Madelon

oder

die Romantiker in Paris.

Eine Novelle

von

Theodor Mundt.

Leipzig, 1832.

Georg Wo[illegible]rêt.

[illegible]

In Paris ſah man heut — es war im Herbſte des Jahres 1829 — überall auffallend bedenkliche Geſichter und beſtürzte Mienen, woraus man in dieſer wunderbar bewegten Stadt, in der ungeachtet des vielen Neuen und Ungewöhnlichen, das täglich und ſtündlich darin geſchieht, der gewohnte Gang des Lebens kaum je zu ſtocken ſcheint, und das Neue noch in demſelben Augenblicke, in dem es neu war, wieder zu etwas Gewöhnlichem wird, woraus man in Paris immer auf ein außerordentliches politiſches Ereigniß zu ſchließen hat. Der Fremde, der ſich heut zum erſten Mal in Paris befand, ſah alles Leben der franzöſiſchen Hauptſtadt in ſeinem ganzen unverſieglichen Geſtaltenwechſel vor ſich, wie es ſchon immer geſehen und ſchon oft geſchildert worden, aber er hatte zugleich den Vortheil, es in einem Zeitpunkte zu ſehen, wo der Volkscharakter durch einen beſondern Anlaß angeregt und in Bewegung geſetzt war. —

Etwas Aehnliches mochte der alte preußiſche Major bemerken, der mit ſeiner Tochter, einem ſchönen deutſchen Mädchen, vor Kurzem angekommen war, und in ſeinem Hôtel garni nachdenklich am Fenſter ſtehend, auf die von der zahlloſen Menſchenmenge bedeckte Straße herunterblickte. Sein Töchterlein, der bei der überraſchenden Ausſicht auf das nie geſehene Gewühl von tauſend fremden Gegenſtänden faſt bange zu werden ſchien, zog ſich von dem ſchwindelnden Anblick ſchnell wieder mit ihrem Köpfchen ins Fenſter zurück, und aus dem wehmüthigen und nur halb unterdrückten Seufzer, mit dem ſie die Hand vor die Stirn legte und in das Zimmer zurückſah, konnte man ſchließen, daß die junge Deutſche dem Vater nicht gern nach der geräuſchvollen Seineſtadt gefolgt war, oder vielleicht noch mit verborgenen Heimwehſchmerzen zu kämpfen hatte. Das fremdartig ausmöblirte Zimmer, in das man die Angekommenen geführt hatte, konnte auch keinen anſprechenden Eindruck auf das Mädchen machen, und die beiden Gipsbüſten zu betrachten, die als eine Hauptzierde des Zimmers auf dem Ofen ſtanden — es war Voltaire's häßlich-frivole Phyſiognomie und neben ihm, noch aus den Zeiten des alten

régime her, der Kopf der Madame Pompadour — diente ebenfalls nicht zur tröſtlichen Erheiterung für ein deutſches Fräulein. Indeß ſchien ihr Vater, eine edle Kriegergeſtalt vom alten preußiſchen Heldenſtamme, von dem Schauſpiel, dem das unten aufundniederwogende Leben und Treiben des pariſer Volkes darbot, unwiderſtehlich angezogen zu ſein, und auf ſeinem ernſten Geſicht, in deſſen dunkeln Zügen nicht nur der Kriegsdienſt im Felde, ſondern auch ein hartes Lebensſchickſal manche Spuren zurückgelaſſen, las man jetzt die in ihm mächtig werdende Erinnerung an jene unvergeßliche Zeit, als er vor funfzehn Jahren mit ſeinen Waffenbrüdern ſiegreich in die Thore dieſer Stadt einzog, die recht eigentlich die Hauptſtadt der neuern Weltgeſchichte genannt werden kann, und wohin ihn ein beſonderes Geſchäft, das mehr den verborgenen Angelegenheiten ſeines Herzens und der Vergangenheit ſeines mannigfach bewegten Lebens angehört, noch einmal geführt hatte.

Ein Fremder iſt ſonſt in keiner Stadt weniger der gaffenden Neugierde und Aufmerkſamkeit ausgeſetzt, als gerade in dem großen Paris, wo ein Jeder unbekümmert um den Andern in der buntgemiſchten Maſſe ſich fortdrängt. Um ſo auffal-

lender war es, daß unſere deutſchen Landsleute oben im Hôtel garni ſo ſehr ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für einen jungen Franzoſen geworden zu ſein ſchienen, der ſchon mehrere Male unten in der Straße auf und ab gegangen war und zu dem Fenſter, an dem er den Major mit ſeiner Tochter erblickt hatte, unverwandt und wie von einem eigenen Intereſſe zu demſelben angezogen, hinaufſah. War es vielleicht ein Enthuſiaſt für Preußens Heldenſöhne, die ſeit den Befreiungskriegen auch einmal ein Modeartikel der Bewunderung in Paris geweſen? Aber der junge Mann, der ſo eifrig die Fenſterpromenade machte, ſchien in der That mehr die ſchöne ſanfte Tochter, als den kriegeriſchen Vater im Auge zu haben, und ſeine heitere Stirn, die ſich über einem freien, anſprechenden Geſicht erhob und einen ganz nationalen liebenswürdigen Leichtſinn ausdrückte, verrieth, daß er die Politik des Tages noch nicht für bedeutend genug halte, um ſich durch ſie im frohen Lebensgenuß ſtören zu laſſen.

Die geniale Nachläſſigkeit der Kleidung und der etwas phantaſtiſche Schnitt ſeines lockigen Haares, das ihm in jugendlicher Fülle über die Schultern hing, ſo wie ſeine ganze Phyſiognomie

ließen in dem jungen Manne einen Künſtler vermuthen, der ſich vielleicht aus Sehnſucht nach ſchönen Formen von der anziehenden Erſcheinung der jungen Deutſchen dort oben nicht wegwenden konnte, welche in der That ein liebliches und betrachtenswerthes Bild für einen Künſtler ſchien und leider ſeinen Augen nur zu bald wieder entzogen wurde.

In träumeriſchen Gedanken in ſich ſelbſt verloren, wollte der junge Franzos, welchen wir Marciß nennen und der in dieſer Geſchichte noch öfter auftreten wird, eben in eine andere Straße einbiegen, da er ſich durch das leer gewordene Fenſter um den intereſſanten Gegenſtand gebracht ſah, der hier ſein Herz gefeſſelt und ſogar bezaubert hatte, als ihn von hinten Jemand ſanft erweckend auf die Schulter ſchlug. Er blickte ſich um und erkannte in demſelben einen redſeligen Freund, der ſich, wie er ihm anſah, gewiß von den politiſchen Ereigniſſen, die heut, wo das unheilvolle Miniſterium von Polignac am Horizonte von Paris wie eine ſchwarze drohende Wetterwolke aufgeſtiegen war, die ganze Stadt beſchäftigten, mit ihm unterhalten wollte.

„Guten Tag, Dubois! Was macht die roman-

tiſche Muſe?" ſagte Narciß ſchnell zu dem ihm begegnenden jungen Mann, der ungefähr von gleichen Jahren mit ihm war, in der Abſicht, das Geſpräch lieber auf die Poeſie zu lenken, welcher der Angekommene, ein beliebter und talentvoller Theaterdichter der Porte St. Martin, als ausübender Jünger angehörte, als auf die Politik, mit welcher der junge Bildhauer — denn dieſer Kunſt hatte ſich Narciß gewidmet — nun einmal heut aus Laune ſeines zu ſüßeren Empfindungen aufgeregten Herzens nichts zu thun haben wollte. Aber Dubois verſtand ſeines Freundes Erkundigung nach der romantiſchen Muſe gerade in einem andern Sinne, als dieſer gemeint, und wurde dadurch eben recht mitten in die politiſchen Beziehungen des Tages verſetzt, weil die äſthetiſchen Parteien der neueſten Poeſie in Frankreich, die ſich als Klaſſiker und Romantiker in einem feindlichen Gegenſatze gegenüberſtanden, bekanntlich auch in der Politik eine entſprechende Stellung gegen einander eingenommen hatten, ſo daß im Durchſchnitt die Novaliſten eben ſo ſehr für Anhänger des Romanticismus galten, als die Liberalen es gewöhnlich mit der Partei der Klaſſiker hielten und in den Gegnern dieſer Dichtergilde auch die

Gegner ihrer Anſichten über Staat und Regierung verfolgten und haßten.

„Jeder ächte Romantiker trauert heut, und wie ich hoffe, auch jeder gutgeſinnte Klaſſiker!“ ſagte der Dichter aus der Porte St. Martin mit Ernſt und Bedeutung; „denn Du weißt ja, lieber Freund, daß ich, obwohl man mich einen romantiſchen Poeten nennt, doch eigentlich nie habe begreifen können, wie die romantiſche Muſe, die an dem glänzenden Bildereichthum ihrer Gefühle einen hinlänglich ſchimmernden Hofſtaat beſitzt, zu der Ehre kommt, gerade von den Parteigängern des abſoluten Königthums gehuldigt zu werden, und daher iſt das neue Miniſterium, das jeder geiſtigen und bürgerlichen Freiheit im Leben wie in der Kunſt den Garaus zu machen droht, meiner Geſinnung eben ſo unerträglich, als jedem Andern, der ſich in der Politik zu den Liberalen und in der Poeſie zu den Klaſſikern zu bekennen beliebt. Aber apropos! haſt Du den Figaro von heut ſchon geſehen? Er ſoll mit einem ſchwarzen Rande um ſeine Blätter erſchienen ſein, um auf dieſe Weiſe ſeine Trauer über das eben publicirte Geſetz, welches die Freiheit der periodiſchen Preſſe

ſo despotiſch beſchränken will, tragikomiſch auszudrücken."

„Das iſt ja ächt romantiſch!" ſagte Marcis lachend; „aber um auf etwas Anderes zu kommen — was ſeid ihr doch eigentlich für ſonderbare Leute mit euerm Klaſſicismus und Romanticismus, über den ihr doch nun einmal ſchlechterdings nicht mit einander aufs Reine kommen werdet. Ihr Poeten, mit eurer vielſeitigen Muſe, die eben ſo vielſeitig iſt, als der Menſch und ſein Herz ſelbſt, müßt das freilich beſſer verſtehen, was es ſagen will, zu den Klaſſiſchen oder zu den Romantiſchen zu gehören; aber in meiner Bildhauerei, die ich doch auch ein wenig als eine ſchöne Kunſt rühmen möchte, giebt es eigentlich nur einen, und zwar einen klaſſiſchen Geſchmack, den wir noch aus der Antike her haben, und ſonach, da einmal Alles bei uns Partei ſein ſoll, gehöre ich gewiſſermaßen auch zu den Klaſſikern, und ſtehe Dir, mein Bruder Romantiker, der Du Deine Tragödien im neueſten hochſchwebenden Pegaſustritt gedichtet haſt, in beſter Feindſchaft gegenüber. Aber wir wollen uns darum keine grauen Haare wachſen laſſen, mein Freund Dubois, und damit Du ſiehſt, daß ich auch ein wenig

über den heut zu Tage ſo wichtig gewordenen und in allen Salons und Kaffeehäuſern beſprochenen Gegenſatz des Klaſſiſchen und Romantiſchen nachgedacht habe, ſo will ich Dir darüber in einer Beziehung, die mich gerade jetzt aufgeregt hat, ein Wörtchen im Vertrauen mittheilen. Nicht von der Poeſie will ich reden, über die ich kein Urtheil habe, aber von der Liebe, welche ja für alle die Menſchen, die ſo unglücklich ſind, keine Verſe machen zu können, die Stelle der Poeſie vertreten muß, und ich behaupte demnach, daß, wenn es eine romantiſche und klaſſiſche Poeſie geben kann, es auch eine romantiſche und klaſſiſche Liebe giebt, und geſtehe, nur durch dies zwiefache Weſen der Liebe, das ich eben neuerdings in mir ſelbſt erfahren habe, jenen Gegenſatz in der Poeſie ahnen und faſſen zu können. Du gehörſt ja auch zu den Verehrern der jungen ſchönen Wittwe in der Straße Cherche midi, welche wir immer die romantiſche Madelon nennen, dieſen liebenswürdigſten Sonderling und Grillenfang aller Weiber, die mit ihrer verführeriſchen Kunſt Jeden lockt, aber Keinen beglückt, und uns bald ſehnſuchtsvoll glühen läßt in dem Sonnenſchein ihrer Huld und ebenſo bald durch einen unvor-

hergesehenen Sturm ihrer Aprilwetterlaune die Liebesgluth, welche sie entzündet hat, wieder abzukühlen versteht. Da ich eine Zeitlang und noch ganz kürzlich in dem Zaubernetz dieser Armida geseufzt habe, so weiß ich, mein Freund, was es sagen will, romantisch zu lieben, und die romantische Liebe, wie der Romanticismus überhaupt, ist mir durch dies Verhältniß zu der schönen Madelon, wie ich glaube, hinlänglich klar geworden. Diese wilde und doch so süße Unruhe des Herzens, in der die Liebe zu ihr bestand, dies Entzücken und Schwärmen der erregten Phantasie, die, vom Reiz der Geliebten hingerissen, in allen sinnlichen Träumen eines wonnevollen Erdenglücks sich berauschte, und gleich der Blumenknospe, in der ein brennender Sonnenstrahl den Trieb zum Blühen auf einmal erweckt hat, in Lust und Sehnsucht des sinnlichen Dranges aufging; alle diese Thränen und Seufzer der verliebten Schmerzen und Freuden, dies Liebesglück und Liebeselend zu gleicher Zeit, diese sternenflammenden Nachtstücke der Leidenschaft, auf die nach umherirrender, trunkener Schwärmerei ein thaukalter, nüchterner Morgen folgte, alles dies, mein Freund, war eine romantische Liebe, aus deren

narkotiſchem Himmelsſtrich ich mich jetzt auf immer entfernt zu haben hoffe. Und ſoll ich Dir nun auch die klaſſiſche Liebe beſchreiben? Da wünſchte ich aber, Du hätteſt ſelbſt das Antlitz des lieblichſten Mädchens geſehen, das je von Deutſchland nach Paris gekommen und aus deren Anblick mir erſt heut das Bewußtſein einer ſchönern Liebe, die ich eben die klaſſiſche nennen möchte, geworden iſt. Lache mich aus, guter Dubois, wenn ich Dir erzähle, daß ich das Mädchen eigentlich noch gar nicht kenne und ſie erſt zwei Mal geſehen habe, heut Mittag, wo ſie ſich zuerſt an jenem Fenſter in dem Hotel drüben zeigte, und jetzt vor einer Weile, wo ich ſie an demſelben Fenſter neben einem preußiſchen Officier, vielleicht ihrem Herrn Papa, erblickte, aber glaube mir, daß es Geſichter giebt, die uns ſchon beim erſten Anblick ſo vertraut und verwandtſchaftlich anziehen, als wenn wir Jahre lang Liebe bittend und Liebe empfangend mit ihnen in Sympathie geſtanden hätten. Aus dieſem Mädchengeſichte wehte mich ſo plötzlich ein Friede an, den ich noch nie in meinem Leben empfunden habe, und dieſe ſanften Gefühle, die mich zu ihr ziehen, möchte ich die wahre Liebe nennen und das wahre

Glück. In ihren lieben Augen glüht kein verführeriſches Feuer, kein abſtoßender Stolz unſrer romantiſchen Madelon, bei der einfach ſchönen Deutſchen iſt Alles klar und wahr, aus ihren milden Zügen ſpricht ihre milde Seele, und Alles, wonach ich mich in leidenſchaftlich verirrten Stunden meines Lebens ſo oft geſehnt habe, ein ſtillbegränztes, gediegenes Glück des Daſeins, ſchien mir aus ihren blauen treuen Augen, als ich nur das erſte Mal hineinblickte, entgegen zu winken. Mein Freund, iſt das nicht die Klaſſicität der Liebe? Und da haſt Du nun mein ganzes äſthetiſches Glaubensbekenntniß über die klaſſiſchen und romantiſchen Angelegenheiten und Streitigkeiten des Dichtens wie des Liebens, und wenn Dir meine Anſichten nicht behagen, ſo kann ich Dir, mein Seel'! mit keinen beſſeren aufwarten!"

In dieſem Augenblicke bemerkte Narciß in der Thür des gegenüberliegenden Hotels den ihm wohlbekannten Kellner deſſelben, von dem er nähere Nachrichten über die heut angekommenen Fremden aus Deutſchland, die ihn ſo ſehr zu intereſſiren angefangen, einzuziehen hoffte. Er machte ſich daher ſo ſchnell als möglich von ſeinem Freunde los, welcher ſeinerſeits ebenfalls eilte, noch zur

rechten Zeit in das ehemalige Theater Favard zu kommen, wo jetzt die italieniſche Operngeſellſchaft ihren Sitz hatte, die heut eine ihrer ausgezeichnetſten Vorſtellungen, den Don Juan von Mozart, zum erſten Mal wiederholte.

Narciß ſah es dem romantiſchen Dichter an ſeinem etwas verzogenen Lächeln an, daß derſelbe gegen die Anſichten, die er ihm über die Romantiker und Klaſſiker zum Beſten gegeben, noch Manches einzuwenden hätte, beſonders da er wußte, daß Dubois ſonſt mit Eifer zu behaupten pflegte, das, was man in der neueſten franzöſiſchen Tagespoeſie den Romanticismus nenne, ſei keineswegs eine einzelne Verirrung oder Abart der Dichtkunſt, ſondern vielmehr die Durchgangsſtufe zu einer freieren und geiſtreicheren Wiedergeburt der vaterländiſchen Poeſie; aber der junge Bildhauer, der ſich überhaupt nicht gern um Ideen ſtritt, war noch außerdem heut viel zu ſehr mit der neuen Entdeckung, die er in jenem Hotel wie in ſeinem Herzen gemacht hatte, beſchäftigt, als daß er den ihm durch ein ironiſches Lächeln hingeworfenen Fehdehandſchuh hätte aufnehmen ſollen, und ſo ſchieden ſie von einander, indem Dubois dem Freunde in ſeinen klaſſiſchen Herzens-

angelegenheiten einen guten Erfolg wünſchte. Vielleicht bezog ſich auch das Lächeln des Theaterdichters auf den Umſtand, daß er den ſchnell erregbaren Narciß, der von der Schönheit der Tugend wie der Sinnlichkeit gleich leicht und unwiderſtehlich gereizt zu werden pflegte, diesmal ſo entſchieden für Venus Urania eingenommen ſah, die ihn durch die blauen Augen einer kleinen Deutſchen gefeſſelt hatte, und er kannte ſeinen Freund Narciß zu gut, um nicht vorauszuſehen, daß ſich ihm auch hier die überirdiſche Göttin bald wieder in eine Sterbliche von Fleiſch und Blut verwandeln werde. — —

Der Kellner des Hotels konnte dem wißbegierigen Narciß leider nur wenig mittheilen, was zur Befriedigung ſeiner Sehnſucht gedient hätte. Die beiden Fremden aus Deutſchland waren Vater und Tochter, aber über den Zweck ihres Aufenthalts in Paris ergab ſich noch nicht mehr, als daß dem alten Major beſonders daran gelegen ſchien, die Wohnung einer gewiſſen Madame Larofette zu erfahren, über welche ihm der Kellner noch keine Auskunft hatte geben können. Narciß ſtutzte, als er dieſen Namen hörte, womit keine andere Dame gemeint ſein konnte, als ſeine ihm

noch vor kurzem ſo gefährlich geweſene Freundin aus der Straße Chercke midi, die er auch wohl die romantiſche Madelon zu nennen pflegte; aber ohne ſich lange über den Zuſammenhang der Sache und ob hier Zufall, Irrthum oder Schickung walte, den Kopf zu zerbrechen, ſah er ein, daß er die glücklich dargebotene Gelegenheit ergreifen müſſe, da ſie die einzige war, um ihn dem Gegenſtand ſeiner Wünſche nahe zu bringen.

„Melde Deinen Fremden," — ſagte er zu dem Aufwärter — „daß Du jetzt Jemand gefunden hätteſt, welcher ſie nach der Wohnung der Madame Laroſette geleiten könne, und der dies Geſchäft um ſo mehr mit Vergnügen übernehmen würde, weil er ein alter Hausfreund dieſer Dame ſei." —

Der Kellner, den ein gutes Trinkgeld bereitwillig machte, ſprang fort und kam bald mit der Nachricht wieder, daß der Major Eichen und ſeine Tochter ſo eben im Begriff ſtänden, herunterzukommen, um in Begleitung eines Lohnlakay einen Spaziergang durch die Stadt zu machen, doch habe er ſie von dem Dienſteifer des Herrn Narciß unterrichtet. — „Ich wollte, ſie nähmen mich zu ihrem Lohnlakay an!" ſeufzte Narciß tragikomiſch.

„Amor als Lohnlakay! es wäre ein neues Vaudeville in meinem Leben!"

Es währte nicht lange, so zeigte sich der deutsche Krieger oben auf der Treppe, eine hohe, kraftvolle Gestalt, die von der Last der Jahre, welche man sonst seinem von einem eigenen düstern Zug umwölkten Gesicht wohl ansah, noch nicht niedergedrückt zu sein schien, und an seinem Arme hing Rosalie, seine Tochter, deren zartgeröthete Wange sich in den tiefsten Purpur verfärbte, als sie unter der Thür neben dem Kellner den jungen Narciß erblickte, dessen Fensterpromenade ihr zuvor nicht unbemerkt geblieben sein mochte.

Mit der ungezwungenen, verbindlichen Leichtigkeit, mit welcher der Franzose Bekanntschaften anzuknüpfen und auch wieder von sich abzuweisen versteht, hatte sich unser Narciß bald den Fremden genähert und sich ihnen als einen anhänglichen Hausfreund der Madame Larosette zu erkennen gegeben, nach der, wie er gehört, der Major Erkundigungen angestellt habe. „Es ist meine Nichte!" versetzte der Major Eichen mit einigem Befremden, indem er die höfliche Anrede des jungen Franzosen nur karg erwiederte, und ihn mit einem ernst prüfenden Blick betrachtete. „Sie kennen

ſie alſo? Wie geht es ihr jetzt in Paris? Ich hätte nicht geglaubt, daß meine arme Nichte ſo viele Freunde in dem großen Paris habe, um ſo unvermuthet gleich zu ihr gewieſen zu werden. Und Sie wollen die Güte haben?" —

Marciß beſahete nicht ohne einige Verwirrung, da er jetzt mancherlei Zweifel bei der ganzen Sache nicht unterdrücken konnte, denn daß der Fremde die ſchönſte und übermüthigſte Frau, die ſich im täglichen Wohlleben wie eine Göttin berauſchte, ſeine arme Nichte nannte, war ihm eben ſo unbegreiflich, als es ihm ſeltſam vorkam, daß eine Franzöſin die Nichte eines deutſchen Majors ſein könne. Er ſchickte ſich indeß mit einer galanten Wendung an, die ihm Vertrauenden zu führen, und wußte ſich aus Vergnügen über ſein Glück, noch heut ſo unerwartet in die erſehnte Nähe des liebenswürdigen deutſchen Mädchens gekommen zu ſein, bald ſo ſehr über alle Bedenklichkeiten hinwegzuſetzen, daß er mit gutem Humor ein Geſpräch über die Localität ſeiner Vaterſtadt begann, zu dem auch ſelbſt die ſchüchterne Roſalie einige Male zur Erhöhung ſeiner Zufriedenheit ein Wörtchen hinzufügte, was der junge Bildhauer vielleicht zu ſchnell ſeiner Eitelkeit anrechnete, da es

nur eine ihr abgedrungene Höflichkeit war, auf ſeine beredte Unterhaltung wenigſtens etwas zu erwiedern, indem es dem guten Kinde leid that, daß der Vater dabei in einem ſo ſtrengen und in ſich ſelbſt verſunkenen Schweigen etwas rückſichtslos verharrte.

So geleitete Narciß den Vater und ſeine Tochter durch die engen, hochgebauten und wunderlich ſich krümmenden Straßen fort nach dem ziemlich entfernten Stadtviertel, in welchem das Haus der Madame Larofette lag, und der nicht ganz zurückzudrängende Gedanke, der ihn zuweilen überſchlich, daß er jetzt der älteren und noch vor kurzem ſo leidenſchaftlich angebeteten Freundin die neue, ihm liebenswerthere Erſchienene ſelbſt zuführen müſſe, war geeignet genug, dem jungen Mann auch in dieſer Beziehung Herzklopfen zu verurſachen, das er ſchon ohnehin in einer andern, ſo oft er nur Roſaliens ſanften Blicken begegnete, nur zu laut empfand. — —

Vor einem der anſehnlichſten Häuſer in der Straße Cherche midi ſtand Narciß ſtill, indem er die Fremden erſuchte, ihm eine Treppe hinauf in die Wohnung der Madame Larofette zu folgen, und obwohl er es gern vermieden hätte, ſelbſt mit

hinaufzugehen, ſo wurde es ihm doch zu ſchwer, ſich ſchon jetzt aus der freundlichen Nähe, in die ihn ſein Glücksſtern geführt hatte, wieder zu entfernen. Die Dame, der man einen ſo überraſchenden Beſuch zugedacht hatte, war nicht zu Hauſe und es konnte wohl noch einige Zeit hingehen, ehe ſie aus der italieniſchen Oper, nach der ſie gefahren ſein ſollte, wieder zurückerwartet werden durfte. Eine reich gekleidete Dienerſchaft führte die Angekommenen in das Beſuchzimmer, und der Prunk und Glanz, der ihnen überall entgegenſchimmerte und einen eben ſo vermögenden als geſchmackvollen Beſitzer verrieth, ſchien den alten Major ſo ſehr zu befremden, daß er faſt Anſtand nahm, in das ihnen eröffnete Zimmer hineinzutreten.

„Hier mag ein Irrthum walten, lieber Herr!“ ſagte der Major leiſe zu Narciß, welcher bereits Roſalien genöthigt hatte, auf dem ſeidenen Kanapee Platz zu nehmen. „Sie haben uns zu Madame Larofette geführt, aber ich fürchte, es iſt eine andere, die mit keinem Beſuch aus Deutſchland wird zu thun haben wollen. Meine Nichte, die ich ſuche, lebt nach dem Tode ihres Gatten, eines franzöſiſchen Officiers, arm und verlaſſen, ja wohl in Dürftigkeit in Paris.“ —

Narciß, dem ſelbſt bei der ganzen Sache immer bedenklicher zu Muthe wurde, wollte eben antworten, als die bejahrte Wirthſchafterin der Dame vom Hauſe hereintrat, die etwas im Zimmer zu thun zu haben ſchien, und die Fremden freundlich begrüßte, indem ſie einige Worte mit ihrem alten Bekannten Narciß wechſelte und die baldige Rückkehr ihrer Herrin verhieß, weil dieſelbe den Schluß der Oper nie abwarte. Als ſie jedoch den preußiſchen Officier näher ins Auge faßte, brach eine eigene plötzliche Ueberraſchung in ihren Geſichtszügen hervor, welche auch bereits auf dem Major ſelbſt übergegangen war, und ſie machte faſt eine unwillkührliche Bewegung zu ihm hin, wie beim unverhofften Wiederfinden eines Freundes, als ſich dieſer ſchnell von ihr abwandte und ans Fenſter trat, um ſein Geſicht zu verbergen, indem er bei ſich ſelbſt mit verhaltenem innerlichen Schmerz ausrief: „Da iſt doch eine bekannte Geſtalt aus der Vergangenheit, aber das Schickſal mag wiſſen, wie ſie hierher kommt!“ —

Indeß hatte die Alte das Zimmer wieder verlaſſen und Narciß lud zu einem einſtweiligen Spaziergang in den ſchönen Garten hinter dem Hauſe ein, ein Vorſchlag, der allen Dreien um

ſo willkommener ſein mußte, da ſie ſich in einer etwas ſeltſamen Lage und Stimmung einander gegenüber befanden, was man im Freien immer noch am erträglichſten durchzuführen pflegt. —

Der Garten bot einige ſehr angenehme und allen Reiz des Südens an ſich tragende Parthien dar, und während die aus dem Norden Gekommenen an dem erquicklichen und gewürzigen Blüthenhauch der ſüdlichen Natur ſich letzten, konnte Narciß den mancherlei Erinnerungen nicht entgehen, welche ihn in dieſem Garten augenblicklich überſchlichen, in deſſen ſchattigen Laubgängen er ſonſt oft Liebe ſeufzend und Kühlung ſuchend umhergeirrt war, wenn die wunderbar gelaunte Dame ſeines Herzens den Verlangenden von ſich geſtoßen hatte.

Jetzt waren ſie, die von Früchten ſchimmernden Baumalleen durchwandelnd, zu einem von Blumen und Pflanzen terraſſenförmig umhegten Platz gekommen, in deſſen Mitte man eine Statue erblickte, welche eine weibliche Figur halb als Göttin, halb als Sterbliche in idealiſchem Gewande und Haltung dargeſtellt zeigte. Die Fremden ſtanden überraſcht ſtill und Narciß belehrte ſie, daß es die ſchöne Dame des Hauſes ſei, welche ſie vor ſich ſähen, und die ein ſie vergöt-

ternder Künſtler in kaltem Stein nachgebildet habe. „Ich ſelbſt war dieſer Künſtler!“ fügte er nach einer Weile etwas ſchüchtern hinzu, indem er Roſalien und den Major in den rechten Standpunkt verſetzte, um das ſchöngeformte Marmorbild betrachten zu können. „Es iſt eine meiner erſten Statuen und urtheilen Sie, ob mir die Halbgöttin gelungen iſt.“ —

Der alte Major, ſo ſehr er auch von dem Anblick ergriffen und ganz in Betrachtung der Bildſäule verſunken war, ſchien jedoch weniger dazu aufgelegt, die Arbeit des Künſtlers daran zu beurtheilen, wie vortrefflich und zartſinnig dieſelbe auch ausgeführt ſein mochte, als es ihn vielmehr mit einer ſichtbaren Bewegung ſeines Innern beſchäftigte, aus dem Kunſtwerk die Lebende, welche er aufſuchte, herauszuerkennen. „Sie iſt es und ſie iſt es nicht!“ rief er unwillkührlich aus. „Es ſind die ewig unvergeßlichen Geſichtszüge, die ſie von ihrer Mutter ererbt hat, und was mir an dieſem unausſprechlich rührenden und mich mahnenden Antlitz fremd geworden iſt, haben die zehn Jahre der Entfernung und Trennung verſchuldet!“ —

Jetzt ſchien der ehrwürdige Krieger den auf-

fallenden Ausbruch ſeiner Gefühle, die er nicht zurückhalten können, zu bereuen, und als hätte er gegen Narciß etwas wieder gut zu machen, in deſſen Kunſtwerk er, wie es oft zu gehen pflegt, den Künſtler über der Kunſt und die Kunſt über dem Leben, welches ſie darſtellt, vergeſſen und hintangeſetzt hatte, begann er geſprächiger zu demſelben zu werden und ſagte: „Sie ſind alſo ein Bildhauer, mein Herr! Sehr ſchwer iſt es wohl, in dem harten und eiſigen Stein die Gluth des Lebens, die Wärme eines ſchönen Körpers nachzumeißeln, und beſonders bei einem ſo ſeelenvollen und bezaubernden Gegenſtande des Lebens, wo das leidenſchaftliche Entzücken, das den nachbildenden Künſtler im Anſchauen ſeines Originals überwältigt, ihm leicht die Hand unſicher macht, und doch muß der Künſtler alles Feuer ſeiner Empfindung in den kalten Marmor verſenken und ihn damit befruchten, um aus dem ſpröden Stein die ſchwellende, warme Geſtalt hervorzulocken!“—

Narciß erröthete, denn dieſe Worte enthielten wider ihren Willen für ihn eine Anſpielung, die ihn in dieſem Augenblicke nur zu ſehr berührte, denn bei dieſer Statue hatten ſich, während er daran gearbeitet, Liebesglut und Künſtlerglut

für das ſchöne Marmorbild wirklich auf die ſeltenſte Art in ſeiner Seele vereinigt, und er blickte jetzt ſchnell und verlegen Roſalien an, als fürchte er faſt, daß ſie von ſeinem früheren Verhältniß zu der damals ſo ſehr Geliebten etwas ahnen könne; aber das heitere, unbefangene Auge des deutſchen Mädchens hing ſinnig und freundlich an dem Gebilde des Künſtlers, das ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtete. —

„Es giebt auch ein Grauen in der Kunſt“ — fuhr der Major zu ſprechen fort — „und beſonders in Ihrer Kunſt, mein Herr, welche die menſchliche Geſtalt vorzugsweiſe zur Aufgabe hat! Es iſt das Grauen, das uns überſchleichen will, wenn Kunſtwerke, Portraits und Statuen mit der Gewalt des Lebens ſo ſchöpferiſch ausgeſtattet vor uns treten, daß wir ſie nicht mehr als Bilder anſehen, ſondern mit ihnen fühlen, leben und verkehren, ſie umarmen und an uns drücken möchten, und doch durch eine gewiſſe innere Geiſterfurcht gehindert werden, ihnen das Leben wirklich zuzugeſtehen, auf das ſie durch die Kunſt Anſpruch machen, weil wir in unſerer Kunſtanſchauung nie ſo glücklich ſind, als Pygmalion in der Mythe war, in deſſen Armen ſich die

Bildsäule in ein liebewarmes Mädchen verwandelte!" —

Narciß erinnerte sich, viel von der Schwermuth und metaphysischen Trübheit der Deutschen gehört zu haben, und je mehr er das seltsame Wesen des deutschen Fremden betrachtete, in dem die innerliche Gefühlsbewegung, die man ihm ansah, um so auffallender mit einer markigen Kriegergestalt contrastirte, je deutlicher glaubte sich der junge Franzose überzeugt halten zu dürfen, daß eigentlich nur seine Landsleute fähig wären, das Leben wie einen leichten und doch geistreichen Champagnerschaum zierlich wegzuschlürfen, und genial handeln zu können, ohne peinvoll zu denken und zu empfinden; ein Nationalstolz, der sich hier an Ort und Stelle nicht so leicht widerlegen ließe.

Indeß war das Abenddunkel hereingebrochen, im letzten Schimmer der goldgeröthelten Wolken wiegte in der Ferne die Seine ihre plätschernden Wogen, deren Ufer den Garten im Hintergrunde umgränzten, und es schien Zeit geworden, sich wieder in das Haus zurückzubegeben, und die, welche man suchte und bisher nur als Statue gesehen hatte, nun endlich auch als Lebende kennen

zu lernen. Die bereits hellerleuchteten Fenster des Wohnzimmers bestätigten die Hoffnung, daß die Vielerwartete jetzt aus der Oper zurückgekehrt sei. — —

Die junge Dame, welche wir schon früher die romantische Madelon nennen hörten, hatte sich eben, wie erschöpft von dem gewaltsamen Eindruck, den das Finale des Don Juan, dessen Aufführung sie heut Abend beigewohnt, in ihr hervorgebracht zu haben schien, auf das Kanapee geworfen, und bedeckte unruhig oder Ruhe suchend die schönen Augen mit der Hand, als der ihr zuvor gemeldete Besuch sich draußen vernehmen ließ. Die Thür öffnete sich und der Major mit seiner Tochter trat in Begleitung des hier wohlbekannten und nur seit einiger Zeit selten gewordenen Narciß ins Zimmer. Der Major blieb nach seinem Eintreten einen Augenblick lang in dem halberhellten Hintergrunde wie unbeweglich stehen, und seine große, starre Figur, verbunden mit dem Auffallenden seiner plötzlichen Erscheinung, war überraschend genug, um die den Fremden aufmerksam entgegensehende Madelon in Schreck und Verwirrung zu versetzen.

„Hilf Himmel! Der steinerne Gast!“ rief

ſie wie in Verzweiflung, und ſprang entſetzt auf, als wenn ſie vor einem Geſpenſt ſich zu flüchten habe. „Marquis! Suſanne! Chriſtine! Wo ſeid ihr? Ich bitte, ich beſchwöre euch! Kommt herbei!“—

Auf ihren gellenden Angſtruf, wie man ihn noch nie von ihr vernommen, kamen auch alsbald die Kammerzofe und die Haushälterin aus dem Nebenzimmer eilig herbei, und mit noch größerer Haſt ſtürzte aus einer andern Thür ein kleiner, ältlicher Mann heraus, der, mit einer altfränkiſchen Uniform bekleidet, einem franzöſiſchen Marquis aus dem vorigen Jahrhundert ähnlich ſah. Indeß hatte ſich Madelon von dem erſten Schreck ihrer verwirrten Phantaſie wieder erholt und ſo weit beſonnen, daß ſie einſah, der ſteinerne Gaſt aus dem Don Juan, der zuvor eine ſo entſetzliche Ueberraſchung auf den Brettern zuwege gebracht hatte, werde unmöglich in preußiſcher Uniform und in ſolcher Geſellſchaft erſcheinen, und kaum war dieſer komiſche Gedanke in ihr aufgeſtiegen, als ſich auch eben ſo ſchnell ihre Laune veränderte, und ſie über ihre eigene Thorheit lachend und mit tauſend anmuthig hervorgebrachten Entſchuldigungen den eingetretenen Gäſten entgegenging.

„Magdalene!“ rief der Major mit erhobener Stimme und blickte sie fragend an. „Magdalene Larosette, geborene von Ramberg!“ —

„Sie kennen ja mein ganzes Geschlechtsregister!“ erwiederte die junge Dame mit einer schelmischen Verbeugung — „und Sie, mein Herr, mit wem hab' ich die Ehre?“ —

„Major Eichen aus Coblenz!“ versetzte er und trat ihr einige Schritte näher. —

„Mein Onkel aus Deutschland!“ rief Magdalene, oder Madelon, wie sie hier in Paris wohl genannt wurde, und stürzte in die Arme des alten Kriegers, der die schöne, glänzende Gestalt seiner Nichte, die er auf diese Weise nicht wiederzufinden gehofft hatte, mit Inbrunst umfing.

„Und das ist hier wohl mein kleines, deutsches Mühmchen?“ sagte Madelon und wandte sich zu Rosalien, indem sie ihr Lippen und Wangen mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte. „Das ist ja schön, herrlich, vortrefflich!“ fuhr die seltsam Lebhafte zu sprechen fort, indem sie bald von Einem zum Andern sprang und die Angekommenen nicht genugsam betrachten konnte, bald vor Ueberraschung die Hände in einanderschlug und das lieblichste närrische Zeug trieb, zu dem nur die

Freude eine bewegliche Natur verleiten kann. „Und nun fällt mir auch wieder ein," sagte sie weiter, „daß ich eigentlich auch eine Deutsche bin, und den Leuten hier in Paris hab' ich sammt und sonders weiß gemacht, daß ich von Geburt eine Französin sei, und sie haben es mir geglaubt bis auf diese Stunde! Ist das nicht zum Todtlachen, Onkel?" setzte sie kichernd hinzu, indem sie den Major nebst Rosalien zu sich auf das Kanapee zog und noch eine Kerze auf den Tisch stellen ließ. „Aber brauchen hübsche Frauen denn ein Vaterland zu haben?" — —

So hatten die Verhältnisse, die anfänglich durch die seltsame Erinnerung an den steinernen Gast zu einer Geisterscene ausarten zu wollen schienen, sich schnell in eine Familienscene umgewandelt, der die Umstehenden, welche durch das Angstgeschrei Madelons herbeigerufen worden, so wie auch nicht weniger Narciß, als einem völlig neuen Ereigniß noch immer mit unbeweglichem Erstaunen zusahen. So aufmerksam und mit ganzer Seele beschäftigt auch Magdalene für ihre beiden so unerwarteten Gäste zu sein schien, so hatte sie doch nicht unterlassen, auch dem jungen Bildhauer von Zeit zu Zeit einen glühenden und

bedeutungsvollen Seitenblick zuzuwerfen, welchen dieſer wohl verſtand und darauf zu beziehen wußte, daß er ſo lange dem Dienſt der herrſchſüchtigen Schönen untreu geworden und aufgehört habe, vor ihrem Triumphwagen zu ziehen, den ſie gern mit tauſend Anbetern bespannt ſah, ohne auch nur Einen durch dauernde Gunſt beglücken zu wollen. Noch in eine andere Verlegenheit gerieth jetzt der junge Narciß durch die Anweſenheit des artigen Kammerzöfchens, mit der er ſonſt wohl, nach Art ſeiner Landsleute überall leichtfertig umhertändelnd, nebenbei eine kleine Liebesepiſode durchzuſpielen nicht verſchmäht, ſie aber ebenfalls, wie das ganze verführeriſche Haus, in einer tugendhaften Anwandlung, die unſerm Freunde zuweilen kam, ſeit mehreren Tagen gemieden hatte, und welche jetzt, die Verwirrung des Augenblicks benutzend, ſich ihm verſtohlen näherte, um ihn durch einen heimlichen Händedruck an ſeine Untreue zu erinnern. Zur Beruhigung für Narciß wurde es jedoch von Niemandem bemerkt, und Madelon entfernte bald das Mädchen wie die alte Haushälterin aus dem Zimmer, indem ſie ihnen zurief, daß es ihr ehrwürdiger Oheim ſei, der angekommen, und nun nicht mehr zu befürchten wäre.

Nur der kleine, vor Alter zuſammengeſchrumpfte Marquis ſtand noch immer von fern wie feſtgebannt vor Verwunderung über das, was ſich ereignet hatte, und der Major Eichen, der mit ſeiner wiedergefundenen Nichte gern allein geweſen wäre und ihr Manches zu ſagen haben mochte, fragte ſie leiſe, wer denn der alte Herr dort in der ſeltſamen Uniform ſei? — „Das iſt der Marquis Eidevant!“ rief Madelon laut, und machte eine Bewegung, ihn vorzuſtellen — „mein väterlicher Freund, mein Wohlthäter! Entſchuldigung, Marquis, daß ich Sie nicht gleich mit meinen lieben Anverwandten aus Deutſchland bekannt gemacht habe!“ —

Jetzt näherte ſich der Marquis mit dem gravitätiſchen Anſtande eines altfranzöſiſchen Hofmanns den Fremden, und gab mit einer übertriebenen Freundlichkeit ſein Vergnügen über die Ankunft derſelben zu erkennen. Der Major antwortete kurz und unfreundlich, weil ſich ihm hier wieder etwas Neues in den Weg ſtellte, daß ihm die ganz anders erwarteten Verhältniſſe ſeiner Nichte immer räthſelhafter machte und ſeine Ungeduld nach einem Aufſchluß faſt peinlich ſpannte. Das Ge-

ſpräch gerieth für einen Augenblick in ein etwas verlegenes Stocken. —

„Unſer guter Marquis Cidevant gehört zu den Wenigen, die ihren Namen ganz in der That führen!“ begann Madelon wieder, und der alte Herr aus der alten Zeit, der ſolche ſpöttiſche Anſpielungen von der muthwilligen Schönen gewohnt ſein mochte, begnügte ſich, ihr gutmüthig lächelnd mit dem Finger zu drohen, worauf er nach einigen allgemeinen Wendungen des Geſprächs das Zimmer verließ, um, wie er ſagte, zur feſtlichern Bewirthung der verehrten Fremden Anſtalt treffen zu laſſen.

Auch Narciß hatte ſich bereits empfohlen und beim Abſchied um die Erlaubniß gebeten, bald wiederkommen zu dürfen, was ihm von Madelon nicht abgeſchlagen wurde. Das Haus der jungen Wittwe hatte jetzt für ihn wieder einen neuen Reiz gewonnen, und die junge Wittwe ſelbſt erſchien ihm durch die heut ſo unvermuthet ans Licht getretene Entdeckung, daß ſie eine Deutſche ſei, da bisher Niemandem in Paris, und ihm ſelbſt am allerwenigſten, an ihrem ächt franzöſiſchen Frauencharakter zu zweifeln eingefallen war, — ſie erſchien ihm immer mehr wie ein wunderbares

Irrlicht der Liebe, das, in seiner wandelnden und wechselnden Gestalt umherhüpfend, zwar schön und seltsam aus der Ferne glänzt, aber zuletzt wohl ohne wahre und warme Strahlen unbeglückt und unbeglückend in der Wildniß zerflattert. — —

„Es sind jetzt zehn Jahre, daß wir getrennt waren, Magdalene!“ — begann nun der Major, als sie sich endlich mit einander allein befanden — „und wie es schien, hast Du auch nie eine Sehnsucht gehabt, in Dein Vaterland zurückzukehren, da Du uns während der ganzen Zeit auch nicht ein einziges Mal Nachricht von Dir gabst! Als ein sechszehnjähriges Mädchen folgtest Du damals einem französischen Officier, der in unserer Vaterstadt für seine Wunden hülfreiche Theilnahme und Genesung gefunden und bald Deine Neigung und Deine Hand gewonnen hatte; Deine Mutter war seit einigen Jahren gestorben, Deine Verwandten konnten nichts dagegen haben, und der brave Larosette führte Dich als seine beste Siegesbeute in zartester Jugend noch aus der Pensionsanstalt nach seinem Frankreich mit fort. Seitdem wurdest Du uns so fern und fremd, daß Dich jetzt meine Ankunft wohl als eine Gespenstererscheinung überraschen konnte, und doch haben mich so man-

cherlei wichtige Umſtände und Pflichten hieher geführt, die ich nicht länger mehr aufſchieben durfte und die Deine Familienverhältniſſe betreffen. Durch einen Freund, der vor einigen Monaten hier in Paris geweſen, erfuhr ich, daß Dein Gatte plötzlich geſtorben.“ —

„Ums Himmels Willen, lieber Oheim“ — fiel ihm Magdalene faſt ängſtlich ins Wort und ſchmiegte ſich erſchrocken an Roſalien, die neben ihr ſaß — „laß die Todten ruhen! Ich ſpreche nicht gern von der Vergangenheit, und Erinnerungen aller Art ſind mir beklommene Gäſte, die mich bange und zittern machen. Darum habe ich mich auch ganz und gar in eine Franzöſin umgewandelt und bin meinen deutſchen Landsleuten fremd geworden, die immer ſo viel aus der Vergangenheit zu erinnern haben; aber das mag ſein, wie es will, ich weiß das Alles, lieber Onkel, worauf Du zu reden kommſt! Ich bin nun einmal, wie ich bin, und daß ich nie nach Deutſchland geſchrieben habe? Mein Gott, alle Tage hatt' ich es mir vorgenommen, aber da kam Eines zum Andern, bald Beſuche, bald Bälle, bald Kopfſchmerzen, dann wieder Theater, Concerte und die unerträglichen muſikaliſchen Soirée's, die man

alle mitmachen muß, dann wieder Hochzeiten, Todesfälle, Beileidsbezeugungen, etwas Zeit für die Toilette, daß man nicht wie ein Wilder aussieht, Morgenvisiten, Abendvisiten, auch das Neueste aus der Literatur muß man lesen, und so sind in einem Nu zehn Jahre daraus geworden, und ich weiß noch heute nicht, wie es möglich ist, daß der liebe Gott die Zeit so schnell vergehen läßt, und daß zehn Jahre wie eine kleine Mittagspromenade durch die Tuillerien in einem Augenblickchen Sonnenschein, wegrutschen! Und soll es denn einmal über die Vergangenheit geplaudert sein, so will ich mich lieber hier über mein kleines hübsches Röschen wundern, das in zehn Jahren eine so volle Rose geworden ist, und ich erinnerte mich nur ihrer noch als eines ganz kleinen Dämchens, das außer seiner Puppe immer Niemanden lieber hatte als mich, und sich damals von keinem Andern die langen blonden Zöpfchen flechten lassen wollte, als von mir. Und wie alt bist Du denn jetzt, mein allerschönstes Mühmchen?"

Bei diesen Worten umarmte und küßte sie das liebe Mädchen von Neuem und ließ ihr durch ihre lebhaften Liebkosungen kaum so viel Zeit und Athem, daß Rosalie auf die an sie gerichtete

Frage antworten konnte, ſie zähle erſt ſechszehn Jahre.

„O mein Gott! ſechszehn Jahre!“ fuhr Madelon fort, „das iſt ja gerade ſo alt, als ich vor zehn Jahren war! Und wenn ich vor zehn Jahren ſechszehn war, folgt nicht daraus, daß ich auch noch eine ganz artige junge Frau bin? Ja, meine liebſte Roſa, Du biſt gerade zur rechten Zeit nach Paris gekommen und kannſt nun mit mir in den Aſſecuranz-Verein eintreten, den ich hier mit mehreren Freundinnen gegen das Altwerden abzuſchließen geſonnen bin.“

Roſalie lächelte verſchämt, aber der ernſt gebliebene Major ſchien ſich von der leichtfertigen Wendung, die das Geſpräch unverſehens genommen hatte, nur verletzt zu fühlen. Er war überhaupt in der Abſicht hierher gekommen, ein tief in ſein Leben eingreifendes und vielfach verſchlungenes Familienverhältniß zu löſen und aufzuklären, das Magdalenen näher anging als ſie vermuthete, und wodurch er zugleich eine dunkle Schuld, die bisher auf ſeinem Leben geruht hatte, abzutragen hoffte.

„Magdalene,“ — begann er daher wieder — „ich kann Dir die Erinnerung an die Vergangen-

heit nicht ganz erlassen! Hast Du es aber lieber, zuerst die Gegenwart abzuhandeln, so kläre mich zuerst auf über den unerwartet glänzenden und prunkenden Zustand, in dem ich Dich hier angetroffen habe, da ich einer demüthigen, verlassenen und leidtragenden Wittwe entgegensah. Ein Freund, der aus Paris kam und mich in Coblenz besuchte, brachte uns die erschreckende Nachricht, daß er Dich nach dem plötzlichen Tode Deines Gatten, der kein Vermögen hinterlassen konnte, in Dürftigkeit und selbst entblößt von allen Mitteln, dem baldigen Untergange preisgegeben, gesehen habe. Magdalene, ich habe noch Pflichten gegen Dich zu erfüllen, die Du selber nicht kennst und ahnest und die zugleich längst verfallene Pflichten gegen Deine selige Mutter sind, mit der ich in einem Verhältniß gestanden, das Dir ebenfalls bisher dunkel und räthselhaft geblieben sein muß. Du warst zwar von Kindheit auf gewohnt, mich Deinen Oheim zu nennen, ohne Dir etwas mehr dabei zu denken, als Kinder zu thun pflegen, welche jeden Hausfreund mit diesem Namen anreden; aber in einem andern Sinne war ich auch nie Dein Oheim, und unser Verwandtschaftsverhältniß, an welches Deine Mutter aus mancherlei

Gründen Deinen Glauben nährte und das daher bis jetzt unerörtert zwiſchen uns geblieben iſt, hat keinen andern Urſprung als die Kindervertraulichkeit, mit der Du mir zuerſt dieſen Namen gabſt! Dennoch habe ich von Deiner unvergeßlichen Mutter eine Pflicht gegen Dich überkommen, an die ich durch die Nachricht von Deiner Verlaſſenheit und Armuth um ſo unabweislicher wieder erinnert wurde. Es trieb mich, Dich aufzuſuchen, mein Glück hing davon ab, Dich zu finden und zu tröſten, und meine Reiſe hierher war gewiſſermaßen eine Buß- und Gewiſſensreiſe, durch die ich düſtere Verſchuldungen der Vergangenheit zu ſühnen hatte! Nachdem ich Dich jetzt gefunden, und Dich zuerſt über unſer gegenſeitiges Verwandtſchaftsverhältniß berichtigt habe, hoffe ich, Du wirſt es dem alten Mann verzeihen, wenn er das längſt gewohnte Recht der Liebe an Dich nicht aufgeben kann und Dich noch immer Du nennt und als ſeine liebe Nichte wie ſonſt anſieht. Ich habe Dir aber eine Erbſchaft zu überbringen, die Dir unerwartet ſein wird und von der Niemand etwas weiß und ahnet — nicht ſowohl zu überbringen, als Dich nach Deutſchland zu dem Dir angehörenden Beſitzthum zurückzuführen! Ja,

Magdalene, folge dem alten Freunde Deiner Mutter und kehre mit mir nach Deiner Heimath zurück, von der Dich nun nichts mehr fern hält und wo Du an Ort und Stelle über Alles, was Dir noch unerklärlich bleibt, Aufschluß erhalten sollst! O komm, komm! werde wieder eine Deutsche, Magdalene, und ziehe mit uns an den Rhein zurück, wo in Deiner Vaterstadt ein mütterliches Erbe Deiner wartet!"

Er schwieg und suchte den Blicken der Angeredeten zu begegnen, die aber das große Auge nachdenklich zu Boden senkte, und ein Zug von Spannung und wehmüthiger Bewegung schien augenblicklich ihr feines Antlitz zu überfliegen. Sie wollte eben etwas antworten, als die Thür wieder aufging und die alte Haushälterin hereintrat, um den Theetisch zu serviren und von dem Marquis Cidevant die Meldung zu überbringen, daß er um die Erlaubniß bitte, den Thee heut Abend auf seinem Zimmer trinken zu dürfen, weil er etwas unpaß sei.

„Der zuvorkommende, gute Mann! Der beste aller Männer!" rief Madelon und schien sich durch eine erkünstelte Laune von der zu ernsten Stimmung, in die sie der Major versetzt hatte, erholen

zu wollen. „Wie feinfühlend iſt doch unſer liebenswürdiger Marquis! Er merkt, daß wir heut über geheime Familienverhältniſſe zu ſprechen haben und will uns durch ſeine Gegenwart nicht ſtören, und darum läßt er ſich unpaß melden! Das iſt unbeſchreiblich rührend und ich möchte dem Männchen dafür ſeine goldene Schuhſchnalle küſſen.

Der Major aber konnte ſeinen Unwillen über die abermalige Unterbrechung ihrer Mittheilungen nicht unterdrücken, und die Alte, die wieder hereingetreten war und ſich beſonders in ſeiner Nähe abſichtlich und eifrig zu thun machte, ſchien ihm noch aus andern Gründen widerwärtig zu ſein, ſo daß er beſtändig das Geſicht von derſelben abgewendet hielt, um nicht von ihr angeredet zu werden, wozu die Frau, die, eine alte Dienerin von Madelons verſtorbener Mutter, auch der Tochter treu geblieben und nach Paris gefolgt war, mehrmals den Verſuch machen wollte. —

„Und wer iſt denn der alte Geck von Marquis?“ fragte jetzt der Major faſt erzürnt, als ſie wieder allein und ungeſtört waren. „Wie es ſcheint, iſt er Ihr Hausgenoſſe, Madame Larofette?“

„O mein Himmel und alle Heiligen! was iſt das plötzlich für eine Wendung der Converſation?“ rief Magdalene erſchrocken aus, ſprang auf und fiel dem Major um den Hals, indem ſie ihn ſchmeichleriſch anſah, ihm die Wangen ſtreichelte und durch Liebkoſungen aller Art ſeinen Unwillen zu beſänftigen ſuchte. „Sind Sie mir böſe, mein liebes Onkelchen? O bleiben Sie doch mein gutes, gutes Onkelchen und laſſen Sie mich Ihr Nichtchen bleiben, wie ich es als Kind war; und iſt es denn nöthig, daß unſer Verwandtſchaftsverhältniß, das nur ein erborgtes war, wie Sie ſagten, zwiſchen uns erörtert werde? Was gehn mich alle Familienverhältniſſe an, wie ſie ſind oder ſein ſollen; und kann ich denn den nicht meinen Onkel nennen, den ich lieb habe? O lieber, lieber, guter Mann, werden Sie mir nicht fremd, denn es iſt ja ſchon in meinem Leben ſo viel Fremdes um mich her, was mich kalt anſieht, und entziehn Sie mir nicht den alten Ton, die alte Anrede der Liebe! O thun Sie doch, als wäre ich noch das Kind, das immer zu Ihnen Onkel! ſagte; und mein Gott, ich armes Geſchöpf, was iſt denn aus mir geworden und bin ich denn nicht noch immer ein närriſches, thörichtes Kind, das zu Zeiten weinen und

lachen möchte in einem Athem und Beides nicht weiß, warum? Aber zürnen Sie mir nicht, verlassen Sie mich nicht, ich beschwöre Sie bei dem Andenken, bei Ihrer Freundschaft zu meiner seligen Mutter, die immer unglücklich war, wenn Sie einmal einen Tag lang nicht zu uns kamen!"

Bei diesen Worten, die sie mit leidenschaftlicher Hast ausgestoßen, schien ihr ganzes Wesen eine solche Umwandlung zu erleiden, daß sie dem Ausbruch der heftigsten Thränen nahe war und ihre Stimme sich in ein leises Schluchzen verlor. Der Major betrachtete sie mit Rührung, und sagte ihre Hand ergreifend und an sich drückend: „Seltsame, seltsame Magdalene! So bist Du geworden und so muß ich Dich wiederfinden! Wie ähnlich und doch wie unähnlich bist Du Deiner Mutter, wie zwei Rosen, von denen die eine wild gewachsen auf den Bergen, und die andere im sanften Blumenbeet blühte. Du bist die wilde Rose, mein Kind, und so siehst Du Deiner Mutter ähnlich, welche die sanfte Rose war! O schöne, unwiederbringliche Zeit, als sie noch lebte, Deine Mutter, und ich Euch in Eurer stillen, einsiedlerischen Klause täglich besuchte, und Du, damals noch ein

so junges Mägdlein, mir entgegensprangst, so oft ich kam, mit freundlicher Kindesneigung!"

„Ach ja, ja!" seufzte Magdalene, in Erinnerungen verloren, das schöne Haupt senkend. — —

„Aber meinen guten, alten Marquis hättest Du doch nicht scheiten sollen, lieber Oheim!" fuhr sie nach einer Weile fort, indem sie aus der niedergebeugten Stimmung allmählig wieder in ihre gewöhnliche überging. „Und ach, was wäre ich ohne den guten, guten Marquis Eidevant! Freilich ist er mein Hausgenosse, und er ist noch mehr, — nicht etwa mein Mann oder gar mein Liebhaber — und warum auch das nicht, wenn er mir nur gefiele, der süße Alte? — aber nein, lieber Oheim! der Marquis Eidevant ist mein Pflegevater und ich bin seine gehorsamste Pflegetochter!"

„Ist es möglich!" rief der Major erstaunt. „Und wie hängt das zusammen?"

„Ja wie es zusammenhängt!" versetzte Madelon mit einer tragikomischen Miene. „Mein Gott, ganz natürlich! Der gute Larosette, mein Mann, war plötzlich gestorben und hatte mich endlich doch verlassen, wie treu ich ihm auch immer gewesen und wie sehr ich ihn immer geliebt hatte;

aber er konnte doch nicht dafür! Ich hatte um seinetwillen mein deutsches Vaterland aufgegeben und war ihm nach Paris gefolgt und ich wäre ihm gern auch in das neue Land, in das er fortging, nachgezogen, denn so groß und bitter war mein Herzeleid, als ich den geliebten Mann begraben und von mir lassen mußte in die dunkle, feuchte Erde hinunter! Ich hatte ihn begraben und sah mich weinend um in meinem öden Wittwenhause, und ich begann zu frieren, denn so kalt und eisig war die Einsamkeit und Verlassenheit, die mich von den stummen Wänden her anstarrte, aber wenn ich an die Zukunft dachte, da begann ich mich zu entsetzen! Eine Menge luftiger und verliebter Cicisbeos und Hausfreunde, die mein guter Mann bei seinen Lebzeiten um mich geduldet hatte, weil ich mich über sie lustig zu machen verstand und ihm so fortwährenden Stoff zur Unterhaltung daraus bereitete, stellten sich jetzt als Beileidsträger bei mir ein, und ich war so weit gekommen, daß ich über ihre verstellten Faunengesichter nicht einmal mehr lachen konnte. Bei ihren sehnsüchtigen Seufzern und Liebesblicken fiel mir immer ein, daß ich arme Wittwe mir mit all dem Liebesfeuer im Winter noch keine Stube würde

warm heizen können, und daß jedes Strohfeuer mir beſſere Dienſte leiſten möchte, und doch ſah ich ein, daß für den nächſten Winter mein Ofen nur eben mit ſo leichtem Brennſtoff würde vorlieb nehmen müſſen, als ſolche Liebesſeufzer wären, denn Alles, was mein guter Laroſette mir hinterließ, war eine kleine Penſion, auf die ich nach ſeinem Tode Hoffnung hatte. Da fing ich an mich einzurichten, ſo gut es ſogleich gehen wollte, verkaufte und verſetzte, und bezog mit meiner treu ausharrenden Chriſtine ein kleines Stübchen in der Vorſtadt, um die ganze übrige Welt zu vergeſſen und wie ein Dachs an meinen Schmerzen mich feſtzuſaugen. Meine liebenden Freunde und Cicisbeos folgten mir nach, ich erhielt glänzende Anerbietungen, man machte ordentlich Pläne mit mir, ich ſollte wer weiß was Alles werden, ich ſollte die Geliebte eines Fürſten werden und dann durch meinen Einfluß die Partei der Romantiker heben; ein anderer wohlmeinender Freund wollte ſich eine idylliſche Häuslichkeit bereiten und hatte die reellſten Abſichten, mich darin zu ſeiner Schäferin oder Göttin zu machen, wo ich denn auf ſeinem Landgut in der Provinz als ſeine ehrbare Frau Gemahlin mit ihm leben ſollte; aber ich

merkte, daß die idyllische Wirthschaft des reellen Landedelmanns nur zu bald durch den Geruch seiner Kuhställe und Schaafheerden sich in die übelste Wirklichkeit verwandeln würde. Kurz, ich wollte von Allem nichts hören, ich war eigensinnig in meinem Leid, ich wollte keine Liebe, keinen Fürsten, keinen Reichthum, keinen Einfluß auf die Romantiker, ich wollte mit mir selbst allein bleiben, ich wollte weinen, ich wollte hungern und arm und verlassen sein, ich wollte alle Freude vergessen, ich wollte auch nicht nach Deutschland schreiben an meine Verwandten und Angehörigen. In diesem Zustande, lieber Oheim, mag mich unser durchreisender Landsmann hier angetroffen haben, der die Nachricht von meiner hülflosen Lage nach Coblenz brachte. Aber ein anderes Glücksgestirn ging bald über mir auf. Unter den zudringlichen Bewerbern, die es sich durchaus nicht nehmen lassen wollten, entweder mein oder ihr Glück zu machen, befand sich auch ein alter Marquis, der mit meinem seligen Larosette immer Schach gespielt hatte, und mir seiner Bescheidenheit wegen, mit der er seine Wünsche nur im Hintergrunde spielen ließ, vor Allen wohlgefiel. Seine weit vorgerückten Jahre erlaubten ihm nur

gerade ſo liebenswürdig zu ſein, als er war, und ich nannte ihn immer meinen väterlichen Liebhaber, weil er am allerwenigſten unter meinen ſogenannten Anbetern nach verbotenen Dingen trachtete und nur aus ganz platoniſchen Abſichten, wie er ſich auszudrücken pflegte, meine Geſellſchaft ſuchte. Kurz, es war kein Anderer, als der Marquis Cidevant, und der gute Alte hatte nicht ſelten ſeine drolligen Stunden, ſo daß ich mich oft durch ſeine Unterhaltung wirklich aufgeheitert in meiner Betrübniß fühlte. In einer ſeiner drolligen Stunden bot er mir auch einmal wie von ungefähr ſeine Hand an und machte mir den Vorſchlag, ihn zu heirathen, weil er nicht mehr anders als in meiner Nähe leben könne und für den Winter ſeiner Tage nur noch im Sonnenſchein meines Anblicks Licht und Wärme zu finden hoffte. So ſchön und offen drückte er ſich aus, denn der Marquis Cidevant war zu ſeiner Zeit wohl auch ein Dichter geweſen. Ich aber war eben ſo offen und machte ihm dagegen den andern Vorſchlag, er ſolle mich adoptiren und Vaterſtelle an mir vertreten, wofür ich ſeine ihn liebende Tochter ſein wolle, und wir ſo, ohne der Welt ein Aergerniß zu bieten, unſer Leben in guter Geſellſchaft mit einander

hinbringen könnten. Gesagt, gethan; der Vorschlag gefiel, der Marquis erklärte mich für seine Pflegetochter, setzte mich zur alleinigen und rechtmäßigen Erbin seines großen Vermögens ein, und ich bezog mit ihm sein prächtiges Haus in der Straße Cherche midi, wo ich jetzt vor Ihnen zu sitzen die Ehre habe. Ich öffnete mein trauriges Herz wieder den Freuden der Welt, ich berauschte mich in den glänzenden Zerstreuungen von Paris, welche der Reichthum und die unermüdliche Laune meines lieben Pflegevaters um mich her ausbreiteten, und mit Niemandem stand ich besser als mit meinem guten Alten, dem ich mein erneutes Glück verdanke. So leben wir denn Beide hier zusammen in bester Eintracht, ich und der Marquis Cidevant, und er verlangt keinen andern Lohn, als daß ich ihn alle Morgen einmal freundlich ansehe, so wie man einem trauten Kanarienvogel alle Morgen ein Stückchen Zucker in den Schnabel schiebt, und das thue ich denn auch recht herzlich, und dann ist er den ganzen Tag über seelenvergnügt! Er läßt mich seine Schätze genießen und thut, als wäre er todt, indem er sich von der heutigen Welt zurückzieht, in der er besonders Alles, was der vielbesprochenen Partei der Ro-

mantiker hier in Paris anhängt, haßt und verdammt!" — —

So erzählte die junge Wittwe und befriedigte die Wißbegierde ihrer Freunde, denen ihre veränderte Lage bisher ein Räthsel gewesen war. Sie schwieg, und der Major schien für den Augenblick um Worte verlegen, wie er sich über die offen mitgetheilten Geständnisse Magdalenens äußern solle. Es trat eine Stille ein, welche durch die wieder hereinkommende Haushälterin unterbrochen wurde, die diesmal ihrem Drange, sich dem Major zu erkennen zu geben, nicht widerstehen konnte. Sie ergriff seine Hand, die sie, ungeachtet er es abwehrte, mit vielen Küssen bedeckte, und fragte ihn mit schluchzender Stimme, ob er denn die alte Christine nicht mehr kenne, die der wohlseligen Frau von Ramberg — dies war Magdalenens Mutter — in Coblenz so treu bis zu ihrem Tode gedient habe? Die Frau gerieth bald aus einer Frage und Erinnerung in die andere, und konnte sich besonders an Rosalien nicht satt sehen und verwundern, welche sie als kleines Kind oft auf ihren Armen geschaukelt haben wollte. Rosalie erwiederte die Reden der guten Alten mit Freundlichkeit und Rührung, aber ihr Vater schien

die geschwätzigen Erkundigungen nach Allem, was seitdem in der deutschen Vaterstadt vorgefallen und nicht vorgefallen wäre, nur mit Ungeduld anzuhören, und beantwortete sie kurz und abweisend.

„Und steht denn auch unser altes, verfallenes Haus noch in Coblenz?" konnte sich die Frau endlich hinzuzusetzen nicht enthalten. „Mein Gott, schon bei Lebzeiten der seligen gnädigen Frau drohte es uns immer über den Kopf zu stürzen, aber die gnädige Frau wollten partout nie etwas daran bauen lassen, und sagten immer, das alte Haus sollte ihr Grab werden; und wie wahr hatten die gnädige Frau gesagt — o mein Himmel!"

„Ach ja, das alte, schwarze Haus!" fiel Madelon ein, sich die heimathlichen Zustände in der Erinnerung vergegenwärtigend. „Es steht mir jetzt ganz deutlich vor Augen! Ein wahres Eulennest ist es gewesen, in dem wir wohnten, und die verwünschte Hütte mußte meiner guten Mutter das Leben kosten, denn an der eingefallenen Wand, die ihr theures Haupt begrub, starb sie ja! Man hätte es gleich niederreißen und verbrennen sollen! Und steht es denn noch auf derselben Stelle?" —

Für den Major mochten diese Erinnerungen einen besondern Stachel des Schmerzes in sich

ſchließen, denn er gerieth bei den an ihn gerichteten Fragen in eine augenblickliche Verwirrung, während welcher mancherlei trübſinnige Gedanken und Empfindungen ihn innerlich zu beſtürmen ſchienen. „Und doch haben wir damals in dem alten ſchwarzen Hauſe ſo manche glückliche Stunde verlebt!“ ſagte er endlich ausweichend. „Aber kommt nur mit mir zurück nach Coblenz, da werdet Ihr Alles ſehn, was aus der Vergangenheit noch übrig geblieben iſt und in die Gegenwart hineinragt und wie die Gegenwart ſich verändert hat! Komm, komm, Magdalene, was willſt Du noch hier in dem fremden Paris? Kehre mit uns nach Deiner Heimath zurück, wo ich ein Vermächtniß Deiner Mutter, nur mir bekannt, Dir zu übergeben habe, das Dich für den Glanz des Glückes, welches Du hier verläſſeſt, wenigſtens einigermaßen ſchadlos halten kann! —“

„Ich bitte Dich, lieber Oheim, greife Deine arme Nichte doch nicht gleich mit Sturm an!“ entgegnete Madelon. „Du biſt nun kaum hier angekommen und wir ſitzen ein halbes Stündchen zuſammen und plaudern, und nun möchteſt Du mich auch gleich Huckepack auf die Schultern nehmen und nach Deutſchland mit mir zurückkutſchi-

ren! So ſchnell geht es aber nicht mit mir, mein Herr Oheim! Und was kann ich denn auch in Deutſchland für eine große Erbſchaft zu erwarten haben, da meine wohlſelige Frau Mama in notoriſcher Armuth von hinnen geſchieden iſt und nichts Zeitliches zurückgelaſſen hat, als das alte baufällige Unglückshaus, von dem ich keinen Span erben mag! Hier in Paris aber iſt mir im Grunde ganz wohl zu Muthe, wenn ich auch den Vorwurf, daß ich nicht mehr eine Deutſche ſei, von meinem unſchuldigen Haupt abwälze. Muß man denn immer etwas ſein, um etwas zu ſein? Ich will nun einmal weder eine Franzöſin, noch eine Deutſche, noch eine Engländerin, noch eine Italienerin, noch eine Hottentottin ſein, ſondern ich will weiter nichts ſein, als die in Gott vergnügte Pflegetochter des alten Marquis Cidevant, die ſich alle Tage erträglich anzieht, ins Theater geht, Geſellſchaften beſucht, Bücher lieſt, Nachts gut ſchläft und ſchöne Träume hat. Oder wißt Ihr was? — ich will Alles zuſammen ſein! Von der Italienerin gebt mir das heiße Blut, damit mich nicht gar zu ſehr friere bei meinem alten Marquis Cidevant; und von der Franzöſin gebt mir den Leichtſinn, denn zuweilen in der Einſamkeit gehn

mir doch gar zu ſchwermüthige Gedanken in meinem Kopf herum; und von der Deutſchen gebt mir die Sanftmuth, denn mein Herz iſt mir oft ein ſo wildes Ding, das unaufhörlich ſchlägt und nie ruht und mir immer weh thut; und von der Engländerin gebt mir die ſchlanke Taille, damit ich mich nicht zu ſchnüren brauche; und von der Hottentottin — von der, ihr gütigen Götter, gebt mir Nichts! — Und nun geh, Chriſtine, und mach' uns mit Deinem alten Heimweh keine Verdrießlichkeiten!

Chriſtine verließ ſeufzend das Zimmer und der Major äußerte, daß er immer einen ihm ſelbſt unerklärlichen Widerwillen gegen die Alte gehegt habe, von dem er auch jetzt wieder bei ihrem Anblick unwillkührlich ergriffen worden, wie ſehr er auch ſonſt ihrem redlichen und treuen Charakter Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſe.

„Sie hat ſo eine eigne fromme Geſangbuchsphyſiognomie," — erwiederte Madelon — „mit der ſie Jedermann, den ſie anſieht, an ſeine Sünden zu erinnern ſcheint. Auch weiß ſie alle geiſtlichen Lieder auswendig, die nur je in der Welt geſungen worden, und es iſt mitunter gar ſchauerlich, wenn man Abends vor ihrem Schlafkämmerlein vorübergeht, wo ſie ſich ſatt ſingt und ſatt

betet, während ſie den Tag über meiſt ſtumm umherſchleicht und ſich in beſtändiger Sehnſucht nach Deutſchland verzehrt." —

„Aber ſieh da! mein allerliebſtes Mühmchen!" ſetzte Madelon leiſer hinzu, und zeigte lächelnd auf Roſalien, die von der Müdigkeit, welche die kaum erſt überſtandene Reiſe in ihr zurückgelaſſen, überwältigt zu werden ſchien und eben das Köpfchen träumeriſch auf die Kiſſen des Kanapees ſenkte, um die ſchlaftrunkenen Augenlider wider Willen zu ſchließen. Durch die plötzlich eingetretene Stille des Geſprächs aufmerkſam gemacht, ermunterte ſich das anmuthige Kind wieder und blickte erröthend umher, ob man auf ſie geachtet habe.

„Du haſt auch nicht einmal Deinen Thee ausgetrunken, mein ſüßes Röschen!" ſagte Madelon. „Aber Du haſt Recht, die Theegeſellſchaften ſind immer langweilig, beſonders wenn dabei, wie bei uns, der trockene Zwieback der Familienangelegenheiten zum Zubiß ausgegeben wird, und man ſollte allen Theegeſellſchaften den Tort anthun, daß man unerbittlich bei ihnen einſchläft. Und, armes Mädchen, was war das auch heut für ein Empfang für Dich in Paris! Nun warte nur, morgen ſollſt Du erſt ſehen, daß Du in Pa-

ris bist! Da sollst Du das und das und das und tausend Herrlichkeiten sehen, von denen Du nie geträumt hast!" — —

Der Major machte Anstalt aufzubrechen und Abschied für heut zu nehmen, aber Magdalene wollte es durchaus nicht zulassen, daß er sich mit seinem Töchterchen wieder aus dem Hause entferne, da einerseits die Nachtluft für Röschen schädlich sein könne und andrerseits die Fremdenzimmer für die werthen Gäste schon in Bereitschaft ständen. Das gastfreundliche Anerbieten ward angenommen und so schied man für heut ziemlich unbefriedigt und zu verschiedenen Stimmungen aufgeregt von einander, um sich, da es schon spät geworden war, zur Ruhe zu begeben. —

„Ach, was hab' ich nun für entsetzliches Kopfweh!" sagte Magdalene beim Auseinandergehen. „Das kommt Alles bei mir von den vielen Erinnerungen an die Vergangenheit und aus der Vergangenheit! Aber sieh, Rosalie, was draußen für eine schöne, herrliche Nacht ist, und wie an dem tiefen, tiefen Himmelsdunkel die wunderbaren Sterne hervortauchen! Was meinst Du, lieber Oheim, sind die Sterne Erinnerungen aus der Vergangenheit oder Ahnungen der Zukunft? Ach, wenn

Ihr nicht so müde wäret von der Reise, müßtet Ihr noch ein wenig mit mir hinuntergehn in den Garten an die Ufer des Flusses, und auf der Seine mit mir spazierenfahren, denn die Nacht über kann ich heute doch nicht schlafen!" — —

Am andern Morgen begegneten sich der junge Bildhauer Narciß und sein Freund, der Theaterdichter Dubois, schon früh auf der Straße, und Letzterer fing sogleich an, von der gestrigen Aufführung des Don Juan zu erzählen, von der er sowohl hinsichtlich der Musik als der darstellenden Künstler mit vieler Begeisterung sprach, indem er den Freund bedauerte, der diesen seltenen Genuß gestern versäumt hatte.

Narciß antwortete nur zerstreut und einsylbig und schien überhaupt eine besondere Herzensangelegenheit mit sich herumzutragen, die ihm in seiner Werkstatt beim Meißel und kalten Marmor heut keine Ruh gelassen und ihn früher, als er sonst wohl gewohnt war, von der Arbeit hinweggetrieben hatte.

Unbemerkt schlugen Beide denselben Weg ein, ohne sich über das Ziel ihres Spazierganges zu

äußern, und Dubois wurde durch die Schweigsamkeit seines Gefährten über den Gegenstand der Unterhaltung, die er auf eigene Kosten zu führen hatte, nur noch erhitzter, denn er glaubte, der Andere sei deshalb so still, weil er mit seinen Ansichten und Meinungen wieder nichts zu thun haben wolle. Dubois behauptete nämlich, daß Mozarts Don Juan eine romantische Tragödie sei, und daß die Aufführung dieser in Frankreich bisher nie vollständig gehörten Oper bedeutend grade in die gegenwärtige Zeit falle, da die Franzosen erst jetzt gestimmt sein dürften, einem solchen Musikkunstwerk im erhabensten, romantischen und phantastischen Styl Anerkennung und Eingang bei sich zu gewähren. „Nur die eine Geistererscheinung des Comthurs" — setzte er hinzu — „mit welcher Fülle von überirdischen Tönen ist sie ausgestattet, die uns wie brausende Stimmen des Weltgerichts an die Grenzen des Daseins führen und die Pforten einer fernen, schauerlichen Zukunft des Lebens ahnungsvoll vor uns entriegeln. Wenn man dagegen die armen, hülfsbedürftigen Gespenster betrachtet, die in unserm Voltaire als sogenannte Geister erscheinen! Mein Gott, das sind wirklich steinerne unbeseelte Gäste, denen zu einer Geistererscheinung

nichts als der Geist fehlt; aber dieser steinerne Gast Mozarts, das ist ein geistreicher Geist, aus dessen Athemzügen die Geheimnisse einer unsichtbaren Welt uns anhauchen!" —

Unterdeß waren die beiden Freunde vor einem Hause angelangt, das ihnen selbst unbewußt ihr gemeinsames Ziel zu sein schien, und vor demselben stillstehend, sahen sie sich lächelnd an, denn sie befanden sich vor dem Hause der schönen Madelon.

„Höre 'mal, Freund!" sagte Dubois und klopfte dem etwas verlegen aussehenden Narciß auf die Schulter, „Du führst mir heut ganz Absonderliches im Schilde, und wenn Du nicht grade so eine Miene machst, wie ein in Ach und Weh aufgelöster Heirathscandidat, der eben eine Bittschrift feierlichst zu überreichen im Begriff steht, so will ich mich nicht auf Gesichterkunde verstehn!" —

„Ihr Poeten habt das mit den alten Weibern gemein, daß Ihr Euch gern in alle Herzensangelegenheiten und Geheimnisse mischen mögt, die Euch nichts angehn!" erwiederte Narciß gereizt. „Ich bitte Dich, lieber Freund, verschone

mich jetzt mit allen anzüglichen Späßen, wozu ich nicht aufgelegt bin, denn ich will heut einen ernsthaften und wichtigen Lebensschritt thun, der auf immer für mich entscheidend, ewig glücklich oder ewig unglücklich sein wird und muß!"

Dubois hatte seinen lustigen und sonst so leichtgesinnten Freund noch nie in einem so pathetischen Ernst gesehn, und es war ihm daher zu verzeihen, wenn derselbe jetzt einen mehr komischen Eindruck auf ihn machte und fast seine Lachlust reizte. „Erlaube mir," — sagte er — „daß ich nicht so gleichgültig bei Deinen Herzensangelegenheiten bin, als Du es haben willst, denn sobald von der zauberischen Bewohnerin dieses Hauses, vor dem wir stehn, die Rede ist, bin ich auch mit dabei im Spiele und habe als ein Nebenbuhler, der sich freilich nicht mit Dir messen kann, wenigstens doch ein Wörtchen mitzureden. Ja, Freund, Du hattest Recht, als Du mir gestern diese wunderbare Madelon als die Göttin der romantischen Liebe schildertest, und mir wurde gestern Abend noch das Glück beschieden, im Theater in einer Loge mit ihr zu sein und während des Zwischenacts ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Man hat unsern trefflichen Victor Hugo

den Attila oder beſſer den Napoleon des Romanticismus genannt, ſo wie ſich der Herr von Muſſet durch ſeine „Banditen" den Beinamen des Robespierre unter den Romantikern erwarb. Mit einem ähnlichen, aber freilich etwas ſüßeren Tropus möcht' ich unſere Madelon die Venus des Romanticismus nennen, und dieſer unſrer romantiſchen Venus, mein Freund, habe ich mich entſchloſſen, meine neueſte Tragödie zu widmen, die ich in den Druck geben will, ſobald ſie auf der Bühne eine wiederholte Aufführung erlebt hat. Dies iſt, ganz offen geſtanden, die Abſicht, welche mich, mit meinem Manuſcript in der Taſche, hierher führt, um das Gedicht, das Einzige, was ein armer Poet, wie ich, zu bieten hat, ihr vorzulegen, und die Holde um die Erlaubniß zu bitten, daß ſie ſich die Zueignung der romantiſchen Muſe gefallen laſſe. Ein Mann, wie Du, der noch in jungen Jahren von ſeinem Alten ein ſo bedeutendes Vermögen ererbt hat, daß er in einem Doppelſinne für einen ſteinreichen Bildhauer gilt, wird freilich zur Unterſtützung ſeiner ernſthaften Wünſche, denen er ſich leichter als ein Andrer hingeben kann, auch eine mehr in die Augen fallende Morgengabe, als ein Gedicht iſt, zu bringen haben."

„Ich bitte Dich, Poet, werde nicht auf einmal ſo proſaiſch!“ entgegnete Narciß mit Eifer. „Ich glaube gar, Du denkſt, ich will den phantaſtiſchen Wildfang heirathen? Wie kannſt Du mir nur zutrauen, daß ich noch einen ſolchen dummen Streich begehn würde, nachdem ich die Schule der Liebe ſo ziemlich durchgemacht habe, da zu heirathen, wo ich nur verliebt zu ſein, aber nicht zu lieben vermag!“

„Aber mein Gott, was willſt Du denn?“ fragte Dubois, faſt verlegen werdend. „Doch ja, ja, nun erinnere ich mich, Du hatteſt ja geſtern in jenem Hotel am Markt eine Entdeckung gemacht, wodurch Dir der ſchwierige Unterſchied zwiſchen der klaſſiſchen und romantiſchen Liebe und Poeſie auf ein Mal klar wurde. So ſei denn kein Narr, lieber Narciß, und begieb Dich nach Deinem Hotel am Markt, um der Klaſſikerin Deines Herzens Deine Aufwartung zu machen, und komm mir hier nicht in mein romantiſches Gehege, denn ich möchte ihr gern heut noch wenigſtens die beiden erſten Acte meines Trauerſpiels vorleſen, und wenn ich dazu eine ungeſtörte Audienz bei ihr erhalten kann, weißt Du, bin ich der glücklichſte aller Trauerſpieldichter! Bedenke

nur, wie mager die Wirklichkeit heut zu Tage für uns arme Poeten iſt und was für Unſereinen davon abhängt, von den dunkelglühenden Augen einer Madelon einen ſchönen, günſtigen Blick zu erhalten, indem ſich aus einem einzigen Blick von ihr tauſend poetiſche Gedanken und Träume entſpinnen können, woran ein Dichter wochenlang zu zehren und zu dichten hat!"

„Ich werde Dich nicht ſtören, denn was ich ſuche und zu finden hoffe, iſt nicht mehr dieſe gefährliche Zauberin, die Dich, mein Freund, wie ich merke, jetzt ſo eng mit ihren dornigen Roſenbanden umflochten hat; aber mein wunderbares Geſchick will, daß ich es dennoch in ihrem Hauſe ſuchen ſoll, was ich ſuche!" ſagte Narciß lächelnd, dem Andern ein Räthſel aufgebend, das dieſer ſich nicht zu erklären im Stande war.

So gingen ſie Beide ins Haus und der Dichter räuſperte ſich, und ſtrich ſich die romantiſchen Phantaſielocken ſorgfältig um die Stirn zurecht, indem er zugleich noch einmal nach ſeinem Manuſcript in der Taſche fühlte; Narciß aber holte tiefer Athem und ſchien mit ſichtbarem Herzklopfen der Entſcheidung, die er heut für ſeine Liebe herbeiführen wollte, entgegenzugehn. Auf dem

Flur begegnete ihnen der alte Marquis, der bereits in Stiefeln und Sporen, wie zum Ausreiten gerüstet, von oben herunter kam, und die beiden Freunde, die sonst eben nicht zu seinen Lieblingen gehörten, einlud, mit ihm nach dem Stall zu gehn, um seine Pferde in Augenschein zu nehmen, weil Madame Larosette noch zu sehr mit ihrer Toilette beschäftigt sei, um schon Besuche empfangen zu können, und die Fremden aus Deutschland, die heut noch später, als die geborenen Pariser selbst, in Paris aufgewacht wären, sich eben erst an das Frühstück begeben hätten.

Narciß und Dubois konnten es nicht abschlagen, ihm zu folgen, obwohl sie schon wußten, was ihnen bevorstehe, denn der alte Herr war jetzt im Begriff, auf sein Lieblingscapitel zu kommen, und ihnen von den zahlreichen und allerdings stattlichen und seltenen Bewohnern seines Marstalls die vollständigste Genealogie, nebst den merkwürdigen Schicksalen, welche einzelne Individuen darunter erlebt hatten, im ausführlichsten Memoirenton wieder einmal vorzuerzählen.

Sie ergaben sich geduldig in das Unvermeidliche, doch wurde die langweilige Parthie jetzt, wenigstens für Dubois, etwas interessanter, da der

Alte ſie zugleich aufforderte, das nach ihrem Geſchmacke ſchönſte Pferd für Madelon zu ihrem heutigen Morgenſpazierritt, auf dem ſie der Marquis gewöhnlich zu begleiten pflegte, auszuwählen. Madelon war eine geſchickte und zierliche Reiterin, und ſie übte dieſe Kunſt nicht blos deshalb, weil ſie ſich im Amazonenkoſtüm ſo vortheilhaft ausnahm, oder weil ihre ſchöne Geſtalt zu Roſſe noch ſchöner wurde, ſondern es war ihr gewiſſermaßen ein gemüthliches Bedürfniß geworden, denn nach jedem Spazierritt kehrte ſie erheitert und in der lebendigſten Laune wieder zurück, ſo wie eine bekannte pariſer Sängerin nie beſſer ſingt, als wenn ſie zuvor drei oder vier Stunden lang zu Pferde herumgalloppirt iſt.

Das Pferd, welches jetzt nach einſtimmigem Gutachten als das würdigſte befunden wurde, eine ſolche Reiterin zu tragen, war die ſchöne, kaſtanienbraune und zart gebaute Pompadour, die ſich zugleich durch einen ſanften und friedlichen Sinn auszeichnete, ein Pferd, das auch Madelon ſelbſt gewöhnlich für ſich auszuwählen pflegte, und dem der Marquis Cidevant dieſen berühmten Namen aus der alten klaſſiſchen Zeit Frankreichs beigelegt hatte. Er begann jetzt eine umſtändliche,

und, wie er ſagte, ganz unparteiiſche Lobrede auf die vortrefflichen Eigenſchaften deſſelben, während der Dichter es bei ſich verwünſchte, auf dieſe Weiſe die Zeit hinbringen zu müſſen, da er gerade die Toilettenſtunde ſeiner Dame, wo ihr alle Grazien aufwarteten, für die ſchicklichſte Gelegenheit hielt, ihr auch mit ſeiner Muſe aufzuwarten und ſein Gedicht vorzuleſen; Narciſſen indeß ſchien eine kleine Verzögerung nicht unwillkommen zu ſein, um ſich zu der wichtigen Unterredung, die er ſich mit dem deutſchen Major und ſeiner geliebten Tochter erbitten wollte, noch ein wenig in Gedanken vorzubereiten.

„Alter Herr!“ ſagte jetzt Dubois, um ſich einigermaßen an dem geſchwätzigen Marquis zu rächen, indem er ihn gerade bei einer ſeiner Lieblingsſtellen in der Erzählung unterbrach, — „wir glauben es herzlich gern, daß die ſchöne Pompadour ein Weſen höherer Art iſt, als die übrigen Pferdenaturen, und ich bewundere Euren Witz, Marquis, denn indem Ihr der Stute dieſen altklaſſiſchen Namen aus dem ancien régime gabt, habt Ihr gewiß damit eine Ironie gegen die heutigen Romantiker ausüben wollen, welche der al-

ten Zeit ungetreu geworden ſind, und deren unverſöhnlichſter Feind Ihr ja leider ſeid!"

„Was gehn mich die Blaugefütterten an, ich ignorire ſie!" entgegnete der Marquis kalt und verächtlich, obwohl ſich nicht verkennen ließ, daß ein plötzlicher Ingrimm in ihm aufſtieg, der ſich auf das Haupt des romantiſchen Dichters zu entladen drohte. Der alte reizbare Herr hatte die Romantiker mit einem Spitznamen genannt, der ihnen nicht ſelten von ihren Gegnern, der blaugefütterten Mäntel wegen, die ſie als Abzeichen ihrer Schule zu tragen pflegten, ſpottweiſe beigelegt wurde, und auch Dubois, obwohl er zu den aufgeklärten Romantikern in Paris gehörte und in keiner Hinſicht ein wüthender Ultra war, hatte es aus Laune ſonſt wohl nicht verſchmäht, dieſe zunftromantiſche Mode zu befolgen.

„Guter Marquis!" verſetzte der Dichter, „Ihr thätet wohl, in Eurem Raritätencabinet ein Stückchen von dem Blaufutter eines Romantikers als wahre Rarität der Zeit Euch aufzubewahren; denn Ihr beſitzet ja wohl, ſo viel ich weiß, eine ſolche Kunſt- und Raritäten-Sammlung, worin Ihr alle mögliche Seltenheiten der Welt aufnehmt. Ich habe mir ſagen laſſen, daß Ihr in Eurem Rari-

tätencabinet unter andern Kunſtſchätzen auch die Säulen des Herkules und eine ſchöne Tapetenwand von den Reunionskammern Louis XIV., ſo wie ein Stück aus der ägyptiſchen Finſterniß, noch größer als das, welches Kaiſer Karl IV. beſeſſen haben ſoll, aufgeſtellt habt. In einer ſolchen Sammlung darf Euch denn wohl auch ein Stückchen Blaufutter aus der Romantik des heutigen Paris nicht fehlen, denn dem Zeitgeiſt müßt Ihr ja doch auch ſeine Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Aber Nichts für ungut, lieber Herr Eldevant, und jetzt zeigt uns noch ein wenig Euren vortrefflichen Marſtall, denn Ihr habt da in der That außer der braunen Pompadour noch manches herrliche Thier, das die Wahl, in der wir vorhin begriffen waren, ſchwer machen könnte, und wenn mir dieſer Schimmel hier nicht etwas zu impertinent-blond wäre, wie man zu ſagen pflegt, ſo würde ich ihm noch den Vorzug gegeben haben, unſere verehrte Madelon zu tragen; aber der Impertinentblonde iſt mir nicht romantiſch genug für eine ſolche ſtrahlend-romantiſche Reiterin!"

„Strahlend-romantiſch! Ich bitte Euch, mein Herr Poet mit den neugebackenen Ausdrücken Eurer Schule, das iſt ja ein recht impertinent-roman-

tiſcher Ausdruck!" rief der Alte giftig, und ſchien ſeine Wuth nicht länger zurückhalten zu können. „Und wißt Ihr denn" — fügte er boshaft lächelnd hinzu — „was ich dem Impertinentblonden für einen Namen gegeben habe? Ich nenne ihn nicht anders als meinen Lamartine und denke dabei immer an den hochbeinigen und aufgeſtelzten Romantiker, der ſich durch ſeine poetiſchen Umtriebe ſogar in die Akademie einzuſchwärzen gewußt hat. O Louis Quatorze! Louis Quatorze! was iſt aus Deiner weltberühmten pariſer Akademie geworden, die ſich durch die Aufnahme ſolcher Mitglieder ſelbſt zur verabſcheuenswürdigen Secte der Tollhauspoeten bekennt! Ja, mein Herr Dubois, das war das goldene Zeitalter der franzöſiſchen Literatur unter des großen Louis Regierung, das war ein Monarch, der nicht nur ſagen konnte, wie er geſagt hat: l'état c'est moi! ſondern auch mit demſelben Recht: la littérature c'est moi! denn Er war die Literatur ſeine Zeit, Er hat die Poeſie und Kunſt gewiſſermaßen befohlen und ſein göttlicher Befehl hatte die übermenſchliche Wirkſamkeit eines Prometheus, eines Etwas aus Nichts erzeugenden Schöpfers! Was faſelt Ihr Poeten ſo Viel von Eurer Muſe und Eurer Begeiſterung, die wie der

Wind ſei, von dem Niemand weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt? — ich will Euch ſagen, was Eure Begeiſterung iſt! Denkt an den unſterblichen Racine, das Lächeln ſeines Monarchen war ſeine Muſe, und als er in Ungnade fiel, als ihm Louis Quatorze nicht mehr lächelte, konnte der große Poet auch nicht mehr dichten, legte ſich hin und ſtarb, ſtarb am Lächeln ſeines Monarchen! Seht Ihr, das war eine große Zeit! Und wo wollt Ihr unglücklichen Dichter jetzt in der armſeligen Gegenwart das Lächeln eines ſolchen Monarchen wieder finden, das Lächeln, das Eurer ohnmächtigen Muſe etwas Leben einbläſt? Da nennt Ihr Romantiker Euch Royaliſten, und thut ſo, als ob es noch ein wahres Königthum gebe, und dieſer unſinnige Widerſpruch, in den Ihr verfallt, iſt mir eigentlich die gehäſſigſte Seite, die mich an Euch verdrießt! Ich bitte Euch, was haben Eure ſchwülſtigen Tragödien, in welchen Ihr bibliſche Stoffe aus dem alten Teſtament durch Euren neumodiſchen Bombaſt verhunzt, die Ihr aus unerhörten und ganz unlegitimen Phraſen, welche durch keinen Dictionnaire der Akademie eine Gültigkeit erlangt haben, zuſammenknetet, in denen Ihr „den Blumenſchmelz der Empfindung ausath-

met, und den Athem der Empfindung wieder verblumenſchmelzt," um mit Euren eignen romantiſchen Ausdrücken zu reden, ich bitte Euch, was haben dieſe Mißgeburten der neuen Zeit mit der Geſinnung eines ächten Royaliſten gemein, eines Royaliſten, der ſo viel Vernunft beſitzt, um ein abſolutes Königthum als die glücklichſte Verfaſſung zu erkennen? Doch laßt das gut ſein, und werft noch einen Blick auf jenen ſchwarzen kollerigen Hengſt, der dort in der Ecke ſteht und ſeine zottige Mähne, wie ein Hebräer ſeinen Bart, ſchüttelt. Das iſt mein Saul-Soumet, wie ich ihn getauft habe, und wenn ich ihn anſehe, denke ich immer dabei an den Herrn Soumet, den Verfaſſer der romantiſchen Saul-Tragödie!"

„Ihr ſeid ein höchſt ironiſcher Mann, Marquis, und die Romantiker haben ſich in der That vor Eurem Witz zu fürchten!" ſagte Dubois, der die rückſichtsloſe Laune des Alten nicht ganz gleichgültig aufnahm. „Ihr habt der alten Zeit eine würdige Leichenrede gehalten, mein verehrter Herr Ci-devant, und was das betrifft, daß Ihr die royaliſtiſche Geſinnung der geiſtreichen Partei, deren Streben und Trachten Euch natürlich unverſtändlich ſein und bleiben muß, mit der Romantik un-

verträglich haltet, da gebt Euch nur zufrieden, denn Ihr ſteht ja ſelbſt mit der neuen Zeit in einem ſo unverträglichen und komiſchen Widerſpruch, daß ich bei Leibe nicht in Eurer altklaſſiſchen Haut ſtecken möchte! Alter Herr, denkt doch nur daran, welche Confuſitäten ſich über Euer glorreiches Haupt aus dem vorigen Jahrhundert, in dieſem heutigen Säculum zuſammenziehn! Ihr ſeid ein Antiromantiker und wenn es mit rechten Dingen zuginge, müßtet Ihr ja dann auch ein Liberaler ſein, denn ein Antiromantiker iſt eigentlich ein Klaſſiker und ein Klaſſiker iſt ein Liberaler. Die altklaſſiſchen Herren aber, deren Ihr Einer ſeid und die aus Mangel an Leben im Grunde zu gar keiner Partei gehören, ſind natürlich ſo wenig liberal, daß Euch, Marquis, ſo viel ich weiß, der jeſuitiſche Polignac noch der liebſte Menſch in dieſem ganzen Jahrhundert iſt. Bedenkt außerdem, in welche Confuſität Ihr gerathen ſeid, indem Ihr als ein Antiromantiker dennoch die romantiſchſte Schöne, die geiſt- und phantaſiereiche Madelon, als Tochter liebt und ihrem Dienſt Euch als väterlicher Verehrer gewidmet habt! Doch ich will Euch alle dieſe Verwirrniſſe, mit denen der Zeitgeiſt Euch in den Haaren oder vielmehr in der

Perücke liegt, nicht weiter zum Vorwurf machen, denn welche Partei in Paris wäre wohl ganz ohne Widersprüche, und je redlicher und leidenschaftsloser sie ist, um so eher wird sie unvermerkt von ihren Gegnern Etwas annehmen und zugestehn, und sich dadurch in Widerspruch mit sich selbst setzen! Ich bemerke dies deshalb, Marquis, um Euch über die politischen Gesinnungen der Romantiker, die in gewisser Hinsicht schwankend erscheinen können, ein Licht aufzustecken, und Ihr mögt meine Bemerkungen wenigstens als eben so interessant hinnehmen, als wir vorher die Genealogie und Bildungsgeschichte Eurer Pferde mit anhörten. Seht Ihr, als Romantiker bin ich allerdings zunächst ein Royalist, und woher das kommt, will ich Euch auch sagen. Von Alters her liebte es die romantische Muse, an den Stufen der Königsthrone sich niederzulassen, und in der glänzenden Umgebung eines ritterlichen Hofes, im schimmernden Prunkgemache inmitten des lauschenden Kreises erhabner Herren und Frauen, ihr festliches Lied anzustimmen und einer solchen Umgebung gemäß sich dann auch würdig, mit aller Zierde der Kunst, mit der vollprangendsten Blüte des Ausdrucks, mit allen Juwelen und Edelgesteinen der bilderreichen

Phantaſie zu ſchmücken, wie denn auch die Erſcheinung eines Königs, der in ſeiner heiligen Perſon die Gnade des unſichtbaren Gottes und die Pracht des ſichtbaren Erdenglücks darſtellt, ſelbſt eine romantiſche iſt! So ſangen die Troubadours in Frankreich, die Minſtrels in England, die Minneſänger in Deutſchland, an Königshöfen gepflegt und gebildet, von Königen geſchützt und geliebt, die ſelbſt außer dem Scepter und Schwert auch die Harfe zu führen nicht verſchmähten und nicht für unköniglich hielten. So fällt die ſchöne romantiſche Blüthe der ſpaniſchen Poeſie gerade in die Zeit, wo ſich das Königthum am glänzendſten und herrlichſten zeigte, und je unritterlicher die Könige werden, je mehr verliert auch die ſpaniſche Poeſie an ihrem eigentlichen Charakter und entartet allmählig zu einer die Nationalität einbüßenden Kunſt, die ſich nur noch von fremden ausländiſchen Stoffen, von Nachahmungen nährt! Findet Ihr noch keinen Sinn darin, daß die Romantiker zu den Royaliſten gehören? Freilich iſt es mit der heutigen Romantik, die ſich in Paris jetzt als eine beſtimmte und nach Beſtimmtem ſtrebende Partei geltend macht, noch eine andere Sache, als mit der urſprünglichen und natürlichen

Romantik der Völker, denn unſere jetzige franzöſiſche Romantik iſt allerdings eine mehr oder weniger künſtliche und gekünſtelte Blüthe, die wir uns zunächſt aus dem deutſchen Nachbarlande herüberverpflanzt haben. Durch das mächtige Eindringen der deutſchen Poeſie bei uns hat ſich in neueſter Zeit dieſe unſere Romantik entwickelt, die ſo unendlich wichtig für die höhere und freiere Bildung des Vaterlandes iſt und ſein wird, und welche nur den alterſchwachen Philiſtern, die das Neue nicht wollen, oder Denen, die in ihrer Befangenheit es nicht würdigen mögen, als eine gefährliche oder bedeutungsloſe Verirrung erſcheinen kann. Die Deutſchen ſind von Geburt und Natur romantiſche Menſchen, und wenn ſie auch ihre Reichsverfaſſung, ihre Staatseinheit verloren haben, ſo hat ſich doch auch in neueſter Zeit, auch ohne den belebenden Strahl eines die Muſen ſchützenden Königsthrones, die romantiſche Poeſie tief aus dem innerſten Gemüth heraus bei ihnen fortgebildet. Wir Franzoſen, wenn man uns unſer politiſches Daſein, unſer eng verbundenes Staatsleben entriſſen hätte, wir würden in jeder Beziehung aufhören, productiv zu ſein, wir würden in aller unſerer Thatkraft bis in die Wurzel erlahmen und

weder die Kunſt noch Wiſſenſchaft fernerhin etwas Nennenswerthes und Eigenthümliches hervorbringen, während dieſe Deutſchen gerade durch den Sturz und die Zerriſſenheit ihres äußern politiſchen Lebens nur um ſo mächtiger auf ein inneres geiſtiges Schaffen gewieſen ſcheinen! Seht! alter Herr, nun ſind freilich die Romantiker Royaliſten, aber ſie ſind doch auch zugleich ſo ſehr Söhne der neuen Zeit Frankreichs, daß ſie dadurch vor jedem ſteifen altfränkiſchen Royalismus geſchützt bleiben, und hierin beruht auch zum Theil wieder der Widerſpruch, in den ſie als politiſche Partei leicht mit ſich ſelber gerathen können. Den Romantikern, mein antiromantiſcher Marquis, wird und muß es gelingen, wenn es Einem gelingt, die Franzoſen von der Feſſel altpedantiſcher Sprachvorurtheile loszuringen und die wahre Freiheit auch im Gebiet der Kunſt und Litteratur hervorzurufen, denn was die Revolution für die Politik war, das wird dieſe unſre Romantik für die Poeſie Frankreichs werden! Noch mag es zuweilen kraus und wild mit unſern Beſtrebungen ausſehn, ſo daß die Uebelwollenden an unſerm Trachten, die franzöſiſche Mutterſprache für die poetiſche Fälle des Ausdrucks biegſamer und fruchtbarer zu ma-

chen, als es der Dictionnaire der Akademie gestattet, leicht ein Aergerniß nehmen könnten. Aber vielleicht erlebt Ihr es noch, Marquis, daß in unser Streben Klarheit kommt und unsere Begeisterung eine sichere Form gewinnt, und dann werdet Ihr sehen, daß die neue schönere Blüthe der französischen Poesie den vielverhaßten Romantikern zur Ehre gereichen wird! Auf diese Weise wäre es dann auch zu begreifen, wie die Besseren unserer Partei eigentlich den Liberalen in die Hände arbeiten, weil sie eben für die neue Zeit Frankreichs arbeiten, und so wird denn wohl die Romantik ihrem wahren Ziel immer mehr nahe kommen, je mehr sie aufhört, nur ein Aushängeschild der politischen Factionen und eines leidenschaftlichen Ultrathums zu sein, und diese Hoffnung ist nicht mehr fern. Das wird Euch nun freilich ziemlich gleichgültig oder vielmehr recht verdrießlich sein, und darum hab' ich es Euch eben in aller Ausführlichkeit vorerzählt, damit Ihr Euer ganzes Unglück, das Euch der Zeitgeist über den Hals bringt, vollständig einsehen mögt! —

Der Dichter war bei dieser Rede warm geworden und nachdem er geendet hatte, nahm er vor dem Marquis mit spöttischer Höflichkeit seinen Hut ab, und be-

gab ſich mit Narciß, der an dem Geſpräch nur wenig Theil genommen, ins Haus zurück, indem der Alte ihnen mit wüthender Geberde nachblickte. Dubois ließ ſich jetzt ohne Weiteres bei Madelon melden und hatte das Glück, ſogleich angenommen zu werden, während Narciß die ihm auf der Treppe begegnende Kammerzofe erſuchte, ihn zu den Zimmern der deutſchen Fremden zu führen.

Suſanne, ſo hieß das Mädchen, ſah dem ehemals zärtlicher gegen ſie geſinnten Bildhauer, der früher wohl auch einen ernſthafteren Liebesſcherz mit ihr nicht verſchmäht hatte, ſchmerzlich fragend in die Augen, als wolle ſie ihn ſeines unfreundlichen Kaltſinns wegen zur Rede ſtellen, und als Narciß das Mädchen näher anblickte, that ſie ihm leid, denn er bemerkte wirklich auf ihren ehedem ſo muntern Wangen die Spuren von bleichem Liebesgram. Es wäre dem jungen Mann ſonſt nicht darauf angekommen, die arme Getäuſchte, der ein flüchtiges Tändeln Amors zu tief empfundene Nachwehen zurückgelaſſen, durch einen Kuß wieder zu beruhigen, aber in dieſem Augenblick, wo er ſich ſo feierlich geſtimmt und bewegt fühlte, erinnerte ihn ihr Erſcheinen vielmehr an manche ſeiner leichtſinnigen Liebesavan-

türen, die ihm, seitdem er die sanfte, tugendvolle Rosalie gesehn, wie trübe Schattenseiten seines früheren Lebens ins Gedächtniß zurückkamen.

Seufzend nahm daher Susanne an der Thür, zu der sie ihn durch einen Gang geführt hatte, wieder Abschied und schlich mit gesenktem Köpfchen davon, ohne durch einen freundlichen Blick getröstet zu sein. Sie konnte aber die Neugier nicht überwinden, zu erfahren, was Narciß, der ihr so verwandelt schien, mit dem fremden Major für Geheimnisse haben möge, und so begab sie sich bald auf einem andern Wege in das an das Zimmer der Fremden stoßende Kabinet, wo sie unter dem Vorwande, aufzuräumen, die ganze Unterredung im Nebenzimmer belauschen konnte. —

Der Major empfing den eintretenden Narciß mit einigem Befremden, obwohl nicht ohne gutmüthige Freundlichkeit, woraus derselbe zu seiner Ermuthigung schließen konnte, daß er gestern wenigstens nicht mißfallen hatte. Seine Zuversicht erhöhte sich noch zur glücklichsten Gewißheit, als ihm die anmuthige Rosalie, die eben vor dem Spiegel ihren bescheidenen Anzug vollendete, mit einem holden, wiewohl verschämten Gruß entge-

genkam und ihn mit der naiven Zutraulichkeit einer deutſchen Kleinſtädterin ſchon als einen alten Bekannten behandelte. Da ſah er ihr gutes, liebes, inniges Weſen wieder vor ſich, welches ihn gleich beim erſten unerwarteten Anblick nicht nur entzückt, ſondern einen ſo bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er ſofort zu erkennen glaubte, wie er für ſein bisher oft wild ſich verirrendes Daſein nur Ruhe und Heilung finden würde, wenn er die ſtille Sanftmuth einer ſolchen weiblichen Natur ſeinem eignen Leben verſchwiſtern und vermählen dürfte.

Narciß wagte Anfangs nur, eine theilnehmende Erkundigung nach ihrem Befinden als Urſache ſeines Beſuchs anzugeben, und ſo entſpann ſich das Geſpräch zunächſt einzeln und abgeriſſen über den Aufenthalt der Fremden in Paris, über die Dauer deſſelben und die Merkwürdigkeiten und Seltenheiten, die man in Augenſchein zu nehmen nicht verabſäumen müſſe, wobei Er, dem Geſtändniſſe anderer Art auf der Zunge ſchwebten, freilich von dem, was ihm heut das Merkwürdigſte und Bedeutendſte war, immer mehr ſich entfernte.

Jetzt verließ Roſalie das Zimmer, um Magdalenen, die ſie heut noch nicht geſehn, einen guten

Morgen zu sagen, und Narciß blieb mit ihrem Vater allein zurück, der ihm heut bei weitem gesprächiger und zugänglicher vorkam, und die finstere Verschlossenheit, die gestern an ihm zurückschreckte, ganz abgelegt zu haben schien.

Diesen günstigsten Augenblick, der sich ihm für seine Herzensmittheilungen darbot, konnte Narciß nicht unbenutzt vorüber lassen, und indem er des Majors Hand ergriff und sie küßte, sagte er mit Ernst und eindringlicher Beredsamkeit: „Werden Sie es mir glauben, Verehrtester, oder werden Sie mein offenes Geständniß nicht übel deuten, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich für immer der Gefangene Ihrer liebenswürdigen Tochter geworden bin, und daß sich schon an ihren ersten Anblick eine wichtige Entscheidung meines Lebens, meiner Gesinnung, meines ganzen zukünftigen Schicksals knüpft?“

„So schnell?“ sagte der Major überrascht, ohne jedoch seine wohlwollende Freundlichkeit zu verlieren, denn er hielt noch Alles blos für ein galantes Compliment des jungen Bildhauers, der ihm über die Schönheit seiner Tochter mit einer Wendung, die einem Franzosen nicht viel kostet, Glück wünschen wolle.

Narciß aber fuhr mit erhöhtem Gefühl fort und ſagte: „O möchte Ihnen doch, verehrter Mann, dieſe ſchnelle und plötzliche Erſcheinung meiner Liebe, die ſo unerwartet und mir ſelbſt unbewußt, aber um ſo wahrer ins Leben getreten iſt, möchte ſie Ihnen doch kein ungünſtiges Vorurtheil für mich und meinen Herzenswunſch einflößen! Schnell und plötzlich, wie ein Blitz vom Himmel, kommt ja auch das Gute, Schöne und Rechte, und bei uns Künſtlern gilt es eben einen einzigen bedeutenden und von der Gunſt des Schickſals geſegneten Augenblick! Was wir in einem ſolchen Augenblick auffaſſen, haben wir für die Ewigkeit aufgefaßt, und ſo ſah ich Ihre und, dürft' ich ſagen, meine Roſalie in einem ſolchen entſcheidenden und für immer feſſelnden Augenblick!"

„Und was für Anſprüche glauben Sie mit Ihren Phantaſien verbinden zu dürfen, mein Herr?" fragte Major Eichen, indem er den jungen Mann ernſt und befremdet anblickte. „Was Sie wünſchen, kann nicht von Dauer ſein, denn wir verlaſſen noch in dieſer Woche wieder Paris!"

„Und was iſt mir Paris? Ich gehe mit Ihnen, ich gebe mein Vaterland auf, ich bitte Sie, daß Sie mich unter die Ihrigen aufnehmen!"

rief Narciß mit seiner zudringlichen Offenheit, die viel Einnehmendes hatte. „Was ich für Ansprüche habe? Ansprüche keine, aber wohl eine tief, tief gefühlte, inhaltschwere Bitte um die schöne Hand Ihrer Rosalie! O sehen Sie mich nicht so streng und kalt an! Hören Sie mir theilnehmend zu, mit väterlicher Milde, mit der vielgerühmten deutschen Gemüthlichkeit! Ich will mich Ihnen schildern, ich will mein ganzes Wesen offen und unverdeckt vor Ihnen ausbreiten, damit Sie in meinem Innern lesen können, ob ich würdig sei, von Ihrer Güte verstoßen zu werden! Ich bin ein Bildhauer, und in meiner, stillen, nur vom Schlag des Meißels durchtönten Werkstatt ist mir oft so wohl, daß ich in der friedlichen Gesellschaft meiner Bilder alle, auch die wildesten, Triebe des Herzens beruhigt fühle, daß ich aus der kunstgeweihten Einsamkeit nie mehr herausgehn möchte in die stürmisch bewegte Welt, daß ich wünsche, so bei meinem Marmor und Stein das Leben verträumen zu können, während draußen fern von mir Elend und Gefahr, Lust und eitles Glück der Menschen vorüberrauscht! Dann aber beginnt mich auch plötzlich wieder vor dieser meiner Abgeschiedenheit zu grausen, mich friert vor der Kälte

meiner leblosen Statuen, meiner stummen Gefährten, die in ihrem glatten, menschenähnlichen schönen Leibe keine Empfindungen, keine Leidenschaften bergen; des Künstlers Stilleben verliert seine Weihe und der Mensch lockt mich hinaus zum reizenden, freien Erdengenuß, in die wärmere Zone der Sinnlichkeit, der schäumenden, lachenden, üppigen Freudenfülle des Lebens! Da ergreift mich denn unwiderstehlich die wilde Künstlerphantasie, die mich nicht selten ins Irre und Böse treibt und mich fortreißt im Taumel der entfesselten Sinne, welche, anstatt heitres Glück im Genuß zu finden, sich im verworrenen Rausch bis zum Ekel am Erdentand sättigen! Verstehn Sie mich wohl, was ich meine, wenn ich den Zustand des Künstlers Ihnen beschreibe, der wie ein Halbgott alles Weltliche zu beherrschen und den vollen Becher der Lust ungestraft leeren zu dürfen wähnt, der aber statt der göttlichen Trunkenheit auch nicht selten in die gemeine Betrunkenheit versinkt und aus dem olympischen Göttersaal sich plötzlich in Circe's Ställe versetzt findet? So war auch ich fast rettungslos in diesen Künstlerzwiespalt zweier Extreme des Göttlichen und Irdischen versunken, und mein Naturell, meine Erziehung, meine Ver-

hältniſſe, ein bedeutendes Vermögen, das ich von dem früh geſtorbenen Vater ererbt und das eine zärtliche, willenloſe Mutter mir ganz für den Genuß des Lebens überließ, Alles trug dazu bei, mich nach zwei mit einander ſtreitenden Richtungen in die Irre zu führen, ſo daß ich weder in meiner ſtillbegrenzten Kunſt die alleinige Befriedigung des Lebens, noch im Leben die wahre Grenze des Genuſſes finden kann! Da erblickte ich zum erſten Mal das mild lächelnde, unausſprechlich gütige Antlitz Ihrer geliebten Tochter, und es war mir, als ſähe ich den Tugendengel plötzlich vor mir erſcheinen, der mir zuwinkte und mir zuflüſterte, daß ich nur in ihrem Beſitz Frieden und Verſöhnung für mein zerriſſenes, verworrenes Streben finden würde! Ja, alle meine Gefühle ſagten es mir untrüglich, wenn Sie mein wäre, aus deren Augen mich eine nie geſehene kindliche Unſchuld und ſüße Heiterkeit tröſtend anſchaute, dann würde es auf immer fromm und heimathlich in meinem Gemüthe werden, dann würde ich die Muſe meiner Kunſt und den Engel der Tugend zugleich unauflöslich an mich gefeſſelt haben und fortan in einem kunſtgeweihten Stillleben an ihrer Seite alle verführeriſchen Leidenſchaften und verlockenden

Triebe überwinden! O laſſen Sie, verehrter Mann, mich nicht getäuſcht ſein von der inneren Stimme, und ſchenken Sie Vertrauen und Erhörung meinen offenherzigen Geſtändniſſen, mit denen ich mich Ihnen ſo ganz wie ich bin, in allen meinen Mängeln, Schwächen, Wünſchen und Beſtrebungen dargeſtellt habe! Legen Sie auch, wenn ich Sie bitten darf, ein klein wenig Gewicht auf die Gunſt des Schickſals, die mich ſo bald und unerwartet in die Nähe des erſehnten Gegenſtandes geführt, die mir faſt ganz ohne mein Zuthun Ihre mir ſo unendlich wichtige Bekanntſchaft erworben hat, und verſtoßen Sie mich wenigſtens nicht ganz, nehmen Sie ſich meiner an, ſeien Sie mein väterlicher Freund, mein Vater!" —

Narciß, dem es mit ſeinem Bekenntniß ein heiliger Ernſt war, hatte ſo wahr und innig aus dem Herzen herausgeſprochen und mit einer ſolchen Aufregung ſeines ganzen Weſens ſich mitgetheilt, daß ihm der Major unmöglich gram ſein oder anders als mild und freundſchaftlich antworten konnte. Dies that er denn auch, aber freilich ohne ſonſt Etwas zuzugeſtehn, indem er vielmehr den jungen Bildhauer mit der klarſten und ruhigſten Eindringlichkeit zu überzeugen ſuchte, wie ſeine

Wünſche, an deren Redlichkeit er nicht zweifle, doch eine gewiſſe Unausführbarkeit in ſich trügen. Er wußte es Narciſſen mit ſolcher Folgerichtigkeit bemerklich zu machen, welche faſt unüberwindliche Abſtände in einem ſolchen Verhältniß durch die vorhandene Verſchiedenheit des Vaterlandes, des Nationalcharakters, der gewohnten beiderſeitigen Sitte und Umgebung hervortreten müßten, und wie dies Aufopferungen nöthig mache, welche in jedem Fall für den Einen oder den Andern gleich empfindlich und vielleicht ſogar unmöglich ſein würden, daß Dieſer ſelbſt vor der ſcheinbaren Unwiderleglichkeit des kalten, vernünftigen Beſcheids erſchrak und ſich kaum noch darüber zu freuen vermochte, als der alte Krieger die wohlwollende Verſicherung hinzufügte, der wahren Liebe ſei freilich kein Ding unmöglich, und Narciß müſſe ſich vor allen erſt ſelbſt überzeugen, ob ſein Gefühl auch wirklich ein dauerndes, und nicht blos eine Entzückung der Phantaſie ſei. Das Geſpräch, das Narciß mit ſo lebhaften und beredten Hoffnungen begonnen, erhielt von ſeiner Seite einen etwas kleinlauten Ausgang, und merklich herabgeſtimmt und abgekühlt in ſeinem Aufſchwunge durch die ſo unparteiiſchen Vernunftgründe des Ma-

jors, nahm er von demſelben Abſchied, der ihn einlud, bald wieder zu kommen. —

„Was die Franzoſen ſeit ungefähr zehn Jahren doch für ſonderbare Menſchen geworden ſind!“ ſagte der Major zu ſich ſelbſt, nachdem Narciß weggegangen war. „Jetzt fangen ſie ſogar an, nach einem tugendlichen und ernſthaften Lebenswandel zu trachten und wollen zu dieſem Endzweck deutſche Mädchen heirathen, und ſtatt daß ein ſolcher galliſcher Springinsfeld bei Gelegenheiten dieſer Art ſonſt um die Ecke herumging und ohne eine Intrigue nicht fertig werden konnte, wenden ſie ſich jetzt ordentlich auf dem Wege Rechtens, wie ein ehrlicher deutſcher Pedant aus dem vorigen Jahrhundert, erſt an den Vater, ehe ſie an das Mädchen kommen!“ — —

Narciß indeß war in einer ſehr unfriedlichen Stimmung fortgegangen, und empfand nur zu ſchmerzlich, daß ſeine Ideale wieder einmal vor der Wirklichkeit nicht Stand hielten. Er ſchämte ſich gewiſſermaßen vor ſich ſelbſt, wie es nach dem verflogenen Rauſch einer exaltirten Stunde zu geſchehen pflegt, und hätte zornig werden können, daß er ſich ſo wie ein Kind in ſeinem Innerſten vor dem deutſchen Major entblößt und

preisgegeben habe. So ſchritt er durch die Gänge des Hauſes, als ihm Suſanne wieder auf dem Flur begegnete, die jetzt ſchnell, als ſie ihn gewahr wurde, ausweichen wollte, um ihm nicht in den Weg zu kommen. Narciß aber, der ſich in dieſem Augenblick plötzlich von ſeinem alten luſtigen Humor wieder heimgeſucht fühlte, rief ihr in einem ſcherzenden Tone nach und ſuchte das fliehende Mädchen zu erhaſchen, das ſich jedoch, ganz unähnlich gegen ſonſt, ſeinen Liebkoſungen gewaltſam und unwillig entzog und mit einem bedeutenden Blick auf ihn, worin der Abgefertigte Schmerz und Wuth einer beleidigten Liebe leſen konnte, forteilte. So ſah ſich Narciß auch hier, wo er es am wenigſten erwartet, zurückgewieſen, und begab ſich von mancherlei faſt tragikomiſchen Gedanken und Reflexionen über ſein unglückliches Loos erfüllt, hinunter in den hinter dem Hauſe gelegenen Garten, um ſeinen bis zur Verzweiflung geſteigerten Mißmuth über ſich ſelbſt durch einen Spaziergang zu zerſtreuen.

Länger als eine Stunde war er ruhelos und mit ſich ſelber im Streit umhergeirrt, ohne das, was er ſuchte, den Frieden für ſein ſchmerzhaft erregtes Gemüth, zu finden. Als er jetzt wieder

nach dem Hof zurückkehrte, um das für ihn ſo verhängnißvolle Haus zu verlaſſen, ſah er eben zwei Reiter in das Thor ſprengen, in denen er den Marquis und die ſchöne Madelon erkannte, welche heut früher als gewöhnlich von ihrem Morgenſpazierritt mit ihrem Begleiter zurückkehrte. Einen ſolchen Eindruck hatte ſie noch nie auf ihn gemacht, ſo bezaubernd und wunderbar überraſchend war ſie ihm noch nie erſchienen, als in dieſem Augenblick, wo ihre reizend geſchmückte Amazonengeſtalt vom Roſſe herab, das ſeine ſchwanenleichte Reiterin mit edlem Stolze trug, eine unwiderſtehliche Schönheit hatte, und er verbarg ſich noch ein wenig hinter der Gartenpforte, um nicht ſogleich von ihr geſehn zu werden und ſich an ihrem Anblick noch eine Zeit lang ungeſtört weiden zu können.

Er wußte ſich ſelbſt keine Rechenſchaft darüber zu geben, warum ihn gerade jetzt wieder dieſer Reiz an ihrem Weſen ſo mächtig lockte, aber das mußte er ſich geſtehn, daß ſein Freund Dubois Recht gehabt, als er ſie zuvor die Venus des Romanticismus genannt hatte. Sie gehörte nicht zu den ſanften Schönheiten, nein! ſondern vielmehr zu den prächtigen und ſtolzen, die, wenn ſie

Liebe zugeſtehn, in derſelben herrſchen, anſtatt ſich zu ergeben, und den Auserwählten begnadigen, anſtatt von ihm beſiegt zu werden. Dennoch fehlte ihr ungeachtet dieſer wildſchönen Natur, die beſonders in ihrem Erſcheinen als ritterliche Amazone ſo wunderbar hervortrat, nicht der ſüße Widerſchein eines tiefen Gefühls im Auge, und die von dem anmuthig geſcheitelten Haar ſchmal begrenzte, feine Stirn hatte ſo etwas unſchuldig Mädchenhaftes, daß man in dem lieblichen Köpfchen oft nicht die tauſenderlei wechſelnden, anziehenden und abſtoßenden Launen vermuthete, an deren verlockender Gunſt und Ungunſt Narciß ſchon wie an einer Scylla und Charybdis ſeines Lebens ſicher vorbeigeſchifft zu ſein glaubte.

Jetzt hielt er ſich nicht mehr länger zurück, er gab ſeine verborgene Schau auf und näherte ſich Madelon, um die eben vom Pferde Geſtiegene zu begrüßen. Sie bot ihm ſehr heiter einen guten Tag und freute ſich, daß er wieder komme, ihren Garten zu beſuchen; ſie ſchalt ihn freundlich, daß er dies faſt den ganzen Sommer über verſäumt, und es ihm erſt jetzt wieder einfalle, da der unartige Herbſt die hübſchen Blüthen und

grünen Blätter meiſt alle geknickt und entfärbt habe.

Narciß hing unverwandt an ihren hellen, muntern Blicken, die den ſeinigen nicht ganz ohne Spott, der jedoch nur anmuthig lächelte, begegneten, und er begriff nicht, wie er vor einiger Zeit ſo kalt gegen ſie hatte werden können. Da fiel ihm auch als Gegenſatz Roſalie wieder ein in ihrer kindlichen, milden Schönheit, aber er ſuchte ihr Bild, das in dieſem Augenblick wie mahnend vor ihn trat, zu verſcheuchen, was nicht ohne ein im fernen Hintergrunde ſeines Innern zurückbleibendes, banges Herzklopfen gelang.

„Die Romantik hat doch ihr Paradieſiſches! Sie iſt ein warmes, ſelig glühendes Himmelreich!“ flüſterte ihm ein Dämon zu, der ſeine verführeriſche Sprache vom Zeitgeiſt borgte. „Es lebe wieder die romantiſche Liebe! Die froſtige Deutſche mit ihren klaren, blauen Augen, aus denen keine Leidenſchaft ſprüht, iſt wohl nur ein ſchönes, tugendſames, Marmorbild, das nicht wärmt, nicht entzündet, nicht erglühn macht in der winterlichen Oede des Lebens! Und dieſe Venus der Romantiker, wie weht ſchon von ihrem Anblick Dich ein belebender Südhauch an, der in Deiner

vom Mißmuth erkrankten und erstarrten Brust von neuem Frühling werden läßt!" — So dachte, so empfand, so schwärmte Narciß in dieser plötzlichen Aufregung und Verwandlung seiner Gefühle, für deren Rechtfertigung er hinlängliche Gründe zu haben glaubte, wenn er Magdalenen wieder und wieder anblickte.

Jetzt kam der alte Marquis, der bereits ins Haus gegangen war, mit verdrießlichem Gesicht wieder zurück und benachrichtigte Madelon, daß ihm so eben von der Dienerschaft die Ankunft des Herrn von Pomage gemeldet werde, der ihn schon oben im Zimmer erwarte; er könne sich aber heut mit dem langweiligen Landedelmann nicht einlassen, weil er überhaupt wegen heftiger Zahnschmerzen, die ihn immer nach gehabtem Aerger befielen, zur Unterhaltung nicht aufgelegt sei, und Madelon möge es deshalb übernehmen, die Geschäfte, die sie mit dem Fremden hatten, für ihn abzuthun.

Madelon lächelte, denn sie mochte zuvor von Dubois, — der so glücklich gewesen war, ihr einige Scenen seiner Tragödie vorlesen zu dürfen — Etwas von dem Statt gefundenen Streit über die Romantiker gehört haben. — „Recht bedeutsam ist es, Marquis, daß Ihr auf Aerger gerade

immer Zahnſchmerzen bekommt!" ſagte ſie, ihren alten Herrn ein wenig aufziehend. „Wie es ſcheint, empfinden Eure Zähne Schmerz darüber, daß ſie auf den Gegenſtand, der Euch ärgert, nicht gleich einbeißen können." —

Um ihm jedoch für ſein Leid einigen Troſt zu geben, fügte ſie hinzu, er möge nur den angekommenen Gaſt herunterſchicken, ſie wolle ſich im Gartenhauſe gern ein Viertelſtündchen mit ihm langweilen.

Der Herr von Pomage war ein wohlgenährter Edelmann aus der Provinz, der von dem Marquis Güter in Pacht hatte und deshalb alljährlich einmal in die Reſidenz kam, um den Contract mit demſelben zu erneuern und andere dahin gehörige Geſchäfte abzuſchließen. Es war bei dieſer Gelegenheit Sitte geworden, daß er immer einige Flaſchen vom beſten Champagner, wie er ſie zu Hauſe nicht hatte, vorgeſetzt erhielt, bei denen es dann ſehr leicht wurde, über das Geſchäft, das ohnehin meiſt nur einer erneuten Unterzeichnung der Namen bedurfte, mit ihm zu verkehren, da er gewöhnlich gegen Ende des Mahls ſchläfrig zu werden anfing und ſich dann alle Clauſeln, die

man von ihm ausbedingen wollte, friedfertig gefallen ließ.

Diesem gewohnten Verfahren gemäß befahl auch Madelon jetzt einem Diener, die nöthigen Anstalten im Pavillon zu treffen und lud Narciß ein, an der Partie Theil zu nehmen, als der dicke Herr eben die Treppe heruntersolperte und sich mit tiefen und unaufhörlichen Verbeugungen der Dame näherte. Man hatte sich bald genugsam bewillkommt und Madelon ergriff den Arm des schwerfälligen Herrn von Pomage, um sich von ihm in den Garten führen zu lassen, während Narciß, wie von einem träumerischen Zauber umfangen, den Schritten der Unwiderstehlichen nachfolgte.

Nach einigen Gängen durch den Garten, trat man in den geräumigen und freundlich geschmückten Saal des Pavillons, wo schon ein mit Champagnerflaschen und Gläsern wohlbesetztes Tischchen einladend bereit stand. Man setzte sich nieder und das schäumende lebenslustige Getränk löste dem zögernden Gespräch allmählig die Zunge. Mit dem guten Herrn von Pomage war das Geschäft bald beendigt, indem Madelon für den kranken Marquis von Neuem unterzeichnete, aber mit Narciß stand

ſie im Begriff, über ein neues Herzensbündniß zu unterhandeln, und der arme Berauſchte und Hingeriſſene wußte nicht, was er den nur durch Blicke gepflogenen Unterhandlungen entgegenſetzen ſollte. Nur die läſtige Anweſenheit des dicken Herrn, der heut ſo langſam und phlegmatiſch trank, verhinderte noch das Glück oder Unglück, daß die durch eine gefährliche Laune des Augenblicks neu aufgeregte, alte Leidenſchaft der Beiden ſich wieder erklärte.

Da fiel es auch Magdalenen plötzlich ein, daß ſie ihre Fremden aus Deutſchland heut noch ſo ſehr vernachläſſigt habe, daß ſie mit dem ehrwürdigen Major, der ihr zu Liebe mit ſeinem Töchterchen ſo weit hergereiſt, noch kaum ein Paar Worte geſprochen und ſich nur an der lieben Roſalie heut früh ſatt geküßt habe. Jetzt wollte die wunderbar Veränderliche auf einmal fort, aber der Herr von Pomage war eben in einer langen Erzählung über die ſteigenden und ſinkenden Gütertaxen begriffen, und es wäre unartig, dachte ſie, ihn darin ſo plötzlich zu unterbrechen; ſie blieb, aber eigentlich nicht um der Artigkeit, ſondern mehr um Narciſſens willen, der auch ihr heut einmal wieder gefiel. Der ſinnliche Champagner,

von dem ſie auch ein wenig ſcherzend genippt, hatte ihr das roſenrothe Blut in die glühenden Wangen hinaufgetrieben und ſie ſtrahlte wie eine volle Purpurroſe in verſchämter Glut. Narciß aber, ſeiner nicht mehr mächtig, ergab ſich ganz dem Champagner- und Liebes-Rauſch, in dem er wohlthätige Beruhigung zu finden glaubte für innere, mahnende, peinliche Stimmen. Nur das endloſe Geſchwätz des Landedelmanns, der diesmal gar nicht ſchläfrig werden wollte, verdroß ihn, und er fing jetzt an, um ihn zu unterbrechen, mit lauter Stimme einige Strophen aus Delavignes Pariſienne zu ſingen, welche er ſehr gut vortrug und wofür ihn Madelons Beifallslächeln belohnte.

Der Herr von Pomage aber glaubte, daß er es nur in dem gewählten Thema der Unterhaltung verſehn habe, und kam mit unermüdlicher Gelaſſenheit bald auf ein anderes. Er erzählte klagend, wie er ſich darauf Rechnung gemacht habe, daß ihn ſein Departement bei den neuen Wahlen zum Deputirten ernennen würde und wie ihm dieſe Hoffnung leider fehlgeſchlagen ſei. Er konnte nicht genug bedauern, daß er ſeinen ſehnlichſten Wunſch, in die Deputirtenkammer zu kommen, nicht erreicht habe. Das war zum Verzweifeln, ihn ſo trocken

mit anhören zu müſſen, während die neue Leidenſchaft der ſüßbewegten Herzen im jugendlichen Drang ſich mittheilen möchte.

Jetzt endlich beim letzten Glaſe übermannte ihn die Müdigkeit, er wurde ſtill und als Niemand mehr ſprach, drückte er ſich in die Kiſſen des Kanapees und entſchlief. „Bravo, ruhe ſanft!“ rief Narciß, indem er in toller Laune den behaglichen Schnarcher auf ſeine Arme lud, und die fette Laſt nicht ohne Mühe in das anſtoßende Kabinet trug, wo er ihn auf ein Ruhebett lagerte. „In die Schlafkammer gehörſt Du, aber nicht in die Deputirtenkammer.“ —

„Aber ich, o holdſelige Madelon, habe ich in Deinen Herzenskammern einen Deputirten für mich, der meinen Angelegenheiten bei Dir das Wort redet?“ fügte er ſchmachtend hinzu, indem er ſich näher und traulicher zu ihr ſetzte. „Deine Herzenskammern, das ſind die Deputirtenkammern, in denen ich Sitz und Stimme haben möchte; aber was für eine langwierige Geſchichte iſt das nicht mit den Deputirtenkammern! Man muß vierzig Jahr alt ſein und eine directe Steuer von tauſend Franken bezahlen, ehe man Zutritt hat zu den Kammern. Deinetwegen, o Zauberin, will ich

gern meinen Taufschein verfälschen und mich für einen Vierziger ausgeben, und was die Steuer von tausend Franken betrifft, da laß Dir die directe Steuer von tausend Liebesblicken genügen, und, indem ich so alle Bedingungen eines Wahlcandidaten erfülle, gieb, o gieb mir wieder Sitz und Stimme in den Kammern Deines Herzens! Aber bald, bald! in der süßen Gegenwart, und vertröste mich nicht, wie Du immer thust, auf die kalte Zukunft! Der Champagner in den Gläsern ist verschäumt, aber die Gluth im Herzen dürstet nach einem Tröpfchen erquickenden Blumenthau von Deinen Lippen!"

„Was willst Du, Schwärmer?" sagte sie, indem sie nahe und lange mit ihren durchdringenden Feueraugen in die seinigen blickte.

„Nur einen Kuß, einen einzigen, bescheidenen!" bat er, während sie, spröde thuend, sich wieder von ihm abwandte. „Du wunderbares, schönes, zartes, geistreiches, leichtsinniges, schwachherziges, phantastisches, wildes, launenvolles, trotzköpfiges, hartes, sprödes, süßes, schmelzendes, zauberisches Mädchen, ich bin wieder Dein Gefangener, der Sclav Deiner Augen! Ja, ich nenne Dich ein Mädchen, denn Amazonen, wie Du,

bleiben ewig mädchenhaft, und Du haſt nie ein Kind an dem ſchneeweißen Lilienbuſen geſchaukelt! Stolze Schöne, ich bitte Dich um einen Kuß! Weißt Du wohl, was das Reizendſte iſt, das die Dichter noch nicht an Dir beſungen haben? Dein ſchwarzes, dunkelglänzendes, reiches Haar!"

Er wagte es, im Liebesungeſtüm, eine ihrer Locken in ſeinen Fingern aufzurollen, und indem ſie, ihn über die Unart ſanfter als ſie ſonſt zu thun pflegte, ausſcheltend, ſich ihm entziehn wollte, löſte ſich, ohne daß man wußte, wie es zugegangen, das ganze ſchöne Haar auf und bedeckte ihr, in langen Flechten herabfließend, Schulter und Nacken mit der vollen wogenden Fluth des ſeidenen Gelocks. „Ein ſüßer Strom, ſich darin zu baden!" rief Narciß und verhüllte ſeine brennendheiße Stirn in ihren Locken, als wolle er ſich daran kühlen. Sie aber breitete die Arme aus und ſpendete dem Glücklichen jetzt freiwillig, was ſeine Bitte verlangt hatte. —

Indeß lauſchte ein Verräther, den Keiner vermuthet, draußen an dem nicht vorſichtig genug verhängten Fenſter des Pavillons. Es war die arme Suſanne, die noch zu wenig vergeſſen konnte, daß Narciß auch an ihr einſt Gefallen gefunden.

Sie hatte die Unterredung deſſelben mit dem Major belauſcht und davon wenigſtens ſo viel verſtanden, daß der ihr nun ſo verhaßt Gewordene um die deutſche Demoiſelle förmlich angehalten habe. Jetzt wurde ſie unwillkürlich Zeugin einer neuen Scene, als ſie ſich ins Gartenhaus begeben wollte, um der dort frühſtückenden Geſellſchaft noch Etwas zum Deſſert zu bringen. Ein Blick durch die von der Gardine unbedeckt gebliebene Fenſterſcheibe hinderte ſie, weiter zu gehn, und von dem Gefühl der Kränkung und Eiferſucht aufs höchſte getrieben, fiel das erzürnte Mädchen auf den Gedanken, ſich an dem Flatterhaften zu rächen.

Sie eilte ſchleunig durch den Garten in's Wohnhaus zurück. Athemlos und zitternd kam ſie dort an und zum Glück für ihre Abſicht war der Major noch nicht ausgegangen. Sie bat ihn dringend, ihr in den Garten zu folgen, weil er dort im Pavillon erwartet werde; ſie beſchwor ihn, nicht zu ſäumen, um dort Augenzeuge eines wichtigen und ſeiner Gegenwart bedürfenden Vorfalls zu werden. Der Major wußte nicht, was er davon denken ſollte, doch ſtand er bei der Haſt und dem Ernſt, mit dem das Mädchen ihr Verlangen wiederholte, nicht an, ihr zu willfahren.

Sie führte ihn bis an die Thür des Gartenhauſes, wo ſie ihn ſtehn ließ, indem ſie ſelbſt ſchnell wieder zurückeilte.

Madelon ruhte in Narciſſens Armen und in der ſüßeſten Luſt ſich berauſchend, vergaßen ſie Alles und dachten in der Entzückung des Augenblicks nicht daran, daß es eine Störung auf der Welt gebe. Jetzt trat der alte Major langſam ein und blieb wie feſtgewurzelt an der Thür ſtehen, als er die Beiden erblickte, von denen der Eine nur für den Andern, aber für Nichts außer ihm, Sinn und Auge hatte. Endlich wurde Madelon es zuerſt gewahr, daß ein Dritter die verſtohlene Stunde der Liebe belauſche. Mit einem lauten, gellenden Schrei des Entſetzens ſprang ſie auf und ſtieß den noch nichts ahnenden Narciß weit von ſich, daß er bleich zurücktaumelte.

„Hilf Himmel! Der ſteinerne Gaſt!!“ rief ſie mit krampfhafter Gewalt der Stimme durchdringend aus, von derſelben wunderbaren Phantaſie verwirrt, welche bei dem erſten Erſcheinen des Majors in der Erregbaren ſo ſeltſam aufgeſtiegen war. Von dem glänzenden Nacken und Buſen hatte ſich ihr das Gewand theilweiſe heruntergeſtreift, die langen, flatternden Haare hin-

gen ihr aufgelöst über die Schulter und in dieser reizenden Unordnung und Wildheit ihrer schönen Gestalt glich sie einer vom Gott hingerissenen, schwärmenden Mänade, in deren Augen eben die süßtrunkene Lust in den phantastischen Wahnsinn übergehen will. So hatte man sie nie gesehn, als in diesem schicksalsvollen Augenblick, wo Schreck, Zorn, Scham und Wuth über sich selbst in ihren Geberden, in ihrem Antlitz, auf dem eben heiße Liebesglut gestrahlt hatte, sich ausdrückte! —

„Der steinerne Gast!" stammelte Narciß mechanisch nach, und fuhr, indem er hervortreten wollte, bebend vor dem Major zurück, den er jetzt erst gewahr wurde und der noch immer stumm und unbeweglich dastand, in seinem starren Erstaunen allerdings einer steinernen Bildsäule ähnlicher, denn einer lebenden Gestalt. „Du bist Don Juan!" sagte der Major kalt und schneidend zu Narciß, der vor sich selbst hätte vergehn mögen. „So strebt der Künstler, der meine Rosalie liebt, nach einem tugendhaften Stillleben?" —

Nach diesen wenigen Worten, die Alles sagten, kehrte er sich schnell um und verließ die Bestürzten, ohne einen Blick auf Madelon zu wer-

ſen, die es eben ſo ſehr, als er ſelbſt vermied, ſeinen Augen zu begegnen.

Lange ſtanden die Beiden ſich gegenüber, ſtill und bewegungslos, ohne ſich anzuſehn oder mit einander zu ſprechen, und Keiner wußte weder für ſich noch für den Andern einen Troſt in dieſer peinlich verwirrten Stunde. Madelon war die Erſte, die wieder zu einem Entſchluß kam; ſie ordnete ſchnell, ſo gut es gehn wollte, ihren entſtellten Anzug und band die aufgelöſten Locken über einander; nur ein tiefdunkler Scharlach wollte ſich von den ſchamerrötheten Wangen nicht wieder verſcheuchen laſſen und entzündete ſich nur um ſo tiefer, je mehr ſie das heiße Geſicht in den Händen rieb. Dann eilte ſie ſchleunig fort, ohne ihm ein Adieu zu ſagen; in athemloſer Flucht, wie ein vom Geſchoß des Jägers getroffenes Reh flog ſie durch die Gänge des Gartens dem Hauſe zu. Hier verſchloß ſie ſich in ihren Zimmern und gab den Befehl, Niemand, wer es auch ſein möge, zu ihr zu laſſen.

Narciß war ihr langſam nachgegangen; er hoffte, den Major noch zu finden, er wollte und mußte mit ihm reden, er konnte dies nicht die letzte Scene zwiſchen ihnen ſein laſſen, obwohl er

ſelbſt nicht einſah, was ihm zur Rechtfertigung gereichen, noch viel weniger, was eine Verſöhnung wieder herbeiführen könne. Aber er fragte vergebens im Hauſe nach ihm, denn der Major war ſo eben ausgegangen.

Inzwiſchen kam auch der dicke Herr von Pomage, durch den Schreckensruf Madelons aufgeweckt, aus ſeinem Schlafkabinet hervor und machte ein komiſches Geſicht, als er die Champagnergeſellſchaft nicht mehr fand und in den Gläſern den Wein verſchäumt ſah. — —

Narciß ſchweifte troſtlos im Garten umher, den er eigentlich hätte fliehen mögen, aber ſeine Verzweiflung hinderte ihn, zur Ausführung irgend eines Entſchluſſes zu kommen. Nichts wollte er mehr unternehmen in der Welt, Alles ſchien ihm vergeblich, nutzlos, widerſinnig und bedeutungsleer, ſeitdem er vor dem Mann, vor dem er, wie vor Keinem, rein und fleckenlos dazuſtehen gewünſcht, zu Schanden geworden war und in der Schwäche ſeines unlautern Herzens ſich ihm verächtlich gezeigt hatte. Nach ſeiner eigenen Wohnung zurückzukehren, widerſtand ihm ebenfalls, denn was ſollte er da, was ſollte er irgendwo in der Welt? Hier war der Garten, wo die träumeriſch daſte-

henden Blumen, Blüthen und Gesträuche zu duften schienen von dem Reiz der Zauberin, die unter ihnen als ihre Herrin verweilte! Dort rauschte in der Ferne mit leisen Wellen das Bassin, in das diese zweite Armide an brennenden Sommertagen zum kühlen Bade hinabstieg! Jetzt erleuchtete die Sonne so hell und strahlend alle diese Stellen ihres Gartens, die eben so viele Erinnerungen an die Vergangenheit für ihn waren und die ihn jetzt nur feindseliger gegen sich selbst und gegen Die stimmten, deren gefährliche Liebesgunst ihm stets mehr Schmerzen als Lust bereitet hatte. Da erblickte er auch ihr marmornes Bild, sein eigenes Kunstwerk, und kaum vermochte er die Zerstörungslust zurückzuhalten, die sich seiner bemächtigte, es zu zertrümmern und die schöne Venusstatue in den nichtsbedeutenden formlosen Stein wieder aufzulösen, aus dem sie seine Künstlerkraft einst gestaltet hatte. Ach, mit seiner Künstlerkraft, fühlte er, würde es von nun an auch vorbei sein, und den Muth, Etwas zu schaffen, könne seine im Innersten ermattete und zerrissene Seele nie wiedererlangen, seitdem er dies an sich erlebt.

Durch die finstern Phantasien, in die er sich

immer tiefer verirrte, wagte ſich nur von fern ein leiſer Troſtesſchimmer, den er aber ſelbſt kaum feſthalten zu dürfen glaubte. Es war der Gedanke an Roſalien, deren Bild wieder aus dem Grunde ſeines Herzens hervortrat, deren mildes, trautes Geſicht ihm beſänftigend zuwinkte, als wolle es ihm verſichern, daß Vergebung und Verſöhnung nicht unmöglich ſeien. Aber er hielt ſich ihrer engelreinen Geſtalt für unwürdig und doch fühlte er, daß er den Gedanken an ſie nie laſſen könne, und daß die hohe Bedeutung, die er an ihren Beſitz für ſein Leben geknüpft, eine wirkliche und unumſtößliche Wahrheit für ihn habe.

Doch ihr Vater, würde er nach dem, was vorgefallen, noch wieder Glauben an ihn gewinnen können? Wie ſollte er vor ihm beſtehn und wie ſollte er ihn von der tiefen Reue, die ſein ganzes Weſen jetzt durchdrang, überzeugen? „Bitterſte Stunde meines Daſeins!“ rief er verzweifelt aus. „So ſchrecklich erfahre ich in mir den Zwieſpalt des Romanticismus und Claſſicismus der Liebe und des Lebens, und was dieſe verwirrungsvollen Namen für die Poeten bedeuten, das bedeuten für mich die Namen Madelon und Roſalie!“ — —

Der Major war unmittelbar nach jenem Ereigniß fortgeeilt, um ſogleich die nöthigen Anſtalten zur Abreiſe zu treffen, denn er war entſchloſſen, keinen Tag länger in Paris zu verweilen. „Wir reiſen in einer Stunde ab, Roſalie, nach Deutſchland!“ ſagte er jetzt, als er zurückkehrte, zu ſeiner Tochter, die den Vater nicht begriff und ihn erſtaunt anblickte, doch er wiederholte ſeine Aufforderung, ſich ſchleunig zur Abreiſe fertig zu machen, und in ſeinen ungewöhnlich finſtern Geſichtszügen las das dem Vater immerdar zu folgen gewohnte Mädchen, daß es ihm mit ſeinen Worten Ernſt ſei.

„Aber warum denn ſo ſchnell, ſo plötzlich?“ wagte ſie nur noch leiſe zu fragen, indem ſie ſich bittend und ſchmeichelnd an den Vater ſchmiegte. „Wir ſind ja geſtern erſt angekommen! Und weiß es denn Magdalene ſchon?“ —

„Sie iſt unwohl, ſie iſt krank!“ entgegnete der Major zurückhaltend. „Sie hat ſich auf ihrem Zimmer verſchloſſen und will Niemand ſehn; ſie iſt in einen reizbaren Gemüthszuſtand verfallen, in dem ihr keine Geſellſchaft taugt und am wenigſten ſolche, wie die unſere! Ich habe ſchon in Deinem Namen von ihr Abſchied genommen,

liebes Kind, und Du brauchſt nicht zu ſorgen, wegen unſerer auffallenden, plötzlichen Abreiſe. Leid thut es mir, daß Du von den Herrlichkeiten der weltberühmten Seineſtadt ſo wenig geſehn und genoſſen, aber glaube, es iſt eine Stadt des ſittenloſen Frevels, wo das ſchöne, heuchleriſch glänzende Außenwerk des Lebens nichts Anderes zum Inhalt hat als die Sünde! Ach meine Roſalie, Dein harmloſer Mädchenſinn ahnet noch nichts von der Verlorenheit und Verworrenheit, in der die ſchwachen, zum Unglück geborenen Menſchen auf dunklen Pfaden durch die Welt umherirren! Welch eine ſanfte, engelgleiche Mutter hatte dieſe wilde Magdalene! Du erinnerſt Dich noch aus Deinen erſten Kinderjahren her einer guten, ſchönen Frau von hoher, ſchlanker Geſtalt, die Dich oft auf den Armen trug und Dir die milde Freundlichkeit Deiner eigenen, frühe geſtorbenen Mutter erſetzte. Das war Magdalenens Mutter, und Magdalene war damals ſchon ein heranwachſendes Mädchen. Um ihrer unvergeßlichen Mutter willen hatte ich ſie aufgeſucht in Paris, um ſie wieder an die Heimath zu mahnen, um ihr in's Gedächtniß zurückzurufen, daß ſie eine Deutſche iſt, um ſie an ihre Mutter zu erinnern,

aus deren Lebensgeſchichte ich andenkenswerthe und ihr bisher noch unbekannte Mittheilungen ihr machen wollte. Aber da erregte ihr das Erinnern an die Vergangenheit Kopfweh, da war von der Flatterhaften kein zuſammenhängendes Geſpräch, keine ruhige Stunde des Beiſammenſeins zu erlangen, und ſo möge denn die Vergangenheit, die ich verſöhnen wollte durch Enthüllung eines merkwürdigen Lebensereigniſſes, möge ſie nun Schuldiges oder Unverſchuldetes auf immer in ihrem verſchwiegenen Dunkel bergen! Komm, meine Tochter, nach Hauſe, fort nach unſerm ehrlichen Deutſchland!" — —

Narciß irrte noch ſpät am Abend vor dem Hauſe in der Rüe de Chercke midi umher und blickte unverwandt nach den Fenſtern der deutſchen Fremden hinauf. Aber keine Spur zeigte ſich, daß die Zimmer bewohnt wären und die Fenſter blieben unerhellt. Das ganze Haus war dunkel und nur aus dem einfenſtrigen kleinen Kabinet Madelons machte ſich der ſchwache Schimmer eines Nachtlichtes bemerklich. Da erfuhr Narciß durch einen Diener, daß der deutſche Major mit ſeiner Tochter ſchon vor mehreren Stunden plötzlich wieder abgereiſt ſei. Mit Entſetzen hörte er dies an, aber in demſelben

Augenblick wurde auch ein Entschluß in seiner Seele mächtig, von dem er für seinen Schmerz wenigstens Zerstreuung, wenn auch nicht Linderung hoffte. Er mußte fort, er konnte nicht in Paris zurückbleiben, er wollte nach Deutschland, nach Coblenz, und er freute sich, daß ihm die Vaterstadt Rosaliens im Gedächtniß geblieben. —

Kälter und ruhiger geworden, ging er nach seiner Wohnung, um auf der Stelle Vorbereitungen zu einer Reise zu treffen. Mit einer nachlassenden Aufregung seines Innern, die eben dadurch bewirkt wurde, daß er zu einem Entschluß, etwas zu seinem Trost zu unternehmen, gekommen war, verbrachte er, obwohl schlaflos, die Nacht, und am andern Tage setzte er sich mit dem Frühesten auf den Postwagen, um den Vorangeeilten auf der Straße nach Deutschland nachzureisen.

Mehrere Wochen hindurch hatte sich Madelon in der abgeschiedensten Einsamkeit auf ihren Zimmern verborgen gehalten, ohne Jemand zu sehn und zu sprechen, und der Marquis Ciderant mußte seinen einzigen Lebenstrost, ihre Gesellschaft, so lange entbehren, ohne daß er sich diese

Laune auch nur im mindesten an ihr zu erklären gewußt.

Endlich ließ sie ihn eines Tages wieder zu sich rufen und kam ihm schmeichelnder und freundlicher als sonst entgegen. Sie nannte ihn liebkosend ihr gutes Väterchen, wie sie immer zu thun pflegte, wenn sie eine besondere Bitte an ihn hatte, und der Marquis hätte seinem holden Töchterchen diesmal um keinen Preis Etwas abgeschlagen, da er sah, daß sie von ihrer Schwärmerei, die Einsiedlerin zu spielen, nun glücklich zurückgekommen und sie wieder wohl und munter zu sein schien, obwohl ihre Augen noch fast wie verweint aussahen.

„Ich werde verreisen, Marquis, und Ihr sollt mich begleiten!" sagte sie zu ihm und legte ihm ihre Hand vertraulich auf die Schulter.

„Mon Dieu, Madame!" rief dieser und konnte sein Erstaunen nicht stark genug betonen. „Der Winter ist vor der Thür und es ist heut schon beträchtlich kalt. Der Frost ist aber kein gutes Reisewetter für zarte Damen und einen alten Cavalier, wie ich bin. Und wo soll unsre Tour hingehn, wenn ich fragen darf?"

„Nach Deutschland, nach Coblenz, nach mei-

ner Vaterſtadt!" verſetzte Madelon und ſah ihn ſo unwiderſtehlich bittend an, daß er keine Rettung für ſich wußte. „Ich muß," fuhr ſie fort, „meinen deutſchen Freunden und Verwandten einen Gegenbeſuch abſtatten, denn hier bei mir in Paris gefiel es ihnen, wie Euch bekannt iſt, ſo wenig, daß ihre ſchnelle Wiederabreiſe faſt den Anſchein hatte, als wenn ſie vor uns geflohen wären. Ich muß ihnen nach und den ſchlechten Eindruck, den Paris auf ſie gemacht hat, wieder zu verſöhnen ſuchen. Und was den Winter anbetrifft, mein theurer froſtiger Marquis, ſo hatte ich mir längſt gewünſcht, um einmal etwas recht Romantiſches zu erleben, eine Winterreiſe zu machen, und wenn Ihr Euch aus heißer Liebe zu mir entſchließt, mein Gefährte zu ſein, ſo wette ich, wird Euch nicht frieren auf unſrer romantiſchen Wintertour."

„C'est à périr!" ſeufzte der Marquis. „Das iſt keine Tour für mich, le tour romantique!" —

„Thut mir einmal den Gefallen, Väterchen, und laßt Euch erbitten!" ſetzte ſie hinzu, und ſah es ſchon dem weinerlich komiſchen Geſicht, welches der alte Herr machte, an, daß er nicht anders könne, als ſich gern oder ungern wieder in ihren

Willen zu fügen. Der Marquis ſchien ſich auch wirklich bereits nach Gründen umzuſehn, welche eine Reiſe in dieſer Zeit allenfalls zu rechtfertigen vermöchten, und Madelon ſuchte ihm auch den gegenwärtigen gefährlichen Zuſtand Frankreichs, welchen der ausgebrochene Zwieſpalt zwiſchen dem Miniſterium und den Kammern herbeigeführt, ſo bedenklich als möglich vorzuſtellen, um ihm eine einſtweilige Entfernung von dem unruhigen, wildgährenden Treiben in Paris wünſchenswerth zu machen. Aber dieſe Rückſicht hätte den alten Bourboniſten nur eher bewegen können, zu bleiben, um den Fortſchritt und Erfolg der höchſt bedeutenden Spannung keinen Augenblick außer Acht zu laſſen, von der er, und mit ihm alle Gegner der Revolution, einen allmähligen Wiederumſturz der conſtitutionellen Verfaſſung Frankreichs erwarteten; doch ließ er ſich endlich bewegen, ſeinem Liebling die Reiſebegleitung zu verſprechen, nachdem er ſich durch einen Blick auf die Karte überzeugt hatte, daß die Tour von Paris nach Coblenz nicht allzuweit nach dem Norden hinführe.

„Und ſeht Ihr, da kommt auch ſchon das Schuhwerk zu unſrer Wanderſchaft!“ ſagte ſie, als eben Meiſter Pichegrü, der Schuhmacher,

hereintrat, der ein Paar wohlgefertigte, niedliche Kunstwerke für Madelons Fuß brachte. Sie probte die nach dem neuesten Modegeschmack geformten Atlas-Schuhe auf der Stelle an, und da sie dem zierlichen Fuß nach Wunsch saßen, hüpfte sie sogleich damit fort, um in den Wagen zu steigen, den sie jetzt zur Abstattung einiger Abschiedsbesuche vorfahren ließ.

„Es bleibt also dabei, lieber Marquis!" sagte sie im Weggehen und drückte ihm zum Trost noch einmal recht zärtlich die Hand. „Wir reisen spätestens morgen, denn mir ist darum zu thun, eilig an Ort und Stelle zu sein. Und verlaßt Euch nur darauf, auch im Winter scheint die Sonne und auch auf einer Winterreise kann man warm werden!" —

„Eine herrliche, göttliche Dame!" rief der Meister Pichegrü mit Enthusiasmus aus, indem er die, seine Rechnung um ein nicht Geringes übersteigende Bezahlung, welche sie ihm in die Hand gedrückt, betrachtete. „Seitdem ich für sie arbeite, bin ich kein Schuhmacher mehr, nein! ich bin ein Künstler, denn wem es zur Lebensaufgabe gestellt ist, für die Bedeckung eines solchen Fußes zu arbeiten, der muß nothwendig in den höhern

Regionen der Phantasie schweben, er mag wollen oder nicht. Ja, wir Schuhmacher haben auch Phantasie, mein Herr Marquis, und wie wäre es auch möglich, für einen solchen Fuß, wie die Gnädigste hat, einen Schuh zu machen ohne Phantasie?" —

„Was hör' ich, Meister Cordonnier!" rief der Marquis lachend. „Seid Ihr auch, trotz der strengen Würde Eures Knieriemens, schwärmerisch und romantisch geworden? Doch kein Wunder, denn Ihr geht oft in's Theater, wie man mir sagt, und seid überhaupt ein Freund der Musen und des Zeitgeistes. Und seht einmal, was Ihr für ein schmachtender junger Mann seid, und wie Ihr Euch Eure Phantasielocken so ganz à la façon du genre romantique gedreht habt!" —

„Ich bitte Sie, verehrtester Herr Marquis!" entgegnete der begeisterte Schuhmacher voll hohen Eifers, — „stellen Sie sich nur diesen unbeschreiblich süßen und zarten Fuß vor, den die Gnädigste hat, und den ich Ihnen hier, in Ermangelung des Ideals selbst, an meinem Maaß wenigstens, nach der Länge und Breite hin vergegenwärtigen will. Zweifeln Sie nun noch, ob dieser schmale und schlanke Fuß, der höchstens anderthalb Zoll

in der Breite haben wird, nicht ein Wunderwerk, eine Zauberei und ein Räthsel des menschlichen Verstandes ist? O was muß ich empfinden, wenn ich diesem weichen, elastischen Fuß das Maaß nehme, wo, wie ein romantischer Dichter einmal gesagt hat, jeder Zehen, der sich mit dem sanften Nägelchen in den seidenen Strumpf eindrückt, auf seiner Spitze einen Liebesgott beherbergt, der seine Pfeile an dem Nägelchen schärft und dem armen Schuhmacher das Herz damit trifft! O was muß ich empfinden, wenn ich die Schwanengelenke dieses Fußes umspanne und ihnen das Maaß nehme, o was muß ich empfinden! Und ist es denn nicht natürlich, daß ich von der Zeit an schwärmerisch und romantisch, oder wie Sie es nennen wollen, geworden bin? Ach glauben Sie mir, Herr Marquis, dieser Fuß ist nicht nur mein Glück, sondern auch mein Unglück, denn seit ich ihn kenne, träume ich Tag und Nacht nur von ihm, und alle meine andere Arbeit bleibt liegen und nur für ihn, nach seinem Maaß, möchte ich Schuh und Stiefeln machen mein Lebelang; und selbst im Schlaf läßt er mir keine Ruhe, ich träume von ihm, ich nehme ihm Maaß, ich schneide Leder für ihn zu, ich ziehe Draht die ganze Nacht, um ihm eine

Sohle zu nähen, und so wache ich alle Morgen trostlos und abgemattet von der vergeblichen Arbeit, die ich mir im Traume mache, auf!"

„Seid kein Narr, Freund, und bleibt bei Eurem Leisten!" entgegnete der Marquis lachend. „Ihr Schuhmacher habt von jeher immer hoch hinaus gewollt und in dem Trachten nach etwas ganz Absonderlichem Eure andern Zunftbrüder zu überflügeln gesucht."

„Lediglich doch wir Damenschuhmacher, mein wertheſter Herr Marquis!" versetzte Pichegrü mit stolzem Nachdruck. „Und das kommt eben, will ich Ihnen sagen, daher, weil wir immer schöne Füße unter den Händen haben, welche unsere Phantasie erregen und in Flammen setzen. Deshalb ist es wohl nicht zu verwundern, daß es seit Anbeginn der Welt unter uns Schuhmachern so viel phantasiereiche, dichterische und philosophische Köpfe gegeben hat."

„Nun hört einmal," — fuhr der Marquis fort — „da Ihr wirklich ein verschlagener Kopf seid, so will ich Euch ein Geschäft auftragen, dessen Lohn einbringlicher für Euch sein soll, als die Verfertigung Eurer Phantasiegebilde auf dem Leisten. Ihr seid ein eifriger Theatergänger, und

wie Ihr vielleicht schon wißt, wird in der nächsten Woche auf der Porte St. Martin eine neue Tragödie des Herrn Dubois gegeben werden. Sie führt den Titel: Simson, und der Stoff ist wieder, wie diese Romantiker zu thun pflegen, aus dem alten Testamente gestohlen. Ich selbst verreise noch in diesen Tagen und kann daher der Vorstellung nicht beiwohnen, ich will Euch aber einige Dutzend Eintrittskarten verschaffen, und die sollt Ihr unter Eure Gesellen und sonstigen Zunftgenossen vertheilen, mit denen Ihr Euch am Abend der Vorstellung in das Theater begebt. Ihr, Meister, bildet dann gewissermaßen den Anführer der Uebrigen, und so wie Ihr nach der Euch zugetrauten Urtheilskraft eine schickliche Gelegenheit, welche das Stück darbietet, ersieht, gebt Ihr Eurer Compagnie, die Ihr auf den verschiedensten Plätzen durch das ganze Theater vertheilen müßt, ein verabredetes Zeichen, und dann brecht Ihr Alle mit Händen und Füßen in einen Sturm aus und thut Eure ästhetische Meinung durch ein tosendes Ungewitter kund! Ihr begreift mich doch, Meister Pichegrü? und ich verlasse mich darauf, daß Eure Zunft sich auf das Klopfen versteht! Und wenn Ihr es geschickt betreibt, so daß das Stück

allgemein durchfällt, ſeht hier, ſo iſt dieſer Wechſel bei meinem Agenten für Euch fällig."

„Halten zu Gnaden, Herr Marquis!" entgegnete der Schuhmacher — „ich bin ein armer Schlucker, aber ſo etwas kann ich nun und nimmermehr ausführen, denn ich habe doch auch ſo mein Gewiſſen, das mich unter dem Knieriemen hält. Der Herr Dichter Dubois iſt mein Freund und läßt ſeit Jahren bei mir arbeiten, und ſchon mein Vater und Großvater, die auch Schuhmacher waren, haben für ſeinen Herrn Vater und Großvater, die auch Dichter waren, gearbeitet. Nein, das kann ich nicht, dazu habe ich nicht Charakterſtärke genug, Herr Marquis! Und außerdem lebe ich zu eingezogen und habe zu wenig Bekanntſchaften und Umgang in meinem Gewerk, ſo daß ich nicht einmal ſo viel Leute zuſammenbringen würde, als für Ihren Plan nöthig ſind. Meine einzige Freude auf dieſer Welt habe ich daran, für den ſchönen Fuß der Madame Larofette Schuhe zu machen, und dann, wenn mein Geſchäft auf ehrliche Weiſe ſo viel Sous abwirft, einmal harmlos in's Theater zu gehn, wo ich mich bloß vergnügen will, aber mich nicht unterſtehe, mit Händen und Füßen eine äſthetiſche Meinung kund zu

thun. Es geht alſo nicht, gnädigſter Herr Marquis, und ich bitte, es mich nicht entgelten zu laſſen. Mon Dieu, ich kann auch nicht umhin, den Herrn Romantikern gut zu ſein, denn ihre Sachen dünken mich gar zu liebenswürdig!"

Damit empfahl ſich der redliche Meiſter Pichegrü und verließ den erzürnten Marquis, der darauf dachte, wie er noch vor ſeiner Abreiſe den gefaßten Racheplan an Dubois durch anderweitige Hülfe ausführen könne.

Der Major Eichen war mit ſeiner Tochter wieder in Coblenz angelangt, wo er ein ſchönes und geſchmackvoll gebautes Haus, das er nach ſeinem eignen Plan hatte aufführen laſſen, bewohnte. Sein natürlicher Trübſinn, für den er von der Reiſe Zerſtreuung gehofft, ſchien nach derſelben nur noch drückender auf ihm zu laſten und er begann wieder nach wie vor ſeine Tage in einſamer Zurückgezogenheit hinzubringen, in der er ſich nur mit Lectüre und mit ſeiner eignen Schwermuth beſchäftigte und ſonſt an allen geſelligen Freuden und Verbindungen der großen Welt keinen Antheil nahm. —

Auch Roſalie ſchien nicht mehr das heitre und offene Mädchen, wie ſie es vor dieſer Reiſe geweſen war. Das liebliche Kind hatte ein Geheimniß in ſich zu verbergen, das ihr ſchwer wurde, vor dem Vater, dem ſie ſich in Freud' und Leid immer ganz mitzutheilen gewohnt war, zurückzuhalten, und dies Geheimniß verrieth ſich in ihrem verwandelten Weſen, in ihren Augen und in dem plötzlichen Erröthen ihrer Wangen nur allzuweiß, ſo daß es nur von dem Major, der bei ſeinem eignen immer mehr in Melancholie verſinkenden Gemüthszuſtand keine Aufmerkſamkeit auf ſeine Tochter hatte, unbemerkt blieb.

Roſalie fing an, ſich von der Geſellſchaft ihrer jungen Freundinnen und Geſpielinnen zurückzuziehn, und dieſe wußten ſich keinen andern Grund dafür anzugeben, als den einfachen und der Spottſucht nahe liegenden, daß das verſtohlen ſeufzende und ſchmachtende Mädchen verliebt ſein müſſe. Aber das Geheimniß beſtand nicht allein darin, ſondern es hatte noch einen bedeutenderen Umfang.

Narciß befand ſich nämlich ſeit einiger Zeit in Coblenz und lebte dort in einer entlegenen Wohnung verborgen und eingezogen, ohne ſich

außer der Geliebten noch irgend Jemand entdeckt zu haben. Dem Vater Rosaliens sich zu zeigen, hatte er noch nicht wieder gewagt, und er hoffte von Tag zu Tag, daß sich von selbst eine günstige Veranlassung darbieten werde, damit er, woran ihm so viel gelegen war, den Major von seiner tiefgefühlten Reue und Buße, von dem ernstlichsten Entschluß, durch eine völlige Umwandlung seiner selbst alles Vorgefallene versöhnen zu wollen, überzeugen könne. Rosalien aber, die er bald nach seiner Ankunft Gelegenheit gefunden im Geheimen zu sprechen, hatte er leicht zu seiner Vertrauten gewonnen, wie sehr sie auch anfangs, als sie ihn zum ersten Mal, unmittelbar nach ihrer eignen Rückkehr aus Paris, in Coblenz wieder erblickte, vor seiner überraschenden und unvermutheten Erscheinung erschrak. Narciß hatte jedoch hier einen Vortheil für sich, der seine Wirkung auf das Herz eines nicht gefühlsverschlossenen Mädchens nie verfehlt. Er trat ihr als ein Unglücklicher, als ein Ausgewanderter entgegen, der um ihretwillen sein Vaterland, seine Freunde und Familie verlassen und wie ein Flüchtling ihrer Spur in die Fremde nachgefolgt war, um sich durch Aufopferung, Entbehrung und jede mögliche That ih-

res Vaters Gunſt und ihre eigne dauernd zu erwerben. So war das Geſtändniß ſeines Unglücks, ſeines flüchtig und wankend gewordenen Daſeins, das er ihr in einer günſtig erlangten heimlichen Zuſammenkunft zuerſt ausſprach, eigentlich das erſte Geſtändniß ſeiner Liebe, von der früher noch mit keinem Wort unter ihnen die Rede geweſen war, da ſie überhaupt, obwohl ſie ſich innig kannten, doch der Worte wenige bisher mit einander gewechſelt hatten.

Auch jetzt war das erſte Mal kaum von Liebe die Rede, ſondern nur von dem Unglück des jungen Franzoſen; aber durch welches Bekenntniß konnte er zarter ſeine Liebe andeuten und einleiten, als eben durch das Bekenntniß ſeines Unglücks, das er um der Liebe willen litt und büßen wollte? Roſalie ſah ſich dadurch in die gefährliche Lage verſetzt, daß ſie ihm den Troſt nicht verweigern konnte, und ſo gerieth das liebe Mädchen unwillkürlich in ein geheimes Einverſtändniß, über das ſie ſich den Tag hindurch ſelbſt mehr Sorgen und Vorwürfe machte, als bei dem edlen Verhältniß nöthig war, wenn ſie ſich dann auch Abends durch eine verſtohlene und liſtig veranſtaltete Zuſammenkunft mit dem Geliebten, durch

ein trauliches Gespräch mit ihm und durch gemeinsame Berathschlagungen über seine und ihrer Beider Zukunft beglückt und beseligt fühlte.

Narciß unternahm indeß in seiner jetzigen Einsamkeit eine Arbeit, die ihm nicht nur zur eifrigen Beschäftigung dienen, sondern auch noch in einem andern Sinne eine Arbeit der Buße für ihn sein sollte. Auch als Künstler wollte er büßen und sühnen, was er als Mensch vergangen, und so ergriff er diesmal, nachdem er sich das Material dazu herbeigeschafft, in der ernsten Absicht den Meißel, den ihm zürnenden Vater der Geliebten zum Gegenstand eines Bildes zu machen. Das drohende, von einem erhabenen Zorn überflogene Antlitz des alten Eichen stand ihm noch von jener verhängnißvollen Scene her in unauslöschlichen Zügen vor seiner Seele, aber auch in einem milderen Ausdruck hatte er schon das ehrwürdige Gesicht gesehn, und er hoffte, daß es sich ihm wieder mild und versöhnt zeigen werde. In diesem Sinne ging er daran, die Büste zu entwerfen, indem er durch ein Portrait des Majors, das ihm Rosalie zu diesem Zweck insgeheim zugestellt hatte, seine Phantasie ergänzte. Die Arbeit erinnerte ihn jeden Augenblick, indem er sich mit

ihr beſchäftigte, an die leichtſinnigſte und leidenſchaftlichſte That ſeines Lebens, und jeder Meißelſchlag, mit dem er die charaktervollen Geſichtszüge desjenigen, der ihn in ſeiner Schwäche ſo ſchmerzlich überraſcht hatte, aus dem Marmor herausbildete, traf ſein eignes Herz mit dem Gefühl der Reue und dem mahnenden Bewußtſein, gefehlt zu haben. Mit ſtill ausharrendem Fleiß ſchuf er ämſig an dieſem für ihn ſo beziehungsreichen Kunſtwerk, und fand allmählig in ſeiner durch die Kunſt ſich verklärenden Schmerzensarbeit einen ſanften, wohlthuenden Troſt, indem auch ſein feſter Entſchluß, der ihm nun nicht mehr wanken zu können dünkte, nämlich fortan nur Roſalien und mit ihr der Tugend und einem friedlich umgränzten Leben anzugehören, ihn ſtärkte. Nebenbei beſchäftigte ihn auch die gründlichere Erlernung der deutſchen Sprache, deren er bisher nur ſehr mangelhaft mächtig geweſen, und die ihm jetzt, da er ſie zugleich als Converſationsſprache der Liebe üben konnte, leichter als je ſchien. Sonſt war es dem jungen Franzoſen immer ſo ſchwer geworden, den liebkoſenden Namen Röschen auszuſprechen, aber bald löſte ſich auch dafür ſeine Zunge, und er fand nun das Röschen ſüßer und lieblicher, als

die mit französischem Accent spitz betonte Rosalie. Dies gab dem Verhältniß der beiden Liebenden, die ihren Umgang so sehr verheimlichen und nur in verstohlenen Stunden ablisten mußten, einen eignen Reiz und Inhalt, und in ihrem Glück betrübte sie nur die ungewisse Aussicht auf die Zukunft, und Besorgniß und Zweifel über die Art, wie des Vaters Sinn zu gewinnen sein möchte. Narciß fing an, sich in deutscher Lebensweise zu gefallen und fühlte keine Sehnsucht, nach Frankreich und Paris je zurückzukehren. Röschen aber hätte überall mit ihm sein mögen, wenn nur der Vater erst Alles wüßte und billigte. — —

Inzwischen hatte sich auch Madelon in Begleitung des Marquis und ihrer alten Dienerin Christine der deutschen Heimat wieder genähert, zu der auch sie gewissermaßen als eine Büßende wallfahrtete, denn sie hatte nicht nur einen verletzten väterlichen Freund zu begütigen, sie hatte sich auch mit sich selbst wieder auszusöhnen, und eine solche Beruhigung ihres bewegten Herzens erwartete sie von einem still gelebten Aufenthalt in dem Heimatlande ihrer Jugend, an dem Orte, wo sie ein Kind und harmloses Mädchen gewesen war.

An einem schönen sonnigen Wintertag, der kaum kalt, sondern anmuthig frisch zu nennen war, betraten sie zuerst den deutschen Boden, und Madelon fühlte sich von unerklärlichen Empfindungen hingerissen, die ihr eine Thräne in das sinnige Auge lockten. Sie hatte es nie geglaubt, daß die vaterländische Erde in einer solchen Sympathie mit dem Menschen stehen könne, um ihn durch ihren bloßen Anblick wie durch einen Freundesgruß zu rühren. Jetzt empfand sie es fast schwärmerisch, und tausend Jugenderinnerungen, alle Verhältnisse ihrer Kindheit, die sie hier an den Ufern des goldnen Rheins verlebt, stiegen wehmüthig, aber unendlich schön in ihrer Phantasie auf. Sie gedachte ihrer guten, verklärten Mutter, sie rief sich träumend alle Scenen in's Gedächtniß zurück, wo sie mit der Seligen gewandelt und gesprochen, wo sie von ihr geliebkost, belehrt, gebildet, gescholten und gesegnet worden war; sie fühlte, daß alles Schöne, was man erlebt hat, unvergeßlich sei, und sie freute sich, eine Deutsche zu sein. Das Uebermaaß ihrer Empfindung war so groß, daß ihr für einen Augenblick Zerstreuung von der mächtigen Aufregung nöthig schien. Eine solche Zerstreuung drängte sich ihr von selbst auf, denn sie hatte den alten Marquis

Cidevant neben ſich, der, ungeachtet der milden Witterung, entſetzlich fror.

„Nun, wie gefällt Euch Deutſchland, Marquis?“ fragte ſie ihn etwas ironiſch, und wiſchte ſich heimlich die Thräne, die nicht bemerkt werden ſollte, von der Wimper. — „Aber der Rhein, der prächtige, iſt doch ſchön, und die muntre Moſel?“ —

„Paſſirt, aber nur Alles hier zu ſehr gegen Norden!“ ſagte der Marquis froſtig und rieb ſich die Hände. —

„Mein Gott!“ ſeufzte Madelon, „wie kann man frieren in dieſer heiligen Stunde!“

„Ein alter Mann hat weniger Blut, als eine junge Wittwe von ſechs und zwanzig Jahren!“ bemerkte der Marquis ruhig.

In Coblenz ſuchten ſie das Haus des Majors Eichen auf, dem ſie ſich als unverhoffte Gäſte, deren Gegenbeſuch er gewiß nicht ſo bald erwartet, darſtellen wollten. Chriſtine, die betagte, treue Haushälterin Magdalenens, die faſt kindiſch vor Freude wurde, als ſie ihre über Alles geliebte Vaterſtadt, nach der ſie in der Fremde ſo viele Jahre vergeblich geweint und geſeufzt, mit den wohlbekannten Straßen, Häuſern und Thürmen wieder-

erblickte, ſuchte ihre Herrin zu überreden, vor allen Dingen ihr altes Wohnhaus in Coblenz aufzuſuchen, das ihrer Mutter, der ſeligen Frau von Ramberg, gehört und in dem Madelon geboren, auferzogen und von ihr, der bejahrten Dienerin, gewartet worden war. Alte Diener und alte Möbel haben eine gewiſſe wahlverwandtſchaftliche Zuneigung zu einander, ſo daß ſie gewiſſermaßen zuſammen leben und ſterben und es ihnen ſchwer wird, ſich von einander zu trennen. So hatte die gute Chriſtine immer das alte baufällige Haus im unvergeßlichen Andenken behalten, in dem ſie der Frau von Ramberg und ihrer Tochter Magdalene ſo getreulich gedient, und wie leicht konnte man jetzt der anhänglichen Frau den Wunſch nachgeben, auch das alte Wohnhaus zuerſt wieder in Augenſchein zu nehmen, um zu ſehn, ob es noch auf derſelben Stelle wie ſonſt ſtehe, und ob es noch zehn Jahre hindurch dem Sturm und Wetter getrotzt habe.

Madelon fühlte ſelbſt wohl einige Sehnſucht danach, es wiederzuſehn, und als der Wagen in die bekannte Straße einlenkte, blickten Herrin und Dienerin zugleich begierig zum Schlage hinaus, Jede in der Abſicht, es zuerſt wahrzunehmen, in-

deß der Marquis, welcher die deutsche Stadt noch mit keinem Auge betrachtet hatte, sich verdrießlich in die Kissen zurückdrückte. Man war aber die Straße einige Male auf und ab gefahren, ohne das Haus noch zu bemerken, so daß Madelon meinte, es sei nicht die rechte Straße und nicht dieselbe, in der sie damals gewohnt hätten. Christine jedoch widerstritt lebhaft und wußte mehrere Beweise anzuführen, die dafür sprachen, daß man sich in der wohlbekannten Straße befinde; sie zeigte auch genau die Stelle, an welcher das Haus gestanden, aber es war nicht mehr dort zu sehn, sondern ein neues, prächtiges Gebäude, eines der schönsten Jetzt in der Stadt, hatte sich an dem Platze des altmodischen erhoben, obwohl die Nachbarschaft umher ziemlich dieselbe geblieben war.

„Hier müßte es stehn, unser Haus!" sagte Christine, und blickte lange und traurig auf das neue und schönere, als ob sie ihm sein Dasein mißgönne. „Und habt Ihr Euch denn nie" — fragte sie Magdalenen — „um Euer heimisches Erbtheil bekümmert, und wißt Ihr nicht, in welche Hände der Nachlaß Eurer Mutter gekommen ist?" — Madelon hatte nie daran gedacht, doch fiel es ihr jetzt ein, daß der alte Freund ihrer Mutter,

der Major Eichen, ihr in Paris darüber habe Mittheilungen machen wollen, denen sie aus Leichtsinn und Flatterhaftigkeit immer ausgewichen war.

„Ein schönes Gebäude!" sagte der Marquis, und lehnte sich ebenfalls aus dem Wagen. „Steigen wir hier aus? Ich dächte, es wäre Zeit, daß wir endlich unter Dach und Fach kämen." —

Unterdeß hatte der Kutscher auf seine Erkundigung erfahren, daß man sich vor dem Hause des Major Eichen befinde, und bei diesem Umstand hätte Madelon fast nachdenklich werden können, denn wie überraschend war es nicht, gerade hier die an der Stelle des alten Hauses neu erbaute Wohnung des Majors, welche sie ebenfalls aufzusuchen hatten, so zufällig anzutreffen! Man ließ indeß halten und stieg ab, weil, wie die Sache auch immer sein mochte, das Endziel der Reise hier erreicht war. —

Rosalie trat ihnen zuerst entgegen und empfing die unerwarteten Gäste mit mehr Bestürzung als Freude. Madelon ließ ihr aber wenig Zeit, über die Absicht des so plötzlich kommenden Besuchs nachzudenken, sondern überhäufte ihr gutes Mühmchen zur Bewillkommung mit tausend Lieb-

kosungen und eben so vielen zärtlichen Vorwürfen darüber, daß sie mit dem Vater ohne Abschied von ihr aus Paris gegangen sei. Sie sagte, daß sie sich zum Wiedersehn den Abschiedskuß erbitten wolle, und daß sie diesen einzuholen hergereist sei, obwohl man nicht hoffen dürfe, sie jetzt nach diesem Bewillkommungs-Abschied gleich wieder los zu werden, denn sie sei stark entschlossen, auf einige Zeit in Deutschland Quartier zu machen.

Rosalie stand noch immer verwirrt und verlegen da, und bemerkte kaum, daß ihr der galante Marquis Cidevant mit altfranzösischem Anstand zweimal die Hand geküßt hatte.

„Und wo ist der Vater, liebes Röschen?" fragte Madelon. —

„Ich werde ihn rufen, aber er ist sehr kränklich!" erwiederte sie, indem sie sich schnell der Umarmung entzog und davoneilte.

Sie suchte den Vater im ganzen Hause, aber er war nirgends zu finden, obgleich sie wußte, daß er um diese Zeit nie auszugehn gewohnt sei, besonders heut, wo er sich unwohl befand. Indeß war es nicht das erste Mal, daß der Major in seinem eignen Hause verschwunden zu sein schien, und seine Tochter vermuthete, daß er sich dann

in einem verborgenen Kabinet in der ungeſtörteſten Einſamkeit religiöſen Selbſtbetrachtungen, einer heiligen Lectüre oder andern mit ſeinem kränklichen Gemüthszuſtand zuſammenhängenden Beſchäftigungen, in denen er von aller fremden Umgebung entfernt ſein wolle, hinzugeben pflege. Röschen ehrte das Geheimniß des Vaters und hatte ſich nie von unberufener Neugier gedrungen gefühlt, daſſelbe zu erforſchen. Sie begab ſich zu den Fremden zurück, um den Vater wegen ſeines längeren Ausbleibens zu entſchuldigen, aber das ängſtliche, zitternde Herzklopfen, das ihr die plötzliche Erſcheinung Magdalenens verurſacht, war noch nicht ruhiger geworden. Sie hatte von dem reuigen Narciß, der ſeiner verzeihenden Geliebten Alles bekannte, auch etwas über ſein früheres Verhältniß zu der ſchönen, verführeriſchen Frau erfahren, und dies that der Neigung für Madelon in Röschens Herzen ſchon einen bedeutenden Abbruch. Wußte Madelon vielleicht, daß ſich Narciß hier befinde? Wußte ſie wohl gar von ihrem beiderſeitigen geheimen Einverſtändniß? Unmöglich; aber dennoch konnte das liebe Mädchen ihr unerklärlich banges Gefühl nicht zurückdrängen, und wie große Zuneigung ſie auch im Anfang zu

der ſchmeichelnden Madelon gefaßt hatte, jetzt fing ſie an, ihre Nähe zu fürchten, ja, — ſoweit geht die leidenſchaftliche Aufregung eines ſonſt ſo ſanften Mädchens, ſobald ſie innig liebt, — ſie hätte ſie faſt als Nebenbuhlerin haſſen mögen. In dieſer bewegten Stimmung kehrte ſie nun zu der gleichwohl ſo liebenswürdig Ausſehenden zurück.

Madelon hatte unterdeß mit dem Marquis die ſchönen Zimmer bewundert, in denen ſie ſich befanden, und die, ſo wie die Anlage des ganzen Hauſes, den heiterſten und geſchmackvollſten Sinn verriethen. An dieſer Stelle war ſie einſt als Kind und Mädchen ſo froh und unſchuldig geweſen, und nie glücklicher als damals, obwohl in jener Zeit nur düſtre, altergraue Mauern und farbloſe Wände an dem Platze der jetzigen freundlichen Umgebung geſtanden hatten. Es konnte ihr kein Zweifel mehr übrig bleiben, daß dies neue Gebäude, welches dem vertrauteſten Freund ihrer ſeligen Mutter gehörte, wirklich an dem Platze ihres alten Familienwohnſitzes aufgerichtet ſei, und ſie nahm ſich vor, ſobald ſich nur eine ſchickliche Gelegenheit dazu bieten würde, den Major um eine Erklärung über alles Räthſelhafte dieſer Art zu erſuchen.

Jetzt trat Eichen selbst herein, ernst und umwölkt und mit allen Zeichen einer so tief in sich versunkenen Schwermuth auf der Stirn, daß er wie ein der Welt und aller Freude Abgestorbener erschien. Er stutzte einen Augenblick, als er die angekommenen Fremden gewahr wurde, doch konnte ihn das Ungewöhnliche nicht lange überraschen. Er bewillkommte Madelon, die ihm mit sehr innigem Gruß und einem wie um Verzeihung flehenden Blick entgegeneilte, kalt und einsylbig und hatte kein Liebeswort für sie, obwohl er dem Marquis die gewöhnlichen höflichen Redensarten nicht schuldig blieb. Er lud sie ein, bei ihm vorlieb zu nehmen, so lange sie wollten, da er Gastfreundschaft gern übe und selten dazu so angenehme Gelegenheit erhalte, als durch ihren nicht so schnell erhofften Gegenbesuch. Sonst schien ihm darum zu thun sein, das Fremde und Peinliche, welches die unerwartete Scene mit sich brachte, sobald als möglich wieder in das Geleis eines gewöhnlichen Ereignisses hinüberzuleiten, und er führte daher seine Gäste, weil es gerade Zeit war, nach kurzem Wechselgespräch sogleich zur Mittagstafel, die für den geschmackreichen Appetit des Marquis ganz nach Wunsch ausfiel. So hatte

es kaum den Anſchein, als wenn man den in Paris angeknüpften Umgang je auf ungewöhnliche Art unterbrochen hätte, oder es war wie ein gleichgültiges Geſpräch, deſſen Faden man am Morgen wegen dazwiſchenkommender Umſtände verloren und das man gelegentlich beim Mittagstiſch mit kühler Laune weiter fortſetzt.

Mit Madelon ſprach der Major äußerſt wenig, ohne jedoch durch ſeine Verſchloſſenheit gegen ſie bemerklich zu machen, daß irgend etwas Außerordentliches zwiſchen ihnen vorgefallen war. Dagegen unterhielt er ſich mit dem Marquis, mit dem er ſich nach Tiſche zu einer Partie Schach niederſetzte, ſehr angelegentlich über den gegenwärtigen politiſchen Zuſtand der Dinge in Frankreich.

Madelon ſaß nachſinnend und in ſich gekehrt da, denn die Unterhaltung mit der ſo ſchüchtern thuenden Roſalie, die ſie bei weitem nicht mehr ſo munter und zutraulich wiederfand, wollte ebenfalls nicht recht von Statten gehn. Roſalie verlor auch nicht wenig dadurch, daß ſie heut den ganzen Abend über an der ziemlich ſchweigſamen Geſellſchaft Theil nehmen mußte, weil ſie die verabredete Stunde, welche ſie ihrem Narciß zugeſagt, darüber verſäumte. —

So begann ſich in dem Hauſe des Majors das ſeltſamſte Verhältniß zu bilden, das, obwohl es nur für eine kurze Zeit zu ertragen ſchien, dennoch wider Vermuthen eine längere Dauer gewann, als alle dabei Betheiligten ſelbſt wünſchten und wollten. Ein Tag verging nach dem andern, ohne daß die aus Paris Herübergereiſten dem Zweck, welcher ſie nach Deutſchland geführt, näher gekommen wären. Der Major ließ ſich in keine tiefer gehenden Erörterungen ein, ſo ſehr ſich auch Madelon durch Aufwendung aller liebenswürdigen Kunſtgriffe, die ihr zu Gebote ſtanden, bemühte, ihm wieder Vertrauen und Neigung abzugewinnen und abzuſchmeicheln, und ſie konnte von dem Verſchloſſenen jetzt eben ſo wenig ein zuſammenhängendes Geſpräch zur Mittheilung alles deſſen, was ihr am Herzen lag, erlangen, als ſie ſelbſt damals in Paris ſein zuvorkommendes und wohlgemeintes Vertrauen, dem ſie ſich immer durch ein launiſches Vorſchützen von Kopfweh entzogen, gewürdigt hatte. Der alte Eichen blieb ſtumm und regungslos, und ließ ſich endlich nur bei Tiſche vor ſeinen Gäſten ſehn, indem er ſich die übrige Zeit des Tages in eine unzugängliche Einſamkeit zurückzog.

Madelon hätte verzweifeln mögen und die unerträgliche Langeweile, in die sie sich hier versetzt sah und die bald an die Stelle der schwärmerischen Entzückung über das Wiedersehn der Heimat trat, wäre fast zu einer ernstlichen Melancholie in ihr geworden. „Fort! fort! O könnte ich fliehn und fliegen, wie die Wolken, wie die Vögel, über die weite Welt hinweg, in neue, unbekannte Gegenden, um durch einen freien, schrankenlosen Flug meine beklemmte Brust zu erleichtern!“ rief sie mit stillen Thränen in den Augen aus. „Fort möchte ich, fort auf die Pilgerschaft, aber wohin? Mein Gott, ist nicht die Welt so groß, und ich weiß nicht wohin? Doch was soll ich schon wieder in Paris? Und was will ich hier in Deutschland? Die Leute sagen, daß in Paris nicht mein Vaterland ist, und doch hat es mir im Leben noch am meisten dort gefallen. So kann mir denn nur in der Fremde wohl sein? Nur in der Fremde? Ach, ich habe keine Heimat, keine Freunde, keine Lieben, die mir ergeben wären, keine Treue, auf die ich mich stützen könnte! Ich bin die arme Einsame! Aber die Deutschen, mögen sie auch meine gut-

müthigen Landsleute sein, sind doch im Grunde langweilige Menschen in ihrer Geselligkeit!" —

Der schleunigen Rückkehr nach Paris war jedoch ein unvermutheter Hinderniß entgegengetreten. Nicht nur, weil der diesjährige Winter ungewöhnlich kalt wurde, sondern auch weil die alterschwache Gesundheit des Marquis vor der übermäßig strengen Kälte der Jahreszeit zu erliegen anfing, sah man sich genöthigt, den Aufenthalt in Coblenz bis auf eine ungewisse Frist hinauszudehnen. Der alte Herr wurde bedenklich krank und mußte das Bett hüten. Madelon pflegte seiner mit unermüdlicher Zärtlichkeit und wich nicht von ihm, um bei dieser Gelegenheit ihrem Wohlthäter, dem sie Reichthum und äußeres Glück schuldig war, auch durch Zeichen ihrer Dankbarkeit und Anhänglichkeit einen Trost zu gewähren.

So ging der Winter hin und die im Hause des Majors Zusammenlebenden schienen sich ungeachtet der Nähe, in der sie sich waren, in einzelne fernliegende Gruppen von einander gesondert zu haben, ohne noch der gegenseitigen Annäherung, die sie selbst so sehr wünschten und die sie sich theils eigensinnig, theils aus verletztem Gefühl verweigerten, bei sich Gehör zu geben.

Das Frühjahr 1830 kam heran und auch die erſte Hälfte des Sommers war faſt verſtrichen, als ſich der Marquis endlich wieder zu erholen anfing und gegen alle Erwartungen der Aerzte von Neuem ſo rüſtig erſchien, daß er wohl noch trotz Podagra und Chiragra ein Jahrzehnt zu überdauern hoffen durfte. Jetzt war kein Grund mehr vorhanden, die Abreiſe noch länger aufzuſchieben und Madelon hatte Tag und Stunde dazu ſchon feſtgeſetzt. Von dieſem Augenblick an begann ſich die verſchloſſene Geſinnung des alten Eichen gegen Madelon plötzlich zu ändern, und er ſchien es nicht über ſich gewinnen zu können, ſie ſo ganz kalt und untheilnehmend wieder von ſich zu laſſen, ja er kam ihr zuerſt wieder mit der liebevollen Bitte entgegen, bei ihm in Deutſchland zu bleiben und nicht mehr nach der franzöſiſchen Hauptſtadt zurückzukehren.

Dies konnte nun Madelon nicht ſogleich verſprechen, da es auch gewiſſermaßen eine Pflicht der Pietät für ſie war, ihren Marquis Cidevant nicht zu verlaſſen und ihm noch in ſeinen letzten Lebenstagen treulich Geſellſchaft zu leiſten. Derſelbe aber wäre um keinen Preis zu bewegen geweſen, noch länger hier zu verweilen, denn ſeine

Ungeduld, wieder in Frankreich zu ſein, war faſt leidenſchaftlich. Die Zeitungen hatten ſeitdem Nachrichten aus Paris gemeldet, die von Tag zu Tag bedeutender und bedenklicher wurden; eine abermalige Suspenſion der neuen Deputirten-Wahlen von Seiten des Polignacſchen Miniſteriums war erfolgt und mit geſpannter Aufmerkſamkeit erwartete man allgemein den entſcheidenden Schlag, der für eine oder die andere Partei nothwendig daraus hervorgehen mußte. Die große Juli-Kataſtrophe, die letzte Exzpenentwickelung der vollendeten und vollſtändig aufgeblühten Frucht der franzöſiſchen Revolution, hatte ſich vorbereitet und war durch unzeitige, ſchlechtgeprüfte Sicherwähnung und das allzu große Selbſtvertrauen Derjenigen, die ihre Hoffnung darauf ſetzten und denen ſie ſelbſt zum ungeahneten Verderben gereichen ſollte, beſchleunigt worden. Der Marquis wollte und mußte als ein ächter Franzos in dieſem verhängnißvollen Augenblick des Vaterlandes durchaus an Ort und Stelle ſein. Er hoffte und vermuthete jedoch nichts weniger als den Widerausbruch einer eigentlichen Revolution in Frankreich, denn ſonſt würde ſich der antirevolutionaire Marquis Ciderant, der die verdrießlichen Incom-

meditäten einer ſolchen Zeit nur allzu ſehr erfahren hatte und noch in der Erinnerung auf das Bitterſte haßte, lieber zu einer Reiſe nach der Türkei entſchloſſen haben, als daß er wieder nach Paris gegangen wäre. Im Gegentheil, er hielt ſich, wie alle Parteigänger des abſoluten Königthums, für überzeugt, daß diesmal die königliche Gewalt ſiegen und gewiſſermaßen durch einen unwiderſtehlichen Befehl von oben herab, die verirrte Nation wieder zu den Stufen des Throns zurückrufen werde, unter deſſen unumſchränktem, gottgeſegnetem und durch Sitte und Herkommen einer ganzen allerchriſtlichſten Dynaſtie geheiligtem Scepter es allein glücklich werden und aus dem wilden Revolutionstaumel der neunziger Jahre den Weg zur Ruhe und Vernunft zurückfinden könne.

So erhielt Madelon nur mit der größten Mühe noch einen Tag Aufſchub von ihm, welchen ſie dem ſich ihr zuletzt immer mehr wieder nähernden Major, der ein beſonderes Gewicht auf den einen Tag zu legen ſchien, nicht hatte abſchlagen können. Unterdeß wurden jedoch alle Anſtalten zu der bevorſtehenden Reiſe getroffen, und die alte Chriſtine, die ſich, obwohl ihr freigeſtellt

wurde, in Ruhe in ihrer Vaterſtadt Coblenz zurückzubleiben, doch von ihrer Herrin nicht trennen wollte, legte ſeufzend ihr Gepäck wieder zuſammen. Die gute, treue Dienerin hatte auch nichts mehr, was ihr in Coblenz theuer war, denn ihre Bekannten und Freunde waren ſeitdem alle verſtorben, und wenn wenigſtens, ſagte ſie, das alte Haus noch ſtände, in welchem ſie einſt der ſeligen Frau von Ramberg gedient; aber auch das ſtand in Coblenz nicht mehr. — —

Ein gemeinſames, ſtilles Hoffen auf die Zukunft war inzwiſchen das ganze Glück geweſen, deſſen ſich Narciß und Röschen in ihrer verborgenen Liebe erfreuten. Narciß, der den Tag über nicht aus ſeinem abgeſchiedenen Zimmer herausging, hatte mittlerweile an der Büſte des Majors fleißig fortgearbeitet und ſie der Vollendung nahe gebracht. Das Werk, das dem Künſtler ſein und ausdrucksvoll gelungen war, ſollte den Liebenden zu einer eigenen Stütze ihrer Angelegenheiten dienen. Auf den einen der nächſten Tage fiel des Majors Geburtstag, und an dieſem Tage, wo dann, wie zu erwarten ſtand, auch die Fremden aus Paris ſchon wieder abgereiſt ſein würden, wollte Roſalie den Vater mit dem Kunſtwerk des

Geliebten als Angebinde überraschen und ihm dadurch von der treuen und unwandelbar ergebenen Gesinnung Narcissens ein sprechendes Denkmal darbringen. Alles war von ihnen genau und mit der scharfblickenden List der Liebe verabredet worden und konnte wenigstens in so weit nicht mißlingen, um den Major dem jungen Bildhauer einigermaßen wieder geneigt zu machen. In dieser Hoffnung hatte Rosalie, mit Hülfe einer vertrauten und zuverlässigen Dienerin, die Büste ihres Vaters bereits in das Haus schaffen lassen und sie für die nahegerückte Stunde heimlich zurechtgestellt, denn daß Madelons längere Anwesenheit der Ausführung des Plans hinderlich sein oder ihn wenigstens beschränken könne, war nicht abzusehn. So lange Madelon in Coblenz war, hielt sich Narciß um so verborgener, aber sie ahnte nichts weniger, als daß Der, um dessenwillen sie in einem unbewachten Augenblick das Vertrauen ihres väterlichen Freundes eingebüßt, ebenfalls hieher ausgewandert sei. —

Um diese Zeit empfing Madelon, einen Tag vor der festgesetzten Abreise, einen Brief aus Paris, der von einem ihrer dortigen Verehrer, dem romantischen Theaterdichter Dubois, an sie abge-

sendet war. Ihr junger Freund glaubte, daß sie nun nicht mehr nach der Seinestadt zurückkehren werde, weil sie ihren Aufenthalt in Deutschland bereits auf so lange ausgedehnt hätte und jetzt der so eben ausgebrochene Krieg der drei Tage, des 27., 28. und 29. Juli, in Paris, von dem sein um eine Woche später datirtes Schreiben ihr einen näheren Bericht mittheilte, sie vielleicht noch mehr davon abschrecke. Dubois hatte zu seinem ihr sehr huldigungsvoll geschriebenen Brief zunächst die Veranlassung genommen, ihr ein Exemplar seiner nunmehr gedruckten Tragödie: Simson, deren Dedication sie damals nach Vorlesung des Manuscripts freundlich erlaubte, mit einem Zueignungs-Gedicht zuzuschicken. Er fügte Einiges über die gelungene Aufführung der Tragödie hinzu, die, ungeachtet einer bestellten Opposition im Theater, dennoch siegreich durchgedrungen war und den besten Erfolg gehabt hatte; aber so groß war die politische Aufregung und Verwirrung, in welcher sich der Schreibende während des Briefes befunden haben mußte, daß er über den bedeutungsvollen Ereignissen des Tages, die ihn bewegten und von denen der größte Theil seines Schreibens handelte, das vergessen hatte, was die Einleitung und

Veranlassung seines Briefes ausmachte, nämlich — das in Rede stehende Exemplar der zugeeigneten Tragödie wirklich beizulegen, von dem er in dem Briefe als von einem anbei erfolgenden sprach. Dies war das possirlichste Unglück, das einem Poeten nur widerfahren konnte, aber der den politischen Ereignissen gewidmete Theil seines Briefes, durch dessen überwiegendes Interesse diese sonderbare Vergeßlichkeit eigentlich entstanden war, durfte dafür entschädigen, weil man sah, wie sehr der Dichter, der sein Liebstes, sein Gedicht, darüber vergessen, von dem Vorgefallenen ergriffen und begeistert sein mußte.

Madelon las den inhaltschweren Brief, der die bisherigen mangelhaften Nachrichten der Zeitungen durch die ausführlichere Schilderung eines Augenzeugen höchst interessant vervollständigte, dem Major und dem Marquis vor, die Beide natürlich einen sehr verschiedenartigen Eindruck davon empfanden. Der alte Eichen schien allen seinen eingewohnten Trübsinn darüber zu vergessen und in der nicht zurückzudrängenden Bewunderung der glorreichen Sache fast wieder jung zu werden, während der Marquis Eidevant nicht genug beklagen konnte, daß die drei Ordonanzen des Königs,

welche nach ſeiner Meinung eine höchſt weiſe Umgeſtaltung der Dinge bewirkt haben würden, ihren großen Endzweck verfehlt hätten. Der Theaterdichter Dubois ſagte freilich in ſeinem Schreiben voller Eifer, daß dieſe zuerſt im Moniteur erſchienenen Ordonnanzen, welche Alles verſchuldet und veranlaßt hätten, das Werk eines lange im Stillen und in der Finſterniß vorbereiteten Staatsſtreiches wären, der nicht nur durch die ungeſetzmäßige Caſſation der Wahlen, wodurch die Kammer noch vor ihrem wirklichen Zuſammentreten aufgelöſt wurde, die Heiligkeit der Charte verletzt habe, ſondern eben auf eine Vernichtung der Charte, der Preſſe und des Privat-Eigenthums ausgegangen ſei.

Eine Nachſchrift des Briefes war vom 9. Auguſt hinzugefügt, an welchem Tage, nach dem bewundernswürdig raſchen und conſequenten Verlauf des ganzen Dramas, der edle Louis Philipp ſich zum König der Franzoſen erklärte. Charles X. hatte ſein Volk verlaſſen, er war wie ein in der Sturmnacht auswandernder Lear, der ſich ſelbſt um ſein Reich gebracht, von dem Thron ſeiner Dynaſtie geflüchtet, und das Geſchlecht der Bourbonen, das man faſt immer im Widerſtreit gegen

seine eigne Zeit gesehn, sollte, durch das waltende Schicksal der Geschichte selbst, in Frankreich eher erlöschen, als es noch vor Kurzem geahnet worden. „Welch' eine erhabene Stunde war es — schrieb Dubois — als dieser hochherzige, freisinnige, milde Orleans heut im Palast Bourbon in der Versammlung der Pairs und Deputirten seiner Nation den Eid der Treue schwur; aber noch herrlicher war es, ihn zu sehn, als er darauf, zu Pferde gestiegen, eine wahrhaft königliche heitre Gestalt, nach dem Palais Royal zurückkehrte und unterwegs vielen der Vorübergehenden die Hand reichte, um den geschlossenen Bund zwischen König und Unterthan persönlich zu besiegeln. So weit ging seine eigene Begeisterung, so sehr strömte sein eignes Gefühl über, von den einzig großen Vorgängen hingerissen! O es war ein himmlischer Augenblick, zu sehn, wie sich König und Unterthan die Hand reichten, während die umherstehende National-Garde jauchzend ihre Musik erschallen ließ und die Marseiller Hymne sang. In welcher schönen, bedeutungsvollen Zeit leben wir doch! Dieser Louis Philipp und sein Volk, was sind beide für ein treffliches Paar! — er, der sich roi citoyen nennt und sein will, der Bürgerkönig! — und

ſein Volk, das mehr durch eine Heldenthat der Vernunft, als durch einen langen blutigen Krieg, die geiſtloſe abſolute Despotie für immer in ſeinen Landen austilgte!"

„Alle Leute ſagen — fügte Dubois zum Schluß ſeiner patriotiſchen Herzensergießungen hinzu — daß durch die Revolution der drei Tage auch die Romantiker in Paris einen bedeutenden Stoß erlitten hätten. Alle Leute meinen es, aber nur wir gemäßigten Romantiker nicht, die wir in unſerm Sinne auch liberal ſind, und im Gegentheil hoffen, daß jetzt, da die Veranlaſſung, den Romanticismus als politiſches Aushängeſchild zu gebrauchen, durch die neuſten Zeitereigniſſe allerdings zerfallen iſt, die romantiſche Schule anfangen werde, ſich von allen politiſchen Nebenabſichten zu reinigen und ihr Streben mit ausſchließlicher Begeiſterung nur darauf zu richten, daß ſie in der Poeſie eben ſo die neue Zeit für Frankreich herbeiführe, als es die Liberalen in der Politik gethan. Neulich, meine angebetete Madelon, hatte ich noch einen ganz beſondern Spaß, als ein hier anſäſſiger Deutſcher, der ſich durch deutſchen Sprachunterricht — ein in Paris jetzt ſehr gangbarer Artikel — ernährt, mich beſuchte, und mit

vollkommen pedantischer Miene eine recht genaue und deutliche Definition von mir begehrte, was denn eigentlich das Romantische sei und was nicht. Mein Gott, was sind die Deutschen doch für Narren mit ihren Definitionen, um die sie sich von jeher abgequält haben! Ich lachte den deutschen Schulmeister aus, der durch mich hatte klug werden wollen, weil er gehört, daß die Sache bei uns so viel Lärm gemacht, und bat ihn, mir zuerst recht genau und gründlich auseinanderzusetzen, was eine Sommersternennacht, eine Wintertraumstille und Schneeflockenmährchen denn eigentlich für Dinge wären!"

So ging der Brief des romantischen Dichters aus dem Ernst der politischen Nachrichten allmählig in gemüthlichern Scherz über und endigte zuletzt mit einigen artigen Witzeleien über das Schicksal des Dey's von Algier, der aus den verhängnißvollen Welterereignissen des Tages wie eine tragikomische Figur herausblickt und der Ironie allerdings genug Stoff zu Anspielungen bieten konnte. — —

Der Marquis Cidevant war, wie gesagt, trostlos über Alles, was in Paris vorgegangen, und wollte nun nichts von der Rückkehr dorthin hö-

ren, als ihn Madelon an die nahende Stunde der Abreiſe erinnerte, ſondern verbarg ſich ſchwermüthig und an der ganzen Welt verzweifelnd auf ſeinem Zimmer. „Was ſoll ich mit ihm anfangen?“ ſagte Madelon und ging, den Major von dem wieder hinausgeſchobenen Termin ihrer Reiſe zu benachrichtigen. Eichen, der ſeit Kurzem ganz aufgeſchloſſen und erheitert ſchien, drückte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ſeine Freude darüber aus und nahm ihre Hand mit einem ſo bedeutungsvollen Druck in die ſeinige, als wenn er für jeden heimlichen Groll, der ſie bisher getrennt hatte, die Verſöhnung ausſprechen wolle.

„In einer Zeit, wo ſo viel Großes geſchieht, als heut zu Tage, muß ſich Jeder ſeinen kleinen Haß und ſeine kleinlichen Sorgen vom Buſen wälzen, um mit befreitem Herzen an dem freien Lebensdrang der Völker theilnehmen zu können!“ ſagte er feierlich. „O meine Magdalene, laß mich wieder Dein Oheim ſein, wie ich es Dir als Kind geweſen, wo Du, ein ſüßes, kleines Mädchen, mich immer ſchmeichelnd und gern ſo nanntest! Sieh, gerade heut iſt der Namenstag Deiner verklärten Mutter, und wie können wir beſſer das Wehmuthsfeſt der Erinnerung begehn, als wenn wir

mit einander in traulicher Stunde von den Tagen der Vergangenheit sprechen und ich Dich endlich über ein für mich und Deine selige Mutter so schicksalsvoll gewordenes Verhältniß nicht mehr in Ungewißheit lasse, das mich noch immer wie eine verborgene Schuld drückt, so lange ich es verschweige, und das ich schon längst Dir mitzutheilen mich gesehnt hatte. Komm, meine traute Magdalene, aber laß uns zuerst nach meinem Röschen sehn, denn sie soll auch dabei sein, und was ich zu eröffnen habe, gehört für Euch Beide!"

Rosalie wurde gerufen und wußte nicht, was sie davon denken sollte, als sie ihren Vater und Madelon in einer so feierlichen Stimmung zusammen antraf. Sie glaubte Anfangs, daß man sie zum Abschiednehmen herbeirufe, und freute sich schon, nun der Abreise der Fremden gewiß zu sein und nicht durch sie in dem sinnigen Plan gestört zu werden, den sie für den auf übermorgen fallenden Geburtstag des Vaters zum Heil ihrer Liebe entworfen hatte. Aber der Major bat, ihm zu folgen, und führte sie Beide stillschweigend durch eine Reihe von Zimmern zu einem fern gelegenen Gemach, wo er unvermerkt eine verborgene Tapetenthür in der Wand öffnete, die zu

Rosaliens größtem Erstaunen zu einem Theil des Hauses hinausführte, welchen sie bisher in dem großen Gebäude ihres Vaters weder gekannt noch geahnet hatte.

Sie traten auf einen kleinen Flur und sahen sich hier aus den freundlichen, schmuckreichen Zimmern des Wohnhauses plötzlich in eine durchaus veränderte Umgebung versetzt. Wie man in Parkanlagen künstliche Ruinen nachbildet, um mitten unter der Blüthenpracht der unveraltenden Natur durch eine elegische Spielerei an die Vergänglichkeit zu mahnen, so erblickten Madelon und Röschen jetzt unversehens eine altergraue, fast zerfallene Wand mit einer darin befindlichen, ebenfalls alle Spuren der Zeit verrathenden Thür vor sich, die mitten in dem neuen Hause um so seltsamer überraschen mußten. Die Ueberraschung wurde größer, als Eichen die Thür aufschloß und, mit einem stillen, heiligen Ernst im Gesicht, die Damen einlud, ihm zu folgen.

Es war ein kleines, niedriges Zimmer, das sich hier vor ihnen eröffnete, wunderbar ausmöblirt mit altmodischem Geräth und halbzerrissenen, bestäubten Tapeten; aber wie verstört auch Alles aussah, so schien dennoch eine gewisse absichtliche und sorg-

ſame Anordnung in dem zerfallenen Gemach zu herrſchen. Ein kleiner Schrank mit einigen Büchern, ein Sopha und ein altes Klavier, auf deſſen Pult einige durch die Zeit vergelbte Notenblätter noch aufgeſchlagen lagen, ſtanden in demſelben düſter und unheimlich anſprechend umher.

„Dies iſt meine Erinnerungsſtätte, wo ich der Vergangenheit zu gedenken pflege!“ ſagte der Major, nachdem ſie eingetreten waren, mit ſo ſanfter Stimme, als man ſelten von ihm hörte. „Ja, Magdalene, es iſt nicht nur das Haus Deiner Mutter, über dem Du das meinige neu auferbaut ſiehſt, ſondern hier ſtehſt Du auch in dem alten Wohnzimmer ſelbſt, das ich zum Gedächtniß der Tage, die ich mit Euch in ſolcher Umgebung verlebte, in dem neuen Gebäude künſtlich und getreu nach dem Modell der Vergangenheit bewahrt und erhalten habe. Es iſt Stein vom Stein des alten Zimmers, in dem Du ehemals als Kind mit Deiner Mutter gewohnt, es ſind dieſelben Geräthe, daſſelbe Klavier, auf dem die Mutter Dich die erſten Taſten anſchlagen lehrte, dieſelbe große unförmliche Uhr dort an der Wand, welche jetzt ſtill ſteht, und damals die ſchönen Stunden eines einſam glücklichen Lebens ſchlug, und mag man

mich einen Schwärmer ſchelten, daß ich die Vergangenheit ſo in ihrer äußerlichen Geſtalt feſtzuhalten ſuche, für mich hat dieſe Schwärmerei noch eine tiefere Bedeutung!"

Er bat Madelon und Röschen, ſich zu ſetzen, die mit bänglicher Empfindung in dem wunderbaren Gemach Athem holten, und in ihren neumodiſchen, eleganten Gewändern, in ihrer jugendlich blühenden Schönheit ſelbſt einen eignen Contraſt zu der ſie umgebenden Ruine bildeten. Nachdem ſie ſich auf dem verblichenen ſeidenen Kanapee niedergelaſſen, hub der Major an, ſeinen ſtill lauſchenden Zuhörerinnen die Geſchichte eines Alle nahe betreffenden Lebensverhältniſſes zu erzählen, auf das beſonders Magdalene mit geſpannter Aufmerkſamkeit hörte.

„Zwölf Jahre ſind verfloſſen, Magdalene, ſeitdem Deine unvergeßliche Mutter, Juliane von Ramberg, ſtarb!" begann er, bemüht, eine Thräne wehmüthiger Erinnerung zu verbergen, welche ihm die ehrwürdigen Wangen benetzte. „Sie war eine geiſtreiche, aber ſeltſame Frau, und ich lernte ſie in den letzten Jahren ihrer nicht glücklichen Ehe kennen, welche ſie mit Deinem Vater, einem vornehmen Mann von bedeutendem Range, eine Reihe

von Jahren hindurch verlebte. Ihr Gatte war ein ausgezeichneter Staatsmann, ein heller, gebildeter Kopf, ein aufgeräumter Gesellschafter, den ich mit Stolz meinen Freund nannte; aber etwas fehlte ihm, das sich nicht erwerben läßt, weil es zum Charakter des Menschen gehört, nämlich häuslicher Sinn und gemüthliche Familienliebe, und diese beiden Tugenden waren es gerade, in denen Juliane, Deine Mutter, so ganz lebte und fühlte, daß sie nur darin alle Lebensfreude suchte. Er konnte sich nur im Genuß der großen Welt wohl befinden, sein Glück mußte ein geräuschvolles, glänzendes sein, wenn es den Namen Glück verdienen sollte, während sie, durch eine etwas pietistische Erziehung gegen die weltlichen Freuden verstimmt, nur den stillen Tiefen eines in sich versenkten und befriedigten Seelenlebens sich zuwendete. Weltlichkeit und Gemüthlichkeit hatten hier eine Ehe geschlossen, welche nur durch den Irrthum äußerer Umstände veranlaßt sein konnte; aber ungeachtet sie Beide nach so verschiedenen Richtungen hin strebten, auf denen sie sich nie zu begegnen hoffen durften, führten sie dennoch das ihnen auferlegte Verhältniß gegenseitig mit bewundernswürdigem Anstand durch, ohne vor der Welt je

die Haltung zu verlieren. Ihre natürliche Disharmonie hatten sie einmal Beide klar erkannt, aber sie wurde von den edlen Menschen nie ausgesprochen, sondern blieb in solchen Stunden, wo sie sich am bemerklichsten machte, nur ein schmerzliches Gefühl der Wehmuth, was seinem strengen Rechtlichkeitssinn, der bei Lebemännern seiner Art wohl höchst selten so gefunden wird, vielleicht nicht weniger hoch anzurechnen war, als der unvergleichlichen Sanftmuth Deiner Mutter. Juliane war fromm, doch ohne krankhafte Uebertreibung, denn sie war auch schön; und wäre sie eine der kranken Frommen gewesen, wie hätte sie schön sein können? Mein Umgang schien einigen Werth für sie zu haben und wir fühlten eine gewisse Sympathie zu einander, die sich zwar tief in der Stille unserer Herzen verbarg, die uns aber eine gegenseitige Nähe zum Leben unentbehrlich machte."

„In dieser Zeit starb plötzlich Dein Vater, Magdalene, als Du kaum, wenn ich nicht irre, Dein dreizehntes Jahr erreicht hattest. Deine Mutter floh jetzt ganz alle Verbindungen der vornehmen und großen Welt und ging nun fast zu einem entgegengesetzten Extrem über, um sich ihrer Neigung und ihrem Charakter gemäß das Leben

einzurichten. Juliane hatte geiſtreiche Grillen und eine ſolche beſtimmte ſie jetzt, ſich mit ihrem Töchterchen, das für den Genuß der Welt geboren zu ſein ſchien, in eine klöſterliche Abgeſchiedenheit von ihren bisherigen Bekannten und Freunden zurückzuziehn. Sie verließ die ihr zu prächtig dünkende Wohnung, welche ſie mit ihrem Gatten inne gehabt, und kaufte in einem entlegneren Theile der Stadt ein altes Haus, welches ganz das Anſehn einer verfallenen Kloſterruine hatte. Hier lebte die wunderbare Frau, welche noch in der ſchönſten Blüthe ihrer Jahre ſtand, durchaus einſam und widmete ihre Zeit der Bildung ihrer Magdalene, der Lectüre und der Ausübung der Muſik, für die ſie ein herrliches Talent beſaß, und wenn man zu einer gewiſſen Stunde an ihren Fenſtern vorüberging, konnte man die rührendſte und ausdrucksvollſte Stimme vernehmen, mit der ſie geiſtliche und andere Lieder, wie auf überirdiſchen Tönen ſich aufſchwingend, zum Flügel ſang. Sonſt wurden die Nachbaren ihrer Nähe nur wenig gewahr, denn Juliane zeigte ſich nie auf der Straße und hatte ihre Promenade auf den hinter dem Hauſe liegenden kleinen Garten beſchränkt."

„Ich war der einzige ihrer ehemaligen Freunde,

der auch jetzt zu ihrer Einſiedelei einen ſtets willkommenen Zutritt hatte, und es verging kein Tag, kein Abend, den ich nicht in Eurer Mitte, in Eurer Geſellſchaft glücklich und friedlich zugebracht. Ich bedurfte ſelbſt damals eines ſo troſtreichen Umganges, als die ſtarke und erhabene Geſinnung Deiner Mutter war, denn ich hatte noch den früh erfolgten Tod meiner Gattin, welche an den Folgen einer unglücklichen Geburt ſtarb, zu betrauern. Du, mein Röschen, wareſt mein einziges Kind, damals eben drei Jahre alt, und ich brachte Dich oft mit zu der freundlich milden Frau, die Du ſo lieb hatteſt, und zu Magdalenen, die ſo artig mit Dir ſcherzte und ſpielte."

„Ich kam ſo oft zu Euch in das alte ſchwarze Haus, und vernachläſſigte darüber meine andern Freunde und vieljährigen Kriegskameraden, ſo daß mich dieſe ſeitdem mit ihrem Spotz verfolgten und mich mit einem Spitznamen den Liebesritter von der Ruine nannten, denn man vermuthete, daß ich als ein noch rüſtiger Wittwer die ſchöne Wittwe heirathen würde, und zu der ſpöttiſchen Anſpielung auf die Ruine gab Euer Wohnhaus gerechten Stoff genug. Wir hatten uns allerdings gelobt, einander für immer angehören zu

wollen, weil wir einander Alles auf der Welt waren und im Denken und Fühlen auf das Zärtlichste übereinstimmten, und ich hoffte, daß Juliane in einer glücklichen und beiderseitigen Wünschen gemäßen Ehe allmählig manches Phantastische und Grillenhafte in ihrer Lebensweise aufgeben werde, was sich durch die drückende Spannung ihres früheren Verhältnisses ihrem sonst so einfach sinnigen Charakter beigesellt hatte. Eine ihrer seltsamsten Launen machte sie jedoch in Bezug auf das alte Haus geltend, das Ihr bewohnter und in dem sie sich so heimisch und abgeschieden glücklich fühlte, daß ich sie durch keine Mittel bereden konnte, eine freundlichere und besser eingerichtete Wohnung zu beziehen."

„Wir hatten uns in unsern Herzensangelegenheiten ganz geeinigt, aber ihre unbegreifliche Laune ging so weit, daß nicht nur das Fest unserer Verbindung in der baufälligen Ruine gefeiert werden, sondern dieselbe auch künftig unverändert unsere gemeinschaftliche Wohnung sein solle. Ich meinte, das Gespött meiner Freunde und Verwandten würde sich nicht ertragen lassen, wenn ich sie in der trümmerhaften Hütte, über die sie sich jederzeit lustig zu machen pflegten, noch gar zur

Hochzeit einladen müßte. Ich fürchte, Juliane! ſagte ich zu ihr — von dem Hochzeitslärm wird uns unſere wacklige Eremitage über den Kopf zuſammenſtürzen, denn bei einer Hochzeit, wo man ein ſo großes Glück erringt, wie ich, muß es doch laut zugehn, und tanzen wird gar Niemand können in dieſem Eulenneſt, wo kaum noch zwei Zimmer bewohnbar ſind, und getanzt ſollte doch billig werden an einem ſolchen Freudentage! — Sie lächelte, denn ſie wußte, daß ich nur ſcherzte, und ſagte: An dem bevorſtehenden Freudentage muß es „ſein ſanft und ſtille" hergehn."

„Ich hatte mich ſchon immer damit beſchäftigt, den Plan zu einem neu zu erbauenden Hauſe zu zeichnen, da es von jeher meine Lieblingsneigung geweſen, mich mit architektoniſchen Grundriſſen und Entwürfen abzugeben und nach meinem Geſchmack Pläne zur Ausführung neuer Bauten zu machen. In den Abendſtunden, wenn wir zuſammen waren, hatte ich ihr oft einen ſolchen Entwurf zu einem neuen Hauſe vorgelegt, das wir an dem Platze des alten leicht aufführen konnten, da die Grundſtelle bedeutend geräumig war, und Juliane, wie ich vermuthete, aus dem Nachlaß ihres Gatten ſich im Beſitz nicht unerheblicher

Mittel dazu befinden mußte. Sie versicherte jedoch unnachgebend, daß sie arm sei und bleiben wolle und daß sie den ganzen unbeträchtlichen Nachlaß ihres Gatten den Armenhäusern habe zukommen lassen. Das Grundstück des alten Hauses zu verkaufen, dazu konnte ich sie noch weniger überreden und so wurde unsre Eintracht nur durch diese eine Laune gestört, welche eine so schicksalsvolle Wendung für uns nehmen sollte."

„Eines Abends war ich, wie gewöhnlich, bei Euch und saß trübsinnig in dem kleinen Zimmer, während Du, Magdalene, fortgegangen wareſt, um eine junge Freundin zu besuchen, und Deine Mutter sich ebenfalls zu einem Geschäft auf einen Augenblick aus dem Zimmer entfernt hatte. Der unangenehme Gedanke, mich mit der Geliebten über das, was ich wünschte, nicht einigen zu können, beschäftigte mich gerade in dieser Stunde schmerzlicher als je; unruhig, ja verzweifelnd ging ich im Zimmer auf und nieder und stieß ingrimmig mit dem Degen gegen die alten morschen Wände, als wäre mir damit gedient, wenn ich sie niederrennen könnte. Indem ich in meinem leidenschaftlichen Unmuth so thue, bemerke ich, daß plötzlich in einer Ecke der Wand etwas los-

bröckelt, ich blicke näher hin und entdecke, daß ich mit dem Degen eine Ritze geöffnet, welche ein in der Mauer verborgenes Kästchen sichtbar werden ließ. Ich räume noch einige Steine hinweg, um des unverhofften Fundes habhaft zu werden, und ziehe das ohne Zweifel absichtlich eingemauerte Kästchen hervor. Es war sehr schwer und enthielt, als ich den unverschlossenen Deckel öffnete, eine bedeutende Summe in Goldstücken, was mich in ein nicht geringes Erstaunen versetzte. Da waren ja auf einmal die Mittel zur Aufführung eines neuen Hauses gefunden, das uns künftig gemeinsam zu einem schöneren Wohnsitz dienen könnte, und so sehr ich mich insgeheim darüber freute, eben so sehr war ich auch überzeugt, daß Deine Mutter selbst von dem Schatz, der in ihrem Hause versteckt gewesen, nichts wisse und ahne, und daß er dem früheren Besitzer desselben ohne Zweifel angehöre, einem alten Wucherer, der plötzlich und ohne Erben verstorben war und der sehr denkbar sein Geld in den Wänden eingemauert haben konnte. Ich verbarg das inhaltsreiche Kästchen, das uns so nützlich werden konnte, in meiner Tasche, und war bemüht, die Spuren in der Wand möglichst wieder unkenntlich zu

machen, denn Juliane ſollte nicht ſogleich etwas davon erfahren. Es war ungewiß, ob ich ſie auch durch den gefundenen Schatz auf der Stelle für meinen Plan gewinnen würde, und wenn ich ihr das Geld, das ihr allerdings zunächſt zufiel, überliefert hätte, würde ſie es vielleicht unter die Armen vertheilt und uns ſo gänzlich der Mittel beraubt haben, meinen Entwurf zu einem neuen Hauſe künftig einmal auszuführen. Ich nahm dieſen Abend mit einem etwas beklommenen Herzen von ihr Abſchied, denn ich hatte jetzt zum erſten Mal ein Geheimniß vor ihr, und unſer Verhältniß war bisher ſo rein und innig geweſen, daß dem Einen nicht wohl ſein konnte, wenn er vor dem Andern etwas verbarg. Sie aber war noch ganz arglos und traut wie immer."

„Am andern Tage, als ich wieder zu ihr kam, fand ich ſie in der größten Bewegung. Blaß und erſchöpft kam ſie mir entgegen und gab mir den rührendſten Beweis ihrer ſchönen und offenen Seele, indem ſie mich auf der Stelle zum Vertrauten ihrer auffallenden Unruhe machte. Eine dunkle Ahnung befiel mich ſogleich, die mir zur Gewißheit wurde, als ich vernahm, daß das plötz-

liche Verſchwinden einer bedeutenden Geldſumme der Gegenſtand ihrer Beſtürzung war. Von jenem Käſtchen, das mich der Zufall hatte finden laſſen, wußte Juliane nur zu gut, denn ſie hatte es ſelbſt an dem unſcheinbaren Orte in der Mauer verborgen, weil ſie der Magd, welche im Hauſe diente, nicht traute. Es war ein zurückgelegtes Erſparniß früherer Jahre und ſie hatte es allerdings, wie ſie mir in der Haft geſtand, zum Aufbau eines neues Hauſes beſtimmt. Sie hatte mich damit nach dem Feſt unſerer Verbindung überraſchen, ſie hatte mich liebevoll prüfen wollen, ob meine Zuneigung zu ihr ſo ſtark ſein würde, alle Rückſichten auf die Eitelkeit der Welt aufzugeben und mich entſchließen zu können, mit ihr in dem ſchlechten Hauſe zu leben. Nun ſei freilich Alles vorbei! Eben erſt war der Riß in der Wand von ihr bemerkt worden, welchen ich nicht gänzlich wieder hatte verdecken können; ſie war aufmerkſam geworden und hatte zu ihrem Erſchrecken geſehn, daß man ihr den ſo lange geheim gehaltenen Schatz geraubt. So ſanftmüthig Juliane auch ſonſt immer bei dem Verluſt äußerer Güter war, ſo ließ ſie doch diesmal eine Leidenſchaftlichkeit blicken, wie ich ſie nie an der ſtillen Frau

wahrgenommen. Es war ihr durch das Verlorene ein Mittel entgangen, mir den ganzen Umfang ihrer Liebe zu beweiſen, und darum zeigte ſie ſich ſo troſtlos. Die ihr immer verdächtig geweſene Magd wurde auf der Stelle beſchuldigt, doch konnte es ſich auch anders damit verhalten. Noch ehe ich mich von meiner Beſtürzung über das Unerwartete zu erholen oder mit dem Geſtändniß herauszurücken vermochte, war ſie ſchon wieder fortgeeilt, um im Hauſe noch einmal überall Nachſuchung anzuſtellen, ob es die Magd vielleicht irgendwo verſteckt habe. Das beſchuldigte Dienſtmädchen, unwillig über den Verdacht, folgte ihr und half ſelbſt Alles durchſuchen, um den Argwohn von ſich abzuwenden, indem ſie in wilder Haſt jeden Winkel ausräumte und in den baufälligen Wänden jeden zu entdeckenden Spalt mit der Ofengabel durchſtieß. So waren ſie lärmend bis in die Bodenſtube gekommen, als ich mich anſchickte, ihnen nachzugehen und die unglückliche Verwirrung dadurch zu löſen, daß ich Julianen unverhohlen von dem Zuſammenhang der Sache in Kenntniß ſetzte. In dieſem Augenblick trifft plötzlich ein furchtbares Gepolter mein Ohr, dem dröhnenden Krachen eines zuſammenſtürzenden Ge-

ſinſes folgt ein kurzer ſchneidender Schrei, wie eine Stimme der Todesverzweiflung, das ganze Haus ſcheint zu wanken und den Einſturz zu drohn, doch wird Alles in demſelben Moment wieder ſtill und die entſetzliche Oede, die darauf eintritt, läßt mich allmählig zum Bewußtſein des Gräßlichen kommen, das ſich zugetragen haben möchte. Genug, was ſoll ich den unvertilgbaren Schmerz durch eine neue Schilderung von Neuem ſchärfen! — Deine Mutter, o Magdalene! fand ich unter einer eingeſtürzten Wand begraben und entſeelt, und neben ihr die Magd, welche das nur ſichere Gemäuer durch ihr heftiges Verfahren wankend gemacht hatte, halb zerſchmettert, obwohl ihr Leben gerettet wurde. Aber das koſtbarſte Leben blieb verloren rettungslos! O, warum mußte Juliane, die zarteſte Seele, dies rauhe Schickſal haben! — Ich würde die Prüfung beſtanden haben, die Du mir zugedacht, Juliane! rief ich tauſendmal aus, ſo oft ich die Todte beweinte. Ich würde, der Eitelkeit der Welt zum Trotz, in Deiner grillenhaften Klauſe mit Dir gewohnt haben, und möchte jetzt, von der Eitelkeit der ganzen Welt mich abwendend, im Grabe bei Dir wohnen!"

„Um meinen Schmerz zu zerſtreuen, unter-

nahm ich damals eine Reise, während Du, Magdalene, in eine Pension gegeben wurdest, der Dich bald die Liebe zu dem ebenfalls früh dahingeschiedenen Larosette entzog, welche Dich in dem jugendlichsten Alter auch Deinem deutschen Vaterlande entführte. Als ich von meiner Reise nach Coblenz wieder zurückkehrte, fand ich Dich nicht mehr, und doch hatte ich noch den unglücklichen, von mir aufgefundenen Geldnachlaß Deiner Mutter in Händen, welcher Dir zugehörte und den ich für Dich bewahrte. Indeß verleitete mich der böse Feind meiner Ruhe, das Unglücksgeld zu einem Unternehmen zu verwenden, das immer mein Lieblingsgedanke gewesen war, und durch dessen Ausführung Dir dennoch Dein ererbtes Eigenthum keineswegs verloren gehen konnte. Das alte Haus stand immer noch mit seinen schwarzen Wänden als düstre Erinnerung an das Geschick meiner entschlafenen Freundin da, und um es auf immer aus meinem Anblick zu vertilgen, beschloß ich, es niederreißen zu lassen und jetzt endlich meinen längst gezeichneten Entwurf zu einem neuen Gebäude auszuführen. Ich baute ein neues prächtiges Haus, welches nur das alte Wohnzimmer Julianens gewissermaßen als Bußstätte und Wall-

fahrtsort meines Gewiſſens, wie Ihr es hier ſeht, heimlich in ſich verbarg, aber ich verlebte keine glückliche Stunde in dem glänzenden Hauſe, das in der That ein glänzendes Elend für mich war. Schwermüthig ſchlich ich in den ſchönen, geräumigen Hallen umher, welche mich die Eitelkeit zu errichten verführt hatte, und ſehnte mich nach den finſtern Mauern zurück, die früher an dieſer Stelle geſtanden, und in denen ich an ihrer Seite ſelig geweſen war. Dir, o Magdalene, ſchöne Tochter der ſchönſten Mutter, hatte ich längſt dies Haus als Dein rechtmäßiges Eigenthum übergeben wollen, um wenigſtens von der Seite meines Gewiſſens um einen Schmerz freier zu werden, aber Mißverſtand, Ungunſt des Augenblicks und mancherlei andre trübe Zufälligkeiten, welche Frieden und Eintracht der armen verwirrten Menſchen hindern, haben immer dies Geſtändniß, das ich Dir ſchuldig bin, zurückgehalten bis auf heut. So empfange es denn heut von mir, und nimm den Beſitz dieſes Hauſes von mir an, welches Dein iſt, weil es aus dem Nachlaß Deiner Mutter aufgebaut wurde. Ich und mein Röschen, wir ſind von heut an nur Gäſte in Deinem Hauſe, aber wir wünſchen, daß der heimiſche Be-

ſitz Dich auch an die deutſche Heimat nun feſſeln möchte!"

Er ſchwieg und ſtand in der tiefſten Bewegung ſeines Innern von ſeinem Sitze auf, während ſeine beiden Zuhörerinnen noch keine Worte finden konnten, um ihr Erſtaunen über den unerwarteten Aufſchluß auszudrücken, oder die Sache ſelbſt als eine wirkliche zu beſprechen.

Eine lange, bängliche Stille trat ein, während welcher der Major im Gemach auf und nieder ſchritt, und endlich vor dem alten Klavier ſtehen blieb, auf dem er die Taſten, deren voller Klang längſt verhallt war, mit leiſer, zitternder Hand berührte, um ihren Ton noch einmal zu verſuchen. „Ach!" rief er, könnten die unvergeßlichen Klänge, welche Juliane dieſem Inſtrument zu entlocken wußte, ſich wieder beleben, oder könnten jene Stunden ſich wieder beleben, in denen ich hier neben ihr ſaß und auf ihr Spiel lauſchte, das ſie mit ihrer ſüßen, frommen Geſangſtimme begleitete! Aber Alles iſt verklungen wie ihr Geſang, und der bange Nachhall aus vergangener Zeit ſpricht nur als Stimme des Schmerzes. O könnte ich doch ihr Lieblingslied noch einmal hören, das alte geiſtliche Lied:

Und wenn mir die Gedanken
Vergehen wie ein Licht,
Das hin und her thut wanken,
Bis ihm die Flamm' gebricht ꝛc.

Er verſuchte es, die alte Weiſe des Liedes auf den Taſten des Klaviers wieder anzuſchlagen, und es gelang ihm, die ihm immer in der Erinnerung geblieben Töne auf dem Inſtrument deutlich und ausdrucksvoll zuſammenzufügen. In dieſem Augenblick aber, während die andächtige Kirchenmelodie auf dem halbverſtimmten Klavier ſeltſam ergreifend durch das Zimmer tönte und Madelon und Röschen im Innerſten davor zuſammenſchauerten, erhob ſich plötzlich draußen, erſt leiſe beginnend und allmählig immer vernehmlicher ſich aufſchwingend, eine wunderbare Stimme, die zitternd und abgebrochen, wie mit geiſterhaften Tönen, die Worte des Liedes zu der Melodie anhub:

„Und wenn mir die Gedanken
Vergehen wie ein Licht,
Das hin und her thut wanken,
Bis ihm die Flamm' gebricht,
Alsdenn ſein ſanft und ſtille
Laß mich, Herr! ſchlafen ein,
Nach Deinem Rath und Wille,
Wenn kommt mein Stündelein!

Den Major hatte ein ſtarres Entſetzen ergriffen, als die unſichtbare Stimme laut wurde, deren Urſprung noch räthſelhaft blieb. Seine Züge verzerrten ſich zu einem krampfhaften Lauſchen und in allen ſeinen Geberden zuckte es wie ein wahnſinniger Schmerz, welchen der geiſterhaft flüſternde Geſang, der wie aus fernen Erinnerungen der Vergangenheit in die Gegenwart herüberſchwebte, gewaltſam in ihm aufzuregen ſchien. Eben wollte es in derſelben langſam abgemeſſenen Weiſe pathetiſch die zweite Strophe anheben, als der Major ſich nicht länger hielt, ſondern ſeiner nicht mehr mächtig, mit einem lauten Entſetzensſchrei hinausſtürzte, indem ihm Madelon und Röschen erſchrocken folgten.

Draußen fanden ſie die alte Chriſtine auf dem Gange ſitzen, welche ſich durch die offen gebliebene Tapetenthür nachgeſchlichen und die Erzählung des Majors mit angehört hatte. Als Eichen zum Schluß derſelben die ihr wohlbekannte Melodie auf dem Klavier anſtimmte, ward die Alte ſo ſehr von Erinnerungen hingeriſſen, daß ſie unwillkührlich das Lieblingslied ihrer Herrin zu ſingen begann, welches ſie noch ganz in der feierlichen Ausdrucks-

weiſe der ſeligen Frau von Ramberg vorzutragen verſtand.

Sie war alſo die unſichtbare Sängerin geweſen, aber der Major eilte haſtig über den Gang fort, ohne ſie zu bemerken. Er eilte, als wenn ſich ein Geſpenſt an ſeine Ferſen geheftet hätte, und auf ſeinem Zimmer angekommen, warf er ſich erſchöpft und kraftlos in einen Seſſel und verhüllte ſein Haupt, das von einer fieberhaften Gluth erhitzt wurde. Anfangs, von ſeiner Phantaſie und der Aufregung des Augenblicks verlockt, meinte er wirklich, die Geſangſtimme der abgeſchiedenen Freundin aus Geiſterferne herüber vernommen zu haben, doch jetzt glaubte er, um ſich zu beruhigen, daß er wieder von einer Täuſchung ſeiner verwirrten Sinne überwältigt worden ſei, denn in einſamen, träumeriſchen Stunden, wo er ganz die Vergangenheit in ſich zurückſchlichte, war es ihm oft, als wenn die unvergeßliche Stimme ihn noch umtöne. Es that ihm weh, daß er ſeine jungen Freundinnen durch den leidenſchaftlichen Ausbruch ſeines Gefühls ſo erſchreckt hatte. Aber wie er ſich auch ſelbſt zu beſchwichtigen ſuchte, es gelang ihm nicht, ruhig zu werden. Bald glaubte er wieder das Flüſtern der Geiſterſtimme zu ver-

nehmen, bald überredete er ſich ſelbſt, der Geſang könne unmöglich ein Trug der Phantaſie geweſen ſein, weil er mit ſolcher Gewalt wirklicher Klänge ſein Ohr und Herz getroffen. Schmerz, Verzweiflung und Grauſen beſtürmten ihn bis zur Ermattung, und in dieſer verzehrenden Unruhe ließ es ihn nicht in ſeinem Zimmer, er ſprang auf und rannte wie ein Verfolgter von Gemach zu Gemach, als ob er dem böſen Dämon ſeiner Gedanken entfliehen wollte.

In dieſem Zuſtande gelangte er in das Zimmer, in welchem Roſalie die von Narciß gefertigte Büſte des Vaters verborgen hatte, weil ſie ihr hier, wo derſelbe nie hinzukommen pflegte, am ſicherſten vor Entdeckung geſchienen. Der Zufall wollte, daß der Major gerade auf die Stelle, wo das Bild in einen durchſichtigen Schleier gegen den Staub verhüllt ſtand, aufmerkſam wurde und es erblickte. Die Abenddämmerung, welche bereits das Zimmer verfinſterte, hinderte ihn, es ſogleich zu erkennen, aber indem er es aufhob und verwundert gegen das Fenſter hielt, war es ihm faſt, als ſähe er ſein eignes Bild vor ſich. „Was iſt das?“ rief er entſetzt aus. „Noch eine Geiſtererſcheinung, welche mich verwirren und vernichten

will? Aber ich muß ſehen, ob ich wirklich das räthſelhafte Geſpenſt von Stein bin, das ich in meinen Händen halte!"

Er ſtürzte fort, der nahe gelegenen Küche zu, wo er, ſeiner Beſinnung kaum mehr mächtig, einen lodernden Brand vom Heerde aufraffte, der ihm zur Leuchte dienen ſollte. Niemand bemerkte ihn und ſo eilte er wieder zurück, um das Unbegreifliche beim Fackelſchein deutlicher in Betracht zu ziehn. Er beleuchtete die Züge der Büſte, er beleuchtete ſein eignes Antlitz, das ihn aus dem ſteinernen Bilde ſo wunderbar ähnlich, aber um ſo ſchreckensvoller anblickte.

„Wer iſt das? Wer bin ich?" Er ließ das Werk des Künſtlers langſam zur Erde gleiten und trat wankend vor den Spiegel, um ſein Geſicht darin zu ſchauen und es mit dem Bilde zu vergleichen. Aber indem er die Fackel gegen den Spiegel kehrte, um ihn zu erhellen, ſank er plötzlich, von der zu tiefen Erſchöpfung aller ſeiner Sinne gebrochen, ohnmächtig zu Boden. Der Feuerbrand entfuhr ſeinen Händen und ſtürzte ziſchend auf das daneben ſtehende Kanapee, deſſen brennbarer Stoff ſogleich hoch empor loderte.

Die Flamme griff mit reißender Schnelligkeit

um ſich und wühlte ſich haſtig durch Wand und Decke fort, um ihrer gefräßigen Gier Alles, was ſie erreichen konnte, zu opfern. Die kniſternde Gluth, welche die Schläfe des Ohnmächtigen umſpielte, erweckte ihn endlich aus ſeiner Betäubung, und er fand noch ſo viel Zeit, ſich aus dem bereits ganz mit Rauch erfüllten Gemach zu retten. Er wankte hinaus, wo ihm das Angſtgeſchrei und der Hülferuf ſeiner Hausgenoſſen ſchon herzzerſchneidend entgegendrang, aber obwohl das Feuer ſchon den größten Theil des innern Gebäudes in kurzer Zeit ausgehöhlt hatte und in ſeinem zerſtörenden Lauf eben den Giebel des Hauſes beſtrich, ſo ſchien Eichen doch kaum über die Gefahr und das Unglück, zu dem er aus der Ohnmacht ſo plötzlich erwacht war, beſtürzt zu ſein.

Er ſchritt durch einen von der Flamme noch unberührten Gang des Hauſes, der ihn zu dem äußerſten Ende deſſelben auf einen nach der Straße hinausgebauten Altan führte, wohin das verzehrende Element noch nicht gedrungen war. Hier ſtand er und blickte ſtill zu, wie das Feuer an der andern Seite geſchäftig tobte und in Geſtalt einer goldglänzenden Säule aus dem Dache herausſchlug, während das krachende Gebälk zuſammen-

ſank und unten auf der Gaſſe das dumpfe Getös der Menge, welche die Rettungswerkzeuge herbeibrachte und alle Anſtalten zur Hülfe traf, verwirrt durcheinander ſchwirrte. Eichen ahnete nur dunkel, wie der Hergang ſein möchte, und was zu der auf einmal ſo veränderten Scene, wie er ſie vor ſich ſah, Anlaß gegeben haben könnte, aber je länger er der allmähligen Zerſtörung ſeines Hauſes zublickte, je mehr fühlte er ſich von einer milden Ruhe angeſprochen, die ſein Gemüth mit einer längſt entbehrten Erquickung durchzog. Es war ihm, wie wenn er plötzlich von einer Gewiſſenslaſt frei würde, die ihn ſo lange gedrückt hatte, als er die freudloſe Pracht, welche jetzt ein Raub der Flamme wurde, bewohnte, und ſo ſtarrte er gedankenlos lächelnd in das Spiel des Feuers, deſſen hellodernder Strom ſich ihm immer mehr zu nähern drohte, ohne für ſeine und des Hauſes Rettung beſorgt zu ſein.

Vielleicht wäre er aus ſeiner unthätigen Ruhe ſchnell erwacht, wenn er die Gefahr hätte bemerken können, in welcher ſich Madelon und ſeine Tochter Roſalie in dieſem rathloſen Augenblick befanden. Das Zimmer, in dem ſie der Ausbruch des Feuers überraſchte, war zwar noch nicht von

der Flamme erreicht, aber die Treppe, welche von dort aus hinunterführte, der einzig mögliche Ausweg zur Rettung, brannte bereits, und eine erstickende Dampfwolke, deren Qualm immer unerträglicher wurde, erfüllte das Gemach, so daß die Geängstigten nicht mehr zu bleiben wußten. Verzagend standen sie am Fenster, durch das nur noch Hülfe zu erhoffen war, und streckten rufend die Hände aus, um aus der unten versammelten Menge, die um das brennende Gebäude beschäftigt war, ihren Retter herbeizuwinken. Dieser zögerte lange, doch endlich, als Gefahr und Angst aufs Höchste gestiegen waren, fingen ihre Hoffnungen an, sich wieder zu beleben.

Ein junger Mann ward unten bemerkbar, der sich durch den Volkshaufen hervordrängte und unverwandt zu dem Fenster hinaufblickte, an dem sich die verlassenen Damen befanden. Eine Leiter war alsbald herbeigeschafft und angelegt, und er gab ihnen als Verheißung der herannahenden Hülfe ein Zeichen mit dem Schnupftuch. Röschen erkannte ihn sogleich, und sich selbst vergessend und von Freude und Erwartung hingerissen, rief sie aus: „Es ist mein Narciß!“ — „Narciß?“ fragte Madelon erstaunt, und vor Ueberraschung vergaß

sie faſt die Schrecken ihrer Umgebung, aus denen der Heraufklimmende, welcher das nicht hohe Fenſter bald erſtieg, ſie zu befreien kam.

Narciß hatte die letzte Stufe der Leiter erreicht und ſtand vor ihnen. Er ſollte nicht nur die Geliebte retten, — und dies beneidenswerthe Glück machte ihn trunken — ſondern auch Die, deren Liebe er entflohen war, und deren Wangen ſich jetzt durch ſeinen unvermutheten Anblick zu einer helleren Röthe entzündeten, als durch die Gluth der in ihrer Nähe ſprühenden Flamme. Madelon ſtand zunächſt neben ihm, und da der Augenblick drängte, konnte er nicht umhin, ihr zuerſt die Hand zum Herabſteigen zu bieten, aber ſie trat ſchnell und mit einer abwendenden Geberde zurück, als er den Arm nach ihr ausſtreckte, und ſtellte ſich hinter Röschen, ſo daß dieſe den Anfang machen und zuerſt die Leiter betreten mußte.

Narciß führte das bebende Mädchen glücklich in ſeinen Armen hinunter, und ein freudeſtrahlender Blick aus ihren Augen lohnte ihm für ſeinen treuen Dienſt. Aber es war keine Zeit mit Herzensergießungen zu verlieren, denn Narciß hatte das Rettungswerk, zu dem ihn ſein Schickſal be-

ſtimmt, noch nicht vollendet. Er eilte wieder hinauf, wo ihm Madelon verwirrt und bangend entgegenblickte.

„So ſehen wir uns wieder, Narciß?“ flüſterte ſie ihm zu, als er ſich ihr nahte und ſie ihm zitternd ihre Hand überließ. — „O romantiſche Venus, iſt das Feuer auch gegen die Göttinnen des Romanticismus ſo ungalant?“ erwiederte Narciß leiſe lächelnd, denn wie wenig die obwaltenden Umſtände auch den Witz begünſtigen mochten, es war ihm, als könne er ſich ihr nur mit einem ſolchen Scherzwort zur Anknüpfung ihres beiderſeitigen Verhältniſſes wieder nähern. Dies ſagend, führte er die ſchöne Verzagende hinunter.

Unten fand ſich auch der alte Marquis herzu, der bereits auf anderem Wege den Gefahren entkommen war. Der neue Schreck, der dem politiſchen, von dem er ſich noch nicht erholt, auf dem Fuße gefolgt war, hatte ihn ſo überwältigt, daß er ſich ſchwankend an Madelon lehnte, welche ihm hülfreich ihren Arm zur Unterſtützung bot.

„Hilf Himmel! Dort ſteht mein Vater! Wer rettet ihn?“ rief jetzt Roſalie, und deutete entſetzt auf den Altan, zu dem der Zug der Flamme, die an dem einen Theil des Hauſes ſchon ge-

löscht war, sich hinzuwälzen drohte, und wo der Major noch immer bewegungslos und einem Erstarrten ähnlich verweilte.

„Spielen Sie Ihre Heldenrolle weiter!" sagte Madelon zu dem neben ihr stehenden Narciß, der nicht säumte, das Letzte und nicht Gefahrloseste, das noch zu thun übrig war, zu unternehmen.

Seltsam war die Erkennungsscene, als Eichen, der durch den Zuruf seines herannahenden Retters aus seiner krampfhaften Betäubung erwachte, gewahr wurde, wem er seine Befreiung aus der schrecklichen Lage zu danken habe. Geneigt, Alles für einen Traum zu nehmen, schritt er zweifelhaft herab und konnte den jungen Franzosen, der ihn besorgt geleitete, nicht genug betrachten. —

„Nun seht Ihr, das kommt von der deutschen Romantik heraus!" stöhnte der Marquis an Madelons Arm mit tragikomischer Ironie. „Ihr meintet ja, auch auf einer Winterreise kann man warm werden, und nun habt Ihr ja bei dieser detestabeln deutschen Feuersbrunst einmal etwas recht glühend Romantisches erlebt, wonach Euch immer verlangte. Wohl bekomm' es Euch,

ſchöne Madelon, aber was mich betrifft, ſo werde ich an dieſen Schreck zeitlebens zu denken haben, denn meine Bruſt iſt ſo angegriffen, daß mich jeder Athemzug wie mit Meſſerſtichen verwundet. Nein, bei meinem Heiligen, in dieſem Deutſchland iſt nicht gut leben, und wenn man auch jetzt in Paris verrückt geworden iſt, ſo will ich doch lieber in meinem Paris mit verrückt werden, als hier bei den überſpannten Deutſchen verbrennen!"

„Seht, lieber Marquis, wie romantiſch das iſt!" lächelte Madelon, und zeigte auf die Flamme, deren letzter röthlicher Strahl eben am ſchwarzen Saum der Nacht im wunderbarſten Farbenſpiel verglühte. „Da habt Ihr eine ſehr kurze und bündige Definition der Romantik vor Euch, und hatte der gute Romantiker Dubois nicht Recht, wenn er Den einen Narren ſchalt, der eine andere Definition der Romantik haben wollte, als die man im Leben erlebt?" — —

Der andere Tag ließ die Folgen der Zerſtörung überblicken, aber kaum wurde je ein unglückliches Ereigniß für die, welche es betroffen, ſo ſehr zu einem glücklichen, als es hier der Fall ſchien.

Röschen und Narciß hätten den ersonnenen Plan, den Vater für ihre wahrhaft treu gesinnte Liebe zu gewinnen, nicht erfolgreicher durchsetzen können, als es sich nun durch die Gunst oder Ungunst der Umstände von selbst gefügt hatte, denn seinem und seiner Tochter Retter konnte der Major unmöglich mehr gram bleiben.

Madelon, die einige Tage darauf mit dem Marquis nach Paris zurückreiste, schenkte den ihr zugehörigen Antheil an dem wunderbaren Hause ihrem liebenswürdigen Mühmchen, wie sie Rosalien nannte, als Angebinde zu ihrer bevorstehenden Verlobung. Niemand aber war heitrer und glücklicher als der alte Eichen, der von aller Schwermuth, die bisher sein Leben verdüstert hatte, wieder zu genesen schien. Er fing an, sich zunächst wieder mit seinen Lieblingsentwürfen, welche den Plan eines neu zu erbauenden Hauses betrafen, behaglich zu beschäftigen, denn an der Stelle des fast gänzlich niedergebrannten sollte ein neues aufgeführt werden, und der Vermählungstag Narcissens und Röschens alsdann in dem neuen Hause der erste Festtag und die Einweihungsfeier desselben sein. Madelon sollte im Voraus das Versprechen geben, der Einladung, welche deshalb

im nächſten Jahre an ſie ergehn würde, zu folgen und auf den Hochzeitstag wieder in Coblenz einzutreffen; aber ſie wußte ſich allen Einreden und Bitten ſtandhaft zu entziehn, indem ſie äußerte, daß ſie ſich nie auf ein Jahr vorher durch Verſprechungen binde, denn wenn ſie unterdeß, wie ihr Wunſch ſei, ſterbe, könne ſie dadurch leicht in die Verlegenheit verſetzt werden, die Hochzeit durch eine Geiſtererſcheinung beunruhigen zu müſſen, um nur ihr Wort zu halten. —

Narciß dünkte ſich in dem Beſitz der ſanften, engelreinen Geliebten, und in der ſtillbefriedigten Ausübung ſeiner Kunſt fortan auf immer ein ſicheres Vaterland und eine unwandelbare Gemüthsruhe erlangt zu haben, die ihn für die Trennung von ſeiner Heimat, welche er nicht wiederzuſehn gedachte, zu entſchädigen im Stande ſei, und wir wünſchen ihm, daß die ſelbſtzufriedene Behaglichkeit, mit der er jetzt ſeinem Schickſal folgt, ein untrüglicher Bürge ſeines zukünftigen Glücks für ihn ſein möge. —

— „So ſchließt denn alles Wunderbare und Unglaubliche, das wir erlebt haben, wie bei einem gutmüthigen Romanſchreiber, noch zu guter Letzt mit einer ſoliden Heirath!“ ſagte Madelon zu

ihrem ſchweigſamen Reiſebegleiter, dem alten Marquis Cidevant, indem ein wehmüthiger Spott ihre Lippen umſchwebte, während der Wagen auf der Straße nach Paris forteilte. — „Was meint Ihr dazu, guter Marquis, wenn ich mir noch den Dey von Algier heirathete? Nun, nun, macht nur kein ſo ironiſches Geſicht, es ſoll ein ganz hübſcher Mann ſein, der Dey, der jetzt anfängt, ſich in Europa zu cultiviren. Er beſucht fleißig das Theater in Neapel, und ſoll neulich bei der Aufführung der „Italienerin in Algier" Thränen der Rührung geweint haben. Schon darum iſt er mir als ein gefühlvoller Menſch ſehr viel werth, und er ſoll auch wirklich nicht ſelten Zeichen von Geiſt von ſich geben, wenigſtens in den Stunden, wo er nicht raucht, und nur das ſoll ein Unglück an ihm ſein, daß er den ganzen Tag über raucht. Wenn er mein Mann würde, möchte ich ihn dazu bereden, in ſeiner ländlichen Einſamkeit ein „Journal für Liebende" herauszugeben. Was meint Ihr dazu, Marquis Cidevant?" — —

Die großen Weltereigniſſe der letzten Zeit hatten in Paris eine friſche und lebensvolle Stimmung verbreitet, von der ſich die dorthin zurückgekehrte Madelon ſehr wohlthätig angeſprochen

fand, besonders im Contrast mit den innerlich beklommenen und krankhaft verwirrt gewesenen Gefühlsverhältnissen, welche sie auf ihrem Ausfluge nach Deutschland bei ihren dortigen Landsleuten erlebt und erfahren hatte. —

In dem Garten hinter ihrem Hause steht, unter Blüthengesträuchen verborgen, ihre einsame Statue, welche ein Kunstwerk der Liebe war, aber mit einem kalten Herzen, das nie mehr zu glühen geneigt ist, wandelt sie jetzt in ihren Abendspaziergängen an ihrem Bilde vorüber, und schwört es sich selbst zu, daß sie sich auf immer der Liebe verschlossen habe. So scheint sie sich durch eine von ihrer seltsamen Mutter her ererbte Laune des Charakters ihr schönes Leben in den zum Genuß noch berechtigtsten Jahren zu trüben, so scheint auch diese mit den herrlichsten Eigenschaften für das Leben ausgestattete Natur nur ein Glanzbild der Wehmuth zu sein. An einem treuen Herzen, das für sie schlüge, würde es ihr nicht fehlen, denn sie ist für Dubois der einzige Gegenstand seiner Sehnsucht. Sie zeigt sich dem jungen geistreichen Romantiker auch gar nicht abhold, aber seinen dringenden Bewerbungen um ihre Hand weicht sie noch immer eigensinnig und zurückweisend aus,

und ſie würde ihm das, was er als das höchſte Glück in Anſpruch nimmt, gern gewähren, wenn ſie nicht vielmehr ſich ſelbſt jedes Glück und jede heitre Zukunft ſtandhaft zu verweigern entſchloſſen wäre. —

In dem Herzen einer jungen ſchönen Frau, wenn tödtende Trauer auch ſchon einmal die Gluth ſeiner Pulsſchläge winterlich anhauchte und erkalten ließ, kehrt jedoch der verrauſcht geſchienene Jugendmuth ſchneller und wunderbarer, als auf den Fluren ein neuer Frühling, wieder zurück. Wie die plötzliche Blüthe der Aloe, ſo überraſcht Dich die Leidtragende unverſehens einmal wieder durch ihre verjüngte Laune, und in dem noch von der letzten Thräne umſchatteten Auge taucht zur guten Stunde ein unerwarteter Sonnenblick hervor, der ſich wieder in die Heiterkeit des Daſeins hineinzulächeln verſucht. Im Lebensüberdruß und hinwelkend in der Ermattung, an der ihre herrliche Seele krankt, legt ſie ſich noch am Abend nieder zur Ruhe, um ihr Mißbehagen an ſich ſelbſt ſanft zu verträumen; aber, o Wunder! der andere Morgen, der ſie durch den hellen Strahl eines

ungewöhnlich schönen Tages weckt, findet sie zu einer ganz verwandelten Stimmung erwacht und entdeckt, daß der muntre Sinn in ihr sich plötzlich seiner Schmetterlingsflügel wieder bedient habe, um aus der dunkeln Vergangenheit, die ihn gebunden hielt, sich sorgenfrei und Alles vergessend herauszuschwingen.

Wer von dem glücklichen Einfluß, den es haben kann, einmal so zur guten Stunde aufgestanden zu sein, nie etwas erfahren, wird die aufgeheiterte Miene unserer schönen Freundin Madelon nicht begreifen, mit der sie heut beim Erwachen dem kommenden Tage entgegenblickte. Nachdem durch die Erstlinge der Frühtoilette die Grazien einigermaßen ihr Opfer erhalten, trat sie in froher Muße an's Fenster und sah einige Zeit lang dem krystallklaren Wintermorgen zu, der draußen in sonniger Frische am Horizont leuchtete, ohne irgend durch empfindliche Kälte an die rauhe Jahreszeit zu mahnen. Unten auf der Straße bewegte sich bereits ein geschäftiges Leben vorüber, das sich in diesen Tagen um so eilfertiger und geräuschvoller zeigte, da die bunte Carnevalszeit mit ihren mannichfachen Vorkehrungen zur möglichst phantastischen Feier derselben herangekommen war.

In dieser Absicht trug man Masken, Redoutenanzüge und die verschiedenartigsten und bizarrsten Costüme, die nur der muthwilligen Laune des Pariſers zu einem solchen Zweck dienen konnten, vorüber, um sie für die bevorstehende Gelegenheit bereit zu halten, und Madelon beobachtete von ihrem Fenster aus lächelnd diese Zurüstungen, mit denen sie sonst selber wohl ihren bewundernswürdigen Uebermuth hatte spielen und scherzen lassen. Sie fuhr sich mit der feinen Hand sinnend über die Stirn, als wolle sie von dieser weißen Tafel ihres Denkens nun alle dunkle Schrift hinwegwischen, mit welcher noch vor Kurzem die Sorge und Betrübniß darauf hingezeichnet stand, und es fiel ihr die komische Erinnerung ein, wie sie als kleines Mädchen immer ihres schlechten Gedächtnisses wegen von ihrem Lehrmeister ausgescholten worden, wenn sie die unregelmäßigen Zeitwörter nicht hatte behalten können. „So will ich mich denn" — sagte sie lachend zu sich selbst — „auch noch in meinen alten schönen Tagen meines schlechten Gedächtnisses einmal wieder bedienen, um mein Leiden, dies unregelmäßige Zeitwort, das durch den langen Gebrauch fast zu einer regelmäßigen Conjugation meines Herzens geworden, ein

wenig zu vergessen!" — Sie stellte sich vor den Spiegel, der die blühende Gestalt, die ihm entgegentrat, glänzend zurückstrahlte, aber auch die sehr erblaßten Rosenfarben der Wangen zeigte er der sich selbst Beschauenden treu und unerbittlich in ihrem zarten, stillen Bleich. „Mein Gott!" rief Madelon spottend aus — „ich möchte roth vor Scham darüber werden, daß ich so blaß aussehe! Hat man so etwas wohl schon an sich erlebt? Ich könnte ja, da wir jetzt Fasching haben, ohne Maske auf die Redoute gehn, so sehr zeigt sich Fastnacht auf meinen vom Harm abgefasteten Wangen, und würde mich nicht Jedermann mit meiner bleichen Larve für eine Charaktermaske der leidtragenden Wittwe von Ephesus halten? Ich muß meinen guten Marquis doch wirklich überreden, in unserm prächtigen Salon, der nun schon seit so langer Zeit keine lustige Gesellschaft gesehn, dieser Tage wieder einmal einen Redoutenball zu veranstalten, damit wir uns auf demselben sehen lassen können, denn auch er wird nicht um eine Maske verlegen sein!" —

In Madelons Toilettenzimmer pflegte sie und der Marquis das Frühstück gemeinschaftlich einzunehmen. Der alte Herr, der sich heut wie ge-

wöhnlich, in ſeiner wohlgepuderten Perücke recht morgendlich friſch ſtrahlend, ſeiner angebeteten Pflegetochter vorſtellte, erſtaunte nicht wenig, als ſie ihm jetzt zur Unterhaltung beim Morgenimbiß von ihrem Selbſtgeſpräch erzählte, das ſie eben vor dem Spiegel mit ſich geführet hatte und wodurch ſie auf den unerwarteten Gedanken gekommen war, ihn um einen Maskenball zur diesmaligen Carnevalsfeier zu bitten.

„So luſtig iſt Madame wieder geworden?“ fragte er langſam, und beſpiegelte ſich verliebt in der Chokoladentaſſe, welche ſie ihm eben gefüllt darreichte.

„Ja, ja, Trauteſter!“ fuhr ſie, ihn ſchalkhaft anlächelnd, fort — „wenn Faſching iſt, muß man zuerſt mit ſich ſelbſt eine Verwandlung vorzunehmen anfangen, um die alten Sorgen in einem neuen Domino auf den Maskenball des Lebens zum Tanze zu führen. Was meint Ihr, Marquis, zur Figur eines Sorgenbrechers? Könntet Ihr Euch wohl entſchließen, auf unſerer bevorſtehenden Redoute Euch ſelbſt als Sorgenbrecher einzuführen? Das müßte himmliſch ſein, und ich würde Euch gern zu der nöthigen allegoriſchen Ausſchmückung dafür verhelfen! In der

letzten Zeit, wo ich so herzlich malcontent war, habt Ihr Euch immer so viel Mühe gegeben, mir durch die triftigsten Beweisgründe meine Sorgen auszureden, daß ich Euch jetzt gar zu gern einmal als neu erfundene und gewissermaßen mythologische Personen eines Sorgenbrechers maskirt sehen möchte. Ihr müßt dann ganz als Lethe erscheinen, mit einer symbolischen Wasserflasche unter dem Arm, welche den Fluß der Vergessenheit andeutet, den Ihr als Trost, mag er auch etwas wässerig sein, in die Leiden der Menschheit zu tröpfeln versteht, und in die Hand gebe ich Euch zur weitern Costümirung einen Mauerbrecher oder Zahnbrecher, ein ebenfalls nothwendiges und symbolisches Instrument für einen Sorgenbrecher, um dadurch anzuzeigen, wie jeder von Außen kommende Trost einem tiefen Seelenleid gegenüber eigentlich nur so ein gewaltsames Marterwerkzeug ist. Sagt im Ernst, Väterchen, wie würde Euch eine solche Maske für unsere Redoute anstehn?"

„Kann das nicht so vorläufig beurtheilen, mein Schatz!" entgegnete der Marquis achselzuckend, indem er die Persiflage der muthwilligen Dame wohl verstand, welche sich auf die vielen und gutgemeinten Trostsprüche beziehen sollte, durch die er

bisherimmer die Trauernde, ſtatt zu erheitern, vielmehr gequält hatte. „Einen bal masqué ſoll ich alſo geben? Schöne Madame, bedenken Sie, daß ich jetzt zu eingezogen in Paris lebe und zu wenig Bekanntſchaften mehr habe, um die Geſellſchaft ſo, wie ich es wünſchen müßte, zu Stande zu bringen, d. h. eine Geſellſchaft von meiner Farbe und meiner Partei, mit der auch meine politiſchen Geſinnungen übereinſtimmen.“

„Auf was für Gedanken kommt Ihr, Marquis Eidevant, die gar nicht zur Sache gehören!“ verſetzte Madelon lebhaft, und machte ein ſchmollendes Geſicht, durch das er immer am leichteſten für ihre Abſichten zu gewinnen war. „Gerade zu einem bal masqué ladet man alle Welt ein ohne Unterſchied von Farbe und Partei, damit alle Farben und Parteien hier einmal ihre Tollheit auf's Freundſchaftlichſte an einander austoben können! Liberale und Jeſuiten tanzen hier nach einer Pfeife mit Royaliſten und Jacobinern, denn ſie ſind jetzt Alle auf der Redoute gewiſſermaßen maskenfrei gegen einander, d. h. ſie haben nun die läſtige Maske abgelegt, durch welche ſie ſich in den Parlamenten wechſelſeitig zu fürchten machen, und ſich dafür in die Ballmaske geworfen, in der ſie mir

dann wahrhaftig erſt als wirkliche Menſchen erſcheinen, oder, wie meine deutſchen Landsleute ſagen würden, ein allgemeinmenſchliches Intereſſe für mich haben. Ja, iſt es denn nicht zum Todtlachen, alter Marquis, daß es eigentlich mehr Masken als Menſchen in der Welt gibt, und daß die Redouten nur entſtanden ſind aus der ſchauerlich luſtigen Wahlverwandtſchaft zwiſchen Menſch und Maske? Auf einer Redoute, mein theurer Freund, reichen ſich dann auch Claſſiker und Romantiker die Hand zum einträchtsvollen Cotillon, aber ich glaube, daß die Romantik, die ja immer etwas Royaliſtiſches an ſich hatte, auch bei dieſer Gelegenheit als die Königin des Feſtes gefeiert werden dürfte; denn was iſt ein bal masqué in ſeiner phantaſtiſchen Erſcheinung anders, als eine ſchöne Wildfangslaune der romantiſchen Poeſie? Darum müſſen wir denn auch unſern romantiſchen Freund Dubois vor Allen dazu einladen, und es iſt auch überhaupt nur eine leere Ausflucht Eurer Hypochondrie, Marquis, daß es uns an Gäſten fehlen ſollte zu unſerer bevorſtehenden Redoute, von der ich mich nun einmal nicht wieder abbringen laſſe. Werden wir nicht täglich vom Oſten und Weſten der ganzen Stadt zu den glän-

zendſten Soirée's eingeladen, und weil wir bisher aus Einſamkeitsgrille faſt nur abſchlägliche Antworten ausgetheilt, iſt es nicht jetzt einmal unſere Schuldigkeit, unſere vernachläſſigten Bekanntſchaften durch einen Maskenball zu begütigen, welcher der prächtigſte werden ſoll, den Paris ſeit lange in ſeinen Salons geſehn, und für den Ihr auch Euer Gold nicht ſparen müßt, das ſich auch einmal aus der Einſamkeit der Schatulle in die Welt hinaus ſehnt? So ſind wir beſonders der angeſehenen Familie des jungen Romantikers Dubois, die mir ſeither ſo viele Aufmerkſamkeit erwieſen, jetzt endlich eine Gegeneinladung ſchuldig, mein lieber Vater Marquis!"

Der Marquis ſeufzte tief, als er den Namen des bekannten Romantikers hörte, und ſtützte ſein Haupt ſchwermüthig in die Hand, ohne zu antworten. Madelon aber näherte ſich ihm liebkoſend und ſagte im zärtlichſten Tone: „Seid Ihr wirklich ſchon wieder eiferſüchtig, Väterchen? Glaubt doch nur ja nicht, daß ich den jungen Poeten jemals heirathen könnte! Euch ſind meine Tage gewidmet, Euch lebe und ſterbe ich, und habe ich Euch denn nicht ſchon hundertmal verſichert, daß

ich auch überhaupt noch zu jung bin, um mich ſchon zum zweiten Mal zu verheirathen?“

Sie lachte ſelbſt laut auf, als ſie dies geſagt, und machte darauf, ſich umdrehend, ihrem eignen Bilde, das ihr zunächſt an der Wand hing, einen ſpöttiſchen Knix. Dann eilte ſie ſingend und trillernd hinaus, wo ihr im Vorzimmer der Bediente begegnete, welcher Herrn Dubois anmeldete.

„Der Wolf aus der Fabel iſt da, Marquis!“ ſagte Madelon, zu ihm zurückkehrend. „So eben ſprachen wir von dem Wolf, der mich Euch rauben will, und nun läßt er uns ſchon freundſchaftlich ſeinen Morgenbeſuch anmelden. Gewiß hat er ſich bereits ſein Hochzeitsgedicht gemacht, ſowie andere Poeten ſich ihre Grabſchrift ſelbſt zu dichten pflegen, und das will er mir nun vorleſen, der Unglückliche, Ungeliebte!“

Dubois trat jetzt ein und wurde von der Dame, der ſeine unabläſſigen Aufwartungen zu gelten pflegten, mit der ausgezeichnetſten Freundlichkeit willkommen geheißen. Obwohl ſie noch den Augenblick zuvor gegen den Marquis ſo kalt und abweiſend über den Dichter geſprochen, blieb die Unbeſtändige doch in ſeiner Gegenwart ihren Worten keineswegs getreu, ſondern es ſchien ihr auf

Einmal wieder ein Vergnügen zu ſein, den neuen Sonnenſtrahl ihrer beweglich ſchönen Augen verführeriſch leuchten zu laſſen, und ſowohl ihren väterlichen und altclaſſiſchen Liebhaber ein wenig durch Eiferſucht zu beunruhigen, als auch den jugendlichen und romantiſchen durch die Himmelsausſicht einer unerhofften Gunſt zu verwirren.

Der arme Marquis wollte ſich nach einer ſtummen Verbeugung gegen Dubois aus dem Zimmer entfernen, aber Madelon eilte ihm ſchnell nach, und führte ihn, ſeine Hand mit den ihrigen beiden ſtreichend, wieder in's Zimmer zurück, indem ſie ſagte: „Meine Herren, heut iſt ein guter Tag, wie mich dünkt, und wie wäre es, wenn Sie ſich heut einmal recht miteinander verſöhnten, denn ich will von nun an keinen Groll mehr vor meinen Augen dulden!“

Dubois näherte ſich auch ſogleich mit Zeichen des freundſchaftlichſten Entgegenkommens dem alten Herrn, dem es für ſein Theil ſchwerer werden mußte, den Aerger, den er immer an dem jungen Romantiker gehabt, zu überwinden und ihm, dem unwiderſtehlichen Befehl Madelons gemäß, eine günſtigere Miene zu zeigen.

„Ein Band ſoll Euch fortan umſchlingen,

Freunde!“ fuhr Madelon mit komiſchem Pathos fort. Sie begab ſich zu einem Schrank, wo ſie unaufgewickeltes Garn herausnahm und alsdann mit muthwilligem Andringen die beiden Herren erſuchte, ihr daſſelbe zu halten, während ſie es abwickele. Wer hätte ſich geweigert, ihr in dieſem beglückenden Dienſt zu willfahren, den die Herrin ſelbſt mit den anmuthigſten Geberden im Auf- und Niederbewegen der ſchönſten Arme und Hände leitete, während Dubois und der Marquis in ihrem ſie ſo nahe miteinander vereinigenden Geſchäft freilich die lächerlichen Figuren der Scene zu ſpielen hatten.

„Seht Ihr, Marquis, Ihr werdet auf Eure alten Tage noch ein Herkules!“ ſagte ſie, hurtig in der Arbeit fortfahrend. „Herkules mußte ja auch Garn wickeln und ſpinnen, und Alles aus Liebe! — Nun aber die moraliſche Nutzanwendung oder die Allegorie unſers Thun und Treibens! Dieſe iſt keine andere, als daß ich Euch zeigen wollte, wie ein Band, ein Faden der Verbindung uns Drei und beſonders Euch Beide umſchlingen muß, und ſo wie Ihr mir jetzt in herrlicher Eintracht den Garnfaden haltet, ſo ſollt Ihr von nun an nimmer wieder den Faden der Seelenfreundſchaft aus den

Händen verlieren. Ja, ja, meine theuern Garnhalter, Ihr ſeid mir jetzt Beide in's Garn gelaufen, und habt Euch ſo hübſch von mir umgarnen laſſen, daß es ſade von mir wäre, wenn ich dieſen Faden unſerer Verbindung jemals zerreißen könnte!"

Sie ſetzte darauf, bei dieſen letzten Worten dem Dichter einen bedeutungsvoll glühenden Blick zuwerfend, das luſtige Arbeitsſpiel nur um ſo emſiger fort, und ließ eine Pauſe der Unterhaltung eintreten, während die Andern gleichfalls ſchweigend, aber mit wahrer Andacht ihren Liebesdienſt verrichteten. Dann aber wandelte die Aufgeregte auf Einmal wieder ein unauslöſchliches Gelächter an und ſie rief überlaut aus: „Mein Gott, mir fällt ein ſchrecklicher Gedanke ein! Stehen wir jetzt nicht gerade ſo beiſammen, wie die drei Parzen, welche den Schickſalsfaden in ihren Händen drehn? Ach, und nun weiß ich auch, in welchem Koſtüm wir auf unſerer Redoute erſcheinen müſſen! Unſer Garnabwickeln hat mich ſo eben darauf gebracht! Laßt Euch das ſchnell von mir erzählen, Ihr Freunde!"

Sie nahm ihnen darauf das Garn von den Händen ab und warf es nebſt dem Wickel haſtig

in eine Ecke des Sopha's. „Fort mit dem langweiligen Garnwickeln!“ sagte sie, und begann jetzt ein feierliches Wesen zu beobachten, indem sie den Marquis und Dubois neben ihr niederzusitzen nöthigte. „Ich hoffe, Sie billigen es, meine Herren!“ fing sie darauf mit erhobener Stimme an, „daß wir zusammen uns die großartige Charaktermaske der drei Parzen, der den Lebensfaden webenden Schicksalsgöttinnen, wählen für den Ball! Etwas gespensterhaft wird es sich ausnehmen, aber doch reizend sein, und wenn es uns am Ende langweilt, so haben wir ja als Parzen selbst das Recht, unsern Schicksalsfaden mit der Scheere abzuschneiden und uns in einem Nebenzimmer wieder als Menschen zu demaskiren! Außerdem sind wir ja auch die Redoutenmeister unseres Festes, die Alles in's Werk setzen, und schon deshalb, meine ich, müssen wir als Parzen auf demselben figuriren, denn die Parzen sind ja auch nichts Anderes als die Redoutenmeister des taumelnden Lebens. Was sagt Ihr dazu, mein erfindungsreicher Freund Dubois? Strengt einmal Eure Phantasie an, auf die gehörige Ausschmückung dieser unserer Schicksalsmasken zu denken!“ —

Dubois wurde jetzt erst im Zusammenhange

von dem unerwarteten Plan unterrichtet und der Marquis mußte es dulden, ihn als einen schon ausgemachten besprechen zu hören. Es läßt sich denken, daß der romantische Dichter diese Gelegenheit nicht verabsäumt haben wird, in die Vorstellungen seiner Freundin einzugehn und sie durch den Reichthum seiner eigenen Einbildungskraft weiter ausbilden zu helfen. —

Der Tag des verabredeten Festes war herangekommen und sowohl die glänzenden Zubereitungen, welche getroffen worden, als die ausgesuchteste Gesellschaft, die ihr Erscheinen auf demselben verheißen, ließen etwas Außerordentliches davon erwarten. Um die Dämmerstunde saß Madelon allein in ihrem Zimmer, und durch den heranduukelnden Abend in der Lectüre eines Buches unterbrochen, lehnte sie das Haupt sinnend gegen das Polster des Sopha's, um die Bilder, mit welchen das Buch sie erfüllt zu haben schien, träumerisch in sich verklingen zu lassen, denn es war noch zu früh, um schon an das Ankleiden zum Ball zu denken. Da trat ein Diener herein und überbrachte ihr ein

Billet, das so eben von einem Unbekannten an den Thürsteher unten abgegeben worden sei.

Madelon eilte damit gegen das Fenster, um noch das Dämmerlicht zur Lesung desselben zu benutzen. Sie fühlte sich von dem Inhalt nicht weniger als von der Unterschrift des Briefes überrascht, denn er kam von der alten Mutter des uns wohlbekannten Narciß, welche in Paris einsam und verlassen zurückgeblieben war, und seit der plötzlichen Auswanderung ihres Sohnes nach Deutschland nur ein einziges Mal ein Schreiben von ihm erhalten hatte, worin er ihr seine bevorstehende Verbindung mit einem deutschen Mädchen und seinen Entschluß, nie wieder nach Paris zurückkehren zu wollen, gemeldet. Jetzt war sie sehr krank geworden und fühlte sich ihrem Ende nicht mehr fern, als sie von Neuem die Sehnsucht überschlich, von dem Schicksal ihres nur stets zu zärtlich von ihr gepflegten Lieblings, nach dem sie in der Hülflosigkeit ihres Alters schmachtete, einige nähere Kunde zu vernehmen. Die arme Frau hatte kein anderes Auskunftsmittel in ihrer Lage gewußt, als an Madelon zu schreiben, von deren vermeintlicher Verwandtschaft mit dem deutschen Major und ihrem kürzlichen Aufenthalt in Coblenz

selbst sie Etwas erfahren haben mußte. Obwohl sie früher nie mit Madelon in Verbindung gestanden, so wagte sie doch jetzt, mit Berufung auf die Menschenliebe der schönen Frau, die ihr schwer abzuschlagende Bitte, die trostlose Kranke durch einen Besuch aufzurichten und ihr Das zu erzählen, was ihr durch Briefwechsel aus Coblenz von den jetzigen Lebensverhältnissen ihres Narciß vielleicht bekannt geworden sein dürfte, und was der flatterhafte Sohn nach seiner Weise selbst gegen die Mutter nur einer flüchtig abgemachten Erwähnung für werth gehalten hatte. —

„O Gott! Kommt diese melancholische Vergangenheit doch immer wieder herauf in die Erinnerung!" sagte Madelon zu sich selbst mit banger, ahnungsvoller Stimme. „Heut ist ja Redoute bei mir, und ich fühle mich plötzlich so beklommen, als könnte ich fürchten, diese schwarzen Bilder der Ferne, die ich nun längst verträumt zu haben glaubte, heut Abend wirklich als Maskengäste bei mir erscheinen zu sehn! Doch es sei, ich will die gute Frau wenigstens noch auf einen Augenblick besuchen!"

Sie befahl, den Wagen anspannen zu lassen. Das Haus, in dem Narcissens Mutter wohnte,

war etwas entlegen, und Madelon langte gerade bei der Kranken an, als das kleine, von Essenzen stark duftende Zimmer sich mit Licht zu erhellen anfing. Die Wärterin führte sie an das Bett der Frau Louison, welche sich mit Anstrengung gegen die Angekommene aufzurichten bemühte. Ein brechendes, mitleidflehendes Auge begegnete den Blikken Madelons, und aus dem vom Alter schwer bezeichneten Antlitz sprachen Schmerz und Krankheit, obwohl in den ehrwürdigen Zügen die durchscheinende Spur einer ehemaligen großen Schönheit nicht vertilgt war. Die äußere Umgebung ihres Hauswesens zeugte von dem Wohlstande, den Madelon wohl sonst an Narcissens Familie hatte rühmen hören, und der Hintergrund des Zimmers gewährte die Aussicht in eine geräumige Halle, deren Eingang nur mit einer halb zugezogenen Gardine verdeckt war. Diese schien die ehemalige Bildhauerwerkstatt des Sohnes gewesen zu sein, die noch so, wie er sie verlassen, mit dem alten Kunstgeräth, mit angehauenen Marmorblöcken und unvollendet gebliebenen Statuen, auf die Rückkehr ihres früheren Bewohners harrte, und die liebende Mutter hatte seitdem ihren täglichen Aufenthalt in dieser Nähe genommen, um sich so stets mit

dem Andenken des ſchmerzlich Vermißten beſchäftigen zu können.

Madelon war freundlich und theilnehmend zu ihr getreten und hielt die kalte zitternde Hand in der ihrigen warmen. Sie wußte ihr freilich nur wenig zu erzählen von Dem, was ihr ſo ſehr am Herzen lag, aber ſchon ein liebreiches Zwiegeſpräch, das die Kranke lange entbehrt haben mochte, ſchien ihr wohlzuthun und ihr wieder eine tröſtliche Stunde zu bereiten. Nach dem Brief, den Madelon bereits vor mehreren Wochen aus Coblenz von dem Major Eichen erhalten, war die Hochzeitsfeier des jungen Paares auch ſchon auf einen beſtimmten Tag feſtgeſetzt, welches eine ganz nahe liegende Friſt war, die, wenn ſich Madelon recht erinnerte, in dieſer Woche entweder abgelaufen ſein mußte oder eben noch bevorſtände. „Narciß und Röschen," hatte der Major geſchrieben, „ſchienen miteinander zufrieden und glücklich zu ſein, und er hoffe, daß es dem Letztern immer mehr gelingen werde, in ſeinem neuen deutſchen Vaterlande ſich der pariſer Sitten zu entwöhnen." Dieſe Stelle ſeines Briefes enthielt einen etwas dunkeln und unverſtändlichen Ausdruck, und Madelon, die über das ganze Verhältniß nicht gern

Betrachtungen anſtellte, hatte am wenigſten in ſich Beruf gefühlt, dem weiter nachzudenken.

„Ach, der undankbare Sohn!“ ſeufzte die kranke Frau und faltete die Hände. „Seiner armen Mutter, die nur ihn hat und denkt, vergißt er in ſeinem Glück und zeigt ihr nicht einmal den Tag ſeiner Freude an! Ja er hat wohl nie von mir geſprochen, als lebe ihm noch daheim eine Mutter, denn wie wäre es ſonſt möglich, daß ſo ganz und gar Niemand meiner gedacht hätte! Ach, das iſt die Eitelkeit der alten und kranken Leute, daß ſie nicht vergeſſen ſein mögen von den Jungen und Glücklichen, ſondern daß ſie in ihren Lieben ſelbſt wieder jung und glücklich zu werden denken! So, als ich mit meinem verſtorbenen Mann den ſchönen Tag feierte, wie hätte unſere gute Mutter da fehlen dürfen! Sie war bei uns wie der Segen des Herrn, und gab dem Bund ihrer Kinder die fromme Weihe! O längſt entſchwundene Zeit meiner frohen Tage! An ihr zehrt doch noch immer mein Herz, obwohl es der Sterbeſtunde entgegenſchlägt!“

Sie weinte ſtill in ſich hinein, und Madelon, die nie Thränen ſehen konnte, ohne ihr helles Auge ſelbſt dann getrübt zu fühlen, verhüllte ihr Geſicht

mit dem Schnupftuch, um die aufgeregte Empfindung heimlich vorübergehen zu lassen. Da wurde die eingetretene Stille, während welcher jede der Frauen ihren innersten Gefühlen nachhing, plötzlich durch ein leises Klopfen an der Thür unterbrochen, das sich, da man es in der Ueberraschung unbeantwortet ließ, obwohl nur schüchtern, wiederholte.

Endlich öffnete sich die Thür und eine männliche Gestalt von mittlerer Größe trat langsam ein. Der schwache Dämmerschein des Nachtlichtes verhinderte anfangs, sie deutlicher zu betrachten, aber als sie, stumm und mit schwankendem Tritt, sich der Mitte des Zimmers näherte, konnte Madelon, die den Eingetretenen zu erkennen glaubte, ihre Ueberraschung nicht zurückhalten, die sich durch einen unwillkührlichen Ausruf verrieth. Sie trat, wie von einer Schreckenserscheinung getrieben, plötzlich hinter die Vorhänge, welche sich am Eingang zur Halle befanden, um noch einen Augenblick dort verborgen zu bleiben.

Der Angekommene aber, der sie nicht bemerkt zu haben schien, ging unverweilt auf das Bett der Kranken zu, ergriff die Hand der erstaunten Frau, welche ihn sprachlos gewähren ließ, bedeckte

ſie mit einem langen Kuß, und warf ſich dann, wie erſchöpft, auf den Stuhl nieder, der vor dem Bette ſtand, indem er ſein Geſicht mit einem weinenden Seufzer in den Händen verbarg.

Niemand wagte das erſte Wort zu ſprechen. Jeder ſchien ſich auf den Andern zu beſinnen. Da erhob er ſich wieder, wandte ſich zu der Kranken, ſie länger anſehend und ihr ſein Antlitz zeigend, und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Guten Abend, Mutter! Kennſt Du mich nicht mehr?"

„Narciß!?" antwortete ſie halb beſtürzt, halb freudig. „Mein Narciß! Mein Sohn! Biſt Du es, und woher kommſt Du, zu ſolcher Stunde und ſo überraſchend?" — Sie ſtreckte die Arme nach ihm aus, und fuhr fort zu fragen, wie es ihm ergangen; ſie ſchien ihre letzten Lebenskräfte aufzubieten, um den Wiedergefundenen mit aller Zärtlichkeit der Mutter willkommen zu heißen; ſie forſchte, was ſeine ſo unerwartete Rückkehr veranlaßt, ob er allein oder mit der Geliebten und deren Vater wiedergekommen, ob er glücklich oder unglücklich ſei. Sie ſetzte hinzu, daß er noch zur rechten Zeit eingetroffen, um ihr die Augen zum letzten Schlummer zuzudrücken; aber Vorwürfe hatte ſie nicht für ihn, da ſie ihn nun wiederſah.

„Ich komme allein!“ antwortete Narciß. „In ſolchem Aufzug, in dem ich wiederkomme, pflegt man nicht zu reiſen, wenn man eine Geliebte und deren Vater zu Gefährten hat!“ fügte er in einem Tone hinzu, der ſich auf eine ſchmerzliche Weiſe zur Luſtigkeit zu zwingen ſchien, indem er dabei auf ſeine abgeriſſene Kleidung deutete, die in dem auffallendſten Contraſt mit ſeiner ſonſtigen Gewohnheit ſtand.

„Mutter!“ fuhr er fort, „frage mich nicht, wo und wie und warum! Vielleicht kommt bald eine gute Stunde, wo ich Dir den ganzen Hergang ausführlicher melden kann! Genug, ich bin einmal wieder hier in Paris, und Du kennſt ja meine alte Art und Weiſe zu ſein und zu leben, Du kennſt ja Deinen wankelmüthigen, unſtät umherſchwärmenden Sohn, den ſelbſt die Liebe eines Engels nicht an den Himmel zu feſſeln vermögen würde! Ja, Mutter, ich war wie an den Himmel gefeſſelt durch die Liebe eines Engels, und ich Narr wähnte, meine wilde unbeſtändige Natur in mir überwunden zu haben, ich wähnte, daß ich nun ein reines wandelloſes Lebensglück würde ertragen, daß ich würde ausdauern können bei der ſtillen Friedensandacht des Himmels und bei mei-

nem Engel! Ach Mutter, Mutter! wärest Du doch ſtreng und grauſam gegen mich geweſen, als ich ein Kind war, und hätteſt den unruhigen Geiſt in mir gezüchtigt — vielleicht ſtände es jetzt beſſer um mich, und ich wäre nicht ſo, wie heut, wieder vor Dich hingetreten!"

„Mein Sohn! Mein Sohn!" ſeufzte die Mutter. „Segneſt Du ſo meine Liebe zu Dir? O ſchone die ſterbende Mutter, wie ich den irrenden Sohn immer geſchont habe!"

„Aber es iſt nicht zu läugnen," — fuhr er mit bitter lächelnder Miene fort, ohne auf ihre Worte gehört zu haben, — „es iſt nicht zu läugnen, daß es auch im Himmel eine gewiſſe Langeweile giebt, wenigſtens in dem Himmel auf Erden, in dem ich mich als Einer der Seligen anzuſiedeln gedachte! Mein Engel, von dem ich ſprach, — nun, es war ein guter Engel, ein gutes, liebes Mädchen, das nur etwas zu ſchweigſam und einfach für einen Franzoſen war! Mein Gott, vive in France! — Ich liebte das gute, deutſche Mädchen, ja, und ich hatte an ihrer Seite auch ein guter deutſcher Menſch werden wollen, aber auf dem Schnellwagen, auf dem ich der Ruhe und dem Frieden entgegeneilte, war all-

mählig als blinder Paſſagier auch die Langeweile mit uns gefahren! Ein Franzoſe, wie kann er anders, vor der Langenweile muß er die Flucht ergreifen, und ſo, Mutter, bin ich davon geflohn zwei Tage vor der Hochzeit! Das Mädchen ſchmerzt mich, der Vater dauert mich, und ich möchte viel darum geben, daß ich nicht ſo gehandelt! Viel, viel möchte ich darum geben, wenn ich in der Ruhe hätte Ruhe finden können! Aber auf mich muß Niemand vertrauen! Ich habe mir ſelbſt nie treu bleiben können, wie ſollte ich es Andern ſein! Die Untreue iſt meine Göttin und ich bin ihr Liebling, ſie lockt mich von Ort zu Ort, von Freund zu Freund, von Genuß zu Genuß über die ganze weite Erde, und ſie ſchmeichelt mir mit dem feenhaften Beſitz einer gränzenloſen Freiheit, denn die Untreue läßt ſich nicht feſſeln, und ſie kennt auch keine Feſſel, als die der — Verzweiflung, mit der ſie mich nun heimlich immer enger umwindet! Die Verzweiflung iſt das einzig Dauernde, womit die Untreue treu zu bleiben vermag, und ſie wühlt, o ſie brennt mit der Höllengluth der Reue in meinen Eingeweiden!"

„Unglücklicher, unverbeſſerlicher Narciß!" ſtöhnte die Kranke. „Reich mir Deine Hand,

ich fühle, das wird das Ende meines armen Lebens beſchleunigen! O Narciß, Narciß, unbeſchreiblich geliebter Sohn! Kannſt Du es wiederholen, mich als die Schuldige an Deinen unſeligen Verirrungen anzuklagen?"

„Laß das gut ſein, Mutter!" antwortete Narciß, ihre Hand ſchnell drückend und wieder von ſich laſſend. „Es war nicht ſo von mir gemeint! Ich bin nun einmal wie ich bin, und wer will die Möglichkeit berechnen, ob aus mir ein Anderer irgendwie hätte werden können! Was habe ich denn auch eigentlich jetzt gethan? Könnte ich mit kaltem Verſtand betrachten, was ich gethan, ſo würde es ſich vielleicht als ziemlich unbedeutend und ſehr natürlich ausweiſen laſſen, und darin beſteht eben jetzt meine innere Zerknirſchung, daß ich es nicht mit kaltem Verſtand mir zu zergliedern vermag, was ich gethan! Was habe ich denn anders gethan, als ein langweiliges deutſches Kleinſtädterleben und eine langweilig gewordene, zu ſimple Liebe, die nur eine künſtliche Erdichtung meiner Phantaſie geweſen, plötzlich wieder verlaſſen, ehe dadurch der lebensbewegliche Pariſer ganz in mir getödtet worden? Paris iſt unvergeßlich für den, der hier zu leben gewohnt war;

Paris lockt den Ausgewanderten aus allen Himmelsgegenden wieder zurück zu sich, und läßt ihn in der Fremde keinen Heimatsort gewinnen; nach Paris mußte ich also wieder zurückkehren! Und hier, im lustigen Strudel der Hauptstadt, wo das Schöne und Häßliche in tollen Gruppen sich paart und die Verzweiflung an der Zerstreuung einen wohlthätigen Umgang findet, hier will ich mich wieder verbergen und im Geräusch der allgemeinen Verwirrung, in der Mitte der streitenden Parteien meine eigne verwirrte und streitende Brust sich austoben, sich ausstürmen lassen! Aber für jetzt, Mutter, vergönne mir stumme Ruh', denn ich mag und kann Dir heut nichts weiter erzählen von mir und meinem Elend!"

Bei diesen Worten streckte er sich auf einen Sessel nieder und verharrte mit abgewandtem Gesicht in einem dumpfen Schweigen. Auch die Mutter ruhte lautlos im Schmerz auf ihrem Lager.

Da trat Madelon, die ganz vergessen worden und sich ganz vergessen hatte bei der peinlich überraschenden Scene, endlich aus ihrem Hintergrunde wieder hervor. Den Augenblick wahrnehmend, schritt sie rasch und hastig auf das Bett der

Kranken zu, drückte der leidenden Frau die Hand mit flüchtigem Abſchied, und eilte dann, mehr flichend als gehend, was ihrer wunderbaren Geſtalt in der Leidenſchaftlichkeit des Moments nur einen erhöhteren Ausdruck lieh, an Narciß vorüber aus der Thür. Draußen jagte ihr Wagen rollend fort über die Straße, dem aufgeſchreckten Narciß, der ihre plötzliche Erſcheinung wie bewußtlos angeſtarrt, alle Zweifel an der Wirklichkeit derſelben benehmend.

Er war aufgeſprungen, er blickte ihr lange in krampfhafter Betäubung nach, er ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn, durchmaß mit wilden Schritten das Zimmer, und näherte ſich dem Ort, von wo die Unerwartete ſo geiſterähnlich herausgetreten war. Hier ſah er die Halle wieder vor ſich, die vorlängſt ſeinem arbeitſamen Kunſtfleiß zur Stätte gedient, und ohne zu wiſſen, was er wolle, ergriff er ein Licht, die alten, erinnerungsvollen Räume zu durchſchreiten. „Wohnt hier jetzt die romantiſche Venus, die Venus des Romanticismus, unter meinem Marmor und Stein?“ ſagte er mit irrem Lächeln zu ſich ſelbſt, indem er die einſame Halle durchleuchtete. „Ja, hier wohnte ſie einſt, als ich ihre Götterglieder, die

der böſe Feind ſo ſchön an ihr erdacht hat, herausſchlug aus dem Stein, und da es ſo glühende Formen galt, wurde damals der blöde Stein ſelbſt trunken, und ſchmiegte ſich und ſchwang ſich wie Feuer unter meinem Meißel, voll Luſt, ſolchen Leib zu bilden! Aber was will ſie jetzt hier? Jetzt iſt Alles hier wüſt, öde, die Bildhauerwerkſtatt mit ſchönen Statuen ein Kirchhof mit ſchönen Leichnamen!"

Er blies das Licht aus, das er in der Hand hielt. „Die Todten freuen ſich an der guten, ſtillen, dunkeln Nacht!" ſagte er mit einem Anflug von Wehmuth, und ſetzte ſich auf einen Stein nieder, der im Wege lag. Hier ſaß er lange in der Finſterniß allein und in ein brütendes Nachdenken verſunken, ohne ſich zu regen oder durch einen Laut zu verrathen, wo er weile.

Da drang aus der Stube der Mutter ängſtliches Rufen zu ihm herein, die über ſein plötzliches Verſchwinden unruhig geworden war. Dies brachte ihn wieder zu ſich ſelbſt und er kehrte langſam zu ihr ins Zimmer zurück. „Eine ſchöne Göttin hatteſt Du hier bei Dir verſteckt, Mutter!" ſagte er. „Die Göttin Madelon kenne ich, ſie iſt einſt meine Statue geweſen und ich ſchlug

ſie mit dem Hammer ſo lange, bis ſie zu einer Göttin geworden war! Ich weiß auch, daß ſie heut Abend einen großen Maskenball giebt in ihrem Hauſe in der Straße de Cherche midi, und als ich durch die Stadt ging, erzählte mir das Gerücht davon, ſo daß ich ſelbſt Luſt bekam, mich wieder einmal als Maskengaſt bei ihr einzufinden! Jetzt war ſie gewiß hier, um mich ſchon dazu einzuladen, und ich Narr, deſſen Verſtand zu wanken anfängt, ließ die himmliſche Venus auch ohne Antwort wieder von hinnen! Aber nun muß ich auf ihre Redoute, ich muß, ich muß! und man wird ihrem ehemaligen Günſtling den Zutritt nicht wehren!"

„Narciß!" flehte die Mutter. „Du ſprichſt irre! Beim allmächtigen Gott, wie wird mir ſo bange um Dich! Mein Sohn, Du biſt krank, und ich Aermſte, ach! ich kann Dir nicht beiſtehn; aber begieb Dich zur Ruhe; o folge mir und geh' heut ſchlafen und es wird Alles beſſer mit Dir werden!"

„Sei nicht bange um mich, gute Frau!" entgegnete er gedankenlos, ohne auf den Sinn ihrer Worte geachtet zu haben. „Man läßt mich gewiß ein auf den Ball, wenn ich ſchön maskirt

komme, denn bei einer Redoute können sich leicht auch ungebetene Masken einschleichen. Und könnte ich nicht" — setzte er, sich betrachtend, mit unheimlichem Lachen hinzu — „könnte ich nicht fast als Bettler auf die Redoute gehn, da ich das Kostüm dazu schon an mir habe in meiner jämmerlich abgetragenen Kleidung? — Mutter, das habe ich Dir noch gar nicht erzählt, daß auch all mein Geld dahin ist, und ich auch nicht einen einzigen Sous mehr besitze von meinem ganzen väterlichen Erbtheil, um das mich Viele beneideten! Die Sache ist erbaulich und so höre sie denn auch, damit Du Jedes weißt von dem Schicksal Deines thörichten Narciß! Sieh, ich bin eigentlich schon seit sechs Tagen wieder in Paris, aber ich schämte mich anfangs, mich vor meinen Bekannten wieder blicken zu lassen, und versteckte mich in einer armseligen Hütte in der Vorstadt, um auf eine bessere Stimmung in mir selbst zu warten, mit der ich dann lustiger, als ich für jetzt zu sein vermochte, wieder auftreten wollte in dem alten Kreise! Weiß der Himmel, wie es zugegangen, in meiner Verborgenheit mußte mich doch ein ehemaliger Gesell entdeckt haben, den ich schon sonst immer am wenigsten gemocht, weil er

ein leidenschaftlicher Spieler war, und ich, wie Dir bekannt ist, das Spiel nie liebte. Dieser drang mir jetzt täglich seinen Besuch auf, er machte mir ordentlich den Hof, um mich durch seine Karten zu trösten, und aus Langerweile und um die Gedanken an mein Unglück zu betäuben, entschloß ich mich endlich, mit ihm zu spielen, obwohl ich es erst von ihm erlernen mußte. War es ein Wunder, daß ich in wenigen Tagen Alles, was ich hatte, an ihn verspielte, und dann noch meinen Wirth, bei dem ich gewohnt, durch meine besten Kleider befriedigen mußte? So bin ich denn in diesem Aufzuge vor Dir erschienen, Mutter! Hahahaha! mir ist ganz recht geschehn! Ein Unglücklicher wird leicht noch zum Narren, man setzt ihm die Schellenkappe auf seine Leiden, und Jeder, der an ihm vorübergeht, hat seinen Spaß, ihn daran zu zupfen! Darum muß ich auch heut noch mit der Schellenkappe auf die Redoute gehn! Gib mir Geld, Mutter, gib mir Geld, denn ohne Geld läßt sich nichts anfangen! Ich will gehn, mir eine Maske zu kaufen!"

„Folge nicht Deiner wilden Laune, mein Sohn!" bat ihn die Mutter. „Gott weiß, mir ahnet tief in der Seele ein großes Unheil von

Deinem übermüthigen Beginnen! Du forderſt das Schickſal heraus, Narciß, anſtatt es zu verſöhnen durch Frömmigkeit, Buße und ſtillen Sinn! Bleibe hier heut bei Deiner Mutter und verlaß die Kranke nicht wieder! Ach, fragſt Du denn gar nichts mehr nach Deiner Mutter? Kaum biſt Du gekommen, durch Dein ſchmerzliches Geſchick die letzte Erſchütterung meiner hinſcheidenden Hülle bereitend, ſo ſtürmſt Du wieder von dannen, und es iſt Dir gleich, ob und wie ich lebe oder ſterbe!"

„Du wirſt nicht ſterben!" erwiederte Narciß, ſich bemühend, eine ſanftere Stimme hören zu laſſen. „Glaube mir, Mutter, ich wäre auch nicht zu Dir gekommen, ſondern hätte mich lieber auf immer begraben in der Einſamkeit meiner Schande, aber durch einen unſerer ehemaligen Diener, der mir zufällig in der Stadt begegnet war, erfuhr ich die Kunde von Deiner Krankheit. Dies allein trieb mich wieder zu Dir und überwog die Bedenklichkeit, mich Dir in meinem Zuſtande, der Dir ſonſt ewig verborgen geblieben wäre, zu zeigen! Weil Du krank warſt, und weil der Sohn am meiſten vor Allen die Mutter liebt, darum kam ich und wollte forſchen, wie es

in Deinen Leiden Dir geht! Doch ich fiel aus der Rolle, und habe Dir von meinen eignen zu viel vorgeklagt, die selbst so unermeßlich sind und so unheilbar!"

Er beugte sich zu ihrem Bett nieder und die Mutter drückte ihn zärtlich an sich, gerührt und wieder überzeugt von seiner Liebe, weil er gesagt, daß er nur um ihrer Krankheit willen gekommen war. So hatte ein einziges gutes Wort ihres Narciß sie von jeher zu beruhigen und zu beglücken vermocht.

Er aber fuhr mit schmeichelnder Stimme fort: „Nur heut laß mich noch einmal meiner Laune folgen! Du ahnest Unheil von einem Maskenball, und mir im Gegentheil wird allmählig lustig zu Muthe bei dem Gedanken, und ich hoffe Zerstreuung aller Sorgen von der bunten Tollheit, in die ich mich einstehlen will! Versieh mich mit Geld, Mutter, denn Du bist reich, und ich kann ja überhaupt in diesen Kleidern hier nicht bleiben!"

„Alles, was ich habe, ist Dein!" entgegnete sie widerstandslos, und verwies ihn auf die Schlüssel zum Schrank. —

Nachdem er sich derselben bedient, schickte er

ſich an, zu gehn und verhieß der Mutter beim Abſchied, gewiß bald wiederzukommen. „Ganz erheitert ſollſt Du mich wiederſehn!“ ſagte er. „Ich werfe mich geſchwind in die Maske des Deys von Algier, die ich bei einem Dominoverleiher hier in der Nähe ausſtehen ſah, tummele mich ein wenig herum und tanze einmal unerkannter Weiſe mit der romantiſchen Madelon, und dann — und dann komme ich nach Haus und wohne wieder auf dem Kirchhof drinnen, wo meine ſchönen Statuen mir winken, und grabe mein lachendes Geſicht mit meinem Meißel in einen Leichenſtein!“ —

Er eilte wild aus der Thür, und die Mutter weinte heimliche Thränen auf ihrem Lager. —

In der Straße de Eherche midi hatte im glänzend erleuchteten Hauſe das Maskenfeſt bereits ſeinen Anfang genommen. Zahlloſe Wagen rollten herbei durch die ſchöne helle Winternacht, welche mit dem Mondenſchein, den ſie in phantaſtiſchem Colorit auf den Gaſſen und Häuſern ſpielen ließ, ſich ebenfalls ihre abenteuerlichen Carnevalsgeſtalten draußen malte. Bald hatten

ſich die funkelnden Säle drinnen mit den wunderbarſten Gäſten aller Art angefüllt, und die Bewohner der entgegengeſetzteſten Zonen, in jeder Völkertracht ſich miſchend, die närriſchen Ausgeburten des verwegenſten Witzes und die keckſten Copien zeitgemäßer Figuren aus der Geſchichte des Tages, Götter und Menſchen, Geiſter und Thiere, Könige und Seiltänzer, der Papſt und die Stumme von Portici als ſeine Gemahlin, Diebitſch und das ſchweizer Milchmädchen, ſahen ſich hier, in allen Farben ſchillernd, in allen Zungen redend, mit wechſelſeitigem Erſtaunen und Verſpotten neben einander.

Die Muſik begann, faſt zu feierlich, in dunkeln, ſchwer gehaltenen Tönen, um zuerſt die verwirrte, geſpenſterhafte Luſt des Maskenabends, die gleich einer ſeltſamen und noch unaufgeſchloſſenen Blume bang in ſich ruhte, durch ihre Weiſe anzudeuten. Dann ſpielte ſie ſich aus dieſem ahnungsreichen Chaos der Ouvertüre allmählig in ein ſchmeichelndes, von ſüßen Violinen getragenes Adagio über, das die rege werdende Sehnſucht der Masken, ſich in wahlverwandten Paaren zu ſondern und zuſammenzufinden und im zärtlichen Tanz in einander zu ſchlingen, enlocken und aus-

drücken ſollte, bis endlich ein plötzlich hindurchſchmetternder Paukenhall, der im ganzen Saal wiederdröhnte, den jubelnden Augenblick verkündete, wo die ſo lange zurückgehaltene Luſt ſich rauſchend entfeſſelte und der Ball im ſchwärmenden Enthuſiasmus ſeiner Bewegungen ſich zu eröffnen begann. Nun wandte ſich die Muſik zu ſchnellen, aber regelmäßigen Takten fort und ließ die ſchwebende Grazie der Tanzmelodie durch die Maskenreihen hinſchreiten, die ihrerſeits in dem wildeſten und ergötzlichſten Contraſt ihrer Geſtalten doch jetzt eine augenblickliche Harmonie als ihren Meiſter über ſich erkannten. —

Drei Geſtalten ſah man ſeit einiger Zeit im Hintergrunde des Saales mit feierlichen und vielbedeutenden Geberden umherſchweben, die ſo auffallend waren, daß ſie bald die Augen aller übrigen Masken auf ſich gezogen hatten, und auch die Tanzenden, in plötzlicher Laune ihren Reigen wieder unterbrechend, eilten zu der wunderbaren Gruppe, um die man ſich jetzt allgemein herzudrängte. Es waren die drei Parzen, genau im griechiſchen Coſtüm mit allen Symbolen ihrer Götterwürde ſich darſtellend und einen aus Golddrath geſponnenen Schickſalsfaden gemeinſam in

ihren Händen führend. Dies Maskenkleeblatt, von denen die eine die myſtiſche Spindel trug, während die andre den Faden darum zu wickeln beſchäftigt war, die dritte aber mit der drohenden Scheere bewaffnet erſchien, hielt ſich eine Zeit lang ernſt und ſtumm bei einander, um ſo langſam und mit gemeſſenen Schritten die Runde durch den Saal zu machen. Doch das Gedränge um ſie her wurde immer größer, von allen Seiten hielt man ſie lachend, ſpottend und fragend an, und ſo ſahen ſich die Verhängnißvollen bald in ihrer Schickſalswanderung ſo gehemmt, daß ſie nicht mehr weiterzuſchreiten vermochten. Da erbot ſich endlich eine glänzend gekleidete Türkenmaske, indem ſie der einen Parze, welche ſich durch ihre ſelbſt aus der phantaſtiſchen Verhüllung herauszuerkennende ſchöne Geſtalt auszeichnete, den Arm reichte, dazu, daß ſie die Schickſalsſchweſtern, die ſich jetzt in ihrem eignen Verhängniß verſtrickt ſahen, aus dem Gedränge befreien und ihnen vermittelſt des ſcharfen türkiſchen Säbels Raum verſchaffen wolle, wenn ſie ihr dafür zum Lohne ihr künftiges Schickſal prophezeien würden. Die erhabene Parze ſtreckte darauf weiſſagend den Arm aus und rief pathetiſch:

„Dein Schickſal, o Türke! wird das ſein, nie ein Schickſal zu haben, ſondern ein langweiliger Muſelmann zu ſein und zu bleiben! Unſer Führer ſollſt Du aber auch nicht werden, denn wir Parzen ſind ja Griechen und haſſen die Janitſcharen- muſik Deiner türkiſchen Zunge und den Opium- duft Deiner gleißneriſchen Geberden! Zurück alſo, unſern Weg werden wir ſelbſt uns bereiten, denn das Schickſal ſchwebt mit Geiſtestritten durch das Gedränge der Sterblichen und ſucht, wen es treffe!"

Bei dieſen Worten ſchleuderte ſie ihre Spindel, welche ſie in der Hand trug, einige Male im Kreiſe um ſich herum, und um nicht von dem Schickſalswerkzeuge getroffen zu werden, wich man für einen Augenblick zurück und ließ den Göttinnen freieren Spielraum, während Andere den abgefertigten Türken lachend umringten und ihm durch neue Angriffe auf ſeine Nationalität das Leben ſauer machten. Indeß war der Friede, den ſich unſere Parzen errungen, nur von kurzer Dauer geweſen. Ein luſtiger Policinell, der als Pavian herangetanzt kam, und einen ſo langen Schweif trug, daß er ihn, nachdem er ſich denſelben mehrere Male um den Leib geſchlungen, noch

als Balancirſtab gebrauchen konnte, hatte durch eine geſchickte Wendung die gegen ihn geſchleuderte Spindel der Parze mit ſeinem eignen Schweif zu umwinden und gewiſſermaßen zu entern gewußt, wodurch er das verhängnißvolle Rad zum Stillſtand brachte und ſelbſt wieder in die unmittelbare Nähe der intereſſanten Masken zu gelangen vermochte. Jetzt wurden ſie immer enger umringt und die eine ſchöne Parze, welche zuvor dem Türken mit einer ſo treffenden Prophezeiung gedient, ſollte nun von allen Seiten her die Fragen um zukünftiges Schickſal durch ihre einmal erprobte Weiſſagungskraft beantworten. Sie wußte Jedem Etwas zu ſagen, das nicht ſelten ſehr beißend und faſt immer ſinnreich war, und hiedurch erhöhte ſich der allgemeine Jubel ſo ſehr, daß man endlich die prophetiſche Würde der Göttin ganz wieder vergaß und ſie im ausgelaſſenen Scherz mit Gewalt von ihren übrigen Schickſalsſchweſtern trennte, um die Liebenswürdige nach dem andern Theile des Saals zum Tanze mit ſich fortzuziehn. —

„Guten Abend, lieber Dey, Du ſchleichſt ja ſo ſchwermüthig Deines Weges!“ ſagte ein flatternder Zeitgeiſt, der als Ballettmeiſter das ganze Feſt zu leiten ſchien, zu einer andern Maske, die

eben als Dey von Algier in den Saal getreten war. „Sei gutes Muths und laß Dir ein Contretänzchen hier gefallen!“ — Er umarmte den Dey ſtürmiſch, und dieſer erwiederte kleinlaut: „Mit mir iſt nichts mehr anzufangen, guter Zeitgeiſt! Ich bin ein geſtürzter Prinz, und habe mir auf dem weiten Weg von Algier bis hieher Leichdorn in die Füße gelaufen, ſo daß ich nicht mehr tanzen kann!“

Der Zeitgeiſt aber ſchob ihn ohne Weiteres in die Reihen der buntgemiſchten Tänzer, aus denen ſich der melancholiſche Dey doch bald wieder entfernte, um unter die umherſtehenden Zuſchauer des Tanzes zurückzutreten. Man bewunderte, ihn aufziehend, ſeine charaktergerechte Haltung, mit der er, ganz ſeinem allbekannten Unglück gemäß, auch auf der Redoute ſich treu zu bleiben wiſſe, ohne ſeinem Leid Etwas zu vergeben, worauf die ſeltſame Maske nur mit einem ſo ungeheuern Seufzer antwortete, daß alle Umſtehenden vor dieſem ſchauerlichen Ton, der recht aus voller Seele ausgeſtoßen wurde, komiſch davonrannten. Der Dey aber blieb unbeweglich ſtehn und richtete ſeine Blicke beſonders auf die heut Abend allbeliebte Parze mit der Spindel, welche nicht

weit von ihm unter den fröhlichen Paaren der Tänzer geſehen ward, und von der er in gedankenvollem Hinſtarren kein Auge mehr verwandte, nachdem er ſie erkannt zu haben glaubte.

Die in Betracht gezogene Parze fand jetzt, vom Gedränge der Tanzluſtigen ein wenig befreit, für einen Augenblick Gelegenheit, ſich nach der verlaſſenen Geſellſchaft der übrigen Göttinnen wieder umzuſehen. Sie hatte die Parze mit der Scheere auch bald im Saal ausgeſpäht, die auf ihren Wink langſam herbeikam und ſo verdrießlich ſchien, als wolle ſie ſich ſogleich der ihr gegebenen Gewalt der Scheere bedienen, um den magiſchen Zauberfaden der ganzen Redoutenluſt auf Einmal zu zerſchneiden. „Ich muß Euch Etwas zeigen, trauter Marquis!“ ſagte die ſchöne muthwillige Parze zu der herangekommenen. „Seht einmal, ſoll die traurig-lächerliche Figur dort, die wie angewurzelt an der einen Stelle ſteht, nicht den leibhaftigen Dey von Algier vorſtellen? Erinnert Ihr Euch wohl, daß ich Euch vorlängſt ſagte, ich würde mir noch den Dey heirathen? Nun habt Ihr gegründete Urſach, wieder einmal recht eiferſüchtig zu werden, denn wahrſcheinlich iſt er heut auf den Ball gekommen, um mich beim

Wort zu nehmen! Aber ſchaut! da findet ſich ja auch die dritte Parze endlich herzu, um unſere Schickſalsgruppe wieder vollſtändig zu machen!"

Dubois trat aus dem Gemiſch der Masken hervor und ſuchte als dritte Parze den goldenen Schickſalsfaden, der ihm anvertraut worden, wieder an der verhängnißvollen Spindel Madelons anzuknüpfen. „Ach, mein romantiſcher Freund!" ſagte Madelon, indem ſie ihm mit verſtohlener Zärtlichkeit die Hand drückte. „Als ein ſo leicht zerreißbarer Goldfaden erſcheint das Schickſal, das uns aneinanderknüpft?" — „Es hängt nur von Dir ab, Göttin!" entgegnete Dubois, ihr ſchnell die Hand küſſend — „ob Du auf Deiner Spindel einen dauernderen Faden weben willſt, der unſer Schickſal aneinanderkette!" — — „Horch!" ſagte Madelon, ihn unterbrechend, indem ſie ſich lauſchend nach der Muſik hinwandte — „iſt das nicht ein Ballettſtück von Roſſini, das eben ſo rauſchend anhebt, ſo hinreißend fortzieht und ſo wunderſchön mit den lieblichſten Paſſagen abwechſelt?" — —

Während ſo das ſchwärmende Maskenfeſt lärmend und jubelnd, lachend und tanzend im Saal auf und niederwogte, hielt draußen vor dem Hauſe

plötzlich ein Reisewagen still, der mit dumpfem Rasseln über die nächtlich verödete Straße heran-geeilt kam. Der Schlag ward geöffnet, eine hohe Männergestalt, unkenntlich in einen Mantel ge-hüllt, stieg heraus, und ihr folgte eine zweite, weibliche Gestalt, schwarz verschleiert, eine überra-schende Trauererscheinung. Sie hing sich schwan-kend an des alten Mannes Arm, und aus der Sorgsamkeit, mit welcher er sich um sie beschäf-tigte, schien hervorzugehn, daß das seufzende Mäd-chen, dessen ganzes Wesen eine unendliche Zartheit verrieth, leidend und krank angekommen war.

So traten die späten Gäste in das festlich erleuchtete Haus, dessen ungewöhnlichen Glanz der greise Führer der Dame mit Verwunderung betrachtete. Die Musik und der rauschende Lärm, der vom Ballsaal auf den Flur herüberschallte, verkündete bald deutlicher die Freude, welche dort wohnte, aber kein Diener ließ sich noch blicken, um die Meldung der Angekommenen zu übernehmen. Alles schien sich in der Aufmerksamkeit für das Fest wie trunken verloren zu haben.

„Wir fürchteten, unser Besuch würde die Schlafenden stören, mein Kind! — und hier wacht Lust und Ergötzen die jubelnde Nacht durch!“

ſagte der alte Mann mit wehmüthig gebrochener Stimme zu ſeiner jungen Gefährtin. „Ihre Freude hat mit unſerm Schmerz dies gemein, daß beide nicht ſchlafen können, denn auch uns trifft die Nacht heut noch wachend an und unternehmungsluſtig mit den Folgen unſres Unglücks beſchäftigt!“

„Vater!“ flüſterte das verſchleierte Mädchen — „wird Madelon uns auch gern ſehen, uns, die Betrübten? Ach, ich ſchäme mich vor ihr in meinem Leid! Vater, hätten wir doch mit unſern Schmerzen anderswohin flüchten können, als wieder nach Paris zu ihr! Aber Du haſt es ſo gewollt, und Dein armes, krankes Kind folgt Dir in Allem gern!“

„Beunruhige Dich nicht mit ängſtlichen Gedanken, meine Roſalie!“ entgegnete der Vater. „Du ſollſt gar nicht nachdenken über irgend Etwas, und ich werde Alles ſtatt Deiner thun, denn Du bedarfſt des Friedens, und von den Anſtrengungen der Reiſe bietet Dir hier im gaſtlichen Hauſe hoffentlich bald ein ſtiller Ort Schlummer und Erholung. Madelon iſt wild, aber im Innerſten ihrer Seele gut, ſie wird Dein Leid pflegen und als ihr Schooßkind willkommen heißen,

dafür kenne ich sie! Mit Deinem Leid aber sollst Du Dich vor Keinem schämen, denn die trauernde Unschuld bleibt eine heilige und strahlende Gestalt, wenn auch ein treuloser Verräther sie beschimpft und dem Hohn der Welt preisgegeben hat! Sei stille im Herrn! dies ist der Trost der gekränkten Unschuld. Den Verräther werde ich zur Verantwortung ziehen, wie ein Mann den Mann, und wie dem Ehrenmord es gebührt! Daß er hier in Paris wieder verweilt, darauf führten uns alle Spuren, denen wir nachspähten, und darum bin ich nach Paris gekommen! Du aber hast mit diesem Geschäft nichts zu thun, mein Kind! Du folgtest Deinem Vater nur, weil er sich von seinem leidenden Töchterchen nicht trennen mochte und in Coblenz Deines Aufenthaltes nicht mehr war!"

„Ach Vater, vergiß ihn, den Du suchst, und laß ihn ungefährdet weilen, wo er mag! Deine arme entehrte Tochter verdient nicht, daß Du ihretwegen die Ruhe Deines Alters opferst!" seufzte Rosalie mit unterdrücktem Weinen, aber der alte Eichen faßte wie in krampfhaftem Zorn an seinen Degen, und die greise Heldengestalt schien sich wieder wie in jüngern kampfgewohnten Jahren kräf-

tig emporzurichten. In dieſer Lage finden wir ihn und ſeine ſo ſchmerzlich getäuſchte Roſalie an demſelben Ort in Paris wieder, zu dem ſie vor ungefähr einem Jahre der Urheber des jetzigen Mißgeſchicks, Narciß ſelbſt, mit dienſtfertiger und einſchmeichelnder Höflichkeit zuerſt geführt hatte, um ſich Dank und Gunſt dadurch bei ihnen zu erwerben. Jetzt lag dieſer damals begonnenen Bekanntſchaft bereits die unheilvollſte Vergangenheit im Hintergrunde, die dem Major das Glück ſeiner alten Tage, das ihm wieder ſo heiter und wolkenlos aufgegangen zu ſein ſchien, grauſam zerſtört hatte. Das neue Haus in Coblenz war bereits ſtattlich, und nach ſeiner eignen Lieblingsidee aufgeführt, aus der Brandaſche des alten emporgeſtiegen, die freundlichſten Gemächer luden zur wohnlichen Niederlaſſung, zum traulichen Familienheerde die Glücklichen ein, aber — wo waren die Glücklichen? Noch glaubten ſie es zu ſein, noch vertrauten ſie der Wahrheit des gegenſeitigen Lächelns, und in frohen, vielverheißenden Ausſichten, in der immer feſter ſich ſchlingenden Gewohnheit des täglichen Nebeneinanderlebens wechſelte ihnen Tag um Tag im koſenden Flügelſchlag der Zeit, bis endlich die unerwartete Stunde herankam, welche von der

verheimlichten Lüge, die ſich in das Daſein ihres Glücks eingeſchlichen hatte, Zeugniß ablegte. Sie fanden Narciß nicht mehr, als ſie ihn ſuchten, der Ruf der Liebe, deren er nicht würdig geweſen, hallte ihm klagend nach, aber den Entflohenen hatte der Dämon der Unruhe unwiederbringlich von der Stätte fortgetrieben, die er vor Kurzem noch für ein Paradies gehalten, das ſich ihm jedoch durch den alten Fluch, der alle Täuſchungen unſtäter Herzen verfolgt, allmählig zu einer Wildniß entzaubert zu haben ſchien, in der es ihn nicht nicht mehr ließ. Darum lud das neue Haus vergeblich die Glücklichen zu ſich ein, denn Alle, die friedlich in ihm wohnen ſollten, ſehen wir jetzt wieder in der Fremde zerſtreut umherirren und ſich zu keiner freundlichen Begegnung ſuchen. —

Der Major hatte ſich indeß mit ſeiner in banger Erwartung an ihn geſchmiegten Begleiterin die Treppe hinaufbegeben, wo ihnen jetzt ein Diener entgegenkam, der von dem heutigen Feſt die Veranlaſſung entnommen haben mochte, ſich im Stillen gütlich zu thun, denn er verrieth an ſich alle Spuren eines trunkenen Zuſtandes und hieß den Major, den er noch zu kennen ſchien, mit lachendem Geſicht willkommen, indem er täp-

piſch meinte, daß unter den Masken drinnen im Saal noch gerade ein deutſcher Major gefehlt hätte, weshalb ſie nur ſchleunigſt eintreten ſollten. Der Major bedeutete ihn, wie ihm daran liege, ohne Aufſehn und ohne durch ſeine plötzliche Ankunft die Feſtlichkeit des Hauſes zu unterbrechen, ſogleich ein entferntes Zimmer angewieſen zu erhalten und ſeine Meldung bis auf den morgenden Tag zu verſchieben. Der Menſch that, als ob er Alles verſtanden hätte, verſprach die gehörigen Anſtalten zu treffen und öffnete ihnen eine Seitenthür des Flures, mit dem Erſuchen, einſtweilen dort einzutreten.

Eine unangemeſſenere Verwechſelung hätte aber kaum entſtehen können, als jetzt durch die Beſinnungsloſigkeit des Dieners. Sie folgten ſeiner Weiſung und ſahen ſich plötzlich in einen dunkeln Gang verſetzt, der ſie jedoch, nachdem ſie ihn durchſchritten, aus einer zweiten Thür unvermuthet — auf den rauſchenden Schauplatz des Maskenſaales hinausführte. Eichen ſtand einen Augenblick überraſcht in der Thür ſtill und wollte ſich mit ſeinem zitternden Kinde dann ſogleich wieder zurückziehn, als er ſah, an welchen Ort ihn die Laune des Zufalls verlockt hatte. Aber von eini-

gen Masken, welche sich gerade hier an dieser Stelle herumtummelten, war die auffallende Erscheinung dieser neuen, späten Gäste bereits bemerkt worden, man glaubte einen neuen Redoutenscherz im Hinterhalte, der bis auf diesen Augenblick verspart sei und eilte herzu, indem man die Angekommenen umringte und sie unter muthwilligen Ausrufungen mitten in den Saal zog. Indeß schien doch bei näherer Betrachtung der fremden Gestalten der Irrthum der Masken plötzlich zu weichen, sie fingen an, etwas Unheimliches, das nicht in die Luft dieser Nacht gehöre, in ihrer Erscheinung zu ahnen, und so wichen sie bald zu beiden Seiten scheu und schnell wieder zurück vor dem alten ernsten Mann und seiner schwarzverschleierten Dame. Langsam und in der ganzen Würde seines feierlichen Wesens schritt der Major mit Rosalien, die wie eine hinschmachtende Blume an seinem Arme hing, wieder zu der Thür zurück, in der sie zuerst gesehen worden, während die erstaunten Masken sich zerstreuten und dumpf unter einander von Traumgespenstern der Ballnacht flüsterten.

Im andern belebteren Theile des Saales war dieser Vorgang jedoch kaum bemerkt worden, am

allerwenigſten von Madelon ſelbſt, die in einer Fenſtervertiefung eben Gelegenheit gefunden, ſich mit Dubois unbemerkt in einem, wie es ſchien, ſehr anziehenden Geſpräch zu unterhalten. Aber jene lauſchende Maske dort, die bisher mit verſchränkten Armen unzugänglich in einer Ecke dageſtanden, als Dey von Algier die Zielſcheibe jedes vorübertanzenden Spötters, hat mit ſteigendem Entſetzen Alles wahrgenommen und geräth jetzt zum erſten Male in dieſer Nacht in die unverkennbarſte Aufregung. Marciß — denn kein Anderer war es — hatte die im Saal plötzlich Erſchienenen nur zu gut als Die erkannt, denen er nimmer wieder zu begegnen gehofft, und die erwachenden Schrecken des Gewiſſens fingen an, bei ihrem mahnenden Anblick ſeine ganze Natur, die bisher noch an der Gränze des Wahnſinns geſchwankt hatte, zu einem gewaltſamen Ausbruch des wüthendſten Schmerzes fortzureißen.

Er rannte, wie vor den Furien davon eilend, mit haſtigen Schritten an eine einſame Stelle, wo er ſich von Niemandem beobachtet glaubte. Hier ſtand er ſtill und ſchien ſich noch einmal auf ſich ſelbſt beſinnen zu wollen. „Zwei Rachegeiſter ſind gekommen!“ ſagte er zu ſich ſelbſt —

„und ich möchte ihnen gern entfliehen, wenn ich es vermöchte! Aber da iſt an kein Entrinnen mehr zu denken! Hier hält mich Alles feſt an dieſem Orte, hier windet ſich ſelbſt die Muſik, die überall im weiten Saal grollt, ſtöhnt, ſeufzt und ſchreit und auf mich lauert, wie ein langes Netz um mein unglückliches Haupt, ſo daß ich mich gefangen geben muß! Ja, wenn dieſe grauenhafte Muſik hier nicht wäre im Saal, die mich mit ihrem lauter und lauter anwachſenden Gewitterſturm ſo teufliſch umſchwirrt, ich glaube, ich könnte wohl noch von hinnen fliehen und mich retten; aber ſie umkreiſt mich mit ihren immer enger an mich heranbrängenden Tönen, ſie hält mich an ſich feſt, ſie läßt mich nicht fort, ſie muß mich wohl kennen, daß ich ein treuloſer armer Sünder bin! Allmächtiger Gott! ſie klingt mir im Ohr und Herzen, ſie brauſt mir im Gehirn, ſie zuckt mir wie Feuer in jeder Ader! Den alten Eichen ſah ich, ſeine Miene drohte mir wie ein Kriegsgott, und am Arm hing ihm leidvoll ſein trauerfarbener Schmetterling, ſtumm mich anklagend, daß ich ihm die ſchönen Jugendſchwingen gelähmt! Was will der Kriegsgott von mir? Seiner Waffen kann ich entbehren, denn ich habe

ja ſelbſt einen Dolch, um mich zur Strafe zu ziehn!"

Er griff bei dieſen Worten in den Buſen, wo er das tödtliche Werkzeug verborgen, das er in den letzten Tagen, mit verzweiflungsvollen Abſichten umgehend, ſtets mit ſich herumtrug. Die funkelnde Schneide blitzte ihm entgegen; er zog den Dolch immer weiter aus den Falten des Gewandes hervor, und ſpielte eine Zeitlang nachſinnend mit der flachen Hand auf der Spitze deſſelben. Eine unheimliche Gluth ſprühte aus ſeinen rollenden Augen, aber plötzlich ſchien ſich ein anderer Gedanke ſeiner zu bemächtigen; er ſchob die verhängnißvolle Waffe wieder in das Gewand zurück und richtete ſeine Blicke mit irrem Lächeln auf die im Vordergrunde ſchwebenden Gruppen der Tänzer, welche ſich jetzt in den eben lebhaft begonnenen Takten eines Cotillons auf und nieder bewegten.

„Sie muß ich noch einmal ſehn, die Romantiſche, die Zauberin!" flüſterte der unſelige Narciß in ſich hinein, indem er mit taumelnden Schritten ſich näherte. „Dort fliegt die reizende Parze in den Armen eines Glücklichen, und ſcheint die Erde kaum zu berühren, denn ſie iſt leicht und

ſchnell, wie ein Geiſt, der auf Morgenwolken wandelt! O meine Madelon, wollen wir auf Morgenwolken zuſammen wandeln von hinnen? Die Ballnacht hat ſich müde gejauchzt, der Saal ſchwankt vor Schläfrigkeit, alle Inſtrumente klagen ein hinſterbendes Wiegenlied, und draußen hinter den Läden bricht der leichenblaſſe Tag ſchauerlich an und ſendet uns ſeine kalten Morgenwolken, auf denen wir ſchleunig von hinnen müſſen! Ja, Madelon, Du biſt es, die ich dort ſchweben ſehe! Deine Geſtalt würde hervorglänzen auch aus der Maskentracht eines Teufels, und man wird ſie noch als ſchön herauserkennen, wenn Du neben mir im Grabe Deine Blüthe vertrauſt! Ja, neben mir im Grabe heut! Biſt Du nicht Die, die eigentlich meines Lebens Unglück geweſen? Ich beſinne mich immer deutlicher auf Dich und Deinen Liebeszauber, mit dem Du mich einmal berauſchteſt und mich dann im Rauſch wieder hinausſtießeſt auf die öde Straße, wo ich mir das Herz erfrieren mußte in der dunkeln Winternacht! Du haſt mich ſo verzaubert durch Dein Weſen, daß ich ſo wild wurde und umherſchwärmte ohne Ruh wie ein trügender Irrſtern, welcher Jeden, der an ihn glaubte, in den tödtlichen Abgrund

hinunterlockt! Was an Dir Allen reizend erſchien, Deine gefährliche Natur, das wurde ſo, wie Du es in mich verpflanzt haſt, zur böſen Gewalt, die jetzt mich und Dich vernichten wird! So komm denn, große Zauberin! Habe ich doch immer an Dich gedacht, ſelbſt wenn ich Dich haßte, und in weiter Ferne von Dir verfolgte mich oft der Gedanke, als wäreſt Du mir nah und ich müßte dem Blitz Deines Auges begegnen! Heut fordert Dich die Vergeltung durch mich zum letzten Tanze!" —

Die Freudeſtrahlende, die ſo ganz wieder im lebensfrohen Taumel des Feſtes ſich erging, war eben mit ihrem Tänzer aus den Reihen zurückgetreten, als Narciß mit auffallender Haſt zu ihr heranſchritt, indem es den Anſchein hatte, als wolle er ſie um die Zuſage zu einem zweiten Tanze bitten. Madelon machte eine muthwillige Geberde, als ſie ihn kommen ſah, und ſcherzte über den ſympathetiſchen Zug, welcher den Dey von Algier, unter deſſen Maske ſie den Unglücklichen nicht zu ahnen vermochte, gerade zu ihr treibe; aber in dem Augenblick, wo ſie die Hand gegen ihn ausſtreckte, hielt auch der Wahnſinn, welcher ſich Narciſſens bemeiſtert, ſein gräßliches Werk nicht länger mehr

zurück. Er ſchwang mit einem düſtern Schrei der Wuth den Dolch, und bohrte ihn tief in den Buſen der Erblaſſenden; doch mit dämoniſcher Schnelligkeit hatte er, noch ehe die edelſte Geſtalt hingeſunken war, den Stahl auch gegen ſich ſelbſt gekehrt und ihn dreimal in ſeine Bruſt getaucht, ſo daß er zu gleicher Zeit mit ihr zuſammenſtürzend auf den Boden hinglitt. Im Todeskampf riß er ſich die Maske herunter und zeigte ſeufzend den Umſtehenden ſein Antlitz, auf dem ſich die finſter heranziehenden Schatten eines friedloſen Todes lagerten; doch indem er ſich noch einmal gegen Madelon hinkehren wollte, um näher neben ihr zu ruhn, floh die letzte Lebenskraft von ihm und er ſank mit einem gellenden Laut des Schmerzes in ſich zuſammen, ſein Haupt bewegungslos an die Erde niederſtreckend. Madelon aber athmete noch laut und ſtark wie ein ſterbender Schwan, dem die entfliehende Melodie des Lebens aus der zuckenden Bruſt ſich heraufwindet, und aus der Wunde des ſchneeweißen Buſens, in deſſen Heiligthum der mörderiſche Dolch gedrungen, rieſelte ſtill und zögernd der Tod in langſamen Purpurtropfen des theuerſten Blutes hervor.

Erſt allmählig war die Schreckenskunde von

dieſer That durch die feſtlichen Säle des Hauſes hingelaufen, und die Muſik hatte noch kaum durch das allgemeine Entſetzen, das die Freude der Nacht unterbrochen, zum Verſtummen gebracht werden können, ſondern wühlte ſich noch einen Augenblick im durcheinander dröhnenden Nachhall der Inſtrumente wie gedämpfter Grabesgeſang fort. Endlich war auch der leiſeſte Ton verklungen und eine athemloſe Stille ſchien jetzt über dem Grauen des Ereigniſſes zu brüten, das wie ein unbegreifliches Geſpenſt unter Alle getreten war.

Eichen und Roſalie, die ſich noch im Vorzimmer verweilt hatten, traten mit ſcheuer Neugierde in den Saal zurück, als ſie überall von der plötzlich veränderten Scene die befremdende Nachricht flüſtern hörten. Sie näherten ſich ahnungsvoll der Gruppe, um die Alle verſammelt ſtanden, und erblickten endlich mit der ſchmerzlichſten Ueberraſchung nicht nur den entflohenen Narciß, den ihre Rache geſucht hatte, in ſeinem Blute, ſondern auch die wunderbare Freundin, welche ihrem Beſuch, den ſie ihr zugedacht, nun kein frohes Willkommen mehr zu ſagen vermochte.

Dubois hatte ſeinen Arm um die Sterbende geſchlungen und war bemüht, ſie in einen herbei-

geholten Tragseſſel zu heben, um ihr auf ihrem Zimmer die mögliche Hülfe angedeihen zu laſſen, zu der man bereits nach allen Seiten ausgeſchickt hatte. Ueber ihr bleiches Geſicht ſpielte gleichwohl ein lächelnder Friede hin, und das große, beredte Auge hatte ſich klar wie ſonſt geöffnet, um ſich im Kreis der Nebenſtehenden umzuſchaun, unter denen ſie mit Wohlgefallen die ihr Liebſten, und auch den Major und ſeine trauernde Tochter, zu erkennen und zu grüßen ſchien. Zum Theil noch mit dem phantaſtiſchen Faſchingskleide angethan, lag die Dulderin da, dem Augenblick entgegenharrend, wo der Maskenſchmuck der ſchönen Erdenhülle ſich ganz von der göttlichen Natur in ihr abſtreifen werde. Zu ihren Füßen am Seſſel ſaß der arme alte Marquis, ohnmächtig im Schmerz, den er nicht lange mehr überdauern wird, und hielt noch krampfhaft die Parzenſcheere umfaßt, welche ihm ſein Redoutencoſtüm heut in die Hand gegeben. Der Lebensfaden der ſpielend nachgebildeten Schickſalsgruppe war durch die eindringende Macht eines höher waltenden, ernſten Schickſals zerriſſen worden!

Doch ſtill! ihr Seſſel wird ſanft in die Höhe gehoben und die Leidende ſoll fortgetragen werden

nach ihrem Ruhelager. Von der Erſchütterung erregt, läßt ſie das Haupt plötzlich auf den Buſen niedergleiten, und in demſelben Augenblick erliſcht der Strahl der Augen und das Athmen des Mundes vergeht. Die Träger tragen die Todte dahin. Seit dem Moment, wo ſie den Dolchſtich erlitten, hatte ſie kein einziges Wort mehr zu ihren Freunden geſprochen, ſondern nur durch den inhaltsvollen Ausdruck ihrer Augen ſie angeredet, und jetzt ſind dieſe Lippen und dieſe Augen, ſonſt dem Scherz und ſinnigen Gedanken zum Tempel geweiht, mit einander auf ewig verſtummt! —

Die Maskengäſte, von der Luft nun das bange Grauen mit ſich forttragend, hatten ſich alle wehklagend zerſtreut. Eichen ſaß nachdenkend, mit einer heißen Thräne im Greiſenauge, auf der Ottomanne in einer Ecke des ganz verödeten Saals. Neben ihm ſeine Tochter, das jugendliche Haupt, das von ſo großen Schmerzen ſchwer geworden, weinend am Buſen des Vaters bergend. „Roſalie, theures, leidvolles Kind!“ ſagte der alte Mann, „der Spruch, an den ich Dich zuvor erinnerte, muß uns jetzt Allen zum einzigen Troſt werden: Laß uns ſtille ſein im Herrn! Die Geſtalten unſers Daſeins fließen auseinander wie

irre Traumbilder, aber des Traumes Wahrheit finden und beten wir an in Gott, dem Quell unſers Daſeins! Das Leben wirft geſpenſterhafte Schatten über jede Spanne Zeit, doch zu den Schatten iſt Er das Licht, der ſich am Ende der Tage ſeiner Schatten erbarmen und ſie mit ſeinem Licht vereinigen wird! Dann haben die gaukelnden Schatten, welche durch das Faſtnachtsſpiel dieſer Erde hinſchwärmen, aufgehört zu ſcheinen und zu ſchwärmen, und haben in Himmelsruhe ein heiliges wandelloſes Sein gefunden! Laß uns fortan die verborgenſte Einſamkeit aufſuchen für unſer Leben und demüthig fortpilgern und ſtille ſein im Herrn, o Du meine Trauerblume, mein hinwelkendes Mädchen!" — —

Die

Einheit Deutſchlands.

Die

Einheit Deutſchlands

in

politiſcher und ideeller Entwickelung.

Von

Theodor Mundt.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1832.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

In Perioden großer Aufregungen, wo ein allgemeines Ringen, Streben und Bewegen eine ganze Zeit durchzuckt, täuscht sich oft der menschliche Wille über nichts so sehr als über die Ziele, denen er zustrebt und nacheingt, und die ihm als die vollkommenen und glückseligen Zustände der Zukunft zu winken, ja durch die Nothwendigkeit des Geschicks selbst bestimmt zu sein scheinen. Die großen Ziele der Weltgeschichte entwickeln sich jedoch im Völkerleben stets wie ein Wunder der göttlichen Offenbarung, und die Sonnenauf- und Untergänge in der Geschichte lassen sich nicht, wie die in der Natur, durch menschliche Mathematik auf Zeit und Stunde des Kommens und auf Art und Weise des Erscheinens berechnen, sondern der Tag bricht den Völkern immer auf der Seite des Horizonts an, wo sie auf sein siegreiches Licht nicht gehofft hatten. Noch nie sind epochemachende Ereignisse in der Weltentwickelung durch ein planmäßiges und vorbedachtes Hinstreben der Völker und Individuen darauf herbeigeführt worden, und wenn auch der Mensch die Keime seines Geschicks selbst in die Zeit säet, wenn er thätig und arbeitsam sein soll mit Wort und That, mit Geist und Leib für die Herausentfaltung und Wartung desselben, so hängt doch der Segen der Ernte nicht von

ihm und seiner Arbeitsamkeit ab. Die Keime ihrer Geschichte pflanzen die Völker, aber der Weltgeist schüttet die Blüten der Ernte über sie aus nach seinem Walten, und siehe! mancher Keim, von dem man es nicht dachte, ging auf, mancher verdorrte, und der ganze Lebensreichthum der aufgesproßten Saat steht wie eine Himmelsgabe, aber nicht wie menschlicher Erwerb vor Allen da. Wie unscheinbar sind oft die ausgestreuten Keime, die ungeahnt zu großen weltgeschichtlichen Ereignissen heranwachsen! Luther war weit entfernt davon, den durchgreifenden Gedanken einer Kirchenreformation mit allen ihren umfassenden Folgen in sich zu tragen oder nur zu ahnen, als er durch seine 95 Theses gegen den Ablaßkram den ersten, von unberechenbarer Nachwirkung begleiteten Schritt dazu that; und von diesem einzelnen Unternehmen aus wider Willen fortgerissen in die Mitte einer großen geistigen Zeitumwälzung, oft bereuend und in sich selbst erschreckend, daß er zum aufregenden Princip einer ganz Europa ergreifenden Verwirrung und Entzweiung geworden, und noch auf seinem Todbette sich mit kleinmüthigem Zagen abwendend von dem blutigen, aber hoffnungstralenden Morgenroth der Zeit, die er umgeschaffen, wurde er dennoch der Träger einer neuen Weltbildung, die er selbst weder zu ahnen noch zu begreifen vermochte. Den Völkern, den Individuen gehören nur die einzelnen Thaten in der Geschichte an, die in ihrer Vereinzelung oft wie zusammenhangslos und beziehungslos hervorzugehen, ja nur aus dem thätig werdenden Naturtrieb der Völker entstanden zu sein scheinen; aber der Geist der Geschichte durchdringt befruchtend und belebend die ungewisse Ein-

zelheit der menschlichen Thaten und erhebt sie erst durch seine Vernunft, die höher ist als alle irdische Vernunft, zu bestimmten Ideen in der allgemeinen Weltordnung der Dinge.

Die Anwendung dieser einleitenden Betrachtungen auf unsere Zeit, wie auf den besondern Gegenstand dieser Abhandlung, liegt nahe. Ueber der heutigen Gegenwart schwebt ein drohender Gedanke: es ist die warnende Lehre, daß der menschliche Wille sich nicht vermesse, mit der Einzelheit seines Strebens in den fortschreitenden Geist der Geschichte willkürlich eingreifen zu wollen! Der reflectirte und überreflectirte Standpunkt des Geschlechts scheint es aber heutzutage immer mehr zu dem Wahnsinn fortzureißen, daß es dieser inhaltschweren Lehre, welche die höhere Geschichtsansicht uns klar und entschieden vor das Bewußtsein stellt, mit übermüthigem Beginnen immer verwirrungsvoller entgegenhandelt. Die geschwächte äußere Thatkraft der Völker hat sich in unserer Zeit in die Reflexion gestürzt, und während gegenwärtig eine Geschichtsperiode der Meinungskämpfe, der Kämpfe um Staatsformen und Staatstheorien angebrochen ist, hat die allzu reflectirte und theoretisirte Entwickelung dieser Zeit bereits ein künstliches und gemachtes, mithin ungeschichtliches Ansehen erhalten und ist dadurch in eine unheimliche Verzerrung und Verzuckung aller Zustände gerathen. Man will die Geschichte heutzutage nicht mehr *erleben*, man will sie *machen* wie ein logisch-dialektisches System, und so wirft man sich in politischen Abstractionen herum und kommt zu keiner wahrhaft historischen Entwickelung, weil man künstlich abstrahirte Ziele zu erreichen strebt, die nur innerhalb

der Reflexion, aber außerhalb der Geschichte liegen. Die menschliche Reflexion kann aber nie zum Werkmeister der Geschichte werden, denn Geschichte ist freies Fortleben der Völker; aber Reflexionsleben der Staaten ist kritisirtes Leben, das, durch ein unaufhörliches Bewußtsein seiner selbst krankhaft abgemattet und an Thatenlust immer ärmer werdend, sich nicht aufrichten und ausdehnen kann zum frischen Hinauswachsen in die Zukunft. Vor der Reflexion steht die Geschichte starr und bang still wie eine stockende Welluhr, deren Pendel, sich selbst zu schwer geworden, vor der Schwere des eignen Daseins in sich zusammenstürzt.

Es ist aber nicht nur ein Eingreifen der Reflexion in das Leben der Geschichte, wenn Fürsten und Machthaber unserer Zeit durch Ordonnanzen und Beschlüsse die echthistorische Entwickelung ihrer Völker zu hemmen und ihre Zustände dadurch um Jahrhunderte weit zurückzuschrauben trachten, sondern es ist auch auf der andern Seite ein vermessenes Eingreifen der Reflexion in die Geschichte, wenn im Volke selbst ein Streben nach künstlich abstrahirten Zielen der Entwickelung entsteht, und es ist offenbar, daß heut von beiden Seiten zugleich die Sicherheit der Gegenwart bedroht und angegriffen wird. Die Verwirrung, die von den Fürsten ausgeht, kann jedoch nie so gefahrvoll werden für Cultur und Staatsleben als die aus dem Volke selbst; denn ein tüchtiges gesundes Volk überwindet die Misgriffe seines Fürsten wieder in sich selbst durch seine gute Naturkraft, sowie ein starker Körper auch die schlechten Säfte, die in ihn übergegangen, gefahrlos in sich verarbeitet und aus sich herauswirft,

oder, als ein Ganzes ſich fühlend und den Fürſten dagegen nur als ein Einzelnes im ganzen Organismus, erdrückt es die gegen das Ganze aufrühreriſch gewordene Einzelheit durch die Energie ſeiner Maſſe. Aber wenn im Volke ſelbſt die Verwirrung ausgekommen iſt, wenn im Volke ſelbſt eine unnatürliche Richtung der Entwickelung oder auch nur das Gelüſt danach ſich regt, dann erſt iſt die Gefahr groß, und es ſchleicht ſich damit eine allgemeine Verfinſterung der Lebenszuſtände heran. Den Fürſten iſt nicht die Macht gegeben, ihre Völker zu vernichten, ſondern die Völker vernichten ſich immer ſelbſt in der Geſchichte, und in ſolchen Perioden, wo ſie ſich nach erkünſtelten Bedürfniſſen, nach ausgeklügelten Ideen zu geſtalten ſtreben, ſind ſie ihrem Untergange in ſich ſelbſt am nächſten, wenn ihnen nicht aus der Verwirrung eine Wiedergeburt zugedacht iſt.

Selbſt auf die Gefahr hin, von einer gewiſſen liberalen Partei unſerer Zeit für unliberal geſcholten zu werden, muß man doch ungeſcheut behaupten, daß jene Liberalen, die, von der Aufregung der letzten Welteregniſſe ergriffen, in dem Wahn einer maßloſen Perfectibilität der Völkerzuſtände umherſchwärmen, daß jene Liberalen in Deutſchland es ſind, die an der Verwirrung und Uebereizung der Zeit faſt planmäßig arbeiten, indem ſie ſich gewiſſe politiſche Abſtractionen ausgedacht haben, die ſie unter der beliebten Fahne des Zeitgemäßen und Zeitbedürfniſſes ausflattern laſſen durch die deutſchen Gauen, und die ſie als einziges Heil und Rettung ihrem Volke verkündigen, welches das ihm von ſeinen Befreiern und Vervollkommnern angedichtete Bedürfniß nach dieſer Art

der Rettung in ſich kaum kennt. Dieſe liberalen Abſtractionen im heutigen Deutſchland concentriren ſich vornehmlich in der jüngſt ſo vielfach wieder regbar gewordenen Idee einer politiſchen Einheit deſſelben, welche an ſich ohne Zweifel die kühnſte und gewagteſte politiſche Abſtraction iſt, die je aus dem reflectirenden Bewußtſein in die Geſchichte mechaniſch hat hinübergreifen ſollen, und in der Behauptung dieſer als das Höchſte der vaterländiſchen Zuſtände hingeſtellten und zu erſtrebenden Einheit Deutſchlands ſcheinen ſich überhaupt alle liberalen Bewegungen einer gewiſſen Seite bei uns zuzuſpitzen oder auf die Spitze zu ſtellen. Und nicht nur die oberflächlichen Liberalen, ſondern auch gründliche und geiſtreiche Vertreter des deutſchen Liberalismus, wie Welcker (der badiſche Abgeordnete), P. Pfizer (in ſeinem „Briefwechſel zweier Deutſchen"), Wilhelm Schulz („Deutſchlands Einheit durch Nationalrepräſentation", Stuttgart 1832) u. A. haben ſich über und für dieſe Idee neuerdings wieder lebhaft ausgeſprochen, obwol nicht ſelten unter einander abweichend in Standpunkt und Richtung ihrer Anſicht und in der Weiſe, ſie zu verwirklichen. Dieſe wackern Männer der deutſchen Bewegung ſind bisher faſt allein über dieſe Angelegenheit laut geworden, und gegen alle Verwirklichung und Ausführbarkeit derſelben hat ſich von Seiten der Reactionspartei in Deutſchland bis jetzt nur die Stimme Ranke's erhoben, im zweiten Heft ſeiner „Hiſtoriſch-politiſchen Zeitſchrift" (1832), worin ein leſenswerther Aufſatz: „Ueber die Trennung und die Einheit von Deutſchland", gegeben wird. Dieſer Aufſatz, obwol die abſolutiſtiſche Färbung ſeiner Heimath nicht ganz verleug-

wend, zeigt sich doch frei von aller gehässigen Ultragesinnung und entwickelt gemäßigt und gedankenreich seine Ueberzeugung von der Unausführbarkeit jener politischen Einheit Deutschlands; aber so sehr wir auch von unserm Standpunkt aus Dies anerkennen müssen, so ist doch zugleich klar, daß Ranke vergessen hat, seinen Verneinungen eine ebenso entschieden ausgeführte Bejahung nachfolgen zu lassen, und die Elemente zu einer ideellen Einheit der Deutschen, die dennoch durch ihre in den realen Bedingungen begründete politische Trennung unverlöschlich hervorschimmern, energischer herauszustellen; denn wenn man auch über die Bedingungen der Trennung nicht hinauskann, ja sie vielmehr recht scharf einsehen muß, um sich unter höhern Gesichtspunkten mit dem Bestehenden zu versöhnen, wenn man auch die Einheit da nicht suchen darf, wo sie nicht ist, so darf sie doch auch da, wo sie ist, in dem ganzen Umfang ihrer Bedeutsamkeit nicht unentwickelt bleiben. Zugleich geht durch des Verfassers Darstellungen in diesem Aufsatz ein gewisser ironischer Zug, der in heimlichen Seitenblicken zuweilen etwas seltsam lächelt, besonders wo es Ranke unternimmt, Mangelhaftigkeiten der heimischen Zustände hofklug zu beschönigen, wie sich denn der treffliche Historiker überhaupt in dieser Zeitschrift in keiner ganz natürlichen Stellung der Ansicht zu befinden scheint.

Es drängt sich jedoch hierbei bezugs der in Rede stehenden Sache die Frage auf, ob die geltendgemachte Nothwendigkeit einer politischen Einheit Deutschlands überhaupt nur von Seiten der Reactionspartei bestritten und verneint werden könne, und es also von vorn herein das Werk

illiberaler Gesinnung sei, an der Möglichkeit und Tauglichkeit einer Herstellung dieser Idee zu zweifeln oder andere Ansichten über ihre Begründung zu hegen als die dafür begeisterten Liberalen. Gefährlich ist es freilich heut, sich diesen Liberalen irgendwie entgegenzustellen, denn in ihrem Eifer brandmarken sie Dich gleich vor der öffentlichen Meinung und posaunen aus von Dir, daß Du eben nicht liberal seiest. Schrecklich aber ist es, nicht liberal zu sein, denn es ist gerade so leicht, es zu sein. Ehre und Hochachtung den Männern des Liberalismus, wie Rotteck, Welcker, Duttlinger, Jordan, Mittermaier u. A., die für die Befreiung der vaterländischen Verhältnisse hochherzig zu wirken streben, und selbst die gebührende Anerkennung solchen feuerflammenden Propheten, wie Wirth, der durch seine ungemeine Anregsamkeit wenigstens das alte Phlegma der Deutschen ertödten hilft, denn allerdings nur aus der Aufregung entwickeln sich Fortschritte! Aber wenn wir auf die große und wogende Mehrzahl Derer hinsehen, die sich selbst vor der ganzen Welt als Liberale ausherolden, die, ohne zu wissen, von wo sie ausgehen noch wo sie hinwollen, in die Luft springen, weil sie meinen, daß der Zeitgeist einmal Bewegung verlangt, diese Narren des Zeitgeistes, wenn man diese betrachtet, könnte es scheinen, als gehöre nur ein Uebermaß von Seichtigkeit und Gedankenlosigkeit dazu, um liberal zu sein. Es hat sich bei uns ein gewisser Liberalismus hervorgethan, den man par excellence den gedankenlosen Liberalismus nennen sollte, um sich sogleich über ihn verständigt zu haben; ein gewisser frivoler Broschürenliberalismus, der, unkundig der Vergangenheit, in der die

heutigen Zuſtände wurzeln, und leichtſinnig denkend oder ganz gedankenlos hinſichtlich der Zukunft, in die er doch die Gegenwart gewaltſam hineinzerren möchte, nur die Stichworte der Zeit aufgreift, ſie unaufhörlich ausſchreiend, um ſich damit auf dem Markt des Tages pikant zu machen. Weder Kenntniß der Geſchichte noch wahre Vaterlandsliebe iſt in dieſen Liberalen, die, eigentlich ganz heimathlos geſinnt und ohne alle eigenthümliche Richtung, im Bewegungsprincip der Zeit nur den Schaum auf der treibenden Meeresoberfläche darſtellen. Iſt nicht ſchon Das an ihnen verdächtig, daß ſie nicht müde werden, ſtets von ihrem eignen Liberalismus zu ſprechen, und wo ſie auftreten, ſich renommirend damit anzukündigen: „ich bin liberal!“ Klingt das nicht ebenſo zweideutig, als wenn eine Frau beſtändig von ihrer Tugend ſpricht, oder die Schönheit ſelber ſagt: „ich bin hübſch!“ Aber dennoch iſt es, wie bemerkt, gefährlich, auch dieſen Liberalen irgend entgegenzutreten. Heut ringen alle Schriftſteller danach, ſich in die bereits ſcurril gewordene Kategorie des „Zeitgemäßen“ — ein Wort, das ſich zum wahren Buchhändlerliebling aufgeſchwungen, und an dem der hohnlachende Mephiſtopheles der Tagesgeſchichte ſeinen größten Spaß hat — hineinzuarbeiten. Es könnte daher einem Schriftſteller kein größeres Unglück widerfahren als von den Liberalen, welche ohne Zweifel die Zeitgemäßeſten ſind und das Zeitgemäße dieſer Zeit als ihre Provinz verwaltrn, für einen Unzeitgemäßen verſchrien zu werden; denn was ſoll man auch am Ende in einer Zeit anfangen, in der man nicht einmal zeitgemäß iſt! Wenn wir daher auch die Idee von der deutſchen Einheit anders an-

schauen und darstellen als die bis jetzt für sie aufgetretenen Liberalen — und in der Behauptung dieser Idee vereinigen und vermischen sich in der That alle Gattungen des zeitgemäßen Liberalismus —, so müssen wir uns doch das Zeitgemäße wahren und hier gleich die Meinung hinstellen, daß die bisher geltendgemachten Versuche zur Herstellung einer politischen Einigung Deutschlands nicht blos von Seiten der Reaction, sondern auch von Seiten einer mit dem vernünftigen Bewegungsprincip der Zeit nicht in Widerspruch stehenden Ansicht bestritten, ja verneint werden können.

Die Hambacher waren es im Mai 1832, die das Maifest einer neu erblühen sollenden Nationaleinheit der Deutschen dort feiern wollten oder gefeiert haben, und für dieses Abstractum erhoben sich da die kühnsten und verwegensten Reden und Aussichten, welche, obwol an sich meist verwerflich und alles Hintergrunds ermangelnd, doch ein höchst merkwürdiges Symptom der Zeitaufregung abgeben. Die hambacher Schloßruine, nahe dem rheinbairischen Städtchen Neustadt an der Haardt, ist dadurch in der Geschichte der neuesten Demagogie gewissermaßen eine classische Stätte geworden, und wenn jene Gegend des linken Rheinufers schon deshalb gut zum vereinigenden Mittelpunkt dieser neuen deutschen Nationalbegeisterung werden konnte, weil hier bereits durch die ursprünglichen Verhältnisse und die nachbarlich-örtlichen Einwirkungen die aufgeregte Stimmung allgemein ist, so bleibt es doch immer eine ganz wunderbare Erscheinung, wie diese Aufregung ringsumher in den deutschen Gauen einen so lauten und kecken Anklang fand. Die über-

schwängliche Ankündigung des Festes, theils in der speierischen Zeitung, theils in einzelnen vertheilten Einladungen, die der pomphafte Siebenpfeiffer verfaßte, hatte den Eingang einer großen Anzahl von zustimmenden Adressen an die Festgeber voll der liberalsten Erklärungen zur Folge, in welchen zur deutschen Nationaleinheit ermunternden Zuschriften natürlich auch die Franzosen, sowie das Polencomité in Paris nicht zurückblieben, und sogar vom Niederrhein, aus Rheinpreußen liefen freisinnige Herzensergießungen ein, wenn man auch freilich von dort aus beklagte, der Verhältnisse wegen der Einladung zur Theilnahme an dem Feste selbst nicht folgen zu können. Das von der bairischen Regierung erhobene Verbot gegen die wirkliche Ausführung der angekündigten Feier dieser deutschen Maitage, welches jedoch auf den zunächst von den neustädter Bürgern und sodann von dem Landrath dieses Kreises eingelegten Protest wieder außer Kraft gesetzt wurde, trug eben dadurch nur um so mehr bei, das Interesse für die Angelegenheit des Festes zu spannen und zu reizen, und so strömten, wenigstens nach Wirth's Angabe selbst *), gegen 30,000 Theilnehmer, um Reden zu halten und Reden zu hören für die deutsche Nationaleinheit, an dem Ort der Bestimmung zusammen. Aus allen Stämmen und Ständen sah man hier Menschen, die eine an sich allerdings große Angelegenheit, die ein

*) S. die Schrift: „Das Nationalfest der Deutschen zu Hambach. Unter Mitwirkung eines Redactionsausschusses beschrieben von J. G. A. Wirth." Zwei Hefte. Neustadt a. H., 1832.

großes Gefühl versammelt hatte, und in den festlich geordneten, mit flatternden Fahnen geschmückten Zug, der sich in feierlichen Reihen nach der hambacher Ruine hinbewegte, hatten sich auch deutsche Frauen, ebenfalls mit deutschen Fahnen in den Händen, eingemischt. Es liegt etwas Herzerhebendes darin, eine Idee, welche es auch sei, in Vielen lebendig und beweglich zu erblicken und daraus eine öffentlich werdende Gemeinschaft der Einzelnen in etwas Ganzem entstehen zu sehen, und Jeder wünscht, der von solcher in Deutschland so seltenen Gemeinschaft hört, daß sie in den Ausführungen ihrer Zwecke sich stets so erhaben und rein erhalten möge, als der erste Eindruck ist, den ihr Anblick hervorbringt. Und hier in Hambach erhöhte den zu Grunde liegenden Sinn der Feier noch die Lage des mit den schönsten Naturreizen geschmückten Orts, wo man von den Bergen herab die Thürme bedeutender deutscher Städte, wie Speier, erschauen konnte, welche an frühere Zeiten der Nationalität Deutschlands mal ernst und beziehungsvoll erinnern mochten. Aber diese blühende Außenseite des ehrsamen Festes schrumpft sogleich zu einer bis zum Erschrecken häßlichen Fratze zusammen, wenn man es bis zu dem Punkte verfolgt, wo es für die vermeintliche Wiederherstellung der deutschen Nationalität die Rednerbühne aufzuschlagen anfängt, und das triviale Wort: O si tacuisses! wird man nirgends so anwendbar finden als auf das hambacher Fest, wenn man die, dort von jenen Patrioten gehaltenen Reden, wie sie in der angeführten Festbeschreibung Wirth's der Folge nach wiedergegeben werden, durchliest. Wer die patriotische Poesie schlecht, die hier zum Besten gegeben wurde,

und voranter Siebenpfeiffer's „Für 300 Handwerksburſchen zum Singen“ gedichtetes Lied, und ein ebenſo unverſtändlicher als enthuſiaſtiſcher Chorgeſang, den Benzel-Sternau eingeſchickt hatte, beſonders hervorragten, ſo war die patriotiſche Proſa, mit der zum Heil des Vaterlandes renommirt wurde, doch noch widerwärtiger. Mit Ausnahme der Rede von Wirth ſelbſt haben alle Andern, die auf der hambacher Schloßruine geſprochen, auch nicht im Entfernteſten irgend eine beſtimmte Anſicht über die ſchwärmeriſch von ihnen angerufene Nationaleinheit Deutſchlands, ſelbſt der wenigſtens obenhin begriffene Siebenpfeiffer nicht, ausgedrückt, ſondern in demagogiſchem Pathos und eitlem Wortprunk, der bei vielen jugendlichen Rednern noch ſtark nach der vielleicht kürzlich erſt verlaſſenen Schulſtube roch, ſtolzirten ſie nur auf ganz allgemeinen und unbegrenzten Anſichten von Volksſouverainetät und der aus der Luft gegriffenen lächerlichen Redensart von dem einen und ungetheilten Deutſchland herum. Der Fürſten wird hier nicht anders gedacht als unter der Firma der „Hochverräther“, und ſo trat Alles zuſammen, um einmal in effigie ein vollſtändiges Bild zu geben von dem gedankenloſen Liberalismus in Deutſchland, von dem ſchmutzigen Liberalismus, dem Liberalismus der Lumpe, der ſich gerade an dieſer Idee von einer Einheit Deutſchlands in ſeiner ganzen Blöße entfaltet und erſchöpft zu haben ſcheint. Aber Wirth ſelbſt, ohne Zweifel ein heller und geiſtreicher Kopf und ein Mann von Charakter und Kenntniſſen, ſteht in der That höher und über dem hambacher Liberalismus, und er war der Einzige, der in ſeiner vor-

tigen Rede *) eine ſehr beſtimmte und energiſche Anſicht von der Entwickelung der deutſchen Nationaleinheit ausgeſprochen hat, an der man wenigſtens die Beſtimmtheit und Entſchiedenheit anerkennen muß, wenn man auch weder den ebenfalls von liberalen Schwindeln und Krämpfen nicht freien Ton ihrer Darlegung, noch ſie ſelbſt an ſich billigen mag. Er ſprach für die unter der Form einer Conföderativrepublik herzuſtellende Einheit Deutſchlands, von deren Verwirklichung er die politiſche Reform des Vaterlandes lediglich abhängig macht; er will eine Conföderation von Freiſtaaten Deutſchlands, in welche ſich die jetzigen ſouverainen und getrennten Staaten auflöſen und wiedervereinigen ſollen, und er hat dieſe an ſich halsbrechende Idee, die er aber mit geiſtreicher Verwegenheit zu entwickeln weiß, auch in ſeiner während ſeines letzten Gefängniſſes verfaßten Schrift: „Die politiſche Reform Deutſchlands. Noch ein dringendes Wort an die deutſchen Volksfreunde“ (Straßburg, 1832), wiederaufgenommen, wie denn die genannte Schrift überhaupt nichts als eine weitere Ausführung ſeiner hambacher Rede iſt. Der Eindruck jener Rede muß aber heftig und erſchütternd geweſen ſein; da ſelbſt Börne — wenn es wahr iſt, daß er dem hambacher Feſte ebenfalls beigewohnt — danach geäußert haben ſoll, daß „Wirth ein ſchrecklicher Menſch ſei“. Stellt man die Idee von einer deutſchen Republik an ſich einzeln und ſcharf heraus, ſo klingt das freilich ungefähr ſo, wie Karl Moor in Schiller's „Räubern“ ſagt:

*) S. „Das Nationalfeſt der Deutſchen zu Hambach“, Heft I, S. 41—48.

„Ah! daß der Geiſt Hermanns noch in der Aſche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kelte, wie ich, und aus Deutſchland ſoll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöſter ſein ſollen!“ Wir wollen aber jene Idee ſpäter im Zuſammenhange mit den andern Staatsformen genauer betrachten, und alsdann auch auf die Anſicht Wirth's über die politiſche Reformfrage Deutſchlands wieder zurückkommen. Seine überkeckte Rede hatte indeß auf dem hambacher Feſte noch mehr als in einer Hinſicht Anſtoß erregt, indem er darin zugleich ſeine heftige Abneigung ausdrückte, von franzöſiſcher Seite her dem deutſchen Vaterlande Rettung gebracht zu ſehen, eine Geſinnung, die wahrhaft ehrenwerth an ihm iſt. In der gewiß richtigen Meinung, daß die Franzoſen bei einem Einſchreiten in Deutſchland, würde es auch aus den liberalſten Abſichten unternommen, dennoch nicht unterlaſſen würden, ſogleich auch ihr materielles Intereſſe am Beſitz des linken Rheinufers wieder wahrzunehmen, ſpricht Wirth in dieſer Beziehung den Grundſatz aus, daß eine Nation eher der Freiheit als der Ehre entſagen müſſe, und es deshalb heilſamer für Deutſchland ſei, ſelbſt in den alten Verhältniſſen auszuharren, als von den Franzoſen die Hülfe zu nehmen; und hierin zerfiel er nicht nur mit dem franzöſirenden Siebenpfeiffer, ſondern auch mit den dem Feſte ſelbſt beiwohnenden Franzoſen, die ſich dadurch gekränkt fanden und in Gegenreden ihren ganz unzeitgemäßigen Freiheitseifer kundzugeben ſuchten. Das war das Feſt der ſchönen Einheit der Deutſchen, die ſchon bei der Vorfeier ihrer Einheit in Zwieſpalt geriethen; und wenn man den Zeitungsnachrichten glauben darf, welche erzählten, daß

zum Schluſſe dieſes Feſtes ein Theil der hambacher Schloßruine eingeſtürzt ſei und Viele der Nationaleinheitsfreunde beſchädigt habe, und daß alsdann auf das plötzlich verbreitete Gerücht, der ganze Berg ſei heimlich unterminirt und werde in die Luft geſprengt werden, die hambacher Patrioten Alle flugs davonrannten, ſo nahm dieſes „Maifeſt der Deutſchen" allerdings einen kläglichen Ausgang, obwol wir keine ſo anzügliche Bemerkung darüber machen möchten wie Krug *), welcher darauf anſpielt, was wol von ſolchen davonlaufenden Helden zu erwarten ſein dürfte, wenn es einſt wirklich zu dem von ihnen ſo erſehnten Freiheitskampfe kommen ſollte.

Sollen wir unſere Anſicht über dieſe bei Allem ſtets merkwürdig bleibende deutſche Nationalfeier zuſammenfaſſen, ſo müſſen wir ſagen, daß ſie zu ſehr den Charakter des Gemachten an ſich trägt, um für ein bedeutſames Zeichen eines in ihr wirklich ſich ausſprechenden Volksbedürfniſſes angeſehen werden zu können. Das hambacher Feſt erſcheint nur wie eine neu und künſtlich aufgeſtutzte Reminiſcenz aus dem Turnerdemagogismus um die Zeit der deutſchen Befreiungskriege, und ſelbſt die auf demſelben gehaltenen Reden ſehen in Styl und Ton jener exaltirten deutſchen Turnerberedſamkeit von 1815—19 ſo täuſchend ähnlich, daß man ſich, wenn man ſie in den Wirth'ſchen Heften durchlieſt, unwillkürlich in jene Periode der patriotiſchen Aufregung der deutſchen Jugend zurückverſetzt fühlt, nur etwa den Unterſchied wahrnehmend, daß

*) S. „Der falſche Liberalismus unſerer Zeit" (Leipzig, 1831), S. 17 fg.

ſich die Namen verändert haben, und daß, was damals Demagogismus war, heutzutage als Liberalismus ſich herumſtreift. Das hambacher Feſt hat im Vergleich mit jener vergangenen Periode durchaus nichts Eigenthümliches in ſeiner Idee an ſich, denn jene Periode war es eben, welcher das ſich regende Nationalgefühl einer Einheit Deutſchlands, durch die Zeitverhältniſſe hervorgerufen, damals ausſchließlich und eigenthümlich angehörte. Die Befreiungskriege, für die Unabhängigkeit des Vaterlandes, ja für die Sache der deutſchen Nationalität ſelbſt unternommen, hatten die verſchiedenen deutſchen Stämme mit dem mächtigen Gefühl eines die Getrennten wieder verbindenden Nationalbewußtſeins zur gemeinſamen That begeiſtert, und es bewies ſich hier in herrlichſter Geſtalt, daß die ideelle Einheit unſers Volkes ein, alle äußere Vereinzelungen ſiegreich durchdauerndes und unauflösliches Band der Nationalität iſt, aber aus dieſer damals bewußter als je hervorgetretenen ideellen Einheit erhob ſich leider in den Nachwirkungen jener Zeit die carikirte Deutſchheit, und aus ihr wiederum ein überſpanntes Streben nach Wiederherſtellung auch der politiſchen Einheit des Vaterlandes. Wenn aber jene ideelle Nationaleinheit damals in der Stimmung der Deutſchen als ein großes und erhebendes Gefühl wirklich vorhanden war, obſchon bald verzerrt durch die Umtriebe der Deutſchthümler, ſo iſt dagegen das Bedürfniß der politiſchen Einheit heutzutage, behaupten wir, durchaus nicht eigenthümlich da in der Zeit, es tritt nicht hervor aus der Stimmung des Volkes, ſondern iſt nur in der Reflexion und Abſtraction der Liberalen herübergenommen aus jener Periode in die unſrige durch eine

Nachahmerei der Freiheitsliebe; wie sich denn überhaupt in den Geschichtszuständen der Gegenwart wenig Originelles darstellt, indem sie alle theils Auflösungen früherer Zustände, theils noch unkenntliche Bildungen neuer sind.

Die allgemeine Volksstimmung für eine engere Nationalverbindung der Deutschen konnte sich unmöglich reiner, edler und lebhafter aussprechen, als es in den Jahren 1814 und 1815 geschehen, und was sich damals, zur Zeit der schönsten Sympathie der Fürsten und Völker, in der allgemeinen Aufregung, in welcher auch die Fürsten sich dem Volksbewußtsein angehörig fühlten, nicht gebildet hat, wird jetzt schwerlich aus einer nachträglichen und gemachten Aufregung, die nun nicht einmal mehr durch den Einklang des Willens zwischen Fürsten und Völkern begünstigt wird, sondern vielmehr nur in Weise einer einseitigen Opposition sich geltendmacht, hervorgehen.

Bei der Constituirung des deutschen Bundes kam auch die Wiederherstellung der Kaiserwürde zur Sprache, und es ist merkwürdig zu sehen, wie in den im November 1814 angeknüpften Congreßverhandlungen zwischen den bevollmächtigten Abgeordneten einundvierzig vereinigter deutscher souverainer Fürsten und dem großbritannisch-hannöverschen ersten Bevollmächtigten am Congreß zu Wien, dem Grafen von Münster, fast alle kleinern Staaten Deutschlands *) ein lebhaftes Verlangen nach der Wiedereinführung eines deutschen Staatsoberhauptes, und zwar mit Hinblick auf

*) Nur der großherzogl. badische Bevollmächtigte hatte an diesem Notenwechsel keinen Antheil genommen. S. „Acten des wiener Congresses, herausg. v. Klüber", Bd. I., Hft. 1, S. 77—88.

Oeſtreich, zu erkennen gaben, in welchem ſie vornehmlich eine beaufſichtigende Macht über die Beobachtung der Beſchlüſſe des Bundes und deren Vollſtreckung, Vorſitz in der Bundesverſammlung, Repräſentation derſelben, in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten, Direction der Reichsbewaffnung und Anführung im Reichskriege zu erhalten ſtrebten *); während ſie dagegen in der an ſie ergangenen Erwiederung auf die im pariſer Frieden bewirkten Beſtimmungen, welche beſonders durch die öſtreichiſcher Seits abgegebene Erklärung erfolgt waren, hingewieſen wurden, wonach die unabhängigen Staaten Deutſchlands durch ein föderatives Band unter ſich vereinigt werden ſollten, ihnen aber auch zugleich angedeutet wurde, wie Oeſtreich ſich überhaupt ſchwerlich entſchließen möchte, eine Würde ohne Realität und Einfluß zu übernehmen, da, wie ſich der Graf von Münſter in ſeinem deshalb erlaſſenen Antwortſchreiben ausdrückt, „ſelbſt die geringe Gewalt, die ein römiſcher Kaiſer im Reich in den letzten Zeiten beſaß, ſchwerlich anders als durch die Anerkennung einer militairiſchen Macht, z. B. einer permanenten Reichsarmee, erſetzt werden könne" — was jedoch auf der andern Seite unlösbare Schwierigkeiten finden würde.

Nicht minder denkwürdig iſt die Adreſſe, welche „im Namen der deutſchen Nation" an die auf dem wiener Congreſſe verſammelten Monarchen für die Herſtellung ei-

*) S. die Verbalnote des herzogl. braunſchweigiſchen Abgeordneten von Schmidt-Phiſeldeck an den Grafen von Münſter, a. a. O. S. 77

ner innigen Nationaleinheit Deutschlands gerichtet wurde*), und wir können uns nicht enthalten, zur Vergegenwärtigung des damaligen Nationalgeistes, der in unserm Vaterlande die Flügel hob, folgende Stelle aus ihr herauszuheben: „Die deutsche Nation sieht sich in viele Landschaften und Regierungen getheilt. Mit Freude gewahrt sie, wie reich und eigenthümlich sich die Quelle ihres Geistes in die Verschiedenartigkeit ihrer Glieder ergießt, und mit stolzer Selbsterkennung empfindet sie, wie vielfach sich die deutsche Treue der mannichfaltigen Länder gegen ihre Fürsten und der deutsche Fürstensinn in jenen Ländern spiegelt. Aber sie fühlt sich vereinigt in allen diesen Gliedern zu Einem Körper durch den rein erhaltenen Adel ihrer Abstammung, durch die Gemeinschaft ihrer Sprache und Sinnesart, durch die grauen und ruhmvollen Denkmäler ihrer Geschichte, durch die Bande ihrer erlauchten Fürsten, und die Bewohner der entferntesten ihrer Staaten erkennen sich als Brüder. Sie fühlt die Nothwendigkeit eines innigen Vereines aller ihrer Staatenglieder, damit durch ihn auch die Freiheit und Würde der einzelnen gesichert sei. Sie hat gesehen, daß das Reich ihrer Ahnen groß und stark war, so lange ein festes Band sie umschlungen hielt; daß ihre Nationalkraft ermattete und ihre Nationalehre sich trübte, sobald dieses Band sich zu schwächen begann; daß das Recht und die Freiheit unterdrückt, die Treue gegen ihre Fürsten verfolgt, die Ehre befleckt wurde, sobald dieses Band gelöst war. Darum bittet sie die großen und deutschgebornen Führer Europas

*) S. „Acten des wiener Congresses", Bd. VI, S. 579 fg.

und alle ihre hochherzigen Fürsten, welche nun neuverherrlicht um das alte Kaiserhaus versammelt stehen, einen Bund ihres Reiches zu erneuern, welcher mit inniger Kraft und Liebe das gemeinsame Vaterland umarme und in durchdringender Wirksamkeit allen Völkern Deutschlands stets das Gefühl gegenwärtig halte, daß sie nur Brüder Eines Stammes und die gemeinschaftlichen Interessen desselben auch ihre ersten seien."

Wir haben diese Stelle ausführlich herbeigezogen, um dadurch anschaulich zu machen, wie das Streben nach einem Nationalverbande Deutschlands in der damaligen Zeit aus einer wirklich deutschen Gesinnung und Wurzel, ja aus einem wieder lebendig werdenden Anklang an die deutsche Geschichtsentwickelung des Mittelalters hervorschlug. Es gehört zu den wunderbarsten Wahlverwandtschaften in der Geschichte, daß die Aufregung der deutschen Befreiungskriege eine mittelalterliche Stimmung in Deutschland hervorrief, die, am Franzosenhaß sich entzündend, einen romantisirenden Nationalstolz erzeugte, dessen schwärmerisch gefeiertes Ideal der neue Aufbau eines ganz in alter Herrlichkeit wiedergedachten deutschen Reiches wurde. Die mittelalternde Stimmung ist seitdem wieder aus Deutschland gewichen, und wenn sie sich damals im Widerstreit gegen das Franzosenthum als Gegensatz entwickelte, so sehen wir vielmehr heutzutage ein Deutschland, dessen überwiegende Stimmung sich großentheils an Frankreich und seine Interessen wieder hingegeben hat und nur in ihm das Princip der Freiheit und der Befreiung sieht; und wenn die Idee einer neuen Nationalvereinigung der Deutschen in jener Periode durch

die Hinneigung zum deutschen Mittelalter wieder lebendig wurde, so wird sie es heutzutage bei den Meisten durch eine nachahmungslustige Anschauung der französischen Zustände und des französischen Centralisationssystems. Der deutsche Demagogismus war wenigstens deutsch, der deutsche Liberalismus hat angefangen französisch zu werden, und sein Trachten nach einer politischen Einigung des Vaterlandes entspringt ihm eigentlich aus ganz undeutschen Motiven. Denn nie hat sich innerhalb des deutschen Volkslebens selbst das Bewußtsein politischer Trennung so kundgegeben wie heutzutage, wo noch überdies in der Richtung der neuesten Zeitbewegungen der von jedem Deutschen schmerzlich empfundene Gegensatz eines constitutionnellen Deutschlands und eines absoluten Deutschlands sich immer feindlicher aufzustellen droht und wenigstens für den Augenblick auch das Gefühl der ideellen Nationaleinheit zu trüben beginnt. Die bange und ungewisse Stimmung, die heut durch Deutschland sich hinschleicht, ist in der That entsetzlich, und wenn unsere französirenden Liberalen sich damit begeistern, daß sie durch ihr Hinstreben nach einem politischen Einheitsbande die Nationalität des deutschen Charakters aufrechterhalten wollen, so steht euch dies in einem seltsamen Widerspruch sowol mit ihnen selbst, als auch vornehmlich mit den Zeichen der Zeit, die nicht abzuleugnen. Wer fühlt es nicht, daß heut gerade mehr als je Das, was man deutschen Nationalcharakter zu nennen pflegt, zu schwanken, sich zu verändern und umzuschlagen scheint? Angeregt von politischen Anfügen, die ihm sonst fremd waren, und durch das sich

ſelbſt reflectirende und auf die Spitze treibende Bewußtſein der Zeit überhaupt aus der Unmittelbarkeit und Unbefangenheit ſeiner Entwickelung herausgeriſſen, findet ſich der deutſche Nationalcharakter gegenwärtig in einer Kriſis begriffen, indem er ſich ſeines eignen Charakters auf eine peinliche Weiſe bewußt geworden iſt, ja mit unglücklicher Selbſtironiſirung angefangen hat, ſeine Eigenthümlichkeiten als Schwächen an ſich zu verhöhnen. Möge er ſich in dieſer Uebergangskriſe nur nicht verzerren und untergraben; denn wie im Kunſtleben unſerer Zeit das ſchaffende Talent durch Selbſtbewußtſein zu Grunde zu gehen ſcheint, ſo iſt Gefahr, daß ein Volk in ähnlicher Weiſe ſeine Nationalität eher verwiſche als erkräftige.

Die, welche aus Deutſchland einen Centralſtaat bilden wollen, wie er kaum je in der Geſchichte dageweſen, würden klarer ſehen, wenn ſie vorher geprüft hätten, ob im Deutſchen überhaupt Volksanlage zu einer politiſchen Centralität und Univerſalität vorhanden ſei. Die Trennung in Deutſchland iſt ja eigentlich ein ganz heimiſcher Zuſtand, und daß die Deutſchen ſich von jeher gern in Stämmen und Provinzen geeinzelt und in gegen einander abgegrenzten Territorien feſtgeſiedelt, liegt in der Geſinnung dieſes Volkes, und läge es nicht darin, ſo würde ſich die Trennung auch als erzwungener Zuſtand nicht haben entwickeln können, denn jedem Volke geſchieht in der Geſchichte nur nach ſeiner Geſinnung. Die Wahrheit dieſes geſchichtsphiloſophiſchen Satzes läßt ſich ſelbſt durch das unglückliche Beiſpiel der Polen nicht widerlegen, ſondern daſſelbe beſtätigt ihn gerade am meiſten. Die Geſinnung der Polen mag Freiheit ſcheinen,

während ihre Geſchichte nur ein Proceß der Unterdrückung iſt; aber die Freiheit iſt in ihrer Geſinnung doch nur die romantiſche Außenſeite, unter welcher die innere Verwirrung und Zwietracht ihrer Natur ſich birgt, und durch dieſe Zwieträchtigkeit ſeines Volkscharakters iſt Polen mit dem Geiſte ſeiner Geſchichte in Bruch gerathen, der ihm deshalb noch immer verweigert, den Schatz zu heben, welcher allerdings in ihm tief ruht, welcher aber, obwol oft ſchon halb heraufbeſchworen, immer wieder weiter hinunterſinkt in die Nachtſeite, weil die Schatzgräber ſtets dem Wort untreu werden, mit dem ſie den Bann löſen ſollen.

Die provinzielle Geſinnung der Deutſchen beruht aber in ihrer allgemeinen Hinneigung zum Familienleben, die ein idylliſcher Zug an ihnen iſt, der zu manchen Zeiten ſelbſt krankhaft ſich geäußert hat. Die Deutſchen beſitzen allerdings eine große, ja unter allen Völkern vielleicht die größte Univerſalität, ja! aber nur in ihren innerlichen, geiſtigen, literariſchen und philoſophiſchen Richtungen; im Aeußerlichen dagegen, in ihren politiſchen und geſellſchaftlichen Lebenseinrichtungen, waren ſie bisher weder univerſal noch central, ſondern hier liebten ſie es ſtets, ſich gemüthlich im Beſondern anzuſiedeln, in liebgewonnenen Einzelnheiten und Particularitäten ſich auszubilden, und ſich ſo in gewohnten und durch die Weihe des Beſtehenden gewiſſermaßen geheiligten Zuſtänden heimiſch und glücklich fortzuentwickeln. In ihren geiſtigen Beſtrebungen univerſal, ja central, indem Alles, was ſie hier hervorbringen, als der Mittelpunkt und Ausgangspunkt der allgemeinen Culturentwickelung ſich herausſtellt, ſind

ſie in ihrer politiſchen Geſtaltung particulair, aber darum zugleich auch höchſt individuell, und ſelbſt wenn ſie die allgemeine politiſche Idee nicht in ſich entwickeln, muß man ihnen doch zugeſtehen, daß die Vielſeitigkeit der Individualiſirungen, welche ſich in den verſchiedenen und getrennten Territorien und Stämmen ihres Landes darſtellt, weit reichhaltigere Reſultate der Volksbildung gibt, als das Leben eines Centralſtaates es vermöchte. Bei den Franzoſen ſtellt ſich das Verhältniß der Univerſalität gerade umgekehrt wie bei den Deutſchen. Den Franzoſen fehlt es wieder in ihren geiſtigen Richtungen, in ihrer Literatur, ihrer Philoſophie, überhaupt in ihren intellectuellen Bildungsverhältniſſen an einem univerſalen und centralen Charakter, der ihren Hervorbringungen darin eine allgemeine culturgeſchichtliche Bedeutung in der Zeitentwickelung gäbe; denn war auch die franzöſiſche Literatur einmal eine ſogenannte Weltliteratur, ſo war ſie es doch eben nur in dem frivolen Sinne des Wortes Welt; ſie war eine Literatur mise à la portée de tout le monde, die, durch die Hofmannsberedtſamkeit ihres Sprachidioms überall Zutritt findend, allen Völkern die Cour gemacht, aber in keinem einzigen tiefer nachwirkende Richtungen hervorgerufen. Während ſich der Franzoſe in ſeinen geiſtigen Hervorbringungen nationell bedingt und befangen zeigt, wird er dagegen in ſeinen politiſchen und geſellſchaftlichen Inſtitutionen univerſal, und zwar in dem Grade, daß er in den Staatsformen, die er in ſich entwickelt, zugleich die allgemeine Staatsidee überhaupt, wie ſie der Weltvernunft entſpricht, und wie ſie als ein wahrhaft geſchichtliches Element in allen zu einem politiſchen Leben beru-

ſenen Völkern ſich erzeugen muß, zur Darſtellung bringt oder zu bringen ſtrebt. Dieſe Univerſalität der politiſchen Richtungen, welche die franzöſiſchen Bewegungen zu europäiſchen macht, iſt bei dieſem Volke die Frucht der Einheit und Ungetheiltheit ihres Nationalbewußtſeins, welches, durch die Centralität des heimiſchen Staatslebens begünſtigt und in ſich zuſammengedrängt, durch dieſe Concentration die politiſche Idee in ſich als Norm herausbildet, ohne ſie durch provinzielle Abſchwächungen und Zerſtreuungen ins Einzelne hinein in ihrer Ganzheit und Stärke zu zerſplittern; denn wie ſich aus der Zerſplitterung überhaupt keine Idee erzeugt, ſo kann auch in provinziell individualiſirten Staaten die Staatsidee wenigſtens nicht in ihrer politiſchen Univerſalität zur Erſcheinung kommen. Die Franzoſen ſind daher Patrioten und Kosmopoliten zu gleicher Zeit, und während ſich der deutſche Charakter in einem ihm eigenthümlichen ſteten Widerſtreit zwiſchen Patriotismus und Kosmopolitismus herumwendet, und zwar in ſo unglücklicher Richtung, daß er immer Gefahr läuft, in ſeinen kosmopolitiſchen Hinneigungen unvaterländiſch, ja vaterlandsverrätheriſch, und in ſeinen patriotiſchen Anregungen hinwiederum unweltbürgerlich, ja ſpießbürgerlich zu werden, beweiſt ſich dagegen der Franzoſe dann am wahrhafteſten als Weltbürger, wenn er am wahrhafteſten national und Patriot iſt. Dieſe politiſche Univerſalität, die freilich nur in der Idee ſo rein und ungetrübt vorhanden iſt, macht die Franzoſen in ihrem Nationalgefühl höchſt glücklich, aber auch höchſt übermüthig, ja ſie hat ihnen in den letztvergangenen Zeiten eine gewiſſe Verrücktheit angehaucht, die beſonders aus den pa-

riſer Ultra- und Oppoſitionsjournalen, dieſen Irrenhäuſern der Tagesgeſchichte, mit einer bizarren Fratze herausſieht. Daß ſie die Univerſalmänner von ganz Europa ſind, liegt ihnen jetzt Tag und Nacht im Kopfe, und wo irgend etwas in Europa unter ganz veränderten Localitäten und Einwirkungen, nicht nach dem Sinne *ihrer* Inſtitutionen geſchieht, läßt ihnen der Gedanke keine Ruhe, daß es *gegen* ihre Inſtitutionen geſchehen ſei und dieſelben gefährde, weshalb man einſchreiten müſſe. Da wollen ſie gegen die frankfurter Bundesbeſchlüſſe interveniren, die Deutſchen revolutionniren, die Italiener emancipiren, die Polen reſtauriren, Donna Maria retabliren und die Belgier ausſtaffiren, und dies Alles erſcheint den Männern der Bewegung nur ganz wie eine Kleinigkeit, die ſich unter der Flagge des franzöſiſchen Tricolors leicht erledigen laſſe.

Wenn aber der politiſche Univerſalitätsſinn der Franzoſen, wie wir aufzuzeigen geſucht, genau mit dem Centraliſationsſyſtem ihres heimiſchen Staatsorganismus zuſammenhängt, ſo wird es dagegen im umgekehrten Verhältniß in Bezug auf die Deutſchen klar, wie bei ihnen eben der Mangel eines Centralſtaatslebens mit ihrer Ermangelung eines politiſchen Univerſalitätsſinnes gleichfalls zuſammenhängt; und weil ſie dagegen ihre Univerſalität eigenthümlich in ihren geiſtigen und gemüthlichen Culturzuſtänden hervorbilden, ſo wird ſich auch die Centralität ihres Staatslebens am naturgemäßeſten nur in geiſtiger und ideeller Entwickelung erfaſſen und darſtellen, ihre *Staats- und Nationaleinheit* wird eine *ideelle* ſein. Eine *ideelle* Staatseinheit befindet ſich aber, ob-

wol im Gegenſatze mit einer politiſchen Einigung, doch keineswegs im Nachtheil gegen dieſelbe, weil eben eine politiſche, ſelbſt wenn ſie ſogleich, wie gewünſcht, hergeſtellt werden könnte, doch nur eine formelle in Deutſchland ſein würde, die es dennoch nie zu einer wahrhaft politiſchen Centralität des Staatskörpers brächte. Wozu alſo eine Einheit mechaniſiren, welche doch von der Volksgeſinnung keine Beſeelung und Begeiſterung erhielte; denn ſtellt jetzt, wie ihr gern wollt, einen deutſchen Kaiſer auf Einmal wieder auf den eingeſtürzten Reichsthron, oder errichtet eine deutſche Volkskammer, welche durch Nationalrepräſentation das Einheitsband der Deutſchen knüpfe,— würden ſich nun die Baiern, die Sachſen, die Würtemberger, die Badener und gar die Preußen und Oeſtreicher durch euer, wenn auch noch ſo herrlich erdachtes Gebilde plötzlich wieder angeregt fühlen, ſich in einem ihnen längſt entwöhnten gemeinſamen politiſchen Mittelpunkt heimiſch und als ein in ſeinen Intereſſen ungetheiltes Volk zu empfinden? Haben ſie nicht Alle ihr politiſches Bewußtſein innerhalb ihrer eignen Staatsindividualität vertheilt, und iſt dieſe vielfach geſonderte Individualität nicht durch die Bewegungen der Zeitgeſchichte heut noch um ſo ſchärfer aufgeregt worden zu einer eigenthümlichen und gegenſeitig abweichenden Entwickelung? — denn ſelbſt die deutſchen Staaten, welche ſich bereits conſtitutionell ausbilden, thun es und können es nicht thun nach einem allgemeinen Grundtypus, ſondern unter den verſchiedenartigen Bedingungen ihrer verſchiedenartigen Staatshaushalte, ja unter den Einflüſſen ihrer einzelnen Territorien. Die, wie es ſcheint, von der Zeit geforderte und auch von allen De-

nen, welche die politiſche Nationaleinheit Deutſchlands erſtreben, nicht weniger begünſtigte conſtitutionnelle Staatsentwickelung iſt es aber unſerer Anſicht nach gerade, welche jener politiſchen Geſammteinigung unſers Vaterlandes am entſchiedenſten entgegenwirkt; denn ſobald eine Conſtitution, die eben die individuelliſte und durchaus locale Auseinanderlegung eines jeden Staatsorganismus iſt, jeglichen der einzelnen Staaten innerhalb ſeines Gebietes beſchäftigt, wird derſelbe dadurch nur um ſo mehr in ſeine abgeſonderte Individualität verſenkt, und beginnt durch dies Zuſammendrängen ſeiner Lebensthätigkeit als einzelne Macht ſtark und immer ſelbſtändiger zu werden. Die deutſchen Einzelſtaaten werden ſonach ihr politiſches Bewußtſein immer mehr nur in ihren Conſtitutionen haben, und die Tagesgeſchichte zeigt es, daß das conſtitutionnelle Leben bereits mehr als je wieder unter uns einen ſächſiſchen, einen bairiſchen, einen badiſchen, überhaupt einen Patriotismus der Stämme erweckt hat. Wurzelt aber das politiſche Bewußtſein der Deutſchen in dieſer Zertheilung, ſo wird es auch der ſinnreichſte Mechanismus nicht mehr in ein anderes Centrum hinübertragen und zum Erfaſſen einer politiſchen Geſammtnationalität verallgemeinern können; und ſelbſt wenn man ſich dazu zwänge, ſo würde ſich doch Deutſchland als ſolches nie zu einer politiſchen Individualität daraus erheben. Was iſt aber ein deutſches Reich ohne dieſe?

Alſo nicht aus dem politiſchen Bewußtſein der Deutſchen wird ihre Nationaleinheit ſich entwickeln laſſen; und dennoch iſt jene letztere darum nicht weniger ſtark in ihnen vorhanden, aber als ideelles und moraliſches Bewußt-

sein. So drückte es auch der treffliche Rotteck in seiner Toastrede auf dem badenweiler Feste am zweiten Pfingsttage 1832 aus, in welcher für die Einheit Deutschlands als „eine Gemeinschaft der Erstrebung und Abwehr auf jedem gesetzlichen Wege" — als „ein allgemeines Mitempfinden des Guten und Bösen" — als „Einheit der Gesinnung und Richtung" — und auf eine mit dieser Einheit verträgliche Selbständigkeit der einzelnen Staaten ein Lebehoch ausgebracht wurde. Diese Einheit ist in der That eine natürlich zu Grunde liegende in Deutschland, die nicht erst durch Theorien erkünstelt zu werden braucht, und es kann unmöglich die Aufgabe unserer Zeit sein, sie in eine politische umschlagen zu machen; aber sie so herauszubilden, daß sie die politische, die reell unausführbar ist, wenigstens im Selbstbewußtsein der Deutschen ersetze, das ist eine der größten Hoffnungen, die wir für die Entwickelung des Vaterlandes nicht aufgeben dürfen. Denn jene an sich noch mehr nur moralische Einigkeit, welche Rotteck in seinem Toast zu bezeichnen scheint, würde doch, wie sehr wir ihm auch beipflichten, nur das zu abstracte Gefühl einer Nationaleinheit sein, sollte sie die ganze Idee derselben vertreten. Auch das allgemeine Muttererbe der Sprache und Literatur, sowie der durchgehende Grundtypus der Charakter- und Geistesrichtung, der im ganzen Vaterlande so allgemein ausgeprägt ist, daß sich die Deutschen eben an ihrer politischen Disharmonie am entschiedensten ihre nationelle Harmonie und Stammesverwandtschaft nachweisen können, — auch diese unzerstörbaren Elemente der Nationaleinheit erschöpfen den Umfang noch nicht, dessen die Ausbildung einer ideellen Einheit Deutsch-

lan- fähig iſt. Dieſe, in ihrem höchſten Sinne genommen würde eine geſetzlich gebildete Gleichmäßigkeit der Entwickelung in den Intereſſen der Cultur, Intelligenz und Induſtrie, ſo weit dieſe der Oeffentlichkeit und der allgemeinen Nationalwohlfahrt angehören, vor Allem bedingen. Gleiche Verkehrgeſetze im Handel- und Gewerbleben, wozu ſich dann auch leicht ein allgemeiner deutſcher Münzfuß geſellen würde; gleiche Grundlagen der Preßfreiheit in allen deutſchen Ländern, um die Hervorbildung der Literatur und des Gedankens nicht auf einzelne günſtige Oertlichkeiten zu zertheilen, ſondern allen provinziellen Richtungen und Abſonderungen der Literatur dadurch entgegenwirkend, durch das ganze Vaterland hin die erhebende Geiſtesgemeinſchaft einer wahrhaft deutſchen Nationalliteratur zu verbreiten; gleiche Grundſätze in der Bildung und Verfaſſung der Heere, um die Idee einer deutſchen Volksbewaffnung national zu machen; und endlich, was dann aus allem Dieſen wie von ſelbſt hervorgehen würde, aber auch Alles in ſich zuſammenfaßt, nämlich: die Anerkennung wenigſtens des Begriffes eines allgemeinen deutſchen Staatsbürgerrechts, und die damit verbundene Aufhebung aller prohibitiven Fremdengeſetze und Auswanderungsbeſchränkungen innerhalb des deutſchen Staatsgebietes ſelbſt, um der verhaßten Demüthigung, die jeden Deutſchen tief ſchmerzen muß, zu begegnen, daß er ſich im eignen Vaterlande, wenn er nur einige Meilen weit im Umkreiſe deſſelben reiſt, mit dem Namen eines Ausländers belegt und als ſolcher einer ihn ſtets als verdächtig vorausſetzenden Controle unterworfen ſieht, daß es innerhalb des allgemeinen Muttergebietes

der schönen deutschen Heimath dennoch ein Ausland, eine Fremde, die ihn fast feindlich ansieht, geben muß! — alle diese Elemente einer deutschen Nationaleinheit, in ihrer Grundlage tief in uns vorhanden, ja zum Theil durch die neueste Zeit selbst in ihrer Entwickelung angeregt oder auch durch die Hindernisse, die man ihr entgegengestellt, in Folge unausbleiblicher Gegenwirkung dazu vorbereitet und aufgerufen — wer möchte zweifeln, daß sie nicht in ihrer höchsten Ausbildung die so begründete ideelle Einheit Deutschlands zu einem kräftigen und genügenden Bande der Nationalität machen würden? Soll aber diese Idee eines allgemeinen deutschen Staatsbürgerthums in uns Leben erhalten, so muß ihr nothwendig vorausgehen, daß alle einzelne deutsche Staaten, wenn auch noch so entschieden in ihrer Selbständigkeit neben einander verharrend, sich doch alle gleich zeitgemäß in sich gestaltet haben, also in Bezug auf unsere Zeit alle in constitutionellen Verfassungen; denn ein allgemeines Staatsbürgerrecht beruht ja auf der Harmonie der Gesinnung und Bestrebung, die sich durch alle Territorien hindurchzieht; und wie soll sie entstehen, wenn Gesinnung und Bestrebung in den Zeitinteressen auseinander sind? Es ist also die höchste Ausbildung auch der ideellen Einheit des Vaterlandes bei den heutigen Zuständen Deutschlands nicht eher möglich, als bis diese Zustände selbst sich mit dem allgemeinen Geiste der Zeitgeschichte gleichmäßig in Einklang gesetzt haben, wozu noch erst die Hoffnung vorhanden ist. Auch wird es wol immer eine Centralmacht sein müssen, welche diese Ausbildung auf gesetzlich verbindendem Wege bewirke, sei es nun ein deutscher Bundestag

oder ein die Hegemonie Deutschlands übernehmender einzelner Staat; aber es gibt gegenwärtig unter uns noch keine solche Centralmacht, die so ideegemäß in sich ausgebildet wäre und ein so über alle Vorurtheile und Sonderintereſſen erhabenes Verhältniß zum Ganzen zeigte, um dieſes Werk von ihr erwarten oder wünſchen zu können. Der deutſche Bund ſchien dieſe Centralmacht werden zu wollen, aber er hat ſeine Arbeiten wol noch immer nicht vollendet; und was eine Hegemonie anbetrifft, ſo ſcheint ſie freilich das bevorſtehende Schickſal Deutſchlands zu ſein, wenn ſie auch mit ihrem wirklichen Heraustreten bisher noch gezögert; indeß wenn man auf der einen Seite Gefahr davon beſorgt, indem man an das alte Griechenland zurückdenkt, das, wie Deutſchland in ſich getheilt, der unglücklichſten Zwietracht der um die Hegemonie kämpfenden Einzelmächte anheimfiel, ſo kann doch auf der andern Seite auch reiche Hoffnung, ja die erſehnte Entfaltung unſerer hülfsbedürftigen Zuſtände daraus hervorgehen. Dieſelben Verhältniſſe wiederholen ſich nie in der Geſchichte, ſondern ſie contraſtiren ſich vielmehr, und ſo würde, ſollte Deutſchland das Schickſal eines Hegemonieſtreites mit dem alten Griechenland gemein haben, doch der Geiſt der neuern Geſchichte vermittelnd dazwiſchentreten. Es könnte ſich nämlich eine bloße Militairhegemonie in Deutſchland durchaus nicht erhalten, weil ſie mit der Richtung, welche heut die Geſchichte nimmt, gar nicht mehr übereinſtimmt, geſetzt daß ſie ſich überhaupt zu bilden vermöchte; und ſo würde es bei uns immer nur eine Hegemonie der Intelligenz, eine Hegemonie der ſittlichen und ordnenden Kraft ſein, die ein bedeutender Staat auszuüben im Stande wäre

eine Hegemonie des Friedens, welche nur die durch jenen Staat mit Stärke ausgerüstete Gewähr aller Nationalinteressen sein würde. Gegenwärtig haben wir zerrissene Deutsche jedoch nur erst an den vereinzelten Hoffnungsstralen uns festzuhängen, aus welchen sich die Idee eines allgemeinen deutschen Staatsbürgerthums, wir vertrauen darauf, künftig zusammenfügen wird, und aus ihr erkräftigt sich vielleicht dann endlich einmal in unserm Volke auch das Gefühl einer deutschen Staatsbürgerehre, damit die ihre eigne Nationalität an sich verhöhnenden Deutschen nicht mehr den Fremden das Schauspiel einer Vaterlandsverrätherei der Gesinnung darbieten.

Das Streben, sich zu einer Einheit zu gestalten, ist ein ewiges Bewegungsprincip aller Entwickelung. In der alten Geschichte war es die vorherrschende Form der Universalmonarchien; in welcher sich Staateneinheiten zur Umfassung aller nur erreichbaren Gebiete der damals bekannten Welt auszuprägen suchten. Sie waren das alle Individualitäten jeder Geschichtsperiode in sich aufzehrende und auflösende Allgemeine, und daher zeigt sich die Bildung von Universalmonarchien zugleich stets als Symptom des Unterganges großer Weltepochen. Napoleon verkannte den Geist der neuern Geschichte, indem er auch in ihr, durch die ihm stets vorleuchtenden und von ihm nachgeahmten Beispiele der antiken Welt verlockt, den geeigneten Boden für den Titanenbau einer Universalmonarchie wähnte, und daher in dem nothwendigen Wiedereinsturz

seines ihm unter den Händen zusammenfallenden Werkes sich begraben sah. Denn die neuere Geschichte strebt nicht mehr nach einer materiell darzustellenden, sondern nach einer Universalmonarchie der Staatsidee, mit deren allmäliger Durchbildung in allen Völkerindividualitäten sie eine große geistige Einheit des reifenden Geschlechts, eine Weltnationalität, zu erzielen scheint; und so wird sich für das Völkerleben die Verheißung erfüllen, die aus der Tiefe der christlichen Religion für das Ende aller Tage ausgegangen, daß **Alles Ein Hirt und Eine Heerde** werden soll, nämlich in der Idee.

Wenden wir uns jedoch fort von dem zu bewundernden Ringen nach Harmonie und Einheit, das dem Charakter unserer Zeit fast eine gewisse Bangigkeit der Erwartung mittheilt! In der Bestrebung unbefangen weiterzuleben, ist die wahrhaft menschliche Aufgabe und beglückender, als mit der Reflexion unausgesetzt das Ziel festzuhalten, zu zerlegen und zu theoretisiren, dessen Erreichung vielleicht in der Weltgerichtsferne der Zukunft liegt. Der Begriff der Einheit kann überdies für den Sterblichen leicht zu einem sehr trügerischen und gefahrbringenden werden, indem er schon als Einheit zu erstreben meint, was doch in Folge der irdischen Beschränktheit auch nur eine Besonderheit in der Weltordnung der Dinge ist. So glaubte die Hegel'sche Philosophie schon die Geschichte des menschlichen Denkens in sich abgeschlossen zu haben, weil sie als System aller Systeme die Einheit des mit sich selbst identisch gewordenen und sich selbst construirenden philosophischen Begriffs erreicht hatte; und doch kann dieses erreichte Einheitssystem auch nur wieder für ein einzelnes und in-

dividuelles System in der Geschichte des sich hoffentlich weiter entwickelnden philosophischen Begriffs gelten. Die Entwickelung des philosophischen Begriffs wird und muß sich aber noch, trotz dem wahnsinnigen Hochmuth der Schule, in dem Grade erweitern, als die Geschichte der Philosophie, sich befreiend von der Entfaltung in Schulsystemen, in die allgemeine Geistes- und Culturgeschichte der Menschheit volksthümlich und populair hinüberzugreifen noch die Aufgabe hat.

Hat man sich so in der Philosophie über die Universalität der erreichten Einheit getäuscht, so hüte man sich auch in der Politik, daß der zu schnell abgeschlossene Begriff einer Einheit nicht ebenfalls trüge und auch nur ein individueller und formeller, eine Besonderheit, sei. Dies würde sich in der That zeigen, wenn sich die Ideen verwirklichen sollten, die neuerdings von manchen Seiten zur Herstellung der Einheit Deutschlands sich angetragen haben. Es sind in der That schon die wunderlichsten Vorstellungen darüber kundgeworden, und ein sonst nichts weniger als geistloser Franzose, Saint-Marc Girardin, der sich sehr für unsere Einheit interessirt, hat sogar die Meinung ausgesprochen, daß Napoleon das mächtigste Werkzeug zur Gründung der materiellen Einheit Deutschlands gewesen (le plus puissant instrument de l'unité matérielle de l'Allemagne)! Dies liest man in Girardin's Einleitung zu seinem „Cours d'histoire d'Allemagne" (zuerst mitgetheilt in der „France littéraire", 1832, livr. IV), und zum Beweis seiner Behauptung will der Verfasser nur die durch Napoleon bewirkten oder seiner Periode angehörigen öffentlichen Verträge und Friedensschlüsse sprechen

laſſen, unter denen er vornehmlich den regensburger Receß von 1803, den presburger Frieden von 1805, und den Rheinbund in dieſer Beziehung geltend macht, indem er die endliche Zerſtörung der mittelalterlichen, feudaliſtiſchen und freireichsbürgerlichen Principien des alten Deutſchlands, welche aus jenen Ereigniſſen hervorging, als ein begünſtigendes und aufbauendes Element für die deutſche Nationaleinheit anzuſehen ſcheint, vor Allem aber den Rheinbund als die wahrhafte Erneuerung eines kräftigern Reichsverbandes Deutſchlands heraushebt. In dieſer ebenſo lächerlichen als für jeden Deutſchen empörenden Anſicht ergeht ſich aber der Franzoſe mit einem wahrhaft väterlichen Wohlwollen für uns, indem er noch hinzufügt, was wir ihm nachüberſetzen wollen: „Der Rheinbund war nur das Werk der materiellen Einheit; es blieb noch das Werk der moraliſchen Einheit (le travail de l'unité morale) zu thun. Dies Werk vollbringt ſich aber nicht unter den Händen eines fremden Eroberers; es vollbringt ſich im Herzen der Völker, dieſem myſteriöſen Heiligthum, in dem ſich ſtill die Geſchicke der Welt bereiten. In der That, was ſollten die Völker denken, die ſich unaufhörlich von einem Scepter unter einen andern übergehen ſahen? Sollten ſie, nach dem beweglichen Text der Verträge ſich richtend, ſich heut als Badener, die geſtern Baiern waren, morgen als Würtemberger und übermorgen als Preußen oder Heſſen betrachten? Nein, ſie dachten, daß ſie alle Deutſche ſeien, und an der Stelle ihrer flottirenden Vaterlandsſtaaten, die nach den Winden der Diplomatie hierhin und dorthin ſegelten, bildeten ſie ſich in Gedanken ein Vaterland, das nicht mehr unter ihren

Füßen wankte, ein Allen gemeinsames Vaterland, Deutschland! Kein Heſſen, Preußen, Braunſchweig, Baiern: Deutſchland für Alle, das alte und heilige Deutſchland! So war das Gefühl, welches ſich überall ausbreitete, von Norden bis Süden, von Aufgang bis Niedergang, und die Nationaleinheit wurde gegründet!"

Wo war aber auch nur die materielle Einheit Deutſchlands, welche dieſer völlig antideutſche Rheinbund nach Girardin's Meinung gegründet haben ſoll? Ja, wäre der Rheinbund ſelbſt ein deutſcher und ganz Deutſchland umfaſſender geweſen, während er doch nur ein Bund der Zwietracht und des Aufruhrs in Deutſchlands eignen Gliedern, ein Bürgerkrieg des deutſchen Nationalgefühls, war, durch den die frivole und frevelhafte Völkeranſicht Napoleons eben das Nationalgefühl der Deutſchen untergraben und in ſich zerreißen wollte, weil er wußte, daß nur ein in ſeinem Nationalgefühl erniedrigtes Volk ganz zu erobern iſt; — wäre ſelbſt der Rheinbund ein Bund der Einheit Deutſchlands geweſen, hätte dies Glück der Einheit unter dem Protectorat einer fremden und verhaßten Macht ertragen werden dürfen? Wie leicht freilich, eine Einheit Deutſchlands zu gründen, wenn deſſen Fürſten, durch die Gewalt der Umſtände ihrer Souverainetät und Selbſtändigkeit entkleidet oder wenigſtens nur mit dem begütigenden Schein derſelben angethan, in Weiſe antiker Geſchichtsentwickelung zu Satrapen in der Univerſalmonarchie eines Welteroberers werden ſollen!

Wir müſſen uns indeß dem franzöſiſchen Geſchichtſchreiber Deutſchlands verbunden fühlen wenigſtens für ſeine gute Meinung, denn er goutirt die Einheit unſers

Vaterlandes so sehr, daß sie ihm ein „but inévitable“ unserer Geschichte zu sein scheint, der sich nach und nach und gewissermaßen stufenweise aus derselben theils schon zu entwickeln angefangen, theils immer entschiedener entwickeln werde. Zur höchsten und vollkommensten Herstellung derselben bedarf es aber nach seiner Ansicht noch des Krieges, ja einer allgemeinen revolutionnairen Verwirrung, und die zwei oder drei Mächte, die sich dann aus dieser erhielten, würden, meint er, darauf die Einheit gründen. Möchten sie es aber alsdann nur nicht im Sinne des Verfassers thun, denn desselben Einheitsidee ermangelt in Bezug auf Deutschland durchaus aller eigenthümlichen, aus der Geschichte jedes Volkes zu entnehmenden Bedingtheit, sondern ist ganz unterschiedslos nach dem französischen Centralisationssystem auch für uns abgeschattet. Dies ist ganz natürlich, da der Franzose in seinem Frankreich — das er selbst mit pomphafter Wohlgefälligkeit la patrie de la liberté moderne nennt — das allgemeine Princip jedes Heils für die Völker sieht, obwol man, ihm jenes Epitheton seines Landes der Idee nach gewiß nicht misgönnend, doch behaupten könnte, daß während ihrer charakterlosen Zustände das ganze Jahr 1832 hindurch kaum ein Volk in sich unfreier und unglücklicher gewesen als die Franzosen. Diese französische Centralität möchte Girardin zugleich in ihrer Eigenschaft als Capitalität, in jenem geistigen und politischen Ausstralungssystem einer Hauptstadt, in welcher sich alle Interessen des Landes als in ihrem Mittelpunkt vereinigt zusammenfinden, auch für Deutschland geltend machen und demgemäß ein deutsches Paris im Centrum unsers Vater-

landes sich erheben sehen, indem er mit vieler Bestimmtheit den Grundsatz bekennt: „La liberté moderne aime les grandes capitales“. Was er in dieser Hinsicht über die Bedeutsamkeit großer Hauptstädte sagt, ist an sich interessant und eigenthümlich genug, um es zur Beleuchtung des hierhergehörigen Gegenstandes nachzuübersetzen:

„Die moderne Freiheit liebt die großen Hauptstädte, denn diese sind mächtige Werkzeuge der Civilisation. Im Schoose dieser gewaltigen Massen entwickeln und begeistern sich Ideen, hier entscheiden sich die Schicksale der Länder, hier gewinnen die Bewegungen der Geschichte Größe und Bedeutsamkeit. In kleineren Städten wird die Regierung leicht stärker als das Volk. In großen Hauptstädten ereignet sich aber gerade das Gegentheil; hier ist das Volk stärker als die Regierung, zur Zeit des Friedens durch das Uebergewicht seiner Ideen, zu Zeiten der Revolution durch das Uebergewicht seiner Anzahl. Merkwürdiger Zusammenhang der Dinge! Despotismus und Eroberungssucht sind es, welche große Staaten und große Städte gründen, und die Freiheit ist es, die in derselben geboren wird. Sie überläßt ihnen die Arbeit und die Mühe, aber wann das Werk gethan ist, spricht sie: es gehört mir an! Wenn der Despotismus die Unterschiede der Gesetze, Sitten und Gebräuche aufhebt, wenn er die Privilegien zerstört, die ihn einschränken, und die Ungleichheiten, die ihn behindern, das Niveau seiner Gewalt gleichmäßig über alle Köpfe seiner Unterthanen zu verbreiten, aus dem Wege räumt, meint er für sich selbst zu arbeiten, und freut sich über die Gleichheit der Knechtschaft, unter der er seine Unterthanen sich krümmen läßt. Dieser Augenblick aber

ist es gerade, in welchem die Völker zum Selbstbewußtsein kommen. Die Gleichheit reizt sie, die Sklaverei empört sie, und wenn sie an einem schönen Tage ihre Fesseln brechen, setzen sie an die Stelle der Gleichheit vor dem Despoten die Gleichheit vor dem Gesetz, d. h.: die Freiheit. Dies hat Frankreich im Jahre 1789 gethan, und ein Gleiches zu thun ist auch Deutschland bestimmt."

Man sieht, unsere Geschichtsentwickelung wird uns hier ganz auf Französisch zugemessen, ohne eine dagegen sprechende Eigenthümlichkeit der deutschen Zustände und innern Nationalverhältnisse zu ahnen oder zuzugeben. Während aber gerade Deutschland durch die einseitige Individualität seiner Städtebildung das Deutschland ist, welches, auf den verschiedensten Punkten mit den verschiedensten Begabungen überall ein Höchstes der Cultur in der mannichfaltigsten Besonderheit erstrebend, den unerschöpflichen Reichthum an intellectueller Entwickelung darstellt; während Deutschland, diese Encyklopädie der menschlichen Ausbildung, gegen alle Centralstaaten, denen in intellectueller Hinsicht immer ein gewisser einseitiger Typus zu Grunde liegen wird, den Vorzug der Entfaltung aller Typen des menschlichen Geistes behauptet, welche eben durch die Bedeutsamkeit der verschiedensten Städteindividualitäten so mannichfach im ganzen Lande ausgeprägt werden, daß fast jede nur irgend erhebliche deutsche Universitätsstadt als eine bestimmte Physiognomie in der Geschichte der Wissenschaft erscheint; während Deutschland ferner durch diese mit seiner Städteindividualisirung zusammenhängende Culturrichtung gerade auch in seinem politischen Charakter nothwendig bedingt wird: — so ließe sich dagegen zweifeln, ob es

durch ein Zusammenfassen seines Lebens in einer deutschen Centralhauptstadt jene Mannichfaltigkeit der Culturentwickelung fortsetzen, und es ließe sich auch zweifeln, ob es alsdann für das Aufgeben seiner bisherigen Eigenthümlichkeit die erzweckte politische Wiedergeburt wirklich gewinnen werde. Denn die organische Gestaltung eines politischen Körpers würde in Deutschland auch durch eine bloße Centralhauptstadt noch nicht gethan sein, im Gegentheil könnte dadurch die Gefahr einer politischen Trennung und Abreißung immer wieder von Neuem hervorgehen, da eine Centralhauptstadt zugleich gewissermaßen ein absorbirender Entwickelungsproceß des ganzen Landes ist, welcher die Eigenthümlichkeiten der andern Landesstädte in sich aufsaugt. So kommt es, daß die Cultur und selbst die vaterländische Gesinnung der fernliegenden Einzelstädte, die nicht mehr den Mittelpunkt individueller Entfaltung in sich selbst haben, in Centralstaaten oft ganz verödet wird und dem Vaterlandsinteresse verderbliche Elemente in ihnen zu wirken anfangen. Hat es sich doch selbst an einem Centralstaat, wie Frankreich, dessen Einzelstädte im Vergleich mit den deutschen fast gar nicht individualisirt sind, gezeigt, daß die gefährlichen Stoffe der Zeitgeschichte, welche die Hauptstadt in einer Revolution ausgespien, in den eben durch ihre Entfernung vom Landescentrum in der Intelligenz zurückgebliebenen Provinzen als Gespenster des Aufruhrs wiedererstehen, und so könnte es sich ereignen, daß man in Frankreich die Departements in einem offenen Kampfe mit der Hauptstadt begriffen sähe, wenn die Hauptstadt nicht eben durch Das stark und unüberwindlich wäre, wodurch die unglücklichen Provinzen schwach und

werdet worden ſind, nämlich durch das Aufgehen und Auffaugern der Landesenergie in ihr.

Die Idee, Deutſchland in einen politiſchen Mittelpunkt zu centraliſiren, iſt ohne Zweifel am ſinnreichſten in dem neuerdings geltend gemachten Gedanken einer Nationalrepräſentation aufgefaßt worden, aber darum nicht minder unausführbar geblieben. Das mit Geiſt und Kenntniß geſchriebene Buch von Wilhelm Schulz: „Deutſchlands Einheit durch Nationalrepräſentation", hat ſich am ausführlichſten und gründlichſten mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt, ihn jedoch unleugbar auf die Spitze getrieben, indem dem Verfaſſer ohne die Ausführung jener Nationalrepräſentation das deutſche Volk noch kein Volk, ſondern, wie er es nennt, blos die „deutſche Menge" iſt, die alles Haltes ermangele. Der Verf. ſpricht verächtlich von der „Kleinſtaaterei Deutſchlands", die alle Bildung, auch die geiſtige, hindere, was wir hoffentlich in dieſer Abhandlung bereits widerlegt haben, und auf die beſtehenden Grundlagen einer ideellen Einheit des Vaterlandes nicht reflectirend, meint er erſt durch die Gründung einer allgemeinen deutſchen Volkskammer in ſeinem Sinne den Keim eines wahrhaft deutſchen Volkslebens zu legen, als ob ſich ein Volksleben pflanzen laſſe durch Kunſtgärtnerei, und nicht vielmehr in unmittelbarer Werdeluſt ſeiner Entwickelung aus ſich ſelbſt herauswachſen müſſe. Jene Idee einer Nationalrepräſentation wird aber folgenderweiſe ausgedrückt:

„Als im Jahre 1806 die deutſche Kaiſerwürde aufhörte, und im Jahre 1815 die nicht mediatiſirten Fürſten und Städte Deutſchlands zum deutſchen Bunde ſich vereinigten, trat hiedurch die Geſammtheit dieſer ſou-

verain gewordenen Fürſten und Städte an die früher vom Kaiſer eingenommene Stelle und übt nun ihre Rechte, im Verhältniß zu dem geſammten deutſchen Volke, durch ihre zum Bundestage vereinigten Bevollmächtigten aus. Allein eben dieſes Verhältniß iſt noch zur Zeit ein einſeitiges. Denn wenn jetzt die Geſammtheit der Fürſten und freien Städte den Kaiſer vertritt, ſo muß nun, nach dem herrſchenden Princip des deutſchen öffentlichen Rechts, dieſen Fürſten und Städten gegenüber auch noch die Geſammtheit des deutſchen Volkes repräſentirt werden. Da aber bereits in den einzelnen Gliederſtaaten die unmittelbaren activen Staatsbürger in Beziehung auf die beſondern Landesangelegenheiten ein Repräſentationsrecht ausüben, oder doch — nach Art. 13 der Bundesacte — darauf Anſpruch haben, ſo ergibt ſich als die natürlichſte Form für die Ausübung deſſelben Rechts in Beziehung auf die gemeinſamen deutſchen Angelegenheiten eine Vertretung des deutſchen Volkes durch die aus der Mitte der einzelnen ſtändiſchen Verſammlungen gewählten Bevollmächtigten, gegenüber den zum Bundestage verſammelten Bevollmächtigten der einzelnen Regierungen."

Dieſer Anſicht laſſen ſich ſehr viele Zweifel entgegenſtellen. Zuerſt erweiſt ſie ſich vor Allem noch als ganz phantasmagoriſch, indem ſie in ihrer Abſtraction Umgeſtaltungen der Gegenwart, aus denen ſich eine ſolche noch durchaus nicht in dem Beſtehenden wurzelnde Nationalrepräſentation doch nur erzeugen könnte, vorausſetzt, die, ſelbſt wenn ſie ſich ereignen ſollten, noch nicht die Nothwendigkeit in ſich tragen, in ihrer Entwickelung gerade an dem Ziel anzulangen, welches von den Verfechtern der Na-

tionalrepräſentation als das höchſte der vaterländiſchen Zuſtände geſehen wird. Die Gegenwart, wie ſie iſt, verneint aber die Möglichkeit einer Nationalrepräſentation noch ganz. Wie ſollten nur erſt die Wahlen der Abgeordneten zu einer ſolchen allgemeinen deutſchen Volkskammer zu Stande kommen, da ſie nach dieſer Anſicht aus den einzelnen ſtändiſchen Verſammlungen, gewiſſermaßen in Weiſe eines Nationalausſchuſſes, entnommen werden ſollen, es aber gerade in den deutſchen Hauptmächten noch keine ſtändiſchen Verſammlungen gibt, um zu jenem Nationalausſchuſſe beizutragen? Beruht alſo die Idee einer Einheit Deutſchlands durch Nationalrepräſentation auf der Vorausſetzung eines allgemein repräſentativen und conſtitutionnellen Deutſchlands, und iſt ſie mithin von dieſer Seite her noch unpraktiſch für die nächſte Zukunft, ſo hat ſie auch auf der andern in dem Verhältniß einer Volkskammer gegenüber dem Bunde durchaus keine in der Wirklichkeit noch irgend abzuſehende und zu begründende Stellung. Denn ſollte ein organiſches, alſo ein wirklich lebendiges und ideregemäßes Verhältniß zwiſchen einer Nationalkammer und dem deutſchen Bundestage zur gegenſeitigen Vertretung der allgemeinen deutſchen Angelegenheiten ſich bilden, ſo müßte auch der deutſche Bund ſelbſt erſt dem Weſen einer erſten Kammer zu gleichen anfangen. Bis jetzt iſt er ja aber eigentlich nichts Anderes als ein diplomatiſches Corps geweſen, und die Bundestagsgeſandten ſind keineswegs in dem Sinne Repräſentanten der Fürſten, als die Abgeordneten eines Landtages die Intereſſen ihrer Wähler repräſentiren. Die Bundestagsgeſandten ſind ja nur Beauftragte, die — nach Artikel 8 der wiener

Schlußacte — „von ihren Committenten unbedingt abhängig und diesen allein wegen getreuer Befolgung der ihnen ertheilten Instructionen, sowie wegen ihrer Geschäftsführung überhaupt, verantwortlich sind". Es liegt also dem Bundestage durchaus kein repräsentatives Element, aus dem heraus er sich mit einer Nationalkammer irgend zu einem Verhältniß begegnen könnte, zu Grunde. Wozu also die Einheit Deutschlands von einer Nationalrepräsentation, mithin von der ungewissen Gestaltung einer fernen Zukunft, abhängig machen, und zwar mit solcher Ausschließlichkeit, wie Wilhelm Schulz thut, da es näher und wirklichkeitsgemäßer ist, die ideelle Nationalität der Deutschen selbst aus den verwirrten Zuständen der Gegenwart heraus immer kräftiger zu entwickeln.

Soll indeß auch eine formelle Centralität geschaffen werden, so ist der genannte Schriftsteller dabei allerdings von dem sehr richtigen Gesichtspunkt ausgegangen, hier vor Allem an den deutschen Bund anzuknüpfen. Er irrt indessen, wenn er in der angeführten Stelle den deutschen Bund als eine an die Stelle des deutschen Kaisers und Reichs getretene und dieselbe ersetzende Macht ansieht, denn der deutsche Bund ist durchaus kein Rechtsnachfolger des deutschen Kaiserreichs geworden;*) als solcher müßte er ein Verhältniß Deutschlands zu den auswärtigen Staaten repräsentiren, was aber nicht der Fall ist. Deutschland hat als Deutschland durchaus kein Rechtsverhältniß mehr zum Auslande, obwol es nach Art. 50 der wiener

*) S. Klüber, „Oeffentliches Recht des deutschen Bundes", dritte Aufl., §. 6.

Schlußacte (von 1820) der Bundesversammlung obliegt, für die Aufrechthaltung friedlicher und freundschaftlicher Verhältnisse mit den auswärtigen Staaten Sorge zu tragen, und im Namen des Bundes Gesandte an fremde Mächte abzuordnen, „wenn es nöthig befunden werden sollte". Im Grunde aber sind es dennoch nur die beiden deutschen Hauptmächte, Oestreich und Preußen, welche als einzelne Staaten nach Verhältniß ihrer individuellen Kraft eine Stellung, nicht Deutschlands, sondern eben nur Preußens und Oestreichs, in der europäischen Politik behaupten. Es kann indeß kein Zweifel sein, daß der deutsche Bund, wenn er sich energisch und seiner Idee gemäß entwickeln will, ein völkerrechtliches Verhältniß Deutschlands zum Auslande durch sich aufleben zu lassen vermag. Denn es sind bedeutende Elemente genug in ihm vorhanden, aus denen er sich zu einem politischen Individuum erheben und, als solches, mit dem Auslande in ein entscheidenderes Verhältniß setzen könnte. Nach den beiden ersten Artikeln der wiener Schlußacte (von 1820) bestimmte er sich ja als ein völkerrechtlicher Verein nicht nur zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der im Bunde begriffenen Staaten, sondern auch zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands, ja er nannte sich sogar „eine in politischer Einheit verbundene Gesammtmacht", und hat als solche (nach Art. 35 der wiener Schlußacte von 1820) das Recht, Krieg, Frieden, Bündnisse und Verträge zu schließen. *)

*) S. auch Art. 11 der Bundesacte von 1815. Vgl. damit Klüber, „Oeffentliches Recht d. d. B.", dritte Aufl., §. 187.

Von einer durchgreifender werdenden Ausbildung des deutschen Bundes ist daher Viel, wenn nicht Alles, auch für die Einheit Deutschlands zu hoffen, eine Hoffnung, die bei uns selbst durch die nur momentaner Zeitverstimmung angehörigen Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 nicht unterzugehen vermag. In ihm, als einer Centralmacht, liegt ohne Zweifel die höchste Entwicklungsfähigkeit einer deutschen Nationaleinheit, die, bereits in der Bundesacte von 1815 in allen ihren Grundlagen, selbst in den, obwol noch mangelhaften und schwankenden Bestimmungen eines deutschen Bürgerrechts (vgl. den Art. 18 derselben) vorhanden, in der zur Eröffnung der ersten Bundessitzung vom 5. Nov. 1816 gehaltenen Rede des östreichischen präsidirenden Gesandten, Grafen von Buol-Schauenstein, als der großartigste Zweck der Bundesidee an die Spitze gestellt wurde. *) Bisher ist freilich durch den Bund noch keine deutsche Einheit im umfassendern Sinne erfüllt worden, sondern die in ihm vereinigten deutschen Staaten haben vielmehr nur eine Allheit (wie es Klüber a. a. O. S. 427 d. treffend nennt) statt einer Einheit dargeboten; aber dennoch ist, meinen wir, daran festzuhalten, daß der deutsche Bund wenigstens den Beruf und die Fähigkeit zur Herstellung einer Nationaleinheit Deutschlands am unmittelbarsten insichträgt, und daß er, wenn er sich einmal dieses seines Berufs vollkommen bemächtigt hat, und wenn eine durch ganz Deutschland gegangene Ausgleichung der Staatsprincipien ihn dazu befähi-

*) S. das Protokoll dieser Sitzung, in Gräwell's „Quellen des allgemeinen deutschen Staatsrechts", I, 159 fg.

gen wird, er ein wahrhaft nationales Band der Einheit abzugeben im Stande iſt. Erſt dann ließe ſich der Idee einer ihm gegenüber zu organiſirenden Volkskammer nachdenken.

Eine andere Anſicht zur Bewirkung einer Centraliſation Deutſchlands ſpricht ſich in einer uns zugekommenen franzöſiſchen Broſchüre: „De l'unité germanique ou de la régénération de l'Allemagne, par un Cosmopolite“ (Strasburg, 1832) aus, welche wol verdient hätte deutſch geſchrieben zu werden. Der Verfaſſer, ohne Zweifel ſelbſt ein Deutſcher, liberal und doch vernünftig, gemäßigt und doch geiſtreich, deutet ſeine Idee ſchon durch das ſeiner Schrift vorangeſtellte Motto aus Luther's „Tiſchreden“ an: „Deutſchland iſt wie ein ſchöner weiblicher Hengſt, der Futter und Alles genug hat, was er bedarf. Es fehlt ihm aber an einem Reiter!“ Er will nämlich allen deutſchen Souverainen ein gemeinſames Oberhaupt (un chef à tous ces rois) geben, und drückt dies zunächſt ſo aus, daß ein deutſcher Staat, der am meiſten dazu geeignet, das Protectorat des Vaterlandes übernehmen ſolle, wo der Verf. denn allerdings mit Recht ſeine nächſten Blicke auf Preußen hinwendet. Dies ſoll jedoch keineswegs zu einer unbedingten Hegemonie hinführen, ſondern die verfaſſungsmäßigen Umgebungen eines ſolchen Thrones von Deutſchland werden vielmehr folgenderweiſe bezeichnet:

„Es handelt ſich darum, ein freies und nationales Gouvernement zu gründen, über welches Preußen nur das hohe Protectorat ausüben, dem es, die vollziehende Gewalt übernehmend, nur ſeinen Arm leihen würde. Um den König von Deutſchland, als den einzigen und wahr-

haften Repräſentanten der Majeſtät, Kraft und Einheit der Nation, würden ſich dann alle andere der gegenwärtigen deutſchen Souveraine herumreihen, nicht etwa um ihm einen Hofſtaat zu bilden, ſondern um ihre betreffenden Intereſſen ihrerſeits wahrzunehmen, eine erhabene Ariſtokratie, die, zu einer Pairskammer vereinigt (réuni en une chambre des pairs), ſchon durch ihre Eiferſucht allen Hochmuth der Krone in Schranken halten und den Geiſt der Uſurpation unterdrücken würde. Aber die Intereſſen der Maſſen, des deutſchen Volkes, fodern auch ihre Vertretung, und ſo müßte man ihm zur Wahrung ſeiner Rechte eine Kammer anderer Art einräumen, die, aus ſeiner Mitte gebildet, eine ſtrenge und unermüdliche Beaufſichtigung über alle Maßregeln der Autorität zu üben hätte. Dieſe würde die Entwickelung der Cultur begünſtigen, Verbeſſerungen in allen Zweigen des geſellſchaftlichen Lebens anregen, über die Verwendung der Steuern wachen und die Früchte von dem Schweiße der Nation der Verſchwendung vorenthalten. Während alſo die vollziehende Gewalt in den Händen eines erblichen Königs aus dem Hauſe Hohenzollern ruhen würde, würde dagegen die geſetzgebende Gewalt und die Steuerbewilligung weſentlich einer Wahlkammer angehören, die ſich aus einer beſtimmten Anzahl von Abgeordneten zuſammenſetzte, welche entweder durch die Grundeigenthumsbeſitzer oder durch die Ständeverſammlungen der verſchiedenen Länder in einer der Bevölkerung eines jeden angemeſſenen Zahl ernannt werden müßten; und zwiſchen dieſe beiden Gewalten würde ſich die dritte ſtellen, nämlich die der Fürſten oder der Repräſentanten der hohen Ariſtokratie, eine ver-

mittelnde und ausgleichende Gewalt, die ebenso sehr das Interesse hätte, den Anmaßungen der königlichen Autorität vorzubeugen als die Ausartung des demokratischen Elements zu verhindern. Da sie aber dies Interesse nicht wohl durch sich selbst vertreten könnten, so würden sie eine größere oder geringere Anzahl von Abgesandten mit ihrer Gewalt bekleiden und zu einer Versammlung vereinigen, die hinsichtlich der ihr beigelegten Eigenschaften von der des gegenwärtigen frankfurter Bundestages wenig unterschieden wäre. Obwol der höchsten Entscheidung dieser gemischten Nationalregierung unterworfen, würden die Fürsten doch nichtsdestoweniger Herren innerhalb ihres eignen Gebiets bleiben, im Vorbehalt der Beaufsichtigung ihrer Ständeversammlungen, der einzigen mit voller Gewalt bekleideten Kammer, jedoch nicht in Bezug auf die Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes, sondern in Bezug auf das Locale und Provinzielle, und sie würden, wie sonst, alle Zweige der gesellschaftlichen Organisation leiten. Die Gerechtigkeitspflege würde in ihrem Namen gehandhabt werden, aber nach einem deutschen Nationalcoder; sie würden den Oberbefehl über ihre Truppen zu Lande und zur See haben, aber dieselben nicht dem Bedürfniß des gemeinsamen Vaterlandes verweigern können; sie würden die Vertheilung der allgemeinen Steuer ordnen, sowie der, welche für die provinziellen Bedürfnisse im Besondern bestimmt ist, aber ohne das Recht zu haben, Geld schlagen zu lassen oder sich der Einkünfte zum Nachtheil der andern Provinzen zu versichern; sie hätten die geeignetsten Maßregeln zu ergreifen, um Industrie und Verkehr aufrecht zu erhalten, aber zugleich davon abzu-

ſtehen, irgend Monopole zu ſchaffen oder die Handelsfreiheit zu beſchränken; ſie hätten die Wiſſenſchaften zu beſchützen und zugleich jeder Cenſur zu entſagen, welche auch die Centralregierung nicht für nothwendig erachten würde."

Dieſe Anſicht iſt gewiſſermaßen die umfaſſendſte und nach allen Seiten hin ausgedehnteſte Begründung und Entwickelung der Idee der Nationalrepräſentation von Wilhelm Schulz, obwol von andern Geſichtspunkten, ja, von anderer Geſinnung aus unternommen. Der franzöſiſche Verfaſſer baut nämlich mit vollem Recht auf den Hoffnungsreichthum, der für ganz Deutſchland in Preußen ruht, und den dieſer Staat, nur mit Mühe, möchten wir ſagen, noch in ſich ſelbſt verbirgt, der aber, ſollte es auch wider ſeinen Willen geſchehen, einmal aus ihm herausblühen wird zu einem allgemeinen deutſchen Nationalfrühling, an den wir auf dieſe Weiſe einen unerſchütterlichen Glauben haben. Die Vorurtheile, die heut vornehmlich in den kleinern deutſchen Staaten, in den conſtitutionnellen, ſich wider Preußen zu regen angefangen, und zu denen es allerdings durch das dermalige Schwanken und Unausgeglichenſein ſeiner Zuſtände den Anlaß gegeben, ſind ebenſo ſehr nur augenblickliche Trübungen als Das, was in Preußen die Urſache dazu iſt, nur für die augenblickliche Folge der innern Verſtimmung eines mächtigen Organismus gehalten werden darf. Preußen hat Das, was es zu entwickeln berufen, noch nicht aus ſich herausgearbeitet, ja es fängt ſogar an, ſelbſt die Zeichen der Gährung ſeiner in ihm ſich geſtalten wollenden Elemente zu ſcheuen und als gefährlich zu verfolgen, und ſo zeigt ſich

hier im Staatsleben, was im physischen Leben als naturgemäß erscheint, nämlich daß sich in einem Organismus, der seine Lebensthätigkeit irgendwie in sich unterdrückt hat, Verstimmungen seiner Natur einstellen, die ihm fortan eine gewisse Grillenhaftigkeit und üble Laune in der Aeußerung seiner Zustände ankränkeln und seine Physiognomie für den Augenblick ganz anders beleuchten, als es seinem eigentlichen Wesen entspricht. Preußen will und muß eine zeitgemäße Verfassung haben, da es bereits in intellectueller Hinsicht die zeitgemäße Stufe deutscher Bildung in höchster Kraft vertritt, und so liegen in diesem Staat, obwol die Hinderung jener Seite seiner Entwicklung fast nur noch von Zufälligkeiten abhängig erscheint, dennoch auch nicht so leicht auszugleichende Elemente mit einander im Kampf. Dies ist eben die schwebende Entscheidung zwischen der constitutionnellen und absoluten Monarchie, denn eine absolute Monarchie hat für das vielfach und verschiedenfach gegliederte Preußen zur energischen Zusammenhaltung seiner auseinanderfallenden Theile allerdings bei weitem mehr Anknüpfungspunkt und Bedeutung als in den ausgeglichenen und mit sich selbst uniformern Staaten, besonders den kleinern deutschen, die sich deshalb leichter und schneller in einer constitutionnellen Form zusammenfassen konnten. Auf diese Weise von dem ursprünglichen und echt preußischen Element, dem Anhalt an der Persönlichkeit eines Königs, gefesselt, einem Element, das hier um so bedeutender sein muß, da dieser Staat den Persönlichkeiten seiner Fürsten im eigentlichsten Sinne des Wortes seine Gründung und Zusammensetzung verdankt, fühlt sich jedoch Preußen zugleich durch die Höhe

der intellectuellen Bildung, durch die Höhe der Einsicht, auf der es steht, im Innersten und Verborgensten seiner Gesinnung jener Fessel der einzelnen Persönlichkeit bereits entwachsen und, der absoluten Monarchie im Geist entfremdet, zu einer zeitgemäßen Umbildung derselben hingetrieben. In diesem innern Widerstreit krankhaft ergriffen, kann es in neuester Zeit wol auch leicht nach Außen hin die Nachwirkung seiner organischen Verstimmung übertragen haben. Aber es wird durch die ihm inwohnende moralische Kraft, die in keinem Staat vielleicht wirksamer ist als in Preußen, zu einer siegreichen Klarheit sich einmal entwickeln und alsdann, die Sonne im deutschen Staatensystem, den unheilvollen Geist der Trennung, welcher durch das gemeinsame Vaterland hinschleicht, schon dadurch überwinden, daß es die Richtungen und Bestrebungen aller Einzelstaaten erkräftigt, indem es die verwandte Tendenz nicht nur mit ihnen theilt, sondern dieselbe auch durch die Ausbildung in ihm als eine herrschende und unerschütterliche in Deutschland hinstellt. Preußen ist ein so mächtiges und im Ganzen tiefverzweigtes Glied des deutschen Staatenbundes, daß es, unserer Ansicht nach, der Uebernahme irgend einer äußerlichen Hegemonie oder eines Protectorats im Sinne des Verfassers jener französischen Broschüre gar nicht bedarf, um auf die Herstellung einer Nationaleinheit in Deutschland hinzuwirken. Es wirkt dieselbe, wie angedeutet, schon durch die Macht seiner Staatsidee, sobald es sich nämlich constitutionell gestaltet und dadurch an die Spitze des Zeitgeistes und des deutschen Geistes tritt.

Preußen ist unter den Hauptmächten nicht nur der

jugendkräftigste, sondern auch der am meisten deutsche Staat im Vaterlande, bei weitem mehr als Oestreich, das die vielen fremdartigen Stoffe, aus denen es sich mischt, nicht im mindesten zu einer Einigung und Naturalisirung in sich verarbeitet hat und auch schwerlich zu verarbeiten im Stande ist. Oestreich kann nur durch sein materielles Massenübergewicht den Rang einer deutschen Hauptmacht vertreten, während es dagegen Preußen durch das Interesse der deutschen Intelligenz und Nationalität vermag, die in ihm auf der Höhe der Bestrebung sich darstellt. Soll daher die Nationaleinheit Deutschlands durch die Entwickelung eines einzelnen großen Staates ihre Anregung empfangen, so kann es nur Preußen sein, auf welches sich dann unsere Hoffnungen hinrichten, und vielleicht ist die neuerdings von ihm unternommene Anknüpfung der Zoll- und Handelsvereine mit den andern deutschen Staaten schon ein unwillkürliches Vorgefühl in ihm, daß ihm einst das ausgedehntere Geschäft obliegen wird, durch seine Anregung auch allgemeinere Grundlagen zu einem nationalen Einheitsbande, das alle deutschen Staaten mit ideeller Kraft umschlingt, zu entwerfen und auszuführen. Es lag immer in der Entwickelungsnatur Preußens, sich nach Außen hin assimilirend fortzubilden, indem es, vom kleinsten und unscheinbarsten Punkt seiner Existenz ausgehend, sich auf diese Weise immer energischer in Deutschland hinein ausbreitete und groß nährte. Es scheint, daß es diesen Assimilationstrieb seines Organismus in den materiellen Territorialverhältnissen jetzt befriedigt hat, wenigstens wäre in der nächsten Zukunft keine Nahrung für diesen Trieb vorhanden; aber es zeigt sich,

daß dagegen diese assimilirende Entwicklung gleichmächtig und unwiderstehlich in die Richtung seiner intellectuellen Lebensthätigkeit übergegangen ist, indem sich von dieser Seite her nichts Bedeutendes in ihm entwickeln kann, das nicht im ganzen Deutschland wiederempfunden würde, wodurch es nicht die allgemeine Bildung Deutschlands zu sich heranzöge oder in dieselbe überträte. Es ist daher fast mit Bestimmtheit zu erwarten, daß es diese assimilirende Kraft der Intelligenz, die es in Deutschland ausübt, bald auch zum Besten der allgemeinen Staatsidee und zum Besten der deutschen Nationalität selbst geltend machen und wirken lassen werde.

Zugleich ist Preußen auch, was vor Allem herauszuheben, der protestantische Staat in Deutschland, ja, der Staat der religiösen Union! Dadurch trägt es eine nicht geringe Gewalt in sich, auf die Einheit Deutschlands hinzuwirken, denn ein Staatenbund ist am meisten in Gefahr, durch religiöse Trennung auseinanderzureißen, wie sich denn auch in den ersten Wirren der Bildung des Protestantismus Deutschland in das corpus catholicorum und evangelicorum selbst politisch zerspaltete. Aber der heutige, wir möchten sagen, immer weniger protestantisch gewordene Protestantismus, diese rein evangelische Religionsansicht, die sich mehr und mehr in die allgemein vernünftige Religionsidee hineinbildet, der Protestantismus vornehmlich, wie er in der Union in Preußen erscheint und wirkt, ist am meisten dazu berufen, eine religiöse Einheit in Deutschland zu gründen, und er hat sie bereits wenigstens möglich gemacht, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar. Erst seit

der Durchbildung des Proteſtantismus nämlich haben die cultivirten europäiſchen Staaten angefangen, den Begriff einer Staatsreligion in ſich aufzuheben oder zu ermäßigen, und dadurch iſt, ungeachtet der neben einander beſtehenden und anerkannten Verſchiedenheit der Religionsformen, die Einheit des Staatslebens ohne Zweifel tief geſtärkt und gefördert worden. Denn es iſt wunderbar zu erkennen, wie der Katholicismus, deſſen Richtung es war, durch das Zuſammenfaſſen von Staat und Kirche eine Einheit zu gründen, doch eben dadurch nur einen feindlichen Gegenſatz dieſer beiden Begriffe erreichte und ſomit ſtets die verderbliche Fackel der Zwietracht in die Geſchichte des Mittelalters warf; während dagegen umgekehrt der Proteſtantismus, deſſen urſprüngliche Richtung es war, eine Spaltung zu gründen, immer durchgreifender auf eine ideelle Einheit der Staaten hinarbeitet, indem er durch die Reife der Intelligenz, die er entwickelt, die an den Formen der Religion haftenden Vorurtheile überwältigt, und ſo haben ſelbſt überwiegend katholiſche Staaten, in denen aber proteſtantiſche Geſinnung und Bildung, wenn auch nur nach einer einzelnen Seite des Volkslebens hin, Wurzel geſchlagen, doch jetzt keine Staatsreligion mehr, in dieſem ſcheinbaren Zwieſpalt ſich einiger und günſtiger organiſirt fühlend als früher, wo die eine und allgemeine katholiſche Staatsreligion den Krieg des geiſtlichen und weltlichen Elements der Geſchichte mit den Königen und Völkern begann. Spricht man aber, wie auch wir gethan, von dem Untergang der Staatsreligion in der neuern Geſchichte, ſo ſollte man ihn doch, unſerer Anſicht nach, noch genauer als

den der Staatskirche bezeichnen, um nicht misverstanden zu werden, denn in einer allgemeinen Religionsidee, also im Christenthum, muß jeder wahrhaft moderne Staat gegründet und gewurzelt sein; aber in den sichtbaren Formen der Idee, also in der Kirche, darf er nicht bestimmend hinzutreten, sondern hier muß er sogar die Abweichungen unter den Schutz seines über alle Einzelheiten erhabenen Gesetzes stellen. Preußen hat durch die Union einen bedeutenden Schritt zu dieser höchsten Ausbildungsstufe des Protestantismus gethan, und wie, was zu erwarten steht, sich von ihm aus die Union auch über andere deutsche Länder verbreiten mag, so wird auch in dieser Hinsicht Preußen die Keime der ideellen Nationaleinheit des gemeinsamen deutschen Vaterlandes zur Blüte gebracht haben.

Alles scheint freilich zunächst darauf anzukommen, daß Preußen in seiner politischen Verfassung sich zeitgemäß gestalten müsse. Würde es denn aber wirklich eine Constitution thun? Ist diese Staatsform wirklich für Deutschland eine so nothwendig-historische, daß in ihr eine Ausgleichung aller deutschen Staatenelemente und dadurch die erstrebte Nationaleinheit sich kräftiger herausstellen würde? Wenn man Ranke hört, nicht. Nach ihm nämlich (s. „Historisch-politische Zeitschrift", 1832, Heft 2, S. 361) besteht der wesentliche Unterschied der deutschen Staaten keineswegs darin, daß man in dem einen eine moderne Constitution habe, in dem andern nicht, sondern er sagt:

„Unsers Erachtens ist Das die Hauptsache, daß auf der einen Seite durch den Gang des Ereignisses die

Neuerungen, die den Anfang dieses Jahrhunderts bezeichneten, die Oberhand behauptet haben; daß sich dagegen auf der andern das Alte im Kampfe mit denselben geltend erhalten hat. Beiden gegenüber hat ein dritter Theil eine gesetzliche, organische Entwickelung des Alten in das Neue, eine Vereinigung der aus der Vergangenheit überlieferten Zustände mit den Foderungen der Gegenwart und der Möglichkeit zukünftiger Entwickelung versucht; immer gemäßigt, zugleich nachgiebig und strenge, unternehmend und bedächtig."

Allerdings wird man wol zugeben müssen, daß die kleinern constitutionnellen Staaten Deutschlands durch ihre Verfassung dem unconstitutionnellen Preußen bisher noch um keine Stufe der Entwickelung des Staatslebens vorausgeeilt sind; ja, daß die meisten Ständeversammlungen zum Theil Das erst mühsam zu discutiren suchen, was Preußen vielleicht schon vor 20 Jahren von oben herab zum Landesgesetz in sich erhoben hatte. Wenn es aber demnach fast scheinen könnte, als hätten die kleinern deutschen Staaten erst des Weges einer Constitution bedurft, um auf diesem den vorangeschrittenen Entwickelungen Preußens, welche dasselbe ganz aus sich unternommen, nachzugehen, so wird sich doch dies Verhältniß in der Zukunft bald anders zu stellen anfangen, je mehr die constitutionnelle Bildung durchgreifend wird; und wenn die constitutionnelle Verfassung bisher in Deutschland noch nicht das Höchste geleistet, so fragt sich gerade, ob es nicht der Fall sein würde, wenn eben Preußen durch ähnliche Gestaltung seiner selbst diese Form begünstigte und an sich zum reichsten Entfaltungsmittel alles Dessen, was die

Zeit will, benutzte. Denn wenn wir auch von unserm individuellen Standpunkt aus, den man uns lassen möge, eine constitutionnelle Verfassung nicht für die höchste und letzte Bildungsstufe des modernen Staatslebens anzuerkennen im Stande sind, so sehen wir doch ein, daß dieselbe wenigstens für unsere Zeit eine nothwendige Stufe, daß sie das Bewegungsprincip auf der aufwärts steigenden Linie der Zeit ist, indem wir immer an der Ueberzeugung festhalten, daß eine ganze Zeit nie irren kann; eine Ueberzeugung, die gewissermaßen eine religiöse ist. Unserer Ansicht nach ist die constitutionnelle Verfassung nichts als eine Durchgangsstufe zur republikanischen, von der sie bereits die eigenthümliche Mischung des demokratischen und aristokratischen Elements, das wir an allen heutigen Constitutionen wahrnehmen, an sich aufzeigt, und es gehört zu den Mysterien unsers politischen Glaubensbekenntnisses die Meinung, daß eine Republik, in ihrem idealen Sinne gedacht, wol in der Zukunft, wie fern diese auch noch dem Geschlecht liege, die vollkommensten innern und äußern Zustände der Menschheit zu umfassen und auszuprägen bestimmt sei. Die constitutionnellen Mischverfassungen können als Staatsform weder geschichtlich noch philosophisch genügen, indem sie das monarchische Element in sich zwar noch bewahren, aber durch den wesenlosen Schein, den sie ihm geben, gewissermaßen sophistisch und dialektisch mit diesem Element spielen; aber sie haben eine locale und periodische Bedeutung, die sie gewissermaßen für die Verhältnisse der Gegenwart heiligt. Unsere Zeit ist die Zeit der geschichtlichen Uebergänge, und darum eignet ihrem in der Bewegung begriffenen Zustän-

den eine gemischte politische Form wie die constitutionnelle ganz naturgemäß; eine Form, welche ebenfalls nur eine Uebergangs- und Durchgangsform ist. Die constitutionnellen Zustände sind Zustände der politischen Aufregung, die in eine andere Form überzuschlagen sich vorbereiten, und diese Aufregung der Volksgesinnung, mit der sie überall zusammenhängen, erscheint in den diese Verfassung sich aneignenden Staaten nicht nur als der Ausgangspunkt, von dem aus sie in der Zeit entstanden, sondern auch als Folge, ja selbst als Form der Entwickelung dieser Constitutionen. Die constitutionnellen Verfassungen, wie sie wenigstens in diesen Tagen sich darstellen, sind gewissermaßen systematische Revolutionen; und indem es die Natur aller Ständeverhandlungen mitsichbringt, daß Opposition vorhanden sei, um so auf dialektischem Wege die allgemeinen Interessen nach dieser oder jener Seite hin zur Entscheidung zu bringen, sehen wir in ihnen noch die Unruhe der Ansichten und Meinungen chaotisch sich hin- und herbewegen, in der die Klarheit der politischen Form erst wie aus Sturmesnächten allmälig für Deutschland aufgehen wird. Indeß fängt die eigenthümliche Aufregung der Constitutionen an, wohlthätig in die träge Vegetation des deutschen Bürgerlebens einzudringen, und sie wirkt bereits Das, was Luther so vortrefflich ausspricht: „Es muß rumoren, wo es kommt; wo es Das nicht thut, da ist's nicht recht!" Soll aber die constitutionnelle Verfassung wirklich, wie es ihre geistreichsten Anhänger als einen ihrer höchsten Zwecke herausgestellt haben, durch ihren Einfluß Volksbildung und Volksbewußtsein hervorbilden helfen, so scheint es uns doch, als

erfülle sie auch diesen Zweck nur noch einseitig und mangelhaft, so lange ihre Wahlsysteme die Beschränkung haben, von dem materiellen Interesse der Eigenthums- oder Besitzverhältnisse abhängig zu sein, und so lange noch nicht eine ausgedehntere und geistiger aufgefaßte Wahlfreiheit stattfindet.

Ist demnach das constitutionnelle Leben ein allerdings nothwendiges Bildungsmittel der Zeit, so ist es aber auch als solches nur noch eine politische Elementarform, die sich gewiß, wann die Aufregung, in der es wurzelt, durchgefochten, einmal zu einem andern und dann vielleicht dauernden Typus der Völkerverfassungen umgestalten wird. Als politische Staatsformen an sich betrachtet, tragen die heutigen Constitutionen noch eine zu entschiedene Einseitigkeit des Begriffs an sich, um für allgemeine und dauernde Typen moderner Staatenbildung angesehen werden zu können. Sie verrathen noch zu sehr den Ursprung ihrer Entstehung, indem sie, aus einem Gegensatz gegen die absolute Monarchie hervorgegangen, eben nur noch den überwiegenden Charakter eines Gegensatzes, die Stellung einer nach dieser Seite hin unaufhörlich negirenden Macht behaupten, aber sich noch zu keiner allgemeinen und positiven Staatsidee abgeschlossen haben. Der Kampf des Zeitalters gegen die absolute Monarchie ist in der Form der Constitutionen hervorgetreten, und diese Form wird daher noch so lange der Kriegsschauplatz der neuern Geschichte sein als jener Kampf, den sie führt, und der in den letzten Tagen nur immer verwirrungsvoller geworden, sich nicht zu einem der allgemeinen Weltvernunft gemäßen Sieg entschieden. Die con-

stitutionelle Verfassung hat die absolute Monarchie dadurch zu überwinden gemeint, daß sie das monarchische Element in sich aufnahm, um es organisch in sich zu binden, und so ist sie zu dieser gemischten Form geworden, die für jetzt mehr den Anblick einer unterdrückten Monarchie als den Genuß einer neuerstandenen Verfassung gewährt. Das monarchische Element trägt aber, so lange es noch irgend vorhanden, unauslöschlich den Drang in sich zum Herrschen, weil es eben nur im Herrschen die alte Blüte des Absolutismus entfaltet, und daher wird es, wenn auch gebunden, immer wieder gewaltig zu werden streben. Das monarchische Element wird wieder nach einer absoluten Monarchie die Richtung zu nehmen suchen und dadurch das demokratische Element der Constitutionen zu einer Reaction aufreizen, die nothwendig nach der entgegengesetzten Seite einer rein volksthümlichen Verfassung ausbiegen wird. In dieser Weise scheinen alle Constitutionen in Gefahr, auseinanderzureißen, und dies bezeichnet eben ihre Bedeutung als einer historischen Uebergangsstufe, die hier- oder dorthin entscheidungsvoll nach einem Endziel der neuern Geschichte hinausstrebt. Um so merkwürdiger aber erscheint es, daß von den deutschen souverainen Fürsten selbst in jener angeregten Stimmung des Jahres 1815 die Idee constitutioneller Verfassungen für Deutschland so kräftig geltend gemacht wurde, indem es im Artikel 13 der deutschen Bundesacte unbedingt heißt: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.“ Unserer Ansicht nach muß jedoch hier bemerkt werden, daß der Begriff landständischer Verfassungen in den Verband-

lungen der Bundesorganisation keineswegs in dem eigentlich constitutionnellen Sinne verstanden sein kann, in welchem er neuerdings, vornehmlich mit Hinblick auf die aus der Julirevolution hervorgegangene französische Verfassung, aufgefaßt worden ist. Wäre dies der Fall, so könnte unmöglich im Artikel 57 der wiener Schlußacte von 1820 der Begriff der Fürstensouverainetät auf eine Weise herausgestellt werden, wie er in den constitutionnellen Verfassungen im neuern Sinne in der That nicht vorhanden ist, indem es in jenem Artikel, an dem auch lediglich die frankfurter Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 anknüpfen konnten, heißt: „Da der deutsche Bund, mit Ausnahme der freien Städte, aus souverainen Fürsten besteht, so muß, dem hiedurch gegebenen Grundbegriff zufolge, die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben, und der Souverain kann durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden.“ Landstände dieser Art, welche den Souverain in der Ausübung bestimmter Rechte binden können, würden freilich immer noch mehr Bedeutung haben als die gegenwärtigen preußischen Provinzialstände, die dies nicht vermögen, und so scheint es, als wäre in der Bundesacte unter „landständischer Verfassung“ doch wenigstens keine bloße Provinzialständeverfassung dieser Art begriffen, aber eine eigentlich constitutionnelle Verfassung im neuern und ausgedehntern Sinne kann dennoch nicht darunter verstanden sein. Demnach haben sich auch in der That einige deutsche Mächte durch den betreffenden Artikel der Bundesacte bisher noch nicht

für verpflichtet gehalten, ſich eine conſtitutionnelle Verfaſſung zu geben; ja, ſie ſcheinen dieſelbe vielmehr jetzt als eine ſolche gefährliche Uebergangsſtufe erkannt zu haben, die zu einer nicht wünſchenswerthen Entſcheidung der Dinge ausſchlagen könne, und ſo haben von einem gewiſſen Geſichtspunkt aus tragikomiſcherweiſe Diejenigen faſt Unrecht, welche man neuerdings auf jenen Artikel der Bundesacte, der Etwas verſpreche, das nicht gehalten ſei, mit ſo vieler Zuverſicht pochen hört. Es iſt von ihnen vergeſſen worden, jenen Artikel ſelbſt erſt zu prüfen! Wurde es doch dem Publiciſten Klüber in dem bekannten Proceß, der ihm wegen ſeiner Schrift über das Bundesrecht entſtand *), von oben herab zum Hauptvergehen angerechnet, daß er „kein Bedenken getragen, durchgängig die entſchiedenſte Vorliebe für die gegenwärtigen gemiſchten Regierungsverfaſſungen einiger Bundesländer unverhohlen an den Tag zu legen", und ihm dabei in dem erlaſſenen Reſcript bemerklich gemacht, daß „die neuere Geſetzgebung des Bundes bekanntlich, unter der thätigſten Mitwirkung Preußens, vorzüglich mit auf den Zweck gerichtet worden, dieſen in einer noch lange zu beklagenden Epoche faſt allgemeiner politiſcher Verwirrung mit ſo großer Uebereilung geſtifteten Verfaſſungen zum Grund liegenden demokratiſchen Principien entgegenzuwirken". Dies kann uns, meinen wir, wol in der Anſicht beſtätigen, daß in der Bundesacte der Begriff

*) S. das Vorwort, S. VII. zu ſeinem „Oeffentlichen Recht des deutſchen Bundes".

landständischer Verfassungen durchaus nicht eigentlich constitutionnelle bezeichnet; denn eine Constitution ist ja nothwendig immer und überall eine solche „gemischte Regierungsverfassung", vor der in jenem preußischen Ministerialrescript entschieden gewarnt wird; und wir wundern uns, daß noch bisher keiner unserer politischen Schriftsteller darauf gekommen, auf diese Weise die Meinung der Bundesacte selbst sich näher zu zersetzen.

Der Kampf gegen die absolute Monarchie, wie er von der constitutionnellen Form aus heut geführet wird, ist ein sehr gesetzmäßiger, weil er gewissermaßen ein logisch-dialektischer ist, und in dieser Gesetzmäßigkeit der Entwickelung verräth unsere Zeit die sittliche Höhe, auf der sie steht, und den strengen Ernst der Reflexion, welcher jetzt an die Stelle der Thatkraft der Völker in die Weltgeschichte einzutreten scheint. Es könnte das menschliche Geschlecht auch keine schwärzere Undankbarkeit begehen, als gegen die Könige der Völker in einem frevelhaften und jene Gedankensphäre der sich ausfechtenden Staatsidee ruchlos überschreitenden Vernichtungskrieg herauszutreten, obwol der frivole Liberalismus mancher Deutschen neuerdings auch diese schwarze Undankbarkeit auf sein vielverschuldetes Haupt geladen hat; ja, eine Undankbarkeit, denn wer möchte leugnen, daß die bedeutendsten Wendepunkte der bisherigen Weltgeschichte sich an große Fürstenindividualitäten anknüpfen, und daß es gerade nur die Persönlichkeit vieler Fürsten gewesen, durch welche ihre Staaten sich die Form der Ausbildung zu geben vermocht haben, in der sie heute ansehnliche Staaten sind. Preußen z. B. wäre jetzt schwerlich Preußen, wenn sich

nicht ſolche Fürſtenperſönlichkeiten wie der große Kurfürſt und Friedrich der Große des Zügels ſeiner aufſtrebenden Kraft bemächtigt und ihm dadurch nicht nur ſeine europäiſche Stellung, ſondern auch dieſe ſeine eigenthümliche Phyſiognomie gegeben oder vorbereitet hätten, nämlich die Phyſiognomie jener ungemein ſtrebſamen und nach Außen hin ſich immer mehr zu erweitern ſuchenden Entwickelung, welche an der Individualität jener Fürſten ſelbſt ſich bezeichnet. Die heutzutage faſt zum Sprüchwort gewordene Anhänglichkeit der Preußen an ihre Dynaſtie und ihren König wurzelt daher in der Entwickelungsgeſchichte dieſes Staats ſehr naturgemäß, ja ſie iſt dort das mächtigſte Element für die Aufrechterhaltung einer abſoluten Monarchie, und dies führet uns wieder bekräftigend zu der Behauptung zurück, daß in Preußen gegenwärtig allerdings Elemente alter und neuer Zeit mit einander im Kampfe ſind, die nicht ſo ſchnell auszugleichen. Das Bewußtſein, einer großen Dynaſtie anzugehören, iſt an ſich auch in der That kein gleichgültiges und einflußloſes, ſowol für die Geſinnung des Volkes, als auch in ſeiner Nachwirkung auf die ſich folgenden Glieder der fürſtlichen Familie ſelbſt, die dadurch eigentlich eine ſtete Auffoderung in ſich tragen, thätig zu ſein für die Entfaltung von Recht, Freiheit und Vernunft in ihren Staaten, und ſo kann ein Band der Pietät entſtehen, das jede gewaltſame und frevelhafte Auflöſung dieſes Verhältniſſes zu einer That der Sünde in der Geſchichte macht. Auch iſt die Garantie, welche eine unconſtitutionnelle Monarchie für die Sicherheit der Völkerrechte darbietet, obwol ſie der Menſchlichkeit des Fürſten ganz anheimgegeben ſcheint, doch an ſich, wenig-

stens ihrem Begriffe nach, keineswegs so nichtig und bedeutungsleer, als die constitutionnellen Enthusiasten es ausschreien, die dagegen im andern Extreme mit einem gewiß auch nicht in allen Fällen geltend zu machenden Rechte die Constitution als die höchste und einzige Garantie hervorheben. Eine edle Monarchie, die auf einer seit Jahrhunderten fortblühenden Dynastie ruht, hat auch ein großes Princip in sich: es ist das Princip der Ehre. Erstanden aus einer ruhmvollen Vergangenheit, bewegt sich die Monarchie und deren Vertreter in dem natürlichen Streben, dieser Vergangenheit würdig zu bleiben, und indem es so für den Monarchen zur Sache der Ehre wird, recht und groß zu handeln, zeigt sich auch an diesem Princip der Monarchie ein bedeutender Haltpunkt der Sicherheit eines Volkes. Die Natur eines Fürsten kann allerdings ausarten, aber auch die Natur einer Ständeversammlung kann durch zufällige Einflüsse von ihrer Bestimmung abgehen und Unheil über ihr Land bringen.

Eine Monarchie hat, wie gesagt, ihre größte Stütze und Bedeutung in ihrer Vergangenheit! Es ist etwas Erhabenes, auf dem festen Boden einer Vergangenheit wie auf dem Grunde des Lebens zu ruhen, und die Aufgabe ist tröstlich, einer großen Vergangenheit würdig und gleich groß bleiben zu sollen. Aber noch mehr lockt und begeistert es die Zeit, in eine neue Zukunft hinauszustreben, und offenbar ist es der Charakter der heutigen Geschichtsrichtung, von den Wurzeln der alten Vergangenheit sich loszulösen und eine neue Weltordnung der Zustände zu gründen. Einer neuen Weltordnung Tiefe ist es, an deren Rande wir heute zu stehen scheinen, und daher die

Bangigkeit und Unruhe, welche die Stimmung der ganzen Zeit ergriffen und jeden unbefangenen und harmlosen Lebensgenuß in uns getödtet hat! Die Staaten bilden sich nicht mehr auf ihrer Vergangenheit fort, es haben sich neue drängende Keime und Gebärungsstoffe in sie eingepflanzt. Jene Geschichtsperiode aber ist entschieden vorüber, wo die Völker großer Individualitäten ihrer Könige bedurften, um sich und ihre Staaten weiter entwickeln zu können, und eine rein monarchische Regierung ist deshalb der allgemeinen Zeitgesinnung nicht mehr erträglich und möglich. Je mehr constitutionnelle Staaten es gibt, je weniger ausgezeichnete Fürstenindividualitäten werden sich fortan in der Geschichte zeigen, da in der constitutionnellen Form das monarchische Element physiognomielos gemacht wird, denn der immer reflectirter werdende Staatsorganismus will nicht länger unvermittelte Einzelheiten, wie er sie in den absoluten Herrschern sieht, als selbständig in seiner Mitte dulden. Die Geschichte wird überhaupt aufhören, sich an großen heroischen Individualitäten fernerhin zu entfalten, und die wirkenden Individualitäten in ihr werden fortan nicht mehr sich selbst repräsentiren, sondern nur Ideen, Körperschaften, Communen; ihre Verhältnisse, aber nicht sich selbst. Darum ist das Hinstreben zur Republik in der neuern Geschichte unverkennbar; denn sowie die Monarchie die Staatsform der Individualitäten ist, so ist die Republik die Staatsform der mit sich selbst ausgeglichenen menschlichen Verhältnisse; die constitutionnelle Verfassung aber bildet, als die gemischte Staatsform, die Durchgangsstufe zwischen beiden. Es will sich eine Geschichtsepoche

gründen, in der die Menschheit, sich mit ihrem Begriffe in einer Einheit darstellend, einen höchsten Blütezustand menschlicher Cultur in allen Lebensformen erzeugen wird, und daß es die Republik sein muß, welche sich einmal als Form für einen solchen Blüte- und Einheitszustand des Geschlechts entwickeln werde, scheint aus der Idee dieser Staatsform, wenn man diese im höchsten Sinne auffaßt, hervorzugehen. Denn in der Republik ist jeder Bürger dem Staate gleich und adäquat geworden, der Einzelne lebt und weiß sich nur im Ganzen und das Ganze im Einzelnen, und so ist eine allgemeine Versöhnungsperiode erreicht, eine Zeit der Milde, die alle trotzigen und sich selbständig absondern wollenden Gewalten des Staatskörpers gesänftigt hat zu einer ungetheilten und schön und harmonisch in sich ruhenden Kraft. Dies ist die glückliche, aber auch die letzte Zeit der Geschichte eines Volkes, es ist das Paradies der Geschichte; denn wie alle Geschichte in ihrer Urzeit vom Paradiese ausgeht, so kehrt sie auch in ihrer letzten Zeit wieder ins Paradies zurück, und das Höchste, was die Völker erreichen, ist der allgemeine Gottesfrieden, in den sie eingehen. Die Republiken, wie sie in der alten Geschichte erschienen, verwirklichten die wahrhafte Idee dieser Staatsform noch nicht. Das Heroenthum der Individualitäten war noch zu mächtig in den Republiken der Griechen und Römer, als daß sie als dauernde Einheitszustände sich zu erhalten vermocht hätten. Darum ringen sich in ihnen unaufhörlich übermächtige Persönlichkeiten aus dem Einheitszustande wieder los, und wir sehen deshalb das sich oft wiederholende, ergreifende Schauspiel, daß die Republiken der Raub ein-

seiner Dictatoren werden, daß aus der Republik wieder die Despotie sich erhebt.

Die neuere Geschichte wird die Republik auf keine gewaltsame Weise gründen, sondern vielmehr auf dem Wege gesetzmäßiger Auflösung und Ineinanderschmelzung aller Verhältnisse. Wenn aber Wirth, nach seiner bereits früher bezeichneten Ansicht, der gemäß er die Einheit Deutschlands durch eine Republik, und zwar durch einen conföderirten Freistaatenbund, am kräftigsten zu verwirklichen meint, die Vernichtung aller fürstlichen Dynastien in Deutschland als das einzige und nothwendige Mittel zu diesem Zwecke mit erschreckender Verwegenheit fodert, so erinnert uns dies hier bei Zeiten zu erklären, wie unsere Idee von einem republikanischen Endziel der Geschichte nicht zu verwechseln sei mit der Wirth'schen Sturm- und Dranghypothese und überhaupt jenem zerstörenden Republikanismus, der nur wie eine rauchende Feuersäule über den Trümmern der Gegenwart auflodern möchte. Wir haben vielmehr aufgezeigt, wie der Keim zur Republik in der constitutionnellen Form enthalten, und daher die Constitutionen als Mischformen die natürliche Entwickelungsrichtung haben, in Republiken überzugehen. Wie und auf welche Weise, das ist eben der Gang der Geschichte, der wol geahnt und begriffen, aber nicht durch willkürliche und menschlich gemachte Constructionen bestimmt zu werden vermag.

Um aber die nähere Gestaltung jener deutschen Conföderativ-Republik, wie sie sich der revolutionnaire Wirth denkt und in seiner Flugschrift: „Die politische Reform Deutschlands", ausführlicher beschreibt, nicht unerör-

tert zu laſſen, weil ſie für unſern Gegenſtand, die Einheit Deutſchlands, gewiſſermaßen als die Spitze aller Beſtrebungen für dieſelbe erſcheint, heben wir das Betreffende aus dieſer Schrift hier hervor. Indem es nämlich ſeine unwiderruflich ausgeſprochene Ueberzeugung iſt, daß eine gründliche und dauerhafte Reform des Vaterlandes und namentlich die Wiedergeburt eines deutſchen Reichs und einer deutſchen Nationalität auf keinem andern Wege möglich ſei als durch die Erhebung der einzelnen Staaten zu Freiſtaaten und die Conföderation derſelben zu Einem politiſchen Körper, entwirft er für die innere Organiſation eines ſolchen Staatskörpers folgende Statuten:

„Zur Leitung der gemeinſamen Angelegenheiten aller deutſchen Stämme ſind zwei Organe nöthig: 1) ein geſetzgebender Körper und 2) eine vollziehende Autorität. Nach dem Principe der wahren Freiheit müſſen beide von einander getrennt ſein, ſowie die geſetzgebende Gewalt einzig und allein in den Händen einer völlig frei gewählten Volkskammer liegen muß. Die Unverträglichkeit von Privilegien und Standesvorzügen mit dem Principe der Freiheit ſchließt bei der Repräſentation die Abtheilung der Nation in Stände, insbeſondere des Adels, der Geiſtlichkeit, der Städte u. ſ. w. aus. Deshalb muß die geſetzgebende Nationalkammer der Deutſchen, ohne Berückſichtigung eines Ständeunterſchieds, in der Art frei gewählt werden, daß die Zahl der Deputirten nach der Familienzahl des geſammten Reichs bemeſſen wird, und daß eine beſtimmte Anzahl von Familien je einen Deputirten zu ſtellen hat, welchen ſie aus irgend einer Provinz oder Stamm des Reichs beliebig auswählen kann.

Bei dieſer Wahl ſoll jeder volljährige und der väterlichen Gewalt entlaſſene Deutſche, der unter die ſelbſtändigen Staatsbürger ſich hat einzeichnen laſſen, ſowol das active als das paſſive Wahlrecht beſitzen. Die vollziehende Autorität iſt die Nationalregierung, die aus Miniſtern und einem Präſidenten beſteht, von der geſetzgebenden Kammer ernannt wird und derſelben verantwortlich iſt. Die geſetzgebende und vollziehende Gewalt der vereinigten deutſchen Stämme darf aber nicht blos auf dem Papiere leben, ſondern ſie müſſen auch eine impoſante materielle Macht beſitzen, um bei ihren Beſchlüſſen der pünktlichſten Vollziehung gewiß zu ſein. Darum muß die ſämmtliche Militairmacht der deutſchen Stämme, beſtehend aus den Nationalgarden und Muſterregimentern aller Provinzen, der alleinigen, unumſchränkten Verfügung der geſetzgebenden Kammer und in deren Namen der Nationalregierung unterworfen ſein. Beſondere, dem Befehle der gemeinſamen Nationalautoritäten nicht unterworfene Provinzialtruppen können nicht unterhalten werden. Dagegen können die Provinzialregierungen die Nationalgarden jederzeit zur Vollziehung aller jener Anordnungen und Befehle requiriren, welche ihre Competenz nicht überſchreiten und mit den Beſchlüſſen oder Verfügungen der geſetzgebenden Kammer oder gemeinſchaftlichen Reichsregierung nicht im Widerſpruche ſtehen. Solchen Requiſitionen ſind auch die Nationalgarden, ohne zur Prüfung der Competenzmäßigkeit ermächtigt zu ſein, in ſo lange ſtets zum pünktlichen Gehorſam verpflichtet, als ſie von Oben keine Gegenbefehle erhalten oder in dem Verlangen der requirirenden Behörde nicht offenbare Verbrechen liegen."

Zu einer solchen politischen Verfassungsmacherei läßt sich eben weiter nichts sagen. Aber es gewährt einen trüben Eindruck, daß ein so helldenkender Kopf, wie Wirth, seine Kraft an den Wahn verschleudert, selbst die Weltgeschichte spielen zu können. Ja, wir sind überzeugt, daß, wenn sich sein Deutschland, sowie er es träumt, ihm verwirklichte, er es vielleicht selbst nicht darin auszuhalten im Stande wäre und ohne Zweifel wieder der Erste sein würde, der den Malcontent machte. Auch seine Ansicht scheint sich übrigens der von Schulz geltend gemachten Idee der Nationalrepräsentation anzunähern, nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß Wirth, der natürlich nicht daran denkt, an den Bundestag anzuknüpfen, auch die Selbstständigkeit und Individualität der einzelnen Staaten vernichtet, deren Souverainetät Schulz sogar noch anerkannt wissen will. Denn Wirth's sogenannte deutsche Freistaaten würden nur ganz charakterlose Provinzen des Reichs sein, da ihnen nicht einmal ihre eigenthümliche Nationalgarde unbedingt angehören und zu Gebote stehen soll, sondern dieselbe zur Herstellung der projectirten allgemein deutschen Militairmacht durch die Requisition der Centralgewalt in Anspruch genommen werden darf. Dies ist ein ungeheurer Misgriff in diesem Project, denn eine provinzielle Communalgarde, soll sie ihren Zweck erfüllen, muß durchaus immer eine in localen, ja städtischen Verhältnissen abgeschlossene Individualität haben, sie ist das bewaffnete Recht der Localitäten und Individualitäten und darf daher durchaus nicht der Centralgewalt zur Verwendung anheimfallen. Steht denn auch eine republikanische Centralmacht als solche schon erhaben da über dem Arg-

wohn, daß aus ihr wieder eine Gewaltherrſchaft hervorgehen könne? Nationalgarden ſind nichts als geſetzmäßig organiſirte Schutzwehren, damit die Einzelheit des Staats nicht durch die in ihrem Begriff als Ganzes und Geſammtes ſich leicht übermächtig fühlende Obergewalt deſſelben in Gefahr und Unſicherheit gerathe, und ſo erſcheinen ſie gegenwärtig in der conſtitutionnellen Staatsform, gemäß der negativen Stellung derſelben gegen das monarchiſche Element, als nothwendig vorhandene Eigenthümlichkeit dieſer Verfaſſung.

Alle politiſchen Formen einer Einheit Deutſchlands — dies war der Ausgang, und mag das Endreſultat unſerer Betrachtungen über dieſen Gegenſtand ſein — erweiſen ſich als mehr oder weniger unzureichend zur Gründung eines in feſter und hiſtoriſcher Wirklichkeit beſtehenden Reichsbandes, wenigſtens unter den gegenwärtigen Verhältniſſen der Zeit und der deutſchen Zuſtände; mögen dieſe Formen auch noch ſo berechnet und ſinnreich zur Anwendung gebracht werden ſollen. Unſere deutſchen Verfaſſungsmacher werden es ſich indeß allerdings nicht nehmen laſſen wollen, daß die Einheit Deutſchlands durchaus politiſch begründet werden müſſe, denn ſie haben ſich enthuſiasmirt an der Meinung, daß heutzutage auch für Deutſchland endlich einmal eine Zeit der Politik gekommen ſei. Aus der heutigen überwiegend politiſchen Stimmung in Deutſchland kann ſich auch in der That noch Viel entwickeln, Viel und Alles, aber ſchwerlich ein politiſches Deutſchland!

Unſere politiſchen Beſtrebungen haben ſich aus ihren erſten dumpfen und unruhigen Anfängen heraus noch zu

gar keiner festen Eigenthümlichkeit entfaltet, und doch hört man schreien, daß auch in dem metaphysischen Deutschland bereits sogar eine „politische Aera" begonnen habe. Wieder und wieder sind es aber narrenhafte Franzosen, die unser Vaterland gern politisch machen möchten, um es französisch zu machen, weil politisch und französisch ihnen für Einerlei gilt. Da sagte neulich ein französischer Schriftsteller, irre ich mich nicht, so war es Cousin, bei Gelegenheit, als unser Göthe starb, daß „mit Göthe's Tode für die Deutschen jetzt die literarische Aera vorbei sei, dagegen aber die politische Aera angebrochen wäre". Was heißt es aber überhaupt, und ist es nicht eigentlich ein seichtes und unbedachtes Wort, daß jetzt ein Dilemma zwischen der literarischen und politischen Richtung Deutschlands aufgebracht wird in dem Sinne, als solle von nun an eine die andere verdrängen oder gar vertreten? Die Richtung des Menschengeistes auf die Politik, d. h. die Richtung, sich in seinen Staatsformen darzustellen, sich in seinen gesellschaftlichen Zuständen zu organisiren, kann als solche nicht die ihn ausfüllende Bestimmung des Lebens sein. Die Beschäftigung mit politischen Interessen ist nichts Seiendes, sondern nur die Bewegung, sich erst in einem gesetzmäßig entwickelten Sein zu begründen, ein Formenkampf, der, wenn er um seiner selbst willen unternommen und unterhalten wird, nur als ein Unheil für die Cultur der Menschheit erscheint, und der nur den Zweck haben kann, sich in einem durch den Kampf zu findenden festen Inhalt zu beruhigen und dann also nicht mehr zu sein. Der gefundene Inhalt der Politik ist aber nichts als feste Lebensform, und diese

verräth ihre Lebendigkeit nur eben wieder dadurch, daß sie in Blüten der Cultur und Kunst, der Literatur und Wissenschaft ausschlägt. In der Politik handelt es sich nur um die Voraussetzungen, Formen und Bedingungen des Lebens, und nur ein Moment in der Richtung des Menschengeistes ist es also, wenn er sich damit beschäftigt, sich erst über diese seine Voraussetzungen, seine Bedingungen im äußern gesellschaftlichen Dasein mit sich selbst zu verständigen und auszugleichen. Dies ist aber nicht die Lebensaufgabe selbst. Die wahrhaft menschliche Lebensaufgabe beginnt vielmehr erst dann, wenn jene Voraussetzungen so weit geordnet sind, daß sie, ihrem revolutionnairen und chaotischen Zustande enthoben, anfangen, Grundlage, äußere Begrenzung und Gewähr eines sichern Lebenszustandes zu werden. Dann entwickelt sich auf dieser Grundlage die wahrhaft menschliche Lebensaufgabe, welche die ist, in Literatur, Kunst und Wissen, in Gewerben und Gewerken, das Edle, Tiefe, Heitere und Rüstige, die Thatkraft der menschlichen Natur, herauszubilden. Es wäre ein seltsames Loos, wenn es die höchste Aufgabe des Menschen wäre, sich damit zu beschäftigen, wie er sich in seinen Staatsformen einzurichten habe. Dies kann nur die elementare Aufgabe des Menschengeistes sein. In der That aber hat uns die begonnene Verwirrung und Sturmaufregung unserer Zeit auf die Elemente des Daseins zurückzuweisen angefangen, und indem die Geschichte wieder ins Chaos eingegangen scheint, müssen wir wieder um unsere Voraussetzungen, um unsere Formen ringen, und die altgewordenen Elementarzustände unserer Einrichtungen, welche die Stärke unserer Entwickelungsfähigkeit nicht mehr

zu tragen vermögen, umzugeſtalten ſtreben. In ſolchem Zeitpunkt mag es allerdings ſcheinen, als wolle das literariſche Leben zurücktreten, doch eben nur für dieſen Zeitpunkt; von einem Untergehen einer literariſchen Aera darf und kann aber, am allerwenigſten in Deutſchland, nimmermehr die Rede ſein, am allerwenigſten in Deutſchland, das gerade in ſeiner Literatur ſich am kräftigſten und natürlichſten in ſeiner Nationaleinheit fühlt. Und wäre die Gefahr dazu auch ſchon vor der Thür, ſo dürfte es doch den Franzoſen, die ſich neuerdings von unſerer Literatur faſt allein noch ihr literariſches und poetiſches Leben friſten, nicht zugegeben werden, wenigſtens nicht von einem ſtrebenden deutſchen Schriftſteller. Ja, trübe iſt es, aber man möchte faſt ſagen, daß es wieder an der Zeit ſei, den alten Franzoſenhaß in Deutſchland zu predigen, wenn Deutſchland wirklich frei bleiben und frei werden ſoll! Es kann ja die Intelligenz eines Volkes, welche ſich in ſeiner Literatur concentrirt, nie aufhören ſich fortzubilden, ſo lange es wahrhaft Volk iſt und bleibt, und ſo wird auch der Deutſche, ſo lange er wahrhaft deutſch iſt und bleibt, immer eine ſich fortentwickelnde Literatur haben. Ich kann mir ſehr wohl denken, daß ein Negerſtamm in der Mitte von Afrika eine ganz vortreffliche Staatsverfaſſung haben könne, und warum ſollte es nicht möglich ſein, daß ein wildes barbariſches Volk gute Geſetze, weiſe Inſtitutionen, ja vielleicht ſelbſt eine Repräſentativverfaſſung beſitzen mag, da politiſche Verfaſſungen eben nur ganz relative Verhältnißformen, ja etwas örtlich Bedingtes ſind und auch der Barbar ſeine Zuſtände geordnet und geſetzmäßig darzuſtellen vermag. Er wird aber Barbar

bleiben trotz ſeiner trefflichen politiſchen Verfaſſung; er wird jedoch aufhören es zu ſein, ſobald ſich in ihm eine Literatur entwickelt. Ein Volk kann in ſeinen politiſchen Formen frei ſein, und doch im Geiſte unfrei; aber wenn es geiſtig frei iſt, wird es ſich auch ſelbſt durch den Zwang ſeiner politiſchen Formen nicht gefeſſelt fühlen, und dies iſt die ewig unverlierbare Freiheit Deutſchlands!

Der Baſilisk,

oder

Geſichterſtudien.

Eine Novelle

von

Theodor Mundt.

Leipzig,
bei Georg Wolbrecht.
1833.

BG

Durch die freundlichen Straßen eines Gränzſtädtchens fuhr heut beim hellen Nachmittagsſonnenſchein ein ſtattlicher Reiſewagen ein, der im raſchen Trabe dem Poſthauſe zurollte, um, wie es ſchien, nur die Pferde zur Weiterreiſe zu wechſeln. Des Poſtillons ſchmetterndes Horn hallte weithin wieder, aber in dem Hauſe des Poſthalters war heut Alles wie ausgeſtorben. Der Wagen hielt vor der Thür, doch Niemand kam heraus, um ihn abzufertigen oder die Reiſenden zu empfangen, während ſonſt eine Extrapoſt hier etwas ſo Aufſehenerregendes zu ſein pflegte, daß Alt und Jung zuſammenlief, um ſeiner Neugier einmal recht die Zügel ſchießen zu laſſen. Der Poſtillon ſpannte indeß ſeine Pferde aus, und führte ſie, fluchend über das räthſelhafte Stillſchweigen, das im ganzen Hauſe herrſchte und in dem ſich noch immer Niemand blicken ließ, in den Hof, während die Fremden, die nicht Luſt bezeigten auszuſteigen, in dem bedeckten und dichtverhüllten Wagen ſitzen blieben, um in Ruhe ihre Beförderung durch neue Poſtpferde abzuwarten. Die ſorgfältig verſchloſſenen

Wagenfenster wehrten das Eindringen jedes spähenden Blicks, der sich über die Person der Reisenden hätte unterrichten wollen, obgleich diese Vorsicht, wenn es eine solche sein sollte, in dem abgelegenen Städtchen, das heut aus einem besondern Grunde noch menschenleerer als sonst schien, fast überflüssig war.

Nur ein Diener, der seinen Platz neben dem Postillon gehabt, war abgestiegen und in das Posthaus getreten, um die Angelegenheiten seiner Herrschaft in Ordnung zu bringen. Es währte nicht lange, so erhob sich drinnen ein Lärmen und Geschrei, in dem man die polternde Stimme des Bedienten und einen kreischenden Weiberlaut unterschied. Eine alte Frau kam endlich wehklagend heraus, verfolgt von dem jähzornigen Kurt, der schlechterdings die Anwesenheit des nirgends zu ersehenden Postmeisters von ihr hatte erzwingen wollen, da sie die einzig lebende und anzutreffende Seele in dem ganzen Posthause schien.

„Der Herr Postmeister sind auf die Auction gegangen!“ — schrie die Alte aus Leibeskräften, ihrem Unmuth gegen den zudringlichen Bedienten Luft machend — „der Herr Postmeister und die Frau Postmeisterin auch sind auf die Auction gegangen, und alle Knechte, Postillone, Wagenschmierer, Schirrmeister, sind mit auf die Auction gegangen, denn es ist heut eine große Auction im Städtchen, ganz am Ende beim Kuckucksthor, rechter Hand vom Gast-

hof zum guten Wirth! Es war ja zum Jahrmarkt ein Mann hier mit einer großen Thierbude, mit Tanzbären und Affen und einem buckligen Kameel und andern eines vernünftigen Menschen unwürdigen Mißgeburten, Gott verzeih' mir die Sünde! und der Mann hat im ganzen Städtchen ein großes Scandal und Vergnügung gemacht und die Narren zum Narren gehabt, und der Mann iſt nun auf Einmal geſtorben, und hat große Schulden hinterlaſſen und nicht ſo viel, daß er ſich auf ſeine eigne Koſten hat können begraben laſſen. Nun hat man heut eine Auction gemacht und will alle ſeine Habſeligkeiten losſchlagen und ſeine wilden Thiere und Affen dazu, und daß es auf der Affenauction heut auch nicht an Maulaffen fehlt, kann Er daran ſehen, daß die ganze Stadt jetzt vor purer Neugierde hingelaufen iſt nach dem Kuckucksthor in die verwünſchte Thierbude, und wenn Er dorthingehen will, um ſich den Herrn Poſtmeiſter herzurufen, ſo nehme Er ſich in Acht, daß man Ihn nicht unter den Affen mit verauctioniert, und laß Er inskünftige alte Leute in Ruhe, Er ungezogener Paſſagier!"

Damit begab ſie ſich wieder in's Haus, und ließ den über ihre Zungenfertigkeit verwunderten Kurt allein ſtehen. —

In dieſem Augenblick aber ſchob ſich das Wagenfenſter an der fremden Reiſeequipage zurück, dem

Diener wurde zugerufen, den Schlag zu öffnen, und eine liebliche Knabengestalt, die sich mit milder Freundlichkeit umschaute, stieg heraus. Der schöne Knabe schüttelte sich die langen schwarzen Locken, die ihm vom Ungemach der Reise zerdrückt und verwildert über den Nacken flogen, und streckte dann seine Hand in den Wagen zurück, um sich einem ältern Manne, der ebenfalls auszusteigen im Begriff war, behülflich zu zeigen. Seine überaus zarte Jugend schien an ihm auf die erste Uebergangsstufe des Knaben zum Jüngling zu deuten, und ein Alter von kaum mehr als funfzehn Jahren errathen zu lassen, während doch die schlanke und hochstrebende Gestalt, die sich in den blühendsten Formen ausdehnte, ihm schon ein jünglingshafteres Ansehn gab. Sein helles und rundes Gesicht hatte gleichwohl etwas Gedankenvolles in den weichen Zügen, das nicht bloß durch die gelebten Anstrengungen seines jungen Geistes ihm aufgeprägt schien, und während seine fein gewölbte Stirn von Verstand und Aufgeweckтheit der Seelenkräfte sprach, während die regelrechteste Form einer griechischen Nase Zartsinn und edles Gefühl ausdrückte, und die spielende Anmuth um den frischen rothen Mund noch die ganze Lust und Reinheit der Jugend, die ganze unverdorbene Empfänglichkeit und Offenheit seines Alters anzeigte, drang aus der sinnigen Tiefe seines großen Auges, mit dem er den aus dem Wagen steigenden

Greis zartlich und achtsam begleitete, ein Strahl der Wehmuth und Liebe hervor, deſſen Innigkeit an einem Knaben von ſeinen Jahren faſt erſchrecken konnte. Er trug ſich in einem grünen, kurzen Rock, der reich mit Schnüren und zierlichen Troddelwerk geſchmückt war, dazu weite, weiße Beinkleider, und ein rundes, nachläſſig auf dem Lockenkopf ruhendes Mützchen, vor das er einen kleinen Eichenzweig geſteckt hatte, und der Ausdruck dieſer Tracht, die den jungen Studenten in ihm erkennen ließ, gewann noch durch offenen Hals und Bruſt, die der Jüngling frei den Lüften entgegenbot.

Die beiden Fremden ſtanden jetzt vor der Thür des Poſthauſes, und ſchienen ſich mit Behagen von dem herrlichen warmen Sommertag anhauchen zu laſſen, dem ſie bisher den Zugang in den verſchloſſenen Wagen gewehrt hatten. Aber über dem Geſicht des ältern Mannes lagen düſtre Schatten ausgebreitet, die ſich auch in dem ſonnenheitern Wetter, das lachend heut die Erde umfing und verſchönte, nicht aufhellen wollten. Er ſchien ein Greis von bereits ſehr vorgerücktem Alter, doch ſprach ſich in ſeiner hohen ſtolzen Geſtalt eine Kraft und ein ehrfurchtgebietendes Anſehn aus, das von der Laſt der Jahre noch keinen Druck erfahren hatte. Er trug ſich eng eingehüllt in einen grauen Reiſemantel, der, als er ſich beim Ausſteigen aus dem Wagen unverſehens zurückſchob, den Mi-

niſterſtern auf ſeiner Bruſt ſichtbar werden ließ. Betrachtete man ihn genauer, ſo konnte man auch nicht anſtehn, den vornehmen Staatsmann in ihm zu erkennen. Sein Antlitz zeigte noch im Greiſenalter die Spuren einer Gewandtheit, Anmuth und Beweglichkeit des Ausdrucks, welcher Kälte und Feinheit, einſchmeichelnde Grazie und ſtechenden Witz, Hingebung und Geiſtesgegenwart zu gleicher Zeit in ſich vereinigte, und wenn die gebogene Adlernaſe Unternehmungsſinn und ſchlaue Berechnung verrieth, wenn die verzogene volle Lippe kluge Verſchwiegenheit ebenſo ſehr als reiche Beredſamkeit ausſprach, ſo ſtand dagegen auf ſeiner erhabenen Stirn, die nur noch ſpärlich von dem glänzendweißen Haupthaar bedeckt wurde, eine Ueberlegenheit des Geiſtes ausgeprägt, die mehr als den bloßen Hofmann in ihm bedeutete. Dazu kam etwas Entſchloſſenes in ſeinem Blick und Haltung, etwas Heftiges und ſelbſt Leidenſchaftliches in ſeinen Bewegungen, das ſeiner Figur faſt etwas Kriegeriſches verlieh, und zweifeln ließ, ob man den Staats- und Hofmann, oder einen alten ergrauten Helden der Schlacht in ihm erblicken ſolle. Im Kampf mit der Welt und dem Geſchick mochte er ſich ohne Zweifel ſchon manches Mal als Held bewieſen haben, und wer in den jetzt ſo trauernden und verfinſterten Zügen ſeines Geſichts lieſt, wird den geſtürzten und geflüchteten Staatsmann in ihm errathen.

„Gerade an der Gränze hält man uns auf, Erwin!“ sagte er zu seinem jungen Begleiter, in kurzen, düster abgebrochenen Tönen. „Aber dieses kleine Hinderniß unserer Weiterreise ist vielleicht nicht ohne Bedeutung. Still stehen soll ich noch einmal gedankenvoll und mit ernster Betrachtung an der Gränze des Vaterlandes, ehe ich sie für immer überschreite, ich, ein Verdannter und Verwiesener, verwiesen aus dem Vaterlande, das mein Garten gewesen, in den ich die Keime meiner Liebe und meines Diensteifers ausgesäet zu einer segensreichen Pflanzung! Die Pflanzung gedieh, und in ihrem Schatten erging sich mein Fürst mit Erquickung, ja er wuchs heran an der Nahrung der Trauben, die ich als ein getreuer Arbeiter im Weinberge des Landes in Fülle für ihn gewonnen, aber des alten Gärtners wurde er überdrüssig und verstieß ihn in der Laune seines wilden und ungeläuterten Herzens! Ach, die Fürsten unserer Zeit verwechseln die Bedeutung ihrer Person noch unaufhörlich mit der Bedeutung des Vaterlandes! Hatte ich gegen seine Person gefrevelt, warum wies er mich aus dem Vaterlande, dessen Freund und treuer Diener ich nie zu sein aufgehört? Was geht die Liebe oder der Haß der Fürsten die Völker und den Bürger an? Am Vaterlande, aber nicht am Fürsten, hat der Mensch seine nährende und schützende Heimath, den dauernden Grund und Boden des

wandelnden irdiſchen Glücks! Die Fürſten, mögen ſie freundlich oder feindlich in ſich ſelbſt geſinnt ſein, den reifgewordenen Völkern iſt beiderlei gleichgültig, denn ein kräftiges Volk ſchützt ſich ſelbſt, und es ſteht unerſchütterlich feſtgewurzelt in der heiligen Wurzel des Vaterlandes! Der Begriff des Vaterlandes hat die Kraft einer Gottheit für den armen, wankenden Menſchen, und die Völker, die ſich noch in der Vaterlandsliebe aufrecht erhalten, können nie untergehn durch die Tücke ihrer Despoten. Die Fürſten ſind Menſchen, aber das Vaterland iſt das irdiſche Himmelreich! Mild und gaſtlich, ſicher und treu, verklärt ſich in ihm die tragende Macht der Gewohnheit zu einer geweihten Ordnung, zu einem harmoniſchen Einklang aller Zuſtände des Lebens. Und von dem Vaterlande ſoll ich wirklich ſcheiden, ich altes, gebleichtes Haupt?"

„Großvater!" rief Erwin mit ſeiner ſanften ſchmeichelnden Stimme, die Hand des Alten ergreifend — „wüßte ich doch Rath, von Deinem ſo tiefen Gram Dich abzuziehen, mit dem Du Dich immer von Neuem, und immer ſchmerzlicher beſchäftigſt! — Ach, und was hat Erwin Dir gethan, Großvater, daß Du angefangen, ihm nicht mehr ſo gut und hold zu ſein, wie ſonſt und ſtets? Auf der ganzen letzten Station haſt Du kein liebes Wort mit mir geſprochen, und allen meinen Fragen und

Geſprächen Dich ſtumm abgewandt, ſo daß mir begann zu bangen, weil Du wie ein fremder und finſterer Mann neben mir Einſamen im Wagen dageſeſſen!"

„Knabe!" erwiederte Graf Valerian raſch und ſtreng, indem er mit immer unfreundlicher werdender Gebärde ſeinen Mantel enger über ſich zuſammenſchlug — „Dein eignes Schickſal fängt mich an zu beunruhigen. Ich hätte nicht dulden ſollen, daß Du mit mir gegangen, und Deine junge Lebenshoffnung an das Loos des Verbannten geknüpft haſt. Aber als Du, in alter Anhänglichkeit für den Großvater, mir nachſprangſt in den Wagen, der mich davontragen ſollte von der bisherigen Stätte meines Glückes und Glanzes, als Du, noch kaum im Zuſammenhange das Unglück kennend, das über die Deinigen hereingebrochen, doch vor Allem entſchloſſen warſt, an meiner Seite zu bleiben, und mich nicht allein von dannen zu laſſen in meinem Sturze, da ſchien es mir für den Augenblick tröſtlich und zum Leben faſt unentbehrlich, Dich und Deine holde Zuneigung mit mir hinwegführen zu dürfen. — — Aber was willſt Du eigentlich bei mir?" ſetzte er ſchneidend und kalt hinzu, ſo daß der Jüngling erſchrak und ſich zitternd an ihn ſchmiegte, indem er lange und ernſt mit fragenden und flehenden Augen zu dem Greis heraufſchaute.

„Du hättest sollen zu Hause bleiben!“ fuhr der Erminister fort, das Gesicht düster von seinem Enkel abwendend. — „Aber ach! armer, zarter Erwin! zu Hause, im Vaterhause, wie ungastlich und rauh ist es jetzt da für Dich! Dein Vater — o wehe mir! daß ich verflucht dazu bin, mich dieser verhaßten Gestalt immer wieder zu erinnern! — Dein Vater, der mich betrog und verrieth, Dein Vater, der mich gestürzt und zerschmettert hat, auf den ich die Schuld alles Elends schleudern muß, das mich und die Meinigen getroffen; — er ist auch für Dich kein sichrer und guter Hort des heimathlichen Hauses, dem sich die Entwickelung Deiner schutzbedürftigen Blüthe vertrauen könnte! Du weißt jedoch zu wenig, armes unbesorgtes Kind, von dem wahren Hergang der Ereignisse, der Alles, was bisher unter uns bestanden, plötzlich zerstört, und mich flüchtig und fast wahnsinnig gemacht hat in meinen grauen Jahren! Doch was berechtigt Dich zu glauben, daß Du bei mir sicher sein wirst? daß ich für Dich etwas werde thun können? Und was gibt Dir die Bürgschaft meiner Liebe und Treue, was schützt Dich, wenn meine Liebe, der ursprünglichen Wildheit der menschlichen Natur gemäß, sich auf einmal in Haß und Grimm gegen Dich verwandelt haben sollte?“

Das schöne, ausdrucksvolle Auge des zitternden Knaben hatte sich mit einer hellen Thräne gefüllt,

und er wußte lange nicht für ſeine Bangigkeit Worte zu finden. „Ach, Großvater!“ ſagte er dann ſcheu und zagend — „ich habe ſchon lange bei mir nachgedacht in meiner Einfalt, was Dir doch widerfahren ſein möchte, daß Du Dich jetzt mir ſo abgewendet und verändert zeigſt, ſelbſt in dem Ton Deiner Stimme, die plötzlich nicht mehr ſo freundlich zu mir klingt? Gewiß, gewiß hat Deine große Betrübniß Dich krank gemacht! Aber warum richteſt Du ein zürnendes Auge auf Erwin?“

„Laß uns einen kleinen Spaziergang durch die Stadt machen, mein Freund!“ entgegnete der Graf abbrechend. „Dieß wird uns zerſtreuen, und unterdeß werden die nöthigen Anſtalten zu unſrer Weiterreiſe getroffen ſein!“

Er ſchritt voran, in raſcher Bewegung, die ihm natürlich ſchien und der hohen Greiſengeſtalt einen auffallenden, jugendkräftigen Ausdruck gab, und Erwin folgte ihm langſamer nach, durch die reinlichen, heitern Straßen des Städtchens, die mit ihren niedlichen Giebelhäuschen im Sonnenſchein wie in ihrem Sonntagsſchmuck blinkten. Einige kleine Jungen aus der Stadt, die ſich allmählig aus Neugier vor dem Poſthauſe zuſammengefunden hatten, gingen hinter ihnen her, und ſchienen, in der Meinung, daß die Fremden den abweſenden Poſtmeiſter aufſuchen woll-

ten, nicht übel Luſt zu bezeigen, ſich als Wegweiſer ihnen nützlich zu machen.

Das Städtchen war bald durchwandert und die Reiſenden erblickten ſich am Thor, das zunächſt die Ausſicht auf einen freien, mit Raſen bedeckten Platz eröffnete, in deſſen Mitte ein von Brettern und Latten zuſammengeſchlagenes Haus, wie ſie wohl herumziehende Seiltänzergeſellſchaften oder Menagerien zum beweglichen Schauplatz ihrer Merkwürdigkeiten zu errichten pflegen, geſehen wurde. Das vor der Thür halb herabgeſchlagene Aushängeſchild am Hauſe ließ noch die Malerei einiger gaukelnden Affen, tanzenden Bären und ähnlicher Figuren wahrnehmen, die zur Lockung der Schauluſt hatten dienen ſollen, und die aus dem Innern herſchallenden Thierſtimmen beſtätigten es vollends, daß dieß die Thierbude ſein müſſe, von der früher bei Ankunft der Reiſenden die Rede geweſen war. „Hier iſt die Auction!“ ſagte ein kleiner, dreiſter Junge, mit der Gutmüthigkeit der kleinſtädtiſchen Jugend ſich den Fremden nähernd. „Gehen Sie nur hinein, da iſt auch der Herr Poſtmeiſter drinnen!“

Der alte Graf ſchien nicht anzuſtehn, dieſer ſeltſamen Einladung zu folgen. „Komm, Erwin!“ ſagte er zu ſeinem Enkel. „Vielleicht gewähret uns dieſer Zufall eine augenblickliche Aufheiterung in unſerer allerdings mehr als aufheiterungsbedürftigen Lage!“

Sie traten in das Haus, in dem sie eine dichtgedrängte Versammlung von Menschen aller Art antrafen, welche der Zweck, der stattfindenden Versteigerung des von dem verstorbenen Thierwärter nachgelassenen Besitzthums beizuwohnen, hergeführt hatte. Der ohnehin nicht sehr umfassende Raum war vollgepfropft von Kauflustigen und Neugierigen, in deren Mitte der Auctionscommissarius vor einem mit Papieren bedeckten Tischchen, eine große Brille auf der Nase und allen Ernst seiner Amtswürde in der Miene, dasaß. Ringsumher an den Wänden sah man mehrere eiserne Käfige, in denen sich hier ein zähnefletschender Affe, dort ein einsam grollender Bär, wildflatternde ausländische Vögel, Wölfe, Füchse und ein junger langmähniger Löwe, den Augen der Zuschauer als die Gegenstände der Versteigerung darboten. Auffallend aber war es, daß die ganze anwesende Versammlung bei dem ihr obliegenden Geschäft in ein tiefes anhaltendes Schweigen versunken zu sein schien, daß weder der Auctionator ausbot noch die Andern zuschlugen, sondern sich Alle in einer unthätigen und fast träumerischen Stille neben einander verhielten, während dagegen die Thiere rundumher um so unruhiger zu werden anfingen, die boshaften Affen laut schrieen und mit tückischer Gebärde der Versammlung drohten, die Bären entsetzlich brummend mit der Tatze gegen ihr eisernes Gitter schlu-

gen, die buntgefiederten und in den ſtechendſten Farben ſchillernden Vögel kreiſchend mit den Flügeln gegen die Decke ihres Käfigs fuhren, und der Löwe, wie im gerechten Zorn über die Kleinſtädter, die auf den ſeltſamen Gedanken gekommen waren, ihn, den König der Schöpfung, und ſeine Unterthanen, die andern Thiere, auf dem Wege Rechtens verauctioniren zu laſſen, erſchütternd brüllte. Dies ſchien die hier zuſammengekommenen Bewohner des Städtchens nur noch immer ſtiller und ſchüchterner zu machen, um ſo mehr, da weniger eine beſtimmte Abſicht und Kauflust, als vielmehr nur die Neugier ſie hergeführt haben mochte. Da die bei Allen ſo beliebte Thierbude mit ihren ſeltenen Sehenswürdigkeiten bisher nur gegen ein Eintrittsgeld geöffnet geweſen war, ſo hatte die heutige Veranlaſſung einer vorzunehmenden Verſteigerung, wodurch Jedem, der daran Theil nehmen wollte, der Zugang frei gegeben wurde, etwas unwiderſtehlich Lockendes an ſich gehabt, die merkwürdigen Thiere einmal unentgeldlich mit rechter Muße zu ſehn. Es waren daher ſo Viele in der Bude zuſammengeſtrömt, als dieſelbe nur immer zu faſſen vermochte, und ſich behaglich neben einander niederſetzend, genoſſen ſie mit einem gewiſſen Schauer ſtiller Luſt das Vergnügen, ſich alle dieſe Dinge umſonſt betrachten zu können. Nach und nach aber fiel es Allen auf die Seele, wie ſie eigentlich zu

einer Auction hier zuſammengekommen wären, und der gefürchtete Bürgermeiſter, ein ſtarker, wohlbeleibter Schlächter des Städtchens, der aus gewiſſen Gründen beſonders bei der Verſteigerung betheiligt war, hatte ſich bereits ſelbſt eingefunden, um ſie unter ſeinen Augen betreiben zu laſſen. Keiner fühlte ſich indeß berufen, auf einer ſolchen Auction etwas zu erſtehn, und der ganzen Verſammlung bemächtigte ſich daher jenes ängſtliche Stillſchweigen, das einen faſt wehmüthigen Charakter hatte, und indem ein Theil ernſtlich darüber nachzudenken anfing, wozu ſie ſich wohl eigentlich unter ihren zahmen Verhältniſſen wilde Thiere ankaufen ſollten, während Andere, der ſchwülen Luft des Hauſes unterliegend, ſich einem harmloſen Nachmittagsſchläfchen hingaben, um unterdeß die Sache gehn zu laſſen, wie Gott gefiele. Unter dieſen Umſtänden, wo ein Jeder mit ſich ſelbſt beſchäftigt war, wirkte das plötzliche Eintreten des alten Grafen und ſeines Enkels weniger überraſchend, als es ſonſt wohl der Fall geweſen ſein würde, und man ließ die Fremden längere Zeit unbeachtet an der Thür ſtehen, bis ſich endlich der Bürgermeiſter mit würdevollen Complimenten ihnen näherte, und ihnen den Ehrenplatz neben ſich anwies.

„Es hat bisher an Fremden gefehlt, um dieſe Auction lebendiger zu machen!“ ſo erhob darauf der Bürgermeiſter ſeine ſtarke Stimme zu der ſich ermun-

trenden Verſammlung. „Auch dieſem Mangel iſt gegenwärtig durch den ſteten Fremdenverkehr unſerer Stadt abgeholfen worden, und ein wohllöblicher Magiſtrat dieſer Stadt findet ſich daher in meiner Perſon veranlaßt, Sie, wohl-, edel- und hochedelgeborene Bürger und Herren, für dieſe rechtskräftige Verſteigerung, die einem immer freudigeren Ziele entgegenſieht, um erneute Aufmerkſamkeit zu bitten."

Alle horchten auf, räusperten ſich und richteten ihre Blicke auf die Fremden, von denen ſie lediglich Heil für die Bedrängniß dieſer Stunde zu erwarten ſchienen.

„Der Nachlaß des verſtorbenen Mannes, um den es ſich hier handelt," — fuhr der Bürgermeiſter zu ſprechen fort — „beſteht leider nur allein aus ſeinen Thieren. Aber konnten wir ihm wohl darum ein chriſtliches und menſchliches Begräbniß unter uns verſagen, weil er nur eine thieriſche Erbſchaftsmaſſe hinterließ? Bürger und Bewohner dieſer Stadt, wir konnten es nicht, und ich, euer Bürgermeiſter und Schlächter dieſer Stadt, fühlte meine alte Lämmernatur ſich in mir regen, und ſtreckte das Geld aus meiner eignen Taſche dazu vor, um den Mann zu begraben, aber wohlgemerkt! — ich ſtreckte es vor! Nun iſt dadurch dem geſtorbenen Mann zwar ſein Recht geſchehen, aber meinem lieben Geldbeutel geſchah dadurch Unrecht, und ein Geldbeutel, weil

er ein lebensvolles Weſen iſt, muß eigentlich mehr Recht haben als ein geſtorbener Mann, denn „der Lebende hat Recht!“ ſteht zwar nicht in unſerm Landrecht, aber doch in der wohlfeilen Taſchenausgabe eines unſerer größten Dichter. Es erzeugt ſich daher wie von ſelbſt die Nothwendigkeit, die nachgelaſſenen Thiere des hingeſchiedenen Menagerie-Inhabers wieder möglichſt zu Geld zu machen, um dadurch das einem Lebenden widerfahrene Unrecht zu tilgen, und ſo ſind wir zuſammengekommen, Mitbürger, um dieſe Affen, Bären, Wölfe, Füchſe, Vögel und Löwen an die Meiſtbietenden unter uns zu verkaufen! Kaufet! kaufet! ich bitte, ich beſchwöre euch — kaufet! kaufet! Aus Dankbarkeit gegen die wohlſchmeckenden zahmen Thiere, deren Fleiſch ihr täglich zu eurer Nahrung verſpeiſet, erbarmet euch nun auch dieſer armen wilden Thiere, die gewiſſermaßen die verlornen Söhne des Thierreichs ſind, erbarmet euch ihrer und kaufet ſie um ein Billiges, damit euer Bürgermeiſter wieder zu ſeinen ausgelegten Begräbnißkoſten komme! Was iſt denn an einem Affen, an einem Bären ſo Schlimmes, wenn man dadurch, daß man ihn kauft, ein menſchliches Werk verrichten kann! — Und nun, Herr Auctions-Commiſſarius, thun Sie, was Ihres Amtes iſt!“

Der Auctionator, ein langer, hagerer Mann,

ſtand auf, ſchob ſich die große, mit ungeheuern Gläſern verſehene Brille feſter auf die Naſe, und begann aus einem koloſſalen Aktenſtück eine Beſchreibung der einzelnen Stücke des vorliegenden Inventariums mit krähender Stimme herzuleſen. Nr. 1 war ein junger indianiſcher Affe, 3 Fuß 3 Zoll hoch, von ausgezeichnet ſchönem Gliederbau und mit einem Schweif verſehen. „Wer bietet zum Erſten?“ fragte der Auctions-Commiſſarius nachdrücklich, ſich nach allen Seiten im Kreiſe umſchauend.

Alle ſchwiegen wie gelähmt, Keiner wagte ſich zu rühren oder nur durch einen Laut ſeine Anweſenheit zu verrathen.

„Nichts zum Erſten?“ fragte der Auctions-Commiſſarius grollend. — „Nichts zum Zweiten?“ wiederholte er, ſich ingrimmig gegen die Verſammlung kehrend. „Nichts zum Dritten?“ — und mit dieſen Worten warf er ſeine Akten auf den Tiſch und ſetzte ſich wahrhaft wüthend nieder. —

Graf Valerian ſchien ungeachtet ſeiner ſchmerzlichen Stimmung doch einen Augenblick daran Unterhaltung zu finden, die ſeltſame Scene zu beobachten. Auch Erwin würde zu jeder andern Zeit hier den ergötzlichſten Stoff für ſeine muntere Laune, an der es dem ſonſt ſo frohen Knaben wohl nicht fehlte, gefehen haben, wenn nicht das vorangegangene Geſpräch mit ſeinem Großvater, deſſen befremdliche

Wendung er noch nicht vergeſſen konnte, einen zu bänglichen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Er fand daher in dem ganzen Kreiſe nur einen Gegenſtand der Theilnahme für ſich, auf den er faſt ausſchließlich ſeine Blicke richtete, und der, von allen Uebrigen nicht bemerkt, ſein betrübtes Gemüth durch einen verwandten Zug anzuſprechen ſchien. Dieß war ein junges Mädchen, das ſeit einiger Zeit in der halb geöffneten Thür eines an der Seite befindlichen Nebenzimmers geſehen wurde. Ueber ihr jugendliches Geſicht lag eine tiefe, merkwürdig ſcharf ausgedrückte Trauer verbreitet, welche ſich auch in dem ſchwarzen, obwohl groben und ärmlichen Kleide, das den zarteſten und feingebildetſten Körper umhüllte, zu erkennen gab. Es war, wie auch Erwin gleich muthmaßte, die hinterbliebene Tochter des verſtorbenen Thierwärters. Sie ſtarrte mit einem unbeſchreiblich ſtechenden Blick des bitterſten Schmerzes auf die Menge der Menſchen hin, welche ſich heut in dem Raum der Menagerie zuſammendrängte, und ihr troſtlos umherirrendes Auge begegnete auch dem des fremden Jünglings, der an ihrer überraſchenden Erſcheinung etwas wunderbar Anziehendes fand. Erwin betrachtete wiederholt das arme trauernde Mädchen, und ſie blickte ebenfalls mehrere Male ſinnend zu ihm hinüber.

„Bürger und Bewohner dieſer Stadt!“ begann

der Bürgermeister wieder — „diese rechtskräftige Versteigerung scheint nicht den erwünschten Fortgang zu haben. Ihr wollt Euern Bürgermeister durchaus nicht zu seinen ausgelegten Begräbnißkosten gelangen lassen. Nun wohlan! so sehe ich diese Menagerie als mein wohlerworbenes Eigenthum an, und fordere daher als vollgültiger Besitzer derselben von Euch Allen, die Ihr mir heut die Ehre erwiesen, diese meine merkwürdigen wilden Thiere hier in Beschauung zu nehmen, das gewöhnliche Eintrittsgeld, das man sonst immer an diesem Orte zu erlegen gewohnt gewesen. Dieß soll jetzt nach den festen Preisen der Plätze von mir erhoben werden, und ersuche ich daher Jeden, ruhig auf dem Sitz, den er einmal eingenommen, zu verharren. Der Ueberschuß dieser Eintrittsgelder, die Ihr für die eben stattgefundene Befriedigung Eures naturwissenschaftlichen Interesses gegenwärtig an mich auszuzahlen habt, soll, nach Abzug meiner Forderungen, der unmündigen Erbin, Tochter des Verstorbenen, verbleiben. Darum geschehe, was Rechtens ist!“

Jetzt begann unter der bisher so still gewesenen Versammlung eine plötzliche Unruhe zu entstehn, mehrere erhoben sich von ihren Plätzen, einige eilten rasch aus der Thür, und ein allgemeines Drängen und Aufbrechen brachte den wunderlichsten Wirrwarr hervor. Da stand, zur Verwunderung Aller, der ihnen

längſt räthſelhaft geweſene Fremde auf, und ſchien endlich noch die Hoffnungen, die man zu Anfang auf ihn geſetzt hatte, wahr machen zu wollen.

Graf Valerian näherte ſich nämlich dem Bürgermeiſter, und führte längere Zeit mit ihm eine geheime Unterredung, die dieſer mit dem wichtigſten Gebärdenſpiel begleitete, um die Neugier der Umſtehenden, die in ihrer allgemeinen Bewegung nach der Thür plötzlich inne hielten, noch mehr zu ſpannen. Erwin betrachtete ebenfalls ſtaunend das Beginnen des Großvaters, das er nicht zu begreifen vermöchte, obwohl er es demſelben ſeit einigen Augenblicken anzuſehen geglaubt, daß er einen beſondern Plan in Gedanken führe.

Endlich ſagte der Graf laut: „Wir ſind alſo darüber Eins geworden, mein Freund! Ich habe dieſe Menagerie an mich gekauft, und ſie nebſt allen andern nachgelaſſenen Sachen und Papieren des verſtorbenen Thierwärters beſitzthümlich erworben. Nun werde aber ſchnell Anſtalt getroffen, mir Alles zu überliefern, und dieſe Räume den fremden Zuſchauern zu verſchließen.“

Der Bürgermeiſter verbeugte ſich tief bis zur Erde, und machte ſelbſt den Anfang, ſich zuerſt aus dem Hauſe zu entfernen. Ihm folgten bald die übrigen Bewohner des Städtchens nach, die heut einen ſo ſeltſamen Tag in der Thierbude erlebt zu

haben meinten, daß noch ihre Kinder und Kindeskinder lange davon sprechen werden.

Es war still und einsam in dem wüsten Raum geworden, der zum Aufenthaltsort den wilden Thieren diente. Auch diese begannen einen Augenblick ruhiger in ihren Käfigen dazusitzen, nur der Löwe trat in dem seinigen heftig hin und her, schüttelte sich prustend und schien ungeduldig eine ihm wohlbekannte Person zu erwarten, die er sonst vor den Gittern seines Gefängnisses zu sehen gewohnt sein mochte. —

Der alte Graf stand mit übereinandergeschlagenen Armen in der Mitte des Saales und starrte düster und regungslos vor sich hin, in ein langes Nachsinnen verloren. Da fühlte er sich von einer weichen Hand ergriffen, welche die seinige schüchtern drückte, und ihn aus seinen abirrenden Gedanken leise zu wecken suchte. Wild auffahrend sah er in das holde Gesicht seines Enkels, das sich verlangend und liebevoll zu ihm heraufbeugte.

„Du hier, Erwin?“ sagte er, sich sammelnd, mit beinahe zürnender Stimme. „War mir doch Deine Anwesenheit fast ganz wie aus dem Gedächtniß gekommen!“

„Ja, warum sind wir hier, Großvater?“ fragte der Jüngling bange. „Mir ist längst hier unheimlich zu Muthe geworden, und ich möchte weinen, ich weiß selbst nicht worüber, aber Dir muß etwas sein,

Grosvater, und dieß iſt es, was mich tief in der Seele ängſtigt. Wann reiſen wir weiter? Ich bitte Dich, laß es bald geſchehn!"

„Ich habe meinen Reiſeplan geändert!" entgegnete der Graf. „Komm, laß uns hier in dieß anſtoßende Cabinet gehn, wo uns die ſtarken Ausdünſtungen der Thiere weniger beläſtigen. Wir wollen dort Das und noch manches Andere zuſammen beſprechen."

Sie traten in das angränzende Nebenzimmer, in deſſen Thür Erwin zuvor das junge trauernde Mädchen ſtehen ſah. Dieſe war jetzt verſchwunden, und auch das kleine Gemach war leer und nirgends die Spur von einem lebenden Weſen mehr wahrzunehmen. Nur einige Geräthſchaften ſtanden noch unordentlich umher, zwei halbzerſchlagene Stühle lagen auf den Fußboden hingeworfen, an der Wand hing eine alte, verroſtete Jagdflinte, ausgeſtopfte Vögel zierten das Fenſterbret, und erinnerten, wie mehreres Andere, an den verſtorbenen Thierwärter, der hier ſein Wohnzimmer gehabt.

Der Graf, nachdem er die Thür hinter ſich geſchloſſen, hob die beiden Stühle auf, die noch, ſo gut ſie vermochten, zuſammenhielten, ſetzte ſich auf den einen nieder, und wies ſeinen Enkel, der ihm erwartungsvoll gefolgt war, auf den andern Sitz hin.

„Ich habe meinen Reiſeplan geändert!" wieder-

hatte der Graf, der in der wunderbaren Erregtheit ſeines Schmerzes ſeinem Greiſenalter nicht mehr glich. „Es iſt mir klar geworden, daß ich, wenn auch aus dem Vaterlande verbannt durch den Willen meines Fürſten, doch eher an dem Willen des Fürſten, als an dem Schickſal der Meinigen zum Verräther werden darf. Wohlan alſo, ich werde nicht fliehen! Meine Gegenwart iſt an dem Schauplatz, von dem ich verwieſen worden, dennoch nothwendig, und verkleidet in das grobe Gewand eines Thierwärters, beglaubigt durch die Papiere des Verſtorbenen, wird man nicht mich, ſondern den entſtellten, drohenden Schatten meiner ſelbſt dorthin zurückkehren ſehn. Ich will, ich muß für meine Tochter, meine ſanfte, duldende Mathilde, noch Etwas thun! Deine Mutter, Erwin, hat mehr zu leiden und zu tragen, als Du es weißt. Habe ich ſie nicht hülflos in den Händen Deines Vaters zurückgelaſſen? Und er, Graf Arno, Dein Vater, iſt er nicht der lächelnd mordende Würgengel ihres ſchönen Lebens geworden? Ja, der Fürſt ſelbſt iſt es, der wilde, ſeinen Leidenſchaften verfallene Mann, der ſich in das ehemals ſo vielverſprechende Familienglück der Meinigen wie ein heimlicher Giftmiſcher eingeſchlichen! O ich alter, gedankenloſer Thor, daß ich das unbeſchirmte, zarte Haupt meiner Tochter dort den um ſie herſchwärmenden Geiern überließ! Nein, ich will wieder zurück, ſei es auch verſteckt

in der Mitte von wilden Bären und Wölfen, zurück will ich, und ſelbſt wie ein Raubthier, das in der Stille ſpähend auf Beute ausſchleicht, Alles beobachten und belauſchen, was ſich ihr naht, meiner armen, weinenden Mathilde! Ich will mich Nachts heimlich vor ihrer Thür lagern, und, ein mit Vaterliebe bewaffneter Zionswächter, meinen grauen Kopf auf den Stein ihrer Schwelle legen, um ihr Leben, ihre Ruhe und ihren Schmerz zu bewachen vor dem Eindringen jedes Frevels! Und vielleicht gelingt es mir auch, aus meiner Verborgenheit wieder wohlthätig auf den Fürſten einzuwirken, wenn ich in der Nähe der Hauptſtadt bin; vielleicht kann ich, verſteckte Warnungsſtimmen an ihn ausſendend, ſeine urſprünglich gute Natur in ihm wieder aufrütteln, und ihn der Gewalt ſchlechter und verführeriſcher Rathgeber entreißen. Die alten Freunde werden ſich dort wieder an mich ſchließen, ſie werden mich unterſtützen und ſich unterſtützen laſſen durch meinen Rath zu gemeinſamen Handeln, und ſo zeigt ſich wohl ſelbſt die halbzertrümmerte Kraft des Verbannten und Verſtoßenen noch zum Heile des Vaterlandes lebendig! Das neunundſechzigjährige Herz will noch nicht aufhören in mir, muthvoll zu ſchlagen, — ach, ſo ſchlage es denn in lauten Schlägen meiner lieben Tochter entgegen, und dann vielleicht bald einer ruhigeren Stunde, in der es ſich in ſeine Todesurne ſenkt! —"

Er ſchwieg und wandte ſeinen Blick auf den Enkel, der ihm begeiſtert zugehört hatte. Erwins Augen glänzten vor Freude, und die innere Trunkenheit der erſten Jugend, die ſich an dem feurigen Traum eines großen Unternehmens aufzurichten beginnt, röthete die Wange des früh entwickelten und lebhaft fühlenden Jünglings. „So ſei es, Großvater!“ rief er frohbewegt. „Ach, Du biſt mir immer wie ein Held und Heros erſchienen, und — was ich mich bis dahin ſtets zu ſagen geſchämt, das ſei Dir jetzt geſtanden: — ich habe oft für Dich in meiner kindiſchen Begeiſterung im Stillen geſchwärmt, und an Dich gedacht, wenn ich mit dem Lehrer im Homer oder Aeſchylus von den großen Geſtalten der alten Könige und Halbgötter geleſen, und Du warſt mir, in der erhabenen Geſchäftigkeit Deines Staatsamtes, in der unwandelbaren Hoheit, in der Du in der Mitte unſres Familienkreiſes dageſtanden, und Allen, in der Freude wie in der Noth, ein beſeelender, ordnender und weiſe beherrſchender Halt und Hort geweſen, Du warſt mir ihnen immer ſo ähnlich erſchienen! Dann entſtand der Wunſch in mir, einmal an Deiner Seite, Dir dienend und folgend als treuer Schildknappe, ein thatenvolles Leben zu durchwandern, oder nach Deiner Führung irgend Etwas zu unternehmen, das unter den Menſchen als trefflich und nachahmenswerth

genannt werden könne! So hat ich Dich in derſelben Stunde, wo Deine traurige Verbannung ausgeſprochen wurde, auch ſogleich mich mit Dir fortzunehmen in die Fremde, die mir neben Dir ausſichtsvoll und ahnungsreich entgegenlachte. Aber jetzt, wie gern kehre ich auch mit Dir wieder zurück, da Du Dich anders entſchloſſen haſt, denn auch mich hatte im Geheimen längſt der Wunſch bewegt, nicht für immer geſchieden zu ſein von der guten Mutter und der kleinen lieblichen Schweſter Tony, die wie ein Engel aufblüht. So laß uns denn heimkehren, Großvater, und ertheile auch mir in Deinem Plane eine Aufgabe, wodurch ich Dir in Deinen Abſichten förderlich werden kann. Gewiß, Du ſollſt ſehen, daß Du Dich nicht in mir und meinem Muthe geirrt haſt!"

„Du ſprichſt unbedacht und voreilig, wie es von einem Knaben Deines Alters zu erwarten!" ſagte der Graf mit rauher Betonung, und ſchien wieder eine befremdende Verſtimmung gegen den Enkel zu verrathen. „Deine Anweſenheit könnte mir in meinem Vorhaben nur hinderlich oder ſchädlich werden. Du reiſeſt daher unter Begleitung meines Kammerdieners weiter, bis B., wo Dich ein namhafter Freund unſres Hauſes gaſtlich in ſeine Familie aufnehmen wird. Auf der dortigen Univerſität magſt Du dann mit Muße und Ruhe Deine Studien

weiter fortſetzen, die Du an der Akademie unſerer Hauptſtadt kaum begonnen, als Dich Dein Entſchluß, mir zu folgen, plötzlich wieder davon entfernte. Ich ſelbſt hätte dieß nie billigen ſollen, und ſehe jetzt ein, was ich an Dir wieder gutzumachen habe. Gehe alſo, mein Freund, dorthin, wo ich Dir einen zweckmäßigen Aufenthaltsort auserwählt. Ich ehre Deine Talente und Geiſtesanlagen, und weiß, was von Dir zu hoffen. Aber Du biſt noch zu jung und zu weich, um ſchon auf das offene Schlachtfeld des Lebens mitgenommen zu werden, und es iſt beſſer, wenn Du für jetzt noch bei Deinen Büchern Dir ein wohlthuendes und ſturmloſes Stilleben ſuchſt! Freund, rüſte Dich langſam zum Streit mit der Welt, und möge ſie nicht eher an Dein Herz ſchlagen, als bis Du ihr die geſtählte Männerbruſt entgegenbieten kannſt! Die Jugend dünkt ſich gewappnet, weil ſie ſich in den Wunderharniſch der Phantaſie gekleidet, weil ſie ſich vom leichten Götterroß des Traumes getragen fühlt. Der Mann ſieht ein, daß er ſchwerere Waffen ſich ſchmieden muß, um ſich aufrecht zu erhalten in einer Welt voller Feinde, und ſo mühen wir uns Alle zeitlebens athemlos ab, uns die rechte Waffe zu erarbeiten, die den Sieg verſchaffen könnte, aber die Mühſal des Waffenſchmiedens ſelbſt iſt es, die uns endlich zuerſt beſiegt, und uns ermattet hinſtreckt neben die halb fertig

gewordene Erdenwaffe! — So gehe denn, werde ein glücklicherer Waffenſchmied als ich! Auf Wiederſehn! — Es wartet Deiner ſchon vor dem Poſthauſe der Reiſewagen, der Dich weiter führen ſoll!“

Er reichte ihm abgewandt die Hand, ohne ihn freundlicher anzublicken, oder, wie es ſonſt wohl gegen ſeinen Liebling der Großvater gewohnt geweſen, ein innigeres Zeichen ſeiner Liebe ihm beim Abſchiede zu gewähren. Erwin aber war aufgeſprungen, und einige Schritte zurücktretend, bedeckte er ſich die Stirn ſchmerzlich mit den Händen und ſchien heimlich in ſich hinein zu weinen. Dann erhob er das Auge furchtſam gegen den Greis, und ſagte klagend: „Du ſtößeſt mich von Dir, — und wäre es bloß, wie Du ſagſt, zu meinem eignen Nutzen und Frommen, ſo würde ich gern gehn, wohin Du mir auch den Weg vorzeichnen magſt! Aber es iſt deshalb, weil Du mir Deine Liebe zu entziehen angefangen, weil Du, was ich bereits nur zu deutlich bemerkt, plötzlich etwas Widerwärtiges an mir gefunden haben mußt, weswegen Du mich nicht mehr um Dich ſehen willſt. Vergebens aber ſinne ich Aermſter nach, was es ſein mag, das mich Dir auf einmal entfremdet hat, doch es muß etwas Finſtres und Unheilvolles ſein, denn vor Kurzem blickteſt Du mich ſogar zürnend und grollend an, wie den, welchen man haßt.“

„Forſche nicht! Frage nicht!“ entgegnete Graf Valerian mit einer ſchneidenden Stimme, die ſich immer auffallender veränderte und düſtrer wurde. Er vermied es, den ihn ſuchenden Blicken des Jünglings zu begegnen.

„Ich muß forſchen! Ich muß fragen!“ verſetzte Erwin ſchnell, ſich das Auge trocknend. „Hierin kann ich Dir nicht gehorſam ſein. Ach, Du hältſt mich immer noch für ein Kind, und das ſchmerzt mich jetzt doppelt. Sage, ſage mir, was iſt es, das Du an mir haſt? O, ich kann mehr ertragen als ein Kind, Großvater! — und weil ich kein Kind mehr bin, geziemt mir das Forſchen und Fragen nach Dem, was mich angeht!“

„Du verlangſt unglückliche Kunde!“ ſprach der Graf leiſe und abgebrochen, mehr zu ſich ſelbſt als zu dem Enkel. Dann ſtarrte er wieder ſchweigend vor ſich hin, und ſtützte wie ein ſorgenvoll Nachdenkender das Haupt in den Arm, welcher über dem Knie ruhte.

„Was iſt es?“ wiederholte Erwin ſacht, und zitterte der Antwort des Andern entgegen.

„— Dein Geſicht gefällt mir nicht mehr! —“ ſagte der Graf kaum hörbar, aber mit einem dumpfen, zerriſſenen Ton, der Entſetzen verbreiten konnte. Nachdem er aber dieſe wenigen Worte geſprochen, ſprang er wild und wie ein vom innern Grauen

Geschüttelter auf, durchmaß das Gemach einigemal mit heftigen Schritten und stand dann vor dem Fenster still, seinem Enkel den abgewandten Rücken zukehrend. Dieser aber, ein durchdringendes Ach! seufzend, verhüllte sein Gesicht, und blieb so stumm und lautlos in seinem Schmerz stehen. Ein langes Stillschweigen trat jetzt zwischen Beiden ein, das Niemand wieder zu unterbrechen wagte.

Endlich wandte sich der alte Graf um, sein Antlitz hatte eine dunkelrothe Glut überzogen, und sein ganzes Wesen schien außer Fassung und vor Leidenschaft zu zittern. Mit einer Stimme, die jetzt eine donnernde Gewalt gewann, und wie im Sturm den schneidenden Sinn ihrer Worte ausathmete, rief er darauf: „Ein Wahnsinn mag es an mir sein, der mir den verwirrenden Schleier über die Augen geworfen und mit Gespenstertrug meine gute Sehkraft berückt hat. Aber wer kann den Wahn von der Wahrheit scheiden, da beide fast nie getrennt von einander im Leben vorhanden sind, sondern in gaukelndem Bilderblendwerk ineinanderspielen und zusammen buhlen! Sonst, sonst hatte es keinen größeren Augentrost für mich gegeben, als Dich anzublicken und Dein liebes, sanftes Gesicht zu betrachten, das ich vor allen andern gern gehabt! Du sahest immer Deiner Mutter täuschend ähnlich, nicht nur in Deinem früheren Kindesalter, sondern auch noch

bis in die letzte Zeit hinauf. Alle Züge meiner Mathilde, Blick und Lächeln, Ausdruck und Miene, und alle die kleinen, leisen Geheimnisse in der Bewegung eines Antlitzes, die nur der wahrhaft gesichterkundige Beobachter zu erfassen versteht, fand ich in Dir gleichsam durch ein gemüthliches Spiel der Natur sinnig nachgespiegelt, und hatte eine geheime Freude daran, die mich mitten in meinem Geschäftswirrwarr erquickte. Du mußtest immer und täglich um mich sein, wie sonst meine Mathilde selbst, als ich sie noch nicht Deinem Vater zu meinem und ihrem Unglück vermählt hatte! — und ich sah ihr, mir zum Leben unentbehrliches Gesicht in dem Deinen, und schien getröstetet darüber, daß sie nicht mehr bei mir war. So lebtest Du mehr in meinem Hause als in dem Deiner Eltern. Aber wie hast Du Dich so plötzlich verändern können! Jenes schöne, treue Abbild Deiner Mutter glaubte ich an Dir mitzunehmen in meine Verbannung wie einen Sonnenabglanz aus glücklicher Vergangenheit, — und siehe! — welche fremde Erscheinung hat sich auf einmal zwischen uns eingeschlichen! Als ich so im Wagen, der uns mit einander davonführte, still neben Dir saß, und Du, von der Ermüdung der Reise in Schlummer gewiegt, Dich an meine Schulter lehntest, blickte ich Dich gerührt an und sah Dir in Dein harmlos ruhendes Antlitz, das, im Schlummer

gelöst, wie ein vielversprechendes Buch menschlicher Gedanken offen vor mir dalag. Da, Dich so betrachtend, stieg es plötzlich in mir wie ein böses Phantom auf, und ein finsterer Geist flüsterte mir Etwas ein, wovor ich zusammenzuckte und laut seufzen mußte, so daß Du neben mir verwundert erwachtest. Ja, ich seufzte laut vor Schreck, denn ich hatte wahrgenommen, daß Du eigentlich Deinem Vater ähnlich sähest, und nicht mehr Deiner Mutter, nicht mehr dem Madonnengesicht meiner Mathilde! Du hast angefangen, in Deiner Hinüberentwickelung zum Jüngling Dich zu verändern, und Du wirst es immer noch mehr, und wo ich sonst in Deinen jugendlichen Zügen der Mutter Bild wieder erblickte, beginnt mir jetzt Deines Vaters Gesicht in immer strenger heraustretender Aehnlichkeit allmählig aufzutauchen. Ja, Knabe, Du wirst Deinem Vater recht ähnlich werden! Ich habe Deine Veränderung in Deinem Schlaf belauscht, und der Schlaf ist der Verräther jedes menschlichen Gesichts, weil es sich in ihm nicht zu bewachen vermag im Ausdruck seiner leisesten Falten und Mienen, die alle arglos den Zwang der Weltverstellung aufgegeben haben. Die Gebärde des Schlafenden ist für den Physiognomen ein wichtiges Bild zur Aufnahme seiner Beobachtung. Daher hat es auch etwas Gefährliches an sich, die Gesichter unserer Freunde, während sie schlafen, zu

betrachten, und oft hat ſich ſchon ſo die Zwietracht in mein Herz geſtohlen, wenn der im Schlummer Dahingeſtreckte mir einen früher nie entdeckten Zug in ſeinem Antlitz entgegenwies, der mich mit einem unheimlichen Gefühl wider ihn erfüllte! So erkannte ich auch in einer unglücklichen Stunde den Zug der Veränderung an Dir! Deines Vaters Geſicht — ach! Deines Vaters Geſicht ſcheint jetzt aus dem Deinigen wie eine herzzerreißende Erinnerung mir heraus, und dieſe Erinnerung, die mich nun bei Dir nicht mehr losläßt, foltert mich, ſo oft ich Dich anblicke, mit tödtlichen Qualen. Wehe! wehe! warum verfolgt mich die Grauſamkeit meines Schickſals mit ſo erfinderiſchem Spott, daß ich in den ſonſt ſo geliebten, unſchuldigen Zügen nun das Geſicht meines Todfeindes hervorſchimmern ſehen muß! O dieß Geſicht — dieſe glatte, freundliche Schlange, welche die Sünde und das Elend in das Paradies unſres Lebens gebracht! — dieß Geſicht! — ach! ach! ich kann mich nicht mehr halten, denn der grimmige Schmerz in mir wird zum Ungeheuer, das Höllenflammen ausſpeit durch alle meine Eingeweide! — dieß Geſicht! Fluch dem, der mich armen, alten, geſcheiterten Mann an dieß Verräthergeſicht erinnert, an dieß glänzende Verräthergeſicht, das durch Schönheit berückt und durch Schönheit betrügt und mordet! Kein ſüßer Tropfen Rache hat mich gekühlt für

die Leiden, die mir dieß Geſicht geſchaffen, dieß triumphirende Verrätheraeſicht! Und nun ſoll ich noch ſein junges Abbild ſtündlich neben mir ſehen, ſein junges aufſproſſendes Abbild, und mich ſtündlich von ihm mahnen laſſen an die unbefriedigte Rache gegen dieß Geſicht, an die unbefriedigte Rache, an der meine alte heftige Natur im ungeſtillten Trieb noch verſchmachten wird! O ihr hülfreichen Engel alle! breitet eure Flügel über dieſen unſchuldigen Knaben, daß ich ihn, der mir ſo Verderbliches an ſich trägt, nicht in meinem Wahnſinn verletze!"

Er hielt inne, und ſchien Alles in ſich aufzubieten, um ſich zu faſſen und ſeine innere Aufregung zu beſchwichtigen. Erwin ſtand fern von ihm am andern Ende des Gemachs, bebend und bangend. Er hatte ſein Haupt tief herniedergebeugt auf die Bruſt, die Augen, die er in ſeiner Furcht nicht mehr aufzuſchlagen wagte, ſtarr an die Erde geheftet, und verharrte ſo unbeweglich in dieſer Stellung, wie Einer, der ein über ihn ergehendes Gericht erwartet.

Der alte Graf zog jetzt ein Käſtchen aus der Taſche, das er haſtig öffnete. Er nahm ein kleines Medaillon daraus hervor, und zu gleicher Zeit fielen mehrere Blätter an die Erde, die gezeichnete Portraits vorzuſtellen ſchienen. Ohne ihrer zu achten, hielt er das in Brillanten gefaßte Medaillon, welches einen weiblichen Kopf abbildete, mit Aufmerkſamkeit vor

das Auge, und je länger er es betrachtete, je mehr ſchien er ſich wieder zu erheitern, ja an Milde, Ruhe und Faſſung in allen Zügen ſeines Antlitzes zu gewinnen. Es war das Portrait ſeiner Tochter, das einen ſo wohlthätigen Eindruck auf ihn auszuüben begann.

Erwin kannte das Bild ſeiner Mutter, aber er wagte es nicht, ſich zu nähern und den Wunſch, der ihm in der Seele lag, auszuſprechen. Wie gern hätte er das geliebte und verehrte Mutterantlitz, zum Troſt in dieſer Stunde, in der er ſich ſo verlaſſen und einſam fühlte, wieder einmal angeſchaut!

„Hier iſt ein ewiger Seelenfrühling in dieſem Frauengeſicht!“ ſagte der Graf, in die Anſchauung des Bildes ganz verſunken, mit einer immer ſanfter werdenden Stimme. „Hier iſt die Verheißung des Himmelsreichs und des ewigen Gottesfriedens, denn wenn in menſchlicher Form ſolche Züge möglich ſind, muß das Irdiſche auch mit dem Göttlichen verwandt ſein. So wurde ſie gemalt, als ſie noch glücklich war. Seitdem hat ſich in das lächelnde Glück dieſes Angeſichts ein bleicher Schmerz geſchlichen, der es aber nur geiſtig verklärt, ſtatt zerriſſen hat!“

Erwin trat ſchüchtern einen Schritt weiter zum Großvater hin; er glaubte ihn freundlicher geworden, er wollte ſich nähern, um auch einen Blick auf das

Bild der Mutter zu werfen, und um Verſöhnung zu bitten.

„Und wahrhaftig, wie unähnlich fängſt Du an dieſem Geſicht zu werden, Erwin!“ fuhr der Graf wieder in einem feindlicher klingenden Tone fort.

Da zuckte es krampfhaft in dem Jüngling, er trat den Schritt, den er vorwärts gethan, wieder zurück, und erhob mit dem Muth einer gekränkten edeln Seele von nun an freier und kühner das Auge gegen den Großvater.

„Du thuſt mir wehe!“ ſagte er in ſeiner offenen kindlichen Weiſe. „Wie oft, Großvater, haſt Du ſchon die Phyſiognomik verwünſcht, ſonſt Deine Lieblingswiſſenſchaft, auf die Du immer ſo viel Gewicht gelegt, bis ſie endlich zu einer unheilbringenden für Dich geworden! Du haſt Dich in der letzten Zeit von allen ihren Einflüſſen feierlich losgeſagt, und nun willſt Du doch die Liebe zu Deinem Erwin ihr zum Opfer bringen, bloß um ſeines armen, unſchuldigen Geſichts willen!“

Der Graf antwortete nicht, er ſtarrte finſter den Enkel an.

„Ich habe ja auch Dein Schüler in dieſer Wiſſenſchaft werden müſſen!“ fuhr Erwin unbefangen fort. „Damals, als Du mich noch ganz lieb hatteſt, und ich meine Studien immer unter Deiner Aufſicht betreiben mußte, rieſeſt Du mich einmal

zu Dir, und erklärteſt mir in belehrender Unterhaltung die Bedeutung der Phyſiognomik. Du ſagteſt, daß Du mich frühzeitig vor Irrthümern in der Welt ſichern und mir den zuverläſſigſten Maßſtab zur Kenntniß der Menſchen in die Hände liefern wolleſt, damit ich in meiner Liebe und meinem Haß, in meinem Urtheil und Vertrauen ohne ſchmerzliche Erfahrungen durch's Leben ginge. Da laſeſt Du von nun an oft mit mir den Lavater, deſſen Geſichterzeichnungen Du mir jedoch nach Deinen eigenen Anſichten erläuterteſt, denn Du hatteſt Dir nach Deiner reichen Welt- und Menſchenbeobachtung ein eignes Syſtem in dieſer Geſichterkunde gebildet. Ich mußte Dir zu ſolchem Zweck viele Portraits unſerer Bekannten abbilden, und bei dieſer Gelegenheit auch das Zeichnen üben, was mir eigentlich am meiſten dabei Vergnügen machte. Denn jene Geſichterwiſſenſchaft ſelbſt hatte für mich immer etwas Abſtoßendes und Geſpenſterhaftes gehabt, und wenn ich auch, was Du mich lehrteſt, glaubte, ſo ſah ich doch oft, in unſchuldiger Beobachtung meiner nächſten Umgebungen, gerade das Gegentheil von Deinen ſyſtematiſchen Beſtimmungen des menſchlichen Geſichts zutreffen. Ich konnte dieſe gefährlichen und heimtückiſchen Studien der Geſichter ſelbſt haſſen, weil daraus ſo ſchreiendes Unrecht zu entſtehen vermag, und dies war eigentlich ein nur zu gerechtfertigtes Vorgefühl in mir, denn

ſiehe! trifft nicht jetzt dieſe Ungerechtigkeit Deiner Kunſt auch mich und treibt mich von Dir? — Ach, ach, ſiehe! da liegen auch die Bilder an der Erde — ſie ſind Dir herausgefallen — die Bilder, welche ich ſelbſt damals mit Kreide gezeichnet habe, für Deine Sammlung von Phyſiognomien, alle nach der Natur."

„So mußt Du mich denn heut an Alles erinnern, was mir irgend aus meinem Leben verhaßt iſt?" rief der Graf mit erneuter Heftigkeit. Zugleich bückte er ſich haſtig zur Erde, hob die Blätter auf, die dort zerſtreut lagen, und beſchäftigte ſich eine Zeitlang damit, ſie in kleine Stücke zu zerreißen. Dann öffnete er das Fenſter, und warf die Trümmer der zerriſſenen Geſichter hinaus, wo ſie in alle Winde verflogen. —

„So endigen die Beſtrebungen unſerer Geſichterwiſſenſchaft! fuhr er zu ſprechen fort. „O möchten ſo alle menſchlichen Geſichter in die Lüfte, in das Weſenloſe zerrinnen, daß ich keines mehr anzuſchauen brauchte mit meinen lebensmüden Augen, mit dieſen Augen, die ſo oft betrogen wurden von dem, was ſie ſahen!" —

„Die Kunſt, von der Du ſprachſt, mein Freund!" — begann er nach einer Pauſe wieder — „dieſe Kunſt iſt tiefer im menſchlichen Weſen begründet, als Du es noch einzuſehen vermagſt. Sie iſt im Trieb des Menſchen begründet, ſich ſelbſt das Unheil zu be-

reiten, und von der Wiege bis zum Grab unaufhörlich nach Löſung aller der Räthſel, die ſein geheimſtes Elend bedeuten, zu ringen. Der Menſch hat im Glück keine Ruhe, und will ihm auch die Freude lächeln, ja wollte auch die lächelnde Minute ſelbſt zu einer ſeligen Ewigkeit ſich für ihn ausdehnen, er macht ſich auf und jagt davon, um das Unglück zu ſuchen, das er im Innerſten ſeiner Natur mit ſich herumträgt. Warum kann uns nicht der frohe Anſchein der ganzen Schöpfung zufrieden ſtellen? Warum bleiben wir nicht bei dem Scheine, denn dem Scheine nach hat Alles ein gutes Geſicht in der Welt! Aber hinter jedem Frühling, der lebendig und in der Freudigkeit ſeines Wachsthums aufrauſcht in der Natur, ahnen wir ſchon immer bange den Verwelkungskeim des Herbſtes, der aus ihm nur dem Verdorren ſo prächtig entgegenblüht! Warum iſt uns der Frühling nicht Frühling, warum ein gutes Geſicht nicht ein gutes Geſicht? Nein, wir ſuchen überall zu deuten! Bei der Knospe denken wir an die Blume, bei dem Kinde an den Mann, und nicht die Heiterkeit der Erſcheinung reizt uns, ſondern das dunkel Verborgene hinter ihr! Ein Verborgenes aufzuſuchen, dahin zieht es den Menſchen ſein ganzes Leben hindurch, und er weiß nicht, iſt es der Himmel oder die Hölle, was ſein Streben meint, denn Beides ruht da unten in der Tiefe, zu

der es ihn hinreißt! Immer iſt etwas verborgen hinter der weltlichen Form, ſei es das Gute oder das Böſe, und hinter der Decke der Erdenwolkennacht leuchten Sterne höheren Friedens, brennen verderbenſchwangere Kometen. Die Verſtellung iſt Natur in der Welt. Da tritt aber die menſchliche Wiſſenſchaft im Verfolg der Zeiten immer gewaltiger auf, und ſie hat es ſich zur Aufgabe geſtellt, das Verborgene mit der Erſcheinung, die Form mit dem Innern, die Verſtellung mit der Wahrheit, die äußere Blüthe mit ihrem inwendigen Keim zu vermitteln. Sollen wir an die guten Geſichter unſerer Freunde glauben? Ach ſie ſind liebe Geſtalten! Wohl Dem, der in dauernder Harmonie mit ſeinen Freundesgeſichtern lebt, denn er hat eine ſichere Umgebung an ihnen! Wohl Dem, den nie eines täuſchte! Mich haben ſie ſchon frühzeitig und oft getäuſcht, und ich kam daher bald auf den Gedanken, auch hierin Troſt bei der Wiſſenſchaft, der alle Irrungen überwindenden, zu ſuchen. Die Phyſiognomik wurde ein wahrhaft philoſophiſches Studium für mich. Ich wollte die geheimen Verrätherfalten im menſchlichen Geſicht, die das Verborgene in ihm verſtohlen andeuten, auf Geſetze zurückführen, ich wollte dieſe Geſetze auf das Leben in Anwendung bringen und nur von ihnen mich leiten laſſen. Auch hatte ich dem menſchlichen Antlitz die moraliſche Schönheitslinie abzulauſchen

gemeint, die überall zutreffen und ſichtbar ſein mußte, wo ich vertrauen und glauben ſollte. Aber ach! Alles, Alles hat mich betrogen, und auch die Wiſſenſchaft des Menſchen iſt nicht mehr als der Menſch ſelbſt, ſie iſt nur das Syſtem ſeiner Täuſchungen! Dennoch, wie ſehr ich auch dieſe Geſichterwiſſenſchaft verwünſcht habe, weil ſie am meiſten den Keim des Unglücks in mein Leben gepflanzt, fühle ich nur zu deutlich, daß ich mich nie wieder ganz von ihr loszuſagen vermag, denn Das hält uns am feſteſten und lockt uns am unwiderſtehlichſten, was aus Wahrheit und Trug zugleich ſich miſcht, weil dieſe verführeriſche Miſchung unſerer eigenen Natur am meiſten verwandt iſt. Wie wäre es auch möglich, daß ſich der Menſch der Bedeutſamkeit und Deutung der Geſichter, die ihn in der Welt anſehen, ganz entſchlagen ſollte! Die Geſichterkunde iſt im Menſchenleben, was die Wetterkunde in der Natur! Beide ruhen auf den Grundlagen der Wandelbarkeit und Veränderlichkeit. Wer legt ſich nicht gern auf die Wetterkunde, und prophezeiht aus anſcheinenden Zeichen einen ſchönen Tag, oder warnt die luſtigen Spaziergänger vor der herandrohenden Gewitterwolke, wenn er auch weiß, daß durch einen einzigen Windſtoß, der über den Horizont fahret, ſeine ganze Prophezeihung zu Schanden gemacht werden kann. Es liegt einmal im Schickſal des Menſchen, beſtändig

auf Wetterbeobachtungen ausgehn zu müſſen, und da, wo er vertrauend heitern Himmel vorausſagt, die Hagelſchloſſen höhnend auf ſich niederſchießen zu ſehn. Er iſt dennoch ſo gutmüthig und leichtſinnig, das nächſtemal wieder dem heitern Himmel nicht zu mißtraun. So geht es uns auch mit den Wetterbeobachtungen, die wir an den Geſichtern unſrer Mitmenſchen anſtellen. Wie wir dort nach dem Flug der Mücken abſehen, ob es regnen wird, ſo merken wir hier auf den Zug der Lippen und Naſen, um auszuſpähen, ob wir einen guten Tag von dieſem Geſicht zu erwarten haben. Ach! in beiden Dingen greifen wir nach armſeligen, nur zu oft dem Zufall unterworfenen Zeichen; aber zu forſchen, zu vermuthen, zu argwöhnen, zu mißtrauen, zu glauben, zu lieben, ſich hinzugeben, ſich täuſchen und doch wieder verſöhnen zu laſſen, darin beruht ja unſer ſchmerzlich-ſüßes, luſtig-leidvolles Lebensloos! Die abenteuerliche Romantik der Geſichterwelt, die uns auf Erden anſchaut, bald anmuthig, bald abſtoßend, bald gräßlich und geſpenſterhaft, bald freundlich winkend, ſie iſt die große Magie des Lebens, die uns Alle beherrſcht und uns wie unbefriedigte Zauberlehrlinge umherirren läßt von einem anlockenden Geſicht zum andern, bis wir endlich des ganzen Bilderſpiels müde werden, und unſer Auge gern in Todesnacht verſinken laſſen, wo keine Geſichterwelt mehr

iſt, ſondern das Reich der Geiſter in einfacher Wahrheit und Andacht des Daſeins beginnt! Und es wird viele Unglückliche geben, die von hinnen ſcheiden, ohne ein einziges, liebes, wahres, ihnen wohlthuend geweſenes Geſicht auf der Welt gehabt zu haben, deſſen Bild ſie als dankbare Erdenerinnerung in die Todesnacht mit hinübernehmen dürfen. So unglücklich bin ich nicht, ich, obwohl ſonſt der Unglücklichſte unter Allen! Ich habe meine Tochter, und den, wenn gleich fernen, doch unvergeßlichen Himmelstroſt ihrer vielgeliebten Geſtalt!"

Er heftete ſeinen Blick wieder lange auf das Bildniß, das er noch in der Hand gehalten, und ſchien ſich in ſinnender Erinnerung ganz der Vergegenwärtigung Derer, an die er immer am liebſten gedachte, hinzugeben.

Da ſagte Erwin, vor ihn hintretend: „Jetzt iſt es wohl Zeit, daß ich gehe, Großvater! Ich muß Dich um Verzeihung bitten, wenn ich Deiner Weiſung nicht Folge leiſte, denn ich kann und werde nicht in das Haus Deines Freundes nach B. mich begeben, wie Du es gewünſcht haſt, ſondern ich bin entſchloſſen, dorthin wieder zurückzukehren, von wo wir gekommen ſind, um in der Hauptſtadt nach wie vor meine Studien zu betreiben."

Der alte Graf ſchien die Worte des Jünglings nicht gehört zu haben, ſondern verharrte noch, in

seinen Gedanken Alles um sich her vergessend, in schweigender Betrachtung des Bildes. Dann steckte er es wieder sorgfältig in den Busen, und sagte, nachdenklich die Arme übereinanderfaltend, zu sich selbst: „Was an dem einen Gesicht wahr ist, ist an dem andern nur zu oft eben das Falsche und Trügerische. Was ich in meinem System die moralische Schönheitslinie zu nennen pflegte, schien es nicht herrlich ausgeprägt auch in dem Antlitz dessen, dem ich meine Mathilde zum Weibe gegeben? Schön, wie ein Apollo, trat damals Graf Arno vor mich, ich erstaunte freudig vor der edeln Kraft, und dem Feuerkern der Jugend, der in ihm glühte und seine wahrhaft regelmäßige und feingebildete Gestalt beseelte. In seinem Gesicht kündigte sich ein ungewöhnlicher Geist an, und alle Züge desselben entsprachen so treu den Gesetzen meiner Gesichterwissenschaft, als wären sie zur Verherrlichung und Bekräftigung derselben geschaffen. Ja selbst die Profilprobe hielt das Gesicht bewundernswürdig aus, während manches Antlitz, das en face uns so vielversprechend anblickt, weil es durch seine Vollheit uns täuscht, in seinem Profil die innere Leere verräth oder einen verborgenen ungünstigen Zug sich ablauschen läßt. Arno erschien mir auch im Profil bedeutend. Er war gekommen, um ein Amt in meinem Ministerium nachzusuchen. O ich Wunderlicher besetzte damals alle Stellen eigent-

lich nur nach meiner Phyſiognomik, und maß nach den Geſichtern ab, wer der zuverläſſigſte Staatsdiener und Geſchäftsmann ſei. Was iſt indeß natürlicher, als daß gerade der Hof- und Staatsmann, wie ich, ſich die Geſichterwiſſenſchaft zu ſeinem Compaß erwählte, um eine Welt, die nur im verſtellten Geſichterſchneiden grimaſſirend ſich darſtellt, zu durchſteuern? — Ich gab alſo dem Arno das Amt, ja ich that noch mehr, ich führte ihn als meinen Liebling meiner Familie zu, und ach! ich vermählte ihn meiner Mathilde, die ihn nicht liebte! O wie hatten wir uns in der moraliſchen Schönheitslinie geirrt! Sie blieb zwar in ſeinem Geſicht unveränderlich, aber im Innern verzerrte ſie ſich ihm nur zu bald, und das häßliche Gemüth durchbrach die ſchöne Form, um verderblich daraus gegen uns hervorzutreten. Dieß Geſicht wurde nicht nur der böſe Feind meines Lebens, ſondern auch der Hohn meiner Wiſſenſchaft, und an ihm zertrümmerten ſich mir Leben und Wiſſenſchaft zugleich! Darum verhaßt mir Alles, was dieſem Geſicht ähnlich ſieht, oder an ſeine Züge mich erinnert! —“

„Ich will gehn!“ wiederholte Erwin jetzt lauter, obwohl mit niedergeſchlagenen Augen. „So lebe denn wohl, Großvater! ich ſehe, daß ich nicht mehr bei Dir bleiben darf, denn ich bin Dir leider ein Dorn im Auge geworden. Ich werde zu den Eltern

wieder zurückkehren, die ich ſo ſchnell und unbedacht verließ, und ſie werden es mir gewiß vergeben, daß meine Liebe zu Dir größer geweſen als zu ihnen, denn ſie verehren Dich ja nicht minder, und auch der Vater — — ich glaube, Du thuſt ihm zu viel, — wenn Du ihn ſo ſehr haſſeſt!"

„Du willſt zu Deinem Vater zurück?" ſagte der Graf kalt und kaum aufſehend. „Es iſt mir gleich, wohin Dich mein Wagen fährt. Vor dem Poſthauſe ſteht er und wartet Deiner."

„Ich werde nicht mit dem Wagen fahren!" entgegnete der Jüngling mit Beſtimmtheit, ohne die gewöhnliche Beſcheidenheit im Ausdruck zu verlieren. „Der Wagen iſt mir zuwider geworden, und ich würde in ihm immer daran gedenken, wie wir einander gegenüber ſaßen und ſich hier zuerſt die Abneigung in Dir regte gegen Deinen Enkel. Nein, draußen wehen warme Sommerlüfte, und ich kenne einen Weg, der faſt nur durch herrliche Obſtalleen und grünende Saaten zurückführt nach der Hauptſtadt. Dieſen Weg will ich gehn als einſamer Fußwanderer, wie ich ſonſt wohl in den Ferien oft gethan habe, und das friſche Wandern und der Umgang mit den ſonnigen Feldern und Wäldern ſoll mich ſtärken gegen alle Anfechtungen der leidigen Trübſal. Mir fehlt nur noch ein kräftiges Wanderſtöcklein, und das will ich mir hier im Städtchen

kaufen. So gieb mir denn wenigſtens einen recht lieben Gruß an die Mutter mit, wenn Du mir ſelbſt auch kein gutes Wort mehr ſagen magſt."

„Du wirſt die Mutter nicht mehr dort finden!" entgegnete der Graf einſylbig.

„Die Mutter nicht mehr dort?" fragte Erwin beſtürzt. „Ich bitte Dich, wo iſt ſie? Wo werde ich ſie finden? Und warum iſt ſie nicht mehr dort?"

„Sie lebt einige Meilen von der Hauptſtadt, in der Einſamkeit unſres dortigen Waldſchloſſes!" antwortete Valerian.

„O laß mich nicht ſo unbefriedigt von Dir ſcheiden!" ſagte Erwin dringend und bittend. „Ich weiß, es haben ſich befremdende und unheilvolle Dinge ereignet, die räthſelhaft an meinem argloſen Blick vorübergegangen ſind. Es wurde Alles, was ſich zugetragen, in ein entſetzliches Geheimniß gehüllt, das ich weder durchdringen konnte noch mochte, und nur Dein eigner Sturz, der ſich mir daraus plötzlich vor die Augen ſtellte, beſchäftigte meine Gedanken ſo ſchmerzhaft, daß ich ausſchließlich an Dir und Deinem Leid hing und mit ihm ging! So laß mich jetzt nicht länger unklar bleiben über den ganzen Zuſammenhang der Ereigniſſe, die in unſer Familienglück feindlich eingebrochen zu ſein ſcheinen. O ſage mir Alles, denn Du ſollſt mich ſtark finden, Alles zu hören!"

„Du ſprichſt thöricht, Knabe!“ entgegnete der Graf. „Nur der iſt ſtark, der zuvor in der Schule der Schmerzen abgehärtet worden. Vor der Schlacht giebt es keine Tapfern. Doch iſt es allerdings Zeit, daß ſich Dir bald alle Verhältniſſe des Lebens ſchonungslos enthüllen, denn nur Der wird tüchtig, der nie geſchont wird. Bisher warſt Du noch immer glücklich, und den Blumenduft auf den Flügeln des Daſeins hat Dir noch keine grauſame Hand verwiſcht. Aber erſt, wenn das Leben grauſam gegen uns wird, fangen wir an es kennen zu lernen. Während Du die letzten Jahre über faſt ausſchließlich in meinem Hauſe wohnteſt, in der Stille emſig mit Lernen und Träumen beſchäftigt, während Du Deine Mutter nur ſaheſt, wenn ſie zu mir kam, und Deinen Vater noch ſeltener und zuletzt wohl faſt gar nicht, ging Dir unterdeß die häusliche Tragödie unbemerkt vorüber, die ſich bei den Deinigen ſeit Jahren vorbereitete, aber erſt jetzt in ihrer ſchrecklichen Kataſtrophe auszubrechen drohte. Vielleicht habe ich Unrecht gehabt, und ich bereue es nun, daß ich durch die Uebernahme Deiner Erziehung Dich ferngehalten von dem Schauplatz des Erlebens und Erduldens, auf den Dich doch eigentlich die Natur durch Geburt und Familienbande zu weiſen die Abſicht gehabt. Der Kreis von Lebensverhältniſſen iſt nie zufällig, in dem wir geboren werden, und wer uns aus dem-

selben herausreißt, wäre es auch zu unserm scheinbaren Glück, beeinträchtigt uns doch vielleicht in unsrer eigensten Entwicklung. Ja, Du hättest Deine Mutter sollen leiden und ringen sehn, wie sie die abwehrende zarte Hand an den Dornen des herzlosen Mannes sich blutig stach. Ihre Thränen, von Dir getheilt, und wie ein mütterlicher Segen auf Dich niederthauend, würden Deine jugendliche Seele mehr befruchtet haben, als es meine vernünftige Lehrweisheit je an Dir vermochte. Ach! sie hatte ihn nie geliebt, den Mann, den sie nur nach meinem Willen sich gegeben. Edle Frauen verblendet fast nie die Schönheit des männlichen Gesichts, denn sie suchen am Mann eben etwas Anderes und mehr als dieses. Darum theilte Mathilde nie das günstige Vorurtheil für Arno, das sich mir aus meiner Gesichterwissenschaft zu einem festen Glauben gebildet hatte. Die Frauen haben kein Talent zur Physiognomik, aber sie sind dennoch die feinsten Gesichterkenner. Ihnen ist ein Seelentakt von Natur gegeben, gerade das Geheimste und Leiseste sinnig herauszuempfinden aus der Form der Erscheinung. Sie fühlen die Seele durch in einem Gesicht, sie sind die wahren Geisterseher der Physiognomien. Das Urtheil der Frauen hat Schmetterlingsfühlhörner, die sie tändelnd ansetzen an die Gegenstände, die sie begreifen wollen, aber sie schmecken Alles mit einer scharfen Zunge.

Das Ahnungsvermögen, das in den Kindern so stark ist, wird in den Frauen zu einer fast wunderbaren Weissagekraft. Diese Kraft hat die Natur dem schwachen Geschlecht zu seinem Schutz gegeben, weil die Waffen der Gewalt nicht für die Frauen sind. Jedes verstellte Gesicht fürchte sich am meisten vor dem stillen Seherblick des weiblichen Auges. In ihrer Unschuld errathen die Frauen so bald die Sünde! Sie sind in ihrer einfachern Bestimmung der Seele des Lebens näher geblieben, und darum finden sie überall gleich die Seele in der Erscheinung auf, während der Mann noch mit der Form und um die Form streiten muß und sich verwirrt. War Eine unter den Frauen scharfsichtig für die Kunde des Seelenhaften im Menschen, so war es meine Tochter. Ach! sie war eine Kassandra, die das Unglück vorausgesagt hat, ohne gehört zu werden. Sie gestand so offen die innere Abneigung, die sie selbst nicht näher zu erklären wußte, gegen den Mann, den ich für vortrefflich ansah. Mich täuschte die Form, und ich wußte mir meine Täuschung selbst wissenschaftlich zu begründen, aber sie, in ihrer reinen, klaren Anschauung höher als alle Wissenschaft stehend, erkannte das Wahre an ihm. Dennoch ging Alles in den ersten Jahren ihrer Ehe noch glücklich. Ihr mildes, unangreifbares Wesen stand lange wie ein bewaffneter Engel mit bittenden und siegenden Augen ihm

gegenüber. Auch schien das feste Vertrauen, das ich auf ihn gesetzt, seiner Natur noch Fesseln anzulegen, denn man halte den Menschen nur entschieden für edel, und selten wird er so verworfen sein, daß er nicht wenigstens eine Zeitlang dem Schein unserer Meinung zu entsprechen suchen würde; ja es kann sein, daß er aus moralischer Ehrsucht Das wirklich wird, wofür wir ihn nur aus Irrthum gehalten haben. So aber nicht Graf Arno. Er hatte durch mich nur sein Glück im Staatsdienste machen wollen, und nachdem er sich fest genug in die Gunst des Fürsten eingeschlichen zu haben glaubte, hielt er es für Zeit, sich für die Verstellung, die er sich bis dahin auferlegt, durch einen um so muthigern Ausbruch seines wahren Charakters zu rächen. —"

„Und der Fürst?" — fragte Erwin mit banger Stimme, als Valerian schwieg, und näherte sich dem Großvater wieder zutrauensvoller, von dem er das ganze Unglück der Seinigen vernehmen wollte.

„Der Fürst? Ja, der Fürst!" entgegnete der alte Graf und stampfte fast mit dem Fuße vor aufsteigendem Zorn. „Wie kommst Du auf den Fürsten, Knabe?"

„Ich weiß nicht!" — flüsterte Erwin verlegen. — „War es mir doch, als hätte ich dunkel es gehört, daß er — daß er —"

„Ja, Er" — rief Valerian — „Er — er

liebt Deine Mutter, — und darum ist Dein Vater der Günstling des Fürsten geworden! O schrecklich ist es, Alles zu erzählen!"

„Und meine Mutter?" seufzte Erwin.

„Deine Mutter erröthete zum erstenmal wieder seit ihrem Hochzeittag, wo sie bleich geworden war!" sagte der Graf. „Sie erröthete und weinte, und erschien dem Fürsten nur noch begehrenswerther. Ach, sie war schön geblieben selbst eine mehrjährige unglückliche Ehe hindurch. Damals, wo sie als sechszehnjähriges Mädchen mit Deinem Vater vor den Altar trat, im blendenden Brautschmuck und weißen Kleide, mit wankendem Fuß die feierliche Versammlung durchschreitend, scheint mir ihre Natur vor innerem Erbeben einen Stillstand der Entwickelung erlitten zu haben, denn sie hat sich seitdem nicht verändert, und noch heut ist es mir, wenn ich sie anblicke, als sehe ich die vom Leid verschönte Braut der damaligen Zeit. Sie blüht einer Himmelsbraut entgegen. Und der Fürst gerieth auf die Laune, auch einmal einem frommen, reinen Himmelsbild seine frevelhaften Wünsche zu weihen, und Arno war bereit genug, ihm die eigne Gattin verrathen zu wollen! —"

„O Du erzählst, was mir mein Herz zerschneidet!" klagte Erwin, und beugte sein Gesicht, wie Trost suchend, auf die Hand des Großvaters nieder. Der gemeinsame Kummer machte ihn wieder zutraulich.

„Ja, so ist es, mein Sohn!“ rief Valerian, und verhüllte sich schweigend.

„Ja, so ist es, Großvater!“ begann der Jüngling nach einer Pause wieder. „Ich hatte es gewußt und geahnt, obwohl es mir in's Verborgene entrückt worden war. Aber ich wagte es nie auszudenken, und mir als ein Gewisses klar vorzustellen. Nun hast Du mir einen entsetzlichen Blick in's Leben eröffnet!“

„O, Dein Vater ist nicht unbelohnt geblieben!“ fuhr der Graf mit bitterm Lächeln fort. „Er thut nichts, wo er nicht Vortheil sieht. Er liebte längst die ehemalige Favoritin des Fürsten, und der Fürst trat sie ihm ab, weil er gern Mathilden dafür eingetauscht hätte. Seine Gesinnung war weniger niedrig, denn er wollte das Göttliche für das Gemeine sich aneignen. Zugleich hatte Dein Vater Aussicht, Minister zu werden, wenn ich erst gestürzt wäre, und der Fürst schien seines alten Rathes, dem er sonst unbedingt vertraut, überdrüssig geworden zu sein, weil ich ihn täglich ernst anblickte wegen meiner Tochter.“

„Ach, und die Mutter? Wer schützte sie täglich und stündlich?“ fragte Erwin.

„Sie schützte zuerst ihr flehendes, blaues Auge, dem der Fürst lange keine Gewalt entgegenzustellen wagte!“ entgegnete Valerian. „Mich aber schützte

nichts vor den ruchlosen Verleumdungen, die bald immer kühner ihr Haupt gegen mich zu erheben anfingen. Es war darauf abgesehn, mich fortzudrängen noch am Abend meines Lebens aus dem ehrenvoll behaupteten Amte, und der Fürst, der von nun an nur den Einflüsterungen seines neuen Lieblings Arno folgte, verhehlte den Vorwurf nicht, daß ich durch meine Grillenhaftigkeit in Besetzung der Stellen dem Lande geschadet. Dieser Vorwurf, von Graf Arno gerade ausgegangen, traf mich mit tödtlicher Ironie, und ich hätte mich selbst vor Ingrimm vernichten können, denn allerdings durch ihn, dem ich auf sein trügerisches Gesicht hin ein Amt gegeben, hatte ich dem Lande geschadet!"

„Die Mutter aber" — sagte Erwin leise — „wie erging es ihr ferner?"

„Sie wurde plötzlich krank" — fuhr Valerian fort — „oder sie schützte vielmehr eine Krankheit vor, und der wackere Arzt des Hauses zeigte sich ihrem Plan behülflich. Als Kranke konnte sie sich nämlich ungehindert in der Stille ihres Zimmers verbergen, sie konnte vor den frechen Nachstellungen der Welt auf eine Zeitlang gesichert in einsamer Klause sitzen, und die Fieberleidende, wofür sie ausgegeben wurde, beunruhigte so lange wenigstens kein unziemliches Andringen, kein peinigendes Gesicht. Man ließ sie allein, weil sie es wollte, und so schien der

edeln Seele die qualvolle Verwirrung der Verhältniſſe wieder fern gezogen zu ſein. Wie gönnte ich ihr dieſen augenblicklichen Frieden, den die weibliche Liſt ihr errungen, war es auch nur ein Friede, um ungeſtörter dem geiſtigen Leid nachhängen zu können. Aber auch in dieſe zurückgezogene Ruheſtatt ihrer Schmerzen, in dieſes einſame Heiligthum ihres trauernden Herzens, drang endlich der Frevel ihrer Verfolger ein. Man hatte wohl längſt Argwohn geſchöpft, daß ihre Krankheit nur verſtellt ſein könne."

„Ach, und was geſchah?" fragte Erwin, ſich zitternd an den Großvater ſchmiegend.

„Einſtmals gegen Abend ging ich wie gewöhnlich aus" — fuhr Dieſer fort — „um Mathilden zu beſuchen. Ich wählte immer dieſe Stunde, in der Graf Arno nie zu Hauſe zu ſein pflegte. Ich konnte ihn längſt nicht mehr anſehn, und darum vermieden wir, uns zu begegnen. Du hatteſt damals gerade eine kleine Reiſe mit Deinem Hofmeiſter unternommen, und begleiteteſt mich daher diesmal nicht."

„O, wäre ich mit Dir geweſen!" rief Erwin ahnungsvoll.

„Nein!" ſprach Valerian. „Es war die entſcheidende Stunde unſres Unglücks. Dein Vater war diesmal wider ſeine Gewohnheit zu Hauſe geblieben." —

„Was that der Vater!" flüſterte Erwin.

„Er war zu Hauſe geblieben, um dem Fürſten

dem Anſchein nach Gelegenheit zu geben, ihn zu beſuchen. Der Fürſt war im Hauſe. Ich wußte es anfangs nicht."

„Ach, und dort trafeſt Du mit dem Fürſten zuſammen?" rief der Jüngling. „Wehe, wehe, nun iſt mir Alles erklärlich!"

„Höre, höre! wie es ſich zugetragen!" fuhr der bewegte Greis fort. „Ich wollte, wie ſonſt, nach dem Zimmer meiner Tochter eilen. Im Gange ſteht der Jäger des Fürſten. Er hält mich zurück, und will mir den Eintritt wehren. Er will den Eintritt mir wehren mit ſchnöden Bedientenworten, und ich ſtaune ihn an, bis mir die Hitze heraustobt. Da ergreife ich den Elenden, und ſchleudere ihn gegen die Wand, daß er niedertaumelt. Ich nähere mich dem Zimmer Deiner Mutter. Sie ſpricht — ich höre ſie — ſie ſpricht mit bittender und weinender Stimme: Ach, warum weint und fleht ſie ſo, die geliebte Dulderin?"

„Ach! Ach! Dunkle Wendung des Geſchicks!" klagte Erwin vor ſich hin. „Mit wem ſprach die Mutter?"

„Ich trat ein, um zu ſehn, mit wem ſie ſpreche?" verſetzte der Graf. „O, ſie ſprach mit dem Fürſten. Durch eine geheime Thür ihres Gemachs, die nur Deinem Vater bekannt geweſen, hatte er den Fürſten plötzlich in das Zimmer Mathildens eintreten laſſen.

Der Fürst hatte von Deinem Vater eine geheime Unterredung mit Deiner Mutter begehrt. Nichts Arges war dabei, und darum ließ Arno getrost seine Gattin allein. Der Fürst des Landes war ja zu ihrem Schutz zugegen. Der Fürst aber wollte dringend die alten Wünsche äußern, die Mathilde immer verachtet hatte; er wollte von Neuem kühn um sie werben, indem er sie in ihrem Gemach zu überraschen, zu verwirren meinte. Ach, wie war es möglich, ihrer leidenden Engelgestalt ungestüm gegenüber zu treten! Sie aber beschwor ihn ernst, sie zu verlassen, sie flehte ihn an fortzugehn, sie mahnt an Pflicht und Sitte, und beklagt händeringend ihr unglückliches Loos. Da wird seine Leidenschaft zur Wuth; er ergreift sie und schlingt gewaltsam die Arme um ihren Leib. Mathilde schreit laut auf, und in diesem Augenblick werd' ich beiden zuerst sichtbar. Meine Tochter springt mir entgegen, sie fällt mir weinend um den Hals und verbirgt das scham- und zornglühende Gesicht an mir. Der Fürst jedoch steht zitternd vor Ingrimm da. Er schien mich durchbohren zu wollen mit seinen rollenden Augen. Er nannte mich einen thörichten Graukopf, der sich zur Unzeit erkühnt, in seine Nähe zu dringen. So nannte er mich!"

„So nannte er Dich, Großvater?" sagte Erwin, auffahrend.

„So nannte er mich, und ich griff an mein Herz,

um das alte brausende mit aller Anstrengung niederzuhalten. Ich thörichter Graukopf litt und leide freilich noch immer an Herzstürmen. Er aber trat heftig auf uns zu, und sagte, daß er die schönste Frau dennoch küssen wolle, selbst in ihres Vaters Armen. Da zog ich" — —

„Da zogst Du?" — fragte der Jüngling leise.

„Siehst Du, da zog ich ihm den Degen von seiner Seite, und zückte ihn gegen den jungen verblendeten Mann. Er stürzte dennoch rasch uns entgegen, und aus seinem Arm träufelte das Blut in großen Tropfen. Es sprützte dunkelroth auf meiner Tochter weißes Kleid. Doch hatte er sich selbst die leichte Wunde beigebracht. Mir aber kehrt jetzt die Besinnung zurück, ich stürze auf meine Knie nieder, und verbinde dem auf einen Stuhl Hingesunkenen mit meinem Schnupftuch den Arm, der nur obenhin gestreift war. Er erholt sich schnell wieder von einer vorübergehenden Betäubung, er sieht mich vor ihm kniend, und meint, daß ich die Verzeihung von ihm erbitten wolle. „Du hast schwer gefehlt!" sagt er, und scheint durch seinen milden Ton Alles begütigen zu wollen. — „Die geringere Schuld ist mein!" antwortete ich, denn mich trieb die innere Ueberzeugung so zu antworten. Da fuhr er auf und blickte mich lange sprachlos an. Ich wußte es, daß er mich nun mit der Verbannung und Amtsentsetzung

beſtrafen würde, denn darauf hatte Graf Arno längſt bei ihm gedrungen. Er that es mit höhnenden Worten, und eilte dann fort, um ſich in ſeinem Wagen davon tragen zu laſſen. Einige Tage darauf war Graf Arno Miniſter. Der Verbannte aber traf Anſtalt abzureiſen, nachdem die nöthigſten Angelegenheiten geordnet waren. Deine Mutter floh auf meinen Rath die Reſidenz, und begab ſich mit ihrer kleinen Tochter auf ihr nahe gelegenes Landgut, von wo ſie nun auf geſetzlichem Wege ihre Scheidung von dem unwürdigen Manne betreibt; wo ſie jedoch, fürchte ich, nicht ſicher ſein wird. Du aber, Erwin, kehrteſt gerade in dem Augenblick von Deinem Reiſeausflug zurück, als ich mich anſchickte, die Stadt zu verlaſſen. Ich nahm Dich mit mir. Du weißt jetzt, warum wir ausgewandert ſind aus der alten Gewohnheit unſrer Leiden und Freuden, und wie ſich dieſe über unſern Häuptern zertrümmert hat!"

„Ach, was iſt das Leben!" rief der Jüngling wehklagend aus. „So früh hat es ſich mir verzerrt in den theuerſten Geſtalten, die es auf Erden gibt, und nicht nur das heilige Bild des Vaters hat es mir ſchon aus dem Herzen geſtohlen, in dem es einen ſchönen Platz ausfüllte, — auch von Dir, Großvater, bin ich jetzt verlaſſen, und Du haſt Dich losgeſagt von mir! Ach, ich hatte mir den Jugendfrühling länger und reicher gedacht! Will er ſchon

im Mai anfangen, mir mit ſeiner hellen Blüthenluſt zu vertrocknen? Warum laſſen mich alle die geliebten Bilder meines Lebens, die zu verehren mein Glück ſein würde, nun einſam, und warum will es ſchon leer an großen Bildern werden in meinem ſehnenden Herzen? — Doch ich will zur Mutter gehn. Ich weiß, ſie denkt noch meiner!" —

In dieſem Augenblick vernahm man aus dem anſtoßenden Zimmer, in welchem der bereits bekannte Aufenthalt der Thiere der Menagerie war, das laute Gebrüll des Löwen, das durch einen beſondern Anlaß jetzt ſo ſtark erregt zu werden ſchien. Es erinnerte die Beiden plötzlich an die ſeltſame Umgebung, in der ſie ſich hier befanden, und die ihnen für den Augenblick in dem lebhaften Geſpräch, dem ſie ſich hingegeben hatten, faſt wie entſchwunden war. Der alte Graf horchte aufmerkſam auf die Thierſtimme, um ſich der Verlegenheit zu entziehn, in die ihn jetzt der bevorſtehende Abſchied von ſeinem Enkel verſetzen mochte.

„Ja, ich will die Mutter auf ihrem einſamen Landgute aufſuchen!" fuhr Erwin mit feſter, aber ſanfter Stimme fort. „Ich fühle ein Bedürfniß in mir, in ihrem Leid um ſie zu ſein, und fortan mitzudulden, was ihr das Schickſal bringt. Du willſt zwar auch dorthin, wie Du mir geſagt, Großvater! aber da Du der Meinung biſt, daß ich Dir ſchaden

und hinderlich sein könne, wenn ich in Deiner Nähe bliebe, so will ich allein vorauswandern, und noch heut, obwohl es schon gegen den Abend zu dunkelt. Nicht länger soll Dich die Anwesenheit Deines armen Enkels beunruhigen."

Der aus dem Nebenzimmer heraüberdringende Lärm der wilden Thiere schien jetzt immer allgemeiner zu werden. Besonders ließ sich die dröhnende Stimme des Löwen wieder vernehmen, die jedoch, wenn man näher darauf hörte, mehr einem Winseln ähnlich klang, wie es die Thiere in der Freude auszustoßen pflegen. Der Graf, ohne auf die Worte seines Enkels Etwas zu entgegnen, trat schnell hinaus, um den Gegenstand wahrzunehmen, der draußen die Thiere ohne Zweifel beschäftigen mußte, und Erwin folgte ihm in stillen Gedanken.

Hier stellte sich ihnen ein unerwartetes Schauspiel vor Augen. Das junge Mädchen, das man während der Auction gesehen und das besonders von Erwin mit Theilnahme bemerkt worden war, stand vor dem geöffneten Käfig des Löwen, und schien sich mit dem schöngestalteten Thier wie mit einem längst vertrauten Bekannten zu unterhalten. Sie streichelte ihm liebkosend die flatternde goldne Mähne, und rief ihm viele Schmeichelworte zu, die er alle zu verstehen und mit freudigem Wedeln des Schweifes, sowie durch den lauten Ausdruck seiner kräftigen

Stimme zu beantworten ſchien. Er war ſo zahm gegen ſie wie ein Hündchen, und leckte ihr die kleinen Hände, die ſie ihm furchtlos entgegenbot. Doch ſtanden Thränen in des lieblichen Mädchens Augen, und neben ihr an der Erde lag ein kleines Bündel Kleider zuſammengeſchnürt, das ſie ſich bereits zurecht gelegt haben mochte, da das harte Geſchick ein ſo junges Kind zum Fortpilgern in die Fremde nöthigen zu wollen ſchien. Sie hatte ſich jetzt noch einmal die Thiere ihres verſtorbenen Vaters betrachten wollen, und vor Allem nicht umhin gekonnt, den Käfig ihres innig befreundeten Lieblings zu eröffnen, und von ihrem Löwen, der ſtets ſein Futter von ihr zu empfangen gewohnt war, den letzten traurigen Abſchied zu nehmen.

Der alte Graf war verwundert in der Thür ſtehen geblieben, und ſchien ein Intereſſe daran zu finden, das Mädchen zu beobachten. Auch Erwin lauſchte mit klopfendem Herzen, und fühlte, wie ihn ihr Anblick, der unter der Seltſamkeit der obwaltenden Umſtände faſt geheimnißvollen Reiz für ihn gewann, immer wunderbarer anziehe.

Sie ſchien unſerm Erwin an Alter gleich zu ſein und, wie er, noch kaum das funfzehnte Jahr erreicht zu haben, doch war ſie faſt größer anzuſehen als er, da ſich jetzt ihre ſchlanke Geſtalt, die ſie zu dem Löwen herniedergebeugt hatte, ganz in die Höhe

richtete. Ihre Geſtalt aber, ſo wie ihr Geſicht erinnerten beide durch einen gewiſſen kräftigen Ausdruck an die härtere, aber auch friſchere Lebensweiſe, die man an einem Mädchen ihres Standes vorausſetzen mußte, und wenn auf ihren braunen Wangen auch nicht die Roſen und Lilien glänzten, die bei andern Mädchen, denen eine zartere Entwickelung ihres begünſtigteren Daſeins vergönnt iſt, am liebſten an dieſer Stelle aufzublühn pflegen, ſo war doch auch auf ihnen die Blüthenſpur der Jugend anmuthig genug hingehaucht. Aber es war, wenn wir ſo ſagen dürfen, wie eine wilde Waldblume, was man an dieſem Antlitz blühend nennen konnte, doch lag in dem Wilden, welches ihr anhaftete, zugleich das Freie und Edle, ja etwas Süße, das man nicht ungerührt betrachtete. Man ſah wohl ſelten ein Mädchengeſicht, in dem ſo viel derbe Natürlichkeit mit ſo vieler Gutmüthigkeit, ſo viel Entſchloſſenheit und Keckheit der Züge mit einem ſo unverkennbaren Ausdruck eines tiefen weiblichen Gefühls ſich begegnete, und dies Gefühl lag im trauerndſten Ausdruck, der dem Tod ihres Vaters galt, über ihr ganzes Antlitz innigſt bewegt ausgegoſſen. Das ſchwarze ſtechende Auge war feucht von Weinen, aber ſelbſt durch dieſen thränengewobenen Schleier ſchimmerte der ſcharfe, ſchnelle, glühende Blick hindurch, der ſie eigentlich am meiſten charakteriſirte. In ihrem

Trauerkleide, das zugleich ihr dürftiges Pilgerkleid war, und deſſen kurze Aermel die ſchön geformteſten Arme ſehen ließen, glich ſie einem heimathloſen Nachtſchmetterling, der abenteuernd durch die einſame Haide auszufliegen im Begriff ſteht, um ſich ein Vaterland zu ſuchen. —

„Mein guter Hyacinth!“ ſagte ſie jetzt zu ihrem Löwen, ihn klopfend und ſtreichelnd. „Wir werden uns jetzt beide ein Adieu ſagen müſſen. Vater iſt todt, und du ſchnaubſt vergebens umher nach allen Ecken, um ihn noch auszuwittern, denn tief unten ſchläft er unter der Kirchhofserde, und über ihm fängt ſchon der Rosmarin an zu blühen. Ja ſieh! Freund Hyacinth, wie du die Tatze erhebſt, aber das hilft dir Alles nichts! Starke Nägel hätteſt du genug, Freund, um ein Grab wieder aufwühlen zu können, aber die Geſtorbenen müſſen dennoch unter bleiben, denn der liebe Gott will nicht, daß ihnen die Sonne mehr ſcheine. Auch Du wirſt die Sonne nicht mehr oft ſchmecken, armer Löwe, denn Iſabelle muß auch fort, und ſie wird Dich nun nicht mehr, wie ſonſt, am Gängelfaden hinaus in's Freie führen, damit Du Dir die Mähne ſonnen kannſt. Fremde Leute haben Dich gekauft, die Du nicht kennſt und die Dich nicht kennen, und ſie werden Dir nicht trauen, daß Du ſo zahm und folgſam biſt wie ein Lamm, ſie werden Dir nicht ſo trauen wie Iſabelle,

die Dich geliebt hat. Doch auch Iſabelle muß nun unter die fremden Leute und ſich Dienſt bei ihnen ſuchen, damit ſie leben kann. Das leidige Leben iſt an ſich noch nicht qualvoll genug, es kommt auch noch die armſelige Angſt um Eſſen und Trinken dazu, und von den vielen Schmerzen, die man hat, kann man nicht einmal leben und ſich ſatt zehren. Aber ſei nur ruhig, mein Hyacinth! ſie werden Dir Dein Futter ſchon immer reichen, denn ein Thier kommt immer noch eher durch im Leben, als ein Menſch. Doch ich fürchte, Du wirſt nicht mehr ſo munter und luſtig bleiben, wenn künftig nur fremde Leute um Dich ſind, und Du wirſt Dich, wie Du es einmal vorm Jahr gethan, ſtets mißvergnügt und ſchläfrig in den Winkel werfen, denn Du haſt Anlage zur Trägheit, Du fauler Knecht! So komm denn noch einmal heraus zu guterletzt, und ſpiele mit mir, und ſei vergnügt!“

Sie trat ſchnell einige Schritte von dem Käfig zurück, ſchlug mit den Händen lockend auf ihr Knie, und Hyacinth ſchwang ſich mit einem mächtigen Sprunge aus ſeinem Gefängniß heraus, daß der Boden, den er berührte, unter ihm dröhnte. So ſtand er ganz frei neben ihr, ſtreckte den Schweif hoch empor, und dehnte ſich im Gefühl ſeiner Freiheit mit einer ſichtlichen Wolluſt alle Glieder aus. Sie aber zog einen Faden ihres Strickgarns aus

dem Buſentuch hervor, band das Garn an der Mähne des geduldig ſtillhaltenden Löwen feſt, und behielt das andere Ende des Fadens, den ſie lang ausbreitete, wie einen Zügel in der Hand.

„So ſind wir oft miteinander ſpazieren gegangen!“ ſagte ſie, und ihr ſchmerzvolles Geſicht ſchien ſich ein wenig durch ein leiſes Lächeln zu erhellen. — „Aber Du weißt, wenn Du zerreißeſt, bekommſt Du Schläge!“

Der Löwe war indeß gewohnt, den dünnen Faden, an dem ihn ſeine junge Gebieterin lenkte, ſo ſorgſam und ängſtlich zu tragen, als ob er ſich durch eine ſtarke Kette gebunden fühle. Er ſtreckte die linke Vordertatze ſpieleriſch aus, und bewies dadurch, daß er bei guter Laune ſei. Sie führte ihn einigemal im Zimmer auf und nieder, indem er mit bewundernswürdiger Geduld ihrem Faden folgte, wohin er auch gelenkt ward, und nur zuweilen durch ein übermäßiges Schnauben und Schütteln ſein Wohlgefallen über dieſen Spaziergang ausdrückte.

„So trage mich auch einmal wieder, guter Hyacinth!“ rief ſie alsdann, und ſetzte ſich in ſolcher Stellung auf ſeinen Rücken, wie man ſich eines Damenpferdes zu bedienen pflegt. Hyacinth aber ließ ſich die angenehme Laſt gefallen, und ging mit dem Mädchen, das ſich an ſeiner Mähne feſthielt, einige Schritte vorwärts, dann ſtand er jedoch plötz-

lich still, sperrte den Rachen weit auf und gähnte so fürchterlich, daß seine Herrin unwillig von seinem Rücken wieder herabstieg. „Du gähnst schon wieder und langweilst Dich!“ sagte sie. „Fort denn mit Dir, geschwind wieder hinauf in Deinen Käfig! Es ist das letzte Mal gewesen, daß wir beisammen waren, und Du hast Dich doch gelangweilt! Fort! Fort! spring' in Dein Haus hinein!

Sie gab ihm einen Schlag, und zeigte mit der Hand auf das Gitter, in das er sich auch wieder gutwillig einschließen ließ. Dann stand sie eine Zeitlang da, im Stillen seufzend, und war eben im Begriff, ihr kleines Bündel unter den Arm zu nehmen und fortzueilen, als Valerian, und hinter ihm Erwin, jetzt hervortraten und das Mädchen freundlich begrüßten.

Sie erschrak, als sie der Fremden ansichtig wurde, und wollte, nach einer kurzen Erwiederung des Grußes, sich hastig fortbegeben. Der Graf aber faßte sie bei der Hand, und redete ihr durch milde und ermunternde Worte zu, die sie mit schüchtern niedergesenkten Blicken anhörte. Endlich schien sie ihre natürliche Unbefangenheit wieder zu gewinnen, und, das Auge hell und freundlich zu dem alten Grafen aufschlagend, obwohl sie es noch vermied, Erwin anzusehn, beantwortete sie die an sie gerichteten Fragen wegen ihres Namens, ihres Vaters und ihres Schick-

fals ganz offen in ihrer lebhaften Ausdrucksweise. Valerian schien diesem verwaisten Naturkinde eine besondere Theilnahme zu widmen, und bemühte sich augenscheinlich, ihr Zutrauen einzuflößen.

„Du lebst mit Deinem Löwen Hyacinth auf einem recht vertraulichen Fuße, Isabelle!“ sagte er wohlwollend, und strich ihr schmeichelnd die dunkeln, krausen Locken von der Stirn, die in natürlicher Unordnung darüber hinflatterten.

„Der Löwe ist gut und zahm!“ entgegnete sie ernsthaft. „Ich habe ihn schon gekannt, als er noch ganz klein war, und ich war damals auch noch ein kleines Kind, wie er. Er ist in der Thierbude meines Vaters auf die Welt gekommen, und so spielten wir Beide von Jugend auf miteinander, doch bin ich um mehrere Jahre älter als Hyacinth. Als er noch klein und niedlich war, habe ich ihn noch mehr lieb gehabt als jetzt. Aber man kann nicht immer klein bleiben, und wenn man groß wird, spielt Keiner mehr mit uns so gern, und Keiner sagt mehr: „liebes Kind!“ sondern es heißt: „großes Mädchen! fort mit dir in die fremde, kalte Welt hinaus, und pilgre, und arbeite!““

Bei diesen Worten machte sie wieder Miene fortzueilen, und wollte schnell an Erwin vorüberschießen, der im Wege stand, und, indem er ihr ausbog und sie ihm wieder, sie im Laufe hinderte,

ſo daß ſie verwirrt ihm gegenüber ſtehen blieb und ihn bald mit den glänzenden Augen bedeutſam anblickte, bald verlegen und ungewiß zur Erde niederſah. Der Jüngling war ebenfalls hochroth geworden, und hätte das Mädchen gern auch, wie der Großvater, mit einigen freundlichen Worten jetzt angeredet, aber, ſchüchterner noch als ſie, ſchien er für den Augenblick nicht den Muth dazu gewinnen zu können.

Valerian näherte ſich der fliehen wollenden wieder. „Bleibe bei mir, Iſabelle!“ ſagte er. „Bleibe bei mir! Du ſollſt es gut haben wie bei einem Vater! Dein Geſicht gefällt mir!“

Iſabelle kehrte ſich raſch nach ihm um, und betrachtete ihn lange, als wolle ſie ihn prüfen, ob es ſein Ernſt ſei. „Ich ſoll bei Dir bleiben?“ fragte ſie dann. „Soll ich Dir dienen?“

„Du ſollſt mir nicht dienen!“ entgegnete Valerian. „Ich möchte Dich gern bloß um mich ſehen, denn ich bin ein einſamer Mann, und habe viele trübe Stunden. Da ſollſt Du mich erheitern durch Deine Nähe und durch Dein liebes, trautes Geſicht!“

„Du haſt ja Deinen Sohn!“ verſetzte ſie, ſich beſinnend, und ließ wieder einen verſtohlenen Seitenblick auf den in Erwartung daſtehenden Erwin hinübergleiten.

„Ich habe keinen Sohn!“ ſagte der alte Graf, trübe lächelnd. „Willſt Du bei mir bleiben, Iſabelle?“

„Bleibt der Löwe auch bei uns?“ fragte sie noch.

„Wir reisen fort, mein Kind!“ entgegnete der Graf — „und nehmen den Löwen und alle Thiere Deines Vaters mit uns.“

„Das ist schön!“ sagte sie, und reichte dem Grafen nun zutrauensvoll die Hand. „Dann bleibe ich bei Dir! Laß mich Deine treue Dienerin sein, denn ich fühle Ehrfurcht vor Dir im Herzen, Du alter, freundlicher Mann!“

Valerian drückte ihre Hand in der seinigen, und küßte das liebe Mädchen, das so schnell seine wahrhaft väterliche Zuneigung gewonnen, auf die Stirn. Es war indeß nicht zu bezweifeln, daß den Grafen hier, außer seiner alten und im Leben oft von ihm geübten Neigung, sich ein liebendes Wesen in seiner Umgebung aufzuerziehn, das ganz an ihm hinge, auch noch ein anderer Umstand bewegen mochte, sich Isabellens anzunehmen, wodurch ihm dieß neue Verhältniß gewissermaßen nothwendig schien. In der Ausführung seines Planes, unter dem erborgten Namen und in der Kleidung des verstorbenen Thierwärters sich unerkannt auf den Schauplatz, von dem er durch die fürstliche Verbannung verwiesen worden war, wieder zurückzubegeben, um dort heimlich zu wirken, mußte es ihn offenbar unterstützen und zu seiner Unkenntlichmachung dienen helfen, wenn er die Tochter jenes Mannes als die seinige mit sich

führte. Er konnte dadurch am leichteſten jede Spur eines Verdachtes gegen ſeine Perſon von ſich abwenden.

Unterdeß ſich aber Valerian und Iſabelle ſo miteinander befreundeten, ſtand der arme Erwin traurig bei Seite, und ſah, wie die ihm entfremdete Zuneigung des Großvaters nun bereits ihren andern Gegenſtand gefunden und auf denſelben übergegangen war. Er hätte faſt einige Eiferſucht gegen das ſchwarzbraune Mädchen empfinden können, das den Platz eines Lieblings, den er ſonſt eingenommen, nun ausfüllte, aber doch, fühlte er, könne er ihr niemals gram werden. Ja er meinte bei ſich, daß er an der Stelle des Großvaters ebenſo gehandelt und das verlaſſene Kind durch jeden Beweis der Liebe zu tröſten geſucht haben würde. Er ſelbſt aber ſchickte ſich nun an, von hinnen zu ziehen und ſeine Wanderſchaft anzutreten. Der Graf hatte ſich doch eigentlich, in der wunderbaren Veränderung ſeines Sinnes, ſo hart und ſtreng gegen den Jüngling erwieſen, daß auch er es nun in ſeinem Buſen plötzlich etwas kühl werden fühlte, und das Bewußtſein der Selbſtſtändigkeit, das in dieſem Jugendalter am entſchiedenſten durch ein erlittenes Unrecht erweckt wird, ſich in ihm zu regen begann.

Das Lebewohl, das er jetzt zum Abſchiede ausſprach, ſchien ihm deshalb faſt leichter zu werden.

Aber da blitzte noch einmal ein vielſagender Augenſtrahl zu ihm herüber, — er kam aus Iſabellens Blicken, die den ſeinigen fragend begegneten. Ach, er wäre doch lieber beim Großvater geblieben!"

Valerian legte beide Hände auf die Schultern des Enkels, und entließ ihn dann mit kurzem Wort.

Erwin ging langſam auf die Thür zu.

„Warum bleibt Dein Sohn nicht hier?" fragte Iſabelle leiſe aber heftig den Grafen.

Erwin wandte ſich noch einmal um und blieb ſtehen. Sie hatte geſprochen, ſie hatte nach ihm gefragt.

„Warum läſſeſt Du ihn fortreiſen allein?" fuhr ſie dreiſt fort, zu Valerian gewandt. „Bald wird es Nacht werden draußen. Laß ihn wenigſtens bis morgen früh hier! Soll Dein Sohn durch die finſtere Nacht fortwandern in die Fremde? Oder iſt er nicht Dein Sohn?"

Der Graf ſagte, wie zu Beiden ſich kehrend und ihnen antwortend: „Der Jüngling muß wagen und Gefahren beſtehen, damit er zum Manne werde! Finſtere Nächte muß er einſam durchwandern, damit er das Licht finde! Zaget nicht! Wir ſehen uns wohl Alle noch einmal wieder!"

Nach dieſen Worten ging er ſchweigend in das kleine Cabinet zurück, und winkte Iſabellen, ihm zu folgen.

Sie aber zögerte noch. Eine Zeitlang ſtanden ſich Erwin und Iſabelle noch ſtill einander gegenüber. Dann nickten ſie ſich wehmüthig lächelnd zum Scheiden zu. Es war der erſte Gruß, den ſie ſich boten. —

Draußen auf der Straße blickte ſich Erwin noch einmal nach dem Fenſter des Häuschens um. Iſabelle ſtand am Fenſter und ſah ihm nach. Es war ihm, als ſchimmerten Thränen in ihren Augen. —

— Wer in Schmerzen den Wanderſtab ergreift, um auszuziehen mit ſeinem Leid über Berg und Thal, der trete, wie Erwin es that, ſeine Wanderſchaft an einem milden traulichen Sommerabend an. Früh des Morgens auszuwandern, mit dem erſten Lerchenſchlag, während prächtiger Sonnenaufgang das Haupt des Pilgers umglüht, bekommt nur dem Glücklichen gut. Wer noch ganz glücklich und ganz friſch iſt, wandre mit Sonnenaufgang aus in die vielverſprechende Ferne, und genieße es jauchzend, daß ihn die naturkräftige Heiterkeit der Schöpfung wie auf ihren Flügeln von dannen trägt durch Gottes Welt. Dem Unglücklichen thut jedoch die Morgenröthe wehe, und er wandert lieber dem ſcheidenden Abendroth entgegen, das im Weſten über den Bergen glimmt, wie ein ſchöner, milder Traum der einſchlummernden Natur. Auch er will wieder heiter und geſund werden durch die Reiſe, denn dem Men-

schen zittert immer noch eine unverwüstliche Begierde nach Glück in seiner Brust, selbst wenn ihm die Brust schon zerfleischt und zerrissen ist durch die Schläge des Lebens. Das Leben ist aber auch eben so reich an Mitteln der Versöhnung, als der Qual. Wenn es sein schleichendes Gift ausgeströmt hat, zeigt es sich auch wieder erfinderisch an Heilkräften aller Art, und der Mensch muß erstaunen, welche Anstrengungen es sich die Natur kosten läßt, ihm die Wunden wieder zu lindern, die sie ihm selber geschlagen hat.

Darum wandre getrost der Nacht entgegen, schmerzbedrückter Pilger! Biete dein müdes Haupt links und rechts den warmen Abendlüftchen entgegen, und wiege deine Gedanken ein in der Stille der Schöpfung, die rings auf den Fluren, als wären sie in Andacht versunken, ruht! Alles um dich her, was du siehst, kann dich auch heilen, wie es dir Leid verursachen kann. Selbst aus dem Abendlüftchen fliegt der Friede in des Wanderers Gemüth wieder hinüber, und du weißt selbst nicht, wie dir geschieht, wenn unversehens aus der Abendstille dich ein Gefühl von Lebensglück wieder anweht! Die Heerdenglocken läuten heimwärts dir zur Seite, die Vögel singen oben von den grünen Bäumen zu dir herab, die Blüthengesträuche schütteln sich leise im Nachtwind, die Bienen ziehen summend um dein Haupt, die Käfer

leuchten glänzend durch den Busch, der Waldbach treibt in der Ferne rauschende Wellen, und über Allem steht hoch und unendlich ein klarer, ruhiger, unbewegter Himmel da. Es läßt sich gut wandern in der Nacht, und wenn es später wird, kommen die Sterne. An ihnen zünde gute und reine Gedanken in die an, denn ein guter Gedanke ist der beste Pilgertrost auf Erden. Sternenglanz über dem Haupte, und einen gotterkennenden Gedanken in der Brust, so wanderst du sicher und blickst hell in die Zukunft. Alle deine Schmerzen werden untertauchen und sich mildern, wenn du in guten Gedanken wanderst, und die Sterne als günstige Wegweiser über dir stehn!

Dort über den Feldweg zieht unser Erwin hin, und schwingt den Pilgerstab muthig wie einen Zauberstab, der die ersehnte Ferne heranflügeln soll. Für ihn und den Kummer, in dem er auswandert, fürchte ich noch nicht. Gesunder Jugendmuth schwellt ihm den Busen, und in seinem Alter vergißt man noch in einem glücklichen Augenblick ganze Jahre voll Schmerzen. Der Jüngling kann der Hoffnung noch nicht entsagen auf die Zukunft, weil er noch auf keiner Vergangenheit feststeht, die ihn mit ihren Bildern fesselte an einen abgeschlossenen Kreis, und was er bis jetzt Trübes erlebte, möchte er immer noch kaum für Ernst halten von Seiten des Schick-

sals. Süße Vergessenheit folgt noch den Schritten des jungen Reisenden, und je weiter er wandert in der schönen warmen Nacht über die mondbellten Wiesen und Thäler, je schwerer wird es ihm, schon zu glauben, daß er unglücklich sei. O Gott! die Welt ist ja noch so herrlich, die Jugend so jung, das Herz so kräftig in seinem Schlag, der Fuß so elastisch im Wanderschritt über die blühende Erde! — er kann, er mag es sich nicht denken, daß es ihm nicht auch bestimmt sein solle, noch manche Freude zu erleben und glücklich zu sein! Vertraue nur, und wenn deine kindlichen Ahnungen dich auch alle täuschen, so hast du doch vertraut, und hast vorahnend dein Glück empfunden, das du nie erlangen wirst! Erwin will auch vertrauen, und den dunkeln Gestalten, die vor kurzem befremdend in sein Leben geblickt, will er noch keine Macht über sich einräumen. Der frohe, träumende Leichtsinn, den das Wandern mit sich bringt, ergreift ihn allmählig, er springt und hüpft über Bach und Graben, und dem stillen, ruhenden Buchenwald sich nähernd, den er durchschreiten muß, möchte er lachen und weinen zu gleicher Zeit in der Seligkeit seines Herzens. O es muß noch Alles einmal besser werden!

Er singt sich ein Liedchen, und begrüßt damit den dunkeln Wald, der ihn in seine lange Baumschatten aufnimmt. Hier regt sich nichts, und nur

die Strahlen des Mondes zittern glänzend auf den Laubkronen oben, die aus dem Wasserspiegel des Sees dort wie geisterhaft wieder hervorleuchten. In tiefe Einsamkeit ist Alles eingewiegt, aber der Wanderer fühlt sich nicht einsam. Es ist ihm selbst nicht klar, was ihm so süß Gesellschaft leistet im Innersten seiner Gedanken. Er setzt sich einen Augenblick nieder auf einen großen moosigen Stein, der am See lag, und sinnt still nach bei sich über den Gegenstand, der ihm am meisten jetzt die Seele erfüllt. Isabelle ist es, an die er immer wieder denkt. Das Bild des wunderbaren Mädchens mit den schwarzen, brennenden Augen, mit dem Schmerz und der Gluth im Blick, ist ihm unmerklich nachgefolgt bis an diese Waldstelle, wo es ihm selbst erst anschaulich wird; daß er daran den traulichsten Reisebegleiter gehabt und habe. Nun weiß er, wie er den Schatz in seinem Busen, der ihn nicht untergehen ließ in Trostlosigkeit, zu nennen hat, und es macht ihm unaussprechliches Vergnügen, oft zu nennen und sich zu sagen, was er in seinen Gedanken besitzt. Warum schwebt sie nicht hervor aus dem Nebelglanz, der über der Seefläche spielt und in seinen magischen Bewegungen menschliche Formen annehmen zu wollen scheint? Er nickt ihr bedeutsam zu, wie damals beim Scheiden; er ergreift ihre Hand, und ihr Mund athmet heiß und lebhaft auf dem seinigen in Lust

und Leidenschaft! Dann blickt sie ihn ernsthaft an mit ihrem klugen, ausdrucksvollen Gesicht, sie reißt sich von ihm los und streckt den Zeigefinger hoch in die Wolken wie eine junge Prophetin, und verkündet ihrer Liebe eine unglückliche Zukunft. Sie erzählt ihm von vielen Schmerzen, die in der Welt sind, und zeigt ihm ihr schwarzes Kleid, welches das Schicksal ihr über die zarten Glieder geworfen. Der Wanderer erschrickt über die Träume seiner Einbildungskraft, steht auf und verläßt den See, und setzt seinen Pilgerstab weiter. Isabelle geht mit ihm, und der Gedanke an sie verläßt ihn nicht mehr. Ein mildes Schicksal walte über beiden Kindern! —

Endlich steckt er sich für heute ein Ziel seiner Reise, und die freundlichen alten Leute in der Waldschenke bereiten dem schönen jungen Herrn, der noch so spät bei ihnen einspricht, ein trauliches Nachtlager, so gut sie es vermögen, von frischduftendem Heu. Am andern Morgen, nachdem er herrlich ausgeschlafen und glücklicher geträumt hat, als den Abend zuvor am See, sehen wir ihn gestärkt weiterschreiten, und er hofft, wenn er noch diese Tagereise zurückgelegt, am nächsten dann bei guter Zeit das ihm wohlbekannte Landgut zu erreichen, wo er die einsam trauernde Mutter durch seinen Besuch überraschen will.

Es war ein heißer, schwüler Nachmittag, als

Erwin, von der Sonnenhitze des Tages etwas ermattet, und mit Durst gequält, sich dem Dörfchen näherte, das dem Landsitz seiner Mutter zugehörte. Er ging langsam an den freundlichen, weißen Bauernhäusern vorüber, und war bald an das Ende des Dörfchens gelangt, das, in einem fruchtbaren Thalgrund liegend, ringsum von einem dichten, dunkeln Waldkranz umhegt war. Etwas entfernt davon sah man erst auf einer Anhöhe das alterthümliche Schloß sich erheben, das mit seinen grauen Thürmen und Erkern selbst die höchsten Wipfel der Eichen, die es wie hundertjährige Wächter feierlich umstanden, weit überragte. Es schien, wie sein verfallener Zustand vermuthen ließ, schon seit längerer Zeit nicht mehr zum wohnlichen Aufenthaltsort gedient zu haben, bis es jetzt dazu gewählt worden, ein von der Welt zurückfliehendes und sich gebrochen fühlendes Herz in der Stille seiner Mauern zu verbergen.

Erwin stand vor der ernsten, hohen Pforte des Waldschlosses, und sein Fuß zögerte, er wußte selbst nicht, warum, die steinerne Halle zu betreten. Das Herz klopfte ihm, und nicht, wie bisher, vor Freude, eine geliebte Mutter wiederzusehn und ihr jetzt so nahe zu sein, daß er in einem Augenblick in ihre Arme stürzen konnte, sondern eine gewisse Bangigkeit, die ihm unerklärlich war, hatte sich des Jünglings bemächtigt. In der langen Vorhalle, die den

Eintretenden zuerſt aufnahm, und in der von den dunkeln Wänden her ihn ſeltſam geformte Bildſäulen aus Stein anſahen, war, außer dem Pförtner, der in ſeinem Verſchlag eingeſchlafen da ſaß, Niemand anzutreffen. Doch ließen ſich Stimmen vom Hofe her vernehmen, denen Erwin nachging, in der Meinung, ſich dort erſt einem der Diener kenntlich zu machen. Warum eilte er nicht gleich die Wendeltreppe dort hinauf, um den Gegenſtand ſeiner kindlichen Sehnſucht ohne Zögern aufzuſuchen? Warum klopfte er nicht dreiſt und raſch an das erſte Gemach, und rief laut mit dem Poſaumenton jugendlich ungeſtümer Freude: „Mutter, ich bin da! Mutter, laß mich an deinen Buſen ſinken! —“ ſo hatte er thun wollen, und jetzt fühlte er ſich in trüben Vorempfindungen ſo beklommen und ſeinen Muth gehemmt, daß er es noch hätte aufſchieben mögen, ſich zu erkennen zu geben.

Er war die Halle ſo weit durchſchritten, daß er jetzt einen Blick in den Schloßhof thun konnte, in dem er zu ſeiner Verwunderung eine glänzende Equipage ſtehen ſah, mit deren Ausſpannung einige Diener beſchäftigt waren. Erwin kannte den Wagen, ſo wie die Leute, welche denſelben zu beſorgen hatten, nur zu gut, und der mit großen goldenen Buchſtaben auf dem Schlage ſichtbare Namenszug des Grafen Arno nebſt deſſen Wappen ließ ihm keinen

Zweifel mehr übrig, daß dieß die prächtige Staatscarosse seines Vaters sei, die auf den Straßen der kleinen fürstlichen Residenz stets ein so bedeutendes Aufsehen erregt hatte. Es war jedoch mehr als unwahrscheinlich, daß seine Mutter sich derselben bedient haben sollte, um diesen Zufluchtsort ihres Kummers zu beziehen, und da er außerdem noch den Lieblingsjäger seines Vaters, von dem sich dieser nie zu trennen pflegte, ebenfalls hier erblickte, so konnte er kaum noch die Meinung unterdrücken, daß sich Graf Arno gegenwärtig auf dem Schlosse befinden müsse. Um Alles in der Welt hätte jedoch Erwin jetzt seinem Vater nicht begegnen mögen!

Es trieb ihn plötzlich ein dunkles, aber mächtiges Gefühl der Nothwendigkeit, das Schloß wieder zu fliehn. Fast mit Angst, und leise, damit nicht sein Fußtritt auf dem knisternden Boden gehört werde, eilte er die Schritte durch den langen Bogengang wieder zurück, die er vorwärts gethan hatte. Er schlüpfte bei dem schnarchenden Pförtner wieder vorbei, athemlos draußen ankommend, und pries sich in Gedanken glücklich, daß er ungesehen dem düstern unheimlichen Schloß entronnen war. Hier im Freien beruhigten sich die laut pochenden Schläge seines Herzens wieder. Wie kam aber der Vater auf das entlegene Waldschloß, das er sonst nie besuchte? War die Mutter auch dort, oder hatte der Groß-

vater ſich geirrt, als er ihm dieſen Ort als das Aſyl der Trauernden bezeichnet, und hatte er nicht vielleicht abſichtlich den Enkel in eine falſche Gegend gewieſen, um nicht mit ihm wieder zuſammenzutreffen, und in ſeinen Plänen, von denen er geſprochen, durch ihn gehindert zu werden? Doch nein! dieſen Argwohn konnte und wollte der Jüngling nicht in ſich aufkommen laſſen! Er glaubte, ja er fürchtete jetzt, daß die arme Mutter ſich im Schloſſe befinden möge, und er erinnerte ſich, wie ihm der Großvater geſagt, ſie ſei hier nicht ſicher! Um ſo befremdender fiel ihm nun die muthmaßliche Anweſenheit ſeines Vaters an dieſem Orte auf, ſie verſetzte ihn in eine doppelte Beſorgniß. Erwin mußte den Vater fürchten, um der Mutter willen und um ſeiner ſelbſt willen, da ſich ihm ſeit Kurzem das ganze Räthſel der Zwietracht und Verwirrung in den Verhältniſſen der Seinigen ſo entſetzlich klar gelöſt und vor Augen geſtellt hatte; auch um ſeiner ſelbſt willen, denn er war ja eigentlich, ohne den Willen des Vaters zu erfragen, mit dem verbannten Greis ohne Abſchied geflohn! —

Er eilte jetzt, wie ein verſchüchtertes Reh, in die Tiefe des angränzenden Waldes, ohne noch zu wiſſen, wohin er nun ſeinen Lauf richten werde. Ueber dem Walde lag eine drohende Gewitterſchwüle, und das von der Hitze des Tages gedörrte Grün der

Bäume und Gräser ſchmachtete dem Ausbruch der Wolke entgegen, die finſter den Himmel überzog. Bald wurde es ganz dunkel im Hain, und ein gelber Blitz ſchlug ſauſend in die Nacht des zitternden Waldes hernieder. Da zerriß der Sturm den dunkelrothen Wolkenſchleier, hinter dem er noch verborgen gelegen, und unter langen dröhnenden Donnerſchlägen raſchelten die ſtürzenden Ströme des Regens herab.

Erwin ſtand an einen Baum gelehnt, unter deſſen ſtarken Zweigen er für den Augenblick Schutz gefunden, und blickte traurig dem Ungeſtüm des Wetters zu. Verlaſſen, ohne ein menſchliches Weſen in der Nähe, von der Reiſe ermattet, von Hunger und Durſt geplagt, und ungewiß, wohin er ſich wenden ſolle, verfiel der arme Knabe jetzt in immer trübere Gedanken über ſeine Lage. Dazu kam, daß der heftiger und heftiger werdende Regen, das Laubdach des Baumes durchdringend, ihn in ſeiner leichten Sommerkleidung ſo zu durchnäſſen anfing, daß er die zarten Glieder, die an rauhe Eindrücke zu wenig gewöhnt waren, von einem empfindlichen Fieberfroſt geſchüttelt fühlte. Er begann ſich jetzt ſelbſt Vorwürfe zu machen, daß er das Schloß wieder verlaſſen, ohne wenigſtens nach der Mutter gefragt oder ſich erkundigt zu haben, ob ſein Vater wirklich auf demſelben zugegen ſei. Dieß Letztere erſchien ihm immer unwahrſcheinlicher, und wie leicht konnten ihn

die Anzeichen, aus denen er darauf geſchloſſen, getrogen haben.

Das Unwetter verſtärkte ſich eher ſtatt aufzuhören, und Erwin faßte den Entſchluß, durch die unerträgliche Näſſe ſeiner Kleider auf's Aeußerſte gebracht, nach dem Schloſſe zurückzukehren, von dem er ſich noch nicht allzuweit entfernt hatte. Er fühlte ein Bedürfniß nach hülfreicher Nähe der Menſchen, er fühlte, daß ſeine zarte Jugend noch nicht ſtark und ſelbſtſtändig genug ſei, um in der unwirthlichen Oede der Wildniß allein, und nur auf ſich gewieſen, auszudauern. So eilte er ſchnell, unter möglichſtem Schutze der Bäume ſich forthelfend, den Waldſteg wieder zurück, und betrat die düſtre Pforte des Schloſſes von Neuem.

Den früher ſo wenig wachſam befundenen Thürſteher hatte der Donner jetzt aus ſeinem Schlafe geweckt. Freundlich zog er ſein Käppchen vor dem Jüngling ab, als er ihn näher angeſehen, nachdem er zuerſt nicht übel Luſt gehabt, ihn in ſeinem, durch den Regen entſtellten, triefenden Anzug für einen jungen reiſenden Handwerksburſchen zu halten und als ſolchen abzuweiſen. Erwin erinnerte ſich, den Mann früher ſchon im Dienſt ſeines Vaters in der Stadt geſehen zu haben.

„Ei, junger Herr Graf, ſind Sie auch da?“ redete ihn der Alte ſchmunzelnd an. — „Und in

dieſem Wetter, Gott ſei bei uns! wo man denkt, der Wald wird erſäufen unter all dem Waſſer das vom erzürnten Himmel gießt. Nun, der gnädige Herr Graf, Ihres Vaters Excellenz, ſind auch erſt vor einigen Stunden aus der Reſidenz hier angekommen. Gotts Blitz! das wird einmal ein Freudenleben werden auf dem alten rumpeligen Schloſſe, deſſen Kaſtellan ich jetzt ſeit Ihrer gnädigſten Frau Mutter Anweſenheit hier zu ſein die Ehre habe."

„Mein Vater iſt alſo hier?" fragte Erwin mit dem leiſen Ton der Beſtürzung.

„Was werden denn ſeine Excellenz nicht hier ſein?" entgegnete der Pförtner, ihn verwundert anſehend. „Seine Excellenz wollen ja morgen Dero erlauchteſten Geburtstag durch ein großes ſogenanntes ländliches Feſt hier feiern, und darum ſind ſie angefahren gekommen; ſollen auch morgen früh noch mehrere andere Herrſchaften kommen, für die ich den linken Seitenflügel des Schloſſes habe in Stand ſetzen müſſen, ſo gut oder ſo ſchlecht es in der Eile gehen wollte, denn es kam mir ja Alles ſo unverſehens auf den Hals. Mein Seel! wiſſen denn das der junge Herr Graf nicht? Habe ich doch geglaubt, der junge Herr Graf hätten ſich hinter Dero gnädigſtem Papa jetzt bloß verſpätet, und wären nun in aller Eil auf dem Donnerwetter draußen nachgeritten gekommen!"

Der Menſch lachte über ſeinen plumpen Witz, und zog dann das Ziehfenſter ſeines Stübchens wieder zu, in der Meinung, Erwin werde ſich, wie zu erwarten ſtand, die Treppe hinaufbegeben, welche zu den Wohnzimmern führte.

„Halt! Noch Eins!“ rief ihm Erwin zu. „Wo iſt meine Mutter?“

„Die gnädigſte Frau Gräfin bewohnen die Erkerzimmer, die hinten nach dem Schloßgarten hinausgehn!“ erwiederte der Redſelige, und legte ſeinen weißen Kopf wieder gutmüthig heraus. „Ach!“ fuhr er achſelzuckend fort — „die liebe gute Frau Gräfin müſſen wohl unpaß ſein, denn die ganze Zeit über, wo ſie hier ſind, haben ſie noch mit Keinem von ihren Leuten, wie ſonſt, ein freundliches Wort geſprochen. Die liebe gute Frau Gräfin! Ein Jeder, der ſie einmal geſehen hat, muß für ſie beten, und wäre es auch ein ſo alter Sünder, wie ich ſelbſten.“ —

Erwin ſtand einen Augenblick unſchlüſſig, und ſann bei ſich nach. Da war es ihm, als höre er oben auf der Treppe die ſcharftönende Stimme des Vaters, die immer näher zu kommen ſchien. Dieſe Stimme war ihm ſo wohlbekannt. Aber nein! nein! er konnte es nicht über ſich gewinnen, zu ihm hinaufzugehn! Nein! Nein! Die Bangigkeit drückte ihm das Herz ab. Er mußte ſich verbergen.

Er wollte nicht wieder bei dem Fenſter des Pförtn-

ners vorüber, und eilte in den Hof. Dort ſah ihn jetzt Niemand, aber das Unwetter tobte noch unerbittlich auf ihn herab. Eine Stallthür ſtand offen, er trat hinein und ſah, daß er ſich unter dem Hühnerſchlag eine Zuflucht genommen habe. Ueber ſeinem Haupte war der breitetne Boden mit dieſen Hausthieren dicht angefüllt, die, wie ſie beim Gewitter zu thun pflegen, in einem Winkel ſtill zuſammengedrückt neben einander daſaßen. Beim Eintritt des Ankömmlings erhob jedoch ein Hahn ein lautes Geſchrei, und trat mit geſchwungenen Flügeln an die Sproſſe der Leiter vor, um ſeinen Zorn über den Störer ihrer Ruhe auszudrücken.

Erwin achtete anfangs nicht darauf, und blickte nur ängſtlich nach den in ſtarken Bewegungen vorüberziehenden Gewitterwolken, ob ſie ſich nicht bald ihres gewaltſamen Stoffs über der Erde entladen hätten. Die Donnerſchläge begannen auch wirklich immer ſchwächer und ferner zu tönen, ein heller Lichtſtreif überflog im Oſten den Horizont, und der Regen verdünnte ſich nachlaſſend zu einzelnen Tropfen, die in dem gebrochenen Sonnenſchein, der allmählig wieder aufzutauchen begann, wie funkelnde Perlen herabſtürzten.

Das aufhörende Gewitter ſchien den erzürnten Hahn oben auf ſeiner Leiter jetzt muthiger gemacht zu haben, ſo daß die Feindſchaft, die er gegen unſern

Erwin wegen deſſen Anweſenheit im Stalle hegte, nun in offenen Kampf auszubrechen drohte. Mit hochaufgeplüſtertem Gefieder ſtand das böſe Thier auf der Sproſſe, ſtreckte mit entſetzlichem Krähen den ſtattlichen Sporenfuß gegen Erwin aus, und machte Miene, ihm in's Geſicht zu fliegen.

„Auch Du willſt mir das Leben ſauer machen?“ ſagte Erwin halb ſcherzend, und unterhielt ſich eine Weile damit, die poſſirlichen Bewegungen des mit geſchwollenem Kamm ihm gegenüberſtehenden Thieres zu betrachten und ſeinen lächerlichen Grimm durch einen Schlag, den er mit der Hand durch die Luft that, noch mehr zu reizen, obwohl er wußte, daß die Natur gerade den Hähnen ſeltſamer Weiſe eine ſolche Stärke der Bosheit eingepflanzt, daß ſie in ihrer Wuth ſelbſt lebensgefährlich zu werden vermögen. Der Hahn zögerte auch nicht, mit Blitzesſchnelle auf ſeinen Feind herabzuſpringen, und Erwin hatte Mühe, ſich die Angriffe, die er mit ſtarken Flügeln gegen ihn richtete, abzuwehren. Er eilte fort, Stall und Hof zu verlaſſen, und trat durch die Hinterpforte des Hofes, die nach dem Felde hinausführte, in's Freie, wo es unterdeß wieder ganz klar und hell geworden war.

Dem Aufruhr der Elemente war, wie gewöhnlich, ein ſtiller, kindlicher Friede in der Natur gefolgt, der mit ſonnenlächelndem Blick noch die übrige Zeit

des Tages verſchönen zu wollen ſchien. Erwin ging über den Weg, der ſich durch das Korn hin erſtreckte, immer weiter in's Feld hinaus. Es trieb ihn, er mußte das Schloß fliehen, das er aufzuſuchen gekommen war; es trieb ihn vorwärts, und alle Fernen der Welt, ſei es auch wo es ſei, traten, zwar in banger Ungewißheit, aber doch bei weitem lockender vor des Jünglings Seele, als die Nähe des hinter ihm liegenden Schloſſes, das ihm ein räthſelhaftes Unglück in ſich zu verbergen dünkte.

Da hörte er hinter ſich Etwas raſcheln, und wie verwunderte er ſich, da er Niemand anders als den Hahn erblickte, der ihm, ohne daß er es bisher gemerkt, vom Schloßhofe aus nachgefolgt ſein mußte. Der Hahn, der den Gegenſtand ſeiner Wuth nicht aufgeben konnte, hatte ihn, indem es ihm ſchien, daß derſelbe vor ihm fliehe, bis hieher verfolgt, und erneuerte jetzt, unſerm Erwin mit aller Gewalt auf den Nacken ſpringend, ſeine heftigen Angriffe. Der Jüngling ſchleuderte ihn mehrmals erfolglos von ſich zurück, und ſeine Hände bluteten bereits von dem ſcharfen Schnabel des Thieres. Während dieſes Kampfes mit dem Hahn ſuchte er jedoch ſeinen Weg immer fortzuſetzen, aber das Thier ließ nicht ab, mit ihm zu gehen, ihm hinten aufzufliegen und auf alle Weiſe Den, der ihm ſo haſſenswerth ſchien, zu verletzen.

Unter dieſen ſeltſamen Anfechtungen gelangte Erwin bis an den Dorfkirchhof, der hinter den Saatfeldern auf einem kleinen Hügel lag. Die Thür der Kirchhofsmauer ſtand offen und er trat hinein. Der Hahn folgte krähend und flatternd, und ſprang ſeinem Feinde ſelbſt über die Gräber nach.

Da verlor Erwin endlich die Geduld, wandte ſich zornig um und ergriff den Hahn mit aller Kraft ſeines Armes bei der Kehle, um ihn zu erwürgen. Dieß gelang ihm indeß nicht ſo bald, aber er bemeiſterte ſich doch des Thieres inſoweit, daß er es faſſen und gegen einen Leichenſtein ſchleudern konnte, an dem es ſich auch ſogleich den Kopf zerſchmetterte.

Erſchöpft ſetzte ſich Erwin auf einen Grabhügel nieder. Er fühlte, daß er der Ruhe, tiefer Ruhe bedürftig ſei. Der Raſen um ihn her war noch feucht vom Regen, aber er konnte ſich kaum länger auf den Füßen erhalten, er mußte ſich einen Augenblick hier niederlaſſen. Dagegen begann die wieder wolkenfrei ſtrahlende Sonne von oben herab wohlthätig auf ihn zu wirken und ihm die naſſen Kleider, die der Bedauernswerthe noch an ſich trug, allmählig zu trocknen. Der helle Nachmittagsſonnenſchein umfloß in magiſchen Lichtern den grünen Kirchhof mit ſeinen geiſterſtillen Gräbern. Kein Laut wurde hörbar im ganzen Umkreis, und nur ſanfte Sommer-

lüftchen regten ſich in den Blumen und Trauerweidenzweigen, welche die Stätte der Todten umwehten.

Erwin drückte müde beide Hände vor die Augen, die ihm faſt vor Ermattung zufielen. Er hätte gern ein wenig geſchlummert, aber er erwehrte ſich deſſen mit Abſicht, um nicht auf einem Grabe einzuſchlafen, was für ſeine Vorſtellung etwas Schreckhaftes hatte. Um ſich zu ermuntern, blickte er wieder um ſich. Seine Augen fielen auf die Inſchrift an der Tafel des Grabhügels, über dem er ſaß. Es war ein junges, frühgeſtorbenes Mädchen, die hier ruhte. Ihr Vorname hieß Iſabelle. Erſchreckt wandte er ſich ab und mußte doch zugleich über ſich ſelbſt wehmüthig lächeln, daß ein zufälliger Namensgleichklang einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht. Dann las er die Inſchriften an den Kreuzen der gegenüberſtehenden Hügel, und erkannte mit einem leiſen Anflug von Schauer, daß er ringsum unter Gräbern der Kinder und Frühgeſtorbenen ſitze. Hinter ſich aber ſah er in einiger Entfernung ein neues Grab aufgeworfen, das vielleicht ebenfalls aus den friſchen Reihen der Jugend und Kindheit ſeinen ihm gewiſſen Bewohner erwarten mochte.

„Warum wohnen die Kinder ſchon unten in den Gräbern?“ ſagte er nachdenklich zu ſich ſelbſt. „Sie haben nichts gethan als geſpielt und getän-

delt im Leben, und mit dieſem lachenden Kindergeſicht mußten ſie ſchon in die große ernſte Zukunft der Ewigkeit blicken! Oder ſetzt ſich die Kinder- und die Jugendſeligkeit auch jenſeits der Gräber hinaus fort? Blühen die Kinderträume der Frühgeſtorbenen oben im Himmel noch einmal auf? Und ſpielen, tändeln, küſſen ſie in ewiger Freude, und der große milde Vater baut ihnen im höheren Leben die Weihnachtslichter wieder auf, die in der kurzen Erdenluft ihnen zu bald verloſchen waren? Oder begreifen die Frühgeſtorbenen die Ewigkeit leichter, weil ihnen kein zu langes Leben mit ſeinem ſchweren Druck den Flug der Seele abgemattet hat? Ja, darum fanden ſie den Himmel ſobald, weil ſie ihm ſo nahe geblieben waren! O, ſchläfrig flüſtert das Rauſchen der Friedhofsbäume auf mich nieder!“ —

Er ſtützte das ſchwarze Lockenhaupt in die Hand, und heiße Thränen rannen ihm über die Wangen. Dann ſchloß er die Augen wieder und wehrte einem leiſen Schlummer nicht, der ihn unwiderſtehlich befiel. —

Er hatte jedoch nicht lange ſo geſeſſen, als er ſich durch einen Schlag auf die Schulter erweckt fühlte. Ein kleiner freundlicher Mann ſtand vor ihm. Es war der Todtengräber; wie man aus der verhängnißvollen Wurfſchaufel entnehmen konnte, die er in der Hand hielt.

„Ei, ei! junger Freund!“ ſagte der Mann mit dem Spaten. „Im naſſen Graſe ſitzt Ihr da und macht hier in meinem Revier Euer Nachmittagsſchläfchen. Das kann Euch einen ganz miſerabeln Schnupfen zuziehen.“

Erwin ſtand auf und dankte ihm, daß er ihn in dieſer wohlmeinenden Abſicht geweckt habe.

„Ja, es hätte Euch ſchlecht gehen können!“ fuhr der Alte lächelnd fort. „Den Vortheil haben nur die Todten, daß ſie ſich im feuchten Raſen keinen Schnupfen mehr zuziehn. Und dennoch, wenn ſie um Mitternacht zuweilen ſpazieren gehn, wollen die alten Leute drüben im Dorfe ſie nieſen hören, und dann ſage ich immer, das iſt von dem ſcharfen Nachtthau, der ihnen in den ehrwürdigen Geſpenſternaſen kribbelt.“

„Höre, guter Mann!“ ſagte Erwin zu ihm. — „Du ſiehſt in mir einen verirrten Reiſenden, der Hunger und Durſt hat und müde iſt. Willſt Du mir wohl für heut ein wirthliches Obdach in Deinem Todtengräberhäuschen gewähren? Es iſt mir zu weit, noch bis zu einem Gaſthauſe zu gehn, und es ſoll Dir für Deinen Dienſt nicht an Erkenntlichkeit fehlen.“

„Warum in aller Welt das nicht?“ entgegnete der Todtengräber bereitwillig. „Kommt nur, junger Wandrer, gleich mit mir, und meine liebe Ehehälfte

ſoll Euch einen warmen Kaffee kochen, damit Ihr wieder ein wenig auftaut, denn Ihr ſeid ja ganz verklammt hier bei meinen Todten. Auch mein alter Schlafpelz wird Euch zu Dienſten ſtehn, wenn Ihr etwa Eure naſſen Kleider vom Leibe thun wollt."

Erwin nahm das Anerbieten des gaſtfreundlichen Mannes mit Erkenntlichkeit an, und ſie wollten eben mit einander fortgehn, als das Auge des Todtengräbers auf den Hahn fiel, der, von Erwins gerechter Rache getroffen, neben einem Leichenſtein zerſchmettert dalag. Er ſtutzte, hob den todten Hahn auf und betrachtete ihn lange nach allen Seiten, als ob er eine ihm auffallende Aehnlichkeit daran entdeckte.

„Was iſt das?" ſagte er dann. „Das iſt ja leibhaftig mein Hahn, der mir heute früh aus dem Gehöft wegeflogen. Den ganzen Tag über bin ich nach ihm herumgelaufen, und habe ihn geſucht mit meiner Frau, dieſen unſern einzigen unſchätzbaren Hahn, und nun finde ich ihn hier unter den Gräbern, wo ihn mir ein böſer Bube erſchlagen haben muß! Ach, mein Hahn! mein Hahn! wie ihm der ſtolze Kamm jetzt blutet, den er ſonſt ſo majeſtätiſch erhob!"

„Das iſt nicht Dein Hahn, guter Freund! Er gehört auf den Schloßhof, von wo er mir bis hieher nachgeflogen!" ſagte Erwin und erzählte ihm darauf

kurz den ganzen Hergang der Sache, um ihn zu beruhigen.

„Das lügst Du, junger Wanderer! das lügst Du, so wahr ich Nicolai heiße!“ schrie der erzürnte Todtengräber, indem er wüthende Blicke auf Erwin schoß. Die bisherige Freundlichkeit und Gutmüthigkeit war plötzlich ganz aus seinem Gesicht verschwunden. Er stand mit geballter Faust vor dem Jüngling, als wolle er diesen wegen der That zur Rechenschaft ziehn.

„Du hast mir meinen Hahn erschlagen!“ fuhr er grimmig fort. „Aha, Patron! steht es so mit Dir? ich hielt Dich für einen guten jungen Menschen, der mir beim ersten Anblick gefiel. Und Du warst böse genug, einem alten Mann seinen einzigen, unschuldigen Hahn zu erschlagen!“

Erwin bemühte sich vergebens, ihn zufrieden zu stellen, und bot ihm endlich, da er ihn nicht überzeugen konnte, daß dieß ein fremder und ihm nicht zugehöriger Hahn sei, eine nahmhafte Summe an, um ihm seinen Verlust dadurch zu ersetzen. Aber auch dies Beruhigungsmittel wollte sich der einmal in Harnisch gebrachte Todtengräber nicht gefallen lassen.

„Ich will den Hahn wieder haben!“ rief er unaufhörlich. „Schafft mir den Hahn, den Ihr mir umgebracht habt. Einen neuen zu kaufen, davon

will ich nichts wiſſen! Wie dieſer Hahn, war kein andrer Sterblicher! Seht ihn an, es war eine Pracht, wenn er ſeine bunten Federn ſchüttelte; und noch jetzt iſt er als Leiche fett, rundlich und liebenswürdig, wie Ihr keinen andern finden werdet für all Euer Geld! Er war mir lieber, als die Sonne am Himmel, denn er ſtand früher auf als ſie, und weckte mich regelmäßig alle Morgen durch ſein unwiderſtehliches Kräden, wenn die Sonne noch nicht daran dachte aufzugehn. Den Hahn will ich wieder haben! — Und nun kommt nur, Patron, mit mir, wohin Ihr gehört, denn ich muß Recht und Gerechtigkeit nachſuchen gegen Euch! Recht und Gerechtigkeit muß ſein gegen einen Hahnmörder!“

„Was willſt Du mit mir thun?“ fragte Erwin, und ſuchte ſich von dem Erbitterten loszumachen, der ihn heftig beim Arm ergriffen und ihn mit ſich fortſchleppen wollte.

„Ja, kommt nur, kommt nur, junger Wanderer,“ ſchrie Nicolai, den Jüngling gewaltſam mit ſich fortziehend. „Aus dem warmen Kaffee, und meinem alten Schlafpelz, den ich Euch zu Haus verſprochen, wird nun nichts. Ich muß Euch nach dem Schloß hinauf bringen. Dort will ich meine Sache gegen Euch vor unſerm Herrn Grafen ſelbſt anhängig machen, denn unſer Richter im Dorfe iſt krank und liegt auf den Tod, und würde mir jetzt

kein Gehör geben. Ein Glück, daß unser Herr Graf heut gerade hier angekommen sind. Der soll Gericht halten, denn er ist strenge, über Euch und meinen unschuldig ermordeten Hahn, und soll entscheiden, ob ich den Hahn nicht wieder haben muß!"

„Bringe mich nicht nach dem Schlosse hinauf." sagte Erwin, und versuchte den Mann noch einmal durch freundliches Bitten zu bewegen, indem er ihm mit der Hand die Wange strich. Ihm war so matt und mühselig zu Muthe, daß er sich wie ein hinfälliges Kind in die Gewalt seines rücksichtslosen Gegners gegeben sah. Unsäglich aber ängstigte ihn die Aussicht, jetzt, und in dieser Weise, vor seinen eignen Vater geführt werden zu sollen.

„Nur nicht nach dem Schlosse, guter Mann!" wiederholte er dringend. „Ich habe viele Gründe, für den Augenblick noch nicht dorthin zurückzukehren. Nimm Vernunft an, und laß Dich eines Bessern belehren. Bringe mich zu irgend einem andern billigen Schiedsrichter, und er soll darüber entscheiden, was zwischen uns obwaltet. Ich habe mich ja nicht geweigert, Dich für Deinen Verlust zu entschädigen, den ich Dir vermeintlich zugefügt habe. Was kannst Du mehr verlangen?"

„Hilft Euch alles nichts!" entgegnete der hartnäckige Todtenacker. „Fort, fort mit Euch! Ich muß Euch aufs Schloß bringen! der Handel ist

ganz außerordentlich, und in dieser Gegend noch nie vorgekommen. Darum muß ich den Herrn Grafen selbst, unsern Erb- und Gerichtsherrn, um eine Audienz deshalb ansprechen." —

So sah sich unser armer Erwin unerquickt, unausgeruht und zu neuer Plage auserlesen, gegen seinen Willen und mit Gewalt wieder zurückgeführt zu den Pforten des Schlosses, die ihn erst innere Bangigkeit zu fliehen getrieben hatte. Wankend schritt er am Arme des Todtengräbers den dunkeln Mauern zu. —

In dem ehemaligen Prunkzimmer des alten Schlosses bewegten sich heut nach langen Jahren wieder vornehme und schöne Gäste. Der Saal war groß und geräumig, und verrieth noch durch die altmodischen, aber prachtvollen Tapeten, mit denen die hohen Wände ausgeschlagen waren, die Spuren seines früheren Glanzes, welche in ihrer jetzigen Verfallenheit freilich mehr einen öden als heitern Eindruck zu machen im Stande waren.

Auf einem etwas unförmlichen, mit goldenen Leisten beschlagenen Kanapee, saß eine reich geschmückte junge Dame, von blendender Schönheit. Sie ließ den hellen Blick zuweilen etwas spöttisch durch das alterthümliche Gemach hinfliegen, in dem sie es

ſich heut aus einer beſonderen Laune gefallen zu laſſen ſchien.

Es war Malwine, einſt die erklärte Favoritin des Fürſten, jetzt die Geliebte des Grafen Arno.

Graf Arno ſaß ihr gegenüber auf einem Seſſel. Ein gedeckter Tiſch ſtand zwiſchen ihnen, und ſie ſchienen ſo eben beim Deſſert ihres Mittagsmahles zu verweilen. Der Graf mochte ſeine Geſellſchafterin in ein muthwilliges Geſpräch verwickelt haben, denn ſie lachten unaufhörlich beide zuſammen, und die Schöne verſtand es, durch eine reizende Ausgelaſſenheit den Scherz des Mahles zu beflügeln. Sie konnte in der That für eine der ſchönſten Frauen gelten, wenn nur von ſinnlicher Liebenswürdigkeit die Rede iſt. Alles an ihr war Gluth und Fülle der Formen, ſowohl in dem wie in roſenrothes Feuer getauchten Geſicht, als in den verführeriſchen Bewegungen einer glänzenden Geſtalt, der man es anſah, daß ſie einſt als Theater-Terpſichore an der Hofbühne die Augen Aller hingeriſſen hatte. Wer der Schönheit ſolcher Geſtalten eher zürnen als huldigen möchte, mag Recht haben, aber es gibt dennoch in Weſen dieſer Art meiſtentheils ein Etwas, das, weil es die Eigenthümlichkeit ihrer Natur erklärt, ſie eben deshalb auch rechtfertigt und uns wenigſtens nach einer gewiſſen Seite hin damit verſöhnt. Dieß iſt der ungemein bewegliche, fröhliche

Leichtſinn, der ihr ganzes Leben und Alles was ſie thun, umgiebt und luſtig und luftig durchdringt. Dieſer angeborne Leichtſinn iſt ihre Seele, und nach Gedanken zu leben, hat ihnen ihr Schickſal verſagt; ſie denken an Nichts, oder ſie denken eben an Alles, und darum flattern ſie mit dem Talent der Zerſtreuung, das ſie beſitzen, von einer Blumenſtelle der Welt zur andern, und ſuchen nichts als den lachenden Genuß des Augenblicks. Der Augenblick iſt der Weltverführer; ihm opfern die Menſchen oft Vergangenheit und Zukunft auf. Aber der Augenblick blüht auch herrlich und unwiderſtehlich mit tauſend ſüßen Früchten, und er lockt immer, daß wir ſie brechen und koſten ſollen, doch dem tiefer Strebenden bangt meiſt davor, an den Früchten der Gegenwart, den friſchduftenden, ſich zu ſättigen, weil das Menſchenloos und Menſchenglück ſtets auf die Zukunft weiſt, und, ſei es ein Wahn oder eine heilige Stimme des Innern, von den Früchten der Ewigkeit predigt. Dies lachende Mädchen hat nie an die Früchte der Ewigkeit gedacht. Sie ſchmückt ſich reizend mit den Gaben des Augenblicks, der ihr hold iſt, und ſie gefällt ſich darin ſo wohl, Du ſiehſt ſie immer heiter. Sie iſt nicht böſe von Herzen, aber ſie kann den Leichtſinn, den die Natur dieſem Herzen anerſchaffen hat, nicht überwinden, und ſo genießt ſie da, wo der ſtrenge Richter, der gegen ſie

den Stein aufheben wird, um der Tugend willen darbt. —

Graf Arno war ein Mann im blühendſten Alter. Groß und ſchlank gewachſen, den Anflug der Jugend mit dem kräftigen Ausdruck der Mannesjahre vereinend, beſtach er in der That auf den erſten Blick durch die einnehmende Bildung ſeines Aeußern. Ueber ſeinem feinen und regelmäßig geformten Geſicht, in dem es die Natur auf eine ſelten von ihr erreichte Harmonie der Züge abgeſehen zu haben ſchien, lag ein beſtändiges, freundliches Lächeln ausgebreitet, das bei vornehmen Geſtalten dieſer Art, die immer in einem gewiſſen heiter glänzenden Schein aufzutreten wiſſen, mehr eine Folge der Erziehung als des Gemüths iſt. Sein Weſen war indeß gemeſſen, kalt, berechnet und in Allem, was er that und ſprach, ſelbſt bei unbedeutend ſcheinenden Anläſſen, lag eine verſteckte Abſicht. Aber nie, auch wo er feindlich und verletzend heraustrat, verlor er in ſeiner Perſönlichkeit die ſchöne Form und Haltung, die ihm natürlich war, und man hätte von ihm ſagen können, daß er es verſtehe, mit Anſtand zu ſündigen. Charaktere wie er, kennen indeß kaum eine andere Sünde als die gegen die Form. Gegen die Seele des Lebens zu fehlen, ſcheint ihnen nur eine unterhaltende Intrigue, welche die leeren Stunden der langweiligen Tage beluſtigend ausfüllt. An ihrer

Seele kann man ſie nie vernichten, und erſt, wenn die äußere lächelnde Form ihres Daſeins, in der ſie ſich geſichert glaubten, über ihnen zuſammenbricht, fühlen ſie ſich zerſchmettert. So erſchoß ſich ein Hofmann wegen der Ungnade ſeines Fürſten, nachdem er den ihm fluchenden Todesſeufzer ſeiner Gattin, deren Herz er gebrochen, ruhig überlebt hatte. Doch ſo lange das Glanzgeſchmeide der äußern Form noch zuſammenhält, mit dem ſie ſich wappnen, wähnen dieſe Geſtalten, irdiſchen Göttern zu gleichen, und ſie finden Anbeter ihrer Herrlichkeit. —

Graf Arno war diesmal auf die Laune gekommen, ſeinen auf den nächſten Tag fallenden Geburtstag in dem entlegenen Waldſchloſſe feſtlich zu begehn, in demſelben Schloſſe, wo ſeine ihn geflohene Gattin Mathilde ſo lange einen ungeſtörten Zufluchtsort zu finden gehofft, bis ihre bereits gerichtlich anhängig gemachte Scheidung von dem Manne, von deſſen Gemeinſchaft ſie ſich auf ewig losſagen wollte, erfolgt wäre. Dies Schloß nebſt dem daran gränzenden Landgut war die väterliche Mitgift Mathildens, und die edle Frau hatte deßhalb um ſo mehr geglaubt, unter dem obwaltenden Verhältniß, in dem ſie zu ihrem Gatten ſtand, gerade hier auf dem ihr zugehörigen Beſitzthum vor jeder Annäherung von ſeiner Seite geſichert zu ſein. Es war deshalb ein ſchneidender Hohn des Grafen, daß er ſich dem-

ungeachtet dieſen Ort ausgewählt, wenn nicht andere und von höherer Mitwirkung an die Hand gegebene Abſichten dabei im Spiele waren, die ihn beſtimmten, die auf morgen vorbereitete geräuſchvolle Luſtbarkeit, zu der noch viele Theilnehmer aus der Reſidenz erwartet wurden, gerade hieher zu verlegen. Er war mit Malwinen, deren Umgang ſeit einiger Zeit einen ſolchen Reiz für ihn gewonnen hatte, daß er ſich nicht mehr von ihr trennen konnte, ſchon heut hier angekommen. Die Gräfin Mathilde aber hielt ſich ſorgfältig auf ihrem Zimmer verborgen und eingeſchloſſen, und ſuchte, in die Stille ihres Leids zurückgezogen, und ohne eine Spur ihrer Anweſenheit zu verrathen, in Ergebenheit dieſe neue Anfechtung vorübergehn zu laſſen. — —

Jetzt erhoben ſich beide von der Tafel, und traten zuſammen vor eines der hohen länglichten Bogenfenſter, von dem ſich die reizendſte Ausſicht über Wald und Fluß auf mehrere Stunden weit den Blicken darbot. Malwine wollte den untern Flügel des Fenſters öffnen, unterließ es aber ſchmollend, als ſie bemerkte, daß ſie ſich den weißen ſeidenen Handſchuh, der die zarten Finger bedeckte, an dem alten beſtaubten Geſimſe ſchmutzig mache.

Der Graf überhob ſie endlich der Mühe. Er ſchaute einen Augenblick hinunter in den Wald, und ſchien dort eines Gegenſtandes anſichtig geworden zu

ſein, der ſein Intereſſe erregte. Dann nahm er ein kleines Jagdgewehr von der Wand, das geladen war, trat mit demſelben wieder vor die Fenſteröffnung, und hielt es zielend an das Auge, wie es ſchien, die Entfernung zu prüfen.

„Was haſt Du da?“ fragte Malwine, und ſah ihm neugierig über die Schulter.

„Nichts als einen ſimplen Bauer, mein Kind!“ entgegnete er, und ſetzte das Gewehr wieder ab. „Es fiel mir nur eben ein, ob ich wohl jenem Burſchen dort, der ſeinen Nachtigallenkäfig ſo ſicher auf dem Kopfe vorbeiträgt, den Käfig vom Kopfe herunterſchießen könnte, ohne den Burſchen ſelbſt zu verletzen. Was meinſt Du dazu, Liebchen? Wollen wir eine Wette darauf eingehn?“

„Ach, das thu' nicht Arno!“ rief ſie lebhaft. „Es ſind ja Nachtigallen! Du wirſt dem Bauer die armen Thierchen in ſeinem Käfig erſchießen!“

Der Bauer unten, der nach der Sitte der Landleute ſein Vogelhaus auf dem Kopfe tragend, über den Waldſteg herangekommen war, ſtand jetzt ſtill, und betrachtete ſich das hohe Portal des Schloſſes. Wie es ſchien, hatte er die Abſicht dort einzutreten, und ſeine Nachtigallen bei der gräflichen Herrſchaft zum Verkauf anzubieten.

„Jetzt iſt die beſte Zeit zu dem Spaß!“ rief der Graf

haſtig. „Ich bin zwar ſonſt kein glücklicher Jäger, aber dieſen Schuß traue ich mir zu. Nun, wollen wir wetten?“

„Nein! Nein!“ entgegnete Malwine, ihn am Arm feſthaltend. „Du ſollſt nicht ſchießen! Du wirſt fehlen, und den unglücklichen Menſchen treffen!“

„Ich werde nicht fehlen!“ rief er, und legte wieder an. „So wette denn!“

„Nun, um eine Ohrfeige, aber um eine zärtliche!“ ſagte ſie nachgebend, und trat vom Fenſter zurück, während der Schuß fiel.

„Ein wahrer Wilhelm-Tellsſchuß iſt mir gelungen!“ rief der Graf, warf die Flinte weg, und klatſchte ſich vor Behagen in die Hände. „Sieh nur her, Malwinchen, wie dem Burſchen der Kopf leichter geworden iſt!“

Dem armen Landmann war ſein Vogelbauer in der That wie im Nu über das Haupt weggeflogen, ohne daß er ſelbſt eine Beſchädigung erlitten, und nur die gewaltſame Erſchütterung, die ihn betroffen, betäubte ihn ſo ſehr, daß er rücklings gegen einen Baum taumelte. Mehrere Schritte weit von ihm lag der zerſchmetterte Käfig mit den Nachtigallen. Der Schuß war mitten hineingefahren, und mochte die Vögel großentheils getödtet haben, denn man hörte bis zum Schloßfenſter hinauf die kreiſchenden Angſt-

töne, in denen ſie die letzten Accorde ihres wohllautenden Lebens aushauchten. Noch lauter aber erhob ſich bald die Klage des Bauern, der, als er zur Beſinnung gekommen, den Verluſt ſeiner Vögel, von deren Verkauf er ſich einen guten Ertrag verſprochen, nicht genugſam bejammern konnte.

„Grauſamer Schütz!“ ſagte Malwine zum Grafen, indem ſie ihr Köpfchen an ſeine Schulter lehnte und wie traurig auf die Scene hinunterblickte. „Du machſt es mit den Nachtigallen, wie mit den Frauenherzen! Du wilder Jäger ſendeſt Deine Pfeile in jedes ſtille Heiligthum, und wohl dem Herzen, das dann, von ihnen getroffen, ſo ſchnell ſich zu Tode ſeufzen kann, als dort dieſe armen Nachtigallen!“

Sie äußerte dies mit viel anſcheinender Empfindſamkeit, obwohl ihr helles munteres Geſicht, dem man es bei jedem Ausdruck ihrer Züge dennoch anſah, daß nur ein flatterhafter Muthwille auf ihm einheimiſch ſein könne, Alles an ihr nur als artige Koketterie erſcheinen ließ.

Der Graf aber kniff ihr lachend in die Wangen und ſagte: „Ei, ei, Malwinchen! ſo ſentimental? oder ärgert Dich die verlorene Wette, und die Ausſicht auf eine Ohrfeige von zärtlicher Hand?“

Dann warf er das Fenſter zu, und bekümmerte ſich nicht weiter darum, wie der unglückliche Bauer

für den ihm zugefügten Schaden einen Erſatz erlangen werde.

„Nur keine Ohrfeigen heut!“ rief Malwine und warf ſich in das Kanapee.

Arno folgte ihr ſchnell und ſetzte ſich neben ſie. Sie aber bedeckte ſich die rothen Wangen dicht mit den Händen, um jede feindliche Annäherung an dieſelben zu verhüten. So ſaß ſie kichernd ihm gegenüber und ſah ihn herausfordernd an.

Da griff er ſcherzend nach ihrer roſafarbenen Buſenſchleife, und drohte ſie mit den Fingern aufzuziehn. Nun ließ ſie das Geſicht mit den Händen los, um ihre Schleife zu retten, und gab ſo die ſchönen Wangen in ſeine Gewalt, die er einige Male ſacht klopfte. Nachdem er aber dies gethan, ſtellte ſie ſich als ob ſie weine, und ſie ſchien ſich wunderbar genug bald ſo ſehr in dieſe aus Uebermuth angenommene Rolle zu verlieren, daß aus dem Uebermuth faſt ein Ernſt wurde und ihr wirklich helle Thränen in den Augen ſtanden.

Der Graf ſah ſie erſtaunt an. Sie aber fuhr fort auf das Anmuthigſte zu ſchluchzen, nachdem ſie einmal ſo weit hineingekommen war, daß ſich ihre wandelbar rege Natur auf jener Gränzlinie des Ernſtes und Scherzes befand, wo ſie ſelbſt ſich nicht mehr bewußt iſt, ob die Thränen dem Lachen oder dem Weinen fließen.

Der Graf nahm ſie in ſeine Arme und bemühte

ſich ſie zu tröſten. Sie reichte ihm endlich lakoniſch ihr Schnupftuch hin, und ließ ſich von ihm die Thränenperlchen, die ihr ſo unbegreiflicher Weiſe aus den Augen geſtürzt waren, ſorgfältig von der Wange wegwiſchen.

Nachdem er dieß Geſchäft koſend beendigt hatte, ſtieß ſie ihn wieder von ſich, und ſagte: „Ihr ſeid ganz unausſtehlich heut, Graf! Mich ſo melancholiſch zu machen! Wißt Ihr denn nicht, daß ich immer ſchwermüthig werde, wenn ich Nachtigallen ſterben ſehe? Unterſteht Euch nicht noch einmal, in meiner Gegenwart auf eine Nachtigall zu ſchießen!“

„Ich entdecke immer neue Reize an Dir, Kind!“ ſagte der Graf lachend. „Nun auch noch die Schwermuth, die ich früher nie bei Dir vermuthet hätte, ſie ſteht Dir gut!“

„Schwarz ſteht mir immer gut!“ erwiederte ſie trocken. „Darum bemüht Euch nur nicht, mir immer ſo viel weiße oder bunte Kleider zu ſchenken. Aber hört, ich will Euch eine ganze Geſchichte von meiner Schwermüthigkeit erzählen, die, ſonderbar genug, mit dem Tod einer Nachtigall zuſammenhängt.“

„Ich bin begierig, Malwinchen!“ ſagte Arno. „Erzähle, aber ſchnell, denn ich möchte heut noch ein wenig auf die Jagd reiten und Du ſollſt mich

begleiten. Nach dem Gewitter iſt noch ein ſchöner Tag draußen geworden!"

Sie ſchmiegte ſich zärtlich in ſeine Arme und hub dann an: „Vor mehreren Jahren, mein lieber Herr Graf, als ich noch ein ſehr, ſehr junges Mädchen im älterlichen Hauſe war, hatte ich einen Geliebten. — —"

„Kommt ſchon wieder ein anderer Geliebter von Dir zum Vorſchein?" unterbrach ſie der Graf. „Unerhört! Und das erzählſt Du mir ſo ganz traulich in meinen eignen Armen?"

Sie wollte ſich jetzt vor Lachen ausſchütten, und fuhr dann fort: „Ich hatte einen Geliebten, wie geſagt, einen jungen, braven Mann, der um meine Hand anhielt. Er hatte weiter keinen Fehler, als daß er nichts zu ſagen wußte, was ſich gut anhörte. Er war zu ſtill und ſchweigſam für mich, und ich war zu wild für ihn. Der ſchenkte mir einſtens zu meinem Geburtstag eine ſchöne Nachtigall in einem goldnen Käfig. Er war ſelbſt ein ungemeiner Nachtigallenfreund, der ſich den Tag über faſt mit nichts anderem beſchäftigte, als ſolche Vögel aufzuerziehen, zu warten, zu pflegen u. dgl. Mein ſtiller Bräutigam, — denn ſo weit waren wir ſchon — hätte es gar zu gern geſehn, wenn auch ich ſo fromm und ſanft wie eine Nachtigall geweſen wäre, und er ſagte mir das einmal gerade heraus, ja er nannte

mich in ſeinen überſpannten Gedichten, die er an mich machte, in beſter Hoffnung ſeine

„„Dennoch einſt zur Philomele
ſich entwickelnde geliebte Seele!““

Weiß Gott, ich war unſchuldig daran, denn meine Natur konnte zu nichts weniger Hoffnung geben, als zu einer Philomele. Ich hatte keine Nachtigallenkehle an mir und liebte auch nicht die Einſamkeit! Die Luſt des Lebens war für mich überhaupt weniger in der Kehle und in der Seele, als vielmehr in den Füßen. Leicht auf den Füßen, wie ich immer war, machte es mir Vergnügen, daß mir Gott gegeben, ſie gebrauchen zu können, und ſo begab ich mich ſchon früh auf meine lieben Füße, um nach allen Herrlichkeiten der Welt, nach großen Geſellſchaften, Concerten, Bällen, Redouten und glänzenden Feſten herumzulaufen. Das war meinem ſtillen Bräutigam ein Stich in's Herz, und wir zankten uns oft darüber. Er machte mir lebhafte Vorwürfe über das, was er meinen Charakter nannte. Wenige Tage vorher, ehe er mir das Geburtstagsgeſchenk brachte, hatten wir uns auch erzürnt, und ich war ſo heftig gegen ihn geweſen, daß ich glaubte, er würde nicht wiederkommen. An meinem Geburtstag kam er dennoch mit ſeiner Nachtigall, und ſchien mich durch dieß Geſchenk verſöhnen zu wollen. Mich aber machte gerade dieß Geſchenk unbeſchreiblich wü-

thend. Ich war der Meinung, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß er mich durch den Vogel wieder erinnern wollte, daß ich fromm und ſanft wie Philomele werden müßte! Der goldene Nachtigallenbauer ſtand auf dem Tiſch, die Nachtigall drinnen war ſtill, und auch mein Liebſter ſtand ſchweigend neben mir und ſagte nach ſeiner Gewohnheit nichts. Ich aber war ebenfalls ſtumm vor Wuth. Da wurde mir endlich doch die Sache zu ſtill um mich her, und ich konnte das verdrießliche Schweigen nicht länger ertragen. Kann denn die Nachtigall nicht ſingen? — fragte ich ihn — damit ein wenig Lärm in der Stube wird! Er zuckte die Achſel, und ſagte nichts. Da ging ich, nur noch verdrießlicher geworden, auf den Käfig los, und ſchrie: Singe! Singe! Frau Nachtigall! — Die Nachtigall aber ſaß im Winkel ihres Käfigs, und ſagte nichts. Nun ſtieg mein Aerger ſo, daß ich ganz außer mir gerieth. So will denn Keiner heut ein vernünftiges Wort ſagen! rief ich, und griff wie eine Beſeſſene nach dem Käfig, und ſchleuderte ihn mit aller Gewalt gegen den Fußboden, ſo daß faſt die Stäbe zerſprangen. Da drang ein wunderbar heller Ton aus dem Käfig hervor, wie ich ihn nie wieder vernommen habe. Es klang mir gerade wie eine Menſchenſtimme, die ſich zu Tode klagt. Dann war alles wieder ſtill. Es wurde mir in demſelben Au-

genblick ſchon leid, was ich gethan, und ich ſtürzte auf meine Knie nieder, um nach der Nachtigall zu ſehn. Sie lag lang ausgeſtreckt auf dem Boden in ihrem Bauer. Der Fall und der Schreck mußten das arme Thier getödtet haben. Laut weinend nahm ich ſie nun heraus, ich drückte ſie an meinen Buſen, um ſie wieder zu erwärmen, ich wuſch ſie mit meinen heißen Thränen, aber die Nachtigall war todt und blieb todt. Ich blickte mich nach meinem Freund um, ob er mir zürne. Mein Freund, der war längſt fort, er hatte das Zimmer verlaſſen, und kehrte nie wieder. Und was meint Ihr wohl, Graf, was er für eine Rache wegen der todten Nachtigall an mir nahm? Er ſandte mir den andern Tag mein Stammbuch zurück, das ich ihm vor einiger Zeit zum Einzeichnen übergeben hatte. Darin las ich auf einem Blatt einen Spruch, von ſeiner Hand geſchrieben, der damals einen ſolchen Eindruck auf mich machte, daß ich ihn noch heut behalten und auch bis an meines Lebens Ende immer auswendig behalten werde. Den Spruch müßt Ihr hören, Graf, da auch Ihr heut einen ſolchen Nachtigallenfrevel begangen habt, und ich will ihn Euch ganz feierlich vordeclamiren."

Sie ſtand auf, hob gegen den Grafen, der ihr bewegliches Weſen mit Vergnügen zu betrachten ſchien, ernſt und drohend die Hand empor, und begann:

„So lebe denn fort in gedankenloſer Wildheit, und kein ſüßer Nachtigallenton ſoll je mehr Dein Daſein ſchmücken, das am frechen Lärm des Tages ſich vor der Zeit müde ſtürmen wird! Und hörſt Du einmal in bangen Nächten, die Du, nach entnervenden Feſtgelagen Dich auf Dein Bett werfend, ſchlaflos hindringſt, die einſame Sängerin an Deinem Fenſter vorüberflüſtern, dann ſchlage ſie mit ihren Liederfugen wie ein quälender Gewiſſensruf Dir an Ohr und Herz, und lehre Dich, wenn Du ihren Träumen wider Willen lauſcheſt, das Unglück eines an Traum und Gefühl armen Lebens mit Verzweiflung empfinden!“

Malwine ſchien bei dieſen Worten, die ſie mit vielem Nachdruck recitirt hatte, wirklich ernſthaft geworden zu ſein, und auch den Grafen überflog augenblicklich ein leiſer Zug von Nachdenklichkeit, den er jedoch bald wieder im Scherz mit ihr zu zerſtreuen ſuchte.

„Seht Ihr, das iſt die Geſchichte von meiner Schwermuth!“ ſagte ſie, ſich wieder zu ihm ſetzend. „Und ſeit dieſer Geſchichte kann ich keine Nachtigall mehr ſterben ſehn, und wenn ich des Nachts eine ſingen höre, überfällt es mich oft wie ein geheimes Grauen, und ich kann dann die ganze Nacht über

nicht ſchlafen, und weine, ich weiß ſelbſt nicht warum. Eine ſo große Närrin bin ich!"

„Dein Geſchichten war recht artig, Malwine!" entgegnete der Graf, ſie auf die weiße Stirn küſſend. „Du haſt mich gut damit unterhalten. Aber nur die Nutzanwendung ſchimmert zu ſehr in's Trübſelige."

Er ſtand auf und ergriff ſeine Flinte, die er jetzt zu dem bevorſtehenden Jagdausflug mitnehmen wollte.

In dieſem Augenblick trat ſein Leibjäger in's Zimmer, und meldete, daß der Todtengräber aus dem Dorfe den Grafen in einer ſeltſamen Angelegenheit zu ſprechen begehre und ſich durchaus nicht abweiſen laſſen wolle. „Er hat einen jungen Vagabunden, der ihm ſeinen Hahn erſchlagen, auf dem Kirchhof eingefangen" — erzählte der Jäger — „und ihn gleich her auf's Schloß gebracht, da der Amtmann krank iſt. Er beſteht durchaus darauf, daß Euer Excellenz ihm Gehör verleihen und über ſeine Sache Recht ſprechen möchten."

„Laß ihn warten!" befahl der Graf. — „Dieß ſcheint ein Handel, der Beluſtigung verſpricht!" fuhr er, zu Malwinen gewandt, fort, nachdem der Diener gegangen war. „Ehe wir auf die Jagd fahren, wollen wir uns noch daran ergötzen, den Todtengräber und ſeinen Spitzbuben zu verhören.

Du ſollſt Gerichtsbeiſitzerin ſein, Malwine. Haſt Du Luſt, Dich damit zu amüſiren?“

„Geht mir mit Todtengräbern und Spitzbuben! Ich habe mich hier in Eurem alten, an der Welt Ende gelegenen Waldſchloß längſt vor Spitzbuben und Räubern gefürchtet!“ ſagte ſie, und nahm ihm im Scherz die Jagdflinte aus der Hand, die leicht genug war, um von ihr gehandhabt werden zu können. Sie legte das Gewehr anmuthig über die Schulter, und exercirte einige Male damit, im gemeſſenen Tritt auf- und abſchreitend. Dann ergriff ſie die Jagdmütze des Grafen, drückte ſie ſich auf die Locken, und ſtellte ſich vor den Spiegel, um zu ſehn, wie artig ihr das ſtehe.

„Seh' ich wohl ſo ſchrecklich genug aus“ — rief ſie — „um durch meinen bloßen Anblick Räuber zu verjagen, wenn ſie uns hier überfallen ſollten?“

„Nein, im Ernſt!“ fuhr ſie fort, Flinte und Mütze wieder ablegend — „mich graut hier in dieſem öden Schloß vor Räubern! Ich weiß nicht, wie das kommt, aber meine Phantaſie iſt ſchon ſeit unſerer erſten Ankunft unaufhörlich mit Bildern von Räuberüberfällen und dergleichen beſchäftigt. Das Schloß liegt ſo einſam, der Wald macht ein ſo finſtres und unheimliches Geſicht, und ſo oft die alten Eichen draußen ſich gegen das Fenſter neigen, iſt es mir, als klopfte Avallino, der große Bandit,

an die Fenſterſcheiben, und mir ſchlägt das Herz hier in der Seite faſt hörbar!"

„Das kommt von Deiner eifrigen Romanlektüre her!" bemerkte der Graf lächelnd.

„Ach, lieber Gott, Romane und Novellen ſind noch meine beſten Freunde auf dieſer Welt!" entgegnete ſie lebhaft. „Ich wäre längſt vor Langeweile geſtorben, gäbe es nicht Romane zu leſen und Romane zu ſpielen auf dieſer Erde. Wie gern würde ich es ſehen, wenn mich einmal ein Romanſchreiber nach meinem Tode in einem ſeiner Romane vorbringen, und mich mit ſammt meiner ganzen luſtigen Perſonage darin abconterfeien wollte. Das wäre die einzige Unſterblichkeit, die ich eigentlich verdient habe! Leid thut es mir aber, Graf, daß ihr ſo ganz und gar kein Vergnügen an der Lectüre findet!"

„Da haſt Du Recht, mein Kind!" verſetzte Arno. „Lectüre gibt es für mich nicht. Meine Lectüre iſt das praktiſche Leben. Das Leben durch die gefärbte Brille der Schriftſteller anzuſehn, würde einem Staatsmann nicht ziemen."

„Aber mit Deiner Furcht vor Räubern kannſt Du nicht Unrecht haben!" fuhr er, um ſie ein wenig zu ängſtigen, fort. „Die Umgegend iſt hier in der That nicht ganz ſicher, und man iſt einer vollſtändigen Räuberbande auf der Spur, die, wie man vermuthet, hier im Walde ihre Schlupfwinkel haben

ſoll. Du haſt ja gehört, daß der Todtengräber bereits einen auf den Kirchhof gefangen genommen hat. Und wie leicht iſt es möglich, daß morgen unſere fête champêtre im Walde durch einen Räuberüberfall geſtört wird! Es ſcheinen verdächtige Menſchen um das Schloß herum zu ſchleichen, wie ich vor Kurzem bemerkt zu haben glaube!"

„Geht, geht! Nun wollt ihr mir Angſt machen!" rief ſie, ihn ungewiß anblickend. „Das ſoll euch aber gerade nicht gelingen. Im Gegentheil, ich will jetzt die Muthige ſpielen! So kommt nur, wir wollen nun den Spitzbuben unten verhören, den der Todtengräber eingefangen hat. Vielleicht kommen wir dadurch der ganzen Räuberbande auf die Spur. Ich will eure Gerichtsbeiſitzerin ſein. Laßt nur den Spitzbuben in den Garten führen, vor die große Jasminlaube. Dort werde ich hinkommen."

Sie hing ſich an den Arm des Grafen, um ſich hinabführen zu laſſen. Doch jetzt fiel ihr ein, daß ſie ſich erſt noch dazu umkleiden müſſe, und ſo ſprang ſie eilends fort, nach ihrer Kammerjungfer rufend. — —

Unterdeß hatte der beklagenswerthe Erwin ſo lange in der mühſeligſten Lage auf dem Schloßhofe ſtehen und warten müſſen. Der unerbittliche Todtengräber,

den entſeelten Hahn unter dem Arm, hielt ihn wie eine Beute, die ihm noch entrinnen könne, fortwährend an den Kleidern feſt, während der arme, in ſeinem tiefſten Weſen ermattete Jüngling ſich bereits geduldig in ſein Schickſal ergeben hatte, und faſt theilnahmlos abwartete, was ſich auch mit ihm ereignen möge. Die Diener und Leute, welche von Zeit zu Zeit über den Hof gingen, und von denen ihn mancher kannte, ſahen ihn verwundert und ſtaunend an, doch wagte Keiner das, was er vermuthete, laut werden zu laſſen, da der junge Graf ihnen in einem ſolchen Aufzug erſchien, in dem ſie die Gleichheit ſeiner Perſon unwahrſcheinlich finden mußten. Auch bemühte er ſich abſichtlich, ſein Antlitz zu verbergen. Er wollte von Niemandem erkannt ſein, er wollte ſich Keinem zu erkennen geben, und eine ſchmerzliche Kälte gegen menſchliches Leiden und Leben legte ſich um ſein Herz, wie ein böſer Nachtthau, der auf die junge Blüthe fällt, daß ſie zuſammenſchrumpft vor der Zeit.

Jetzt wurden ſie durch den Bedienten in den Garten geführt. Erwins Vater hatte ſich bereits durch eine Hinterthür des Schloſſes dorthin begeben, und in der duftigen Jasminlaube ſaß Malwine, die, mit einer weiblichen Handarbeit beſchäftigt, den bevorſtehenden Prozeß wie eine luſtige Unterhaltung erwartete.

Graf Arno ſtand am Eingang der Laube, und ſah den langſam Herankommenden entgegen. Der Todtengräber ſchien bei dem Anblick des Grafen, der die Ehrerbietung und Unterwürfigkeit in ihm aufrief, einigermaßen die Faſſung zu verlieren, und die Wuth gegen ſeinen Delinquenten zu zügeln. Er ließ Erwin jetzt los, und zog ſchon in weiter Entfernung tief den Hut ab, noch ehe ſie den Gang zu Ende und dem Grafen nahe gekommen waren. Dann ſtand er ſtill und verſuchte unter unaufhörlichen Scharrfüßen einige Worte zu ſtammeln.

Als Erwin vor ſeinen Vater hintreten mußte, drangen ihm unwillkührlich die Thränen aus den Augen. Er hielt ſich jedoch und ſenkte den Blick ſtill zur Erde, ohne im Umkreiſe Jemanden anzuſehn. Der Graf fuhr indeß befremdet zurück, als er ſeiner anſichtig wurde, muſterte ihn darauf noch einmal ſcharf, und ſtrich ſich einen Augenblick wie nachdenkend mit der Hand über die Stirn. Dann ſchien er zu einem Entſchluß gekommen zu ſein und die gewohnte ſichere und vornehme Heiterkeit verbreitete ſich wieder über ſeine Züge.

„Tritt vor, Kläger!“ befahl er — „und bringe Deine Klage vor uns an!“

Da warf ſich der von Ehrfurcht überwältigte Todtengräber auf ſeine Knie nieder. „Gnade! Gnade! Eure Excellenz!“ ſchrie er. „Dieſer junge Lauge-

nichts hier hat mir meinen Hahn erſchlagen. Einem armen Mann hat er ſeinen einzigen Hahn erſchlagen! Er muß auch ſonſt noch viele Betrügereien verübt haben, denn er hat viel Geld bei ſich, das er mir anbot, wenn ich ihn nicht her aufs Schloß führen wollte! Aber ich mochte das Sündengeld nicht! Ich will meinen Hahn wieder haben, meinen ſchönen, großen, fetten, bunten Hahn, damit meine Hühner zu Hauſe wieder Eier legen können! Und ſo habe ich Euer Excellenz dieſen jungen Hauptſpitzbuben hieher gebracht, damit er der Welt nicht länger gefährlich werde und Recht und Gerechtigkeit über ihn geſchehe!"

„Steht auf!" befahl der Graf. — „Was hat der beklagte Theil darauf zu erwiedern?" fuhr er, ſich bald gegen Erwin wendend, mit einer fremden, gleichgültigen Stimme fort, die dieſem ſchneidend durch Mark und Bein ging.

Erwin ſchwieg ſtill. Er fühlte ſeine Zunge wie gelähmt, noch gelähmter aber ſein ganzes Herz, und es wäre ihm um keinen Preis in der Welt möglich geweſen, jetzt auch nur ein Wort vorzubringen.

„Der iſt verſtockt!" ſagte der Todtengräber. „Er iſt auf alle Schliche ausgelernt wie ein alter Dieb. Lügen kann er auch, wie gedruckt, und vorhin hat er behaupten wollen, dieſer Hahn gehöre eigentlich auf den Schloßhof, wo er ſich heut Nachmittag vor dem Regen untergeſtellt. Der Hahn ſei ihm nach-

geflogen und habe ihn ſo ſehr gereizt, daß er ihn in der Wuth gegen einen Stein geworfen. So unſchuldig weiß ſich ein ſo junges Blut ſchon anzuſtellen!"

„Man rufe den Schloßökonom!" ſagte der Graf zu einem der umſtehenden Diener. „Er ſoll das corpus delicti hier beſichtigen. Kläger, wie willſt Du beweiſen, daß dieſer Hahn wirklich Dein Eigenthum geweſen?"

Der Todtengräber ſtutzte, und wußte nicht gleich, was er antworten ſollte. „Ich werde doch meinen Hahn kennen, Euer Excellenz!" verſetzte er ſtotternd. „Dieſer Hahn hat daſſelbe Geſicht, wie mein entlaufener Hahn hatte, und folglich iſt es mein Hahn! Woran ſoll man denn ſeine Angehörigen wieder erkennen, wenn nicht an ihrem Geſicht? Halten zu Gnaden, Euer Excellenz! ich habe einen Sohn, der vor dreizehn Jahren mit in den Krieg ging, und nicht wiedergekommen iſt, weil ihm die Kugeln der Feinde wahrſcheinlich ein Grab gegraben haben. Aber käme er noch heute, ſo würde ich ihm blos in ſein ehrliches Geſicht ſehn und es ihm auch auf ſein Geſicht glauben, daß er mein Sohn iſt. Ja, Du biſt es, Teufel! würde ich ſagen, und ihn umarmen, und meine Frau müßte ihm gleich einen Eierkuchen backen zur Bewillkommnung. Wie aber, wenn meine Frau verlangte, ich ſollte ihr erſt beweiſen, daß dies

unſer Sohn ſei, ehe ſie den Eierkuchen backte? Frau! würd' ich ſagen — ſieh ihm nur noch einmal in ſein gutes ehrliches Geſicht! Hat der Menſch da nicht ein Geſicht, daß ihm Vater und Mutter gleich um den Hals fallen müſſen? Und Du willſt ihn ſo daſtehen laſſen, ohne Gruß und Labſal, wie er matt von der Reiſe kommt? Schäme Dich, Du willſt Deinen Sohn nicht erkennen? Das iſt ja Dein Sohn! — Sehen Euer Excellenz, ſo iſt es auch gerade mit meinem Hahn! Sollte ich ihn denn nicht an ſeinem Geſicht, an ſeinen Federn, an ſeinen Füßen erkennen, daß es mein Hahn iſt? Es iſt ja mein Hahn!"

„Schon gut, Freund! Wartet nur ein wenig!" ſagte der Graf, und trat in die Laube, um ſich mit der lachenden Malwine zu unterhalten. —

Jetzt erhob Erwin den Blick freier. Da fiel ſein Auge drüben auf den hohen Erker des Schloſſes, deſſen Fenſter in den Garten hinunterführten, und er erinnerte ſich, wie man ihm geſagt, daß dieſe Zimmer ſeine Mutter bewohne. Man konnte von den Fenſtern oben den breiten Mittelgang des Gartens völlig überſehn, in welchem ſich Erwin an einer nicht allzu entfernten Stelle vor der Laube befand. Das eine der Fenſter war geöffnet, und Erwin bemerkte jetzt ganz deutlich, daß eine weißgekleidete, weibliche Geſtalt vor demſelben ſtehe und ſich halb

herausneige. Ach, es war niemand anders als die theure Mutter! Er erkannte sie mit seinem scharfen Auge ungeachtet der Ferne, die ihn von ihr schied, und er hätte die Arme ausstrecken und zu ihr hinaufrufen mögen: Mutter! Mutter! Kennst Du mich auch nicht mehr? — Aber er ahnete mit banger Freude, daß sie ihn gesehen, daß sie ihn als den Ihrigen erkannt haben möge, denn ihr geliebtes Haupt neigte sich unverwandt herunter, und sie schien mit Aufmerksamkeit den Garten zu durchspähn. O, sie stand oben, wie in hoher Himmelsbläue ein verklärtes stilles Madonnenbild, und blickte ernst und gedankenvoll hernieder. —

Der Graf trat jetzt wieder aus der Laube hervor, und durch den unterdeß herbeigerufenen Schloßökonom schien die verhandelte Sache nun eine andere Wendung zu nehmen.

Der getödtete Hahn, über den die Untersuchung schwebte, wurde von dem Oekonomen an allen Anzeichen für den erkannt, der denselben Nachmittag aus dem Schloßhofe entflohen war, und der Todtengräber, der seine Ansprüche an denselben nicht entschiedener darzuthun wußte, sondern in der genaueren Beschreibung, die ihm von seinem eigenen Hahn zu machen aufgegeben wurde, sich nur immer mehr verwirrte, und in offenbare Widersprüche gerieth, mußte sich auf einen fernern Bescheid vertrösten lassen.

„So sehr kann man sich irren!“ sagte er, indem er sich betrübt entfernte. „Hätte ich doch nie geglaubt, daß ich noch einmal meinen eigenen Hahn verkennen würde. Aber die alte babylonische Verwirrung bricht immer mehr wieder in der argen Welt aus, und man erkennt am Ende seine nächsten Blutsverwandten nicht mehr wieder, so wie Petrus den Herrn Jesum verläugnete.“ — „Guter junger Mensch!“ fuhr er fort, sich zum Abschied noch gegen Erwin wendend. „So habe ich auch Dir wohl Unrecht gethan, indem ich Dich als den Mörder meines Hahns angeklagt und fast gepfändet habe. Nun vergieb mir, so wird Dir auch vergeben werden, und es gehe Dir noch wohl auf Erden! Jetzt will ich gehn, und meinen eignen Hahn suchen, der vielleicht noch am Leben ist und sich in den Kornfeldern verlaufen hat.“

„Die Entscheidung über den jungen Delinquenten bleibt noch ungewiß und einer weiteren Untersuchung vorbehalten!“ sagte jetzt der Graf, hervortretend, ohne jedoch Erwin geradezu anzureden. „Der Aussage des Todtengräbers zufolge hat er den Hahn, der auf den Schloßhof gehört, muthwillig getödtet, und da er, stumm und trotzig, wie er ist und bleibt, diese Aussage nicht widerlegt hat, so wollen wir sie als ein argumentum ex silentio gegen ihn zugen lassen. Wahrscheinlich ist er ein junger Landstreicher,

der heimlich seinen Aeltern entlaufen, und sich auf eine widerrechtliche Weise der väterlichen Obmacht entzogen hat, um sich schon in seinen jungen Jahren auf unerlaubten Wegen in der Welt umherzutreiben. Es wird ihm daher gut thun, wenn wir ihn hier einige Tage bei Wasser und Brot einsperren, damit er in sich geht, und von jetzt an auf bessere Gedanken kommt!"

Erwin schrak bei diesen Worten zusammen. Es wurde ihm jetzt nicht nur unwiderleglich klar, daß ihn sein Vater gleich auf den ersten Blick erkannt haben müsse, sondern er sah auch, warum ihm derselbe eigentlich zürne, und daß seine heimliche Entfernung mit dem verbannten Großvater die Ursache davon sei. Er schwieg jedoch, und wollte kein Wort zu seiner Vertheidigung sagen. Es war ihm zu Muthe, als beginne von diesem Augenblick ein öder, entblätterter Herbst in seinem Leben, es war ihm, als müsse er sich von nun an fallen lassen mit jeder ehemals blühenden Hoffnung. Nur darin fand er jetzt einen süßen Trost, zu dem Erkerfenster drüben hinaufzublicken, wo er die Gestalt der geliebten Mutter wußte, aber indem er das Auge verstohlen wieder dorthin wandte, bemerkte er traurig, daß auch diese Gestalt der Milde plötzlich verschwunden und das Fenster oben leer geworden war. Nun fühlte er sich ganz einsam, und stand wie ein zagender Missethäter da.

Da ließen sich leise, eilende Tritte den Gang herunter vernehmen, und es rauschte an den Gesträuchen vorüber, wie wenn Jemand hastig herannahe. Es war Mathilde, und Erwin erblickte die Mutter nur noch zehn Schritte weit vor sich. Sie war es wirklich, und ein banges, freudiges: Ach! Ach! drängte sich unwillkührlich über seine Lippen. Sie hatte die heiße Ungeduld der Mutterliebe nicht länger zügeln können, sie hatte sich überzeugen wollen, ob es wirklich ihr Erwin ist, den sie von oben gesehen. Selbst die Gegenwart des feindlichen Gatten vermochte sie in diesem Augenblick ihres aufgeregten Gefühls nicht zurückzuhalten, und die Sehnsucht, ihren Sohn wieder an's Herz zu drücken, machte sie stark, alles Uebrige, das ihr sonst unmöglich gewesen wäre, zu ertragen. So trat sie, eine hohe rührende Erscheinung, ein schönes leidendes Bild, überraschend, wie aus einer andern Welt, unter die Anwesenden hin. Aber ihr sanftes, blaues Auge suchte mit dem zärtlichen Mutterblick nur ihren Erwin, und keinen andern Gegenstand gab es für sie hier. Sie richtete dies Auge so ausschließend auf ihn hin, daß sie Niemanden sonst im Kreise zu sehen schien, am allerwenigsten den Grafen.

Nun konnte sich Erwin nicht länger halten. Schluchzend lief er ihr entgegen: „Mutter! Meine

Mutter! Nimm mich in Deine Arme! Dein Sohn ist krank!“

„Erwin! Du bist es! Ja!“ flüsterte Mathilde und eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

Da trat Arno einige Schritte zu ihr hin, so daß ihr Blick auf ihn fallen mußte. Von der Verlegenheit, die ihn anfänglich bei ihrem plötzlichen Anblick betroffen, schien er bereits wieder frei, aber mit einer unbeschreiblichen Kälte und Härte in der Stimme sagte er zu ihr: „Ich bitte Dich! Diesen schmutzigen und zerlumpten Landstreicher hältst Du für Deinen Sohn!“

Sie stutzte, sie blickte Erwin noch einmal an, sie richtete ein ernstes Auge halb fragend, halb zürnend auf den Grafen, und die Arme, die aufgehoben gewesen waren, ihren Sohn zu umfangen, glitten bewegungslos wieder herab. Sie stand still, und sann nach; es schien ihr zu ahnen, was hier vorgehen müsse.

Erwin seinerseits sah sich durch diese Worte des Vaters auf sich selbst aufmerksam gemacht. Er betrachtete sich beschämt, und nahm wahr, wie durch seinen Aufenthalt auf dem Kirchhofe, wo er sich auf einem feuchten Grabhügel ausgeruht, und durch die Gewaltthätigkeit des Todtengräbers, der ihm in seiner Wuth die Kleider zerrissen, sein Aeußeres in der That so gelitten hatte, daß er die Benennung, die

er ſich geben hörte, nun wohl begreifen konnte. Nichts iſt am Menſchen ſo unbedeutend, das nicht auf ſeine Stimmung zurückwirkt, und ſo fühlte ſich unſer Erwin, nachdem er jetzt erſt jene Entdeckung an ſich gemacht, nur um ſo niedergeſchlagener, und kam ſich ganz wie ein Verſtoßener vor.

Mathilde aber blickte ſpähend in dem Kreiſe umher, und ſie fühlte nun erſt deutlich und zitternd, was ſie unternommen, da ſie ſich von ihrem Mut tergefühl fortgeriſſen, hierher gewagt. Sie zweifelte jedoch nicht, daß ſie ihren Erwin dort vor ſich ſähe. Hatte er ja doch zu ihr geſprochen und ſie beim Namen gerufen mit ſeiner wohlbekannten herrlichen Stimme, die an ihm nicht zu verkennen war. Sie ſtreckte noch einmal die Hand nach ihm aus und trat einige Schritte weiter vorwärts.

Dadurch war ſie dem Eingang der Laube näher gekommen, und ihr Auge fiel jetzt auf Malwinen, die dort auf der Bank ſaß. Da ſtieß ſie einen lauten gellenden Schrei aus, als wäre ſie beim Anblick derſelben von einer Schlange im Herzen geſtochen worden. Dieſe hatte ſie nicht im Garten vermuthet, dieſe, nur dieſe konnte ſie nicht ſehn. Die Gegenwart aller andern feindlichen Geſtalten hatte ſie hier ertragen zu können geglaubt, nur nicht die Gegenwart der Buhlerin. Vor ihr fühlte ſie ſich getrieben, zu entfliehen, es ließ ſie nicht länger

wollen. Dieß iſt ein Charakterzug des weiblichen Herzens.

Sie wandte den Rücken und eilte fort, nachdem ſie den weißen, flatternden Schleier, der ihr das Haar durchflochten, haſtig über das Geſicht heruntergelaſſen. Sie eilte fort, den Gang des Gartens wieder hinab, nach dem Schloſſe zu. Selbſt ihren Erwin mußte ſie jetzt ſeinem Schickſal überlaſſen. Sie konnte nicht anders. — —

Der Graf war feuerroth geworden, und eine ungewöhnliche Heftigkeit, wie ſie ihm ſonſt nicht eigen zu ſein pflegte, durchzuckte ſeine Geſichtsmuskeln.

„Führet ihn nun fort, daß wir mit der Sache einmal zu Ende kommen!“ befahl er darauf nach einer Pauſe den umſtehenden Dienern, auf Erwin deutend. „Führet ihn in's Schloßgefängniß!“

Die Diener, denen bei dem halb räthſelhaften, halb durch Vermuthungen ihnen aufgedeckten Hergang unheimlich zu Muthe ſchien, ſtanden einen Augenblick zögernd ſtill, ehe ſie dem Befehl Folge leiſteten. Dann bedeuteten ſie dem Jüngling ſchweigend, ihnen zu folgen.

Er ging ſchwankend, und ſich nur noch mit Mühe auf ſeinen Füßen erhaltend, hinter ihnen her. Sie führten ihn durch den Garten nach dem Hofe zurück. Dort wurde eine eiſerne Kellerthür aufge-

ſchloſſen, die zu dem im Erdgeſchoß befindlichen Gefängniß hinunterführte.

Auf dem Hofe angelangt, mußte er vor Erſchöpfung ſtill ſtehen, und wankte bald ohnmächtig in die Arme ſeiner Begleiter, die ihn mitleidig unterſtützten. Während man ſo mit ihm beſchäftigt war, kam auch der Graf in den Hof, und beſtieg, ohne ſich um die zur Seite ſtehende Gruppe zu bekümmern, das für ihn in Bereitſchaft gehaltene Pferd, auf dem er in wildem Ungeſtüm davon jagte, wie man ſelten an ihm zu ſehen gewohnt war. Es währte nicht lange, ſo ſtieg auch Malwine in den ihrer harrenden glänzenden Jagdwagen, der dem vorangeſprengten Reiter eilends nachzukommen ſuchte.

Erwin, der ſich wieder ein wenig zu erholen begann, ließ ſich jetzt in das ihm beſtimmte Gefängniß geleiten. Er ſchauderte anfangs zuſammen, als ihn die dumpfe Kellerluft anhauchte, in die er hinunterſteigen mußte. Das Kerkerzimmer, in das er gewieſen ward, war jedoch weniger abſchreckend, und wurde durch ein vom Waldgeſtrüpp draußen umflochtenes Fenſter, das in den Forſt hinausging, mit einigem Dämmerlicht erhellt.

„Wehe über mich!“ rief er verzagend aus, als er allein gelaſſen wurde, und ſtreckte ſich zuſammenſinkend auf das für ihn zubereitete Strohlager hin. Seine völlige Ermattung verſagte ihm jedoch jetzt,

über sich und sein Schicksal weiter nachzudenken, und des armen Verfolgten, dessen die Menschen sich nicht erbarmt hatten, erbarmte sich bald ein milder Schlaf, durch den sich die noch rege Jugendkraft in ihm zu retten und wiederherzustellen suchte. Er schlummerte ein und lag einige Stunden in beruhigenden Träumen. — —

Alle Welt hat ihn noch nicht vergessen. Seine Mutter gedenkt seiner mit untröstlicher Besorgniß.

Sie hat selbst noch den schmerzhaften Kampf in ihrem Herzen zu bewältigen, nachdem sie jener Scene im Garten mit leidenschaftlicher Angst entflohen war.

Auf ihrem Zimmer angelangt, warf sie sich athemlos in einen Sessel, und lehnte das Haupt lange und schweigend in den Arm, ohne sich zu regen. Ihre kleine Tochter Tony, ein vierjähriges Mädchen, kletterte an der Mutter herauf, um zu sehn, was ihr fehle, und bemühte sich mit kindlicher Geschäftigkeit, ihr den Schleier vom Gesicht herunter zu ziehn. Mathilde ließ es ruhig geschehn, und das Kind betrachtete erschrocken das geisterbleiche Antlitz der Mutter, über das stille Thränen herunter rollten.

„Mutter, bist Du unartig gewesen, daß du so weinst?“ rief die Kleine, und schlang die Aermchen schmeichelnd um den Hals ihrer schönen Mutter.

„Du hörst und siehst mich gar nicht!“ fuhr Tony klagend fort. „Bist Du mir denn nicht mehr gut? Was hat Tony Böses gethan? Die Puppe hab' ich heut noch nicht geschlagen. Ich habe sie in die Wiege gelegt und in den Schlaf gesungen. Da liegt sie und schläft. Wollte Gott, Mutter, Du schliefst auch so ruhig und fromm, wie meine Puppe. Soll ich Dich auch in den Schlaf singen? Du weißt ja, ich kann ein hübsches Lied!“

Mathilde sah auf und blickte wehmüthig lächelnd auf ihr Kind, das ihr der einzige und süßeste Trost in ihrer sonst nur dem Kummer gewidmeten Einsamkeit war, und unter dessen traulichem Geplauder und Spielen sie die hinschleichende Last der Stunden weniger drückend fühlte. Sie preßte es an ihren Busen, und hielt es lange mit beiden Armen fest umschlungen, wie einen letzten Schatz, den man sich um nichts in der Welt entreißen lassen möchte.

„Ach! wie laut Dir Dein Herz schlägt!“ sagte Tony, und faßte mit der kleinen Hand auf den stürmisch wogenden Busen der Mutter. „Höre, Mutter! Du sagst immer, daß ich auch ein Herzchen hier hätte. Warum macht meines nicht auch eben solchen Lärm in mir, wie Deines? Oder ist meines noch zu klein dazu? Dein Herzchen schlägt Dir ja aber gerade, wie dort die große Wanduhr!

Laß mich einmal horchen bei Dir? Wie viel iſt es denn an der Zeit?"

„Es iſt böſe Zeit, wenn das Herzchen ſo ſchlägt, mein Kind!" ſagte Mathilde, und küßte die Kleine. Dann ſtand ſie auf, und trat, mit ihrer Tony auf dem Arm, vor das Fenſter, mit ſtiller Trauer in die weite reizende Ausſicht hinausblickend, die von hier aus Garten und blühende Felder und in blauer Ferne großartig hingelagerte Berge überſehen ließ. An dieſem Fenſter pflegte ſie den Tag über meiſtentheils zu ſitzen, mit einer Stickerei arbeitſam beſchäftigt, und ſowohl durch den Fleiß ihrer kunſtgeübten Hand, als an der Fernſicht über die ihr liebgewordene Landſchaft hin, ſich in ihrem Aſyl unterhaltend.

„Biſt Du im Garten unten geweſen, Mutter?" fragte Tony, zum Fenſter hinausſehend. „Warum haſt Du mir keine Blumen mitgebracht? Sind nicht unten noch die ſchönen Blumen? Du gehſt jetzt gar nicht mehr mit mir hinab. Und doch müſſen die kleinen Kinder auch einmal in die Welt hinaus kommen, haſt Du ſelbſt geſagt, wenn ſie artig ſind, damit ſie ſich weit und breit umſehen, was der liebe Gott gemacht hat. Sieh' einmal die hübſchen grünen Bäume an, die da unten in der Welt ſtehen. Ach, das iſt eine Pracht! Und dort, dort eine ganze Strecke lang, nichts als bunte, hübſche Blumen, gerade ſolche, wie ſie uns der

Gärtner neulich heraufgebracht hat, Du weißt doch? Sage mal Mutter, wie viel ſchöne Blumen gibt es denn eigentlich in der Welt?"

„Im Garten ſtehen viel ſchöne Blumen, mein Kind, aber auch viel Dornen, die Dich blutig ſtechen werden!" ſagte Mathilde.

„Sind auch viele Menſchen da unten?" fragte das Kind in ſeiner Einfalt weiter. „Stechen mich die Menſchen auch blutig? Ich denke, im Garten unten iſt's alle Tage wie Sonntag, und man freut ſich blos über die Bäume und die Blumen alle, und den Sonnenſchein, den der liebe Gott gemacht hat. Höre, Mutter, wie ſehen die Dornen aus, die unten in der Welt ſind? Sag' es mir, und ich will mich ſchon vor ihnen hüten, daß ſie mir keinen böſen Finger machen ſollen. Und noch Eins mußt Du mir ſagen, bitte! bitte! Gibt es mehr Dornen, mehr gute Menſchen oder mehr hübſche Blumen draußen im Garten?"

„Ach, es gibt viele gute Menſchen!" entgegnete Mathilde mit ihrem ſchmerzlichen Lächeln. „Siehſt Du, da war Dein Bruder Erwin unten im Garten."

„Ei, das iſt ja herrlich!" rief die Kleine, in die Händchen ſchlagend. „Warum kommt mein guter Bruder Erwin nicht herauf? Hat er mir nichts mitgebracht?"

„Bruder Erwin wird wohl kommen!“ entgegnete die Mutter ſeufzend. „Ich weiß nicht, wo er iſt.“

„Du ſtöhnſt ſchon wieder, Mutter!“ ſagte das Kind. „Iſt Bruder Erwin kein guter Menſch?“

„O, der iſt lieb und hold, wie ein himmelblauer Maitag!“ entgegnete Mathilde, indem ſich ihr die ſchönen Augen von neuem mit Thränen netzten.

„Und doch weinſt Du, Mutter?“ fragte das Kind, traurig werdend. „Haben den guten Bruder Erwin vielleicht auch die Dornen draußen blutig geſtochen? So laß ihn Zunder auflegen, wenn er einen böſen Finger davon bekommen hat. Ueber die häßlichen Dornen! Warum läßt ſie denn der liebe Gott eigentlich wachſen?“

„Ach! Du zerſtichſt mir das Herz noch mehr mit Deinem kindiſchen Geplauder!“ rief Mathilde, ſetzte das Kind an die Erde nieder, und lehnte ſich ſtill weinend in den Seſſel zurück. — —

Es war Abend geworden, und im Dörfchen herrſchte noch mehr Bewegung und lautes Treiben, als man ſonſt hier zu finden gewohnt war. Die Landleute ſtanden vor ihren Thüren, und erzählten ſich untereinander neugierig von den auf den morgenden Tag bevorſtehenden Feſtlichkeiten, welche, wie

das Gerücht ging, zur Feier des gräflichen Geburtstages einmal die öde Stille des Waldschlosses und seiner Umgegend beleben würden. Noch mehr beschäftigten die Aufmerksamkeit für den Augenblick die vor Kurzem auf zwei Wagen angelangten Habseligkeiten einer Thierbude, welche jetzt am Ende des Dorfes auf einem freien Platze aufgeschlagen wurde, und Einige kamen auf die Vermuthung, daß dieselbe ebenfalls dazu bestimmt sein müsse, zu den Ergötzlichkeiten der gräflichen Herrschaft morgen beizutragen. —

Auf einem Stein mitten im freien Felde saß eine hohe Männergestalt in vermummter Tracht, düster vor sich hinstarrend. Ein feuriger Schimmer des verglühenden Abendroths zuckte, ehe es hinter die immer nächtlicher werdenden Wolken verschwand, noch einmal erhellend über die unkenntlich eingehüllte Figur des Pilgrims. Es war der alte Valerian, den wir jetzt an dieser Stelle erblicken.

In einiger Entfernung von ihm waren seine Diener beschäftigt, ein bretternes Haus aufzuschlagen, wie es zu einer Thierbude dienen sollte. Die Käfige der wilden Thiere standen noch abseits auf dem Wagen, auf dem sie fortgeführt worden waren, und von Zeit zu Zeit drangen einzelne schreiende Stimmen aus denselben hervor, deren Gebrüll weit in der stillen Gegend umher wiederhallte.

Der alte Graf hatte die grobe Tracht des ehemaligen Besitzers dieser Thiere angelegt, und glaubte in solcher Verkleidung, und unter dem Schutz seiner Umgebungen, die ihn vor jeder Nachforschung verbergen sollten, sicher genug zu sein, um seine geheimen Pläne mit Erfolg zur Ausführung bringen zu können. Zunächst war es ihm darum zu thun, hier in der Nähe Mathildens unbemerkt einen festen Sitz zu gewinnen, und in der Stille sorgfältig zu beobachten, was um seine über Alles von ihm geliebte Tochter vorging, und ob ihre Verfolger etwas Neues ihr zu Leide unternehmen möchten. Von der Anwesenheit Arnos und dem Feste, zu dessen Schauplatz das alte Schloß nicht ohne einen Anschein zweideutiger Absichten bestimmt war, wußte und ahnete er in diesem Augenblick seiner Ankunft noch nichts.

Er hatte seine früheren Diener sämmtlich entlassen, um auf jede Weise einer möglichen Entdeckung vorzubeugen, und dagegen eine neue und zahlreichere Dienerschaft angenommen, die nur zur Pflege und Wartung der Thiere bestimmt schien. Es waren treue, wohlerprobte Leute, welche er sich durch besondere Mittel zu gewinnen gewußt, und außer jenen unverdächtigen Zweck hatten sie offenbar die Bestimmung, wie sich schon nach ihrer ungewöhnlichen Anzahl vermuthen ließ, ihm im Verfolg seiner weitern Unternehmungen zu dienen. Auch in

Bezug auf dieſe Pläne war der Ort, an welchem ſich Valerian hier befand, wegen der Nähe der nur zwei Meilen davon entfernten Reſidenz der günſtig gelegenſte, indem er ſich von hier aus mit ſeinen dortigen Freunden am zweckmäßigſten in eine geheime Verbindung ſetzen zu können meinte.

Einige Schritte von Valerian ſtand Iſabelle, in ihrem ſchwarzdunkeln Kleide. Sie blickte aufmerkſam nach den Arbeitern, welche das Haus errichteten, und trat dann zuweilen zu den Thierkäfigen heran, um nach ihrem Liebling, dem Löwen Hyacinth, zu ſehn, oder ſie hatte, ab- und zugehend, den Dienern Anordnungen zu geben, damit Alles nach den Wünſchen ihres Beſchützers in der häuslichen Einrichtung ihrer herumziehenden Wirthſchaft gemacht werde. Ernſt und klug wie ſie war, konnte ſich Valerian in dieſer Hinſicht ganz auf ſie verlaſſen, und ſie ſtrebte abſichtlich danach, ihm in allen Dingen zuvorkommende Dienſte zu erweiſen. Aber von jedem zutraulicheren Verhältniß hielt ſie ſich mit einer gewiſſen ängſtlichen Scheu entfernt, ſo ſehr ſich auch Valerian bemühte, dem verwaiſten Mädchen, für das er immer mehr Zuneigung faßte, durch freundliche und innige Begegnung eine Stellung zu ſich zu geben, die erheiternder und wohlthätiger auf ſie zurückwirken könne. Sie war indeß nicht mehr Kind genug, um noch in unbefangener Hingebung

die Schranke zu durchbrechen, die ſie zwiſchen ſich und Valerian obwalten fühlte, und ſo beharrte ſie mit der wunderbaren Strenge ihres Charakters faſt eigenſinnig darauf, daß ſie ſich nur als ſeine Magd betrachtet wiſſen wolle. Sie that ihm oft, ohne daß er es wehren konnte, die niedrigſten Dienſte, zu deren Ausübung ſie ſelbſt durch die beſſern und höheren Anlagen ihrer Natur nicht beſtimmt zu ſein ſchien. Als er ſie einſt deshalb liebevoll zur Rede ſtellte, antwortete ſie mit Heftigkeit: „Ein armes Mädchen, dem ihr Vater geſtorben, iſt nicht wie glücklicher Leute Kind. Sie muß arbeiten, ſie muß trauernd in der Welt umherlaufen, ſie muß ſchweigen, dulden und ſich nicht freuen!“ Dann vermigte ſie ſich demüthig vor ihm, und ihr blitzendes Auge drang dabei ſehnſüchtig in die weite Ferne, als wünſche ſie ſich in eine unbekannte Gegend fort. Hatte ſie ihre Arbeiten, von denen man ſie nicht abhalten konnte, gethan, dann verbarg ſie ſich auch oft den übrigen Theil des Tages, und Niemand wußte, wo ſie war. Selbſt des Nachts, hatte Valerian bemerkt, ſprang ſie von ihrem Lager auf, wenn draußen heller Sternenhimmel war, der überhaupt eine beſondere Anziehung auf ſie ausübte. Sie kleidete ſich dann an und eilte allein in's Freie, in den einſamen Wald hinaus. Hier ſchien ſie das Andenken ihres todten Vaters auf ſtillen gedankenvollen Spaziergängen zu

begehn, denen ſie ſich mit der ihr eigenen Furchtloſigkeit auf nächtlichen Wegen überließ, und da ſie am Morgen ſtets wohlbehalten und ſichtlich erfriſcht wieder zurückkehrte, ſo ließ ſie Valerian endlich gewähren, nachdem er geſehn, daß er ſie durch ſeine Ermahnungen, die alle bei ihr vergeblich waren, nur noch mehr gegen ſich verſchüchterte. —

„Hier ſitze ich" — ſagte jetzt Valerian zu ſich ſelbſt, ſinnend und ſorgenvoll in die Abendwolken ſtarrend — „im wunderlichen Thun und Treiben begriffen! Ein grober Kittel umhüllt meine Glieder, und auf Verſtellung und Vermummung bin ich ausgegangen, um mich den Menſchen unkenntlich zu zeigen in meiner eigenen Geſtalt! So treibe ich Faſtnachtskomödie mit mir ſelbſt und meinem Ausſehn, und verkleide mich trügeriſch in ein anderes Bild meiner ſelbſt! O, daß der Menſch doch unaufhörlich mit ſeinem Aeußern betrügen muß, er trage nun bloß die Maske ſeiner Erſchaffung an ſich, oder er ſetze noch künſtlich Maske auf Maske, wie ich heut! Und doch beurtheilen ſich die Menſchen noch einander nach ihrem Aeußern, und laſſen es ſich angelegen ſein, ja machen eine Wiſſenſchaft daraus, ſich an den Geſichtern abzulauern, was in ihren unſichtbaren Gedanken vorgeht, und ob man ſich Gutes oder Böſes von einander zu verſehen habe. O ungeheuere Narrheit, die mich verblendete! Was iſt des Men-

ſchen Geſicht anders als ein dunkel vorüberfliegender Schatten des Augenblicks, den er ſelbſt nicht beherrſcht! Schreiende Ungerechtigkeit übſt Du aus, wenn Du den Menſchen nach ſeinem Aeußern würdigſt, und das Unſterbliche in ihm nach ſeinem ſterblichen Theil an ihm richteſt! Das Aeußere kann kein klarer Spiegel des Innern ſein, weil die menſchliche Natur überhaupt kein Ganzes iſt, ſondern in tauſend unwillkührlichen Strahlen ſich bricht und verliert! Ausgeſetzt dem ſcharfen Lebenswind, der es verkümmert, und den peitſchenden Ruthenſchlägen des Unglücks, die es durchfurchen, kann unſer Aeußeres längſt einer verfallenen und umgeſtürzten Götterſäule ähnlich ſehn, während doch noch an einer tief verborgenen Frühlingsſtelle der Seele die Gottheit in uns ihren Altar hat. O über die Trüglichkeit der menſchlichen Erdenerſcheinung! Hinter der ſpöttiſchen Verzerrung unſeres Geſichts verbergen ſich oft unſere ſchönſten und weichſten Gefühle, die wir aus falſcher Scham nicht auftreten laſſen mögen, wie ſie ſind, in der Welt, welche uns meiſtentheils zu vornehm und zu nüchtern dünkt für Gefühle! Möchten ſich doch die Menſchen oft verkleiden, wie ich jetzt, und in Faſchingstracht abwechſelnd einhergehn, um die Unwahrheit und Lügenhaftigkeit unſerer äußern Geſtalt recht lebendig zu empfinden!“ —

In dieſem Augenblick fühlte er ſich von einer

weichen Hand berührt, die ihn ſanft auf die Schulter klopfte. Iſabelle ſtand vor ihm, und ſagte mit ernſthafter Gebärde, ohne ihn jedoch in ihrer Anrede zu nennen, was ſie immer vermied: „Sieh! Dort ſpricht ſchon lange ein fremder Mann mit Deinen Dienern. Er ſagt ihnen etwas Geheimes, denn er flüſtert verborgen mit ihnen. Iſt das recht?“

Valerian blickte nach der bezeichneten Stelle hin, wo ſich ſeine Leute befanden, und ſah einen Unbekannten, der in einem eifrigen Geſpräch mit denſelben begriffen ſchien. Der alte Graf ſtutzte, und trug dem wachſamen Mädchen auf, ihm einen der Diener herbeizurufen.

Es war Stephan, der Jäger des Grafen Arno, der ſich mit Valerians Leuten, denen er unvermuthet hier auf dem Felde begegnet war, in eine Unterredung eingelaſſen. Stephan hatte von ſeinem Herrn den Auftrag erhalten, zur Beihülfe bei den morgenden Feſtlichkeiten noch einige geſchickte Leute aus der Umgegend anzuwerben, denen beſonders die Ausführung eines noch nachträglich von Arno erſonnenen Scherzes mit Vertrauen übertragen werden könnte. Graf Arno war nämlich nach jener Unterredung mit Malwinen, in der ſie ihm ihre naive Furcht vor Räubern auf dem öden Schloſſe geſtanden, auf den Gedanken gekommen, ſich nach ſeiner Weiſe an dieſer ihrer Furchtſamkeit ein Ergötzen zu bereiten, und

demgemäß einen künſtlichen Räuberüberfall gewiſſermaßen theatraliſch zu veranſtalten, der auch die übrige Geſellſchaft, deren Beſuch morgen erwartet wurde, mitten im rauſchendſten Lärm der Freude unterbrechen, und nachdem dadurch die feſtliche Stimmung in ein plötzliches Schrecken übergegangen war, zuletzt lächerlich enden und ſo wieder eine allgemeine Heiterkeit hervorrufen ſollte. Dieſer Plan war zugleich darauf berechnet, den anweſenden Herren Gelegenheit zur ritterlichen Beſchützung ihrer Damen zu geben, und ihnen durch Beweiſe der Tapferkeit, die ſie alsdann ablegen konnten, Anſprüche auf Gunſt und Dank bei denſelben zu erwerben; und es fehlte nur noch an einer hinreichenden Anzahl tauglicher Leute, die, dazu ſich benutzen laſſend, zur rechten Stunde aus dem Walde hervorbrechen mußten, um die neben dem Schloß im Freien verſammelte Geſellſchaft zu überfallen, ohne jedoch mehr als durch die Ueberraſchung und ſchreckhafte Drohungen zu wirken. Die weitere Veranſtaltung dieſes im Einzelnen noch mannigfach ausgeſchmückten Scherzes hatte Arno ſeinem vertrauteſten und gewandteſten Diener Stephan überlaſſen, der in der Eil, die ihm auferlegt war, ſich vor Allem zuerſt bemühte, die dazu paſſenden Leute aufzufinden. Indem er den Dienern der eben angelangten Thierbude begegnete, welche durch ihr ungewöhnlich kräftiges und ſtämmiges Ausſehn und zugleich in der niedrigen

und ſchmutzigen Tracht, in welche ſie Valerian aus Abſicht gekleidet hatte, ihm ganz außerordentlich zu dieſem Zweck geeignet ſchienen, ſuchte er ſie jetzt mit ſeiner Abſicht bekannt zu machen, und durch anſehnliche Verſprechungen dafür zu gewinnen. Die Leute Valerians, über die Sonderbarkeit des ungewöhnlichen Antrags lachend, verwieſen ihn an ihren Herrn, ohne deſſen Erlaubniß ſie nichts unternehmen dürften.

Stephan näherte ſich dem alten Grafen, der, noch auf dem Feldſtein daſitzend, ihm mit argwöhniſchen Blicken entgegen ſah, und ſich bei ſeiner Ankunft den Hut tiefer in die Stirn herabdrückte. „Guten Abend, Freund!“ grüßte der Jäger. „Was bewegt Dich, hier bei dem abgelegenen Dorfe Deine Bude aufzuſchlagen, wo Du keinen Zuſpruch finden wirſt für Deine wilden Thiere und andern Sehenswürdigkeiten?“

„Ich mache hier einige Tage Raſt!“ entgegnete Valerian. „Ich bin unterwegs krank geworden. Dann ziehe ich weiter in die Reſidenz, wenn ich mich ausgeruht. Was fragſt Du danach? Wer biſt Du?“ Stephan gab ſich zu erkennen und brachte ſein Geſuch an, ihm die Leute zur Ausführung der betreffenden Luſtbarkeit, von der er kurz erzählte, herzugeben, indem er ihm dafür den Dank ſeines Herrn verhieß.

„Dein Herr heißt Graf Arno!“ rief Valerian, indem er ſich zuckend in den Buſen griff, faßte ſich aber ſchnell, und ſuchte ein gleichgültiges Anſehn zu behaupten. „Bewohnt Dein Herr für immer das Waldſchloß, von dem Du ſprichſt, oder hält er ſich nur für dieſen Augenblick hier auf?“ fuhr er, wie in unbefangener Abſicht fragend, fort.

„Er begeht hier nur ein Feſt!“ war die Antwort — „und es iſt ihm ſonſt das ganze Jahr nicht in den Sinn gekommen, hier einzukehren, und die Eulen und Uhus auf dem alten Schloß aufzuſtören. Große Herrn haben ihre Launen.“

„Er iſt hier!“ rief Valerian, der ſich bei dem Gedanken, daß Arno mit ſeiner unvermutheten Anweſenheit auf dem Schloſſe eine neue Abſicht auf Mathilden verbinden könne, nicht mehr zu halten vermochte, und ſprang ſo wild auf, daß der Andere betroffen vor ihm zurücktrat.

„Es iſt gut!“ ſagte er dann nach einigem Beſinnen. „Ich will Dir meine Leute nicht vorenthalten. Du kannſt ſie benutzen und zu Deinem Zweck vorbereiten, wie Du willſt. Ich werde ſie Dir ſchicken, wann ſie ihre nöthigſten Arbeiten hier gemacht haben.“

Der Jäger dankte und ging, nicht ohne einen ſcheuen Seitenblick auf den ſeltſamen Fremdling zurückzuwerfen, deſſen Weſen ihm mehr als räthſelhaft erſchien.

Valerian rief nach Isabellen. Sie aber war fort und nirgends zu ſehen. Der ſchöne große Abendſtern, an den ſie immer am liebſten ihr Auge hing, und der eben über dem nahen Buchenwald auftauchte, mochte ſie herausgelockt haben zu einem einſamen Spaziergang.

Er ging mit unruhigen Schritten auf und nieder, und ſchien ſich lebhaft mit Dem zu beſchäftigen, was er in ſeinen Gedanken herumtrug. —

Der andere Tag war herangekommen, und mit ihm das glänzende Feſt, zu deſſen auserleſener Feier Graf Arno ſeine ganze Erfindungskraft in Bewegung geſetzt hatte.

Schon früh gegen Morgen begann es in dem Umkreis des Schloſſes lebendig zu werden. Zahlreiche Equipagen langten aus der Hauptſtadt an und führten eine reichgeſchmückte Geſellſchaft ſchöner und vornehmer Damen und Herren herbei. Später kamen einige Wagen, angefüllt mit Tänzern und Tänzerinnen des fürſtlichen Hoftheaters, welche durch ihre beliebten Talente zur Erhöhung der heutigen Luſtbarkeiten beitragen ſollten. Arno hatte eine ſolche vorherrſchende und leidenſchaftliche Neigung für Tanz und Tänzerinnen, daß er ſich nicht leicht bei irgend einer feſtlichen Gelegenheit freuen konnte, ohne ſeine Lieblingsunterhaltung dabei befriedigt zu ſehn, und

da seine Vorliebe in dieser Hinsicht mit der seines Fürsten glücklich zusammentraf, so fehlte es ihm deshalb in der Residenz nie an Mitteln, sich ihr zu seinem Ergötzen hinzugeben. Heut vornehmlich sollten die tanzenden Grazien eine ganz besonders reizende Leistung ihrer verführerischen Kunst bei der ländlichen Feier zur Schau bringen.

Rauschende Festmusik klang in Schloß und Wald wieder, und begrüßte mit jubelnden Tönen die Ankunft der Gäste. Eine Schaar Neugieriger aus der Umgegend hatte sich vor dem Schlosse versammelt, und bildete hier eine gedrängte Zuschauerreihe, die sich in Erwartung und Bewunderung auf- und niederbewegte. Unter diesen stand auch Isabella, vom Schall der Musik herbeigelockt, einen Augenblick, und erhob lauschend ihr Köpfchen, um zu sehn, was hier vorging.

Dann verließ sie in sich gekehrt den Kreis, und wandte sich, um von dem geräuschvollen Ort wieder zu entkommen, auf einen wenig betretenen, engen Fußsteig, welcher, von Gestrüpp und Gebüsch durchwachsen, sich dicht an der Schloßmauer herumschlängelte. Solche Wege waren ihr die liebsten, und es machte ihr Freude, auf ihren einsamen Spaziergängen statt der gebahnten Pfade immer diejenigen einzuschlagen, auf denen sie sich mit Anstrengung durch Busch und Strauch hindurchwinden mußte.

Sie fand ſich diesmal auf dem mühſamen Wege, den ſie in der Meinung verfolgte, daß er um das Schloß herum und zu einem auf das Feld abbiegenden Ausgang führen müſſe, durch eine reiche Ausbeute für ihre Lieblingsneigung entſchädigt. Dieſe beſtand darin, Walddlumen zu ſuchen, und es boten ſich ihr hier, mitten unter wucherndem Unkraut verſteckt, die ſchönſten dar, die ſie wohl je geſehen hatte. Sie drang, ſich dieſelben pflückend, tiefer und tiefer in das Gebüſch hinein, und die Muſik tönte von der Vorderſeite des Schloſſes her immer ferner und ſchwächer zu ihr herüber.

Jetzt ſchien ſie an ihrem Fund genug zu haben, und drückte ſich erfreut den duftigſten Walddlumenſtrauß, den ſie zuſammengeleſen hatte, in das Buſentuch. Da war es ihr, als höre ſie plötzlich leiſe, aber deutlich ihren Namen rufen. Sie blickte ſich verwundert nach allen Seiten um, konnte aber in dem dichteſten Buſchwerk, das ſie rings umgab, Niemanden gewahr werden. „Wer ruft mich?“ entgegnete ſie endlich laut mit der entſchloſſenen Dreiſtigkeit, welche ſie nie verließ.

„Iſabelle!“ wiederholte dieſelbe Stimme, die ganz in ihrer Nähe befindlich ſchien, mit klagendem Ausdruck. — „Biege nur den großen Hambuttenſtrauch zurück, und Du wirſt ſehn, wo ich bin.“

Iſabelle überzeugte ſich jetzt, daß die Stimme,

die ihr ſo wunderbar bekannt klang, aus dem Kellergeſchoß des Schloſſes kommen müſſe, vor dem ſie ſich befand. Sie verſuchte, ſich hinter den Strauch zu drängen, der ihr bezeichnet worden war, und nachdem es ihr nicht ohne große Mühe gelungen, ſah ſie hier plötzlich ein mit eiſernen Stäben beſchlagenes Fenſter vor ſich, das aus dem untern Gewölbe des Schloſſes heraufführte.

Hinter dem eiſernen Gitter ſaß unſer Erwin. Es war ſein Gefängniß, in dem er ſeit geſtern verlaſſen und einſam ſchmachten mußte. Da wurde ihm, als er heut zu ſeinem trüben Kerkerfenſter emporgeklettert war, um nicht immer auf dem öden Strohlager unten zu ſitzen, eine große, unverhoffte Freude zu Theil, von welcher der über die Ungerechtigkeit des Geſchicks Seufzende in dieſem Augenblick kaum zu träumen gewagt hatte. Er erblickte durch eine Ritze des Geſträuchs, das ſich vor ſeinem Gitter aufrankte, jenes ihm ſo liebenswerth geſchienene Mädchen wieder, deſſen ſtiller eigenthümlicher Zauber ſeit der erſten ſeltſamen Begegnung nie wieder aus ſeinem Andenken verſchwunden war. Sie ſelbſt konnte ihn nicht eher ſehn, als bis ſie ſich durch die das Fenſter verdeckenden Zweige hindurchgewunden hatte.

Jetzt ſtand ſie vor ihm, und er ſtreckte ihr die Hand durch das Gitter entgegen, das wenigſtens ſo viel Freiheit ihm zuließ. Sie ſchien noch immer halb

zweifelhaft, für wen ſie die dunkle Geſtalt, die drinnen in dem finſtern Gewölbe keine Beleuchtung empfing, halten ſolle. Da ſagte er zu ihr. „Du kennſt mich wohl nicht mehr, und kannſt mich nicht erkennen. Ich bin der arme Erwin.“ „Ja, Du biſt es!“ rief ſie freudiger, als man ſie je zu ſehen gewohnt war. — „Aber wie kommſt Du hieher? Wer hat Dich hier eingeſperrt in dem häßlichen Loch?“ fuhr ſie, wieder ernſt werdend, fort.

„Ach, Iſabelle!“ entgegnete er: „frage doch danach nicht! Ich bin ja ſchon ſo glücklich, daß ich Dich wiederſehe.“

„Ich habe wohl auch Tag und Nacht gewünſcht, Dir wieder einmal zu begegnen!“ ſagte ſie leiſe, und ließ ihm ihre Hand in der ſeinigen. „In Thränen ſahen wir uns das erſte Mal, und in Thränen ſehen wir uns jetzt wieder. Denn ich muß weinen, wenn ich denke, daß Du da drinnen ſitzeſt hinter dem ſchwarzen Gitter. Junge Leute, wie wir, müſſen ſchon ſo viel weinen. Ach, wer hat Dir das zu Leide gethan, mein trauter Erwin?“

„Nenne mich noch einmal Deinen trauten Erwin!“ ſagte er voll inniger Freude; „dann iſt's mit all meinem andern Leid nicht viel werth!“

„Ich werde Dir Deine Ausſicht frei machen!“ erwiederte ſie ablenkend, und riß mit ihrem kräftigen Arm ringsum das Geſtrüpp nieder, das vor dem

Fenſter des Gefangenen aufgeſchoſſen war. — „Nun erzähle mir, was Dir begegnet iſt, und ob ich Dir helfen kann?“ ſagte ſie dann, mit hochrothen Wangen wieder zu ihm hintretend.

„Mein Vater! Mein Vater!“ entgegnete Erwin mit abgebrochner Stimme; — „er iſt jetzt hier auf dem Schloſſe! Er hat mich nicht gekannt, als ich kam, und hat mich als einen Landſtreicher hier einſperren laſſen in dieſem Gefängniß!“

„Ach,“ ſagte ſie, gen Himmel blickend; — „ſoll ein Vater ſeinen Sohn für einen Landſtreicher halten? Doch warte nur! Du ſollſt nicht länger hier hinter Deinem Gitter ſitzen, armer Freund! Ein Menſch gedeiht nicht in einem Käfig! Ein Menſch muß frei ſein!“

„Laß mich, laß mich nur, Iſabelle!“ ſeufzte er. „Der ganze ſchöne Lebensmuth iſt mir doch nun einmal gebrochen! In der ſtillen Verborgenheit meines Gefängniſſes will ich mich in Klagen ſättigen über meinen Kummer.“

„Haſt Du Kummer und Klagen, Freund!“ entgegnete ſie — „dann geh' lieber in den großen ſtillen Wald hinaus, und ſchweife ſo lange, bis Du müde wirſt, über Berg und Thal! Da kannſt Du klagen und trauern, bis das Morgenroth kommt, und kein Menſch wird Dir anſehn, daß Du die ganze Nacht geweint haſt, ſo friſch und froh macht

Dich Dein Kummer, den Du unter freiem Himmel Dir muthig aus dem Herzen klagst! O den freien Himmel mußt Du Dir nie nehmen laſſen! In einem Gefängniß ziemt es ſich nicht für Dich, zu klagen und zu trauern! In einem Gefängniß könnte ich nur zornig ſein! Das mußt Du verbrechen, aber Deine Klagen und Dein Kummer müſſen nicht gegen die engen, ſchmutzigen Wände eines Gefängniſſes ſchlagen; des Menſchen Kummer iſt groß genug, um gegen den hohen Himmel hinanzuſchlagen, der ihn ruhig und mild anhört."

Nachdem ſie dies geſagt, ergriff ſie mit der Hand prüfend die Eiſenſtäbe, welche das Fenſter umgitterten. Sie ſchüttelte einige Male heftig daran, um ſich von ihrer gr[illegible]ren oder geringeren Feſtigkeit zu überzeugen. Dann ſ[illegible]d ſie nachdenkend, und ſchien über ein Mittel zu ſinnen, wie ſie ihrem gefangenen Freund helfen wolle.

„Wie gern ſchweifte ich an Deiner Seite über Berg und Thal!" entgegnete Erwin jetzt ihre obige Rede. „Bis das Morgenroth kommt und geht, wollte ich mit Dir wandern, und nie müde werden, Dich anzuſehn, und zu Dir zu ſagen: Du geliebte Freundin!"

„Laß uns nur erſt bedenken, wie wir Dich befreien!" erwiederte ſie. „Die eiſernen Stäbe vor Deinem Fenſter ſitzen ſehr feſt, und ich kann ſie mit

meiner kleinen Hand nicht erſchüttern. Sie müſſen aus der Mauer herausgeſchlagen werden, und dazu will ich mir erſt die Werkzeuge herbeiholen. Doch wird es nöthig ſein, daß wir die Nacht abwarten, denn draußen bei Tage lärmt jetzt Alles und freut ſich, und wir könnten leicht verrathen und betroffen werden. In der Nacht vollbringt ſich Alles ſchöner und leichter. Die Nacht iſt gut und ernſt und feierlich. Sie deckt und ſchützt uns mit ihren tiefen Schatten!"

„Und Du willſt ſchon wieder von mir gehn!" klagte Erwin, da ſie ihm die Hand wie zum Abſchiedsgruße noch einmal durch das Gitter reichte.

„Ja!" verſetzte ſie — „ſoll ich nicht Deinem Großvater davon erzählen, daß Du hier biſt! Dort hinter dem Dorfe iſt er, und wir ſind geſtern angekommen. Ich diene ihm. Er wird zürnend ſein Haupt ſchütteln, wann er hört, was ſie Dir gethan haben, denn es iſt ein großer Zorn in ihm, vor dem ich ſo viel Ehrfurcht fühle, wie ich als Kind immer vor dem Donner hatte. Er wird mir helfen, Dich aus Deinem Kerker zu führen!"

Erwin verſank bei der Erinnerung an ſeinen Großvater in ein langes ſinnendes Schweigen. „Nein! Nein! Iſabelle!" ſagte er dann — „erzähle meinem Großvater Nichts von mir. Er hat mehr und Größeres auszuführen, als ſeinem armen Erwin zu helfen.

Es könnte ihn nur hindern in Dem, was er sonst zu thun vorhat. Ich will auch nicht, daß noch um meinetwegen, um eines zerknickten Bäumchens willen, Aufsehn und Streit in der Welt entsteht. Du sollst die einzige Freundin sein, der ich mein Leid anvertraue!"

„So will ich Dich denn allein befreien!" rief sie mit leuchtenden Augen. „Lebe wohl! Ich kehre wieder, wann es dunkelt und die Nachtschatten kommen. Lebe wohl!"

„O könntest Du bleiben!" entgegnete Erwin. „Der Tag wird mir lang werden, bis ich Dich wiedersehe."

„Ich muß schnell fort!" versetzte sie. „Ich muß noch arbeiten und Dienste thun, um nicht dem lieben Gott den heutigen Tag abzustehlen. Lebe wohl!"

„So schenke mir Deinen Blumenstrauß, den Du im Busen verwahrst!" bat er darauf. „Er soll mir Trost und Unterpfand sein, daß Du bald wiederkehrst."

Da nahm sie die schönen frischduftenden Waldblumen aus dem Busentuch hervor, drückte einen Kuß darauf, und gab sie ihm dann beschämt durch das Gitter hin. Er konnte nicht aufhören, den Strauß zu küssen, als er ihn aus ihren Händen empfing.

„Ich habe die schönen wilden Blumen selbst

hier gepflückt!" ſagte ſie. „Aber nun laß mich auch gehn. Lebe wohl!"

„Lebe wohl! Lebe wohl!" rief er ihr noch lange nach, als ſie ſchon pfeilſchnell hinter den Gebüſchen verſchwunden war. —

Mit dem herannahenden Abend ſollte der glänzendſte Theil der Feſtlichkeiten beginnen, die zur Unterhaltung der im Schloſſe verſammelten Gäſte vorbereitet waren. Nachdem man ſich nach aufgehobener Tafel in getrennten Paaren durch den Wald zertheilt und in den ſchönſten mit allen Reizen einer romantiſchen Natur geſchmückten Partieen deſſelben umherwandelnd ergangen und ergötzt hatte, ſahen ſich Alle plötzlich an dem Ufer eines Sees vereinigt, der den Wald an dieſer Gegend nach ſeiner Breite hin durchſchnitt. Der kühle, blinkende Waſſerſpiegel lockte Jeden zu den Fluthen hin, die in der gaukelnden Sommerluft ihrer Wellen immer die Sehnſucht zu rufen ſcheinen, mit ihnen ſpielende Ausflüge zu machen in die Ferne und Weite, und ſiehe da! ehe es die am Ufer Verweilenden noch erwartet hatten, wurde hinter der mit Erlen bewachſenen Krümmung des Sees, welche eine Bucht bildete, eine Anzahl feſtlich geſchmückter Gondeln ſichtbar, die mit ihren flatternden bunten Wimpeln fröhlich näher zu ſchwimmen begannen, und wie dienſtfertige

Delphine den Damen und Herrn ihre Rücken darboten, um auf ihnen die einladendſte Spazierfahrt zu unternehmen.

Die Geſellſchaft ſtieg ein und ließ ſich auf den anmuthig dahingleitenden Fahrzeugen in den See hinaustragen. Wie ſprühende Rubine ſchimmerten und bewegten ſich die Wellen in der feurigen Abendſonnengluth, die von dem wolkenfrei lächelnden Himmel herab weit über Waſſerſpiegel und Waldufer hin ihren feierlichen Wiederſchein leuchten ließ. Sanftathmende Weſtwinde ſetzten ſich in das leichte Segelwerk der Gondeln, und beflügelten im raſchen Takt ihren Wandellauf durch die Wogen; aber in demſelben Augenblick, wo ſich die Fahrzeuge bewegten, ertönte zugleich das Geflüſter einer nahen Muſik in einer rauſchenden Fülle von Accorden, von denen Luft, Himmel und Erde wie geiſterhaft wiederzuklingen ſchienen. Man blickte ſich überraſcht um, aber gewahrte zuerſt nichts, als im Waſſer eine Anzahl ziehender Schwäne, die der Spur der Gondeln in einiger Ferne folgten, und denſelben wie ein beſtelltes Geleit ämſig rudernd nachſchwammen, ſo daß es den Anſchein hatte, als gingen von ihnen die lispelnden Harmonieen aus, welche plötzlich die luſtfahrenden Kähne zu umtönen angefangen.

„Schwanenmuſik! Schwanengeſang!“ rief die lebhafte Malwine. „Bedeutet das kein Unglück! Mir

wird ſchon ganz ſchaurig und ahnungsvoll zu Muthe, als ſollte dieſe Waſſerpartie mein Schwanenlied ſein, und mein letztes Labſal!“

Man lachte, und war unterdeß über den Urſprung der Muſik in's Klare gekommen. Es waren nämlich Windharfen in den Segeln der Fahrzeuge verſteckt angebracht, welche, ſobald der Luftzug in die Wimpel blies, den lieblichſten Sphärenmelodieen gleich zu tönen begannen. Dieſe neue und angenehme Unterhaltung ſchien jedoch bald wieder, nachdem man ſich an ihr geſättigt hatte, ihren Reiz zu verlieren, und die Damen beklagten ſich allgemein über Kopfſchmerzen, die ihnen das beſtändige und fein die Nerven berührende Klingen der Windharmonica über ihren Häuptern verurſachte. Man begnügte ſich, den See zur Hälfte durchſchnitten zu haben, die Kähne wurden umgewandt, und kehrten wieder eiligeren Laufes nach dem Ufer zurück, von wo man ausgegangen war. —

Hier fand die Geſellſchaft, nachdem ſie ausgeſtiegen, wie durch einen Zauberſchlag Alles verändert und umgeſchaffen. Prächtige Zelte hatten ſich unterdeß am grünen Seegeſtade erhoben, und luden ſowohl zu einer behaglichen Ruheſtelle, als zu willkommenen Erfriſchungen ein, mit denen ſie reichlich verſehen waren. Man ließ ſich nieder, und erfreute

ſich des ſchönen Platzes, der die mannigfachſten Annehmlichkeiten in ſich vereinigte.

Die Gondeln ſtießen in den See zurück, über dem indeß das immer mehr ſich verdunkelnde Abendroth, mit der Dämmerung im Streite, ein wallendes Netz von gegen einander kämpfenden Lichtern, Farben und Schatten ausgeſponnen hatte. Die in die Waſſerferne hinaustrudernden Kähne machten jedoch in einiger Entfernung vom Ufer plötzlich wieder Halt, rückten in horizontaler Richtung mit ihren Seiten neben einander, und ehe man es noch vom Geſtade aus bemerkte, hatte ſich aus ihnen mit Hülfe des geſchickten Maſchinenmeiſters, der ſein Werk mit magiſcher Eile zu betreiben wußte, eine neue Wundererſcheinung hervorgebildet. Die Wimpeln der Gondeln waren plötzlich abgenommen, und ihre neben einander gerückten Verdecke dergeſtalt zuſammen befeſtigt und mit einem Teppich überbreitet worden, daß ſie einen erhöhten, aber ebenen Boden darſtellten. Es hatte den Anſchein, als ſei durch das Walten einer Meerfee auf Einmal eine Zauberinſel im Waſſer emporgeſtiegen, von deren duftigen Orangerieen, mit denen ſie geſchmückt war, nach allen Seiten hin Wohlgerüche ausſtrömten, und die eigenthümlich färbende Abendbeleuchtung, ſowie der Standpunkt der Zuſchauer am Ufer begünſtigten die reizende Täuſchung auf das Vollſtändigſte.

Es währte auch nicht lange, ſo belebte ſich die Feeninſel mit ſchönen Nymphengeſtalten. Luſtige Najaden ſchienen aufgeſtiegen zu ſein, und ihre Feierſtunde in entzückenden Tänzen zu begehn. Ein anhaltender Beifallsruf hieß ſie von Seiten der Zuſchauer willkommen. Es waren die allbeliebten Tänzerinnen, die im Begriff ſtanden, ein glänzendes Ballet unter ganz neuer Scenerie hier auszuführen.

Die ſchwimmende Inſel, welche den hüpfenden Grazien zur Bühne diente, war unterdeß dem Ufer wieder ſo nahe gerückt worden, daß keine ihrer wie von Flügeln getragenen Bewegungen den hingeriſſenen Zuſchauern entging. Indeß vertiefte ſich der Abendhimmel bald immer mehr in ſein ſchwärzeres Nachtdunkel, und dieß ſchien nur das Zeichen zu einer neuen Wendung der Scene zu ſein. Die tanzenden Najaden erſchienen plötzlich mit leuchtenden Fackeln in den Händen, und begannen nach dem leichtern Vorſpiel ihrer Kunſt, durch das ſie bisher nur die Erwartung geſpannt hatten, jetzt einen pantomimiſchen Fackeltanz darzuſtellen.

Die Nacht fing an ſich wieder künſtlich zu erhellen, und im Waſſerſpiegel blitzten phantaſtiſch die Lichterſcheine und die ſchwebenden, ſchlanken Geſtalten wieder, die ſich in ihrem Tanzſpiel unnachahmlich ſchön, bald pathetiſch ernſthaft, bald tändelnd und ſcherzend, bald melancholiſch langſam und leiſe,

bald trunken im bachantiſchen Taumel und mit leidenſchaftlicher Schnelligkeit, gegen und durch einander bewegten und in abwechſelnden Paaren traumbilderartig in einander ſchlangen. Die Schönheit der Körper gewann in der ſie umfließenden geheimnißvollen Stille der nächtlichen Natur einen faſt geiſtigen Reiz, und es ſchien eine Feier der Schöpfung von begeiſterten Prieſterinnen begangen zu werden, die, von dem heiligen Dienſt berauſcht, durch ihren Enthuſiasmus ſich hatten hinreißen laſſen zu dem wunderbaren Reigen, in dem ſie ſich drehten. Der Wald umher ruhte wie in ſtille Betrachtung des ſchönen Abenteuers verſunken, das ſich in ſeinem Revier ereignete, in dem er ſonſt um dieſe Stunde nur ſchwankende Nachtgeſpenſter zu ſehen gewohnt iſt. Wie reizend aber waren die Nachtgeſpenſter heut erſchienen! Unter der zuſchauenden Geſellſchaft in den Zelten ſchwieg die Verwunderung nicht, ſondern that ſich vom leiſen Ach! bis zum lauten Händeklatſchen immer ſtürmiſcher kund.

In dieſem Augenblicke erhob ſich jedoch plötzlich von den naheliegenden Gebüſchen her ein dumpfer Lärm, der anfangs von den mit ihrer Freude Beſchäftigten nicht beachtet wurde. Er ſchien aber bald näher und näher zu kommen, Waffengeklirr wurde vernehmbar, und ein wilder Haufe vermummter Männer ſtürzte mit ſchreckenerregendem Geſchrei auf

das erſte der Zelte hervor. Noch ehe man Zeit hatte, ſich über die unerwartete Veränderung der Scene zu beſinnen, ſahen ſich Herren und Damen von den Räubern dicht umzingelt, die unter entſetzlichen Drohungen ſich nur die Auslieferung aller Schmuckſachen der Damen ausbedungen und dann friedlich und ohne Gewaltthätigkeit wieder abzuziehn verſprachen.

Die Tänzerinnen, mitten in ihren herrlichſten Bewegungen plötzlich wie angewurzelt, hatten vor Schreck ihre Fackeln in den See gleiten laſſen, in dem ſie kniſternd verloſchen. Alle Zauberſtimmung, die in den Gemüthern geherrſcht, fing an vor der kläglichen Wirklichkeit zu weichen, von der man ſich jetzt bedroht ſah, und es entſtand ein allgemeines Getümmel und rathloſes Umherbewegen, man wollte ſich zur Wehre ſetzen, während Andere Miene machten ſich zu ergeben, und alle Hülfsmittel, die in der Eile ergriffen werden ſollten, dienten zu Nichts als die unbeſchreibliche Verwirrung des ganzen Kreiſes nur noch mehr zu erhöhen.

Graf Arno weidete ſich mit ſichtbarem Behagen an dem Getümmel, in dem er ſelbſt mit eingeſchloſſen war. Mit übereinandergeſchlagenen Armen ſtand er ruhig da, und lachte faſt laut, als er die Gebärden einiger jungen Officiere von der Geſellſchaft wahrnahm, die, von ihren heldenmüthigen Schönen zum Widerſtand aufgefordert, ſich bisher noch ver-

geblich bemüht hatten, ihre Degen aus der Scheide zu bringen.

Malwine näherte sich ihm und schmiegte sich ängstlich an seine Seite. „Siehst Du!“ sagte sie; „habe ich nicht Recht gehabt? Du hast uns alle in's Verderben gestürzt hier in Deinem öden unheimlichen Walde! Nun rette mich, schaffe Rath! Denn Du wirst doch nicht zugeben, daß ich meine Preziosen, die ein Andenken der Liebe von Dir sind, an die Räuber ausliefern soll?“

Sie sagte diese letzten Worte fast weinend, und hing sich mit beiden Armen fest an die Schulter des Grafen. Dies vermehrte die lustige Stimmung Arnos noch, in welche ihn der ganze Vorgang versetzt hatte, und er erwiederte, sie tröstend: „Du wirst Dich doch nicht vor diesen Räubern fürchten, Malwinchen? Sie sind sicherlich nicht schlimmer, als die, welche in Deinem Lieblingsromanen vorzukommen pflegen!“

„Nun, Sie sehen mir nicht aus, wie Lieblingsromanenräuber!“ versetzte sie schmollend, obwohl sie selbst in ihren Thränen halb lächeln mußte. „Sieh nur, was haben diese Menschen nicht für grimmige Gesichter und Knebelbärte. Ach, beim Himmel! Ich fürchte mich vor ihnen, als könnten sie mich verschlingen!“ —

„Nun wohlan! meine Herren!“ rief darauf

Arno, indem er seinen Hirschfänger zog und sich zu der übrigen Gesellschaft wandte. „Es ist jetzt die Pflicht jedes Mannes von Herz und Muth, unsere Damen selbst mit der Gefahr unseres Lebens zu vertheidigen, und nicht zu dulden, daß ihnen auch nur eine Fingerspitze an ihren schönen Händen gekrümmt werde. Folgen Sie mir, meine Herren, zum Angriff! Sollte es Ehrenmännern nicht gelingen, eine feige Räuberrotte im Nu zurückzuschlagen?“

Da trat ein langer, starker Mensch von verwegenem Aussehn, der mit allen Insignien eines Räuberhauptmanns geschmückt war, aus der Reihe seiner Genossen hervor, und suchte durch eine eindringliche Rede darzuthun, daß aller Widerstand fruchtlos sei. Dann näherte er sich mit so viler Artigkeit, als ihm seine Rolle nur irgend verstattete, Malwinen, und indem er sie beim Arm ergriff, ermahnte er sie, den Anfang zu machen, und ihm die von den kostbarsten Edelsteinen blitzenden Ringe an ihren Fingern nicht länger vorzuenthalten. Er mochte sie jedoch bei dieser Gelegenheit unsanfter berührt haben, als er selbst beabsichtigte, denn sie stieß bei seiner Annäherung einen fürchterlichen Entsetzensschrei aus, und rief, sich halb ohnmächtig in die Arme des Grafen flüchtend: „Retter mich, Graf! Er will mich erwürgen!“

„Tölpel! Du hast Deine Rolle übertreten!“

ſchrie Arno, und ſchlug im aufwallenden Zorne, in dem er alle Rückſichten zu vergeſſen pflegte, mit dem Hirſchfänger auf den unſchlüſſig daſtehenden Mann los. Er traf ihn nur zu gut, und der Verwundete taumelte beſinnungslos zurück, denn der Hieb hatte ihm die linke Hand zerſchmettert.

Unterdeß erhob ſich im Rücken der Umſtehenden ein neuer Tumult. Einige mit Blendlaternen herzugeeilten Leute von der Dienerſchaft Arno's, die von dem eigentlichen Zuſammenhang der Sache ununterrichtet geblieben waren, hatten ſich in der Meinung, daß ſie es mit wirklichen Räubern zu thun hätten, in ein Handgemenge mit dieſen eingelaſſen, die anfangs nicht wußten, ob ſie ſich ernſtlich vertheidigen ſollten. Als indeß die Diener aus der Thierbude Valerians, denen die Räuberkomödie, zu der ſie ſich hatten brauchen laſſen, mit ſolchem Undank vergolten wurde, ſahen, daß bereits einer ihrer Genoſſen vom Grafen verwundet worden war, regte ſich in ihnen außer der Gegenwehr, zu der ſie ſich durch den Angriff von Arnos Dienern genöthigt fanden, noch die Erbitterung, welche ſie trieb, ſich zu rächen. Ein Schlag erzeugte den andern, die Leidenſchaft wuchs im Getümmel, und die Verwirrung wurde bald ſo groß, daß Arno, ſo ſehr er ſich auch jetzt darum bemühte, ſie nicht mehr zu beſchwichtigen vermochte.

Der Verwundete, den wir Holm nennen wollen, raffte ſich unterdeß wieder auf, und ſchlich ſich heimlich aus dem ihm ſo gefährlich gewordenen Gewühl fort, in den Wald zurück. Hier verband er ſich ſelbſt die zerſchlagene Hand, und eilte dann, um einen von ihm gefaßten Racheplan auszuführen, durch Wald und Feld, nach der Thierbude ſeines Herrn wo ſeine Ankunft zur Begünſtigung ſeiner Abſichten von Niemandem bemerkt wurde. Er öffnete darauf die Käfige des Bären und Löwen, und nachdem er den Thieren zuvor ein Gebiß umgelegt, um ſelbſt ſo lange vor ihnen ſicher zu ſein, bis er ſie an den Ort gebracht, wo er ſie freilaſſen und zu einer grauſamen und unbedachten Rache gebrauchen wollte, führte er ſie an einem Halfter mit ſich fort, nach dem Seeufer im Walde zu. Die Thiere ſchnoben, und begannen durch das Einathmen der friſchen Waldluft bereits wild zu werden. —

Während die Feſtlichkeit im Walde Alles dorthin gelockt und das Schloß ſelbſt einſam gelaſſen hatte, glaubte Mathilde, um dieſe Stunde einmal ungeſtört eines Abendſpazierganges im Garten ſich erfreuen zu dürfen. Sie drückte einen mütterlichen Kuß auf die Stirn ihrer kleinen Tochter, die bereits friedlich in ihrem Bettchen ſchlummerte, hing

einen Shawl um und begab ſich dann, von einer ſanften Gemüthsruhe erfüllt, hinunter.

Das traute Halbdunkel, das ſie unter den Blüthenalleen des Gartens empfing, ſprach ihre Stimmung wohlthätig an, und, mit einer frommen Andacht im Herzen umherwandelnd, fühlte ſie ſich von dem Troſt erhoben, der edlen gebildeten Frauen aus der Seelenklarheit, mit der ſie ſich der Duldung eines Geſchicks hinzugeben vermögen, wunderbar erwächſt. Aus der Duldung entſteht ihnen eine innere Stärke, die auf keiner andern Macht beruht, als auf den ſchönen Gedanken von Gott und Tugend, mit denen die weibliche Natur eigenthümlich geſegnet iſt.

Mathilde durchſtrich frohbewegt die ſtillen Gänge des Gartens. Ziehende Bienen ſummten um ſie her, Nachtſchmetterlinge flatterten in niedrigen Flügen über die Blumenbeete, Vögel grüßten ſie aus den Geſträuchen hier und da mit einem abgebrochenen Liederton. Ihr war innig wohl. Nur der Gedanke an Erwin wollte ſie zuweilen beunruhigen, doch ahnete ſie nichts weniger, als daß er ihr ſo nahe innerhalb der Mauer des Schloſſes eingeſperrt ſich befinde. Sie wähnte vielmehr, daß er, mit dem Vater wieder verſöhnt, ebenfalls dem Feſte im Walde beiwohne.

Sie ließ ſich auf einer Moosbank nieder, und

begann mit ihrer schönen Stimme sich ein Abendlied zu singen. Es tönte fromm und klar recht aus der Seele hervor, und schwebte in reinen hellen Tönen wie eine sanfte Feiermelodie zu den Wolken aufwärts. In diesem sinnigen Thun begriffen, hatte sie eben die letzte Strophe ihres Gesanges von den Lippen verhallen lassen, als sie in demselben Augenblick plötzlich ein Geräusch neben sich vernahm, und eine Männergestalt aus dem nahen Gebüsch zu ihr hervortrat. Mathilde schrack zusammen und wollte entfliehen, aber noch ehe sie sich in ihrer Bestürzung von der Stelle bewegen konnte, erblickte sie den Fremden zu ihren Füßen und erkannte mit einem lauten Schrei den Fürsten in ihm.

„Verzeihung, schöne Frau!“ rief der junge, kecke Mann, indem er mit leidenschaftlichem Ungestüm ihren Leib umfaßte. „Ich bin Ihnen nachgefolgt, und werde Ihnen immer folgen, so lange es noch eine Spur der Erinnerung von Ihnen gibt! Muß ich Sie stets meiner Liebe, die mir das Herz verzehrt, unerbittlich verschlossen finden? Ich weiß es, Sie sind die Heilige und ich bin der Sünder, aber in Ihrer Macht steht es, den Sünder zu dem glücklichsten und besten Menschen zu erheben, wenn er von Ihrem Munde die Gewährung seiner höchsten Wünsche sich holen darf. Heut sollen Sie mich entschlossen sehn, nicht eher von dieser Stelle

zu weichen, bis Sie mich mit ſchöneren Ausſichten entlaſſen werden!"

Er ſprang auf, und wollte ſie in ſeine Arme ſchließen, aber ſie entwand ſich ihm ſo ſchnell, daß ihr Shawl zerriß, den ſie in ſeinen Händen zurückließ. Da raſchelten wieder Fußtritte im Gebüſch, und eine hohe vermummte Geſtalt wurde in einiger Entfernung ſichtbar, wo ſie hinter einem Baume verborgen geſtanden zu haben ſchien. Mathilde glaubte einen Genoſſen des Fürſten zu ſehn, und in der Meinung, daß ihr Gewalt geſchehen ſolle, rief ſie mit durchdringender Stimme nach Hülfe, obwohl ihr nur der Wiederhall in der einſamen Gegend antwortete.

Der Fürſt ſelbſt aber blickte ungewiß dem Herannahenden entgegen, und ſagte: „Noch gab ich Dir kein Zeichen, Severin! Was ſoll das?"

„Ihr irrt Euch in mir nur zu bitter!" entgegnete der Vermummte, als er näher getreten war, und warf den Mantel zurück, der ihn unkenntlich gemacht hatte.

„Graf Valerian?" rief der Fürſt erſtaunt, einen Schritt zurücktretend. „Ihr ſeid es, Ihr wagt es, vor meinen Augen zu erſcheinen?"

„Mein Vater!" rief Mathilde, in ihrem plötzlichen Uebergang von der Angſt zur höchſten Freude

Alles um ſich her vergeſſend, und ſchlang ihre Arme um ihn.

„Ihr ſeht mich überall als den alten Ehrenwächter meiner geliebten Tochter erſcheinen!“ ſagte Valerian ernſt und ruhig, zu dem Fürſten gewandt; — „heut, wie damals, wo ich ſo, wie jetzt, zwiſchen Euch und mein Kind trat! Vergebt mir, daß ich ſie umſchwebe, wie ihr Schutzgeiſt!“

Der Fürſt ſtand mit übereinandergeſchlagenen Armen, und betrachtete beide mit einem zornſprühenden Blick. Dann ſagte er kalt und ſchneidend: „Ihr ſeid des doppelten Hochverraths ſchuldig, Graf Valerian.“

„Mir geſchehe, wie Gott will!“ entgegnete dieſer, ſein weißes Haupt entblößend, und vor dem Fürſten neigend. „Ich ehre in Euch immer noch den Fürſten, ſonſt würde ich Euch andere Antwort geben!“

„Ihr ſeid der Verbannte!“ rief wüthend der Fürſt, mit dem Fuße ſtampfend. „Um Eurer Tochter willen ſei Euch noch einmal der unerhörte Frevel verziehen, daß Ihr von Neuem Euer geächtetes Haupt über unſere Grenzen zu tragen gewagt habt! Jetzt entfernt Euch in dieſem Augenblick, und wo man Euch noch binnen zwölf Stunden im Lande antrifft, ſoll alle Schonung gegen Euch aufhören, die Euch in dieſer Stunde durch meine überſchwengliche Milde

und in Betracht der nützlichen Dienste, die Ihr früher geleistet habt, noch widerfahrt!"

„So sei es!" entgegnete Valerian. „Erlaubt mir nur, daß ich meine Tochter erst zu ihrem Hause zurückgeleite, wie es dem Vater ziemt, und dann soll Euch keine Spur mehr von mir begegnen!"

Der Fürst aber hatte ihnen bereits den Rücken gewandt und war in einer Seitenallee des Gartens verschwunden.

Vater und Tochter gingen schweigend mit einander fort, sie an seinem Arme hangend, bis sie den Garten durchschritten und sich dem Flügel des Schlosses und der Thür genähert hatten, welche Mathilden zu ihren Zimmern hinaufführte. Hier standen sie still und blickten sich noch einmal einander mit liebenden Augen an. Da stürzte Mathilde laut weinend an seinen Busen, und er drückte sie, stumm vor Schmerz und Entzücken, in einer langen zärtlichen Umarmung an sich. Jetzt erst begrüßten sie sich so, wie sie es in dem ersten bangen Augenblick der Begegnung nicht vermocht hatten, und „Mein Vater!" — „Meine Tochter!" waren die einzigen süßen Worte ihres Gefühls, mit denen sie das schmerzliche Glück der Wiedervereinigung aussprachen.

„O komm, Vater, mit mir hinauf!" sagte sie endlich. „Willst Du nicht meine Tony sehen?"

„Ich folge Dir! sagte er, und sie schritten die Stiege hinauf.

In ihrer Wohnung angekommen, zündete Mathilde Licht an, da der Abend bereits das Zimmer verdunkelt hatte. Dann setzte sie sich liebkosend zu dem Vater, der sich wie erschöpft in einen Sessel niedergelassen.

„Hier wohnst Du, Mathilde?“ sagte Valerian, sich in dem kleinen, freundlich ausgeschmückten Zimmer umblickend. — „Ach!“ — fuhr er darauf fort, sein Haupt an ihre Schulter lehnend — „ich fühle, es könnte mich alten Mann wieder jung machen, wenn Du immer so, wie jetzt, mit Deiner trauten Nähe mich erquickest, meine Tochter! Wenn ich Dich anblicke, wie Du so hold und freundlich bist, geht durch mein Herz eine sanfte Regung, als könnte Frieden darin werden!“

Sie küßte ihm die Hand, und er sagte weiter: „Aber meine Feinde werden den Frieden in diesem Herzen nie erstehen lassen! Sie werden mir dies Herz bald abdrücken, denn schon die Erinnerung an sie ist mir tödtlich! Ja, Mathilde, ich habe vielleicht eine zu heiße Empfindlichkeit gegen meine Feinde, doch wer kann ändern, wie die Natur in ihm sich regt! Einem meiner Feinde bin ich heut schon wieder begegnet, und ich habe mich bezwungen, seinen Anblick, sein Angesicht zu ertragen. O ich

armer Dulder! Aber noch Einen giebt es, dem ich nimmer heut noch begegnen möchte, weil ich heut nicht mehr ſtark genug mich fühle zum Dulder! Einen gibt es, von dem wir in dieſer Stunde, wo wir glücklich neben einander ſitzen, nicht ſprechen wollen!"

„Still! Still!" entgegnete Mathilde ernſt, indem ſie mit einer bittenden Gebärde den Finger auf den Mund legte. „Ja, Vater, nicht ſprechen davon, nicht ſprechen! Still und ſtumm denkt man an Den, den man nie mehr nennt, und wünſcht keine Rache, ſondern nur Vergeſſenheit, ſtille, ſtille Vergeſſenheit!"

Sie ſaßen darauf ſchweigend neben einander, indem er ihre Hände in den ſeinigen hielt. Die kleine Tony ſchlief auf ihrem Bett im Hintergrunde des Zimmers, und da jetzt kein Laut ringsumher ſich regte, hörte man vernehmlich das Athmen des ſchlummernden Kindes gehn. Dadurch aufmerkſam geworden, ſtand Valerian auf, und Mathilde führte ihn ſanft lächelnd an das Bett ihrer kleinen Tochter, indem ſie das Licht ſo rückte, daß ein erhellender Strahl auf die Schlummernde fallen mußte.

Valerian betrachtete das liebliche Kind, in deſſen Zügen ein heitrer Traum ſpielte, mit ſichtlichem Wohlgefallen. Er drückte ihm einen leiſen Kuß auf die friſche rothe Kinderwange, und ſetzte ſich dann gerührt auf einen Seſſel vor dem Bett nieder, in

ein unverwandtes Anſchaun des Kindes verſunken. Mathilde ſtand auf der andern Seite ihm gegenüber, mit gefalteten Händen auf ihre Tony herabblickend.

„Uns zieht hier der Friede dieſes Kindergeſichts an!“ ſagte Valerian bewegt! — „und wir ſind um daſſelbe wie in einer Kirche verſammelt. Ein ſchönes Geſicht! Ein ſchöner Friede! Alle gütigen Engel, die im Menſchen ſind, umſchweben noch das Kinderantlitz ſichtbar, und zeigen uns, die wir längſt in verworrene Lebensbeſtrebungen uns verloren haben, das urſprüngliche Paradies des menſchlichen Geſichts in der erſten keuſchen Blüthe! Ach vor dieſem Kindergeſichte könnte ich, ausruhend von allen meinen Verirrungen, wie vor einem Altar meine Andacht und Buße verrichten!“ —

Er ſchwieg und ging dann mit langſamen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Wo iſt Erwin?“ fragte er darauf leiſe Mathilden. „Ich glaubte ihn auch in Deiner Nähe zu finden. Ich habe dem Guten, der ſich ſo innig an mich ſchloß, ein Unrecht zugefügt, und bin jetzt bekümmert um ihn, ſo oft ich ſeiner gedenke. Er ging von mir, um Dich aufzuſuchen. Hat ſich Dir keine Spur von ihm gezeigt?“

Mathilde erzählte, was ſie von Erwins Schickſal wußte und vermuthete, und was nicht geeignet ſein konnte, Valerian zu beruhigen oder aufzuklären.

„Das iſt der menſchlichen Pilgerfahrt Schickſal," — ſeufzte er — „daß die, welche zuſammengehören, von einander verſchlagen werden und ſich in die Irre zerſtreun, und nur zu oft durch eigne Schuld und Leidenſchaft! — Auch wir müſſen uns jetzt trennen, Mathilde! Doch wir ſehen uns noch einmal, bevor ich dieſe Gegend verlaſſe. Sei unbeſorgt um mich, mein Kind, es wird mir Nichts geſchehen! Ich habe mich geſichert gegen die Verfolgungen unſrer Feinde!"

„Ach, Du gehſt, Vater! und ich ſoll bleiben?" rief Mathilde, ihn bei der Hand feſthaltend.

„O dieſe Töne aus Deinem Munde erinnern mich an ſchöne vergangene Zeit!" entgegnete Valerian mit ſanft bewegter Stimme. „Als Du noch ein kleines fröhliches Mädchen warſt, ſagteſt Du immer, wenn ich allein ausging ohne Dich, „„Du gehſt Vater! und ich ſoll bleiben?"" in derſelben ſüßen Redebetonung, wie heut! Viele Jahre ſind ſeit jener ſeligen Zeit über unſre Häupter hingegangen. O iſt es denn wahr Mathilde, daß wir ſeitdem ſo unglücklich geworden ſind?"

„Als ich noch ein junges Mädchen war," — ſagte Mathilde mit ihrem verklärten Lächeln, indem ſie ihr Geſicht an ſeinen Buſen ſchmiegte — „war ich muthwillig und ausgelaſſen, und habe Dir wohl oft Noth gemacht, Väterchen, der Du gern eine

ſinnende Philoſophin aus mir gebildet hätteſt! Seitdem hat in jenen ſchweren Jahren, die über uns hingegangen, das tiefe Leid mich mild und klar und nachſinnend gemacht, und ich kann mich nur noch mit Mühe in jene vergangene Zeit wieder zurückdenken, wo mir die Flügel des Muthwillens in die Höhe flatterten!“

„Der Menſch verliert ſich ſelbſt, zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, zwiſchen Sein und Werden zertheilt!“ ſagte Valerian, von ihr Abſchied nehmend. „Nur dies Glück iſt gewiß, und für dieſen gegenwärtigen Augenblick mir unentreißbar, daß ich Dich jetzt in meinen Armen halte, und Dein unausſprechlich geliebtes Antlitz mit meinen Küſſen bedecke, o meine Tochter!“ — —

Unterdeß hatte Iſabelle mit vor Ungeduld klopfendem Herzen die Nachtſtunde kaum erwarten können, um unſern gefangenen Freund Erwin, zu deſſen fernerem Schickſal wir uns jetzt hinwenden, in ſeiner Verborgenheit und Verlaſſenheit tröſtend und hülfreich aufzuſuchen.

Sie begrüßte freudig die erſten über den Horizont fliegenden Streifen des Nachtdunkels, und dann eilte ſie wie beflügelt, mit den nöthigen Werkzeugen verſehen, die ſie ſich am Tage klug zu verſchaffen gewußt, dem Schloſſe zu. Ihr Scharfblick ließ ſie

leicht den mit Diſteln und Dornen verwachſenen Weg wiederfinden, den ſie einſchlagen mußte, um ſich dem Gefängniß des einſam harrenden Jünglings zu nähern.

Erwin ſaß längſt in banger Erwartung hinter ſeinem Gitter, und ſein Herz ſchlug der Stunde entgegen, die ihm ſeine Iſabelle, mit deren Bild und Andenken er ſich inzwiſchen traulich unterhalten hatte, wieder herführen würde. Sein Körper fühlte ſich matt und krank, aber doch war ihm im Grund ſeiner Seele wohl, und es ſchien ihm, als könne er faſt wieder heiter und luſtig werden, ſobald nur Iſabelle käme. Zuweilen bewältigte ihn ſeine körperliche Ermüdung ſo, daß er halb einſchlummernd den Kopf auf die Bruſt niedergleiten ließ, und ſeine Vorſtellungen unwillkürlich in Träume überzugehen begannen. Dann war es ihm im Traum, als ſei ſie ſchon da, und indem er laut ihren Namen rief, erwachte er darüber, und keine befreundete Stimme antwortete ihm. Er legte das Ohr lauſchend an die Eiſenſtäbe ſeines Fenſters, und ſo oft der Nachtwind rauſchend durch die Hecken draußen fuhr, glaubte er ihren herannahenden Fußtritt zu hören.

Endlich bogen ſich die Geſträuche in ſeiner Nähe auseinander, und eine dunkle Geſtalt ſchlüpfte gewandt durch die Büſche zu ihm daher. Sie war es, die vor ihm ſtand, ſie rief leiſe, aber mit unendlich ſüßklingendem Ton für ihn: „Erwin!“

„Isabelle! Isabelle!“ antwortete er, vor Freude faſt außer ſich. „Du ſtrahlſt mir in der Nacht auf, Du meine Sonne!“

„Ich komme wieder, wie ich verſprochen habe!“ entgegnete ſie. „Ich bringe zwei Feilen und einen Hammer. Hier nimm die eine Feile, Freund, und verſuche damit, dieſen Stab zu durchſägen. Ich will an dem andern daſſelbe thun. Sind die Stäbe durchfeilt, ſchlagen wir ſie vollends mit dem Hammer heraus. Dann wirſt Du frei ſein, und kannſt wandelluſtig wieder Wald und Stadt durchſchreiten, wohin Dich Dein Schickſal zieht!“

„Habe Dank, daß Du mich frei machen willſt!“ erwiederte er. „Aber nicht nur mein Körper iſt eingekerkert, auch mein Gemüth war ein Gefangener der Schwermuth geworden, und wird nur wieder frei, fühle ich, wenn Du mir Deine Liebe ſchenkſt. Nur die Liebe macht wahrhaft frei!“

„Nur wer frei iſt, kann lieben!“ verſetzte ſie.

Darauf legte ſie die Feile an den Eiſenſtab des Gitters, und begann mit aller Anſtrengung daran zu arbeiten. Auch Enr'in verſuchte jetzt, ſeinerſeits das ihm übergebene Werkzeug zu gebrauchen und damit an einem der andern Stäbe ſeine Kraft zu üben, aber er mußte bald davon abſtehen, und zu ſeiner eignen Beſtürzung wahrnehmen, wie ſchwach und hinfällig er ſeit kurzer Zeit geworden war. Seine

Hand verſagte ihm für die angreifende und ungewohnte Beſchäftigung den Dienſt, er ließ die Feile aus den Fingern gleiten und hielt erſchöpft inne. Unterdeß war Iſabelle ſchon mit der Durchfeilung des einen Stabes fertig geworden.

„Ich bin matt und kraftlos, Iſabelle!“ ſeufzte Erwin. „Habe Geduld und Nachſicht mit mir Armen!“

„Du biſt zu zart für ſolche Arbeit, Freund!“ ſagte Iſabelle, in ihrem Geſchäft eifrig fortfahrend. „Ich bin mehr an rauhe Arbeit gewöhnt. Laß mich nur allein machen, was hier nöthig iſt, und ruhe Dich aus, lieber Freund!“

Sie hatte bald auch den dritten und letzten der Eiſenſtäbe ergriffen, und während ſie ohne Unterlaß daran feilte, und er ſtill ſie gewähren ließ, wie ſie allmählig ein Hinderniß nach dem andern aus dem Wege räumte, das ihn von ihr trennte, wurde er plötzlich auf ein dumpfes Geräuſch in der Ferne aufmerkſam, das ſo eben die Richtung des Windes weit aus dem Walde in verworrenen Tönen herübertrieb.

„Was iſt das?“ fragte er Iſabellen.

Sie horchte einen Augenblick, und ſagte dann: „Sie haben ein großes Feſt im Walde an dem ſchönen See. Sie freuen ſich, und toben, aber ſie ſind uns ſehr fern. Mögen ſie ſich freuen und toben,

wir arbeiten und feilen hier, und haben auch unſre ſtille Freude dabei!"

„Aber es fallen Schüſſe! Hörſt Du nicht, Iſabelle?" ſagte Erwin weiter, indem er ſein Ohr anſtrengte, in die Ferne zu lauſchen.

„Sie machen ſich ein Vergnügen daraus zu ſchießen!" entgegnete ſie. „Schade um die ſchöne ſtille Nacht, daß ein ſo wilder Lärm darin vorgeht!"

Dann ergriff ſie den Hammer, und that einige kräftige Schläge gegen das durchgefeilte Gitter, daß es zuſammenſtürzte. Da jubelte ſie laut vor Freude, und rief mit ihrer ſtarken glockenhellen Stimme triumphirend: „Nun biſt Du frei, nun ſteige heraus, nun komm, daß wir ſchnell mit einander fortwandeln von dieſem widerwärtigen Ort, der Dich gefangen gehalten!"

Erwin zögerte nicht, dieſem lockenden Ruf zu folgen. Er trat auf das Geſims und ſchwang ſich dann mit Leichtigkeit heraus, ſo daß er plötzlich vor ihr ſtand, und ſie zum erſten Male in ſolcher Nähe begrüßen konnte. Noch ehe er Worte gefunden, um ihr ſeinen Dank auszuſprechen, hatte ſie ihn ſchon bei der Hand mit ſich fortgezogen, und führte ihn ſo raſch, als der beſchwerliche Weg zuließ, aus dem Gebüſch heraus.

Nachdem ſie eine Weile ſchweigend neben einander fortgegangen waren, fiel es Iſabellen auf, daß

Erwin an ihrer Seite zu wanken und zu taumeln begann. „Was fehlt Dir, Freund?“ sagte sie. „Iſt Dir nicht wohl?“

„Ich bin matt und müde!“ entgegnete er ihr, „Laß mich ein wenig hier niederſitzen und ausruhen, und ich will Dir Alles erzählen, Du meine einzige Freundin!“

Er ließ ſich auf einen im Wege liegenden Baumſtumpf nieder, und Iſabelle blieb vor ihm ſtehen, indem ſie ihn ſorgend betrachtete.

„Ich habe ſeit zwei Tagen nichts gegeſſen!“ ſagte er darauf leiſe.

„Sie gaben Dir nichts?“ fragte Iſabelle auffahrend.

„Sie ließen es daran nicht fehlen, aber ich wollte nicht!“ verſetzte er. „Ach, Iſabelle! ſeitdem mein Vater mich wie einen Verbrecher behandelte, hat ſich ein Trotz in meinem Herzen feſtgeſetzt, und ich gelobte mir, im Gefängniß nichts von der Koſt zu nehmen, die ſie mir reichen würden, weil Gefängnißkoſt nur für die Verbrecher ſei! Die guten Diener verſorgten mich reichlich mit Speiſen, aber ich rührete nichts davon an!“

„Ich hätte es auch ſo gemacht!“ rief Iſabelle, vor Zorn mit dem Fuße ſtampfend. „Doch“ — fuhr ſie darauf milder fort — „um ſo mehr iſt es Zeit, Erwin, daß wir uns nach einem ſichern Ort

umſehn, wo Du Dich wieder erquicken und ſtärken kannſt. Soll ich Dich nicht zu Deinem Großvater geleiten? Er wird jetzt wohl wieder zurückgekehrt ſein nach unſrer Thierbude. Er hatte nur einen Spaziergang gemacht.“

Erwin ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann lebhaft: „Ja, Iſabelle, ich will den Großvater wieder aufſuchen, denn ich weiß ſonſt nicht mehr, wohin? in der Welt. Er wird mich nicht von ſich weiſen, und wenn er auch hart gegen mich iſt, ſo muß man es ertragen, und ich muß überhaupt, ſehe ich wohl, allen meinen Trotz gegen das Leben fahren laſſen. Habe ich doch Dich jetzt, Iſabelle! Mögen die andern Menſchen mir übel mitſpielen, ich frage nichts mehr danach. Wenn ich nur Deine Stimme höre, und Deine Augen glänzen ſehe, dann bin ich glücklich!“

„Es ſcheinen ferne Lichter durch die Nacht des Waldes!“ ſagte ſie. „Es iſt, als wenn der Lärm von dort näher herüberkäme. — Willſt Du Dich an meinen Arm hängen, wenn Du müde biſt, und Dich von mir führen laſſen, damit wir fortkommen?“

Er ſtand auf und hing ſich gern an ihren dargebotenen Arm. So wanderten ſie wieder eine Strecke mit einander fort. Sie ſtützte ihn, und hatte mit der größten Sorgſamkeit auf jeden ſeiner Schritte Acht.

„Willst Du nicht einen Augenblick wieder still stehen, und Dich erholen?“ fragte sie ihn nach einiger Zeit wieder.

„Ach, wie Du so gut und hold bist!“ entgegnete er, und drückte ihre Hand fest in der seinigen. „Diese süße Stunde kehrt uns wohl so bald nicht wieder. O verstatte zur trauten Feier dieser Stunde mir von Deinen Lippen einen einzigen Kuß! Er wird nachglühen bis in die Ewigkeit!“

Sie breitete die Arme aus und ihre Herzen schlugen an einander, ihre Lippen berührten sich zu einem langen innigen Kuß. Er war ihre erste Liebesfeier, dieser in wehmüthiger Freude gegebene und genommene Kuß, und das erste frohe Fest ihrer sich begegnenden Seelen mischte sich mit einer bangen Vorausahnung der Zukunft.

Sie entriß sich plötzlich seinen Armen, und sagte in ihrer ernsten Weise: „Horch, da ist Gefahr! Hörst Du nicht die wilden dumpfen Stimmen? Sie schreien, man schießt durch den Wald, sie kommen herbei! Es ist wie ein heranbrausendes Meer! Fackeln tanzen durch die Finsterniß, wie leuchtende Irrwische! Es muß sich ein großes Unglück zugetragen haben!“

„Ja! Schuß auf Schuß fällt!“ sagte Erwin, sich nach der Richtung, von welcher der immer fürchterlicher werdende Lärm herkam, hinwendend. Der

Erdgrund ſcheint zu dröhnen, ein Dampf umhüllt den ganzen Forſt! Mich dünkt, dort ſehe ich ſchon fliehende Geſtalten, die aus der Waldſchlucht hervorſtürzen! Was iſt das, Iſabelle?"

„Horch! Horch!" fuhr die aufmerkſam lauſchende Iſabelle fort, indem ſie weiter vortrat. „Es brüllen Thiere, Hörſt Du nicht? Hörſt Du nicht? — Bei Gott, das iſt mein Löwe, der dort brüllt! — Ich glaube meinen Löwen Hyacinth im Getümmel zu hören!" —

Noch ehe Beide ſich von ihrem Schrecken zu erholen oder der Urſach deſſelben nachzuforſchen vermocht, ſahen ſie ſchon den verworrenen Haufen fliehender, hülfeſchreiender und verfolgender Menſchen, der ſich aus dem Walde hervorwälzte, in ihre unmittelbare Nähe gerückt, und ſich ſelbſt dem Getümmel und der Gefahr, vor der Alle ſich flüchteten, preisgegeben. —

Der unglückliche Ausgang, den das Feſt im Walde genommen, ſtellte ſich jetzt in den entſetzlichſten Scenen dar, und wir ſehen die in gränzenloſer Verwirrung auseinander getriebenen Gäſte, Rettung ſuchend, von allen Seiten dem Schloſſe zueilend. Jeder erſtrebte ſein Heil nur in der ſchleunigſten Flucht, Männer wie Frauen, denn zwei wilde Thiere waren urplötzlich in ihrer Mitte losgelaſſen worden, von denen Jeder zerfleiſcht zu werden fürchtete, und

die bereits blutiges Unheil genug um ſich her verbreitet hatten.

Jener durch Arnos unbedachte That verwundete Diener, von deſſen abſcheulichem Racheplan wir bereits gehört, hatte ſein grauſames Vorhaben nur zu geſchickt ins Werk zu ſetzen gewußt. Nachdem er die beiden Thiere, die er aus ihren Käfigen fortgeführt, unvermerkt an den Ort gebracht, wo ſich ſeine Genoſſen noch mit den Dienern Arnos im Handgemenge befanden, während die Uebrigen vergeblich bemüht waren, die Verwirrung zu löſen und eine friedlichere Ausgleichung herbeizuführen, gab er ſie frei, und hetzte ſie zuerſt auf eine abſeits am Ufer ſtehende Gruppe, unter der er den Grafen Arno befindlich glaubte. Die Thiere zögerten anfangs mit ihrem Angriff, theils weil ſie zuvor ihre hinlängliche Sättigung erhalten, theils weil ſich durch lange Einſperrung ihre Wildheit gemäßigt zu haben ſchien. Dadurch gewannen die von der neuen Gefahr Ueberraſchten Zeit, das drohende Unheil durch die Flucht und andre Rettungsmittel möglichſt von ſich abzuwenden, und Arno lud ſchnell eine Kugel in ſeine Flinte und legte bereits auf den Bären an, der ſchon am meiſten Miene machte, ſeine Wuth losbrechen zu laſſen. Aber das ergrimmende Thier hatte ſich ſchon ſeine Beute auserſehen, und hervorſtürzend, ergriff es mit ſeinen Tatzen die fliehende

Malwine im Rücken, und schlug die Zusammensinkende zu Boden. Arnos Kugel schoß fehl, und der Bär rannte heulend den andern Fliehenden nach durch den Wald. Der Graf blieb verzweifelnd bei Malwinen zurück, die, in ihrem Blute schwimmend, kaum noch zu athmen vermochte, und ihm aus den gebrochenen Augen den letzten Gruß zuwinkte.

Der Löwe eilte mit hoch emporgeworfenem Schweif brüllend dem Haufen nach, ohne jedoch eine Feindseligkeit auszuüben. Als das Getümmel in die Nähe des Schlosses und bis an die Stelle sich hingezogen hatte, wo sich Erwin und Isabelle befanden, wurde Letztere jetzt deutlich gewahr, daß es ihr Löwe Hyacinth sei, der entfesselt mitten in dem Gedränge umher lief. Sie sagte zu Erwin: „Halte Dich, Freund, hier hinter der großen Eiche verborgen! Hier bist Du sicher! Ich will unterdeß fort, um meinen Löwen an mich zu locken. Weiß der Himmel, wie er sich losgerissen haben muß, oder wie er sonst hieher gekommen! Er kann Schaden anrichten. Aber mir folgt er! Ich bin den Augenblick wieder hier."

Sie eilte davon, dreist in den dichtesten Haufen hinein, und als sie ihrem Löwen nahe gekommen, rief sie ihn laut. Sobald das Thier die wohlbekannte Stimme vernahm, sprang es freudig zu seiner jungen Herrin heran, und ließ sich an der Mähne

ſolaſam aus dem Getümmel leiten. Unterdeß hatte das Gedränge, in deſſen Mitte ſich der noch immer nicht erlegte Bär befand, ſich der Stelle genähert, wo Erwin ſeinen Zufluchtsort genommen. Mit Erſchrecken gewahrte dieß Iſabelle, und ſah ſich zugleich dadurch von ihren Freund abgeſchnitten, den ſie allein der Gefahr ausgeſetzt wußte. Athemlos arbeitete ſie ſich durch die Menge hindurch, um ihm wieder nahe zu kommen, und noch ehe es ihr völlig gelungen war, glaubte ſie einen Angſtruf von der Gegend der großen Eiche her zu vernehmen, der ihr wie aus Erwins Munde erſchütternd ins Ohr drang. In demſelben Augenblick erſchallte nicht weit davon ein neuer Schuß aus der Büchſe Eines der Jäger, und Alle ſchrien: „der Bär iſt niedergeſchoſſen!“

Iſabelle aber hatte ſich nicht getäuſcht. Sie fand ihren Erwin nicht mehr lebend wieder!

Neben dem Baume lag er hingeſtreckt, aus einer Kopfwunde blutend. „Mein Gott! Mein Gott! Er iſt todt!“ rief Iſabelle, und warf ſich neben ihm auf die Erde nieder.

Er war wie eine vom Sturm zerriſſene Frühlingsblüthe. Obwohl er gewaltſam geendet hatte, war doch über das erbleichte Geſicht ſein letztes Lächeln wie ein ſanfter Engel hingezogen, und die halbgeöffneten Lippen ſchienen noch einmal nach ihr gerufen zu haben, daß ſie zum letzten Mal zu ihm

herbeikomme. Ein entſetzlicher Tod hatte ihn nach kurzer und nur halb genoſſener Jugendluſt, eben als ſeine Hoffnungen auf das Leben ſich ihm wieder neu aufzurichten begannen, dahin raffen ſollen! Er war das ſchmerzlichſte Opfer dieſer verwirrungsvollen Nacht geworden. Kurz zuvor, ehe die Schüſſe der Jäger den von ihnen verfolgten Bär zu erlegen vermocht, hatte ſich das wuthentbrannte Thier, das nach der Gegend hingetrieben wurde, wo ſich Erwin verborgen hielt, auf den Jüngling geſtürzt und dem Armen die ſchnell tödtende Wunde geſchlagen. So endete ihm der früh verfinſterte Jugendtraum ſchrecklich und plötzlich, aber er hat ihn mit verklärter Miene von ſich abgeſtreift, den Traum, um zu höheren Bildern zu erwachen!

„Er blickt mich nicht wieder an aus ſeinen lieben ſchönen Augen!“ klagte Iſabelle. Sie hatte ſich lange bemüht, noch ein Lebenszeichen an ihm zu erſpähn. Ihre Lippen ſaugten ſich faſt krampfhaft an ſeinem Munde feſt, um durch das Feuer ihres Kuſſes den geliebten Athem in ihm noch einmal aufzurufen. Sie legte ihre Wange an ſeine Wange, ſie drückte ſeine kalte Hand feſt an ihren ſchlagenden Buſen. Dann ſprang ſie auf.

„Nein!“ rief ſie laut weinend, und trat einige Schritte weit von ihm zurück. „Du biſt nicht mehr hier, wo ich Dich ſuche! Du fuhlſt und regſt Dich

nicht, Du ſprichſt und antworteſt nicht, Du kennſt mich nicht! Du lächelſt bloß, und Dein Lächeln ſcheint mich zu rufen. Ja, Dein Lächeln ruft mich dorthin, wohin Du gegangen, o geliebter Freund!"

Sie ſetzte ſich nieder, dicht neben ihm, auf den grünen Raſen, und betrachtete ihn ſtill mit unverwandter Aufmerkſamkeit. — „Wenn die Todten nur nicht ſo kalt wären!" ſagte ſie dann zuſammenſchaudernd. „Es iſt ſonſt ein Frieden bei ihnen der ganz unausſprechlich anziehend iſt! Ruhe, ruhe, mein Erwin, fern entrückt, fern, fern und weit von hier ins ſelige Leben fortgezogen! Ach, hier iſt es Dir doch nicht wohlgegangen! Hier haben ſie Dich eingeſperrt, Du haſt Hunger und Durſt gelitten, ſie haben Dich von den wilden Thieren zerreißen laſſen!" — —

Unterdeß war es ringsumher ſtiller geworden. Der größte Theil der Geſellſchaft hatte ſich in das Schloß zurück begeben, und das wüſte Getümmel zerſtreute ſich und verhallte allmählig, nachdem der Gegenſtand des Schreckens, der Bär, der das blutige Unheil dieſer Nacht verurſacht, getödtet worden. Den Dienern Arnos war es gelungen, ſich Desjenigen zu bemächtigen, den ſie als den Urheber des beiſpielloſen Frevels bei der That ertappt hatten; und jetzt durchſtreiften Einzelne mit Lichtern den

Wald, um dort, wo etwa noch ein Unglück geſchehen ſein möchte, Beiſtand zu gewähren.

Auch um Iſabelle und den regungslos daliegenden Jüngling, deſſen Todesſchlummer ſie gewiſſermaßen zu bewachen ſchien, hatte ſich bereits eine Gruppe Umſtehender gebildet, die noch zur möglichen Rettung Erwins Anſtalten zu treffen ſich bereit zeigten. Iſabelle, in ihre ſchmerzlichen Gedanken vertieft, bemerkte lange nicht, daß außer ihr und dem Todten noch Jemand in ihrer Nähe ſei. Erſt als Erwin von Einem der Umſtehenden emporgehoben wurde, nahm ſie es wahr, und ihr Schmerz ſchlug jetzt in eine ſo laute und durchdringende Klage aus, daß Alle ſich befremdet nach ihr umſahen. Einige der herzugeeilten Diener aus dem Schloſſe hatten jedoch Erwin erkannt. Es waren dieſelben, die ihn auf Befehl des Grafen, ihres Herrn, in ſein Gefängniß hatten abführen müſſen, und wenn ſie damals die in ihnen aufgeſtiegene Vermuthung, daß der Graf in ihm keinen Andern als den eignen Sohn auf eine neue grauſame Weiſe beſtrafe, aus Furcht unterdrückten, ſo ließen ſie jetzt ihre Beſtürzung bei dieſem herzerſchneidenden Anblick um ſo lauter werden. Ein dumpfes Geflüſter lief umher, daß der junge Graf erſchlagen liege!

In dieſem Augenblicke ſah man einen Zug mit Fackeln ſich nähern, der langſam dem Schloſſe zu-

ſchritt. Männer trugen auf einer Bahre die entſeelte Malwine dahin, die das erſte Opfer des wilden Thieres geweſen war. Der Bär hatte ihr die Bruſt zerriſſen, und in den Folgen der entſetzlichen Wunde war ſie auf der Stelle geſtorben. Arno folgte der Bahre, und hob von Zeit zu Zeit die über ſie hingebreitete Decke noch einmal auf, um ihre gebrochenen Züge zu betrachten. Die Träger ſchritten eben die Schloßtreppe hinan, als Arno die immer weiter ſich verbreitende Kunde empfing, daß man ſeinen Sohn im Walde getödtet gefunden.

„Man führe mich an den Ort!“ befahl er Dem, der ihm die Nachricht gemeldet. Er trat in den Kreis, wo man um Erwin beſchäftigt war, und der helle Fackelſchein fiel erleuchtend auf das Antlitz des verblichenen Jünglings. Da erkannte Arno, im ſichtlichen Schreck zuſammenzuckend, ſeinen Sohn, und ſtand erſtarrt, ohne daß eine Sylbe über ſeine ſich verzerrende Lippe kam. „Seine Wunde iſt tief! Er iſt nicht mehr zu retten!“ klagten die Umſtehenden. Arno beugte ſich zu ihm hernieder und wandte ſich wieder von ihm ab. Kein Wort vernahm man aus ſeinem Munde.

In dieſem Augenblick hörte man den Hufſchlag eines Roſſes. Ein Reiter ſprengte durch den Wald. Er lenkte ſein Pferd nach der Gruppe hin, um den Vorfall, der ſich dort ereignet, zu erkunden. Es

war der Fürſt, der auf der Heimkehr von ſeinem fehlgeſchlagenen Abenteuer begriffen, jetzt dieſer nächtlichen Scene begegnete, deren auffallender Anblick ſeine Neugier reizte und ihn herbeizog.

Er überlief, nachdem er herangeritten war, mit erſtaunten Blicken die Verſammlung. Arno erkannte den Fürſten zuerſt, und indem er ihn grüßte, gab er ihm in kurzer und abgebrochener Rede Aufſchluß über den Zuſammenhang der Dinge, und bemerkte, daß man die Schuldigen, welche dieß Unglück herbeigeführt, bereits verhaftet habe, um ſie den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern.

„Dieſer Vorfall iſt höchſt entſetzlich!“ rief der Fürſt. „Es ſoll mit aller Schärfe des allmächtigen Geſetzes geahndet werden, was hier wider jedes göttliche und menſchliche Recht verbrochen worden iſt. Ich lade die Schuldigen vor mein Tribunal, und der Racheengel des Geſetzes wird ſeine verderblichen Blitze auf Den ſchleudern, der nicht rein befunden wird in der höchſt, höchſt blutigen Verwickelung dieſer Sache! Graf, ich verlaſſe mich darauf, daß Ihr mir morgen alles Nähere anzeigen und das Weitere in der Unterſuchung ſelbſt einleiten werdet!“

Damit wandte er ſein Pferd und ſprengte davon. Arno blieb unbeweglich ſtehen, und blickte zu, wie dem Todten eine Tragbahre bereitet wurde.

Jetzt erhob ſich aus der Ferne eine dumpfe, fragende Stimme: „Wo iſt er? Wo iſt mein Erwin?“ Man wieß den neu Herzugekommenen zu der Gruppe hin.

Es war der alte Valerian. Nach dem Abſchied von ſeiner Tochter umher wandelnd in der Umgegend, hatte er aus den umlaufenden Reden der Leute, die überall durch die vorgehenden Ereigniſſe in Bewegung geſetzt waren, die Schreckenskunde vernommen, die ihn mit überwältigender Macht treffen mußte.

Er hatte ſich an den Ort hinführen laſſen. Alle zärtlichen Gefühle für ſeinen ehemaligen Liebling waren neu in ihm erwacht. Jetzt kam alle menſchliche Liebe zu ſpät für den armen Erwin.

Valerian trat haſtig mitten unter die Verſammlung. Alle wichen vor ſeiner ehrfurchtgebietenden Erſcheinung zurück, die zugleich in der Aufgeregtheit des Schmerzes Jeden wunderbar befremdete. Sein Blick aber fiel allein auf Erwin, auf deſſen Leichnam ſich der klagende Greis mit der ganzen Leidenſchaft ſeiner Empfindung niederwarf.

„Biſt Du todt, mein ſüßer Junge?“ rief er aus. — „Mein zartes Blümchen, haben ſie Dich zertreten? Haben ſie dem jungen hoffnungsvollen Stamm die Herzwurzel abgenagt? Haben ſie den Duft Deines Lebens, die koſtbare Blüthenſtätte verwüſtet? Ach, ich muß mich ſelbſt anklagen, indem

ich Dich so liegen sehe, und Deine stumme Miene zeigt wie ein Vorwurf in mein altes thörichtes Herz! O mein altes thörichtes Herz! Wie oft habe ich es schon beschuldigen müssen! Ja, Dir habe ich zu wehe gethan, Erwin! Und jetzt — jetzt — jetzt vermag ich nichts mehr, es wieder gut zu machen! — Aber o! wie konnte das Schicksal seine zerschmetternde Donnerkeile aufbieten gegen dieß zarte Knabenhaupt und seine gewaltsamsten Wetter toben lassen gegen die unbewehrte Stirn, die nichts als ihre fromme Unschuld entgegenzustellen hatte dem Kampfe! Ach! Ach! Und ich war so verblendet, ihn von mir zu stoßen, als er sich an mich schließen wollte, und ihn allein hinauszutreiben in die wilden Wirren der Welt!“

Er verhinderte die Träger, den Todten fortzuführen. Er blieb lange über ihn hingebeugt liegen, wie übermältigt von dem Ausbruch seines maßlosen Schmerzes. Da vernahm er eine leise weinende Stimme hinter sich, die ihm zuflüsterte: „Er hat Dich sehr geliebt! Er wäre wieder zu Dir gekommen heut noch, wenn ihn nicht der Bär hingestreckt hätte, wie er jetzt liegt!“ Valerian wandte sich um. Isabelle stand dicht hinter ihm. Sie blickte ihn aus tränenden Augen bedeutsam an, aber sie schien in ihrem Leid ruhiger und gefaßter geworden zu sein.

„Er war ein Kleinod der Jugend!“ fuhr Valerian zu klagen fort. „Ich hatte ihn immer über Alles gern um mich gehabt! Als Kind war er mir wie ein frischer Morgenstrahl in meinem Leben, und sein Gemüth ging lieblich vor mir auf, und entfaltete sich zu einer schönen, glücklichen Bildung! Als heranwachsender Jüngling flocht er frohe Kränze in mein graues Haar durch die Liebenswürdigkeit seiner Talente, durch die Anmuth seines Geistes, und nur das einzige Mal, in einem dunkel verworrenen Wendepunkt meines eigenen Lebens, trieb mich ein unglücklicher Wahn, ihm Unrecht zu thun, und meinen treuen Liebling von mir zu weisen! — Ach! wie sein Gesicht jetzt im Tode wieder so ähnlich sieht dem süßen harmlosen Ausdruck, den es als Kind immer hatte, und durch den es mich entzückte! In den stillen Gesichtern der Todten verblassen und verschmelzen alle falschen und fremden Lebensfarben, die ihnen angehaucht hatte die Welt, und aus den verdunkeltsten Zügen tritt der helle, reine Grund der verklärten menschlichen Form hervor, wie ein leuchtender Friedensbogen aus stürmischen Nächten! Jetzt, jetzt ist er wieder ganz mein Erwin, und doch ist er nicht mehr mein! Die Gesichter der Gestorbenen rühren uns zur Liebe, aber wir lieben, was uns nicht mehr gehört! Ueber den Gesichtern der Todten scheint in heimlichen winkenden Zügen eine lesens-

werthe inhaltsvolle Schrift zu ſtehn! Wir beugen uns über ſie und können ſie nicht leſen, aber wir ahnen, daß das todte Antlitz mit uns von ſeiner Zukunft ſprechen und daß es uns ſagen möchte: „In meinen Mienen iſt kein falſches Leben mehr! Ich bin ein Angeſicht des Geiſtes und der Wahrheit geworden! Ich leuchte freudig im Schimmer Deſſen, der unſer Aller Herr iſt! Ich bin in den himmliſchen Geſichterfrieden eingegangen, der ſüßer iſt, als alle heitern und lächelnden Mienen dieſer Welt!“ — Ja! Ja! Erwin, Du biſt eingegangen in den Geſichterfrieden! Friede ſei mit Deinem trauten Geſicht! Wäre er es erſt mit uns Allen!“

„Friede ſei mit ſeinem trauten Geſicht und mit uns Allen!“ wiederholte Iſabelle kaum hörbar. — Jetzt erhob ſich Valerian und blickte im Kreiſe umher. Sein Auge traf auf Arno, der, einer ſprachloſen Bildſäule gleichend, noch immer erſtarrt daſtand, und mit eiskalter Miene den auf ihn gehefteten Blicken Valerians begegnete. Er hatte ihn längſt erkannt. Valerian aber bebte krampfhaft zuſammen, als er dieſer Geſtalt in dieſem Augenblick anſichtig werden mußte. Alle ſeine Leidenſchaft loderte von Neuem in ihm empor, und wuchs, je länger er den Gegenüberſtehenden betrachtete.

Er trat einen Schritt zu ihm vorwärts, und wankte in demſelben Moment, wie von der innern

Gewalt ſeines Zornes hintenüber geriſſen, wieder zurück. „O! O!“ rief er dann, ſich abwendend und ſeine Augen mit der Hand bedeckend. — „Nur dieß Geſicht nicht! — Nur dieß Geſicht nicht! — Muß es mir doch noch einmal begegnen? — Ich hatte geglaubt, von ihm frei zu ſein, aber es kommt immer wieder, und grinſt mich an mit ſeiner ſchönen, glatten Regelmäßigkeit, als wolle es mich von Neuem verführen und berücken! Nein! Nein! es iſt noch nicht Friede mit uns Allen! — O weh! Schafft mir denn Keiner dieß ſchöne Meduſenhaupt aus den Augen? Hu! Es erſtarrt ja mein Herz zu Stein, dieß Meduſenantlitz, — aber aus dem ſteingewordenen Herzen in mir ſchlagen ſchon brennende Funken heraus, und die Funken ſchwellen an zu Flammen der Rache! Ich ertrage es nicht länger!“ —

Er ſchritt auf Arno zu, und ergriff ihn beim Arm. — „Komm! Komm!“ ſagte er zu ihm mit gedämpfter Stimme. „Wir wollen es allein ausmachen, was zwiſchen uns waltet! Komm, komm in das dunkelſte Gebüſch, wo wir mit einander ſprechen können, ohne uns anzuſchaun!“ —

Er zog ihn haſtig mit ſich fort, und der Andre, wie willenlos ihm folgend, ſträubte ſich nicht. Die Uebrigen blickten ihnen entſetzt nach. Man vergaß

faſt über den neuen räthſelhaften Auftritt die vorher erlittenen Schrecken. —

Valerian führte ſeinen Gegner lange mit ſich fort, tief durch den Wald, an die ödeſte Gegend. Beide ſchwiegen, während ſie ſo nebeneinander ſchritten, und der Eine noch nicht ahnete, was des Andern befremdendes Thun im Sinne habe, aber Jeder ſchien es zu ſcheuen, die gegenſeitige Stille zuerſt wieder zu unterbrechen. Arno fragte nicht, was Valerian mit ihm wolle.

Endlich ſtand Valerian ſtill, und ſagte: „Wir müſſen wie Männer die zwiſchen uns herrſchende Lebensfrage für immer entſcheiden! Wir können nicht beide zugleich leben! Ich kann nicht ſein, wo Du biſt, und Duldung liegt nicht in meinem Charakter! Darum fordere ich Dich jetzt zum Zweikampf! Wir müſſen uns ſchlagen! Du haſt ja mir und meiner Tochter ſchon ſo manche tiefe Wunde geſchlagen, an der unſer Lebensglück ſich verblutet hat! Jetzt triff mich mit der letzten Wunde, denn Deine Hand iſt jung und die meine führt nur noch zitternd das Schwert! Aber gekämpft muß werden, und der Kampf ſoll uns endlich von einander ſcheiden! Das Leben führt uns doch immer wieder zuſammen, und nur der Tod ſcheidet ganz die Todfeinde auseinander. Durch einen Irrthum hatten wir uns liebgewonnen, und als wir die Wahrheit erkannten,

war aus der Liebe ein Haß geworden! Es wird Jedem ſüß ſein, wenn wir uns nie wieder zu begegnen fürchten dürfen! Darum komm! Ich ſtreite zugleich für Mathildens Ehre, die noch ungerächt gegen Dich klagt! Darum komm!"

„Du findeſt mich bereit, jede Genugthuung zu geben!" erwiederte der Andre finſter und einſylbig. „Laß uns alſo einen geeigneten Ort aufſuchen, um Deinen Wünſchen zu willfahren!" —

Nach dieſem Zwiegeſpräch drangen ſie weiter durch das Dickicht vor, um an einer lichtern Stelle des Waldes ihren Kampfplatz zu wählen. — —

Unterdeß hatte Iſabelle an dem Ort, wo wir ſie eben verlaſſen, ihren Erwin forttragen ſehen. Der entſeelte Körper des Jünglings war in das Schloß gebracht worden, und die Uebrigen, welche Neugier und Entſetzen hier verſammelt gehalten, folgten entweder dorthin oder zerſtreuten ſich. Iſabelle folgte nicht. Sie war allein zurückgeblieben, und fand ſich, als ſie aus ihrem trauernden Nachſinnen erwachte, plötzlich ganz einſam in der öden Umgegend.

Sie blickte ſich nach ihrem Löwen um, der ſich inzwiſchen im Gebüſch verborgen gehalten, und jetzt auf ihren Ruf wieder zu ihr herangeſprungen kam. Er ſchmeichelte mit wedelndem Schweif ſeiner Herrin,

und ſie ſtrich ihm liebkoſend die Mähne, indem ſie zu ihm ſagte: „Du ſollſt mit mir gehn, Hyacinth! Fort, fort, in die freie und verſchwiegene Nacht hinaus!“ —

Sie ging langſam von dannen, und das getreue Thier folgte ihr nach. Sie durchſchritt weit den Forſt, bis ſie an die verlaſſenſte und wildeſte Gegend deſſelben gekommen war, wo eine gebirgige und felſige Erhöhung des Bodens begann. Sie erkletterte, ohne zu ermüden, einen Hügel nach dem andern, und gelangte ſo an den Fuß eines hoch emporragenden Felſens, den ſie mit größter Anſtrengung erſtieg; indem der Löwe folgſam immer hinter ihr blieb. Oben angelangt auf der Felsſpitze, die in grotesker Höhe über dem nächtlichen Walde hing, ſtand ſie ſtill, und freute ſich über die ganz von aller Welt abgeſchiedene, feierliche Einſamkeit, welche ſie hier umgab. Die größten und ſchönſten Sternbilder waren hell am Himmel aufgetaucht, und leuchteten auf das ſchmerzenvolle Haupt des Mägdleins hernieder, die ſich ihren geliebten Sternen, an denen immer ſehnſuchtsvoll ihr Auge hing, näher als je an dieſem Orte befand.

Sie blickte mit gefalteten Händen gen Himmel, und ließ ihr Auge ahnungsvoll über die hohe unbewegte Fläche des Horizonts hinſchweifen. Dann ſchaute ſie hinunter in den vor ihr liegenden Abgrund,

der ſich dicht zu ihren Füßen am Rande des Felſens eröffnete. Ein Schritt weiter vorwärts gethan, mußte ſie rettungslos in die jähe Tiefe hinunterſtürzen. Sie aber ſchauderte nicht davor zurück, ſondern ſagte ruhig zu ſich ſelbſt: „Nun weiß ich, was ich will! Der Friede und das Ende wird kommen, und die Sterne ſcheinen mir dazu, wie ſonſt auf meinen Wanderungen durch ſchöne Nächte! Ich bin ein ganz verlaſſenes Mädchen, und habe nur unter den Todten Die, welche ich liebe! Mein Lieben zieht mich in den Tod hinunter!“ —

„Ach!“ fuhr ſie fort — „daß ihn gerade eines von den Thieren meines Vaters zerreißen mußte! Aber ſtill! ſtill! es ſoll nun nicht mehr geſammelt werden um den geliebten Freund! Der Freund iſt ſeelig! Aus muthig gefaßtem Herzen bringt ihm eine Todtenfeier ſeine Freundin! Muthig, aber ſchmerzvoll, fließen die letzten Thränen dahin, die letzten Thränen; ſanfte Thränen, und der kühle Nachtwind trocknet ſie mir tröſtend von der Wimper! Rauſcht nur, ihr Nachtwinde! ſie quillen wieder nach, die Thränen, die ihr von des armen Mädchens Wangen fortgefächelt habt! Rauſcht, rauſcht! ich will weinen! Ich denke an Erwin und an meinen Vater! Ich denke und ſinne und trauere, und das Herz ſpringt mir entzwei. Ach, ich muß beten!“ —

Sie ſank auf ihre Knie nieder, und der eben hinter Wolkenſchleiern aufgehende Mond beſtrahlte ihr andächtiges Geſicht, das ſich flehend empor richtete. Sie betete: „Unſer Vater, der Du biſt im Himmel und auf Erden! Verzeih, verzeih! wenn ein einſames Kind nicht länger Ruhe hat zu wandeln durch Deine Tage, durch Deine Nächte, auf Deinen Triften und unter Deiner Sonne! Verzeih, verzeih! wenn es andere Ruhe ſucht, denn es will eingehen, o Herr! in Deinen Frieden, zu dem Du längſt Die, denen ich angehöre, verſammelt haſt! Keine Kirchenglocken werden läuten, keine Freunde werden klagen, wenn Iſabelle gefallen iſt. Sie wird zerſchmettert ruhn unten in der Felskluft, aber ſie wird ſanft ruhn, wenn ſie in Deiner Gnade ruht!“ —

Sie ſtand wieder auf und ſagte: „Ich kann nicht länger beten, mir wird ſo angſt! — Sonſt, ſonſt, als ich noch klein war, konnte ich am ſchönſten beten, wenn ich ſtill und fromm in meinem Bettchen lag, und der Vater mich die Hände falten lehrte und die Mutter das Abendlied ſang. Dann betete ich, bis ich einſchlief. Heut hab' ich vor der großen Sternennacht gebetet! Könnte ich doch auch nun einſchlafen wie ſonſt, wenn ich gebetet hatte, zum ewigen Schlummer! Ach, Vater und Mutter, die mich fromm ſein lehrten, ſind ja todt, und Erwin iſt hin, den ich zuletzt geliebt! Er, er, er, ohne

den ich nicht mehr wandeln mag im Sonnenſchein und auf den Frühlingsbeeten der Erde! O, was iſt der Frühling ohne ihn, und was iſt der Tagesglanz ohne ſeine Geſtalt und ſein Antlitz! Darum zieht es mich, darum zieht es mich hinunter, ehe der neue Tag noch wiederkehrt, der Tag ohne ihn!" — —

„Willſt auch Du mit mir ſterben?" — fuhr ſie, zu ihrem Löwen gewandt, fort, der ſich ruhig neben ihr hingelagert hatte. — „Armer Hyacinth, was willſt Du noch allein in der Welt zurückbleiben? Sie werden Dich fangen, und Dich doch wieder in einen Käfig ſperren, und Du wirſt vergebens um Freiheit ſchrein! Sie werden Dir nicht glauben, daß Du ſo zahm und friedfertig biſt. Komm, komm, Geſpiele meiner Kindheit! Wir haben oft zuſammen geſcherzt, wir wollen nun zuſammen ſterben!" —

Sie führete ihn an den Rand des Felſens, dicht vor den Abgrund. Dann legte ſie ſich mit ihrem Körper ganz über ihn hin, und klammerte ſich an ſeiner langen Mähne feſt. Hierauf ſchloß ſie die Augen, drängte das folgſame Thier einen Schritt vorwärts, und ſtürzte mit ihm in die Tiefe hinunter.

Weithin dröhnte das Gebrüll des zerſchmetterten Löwen durch die Nacht, im dumpfen Wiederhall der Felskluft ſich vervielfältigend, und übertönte das leiſe Ach des ſterbenden Mägdleins, die unter ihrem

letzten Seufzer bald ausgeathmet hatte. Wilde Gesträuche, wie sie der Felsboden trieb, bogen sich mit traurig rauschenden Zweigen über ihr Grab zusammen, und gewährten den gebrochenen Gliedern eine heimliche Ruhestätte.

Da rissen sich allmählig vom Horizont die Schatten der Nacht los, und begannen in fahle Lichtstreifen zu verblassen. Der Mond ging unter, die Sterne verloren sich in bleiche Puncte, es fing an zu tagen. Die ersten Dämmerscheine des anbrechenden Morgens flogen über die Gegend. Der blinkende Frühnebel walzte sich in starken Bewegungen über den Wald hin. Der Tag ging auf über Isabellens Grab. —

Es traten zwei Gestalten aus dem Wald heraus. Jeder trug sein gezücktes Schwert in der Hand. Sie hatten sich im nächtlichen Forst verirrt, und jetzt erst den Ort gefunden, den sie suchten. Sie näherten sich dem Hohlwege, der sich unter dem Felsen hinerstreckte, und sagten zu einander: „Hier ist der beste Platz, um uns zu schlagen!“

Valerian erhob das Schwert und Arno stellte sich ihm in abgemessener Ordnung gegenüber. Sie standen nur wenige Schritte von dem Ort, wo Isabelle lag.

Da traf Valerians Blick, indem er eben auf seinen Gegner losgehen wollte, auf den Kopf des ent-

ſeelten Mädchens, der, im Falle noch unverſehrt geblieben, aus dem Gebüſch hervorragte, das die übrigen Theile des Körpers bedeckte. Der Kopf ſah deutlich und unverkennbar zu ihm herüber. Er ſtutzte, und ließ ſein Schwert niederſinken, indem er zu dem Andern ſprachlos auf die Stelle hindeutete. Dann ſtürzte er zu dem Leichnam hin, zog ihn hervor, betrachtete ihn lange, und blickte dann laut aufſeufzend gen Himmel.

„Auch dieß liebe gute Mädchen!“ rief er klagend. — „Dieſer Anblick giebt meinem Herzen den letzten Stoß, und macht mich todesmatt.“ — Er ſetzte ſich wie erſchöpft auf ein hervorſpringendes Felsſtück nieder, und hing ſein Haupt in ſich verſunken auf die Bruſt herab. Arno war in einiger Entfernung von ihm ſtehn geblieben, und hatte die Spitze ſeines Schwertes gegen den Erdboden gekehrt.

„Wo ich gehe, ſtoße ich auf zertrümmertes, hingeſunkenes, geſtorbenes Glück! Ich bin wie ein Leichenvogel!“ fuhr Valerian fort. — „Bald möchte ich glauben, es ſei nichts als ein Blendwerk meiner trüben altersſchwachen Augen, das mir überall nur noch die abgeblühten Geſichter des Unglücks zeigt! O ich alter unheilvoller Geſichterſeher! — Dieß arme Mädchen war eine ernſte wunderbare Trauerblume, die früh ihrem Ende entgegenblühte! Es war ein ſeltener Geiſt in ihr!

Jetzt liegt ſie entſtellt, und ihr Löwe dort neben ihr zerſchmettert, wie ſie ſelbſt! O welch ein grauſames Verhängniß hat hier gewaltet?" —

In dieſem Augenblick begannen ſich Vorboten der aufgehenden Sonne am Morgenhimmel zu zeigen. Einige rothe Strahlen ließen von Oſten her die Umgegend in immer hellerem Glanze auftauchen. Valerian ſchauderte unwillkürlich vor dem kommenden Tag zurück, der es ihm jetzt erſt ganz fühlbar zu machen ſchien, welche Nacht er heut durchwacht hatte.

Da beleuchtete ihm der Tagesſchimmer Arnos fernſtehende Geſtalt. „O!" rief er aus, ſich ſchüttelnd. — „Der Tag iſt grauſam! Er zeigt mir auch dieſen noch, er zeigt mir deutlich in der Sonnenhelle das verhaßteſte Geſicht meines Lebens! Drinnen in der Wildernacht konnte ich es dulden, aber jetzt, da der Tag es beſcheint, hell und grell, fühle ich, überkommt mich ſein Anblick wie Todesqual!"

„Hu!" fuhr er fort — „wie er dort ſteht, kalt und finſter auf mich herſchauend, während er ſonſt immer ſo gleißneriſch heiter war! — Habt Mitleiden mit mir armen Mann! Schafft mir doch dort den Baſilisken aus den Augen, der durch ſeinen giftigen Anblick mich tödten will! Es ſticht mir die Augen aus, wenn ich ihn anſehn muß! O! O!

An dieſem Geſicht ſterbe ich! Ja, ich weiß es, dieß Geſicht iſt mein Tod!" —

„Er weicht nicht von der Stelle, der Baſilisk — er ſteht ſtarr und unbeweglich!" ſprach er weiter in ſich hinein, indem er vor innerer Aufregung krampfhaft zitterte. — „Ich wollte mich mit ihm ſchlagen, um es auszufechten, daß Einer von uns den Andern nicht mehr ſieht! Aber jetzt, da der Tag in ſein Geſicht ſcheint, jetzt graut mich davor, mich mit ihm zu ſchlagen! Jetzt kehre ich lieber die Waffe gegen mich ſelbſt, um ihn nie mehr zu ſehn, nie, nie, nie mehr zu ſehn! Dann habe ich mich für die Ewigkeit befreit von dieſem Geſicht, das, will ich zu Gott bitten, weder meinen Himmel noch meine Hölle, je mit mir theilen mag!" —

Im dunkeln, unſeligen Wahn, der ſein Gemüth hingeriſſen, zückte er das Schwert, das er noch in der Hand gehalten, und ſtieß es ſich zweimal in die Augen. „Nun ſehe ich ſein Geſicht und kein Geſicht je wieder!" ſchrie er, und ſank, von dem fürchterlichen Schmerz der blutenden Augen zu Boden geworfen, ohnmächtig nieder.

Arno trat entſetzt zu ihm hin, und hob den Greis in ſeinen Armen empor. Dann ließ er ihn bebend wieder zur Erde gleiten.

In dieſem Augenblick ertönten Hüfthörner durch den Wald. Es waren Arnos Diener, die, von

banger Beſorgniß um ihren Herrn getrieben, ihn die ganze Nacht hindurch im Forſt geſucht hatten. Arno erwiederte ihr Zeichen, um ihre Aufmerkſamkeit hierher an dieſen Ort zu lenken, wo er ihrer Hülfe bedurfte. Endlich traten ſie herzu, und empfingen ſtaunend die Befehle ihres Herrn, der ihnen auftrug, den ohnmächtig daliegenden Valerian ins Schloß zu bringen und überall nach Aerzten umher zu ſenden.

Während ſie den Greis auf ihre Schultern luden, um ihn fortzutragen, ſagte Arno, indem er ſchaudernd auf ſeine Wunden blickte, die ſich Jener ſelbſt geſchlagen: „Hu! Hu! Mein Haar ſträubt ſich empor vor Entſetzen ob dem Allen, was ich in dieſer Nacht hörte und ſah! Graun hat ſich für meine ganze Lebenszeit mir in die Seele geſchlichen. Ich werde fliehen und nie wiederkehren in dieſe Gegend! In entlegnen Ländern, jenſeit des Meeres, ſoll alle Spur von mir ſich verlieren!“ —

Er eilte von dannen, wie ein von den Furien Getriebener, und war bald hinter den Gebüſchen verſchwunden. Er hielt Wort, und wurde nie wieder geſehn, noch vernahm man Kunde von ſeinem ferneren Schickſal. —

Valerian war in ein Zimmer des Schloſſes gebracht worden und lag im heftigſten Wundfieber,

wie es ſchien, beſinnungslos, auf einem Ruhebett. Einige der Diener waren nach ärztlicher Hülfe ausgeſandt, während Andere nach dem Ort in der Felsſchlucht zurückkehrten, um Iſabellens Leichnam einzuholen. —

Der geblendete Greis ſchien jetzt von ſeinem krankhaften Schlummer leiſe zu erwachen. Seine Tochter Mathilde, mit ihrer kleinen Tony an der Hand, ſtand vor ſeinem Lager, und beugte ſich jetzt weinend zu ihm herunter, als er ſich zu regen begann:

„Mein Vater!“ flüſterte ſie ihm zu — „wie iſt Dir? — O kann ich nichts zu Deiner Linderung thun?“

„Ach, biſt Du es, meine Tochter?“ entgegnete er ſchwach, indem er ſich ein wenig emporrichtete. — „Deine Stimme, die ſüßklingende, die immer mein Herz trifft, würde mich ſtets wieder zum Leben aufrufen, ſo lange noch Athem in mir iſt! O laß mich Deine Hand küſſen, Mathilde!“

Sie legte ſchluchzend ihre Wange an die ſeine, und vermochte ihrem gränzenloſen Schmerz keine Worte mehr zu geben.

„Selbſt unter den Rieſenſchmerzen meiner Augen“ — fuhr er ſtöhnend fort, „ſelbſt unter

den fürchterlich brennenden Schmerzen dieſer zerſtochenen Augen freut es mich noch, Dein liebes, gutes, welches, warmes Geſicht, deſſen Anblick mir immer Lebensſtärkung geweſen, ſo an dem meinigen zu halten. — Aber ach! ich kann Dich nicht mehr ſchaun! — Ach! Ach! auch dieß Geſicht kann ich nun nicht mehr ſchaun! — Ich alter eifriger Phyſiognom, kann kein Geſicht mehr ſchaun!" — —

Seine körperlichen Schmerzen, die ihn dem Tode immer näher führten, ergriffen ihn jetzt wieder ſo ſtark, daß er hintenüberſank und in ein fieberhaftes Phantaſiren ſich verlor.

„Sie rauſcht vorüber" — rief er, wie vor ſich hinträumend — „ſie rauſcht an mir vorüber, die ganze irdiſche Geſichterwelt — kein Bild bleibt in meinen dunkeln Augen zurück! — Aber ſieh! dort oben ſchwebt es, hoch im Himmelblau, da ſehe ich es ſchweben, das Menſchenantlitz, in verklärten Zügen! — Das Zeitalter der Stürme hat ſich beruhigt in den ſtreitenden Formen — den Gottesfrieden ſeh' ich angebrochen im Menſchenantlitz, und das Menſchenantlitz leuchtet hoch oben im Himmelblau, vergeiſtigt zu einer ſanften, lächelnden Sonne! So, ſo ſieht es zurück auf die Welt, wo es unruhige Form geweſen! — — Ah! Dank, daß ich dieſe Apotheoſe der irdiſchen Geſichter erlebe! — Ah! Mir iſt wohl! Mir wird ſo hell! — Selbſt

mein zertrümmertes Auge beginnt wieder zu ſehen!" — —

„Ich ſehe euch, ihr milden tröſtlichen Geſtalten, die ihr immer die ſchönſten und die liebſten mir geweſen!" fuhr er fort, indem er, in der letzten Erregung ſeiner Natur wie mit geiſtiger Sehkraft erfüllt, ſich wieder emporzurichten ſuchte, und die Umſtehenden anzublicken ſchien. — „Ich ſehe Dich, ich ſehe Dich, Mathilde! und der Verſöhnungsengel grüßt mich aus Deinen blauen Augen! — Ich ſehe — ich ſehe — ach! ach! der Verſöhnungsengel — aus blauen Augen" — —

Mit dieſen Worten war er hinübergeſchlummert, und die Tochter hielt den entſeelten Vater in ihren Armen. —

Aus der unendlichen Trauer erweckte ſie zuerſt ihr Kind, das weinend die Händchen nach ihr ausſtreckte. Sie nahm es auf ihren Arm, küßte es und ſagte: „Ja, Du biſt mir geblieben, liebliches, theures Kind! An Dir will ich halten, da Alles ſonſt mich verlaſſen hat, und in ſtiller Schmerzensandacht das Gedächtniß des Vaters und meines Erwin bewahrend, will ich doch leben und thätig ſein für Dich! Deine Pflege, Deine Erziehung und Bildung ſoll mein tröſtender Beruf ſein, und wird, wenn Gott ſeinen Segen gibt, lindernd die Länge der Stunden ausfüllen!" —

Das Kind ſchmiegte ſich an den Nacken der Mutter, und ſagte, auf das verklärte Antlitz des Todten hinweiſend: „Jetzt iſt der Mann dort recht ſtill, und ſieht ſo ſchön aus. Worüber freut er ſich ſo?“ — —

Schriften in bunter Reihe,

zur

Anregung und Unterhaltung.

Herausgegeben

von

Dr. Theodor Mundt.

Mit Beiträgen von dem Verfasser der Tutti frutti, Leopold Schefer, Johann Schön, Heinrich Stieglitz, F. G. Kühne u. A.

Erstes Heft.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.
1834.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorwort.

Im Besitz einer Anzahl von Aufsätzen, die mir von achtbarer Hand zur Veröffentlichung anvertraut worden, lasse ich dieselben, mit einigen eigenen in Gesellschaft, in den nachfolgenden Heften in bunter Reihe erscheinen, weil ich für jetzt verhindert werde, sie für die von mir angekündigte Zeitschrift: Perspectiven für Literatur und Zeit, zu deren Besten ich sie eigentlich erbeten, zu verwenden.

Der beabsichtigten Zeitschrift ist höhern Orts die Concession zu ihrer Herausgabe im Königreich Sachsen versagt worden, und so bleibt mir nichts übrig, als den trefflichen Männern, die sich mit so lebhafter Theilnahme zur Mitwirkung dafür vereinigt hatten und welche Deutschland längst unter seine ausgezeichnetsten Vertreter zählt, meinen verbundensten Dank auch hier öffentlich zu wiederholen.

Daß eine deutsche Landes-Direction Gründe kennt, von denen ein deutscher Schriftsteller nichts weiß und wissen kann, ist zu augenscheinlich, als daß es befremden sollte.

Wie sich die französische Politik neuerdings mit dem vielbesprochenen Satz: der König regiert, aber verwaltet nicht, in einer bodenlosen Sophistik herumgeworfen, so wird sich auch die deutsche Literatur, mit geringerer Erlaubniß von Dialektik, bald an einen ähnlichen Satz

gewöhnen müssen: die Schriftsteller denken, aber sprechen nichts.

Vielleicht gelingt es indeß später, wenn ich mich entschließen kann, den ganzen Plan umzustimmen, zu einer Zeitschrift in veränderter Tendenz jene ansehnlichen Verbindungen und Kräfte, die sich mir mit so hoffnungerregender Bereitwilligkeit dargeboten, nutzbar zu machen.

Eine Zeitschrift, wie sie sein sollte, herauszugeben, gestatten aber die gegenwärtigen Umstände nicht. Auch unsere Versuche werden daher nur klingendes Erz und tönende Schelle sein.

Möchten die jetzt herauskommenden Aufsätze ihren Zweck erreichen, der Anregung und Unterhaltung zu dienen. Wären sie in den Heften meiner Zeitschrift nach und nach erschienen, so würden sie durch passende Mittelglieder theils mehr Verbindung, theils mehr Contrastirung gefunden haben.

Dr. Th. Mundt.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Zeitperspective 1834. Von Th. Mundt. 1

Jugend-Wanderungen. Aus meinen Tagebüchern. Von dem Verfasser der Tutti frutti. 8

Ueber die Erscheinung der ökonomischen Associationen in Frankreich. Von Prof. Dr. Johann Schön. . . . 41

Schleiermacher als Kanzelredner. Von Dr. F. G. Kühne. 54

A. L. v. Knebels literarischer Nachlaß. Briefe über die herausgegebenen Sammlungen desselben durch K. A. Varnhagen v. Ense und Th. Mundt. 71

Proben eines zu Grunde gegangenen Literaturblattes. Von Th. Mundt. 115

Eine Correspondenz Göthe's mit Madame Karschin. . 147

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Zeitperspective.

1834.

Auch ohne Optik studirt zu haben, weiß Jeder seiner Zeit immer noch eine Perspective abzugewinnen, oder will es wenigstens gern. Natürlich, er würde sonst seines zur Hoffnungslosigkeit verdammten Lebens in einer solchen Zeit bitter überdrüssig werden und am allerwenigsten ein Schriftsteller sein wollen.

Finster ist es, und schwere ängstliche Nebelmassen, die sich zu drohenden Riesengespenstern aufblähen, halten die Fernsicht des zukünftigen Tages verhüllt. Aber der Hahn hat schon gekräht unter den Völkern und der Aberglaube der Zeiten schüttelt zusammenfahrend sein verbleichendes Nachtgesicht, das vor dem goldenen Morgen nimmer bestehen kann. Die Wachsamen haben schon mit Herzklopfen dem Morgen entgegengelauscht, und nur die Trägen legen sich noch einmal auf die andere Seite, sei es auf die rechte oder auf die linke, um wieder einzuschlummern. Ihnen wird es die Zeit im Schlafe bescheren, und sie werden doch Alle beschert erhalten, mögen sie nun auf der rechten oder auf der linken Seite liegen.

Das, was kommen muß, ist so klar vorbedeutet, daß es wahrhaftig gleichgültig jetzt ist, ob sich die Majorität der Zeit auf der linken oder auf der rechten Seite befindet. Man kann sogar heutzutage so dumm sein oder werden, daß man weder links noch rechts mehr weiß, und man wird doch endlich gewahr werden müssen, daß sich, wie auch immer, unsere Zeit in einer nothwendigen Perspective nach vorwärts bewegt. Was uns auch perspectivische Verkürzungen und optische Täuschungen

aller Art in diesem nächsten Augenblicke verspiegeln mögen, es ist dennoch, selbst in Deutschland, eine große Gewißheit da, nämlich die, daß Literatur, Kunst, Wissenschaft und Leben der Deutschen sich einmal an einem gemeinsamen Quellpunkt der Nationalität tränken und aus der freieren Bildung unserer öffentlichen und politischen Zustände eine neue Wiedergeburt in allen Richtungen erfahren werden, weil sie müssen.

Die Julirevolution erweist sich jetzt deshalb als ein unglückseliges Ereigniß der neuesten Geschichte, weil sie weder äußerlich vollständig ausgefochten, noch im Geiste innerlich wahrhaft überwunden werden. Sie hat überall eine krankhafte Aufregung ohne Befriedigung nachgelassen, durch die ein traurig gedämpfter Zustand der Dinge sich unterhält. Es hat an großen, allgemeinen, europäischen Conflicten gefehlt, um die Ideen, welche sie auf den Kampfplatz der Zeit geführt, zur Entscheidung zu bringen, zu besiegen oder siegreich zu machen. Die Anarchie der Parteien in Frankreich selbst kann nicht für ein Zeichen streitlustig gebliebenen Lebens angesehen werden, noch weniger aber die Stellung, welche die aus der Julirevolution hervorgegangene Regierung allmählig gegen dieselben angenommen hat. Nachdem dem Throne der Julirevolution nichts weiter übrig geblieben war, als wieder, und zwar im Sinne Karls X., legitim zu werden, ist dort nichts besser geworden, als es gewesen, und sehr Vieles schlechter. Louis Philipp, erst Bürgerkönig, dann Royalist und Präsident des Ministerconseils, hat die Revolution, deren Stiefsohn er nur gewesen, längst wieder in eine Restauration umgetauft.

In Deutschland hat die Sympathie mit der Julirevolution selbst da, wo sie sehr lebendig gewesen, nicht lange angedauert. Viele, die von einer politischen oder vielmehr nur politisirenden Aufregung ergriffen waren, sind jetzt wieder an ihre Geschäfte zurückgekehrt. Der Deutsche weiß, wenn er heimisch ist, und so sieht und hört man bei uns wieder überall nichts als von guten Ehegatten, die ihre Frauen lieben, von glücklichen und unglücklichen Familienvätern, von tugendhaftem Lebenswandel,

Mittags- und Abendgesellschaften, Lieutenants, Fähndrichs, Gelehrten und fleißigen Forschern jeder Art. Die politische Begeisterung ist schnell aus den deutschen Gesellschaftssalons entflohn, deren solide Langeweile eine gewisse Zeit hindurch unmittelbar nach der Julirevolution von ihr belebt worden war. Aber bei Manchen hat dennoch in den letzten Jahren ein tieferes Interesse für nationale Angelegenheiten, für die Schicksale vaterländischer Entwickelung Wurzel gefaßt, als es sonst je unter den Deutschen erhört und üblich gewesen. Dies ist eine stille Gemeinde deutscher Patrioten, die Gemeinde der Zukunft. Sie trägt jetzt mit besonnener Hoffnung das Erbe der Zeit in sich, das sie einmal in ganzer Fülle aus sich herausbilden wird. An die Gemeinde der Zukunft muß man sich wenden, für die Gemeinde der Zukunft muß man schreiben und dichten.

Zu einer freieren Bildung sind schon viele große Grundsteine gelegt und eben so große Hindernisse niedergerissen worden. In dieser letzteren Beziehung haben besonders einige neuere Schriftsteller kräftig dahin gewirkt, den Hochmuth der Deutschen herunterzustimmen und sie durch scharfsatirische Polemik zu einer Verzweiflung an manchen alten Eigenthümlichkeiten ihres Wesens zu bringen. Dies hat eine wohlthätige Regung im Nationalcharakter erzeugt und heilsame Veränderungen in demselben erwarten lassen. Denn Hochmuth ist der erste Feind aller Bildung, und man lese die Schriften mancher deutschen Autoren, wo diese auf jeder Seite triumphirend mit deutscher Tugend, mit sogenannter deutscher Gründlichkeit, deutscher Gemüthlichkeit und all dem Plunder von pedantischer Deutschheit, der uns nimmer zu etwas geholfen und getaugt hat, kokettiren. Man könnte dies gehen lassen, wenn ein Nationalgefühl damit verbunden gewesen wäre, denn ohne Selbstgefühl erhebt sich eine Nation nimmer auf eine würdige Stufe oder zu einer bestimmten Individualität. Dies kräftige Nationalgefühl fehlt aber eben, und jener deutschelnde Hochmuth hat nur zu sehr den Anstrich einer elenden Nationalseligkeit; denn es ist die Eitelkeit gerade auf solche Dinge unsers Wesens, die unsere Nationali-

tät gebunden halten, sowie ein Kranker sogar mit seiner Schwäche sich schmeichelt, weil er doch nun einmal nicht gesund ist.

Unterdeß, während Alles im Werden ist und jede verarmte Lebensrichtung dieser Zeit noch auf einen neuen Frühling zu hoffen wagt, beheben sich die Deutschen apheristisch mit dem, was ihnen ihre Literatur bringt, und warten auch hierin, in einem dunkeln Gefühle unbefriedigten Umhergreifens, auf einen das Reich neu begründenden Messias. Apheristisch muß man die gegenwärtige literarische Periode nennen, theils in dem Maße, wie sie genossen wird, theils wie sie sich selbst hervorbringt und darstellt, weil eine große Strömung im Ganzen nicht sichtbar ist oder durch die Umstände gehindert wurde, sich annoch in voller Woge freizulassen und das Eigenthümlichste geltend zu machen. Diejenigen, welche wieder in großen literarischen Autoritäten, wie sonst, den neuen Literatur-Messias erhoffen, werden sich jedoch sehr getäuscht und um den richtigen Gesichtspunkt beim Aufnehmen der kommenden Dinge betrogen sehen. Der Messias der neuen Literatur wird und kann nur die Zeit selbst sein, in deren Dienst und für deren Ideen zu arbeiten sich alle einzelne Kräfte bestimmt halten, für ihren schönsten Beruf und einzigen Ruhm dies achtend, für die Sache da zu sein. Diese Literatur der großen Sache — während die frühere deutsche Literatur eine Literatur der großen Persönlichkeiten war — hat etwas Demokratisches in ihrem Charakter, das schon längst sich unter uns angekündigt hat.

In dem innern Staatshaushalte der gegenwärtigen Literatur, wie sie in dem heutigen schwankenden Augenblicke sich noch darstellt, sieht es bunt genug aus. Zugleich mit dem maßlosen Aufschießen einer wuchernden Vegetation, die im Allgemeinen keineswegs von natürlicher Fruchtbarkeit zeugt, hat sich der literarische Industrialismus, den übrigen industriellen Verrückkommenungen und Tendenzen nachfolgend, zu einer noch in keiner Zeit ähnlich vorhandenen Höhe und Ausdehnung gesteigert. Neben der Gefahr, daß dabei das Geistige allmählig zu einem

Artikel der Technik werden kann, wird jedoch von der andern Seite eine schnelle und wohlfeile Verbreitung der Ideen und des Materials dadurch bewirkt, die an das Erstaunenswürdige grenzt. Was die Dampfmaschinen und Eisenbahnen für den äußern und commerciellen Verkehr, sind die Journale bereits im Reiche des Gedankens und für den geistigen Umsatz geworden, und diese geistig-industrielle Bedeutung des Journalismus, welche nur in den Pfennigmagazinen eine dem gesammten Staatshaushalte der Literatur verderbliche, jedoch vorübergehende Ausartung gefunden, ist für die allgemeine Volksbildung der zukünftigen Culturperiode, wie sie sich entwickeln wird, als wesentlich vorbereitend und förderlich anzusehen. Auch in der beispiellosen Wohlfeilheit dieser Bildungsmittel drückt sich etwas entschieden Demokratisches und Volksthümliches aus, und so erstaunlich gering sind die Unkosten geworden, sich zu bilden, daß Jeder vielmehr noch etwas zu essen oder zu trinken dazu bekommt, wenn er für einige Groschen bei einem Conditor aus den Zeitungen aller Sprachen die Ereignisse der ganzen Welt erfahren, den Entwickelungsgang der Völker stündlich belauschen und an Stoff jeder Art zu seinem eigenen Nachdenken sich bereichern will. Auch kann man behaupten, daß bei diesem vielseitigen Geschäftssysteme, durch welches das geistige Capital der Nation heutzutage in Umlauf gebracht wird, keine einzige bedeutende Erscheinung der Literatur ganz unbeachtet und ohne alle Anerkennung vorübergeht. Es fehlt vielmehr nicht, daß fast Jedes, sobald es hervortritt, in der rechten Beziehung, in welcher es zum Tage steht, erkannt wird, und was Neues und Gutes in jedem einzelnen Buche vorhanden, geht daraus sogleich in die allgemeine Bildung über, und wird ein Gesammtgut der öffentlichen Meinung. So vortheilhaft dies für die unmittelbare Wirksamkeit der Idee ist, so führt es doch auch die Nachtheile mit sich, welche jedes Schnellleben über einen Organismus, der davon hingerissen ist, nothwendig verhängt. Dies ist eine rapide Consumtion des Lebensstoffes, welche durchgängig entsteht, und so kann es geschehen, daß jetzt ein treffliches Werk des Geistes und

der Kunst im ersten Jahre nach seinem Erscheinen, durch vielfältiges Besprechen und durch Auszüge seines besten Gehalts in Journalen, gewissermaßen zu Tode gehetzt, nachher aber kaum mehr erwähnt, geschweige denn gelesen wird. Diese Eile des Daseins, dieser verzehrende Drang nach immer Neuem liegt in dem Charakter jeder Uebergangsperiode. Erst wenn sich Alles wieder geordnet, in sich selbst beseitigt und klar ausgebildet haben wird, kann die Ruhe und Stätigkeit des Genießens und Betrachtens eintreten, die vor Allem der Kunst zu ihrem Gedeihen unentbehrlich ist.

Selbst die ernste Wissenschaft hält es jetzt nicht mehr unter ihrer Würde, das Maschinenwesen der Journalistik zur Förderung ihrer Arbeiten anzuwenden. Fast jede noch so gestrenge Fachwissenschaft hat heut mehrere ihr besonders gewidmete Journale zu ihrem Dienst, durch welche sie sich theils ins Leben überzuführen, theils eine lebhaftere Verbindung innerhalb ihres eigenen Bezirks zu unterhalten sucht. Manche, wie die Naturwissenschaften, können kaum mehr ohne Journale bestehen, da sie dieses Mittels nothwendig bedürfen, einen schnellen Austausch ihrer Erfahrungen und Entdeckungen in der ganzen Welt zu bewerkstelligen. Neben diesem regsamen und unruhigen Drange, den die Wissenschaft bekundet, sich allgemein mitzutheilen, sich mit ihren Ergebnissen unter dem Volke zu zeigen und nicht mehr bloß in den Studirstuben zu versitzen, strebt sie zugleich überall nach einer geistreicheren Methode und freieren Darstellung, als sonst jemals bei den deutschen Gelehrten erhört gewesen. Doch fehlt noch viel, daß sie bereits alle Pedanterie der Form abgeworfen und einige Kunstbildung in ihrem Darstellen angenommen hätte. Aber die wissenschaftliche Methode hat in Deutschland eine große Vergeistigung erfahren, die zum Theil ein Verdienst der Hegelschen Philosophie ist, das ihr nicht abgestritten werden kann. Dies System behauptet sich übrigens jetzt insofern als das letzte der Philosophie, inwiefern es ein System ist. Denn was in neuester Zeit noch ihr hervorgekommen, die vielen jungen Privatdocenten-Systeme und Sy-

ſtemchen, hat nur dazu gedient, das Syſtemweſen in der Philoſophie bereits zu parodiren.

Am meiſten wartet auf einen großen Umſchwung der Dinge die Poeſie. Sie iſt unter den heutigen Richtungen des Lebens die wachſamſte, denn ſie lebt nur von dem innerſten Mark der Nationalität, und lauſcht daher ſchon auf jede leiſe Regung, die durch dieſelbe hingeht. Sie harrt, nachdenklich trauernd, auf Krieg oder Frieden, denn in beiden kann ſie ihre Harfe gewaltig anſchlagen laſſen, aber nur in der Indifferenz des Daſeins vermag ſie nicht zu beſtehn, noch fruchtbar zu werden. Dieſe Kunſt hat vor Allem viel Abgelebtes und Ausgelebtes aus ihrem Weſen auszuſchneiden, doch ſieht man, daß ſelbſt das, was in ihr längſt zur Phraſe und Tradition geworden, noch immer viele gutmüthige deutſche Dichter zu begeiſtern vermag, die ſich und die ganze Nation für unglücklich halten, wenn ſie nicht täglich ihren Vers machen, und nicht jährlich wenigſtens einmal im Meßkataloge ſtehen.

Vom Publikum hat man noch immer nicht auskundſchaften können, wer es eigentlich ſei? Nur von Zeit zu Zeit werden einige Symptome an ihm ſichtbar, die auf das Weſen dieſes Weſens ſchließen laſſen. Neben wenigen eigenthümlichen Bedürfniſſen, die es in dieſem Augenblicke zu haben ſcheint, beſitzt es doch jetzt eine Beſonderheit, die es früher nicht gehabt und die es vorzugsweiſe geltend zu machen pflegt. Dies iſt die allgemeine Sittlichkeitsprüderie, die es als verkürzenden Maßſtab an alle Erſcheinungen der Literatur, beſonders aber der Poeſie, anlegt, und dieſe engherzige Anſicht des Lebens, die beſonders durch die Art und Weiſe des trivialen Geſellſchaftswesens in Norddeutſchland immer mehr um ſich greift, wird leider noch durch die vielen übertrieben tugendhaften und zartſinnigen Schriftſteller, die wir haben, genährt. Aus dieſer Prüderie kann ſich jedoch nur zu leicht der Cynismus entwickeln, da aus jeder Unnatur wieder ihr Gegentheil hervorgeht, und ſo ſteht lieber zu erwarten, daß man allmählig die urſprüngliche Derbheit, Freiheit und Zwangloſigkeit des deutſchen Weſens wieder lieb-

gewinnen wird, denn wer weiß es nicht, daß unsere Altvordern bei manchem dreisten Scherz, an dem sie sich belustigten, doch im Grunde sittlicher und sittenkräftiger waren, als wir heut, die wir jedes kecke Wort, das noch einiges Eisen in sich trägt, aus geselliger Höflichkeit hüten müssen. Die wahre Zucht und Sitte stellt sich nur in und mit der Freiheit der Gesinnung dar, und gegen die wirkliche Unsittlichkeit und Gemeinheit im Leben gibt es keine stärkere Waffe, als die ächte Poesie ungebunden, und ohne prüde Hemmschuhe, gewähren zu lassen. So viel für heut vom Publikum und seinen Schriftstellern.

Th. Mundt.

Jugend-Wanderungen.

Aus meinen Tagebüchern.

Von dem Verfasser der „Tutti frutti".

I. Neapel.

— Der Gouverneur gab einen großen Ball im Palast Doria, den Carneval zu feiern, welchen der Papst vergeblich verboten hatte. Schon nahte sich der Morgen, die Kerzen waren niedergebrannt und die Gäste fingen an sich zu entfernen, als ein Fremder von Neapel mit der Nachricht eintrat, der Vesuv sei in voller Eruption. Auf der Stelle entschlossen sich Viele, noch denselben Tag dahin abzureisen, und eine Dame aus der Gesellschaft bot meinem Freunde Wulffen und mir an, sie zu begleiten. Man kann sich denken, daß wir nicht zögerten, eine so schöne Gelegenheit eilig zu benutzen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als wir uns schon in einem bequemen Wagen auf der Straße nach Albano befanden. Die italienischen Postillone fahren äußerst schnell, aber auf jeder Station muß man sich auch auf einen Streit gefaßt machen, bald um die Anzahl der Pferde, bald um das Post- oder Trinkgeld, bei dem oft kein anderes Mittel übrig bleibt, als den Schreiern auf eine fühlbare Art den Mund zu stopfen. Einer, der seiner Meinung nach zu wenig erhalten, warf sich wie ein Rasender vor die Räder unsers Wagens, der bei einem Haare über seinen Leib gegangen wäre.

Die pontinischen Sümpfe haben kein so trauriges Ansehn, als man erwartet; schöne Alleen doppelter Baumreihen fassen mehrere Meilen lang die wohlunterhaltene Straße ein, welche

in gerader Linie hindurch führt; nirgends bekamen wir bessere Postpferde, auch das Rindvieh, welches wir häufig im Sumpfe weiden fanden, war frisch und wohlgenährt, nur die Menschen zeichneten sich allerdings durch eine häßliche bleierne Farbe und ein kränkliches Ansehn aus, das wohl die mephitischen Ausdünstungen der Gegend den Gesichtern aufprägen.

In Terracina kommt man zum erstenmal an das Meer. Das Schloß auf einem hohen Felsen an der Straße liegt sehr pittoresk, der ganze Abhang des Berges war mit hellgrünen Aloën, indianischen Feigen, Caroubiers, Erdbeerbäumen, sowie auch schon mit Narcissen und anderen Blumen bedeckt. Von nun an wird Land und Himmel immer schöner, alle Vegetation glänzender und reicher. Bezaubernd ist die Aussicht vom Molo di Gaeta auf die Festung, das Meer und die umherliegenden Felsen; weite Orangengärten bedecken einen großen Theil des Ufers und die alte Villa des Cicero. Capua, in der Ebene von fruchtbaren Feldern und Oelbäumen umgeben, trägt keine Spur seiner ehemaligen Ueppigkeit mehr; es dient jetzt als Festung, deren Thore die Nacht geschlossen werden, weshalb man sich einrichten muß, es bei Tage zu passiren. Man ist in dieser Hinsicht sehr streng in den italienischen Festungen.

Um fünf Uhr früh kamen wir in Neapel an. Die Gräfin blieb im Gasthofe, um von den Fatiguen der Reise auszuruhen, während wir am Gestade des Meeres, auf dem Molo di Chiaja umhergehend, den Anbruch des Tages erwarteten. Noch lag Alles in tiefe Dunkelheit gehüllt; nur von Zeit zu Zeit erhellten die aus dem Krater des Vesurs emporflammenden Feuer wie einzelne Meteore die Gegend.

Nach und nach überzog eine glühende Röthe den Himmel, bis endlich die Sonne selbst in blendender Pracht über dem schwarzen Berge hervortrat, und seine Feuer schnell verlöschend, das Meer, die weite Stadt, Capri, den Pausilipp und Calabriens entfernte Ufer mit unbeschreiblichem Glanze umfloß.

Nach einer Stunde, die ich in innigem Entzücken über dies herrliche Schauspiel zubrachte, suchten wir von Neuem die Nacht

in der Grotte des Pausilipps auf, wo einige immerwährend brennende Lampen auch am Tage nur ein sparsames Helldunkel verbreiten.

An Virgils Grab traten wir wieder ins Freie hinaus und pflückten pflichtschuldigst auch ein Blatt des so sehr berupften Lorbeers, der, wie man behauptet, über seiner Asche grünt. Wenn man etwas höher den Berg hinansteigt, findet man einen sehr vortheilhaften Standpunkt für die Aussicht über Neapel und den ganzen Golf; dort nahmen wir unser Frühstück ein, eins der angenehmsten, das ich in meinem Leben gemacht habe, und kehrten dann in unsern Gasthof zurück, der auf der Promenade della Villa, im schönsten Theile der Stadt, liegt. Gerade vor unsern Fenstern, zwischen dem Meere und den Akazien, die die lange Promenade einfassen, steht auf einem mit Blumen geschmückten Rundel die berühmte Gruppe des farnesischen Stiers. Eine Menge anderer Marmorstatuen aus neuerer Zeit sind die Allee entlang unter den Bäumen und Blumenbeeten vertheilt, die die ganze Gegend mit ihrem Wohlgeruche erfüllen.

Den übrigen Theil des Tages verbrachte ich mit Besichtigung mehrerer Merkwürdigkeiten, und um eilf Uhr in der Nacht machten wir uns nach dem Vesuv auf den Weg. Unsere Gesellschaft war durch die schöne Gräfin G.... und Herrn Schweigel vermehrt worden, der letzte ein in Italien wohlbekannter Künstler und eben so froher als angenehmer Gesellschafter, der sich erboten hatte, uns zum Cicerone zu dienen *). Auf dem herrlichen Pflaster von breiten Lavaquadern rollten wir schnell bis Portici. Hier verließen wir unsern Wagen und eilten auf

*) Schweigel hatte nur wenige Bilder gefertigt, und trat plötzlich mit einem Amor hervor, der allgemein für ein Meisterstück anerkannt wurde. Seltsamerweise hat er seitdem nie wieder etwas componirt, man behauptete aber, daß der schöne, athletisch gebaute Mann sich dem Cultus seines Gottes desto eifriger weihe. Er war so kräftig, daß er einmal neben dem Wagen, das seine Geliebte trug, die Esperi von Neapel schwamm, acht Seestunden weit.

Eseln weiter, von einer großen Anzahl Führer und Fackelträger begleitet. Beim doppelten Schein der Fackeln und des brennenden Vesuvs kamen wir bei der Einsiedelei auf der Höhe des Berges an, wo ein verkleideter Gastwirth, der sich einen Einsiedler schelten läßt, die Fremden mit ziemlich bitteren Christusthränen regalirt. Hier ward einer unserer Esel stetisch und warf die schöne G.... auf eine Weise ab, die unsere Künstleraugen entzückte und unser Herz klopfen machen mußte, die arme Dame aber in große Verzweiflung versetzte. Auch behauptete sie nachher halb weinend, es sei ein übles Omen, und obgleich wir sie neckend versicherten, was sie dafür hielte, erscheine uns als das glücklichste — hatten wir doch große Noth, sie zur Fortsetzung der Reise zu bewegen.

Von hier ward der Weg immer beschwerlicher, und bald konnte man sich der guten Esel gar nicht mehr bedienen; die letzte Viertelstunde mußten wir also zu Fuß sehr steil an loser Asche hinanklimmen, die bei jedem Schritte unter den Füßen wich und uns oft in einem Augenblicke weiter wieder herabrutschen ließ, als wir in mehreren Minuten mühsam hinaufgeklettert waren. Damen und kränkliche Personen lassen sich von 10—12 starken Männern tragen, welches aber, wie mir Leute, die es versuchten, versichert haben, eben so angreifend für die Träger, als beschwerlich und gefahrvoll für den Getragenen sein soll. Wir gingen sämmtlich zu Fuß und hielten uns nur vermöge eines breiten Riemens, den unsere Führer umgebunden hatten, an sie an, trafen aber demungeachtet alle sehr ermattet oben ein. Wie sehr hielten wir uns jedoch für jede ausgestandene Mühe belohnt, als wir den weiten Krater endlich betreten hatten, und sich nun eins der seltsamsten Schauspiele vor uns entfaltete.

Der tief eingesunkene schwarze Kessel, in dem wir uns befanden, mochte ungefähr eine Viertelstunde im Umfange messen. In ihm hatten sich fünf von einander getrennte Feuerschlünde an dem uns entgegengesetzt liegenden Ende des Kraters gebildet, die jetzt fast so regelmäßig, wie bei einem Feuerwerke, ei-

ner nach dem andern zu ſpielen begannen. Die Exploſion fing jedesmal mit einem dumpfen unterirdiſchen Donner an, der nach und nach an Stärke zunahm. Noch war es Nacht. Plötzlich mit einem heftigen unterirdiſchen Schlage erhob ſich eine Feuergarbe, aus Millionen Funken und Tauſenden glühender Steine beſtehend, thurmhoch in die Luft, ſchwebte eine Weile am Himmel und ſank dann majeſtätiſch wieder herab, faſt bis zu unſern Füßen herandringend und wie ein feuriger Regen ſich auf dem ſchwarzen Boden weit umher verbreitend. Sechs- bis ſiebenmal wiederholte ſich dies wundervolle Schauſpiel raſch nach einander, die letztern Auswürfe immer niedriger werdend, worauf einige Minuten ein Stillſtand mit der alten früheren Nacht zurückkehrte. Nach einiger Zeit begann der Donner von Neuem, und eine andere Oeffnung wiederholte dann das erſte Schauſpiel, ihre Flammenpyramide oft in noch höheren Dimenſionen den Sternen zuſendend. In dieſer Art wechſelten die verſchiedenen Schlünde faſt die ganze Nacht hindurch mit einer Ordnung ab, als leite ein unterirdiſcher dienſtbarer Gott nur ein Feſt zu unſerm Vergnügen.

Wir begaben uns jetzt nach einem andern Theile des Berges, wo ſich neben uns in drei breiten Strömen die Lava ziſchend den Berg hinab ergoß. Sie bildete an manchen Stellen hohe Feuerfälle, die ſich flammend über die Felſen in die Tiefe ſtürzten, wo ein kleines Thal, von ihnen angefüllt, wie ein brennender See erſchien. Die Erde bebte fortwährend und war ſo heiß, daß man nicht lange auf einem und demſelben Platze ſtehen bleiben konnte, ohne ſich ernſtlich die Sohlen zu verbrennen; oft ſahen wir nahe bei uns unvermuthet kleine Spalten in der dünnen Erdrinde entſtehen, und erblickten dann, kaum einen Fuß tief, das allgemeine Feuer unter unſern Füßen. Deutlich hörten wir ſein dumpfes unterirdiſches Brauſen, bald ſtärker bald ſchwächer aufkochend, und der Schwefelgeruch, welcher überall mit den Rauchwolken aus der Erde drang, wurde manchmal ſo heftig, daß er uns faſt den Athem benahm; beſonders erhitzte ein glühender Wind, der von den Lavaflüſſen her-

kam, rund umher die ganze Atmosphäre und fiel peinvoll auf die Lungen. Ich hätte geglaubt, der Hölle nahe zu sein, wenn wir nicht ein Paar so hübsche und so liebenswürdige Weiber bei uns gehabt hätten, daß man bei ihrem Anblicke wohl ans Sündigen, aber als Strafe höchstens ans Fegefeuer denken konnte. Wir blieben im Krater bis gegen Morgen, wo die Eruptionen immer am heftigsten zu werden pflegt, und tranken unterdessen fleißig, durch Wasser gemildert, die mitgenommenen lacrimae Christi auf die Gesundheit Pluto's und aller Götter des Tartarus. So oft wir eine Flasche geleert hatten, warfen wir sie in die glühende Lava, deren Hitzegrad so heftig war, daß das Glas, sobald es die Lava nur berührte, schon fast in demselben Augenblicke geschmolzen mit dahinfloß. Einer der Führer erzählte uns, daß ein Engländer vor zehn Jahren dies Experiment statt der Flasche mit einem unglücklichen Esel vornehmen ließ, den er vorher gebunden durch zehn Lazzaroni's hatte hinaufstragen lassen. Das arme Thier hatte nicht die Schmelzfertigkeit der Bouteillen gezeigt und fürchterlich geschrien, ehe es völlig zu Asche verbrannt wurde *).

Wir würden vielleicht auch noch jetzt nicht an den Rückzug gedacht haben, wenn uns nicht eine hohe Flamme, die plötzlich in der Entfernung einiger Schritte von uns aus der Erde schlug, allzulebhaft daran gemahnt hätte. Die Führer trieben uns fort, und wir waren in der That kaum dem Krater entstiegen, als schon ein dumpfes Getöse an unser Ohr drang, das von demselben Orte herzukommen schien, den wir so eben verlassen hatten. Wir erfuhren bald, daß sich ein neuer Feuerschlund ganz in der Nähe geöffnet, und wir vielleicht nur um wenige Minuten der romantischesten unter allen Todesarten entgangen waren.

Nebel und Wolken verhinderten uns, bei Anbruch des Tages die gerühmte Aussicht von dem Gipfel des Berges zu ge-

*) Ich glaube, daß diese Anekdote schon in den „Briefen eines Verstorbenen" erwähnt wurde, habe sie aber um des Zusammenhanges willen hier nicht ausstreichen mögen.

nießen. Wir eilten daher nach Portici zurück und beschlossen, ungeachtet unserer Ermüdung, die Gelegenheit zu benutzen, um nach Pompeji einen vorläufigen kurzen Besuch zu machen. Der Weg führt durch Resina, Torre del Greco und Torre dell' Annunciata zwischen dem Meere und dem Vesuv hin, an dessen Abhange man von hier am besten den ungeheuern erkalteten Lavastrom betrachten kann, der vor mehreren Jahren sich in Zeit von einer halben Stunde mit solcher Wuth hier ins Meer stürzte, daß dessen Fluthen bis auf eine Viertelstunde weit vom Ufer abgedrängt wurden.

Pompeji selbst entsprach nicht im Geringsten meiner Erwartung. Jeder heutige italienische kleine Flecken, der eine Zeit lang abgedeckt gestanden hätte, würde ein dieser alten Stadt sehr ähnliches Bild darstellen. Alles ist klein und mesquin, selbst der Isistempel und das Soldatenquartier. Bewundernswürdig ist dagegen die Frische der Farben an den wenigen Freskogemälden, die noch nicht fortgebracht oder geraubt sind. Die weitere Ausgrabung wurde sehr lau von einigen funfzig Kindern betrieben, die ganz auf neapolitanische Art arbeiteten, d. h. mit der einen Hand wieder zuwarfen, was sie mit der andern aufgewühlt hatten. (1808.)

— Die Gräfin G.... ist ein wahrer Engel! und ich fürchte, ich werde über diese lebendige Schönheit alle Antiquitäten und sonstige Naturwunder im Stiche lassen. Heut Abend fuhr ich mit ihr in der Straße Toledo, die sich fast eine halbe Meile ausdehnt, lange auf und ab — wie schnell verging mir die Zeit! Die Masken tobten um uns her, und zuweilen ertheilten wir eine Ladung weißer Gypsbohnen an die Wagenfenster, die man sich, die Zuckerbonbons zu ersparen, hier oft recht derb an den Kopf wirft; ein eigenes Vergnügen!

Die Toledostraße ist auch am Tage mein gewöhnlicher Spaziergang. Das stete rege Leben, das fremdartige Gewühl darin, ist sehr unterhaltend. Man sieht hier zwar keine so stolzen Paläste, wie in Rom, aber die Häuser fallen auch nicht,

wie dort, aus Mangel an Bewohnern in Ruinen; Alles ist voll Leben, und zu gewissen Stunden sind die vor jedem Fenster befindlichen Balkons, gleich so vielen bunten Blumenbouquets, alle mit Damen angefüllt. Im Ganzen bietet Neapel mehr den Anblick einer reichen Handelsstadt als einer Residenz dar, und ist fern von der düstern Größe Roms, die diese wunderbare Stadt, selbst in ihrem Verfalle, noch immer so imposant macht.

Die Gräfin führte mich nach beendigter Fahrt in ein Haus ein, wo man ein kleines Privattheater errichtet hatte. Sowohl Schauspieler als Zuschauer bestanden nur aus Ducas und Duchessas, Principes und Principessas, denn in Neapel giebt es eben bekanntlich nur zwei Klassen: Herzöge und Lazzaroni. Man führte eine Tragödie vom Duca di Ventignano auf, Wilhelm Tell betitelt. Tell war in einen Ritter umgewandelt und Geßler in den Imperatore di Swizzera. Das Ganze war dieser Maskerade analog. Einmal fiel Tell plötzlich über Geßler her, warf ihn mitten unter seinen Garden zu Boden und hielt ihm unter den schrecklichsten Verwünschungen eine Viertelstunde den Dolch auf die Brust, um Frau und Kind Zeit zur Flucht zu lassen. Nachdem Geßler endlich wieder aufgestanden ist, kommt jedoch Frau Tell plötzlich wieder zurück, wird gefangen genommen, und als der Gemahl ihr die bittersten Vorwürfe macht, die ihr gegebene Zeit nicht zur Rettung benutzt zu haben, entschuldigt sie sich damit, sie wisse nicht mehr, wo ihr der Kopf stehe. Eine elende Uebersetzung nach einem gewissen Meliero, wie mich die neben mir sitzende Duchessa belehrte, beschloß die Vorstellung, und gab mir keine bessere Meinung von den Schauspielern und dem Geschmack der Zuhörer, als die vorige Darstellung. Der interessanteste Mann in der Gesellschaft war der Minister des Innern, der auch in der gelehrten Welt nicht unbekannte Erzbischof von Tarent, Capicelatro. Kotzebue hat ihm ein ganzes Kapitel in seiner Reise gewidmet. Er war der erste vornehme katholische Geistliche, den ich öffentlich mit der größten Freimüthigkeit über re-

ligiöse Gegenstände sich aussprechen und sogar bitter über die Mißbräuche geistlicher Hierarchie und ihre traurigen Folgen klagen hörte. Er sei doppelt dabei interessirt, sagte er scherzend, weil er ein großer Kunstliebhaber sei, und jede mutilirte Statue, die er ausgraben lasse, ihn schmerzlich an den unvernünftigen Religionseifer der Christen erinnere. Vom Papst sagte er, ohne sich im Geringsten zu geniren: qu'il n'était qu'un vieux imbecille, der seine weltliche Macht nicht aufgeben wolle, da doch nur das Geistige ihm obliege, und er lieber selbst die Hand der nicht mehr zurückzuweisenden Aufklärung bieten solle. Ungeachtet aller dieser Aeußerungen scheint mir der schlaue Erzbischof, den Napoleon und Murat gleich auszeichneten, doch nur ein Mann zu sein, der den Mantel nach dem Winde zu hängen versteht, und folglich immer noch ein ächter Pfaffe geblieben ist.

— Ich war beim russischen Gesandten, Herrn von Bibikoff, zum Essen eingeladen. Der Haushofmeister trat eben ein, um zu melden, daß servirt sei, als wir aus der Ferne dumpfe Kanonenschüsse vernahmen. Alles eilte auf den Balkon, der die Aussicht auf das Meer bot. Da sahen wir langsam eine neapolitanische Fregatte, die bei schwachem Winde mit vollen Segeln bemüht war, das Cap Missene zu doubliren, in der Ferne von englischen Schiffen verfolgt, die eben die Kanonade begonnen hatten. Bald folgten auch zwei Corvetten und mehrere kleine Schiffe, die schon einige Tage früher, von den Engländern ebenfalls gejagt, sich bei Bajä hinter das Cap geflüchtet hatten, und nun den Seewind benutzen wollten, um in den Hafen von Neapel einzulaufen, wo sie allein völlige Sicherheit finden konnten. Der Wind mußte ihnen jedoch nicht ganz günstig sein, wenigstens sah man deutlich, daß die englischen Schiffe, als weit bessere Segler, immer mehr Terrain gewannen. Niemand von uns wollte dieses Schauspiel verlassen; der Gesandte befahl also, das Diner auf dem geräumigen Balkon anzurichten, was schnell bewerkstelligt wurde. Gemächlich bei Tische sitzend,

ſahen wir ſo, faſt auf Kanonenſchußweite (denn eine Kugel flog in der That bis faſt auf die Promenade unter unſerm Hauſe), die ganze faſt eine Stunde dauernde Seeſchlacht in dem ſchönen Golfe vor uns, gleich einer Theatervorſtellung, mit an. Die Engländer hatten durch ihre Geſchicklichkeit im Manoeuvriren den größten Vortheil, und wandten ihren Bord gewiß immer zweimal, ehe es den neapolitaniſchen Schiffen nur einmal gelang. Nach und nach fingen alle Batterien der Stadt an, Theil an dem Feuer zu nehmen, was eine merkwürdige Tafelmuſik abgab. Der König Murat ſelbſt feuerte eine Kanone vom Caſtel del Ovo ab, und traf, wie man nachher behauptete, damit ſein eigenes Schiff. Nachher kam er in ſeinem burlesken Coſtüme, das er alle Tage ändert, heut als Ulan in Weiß und Crameiſi, mit gelben Stiefeln, auf die Chiaja geritten, von einem glänzenden Generalſtabe umgeben. „F..... moi tous ces b.... à la mer!" rief er mit Stentorſtimme unter unſern Fenſtern, aber es war eine ganz ohnmächtige Wuth.

Die große Fregatte war bereits in einem kläglichen Zuſtande, faſt entmaſtet und furchtbar beſchädigt; eine Corvette, welche ſich am meiſten verſpätet, wurde genommen, und einige der kleinen Fahrzeuge wirbelten ein paarmal um ſich ſelbſt, gingen dann auseinander und verſanken, hier und da einzelne Stücke noch auftauchend — ganz wie in den ombres chinoises, und ſo nahe vor uns, daß wir mit dem Opernglaſe die einzelnen Menſchen unterſcheiden konnten.

Zuletzt erreichte die Fregatte dennoch den Hafen, aber faſt nur als ein unbrauchbares Wrack und mit dem Verluſt von 80 Mann an Todten und Verwundeten. Das Verdeck ſchwamm in Blut, erzählte mir nachher ein Augenzeuge, und die allgemeine Verwirrung, das Wehgeſchrei der Verſtümmelten, die Verzweiflung der Uebriggebliebenen bildeten eine wahre Schauerſcene.

Am andern Tage erfuhren wir, daß die Engländer Iſchia und Procida genommen und einige Stunden von Neapel gelandet wären. Ich miethete eine einſpännige Caleſina und fuhr

den Schweizertruppen nach, die man zur Vertreibung der Engländer detaschirt hatte. In der Nähe des Kampfplatzes angekommen, stieg ich aus, und man konnte, ohne sich großer Gefahr auszusetzen, auf den Höhen und Felsen am Meere mehrere kleine Gefechte mit ansehen. Da brachte man einen riesenmäßigen Officier getragen, der die heftigsten Schmerzen zu leiden schien, und legte ihn neben mir ins weiche Gras.

Ich näherte mich, um ihm vielleicht Hülfe zu leisten, und erkundigte mich, worin ich ihm dienen könne. Er frug mit matter Stimme, ob ich einen Wagen habe, und ihn dann nach Neapel zurückbringen wolle, was ich mit Freuden bejahte. Er war nicht durch Waffen verwundet, sondern nur fürchterlich zerschlagen, tout brisé, wie er sich ausdrückte; alles Fleisch, sagte er, sei ihm von den Knochen gelöst.

Auf der Heimfahrt, die seines Zustandes wegen nur im langsamsten Schritte vor sich gehen konnte, erzählte er mir in abgebrochenen Sätzen, wie es ihm der Schmerz erlaubte, daß er mit einigen seiner Leute, um zu recognoscíren, einen spitzen Felsen erklettert habe. Im Augenblicke, wie er oben ankommt, erscheint von der andern Seite ein Trupp Hannoveraner, wahrscheinlich in derselben Absicht, und in dem entstehenden Handgemenge wird mein armer Schweizercapitain in eine Schlucht hinabgestürzt. Er versicherte, thurmhoch gefallen und unterwegs mehrere Male rechts und links an die Felsenwände angeschlagen zu sein. Glücklicherweise fiel er unten ins Meer, was den Stoß auffing und doch hier nicht so tief war, um ihm die Rettung unmöglich zu machen. Zuletzt nahmen die Schmerzen des armen Mannes so zu, daß, als wir in tiefer Nacht bei seiner Wohnung anlangten, er seiner Sinne nicht mehr mächtig war und im Fieber phantasirte. Ich verließ ihn nicht eher, als bis ich ihn in den Händen eines Arztes sah, der seinen Zustand für sehr bedenklich hielt und nur eine höchst langsame Heilung versprach.

Wie sonderbar, dachte ich: Hier am Ende Europa's, wo Franzosen und Engländer Krieg führen, sind es doch nur

Deutsche verschiedener Länder, die für Jene gegen einander kämpfen! Armes Vaterland!

II. Venedig.

Eine Stadt von einigen Stunden Umfang, die sich mitten aus den Fluthen des Meeres erhebt, ohne daß man die geringste Spur einer Insel entdeckt, die ihr zur Grundlage dienen könnte, — ist ein so neuer Anblick, daß hier vielleicht zum ersten Male die Wirklichkeit über die Einbildungskraft den Sieg davonträgt. Nicht minder sonderbar ist der Eindruck, wenn man das Innere der Stadt betritt und auf den wimmelnden Kanälen unzählige schwarze Gondeln rastlos durch einander hingleiten sieht, auf allen Seiten ein emsiges Leben gewahr wird, und doch Alles so still bleibt, man weder den gewohnten Lärm der Wagen und Reiter vernimmt, noch das laute Geschrei der Ausrufer und Verkäufer, noch der wogenden Fußgänger fernher tönendes Geräusch — kaum hört man außer dem Plätschern der Ruder von Zeit zu Zeit das melancholische Anrufen der Schiffer, wenn sie sich, um eine Ecke biegend, begegnen. Oft habe ich, an die Balustrade der Rialtobrücke gelehnt, mich an diesem schweigenden Gewimmel ergötzt, das im Großen eine ähnliche Empfindung erregt, als wenn man auf einem Balle dem Tanze mit zugehaltenen Ohren zusieht.

Von einem Ende zum andern durchschneidet mit majestätisch breitem Strome der Canale grande die Stadt. Man findet sich, nicht ohne Erstaunen, noch von den grünen Meereswellen getragen, plötzlich in der Mitte einer prachtvollen Straße, wo das Auge sich an einer Menge glänzender Paläste weidet, deren selbst Genua und Rom an Reichthum und Schönheit der Architektur wenig ähnliche aufzuweisen haben.

Aber was ist erst dem Markusplatz zu vergleichen! Man hat gewiß nicht nöthig, mir bei jedem Schritte das Nil admirari zuzurufen, ich gerathe nicht so leicht in Enthusiasmus, aber noch ist es mir nicht möglich gewesen, diesen magischen Ort mit

Gleichgültigkeit zu betreten. Wie jener Gesandte Tippo's in Versailles möchte ich ausrufen: „Man muß Opium nehmen, um solche Dinge in andern Ländern zu sehen" — denn im Reiche der Wirklichkeit ist der Markusplatz gewiß einzig in seiner Art. Nicht, daß es noch weit größere Plätze, einzelne vielleicht noch prächtigere Gebäude gebe, als die, welche ihn umschließen, aber diese seltsame Verbindung von Originellem und Romantischem, von Pracht und Zierlichkeit, von Symmetrie und malerischer Freiheit, diese Einheit bei so viel Mannigfaltigkeit, dieses poetische Ganze trifft man nirgends so an wie hier.

Einem ungeheuern Marmorsaal vergleichbar, an dessen wunderbarem Bau entfernte Nationen und Jahrhunderte nach einander gearbeitet haben, steht dieser Platz in stolzer Herrlichkeit da; lange Reihen hoher Paläste bilden seine Wände, eine glatte Marmorfläche deckt den Boden, und zu seiner azurnen Decke wölbt sich der Himmel!

Das ehrwürdige Schloß des Dogen, in schweren Massen aus roth und weißem Marmor aufgeführt, zieht zuerst unsere Augen auf sich; es ruft uns rohe, aber große und kraftvolle Zeitalter zurück. Kühn erheben sich neben ihm die hundert Kuppeln und Thürme des Domes; goldene Mosaik und bunter Marmor bedecken seine Mauern, unzählige Säulen umgeben die ehernen Thore; Zierden aller Art, mannigfaltig und seltsam, schmücken den glanzvollen Tempel, der, wie ein fremdes Werk orientalischer Pracht und Phantasie erscheinend, uns nach Bagdad und Ispahan, in das Vaterland lieblicher Mährchen, versetzt *). Auf Gestellen von Bronze sind vor den Pforten des Haupteinganges drei hohe Masten aufgepflanzt, deren weithin flatternde Fahnen einst Venedigs Herrschaft über die drei Königreiche Candia, Cypern und Negropont verkündeten. Seitwärts erblickt man auf dem Torre del orloggio, frei in der Luft sich regend, zwei metallene Riesen, die mit erhobener Keule die

*) Die große Moschee auf dem Platze von Meidan Ghah in Ispahan soll in der That eine große Aehnlichkeit mit der Kirche von San Marco haben.

Stunden auf hellklingender Glocke anschlagen; dem Thurme schließt sich der Palast der alten Procuratorie an, beide aus dem späteren Mittelalter, die letzten Zeugen jener ruhmvollen Zeiten, wo vor der Macht der Republik Kaiser und Könige zitterten. Gegenüber hat das neuere Zeitalter sich seinen Platz gewählt; die neue Procuratorie, die Bibliothek und Münze Sansovino's, bieten Alles dar, was Geschmack und Kunst in den Jahren ihrer Blüthe am vollendetsten hervorbrachten; und um kein interessevolles Andenken zu entbehren, erinnern uns die colossalen Granitsäulen am Meere an Athen, wo sie im zwölften Jahrhundert Venedig siegreich sich eroberte.

So gehen hier Jahrhunderte und Nationen an unserm bewegten Gemüthe vorüber, Geschichte und Kunst rufen mit hundert Stimmen uns zu, und bis auf den jetzigen Augenblick rollt sich das treue Bild der Zeiten vor uns ab; wir sehen auf dem letzten Blatte die leeren Gestelle, von denen die Sonnenrosse gestiegen sind, und vermissen den Löwen aus corinthischem Erz mit nach dem Meere gewandtem Haupte, den jetzt ein hölzerner ersetzt, der grimmig nach dem Lande blickt. —

Dies ist der Markusplatz am Tage, ein ganz neuer ist er bei Nacht. Als ich zum ersten Male einen Theil des Tages hier zugebracht hatte, setzte ich mich gegen Abend, da wo das Meer des Platzes Stufen bespült, am Fuße der Granitsäule nieder, und sah dem Spiele der Gondeln zu, die, wie um ihre Stöcke schwärmende Bienen, unter einer Reihe Kriegsschiffen umhergaukelten. Palladio's Kirchen, San Giorgio und Redentore, leuchteten von den gegenüber liegenden Inseln herüber in der Abendsonne Gold, einzelne Thurmspitzen zeigten noch in weiter Ferne die äußersten Grenzen der schwimmenden Stadt. Nach und nach verschwand eine nach der andern; in scharfen Abrissen zeichneten sich immer schwärzer die Schiffe, der Sonne Roth erblich und die Nacht hatte schon ihren grauen Schleier über entfernte und nahe Gegenstände gebreitet, ehe ich, in die süßesten Träumereien versunken und auf das Treiben um mich nicht mehr achtend, ein einziges Mal nur meine Augen von dem

bezaubernden Schauspiele vor mir abgewendet hatte. Wie ward ich jetzt überrascht, als ich aufstehend um mich blickte und plötzlich hundert Lichter mir entgegenblitzen sah. Tageshell war der weite Kreis der rundumlaufenden Arkaden erleuchtet und warf bis in des Platzes Mitte leuchtende Strahlen über eine Menge Menschen jedes Standes und Alters hin, die auf dem ebenen Marmorboden auf und nieder wogten. Viele Andere saßen unter Zelten vor den Kaffeehäusern umher, wo lange Reihen von Stühlen für die müden Fußgänger in zierlicher Ordnung aufgestellt waren. Sänger und Musikanten zogen von einem Zelte zum andern, und Schaaren von Dienern vertheilten sich überall, mit Erfrischungen beladen, unter dem Haufen. Dort versammelte ein Puppentheater die Neugierigen um sich her; hier machte ein Taschenspieler dem Pöbel seine Künste vor, und nutzte die Dunkelheit besser als der Puppendirector seine Lichter; weiterhin erschütterte ein Volkserzähler mit schrecklichen Mordgeschichten die ihn staunend umgebenden Zuhörer, während sanft aus der Ferne Ariost's und Tasso's Lieder von den Gondeln herübertönten.

Vom Lärm betäubt, vom Glanz der Lichter geblendet, zog ich mich endlich an den einsamsten Ort zurück, und ließ, von der Klarheit abgewandt, meine Augen nach oben gerichtet, sie in der Nacht umherirren. In undeutlichen Massen lagerten sich die hohen Paläste um mich her, sie schienen an Majestät zu gewinnen, was sie an Schönheit des Details verloren; seltsamer noch war im Halbdunkel des alten Dogenpalastes Ansehn, noch vermehrt schienen die vielen Kuppeln des Domes, und in doppelter Höhe däuchte mir der gigantische Markusthurm emporzusteigen, auf dessen Spitze der eherne Engel, gleich seinen himmlischen Mitbrüdern, sich unter den funkelnden Sternen verlor.

III. Avignon.

Avignon trägt keine Spuren seines ehemaligen Glanzes mehr; krumme, finstre und öde Gassen, unansehnliche Häuser,

von denen einige noch seit der Revolution in Trümmern liegen, Kirchen, die man theils zerstört, theils in Fabriken, Lazareths, Pferdeställe u. s. w. umgewandelt hat, sind die traurigen Ueberreste einer Stadt, die lange Zeit dem Universalmonarchen der christlichen Welt zum Sitze diente, und die uns Petrarka als die glänzendste, wollüstigste und sittenloseste seines Zeitalters schildert.

Von einem Felsen neben den Ruinen der ehemaligen päpstlichen Burg hat man eine schöne Aussicht auf das umliegende Land und den Lauf der Rhone. Ich überzeugte mich hier von Neuem, wie sehr die hiesigen Gegenden gewinnen, wenn man sie von fern ansieht, doch immer bleibt ein seltsam melancholischer Charakter über sie ausgebreitet, der minder erquickende Gefühle erregt, als die lachenden Gefilde Italiens oder die majestätischen Scenen der Schweiz.

Den Tag nach unsrer Ankunft ritten wir auf Miethpferden nach Vaucluse. Ein Klostergarten an den Ufern der Durance, — vielleicht nicht allzuweit von dem Orte entfernt, wo Aline einst ihren Milchtopf zerbrach — lockte uns, durch die offenstehende Thür in seine grünen Büsche einzutreten, die mit Pomonens reichsten Schätzen prangten. Wir stiegen also ab, um hier unter Weinlauben und Pfirsichbäumen uns ein wenig zu erfrischen. Für drei Sous erhielten wir Erlaubniß, so viel abzupflücken, als wir essen könnten; der Gärtner schien jedoch nicht auf den nordischen Appetit gerechnet zu haben, mit dem wir seinen saftigen Pfirsichen und süßen Muskattrauben zusprachen. Um ihn daher nicht übler Laune zu verlassen, glaubten wir gern die Kaufsumme verdoppeln zu müssen.

In zwei Stunden erreichten wir auf einem angenehmen Wege Lille, an der Sorgue, eine kleine Stadt, bei der ebenfalls eine Allee hoher Ulmen vorbeiführt. Schon von fern sahen wir mitten unter den Bäumen eine große Tafel an Stricken aufgehangen, die, gleichsam den Weg mit Gewalt versperrend, den Pilgern nach Vaucluse mit großgeschriebenen Buchstaben ein **Dejeuner champêtre** ankündigte, und auf der an-

dern Seite ein Diner champêtre den Zurückkommenden anbot. Wir zogen ungerühret bei beiden ländlichen Mahlzeiten vorüber, und kamen nach einer kleinen Stunde am Ziele der Reise, im lieblichen Thale von Vaucluse an. Hier fließt die krystallhelle Sorgue über frische Wiesen, und Mandel- und Feigenbäume baden ihre herabhangenden Zweige in den kühlen Fluthen; die steilen Berge deckt hier dicht und schön das helle Grün der Maulbeerblätter, vom düstern Blau der Oliven schattirt, und malerisch erhebt sich in des Thales Mitte das alte Schloß der Bischöfe von Cavaillon. Jenseits des Dorfes ist unter hohen Felsen der Ursprung der Sorgue, die berühmte Quelle von Vaucluse.

Wie eine weite mit Wasser angefüllte Grotte erscheint sie dem Auge, und kein Strudel, keine Bewegung verräth die grundlose Tiefe, die noch nie das Senkblei erreichte. Geraume Zeit sieht man die Steine, die man hineinwirft, langsam in dem klaren Wasser untergehen, wie von einer unsichtbaren Hand herabgezogen; ein heiliges Schweigen, von keinem lebenden Laut unterbrochen, umgiebt die Nymphen der Quelle, die das Andenken des Sängers der Liebe mit süßen Schauern in die tiefbewegte Seele hauchen. Doch nicht immer herrscht diese leblose Stille; die empörte Quelle erhebt sich zuweilen bis an die gewölbte Decke der Höle und stürzt dann mit lautem Brausen über den vor ihr liegenden Hügel hinab, durch den sie jetzt sich heimlich und schweigend ihren Weg in unterirdischen Gängen bahnt, aber hundert Schritte weiter, schon bei ihrem ersten Erscheinen fast schiffbar, auf weichem Kräuterbette leise murmelnd dahinfließt. Mit ihr strömten einst Petrarka's Thränen über die Grausamkeit seiner Laura, heftiger, wenn die Quelle schwoll, sanfter, wenn sie in ihr unterirdisches Reich zurücktrat.

Bei unsrer Zurückkunft im Gasthofe ließen wir eine Ziege von der Weide holen, die man in unsrer Stube melkte, um ihre Milch, noch nach Lavendel und aromatischen Kräutern duftend, warm trinken zu können; wir beschlossen dieses zweite Frühstück mit frisch gepflückten Mandeln und einer Bouteille ächten und

sehr guten Muskatweins, worauf wir den übrigen Theil des Tages mit Lesung der Lebensgeschichte Petrarka's zubrachten, welche uns die Wirthin mit selbstgefälliger Miene nach der Mahlzeit überreicht hatte. Gegen Abend, als sich die brennende Hitze durch ein heftiges Gewitter, das den ganzen Himmel lange Zeit in feuergelbe Farbe hüllte, etwas abgekühlt hatte, ritten wir langsam nach Avignon zurück.

Mein Reisegefährte war mir durch den schnelleren Schritt seines Pferdes nach und nach beträchtlich zuvorgekommen, und da ich, über mancherlei Gegenstände nachdenkend, meinen Gaul anzutreiben vergaß, bald ganz aus den Augen geschwunden. Bei der verdoppelten Eile, mit der ich ihm jetzt zu folgen suchte, kam ich unvermerkt von der rechten Straße ab, und überzeugte mich nicht eher von meinem Irrthume, bis die Nacht einbrach und der bisher gebahnte Weg mitten unter weitläufigen Weinbergen aufhörte. Vergebens ritt ich bald rechts bald links auf engen Fußsteigen umher, die, mit losen runden Steinen bedeckt, mein steifes Pferd bei jedem Schritte dem Fallen nahe brachten; es fand sich kein Ausweg, und durch das viele Umwenden irre gemacht, wußte ich am Ende weder wo ich war, noch in welcher Richtung Avignon lag. Schwach nur erleuchtete der Mond die Gegend, wenn er auf Augenblicke aus den zerrissenen Wolken hervortrat, und nichts ließ sich hören, das nahe oder fern eine menschliche Wohnung angekündigt hätte, nur das Summen der Cikaden und das Gekrächze einiger Nachtvögel ertönte zuweilen durch die nächtliche Stille. Nachdem ich eine Zeitlang unschlüssig gelauscht hatte, ergriff ich die Partie, mein Pferd selbst den Weg nach Hause suchen zu lassen, und wenn es ihn nicht fände, mich unter irgend einem Baume schlafen zu legen. Die Luft war so lau, wie am schönsten Sommertage, und hätte mich Hunger angewandelt, so hingen ja Weintrauben in Menge unter meinen Händen. Mit diesem Vorsatze ritt ich noch einige Stunden über Feld und Weinberge fort, stieß bald an einen Baum oder fiel in einen Graben, bis endlich unvermuthet lautes Hundegebell an mein Ohr schlug. Auf mein

Rufen erschien ein junger Mann mit einer Laterne, der mich in provençalischer Sprache anredete; ich benachrichtigte ihn auf Französisch von meiner Noth, er verstand mich aber nicht, und erst nach langer Mühe gelang es, uns durch Zeichen einander verständlich zu machen. Sobald er mich hinlänglich gefaßt hatte, ergriff er ohne Weiteres mein Pferd beim Zügel und zog es laufend nach sich über Stock und Stein, bis wir ungefähr nach einer halben Stunde an einen breiten Weg kamen, wo er mich verließ, mit dem Bedeuten, ich werde jetzt mich schon selbst bis Avignon zurecht finden können, das nicht mehr weit entfernt sei, er müsse zu seinem Mädchen zurück (hier machte er einen äußerst ausdrucksvollen Gestus) — die ungeduldig auf ihn warte. — Was war gegen einen Grund wie diesen einzuwenden! Ich bezahlte ihn also und überließ mich geduldig meinem fernern Schicksale. Obgleich ich nun, nach des Herrn Doctor Gall eignem Ausspruche über mich, Ortssinn in hohem Grade besitzen soll, so schien es doch, als wenn ein neidischer Zauberer heute alle Operationen dieses Sinnes unterdrückte — denn da ich nach einer Viertelstunde an zwei Scheidewege kam, wählte ich abermals den falschen, und erfuhr es erst nach langer Zeit in einem großen Dorfe, wo ich zugleich hörte, daß Avignon von hier aus noch drei Stunden entfernt sei! Gewisse Seelen machen gehäufte Widerwärtigkeiten nur immer hartnäckiger, und ich habe Ursache zu glauben, daß die meinige von dieser Beschaffenheit sein muß, denn ungeachtet Müdigkeit und Nacht machte ich mich von Neuem auf den Weg. Ich verfolgte jetzt eine große Landstraße, auf der eine nochmalige Verirrung fast unmöglich schien; durch das Mißgeschick der heutigen Nacht hatte ich aber so sehr alles Zutrauen zu mir selbst verloren, daß ich in jedem Hause, welches ich unterwegs antraf, zum Ueberfluß die Bewohner mit lautem Rufen erweckte, um mich zu erkundigen, ob diese Chaussee auch gewiß nach Avignon führe. Die Meisten glaubten, ich wolle sie zum Besten haben, und fluchten mir auf Provençalisch alles erdenkliche Unheil nach, was ich nicht unterließ, ihnen jedesmal in eben so kräftigem Französisch zu erwiedern.

Um drei Uhr erst kam ich bei der hohen Stadtmauer an, und wer hätte gezweifelt, daß nun alle Noth überstanden sei? Aber nein, da ich durchaus nicht wußte, auf welcher Seite der Stadt ich mich befand, und mich überdies die Sehnsucht nach meinem Bett immer eiliger vorwärts trieb, ritt ich unvermerkt bei dem Thore vorbei, an dem unser Gasthof liegt, und das gegen die ungeheure Mauer so klein ist, daß man es auch am Tage fast mit dem Perspective suchen muß. Jetzt verging mir die Geduld, und wie ein großer Herr, wenn er einen dummen Streich begangen hat, seine Untergebenen dafür zu bestrafen pflegt, gab ich meinem armen Pferde ein Paar derbe Peitschenhiebe, das hierauf, seine letzten Kräfte anstrengend, mich bald im Galopp an die verfehlte Thür zurückbrachte, wo ich denn endlich, vermöge eines kleinen Thalers an die Schildwache, in den erwünschten Hafen einlief.

IV. Marseille.

Nach dem Aufenthalte eines Tages verließen wir Arles, abermals zu Fuß und unsre Mantelsäcke auf dem Rücken, weil es unmöglich war, in der ganzen Stadt weder einen Wagen, noch einen Esel oder einen Träger zu bekommen. Es war zwar den Abend vorher einer von uns angenommen worden, der uns aber im Stich ließ, weil wir versäumt hatten, uns ein Aufgeld von ihm geben zu lassen; denn hier, wo Treue und Ehrlichkeit eben nicht sehr an der Tagesordnung sind, fängt der spanische und italienische Gebrauch an, nach welchem der, welcher etwas miethet, es sei was es wolle, nicht Aufgeld giebt, sondern erhält.

Fast nüchtern, denn auf dem ganzen Wege war nichts als einige saure Weintrauben zu erhalten, kamen wir gegen Abend in St. Remy an. Während die Sonne schon unterging, besahen wir noch die römischen Ruinen, die eine Viertelstunde vom Orte, am Fuße einer öden Felsenreihe liegen. Sie bestehen aus einem thurmförmigen Mausoleum und den Resten eines Triumph-

bogens; das erste ist mit zwei obenstehenden Figuren fast ganz erhalten, aber sehr schlecht und grob gearbeitet. Von weit besserer Architektur ist der Triumphbogen, auf dem man noch einige Basreliefs gut unterscheidet; vorzüglich zeichnet sich eine sehr schöne weibliche Gestalt aus, fast in Lebensgröße, die, nackt an einen Baum gebunden, ihre bloßgestellten Reize schamhaft zu verbergen sucht.

Um zwei Uhr in der Nacht ritten wir auf Eseln bis Orgon, wo man uns ein sehr gutes Frühstück vorsetzte. Nahe bei Orgon führte der Weg an einem lieblichen Thale voll Wiesen und frischem Laubholz vorüber, das viele Bäche durchschnitten und hohe Felsen umkränzten. Hier im Thale von Cavaillon, dachte ich, mag es gewesen sein, wo an jenem verhängnißvollen Morgen Aline auf weichen Rasen hinsiel, ihren Milchtopf zerbrach und mit ihm noch mehr als ihre Milch verlor!

Von Orgon setzten wir unsern Weg zu Fuß fort, und langten nach einem ununterbrochenen Marsche von zehn Stunden, fast leblos vor Ermattung, in Aix an. Ein Mann, der uns die letzten Stunden begleitet hatte, gab uns, als wir beim Hôtel des Princes von ihm schieden, das drollige Zeugniß: **que nous marchions supérieurement du pied.**

Aix ist schöner gebaut als alle übrigen Städte des mittäglichen Frankreichs, die wir bisher gesehen hatten. Der Cours, eine schöne Straße von 1300 Fuß Länge, die mit hohen Häusern und einer breiten Allee geschmückt ist, dient zugleich zu einem angenehmen Spaziergange im Innern der Stadt.

In der Domkirche sieht man eine Rotunde von antiken Säulen und hinter dem Hochaltar das Grabmal des bekannten Liqueur de Vins. Das Monument, welches Friedrich der Große dem Marquis d'Argens errichten ließ, befindet sich jetzt auf der Mairie; die Inschrift wurde in der Revolution abgerissen und ist nicht wieder hergestellt worden.

Es giebt in Aix ein Badehaus, in dessen Badekammern seit des Proconsuls Sextus Zeiten nichts als der Badehahn ge-

ändert worden sein soll. Wir hätten es sehr zu sehen gewünscht, konnten aber keine bestimmte Auskunft darüber erhalten.

Des fernern Gehens müde, fuhren wir mit einem Vetturino nach Marseille. Eine Stunde vor der Stadt, da wo die Straße sich zu senken anfängt, erblickt man mit Einem Male die herrliche Aussicht, welche unter dem Namen der Vista bekannt ist. Marseille, von einer unzähligen Menge Gärten und weißen Bastiden (Landhäusern) umringt, scheint von hier nur in eine unermeßliche Stadt mit dieser Umgebung zusammenzufließen, welche das ganze Thal bis an den Halbkreis hoher Felsen ausfüllt, die es auf zwei Seiten umschließen. Daneben verliert sich der Blick längs dem unabsehbaren Meere, schweift über den Mastenwald des weiten Hafens, den Hunderte von Gondeln und Schifferkähnen umgaukeln, oder ruht auf den majestätischen Felsenschlössern von Chateau d'If Beau maigre und Notenneau, die einzeln, schroff und schwarz aus den dunkelblauen Fluthen hervorragen.

Es war bei Anbruch der Nacht, als wir in Marseille ankamen, der günstigste Augenblick, diese Stadt zum ersten Mal zu sehen, besonders zur jetzigen Meßzeit. Man stelle sich eine gerade 4000 Fuß lange Hauptstraße voll prächtiger Gebäude vor, die von zwanzig zu zwanzig Schritt mit großen in der Mitte aufgehangenen Lampen erleuchtet ist, deren flammende Reihe ohne Ende scheint. Auf beiden Seiten der Häuser zieht sich eine breite Allee hoher Rüstern hin, wo glänzende Buden zwischen den Bäumen ihre Waaren durch transparente Inschriften den Vorübergehenden ankündigen; ein wogender Haufe Volk strömt geschäftig bei ihnen auf und nieder. Gestalten aller Art, Juden und Christen, Türken und Mohren, sieht man bei sich vorübereilen, Alles lärmt verworren durch einander, und der allgemeine Tumult, die Menge Lichter, welche hier aus großen Spiegeln zurückstrahlen, dort den Glanz einer mit Goldwaaren angefüllten Bude noch vermehren, oder von funkelnden Kronleuchtern herableuchten, die rauschende Musik, die an allen Enden ertönt, nettgekleidete Knaben, die Erfrischungen umhertragen,

Sträußermädchen mit Körbchen wohlriechender Blumen am Arm, die keine verweigern werden, über die sie zu disponiren im Stande sind, — man glaubt einer Maskerade unter freiem Himmel beizuwohnen, und kann sich an dem seltsamen Schauspiel nicht satt sehen. Die Hälfte der Nacht trieben wir uns mit dem taumelnden Haufen bei Sternenschein unter den Buden umher, bis endlich Sterne und Lichter verlöschten, und Jeder sein wirthliches Dach, sein reiches oder ärmliches Lager aufsuchte, der sanften Ruhe in die Arme zu sinken.

Sobald wir ausgeschlafen hatten, war unser erster Gang wieder nach dem Corso, dieser prächtigen Straße, welche, indem sie ganz Marseille in seiner Länge durchschneidet, bei Nacht der Glanz von hundert Lampen und bei Tag an jedem ihrer beiden Enden ein point de vue hoher Felsen schmückt, die unmittelbar vor den Thoren der Stadt sich zu erheben scheinen. Alle Morgen wird hier unter den grünen Bäumen Früchte- und Blumenmarkt gehalten, der die ganze Atmosphäre rund umher mit seinem Wohlgeruch erfüllt. Von Pomonens und Floras köstlichen Gaben umringt, genießen wir dort täglich unser Frühstück neben einer sprudelnden Fontaine, deren viele die lange Allee des Corso zieren. Wir haben schon eine Menge Früchte hier kennen gelernt, die uns bis jetzt noch fremd, oder wenigstens nur den Namen nach bekannt waren, als **Pastegues** (Wassermelonen) **pesches prunes**, kleine saftige Pfirsichen von der Größe der Pflaumen, eine besondere Art dunkelblauer Feigen, **Alberges**, Grenaden und andere mehr. Alle diese Früchte sind äußerst wohlfeil, das Pfund der besten Weintrauben kostet einen Sous, die Melonen weit weniger als bei uns die Kürbisse u. s. w.

Außer dem Corso giebt es noch andere mit Bäumen besetzte Promenaden in der Stadt, die größtentheils, so wie auch die öffentlichen Brunnen, mit Monumenten geziert sind. Marseille gehört überhaupt zu den schönsten Städten, die ich gesehen habe; alle Straßen sind alignirt, breit und gewölbt, mit erhöhten Trotteirs versehen, und wie in Wien mit reihenweis gelegten unbehauenen Quadern gepflastert; nie sieht man die

Stadt kothig, weil auch bei dem stärksten Platzregen schon in einer halben Stunde Alles, was Schmutz veranlassen könnte, in den Hafen abgeflossen ist. Die hohen regelmäßigen Häuser, welche überall in der neuen Stadt (denn von dieser rede ich bloß, die alte Stadt, welche ganz von ihr getrennt ist, und nur von gemeinen Leuten bewohnt wird, ist abscheulich) die Straßen einfassen, verdienen oft den Namen von Palästen, einige von Puget erbaute sind Meisterstücke neuerer Architektur. An vielen bemerken wir gläserne Gewächshäuser auf den Dächern. Die **rue Beauveau**, in welcher wir wohnen, besteht bei einer Länge von 520 Fuß doch nur aus drei Häusern auf jeder Seite, die alle von gleicher Länge, Höhe und Architektur sind (man nennt solche große Häuser hier Inseln, **isles**). Am Ende derselben steht quer vor das Comödienhaus, dessen Colonade zum point de vue dient. Wir haben in dieser Straße, in einem der sechs Paläste, die sie ausmachen, ein Logis gewählt, aber wir wohnen eigentlich nicht in der Straße, sondern darüber, wie es Frommen und Weisen geziemt, dem Himmel näher als der Erde. Neulich zählten wir zum Scherz die Stufen, und es fand sich, daß wir gerade neun und neunzig bis an unsere Stube zu steigen haben; wir schreiten über die hundertste, wenn wir die Thürschwelle betreten.

Jedes Ding hat seine gute und seine böse Seite; wohl dem, der seinem Schicksal immer die gute abzugewinnen weiß! Wir finden unsern erhabenen Aufenthalt sehr angenehm; beständig athmen wir die feinste Luft, jeder Gang auf die Straße dient uns schon zu einer heilsamen Motion, die Aussicht aus unsern Fenstern über den Hafen und die bunten Wimpel seiner Schiffe ist herrlich; es schmeichelt auch unsrer Eitelkeit, die Menschen unter uns so klein und unbedeutend zu erblicken, während wir uns selbst so hoch vorkommen; der dicke, beklemmende Dunst der Stadt, ihr betäubender Lärm vertheilt sich in der Luft, ehe er uns erreichen kann ..... aber ich würde nicht aufhören, wenn ich alle die Vortheile hernennen wollte, die ein sechster Stock darzubieten im Stande ist.

Oft gehen wir auf den Quais des Hafens spazieren, der jetzt freilich keinen so lebhaften Anblick mehr gewährt, als früher, wo der alle Welttheile verbindende Handel ihn mit seinem geschäftigen Gewimmel erfüllte. Unzählige von Schiffen liegen jetzt unthätig an einander gereiht, und verderben ungebraucht.

Der ganze Hafen und die breiten mit Quadern gepflasterten Quais sind mit einem Kranz der schönsten Häuser umgeben, und der Kanal mit den umherliegenden Festungswerken, wie der hohe Felsen der **bonne mère de garde**, auf dem der Telegraph errichtet ist, gewähren einen imposanten und malerischen Anblick. Fast den ganzen Tag, aber besonders zur Zeit der Börse, ist diese Promenade mit einer Menge Volks angefüllt, das aus allen Gassen herzuströmt, obgleich der Ort die große Unannehmlichkeit hat, immerwährend von einem sehr schlechten Geruche inficirt zu sein, den verfaulte Fische und alle Arten von Unrath, die ihren Abfluß in den Hafen haben, verursachen.

Auf der Consigne, am Ende des Hafens, wird ein berühmtes Basrelief von Puget, die Pest in Neapel vorstellend, und ein Gemälde von David, das er noch in Italien gemalt hat, aufbewahrt, welches mir weit besser gefällt, als was ich aus seiner spätern Zeit gesehen habe. Jedesmal, wenn wir hierher kamen, fanden wir an den Thoren der Consigne sechs bis sieben alte Weiber sitzen, die unter betäubendem Schreien und Zanken Karten spielten; ihre zerkratzten Gesichter und zerzausten Haare zeigten, daß die Zänkereien auch oft in Thätlichkeiten ausarteten. Sie bettelten uns gewöhnlich an, bewiesen aber keine Unzufriedenheit, wenn sie nichts erhielten, eine Gerechtigkeit, die man im Allgemeinen den französischen Bettlern widerfahren lassen muß; fast immer, wenn uns einer vergebens ansprach (wie man denn unmöglich, hier in Marseille besonders, wo es dergleichen zu Hunderten giebt, Allen etwas schenken kann) unterließ er dennoch nicht, uns mit einer tiefen Verbeugung nachzurufen: „**la même obligation, Monsieur, la même obligation; que Dieu vous benisse, vous me donnerez une**

autre fois," oder einen ähnlichen Spruch, mit dem sie wohl wissen, daß sie mehr ausrichten, als durch ein mürrisches Benehmen. Dieser gute Calcul erinnerte mich an das, was uns Samuel Turner von den Tibetanern berichtet: „Die dasigen Bettler, sagt er, anstatt durch erdichtetes Elend zu rühren, oder mit angenommener Ungestalt die Augen zu beleidigen, treiben allerlei lustige Possen, durch die sie die Vorübergehenden in eine fröhliche Laune zu versetzen suchen, um sie ihren Bitten geneigter zu machen; verrathen sie übrigens wirkliche Spuren des Elends, so muß ihnen um so mehr Jeder den Zwang hoch anrechnen, den sie sich anthun, durch scheindare Lustigkeit ihn zu vergnügen." Wer kennt nun die Menschen besser, die Tibetaner, die Marseiller, oder die deutschen Bettler?

Wir leben hier seit einem Monat auf eine sehr regelmäßige Weise, theils um Wechsel zu erwarten, theils uns durch eine lange Ruhe zur fernern Reise vorzubereiten. Früh bleibt Jeder allein auf seiner Stube, und beschäftigt sich, wie er eben will, bis 12 Uhr, worauf wir gemeinschaftlich frühstücken. Der Gebrauch, früh und Abends Kühe und Ziegen in der Stadt herumzuführen und vor den Häusern zu melken, verschafft uns täglich ein eben so gesundes als wohlschmeckendes Mahl. Erlaubt es das Wetter nur einigermaßen (nicht immer ist es hier günstig, Gewitter sind äußerst häufig, und die warme Sommerluft wechselt in einem Augenblick mit empfindlicher Kälte ab, sobald der Mistral zu wehen anfängt), so machen wir einen Spaziergang, der gewöhnlich sehr lange dauert, weil man auf anderthalb Stunden von der Stadt nicht aus den hohen Mauern hinauskommen kann, die die umliegenden Weingärten und Bastiden einschließen. Gelingt es Einem aber, in das Innere der Mauern einzudringen, so findet man, daß hinter ihnen sich oft die schönsten Gegenden ausbreiten, welche die Natur schon selbst zu reizenden Gärten gebildet zu haben scheint. Je seltner der Rasen im mittäglichen Frankreich ist, je schöner und frischer ist er auch, wo man ihn antrifft.

Der Herbst fängt nach und nach an, das Laub der Bäume gelb und roth zu färben, verblichene Blätter decken die Erde, und sinken mit der feierlichen Stille herab, die die Trauer der Natur verkündet; aber noch behält das Gras sein glänzendes Grün, die Luft bleibt noch immer mild wie im Sommer, im Freien sprossen noch überall Blumen aus der Erde, und bunte Schmetterlinge umflattern ihre duftenden Kelche. In einem milden Klima scheint mir der Herbst die schönste der Jahrezeiten, sowie das rüstige Alter nach einem wohlgebrauchten Leben vielleicht die schönste Lebenszeit sein mag. Beiden ist die angenehme Wärme der Sonne nur noch wohlthuend, nicht mehr drückend, für beide kleiden sich in neue veränderte Gestalten alle Gegenstände um sie her, ehe sie ganz von ihnen scheiden, beide begleitet sanfte Ruhe, eine süße ahnende Schwermuth bei ihrem leisen Absterben — um bald neuverjüngt wieder aufzublühen. Dehnt sich die Vergleichung wohl auch bis dahin aus? Das ist die große Frage, wie Hamlet sagt. Doch oft, wenn mich in ernsten Stunden kleinmüthige Gedanken darüber anwandeln wollten, half mir immer ein einsamer Gang in freier Natur. Mein Herz erwärmte sich an ihrem Busen, und überzeugend sprach sie zu meinem Gefühl: Auch ihr, arme Menschen, sterbet nur hin, um neuverjüngt wieder aufzublühen. **Le coeur a des secrets, que l'esprit ne sait pas.**

Wenn wir vom Spaziergange zurückkommen, arbeiten wir noch einige Zeit und nehmen dann um sechs Uhr unser Mittagsmahl bei einem berühmten Restaurateur in der **Rue Vacon** ein, wo wir bei fetten Wachtein und vortrefflicher Küche noch das Vergnügen haben, stets eine Menge schöner Damen vor unsern Fenstern vorbei nach der großen Promenade ziehen zu sehen; oft auch ist unser Eßsaal eine dichte Weinlaube im Garten, deren reife Früchte von allen Seiten auf uns niederhängen.

Abends besuchen wir gewöhnlich einige Bekannte, oder lesen mit einander, oder gehen auch zuweilen in das Theater,

dessen Lokal ziemlich groß aber nicht geschmackvoll, und das Schauspiel dem Preise angemessen ist; man zahlt nicht mehr als 12 Sous im Parterre. Sonst galt das hiesige Theater für das erste in den Provinzen, und brachte jährlich 300,000 Francs ein; seitdem aber Marseille durch die Stockung des Handels täglich todter und öder wird, hat auch dieses sehr abgenommen. Demungeachtet ist es noch sehr besucht, und am Sonntag sogar keinem Gentleman zu rathen, ins Parterre zu gehen, wenn er nicht in die Verlegenheit kommen will, wider seinen Willen an den allgemeinen Prügeleien Antheil zu nehmen, mit denen sich unter fürchterlichem Gebrülle der hier weilende Theil des Publikums an solchen Festtagen sehr häufig während der Zwischenakte zu belustigen pflegt. Ein noch größerer Tumult entstand neulich durch die Verwegenheit eines englischen Seecapitains, der wahrscheinlich mit seinen Kameraden eine Wette gemacht hatte, eine Komödie in Marseille zu hören, die jedoch leicht zur Tragödie für ihn hätte werden können — aber das Glück ist den Kühnen hold, und half auch dem tollen Engländer auf eine fast unglaubliche Art noch durch, nachdem das ganze Haus schon mit Polizeidienern und Wache angefüllt war.

Alles, was zum Aeußern gehört, ist außerordentlich vernachlässigt, besonders Anordnung und Ausführung der Decorationen. So sahen wir einmal auf einer neuen, schon mehrere Tage vorher angekündigten Scenerie eine große Brücke, die den Hauptgegenstand der Landschaft ausmachen sollte, anstatt über den Fluß zu gehen, ihn der ganzen Breite der Bühne entlang cotoyiren.

Ein zweites kleineres Theater, **le Théatre Pavillon**, hat einige sehr gute Acteurs, steht aber demungeachtet gewöhnlich leer.

Ich für meine Person gehe noch seltener als mein Freund ins Theater, weil ich überhaupt der französischen Bühne, nach dem, was ich bis jetzt von ihr gesehen habe, wenig Geschmack abgewinnen kann. Der Witz der Vaudevilles besteht fast im-

mer aus den nämlichen Wiederholungen und Zweideutigkeiten, die am Ende weit langweiliger werden und gewiß weit weniger Originalität haben, als die Späße des Wiener Kasperle; ernsthaftere Stücke aber, oder Schauspiele à grand spectacle werden mit so viel lächerlicher Uebertreibung gespielt, sind gewöhnlich von einer Gedehntheit, einem gänzlichen Mangel an wahrer Handlung, sowie der Gesang, und ein großer Theil der französischen Musik-Compositionen überhaupt so unerträglich, daß der Augenblick, wo der Vorhang fiel, meistentheils der angenehmste der ganzen Vorstellung für mich war. Die Franzosen haben viel Verstand, aber wenig Imagination, daher ist das Detail ihrer Stücke auch immer pikant, die Erfindung aber gewöhnlich ohne alles Interesse; man findet an einzelnen Stellen Vergnügen, aber das Ganze läßt Einen kalt. Das Gefühl sprechen sie noch weniger an, weil sie es stets übertreiben, und die Menschen übertreiben nur die Empfindungen, die sie nicht haben — was man nicht hat, flößt man aber auch schwer ein*). Freilich spreche ich hier als Deutscher, dessen Begriffe von Gefühl von denen eines Franzosen, vermöge des abweichenden Nationalcharakters, ebenso verschieden sein müssen. Oft hat mich dies schon die Erfahrung gelehrt. Einmal traf ich auf den Gletschern von Chamouny einen sehr gebildeten Franzosen an, der Paris seit einem Monat verlassen hatte, um, wie er sagte, doch auch die belles horreurs der Schweiz gesehen zu haben. Seine Neugier war befriedigt, und er sehnte sich schon schmerzlich wieder nach seiner Vaterstadt zurück: „Ah, que je me rejouis de revoir Paris," rief er aus, „toute cette belle nature est à la vérité bien belle pour les yeux, mais convenez en, cela laisse le coeur vuide." Derselbe Mann versicherte mich nachher, daß er nie ohne Thränen Zaïre von Voltaire habe spielen sehen können! Ich mußte bei dieser Aeußerung lachen, weil mir einfiel, daß besagtes Stück schon den Parisern Thrä-

*) Man sieht diesem Urtheile an, daß es einer unerfahrenen, einseitigen Jugend entsproß.

nen ausgepreßt, als man noch Orosmane im Haarbeutel und Zaire im Reifrocke spielte.

Nach der Komödie begeben wir uns manchmal in ein Kaffeehaus, um Thee zu trinken, wozu wir ein uns bisher unbekanntes, ganz vortreffliches, ringförmiges Backwerk von sehr angenehmem Geschmack genießen, welches pucerlages genannt wird und eine Merkwürdigkeit der Stadt Marseille ist, wie die Gänseleberpasteten in Straßburg. Die Kaffeehäuser sind hier sehr besucht; es giebt Leute, die beinahe als darin wohnend angesehen werden können, wahre Virtuosen im Müßiggang, die den ganzen Tag und die halbe Nacht hier sitzen, ohne eine andere Beschäftigung zu haben, als den Spielenden zuzusehen und die Eintretenden anzugaffen. Eine Anekdote, die sich vor einiger Zeit hier zugetragen hat, beweist jedoch, daß es Fälle geben kann, wo auch solche Menschen zu entschuldigen sind. Ein Mann sah in einem hiesigen Kaffeehause zwei Piquetspielern von 6 Uhr Abends bis den andern Morgen um 4 Uhr mit der größten Aufmerksamkeit zu, als diese endlich über einen zweifelhaften Fall in einen lebhaften Streit geriethen: „Mein Herr," wandte sich der eine der Spieler zu ihm, „haben Sie die Güte zu entscheiden, wer von uns Beiden Recht hat?"

„Ja, mein Herr, mit Vergnügen, wenn ich nur das Spiel verstünde, was Sie spielen."

„Wie, zum Teufel, Sie kennen das Spiel nicht? Weswegen haben Sie denn zehn Stunden hier wie angenagelt gesessen?"

„Mein Herr, ich bin verheirathet!" —

Wir besuchen zuweilen den Erdirector Barras auf seinem Landgute, und verlassen ihn immer sehr zufrieden mit der liebenswürdigen und gastfreundschaftlichen Aufnahme, die wir bei ihm finden. Er ist noch in seinen besten Jahren, ein schöner Mann von einnehmenden Gesichtszügen, und ein angenehmer Gesellschafter. Sein Lieblingsstudium ist jetzt die Naturgeschichte.

Das erste Mal, als wir ihn sahen, fanden wir ihn sehr vergnügt über eine Art Thonerde, die er an demselben Morgen

in den nahen Felsen gefunden hatte, und die er für ächte Porzellanerde hielt. Er besitzt einen zahmen Wolf und einen zahmen Fuchs; letzterer erwies sich besonders äußerst caressant und possirlich, lief bei Tische wie ein Hund herum und wedelte auch so mit dem Schweife, um ein Stück Fleisch zu erbitten.

Die Villa des Herrn Barras liegt sehr reizend, und die Aussicht von der Terrasse auf das Meer ist eine der schönsten um Marseille. Wir sahen hier vor Kurzem eine englische Flotte von neun Linienschiffen vorbeisegeln, die wir lange mit den Augen verfolgten, bis sie endlich am Horizont verschwand.

Seit einigen Wochen ist der ehemalige König von Spanien mit seiner Gemahlin und einer Prinzessin, dem jüngern Godoi, Bruder des Prince de la paix, dem Sohne der Königin von Etrurien *) und einem großen Hofstaate hier. Der König ist eine merkwürdige, ganz exotische Figur. Er scheint nur mühsam zu gehen, läßt sich stets von Godoi führen, und soll seine meiste Zeit mit Essen und Schlafen zubringen. Täglich fährt er jedoch mit vier sechsspännigen Wagen spazieren, und der Zulauf des neugierigen Volkes ist dabei noch immer so groß, als den ersten Tag. Außer seinem Hofstaate hat der König auch 300 Maulesel mit sich gebracht, die aber jetzt verkauft werden sollen; sie sind von einer Größe, Leichtigkeit und Schnelligkeit, die außerordentlich von dem Phlegma der hiesigen abweichen.

Ein andrer merkwürdiger Fremder für uns ist ein vornehmer Algierer, der mit zwei Schiffen im Hafen liegt. Er bereitet sich jetzt zur Rückreise, und hätte uns bald beredet, mit ihm zu gehen. Er spricht etwas Französisch und hat ein so ehrwürdiges und gutmüthiges Ansehn, daß wir uns ihm ohne Furcht anvertraut haben würden, wenn wir nur mit Geld genug zu einer so weiten Reise versehen gewesen wären. Aber der Mangel dieses leidigen Metalls hat uns schon manchen Reiseplan vereitelt und manches lachende Project aufzugeben gezwungen!

*) Jetziger Herzog von Lucca.

Eine Gewohnheit in Frankreich, die ich sehr zweckmäßig finde, ist, daß Jeder, der dem Publikum dient, sein Geschäft sei auch noch so unbedeutend, vor Thür oder Fenster seines Hauses eine anzeigende Inschrift ausstellt. Es ist zugleich für die auf der Straße Gehenden eine unterhaltende Beschäftigung, solche Inschriften zu lesen, und den Charakter ihrer Verfasser im Einzelnen und Allgemeinen daran zu studiren. Zur Probe gebe ich hier gleich die Beschreibung unserer Straße in dieser Hinsicht, und überlasse Jedem selbst, die Anmerkungen dazu zu machen. Für's Erste scheinen drei Schneider übereingekommen zu sein, sich in alle Grade des guten Geschmacks zu theilen. Bei dem einen liest man: **Au meilleur gout**; beim zweiten: **Au nouveau gout**, und beim dritten: **Au gout du jour.** Dies hat jedoch eine Putzmacherin nicht verhindern können, zwischen den drei Schneidern auch noch einen **Temple du gout** zu errichten. Ihr Tempel steht aber leer, seit ihre gegenüber wohnende Rivalin mit mehr erfinderischem Geiste einen Schmetterling zum Schilde gewählt hat, mit der Inschrift: **A la variété.** Im **Rez de Chaussée** des Eckhauses ist ein **Café**, der die Aussicht auf den Hafen hat — man sieht ein, daß er den Meergöttern geweiht werden mußte, **c'est le Café de Neptune.** Eine Eisbude daneben ist ziemlich unansehnlich, hat aber glücklicherweise ein spitzes Dach, und verdankt diesem Umstande den Titel: **Pavillon chinois.** Am andern Ende der Straße wohnen zwei Künstler, deren Anzeigen ich sehr oft verändert finde. Der erste, **Artiste en cheveux** (Perückenmacher), benachrichtigt das Publikum: daß er sehr regelmäßig wöchentlich mit Paris correspondire, und theilt zuweilen Excerpte aus dieser Correspondenz mit. Der zweite, Chirurgus, Zahnarzt und Bandagenmacher, kündigt gewöhnlich Bruchbänder, Zahntincturen und Krücken für Kranke und Blessirte an; das letzte Mal galt aber sein Avis bloß dem schönen Geschlechte, dem er zu wissen that: daß er auf wiederholte und gehäufte Anfragen nach dergleichen Artikeln von Neuem **Busen, Hüften, culs de Paris et enotera** habe kommen lassen, deren Elasticität, genaue Nachahmung der Natur und

Bequemlichkeit beim Anlegen schon längst seinen geschätzten Kunden hinlänglich bekannt sei. Begierig, die falschen Busen, Hüften ꝛc. zu sehen, stieg ich zu ihm hinauf, und erfuhr da erst vollständig, was das großgeschriebene et cætera eigentlich bedeute. —

Bei einem Bilderhändler stand unter einem Gemälde Napoleons folgende Inschrift:

Addition:
Lycurgue
Cyrus
Alexandre
Hannibal
Caesar
Charlemagne
Total: Napoléon le Grand.

Die hiesigen Fiacres verdienen Erwähnung; obgleich nicht zahlreich noch neumodisch, sind sie doch von einer Reinlichkeit und Eleganz, die man selten so allgemein antrifft. Es fällt dem Fremden sehr auf, die Pferde bis auf die Beine geschoren und nackt abbarbirt zu sehen, eine Sitte, die in einem heißen Klima ihnen manchen Schweißtropfen ersparen mag, aber für das Auge eine sehr unvortheilhafte Wirkung thut.

Gestern war mein Geburtstag, an dem mir mein liebenswürdiger Reisegefährte, der jedes Vergnügen unserer Irrfahrten für mich verdoppelt und jedes Ungemach versüßt, eine sehr artige kleine Fete gegeben hat. Früh am Morgen schon erschien er, die Guitarre im Arme, an meinem Bett, und weckte mich lachend mit der schönen Arie aus Glucks Iphigenia: „Du höchstes, schönstes Glück auf Erden, o Freundschaft ꝛc." Sobald ich aufgestanden war, führte er mich an den Hafen, wo eine Gondel, mit bunten Wimpeln geschmückt, uns erwartete. Einige Stunden durchschifften wir das weite Reich der Amphitrite, besahen das große Lazareth am Meere, wo die Schiffe Quarantaine halten, dann die Felseninsel Chateau d'If, wo in einem gläsernen Sarge der General Kleber begraben liegt und einst

Mirabeau gefangen saß; und als die salzige Luft unsern Hunger gereizt hatte, kehrten wir zum Frühstück zurück. Dieses, sowie das nur aus meinen Lieblingsgerichten bestehende Mittagsmahl übergehe ich, wie billig, und komme auf das Theater, wo diesen Abend gerade eine Oper à grand spectacle aufgeführt wurde. Sie fing mit zwei Chören an, wovon das eine aus Kriegern, das andere aus Amazonen bestand. „Combattons, vainceus," sangen die Einen; „menageons nos vainceus," erwiederten die Andern. Der Gesang hatte kaum begonnen, als schon ein so unmäßiges Gelächter entstand, daß man weder Musik noch Sänger mehr hören konnte. Einige riefen Ruhe, die Lacher lachten noch lauter, und es dauerte nicht lange, so übte sich das Parterre, wie gewöhnlich, in Ringerkünsten. Viele verließen das Theater, und wir folgten ihnen, um von der Promenade Napoleon, die auf einem Felsen am Meere endigt, der Sonne blutrothe Scheibe in die dunkelblauen Fluthen hinabsinken zu sehen. Der Abend war herrlich, und während das weite Meer und der Himmel vor uns in Purpur erglänzten, erleuchtete hinter uns der aufgehende Mond mit blassem Lichte die Stadt und die dunkeln Felsen umher. Das Entzücken an diesem, alle Vorstellungen „à grand spectacle" so weit übersteigenden Schauspiele benahm uns eine Zeit lang die Sprache, aber unsere Seelen verstanden sich doch, und froh fühlten wir, wie gleiche Empfänglichkeit für die Herrlichkeit der Natur uns verband, wie weit entfernt wir Beide waren, durch eine bejammernswürdige Fühllosigkeit alle zarteren Regungen zurückzuscheuchen und die reinste aller Freuden durch kalte Zergliederung zu stören.

Den Rest des Abends brachten wir mit Lesen zu, und wählten dieses Mal die Chronik von Marseille zu unserer Lectüre. Unter mehreren anderen merkwürdigen Dingen erfuhren wir daraus, daß ehemals die Weiber der Marseiller, nachdem einige in der Trunkenheit ihren Männern untreu geworden waren, in Masse das Gelübde thaten, nie wieder Wein zu trinken, um in keinen ähnlichen Fall mehr gerathen zu können.

Haben nun ihre weiblichen Nachkommen gefunden, daß die Enthaltsamkeit des Weins noch nicht hinlänglich sei, um vor dem Genusse der verbotenen Frucht zu bewahren, oder sind sie ihrer Tugend sichrer geworden wie jene? Darüber sagt die Chronik nichts, so viel aber ist gewiß, daß man jetzt allgemein wieder Wein trinkt.

Ueber die

Erscheinung der ökonomischen Associationen in Frankreich.

Vom Prof. Dr. Johann Schön in Breslau.

Ist Deutschland das Reich der Idee, so ist Frankreich das Reich der Erscheinung. Daher richtet sich mit Grund der deutsche Gedanke vorzüglich auf die Erscheinungen jenseits des Rheins, um sie zunächst wissenschaftlich zu verarbeiten. Seit Jahren war keine Debatte für den sinnigen Staatsgelehrten bedeutsamer, als die jüngste über das moderne Associationswesen; sie veranlaßte die inhaltschwersten Betrachtungen, die zum Theil eine neue Perspective in die Zukunft unserer Nationalökonomie eröffnen können.

Als der Staat als eine allumfassende Association von den Franzosen begriffen wurde, hoben sie den Hammer, die kleineren, niederen Associationen als „Staaten im Staate" zu zertrümmern. Es sank beim ersten Hammerschlage das gesammte Zunft- und Gutsverbandwesen, beim zweiten Hammerschlage stürzte das gesammte Communalwesen, beim dritten Hammerschlage fiel das gesammte Departementalwesen. Nicht gegen die Form allein war der Schlag gerichtet, sondern gegen das Wesen selbst, gegen die Association in den untern Kreisen der „Staatsgesellschaft"; denn es ward die Vorkehrung getroffen, daß nichts Neues von unten herauf an die Stelle des Alten, Abgelebten sich setze. Die ununterbrochenen Kriege und Siege hielten die Nation dergestalt in Athem, daß bis zur Restauration der jeder zusammenlebenden Masse einwohnende Bildungs-

trieb den nöthigen Spielraum nicht vermissen konnte. Sobald jedoch der Zustand tiefer Ruhe erreicht wurde, zeigte sich theils negativ, als scharfe Polemik gegen die herrschende Centralisation und Büreaukratie, theils positiv, in der Anforderung lokaler und ökonomischer Associationen, das zurückgetretene Bedürfniß von unten ausgehender Organismen. Was ist denn St. Simons Volkswirthschaftslehre anders, als Bekämpfung der Arbeitstheilung ohne Association der Arbeitenden? Was ist Fourier's „Parallelogrammatisation" zur Verwirklichung eines „Phalanstere", wenn nicht die phantastische Wiedergeburt eines lokalen Associationswesens? Als die Julirevolution von den tausend Augen der hohen Polizei hundert schloß und von den hundert Armen derselben über funfzig lähmte, mußten viele Träume zur Realisation gelangen. Nicht zu bewundern ist also das Hervorquellen der buntesten Associationen. Wenn auch die meisten das Urtheil der Verdammung an der Stirne tragen, so sind deren mehrere doch so sehr aus lokalen Umständen erwachsen, daß sie für die Natürlichkeit ihrer Erscheinung Bürgschaft leisten. Ich deute hier nur auf die Pariser Administration des services publiques *). Eine Gesellschaft besorgt zu gemeinschaftlichem Gewinne gegen bestimmte Bezahlung durch sichre Personen alle kleinen Dienste (Kleiderreinigen, Botengänge, Transporte von Möbeln u. s. w.), wodurch allerdings eine gewisse Moralisation des Gemeinsten erzielt werden mag. Ist nun die Erscheinung der ökonomischen Associationen in Frankreich kein Spiel der Willkür, hat sie eine Wurzel in den Nationalzuständen, dann verdient sie gewiß eine tiefere Betrachtung, eine andere Behandlung, als ihr bisher zu Theil geworden ist. Was man bisher vorschlug und wünschte, ist nichts als die Macht, jeden Verein in der Geburt zu ersticken; es ist auch nicht ein einziges Mal davon die Rede gewesen, den spielenden Bildungstrieb auf gesetzliche Bahnen zu leiten. Ohne dieses kann aber das schärfste Gesetz nicht für die Dauer wirken; die Polizei be-

*) Siehe Dingler's polytechnisches Journal, XLVIII.

ginnt den Hydrakampf, jedes Haupt, das vom Rumpfe gelöset wird, droht aus dem kleinſten Blutstropfen friſch emporzuſchießen.

Hier offenbarte ſich wieder einmal recht deutlich, wie ſehr der modernen Politik zu dem Worte, das alles löſet, laufen, ſtürzen, ſpringen macht, noch das Wort fehlet, welches das Gelöſte wieder auf eine neue und beſſere Weiſe zuſammenfügt und geſtaltet. Namentlich zeigte ſich ſehr beſtimmt, wie ſehr unſrer Staatswirthſchaft die Ahnung des organiſchen Princips der Volkswirthſchaft noch abgehet. Die Geſchichte lehret zur Genüge, daß das Gewerbe die Nation organiſirt. Wie anders iſt ein Hirtenvolk, wie anders ein Handelsvolk; welche eigenthümliche Züge bekommt jede Nation durch die Miſchung der Gewerbe! Dieſer aus der Wirthſchaft hervorgehende eigenthümliche Geiſt kann keinen Augenblick aufhören zu leben und ſodin ſich organiſch zu äußern, und die Polizei hat nur die nöthige Nachhülfe zu leiſten, die Hinderniſſe zu beſeitigen, die Abwege zu verſperren. Aber von allem dem findet ſich in der Staatswirthſchaftslehre nicht die mindeſte Andeutung. Die Schule der Merkantiliſten erhebt die Oekonomie zur roheſten Geldſchneiderei, die Phyſiokratie ſpannt das Volk auf das Prokruſtesbett ihrer engen **Ordre naturel** und das Induſtrieſyſtem geht mit Vorſicht Allem aus dem Wege, was Zweifel an der Zulänglichkeit des natürlichen Eigennutzes erregen könnte. Hat doch A. Smith aus dem freien Schalten des Eigennutzes, aus der **bloßen** Concurrenz auch die beſte Erziehung und Bildung der Nationen erwartet. So iſt es freilich kein Wunder, daß bei einer ſo langen Debatte kein Wort über die Bedeutung des ökonomiſchen Aſſociationsgeiſtes ausgeſprochen wurde, und daß überall diejenigen Stimmen, die von der Aſſociation eine tiefere Vorſtellung errangen, nur entweder die Wiederherſtellung des verſchwundenen Communal- und Zunftweſens oder den Verſuch abſtrakter Ideale begehrten. Wie brüſten ſich diejenigen, die zu dem alten Aſſociationsweſen rathen! Sie vergeſſen ganz, daß die frühzeitige Ertödtung des Lebensgeiſtes die alten Orga-

nismen ursprünglich in Staub sinken macht. Obgleich nämlich die Commune im Mittelalter sich organisch ordnete, obgleich die Abtheilung und Verbindung der Einwohner aus dem Leben hervorquoll, so war die Form doch nur auf den Moment berechnet, ohne Fähigkeit, den zukünftigen Veränderungen sich leicht anzuschmiegen. Eine Umkehrung der Vermögensverhältnisse machte die Stadtverfassung unpassend, eine Neuerung in den Gewerben untergrub das Zunftwesen. Diese Unverbesserlichkeit der mittelalterlichen Organisationen hat dieselben im Voraus der Zerstörung geweiht, und diejenigen, welche die Gegenwart damit fördern wollen, denken todte Rosse an den Wagen der Zeit zu spannen! Weise erscheinen sie nur im Vergleich zu jenen absoluten Organisateurs, welche in dem Un- und Antihistorischen eben das Merkmal des Vernünftigen erkennen. Der Wahrheit sind sie jedoch weit hinderlicher, weil sie durch die todte Schale den lebendigen Kern in Verruf bringen.

Je weitgreifender diese Rügen sind, desto nothwendiger ist es, Andeutungen über die wahre Organisation der niedern Lebenskreise zu geben, damit nicht diejenigen ein scheinbares Recht bekommen, welche den Schlüssel der modernen Zustände verloren glauben und keinen Ausgang aus dem Irrsal für möglich halten. Man halte es mir daher zu Gute, wenn ich nun den Blick von der Erscheinung der ökonomischen Associationen Frankreichs wegziehe und zu den mir sichtbar gewordenen Grundlinien einer wahrhaften „natürlichen Ordnung" des niedern gesellschaftlichen Lebens erhebe.

I.

Es ist keine Ueberschätzung der materiellen Bestrebungen, wenn die Oekonomie als die Trägerin des gesammten Volkslebens betrachtet wird. Die ganze Geschichte, nicht bloß der Völker, sondern auch der Natur, redet dieser Betrachtung das Wort. Ein Blick in den Staat der Bienen oder der Termiten bekundet uns, wie das Grundprincip der gesellschaftlichen Organismen bei allen lebenden Wesen von der Oekonomie ausgehet.

Vereinigung der Einzelnen zu wirthschaftlichen Zwecken ist

aus diesem Grunde die Basis aller gesellschaftlichen Bildungen, die Wurzel aller höhern Entfaltungen. Adam Smith spricht nur von den Vortheilen der Theilung menschlicher Thätigkeiten; aber ohne Vereinigung der Menschen ist gar keine Theilung der Arbeit möglich! Vereinigung der Arbeitenden erlangt sogar die Kraft, ein Kapital zu ersetzen. In Irland dient ein Pflug mehrern Bauern *).

II.

Alle ökonomische Vereinigung beruht auf einem gemeinschaftlichen Interesse; so viele Interessen gemeinschaftlich werden können, so viele Keime von Vereinigungen lassen sich denken. Man stellt sich irrig vor, daß Associationen nur in Städten heimisch sein können, auch das flache Land bietet ein weites Feld für mancherlei Associationen. Was sind die Hagelversicherungsanstalten, die Gemeinheiten aller Art anders, als ländliche Associationen?

Die Associationen zerfallen jedoch in zwei Klassen dergestalt, daß die Associationen der zweiten Klasse in den Associationen der ersten Klasse eingeschachtelt gedacht werden können. Das Interesse ist nämlich entweder ein verschiedenen Menschenklassen durch das Zusammensein gemeinsames, oder aber ein die Menschen gleicher Art verbindendes. Aus dem ersten Interesse entspringt eine Commune, aus dem andern eine Corporation, eine Zunft oder Innung.

III.

Eine Commune ist in der That eine ökonomische Association, denn die Glieder derselben wollen an einem gewissen Orte nicht nur wohnen, sondern auch daselbst ihren Unterhalt finden. Gehen wir in die dunkelsten Zeiten zurück, so tritt das Wesen der Commune als einer ökonomischen Association auf das deutlichste hervor. Im alten Germanien war der Boden ein Eigenthum der Communen, und die Communalobrigkeit vertheilte ihn nach gewissen Berechtigungsverhältnissen unter die Einzel-

*) Steinlein, Volkswirthschaftslehre, I. 324.

nen zur Bestellung und Benutzung. So sagt Cäsar: Magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque, qui una coierint, quantum et quo loco visum est agri attribuunt. Und Tacitus meldet: Agri pro numero cultorum ab universis in vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur. Auf dem Hundsrück kommt es in vielen Gemeinden noch vor, daß jährlich ein Theil der Flur durch das Loos vertheilt wird *). In dem Fürstenthume Lowicz gab es nach Krug **) im Anfange dieses Jahrhunderts noch kein absolutes Sondereigenthum, sondern die Obrigkeit vertheilte noch jährlich die Ländereien unter die Einzelnen.

IV.

Es ist daher dringend nothwendig, daß die Commune auch als eine ökonomische Association behandelt werde. Dieser Gesichtspunkt kann aber nur alsdann geltend gemacht werden, wenn der Commune nachgelassen ist, für ihr Interesse selbständig zu sorgen, wenn sie nicht Alles aufnehmen muß, was sich irgend zu ihr meldet und ihr nur Verarmung oder Demoralisation zuführen kann, und wenn sie die Uebersetzung reinlokaler Erwerbe und andres Nachtheilige zu behindern vermag. Leider haben in wenigen Ländern die Communen diese Macht, daher die Verarmung, der Unfrieden. Allerdings sind die Communen nur Ringe in der großen Kette, die wir Staat nennen, und es dürfen die Ringe sich nicht absondern, ohne daß die Kette zu existiren aufhöre; aber nur ein Thor kann glauben, die Kette zu verstärken, wenn er die Ringe schwächt. Bestimmt das Gesetz genau, wie weit die Commune in ihrer selbständigen Wirksamkeit gehen kann, wird die Organisation der Communalbehörde nach dem Communal- und Staatsinteresse zugleich ausgeführt, so darf man nicht fürchten, daß, wie im Mittelalter,

*) Rau, politische Oekonomie, 1. Bd. 2. Aufl. S. 202.

**) Geschichte der staatswirthschaftlichen Gesetzgebung in Preußen, 1. 188.

jede Stadt wieder ihre eignen Mauthen, Gesetze, Waffen u. s. w. annehme, daß enger Krämergeist und Spießbürgersinn in den niedern Regionen des Volkslebens walte.

V.

In dem Kreise der Commune bilden sich nach den verschiedenen Interessen einzelner Einwohnerklassen verschiedene, specielle Vereine. Diese Vereine müssen der Communalgewalt durchaus untergeordnet sein, sonst bedrohen sie das Communalinteresse. Es ist daher selbst auf die physische Macht dieser Vereine zu sehen. Die Handwerker-Corporationen wachsen in England sehr oft der Commune über den Kopf, und dann stellen sich die empfindlichsten Nachtheile ein. So mußten die ersten Strumpfwirker in Kellern arbeiten, ihre Waare in bedeckten Körben zu Markte tragen; so wenig war die Commune im Stande, die Zunft der Strumpfstricker niederzuhalten. In neuern Zeiten konnte die Communalgewalt von Leeds lange nicht die Fabrikarbeiter hindern, die Gigmills niederzureißen, wenn die Fabrikanten sie einführen wollten *). Ferner müssen diese Vereine auch in keinem Falle auf irgend einem Zwange beruhen. Kein Gewerbsmann muß zum Eintritt in irgend eine Zunft verpflichtet werden. Von der Art sind die englischen Zünfte. Dieselben sind nur Wählerinnen der Behörden, aber keine Monopolistinnen in den Gewerben. Man kann treiben, was man will, ohne in eine Zunft einzutreten, und will man Corporationsrechte genießen, so kann man sich jeder Zunft anschließen, welcher man sich immer anschließen will **).

VI.

Die Aufgabe der speciellen Vereine ist die Besorgung ihres speciellen Interesse, soweit dasselbe mit den bestehenden Gesetzen und Rechten sich vereinbaren läßt. Es kann jedoch denselben von der Commune unter gehörigen Vorsichtsmaßregeln auch ein

*) Nemnich, Reise nach England, S. 179, 213.

**) Forster, Ansichten vom Niederrhein, Holland und England, III. 39.

Mehreres eingeräumt werden. Das Schönste, was specielle Vereine leisten können, besteht in der nöthigen Polizei des Betriebes. Obgleich die Art und Weise der Production ganz frei gelassen werden muß, so darf doch keinerlei Täuschung des Publikums, keinerlei Betrug geduldet werden. Gewiß ist es kein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß die öffentlichen Ankündigungen, die Fabrikzeichen der Waaren nichts als Lügen enthalten. Solange die Polizei in den Händen der Corporationen sich befand, ward diese Demoralisation des Gewerbes nicht bemerkt. Warum sollte man den freien Vereinen nicht das schönste Recht der Zünfte übertragen können? Am Ende leiden ja auch die redlichen Producenten durch diese unsittlichen Kunstgriffe am allermeisten. So ist es bekannt, daß Birmingham vor dreißig und mehr Jahren den Continent mit Knöpfen versorgte, nachdem es die französischen Fabrikate dieser Art überflügelt hatte. Der Credit der Waare verlor aber auf einmal durch die Betrügerei, die sich zwei Fabrikanten im Plattiren erlaubten. Sofort setzten die übrigen Fabrikanten Alles in Bewegung, um die Merkmale des Betruges zur öffentlichen Kunde zu bringen und das Zutrauen zu den Birminghamer Waaren zu retten*).

VII.

Am schwierigsten ist wohl die Frage zu beantworten, ob die Innungen die Rechte städtischer Mittel erhalten sollen und ohne Nachtheil für die Commune Deputirte in der Communalversammlung und Communalregierung haben dürfen? Die englischen Corporationen sind geradezu die Grundlagen der Gemeindevertretung; wenn sich aber bedeutende Mängel in dem Gemeindewesen darstellen, so ist der Grund wahrscheinlich doch nur darin zu suchen, daß die Corporationen in keinem Gleichgewichte zu einander stehen und daß auch das Verhältniß der Corporationen zu den activen Bürgern, die es durch ein gewisses Grundvermögen sind, nicht gehörig bilancirt wurde. Bekanntlich mußte die Aachner Stadtverfassung im vorigen Jahr-

*) Remnich a. a. O. S. 103.

hundert abgeschafft werden, weil die Zünfte als die eigentlichen Stadtmittel eine wahre Tyrannei ausübten, und Alles aus dem Stadtgebiete entfernt hielten, was nur irgend dem Handwerke nachtheilig scheinen konnte. Auf diese Weise wurde die Tuchfabrikation im Großen aus dem Umkreise der Stadt in die angrenzenden niederländischen Dörfer vertrieben, zum momentanen Vortheile einiger Hände, zum bleibenden Nachtheile der Gesammtheit *). Inzwischen ist auch in dieser Communalverfassung kein gehöriges Gleichgewicht der Bestandtheile und Kräfte erzielt gewesen. Unbedingt kann man kaum gegen die Vertretung der Corporationen sein, weil sie am besten die Niedersten an bürgerlicher Ehre und Würde Theil nehmen läßt; doch darf man gewiß eine solche Einführung der Corporationen in die Gemeindeversammlung nur dann empfehlen, wenn für ein gehöriges Gleichgewicht der verschiedenartigen Interessen und Kräfte Sorge getragen wurde.

VIII.

Soll jedoch irgend eine Corporation zu solcher Erhebung gelangen, so muß sie eine moralische Kraft in sich tragen. Daher ist allerdings die Art des Interesses erst von der Commune zu prüfen. Absolute Associationsfreiheit ist nichts als freies Spiel auch für die Diebsbanden, wie sie London zählt, und für Bettlervereine, wie sie nun selbst in Canton unter dem Namen der himmlischen Blumen an das Licht kommen. Ferner ist auch zu sehen, daß in jeder Corporation die innwohnende moralische Kraft der physischen gewachsen ist. Unsere Väter gaben nicht zu, daß die untergeordneten Theile eines Ganzen sich zum Ganzen erhoben, sie wollten keine Coalition der Hände oder Füße gegen den Kopf. Aus diesem Grunde war denn auch eine jede Zunft oder Innung aus allen Gliedern eines gemeinen Interesses, aus den Meistern, Gesellen und Lehrlingen zusammengesetzt. In Frankreich und England kommen jedoch immer mehr Coalitionen der Handarbeiter ohne Zutritt der

*) Forster a. a. O. I. 180.

Brodherren zu Stande; von ihnen kann aber nichts als rohe Gewalt erwartet werden. Ein gewisses humanes Gefühl wirft sich zum Vertheidiger dieser Coalitionen auf, weil man die arbeitende Klasse als das Opfer der Fabrikherren ansieht und den Anspruch eines menschenwürdigen Lohnes für gerecht erkennt. Doch dürfte wohl von allen Mitteln, der arbeitenden Klasse einen festern Halt im bürgerlichen Leben zu geben, keines unwirksamer, gefährlicher sein. Man lasse die rohen Kräfte sich coaliren und schalten, und man wird bald sehen, daß nur Zerstörung des Gemeinbesten für sie vortheilhaft ist. Als die blinden Volkshaufen Englands die Fabriken zertrümmerten, wurden sie etwa aufgehalten durch die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, die ihnen durch Broughams Feder die großen „Resultate des Maschinenwesens" vor die Augen stellte? Der Lordkanzler hatte gut sagen, daß bei schlechtem Erwerbe die Maschinen beschränken dem Holländer nachahmen heiße, der seinem Esel einen Stein in den leeren rechten Korb legte, wenn er an dem vollen linken zu schwer trug *); die Ludditen legten die Steine nicht nieder, die sie in die Fabriken warfen. Die beste Neuerung wird an diesen Coalitionen ihre Gegner finden, selbst wenn die Mitglieder die staatswirthschaftlichen Novellen der Miß Martineau lesen sollten. Als eine Straße über die Andes angelegt werden sollte, protestirten dagegen die Menschen, die bis dahin in Tragkörben die Reisenden über das Gebirge geschafft hatten. Man gestatte Coalitionen der Arbeiter, und man wird täglich Aehnliches erfahren.

*) Resultate des Maschinenwesens, Lübeck 1833, S. 161.

Schleiermacher als Kanzelredner.

Von Dr. F. G. Kühne.

Deutschland hat in nicht geraumer Zeit manchen seiner großen Männer zur Gruft begleitet, hat ihm seine Leichenrede gehalten, und ist dann in seine bürgerlich-familiäre Beschränkung mit der ihm eigenen Genügsamkeit und mit dem beruhigenden Troste heimgekehrt, der Entschlafene würde, da er seiner Zeit genug gelebt, auch fernerhin seine Bewunderer finden. Je mehr der Wirkungskreis eines bedeutenden Mannes in sich abgeschlossen erscheint, desto mehr Befriedigung mag auch der Glaube in sich fassen, daß der Name desselben in dieser oder jener Sphäre, in welcher er sich besonders wirksam erwies, fortbestehen werde: Schleiermachers Leben aber war ein Fragment. Wie sich auch seine Persönlichkeit in ihrem ganzen, nur irgend möglichen Umfange ausgeprägt und vollendet haben mochte, so strebt er doch seiner innersten Natur nach einer Welt zu, die Zeit seines Lebens keineswegs zur Erscheinung gekommen war. Was er in der kräftigsten Blüthe seines Mannesalters von sich selber sagte, daß sein äußeres Dasein niemals von allen Seiten sein inneres Wesen vollendet darstellen werde, das kann nur auf jene verborgene geistige Welt bezüglich verstanden werden, in deren innerem Zusammenhang er bereits stand, und die er auch äußerlich hervorzurufen bestrebt war, so lange und so weit es die Umstände zuließen. Freilich mochte ihm auch sein eignes Ich nie für so abgeschlossen gelten, wie es uns fertig vorliegt. Jene Ruhepunkte, die in gewissen Jahren dem Individuum zum Ueberblicken seines vergangenen Lebens und zum Genießen seiner selber

verstattet sind, kannte Schleiermacher nicht, denn aus der Vergangenheit seines eignen wie des Völkerlebens nahm er sich nur die Gewähr niß für eine noch schönere Zukunft heraus, und in der Hoffnung auf eine solche hielt die drängende Ueberzeugung, es müsse sich gestalten, es müsse kommen und werde die Geburtsstätte finden, seine Lebenskräfte in fortwährender Spannung und in jener rastlosen Thätigkeit, die wir noch an dem Greise bewunderten.

Immer aber, wo sich eine Natur in solcher Vielseitigkeit ergeht, wie es bei ihm der Fall war, wird uns der Genuß geboten, einen vollen Menschen zu erblicken, der ein Repräsentant seines ganzen Geschlechts wurde und im Reflexe eines besonderen Standpunktes und besonderer Zeitverhältnisse die Menschheit abspiegelt. So war Schleiermacher, während der deutsche Gelehrte so oft nur die Speiche eines Räderwerkes ist, ein volles, selbständiges Getriebe, dessen Fugen fast in alle Gebiete des menschlichen Wissens hinübergriffen und mit dessen Reichthum man ein ganzes Zeitalter ausstatten könnte. Das Gelüst, das den Geistlichen nicht selten beschleicht, sich in der Sphäre der Gottesgelahrtheit ein abgesondertes, bevorzugtes Wesen zu dünken, kannte er nie, denn sein Gemüth war zu umfassend, als daß er bloß Theolog hätte sein können. Mensch war er im Kleinsten wie im Größten, im Heitersten wie im Tiefsten, und Priester wurde er nur, weil ihm die Gotteserkenntniß die bedeutsamste Aufgabe des menschlichen Geistes schien. Gleich sehr aufmerksam auf dasjenige, was sich in der Kunst erzeugte, für die er sich nur um deswillen das ausübende Talent absprach, weil er nicht umhin könne, aus ihren Werken sich bloß das Menschliche zu erlauschen, das für die innere Gemüthswelt eine neue Offenbarung geben möchte, merkte er auch als Bürger des Staates im Stillen behutsam auf die Zeichen der Zeit und wußte stets sich ihre Regungen auszulegen, denn sie deuteten ihm alle auf eine herrliche, vielleicht nahe Zukunft. Als ein verwegener Nationalfeind in der Hauptstadt Preußens sein empörendes Spiel trieb, war Schleiermacher der einzige Patriot,

der seine Stimme laut erhob, die furchtsamen Gemüther um sich versammelte, kräftigte und in Spannung erhielt. Das wußte man auch bis zum Throne hinauf, wie bis zu den untersten Kreisen der Gesellschaft hinab, und während man später auf der einen Seite vergeßlicher scheinen wollte, so schreibt sich doch andrerseits aus jener Periode sein großer Einfluß her auf die Stimmung des Volkes, so daß es nicht verwunderlich zu nennen war, wenn wir mehr als dreißigtausend Menschen seiner Bahre folgen sahen. Viele wußten freilich nicht mehr um den Zusammenhang des Mannes mit der politischen Bewegung der früheren Zeit; aber wie eine geheim. Mahnung war über Alle das Bewußtsein gekommen, man begleite hier einen großen Propheten zur Ruhestätte. Die früheren Andeutungen der Begeisterten aus jener Zeit und ihre damalige Hinweisung auf ihn mußte sie in der Erinnerung ergriffen haben, und den Verlust, den nicht bloß die Wissenschaft, auch das deutsche Volk erlebte, ahnen lassen. Daß damals die Formen des Staates, welchem Schleiermacher angehörte, zusammenbrachen, und Alles zerfiel, an dem sich der Hochmuth irdischer Größe emporgerankt, das war gut und heilsam, denn es lieferte nur den Beweis, daß es mit solcher künstlich gezimmerten Größe gar schwach stehe und Alles vielmehr wie ein Naturgewächs aufsteigen müsse aus dem Schooße des gesammten Volkes, das Große zumal und das Bedeutsame. Warum schlossen sich seit jener Zeit vornehmlich die höheren Stände an ihn und lauschten an geweihter Stätte, in gedrängten Schaaren versammelt, vorzüglich auf seine Rede? Er war nicht der Mann, der den Großen schmeichelte. Lange Zeit vom Hofe verkannt, hatte man der Länge seines Lebens, nicht der Größe seiner Verdienste einen kleinen Tribut der Huldigung gezollt; er selbst war nie bei Hofe erschienen: aber in jener Zeit, als die geschminkte Pracht der vornehmen Welt zusammenbrach im Drange des Krieges oder schon unter dem Fluche jenes Friedens, der ein langsam ermattender Krieg zu nennen war; damals als die Blöße des Menschen herausguckte aus den prunkenden Kleidern der höheren Stände, da kam man

zu ihm, denn er glaubte auch an eine Größe, eine Größe des innern Menschen, die sich allmächtig im Stillen erbaut und wenn die Zeit reif ist, in die Erscheinung tritt; er zeigte auch einen Adel auf, einen Adel der Gesinnung und der denkenden Vernunft, den sich freilich der scheinbar Kleinste und äußerlich Geringste in gleichem Maße aneignen darf und kann.

Schleiermachers Zusammenhang mit den Bewegungen der Zeit läßt sich jedoch in spätern Perioden seines Lebens nicht weiter verfolgen; derselbe wurde ihm bald verübelt, verkümmert und förmlich untersagt. So sehen wir denn hier zuerst in einer Seite seines Wesens etwas von außen her Gebrochenes, und selbst sein Eingreifen in die äußere Leitung kirchlicher Angelegenheiten war bei dem Widerstande, den er häufig fand, nicht immer von Erfolgen begleitet, die ihm wünschenswerth und erfreulich sein konnten. Selbst im Spätherbste seines Lebens führte er gegen die Domagende einen vergeblichen Kampf, den er endlich aus Ueberdruß kurz abbrach, indem er die Liturgie anzunehmen sich entschloß, und gleichwohl die Erklärung abgab, daß in der bloß äußerlichen Annahme eines kirchlichen Symbols keineswegs seine innere Ueberzeugung an den Tag gelegt sei. Dieser Sophismus ist ihm von seinen Widersachern schwer angerechnet; es liegt aber in dieser scheinbaren Seltsamkeit seines Verfahrens ein tiefer Grundzug seines Wesens, indem er der Meinung war, daß mit der Versagung des äußeren Handelns dem Menschen keineswegs schon deshalb auch die innere That, die That des Bewußtseins versagt werde. Und in verwickelten Zeitläuften erweist es sich allerdings als eine nicht seltene Erscheinung, daß im Individuum schon eine volle Welt der Wahrheit herangereift ist, während im weiten Umfang des gesammten Lebens die Lüge, mit allen Schrecken der Finsterniß gewappnet, noch immer festen Schrittes umherwandelt. Nicht immer der Einzelne, auch die Zeit trägt mitunter die Schuld des Widerspruches. Wenn ich aber sagte, Schleiermachers Erscheinung sei ein Fragment geblieben, so geschah es zuvörderst in dieser seiner Beziehung zu den Verhältnissen des öffentlichen

Lebens. Seine Hoffnung und seine Zuversicht stand nach wie vor hellleuchtend in den Blicken seines der Zukunft zugewandten, still lauschenden, sicher berechnenden Auges; allein die Hand war ihm gebunden, um aufzuzeichnen, was er als prophetischer Bürger der Zukunft schaute. Nicht daß eine Zeit in ihren alten Kreisen, wenn es nämlich noch die ihrigen sind, fest beharrt, ist das Beklagenswerthe, sondern daß sie, was aus ihr selbst hervorgeht, nicht weiter zu fördern vermag und zu der Blume auf ihrem eignen Beete sagt: halt ein mit deinem Wachsen und Blühen! Was bleibt da anderes übrig, als die keusche Stille des Gedankens, der in aller Versöhnung mit Gott und Welt sich einsam in sich selber vollendet, wenn ihm sogar auch die gemeinschaftliche Heranbildung versagt sein sollte. Eine solche Gemeinschaft, ein reines, geistiges Bündniß der innerlich Verwandten erstrebte aber Schleiermacher, und in diesem Zusammenhange fühlte er sich getragen und gekräftigt, wie denn überhaupt die Seele, weil sie Ton ist und Töne sucht, überall zu allen Zeiten, und wäre es ganz versteckt, ihre Akkorde findet.

Schleiermacher gehört in der ganzen Art und Weise seiner Eigenthümlichkeit zu der Reihe jener Männer, wie sie der Geist des vorigen Jahrhunderts in seiner Schlußperiode hervorrief und in den ersten Decennien des laufenden Säculums noch in voller Wirksamkeit erblickt. Fichte als Denker, Wolf als Kenner der griechischen Schönheit, Göthe als dichtendes Individuum und Schleiermacher als Vertreter der Religion, schließen sich gewissermaßen zu einem Zirkel aneinander, indem sie sämmtlich, jeder in seiner Sphäre, die Gebiete des geistigen Lebens an ihre Persönlichkeit knüpften und jene in dieser bedingten. Es war die Heroenzeit des deutschen Lebens, das Zeitalter der Ichheit, wo die Objekte nur insoweit geltend wurden, als sie dienerisch der Subjektivität, die sich an die Spitze des Daseins stellte, förderlich waren. Fichte's Lehre war nur der bewußte Ausspruch dessen, was sich praktisch an den großen Figuren der Zeit entwickelt hatte. Nicht die geistigen Ursubstanzen kamen zur Erscheinung, denn man traute der Wirklichkeit auch im Ganzen

und Großen nicht zu, daß sie die Wahrheit zu umfassen vermochte; an das Walten eines göttlichen Geistes, der über das gesammte Geschlecht ausgegossen sei, glaubte Niemand, und in der Person Christi sah man nur einen Weisen seiner Zeit, nicht die für ewig geltende Bethätigung, daß sich im Menschlichen ein rein Göttliches vollenden könne. Während so die vorhandenen Potenzen des geistigen Lebens, weil sie nicht zur Anerkennung kamen, keinen Haltpunkt boten, blieb nur das eigene Ich übrig, um bei dem Schwanken der ganzen Welt im Strom des eitlen Daseins nicht zu zerfließen. Die Selbstbeschauung wurde die Aufgabe der Zeit und das einzige Heil, um von der Hülle des Vergänglichen sich abzulösen und ein ewiges Leben schon hienieden zu beginnen. „Nicht über das klage, was vergeht, nicht um das sorge, was kommen würde, sondern dich selbst suche nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen.“ Das war das Stichwort, in welchem sich die Weisheit jenes Zeitalters gefiel. Schleiermachers Monologe gehören zu den Dokumenten der damaligen Lebensstimmung. Auch in Bezug auf seine spätere Wirksamkeit als Theolog blieb Schleiermacher eine Ergänzung Fichte's. Wie dieser weidete er sich an der Freiheit des Ichs, das der Nothwendigkeit in der Materie der Welt und Natur gegenüber, in dem Fluidum seines selbstigen, frei schöpferischen Wesens den Begriff der Wahrheit findet. Construirte aber Fichte diese innere Freiheit rücksichtslos auf die objektive Welt, so betrachtete Schleiermacher als Redner der Religion den Conflict derselben mit der von außen, von der Welt oder dem Gesetz, kommenden Gebundenheit. Wie jene trotz dieser bestehe, war das Lieblingsthema seiner Kanzelreden, und in der dialektischen Durchführung dieser Gegensätze feierte seine Rednerkunst ihre glänzendsten Triumphe. Selbst wenn der freie Wille des Individuums fortwährend und in jedem Momente seiner Aeußerung sich an der Schale der Welt gebrochen fühlt, er muß, nach dieser Philosophie des Ichs, wenn er nur nicht erlahmt, und seine Ohnmacht selbst bezeugend sich von der Materie über-

wunden glaubt, in sich fester, geschärfter, besonderter, das Individuum muß in dieser Reibung, selbst wenn es nie siegreich durchdringt, individueller, die Persönlichkeit nur immer persönlicher werden. Zu dieser Manier des Negirens und dieser Entleerung alles positiven Gehalts möchte die Spitze jener Lehre allerdings auf gefährliche Weise auslaufen. Gleichwohl blieb Schleiermachers Natur immer im Zusammenhange mit dem Ganzen, denn er hatte ein für allemal im Selbstbewußtsein den Punkt entdeckt, wo das Individuum sich nicht als Einzelwesen, sondern als Reflex des Allgemeinen erfaßt und das Bewußtsein der ganzen Menschheit in sich laut werden fühlt. Diese Unruhe seines Geistes, die ihn stets zu neuer Beweglichkeit trieb, um im neuen Stoffe sich wieder zu erfrischen und zu erkräftigen, erhielt sich allerdings nur in fortwährender Spannung, um sich und sein eigenes Wesen so viel als möglich im kurzen Leben vollkommen auszuprägen; aber es war nicht Selbstsucht, was ihn trieb und belebte, denn er erstrebte Alles nur, um es mitzutheilen, und in der Einsamkeit seines Ichs fühlte er sich unglücklich. Geben und Empfangen war seine höchste Lust, sich in Anderen wiederzufinden, wie Andere in sich, seine liebste Freude. Seine Kampflust, die bei dem scheinbaren Hang zum Negiren allerdings vorherrschend bei ihm war, wollte nur den Prozeß herbeiführen, den er dem Gegenstande gegenüber begann, um ihn sich zu assimiliren oder ihm einen Gesichtspunkt abzugewinnen, von welchem aus er nach seiner Weise ihn auffassen konnte. Dann war er ruhig und strebte Weiterem nach. Niemals konnte er, nach seinem eignen Geständniß, plötzlich hingerissen oder eingenommen werden; immer fing er an zu zersetzen und oft mit einer fast zähen Analyse alle Bedenklichkeiten abzuwägen, um sich allmälig in den Inhalt der Sache hineinzuversetzen. Und wie er als Mensch war, so zeigte er sich auch als Verkündiger des Christenthums. Nie war er trunken im Anschaun der göttlichen Liebe, nie entzückt von der Gottähnlichkeit der Menschennatur, noch sprach er schmeichlerisch gewandt von der Versöhnung des Endlichen und Ewigen im letzten Opfer Christi. Die süßen

Schauer des Pietismus vermied er in den Gemüthern zu erregen; vielmehr zeigte er, wie ein Jeder den Versöhnungsakt erst selbst an sich zu vollziehen habe, sonst sei er nicht da für ihn im Reiche der Wirklichkeit. Nicht eine Fackel, die jäh lodernd, schnell erlischt, eine ewige Leuchte wollte er anzünden, und indem er, alle Mächte des Innern zum offenen Kampfe aufrufend, auch den ungläubigen Verstand zu Worte kommen ließ, bis sich derselbe in seinen eigenen Fallstricken fing, war nichts anderes das Ziel seiner kunstgewandten Rede, als eine Umwälzung des ganzen inneren Menschen. So wurden seine Predigten psychologische Abhandlungen; den Bibeltext zog er nur heran, um an ihm die Natur des Menschlichen zu beleuchten. Höchst selten gab er, was er gedacht, als Resultat hin, um es als Festes und Fertiges aufzustellen. Alles entstand ihm erst im Strome der Rede, immer ließ er die Art des Ger innens, den Prozeß seines Denkens schauen, und man erlebte, wie Alles in ihm entstanden, von neuem in sich selber; indem er sich selbst erst zu überzeugen schien, überzeugte er Andere. Dies war die Maxime des großen Redners, durch die er wunderartig wirkte. Stets nahm er Partei für den des Heils Bedürftigen und zog mit ihm aus, um die Wahrheit zu suchen. Nie erschien er auf der Kanzel als der Senator, der die Offenbarung proklamirt; immer war er der Tribun des Volkes, der in dessen Namen sich erhebt, um das geheimnißvoll verschlossene Buch des Lebens zu entsiegeln. In seiner Stimme, die schon immer hell und durchdringend zu nennen war, lag ein schmetternder Ton, wenn er sein Veto ausrief über alle Gesetze der Welt, wenn sie von außen kamen und der Buchstabe sie gab, der da tödtet. Der sinnende, still berechnende Blick seines klugen Auges leuchtete dann wie ein zündender Blitz, in seine mäßige Aktion, die sonst im Wellenschlag der Rede kaum aufzukommen vermochte, ging die Bewegung seines Innern dann über, und die kleine, wundersame Gestalt des Mannes schien aus sich selber herauszuwachsen, wenn er sich über den Rand der Kanzel bog, um einem Jeden an's Herz zu klopfen und im verborgensten Winkel des

Innern eine Stimme aufzurütteln, die ihm sonst Niemand erweckte. In diesem innigen Wechselverkehr mit Allen und Jedem konnte Schleiermacher denn auch nichts verhehlen, was in seiner eigenen Brust geschrieben stand. Offen und frei, wie er war, ließ er selbst die Zweifel aus und ein in seine große Seele und gab sie alle preis, in der sichern Zuversicht, die leuchtende Vernunft und die wärmende Liebe werde sie doch besiegen. Niemals hat er Himmel und Hölle gepredigt, um die Gemüther zu betäuben. Vielmehr zeigte er Jedem beides in seinem eigenen Busen, riß ihn los von aller Furcht vor einem Jenseits und machte ihn, indem er ihm sein Geschick in die Hand gab, zum freien Gesetzgeber seiner selber. Die Freiheit hat er dem innern Menschen bis zu dem Umfange vindicirt, wo sie Willkür zu werden droht, und wenn wir in der Wissenschaft der Theologie ihm mit der Bezeichnung eines Psychologen seine eigenthümliche Stellung anweisen möchten, so war auch vielleicht unter seinen Zeitgenossen Niemand, der so wie er die evangelische Freiheit in sich personificirt hätte.

Indem wir so des Mannes Bedeutsamkeit hervorheben, möchten wir doch auch zugleich die Bemerkung einfließen lassen, daß der ganzen Natur seines Wesens nach ein Verbreiter seiner Lehre unmöglich scheint. Wer Schleiermachers Schüler sein wollte, müßte zugleich ein Meister in sich selber sein und sich des innern Wesens der Menschheit vollauf bemächtigt haben. Ohne die tiefste und die schärfste Selbsterkenntniß würde er die Freiheit des Ichs, wie sie Schleiermacher verkündete, in eine zähe Negation der absoluten Offenbarung verkehren, und somit keinen Fortschritt, vielmehr eine Rückkehr in den Rationalismus hervorrufen. Daß die Freiheit die Nothwendigkeit in sich selber trage, daß das Ich in seiner völligen Losgebundenheit von aller Autorität, doch nirgends anders als in der offenbarten Christuslehre, die Enthüllung seines eignen Wesens und die Lösung seiner eignen Geheimnisse finden könne, davon zeigen sich in Schleiermachers Schriften, zumal in der Weihnachtsfeier, wohl Andeutungen, allein die volle Durchführung dieses Thema's ist nicht

sein Werk geworden. Die Dogmen sind von ihm nicht immer zu Ende gedacht, sowie er den Gehalt der Bibelstellen nicht um ihrer selbst willen erschöpfte, und von der Untersuchung über die Trinitätslehre, den Nerv des Christenthums, hatte er sich bekanntlich völlig zurückgezogen. Wie er die äußerliche, kirchliche Verschmelzung der Lutheraner und Reformirten eifrigst beförderte, so wollte er auch innerlich und geistig den Rationalismus mit dem Supranaturalismus zur Versöhnung bringen und die Endfäden dieser in ihren Interessen völlig durch- und ausgelebten Gegensätze in seiner Person vermitteln. Für sich selber ist es ihm gelungen, weniger für die Wissenschaft. Und wie der spekulativen Theologie dies vorbehalten geblieben, mag hier angedeutet, nicht erwiesen werden. Die Disharmonien des Endlichen und Ewigen im Leben des Geistes aufzudecken, darin zeigte sich die unendliche Bedeutsamkeit seiner dialektischen Schärfe, indem er das Für und das Wider hell beleuchtete und in dem Aufgebot aller geistigen Kräfte, um die Tiefe der Geheimnisse zu erforschen, den ganzen Menschen sich selbst erfassen ließ, selbst wenn ihm das Objekt nicht völlig heraufstieg an das Licht der erkennenden Vernunft. Niemals konnte er sich im vollen Sonnenschein der absoluten Wahrheit wähnen, aber die Versöhnung stand wie ein ferner Himmel hinter Allem, was er sprach, und er deutete auf eine lichte Verklärung hin, als berge sie die Zukunft der kommenden Geschlechter. Ein Priester, hat er am Hügel gekniet und die Morgenhelle mit ihrem Glanz heraufbeschworen. Nebel schwammen noch an dem Fuße des Hügels, es war das schwarzdüstere Gewölk des Mystizismus und die aschfarbene, naßkalte Gräue des Rationalismus; sie stiegen noch immer aus den Thälern bergan, aber der Blitz seiner Rede erlahmte nie, die Nebel zu durchbrechen. Immer der Mann der Bewegung, konnte er bei seinem Haß gegen alle Bestimmtheit, weil er in ihr Verknöcherung des lebendigen Forschens befürchtete, auch die Richtung der spekulativen Theologie nicht theilen, und sein Brief an Lücke zeigte genugsam, daß sein sonst so treffender Blick hier wohl die scharfen Eckseiten der Dinge und

die zur Karikatur benutzbaren Züge herauszufinden wußte, allein sich nicht mehr den Mittelpunkt des Zusammenhangs auffassen konnte. Im Kreise seiner Gemeinde hätte er noch lange segensreich zu wirken vermocht; für die Wissenschaft hatte er sich schon überlebt. In der Dogmatik war ihm überhaupt nicht vergönnt, aus der Beleuchtung der Gegensätze im Gedankenleben herauszutreten, um einen Abschluß und eine Versöhnung zu finden; aber auch die frische Zuversicht auf ein nothwendig kommendes Heil war am Abend seines Lebens nicht mehr in seiner ruhelosen Seele. Selbst in seinen Kanzelreden, deren Wirksamkeit bis an das Ende seiner Tage unausgesetzt groß und bedeutsam anregend blieb, sprach sich das Verneinende in seiner Natur zuletzt immer ängstlicher und skrupulöser aus. Oft enthielt seine Predigt nichts als Wegräumung der Mißverständnisse; im Ablehnen aller vorhandenen Versuche, die Wahrheit fest zu schauen, schien er die Nothwendigkeit eines rastlosen Versuchens nicht mehr mit der heiteren Verkündigung eines dereinstigen Gelingens aussprechen zu können, und das künstliche Gebäude seiner dialektischen Rede glich dann an Dürre dem hölzernen Gerüst, das die kleine Figur des Mannes besteigen mußte, um über die Brüstung der Kanzel hervorzuragen. So waren seine Reden über das Thema des Apostels: „Der Geist erforscht alle Dinge, selbst die Tiefen der Gottheit," Musterstücke des Beschränkens, Motivirens und einer kunstgewandten Deutelei. Und aus eigner Erfahrung darf ich erzählen, daß eine seiner letzten Pfingstpredigten so lähmend auf mich wirkte, daß ich zerstörten Herzens die Kirche verließ und weinend hätte ausrufen mögen: So ist denn doch also alle Offenbarung ein vergebliches Stückwerk, der Geist nicht über die Welt gekommen, weil ja keine absolute Nothwendigkeit, noch die geistig gegenwärtige Wirklichkeit der Thatsache an die Ausgießung desselben geknüpft ist? — Man hatte gehofft, Schleiermacher würde der Mann sein, der das Dilemma zwischen Glauben und Wissen aufzuheben vermöchte: aber auch hier ist seine Erscheinung ein Fragment geblieben. Und wenn er Vielen seiner Zeitgenossen dunkel, wenn nicht gar doppelsinnig

geblieben, so ist davon eben nichts anderes die Ursache, als daß er Größeres und Umfassenderes angestrebt, als er objektiv fertig ausgebildet hat.

Ein Fragment von so großartigen Zügen ist aber kein Stückwerk. Der Münster mit den abgesetzten Thürmen läßt seine Vollendung ahnen. Und wie es ein verfehltes Unternehmen wäre, in dem Greise Schleiermacher die Spuren weiter aufzusuchen, wo das, was er sich als der innern Freiheit schönste Frucht, eine ewige Jugend, frühzeitig angelobt, nicht mehr in aller Heiterkeit zu finden sein dürfte, so will ich vielmehr noch auf einige andeutungsvolle Punkte in seiner vielseitigen Natur hinweisen, wie sich dieselbe in jener Zeit entfaltete, als der Pulsschlag seines innern Lebens der frischeste und kräftigste war. Zuerst möchte ich an den Ideenkreis erinnern, in welchem sich seine Weihnachtsfeier bewegt. Wir sehen hier in einem Familienkreise mehrere Gestalten neben einander, deren jede eine religiöse Richtung vertritt. Am offensten kömmt uns die kleine Sophie entgegen. Ihr emsig regsames Gemüth weidete sich von früh auf an den Mythen des Christenthums, und so wird die still bewegte Seele zur Geburtsstätte des Katholicismus und des Herrnhuterwesens. Ohne bestimmte Einwirkung von außen keimt im Innern des Kindes die Saat auf, die emporgewachsen und hinausgetreten in die große Welt der Erscheinungen jene beiden Extreme in ihrer Wahrheit und in ihrer Verirrung hervorriefen. Nicht nur psychologisch tief, auch dogmatisch bedeutsam möcht' ich's nennen, die Spaltungen der christlichen Sekten so naturgemäß in der ungetrübten Kinderseele ihrem Keime nach aufzuzeigen. In der Figur des Leonhardt ist ein edler Rationalismus dargestellt. Ohne profan zu sein, noch verschlossen für die Offenbarung des Geistes, dringt er auf die Realität der Sache. Indem er die Wunderthaten Christi für eitel Fabelei ansieht, welche die exaltirten Gemüther in der Entzückung der Liebe in sich ausgebildet, und die Person des Jesu von Nazareth ihm in die Reihe der andern tiefbegabten Männer, der Propheten, Johannes des Täufers, der

Jünger, Paulus und der Apostel, sowie der Kirchenväter, eingegliedert erscheint, nimmt er das Christenthum als eine weltgeschichtliche Thatsache, als eine neue Kulturperiode des Menschengeschlechts. In Ernst haben wir dagegen einen christlichen Idealismus personificirt. Er abstrahirt von den historischen Spuren der Erscheinung Christi und läßt es dahingestellt, wieweit die Welt der Wunder, in der sein Leben sich bewegt, eine reelle Basis hatte; aber wie er mit aller Liebe und Hingebung von der Bedeutung des Weihnachtsfestes spricht und das wundersame Gefühl erklärt, in ihm eine aufgehende Sonne des neuen Lebens, einen Frühling des Geistes zu ahnen und zu feiern, so sieht er die Wesenheit und Wahrheit des Ereignisses in der Nothwendigkeit eines irgendwie erschienenen Erlösers. Und wer den Kern in allen Mythen des Christenthums durchgefühlt hat, dem erscheint auch der Vertreter dieser Idee bis in alle Poren und Einzelheiten seiner Persönlichkeit mit einem göttlichen Scheine umstrahlt und in lieblichster Verklärung. — Zur Ergänzung und geistigen Erfüllung dieser Anschauungsweise sieht Eduard in der Feier der Weihnacht nichts als die Feier der Menschheit selbst, und die konkrete Welt der Wirklichkeit kömmt erst zu ihrem Rechte, indem das Kreatürliche des Menschen nicht als das Verlorne, sondern als das Gerechtfertigte erscheint, da sich der Logos in ihm offenbart hat. Nicht das Faktische der Mythe, ihr Sinn ist ihre Wahrheit. Christus ist der Mensch-an-sich, der seine Göttlichkeit in sich entdeckt und weiß. Dieser Akt der Entdeckung des göttlichen Prinzips im Menschen ist aber nur einmal dauernd vollzogen, weil das verworrene und getrübte Leben des Einzelnen dem Scheine verfällt und seinem Blicke die keusche Ruhe nicht gestattet ist, den Punkt der Gottgemeinschaft in sich festzuhalten. — Endlich haben wir noch Joseph zu erwähnen, den stillen Mystiker, dem jede Deutung, jede Rede zu kalt, zu armselig erscheint, und der die Welt beschwören möchte, in der Einfalt der Kinderseele das Wunder ruhig auf sich wirken zu lassen. So sehen wir in dem bedeutsamen Kunstwerk Schleiermachers das Christliche als den Prototyp

alles Denkens und alles Menschenlebens aufgestellt, und es bedarf wohl kaum der Andeutung, daß er in der Sinnesweise Eduards ein Gedankenleben im Keime erblicken ließ, das zur Wissenschaft weiter durchgeführt, die Grundzüge einer spekulativen Religionsphilosophie entwickelt, die Schleiermacher nur in der Ahnung schaute und später verkannte. Die christliche Anschauungsweise, die wir in Ernst skizzirt finden, wurde ganz und gar das Gebiet, in welchem sich Schleiermachers späteres Denken und Fühlen allein heimisch machte; an der Person Christi entwickelte er dies Wesen des Christenthums, die Schwäche des Menschen wohl begreifend, der einer Persönlichkeit bedarf, um sich an ihr aufzurichten. Und ist das gegenwärtige Geschlecht in allen Kreisen seines Daseins etwa weiter, als bis zu dieser Schwäche gekommen, in der auch vielleicht alle seine Liebenswürdigkeit zu suchen ist? Auch im Staatsleben hat die moderne Welt bisher stets der Persönlichkeit bedurft und die Größe jener Römer nicht begriffen, die in den Zeiten ihrer Kraft und Würde nicht den Einzelnen zum immerwährenden Träger des Purpurs machten, sondern einem Begriffe huldigten. Im Begriffe Rom hatte der Römer seine Majestät; das Individuum war nicht fähig, die Majestät seines Staates lebenslänglich zu vertreten. Die Persönlichkeitslehre des Christenthums scheint sich der germanischen Natur in Liebe, Demuth und Hörigkeit so sehr bemächtigt zu haben, daß es uns nun schwer wird, den Begriff, der dem Dinge, und die Idee, die der Welt inkarnirt ist, aus den Erscheinungen des Lebens herauszufühlen. Die Geschichte der Vergangenheit zeigt dies; die Gegenwart ist aber der Wendepunkt zu einer Zukunft.

Es giebt eine Zukunft im Erdenleben und eine Zukunft jenseits. Jene streben wir an in einem dunklen Vorgefühl; über diese phantasirt Jeder, wie er kann und mag. Der gutmüthige Dulder tröstet sich mit einem Jenseits, wo sich Himmel und Hölle separiren; der vermeintliche Naturphilosoph nennt das zukünftige körperlose Leben eine Rückkehr der Erscheinung in die Urfubstanzen der Natur; der illuminirte Glaubensheld

träumt von einer dereinstigen Verklärung seiner kleinen eiteln Persönlichkeit. Schleiermacher war ein zu heller Kopf, um sich und die er belehrte, mit Phantasien der hohlen Abstraktion zu erfüllen. Er setzte das Erdendasein nicht pietistisch angstvoll herab, so daß es nur eine armselige Vorstufe zu einem Jenseits, und ein Diesseits wäre, das nicht werth sei, eigne Zwecke für sich selbst heranzubilden und seine Schätze selbst zu genießen. Der Reichthum des Erdenlebens galt ihm für so unerschöpflich tief, daß die vorhandenen Keime, welche weder Vergangenheit noch Gegenwart aufwachsen ließen, doch einer irdischen Zukunft entgegenreiften. Die konkrete Wirklichkeit war ihm der Schauplatz des Tiefsten, des Wahrsten, und die Räthsel, die noch ungelöst vorliegen, bleiben aufbewahrt für die kommenden Geschlechter. Nie hatte er sich dem Glauben an eine Offenbarung, die sich hienieden vollzogen hat und vollzieht, entfremdet. — Man erzählt sich von einem jungen geistreichen Mädchen in Berlin, die ohne allen weitern wissenschaftlichen Verkehr, ganz und gar in Schleiermachers Grundsätzen erzogen, sich zu dem vollständigsten Unglauben an ein zukünftiges Leben bekennt. Einfach, sittlich, klug und fromm, wandelt und wirkt sie in ihrem Kreise, von Jedermann geschätzt und geachtet, obwohl sie im Stillen ihrer Umgebung eine geheime Scheu wie Kassandra einflößen mag, die ein Unseliges, das man nicht glauben darf, verrathen hat. Es liegt allerdings ein völliges Mißverständniß von Schleiermachers Lehre hier zum Grunde, so wie es überhaupt für eine thörichte Abirrung gelten muß, zu glauben, die Seele des Menschen könne jemals, nachdem der Körper in Staub zerfallen, aufhören zu existiren. Im menschlichen Geiste ist zu viel Ewiges laut geworden, und Christus, der Gewährsmann des Göttlichen im Menschen, müßte nicht erschienen sein, um noch solchem Wahne nachhängen zu können, selbst wenn der Einzelne den geheimen Punkt des Bewußtseins einer ewigen Dauer nicht selbst in sich auffände und die Ueberzeugung in ihm nicht lebendig würde, daß, weil er sich einmal in den Zusammenhang mit dem Göttlichen gesetzt, dieser Zusammenhang ihn für alle Ewigkeit

hält und trägt. Es bleibt dem Einzelwesen, das sich ewig weiß, nichts anderes übrig, als seine dereinstige Auflösung ins Allgemeine, in Gott. Das ist nicht ein Akt seiner Thatkraft, mithin auch kein Gegenstand seines weiteren Sinnens. Vielmehr ist der Arbeit für die Welt hienieden übergenug, um das Göttliche, das wir schon erfassen und halten, jeder nach Maßgabe seiner Natur, zur Erscheinung zu bringen. Soll denn der Frühling des Geistes, den wir in jener Blüthe der griechischen Welt bewundern und beneiden, für das tiefere Bewußtsein des modernen Geschlechts unwiederbringlich verloren bleiben? Wollen wir denn immer über uns hinaus Zeit und Wirklichkeit überfliegen, statt den ganzen Umfang unserer Interessen im gegebenen Dasein zu erledigen? Die Griechenwelt ist eben deshalb ein so schönes, sittliches, menschliches Bild, weil dort eben das Leben des Lebens Zweck war und alles Innere herausgekehrt zur Erscheinung kam, damit sich das Wichtigste und das Tiefste erschöpfte. Und jenen Griechen hatte kein Gott die Augen geöffnet! — während wir, an deren Dasein der Allvater sein Liebstes verschwendete, noch immer ins Nebelhafte greifen, und besonders der Deutsche mit seiner stolzen und doch engbrüstigen Innerlichkeit zu zaghaft ist, um seine innigsten Wünsche, seinen Glauben und seine Freiheit in den Formen des öffentlichen Lebens auszuprägen. Während er es für unmöglich hält, daß sein Dasein ewige Ideen tragen und ertragen könne, haben andere Völker Alles geopfert und in die Schanze geschlagen, um nur ihr Aeußeres ohne Rückhalt und ohne Heuchelei zum Abdruck ihres Innern zu machen. Ueberall, in der Geschichte des Individuums wie in der Entwicklung des Völkerlebens, muß sich ein Ewiges offenbaren. Und streben beide, die Einzelnen und die Nationen, denn nicht Ewiges an, wenn sie das Gute und das Schöne, die Liebe und die Freiheit von den Götterſitzen zu heben und in ihre Fluren einzuführen bemüht sind? Es handelt sich im Menschenleben entweder um Nichts oder um ein Wahrhaftiges, ein Göttliches, für welches, einmal aufgegeben in Raum und Zeit des vorhandenen Daseins, keine Hoffnung

auf jenseitige Seligkeiten Trost und Entschädigung zu bieten vermag.

Schleiermacher war auch in dieser Beziehung der klar^e Kopf seiner Zeit; er brachte die Widersprüche des Aeußern und des Innern zum Bewußtsein und beharrte in ihnen, weil seine Zeit nicht über sie hinaus konnte. Um sein Wesen zu erfüllen und zu ergänzen, müssen wir uns von ihm lossagen; wollten wir in den Gegensätzen seiner Lehre befangen bleiben, so müßten wir ihn selbst verläugnen. Denn seine eigenste Natur lag in der unstäten Beweglichkeit, die sich keine Ruhepunkte erlaubt, weil sie ein fernes Ziel erstrebt.

Während ich diesen letzten Punkt heraushebe, tritt mir sein Bild wieder so lieb und traut entgegen, als blickt' ich in sein feingeschnitztes, scharfgeprägtes Angesicht, dem nichts fremder war, als ein weichlicher Zug, als hört' ich noch den schmetternden Ton seiner hellen Stimme, als glänzte mir die spitzgeformte Stirn entgegen, die den emsigen, mühsamen Denker verrieth, und als säh' ich noch wie früher, als mein Ohr an seinen Lippen hing, das leise, bedeutungsvolle Winken seiner kleinen, zierlichen Hand. Immer wird uns Schleiermacher unter den großen Erscheinungen der alten Zeit zu den liebsten gehören, weil die eine Seite seines Janusкopfes stets hinaus in die Zukunft blickte, welche die Fragmente seines Denkens zu ergänzen hat.

K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß.

Ankündigung der bevorstehenden Herausgabe desselben
durch
K. A. Varnhagen v. Ense und Th. Mundt.

Die literarische Hinterlassenschaft eines Mannes, der für sich selbst niemals Ruhm in der Literatur gesucht und erstrebt, sondern gewissermaßen nur in persönlich geselligen Verhältnissen zu derselben gestanden, indem er als Freund, Genosse und Schildträger die ausgezeichnetsten Vorkämpfer auf dem deutschen Parnaß begleitete, kann um eben dieser letztern Beziehung willen als reichhaltig und merkwürdig vorausgesetzt werden. Die productiven Fruchtstücke jener deutschen Dichterperiode, die Knebel beginnen sah und half, die er mitlebte und überlebte, werden schwerlich noch durch einzelne Hervorziehung irgendwo verborgen gebliebener Körner und Halme eine neue Bereicherung erhalten können, und so möchte das, was aus dieser Zeit und ihren Bestrebungen annoch überliefert wird, vor Allem nur die literarhistorische Bedeutung in Anspruch nehmen dürfen. Diese Bedeutung möchte aber besonders dem literarischen Nachlaß, dessen Herausgabe wir uns angelegen sein lassen wollen, in einem nicht gewöhnlichen Grade eigen sein, da namentlich in dem reichen Briefwechsel Knebels fast alle bemerkenswerthen Gestalten der damaligen Literaturperiode, oft in neuen Beleuchtungen und Bezügen, vorübergehen.

Bekannt war Knebel in der Literatur eigentlich nur als Uebersetzer des Lucrez, und auch wohl des Properz, doch hing

jene erstgenannte Arbeit genauer mit seinem ganzen Wesen und Charakter, sowie mit einer gewissen philosophirenden Richtung des achtzehnten Jahrhunderts zusammen, als daß es bloß eine gelungene Uebersetzung gewesen wäre. Die epikuräische Dogmatik wurde in selbständigen Raisonnements weiter ausgesponnen, und Knebel beschäftigte sich in der behaglichen Muße seines langen Lebens unausgesetzt damit, sich philosophische Betrachtungen aller Art, meist in jenem Sinne ausgehend, niederzuschreiben. Theils benutzte er dazu seine Tagebücher, indem er, von willkürlichen und zufälligen Anregungen aus, wie sie ihm gerade der Tag brachte, sich in ein nur in seinen persönlichen und momentanen Verhältnissen motivirtes Philosophiren einließ; theils sind viele eigene Aufsätze der Art vorhanden, aber, wie fast Alles, was Knebel in literarischen Dingen that und schrieb, ohne bestimmte Absicht auf Druck oder öffentliche Mittheilung entstanden. Dennoch möchte es nicht ohne Interesse sein, sowohl um Knebels eigenes Bild daran zu vervollständigen, als wegen der weitergreifenden Beziehung der dort ausgesprochenen Gesinnungen, eine gedrängte Auswahl aus diesen Papieren zu treffen.

Knebel, als lyrischer Dichter, würde ebenfalls einen Band des herauszugebenden Nachlasses einnehmen. Er hatte seine Poesien entweder anonym erscheinen oder ungedruckt und zerstreut unter seinen Papieren liegen lassen, aber sie dürfen, wenn auch meist von geringem Metallgehalt an Gedanken, doch als Ausdruck der liebenswürdigsten Seiten seiner Persönlichkeit, bei einer nicht selten bedeutenden Vollendung der Form und vielen gemüthansprechenden Eigenschaften, der Vergessenheit nicht überlassen werden.

Die bedeutendste Aufmerksamkeit wird aber, wie bereits erwähnt, Knebel's Briefwechsel verdienen, aus dem wir so reichhaltig als möglich auszuwählen suchen werden. Knebel's Naturell mußte einen hervorlockenden Reiz ausüben auf die größten Geister seiner Umgebung, daß sie sich gegen ihn so bedeutend und in ihrer ganzen Wesenheit auszusprechen gedrun-

gen fühlten, als ſie es ſonſt nur ſelten gethan. Namentlich iſt hier auf die Briefe Herder's und des Großherzogs Carl Auguſt von Weimar hinzuweiſen, welche letzteren den genialen Fürſten in ſo vollen und treffenden Zügen, wie es bisher noch nie geſchehn, charakteriſiren und ihn als einen ſolchen darſtellen, der geeignet war, eine Zeitlang den lebendigen Mittelpunkt für das Zuſammenwirken der edelſten und ausgezeichnetſten deutſchen Geiſter abzugeben. Um von dem ſeltenen Briefaustauſch, den Knebel ſonſt nach allen Seiten hin unterhalten, nur eine Andeutung zu geben, wollen wir bloß die Namen der bedeutendſten Perſonen, die an ihn Briefe geſchrieben, nach dem Alphabet hierherſetzen:

Amalie, Herzogin von Weimar, Charlotte von Ahlefeldt, Staatsminiſter von Altenſtein, Blumenbach, Boie, Böttiger, Fräulein von Bose, Carl Auguſt, Großherzog von Weimar, Prinz Conſtantin von Weimar, von Dalberg, Eichhorn, von Einſiedel, Fernow, Falk, Feder, Forſter, von Gerning, Gries, Graf Goerz, J. N. Götz, Griesbach, Großmann, Gellert, Gleim, Goethe, von Holzſchuher, Hegel, G. Hufeland, Staatskanzler von Hardenberg, Herder, Caroline Herder, Amalie von Imhoff, Henriette von Knebel, Karſchin, Luden, Lavater, Kanzler von Müller, Meier, Matthiſſon, Merkel, Fr. Nicolai, Niemeyer, von Nagler, Oeſer, Oken, Fr. Paſſow, Rammler, Jean Paul Fr. Richter, Riemer, von Seckendorf, Seebeck, Fürſtin Solms, Schlichtegroll, Schelling, Johanna Schopenhauer, W. von Schütz, Schütz (v. Halle), Schloſſer, Charlotte von Schiller, Thibaut, Vulpius, H. Voß, Wieland, Frau von Wolzogen, F. A. Wolf. —

Eine biographiſche Skizze: Knebel und die weimariſche Dichterzeit, von dem unterzeichneten Herausgeber geſchrieben, der dazu an Ort und Stelle, und im perſönlichen

Verkehr mit manchen noch überlebenden Zeugen jener Periode, einen nicht leicht zu verderbenden Stoff gesammelt, wird unsere Ausgabe einleiten.

Wir glauben, den Zweck dieser vorläufigen Ankündigung an das Publikum nicht besser erreichen zu können, als wenn wir, zur Erregung fernerer Theilnahme, einige Proben aus Knebel's Briefwechsel, nebst kurzen Aphorismen von ihm selbst, hier nachfolgen lassen.

Th. Mundt.

Großherzog Carl August von Weimar an Knebel.

1.

Weimar, den 4. October 1781.

Iſt's möglich, daß eine Seele, wie Du biſt, mein lieber Knebel, der ſo wohl und ſo ſcharf die einzelnen guten und lieben verſteckten Eigenſchaften, die in Andern eingewickelt liegen, herausklauben, an's Licht bringen und ſich dran freuen kann, ſo dunkel über ſich ſelbſt, über das, was er hat, beſitzt und wirkt, immerfort bleibet? Das Schickſal kann doch einen Menſchen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor ſich hin blendet, daß er nicht den Zweck ſieht, wohin er geradewegs treibt, da ihn doch Andere geradehin gehen ſehn, und er immer wähnt, er liefe zwecklos, ſieht von der Seite die Andern nach ihrem Ziele kommen, und möchte endlich mit dem oder jenem laufen, glaubend, wählte er ſelbſt das Ziel, es wäre leichter und gewiſſer zu erlangen. Warum das Schickſal ſo ſchändliche Spiele treibt, weiß ich nicht, auch mag ich darum nichts mit ihm zu thun haben. Nicht allein mit dieſem Elende zufrieden, wirft's uns oft in ein anderes, es läßt uns nämlich glauben, daß, wenn wir auf gebahntem Wege gehn, es wäre rühmlicher und beſſer, wir gingen daneben im Graben, mit Kindern und Bettlern und Krüppeln, im Schlamm bis an die Knie, und trügen Laſten, die nur für Rücken von Saumpferden gemacht ſind. Durch dieſes glauben wir dann unſere Exiſtenz zu erfüllen, und unſern Freunden die Annehmlichkeiten zu vermehren, ja wohl gar ihnen nützlich zu werden, wenn wir zu ihnen in den

Schlamm ſpringen, ſtatt uns ſelbſt wohl zu erhalten, um jenen durch fröhlichen Zuruf zu gutem Muth oder Reichung der Hand, vom feſten Boden, fortzuhelfen.

Sind denn die, die ſich Deiner Freundſchaft und Deines Umgangs freuen, ſo ſklaviſch, ſo ſinnlicher Bedürfniſſe voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmiſten und Aktenverſchmieren ihnen nützen kannſt? Iſt denn das Receptaculum ihrer Seele ſo gering, daß Du nirgend ein Plätzchen findeſt, wo Du irgend Etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Exiſtenz verbeſſernd, veredelnd geſammelt hat, ausſchütten kannſt? Sind wir denn ſo hungrig, daß Du für unſer Brod, ſo furchtſam und unſtät, daß Du an unſerer Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als deren des Tiſches und der Ruhe, fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du, von dem Dreck und dem Geſtanke des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geiſtes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältſt? Sind unſere Klüfte ſo quellenlos, daß wir nicht eines ſchönen Brunnens brauchen, uns ſelbſt unſerer Ausflüſſe freuend, wenn ſie ſchön in demſelben aufgefaßt ſind? Sind wir bloß zu Amboßen der Zeit und des Schickſals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, aushaltender Maſſe ſind? Iſt's denn ein ſo geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zuſammengelegter Begriffe zu ſein? Iſt das Kind dieſer Wohlthäterin nicht beinahe ebenſo ſehr ſein Daſein ſchuldig, als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menſchen ſind wie immer gepflügtes Land; — iſt's erniedrigend, der vorſichtige Gärtner zu ſein, der ſeine Zeit zubringt, aus fremden Ländern Sämereien holen zu laſſen, ſie auszulesen und zu ſäen? Iſt's ſo geſchwind geſchehen, dieſen Samen zu bekommen oder auszulesen? Muß er nicht etwa auch das Schmiedehandwerk daneben treiben, um ſeine Exiſtenz recht auszufüllen? Biſt Du nun ſo im Böſen über Dich ſelbſt verdienet, daß Du Dir läug-

nen könntest, Du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft? und achtest Du uns gering genug, daß Du glauben könntest, wir würden Dich so lieben, wie wir thun, wärest Du uns hierinnen unnütz oder überflüssig oder entbehrlich gewesen? Willst Du nun diese schöne Laufbahn, dieses würdige Geschäft aufgeben, alle Dir eingewachsenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen, und Dich, Gott weiß wohin, unter Menschen, die Dich nichts mehr angehn und mit denen Du kein reines und Dir gewohntes Verhältniß hast, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder Dir machen, mehr gute, mehr böse kennen lernen, sehen, wie die Abscheulichkeiten so überall zu Hause, das Gute überall so befleckt ist?

Und warum? Um etwa einem paar Kanzelistenseelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr hast als sie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibst? Und wohin willst Du Dich flüchten? Nimmst Du nicht überall Deine paar Semmeln mit, die Du mehr und leichter hast, als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren und Dich darum beneiden werden? Wirst Du deren Neid besser aushalten? Dich, weil Du dort ein paar Monate fremd bist, von ihnen mehr geachtet halten, als Du es hier sein möchtest? Siehst Du etwas Erreichbares vor Dir, das Dir das, was Du entbehrst, ersetze? Ist dieses so Erreichbare so gewiß? Schlägt's fehl, kann es Deine Existenz dann ertragen, immer neue Zwecke zu machen, oft abgeschlagen zu werden, und so herumzuirren? Willst Du also das Beständige für das Unbeständige hingeben? Ist eine Natur, die gut und fühlbar ist, die dieses erträgt? Muß sie nicht auf die eine oder die andere Art zu Grunde, oder noch schlimmer als zu Grunde gehn? Dieses nur ferne befürchten könnend, ist's dann weiser auszuhalten, oder auf's Ungewisse, das sich nicht einmal in die Ferne hin übersehen läßt, zu wagen? Wem bist Du mehr Nutzbarkeit schuldig, als denen, die Dich lieben, und wem nützest Du dann weniger, wenn Du Alles zerreißest, was Dich mit ihnen bindet, aufhörst zu thun, und sei es was es wolle, was Du für

ſie thatſt, und Dich ihnen fremd und abgebunden machſt? Achteſt Du Dich denn ſo wenig, oder hältſt Dich für ſo alleine, daß Du glaubſt, höchſtens etwas für Dich zu entbehren, wenn Du die engen Bande löſeſt, die uns mit Dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, in die er mit ſeinen Wurzeln verwachſen? Und wie hängt ſo ein zweckloſes Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zuſammen?

Laß uns alſo die Sache nicht ſo feierlich nehmen, und das Uebel nicht für ſo unheilbar halten! Iſt's Deiner Natur gut, ſich zu verändern, ſo reiſe! Da Du nicht am Wege zum Steinklopfen geſtellt biſt, ſo bindet Dich, Glücklicher, keine Stunde; gehe alſo Deiner Phantaſie, dem geiſtigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechſel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, ſättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurückerwarten, und erzähle, gleichwie Ulyſſes dem Schweinehirten, beim Feuer, hinter einer Schüſſel des fetteſten Schweinefleiſches oder eines ſchön in Eſſig gebeizten kalten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten.

Warum ſich immer erſäufen wollen, wenn es mit einem ſchönen Bade gethan iſt?

C. A.

2.

Weimar, den 26. December 1785.

Dein Brief, mein lieber Knebel, hat mich ſo ſehr erfreut, als Du Dir es nur erwarten konnteſt; ich wünſchte Deine Art zu ſehen, zu beobachten, zu genießen und das Genoſſene mitzutheilen, vielen Reiſenden, und mir den Vorzug, ihre Aeußerungen immer ganz warm zu erhalten.

Du biſt weder ein politiſcher, noch illuminirter Reiſender; Du kannſt alſo B., ſeiner ſchönen Natur, ſeinem guten Blute und fröhlichen Nationalcharakter nach, mit gutem Geſchmack ge-

nießen, ohne durch den Haß gegen seine Staatsverfassung oder Rachgier gegen die übeln Behandlungen Deiner Mitbrüder gestört zu werden; Du kannst also seiner schönen Mädchen und Tänzerinnen Dich erfreuen, respective genießen, und die muntern B.-Bübe gern haben, ohne zu denken, daß solche in der grassesten Unwissenheit und unter tyrannischem Drucke leben; Du kannst die Hanswurstsprache gern hören, Dich an ihrer Herzlichkeit und Originalität belustigen, ohne daß Dir dabei die Pfaffensprache, welche Freimaurer, Illuminaten und Protestanten an den Galgen predigt, dabei in den Ohren töne; Du kannst eben als empfindsamer, literarischer, beobachtender, schmeckender q. e. Reisender reisen, ohne durch irgend ein impegno aufgehalten zu werden, und gehörst dadurch zu einer Klasse Reisender, welche Yorik nicht benannt hat, und welche ich mit dem Namen der freien Reisenden belegen möchte. Du hast auch einen großen Vorzug vor den afrikanischen Weltdurchziehern, welche sich mit Weibleins belastet haben, um dadurch — entweder den Dey's oder den Tigern als ein leichtes Fleisch ihr Lösegeld zu bezahlen.

Auch ich trete bald einen Weg an, welcher mich aber, statt freier zu machen, auf einige Zeit meiner häuslichen und Particularfreiheit berauben wird; ich gehe heut über acht Tage nach Berlin. Sobald als möglich werde ich mich jedoch des Anblicks der vielen blauen Sklaven entziehn, und gewiß vor Ende des Januar wieder zu Hause sein. Ein verunglückter Versuch verlegt meine Ausflucht auf den Winter; ich hoffte zu den Frühjahrsrevüen bestellt zu werden, und wurde dafür zum Carneval invitirt. Der König wird sehr kurze Zeit selbigem beiwohnen; das zusammengeschmolzene Licht fängt an, seinen Leuchter glühend zu machen; einzelne aufschlagende Strahlen, und — eine große Schnuppe kündigt die nahe Verlöschung an.

Der Winter ist mit einem immer trüben Himmel eingetreten; heut hat es zugeschneit, und ich kann noch nicht zu dem seligen Zustande der Thiere gelangen, welche einer so vorzüglichen Passivität unter der weißen Decke in ihren Höhlen genießen.

Mich drückt der Winter entsetzlich, und der Mangel einer guten Eisbahn entzieht mir auch den einzigen Trost, welcher uns sonst übrig blieb. Gewaltig sehne ich mich nach der Nähe der Sonne; meine nicht zunehmende Gesundheit macht diese Sehnsucht hauptsächlich lebhaft. Auch meiner Frau würde Wärme besser thun, als dieser ekelhafte Winter. Pyrmont hat ihr zwar nicht geschadet, ihre Gesundheit aber nur um sehr Weniges verbessert. Sie leidet fortwährend an den Eingeweiden, und ihre Schwangerschaft trägt nicht zur Verbesserung ihres Zustandes bei. Wären wir in B. oder in sonst einem katholischen Lande, so ließe ich sie Lavements brauchen, wie jene Herzogin von Alba, welche ihrem kranken Kinde gepülverte Reliquien per anum einflößen ließ: mein Kind bedarf dergleichen Hülfen nicht, es ist stark und munter.

Göthe'n bekommt der December besser als in alten Zeiten; auch Herders scheinen nicht zu leiden. Lavater magnetisirt, und hätte gern, daß die Fürsten Deutschlands ex officio Versuche damit anstellen ließen.

Die öffentliche Gesellschaft in unsern Mauern ist diesen Winter so insipid wie möglich. Da meist Alles verheirathet ist, und der weibliche verheirathete Theil nicht von der Art ist, daß sie leicht häusliche Unruhen verursachen könnten, was übrig bleibt aber, die gute Zeit übergangen hat, und es für die wenigen Mädchen sehr an Männern fehlt, so ermangelt ein Hauptinteresse ganz. Dazu kann man nicht hoffen, hier irgend Jemanden das Geld aus dem Beutel durch Rhetorik zu locken, und durch persönliche Einflüsse viel zu gewinnen; deswegen bekümmert sich Niemand um den Andern, und man sieht sich ordentlich nur zur Frohne. Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden. So lange kein Frost war, sagten Einige, und die Andern fürchteten sich vor den bösen Einflüssen Pöllnitzens; seit ersteres Vergnügen und letzteres Gegenwart aufgehört hat, ist auch dieser Nagel, an welchen eine Menge Menschen sich hingen, ausgerissen. Etwas schien ein neuer Komödienplan einige Zeit zu beschäftigen; da er aber nicht

recht verdaut war, ging er wie Haselnüsse hart ab, und der moralische Magen blieb abermals leer.

Etwas erfreicht das bessere Publikum Kayſers Composition zu Göthe's neueſter Operette, und des Waldhornisten Hey's vortreffliches Blasen.

Leb wohl, mein Lieber.

C. A.

3.

Weimar, den 17. September 1786.

— — Des großen Königs Tod erschallte so sehr in Aller Ohren und Herzen, daß man sich nicht schämen darf, noch immer davon zu sprechen. Wer ihn nicht betrauert, soll zur Strafe alle gereimte und ungereimte Gedichte auf sein Ableben lesen. Hier schicke ich Dir eine Abschrift seines Testaments, welches noch etwas besser lautet als dasjenige, was meine Mutter bekommen hatte. Der Nachfolger hat, so viel ich weiß, noch bis jetzt keine Blöße gegeben, welche vermuthen ließe, daß er nicht würdig wäre, den großen Fußtapfen zu folgen, wenigstens scheint er sie noch ziemlich schicklich auszufüllen; sollte er auch keine neuen in die Laufbahn treten, so halte er nur die alten immer offen, damit er einen gewissen Tritt auf der sehr beschneiten und leicht verwehten Bahn des Lebens habe. Schwerlich wird er aber so leicht, wie sein Vorfahr, über die locker bedeckten Tiefen wegglitschen; einen solchen Schrittschuhläufer giebt's auch nur alle fünfhundert Jahre, und kaum dann.

Der Oberst Stein wird täglich hier erwartet; ich habe indessen den Hofmarschall nach Berlin geschickt, den König zu becomplimentiren. Da der letztere aber zu nahe an seiner Abreise war, so ließ er sagen, daß Klinckowström bis zum 26sten warten möchte, wo die Rückkunft aus Preußen erfolgen wird. Bischofswerder ist nichts mehr als Obristlieutenant und Flügel-Adjutant geworden, und ich bin neugierig ob er einigen Einfluß behalten wird.

Imhoff hat sich recht artig im Carlsbade betragen, obwohl es ihm geglückt ist, eine Dame und einen polnischen Juden sprechend gleich zu malen. Der Brunnen ist ihm aber gut bekommen. Mir hat der Sprudel und das Teplitzer Bad treue Dienste geleistet; der Pyrmonter besorgt nun die Nachkur.

Komm bald zu mir, und heile Dich von Deinem Uebel. Leb wohl.

C. A.

4.

Frankfurt, den 13. Januar 1793.

Lange kam mir nichts Erfrischenderes in mein Blut, als das Lied, was Du mir schicktest. Sein Inhalt ist wahr und seine Form recht passend zu seinem Inhalt; ich danke Dir dafür.

Das hessische Volk hat eine wahre Charakteristik der Deutschen geliefert, dadurch, daß es sich gleich vor bürgerlicher Unordnung scheute, und Kraft allen Raisonnements, und wilden Widerstand allen beleidigenden neufränkischen Witzen entgegenstellte. Gäbe es nur Mittel, diesen Geist, der in allen deutschen Adern fließt, allgemein und in einem Moment wirken zu machen, so wäre unser Vaterland nicht so geplagt, als jetzt in diesem Augenblick. Möchten doch die Engländer ernstliche Mittel einschlagen, um uns zur Ruhe zu bringen.

Gern käme ich diesen Winter nach Hause, aber ohne feste Winterquartiere ist nicht daran zu denken, daß Einer, der sich noch etwas rühren kann, die Armee verlassen dürfte. Die neuliche Schlappe in Hochheim hat die Franzosen etwas gedemüthigt. Wer diese Nation in der Nähe sieht, muß einen wahren Ekel vor ihnen fassen; sie sind alle sehr unterrichtet, aber jede Spur eines moralischen Gefühls ist bei ihnen ausgelöscht. Ich habe nichts Aehnlicheres mit dem jüdischen Charakter gefunden, als den der Franzosen.

Das Avancement in der Armee ist außerordentlich stark, fast alle alte Leute rangiren sich aus; vier meiner Junker sind Officiere geworden.

Die Nachrichten, welche ich von meinen Kindern bekomme, machen mir viele Freude, auch schreiben sie mir bisweilen recht artige Briefe. Ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen solchen Ekel im Geiste derselben hinterlassen sollen, daß ein Jeder sich bestreben werde, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein stätig glücklich macht. Was hilft der sogenannte und so hochbelobte Atticismus (oder wie man es sonst nennen will) den Franken, dieser Nation, bei der sonst alles Honnette, Dauerhafte, die Erhaltung und Fortpflanzung, gänzlich erloschen ist! Der Mensch war nie, die Zone, unter der er lebt, mag sein, welche sie wolle, er war nie, sage ich, zur Treibhauspflanze bestimmt; sobald er diese Cultur erhält, geht er zu Grunde. Auch beurtheilt man die Franzosen falsch, wenn man glaubt, ihre Reife habe sie auf den jetzigen Punkt gebracht. Eines unterdrückte das Andere im Reiche, und nun unterdrücken die Unterdrückten ihre alten Beherrscher, weil diese nachlässig und stupid waren; nicht das mindeste Moralische liegt dabei zum Grunde, sondern man hat nur eine Art Moralität oder eine Philosophenzunft zum Werkzeug gebraucht. Es ist nichts Neues mehr unter der Sonne, sagte schon Salomo, und dieses ist lange her wahr und bleibt es noch. Möchte ich nur bald so alt sein, daß auch der mindeste Grad von Neuheitsucht von mir entfernt bliebe, alsdann wäre ich glücklich bei Euch, und theilte Gutes und Böses mit meinen Freunden. Grüße Deine Schwester, behalte mich lieb, und leb wohl.

Carl August.

Herder an Knebel.

1.

Weimar, den 11. September 1784.

Liebster Knebel! Ihr doppeltes Andenken an uns hat mich sehr gefreut, und wenn Sie so oft an mich, als ich an Sie, gedacht haben, so haben sich unsere Geister im Abendroth und im Schatten der Bäume oft vereinigt. Mein Bächlein des Lebens hat diese Tage zwischen dem und jenem unwürdigen Felsen gebrauset, daß ich's mehr als einmal lebhaft gefühlet, unter und zwischen welchem erbärmlichen Zickzack unser kurzes Erdeleben hinstreicht, wo wir Wochen und Jahre ohne Lust und Gewinn verloren haben. Doch still, mein liebes Herz, auch dir werden bessere Zeiten kommen, ehe die Grabschaufel den Staub über dich wirft und du das Schlagen verlernt hast. O Knebel, welch ein Glück haben Sie bei allen Ihren moralischen Mißfällen des Lebens! Sie haben doch immer die schätzbarste Beute davon getragen, Freiheit und einen selbständigen ruhigen Genuß der Güter dieses Lebens, so viel Sie brauchen. Sie sind von außen Herr über sich selbst geworden (unter Tausenden in Europa kann dies nur Einer von sich sagen), und Sie haben in den wenigen Jahren Ihrer Entfernung so große Schritte gethan, es auch von innen über sich zu werden! Männer schmeicheln einander nicht, und warum sollte ich Ihnen schmeicheln? Aber die Theilnehmerin meines Herzens, meine Frau, weiß, was ich von Ihnen gesagt und was mir Ihr lieber Anblick gewesen. Genießen Sie diese Ruhe, oder vielmehr, kämpfen Sie diesen akademischen Kampf mit sich selbst im schö-

nen Thale der Saale weiter: eine unsterbliche Hand wird Sie krönen. Auf eine Ewigkeit, glaube ich, wird Ihr dortiger Aufenthalt nicht sein; aber auf eine schöne, reich und vielfach genossene Zeit, in der Sie Ihre zweite Jugend durchleben, indeß ich hier auf dem verödeten Zionsberge, hinter den Kirchmauern wie ein Nachtvogel sitze und in dem engen, ach, engen Thale unsrer Ilm zuweilen wenigstens die stummen Bäume zur Erholung grüße. Doch genug der Klagelieder, die nicht einmal mein Herz erleichtern.

Hier ist Vanini. Die Ode ist gezeichnet, und in manchen Strophen dünkt sie mich wie eine Uebersetzung Ihres bessern Athems oder Seufzers: „du, der du bist, das weiß ich." Sie hat übrigens Tautologien und ist zu lang; indeß immer merkwürdig, da man den, sonst freilich sehr eiteln, armen Philosophen als einen Atheisten verbrannt hat. Daß Sie mir das Buch sorgsam wiederschicken, darf ich bei Ihnen nicht erinnern; es gehört zur fürstlichen Bibliothek und ist äußerst selten.

Der Geheimerath Jacobi kommt her. Sein Anmeldungsbrief an Göthe hat diesen nicht gefunden und er hat deshalb an mich geschrieben. Ich hoffe, er wird seine Ankunft acht bis zehn Tage verzögern, und Göthe indessen hier eintreffen, nach dem ich mich sehr sehne. Auf den October hat sich die Frau v. Recke (die von ihrem Mann geschieden ist) hier anmelden lassen, und das Bethlehem in Juda wird also nicht leer. Die Weisen besuchen es; ich hoffe aber, daß sie allmählig eine leere Krippe finden und die Wallfahrt unterlassen oder sie an die eigentlichen Inhaber unsers heiligen Stalles, den bos et asinus, die das alte Kirchenlied preiset, richten werden.

In Tiefurt haben wir heut vor acht Tagen den Dschiggetai, Onager und die Indier in Astrakan aus Pallas gelesen. Ihr Skamozzi war nebst dem übrigen Andenken angekommen und es machte viel Freude. Die Fräulein v. Göchhausen hat die indianische Reise, von der ich Ihnen sprach: sobald sie sie wiedergiebt, soll sie zu Ihnen. Sie ist zwar gegen Hastings geschrieben, hat aber doch einige schöne Nachrichten und Mit-

Herder an Knebel.

1.

Weimar, den 11. September 1784.

Liebster Knebel! Ihr doppeltes Andenken an uns hat mich sehr gefreut, und wenn Sie so oft an mich, als ich an Sie, gedacht haben, so haben sich unsere Geister im Abendroth und im Schatten der Bäume oft vereinigt. Mein Bächlein des Lebens hat diese Tage zwischen dem und jenem unwürdigen Felsen gebrauset, daß ich's mehr als einmal lebhaft gefühlet, unter und zwischen welchem erbärmlichen Zickzack unser kurzes Erdeleben hinstreicht, wo wir Wochen und Jahre ohne Lust und Gewinn verloren haben. Doch still, mein liebes Herz, auch dir werden bessere Zeiten kommen, ehe die Grabschaufel den Staub über dich wirft und du das Schlagen verlernt hast. O Knebel, welch ein Glück haben Sie bei allen Ihren moralischen Mißfällen des Lebens! Sie haben doch immer die schätzbarste Beute davon getragen, Freiheit und einen selbständigen ruhigen Genuß der Güter dieses Lebens, so viel Sie brauchen. Sie sind von außen Herr über sich selbst geworden (unter Tausenden in Europa kann dies nur Einer von sich sagen), und Sie haben in den wenigen Jahren Ihrer Entfernung so große Schritte gethan, es auch von innen über sich zu werden! Männer schmeicheln einander nicht, und warum sollte ich Ihnen schmeicheln? Aber die Theilnehmerin meines Herzens, meine Frau, weiß, was ich von Ihnen gesagt und was mir Ihr lieber Anblick gewesen. Genießen Sie diese Ruhe, oder vielmehr, kämpfen Sie diesen akademischen Kampf mit sich selbst im scho-

Aber was machen Sie, daß Sie das Geld ſchicken? Hier iſt es wieder: Lucrez iſt einmal mein, und wenn Sie wollen, geben Sie mir dafür den Dürer oder etwas anderes, was nicht Sie, aber ich wohl brauche. Ich bin in den beiliegenden Carlsruher Beiträgen unter vielem Wuſt auf Stücke gekommen, die ich von Götz halte. Laufen Sie ſie doch durch mit Ihrem ſpürenden Sinne und melden mir einmal, was Sie gefunden. In Göcking's Journal (Stück 6) ſteht, mit einem neuen Geſange Homers von Burger, auch das Avertiſſement der Subſcription zu Göz's Gedichten.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Beide danken wir Ihnen für den ſchönen Tag, den Sie uns, trotz des Windes, in Jena machten. Wir fuhren im ſchönſten Mondſchein, zwiſchen Schlaf und Wachen, gen Weimar und wurden alleſammt mit Briefen erfreut. Claudius durch einen Brief von ſeiner Rebecka und ich durch einen von Hamann. Leben Sie wohl, Liebſter, es gehe Ihnen aufs Beſte wohl.— Bald ſchreibe ich wieder.

H.

3.

Weimar, den 10. October 1784.

Dank Ihnen, Lieber, für Ihr doppeltes gutes Andenken. So ſehr Sie es aber auch verbergen mögen, ſo ſitzt eine geheime Unruhe in Ihnen, wie das Küchlein im Ei; und um Gottes willen, machen Sie nicht, daß es Wärme gewinne. Nehmen Sie ſich etwas Beſtimmtes zu thun vor; dies iſt der einzige Weg, die Gedanken ſowohl als Begierden abzuthun, oder wenigſtens zur Form unſerer ſelbſt zurückzuzwingen. Gleichviel, was es ſei, aber der Menſch muß Tagarbeit haben: ſein inneres Weſen iſt zu weit und unbeſtimmt zum Kreiſe ſeines äußern Daſeins. Verzeihen Sie meiner flachen Philoſophie, ſie iſt aber die Erfahrung meines Lebens, und ſelbſt der vergangenen Wochen und Tage, in denen ich nur inimus mentis asellus zu Treibereien von außen geweſen. Ich eile,

wie ein verschmachteter Hirsch zur Quelle eilt, zu irgend einer zusammenhängenden Arbeit und fange sie vielleicht schon mit dem morgenden Tage an, ob mir gleich, die Wahrheit zu gestehen, noch das Punctum saliens fehlt. Es muß aber in die Arbeit kommen, oder es kommt gar nicht. —— Machen Sie's auch so, Lieber, wir wollen in zwei verschiedenen Bahnen laufen, zu Einem Ziel.

Voigt's haben uns den Antrag gethan, Sie heute in ihrer Gesellschaft zu besuchen; aber meine Frau ist niedergeworfen in ihrem Gemüth. Und auch ich bin diese Woche so niedergewesen, daß ich drei Tage kein materielles, physisches Wort habe sprechen können und gewesen bin, wie eine verschlossene stumme Wand. Also haben wir's abgesagt und erwarten eine munterere Zeit der Freuden.

Von meinen Fabeln könnte ich Ihnen Manches schon überschicken, wenn's — abgeschrieben oder lesbar wäre. Ich will es in müßigen Stunden thun oder thun lassen und sodann Ihr Urtheil erwarten.

Von neuen Sachen ist mir Einiges zu Gesicht gekommen; aber nichts, was mich im Mindesten erquickt hätte. Engel's Mimik ist ein tönender Schellenklang, ohne Herz, Geist und Absicht; er kennt keine Geberdensprache, als die der Berlinischen Schauspieler, und am Ende keinen andern Zweck, als für das elegante Publikum, das er mit seinen kleinen klingenden Sylben in den Schlaf wiegen will, zu schreiben. Eberhard hat vermischte Schriften herausgegeben, in denen die Philosophie mir wie alter Käse riecht; und das Uebrige ist in demselben Gusto.

Dagegen haben wir uns Abends an morgenländischen Erzählungen erbaut, die uns Gottfried vorliest, und die meine Frau geneigt ist zu sammeln. Göthe hat uns seine Abhandlung vom Knochen vorgelesen, die sehr einfach und schön ist. Der Mensch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen. Wir haben indeß neulich ausgemacht, daß er, allen Münzen nach, ehemals in Rom dictator perpetuus

und Imperator unter dem Namen Julius Cäsar gewesen; zur Strafe aber nach beinahe 1800 Jahren zum Geheimen Rath in Weimar avancirt und promovirt sei! — Lasset uns also Fleiß anwenden, daß wir nicht noch ärger promovirt werden! Mit Ihnen muß etwas Aehnliches vorgefallen sein; darum sitzen Sie jetzt auf dem Schlosse zu Jena.

Nun, lieber Knebel, alles Gute mit Ihnen! Und insonderheit wünschte ich diesem Briefe einen unsichtbaren aber wakkern Stachel, auf Lateinisch stimulum ad laborem, mitzugeben. Nach Lucrez Uebersetzung habe ich vergebens gefragt; wie wär's, wenn Sie sich nur zum Ansatz an einige seiner schönsten Stellen machten? Ich umarme Sie mit Liebe und Freundschaft.

H.

4.

Weimar, den 2. März 1785.

Mein Brief, liebster K., war neulich drei Quartblätter lang schon fertig, als die Katastrophe der Geburt zum Tode ihn abzuschicken unnütz machte. Wie ich höre, ist Alles bei Hofe vergessen, und warum sollten wir denn außer dem Hofe daran gedenken?

Der Herzog von Gotha ist hier, zu trösten und getröstet zu werden: denn seine Madame Schneider ist Sonntags begraben. Er hat mir viel von der Qual eines zu empfindlichen Herzens gesprochen, was ich nicht verstand, weil ich die Veranlassung dazu nicht wußte, also auch nicht comme il faut beantwortet habe. Trödelkram, Trödelkram, lieber Knebel, ist das Meiste auf der Erde, und die Herzen der Fürsten sind kostbare Stücke in dieser Bude. Kaufe sie, wer will; mir ist ein Dreier lieber.

Ihr Virgilius Jambinatus hat mir eine gute Stunde gemacht; erlauben Sie, daß ich das Papier noch einige Tage hier behalte.

An meinen Ideen wird schrecklich langsam gedruckt, weil Papier fehlt. Sie sind bis auf's fünfte Buch, das ich blos aus Trägheit zum Schreiben noch unterlassen habe, im Manuscript fertig. Ihnen habe ich nichts schicken mögen, bis das Ei ausgebrütet ist; lesen Sie's sodann in gedruckten Charakteren. Die Lust zum Schreiben ist mir ziemlich vergangen, und wenn sich die Materie nicht selbst hebt, ich will und mag sie nicht heben. In Deutschland ist Alles gleichviel, und je platter, je besser. Wir sind platte Barbaren und werden es bleiben. — Die Blätter sind meistens gedruckt und Sie sollen bald ein Exemplar erhalten.

Ich lese jetzt die mem. de Skott, die trotz aller Merkwürdigkeiten der Autenticität selbst für mich etwas langweilig sind. Haben Sie sie noch nicht, so will ich Göthe, von dem ich das Buch habe, an Sie erinnern, ob er wohl meine Erinnerung nicht braucht.. Er hat Sie sehr lieb und hat Ihnen einen Besuch zugedacht, der für Euch Beide erfreulich sein wird. Er trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele giebt's solcher?

Rechnen Sie mein Stillschweigen nicht für Vergessenheit, Lieber, wir denken oft an Sie; aber mir ist mein Mund versiegelt. Leben Sie wohl, Guter! Ich freue mich, Cook zu sehen, der für Sie erkauft sein soll. Leben Sie glücklich!!!

H.

5.

Weimar, den 20. Mai.

Nehmen Sie, lieber Jahresbruder und Mithelfer der Adrastea, meinen innigsten Dank an, sowohl für die beiden Gedichte, womit Sie, wie mit Schildhaltern, das letzte Stück gezlert und gewaffnet haben, als auch für die Erquickung Ihres Beifalls. Pindar sagt, daß dieser nach überstandner Arbeit ein warmes, linderndes Bad sei; ich habe dessen nöthig: denn

ich ſitze hier unter Eiſe in lauter kalten Bädern, weiß mich aber auch Jenes mit Beſcheidenheit zu freuen: denn es ſpricht ſolchen der Freund zum Freunde. Wunderbar bin ich zu dieſer Adraſtea gekommen, verlockt, ich will nicht ſagen, verführt; lange werde ich ſie auch nicht fortſetzen, da ſie zu viel fordert. Gehe es mit ihr, ſo lange es mag; dann werde ſie Aſträa und ſteige zu ihrem Himmel wieder. Eigentlich geht ſie über Menſchenkräfte, und da ich ſo gebunden, ſo zerriſſen, ſo beladen bin; warum ſollte ſie mich nicht auch des Dienſtes, den ſie jedem Ueberladnen erweiſet, tröſten dürfen? daß ſie mir ihr freundliches „Gnug! Nichts zu viel!" zuwinke.

Lebten wir zuſammen, ſo könnte ich freilich zu Ihren Schätzen wallfahrten, nachdem es dieſer oder jener Ort heiſchte; doch aber hoffe ich, Ihre beiden trefflichen Stücke gut geſtellt zu haben, und Sie werden mir fernerhin die Brocken von Ihrer reichen Tafel nicht verſagen.

Viel Vergnügen an Jones! Nichts täuſchte mich mehr als die Aufſchrift: **the Seasons by Calidäs**; dies iſt nämlich der Dichter der Sacontala; leider fand ich nichts als den Titel. Die Fabelleſe (Hitopadäs) überſetzt Dahlberg.

Ich wünſchte, daß Sie Ihren Hymnus an die Sonne vollendeten, oder mir eins Ihrer Gedichte über und an die Natur ꝛc. ſendeten; das wäre mir zum neuen Stück der Adraſtea ſehr brauchbar. Richter's neuer Titan iſt trefflich und ſehr reif. Er wird Ihnen viel Freude geben.

Leben Sie wohl, Trefflicher, Beſter, auf Ihrer grünen Höhe. Sein Sie nicht blos ein ſtiller Meßprieſter der großen Natur, ſondern auch für Andre ein

Organista und Cantor!

Viele Grüße an Ihr Haus und Ihre Freunde.

H.

6.

Rom, den 13. December 1788.

Ihre beiden Briefe, lieber Knebel, und Ihre kleinen Denkverse sind mir höchst erfreulich gewesen, ob ich sie gleich so lange nicht beantwortet habe. Sie wissen aber, der Brief an einen Freund ist wie eine Rechenschaft, zu der man, ehe das Caput geschlossen ist, ungern gehet; im Gewühl endlich und in der Menge solcher Gegenstände, als Rom enthält, läßt sich eigentlich gar nicht schreiben. Desto fleißiger habe ich an Sie gedacht, und bin oft mit Ihnen meine große Stube durchwandelt.

Wahrlich, l. K., Götter und Genien wandeln und spielen mit unserm Schicksal, obgleich zuletzt Alles von natürlichen Ursachen, von den Leidenschaften und Phantasien, der Vernunft und Unvernunft der Menschen ꝛc. abhängt. So bin ich nach Italien gekommen, so lebe ich darin, so werde ich zurückkehren; und das Beste, das man allenthalben davon bringt, ist oder sind wir selbst. Gleichviel, ob man wie der S. Bartholom. in Angelo's j. Gericht seine geschundene Haut, oder wie die Venus den schönen Hintern vorweiset. Allenfalls ist's gut, wenn man sich auf Beides gefaßt macht, und das Beste in sich selbst verwahret.

Ich lebe in Rom fort, gesund, und seit ich in meiner Freiheit bin, ziemlich glücklich, wenigstens so beschäftigt, daß ich nicht weiß, wie Tage und Wochen entfliehen, ob ich sie gleich nicht immer nach baarem Gewinnst berechnen kann. Im Vatikan z. E. ist's mir noch nicht geglückt, etwas zu finden; ich kann aber auch nicht sagen, daß ich darin hätte suchen mögen, auf die Art, wie es mir daselbst zu suchen vergönnt ist. Man hat Befehl, mir vorzulegen, was ich begehre; den Catalog aber habe ich nicht in meiner Gewalt, er soll auch sehr unvollständig sein, und da läßt sich nicht viel begehren. Man verliert Zeit; und wo nähme ich Zeit her, auch nur gehörig abzuschreiben, wenn ich was fände? Aus dem Vatikan wird

kein Mscr. verabfolgt, und der Vatikan ist eine halbe deutsche Meile von mir. Also, wenn das Glück mich nicht zu guter letzt sonderbar heimsucht, werde ich diese meine Hoffnung, die vielleicht auch eine kleine Eitelkeit war, wohl aufgeben und andern Glücklichern überlassen müssen. Ja, wenn ich zwei bis drei Jahre hier bliebe; da ließe sich was suchen und finden.

In der Kunstbetrachtung bin ich nach meiner Weise fleißiger, und ich gebe Göthe'n in Allem Recht, was er darüber sagt. Das einzige Schlimme dabei ist — aber ich will nicht einreden. Ich studire, so oft ich kann, täglich drei Stunden an diesen Gestalten der alten Welt, und betrachte sie als einen Codex der Humanität in den reinsten, ausgesuchtesten, harmonischen Formen. Mir verschwindet dabei Raum und Zeit; ich habe die Idee, aus der Alles ward, aber ich habe keine Sprache, sie herzustammeln. Sie läßt sich, wie Alles in der Welt, nur durch That, durch Schöpfung zeigen; in meiner Seele indeß soll sie bleiben. — Ich lese jetzt ein spanisches Mscr. vom Ideal-Schönen, und sehe, was es mit dem Schreiben für ein elendes Ding ist.

Die lebendige, große, mittlere und kleine Welt in Rom, die ich genug zu sehen Gelegenheit habe, ist auch ein Bild, das ich nicht so leicht vergessen werde. Auch hierin ist Rom einzig in seiner Art, ein sonderbares Wesen: man kann und muß in ihm, wenn man's recht sehen will, sich durch alle Zeiten durchleben. Man sieht in ihm Aegypten, Griechenland, den alten römischen Staat, das Juden- und endlich das päpstliche Christenthum durch alle Zeiten. Wer nur Augen und Zeit hätte, Alles zu finden, Alles zu erfassen und zu ordnen. Ich bin aber ein armer Wicht; meine Augen reichen nicht weit und mein Glas ist dunkel.

D. grüßet Sie sehr: er ist gestern früh mit der S. nach Neapel gereiset, und hat Rom wenig, ich will nicht sagen, genießen, sondern auch nur sehen können und dürfen. Das kleine Köpfchen war immer krank oder mißlaunig, und da mußte er, der fröhlichste, beste Mensch, es ihr zu Gefallen meistens mit-

sein. Gehe es ihnen recht wohl in Neapel, und möge die Frau da [illegible]. Genug, mir [illegible] Reise verdorben, und meine verdammte Gutmüthigkeit hat mir mehr fatale und unnütze Tage gemacht, als ich mir durchaus hätte sollen machen lassen. Indessen habe ich mir jetzt um so weniger vorzuwerfen; und auch das ist, obwohl ein elender Trost. Ich lebe jetzt viel mit der Herzogin und wir sind Alle sehr gut mit einander. Die Herzogin ist sehr vergnügt, und hat es jeden Augenblick auch sein können, weil es ihr in Allem sehr wohl und glücklich geht. Ich gehe mit ihr nach Neapel; meine Rückreise über Florenz mache ich allein; gebe Gott, mit gutem Glück, helfen Sie es mir auch erbitten und wünschen.

Ihrer Schwester sagen Sie doch unendlich viel Liebes und Gutes: ihr Bild steht oder vielmehr sitzt mir oft wie ein heiliges Klosterbild vor, insonderheit sehe ich sie in ihrem eigenen Zimmer sitzen am Garten, wo ich ein paar Augenblicke war. Von Neapel am Meer will ich an sie schreiben; auch an Andere, die meiner vielleicht im Guten gedenken. Grüßen Sie doch auch Mar. aufs Beste, die gute, gute, brave Seele. Er hat mir mehr als einmal aufs innigste das Herz bewegt; das kommt mir immer bei seinem Andenken im Bilde zurück. Grüßen Sie ihn aufs Beste und wenn ich sagen kann, recht wie ein Bruder.

Und wie geht's Ihnen, Lieber, mit Ihren Studien? mit Ihrer Philosophie u. s. f. O, wenn Sie mich einmal mit einem oder einigen Aufsätzen der Art erfreuten! Sie versprachen es mir, haben mir aber nicht Wort gehalten. Wüßten Sie, wie unphilosophisch man hier lebt, wie abgeschnitten man hier auch sogar von allen Büchern der Art sei, und wie schön sich doch hier unter dem blauen Himmel, bei Sonnen- und Mondlicht philosophiren ließe; gewiß, Sie besuchten mich wie ein stiller Geist mit Ihren Phantasien, die mir immer so werth waren. Leben Sie wohl, liebe Seele, und vor allen Dingen, alter Philosoph, lebe heiter. Heiterkeit ist das höchste Gut des Le-

bens, und nur Gleichmüthig- und Gleichgültigkeit vermögen sie uns zu geben. Nur ein Hirtenknabe theilt den Apfel der Schönheit aus, und die nackteste Göttin empfängt ihn. Lebe wohl, Lieber, ein gutes Christkindlein und glückliches 1789 zum N. J. — Der Brief ist zu weit beschrieben; er muß offen bleiben, was schadet's auch? Meine Frau darf ihn zwar, aber sie wird ihn nicht lesen. **Vale**.

H.

Wieland an Knebel.

1.

Weimar, den 13. Januar 1775.

Mich freut herzlich, liebster Knebel, daß unser junger Herzog Sie, wie es scheint, immer besser kennen lernt, und Sie auf einen so freundschaftlichen Fuß behandelt, daß er Sie an den Empfindungen Antheil nehmen ließ, in die Ihn mein aus der Fülle des Herzens übergeflossener Brief setzte. Der letzte, den ich vor 8 Tagen von Ihm erhielt, hat mich sehr glücklich gemacht. Ich wünschte 10 Jahre jünger zu sein, um desto länger mit einem Fürsten und für einen Fürsten, der der Menschheit so viel Gutes verspricht, leben zu können. Was Sie mir, mein vortrefflicher Freund, bei dieser Gelegenheit von Ihren eignen Gesinnungen für mich sagen, macht mich nicht weniger glücklich. Glauben Sie mir, daß ich ganz und auf's Innigste fühle, was es sagen will, von einer Seele, wie die Ihrige, geliebt zu sein. Ja, mein Bester, Sie müssen mein Freund sein, ich muß und will der Ihrige sein, unsre Herzen sind dazu gemacht, und wenn die Klopstocks, die Lenze, die Herder, und wie die Genien alle heißen, nicht auch unsre Freunde sind, tant pis pour eux!

Was Sie mir von den amoribus unseres neuverlobten Fürstenpaares sagen, ist Alles sehr nach meinem Sinn. Ich denke, Beide werden das für einander empfinden, was zum Glück des ehelichen Lebens (welches Fürsten ohnehin weniger empfinden als Privatleute) nöthig ist, und dies ist genug, und, Alles wohl erwogen, besser, als wenn sie Amandus und Amanda mit einander spielten.

Verzeihen Sie mir, lieber Freund, das unartige Zeug, das ich Ihnen letzthin in einem hypochondrischen Anstoß über Göthen schrieb. Ich bin inzwischen radicaliter von allem Mißmuth gegen diesen sonderbaren, großen Sterblichen geheilt worden. Unfehlbar werde ich ihn über lang oder kurz persönlich kennen lernen — (ein dummer Ausdruck, an den wir angewöhnt sind, wie wir zu sagen pflegen, die Sonne tritt in den Steinbock, oder Prosit, wenn Jemand nießt). Genug, ich werd' ihn sehen und sprechen, und an meinem guten Willen soll's nicht liegen, wenn wir nicht Freunde werden können.

Ich bin begierig, zu wissen, was Sie zum kritischen Artikel im 2. Stücke des 8. Bandes vom Merkur sagen. Der Aufsatz hat einen Verfasser, der's nicht leiden kann, wenn ich ihm etwas ändre, und der zwar nicht immer nach meinen Ideen, aber doch, wie mich däucht, im Ganzen nicht übel urtheilt — wiewohl, à dire vrai, von großen Genien eigentlich gar nicht geurtheilt werden sollte. Denn die sind nun wie sie sind, und es wäre selten desto besser, wenn sie anders wären. Herr Klopstock wird sich ohne Zweifel durch die Freiheit beleidigt finden, die dieser Kunstrichter sich nimmt, von seiner gelehrten Republik zu urtheilen. Aber ich kann nicht helfen. Entweder keinen Merkur, oder Freiheit zu schreiben für Alle, die daran Theil haben; non datur tertium.

Mich verlangt herzlich nach Ihrer Wiederkunft, wiewohl ich nicht wünschen kann, daß Sie gar zu bald wiederkommen. Denn ich glaube, daß diese peregrination unserm Prinzen wohl bekömmt.

Legen Sie mich unserm theuren Carl August zu Füßen. — Leben Sie wohl — und schreiben Sie mir bald, wie Sie den Verfasser des Neuen Menoza gefunden haben. Unsere beste Herzogin ist zu Gotha; sobald Sie wiederkommt, werde ich Sie so sanft als möglich zu ihren kleinen niedlichen Füßchen legen. Gehaben Sie Sich wohl, mein liebenswürdiger Freund. Bertuch und Einsiedel salutant te in domino.

W.

2.

Tiefurt, den 7. Juli 1803.

Lieber Knebel, Ihre Uebersetzung des Lukrez, so weit ich sie nach diesem ersten Buche beurtheilen kann, ist ein Meisterwerk, woran Scharfsinn, Gewandtheit des Geistes, Geschmack und eiserner Fleiß gleichviel Antheil haben. Eine solche Uebersetzung ist das beste Originalwerk werth, ja in Rücksicht auf die unsäglichen Schwierigkeiten, womit Sie zu kämpfen hatten, und die von Ihnen so tapfer als glücklich besiegt worden sind, mehr werth, als ein das Lukrezische Werk weit übertreffendes Original. Ich müßte mich sehr irren, oder den Lukrez in gleichviel Versen so zu übersetzen, war ungleich schwerer als Vossens treffliche Uebersetzung der Ilias. Daß Sie Ihren wackern und gelehrten Vorgänger Meinecke hundert Parasangen hinter Sich gelassen haben, ist das wenigste, was ich sagen muß, um Ihnen einige Gerechtigkeit zu erzeigen. Ich habe Ihre Arbeit sorgfältig mit dem Original verglichen, und sie durchaus (es müßten mir dann nur, wo so viel zu loben ist, unmerkliche maculae entwischt sein) so getreu, so kräftig, so geistreich, in Allem, was an Ihrem Autor charakteristisch ist, so ganz Lukrezisch gefunden, daß ich Ihnen meine Bewunderung und (was vielleicht noch mehr ist) meine gänzliche Befriedigung nicht genug auszudrücken weiß. Was zu dieser Vollständigkeit meines Wohlgefallens an dieser Ihrer herkulischen Geistesarbeit nicht am wenigsten beiträgt, ist, daß es Ihnen, gewiß in einem hohen Grade, gelungen ist, Ihrem geliebten Lukrez, soviel als in einer, ungleich mehr als seine damalige, gebildeten Sprache möglich scheint, selbst in der öfters schmucklosen Einfalt und Austerität, oder, so zu sagen, in der Rostfarbe des Alterthums, so nahe gekommen sind. In dieser Rücksicht möchte ich Sie wegen dessen, was Sie (zumal da Verschönern gerade das leichteste war) nicht gethan, eben so sehr loben, als wegen dessen, was Sie gethan haben. Denn, in meinen Augen wenigstens, ist es ein unvergleichbar größeres Verdienst, eine dem Original so

getreu und doch mit so freiem Geist und sicherem Geschmack nachgebildete Kopie, als eine si Dis placet verschönerte Parafrase eines Dichters wie Lukrez geliefert zu haben. Das einzige, worin Sie ihn übertroffen haben, und als Uebersetzer übertreffen mußten, ist die Klarheit des Ausdrucks auch in den dunklern Stellen, wo eine noch nicht genug durchgearbeitete, spröde und ungelenksame Sprache, verbunden mit den natürlichen Schwierigkeiten der Epikureischen Dogmatik, dem Autor nicht erlauben wollte, seinen Gedanken, oder den abstrakten Satz, den er darstellen wollte, bestimmt genug auszudrücken — wobei Ihnen zuweilen eine Art von glücklicher Divinazion, immer aber das tiefe Eindringen in die Mysterien der Epikureischen Philosophie und in den Geist Ihres Autors zu Hülfe gekommen zu sein scheint. Wieviel, liebster Freund, hätte ich noch zu sagen, wenn ich Alles, was ich an Ihrer trefflichen Arbeit zu loben finde, genauer angeben wollte. Sie erlauben mir aber, daß ich auch noch etwas auf die hoffentlich nicht gar zu ferne Zeit des Wiedersehens verspare. Gern möcht' ich nun auch, um Ihr in mich gesetztes freundschaftliches Vertrauen in etwas zu rechtfertigen, durch Handhabung des Aristarchischen Amtes etwas zur möglichsten Vervollkommnung eines Werkes beitragen, wodurch Sie Sich ein so großes Verdienst um unsre Litteratur gemacht haben — ein Verdienst, das um so größer ist, da es leider! nur von Wenigen aus connoissance de cause anerkannt werden kann. Aber, wenn ich auch hie oder da eine kleine Stelle, einen Vers oder so was gefunden hätte, wo mich ein Wunsch, das Gute noch besser zu sehen, angewandelt wäre, so würde mich schon der vergebliche Versuch, es besser zu machen (wie z. B. bei dem Gemälde des im Schoß der Venus zu ihr emporschmachtenden Mars), zurückhalten. Damit Sie indeß wenigstens meinen guten Willen sehen, an einem Meisterwerke, woran ich so vieles hoch zu loben finde, auch etwas zu bekritteln, so lege ich zur Probe ein Blättchen bei, worauf ich einige von den paucis maculis bemerke, quibus non offendor, und die vielleicht, genau besehen, nicht ein-

mal maculae sind. Seit den letzten Tagen des Juni hat uns endlich die große Göttin Ihres Lukrez, madre Natura, ein freundliches Angesicht zugewendet, und ich genieße hier, in ihrem Schoße, unter den Flügeln der besten Fürstin und im Schatten der von Ihnen, lieber Knebel, gepflanzten Bäume*), halcyonische Tage. Wie oft wünsche ich Sie mit Ihrer Andone zu uns, oder mich zu Ihnen in Ihre Thüringischen Schweizeralpen! Warum verurtheilt uns das Schicksal, die unvermeidliche Trennung, die uns bevorsteht, um so manches Jahr, das uns Jupiter nie wiedergeben wird, zu anticipiren.

Ich schmeichle mir noch immer mit der Hoffnung, Sie über lang oder kurz in Ihrem lieben Ilmenau zu besuchen — aber wann sie in Erfüllung gehen wird, wissen die Götter. Indessen behalten Sie mich lieb, empfehlen mich Ihrer Frau Gemahlin und bleiben meiner herzlichen Freundschaft und Ergebenheit auf immer versichert. W.

*) Tiefurth wurde nach dem Plane Knebels angelegt. D. H.

Jean Paul Friedrich Richter an Knebel.

1.

Bayreuth, den 16. Januar 1807.

Mein guter alter Jugendfreund, nämlich der poetischen in Weimar! Ihr herrlicher Brief war kein bloßer Dreiklang, sondern auch ein Nachklang, eine Echo des Vergangenen. Mir ist jetzt, zumal politisch, als hätt' ich sechszig Frühlinge hinter mir, und fast den nächstvergangenen rechne ich noch in die alte, weit entrückte nachschimmernde Aue hinüber. Gott sei Dank, daß man die Leidtragenden der langen Leiche des deutschen Reichskörpers nur noch hat! — Himmel, der Briefschreiber hat jetzt mehr Stoff als Briefpapier und sogar dieses ist theurer! —

Ueber unser Bayreuther Land zog die Kriegshagelwolke nur als eine flüchtige Regenwolke, ohne Schloßen oder Blitze zu werfen. — Aber die jetzige Menschheit bedurfte des stärkenden Krieges früher als des Friedens, der erst hinter jenem stählt. Denken Sie sich ein jetziges Europa ein Säculum fortstehend oder fortfaulend, ohne Krieg. —

Jetzt hingegen wirken Frieden und Bücher tüchtiger ein.

Ihr Lob der Levana hat mich fast noch stärker erfreut, als Ihr Tadel. Ihre gütige Voraussetzung meiner Gleichgültigkeit gegen Lob (höchstens mündliches ausgenommen) kann ich ohne Unbescheidenheit nicht zugeben; und in der That, ich wüßte nichts, was ich lieber läse, als einen Ries Papier, der mich unendlich priese; — und ich hätte keine andere Mühe dabei, als die Sache zu glauben. Aber (ernstlich) Ihr ausgesprochener Tadel, zumal eines besten, ja fast ersten Lesers, den keine Ein-

seitigkeit der Aesthetiken gefangen nimmt, ist für mich so wichtig, daß ich seinem reinen ganzen Eindruck mehr glaube, als meiner Einsicht, und mit Recht. Daher ich Ihnen bei meinen bald erfolgenden opera omnia außer dem Freiexemplar noch einen besondern Dank in der Autobiographie gelobe, wenn Sie vorher noch einmal Alles lesen, was ich wiederediren und wiedergebären will, und wenn Sie, der höchstens die Nachsicht übertreiben kann, alle Schärfe der Kraft an befreundeten Werken zeigen wollten. — Aber Sie sollen!

Nie hab' ich gesuchten Witz, sondern nur Suchenden; die zwei Brennpunkte meiner närrischen Ellipse, Hesperus-Rührung und Schoppens-Wildheit, sind meine ewig ziehenden Punkte; und nur gequält gehe ich zwischen beiden, entweder bloß erzählend, oder bloß philosophirend, erkältet auf und ab. Ich kann ein Kapitel, das Sie tadeln (und gewiß mit Recht, da Sie sonst überall meinen Scherz begünstigen), oft kaum erwarten; und muß es vorher gewiß voraussehen, um im Ernst ernst zu bleiben.

Prinzenverziehung setzt ja die Möglichkeit von Prinzenerziehung voraus.

Dreihundert Druckfehler sind in der Levana. Ich habe, während die Krieger vor meinem Fenster vorüberzogen, eine scherzhafte Beilage zur Levana mit der Zulage der Druckfehler (wirklich an 100) gemacht; der Buchhandel wird sie Ihnen bald bringen.

Ich sehne mich nach Ihnen, nach Göthe und Weimar. Was die Herzogin — als heilige Jungfrau der genialen Dreieinigkeit von Herder, Göthe und Schiller — gethan, war mir vorher bekannt und noch früher erwartet.

Ich habe beinahe seit einem Vierteljahr nicht über Kunst und Philosophie gesprochen; ich bin hier. Wir haben — außer den Trinkgläserconcerten — jetzt hier keine Concerte; und wir gewinnen, da wir dabei keine Musik verlieren, wenigstens Geld, Einlaßgeld. Letzteres spare man, da wir Auslaßgeld zu zahlen haben.

Ich danke Gott, daß Herder bei Gott ist; — desgleichen Gleim, der einen falschen Hut von Friedrich II. hatte.

Ich, meine Frau, meine Drei-Kraft-Dreifaltigkeit von Kindern, grünen, blühen und tragen. Sie sollten meinen Breijungen hören, der halb humoristisch ist, oder überhaupt meine Kindervignette zur Levana.

Langermann ist einsam-thätig, — lesend — gebend — ruhig —, und der alte Kopf, nämlich ein Kopf.

Warum schreiben Sie mir nichts von Ihren Arbeiten? Warum denken Sie z. B. nicht daran, Ihre antik-römischen Gedichte gesammelt und verdoppelt herauszugeben? — —

J. P. F. R.

2.

Bayreuth, den 17. Mai 1814.

— Und hat man einmal zu antworten verschoben, so hört die Sünde kaum auf; und es sollte mich gar nicht wundern, wenn mich einmal mein Pathchen selber zu Gevatter bäte und im Briefe mir mein Schweigen auf Ihren vorhielte.

Wirklich, je mehr man zu sagen hat, desto weniger fängt man an, etwas zu sagen. Mit Ihnen könnt' ich ein Jahr über jetzige Jahre reden. Die Zeit gebiert jetzo schnell und viel; Drillinge, Fünflinge sind täglich das Wenigste. Doch erholet sie sich von ihrer politischen Fruchtbarkeit durch ihre poetische Unfruchtbarkeit. Als ich Sie sah, war es umgekehrt.

Aesthetische Unterhaltungen, wie in Jena und Weimar, würden mir in Bayreuth unter die sieben Wunder Jena's gehören; aber meine Muse vermisset sie sehr. Wie wollten wir erst jetzo, guter Dichter und Kunstrichter und Freund, so einträchtig leben und zanken, da Sie schon früher gegen meine rauhe voigtländische Körper- Lebens- und Schreib-Borke so nachsichtig sich bewiesen. Nur Ihre poetische und weltmännische Viel- und Allseitigkeit erklärt es, daß Sie mir sonst mehr durch die Finger, als auf die Finger sahen. — Und so würd' ich auch mit meinem

beinahe ebenso von mir geliebten als verehrten Goethe ein schönes christliches Leben führen, mit diesem Abendstern des jetzo bewölkten oder ausgestorbenen Dichterhimmels. Sie haben mir durch sein Urtheil über ein Levana's-Bruchstück ein großes Stück Himmel voriger alter Weimarszeit hieher geschickt. Er sei von allem, was gut und recht in mir ist, innigst gegrüßt. Ich sehne mich unglaublich nach Weimar, ob ich gleich die dortigen Gräber fürchte.

Uebrigens schreib' ich fort und sehe gar kein Ende davon ab, wenn es nicht das meines Lebens ist. Mit den Büchern wachsen auch meine Kinder frisch; nur daß diese jene überblühen.

Es bleibe Ihnen, mein geliebter Freund und Dichter, immer Ihre Jugend (Verjüngung wäre eine Verkennung), welche auch in Ihrem letzten Gedichte blüht und wärmt. Es wäre närrisch, wenn man nahe an der Ewigkeit veralten wollte, die ja keine Zeit und kein Alter kennt! — Einen herzlichen guten Morgen, Mittag und Abend für Sie und Ihre Gattin!

Ihr alter Freund

Jean Paul Fr. Richter.

Hegel an Knebel.

Bamberg, den 30. August 1807.

— — Von Zeit zu Zeit habe ich vernommen, daß Sie und Ihre geschätzte Familie sich wohl befinden, und ob Sie gleich dieses Frühjahr noch von einem harten Schlage betroffen worden sind, so werden Sie doch auch davon sich wieder erholt haben und in der Besserung des allgemeinen Zustandes mitgegangen sein, der doch wenigstens gemäßigt und so geworden ist, daß wir es ertragen können. Es ist ein Hauptzweck dieses Schreibens an Sie, Sie um Nachrichten von sich und Ihrem Thun und Ergehen zu bitten. Was ich, und warum ich es treibe, wissen Sie. Sie wissen auch, daß ich immer einen Hang zur Politik hatte. Dieser hat sich aber beim Zeitungsschreiben vielmehr geschwächt, als daß er dadurch Nahrung gefunden hätte. Denn ich habe hierbei die politischen Neuigkeiten aus einem andern Gesichtspunkte anzusehen als der Leser. Diesem ist der Inhalt die Hauptsache, mir gilt eine Neuigkeit als Artikel, daß er das Blatt füllt. Die Verminderung des Genusses, den die Befriedigung der politischen Neugierde gewährt, wird jedoch durch Anderes ersetzt; das eine ist der Ertrag, — ich habe mich durch Erfahrung von der Wahrheit des Spruches in der Bibel überzeugt und ihn zu meinem Leitstern gemacht: trachtet am ersten nach Nahrung und Kleidung, so wird Euch das Reich Gottes von selbst zufallen; — das andre ist, daß der Zeitungsschreiber selbst ein Gegenstand der Neugierde, und fast des Neides ist, indem Jedermann das zu wissen wünscht, was dieser noch in petto behalte, was, wie man versichert, das Beste sein soll

Unter uns gesagt, weiß ich jedoch niemals mehr, als in meiner Zeitung steht, und sehr oft dies nicht einmal. Ganz leer an geheimen politischen Neuigkeiten will ich Sie jedoch nicht ausgehen lassen; ich kann Ihnen also sub rosa sagen, daß Lucian Bonaparte König von Spanien und Portugal, und Berthier König der Schweiz wird; — der Krieg zwischen Baiern und Oesterreich ist ohnehin eine bekannte Sache.

Lassen Sie eine solche Mittheilung nicht unerwiedert; Sie, eingeweiht in die höhere Politik, wären im Stande, die niedrigere Zeitungsschreiber-Politik in etwas zu erheben. Unterstützen Sie Ihren Freund durch milde Beiträge; außer dem Interesse der Sache hätten solche Artikel einen Beigeschmack, nämlich sie der Gefälligkeit eines Freundes zu verdanken zu haben, der den Werth des Inhalts selbst noch überträfe, wenn dieser auch in Kaisern und Königen, und der Austheilung von Königreichen und Prinzessinnen bestände. In dieser traurigen Friedenszeit, die das für die Zeitungsschreiber ist, was der schöne Mondschein und gute Polizei für Diebe und — —, habe ich alle Hülfe nöthig, um der Neugierde des Publikums ihr Futter zu liefern. Ihre Gegend ist zwar großen politischen Begebenheiten — die zu große der Schlacht von Jena ausgenommen, dergleichen in hundert oder tausend Jahren nur einmal vorkommt — nicht sehr ergiebig; inzwischen sind große politische Begebenheiten und Zeitungsnachrichten nicht gerade ganz dasselbe, und an letzteren fehlt es nicht — es reis't doch hier und da ein Marschall durch, oder der Gesandte Herr Reinhard, die Abreise der herzoglichen Familie, vornämlich das neue Fürstenthum Jena gibt ganz preiswürdige Artikel. Ich weiß wohl, daß, einen Zeitungsartikel abfassen, Stroh essen heißt, gegen das Schwelgen in den Griechen und Ausmeißeln Lucrezischer Herameter, voll tiefsinniger Philosophie; aber da in der Epikuräischen Philosophie die Verdauung des Magens nicht unbeachtet gelassen werden kann, und für die Unterstützung derselben das Zeitungslesen zu Hülfe gerufen wird, so könnte ich denken, daß von dieser Stunde auch ein Viertelstündchen zur Abfassung von Zeitungsartikeln ange-

wandt, die Verwandlung des passiven Zeitungsgeschäfts in ein actives sogar eine Erhebung wäre. Doch ich sehe eine noch zweckmäßigere Ausführung dieser Gefälligkeit, um die ich Sie ersuche — gibt sie nicht für Karl *), den ich herzlich grüßen lasse, ein Uebungsmittel in jenem objectiven Stil, welchen man Zeitungsstil nennt, und der am fähigsten ist, dem Hange der Jugend, die Einbildungskraft oder das Gefühl, den Witz laufen zu lassen, ein Gleichgewicht zu halten? Außer diesem Vortheile der Bildung soll Karl auch den Nutzen haben, daß ihm für jeden Artikel ein Krug guten Bamberger Bieres, wenn er es anders liebt, gutgeschrieben und bei einer sich ergebenden Summe richtig geliefert werden soll.

Ueberlegen Sie also meine Bitte. Es wäre mir eine große Gefälligkeit, einen Correspondenten in der dortigen Gegend zu bekommen. Einmal ist mir von Weimar — doch ohne Angabe von wem oder welcher Behörde — ein officieller Bericht über die Vorfälle beim Weimarschen Contingent vor Kolberg zugeschickt worden, für den ich, ich weiß nicht wem, Dank schuldig bin. Ich habe schon daran gedacht, mich an Falk oder an Herrn Dr. Müller deswegen zu wenden. Sie sind mit Beiden bekannt, und hätten vielleicht die Freundschaft, darüber etwas mit dem einen oder dem andern auszumachen, oder mir Ihren Rath zu geben, ob ich mich an Einen wenden könnte; über das Honorar würden wir uns schon verständigen. Jedoch setze ich mein liebstes Zutrauen in Karl, und fasse Alles darin zusammen, daß ich Sie bitte, hierin von dem Inhalte meines Wunsches ganz abzusehn, und nur die Gefälligkeit, welche Sie mir durch Gewährung desselben erweisen, zu beachten.

Noch ein Wort von meinen übrigen Verhältnissen; Sie wissen vielleicht, daß ich in Weimar für dieses halbe Jahr um Urlaub angehalten hatte. Ich habe mich nun in nähere Verbindung mit dem Zeitungsinstitute eingelassen und werde hiemit der vom Herzog mir verwilligten Pension entsagen, was

*) Der ältere Sohn Knebels.

aber vielleicht überflüssig ist, da mir das Quartal von Mai bis Juli nicht mehr ausbezahlt wurde, das ich nachgenießen zu können glaubte. Uebrigens werde ich es mir zur Ehre schätzen, noch als Professor von Jena angesehen zu werden und mich so nennen zu können; in meine vorigen Verhältnisse aber werde ich nicht mehr zurückkehren können. Sollte sich ihre ökonomische Seite jedoch einst ändern lassen, so werde ich keinen Anstand nehmen, die Zeitungsredaction gegen den philosophischen Katheder umzutauschen; ich sehne mich vielmehr nach einer solchen Aenderung. Von diesem Wunsche macht die Aussicht, Ihrem freundschaftlichen Umgange wieder näher zu kommen, keinen geringen Theil aus. Ich werde die weitläufige Communication, in welcher ich täglich mit der ganzen Welt stehe, gern gegen ein paar wöchentliche Stunden der Unterhaltung mit Ihnen aufgeben. Das Bier ist hier gut, aber — kämen Sie doch hieher, und tränken es an der Quelle im Felsenkeller, und vornämlich, hälfen Sie es würzen! Ich bitte Sie, dieser letzteren Nothdurft willen, um so dringender um das Pfefferkorn einiger Zeilen von Ihnen. Empfehlen Sie mich auf's Angelegentlichste, wenn ich bitten darf, an Frau v. Knebel und an die übrigen Freunde. H.

Aus Knebel's Tagebüchern.

— 2. Oktober 1818. Oft erzählte mir mein älterer Bruder — der noch im vorigen Jahrhundert im Würtembergischen starb — daß, als er den alten Hofprediger Sack, dessen Predigten wir in der Jugend fleißig gelesen hatten, in Berlin besucht habe, dieser ihm in der Unterredung oftmals zugerufen: „Nur Muth! Nur Muth!“ — Mein Bruder, der etwas hypochondrischer Disposition war, mochte ihm wohl Gelegenheit dazu gegeben haben, daß der brave Mann ihn zu stärken suchte.

Diese Worte wirkten damals, ob ich gleich noch sehr jung war, bei der Wiedererzählung tief auf mich, und ich habe sie mir seit dieser Zeit bei Gelegenheiten oftmals, wie eine Stimme von oben, zugerufen.

Wir brauchen Muth im Leben. Nicht nur auf dem Schlachtfelde, vielleicht oft mehr noch im häuslichen und bürgerlichen Leben. Menschen, die uns im Laufe unsres Lebens, bei Gelegenheiten, den Muth geschwächt oder genommen haben, sind uns nachher immer zuwider geblieben. Man sagt, daß Friedrich der Große einen sonst braven General, um eines solchen Ereignisses willen, auf immer von sich entfernt; hingegen den General Ziethen deshalb so vorzüglich geschätzt habe, weil er bei der Bataille von Torgau, wo der König schon Alles verloren glaubte, ihm Muth zugesprochen, und dadurch die Sachen wiederhergestellt habe.

Ohne Muth besteht keine Tugend; ja sie selbst führt ja den Namen daher.

Muth! sollten wir einander täglich zurufen; denn das Leben braucht Muth, zumal wenn es sich, nur auf sich selbst ge-

stützt, über das Gemeine erheben soll. Das Gemeine aber ist die Genügsamkeit mit den Dingen, so wie sie uns der Tag bringt, ohne uns ein höheres Ziel zu stecken, oder selbst über diese Gewohnheiten und Dinge weggehen zu können. — —

— 29. April 1820. Die Mängel und Vortheile des Alters sind von manchen der alten Dichter und Philosophen beschrieben worden. Es kommt auch darauf an, in welche Position man sich setzt. Im Wohlstande läßt sich Manches zur Gemächlichkeit ordnen, was nicht in jedem Zustande thunlich ist. Dann kommt auch viel auf die körperliche Beschaffenheit an. Das Schlimmste im Alter ist der Mißmuth: durch den Mangel an Vertrauen zu sich selbst wird man auch mißtrauisch gegen Andere. Dies stört die Freundschaft und löst die Bande des Lebens. Alle andern Mängel und Fehler, selbst der Geiz, entstehen daraus. Man hat das Vertrauen auf die Welt und ihr Schicksal verloren. Manche wenden sich daher zum Aberglauben, und gräuliche Geschichten haben sich schon in dieser Rücksicht bei Großen und Mächtigen kundgethan.

Daher ist auch Muth und inneres Zutrauen bei allen Menschen vorzüglich zu bestärken. Dieser kann sich aber nur auf richtiges Denken und Handeln gründen, und so trägt denn ein moralisches Leben zur Sicherheit und Wohlfahrt des ganzen Daseins bei, und vorzüglich auch in den Jahren, wo wir am meisten des Schutzes von innen bedürfen.

Das Schlimmste im Alter ist, wenn man das Leben gleichsam zu tief einwurzeln läßt, so, daß sich die Fäden desselben zu fest an die irdischen Dinge anschließen. Dies ist gemeiniglich der Fall, zumal bei noch leidlichen Gesundheitsumständen. Kränklichkeit nützt, um uns von dem Leben loszubinden.

In der Jugend stirbt sich's meist leichter, weil man nicht so fest am Leben hängt; auch ist in jedem Betracht die Jugend generöser, das Alter kärger.

Es möchte wohl nicht übel gedacht sein, wenn man sagte, daß, da die Natur Menschen und Dinge zuweilen auf willkür-

liche Art zu behandeln scheine, uns, unter Umständen, auch selbst eine willkürliche Ansicht erlaubt sein dürfte.

— Mein Leben ist bloßes Stückwerk, aus mannigfaltigen und verschiedenen Theilen zusammengesetzt. Zum eigentlichen Schriftsteller bin ich nicht geboren. Der gegenwärtige Augenblick macht zu viel Eindruck auf mich, und zu viele zerstreute Gedanken hängen sich diesem an. Daher kommt auch die Laune, die Unzufriedenheit mit mir selbst. Der Augenblick scheint mir nicht wichtig genug, ich warte auf das Bessere — und darüber verfliegt Zeit und Gelegenheit. Und doch möchte ich gern Etwas aus meinem Eigenen produciren. Aber was? wozu? wem hilft es oder nutzt es? — Ein Schriftsteller muß gleichsam von seiner eigenen Productionskraft besessen sein; er muß hervorbringen — zur Zeit oder Unzeit. Das Uebrige wird sich nach seinen Einsichten und Kräften schon fügen. Aber zu strenge Sorgfalt und Ueberlegung vertrocknet ihm gleichsam die Tinte in der Feder.

Wer der Welt nicht mehr angehöret, hat ihr auch nichts zu sagen. Und dann, wenn man überlegt, was schon Alles geschrieben ist, daß wir selbst nicht den zehnten Theil — vielleicht nicht den hundertsten — von dem kennen und gelesen haben, was Schönes und Vortreffliches in der Welt existirt — und wie wenig Solches bisher gefruchtet — so scheint uns unsere Bemühung, auch noch etwas zu sagen, beinahe überflüssig. Nur wissenschaftliche Untersuchungen scheinen von einigem Nutzen zu sein. Denn was die Werke der Einbildungskraft betrifft, so ist darin Kenntniß und Geschmack so verschieden, daß bei den Meisten der Vortheil, den sie daraus ziehen, sehr zweideutig scheinen möchte. —

— 24. April 1828. Es ist Zeit, daß ich mein schon verloren geglaubtes Tagebuch wieder aufsuche, und die noch leer gebliebenen weißen Blätter mit etwas Tinte anfülle.

Ich habe mancherlei noch in dem vorigen Jahre geschrie-

ben, doch das Meiste davon, nach meiner Gewohnheit, in die weißen Blätter meines Schreibkalenders eingezeichnet. Auch wollte ich eine kurze Lebensgeschichte von mir aufzeichnen — es will mir aber nicht recht damit gelingen. Auf der einen Seite sind die häuslichen Umstände meines Lebens — die aber Niemanden recht interessiren — auf der andern die innern geistigen, die aber leicht zu weitschweifig werden könnten. Es ist Niemand, der uns von dieser Seite richtig beurtheilen könnte, und am Ende ist man sich selbst zu günstig oder zu streng. Man müßte ein Montaigne sein, um sich selbst hinzustellen — und wer kann und mag das?

Eins muß ich jedoch hier bemerken. Die gute, aber äußerlich etwas zu rauhe und strenge Behandlung meines Vaters bei der Erziehung seiner Kinder hat auf mich, wie auf die übrigen, nicht immer einen heilsamen Einfluß gehabt. Sie hat in manchem Betracht zurückgescheucht und das im Fortgang des Lebens erforderliche Zutrauen zu sich selbst benommen. Dies hat mir und meinen Geschwistern mannigfaltig geschadet, und die treibende innere Kraft geschwächt und zurückgehalten. So hat mein Vater selten, oder fast niemals, etwas an seinen Kindern gelobt, und dadurch ein Mißtrauen gegen sich selbst in die Gemüther gelegt, daß sie nie glaubten, etwas Vorzügliches leisten zu können.

Doch hiervon genug! . . . .

Ich habe die Jahre 1763 bis 1773 unter Friedrich dem Großen in Potsdam zugebracht, und lebte, wie andere Officiere, in dumpfer Bewunderung und Furcht vor dem König. Manches fiel uns freilich auf, aber wir beugten uns vor der hohen Macht und Einsicht des Meisters. Läugnen kann ich indessen nicht, daß mir in der folgenden Zeit hie und da Zweifel aufstießen, daß nicht Manches anders sein könnte! — Da ich die Weisheit des Königs als den höchsten Punkt annahm, so däuchte es mich doch, als wenn eine menschlichere Herablassung und Gleichstellung noch größere Wirkung in einzelnen Fällen

hervorbringen könnte. Nicht, als wenn es dem großen König gänzlich daran gemangelt hätte. Er wußte sie sehr wohl zu gebrauchen; aber es war doch Etwas, was seine Person zu sehr von dem übrigen Haufen abhielt. Bald möchte ich sagen, ein großer Weltmann sollte auch etwas Gemeines haben, das ihn mit den Uebrigen verbände. Hievon schreckte aber die ganze Erziehung und Bildung des Königs ihn zu sehr ab, und leider beförderte auch die meiste Umgebung seiner Landeseingeborenen nur eine gewisse stolze Abneigung. Daher kam die Verachtung seiner Landessitten und Sprache, und sein Hingeben an die Ausländer.

Der König wurde eigentlich von Niemand geliebt, als von denen seiner Unterthanen, denen er Wohlthaten erwiesen, und die ihn nicht kannten. Die Uebrigen fürchteten ihn meistens, und Furcht und Liebe vereinigen sich schwerlich zusammen.

Den Geist seiner Liebe trug er meistens nur auf seine Hündchen über.

Nachschrift: Ich möchte auch nicht, daß ein König dahin strebte, ein Autor zu sein. Das Studium zieht gewissermaßen von der Menschheit ab, und die Verskunst zumal macht launicht. Die größten Staatsmänner haben uns wenig oder nichts von ihren Schriften hinterlassen. Auch macht das Studium nur zu oft einseitig.

— 30. December 1833. Man wird bei genauerer Beobachtung wahrnehmen, daß in dem Leben der meisten Menschen sich ein gewisser Plan findet, der, durch eigene Natur oder durch die Umstände, die sie führen, ihnen gleichsam vorgezeichnet ist.

Die Zustände ihres Lebens mögen noch so abwechselnd und veränderlich sein, es zeigt sich doch am Ende ein Ganzes, das unter sich eine gewisse Uebereinstimmung bemerken läßt.

Ich habe dieses, bei meinem hohen Alter, unter den mancherlei Umständen, die mein Leben leiteten, sonderlich bemerkt. Es ist nicht meine Absicht, und würde sich eben auch nicht besonders belohnen, solche einzeln hier anzuführen. Aber wenn

ich nun zusammenrechne, was mein und der Meinigen Loos im Leben also gewürfelt hat, so finde ich in dem Facit meist überall vollkommene Uebereinstimmung.

Die Hand eines bestimmten Schicksals, so verborgen sie auch wirke, zeigt sich immer genau, sie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt sein; ja widersprechende Gründe bewegen sie oftmals in ihrer Richtung. —

— — Die Nacht folgt dem Tage, und giebt uns einen gar schönen Anblick des Entzückens und Verlöschens aller Dinge. Alles steigt und sinkt; Manches zu ewiger Vergessenheit, Manchem leuchtet ein langer Schimmer nach und verkündet ihm wieder eine frühe Morgenröthe.

Auch die Sterne leuchten nicht umsonst. Sie bezeugen, daß Alles ewig bleibt und ewig lebt.

Wenn der Tag ein kleines Leben ist, so ist die Nacht ein kurzer Tod. Die Gestalt der Dinge verliert sich, es wandelt Alles nach und nach in ein grauses Nichts. Aber das Wesen der Dinge bleibt, und es bedarf nur des göttlichen Strahles, um Alles wieder in schönerem Reize herzustellen.

Still und lieblich ist der Abend, und die Nacht umhüllt uns wieder mit den ernsten Schatten und streut helle Bilder entfernter Zukunft aus. Ueberall stimmt die Natur zu Einem; Scheiden und Wiederkunft, ewiger Wechsel der Zeiten und Dinge. Ist dies bloße Phantasie? Aber was ist ein Leben ohne Phantasie? Diese nährt es wenigstens zur Hälfte. Sie beflügelt unser Verlangen, und läßt immerwährend neue Blüthen und Gestalten dem Geist anschießen. Ohne Phantasie ist der Baum blätterlos und der schöne Schmetterling nur ein Wurm, eine Made.

— — Wahr ist's, in einem öffentlichen thätigen Leben vergißt der Mensch gleichsam die Bewegungen seiner Fortdauer, da er in einem einsameren zurückgezogenen sich öfters wie unter einem Mikroskop sieht. Beides hat seinen Vortheil und

seine Gefahren. Unsere Maschine ist nicht immer so aufgezogen, daß sie lange unverrückt fortlaufen könnte, und die Aequationen, wie es die Astronomen nennen, sind öfters vorzunehmen. Daher finden wir oft bei immer thätigen Geschäftsmännern gewaltige Aberrationen, und, zumal wo der erste Grund nicht richtig gelegt ist, bei großer Mühe und Anstrengung, gänzlich verkehrte Resultate.

Der einsame Philosoph hingegen betrachtet die Grundsätze genau, prüft und vergleicht sie, aber die abgezogene Weise und Lebensart macht ihn oft, sowohl in Bezug auf sich selbst als auf die Dinge, übersichtig. Er wird sein, wie Jener in der Fabel, der das Wetter machen wollte, und Alles wohl zu ordnen wußte, nur den Wind vergessen hatte.

Beides gehört denn wohl zusammen: frische Thätigkeit und ruhige Uebersicht. Daher scheint es nöthig, daß der Geschäftsmann nicht in zu viele Händel gemischt, noch Einem Alles aufgelegt werde. Wo es bei dem Geschäfte auf Besonnenheit ankommt, so widerspricht dies Verfahren der Sache. Wenige nur sind allgemeine Genies, und die solches von sich glauben, sind es, wie die Erfahrung zeigt, oft am wenigsten. Sie sind Brouillon's, Männer, welche die Geschäfte in einander wirren, oder sich selbst nur zu vergessen suchen. Wahre, große Geschäftsmänner hatten immer Zeit übrig, was z. B. vom großen Friedrich bekannt war. Denn sowohl die Natur des Menschen selbst, als die Natur jedes dauerhaften wackern Geschäftes, erfordert Ruhe und Besonnenheit. —

— — Es ist eine sonderbare Erscheinung bei der Liebe, daß sie in ihrem höchsten Ausbruche Menschen und Thiere gleichsam zu Narren macht. Ohne einen Grad von Tollheit ist Keiner noch verliebt gewesen. Bei manchen äußert sie sich nur lächerlicher, bei andern zierlicher und gefälliger.

Die Auerhähne, besonders die Birkhähne, machen die lächerlichsten Stellungen und Sprünge, da der Vögel Natur sonst

immer graziös ist. Manche Thiere sind ganz dumm und vergessen ihre eigene Sicherheit, wie z. B. der Hirsch.

Dieses gewaltige Wirken der Liebe auf die innern Sinnesorgane zeigt, daß sie selbst von einem gewissen höheren Einfluß auf die Natur der Wesen sei. Ich möchte sie die lebendigste Aeußerung aller der vereinten Kräfte eines Geschöpfes nennen. Diese gespannte Lebendigkeit aller Kräfte vertilgt, oder schwächt wenigstens Eigenschaften, die ihr zuwider sind, und erweckt andere, die zuvor nicht da waren. So erweckt sie Stimme und Geberden, tilgt und schwächt hingegen die Vernunft.

Aber ihr Einfluß geht noch weiter. Alles, was zierlich und lieblich ist, kommt hervor durch sie; sie ist die ewige Mutter der Reize. Nur mit der Liebe erhält sich die Gestalt. Ein Wesen, das die Liebe verloren hat, verliert in demselben Grade auch alles äußere Ansehen; selbst das höchste Alter umschimmert noch ihr Glanz. Liebe erweckt Reiz, wie Reiz die Liebe, und sie ist die Vollenderin aller schönen Dinge. Ihr immer veränderter Trieb erweckt Tugend und Tapferkeit sowohl, als Anmuth und Gefälligkeit, und sie scheint durchaus der Funke zu sein, an welchem sich alles Edle und Vorzügliche im Menschen entzündet.

Konnte also dem Menschen ein besseres, ihm zuträglicheres und gefälligeres Gesetz gegeben werden, als dieses: „liebet euch unter einander!"

— — Zwei Sachen sind, welche das Wesen eines Dinges gleichsam vollständig machen; erstlich die Sache selbst, und dann: der Gedanke.

Jedes Ding existirt für sich, und wird durch seine Bestandtheile mehr oder minder zu dem, wozu es bestimmt ist, und wodurch es sich an die Reihe der Wesen anschließt. Der Gedanke erkennt es seiner Eigenschaft nach, und macht die Verbindung zwischen ihm und andern Dingen. Daraus entsteht eine Welt. Die Verbindung der Dinge durch den Gedanken ist tausendfach, und kann das an sich Unempfindliche und Rohe in die geistigste Stellung bringen.

So wirkt das Leben schon an und für sich in seiner vorliegenden Gestalt durch den Gedanken, der wieder durch seine eigene innere Nothwendigkeit unzählige Veränderungen und Gestalten bildet.

Dies ist die Natur des unbeschränkten Seins, daß es durch abwechselnde Verbindungen alle Gestalten und Formen der möglichen Dinge annehmen kann, und sich selbst zuletzt zur verbindenden Kraft aufschwingen. —

Proben eines zu Grunde gegangenen Literaturblattes.

Von Th. Mundt.

Schule der Höflichkeit für Alt und Jung. Herausgegeben von Carl Friedrich von Rumohr. (Motto: „Nur Bekanntes.“ Lessing.) Stuttgart, Cotta 1834. 172 S. 8.

Zu einem Manne, wie dem Verfasser, begiebt man sich wahrlich gern in die Schule, um das, was Allen Noth thut, Höflichkeit, von ihm zu erlernen, denn wie interessant muß es nicht sein, wenn er seine berühmte Kunstkennerschaft einmal auf die Formen des geselligen Lebens und der menschlichen Verhältnisse anwendet, und beide an einander prüft! Und in der That, ich glaube, eine Höflichkeitslehre, wie ich sie mir vorstelle, ist nichts Anderes, als die Formen des gewöhnlichen Umgangslebens zu einer gewissen Kunstmäßigkeit auszubilden. Aber in jedem Fall muß es für einen Redacteur, der im Begriff steht, hier ein Literaturblatt einzurichten, also eine Art von kritischem Salon zu eröffnen, heilsam sein, vorerst noch aus der Schule der Höflichkeit etwas zu profitiren, um mit den Schriftstellern, die dann künftig die Schule der Leiden bei ihm durchzumachen haben werden, ein besseres Auskommen zu erzielen; und so kann ich mir wahrlich gratuliren, daß dieses Buch noch gerade zur rechten Zeit in meine Hände gerathen ist. Ein Schriftsteller, der ein Journal gründet, thut etwas Aehnliches, als seine andern Freunde, wenn sie heirathen und einen eigenen Hausstand sich bereiten. Ihre Pflichten gegen die Welt

werden in demſelben Maße vielfältiger, als ſie ſelbſt, in die Mitte eines gewiſſen Kreiſes tretend, die Selbſtändigkeit ihrer Natur nach außen und innen hin geltend zu machen haben. Mit der vermehrten Würde, zu der ſie ſich erhoben, iſt ihnen auch die Nothwendigkeit einer beweglicheren und vielſeitigeren Höflichkeit auferlegt, und wo man als einzelner und frei umherſchweifender Garçon noch ungeſtraft dem ſüßen Naturtriebe der Grobheit folgen darf, müſſen ſie jetzt, als öffentliche Anſtandsperſonen, auf Formen aus Rumohr's Schule der Höflichkeit bedacht ſein. Und ſo fühlt auch ein Redacteur, dem ſein Schickſal, anſtatt ſchönerer Verbindungen, die ſeltſame Mariage eines Journals zugeſchoben, daß er ſich in dieſem ſeinem literariſchen Hausweſen ein wenig auf den Anſtand verlegen und die Kunſt des höflichen Umganges mit Büchern mehr als ſonſt ſtudiren müſſe. Wenn er ſonſt in deutſcher Studirſtubenſeligkeit an ſeinem Schreibtiſche ſaß, und ſeine kritiſchen Gutachten über das eine oder andere Buch ausfertigte, hatte er ſich noch wenig um die Würde der Repräſentation dabei zu bekümmern, und durfte mitunter wie ein lockrer Vogel in fremden Neſtern ſeine Kuckuckseier legen und ausbrüten laſſen. Jetzt iſt ein Redacteur aus ihm geworden, und er muß nun auf eignem Grund und Boden Alles, was Anſtändiges und Unanſtändiges bei ihm vorgeht, wie ein reſoluter Hausherr vertreten. Wird er nun das Prinzip der Höflichkeit in ſich ausbilden, oder wird er die Grobheit in ſich zum Prinzip zu erheben verſtehn?

Der Herr Baron von Rumohr hat in ſeiner Schule der Höflichkeit, in der er ſonſt allen nur irgend denkbaren Perſonen ein Kapitel über ihr Verhalten widmet, doch keines für Redactoren und Kritiker einzuſchalten für gut befunden, und ſcheint alſo ſeinerſeits anzunehmen, daß dieſe Leute auch ohne Höflichkeit beſtehen können, oder derſelben wenigſtens nicht unumgänglich und in allen Fällen zu ihrem Fortkommen bedürfen. Und dies macht mir in der That die Recenſion ſeines Buches über die Höflichkeit leicht, mit dem ich ſonſt eben nicht höflich

umzugehen im Stande gewesen wäre. Gott sei Dank, daß man grob sein darf, denn Rumohr's Schule der Höflichkeit ist in der That das Abgeschmackteste und Trivialste, das jemals geschrieben worden, und ich habe mich gewundert, daß ein so geistreicher Mann, wie er, ein Mann des Kunstgeschmacks und Lebensgenusses, diesem reichhaltigen Thema nicht lebendigere Funken zu entlocken verstand, sondern gerade nur das Allerseichteste und Gewürzloseste darüber gesagt hat. Dies Thema hätte mit ironischer Ueberlegenheit behandelt werden müssen; statt dessen sieht man den Verfasser selbst auf eine wunderliche Weise in allen diesen steifen Formen befangen.

Herr von Rumohr ist eine interessante Gestalt in der deutschen Literatur, wie sie noch nicht dagewesen. Der Schriftsteller ist bei ihm ganz aus dem Lebemann herausgewachsen, und so wie er gelebt, vornehm, graziös, selbstgefällig, contemplativ und genußsüchtig, ein epikuräischer Weiser, ein weiser Epikuräer, ein anstandsvoller, lächelnder Seigneur, der sich jedoch bereits mit einer gewissen Sauberkeit aus dem Zopf- und Perückenthum herauscultivirt hat, in derselben Manier sieht man ihn auch schreiben und in seinen Büchern sich darstellen. Die vornehme Lebensart ist ihm auch als Schriftsteller zur andern Natur geworden; sein Stil, von etwas Göthischer Durchbildung fein angehaucht, bewegt sich wie eine Standesperson in abgemessenen Reverenzen, und jeder seiner Sätze ist ein geborner Baron, der mit den Gegenständen, die er behandelt, aus einer gewissen vornehmen Ferne sich herumcomplimentirt, denn es ist bekanntermaßen vornehm, sich kein Ding zu nahe kommen zu lassen, sondern Jegliches sich noch immer um einige Schritte vom Leibe zu halten. Dabei wird dieser Schriftsteller durch das humane Streben liebenswürdig, unter seinen Mitmenschen eine gleiche, weise genußliche Lebensphilosophie auszubreiten, als wie sie ihm zu dieser leichten, und von tiefern Conflicten unberührten Behäbigkeit des Daseins verholfen hat. Diesem seinem humanen Triebe zum Wohl der Menschheit ließ er zuerst in Bezug auf die Kochkunst freien Lauf, und mit

Recht, denn wenn der Mensch auch nicht lebt, um zu essen, so ißt er doch, wie bekanntlich, um zu leben, und deshalb ist die Kochkunst, wenn auch nicht das Hauptcapitel, doch das Leib- und Magencapitel einer wirksamen Lebensphilosophie. Herr von Rumohr hatte sich auch in seinem „Geist der Kochkunst" keine andere Aufgabe zu lösen vorgesetzt, als das Kochen und Essen zu einer Lebensphilosophie zu erheben, und das, was der gemeinen Ansicht nach eine bloße Nützlichkeits-Tendenz hat, zu einer gewissen ästhetischen Freizünftigkeit, wenn ich so sagen darf, auszubilden. Nachdem es ihm so gelungen war, die Kochbücher zu idealisiren, wendet er jetzt seinen humanen Verschönerungstrieb auch auf Alberti's Complimentirbuch an, damit seine Mitmenschen, wenn sie sich im Geiste der Kochkunst satt gegessen, dann auch nach der Schule der Höflichkeit sich bewegen lernen mögen. Aber man sieht, es ist leichter, sich mit Geist satt zu essen, als mit Geist überall höflich zu sein, denn eine große Geistlosigkeit hat sich in dieser Schule der Höflichkeit zum Lehrmeister aufgeworfen, den man sich nicht anders als durch eine kräftig erfrischende Grobheit abzuwehren vermag.

Wer hätte gedacht, daß Herr v. Rumohr mit der ehrbar wichtigen Miene eines alten, in anstandsvollen Sorgen ergrauten, weißgepuderten Reichsbarons über alle diese Miseren, welche dem verkünstelten und in affenhafter Unnatur verschrobenen Salonsleben angehören, sich auslassen würde! Wenn er in diesem trocken ernsthaften Tone von der Haltung des Oberleibes, vom Gebrauche der Gelenke, vom Gebrauche der Beine, von der Anwendung der Arme, vom Gebrauche der Hände und Finger, vom Kopfe im Allgemeinen und von dem Kopfe nach seinen besondern Handlungen, von der ehelichen Höflichkeit, von der Höflichkeit der Aeltern und Kinder, der Lehrer und Schüler, der Ammen und Kindermuhmen, der Hausbedienten, der Bettler und der Vagabunden, von dem Benehmen der Tagwerker in den Städten und auf dem Lande, von der Höflichkeit des Bauernstandes, von der Höflichkeit der mechanischen Künstler und Handwerker, vom Betragen der Künstler in

Thon, Marmor, Erz, in Farben und Reimen, von der Höflichkeit der Gelehrten, von der Höflichkeit in besonders dafür festgesetzten Stunden und Zeiten, und endlich sogar von der Höflichkeit constitutioneller Staatsbürger und ihrer Repräsentanten zu reden anhebt — und dies sind die hauptsächlichsten Capitel des ganzen Lehrcursus — so erwartet man immer, daß jeden Augenblick das helle Gelächter hinterdrein losbrechen würde, aber dies bleibt eben aus, so wie jede geistige Ironisirung des Thema's, und man sieht sich wie in ein anatomisches Kabinet eingesperrt, in dem man von lauter einzelnen amputirten Gliedern und grinsenden Schädeln umgeben ist und sich aus Gespensterfurcht am Ende selbst für ein ambulirendes Skelett zu halten geneigt wird, da man den Menschen aus dem Vollen und Ganzen anzuschauen verlernt. Jedenfalls kann man es dem Verfasser nie danken, daß er seine docirte Höflichkeit nur als ein solches anatomisches Präparat des menschlichen Gesellschaftslebens zum Besten gegeben hat, schon um ihrer eigenen Empfehlung willen. Wie leicht wäre es aber für einen an Lebensbetrachtung so reichen Schriftsteller gewesen, den Gegenstand in eine geistigere Verbindung mit den menschlichen Verhältnissen zu setzen, beziehungsreichere Anschauungen daraus abzuleiten, und die Höflichkeit, statt als Gliederpuppe, als humanes Gleichgewicht der Anziehungs- und Abstoßungskräfte des Lebens darzustellen.

Zur Geschichte der Höflichkeit hat der Verfasser indeß einige interessante Bemerkungen beigebracht, die zugleich ihn selbst hier charakterisiren heißen mögen. „Es gab eine Zeit, da mit vielem Rechte die Höfe der Fürsten als so viele Mittelpunkte einer höheren Bildung angesehen und verehrt wurden, weil sie hervorzogen und zu vereinigen suchten, was nur Edles und Großes ihre Zeit hervorbrachte: starke und liebenswerthe Persönlichkeiten, vortreffliche Geister, und mit dem Sinne des Schönen begabte Seelen. An den Höfen blühte die neuere Dichtkunst auf, entwickelten sich große Talente, fanden sie gegen die Bedrängnisse des Lebens Schutz, erweiterten sie ihre

Vorstellungen, ergriff sie der Zauber der Macht und Größe und ihres nothwendigen Gefolges, der Pracht und des Glanzes. An den Höfen erlangten daher die verschiedenen Idieme der neuern Welt ihre edlere, feinere Ausbildung. — In der Folge, nicht vermag ich's zu läugnen, bemühten sich persönliche Günstlinge der Fürsten oder mächtige Parteiungen, den belebenden Hauch der geistigen Bildung von den Höfen auszuschließen; rohe Sinnlichkeit, weiche Abspannung, leblos mechanische Andachtsübung, welche Stumpfsinn herbeiführt, schien den Besitz schon erworbenen oder noch gehofften Einflusses allein ganz sicher zu stellen. — In Folge dieser geschichtlichen Erscheinungen waren die Höfe zur größten Gewöhnlichkeit herabgesunken, als seit Friedrich geniale Fürsten hie und da von Neuem einer höhern Bildung sie entgegenzuführen, nicht ohne schnellen Erfolg, unternahmen. Indeß blieb, in Erinnerung des Ursprunges, das Wort Höflichkeit selbst in den schlimmeren Zeiten wenigstens unter uns in Gültigkeit, für jedes mildverträgliche, gefällige Benehmen. Auch im Spanischen behielten die Ausdrücke: cortesia und cortes die entsprechende Bedeutung. Hingegen kam dafür unter den Italienern, bei republikanischer Verfassung ihrer wichtigsten Städte, (nach Analogie des antiken urbanus und ἀστεῖος) der Ausdruck civile und civiltà in Gebrauch, welchen die Franzosen, bald auch die Engländer, von ihnen angenommen und dagegen courtoisie, courteous, und was sonst dahin gehören mag, (da sogar to courtesy dem späteren to bow gewichen) beinahe gänzlich aufgegeben haben. Gegenwärtig also bezeichnet das Wort Höflichkeit nicht mehr die courtoisie, oder streng höfische Sitte, sondern die Gewohnheit und Kunst, in jeglicher Beziehung von Menschen zu Menschen, im Reden wie im Handeln, stets den zu treffenden Ton zu finden und anzuschlagen."

Daß sich jedoch in diese Höflichkeit, wie sie von Herrn von Rumohr gelehrt wird, bei aller Nüchternheit ihrer Formen zugleich manche Anweisung zur Coquetterie einschleicht, kann nicht Wunder nehmen, da sie mit einer solchen Lebensansicht

folgerichtig genug zusammenhängt. Wie es aber mit den Recensenten anzufangen, ob sie für die gute Lebensart völlig verloren und verdorben, da Herr von Rumohr über sie schweigt, oder ob sie aus der Noth eine Tugend, d. h. aus der Grobheit eine Höflichkeit zu machen verstehen sollen, das läßt sich vielleicht auf theoretischem Wege überhaupt schwer ausmachen, noch schwerer aber in einer Recension über diese Schrift des Herrn von Rumohr praktisch bethätigen. „Thue recht, scheue Niemand!“ ist und bleibt das einzige Höflichkeitsgesetz für die Recensenten, wie für manchen andern ehrlichen Mann.

Deutsche Briefe. 1. Leipzig, Fr. Fleischer, 1834. 178 S. 8.

Diese von der Herausgeberin, Karoline von Woltmann, in anspruchsloser Mittheilungsweise überlieferten Briefe enthalten vieles Interessante, und weniger Unbedeutendes, als sich sonst in Reliquien-Sammlungen dieser Art, an denen der Deutsche nur zu oft seine kleinliche und peinliche Pietät bethätigt hat, einzuschleichen pflegt. Der fromme Handel mit Heiligenknochen und Märtyrergliedmaßen ist vorüber, aber in den deutschen Briefsammlungen der letzten Jahre, in denen den Lesern oft eine nicht minder minutiöse Andacht zu Reliquienknochen zugemuthet wird, schien fast etwas Aehnliches wieder an die Tagesordnung gekommen zu sein. Indeß kann die einzelne Gehaltlosigkeit mancher solcher Sammlungen den großen Werth und die vielbedeutende Stelle, welche diese Literatur der Briefe als Ueberlieferungen zu unserer Culturgeschichte, als Familiennachrichten aus dem innern Hauswesen unserer Nationalliteratur, zu behaupten berechtigt ist, keinenfalls irgend schmälern, und Karoline von Woltmann hat in ihrem Vorwort zur Rechtfertigung derselben das Triftigste und Bündigste gesagt, was sich sagen läßt: nämlich, daß die Briefe der Deutschen die Bedeutung der Memoiren bei ihnen vertreten. Indessen steht, glaube ich, dennoch zu hoffen und zu wünschen, daß, bei immer

mehr entwickeltem Sinn des Deutschen für öffentliches und weltthümliches Bewegen, auch die Form, in der sie über sich selbst zu sprechen fähig sind, sich erweitern und plastischer ausbilden werde. Denn soviel ist gewiß, daß unsere Nachkommen wenigstens von der heutigen Generation keine solche Briefsammlungen überliefert erhalten werden, in der sich alle unsere Lebensbezüge und jeder kleine Winkel unserer Stuben- und Herzens-Verhältnisse ebenso abschilderten, als in jenen zumeist aus dem vorigen Jahrhundert datirenden Briefen mit so behäbiger Ausführlichkeit und Redseligkeit der Mittheilung geschieht. Die Sitten ändern sich hierin, und es scheint, daß wir heutzutage weder Zeit noch Laune und Stimmung mehr dazu haben, so viele und lange Briefe über uns und das Unsrige zu schreiben, als man sonst in Deutschland gethan. Vielleicht fangen wir allmählig an, mehr zu *erleben*, wenn wir weniger *schreiben*, und im Drang der Erlebnisse regt sich dann auch ein neues Talent für Darstellung und Ueberlieferung derselben. —

Das erste vorliegende Heft dieser „Deutschen Briefe" enthält Briefe von Göthe an K. L. v. Woltmann, zum Theil dessen ausführlichen, in der Jenaischen Literatur-Zeitung abgedruckten Aufsatz über „Dichtung und Wahrheit" betreffend, der auch hier wieder mitgetheilt wird; ferner Briefe von Woltmann an Halem, von dem Verfasser der Hammelburger Reise (v. Lang) an Woltmann, von dem Großherzog von Frankfurt (Carl von Dalberg) an Woltmann, und Briefe zwischen Therese Huber und Karoline von Woltmann. Letztere sind das Interessanteste in der ganzen Sammlung, und man hört diesen beiden geistreichen Frauen mit Theilnahme zu, wie sie über Angelegenheiten weiblicher Bildung, und besonders über die Ehe, ihre von einander abweichenden Ansichten austauschen. Diese Unterhaltung entspinnt sich vornehmlich an dem von der Frau von Woltmann herausgegebenen Buche: „Ueber Natur, Bildung, Tugend und Bestimmung des Weibes," in dem die mit dem weiblichen Wesen eng verbundene Bedeutung der Ehe aus natürlichen und unverkünstelten Gesichtspunkten geltend gemacht

wird. Die Huber, die vielerfahrene, mannhaft thätige Matrone, die zu jener Zeit die Redactions-Wirthschaft des Morgenblattes mit der Aemsigkeit einer guten literarischen Hausfrau führt, ist der entgegengesetzten Ansicht, und sucht, wie man weiß, die Selbständigkeit des geistig gebildeten Weibes in der Ehelosigkeit zu begründen. Geistreiche Frauen, aus Furcht, in der natürlichen Seite ihres Berufes aufzugehen, neigen nur zu bald dieser Ansicht zu, von der auch in Rahels Briefen unverkennbare Merkmale sich finden, obwohl die Bekennerinnen derselben gewiß immer deutlich genug gefühlt haben mögen, daß sie diese erstrebte unnatürliche Erweiterung ihrer Bestimmung in einer so unfruchtbaren Altejungfern-Theorie nie erreichen werden.

Ein heller tiefgebildeter und nie aus den Gränzen weiblicher Anmuth sich verirrender Geist verräth sich in Karoline von Woltmann, die ohne Zweifel eine unserer geistreichsten und talentvollsten Schriftstellerinnen ist. Ihre eigenen Briefe sind eine erfreuliche Zugabe zu diesem Büchlein, dessen baldige Fortsetzung wir lebhaft wünschen.

---

1) Geschichte des Preußischen Staats, von Dr. Ernst Helwing. Erster Band. 1. Abth. und 2. Abth. 1. Lief. Lemgo, Meyer. 1834. 756 S. gr. 8.

2) Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon, kritisch-historisch dargestellt von P. J. Stuhr, Professor an der Universität zu Berlin. Lemgo, Meyer. 1833, 455 und 620 S. gr. 8.

Diese beiden Werke lassen sich am besten beurtheilen, wenn man sie zusammenstellt und ihrer historischen Gesinnung nach auf einander bezieht, da sie dieselbe in einem auffallenden Grade theilen, und das erstgenannte, ohne daß ihm darum ein achtbarer selbständiger Fleiß abzusprechen wäre, doch völlig im Geiste des Professor Stuhr empfangen und aufgezogen ist. Stuhr, mit reger, übersprudelnder Geisteskraft und Phantasie begabt, wie alle Nordländer, welche die Lockung deutscher Wis-

senschaft ihre kältere nordische Heimath mit unserer geistig wärmeren Zone vertauschen ließ, verdient offenbar eine lebhaftere Anerkennung, als ihm seine gelehrten Standesgenossen im Allgemeinen widerfahren lassen, und ich gönne es ihm, wenn er jetzt solche Anhänger und Jünger, wie den Herrn Dr. Helwing, für seine Ansichten findet, obwohl ich diese Ansichten, soweit sie das Geschichtsleben der Gegenwart berühren, nicht anders denn als verderblich oder wenigstens als höchst unfruchtbar ansehen kann. Besonders inwiefern sie Preußen betreffen, muß sie jeder Patriot, der aus wahrem Herzen sein Vaterland liebt, gleich als höchst feindselig von sich abweisen, und ich bin zu jeder Art von Bekämpfung bereit, wenn ein Mann, um so schlimmer, ist es ein so geistvoller wie Stuhr, die nächste nothwendige Entwickelung Preußens, die zu seinem eignen und zu ganz Deutschlands Heil erfolgen muß, absichtlich verkennen will. Preußen ist eine heilige Lebensfrage für uns Alle, die wir uns Deutsche nennen, und wehe dem, der sich durch Geschichtstheorien (sogenannte Philosophie der Geschichte), die nur in seinem Gehirn existiren, verleiten lassen kann, die Lösung dieser Frage für die Gegenwart zu verwirren und auf eine spätere, unbestimmte Zeit hinauszuschieben. Stuhr trägt sich mit solchen wunderlichen Geschichtstheorien, und sieht demgemäß die Aufgabe Preußens in etwas ganz Anderem, worin man die Aufgabe eines selbständigen Staates und Volkes kaum suchen sollte. Er stellt es als einen Staat der Mitte dar, dem von der Weltgeschichte der Beruf zuertheilt sei, den Osten und Westen von Europa zu vermitteln, und diese Grundansicht hat auch Herr Helwing an die Spitze seiner Bearbeitung der Preußischen Geschichte gesetzt.

Es muß für etwas unendlich Wichtiges angesehen werden, in unserer Zeit eine Preußische Geschichte zu schreiben, besonders wenn, wie der Verfasser der vorliegenden mit Recht bemerkt, eine gründliche und wahrhafte Darstellung derselben zugleich über die Zukunft dieses Staates aufklären soll. Stuhr hat seine allgemeinen Ansichten über die geschichtlichen Entwik-

kelungen Preußens in der ausführlichen Einleitung zu diesen „drei letzten Feldzügen gegen Napoleon" vollständig genug dargelegt, und man sieht daraus, wie sehr er die wichtigsten Interessen Preußens verkannt, oder vielmehr absichtlich ganz unberührt gelassen hat. Denn jedes Volk hat lediglich nur sich selbst zur Aufgabe, und dies ist seine größte und heiligste, die es zu lösen hat, dies ist seine Geschichte. Nur dadurch, daß es sich rein aus sich selbst herausbildet und organisirt, und zur entschiedensten Staats-Individualität gestaltet, wird es zugleich eine geschichtliche Macht, die in dem Ganzen der Weltentwickelung eine bestimmte Stellung und Bedeutung erlangt. Seine eigene innere Organisation, seine Verfassung, seine Staats-Individualität und deren Fortbildung sind daher die ersten Fragen, die man an das Leben eines selbständigen Volkes zu richten hat, und es wäre traurig und entsetzlich, wenn ein Volk seine höchste Aufgabe nur darin sehen sollte, daß es zur Vermittelung fremder Theile in die Weltgeschichte hineingestellt sei. Was heißt es eigentlich, daß Preußen das Land der Mitte ist, daß es, wie Herr Helwing sich ausdrückt, berufen, „die Feindschaft zwischen dem Naturleben Asiens und der geistigen Bildung Europa's auszugleichen," oder den Osten und Westen mit einander zu vermitteln? Wo bleibt da Preußen selbst? Preußen ist vor allen Dingen eine deutsche Macht, und wird und soll es noch immer mehr werden. Es wird einmal ein Höchstes, dessen die zur Harmonie gekommene politische und intellektuelle Entwickelung der Deutschen fähig ist, darstellen, und trägt, wenn es seinen Beruf nicht verkennen will, schon jetzt die Elemente dazu klar und vollständig in sich. Aber freilich sieht Herr Professor Stuhr auch noch eine wesentliche geschichtliche Stellung Preußens in dem Verhältnisse desselben zu Rußland, und bezeichnet dies Verhältniß als von der tiefsten weltgeschichtlichen Bedeutung, das schon durch physische Naturbedingungen vorherbedeutet sei (Thl. I. S. 18.). In dem Verhältniß dieser beiden Mächte wird dann auch vornehmlich jener Wendepunkt der Vermittelung zwischen dem Osten

und Westen in der Geschichte behauptet, und dadurch dasselbe als ein nothwendiges hingestellt. Aus dieser Theorie folgt dann auch, daß die Theilung Polens schlechterdings keine Rechtsverletzung gewesen, sondern eben nur ein Akt der nothwendigen Annäherung zwischen Rußland und Preußen. (Stuhr, Th. 1. S. 48.) Ich begreife zwar nicht, wie Stuhr zu der jesuitischen Behauptung kommen konnte, daß Polen von vorn herein durch seine innern Zustände rechtlos gewesen, und ihm deshalb gar keine Rechtsverletzung habe widerfahren können, denn kein Individuum wird jemals rechtlos, geschweige denn ein ganzes Volk, aber dennoch findet sich diese Behauptung von ihm ausgesprochen (S. 48), und ich kann sie wenigstens als eine Consequenz bei ihm gelten lassen. Stuhr findet überhaupt eine große Aehnlichkeit zwischen Rußland und Preußen, welche beide die einzig lebendigen Reiche der neuen Zeit seien, während sonst überall nur ein Absterben in Europa sichtbar werde. Das aber, was in der Geschichte dieser beiden nordischen Reiche lebendig ist und waltet, „das ist seinem innern Wesen nach Eins und Dasselbe, und unterscheidet sich nur der Form und Gestaltung nach, in der Art, wie der Charakter des Westens der alten Veste, dem die Form der Freiheit und Geistigkeit eignet, von dem Charakter des Ostens, dem die Form der Natürlichkeit anhängt" (Th. 1. S. 61). Mit solchen allgemeinen Redensarten, daß Preußen der Staat der Geistigkeit sei, ist freilich noch nichts gesagt, ebenso wenig als sich die russische Geschichte und Entwickelung damit für immer zufrieden geben kann, daß ihr in Stuhr's Theorie die Form der Natürlichkeit angewiesen wird. Ueberhaupt kann sich Rußland, wie sehr auch der Professor Stuhr mit einer staunenden Verehrung an ihm hängt, doch meines Erachtens gar nicht mit dieser Theorie abfinden lassen; dazu hat es sich, besonders unter seinem gegenwärtigen Herrscher, viel zu entschieden in sich selbst gefaßt und abgegränzt. Da nämlich Stuhr in der ganzen Geschichte immer nur ein Strömen von Norden nach Süden und von Osten nach Westen sieht, und alle Völker in der Richtung zwischen

diesen vier Weltgegenden phantastisch umhergreifen läßt, so daß das eine Volk die seltsame Aufgabe hat, den Osten zu überwinden, das andere aber den Westen vermitteln muß, während das dritte zur Erlösung des Nordens der Geschichte auf die Welt gesetzt ist, so ist ihm denn auch Rußland ebenso wenig, wie Preußen, eigentlich um seiner selbst willen da. Nach seiner Nord- Süd- West- Ost-Theorie der Geschichte sieht er vielmehr die höchste Bedeutsamkeit Rußlands darin, daß es auf eine „Verknüpfung der Völker des nördlichen Asiens mit der Gemeinschaft der Menschengeschichte," als auf seine Aufgabe hingewiesen sei (I. S. 55). Wo bleibt da Rußland selbst? Dennoch ist Stuhr nicht blind für Rußland. Weil dasselbe nämlich die Macht des Ostens sei, so findet er es auch ganz natürlich (!): „daß die Offenbarung freier, geistig menschlicher Persönlichkeit im demselben zurücktreten müsse" (S. 55), und betrübt sich nicht einmal darüber, denn es ist ja die Macht des Ostens! Als ob ein solches Zurücktreten von irgend einem Staate (!) zugestanden werden dürfe, und noch dazu im Munde eines Historikers. Ich weiß zwar nicht, was Hr. Professor Stuhr für Begriffe vom Staate (!) haben mag, und ob er freie, geistig menschliche Persönlichkeit als unzertrennliche Elemente eines Staatslebens gelten läßt. Merkwürdig ist auch, daß er (S. 57) davon spricht, wie „sogenannte zarte Seelen" an manchen Erscheinungen im Leben der Russen allerdings wohl Anstoß nehmen könnten, wie sich dagegen dem tieferen Sinn (= Professor Stuhr) die wahre Bedeutung und das Wesen des Geistes der russischen Geschichte erst eigentlich offenbare. Indeß wird und kann Rußland dem Professor Stuhr nicht dankbar sein. Denn wenn derselbe auch eine große Aehnlichkeit Rußlands mit Preußen behauptet, so hat er doch, in der Weise seiner seltsamen Geschichtscombinationen, zugleich an einer andern Stelle (Th. 1. S. 29) behauptet, daß „der in der Geschichte des preußischen Staats seit seiner Gründung im siebzehnten Jahrhundert lebende und waltende Geist eine sehr große Verwandtschaft mit dem Geiste der Geschichte des fran-

zösischen Volkes habe." Wenn mithin zwei Größen einer dritten gleich sind, und böse Demagogen dann daraus folgern wollten, daß diese Größen auch unter einander selbst gleich seien, so könnte dem russischen Staat dadurch leicht eine Wahlverwandtschaft aufgedrungen werden, die ihm um keinen Preis lieb sein möchte. Denn was hat Rußland in neuester Zeit sorgfältiger von sich abgewehrt, als die sogenannten französischen Ideen des Westens? Aber auch Preußen seinerseits wird und kann dem Professor Stuhr in keinerlei Beziehung dankbar sein. Nicht etwa so sehr wegen der oberflächlich behaupteten Verwandtschaft seiner Geschichte mit dem Geist der französischen, denn diese, wie man nachlesen kann, nur auf sehr vague Allgemeinheiten gestützte Behauptung wird sogleich durch die bekannte legitimistische Gesinnung Stuhrs in ihrer anscheinenden Gefährlichkeit wieder neutralisirt. Aber wie kann es ein preußisches Gemüth ohne Verletzung lesen, wenn die Rettung des Reiches auf den bedenklichsten Stadien des siebenjährigen Krieges nicht dem Genie Friedrichs des Großen, sondern lediglich der geheim für Preußen wirkenden Partei am russischen Hofe (was Stuhr in seiner zu erwartenden Geschichte des siebenjährigen Krieges wahrscheinlich noch genauer ausführen wird*)) zugeschrieben werden soll, und wenn Friedrich der Große, der bei unserm Historiker überhaupt eine sehr enge und einseitige Beurtheilung findet, mehrfach getadelt wird, daß er so viele Verstöße gegen sein freundschaftliches Verhältniß zum russischen Hofe begangen und die Bedeutsamkeit desselben nicht so, wie später Stuhr, erkannt habe! Indeß müssen wir es dem Verfasser zugeben, daß bei ihm Alles nur aus einer redlichen und gewissenhaften Ueberzeugung kommt und aus keiner andern Absicht noch Rücksicht gesagt wird. Nur das Verkennen des eigenthümlichen Standpunktes unserer Zeit, deren Entwickelungen Stuhr mit getrübten Augen ansieht, ist bei ihm zu beklagen und hat zugleich

*) Sie ist unterdeß bereits erschienen, aber noch nicht in unsere Hände gekommen. D. Red.

einen rückwirkenden Einfluß auf seine sämmtlichen Geschichtsansichten geübt. Denn Ironie sollte es wohl nur sein, wenn in einer Zeitschrift bei Gelegenheit einer flüchtigen Beurtheilung dieser „drei letzten Feldzüge gegen Napoleon“ dem Verfasser nachgesagt wurde, daß ein geheimer constitutioneller Liberalismus in ihm versteckt liege.

Die Arbeit des Hrn. Dr. Helwing ist noch nicht vollendet. Es ist die Fortsetzung gewiß sehr zu wünschen, und läßt viel erwarten, wenn der Verfasser mit derselben Härte und Strenge gegen sich selbst verfährt, mit der er in der unduldsamen Vorrede seine Vorgänger in der Bearbeitung der preußischen Geschichte behandelt. Der Verleger ist sehr zu loben.

Belgien, und was daran hangt. Von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann. 153 S. 8.

Stuhr's Werk hat uns an die Befreiungskriege gemahnt, von denen er dort besonders in strategischer Hinsicht eine fast übergenaue Darstellung gegeben, denn wer hat in diesem Augenblick der innern Unruhe, der gespannten Aufgeregtheit die Muße und die Müßigkeit dazu, sich in die taktische Geschichte jeder einzelnen Schlacht bis in das minutiöse Detail aller örtlichen Stellungen versetzen lassen zu mögen? Und hier kommt ein Mann aus der Zeit der Befreiungskriege, einer der geistreichsten Repräsentanten der damaligen Stimmung der Deutschen, der die großen Hoffnungen, von denen damals unser Leben aufblühte, in seiner eigenen abgeblühten Gestalt uns wieder nahe bringt. Ernst Moritz Arndt, in Bonn am Rhein, der große Franzosenfeind, mancher Philippica gegen Napoleon Verfasser, der deutschen Rheingränze muthiger Wächter!

Welche Erinnerungen stießen uns aus dieser Zeit zu! Wie sehr sind wir nicht aus jener Stimmung herausgekommen, und wie veraltet scheinen uns diejenigen, besonders in Preußen, welche ihren Patriotismus noch immer in den Kleidern der damaligen Periode auftreten lassen! Der Patriotismus ist an sich

nichts und nichtig, wenn er nicht mit den verschiedenen Zeitbedürfnissen ein verschiedener und anderer wird, ja, was zu einer Zeit Vaterlandsliebe war, kann, auf eine veränderte Zeit angewandt, als Vaterlandsverrätherei erscheinen. Und dennoch sind es, von der andern Seite betrachtet, noch gerade die Folgen jener Zeit der sogenannten Befreiungskriege, welche unsere heutigen Zustände am allerentschiedensten und mächtigsten bedingt halten und fortwährend und immer den bindendsten Einfluß auf dieselben ausüben. Dies sind: der Wiener Congreß und der deutsche Bund, auf welche unsere sämmtlichen Verhältnisse in jeder Beziehung zurückgeführt werden müssen.

Unsere obige Bemerkung über den veralteten Patriotismus wollen wir jedoch in ihrem ganzen Umfange keineswegs auch auf Arndt ausdehnen. Dieser Mann hat vielmehr noch immer etwas höchst Ehrenwerthes und Wackeres in seinem Auftreten, und wenn er auch der ganzen Strömung der jetzigen Zeit nur widerwillig und mit gelähmten Flügeln folgt, so ist doch die unverfälschte biedere deutsche Gesinnung an ihm sehr hoch zu achten. Was er mit dem gegenwärtigen Büchlein eigentlich bestimmt gewollt, wird aus der Lesung desselben nicht völlig klar. Zunächst lag es in seiner Absicht, zu zeigen, wie die belgische Frage, die sonst am meisten und bedenklichsten in ihrer Beziehung zu Frankreich abgeschätzt worden, noch weit wichtiger für Deutschland sei, und besonders auch als eine deutsche Frage erwogen zu werden verdiene. Dies bringt ihn denn sogleich auf sein eigenthümliches Thema, die Rheingränze, deren Deutschheit er mit dem alten Eifer und dem alten Franzosenhaß gegen die „schleichenden und schlangenzüngelnden Wälschen" versicht. Nicht minder kämpft er mit kräftigem Wort für die Integrität der Rheinlande, gegen die Zerstückelung derselben unter mehrere Herrscher und gegen den französischen Besitz des Elsaß, und an diesen Betrachtungen spinnt er unvermerkt wieder sein ganzes politisches Glaubensbekenntniß über unsere gegenwärtige Zeit ab. Dies Thema mag in mancher Hinsicht veraltet in Arndt's Munde klingen, aber es

ist doch noch immer bis auf heutigen Tag und Stunde neu, denn welcher Franzose hätte es wohl aufgegeben, daß Frankreich den Rhein als seine natürliche Gränze besitzen müsse. Gibt es doch sogar deutsche Gelehrte, welche aus Theorie dieser wahnsinnigen Idee huldigen.

Arndt's Rede schlägt hier noch immer ein, und er beweist sich überhaupt als einen Mann, der, mit Ausnahme des übertriebenen Franzosenhasses, billig genug ist, den Bewegungen der Zeit nicht durchaus ihr inneres Recht abzusprechen, und wenigstens die Existenz derselben nicht abzuläugnen, wenn er sich auch selbst in eine gewisse Ferne von ihnen stellt. Er spricht sich unter Anderm auch sehr lebhaft für das öffentliche Verfahren in allen Rechtsangelegenheiten aus, und scheint sogar ungegründete Besorgnisse zu hegen, daß Preußen die eigenthümliche Gerichtsverfassung seiner Rheinprovinzen aufheben könne. Diese Besorgnisse sind gewiß ungegründet, da Preußen vielmehr in neuester Zeit gezeigt hat, daß es auch hierin in der Umgestaltung des deutschen Lebens auf eine edle Weise voranzugehen berufen sei, indem es bereits auch in seiner Hauptstadt den Anfang gemacht hat, wenigstens in manchen Formen des Civilprozesses eine gewisse Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, die sich auch schon als heilsam bethätigt, einzurichten. Uebrigens ist die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens etwas so ursprünglich Deutsches, daß mit derselben in ihrer ganzen Ausdehnung der Nation nur ein ihr durchaus eigenthümliches Element zurückgegeben würde.

Sonst hält auch Arndt mit besonders starker und gläubiger Hoffnung an der Bedeutsamkeit Preußens für die Zukunft Deutschlands fest. Wer möchte daran zweifeln! Preußen ist ein von so edlen und fruchtbaren Elementen getragener Staat, daß es nicht einmal der Revolution bedarf, um sich zu seinem Höhepunkt und zu einer ihm selbst innerlich nothwendigen Stufe zu erheben, sobald es will!

1. Der Nibelungen-Hort. Tragödie in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel, von Dr. Ernst Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 184 S. 8.

2. Robert der Teufel. Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Demselben. Ebend. 1834. 168 S. 8.

Wenn man von den nationalen und vaterländischen Interessen sich unterhält, kann man nicht umhin, sogleich auch an das Drama, ja an das Theater zu denken. Freilich ein niederschlagender Gedanke! Aber es ist merkwürdig zu sehen, wie genau hier Ursache und Wirkung in einander übergreifen, denn gerade durch seinen jetzigen Verfall beweist das deutsche Theater am deutlichsten, daß es ein Nationalinstitut ist, welches mit den öffentlichen Zuständen seines Volkes innigst zusammenhängt, und Leben und Farbe daraus empfängt, wenn Leben und Farbe da ist.

Wir haben ja unsern Raupach! Von Rußland her kam er über uns, nachdem er dort schon eine Anzahl von Stücken geschrieben, und ließ sich in Berlin nieder, wo er sich bald als der fruchtbarste und unermüdlichste Dichter des Hoftheaters bethätigte. Seine Stücke, deren Zahl täglich wächst, verbreiteten sich von hier aus über sämmtliche deutsche Bühnen, sie begünstigten ein gewisses oberflächlich glänzendes Schauspielertalent, wie es jetzt aller Orten getroffen wird, und man kann und muß daher diesen Mann als den Repräsentanten Dessen betrachten, was im gegenwärtigen Augenblick die deutschen Bretter bedeuten. Raupach hat ohne Zweifel ein ursprüngliches, sehr entschiedenes Talent, das ihn befähigte, etwas Ungewöhnliches zu erreichen, aber statt seine ansehnlichen Kräfte an eine geistigere Belebung des deutschen Theaters zu wenden, statt den Schauspielern tieferes Charakterstudium in seinen Stücken zuzumuthen oder sie wieder durch die Ueberlegenheit wahrer Poesie zu einer ächt ästhetischen Schule zu gewöhnen und zu zwingen, ging er ohne Weiteres, und ohne einmal einen Kampf mit sich zu kämpfen, darauf ein, seine Muse als Theaterbedienten engagiren zu lassen. Er nahm Alles an, wie er es vorfand, er schien sich

schnell mir den besseren poetischen Träumen seiner Jugend abgefunden zu haben, und richtete mit vieler Routine ein dramatisches Galanterie- und Modegeschäft ein, in dem er sein ursprüngliches Metall zu blanken Spielpfennigen ausmünzte. Er richtete ganze Tragödien für Madame Krelingers Figur und Organ, ganze Lustspiele für die Herren Rüthling und Gern Sohn, und zeugte Menschen, wie sie in das auf der königlichen Theatergarderobe zu Berlin einmal vorhandene Costüm hineinpaßten. Es kam ihm auf Arme und Beine seiner Helden nicht an, und er achtete die gesunde Natur ihrer Glieder wenig, wenn er sie nur erst unter Costüm gebracht hatte. Und doch scheint es mitunter, als wenn selbst unter diesen beweglichen Costümen in seinen Stücken ein menschliches Herz schlüge, es scheint mitunter, als wollte sich ihm die Theaterdecoration zu einer Lebensperspective erweitern, einzelne geniale Züge tauchen unwillkürlich aus der Maschinerie hervor, und man kann sich nicht enthalten, zum Oefteren bewegt, hingerissen zu werden, wenn man auch an die Wirkung, von der man widerwillig überrascht wird, selbst nicht glauben kann und mag. So viel Zunder für Poesie haben wir Deutschen in uns, daß wir selbst vor übertünchten Theaterleichen nicht dasitzen können, ohne in Flammen zu gerathen, und uns Leben dabei zu denken. Man verzweifele doch ja nicht an uns!

Das größte Unglück für Raupach und für uns ist, daß er sein poetisches Talent nicht für das Primaire geachtet hat. Das Primaire ist ihm das Theater, wie es vorhanden, und sein Talent ist ihm nur das Hinzukommende, das sich demselben anschmiegt. Er dichtet nicht für seine Brust, nicht für seine Nation, sondern damit die Schauspieler beklatscht und herausgerufen werden sollen. Das ganze glänzende Elend eines Theaterabends tritt uns schon aus seiner Poesie entgegen, der geschickte Schluß seiner Scenen muß dem abtretenden Schauspieler jedesmal Glück bringen, und seine Menschen haben mitten in ihrer größten Tragik, so recht in the whirlwind of passion, wie der große Dramaturg Hamlet sagt, noch immer Besonnenheit

genug, um mit den applaudirenden Händen im Parterre zu kokettiren. Noch eine andere Eigenschaft haben seine Menschen und Helden, daß sie immer genau wissen, wo die königliche Loge im Schauspielhause befindlich ist, und gutausgedachte Anspielungen auf dieselbe zu machen verstehn. So sagt in diesem „Robert der Teufel" König Astolf, anscheinend von sich selbst redend:

„Der König altert nicht. Er steht zu hoch,
Um das gemeine Menschenloos zu theilen;
Die große Pflicht, die Liebe zu dem Volk,
Die sind in ihm der ew'gen Jugend Mächte."

Würde Shakspeare je einen König so von sich selbst haben sprechen lassen? Shakspeare war auch Royalist, und wahrscheinlich mit einer tieferen Begeisterung, als Hr. Raupach, und er würde in seinen Königsgestalten jedesmal vollauf gezeigt haben, wie „jeder Zoll ein König" ist, aber niemals hat er seinen Königen Hoflogen-Schmeicheleien in den Mund gelegt. Doch nicht nur die Kunst und die gute bürgerliche Gesinnung opfert Raupach den Schauspielhaus-Verhältnissen auf, auch die Bedeutsamkeit der Geschichte achtet er nicht so hoch, daß sie ihm nicht vor den Theater-Sperrsitzen zu einer zusammengeschrumpften Gestalt werden müßte, wie man dies an seinen Hohenstaufen-Tragödien gesehen hat. Je nachdem es sich für den Abend, für die vorhandenen Schauspielertalente und Decorationen, und für manches Andere schickt, muß auch die Weltgeschichte bei Raupach Raison annehmen, und er hebt bald das historisch Unbedeutende hervor, bald läßt er das Wichtigste in den Hintergrund zurücktreten, wenn er nur das Eine, was ihm Noth thut, den beabsichtigten Bühneneffect damit erreichen kann.

Dennoch hat Raupach von Hause aus ein zu gutes poetisches Gewissen, als daß es ihm nicht zuweilen noch schlagen sollte, und er scheint dasselbe durch die sogenannten ideellen Tendenzen, nach denen er die meisten seiner Stücke zuschneidet, fast beschwichtigen zu wollen, indem er sich dann vielleicht überredet, ächter Kunst und Poesie im Ganzen doch Genüge gethan zu

haben, nachdem er sie im Einzelnen an den theatralischen Dingen todt gehetzt. In solchem Betracht ist dieser „Robert der Teufel" in der That merkwürdig. Es ist ein Drama, in dem die Frage von der menschlichen Willensfreiheit vollständig abgehandelt und die Idee von der Prädestination auf eine sehr gründlich und wahrhaft schön durchgeführte Weise widerlegt wird. Obwohl ich es eben nicht für ein Zeichen von literarischer Keuschheit halte, wenn ein Dichter sich entschließen kann, einen Stoff, der gerade in diesem Augenblick durch die abscheuliche Musik von Meyerbeer so berühmt und in der ganzen Welt verbreitet worden ist, zu behandeln, so griff ich doch mit Begierde nach diesem Stück, da ich gehört, daß es im Manuscript von der Bühne abgewiesen sei, und sich mithin voraussetzen ließ, Raupach würde hier einmal etwas Besseres als gewöhnlich geliefert haben. Diese Voraussetzung hat nicht getäuscht. Außer einer geschickten Malerei der Scene und der meisterhaften Diction, welche dieses Stück mit vielen Raupachschen gemein hat, besitzt es eigenthümliche geistreiche Motive, und ist in der ganzen Anlage nach einem sehr bestimmten Plan und mit vieler Symmetrie ausgearbeitet. An dem Charakter Roberts wird jene ideelle Tendenz, ob der Mensch und seine That ein Produkt seines Willens, oder das Produkt einer deterministischen Nothwendigkeit sei, mit großer Anschaulichkeit durchgeführt. Robert der Teufel ist *böse*, weil er böse sein *will*, und er freut sich dieser siegreichen Macht seines Willens; er wird *gut*, weil er gut sein *will*, wie sehr ihm auch die dämonischen Gewalten des Lebens vorspiegeln wollen, daß der Mensch wie die Pflanze aus einer Wurzel herauskeime, in der sein ganzer Wachsthum unvermeidlich vorausbestimmt sei. Dies veranlaßt interessante Conflicte und Situationen, und wenn man auch diese Idee nicht im höheren Sinne für poetisch halten kann, wenn man sich überhaupt gegen solche Absichten in der Kunst mit Recht sträubt, und zugleich an die innere menschliche Wahrheit aller dieser Gestalten nicht wohl glauben mag, so wird man dennoch diesem Stücke in seiner Anlage und Ausführung eine große, mitunter an Ge-

nialität gränzende Geschicklichkeit und Beweglichkeit nicht absprechen können.

Nach dem ganz gewöhnlichen Raupach'schen Schema ist „der Nibelungen-Hort" gearbeitet. Diese alten Recken aus dem Nibelungenliede thun wahrlich nicht gut auf den Berliner Brettern.

1812. Ein historischer Roman von L. Rellstab. In vier Bänden. Leipzig, Brockhaus. 1834. 8.

Das Jahr 1812! Ein großes tragisches Jahr für einen großen Dichter, ein Schauspiel der ungeheuersten, schicksalsvollsten Vernichtung, aus der, wie aus jedem Tod in der Geschichte, zugleich schon die Saatspitzen neuen Lebens und neuer Zustände freudig emporschießen! Napoleon, mit seinem von Völkern jeden Stammes bespannten Siegeswagen bis zur letzten äußersten Klippe seines Geschicks hinaufjagend, das Flügelrauschen der immer näher schleichenden Nemesis über seinem Haupte, die geheimen Seufzer und Flüche der unterdrückten Nationen an seinen Fersen, dennoch ahnungslos nur den unerschrockenen Heldenblick auf das kühnste Ziel der Welteroberung gerichtet, noch im Sinne antiker Zeiten der Geschichte von einer riesenhaften Universalmonarchie träumend; dagegen der stumme Coloß Rußlands, der in seinen öden Steppen die einziehenden Schaaren des Helden mit schweigendem Hohn empfängt, die ringsherrschende Stille des Grabes, durch welche die vor ihrem eignen Beginnen in sich zusammenschauernde Armee hinwandelt, das Grausen dieser unwirthbaren endlosen Räume, das in das Herz des Tapfersten schleicht; endlich nach blutigen, dem Sieger verderblichen Siegen die Flammen Moskau's, die schon mit weitleuchtenden Feuerzeichen gänzlichen Untergang dem Helden weissagen; der unselige Rückzug des Heeres, die Tücke der Elemente, die mit dem ganzen Grimm des russischen Winters auf die Schaaren einstürmt, die völlige Auflösung der großen Armee zu einer in Hunger und Elend hinsterbenden gespenstischen Bettlerschaar,

Napoleon, der einzeln, bei Nacht, auf heimlicher Flucht das Heer verläßt, die fern hereinbrechenden Jubeltönen der aufstehenden Völker, die in dem Fall des Riesen den Augenblick ihrer Befreiung finden; — alles dies sind Blätter zu dem großartigsten Roman, den die Weltgeschichte je geschrieben.

L. Rellstab, dessen bedeutendes Erzählungstalent bekannt ist und sich auch an diesem Stoffe glänzend bethätigt hat, führt in treffenden Schilderungen die hochtragischen Bilder dieses Jahres, des Jahres der waltenden Rache der Geschichte, vorüber, obwohl das Privatleben des Romans in seiner Darstellung überwiegt, und auf der Folie der historischen Begebenheiten mit ausschließlicher Liebe ausgemalt ist. Nichtsdestoweniger zeigt sich der Verf. von der Erhabenheit der Geschichte ganz erfüllt, und weist in der seinem Werke vorgesetzten „Zueignung an die Fürsten und Völker Europa's" mit Recht darauf hin, wie die von ihm behandelte Epoche der Hauptquellpunkt heutiger europäischer Verhältnisse und Zustände sei. Unter den einzelnen Figuren, welche zu besonderer Ausführung herausgestellt werden, sind es jedoch weniger gerade die, welche dem historischen Interesse angehören; Napoleon wird mehr nur auf dem Hintergrunde vorübergehend gezeichnet, unter seinen weltberühmten Generalen ist es fast nur Marschall Ney, der gestaltenhaft vor die Augen tritt, doch wird im Ganzen die Geschichte des Rückzugs der französischen Armee, den großen Massen der Begebenheiten nach, mit meisterhafter Anschaulichkeit dargestellt. Am meisten heimisch und behaglich aber waltet der Griffel des Darstellers über den Verhältnissen und Verwickelungen des Privatlebens, das er in, den mannigfaltigsten Gruppen in den Vordergrund gesetzt hat, und hier zeigt sich bei dem Verfasser eine gewisse gesellschaftliche Feinheit der Entwickelung, die seiner Manier ganz eigenthümlich ist. In dieser Manier ist ein anmuthiger gewählter Ton des Erzählens vornehmlich hervorstechend, der es mit sich bringt, mehr mit dem Interesse der Verhältnisse, als der Entwickelung von Charakteren, sich zu beschäftigen. Und so liegt in der leichten gesellschaftlichen Mittheilungsweise dieses Romans

etwas Gebildetes und Anziehendes, das auf die Lesewelt einen großen Reiz ausüben wird und in der That in wenigen deutschen Romanen in dieser klaren, durchsichtigen, wohlthuenden Form sich zeigt.

Der Geschichtschreiber soll und darf nicht parteiisch sein, aber der historische Romandichter hat immer einen Trieb und zugleich ein Recht dazu, sich zum Parteigänger in seinem Stoffe zu machen. Dies ist seine poetische Befriedigung, die er sich an der Geschichte nicht versagen darf, indem er, wie unwillkürlich, gewisse Gesichtspunkte seines Herzens, seiner Vaterlandsliebe, seiner Nationalität, seines Heimathgefühls jeder Art, in die Mitte der Ereignisse stellt. In Rellstab's 1812 tritt denn auch zuletzt der patriotische Preuße in dem Dichter heraus, indem in den Schlußabschnitten des Romans die Vorbereitungen zu den Befreiungskriegen gefeiert werden, und wir wundern uns nur, daß es der Verfasser hat unterlassen können, hier an diesem großartigen Wendepunkt seines Stoffes der Heldenthat Yorks zu gedenken.

Aesthetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet von L. Wienbarg. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 301 S. 8.

Dieser neu aufgetretene Schriftsteller kann in uns schon wieder den freudigen Glauben bestätigen, an dem ich im Stillen in dieser gebrochenen Zeit immer festgehalten und fortgebaut habe. Es gibt eine Partei der deutschen Jugend in unserer heutigen Literatur, auf welche die Hoffnungen des Vaterlandes vor Allem gerichtet sein müssen, und von der, früher oder später, ein großer Umschwung in allen Verhältnissen unserer nationellen Bildung ausgehen wird. Diese wahrhaft patriotische Partei, bei der mein ganzes Herz ist, will, der ausgelebten und peinigenden Richtungen des alten Deutschlands müde, die geistige Befreiung unserer Zustände auf einem ächt geschichtlichen Boden zu begründen suchen. Hier sind keine Hirngespinnste, keine Phantome, keine unreifen demagogischen Schwärmereien!

Hier ist ein tiefer, fester, männlicher Blick, der, klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch wie die Tauben, bestimmt und sicher sein Ziel im Auge hat. Ein großes Ziel! Denn nur in diesem Ziel, in dem Emporblühen eines von allem Aberglauben der Zeiten gereinigten Nationallebens, wird sich zugleich Literatur, Kunst und Wissenschaft der Deutschen auf eine neue, freie, zum ersten Mal von der frischen Luft der Oeffentlichkeit durchzogene Bildungsstufe emporgehoben fühlen, und eine große Einheit unseres zerfallenen Daseins wird sich auf dieser Stufe, wo das volksthümliche, historische Element des Staates mit dem geistigen Leben der Nation zu einer schönen, klaren, gleichberechtigten Durchdringung gekommen, zusammenfügen. Diese Einheit schlummert in der nächsten Zukunft der Geschichte, und dies ist der ächt geschichtliche Grund und Boden, auf welchem die Partei der strebenden deutschen Jugend ihre Saaten auszustreuen begonnen hat.

E. Wienbarg hat in seinen „Aesthetischen Feldzügen" den Kampf gegen manche fesselnde Form der Zeit, soweit diesen ein Einzelner führen kann, mit Geist und Muth geführt. Es sind, wie er angibt, Vorlesungen, die er als Privatdocent an einer norddeutschen Universität im ersten und letzten Semester seines Docirens gehalten, und von dieser Seite, als Universitätsvorträge, gewinnen sie durch die frische Opposition, mit der sie den todten akademischen Formen des gelehrten Deutschlands entgegentreten, noch an Wichtigkeit und Zeitbedeutung. Der Verf. beginnt seine Vorlesungen mit einer kurzen Uebersicht dessen, was die Deutschen in der Aesthetik, als der Wissenschaft des Schönen, bisher geleistet, und deutet darauf Grundlinien zu einer Umgestaltung derselben an, aus einem Standpunkte, den man ihm als fruchtbar zugeben muß, weil er der ganzen innern und äußern Richtung unserer heutigen Bildung nothwendig entspricht. Er begründet die Aesthetik als eine geschichtliche und nationale Wissenschaft, indem er sie in ihrer Einheit mit der Weltanschauung eines jeden Volkes und als unzertrennlich von derselben auffaßt. Dieser wichtige Gedanke be-

freit die Aesthetik nicht nur von der unwürdigen Stellung, bloß für eine vereinzelte Liebhaberei des Volksinteresses zu gelten, sondern hebt sie zugleich über ihren bisherigen Charakter, wonach es in ihr entweder auf eine prinzipienmäßige Systematik des Kunstschönen oder auf bloße Recepte und gute Rathschläge zur Bildung des Geschmacks abgesehen wurde, weit hinaus. Die pedantischen Definitionen dessen, was das Schöne sei, sind auf dieser Stufe überwunden, und da die höchste Vollendung und Bedeutung der Kunst nur in ihrer Einheit mit dem Charakter ihrer Nation und in der Beziehung zur herrschenden Weltanschauung ihrer Zeit vorhanden sein kann, so ist klar, daß dasjenige das Schöne sei, das den nationalen Formen der jedesmal herausgetretenen Weltanschauung einer Zeit und eines Volkes gemäß und harmonisch ist. So hat jedes Volk seine eigenthümliche Kunst, seine eigenthümliche Bedeutung des Schönen, dessen Prinzip nur in der Nationalität beruht, und das in den colossalen Phantasiegebilden der alten indischen Poesie, in dem plastischen Ebenmaß griechischer Kunst, und in den Ueberschwänglichkeiten der christlichen Romantik, ebenso verschiedenartig als in der jedesmaligen Weise und Zeit anerkennens- und bewundernswerth hervorgetreten.

Ebenso klar ist es jedoch auch, daß es in unserer Zeit noch keine ausgebildete Aesthetik geben kann, da die Weltanschauung dieser Zeit getrübt, in ihrer eigensten Entwickelung zurückgedrängt und unter willkürlichen Banden gehalten ist. Das Göthesche Zeitalter der deutschen Poesie ist abgelaufen, es hat sich in seiner eigenthümlichen Bedeutung und in den ihm angehörigen Formen glänzend für die geistige und poetische Bildung der Deutschen bethätigt. Aber das Bedürfniß nach einer neuen Poesie, nach neuen Formen, ist in Aller Herzen fast schmerzhaft rege geworden, und die nächsten Perspektiven unseres volksthümlichen Lebens scheinen reich genug an Verheißungen auch für eine große Befruchtung unserer Poesie. Doch dies volksthümliche Leben hat diese Verheißungen seiner nächsten Entwickelung noch nicht erfüllen dürfen, und wir liegen

Alle krank an dieser heutigen Uebergangsperiode, in der jedoch die Nothwendigkeit eines Werdenden bestimmt genug gegeben ist. So sind auch diese „Aesthetischen Feldzüge" von L. Wienbarg gewissermaßen die Aesthetik einer Uebergangsperiode, oder um seine eignen Worte auf sein Buch anzuwenden: „das leise ästhetische Gefühl, das im Schooße der Zeit sich regt, das prophetische Gefühl einer neu beginnenden Weltanschauung, das sich von Tage zu Tage bewußter und deutlicher wird, die Einleitung zur künftigen Aesthetik."

Im Einzelnen, wo des Verfassers Urtheile hin und wieder etwas flüchtig und willkürlich ausgefallen sind, kann ich mich oft weniger mit ihm einverstanden fühlen. Namentlich hat mich seine ganze Darstellung Göthe's überrascht, sowie die unmotivirte Herabsetzung Schillers, von dem gesagt wird, daß er nichts Nationales in seiner Poesie gehabt, sondern immer nur in den ideellen Sphären geblieben. Von Göthe's Dichtungen wird dagegen an jeder einzelnen ein bestimmtes Verhältniß zur Zeit behauptet und dieser Dichter selbst der „geistige Befreier Deutschlands" genannt. Ja, er war es einmal, als er durch seine neu aufgehende Poesie die Spießbürgerprosa des achtzehnten Jahrhunderts beseitigte, aber die feine und mehr griechische als deutsche Geschmacksbildung, welche seine Werke unter unserm Volke verbreitet, überdeckte nur eine Zeitlang unter dem schönen antiken Faltenwurf den Zopf, der an andern Seiten der deutschen Nationalität noch haften geblieben war. Unbestreitbar aber war Schiller ein mehr deutscher und mehr nationaler Dichter als Göthe, und ich kann mir nichts Verkehrteres denken, als die nationale Bedeutung der Schillerschen Poesie abzuläugnen. Vielleicht konnte Schiller ebendeshalb von Göthe an Kunstbildung und Formtalent übertroffen werden, weil Schillers Wesen so ursprünglich deutsch, ja krank deutsch war, und er die innere Zerrissenheit des Volkscharakters in seiner eigenen Individualität mit aller Begeisterung und Tiefe des Schmerzes darstellte. Zugleich ging ein großer Sinn für Freiheit durch Schillers Brust, und es lag, neben dem philosophi-

schen, ein bestimmtes historisches Element in seiner Dichternatur, das allen seinen Schöpfungen eine weitgreifende Weltanschauung lieh, wie sie in diesem Maße keineswegs auch in Göthe wirksam gewesen. Während Göthe, wenn er dichtete, oft nur Bedürfnisse seiner eigenen Persönlichkeit befriedigen wollte, dachte Schiller bei allen seinen Arbeiten an das Allgemeine, an die ganze Nation, und sich für diese schreibend zu denken, auf diese von der Bühne herab zu wirken, war ein erhabener Stachel seiner Begeisterung. Göthe hätte aller Orten seine Werke dichten können, Schiller konnte nur in Deutschland dichten. In jedem Gedanken, den er gehabt, ist deutsches Blut, über jedem Satze, den er geschrieben, ruht die deutsche Atmosphäre. Ueber Göthe ist viel schöner italischer Himmel, viel klare durchsichtige griechische Luft, man wird bei ihm heiter und leichtsinnig, weil man die Sorgen seiner Heimath vergißt. Bei Schiller denkt man an die Sorgen des Vaterlandes, man fühlt die Brustbeklemmung unserer Nationalität und das schwer athmende Ringen nach einer noch verhüllt liegenden Zukunft. Schiller ist bis auf den kleinsten Thränentropfen ein nationaler deutscher Dichter. —

Was der Verf. von den allernächsten Bestrebungen unserer Literatur sagt, ist sehr richtig. Mit Recht hebt er hervor, wie bedeutend in unserer Zeit die deutsche Prosa geworden, ja wie fast der wesentlichste Theil des Dichterischen in dieser Zeit eigentlich in die Form der Prosa übergegangen und noch immer entschiedener übergehen wird. Auch ich lebe der Ueberzeugung, daß diese neue glänzende Prosa, die sich in unserer heutigen Schriftstellerwelt bemerklich macht, selbst für die Ausbildung der deutschen Sprache von großer Wichtigkeit ist. Die deutsche Prosa ist noch neuer schöner Wendungen der Form und geistreicher Motivirungen des Stils fähig, die in Vers und Rhythmus kaum mehr hervorzubringen sind; wenigstens wird das Talent noch erwartet, das der deutschen Metrik neuen Schwung und Befruchtung geben wird. Aber ich kann nicht damit übereinstimmen, an H. Heine ein so großes Verdienst

um die deutsche Prosa auszutheilen, als der Verf. thut, obwohl ich Heine's Darstellungstalent zu würdigen weiß. Mir scheint Börne darin höher zu stehen, dessen ausgezeichnete Schreibart ein großer Fortschritt der deutschen Sprache ist, obwohl diesen der Verf. gerade unter Heine gestellt hat. Dagegen wundert es mich, daß der Verf. Wolfgang Menzels Verdienste um die deutsche Prosa, Varnhagen von Ense's eminentes Talent des Stils, und manche andere neuere Erscheinungen nicht herausgehoben

Wieder [illegible] in seinen Betrachtungen [illegible] weitergehen! Er ist ein freigebildeter Geist, der große Klarheit und lebendige Anschauung mit ebenso großer Wärme und Tiefe des Gefühls verbindet, und der zugleich keine Spur von Affektation und Ostentation kennt, woran sonst die Apostel des Neuen nur zu sehr zu leiden pflegen.

Eine Correspondenz Goethe's mit Madame Karschin. *)

I.

Dr. Göthe an Madame Karschin.

Offenbach am Main, den 17. August 1775.

Ich treib' mich auf dem Land herum, liebe Frau, um das Leid und Freud, was eben Gott jungen Herzen zu ihrem Theil geben hat, in freier Luft zu genießen. Neulich lief ich einmal in die Stadt, und Griesbach reichte mir Ihren Brief. Es machte mir herzliche Freude, daß Sie Ihre Feder so an mich laufen ließen; und nun für Ihre Grüße und Freundlichkeit meinen Dank. Ich wollte, daß mir Ihre Tochter auch schrieb, wie und wenn's ihr einkömmt, denn kein Spiegel ist das der Eitelkeit, was ein Brief der von wunderbaren Verhältnissen gedrängten Seele ist, wenn sie drin gleiche Stimmung horcht, und müde des ewigen Solo, mit Freuden pausirt, und dem freundlichen Mitspieler neue Wonne ablauscht.

Schicken Sie mir doch auch manchmal was aus dem Stegreife, mir ist Alles lieb und werth, was treu und stark aus dem Herzen kommt, mag's übrigens aussehen, wie ein Igel oder wie ein Amor. Geschrieben hab' ich Allerlei, gewissermaßen wenig und im Grunde nichts. Wir schöpfen den Schaum von dem großen Strome der Menschheit mit unsern Kielen, und bilden uns ein, wenigstens schwimmende Inseln gefangen zu haben.

*) Unter alten Papieren gefunden. D. R.

Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Circulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen. Vielleicht zeitigt mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland, wahrscheinlich nicht nordwärts, ob ich gleich gern Loth und seine Hausgenossen in Eurem Sodom wohl einmal grüßen möchte. Addio.

P. S. Die Aufgabe von der Männer Schlappsinn unter gewissen Umständen kann und darf ich heut' nicht erörtern. Die Ursachen liegen in dem Schreibtisch hier, dem Kaffeetisch dort, und der Figur im Negligée, die mir den Rücken kehrt und ihr Frühstück schlürft. — Heiliger Yorik! wolltest du aus deinen Himmeln herübersehen, und der guten Karschin die vernünftige herzliche Stimmung dieses Unsinns vorträumen, denn du allein hättest Kopf und Herz dazu. — Nur eine klassische Stelle zur Erörterung: **Les gens amoureux** — sagt die superficielle Gemahlin des unvergleichlichen Schach Behams — **ne dorment guère favorisés, à moins qu'ils ne le soient.**

II.

Antwort der Madame Karschin.

Berlin, den 4. September 1775.

Ich kam gestern bei Sternlicht heim, ich fand Ihr Briefchen, wußte nicht, von wem's war, aber mein Pulsschlag sagte mir's, daß eine gute liebe Seele mich grüßen würde. Der mildselige Mond schien nicht in die Kammer, sonst hätt' ich's gelesen, ich wollt' meine Kinder nicht im Schlafe stören, ließ mir kein Feuer schlagen, legte mein gefundenes unter's Kopfkissen und schlief ein. Heute beim ersten Sonnenglanz erwacht' ich und las. Lieber Göthe, lassen Sie Sich's Ihr Herz sagen, wie mir's gefiel, daß Sie so ohne Zier, so vom Herzen geradewegs mich grüßten. Ich möchte gern meinem Tochterschnchen Flügel anzaubern, der Bub sollte morgen nach Frankfurt durch

die Sommerluft reisen, er sollt' Ihnen meine Antwort bringen, er ist bräunlich und krauskopficht, hat Sprach' im Aug' und Geschwätz auf den Lippen, er würde dem Menschenkenner Göthe traun so gut gefallen, als dem liebhabenden Werther das kleine Wetterchen, das ihm mit freimüthiger Miene die Hand gab. Sie hören hier die Großmutter sprechen, aber auch die Wahrheit; ich freue mich nur mäßig über's Knäbchen, wer mag wissen, was aus ihm wird. Mehr Freude hatt' ich vor zwölf Tagen über ein gemaltes Mädchen, von dessen Original Ihr Genie Vater gewesen. Ich ging zum Professor Schadow, ich bat ihn um eine Elmire in kleinem Format, im himmelfarbenen leichten Gewand, mit fliegendem Haar und entzücktem Auge. Ich kam Tags darauf wieder hin, und fand das Mädchen, wie Du sie gedacht hast, wie sie vom Berg herabgeflogen kommt, ihre Arme ausgebreitet, und singt: Er ist nicht weit ꝛc. —

Guter schöpferischer Göthe, wärst Du hier gewesen,' ich hätte Dich bei der nächtlichen Lampe gestört, Du hättest mit mir die Freuden theilen müssen, denn ich lief des Abends noch zu jedem Freund, jeder Freundin, die ich erreichen konnte. Seht ihr's, rief ich, seht ihr's, Kinder, so dacht' sich Göthe das hoffnungsglühende Mädchen, das den todtgeglaubten Erwin suchte, das ihn wiederfinden sollte; so war Lotte gebildet, so flügelleicht ihr Fuß, so seelenvoll ihr Auge, als Werther mit ihr tanzte. Ich war närrisch froh. Das Bildchen sollte zum Geschenk für das einundzwanzigjährige Mädchen, welches uns die Schattenzüge Deiner Elmire vorstellt. Sie macht's gut genug, hat Feuer und Gefühl, modelliert (modulirt)' auch die Redestimme, wie sich's gebührt, aber die Töne der Musik werden nicht erreicht; davor kann die Mutter Natur. Ich wollte durch's Bild Deine Spielerin aufmuntern, eine von ihren Kameradinnen gab's ihr, und es wird, in Kupfer gestochen, allen Kenneraugen des weiten Deutschlands gefallen; mir hat es ein Fest gegeben.

Du siehst wohl, daß ich mir Freude zu haschen weiß, und Du würdest mich darum neiden, wenn Du weniger edel wärst. Denn ich bin schon in dem Alter, wo man gewöhnlicher-

weise stumpf an Empfindungen wird. Dank sei's meinem Geist, der mich vor diesem Schlappsinn, vor dieser schläfrigen Trägheit bewahrt. Ich kenne das häßliche Ding, was man bösen Humor nennt, nicht in mir. Ich habe keine sonderliche Laune, ich bin mir fast immer gleich. Es fehlt mir nicht an Kümmernissen, meine Glücksumstände, meine häuslichen Angelegenheiten sind noch mit wahren Sorgen vermischt, ich aber hänge den Kopf nicht, ich denke, der Vater des Ganzen wird's auch mit mir einzelnem Theil bis an's Ende gut machen. Ich lege meine Leiden und Freuden in eine Waage, und die zweite Schaale behält stets ein großes Uebergewicht. Ich schreibe nicht für die Ewigkeit, weil ich's nicht kann, das verdrießt mich auch nicht. Eine rührende Bittschrift, die mir aus dem Herzen fließt, welches an fremdem Kummer eigenen Antheil nimmt, eine solche Schrift und ihre Wirkung macht mir mehr Wonne, als des ewigen Milton sein vollendetes Heldengedicht haben mag. Ich kenne nichts Süßeres und schreibe nichts Lieberes, und frage wenig darnach, ob mir von den Geholfenen Dank oder Undank gesagt wird. Sieh', so bin ich, voller kleiner Thorheiten, voller Fehler, und über dies Alles noch ein geschwätziges Weib, das wirst Du schon merken an diesem Brief, der zehn Mal mehr sagt, als Du hören wolltest, und noch hinzusetzt, daß ich Dich lieb habe wie eine Mutter den Sohn.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Madonna.

Unterhaltungen mit einer Heiligen.

Herausgegeben

von

Theodor Mundt.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.
1835.

Inhalt.

	Seite
Posthorn-Symphonie. Unterwegs	1
Böhmische Dörfer, Bilder und Bäder	33
Madonna	50
Madonna del Giardino	101
An meine Heilige. I. Mein Philister in Teplitz	150
Bekenntnisse einer weltlichen Seele	188
An meine Heilige. II. Prag. Katholizismus, Legitimität, Wiedereinsetzung des Fleisches	261
III. Prag. Katholizismus, Legitimität, Wiedereinsetzung des Fleisches	293
IV. Prag. Katholizismus, Legitimität, Wiedereinsetzung des Fleisches	344
An meine Heilige. V. Wien. Pilatus wäscht seine Hände in Unschuld	380
Madonna schreibt	418
Nachwort	431

Bayerische Staatsbibliothek München

Posthorn-Symphonie.

Unterwegs.

— Ich will mir selbst etwas blasen! Jetzt fange ich an, es zu glauben, daß von einer allgemeinen Tonlosigkeit dies unser Zeitalter ergriffen sein muß, denn auch die deutschen Postillons lassen jetzt ihr schmetterndes Mundstück ungenutzt und schläfrig herunterhängen, und jeder sagt mir mißmuthig, ihm sei das Horn verstopft. Auf meiner ganzen Reise durch Deutschland habe ich noch keinen vernünftigen Schwager gehabt, der mir und dem lauschenden Waldecho ein lustiges herzerfrischendes Trarara! Trara! Trara! zum Besten gegeben hätte. Ihnen ist das Horn verstopft. Und ein Postillon ist doch kein deutscher Schriftsteller. Wovor fürchten sich denn die Postillons? Ist es die Censur?

Sind es die großen demagogischen Untersuchungen? Mein Gott, ich will mir selbst etwas blasen!

Blase, blase, wilder Sturm! könnte ich, wie König Lear, zu diesem Herzen sagen, das mir hier unter dem Reisemantel schlägt, und lacht und weint, und wieder lacht. Und warum sollte es nicht auch lachen? Die hohe Nacht draußen ist schön, wenn auch stumm, und die Sterne sind hell, wenn auch fern, und meine Liebe ist süß, wenn auch unerreichbar. Ich will mir etwas blasen, und meinen schlaflos sich tummelnden Gedanken, während die übrige Reisegesellschaft schnarcht, das Mundstück aufsetzen, das mein deutscher Landsmann dort, eben der tonlose Postillon, vor Faulheit nicht brauchen kann. Meine Reisehoffnung und meine Weltunlust sollen sich hier in einem schmetternden Chor noch bei aller Nacht miteinander unterreden. Erlaubte Zeitansichten werden einen gedämpften Baß dazwischen brummen. Eine herrliche Musik kann das geben, gleich dem sanften harmonischen Chor von Knoblauch und Zwie-

bein, den der berühmte Julius Cäsar Scaliger wirklich in einer seiner Komödien — die Gott alle selig haben möge! — auftreten und in wahrhaft duftigen Rhythmen sich aussprechen ließ. Es sollte dies nur eine beißende Nachahmung sein des beißenden Zeitspötters Aristophanes und seiner Chor-Wolken und Chor-Frösche, und ich möchte Den sehen, der noch heutzutage ein glücklicherer Nachahmer des Aristophanes zu sein wagen könnte, als der berühmte Julius Cäsar Scaliger. Unsere Zeit gebiert zwar täglich tausendfachen Stoff für einen doppelten Aristophanes, aber — — das Horn ist verstopft — — Schwager, Schwager, laß Dir Dein Horn reinigen! — — es ist verstopft, und statt des keckbeflügelten Göttersohnes Aristophanes quäkt uns ein jämmerlicher Scaliger aus unserer eignen Bruströhre heraus. —

Trara! Trarara! man muß reisen. Es läßt sich heuer nichts Vernünftigeres thun, als auf die Reise gehen, besonders wenn man keine Heimath hat im eignen Vaterlande. Nicht Heimath, nicht Weib, nicht Kind,

nicht Haus, nicht Heerd, nicht Ruhe, nicht Rast, nicht Andacht, nicht Hoffnung — ein windschiefes Leben. Noch mehr bedauere ich Den, dem wohl sein kann in seinen heimathlichen Zuständen heut, der eingesessen und zahmgesessen ist, und nicht jeden Augenblick sein Bündel geschnürt hat, um abtrollen und ausmarschiren zu können. Die Treue gegen die Scholle gilt nichts mehr, wenn die Scholle leibeigen macht den Geist. Man kokettire nur nicht mit der Treue, damit man sich selbst nicht untreu werde, denn ohne große Treulosigkeiten geht es einmal im Leben und in der Geschichte nie ab. Die Völker verlassen ihre alte Liebe, und suchen sich neue Gesetze, und durch die ganze Welthistorie geht ein Klagen und Weinen tausend verlassener Geliebten, und es kümmert die Völker nicht. Und des Menschen Herz, wenn es sich an ein Bild gehängt hat, muß sich blutig reißen, wenn die Scheidung kommt zwischen dem Herzen und seinen Bildern, denn es muß geschieden sein! Aber Vieles bleibt stätig und wird nur immer fester, hat es in der

sich fortbewegenden Idee sein Leben und sein Herz, und so sage ich: was sich bewegt, das ist ewig! Und was ewig ist, bewegt sich. Siehe, was still steht und sich fertig wächst, ist nur das Vergängliche an Körper und Seele der Menschen und der Staaten. Nur der schlechte Theil an uns wird ein weiser Greis, nur das sterbliche Stück Leben setzt sich am Ende zur Ruhe und kündigt sich als einen stabil gewordenen Organismus an. Die Jugend wird nie klug, darum lebt der junge Mensch immer weiter, und dieser ewig junge Mensch ist die ewige Geschichte. Und die Liebe wird nie fertig, darum bewegt sie sich von Geist zu Geist herüber und hinüber mit dieser starken Sehnsucht. Die innere Bewegung ist die wahre Treue der Liebe, an dieser webt sie sich ämsig in alle Ewigkeit fort, und kennt eine andere nicht. Du, wir lieben uns, weil sich unsere Geister mit und zu einander bewegen. Du, Du, wir können nicht anders, weil Deine innerste Bewegung meine ist, und meine Deine, und so bewegen wir uns, indem wir uns lieben. Du, Du, wir

ſind jung, weil wir bewegen und lieben, und wir ſind nicht weiſe, deshalb bewegen wir uns ewig. Du, Du, ich bin Dir ewig treu, weil Deine Bewegung meine iſt, und erſt wann Du mir das einmal anthäteſt und zu mir ſagteſt: „alter, kluger, weiſe gewordener und fertiger Mann!“ und ich zu Dir ſagte: „alte, kluge, weiſe gewordene und fertige Frau!“ dann würde es mit unſerer Liebe vorbei ſein, und der treuloſeſte Menſch bin ich! Du, Du, ich bin Dir ewig treu! Du, Du, nimm Dich in Acht, es iſt das Prinzip der Bewegung! — — —

Es war wahrhaftig in der letzten Zeit nicht mehr recht auszuhalten, und ich bin nur froh, daß ich hier auf dem Poſtwagen ſitze. Wie leicht wird der Menſch froh! Er ſtürzt ſich aus Ennui in Ennui, und freut ſich dabei der Abwechſelung, die ihn von einem in das andere hinübergeleitet. Das Städtchen, in dem ich ſo lange Quartier gemacht hatte, wäre eine ſchöne Station für einen guten ruhigen Menſchen geweſen, der Zeit hat, ſich zu verheirathen. Es waren

die Freunde und die Freundinnen hier hübsch gerathen, und Jeder brachte seinen Scherz und Ernst an, und die Einen erzählten den Andern, was die Andern längst wußten. So ging die Zeit hin, und ich mußte aus meinen jungen unschuldigen Schriften vorlesen, die sich zu meinem Erstaunen hier bei einem Leihbibliothekar gefunden hatten, und das war mein erster Aerger. Die eine Freundin meiner Bücher — hätte ich doch nie etwas geschrieben! — war besonders daran Schuld, und brachte mich auf die Reflexion, daß man die Frauen, selbst die geistvollsten und begabtesten, doch fast nie, auch im höchsten Schwunge, den man ihnen giebt, von ihrem nächsten häuslichen Kreise, von Vettern und Cousinen, ganz abzuführen vermag. Wenn ich ihr meine besten Sachen lese, sucht sie bei jeder Gestalt, die ich ihr vorführe, immer erst nach einer ihr persönlich bekannten herum, um sie damit in Verbindung zu bringen, und es dauert wahrhaftig nicht lange, so hat sie auch in der Erinnerung schon irgend einen ihrer Vettern in Astrachan

oder Neufundland erwischt, dem die Figur meiner Dichtung auf's Haar ähnlich sehen soll. Da klatscht sie sich vor Freuden darüber in die kleinen Hände, ruft mir mit dem anmuthigsten Gebieterton zu: nur weiter! und scheint sich jetzt erst recht für die Vorlesung zu interessiren. Das halte ein Anderer aus, mich hat ein blasses Grauen deswegen überschlichen. Gleich den andern Tag schon wollte ich fort, und mir Extrapostpferde bestellen. Die Vettern aus Astrachan und Neufundland haben mir die ganze Novellenpoesie verleidet, und ich weiß nicht, ob ich fürs Erste fortfahren werde, in diesem Genre zu arbeiten. Aber ist es denn nicht so natürlich, daß die Frauen überall nach Familien-Aehnlichkeiten suchen, auch in der Kunst? Sie wollen es sich gern überall gleich häuslich machen, und verrathen so auch in der Kunst ihren wahrlich liebenswürdigen Häuslichkeitstrieb. Und mir, dem unhäuslich gesinnten Autor, stand es ja frei, davon zu laufen.

Mit dem Freunde hatte ich noch meine größere Noth, und wir mochten uns gar

nicht vereinigen, weil er meinen Schlafrock nicht leiden konnte. Es empörte ihn nämlich jedesmal, so oft er zu mir kam, und mich im Schlafrock, oder auch nur ohne Halsbinde, auf meinem Zimmer antraf, und sein Verdruß darüber malte sich ordentlich in seinen Gesichtsmuskeln aus. Dies belustigte mich erst, und ärgerte mich dann, weil ich auch ein Narr war. Soll man aber einem Deutschen seinen Schlafrock mißgönnen? Oder besitzt er nicht schon pedantischen Anständigkeitsgeist und kleinlichen Sauberkeitssinn hinlänglich, um ihn auch noch zu nöthigen, daß er sogar seinen traulichen Laren gegenüber nur in Höflichkeits-Uniform sich zeige? Nein, mein Freund, Ihretwegen hätte ich nur den ganzen Tag en parure dasitzen mögen, um Sie immer gewärtigen zu können. Sie sehen, es ist meines Bleibens hier länger nicht. Ich muß fort, und muß weiterreisen. Sie haben mich an einer empfindlichen Seite meiner Neigung, ja meiner Studien angegriffen. Denn schon längst gehörte es zu meiner Passion und Lieblingswissenschaft, die Schlaf-

röcke in Deutschland zu beobachten und zu ſtudiren. Und nichts war mir immer erfreulicher, als wenn ich auf meiner Reiſe die großen Männer, die ich beſuchte, in ihrem Schlafrock antraf. Mein einziges Tagebuch, das ich mir über die ſogenannten großen Männer Deutſchlands geführt, beſtand darin, mir anzunotiren, wen ich im Schlafrock gefunden, und wen nicht. Der einer orientaliſchen Prieſtertracht ähnlich ſehende Schlafrock Schelling's, in dem er jedem Beſuchenden feierlich entgegenſchreitet, iſt in der ganzen Welt berühmt, und der ariſtoteliſche Hegel ließ ſich in ſeinem Schlafpelz ſogar in Kupfer ſtechen. Schiller dichtete ſeine feurigſten Tragödien bei Nacht im Schlafrock, und Friedrich Schlegel verkaufte an ſeinen Bruder Wilhelm Schlegel einige tiefſinnige Ideen, die er gerade zu viel hatte, für eine warme Nachtjacke, welche ihm gerade fehlte und dieſer beſaß. Wilhelm Schlegel trägt den Orden der Franzöſiſchen Ehrenlegion auch auf ſeinem Schlafrock aufgeheftet, und der alte Muſäus ſchreibt einmal an Nicolai,

daß er gern ſein ganzes Dichtertalent für einen guten Bärenpelz hingeben wolle, indem er vielleicht meinte, daß Nicolai, um ihm zu helfen, nur irgend einem Bärenhäuter aus der Allgemeinen deutſchen Bibliothek das Fell abziehen zu laſſen brauche. Genug, Sie ſehen ein, mein Freund, die Schlafröcke und die Bärenpelze haben eine große Rolle in Deutſchland geſpielt. Warum wollen Sie Ihre Wuth allein gegen den meinigen auslaſſen? — —

Und nun blaſe muthig vorwärts, Du mein ungeduldigſtes Poſthorn, Du mein Herz! Laß Dich hören in freudigen Sprüngen, ſtimme eine gute Weiſe tief in mir an, und werde leicht, da Du mir ſo lange zu ſchwer warſt. Bitte um Wanderglück zum ſtillen Nachthimmel empor, und klinge und klage Dein: Gott behüte mich! in das unendliche Univerſum hinaus. Du haſt es nöthig: Gott behüte mich! Gott behüte mich, in den Wäldern und auf den Bergen, in den Städten und Dörfern, bei den Menſchen und Unmenſchen, bei den Haſſenden und Liebenden, bei

den Streitenden und bei den Friedfertigen! Gott behüte mich, daß ich jetzt glücklich durch das Schwarzburg-Rudolstädtische reise, ohne zum Legationsrath gemacht zu werden! Gott behüte mich vor den vielen Merkwürdigkeiten, die in großen und kleinen Städten, in Museen und Schlössern, in Palästen und Rumpelkammern, zu besehen sind! Gott behüte mich vor dem Anblick zu vieler Ruinen, er stärke mich gegen das Ausgelebte, befestige mich für das Neue, und mildere den Spott in mir gegen das Alte! Er mache einen Menschen aus mir, der leben kann!

Ja, leben will ich gern und mir mit den Menschen aller Orten zu schaffen machen. Ich will umherlaufen auf den Straßen, und mir die hübschen und häßlichen Gesichter, die mir begegnet sind, aufschreiben. Ich will auf den Dörfern spazierengehen und in kleinen Städten über Nacht bleiben, um die stillen Herzschläge eines armen abgeschiedenen Lebens zu belauschen, und nachzusehen, wie es der Weltgeschichte in den Bauerhütten und auf den Wirthshausbänken hinterm Bierkruge

ergeht. Ich will dem Deutſchen Bauer zureden, daß er Abends regelmäßig die Zeitungen lieſt, und der Deutſchen Bäuerin, die ihr geſundes Kind an der blühenden Bruſt ſtillt, will ich ſagen, daß ſie den Jungen nicht bloß für den Pflug geboren hat, ſondern für ein menſchlich gefühltes und berechtigtes Daſein. In der nächſten kleinen Stadt will ich mich erkundigen, was die aufgeweckte Schneidertochter jetzt aus der Leihbibliothek lieſt, und ob die Stadtpfeifer, als die Julirevolution noch Mode war, niemals die Marſeillaiſe geblaſen haben auf der Reſſource? Und in großen Reſidenzſtädten werde ich ebenfalls nur Das aufſuchen, was die Menſchen angeht und aus alten und neuen Zeiten her an ſie erinnert. Wie ſie in den Theatern lachen, in den Kirchen beten, auf der Promenade ſich repräſentiren, und in ihren Geſellſchaften ſich langweilen, ſoll mir wahres Vergnügen machen. Wie ſie von nichts zu reden wiſſen, was ihre wichtigſten Nationalintereſſen betrifft, werde ich in geſpannter Aufmerkſamkeit mit anhören; denn Das, wo-

von ein Volk nicht spricht, schildert es oft schärfer, als Das, wovon es spricht.

Schöne Gegenden werde ich nie beschreiben, und ich glaube, mir fehlt fast der Sinn dafür, wenigstens die Begeisterung. Der Horizont dieser gegenwärtigen Zeit ist zu bewölkt, als daß man weit ausschauen könnte von den Bergen in die Thäler und die silbernen Ströme entlang, und auf die Kuppeln und Thürme der fernen schönen Städte. Das harmlose unschuldige Gemüth ist fort, das mit Landschaften und Gegenden sich freute, und ich suche es vergeblich in mir, und finde nichts, als daß ich kein Jean-Paulischer Jüngling mehr bin. Die Deutschen können nicht leiden, daß Jemand offen ist, und so werden mich auch meine nächsten Deutschen Freunde, deren ich so manche und liebe habe, jetzt schelten, wenn ich ihnen bekenne, wie vor den schönsten Naturgegenden das Herz mir oft kalt und bange schlägt. Ja, der Sinn ist fort, der mit Bäumen und Sträuchern einen guten idyllischen Umgang hatte, wie das Kind umgeht mit seinen Ka-

meraden, den weißen Lämmchen auf der Wieſe. Dieſe rauſchenden Wälder, dieſe ernſtgeſtalteten Felſen, dies naive Leben der Pflanzen und Blumen, dies Neigen und Grünen der Pappel, der Eiche, der düſtern Fichte, dieſe hochwachſenden Felder, dieſe Triften und dieſe Flächen, dieſe Hügel und dieſe Tiefen, dies Blühen und Lachen, dies Klagen und dieſe heimliche Verſtimmung, wie es von Wechſel zu Wechſel ſchleichend durch die Natur hingeht, Alles dies ſieht und ſpricht mich an, wie eine Schaar gefallener Engel aus der träumeriſchen Frühperiode des Menſchengeſchlechts. Die Menſchen hatten lange in und mit der Natur gelebt, und hatten verſucht, ob ſie ſich zu etwas bilden könnten, indem ſie träumten. Sie träumten am Waſſerfall und in der romantiſchen Bergſchlucht und auf der Hirtenflur ihr erſtes morgenrothes Daſein hin, und die rieſelnden Bäche, an denen ſie lagen und ſchlummerten, floſſen hell und klar; aber des Menſchen Seele war unklar, und aus dem natürlichen Traum des Lebens wachte kein Glück geiſtiger Wahrheit auf. Sie konnten

ſich nicht bilden, indem ſie träumten. Da wurden ſie unruhig, und ihre Flur langweilte ſie, und ihr Wald machte ihnen Grauſen. Sie legten die Art an den grünen Baum, daß ſeine Wurzel erſeufzte, und hieben ihm den Schmuck der Blätter herunter, und machten ſich eine Lanze aus dem grünen Baum, oder ein Ackergeräth. Die Einen arbeiteten im Schweiß ihres Angeſichtes, und die Andern zogen in den Krieg, und Keiner hatte mehr Ruhe und Frieden. Alle wurden in dem erwachten Drang menſchlicher Unruhe zum erſten Mal hiſtoriſch. An der Unruhe der Geſchichte bildeten ſie ſich merkwürdig aus, und fingen an, nach den höchſten Gütern des Lebens immer ſtürmiſcher zu trachten. Die alten grünen Wälder rauſchten vergeblich mit ihren Friedensträumen hinter ihnen drein. Und ſo geht es noch täglich den einzelnen Menſchen und den einzelnen Völkern. Auch den Deutſchen liegt es in Gedanken, einmal hiſtoriſch zu werden, aber die Einen können noch immer nicht den Werther, die Andern den Fauſt nicht vergeſſen,

und das idyllische Naturelement hält sie gebunden. Die Lyrik der Individualität schwächt ab und verdrängt die Geschichte in der Nation. Goethe hatte schon selbst aus der Naturlyrik Werthers einen strebsamen Wilhelm Meister hervorgehen lassen, den sein Drang von dem grünen Wald weg auf die Formen des bürgerlichen Lebens wies, um an denen sich zu bilden, aber es war das bürgerliche Leben des achtzehnten Jahrhunderts, und die Deutschen kannten weiter keine nationellen und öffentlichen Interessen, als das Theater. Darum ist die ganze deutsche Bildung, die im Wilhelm Meister erlangt wird, nur noch eine Theaterbildung, und das Leben ist Repräsentation in guter Gesellschaft. Aber die Subjectivität war wenigstens frei geworden von der Naturlyrik, und statt des Umganges mit schwirrenden Käfern und spielenden Würmern im Grase ist der Umgang mit Menschen, selbst mit Salonsmenschen, doch immer etwas nütze. Aber die Natur war indessen bei Goethe und bei den Deutschen aus dem schwärmerischen Gemüth in die geistigere Spe-

culation zurückgetreten, und hatte in dem Ersteren den Faust erzeugt, unter den Letzteren die Naturphilosophie. Nun hatte das kranke Deutsche Herz den grünen Wald überwunden, nachdem die Natur ernstbetrachtetes Object der Wissenschaft geworden. So zeigt Goethe selbst in dem Stufengang seiner Werke die ursprünglichsten Bildungsstufen des deutschen Geistes auf, aber eben nur die Stufen unserer ganz ursprünglichen und embryonischen Entwickelung, auf denen er deshalb am wenigsten das deutsche Dichten schon erschöpfen oder auch nur zur Vollendung bringen konnte. Und in den Wahlverwandtschaften schrieb er noch ein Werk über die allgemeinsten Bindungen und Wechselwirkungen menschlicher Verhältnisse, indem er dabei sogar wieder an die elementare Natur anknüpfte. Eine so abstracte und deshalb graue Dichtung ist nie geschaffen worden, als diese, in der Goethe zeigen wollte, wie die allgemeinen Naturgesetze der Anziehung und Abstoßung aus der Physik und Chemie auf den Menschen sich anwenden und

bis in seine Stube und sein Herz hinein ihn verfolgen. In diesem Romane trat die Natur nun schon ganz ohne alles lyrische Blätterrauschen auf, sie war nacktes physikalisches Gesetz geworden, und der Poet des Werther, der damals das Pathos der Naturempfindung gefeiert, hatte jetzt eine kalte Physik des menschlichen Herzens gedichtet. Aber ein anderer hochbegabter Poet hatte mittlerweile Rückschritte eingeführt. Durch Tieck und dessen Jugendlyrik war der deutschen Dichtung und Gesinnung wieder eine unnatürliche Wendung gegeben worden, unnatürlich, weil mit dem Natürlichen wieder geliebäugelt wurde. Die alten grünen Wälder sollten wieder im Menschen zu reden anfangen. Werther wurde ein Minnesänger, die einfache Naturlyrik Goethe's schlug in eine künstlichere Naturromantik um, und statt der naiv plaudernden Lotte saßen hinter der Geisblattlaube alte Mährchen, und nickten mit den sternengekrönten Häuptern, und erzählten hundertjährige Geschichten voll von Liebe und Wunder. Der Schauplatz war derselbe geblieben und

doch ganz verändert worden. Was im Werther metaphysischer gewesen war, wurde hier poetischer und bildlicher, und die Gefühle und Schmerzen, die hinter der Frühlingslandschaft gelauert hatten, setzten sich in leichtere Elfen und Kobolde und in ein luftigeres Morgen- und Abendroths-Spectakel um. Aber es war im Grunde nur eine brillante Variation jener ohnmächtigen Naturstimmung, die den Deutschen so nachtheilig ist. Die Deutschen konnten sich auch an der Waldromantik nicht bilden. Und Tieck selbst brauchte einen Zwischenraum vieler Jahre, in denen er ganz schwieg, ehe er in den Novellen seinen schönsten Ton anzuschlagen und darin aus Lebensproblemen eine ächte und gesunde Poesie zu schaffen vermochte, weshalb nichts lächerlicher, als wenn seine Freunde, besonders die unkritischen Berliner, noch immer den Waldlyriker am höchsten in ihm feiern.

Wie gesagt, selbst vor der schönsten Gegend empfinde ich es, daß auch ich kein Werther und kein Wald-Lyriker mehr bin, und es regt sich Bosheit in mir genug dazu, daß

ich auch allen meinen Landsleuten gern das letzte Stück Naturidylle aus dem fühlenden deutschen Herzen schneiden möchte. Nur die frische freie Gottesluft brauchen wir unerläßlich, um die starken Brustschläge unserer neuen Thaten darin gesund ausathmen zu lassen. In unserem Unruhigwerden und in unserm Historischwerden nehme uns Gott nie die frische freie Luft, damit es eine unbeengte Freude der Bewegung werde! Aber das lächelnde Kind in der Wiege küßt der Mann noch einmal, nachdem er unruhig und historisch geworden, und zieht dann hinaus und kann sich durch den schönen Säugling doch nicht abhalten lassen von den Schlachten. Die Natur ist das lächelnde Kind in der Wiege, sie ist der erste Säugling an den Brüsten der Schöpfung. So seht die unmittelbare Unschuld des Lebens auf den Wiesen träumen. Aber der Mensch, dieser eilige Sohn der Zukunft, kann seine Zeit nicht hinbringen, um ihr Wiegenlieder zu singen. Nachdem er seine sentimentale Frühlingsperiode überwunden, betritt er, an Hoffnungen

groß, das Feld der Geschichte, und erweitert seine Landschaftsstudien zu Weltstudien. Besonders heutzutage hat man gar keine Zeit, man hat Kopf und Hände voll zu thun, um sich und Andere zu verstehn, und die wenigen Geschichtsstunden, die uns das Leben noch giebt, recht fleißig zu nutzen; und wenn ich auf die schönen Gegenden polemisire, so geschieht es wahrhaftig meistens nur aus dem Mangel an Zeit. Da wollten mich die guten Freunde in W. den ganzen Vormittag umherführen, um mir die herrlichen Gärten in der Umgegend zu zeigen. Ein ganzer Vormittag! Man denke, ein ganzer Vormittag! Und was ist ein Garten? Gewissermaßen nur ein Toilettenstück der Natur! Ich trieb mich also lieber auf der Straße umher, sah die Wachtparade aufziehn und beschaute mir die vielen deutschen Gesichter der umstehenden Menschen, eines nach dem anderen. Ein solches Gesicht ist gar nicht zu verkennen, wie das deutsche, und doch in jeder Stadt ein andersgebildeter Schlag davon! Zehn Gesichter gerade fing ich auf aus dem Haufen, die mir

theils merkwürdig, theils lächerlich waren, und ich beschrieb sie mir nachher in meinem Tagebuche und war mit der Ausbeute zufrieden. Außerdem gerieth ich noch beim muthigen Klang der Trommeln, Pfeifen und Hörner auf politische Gedanken über Krieg und Frieden, und in Streit mit einem jungen Menschen, der an der Table d'hôte mein Nachbar war, und die Meinung behauptete, daß an den zum Fidibus gewordenen spanischen Papieren ein allgemeiner Völkerkrieg sich entzünden würde. In Summa, ich hatte etwas erlebt, daß ich in der Stadt geblieben war. Unterdeß hatten meine Freunde für mich den Kuckuck angerufen, und nannten mich einen radicalen Stadtphilister, als sie wiederkamen. Und ich schüttelte ihnen als eben so vielen liebenswürdigen Naturphilistern derb die Hände.

Die Alten haben vor schönen Landschaften nie geweint, und Herodot, der erste große Reisebeschreiber, weiß nur von den Menschen und ihren Sitten gut zu erzählen. Nichts Herrlicheres, als zu sehen, wie in der anti-

ken Welt das Menschliche so nahe an den Menschen gerückt stand, und wie sich dasselbe im Staat als der höchsten Lebensform begränzte und zusammenschloß, ein glücklicher Himmel über glücklichen Häuptern. Sie waren human, weil sie politisch waren, und sie waren politisch, weil sie religiös waren, und religiös, weil politisch. Und so hing Alles im Großen bei ihnen zusammen. Das Menschliche, das sie im Staat so frei und kräftig aus sich herausgebildet hatten, verhinderte daß die magischen Schatten des Waldes sie nicht lockten, und die Natur ihnen nicht rief, sich an ihre Brust zu stürzen. Sie waren jede Stunde zu glücklich, um mit der Lerche des Morgens zu schwärmen und mit der Nachtigall Abends zu klagen. Das Unglück geht am liebsten hinaus ins Grüne und unter die Einsamkeit der wehenden Bäume, das Unglück oder die spielende Kinderunschuld. Die Kinder und die Zerrissenen, beide stehen dem Naturelement am nähsten, und beide würden darin verloren gehen, wenn es nicht ein Stärkeres gäbe als

das Naturelement, nämlich den hiſtoriſchen Trieb in die werdende Welt- und Völker-Zukunft, die Alle aufreizt, ſich zu bilden, zu bewegen und zu verſöhnen. Und die Deutſchen waren nie unglücklicher, nie innerlich zerriſſener, als zur Zeit ihrer Naturſentimentalität und Landſchafts-empfindſamkeit im Leben und Dichten.

Ich moderner Deutſcher bin auch um ein gut Theil glücklicher, ſeitdem ich nicht mehr im Monbijou-Garten von Berlin ſpazieren gehe. Ich rufe: Menſchen! Menſchen! und noch einmal Menſchen! Ein Königreich für Menſchen! Mit ſchönen Gegenden umgehn, kann ich allenfalls auch in meiner Stube, und habe ziemlich genug Phantaſie dazu. Denn nachdem ich in der lieben ſchönen Gotteswelt manche geſehn, kann ich mir faſt alle denken, und bringe ſie mir, ehe ich des Morgens zu ſchreiben anfange, oft zu Dutzenden beim Zumfenſterhinausſehen in meiner Einbildungs-kraft hervor. Ich denke mir die mannigfach-ſten Gruppirungen von Wald, Berg, Fluß, Baum, Himmel und Thal, und gieße dann über dieſe meine müßigen Landſchaftsgedan-

ken einen großartig beleuchtenden Sonnen-Auf- oder Untergang aus. So rufe ich mir, mag es Winter oder Sommer sein, die herrlichste und entfernteste Natur in meine Nähe, und kann, wenn ich will, meine literarischen Siebensachen am hohen Meere oder in einem italienischen Pomeranzenwäldchen schreiben. Der Natur läßt sich immer eine schöne Decoration abgewinnen, aber die Menschenwelt kommt nicht, wenn und wo man sie ruft. Zu den Menschen muß man hinaus, man muß sie aufsuchen in Sturm und Wetter, in Schneegestöber und Regengüssen, man muß mit ihnen reden und lachen, leben und leiden, und wenn man sie sieht, kennt man sie noch nicht. Wenn man mit ihnen spricht, versteht man sie noch nicht. In der Natur ist Alles einfach, und ihre reichsten Gestaltungen bestehen doch nur aus den einfachsten Combinationen. Es ist immer der Wald, der Fels, der Berg, der See, die Wolke, nur hierhin oder dorthin anders gestellt, und im Norden zu andern Schildereien vermalt, als im Süden. Darum kann ich mir schöne Gegenden denken, wenn ich des

Morgens auf die Straße hinausſehe, ich brauche nur zu combiniren. Mit den Menſchen bringe ich's nicht ſo weit, wenn ich zu Hauſe bleibe. Ein Menſch läßt ſich nicht combiniren, er iſt die ſich ſelbſt bewegende Macht, und zugleich treiben ihn die Geiſter. Er geſtaltet ſich von innen und macht oft ein verſtecktes Weſen mit ſich ſelbſt. Und wenn ein großer Weltentdecker alle Welttheile eines Menſchenherzens entdeckt hätte, würde er noch jeden Augenblick aus deſſen Untiefen neue Inſeln emporſchießen ſehn, und nicht immer glückliche; neue Inſeln, mit fremden Pflanzen, Blumen, Gefühlen und Launen bedeckt. Den Frühling kenne ich; er iſt maigrün und himmelblau. Der Menſchen Geſichter habe ich noch lange nicht ausgelernt. Der Menſch hat alle Tage ein anderes Geſicht, und weiß kaum ſelbſt, wie er eigentlich ausſieht. Ich habe ihn verwundert angeſehn, wenn er liebte und haßte, wenn er eine Frau nahm und ſeine Mutter begrub. Ich will ihm nachlaufen, wenn er begeiſtert iſt, eine Fürſtin einholt, Revolutionen veranſtalten will und ſich knech-

tisch geberdet. Ich will mich zu ihm in den Wagen setzen, wenn er auf Reisen geht, ich will mit ihm anstoßen, wenn er seinen Wein trinkt, ich will seiner Tochter den Hof machen, wenn sie artig ist. Nur fort! Nur fort! Nur vorwärts, Schwager! —

— Ich habe für heut genug geblasen! Die Landstraße wird hell, der Morgen zertheilt die Gewölke, setzt sich mit grauschattirten Gliedern mitten auf die Wiese hin, und wartet, wie ein gefühlvoller Jüngling, dem Sonnenaufgang entgegen. Nur das fällt mir noch ein, daß der Umgang mit der Natur bei weitem wohlfeiler ist, als der mit Menschen. Wer bloß schöner Gegenden willen auf die Reise geht, braucht offenbar nicht halb so viel Geld, als der wegen Menschen sich in die Welt hinausstürzt. In schönen Gegenden trinkt man Milch, und nimmt ein ländliches Mahl zu sich, und der Bäuerin schenkt man nicht, wie der Sängerin, einen Shawl zu dreißig Ducaten. Im Walde kostet's kein Entrée, seine Empfindungen hat man alle umsonst, und von der Landluft

wird man schläfrig, daß man schon vor zehn Uhr Abends ins Bett gehen muß. Da hat man gar nicht Zeit dazu, viel Geld auszugeben, und ich erinnere mich nie, in Geßners Idyllen etwas von Thalern, Groschen und Pfennigen gelesen zu haben. Auch vom Werther erfährt man nicht, ob er Geld gehabt oder nicht; es kommt in dieser Richtung gar nichts darauf an. Er trieb sich entweder im Walde umher, oder ging früh schlafen. Wenn man mehr mit Menschen umgeht, hat man schlaflose Nächte, und wacht oft, bis der Hahn kräht, und auch der andere Tag geht verloren. Unsere Leidenschaften wollen in Festkleidern spazieren gehen und sich nur in Purpur und Seide vor den Leuten zeigen. Unsere Thorheit zieht sich einen kostspieligen Tressenrock an, und unsere Liebe gegen den Bruder und gegen die Schwester verlernt zu rechnen. Amor ist Schatzmeister und wirft das Geld und das Herz dazu mit vollen Händen auf die Straße. Ein Volksjubel rauscht auf, das Geld verfliegt, das Herz zuckt und blutet, und hat doch etwas gelernt. Die Existenz

wird theurer, je mehr der Mensch selbst auf dem Spiele steht. So muß es aber auch gerade sein, man darf nicht anders leben. Mit dem Leben muß man nicht knausern, man muß es mit freigebigem Herzen verschütten, man muß es aus allen Adern bluten lassen, damit es strömt und sich ergießt. Man muß von ganzem Herzen leben, man muß es sich etwas kosten lassen, sein Inwendigstes, um zu erfahren, wie viel das Leben werth sei. Man muß sich mit Inbrunst ausleben, und dann mit Inbrunst sterben. Und Deinen Leidenschaften nimm ihre stolzen Purpurkleider nicht vor der Zeit; laß sie etwas erleben und alt werden, und ziehe einen alten Feuerwein der Lebenspoesie aus ihnen ab. Und Deiner jungen Thorheit reiße nicht zu früh den kostspieligen Tressenrock herunter; laß sie tanzen und den Tag nutzen und durch gravitätische Sprünge der Eitelkeit Dir einen guten Humor machen, an dem Du noch als alter kluggewordener Mann zu lachen hast. Am allerwenigsten aber wehre Deiner Liebe die genialen Rechnenfehler. In der höheren

Analyſe, Freund, wird wieder eingebracht, was die gewöhnliche Reguladetri verloren und vergeudet geglaubt hat. Gieb aus Alles was Du haſt, wo Du liebſt; ſei es nun, daß Du die Kunſt liebſt oder Dein Mädchen oder die Wiſſenſchaft oder Dein Vaterland. Der Poeſie gieb Deine ſchönſten Tage und frage nichts danach! Deinem Mädchen gieb die angewandte Poeſie auf den Mund und frage nichts danach! Der Wiſſenſchaft gieb allen Deinen Ernſt, und Dein Vaterland befreie, ſollte es Dein Tod auch ſein, und frage nichts danach! Frage nichts danach und gieb Alles aus, was Du haſt, damit Dir Dein Herz leicht werde. Spare nichts, nicht in Gedanken, nicht in Geld, nicht in Liebe, nicht in Scherz, nicht in Ernſt. Auch betrogen zu werden, gehört mit zum Leben. Frage nichts danach, und gieb Alles aus was Du haſt, wo Du liebſt! Und Du mußt mit Menſchen umgehen, damit Du lieben kannſt. —

Jetzt will ich aufhören zu blaſen. Die ökonomiſchen Vortheile aus dem Umgange mit der Natur werden alſo meinen Reiſe-

finanzen ebenſowenig zugutekommen, als meinen Tagebuchsblättern die ſentimentalen. Zwar habe ich einige kranke ſpaniſche Papiere bei mir, denen ich nach Dem, was ich von dem Banquerott-Syſtem des Grafen Toreno gehört, wohl eine ländliche Kur zu ihrer Erkräftigung wünſchen könnte. Aber frage nichts danach! Frage nichts danach, und gieb Alles aus, was Du haſt, zum ſtehenden Cours, auch die ſpaniſchen Papiere. Auch betrogen zu werden gehört mit zum Leben. Frage nichts danach, und gieb zum ſtehenden Cours Deine Papiere aus. Ich werde mir um die ſpaniſche Politik nicht noch graue Haare wachſen laſſen, da ſie mir ſchon der deutſchen wegen auszugehen anfangen. —

Trara! Trara! Da iſt die böhmiſche Gränze! Glorreiches Peterwalde, Du willſt nachſehen, ob ich keine Contrebande mit mir im Koffer führe. Guter, biedrer Oeſterreicher, nicht in meinem Koffer ſuche die Contrebande. Ich frage nichts danach! Ich frage nichts danach! — —

Böhmiſche Dörfer, Wälder und Bäder.

Schöne ſlawiſche Jungfrau, Böhmen, mit den langen dunkeln Haaren und dem wilden träumeriſchen Blick, wie geht es Dir ſeit Jahrhunderten hinter Deinen Bergen? Reizende Slawin, mir thut das Herz weh, wenn ich an Dich gedenke, und ein gutmüthiger Deutſcher, bin ich gekommen, um über Dein tiefdunkles Weltſchickſal mit Dir zu klagen. Zu etwas Großem hatte Dein Genius Dich auserſehen, mit edeln Gaben Deine Art geſchmückt, tapfern und ſtolzen Sinn in Dir aufwachſen laſſen, muthiges Streben in die Ferne in Deiner Bruſt entzündet, und doch biſt Du über ein gewöhnliches ſterbliches Loos der Geſchichte nicht hinausgekommen. Du haſt Unglück gehabt. Glück und Unglück giebt es auch in der Geſchichte, glückliche und

unglückliche Naturell3 unter den Völkern. Aber Du lachſt und ſiehſt mich leichtſinnig an. Ja, ich weiß, ich weiß, Du haſt Alles vergeſſen, leichtſinnige Slawin! Deine großen Hoffnungen ehemaliger Zeiten, der damals an Dich ergangene Ruf der Weltgeſchichte, Deine Vergangenheit und Deine Zukunft, kümmern Dich wenig mehr. Du kannſt lachen und luſtig ſein, und biſt auch, nachdem Du Dich aufgegeben, reizend in Deiner flatterhaften Ueppigkeit. Seitdem Du Dich aufgegeben, haſt Du ſchöne Bäder angelegt, hübſche Gäſte von nah und fern dazu geladen, und das luſtige Leben und Treiben der eleganten Welt klingt und jubelt jetzt über Deine ernſten feierlichen Höhen und Gauen hin. Die böhmiſchen Bäder waren freilich ſchneller und leichter in Flor gekommen, als die Reformation, an deren großes Bauwerk Du damals die erſte hochherzige Hand gelegt, o Böhmen! und an Deinem ſonſt für die Fremden ſo ungeſelligen Heerd ſammeln ſich jetzt alle Nationen und trinken aus Deinen Quellen und tauchen ſich in Deine Waſ-

ſer, in Deinem Karlsbad und Marienbad, in Deinem Teplitz und Egerbrunnen. Und in dem herrlichen Prag, der erſtgeborenen Univerſität der Deutſchen, wo Dein Huß lebte und lehrte, und das erſte Morgenroth Aufklärung über Deutſchland ausgeſtrahlt war, da iſt die hinreißende Ueppigkeit Deiner hiſtoriſchen Selbſtvergeſſenheit noch mehr zu Hülfe gekommen. Reichthum, Pracht, Genuß, ausgebildetſter Reiz jeder Lebensform, ſüße Hingebung an den Augenblick, unwiderſtehliche Schönheit feuriger Frauen — wer denkt zurück oder vorwärts? So ergiebt ſich ein ausgezeichneter Mann, den Unglück überall zurückgeſtoßen, ſeine Talente zu brauchen, ſeinen Geiſt geltend zu machen, am Ende dem Becher und den Weibern, und wird in aller Verlorenheit zuletzt luſtig. —

Es iſt ſeltſam, wenn ein ganzes Volk ein ſchlechtes Gedächtniß hat. Die Böhmen haben Alles vergeſſen. Das ſieht man in ihren Städten und auf ihren Gaſſen, und an den hölzernen bemalten Heiligenbildern, die auf ihren Landſtraßen ſtehen. Wenn ich als

Schulknabe etwas nicht begreifen konnte, und man mich schalt, hieß es immer: „das sind Dir böhmische Dörfer, fauler Kopf!“ Und ich fing mir an ganz fabelhafte Vorstellungen von den böhmischen Dörfern zu machen, als den dämonischen Wohnsitzen der Götter der Unwissenheit und der Barbarei, und fand am Ende sogar einen Trost darin, die Schuld auf die Dämonen der böhmischen Dörfer zu schieben, wenn meines Geistes Fassungskraft träge geworden war. Und in Böhmen geht es noch immer gerade so her, wie damals in meinem jungen faulen Kopf; es stößt immer und überall auf seine böhmischen Dörfer. Nur die merkwürdige Schönheit der Frauen, mit ihren wunderbaren dunkelglänzenden Augen und der ganz eigenthümlich geschnittenen Gesichtsbildung, welche jede Böhmin von den höchsten bis zu den niedrigsten Ständen als solche verräth, ist für den Wandrer eine sprechende Kunde, welch' ein herrlicher und ursprünglich schöner Schlag Menschen aus dem alten Stamm der Czechen hier noch blüht. Der böhmische Mann selbst

hat nichts Poetiſches mehr an ſich, als ſeine unverlorene volksthümliche Liebe zur Muſik, die auch in der ärmlichſten Lehmhütte Virtuoſen macht. Jeder Bauer hat ſein Horn, auf dem er in ſeiner ernſthaften und feierlichen Weiſe mehrere Stunden des Tages bläſt, und dieſe ſüßen, weichgeſchliffenen melancholiſchen Töne, die unvermuthet hier und dort aus einem Buſch aufklagen, wie wilde Vögel, ſprechen ſein ganzes beklommenes Herz aus, und ſchmettern und tanzen und koſen und weinen, und wiſſen nicht zu ſagen, wie und warum ihnen ſo wehe iſt.

Eben ſo nationell, als die Liebe zur Muſik, iſt auch in Böhmen die Liebe zum Betteln. Wer nichts Anderes thun mag, geht auf die Landſtraße betteln, oder muſicirt. Nicht bloß die dringende Armuth zieht betteln, auch aus bloßem Zeitvertreib, aus Fremdenhaß, oder meinetwegen aus Romantik, belagern die böhmiſchen Landbewohner in den verzerrteſten Geſtalten und mit dem widerwärtigſten Geheul den vorbeifahrenden Poſtwagen. Aber allerdings iſt die Armuth und

Verkommenheit unter dieser Bevölkerung schreiend, denn Böhmen zählt innerhalb seiner Gränzen gegen zwölftausend Dörfer, Böhmische Dörfer! Unterdeß aber, während der Böhme betteln geht oder musicirt, steht die schöne Böhmin mit ihren kecken dunkeln Augen vor der niedrigen Hausthür; man könnte sie in dem groben Tuch, das sie wie einen Schleier dicht um ihr Haupt gehüllt trägt, für eine büßende Nonne halten, die ehemals zu viel geliebt hat, und mit welcher heißen, fast leidenschaftlichen Inbrunst schlägt sie nicht auch ihre Kreuze gegen den Schutzpatron, der dort auf hohem Gerüst am Wege steht, oder mit welcher Inbrunst läßt sie sich nicht auch von dem scherzenden Wandrer küssen! Und so ist denn Böhmen noch immer das Land der Musik, der Heiligen, der Bettler, der schönen Frauenaugen und der böhmischen Dörfer. Und ich werde traurig, wenn ich an die böhmische Geschichte denke! — –

— — — — — — — — — — — —

Aber reise nur in die böhmischen Bäder und sei lustig! Auch Du hast manchen hei-

mathlichen Gram an Dir zu zerstreuen, manche kranke Stelle Deiner Erinnerungen zu meiden, manchen deutschen Schmerz zu bezwingen. In den böhmischen Bädern ist es lustig, wähle Dir Teplitz und Carlsbad, und die schönste Gesellschaft weiß ich da. Oder bist Du ganz und gar Hypochonder, so komm erst mit mir in die böhmischen Wälder, und ich will Dir etwas erzählen, worüber Du lachen sollst. Einen literarhistorischen Spaß.

Kennst Du die böhmischen Wälder nicht mehr, die Schrecken Deiner frühen Jugend? Wie oft hat Deine an ihrem eignen Grauen sich weidende Knabenphantasie in ihren tiefsten Schluchten sich bang genistet, wie oft bist Du in Dir zusammengeschauert bei jedem raschelnden Blatt des Baumes, bei jedem pfeifenden Laut im Gebüsch, bei jedem Schuß, der das ferne Waldecho weckte, und wenn in dem verlorensten Gehölz die Feuer aufflackerten, und die Männer mit den wilden, kecken, braunen Gesichtern dichtgedrängt umhersaßen, wie hörbar schlug Dir Dein Herz, und wie hättest Du sie gern

allesammt für Helden gehalten, wenn sie so mit Sieg und Beute beladen in ihre beneidenswerthen Höhlen zurückkehrten! Denke doch daran, denke doch daran, daß Deutschland dem Böhmerlande nicht bloß die Anfänge der Reformation verdankt, sondern auch — — die deutschen Räuber-Romane!!

Wenn ich mich in trüben Stunden zu lachen machen will, denke ich an die deutschen Räuber-Romane. Die böhmischen Wälder und die deutschen Räuber-Romane haben in großer Sympathie zu einander gestanden, und das possierliche Knollengewächs der letztern hat sich immer am liebsten in dem unheimlichen Dickicht der ersteren geborgen und aufgehalten. Nachdem in früheren Zeiten der bekannte Mönch Jurick und seine Brüder es sich hatten angelegen sein lassen, um Gottes willen die Wildniß zu lichten, und die Wölfe aus den böhmischen Wäldern vertrieben worden waren, kehrten die deutschen Romanschreiber schaarenweise in dieselben ein, und verlegten hieher den romantischen Schauplatz für die Abenteuer ihrer wildgewordenen Phantasie.

Diese Romanschreiber hatten es in der Mitte der civilisirten Welt nicht mehr aushalten können. Der Stoff war ihnen ausgegangen an den Kaffeetischen und in den reinlich mit Sand bestreuten Familienzimmern ihres Jahrhunderts, die ewige keusche Liebe, wie sie im Reifrock und mit den saubern seidenen Strümpfen auftrat, wurde auf die Länge fatal für einen strebenden Geist, und bei dieser bürgerlichen Zahmheit aller Verhältnisse konnte nichts Heroisches noch Tragisches aufkommen in den achtziger Jahren des achtzehnten Säculums. Außerdem herrschte in der ganzen Zeit die weitverbreitete Meinung, als befinde man sich in einem übertrieben vorgerückten Culturzustand, und sei in Gefahr, durch allzureißende Fortschritte der Civilisation von der einfachen gesunden Natur, die damals über Alles ging, sich zu entfernen. Unter diesem Vorschub der öffentlichen Meinung zogen nun die deutschen Romanschreiber in den dicken, dunkeln, struppigen Böhmerwald, und schwuren Rache der allzu weit vorgerückten Cultur, und suchten sich einen Räuberhauptmann. In den böh-

mischen Wäldern wurde es lebendig, herrliche, kräftige Naturmenschen, deren freier Sinn den Druck der Gesetze und den Zwang der Civilisation nicht zu erdulden vermocht, paßten jetzt dem reichen Kaufmann am Hohlweg auf, und schöne Grafentöchter wurden als Räuberbräute von dannen geschleppt, und mußten ebenfalls das allgemeine Verderben des Culturzustandes miteinsehn und die Wirthschaft führen in den Mordhöhlen, und der Verleger zog noch vor der Ostermesse eine zweite Auflage davon ab. Willkommen, willkommen, Spiegelberg, in den böhmischen Wäldern! So laß Dich doch zu Brei zusammendrücken, lieber Herzensbruder Moritz! Ach, Moritz Spiegelberg! Naht ihr euch wieder, himmlische Gestalten? O, o, edler, großer Schiller, auch Du hast Deinen Tribut an die böhmischen Wälder abgetragen, und mit welchem Aufwand Deiner zügellos schäumenden Jugendkraft! Als wir wilden Jungen einmal Komödie spielten, gab ich, obwohl ich gar nicht dazu paßte, Deinen Karl Moor, und wußte es Dir Dank, als

ich deklamiren konnte, daß ich meinen Leib nicht pressen solle in eine Schnürbrust, noch meinen Willen schnüren in Gesetze, denn das Gesetz habe zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre, und das Gesetz habe noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brüte Kolosse und Extremitäten aus! O ihr finstern Schatten des unsichern Böhmerwaldes! Mit welchen Gedanken bin ich bei euch vorbeigefahren, als ihr die schwermüthigen Wipfel zu mir herüberneigtet! Seht da, Schiller! Auch bei ihm war es ein Ueberdruß an dem geregelten Civilisationszustande, der seine junge Naturkraft in die böhmischen Wälder getrieben hatte, seinen Geist unter die Räuber. Aber des übermüthigen Genies Aufstand gegen die Formen der Cultur rächte sich bei Schiller bald in der Reflexion, die seine umherschweifenden Kräfte und Triebe gefangen nahm, und die Reflexion stürzte sich zuerst auf das Ideale, und was Karl Moor in den Wäldern und unter den Räubern gewesen war, wurde der Marquis Posa in der Welt der Ideale,

derselbe gesetzlose Schwärmer, nur nach den zwei verschiedenen Polen des Lebens hin. Und später, nachdem Schiller die böhmischen Wälder lange vergessen hatte, blutete noch der Marquis Posa stark in ihm nach, und der Civilisation, der er früher die frische Naturwildniß keck gegenübergehalten hatte, widmete er jetzt schöne tiefe lyrische Klagen, wenn sie sich an den Idealen seines Herzwe[illegible]s nicht aufrichten wollte.

Ist es nicht seltsam und abermals seltsam, daß ein Trieb im Menschen für die Cultur kämpft, ein Trieb wider sie streitet? So jubelt der Ansiedler von Massachusetts, wenn er die Art und die Flamme an den finstern Urwald legt, um ihn für Wohnung und Acker zu lichten, und in demselben Augenblick, wo die alten hohen Bäume stürzen und brennen, und die vielhundertjährigen Dryaden seufzend und schreiend entfliehn, fährt auch ihm ein banger Schmerz über die Seele, das Auge wird ihm naß, und er weiß nicht, wird er sich zum Heil oder Unheil die Wildniß bebauen? Und wem geht es

nicht so, daß er sich aus dem hellglänzenden Gesellschaftszimmer, wo die große Civilisation alle Vortheile bequemen Genusses und feiner Geselligkeit um einen Tisch gereiht hat, plötzlich in die entlegenste Wüste fortwünscht, und den uncultivirten Sohn der Sandsteppe beneidet, der unter freiem Himmel sein Weib umarmt, und seinen Kindern einen jungen Bären zum Spielkameraden mit nach Hause bringt, und sich mit seiner schönen kalten Tischnachbarin nicht herumzuquälen braucht in einem trivialen geistreichen Gespräch? Mich wenigstens beschleicht, bei all meiner soliden Liebe zur Cultur, die mich an die Gesellschaft, an Menschen und an Bücher nur zu sehr fesselt, doch oft eine unbändige Passion für die Wildniß, oder ich mache mir zum Mindesten nichts daraus, daß ich mich cultivire. Es muß schön sein, eine Zeitlang unter einem uncivilisirten Volke zu leben, und wenn die Lappländer nur erst einen Buchhandel hätten, um, was ich schreibe, drucken und mir bezahlen zu können, so nähme man dort die nächste Sommersaison wahr, und

schriebe in läppischer Ruhe über Staatsverfassung, Weltverbesserung und Zeitpolitik, denn im Lappenthum herrscht die größte Freiheit der Presse, und weder ein Lappe noch ein Lump hat etwas dagegen, wenn man auffallende Gedanken hat. Es kommt mir auch so vor, als fingen manche Richtungen dieser Zeit bereits an, ins Läppische auszuwandern, um nur harmlos fortleben zu können, und so genießen die deutschen Schriftsteller, welche nothgedrungen das Schicksal ihres Schreibpapiers theilen müssen, nur aus Lappen und Lumpen zu bestehn, statt aus kräftigen und freien Gedanken, bereits die oben angedeuteten Freuden der Nichtcivilisation. Diese Freuden lassen sich noch in einem andern Sinne zu reellen Vortheilen verdoppeln. Denn wie manche leidige Gewohnheiten und manche leidige Tugenden, mit denen die Cultur uns wie mit einem steifen Sonntagsaufputz behängt, würden wir uns wieder wegcultiviren, wenn es nur erst Mode geworden wäre, daß die schöne Welt, statt in den Bädern, in irgend einer soliden Barbarei

einige Sommermonate verlebte. Zuerst würden wir uns da die allzu große Höflichkeit zu unserm wahren Nutzen wieder abgewöhnen. Denn wozu soll Höflichkeit gegen Barbaren? Wozu Complimente und schöne Redensarten gegen das Barbarische und mitten in der tiefsten Barbarei? Traun, wir ließen uns allmälig darauf ein, dreist von der Leber wegzusprechen, und bäten nicht mehr um Verzeihung, wenn wir anderer Meinung sind, als unser Herr Nachbar. Auch unsere ausschweifende Gutmüthigkeit ließen wir über die Klinge springen, wenn unsere weichen Sitten sich durch etwas erkleckliche Barbarei wieder gekräftigt hätten. Fürwahr, müssen wir uns nicht oft schämen, daß wir doch gar zu erstaunlich gutmüthig sind? Manche finden den Menschen von Natur böse, ich finde ihn zu gutmüthig. Was ertragen, was dulden wir nicht Alles, mit wem gehen wir nicht um, gegen wen sind wir nicht freundlich? Diesen faden Schwätzer hören wir an, und machen ihm noch einen verbindlichen Diener dazu, und jagten ihn doch gern aus dem Hause.

Unter diesen Menschen sitzen wir still, und lassen uns etwas vorsingen und vorerzählen, und sprechen traulich hin und her, und ab und zu, und möchten doch unser fremdes, kaltes Herz, das nicht bei ihnen lebt, wie einen versteinernden Fluch dazwischenwerfen in ihre gleißnerischen Kreise. Aber wir thun es nicht, es könnte einen Auflauf geben. Eine splendide Gutmüthigkeit heißt uns immer Frieden halten mit der Unausstehlichkeit unserer Nächsten, und unsere Tugend gebietet uns, der Langenweile die Hände zu küssen. O Himmel, was gäbe ich darum, wenn ich manche Tage ein rechter Barbar sein könnte, ein unverantwortlicher Barbar! Meine Vernunft sollte schon immer im Stillen verantwortlicher Minister meiner Barbarei bleiben. Dann würde ich erst recht aus Herzensgrunde und mit dem edelsten Feuer für die Civilisation zu arbeiten und zu schreiben im Stande sein!

Aber folge nur, Gutmüthiger, der Mode, und reise in die Bäder! In die böhmischen Bäder. Hier schleppt die Civilisation ihren ganzen Unrath und ihre ganze Eleganz zu-

sammen, und kehrt an die Quellen der Natur zurück, um alle mögliche Uebel der Gesellschafts-Cultur darin abzubaden. Die abgeglättete Bildung geht in ein Steinbad, um anzufrischen den Lapidarstil des guten Tons. Die Koketterie nimmt Schlangenbäder, der Pietismus sucht sich ein Schwefelbad aus als Symbol des Höllenpfuhles, und die Speculation steigt in die Judenbäder. Die Liederlichkeit läßt sich ein Schlammbad bereiten. Die Blindheit des Jahrhunderts wäscht sich an der Augenquelle im Spitalgarten zu Teplitz, und die Unterleibsbeschwerden der Zeit, die sich bei dem gelähmten Prinzip der Bewegung keine Motion für die Gesundheit machen dürfen, trinken einen die Verdauung befördernden Mineralbrunnen. Wohl bekomm's! Wohl bekomm's! — —

Madonna.

— In Teplitz wollte es mir anfangs nicht behagen. Gewisse Gesichter, die ich auf den Straßen und in den Stuben von Berlin zurückgelassen zu haben glaubte, begegneten mir hier unerwartet auf allen Spaziergängen wieder. Ich glaubte, ich sei behext mit Berliner Gesichtern, nahm einen Wagen und fuhr nach Dux, wo Casanova gelebt und die Memoiren seiner weltberühmten Liederlichkeit niedergeschrieben hatte.

Dux ist eines der schönsten Schlösser im ganzen Böhmenlande, und sein jetziger Besitzer, der Graf Franz Adam von Waldstein und Wartenberg, ist ein sehr gebildeter und menschenfreundlicher Mann, der sich ein Vergnügen daraus macht, seine bedeutenden Sammlungen und Kunstschätze dem Fremden

zu öffnen. Er hat sich durch ein größeres, lateinisch geschriebenes Werk über die ungarischen Pflanzen Verdienste um die Botanik erworben, und eine auf den Höhen der Karpathen gedeihende Pflanze rühmt sich, nach ihm den Namen zu führen **Waldsteinia**. Was will man mehr auf dieser Erde? Einer Pflanze seinen Namen zu geben, ist weit klüger, als ihn auf Bücher zu setzen oder in Marmor und Erz zu graben. Die Pflanze erneut Dein Gedächtniß tausendfältig in allen folgenden Jahren, aber die Kinder unserer Liebe, unsere Bücher, lassen uns doch am Ende kinderlos sterben, und pflanzen unsere Namen nicht fort, weil sie vergehen. Vergehen, vergehen, in alle Winde!

Von den Sammlungen sah ich nichts näher an, als die altdeutschen Bilder und Basreliefs, die in der That Merkwürdiges und Seltenes darbieten, und in der reichhaltigen Bibliothek, in deren Kühle ich mich von der draußen sengenden Hitze erholte, ohne auch nur ein Buch aufzuschlagen, dachte ich wieder an Casanova, der hier Bibliothekar

gewesen war. Gern hätte ich mit dem Grafen ein Gespräch darüber angefangen und seinen erlauchten Vorfahren gepriesen, daß er einem so genialen Manne eine Freistätte bei sich gewährt für seine letzten Lebensjahre, aber, sonderbar genug, ich fühlte, daß ich schon hoch erröthete, ehe ich nur den Namen Casanova über die Lippen gebracht hatte. Seitdem mir eine geistreiche Dame, deren Tugend ich für so fest gehalten, daß ich ihr die wahrhaft genievollen Memoiren Casanovas in der Ausführlichkeit des Originals zu lesen anempfahl, verächtlich den Rücken zugekehrt hatte, wurde ich immer roth, wie eine Klosterjungfrau, die hinter dem Sprachgitter einen Mann erblickt, wenn ich in Gesellschaft auf diesen großen Weltabenteurer zu sprechen komme.

Um die Gedanken an Casanova loszuwerden, ging ich endlich in die Kirche, wo ich gewiß hoffen durfte, auf bessere zu gerathen. Ich sah ein schönes Altarblatt, Mariä Verkündigung darstellend, wenn ich mich recht besinne, von Peter Brandel gemalt. Der

zuvorkommende Kirchendiener wollte mir auch die heilige Garderobe der kostbaren Meßgewänder zeigen, an denen diese Kirche durch die Frömmigkeit ihrer gräflichen Stifter vorzüglich reich geworden ist, aber ich gewahrte durch das Fenster zum Glück meinen Kutscher, den ich bestellt hatte, nach Neu-Ossegg zu fahren.

Ein erbärmlicher Weg, auf dem man jeden Augenblick die Rippen zu brechen fürchtet, führt ungefähr eine Stunde weit von Dux zu der am Fuße des Strobnitz- und Spitzenberges gelegenen schönen Cisterzienser-Abtei Ossegg, wo man bei den freundlichen und unterrichteten Mönchen immer einer guten Aufnahme gewiß ist. Als ich die Kuppeln des herrlich gelegenen Klosters von fern erblickte, stiegen wehmüthige und doch gewaltige Gedanken in mir auf, und diese weltfreie Einsamkeit und Abgeschiedenheit that so vertraulich mit meinem Herzen, als hätte ich sie längst gekannt und gewünscht. Und doch war es noch lange nicht so weit mit diesem Herzen gekommen, daß ich zu ihm

hätte sagen können, wie Hamlet zu seiner Ophelia: go to a nonery! Nein, geh' in kein Kloster, mein Herz! Und wenn die Cisterzienser Dich bekehren wollen, so sage nur: Du bist ein Weltkind, und kannst die strenge Regel nicht vertragen. Sage auch, Du machst Dir aus dem heiligen Bernhard nichts, und in Deiner Zelle wird eine weltliche Heilige verehrt, die Fleisch und Blut hat, und lachende Augen. Gott grüß' Dich, schöne Cisterzienser-Abtei Ossegg! Du nimmst einen unruhigen Geist in Deinen friedfertigen Mauern auf.

Indem ich so in die Ferne starrte, drangen plötzlich seltsam murmelnde Stimmen zu mir herüber, die sich immer deutlicher näherten und stärker wurden. Halb Geheul, halb Gesang, aber in den mißklingendsten Tönen, wälzte es sich über den Feldweg heran, und bald konnte man unterscheiden, daß es eine Prozession war, welche wahrscheinlich die Landleute aus dem Dorfe Ossegg an dem heutigen Festtage veranstaltet hatten. Denn es fiel mir ein, es war heut ein Madonnen-

Fest, und Mariä Heimsuchung wurde von der gläubigen katholischen Christenheit gefeiert. Jetzt war der fromme Zug zu uns herangekommen, Kinder, junge Mädchen und Alte schritten, mit zerknirschter Stimme andächtige Lieder absingend, in geordneten Reihen vorüber, und ein Knabe trug die wehende Fahne voran, auf der das Muttergottesbild in buntgemalten Kleidern prangte. Ohne es zu wollen, mußte ich den guten Leuten ein großes Aergerniß bereiten, indem ich, seit meiner Geburt an protestantische Sitten gewöhnt, und außerdem von einem andern überraschenden Anblick plötzlich gefesselt, es ganz außer Acht ließ, daß ich schicklicherweise vor der Madonnenfahne den Hut hätte abziehen müssen. Aber ich kehrte mich nicht an die scheuen und grollenden Seitenblicke, die mir hier und dort begegneten, da meine Augen unter diesen frommen Gestalten von einem Gegenstand getroffen worden waren, der mich zu wundersam und bedeutsam berührte. Unter der wallfahrtenden Jugend, die der Jungfrau Maria lobsang, ging auch ein jun-

ges Mädchen vorüber, ganz verschieden von allen übrigen, an Tracht, Gesicht, Wuchs und Gestalt, an Sitte und Anstand. Sie gehörte offenbar ihrem Wesen nach nicht in diese Reihen, von denen sie sich durch ihre ganze Art so auffallend unterschied, und das Anziehende ihrer Erscheinung lag für mich in jenem Etwas des ganzen Menschen, das sich eben so wenig beschreiben läßt, als der Duft der Rose, oder der einem Jeden eigenthümliche Seelenzug im Auge. Ihr Gesicht gehörte zu denen, mit denen man ein ganzes Leben beisammen sein möchte und könnte, oder die man gleich beim ersten Begegnen schon Jahre lang gekannt und in sich getragen zu haben meint; und es fehlte nicht viel, so hätte ich, in Gedanken vertieft, vor diesem Mädchen den Hut gezogen, den ich unhöflich genug vor der Madonna hatte sitzen lassen. Die Sterne haben ein gewisses Verhältniß zu einander, die Planeten suchen und finden sich auf ihren kreisenden Bahnen, und drücken ihre großen Wahlverwandtschaften in Sonnensystemen aus. Der Stern sucht den

Stern ſeiner Liebe, und ein menſchliches Geſicht iſt kein minder glücklicher Himmelskörper. Lache nur, Guſtav! Ich glaube auch an ein großes Sonnenſyſtem der menſchlichen Geſichter. Dieſe und jene gehören zuſammen, und bilden, Blick an Blick hängend, wie Stern an Stern, miteinander ein Sonnenſyſtem, das, wie alle Syſteme, etwas Ausſchließendes hat. Denn Du merkſt und weißt gleich, ob dies Geſicht, dem Du begegneſt, Dir in Dein Sonnenſyſtem gehört, und gegen viele arme Geſichter biſt Du ein ſtrenger Syſtematiker, und rufſt und grüßeſt ſie nicht, wenn ſie an Dir vorübergehen, und ihr ſchwingt euch niemals um eine Sonne. Eine ſtrenge Syſtematik der Neigung!

Dies böhmiſche Mädchen mußte mir wahrlich in mein Sonnenſyſtem gehören, denn ich konnte ihr nicht genug nachblicken und nachdenken. Daß ſie ein böhmiſches Mädchen war, verriethen die Augen und die Naſe, zwei untrügliche Kennzeichen an jeder Böhmin, und doch hatte ſie wieder in ihrer Weiſe, ſich zu tragen, etwas Fremdartiges oder we-

nigstens Vornehmeres, als ihre übrigen Wallfahrtsgenossinnen. Sie hatte weder, wie man sonst oft an den Landmädchen sieht, den Kopf ganz in das zu einer Kappe verschlungene Tuch eingehüllt, noch trug sie die eigenthümliche böhmische Kappenhaube, die sich von den ältesten Zeiten her nationell auf die Töchter des Landes vererbt hat, und nicht selten mit kostbaren Stickereien, Spitzenbesätzen und den im Nacken flatternden Bandschleifen einen stattlichen Schmuck der Schönen abgiebt. Meine Systemverwandte hatte sich ein feines, weißes, städtisches Häubchen, das sie einfach zierte, auf die braunen Locken gesetzt, und schaute daraus mit ihren scharfen, dunkeln, süßen, seltsamen Augen bedeutsam hervor. Sie sah blaß aus, sie schien nicht glücklich zu sein. Auch glaubte ich zu bemerken, daß sie nicht mitsang mit den Uebrigen, sondern schweigend in dem geräuschvollen Zuge fortging, dem sie gewissermaßen nur nothgedrungen gefolgt zu sein schien. Hatte sie ihrer Madonna gar nichts zu sagen und zu singen? Oder hatte sie ihr schon tiefere

Geheimnisse des Herzens zu beichten, die sich nicht so vor aller Welt und auf offener Straße heraussingen ließen? Noch lange sah ich ihr nach, bis in der Ferne der letzte Ton der andächtig kreischenden Stimmen verklang. War es die Jungfräuliche Madonna selber gewesen, die in rührender Mädchenschönheit unter die Frommen des Landes herabgestiegen? — —

Der alte silberhaarige Laienbruder, der mich durch das Kloster der Cisterzienser geleitete, hatte nie einen gläubigern Hörer und Schauer in den geheiligten Räumen seiner Abtei umhergeführt. Ich war in einer Stimmung, in der ich ihm geradehin Alles glaubte, was er von Wundern der Heiligen wußte, und selbst die Wandgemälde in den Kreuzgängen sahen mich wie wahre Meisterstücke der Malerkunst an. Einige dieser Bilder, Heiligengeschichten aller Art vorstellend, überraschten mich in der That durch Ausdruck und Lieblichkeit der Composition; sie schienen erst kürzlich frisch aufgemalt zu sein, und die Namen ihrer ersten Urheber waren vergessen worden.

Die Stiftskirche selbst, so wie der Convent, sind außerordentlich schön und prachtvoll, und bieten überall Anblicke der Kunst und Denkmäler einer sinnreichen Frömmigkeit dar. Nachdem früher Rudolph von Habsburg und später die Hussiten diese Abtei gänzlich zerstört hatten, und sie darauf zwei Jahrhunderte lang in Schutt und Trümmern niedergelegen, erhob endlich im siebzehnten der Schutzpatron der Cisterzienser sein heiliges Haupt wieder, das er so lange, wahrscheinlich in bekümmerten Gedanken über die Reformation, hatte hängen lassen. Er baute sich Stift und Convent wieder von Grund aus, herrlicher als jemals, richtete die verlassenen Altäre auf, zündete die Weihkerzen an und die erloschen gewesene ewige Lampe, und streckte die hohe Kuppel gegen die Wolken aus, um sich im Lande wieder umzuschaun. Was sah der heilige Bernhard? Er mußte wahrhaftig noch den Pulverdampf sehen und riechen können, der von der Schlacht am weißen Berge über den Höhen des Böhmerlandes wirbelte, und diesen noch nicht

verzogenen Dampf roch der heilige Bernhard gern im Dunſtkreiſe der Böhmen. So wurde dies Kloſter in ſeiner jetzigen Geſtalt das ſchönſte und prächtigſte, welches die Zeit nach der Reformation hat wieder erſtehen ſehen, und ich laſſe meinen Kopf darauf, es wäre nicht wieder erbaut worden, wenn man nicht bei Prag am weißen Berge eine Schlacht geſchlagen hätte. Ich ſetzte mich in einen mit geſchnitztem Täfelwerk herrlich ausgelegten Chorſtuhl auf den Platz eines der guten Mönche, und ſtützte meinen Kopf auf die gelben Blätter ſeines großen lateiniſchen Gebetbuches, das aufgeſchlagen auf ſeinem Pulte lag, und ließ meine Augen und Gedanken in der wunderſchönen Kirche umherſchweifen. Woran dachte ich? Gott weiß es. An den heiligen Bernhard, wie er den Pulverdampf von der Schlacht beim weißen Berge als eine den Glauben ſtärkende Priſe in die Naſe zog? An die Madonna, die mir gerade am Tage ihrer Heimſuchung in einer ſo glänzenden Jungfrauengeſtalt am Wege begegnet war?

Da fühlte ich, daß mich der alte Laienbruder sacht auf die Schulter klopfte, um mich ins Refectorium zu führen. Ein Refectorium in einem Kloster hat von jeher einen großen Reiz gehabt, und wenn es wahr ist, daß Noth beten lehrt, so muß es doch nicht minder wahr sein, daß Beten einen gesunden Appetit verursacht. Dies läßt sich aus der Geschichte des Mönchthums aller Zeiten beweisen, und der Speisesaal einer frommen Abtei hat daher gewissermaßen ein psychologisches Interesse. Man wird klarer über den vielbesprochenen, dichten Zusammenhang von Leib und Seele, wenn man sieht, wie leibliches und geistliches Bedürfniß sich hier die Schwesterhände reichen, und in unserer abstracten Zeit, wo Einem mitunter zu Muthe ist, als sei man schon aus der Haut gefahren, und schlottere nur noch so mit den Knochen um seine ins Absolute eilende Seele herum, ich sage, in dieser abstracten Zeit muß es wahrhaft wohlthuend und tröstlich sein, einen tüchtigen Embonpoint in seiner vollen Glorie zu erblicken, und dabei denken zu können oder

zu müſſen, daß ſich der Segen des Herrn hier einen ſichtbaren Tempel ſeines leibhaften Wohlgefallens geſchaffen. Ich betrat deshalb mit einer gewiſſen Ehrfurcht dieſe Halle, auf der noch die von dem heutigen Mittagsmahl zurückgebliebenen Geiſter frommer Bratengerüche weilten, und wie Oſſian ſeinen obwohl auf der Wolke ſitzenden Vater Fingal doch deutlich an Weſen und Geſtalt erkannt, ſo glaubte auch ich noch aus der fliegenden Geruchswolke einen verewigten Kapaun herauszuſchmecken. Ich kämpfte die Anwandlungen einer zu ſtark in mir rege werdenden Andacht gewaltſam zurück, und ſchritt neidiſch an der langen weißgedeckten Speiſetafel vorüber, die, wenn ich recht gehört, zu ſechsundfunfzig Gedecken eingerichtet war, denn ſo groß iſt die Anzahl der Mönche dieſes Kloſters. Eine kleine Betkanzel an der Wand fehlte natürlich nicht, was mich aber beſonders überraſchte, war ein Billard, das im Hintergrunde des Saales ſtand, und zur Bewegung und Unterhaltung der Ciſterzienſer-Mönche diente. Offenbar ein moderner Fortſchritt der klöſterlichen Regel,

doch sollte es mich wundern, da es noch keine Heilige giebt, die Caroline heißt, ob nicht eine förmliche Heiligsprechung Carolinens nächstens zu gewärtigen?

Beim Herauszehen schweifte mein Blick noch einmal über die schöne weiße Speisetafel, als ich zu meinem Erstaunen — man denke sich! — was gewahrte? Ein Paquet Zeitungen lag hinter einem Brotkorb verborgen. Zeitungen! Zeitungen! Zeitungen in einem Cisterzienser-Kloster! Welche Riesenprogresse der Cultur! Welch ein rapides Umsichgreifen der Aufklärung! Unwillkürlich entfuhren mir diese Ausrufungen, als ich mit der Hast eines Jägers, der ein Wildpret geschossen, darauf zustürzte und zuerst an der Gazette de France anprallte. Sie ist nicht meine Freundin, und ich schob sie mit einem behutsamen Compliment zur Seite. Aber auch die Allgemeine Zeitung lag da, und da man auf der Reise oft Wochenlang die Zeitungen versäumt, so setzte ich mich an den Tisch, um ein wenig darin zu blättern. Zugleich gefiel ich mir in der groß-

artigen Idee, in einem Kloſter Politik zu treiben, und ich nahm mir vor, im nächſten Wirthshauſe Phantaſieen eines zeitungsliebenden Kloſterbruders zu ſchreiben, in der die Klöſter und die Politik einen gemeinſchaftlichen Hieb von mir bekommen ſollten. Denn wahrhaftig, entweder mit den Klöſtern oder mit der Politik muß es weit gekommen ſein! Iſt die Politik in unſern Tagen wirklich ſo bedeutend geworden, daß ſich ſchon die Klöſter auf ſie verlegen müſſen, um ihre Exiſtenz ſo auf zeitgemäßerem Grunde fortzubauen, ſo hat auch die Politik bereits geſiegt, und um der Klöſter Exiſtenz iſt es geſchehen. Muß aber im Gegentheil die deutſche Politik, wie es ſcheint, aus unglücklicher Liebe ins Kloſter gehn, um ſich von der Welt, deren Licht ſie kaum erblickt hat, ſchon wieder zurückzuziehn, ſo iſt dadurch die Nothwendigkeit einer Aufrechthaltung der Klöſter in heutigen Zeiten bewieſen, und man ſetzt ſeiner unglücklichen Liebe die Kapuze auf, und heißt ſie beten gehn. Die Staatsverfaſſungen nehmen den Schleier,

und die Volksrepräsentation schreibt in einer Stiftsbibliothek alte Handschriften der Klassiker ab. Der Geist der neuen Zeit bekennt sich zum Cölibat und zeugt keine Kinder. Die nationelle Oeffentlichkeit verkriecht sich in eine Nonnenzelle und läßt sich vor keinem Menschen sehen. Schade, schade um die schöne Nonne! So schön, so jung, eine Nonne! Dies Alles, und noch weit mehr, will ich, wenn im nächsten Wirthshause keine Gensdarmen sind, in der Doppel-Phantasie eines **zeitungsliebenden Klosterbruders** und eines **klosterliebenden Zeitungsbruders** auseinandersetzen. —

Aber nein! wer wird es glauben, wer hätte das gedacht! Indem ich nur so mit den Augen über die Blätter der Allgemeinen Zeitung hinfahre, stoße ich gerade auf den Artikel, welcher die **Aufhebung der Klöster** in Portugal durch **Dom Pedro** meldet! Seltsames Ohngefähr! Ungeheueres Schicksal! Und diese Blätter müssen gerade hier liegen, auf dieser Stelle, in einem Cisterzienser-Refectorium, wo ein Billard steht und Zeitun-

gen geleſen werden! Und gerade in demſelben Augenblick, in dem ich mich ſelbſt in einem der ſchönſten und angeſchenſten Klöſter befinde! Dom Pedro! Dom Pedro! Haſt Du mir dieſe ſchneidende Ironie zu Gefallen gethan? —

Ich ſprang auf, drückte dem Laienbruder aus Barmherzigkeit noch einen Zwanziger mehr in die Hand, als er ſonſt bekommen hätte, wenn Dom Pedro die Klöſter nicht aufgehoben, und verließ dann in der aufgeregteſten Stimmung das Ciſterzienſer-Kloſter Neu-Oſſegg. —

Ich ging in das Dorf hinein, um mir in irgend einer der Hütten ein Glas Milch zu meiner Erfriſchung geben zu laſſen. Die Gluth der Sonnenhitze hatte ſich mit dem nähernden Abend noch nicht gekühlt, und die ſtillen, unbewegten Lüfte trugen ordentlich ſchwer an dem heißen Athem, mit dem ſie gefüllt waren. Es war ein ängſtlicher, und doch ſchöner Tag. Der Vögel Lied irrte gedämpft oben in den Wipfeln der Bäume, und meine Bruſt hob ſich wechſelweiſe und fühlte ſich

gepreßt. Aber die meisten Hütten der Ossegger, an die ich mit dem Klöpfel schlag, wurden leider dem anklopfenden Wandrer nicht aufgethan, und ich erinnerte mich an die Madonna-Wallfahrt, welche den größten Theil der Bevölkerung hinausgelockt haben mochte. Die Madonna selbst war mir noch nicht aus den Gedanken gekommen.

Endlich fand ich gerade vor einer der ansehnlichsten Hütten Gehör, und die öffnende Magd belehrte mich, daß ich in des Herrn Schulmeisters Haus getreten. Ich verlangte ohne Weiteres diesen großen Gelehrten zu sprechen, da ich auch die Dorfnotabilitäten dieser Gegend nicht übergehen durfte.

Er saß ganz im Winkel seines ziemlich freundlich aufgeschmückten Zimmers in einem hochgepolsterten Lehnstuhl, ein großer, mürrischer, runzliger Alter, mit einem bigotten grollenden Gesicht, wie man sie sonst nur tiefer in Böhmen hinein anzutreffen pflegt. Die Füße waren ihm in Kissen verpackt, und es schien, daß er am Podagra heftige Schmerzen zu leiden hatte. Er hielt ein Amulet

zwiſchen den Händen, wahrſcheinlich eine ſehr koſtbare Reliquie, die er unaufhörlich zum Munde führte und inbrünſtig küßte.

Meine Begrüßung erwiederte er kaum, obwohl er ſich über mein Eintreten zu wundern ſchien. Dann ſchlug er einige Male ein Kreuz gegen mich, und blickte wieder ſtarr vor ſich hin, ohne im Mindeſten auf mich zu achten, und küßte ſeinen in Gold gefaßten Reliquienknochen.

Ich glaubte nie ein ſteiferes und unempfindlicheres Götzenbild auf böhmiſchen Heerſtraßen geſehen zu haben. Ein Schauer wandelte mich an, und es kam mir vor, als ſei ich, ein Kind der Zeit, vor den alten Saturnus getreten, um von ihm verſchlungen zu werden. Denn Saturnus verſchlingt noch immer ſeine Kinder, und ſeine liberalſten wie ſeine legitimſten Söhne ſchluckt er doch am Ende alle in den großen Magen hinunter. Nur die Juſtemilieus ſind ihm bislang noch mitten in der Kehle ſtecken geblieben.

Ich ſagte endlich zu dieſem böhmiſchen Saturn, ich ſei ein friedfertiger Stubenge-

lehrter aus Berlin, und wollte mir die Ehre geben, einen Collegen in ihm kennen zu lernen.

Er sah mich groß an, rückte ein wenig an seinem Sammetkäppchen, wies dann auf seine eingewickelten Füße und küßte wieder den Reliquienknochen. Er schien sich mit dieser Geberde entschuldigen zu wollen, daß er seines Podagras wegen nicht aufstehen und mich bewillkommnen könne. Dies war doch schon eine Annäherung.

Ich fragte, ob er vielleicht zufällig die **Analecta Monasterii Ossecensis** von dem unsterblichen **Schoettgenius**, die in Dresden 1750 in Quarto herausgekommen, besitze? Ich sei eben in diesem Kloster gewesen, und wünschte jetzt alle Klöster dieser Zeit aus ihren Quellen zu studiren.

Er schüttelte abwehrend und etwas murmelnd sein Haupt.

So besitzen Sie vielleicht das werthvolle und seltene Buch von **Czerwenka: Splendor et gloria domus Waldsteinianae**, das ebenfalls in Quarto zu Prag 1673 erschienen ist?

Ich bin eben in Dur geweſen, und wünſchte jetzt alle Ariſtokratieen dieſer Zeit aus ihren Quellen zu ſtudiren.

Er ſchüttelte abermals ſein graues, von Alter, Sorgen und Amtsverrichtungen gebeugtes Haupt.

So beſitzen Sie vielleicht ein friſches Glas Milch, mein Herr, in Ihrem Haushalt, um einem dankbaren Reiſenden, den die Sonnenhitze ganz außer ſich gebracht hat, damit zu bewirthen?

Da ſchlug er dreimal mit der Fauſt auf den neben ihm ſtehenden Tiſch, daß Alles krachte und ſogar die Fenſterſcheiben erzitterten. Ich begriff nicht, wodurch ich ſeinen Zorn ſo erregt haben konnte.

Es war dies aber nur ein, wie es ſchien, in ſeinem Staatshaushalt gewöhnliches Signal geweſen, das die Stelle einer Klingel erſetzte. Denn bald auf dieſes Zeichen trat die ziemlich hübſche Magd ins Zimmer, um die Befehle des alten Schulregenten zu gewärtigen.

Ein Glas Milch für den Herrn! brummte

er ihr zu, in einem Ton und mit einer Stimme, die nicht gern gaben.

Ich ließ mich aber dadurch nicht irre machen, setzte mich in der ihm gegenüber befindlichen Ecke des Zimmers nieder, und nahm von der lächelnden Magd die dargereichte Erquickung mit Dank und Lob an.

Ich schlürfte die vortreffliche Milch und schwieg. Eine tiefe Stille herrschte rings um uns her.

Es ist recht schön in Dur! hörte ich es dann auf Einmal murmeln. Ich sah mich erschrocken um. Wirklich, der Alte hatte es zu mir gesagt. Oho, am Ende schwatzt er doch gern, und hat Lust, sich in ein ehrsames Gespräch mit mir einzulassen.

In Dur ist es recht schön! antwortete ich, und sah freundlich zu ihm hinüber.

Er sah wieder freundlicher, als sonst, zu mir herüber. Dann trat von neuem eine Pause ein.

Endlich schien er das Schweigen nicht länger mehr aushalten zu können. Es sino

viele Merkwürdigkeiten in Dux! sagte er. Dabei küßte er seinen Reliquienknochen.

Es ist sehr merkwürdig in Dux! entgegnete ich.

Haben Sie denn auch auf dem zweiten Schloßhofe das Bassin gesehen, welches der erlauchte und hochberühmte Albrecht von Waldstein, Herzog zu Friedland, aus eroberten schwedischen Kanonen hatte gießen lassen? fragte er, zu meinem Erstaunen, weiter.

Wahrhaftig, der Mann konnte reden. Er spricht jetzt ordentlich in zusammenhängenden Sätzen, fängt überhaupt an, liebenswürdig zu werden, und beschämt mich, daß ich ihn so sehr verkannt hatte.

Ach, mein Herr, sagte ich, auf dem Schlosse Dux ist es mir ganz onderbar gegangen. Statt an den großen Herzog von Friedland zu denken, statt manche andere historische Merkwürdigkeiten mit Andacht zu betrachten, statt in den schönen englischen Park lustwandelnd mit meinen Gefühlen spazieren zu gehen, dachte ich nur immer — stellen Sie sich vor! — ich konnte meine Gedanken

gar nicht davon abbringen — — ich dachte immer nur —

Nun, ins Henkers Namen, woran dachten Sie denn? fuhr der heftige Alte heraus.

Ich dachte an — — Caſanova! ſagte ich kleinlaut.

Caſanova? fragte er verwundert, und war wieder gleichgültig geworden. Ich kenne ihn nicht.

Wie? rief ich lebhaft aus, und ſah ernſt zu ihm hinüber, Sie kennen den berühmten Jean Jacques Caſanova de Seingalt nicht!

War er ein guter Katholik? fragte er.

Ja, mittelbar. Sein Katholicismus war der Weltgenuß; eine großartige Leidenſchaft für das Leben war ſeine Religion und ſeine alleinſeligmachende Kirche, und wurde ihm dazu. Religiös in Weltliebe, weiſe im Leichtſinn, philoſophiſch in der Frivolität, frivol aus Philoſophie, ein Würfelſpieler mit den Formen des Lebens, ein Eingeweihter in die Tiefen des Daſeins, ein Abenteurer und ein Denker, in der Wolluſt und in der Wiſſen-

ſchaft gleich gelehrt und gründlich: das iſt die Deviſe, welche ich unter das Bild dieſes Jean-Jacques ſetzen möchte, der ohne Zweifel die merkwürdigſte Figur des geſelligen Lebens ſeines Jahrhunderts war.

Der Alte küßte ſtillſchweigend ſeinen Reliquienknochen.

Man könnte Jean Jacques Caſanova den umgekehrten Jean Jacques Rouſſeau nennen, fuhr ich fort, und zugleich beide Extreme in dieſen Naturen ſich wieder berühren ſehn. Rouſſeau, ein geiſtiger Wollüſtling, durchſchwelgte mit dem feinſten Nervenäther ſeiner Seele das ganze Reich der Schönheit, das auf den Höhen menſchlicher Träume und Ideale blüht, und an der Schwelgerei des Geiſtes nahmen unvermerkt auch ſeine Sinne lebendigen Antheil. Er ſtürzte ſich in das hohe Meer einer mächtig wogenden Geiſtigkeit, und blieb mit ſophiſtiſchem Lächeln auf einer grünen Inſel der Sinnlichkeit ſitzen. Caſanova, ein kräftiger Sohn derber Wirklichkeit, wollte nur die ſchönen, reichen Formen der Welt genießen, und des Körperlebens

vollschwellende Reize sahen ihn schon früh mit trunkenen Augen begehrlich an. Mit Keckheit und Grazie griff er nach Allem, was ihn lockte, in der Nähe und in der Ferne; er trank sich satt und übersatt an den weißen Brüsten der Sinnlichkeit, und unvermerkt nahm an der Schwungkraft der Sinne auch sein Geist lebendigen Antheil. Er hatte mit den starken Fühlhörnern seiner Sinne ausgegriffen nach allen Blüthenstellen der sichtbaren Welt, und war mit tiefsinnigem Erstaunen in einem Wunderblumenkelch geistiger Reflexion sitzen geblieben. Er hatte sich an das Sichtbare weggeworfen, und im Unsichtbaren wiedergefunden. Er fing an zu denken, zu philosophiren. Die Weltsünden wurden Gedankenstoff. Der Weltmensch war transcendent geworden. Beide Jean-Jacques schlugen nach den entgegengesetzten Polen ihres Wesens um, und doch, welcher Kenner der menschlichen Natur wird zweifeln, daß diese Antipolarität eine Verwandtschaftlichkeit, mithin eine Berührung der Extreme ist!

Der Alte hatte schon wieder seinen Reli-

quienknochen geküßt. Er ſagte, daß er mich durchaus nicht verſtehe. Ich ſollte ihm einige nähere Umſtände über den Mann angeben.

Da er mich durchaus nicht verſtand, ſo konnte ich mich wohl, ohne zu erröthen, noch länger mit ihm über Caſanova unterhalten.

Dieſer außerordentliche Mann, fuhr ich fort, iſt mein vielfältiges Studium, meine Bewunderung und mein Nachdenken geweſen. Eine verdächtige Prüderie unſeres Zeitalters hat mit moraliſirender Wegwerfung von ſeinen Memoiren geſprochen, und die Polizei iſt der Prüderie zu Hülfe gekommen, und hat in dieſem und jenem deutſchen Staat das merkwürdigſte aller Bücher verboten. Ein höherer Standpunkt der Betrachtung bleibt dem Unbefangenen noch immer nicht benommen. In ſeinen Lebensbekenntniſſen iſt nichts Abſichtliches, nichts auf Wirkung, Beifall oder Gunſt Berechnetes; ſie ſind ihren hauptſächlichſten Beſtandtheilen nach aus lauter körniger Wirklichkeit einfach zuſammengeſetzt. Caſanova ſchien ſie kaum ſelbſt für den Druck beſtimmt zu haben, und durch einen Zufall

geriethen sie, viele Jahre nach seinem Tode, in die Hände eines deutschen Buchhändlers, der das französisch geschriebene Manuscript für einen Spottpreis erkaufte, und nachher Tausende damit gewonnen hat. Sie brechen gegen das Ende fragmentarisch ab, und den Mittheilungen des geistreichen Fürsten von Ligne danken wir den Aufschluß über des Venetianers spätere Lebensverhältnisse. Sind jedoch seine Memoiren nur zur Unterhaltung erfunden, erlogen, so bleibt Casanova als Erfinder und Lügner, und als nach dem Leben treffender Charakterzeichner seiner Zeit und seiner Zeitgenossen, noch immer einer der größten Schriftsteller, die je erfunden und gelogen haben. Sind aber seine Memoiren, was ich glaube, wahr (das heißt: in dem durch Goethe bekannt gewordenen Sinne selbstb'ographischer Wahrheit und Dichtung), sind sie wahr, und hat der wunderbare Mensch alles dies wahrhaftig erlebt, was er mit seiner bezaubernden Feder wie aus raschen Erinnerungen glänzend hinwirft, so ist er der größte Weltmann, den das moderne Zeitalter hat geboren werden

ſehn! Etwas Außerordentliches bleibt immer an ihm.

Der Alte ſchlug hier wieder dreimal mit der Fauſt auf den Tiſch, ſo daß ich, obgleich an dieſes Zeichen ſchon gewöhnt, erſchrocken innehielt. Er befahl aber nur, mir von neuem ein Glas Milch vorzuſetzen, wahrſcheinlich damit meiner Apologie die Kehle nicht trocken werden möchte. Mit größerer Aufmerkſamkeit zu ihm hingewandt, fuhr ich fort, mich auszuſprechen.

Den größten Weltmann neuerer Zeiten habe ich ihn genannt, und möchte ihn zugleich einen Ritter nennen. Einen Ritter des Weltlebens, einen Ritter und einen Sieger. In einer unchevalereſken Zeit, in einer trägen *bürgerlichen Epoche ſeines Jahrhunderts*, war er der Mann der Avantüre, der auf dem Schauplatz des ganzen civiliſirten und unciviliſirten Europa mit der ſiegenden Macht der Perſönlichkeit erſchien, überall ſogleich der Mittelpunkt der intereſſanteſten Beziehungen wurde, als Held des Tages ſich der Meinungen und der Gemüther bemächtigte, und

die Rolle, die er übernommen, jedesmal auf eine ritterliche Weise zu Ende brachte. Die Blüthe der Mannhaftigkeit, die mit kräftigen Siegeraromen jedes Genusses ungestraft sich versichert, ging zu einer sonnigen Gestalt in ihm auf. Lebensmuth, Eitelkeit, Leidenschaft und Wißbegierde waren die windschnellen Rosse, die ihn schnaubend und mit verhängten Zügeln durch die ganze Welt von dannen trugen, ohne daß er mitten im Rasen und Stürmen jemals die edle Haltung des Reiters verloren hätte. So ist er mir immer wie eine in der Klarheit des Weltmanns ausgesöhnte Mischung von Don Juan und Faust vorgekommen! Die Kritiker haben in neuerer Zeit viel von der Verwandtschaftlichkeit beider Mythen gesprochen, während ich dabei immer an Casanova gedacht, der als der Weltmann beider Richtungen dasteht, und mit der Klugheit und Sicherheit eines solchen dieser Polarität, die ihn hin und her zieht, Herr wird, ohne, wie Don Juan und Faust, mit einer tragischen Zerstörung seiner Natur zu endigen. Ich habe schon früher angedeutet,

wie der Weltmenſch in Caſanova tranſcendent wird; und wo die tranſcendente Höhe der Don Juan-Mythe anhebt, auf der ſie mit Geiſterflügeln in die andere Sphäre des Daſeins hinüberſchlägt, brauche ich nicht erſt auseinanderzuſetzen. Wie aber Jean Jacques Rouſſeau damit endigt, womit Jean Jacques Caſanova angefangen hat, ſo greift auch die Mythe von Fauſt mit einer ſchneidenden Zuckung in den Don Juan hinüber, und über den dunkeln Tiefen des Geiſtes, aus denen der Sehnſuchtsſchmerz einer ganzen Menſchheit heraufklagt, tummeln ſich mit Carnevalsleichtſinn die lachenden Sinne. Caſanova aber war eine feſte Geſtalt der Welt, eine auf dem Grunde ſeiner Zeit ſich ausprägende Figur, ein Mann der Wirklichkeit. Er war zu ſehr ein Mann klarer und ſcharfer Wirklichkeit, als daß er an jene geheimnißvollen mythiſch-diaboliſchen Elemente des Daſeins jemals hätte verfallen können. Er lebte den Don Juan von ganzem Herzen aus ſich heraus, aber er war zu klug und gewandt, zu kräftig und geiſtig vornehm, um damit

zugleich das Gut seiner Seele an den Teufel zu verschleudern. Er besaß Ironie genug, um sich über den Teufel zu stellen, den er in einem fortwährenden Respect gegen sich erhielt. Die Weltsünden wurden ihm Gedankenstoff, wie ich gesagt habe. Aber dieser Gedankenstoff trieb ihn in die philosophische Speculation, in die Metaphysik und Mystik, die Chemie und Alchemie, und zuletzt sogar in die Kabbala hinein, wovon einige seiner Schriften, die er noch selbst hatte drucken lassen, hinlängliche Proben abgeben. Und so ward auf der andern Seite seines Don Juan in ihm der Faust mächtig. Doch dieser Mythus hatte wieder nicht tief genug in seinem Herzen geblutet, um ihn verzweifeln zu lassen. Auch der Faust konnte ihn nicht an den Teufel überliefern. Der Mann der Wirklichkeit war wieder zu klug und zu stark, um sich die Kabbala über den Kopf wachsen zu lassen, und das Stückchen Voltaireſcher Atheismus, mit dem sich sein Witz zuweilen Bewegung machte, und mit dem er es im Grunde nie ernstlich gemeint, vermochte ihn vollends nicht

um ſeine Seeligkeit zu bringen, weil Caſanova am Ende doch noch witziger war, als Voltaire. Aber wie Fauſt in die Tiefen des Weltgeiſtes hineingeſtrebt hatte, wie er liebesbrünſtig nach Vereinigung und Einheit mit demſelben gerungen, ſo kann man von Caſanova ſagen, daß er, gleich einem indiſchen Gott, der ſich in tauſendfache Formen der Weltmaterie verwandelt, ſo alle nur möglichen Geſtaltungen und Wandlungen der äußeren Weltformen an ſich erlebt und mit denſelben eins geweſen iſt. Kaum ein Stand, ein Weltverhältniß, eine Beziehung der menſchlichen Geſellſchaft, worin man nicht Caſanova eine Zeitlang heimiſch und angeſeſſen erblickt. In ſeiner Jugend war er Rechtsgelehrter geweſen, hatte über Teſtamente geſchrieben, und, obwohl der Sohn einer umherabenteuernden Schauſpielerin, in den vornehmſten Geſellſchaften und bei den ſchönſten Damen Venedigs Glück gemacht. Dann fing er auf Einmal an zu predigen, bahnte ſich Ausſichten zu den höheren geiſtlichen Würden, machte dumme Streiche, und wurde Soldat. Hierauf

abwechselnd Militair, Glücksritter, Spieler, Gelehrter, Musiker, Wunderdoctor, diplomatischer Agent, Freund und Gesellschafter der ausgezeichnetsten und berühmtesten Personen seiner Zeit, lebte und handelte er in diesen Eigenschaften bald in Deutschland, bald in Frankreich, bald in Konstantinopel, bald in Paris, bald in Rom, bald in Petersburg, in Riga und in der Schweiz, in Warschau und in Neapel, in Madrid und London, und sollte in Berlin sogar zum Director der Kadetten-Anstalt gemacht werden, was er nicht einmal annahm. Wo er wollte, sehen wir ihn in der glänzendsten Gesellschaft sich bewegen, mit den merkwürdigsten Männern auf vertrautem Fuße umgehn, die sachkundigsten Gespräche führen; und wo er nicht wollte, ist er nicht minder interessant, wenn er der spanischen Schuhmachertochter in die Messe nachschleicht, oder wenn es ihm auf Einmal einfällt, in Venedig als armer Violinspieler zu leben und in nachdenklicher Einsamkeit seine Geige zu streichen. Dann gefiel er sich wieder in philologischen Beschäftigungen, übersetzte die Iliade des

Homer in italienische Stanzen, trieb Politik und Geschichte, war Alterthumsforscher, und vertauschte die Reize junger Frauen mit den Reizen alter Bücher. Seine Belesenheit war unglaublich, und er hatte mindestens eben so viel Bücher aller Sprachen gelesen, als Mädchen aller Nationen geliebt, und wie er sich für die Schönheiten des weiblichen Geschlechts eine eigene mühsame Geschmackslehre gebildet, so hatte er auch in der Aesthetik selbst manche neue Entdeckung gemacht, und z. B. in seiner Uebersetzung des Crebillon'schen Radamist zuerst den französischen Alexandriner in die italienische Sprache eingeführt. Er besaß ein ungeheueres Gedächtniß, und wußte die meisten Dichter seiner Nation auswendig; er war ein großer Mathematiker und stellte tiefsinnige Calcüls der höhern Analyse an. Mit den Waffen in der Hand geschickt, auf dem Kampfplatz und in Ehrensachen muthig und unerschrocken, dort Mars und hier Adonis an den Toilettentischen der Damen, im Ballsaal graziöser Tänzer, im Laboratorium erfahrener Chemiker, auf der Landstraße Ehrenretter

bedrängter Frauenzimmer, im Walde Schatzgräber, am Schmelztiegel Goldmacher, in den magischen Kreisen der Kabbala Eingeweihter, an der Pharaobank ein unüberwindlicher Feldherr, wer zweifelt noch, daß in ihm das perpetuum mobile der menschlichen Physik gefunden worden sei? Am meisten aber ist an ihm dies zu bewundern, daß er sich selbst nie zum Ekel geworden. Doch die Stärke seines Geistes, die Frische seiner Organe, die Dauer seines Charakters im Wechsel der Formen, das kräftige Selbstbewußtsein bei aller scheinbaren Selbstverlorenheit, hielten in ihm eine immer glückliche Harmonie des Daseins aufrecht. Denn nachdem er auf dem Schlosse Dux bei dem Grafen von Waldstein, der Casanovas Goldmacherwissenschaft zu benutzen gedachte, endlich einen erwünschten Ausruhepunkt seiner Irrfahrten gefunden, dachte er an sein vergangenes Leben nicht mit Reue zurück, sondern mit Liebe und ernsthafter Betrachtung. Er bereute sein Leben nicht, sondern er schrieb es auf, wie er es gelebt hatte, und malte einen romantischen Sumpf,

und ließ oben die Sterne darüber leuchten. In ernster Beschäftigung mit den Wissenschaften wurde er alt, und starb, von ihm kann man wohl sagen: lebenssatt, erst zu Anfang dieses Jahrhunderts. Den Achtzigern nahe, hatte er ein biblisches Alter erreicht und einen glänzenden Beweis für die epikuräische Behauptung geliefert, daß Lebensgenuß das Leben erweitert und stärkt, statt es abzuschwächen. Der fleißige Meusel hat seine Schriften verzeichnet. — — —

Ich hielt hier inne, und sah mich nach meinem Zuhörer um. Er saß noch immer mit den eingewickelten Füßen, und seinem Reliquienknochen, da, und schien mir mit verwunderlicher Aufmerksamkeit gefolgt zu sein. Ich wartete erst ein wenig, ob er nicht etwas sagen würde, und stand dann auf, um mich zu empfehlen. Es war unterdeß Abend geworden, dämmernde Schatten fielen in des Schulmeisters kleines Zimmer, und draußen im Thal mußte der Sonnenuntergang Kühle gebracht haben. Ich machte also meinem versteinert dasitzenden Saturn

einen Diener, bedauerte ihn seines Podagras wegen, das er für sein Theil gewiß nicht einem zu starken Lebens- und Weltgenuß schuldete, und griff dann nach der Thür. Nun winkte er mir mit der Hand, zu bleiben, und sagte, ich möchte ihm doch das Alles ein wenig aufschreiben, wovon ich so viel geredet. Es schien ihn also doch interessirt zu haben.

Da öffnete sich hinter meinem Rücken die Thür, deren Klinke ich noch in der Hand hielt. Guten Abend, Vater! sagte eine schöne helltönende Mädchenstimme. Es war mir, als müßte ich diese Stimme schon irgendwo gehört haben, ich blickte mich überrascht um. Aber seltsam, nicht den Klang dieser Stimme hatte ich schon vernommen, wohl aber das liebliche blasse Gesicht des Mädchens schon gesehn, dem sie angehörte. Kein Wunder aber, daß man den Gegenstand, der uns erst durch das Auge lieb und bedeutsam geworden, auch in sich gehört zu haben und durch das Gehör wiederzuerkennen glaubt. Denn man denke sich: es war meine Madonna!

Ich trat mit einem unwillkürlichen Ausdruck des Erſtaunens einige Schritte zurück. Und aus der Bewegung, die ſie machte, als ſie meiner anſichtig wurde, ſchien mir ebenfalls hervorzugehen, daß ich ihr bekannt ſei.

Alſo ſie die Tochter dieſes alten Saturns? Madonna ein Kind der Zeit! Und ſie war keine Heilige, die nur am heutigen Feiertage zur Belohnung der Frommen ſich auf dieſe Erde niedergeſchwungen? Dieſe wunderbaren trunkenen Augen gehörten einer fühlenden Sterblichen an? Und dieſes feine, von Geiſt und Empfindung überſchattete Antlitz, dieſe ſinnende weiße Stirn, die mit tieferem Leid und Luſt menſchlichen Seelenlebens vertraut ſchien, dieſe zartbewegten Glieder der jungfräulichen Geſtalt ſollten in einer niedrigen Schulmeiſterhütte ihre Heimath haben?

Unmöglich! Ich ſage, unmöglich! Sie begrüßte mich mit einem ſo ſichern, weltgebildeten Anſtand, ſie war, obwohl ſie ſchüchtern den Kopf ſenkte, wie ein trauerndes Blumenglöckchen, doch ſo wenig verlegen, daß ich es ihr gegenüber faſt zu ſein ſchien.

Sie nöthigte mir Ehrfurcht ab, sie war gewohnt, gehuldigt zu werden.

Der alte Vater war sehr unfreundlich gegen sie. Du bist lange ausgeblieben, Maria! schalt er in seinem brummenden Ton.

Maria! nannte er sie. Ich wurde immer verwirrter in meiner erhitzten Einbildungskraft. Madonna! Maria! Und wie ähnlich sah sie der von Rafael gemalten Madonna del Giardino, wenn man die Augen abnimmt. Rafael hatte schöne heilige Augen jener Madonna gegeben, die Augen dieser Maria waren weltlich. Weltlich, welttrunken, weltgroß. Wahrhaftig, ich wußte es nicht, welchen Augen der Vorzug gegeben werden müsse.

Und nun stelle man sich vor, daß ich durch Casanova so sehr in die Gunst des Alten gekommen war! Er lud mich nämlich ein, bei ihm zum Abendbrot zu bleiben. Am Fest von Mariä Heimsuchung sollte ich ein frugales christlich katholisches Abendbrot, wie er sich ausdrückte, bei ihm nicht verschmähen. Maria wurde von ihm ausgescholten, daß sie nicht schon Licht angezündet, da es dunkel

ſei. Sie entfernte ſich, mehr gegen mich als gegen den Vater um Entſchuldigung bittend, mit einer anmuthigen Bewegung aus dem Zimmer.

Ich ſaß wieder bei ihm allein, und wußte nicht, was ich ſagen ſollte. Ihn zu fragen, ob er wirklich dieſe herrliche Tochter gezeugt, hatte ich nicht den Muth. Von etwas anderem, als von ihr zu ſprechen, hatte ich nicht die Luſt.

Er bat nur immer, mit ihm vorlieb zu nehmen.

Bald erſchien ſie wieder, mit einem Licht in der Hand, und beleuchtete ſich ſelbſt einen Augenblick lang in den lieblichſten Reflexen. Nun traf ſie lächelnd Anſtalt, den kleinen Tiſch zu unſerer Abendmahlzeit zu decken. Sie beſorgte Alles ſelbſt, und wußte ſich mit dem Kleinſten eine zierliche Beſchäftigung zu machen. Ich fand den beneidenswerth, dem auf dieſe Weiſe der Hausſtand geführt würde, und begriff nicht, wie man in der beſtändigen Nähe einer ſo wunderthätigen Erſcheinung, deren warmes Incarnat gewiß mehr

Heilkraft in sich haben mußte, als ein ganzer Reliquienknochen, am Podagra leiden konnte.

Jetzt war Alles bereit. Der Tisch wurde vor den Alten, der sich nicht von seinem Platze bewegte, hingeschoben, und Maria und ich nahmen jeder zu beiden Seiten von ihm Platz. Vorher sprach sie jedoch stehend das Abendgebet, und mit einem Ton der Stimme, der mich mehr als Alles befremdete, was ich bisher in diesem Hause wahrgenommen. Es ist wahr, das Gebet bestand aus den hergebrachten überlieferten Floskeln, und Maria, man sah und hörte es ihr an, konnte schöner beten aus ihrem eigenen Herzen heraus. Daher lag im zitternden Ausdruck ihrer Worte, während sie sprach, bald etwas schneidend Wehmüthiges, bald etwas erhaben von innen her sich Aufschwingendes. Ihre schwankende Stimme klagte bald, bald zürnte sie über ihren eigenen Text, bald gewann sie wieder Flügel von der geheimsten Seele her, und bat rührend und lieblich zu ihrem Gott aufwärts, daß er doch nur Alles möge gut sein lassen.

Dann wurde die betende Stimme wieder rauh, ſie ſchien zu grollen über ein allzu eiſernes Mädchenſchickſal, und erſtarb endlich leiſe und wie vor ſich ſelbſt erſchrocken in einem halb verſchwiegenen Seufzer. In dieſer Bewegung, welche das Mädchen ſo plötzlich ergriffen, war ſie ganz roth geworden, und der ſchöne Buſen arbeitete mit den heftigſten Schlägen auf und nieder. Als ſie geendet, warf ſie einen ſcharfen, ſpähenden Blick, den ich wohl zu verſtehen glaubte, auf den Vater hin, der aber ruhig mit gefalteten Händen dem gewöhnlichen Sinn des Textes gefolgt war. Lange dauerte es jedoch, ehe ſie, mir gegenüberſitzend, die vorige Freiheit ihres Weſens wiedergewann. Nur ſchienen wir, da ich ihr verſtehend in die Augen blickte, von dieſem Moment an, ohne es uns geſagt zu haben, vertrauter, bekannter.

Das Abendeſſen war wirklich ein chriſtlich katholiſches. Eine vortreffliche Mehlſpeiſe, wie man ſie nur in katholiſchen Ländern zubereitet findet, würde jedem Andern, als mir, vorzüglich behagt haben. Ich aber konnte

meine Augen und Gedanken nicht von dem auffallenden Wesen dieses Mädchens abbringen. Wir schienen alle mit etwas Anderem beschäftigt, als mit dem gegenwärtigen Augenblick, und das Gespräch schlich wie eine stockende Stubenuhr, welche der eilenden Stunde ihre schwerfälligen Gewichte an die Ferse hängt. Nur einzelne Blitze fuhren oft lebhaft zwischen uns auf. Und hierin war gerade Maria stark, daß sie, unter unsern abgerissenen Bemerkungen, Einzelnes unabsichtlich hinzuwerfen wußte, was in einen tieferen Zusammenhang ihres Geistes hineinblicken ließ. Sie steckte kleine Feuerzeichen der Laune auf und deutete damit die Gluth einer ganzen Seele an. Sie streute einen zufälligen Witz aus, und verrieth daran eine sorgfältige Bildung. Nur war sie nicht in der Lage, sich ganz gehen lassen zu können. Es drückte etwas in dieser Atmosphäre auf sie, das die freie Entfaltung ihres eignesten Wesens niederhielt. Und der gute Alte, was that er? Warum sprach er kein Wort? Dachte er noch immer verwundersam nach über Casanova?

Seine Sprosser, die draußen vor den Fenstern in ihren Käfigen hingen, begannen schon gewaltig in das Nachtdunkel hinein zu schlagen. Auf diese machte er uns endlich aufmerksam, und wir horchten beide still, und dachten nicht an die Sprosser.

Mir fing an Manches klar zu werden, und ich glaubte mir dies Verhältniß zwischen Vater und Tochter nach und nach zu enträthseln. Sie hatte unter andern schönern Umständen ihre über diese Hütte hinausgehende Erziehung genossen, und war jetzt, wer kann wissen durch welche Wendung ihres jungen Geschicks, an die Pflege des alten, mürrischen und ihr völlig fremden Vaters gefesselt. Was früher göttlich frei gewesen, auserkoren für das heitere Glück gebildeter Umgebungen, hatte wieder unter das niedrige Dach sorgenvoller Beschränkung heimkehren müssen. Was sich ausgedehnt hatte in Lust und Liebe, in zarten reinlichen Formen des Daseins, in Glorie gottgefälliger Frauenschönheit, war wieder unter harte Bande der Nothdurft gelegt, an die kalte, freudlose Alltäglichkeit, ohne Genuß

und ohne Blüthen, geschmiedet worden. Ich verstand es, ich verstand es! Nicht zum ersten Mal begegnet mir solch ein Leben, dem die Blüthen und die Sterne genommen sind. Ja, es gibt viele Wesen, die ganz ohne Sterne leben müssen. Ein Leben ohne Sterne, ohne Duft, ohne Grün, ohne Laub, ohne Fluß in der Nähe, ohne Abendgold in der Ferne. Alles wird ihnen abgeschnitten; es rauscht nichts um sie her, es spiegelt sich nichts bei ihnen; kein Strauch wirft ihnen ein Myrtenblättchen ins Haar. Und gerade weibliche Naturen sind es am häufigsten, welche man an ein solches Leben ohne Sterne verbannt findet, sie, denen sonst die Seele dazu gegeben ist, immer einen Himmel in sich frei zu haben. Aber das häusliche Leben engt sich über ihnen zusammen, die stillen Wände des Familienzimmers drücken nieder auf ihre Brust. Eine fromme Pflicht bindet sie an eine abgeschiedene Alltäglichkeit, Pflegerinnen am Sorgenstuhl der menschenfeindlichen Alten, Wärterinnen in der verhüllten, verdunkelten Krankenstube, versäumen sie jedesmal die Stunde,

wann draußen ein Frühling aufbricht, und der goldene Mädchenmuthwille läßt allmälig die Vogelschwinge sinken. Sie wehren sich kaum, weil sie immer noch heimlich hoffen, denn des Weibes Geduld ist deshalb so stark, weil sie einen so großen Schatz an Hoffnung im Busen nährt. Dann, in spielender Wehmuth, binden sie wohl dem fortflatternden Schmetterling ihrer Jugend heimlich ein rothes Fädchen unter die Flügel, als Symbol ihrer verborgen gebliebenen Lieblingswünsche, und meinen, ihn daran wiederzuerkennen, wenn er einmal wieder zu ihnen heimfliegen sollte, in irgend einem Spätsommer besserer Zeiten. Nun stehen sie einmal an einem schönen Tage früh auf, sie haben das kümmerliche Leben ganzer Wochen und Monate vergessen, draußen lockt der Schmelz des Morgens zu neuen Freuden des Daseins, alte Träume werfen sich ihnen jubelnd ans Herz, sie begreifen nicht, warum sie nicht glücklich sein sollten. Und sie öffnen das Fenster, und stehen lange, und der Schmetterling fliegt ihnen nicht heim ins Fenster, und das rothe Fädchen

ist nirgend zu sehn. Und sie treten vor den Spiegel, und eine abgeblühte Gestalt blickt ihnen entgegen, die sie sonst nicht gekannt haben, und eine bleiche Wange sagt ihnen, daß sie alt geworden sind vor der Zeit. Sie könnten noch jung sein, wenn sie gelebt hätten. Aber sie haben nicht gelebt, sie haben nicht leben und nicht lieben dürfen, denn die alte Tante war täglich und stündlich krank, und nur ein Vertrocknungsprozeß unfruchtbarer Jahre ist an ihren holden Knospen vorübergegangen. Nun lassen sich Einige von innen her sterben, Andere tröstet die Religion und das Andachtsbuch. —

Ich weiß nicht, es mußte etwas Melancholisches in der ganzen Atmosphäre dieser Stube liegen, denn ich sah in meinen Gedanken schon das holdseelige Geschöpf, welches mir gegenüber saß, hinwelken an diesem Dorfhüttenleben, an diesem freudlosen, sie nicht verstehenden Vater, an dieser Einsamkeit und Verlorenheit eines verkümmerten Daseins. Aber sie war noch so blutjung, und so blutwarm in diesen ersten raschen Pulsen der Ju-

gend, daß ihre Hoffnungen gar nicht gezählt, ihre Zukunft nicht gemessen werden konnte. Ich sprang auf, und rief, mich selbst vergessend: Ein Madonnengesicht verbleicht nicht so bald!

Sie war ebenfalls aufgestanden, und ich glaubte sie über meine Worte lächeln zu sehn, und doch schimmerte zugleich etwas wie eine Thräne in ihrem Auge. Dann zeigte sie, als ich wieder näher zu ihr trat, auf den Vater, der, es war seine gewöhnliche Zeit, in dem Lehnsessel eingeschlafen lag. Sie winkte mir mit der Hand Stille zu, und traf, mit Hülfe der herbeigerufenen Magd, Anstalt, den Alten in sein Schlafkabinet zu bringen.

Dann trat sie wieder heraus, sichtlich erheitert und erleichtert. Sie schien freier, leichtbewegter, ja ihre Gestalt schien mir größer und gehobener geworden. Sie trat vor mich hin, als wenn sie mir etwas sagen wollte, doch sie schwieg wieder, und wiegte das Haupt mit stillem Sinnen.

Ich forderte sie auf, einen Spaziergang

in den Garten zu machen. Der aufgegangene Mond schimmerte hell über den Bäumen und Gesträuchen, die Nacht war frisch, anmuthig und verschwiegen.

Sie willigte ohne Zögern ein, zutraulich hing sie ihren Arm in den meinigen. Sie war nicht zaghaft, sie besaß einen selbstständigen Muth, den Jeder geehrt haben würde. Aber sie war so heiß, daß sie das verhüllende Umschlagetuch wieder abnahm und zurückließ. —

Madonna del Giardino.

Maria im Garten.

Im Garten waren die schönsten Puncte, von denen aus man die ganze Gegend in der Mondbeleuchtung hätte überschauen können. Hier malerische Berghöhen, mit Schlössern, Ruinen, Seen, Dörfern, dort hinten kahle Basaltfelsen, die sogenannten Borschen, welche die abenteuerlichen Häupter zu uns herüberstreckten. Aber wir waren, indem ich sie durch die von den Mondscheinflocken überflogenen Gänge hinführte, mit ganz abweichenden Gesprächen beschäftigt.

Was werden Sie von mir denken, bemerkte sie lächelnd, daß ich mich nicht fürchte, um diese nächtliche Stunde spazieren zu gehn?

Vom hohen Nachthimmel steigen die Heiligen zu uns herunter, sagte ich. Die schützen

uns vor allem Bösen. Vertrauen, Andacht, Begeisterung, Mittheilungslust, erwachen in der heimlichen Stille der Nacht. Das sind die Heiligen, die ich meine. Unter ihren Fittigen läßt sich ein gutes Gespräch führen. Sie glauben doch an die Heiligen?

Ich bin eine Katholikin, erwiederte sie.

Und heute ist ein Madonnenfest, fügte ich hinzu. Der heiligen Maria danke ich Ihre Bekanntschaft. Wer sollte heut nicht an die Heiligen glauben? Ich bin fortan der Maria dienstbeflissenster Anbeter.

Und ließen doch vor ihrem geweihten Fahnenbilde den Hut sitzen, mein Herr! sagte Maria, ablenkend, mit ernsthaftem Nachdruck.

Diese Sünde meiner Zerstreuung war groß genug, erwiederte ich, und doch zu entschuldigen. Ging denn nicht unter den Wallfahrtenden ein wunderbares Madonnengesicht mit, das ich für das einzig ächte halten zu müssen glaubte? Das auf der Fahne gemalte sah nur wie eine wahnsinnige Kammerjungfer zu ihr aus. Ich gerieth also mit meinem

Gruß in Verwirrung, da ich überhaupt noch ein Laie im Heiligendienst bin.

Ein Spötter sind Sie, mein Herr! sagte sie, und verwischte doch ein verstohlenes Lächeln mit dem Schnupftuch.

Dies Madonnengesicht, fuhr ich fort, mußte mich um so mehr in Verwirrung setzen, da es, feierlich still, wie der Heiligen Art zu sein pflegt, an dem lauten Treiben der übrigen Frommen kaum einen Antheil verrieth. In sich selber Göttliches sinnend, schritt das herrliche, glänzende Bild an mir vorüber, und ließ dem Staunenden ein unruhiges Herzklopfen zurück, das nun immer nachfragt, wer und was diese Erscheinung gewesen. Warum sang Madonna nur nicht mit? Gewiß hat sie doch eine schöne Stimme? Oder ist sie eine aufgeklärte Heilige, welche die Prozessionen nicht mehr liebt?

Sie stand still, und sah mich mit bittenden, innigen, ausdrucksvollen Augen an. Eine innere Bewegung der Seele schien über sie gekommen. Ihre Wange hatte sich hochroth gefärbt, in ihren Blicken schimmerte es

wehmüthig, und doch ſpiegelte ſich darin zugleich etwas wie kecker Trotz. Dann ſagte ſie, weitergehend, und ihren Arm feſter auf den meinigen drückend: Spotten Sie nicht auf Koſten der Heiligen eine arme Irdiſche aus! Ach, wenn Sie wüßten, was mir dieſe Heiligen ſchon für Thränen gekoſtet haben, und wie ſehr ich hier für unheilig gelte. Ja, ja, ich bin ein gottloſes Mädchen in einem frommen Lande, und — bei einem frommen Vater! ſetzte ſie kaum hörbar hinzu.

Dann lächelte ſie halb, halb hätte ſie weinen mögen. Ihre Stimme ſchwankte und klagte wieder, wie vorher beim Tiſchgebet, gleich einer Trauerblume im Abendwinde. Ich befragte ſie, meine ungeduldige Theilnahme nicht länger zurückhaltend, um ihre Lebensgeſchichte, und was dieſe in der Frühe der Jugend für ſchwere Schickſale auf ein ſo ſchönes Haupt gelegt.

Meine Biographie iſt ein Meiſterſtück ſchneidender Kürze, ſagte ſie. Ein großer Schriftſteller würde ſie in einen einzigen ironiſchen Satz zuſammendrängen können. In den

Aeſthetiken würde man ſie als Beiſpiel brauchen, wie aus den einfachſten Gegenſätzen ein tragiſcher Witz entſteht. In den Sprachlehren würde ſie als Redefigur dienen, wie Schmuckloſigkeit und Armuth an zierenden Beiwörtern oft die ſchärfſten Wirkungen hervorbringen. Ich aber bin ein armes, ungebildetes, der Darſtellungsgabe nicht mächtiges Mädchen. Ich würde vielleicht Jahre lang darüber plaudern, wenn mein weitſchweifiges Leid erſt zu erzählen anfinge. Nein, nein, laſſen Sie mich ſchweigen über mich, mein unbekannter Freund! Sehen Sie mich für ein bizarres Abenteuer Ihrer Reiſe an. Ihre Freunde zu Hauſe werden es zweideutig nennen, wenn Sie ihnen künftig davon erzählen. Lachen Sie künftig ſelbſt einmal von Herzen über das taktloſe Dorfmädchen, das ſich einem Fremden zu nächtlichem Spaziergang an den Arm hängt, und das ſich Ihrem Geſpräch aufdrängt, weil es mit ſeinen nächſten, fahlen Umgebungen das ganze Jahr über kein Wort zu ſprechen weiß.

Sie ließ bei dieſen Worten, die ſie mit

leidenschaftlicher Hast ausgestoßen, meinen Arm fahren, eilte einige Schritte von mir fort, und streckte sich, mit lautem Schluchzen ihr Haupt verhüllend, auf eine Bank nieder, die unter einem Hollundergebüsch am Wege stand. Ich folgte ihr, setzte mich zu ihr, und ergriff des seltsamen Mädchens Hand, ihr tröstliche Worte zuzusprechen versuchend. Sie ließ ihre warmen, zitternden Finger lange in den meinigen, duldete, daß ich sie drückte und an die Lippen führte, und nachdem sie wie in sich selbst verloren dagesessen, richtete sie, mit einer zuckenden Bewegung, sich wieder empor, und fuhr sich, wie besinnend, mit der Hand über die Stirn.

Ich verderbe Ihnen die schöne Nacht, sagte sie, sich die Augen trocknend. Sie sind vielleicht zu sanfteren Empfindungen aufgelegt, und ich werfe meinen wilden Trübsinn ungeschickt zwischen Ihre Mondscheinträume. O, ich verlerne in dieser Verlassenheit hier alle Weltsitte, allen besseren Ton des Umgangs! Es mag unausstehlich sein, mit mir umzugehn. Nicht wahr, mein Herr?

So sagte sie schneidend, und ich hatte nicht viel Mühe, ihr bemerklich zu machen, wie wenig ich an dem Mondschein und an meinen Träumen verloren. Und daß solche Leidenschaft ihres Schmerzes mir dennoch kein Räthsel sei, wurde ihr ebenfalls ans Herz gelegt.

Nun, so will ich Ihnen denn auch zur Abwechselung etwas Lustiges von mir erzählen, begann sie wieder mit erhöhter Stimme. Nicht mein Leben, nein, nicht mein armes, junges, kurzes Leben! Sie sollen lachen, Freund, sie sollen lachen! Denken Sie, mein guter Vater hat mir ein Pensum aufgegeben, weil ich so unwissend und gottlos bin. In dieser ganzen Woche habe ich nichts weiter thun dürfen, als die Namen und Beschäftigungen aller Heiligen in der gesammten katholischen Christenheit auswendig zu lernen. Heut Abend, nachdem ich zu unserer heiligen Mutter Gottes gewallfahrtet, sollte ich darin examinirt werden, und Ihr Besuch, Ihre Gegenwart, mein Herr, hat meine strenge Prüfung wahrscheinlich nur bis auf den morgenden Tag verschoben.

Ihr früherer Ernſt klärte ſich dabei allmälig zu einer Heiterkeit auf, und ich mußte wirklich lachen, ſoviel Piquirtes und Wehmüthiges auch noch darin lag. Ich ſuchte ſie damit zu tröſten, daß es in einer vielwiſſenden Zeit gar nicht darauf ankomme, wenn man auch noch die Heiligen alle in ſein Gedächtniß ſchließe, denn, nach der Lehre der ſpeculativen Philoſophie lägen Wiſſen und Glauben himmelweit auseinander, und ſie brauche deshalb noch nicht an die Heiligen zu glauben, wenn ſie auch ſie auswendig wiſſe. Ich ſelbſt hatte, da man ſo vielerlei treibt, wohl auch in den alten Heiligengeſchichten früher Manches geleſen, und ſchlug ihr vor, daß wir ein vorbereitendes Examinatorium gemeinſchaftlich anſtellen wollten.

Die heilige Ottilia behütet die Augen, begann ich, und ſah ihr dabei tief in die Gluth der ihrigen hinein, vor deren Feuer es in der That der Hut einer Heiligen bedurfte.

Der heilige Florian wattet im Feuer, ſagte ſie, ernſthaft einfallend, als hätte es

wirklich noch eines Schutzpatrons gegen das von ihr ausstrahlende Feuer nöthig.

Die heilige Katharina beschützt die Mühlen der Menschen, fuhr ich fort, damit ihr inneres Räderwerk, gewissermaßen ihr Herz, nicht in Brand geräth, wenn es in zu heftigen Schlägen um seine Achse getrieben wird.

Die heilige Cäcilia schenkt uns die Musik, fiel sie sanft und feierlich ein, als läge ihr daran, das pochende Räderwerk, von dem ich gesprochen, in eine Concertharmonie übereinstimmender Töne zu bringen.

Der heilige Antonius hilft das Verlorene suchen, sagte ich weiter, um sie daran zu erinnern, daß sich ihres Lebens verlorenes Glück noch immer durch einen Schutzpatron wiederfinden lassen werde. Hier erwiederte sie lebhaft den Druck meiner Hand.

Dann nachdenklich an den Fingern zählend, fiel sie wieder ein: Die heilige Agatha behütet den weiblichen Busen, damit er sich nicht einnehmen läßt von den trüglichen Worten der Schmeichler und falschen Freunde.

Hier rückte sie weit von mir ab, an die andere Ecke der Bank, und wandte ihr Gesicht seitwärts.

Der heilige Rochus ist gut gegen die Pest, rief ich ihr mit dem stärksten Baßlaut meiner Stimme nach. Er muß angerufen werden, wenn die Pest des Mißtrauens sich in die Gemüther schleicht.

Die heilige Apollonia stärkt und schärft die Zähne! sezte sie, mit einer kecken Wendung wieder näher rückend, als fürchte sie sich gar nicht vor mir, denn daß die natürlichen Waffen ihres Geschlechts ihr gut gerathen waren, zeigte die glänzende Perlenreihe ihres Mundes an, als sie ihn jezt zum lauten Lachen öffnete.

Der heilige Ulbaricus verjagt die Mäuse, sagte ich, wenn sie mit ihren weißen Zähnchen gefährlich zu werden anfangen.

Der heilige Nepomuk weist einem den Weg über Straßen und Brücken, erwiederte sie. Man ruft ihn an, wenn man seiner losen Reden wegen fort und davon gejagt wird.

Der heilige Wendelin behütet die Lämmer, entgegnete ich. Das unſchuldige Lamm, das verfolgt wird, geht bei ihn klagen.

Der heilige Chriſtoph bewacht das Geld, ſagte ſie. Er wird angerufen in zweifelhaften Fällen, wo man falſche Münze von der ächten nicht unterſcheiden kann.

Und nun hatte ich wahrhaftig keinen einzigen Heiligen mehr in meinem Gedächtniß, mit dem ich ihr auf ihre letzte Bemerkung hätte dienen können, und ich mußte ihr in unſerm Heiligen-Duett ſchon dieſe triumphirende Schlußcadenz laſſen. Es war aber merkwürdig, ſie zu ſehen, wie mit ihrer ſchmerzlichen Stimmung, mit der ſie noch vor Kurzem gekämpft, ſo ſchnell der holdeſte Muthwille hatte wechſeln können. So bricht durch die bitterſten Thränen der Jugend oft raſch ein unverwüſtlicher Reichthum an Frohſinn wieder aus.

Sie ſehen, im Heiligendienſt bleiben Sie hinter mir zurück! nahm ſie wieder das Wort. Mein guter Vater — bei deſſen Erwähnung zuckte ſie immer unwillkürlich — wird ſich morgen einmal freuen über ſeine ſonſt ſo

ungerathene Tochter. Aber was werden Sie sagen, daß ich auch die Reliquien alle, welche Kaiser Karl IV. auf seinem Schlosse Carlstein besessen, habe auswendig lernen müssen mit meinem widerspenstigen Gedächtniß!

Da bedauerte ich sie. Denn damit war ich freilich nie geplagt worden. Ich hatte zwar von dem Reliquien-Schlosse gehört, das dieser fromme und in so vieler Hinsicht hochverdienstliche Kaiser und Böhmenkönig eigens zur Aufbewahrung seines Heiligen-Museums erbauen lassen, aber meine Kunde von seinen Sammlungen hatte sich bisher nur auf den Fetzen aus der ägyptischen Finsterniß beschränkt, den er wirklich in Carlstein aufbewahrt haben soll.

Sie nahm eine gelehrte Miene an, und sagte mit einem komischen Seufzer: Das genaue Verzeichniß dieser weltberühmten Reliquien-Sammlung befindet sich hinter der böhmischen Chronik (Kronyka czeska) des Wenceslaus Hagek a Liboczan, einem, allen Heiligen sei es geklagt, gerade hundert Pfund schweren Folianten, aus dem es sich diese

armen Augen haben aufleſen müſſen, vielleicht gar zur Strafe, daß ſie früher in ſo viele Romane geblickt. Laſſen Sie mich von den Achſeln, Zähnen, Kinnbacken, kleinen Fingern und großen Zehen, Hemden, Schuhſohlen, Strumpfzwickeln und Bruſtlatzen aller der Märtyrer, Apoſtel und Patrone ſchweigen. Ich ſchaudere vor mir ſelbſt über dieſe ganze Glieder-Anatomie, die ich davon in meinem unſchuldigen Kopfe beherbergen muß, und Nachts habe ich unruhige Träume, und nichts als Knochen und Skelette der Heiligen höre ich raſſeln in meiner geängſtigten Phantaſie. Denken Sie, neulich erſchien mir die abgezogene Haut St. Matthäi, des Apoſtels, die ſich ebenfalls auf Carlſtein befunden, und daher auch in meinem Gedächtniß lebt, im Schlaf, und drohte mir, daß auch mir noch in meinen jungen Jahren nächſtens die Haut abgezogen werden ſolle, wenn ich mich nicht zu einer beſſeren Chriſtin bekehrte, und meine leichtſinnigen Hoffnungen, die ich auf die bunten Freuden dieſer Welt geſetzt, fahren ließe. Doch ich will Ihnen lieber von den Heiligthümern

unſerer Jungfrau Maria erzählen, von denen das Verzeichniß in der That ſeltene und rührende Schätze aufführt. In der naiven Sprache dieſes Chroniken-Regiſters heißt es folgendermaßen: „In einem ſilbernen vergüldeten Lädlein iſt der wehrden Jungfrawen Schlayers ein Stück; im ſelben Käſtlein iſt noch ein Stück vom Schlayer, darinnen die Mutter des Herrn unterm Kreutze geſtanden, als ihr liebſter Sohn daran geheftet geweſen, aus deſſen heylichſten Leichnamb drei Blutstropfen auff ihren Kopff gefallen, und ſind auff dieſen Schlayer, biß auff Dato, ſo ſchön, als wann es dieſe Stunde geſchehen; allda iſt auch ein Stück Wachs aus der Kertzen, ſo bei ihrem Tode gebrandt.“ — — Aber ich darf Ihre ungläubigen Ohren, mein Herr, wohl nicht mit ſolchen Aufzählungen ermüden. Doch muß ich Ihnen ſagen, da Sie vorher meine Andacht zur Madonna in Zweifel gezogen, daß mein Herz, wie andere Gedanken es auch oft haben mag, doch am meiſten mit Liebe und Hingebung an ihr mildes Bild ſich hängt. Soll denn gar nichts

Katholiſches an einem böhmiſchen Mädchen ſein? Nein, nein, die Madonna ſchenkt mir ſanfte Träume, wenn ich zu ihr gebetet habe. Und an ihren Schleier mit den drei Blutstropfen drücke ich alle Abend, ſo oft ich weinend ſchlafen gehe, in Gedanken die naſſen Augen, und dies große Symbol beglückt auch mich armes Mädchen, und kann mich ſogar verſöhnen mit den übrigen Abgeſchmacktheiten, zu denen frommer Unverſtand mich zwingt. Und nun ſtill, ſtill! Ich vergeſſe, daß Sie Proteſtant ſind, daß Sie proteſtiren werden auch gegen mein Fünkchen katholiſche Andacht! Nun, ſein Sie nur Proteſtant, ſein Sie Proteſtant! Wie oft, wie oft habe ich in meinem ſtillen Kämmerlein ausgerufen: O könnte auch ich es ſein! —

Das leidenſchaftliche Mädchen war bei dieſen Worten wieder ganz ernſt geworden, und in mir knüpften ſich die weitgehendſten Gedanken an. Unterdeß veränderte ſich um uns und über uns die Scene. Hinter dunkel aufgethürmten Wolken ging der Mond unter, es wurde finſter, ſtürmiſch, die Nacht.

winde bliesen stark, und wetterleuchtende Blitze spalteten von Zeit zu Zeit mit feurigen Schweifen den mitternächtlichen Horizont. War es zur Strafe unserer Sünden? Sollten mit dem Zorn des Wetters die Frevel unseres Gesprächs über die Heiligen gerächt werden? Wir hatten ja nur Selbstbekenntnisse gethan. Sinnend und schweigend sahen wir beide eine Zeitlang in die düster wogende Nacht hinein. Maria schmiegte sich enger an mich, sie sagte, sie liebe den Sturm, wenn er zu ihren betrübten Gedanken Musik mache. Sie könne noch nicht ins Haus zurückgehn, in ihr Gefängniß, ihren Sorgenkäfig. Sie wollte, der große Nachthimmel wölbe sich einmal zu einem Sarg über ihr zusammen, dann möchte sie gern darin ruhn und nichts mehr wünschen, aber nur nicht lebendig begraben sein hinter den Bretterwänden ihrer Stube. Ihr habe Gott ein rastloses Herz gegeben, frei zu sein. Ich möchte sie nehmen, wie sie sei, in all ihrer Räthselhaftigkeit, und ihr etwas sprechen und erzählen zur Fortscheuchung der bangen Stunden dieser Nacht.

Ich erwiederte, ich hätte ihr viel zu sagen. Und die gelegene Stunde dazu sei da. Ganze Reihen an Betrachtungen seien durch die Heiligen und die Madonna über mich gekommen, und der Mitternacht und ihr wolle ich gern davon vorphilosophiren. Die Mitternacht mache ein ernstes Gesicht dazu, und Sie wecke die Begeisterung auf mit ihren Augensternen. Der Madonnenschleier mit den drei schönen heiligen Blutstropfen hänge drüben am Saum der trauernden Nacht, und flattere hoch in den klagenden Winden, und strecke sich wallend aus über die weite, seufzende Erde, und winke uns Ehrfurcht zu vor den Bildern, an welche der Menschen Herz sich hängt. Und die Erde träume um uns her, und die Träume gingen irrend auf und nieder durch die Lüfte, und die bösen Geister zitterten in den Gräsern, und ein großer Drang in der Brust brenne nach Wahrheit. Und die Wahrheit gehe einen Kampf ein mit den Bildern, und der Madonnenschleier zerreiße, und die Blutstropfen verblichen vor dem hellen Morgenstrahl, und die aufgegan-

gene Sonne winke uns Ehrfurcht zu vor der Wahrheit, an welche der Menſchen Vernunft ſich hängt. Hiervon laß uns ausgehen, Maria!

Sie drückte mir ſchweigend die Hand, ſie deutete auf ihr ſchlagendes Herz, das an dieſe Dinge in quälender Unruhe ſchon ſo oft ſeinen Frieden verloren.

Der Engel Gabriel klopfte an die Thür einer Jungfrau, die hieß Maria! fuhr ich fort. Er war von Gott geſandt, und ſie war die holdſeeligſte und ſüßeſte im ganzen Lande, und wenn man ihre Schönheit leuchten ſah an ihren Gliedern, mußte man fühlen, daß Gott mit ihr ſei. Und der Engel ſprach zu ihr: „Der heilige Geiſt wird über Dich kommen, und die Kraft des Höchſten wird Dich überſchatten. Darum auch das Heilige, das von Dir geboren wird, wird Gottes Sohn genannt werden!“ Da erſchrak die Jungfrau, denn ſie wußte noch von keinem Manne, aber ſie glaubte, und bald verſtand ſie. Ihre Seele erhob den Herrn, der weibliche Stolz regte ſich, und wie ein be-

glücktes Weib sich freut, so freute sie sich, daß sie von nun an seelig gepriesen sein würde von allen Kindeskindern. Lieblich lächelte sie bei den Ahnungen einer großen Zukunft, und wie eine kaum herangewachsene Braut, die den Welternst ihres älteren Geliebten noch nicht begreift, kindlich tändelt mit dem scharfen Schlachtschwert an seiner Seite, so lag das ernste Geheimniß einer unendlichen Weltumwandlung spielend an der Jungfrau Busen, und sie hegte es mit mädchenhafter Zärtlichkeit, wie eine Maienknospe. In der stillen Ueberschattung des Höchsten hatte sie den Gott in sich empfangen, und sie hatte mit einem Kinderkuß an der Ueberschattung sich satt gesogen. Sie war Jungfrau geblieben, denn das Wort hatte sie befruchtet, und das Wort war es gewesen, das Fleisch wurde aus unberührtem Schooß der Jungfrau. Denn aus jungfräulicher Blüthe mußte der Gott einer neuen Weltordnung sich aufrichten, er, der ein reines, neues und jungfräuliches Zeitalter des Geschlechts auf die Erde brachte. So ruhte Gottes Unschuld an süßen Mäd-

chenbrüſten, und trank von der unbefleckten Magd die Milch des irdiſchen Lebens, aus der er Menſch wurde. Um des Menſchen Sohn zu ſein, hatte er ſich aus dem Schooß des Weibes gewunden, und ſich an ihren Buſen gelegt, aber das Weib hatte an der Ueberſchattung Gottes gehangen, und das Wort war zeugend in die unbewußte Unſchuld gedrungen, und darum wurde das Heilige, das von ihr geboren worden, Gottes Sohn genannt. Die jungfräuliche Unbewußtheit, in die das Bewußtſein Gottes geſtiegen war, hatte den Gottmenſchen geboren, denn das menſchliche Bewußtſein, das nur der Begriff ſeiner ſelbſt iſt, aber nicht der Begriff Gottes, hätte keinen chriſtlichen Gott ſich erzeugen können. Darum war es eine Unbewußte, eine Jungfrau, eine unmittelbare Offenbarung, aus welcher Gott hervortrat in die Thäler der Erde. Durch dieſen Gedanken der nothwendigen Unbewußtheit habe ich mir die Nothwendigkeit der Virginität, der Jungfräulichkeit und der unbefleckten Empfängniß der Madonna bewieſen. Durch das

menschliche Bewußtsein waren die heidnischen Götter gezeugt worden, aber in Jupiter und Apoll war eben nur menschliches Bewußtsein, und ihre Altäre stürzten zusammen, und der Olymp des menschlichen Bewußtseins fiel. Die Welt wurde finster, und war ohne Gott. Sie philosophirte, sie speculirte, sie baute Systeme, sie gründete Geheimlehren, aber kein Gott und kein Glück schien hinein. Da regte es sich im Schooß einer Unbewußten, einer Jungfrau. Die hieß Maria, und hatte von der ganzen Welt noch nichts gewußt. Sie war schön und lieblich am frühen Morgen ihres Lebens, aber sie wußte von nichts. Sie war wie eine Blume auf dem Felde, die nach dem Licht sich aufrichtet, aber nicht weiß, warum? In ihrem Städtchen hatte man nie etwas von Philosophie gehört, und ihre Nachbarn lebten und starben mit der Stunde. Aber mit den Unbewußten ist Gott, denn er freut sich an ihrer Frische. Er gießt keinen neuen Most in einen alten Schlauch, sondern er schafft sich einen neuen. Das alte Weltbewußtsein war in tausend unselige

Trümmer auseinandergegangen, und siehe, an die unbewußte Unschuld knüpft sich die neue Weltordnung an. Die Unbewußte, die Jungfrau, trägt unter ihrem reinen Herzen den Erlöser. Die Unbewußte, die Jungfrau, wird von der Kraft des Höchsten überschattet. So werden später unter den Völkern nur die neuen, unbewußten, jungfräulichen Germanen auserkoren, um die erlösende Lehre des menschlich gebornen Gottes in der Weltgeschichte siegreich zu machen. Alles wird auf einen reinen und neuen Stamm gepfropft. Die Jungfräulichkeit ist die höchste Macht aller Weltentwickelung, das erste Gesetz in der Geschichte. — —

Maria bat fortzufahren, und legte in der Aufmerksamkeit des Zuhörens ihren Arm vertraulich über die Schulter des Redenden. Ringsumher begünstigte die wieder ruhig gewordene Nacht den Gedanken.

Die Madonna stand weinend am Kreuze, und auf ihren Schleier sprützten die Blutstropfen des Sohnes. Er aber sprach zu ihr: Siehe, Weib, das ist Dein Sohn! Und von

dieſer Stunde an ging die Mutter mit dem Sohne in die Weltgeſchichte über. Die Menſchen wollten Bilder haben, denn ihnen wird bange vor dem reinen Geiſt. Sie wollten ſchöne Bilder hineinſtellen in ihr kahles Daſein, und erhoben die Madonna in aller Glorie der Verherrlichung auf den Purpurthron ihrer Andacht. Die Jungfrau gründete den Olymp der chriſtlichen Mythologie. Es war rührend, um ſie zu denken, und weſſen Herz riß es nicht hin, wenn die jungfräuliche Mutter der Chriſtenheit vor ihn trat in ſeine Anſchauung. Eine Mutter, eine Jungfrau, die zwei Blüthenpuncte des Menſchlichen! Und ſie ſchenkten ihr ſchöne Kleider, von Gold und Silber ſchwer, und hingen ſchimmernde Juwelen um ihren Lilienhals, und wer den koſtbarſten Diamant hatte, ſteckte ihn opfernd an der Madonna Buſen. Es wurde durch ſie die geiſtige Erhabenheit der neuen Religion näher hinangerückt an die alte Freundlichkeit der menſchlichen Gewohnheit. Und ſo wurde der Madonnendienſt wichtig in frühen Jahrhunderten. Weſſen Seele in das Unſichtbare nicht

hineingriff, der betete das Sichtbare an in der milden Gestalt einer Jungfrau, und war doch gewiß, daß diese Gestalt zusammenhing mit dem unsichtbaren Geiste. Maria wurde die Vermittlerin, sie wurde die Fürbitterin am Kreuze. Gott war die Wahrheit, und die Madonna war das Bild. Das Bild schien sanft wie der Abendstern in die Augen der Frommen, und die Wahrheit schnitt wie eine scharfe Sonne in den Grund der tiefsten Tiefen hinein. Es war die mythische Zeit des Christenthums, und die Frommen klammerten sich an das Bild, und wandten sich an die Sanftmuth des Abendsterns. In der Jungfrau knüpfte sich wieder das Unbewußte in stillen schonenden Uebergängen an das göttliche Bewußtsein an. Das Bild zeigte mit seiner vielverheißenden Miene auf die Wahrheit hin. Die Glorie der Jungfrau predigte von der Menschlichkeit des Gottes. Alles nahm sich heimlicher und traulicher aus für die Frommen, und die Gewalt des offenbarten Geistes, die hinter diesen Zeichen wogte, konnte sie nicht mehr blenden. Zum Ueber-

fluß wurde der chriſtliche Olymp nun bald noch vollſtändiger beſetzt, damit der Geiſt, der auf Erden erſchienen war, von der Schärfe der Giftigkeit verliere und in die Milderung der Bilder getaucht werde. So reihten ſich die Heiligen und die Märtyrer in langen Schaaren um den Purpurthron der Madonna. Sie wurden ſo ſehr zu mythologiſchen Figuren, daß ſie, gleich den Göttern der antiken Welt, Begriffe bezeichneten, in den Naturkräften walteten, und als Schutzpatrone beſonderer Lebensverrichtungen gedacht waren. Jene Heiligen, welche die Augen, Ohren, Naſen, Brüſte, die Felder und Häuſer, die Gärten und Wieſen behüteten, waren nichts mehr, als die Dryade, die im Wachsthum des Baumes ſeufzt, oder Priapus, der die natürliche Fruchtbarkeit fördert. Nun vervielfältigten ſich durch dieſe Halbgötter die Bilder. Und die Künſte kamen, von dem reichen Stoff gelockt, und bemächtigten ſich mit Begeiſterung ihrer Gegenſtände. Die Künſte ſtehen zwiſchen dem Bild und der Wahrheit in der Mitte. Sie ſind die herüber und hin-

übergehende Sehnsucht zwischen beiden, und zugleich eine ächt menschliche Befriedigung dieser Sehnsucht. Sie bilden eine naive Harmonie der Unbewußtheit und der Bewußtheit in ihren großen Erfindungen aus. Der Geist läßt sich voll Liebe gehen in diesen schönen Formen, er offenbart sich in diesen Farben, und sein Unsichtbares geht fühlbar hindurch durch diese Lichter und Schatten. Aber er ist nicht der Geist als solcher, sondern er spricht aus der bunten milden Form zu Dir. Und die Formen schwellen, sie dehnen und runden sich, und Engelshände scheinen all diese Lieblichkeit gebaut zu haben. Aber es ist nicht die Lust der Form, sondern die Form hat sich an Gott berauscht, und ist in ihm seelig geworden. Die Malerei wurde die christlichste unter den Künsten, und die erste Kunst des Christenthums, weil sie diese Aufgabe ihrer Zeit am großsinnigsten löste. Rafael sah die Madonna in seinem Geist, und vertiefte sich in ihre Bedeutung, und malte sie, wie noch Keiner sie gedacht hatte. Rafael war der Erste, der den Katholizismus

zu idealiſiren begann. In ſeinen Bildern iſt katholiſche Andacht, Glanz und Myſtik, aber proteſtantiſche Klarheit und Gedankenerhellung zugleich. Seine Geſichter deuten alle wie im Geiſte weiſſagend in die Zukunft hinein. Er iſt der größte Maler, denn er malte das Ideale aus dem Mythus heraus, und ſtillte durch die zarteſte Form den Drang der Wahrheit im Bilde. In dieſem Rafael iſt etwas Prophetiſches, etwas Welthiſtoriſches, das ihn ſo bedeutſam in das Zeitalter der Reformation hineinſtellt. Der katholiſche Mythus tritt geläutert und reformirt in Rafael auf, und zeigt in dieſer Blüthe ſeiner Darſtellung, in welcher der mächtig werdende Gedanke den Fittig hebt, auf die höchſte und letzte Stadie des chriſtlichen Bilderdienſtes hin. Man vergleiche nur ſeine Madonnen mit denen der andern Maler, und werde gewahr, wie er immer aus der höchſten und tiefſinnigſten Idee ſeine Geſtaltengebung geſchöpft hat. Ich will jetzt nicht von ſeiner **Madonna del Giardino** in Wien reden, an die ich heut ſchon auf andere Weiſe ſo merkwürdig erinnert worden

bin. Am meisten steht mir in diesem Augenblick die große Sixtinische Madonna vor Augen, zu deren Füßen ich ebenso lange in Anschauen versunken liegen möchte, als die kleinen Engel, die so gedankenvoll zu ihr hinaufblicken. Andere Maler haben mit mehr oder minderem Glück in der Jungfrau mit dem Kinde die stolzbeglückte Mutter, die mütterliche Hoheit, das Nimbusreiche, das Strahlende hervorgehoben, und zu den meisten dieser Bilder denkt man sich sogleich und unwillkürlich eine katholische Kirche dazu, von deren Wänden und Kreuzgängen sie die Vorstellung sich kaum abzutrennen vermag. Rafael hat in seiner Madonna immer am entschiedensten das Jungfräuliche gebildet, und zwar das Jungfräuliche in der tieferen, religiösen und welthistorischen Bedeutung, auf die ich vorhin gewiesen habe. Dadurch hat er das Verschämte, das Süße, und dann das allgewaltige mütterliche Glück, das ihr im Kinde zu Theil geworden, keineswegs zu schaffen vernachlässigt. Er hat mit göttlichem Pinsel das Liebliche und das Tiefsinnige ineinander-

gemalt, und jener Tiefſinn der Jungfräulichkeit iſt wohl nirgend ſo zum vollendeten Bilde geworden, als man an der Sixtina in Dresden ſieht. Ich weiß nicht, iſt es das Hohe, das Erhabene, das Gedankenſchwere, oder iſt es das Jungfräuliche, das Reine und Schlanke, das Mädchenhafte, was mein Herz vor dieſem Bilde niederwirft. Die vom Geiſt überſchattete Mutter Gottes und die zarte, unſchuldige Magd ſind gleicherweiſe ausgedrückt in dieſen Zügen, in dieſen Blicken, in dieſem wunderbaren Körper. Die ſchwebende Bewegung der Geſtalt, der gottesehrfürchtige Ernſt der Augen, ziehen die Gedanken in das Unendliche und Unſichtbare aufwärts, und die ſüße Leiblichkeit bindet ſie wieder an die Anmuth der Form als an ihre irdiſche Gränze. Das Mädchen zieht von der Göttin ab, und die Göttin von dem Mädchen. Und ſo iſt alles menſchliche Denken. Die Idee faßt ſich in ihrer tiefſten Geiſtigkeit, und wird doch gern wieder Leib, und muß es werden, weil für den Lebenden ein ſo ſeltſamer Zauber auf dem Irdiſchen ruht.

Und das Kind der Welt iſt von dieſem jungfräulichen Leib geboren worden! Wie ätheriſch, wie vergeiſtigt, wie verklärt iſt dieſer Leib in allen ſeinen Formen, daß man ſieht, ein groſſes Weltgeheimniß leuchtet aus der feinen Durchſichtigkeit dieſer Glieder heraus! Bei dieſem Bilde fällt mir kein Kreuzgang einer katholiſchen Kirche ein, in dem ich es mir denken müßte. Rafael hat hier, wie immer, für die unſichtbare Kirche gemalt. Seine Bilder ſind Weltbilder, er iſt ein Weltmaler. Was die groſſen Helden der Geſchichte mit dem Schwert verfochten, was die Dichter und die Weiſen im Sinne gehabt, hat Rafael mit Farben geſchrieben. Die Weltfreiheit des Gedankens. — —

Laß uns nun, holde Maria, auch die andern Künſte in ihrem Madonnendienſt belauſchen! Wir ſind einmal im Zuge, wir haben uns weit in Betrachtungen verloren. Es wird ſpät, aber Du biſt ein freies Mädchen, und wachſt mit Deinen ſinnenden Augen gern in die Geiſterſtunde hinein, und ich verehre Dich! Die ſich verſtehen, ſind für einander

geboren, und fragen beide nicht nach Zeit und Stunde. Die gemeine Ordnung der Dinge berührt nicht Die, welche frei und muthig ſind im Geiſte. Ich habe immer im Stillen meine größte Schadenfreude daran gehabt, wenn ich die Regel der Verhältniſſe verachten konnte. Und Du bleibſt bei mir, ſchönes, freies, geniales Mädchen! Die Mitternacht ruht ſchwer und träge über unſern Häuptern, die Eule ſchreit drüben auf dem Kirchthurm, aber helle, wachſame Gedanken gehen auf und ab auf Deiner holdſeeligen Stirn.

Die Kunſt des Katholizismus war die Malerei, aber die andern Künſte konnten ſich nicht emporſchwingen an dieſer Aufgabe. Die Muſik ſtimmte zwar erhabene Töne an, und führte große und herrliche Stücke auf zu Ehren der Kirche, aber ſie blieb, ihrer Natur nach, ganz in bigott katholiſche Gefühle verloren, und konnte daher wegen dieſer Einſeitigkeit ihrer Andacht nicht dazu gebraucht werden, an jener welthiſtoriſchen Aufgabe der Verſöhnung zwiſchen Bild und

Wahrheit, Mythus und Gedanken, mitzuarbeiten. Die katholische Kirchenmusik blieb mit ihren zerknirschten Empfindungen in den Mythus versunken, während die Malerei in ihrer höchsten Blüthe ihn zu idealisiren unternahm. Gehörte Rafael der Welt, so waren Palestrina und Marcello nur fromme Söhne ihrer Kirche. Ihre Psalmen und Motetten, ihre Messen und Cantilenen, rauschten von der Orgel, und klagten und jubelten durch den hohen Dom, aber hinter ihnen waren die Kirchthüren zugeschlagen, und nur fern von draußen hörte man die Strömung des Lebens. Rafaels Altarblätter dehnen sich hinaus über die Bogenwölbung, unter der sie ruhen, sie sprengen das Dach und die Kuppel, und machen Dir oben den blauen Himmel frei und eine weitblickende Fernsicht. Die Musik der Messe macht Dich orthodox, wenn Du es noch nicht bist. Ihr mythischer Ernst nimmt Deine Seele gefangen, die Heiligkeit der Tradition braust mit Posaunenklängen dazwischen, und auf süß verlockenden Saiten wird ein gefährlicher Friede des Her-

gens Die angeboten. So haben noch bis in die neuesten Zeiten Cäciliens tönende Engel die meisten Proselyten gemacht. Und was that die Poesie, diese Göttin, als sie katholisch ward? Sie hat ein ungeheures Gedicht hervorgebracht, die göttliche Komödie des Dante, von dem ich hier nicht reden will, weil es unter andern Gesichtspunkten zu betrachten, denn der katholische Mythus ist in dem Geist dieses gigantischen Dichters speculativ geworden. Nicht zu weltfreien Formen idealisirt, wie in Rafael, nicht in dunkler Inbrunst des Gefühls ausklingend, wie in Palestrina, hat bei Dante der Katholizismus, um sich auf einen tieferen und reicheren Lebensgrund zu stellen, vielmehr fremde Elemente in sich aufgenommen, und mit scholastischer Philosophie und antiken Formen sich gemischt. Am meisten kirchlich blieb die katholische Poesie in den Autos des Calderon, und über dem Haupt dieses spanischen Dichters drückte sich die Decke der Kirche am Ende so eng zusammen, daß er auf seinem Todbette alle die wunderschönen weltlichen Dra-

men bereute, die er gedichtet, und die noch heut seinem Namen einen lieblichen Klang unter uns geben. Aber das Kirchenlied ließ in seinen herrlich tönenden lateinischen Rhythmen manche rührende Laute hören, und dichtete das tiefbewegte **Stabat mater**, das noch immer für jedes andächtige Herz einen hinreißenden Schwung hat. In wie kindlich frommen Weisen hat hier nicht die Andacht zu der Madonna Worte gefunden. Sie steht vor dem Kreuz des Sohnes, die Thränen stürzen ihr über die blasse Wange herab. Das Todesschwert, das die heiligen Glieder durchdrungen, ist auch tief in ihre Seele gefahren, und der Schmerz der ganzen Menschheit zuckt durch die Brust der gebenedeiten Mutter. Da schleicht sich die Andacht der Gläubigen leise an ihre Seite, und schmeichelt sich bittend zu ihren großen Schmerzen hinan. Die menschliche Andacht will mit der Madonna weinen, sie will mit ihr am Kreuze stehn und mit der Königin der Jungfraun die unstillbare Klage vereinigen. Sie will gern Theil haben an den Qualen, die vom Kreuze

ausgehn, und sie fleht, daß die Hochgebenedeite den Menschenseufzer unter den ihrigen mische, damit er aus ihrem Munde in den Himmel komme. Eine wunderbare, durchdringende Beredtsamkeit spricht aus diesen klagenden und flehenden Tönen, und dazu haben die kurzen Verse und einfachen Reime der lateinischen Sprache eine Naivetät über diese Andacht ausgegossen, die noch herzergreifender wirkt.

Ich kann es singen! sagte Maria. Wenn sich der blutige Madonnenschleier in meine Träume webt, flüstert auch oft diese Melodie, die dem Freunde bekannt sein wird, durch meine Seele. O, o, ich bin ja auch eine Katholikin!

Sie schwieg, eine kleine Pause lang. Dann überraschte sie mich durch die herrlichste Stimme. Bebend, seufzend, hingerissen, in Erdenqual verloren, und dann doch wieder großartig, abgemessen, ruhig, mit einer himmlischen Ueberzeugung, sang sie, mehr recitirend, die ersten Strophen.

Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrymosa
Dum pendebat filius.
Cujus animam gementem,
Contristantem et dolentem
Pertransivit gladius.

O quam tristis et afflicta
Fuit illa benedicta
Mater unigeniti.
Quae maerebat et dolebat,
Et tremebat, cum videbat
Nati poenas inclyti.

Hier stockte, hier zögerte und zitterte ihre Stimme, und sie wollte nicht weitersingen. Ihre Töne waren mit einer seltsamen Gewalt durch die stille Nacht hingeklungen. Mir selbst waren sie aufs Herz gefahren, und ich fühlte mich wie betroffen, ich weiß nicht warum. Ich stand unruhig auf, und sie hing sich wieder an meinen Arm, und ging schweigend mit mir fort durch die finstern Gartengänge. Es war mir lieb, daß sie nicht weitergesungen, denn in die Stimme dieses Mädchens hatte sich plötzlich ein dunkler, zweischneidiger Schmerz hineingewälzt, der Alles in mir aufzurühren drohte, was jemals von Metaphysik und Verzweiflung

durch meinen jungen, an der Welt hängenden Geist gegangen war. Maria hatte, indem sie sang, den Versuch machen wollen, sich innerlich von der Welt loszusagen, die so arm und blüthenlos für sie geworden war. Sie hatte, so schien es mir, sich ganz hingeben wollen an diese religiöse Inbrunst, die mit dem Liede von ihren Lippen floß, um nun für immer Ruhe zu haben von den Stürmen und Wünschen des Lebens. Sie hatte sich mitten unter diesen Tönen inwendig Gelübde abgerungen, Alles zu lassen, was der begehrliche Sinn noch von des Lebens trügerischen Schätzen gehofft. Aber ihre Seele war darin unterwegs stehen geblieben, und hatte nicht weiter gekonnt. Sie mußte noch unendliche Lust an der Welt in ihren verborgensten Gedanken entdeckt haben, und war vor sich selbst erschrocken, wie sehr sie am Leben hing. Ihr Gesang, auf dessen Flügeln sie sich an die Seite der Madonna hatte flüchten wollen, und unter den sanftverhüllenden Schatten des Kreuzes, war abgerissen in todesschmerzlichen Zuckungen. Er seufzte diesen Frieden noch

einmal, aber vergeblich nach, und erstarb dann auf ihrem Munde, und verklang in die Nachtlüfte. Sie gab den Frieden am Busen der Madonna auf, den Frieden und das gemeinschaftliche Tragen des Leides, darum schwieg sie, aber sie hatte und sah noch nichts, was sie sich dafür hätte schenken können aus dem Reichthum des Lebens heraus. Darum verstummte sie ermattet. Zerrissen, zerrissen war das Lied von der mater dolorosa tief in der strebenden Seele.

Hier und da waren aus dem verworrenen Dunkel der Wolken helle Sterne aufgetaucht, und standen, den Himmel über uns erweiternd, wie beruhigende Zeichen über unsern Häuptern da. Wir wandelten lautlos fort, und ich wagte noch nicht, sie nach den geheimen Bewegungen ihrer Seele zu fragen.

Dann sagte sie halblaut, um nur unsere ängstliche Stille zu unterbrechen, warum ich noch nichts von der katholischen Baukunst bemerkt, welche die schönsten Kirchen hervorgebracht, die sich nur für die Wohnstätte der Andacht denken liessen?

Dieſe Gegenſtände alle, erwiederte ich, haben mir plötzlich eine ſolche Bangigkeit erregt, daß ich ſie nicht weiter verfolgen mag. Die wilden Nachtgeſpenſter, Mädchen, ſchleichen ſich mit ihnen in unſere Seele! Auch greift die Baukunſt der ſogenannten gothiſchen Kirchen tiefer und umfaſſender in den Sinn des ganzen modernen Lebens ein, als daß ſie in irgend einer engeren Bedeutung dem Katholizismus angehören ſollte. Von der katholiſchen Sculptur aber, welche die Heiligen und die Madonna an den Heerſtraßen und in den Waldkapellen in dieſer, wie mich dünkt, keineswegs anbetungswürdigen Geſtalt aufgerichtet hat, will ich vollends nichts ſagen. Ich darf Deine Gedanken und Deine Phantaſie nicht noch mehr quälen, Maria! Armes Kind, Du ſollſt Deine heitern und muthigen Lebenshoffnungen noch nicht ins Grab legen, und ſollſt nicht zagen, wenn Du der Welt mehr angehörſt als den Heiligen und ihren Bildern. In jener Sculptur haben die Bilder, an welche der Frommen Herz ſich hängt, bereits ihre ausartendſte

Verzerrung erlitten. Von dem Bilde ist die Schönheit gewichen, der Mythus ist in die häßlichsten Formen verkrüppelt. Die katholische Sculptur deutet den Verfall des katholischen Bilderdienstes an, denn wo keine ächte Kunst mehr ist, ist auch keine Wahrheit da. Die Sculptur ist die letzte der katholischen Künste, und noch täglich ist sie geschäftig, neue Bilder und Leiber der Heiligen in Holz oder Stein auszuhauen. Aber es ist, als hätte sie den Muth nicht mehr, dem hellen Tag unserer Zeit ins Angesicht diese Leiber und Bilder mit der höchsten Weihe der Kunst zu schmücken. Die Hand zittert ihr kraftlos, weil die Wahrheit bereits so mächtig geworden in dieser Zeit, und das Bild geräth ihr jetzt so schlecht, daß man es ihm gleich ansehen muß, es sei nur ein Götze. Das Bild zeigt nicht mehr auf die Wahrheit hin, der Mythus hat den Gedanken verloren. Das Geschlecht hat sich verändert, und ist sehr ernst geworden und sehr vernünftig. Zeichen und Wunder sind größere und mächtigere geschehen in den Umwälzungen der Zeit, als

in alten Heiligengeſchichten. Die Wahrheit hat ſich von der Magie der Bilder, in die ſie verzaubert war, befreit und losgeriſſen, und hat ſich alleinherrſchend um Leben und Tod auf den Zenith der Menſchheit hinaufgekämpft. Die Beſten wiſſen nichts mehr davon, daß etwas in ihnen klinge von der Wunderpoeſie des Madonnenſchleiers. Die Madonna iſt in die ſchöne Vergangenheit der Bilder zurückgetreten, ſie lebt am herrlichſten in den Gemälde-Gallerieen, und hat ihre tiefſte Bedeutung in der Mythe. Chriſtus aber ſchreitet als der Geiſt der Fortentwickelung durch die Geſchichte, und die Religion bildet ſich im Geiſt und in der Wahrheit in die Welt hinein. Die Welt wird arm an Zauber der Mythe, aber ſie erhebt ſich durch ideelle Einheit, an der ſie reicher wird, zu einem Ganzen. Sie iſt nicht mehr der abgefallene Engel heut, noch der Gegenſatz des Geiſtes, ſondern der Geiſt hat ſich in ihr niedergelaſſen, und hat Hütten in ihr gebaut. Alles wird weltlich in unſerer Zeit und muß es werden, ſelbſt die Religion. Denn es

kann nichts Heiligeres mehr geben, als das Weltliche, nichts Geistlicheres, als das Weltliche. Alles hat jetzt eine und dieselbe Geschichte, und was eine Geschichte hat, gehört Gott an, mag es nun in einem Kloster wohnen oder liegen auf dem Schlachtfeld. Nachdem diese Gezensätze des Weltlichen und des Geistlichen gefallen, haben die Völker freiere und großartigere Weltbildung unter sich heimisch gemacht. Die Welt trauert und krankt nicht mehr an einer unklaren Sehnsucht, sie entfaltet sich thatkräftig in sich selbst, und vollzieht so das Höchste. Alles, Alles ist Weltgeschichte, es kann kein gottwohlgefälligeres Leben geben. Man arbeitet, kämpft und stirbt für seine Zeit, man ist heiter mit ihren Thorheiten und ernst mit ihren Bestrebungen, und hat einen heiligen Wandel geführt. Die Zeit, in der wir leben und wirken, gibt uns die Weihe, sie ist unsere Fürbitterin und Vermittlerin vor Gottes Thron, und eines andern Heiligen bedürfen wir nicht dazu, wenn wir geirrt haben. Märtyrer sind wir uns selbst genug mit unserem

Herzen. Was iſt denn heilig? Ich kann mir nichts Anderes darunter denken, als daß Gottes ganze Welt in Blüthe ſteht, und ſich entwickelt. Mit dem Heiligen iſt es mir immer eigen gegangen, daß ich es nicht anders habe begreifen können. Ich muß im Grunde ein ſehr profanes Gemüth haben, jedem Geiſtlichen gegenüber. Aber tröſte Dich, Maria! Mit mir tröſte Dich! Wahrlich, wahrlich, ich ſage Dir, Du kannſt keine größere Heilige auf Erden ſein, als wenn Du eine Weltliche biſt! Schönes Mädchen, ich erwähle Dich zu meiner Heiligen, damit Du nicht zu ſehr verzagſt an Dir! Ich grüße Dich als meine Heilige, eine Weltheilige! Ich küſſe Dich!

Sie ſank mir von ſelbſt in die Arme. Zärtlichere Lippen hatte ich nie geküßt, und doch vermiſchten ſich mit der Gluth dieſes Kuſſes heiße Thränen, die ihr aus den ſchmerzlich glänzenden Augen ſtürzten. Dann richtete ſie ſich ſtill auf, und ruhte einen Augenblick ihr Haupt an mir, und ſagte, ihr ganzes Herz hätte ich errathen. Ihr Herz mit ihren Schwächen und Wünſchen, mit all der

geheim niſtenden Qual. Dann riß ſie ſich ganz los von mir, und ſagte, ihr ſei doch nicht zu helfen. Sie ging mit heftigen Schritten auf und nieder, und die leichte feenhafte Geſtalt zeigte ſich in dem rührendſten Zauber ihrer Bewegungen. Sie ſah unendlich reizend aus, der Schmerz hatte eine liebliche Unordnung über ihr Weſen verbreitet. Sie weinte in ſich hinein, daß ſie eine Verlorene und Verſtoßene ſei aus der Welt!

Wie kann man verloren ſein, mußte ich ihr erwiedern, wenn man jung iſt, und eine Weltheilige? Die Welt hat Dich nicht ausgeſtoßen, ſie will nur, daß Du Dich wieder zurechtfinden ſollſt in ihr. Sie iſt groß und weit. Sie iſt gut und göttlich.

Ich habe ſie genoſſen, ſie hat mich gelockt und verführt! klagte ſie. Und ſie lockt mich noch immer. Sie iſt ſchön, und läßt mir keine Ruhe! — Sie verſprach mir, von ihrem Leben Alles aufzuſchreiben, und auf wenigen Blättern mir Alles zu geben, wann wir uns wiederſähen. Ob wir uns wiederſähen?

Dies erinnerte mich, daß wir uns trennen

mußten. Wir hatten die Zeit ſchnell mit dieſen unruhigen Nachtgeſprächen hingebracht. Ich fragte halb lächelnd, halb ſchmerzlich, ob ſie mit mir gehen wolle in die weite Welt hinaus? Wir wollten gut zuſammen wandern durch die weite Welt!

Die Welt iſt groß und weit, die Welt iſt gut und göttlich! wiederholte ſie, aufſtöhnend, meine Worte. Ach! ſagte ſie dann, zuſammenzuckend, ich ginge gern als Jockey verkleidet mit auf die Reiſe, wenn ich nur hinwegkommen könnte aus des Vaters dumpfer Hütte, und von dieſen böhmiſchen Heiligenbildern, die mich bedrückend anſehn, daß ich hier nicht athmen kann, und die auf mich herabzuſtürzen drohen, wenn ich ſie angſtvoll grüße!

Laut ſchluchzend ſtürzte ſie auf mich zu, und ich fing ſie erſchrocken in meinen Armen auf. Dann ſchien ihr ſelbſt bange darüber zu werden, daß ſie ſich ſo unverholen ausgeſprochen.

Es iſt Schade, daß ein wandernder deutſcher Schriftſteller keinen Jockey brauchen kann.

Hilf Himmel! wie bunt wirrt und zerrt sich das Leben durcheinander in der Bedrängniß der Gemüther.

Wir sehen uns wieder! Maria! Maria! ich muß fort, und wir sehen uns wieder! Gott behüte Dich, meine Weltheilige! Glück schieße reich an Dir auf, und bringe Dir noch den Genuß der schönsten Tage! Von jeder Reisestation aus will ich an Dich schreiben, wie es in der Welt hergeht, und wie ich dort und hier, fern und nah, es finde!

Wie jener Bischof, welcher dem Bettlerknaben wenigstens seinen Segen schenkte, der ihm geringer als Hellerwerth zu stehen kam, wollte ich, gleich einem ächten Deutschen, ihr wenigstens etwas schreiben, da ich vom Glück der Welt ihr sonst nichts zu schenken hatte.

Diesen Schriftstellersegen nahm sie an, und ich versprach ihr feierlich, ihr alle meine Tagebücher zu schicken. Darin sollte ihr nichts verschwiegen werden. Sie sollte miterleben, wie der Strom der Welt meine junge Brust zertheilt.

Dann, sagte sie, müsse ich auch ganz auf-

richtig gegen sie sein. Sich selbst belächelnd, fügte sie hinzu: sie sei sehr neugierig hier in ihrer großen Einsamkeit, wie es die Welt draußen weiter treibe. An Tugenden wie an Lastern der Menschen wisse sie hohes Interesse zu nehmen, sie verstehe längst das Leben wie ein Buch zu lesen. Ich solle selbst die verbotenen Stellen darin mit sympathetischer Tinte für sie zeichnen. Sie sei noch immer lüstern auf Alles, was Leben heißt. Sie sei eine solche Närrin, daß sie jedes Sumpfblümchen, wenn es nur im Freien gewachsen, an ihr Herz drücken könne. Ich sollte sie den Jubelschrei der Volksfeste, die Trauermusik der Leichenzüge, die großen Spectakelstücke von Liebe und Haß, die Maskenbälle des Wahns und die Fackeltänze der Leidenschaft, bis in ihr Dorf spielen, hören, sehen, empfinden lassen! Ob ich ihr denn auch wirklich Alles und Jedes, selbst das Bedenklichste, schreiben wolle, was der Wandel der Tage bringe? Denn die Gefahr gehöre mit zum Leben.

Was die Augen sehen, was die Gedanken

aufnehmen, was das heiße Blut in Wallung treibt, wie der unruhige Sinn ſich irrt und freut, woran der Verſtand ſich belehrt und das Herz ſich verwundet, ſolle ſie Alles haben, gelobte ich. Sie werde mit mir über die ganze Welt weinen und lachen, ſich wundern und ſich die Finger verbrennen. Unter der Bedingung, daß ich mit gleicher ſchonungsloſer Aufrichtigkeit ihre Biographie erhielte!

Sie nickte, und floh mit einem Abſchiedskuß aus meinen Armen. Dann ſchlug ſie den Rückweg ein durch die Gänge des Gartens. Ich folgte ihr ſchweigend.

Wir näherten uns dem kleinen Hauſe, das in ſeiner düſtern Stille wie ausgeſtorben dalag. An der Thür reichte ſie mir noch einmal die Hand, und ſagte ernſt: Es gibt für mich doch kein Glück mehr. Gute Nacht! Gute Nacht! Lieber Freund! Lieber Fremdling! Gute Nacht!

Dann ſchlich ſie ſich leiſe weinend ins Haus.

Ich eilte, wie von raſtloſen Herzſchlägen getrieben, ins Freie. In nächtlicher Wanderung wurde noch vor Anbruch des Morgens Teplitz wieder erreicht. —

An meine Heilige.

I.

Mein Philister in Teplitz.

— Noch einen Tag in Teplitz will ich Dir beschreiben, meine Madonna, ehe ich den Eilwagen nach Prag besteige. Es ist ein Sonntag, und das ist gerade die rechte Beleuchtung für einen Badeort, um alles Schöne und Häßliche in seiner besten Toilette zu erblicken. Komm nur Schlag 11 Uhr mit mir in den anmuthigen Schloßpark, wo vor dem Gartensaale des jungen Fürsten Clari allsonntäglich ein Concert im Freien gegeben wird, welches zum Versammlungspunct des ganzen badenden und nicht badenden Teplitz dient. Nur falle Dir nicht ein, wie mir, früher auszugehn, um auf der Promenade, oder etwa gar in der Kirche, schon interessante

Figuren Dir aufzufangen. Die Promenade iſt leer, und nur hier und da kommt Dir ein ſchwererer Kranker, der gebadet hat, verhüllt und auf ſeinem Rollſtuhl entgegengefahren. Und wenn Du die Frommen zu ſchauen liebſt, o Madonna, ſo ſuche ſie nicht, wie ich, in der ſchönen Schloßkirche. Ich hatte gern einmal ſehen wollen, wie ein Badegaſt oder eine Badegaſtin betet, aber es war faſt gar nichts zu hören und zu ſehen von eleganter Welt vor Petri Pforte. Gott weiß, was die Eleganten nach für Götter haben neben ihm! Aber warte nur bis 11 Uhr, warte nur bis 11 Uhr! Dann werde ich die Brille aufſetzen, und Dir die ganze Flora zeigen. Bis dahin frühſtücken wir noch im Gaſthof, und leſen die Zeitung, oder blättern in der Badeliſte. Oder ſprechen wir von Politik, mein Kind!

Ja, höre, liebe Heilige, mir iſt eingefallen, daß ich ein ſchlechter Preuſſe ſein müßte, wenn es mir gar nicht in Teplitz gefiele! Es muß mir alſo durchaus hier gefallen, denn Alles iſt hier Preuſſiſch und

Berliniſch, man mag hinſehen, wohin man will. Ganz Teplitz iſt eine preuſſiſche Provinz, und meine Vaterlandsliebe braucht hier ordentlich ſtärkende Bäder, wenn ich über die Straßen gehe. Unſer König, welcher bekanntlich alle Sommer hier zubringt, wird von der ſämmtlichen hieſigen Bevölkerung, die mit einem wahren Herzensenthuſiasmus an ſeiner ehrfurchtgebietenden Erſcheinung hängt, nur immer geradezu der König genannt, und ſo ſind wir Berliner alle natürlich wie zu Hauſe. Auch preuſſiſches Militair jeder Art ſieht man hier viel, denn der unermüdlich wohlthuende Sinn des Königs hat ſelbſt für gemeine Soldaten, die erkrankt ſind, einen Fonds angewieſen, aus dem ſie in die Bäder von Teplitz geſchickt werden. Und ſo müſſen mich mehrere Soldaten vom Alexander-Regiment ſogar an die Straße erinnern, wo ich in Berlin wohne, weil in deren Nähe die Alexander-Kaſerne iſt. Kurz, nichts fehlt, um mir den Berliner einzutränken, und ich darf es mir nicht einmal merken laſſen, daß ich verzweifele. Ich muß ordentlich wie ein dank-

bar vergnügter Berliner thun. Und der reiche jüdiſche Banquier aus der neuen Friedrichſtraße, der mit ſeiner hübſchen Frau hier iſt, hat mich ſeinen jungen geiſtreichen Landsmann genannt, und wir ſind Dreie zuſammen gegangen auf den Schlackenberg, und haben bewundert die ſüperbe Ausſicht. Itzig & Comp. iſt auch dageweſen, und hat geſagt, der Tempelhofer Berg bei Berlin ſei doch beſſer. Hat Itzig Sohn geſchrieen aus Leibeskräften, wie ein gebildeter Berliner ſo wenig Naturſinn haben könne. Hat Itzig Vater es bekräftigt, daß doch der Tempelhofer Berg bei Berlin beſſer ſei, weil er ſich leichter ſteigen laſſe zu Fuß. Haben ſie alle gelacht über den Witz. Bin ich fortgeſchlichen wie ein frierendes Windſpiel.

Straßen und Häuſer erinnern mich hier auch an Preuſſen. Alles iſt ſo freundlich, ſo abgeputzt, ſo neu, ſo reinlich, wie ein jungfräulicher Staat. Ein jungfräulicher Staat, der eine gewiſſe Schamhaftigkeit hat, ſich ganz zu entfalten. Und ſeltſam, da kommen mir gleich noch andere Beziehungen, die für Preu-

ßen auf diesem Teplitz ruhen, ins Gedächtniß, zum Theil als Erklärung jener Schamhaftigkeit! In Teplitz, in einem Badeort, wurden gewissermaßen die ersten Grundsteine zu der für jeden Patrioten so ernsthaften Wahlverwandtschaft zwischen Rußland, Preussen und Oesterreich aufgerichtet. Denn diese Mächte hatten schon nach der Schlacht bei Culm am 30. August 1813 ihre Hauptquartiere nach Teplitz verlegt, um es für die vielen Bedrängnisse, welche diese Stadt erlitten, zu entschädigen, und unterzeichneten daselbst im September desselben Jahres jene Allianz-Tractate, die damals für die Befreiung Deutschlands von so großen Folgen wurden. Und ich bin wahrhaftig unschuldig daran, wenn es hier Jemand einfallen sollte, den Ton auf Damals zu legen. Was in aller Welt geht mich die Betonung meiner Sätze an? In diesem accentlosen deutschen Leben habe ich längst den Muth verloren, auf die rechte Stelle den Ton zu setzen, wo ich wohl möchte! Die Lehre, mit Accent und Nachdruck zu sprechen, ist eine gefährliche Wissenschaft, und sie wird Einem

abgewöhnt in der Spießbürgerprosa unserer Redefreiheit. Ein mattes Leben, seine Aussprache ohne Accente! Da kann kein Schulmeister helfen!

So komm denn, Heilige, lieber in den Schloßgarten! Zeit ist es jetzt. Mädchen, Mädchen, es ist doch eine schöne Welt, — nämlich die, welche sich dort in den bunten Hüten und flatternden Schleiern, im weißen Kleid und durchsichtigen Busenflor, mit den Phantasielocken und Backenbärten, mit dem englischen Frack und den französischen Pantalons, über den Platz am Brunnen hinbewegt. Sie biegen alle in das hohe Portal des Schlosses ein, und wir müssen ihnen nach. Ich höre schon aus der Ferne einige tüchtige Grundstriche der Baßgeige, die Musik im Park hat begonnen. Wir mischen uns in das Gedränge, wir theilen muthig, wie geschickte Schwimmer, den glänzenden Strom, im Vorübereilen manchen schönen Arm streifend. Nun sind wir in der großen Allee, in der sich Alles in wogenden Gruppen auf und niederbewegt, die vornehmsten

und reizendſten Geſtalten, höchſte Welt und anmuthigſtes Volk aller Art, Elegantes im Großen, Elegantes im Kleinen. Außerordentlich gut und zahlreich iſt beſonders die Damen-Vegetation gerathen. Ein unüberſehbares Beet ſtrahlender Blumen, friſcher und gemachter Roſen. Sie nehmen mehr als Dreiviertel des ganzen Geſichtskreiſes ein, und würden die Sonne verdunkeln, wenn ſie nicht hinter Wolken untergegangen wäre. Man hat eine auserleſene Flora und Fauna faſt aller Nationalitäten in einem bunten Feſtbouquet beiſammen.

Dem Concert kehrt man bald den Rücken, bald ſucht man es wieder auf. Man läßt ſich bald auf den Seitenbänken unter hübſcher, ſelbſtgewählter Geſellſchaft nieder, bald ſchiebt man ſich in der Mitte der Allee unter auf und nieder wandelnden Reihen fort, und folgt dieſem oder jenem Augenſtern, der in unſer Sonnenſyſtem zu paſſen ſcheint. Wahrlich, ſo viel ſchöne Mädchengeſichter ſieht man nur in einem Badeort, der gewiſſermaßen ein Bazar ſo mancher Frühlingserſtlinge iſt.

auf einen Punct verſammelt, obwohl ſonſt Teplitz an Eleganz und Reichthum der Toilette zurückſtehen muß gegen die übrigen böhmiſchen Bäder. Dies iſt jedoch nur Ergebniß der preuſſiſchen Einfachheit, zu welcher der hier verweilende Hof den Ton angiebt.

Wir ſehen uns noch ein wenig die Damen an. Jene Engländerin mit ihrer ätheriſchen Taille erkennſt Du gleich heraus. Ein hochgewachſenes, faſt durchſichtiges Bild ſchwebt ſie mit ihren ſchlanken Schritten an dem Arm eines menſchenfeindlichen, in einen langen, gelben, vorn ganz zugeknöpften Ueberrock gekleideten Lords vorüber. Sie blickt wenig umher, das blaſſe feine Geſicht iſt meiſt in etwas gleichgültiger Ruhe auf die Spitze ihrer kleinen Füße gerichtet. Ihre ganze Geſtalt iſt heller, klarer Kryſtall, aber ohne farbige Sonnenreflexe. An ihren Bewegungen verräth ſich dort die Franzöſin, mit der kleinen zierlichen Figur, dunkelm Teint, ſtarker Geſichtszeichnung und den bedeutend blickenden Augen. Sie geht frei und lächelt ſieggewohnt; ihre Blicke beherrſchen den gan-

zen Umkreis der ihr begegnenden Gesichter. Sie weiß unaufhörlich etwas zu sprechen zu ihren Begleiterinnen, sie scheint Esprit zu haben, und macht Bemerkungen. Und das dort ist eine schöne Jüdin aus Berlin, reizend in dem gewissermaßen geklärten Orientalismus, der ihre eigenthümlich geschnittenen Gesichtszüge färbt, mit üppigen, lebensvollen Formen. Ein interessanter Schlag, sehr häufig in Berlin, und in dieser anmuthigen Klärung der Formen Abrahams gewissermaßen die dortige halbe Emancipation des Judenthums ausdrückend. Denn die ganze Emancipation müßte nothwendig entweder rein christliche, oder wieder durchaus stockjüdische Formen geschaffen haben. Jetzt aber erhebe den Blick zu jener polnischen Gräfin, die dort im vollen Glanz und Zauber ihrer Nationalität aus der sie umgebenden Damengruppe hervorragt. Sie ist ganz Polin, die originelle sarmatische Natur kann sich in den feurig sprühenden Bewegungen dieser Gestalt keinen Augenblick verläugnen. Die großen blauen Augen rollen umher und suchen ein Ziel; das Zucken und

ſcharfe Ziehen um den ſchönen, ſtolzen Mund ſcheint jeder Annäherung zu ſpotten, und doch verräth ein wunderbar blitzender Geſichtszug, daß die Polin genial und hingegeben in der Liebe iſt, wie keine andere Frau. Und wer iſt die kleine Unſchuld, die auf jener Bank ſo tief verſchleiert daſitzt? Ein hübſches, gutes, deutſches Mädchen. Sie ſieht aus, als hätte ſie ſich an frommen Erbauungsſchriften, an den Glockentönen von Strauß, und den Stunden der Andacht, etwas ſchwindſüchtig geleſen. Den Schleier aber hat ſie heut nicht aus aſcetiſcher Frömmigkeit heruntergelaſſen. Die Badekur ſcheint eine bunte Schärfe auf ihrem nicht unintereſſanten Geſicht hervorgelockt zu haben, und daher dieſer Nonnenſchleier. Auch die Frommen dürfen ſich der Weltklugheit gar nicht ſchämen. —

Alles wäre indeß ſchon gut, und ich wollte mich mit noch einmal ſo großer Luſt unter dieſe frohbewegten Reihen mengen, wenn ich nur allein wäre. Ja, ich muß Dir nur geſtehen, Madonna, ich bin nicht allein. Es läuft mir immer Jemand nach, ein unaus-

ſtehlicher Reiſegefährte, den ich ſchlechterdings hier nicht loswerden kann. Es iſt der leibhafte und abſolute Philiſter, der ſich in Geſtalt eines Poſtſecretairs aus Wittenberg an meine Ferſen gehangen hat. Einen langweiligeren, miſerableren Menſchen ſahſt Du nie, und, denke Dir, er liebt mich. Ich bin mit ihm von Dresden hieher gefahren, und nun drängt er mir unaufhörlich ſeine Geſellſchaft auf, weil er ſich allein nicht getraut, ſich die Stadt zu beſehen. Er will überall mit mir gehen, ich ſoll überall mit ihm, denn der deutſche Philiſter iſt ängſtlich, ſobald er unter Menſchen geräth, die zwei Augen und eine Naſe haben. So iſt er wie ein Kind, und doch wieder wie ein Teufel der Langenweile, und ich könnte mich todt über ihn lachen, wenn mir nicht unheimlich würde vor der bewundernswürdigen Oede ſeiner Geſtalt. Stelle Dir einen langen, noch um zwei Kopfgrößen mich überragenden Jüngling vor, mit einem ſelbſtgefälligen Blick, einen Jüngling, der einen hellblauen Frack mit übernatürlich großen Meſſingknöpfen, dazu ein

Paar weiße, grobe Leinwandsbeinkleider von ungeheuerer Weite, die einen Faltenwurf werfen, wie ihn kein Phidias nachmeißeln würde, und auf dem Kopfe einen weißen Quäker trägt. In dieſem Aufzuge muß ich mit ihm gehn, o Heilige! und der eleganten Welt von Teplitz mich präſentiren. Und wenn er ſo mit ſeinen großen Plumpſtiefeln, die immer ſo unverſchämt unter ihm knarren, daß uns die nervenſchwachen Damen ſchon fürchterliche Blicke zugeworfen haben, wenn er ſo in dieſer fragwürdigen Erſcheinung an meiner Seite hinſchreitet, iſt mir in meiner Angſt ordentlich zu Muthe, als ginge unſer ganzes philiſterhaftes deutſches Weſen, zu einer allegoriſchen Figur ausgeknetet, in Perſon eines Wittenberger Poſtſecretairs mit mir ſpazieren. Ich fange auch ſchon an, ihn wirklich für eine Allegorie zu halten, deshalb ſchone ich ihn noch, denn ſonſt wäre, bei Gott, entweder die Bizarrerie oder die Gutmüthigkeit, daß ich ihn ertrüge, zu verdammenswürdig an mir! Dennoch ſuche ich ihm zu entwiſchen, ſo oft ich kann, und jage mich

ordentlich mit ihm umher durch Teplitz, aber der Philister muß etwas von dem weltbekannten Ueberall und Nirgends besitzen, denn wo ich nur um eine Ecke herumbiege, steht er vor mir, und wenn ich ins Concert oder Theater gehe, hat er sich schon unter der Thür an meinen Arm gehängt. Er hält mich für einen Doctor der Medizin, und glaubt vielleicht, daß ich ihn von einem alten Schaden curiren könne, an dem er zu leiden scheint, deshalb besonders mag er so anschmieglich an mich sein. Jetzt hat er sich, Gott sei es geklagt, auch im Schloßgarten plötzlich wieder zu mir gesellt. Er marschirt wacker neben mir her, schwenkt mit einer Art von lächerlicher Majestät seinen langen Oberleib, und tritt mir bei Gelegenheiten einmal mit seinen großen, stolpernden Beinen auf die Füße, wahrscheinlich um mich aufmerksam zu machen auf diese oder jene vorbeiwandelnde Schönheit. Wenigstens nehme ich es so an, weil er sich nie enschuldigt. —

Nun aber habe ich dem Philister einen rechten Streich gespielt. Mehrere hohe Personen vom Hofe sind gekommen, und es ist

ein großes Gedränge der Neugierigen und Schauenden um dieſelben entſtanden. Da habe ich den Philiſter mitten hineingeſtoßen, und bin ihm unter der Menge unvermerkt wieder entlaufen. Während er jetzt ſteht und ſich den Hof anſieht, eile ich weit weg mit freier athmendem Herzen, ich wiſche mir den Angſtſchweiß von meiner Stirn, und wandle auf leichter beflügelten Sohlen dem Ende der Allee zu, wo ich einige höchſt intereſſante Geſtalten ins Auge gefaßt habe. Es iſt — ja, Heilige! es iſt — eine ſchöne Kokette, die mir dort, am Arm zweier andern Damen, ſo merkwürdig und vor allen auffallend erſchienen iſt! Ich begebe mich, aus alter aſtronomiſcher Beobachtungsluſt, in den gefahrvollen Dunſtkreis dieſes feuerſtrahlenden Kometen.

Ich muß ſie eine Kokette nennen, aber ſie iſt die größte, die genialſte, die ich jemals ſah. Sie iſt eine bewundernswürdige Virtuoſin ihrer ſelbſt. Eine Virtuoſin ihrer ſelbſt, ſage ich, denn ſie wendet eine Kunſt und Begeiſterung daran, um ſich ſelbſt zu ſpielen, und ſie ſpielt ſo ausgezeichnet, daß man ſie bei jeder Bewegung her-

ausrufen möchte. Sich nur, wie sie geht, wie sie blickt, wie sie stillsteht, wie sie die Hand aufhebt, wie sie die gedankenleichte Gestalt davonträgt, wie sie dem lebhaften Gespräch sich bald zu- bald abwendet, bald eine Locke im Nacken zurechtdrückt, bald sinnend ein flatterndes Band durch die Finger gleiten läßt. Keine Muskel regt sich an ihr unwillkürlich, jede Miene, jede Handbewegung ist eine Rolle, die sie mit Feinheit und Grazie ausstudirt hat. Und über all' diese bewußte Absicht der Erscheinung hat die Macht des Talents doch den Zauber einer gewissen bewußtlosen Unbefangenheit ausgegossen. Sie hat die ausgerechnete Mathematik der Theile zur tönenden Musik eines Ganzen verschmolzen, und über das abgezimmerte Fächerwerk der ausgeklügelten Regel den freien Leichtsinn einer geistreichen Zerstreutheit gehaucht. So muß jeder gute Künstler seine Absichten verstecken. Und sie ist Schauspielerin und Künstlerin ihrer selbst, ich habe es gesagt, aber um die Illusion zu erhöhen, muß auch die Seele selbst mitspielen, und muß mitreden

und mitzaubern. Denn die allergrößte Verführung iſt doch eine Seele. Dies kannſt Du an ihr ſehen zu Deiner Verwunderung. Ihre Seele iſt bildende Künſtlerin geworden in ihren Gliedern, und lächelt, wie eine triumphirende Göttin, durch die irdiſche Schönheit der Geſtalt hindurch. Dem Philoſophen, welcher die Selbſtkenntniß als die höchſte Weisheit gepredigt, hätte ich es gewünſcht, dieſe Kokette zu ſehn. Die hatte es am weiteſten gebracht in dieſer Wiſſenſchaft. Sie kannte ſich ſelbſt aus dem Grunde, denn ſie wußte Alles an ſich zu gebrauchen und auftreten zu laſſen, was der Menſch, dieſe Fleiſchwerdung nach Gottes Ebenbild, Reizendes hat. Ihre Augen, ihre Blicke, ihr Umſehn, ihr Oeffnen des Mundes zum Lachen, wobei ſie mit unbeſchreiblicher Anmuth die kleinen weißen Kunſtwerke ihrer Zähne zeigt, Alles verräth die wohlangewandteſte Selbſterkenntniß, und zugleich einen mildthätigen Sinn, indem ſie Jedem der Vorübergehenden aus dem reichen Füllhorn ihres Ueberfluſſes eine Augenweide ſpendet.

Auch ich bin, mit der Ironie eines ſtummen Bettlers, ſchon mehreremal an dieſer holden Geberin vorübergegangen, und habe mir manches überraſchende Almoſen geholt. Es iſt ein Schauſpiel, ihren großen, ſicher blickenden Augen zu folgen, wie ſie von einem Gegenſtand auf den andern hinſchwärmen, keinen zu verſäumen und keinen zu beachten ſcheinen, und doch jeden anziehn. Bald ſchaut ſie freundlich lächelnd, dann, ſobald Du den Blick erwiederſt, ſieht ſie Dich finſter und befremdet an, und ergiebt ſich einer ſchönen Verwirrung. Nun ſchnell, wie ein zündender Blitz, zu einem ganz entfernten Gegenſtande hinſchweifend, läßt ſie an dieſem die Augen allmälig wieder heiter werden, und wirft dann am Ende dieſe neue Erheiterung doppelt beglückend auch auf Dich zurück. Wahrhaftig, ich liebe eine Kokette. Sie iſt Roſſiniſche Muſik, und ſteigt aus dem Champagnerſchaum des Lebens, wie Venus aus der Meeresſchäumung, in Glanzgeſtalt empor. Sie iſt eine Abart der Muſik, aber doch Muſik. Ich liebe entweder eine Frau, wie ich ſie mir

denke, wünſche, und kenne, oder ich liebe eine Kokette. Aus der ſoliden und muſikloſen Langeweile des hausbackenen Mittelſchlags ſteigt nimmer eine Anadyomene auf.

Dann ging ich weiter, und verließ dieſen Kometen, der in der That einen ganzen Schweif brennender Blicke hinter ſich herzog. Ich fürchtete, wenn ich zu lange an einem Ort verweilte, daß mich mein Philiſter doch unverſehens wieder am Rockſchoß erfaſſen würde. Ich hing mich daher an den Arm eines andern Bekannten, eines Hauptmann v. B., der mir hier unvermuthet begegnet war. Ein ſtattlicher, angenehmer Mann, den ich in Dresden in einem Klubb von Schöngeiſtigen — Gott, könnte man doch gegen dies Wort ein Vomitiv einnehmen, um es aus der deutſchen Sprache loszuwerden — kennen gelernt, und der auch unter einem andern Namen große und kleine Schriften herausgegeben hat. Er unterhielt mich lange vom Verfall der Literatur, von Mangel an Anerkennung, vom Epikureismus des Alles genießenden und Alles wieder vergeſſenden

Publikums, und dergleichen mehr, was man von jedem mittelmäßigen deutschen Schriftsteller bis zur Abgeschmacktheit hört. Ich that, als sei mir das ganz etwas Neues, als wisse ich gar nichts davon, und fragte ihn ordentlich genau aus, was man denn in der Welt munkele von dem Verfall der deutschen Literatur. Ich selbst sei ein literaturliebender Einsiedler, der orthodox an Wiedergeburt glaube, sowohl in sich selbst, als in der Seele seiner liebsten Freunde. Ich wisse wahrhaftig nicht, was man in der Welt munkele. Da gerieth er in Feuer, und erzählte mir, daß von einem seiner Werke nur zwölf Freiexemplare ins Publikum gekommen wären. Wie soll man da wirken? setzte er hinzu. Es muß an der Ursache liegen, sagte ich. Keine Wirkung ohne Ursache, keine Ursache ohne Wirkung. Uebrigens kann man in Deutschland auf zwölf Freiexemplare zwei tausend Leser rechnen.

Dann bat ich ihn um Gotteswillen, von deutscher Literatur abzubrechen. Er bot mir an, mich seiner Frau vorzustellen, die ihm

mit zwei andern Damen vorausgegangen ſei, und die er ſuche. Ich war artig genug, um auf ihre Bekanntſchaft begierig zu ſein; aber wer ſchildert meine faſt ſchreckenerregende Ueberraſchung, als er mich aufmerkſam machte, daß ſie uns eben entgegenkomme. Denn keine Andere war es, als die große und ſchöne Virtuoſin ihrer ſelbſt, deren künſtleriſche Bewegungen ich vorher ſo genau belauſcht hatte. Wir ſtanden ſtill, und es knüpfte ſich bald ohne Verlegenheit ein Geſpräch an. Sie hatte Geiſt, denn eine ächte Kokette muß auch Geiſt haben. Nur war es ſonderbar, daß ſich die Unterhaltung, nachdem die erſten zufälligen Wendungen abgethan, plötzlich wieder auf deutſche Literatur lenkte. Denn auf die Frage, wie ſie ſich in Teplitz gefalle, ſagte ſie, daß ihr hier nichts als Jean Paul gefalle, den ſie den ganzen Tag leſe und hier zuerſt vollſtändig kennen gelernt habe. Guter Gott, Jean Paul Friedrich Richter! Ich gratulirte ihr zu dieſer Badelektüre. In der That, eine Badelektüre. Sonnenſtaubbäder der Gefühle, Jean Pauliſche Schriften. Das ganze Herz

badet ſich und kann ſchwimmen lernen auf ſeinen Fluthen. Ich ſagte ihr, daß mir Bäder nie gut bekämen, und daß ich deshalb auch ſeit vielen Jahren ſchon keinen Jean Paul geleſen hätte. Mein Arzt ſei ein Liberaler, und habe mir angerathen, einmal eine Zeitlang alles Baden in den deutſchen Gefühlen einzuſtellen, um glücklicher und freier zu werden. Jean Paul bleibe darum doch ein großer Dichter, wenn ich ihn auch nicht leſe. Sie lächelte, und ſchlug ihre Augen ſo reizend zum Himmel auf, daß mir war, als ſüße auf ihrer Iris ein ſternenheller Jean Paul'ſcher Gedanke. Er ſtand ihr ſchön, dieſer Gedanke, und ich rückte mit unwillkürlicher Ehrfurcht an meinem Hut. Dann bedauerte ſie mein Herz, daß ihm die Bäder nicht gut bekämen. Ich ſagte, ich müſſe es trocken halten, das ſei mir beſſer. Da entſtehe erſt Feuersgefahr, bemerkte ſie, lautlachend. Der trockene Zunder lodere am beſten. Nun mußte ich ihr Recht geben, wenn die Feuersgefahr ſo nahe wäre, wie mir jetzt. —

O Kokette! O Jean Paul leſende Kokette!

Lebe wohl! Meine Heilige hat jetzt genug von Dir gehört. Ich fliehe Deine verlockende Iris, auf der Jean Paulſche Gedanken ſitzen! Der Jean Paul Deiner Augen, und die zwölf Freiexemplare Deines Gemahls, haben die ganze herzerweichende Melancholie der literariſchen Germania wieder in mir aufgefriſcht. Lebe wohl! Und dort, ja wahrhaftig, dort kommt auch ſchon mein Philiſter, ich erkenne ihn von weitem an ſeinem großen weißen Quäker. Er kommt, um mich wieder einzufangen, ich Unglücklicher kann mich ihm gar nicht entwinden. Er lächelt mir ſchon aus der Ferne zu, er blickt ordentlich wohlgemuth, denn er hat den Hof geſehen. Grüß Dich Gott, Du vielgetreuer Philiſter! —

Der Philiſter nahm mich in der That jetzt unter den Arm, und ſtolperte, obwohl ich mich noch ein wenig ſträubte, mit mir von dannen. Ich müßte durchaus den Hof ſehen, ſuchte er mir begreiflich zu machen. So trat ich mit ihm in den dichtgeſchaarten Kreis, welcher ſich um die höchſten Herrſchaften gebildet hatte. Der König, freundlich

und mild ausſehend, wie immer in Teplitz, hatte ſich mitten unter den Kurgäſten auf einer Bank niedergelaſſen. Neben ihm ſaßen zu beiden Seiten die vor kurzem angekommene Königin von Würtemberg, und deren erhabene Schweſter. Dieſer zunächſt ſah man die Fürſtin von Liegnitz, dieſe ſchöne, anziehende, ſonnenklare Geſtalt, die den Augen wie Himmelblau wohlthut. Und mehrere andere Sonnen und Sterne erſter und zweiter Größe ſchimmerten umher und dazwiſchen, und manches berühmte Haupt, das Welten entdeckt und Syſteme ausgebrütet, neigte und beugte ſich hier als ſchmiegſamer Trabant und Nebenplanet. Auch Alexander von Humboldt, welcher den König diesmal ins Bad begleitet, ebenſo groß als Hofmann wie als Naturforſcher, ſtand, dienſtgefällig lächelnd, in dieſem Kreiſe. Es war eine intereſſante Kour im Freien, und die Spazierengehenden bewegten ſich vor dieſer Gruppe unermüdlich auf und ab, und konnten ſich nicht ſatt ſchauen. —

Ich hielt es endlich für Zeit, zu Mittag zu eſſen, und ging mit dem Philiſter in mei-

nen Gasthof zurück. Hier hatte ich eine Zeitlang vor ihm Ruhe, weil er nicht mit an der Tabled'hôte speiste, wo er sich wahrscheinlich genirte, sondern allein auf seinem Zimmer sein Diner nach der Charte abhielt. Und jetzt, Heilige, laß Dir genügen, wenn ich Dir bloß sage, daß ich es mir vortrefflich schmecken ließ und auch in ziemlich guter Nachbarschaft saß. Die Küche wird zwar in Prag erst ausgezeichnet, wo sie sich zur Kunst erhebt, aber wer, wie ich Norddeutscher, nur ein Dilettant in der Gutschmeckerei ist, konnte auch allenfalls an diesem Diner seine Freude haben. Schenke mir nur Deinen Segen zu meiner Mahlzeit, liebe Heilige! —

Nach dem Mittagessen machte ich in langsamer Beschaulichkeit meine mille passus durch die Gassen der Stadt. Ueberall flogen glänzende Equipagen, mit Herr und Dame, oder sogenannte Gesellschaftswagen, mit einer buntgemischten Uebervölkerung an Bord, zu Lust-, Wall- und Irrfahrten an mir vorüber. Die hellstrahlende Sonne warf über alles Leben und Treiben einen festlichen Schein, und der

Himmel zeigte ein Feiertagsgesicht und lachte aus wolkenlosen Höhen. Ich schlenderte noch lange einsam umher, und fing endlich an, mich über den schönen Sonnenschein zu langweilen und melancholisch zu machen. Wer weiß nicht, daß auch der Sonnenschein melancholisch machen kann? Während eine einzige Menschenseele, die Dein gehört, unter Sturm und Ungewittern Dich heiter erhält. Die liebe Seele, die mein gehört, ist aber weit von mir entrückt, nicht bloß durch örtliche Fernen, sondern durch Lebensfernen. Nicht durch Raum, nicht durch Zeit, nicht durch Glück, sondern durch das Verhältniß. Nicht durch Sinn, nicht durch Geist, sondern durch die Form. Nicht durch das Herz, nicht durch das Auge, sondern durch die Hand. Nicht durch den Gedanken, sondern durch die Regel. Nicht durch das Verständniß, sondern durch das Bekenntniß. Nicht durch Nein, sondern durch das Ja. Nicht für die Ewigkeit, aber für das Leben. Siehst Du, Heilige, wie mich der Sonnenschein melancholisch machen kann?

Da klopfte mir plötzlich Jemand von hinten auf die Schulter. „Ueberall habe ich Sie gesucht; wo stecken Sie denn?“ wurde ich mit grober Stimme angeredet.

Das war mein Philister. Er hatte sein Opfer nur zu gut wieder gepackt. Ich aber wurde ärgerlich, daß er mich gestört, denn ich war gerade im Begriff gewesen, eine Elegie, zu der ich sonst so selten komme, in mir fertig zu dichten. Ich beschloß endlich, Rache an ihm zu nehmen, und indem ich es ihm zusagte, mit ihm spazieren zu gehen, bog ich bei der Kreuz-Kapelle, der wir uns jetzt näherten, geradewegs in den Kirchhof ein. Wie alte Frauen Sonntag Nachmittags zu ihrem Vergnügen auf den Gottesacker hinausgehn, mit Brille, Gesangbuch und einem Stück Kaffeekuchen im Pompadour, so wollte ich auch meinen Philister, mit dem ich mir gar nicht mehr anders zu helfen wußte, nach derselben Analogie hierher unter die Gräber spazieren führen. Vielleicht gelang es mir, ihn hier auf den Kirchhof abzusetzen. Er wanderte auch gutwillig mit, und ich be-

deutete ihm noch zum Ueberfluß, daß ein Kirchhof eigentlich die größte Merkwürdigkeit in der Welt sei. Daher ein Reisender, wie er, durchaus auf den Kirchhof müsse.

Er sagte kein Wort, und folgte mir mit einem sonderbaren Gesicht zwischen den grünen Schlummerstätten der Todten hindurch. Ein leiser Wind schien in den trauernden Laubgehängen Wiegenlieder zu flüstern, und durch dichte Cypressenbüsche streute die Sonne ein gedämpftes, träumerisches, grünliches Licht über die Gräber aus. Ich setzte mich auf einen kühlen Grabstein, und ließ einen Augenblick das große Gefühl der Ruhe, das hier ringsher aus gebrochenen Herzen keimte, über mich kommen. Der Philister war stehen geblieben, und las die Inschrift eines Denksteins, der mir gerade gegenüber aufgerichtet war.

Und welchen Edlen nennt die Urne, damit wir seiner Asche ein andächtiges requiescat in pace zurufen? fragte ich.

Der Philister las mit seiner lauten, trockenen Stimme den Namen: Johann Gottfried Seume, gestorben am 13. Juni 1810.

Ach, Seume! Guter, ehrlicher, deutſcher Seume! Hätte ich doch faſt dieſe Merkwürdigkeit von Teplitz vergeſſen, daß Deine irdiſchen Gebeine, gewiß recht ermüdet von Deinem großen Spaziergang nach Syrakus, hier ſich ausruhen! Und ein Zufall und ein Philiſter müſſen mich erſt darauf bringen, an Dein Grab zu wallfahrten, und Deiner zu denken. Ich kenne Dich, ich kenne Dich! Schon als Knabe, Du alte, wackere Haut, hat mir Dein Spaziergang nach Syrakus viel Vergnügen gemacht, ich bin mit Dir gewandert und mit Dir eingekehrt, habe die Schuhe mit Dir zerriſſen, und Dein Vesperbrot am Wege mit Dir getheilt. Seume, es hat mir gut, ſehr gut geſchmeckt. Und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre ich meinen Eltern davongelaufen, um gleich Dir, wie ein friſcher Handwerksburſche, mit Ränzel und Knotenſtock, nach Syrakus zu pilgern, und in jeder Kneipe, wo Du übernachtet, das Schenkmädchen zu fragen nach Seume. Du warſt ein göttlicher Kerl, am liebſten möchte ich Dich einen Bur-

ſchen nennen! Solche Burſchen, wie Du, verſteht unſer heutiges Zeitalter nicht mehr, dazu iſt es zu ſalonsmäßig dumm geworden. Du, ganz das Widerbild eines Salonsmenſchen, ich gäbe etwas darum, wenn ich Dich hätte küſſen können. O durchaus ein Menſch, wie ich ſie liebe. Und was habe ich herzlich gelacht über Deine närriſche Liebhaberei an dem langweiligen Theokrit! Aber es war recht von Dir, daß Du Deiner Laune folgteſt! Guter, guter Burſche, herzlieber Sonderling, ſpaßhafter Grillenfänger, biederer Menſchenfeind, weichherziger Timon! O durchaus ein Menſch, wie ich ſie liebe. Ein Burſche, ein Student bliebſt Du zeitlebens. Ein Kernburſche, ein Weltburſche, der immer den Wanderſtab in der Hand hat, von einer Erdenſtation auf die andere geworfen wird, nichts als vorübergehendes Wirthshauslabſal und Strohlagerruhe im Leben findet, aber überall etwas ſieht und lernt, manchen grünen Zweig ſich an die Mütze ſteckt, und mit ſtarkem Herzen und rüſtigem Pilgerſchritt immer weiter zieht, ohne Heimath und Ruhe, nur

zuweilen mit einer verſtohlenen Thräne im Auge.

Aber höre, etwas Philiſter warſt Du doch! Und es iſt ſonderbar, daß mir gerade der Philiſter Dein Grab gezeigt hat. Du warſt ein Weltburſch mit dem Weltzitgerſtab, ich laſſe Dir als Menſch große Gerechtigkeit widerfahren. Aber Alles, was Du geſchrieben und gedichtet, riecht etwas ſtark nach dem Bettelſack, den Dir das Schickſal ſchon früh auf Dei[illegible]Schulter geladen. Nimm es mir nicht übel, wer kann dafür? Du warſt ein Poet, der ſeine Begeiſterung bei Kartoffeln und einem Heringskopf abfertigte, und Dein Apoll wiegte ſich immer erſt lange auf olympiſchen Tabakswolken hin und her, ehe er in der ungeheizten Stube warm werden konnte. Dieſer uralte Bettelſack des deutſchen Literatenlebens war Dir aber beinahe zu Deiner andern Natur geworden, und Du fühltest Dich glücklich und traulich in ihm. Er war Dir ans Herz gewachſen, Du renommirteſt mit ihm, und ſchmeckteſt Dir am Ende eine Art ſpießbürgerliche Romantik heraus. Du

hättest ihn zuletzt um keinen Preis mehr vertauschen mögen mit einem ritterlichen Wams. Und was mich am meisten von Dir geärgert, ist Das, was Du über den Aufstand in Warschau von 1794 als Augenzeuge geschrieben! Du, der Du auf dem Boden in einer alten Tonne versteckt saßest, als die Polen draußen stürmten, wie konntest Du es wagen, die Nationalität dieser Revolution zu beschimpfen, und jene Polen nur als einen zusammengerotteten Haufen von Elenden in Deiner Brochüre zu schildern? Zwar standest Du in russischen Diensten, aber Du warst doch Seume, der deutsche Mann! Geh', geh', laß mich nicht daran denken! Lieber suche ich Dich nachher in der Göschenschen Druckerei in Grimma auf, wo Du als ehrsamer Corrector aus Wielands und Klopstocks Werken die Druckfehler herausstrichest. Druckfehler konntest Du besser beurtheilen, als Polen. Hier habe ich Dich wieder gern, ich sehe Dich ordentlich sitzen in Deinem Eifer, und wie ein strenger Moralist auf correcten Lebenswandel der schwarzen Lettern dringen. Nur

Dich ſelbſt konnteſt Du nicht corrigiren, und Deine alte Wanderunruhe ſtörte Dich bald wieder auf. Du ſagteſt: Ade, Herr Göſchen! nahmſt den Knotenſtock, zogeſt Dir die Schuhe an, und machteſt Dich eines Morgens auf, um nach Syrakus zu gehen. Du wollteſt bloß dahin, um einmal an Ort und Stelle Deinen Lieblingsdichter, den Theokrit, zu leſen. Lächerlicher Kerl, um den Theokrit ſich die Stiefeln zu zerreißen! Aber wenn Du nur wandern, wandern, wandern konnteſt! Dann war Dir recht; und Du verſtandeſt es vortrefflich. Dazu drückt Dich Deine große Lebenseinſamkeit nie, Du ſtarkes Beduinenherz! Schöne Frauen verführen Dich nicht, und Deine Grundſätze erlauben Dir nicht, ſie zu verführen. Nur ein Kind ſollſt Du Dir oft gewünſcht haben, das ſich in treuer Neigung an Dein vereinzeltes Daſein lehne, und ich habe gehört, daß Du einmal ausgerufen: „Ich möchte wohl von einem geſunden Bauermädchen einen Jungen haben, wenn es nicht wider meine Grundſätze wäre!“ Das nenne ich Grundſätze haben. O Mann von

Grundsätzen, Du hast Dir das Leben sauer werden lassen! Dir muß nachher recht wohl geworden sein in Deiner Gruft, wo jetzt Dein längst verfallener Staub vor mir liegt. Deine Jugend wurde Dir durch Werber gestohlen, die Dich bis nach Amerika in Kriegsdienste schleppten, und wenn Du von den Strapazen des Tages einmal ausruhtest, machtest Du Dir kein anderes Vergnügen, als in Deiner Kasematte Horaz und Virgil zu lesen, und den Theokrit. Immer und immer nur Theokrit! Seume, ich glaube, der Theokrit hat Dich ruinirt, und aus Deinem Leben diese solide Philisteridylle gemacht. Ging aber Deine Jugend verloren, so stieg auch über dem harten Mannesalter keine wärmende Sonne mehr auf. Kein Blüthenschauer, kein Liebesstern, kein unverhoffter Segen, kein Geld und kein Glück, kein Reichthum und keine Fülle, kein Schimmern und kein Strahlen. Viel trocknes Brot, viel kalte Küche, und viel Theokrit. Deine ganze Bescheerung. Nur das Wandern hattest Du noch, durch Stadt und Land, das Wandern und die Luft

an der freien Luft, das konnte Dir Keiner nehmen. Großer Spaziergänger, ich scheide doch mit Liebe und Achtung von Deinem Hügel. Schlummere sanft fort, Du hast viel gepilgert. Und wenn ich Dir keine bessere Standrede gehalten, so schreibe die Schuld dem Philister zu, der dort vor mir steht, und mich durch seine Nähe verstimmt hat. — —

Hiermit sprang ich auf, und entfernte mich mit eiligen Schritten von dem Kirchhof. Der Philister, der sich meine letzte Anspielung wenig zu Herzen zu nehmen schien, wieder hinter mir drein. So gelangten wir, nachdem ich mich noch eine Zeitlang auf zwecklosen Kreuz- und Querzügen mit ihm umhergetummelt, endlich ins Theater, wo ein zusammengerührtes Quodlibet von Ballet, Oper und dramatischem Ennui gegeben wurde. Ein sogenanntes Mixtum Compositum, das dem liederlich zerstreuten Theatersinn, der auf nichts Ganzes mehr zusammengehalten werden kann, am angenehmsten und natürlichsten entspricht.

Es war sehr leer in dem kleinen Haus,

der eigentliche Flor der schönen Welt fehlte. Ehe der Vorhang aufgezogen wurde, sah ich mir den neben mir sitzenden Philister noch einmal recht genau an, ob er auch wirklich ein Mensch sei. Ich fragte ihn, warum er denn eigentlich reise, da das Reisen doch so viele Beschwerlichkeiten mit sich bringe. Er antwortete mir, er gedächte zu heirathen. Da wolle er sich vorher noch einmal die Welt ansehn. Das fand ich allerliebst, und mußte so laut darüber lachen, daß sich das ganze Parterre nach uns umsah. O Welt! Welt! Welche Magie muß in dem Begriffe Welt liegen, welcher hinreißende bachische Taumel muß von dem Begriffe Welt ausgehen, daß selbst ein Philister, ehe er heirathet und das Haus hinter sich zumacht, sich noch einmal die Welt ansehen will!

Jetzt hob die Vorstellung an. Schauspieler, wie Schauspielerinnen, eine aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengeraffte Truppe, sprachen und handelten gleich erbarmungswürdig und verstandlos. Man gab auch wenig Acht auf sie, und die Theil-

nahme des Publikums begann sich erst zu regen, als die beiden anmuthigen Schwestern Amiot auftraten, um ein ländliches Pas de Deux zu tanzen. Schöne, saftvolle, sinnliche Gestalten, ein gaukelndes, glühendes Leben in den runden Wellen der Glieder! In diesem Augenblick wurde auch der König auf seinem Platze gesehen. Er war eben ins Theater getreten, und mit ihm Alexander von Humboldt, der zu seiner Seite Platz nahm. Die beiden reizenden Sylphiden verdoppelten nur ihren Eifer, und wie blumentrunkene Libellen hoben sich die schlanken Beine und Füße auf und nieder, und schienen sich in ihrem süßen Rausch oft ganz zu vergessen. Ein weites Feld für den Naturforscher eröffnete sich, und wenn auch hier für einen Humboldt nicht gerade ein Chimborasso zu ersteigen war, so gab es doch noch immer Anlaß genug, daß ein großer Naturgelehrter sich hier an Höhenbestimmungen, Längenmessungen und dergleichen, versuchen konnte. Denn immer höher und höher flogen die trunkenen Libellen, in das feurige Spiel der Bewegungen fliessen

tausend verborgene Reize über, die Erdenhülle verstob fast vor dem entzückten Auge, man sah die hellen Geister transparent, man war erstaunt, außer sich, man klatschte, und machte dem gepreßten Busen Luft in einem enthusiastischen Bravo. Die Mädchen hatten in der That außerordentlich getanzt, sie hatten bewiesen, daß der menschliche Körper ein Zauberer, alle Glieder Liebesgötter sein können, und ich erfuhr, daß ihnen der König nachher seinen besonderen Beifall darüber zu erkennen gegeben! —

Hier laß mich abbrechen, Heilige! Ich will mich jetzt von der Seite des Philisters fortschleichen, und noch vor Schluß der Vorstellung in den Gasthof zurückkehren, um meine Sachen einzupacken. Der Philister darf nicht wissen, daß ich morgen mit dem Frühesten nach Prag reise, weil er mit mir wollte. Von Allem aber, was mir sonst noch in Teplitz begegnet, und von einem glänzenden Ball, den der Fürst Clari noch in derselben Nacht gegeben, und dem ich zugesehen, wirst Du in meiner großen Reisebeschreibung,

die ich künftig einmal drucken laſſen werde, etwas erfahren. Bis dahin gedulde Dich, Du liebes heiliges Madonnengeſicht! Liebe Weltheilige, bete auch recht fleißig für mich, denn mir ahnt, daß ich noch in große Anfechtungen gerathen werde! Und wo bleibt Deine Selbſtbiographie? — —

Dank! Dank! Als ich nach Hauſe kam, fand ich Dein zierliches Couvert, und darin die Blätter von Deiner Hand. Ja, ja, Du biſt eine große Heilige mit Deiner weltlichen Seele. Habe ich Dir nicht geſagt, daß Alles, was eine Geſchichte hat, Gott angehört? Und Dein Leben hat ſeine tiefbedeutende Geſchichte. Jede Sylbe darin ein heißer, rother Tropfe Blut aus geöffnetem Herzen. Jedes Wort eine ſchneidende Wahrheit des Daſeins. Den heimlichſten Athemzug Deiner Seele habe ich darin behorcht, und viel gelernt und viel genoſſen. Du haſt etwas erlebt in der Welt, Du biſt eine Heilige! Gott grüße Dich, Du weltliche Seele! Dank! Dank! — — —

Bekenntniſſe einer weltlichen Seele.

So wenig hat wohl nie ein Kind von ſich ſelbſt gewußt, als ich bis in mein neuntes Jahr. Frühere Erinnerungen ſind mir faſt gar nicht übrig geblieben, und nur eines einzigen beſtimmten Gefühls erinnere ich mich ſehr deutlich. Dies war, daß mich Vater und Mutter gar nicht liebten, und mir nie ein Vergnügen machten. Und noch eine Aeußerung iſt mir im Gedächtniß geblieben, denn welches Mädchen würde ſo etwas nicht behalten? Nämlich, daß einſt der Pfarrer unſeres Orts ſagte, er habe noch nie ein Kind ſo hübſch lachen geſehn, wie mich. Es iſt ſeltſam, daß manches Wort, das wir als Kind in der ungewiſſen Dämmerung unſerer Sinne nur wie aus weiter Ferne über uns hören, wie ein Blitz in uns einſchlägt, und,

ich glaube, noch auf dem Sterbebette uns wieder einfallen kann. Diese Aeußerung, daß ich hübsch lachen konnte, habe ich nie vergessen. Ich muß also doch schon auf meine eigene Hand viel gelacht haben, ungeachtet mir meine harten Eltern nie Vergnügen machten. Aber der freundliche Pfarrherr schenkte mir auch ein Rothkehlchen, das ich sehr lieb hatte, mit dem ich viel sprach und mich freute. Es durfte auch nicht oft aus der Stube gehen, sowie ich, und mußte sich in seinen jungen Tagen damit abgeben, Fliegen zu fangen, sowie ich Sorgen. Ich half ihm redlich Fliegen fangen, und es half mir seinerseits, durch seine possirlichen Sprünge, über die ich herzlich lachen mußte, mir die Sorgen zu verscheuchen. Nur die Dummheit konnte ich ihm nie vergeben, daß er sich die Flügel hatte stutzen lassen, und wenn ich ihn mir auf die Hand stellte, und ihn vor mir aufrichtete, setzte ich ihn ordentlich deshalb zur Rede. Hätte ich Flügel, dachte ich, nie sollten sie mir die stutzen. Ich flöge gerade mitten ins Leben hinein, über alle die finstern

böhmischen Berge hinweg, hinter denen ich geboren bin. Aber das Rothkehlchen wetzte sich den Schnabel, und schien sich mit seinen grellen närrischen Augen über mich lustig zu machen.

Ich hatte, ich weiß nicht mehr wo, etwas vom Leben gehört oder in meiner Bilderfibel gelesen, denn ich konnte schon lesen. Ich stellte mir unter diesem räthselhaften Worte etwas vor, das weder in meinem böhmischen Dorfe zu Hause ist, noch von dem Vater oder Mutter eine Ahnung hätten. Etwas ganz außerordentlich Liebreiches und Angenehmes, das hinter den Bergen zu haben wäre. Nie ging ich ins Bett, ohne beim Abendgebet daran zu denken, und jedesmal bat ich den lieben Gott von ganzem Herzen um Leben. So that ich in meinem thörichten Sinn auch beim Morgengebet. Mein Vater durfte nichts davon wissen, weil er mich sonst geschlagen hätte. Freilich wußte ich auch selbst nicht, um was ich bat, aber es war mir doch unbeschreiblich süß, immer auf ein so ahnungsvolles Wort meine Hoffnung zu

ſetzen. Es war wie eine geheime Liebſchaft, welche die Kinderſeele mit der Zukunft führte, und oft jauchzte es in mir auf, wenn ich mir lebhaft vorſtellte, was Alles hinter den Bergen ſein müſſe. Entweder hinter dem großen Milleſchauer oder dem ernſten Erzgebirge dachte ich mir das Leben verborgen. Ich ſtand oft ſtundenlang, und wartete ab, bis die Sonnenſcheibe hinter dieſen Bergzipfeln unterſank.

So ſtand ich auch einſtmals am Fenſter, als ich plötzlich hinter mir die Worte hörte, daß ich nach Dresden ſolle. Ich ſah mich erſchrocken um, und die Thränen ſtürzten mir vor Ueberraſchung aus den Augen. Der Vater hatte einen Brief in der Hand, und die Mutter ſah ihm, mit lang vorgeſtrecktem Hals, leſend über die Schulter. Endlich erfuhr ich, daß eine reiche Tante in Dresden mich als ihr Kind anzunehmen wünſche, und daß ſich nichts Vortheilhafteres für mein Glück finden laſſen könne. Ich hörte zum erſten Mal etwas von Dresden, und fragte, indem alle Sehnſucht in mir losbrach, ob es hinter dem

Milleschauer liege, wo auch das Leben sei? Dann wolle ich mit Freuden hingehn. Ich wurde über meinen Vorwitz ausgescholten, und nur die Mutter, die etwas milder war, lächelte, und nahm mich auf den Schooß, und machte mir die Zöpfchen zurecht, damit ich hübsch aussähe, wann ich nach Dresden käme. Der Vater ging aus dem Zimmer, um seine Schulstunden abzuhalten, und sagte kein Wort. Ich ließ mir doch im Stillen die Hoffnung nicht nehmen, daß ich in Dresden das Leben finden würde.

In dieser Hoffnung sah ich vergnügt zu, wie meine wenigen Sachen eingepackt wurden. Nur der Abschied von meinem Rothkehlchen, das ich nicht mitnehmen durfte, war mir schwer, und ich weinte bittere Thränen. Es betrug sich aber so unempfindlich bei unserer Trennung, daß ich es endlich laufen ließ, und noch in der Thür zu ihm sagte: fange Du nur Deine Fliegen; ich will von jetzt an keine Sorgen mehr fangen, denn ich gehe nach Dresden ins Leben! Dann kam der Vater mit seinem langen Rohrstock aus

der Schule, und ich mußte zu ihm Adieu sagen. Er hob mich mit beiden Armen, ohne sich zu bücken, in einer steifen Stellung zu sich empor, betrachtete mich mit hintenübergebeugtem Kopf eine Zeitlang ernsthaft, küßte mich einmal auf die Stirn und stellte mich wieder herunter an den Boden. Darauf schenkte er mir ein Amulet, segnete mich, und befahl mir, von dem strengen katholischen Glauben nie einen Finger breit zu weichen. Ich verstand ihn nicht, und versprach, daß ich in Dresden Alles thun wolle. Die Mutter fiel mir um den Hals, und schluchzte, und sagte, daß sie mich noch einmal als große Dame wiedersehen würde. Sie starb einige Jahre darauf.

Indem ich in den Wagen gesetzt wurde, nahm ich mir in meinen geheimen Gedanken vor, den ganzen Schatz meiner Liebe, den ich bisher an das Rothkehlchen verschleudert, nun auf die hellblinkende Zukunft, der ich entgegenging, zu übertragen. Ein rieselnder Schauer durchlief mich, indem ich mich in die unbestimmte Ferne hineinzuträumen suchte,

und die Haare sträubten sich mir ordentlich vor geheimnißvoller Erwartung empor. Noch heut ist mir dieses seltsame Gefühl in aller seiner Lebhaftigkeit gegenwärtig. Da fing der Wagen an fortzurollen, ich sah die Eltern noch einmal am Fenster stehen, und jetzt überfiel mich plötzlich eine früher nie gekannte, starke Empfindung für ihre Gestalten. Ich streckte die Hände nach ihnen aus, ich begann zu weinen, ich rief Vater und Mutter, und der liebe Klang dieser Namen fiel zum ersten Mal mit einer süßen Beklemmung auf mein Herz. Aber der Wagen rollte immer weiter, ich war allein in die Welt hinausgeschickt.

Nur eine alte Frau saß neben mir, in einer großen, schwarzen Enveloppe, die von der Tante abgesandt worden war, um mich zu geleiten. Nachdem wir einen halben Tag gefahren waren, wurde es wunderschönes Wetter, und ich wußte mich nun vor Lustigkeit gar nicht zu lassen. Der Sonnenschein lachte mich an, die grünen Thäler breiteten sich meinen Träumen wie ein hoffnungsfarbener Teppich unter, die Häupter der Berge waren

plötzlich freundlicher und mannigfaltiger geworden, als in unserm Böhmen, und ein schöner, heller Strom begegnete uns oft, den wir bald durchschneiden, bald zur Seite liegen lassen mußten. Dann ging es eine steile Anhöhe hinauf, die man den Nollendorfer Berg nannte. Hier wurde einen Augenblick Halt gemacht, und ich mußte von hier aus die Augen noch einmal zurückwenden auf Böhmen, das wie ein gesegnetes Wunderland, mit unzähligen in das Himmelblau verfließenden Bergspitzen, vor unsern Blicken ausgebreitet lag. Es verfloß Alles vor meinen Augen, so rührte mich diese Aussicht, die ich mit meiner noch unentwickelten Vorstellungskraft natürlich nur wie ein unklares Mährchen mit Herzensschauern aufnehmen konnte. Endlich schlief ich, von aller der Aufregung ermüdet, ein, und erwachte nicht eher, als bis ich gegen Abend den Wagen über das Straßenpflaster rasseln hörte. Da hieß es, daß wir in Dresden angelangt wären, und ich war Kind genug, mir vor Freuden in die Hände zu klatschen.

Die Tante saß auf dem Sopha, eine

kleine, sehr starkbeleibte Frau, mit freundlichen, blitzenden Augen. Sie wußte mich gleich durch ihren überaus zärtlichen Empfang für sich einzunehmen, obwohl ich mir eigentlich gestehen mußte, daß ich mich vor ihren freundlichen Augen fürchtete. Es fiel mir unsere Katze dabei ein, wenn sie mir liebkoste, und ich dann nachher mit einer blutigen Hand fortschlich. Aber ich verfolgte diesen Gedanken nicht weiter. Es wurden mir gleich am andern Morgen schönere Kleider angezogen, als ich bisher weder getragen, noch überhaupt gesehen, und ich schlug die Hände über den Kopf zusammen, als ich ans Fenster trat und auf die Straße hinunterschaute. Wir wohnten in einem schönen großen Hause in der Schloßgasse, und konnten noch den schräg gegenüberliegenden Altmarkt mit seinem bunten, heitern Treiben aus unsern Fenstern übersehen. Diesen ganzen Tag war ich fast gar nicht vom Fenster fortzubringen, und wollte auch nichts essen. Ich sah mir nur immer die hübschen, geputzten Leute an, die stattlichen Herren und die zier-

lichen Damen, die Equipagen und Reiter, die Soldaten mit schallenden Trommeln und Pfeifen, die Ausrufer, die Karrenschieber, die Käufer und Verkäufer, die da unten alle, wie es schien, bloß zu ihrem Vergnügen vorüberspazierten. Und wir selbst wohnten in herrlichen, mit Tapeten, Seide und Purpurstoffen ausgeschmückten Zimmern. So hatte ich mir auf meinem böhmischen Dorfe das Leben nicht gedacht. Es war Alles reicher, wie ich es mir vorgestellt, und doch wieder auch um Vieles ärmer; aber Das, was fehlte, wußte ich noch gar nicht zu nennen, es war wie in mir selbst verhüllt und eingewickelt. Ich lief zur Tante hin, und hätte ihr gern gesagt, wie mir Alles gefiele, und doch etwas fehle. Aber sie saß in einer Ecke des Kanapees, und las in einem schön eingebundenen Buche, das einen goldenen Schnitt hatte. Ich getraute mir nicht, sie zu fragen, doch fiel mir in meiner Thorheit ein, ob vielleicht in dem schönen Buch stehen möchte, was mir da draußen fehle. Es waren lauter Gedichte gewesen, in denen sie gelesen hatte, wie ich

nachher bei Tische auf mein naseweises Andringen von ihr erfuhr. Bei Tische fiel mir sonst noch auf, daß nicht gebetet wurde, und ich von selbst wollte nicht anfangen. Auch schlug die Tante nie ein Kreuz, und als ich ihr mein Amulet zeigte, lachte sie mich dermaßen aus, daß ich es vor Unwillen unter die alten, von Hause mitgebrachten Kleider warf, die ich hier hatte ablegen müssen.

Seit dieser Zeit aber hatte ich eine große Sehnsucht nach schönen Büchern, und ich folgte mit Lust und Liebe, als ich nun fleißig zum Lernen angehalten wurde. Ich führte jetzt ein beneidenswerthes Leben, und war über die Maßen glücklich. Meine Lehrer kamen und gingen, ich erfuhr viel Neues, wurde in allen Dingen unterrichtet, und erfreute mich besonders an meinen ersten Versuchen in der Musik, die mir zur Zufriedenheit Aller gelangen. So gingen die Tage wie stiller, sinniger Wellenschlag vorüber, und Abends war es mir leid, wenn ich mich zu Bette legen mußte, so sehr gefiel mir Alles, was ich that und trieb. Ich hatte mein eigenes,

kleines Zimmer, in dem ich mir Jedes einrichten und ſtellen durfte, wie ich es wollte, und ſo konnte ich zugleich an meiner Umgebung den Haushaltungstrieb befriedigen, der ein Mädchen ſo gern beſchäftigt. Ich ſchmückte mir mein Fenſter mit Blumentöpfen, die ich nach einer gewiſſen Ordnung gruppirte, und meine Wände mit Bildern, welche ich geſchenkt bekam. Vor meiner kleinen Ottomane ſtand immer ein rundes Tiſchchen, auf dem Bücher aufgeſchlagen lagen, und zwar waren es jedesmal Gedichte aus der Bibliothek der Tante, welche ich ſo zur Schau legte. Ich hatte große Ehrfurcht vor Gedichten, und wenn mich ſo zuweilen das Nachdenken beſchlich, glaubte ich in meiner Einfalt, daß meine Erziehung, von der ich immer die Lehrer ſprechen hörte, dann beendigt wäre, wann ich die Gedichte alle würde verſtehen können. Auch fiel mir, als ich einmal in der Abenddämmerung auf dem Sopha ſaß, der Gedanke ein, daß ich, obwohl nun ſchon faſt zwölf Jahr geworden, doch bis jetzt noch gar nicht recht gewußt habe, was Leben ſei? Jetzt

weiß ich es, ſetzte ich in meiner kindiſchen Zuverſicht hinzu, und legte den Finger altklug an die Naſe. Das Leben iſt Lernen, und wenn man ausgelernt hat, wird das Leben Genießen. Ich freute mich, daß mir das eingefallen war, und legte den Kopf träumend hintenüber, und geheime, lockende, dunkel reizende Bilder von einer Zeit, wo das Leben aus Genuß beſtehen würde, zogen mit einer unverſtandenen Ahnung durch meine Seele. Als ich aus dieſen Träumereien erwachte, war es Nacht um mich geworden, aber ich empfand mein Blut in einer ſtürmiſchen Wallung, die Wangen waren mir von Röthe und Hitze wie überglüht, der Kopf ſchmerzte mich, das Herz klopfte in pochenden Schlägen, und eine halb ſüße, halb drückende Beklemmung ſchien ſich wie ein unbefriedigtes Verlangen über meine ganze Bruſt gelegt zu haben. Ich fing an zu weinen, und lächelte gleich wieder darauf. Schon ſeit einiger Zeit war ich manche Veränderungen an mir gewahr geworden, die mich bald befremdeten, bald erfreuten. Ich wurde größer,

und unter dem Kinderkleide hob ſich wie ein Drang junger Knospen mein Buſen. In den Muſikſtunden mußte ich plötzlich Altſtimme ſingen.

Die Tante bekümmerte ſich ſonſt wenig um mich. Sie ſah viele Geſellſchaft bei ſich, von der ich jedoch noch entfernt blieb, und nur Gelächter und Geräuſch derſelben, Klingen der Gläſer und Klappern der Taſſen, tönte zuweilen in mein verborgenes Stübchen herüber. Etwas muß ich jedoch jetzt erwähnen, von dem ich eigentlich ſchon früher hätte ſprechen ſollen, wenn es nicht meiner Zunge ſchwer würde, hier die zögernden Laute zuſammenzufügen. Schon ſeit meinem erſten Eintritt in dies Haus hatte ich öfter einen ſchönen, vornehmen Mann geſehen, der von Zeit zu Zeit die Tante beſuchte, und mir, dem Kinde, dann jedesmal eine beſondere Aufmerkſamkeit widmete. Gleich am andern Tag nach meiner Ankunft aus Böhmen war er gekommen, um ſich nach mir zu erkundigen, als ſchiene er um mein ganzes Schickſal gewußt zu haben, und die Tante

hatte mich ihm, nachdem ich geputzt und geschmückt worden war, mit einer Art von triumphirendem Wohlgefallen gezeigt. Er küßte mich immer, und zwar so lange, daß ich es nicht leiden konnte, und mich mit Unwillen und Fußstampfen ihm entriß, denn ich konnte sehr heftig werden. Auch brachte er mir jedesmal kostbare Geschenke aller Art, die ich hastig nahm, weil ich nach solchen Dingen ein großes Gelüst hatte. Ehe ich es dachte, kam er jetzt, und ich erschrak immer vor ihm. Wenn ich fortgehen wollte, begegnete er mir auf der Treppe, und ich mußte wieder mit ihm hinauf; wenn ich zur Tante ins Vorderzimmer ging, um zum Fenster hinauszusehen, (denn mein Stübchen ging nach hinten,) war er unversehens auch da, und ich mußte mich ihm auf den Schooß setzen, so sehr ich mich sträubte. Die Tante ließ Alles geschehen, und schalt mich nachher derb aus, wenn ich gegen den Herrn Grafen — denn so wurde er von ihr genannt — nicht recht freundlich und schmeichlerisch gewesen war. Oft kam er auch auf mein Zim-

mer, wann ich unterrichtet wurde, und hörte aufmerksam zu, und gab den Lehrern manche Winke über Das, was sie mit mir vornehmen sollten. Dies war das Einzige, was mir an ihm gefiel, obwohl es mir auch räthselhaft däuchte. Aber es schien ihm viel daran gelegen zu sein, daß ich die feinste und sorgfältigste Ausbildung erhielte, ich sah nicht ein warum? Er war ein großer hochgewachsener Mann in den mittlern Jahren, mit immer lächelnden Gesichtszügen, etwas verzogenen Mundwinkeln, blassen Wangen, und einem funkelnden Ordensstern auf dem Rock. Ich mochte ihn nicht leiden, und als Grund dazu wußte ich noch kaum etwas Anderes, als das Gefühl, daß er mir meine unbefangene Kinderfreiheit beschränkte.

Außerdem war noch in der letzten Zeit ein junger Theologe, Namens Mellenberg, in unser Haus gezogen, dem die Leitung meines Unterrichts anvertraut wurde. Er war häßlich, finster, einsylbig, und bekümmerte sich um nichts als seine Bücher, weshalb auch der Graf ein unbedingtes Vertrauen in

ihm zu ſetzen ſchien. Sein düſteres, in ſich verſunkenes Weſen hatte dennoch etwas ſehr Anziehendes für mich, und da er ſich zugleich große Mühe mit mir gab, ſo lernte ich bei ihm viel und in wenigen Stunden mehr als bei allen frühern Lehrern. Er war Proteſtant, und belehrte mich zuerſt über die Verſchiedenheit beider Glaubensformen, die mir augenblicklich ſehr überzeugend einleuchtete. Dieſe Ueberzeugung, die ich gewann, eröffnete mir zugleich einen freieren Blick über die Weltgeſchichte und deren Fortſchritte, da ihr bis dahin, wie jedem Mädchen, alles hiſtoriſche Intereſſe ziemlich fremd geblieben war. Doch ſchärfte mir Mellenberg ein, daß ich unſere Unterredungen über dieſe Gegenſtände geheim halten müſſe, da er nur den Auftrag habe, die neueren Sprachen mit mir zu treiben. Dies gab dem Verhältniß zu ihm in meiner Vorſtellung einen noch größeren Reiz, da nun etwas Geheimes zwiſchen uns obwaltete, in dem und durch das wir uns verſtanden. Ich wurde aus ganzem Herzen Proteſtantin, fühlte mich klar, friſch und

gesund dabei, und wenn ich an den lieben Gott dachte, geschah es mit einem lebensfrohen Muth, wie niemals. Um so schmerzhafter drückte es mich, daß ich nächstens, wie mir die Tante angekündigt hatte, durch den Bischof eingesegnet werden sollte auf den katholischen Glauben. Denn obgleich die Tante, wie ich wohl gemerkt hatte, gar keine Religion besaß, so ging sie doch alle Sonntage um 11 Uhr nach der Schloßkirche in die Messe. Mit lautem Weinen klagte ich dies meinem protestantischen Candidaten. Er aber wehrte meine Arme, die ich in der Leidenschaft des Schmerzes um seinen Hals schlingen wollte, langsam und erröthend von sich ab, und verwies mich an die Macht Gottes, die Alles zum Besten lenke. Mich verdroß seine Kälte, da ich geglaubt hatte, in einem innigeren Verhältniß mit ihm zu stehn, und obwohl ich ihm nicht gram werden konnte, nahm ich mir doch vor, ihm nächstens etwas zum Tort zu thun. Ich bewies mich nämlich jetzt dem Grafen, der immer öfter und öfter kam, freundlicher und anhänglicher als je,

ungeachtet daß ſein Benehmen gegen mich von Tag zu Tag ſeltſamer und auffallender wurde, und meinte damit den guten Mellenberg zu kränken, während ich doch ſelbſt nur davon litt, und heimlich manche Nacht durchweinte.

Jetzt trat plötzlich eine Wendung in meinen Anſichten und Schickſalen ein, die, wie ich bei allen Begegniſſen des Lebens bemerkt habe, gleichſam mit dem Hauch einer einzigen Stunde, welche die entſcheidende iſt, herbeigeweht zu kommen ſchien. Ich war vierzehn Jahre alt geworden, und ſah ſchon wie ein völlig aufgeblühtes Mädchen aus, denn das heißere Wachsthum meiner Seele und meiner Sinne mochte auch mein Aeußeres früher gezeitigt und in die Fülle der Geſtalt hervorgetrieben haben. Der Graf, mich mit einem ganz beſonderen Blick betrachtend, vor dem ich blutroth wurde, hatte mir an dieſem Tage ein wunderſchönes Kleid geſchenkt, und mir dabei viele Schmeicheleien geſagt, daß ich meinen Ohren kaum traute. Es war mir in der letzten Zeit nur zu klar geworden, daß

ich ganz auf ſeine Koſten gepflegt und gebildet wurde, denn die Tante, gegen deren Lebensweiſe mich bei näherer Beobachtung ein immer widerwilligeres Mistrauen beſchlich, beſaß kein eigenes Vermögen, wie ich bald erfuhr. Zuweilen war es mir in meinen Gedanken, als wenn ich in einen entſetzlichen Abgrund hinunterſpringen müßte, vor deſſen bodenloſer Tiefe und Schwärze mir jeder Nerv bis in den Tod erbebte, aber an dieſem meinem Geburtstage erfaßte mich auf Einmal ein ungeheuerer Leichtſinn in meinem innerſten Herzen, es war ein Moment, ich wußte nicht, wie mir geſchah, und mein ganzes Denken flog plötzlich, wie von roſigen Sommerwolken fortgetragen, in eine an endloſen Freuden, Blüthen, Farben und Tönen reiche Ferne hinaus. Als der Graf fortgegangen war, lachte und ſang ich, und beeilte mich, das neue, aus den koſtbarſten Stoffen gewählte Kleid, das mir außerordentlich gefiel, anzulegen. Die Tante war mir dabei behülflich, und ſagte zugleich, daß es nun, da ich ſo ſchön und groß geworden, Zeit ſei,

mich in die Welt einzuführen, wie sie sich ausdrückte. Ich horchte auf, wie nach einem seltsamen, goldenen Klang, der mir in die Seele ziehen wollte, und stellte mich dann vor den Spiegel, aus dem mir meine ganze geschmückte Gestalt in blendender Ueberraschung entgegenstrahlte. Dieser Blick in den Spiegel traf mich wie ein verwirrender Zauber. Es war mir, als besänne ich mich jetzt auf mich selbst, daß ich bisher eigentlich noch gar nicht gelebt hätte. Ich seufzte, und der Spiegel überthaute sich von dem Hauch meines Mundes. Da schienen, indem ich noch träumend stand, aus der überzogenen Fläche des Glases holde Genien, verlockende Gestalten, zu mir herauszusteigen, sie hatten die Hände voll bunter Blumen und die Augen voll lockender Gefühle, sie steckten mir eine große, volle, rothe Rose zwischen die schlagende Brust. Zusammenfahrend, wischte ich schnell den Spiegel wieder ab, und lachte laut, als ich keine Geister, sondern nur den Glanz meiner Jugend darin sah. Dieser Augenblick aber war das für mich, was für die Gespenster-

mährchen die Mitternachtſtunde iſt. Sie müſſen dieſen Moment abwarten, ehe der Zauber in ihnen wirkſam werden kann. Und ſo war es, als hätte ich gerade an dieſem Tage und in dieſem Augenblick in den Spiegel ſehen müſſen, um ſeitdem plötzlich andern Sinnes zu werden. Der Spiegel, der jetzt mein Freund wurde, war der Magier geweſen, der mich verzaubert hatte.

Von nun an zeigte ſich die Tante öfter mit mir auf Spaziergängen, in Geſellſchaften und im Theater, auf Bällen, Concerten und bei andern öffentlichen Gelegenheiten. Es wurde, wie es ſchien, Alles hervorgeſucht, um mir Vergnügen zu machen, und meine Sinne in einen beſtändigen Taumel zu wiegen. Von Vergnügen hatte ich ja ſchon immer geträumt, und danach mit Herzklopfen verlangt, und nun konnte ich den ganzen Flitter von dem vollen Goldſtrom der Welt wegſchöpfen, wie und wo ich nur wollte. Kein Wunſch blieb mir verſagt, jeder Gegenſtand, den ich gern hätte erhaſchen mögen, war auch ſchon mein, und ich war unerſah-

ren und zugleich leidenschaftlich genug, um mich sogar an Alltäglichkeiten zu berauschen. Jede Promenade im Mittagssonnenschein, auf der ich den Vorübergehenden auffiel, war mir ein festliches Ereigniß, und ich konnte nachher vor Freuden ordentlich in der Stube herumhüpfen. Nur dämpfte es einigermaßen mein aufjauchzendes Temperament, wenn ich einmal zufällig daran dachte, daß ich diese neue feiertägige Luft, die ich am Leben kennen gelernt hatte, dem Grafen verdanken sollte. Dann war ich einige Tage traurig und von trüben Ahnungen geplagt, bis er mich durch ein neues Geschenk wieder heiter machte. Seinen Liebkosungen hatte ich mich übrigens noch immer standhaft widersetzt, und mit einer Entschlossenheit, vor der ich nachher selbst erschrak, denn was mein Gefühl zuletzt am meisten gegen ihn empört hatte, war die Bemerkung, daß er sich nie öffentlich mit uns zeigte, sondern uns nur immer ganz im Geheimen zu besuchen schien. Dagegen hatte die Tante mit mehreren Familien Umgang, zu denen ich geführt wurde, und wo es Feste,

Landpartieen, Kränzchen und Tanzgeſellſchaften in Ueberfluß gab. Ich tanzte außerordentlich gern, und war immer auf dem Platze und die geſuchteſte Tänzerin. Der Tanz kam mir wie eine feſtliche Dithyrambe zu Ehren einer Göttin vor. Sonſt gefielen mir alle dieſe Menſchen nicht, mit denen mich die Tante in Berührung brachte. Sie erſchienen mir einfältig, ungebildet, ſeelenlos, unſittlich und doch ohne Leidenſchaft, verworfen und doch ohne Verzweiflung, leichtſinnig und doch ohne Genialität, trübſeelig und doch ohne Melancholie, mithin ohne jedes menſchliche Intereſſe. Ich ſchauderte zuweilen unwillkürlich vor dieſem Blick in die Menſchenverhältniſſe, aber dennoch ließ ich mich nicht nüchtern machen aus meiner ſelbſtvergeſſenen Trunkenheit, die mich wie ein raſcher Wirbeltanz von einer Stelle zur andern bewegte. Und die Tante ſagte in ihrer allerliebſten fetten Naivetät, das ſeien die Freuden der großen Welt, wenn wir ſpät um Mitternacht aus einem Pickenick von reichen Kaufmannsſöhnen und jungen heirathsluſtigen Offiziers- und Beamtentöch-

tern nach Hause kehrten. Dann warf ich mich erschöpft und seufzend in einen Stuhl, und betrachtete mir beim Auskleiden noch einmal meinen schimmernden Putz, und ließ mein Geschmeide und meine Juwelen durch die Finger gleiten. Ich betete nicht mehr zu Gott, den ich als kleines böhmisches Mädchen so heiß um Leben angerufen hatte. Also statt des Lebens hatte ich jetzt die große Welt, wie es die Tante genannt, gefunden. Welt, Welt, große Welt, ist das Leben? Doch ich dachte jetzt über nichts genau, und flatterte nur, mochte es Welt oder Leben sein, das ich mit meinen flüchtigen Sohlen berührte. Auch konnte ich um diese Zeit fast den ganzen Rossini vom Blatte singen.

Ich muß doch auch wieder ein Wort von Mellenberg sagen. Obwohl ich fast keinen Unterricht mehr bei ihm nahm, blieb er doch immer noch in unserm Hause, da er sehr arm war und die Tante ihm wenigstens die freie Wohnung gelassen hatte. Er schien mir, seitdem ich mich so in diese glänzenden Zerstreuungen gestürzt hatte, heimlich zu zürnen, und doch

war es anfänglich von mir nur aus Trotz geſchehen, weil ich mich in meiner Zuneigung zu ihm — der erſten wahrhaften, die ſeit der Trennung von meinem Rothkehlchen in mein Herz gekommen war — geirrt zu haben glaubte. Ach wo war Rothkehlchen, wo war Böhmen, wo waren die abendrothen Gipfel des großen Milleſchauers? Dennoch ſchien es mir auch wieder, als thäte ich Mellenberg Unrecht, wenn ich ihm eine von Büchern und Wiſſen erkältete Seele zuſchrieb. Obgleich er mich vermied und ich ihn, ſo betrachtete er mich doch zuweilen, wenn wir uns begegneten, mit einem ſeltſam ſchmerzlichen und theilnehmenden Blick, der tief in mich hineinfuhr und nachher lange in mir haften blieb. Dann konnte er ordentlich ſchön ausſehen, wann er mich ſo anblickte, und ſein edles, ernſtes, tiefliegendes Auge beleuchtete ſein ganzes Geſicht mit einer ſtillen, ſinnreichen Anmuth. Ueber den Proteſtantismus hatten wir nie wieder geſprochen. Dieſe klaren Ausſtrahlungen meines erwachten Selbſtbewußtſeins waren für jene Zeit ganz in mir ver-

dunkelt worden. Hätte er daran wieder angeknüpft, so würden wir uns wieder inniger genähert haben, und zu meinem Heil. Aber er war ſtumm, verſchloſſen, und hatte nicht den freien und kecken Muth der Seele, welcher einem Mädchen ſonſt immer als das Liebenswertheſte am Manne erſcheint. Und einmal kam mir ſogar der wunderliche Gedanke ein, wie ein ſo edler, begabter junger Mann, als er, in einem ſo ſchlechten Hauſe, wie dem unſrigen, zu bleiben vermochte! Ich ſchrak ordentlich zuſammen, als mir dieſer Gedanke klar zu werden anfing. Ich dachte, wenn ich ein Mann wäre, wollte ich fortlaufen, und mich lieber in eine Bodenkammer bei einer armen Weberfamilie einmiethen, als hier bleiben! Hier, wo ein zweideutiges Weib der raffinirten Unterhaltung eines Grafen Opfer erzieht. Und am andern Morgen war immer Alles wieder vergeſſen, was ich gedacht hatte.

Inzwiſchen muß ich noch bemerken, wie ich ſchon früher, gleich nach dem Anheben meiner großen innern und äußern Verwir-

rung, durch den Bischof die Firmelung auf den alleinseeligmachenden Glauben erhalten hatte, obwohl, während ich sie empfing, Etwas in mir war, was dagegen proteſtirte. Ich ging nun öfter mit der Tante in die Messe, oder auch allein, und so sehr mich auch diese feierliche musikalische Mystik theilweise anlockte und zuweilen wie mit Wunderkerzen in meine horchende Seele hineinleuchtete, so ging ich doch nie mit einem befriedigten Gefühl aus der Kirche weg, sondern war betäubt, ermattet, muthlos. Zudem bemerkte ich, daß sehr Viele nur kamen, um die beiden italienischen Castraten singen zu hören, und diese letzteren waren es gerade, die mir eigentlich Alles verleideten und meine Andacht verdarben. Meine ganze physische Natur wurde nämlich empört und aufgeregt, sobald der unendlich weiche, laulichte, wollüstig hingeschlürfte, bald weibisch aufkreischende, bald in gedämpften Mittelstönen sich lächelnd kitzelnde, bald brünstig zitternde, bald in banger Lust klagende und sich verhauchende Ton dieser Sänger an mein Ohr fiel, und auf meine Nerven zu wirken

anfing. Dieſes empfindliche Mißbehagen ging einigemal ſogar in Krämpfe und Anfälle von Ohnmacht bei mir über, und ich mußte aus der Kirche fortgetragen werden. Das weibliche Gefühl muß es überhaupt verletzen, einen Caſtraten zu ſehn, der für einen Mann bloß lächerlich, für eine Frau aber immer nicht anders, als unerträglich und beleidigend ſein kann. Dagegen wurde mir jedesmal wohl, wenn ich von der Kirchentreppe heruntertrat und die herrliche Aus- und Fernſicht über die ſchöne freundliche Elbe, mit den dahinterliegenden, weit in den blauen Horizont ſich verlierenden Gegenden, vor mir erblickte. Dieſe Ausſicht verlor nie ihren aufheiternden Reiz für mich, ſo oft ich mich auch darin erging, und wenn ich allein nach Hauſe kehrte, machte ich jedesmal einen Umweg und ſtieg die breiten ſteinernen Stufen zur Brühlſchen Terraſſe hinauf, dort oben unter den ſchattengebenden Alleen langſam und mit oft verweilenden Umblicken hinwandelnd. Da lag unten zur Seite die lange prächtige Elbbrücke auf ihren hohen Pfeilern und Bögen, drüben jenſeit

der Elbe kamen vom Linckeſchen Bade die verlorenen Klänge eines Morgenconcerts herüber, und rings um mich her ging in eleganten Gruppen und Geſtalten das Gedränge der ſchönen Welt Dresdens an mir vorbei. Solche Spaziergänge genoß ich mit harmloſer Luſt. Die Geſichter der Dresdener hatten im Ganzen eine gewiſſe Gefälligkeit für mich, ſie ſind faſt immer fein, weiß und nett, wenn auch ohne Ausdruck, gebildet, und obwohl man ihnen im Durchſchnitt weder Gemüthlichkeit noch Gutmüthigkeit zuſchreiben kann, ſo erſetzen ſie dieſe doch oft durch eine, ich möchte ſagen, techniſche und hübſch zugeſchnitzte Freundlichkeit. —

Jetzt ereigneten ſich einige Vorfälle, die mein Schickſal zeitigen halfen. Ich fühlte nämlich, daß unwiderſtehliche Leidenſchaften in mir rege geworden waren, mehr in der allgemeinen heißen Strömung meiner Natur, als daß ſie noch einem beſondern Gegenſtande gegolten hätten, am allerwenigſten aber Dem, welcher ſie durch abſichtliche, künſtliche und immer dringender werdende Mittel in mir

hervorzulocken ſuchte. Es war ein mächtig lodernder Funke, den die Kraft meiner Phantaſie aus den überſchwenglichen Formen des reichen Lebens ſich herausgeſchlagen und zündend in mein Blut geworfen hatte, und dieſes trieb nun ſtärkere Wellen zu dem Herzen hinauf, welches erbangend und überwältigt nirgend Befriedigung und Frieden für ſich erſah. Wenn ich zuweilen ſpät aus einer geräuſchvollen Geſellſchaft, einem aufregenden Ball nach Hauſe kam, fand ich Niemand mehr zu beneiden, als den ſtillen, fleißigen, ſinnigen Mellenberg. Er ſaß dann immer noch in tiefer Mitternacht auf ſeinem Zimmer, das in einer andern Ecke des Hofgebäudes dem meinigen gegenüber lag, und hatte Licht. Ich konnte ihm gerade in die Stube ſehn, jede ſeiner Bewegungen belauſchen, auf jedes Blatt Papier, das er beſchrieb, mit hinblicken. Wahrhaftig, zuerſt war es dann das Gefühl eines großen Neides, das in mir aufſtieg, wenn ich ihn ſo vor ſeinem Arbeitstiſch daſitzen ſah. Ich hatte die Zeit wild hingebracht, und nach Glück und Vergnügen mich

matt und müde gejagt, und er war in wohlthuender Ruhe bei seinen Büchern zu Hause geblieben. Der Friede ämsiger Gedankenvertiefung lächelte auf seiner gewölbten Stirn. Ich sah lange, lange zu ihm hinüber. Den dunkellockigen Kopf in die Hand gestützt, machte er sich mit großen Büchern zu schaffen, in denen er bald ganz versunken Seite für Seite umschlug und las, bald auf einem neben ihm liegenden Zettel etwas daraus notirte, oder wieder andere Bücher herbeiholte und darin etwas nachblätterte. So trieb er es unermüdlich bis ein, zwei Uhr, und mein Neid vermischte sich bald mit einer innern Ehrfurcht für seine stille Beschäftigung, und die Ehrfurcht ging mir ins Herz über und weckte darin allmälig eine leise Flamme. Zugleich dachte ich daran, wie gleichgültig ich ihm im Grunde zu sein schien, und dies reizte meine ganze Mädchenempfindlichkeit, nicht gegen ihn, sondern heimlich für ihn, auf. Ich lag gewöhnlich schon im Bett, während ich mich damit unterhielt, ihm drüben zuzusehen. Er konnte in mein Zimmer nicht hineinblicken,

weil ich gleich, nachdem ich die Vorhänge wieder heruntergelassen, das Licht löschte, und er selbst, wie überhaupt nachlässig in allem Aeußern, war auch darin unvorsichtig, daß er die Gardine vor seinem Fenster nie zusammenzog. Dann, wenn sein Licht ihm auszubrennen drohte, legte er Alles bei Seite, und begann sich zu entkleiden. Doch hier muß ich erröthend abbrechen. —

Der Sommer des Jahres 1830 war herangekommen. Es war ein schöner heller Tag, als der Graf uns die Einladung zu einer Landpartie zuschickte, das erste Mal, daß er uns dabei mit seiner Gegenwart zu beehren gedachte. Mit peinigenden Ahnungen setzte ich mich in den Wagen, die freie, reine, himmelblaue Luft wehte mich vergeblich an, und ich konnte mich heut zu dem sorglosen Leichtsinn, der über der Natur schwebte, nicht stimmen. Ich war melancholisch, wie Appiani in Emilia Galotti. Der Graf gesellte sich erst eine gute Strecke vor dem Thore zu uns. Er war zu Pferde und ritt in lebhaften Gesprächen, die er immer anzuknüpfen verstand,

neben dem Wagen her. Er war ohne Zweifel ein ſehr gebildeter Mann, und ich mußte mir oft geſtehen, daß ich ihn heimlich bewunderte, wenn er ſprach und erzählte; aber das ängſtigende Verhältniß, in dem ich zu ihm ſtand oder zu dem ich vielmehr noch gezwungen werden ſollte, nöthigte mich, jede Beipflichtung auch des Verſtandes für ihn zu unterdrücken. Denn nichts verfehlt mehr ſeinen Endzweck auf ein jugendliches, ſcharf wahrnehmendes Herz, als die zur Schau getragene Abſicht. Nur das Unabſichtliche verführt und verlockt uns am wirkſamſten. Und doch verdanke ich ſeinen Abſichten die ſorgfältige Erziehung und Bildung, die ich genoß, obwohl ich, bei näherer Ueberlegung, ihm keine Dankbarkeit dafür ſchulden zu dürfen glaubte. Denn ich war ſelbſt nur als Mittel dabei gedacht, und nur für den größern Reiz ſeiner Unterhaltung hatte er klug gerechnet, wenn er es vorzog, ſich lieber ein gebildetes Schlachtopfer zu erwählen, als ein unverſtändiges Werkzeug, das keine geiſtigere Wirkung empfand und wiedergab. So ſollte, was ich Schönes

und Gutes lernte und mir aneignete, nur die Koketterie eines Putzes sein, womit ich mich, um ihm mehr zu gefallen, behing, aber Gott lenkte es anders, daß die Gaben des Geistes, die nur wie Blumenblätter über den Abgrund meines Verderbens hingebreitet werden sollten, vielmehr Wurzel schlugen in meiner eigenen Seele, und frei und stark machten meinen Willen, um in der Welt nur dem innersten Trieb und Zug meines Gefühls zu gehorchen. Und wenn ich auch bald an diesem meinem eigenen Gefühl mich verirrte und sank, so muß es doch, glaube ich, weniger Schande bringen, durch sich selbst, durch das inwendige und unwiderstehliche Schicksal unserer Brust, gefallen und gescheitert zu sein. Ich bin keck und frei genug, die Augen noch dreist und harmlos aufzuschlagen, wenn mich die Südwinde meiner eigenen Leidenschaft verschlagen haben an gefahrvolle Klippen; ich bin dann noch ein Kind meines Willens, ein Kind meines Schicksals, und ein Kind meines Gottes. Aber fremder Leidenschaft widerwillig gefallen zu sein, ist eine Beschimpfung

des ganzen Daſeins, gegen die nichts Anderes mehr als Lucretia's Tod hilft. Ich war in der letzten Zeit oft auf die Dresdener Gallerie gegangen, und hatte mir mit ſtillem Zucken die Lucretia angeſehen, die in dem letzten Zimmer, nicht weit von der Sixtiniſchen Madonna, ganz oben hängt.

Aber ich vergeſſe in dieſem Hinundherreden über meine Lebenswirren ganz, von unſerer Landpartie zu erzählen. Wir fuhren nach Plauen, das zu den reizendſten Umgegenden Dresdens gehört. Der liebliche Plauenſche Grund, mit der ſchäumenden Weiſeritz, die ſich hier durch hohe Felſen ihre Bahn bricht, machte einen wohlthuenden Eindruck auf mich, und erleichterte zuerſt wieder meine Vorſtellungen. Ich konnte immer entſetzlich bald Alles vergeſſen, was mich drückte, ſelbſt im Angeſicht der Gefahr. Ich wurde heiter, nahm den dargebotenen Arm des Grafen an, ging lachend und hüpfend an ſeiner Seite, und ſang auf ſein Begehren ſogar die tanti palpiti. Ich war im Stande, mir einzubilden, wenn ich wollte, daß er mein wahrer

Freund sei, mit dem ich ganz gut sein müsse. Auch bezeigte er sich jetzt durchaus unbefangen, sodaß ich meinen Argwohn zurückdrängte. Nur die Figur der Tante ärgerte mich zuweilen, wenn sie mir mit ihren listigen, freundlichen, vielsagenden Augen bedeutungsvolle Blicke zuwarf. Wir hatten Wagen und Pferde im Dorfe gelassen, und spazierten zu Fuß weiter bis zu den Steinkohlenwerken. Der Graf erzählte mir manches Lehrreiche über den Grubenbau, und ich hörte mit Aufmerksamkeit zu. Auch besahen wir die Dampfmaschinen. Dann kehrten wir nach Plauen zurück, wo wir Abendbrot aßen und uns gut unterhielten, und erst spät am Abend langten wir wieder in Dresden an.

Meine fröhliche Laune trübte sich, als ich sah, daß der Graf vor unserer Wohnung mit abstieg und uns hinaufbegleitete. Ich fühlte, daß ich zitterte, und mein Blut stieg mir in dunkelrother Wallung ins Gesicht. So seltsam war mir noch nie zu Muthe gewesen, und als ich ins Zimmer trat, erschien mir Alles wie verändert. Es dünkte mich, als

hätte ich früher weit wo anders gewohnt, und käme zum erſten Mal in dies Gemach, um hier die unglücklichſte Stunde meines Lebens zu erleiden. Ich ſah mich betroffen um, und wirklich, das Zimmer, in das man uns geführt hatte, war mir in ſeiner ganzen Einrichtung neu. In der Ecke ſtand ein großer Amor von Bronze, mit einer brennenden Fackel in der Hand, und beleuchtete mir durch dieſe auf magiſche Weiſe das ängſtigend geheimnißvolle Gemach. Ich war wie im Traum, und halb beſinnungslos ließ ich mich von dem Grafen, der mich mit raſchem Arm umfaßte, zu ihm auf die Ottomane ziehen. Dieſe war in Form eines Himmelbettes mit rothen ſeidenen Vorhängen, die ſich aus den goldenen Klauen eines Greifs falteten, überdeckt, und ſie drohten eben rauſchend über mich zuſammenzuſchlagen, als ich, plötzlich mich beſinnend, mich aufriß, und in wilder Bewegung faſt einen Tiſch umſtürzte, der mit Wein und Confecten vor uns geſtanden. Ich machte einige Schritte durch das Zimmer, während der Graf, noch ſeiner Art

lächelnd, ſitzen blieb und mir einige begütigende Worte zurief. Es war im Zimmer ein ſeltſamer ſtarker Duft, wie von abgebranntem Räucherwerk, der mich noch mehr drückte, ſo daß ich das Fenſter aufriß. Die Tante war nirgend zu ſehn und zu hören. Draußen auf der nächtlichen Straße lag ein beneidenswerther, ungetrübter Friede, und kaum ging mehr ein Menſch vorüber, kaum ließ ſich noch ein Geräuſch vernehmen.

Was ſoll das Alles? fragte ich endlich mit ermuthigter Stimme, und wandte mich wieder zu dem Grafen ins Zimmer zurück.

Indem er mich von neuem an ſich zu ziehen ſuchte, ſagte er, heut ſei die ſchöne Feier unſeres Bündniſſes. Er nannte mich ein wunderliches Kind, und fragte, warum ich mich ſo fürchte. Ich ſei jetzt zu einer holden Braut herangewachſen. Jede Blüthe habe ihren Augenblick, wo ſie ſich plötzlich wie auf ſich ſelbſt beſinne, daß ſie Blüthe geworden ſei. Von dieſem Augenblick an beginne ihr der Genuß ihres Seins. Heut ſei dieſer Augenblick.

Nein! Nein! rief ich aus allen Kräften, und wand mich gewaltſam aus ſeinen Armen. Nein! Nein! ſchrie ich, daß die Wände erdröhnten, daß mir das Herz im Buſen faſt ſprang.

Er hielt meine beiden Hände feſt, und hob ſie an ſeinen Mund empor. Er küßte ſie lange, und ich fühlte durch meine Finger das elektriſche Feuer ſeiner Lippen rieſeln. Ich zog ſie, als hätte ich ſie an einer Flamme verſengt, zurück, und verhüllte mir damit in tiefſter Scham die Augen. Ich weinte.

Er trat vor mich hin, und umfaßte mich ſo unwiderſtehlich, daß ich glaubte, er habe ein Netz über meine Glieder geworfen. Er war ſanft und ſtark, mild und gewaltig zugleich, wie er mich umſchlungen hielt, und ich wagte mich nicht zu regen. Ich hörte auf zu weinen, und ſah ihn mit ſtillen ruhigen Augen an. Seine Blicke begegneten den meinigen ſo nahe, daß ſie mich wie verzehrende Blitze trafen. Doch ich hielt ſeine Blicke aus, ich erwiederte ſie immer noch mit ſtillen ruhigen Augen. In dieſem Moment erfuhr ich zuerſt in mir, daß es eine Macht

ſtrument. Dann ſchrie ich entſetzt auf, als hätte ich etwas Unrechtes begangen.

Bravo! Bravo! rief eine Stimme hinter mir. Ich ſah mich um, es war der Graf. Er hatte einen vollgeſchenkten Becher in der Hand, der ſchäumende Wein perlte und duftete mir daraus entgegen. Er hielt mir den Becher mit freundlichem Wort an die Lippen, und ich ließ Alles mit mir geſchehen, ich ſog in langen durſtigen Zügen die ſtärkende Labung tief in mich hinein, als könne mir das helfen. Er freute ſich, und küßte mir dabei die Stirn, während ich trank.

Nun glaubte er meinen ganzen Starrſinn überwunden und führte mich in ſanfter Umſchlingung wieder zum Kanapee. Ich aber fühlte plötzlich einen neuen glühenden Muth in mir gewachſen, und dachte, daß es jetzt nur auf mich ankäme, ihn zu brauchen, und anzuwenden alle Stärke meines Willens. Er zog mich auf ſeinen Schooß nieder, und legte mit ſchmeichelnder Bewegung meinen Kopf auf ſeine Schulter. Das Tuch war mir vom Nacken geglitten, ich empfand ſelbſt, wie

heiß ich war, und fragte nicht danach. Ich lag mit dem Kopf auf seiner Schulter, und dachte über etwas nach, ich weiß selbst nicht, über was. Ich fühlte sein Herz hörbar an mir schlagen, und es kam mir der Gedanke ein, daß wir beide nie zusammengehörten. Weil ich ihm jetzt so nahe war, empfand ich die ungeheuere Trennung zwischen uns um so überzeugender, um so schneidender. Jetzt erst, auf seinem Schooß, wo er mich ganz gewonnen zu haben meinte, sah ich es deutlich ein, wie fern ich ihm war. Fern, fern, ewig fern, und weit auseinander. Sein dicht an meiner Wange gehender Athem fing mir an abscheulich zu werden. In meiner auf- und niederwogenden Brust regte es sich wie ein großer heldenmüthiger Haß. Ich richtete mich langsam von ihm auf, und sah ihn an. Er hatte meine Busenschleife ergriffen, und zog sie auf, sodaß mir das Gewand voneinanderschlug. Ich dachte an Lucretias Dolch, wie er ihren schneeweißen Busen durchschnitten, ich faßte mich noch einmal in meiner ganzen Entschlossenheit zusammen, es zuckte

in meiner Hand, und ich ſchlug mit allen Kräften nach ſeiner Wange, als führte ich ein Schwert der Rache. Dann war ich aufgeſprungen, rannte ans Fenſter, ſchrie laut um Hülfe auf die Gaſſe hinaus, und wollte mich hinunterſtürzen. Darauf wieder zurück durch das Zimmer, noch einen flüchtigen, zitternden Blick auf ihn, der erblaßt und halb ohnmächtig vor Schreck und Zorn daſaß, dann griff ich mit aller Gewalt an die Thür, ſie wich aus dem Schloß, und ich eilte, auf athemloſer Flucht, mit der Geberde einer Wahnſinnigen, die Treppe hinab.

Unverſehens war ich in den Hof getreten, der kühle Nachtwind ſchlug mit feuchten Flügeln mein heißes Geſicht, und brachte mich zuerſt wieder zur Beſinnung. Ich ſtand ſtill, Alles war ruhig, nichts bewegte ſich. Ich richtete die Augen zum Himmel auf, wo einige Sterne in dunkler Gluth brannten. Da fielen meine Blicke auch auf zwei erleuchtete Fenſter des Hofgebäudes. Es war Mellenbergs Zimmer, er war es, der Gute, der Verſtändige, der wieder, wie ſonſt, auch dieſe

späte, unglückliche Nacht mit seinem Fleiß durchwachte. Seine Gestalt trat vor meine Seele, ich sehnte mich unbeschreiblich nach ihm, ich wollte von ihm Trost und Frieden. Plötzlich war mir jedoch, als hörte ich vorn im Hause gehn und sprechen, es kam die Treppe herunter, ich glaubte die Stimme des Grafen zu unterscheiden, die Tante auch, beide in einem heftigen Wortwechsel, immer näher und näher, dann Licht, und mein Name wurde genannt. Nun wähnte ich mich verfolgt, und sah keine andere Rettung mehr vor mir, als die Hoftreppe hinaufzuflüchten. Geradezu war Mellenbergs Zimmer, ich stürze hinein, und noch ehe er, von seinem Tisch aufsehend, mich gewahr geworden, habe ich schon hinter mir die Thür verriegelt. Dann springe ich mit weit geöffneten Armen auf den Erschrockenen zu, um mich an seine Brust zu werfen, in seinen Schutz zu geben. Ich sagte es mir mit einer unendlichen Innigkeit und Genugthuung, daß er der einzig Redliche im ganzen Hause sei. Unter den Schirm seiner Redlichkeit wollte ich meinen Schmerz,

mein Unglück, den Bruch meiner Verhältnisse, stellen. Er sollte mir rathen, mir Mittel angeben, und auf Hülfe für mich denken. Er war klug und gut. Ich deutete ihm Alles an, soviel ich konnte und mir mein Gefühl erlaubte. —

Und hier hätte ich wohl Grund, den Faden dieser Selbstbekenntnisse abzubrechen, wenn ich nicht auch die schonungsloseste Aufrichtigkeit gelobt hätte. Vielleicht ist es auch gut, daß man Alles sagt, für sich und für die Andern. Denn vor sich und vor den Andern kann man sein Herz nur rechtfertigen, wenn man es ganz und offen erschließt, und ein offenes Herz, mit allen seinen Strudeln und Untiefen, ist ein Schauspiel für Götter. Daher schäme ich mich nicht, die Wahrheit aufzuzeichnen, weil sie die Wahrheit ist. Die Feder zittert mir bloß hinundher in der Hand. Und auf das Wort Wahrheit, das ich da hingeschrieben, fällt mir eine große Thräne. Ja, ich schäme mich der Wahrheit nicht. Ich habe immer gehört, daß die Wahrheit endlich zum Gedicht werde, nachdem sie mit ihren herben

Stoffen in den Läuterungsflammen der Buße geſchmolzen. Wohlan denn, mein Gedicht!

Ich hatte mich ſchutzſuchend an die Seite des Jünglings geſchmiegt, und dachte gar nicht daran, wie ich ausſah. Das Haar hing mir aufgelöſt und flatternd herunter, der Buſen war mir halb entblößt, und alle Theile des Gewandes hatten ſich in dieſer beiſpielloſen Verworrenheit verſchoben. Er ſchien unſchlüſſig, ob er mich fliehen, ob er mich aufnehmen ſolle. Dann drückte er mich mit einem glühenden Blick an ſich, ſein Antlitz verſchönte ſich mit einer hohen Röthe, wie ich es noch nie an ihm geſehen hatte. In ſeine Augen trat der lodernde Funke des Mitgefühls hervor, nach dem ich immer bei ihm geſucht und geforſcht. Er griff nach meiner Hand, ich fühlte, daß die ſeinige bebte zwiſchen meinen Fingern, und dann führte er mich zu ſeinem in der Ecke ſtehenden Sopha. Ich folgte ihm gern, gern. Wie einfach, wie arm, wie dürftig war hier Alles in ſeinem kleinen Gemach, und doch, wie traulich und beruhigend wehte mich zugleich Jegliches

daraus an. Ich hätte um Alles in der Welt gewünscht, daß ich ganz glücklich gewesen wäre, um mich recht mit ihm freuen zu können. Ich hätte ihm zu Füßen sinken mögen. Er sah so freundlich, so unschuldig, so heilig, und doch so liebesinnig aus in diesem Augenblick heut.

Wir saßen nebeneinander auf dem Sopha. Ich legte meinen Kopf erschöpft auf seine Schulter, und athmete schwer. Hier war ich sicher, hier vermutheten meine Feinde mich nicht. Keine Nachstellung traf mich hier in der stillen Werkstatt des Fleißes. Das spärlich flackernde Licht erhellte kaum den heimlichen Winkel, in dem wir aneinander ruhten. Er sagte, er habe Alles längst geahnt, gewußt, daß es so kommen würde. Er habe im Stillen über mich geklagt, und doch nichts zu thun vermocht. Darüber sei ihm das Herz zerrissen, und er habe sich stumm zurückgezogen in seine liebesarme Einsamkeit.

Ich weiß, daß mir nicht zu helfen ist! sagte ich mit leiser, gefaßter Stimme. An

mir iſt Alles verloren, ich ſehe nicht mehr ein noch aus. In der Ferne kein Ziel, in der Nähe kein Anker. Hoffnungslos, grundlos. Doch ſtill davon, Freund! Laß uns gar nicht mehr daran denken, wie unglücklich ich bin. Nur zwei Minuten lang, zwei ſchöne Minuten lang laß mich noch an Deiner Schulter ohne Gedanken ruhen. Ich bin matt, ich bin wundgejagt, ich will an gar nichts denken. Nur ſtill, ſtill! Ganz ſtill! Laß mich genug haben an dieſem einzigen Augenblick Deiner Gegenwart, wenn mich auch mein Schickſal bald zum Aufbruch mahnt. Ich meine, dieſer Augenblick ſei mein ganzes Leben, und weiter brauche ich nicht. Höre, laß mich auch an mein Schickſal nicht denken. Laß mich an gar nichts denken. Nur ſtill, ſtill! Ganz ſtill! Und weißt Du denn, wie ſehr ich Dir Freund bin? Doch ſtill! Ach, vom Kinderherzen ging es in das größer werdende Mädchenherz über, wie lieb Du mir biſt. O ſtill, ſtill! Lieb in Geſtalt und Weſen, im Sinnen und Handeln, im Reden und im Schweigen. Laß mich bei Dir bleiben,

bei Dir und Deinen Büchern. Sprich nicht von liebesarmer Einsamkeit. Hier ist es gut. Still will ich an Dir ruhen. Still, still, still!

So plauderte ich zu ihm hin, meinen Schmerz ersterben lassend in süßer Sehnsucht. Er sagte, ihm sei das Glück wie eine Königin der Nacht aufgeblüht. Wer könne ihn schelten, wenn er an das Wunder ihrer Blüthe glaube. Denn in der Liebe sei seine Seele wundergläubig. Er frage nicht, wie es dauern werde und ob. Er liebe mit seiner ganzen Seele, mit seinem ganzen Glauben, mit seinem ganzen Ernst und seinem ganzen Leichtsinn. Nie habe er zu träumen gewagt, was jetzt Leben geworden. Und zum Leben fühle er sich erwacht, nachdem er es lange an todtes Wissen verloren. Nachdem er lange kaum um sich hergeblickt in der Welt, habe sie sich ihm plötzlich bevölkert, und ein Liebesauge zu ihm aufgeschlagen. Er sei unbegreiflich beglückt.

Es war das erste Mal, daß ich ihn so glühend reden hörte, und das bewegte mich

tief. Ich sah ihn mit meinen besten und zärtlichsten Blicken an, und aus der selbstvergessenen Ruhe, in die ich mich noch eben in halber Verzweiflung eingewiegt, begann wieder eine heiße Unruhe in meiner Brust zu entlodern. Er spielte mit seiner Hand in meinen aufgebundenen Haarflechten. Doch war er schüchtern und zart, kindlich und zurückhaltend, daß ich mich vor ihm schämte.

Ich fühlte eine solche Wallung bis in die Stirn, daß es mich nicht mehr an seiner Seite ließ. Es war mir, als hörte ich seinen auf und niedergehenden Athem inwendig in meinem Herzen zum zweiten Mal schlagen, und als drücke sich die Nähe seiner Gestalt so fest und unwiderstehlich in mich ein, daß ich mich selbst darüber ganz und gar verlieren müßte. Da wurde mir ängstlich, ich sprang auf, und durchmaß, von einer wilden Hast getrieben, mit raschen Schritten das Zimmer. Er blieb sitzen, und sah mir tief sinnend nach, als kämpfe er noch mit Wirklichkeit oder Traum unserer Scene.

Auf dem Fußboden standen und lagen

viele Bücher umher, es waren die ſtillen Mitbewohner des kleinen Gemaches. Ein groſſer, breiter Foliant erhob ſich dicht neben dem Arbeitstiſch, und ich ſetzte mich endlich, um auszuruhen, auf die ſtarke, feſtſtehende Schaale des Buches. So ſaßen wir uns lächelnd gegenüber, ich fern von ihm, nur mit den Blicken einander erreichbar. Wir ſprachen nichts, eine groſſe Stille herrſchte rings um uns her. Draußen die ſpäte Mitternachtſtunde, die vom Thurm erklang, hatte uns nichts zu ſagen, wir waren nur vertieft in den Moment unſres Beiſammenſeins. Ich hätte gern wieder neben ihm geſeſſen. Ich ſehnte mich nach ihm. Das Roth auf meiner Wange mochte ſich noch röther entflammen. Da ergriff ich ein Buch, das neben mir auf der Erde lag, und blätterte, um mein Geſicht darin zu verbergen. Nachher bemerkte ich erſt, daß es Hebräiſch war, was ich ſo dicht an meine Wange hielt. Schnell ſchleuderte ich es wieder von mir, wie aus Geſpenſterfurcht vor dieſen entſetzlichen Schriftzeichen, und ſprang dann lachend auf, und

stellte mich wieder vor den guten theuern Freund hin, mit übereinandergeschlagenen Armen, die Hand nachdenklich betrachtend an das Kinn gelehnt. Unsere Augen trafen mit einem kühner sich begegnenden Feuer zusammen, und ließen sich nicht wieder los. Er hatte mich leise an seine Brust gezogen. Auf dem Tisch verlosch das Licht, das sonst nur vor dem arbeitsamen Fleiß niederbrannte. Heut verlosch es — —

Doch nichts will und darf ich mehr sagen. Erst spät schlich ich mich, halb bewußtlos, wieder fort, um mein eignes Zimmer zu erreichen. Es gelang mir, und ohne mich vor Erschöpfung aller meiner Sinne auskleiden zu können, sank ich dem tiefsten Schlaf in die Arme.

Als ich am andern Morgen erwachte, schien bereits die helle Sonne auf mein Bett. Alles war still um mich her, und indem ich mich nachsinnend aufrichtete, war es mir, als hätte ich mein ganzes Gedächtniß für den gestrigen Tag verloren. Ich sprang rasch auf, mir war wunderbar wohl zu Muthe, bis in mein

innerſtes Weſen hinein. In allen Theilen meiner Natur fühlte ich mich erquickt und gehoben, und mich dünkte, als rieſele in mir ein friſcher Strom von Leben durch jede Ader hin. Ich kam mir auf Einmal aufgeblühter, entwickelter vor, voller in meinen Formen und reicher in meinen Gedanken, und, neben einer unendlich wohlthuenden, warmen Stimmung meiner phyſiſchen Natur, empfand ich eine tiefe, ruhige, befriedigte Heiterkeit in der Bruſt, wie ich mich ihrer nie erinnern konnte. Es war mir, als hätte ich jetzt erſt einen kräftigen Blick ins Leben gewonnen. Alles ſchien an mir klarer, beſtimmter, herausgetretener, gerundeter geworden, Alles hatte Ton, Klang und Duft in mir von innen und außen. Ich war mehr geworden, dieſe Ueberzeugung drängte ſich mir lächelnd auf. Kein harmloſes Mädchen, kein unſchuldiges Kind mehr, aber gewachſen und erwachſen, gereift und gezeitigt. So ſeltſam war meine Sinnesart, daß ich, in dieſem Moment an gar nichts Anderes denkend, mich nur unbeſchreiblich glücklich pries. Ja, das eigene

Wonnegefühl, das tief aus mir herausschlug, überwältigte mich so sehr, daß ich mich nicht halten konnte, ich sank auf mein Knie nieder, und betete, was ich so lange nicht gethan hatte, zu Gott. Seit jenen guten Kinderworten, mit denen ich ihn um das Leben gefleht, das ich mir noch weit hinter den böhmischen Bergen gedacht, hatte ich nicht aus so voller und hingebender Seele gebetet. Ich betete und dankte, daß er mich nicht verlassen, und daß ich fühle, wie er mit mir sei, und sein geistbeflügelnder Hauch mich im Innersten durchdringe, selbst bis in Fleisch und Blut hinein. Er möge mich glücklich führen und leiten durch das große Labyrinth der Welt. So lange mir gut und fröhlich zu Muthe sei, wolle ich immer glauben, daß ich Alles, was ich auch gethan, recht und mit seinem Willen gethan. So sei ich. Ich sei eine weltliche Seele. Ein Kind der Welt. Und durch die Welt empfände ich ihn, meinen Gott, heraus. Ich könne nicht anders. Jetzt sei mir wohl, sehr wohl. Dank, Dank und Amen! —

Als ich aufstand, fühlte ich, daß meine

Gedanken, allmälig wieder nüchtern werdend, zu den Bildern des vorigen Tages in scharfer Erinnerung zurückkehrten. Nur an Mellenberg dachte ich noch einmal mit solchem süßen Zug der Anhänglichkeit und Zugehörigkeit, daß ich mich wie durch geheimnißvolle Fesseln an ihn gebunden empfand. Dann aber verdunkelte und verschüttete sich plötzlich in mir Alles durch die schreckenerregendsten Vorstellungen. Meine Verhältnisse in diesem Hause, was sollte aus ihnen und was aus mir werden! Ich fürchtete, daß ich gestern meine bisherige sorglose Lage auf immer verändert und zerstört hätte, und zugleich wünschte ich es. Denn wie konnte ich anders gegen den Grafen handeln! Es empörte mich, an ihn und an die Tante zu denken, und neben der zagenden Besorgniß für meine Zukunft regte sich in mir zugleich der Zorn. Dann schüttelte es mich wieder, wenn ich in die Ferne dachte, mit Grauen und Angst.

Niemand ließ sich blicken, und ich war entschlossen, heut allein auf meinem Zimmer zu bleiben, es werde auch wie es wolle. Endlich

brachte mir die Aufwärterin mein Frühstück, und ich fragte weder nach der Tante, noch wurde mir etwas von ihr gesagt. Ich kleidete mich um, setzte mich nieder, und wollte erst zeichnen, dann lesen. Nichts gelang mir, und ich vermochte nicht, meine Anschauungen auf einen bestimmten Gegenstand zu fesseln. Die Kreide zitterte mir in der Hand, die Buchstaben verschwammen mir vor den Augen, und Alles, was ich anrührte, benetzte sich bald mit Thränen. So ging die schöne helle Stimmung, mit der ich diesen Morgen erwacht war, bald in immer versunkenere Schmerzen über, und wich dem näher und näher heraufziehenden Schicksal dieses Tages, welcher der entscheidende für mich werden sollte.

Indem ich so saß und an den Bildern meiner eigenen Phantasie mich abängstigte, dann wieder hin und her dachte, um meine Gedanken zu zerstreuen, fiel mir plötzlich ein, daß heut ein Festtag sein müsse, über den ich schon früher viel in den Zeitungen gelesen. Freilich kein Festtag für mich. Es war

die Jubelfeier der augsburgiſchen Confeſſion, welche in dieſes Jahr und auf dieſen Tag fiel, und über deren feſtliches Begehen man aller Orten ſprechen gehört hatte. Es war in der letzten Zeit davon um ſo mehr die Rede geweſen, und deshalb auch zu meinen, oft mitten im Wirrwarr Manches erlauſchenden Ohren gedrungen, weil, wie man ſagte, die Proteſtanten in Dresden zu manchem drückenden Argwohn, welcher ſie eine Beeinträchtigung ihrer Glaubensrechte beſorgen ließ, damals Anlaß gefunden. Ich erinnerte mich jetzt, da es mir wohlthat, auf andere Vorſtellungen zu kommen, aus meinen früheren Geſchichtsſtunden bei Mellenberg deutlich des ganzen Herganges, den die Reformation genommen, und wodurch eine lebhafte Gedächtnißfeier jener augsburgiſchen Confeſſion für die Anhänger dieſer Kirchenpartei ſo bedeutend werden mußte. Daß aber die Feier in Dresden keineswegs mit ſolchem Glanz vor ſich gehen werde, als es dieſer hiſtoriſchen Bedeutung würdig geweſen, hatten die Proteſtanten, die ſich in ihrer Stellung zu der herr-

ſchenden katholiſchen Partei nichts weniger als in ihrem Rechte glaubten, gefürchtet. Mir fiel manches Wort wieder ein, was Mellenberg in unſern damaligen Unterhaltungen über dieſen Gegenſtand geſagt. Ich wiederholte mir ordentlich Alles, ſoweit ich es noch im Gedächtniß hatte, um jetzt alle andern Gedanken nur immer weiter von mir zu ſcheuchen. Zugleich war es mir ſüß, weil es mit Mellenberg zuſammenhing. Bald aber dachte ich bloß an ihn ſelbſt, und jedes übrige Bild verwiſchte ſich dagegen in mir.

Da klopfte es leiſe an meine Thür, und ein kleiner Knabe brachte mir einen verſiegelten Brief. Ich griff haſtig danach, denn ich war überzeugt, ich weiß nicht warum, daß er von Mellenberg ſein müſſe. Ich ſteckte ihn raſch in den Buſen, und entfaltete ihn erſt, nachdem der Knabe fortgegangen, denn es war mir, als läge ein großes Geheimniß hinter ſeinem Siegel verborgen. Endlich las ich mit Entſetzen, ohne daran glauben zu können, die folgenden Worte: „„Arme Freundin! Ich habe ein großes Unrecht an Dir

begangen. Dies treibt mich von Dir, und treibt mich in den Tod. Arme Freundin! Ich habe ein großes Unrecht an meinem Gott begangen. Nur ihm und ſeiner Erkenntniß hatte ich in ſtetem Forſchen und Trachten mein Daſein gelobt. Dies Gelübde und mit ihm der Gottesfriede meines Lebens iſt gebrochen. Die irdiſchen Gedanken ſind nun über meine Andacht hergeſtürzt, und fangen an, mein dem Himmel geweihtes Herz zu verwildern. Ich fühle, daß ich ſeit der geſtrigen Nacht nicht mehr beten kann. Lebe wohl! Ich will und darf nicht mehr leben. Gott behüte und ſchütze und erleuchte Dich! Mir wird er drüben verzeihen, denn ich muß vor ſeinem Thron erſcheinen. Lebe wohl! Lebe wohl! Arme Freundin!““ —

Ich weiß nicht, wie lange ich dieſe Zeilen anſtarrte, aber es wurde mir ſo ſchwer, ihren Sinn zu begreifen und in mich aufzunehmen, daß ſie mich anfänglich ganz kalt ließen. Dann ſetzte ſich mein Schrecken in eine dumpfe Betäubung um, in der ich mehrere Stunden verharrte. Durch ein Geräuſch

wurde ich zuerſt wieder erweckt. Es war meine Aufwärterin, welche mir, auf mein am Morgen gegebenes Geheiß, den Tiſch deckte und das Mittageſſen auftrug. Ich ließ Alles ſtehen, und nahm nur den Brief, um ihn noch einmal zu leſen. Dann ergoß ſich meine Bruſt in ein langes, unendliches Weinen, das nicht aufhören und nachlaſſen wollte.

Ich wußte nicht, was ich beginnen ſollte. Nicht einmal getraute ich mir, mich von meinem Zimmer zu entfernen, wie ein banges Kind, das im Dunkeln keinen Schritt zu thun wagt. Es ſchien mir, als müſſe draußen etwas Entſetzliches ſich zuſammengerottet haben, wie eine Verſchwörung wider mich, aus der ich mit meinem Leben nicht wieder entkommen würde. Und zugleich fühlte ich in dieſem Augenblick — faſt ſtärkte mich die Wahrnehmung — wie ſehr mir noch immer das Leben lieb ſei. Ich ſaß den ganzen Nachmittag, und es wurde Abend. Zuweilen ſchmeichelte ich mir ſogar mit der Vorſtellung, daß nur ein Augenblick der Hypo-

chondrie, wie ich wohl früher hinundwieder ihn davon befallen gesehn, ihn diesen Brief schreiben ließ, ohne daß es in der Wirklichkeit zu dem Schrecklichen käme, das darin angedeutet wurde.

Endlich, als die Abenddämmerung mein Zimmer immer mehr verdunkelte, und die Einsamkeit um mich her banger und unerträglicher wurde, ergriff mich ein unbeschreibliches Zagen. Ich konnte es nicht mehr allein mit mir aushalten, und beschloß, die Tante aufzusuchen, um zu sehen, was vorgehe, was beschlossen worden, was mir bevorstehe. Langsam schlich ich durch den Gang hin, welcher mein Zimmer von den ihrigen trennte, Alles war still und lautlos, und das ganze Haus kam mir wie verlassen und ausgestorben vor. In den vorderen Zimmern fand ich Niemand, und von der Gasse herauf schlug ein dumpfer, ungewöhnlicher Lärmen an mein Ohr. Ich erbebte in meinem Innersten, ich war krampfhaft gespannt auf das Entsetzlichste, das sich, wie ich überzeugt war, irgendwo jetzt ereignet haben müßte. Ich eilte in die Küche,

und erfragte von einer halbtauben Magd mit großer Anstrengung so viel, daß die Tante bereits seit Mittag das Haus verlassen und noch nicht wieder zurückgekehrt sei. Drüben auf dem Altmarkt aber wäre ein Volksaufruhr ausgebrochen. Ich sprang rasch wieder nach vorn, riß die Fenster auf, und blickte auf die Straße hinunter. Eine dichtgedrängte wogende Menge bewegte sich in schwarzen Massen auf und nieder, man konnte nichts unterscheiden, und Alles floß in einem wilden Geschrei, mit einem hohlen, gleich Gespenstern durch die Gassen laufenden Gemurmel ineinander. Von dem Markt schien ein heller Lichterschimmer herüber. Da erdröhnte die Lärmtrommel, daß ich vor Schrecken aufschrie, und mir nach dem Herzen greifen mußte. Ich wähnte meiner Tage und der ganzen Welt Ende herangekommen, meine ungewisse Angst ließ mich die ungeheuersten Schreckniſſe glauben. Hier allein vermochte ich nicht zu bleiben, ich fühlte bei weitem mehr Muth dazu, mich unten in die Nähe des dichtesten Getümmels zu wagen. Mein

verzweifelter Entschluß trieb mich hinunter. Ich warf rasch einen Shawl über, und stürzte die Treppe hinab. Vor der Thür blieb ich stehen, und eine Schaar dort versammelter Menschen nahm mich alsbald, ehe ich es gewahr wurde, in ihre Mitte. Niemand merkte auf mich, und ich suchte mir aus den verworrenen Reden der Leute zu entnehmen, was vorgegangen sein möchte. So viel verstand ich, daß das Volk durch die Nichtachtung, welche die obern Behörden dem heutigen kirchlichen Fest bewiesen, zuerst in Aufregung gerathen war. Es hatte sich auf dem Markt versammelt, der fast ringsum feierlich erleuchtet worden, und auf dem nur das Rathhaus dunkel und ohne ein festliches Zeichen blieb. Wilder Ausruf erscholl von allen Seiten, und die gereizte Stimmung steigerte sich immer mehr. In einem Hause waren Luthers und Melanchthons Bildnisse an den Fenstern ausgestellt, und zugleich hatte man in der Nähe desselben, man wußte kaum woher, Spottlieder vernommen, welche die erhitzte Menge auf ihre Glaubenshelden bezog.

Natur ihre Landschaftsmalereien ersonnen, sie ist besser daran, als die Zeit und die Schriftsteller mit ihren Perspectiven. Sie kann mir hier selbst das Riesengebirge zeigen, das ich dort hinten mit deutlich geformten Gliedern erkenne, wie es eine zackige Schneespitze keck in die träge ruhende Wolke taucht. Und links und rechts, und vor und hinter mir, hundert andere duftumflossene Bergeshäupter, wie eine ehrwürdige Patriarchenfamilie, mit langen silbernen Bärten zwischen den Wolken hingelagert. Die einen still und sanftgezeichnet, wie junge Lämmer mit weißem Vließ, die andern ernsthaft und feierlich, wie weltverachtende Propheten, diese, mit den hochemporgehobenen Nebelgesichtern, dunkelschattig und kopfschüttelnd, wie philosophische Menschenfeinde, jene, mit den feuchten Wimpern, die auf die eisige Wange herniederthauen, zu dem Himmel hinauf schluchzend, wie uraltes Weh des Universums. Rings im Kreise stehen sie um mich her, diese Berge, und schauen mich groß an, und es ist, als hätte mir Jeder etwas zu sagen. Bald wie gebannte

des Mannes gebe, die unserer Natur weit überlegen sei. Er kam mir schön vor in der Glorie des Mannes, wie noch nie, und ich dachte, daß mich nichts mehr retten könne, als Bitten. Da beschloß ich, ihn unendlich zu bitten, und flüsterte ihm viele, gute, flehende, schmeichelnde Worte ins Ohr, daß er mich nur eine einzige Minute lang freilassen möchte. Ich könne nicht mehr athmen. Nur eine einzige Minute lang.

Er ließ mich los, und ich seufzte laut auf, als ich von ihm floh. Ich eilte zur Thür, ergriff die Klinke, und fand sie verschlossen. Ich ging auf und ab, und empfand jetzt erst, daß eine unbeschreibliche Angst in meinem Herzen poche. Da fielen meine Augen auf ein Klavier, das, an der Wand stehend, noch nicht von mir bemerkt worden war. Es war ohne Zweifel ein neues Geschenk von ihm, die Tasten standen offen, ein Musikblatt lag auf dem Notenpult. In meiner Verwirrung war ich davor stehen geblieben, und griff, wie in krampfhafter Betäubung, einige Töne auf dem klangreichen In-

Nun hörte man Verwünschungen gegen die Katholischen ausstoßen, den Anhängern des Protestantismus aber ein Lebehoch bringen, während Andere Hand anlegten, die Thür eines Hauses, gegen dessen Bewohner man einen besondern Argwohn gefaßt hatte, gewaltsam zu sprengen. Der Aufruhr war nicht mehr zu bändigen, die einschreitende Polizei erwies sich ohnmächtig in allen von ihr ergriffenen Mitteln. So wuchs die Verwirrung, ein endloses Gedränge war entstanden, man schob sich in taumelnden Gruppen hin und her, und ein banges Grauen begann sich aller Gemüther zu bemächtigen.

Indem ich so stand, und auf die wüste Volksmasse hinblickte, fing ich fast an, meine eigenen Schmerzen zu vergessen. Da theilte sich, links von der Schloßgasse her, die Menge, und es schien ein neuer Auflauf entstanden zu sein. Bald näherte sich ein abgesonderter Zug von Leuten, dem überall Platz gemacht wurde. Die Vorübergehenden sagten, man bringe einen jungen Menschen, der sich in die Elbe gestürzt habe. Man könne noch

hoffen, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, da er kurz nach der That aufgefunden worden sei. Ich schauderte im tiefsten Innern zusammen, mein Bewußtsein verdunkelte sich. Noch ein Blick des Entsetzens auf den näher kommenden Zug, dann verloren sich meine Sinne, ich wußte nicht mehr, wo ich war. Ich fühlte mich wie fortgetragen, der Strom des Gedränges hatte mich ergriffen. Von allen Seiten stieß und schob man mich, und ich wurde so aus meinem ohnmächtigen Zustande allmälig wieder emporgerüttelt. Doch sah ich nicht um mich her, ich ließ mich mit geschlossenen Augen immer weiter tragen und drängen. Zuweilen blitzten Lichter, Fackeln, seltsame Schimmer aller Art, durch die Finsterniß meiner Augen. Dann war wieder einen Augenblick lang Alles still und dunkel, und ich wiegte mich mit Ergebenheit der Verzweiflung in der schwarzen Nacht, die mich umrauschte. Nun zogen Soldaten mit klirrendem Gewehr an mir vorüber, ich wurde Jegliches gewahr und sah doch nicht. Dann merkte ich wieder, wie ich in das wildeste

Gewühl fortgeriſſen wurde. Ueber den Markt war ich längſt hinweggeführt, und das ganze Ziehen, Drängen, Treiben und Stoßen wurde immer raſcher, toſender, gefahrvoller. Es war mir, als ſäße ich auf einer Meereswelle, ein armes, verlorenes Kind, das Schiffbruch gelitten. Dann kam es mir wieder vor, als befinde ſich die ganze Menſchheit auf einer großen Flucht, weil ſie es auf der Erde nicht mehr aushalten könne, und ich Einzelne, die den allertiefſten Schmerz davongetragen, zog mit, nicht wiſſend, wohin. Doch ich freute mich, daß es weiter und weiter, und immer vorwärts ging, und das war mir klar, daß ich nie wieder zurück könne und wolle. Hinter mir lag es, wie Todesſchauer, wie ein giftſpeiender Drache, der an alles Gut und Glück meines Lebens die Kralle gelegt. Und neben mir und um mich her drängte es mich mit immer gewaltſamerer Eile fort, als käme etwas darauf an, daß ich gerettet würde. Da fiel mir auf Einmal, mitten in dieſer ſeltſamſten Verwirrung, die Geſtalt meines Vaters ein. Ach, wie lange hatte ich nicht

an ihn gedacht, wie war ich, seit jener Kinderfurcht, mit der ich ihm nur angehörte, ihm entrückt und entwachsen! Und doch dünkte es mich, als gewinne ich in diesem Augenblick der Gefahr und des Gedränges, wo ich wie im Wirbelwind ohne Rath und Trost umhergetrieben wurde, an ihm ein festes Bild, an das ich mich halten und fassen könne. Was war mir denn noch übrig geblieben von den Bildern des Lebens? Jedes war zerstört, ausgelöscht, eingeäschert. Ich hatte keine einzige Gestalt mehr in der weiten Wüste der Zukunft, an die ich durch Gefühl oder Natur gewiesen war, als die des Vaters. O es muß etwas ungeheuer Großes sein, wenn ein Mädchen einen Vater hat, der ihre Liebe und ihre Hülfe ist! Und wie mochte es dem alten Vater ergehn? So wogten meine Vorstellungen mit dem mich hin und her drehenden Gewühl auf und nieder.

Endlich fühlte ich, wie ich allmälig dem verworrensten Getümmel entzogen wurde. Schon fernab hinter mir verbrausten die wilden Stimmen des auseinander stiebenden Auf-

ruhrs. Eine kalte Zugluft wehte mich an, ich blickte umher, und fand mich schon in einer einsamen Gasse. Mein Entschluß war gefaßt, und zur Ausführung desselben trat mir plötzlich ein hoher Muth in die Seele. In Dresden konnte ich nicht bleiben, ich mußte fort nach Böhmen, zu den alten geliebten grünen Bergen, in mein altes böhmisches Dorf, in die Hütte des Vaters. Ich befand mich am entlegensten Ende der Pirnaischen Gasse, und eilte, ohne Aufenthalt, dem Thore zu. Ich gedachte nicht, daß die späte Nacht heraufzog, daß ich leicht bekleidet, daß ich ermattet, erschöpft und hülflos war. Mit schnellen Schritten zog ich über die öde, finstere Landstraße hin. Ich hatte eine solche innere Zuversicht auf meinen Plan gesetzt, daß er mich, je weiter ich ging, zu beleben und zu erkräftigen begann. Nicht schreckten mich die Gespenster der nächtlichen Haide, nicht die drohenden Schatten des Wolkenhimmels, nicht die schwarzen Gestalten der Bäume und Sträucher, nicht die in mein Ohr säuselnden und in mein Haar schlagenden Winde.

Mit einer mir ſelbſt unbegreiflichen Kraft legte ich, ohne zu raſten, ohne mich umzublicken, die ungeheuerſten Strecken Weges zurück. Ich lief wie eine Pilgerin, welche die Buße über Stock und Stein treibt, und die in allen Mühſalen der Flucht ein Heil findet. Endlich, nachdem ich viele Stunden gegangen, ſank ich mit völlig aufgelöſten Gliedern vor der Schwelle einer Bauerhütte zuſammen. Ich konnte nicht weiter, mein Athem ging mir aus in der Bruſt. Es war noch Licht in der Hütte, und auf mein Seufzen kam die alte Bauerfrau heraus. Sie legte mich in ein großes hohes Bette, in dem mich bis gegen Morgen ein faſt todähnlicher Schlaf umfing. Aber ich fühlte mich unbeſchreiblich danach erquickt, und meine geſunde tüchtige Natur erwies ſich hier in den entſcheidendſten Augenblicken von einer ſiegenden Stärke. Von der Bauerfrau erfuhr ich, daß ich mich hier nur noch eine halbe Stunde von Pirna entfernt befinde. Ich hielt es ſelbſt kaum für glaublich, daß mich in der vorigen Nacht mein ſiechender Fuß ſo weit

getragen hatte. Der Frau erzählte ich eine Geschichte, die sie glaubte. Ihr Mann fuhr diesen Morgen nach Tetschen, und nahm mich auf seinem Wagen mit. So gelangte ich wieder nach Böhmen. Von Tetschen ging ich zu Fuß über grüne Feldwege langsam in mein Dorf zurück. Jauchzende Thränen, möcht' ich fast sagen, entstürzten mir, als ich unser kleines Haus wieder erkannte. Den Vater fand ich sehr krank und alt. Er konnte sich gar nicht auf mich besinnen. Und noch heut ist es kaum, als sähe er in mir eine Tochter. —

Doch ich will jetzt jedes weitere Ausmalen unterlassen. Es fehlt mir auch von nun an aller Muth der Farben dazu. Diese Blätter zu schreiben, hat mir ohnehin schon viele Mühe und viele Ueberwindung gekostet, und dann muß ich doch am Ende mit Wehmuth sehen, daß sie eigentlich gar kein Resultat liefern. Mich hat Gott als eine der unverwüstlichen Naturen geschaffen, die ihre Hoffnungen auf das Leben nie aufgeben können, selbst nach der Strandung aller ihrer

Güter nicht. Und ſo ſitze ich jetzt hier in einer gänzlich verlorenen und vereinſamten Exiſtenz auf meinem Dorfe, und pflege meinen armen kranken Vater mit ſo viel Liebe, als ich kann und als er verſteht. Schon mehreremal hat die Schwalbe neue Frühlinge gebracht, und im Herbſt hat der Kranich meine Wünſche mitgenommen in ferne Länder. Bald lache, bald weine, bald ſpotte ich, und kann den Sonnenſchein nicht fahren laſſen aus meinen Gedanken. Ich kann mich an kein unbeſonntes Daſein gewöhnen. Darum hoffe ich und hoffe, ich hoffe mit einer wahren Leidenſchaft. Denn alle die Seiten, die mein bisheriges Schickſal in mir anrührte, ſind noch ungelöſt geblieben in meiner jungen Bruſt. Noch immer falte ich die Kinderhände zu Gott, als müßte ich ihn um das Leben bitten. Und wenn ich an Mellenbergs abgeſchiedene Geſtalt denke, ſchlagen ernſtredende Stimmen in mir empor, die von unverſtandener Liebe und von unverſtandener Religion ſprechen. Er hatte meine Liebe nicht verſtanden, und ich ſeine Religion nicht. Zuweilen

kommt mir dann auch ins Gedächtniß zurück, wie er mir damals den protestantischen Glauben zu erklären unternahm, und es ist mir dann, als warte diese Klarheit, zugleich mit einem zukünftigen Glück, noch in schöner Ferne auf mich. Unverstandene Liebe. Unverstandene Religion. Ist das nicht unendlich viel, was noch gelöst werden muß? Darum hoffe ich. Ich hoffe, ich hoffe! O Gott! O Leben! — —

An meine Heilige.

II.

P r a g.

Katholizismus, Legitimität, Wiedereinsetzung des Fleisches.

— Unter allen Städten, die ich geschaut, gefällt mir, Libussa, Deine Stadt! Sie gefällt mir, denn sie ist nicht von Menschenhänden gemacht. Sie ist ein Kind der Geschichte. Hier ist lauter Architektur der Geschichte, wohin das ehrfurchtergriffene Auge auch blickt, und bei jedem Schritt, der mich durch die ernste Erhabenheit dieser Straßen und Häuserreihen weiter führt, überrascht mich die Geschichte Böhmens mit großen Erinnerungen. Fast in der Mitte ihres Landes gelegen, steht diese Hauptstadt wie ein Product der Geschichte ihres Volkes da, und

einzelne Ereigniſſe und ganze Perioden der Nation haben ſich an dieſem und jenem Stadttheil angebaut und feſtgeſiedelt in Stein und Mauer, in Erz und Eiſen. Kein Kunſtmuſeum der Vergangenheit, wie Rom, neigt Prag das ruhig ſtolze Haupt aller Orten nur über ächt nationales Leben ſeiner alten Zeit hin, und weiſt mit einem ſtumm melancholiſchen Zug auf die einſtige Größe einer mächtig ſtrebenden Bevölkerung zurück. Welch' eine Reihe von hochgebauten Häuſern, großartigen Paläſten, unzähligen Thürmen und Kirchen, volkbelebten Gaſſen und Straßen! Welche Märkte und Plätze, mit hohen Bogengängen, kunſtgeformten ſteinernen Brunnen, glänzenden Gewölben und Läden! Und dabei nicht, wie in Berlin und München, den Maurermeiſter oder Baumeiſter zu kennen, der dies und jenes Haus gemacht und gezimmert hat, ſondern in dem erhebenden Gedanken hinzuſchreiten, daß hier die hiſtoriſche Entfaltung eines geſammten Volkes thätig geweſen iſt, um ein Ganzes, eine Stadt, eine Stadt im wahrſten und höchſten Sinne

des Wortes, hervorzubringen, entstehen zu lassen! Denn eine Stadt ist und muß noch etwas ganz Anderes sein, als bloß eine geordnete Masse von Häusern.

Und doch, bei allem diesem reichen Leben der Stadt, bei allen diesen genußlustigen Gesichtern der Menschen, welche heimliche Trauer weht mich an aus den Straßen von Prag! Ich weiß nicht, bin ich es, der melancholisch ist, oder ist es Prag? Sind es die dunkeln Geister der Vorzeit, welche mit bangem Schritt durch die Gasse wandeln? Sitzt der faule Wenzel noch auf dem Thron, und verbreitet um sich her bleiche Schrecken? Brennen die Hussiten wieder eine katholische Kirche nieder, haben sich neue Kämpfe um Glauben, Recht, Verfassung und Satzung entsponnen? Warum wird es zuweilen auf Einmal so still, so ängstlich, so nachdenklich in Prag? Horch, da klirrt ein Fenster. Es wird doch kein katholischer Reichsrath herausgeworfen werden, wie zu der Hussiten Zeiten! Nein, es ist eine schöne Pragerin, die ihre Blumentöpfe begießt. Schöne, schöne Pragerin, Du machst

Deinem Lande, Deinem Volke Ehre! Ein Volk, das so schöne Mädchen hat, kann und darf und wird nie untergehen. Es ist gar nicht möglich.

Doch ehe wir in die Häuser und Stuben hineingehn und mit den Gesichtern Bündnisse und Verträge schließen, laß uns noch einmal die Stadt anschaun, liebe Heilige! Komm, komm, ich weiß, Du ziehst gern in der Welt herum. Nachdem ich Deine Bekenntnisse gelesen, ist meine Sehnsucht zu Dir noch stärker und inniger gewachsen. Ich habe Dich verstanden, und bin Deiner Seele an manchem Kreuzweg begegnet, an dem auch ich stand, und bald gebetet, bald geflucht habe. Du aber hast wie eine weibliche Seele gehandelt und geduldet, und bist dabei schön geblieben. Aus mir hat Gott einen Mann gemacht, und ich bin bei weitem ruchloser ins Zeug der Welt hineingefahren. Doch haben mich mitten in meiner Ruchlosigkeit gute und weit ins Leben blickende Gedanken überrascht. So geht es aber allen den strebenden Geistern der heutigen Zeit, sie lernen

viel aus dem Fleiſch der Welt. Und das Fleiſch und die Welt werden für den Kundigen immer durchſichtiger, denn darin hat ſich Gott offenbart. So ſei mir denn noch einmal ganz aus tiefſtem Herzen gegrüßt, Du weltliche Seele. Ich bin es, wie Du. Eine weltliche Seele, die oft an Gott denkt, und an die Geſchichte. Warum biſt Du nicht bei mir, und warum reiſen wir nicht zuſammen, da ich Dir verwandt und Du mir? Ich habe mein Lebelang einen ungeſtillten Drang nach verwandten Seelen gehabt, weil ich mich immer ſo langweile in aller Geſellſchaft. So komm denn, ich will denken, Du biſt hier! Ich denke gern an Dein weltliches Marienbild, o Maria, Madonna! Komm, ich will Dir Prag zeigen, hier iſt viel, worüber wir noch mit einander zu ſprechen haben. In Prag iſt viel Welt, viel Fleiſch und Blut, viel Geſchichte, und für Gott ſind viele Kirchen, wenn auch nur alleinſeeligmachende, gebaut.

Von der Neuſtadt aus, in der ich mich eingemiethet habe, laß Dich durch den alter-

thümlichen Pulverthurm, dem wir nur im Vorbeigehn unſere Ehrfurcht beweiſen, die ſtattliche Zeltnergaſſe entlang, und noch über manche Straße der Altſtadt fort, zuerſt bis zur Brücke von mir führen! Deine Dresdener Brücke, über die Du nach der Meſſe oft ſpaziert biſt, kann ſich mit dieſer, die den heiligen Nepomuk ſelber trägt, nicht vergleichen, und auch die Elbe nicht mit der inſelreichen Moldau, welche hier zu beiden Seiten in breiter Strömung vor dem Auge hinwallt. Nun ſieh Dich um, rechts und links, während wir ſchnell über die Brücke gehn, und diesmal, ſchau! lüfte ich auch den Hut vor dem heiligen Nepomuk mit ſeinen Sternen, denn ſeitdem ich damals, mehr aus Liebe, als aus Grobheit, Deine Madonna nicht grüßte, habe ich ſchon etwas gelernt in katholiſchen Landen. Und nun ſind wir auf der Kleinſeite, der Wiege Prags, und oben vor Dir erblickſt Du den erhabenen Hradſchin, wo die Könige Böhmens thronten und jede Thurmſpitze in eine graue Vorzeit hineinragt. Diesmal führe ich Dich jedoch weder in das Schloß, noch

in die uralte Domkirche, noch in das Haus von Loretto, noch auf die Sternwarte Tycho Brahe's. Unser Weg ist weit und beschwerlich in der Hitze, aber Du bist gut zu Fuß, und so steigen wir, trotz der Mittagsglut der Sonne, hoch oben hinauf auf den Laurentiusberg, wo ich das ganze vielgethürmte Prag Dir zu Füßen legen will. Wir gehen immer die Mauer entlang, und gelangen endlich zu einem Höhepunct dieses felsigen Petrin, wo wir plötzlich tief unter uns Alles schöner, reicher, zauberhafter wiederfinden, als wir es verlassen hatten. Nämlich die Stadt in der malerischen Perspective aller ihrer Theile, ein wunderbares Lebensbild, das aus dem fernen Erdenthal die Augen zu uns emporschlägt, die Hände zu uns heraufstreckt.

Hier oben haben wir den höchsten Standort, von dem wir den ganzen Umkreis bis weit hinaus über Böhmens Gränzen beherrschen, erreicht. Zu Häupten den hochziehenden Wolkenhimmel mit blauem und weißem Geäder, und hinten an den Säumen des Horizonts die ferngelagerten Reihen der Ge-

birge, die wie Riesenadler mit lang ausgreifenden Fittigen in den Lüften verschweben. Aber werfen wir aus unserer Abgeschiedenheit die Blicke dahin, wo wir in seinen angewiesenen Gränzen menschliches Leben und Bewegen zurückgelassen haben. Ein wogendes, blitzendes Meer von Dächern, Thürmen, Kuppeln, Palästen breitet sich dort unten über den grünenden Kessel der Moldau in pittoresk hingeworfenen Gruppen aus, und dazwischen schlängelt sich theilend der helle Faden des Stroms, immer frohen Laufes, bald gekrümmt, bald eben vorwärts eilend, bald lautauschend gegen seine Wehre, hindurch. Je länger Du hinblickst, je mehr tritt Harmonie in das reiche, mannigfaltige Gemälde, und die Haufen der Häuser theilen sich, und die Straßen ziehen schöne Linien der Ordnung durch die dichten Massen des Steins. Immer deutlicher, immer ausgearbeiteter, immer näher scheinen die Bilder, es ist Dir, als müßtest Du hineinschauen in die Häuser, und während eine große, feierliche Stille über dem ganzen Panorama ruht, meinst Du doch reden

und flüstern zu hören dort unten auf der Brücke, die von Menschen nie leer wird, und auf ihren weitgewölbten Bogen majestätisch sich wiegt. Das ist Prag, das ist Prag! es giebt keine andere Stadt, die eine ähnliche Malerei des Anblicks dem Auge, dem Gefühl, gewährt. Vielfarbig schimmernd im Glanz der Dächer, vielgestaltig sich dehnend in allen Formen und Manieren seiner Bauwerke, hochaufflatternd mit seinen unzähligen Thurmspitzen und Kuppeln, liegt es vor Dir wie ein im bunten Gestein ausgehauenes Mährchen, auf dessen ernsthafte Anmuth der Sonnenstrahl des Tages herabfällt. Goldene Träume, finstere und heitere Erinnerungen, schweres Verhängniß, alter Fluch, glorreiche That, Segen Gottes, und dunkler Dämon der Geschichte, schweben hin und her mit Geisterflügeln über ihrem Dunstkreis. Sorgen und Leichtsinn, Melancholie und Genuß, Leidenschaft und Phlegma, Ueppigkeit und Trauer, prägen sich aus auf dem Gesicht dieser Slawin! Das ist Prag, die geweissagte Stadt, wie im achten Jahrhundert Libussa sie im Geist aufsteigen gesehn,

als Seherkraft die Fürstin ergriffen hatte mit großen Bildern. Und indem ich hier hoch oben stehe, still und einsam, nur von scharfgehenden Lüften umrauscht, ist es mir, als käme ein Sehergeist auch über mich, und zöge meine Blicke zurück in fernverflossene wunderbare Zeiten. Libussa erscheint mir, von der ich in alten Chroniken viel gelesen, und ihre holde Fabelgestalt mahnt mich heut wie eine Wirklichkeit. Dort drüben, dort drüben auf dem ernsten felsigen Wysserad, den wir von hier erschauen können, und wo die gewandte Moldau tiefer sich eindrängt in das steile Ufer, dort drüben lag ja ihr altes Schloß Libin. Und es ist mir, als schlügen die Pforten krachend auseinander, und heraustritt die ernste kluge Fürstin, mit eilig bewegtem Schritt, denn die Begeisterung hat sich ihrer bemächtigt. Es ist ein gluthheißer Sommer, schwer hängt die Augenwimper über dem träumenden, vielbedeutenden Auge. Libussa setzt sich auf einen hohen, breiten Felsen, und die Schaar ihrer Dienerinnen drängt sich bangerwartend um sie her, und auch Przemysl,

der Stammvater ſo vieler tapfern Fürſten, ſteht da und harrt andächtig auf Auge und Mund ſeines weiſſagenden Gemahls. Und Libuſſa ſprach: Ich ſehe eine Stadt, deren Ruhm bis an den Himmel reicht. Dreitauſend Schritte von hier im Walde, nächſt der Moldau, wo das Bächlein Brusky hineinfällt, ſehe ich eine Stadt emporſteigen aus meinen Gedanken. Und dort gehet hin, wo ein Mann die Schwelle zu einem Haus zimmert, und dort beginnt zu bauen an der Stadt meiner Gedanken. Und Praha ſollt ihr ſie nennen, Praha, die Schwelle, denn ſie wird die Schwelle ſein des Ruhmes und der Herrlichkeit der Böhmen! — So ſprach die Fürſtin, und reckt mit der Hand prophetiſch hinaus in die Ferne, und erhebt ſich von ihrem Sitz, und ſchreitet langſam durch die jubelnden Reihen ihres Gefolges zurück in ihr Schloß Libin. Und krachend ſchlägt wieder die Pforte hinter ihr zuſammen. —

Da liegt ſie jetzt ſtill hingeſchmiegt zu meinen Füßen, die Schwelle des Böhmenruhmes, wie das Volkslied ſo oft ſie nennt.

Da liegt der Gedanke Libussas, es war der Mühe werth, ihn auszuführen. Libussa muß schönere Gedanken gehabt haben, als ich. Aus meinen Gedanken wird höchstens ein deutsches Buch, nie eine That, am allerwenigsten aber eine Hauptstadt. Ich gäbe etwas darum, wenn ich auch einmal aus meinem Haupt eine Stadt machen könnte, eine Hauptstadt. Wenn aus allen meinen Ideen lieber Häuser, aus meinen Bildern Paläste, aus meinen Gefühlen Straßen und Brücken, aus meinem Verstand ein Marktplatz, aus meiner Vernunft eine Verfassung, aus meiner Melancholie eine Kirche, aus meiner Bosheit ein Gesellschaftssalon, aus meiner Phantasie ein Liebestempel, aus meiner Lebenserfahrung ein Theater, aus meinem Humor ein Volksgarten, aus meiner Reflexion ein schiffbarer Strom würde, dann hätte die Welt doch etwas davon, und sie sollte sich verwundern, was sie davon hätte! Wahrhaftig, manche Menschen tragen ganze Städte in ihrem Kopf, aber sie können und dürfen sie nur nicht bauen. Sie müssen sie mitsammt den Dachzinnen und

Thurmſpitzen, die ſchon aus ihnen hervorwollten, wieder in ſich hinunterſchlucken, und nur abgeriſſene Giebelſtücke, halbe Stockwerke und zerbrochene Fenſtergeſimſe dürfen ſie von ſich geben in elenden Büchern, die unter Cenſur gedruckt werden. Darum verachte ich alle meine Bücher, die ich heut und morgen ſchreibe, weil es keine Städte ſind, in denen ein ganzes Volk zu Heil und Luſt ſich anſiedeln kann. Es ſind nur Nothbrücken in die Zukunft hinein. Vielleicht gelingt es einmal, eine ganze öffentliche Stadt zu bauen, und dann wird die deutſche Literatur erſt eine Weltliteratur werden. Libuſſa, ich beneide Dich! Alle deutſchen Dichter beneiden Dich ganz ungeheuer! Du hatteſt einen Gedanken, und der Gedanke wurde eine große Stadt, des Nationalruhmes Schwelle. Ein deutſcher Dichter hat einen Gedanken, und aus dem Gedanken wird eine ſechs Treppen hoch von dem Geräuſch der Welt entfernte Studirſtube. Man muß ſich immer erſt die Beine ablaufen, ehe man ſo hoch hinaufkommt, denn es ſteht nicht mitten im Leben darin. O Libuſſa!

Es muß anders mit uns werden. Die Welt und das Fleisch müssen wieder eingesetzt werden in ihre Rechte, damit der Geist nicht mehr sechs Treppen hoch wohnt in Deutschland. Wenn Geist und Welt sich ganz versöhnt und durchdrungen haben, dann bricht die Ordnung des neuen Lebens an, für das wir jungen Geschlechter, ich und Der und Jener, zu kämpfen und zu schaffen geboren sind. Dann erst haben wir die Poesie unsres Daseins erreicht. Wehe Dem unter uns, der jetzt schon seine Verse für etwas hält. O Libussa! O Libussa! Dann baue auch ich eine große Stadt, aus meinen Gedanken!

Doch still, still! Wo gerathe ich hin hier oben auf dem Laurentiusberg! Noch einmal will ich mit meinen Blicken weit in die Ferne streifen, ich will mein Herz daran stärken, Bilder der Ferne einzufangen. Und es ist ein wunderbarer, herrlicher, nie sättigender Anblick, hier sich wieder und wieder umzuschaun, bald in das gestaltvolle Prag hinein, bald in die blaue Himmelsweite der Gegend. Mit einer großartigen Perspective hat hier die

Götter, bald wie verzauberte Menschen, bald wie fremde seltsame Thiere neigen sie ihr Antlitz zu mir herüber. Dann scheint es wieder, als hüllten sie sich tiefer und tiefer in den wallenden Schleier, der ihnen Kopf und Busen graugesponnen umfließt, und als wollten sie sich grollend zurückziehen vor der Welt in unsichtbare Regionen. Das ist ein Frieden und eine Schwermuth, eine Erhabenheit und ein banges Schweigen, eine Wildheit und eine Andacht, welches um diese Berggipfel spielt, das sich gar nicht beschreiben läßt, und doch wie mit tausend Zungen in die Lüfte hineinredet. Wie ungebändigte Genies, welche die Flachheit der Erde noch nicht hat hinabzwingen können in die Ebene, stehen sie alle da, und machen mir viel zu denken, ich weiß selbst nicht was.

Und willst Du Dein Auge nun wieder in der Nähe wohlthuend ansiedeln — denn die weite Ferne schmerzt auch, so wie sie erhebt — so laß es auf die grünen Höhen fallen, welche den Rücken der Stadt schmücken und schirmen. Da ist vor allen der Zizkaberg

den Du Dir anschauen mußt, bei dem mir jedoch die Historienmalerei, die auf ihm ruht, bedeutender däucht, als die Landschaftsmalerei, welcher er in der Gegend hier dient. Die Historienmalerei, die auf ihm ruht, hat tief in Blut gemalt, Blut in Blut, mit fanatischen Schwerterstreichen. Die gräuelvollsten Tage der Hussitenkriege schweben wie kreischende Gespenster über seiner Anhöhe. Oder blicke noch einmal zu dem hochwürdigen Hradschin hinauf, und zähle die stolze Pracht seiner Kirchen, Klöster und Schlösser, ermiß staunend den Bau der alten Königsburg der Böhmen, und bewundere die gothische Herrlichkeit des Domes zu St. Veit, an dem verschiedene Zeiten gebildet haben. Oder laß das Auge nun, an den beiden Brückenthürmen der Kleinseite vorüber, über die Moldaubrücke fort, in die buntbewegte Altstadt hineingehn, und suche die Thürme zu unterscheiden, die sich da wie eine ehrfurchterregende Gemeinde erheben. Vor allen streckt die altväterliche Teynkirche, grauen Jahrhunderten entstammend, die beiden hochragenden Thürme

ihrer Kuppel wie gottanrufende Hände zum Himmel empor. Und horch! es klingt und läutet, und ein gedämpfter Ton der Glocken irrt in halbverlorenen Schwingungen auch zu unserer abgeschiedenen Höhe aufwärts. Ist es die große Glocke der Teyn, welche an unser Ohr fällt? eine berühmte Glocke, die auch in der Geschichte Klang und Namen erworben. Und immer lauter verstärkt sich der fromme Klang, welcher muthig durch die Lüfte hinschwebt, und sein tönendes Gefieder, hoch über der Stadt, in die blaue Wolke trägt. Immer mehrere Kirchen fangen an, da unten zu läuten, mein Herz bewegt sich, und unser Belvedere hier oben wird uns zum Gottesdienst. Nun steige ich hinunter, nachdem ich Dir nur noch zwei Thürme der Neustadt gezeigt, die dort in betrachtenswerthen Gestalten zu uns aufschauen. Der Franziskaner mit der breiten Brust, alle umstehenden überragend, und St. Katharina, in zarter jungfräulicher Bildung, wie eine junge Nonne, die fromm und schön zugleich. Fromm und schön zugleich, das liebe ich, denn da kommt

Gott und Welt zusammen, das suche ich. Und nun nimm noch einmal rührenden Abschied mit einem einzigen ganzen Blick von Allem ringsum, was Herz und Auge gefangen genommen hatte mit großartigen Wundergemälden. Dann steigen wir stillsinnend den Laurentiusberg wieder hinab. —

Nachdem wir flüchtig in der freundlichen Hasenburg, die uns noch in ziemlicher Berghöhe hier begegnet, eingesprochen und uns erfrischt haben, schreiten wir allmälig wieder der Nähe der Stadt zu. Wenn ich lange im Freien und im Angesicht der grünen Natur verweilt, tritt mir alles Städtische jedesmal als ein wohlthuendes und kräftigendes Element neu entgegen. Dann möchte ich immer eine umgekehrte Elegie dichten, wie Schiller, wenn er in seinem „Spaziergang" die Entfernung von der Stadt feiert, und mit hochtönenden Grüßen dem Lande zueilt. Während er sich dort glücklich preist in runden Hexametern, daß er

endlich entflohn des Zimmers Gefängniß,
Und dem engen Gespräch,

und ſich dann freudig in den grünenden Wald und auf den Berg mit dem röthlich ſtrahlenden Gipfel rettet, möchte ich nun, wie geſagt, den umgekehrten Spaziergang dichten, welcher der Stadt zueilt, und den wohnlichen Zimmern der Menſchen, und nach einem lieben Geſicht und traulichem Geſpräch ſich ſehnt. Und je länger ich jetzt bergab wandre, rüſtig zuſchreitend auf das vor mir liegende Prag, je mehr quillt mir wieder meine Stadtelegie, und ſo ganz unverſehens, aus dem Herzen heraus. Wie ein abenteuerliches Phantom hat Schiller die Stadt hinter ſich zurückgelaſſen, deren beweglich wirkendes, die tauſendfach genutzten Kräfte des Menſchen zuſammenfaſſendes Leben er zwar ſinnreich auszumalen weiß, das ſich ihm aber zugleich, mitten in der Ausmalung, wieder zu einem Alles verſchlingenden und vergiftenden Ungeheuer verzerrt, vor dem er ſich nur in die Arme der Natur zu flüchten vermag. Und dann tröſtet er ſich mit der Sonne Homers, die noch immer unter denſelben Blau uns lache. Ich habe mich in meinem ganzen Leben

noch nicht mit der Sonne Homers trösten können. In dieser Hinsicht halte ich es mit dem städtebauenden Saitenspiel Amphions. Der schlug die Harfe gewaltig an, und dann kamen auf den Klang die Steine von selbst herbeigelaufen, um eine mächtige Stadt zu bauen. Eine Stadt! Eine Stadt! Ich liebe die städtebauende Muse, welche den Nomadentrieb des menschlichen Lebens einordnet in feste Gränzen der beglückenden Harmonie.

Sei mir gegrüßt, o Stadt, mit den röthlich strahlenden Dächern! Sei mir, Sonne, gegrüßt, welche sie lieblich bescheint! Mir wird wohl, wenn ich das immer näher kommende Geräusch, welches hinter Deinen Mauern stündlich wühlt und arbeitet, in seiner bedeutsamen Geschäftigkeit vernehme. Das ist der Mensch mit seinen Bestrebungen, mit seinen Hoffnungen und seinen Wünschen, mit seinen erfindenden und erwerbenden Händen, welche sich dort in der drangvollen Eil des Daseins bewegt und tummelt! Das ist der Mensch, der laut wird, in der Angst des Tages, im Jubel der Stunde, in der Athemlosigkeit der

Gegenwart! Das iſt der Menſch, wie er ſich einrichtet und abfindet, wie er ſich wehrt und ringt mit den Mächten ſeines Daſeins, wie er pocht und hämmert, zählt und rechnet, webt und zimmert, ſich nie genug thun kann, und immer auf die unſichere Welle des Augenblicks ſein Liebſtes hingiebt! Das iſt der Menſch, mit ſeinem frohen Geſicht, mit ſeiner ungeheuern Geduld, mit ſeinem tragiſchen Schickſal, mit ſeinen ironiſchen Gegenſätzen, mit ſeinem zehrenden Herzen, das immer Wunden hat, ſei es aus Liebe oder Haß! Aus allen ſeinen Bedürfniſſen und Bedrängniſſen, Gewohnheiten und Tugenden, Freuden und Talenten, aus ſeinem Wiſſen und Streben, hat er ſich da eine Stadt gemacht, das umzäunte Schlachtfeld ſeiner Beſtimmung. Ein ehrwürdiger Ort, vom Verhängniß gezeichnet, iſt ein Schlachtfeld. Ein ehrwürdiger Ort, vom Verhängniß gezeichnet, iſt eine Stadt. Draußen im Walde, wo das ſchattige Laubwerk mich gern zum Einſiedler machen möchte, oder oben auf den Bergen, oder unten im quellenreichen Grund der

lachenden Thalnymphe, mag die Unschuld wohnen. Ich kenne sie nicht. Ich habe sie längst in frühen Jugendstürmen verloren. Nach dem Sündenfall gingen die Menschen hin, und bauten sich Städte. Nicht der Fluch Gottes vertrieb sie aus dem Paradiese, sondern ihre Schuld stürzte sie vorwärts in die Weltgeschichte. Sie sonderten sich in Völkerstämme, und bauten Städte. Das Bewußtsein ihrer Schuld machte sie gelehrig, und sie trieben allerlei Künste und Gewerbe, Beschäftigungen der Hand und des Geistes. In ihrer Schuld drängten sie sich an einander, und diese sannen darauf, das Leben zu verschönern, und jene studirten es, und trachteten, wie sie es begreifen könnten. So wohnten sie alle bei einander, jeder an einem andern Ende mit der Schuld des Lebens beschäftigt, und schlossen einen Verein zur gemeinsamen Sühne des Daseins. Sie mehrten sich, und ihre Städte blühten, denn der Eifer und Drang der Menschen war groß und unendlich, er reichte bis an den Himmel und bis an das verlorene Paradies zurück.

In das Schuldgetümmel der Städte stürze ich mich. Da sind meine Freunde und meine Brüder. Oeffne mir deine Thore, sorgenbeladene Stadt, bald mische ich mich wieder in dein heißes Gedränge, in deine kampfesmuthigen Reihen. Im Gedränge finde ich wohl, was ich liebe und was ich strebe, im Gedränge neben andern Herzen tröstet sich mein Herz. Wald und Berg sinken immer ferner hinter mir zurück, und die Schauer der Wildniß, die unheimlich über mein Haar hinstreichen, verkehren sich mehr und mehr in freundliche Ansiedelung städtischer Gewohnheit. Vor der Stimme der Unschuld, die in der Natur säuselt, wird mir bange. In der Natur blüht das verlassene Paradies der Menschen noch verstohlen fort, es lauert still in der geheimen Seele des Baumes, aber die Menschen sind weggezogen in die Städte. Darum duften die Blumen oft Schwermuth aus, und das ganze Wachsthum der Natur netzt sich im Thau der Thränen, wenn der Mensch lauschend davorsteht. Doch er kann in dieses Paradies nicht wieder zurück, er muß

es jetzt auf der andern Seite der Schöpfung erobern.

Die Stadt hat ihn in die rauschenden Wirbel der That hineingeschleudert, er hat sich brauchen und nutzen gelernt, und aus seinem Funken, der in ihn gelegt war, ist eine lodernde Flamme emporgeschlagen. Die Stadt wölbt das heimische Dach der Hütte über seinem Haupte, und schließt ihn fest an die warme Brust der Erde, damit er weiß, wo er steht, um vom sichern Boden aus den Himmel zu erwerben. In der Hütte ist Platz für eine ganze Welt, hier beherbergt er in stiller Zelle die zukünftige That und den unermüdlichen Willen, hier hütet er seine Liebe und seine Verzweiflung, hier wohnt er mit seinen Plänen, seinen Gedanken, seinen Scherzen und seinen Göttern. Wie das Haus vor den Elementen, so schützt ihn der Freund und das Weib vor den Schrecken der Einsamkeit; die Liebe schützt ihn gegen Selbstsucht, der Haß gegen Gleichgültigkeit, der Hunger gegen Langeweile, die Thorheit gegen Altklugheit, die Eitelkeit gegen Selbstverachtung, das

unbefriedigte Herz gegen Ermattung des Strebens. Damit der Mensch den Menschen kennen lerne, in Art, Tauglichkeit und Hoffnungen seines Wesens, haben sie neben einander ihre Hütten aufgerichtet in den Städten. Vor der Natur verliert sich der Mensch in das Element, in der Stadt gibt er sich an die Menschen hin, und findet in den Andern, in ihrem Irrthum und in ihrer Wahrheit, sich selbst wieder, aus ihrer Verzerrung setzt er sich seine Harmonie zusammen. Die Stadt ist der Pantheonstempel menschlicher Zustände, vor dessen Altar drei heilige Priester stehen, welche den Bund der Gemeinde geweiht und bekräftigt haben. Diese drei sind: das Recht, die Treue und die Sitte. Wo Menschen zusammen sind, und zu einem Verein sich gesellen, gibt es auch Recht, Treue und Sitte. Das ist das Große an jeder menschlichen Gesellschaft, daß sie ohne diese drei nicht zu bestehen vermag, sondern von selbst sie wie nothwendige Blüthen aus ihrem Schooß erzeugt. Ja, in der Stadt, wo Menschen sind, suche ich Recht, Treue und Sitte, und ich finde

sie, mitten unter ihren Leidenschaften, ich finde sie, wie Edelsteine im schwarzen Schachte. Wenn Menschen sich an Menschen drängen, im Trieb des Daseins, wenn ihr Wollen und ihr Können wächst in der Gemeinschaft, wird ihnen in der Brust zugleich das Recht wach, das die Gesetze schreibt für Wollen und Können. Unrecht liegt nicht in der menschlichen Natur, denn sie möchte nur allzugern Jedes ausgleichen und versöhnen, selbst den Teufel. Das Recht ist der verständige Kopf des ganzen Gliedervereins, in dem Maß und Gleichgewicht des übrigen Körpers sich zusammengeschlossen halten. Und die Treue ist die Hand, welche der Mensch dem Menschen gibt, und woran sie sich fassen über der Woge des Tages, während das Leben schäumend mit ihnen fortstürzt. Und die Sitte ist das Auge, mit dem sie sich gegenseitig anblicken. Das Auge ist die Jungfrauschaft der Seele, und wenn es sich zu Dir aufschlägt, und Du tief in seinen Grund schauest, wird Dir heilig zu Muthe. Weil die Menschen sich in die Augen sehen, haben sie Ehrfurcht vor einander,

und für Jeden liegt in dem Andern ein leises Geheimniß da, das er achten muß. Die Ehrfurcht der Augen ist die Sitte, sie ist ein zartes Geheimniß, wie der Blick. Wie dieser, trifft sie auf den feinsten Zusammenhang des Lebens, und spricht ihn aus. Wenn die Treue der Hand die Menschen an einander bindet in festverschlungenen Gruppen, so gießt das Auge der Sitte holdseeliges Licht der Schönheit aus über den Bund. Die Hand, die vielgefurchte, an der Arbeit des Tages oft erprobte, immer in den Stoffen des Lebens wühlende, sie ist wichtig für menschliches Sein und Thun. Sie schließt Verträge, bejaht mit ihrem Druck die Bündnisse der Liebe, schwört mit emporgehobenen Fingern zu Gott, sagt guten Tag und guten Weg zu den Nachbarn und zu den Freunden. Die Hand gehört den Nothwendigkeiten des Lebens an, aber das Auge ist ein freies Strahlen von Poesie. Die Sitte ist die Poesie der menschlichen Gesellschaft, sie ist der Adel der Form, die Verklärung der Gewohnheit, die Juwelenfassung des Umgangs, und die Ehrwürdigkeit der Ueberlieferung.

Und der Kopf ſieht ernſthaft darein, und läßt ſich durch nichts beſtechen, und durch nichts beugen, wenn er Recht hat. Das Recht iſt der Mathematiker des Lebens, es urtheilt ſtreng nach dem Buchſtaben, und mißt genau Winkel an Winkel, Größe an Größe ab. Aber das genau gemeſſene Leben wäre todt, wenn nicht das Auge hineinlächelte, und die Hand es zuſammenhielte. Und ſo bewegen ſich die Menſchen mit Kopf, Hand und Auge, und ihr Daſein ſteht in Flor, und ihre Städte regen ſich, und tragen Frucht und Blume. Und ſo verbinden ſich die Menſchen mit Recht, Treue und Sitte, die, wie das Weichbild ihrer Städte, einen heiligen Kreis um ihr Zuſammenleben ſchließen. Das iſt die Freiheit der Städte, das iſt der Gottesfrieden der Häuſer!

Mögen die Städte blühen und geſegnet ſein, ich liebe die Städte! Ich liebe Städte und Häuſer.

Städte, Häuſer, Straßen, Brücken, und das Volk dazu, welche großartige Malerei für einen Menſchenfreund! Keine Naturma-

lerei, mit ihren Abendröthen und Purpurwolken und allem Farbenschmelz der Thäler, keine Elegie und keine Hymne der Landschaft, reicht an dies hochdramatische Schauspiel der Städte hinan. Komm näher, Stadt, und empfange den Wandrer in Deinen zutraulich winkenden Ringmauern. Nimm ihn auf recht in die Mitte der menschlichen Gewohnheit, und laß ihn Alles sehen und schmecken, wie der Mensch es treibt. Ich will mich an die Welt Deiner Gesichter hingeben, und den Schöpfer loben, wann mir eines gefällt. Ich will Deine Künstler verehren, mit Deinen Gelehrten reden, Deine Frauen lieben, und in Deinen Kirchen an die unsichtbare Kirche denken. Ich will auf Deinen Märkten etwas kaufen, an Deinen Tischen essen, unter Deinen Dächern ruhen, und in Deinen Gesellschaften lachen und lauschen. Ich will jeden Moment an Deinem Thun und Treiben wichtig achten, denn jeder Moment an einer Stadt kann welthistorisch sein.

Sei mir jetzt in der Nähe gegrüßt, meine Stadt! Der Spaziergang, von meinem Berg

herunter, ist zu Ende, und mit einigen Schritten gelange ich nun schnell an den Fuß der Moldau, denn ich bin den umgekehrten Weg hinabgestiegen. Jetzt sehen wir uns Stirn an Stirn, Du herrliche Stadt, und indem ich hiermit meinen antischillerischen Spaziergang beschließe, segne ich noch einmal, als begeistertes Stadtkind, die städtebauende Muse Amphions! —

Nun stelle ich mich auf die Moldauführe, und der Fährmann, ein rechtes böhmisches Gesicht, bringt mich in dem langsam abgemessensten Takt hinüber. Indem wir die Breite des schönen Stroms durchschneiden, kann ich Dir noch im Vorbeigehn seine beiden Inseln zeigen, die sich dort, den Pragern vielbesuchte Lustorte, aus der Welle erheben. Das ist rechts die anmuthige, mit dichten Schattengängen duftiger Kastanien und Linden besetzte Schützeninsel, und ihr gegenüber, gleich an der Stadt, die kleinere Färberinsel, deren hohe Pappeln Kühlung und Frische verbreiten. Sie sind noch leer von Spaziergängern, und die schöne Welt pflegt sich erst

ſpäter einzufinden, wann ſich die [illegible] Sonne gemildert hat, denn gegen nichts iſt der Prager empfindlicher, als gegen Sonnenſchein. So gehen wir ein ander Mal hin, wenn Leute da ſind. —

Und heut kann ich nichts mehr ſchreiben, Du Gute, Heilige! Ich hatte Dir noch Vieles aufzeichnen wollen, wie Du aus der Ueberſchrift dieſer Blätter erſiehſt. Vielleicht morgen. Denn ich reiſe erſt in acht Tagen weiter nach Wien. Ich kann heut nicht mehr ſchreiben, mir wird traurig zu Muthe. Das Herz thut mir auf Einmal weh, und meine Schreibfeder kann und darf es nicht ſagen. Darum ſchleudere ich ſie weit weg von mir, dieſe Sclavin, und ſage nur noch: Gott befohlen! — — —

III.

Prag.

Katholizismus, Legitimität, Wiedereinsetzung des Fleisches.

— Was jetzt kommt, Heilige, da bitte ich Dich, es Dir nicht etwa als eine Lobhudelei anzunehmen. Denn ich will und muß noch einmal über die böhmischen Mädchen sprechen, von denen sich wahrhaftig ein eigenes Buch schreiben ließe, so reichhaltig ist dieser Gegenstand. Wer könnte in Prag leben, ohne zu einem solchen Buche, dessen schönste Stellen gewiß kein Censor streichen würde, sorgfältige Studien zu machen. Du aber bist eine Heilige! Deshalb mach' ein erhabenes Gesicht dazu, wo ich allzu unverschämt lobe und sehe. Ich muß loben und sehen, und Du kannst Dir immer noch etwas Anderes dabei denken, als ich sage.

IV.

Der Kaiſer, die Geiſter und die Preſſe.

Die Literatur iſt ein Begriff, der überhaupt dem Napoleonismus, dem neuen wie dem alten, widerſtrebt, und ſich mit dieſer Herrſchaftsform durchaus in keine fruchtbringende Berührung ſetzen zu können ſcheint.

Es bildet dies gegenwärtig einen um ſo ſtärkeren Contraſt gegen die Perſönlichkeit des jetzigen Herrſchers der Franzoſen ſelbſt, der, ein Mann auch von hervorragendem literariſchem Geiſt und Talent, zum Theil der Literatur und ſogar der publiziſtiſchen Preſſe durch eigene Hervorbringungen und Theilnahme angehörte. Aber Literatur und Preſſe vertragen ſich einmal nicht mit ſeinem Herrſchaftsplan, der das Schwerſte und Unmöglichſte, was es noch vor Kurzem zu geben ſchien,

nämlich die Mundtodtmachung der Franzoſen, zu ſeiner erſten Vorausſetzung hat, und darum auch jeder höheren und eigenthümlichen Fortentwickelung der Literatur und Preſſe, durch welche leicht alle beſtehenden Zuſtände in ihrem innerſten Fundament wieder in Frage geſtellt werden könnten, in den Weg treten muß.

Es ſind dies Effekte, die in allen heutigen Büchern und Journalen der Franzoſen offen zu Tage liegen, und gewiß den eigenen Geſchmack Louis Napoleons auf dieſem Punkt am ſchärfſten mit ſeinem politiſchen Syſtem in Widerſpruch ſetzen. Wer die blühende literariſche Epoche Frankreichs unter dem Regime Louis Philippe's hier geſehen hat und miterlebt hat, muß erſtaunen über die Napoleoniſche Razzia, die am meiſten und vollſtändigſten an den ſchreibenden und ſchaffenden Geiſtern der Franzoſen vollbracht worden, und ſo raſch eine künſtliche Einöde aus dem reichſten und mannigfaltigſten Fruchtgarten gemacht hat.

Von den früheren literariſchen Beziehungen in Paris, die theils aus der Zeit Louis Philippe's, theils aus den Anfangsjahren der letzten franzöſiſchen Republik herſtammten, ließ ſich für den Beſucher des wiederhergeſtellten Kaiſerthums kaum noch etwas Nennenswerthes wieder anknüpfen. Die meiſten dieſer glänzenden Perſönlichkeiten und Namen waren wie in ei-

nem plötzlichen Nebel verſchwunden, und auch die Stelle, auf der ſie damals geſtanden und gewirkt, war nicht mehr wiederzufinden, noch zu erkennen.

Man mußte ſich verwundert ſagen, daß eine magiſche Kraft ohne Gleichen hier mitgewirkt haben mußte, um eine ganze Legion von Geiſtern, die zu den ſtärkſten ihrer Art gehörten, nicht nur mit Einem Schlage zu bannen, ſondern auch wie vom Erdboden verſchwinden zu machen. Was neuerdings an ihre Stelle getreten, könnte am allerwenigſten dazu dienen, den Begriff der Literatur wieder zu Ehren bringen, ſondern beſtätigte nur die rohe Gewalt, die demſelben angethan worden.

Dieſe Schriftſteller des heutigen Tages in Frankreich gleichen den Fiſchen, die ein Sturm aus einem Gewäſſer herausgeholt und an das Land geworfen hat, und die berufen ſcheinen, ſich im Flugſand möglichſt raſch zu Tode zu zappeln.

Eben ſo wenig konnte es über den eingetretenen Sturz der ganzen franzöſiſchen Literatur tröſten, Lamartine, als den Einzigen beinahe, der in dem literariſchen Paris auf dem Platze geblieben, in ſeiner heutigen induſtriellen Werkſtatt zu ſehen. Eine Zeit, in der ſelbſt die Idealmenſchen, die prophetiſchen Träumer von Menſchenglück und Menſchenwürde, als bleße Fabrikarbeiter des Geiſtes verenden, und zwar mit dem

vollſten Bewußtſein, daß es nicht anders ſein könne, eine ſolche Zeit wird in der That die Induſtrie als ihr eigentliches Verhängniß zu betrachten haben.

Diejenigen Anderen, welche im neuen Kaiſerreich noch einigermaßen eine literariſche Stellung aufrecht erhalten konnten, haben dies entweder nur als politiſch unverfängliche Fabrikarbeiter oder als Dichter des Lorettenthums zu erreichen vermocht. In der erſteren Kategorie einen Mann wie Lamartine zu erblicken, würde eine unaushältliche Demüthigung für das ſchaffende Genie ſein, wenn nicht zugleich eine Nemeſis des Schickſals gegen einen gewiſſen idealiſtiſchen Standpunkt, der ſich ſtets nach Belieben auf dem Lotterbett ſeiner Gedanken dehnen zu können glaubt, darin ausgeſprochen läge. Lamartine erſcheint in den verſchiedenen Kriſen der Umwälzung, denen Frankreich ſeit der Reſtauration unterlegen, mit der Lyra des poetiſchen Improviſators im Arm, der im Augenblick, wo er ſein Thema empfängt, noch nicht recht weiß, was er ſingen ſoll, der aber ſtets voll Selbſtvertrauen auf die Unfehlbarkeit ſeines Talents iſt und ſich zugleich von dem Bewußtſein eines edlen und großen Dranges in ſeiner Bruſt getragen fühlt. So klimpert er ſich beſtändig aus dem Einen in das Andere hinein und knüpft an den ſchönſten Reim, der ſich gerade dar-

bietet, den beſten Gedanken und das annehmbarſte Princip. In dieſer Weiſe eines politiſchen und revolutionairen Troubadours hat er ſich vom Legitimismus, der eigentlich ſeine Wiege war, in die Julimonarchie, in die Republik und in das Kaiſerthum hineingeſungen. Als der verhängnißvolle Moment des Jahres 1848 gekommen war, wußte er im erſten Augenblick ebenſo wenig wie alle Anderen, daß ſich die Republik auf das Julikönigthum reimen würde, aber dann hatte er plötzlich dieſen Reim als den einzig ächten und wirkſamen entdeckt und er proclamirte ihn mit einem Enthuſiasmus, an deſſen höherem Beruf Niemand zweifeln konnte. Er hat darüber ſelbſt die naivſten Geſtändniſſe abgelegt, und wenn er erzählt, daß, als er die Volkshaufen vor dem Hôtel de Ville mit einer Rede harangnirte, ihm ein Arbeiter aus der Maſſe plötzlich zugerufen habe: „Tu n'es qu'une lyre, va chanter“, ſo ſcheint er die ihn vernichtende Pointe dieſes Volkswitzes nicht einmal empfunden zu haben.

Den Idealiſten begegnet in der Praxis leicht das Unglück, daß ſie ihre Freunde und Feinde nicht zu unterſcheiden vermögen und, um Etwas in's Werk zu ſetzen, ſich mit ihren Gegnern verbinden. So verpfuſchte er als Miniſter die Geſtalt der Republik von 1848, indem er ihre innere ſowohl wie ihre

auswärtige Politik durch eine idealistische Schablone zeichnete, welche auf die im höchsten Grade praktische Lage der Dinge gar nicht paßte. Ein Gegner des Socialismus, kokettirte er mit den Arbeitern, zog sie in gewaltigen Massen nach Paris herein, und redete in einer unbegreiflichen Verzückung seiner Ideen dem lebensgefährlich gewordenen Experiment mit den National-Ateliers das Wort. Eine andere gefährlich gewordene Strophe machte er, indem er Februar-Republik und Friedens-Politik zusammenreimte, und die Nichtinterventionstheorie aufstellte, nach welcher die Republik Frankreich allen übrigen Völkerkämpfen fern bleiben sollte, um dafür die Revolution in ihren eigenen Gränzen unangreifbar zu machen und gegen jede auswärtige Einmischung sicher zu stellen. Die Lamartine'sche Muse ließ auch ein ungemein lyrisch gedachtes Manifest in die Welt gehn, worin sie den Verfall der politischen Verträge von 1815 sang, und gleichzeitig setzte sie auch den schmeichlerischen Flötenten der Hoffnung ein, daß Oesterreich und Preußen sich für die Anerkennung der französischen Februar-Republik aussprechen würden. Er that dies Alles aus einer der Wahrheit und der Idee gläubig hingegebenen Anschauung, aber wer mit Träumereien dieser Art leben und wirken zu können glaubt, wird es nur gerecht finden

müſſen, wenn ihn ſein Schickſal zuletzt mit der Naſe auf die platte Wirklichkeit hinſtößt, und ihm zumuthet, nun einmal auch in der Treimühle der realiſtiſchen Nothdurft zu arbeiten.

Von dieſem Loos iſt Lamartine als Schriftſteller ereilt worden, aber wenn er im heutigen Kaiſerreich als Allerwelts-Büchermacher ſitzen geblieben, ſo iſt die Nöthigung, die ihn dabei betroffen, ebenfalls nur die Schuld eines für Ideen und Phantaſieen rückſichtslos erglühenden Herzens. Es iſt gewiß, daß Lamartine, während ſeiner Mitregierung in der Februar-Republik, die eigenen Hülfsquellen ſeines Privatvermögens erſchöpfte, um die Zwecke des neuen Staats und beſonders die Arbeiter-Intereſſen fördern zu helfen. Dies als Literat wieder herauszuſchlagen, würde in Frankreich immerhin nicht ſo ſchwer geweſen ſein, wenn Lamartine nicht plötzlich allzu ſtark in den induſtriellen Gegenſatz ſeiner idealen Natur umgeſchlagen wäre und ſogar mit einer Speculation in Weingeſchäften ſich eingelaſſen hätte. Dies verdarb auf der einen Seite wieder, was auf der andern die „Geſchichte der Revolution von 1789," die „Geſchichte von Rußland," die „Geſchichte der Türkei" und andere Lamartine'ſche Fabrikarbeiten eingebracht haben. Das Verdienſt dieſer letztgenannten Geſchichtswerke iſt aber auch nicht ſo

gering, als man leicht versucht werden kann anzunehmen, wenn man nur an ihre durch die finanziellen Verlegenheiten des Verfassers motivirte Entstehung denkt. Der Dichter von Gottes Gnaden lebt auch in diesen historischen Nothprodukten Lamartine's fort, und durchdringt dieselben mit einer wunderbaren Produktivität nicht blos des Stils, sondern auch der Auffassungen und Verknüpfungen, worin, selbst für die Ermittelung der Wahrheit der Geschichte, Manches geleistet wird, was dem ängstlich aus den Quellen gestaltenden Historiker oft nicht gelingt. Man kann dabei ins Leere und Phantastische hinein fehlgreifen, was dem Lamartine in diesen Darstellungen häufig genug begegnet ist, aber der ihn beseelende und treibende Instinkt des schaffenden Dichters läßt ihn auch manchen Zusammenhang der Ereignisse ergreifen und ausbeuten, der sonst im Dunkeln geblieben und durch den die Thatsachen ein neues, in der Wahrheit begründetes Licht gewinnen.

Kaiser Napoleon III., der es liebt seinen Feinden großmüthige Almosen zuzuwerfen, hatte sich neuerdings auch als Subscribent für eine literarische Zeitschrift, die Lamartine unternommen, einzeichnen lassen. Dies war unmöglich abzulehnen, obwohl Lamartine diese kaiserliche Beisteuer zu seiner Erhaltung gewiß ebenso

gern zurückgewieſen haben würde, als die Töchter Louis Philippe's die ihnen nachträglich zugeworfene Dotation ablehnen zu müſſen geglaubt. Denn Lamartine, der ſich ſchon in ſeinen früheren hiſtoriſchen Arbeiten, namentlich in der „Geſchichte der Reſtauration," als einen entſchiedenen Widerſacher des napoleoniſchen Imperialismus gezeigt, hatte auch der neuen Kaiſermacht in Frankreich jedenfalls keine Zugeſtändniſſe gemacht. Lamartine rächte ſich aber auf eine beſondere Weiſe für das kaiſerliche Abonnement, durch welches Louis Napoleon ſeinen ehemaligen Concurrenten um die Präſidentſchaft der Republik fühlen laſſen wollte, daß derſelbe nun der arme Poet von Frankreich geworden ſei. Lamartine ſchrieb ſein neueſtes Geſchichtsbild: „Julius Cäſar" (1856), und ſtreifte darin an eine Portraitzeichnung hinan, die den heutigen Cäſar Frankreichs ziemlich deutlich, wie ein zurückgeworfenes Spiegelbild, hinter der Phyſiognomie und Situation des römiſchen hervorſchimmern läßt. Die Aehnlichkeit der Situation wird noch darin beſonders ätzend herausgearbeitet, daß Lamartine mit der ſchärfſten tendenziöſen Zuſpitzung ſchildert, wie die Cäſaren-Macht durch Proſcriptionen, rauſchende Feſtgelage und Vergeudung der Staatsgelder errichtet worden ſei. Den Tod Cäſars ſtellt Lamartine als eine hiſtoriſche Nothwendigkeit dar, obwohl

er natürlich unter dem Geſichtspunkt der Moral einem ſolchen tragiſchen Act nicht das Wort zu reden wagte. Es war dies zu ſehr eine an Kopf und Kragen rührende Streitſchrift, als daß ſie nicht an dem neuen Kaiſerhofe hätte gebührend empfunden werden ſollen. Aber Napoleon III. beauftragte nur ſeinen vielgetreuen Senator Treplong, in derſelben indirecten Weiſe einer geſchichtsbildlichen Polemik die Lamartine'ſche Adreſſe zu beantworten, was derſelbe auch in der wirkſamſten Schreibweiſe und mit dem feinſten Takt in der Schrift: „Les derniers jours de la république romaine“ (1856) ausführte. Die glänzende Pointe, welche dabei durch den klugen Treplong herausgearbeitet wurde, war die, daß Cäſar das römiſche Reich vom Untergange gerettet habe, wobei die Hindeutung auch unausgeſprochen nahe liegt, daß Frankreich, welches ſo tief zerklüftet und von ſeinen Parteien principiell verwüſtet geweſen, ebenfalls zu Grunde gegangen ſein würde, wenn es nicht ſeinen neuen, das zerrüttete Reich kräftig zuſammenhaltenden Cäſar gefunden hätte.

Louis Napoleon befand ſich übrigens ſchon früher in einer ganz direkten Polemik mit Lamartine, deſſen Aeußerungen über die unheilvolle Bedeutung des 18. Brumaire für Frankreich wie für ganz Europa den Gefangenen von Ham nicht ruhen und ſchweigen

Aber soviel sage ich Dir, daß sogar der alte seelige Campe in seiner „Reisebeschreibung von Braunschweig bis Carlsbad und Böhmen" nicht aufhören kann, die außerordentlichen Vorzüge der schönen und gutmüthigen Pragerinnen zu preisen. Und das war Campe, ein Mann von Grundsätzen, der aus Philosophie Wassersuppe aß, nur der Pädagogik wegen reiste, einen plüschenen Jelängerjelieberfrack und Schuhe mit großen silbernen Schnallen trug, und wohlerzogenes Blut hatte. Als kleiner Junge, wo ich mir für ein paar Dreier von einer alten Frau Bücher borgte, las ich diese Reisebeschreibung, und weiß noch recht gut, wie es mir damals auffiel und Nachdenken machte. Ich konnte den Campe nicht begreifen, der mich in einem anderen Buch vor dem Umgang mit dem weiblichen Geschlecht so sehr gewarnt hatte, daß ich mir einmal die kleine Nachbarstochter genau ansah, ob sie wirklich ein so gefährlich Ding sei? Jetzt bin ich ein großer Mensch geworden, schreibe selbst Bücher für ein paar Dreier, habe heißes Blut, und begreife den Campe. Campe, Campe, ja Campe

ließen. Er gab deshalb die Réponse du Prince Napoléon-Louis à Mr. de Lamartine (Ham, 23. Auguſt 1844) heraus, worin er, unter den hochſchätzungsvollſten Aeußerungen für die Perſon des berühmten Dichters und Schriftſtellers, die Anklagen deſſelben gegen den Oheim zurückzuweiſen ſuchte. Lamartine hatte geſagt, daß Napoleon der Große die Bewegung der franzöſiſchen Revolution gerade auf dem Punkt angehalten und unterbrochen habe, wo dieſelbe aus der Umwälzung heraustreten und ſchöpferiſch werden wollte. Lamartine nannte den Napoleonismus ein Drama mit einem einzigen Schauſpieler, der aber nur die roheſte Komödie der Gewalt und Eroberung zur Aufführung gebracht, indem er die heranwachſende Freiheit wieder unter den Trümmern alles Deſſen, was ſie aus ihrem Wege geſchleudert, erſtickt habe, indem er ein Ancien Regime aus den Dingen und Namen von geſtern gemacht, indem er die Preſſe bis zur Cenſur, die Tribüne bis zum unverbrüchlichen Stillſchweigen, die Gleichheit bis zu einem Adel der Plebejer zurückgeſchroben, und die Freiheit auf die Staatsgefängniſſe hingewieſen, der Philoſophie und Religionsfreiheit ein Concordat und eine Staatsreligion gegenübergeſtellt habe!

Dieſer Anklage begegnete Louis Napoleon mit der

glühendſten und tiefſinnigſten Apotheoſe ſeines Onkels, die je geſchrieben worden. Er ſtellt ihn im Gegentheil als dasjenige Organ der nationalen Verſehung Frankreichs hin, durch welches die Wahrheiten der franzöſiſchen Revolution, nach Zügelung ihrer Leidenſchaften, überall in Europa zur Herrſchaft und zum Triumph gebracht worden ſeien. In Italien, in Deutſchland, in Spanien, in der Schweiz, in Polen, überall habe Napoleon die Ideen und civiliſirenden Geſetze Frankreichs eingepflanzt und zum drängenden Keim einer neuen und glücklicheren Entwickelung gemacht. In Deutſchland allein habe er mit einem einzigen Federſtrich 253 kleine Feudalherrſchaften aus dem Leben verſchwinden laſſen!

Dieſer Federkrieg um die Größe Napoleons, zwiſchen dem Kaiſer und dem Dichter geführt, mußte uns jetzt wieder in die Erinnerung kommen, wo der Kaiſer ſich nicht mehr in der Lage befindet, bei der Preſſe um die Anerkennung des Napoleonismus ſich bewerben zu müſſen, und wo Licht und Luft zwiſchen dem Napoleonismus und den Schriftſtellern keineswegs mehr gleich vertheilt ſind. Es muß Napoleon III. ſchwer geworden ſein, Literatur und Preſſe wenigſtens als ſelbſtſtändige und freie Weſen ganz in ſeinem Reich auszuſtreichen und ſie als wirkende Factoren der Bildung, des Nationalbewußtſeins und der Politik nicht

mehr zuzulaſſen. Er, der früher manche bittere Stunde der Verbannung, manche Qual eines umherirrenden und verſprengten Lebens, durch die Literatur ſich zu verſüßen und zu verwerthen wußte, der im Gefängniß das Reich der Freiheit in der Poeſie und das Recht des Gedankens an die Zukunft als ſeinen einzigen Troſt beſaß, mußte ſehr gewichtige Nothgründe dazu haben, um dieſe ächte Lebensquelle nachher der ganzen Nation zu verſchütten. Er, der im Kerker einſt Schiller's „Ideale“ ins Franzöſiſche überſetzte und ſeinen Sinn mit tiefer Innigkeit an die tranſcendentale Muſe des deutſchen Dichters und an den Zwieſpalt zwiſchen Ideal und Wirklichkeit hing, ſollte er nicht mit einer ſchmerzlichen Ueberwindung ſeiner ſelbſt dem freien Wort, der Klage der Geiſter, das Recht abgeſchnitten haben? Das napoleoniſche Gewaltprogramm kennt aber einmal dieſe feinen Nüancen nicht, und die idealen Mächte paſſen darum nicht in das Syſtem, weil ſich ihre Tragweite, ihr Gehorſam und ihre Treue nicht mehr berechnen laſſen. Denn die Gedanken und Gefühle ſchlagen zu oft in ihr Gegentheil um, weil ſie ſich beſtändig entwickeln müſſen und ſind darum keine ſichern Einſchlagsfäden in das Gewebe einer großen Herrſchaft. Literatur und Preſſe mußten daher ſchon unter dem erſten Napoleon verſtummen,

und als Napoleon III. zur Regierung kam, hatte er nichts Dringlicheres zu thun, als die Schriftsteller und Dichter, die einstigen Genossen seines Unglücks und seiner Verbannung, vor sich her zu Paaren zu treiben und über das Meer hinaus in fremde Länder zu verjagen.

Die heutigen Reste der französischen Literatur, welche um den neuen Kaiserthron als Trümmer oder als symptomatische Fäulnißstoffe umherliegen, müssen den Kaiser selbst schon in seinem Bewußtsein als gebildeter Geist und als Mann frühern wissenschaftlichen Strebens beleidigen. Die Aufgabe, welche sich Napoleon III. gestellt hat, ist aber ohne Zweifel noch eine sehr weitgezogene, und wenn man ihn hört, hofft er das napoleonische System dereinst auch noch zu einer Centralstätte der Wiedergeburt für den ganzen modernen Dichter- und Denkergeist zu machen. Diese Idee ist kühn und des größten denkenden Kopfes unter den europäischen Herrschern würdig, aber die Bedingungen für ihre Verwirklichung werden wohl nicht so leicht eintreten. Einstweilen aber hat Louis Napoleon den französischen Parnaß demolirt, und nur einzelne wohlgefütterte Menagerie-Sänger, die dem Kaiserthum zugeflattert sind, vertreten noch bei ihm mit unsinnigem Lobgezwitscher die Welt der Dichtung. Die zu

Flüchtlingen gewordenen Dichter aber ſingen ihm noch aus der Ferne ihre Lieder des Haſſes und der Anklage herüber. Am ſtärkſten tönen darunter die zorngeſchwollenen Saiten des großen Victor Hugo, der auf der engliſchen Inſel Jerſey verbannt ſitzt und die Dornenkrone des Exils mit der Gebärde eines Unheil weiſſagenden Propheten trägt. In ſeiner Schrift: „Napoléon le petit“ hatte ſich Victor Hugo ohne Zweifel im Ton vergriffen, und denſelben heftiger und angriffsvoller genommen, als es einer doch immer nur literariſchen Wirkung entſprechen kann. Denn man darf in ſolchen Dingen nie vergeſſen, daß Worte und Schriftzüge keine Batterieen und Soldaten ſind, und daß eine ſo ſtark gegriffene Polemik, der keine entſprechende Action folgen kann, immer auf die Bruſt des Fechters ſelbſt zurückprallt. Ohne dieſe kaum zu vergebende Schrift würde der Kaiſer gewiß vorzugsweiſe gern die Hand zur Heimberufung Victor Hugo's geboten haben. Auf der andern Seite konnte es von dem Dichter nicht erwartet werden, daß er von der Amneſtie, die bei der Geburt des „Sohnes von Frankreich“ allen reumüthigen Verbannten dargeboten wurde, Gebrauch machen würde, da der politiſche Widerruf und die Angelobung eines unbedingten Gehorſams gegen die neue Regierung dabei ausbedungen war. Denn

das napoleonische Programm hat bei aller Geistesfreiheit ihres jetzigen Vollziehers doch seine Pedanterieen, von denen es nicht loslassen kann, und verlangt formelle Unterwerfung unter alle seine Gebote, ehe es zu Gnaden annimmt.

Sonst würde ein Dichter, wie Victor Hugo, dem man zu seinen behaglichen Rococo-Lehnstühlen auf dem Place royale (jetzt Place des Vosges) in Paris zurückzukehren verstattete, dem Kaiserthum gewiß großen Nutzen bringen, indem er dasselbe wieder mit Geistern, die auf sich selbst stehen, zu bevölkern anfinge. Victor Hugo würde dann wieder zu den reinen Aetherhöhen der Poesie zurückkehren, und daß er dazu noch die volle Schwungkraft seines poetischen Talents besitzt, haben seine beiden neuesten Bände Gedichte, die er unter dem Titel „Contemplations“ (1856) erscheinen ließ, auf das Glänzendste bewiesen. In diesen Poesieen streift der poetische Genius Victor Hugo's den ganzen politischen Mehlthau wieder von seinen Schwingen ab, und concentrirt sich von Neuem in der eigensten Sphäre des Dichtergemüths, das über den Ereignissen des Menschenlebens sinnt und träumt, und, wie der Dichter selbst im Vorwort sich ausdrückt, die „Memoiren einer Seele“ geben will.

Frankreich würde dann die Wiedergeburt eines

Dichters gewonnen haben, der für den Parnaß mehr als für die Volksverſammlung geboren war, und der ſchon dadurch eine Art von Selbſtmordsverſuch auf ſich machte, daß er in ſein royaliſtiſches Muſen-Vollblut die ätzenden Tropfen der Tagespolitik und der revolutionairen Bewegung ſchüttete.

Andere bedeutende Autoren, wie Jules Michelet, die im Kaiſerreich keinen feſten Boden mehr für die Bethätigung ihres Geiſtes finden konnten, ſuchten ſich mit ihrem Talent auf andere unverfängliche Zweige der Darſtellung hinüberzuſchwingen. Der geniale Michelet war ſchon im Jahre 1852 durch einen unmittelbaren Befehl Louis Napoleons von ſeinem Katheder am Collège de France vertrieben worden. Er mußte dieſen Lehrſtuhl zugleich mit ſeinem Freunde Edgar Quinet und mit Mickiewicz verlaſſen, denn dieſe ſo wirkſam gewordenen Elemente einer philoſophiſchen und geiſtesunabhängigen Behandlung von Geſchichte und Literatur konnten, als verdunkelnd für den einzigen oberſten Willen, im Reiche Napoleons nicht zuläſſig befunden werden. Der berühmte Verfaſſer der Histoire de France, die ohne Zweifel das Hauptwerk Michelets, und ſein glänzendſtes Verdienſt iſt, hatte in dieſem Werke zugleich den Organismus des franzöſiſchen Nationalweſens in ſeinen innerſten und ur-

ſprünglichen Grundlagen entwickelt und verherrlicht. Er war in ſeiner Darſtellung auf die gallo-römiſchen Grundlagen der franzöſiſchen Nationalität zurückgegangen und hatte darin den nationalen Volksgeiſt der Franzoſen als eine bevorzugte, weſentlich die Freiheit in ſich tragende und verbürgende Subſtanz aufgezeigt. Schon dies entſprach der Stellung, welche ſich der Napoleonismus zur franzöſiſchen Nation gegeben und fortdauernd geben wollte, keineswegs, und Michelet ſelbſt mußte die neue Situation im Lande zu gefährlich finden, um an die Beendigung ſeines großen, noch nicht zum Abſchluß gebrachten Werkes denken zu können. Er begann ſich mit andern Dingen zu beſchäftigen, und gab ſeine „Legenden des Nordens“ und ſeine „Frauen der Revolution“ heraus, welches erſtere Buch ſchon den ergreifenden Anflug elegiſcher Satire an ſich trug, die das Gemüth des größten franzöſiſchen Geſchichtsphiloſophen zu durchdringen angefangen. In ſeiner „Geſchichte der Religionskriege,“ von welcher bis jetzt nur der erſte Theil erſchienen, betrat zwar Michelet wieder mit einem gewaltigen Anlauf den hohen Schauplatz der Philoſophie der Geſchichte, aber ſein Geiſt iſt in ſich ſelbſt ſo herbe und rauh geworden, daß er die Anbequemungen an die Zeit, welche ihm die Fortſetzung nothwendig auferlegen muß, ſchwer-

lich wird über ſich gewinnen können. Michelet iſt daher einſtweilen, gewiß auch um ſich ſelbſt zu erholen und zu zerſtreuen, in das Reich der Lüfte entflattert, und hat den freien glücklichen Bewohner derſelben, den Vogel, zum Gegenſtand ſeiner Forſchungen gemacht. Das Buch l'Oiseau (1856) iſt glänzend und wahrhaft rührend geſchrieben, und beruht nicht minder auf den überraſchendſten Studien, die von einer wunderbar innigen und frommen Hingebung an das Weſen der Natur durchwirkt werden. Die verſchiedenen Erſcheinungen und Naturſituationen, in denen er das Leben der Vögel ſchildert, laſſen ihn den Neid nachempfinden, mit dem der Hiſtoriker der Freiheit den befiederten Bewohnern der Lüfte nachblickt, die ſich von ihren Schwingen hintragen laſſen können wohin ſie wollen, und durch kein politiſches Programm, durch keinen ihren Flug zwingenden Machtwillen, an einen unentflichbaren Raum gefeſſelt werden. L'oiseau des Philoſophen und Hiſtorikers Michelet iſt am Ende nichts, als eine wiſſenſchaftliche und politiſche Variation zu dem Liede: „Wenn ich ein Vög'lein wär'!“

Auch der „kleine Thiers“, der ſeit einigen Jahren wieder in ſeinem alten Hôtel, einſt dem Verſammlungspunkt der parlamentariſchen und literariſchen Größen

Frankreichs, wohnt, gemahnt uns in der eigenthümlichsten Weise an die neukaiserliche Situation. Er arbeitet in tiefer Zurückgezogenheit, die aber keineswegs unbeargwöhnt und unbeobachtet ist, an seiner „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs" weiter, die zu einer immer stärkeren Bändezahl anwächst und wohl so bald noch nicht vollendet sein wird. Die letzten Erfahrungen und Leiden Frankreichs haben nur seine Corpulenz, zu welcher der kleine Mann schon immer ansetzte, zu vermehren angefangen. Sein lebhaftes, aus den großen Brillengläsern dämonisch hervorblitzendes Auge und sein geistreich malizidses Lächeln, welche den constitutionnellen Alten vom Berge charakterisirten, sind ihm auch auf dem einsamen Brett, auf dem er sich jetzt als Gestrandeter durch die Wogen des Imperialismus dahintreiben läßt, zu eigen geblieben.

Von Zeit zu Zeit hatte er auch wieder einige Reisen, namentlich nach Deutschland, Belgien und Italien, unternommen, die verschiedene Deutung fanden, und bald mit Studien auf den Schlachtfeldern Napoleons, bald mit einer geheimen Thätigkeit für die Familie Orléans in Verbindung gesetzt wurden. Was das Bereisen der napoleonischen Schlachtfelder anbetrifft, so war dies wohl nur eine stolze Phrase, denn obwohl die Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs

hat meine Augen zuerst auf die Schönheit der Pragerinnen hingelenkt, und in die weltberühmte Tugend dieses soliden Mannes, dieses reellen Kindervaters und Pädagogen, wahrhaftig, in seine Tugend hülle ich mich, indem ich in diesen glühenden Himmelstrich reizender Formen mich wage. Campe, dieser zuverlässige Mann, soll Alles verantworten, was mir hier begegnet ist, und an ihn wende man sich, wenn mir Einer Vorwürfe machen will über die Folgerungen, die ich aus meinen in Prag regegewordenen Betrachtungen jetzt oder bald ziehen werde.

Das sind hier Töchter des Landes, die im wahrsten Sinne diesen Ehrennamen verdienen. Nationale Schönheiten, denen an scharfgezeichneter Eigenthümlichkeit keine andere Bürgerin einer deutschen Stadt sich vergleichen läßt. Das langweilige Geschlecht der Berlinerinnen mag anziehen durch Tugend, Tournüre, Vorzüge einer feinen und schlanken Gestalt; die sinnliche Wienerin durch lebhaftes Augenspiel, großartige Grundsätze, brennbare Lebensstoffe von Kopf bis Fuß;

gerade in den ſtrategiſchen Darſtellungen Ausgezeichnetes leiſtet, ſo ſind dafür die vorhandenen Pläne und viele perſönliche Zeugniſſe und Mittheilungen ohne Zweifel förderlicher geweſen, als der eigne Anblick von Schlachtfeldern, die in neuerer Zeit zum Theil eine gänzliche Veränderung ihrer Lage und Phyſiognomie erfahren haben. Dagegen würde Thiers, der von jeher eine beſondere Neigung für die Herzogin von Orléans gezeigt, gewiß mit Leib und Seele ein Orléaniſt zu nennen ſein, wenn die Orléaniſten überhaupt eine politiſche Partei wären, und wenn Thiers es mit ſeiner eiskalten und ſchlangenklugen Vorſicht vereinigen könnte, für eine Sache im Geheimen zu wirken, bei der man ſich vor der Hand nur äußerlich zu Grunde richten kann.

Man darf wohl mit Beſtimmtheit annehmen, daß Thiers zunächſt keine weitergehenden Pläne hegt, als unangefochten von dem kaiſerlichen Adler in Paris leben zu können, und in ſeinem ſchönen, geſchmackvoll eingerichteten Hauſe ruhig weiterzuarbeiten. Denn ſo lange ſeine Füße Paris noch berühren, glaubt er wohl, wie einſt Antäus, der Sohn der Erde, der aus der Berührung ſeiner Mutter ſtets neue Lebenskraft zog, ſeines Daſeins gewiß bleiben zu können, oder, gleich jenem libyſchen Höhlenbewohner, dereinſt noch alle ſeine

politischen Gegner zu erschlagen und ihre Schädel um seine Wohnung auf dem Place St. Georges aufzupflanzen. Wenn es aber auch nicht mehr so schlimm gemeint sein sollte, so kann man doch wahrscheinlich jenen narkotischen und ewig reizenden Geruch von Paris nicht mehr entbehren, wenn man erst seinen Geist und seine Lungen an das Einathmen desselben gewöhnt hat. Die Verbannung aus Paris ist daher für einen Franzosen gleichbedeutend mit der Todesstrafe, und trifft ihn noch härter als diese, denn sie verurtheilt ihn zu einer Existenz, die ihren geistigen Mittelpunkt verloren und jede Kraft zu einer thätigen Entwickelung ihrer selbst eingebüßt hat.

Thiers hat also wenigstens das gewonnen, daß er seine Glieder noch in Paris ausstrecken darf, und dies ist für ihn von der ungeheuersten Wichtigkeit. Vielleicht schmeichelt er sich zuweilen sogar mit dem Gedanken an ein neues Minister-Portefeuille, das ihm von dem Kaiser Napoleon III. dargeboten werden könnte. Aber darin gleichen alte Staatsmänner oft alten Jagdhunden, daß sie zuletzt den Wind verlieren und einer falschen Witterung nachgehen. In einem neuen Regime läßt sich immer nur mit neuen Menschen arbeiten, und Louis Napoleon zeigte auch darin die ganze instinctive Klugheit eines großen Herrschers,

daß er nur Perſönlichkeiten ſeiner Art und ſeines Datums in ſeine Umgebung berief, und am allerwenigſten daran dachte, den neuen kaiſerlichen Moſt in einen alten Schlauch, wie Mr. Adolphe Thiers iſt, zu faſſen.

Thiers wird ſich mit ſeiner politiſchen Staatsweisheit endlich für einen altmodiſch gewordenen und abgeſetzten Mann halten müſſen. Auch ſein politiſches Handwerkszeug taugt nichts mehr, denn mit ſolchen Phraſen, wie die berühmte von ihm erfundene: le roi regne et ne gouverne pas, worin Thiers einſt das ganze Geheimniß der conſtitutionnellen Maſchinerie ebenſo wirkſam als täuſchungsreich zuſammenfaßte, würden ſich die Hebel der kaiſerlichen Politik nicht mehr drehen laſſen. Die Männer des conſtitutionnellen Regime's ſind aber zu tief in die Phraſe verſtrickt, als daß ſie jemals wieder zu einer ſubſtantielleren Politik, bei der es ſich entſchieden um Ja oder Nein handelt, zu brauchen wären. Die bodenloſe Falſchheit des conſtitutionnellen Standpunctes hatte ſich gerade an Männern wie Thiers erſchöpfend offenbart. Zuerſt hatten die conſtitutionnellen Notabilitäten Frankreichs, an deren Spitze Thiers, Guizot u. ſ. w. gewirkt, am meiſten zu einer inneren Republikaniſirung des Landes beigetragen, indem ſie daſſelbe in ſeiner

Einheit schwächten, und unter dem Schein, im Namen der Gesammtheit zu handeln, eigentlich nur die Kraft dieser Gesammtheit ausschöpften und für sich selbst auszubeuten trachteten. Als aber in der That die Republik den parlamentarischen Herrgöttern plötzlich vor den Füßen lag, bückte sich Thiers nach ihr mit den merkwürdigen Worten: „La France n'a pas accepté la République, mais elle l'a subi."

In dieser geschickten und geistreichen Phrase lag allerdings eine ungeheure Wahrheit, aber für einen Republikaner wider Willen, wie Thiers, war doch wenigstens eine Möglichkeit übrig geblieben, sich mit dem ihm eigenen Talent der parlamentarischen Intrigue geltend zu machen, da die Republik wenigstens das ganze Waffengeschmeide der constitutionnellen Monarchie anbehalten, und die Todesstrafe für politische Vergehen zwar abgeschafft, aber dafür dem Selbstmord der Debatte in ihren eigenen Eingeweiden freien Lauf gelassen hatte. Thiers und Seinesgleichen hatten jetzt in der Republik nicht nur die ganze alte Sippschaft des Constitutionnalismus, sondern auch alle jene alten Sünder und Hagestolzen der Reaction für sich, die sich nie, auch nur ein einziges Mal in ihrem Leben, mit einer Frühlingswolke der Freiheit vermählt haben. Die Constitutionnellen waren von jeher die anständigen

Leute, die wohl auch einmal ein Revolutiönchen machen wollen, aber daraus jedenfalls ohne Gefahr ihres Leibes und mit wohlgefüllten Taſchen wieder hervorzugehen wünſchen.

War die Republik ein Zufall, dem ſich ein kluger Mann anbequemte, ſo war das Kaiſerthum ein Zufall, der, klüger als alle Klugheit der Staatsmänner, eine ganz neue Ordnung der Dinge mit neuen Menſchen zu begründen ſtrebte. Sonſt hatte man dem Zufall ſeine Stelle eigentlich nur in der Komödie gönnen wollen. Aber für dieſe Beſchränkung ſeines Waltens hat ſich der Zufall ſeit einigen Jahrzehnten reichlich in der Geſchichte entſchädigt, in der er nun oft ſeine größten Ernten hält. Das neue Kaiſerthum wurde aber ein viel zu ſpecifiſches und übergewaltiges Machtproduct, als daß ſchon die ſogenannten klugen Leute hoffen dürften, demſelben beizukommen. Thiers wird aber für den Kaiſer wohl um ſo mehr eine antipathiſche Größe bleiben, als die ganze Species, welche der ehemalige Miniſter Louis Philippe's repräſentirt, auf dem Boden der heutigen Kaiſerpolitik für eine unzuläſſige und verfehmte gelten muß. Das parlamentariſch-journaliſtiſche Genieweſen, worin die conſtitutionnelle Epoche ihre eigentlichen Staatskräfte ſuchte, und das durch Thiers zum Theil ſeine Begründung empfangen,

ist nicht nur durch den Imperialismus völlig über den Haufen geworfen worden, sondern derselbe suchte auch einen seiner wesentlichsten Triumphe darin, den französischen Thron wieder von den Zeitungen emancipirt, und gegen die Journalschreiber sicher gestellt zu haben. Thiers konnte seine große und glänzende Laufbahn vorzugsweise als Redakteur des Constitutionnel und als Mitbegründer des National gewinnen, indem er sich darin durch die von ihm geschwungenen Waffen der Kritik und Opposition dem Gouvernement als ein gefährliches und um jeden Preis zu gewinnendes Individuum gegenüber stellte. Aber die Presse konnte im Kaiserreich nicht mehr eine Macht des Individuums bleiben, das in seinem Talent den Punct des Archimedes gefunden haben wollte, um von demselben aus den ganzen Staatskörper nach Belieben aus seinen Angeln zu heben. Der Imperialismus brauchte die Presse, wie er seine Kanonen brauchte, und die von ihm angestellten journalistischen Feuerwerker mußten vor Allem die Kunst verstehn, nach der Parole zu arbeiten, und nach einem genau vorgezeichneten Ziel ebenso gut wie in die Luft schießen zu können. Aber die neue Staatspresse mußte mit einem gewissen Effekt scheinbar freiwillig ausschwitzen, was

ihr als wohlberechneter Trank bald in ſtärkeren bald in ſchwächeren Doſen eingegeben werden war.

Auf dieſe Weiſe iſt die heutige erſtaunliche Metamorphoſe der franzöſiſchen Preſſe hervorgetreten, die ſich aus einer Arena der politiſchen Parteien recht eigentlich in eine kaiſerliche Manège verwandelt hat. Ein ähnliches Bild gouvernementaler Organiſation bietet neben der franzöſiſchen heut nur noch die öſterreichiſche Preſſe dar, die mit derſelben durchgreifenden Macht von Oben herab geleitet, erzogen und ſtiliſirt wird, und wenn auch in Schattirungen, die der Hand des ſchreibenden Individuums freigegeben ſind, doch immer nur Das ausdrückt, was gerade im Intereſſe des Gouvernements zu ſagen iſt. Die Preſſe iſt in dieſer Form, direct oder indirect, ein Inſtrument des Staats geworden, und wer ſie handhaben will, kann ſie nur in dieſem Sinne, und nach beſtimmten Griffen, die er ſich anzueignen hat, gebrauchen.

Wenn ſich die ganze franzöſiſche Zeitungspreſſe jetzt mehr oder weniger in die Staatspreſſe des Kaiſers verwandelt hat, ſo konnte dies um ſo leichter geſchehen, da es ſich dabei lediglich um illuſtrirende Talente handelt, welche zur Politik der Regierung wirkſame und anſchauliche Arabesken zu zeichnen vermögen. Das Talent der Illuſtration iſt aber das eigentliche

Zeittalent auf allen Gebieten, und gehört einer Epoche eigenthümlich an, die das Interesse von dem Innerlichen und Ideellen überall abzulenken strebt, und die nicht schaffen und begründen, sondern nur möglichst glanzvoll und verblendend Alles in Scene setzen will. In einer solchen Zeit kommt es nur auf die gaukelnde Illustration, und nicht mehr auf die Sache an, und auch die Publizisten und Zeitungsschreiber, wenn sie wohl besoldet, oder auch nur geduldet sein wollen, können ihre Wirkung nur noch darin suchen, Männerchen zu malen und die principielle Situation zu einer täuschenden Decoration zu verarbeiten. Dies Talent wird jetzt gut bezahlt, weil es viel gebraucht wird, und namentlich soll die imperialistische Staatspresse jetzt starke Besoldungen auswerfen, die sich für einzelne renommirte Mitglieder derselben bis auf ein Monats-Gehalt von 2000 Francs erstrecken.

Es zeigt sich auch darin, daß die Presse, seit dem Niederschlag der revolutionairen Bewegung von 1848, nur noch als ein materielles Operationsmittel übrig und möglich geblieben ist. Im Verlauf der revolutionairen Bewegung selbst wird die Presse schon durch die Macht der Association und des Vereinsrechts, wie auf der anderen Seite durch das allgemeine Stimmrecht, weit in ihren Wirkungen überflügelt. Schon hierin

deutet ſich der überragende Sieg der materiellen Kräfte über die rein ideellen Elemente der Preſſe an. Eine allgemeine ideelle Wirkung der Preſſe wurde aber ſchon in der franzöſiſchen Republik von 1848 durch die Verordnung gebrochen, daß jeder Journal-Artikel mit dem Namen ſeines Verfaſſers unterzeichnet ſein müſſe. Dieſe Verordnung, die auch im Kaiſerreich aufrecht erhalten wurde, bedeutete für die Preſſe gewiſſermaßen das divide et impera, indem ſie alle diejenigen Wirkungen durchbrach und vereinzelte, durch welche die Zeitung ſonſt als ein geiſtiges und einheitliches Charakterweſen zu Macht und Anſehn gekommen war. Dieſe Macht, die allerdings zugleich etwas Geheimnißvolles und Unberechnenbares hatte, wurde zerſetzt in die wohlbekannten Phyſiognomieen einzelner Perſönlichkeiten, von denen man wußte, wie viel Geld ſie für ihre Waare bezogen, und wer ihr Auftraggeber und Einflüſterer, welches ihre Motive waren. Die zwangsweiſe Individualiſirung der Preſſe ſchien zwar dem allgemeinen Stimmrecht zu entſprechen, welches jedem Individuum Kraft und Herrlichkeit genug bemißt, um durch ſeine Stimme einen Ausſchlag über den Staat herbeiführen zu können. Aber wie der Staat durch das allgemeine Stimmrecht ebenſo leicht in Nichts aufgelöſt als neu erſchaffen werden kann, und darum die Anwendung

desselben zu den entgegengesetztesten Resultaten, namentlich aber zu einer Selbstironisirung des Volkes, hingeführt hat, so wird auch die Presse gewissermaßen entthront durch die Vielköpfigkeit ihrer eigenen Organe, die jeden Artikel, der sonst nur durch den Hintergrund seines Princips oder seiner Partei wirkte, auf einen individuellen Namen und die leicht durchsichtigen Beziehungen desselben zurückführen.

Das eigentliche Atelier der neuen napoleonischen Presse ist der Constitutionnel, ein Blatt, das seit seiner ersten Begründung im Jahre 1815 die verschiedensten Metamorphosen seines äußern und innern Lebens durchgemacht, und ein gutes Stück der Geschichte Frankreichs sich an seinen Spalten abgelaufen hat. Diese Zeitung hat seit ihrem Bestehen im eigentlichsten Sinne Könige und Kaiser ernannt und abgesetzt, Minister berufen und gestürzt und ganze Regierungssysteme mit dem Hauch seines Mundes geschaffen und umgeblasen. Aus der merkwürdigen Stimmung, welche bald nach dem Sturze des ersten napoleonischen Kaiserthums in Frankreich herrschte, war der Constitutionnel durch die Hände der Herren Jay, Etienne und Jouy mit einer ungemein taktvollen Berechnung der Situation geformt worden. Er steckte die Fahne einer allgemeinen nationalen Opposition auf, unter der sich alle die-

die leichtgeartete Münchnerin durch ein regelmäßig gebildetes, sinnig lauschendes Gesicht, das einem Stieler zum Meisterwerk sitzen konnte; die niedliche, naive Schwäbin durch freundlich zuthätiges, Alles gerade heraussagendes, convenienzloses Wesen; die kleine heirathslustige Leipzigerin durch selbstgefällige Zierlichkeit, Freigebigkeit des Blickes, redseelig plauderndes Mundwerk; die große farrenäugige Hamburgerin durch irdische Frische, Reichthümer der Natur, und derbe Resultate des good eating. Die Pragerin zieht vor Allen an, weil sie eine Pragerin ist, ein böhmisches Mädchen. Durchfliege mit entzücktem Blick die Schwesterreihe dieser Gesichter, von denen jedes dem andern ähnlich sieht, und frage, wem Du den Preis zuerkennen sollst, ob der reizenden Mutter oder der reizenden Tochter? Denn der Nationaltypus dieser ausgezeichneten Bildung hat zugleich ein so dauerndes und erhaltendes Leben in sich, daß er oft noch bis in das höhere Frauenalter hinein wunderbar fortblüht. Die Gestalt ist selten groß und hervorragend, aber fast immer von

jenigen zu ſammeln begannen, die bei den neuen Zuſtänden der Reſtauration ihre Rechnung nicht finden konnten, und aus den religiöſen und politiſchen Heucheleien derſelben wieder einen Ausweg ſuchten, für welchen die Erinnerungen an den eben erloſchenen Glanz des napoleoniſchen Kaiſerthums einen Augenblick lang mit einer ächten principiellen Zurückwendung zu den Ideen der Revolution von 1789 zuſammenfloſſen. Die Entſtehung des Conſtitutionnel bezeichnete die Geburtsſtunde des ideellen Liberalismus in Frankreich, der damals unter den widerſpruchsvollſten Anregungen mit ſeinem neuen Oppoſitions-Syſtem zur Welt kam. Es war dies eine Oppoſition, die, hervorgegangen aus dem allgemeinen Erſtaunen über das, was auf das napoleoniſche Kaiſerthum in Frankreich gefolgt war, für die Napoleoniſten gegen die Conſtitutionnellen, und für die Conſtitutionnellen gegen die Republikaner einzutreten ſchien und daraus einen ungemein pikanten und narkotiſchen Miſchmaſch erzeugte, welcher, wenn man wollte, der Wiederherſtellung des Kaiſerthums ebenſo ſehr zuzukommen konnte, als der Anerkennung der ächten Ideen der Revolution, von denen die Epoche ausgegangen war. Es war das Erſtemal, daß der Napoleonismus und die Ideen von 1789 faſt auf einer und derſelben Grundlage in das Nationalbewußt-

ſein der Franzoſen ſich einſenkten, und dieſe Combination, die damals nur ein pikanter Ideenreiz war und die Abonnenten ſchaarenweiſe in das Bureau des Conſtitutionnel trieb, wurde erſt ſpäter von Napoleon III., der die Wiederherſtellung des Kaiſerthums darauf begründete, als ein beſtimmter Paſſus in das napoleoniſche Programm aufgenommen.

Der Conſtitutionnel gewann dadurch für den Napoleonismus gewiſſermaßen eine prototypiſche Bedeutung. Den erſten thatſächlichen Dienſt aber leiſtete der Conſtitutionnel der Zukunft des Napoleonismus dadurch, daß er mit ſeiner einſchneidenden Macht den reſtaurirten Thron der Bourbonen umſtürzen half, indem er der Julirevolution die Bahn brach. Es halfen dazu neben dem Conſtitutionnel weſentlich auch der Temps, der Courrier français und der National mit, welcher letztere durch Thiers, Mignet und Armand Carrel begründet war, nachdem Thiers bis dahin an der Redaction des Conſtitutionnel einen den Charakter dieſes Blattes weſentlich beſtimmenden Antheil genommen hatte. Die Verwandlungen eines indiſchen Gottes ſind aber ein Kinderſpiel gegen die Lebensgeſchichte einer franzöſiſchen Zeitung. Wie der Conſtitutionnel die Barrikaden von 1830 hat bauen helfen, um den Julithron darauf zu begründen, ſo half er

auch endlich den letzteren wieder untergraben und in die Luft emporſchnellen. Seit dem Jahre 1848 aber wurde der Conſtitutionnel der eigentliche Brütofen, in welchem das neue napoleoniſche Kaiſerthum journaliſtiſch vorbereitet und ausgetragen wurde. Dazu bedurfte es aber eines eigenthümlich gewandten Taſchenſpielers, der in der Perſon des klugen Dr. Véron, der ſich ſchon in der Mitte der vierziger Jahre des Conſtitutionnel durch Kauf bemächtigt hatte, gefunden wurde.

Ein Mann wie Véron, der Apotheker, Arzt und Operndirector geweſen und aus der Mitte ſeiner Tänzerinnen und Sängerinnen, mit denen er bis dahin verkehrt, plötzlich in die Arena der Journaliſtik und Politik hinüberſprang, war vorzugsweiſe dazu geeignet, die neue Induſtrieritterſchaft, zu welcher der Charakter der franzöſiſchen Preſſe umſchlug, typiſch auszubilden. Doch hatte Véron, der Ulyſſes und Figaro zugleich war, noch eine gewiſſe Ambition, die ihn beſtimmte, das Handwerk in einem möglichſt großen Stil zu treiben. Denn wer ſeine Schule in der Pariſer Opern-Couliſſe gemacht hat, muß mit allen großartigen Manieren des ächten Lebemannes vertraut ſein, und wird nicht ſo leicht in einem kleinlichen Genre wirthſchaften. Er vertraute die politiſche Leitung ſeines Blattes weſentlich den Händen von Thiers, Remuſat

und Duvergier d'Hauranne an und behielt sich selbst nur gewisse wohlberechnete Capriolen vor, die nicht nur seine Taschen mit Schätzen füllen, sondern ihn auch in das Ministerium oder in die Pairskammer oder wenigstens auf einen Gesandtschaftsposten ersten Ranges erheben sollten. Zugleich hatte er einen richtigen Instinct für die Bedeutung des Feuilletons, durch welches er den großen Massen-Hintergrund aller Parteien zu sich heranzulocken strebte, um damit auch der politischen Fahne des Constitutionnel ein Uebergewicht zu verschaffen. So zahlte er an Sue ein Honorar von hunderttausend Francs für das Manuscript des Ewigen Juden, und machte schon durch die gewaltige Summe, die er für diesen Zweck aufwenden konnte, ein dem ganzen Geschäft zugutkommendes Aufsehn. Ein noch kühneres Project war es von ihm, die Geschichte des Consulats von Thiers zuerst im Feuilleton des Constitutionnel erscheinen zu lassen, worüber die Unterhandlungen bekannt geworden, die sich aber an dem begreiflichen Stolz des Herrn Thiers, dessen historischer und politischer Character nicht in die Demi-Monde des Feuilletons herabsteigen wollte, zerschlugen. Es war aber dies Ansinnen Dr. Bérons vielleicht schon wieder das laubfroschartige Vorgefühl einer neuheraufkommenden Bewegung gewesen, die in dem Na-

poleonismus ihr neues Ziel finden würde, oder Véron, der ſich bald nach 1848 als einen ſo entſchiedenen Parteigänger Louis Napoleons entpuppte, war ſchon mit gewiſſen geheimen Regungen vertraut, in denen in der letzten Regierungszeit Louis Philippe's eine napoleoniſche Partei mitten in dem Gewebe aller übrigen politiſchen Parteien ſich zu bilden begonnen. Daß aber abſichtlich und längſt vorbereitet ein neuer Umſchlag wieder herbeigeführt werden ſollte, hatte die erneuert oppoſitionnelle Haltung des Conſtitutionnel ſchon während des ganzen Jahres 1847 bewieſen. Das Blatt hatte ſich gerade zuletzt an der Frage des Reform-Banquets mit einer für ſeinen liberalen Bourgeois-Charakter auffälligen Heftigkeit betheiligt, und die verhängnißvolle Februarnacht, die den König Louis Philippe ſtatt der Krone nur noch mit einem Regenſchirm flüchtig abziehen ſah, war die Folge davon geweſen.

Véron konnte aber doch, als Bonapartiſt vom Tag vorher, und als ſchnatternde capitoliniſche Gans des neuen Kaiſerthums, und obwohl er im Conſtitutionnel von 1848 bis 1852 recht eigentlich den Kalender der neuen Gewalt gemacht, nicht ſolche Ehren-Erfolge für ſeine Perſon damit erzielen, als er ſich jedenfalls eingebildet hatte. Nachdem er lange genug gewartet, ſah

er, daß er nicht einmal Ausſicht habe, Senator zu werden, und ſo zog er ſich enttäuſcht, aber immer noch mit dem merkwürdigſten Schnitt, der je gemacht worden, von dem Geſchäft zurück. Dieſer Schnitt beſtand darin, daß er den Conſtitutionnel unter fabelhaft glänzenden Bedingungen an Herrn Mirès verkaufte, einen ungemein betriebſamen Mann, der, vor Kurzem noch ein armer kleiner Journaliſt, ſich plötzlich zu einem der erſten Agio-Ariſtokraten des heutigen Paris emporgeſchwungen hatte. Mirès hatte bald neben dem Conſtitutionnell zugleich das Pays (ſeit dem Kaiſerreich Journal de l'Empire) erworben, und trat nun als Eigenthümer beider Journale auf, welche er, die Situation richtig erkennend, der Regierung als halboffizielle Organe zur unmittelbaren Verfügung ſtellte. Véron war aus zu großer Pfiffigkeit dumm geweſen, er hatte, durch ſeine Traditionen aus Louis Philippe's Zeit verführt, wo die Preſſe zugleich der beſte Schießſtand der Stellenjäger war, noch nicht einſehen können, daß auch eine Zeitung nur noch als ein reines Börſen-Inſtitut betrachtet werden könne, bei dem nichts weiter als Geld zu verdienen ſei.

Véron in fühlte ſeiner gewiß ſchmerzlichen Reſignation, daß ſeine Zeit vorüber ſei, er klopfte ſich nachdenklich auf ſeinen im Kaiſerreich zuletzt ſehr herange-

wachſenen Embonpoint, und beſchloß ſeine Memoiren zu ſchreiben. Daß er dieſelben: „Mémoires d'un bourgeois“ betitelte, ſprach das ganze Entſagungsgefühl einer im Grunde doch ehrlichen Haut aus. Er legte damit die Beichte ab, daß er nichts als ein ächter Bourgeois geweſen, und der Epoche der conſtitutionnellen Bourgeoiſie als ein gewiß bedeutſamer Ausdruck angehört habe. Etwas närriſche Selbſtgefälligkeit mußte man dem Dr. Véron mitten unter den Trümmern ſeiner ehrgeizigen Pläne ſchon zuguthalten, denn er wollte damit ohne Zweifel zugleich ſagen: „Ich paſſe nicht für die neue Kaiſerzeit, ich ziehe mich in die Gediegenheit meines ehrlichen liberalen Bourgeois-Charakters wieder zurück, ich kann mich Gott ſei Dank! nicht beklagen, denn meine Taſchen ſind voll, aber ich will doch nun auch noch die Freude haben, als aufrichtiger Mann Euch Allen ein bischen die Wahrheit zu ſagen.“ Dies that er denn auch in den Memoiren eines Bourgeois nicht ganz ohne Gift und Galle, aber zugleich mit lehrreichen Illuſtrationen der Zeitvorgänge, denen er nahe geſtanden.

Véron mußte aber auch noch den Schmerz erleben, daß es allerdings einzelne Ausnahmen in der napoleoniſchen Preſſe gab, welche auch mit Hülfe ihrer Feder die Leiter der kaiſerlichen Ehrenſtellen emporkletterten, denn Laguerronnière, der ſich auch Vicomte

de la Guerronnière nenat, konnte unmittelbar aus dem Redactions-Bureau des Conſtitutionnel in den Staatsrath eintreten. Dies war um ſo merkwürdiger, als dieſer feingeſchliffene Publiziſt früher im republikaniſchen Lager gearbeitet, und namentlich als Mitarbeiter der „Preſſe" dahin zu wirken geſucht hatte, die franzöſiſche Republik von dem Umſchlag in ein napoleoniſches Kaiſerthum fern und frei zu erhalten. Aber Herr von Guerronnière wußte ſich plötzlich den Bonapartismus ſo geſchickt einzuimpfen, daß aus den Pocken ein Staatsrath hervorkam, und dieſe neue Maske trägt er ſo würdig und gediegen, daß er ſich jetzt wahrſcheinlich bereits zu vornehm für das Journaliſten-Handwerk hält, und nur noch bei großen feierlichen Actionen die Paradefeder des Vicomte de la Guerronnière im Conſtitutionnel hervortritt.

Wie in der heutigen franzöſiſchen Preſſe aber der Schutt aller früheren Parteiſtandpunkte zuſammengefegt und zum treibenden Dünger für die Kaiſerpolitik benutzt worden, kann am anſchaulichſten das Mitarbeiter-Perſonal des Conſtitutionnel beweiſen. Dieſe Herren haben ſchon vor den Thüren aller Principien gebettelt, und verdienen ſich nun das ſchöne Kaiſerbrot mit weit geringerer Anſtrengung und Mühe, als früher, wo ſie, unter der ihnen voranwehenden Fahne der

Preßfreiheit, eine bei weitem größere Verantwortlichkeit auch für den Werth ihrer Leiſtungen hatten, und wo ſie mit der Macht der parlamentariſchen Debatte gewiſſermaßen gleichen Schritt zu halten hatten. Mit der Preßfreiheit verliert jedes Zeitungsweſen zugleich ſeine Ehre, und was noch übrig bleibt, iſt das Geſchäft, mit dem Derjenige, für den Das eine Arbeit iſt, um ſo leichter fertig wird, je mehr es in einem beſtimmten Sinne des Auftraggebers, dem man allein noch verantwortlich iſt, vollzogen werden kann.

Ein richtiger Typus dieſer heutigen Situationsſchreiber iſt unter den Mitarbeitern des Conſtitutionnel Herr Granier von Caſſagnac (aus Caſſagnac in der Gascogne gebürtig), der mit einem enormen Federtalent zugleich die Kenntniſſe eines Vielwiſſers verbindet, und eine Diebesgeſchicklichkeit ohne Gleichen in ſeinen Schreibfingern trägt. Auf ſeiner vielbewegten Laufbahn hat er ſchon faſt alle politiſchen Standpunkte hintereinander vertheidigt und angegriffen, und keine Zeitungs-Mahl-Mühle giebt es, in der Granier von Caſſagnac nicht mit ſeiner fürchterlichen Geſchicklichkeit, Alles herauszuarbeiten, ſchon gedient hätte oder zu dienen im Stande wäre. Er hat es darin allerdings viel weiter gebracht, als andere ähnliche Talente, indem er als der Alles beſorgende Mohr der franzöſi-

schen Presse nicht nur heute Thiers, morgen Guizot, heute den Constitutionnalismus, morgen den Absolutismus bedient hat, sondern in der Revue du dixneuvième siècle sogar mit einer principiellen Vertheidigung der Sklaverei hervorzutreten wagte. Er trug aber an der Seite Bérons im Constitutionnel wesentlich dazu bei, in versteckter Hindeutung auf die Wohlthat einer napoleonischen Gewaltherrschaft das constitutionnelle Repräsentativprincip anzugreifen und die zerstörenden Einflüsse desselben für den einheitlichen Bestand von Staat und Gesellschaft hervorzuheben.

Granier de Cassagnac ist der journalistische Quartiermacher für alle Standpunkte seit der Restauration gewesen, und er hat diesen Dienst dem Napoleonismus so geschickt und wirksam erwiesen, daß er in seinem Verhältniß beim Constitutionnel gewiß jede Besoldung eines Staatspostens leicht wird entbehren können. Auch hat er in dieser besonderen Wohlgepflegtheit neuerdings mit seinen historischen Compilations-Arbeiten inne gehalten, die, wie namentlich seine Histoire des classes bourgeoises et ouvrières, zwar eine brauchbare Zusammenstellung von Material lieferten, aber doch im Grunde auch auf diesem Gebiet nur eine charakterlose Geldmacherei waren.

Neben ihm arbeitet am Constitutionnel auch Herr

einer üppigen Poesie des Ausdrucks, die mit rund geschwungener Wellenlinie Hals, Nacken, Busen und Hüften in lieblicher Fülle zeichnet. In langem, weichem, dichtem Gelock umfließt das schöne Haupthaar, oft blond, öfter kastanienbraun, die zärtliche Schläfe, und die etwas blasse Wange erhöht in einem anmuthigen Oval den feinen Glanz des Gesichtes. Das am häufigsten gesehene blaue Auge strahlt ein dunkles Feuer von sich, und läßt in eine brennende Tiefe schauen, aus der Muth, Seele, Andacht und Liebe leuchtend auftauchen. Es sprüht etwas Katholisches aus diesem dunkel flammenden Blick der Pragerinnen, und zugleich so viel Sinnengluth; es ist eine frivole Mystik, welche das Auge zu uns emporschlägt, und das unsere, Blick um Blick, gefangen hält. Wie gothisch wölbt sich der Blick dieser Augen; auch schwimmt um die trunkene Bewegung der Iris ein leiser Heiligenschein, ich kann es nicht läugnen. Es ist mir, als gingen sie alle in die Messe, während ich sie da hinwandeln sehe, reich geschmückt, in bezaubernder Haltung der leben-

Amédée de Céséna, der, obwohl früher leidenſchaftlicher Republikaner und Socialiſt, doch keineswegs als ein Cyniker des Geſinnungswechſels daſteht, ſondern durch ſeine anſtändigen Formen ein gewiſſes Vertrauen zu ſeiner Ueberzeugung zu erwecken gewußt hat. Da ihm die Apoſtaſie nur ein einziges Mal begegnet iſt, ſo hat er mit dem Uebergang vom Republikaner zum Napoleoniſten zunächſt nichts weiter gethan, als was alle andern Franzoſen mit ihm gethan haben. Denn wenn es Alle nicht wollen, ſo kann man es auch von dem Einzelnen nicht verlangen, daß er in den Abgrund des Kraters, in welchem die politiſchen Principien verlodern, ſeine eigene Perſon hinterdrein nachwerfe. Die Artikel des Herrn von Céséna ſind mit einem gewiſſen Anſtrich von Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit geſchrieben, und wenn dies auch nur eine Virtuoſität ſein ſollte, mit welcher die Wurſt nach der Speckſeite geworfen wird, ſo bringt ſie doch ohne Zweifel einen nützlichen Eindruck hervor und hilft die Wirkung dieſer fein und ſcharf geäderten Artikel erhöhen. Aber auch die Koketterie mit der Ehrlichkeit kann in den Zeiten der Gewalt ihre gefährlichen Seiten haben, und dieſe Bedenken mögen aufgetaucht ſein, wenn die Artikel Céséna's zeitweiſe im Conſtitutionnel ſehr ſpärlich geworden ſind. Vielleicht warten aber auch höhere Verwendun-

gen auf diese zu diplomatischen Ausarbeitungen wie geschaffene Feder. —

Einer der wundertichsten Heiligen der heutigen französischen Presse ist aber Herr Emile de Girardin geblieben, ein Mann, dessen Existenz und Erfolge den stärksten Beweis liefern, daß das Drama der politischen Parteien, welches seit dem Juli-Königthum in Frankreich aufgeführt worden, nur eine ganz gemeine politische Stockjobberei war, bei der sich zwar Talente und Charaktere in der glänzendsten und lebhaftesten Action zeigten, aber nur in der Absicht, den Moment auszubeuten und alles Uebrige hinter sich zu Grunde gehen zu lassen, Denn selbst die Charaktere, die in der parlamentarisch-journalistischen Epoche als solche angesehen sein und wirken wollten, waren nur Maschinerieen, in denen ihre Partei und der Geldbeutel arbeiteten. Alle, mit wenigen leuchtenden Ausnahmen, gelangten früher oder später auf den verhängnißvollen Punkt, wo sie nur noch auf den Wellen des Scandals und der Schwindelei sich schaukelten, und das ganze Staatssystem, dem sie dienten, als ein egoistisches Gaukelspiel der Parteien enthüllten. Emil Girardin ist zugleich ein Beweis davon, daß man in Paris mit allen Standpunkten und Grundsätzen Lug und Trug treiben, sich dabei selbst als Betrüger ertappen und

brandmarken, öffentlich für ehrlos erklären, ächten und heraus werfen lassen kann, und daß man doch eine einflußreiche und wichtige Persönlichkeit, ein vielgesuchter wirksamer Mann, ein Matador des Tages und der öffentlichen Meinung bleibt.

Als Bastard geboren (die Frucht eines doppelten Ehebruchs), glaubte er schon nach dieser Seite hin seine zweifelhafte Stellung zur Gesellschaft rächen zu müssen. Er schwor nicht nur zur politischen Klugheit des Bastards Faulconbridge, der alle Positionen für eitel Wind erklärte, sondern er schöpfte aus dieser seiner Geburt ohne Zweifel auch seinen kühnen Trotz gegen die Moralgesetze. Er legte sich ungescheut den Namen seines Vaters, des Generals Alexander von Girardin (Hofjägermeister von Karl X.) bei, und hatte als ganz junger Mensch die Stirn, seinem Vater in dieser Sache vor Gericht gegenüber zu stehn. Es fehlte nicht viel, so hätte Girardin, mit seinem unvergleichlichen Talent, Alles zu demonstriren, es auch seinem Vater an den Kragen bewiesen, daß derselbe ihn wirklich gezeugt habe. Aber da der Antritt dieses Beweises unzulässig war, wurde Girardin zur Ablegung seines Namens verurtheilt, wodurch er sich jedoch keineswegs irre machen ließ, denselben zu führen. Er faßte vielmehr den Entschluß, diesem Namen eine klangvolle und mächtige

Bedeutung zu verſchaffen, und ſeine die heutige Welt genau veranſchlagende Baſtardphiloſophie ſagte ihm, daß, wer heut Macht und Bedeutung haben will, es dann auch mit der Ehre nicht zu genau nehmen dürfe.

Girardin hatte ſeine Laufbahn in dem Comtoir eines Banquiers begonnen, aber mit den Geldern, die ihm nicht gehörten, zu rechnen, mußte einem ſo praktiſchen Kopf wie Girardin bald als eine ekele Phantaſterei erſcheinen. Außer den Bureauſtunden, hatte er ſchon angefangen, unter dem Titel: „Emile“ einen Theil ſeiner Jugendgeſchichte in Form eines Romans zu ſchreiben. Dies Product war die Wertheriade Girardin's, worin er ſich von den grübleriſchen Anklagen, welche er gegen die Geſellſchaft auf dem Herzen haben mußte, Luft machte. Nach dieſer Production erklärte er ſich für geheilt, er verließ das Comtoir, und ſtürzte ſich nun ohne Weiters in die journaliſtiſche Entrepriſe hinein, indem er die belletriſtiſche Wochenſchrift La Mode und den Voleur, beide ſchon mit dem glücklichſten finanziellen Erfolg, begründete. Für die Wochenſchrift hatte er eine intereſſante Mitarbeiterin, Delphine Gay, die Tochter der Dichterin Sophie Gay, gewonnen, und die Bekanntſchaft und ſpätere Ehe mit dieſer Frau, welche alle anregenden und ver-

führerischen Reize der französischen Weiblichkeit in sich vereinigte, wurde von großem Einfluß wenigstens auf das Darstellungstalent Emile de Girardin's. Aber wenn auch die eigenthümliche Feinheit und Elasticität seiner Artikel in der Schule Delphinens sich bildete, seine moralische Wildheit konnte von ihrer koketten Grazie nicht gezähmt werden, und Delphine soll sich oft die schönen Augen roth geweint haben um die verlorenen Pfade, welche Journalist, Politiker und Mensch wandelten, und sie konnte sich zuletzt nur noch mit den Galanterieen ihres Boudoir trösten.

Seine politische Laufbahn begann Girardin im eigentlichsten Sinne als Regierungsmann, indem er sich durch die Regierung in die Deputirtenkammer wählen ließ, und Dienste gegen die Oppositionsblätter, die dem Ministerium damals zu schaffen machten, leistete. Dies brachte ihn auch zuerst auf die eigenthümliche Idee, eine wohlfeile Zeitungspresse ins Leben zu rufen, und er gründete im Jahre 1836 die Zeitung La Presse, die nur 40 Francs jährlich kostete, zunächst und vollständig in der Absicht, die theuren Journale durch diese Concurrenz zu Grunde zu richten und damit der Regierung die lästigen Feinde vom Halse zu schaffen. Es war dies der erste diabolische Wurf, mit dem Girardin den französischen Journa-

lismus packte, um ihn in eine neue gewinnbringende Bewegung zu verſetzen. Denn es wurde ihm leicht, mit dem Gelde der Regierung, die gern zu einem der gegneriſchen Preſſe den Tod drohenden Unternehmen die Hand bot, eine Zeitung zu begründen, die auf der andern Seite durch ihren billigen und volksthümlichen Preis wieder einen durchaus demokratiſchen Stachel in ſich trug. Indem Girardin die Vierzig-Francs Preſſe ſchuf, machte er den Journalismus zu einem neuen Bewegungs-Element im Volke ſelbſt, und half einen principiellen Umſchlag in der öffentlichen Meinung vorbereiten. Denn eine wohlfeile Preſſe arbeitet immer der demokratiſchen Preſſe in die Hand, oder ſchlägt binnen Kurzem in dieſelbe um. Ein ähnliches Experiment hatte er ſchon einige Jahre vorher mit dem Journal des connaissances utiles gemacht. Bei der Gründung des Journals La Presse zu 40 Francs war zugleich der finanziell richtige Gedanke veranſchlagt worden, daß eine Zeitung ihren Beſtand nicht in ihrem Abonnements-Preis, ſondern in ihren Inſeraten ſuchen müſſe. Der Preis einer Zeitung war bis zu der Unternehmung Girardin's 80 Francs geweſen, und die Koſtſpieligkeit eines ſolchen Inſtituts ſchien ſelbſt bei einem Abſatz von 10,000 Abonnenten noch keinen ſehr bedeutenden Gewinn ab-

zuwerfen. Girardin ſteigerte durch das billige Abonnement den Abſatz ſeiner Zeitung auf eine Höhe von 50 bis 60,000 Abonnenten und wußte durch ein großartig ausgeſtattetes Feuilleton den Leſereiz ſo anzufachen, daß das Blatt in allen Kreiſen ſich einbürgerte, wodurch es zugleich für das der Inſertionen bedürfende Publikum zu einer Nothwendigkeit wurde.

Bei der Begründung der „Preſſe" hatte ſich Girardin nicht nur als ein induſtrielles Genie erſten Ranges offenbart, ſondern er bezeichnete dieſelbe auch als guter Schütze durch eine blutige Waffenthat, indem er den biedern Republikaner Armand Carrel, den Redakteur des National, der gegen den Proſpectus des neuen Journals ſeine Verachtung ausgedrückt hatte, in einem Duell auf Piſtolen niederſchoß. Sein Ruf als Ehrenmann erlitt aber gleichzeitig ſchon einen ſehr empfindlichen Stoß, indem ſeine Perſon in zwei Betrugsproceſſe verwickelt wurde, von denen der eine gegen die von ihm gegründete Actien-Geſellſchaft des Musée de Familles angeſtellt war, der andere gegen ein auf Täuſchung berechnetes Actien Unternehmen, das zur Ausbeutung der Steinkohlengruben von St. Berain gegründet worden. Dies waren die Anfänge der Scandalgeſchichten, in denen ſich Girardin's Namen und Charakter ſeitdem unaufhörlich umherwälzten, und

in denen er zwar stets seine Freisprechung zu erlangen wußte, aber doch so, daß die öffentliche Meinung sich mit Entschiedenheit gegen ihn aussprach, und mit ihrer hinlänglich ihm fühlbar gewordenen Verachtung ihn belastete.

Unter dem Julikönigthum hatte Girardin offenbar nur im Interesse der Monarchie gearbeitet, und seine Absprünge liefen nur zwischen Molé, Thiers und Guizot, oft unter den geistreichsten und einleuchtendsten Motiven, umher. Zuweilen kehrte er aber auch gegen das Ministerium den schreckenerregenden Pferdefuß heraus, indem er einst zum Erstaunen aller Leute plötzlich mit den infamirendsten Anklagen gegen die Minister auftrat, sie des Verkaufs von Stellen, Titeln und Orden, ja selbst von Gesetzentwürfen, beschuldigte, und nicht übel Lust bezeugte, mit seiner Schreibfeder auch einmal den Augiasstall der constitutionnellen Wirthschaft in seinen geheimsten Schlupfwinkeln zu kehren. Es war jedoch immer nur das augenblickliche Aufwerfen der Staubwolke, auf das es Girardin ankam, und er selbst zog sich sogar mit einer gewissen Grazie und dem völligen Anstand eines Biedermannes wieder daraus zurück, nachdem er in dem letzteren Falle sogar vor dem Pairshofe seine Freisprechung zu erlangen gewußt.

So kam die Februar-Revolution heran, die Girardin als ein richtiger Laubfrosch ſchon einige Zeit vorher in allen ſeinen Gliedern gefühlt und aus dem Jucken ſeines Daumens geweiſſagt hatte. Um ſich das angemeſſenſte Handeln vorbehalten zu können, ſtieg er kurz vor dem Ausbruch der Revolution aus dem ſteifen Sattel der Deputirtenwürde herunter, und nahm ſeine Entlaſſung, indem er in ſeinem Redactions-Bureau mit Argus-Augen den ſich entwickelnden Gang der Ereigniſſe beobachtete. Seine erſte Rolle auf dem neuen ſchlüpfrigen Boden der Februar-Republik war eine Komödien-Rolle, die er mit einer Bravour ohne Gleichen ausführte. Die neuen Republikaner Frankreichs hatten ſich zu einer Gedächtnißfeier am Grabe Armand Carrel's, der immer für das Ideal eines ächten republikaniſchen Charakters gegolten, verſammelt. Girardin faßte den erſtaunenswerth kühnen Entſchluß, bei dieſer Gelegenheit in der Mitte ſeiner Gegner, denen er bis dahin nur für das Werkzeug der geſtürzten Regierung gegolten, zu erſcheinen. Als Mörder des Mannes, den man betrauerte, trat er mit feierlichen wankenden Schritten in die Mitte des ſymboliſchen Trauercultus hinein, ſeine bleichen Wangen, ſeine ſchlotternden Glieder, ſeine flehenden Augen

boten das hinreißendste Bild der Reue und Zerknirschung eines edlen, aufrichtigen Menschen dar.

Kaum hatte man noch Zeit, im Zorn und Unwillen gegen ihn aufzubrausen, als er schon durch seine leise anhebenden Klagetöne zu fesseln wußte. Man traute seinen Ohren nicht, aber Girardin legte ein Geständniß ab, daß er ein schwacher und erbärmlicher Mensch sei, der viel gesündigt, der aber noch unglücklicher als schuldig sei, denn der barbarische Gebrauch des Duells, den gewiß Niemand je tiefer beklagt als er, habe ihn dazu getrieben, den edelsten der Franzosen zu tödten. Er schloß dann mit einer begeistert flammenden Aufforderung, an diesem Grabe die Versöhnung aller Parteien feierlich und friedlich zu begehen. Der Theatercoup gelang mit einer stürmischen Wirkung, man flog mit französischer Rührung der neuen Maske zu, und Girardin illustrirte die ersten Wochen der Februar-Republik durch seine schönsten, in einem innigen patriotischen Ton geschriebenen Artikel.

Es dauerte aber nicht lange, so kündigte Girardin schon wieder eine gewaltige Schwenkung in seiner „Presse" an, indem er der provisorischen Regierung als einer ihrer heftigsten Gegner, als schneidender Kritiker aller ihrer Maaßregeln, und zum Theil als Unheilsprophet der kommenden Juni-Ereignisse, gegen-

strahlenden Glieder. Und ich folge ihnen bis an die Kirchthür, und ihr Auge trifft mich im Umwenden noch einmal, wie ein versengender Blitz, und ich weiß nicht, soll ich mit ihnen beten gehn, und die Messe hören, und meine Sinne erst in frommer Musik berauschen, dann im dreisten Glück der Liebe! Wer nie einer Pragerin tief in die Augen gesehn, weiß nicht, was Mystik ist und was Sinnlichkeit; er hat nie ein Gedicht gelesen, das in Flammen der Erde spielt und an Sternen des Himmels sich sonnt. Die feingeformte Nase, fast immer ein zierlicher Adlertypus, welcher die nationelle Gleichförmigkeit der Gesichter hervorbringt, vermehrt die liebliche Keckheit des Ausdrucks, die den Physiognomieen eigen, und der Ernst bei aller Anmuth, welcher die Gestalt umschwebt, zaubert ein dunkelgesättigtes Colorit über ihr ganzes Wesen hin, das von einer heimlichen Gluth durchwärmt ist. So zeigt sich Fülle und Energie des Lebens, Rundung und Harmonie der Formen, sinnlicher Schmelz und poetische Leidenschaft, kräftiger und gesunder Drang

überſtand. Es ſchien ihm jetzt nur darauf anzukommen, ſich wieder ſo unpopulair als möglich zu machen, und als ihm das Volk eines Tages die Maſchinen ſeiner Zeitung zertrümmerte, ſchien er für ſeine neuen Pläne grade auf ein ſolches Intermezzo gerechnet zu haben. Er nahm jetzt eine ausweichende Stellung zu allen Parteiſtrömungen an, die ſich im Schooße der Republik zu bilden angefangen, und indem er mit der Virtuoſität eines Eiertänzers jeder Verwickelung perſönlich aus dem Wege ging, ließ er ſeine Artikel jetzt nur Staatsweisheit und guten Rath für die Republik ausſchwitzen. Nur gegen eine einzige Perſönlichkeit der Republik ſchien er ſich noch mit wirklich krampfhafter Wuth gerichtet zu haben, und dies war eigentlich der anſtändigſte und ehrenhafteſte Charakter unter allen Februar-Republikanern, nämlich Cavaignac. Girardin wußte aber ſchon, was er that, als er mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Kräften Cavaignac angriff. Er tauchte damit ſeine Feder ſchon wieder in eine neue Tinte, die vor der Hand noch eine ſympathetiſche war, und den Namen Louis Napoleon zwar noch nicht völlig leſbar, aber doch ſchon in durchblitzender Geheimſchrift, erkennen ließ.

Die Dictatur Cavaignac's machte zwar noch einen Augenblick lang einen Querſtrich, denn Herr von Girardin

mußte ſich auf einige Tage in's Gefängniß begeben, aber kaum ſah er ſich wieder ſeiner Freiheit und ſeiner Zeitung zurückgegeben, ſo begann er nun ganz offen die Candidatur Louis Napoleons zum Präſidenten der franzöſiſchen Republik aufzuſtellen. Daß er dies nicht auf ſeine eigene Hand als ein Improviſator gethan, der auf einem neuen Reim herumſtolzirt, konnte man von dem rein praktiſchen und nur mit greifbaren Dingen ſpeculirenden Genie Girardin's erwarten. Die in dieſem Moment ſchon organiſirte napoleoniſche Partei, welche ſich bereits näher an diejenigen Männer Frankreichs herantaſtete, mit deren Händen ſie würde arbeiten können, hatte in ihm den rechten Mann gefunden. Girardin war in der That der Erſte geweſen, der das napoleoniſche Stichwort in der franzöſiſchen Republik ausgeſprochen, und er begann nun für ſich allein die ganze Maſchinerie aus Leibeskräften in Bewegung zu ſetzen.

Die napoleoniſche Rolle Girardin's ſchien jedoch bereits wieder mit dem Staatsſtreich des 10. December ihr Ende erreicht zu haben, und es müſſen in jenen Augenblick gewiſſe Fäden entzwei geriſſen ſein, die man nicht kennt. Vielleicht hatte Girardin auf eine größere Belohnung ſeiner Dienſte gerechnet, denn der Gedanke, Miniſter zu werden, ſtand auch ihm

nicht zu fern. Am liebſten hätte er wohl ſchon unter der Juliregierung dieſen Lieblingstraum der franzöſiſchen Journaliſten verwirklicht geſehen, und man erzählt ſich, daß Girardin es geweſen, welcher dem König Louis Philippe in dem Augenblick, wo ihn die Wirbel der Februar-Revolution bereits erfaßten, den Rath gegeben habe, abzudanken und die Herzogin von Orléans zur Regentin zu erklären. Mit der letzteren ſoll das Uebereinkommen wegen eines Girardin'ſchen Miniſter-Portefeuille's bereits ſicher geſtellt geweſen ſein. Louis Napoleon war aber am allerwenigſten der Herrſcher, der Miniſter aus Zeitungspapier brauchen konnte. Er ließ ſich lieber einige Monate lang die indirecte Polemik gefallen, mit welcher Girardin täglich an der Spitze ſeines Blattes einige Artikel der über Bord geworfenen republikaniſchen Verfaſſung abdrucken ließ, um damit auf eine oft höchſt ſchlagende Weiſe die Tagesſituation zu contraſtiren. Zugleich begann Girardin in dieſer Zeit eine ſocialiſtiſche Färbung anzunehmen, und ſich zum Propheten des allgemeinen Stimmrechts, als des einzig heilbringenden Evangeliums für Staat und Geſellſchaft, zu machen. Mit den letzteren Ideen ſcheint er aber für Louis Napoleon von neuem ein wichtiger Mann geworden zu ſein, und ihre vertrauten Unterhaltungen über die Kunſt des Herrſchers, mit dem all-

gemeinen Stimmrecht zu operiren, befestigten sogar eine Art von Freundschaftsband des Präsidenten und bald darauf des Kaisers mit dem Journalisten. Die Einwirkungen Girardin's nach dieser Seite hin sind jedenfalls sehr bedeutend gewesen, und wer ihn näher gekannt hat, wird es begreifen, daß gerade der Kaiser Werth auf den Ideen-Austausch mit einem Manne legen konnte, der fast auf allen Saiten der Zeit mit großen Griffen gespielt, der in dem Maschinenwesen, mit dem man politische Situationen umdreht, so genau Bescheid wußte, und in der Kenntniß der Menschen und des Publikums, wie in der Verachtung der öffentlichen Meinung, seines Gleichen suchte.

Das Verhältniß des Kaisers zu Girardin hat sich neuerdings offenbar abgekühlt, und die „Presse" ist, wie alle übrigen Blätter, ein dürres Stoppelfeld geworden, durch welches der Wind der imperialistischen Politik hin und her fährt. Die höheren Offenbarungen derselben werden aber darin nicht laut, denn auf der einen Seite ist Girardin ein zu origineller und zu wenig disciplinirter Geist, um im Einzelnen nach Eingebungen arbeiten zu können, auf der andern Seite aber war er nicht mehr brauchbar, sobald die Kaiser-Politik sich fast ausschließlich zur auswärtigen Politik zu machen begann und auf den Höhen derselben seine eigentliche

Machtbegründung zu gewinnen ſtrebte. Die auswärtige Politik war aber ſtets die ſchwache Seite Emil von Girardins geweſen, der ſein ächtes Ringer-Talent nur da glänzend und ſogar mit einem Anſchein von Ideentiefe entfalten konnte, wo es ſich um die inneren Parteiſtellungen, um ihre Sophiſtereien und ihr Kopfſtehen, handelte. Girardin zog ſich daher auch in der letzten Zeit mehr und mehr auf die Geldſäcke ſeiner Zeitung zurück, und ſpielte auf denſelben den vornehmen Mann, während er, wie die franzöſiſchen Schneider, die am liebſten einen Deutſchen in Arbeit nehmen, Herrn Neffzer, einen geborenen Deutſchen, mit der Hauptredaktion der Presse betraute. Die kenntnißreiche und einſichtige Feder dieſes Journaliſten hält die Zeitung zuſammen, ſoviel ſie unter den heutigen Verhältniſſen zuſammengehalten werden kann, oder füllt die Lücken, die in der Politik eintreten müſſen, wenigſtens mit ſachlich anziehenden Artikeln aus.

Herr von Girardin ſelbſt ſucht jetzt durch eine glänzende geſellſchaftliche Poſition zu erſetzen, was ihm an Ehrenſtellen ausgeblieben oder durch die eingetretene Wirkungsloſigkeit des Zeitungsweſens an Einfluß verloren gegangen iſt. Nachdem er die liebenswürdige Delphine Gay, die einen Salon im beſten franzöſiſchen Stil zu machen verſtand, durch den Tod verloren, hat er die Dame

seines Hauses bald wieder ersetzt durch seine Verheirathung mit Mlle. Brunold Gräfin von Tiefenbach, einer erst einundzwanzigjährigen, wegen ihrer großen Schönheit und Anmuth in der Pariser Gesellschaft gefeierten jungen Dame. Die Mutter der jetzigen Frau von Girardin war in zweiter Ehe Wittwe des Prinzen Friedrich von Nassau, der vor mehreren Jahren als österreichischer General in Wien starb. So ist es dem Journalisten, den die Gesellschaft durch seine Geburt geächtet und ausgestoßen hatte, doch gelungen, durch sein Talent Reichthum, und trotz aller Zerfressenheit seines Rufs eine sociale Stellung auf den Höhen der Gesellschaft zu gewinnen. Es ist dies ein ächter Typus moderner Zeitcharaktere: das männliche Pendant zum weiblichen Courtisanenthum. Denn wie die Frau an die zweideutigen Elemente der Gesellschaft sich verliert, indem sie den Begriff der Weiblichkeit nur noch als industrielles Modeproduct bezeichnet: so kann der Mann, der mit consequenter Benutzung seines Vortheils seine Laufbahn verfolgt, nur noch als Schwindler und Gaukler ein angesehener, ja selbst ein ehrlicher Mann bleiben. —

Das einzige Journal, welches sich unter dem heutigen Kaiserreich einen ziemlich selbständigen Ruf erhalten, ist das Siècle, ebenfalls eines der Vierzig-

Francs-Journale, das mit der Presse ziemlich gleichzeitig auf die Bahn getreten, und zu seinem Hauptredacteur den jetzigen Staatsrath Havin, früheren Präsidenten der Nationalversammlung, hat. Das Blatt hat noch bis in die neueste Zeit hinein gewissermaßen für ein demokratisches Organ gegolten, so daß man sich hin und wieder sogar versucht gefühlt hat, in einzelnen seiner Aeußerungen die Kundgebungen einer im Lande noch bestehenden republikanischen Partei herauszuwittern. Einst schrieben allerdings Cavaignac und andere blaue Republikaner im Siècle, aber die Stelle, auf der sie in demselben wirkten, ist heut längst überwachsen durch die auch hier unbedingt maßgebend gewordene imperialistische Situation. Sollte das Siècle noch an irgend einer Ecke einem demokratischen Organ ähnlich sehn, so darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß dies eine Demokratie mit kaiserlicher Bewilligung ist, die in dem politischen Sumpf einige Wellen aufwirft, welche man gerade für ersprießlich erachten will. Herr Havin selbst ist aber der Typus der französischen Liebenswürdigkeit, der Alles zur rechten Zeit zu thun weiß, der Gesinnung hat wo er Gesinnung haben darf, und der die Republik lieben würde, wenn er nicht das Kaiserthum lieben müßte. Von dieser Art sind auch die Redakteren, welche er sich an die Seite gestellt

hat, und von denen jetzt der politische Theil des Blattes geleitet und gearbeitet wird. Unter diesen sind besonders die Herren Edmond Texier und Jourdan zu nennen. Es sind dies ehrenwerthe Männer, die aber genau wissen, wie weit sie die Kohle in die Hand nehmen können, ohne sich die Finger zu verbrennen. Hr. Texier, durch mehrere literarhistorische und kritische Arbeiten ehrenvoll bekannt, hat auch als politischer Artikelschreiber ein gewisses Gewicht erlangt, denn er weiß sich geschickt so anzustellen, als ob seine frühere republikanische Gesinnung jetzt durchaus kein Loch erhalten hätte, sondern als ganz natürliche Unterlage die heutige imperialistische Politik, die er betreibt, stützte. Jourdan war aber in früherer Zeit sogar Legitimist und zugleich Saint-Simonist, und wir waren einigermaßen erstaunt, ihn bei der Redaktion des Siècle wiederzufinden, was auch bei diesem unendlich gediegenen und geistvollen Mann auf dieselbe Umschlagstheorie der Geister hindeutet, die heut an die Stelle aller ideellen Entwickelung getreten zu sein scheint. Als wir in früheren Jahren die persönliche Bekanntschaft Jourdan's in Berlin machten, wo er sich mit der Hegel'schen Philosophie vertraut zu machen strebte, erschien er uns wie ein liebenswürdiger Schwärmer, dessen Kopf sich für die Zukunft der ganzen Mensch-

heit erleuchtete. Er versicherte uns häufig, daß sein Legitimismus eine Sache des Herzens sei, daß er aber in dem Saint-Simonismus den ächten Anfang einer Philosophie der Gesellschaft erblicke, die in dem Maaße, als sie zur Verwirklichung vorrücke, auch über alle politischen Parteiunterschiede durch einen neuen schöpferischen Act glücklich hinweghelfen werde. Den Legitimismus hat er seitdem natürlich ebenso weit über Bord geworfen, als man dies in der heutigen Epoche mit allen andern Herzenswünschen zu thun gelernt hat. Denn die legitimistische Partei ist die gefährlichste in den Augen des heutigen kaiserlichen Gouvernements geblieben, weil sie die einzige ist, deren Organisation in einer bestimmt gegebenen Idee beruht, und die sich darum auch heimlich an ihren Erkennungszeichen überall zusammenfinden kann. Die Legitimisten sind die eigentliche Oppositionspartei, die sich dem napoleonischen Kaiserthum gegenüber zum Theil auf dem Platze erhalten, und die in diesem Augenblick zu einer Coalition mit der republikanischen Partei geneigter scheint, als man dies bisher angenommen. Jourdan hat sich aber auch nicht zur imperialistischen Politik bekehrt, sondern er treibt dieselbe nur, wie sie das ganze Siècle und alle Welt in Frankreich betreibt. Es bleibt dabei immer noch genug Gelegenheit, sich als geistreicher

Mann und als Franzose zu zeigen, und so lebt und schreibt man darauf los, um in der Tretmühle der Situation wenigstens thätig zu sein und Geschäfte zu machen.

Mit der Bedeutung der Zeitungen hat auch ihre Verbreitung unter der Regierung Napoleons III. einen ziemlichen Stoß erlitten. Der Werth der Zeitungen besteht nur noch in ihrer Behandlung der auswärtigen Politik, und fällt darum nach Außen in ein gewisses diplomatisches Gewicht, während die innern Zustände darin wie die loci deserti auf einer Landkarte bezeichnet erscheinen. Die Zeitungen sind darum auch durchgängig in ihren Abonnements zurückgegangen, und machen sich überhaupt in dem Leben von Paris nicht mehr auf eine so specifische Weise bemerklich, als dies namentlich in der constitutionnellen Epoche und in den ersten Jahren der Februar-Republik der Fall war. Die Zeitungsausrufer in den Theatern beschränken sich nur noch auf den Entreacte und das Programme du soir, während man sonst von ihren wiehernden und schmetternden Stimmen die politischen Journale aller Parteien ausgeboten hörte, wenn beim eintretenden Zwischenact der Vorhang eben noch im Fallen begriffen war. Die kleinen Zeitungstische an den Eingängen der Theater und des Palais royal

der Natur, ein Daſein für den Genuß geſchaffen, aber ohne kränkelnde Sehnſüchtigkeit, ſondern muthig und ſieghaft im Herauskehren ſeiner Blüthe.

Es iſt ein freibewegtes, geſtaltvolles Leben hier, und im raſchen Glück und Wechſel der Stunde herrſcht die Gunſt, die überall geſucht und überall gefunden wird. Dieſe ſchöne Gunſt wetteifert jetzt faſt in der entgegengeſetzten Sphäre mit der früheren Grauſamkeit, welche die böhmiſchen Mädchen gegen die Männer ausübten, und wodurch ſie eigentlich weltHiſtoriſch geworden ſind, und es kommt mir wie eine Rache der Geſchichte vor, daß die Pragerinnen jetzt ſo voll von beglückender Freundlichkeit und zärtlicher Laune für unſer Geſchlecht ſind. Ja, es iſt eine Rache der Geſchichte, und mitten auf der Promenade, unter hundert lockenden und blühenden Frauengeſtalten, fiel mir heut der blutige böhmiſche Mägdekrieg ein, der die Frauen gegen die Männer ins Feld führte, und nichts anderes, als eine gänzliche Vertilgung der letzteren vom Erdboden zum Endzweck hatte. Ich mußte lachen,

wie auf den Boulevards werden zwar noch allabendlich aufgerichtet und mit einem Stümpfchen Licht dem Journale laufenden Publikum beleuchtet, aber namentlich dieſer Einzelverkauf der Zeitungsnummern, der früher den Abſatz außerordentlich ſteigerte, ſcheint auf ein ſehr ſpärliches Geſchäft zurückgekommen zu ſein. Wie ſollte man auch nach einer Lectüre begierig ſein, in der man gerade nur Das erfährt, was man erfahren darf, und bei der man höchſtens Das ahnt, was man nicht wiſſen ſoll. Die franzöſiſchen Zeitungen muthen der Nation, die ſie lieſt, eine Selbſtkaſteiung zu, die man nicht von Jedermann verlangen kann. Die Zeitungskäufer auf den Boulevards ſind heut gewöhnlich übermüdete Fremde, die einmal etwas früher in ihr Quartier zurückkehren wollen, und noch ein Journal in ihre Taſche ſtecken, um beim Schlafengehn einen dämmernden Blick auf den Stand der napoleoniſchen Politik zu werfen, oder ſich einen Schlachtplan für den morgenden Beſuch der Theater- und Vergnügungs-Locale daraus zu machen. Am meiſten wird auf den Straßen die Patrie und die Preſſe gekauft. Andere Zeitungen, wie die Débats, das Siècle, die Aſſemblée nationale, hört man niemals mehr auf den Straßen ausgeboten. Am beharrlichſten und zudringlichſten ſind noch immer die Ausrufer der Patrie

geblieben, eines Blattes, welches längere Zeit hindurch das einzige war, dem der Straßenverkauf überhaupt gestattet schien, und das, durch finanzielle und politische Speculanten begründet, schon mitten in der Februar-Republik die napoleonischen Sympathieen geschickt anzuregen verstand. Es ist seitdem ein guter journalistischer Straßenläufer geblieben, und wird zum Auswaschen der gewöhnlichen Wäsche mit Vorliebe gebraucht.

Die Unterdrückung der Preßfreiheit kann für einen absoluten Herrscherwillen auch etwas sehr Unbequemes und Störendes haben. Es wird sich dies namentlich zeigen, wo Conflicte mit einer andern Macht entstehn, welche im Innern ihres Landes der Presse ihre natürliche und organische Stelle als Ausdruck der öffentlichen Meinung belassen hat. Die englisch-französische Allianz hat schon darin eine wesentliche Kluft in sich offen gelassen, daß ein Staat mit nationaler Preßfreiheit sich einem andern gesellte, in welchem die Presse, wenn sie wirklich etwas zu sagen wagte, nur den befohlenen Ausdruck des Gouvernements in sich aufnehmen kann oder allenfalls den Sündenbock für die Absichten ihrer Regierung abzugeben vermag. Dies kam schon auf eine sehr bedenkliche Weise bei den Differenzen zu Tage, welche hin-

sichtlich der Ausführung des Pariser Friedensvertrages, namentlich Rußland gegenüber, in dem Verhältniß Englands und Frankreichs hervortraten. Die Angriffe der französischen Presse gegen die englische Politik konnten bei dieser Gelegenheit nur auf die Rechnung des kaiserlichen Gouvernements selbst gesetzt werden, und dies rief jenen merkwürdigen Sturm in der gesammten englischen Presse gegen die heutigen imperialistischen Institutionen Frankreichs hervor, die für die Fortdauer der Allianz mindestens gefahrdrohend erscheinen mußten. Man sah, wie die englische Preßfreiheit an den Pforten der englisch-französischen Allianz eine Wacht hält, welche sich im Interesse der Prinzipien mit jener kühnen Rücksichtslosigkeit, die in ihrem Blut und ihrer nationalen Stellung liegt, dort aufgestellt hat. Einer solchen Position gegenüber erscheint eine Presse, die bloß ein officiöses künstliches Machwerk ist, nicht nur in ihrer ganzen Schwäche und Bedeutungslosigkeit, sondern sie hilft auch auf eine gefährliche Weise die Schleier, welche über dem ganzen Staatssystem liegen, herunterziehen. —

V.

Die napoleoniſche Idee.

Das napoleoniſche Syſtem lebt in dem Geiſte des gegenwärtigen Kaiſers der Franzoſen keineswegs als eine rohe Gewalt-Conſtruction, ſondern es beruht, wie ſehr auch die von ihm herbeigeführten thatſächlichen Zuſtände dagegen ſtreiten mögen, auf einer ideellen Baſis, die von Napoleon III. mit einem gewiſſen Tiefſinn und mit ſchwärmeriſchem Ernſt ergriffen und ausgebildet worden iſt. Schon unter den Drangſalen ſeiner erſten Jugend und in den merkwürdigen Entwikkelungskämpfen, die Louis Napoleon durchzumachen hatte, beſchäftigte er ſich damit, „die napoleoniſche Idee“ zu finden, und ſeine Werke, die zuerſt im

Jahre 1848 gesammelt erschienen,*) enthalten darüber die eigenthümlichsten Geständnisse und Begründungsversuche. Man wird einst auf diese in vieler Beziehung den Stempel der inneren Aechtheit an sich tragenden Aeußerungen zurückkommen müssen, um eine historische Erscheinung, wie die Napoleons III., die durchaus nicht nach dem Typus einer alten und traditionellen Despotie in der Geschichte zu bemessen ist, in ihren innersten Gründen und Voraussetzungen richtig beurtheilen zu können. Die napoleonische Idee ist aber wesentlich ein Gedankenbild Napoleons III. Sie ist der Geist, der ihm aus dem Grabmahl von St. Helena emporgestiegen, als er an demselben alle seine heißen Zukunftsgedanken beten gehen ließ, und dieser Geist offenbarte es ihm wie ein Vermächtniß des todten Heldenkaisers, daß die Welt ihren schöpferischen Mittelpunct, aus dem sie sich neu gestalten, ordnen und dauernd befestigen werde, in der Idee des Napoleonismus gefunden habe.

Diese Offenbarung konnte aber Louis Napoleon nur mit Hülfe eines verschmitzten combinatorischen Verstandes, der seinem fanatischen Glauben an sich

*) Oeuvres de Louis-Napoléon Bonaparte, publiées par M. Charles-Edouard Temblaire. 3 Tom. Paris, Librairie Napoléonienne.

ſelbſt und ſeine Beſtimmung das Gleichgewicht hielt, aus dem Leben und den Thaten Napoleons I. ſchöpfen. Der Machiavellismus, mit dem er ein napoleoniſches Evangelium zurechtmachte, war aber urſprünglich noch mit vielen unſchuldigen und zarten Jugendträumen durchflochten, und nahm von denſelben einen gewiſſen Schmelz der Wahrheit an, mit dem Louis Napoleon die ſogenannte napoleoniſche Idee zu verklären und feierlich zu zeichnen wußte. Napoleon war ihm der politiſche Meſſias der Völker, der auf den rauchenden Trümmern der Revolution erſchienen war, und dem, nachdem er das Chaos gelichtet, die Wahrheiten von den Leidenſchaften geſondert und das Lebensfähige von dem Todeswürdigen geſchieden, die große moderne Syntheſe gefunden und verkündigt hatte, durch welche die beiden großen, bisher mit einander kämpfenden Principien der modernen Welt, nämlich die Freiheit und die Nothwendigkeit, die Autorität und die Selbſtbeſtimmung, verſöhnt und zu einem einheitlichen ſchöpferiſchen Syſtem des Völkerglückes in einander geſtaltet werden ſollten.

Wenn Louis Napoleon ſeinen Onkel im eigentlichſten Sinne für den modernen politiſchen Meſſias erklärte, ſo hatte er auch ein Gedankenbild, in welchem er, gleichwie einſt der Teufel von den Zinnen des

Tempels dem Erlöser die Welt zeigte und anbot, so die sterbende Revolution sah, welche den großen Napoleon zu ihrem executor testamenti ernannte, und die folgenden Worte zu ihm redete:

„Befestige auf starken Grundsäulen die Hauptresultate meiner Bestrebungen, mache die in sich gespaltenen und getrennten Franzosen einig, stoße das gegen mich verbündete feudale Europa zurück, vernarbe meine Wunden, kläre die Nationen auf, führe in seiner ganzen Ausdehnung aus, was ich in der Tiefe zu begründen begonnen; sei für Europa das, was ich für Frankreich gewesen bin; und solltest Du selbst mit Deinem Blut die Sache der Civilisation besechten müssen, solltest Du alle Deine Absichten verkannt und die Deinigen geächtet und ohne Vaterland in der Welt herumirren sehn, so verlaß doch niemals die heilige Sache des französischen Volkes und bringe sie zu ihrem Triumph durch alle Mittel, die der Genius nur erdenken kann und welche die Menschheit billigt.“*)

Dies war die große Mission, welche Napoleon zuertheilt war, und die er, nach der Meinung des Neffen, bis auf ihren letzten Punkt zur Ausführung und Vollendung gebracht, obwohl es sich um die Riesen-Aufgabe han-

*) „Des Idées napoléoniennes“ (geschrieben in England im Jahre 1839). Oeuvres de Louis-Napoléon Bonaparte T. I. 135.

delt, eine noch von Haß und Zwietracht zerrissene Gesellschaft in einer neuen principiellen Ordnung zusammenzufassen, und sich dabei derselben Instrumente, die bis dahin zum Zerstören gedient, nun zum Aufbauen zu bedienen. Die napoleonische Idee bedurfte aber zu dieser schaffenden Friedensmission auch wieder wesentlich des Schwertes, und Louis Napoleon nennt es in seiner angeführten Schrift das Schwert des Brennus, welches der Napoleonismus bei allen europäischen Handlungen und Verträgen zu Gunsten der Civilisation in die Wagschalen zu legen haben werde.

Um zu zeigen, was die napoleonische Idee ist, geht Louis Napoleon in seiner Begründung derselben von der Behauptung aus: daß ohne das Consulat und das Kaiserthum die französische Revolution nur ein großes stürmisches Drama gewesen wäre, das zwar große Erinnerungen, aber niemals thatsächliche Spuren hinterlassen haben würde. Unseres Wissens hat es Louis Napoleon in den Idées napoléoniennes zuerst ausgesprochen, daß die französische Revolution mit allen ihren Errungenschaften in einer Contrerevolution untergetaucht wäre, wenn nicht Napoleon das Gegentheil davon bewirkt hätte, indem er die Revolution in den innersten Grundlagen von Frankreich festgewurzelt und die wesentlichsten Wohlthaten der großen Krisis von

1789 überall in Europa eingeführt habe, oder, wie sich Napoleon selbst ausgedrückt, indem er „die Revolution von ihren Flecken rein gewaschen, die Könige fester begründet und die Völker geadelt habe.“ Diese ganze Behauptung ist freilich nur eine künstliche Fiction, denn die französische Revolution ging allerdings in einer Centre-Revolution zu Grunde, die aber eben den Namen Napoleon führte, und dem revolutionairen Princip eine Spitze gab, auf der es sich in eine aller Ideen baare Welt des Krieges und Ruhmes hinüberbalanciren mußte. Wenn Napoleon I. selbst es aussprach: daß „der Herrscher mit jeder seiner Fiber der des Volkes entsprechen müsse,“ so konnte dies, seiner ganzen Stellung und allen seinen Absichten nach, doch nur das Volksregiment der Trommel sein, bei deren Anschlag Feldherr und Soldaten sich mit jeder Fiber begegnen, und welche im Kriegsmarsch im eigentlichen Sinne die Identität des Befehlenden und der Gehorchenden ausdrückt. Die napoleonische Idee kann daher nur die Trommel zu ihrem Symbol haben, und jede andere politische Regierungsform wird bei ihr in diesem Symbol untertauchen müssen. Es gehört darum ein erfinderischer Tiefsinn ohne Gleichen dazu, wenn es in den Idées napoléoniennes ohne Weiteres heißt: „Der Kaiser muß als der Messias der neuen Ideen

und auf jedem hübſchen böhmiſchen Geſicht, das mir nun begegnete, ſpähte ich nach, ob ſich nicht zu einer kriegeriſchen männerfeindlichen Blaſta Anlagen zeigten. Aber dieſer Stamm muß hier ganz ausgeſtorben ſein, und wieviel ich auch umherſchwärmte auf den Gaſſen oder wohin mich meine Bekanntſchaften führten, überall ſah ich zwar Kriegserklärungen aus dieſen dunkelſchönen Augen ſchimmern, aber hinter ſolchen Vorpoſtengefechten der Blicke lauerte doch immer ſchon ein glänzender Friedenstractat. Ich malte mir den böhmiſchen Mägdekrieg in meinen Gedanken immer weiter aus, und mußte immer mehr lachen. Dann wollte ich zu Egon Ebert gehen, ihm einen Beſuch machen, und ihn fragen, warum er in ſeiner „Blaſta“ den böhmiſchen Mägdekrieg ſo ſentimental verhunzt habe? Ein humoriſtiſches Heldengedicht, oder eine hiſtoriſch-komiſche Novelle hätte er aus dieſem Stoff machen ſollen, aber nichts Lyriſch-Heroiſches à la Egon Ebert. Ich wollte ihm auch ſagen, daß die jungfräuliche Blaſta ein ſchöner

betrachtet werden!" (l'Empereur doit être considéré comme le messie des idées nouvelles.)

Man höre aber, wie der jetzige Kaiser der Franzosen selbst diesen Messianismus der napoleonischen Idee begründet hat:

„Aus allen politischen Erschütterungen hebt sich eine moralische, progressive, civilisirende Idee hervor. Die napoleonische Idee ist aus der französischen Revolution wie Minerva aus dem Haupt Jupiters hervorgestiegen: den Helm auf dem Haupt und ganz bedeckt mit Eisen. Sie hat gekämpft, um zu existiren, hat triumphirt, um zu überzeugen, sie hat unterlegen, um sich aus der Asche wiederzugebären: darin ein göttliches Beispiel nachahmens!

Die napoleonische Idee besteht in der Wiederaufrichtung der französischen Gesellschaft, welche durch funfzig Jahre der Revolution umgestürzt werden, in der Wiederherstellung der Ordnung und Freiheit, der Rechte des Volks und der Prinzipien der Autorität.

In der Mitte stehend zwischen zwei erbitterten Parteien, von denen die eine nur die Vergangenheit, die andere nur die Zukunft sieht, nimmt sie die alten Formen und die neuen Principien an.

Indem sie dauerhaft begründen will, stützt sie ihr System auf die ewigen Principien der Gerechtigkeit

und zerbricht unter ihren Füßen die reactionairen Theorieen, welche durch die Exceſſe der Parteien geboren worden ſind.

Sie erſetzt das erbliche Syſtem der alten Ariſtokratieen durch ein hierarchiſches Syſtem, welches, indem es die Gleichheit zuſichert, das Verdienſt belohnt, und die Ordnung garantirt.

Sie findet ein Element der Kraft und der Stabilität in der Democratie, weil ſie dieſelbe disciplinirt.

Sie findet ein Element der Kraft in der Freiheit, weil ſie mit derſelben ihr Regiment weiſe vorbereitet, indem ſie erſt breite Unterlagen feſtſtellt, bevor ſie das Gebäude aufrichtet.

Sie folgt nicht dem ungewiſſen Gang einer Partei, noch den Leidenſchaften der Menge; ſie befiehlt durch die Vernunft, ſie führt an, weil ſie voran geht.

Ueber den politiſchen Coterieen ſchwebend, erhaben über alles nationale Vorurtheil, ſieht ſie in Frankreich nur Brüder, die leicht auszuſöhnen ſind, und in den verſchiedenen Nationen Europa's nur die Glieder einer einzigen großen Familie.

Sie ſchreitet nicht vorwärts, indem ſie trennt und ſpaltet, ſondern indem ſie verſöhnt, ſie vereinigt die Nation, ſtatt ſie zu theilen. Sie giebt Jedem die Verwendung, die ihm gebühret, die Stelle, die er ſeinen

Fähigkeiten und ſeinen Werken nach verdient, ohne von irgend Jemand Auskunft zu fordern über ſeine Meinungen und ſeine politiſchen Antecedentien.

Da ſie keinen andern Zweck hat, als das Gute, ſinnt ſie nicht darauf, durch was für künſtliche Mittel ſie eine ſchwankende Macht ſtützen kann, ſondern nur durch welche Mittel ſie das Land glücklich machen kann.

Sie legt nur Werth auf die Dinge, ſie haßt unnütze Worte. Die Maßregeln, welche Andere zehn Jahre lang discutiren, führt ſie in einem einzigen Jahr aus. Sie ſchwimmt mit vollen Segeln auf dem Ocean der Politik, ſtatt in einem morastigen Teich zu bleiben, um da unnöthigerweiſe alle Arten von Segelwerk zu probiren.

Sie weiſt jene Polemik des Tages zurück, welche den religiöſen Discuſſionen des Mittelalters gleicht, wo man ſich für die metaphyſiſchen Fragen über die Transſubſtantiation des Blutes unſeres Heilands ſchlug, ſtatt ſich über die großen evangeliſchen Principien zu verſtändigen. Auch erhebt ſie niemals ihre Stimme, um ein microſcopiſches Geſetz über eingebildete Garantieen, reactionnaire Abſperrungen oder verſtümmelte Freiheiten zu tadeln oder zu bewillkommnen.

Die napoleoniſche Idee zertheilt ſich in ſo viele

Zweige, als das menſchliche Genie verſchiedene Phaſen hat; ſie will den Ackerbau beleben, ſie erfindet neue Producte, ſie entlehnt dem Ausland die Neuerungen, die ihr nützlich ſein können. Sie ebnet Berge, durchſchneidet Flüſſe, erleichtert die Verkehrswege und nöthigt die Völker ſich die Hände zu reichen.

Sie verwendet alle Arme und Intelligenzen. Sie geht in die Hütten, nicht mit den unfruchtbaren Erklärungen der Menſchenrechte in der Hand, aber mit den nothwendigen Mitteln, um den Durſt des Armen zu löſchen, um ſeinen Hunger zu ſtillen, und dazu hat ſie noch eine Geſchichte des Ruhms, welche die Vaterlandsliebe erweckt! Die napoleoniſche Idee iſt wie die evangeliſche Idee: ſie flieht den Luxus, und bedarf weder des Pompes noch des Glanzes um durchzudringen und ſich Aufnahme zu bereiten, nur in der äußerſten Noth ruft ſie den Gott der Armen an. Demüthig ohne Niedrigkeit, klopft ſie an alle Pforten, empfängt Beleidigungen ohne Haß und ohne Rache und geht, ohne ſich aufzuhalten, immer vorwärts, weil ſie weiß, daß das Licht ihr vorangeht und daß die Völker ihr folgen.

Die napoleoniſche Idee hat das Bewußtſein ihrer Stärke, und deßhalb ſtößt ſie die Corruption, die Schmeichelei und die Lüge, dieſe ſchlechten Hülfsmittel

der Schwäche, von ſich. Obgleich ſie Alles von dem Volk erwartet, ſchmeichelt ſie ihm nicht; ſie verachtet dieſe Phraſen, des democratiſchen Kammerherrenthums, mit denen man den Maſſen ſchmeichelt, um ſich verächtliche Sympathieen zu gewinnen, jenen Höflingen nachahmend, die dem großen König in ſeinem Alter Weihrauch ſtreuten, indem ſie die Vorzüge prieſen, die er doch nicht mehr beſaß. Ihr Zweck iſt nicht ſich eine vorübergehende Popularität zu ſchaffen, indem ſie kaum erloſchenen Haß wieder entzündet und gefährlichen Leidenſchaften ſchmeichelt; ſie ſagt Jedem, ſei er König oder Tribun, reich oder arm, was ſie denkt, ſie bewilligt Lob oder ſchleudert Tadel, je nachdem die Handlungen löblich oder verachtungswürdig ſind.

Die napoleoniſche Idee hat ſich ſeit langer Zeit die Sympathieen der Maſſen erworben, weil die Empfindungen bei den Völkern dem Raiſonnement vorangehen, weil das Herz fühlt, bevor der Geiſt begreift. Als die chriſtliche Religion ſich verbreitete, nahmen die Nationen ſie an, bevor ſie die ganze Tragweite ihrer Moral begriffen hatten. Der Einfluß eines großen Genie's iſt gleich dem Einfluß der Gottheit, ein Fluidum, welches wie die Electricität ausſtrömt, die Einbildungskraft beflügelt, die Herzen

klopfen macht und fortreißt, weil ſie die Seele bewegt, noch bevor ſie überzeugt.

Dieſen Einfluß, welchen ſie auf die Maſſen auszuüben glaubt, will ſie benutzen, nicht um die Geſellſchaft umzuſtürzen, ſondern im Gegentheil, um ſie zu verfeſtigen und zu reorganiſiren. Die napoleoniſche Idee iſt alſo ihrer Natur nach mehr eine Idee des Friedens als des Krieges, mehr eine Idee der Ordnung und der Wiederherſtellung als des Umſturzes. Sie verkündet ohne Haß und ohne Galle die politiſche Moral, welche der große Mann zuerſt begriffen hatte. Sie enthüllt dieſe großen Principien der Gerechtigkeit, Autorität und Freiheit, welche man in den Zeiten der Verwirrung nur zu oft vergißt.

Indem ſie vor allen Dingen überreden und überzeugen will, predigt ſie die Eintracht und das Vertrauen, und appellirt lieber an die Vernunft als an die Gewalt. Aber wenn ſie, durch zu große Verfolgungen zum Aeußerſten getrieben, die einzige Hoffnung der unglücklichen Bevölkerung und die letzte Zuflucht des Ruhms und der Ehre des Landes geworden, dann wird ſie, ſich wappnend mit dem Helm und mit der Lanze, und auf den Altar des Vaterlands ſteigend, zu dem von ſo viel Miniſtern und Rednern getäuſchten Volk ſagen, wie Saint Remy zu dem ſtolzen Sicambre

ſagte: „Stoße Deine falſchen Götter und Deine Bilder von Thon um; verbrenne was Du bisher verehrt haſt, und verehre was Du verbrannt haſt!“*)

Man ſieht, die napoleoniſche Idee iſt ein Feenmährchen, das Anſpruch darauf erhebt, für Wahrheit zu gelten oder alle Bedingungen zu ſeiner Verwirklichung in ſich zu tragen. Dies politiſche Mährchen handelt von einem großen herrlichen Kaiſer, der durch eine Magie ohne Gleichen in einen Tyrannen verzaubert worden, obwohl er in ſich ſelbſt das Urbild der Freiheit und der berufene Erlöſer aller Völker, der politiſche Meſſias iſt. Man kann ſich denken, welche tragiſche Schmerzen der durch einen ſolchen Zauber gebannte Heros in ſich erdulden muß, denn ſeine Völker, die er eigentlich frei und glücklich machen will, muß er zwingen und knechten. Nichtsdeſtoweniger glaubt er nicht zu lügen, wenn er die Zukunft, die er einſt vor ſich ausſchütten wird, als ein wahres Schlaraffenthum der Freiheit und Glückſeligkeit den Völkern preiſt, und er ladet ſie ſchon jetzt ein, mit allen ihren Gedanken und Träumen an dieſer künftigen napoleoniſchen Tafel zu ſchwelgen. Was den Kaiſer aus dieſem Bann erlöſen kann, iſt nur der Frieden, denn er ſpricht es ſelbſt

*) „L'idée Napoléonienne“ in den Oeuvres de Louis-Napoléon Bonaparte III. 234.

aus: ſo wie der Frieden gekommen iſt, wird er ſich in der Lage ſehen den Vorhang vor der bis dahin von ihm verborgenen Freiheit aufzuziehen und die Göttin aus ſeinem Buſen hervorfliegen zu laſſen. Zugleich aber treibt ihn ſein Schickſal, ſtatt des Friedens beſtändig den Krieg zu bereiten, denn der Arm des Kaiſers iſt tapfer, und wenn er ſeine Schlachten ſchlägt, dröhnen alle Länder unter dem Stampfen ſeiner Kriegsroſſe.

Und ſo ereilt den Kaiſerhelden der Tod der Tragödie, denn er ſtirbt am Krieg und an der Unterdrückung, während ſeine Aufgabe der Frieden und die Freiheit war. Und ſeltſam, ſein Nachfolger und Jünger iſt Napoleon III., der ſchon mit dem Symbol: l'empire c'est la paix, anfangen zu können glaubte, aber unmittelbar darauf ſchon wieder zu der unabweislichen Wahrheit zurückkehrte, daß das Kaiſerthum der Krieg, und immer wieder der Krieg, und am ſicherſten und bequemſten der Krieg iſt! Denn wenn die napoleoniſche Idee ihren ſchaffenden Zeugungspunkt nur im Frieden gewinnen kann, ſo würde der Frieden für ſie zugleich der Moment ihrer eigentlichen Verlegenheit ſein, der ſie auffordern müßte, nun endlich zu offenbaren, was ſie zu ſchaffen vermag. Dieſe Probe ihres Vermögens wird ſich aber immer gefährlicher erweiſen als jede Schlacht,

und es iſt darum ein Glück für die napoleoniſche Idee, wenn die Fanfaren des Krieges immer wieder ihre Friedens- und Freiheitsträume unterbrechen wollen.

Die napoleoniſche Idee, deren Formel Napoleon III. gefunden und aufgeſtellt hat, iſt darin andern Vertrags- und Friedens-Inſtrumenten unähnlich, daß die letzteren ihre Abweichungen, durch welche ſie ihren Hauptinhalt Lügen ſtrafen, gewöhnlich in geheimen Artikeln mit ſich führen. Die napoleoniſche Idee aber hat keine geheimen Artikel, außer diejenigen, welche ihren Hauptinhalt ausſprechen, der mehr oder weniger für ein unerfaßbares Geheimniß gehalten werden muß. Dagegen ſind die Abweichungen von ſich ſelbſt, durch welche ſich die napoleoniſche Idee bisher einzig und allein kundgegeben, dasjenige, was als die eigentlich offenen und klaren Artikel an ihr zu Tage liegt. Die Thatſachen, die ſie bisher zu ihrer Offenbarung hervorgerufen, ſind gerade das Gegentheil dieſer Idee ſelbſt, und ſie hat darum einſtweilen nur nach dem, was ſie nicht iſt oder ſein will, in der Welt beurtheilt und gewogen werden können.

Napoleon III. vertiefte ſich aber bei der Entwickelung und Geſtaltung der napoleoniſchen Idee, mit der er ſich lange vor der Beſteigung ſeines eigenen Kaiſerthrons beſchäftigte, ſo ſpeculativ in dieſe Aufgabe, daß

er in dem Napoleonismus gewiſſermaßen einen neuen Idealismus der modernen Welt zu erfinden und zu conſtruiren unternahm. Der Refrain aller dieſer Begründungsverſuche der napoleoniſchen Idee iſt dann immer der: „Die napoleoniſche Idee iſt nicht eine Idee des Krieges, ſondern eine ſociale, induſtrielle, commercielle und humanitäre Idee.“[*]) An einer andern Stelle heißt es darüber mit prophetiſcher Zuverſichtlichkeit: „Sobald es gelungen, das napoleoniſche Europa zu begründen, wäre der Kaiſer in Frankreich zu den Einrichtungen und Schöpfungen des Friedens vorgeſchritten. Er würde der Freiheit ihre feſten Grundlagen gegeben haben, denn er brauchte nur die Fäden des Netzes, das er geſponnen hatte, loſer knüpfen.“

„Das Gouvernement Napoleons konnte mehr als jedes andere die Freiheit ertragen, aus dem einfachen Grunde, weil die Freiheit ſeinen Thron befeſtigt haben würde, während ſie diejenigen Throne, welche keine feſte Baſis haben, umſtößt und zerſchmettert. Die Freiheit würde ſeine Gewalt befeſtigt haben, weil Napoleon Alles, was der Freiheit vorhergehen muß, in Frankreich ſchon aufgerichtet hatte; weil ſeine Macht auf der feſten Maſſe der ganzen Nation ruhte; weil

*) „Des idées Napoléoniennes.“ Oeuvres I. 334.

wilder Löwe ſei mit langer goldener Mähne, aber kein exemplariſches Stickermädchen, das ſich aus einer Leihbibliothek einen gefühlvollen Schwung zuſammengeleſen hat. Aber es iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, einem Poeten die Wahrheit zu ſagen, und ich blieb deshalb unterwegs zu ihm, da ich von der Hitze großen Durſt hatte, in einem Weinhauſe ſitzen. Hier war es kühl, und ich dachte wieder an den böhmiſchen Mägdekrieg, merkwürdig dadurch, daß er ſchon im grauen achten Jahrhundert der keckſte Verſuch zur Emancipation der Frauen war, der in der Geſchichte der modernen Zuſtände ſich aufweiſen läßt, und der damals in muthigen Amazonenthaten ſich hervorwagte, während in den letzten Zeiten dieſe Frage nur auf halbphiloſophiſche, theoretiſirende und St. Simoniſtiſche Weiſe in der Welt hin und her ſchwankt.

Ich beſchloß, um mich für die Langeweile des Egon Ebert'ſchen Mägdekriegs zu rächen, mir ſelbſt einen zu Papiere zu bringen, ſo wie ich ihn mir wenigſtens denke. Ich ging

ſeine Intereſſen mit denen des Volkes eins waren, und weil endlich unter ihm das vollſtändigſte und innigſte Vertrauen zwiſchen den Regierenden und den Regierten herrſchte."

Auf den Fittigen dieſer napoleoniſchen Dichtung immer kühner emporgetragen und in einer Art von Extaſe ſich ſchaukelnd, geht der kaiſerliche Verfaſſer der napoleoniſchen Ideen dann zu der kühnen Viſion fort: daß die Politik Napoleons im eigentlichſten Sinne darin beſtanden habe, die „europäiſche Aſſociation" zu begründen, indem er danach geſtrebt habe, ſein Syſtem auf ſämmtlichen Nationalitäten Europa's und auf der Befriedigung aller allgemeinen Intereſſen der Völker niederzulaſſen.

„Wenn — heißt es in den Idées napoléoniennes — das Glück den Kaiſer nicht verlaſſen hätte, ſo würde er in ſeinen Händen alle Mittel vereinigt gehalten haben, um Europa zu conſtituiren; er hätte ganze Länder in Bereitſchaft gehabt, über die er nur zu verfügen brauchte, um damit ſeinen Zweck zu erreichen. Ihr Holländer, Römer, Piemonteſen, Ihr Bewohner von Bremen und Hamburg, Ihr Alle, die Ihr erſtaunt geweſen, Euch plötzlich als Franzoſen zu finden, Ihr würdet in die Sphäre der Nationalität zurückgekehrt ſein, die Eurer Geſchichte und Eurer Stellung ent-

ſpricht, und Frankreich würde, die Rechte abtretend, welche ihm der Sieg über Euch verliehen, immer noch in ſeinem eigenſten Intereſſe gehandelt haben, denn ſein Intereſſe kann ſich niemals von dem der civiliſirten Völker trennen. Um aber die europäiſche Aſſociation feſt zu fügen, würde der Kaiſer einen europäiſchen Codex und einen europäiſchen Caſſationshof ins Leben gerufen haben, um dadurch ebenſo alle Irrthümer zu berichtigen, wie der Caſſationshof in Frankreich die Irrthümer ſeiner Tribunale zu berichtigen hat. Er würde auch ein europäiſches Inſtitut begründet haben, um alle gelehrten Aſſociationen in Europa zu beleben, zu leiten und in ihren Wirkungen zuſammenzufaſſen. Die Gleichheit von Münzen, Maaß und Gewicht, die Gleichheit und Uebereinſtimmung der Geſetzgebung, würden in derſelben Weiſe durch ſeine machtvolle Intervention erreicht worden ſein."

Indem mit dieſen magiſchen und geſchickt aufgetragenen Farben die rohe Eroberungspolitik Napoleons zu einer Politik der europäiſchen Aſſociation verklärt, auch der Kaiſer ſelbſt zum Repräſentanten der wahren Ideen des Jahrhunderts geſtempelt wird, wodurch er auch einzig und allein zu dem Gipfelpunkt ſeiner beiſpielloſen Gewalt hinaufgeſchritten ſei, wird demgemäß auch ſein inneres Verhältniß zu Frankreich in

einem ſtrahlenden und wahrhaft idealen Lichte gezeigt. In den Idées napoléoniennes erzählt der Neffe von dem Onkel die wunderbare Mähr, daß Kaiſer Napoleon das unbegränzteſte Vertrauen des Volkes beſeſſen, und daß ihm darum Alles ſo leicht geworden ſei, weil er zuerſt die hauptſächlichſten Grundlagen eines feſten Staatsgebäudes gelegt, indem er alle Glieder der franzöſiſchen Familie unter ſich verſöhnt und geeinigt habe.

„Alle Franzoſen — heißt es in dieſer Geſchichte aus Tauſend und Einer Nacht — ſtanden in vollkommener Eintracht und Uebereinſtimmung auf der feſten Grundbaſis der Conſtitution zuſammen. Die Intereſſen der Majorität gingen aber bis zu einem ſolchen Grade in den Intereſſen der Dynaſtie Napoleon auf, daß man im Jahre 1811, an demſelben Ort wo einige Jahre vorher dem Königthum ein unverſöhnlicher Haß geſchworen worden, ganz Paris, ganz Frankreich mit unendlichem Jubel die Geburt eines Kindes begrüßen hörte, weil dies Kind ein Unterpfand der Dauer und des Beſtandes der kaiſerlichen Regierung zu ſein ſchien.“

„Kannte Napoleon, den beſonders alle Volksklaſſen wahrhaft liebten, wohl ein Bedenken haben, allen Bürgern politiſche Rechte zu geben? Als er, zum

Consul auf Lebenszeit ernannt, das Princip des Wahlrechts wiederherstellte, sprach er damals diese denkwürdigen Worte: „Gerade für die Stabilität der Regierung, ist es durchaus nothwendig, daß das Volk einen größern Antheil an den Wahlen habe!“ So erkannte Napoleon schon im Jahre 1803, daß die Freiheit seine Gewalt befestigen würde. Denn da er seine wärmsten Parteigänger im Volke hatte, durfte er überzeugt sein, daß, je mehr er den Wahlcensus herabsetzte, um so mehr seine natürlichen Freunde Aussicht hatten, in die gesetzgebende Versammlung zu gelangen, und daß, je mehr Macht er den Massen ertheilt, er dadurch nur um so stärker die seinige stützen würde.“*)

Louis Napoleon berührt hier in dem Wahlsystem den schwächsten und verdächtigsten Punct der napoleonischen Ideen, weiß aber gerade in ihm alle Wirkungen des napoleonischen Gemäldes auf das Täuschendste zusammenzufassen. Die Volkswahl hat allerdings in dem napoleonischen System von vornherein eine große Rolle gespielt. Das lebenslängliche Consulat, um welches 3,577,259 Franzosen stimmten, wurde von 3,568,885 Stimmen angenommen, während nur 8374

*) „Des Idées napoléoniennes“ Œuvres I. 323.

sich dagegen erklärten. Um die erbliche Kaiserwürde stimmten im Jahre 1804 3,524,254 Franzosen, und die Annahme desselben durch das Volk erfolgte mit 3,521,675 Stimmen, während nur 2579 sich dagegen erklärten. Das Wahlrecht ist darum im eigentlichsten Sinne das Mysterium des napoleonischen Systems, und der jetzige Kaiser der Franzosen, welcher selbst der Erwählte von fünf Millionen geworden, widmet darum in seiner zweiten Abhandlung über die napoleonische Idee dem Wahlsystem noch eine ganz besondere Stelle.*) Es heißt darin folgendermaßen:

„Wir haben gesagt, daß die Napoleonische Idee darin bestände, daß sie die Ideen der Freiheit mit den Ideen der Autorität verbinde, und dies ist in der That das Geheimniß des modernen Gesetzgebers.

Als Napoleon die Gewalt in die Hand nahm, war Frankreich lange Zeit hindurch die Beute zweier gleich verhängnißvoller Uebel gewesen, nämlich der Bedrükkung und der Anarchie, und diese beiden Leidenszustände hatten das schlimme Resultat gehabt, daß diejenigen, welche bedrückt wurden, die Macht, welcher Art sie auch sein mochte, verabscheueten, und daß diejenigen, welche von der Anarchie gelitten hatten, die

*) „L'idée Napoléonienne". Oeuvres III. 240.

Freiheit verabscheueten, unter welcher Form sie sich auch darstellen mochte. Die französische Gesellschaft also wieder zu versestigen, die Gewalt und Autorität wiederherzustellen und zu gleicher Zeit die Grundbasis der Institutionen zu legen, welche die Herrschaft der Freiheit herbeiführen sollten, das war die Mission Napoleons!

Um ein so großes Werk auszuführen, bedurfte er, nach seiner eigenen Meinung, zwanzig Jahre der Regierung; fünf Jahre nur haben ihm gefehlt!

Der Kaiser hat in den Augen mancher Leute für einen Tyrannen gegolten; aber wenn man die Acten seiner Regierung durchsucht, wenn man sich hinein denkt in den Geist der sie dictirt hat, wird man sich von der Wahrheit überzeugen, daß alle seine Institutionen einen viel demokratischeren und zu gleicher Zeit viel revolutionäreren Zweck hatten, als Alles, was nach seinem Fall aufgerichtet worden. Denn man muß sich nur von Einer Sache überzeugen, nämlich davon, daß in Frankreich die Massen nicht revolutionnair sind, und daß, wenn man mit ihnen baut, man allein dauerhaft und fest baut.

In dem Wahlsystem, über welches wir jetzt einige Worte sagen wollen, kann man den Charakter, durch

welchen ſich das Syſtem des Kaiſers am Weſentlichſten unterſchied, ganz genau erkennen.

Alles, was Napoleon aufrichten wollte, hatte nur den erhabenen Zweck, die Zukunft zu bauen. Er ſah ſehr gut ein, daß das Feudal-Syſtem, welches ganz Europa tauſend Jahre hindurch beherrſcht hatte, im Jahre 1789 unwiederbringlich vernichtet war; aber es genügte nicht, daſſelbe zerſtört zu haben, denn, ſagte er, man ſtößt nur das um, was man erſetzt. Man mußte alſo die ſtarke feudale Organiſation zu erſetzen ſuchen durch eine ebenſo ſtarke demokratiſche Organiſation; man mußte alſo vor allen Dingen organiſiren.

Zuerſt fällt in die Augen, daß Napoleon allen ſeinen Inſtitutionen dieſe Elaſtizität gab, die erlaubt, daß man das politiſche Netz ausbeſſert, zuſammenzieht oder ausdehnt, ohne die Grundbaſis zu verändern. Dieſe Eigenthümlichkeit hat den großen Vortheil, daß die Verbeſſerungen, welche man einführt, nur modificiren, nicht aber umſtürzen, und daß die Achtung, welche man den Geſetzen ſchuldig iſt, nicht erſchüttert wird, während dieſe Achtung im Gegentheil ſich nicht in den Gemüthern feſtwurzeln kann, wenn die Geſetzgebung ſich beſtändig verändert.

Es war mit dem Wahlſyſtem wie mit dem Finanz-

ſyſtem; für dies letztere hatte Napoleon die Aufſchlags-Centimes erfunden, die erlaubten daß man, je nach den Bedürfniſſen des Schatzes, die Abgaben verringerte, oder erhöhete, ohne neue Auflagen zu ſchaffen, deren Begründung immer ſchwierig iſt.

Ebenſo hatte der Kaiſer, um dem Wahlrechte eine reellere Bedeutung zu geben, nicht nöthig, neue Geſetze zu machen, ſondern er brauchte nur einfach die Wahlkörper berechtigen, direct ihre Deputirten zu wählen, ſtatt wie ſonſt nur ihre Candidaten der Regierung zur Wahl zu ſtellen.

So legte der Kaiſer die Grundlagen, auf denen allein das allgemeine Stimmrecht ſich ohne Nachtheile aufrichten ließ, und das nach ſeinen Entwürfen organiſirte allgemeine Wahlrecht ward, ſtatt die Urſache fortgeſetzter Unruhen und Umſturzbeſtrebungen zu ſein, jetzt eine große Inſtitution, die, indem ſie die Maſſen disciplinirte, zugleich die Ordnung und Stabilität ſicherte.

Um unſere Gedanken beſſer zu erklären, müſſen wir bis zu der erſten Einrichtung des Wahlſyſtems zurückgehen. Thibaudeau drückt ſich in ſeiner „Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerthums“ folgendermaßen über die Wahlgeſetze aus, welche dem Conſulat vorher gingen:

„Die Conſtitution des Jahres III war verderbt erſchienen, beſonders in den Wahlen; vor dem achtzehnten Fructidor brachten ſie die Royaliſten in das Corps legislativ: dieſer Tag verjagte ſie daraus. Nachher kam die Reihe an die Jacobiner: der zwei und zwanzigſte Floréal entfernte ſie. Bei den folgenden Wahlen erſchienen ſie wieder, behaupteten ſich und waren nahe daran, ihre Gegner zu werfen. Es gab alſo nichts Feſtes, es handelte ſich um den Triumph einer Partei. Würde eine geſchicktere oder ſtärker conſtituirte Regierung als das Directorium dieſe Schaukel vermieden haben? Siéyes glaubte es nicht; er meinte dem Volk die directen Wahlen nehmen zu können, und ſie darauf zu beſchränken, Liſten von den Notabilitäten zu machen, Candidaten zu ernennen, unter denen alsdann der Senat die Mitglieder des Corps legislativ und des Tribunats zur Wahl beſtimmen ſollte. Dieſe Liſten ſollten aus allen den Individuen zuſammengeſetzt werden, die von dem Volk zu öffentlichen Functionen ernannt werden oder die bei der Ernennung der Regierung eine Betheiligung ausgeübt und folglich Intereſſe dabei hätten, die Principien und die Reſultate der Revolution aufrecht zu erhalten.“

Napoleon, zum Conſul auf Lebenszeit ernannt, unterdrückte die Notabilitäten-Liſten von Siéyes, und

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.
3-598-52006-9
FN. 0233/036

zu einem Dominikaner, mit dem ich bekannt geworden war, und borgte mir aus der Bibliothek des Kapitels den Hagek, mit welchem ich dann zurück in meinen Gasthof wanderte. Nachdem ich es mir bequem gemacht, (auch in Prag kennt und übt man schon die Wienerische Gewohnheit, in bloßen Hemdsärmeln dazusitzen) und nachdem ich ungefähr eine Stunde in meiner alten geschwätzigen Quelle gelesen, schrieb ich, mit üblichem Anruf der epischen Muse, Folgendes nieder:

Bohemiconymphomachia.

Libussa saß wie eine Prophetin auf dem Thron der Böhmen, und nachdem sie die Macht in den Städten, die Kraft in dem Volke, und das Gold und Silber in den Bergen vorhergesagt hatte, legte sie sich nieder an die Erde, um zu sterben. Zuvor berief sie noch einmal alle ihre Jungfrauen, eine schöne Reihe weinender Mädchen, die ihr treu gedient hatten in Leid und Freude, und sie segnete und beschenkte sie reichlich, und ihr glänzendes Auge ruhte zum längsten und be-

errichtete die Kreis-Versammlungen, die aus allen in dem Kreise ansässigen Bürgern zusammengesetzt wurden. Diese Versammlungen ernannten die Mitglieder der Wahl-Collegien des Arrondissements und Departements. Die zu den Wahl-Collegien Wahlfähigen sollten die am Meisten Besteuerten des Departements sein, aber man konnte den Arrondissements-Collegien zehn, und den Departements-Collegien zwanzig nicht mit Eigenthum ansässige Mitglieder hinzufügen, die man unter den Mitgliedern der Ehrenlegion oder unter den Männern, die sich durch besondere Dienste hervorgethan hatten, wählen durfte. Die Collegien stellten zwei Candidaten für die erledigten Plätze des gesetzgebenden Körpers; die Departements-Versammlung allein schlug Candidaten für die Senatoren-Stellen vor; einer der beiden Candidaten mußte außerhalb des Collegiums, das ihn vorschlug, gewählt werden.

Wenn man den Geist prüft, der diese Gesetze dictirte und zwar zu einer Zeit, wo man aus heftigen innern Kämpfen hervorging, und wo der Krieg von außen beständig drohte, wo demgemäß selbst die aufrichtigsten Freunde der Freiheit die Nothwendigkeit einsahen, die Wahlrechte zu beschränken, so kann man nicht umhin anzuerkennen, daß es nur die Absicht des Kaisers gewesen ist, die Wahlen auf den breitesten Grund-

lagen wieder herzuſtellen. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß in Friedenszeiten ſein Syſtem ſich noch modificirt hätte, und daß das Wahlgeſetz ſich folgendermaßen formulirt haben würde:

„Alle Franzoſen ſind Wähler und wahlfähig.

„Die Wahl hat zwei Abſtufungen. Alle anſäſſigen Bürger in einem Kreis werden ſich vereinigen und von ihnen wird die Ernennung der Mitglieder der Wahlcollegien des Arrondiſſements und Departements ausgehen.

„Dieſe Collegien werden alsdann direct mit der Ernennung der Deputirten vorgehen; die Collegien des Departements allein werden der Regierung drei Candidaten für die Senatorenſtellen vorſchlagen.

„Die Deputirten werden beſoldet für die Zeit, in welcher die geſetzgebenden Seſſionen ſtattfinden.

„Ein ſolches Geſetz ſcheint uns im Einklang zu ſein mit den Ideen des Fortſchritts und mit den Bedingungen der Stabilität, die zum Glück eines Landes unerläßlich ſind. Dieſes Syſtem huldigt aufrichtig den Ideen der Freiheit; es giebt dem ganzen Volk politiſche Rechte, ohne die Gefahren und Schwierigkeiten darzubieten, welche man gemeinhin unter dem allgemeinen Stimmrecht begreift. Die von dem Volk ernannten Wahl-Collegien verknüpfen die großen Auto-

ritäten mit dem Volke und umgekehrt. Es sind die vermittelnden Körper zwischen der Gewalt und dem Volke; es ist eine Gliederung der Bürger, mit einem Wort es ist eine hierarchische und demokratische Organisation; hierarchisch, denn man ist von Anfang her Wähler, weil man von Anfang her Bürger ist; dann aber ist man Mitglied eines Wahl-Collegiums, weil man sich das Vertrauen seiner Mitbürger erworben hat, und zuletzt Deputirter, weil man sich das Vertrauen der Wähler erworben hat. Man hat also verschiedene Stufen zu ersteigen; aber die Einrichtung ist zugleicherzeit demokratisch, weil das ganze Volk die Basis desselben bildet.

Bemerken wir, daß in der That in einem wohl organisirten Staat sich immer zwei entgegenstrebende Bewegungen fühlbar machen müssen: eine, die von der Basis des Gebäudes zur Spitze emporsteigt, und die andere, welche von der Spitze zur Basis hinunterläuft.

Dieser Regierungs-Einfluß, der sich bis in die untersten Klassen des Volkes fühlbar machen muß, und dieser Einfluß des Volkswillens, der sich bis zu dem Oberhaupt der Regierung hinauf fühlbar machen soll, muß wirken und gegenwirken, aber in Graden

und Stufen, ebenſo ſehr in aufſteigender, als in abſteigender Linie.

Wenn das Volk in Maſſe auf dem öffentlichen Platz ſtimmt, und direct ſeine Stimme abgiebt, ſo iſt das gewiſſermaßen als ob alles Blut aus dem Körper zum Kopf hindrängt; das giebt Beſchwerden, Congeſtionen und Schwindel.

Selbſt die Volks-Intereſſen ſind dabei ſchlecht vertreten, weil es nicht mehr die Beſonnenheit und das Urtheil iſt, welches wählt, ſondern weil nur die Leidenſchaft und die Eingebung des Moments über die Wahl entſcheidet." — —

Eine ſtrenge und abſchließende Beurtheilung der politiſchen Organiſationen Napoleons hat der kaiſerliche Neffe auf eine ſehr geſchickte Weiſe dadurch abzulehnen geſucht, daß er alle inneren Staatseinrichtungen, die Napoleon den Franzoſen gegeben, nur für eine proviſoriſche Schöpfung erklärte. Louis Napoleon deutet in ſeinen der napoleoniſchen Idee gewidmeten Schriften immer nur auf den inneren Entwickelungskeim der napoleoniſchen Inſtitutionen hin, und der Frieden iſt es dann bekanntlich, der denſelben zu Blüthe und Frucht vollendet haben würde.

Eine merkwürdige Aeußerung enthält die Schrift des idées napoléoniennes auch dahin, daß der Kai-

ſer Napoleon, den Fehler vieler Staatsmänner vermeidend, es durchaus verſchmäht habe, die franzöſiſche Nation einer abſtracten Theorie zu unterwerfen, die oft für ein Land das Bett des Prokruſtes geweſen ſei. „Napoleon ſtudirte im Gegentheil mit dem größten Eifer den Charakter des franzöſiſchen Volkes, ſeine Bedürfniſſe, ſeinen gegenwärtigen Zuſtand, und nach dieſen gegebenen Bedingungen bildete er ſein Syſtem, das er noch nach den Umſtänden der Situation zu faſſen wußte. Was ſollte aus mir werden, ſagte Kaiſer Napoleon oft, wenn ich ganz Europa gegenüberſtehen wollte mit einem Gouvernement, das ich mitten im Schutt aufführte, deſſen Grund und Boden noch nicht feſt gelegt ſind, und deſſen Formen ich jeden Augenblick bemeſſen und combiniren muß nach neuen Umſtänden, die mir ſelbſt aus der Veränderung der auswärtigen Politik erwachſen!“

Zu den großen Entwickelungskeimen, die das napoleoniſche Syſtem in ſich trug, und auf denen es im eigentlichſten Sinne ruhte, rechnet Napoleon III. auch in ſehr bedeutſamer Auffaſſung die Induſtrie. Die Verbindung der Induſtrie mit dem napoleoniſchen Syſtem iſt einer der geiſtreichſten und wirkſamſten Gedanken, auf welche der gegenwärtige Kaiſer der Franzoſen ſeine Politik geſtützt hat. Er fand dazu

allerdings einen wesentlichen Anhalt in der eigenthümlichen und schöpferischen Stellung, welche sich Kaiser Napoleon I. zu der Idee wie zu den Entwickelungen der Industrie gegeben. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die französische Industrie unter der Regierung Napoleons wesentlich geschaffen worden. Der Kaiser begriff bereits den ungeheuren Wendepunkt, den die Industrie für alle Lebenszustände der europäischen Völker in sich trug, er sah, daß aus den Wirkungen der Industrie sich dereinst eine neue Gesellschaft erheben würde, und das napoleonische Kaiserthum sollte auch diesen entscheidenden Punkt der Zukunft nicht verfehlen, sondern vielmehr seine Einigung und Durchdringung mit demselben vorbereiten.

„Der Kaiser nannte die Industrie ein neues Eigenthum, und bezeichnete mit diesem einem Wort die ganze Natur und Tragweite dieser Richtung. Der Geist des Eigenthums trägt ein Element der Herrschaft und Ausschließlichkeit in sich. Das Eigenthum des Bodens hatte seine Vasallen und seine Sklaven gehabt. Die Revolution befreite den Grund und Boden, aber das neue Eigenthum der Industrie, das sich täglich vergrößert, strebte darnach, dieselben Phasen, wie das feudale Eigenthum, zu durchlaufen, und ebenso seine Vasallen und seine Sklaven zu haben.

Napoleon ſah dieſe Richtung voraus, die in jedem Syſtem liegt, deſſen Fortſchritte Eroberungen ſind, und indem er die Herren der induſtriellen Etabliſſements ſchützte, vergaß er auch nicht an das Recht der Arbeiter zu denken. Er richtete in Lyon, und ſpäter in andern Manufakturſtädten, einen Rath von Sachverſtändigen ein, die, als wahre Friedensrichter der Induſtrie, die Aufgabe hatten, die Streitigkeiten zu ſchlichten, welche zwiſchen den Arbeitern und Arbeitgebern entſtehen konnten. Reglements wurden ausgearbeitet über die Polizei der Fabriken und über alle Verhältniſſe der Arbeiter und Fabrikanten. Rathskammern der Manufakturen, Fabriken, Künſte und Gewerke wurden eingerichtet, und im Miniſterium des Innern beſtand ein General-Conſeil für Fabriken und Manufakturen.“*)

Indem Louis Napoleon ſich bemüht, in den „Napoleoniſchen Ideen“ den Napoleonismus zu dem ſchöpferiſchen Idealismus des modernen Weltalters zu ſtempeln, und ihn als ein Syſtem hinzuſtellen, in dem alle Ideen der neuen Zeit enthalten ſind und vergebildet erſcheinen, liegt es zugleich in dieſer Richtung, den Namen Napoleon zum Univerſalträger aller poli-

*) „Des idées Napoléoniennes“ Oeuvres I. 242.

tiſchen und ſocialen Richtungen zu machen, und alles Andere, was es ſonſt in der Welt und in der Geſchichte gegeben, auf ihn zurückzuführen. Eine weſentlich napoleoniſche Idee iſt aber ohne Zweifel das allgemeine Bewaffnungsſyſtem, worin Napoleon einer ſocialen Militair-Organiſation Frankreichs nachſtrebte, die einen weſentlichen Einſchlag in das ganze Syſtem ſeiner Gewaltherrſchaft bilden ſollte. Die Ideen, welche der Kaiſer über die militairiſche Organiſation hegte, wurden aber erſt ſpäter durch andere Staaten, namentlich durch Preußen, ausgeführt, und es iſt bemerkenswerth, daß die Bedeutung und Größe des preußiſchen Militairſyſtems gerade von Louis Napoleon in den „Napoleoniſchen Ideen" die größte Anerkennung und Hingebung gefunden hat. Die Abhandlung „l'Idée Napoléonienne" ſpricht ſich in einer Parallele der militairiſchen Einrichtungen Frankreichs und Preußens darüber folgendermaßen aus:

„Einer der Generäle, die am meiſten zur militairiſchen Organiſation Preußens beigetragen, ſprach einmal den Gedanken aus: „daß in einem wohlorganiſirten Staat man nicht wiſſen müßte, wo der Soldat anfängt und der Bürger aufhört." Dieſe Worte ſchildern die Philoſophie eines Syſtems, das unzweifelhaft von allen Mächten des Continents adoptirt

werden wird, weil es den neuen Anforderungen der Völker Europa's entspricht.

Es genügt jetzt nicht mehr, daß eine Nation einige hundert mit Eisen überladene Ritter oder einige tausend Condottieri und Miethlinge habe, um seinen Rang und seine Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten; sie bedarf Millionen bewaffneter Männer, denn, wenn der Krieg ausbricht, sind es ganze Völker die auf einander stoßen, und wenn der Kampf begonnen hat, entscheidet das Genie wohl über den Sieg, aber die Organisation allein vermag den Fehlschlägen Widerstand zu leisten. Es ist also für jede Nation unerläßlich, zahlreiche Armeen auf den Kriegsfuß setzen zu können; aber da kein Staat der Welt, ohne sich zu erschöpfen, fortgesetzt hunderttausende von Männern in Activität erhalten kann, muß man ein System zu Hülfe nehmen, welches die größtmöglichsten Vortheile in den Kriegszeiten darbietet, ohne in den Friedenszeiten zu schwere Opfer aufzuerlegen. Daran hatte der Kaiser oft gedacht, als er gegen Europa kämpfte. Das ist es, was Preußen zur Ausführung gebracht hat, damit es seine Monarchie nicht wieder durch den Verlust einer einzigen Schlacht zusammenbrechen sehe.

Preußen, dessen Bevölkerung nur halb so groß ist als die von Frankreich, kann, nach seinem System,

zur Vertheidigung ſeines Territoriums ſofort 530,000 wohl eingeübter Truppen auf den Kriegsfuß ſetzen. Dieſes Syſtem bietet alſo ungeheuere Vortheile für die Vertheidigung dar; man kann ohne Zweifel Fehler an ihm auffinden, aber ſind dieſe nicht mächtig durch die Vorzüge aufgewogen? Denn, wir wiederholen es, es handelt ſich nicht darum zu wiſſen, ob die Soldaten, die drei Jahre bei den Fahnen geweſen, eben ſo waffengeſchickt ſind, als die, welche acht Jahre bei denſelben geweſen; es iſt klar, daß diejenigen die beſten Soldaten ſind, die am längſten der militairiſchen Disziplin untergeordnet waren; aber die wichtige Frage iſt die, eine Organiſation zu finden, welche am Tage der Gefahr hunderttauſende einexerzirter Truppen darbietet, und die, während des Friedens, eine ſchwache Laſt für das Budget iſt und dem Ackerbau möglichſt wenig junge Männer entzieht.

Das preußiſche Syſtem hat dieſes Problem ſowohl in materieller als moraliſcher Hinſicht gelöſt; denn nicht allein vom militairiſchen Standpunkt aus iſt dieſe Einrichtung vortheilhaft, ſondern auch unter dem philoſophiſchen Geſichtspunkt verdient ſie bewundert zu werden, weil ſie jede Barriere zwiſchen dem Bürger und dem Soldaten niederreißt und das Bewußtſein jedes Mannes erhöht, indem es ihn empfin-

deutsamsten auf diesen schmerzlich stummen Jungfrauen, bis es brach. Selbst Przemysl, der Herzog, welcher betrübt in der Ecke stand, war ihr nicht so theuer gewesen, als diese ihre Dienerinnen, mit denen sie wie mit zarten weißen Blüthenzweigen ihr ernstsinnendes Leben sich geschmückt hatte. Sie hatte sie in allen Künsten unterrichten und in der herrlichsten Bildung erwachsen lassen, und die Mädchen waren schön und stolz geworden, wie die Sonne, und hell und klug wie der Tag. Sie klagten laut, und schlugen sich an die blasse Wange und an die blühende Brust, und benetzten mit heißen Thränenströmen die Füße der Fürstin. Am stärksten weinte ein hohes schlankes Mädchen, mit langem blondem Haar, das in üppiger Fülle der Locken ihr über die Schulter floß. Sie hieß Wlasta, und hatte leuchtende Augen wie Sterne, und ein Antlitz wie Frühlingspracht. Libussa hatte dieser ihrer Lieblingin die Hand gereicht, und Wlasta wollte sie nun nicht mehr loslassen, so todeskalt sie geworden war. Und alle klagten und weinten, und das Volk draußen,

den läßt, daß die Vertheidigung des Vaterlandes seine erste Pflicht ist. Hierin beruht in der That die große Verschiedenheit zwischen der Landwehr und der Nationalgarde, wie diese letztere jetzt organisirt ist. In Preußen ist es das ganze Volk, welches zur Vertheidigung des Landes bewaffnet ist; in Frankreich ist es die Bourgeoisie allein, die zur Vertheidigung der Privatinteressen bewaffnet erscheint.

Der Kaiser Napoleon, in dessen Haupt alle großen Gedanken gekeimt sind, ließ im Staatsrath bis zu zwanzig verschiedene Redactionen eines Entwurfs zur Organisation dreier verschiedener Aufgebote der Nationalgarde verlesen. Aber die Begebenheiten verhinderten die Ausführung seiner Projecte, und der Kaiser, von anderen Gegenständen abgezogen, ließ einen Plan fallen, den seine Voraussicht berechnet hatte, um Frankreich gegen alle Wechselfälle zu sichern. Er rief im Staatsrath: „Bildet doch die Aufgebote der Nationalgarde, damit jeder Bürger, wenn es Noth thut, seinen Platz kennt, und Herr Cambacères hier eben so gut, wie jeder Andere, sein Gewehr nimmt, wenn die Gefahr es erheischt, und dann werdet Ihr in Wahrheit eine mit Kalk und Sand gemauerte Nation haben, die fähig ist, den Jahrhunderten und den Menschen zu trotzen. Ich werde übrigens diese National-

garde mit der Linie gleich ſtellen, die alten ausgedienten Officiere werden ihre Chefs und ihre Väter ſein. Ich werde es machen, daß man ſich um die Grade der Nationalgarde eben ſo bewerben ſoll, als um die Gunſt bei Hofe". Und er fügte hinzu: „ich bin unbeugſam für Befreiungen, ſie wären Verbrechen; wie könnte man ſein Gewiſſen damit belaſten, daß man den einen Menſchen zum Nachtheil des andern hätte tödten laſſen? Ich weiß ſelbſt nicht, ob ich meinen Sohn ausnehmen würde."

Wir wollen unſeren Wunſch, dieſe ſchönen Worte in Frankreich zur Ausführung gebracht zu ſehen, noch mit einigen Worten andeuten. Wir wollen nicht vorſchlagen, wie in Preußen für die Linientruppen eine Rekrutirung nach Provinzen einzurichten, weil wir glauben, daß dies Syſtem in Kriegszeiten große Mißſtände nach ſich ziehen kann. Aber wir wünſchten, die Nationalgarde zum Rang der Armee zu erheben, damit die Nationalgarde, gleich der Armee, während des Friedens der Hüter des heiligen Feuers und während des Krieges die Hoffnung und Stütze des Vaterlandes ſei.

In gewöhnlichen Zeiten würde die Armee nur zweimal hunderttauſend Mann unter den Waffen haben; ſie würde zuſammengeſetzt ſein aus jungen

Leuten von zwanzig bis sechsundzwanzig Jahren; sie würden also sechs Jahre bei den Fahnen bleiben. Bei ihrem Austritt aus den Reihen der activen Armee würden sie noch vier Jahre zur Reserve gehören, welche das erste Aufgebot der Nationalgarde wäre; das heißt, daß sie während des Krieges verpflichtet wären, ihre Corps zu vereinigen, und daß sie während des Friedens Theil nähmen an dem ersten Aufgebot der Nationalgarde.

Dieses erste Aufgebot würde also zusammengesetzt sein aus den Mannschaften von zwanzig bis sechsundzwanzig Jahren aus den Conscriptions-Classen, die nicht in Activität gesetzt worden und aus Mannschaften von sechsundzwanzig bis dreißig Jahren. Sie würden zwei Mal im Jahr einen Monat lang einexercirt.

Das zweite Aufgebot würde alle Männer von dreißig bis vierzig Jahren umfassen; das dritte Aufgebot alle Männer von vierzig bis sechszig Jahren.

Von diesen drei Aufgeboten der Nationalgarde würde das erste, welches man als die Reserve der Armee betrachten müßte, seinen permanenten Generalstab haben, und die durch ihre Anciennetät und ihre geleisteten Dienste empfehlenswerthesten Officiere würden die Chefs und Lehrer derselben sein.

Das zweite Aufgebot der Nationalgarde würde

keine permanenten Glieder haben; die Officiere würden durch ihre Mitbürger erwählt; dieſes zweite Aufgebot würde nur alle drei Monate zu einer Revue zuſammengerufen.

Das dritte Aufgebot der Nationalgarde würde nur auf dem Papier exiſtiren.

Frankreich (dieſe Idee iſt den Memoiren des Kaiſers entnommen) würde in dreiunddreißig militäriſche Arrondiſſements eingetheilt, was alſo für jedes Arrondiſſement eine Million der Bevölkerung ausmachte. Jedes Arrondiſſement würde eine militairiſche Diviſion der Nationalgarde bilden, die, in Brigaden und Diviſionen getheilt, ihr Hauptquartier in dem Hauptort des Arrondiſſements haben würde.

Frankreich könnte auf dieſe Weiſe mehr als 1,200,000 exercirte Truppen rechnen, die fähig wären, den Anforderungen der ſchwierigſten Verhältniſſe zu genügen. Die Vortheile dieſes Syſtems wären ungeheuer. Wir haben jetzt eine große und ſchöne Armee, welche noch Wunder thun würde, wenn ſie wieder zu ruhmwürdigen Thaten berufen wird; aber der Reſt der Nation iſt nicht militairiſch organiſirt. Die Nationalgarde würde im Fall einer Invaſion nur geringe Dienſte leiſten können; ihre Organiſation hat nichts mit der der Armee gemein, ſondern iſt ihr viel-

mehr völlig entgegengesetzt: statt den militairischen Geist im Volk zu verbreiten, schwächt und beirrt sie ihn. Der Zweck der Organisation der Nationalgarde scheint nicht gegen das Innere gerichtet zu sein, und ihre Verwendung beschränkt sich darauf, die Ruhe in den Straßen aufrecht zu erhalten. Männer, die niemals die Entbehrungen der Soldaten ertragen, niemals die Ausbildung der Officiere erworben haben, sind zu Generalen ernannt, und borgen von den Vertheidigern des Vaterlandes diese Ehrenzeichen, welche die einzige Belohnung für zwanzig Jahre der Gefahr, des Elends, der Entbehrungen aller Art sind.

Diese Vermengung der Titel und Ehren erzeugt natürlich die Rivalität; anstatt zusammen zu einem gemeinsamen Ziel vorzuschreiten, trennen sich die Bürger des gemeinsamen Vaterlandes und lernen sich hassen.

Nach unserm Plan hingegen würde alle Nebenbuhlerschaft aufhören, denn die National-Garde und die Armee würden in einer und derselben Organisation zusammenfließen. Indem man die alten Militairs, welche ihr Alter weniger geeignet zu activen Posten macht, zu den obersten Graden der National-Garde des ersten Aufgebots ernennt, würde man den ungeheuren Vortheil erlangen, die glorwürdigen Trüm-

mer zu verwenden, und der Jugend, welche ungeduldig vorwärts zu kommen ſtrebt, raſcheres Avancement gewähren. Dieſe alten Häupter der Colonnen würden in der ganzen Bevölkerung das geheiligte Feuer verbreiten, welches in einer auf ihre Unabhängigkeit eiferſüchtigen Nation zu erhalten ſo nothwendig iſt.

Man muß in der That bemerken, daß die Armee ſo zu ſagen in zwei Heereslager getheilt iſt: in die alten und die neuen Officiere; da wir ſeit fünf und zwanzig Jahren im Frieden leben, kann man ſagen, daß der Kopf alt iſt, während der Körper noch mit ſchäumender Lebenskraft erfüllt iſt. Auf der einen Seite ſtehen die alten Traditionen, die lebendigen Embleme unſers vergangenen Ruhms; auf der andern ſteht die Hoffnung des Vaterlandes. Dieſe ſcharf abgegrenzten Claſſen haben verſchiedene Intereſſen, die man zu befriedigen wiſſen muß. Seit 1830 hat die Regierung die Schwierigkeit gefühlt, dieſen beiden Zweigen der Armee den Theil zu geben, der ihnen zukam; aber hierin, wie in allen andern Sachen, hat ſie ſich mit Heftigkeit und Parteilichkeit benommen, ſtatt mit den Grundſätzen der Gerechtigkeit vorzugehen. Sie hat unter unſeren alten Berühmtheiten nicht diejenigen ausgemärzt, deren Körper den Anſtrengungen nicht mehr gewachſen waren, ſondern nur diejenigen,

bei denen das Feuer ihrer Seele und die ſtets lebendigen Erinnerungen der Vergangenheit ihr Gefahren darzubieten ſchienen.

Was die jungen Officiere anbetrifft, ſo hat nur zu oft die Gunſt ihr Avancement befördert, und wirklich geleiſtete Dienſte ſind ohne Belohnung geblieben. So hat die Regierung, indem ſie fühlte, daß ſie das Haupt der Armee verjüngen und der neuen Generation den Vortritt geben müßte, doch alle Welt unzufrieden gemacht, ſtatt ein Mittel zu finden, alle Intereſſen zu verſöhnen. Eine Regierung muß im Gegentheil alle Verdienſte nützlich zu verwenden wiſſen, um Jedem den Platz anzuweiſen, wo er der Geſellſchaft die beſten Dienſte erzeigen kann.

Im Ganzen alſo würde die Organiſation, welche wir vorſchlagen, folgende Vortheile darbieten: 1. In ökonomiſcher Hinſicht, weil ſie von dieſen 1,200,000 Mann nur 200,000 dem Ackerbau entziehen würde; 2. in moraliſcher Hinſicht, weil ſie alle Rivalität zwiſchen der National-Garde und der Armee auslöſchen und den militairiſchen Geiſt in der ganzen Nation verbreiten würde; 3. in gouvernementaler Hinſicht, weil ſie alle militairiſchen Capacitäten verwenden würde, den alten, wie den jungen Ruhm.

Aber wenn ſelbſt nicht alle dieſe Vortheile durch

dieſen Plan erreicht werden könnten, ſo würden wir dennoch ſagen man muß ihn annehmen, oder ein Aequivalent dafür annehmen, aus der einzigen und alleinigen Urſache weil Frankreich, auf dieſe Weiſe organiſirt, geſichert wäre gegen jede Invaſion, weil es der ganzen Welt Trotz bieten und mit Wahrheit jenes Wort des ſtolzen Galliers wiederholen könnte: „Wenn der Himmel in Gefahr wäre zu fallen, würden wir ihn mit den Spitzen unſerer Lanzen ſtützen.“

Wir ſchließen dieſe Auszüge aus den napoleoniſchen Ideen mit einigen Stellen aus den Fragments historiques (geſchrieben im Jahre 1841 auf der Citadelle in Ham), die mehr als alles Andere beweiſen können, daß Louis Napoleon alle ideellen Aufgaben des Herrſchers kennt und in ſeinem Bewußtſein trägt. Zu ihrer Verwirklichung ſcheint er aber ebenfalls, wie ſein großer Oheim, nur den Moment des Friedens abzuwarten, obwohl es ſeitdem noch viel ſchwerer geworden iſt als früher, in Europa zu beſtimmen, wo der Krieg aufhört, und wo der Frieden anfängt.

„Bei freien Völkern kann es niemals eine Regierung geben, die ſtark genug wäre, lange Zeit die Freiheit im Innern bedrücken zu können, um dafür die Freiheit nach Außen zu geben.

Alle Menſchen, die großen, wie die kleinen,

ſuchen ihre Ehre in irgend einem beſtimmten Punct. Denn hier unten ſind wir alle mehr oder weniger Schauſpieler: aber jeder wählt ſich ſein Theater und ſein Auditorium, und ſtrengt alle ſeine Kräfte wie allen ſeinen Ehrgeiz an, um von dieſem Parterre ſeiner eigenen Wahl ſich Beifall zu erringen, gleich dem großen Alexander, der an den Ufern des Indus an den Beifall der Athener als an die ſchönſte Belohnung ſeiner Thaten dachte.

Die Geſellſchaften unterwerfen ſich den Erſchütterungen der Revolutionen, bei denen ſie oft ihre Exiſtenz verwirkt haben, nicht bloß, um ihr Haupt zu wechſeln, ſondern ſie erheben ſich um das Syſtem zu wechſeln, um ihre Leiden zu heilen; ſie fordern mit Ungeſtüm den Preis ihrer Anſtrengungen, und beruhigen ſich nicht eher, als bis ſie ihn erhalten haben.

Die Stütze des Auslandes iſt jederzeit unfähig ein Gouvernement zu retten, welches die Nation nicht annehmen will, und allen Königen ruft die Geſchichte zu:

Schreitet einher an der Spitze der Ideen Eures Jahrhunderts, und dieſe Ideen werden Euch folgen und Euch unterſtützen.

Schreitet Ihr in ihrem Gefolge, ſo werden ſie Euch mit fortreißen.

Schreitet Ihr gegen ſie, werden ſie Euch umſtürzen!“

das zusammengelaufen war, heulte und schrie. Sogar der verständige Przemysl, der noch nie geweint hatte, feuchtete seine Wimper mit einer Wittwerthräne, denn er saß nun allein auf dem Herrscherstuhl des Landes. Verschieden aber waren die Stimmen der Böhmen, die sich draußen vor des Schlosses Wällen im unruhigen Getümmel durcheinandermischten. Etliche wehklagten, daß es um Böhmen nun geschehen sei, und etliche frohlockten, daß das Weiberregiment ein Ende habe, und Andere erinnerten an ein altes Wort, welches ein vornehmer Czeche der Libussa selber spottend ins Gesicht gesagt, daß Weiber, die lange Haare hätten, aber einen kurzen Verstand, besser zum Weben und Spinnen taugten, als zum Richten über Männer. Und Wlasta hob sich zornig empor, als der rohe Volkswitz in ihrem erhabenen Schmerz sie störte, und aus ihrem großen rollenden Auge schossen dunkle Blitze der beleidigten Seele hervor. Denn schöne Seelen empört am heftigsten ein schlechter Witz. Darauf verrichtete sie den Todtendienst bei ihrer unsäglich geliebten Herrin,

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.

Kleine Romane

von

Theodor Mundt.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erster Band.

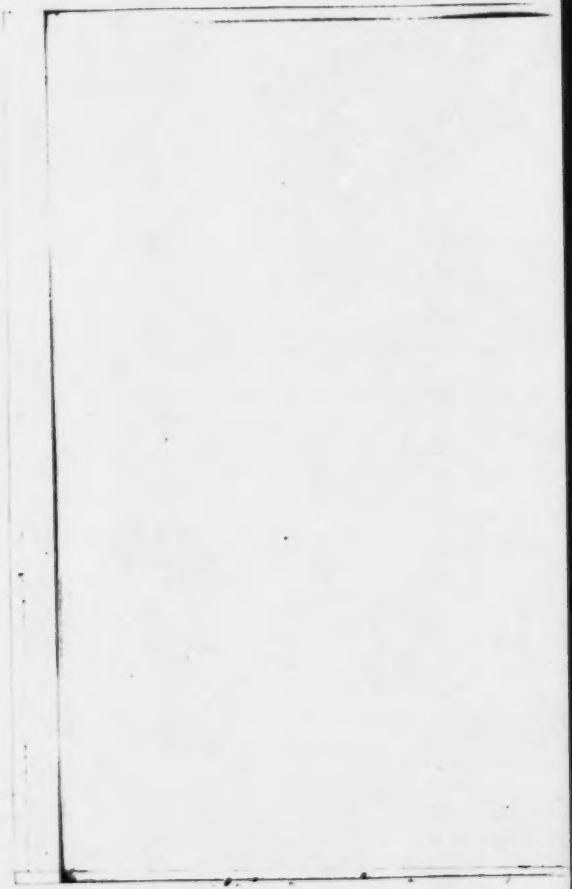
Berlin.
Verlag von Otto Janke.

1857.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

1. Eine Welt des Glanzes 1
2. Eine mecklenburgische Prinzessin 141
3. Historische Bilder aus dem Leben eines Diplomaten . 249



I.

Eine Welt des Glanzes.

Bibliotheca
REGIA
MONACENSIS

I.

Das Banquierhaus A. T. von Eberhard & Comp. gehörte ſowohl durch den Umfang ſeiner Geſchäfte, wie durch den Glanz und Luxus, der von dem Chef dieſes Hauſes in geſellſchaftlicher Hinſicht entfaltet wurde, zu den bedeutendſten, die in neuerer Zeit in Berlin begründet worden waren.

Herr von Eberhard, ein noch junger Mann von einigen dreißig Jahren, entſtammte einer angeſehenen jüdiſchen Familie, die noch in Oeſterreich, wo ſie früher gelebt, mit bedeutenden Beſitzungen angeſeſſen war. Ein mit einem großartigen Landbeſitz umgebenes Schloß in Tyrol, das Auguſt Theodor von Eberhard von ſeinem Vater ererbt hatte, war ſtets ſein Lieblingsbeſitz geweſen, und ſeine Familie hatte früher geglaubt, daß er den Aufenthalt auf dieſem Gute,

wo Jagd, Landbau und einsame Träumereien ihn ausschließlich einzunehmen und zu beschäftigen schienen, jedem anderen Lebenskreise vorziehen würde. Sein Vater stand an der Spitze eines großen Handelshauses in Wien, dessen vorzugsweise nach dem Orient gerichtete Unternehmungen so sehr mit den Absichten und Vortheilen der Regierung zusammenfielen, daß der alte Wunsch des Herrn Jakob Elias Eberhard, in den Adelstand erhoben zu werden, endlich, freilich kurz vor seinem Tode, durch ein Diplom in Erfüllung gehen konnte.

Der Sohn aber, den man noch bis dahin in der Familie für ein Opfer seiner menschenscheuen Träumereien angesehen, und der in Tyrol auch den Glauben seiner Väter mit dem inbrünstig abgelegten katholischen Bekenntnisse vertauscht, war unmittelbar nach der Todesnachricht nach Wien geeilt und hatte dort mit einer praktischen Umsicht, die Jeden in Erstaunen setzte, den ganzen Geschäfts-Betrieb seines Vaters übernommen. Nun zeigte sich plötzlich, daß er Kaufmann mit Leib und Seele, und daß er nicht nur der Fortführung aller Unternehmungen gewachsen, sondern auch in den bisherigen Stand derselben auf das genaueste eingeweiht war. Man glaubte jedoch ein ab-

sonderliches Geheimniß im Spiele, welches den Gebirgs-Einsiedler und Gemsenjäger so plötzlich veranlaßt habe, sein Naturleben zu verlassen und nun mit wahrer Leidenschaft in die Geschäfte des Kaufmannes sich zu stürzen. Es fehlte auch nicht an den fabelhaftesten Erzählungen, welche über die Veranlassung zu einem so plötzlichen Umschlag ausgestreut wurden, und die mannigfach in das Gebiet der Romantik hinüber spielten. Eben so plötzlich hatte aber auch Eberhard eines Tages Wien verlassen, nachdem er sein dortiges Handelshaus aufgelöst und alle Geschäfts-Beziehungen desselben abgewickelt oder gekündigt hatte. Er begab sich nach Berlin, um dort ein neues Handelshaus zu begründen und seine Uebersiedelung dorthin vorzubereiten. Dieses Mal aber lagen die Motive bald klar vor Aller Augen da.

Eberhard hatte auf einer Geschäftsreise während seines Aufenthaltes in Dresden eine junge Dame kennen gelernt, welche mit seiner Familie in entferntem Grade verwandt war und sich noch in einem dortigen vornehmen Erziehungs-Institute befand. Leonore hatte durch ihre seltene Schönheit das Herz des jungen Mannes bewegt und zu einer entschiedenen Leidenschaft hingerissen. Da sie elternlos und allein

und that ihr ein köſtliches Gewand an, und gab ihr fünf Silbergroſchen in die Hand, um ſie dem unbekannten Gott dort unten zu opfern. Denn das Heidenthum lag noch mit finſterer Gewalt über dieſen trefflichen Gemüthern.

Nachdem nun Libuſſa vor den Thoren ihres Schloſſes Libin begraben worden, kam der verwittwete Fürſt Przemysl allmälig auf den Gedanken, daß es doch gut ſei, keine Frau zu haben. Er fühlte ſich äußerſt behaglich, und begann ſich in ſeinen Gemächern den ganzen Tag zu pflegen. Früher war er ein ehrbarer Ackersmann geweſen, der ſeine Felder beſtellte und die Ochſen am Pfluge trieb, als Libuſſa, vom Wahrſagegeiſt ergriffen, ſich ihn zum Mann prophezeihte. Denn obwohl ihrer Macht nichts fehlte, und ſie mit allen Geiſtern in Verbindung ſtand, ſo fehlte ihr doch ein Mann. Und ſie nahm ihn, und machte ihn zum Herzog, und er ſetzte ſich mit aller Ruhe an ihre Seite auf den Czechenthron. Bald aber mußte er einſehn, welche Qual es mit ſich bringe, eine geiſtreiche Frau

dastand und nach erlangter Volljährigkeit selbstständig über den Besitz eines bedeutenden Vermögens verfügen konnte, so gab es für Eberhard, nachdem er ihre Neigung rasch seinen Wünschen gewonnen, nur noch eine formelle Schwierigkeit, die aber sehr eigenthümlicher Natur war, zu überwinden. Leonore, die den ersten Theil ihrer Jugend in Berlin zugebracht, hatte eine so große und ausschließliche Vorliebe für das dortige Leben gefaßt, daß sie es als Bedingung für den, dem sie ihre Hand reichen sollte, aussprach, in Berlin zu leben und dort die Heimath ihrer Liebe und ihres Glückes zu begründen. Kurz vor der Hochzeit war auch Leonore in der Schloßkirche zu Dresden vom Judenthum zur katholischen Kirche übergetreten und hatte dann wie eine Fürstin unter den ausgesuchtesten Veranstaltungen, die ihr Gatte ihr bereitet, ihren Einzug in Berlin und in das neue prächtig eingerichtete Haus, welches Eberhard dort angekauft, gehalten.

Leonore war aus dem dresdener Pensionat, wo sie mit jungen Engländerinnen und Russinnen Freundschaften und Gelöbnisse abgeschlossen, plötzlich in die berliner Gesellschaftswelt übergetreten, in der sie Anfangs ungeachtet aller Schönheit und alles Reich-

thums, von deſſen ſie nunmehr war, einſam daſtand, bald aber in die Wirbel einer glänzenden und geräuſchvollen Geſelligkeit, wie ſie in ihren halb finanziellen, halb ariſtokratiſchen Miſchkreiſen ſich darbot, fortgezogen wurde. Die Reize der jungen Banquiersfrau übten eine ſtarke Anziehungskraft auf viele Bewunderer aus. Die Schönheit Leonoren's war mehr eine mediſche als eine ideale. Der jüdiſche Grund-Typus, der nur ſeine pikanten und glühenden Lichter in ihrem Ausdrucke zurückgelaſſen, war in ihr mit ſolcher Feinheit und ſo viel moderner Eleganz ausgearbeitet, daß ihre Erſcheinung eigenthümlich und harmoniſch zugleich wirkte, und auf eine geheimnißvoll anziehende Weiſe mehr ankündigte, als ſie vielleicht von innen her gewähren zu können ſchien. Die dunkeln, viel verſprechenden Augen ſchienen Geiſt und Schwärmerei zu verrathen, und doch gab es Anzeichen genug, welche für einen Beweis angeſehen werden konnten, daß ihr Herz unentwickelt geblieben war und ſeinen Blüthenpunkt in ſich ſelbſt noch nicht gefunden hatte. Ihr Geiſt war zwar mit den Stichworten der allgemeinen Bildung vertraut, wie ſie im geſellſchaftlichen Modeverkehr ausgeſpielt und ausgetauſcht werden, aber er lag noch in den Banden der allerge-

wöhnlichsten Dressur, aus der ihn jedoch einzelne aufflackernde Momente, in denen ihre Gedanken eigenthümlich über das Alltägliche hinaus drangen, befreien zu wollen schienen. Die noch in der ersten Jugendentwickelung stehende, überaus zarte Gestalt hatte etwas Durchsichtiges und Aetherisches, und würde fast einen zu geistigen Eindruck gemacht haben, wenn nicht der ausgesuchteste und reichste Prunk der Moden, mit dem diese Gestalt sich zu umgeben liebte, ihr in der glänzendsten Weise den Stempel der Weltlust und der Gefallsucht aufgedrückt hätte. In ihrer Toilette war Leonore schaffende Künstlerin, und sie wußte darin um so mehr Genie und Laune der Ausführung zu entfalten, als eine staunenerregende Verschwendung der Mode die Hand reichte, um in diesem Bunde stets das Außerordentlichste zu leisten. Indem so ihr ganzes Wesen in glanzvollen Aeußerlichkeiten aufzugehen schien, konnte man, obwohl der Ruf der jungen Frau sich bald zweifelhaft zu färben anfing, doch kaum von ihr sagen, daß Sinnlichkeit und Ueppigkeit eine Rolle in ihrem Leben spielten. Ihre feingebauten schlanken Glieder waren im Grunde die eines unschuldigen Kindes, und obwohl sie in allen Farben und Trachten des Luxus erschimmerte, glich sie zu

Zeiten auch wieder einem frischen, in natürlicher Munterkeit umherspringenden Reh, das sich in den goldenen Salon nur verirrt zu haben schien.

Eberhard selbst hatte sich in den beiden Jahren seiner Ehe und seines Aufenthaltes in Berlin sehr zu verändern angefangen. Er war nach außen hin immer stiller und zurückhaltender geworden und schien nur noch Sinn und Leidenschaft für seine Unternehmungen an der Börse übrig behalten zu haben. Seine Geschäfte, denen er in kurzer Zeit den glänzendsten Aufschwung gegeben, nahmen ihn so ausschließlich in Anspruch, daß er im gewöhnlichen Leben nur wie ein allezeit vertiefter Träumer umherschwankte und den Reizen des Genusses und der Gesellschaft in seinem eigenen Hause nur widerwillig zu folgen schien. Man würde ihn nach der Figur, die er im Hintergrunde seiner strahlenden Salons spielte, entweder für einen Unglücklichen oder für einen Verstandesschwachen gehalten haben, wenn nicht zugleich ein eigenthümlicher leiser Witz, der die Schildwache seiner Schweigsamkeit zu sein schien, von Zeit zu Zeit bei ihm Durchbruch gefunden hätte. Dieser Witz, der sich erst in den beiden Jahren seiner Verheirathung und in Berlin bei ihm eingefunden, machte sich oft auf die unschein-

barste Weise geltend, aber wen mann den vereinzelten Worten und Bemerkungen, die er zwischen die Unterhaltung seiner Gäste streute, genauer nachdachte, mußte man wohl durch den scharfen Sinn derselben betroffen werden oder sich dem bedenklichsten Lachen überlassen. Seine Aeußerungen leuchteten in stillen sprühenden Funken umher und erinnerten einen Augenblick lang an den frischen, freimüthigen Gemsenjäger aus den Bergen Tyrols, während er aber unmittelbar darauf schon wieder in sich zusammenkroch und nichts als der zugeknöpfte, schweigsam in seine Beziehungen und Course vertiefte Börsenmann war.

Bei dieser Zurückhaltung und Verschlossenheit Eberhard's, die mit seiner Jugend und seinem glanzvollen Hauswesen in einem merkwürdigen Widerspruche stand, schien aber das Verhältniß zu seiner Gattin, wenigstens soweit sich dasselbe unmittelbar zwischen ihnen beiden darstellte, durchaus in keiner Weise zu leiden. Eberhard bot Alles auf, um die Wünsche seiner jungen, liebenswürdigen Frau, besonders aber ihren Hang zum Luxus und zu glänzender Verschwendung, in einem kolossalen Maßstabe zu erfüllen. Das Haus prangte in der kostbarsten und ausgesuchtesten Ausstattung, die Spiegel, Teppiche, Divans, Fauteuils zeigten sich

auf der Höhe der modiſchen Induſtrie und wechſelten raſch mit den Formen derſelben, und es würde bei der Ueberfüllung mit prunkenden und hoch im Preiſe ſtehenden Gegenſtänden der Eindruck eines zum Verkauf offen ſtehenden Mode-Magazins entſtanden ſein, wenn man nicht zugleich überall die Hand eines ſorgfältig wachenden und ordnenden Geſchmacks in der Harmonie des Ganzen bemerkt hätte. Immerhin aber boten ſich noch Momente dar, welche in der Hauseinrichtung des reichen Banquiers die Grenzlinie zwiſchen Möbel-Bude und Feen-Palaſt einen Augenblick lang unbeſtimmt zeigten; aber die Mittel, aus denen Herr von Eberhard ſchöpfte, waren zu großartig, als daß nicht ſelbſt der zu abſichtlich hervortretende Prunk noch immer auf Beachtung Anſpruch gehabt hätte. Zu dem Hauſe gehörte eine Gemälde-Gallerie, die in ihren koſtbaren goldenen Rahmen die Bilder der beliebteſten neueren Meiſter und auch einige alte werthvolle von hohem Namen an der Velours-Tapete der Wände erſchimmern ließ. Daß eine Schaar treſſenfunkelnder Bedienten jedes Winks gewärtig ſtand, verſteht ſich von ſelbſt, und es war in dieſer Beziehung ein ſo großer Styl im Hauſe eingeführt, daß der Frau von Eberhard auch jeder Brief, jede

Visitenkarte, die sie empfing, nicht anders als auf einem silbernen Teller überreicht werden durfte. Die eigene Toilette der Frau von Eberhard war aber gewissermaßen der Culminationspunkt des ganzen Schauspiels. Einen sehr wesentlichen Theil derselben ließ Eberhard unmittelbar aus Paris beschaffen und zahlte dafür stets mit sichtlicher Freude die größten Summen. Es war fast noch mehr seine Veranlassung als die ihrige, daß Leonore in dem Luxus ihrer Person alles übertraf, was in den Gesellschafts-Sphären, die sie berührte, für möglich gehalten wurde. Es schien für ihn eine Genugthuung eigener Art darin zu liegen, daß Leonore in allen Stücken als die Unvergleichliche und Unübertreffliche erschien. In dieser beständigen und erfinderischen Sorge für ihren Glanz schien sich aber sein Gefühl für sie einzig und allein zu bewegen und zu erschöpfen. Mit der Freude, sie geschmückt und in der kostbarsten Umfassung ihrer Jugend und Schönheit zu sehen, hörte fast alles nähere Interesse Eberhard's für das Wesen und Treiben seiner Frau auf. Er schien nur den Reiz der Beschauung an ihr zu haben und verhielt sich dabei zu ihr so objectiv, wie zu den anderen Kostbarkeiten seines Hauses, die

er theils mit Bewunderung, theils aber auch mit ruhiger Gleichgültigkeit muſterte.

Die Frau ragte bald ſo ſehr als der eigentliche Mittelpunkt des Hauſes hervor, daß ſich der geſellſchaftliche Kreis deſſelben eigentlich nur um ſie gebildet hatte, und Eberhard wie außerhalb deſſelben und in einer mehr beobachtenden als betheiligten Stellung erſchien. Es war dies aber im Grunde nur ſeine eigene Wahl, und um ſo erklärlicher war dann die witzige Laune, mit welcher Eberhard dem ganzen Treiben in ſeinem Hauſe zuſah. Namentlich ſtellte er dem huldigenden Kreiſe junger und vornehmer Leute, die ſeine Gemahlin umſchwärmten, nicht die geringſten Schwierigkeiten entgegen. Er ſchien ſich aufrichtig zu freuen, wenn Leonore auf die ausgeſuchteſte Weiſe von ihren Verehren gefeiert wurde, und er fand nichts dagegen einzuwenden, daß ſie auf ihren täglichen Spazierritten, die in der letzten Zeit zu ihren Hauptvergnügungen gehörten, ſtets von einem und demſelben Cavalier ſich begleiten ließ und dadurch die über ſie umlaufenden Gerüchte in der Stadt mit dem pikanteſten Zuwachs an Stoff verſah. Es war dies ein junger Italiener, Graf Santa, den Leonore unter allen Beſuchern ihres Salons ſeit einiger Zeit vor

zugsweise auszeichnete, und der seine Huldigungen eben so unausgesetzt als lebhaft der Herrin des glänzenden Hauses darbringen durfte. Eberhard nahm aber daran, wie an den täglichen gemeinschaftlichen Ausritten Beider so wenig Anstoß, daß er dem interessanten Sardinier, der seine Frau so gut unterhielt und so sicher geleitete, sogar ein kostbares Pferd von derselben Race und Farbe verehrte, wie er kurz zuvor seiner Gemahlin an ihrem letzten Wiegenfeste geschenkt hatte.

II.

Auf dem Landhause, welches Herr von Eberhard in der Nähe von Charlottenburg gekauft hatte, wurde in der Regel am Sonntag zum Diner eingeladen, zu welchem sich dann der engere und regelmäßige Kreis des Hauses zusammenzufinden pflegte. Haus und Garten boten in ihrer wahrhaft schönen und prachtvollen Einrichtung dazu einen sehr auserlesenen Ort dar. Die dortigen Treibhäuser, welche Herr von Eberhard im größten Styl und mit eben so viel Kenntniß als Geschmack hatte anlegen lassen, hatten es sogar schon zu einer Art von Berühmtheit gebracht und wurden von Einheimischen und Fremden an gewissen Tagen, die zu ihrer Besichtigung bestimmt waren, in Augenschein genommen. Es war dies ein nicht geringer Stolz ihres Besitzers, und wenn man

zu besitzen. Er konnte gar nicht mitreden, wenn sie zu philosophiren anfing, und so oft sie in Begeisterung gerieth, machte er ein dummes Gesicht dazu, und geberdete sich wie ein geschlagener Mann. Es graute ihm vor den Augen, wenn die Seherkraft über sie kam, und es wurde ihm unheimlich, daß er eine so kluge Frau hatte. Wenn er nach seiner Weise ein vernünftiges Wort zu ihr sagen wollte, saß sie in tiefen Gedanken und hörte ihn nicht. Er konnte nicht begreifen, wie man Gedanken haben könne, und wurde im Geheimen seines Lebens überdrüssig. Er ließ Alles geschehn, wie sie es wollte, und bekümmerte sich um nichts mehr, aber der Meth schmeckte ihm nicht, und die Jagd machte ihm nicht mehr Freude. Es war ihm immer, als müßte er sich vor seiner Frau geniren in Allem, was er that. Er verwünschte die geistreichen Weiber, und fürchtete sich doch zugleich sehr. Wenn sie ihn zuweilen mit ihren schönen tiefen Augen anstrahlte, kam er sich selbst ganz einfältig vor, und wußte nichts dazu zu sagen. Er wäre davongelau-

ſich Herrn von Eberhard nach dem Diner, wo gewöhnlich ein Spaziergang durch die Treibhäuſer unternommen wurde, beſonders verbindlich erweiſen wollte, ſo ließ man ſich von ihm die Geſchichte ſeiner koſtbarſten Pflanzen und Bäume des Ausführlicheren wiederholen.

Die Geſellſchaft, die an einem ſolchen Diner-Tage in dem Landhauſe verſammelt war, hatte ſich während der Tafel in dem ungezwungenen und luſtigen Tone gehen laſſen, der gewöhnlich dieſen Zuſammenkünften eigen war. Leonore entzückte bei ſolchen Gelegenheiten ſtets durch die kindliche und harmloſe Heiterkeit, mit welcher ſie ſich ihren Feſten hingab, und von dieſem Charakter war ſelbſt die Coquetterie, der ſie ſich mit einigen ihrer näheren Freunde überließ. Dieſer Coquetterie konnte man, ſo viel davon ſichtlich wurde, kaum irgend einen Vorwurf machen, obwohl die Miſchung von Luſtigkeit und Vertraulichkeit, aus der ſie beſtand, hin und wieder einen auffälligen Ton annehmen konnte. Eine gewiſſe Unbeſonnenheit, die von den Böswilligen leicht übel zu deuten war, drückte manchen ihrer Handlungen und Bemerkungen einen eigenthümlichen Stempel auf. Sie ergriff in ihrer lebhaften Weiſe oft die Hand des Anderen, mit dem

ſie ſprach, drückte und preßte ſie lange in der ihrigen, und beabſichtigte doch damit nur einen eindringlicheren Ausdruck deſſen, was ſie gerade behaupten wollte. In ihrer Unbefangenheit ging ſie ſo weit, ihre Freunde und Verehrer zur Beſichtigung ihrer glänzenden Schultern und ihres Nackens einzuladen, wenn auf dieſen ſchönen Stellen die Mücken eine ihr empfindliche Verwüſtung angerichtet hatten. Man rechnete dies und mehreres Andere zu ihren Naivetäten, über welche Viele ſich luſtig machten, die aber auch von einigen ihrer Cavaliere ſtark ausgebeutet wurden, um ihr ein entſchieden vertrauliches Verhältniß abzugewinnen und ſie mit einer dauernden Intrigue zu umſtricken.

Dies war vornehmlich dem jungen Sardinier, der ſeinen Platz in ihrer Umgebung ſo bald zu einem ausſchließlichen und herrſchenden zu machen gewußt, in einem bisher nie bemerkten Grade gelungen. Graf Santa galt für einen Abenteurer, der ein ungeheures Vermögen verſchwendete, das aber eine unerſchöpfliche Grundlage an den Beſitzungen ſeiner angeſehenen und vielbegüterten Familie in Italien hatte. Durch einen Wechſelbetrag von ſeltener Höhe, den er bei dem Banquierhauſe Eberhard und Compagnie einzulöſen

gehabt, war er mit Herrn von Eberhard in Verbindung gekommen und von diesem auf das bereitwilligste in sein Haus eingeladen worden. Warum er gerade in Berlin seine bedeutenden Geldmittel vergeudete, wußte man Anfangs nicht recht zu sagen. Nachher aber schrieb man es seinem anscheinend durchaus intimen Verhältniß zu der schönen und gefallsüchtigen Frau seines Banquiers zu, daß er bei seinem sonst umherschweifenden Leben so lange und andauernd in einer Residenz verweilte, deren knapper Lebenszuschnitt nach allen Seiten hin Cavalieren seiner Art in der Regel wenig lockenden Spielraum darbietet. Graf Santa, obwohl durch männliche Schönheit in einer seltenen Weise ausgezeichnet, zeigte doch in seinem Wesen so viel Rohes und Unangenehmes, daß man auf der anderen Seite wieder bewunderte, daß eine feine und zarte Frau, wie Leonore von Eberhard, an seinem Umgange so viel Geschmack finden konnte. Wenn aber Einige behaupteten, daß Leonore in der Gestalt des dunkeln romantischen Italieners in der That ihr Ideal erreicht gefunden, so schien Herr von Eberhard selbst das ganze Verhältniß nur für eine kindliche Spielerei seiner jungen Gemahlin zu erklären. Er behinderte sie um so weniger in allen ihren Lau-

nen und Tändeleien, als er, nach reiflichem Erwägen, das Hauptmotiv dieſes Verhältniſſes in der Eitelkeit ſeiner Frau ſehen wollte, die eine, namentlich in der dresdener Penſion bei ihr genährte, Vorliebe für ariſtokratiſche Perſönlichkeiten hatte und in dem Verkehr mit vornehmen und durch Rang ausgezeichneten Leuten eine beſondere Schmeichelei und Genugthuung für ſich empfand. Sie ſchien in dieſem Reiz auch dadurch nicht geſtört zu werden, daß Graf Santa, wie eifrig auch ſonſt um ihre Gunſt bemüht, ſich doch auch in der Form mancherlei Rückſichtsloſigkeiten gegen ſie erlaubte und ſie mit herriſchen und ungezogenen Launen aller Art quälte.

Bei dem heutigen Sonntags-Diner auf dem Landhauſe ſchien aber die Stimmung Beider gleichmäßig gelitten zu haben, und zwar war dieſer Umſchlag plötzlich eingetreten, da zu Anfang noch die heiterſte und ausgelaſſenſte Unterhaltung von ihnen ausgegangen war. Der Gegenſtand, zu dem die übrige Tiſchgeſellſchaft übergegangen war, ſchien ihnen aber nicht ſonderlich zu behagen; denn ſowohl Leonore als auch Santa ſaßen ſeitdem mit auffallend veränderten Geſichtern da und ſchienen mit eben ſo viel Verdruß als Ungeduld zu erwarten, daß man endlich von den Er-

zählungen und Muthmaßungen über eine Geſchichte abbräche, die ſeit einigen Tagen freilich die ganze Stadt beſchäftigte.

Es handelte ſich um einen Diebſtahl, der unter außerordentlichen Umſtänden und an einer ſehr beträchtlichen Summe Geldes verübt worden war. In einem Hôtel garni, welches ſonſt zu den weniger beſuchten gehörte und das in einem entlegeneren Stadttheile ſich befand, war eine Summe von zehntauſend Thalern in Gold und von zwanzigtauſend Thalern in Staatspapieren, die einem dort abgeſtiegenen Fremden gehörte, auf eine durchaus räthſelhafte Weiſe entwandt worden. Der Fremde hatte das Geld in einer in ſeinem Reiſekoffer verſchloſſenen Caſſette verborgen gehalten, war aber mit Zurücklaſſung dieſer Effecten in ſeinem Zimmer, und ohne dieſelben dem Wirthe zur beſonderen Aufbewahrung empfohlen zu haben, auf einen Tag nach Potsdam gereiſt. Während ſeiner Abweſenheit war ſein Zimmer durch eine Ordnungswidrigkeit oder ein Verſehen des Kellners zu einem Rendezvous benutzt worden, zu dem ſich dort ein Herr und eine Dame, die den vornehmſten Ständen anzugehören ſchienen, ihren Namen und Perſonen nach aber gänzlich unbekannt waren, zuſam-

mengefunden hatten. Von den Beiden hatte ſich der Herr zuerſt und unter Anzeichen beſonderer Eile entfernt. Darauf war eine Droſchke vor der Thür erſchienen, deren ſich die junge Dame, in der man ungeachtet ihres dichten Schleiers eine Schönheit von außerordentlicher Art erkannt haben wollte, zu ihrem Fortkommen bediente. Die ängſtliche Haſt, mit der ſie ſich wegbegeben, war aufgefallen; man dachte aber dieſer befremdlichen Erſcheinung nicht weiter nach, bis am anderen Morgen, wo der fremde Inhaber des Zimmers erſt wieder zurückkehrte, ſich ergab, daß inzwiſchen ſein Koffer erbrochen und alles dort verwahrte Geld ihm geraubt worden war. Das Geld war der Beſtand einer ihm zugefallenen Erbſchaft, die er in Berlin erhoben und auf welche er, ein kleiner Kaufmann aus einer benachbarten Provinzialſtadt, die Hoffnung zu einer bedeutenden Verbeſſerung ſeiner Lage gegründet hatte. Die Sicherheitspolizei befand ſich bereits in der größten Bewegung, aber ihre Nachforſchungen hatten bisher zu keinem Ergebniß irgend einer Art geführt. Der Kellner ſaß in Haft, aber er ſchien weder bei dem Verbrechen betheiligt, noch konnte man irgend einen Zuſammenhang zwiſchen ihm und

nachdem Herr von Eberhard mit ſichtlicher Aengſtlichkeit die Tafel aufgehoben hatte. Leonore wurde halb ohnmächtig auf ein Canapee niedergelaſſen und ſah ſich nur von der Sorge ihres Gemahls und ihres Freundes Santa umgeben, welche beide einen Wetteifer entwickelten, um ihre Dienſte und Hülfsmittel darzubieten.

Nach einer ſtummen Pauſe ſchlug Leonore ihre Augen wieder auf und heftete ſie mit einem lebhaft bittenden Ausdruck auf ihren Gemahl, der denſelben auch ſogleich verſtand. Er küßte ihr ſchweigend Hand und Stirn und verließ das Zimmer.

Leonore ſchien ſich ſeitdem etwas freier zu fühlen und wechſelte einige Blicke ſeltſamen Verſtändniſſes mit dem Grafen, der, ſobald Eberhard ſich entfernt, zu ihren Füßen auf dem Sopha in vertraulicher Nähe Platz genommen hatte.

Man hat daſſelbe Hôtel genannt, in dem wir uns befanden, meine theuerſte Freundin, bemerkte Graf Santa mit leiſer und vorſichtiger Stimme, indem er ſie forſchend betrachtete. Aber der Teufel hat auf eine noch nie erlebte Weiſe ſein Spiel getrieben, daß unſer harmloſes, leider zu harmloſes Rendezvous, welches Sie, meine Gnädigſte, mir endlich bewilligt

hatten, mit einem Criminal-Verbrechen, mit einem Diebstahl zusammenfallen mußte!

Ich ängstige mich entsetzlich! rief Leonore mit schluchzender Stimme, indem sie ihre schönen Arme über den Kopf zurückwarf und sich dann einem verzweifelten Hinbrüten überließ.

Die Polizei wird ihre Nachforschungen steigern, rief sie, sich heftig emporrichtend, und man wird ermitteln, daß ich die Dame gewesen, die in dem Hôtel anwesend war! Mein Ruf, meine Ehre stehen auf die abscheulichste Weise auf dem Spiel, denn ich werde möglicher Weise in einem Diebstahls-Prozeß als Zeuge vor Gericht erscheinen müssen, wenn mich die Umstände nicht noch gar in einen ganz unmöglichen Verdacht hineinbringen! Dies alles verdanke ich Ihnen, Graf, da Sie mir mit Ihrem Andringen um ein Rendezvous, das mich schon durch seinen Ort compromittiren mußte, keine Ruhe gelassen haben!

Leonore war meiner treuen andauernden Werbung endlich dieses Zeichen der Anerkennung schuldig geworden! entgegnete Graf Santa mit einem schmeichelnden Ausdruck. Ich wußte, daß Sie mir ein Opfer brachten, indem Sie auf meine Bitte eingingen, aber ich nahm Ihr Opfer an, um daran einen Faden zu

beſitzen, der Sie endlich inniger mit mir verknüpfte! Und was iſt denn nun eigentlich geſchehen, wenn wir Alles mit kühlem Blut überlegen? Man hat in demſelben Hôtel, ja, in demſelben Zimmer, wo Sie mir, fern von Lauſchern und Zeugen, ein tröſtliches Geplauder mit Ihnen verſtatteten, einen Diebſtahl ausgeführt. Wenn man unſere Perſonen ermitteln ſollte, ſo werden wir einfach kund thun, zu welchem Zwecke wir in dem Zimmer anweſend waren und daß wir nichts Verdächtiges darin bemerkt haben. Damit wird die Sache abgethan ſein!

Nein, rief Leonore, indem ſie, in der Aufregung erſtarkend, aufſprang und mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder ging, nein! Um keinen Preis der Welt würde ich eingeſtehen, daß ich mit Ihnen an dieſem Orte geweſen! Und ſollte ich mich dadurch von dem Verdachte befreien können, ſelbſt den Diebſtahl begangen zu haben, ſo würde ich doch nicht einräumen, daß ich daſelbſt zu einem Rendezvous mit Ihnen zuſammengetroffen! Ich würde mich lieber als Diebin beſtrafen laſſen, als daß ich meine Ehre als Frau und meine Treue als Gattin der Verdammung und dem Hohne der Welt überlieferte!

Daran erkenne ich wieder die ganze liebenswür-

ſen, hätte er ſie nicht als eine Zauberin gekannt, deren Gewalt ſich über Alles erſtreckte. Jetzt aber war ihm wohl. Er ſchaukelte ſich vergnügt auf dem purpurnen Thronſeſſel, auf dem ſie ſonſt neben ihm geſeſſen, und merkte, daß er weit bequemer ſitzen konnte. Er ließ ſeinen Freund Hinchvoch zu ſich kommen. Mit dem ſchwatzte er ſich aus, und ſie tranken ein Faß Meth zuſammen, und rauchten eine Pfeife Taback. Sie ſprachen von lauter langweiligen Dingen, und Przemyſl freute ſich zum erſten Mal wieder, daß er ein ruhiges, gewöhnliches, alltägliches Geſpräch führen konnte, bei dem er nicht viel zu reden brauchte. Denn Hinchvoch hatte keinen Geiſt. Zuletzt aber befahl Przemyſl dem Hinchvoch, daß er unverzüglich die ganze Budecer Mädchenanſtalt aufheben ſolle. Dies war die preiswürdige Anſtalt, in welcher die Jungfrauen der Libuſſa erzogen, gepflegt und zu allen Tugenden und Vorzügen gebildet wurden. Przemyſl befahl, daß dieſe Mädchen zerſtreut und zu ihren Eltern zurückgebracht werden ſollten. Denn es ſei gefährlich, das

dige Bizarrerie der Frau von Eberhard, rief Graf Santa, indem sich seine interessanten Gesichtszüge durch ein arglistiges Lächeln etwas entstellten. Gute Leonore, fuhr er dann fort, Ihr entzückendes Gemüth geht diesmal wirklich auf den Flügeln Ihrer Phantasie mit Ihnen durch. Wenn Sie in der Schäferwelt unserer Dichter lebten, könnten Sie kein naiveres Gelöbniß thun. Wissen Sie denn, was es heißt, sich eines Diebstahls beschuldigen zu lassen?

Nein, ich weiß es nicht! sagte Leonore tonlos, indem sie wieder erschöpft in sich zusammen sank und sich von dem Grafen auf das Canapee zurückgeleiten ließ. Er setzte sich an ihre Seite und wollte, um ihr Trost zuzusprechen, seinen Arm um ihren Nacken legen. Sie entzog sich aber demselben mit einer ungestümen Bewegung und starrte in einem düsteren Schweigen vor sich hin, ohne sich um die Gegenwart des Grafen noch irgend zu bekümmern.

Sie zürnen mir, aber mit dem größten Unrecht! unterbrach der Graf wieder die peinliche Stille, indem er ihrer Hände habhaft zu werden suchte und dieselben an seine Brust drückte. Ich folgte ja nur dem Zauber, den Sie auf mich ausgeübt, Leonore, und es

war meine Liebe, welche Sie um eine Zuſammenkunft in dem unglücklichen Hôtel beſtürmte!

Sie haben die Abſicht gehabt, mich zu compromittiren, und darum wählten Sie einen ſo üblen, zweideutigen Ort! rief Leonore mit ſteigender Entrüſtung gegen ihn. Und dieſe Abſicht iſt Ihnen vortrefflich gelungen. Sie verderben mich, aber Sie täuſchen ſich, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen dann rettungslos zufallen werde!

Madame, erwiederte der Graf, deſſen reizbares Naturell ſich anzukündigen begann, der Ort, an dem wir uns befanden, war nicht zweideutiger, als das Rendezvous, welches Sie mir daſelbſt bewilligt hatten. Aber laſſen wir uns doch in Ruhe über dieſe Angelegenheit aus. Es iſt ja noch keineswegs abzuſehen, daß dieſelbe irgend ſchlimm enden wird. Und ihre merkwürdigen und drolligen Seiten hat die Sache auch. Beſchäftigen wir uns auch ein wenig mit dieſen. Und ſagen Sie mir, bemerkten Sie nichts Auffälliges in dem Zimmer, in dem Sie ſich ſchon eine Zeit lang allein befanden, um mich, der Verabredung gemäß, zu erwarten?

Er betrachtete ſie bei dieſen Worten mit ſo forſchenden und durchdringlichen Blicken, daß Leonore

unwillkürlich erſchrak und tief erröthend ihre Augen zu Boden ſenkte.

Ich habe nichts bemerkt, flüſterte ſie leiſe in ſich hinein. Doch erinnere ich mich, daß der Anblick eines ſchwarzen Koffers, der mit einem großen Schloß behangen war, mir unheimlich wurde. Das Zimmer, in welches man mich gewieſen, ſchien mir noch von einem Fremden beſetzt, und ich bereuete gleich meine Unbeſonnenheit, die mich in dieſes ewig beklagenswerthe Abenteuer geſtürzt!

Alſo das Schloß befand ſich noch an dem Koffer befeſtigt, als Ihnen derſelbe zuerſt ins Auge fiel? fragte der Graf mit einer auffallenden Genauigkeit.

Leonore ſah ihn verwundert an und wollte antworten, als in dieſem Augenblicke ein ſtarkes Geräuſch herannahender Tritte ſich die Treppe herauf vernehmen ließ und unmittelbar darauf die Thür mit einer gewiſſen Gewaltſamkeit aufgeriſſen wurde. Herr von Eberhard trat in der größten Beſtürzung ein, und auf ſeinen bleichen Wangen ſtand der Ausdruck des tiefſten Entſetzens. Zugleich mit ihm erſchien ein Herr, der ſich durch die Art und Weiſe ſeines Benehmens und durch die Fragen, die er ſich geſtattete, ſehr bald als einen Beamten der Polizei auswies.

Mit einer faſt verzweifelten Haſt ſtürzte Eberhard zuerſt auf ſeine Gattin los, indem er die Frage an ſie richtete: Nicht wahr, Leonore, Du warſt niemals in einem Hôtel garni anweſend, und Dein Fuß hat kein einziges Mal ein ſolches betreten?

Leonore war zuerſt erſchrocken aufgeſprungen, ſchien aber bald eine muthige Entſchloſſenheit in ſich aufgefunden zu haben. Sie verneinte die Frage durch ein langſames Schütteln mit dem Kopfe und ſchien es unter ihrer Würde zu erachten, etwas Weiteres hinzuzufügen.

Der Fremde zeigte ſich aber bei dieſer Auskunft nicht befriedigt. Mit ſchweigender Ruhe zog er ein Medaillon aus der Taſche hervor und bot es geöffnet der Frau von Eberhard zur Betrachtung dar. Es war das Portrait einer älteren Dame, das in einer koſtbaren goldenen Umfaſſung ſich darſtellte. Erkennen Sie es als das Ihre, gnädige Frau? fragte der Polizei-Beamte mit einer lakoniſchen Kürze. Dieſes Medaillon, fügte er nach einer Pauſe hinzu, iſt vor der Thür des Hôtel garni, in welchem der vielbeſprochene Diebſtahl ausgeführt wurde, in demſelben Augenblicke gefunden worden, als die fremde Dame, welche dort verweilte, in einer Droſchke von dem

Hôtel abfuhr. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dasselbe von ihr beim Einsteigen verloren wurde. Bei näherer Untersuchung fand sich am Rande der Kapsel der Name „Leonore von Eberhard" eingeätzt.

Eine Stille von unbeschreiblicher Wirkung entstand bei dieser Angabe. Leonorens Gesicht war in die tiefste Purpurröthe getaucht. Ein edler, verachtungsvoller Zorn, der sich in ihrem ganzen Wesen ausdrückte, schien ihr allein die hinlängliche Stärke zu geben, um dieser Situation die Stirn bieten zu können.

Aus der Auffindung dieses Medaillons, fuhr der Polizei-Beamte mit einer stärker erhobenen und unangenehmer werdenden Stimme fort, hat man, und gewiß mit Recht, schließen wollen, daß die Dame, der dieses Medaillon zugehört, mit derselben Person identisch sei, die zu einem Rendezvous in dem Hôtel anwesend war. Es ist zu begreifen, daß ihr Zeugniß für die Erforschung des Verbrechens wichtig sein muß.

Eberhard ließ seine durchdringenden Blicke nachsinnend auf seiner Gattin ruhen. Die sichtliche Anstrengung, mit der sich dieselbe noch aufrecht erhielt, schien ihm Mitleid einzuflößen, und schnell hatte er

jetzt den Entschluß gefaßt, über den er seit einigen Minuten brütete. Er trat mit einer kräftigen Bewegung vor und sagte, auf das Medaillon deutend: Es gehört dies allerdings meiner Gemahlin zu, aber es ist ihr unter mehreren Werthgegenständen schon vor Jahr und Tag entwandt worden. Wer es jetzt verloren, muß sich ohne Zweifel auf eine unrechtmäßige Weise im Besitze desselben befunden haben. Wir wissen darüber ganz und gar keine Auskunft zu geben, und Frau von Eberhard hat mit der unbekannten Dame im Hôtel garni so wenig gemein, daß dieselbe vielmehr die Diebin ihres so lange vermißten Medaillons zu sein scheint.

Eberhard schien jetzt eine Bestätigung seiner kühn gewagten Angaben aus dem Munde Leonorens zu erwarten und warf ihr einen schnellen bedeutungsvollen Blick zu. Leonore aber schien jetzt erst durch diese ihr bewiesene Güte alle Fassung zu verlieren und zeigte durch ihr qualvoll ringendes Schweigen, daß es ihr unmöglich war, auf die ihr dargebotene Wendung einzugehen. Sie begann heftig zu zittern und zu schwanken, und sank dann ohnmächtig in die Arme ihres Gatten zusammen.

Der Polizei-Beamte beobachtete noch einen Augenblick lang schweigend die ganze Scene und entfernte sich dann unter bedenklichem Kopfschütteln, nachdem er das Medaillon wieder an sich genommen und sorgfältig zwischen seinen Acten bewahrt hatte.

III.

Leonore hatte ſich gegen den Abend hin wieder ſo weit erholt, daß ihr Eberhard anbieten durfte, den Wagen zu beſteigen, um in die Stadtwohnung, wo doch Alles beſſer und glänzender zu ihrer Pflege eingerichtet war, zurückzufahren. Eberhard hatte ſich mit einer rührenden Sorgfalt um ſie bemüht, und indem er die unangenehme und bedrohliche Veranlaſſung ſelbſt ganz vergeſſen zu haben ſchien, ließ er nur die innigſten Beweiſe ſeiner Liebe für die wunderbar darniedergeworfene Frau ſprechen. Leonore richtete ſich unter ſeinen Bemühungen und ſeinem Zuſprechen wie mit neuem Lebensmuth auf, und betrachtete ihn in ſeiner begeiſterten Hingebung für ſie erſt mit einem lächelnden Erſtaunen, dann aber wie mit einem tiefen Schmerz. Ihr Vertrauen ſchien ſich

aber noch nicht gegen ihn zu erschließen, denn sie blieb stumm und einsylbig und ging auf seine leisen Andeutungen, mit denen er sie beschwor, zu sprechen und Alles klar werden zu lassen, nicht ein.

Die Rückfahrt, in der sie ganz schweigend und in sich versunken neben ihm im Wagen saß, hatte darum etwas unendlich Peinigendes für Beide, obwohl Eberhard sich mit seiner unerschütterlichen Güte, der sich ein wunderbarer Tact beigesellte, alle Mühe gab, das Gefühl dieser ängstlichen Beklommenheit nicht zum Ausdruck kommen zu lassen. In diesem Streben griff er zu der witzelnden Unterhaltung, in der er oft so Ueberraschendes leistete und die, wie sie sonst als eine Waffe seines Geistes und Charakters von ihm gehandhabt wurde, diesmal noch um Vieles mehr seinem Herzen zur Ehre gereichte. Er ergoß seine lustigen und possirlichen Einfälle über alles, was er nur im Augenblicke erhaschen konnte, um daraus eine bunte Decke zu weben, welche er sorgsam über den quälerischen Moment ausbreitete.

So wurde der Weg über die Charlottenburger Chaussée rasch zurückgelegt und das Haus erreicht, welches Herr von Eberhard unter den Linden besaß. Sobald Leonore in ihren Zimmern angelangt war,

äußerte ſie den Wunſch, ſich zurückziehen zu dürfen, indem ſie ihr fortgeſetztes Uebelbefinden und ihre Unfähigkeit zur Unterhaltung vorſchützte.

Leonore hatte ſich in der That ganz erſchöpft in den Sammet-Divan niedergelaſſen und verhüllte ihr Geſicht mit beiden Händen. Eberhard ſtand längere Zeit vor ihr und betrachtete ſie ſchweigend und unſchlüſſig. Dann ſetzte er ſich leiſe zu ihr nieder und zog ihr die Hände vom Geſicht zurück. Sie ſah ihn mit einem thränenloſen Blick ruhig und forſchend an.

Und haſt Du mir gar nichts zu ſagen, Leonore? fragte er ſie, indem ſich in ſeinem Tone ein leiſer Ungeſtüm anzudeuten begann.

Das Vorgefallene iſt ſehr unangenehm, aber es berührt mich nicht, entgegnete ſie, indem ihre ganze ſtolze Haltung zurückkehrte.

Nach einer abermaligen Pauſe fügte ſie hinzu: Ich war niemals in dem bezeichneten Hôtel anweſend und kenne ein ſolches gar nicht. Man wird ſich daher beruhigen müſſen, wenn ich keine Auskunft über ein Verbrechen zu geben vermag, zu dem ich auch nicht in der allerzufälligſten Beziehung ſtehe.

Aber das Medaillon? bemerkte Eberhard mit einer

muthwillige Geschlecht der Mädchen viel lernen zu lassen. Es würden geistreiche Weiber daraus. Hier zuckte es ihm, und er sah sich scheu nach der Ecke des Zimmers um, ob Niemand dort stehe. Dann fuhr er fort und sagte: nun geh', mein lieber Hinchvoch, und führ' es schleunig aus, wie ich Dir gerathen! Und Hinchvoch ging hin, und that es gern, denn er hatte keinen Geist.

Und nun, o epische Muse, löse mir die Homerische Zunge, damit ich, des großen Unglücks würdig, beschreiben und schildern kann, wie, gleich der Trojerinnen beklagenswerther Schaar, als sie aus dem brennenden Ilion davonzogen, jetzt diese böhmischen Mädchen, reich an Zahl, und jede schön und jede der Liebe und der Thränen werth, in langsam stummen Reihen sich fortbewegten, nachdem sie ausgetrieben, und die Thüren ihrer treugeliebten Pensionsanstalt hinter ihnen geschlossen worden waren! Sie wußten nicht wohin, und irrten wie eine Heerde zerstreuter Lämmer auf und ab, und das Volk höhnete sie in den Straßen. Man verlachte sie, und

kaum hörbaren Stimme. Wir müſſen es als das Deinige anerkennen.

Mir war, wie Dir, erinnerlich, daß ich es ſchon ſeit längerer Zeit verloren, ſagte ſie leiſe vor ſich hin, ihm einen ſchnellen, zweifelhaften Blick zuwerfend.

Wie mit einem elektriſchen Schlag wurde Eberhard von dieſer Aeußerung getroffen. Seine Wangen erblichen, er begann zu zittern und verſank dann mehrere Minuten lang in ein dumpfes, hinbrütendes Schweigen.

Weißt Du, begann er dann wieder, da er ſein Weiterforſchen nicht aufgeben zu dürfen glaubte, was mich bei dem überraſchenden Beſuche des Polizei-Beamten am meiſten beſtürzt gemacht hat? Es war dies das unbeſchreiblich rohe und höhniſche Geſicht des Grafen Santa, deſſen Augen ich zufällig in dem Augenblick begegnete, wo die Frage des Polizeimannes Dir das Blut der Empörung in die Wangen trieb.

Ich glaubte, ſein Geſicht gefiele Dir ſonſt, bemerkte ſie mit Gleichgültigkeit. Du haſt mich zuerſt auf ihn aufmerkſam gemacht und ihn mir als einen intereſſanten italieniſchen Cavalier empfohlen. Wenn Du es aber wünſcheſt, Eberhard, wollen wir ihn nicht mehr ſehen.

Ich bin allerdings ſehr verliebt in den jungen Mann geweſen, entgegnete er mit ſeinem feinen, gutmüthigen Lächeln. Ich war es aus dem Hauſe meiner Eltern in Wien gewohnt, daß man auch das Glück hat, einen italieniſchen Cavalier bei ſich zu ſehen, damit er durch ſeinen Glanz die Tafel ziert und den Damen vom Hauſe Gelegenheit giebt, ihr ſchönes Italieniſch an den Mann zu bringen. Hier in dem unromantiſchen Berlin iſt es freilich anders. Auch hatte ich die größte Mühe gehabt, dieſes Exemplar hier aufzutreiben, und Du mußt mir nachſagen, daß ich es warm zu halten geſucht habe. Nun erlebt man aber, daß Signore nicht einmal ritterlich auftritt, wenn man von der berliner Polizei Beſuch in ſeinem Hauſe empfängt, ſondern ſteht da und grinſet und grimaſſirt unter wohlgefälligem Streichen ſeines pechſchwarzen Schnurrbartes, daß man denken muß, Seine Majeſtät Herr Mephiſtopheles ſelbſt aſſiſtire dem Schauſpiel!

Herr von Eberhard hatte ſich über die Beklommenheit hinweggeſprochen, die Anfangs ſeine Zunge gelähmt; aber auch der von ihm angeſchlagene Ton des ſpielenden Humors ſchien die Stimmung, in der ſich Beide jetzt gegenüberſtanden, nicht erleichtern zu

wollen. Leonore zeigte sich in keiner Weise zu einer Mittheilung geneigt. Ernstere Andeutungen wies sie mit einer Härte ab, wie dieselbe sonst nie ihrem Gatten gegenüber in ihrer Ausdrucksweise gelegen.

Eberhard schien jetzt von einer grenzenlosen Rathlosigkeit befallen zu werden. Der schnelle Anflug seiner Laune war eben so rasch wieder verschwunden, und plötzlich sank er an ihrem Sessel, in dem sie wie unbeweglich verharrte, auf seine Kniee nieder, indem er sich gleich einem Hülfeflehenden mit seinen Händen an ihre Schulter anklammerte.

Leonore! rief er angstvoll, mein Kind, mein Herz, es ist etwas vorgegangen, was uns ins Unglück stürzen kann! Noch kann ich den räthselhaften Schleier, der mir dieses Etwas verhüllt, nicht durchdringen, aber ich sehe es wie ein unheimliches Gespenst vor mir aufsteigen. Es handelt sich, so ruft es mir zu, um unser Glück, um unsere Ehre, um unsere Zukunft! Sprich ein Wort zur rechten Zeit und enträthsele, wie Alles zusammenhängt, und ich glaube, es kann uns noch geholfen werden! Denn wir sind ja beide gute Menschen, und ich habe nie aufgehört, an Dich zu glauben, und kann und werde auch nie an Dir irre werden!

Diese aus dem Herzen dringende Sprache machte aber eben so wenig, wie alle früheren Vorstellungen, einen Eindruck auf das Gemüth Leonorens. Wenigstens erhielt sie sich so viel Stärke, um alles, was in ihr vorging, mit andauernder Hartnäckigkeit zu verbergen. Endlich aber brach sie mit sichtlichem Mißvergnügen ab und erneuerte ihre Bitte, sie allein zu lassen, weil sie sich früh zur Ruhe begeben wolle. Eberhard verließ sie jetzt, ohne ein Wort hinzuzufügen, und begab sich in sein Arbeitszimmer, wo er sich oft Nächte lang mit seinen Angelegenheiten und Entwürfen beschäftigte.

Die spätere Abendstunde war bereits hereingebrochen, und Leonore saß noch immer in derselben starren Versunkenheit auf ihrem Divan, ohne ihren Platz verlassen zu haben. Es war dunkel um sie her geworden, und die Finsterniß der Nacht spann die traurigen und trostlosen Gedanken, von denen sie sich geängstigt fühlte, unheimlich ein. Sie hatte kein Licht bringen lassen und auch alle Anfragen ihrer Dienerschaft, welche sich um ihre Befehle meldeten, abgewiesen.

So saß sie, nachdem sie kaum noch der heutigen prachtvollen Mittags-Toilette sich entäußert, in der

verzehrenden Unruhe ihres Herzens, die ihr den Schein einer faſt geſpenſterhaften Ruhe ankränkelte, in tiefſter Abgeſchiedenheit da. Plötzlich klopfte es leiſe an ihrer Thür, und Leonore fuhr mit einem heftigen Schrei, der ſich ihr unwillkürlich entpreßte, aus ihrem Hinbrüten empor. Ihr Grübeln und ihre Phantaſie hatten ſo viel innere Schreckbilder in ihr zuſammengehäuft, daß ihre Aufregung den höchſten Grad erreicht zu haben ſchien und ſie mit Schauder der Thür entgegen ſtarrte, an der das ihr ſo unheimlich erſchienene Pochen ſich hatte vernehmen laſſen. Sie glaubte etwas Entſetzliches erwarten zu müſſen und ſprang empor, ungewiß, was ſie thun ſolle. Endlich gab ihr die Beſinnung ein, vor Allem nach ihrer Dienerſchaft zu ſchellen und Licht herbeibringen zu laſſen. Es gelang ihr, ſich ungeachtet der tiefen Dunkelheit zu der Klingelſchnur hinzutaſten, die neben dem Kamin herabhing, und jetzt läutete ſie aus Leibeskräften, als wenn es darauf ankäme, ſich die Hülfe des ganzen Hauſes herbeizuholen.

In demſelben Augenblicke ſprangen die Flügelthüren auf, und von allen Seiten ſtürzten die Bedienten mit erſtaunten Geſichtern herbei. An ihrer Spitze aber erſchien Graf Santa, dem der Kammer-

diener, mit einem großen ſilbernen Armleuchter in der Hand, zur Seite ſtand, um ihn ſoeben in das Zimmer der Frau von Eberhard eintreten zu laſſen. Das leiſe Anklopfen hatte von dem Kammerdiener hergerührt, der ſich damit erſt die Erlaubniß hatte erbitten wollen, den Grafen anzumelden.

Mein Gott, gnädige Frau! rief Santa, indem er in ſeiner Weiſe lachend und tänzelnd in den Salon herein ſchritt, iſt es denn nicht die Stunde, wo gewöhnlich die Soirée bei Ihnen anhebt, und darf man ſich heute nicht nach Ihrem Befinden erkundigen, beſonders nach dem abominablen Vorfall von heute Mittag, der uns ſo beſorgt machte? Und was iſt Ihnen Schreckliches von Neuem begegnet? Ich beſchwöre Sie, Madame, Sie ſind bleich wie der Tod, und Ihre Augen ſprühen wahrhaftig ganz geiſterhafte Flammen!

Leonore erwachte in dieſem Augenblick erſt aus der Verwirrung ihrer Sinne. Sie befahl dem Diener, das Zimmer zu erleuchten, und ließ den Grafen zu ſich eintreten, indem ſie ihn um Entſchuldigung bat, daß ſie ihn nicht gleich erkannt und freundlich empfangen habe. Er warf ſich an der Stelle, wo ſie gewöhnlich einander gegenüber ſaßen, in einen der

Lehnstühle, und streckte sich nachlässig und mit rücksichtslosen Bewegungen darin aus. Leonore nahm zögernd ihren gewohnten Platz bei ihm ein, denn seine Nähe war ihr unheimlich, und seine Manieren, die ihr sonst originell und vornehm und darum leicht in einem glänzenden Licht erschienen waren, dünkten ihr in diesem Augenblicke so widerlich, daß sie es kaum ertragen zu können schien. In dem seltsamen Gefühl, welches sie beschlichen, stand sie einen Augenblick an, ob sie nicht ihren Mann zur Gesellschaft herbeirufen sollte; aber sie fürchtete, den Zorn ihres italienischen Freundes dadurch zu erregen, und unterließ darum, was ihr in diesem Moment plötzlich als etwas höchst Wünschenswerthes und Angenehmes vor die Seele getreten war.

Sie sind noch immer fürchterlich blaß, meine theuerste Leonore, begann Graf Santa das Gespräch wieder. Die verteufelte Geschichte hat Sie doch ganz entsetzlich angegriffen. Und ich gestehe Ihnen, meine Gnädigste, daß mir der Schreck nicht minder in alle Glieder gefahren ist. Der Anblick einer Polizei-Nase erregt mir jedes Mal eine Gänsehaut, und ich weiß nicht, warum mir gerade in diesem Falle noch wunderlicher als sonst zu Muthe war. Haben wir viel-

leicht ein böſes Gewiſſen, meine kleine verwegene Freundin?

Wie meinen Sie das, Herr Graf, fragte ſie befremdet und erſchrocken. Ich verſtehe Sie ganz und gar nicht.

Statt einer Antwort lachte Santa jetzt aus vollem Halſe auf, und es war zweifelhaft, ob er mit ſeinem Gelächter ſie bloß necken oder auf irgend etwas Räthſelhaftes und Verfängliches hindeuten wollte.

Sagen Sie mir um Gottes willen, unterbrach ſie ihn mit einem unendlich bangen Gefühle, worin können wir denn ein böſes Gewiſſen haben? Denn meinen Leichtſinn, daß ich Ihnen eine Zuſammenkunft außer dem Hauſe bewilligte, werden Sie mir doch am allerwenigſten ſchlimm anrechnen wollen.

Und wiſſen Sie in der That nichts über den Verbleib des Geldes zu ſagen, das während unſerer Anweſenheit in dem Hôtel weggenommen worden? fragte er raſch und mit einer trockenen Stimme.

Wie ſollte ich? entgegnete ſie bebend, indem ihre Augen ihn glanzlos anſtarrten.

Nun, es war eine hübſche Summe, die dort in dem unſcheinbaren Hôtel ſich dem zufälligen Finder darbot, bemerkte Santa. Zehntauſend Thaler in

Gold und zwanzigtauſend Thaler in Staatspapieren, wahrhaftig, ein wundervolles Geld, mit dem mancher Cavalier ſeine Schulden bezahlen könnte, und die mir gerade in dieſem Augenblicke zu meinem fälligen Wechſel ſehr zu Statten kommen würden! Auf meine Ehre, hätte ich das Geld, ich wäre aus einer großen Verlegenheit, die mir gerade in dieſem Augenblicke über dem Kopfe zuſammenbrauſen will.

Leonore ſchwieg in zitternder Erwartung, denn es war ihr, als müſſe irgend ein entſetzliches Geſtändniß aus ſeinem Munde hervorgehen.

Ich weiß, liebſte Freundin, fuhr er nach einer Pauſe mit einem grinſenden Lächeln fort, daß Sie ſich eigentlich aus dem Gelde ſehr wenig machen; aber der Anblick einer gewiſſermaßen herrenlos umherliegenden großen Summe hat immer etwas Verführeriſches ſchon für Auge und Hand. Wenn mir daher Jemand erzählte, die ſchöne und reiche Frau von Eberhard habe ſich bei dem Anblick einer Geldſumme nicht enthalten können, ſich in den Beſitz derſelben zu ſetzen, ſo würde ich ihm das natürlich nicht glauben, ja, ich würde mich mit einer wahren Empörung gegen den wenden, der ſich einer ſolchen Beſchuldigung erfrechte; aber ich würde die Sache ſelbſt

ganz begreiflich finden. Denn das niederträchtige Metall zwingt Alle, auch die Reinſten, ihm Leib und Seele zu opfern!

Leonore war aufgeſprungen und hatte ſich, wie auf der Flucht vor ihm, in einen entfernten Winkel des Zimmers zurückgezogen, indem ſie mit einem tiefen Aufſchrei ihr Geſicht in ihren Händen barg, und unter heftigen Zuckungen ihrer Bruſt laut zu ſchluchzen begann.

Mein Gott, mein Gott! rief ſie. Habe ich es wirklich verdient, ſo herabgewürdigt zu werden?

Dann kehrte ſie wieder wie mit gejagten Schritten zu ihm zurück, und ſich dicht vor ihn hinſtellend, indem ihre Blicke von Zorn und Verachtung funkelten, ſchrie ſie ihm mit mächtig tönender Stimme entgegen: Jetzt verlaſſen Sie mich! Keinen Augenblick länger ſoll Ihr Fuß mein Zimmer berühren! Sie haben mir eine Beleidigung angethan, für die es keine Worte auf der Welt giebt; aber nein, ich will Ihnen dafür danken, denn es wird mir dadurch klar, welche leichtſinnige und unverantwortliche Thörin ich bisher geweſen! Wie verurtheilenswerth war ich, daß ich Ihnen auch nur einen Augenblick lang Vertrauen ſchenken und Sie für meinen Freund halten konnte,

ſagte: wo iſt nun euere Herrin, vor der wir uns beugen mußten, und vor euch zugleich? Seht, das Blatt hat ſich gewandt, und ihr, die ihr ſo hoch hinauswolltet, habt weder Wohnung jetzt, noch Schutz und Schirm. Nun kehret in eurer Väter Hütten an den Spinnrocken zurück, und ſtellt euch zu eurer Frau Mutter vor den Kamin, und helft kochen und fegen! Was habt ihr mit den Künſten zu ſchaffen und mit der Wahrſagung und mit der Wiſſenſchaft der Pflanzen und Kräuter. Ihr ſeid armer Leute Kind. Geht! Geht!

Die Welt lag dunkel da vor den Blicken der armen Mädchen, und ſie ſahen in der Nähe und in der Ferne nichts, was ſie tröſten könnte. In ihrer Eltern niedrige Häuſer zurückzukehren, davor entſetzten ſie ſich alle, denn der alte Vater und die alte Mutter verſtanden der Töchter adliches und freigebildetes Weſen nicht mehr. Sie hatten des Lebens göttliche Freiheit geathmet, und ihr Herz empörte ſich, wenn ſie der häuslichen Sclaverei ihres Geſchlechts gedachten. Des gemeinen

Sie, in dem nur ein rohes und höhnisches Verkennen für alles, was es noch Edles und Tüchtiges im Menschen giebt, wohnt! Ich Unglückliche, daß meine Eitelkeit mich zu bereden vermochte, die gefährlichen Versicherungen Ihrer Ergebenheit anzuhören und auch nur den Schein auf mich zu laden, daß ich an Sie gebunden sei und mit Ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht habe! Aber in dieser Stunde habe ich Alles abgebüßt, wessen ich schuldig geworden. Ja, ich bekenne mich schuldig, aber nur desjenigen Verbrechens, dessen ich fähig war, des Verbrechens, auf Ihren Umgang einen prunkenden Werth gelegt zu haben! Mit dieser Erkenntniß, die mir geworden, lassen Sie uns scheiden! Ich verdanke Ihrem unbegreiflichen Insult eine Klarheit, die plötzlich auf eine erhebende Weise über mich kommt. Aber entfernen Sie sich, ich beschwöre Sie, denn nicht mehr lange werde ich noch im Stande sein, Ihre Nähe zu ertragen!

Nachdem sie diese Worte wie in einem heftigen Krampf ausgestoßen, glitt sie gänzlich erschöpft an der Lehne des Stuhles nieder, an der sie sich bisher, mehrmals im Begriff, umzusinken, aufrecht erhalten hatte. Der Graf, der bis dahin wie in einer starren Betäubung dagesessen und sie angehört hatte, sprang

jetzt mit einer lebhaften Bewegung hinzu, um ſie in ſeinen Armen aufzufangen. Sobald ſich aber Leonore von ihm berührt fühlte, ſchien ſie ihre ganze Stärke wieder gewonnen zu haben. Sie entriß ſich ihm mit einer gewaltigen Anſtrengung und wies ihn mit einer ſtrengen Handbewegung von ſich zurück. Er aber ſank zu ihren Füßen nieder und wagte es, ihre Kniee umfaſſend, ihre Verzeihung anzurufen. In ſeinem Weſen war plötzlich eine auffallende Veränderung eingetreten. In ſeinem verſtörten bleichen Geſichte, das jeden modiſchen Zwang aufgegeben, ſtand der Ausdruck der tiefſten Zerrüttung und Verwilderung wunderbar ſcharf ausgedrückt da. Die ganze Geſtalt ſchwankte hin und her, eine fürchterliche Aufregung ſeines Innern ſchien ihn zu beherrſchen. Leonore glaubte vor ihm fliehen zu müſſen, aber er eilte ihr nach, und noch ehe ſie die Thür gewinnen konnte, hatte er ſie wieder am Arm ergriffen und zog ſie mit ſich in die Mitte des Zimmers zurück.

Sie müſſen mich anhören, Leonore! rief er mit flehentlicher Stimme. Um mir verzeihen zu können, um zu begreifen, wie der Wahnſinn in meinem Gehirn aufſteigen konnte, ein Wahnſinn, der ſelbſt Sie zu verletzen wagte, dazu müſſen Sie ein Wort von

mir vernehmen, wie ich es sonst keinem Menschen auf der Welt anvertrauen würde. Hören Sie denn, ich bin der unglücklichste Mann, ein Mann der verzweifeltsten Lage! Meine Finanzen sind auf eine so abscheuliche Weise zerrüttet, daß ich in ihren Wirbeln, die mir schon bis an den Hals gedrungen sind, nothwendig zu Grunde gehen muß und, wenn nicht eine Wunderhand sich nach mir ausstreckt, nur noch eine kurze Frist bis zum schmählichsten Untersinken haben kann!

Er hielt bei diesen Worten wieder inne und schien in der Fortsetzung seiner Bekenntnisse zu stocken. Leonore hatte ihm mit dem größten Erstaunen zugehört, und in der Verwunderung über die Veränderung, die plötzlich mit ihm vorgegangen war, schien sie fast ihren eigenen Zorn gegen ihn wieder zu vergessen.

Er fühlte ihre wiedererwachende Theilnahme und fuhr fort: Sie sollen den ganzen Abgrund meiner Lage kennen lernen! Ich habe, so lange ich lebe, ein unglückliches Verhältniß zum Gelde gehabt, es will sich nicht bei mir halten! Große Summen entschwanden mir von jeher unter den Fingern, so daß mir oft die Eigenschaft beigelegt wurde, Geld in Luft

verwandeln zu können. Nachdem mir auf dieſe Weiſe ein nicht unbedeutendes Erbtheil verflogen, denn der elende Ausdruck der Deutſchen: durch die Gurgel jagen, iſt doch gar zu materiell, lebe ich ſchon ſeit einigen Jahren von den Wechſeln, die ich ausſtelle und von denen ich den einen immer durch den anderen bezahle. Indem aber mit jedem neuen Wechſel immer der noch einmal ſo hohe Betrag entnommen werden muß, theils um den Wucherzins zu decken, theils um für meine eigenen Ausgaben etwas übrig zu behalten, ſchwillt die Lawine zu einer immer koloſſaleren Maſſe an und ſtürzt ſich mit donnerndem Getöſe mir auf den Kopf! Von Mailand und Wien her, wo ſich dieſer große Kehricht der Hölle ſchon unter meinen Füßen anſammelte, habe ich ihn bis hieher geſchleppt, und ein wahrhaft mörderiſches Unglück im Spiel, das mich hier von Anbeginn an verfolgt, hat den Sturz zu einem unaufhaltſamen gemacht. Die Wucherer haben ſchon meine Grabſchrift aufgeſetzt und halten ſie nur noch in der Taſche zurück, weil ich ihnen die Möglichkeit einer nahen Erbſchaft vorgeſpiegelt und ich auch als Hausfreund des reichen Eberhard ihnen noch immer ein beſonderes Vertrauen einflöße. Nun ſchwebt mir ſeit Kurzem das in dem

Hôtel weggenommene Geld bei Tag und bei Nacht vor, ich spiele damit im Traum, ich zahle damit frohlockend einen guten Theil meiner Gläubiger aus, und es ist mir, als müßte ich es Ihnen, Leonore, verdanken, daß dieses Rettungsgeld mir in die Hände fließt! Dieses ist der Wahnsinn, der mich seit einiger Zeit ganz und gar beherrscht, und der die Angst vor meinen in der nächsten Woche fälligen Wechseln mir dieses Mal mit den Phantasien des Tollhauses überkleidet hat! Werden Sie mir nun verzeihen, Leonore, nachdem ich Ihnen mein Gesicht des Abgrundes, der Nacht und der Verzweiflung gezeigt?

Verlassen Sie mich! erwiederte Leonore mit einer kaum hörbaren Stimme, indem sie seine ihr stürmisch dargebotene Hand zwar ergriff, aber mit einem leisen Drucke wieder fahren ließ. Es zerschneidet mir das Herz, Sie auf diese Weise vor mir zu sehen. Ich werde mit Eberhard sprechen, er ist gütig und klug und wird sich, wenn ich ihn recht sehr bitte, gern damit befassen, Ihre Angelegenheiten zu ordnen. Ich schreibe Ihnen darüber schon morgen das Bestimmteste. Aber Sie müssen mir ein Versprechen geben, Herr Graf, und dasselbe unverbrüchlich halten. Ein-

mal fordere ich von Ihnen, daß wir uns nie wiederſehen und daß der Moment unſeres heutigen Abſchiedes unſere letzte Begegnung iſt. Wir haben uns Einer in dem Anderen geirrt, und ein ſolcher Irrthum iſt ein gefährlich ſchwankender Grund, auf dem nicht fortgebaut werden kann. Dann aber fordere ich von Ihnen auf Ihr Ehrenwort, daß Sie niemals mit einer Sylbe oder mit einer Andeutung eingeſtehen, mit mir in jenem verhängnißvollen Hôtel eine Zuſammenkunft gehabt zu haben. Sie wiſſen, daß ich frei und ohne Erröthen meine Stirn erheben kann, in welcher Beziehung auch immer von jener Zuſammenkunft die Rede kommen mag. Aber mein Trotz und mein Eigenſinn haben ſich darauf geſetzt, daß ich, wie es auch kommen mag, Niemanden eingeſtehen werde, jemals dort geweſen zu ſein. Je mehr die Nichtswürdigkeit der Welt alle Schleuſen ihres Argwohns und ihrer Verdächtigung gegen mich aufziehen wird, um ſo mehr bin ich entſchloſſen, mich dagegen in ein undurchdringliches Schweigen zu hüllen und für keine Frage eine Antwort zu haben. Werden Sie mir darin beiſtehen?

Er ergriff von Neuem ihre Hand, um ſie zu küſſen,

aber sie zog sie dieses Mal mit einem ernsten, bedeutungsvollen Ausdrucke von ihm zurück.

Ich verspreche, alles, was Sie von mir fordern, heilig zu erfüllen! stammelte er dann, indem er sich tief vor ihr verneigte. Sein ganzes Wesen schien so erschüttert, daß er sich kaum mehr aufrecht zu erhalten vermochte. Er ergriff seinen Hut, um sich zu entfernen.

Halten Sie Wort, und ich werde Ihnen Wort halten! Leben Sie wohl für immer! rief sie mit einer feierlichen Entschlossenheit, von der sie sich plötzlich wunderbar getragen fühlte, ihm nach.

Er blickte sich noch einmal, um sie zu grüßen, nach ihr um, aber seine ganze Erscheinung machte ihr in dieser Gebrochenheit und Versunkenheit, in der sie ihn heute vor sich gesehen, in diesem Augenblick einen so widerwärtigen und unerträglichen Eindruck, daß sie rasch die Augen mit der Hand bedeckte, um ihn nicht länger betrachten zu müssen.

Erst der Klang der Thür, die sich hinter ihm geschlossen, schien sie wieder seinetwegen zu beruhigen. Sie holte, wie befreit von einer ungeheuren Last, tief Athem. Dann fuhr sie sich mit dem Tuch über die Augen, um die Thränen zu trocknen, die plötzlich

in einer ſtarken Fluth ihr über die Wangen geſtürzt kamen. Es waren aber Thränen, in denen ihr ganzes Weſen ſich erleichterte, und von denen ihr Gemüth plötzlich wie mit einem wunderbaren Frieden ſich erquickt fühlte. Die große goldene Uhr, welche auf dem Kamine ſtand, tönte die Stunde an, und Leonore zählte mit einem aufathmenden Lächeln die Schläge.

Es iſt erſt eilf Uhr! flüſterte ſie mit einem beglückten Tone. Ich finde ihn noch wach auf ſeinem Zimmer, denn ſein Fleiß, ſeine Begierde nach Gewinn und Gold feſſeln ihn um dieſe Zeit noch wie immer an ſeinen Schreibtiſch. Ach, er müht ſich ab Tag und Nacht für den goldenen Ueberfluß, und darunter findet er auch heute einen Beſitz wieder, dem er niemals ängſtlich nachgerechnet hat, und der ihm leicht hätte verloren gehen können. Es iſt mein Herz, das mich zu ihm zieht, und das ihm noch Zinſen tragen kann, wenn er's nur brauchen kann und verſtehen will!

Sie ergriff ein Licht und eilte mit geflügelten Schritten fort, um das Zimmer ihres Gemahls zu erreichen. Mit bebendem Herzſchlag näherte ſie ſich ſeiner Thür, und als ſie jetzt an dieſelbe klopfte,

bemächtigte ſich ihrer ein Gefühl, das ſie in die Schüchternheit ihrer erſten Mädchenjahre zurück verſetzte, und eine dunkle Purpurgluth trat ihr auf die Wangen.

Auf ihr Klopfen wurde indeß nicht geantwortet, ſie öffnete die Thür und fand das Zimmer leer. In dem daneben befindlichen Cabinet erblickte ſie nur den Kammerdiener, der in demſelben mit Aufräumen einiger Gegenſtände beſchäftigt ſchien, und ihr mit der Nachricht entgegentrat, daß Herr von Eberhard vor einer Stunde eine kleine Geſchäftsreiſe angetreten, die ihn jedoch nur bis Leipzig führen werde, und von der er bereits am Abend des anderen Tages wieder zurückgekehrt zu ſein hoffe. Eine noch ſpät angelangte Depeſche, die er von einem dortigen nahe befreundeten Handelshauſe empfangen, habe ihn veranlaßt, noch mit dem letzten Eiſenbahnzuge Berlin zu verlaſſen.

In dem großen und weitverzweigten Geſchäftsleben des Herrn von Eberhard waren nicht ſelten plötzliche Veranlaſſungen dieſer Art eingetreten, und er pflegte dann nur mit Hinterlaſſung ſeiner Grüße ſich zu verabſchieden, wie er es auch in dieſem Falle gethan. Oft aber war ſeine Abreiſe nur durch ſeine Rückkehr kund geworden, die er jedes Mal durch ein

koſtbares und liebenswürdig ausgefundenes Geſchenk, das er ihr mitbrachte, bezeichnete. Ungeachtet dieſer Gewohnheit, die ſich zwiſchen ihnen beiden feſtgeſtellt hatte, zuckte Leonore in dieſem Augenblicke ſchmerzlich zuſammen und ſchlich langſam und traurig zu ihrem Zimmer zurück.

Volkes Reden verachteten sie, denn sie waren jung und muthig, und fühlten edlen Stolz in der Grosses sinnenden Seele. Die hohe Wlasta aber trat mitten unter sie, und versammelte sie alle um sich her, und hieß sie, ihr folgen. Dann eilte das schöne kecke Mädchen mit hastigen Schritten voran, und die übrigen, die ihr gern vertrauten, zogen der Führerin nach, nicht wissend, was diese in ihrem oft erprobten Geist bewege. Und Wlasta beeilte sich immer stärker, denn sie war geschwind wie ein Reh, bis sie und ihre Jungfrauen der Menschen Häuser und Gesichter verlassen hatten. Sie schritt vor den Andern her, wie eine Königin, und Haar und Busen flogen ihr wunderbar vor Wuth und Schmerz. Sie war die Schönste und Stärkste unter Allen, und die hochgebauten Glieder waren weiß und frisch und gewaltig, wie ein sprudelnder Bergquell. Heldenmüthig und herausfordernd in ihrem Wesen, war sie doch freundlich und glänzend an Gestalt, und wenn man sie in rascher Bewegung dahinschweben sah, leuchtete sie von Kraft und Anmuth, von Hoheit

IV.

Als Leonore am anderen Morgen erwachte, war sie sich noch nie so verlassen und schutzbedürftig vorgekommen. Die wunderbarsten Gefühle vereinigten sich in ihr, um ihr die kurze Abwesenheit ihres Gatten diesmal als ein so beklagenswerthes Ereigniß erscheinen zu lassen, wie sie es noch nie empfunden hatte. Mit einer tiefen Herzensangst sah sie dem, was der kommende Tag bringen mochte, entgegen; denn sie sah sich durch den boshaftesten Zufall in eine Verwickelung verflochten, die in ihren Folgen noch schwerlich beendet war und die jeden Augenblick das Unangenehmste über sie verhängen konnte. In dieser Lage auch nur einige Stunden lang des Schutzes ihres Mannes zu entbehren, dünkte ihr ein bitteres Loos,

und ſie begriff nicht, wie Eberhard ſie unter ſolchen Umſtänden hatte allein laſſen können.

In der ſie ängſtigenden Beſorgniß beſchloß ſie, ſich ſo bald als möglich von Hauſe zu entfernen und den Tag einigen Beſuchen zu widmen, die ſie ſeit einigen Wochen aufgeſchoben hatte. Zuerſt aber wollte ſie mit ihrem Troſt und ihrer Hülfe eine Unglückliche aufſuchen, für welche ſie ſeit längerer Zeit ein näheres Intereſſe hegte und von der ſie zu ihrem Befremden lange nichts vernommen hatte. Dies war Eliſabeth Grell, Leonorens frühere Kammerjungfer, die durch ihre Verheirathung mit einem Manne, den ſie zwar aus Liebe gewählt, der aber durch Leichtſinn und Laſter in die zerrüttetſten Verhältniſſe geraihen, der ſchlimmſten Lage preisgegeben worden war.

Leonore wollte ſich heute mit eigenen Augen überzeugen, wie es der armen beklagenswerthen Frau ging, deren Schickſal ſie ſo gern erleichtert und günſtiger gewandt hätte. Leonore zog ſich unſcheinbarer als ſonſt an und ließ, um mit ihrer Equipage in der entlegenen und ärmlichen Vorſtadt nicht aufzufallen, eine Droſchke herbeiholen, in der ſie den weiten Weg zu ihrem Schützling antrat.

In der unter dem Namen des Voigtlandes be-

kannten Vorstadt, die in ihren kleinen düsteren Häusern vorzugsweise das Proletariat der berliner Bevölkerung birgt, ließ Leonore stillhalten, und betrat zu Fuß die unruhig belebten, mit lärmenden Kindern und kümmerlichen Gestalten aller Art bevölkerten Straßen, um das von ihrem letzten Besuch ihr noch wohl erinnerliche Haus aufzusuchen. Sie glaubte jetzt vor demselben zu stehen, aber es fiel ihr auf, daß das sonst über der Hausthür befestigte Schild, welches die Wohnung des Lithographen Grell hier bezeichnete, fehlte. Zugleich bemerkte Leonore mit dem höchsten Erstaunen, daß vor demselben Hause ein großer Möbelwagen hielt, von dem die schönsten Möbel und Geräthschaften im kostbarsten und modernsten Styl, wie sie nur für den glänzenden Haushalt einer vornehmen Familie bestimmt sein konnten, soeben abgeladen wurden. Mehrere Leute waren beschäftigt, diese Sachen in das Haus zu schaffen, welches Leonore jetzt betreten wollte und in dem, wie auf ihre Erkundigung ihr bestätigt worden, diejenigen noch wohnten, welche sie aufzusuchen gekommen war.

Leonore konnte kaum den engen Flur durchschreiten, da derselbe mit den prächtigen Gegenständen, die man hereintrug, vollgestellt war. Beim Vorbei-

ſchlüpfen bemerkte Leonore, daß dieſe Möbel mit denen, die in ihrem eigenen Salon ſtanden, ſowohl im Styl als in den Verzierungen die größte Aehnlichkeit hatten, und daher ohne Zweifel demſelben berühmten Magazin entnommen waren. Ein Divan, der eben vor ihr her die Treppe hinaufgetragen wurde, glich ſogar nicht nur in den Farben des Bezuges, ſondern auch in ſeiner eigenthümlichen Bauart ganz und gar einem vielbewunderten Möbel ihres Boudoirs. Leonore hatte ſtets für Gegenſtände dieſer Art ein ungemein lebhaftes Intereſſe gezeigt und einen ſolchen Divan nach ihrer eigenen, mit den Hausfreunden mehrfach beſprochenen Phantaſie-Zeichnung anfertigen laſſen. Wie mußte ſie ſich daher jetzt verwundern, als ſie einen ihrem Prachtſtück und ihrer Erfindung durchaus nachgebildeten Divan nun in dieſe armſeligen Räume der Dürftigkeit und der Verlaſſenheit hinaufſchaffen ſah.

Es war ihr jetzt durch einige geſchickte Bewegungen gelungen, an dieſem Divan vorüber die Treppe und den oberen Flur zu gewinnen, wo ſie auch ſogleich von Frau Eliſabeth, die in der Mitte der geöffneten Stubenthür ſtand, erkannt und begrüßt wurde. Es geſchah dies aber nicht mit der lebhaften Freude, welche ihr ſonſt bei ihrem Beſuch an dieſem Orte

entgegenkam, sondern Elisabeth sah bleich und verstört aus und schien beim Anblick ihrer ehemaligen Herrin in eine peinliche Verlegenheit zu gerathen. Es fiel Leonoren auf, daß die junge Frau, deren eigenthümliche Schönheit sonst in dem dürftigen und vernachlässigten Anzuge immer einen besonders rührenden Eindruck auf sie gemacht, heute weit sorgfältiger und gewählter angekleidet erschien und sich fast in einer eleganten Toilette darstellte.

Ei, zu Euch kommen diese prächtigen Sachen, Elisabeth? fragte Leonore mit einem bedeutsamen Hinblick auf das eben heraufgeschaffte Möbel und auf das geöffnete Zimmer, in dem schon einige mit Plüsch bezogene Lehnstühle und ein großer, in einem prunkvollen Goldrahmen schimmernder Spiegel Aufnahme gefunden hatte.

Elisabeth neigte sich, wie es schien, um ihre Verwirrung zu verbergen, auf die Hand ihrer Herrin nieder und küßte dieselbe mit einer stummen, ausdrucksvollen Geberde. Leonore fühlte ihre Hand zugleich von einer heißen Thräne benetzt und fuhr erschrocken empor, indem sie Elisabeth's Gesicht mit prüfenden Blicken betrachtete. Die von Kummer gebleichten Wangen der jungen Frau rötheten sich mit

dunkeln Purpurflecken, und ohne ein Wort zu ſagen, wies ſie auf das neue Canapee hin, welches zu der ſchlecht übertünchten Wand, an die es gerückt war, den ſeltſamſten Contraſt bildete, indem ſie mit ihren flehenden Blicken ihre Gebieterin einlud, auf demſelben Platz zu nehmen.

Leonore hatte ſich niedergelaſſen und ſchaute mit ſteigender Verwunderung in dem kleinen Zimmer umher, in deſſen Einrichtung eine ſo unbegreifliche Umwälzung vorging.

Geht es Euch denn jetzt ſo gut, Ihr lieben Leute? fragte ſie nach einer Pauſe. Ihr nehmt plötzlich, wie ich ſehe, einen gewaltigen Anlauf, Euch zu verbeſſern und es ſogar den vornehmen Leuten gleichzuthun. Da wage ich heute gar nicht, mein kleines Scherflein hervorzuziehen, das ich Dir wie gewöhnlich mitgebracht hatte, meine gute Eliſabeth, um Dir mein fortdauerndes Intereſſe zu beweiſen.

In dieſem Augenblicke wurde mit ziemlichem Ungeſtüm eine Thür aufgeriſſen, welche zu der anſtoßenden Kammer führte, und der Mann Eliſabeth's, eine große hagere Geſtalt, deren düſterer und unheimlicher Ausdruck für Leonore ſtets ſo viel Abſtoßendes gehabt, trat heraus. Als er des fremden Beſuches anſichtig

wurde, zog er mit einem widerlichen Grinsen die Mütze ab, welche über sein wild durch einander gewirrtes schwarzes Haar gestülpt war, und näherte sich der Frau von Eberhard bis in eine sehr zudringliche Nähe.

Wir werden nun bald im Stande sein, Sie auch etwas standesgemäß bei uns aufzunehmen, gnädige Frau! sagte er mit geräuschvollen Kratzfüßen, indem er frohlockend auf seine neuen glänzenden Besitzthümer hinwies.

Leonore betrachtete ihn mit einem aufsteigenden Angstgefühl, denn sein Wesen erschien ihr heute so verwirrt und aufgeregt, wie sie ihn früher nie gesehen, so daß sie zu bereuen anfing, sich ohne Begleitung eines Dieners hieher gewagt zu haben. Es war aber das erste Mal, daß sie bei ihren Besuchen den Mann angetroffen, der sonst bei dem wüsten und arbeitslosen Leben, das er führte, Tag und Nacht umherzuschwärmen pflegte und seine Frau, die eine unglückliche Jugendneigung für ihn so hart büßen mußte, mit einem jungen Kinde der Verlassenheit und Noth preisgab.

Leonore war aufgestanden und wollte sich jetzt rasch wieder entfernen, aber Grell vertrat ihr mit

einer dreiſten Geberde den Weg, und indem er ungeſtüm ihre Hand ergriff, ſagte er mit einem höhniſchen Ausdruck: Ihr reichen Leute ſeid neidiſch, wenn der Arme auch einmal zu etwas kommt! Ihr beweiſet das, indem Ihr alle meine ſchönen Sachen nicht einmal eines Blickes würdigt. Seht doch her, Madame, was ich mir alles angeſchafft habe, und, wahrhaftig, nur deshalb, um aus alter Anhänglichkeit Eurem herrlichen Beiſpiel zu folgen und auch ſo prächtig eingerichtet zu ſein, wie es die berühmte Frau von Eberhard unter den Linden iſt! Ich kann Euch aber verſichern, daß mir ſelbſt an all dem ganzen Trödel herzlich wenig gelegen iſt. Ich habe es nur gethan, um auch einmal meiner armen Eliſabeth einen Wunſch erfüllen zu können.

Eliſabeth hat es gewünſcht? fragte Leonore mit dem größten Erſtaunen, indem ſie auf Eliſabeth hinblickte, die aber leiſe ihren Kopf ſchüttelte und ſich dann, um die ihr aus den Augen ſtürzenden Thränen zu verbergen, zu der Wiege ihres Säuglings hinbegab, an der ſie ſich niederbeugte.

Ihr wißt, fuhr der Mann mit einer gewiſſen rohen Treuherzigkeit fort, daß Eliſabeth ſich nicht recht glücklich bei mir fühlt und, obwohl wir uns immer

sehr gut gewesen, sich doch auch viel über mich zu beklagen hat. Ihr waret selbst so stark dagegen, daß wir uns heiratheten, denn die gute Elisabeth war Euch eine allerliebste Kammerfrau, die Ihr gar nicht entbehren wolltet und für die Ihr kaum einen Mann aus Eurer stolzen vornehmen Welt würdig genug gehalten hättet. Aber wir liebten uns schon, als wir noch Kinder waren und im elterlichen Hause mit einander spielten. Und nun hatte ich in meinem Geschäft Arbeit vollauf und wurde gut bezahlt, und da mußtet auch Ihr endlich Eure Abmahnungen gegen unsere Verbindung fallen lassen. Aber Ihr hattet Recht gehabt, denn Elisabeth wurde bei mir nicht glücklich.

Er versank bei diesen Worten plötzlich in ein stumpfes Hinbrüten und vergaß, in dem, was er eigentlich sagen wollte, fortzufahren. Der Ausdruck seines Gesichtes verfinsterte und verzerrte sich auf eine widerwärtige Weise. Elisabeth schluchzte laut über der Wiege ihres Kindes.

Und warum seid Ihr nicht so fleißig und so gut geblieben, wie Ihr damals waret? fragte Leonore mit leiser Stimme. Elisabeth, die so lieb und zart wie ein Kind ist, würde glücklich gewesen sein, auch

wenn ſie mit Euch darben mußte. Aber Euch haben ſich wohl neuerdings ſehr günſtige Umſtände ereignet, denn wie ich ſehe, fangt Ihr an, große Verſchwendung zu üben. Das iſt in Eurer Lage gewiß nicht recht, und da ich mich ſtets als Eure Freundin bewieſen, ſo darf ich Euch dies wohl unumwunden ſagen.

Sagt's immerhin, erwiederte Grell mit einem ausbrechenden Lachen. Aber ich will's Euch ſagen, wie es zuſammenhängt, was Euch verwundert. Seht, ich habe höchſt unerwarteter Maßen eine alte Tante beerbt. Die gute Frau hatte in ihrem Strohſack, auf dem ſie wie eine Bettlerin verſtarb, mehrere Tauſend Thaler verſteckt, die ſie ſich durch Almoſen und durch einen elenden Krimskram, wahrſcheinlich aber auch durch ein Lotterieloos, zuſammengebracht. Es ſind ſolche Fälle ſchon öfter vorgekommen, und man hat ſogar in Büchern Geſchichten dieſer Art geleſen. Auch habe ich Zeugen dafür, daß ſich das Geld wirklich in dem Strohſack vorgefunden hat, und als der einzige Erbe meiner Tante gelangte ich in den rechtmäßigen Beſitz.

Er hielt bei dieſen Worten einen Augenblick inne und durchforſchte mit ſeinen ſchwarzen ſtechenden Augen ängſtlich das Geſicht der Frau von Eberhard, um

und ſüßer Lieblichkeit zugleich. Sie hatte etwas Kriegeriſches in ihrer Natur, und doch einen friedenſchließenden Zug um die ſchwellenden Lippen. Sie trat wie eine Siegerin auf, wann ſie den ſchlanken Fuß ſetzte, und wild blickte ihr holdes Auge, wie auf einen Feind. Und in alle Wildheit miſchte ſich doch die weiche Jungfräulichkeit ihres Mädchenweſens. So war ſie die Erſte ihrer Geſpielinnen, und alle liebten und ehrten die Wlaſta, der Keine glich.

Die Jungfrauen traten jetzt in kühlende Waldesſchatten, und erreichten den Berg Widowle, auf deſſen grünem Gipfel vertrauliche Einſamkeit lag. Hier befahl Wlaſta den Mädchen, ſich zu lagern, und ſie ſelbſt, in ihrer Unruhe, blieb vor ihnen ſtehen, und ſagte: Ihr lieben Geſpielen, hieher habe ich euch geführt, damit wir über unſere Bedrängniß, die zu den Göttern klagt, uns berathen können. O ihr trefflichen Mädchen, gibt es wohl ein höheres Gut, als die Freiheit? die Freiheit, welche Luft und Himmel und Bewegung und Leben und Alles iſt. Die Freiheit, an deren Buſen

ihre Meinung über ihn zu erſpähen. Als ſie ihn mit der Bemerkung beruhigte, daß ſie gar keine Urſache habe, Zweifel in ſeine Angabe zu ſetzen, fuhr er, mit einem weicheren Ausdrucke der Stimme, fort: Nun hatte ich das Geld, und ich dachte zuerſt daran, meiner armen Eliſabeth eine Freude zu machen. Es that mir leid, daß ſie ſo viel über mich weinte, und gern hätte ich ihre ſchönen blauen Augen wieder heiter geſehen. Ich hatte es lange gemerkt, ihr war doch nur bei ihrer Frau von Eberhard wohl geweſen, und in ihren Träumen hörte ich ſie oft von Euch ſprechen, und ſie beklagte dann, wie ſie ſich ausdrückte, ihre ſchöne Heimath, die ſie zu Euren Füßen verloren. Sie erinnerte ſich noch an jeden Stuhl, an jedes Sopha, wie es bei Euch geſtanden, und ich konnte ihr das nicht verdenken, denn es iſt wahr, meine gnädige Frau, es ſieht bei Euch wie in einem Feenpalaſt aus, und Alles ſtrahlt und funkelt ſo hell und goldig in Euren Sälen, daß man an alle Zaubergrotten denkt, von denen man als Kind in den Mährchen geleſen. Früher mußte mir Eliſabeth oft Eure Zimmer zeigen, wenn Ihr nicht zu Hauſe waret, und wir hatten dann unter Euren prächtigen Möbeln unſere gemeinſchaftlichen Lieblinge, an denen wir uns

freuten. Einige dieſer ſchönen Sachen hatte ich mir ganz genau in Form und Ausſehen gemerkt, und da ich Euren Möbelhändler wußte, ſo ging ich geſtern mit der Courage eines vollen Geldbeutels zu ihm hin und hielt Muſterung über all ſeine Raritäten. Da ſah ich zu meinem Ergötzen noch gerade ſolche Lehnſtühle und Divans bei ihm ſtehen, wie er ſie für Euch geliefert hatte, und nun wurde zuſammengekauft, was nur irgend in unſere kleine Wohnung hineingehen konnte. Aber glaubt Ihr wohl, als die Beſcheerung nun endlich hier ankam, daß ſich Eliſabeth auch nur einen Augenblick dazu gefreut hat? Sie weint wie immer fort und fort, und dieſe ewigen Thränen werden uns noch zu Todfeinden machen!

Es fuhr bei dieſen Worten ein blitzender Zorn in ſeine Augen empor, und er ſtarrte jetzt längere Zeit ſchweigend zu ſeiner Frau hinüber, die es mit einer immer ſtärker hervortretenden Aengſtlichkeit vermied, ſeinen Blicken zu begegnen.

Eliſabeth näherte ſich jetzt der Frau von Eberhard mit einer ſtummen Geberde, als wenn ſie Schutz bei ihr ſuchen wolle, und küßte ihrer früheren Gebieterin mehrmals inbrünſtig die Hände. Dann ſagte ſie ſchüchtern und kaum hörbar: Nicht wahr, es ziemt

ſich nicht für uns arme Leute, ſolchen Luxus zu treiben, und das Böſe hat dabei zu ſehr ſein Spiel, als daß das Herz deſſen froh werden könnte?

Dieſe Anſicht iſt es eben, die mich ärgert und verdrießlich macht! rief er mit einer wüthenden Geberde. Den Luxus kann jeder treiben, der ihn bezahlen kann, und darum habe auch ich armer Teufel ſtets den Luxus geliebt, weil er noch das einzige übrig gebliebene Mittel iſt, um die Menſchen einander gleich zu machen und das Evangelium der Geichheit und Brüderlichkeit zu einer Wahrheit werden zu laſſen. Wenn ich ein eben ſo ſchönes Kleid tragen kann, wie mein Herr, ſo iſt er mein Herr nicht mehr, und wir ſind Brüder, wenn mein Sopha, auf dem er bei mir ſitzt, eben ſo ſchön und eben ſo prächtig bezogen iſt, wie das ſeinige, auf dem ich mich bei ihm niederlaſſe. Woran ſollen ſich die Menſchen denn heute noch ſonſt erkennen, als an ihren Sophas und ihren Lehnſtühlen, ihren Goldſpiegeln und ihren Kronleuchtern? Jede andere menſchliche Berührung iſt zwiſchen ihnen verloren gegangen, und wenn man etwas Anderes wieder zwiſchen ihnen herſtellen will, ſo heißt man ein Revolutionär und fällt der Sorgfalt der Polizei anheim. Aber wißt Ihr, der Luxus iſt die erlaubte Revolution,

die ſtärker und gefährlicher ſein wird, als jede bisher verbotene. Er bringt die ganze Welt auf eine andere Stelle, und während er die reichen Leute arm macht, läßt er die armen Leute reich erſcheinen und giebt ihnen die Courage, mit klingendem Spiel ſich die beſſere, ihnen zukommende Stelle in der Geſellſchaft zu erobern!

Er brach bei dieſen Worten in ein lautes höhniſches Lachen aus, und ſein Geſicht nahm einen entſetzlichen Ausdruck an, der Frau von Eberhard erbeben machte. Der unglückliche Mann, der ſeinem Bildungsgrade nach eines beſſeren Schickſals werth geweſen wäre, erſchien ihr heute zugleich in dem Lichte einer feindſeligen und aufrühreriſchen Geſinnung, deren ſcharfer Ausdruck ſie innerlichſt betroffen machte. Sonſt, wenn ſie ihn geſehen, hatte ſie öfter die Spuren der Trunkſucht, die der eigentliche Grund zur Zerrüttung aller ſeiner Lebensverhältniſſe geworden war, in den erſchreckendſten Erſcheinungen an ihm wahrzunehmen. Seine heutige Aufregung ſchien ihr aber durchaus nicht dieſer Urſache zu entſtammen. Seine Worte hatten einen klaren und beſtimmten Ausdruck und waren nur zuletzt in eine dunkle, unheimliche Heftigkeit übergegangen, welche die Ent-

ſchloſſenheit zu jedem verwegenen und der Geſellſchaft gefährlichen Unternehmen an den Tag zu legen ſchien.

Leonore glaubte jetzt allen ihren Muth zuſammenraffen zu müſſen, um ihren Beſuch für beendigt zu erklären und ſich dann mit aller Haltung und ſo ſchleunig als möglich aus dem Zimmer zu entfernen. Sie verabſchiedete ſich mit einer gemeſſenen Kopfbewegung gegen den Mann, während ſie der Frau Eliſabeth freundlich die Hand reichte und ſie aufforderte, am anderen Tage zu einer beſtimmten Zite zu ihr zu kommen. Indem ſie aber eben die Thür erreicht hatte, fühlte ſie ſich in demſelben Augenblicke wieder von Grell, der ihr nachgeeilt war, bei der Hand gefaßt, und ſie wagte nicht ihm einigen Widerſtand zu leiſten, als er ſie in das Zimmer zurückführte und ſie mit einer faſt handgreiflichen Nöthigung veranlaßte, auf dem neuen Pracht-Divan Platz zu nehmen.

So ſeid Ihr Vornehmen und Reichen! ſagte er mit einer zudringlichen Geberde, indem er dicht vor ſie hintrat. So herzlos und ohne auch nur ein Mitgefühl zu äußern, hört Ihr meine Klagen an und wollt Euch mit gleichgültigem Schweigen entfernen, ſtatt ein gutes Wort zu hinterlaſſen. Ihr ſeid in

Eurem Geiſte harte und knickerige Leute, trotz der weichen und verſchwenderiſchen Stoffe, die Ihr an Eurem Leibe tragt. Wie ſchön und gemüthlich läßt Euch z. B. dieſes Kleid, das Ihr heute angelegt habt, und obwohl es kein ganz ſo koſtbarer und prahlender Stoff iſt, als ihr ihn ſonſt zu tragen pflegt, denn unter unſer niedriges Dach hier im Voigtlande wolltet Ihr nicht gerade in Eurer ganzen Herrlichkeit als Fee und Königin des Luxus einziehen, ſo iſt doch die Seide echt franzöſiſch, und das Muſter iſt ſo liebenswürdig und freundlich, daß man ſchon deshalb Euch zu Füßen ſinken möchte!

Er wagte es, ihren Aermel zu ergreifen und auf demſelben mit prüfender Hand hin und her zu taſten. Leonore ließ bei dieſer Berührung, die etwas Erſchreckendes für ſie hatte, einen leiſen Schrei hören, worauf Eliſabeth, mit einem vorwurfsvollen und zornigen Ausdruck gegen ihren Mann, herzuſprang und ſich ſorglich zwiſchen ihn und ihre Herrin ſtellte.

Grell brach darüber in ein unmäßiges Lachen aus, und nachdem er ſeiner Frau, wie zum Scherz, einen etwas ſtarken Schlag auf die Schulter gab, ſagte er in einem widerlichen Tone: Närrchen, das Du biſt! wenn wir uns auch zuweilen zanken und etwas

klopfen, glaubst Du denn, daß ich im Stande wäre, mich nur mit einem Blick gegen unsere liebe gnädige Frau zu vergehen? Bin ich auch ein armer Schlucker, so weiß ich doch, wie es in der Welt hergeht, und gebe gern dem Kaiser, was des Kaisers ist. Aber wenn Ihr auch nicht wißt, gnädigste Frau von Eberhard, wie einem Menschen meiner Art zu Muthe sein mag, so werdet Ihr mir doch gewiß Euren guten Rath nicht vorenthalten in einer Sache, in der Euer Geschmack Gesetze giebt. Ihr seht alle die hübschen Gegenstände, die ich für uns angeschafft habe, und ich möchte nun auch gern, daß es, wie man sich heute auszudrücken pflegt, anständig und nobel bei uns aussieht. Wie Ihr leicht begreifen werdet, stört mich darin noch dieser schändliche Ofen, den Ihr da mit seinen schwarzen Kacheln wie ein unförmliches Gespenst sich aufbäumen seht. Ich möchte mir nun gern dieses Ungeheuer, das mir mit seiner nichtswürdigen und boshaften Physiognomie alle Pläne mit dieser Stube zerstört, so zähmen und abrichten, daß ein moderner Kamin daraus werden könnte. In Euren Prachtsälen ist das eine Hauptgeschichte, daß man einen Marmor-Kamin hat, mit der goldenen pendelschwingenden Stutzuhr und anderem schönem

Prunktrödel besetzt, und dann pflanzt Ihr Euch im Halbkreise auf Euren Plüsch- und Sammetstühlen um denselben her und kommt Euch schrecklich wichtig und kostbar vor, indem Ihr Euren geselligen Klatsch durch einander rührt. Ihr habt einige schöne Kamine in Euren Sälen, die ich beim flüchtigen Durchgehen nicht genug bewundern konnte. Der Herr Gemahl hat sie freilich aus Italien selbst kommen lassen, womit ein armer Parvenu, wie ich, freilich nicht wetteifern kann. Werdet Ihr glauben, daß ich oft nicht habe schlafen können wegen der wundervollen Form Eurer Marmor-Kamine, und wenn ich bei Tage meine Arbeiten machte, verdarb ich manchen Stein, indem ich in die Listen der Armen-Direktion, die ich zu lithographiren hatte, vor lauter Träumerei über Eure Pracht Zeichnungen von Euren italienischen Kaminen hineinkritzelte. Nun weiß ich auch bei einem Trödler einen Kamin, der zwar nur von schlesischem Marmor ist, den ich aber doch jetzt kaufen würde, wenn Euer Kenner-Urtheil dahin liefe, daß ich es mit einigem Erfolg unternehmen könnte, an die Stelle meines Kachelofens dort einen anderen Kamin zu bringen.

Er begleitete seine Frage jetzt mit einer so ernsten und gewichtigen Miene, daß Leonore, die sonst leicht

zu einer ausgelassenen Heiterkeit aufgelegt war, bei einer anderen Gelegenheit sich derselben ganz in ihrer muthwilligen Weise hingegeben haben würde. Aber ihre Stimmung war in diesem Augenblicke so wunderbar bewegt, daß sie vielmehr in ein sinnig hinbrütendes Schweigen versank und seine Frage unbeantwortet ließ.

Die Sache ist aber noch sehr zu bedenken und macht mir wirklich Kopfbrechen! fuhr er nach einer Pause wieder fort, indem er gedankenvoll mit den Fingern durch die Luft zeichnete. Wenn man die untere Hälfte des Ofens einschlägt und einen Kamin hineinsetzt, so ließen sich die oben stehen bleibenden Kacheln mit einem goldenen Sophaspiegel überkleiden, und wenn auch ein unglücklicher Bau dabei herauskommt, so würde das Ganze noch immer ziemlich nobel aussehen. Dann erst, meine Elisabeth, werden wir wissen, was seine Unterhaltung ist, wenn wir Abends zusammen vor unserem Kamin dasitzen und uns etwas erzählen werden.

Er näherte sich ihr bei diesen Worten und legte seinen Arm um ihren schlanken, zierlichen Leib. Elisabeth entzog sich aber dieser Umarmung mit einer scharfen, hastigen Bewegung. Seine Hand zurück-

schiebend, sagte sie leise: Mein armer Eduard, das wird uns nicht glücklich machen! Ich wollte, wir hätten den Muth behalten, arm zu sein. Denn diese Pracht wird schwer für uns zu ertragen sein, und ich sehe noch nicht ein, wie wir sie mit unseren Verhältnissen vereinigen wollen.

Mein Kind, erwiederte er mit einem hinstarrenden Blicke, der Schein regiert heut zu Tage die Welt. Wir müssen reich scheinen, und Du wirst sehen, dann werden wir es auch binnen Kurzem werden. Ja, wenn Jeder den Muth hätte, so arm zu scheinen, als er wirklich ist, dann wäre den Meisten geholfen, und es fehlte ihnen wohl nicht viel zum Paradiese. Am übelsten sind heutigen Tages die sogenannten anständigen Leute daran, die zu viel haben, um für arm zu gelten, und zu wenig, um reich zu sein. Die müssen sich nun über Kopf und Hals in den Luxuströdel stürzen und in den glänzenden Schein hineinschwindeln, bis sie in demselben gottesjämmerlich ertrunken sein werden. Dies ist nicht mein Fall. So lange ich noch Proletarier war, habe ich mein Elend hinlänglich zur Schau getragen. Jetzt habe ich einige Tausend Thaler ererbt und will damit ein Geschäft anfangen. Um Credit zu haben, muß es dazu

ihr groß und ſchön geworden ſeid, von der ihr die Milch der Erkenntniß getrunken und die Frucht eurer untadlichen Bildung geerntet habt. Die Freiheit, in deren Schooß allein Sitte, Tugend, Liebe, Tapferkeit und Glauben an die Götter gedeihen. Und mit unſerer Frau Libuſſa iſt uns auch unſere Freiheit geſtorben. Nicht in uns und in unſern Gemüthern iſt ſie geſtorben, ſondern in den wankelmüthigen und unedeln Meinungen der Männer. Libuſſa wollte unſer Geſchlecht erlöſen, ſie hatte ihm die Freiheit beſtimmt, denn nur in der Freiheit können wir unſer Weſen erheben auf eine höhere und ſchönere Stufe der Achtung. Libuſſa beherrſchte das Land, und die Männer gehorchten ihr, und an uns bildete ſie, wie ſie das Frauengeſchlecht in ſeiner künftigen Unabhängigkeit und Geiſteserweckung ſich dachte. **Liberté pour toutes les femmes!** das war der Grundſatz, theure Freundinnen, in dem wir erzogen wurden. Ich hoffe, wir machen alle unſerer großen Bildnerin keine Schande. Freiheit, Freiheit, Freiheit für uns Alle! Denn daß dieſer geiſt-

beſſer bei mir ausſehen, als früher. Meine ſchönen Möbel werden daher nur die Köder ſein, die ich auswerfen muß, um den armſeligen Verſtand der Menſchen zu fangen und mir ihr Vertrauen zu gewinnen. Denn wenn ich ihnen bloß als ehrlicher Mann komme, haben ſie kein Vertrauen zu mir. Und da es zugleich mit meinem Geſchmack übereinſtimmt, daß ich mich gut einrichte, ich außerdem Alles baar bezahlt und wohl berechnet habe, ſo ſehe ich nicht ein, was es dabei noch zu bedenken und zu bedauern giebt!

Nach dieſen Worten machte er gegen Frau von Eberhard ein etwas trotziges Compliment und begann nun, ſich ausſchließlich, ohne ferner Acht auf ſie zu haben, mit der Aufſtellung ſeiner neuen Beſitzthümer zu beſchäftigen. Mehr und mehr Gegenſtände wurden heraufgebracht, und er zeigte ſich ſtets erfinderiſch, denſelben noch eine paſſende und augenfällige Stelle zu ermitteln. Leonore erſah dieſen Augenblick, um ſich eilig zu entfernen, nachdem ſie einige leiſe geflüſterte Worte mit Eliſabeth gewechſelt und derſelben eine Zeit beſtimmt hatte, in der ſie am anderen Tage zu ihr kommen ſolle.

V.

Leonore brachte den anderen Theil des Tages in ihrem Hauſe in einer inneren Unruhe hin, die ihr eine unbeſchreibliche Pein verurſachte. Sie litt davon um ſo mehr, als ſie ſich ſtreng vorgenommen hatte, die Stunden bis zur Rückkehr ihres Gemahls in der abgeſchloſſenſten Einſamkeit hinzubringen und für jeden Beſuch, welcher auch immer gemeldet werden mochte, unzugänglich zu bleiben. Einer dieſer Beſuche hatte ſich durchaus nicht abweiſen laſſen wollen, und die Bedienten, welche die früheren Vorrechte des Grafen Santa noch im Gedächtniß hatten, kehrten mehrmals wieder, um ſein dringendes und unabläſſiges Begehren, vorgelaſſen zu werden, der Gebieterin zu hinterbringen. Leonore ſchickte ſie aber mit den gemeſſenſten Verhaltungs-Befehlen wieder zurück, worauf nach

einiger Zeit der Kammerdiener mit einem Briefe wiederkehrte, welchen der Graf selbst abgegeben hatte. Sie legte ihn auf ihren Tisch nieder, um ihn erst in Gegenwart Eberhard's zu entsiegeln und seinen Inhalt kennen zu lernen. Bald darauf klingelte es wieder mit einer so rücksichtslosen Heftigkeit, daß Leonore entsetzt in ihrem Sessel emporfuhr und mit einer wahren Herzensangst an der Thür lauschte, was ihr von Neuem zugemuthet werden sollte. Dieses Mal schien ihr Befehl, daß die Bedienung ihr gar nichts mehr melden solle, nicht ausgeführt werden zu können. Denn man kam eiligst den Corridor herauf, um ihr ein mit einem großen Siegel versehenes Schreiben zu übergeben, welches ein Gerichtsdiener überbracht und dessen Empfang von ihrer Hand sogleich bescheinigt werden sollte. Schon aus dieser gedruckten Empfangs-Bescheinigung, welche Leonore zu unterzeichnen hatte, ersah sie zitternd und schreckensvoll, daß ihr eine gerichtliche Vorladung zugegangen, durch welche sie für den nächsten Tag zum Erscheinen auf dem Polizeigericht und zur Zeugniß-Ablegung in der Diebstahlssache vorgefordert wurde.

Leonore konnte vor Bewegung kaum die Feder halten, mit der sie ihren Namen auf das Papier

warf. Dann versank sie in ein dumpfes Hinbrüten, in dem ihre Phantasie sie mit den entsetzlichsten Schreckbildern quälte. Noch mehr ängstigte sie der Gedanke, daß die Rückkehr Eberhard's, der im günstigsten Falle noch am heutigen Abend entgegen zu sehen war, noch auf eine längere Zeit hinausgeschoben werden könnte, was bei seinen plötzlich eintretenden Geschäftsreisen nicht selten der Fall war. Ihre Vorstellungen richteten sich mit einer Sehnsucht, von der sie sich selbst wunderbar überrascht fühlte, ihrem Mann entgegen, und sie hoffte, daß, wenn sie ihn nur erst wieder an ihrer Seite erblickte, sich dann leichter und glücklicher Alles lösen und die über ihrem Haupte drohende Gefahr noch einmal von demselben abzuwenden sein werde.

Es wurde ihr dabei von Neuem tröstlicher zu Muthe, und sie klammerte sich, wie zur Rettung vor den widerwärtigen Bildern, die sonst auf sie einstürmten, mit allen ihren Gedanken an die Gestalt ihres fernen Freundes fest, den sie sich mit allen Farben einer frischen Zuneigung auszumalen begann. Sie rühmte sich seinen hohen Verstand, vor dem sie stets die größte Bewunderung gehegt, und der so durchdringend, fein und erfinderisch war, daß er, wie

sie hoffte, gewiß noch eine gute Auskunft für sie ersinnen würde. Leonore gestand sich, daß man nicht mehr Vorzüge und mehr Liebenswürdigkeit besitzen könne, als ihr Gemahl in sich vereinigte, und immer eifriger und begieriger diesem Zuge der Gedanken nachhängend, ging sie auf die ersten Scenen ihrer Bekanntschaft mit Eberhard zurück, in denen er sich auf eine für sie so unwiderstehliche Weise um ihr Herz beworben. Sie erinnerte sich, daß sie ihn damals schön, interessant und geistvoll gefunden, und daß er ihr den Eindruck eines Mannes gemacht, dem Hochachtung und Gefühl bei ihr sich innerlichst zuwenden mußten. Es erschien ihr plötzlich wie ein seltsames Räthsel, daß ein so gleichgültiges Zusammenleben zwischen ihnen entstanden war, das sich wie eine kalte Nebelwolke über ihr Verhältniß gebreitet hatte. Es war ihr, als beginne dieser dicke, schwere Nebel sich plötzlich wieder zu senken, die lichten Umrisse der Gestalt und der Liebe traten in neuem Reiz vor sie hin, und das ganze Gemach, in dem sie so saß und träumte, schien sich ihr in diesem Augenblick mit einem wunderbaren, ihre ganze Seele durchzuckenden Glanze zu erfüllen.

Leonorens Sehnsucht, ihren Gatten wieder ein-

treffen zu sehen, steigerte sich von Stunde zu Stunde, und als er noch immer ausblieb, begann sie, sich mit Lectüre zu beschäftigen, warf aber das Buch bald wieder hin, weil ihre Gedanken und Empfindungen über allen Inhalt desselben hinausdrangen. Nichts wollte ihr mehr zu einer Auskunft dienen, um sich über die trägen schleichenden Minuten hinweg zu bringen, und manche elegante und kostbare Spielerei unter ihren Nippsachen, an der sie sonst vielen Zeitvertreib gefunden, dünkte ihr in diesem Augenblick so abgeschmackt, daß sie verächtlich mit der Hand fortschob, was sich ihr gerade in der Nähe aufdrängen wollte. Auch die ganze prunkvolle Einrichtung des Salons, in dem sie sich befand, erschien ihr plötzlich so unheimlich und für ihr Gefühl verletzend, daß sie sich mit einer Art von Scheu davon abwandte. Das eigenthümliche Erlebniß ihres heutigen Morgenbesuches drängte sich ihr wieder auf, und sie verweilte mit Entsetzen bei den Erinnerungen an alles, was sie dort gesehen und erfahren, und worüber sie sich eines höchst beängstigenden Gefühls nicht entschlagen konnte.

Endlich, als es schon spät geworden war, rollte ein Wagen vor dem Hause vor, und Leonore, die mit einer leidenschaftlichen Hast ans Fenster gestürzt

war, erkannte die Gestalt ihres Mannes, der eiligst ausstieg und sich die Treppe herauf näherte. Leonore konnte sich nicht enthalten, ihm entgegen zu eilen, und sie flog ihm jetzt, als sie seiner ansichtig wurde, mit einer Inbrunst in die Arme, wie sie ihm dieselbe seit langer Zeit nicht entgegengetragen hatte.

Eberhard schien mit einem freudigen Staunen eine Umwandelung in dem ganzen Wesen Leonorens wahrzunehmen. Er geleitete sie in ihr Zimmer zurück und wollte sich zu ihr setzen, um zuerst von ihr zu hören, wie es ihr den Tag über ergangen und was während seiner Abwesenheit vorgefallen sei. Leonore aber bestand darauf, daß zuerst für ihn selbst gesorgt werden müsse, und was sie noch nie gethan, sie schickte sich selbst an, alles zu seiner Bequemlichkeit Nöthige für ihn herbei zu holen, um ihn sein Reisekleid mit dem leichteren Hausrock vertauschen zu lassen. Dann gab sie sich nicht eher zufrieden, als bis sie ihn zugleich mit Speise und Trank erquicken durfte. Sie duldete dabei keine Bedienung, sondern stellte Alles selbst auf den von ihren Händen geordneten Tisch hin, vor dem Eberhard nun ihr gegenüber Platz nehmen mußte. Mit leuchtenden Augen sah sie ihm zu, wie er darauf wirklich mit einigem Eifer an sein

Souper ging und ſich alles ihm Aufgetragene mit einem ſichtlichen Behagen ſchmecken ließ.

Schon von mancher längeren Geſchäftsreiſe bin ich zurückgekommen, meine theure Leonore, ſagte Eberhard nach einer Pauſe, und noch nie haſt Du mich ſo liebenswürdig und gemüthlich aufgenommen, wie heute Abend.

Weißt Du, wie es mir heute vorkommt? entgegnete Leonore, indem ſie in eine vertraulichere Nähe zu ihm heranrückte. Es iſt mir, als wären wir wieder auf der Reiſe zuſammen, wir Beiden ganz allein, wie damals, als wir nach unſerer Hochzeit eine Fußwanderung durch Böhmen unternahmen und oft in entlegenen Waldherbergen zuſammen übernachteten. Dann gab es nichts Rechtes zu eſſen, und ich ſuchte nun meinen Triumph darin, Dir aus dem Wenigen, was ſich auftreiben ließ, ein überraſchendes Mahl zuſammen zu ſetzen und dabei ſo viel Kunſt und Schlauheit zu beweiſen, daß Du mit Stolz ſchon auf Deine künftige Hausfrau blicken ſollteſt.

Ja, verſetzte Eberhard, indem er ſie mit einem ernſt ſinnenden Ausdruck betrachtete, das war die Wald-Idylle unſerer Flitterwochen. Dieſe Idylle iſt Dir aber ſpäter wohl nicht mehr ſo wünſchenswerth

erſchienen, als bei jenem romantiſchen Umherſchwärmen, auf dem ſo vieles Wunderbare und Neue in der Phantaſie rege wird. Und warum erinnerſt Du Dich gerade heute an dieſe längſt verklungene Aventure einer ſo ſchönen Zeit?

Wir ſitzen uns wieder ſo ſtill und einſam gegenüber, wie damals, und ich habe den Wunſch, Dir wieder etwas ſein zu können! ſagte Leonore mit einer bebenden, leiſen Stimme, indem ſie verſchämt und glühend ihr Geſicht von ihm abwandte.

Dann bin ich zu einer geſegneten Stunde zurückgekehrt! rief Eberhard, ihre Hände ergreifend und mit ſeinen ſtürmiſchen Küſſen bedeckend. Dann ſprang er auf und ſchritt, die Hände auf dem Rücken gefaltet, wie er zu thun pflegte, einige Male nachſinnend durch das Zimmer. Sie folgte ihm mit erwartungsvollen Blicken, in denen Sehnſucht und Ungeduld ihrer Seele funkelten.

Ich hoffe, es wird noch Alles gut werden! ſagte er, ſich wieder zu ihr wendend. Iſt während meiner Abweſenheit etwas vorgefallen?

Leonore ſchrak zuſammen und holte raſch das Papier mit dem gerichtlichen Siegel herbei, welches ſie auf ihrem Schreibtiſch verwahrt hatte. Er durch-

flog es ruhig und legte es wieder auf den Tisch zurück, während sie zitternd seiner Aeußerung entgegen zu harren schien.

Wir müssen fort von hier, Leonore! sagte er darauf, indem er wieder zu ihr zurückkehrte und seine Hand treuherzig auf ihre Schulter legte. Es wird dies in jeder Hinsicht unser Heil sein, und fern von hier werden wir wieder ein neues, schöneres Leben beginnen.

Ja, laß uns fliehen, Eberhard, fliehen, auf der Stelle, noch in dieser Stunde! rief sie, mit einem schwärmerischen Ausdruck, der zugleich die ganze in ihr wühlende Herzensangst enthüllte. Weit, weit von hier ginge ich gern mit Dir fort, denn Alles, was es hier giebt, ist mir herzlich zuwider und ganz verabscheuenswerth geworden. Warum gehen wir nicht einmal auf Dein Gut in Tyrol? Es ist die einzige Deiner Besitzungen, welche Du niemals mit mir besucht hast, und doch brachtest Du mit ausschließlicher Vorliebe einen Theil Deiner Jugend dort zu. Ich will dort ganz in der Einsamkeit mit Dir leben, mit Dir auf die Jagd gehen, Bäuerin werden und die Landwirthschaft mit Dir treiben!

Ach, mein Kind, erwiederte er, sie mit einem

loſe Herzog Przemyſl unſer Geſchlecht verachtet, und ein arger Feind unſerer liebſten Hoffnungen iſt, habe ich ſchon, als unſere hochſeelige Fürſtin noch lebte, ahnungsvoll in meinem Geiſt erſchaut. Und ſeinen Sohn, den ihm Libuſſa geboren, wird er gewißlich dazu anhalten, daß er unſerer noch viel weniger achtet. Auf alſo, auf, ihr Jungfrauen der Libuſſa! Es gilt einen Entſchluß zu faſſen, daß wir und unſer Geſchlecht nicht ſchmählicher Dienſtbarkeit, die uns droht, anheimfallen! Das Weib muß frei ſein, ſonſt iſt es verachtungswürdig, denn zur Freiheit haben die Alles wohlbedenkenden Götter nicht bloß den Mann erſchaffen! Die Freiheit iſt überall und in jedem Herzen, das Flügel hat, um ſich über das Gemeine zu erheben!

Hier endete die herrliche Wlaſta ihre Rede, und ließ ſich mit einem lauten, bruſtzerſprengenden Seufzer unter einen Baum ſinken. Dann ſtützte ſie das ſchöne, gedankenvolle Haupt in die Hand, und ſaß lange, von einem wunderbaren Tiefſinn umfangen, da. Die Andern ſchwiegen bange, und es war

wunderbaren Lächeln betrachtend, Du bist viel zu schön zu einer Bäuerin, und auf der Jagd in Tyrol muß man Felsen und Berge erklettern können. Du könntest Deine Brillanten auf einer solchen Tour verlieren.

Meine Brillanten interessiren mich schon nicht mehr, entgegnete sie ernsthaft und eifrig. Könnte ich in Tyrol mit Dir sein, so wollte ich niemals wieder Brillanten anlegen.

Dort streut die Morgensonne sie verschwenderisch über alle Gipfel und Thäler aus! versetzte Eberhard, einen Augenblick in träumerische Rückerinnerungen versinkend.

Aber diese Träume bringen uns noch nicht über die Schwierigkeiten des Augenblickes hinaus, sagte er dann, sich wieder sammelnd. Du sollst morgen vor Gericht erscheinen, Leonore, und welcher Art wird das Zeugniß sein, das Du ablegen kannst? Wird es Dich nicht in weitere Unannehmlichkeiten verwickeln, und werden wir nicht genöthigt sein, den Verlauf dieser ganzen abscheulichen Geschichte abzuwarten, ehe wir nur daran denken können, den glücklichen Moment unserer Abreise zu bestimmen?

Mein Gott, erwiederte sie, die Hände ringend — wenn wir nicht heute Abend oder morgen früh schon

abreisen können, so bin ich doch verloren! Denn vor Gericht erscheinen zu müssen, ist mir ein schrecklicher Gedanke. Ich werde es nicht über mich vermögen, ich werde dabei vergehen vor Angst und Beschämung!

Ueber Deine Lage dabei kann ich mich nicht äußern! entgegnete Eberhard, indem sich plötzlich ein schroffer Ernst in seinen Gesichtszügen ausdrückte. Du hast mir alles und jedes Vertrauen in dieser Sache vorenthalten, und ich weiß darum gar nicht, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit jenem Hôtel garni und Deinem Dir Schuld gegebenen Besuch in demselben hat.

Ich will Dir Alles sagen! versetzte Leonore rasch und mit einem aufleuchtenden Gesicht. Es beschämte mich zu sehr, Dir die Wahrheit zu sagen, weil dieselbe ein zweideutiges Licht auf mich werfen konnte, was ich allerdings meinem verdammenswerthen Leichtsinn Schuld zu geben habe. Aber ich habe dafür mit Qualen meines Herzens gebüßt und büße noch, wie es nur einem großen Verbrecher als Strafe zuerkannt werden kann. Sage mir, Eberhard, hast Du je aufgehört, an mich zu glauben?

Sie sah ihm dabei so gerade und ehrlich in die Augen, daß er sich nicht enthalten konnte, ihr wieder

freundlich zuzunicken und durch einen Kuß auf ihre Stirn ihre Frage zu beantworten.

Ja, ich habe nie aufgehört, Dir zu vertrauen, Leonore! sagte er mit einem innigen Tone. Mein Vertrauen zu Dir war grenzenlos; denn ich liebte Dich nicht bloß, weil mich Deine Schönheit entzückt hatte, sondern weil ich tief in Dein Herz gesehen. Selbst unter den leichtfertigsten Umgebungen vertraute ich Dir; denn ich wußte, daß alle Spiele der Eitelkeit Dich nur oberflächlich und kurze Zeit interessiren können. Und vielleicht trifft mich selbst die Schuld, daß ich, den Schein vor der Welt zu sehr verachtend und im Gegentheil mich boshaft an dem Aerger der Leute ergötzend, Dich nicht warnte, sondern eher in manchem Umgang bestärkte. Und nun kläre mir Deine mögliche Beziehung zu jenem Hôtel auf.

Ich war dort anwesend, ja! versetzte sie leise und zögernd. Sie hielt wieder inne, und fuhr dann mit dunkel errötheten Wangen fort: Ich hatte dem Grafen Santa versprochen, dort zu einem Rendezvous mit ihm zu erscheinen.

Ein Rendezvous? wiederholte Eberhard, indem er heftig zusammenschrak und auf seiner Stirn ein düsterer, drohender Ausdruck Platz zu nehmen begann.

Geht das nicht über das Maß des Vertrauens hinaus, das ich Dir stets bewiesen und das von Dir in Anspruch genommen wurde?

Der Schein ist gegen mich, aber ich schwöre es Dir bei dem Andenken meines Vaters und bei dem Segen, den er als Sterbender auf mein Kindeshaupt drückte, ich schwöre es Dir, daß ich rein und würdig geblieben bin, würdig meines Vaters und meines Gatten, würdig Deiner Liebe und Deines Vertrauens, Eberhard!

Und wie sollte ich es verstehen, daß Du Dir an einem so unpassenden Ort heimliche Zusammenkünfte mit einem Manne giebst, über dessen Verhältniß mit Dir schon so viele widerwärtige Gerüchte gehen? fragte Eberhard mit dem schmerzlichsten Ausdruck.

Ich sehe wohl ein, daß die Sache sehr schlimm ist, erwiederte sie, indem ihr die Thränen aus den Augen stürzten, und wenn Du mich verdammen willst, so werde ich mich nicht beklagen dürfen. Denn wie soll ich Unglückliche darthun, daß ich ohne Schuld und Vorwurf geblieben, obwohl ich mit einem Manne, dessen lasterhafte Sitten überall ruchbar sind, in einem halb verdächtigen Hôtel und in einem für uns Beide gemietheten Zimmer mich zusammen gefunden habe!

Mir ist nicht mehr zu helfen, aber ich habe es durch meine höchst verwerflichen Thorheiten verdient, wenn ich mich zu Grunde gerichtet sehen muß!

So sage mir, was Du zu Deiner Rechtfertigung anführen kannst! versetzte Eberhard mit einem rauhen Tone, obwohl seine Gutmüthigkeit ihn schon wieder zu einem aufrichtigen Mitleid mit dem in Schmerz und Verzweiflung aufgelösten Zustande seiner Gattin trieb.

Zu meiner Rechtfertigung? wiederholte sie mit einem trüben Lächeln. Ach, zu meiner Rechtfertigung kann ich nichts anführen, als daß ich eine eitle Thörin gewesen; und wenn Du den Glauben an meine Unschuld behalten willst, wirst Du dafür die Meinung von meiner Thorheit, von meinem kindischen und abgeschmackten Leichtsinn bis ins Unendliche steigern müssen. Wähle darum, mit welcher Anklage Du mich am liebsten zu Boden schmettern willst! Ich nahm das Rendezvous an, um mich rühmen zu können, mit einem italienischen Grafen ein Rendezvous gehabt zu haben. Eine Wette in der Pensions-Anstalt zu Dresden trägt die einzige Schuld an dieser mir so verderblich gewordenen Begebenheit.

In athemloser Spannung hatte Eberhard ihre Hand ergriffen und bat sie, fortzufahren, weil von

der Lösung, die sie geben würde, das einzige Glück seines Lebens abhange.

Wir waren in Dresden sehr thörichte und tadelnswerthe Geschöpfe, fuhr Leonore nach einer Pause fort. Von den Gaukeleien und Tollheiten, die wir Mädchen dort zusammen trieben, wirst Du, mein ernster Freund, keinen Begriff haben. Ich hatte mit einer jungen russischen Gräfin aus Petersburg einen Herzensbund geschlossen, der aber eigentlich nur darin bestand, daß wir uns in Uebermuth gegenseitig überboten und unter uns und mit Anderen die possenhaftesten Neckereien trieben. Einst schlugen wir uns im Uebermaß der Tollheit eine Wette vor, welche diejenige von uns der Anderen abgewinnen sollte, die, wo und wann es auch sei, zuerst in die Lage kommen würde, einem italienischen Grafen ein Rendezvous zu bewilligen. Auf einen Cavalier dieser Art hatten wir es wegen eines bestimmten Vorfalls abgesehen, der sich auf einem Balle mit einem vornehmen Italiener zugetragen. Wir hatten beide gewünscht, mit ihm zu tanzen, aber durch die Zudringlichkeit zweier sächsischer Offiziere, die sich auf eine beleidigende Weise für den Italiener äußerte, wurden wir von demselben fern gehalten, und es entstand ein zwiefaches Duell dar-

aus, welches eine schwere Verwundung des Grafen Carmagnola zur Folge hatte. Wie leichtsinnig wir damals in der Pension waren, mein Freund, geht daraus hervor, daß wir an einen so unglücklichen Vorfall eine so verwerfliche Wette knüpfen konnten. Wir hatten zwei gleich kostbare Brochen, aber von verschiedener Schönheit, deren Besitz Jede der Anderen beneidete. Diese Brochen verwetteten wir uns gegenseitig, indem ausgemacht wurde, daß der Siegerin, die zuerst zu einem derartigen Rendezvous veranlaßt würde, die Broche der Anderen als Preis überschickt werden sollte. Hier siehst Du den Schmuck meiner russischen Freundin, den sie mir für die Briefe des Grafen Santa, worin derselbe die Unverschämtheit gehabt, mich um ein Rendezvous zu bestürmen, ehrlich zurückgesandt hat.

Leonore nahm von ihrem Tisch eine Kapsel und zeigte die darin befindliche Broche, die aus einer alten Gemme in der kostbarsten Einfassung bestand, vor.

Eberhard schien theils befriedigt durch die gegebene Erklärung, theils regten sich in ihm schmerzliche Betrachtungen, die sich auf seinem Gesichte mit einer gewissen Bitterkeit ausdrückten.

Die Gemme ist schön, sagte er dann langsam,

und mit Brillanten beſetzt, die gewiß echt ſein mögen, obwohl Deine leichtfertige Freundin eine Ruſſin iſt. Aber die Broche iſt doch nicht ſo viel werth, Leonore, als Du dabei hätteſt verlieren können. Du ſetzteſt viel, ja Alles bei dieſem gefährlichen Experiment ein. Wie leicht hätte ich Deine Perſon, die für mich über alle Beſitzthümer der Welt hinaus koſtbar und werthvoll iſt, darüber verlieren können!

Schilt mich aus mit allem Tadel, den Du nur auf mein Haupt häufen kannſt! rief ſie, indem ſie ſich an ihn ſchmiegte und ihren Kopf an ſeiner Schulter verbarg. Ich habe alles verdient, was Du über mich ſagen kannſt, aber nur das nicht, daß Du mir deshalb Deine Liebe und Dein Vertrauen entziehen möchteſt. Mein Verhältniß zu dem Grafen Santa, den ich ſtets geringſchätzig anſah, iſt nicht zu verdächtigen. Du weißt, daß ich ſeinen Umgang Anfangs nur duldete, weil Du gern einen Italiener in Deinem Hauſe und bei Deinen Diners zu ſehen wünſchteſt. So gleichgültig, wie er, war mir noch nie ein Menſch, und wenn ich das Rendezvous annahm, ſo geſchah es zugleich, weil ich mich vollkommen ſicher fühlen durfte. Indeß bekenne ich, daß ich auch dann ſchon das Unrechte gethan habe, wenn mich auch nur die

frivole Neugierde trieb, zu ſehen, wie ein Fant, dem gegenüber ich mich durchaus ſelbſtſtändig fühlte, ſich bei dieſer Gelegenheit benehmen würde.

Die Eitelkeit hat uns beiden einen Streich geſpielt! ſagte Eberhard, in ein tiefes Nachſinnen verſinkend. Ich ſelbſt trage nicht den kleinſten Theil der Schuld. Und doch ſegne ich dieſe ganze Verwickelung, wenn ſie mich wieder voll und klar in den Beſitz Deines Herzens bringt und alle Nebelgebilde, die ſich zwiſchen uns gedrängt, verſcheucht hat. Iſt es ſo, Leonore, und fühlſt Du wirklich Muth in Dir, unſere ganze Lebensweiſe abzubrechen, und ein neues Daſein mit mir, bloß an meiner Seite und bloß auf mich angewieſen, zu beginnen?

Ob ich den Muth dazu fühle, mein Freund? fragte ſie begeiſtert, indem ſie ihn mit ihren beiden Armen umſchlang und lange an ſich drückte. Wiſſe denn, daß ich mein einziges Heil darin ſehe, künftig nur ganz allein mit Dir zu leben und in Deine Arme mich zu retten aus einer Welt, die ſo gefährliche und trügeriſche Gaben darbietet, und die uns mit ihren Blendwerken lockt, um uns jämmerlich zu verderben!

Wenn Du es willſt, Leonore, ſo iſt mein Glück

unbeſchreiblich und grenzenlos! rief Eberhard. Dann feiert auch in mir der beſſere, der echte Menſch wieder ſeine Auferſtehung, und ich verlaſſe die Bahn, die ich erſt nach vielen inneren Kämpfen betreten. Leonore, ich habe Dir einen neuen Lebensplan vorzulegen, und meine Reiſe nach Leipzig betraf bereits die Einleitungen dazu. Aber heute ſprechen wir nicht mehr davon. Du biſt angegriffen, mein Herz, alle Deine holden Glieder zittern, und die Ruhe iſt Dir dringend nöthig. Morgen, wenn Deine himmliſchen Augen ſich wieder mit neuer Friſche öffnen, ſtellen wir zuſammen Alles feſt, wie es werden ſoll; denn Deine Stimme giebt dem neuen Plan erſt ſeine Weihe!

Leonore war in der That ſo erſchöpft, daß ſie dem Zuſammenſinken nahe ſchien. Die feine, zarte Bläſſe, die gewöhnlich über ihren Wangen lag, hatte ſich in eine bleiche, die tiefſte Angegriffenheit ausdrückende Farbe verwandelt, daß Eberhard ſie mit der größten Beſorgniß zu betrachten anfing. Er hob ſie zärtlich in ſeine Arme, um ſie in ihr Schlafzimmer zu tragen; denn ſie ſchien ihm plötzlich ſo kraftlos geworden, daß er ihr jede fernere Anſtrengung erſparen zu müſſen glaubte.

Leonore ließ mit einem wunderbaren Wonnegefühl

still und heimlich wie in einer Kirche. Alle blickten nur mit scheuen Augen auf die tiefsinnig gewordene Jungfrau hin, und es war ihnen, als müßten sie noch bedeutsam geheimnißvollen Worten aus ihrem Munde entgegenlauschen. Der Wind flüsterte mit düster raschelnder Zunge über ihnen in den Wipfeln der uralten Eichen, ein großmächtiger Adler flog mit verworrenem Geschrei auf aus einem Spaltenriß des Berges, tiefhängende Wolken verfinsterten die Fernsicht, es wurde eine seltsame magische Dämmerung ringsher um die näher an einander geschmiegten Mädchen. Da rief Stratka, eine liebliche Brünette, plötzlich: Sehet, es ist über Wlasta der Geist Libussas gekommen, der Geist der Weissagung!

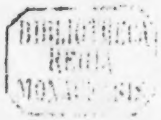
Und Wlasta streckte die Hand aus, und das strahlende Gesicht umflog eine dunkle trunkene Röthe. Sie setzte sich hoch aufrecht, es schien Allen, als sei das wunderbare Mädchen größer und ihre ganze Gestalt leuchtender geworden. Dann wies sie mit dem Finger in die Ferne, und sprach: Ich sehe die Zukunft. Dort hinten steigt sie in schwan-

ihr Haupt auf ſeine Schulter fallen und ruhete gern, daß er ihre ganze Geſtalt in ſeinen Armen zuſammenfaßte. Dann ließ ſie ſich leiſe von ihm forttragen, aber in demſelben Augenblicke drangen ihr auch die Thränen aus den Augen, von denen ſeine Wange befeuchtet wurde. Es rührt mich, daß Du ſo gut gegen mich biſt, und darum muß ich weinen! flüſterte ſie ihm leiſe ins Ohr, aber zugleich flog über ihr ganzes Antlitz ein ſeliges Lächeln.

Er hatte ſie raſch in ihr Gemach getragen, wo er die ſchöne elaſtiſche Geſtalt auf den Divan niederließ. Indem ſie ſich mit der innigſten Umarmung von einander verabſchiedeten, ſagte Leonore plötzlich, wie von einer ſchrecklichen Rückerinnerung aus allen ihren Empfindungen emporgeriſſen: Und morgen, mein geliebter Freund? Muß ich denn morgen wirklich vor dem Polizeigericht erſcheinen?

Die Angſt, welche ſich in ihrem Tone ausdrückte, hatte etwas ſo kindiſch Furchtſames, daß Eberhard in ein fröhliches Lachen ausbrechen mußte. Er kehrte noch einmal zu ihr zurück, um ſie zu tröſten und ihr die Beruhigung zu geben, daß er ſtatt ihrer hingehen werde und ihr Ausbleiben durch Beibringung eines ärztlichen Krankheits-Zeugniſſens entſchuldigt werden

könne. Inzwiſchen werde wohl die Sache Seitens des Gerichts ſelbſt durch Ermittelung des Schuldigen zu ihrer Löſung geführt werden. Damit verließ er ſie, indem ſie ſich nun beruhigt und friedlich von ihrer Kammerfrau entkleiden ließ.



VI.

Am anderen Morgen war Leonore neu gestärkt erwacht. Seit langer Zeit hatte sie keinen so erquickenden und ruhigen Schlummer genossen. Die Träume hatten schon den zauberischen Sprung aus der Gegenwart in eine neue, von Glück und Liebe strahlende Zukunft zurückgelegt. Beim Erwachen konnte Leonore nur ihre aufrichtigsten Herzens-Gelübde hinzufügen, indem sie ihre Vorsätze, sich aufrichtig und treu an ein neues, reines Lebensglück hinzugeben, vor Gott und vor sich selbst bekräftigte. Dann war sie, von einem frischen Muthe durchströmt, aufgestanden, um sich so rasch als möglich anzukleiden und zu ihrem Gemahl zu begeben.

Kaum hatte Leonore ihre Früh-Toilette beginnen lassen, zu der sie dieses Mal das einfachste und

prunkloſeſte aller ihrer Negligées beſtimmte, als ihr durch den Bedienten gemeldet wurde, daß im Vorzimmer eine junge Frau, die ein Kind an der Bruſt trage, erſchienen ſei und ihr Begehren, bei Frau von Eberhard vorgelaſſen zu werden, auch darauf ſtütze, daß ſie ausdrücklich von der gnädigen Frau beſtellt worden.

Leonore erinnerte ſich, daß es Niemand anders ſein könne, als die arme Eliſabeth Grell, welche ſie allerdings auf den heutigen Tag zu ſich beſtellt hatte. Aber ſie fand es jetzt faſt zudringlich, daß dieſelbe ſo früh erſcheinen wollte und ſie gerade in einem Augenblicke ſtörte, wo Leonore das größte Verlangen empfand, mit Eberhard eine vertraute Stunde des Beiſammenſeins zu verleben. Indeß that ihr die unglückliche Frau zu leid, um ſie abweiſen zu wollen, und ein dunkles Gefühl, über welches ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben wußte, ſtellte es ihr ſogar als eine unabweisliche Pflicht vor, mit Eliſabeth zu ſprechen.

Die Frau trat mit ihrem Kinde ein und näherte ſich, ermuthigt von dem freundlichen Zuruf Leonorens, ſogleich, aber mit einer Haſt, welche auffiel und Befürchtungen erregte, ihrer Gebieterin, vor der ſie ſich

mit einem ſo flehenden Ausdruck verneigte, als wenn ſie ſich ihr zu Füßen werfen wollte.

Du wirſt Dein allerliebſtes Kind fallen laſſen! rief Leonore erſchrecken, indem ſie die Bewegung abwehrte und in ihren Armen Eliſabeth zu ſich empor hob. Gieb mir Deinen prächtigen Jungen. Ich will ihn auch einmal auf meinen Armen halten und ſehen, *ob ich ihn tragen kann.*

Leonore nahm ihr bei dieſen Worten raſch und begehrlich das Kind ab, welches ihr ſeine weißen Händchen lächelnd und mit einem aufjauchzenden Laut entgegenſtreckte.

Siehſt Du, wie er nach mir verlangt! rief Leonore freudig, indem ſie ſich nun geſchäftig mit dem Kinde zu thun machte, ſeinen kleinen Anzug ordnete und, um es zu putzen, ihm ein ſeidenes Tuch umband.

Nicht wahr, Du nennſt ihn Georg? Ich habe es mir neulich gemerkt.

Dann aber gab ſie das Kind, nachdem ſie es unter vielen Liebkoſungen geſchaukelt, mit einem plötzlichen Erröthen zurück. Ihre Wangen tauchten ſich in einen ſo dunkeln brennenden Purpur, daß es ſchien, als werde ſie jetzt von einem Schaamgefühl über die

Empfindungen, mit denen sie sich dem Kinde zugewandt, beschlichen.

Dann bemerkte sie erst, wie verändert die arme Elisabeth aussah, und wie sich dieselbe augenscheinlich in einem Zustande befand, der durch ein ungewöhnliches Ereigniß hervorgerufen sein mußte. Leonore nöthigte die blasse, schwankende Frau, sich auf einen Stuhl niederzulassen, und forderte sie auf, ihr vertrauensvoll alles zu sagen, was sie beängstige und womit ihr vielleicht geholfen werden könne.

Ach, sagte Elisabeth, indem sie ihre zitternden Hände fest über ihrem Kopfe faltete, zu helfen ist mir selbst wohl nicht, aber ich kann vielleicht dazu beitragen, ferneres Unheil zu verhüten und auch Ihnen, meine gnädige Frau, eine Unannehmlichkeit zu ersparen. Deshalb bin ich hergekommen, nachdem ich die ganze Nacht hindurch Gott gebeten habe, mir Kraft zu verleihen zu dem, was ich Ihnen heute sagen will und muß.

Um des Himmels willen, sprich rasch, ich bitte Dich, entgegnete Leonore, denn mich beginnt Dein Wesen heute zu ängstigen!

Es ist für mich schwer, zu sagen, begann Elisabeth zögernd, aber zu schweigen, ist unmöglich, ob-

wohl ich ihn dadurch noch auf eine Zeit lang retten könnte.

Ihn? Deinen Mann? fragte Leonore hastig.

Ja, erwiederte die junge Frau mit leiser, bebender Stimme; er hat sich eines großen Verbrechens schuldig gemacht, und zu meinem Unglück kommt noch das, daß ich ihn verrathen muß. Denn ich darf nicht zugeben, daß man meine Wohlthäterin, Sie, gnädige Frau, der ich so viel verdanke und die ich so herzlich liebe, deshalb mit unlauteren und kränkenden Gerüchten verfolgt, wie sie in der ganzen Stadt verbreitet sind und gestern sogar in der Gerichts-Zeitung gestanden haben.

Mein Gott! rief Leonore entsetzt aus, man macht mich schon zum Gegenstand einer öffentlichen Anklage? Ich bin die unglücklichste Frau der Welt, ich bin verloren; denn wie unschuldig ich mich auch weiß, so habe ich doch zugleich die Ehre meines Mannes zu Grunde gerichtet!

Man klagt Sie nicht an, fuhr Elisabeth kaum hörbar fort, aber man deutet bereits Ihren Namen an als den derjenigen Dame, welche sich in dem Hôtel garni zur Zeit des Diebstahls in demselben Zimmer zu einem Rendezvous befunden habe. Dieses

iſt gewiß eine Verleumdung, aber man wird bald noch weiter gehen, denn die ganze Erzählung wird bereits mit dem abſcheulichſten Anſchein begleitet. Man würde es höchſt intereſſant finden, daß auch vornehme und reiche Leute einmal einen Diebſtahl begehen können. Aber man irrt ſich, ich kann es beweiſen. Die verwilderte Armuth hat das ſchreckliche Vorrecht, des Verbrechens ſchuldig befunden zu werden. Wenn man des verbrecheriſchen Mannes, der die unglückliche That begangen, erſt habhaft geworden iſt, wird man dadurch von allen Anderen abgelenkt werden und ſich nicht mehr mit den Verdächtigungen gegen eine Dame beſchäftigen, die der Verehrung aller Menſchen würdig iſt.

Sie hielt bei dieſen Worten nochmals inne, als entſchwinde ihr wieder der Muth, fortzufahren und das fürchterlich entſcheidende Wort, das ſie ausſprechen wollte, über ihre Lippen zu bringen. Leonore heftete ſich in krampfhafter Spannung an jede Miene der unglücklichen Frau. Sie begann faſt den ſchrecklichſten Zuſammenhang zu ahnen, der ſich aus dem Munde derſelben enthüllen wollte.

In dieſem Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und Eberhard trat herein, um Leonoren ſeinen Mor-

gengruß zu bringen, den er ihr mit einer innigen Umarmung, und so heiter und fröhlich, wie er lange nicht erschienen war, aussprach. Er bemerkte erst jetzt den Zug tiefer Unruhe und Besorgniß, der sich auf ihrer schönen weißen Stirn gelagert hatte.

Hier ist Elisabeth Grell, sagte sie verwirrt, indem sie auf die Frau hindeutete, die bei dem Eintritt Eberhard's erschrocken aufgestanden war und sich mit ihrem Kinde bis an die Thür des Zimmers zurückgezogen hatte.

Du erinnerst Dich doch unserer guten treuen Elisabeth? fuhr Leonore hastig fort. Sie ist im Stande, den Mann anzugeben, welcher den Diebstahl begangen hat. Und sie ist hergekommen, um uns diesen Dienst zu erweisen, weil sie erfuhr, daß ich durch diesen unglückseligen Vorgang in so große Gefahr gerathen.

So sprechen Sie, Elisabeth, sagte Eberhard eifrig, Sie erwerben sich dadurch allerdings einen großen Dank um uns und dürfen auf meine Erkenntlichkeit zählen. Wir sind dann selbst von jeder Nachforschung frei, und die Situation ist für uns eine ganz andere geworden.

Elisabeth stand aber jetzt verzagt und tieferröthet

da und ſchien den verhängnißvollen Namen nicht über ihre Lippen bringen zu können. Endlich, wie nach einem verzweifelten Kampfe, den ſie mit ihrem ringenden Herzen beſtanden, und nachdem ſie mehrmals ihr Kind mit Inbrunſt geküßt, ſagte ſie mit einer feſten, ſchneidenden Stimme: Der Dieb heißt Jakob Grell, er iſt der Vater meines Kindes, und einſt war er der Mann meiner Wahl, denn wir liebten uns ſchon in früheſter Jugend.

Unglückliche! rief Leonore, indem ſie, wie vom Schrecken niedergeworfen, auf den Divan zurückſank. Ich habe es geahnt! Wie konnteſt Du dieſes Geſtändniß, das mich wie ein Blitzſchlag getroffen, über Deine Lippen kommen laſſen?

Ich durfte das unſelige Geheimniß nicht bei mir behalten, es quälte mir das Herz entzwei! ſagte Eliſabeth jetzt mit einem ruhigen Tone. Ihre Erſchöpfung war aber ſo groß, daß ſie ſich auf einen Stuhl niederlaſſen mußte, weil ſie ihr Kind kaum noch in ihren Armen zu halten vermochte.

Eberhard trat mit dem ihm eigenen gütevollen Weſen zu ihr heran, um ihr einige Worte der Beruhigung auszuſprechen. Zugleich ſuchte er ihr wegen ihrer Zukunft alle Zuverſicht einzuflößen und fügte

kender Geſtaltenreihe aufwärts, und wälzt ſich bis zu mir heran, und beginnt mit meinem Geiſt vertrauliche Geſpräche. Die Sterne über mir fangen an golden zu erglänzen, wie in ſchöner Mainacht, und Liöuſſa ſitzt groß in den Wolken, und reicht mit ihrer Hand von oben bis tief in mein Herz. Sie ſchreibt die Schrift der Sterne eifrig in meine Gedanken ein, und ich halte ſüßbewegt ſtill, wie wenn ein Gott mich berührte. Und die Schrift der Sterne iſt es, die mich leſen läßt, was die hinten ſchwankende Zukunft bedeutet. Und Wald und Strom, und Vogel und Blume, und Luft und Licht werden lebendig, und reden ein Wort mit, und ich kann Alles verſtehen, was iſt und kommen wird. Ich ſehe und verſtehe großes Unheil, immerwährende Kriege, geſpaltene Meinungen, himmelſtürmende Verzweiflung, philoſophiſchen Jammer und politiſche Leidenſchaft, jedem Jahrhundert ſeine Seuche und jedem Menſchenherzen ſeinen Todesſchmerz. Und bebend frage ich die Geiſter der Zukunft um unſer Geſchlecht, ob es frei ſein wird? Und ſeht, ſeht, ſeht, es treten

dann noch die Frage hinzu, ob dieses wichtige Geständniß zum ersten Male laut geworden, oder schon zu irgend Jemandes Kenntniß gekommen sei?

Ach, nein, entgegnete Elisabeth mit einem traurigen Schütteln ihres Kopfes, ich habe es noch Niemanden gesagt. Als die gnädige Frau zu uns kam und über die prächtigen Sachen erstaunt war, die mein Mann eben herbeischaffen ließ, wußte ich es schon, aber ich glaubte in mir selbst noch nicht an die Möglichkeit, so viel Unglück und Schande jemals aussagen zu können. Sein wüstes Leben, in das ihn Arbeitslosigkeit gebracht, hat ihn in diese Schuld gestürzt. Gott weiß, wie es mit ihm enden wird! Wie er plötzlich zu dem vielen Gelde gekommen, hatte er mir ohne Rückhalt erzählt. Als ich ihm Vorwürfe machte und mit Entdeckung drohte, höhnte er mich und kündigte mir an, daß ich künftig gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen hätte und ihm bei seinen Unternehmungen hülfreiche Hand leisten würde. Denn er sei entschlossen, den Kampf mit der Welt fortzusetzen und es Anderen zu überlassen, arm zu sein. Ach, er war in schlechte Gesellschaft gerathen. Von Hause aus ein edles und braves Herz, hatte er sich durch die schlimme Erfahrung der armen Leute, daß

Fleiß und Ehrlichkeit nicht vor Schmach und Elend schützt, verhärten und verderben lassen. Den Diebstahl in dem Hôtel hatte er mit Hülfe des Kellners, der ein verdächtiger und schon bestrafter Mensch ist, ausgekundschaftet. Um den Verdacht abzulenken, war darum in der Abwesenheit des fremden Kaufmannes gerade dieses Zimmer anderen Personen zu einer Zusammenkunft überlassen worden. Dies alles war mit großer Berechnung so angelegt worden.

Leonore rang bei dieser Erzählung entsetzt die Hände. Eberhard schaute gedankenvoll vor sich nieder, während die unglückliche Frau, von der eigenen Aufregung überwältigt, schweigend vor sich hinstarrte.

Ich würde ihn doch wohl nicht verrathen haben, begann Elisabeth wieder nach einer langen Pause; denn wenn unter seinen Ausschweifungen und Mißhandlungen sich auch meine Seele ganz von der seinigen getrennt hat, so hatten wir uns doch einst geliebt. Aber gestern Abend, als ich mich schon zu Bette gelegt hatte, kam er nach Hause und trat mit einem fürchterlichen Gelächter zu mir, indem er die Gerichts-Zeitung, welche er sich seit einiger Zeit hielt, in der Hand hatte. Er las mir vor, was in dem Blatte schon zweifelhaft genug gestellt war, und be-

merkte triumphirend, wie es nun wirklich gelungen sei, den Verdacht auf ganz andere Personen hinzuwenden und vor Allem einen Namen, der, wie er wußte, für mich ein Heiligthum war, in diese schmutzige Sache hineinzuziehen. Da hielt ich es, obwohl unter vielen Thränen, für meine Pflicht, den Entschluß zu fassen, der mich hergetrieben hat. Verfügen Sie nun über meine Angabe, wie Sie es am besten finden. Ich werde dieselbe vor Gericht wiederholen, wenn es nöthig ist, und wie schwer es mir auch werden wird. Aber ich muß es thun, um wenigstens denen noch ihr Glück zu erhalten, denen das Glück möglich ist. Für mich ist Alles verloren. Ach, meine gnädige Frau, wie Recht hatten Sie, vor den schönen Möbeln, die der Unglückliche von seinem Sündengeld sogleich angekauft, ein solches Grauen zu empfinden! Der Glanz war es, der ihn von jeher geblendet und gegen sein bescheiden zugemessenes Loos empört hat. Er ist Verbrecher geworden, weil er es nicht verstehen wollte, mit Würde arm zu sein, wie es uns doch zukam. Nun hat er mich und sich um Alles gebracht, und Gott behüte unser Kind!

Elisabeth versank in ein schmerzvolles Hinbrüten, in welchem sie die Tröstungen, mit denen sich ihr

Leonore näherte, kaum zu vernehmen ſchien. Eberhard aber trat jetzt vor ſie hin, und ſie bei der Hand faſſend, ſagte er mit ſeinem milden, wohlthuenden Ernſt: Sie haben die ſchwerſte Ueberwindung geübt, die einem menſchlichen Herzen zugemuthet werden kann. Aber Sie haben ſich in das Haus Ihrer Freunde begeben, in dem Sie Schutz und Aufnahme finden werden. Doch etwas Unerläßliches ſteht Ihnen noch bevor. Sie werden Ihre Ausſage allerdings vor Gericht wiederholen müſſen, und zwar ſogleich, indem Sie ſich mit mir dorthin begeben, wo ich ohnehin heute Morgens zu erſcheinen genöthigt war. Die ganze Angelegenheit wird nun ſofort eine andere Geſtalt annehmen, und ich verbürge mich für Sie, indem ich Sie wieder mit mir in mein Haus zurückführe.

Eliſabeth ſtand auf, um dieſem Begehren Folge zu leiſten, aber ein Blick, der auf ihr Kind niederglitt, ſchien ſie wieder unſchlüſſig zu machen.

Dein Kind bleibt ſo lange bei mir! rief Leonore freudig. Ich werde es Dir gut aufbewahren, bis Du zurückkommſt. Es ſchläft ohnehin einen ſo lieblichen Schlummer, und ich werde es hüten, wie meinen Augapfel, Du kannſt Dich darauf verlaſſen.

Sie nahm ihr darauf das anmuthige Kind von

dem Arm, was Elisabeth willenlos geschehen ließ. Nachdem Leonore es leise geküßt, mußte die herbeigerufene Kammerfrau das Kind der armen unglücklichen Frau auf dem kostbaren Divan betten.

Sodann wurde gemeldet, daß der Wagen vorgefahren sei, und Eberhard veranlaßte die zagende Elisabeth, die noch bei dem Abschiede von ihrem Kinde verweilen wollte, jetzt dringlicher, mit ihm zu gehen.

VII.

Leonore war in einer peinlichen Unruhe zurückgeblieben, der sie sich durch die fürsorgliche Beschäftigung mit dem Kinde, neben dem sie sich auf dem Divan niedergesetzt, nur auf Augenblicke entziehen konnte. Ihre Gedanken waren in einem langen und besorglichen Zug ihrem Manne gefolgt, der jetzt ihretwegen vor Gericht stehen mußte, und sie zitterte, obwohl sie sich selbst wegen ihrer Feigheit schalt, bei der Vorstellung, daß das Gericht bei ihrem Ausbleiben sich nicht beruhigen, sondern wiederholt ihr persönliches Erscheinen verlangen werde.

Indem sie noch beschäftigt war, sich mit ihrer Phantasie Schreckbilder aller Art auszumalen, wurde hinter ihrem Rücken die Thür des Salons hastig ge-

öffnet, und zu ihrem nicht geringen Entsetzen sah sie in demselben Augenblicke schon den Grafen von Santa vor sich stehen, der sich durch allen Widerstand, welchen die Bedienung draußen ihm entgegen gestellt, nicht hatte abhalten lassen, seinen Eintritt im Salon der Frau von Eberhard zu erzwingen.

Leonore trat ihm erschreckt und erzürnt zugleich entgegen, und im Begriff, ihm heftige Vorwürfe über sein ungerechtfertigtes Eindringen zu machen, hielt sie bei einem näher auf ihn gerichteten Blicke erstaunt inne, indem sie den auffälligen und verwilderten Zustand, in welchem sich der Graf darstellte, in sprachloser Verwunderung anstarrte. Sein Gesicht war bleich und verstört, die Wangen tief ausgehöhlt, wie von einer schweren, an seinem ganzen Wesen nagenden Krankheit, und zugleich verrieth sein gänzlich vernachlässigter Anzug, daß er sich in einer verwirrten und ihn überwältigenden Lage, die sein ganzes Aussehen umgewandelt, befinden mußte. Seine Bewegungen, indem er sich Leonoren näherte, waren so unsicher und schwankend, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, ihn niedersinken zu sehen. Er warf sich, ohne ein Wort hervorgebracht zu haben, erschöpft in einen Sessel, und brach dann, nachdem er die ge-

ängſtigte Leonore eine Zeit lang angeſtarrt hatte, in ein lautes, widerliches Gelächter aus.

Die ſchöne Frau wundert ſich, mich ſo außer Athem und gewiſſer Maßen wie ein gehetztes Wild zu erblicken? rief er dann kreiſchend aus. Ja, ja, mit mir halten meine Gläubiger ſeit geſtern ein förmliches Treibjagen ab. Und Ihr ſeid ſchlechte Leute, daß Ihr mir aus dieſer fürchterlichen Patſche nicht mehr heraushelfen wollt, ſondern mit der größten Seelenruhe zuſeht, wie ich darin umkomme. Selbſt an Euren Thüren, die mir ſonſt aufflogen, ſobald ich mich nur blicken ließ, mußte ich heute erſt einige Eurer Bedienten über den Haufen rennen, ehe ich mich durch dieſes elende Geſchmeiß zu meiner Sonne, zu meiner angebeteten Freundin Leonore hindurcharbeiten konnte. Wie grauſam aber, mir auf einen Brief, wie den geſtern Ihnen überſandten, gar nicht zu antworten!

Leonore ſchrak zuſammen, und ihre Augen richteten ſich unwillkürlich auf ihren Schreibtiſch hinüber, wo der Brief, den ſie geſtern empfangen, noch unentſiegelt lag; denn ſie hatte unter den beweglichen und ernſten Vorgängen des geſtrigen Tages ganz und gar dieſer Zuſendung vergeſſen.

Mein Brief enthielt einen Wechsel, den ich gern durch den souverainen Credit Ihres Herrn Gemahls ausgefüllt sehen wollte, fuhr der Graf in einem klagenden Tone fort. Sie wissen, daß ich durch blutsaugerische Gläubiger hier in einen fürchterlichen Schwindel hineingeritten worden bin. Ungeheure Summen lasten auf mir, wie ein Felsgebirge, das sich bis in die Wolken thürmt. Nun verlange ich nichts als die Kleinigkeit, daß Ihr Herr Gemahl seinen erlauchten Börsennamen, vor dem sich alle Geldbeutel der Welt so unwiderstehlich öffnen, unter einen Wechsel als Aussteller setze, den ich selbst bereits acceptirt habe. Der ganze Wechsel läuft auf die Lumperei von zweitausend Louisd'or, ist in drei Monaten zur Zahlung fällig, und wird von mir, der ihn, wie gesagt, acceptirt hat, zur Verfallzeit auf das pünktlichste eingelöst werden, wofür ich mit meinem Ehrenwort und außerdem mit meiner Person ganz nach Wechselrecht einstehe. Figurirt der Name A. T. von Eberhard als Aussteller dabei, so kann ich den Wechsel noch heute mit einem verhältnißmäßig geringen Verluste verkaufen und wenigstens einen meiner frechsten Gläubiger, die mir heute schon den ganzen Tag mit dem Executor auf den Hacken sitzen, befriedigen.

Kaum bin ich ihnen bis hieher entlaufen, und ſollten ſie mich hier in dem heiligen Tempel des Hauſes Eberhard, in den ich mich gerettet habe, auffinden, ſo hoffe ich ihrer Wuth mit einem von A. T. von Eberhard gezeichneten Wechſel wie mit einer gefeiten Waffe entgegentreten zu können. Sie haben mir doch die Bagatelle beſorgt, Leonore? Sie verſprachen mir ja, ſich bei Ihrem Gemahl für mich zu verwenden. Aber der Herr von Eberhard, der mir ſonſt ſo viel Vertrauen bewieſen, wird ſich doch jetzt nicht ſo argwöhniſch zeigen wollen, daß er glaubt, ich würde einen von ihm ausgeſtellten Wechſel auf ihn zurückfallen laſſen? Man kann es nach dem Wechſelrecht thun, ja, aber ich, Graf Sama, bin zu ſolchen Dingen unfähig. Bis jetzt habe ich noch jeden von mir acceptirten Wechſel gezahlt, indem ich ihn durch einen höher aufgeſchwollenen erſetzte. Nur in den letzten Tagen hat mir dieſes Experiment nicht mehr gelingen wollen, und dieſes hat mich, ich geſtehe es, ganz außer Athem gebracht.

Er zog ſein Taſchentuch hervor, um ſich Luft zuzufächeln. Leonore aber ſchwieg, indem ſie ſich halb von ihm abwandte und über ein Mittel nachzuſinnen ſchien, wie ſie ſich auf die geeignetſte Weiſe ſeiner

aus dem Nebelglanz der Ferne seltsame Gestalten vor mich hin. Unser eigenes Schicksal kann ich nicht erkennen, denn der Geist darf sich nicht selber schauen, das verwehrt das Verhängniß. Aber ich höre Waffen an mein Ohr schlagen, und die Blüthe meines Busens zwingt sich wie in einen eisernen Kriegspanzer, und eine breite Wunde bohrt sich bis in mein Leben hindurch. Nun sehe ich schönere Jahre herankommen, ein lyrisches Zeitalter der Frauen sprießt auf. Die Poesie schmückt sie, die Minne verherrlicht sie, und das Ritterthum holt seinen Dank aus ihren huldspendenden Händen. Auf dem Söller blinkender Schlösser stehen sie freundlich da, und begeistern durch ihren Anblick zum Sieg in der Schlacht, zur Sitte im Leben, und zur Ehre im Wandel. Aber das Zeitalter der Minne macht das Weib nicht frei. An Haus und Heerd und an die Stille des Zwingers gebannt, überläßt sie des Lebens freie Bewegungen den Männern. Dann sehe ich fromme Gesichter meines Geschlechts, betende Jungfrauen in dunkeln Zellen, verzückte

entledigen könne. Sie wagte aber nicht, zu gestehen, daß sie seinen von ihm empfangenen Brief noch gar nicht geöffnet habe.

Auf Ihren holden Lippen, Madame, scheint jetzt nur noch das Schweigen für mich zu wohnen, begann Santa nach einer ängstlichen Pause das Gespräch wieder. Wahrhaftig, es ist eine nichtsnutzige Welt, und wenn ich nicht noch einigen Abenteuern auf der Spur wäre, die mich gerade interessiren, möchte ich mir wohl am liebsten eine Kugel durch den Kopf jagen. Es ist sehr langweilig und sehr erbärmlich, daß man immer jedesmal von seinen besten Freunden im Stich gelassen wird. Auch Sie, meine Gnädigste, scheinen die Probe, die Ihnen ein Cavalier auferlegt, nicht zu bestehen. Was habe ich mir für Mühe gegeben, durch mein Erscheinen das alttestamentliche Blut Ihrer Cirkel zu veredeln und Ihrem Salon einen wirklichen aristokratischen Glanz zu verleihen! Und Sie schienen mir auch im Anfang dafür recht dankbar zu sein, obwohl ich eigentlich nie etwas Reelles von Ihnen gehabt habe. Außer meinem Reitpferde von ziemlicher Race, das mir Ihr Herr Gemahl verehrte, habe ich nichts bei Ihnen profitirt, und es mir doch sauer genug werden lassen. Ich habe in

ihren Geſellſchaften als Cavalier von beſtem Gewächs geblüht, und habe dafür nur den Knoblauch Ihrer Vergangenheit zurückgeathmet. In der Gegenwart wollte mir gar nichts mit Ihnen glücken. Und nun ſagen Sie mir doch wenigſtens ein Wort, warum Herr von Eberhard, der doch ſonſt ein ganz anſtändiger Menſch iſt, mir die kleine Gefälligkeit verweigert hat!

Herr Graf, erwiederte Leonore endlich mit erzwungener Faſſung, mein Ihnen gegebenes Wort hoffe ich noch einlöſen zu können. Ihr Brief traf während einer Reiſe, die mein Mann inzwiſchen unternommen, hier ein, und ich konnte ihm dieſe Angelegenheit noch nicht mittheilen, da der rechte Moment ſich dazu nicht finden laſſen wollte. Ich bürge Ihnen aber dafür, daß mein Mann der von Ihnen gewünſchten Unterſchrift ſich nicht entziehen wird. In dieſem Augenblick iſt er freilich nicht im Hauſe. Iſt die Sache aber ſehr dringlich, und kann es mit derſelben Wirkung geſchehen, ſo bin ich bereit, meinen eigenen Namen auf das Papier zu ſetzen. Mögen Sie dann damit machen, was Sie wollen. Mein Mann und ich werden gern jede daraus erwachſende Verbindlichkeit anerkennen und erfüllen. Wir wünſchen aber damit auch jede Verpflichtung, die uns gegen Sie, Herr

Graf, noch übrig geblieben sein könnte, gelöst zu haben.

Seine Züge hatten sich bei dieser mit eben so viel Kälte als Würde gegebenen Eröffnung von Neuem belebt. Er war aufgesprungen, ein frischer Hoffnungsstrahl leuchtete in seinem Gesichte. In seiner sonstigen galanten Manier wieder zu ihr herantänzelnd, ergriff er mit einer tiefen Verbeugung ihre Hand und wollte einen angelegentlichen Kuß auf die weißen Finger drücken. Leonore aber entzog ihm mit einer ungestümen Bewegung ihre Hand, trat mehrere Schritte von ihm zurück und schien, ohne ihn anzusehen, seiner Antwort entgegenzuharren.

Der Graf kehrte auch in demselben Augenblicke wieder in seinen Sessel zurück und sagte, indem er die Arme nachdenklich in einander verschränkte und sich einem tiefsinnigen Hinbrüten überließ: Das ist nun wieder recht liebenswürdig von Ihnen, Leonore! Und in einem so harten Sinne, wie Sie mir Ihre Gefälligkeit anbieten, wird es auch nicht ganz gemeint sein. Aber das Wechselrecht, aus dem ich leider seit einigen Jahren mein Hauptstudium habe machen müssen, während meine Verwandten in Turin glauben, daß ich bei der hiesigen Universität an den Brüsten der

Weisheit sange, das fatale Wechselrecht gesteht den Damen höchst ungalanter Weise nur dann die Kraft der Wechsel-Verbindlichkeit zu, wenn sie dieselbe unter Mitunterzeichnung ihrer gestrengen Eheherren eingehen. Ich würde also doch die Rückkehr Ihres Gemahls abwarten müssen, und thue dies, da Sie mir Hoffnung machen, mit dem Dankgefühl eines vom Galgen Errettelen. Hier bei Ihnen bin ich ohnehin sicher. Hier ist ein reines, heiliges Asyl für mich, in dem meine Verfolger mich so bald nicht auffinden werden. O, wie schön ist es hier, hier, wo wir so manche vertrauliche Stunde zusammen gesessen und geplaudert haben!

Er schwieg und versank in ein grüblerisches Nachsinnen, indem er mit einem stumpfen und hinfälligen Ausdruck den Kopf auf seine Brust herabgleiten ließ. Dieser Anblick hatte für Leonore etwas ungemein Aengstliches und Peinliches. Es trat eine andauernde Stille ein, während welcher sich nur die emsig gehenden Athemzüge des Kindes, welches auf dem Sopha schlummerte, wie das leise Anschlagen einer Aeolsharfe, im Zimmer hörbar machten. Leonore hatte sich einige Male dem Kinde genähert, um ihm seine blonden Locken von den Augen hinwegzustreichen und

die Kissen zurechtzulegen. Dann ging sie wieder zögernden Schrittes zu dem Grafen zurück, in der Absicht, von Neuem das Gespräch mit ihm zu beginnen. Sie wollte ihn bitten, sie allein zu lassen und entweder in Kurzem zur Abholung des Bescheides wiederzukehren oder in dem Zimmer ihres Mannes die Zurückkunft desselben abzuwarten. Wenn sie ihn aber betrachtete, in wie unglücklicher Versunkenheit er dort vor ihr saß, und wie sein Wesen in diesem dumpfen Hinstarren immer erschreckendere und widerwärtigere Züge annahm, so konnte sie den Muth nicht mehr dazu finden, ihn anzureden. Ja, sie ängstigte sich jetzt vor dem Augenblicke, wo er wieder mit ihr zu sprechen anfangen würde, und sie dachte daran, sich leise aus dem Zimmer fortzuschleichen. Aber ein Blick auf das schlummernde Kind hielt sie seltsamer Weise auch davon zurück; denn es war ihr, als würde sie das Kind der Unglücklichen, dem sie ihren Schutz und Beistand versprochen, dadurch einer großen Gefahr überlassen.

In diesem Augenblicke fuhr Santa wieder aus seinem Hinbrüten empor. Er sprang vom Sessel auf und ging, unruhig werdend, mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder Dann blieb er wieder

vor Leonoren ſtehen und ſagte mit wilder Geberde und einem unheimlich flackernden Feuer in ſeinen Augen: Glauben Sie mir, meine theure Freundin, es iſt ein entſetzliches Ding um das Geld! Ich habe nie viel von dieſem ſogenannten edlen Metall gehalten, wie meine leeren Taſchen beweiſen; denn ich habe mich deſſen immer wieder ſo raſch entäußert, als ich nur irgend konnte. Aber ich habe Dinge erlebt, noch geſtern und heute, die mich ſchwindelnd gemacht und mir meinen letzten Glauben an die Menſchheit erſchüttert haben. Denken Sie ſich, es gab hier einen jungen Mann, der auf meine Perſon allein ein Wuchergeſchäft begründet hatte, um mich zu Grunde zu richten. Aber ich ſah heute Morgen ſeine Leiche, denn er ſelbſt hat mit einem gräßlichen Ende dieſes Unternehmen büßen müſſen. Er war ſeinem äußeren Gewerbe nach ein Muſiker und hatte ſich ſchon mannigfach in der Welt umhergetrieben. Er ſoll ſogar eine Zeit lang in Indien in engliſchen Dienſten geſtanden haben und dort militäriſcher Muſik-Dirigent geweſen ſein. Hier in Berlin wollte er bei einem berühmten Meiſter Muſik aus dem Grunde ſtudiren; er trieb aber ſchon immer heimlich Geldgeſchäfte, und als ich einſt in einem Kaffeehauſe, wo ich ihn häufig

ſah, eine bedeutende Summe Geldes im Spiel verlor und meine Börſe nicht zur Zahlung ausreichen wollte, begegnete ich in der fatalen Verlegenheit ſeinen liſtig glänzenden Augen, die mich bei Seite winkten. Ich folgte ihm in ein Nebenzimmer, er drückte mir auf die geſchickteſte und unbemerkbarſte Weiſe eine Rolle mit hundert Louisd'or in die Hand, präſentirte mir auf einem Portefeuille einen ſchon ausgeſtellten Wechſel auf hundertunddreißig Louisd'or mit dreimonatlicher Verfallzeit; auch eine bereits mit Dinte gefüllte Stahlfeder hielt er mir dazu hin. Ich fand das Geſchäft außerordentlich billig und zeichnete ſofort. Es war unſer erſtes Geſchäft, und bald machten wir deren mehrere. Er heirathete ſogar auf mich und nahm, um beſſer mit Fonds verſehen zu ſein, eine entſetzlich und über die Maßen häßliche Frau, die ihm aber ein hübſches Capital baar einhändigen konnte, welches auch eine Zeit lang für unſere ziemlich gemüthlich betriebenen Wechſelgeſchäfte ausreichte. Endlich aber hatte er ſein ganzes Pulver verſchoſſen, ſeine geſammten Capitalien waren in wohlgeſtempeltes Wechſelpapier verwandelt worden, das zwar von mir zur Zahlung angenommen war, aber gleichwohl den Tagen ſeiner Rückverſilberung in unbeſtimmter Ferne ent-

gegen sah. Denn meine, ich gestehe es, äußerst fatale Gewohnheit, immer nur wieder mit neuen, wenn auch höheren, Wechseln zu zahlen, hatte diese Sündfluth von Papier in dem Portefeuille meines armen Freundes hervorgebracht. Dies machte den Menschen so verdutzt, daß er tiefsinnig zu werden anfing. Zugleich mochten ihn die Nahrungssorgen quälen; denn es war ihm nicht so viel übrig geblieben, daß er noch den täglichen Bedarf hatte, und, ich muß es gestehen, ich konnte ihm nicht das Geringste geben. Eines Morgens stürzte er in einem Anfalle von Raserei aus seinem Hause fort, nachdem er alle seine Kleider von sich geworfen. Nackt, wie er war, eilte er nun über die Straße und schlug den Weg nach meiner Wohnung ein. Unterwegs ergriff man ihn, erkannte ihn als einen Wahnsinnigen und führte ihn in das Irrenhaus ab. Dort wußte er sich seinen Wärtern zu entziehen und stürzte sich aus dem Fenster. Es war für mich ein gräßlicher Anblick heute Morgen, seine Leiche mit dem gebrochenen Genick zu sehen. Von diesem Schauder kann ich gar nicht wieder frei werden, er beherrscht noch in diesem Augenblick alle meine Vorstellungen. O, glauben Sie mir, meine liebe

Freundin, es giebt fürchterliche Nachtscenen im Leben eines Mannes von Welt!

Er starrte bei diesen Worten mit einer bangen Geberde vor sich nieder und versank dann wieder in den dumpfen, schweigenden Zustand, der für Leonore so viel Aengstigendes hatte. Ihre Unruhe und Furcht war durch seine Erzählung, der sie in bebender Spannung zugehört, nur gesteigert worden. Mit quälendem Verlangen sah sie nach der Thür, indem sie jeden Augenblick hoffte, durch die Rückkehr Eberhard's von der grenzenlosen Pein dieser Situation erlöst zu werden.

Jetzt öffnete sich die Thür, aber zwei fremde Gestalten, deren Anblick für die geängstigte Frau nichts Beruhigendes hatte, traten herein und schritten geradezu auf den Grafen Santa los, der bei ihrem Erscheinen erblich und, wie es schien, den Versuch machen wollte, hinter ihrem Rücken die Thür zu gewinnen. Aber seine Absicht wurde sofort vereitelt, indem er sich von den starken Armen dieser Herren ergriffen und auf eine im Sinne der Polizei ungemein kunstgerechte Weise festgehalten fühlte. Der Graf brach darauf in ein schallendes Gelächter aus und sagte: Nun, meine Herren Executoren, je suis à vos ordres.

Sie haben lange genug eine unglückliche Liebe zu mir gehabt und mir nachgestellt. Nun werfe ich mich aber auch als völlig Ueberwundener in Ihre Arme. Nun führen Sie mich fort in das Schuldgefängniß, denn das ist doch wohl unser Ziel?

Es wurde ihm bemerklich gemacht, daß bereits unten eine Droschke seiner warte. Man schien aber seiner freien Entschließung noch nicht zu trauen und schob ihn mit einer ziemlich unsanften Veranlassung vorwärts. Das empörte ihn jedoch so, daß er den lautesten und heftigsten Widerstand begann, und die Scene nahm einen widerwärtigen und tumultuarischen Charakter an. Leonore brach vor Abscheu und Zorn in einen Strom von Thränen aus. Auch das Kind der armen Leute erwachte aus seinem Schlummer und fing zwischen den scheltenden und tobenden Männerstimmen kläglich zu weinen an. Endlich war Alles wieder beruhigt und still, nachdem es den Vollstreckern der Gerechtigkeit gelungen war, den Grafen Santa die Treppe hinunterzuführen.

Mädchen, welche die Gewalt eines Gottes ergriffen haben muß. Alles große Verſuche des Weibes, ſich zu befreien, und über das gemeine Alltagsloos ihrer Beſtimmung ſich zu erheben zu höherer Erleuchtung des Geiſtes. Aber auch die Myſtik und die beſchauliche Kloſterzelle macht das Weib nicht frei. Es verliert ſich in Gott, und überläßt des Lebens freie Bewegungen den Männern. Und ich ſehe eine liebliche Jungfrau, die erſt die Lämmer im Thal weidete, dann, vom Geiſt gerufen, den Helm auf ihr Haupt ſetzte, und gegen die Feinde des Vaterlandes in die Schlacht zog. Sie will zeigen, daß das Weib auch ein Vaterland habe, und Alle folgen jauchzend dem Mädchen aus Orleans, und ſiegen unter ihren jungfräulichen Bannern. Aber dann naht das alte ſchwarze Verhängniß unſeres Geſchlechts, und es ruht ein Fluch auf der That, weil ſie ein Weib vollbracht hat. Sie können es nicht glauben, daß das Weib vom Vaterlandsgeiſt getrieben wird, und verbrennen die Zauberin. Das Weib hat kein Vaterland, ſie können es dem

VIII.

Bald darauf kehrte Eberhard zurück und fand seine Gemahlin in dem aufgeregtesten Zustande wieder. Bei seinem Anblick erheiterte sich jedoch sofort ihr Gesicht, sie stürzte sich mit einem jauchzenden Schrei in seine Arme, und ihr ganzes Wesen drückte die innerste Beruhigung und Erkräftigung aus. Dann, ihn näher betrachtend, ließ sie ihn plötzlich erschrocken los und rief: Mein Gott! sieht denn nicht Alles gut? Auf Deiner Stirn erblicke ich eine fürchterliche Wolke. Ich kenne diesen Zug, und so oft er bei Dir erscheint, hat es etwas Schlimmes für uns zu bedeuten.

Ich wüßte nicht, was es Schlimmes für uns geben sollte, erwiederte Eberhard, sichtlich zerstreut,

indem er sich zugleich, wie in seiner Gewohnheit lag, mit der Hand über die Stirn fuhr, als wolle er die darauf eingezeichneten Furchen hinwegwischen.

Ist es Dir nicht gelungen, beim Gericht Alles in Ordnung zu bringen? fragte Leonore hastig.

Vollkommen, es ist Alles gut, erwiederte Eberhard gleichgültig. Das Gericht hat meine und der armen Elisabeth Aussage ohne Weiteres entgegen genommen, und die Verhaftung des Verbrechers Grell ist in diesem Augenblicke ohne Zweifel schon bewirkt. Er wird leicht zu überführen sein, und die Sache ist für uns jedenfalls abgemacht.

Und Du glaubst in der That für uns keine ferneren Unannehmlichkeiten zu befürchten? sagte Leonore, indem sie mit scharfen, prüfenden Blicken sein Gesicht durchforschte.

Nicht die allergeringsten, erwiederte Eberhard ruhig.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und der Kammerdiener trat mit einem Zettel herein, welchen er an Herrn von Eberhard überreichte, indem er triumphirend hinzufügte: Die Trüffeln sind aus Perigord und die Forellen aus Thun angelangt, wie der Commissionär dem gnädigen Herrn anzeigt. Meine Behauptung, daß sie noch zur rechten Zeit für das

heutige Diner eintreffen würden, hat sich also als richtig erwiesen.

Haben wir ein Diner heute, zu dem eingeladen worden? fragte Herr von Eberhard mit einem verwunderten Blick auf den Diener.

Ein großes Diner im höchsten Styl, zu welchem ich schon vor zehn Tagen die Einladungen umhergetragen, erwiederte der Diener mit einer wichtigen Miene.

Wahrhaftig, das hatte ich ganz vergessen, versetzte Eberhard, indem ein frisches Lächeln auf sein Gesicht zurückkehrte. Nun wirst Du alle Hände voll zu thun haben, Franz, um es wieder abzubestellen. Geh, setze Dich in eine Droschke und fahre bei allen Eingeladenen umher. Du wirst es mit meiner plötzlichen Erkrankung entschuldigen, wenn ich bitten lasse, der Einladung auf heute Mittag keine Folge zu leisten.

Was hatten wir uns alles für Thorheiten auf den Hals geschafft, meine theure Leonore! fuhr Eberhard fort, nachdem sich der Diener entfernt hatte. Der heutige Tag soll uns nicht durch unsere schmarotzerischen Trüffelesser, denen wir wieder einmal eine Abfindung zugedacht hatten, verdorben werden. Es ist ein wichtiger Tag heute, Leonore! Ich denke, es ist der Tag unserer Abreise nach Tyrol.

O mein Gott! ſind wir unſerer Erlöſung ſo nahe? rief Leonore, indem ſie mit einem freudigen Aufſchrei zu ihm hinſprang und ihn jubelnd und unter den zärtlichſten Liebkoſungen in die Arme ſchloß.

Aber, ſetzte ſie, ſich wieder beſinnend, hinzu, haſt Du, mein Freund, dieſen Beſchluß auch aus freudigem Herzen gefaßt? Thuſt Du es bloß aus Rückſicht für mich, um mich aus einer Geſellſchaft zu entfernen, mit der ich zerfallen bin und der ich, Gott ſei Dank, endlich mein Herz abgeſchworen habe? Wirſt Du auch die gänzliche Entfernung von einer Thätigkeit ertragen können, die eine ſo glänzende und gewinnreiche für Dich war und Deinen Kräften und Talenten einen mächtigen Spielraum gab? Du ſcheinſt mir bei Deiner letzten Entſchließung nicht ſo heiter und ſicher, als ich Dich erwartet hatte, und Du mußt mir noch die vorhin auf Deiner Stirn gelagerte Wolke erklären, wenn ich es nicht bereuen ſoll, zu unſerem neuen Lebensentſchluß die Urſache geworden zu ſein.

Mein theuerſtes Herz, entgegnete Eberhard zärtlich, mit dieſem Entſchluſſe, den wir ausführen werden, beginnt mein wahres Heil, und ich hoffe und glaube, unſer beider Heil. Du mußt es wiſſen, daß in dieſem

Entſchluſſe meine ganze Sehnſucht, mit Dir glücklich zu ſein, ſich von Neuem zuſammendrängt! Meine Verſtimmung, die Du in dieſem Augenblicke bemerken willſt, war der letzte Tribut an die Eitelkeit und die Gewinnſucht, die mein Leben bisher beherrſcht haben. Es war ein Aerger darüber, daß ich mich in einer Speculation verrechnet habe, deren bedeutendes Gelingen ich keinen Augenblick für zweifelhaft gehalten hatte. Vom Gericht, wo ſich Alles nach Wunſch erledigte, begab ich mich auf einen Augenblick an die Börſe, wo ich einen Niederſchlag der neuen preußiſchen Prämien-Anleihe erfuhr, den ich nach meinen begründetſten Berechnungen für unmöglich gehalten. Da es ſich aber dabei um einen Zeitkauf dieſer Papiere in anſehnlichem Umfange handelt und ich die Differenz in den nächſten Tagen herauszuzahlen haben werde, ſo wird mich dieſer Irrthum ungefähr zehntauſend Thaler koſten. Der Verluſt iſt zu verſchmerzen, aber meine Eitelkeit fühlte ſich noch einmal durch den Irrthum verletzt, den eine ſo anerkannte Börſenherrlichkeit, wie ich es bisher zu ſein die Ehre hatte, begehen konnte. Siehſt Du, mein Schatz, über dieſe Möglichkeit meines Irrthums hatte ich mich, als ich zu Dir eintrat, noch ſtark geärgert. Jetzt iſt es aber

ſchon wieder vorbei, und ich ſcheide mit dieſer letzten Beſchämung von meinem ganzen Geſchäfte, von dem ich herzlich erſättigt bin. Ich bin eitel geweſen, ich hielt mich für den Klügſten und glaubte dadurch auch der Reichſte werden zu müſſen. Meine Eitelkeit iſt überhaupt an allem ſchuld, was wir Widerliches in der letzten Zeit erfahren, und ich muß mich dabei im umfangreichſten Sinne des Wortes ſelbſt anklagen.

Du thuſt Dir Unrecht, mein Freund, um mich großmüthig zu ſchonen, flüſterte Leonore, ſich innig an ihn ſchmiegend.

Nein, entgegnete Eberhard feierlich, ich will und muß mich anklagen, und gerade in dieſer Stunde, in der wir ein neues ſchöneres Leben zuſammen anfangen wollen! Die Triumphe der Börſe und der Glanz des Hauſes waren für mich zwei Gottheiten geworden, an die ich mein Herz und meinen Geiſt hingegeben, und an die ich Herz und Geiſt zu verlieren im Begriff ſtand! Es war mein größtes Glück geworden, Dich zu beſitzen, Leonore; aber obwohl ich ſtets den höchſten Werth auf Dich legte, ſo würdigte ich doch Dein holdes Daſein nicht ſo tief aus den innerſten Gründen, wie ich es ſeit einigen Tagen, ſeit dem Entſchluſſe, mit Dir in meine Berge zu entfliehen, wieder

thue. Ich freute mich, Dich von Allen bewundert zu ſehen, ich war entzückt, wenn Du als eine koſtbar angethane, prachtvolle und gefeierte Erſcheinung, im Schmuck Deines Liebreizes, aber auch Deiner werthvollen Brillanten, die Salons durchflogeſt. Das Gemurmel des Beifalls, welches hinter Dir herflüſterte, war meinem Stolze faſt ein höheres Bedürfniß geworden, als ein Blick Deiner Augen meinem Herzen, und ich war in Gefahr, Dich darüber zu verlieren, ich weiß es wohl! Zuweilen klagte wohl eine Stimme darüber in meinem Innerſten, daß Alles ſo gekommen war, aber ich fühlte noch nicht die Kraft in mir, es wieder beſſer werden zu laſſen. Das Peitſchen der Courſe war meine höchſte Leidenſchaft geworden, und Dein eigenes Bild wurde mir nur ein äußeres Prunkbild unſerer Exiſtenz, während ich auf ſeine inneren Offenbarungen hätte lauſchen ſollen.

Wie unbeſchreiblich glücklich und ſelig bin ich, daß Du mir Deine Liebe erhalten haſt! rief Leonore. Wird ſie Dir nun aber auch genug ſein, um in der Abgeſchiedenheit der Natur, die wir beziehen wollen, damit auszukommen und nichts Anderes zu bedürfen?

O, ich kenne ſie ſchon, dieſe ſtille, abgeſchiedene Natur, meine Berge und meine Thäler, in welche

Du mir folgen willſt! rief Eberhard mit Begeiſterung. Dort braucht man nichts mehr als ein glückliches und treues Herz, und das ſoll der Eine am Anderen finden, ſind wir deſſen nicht gewiß? Von dieſen Bergen weht eine reine balſamiſche Luft, und in den Thälern breitet ſich das lachende Paradies der Erde aus. Die Villa, welche ich dort beſitze, wird Dir gefallen. Sie iſt klein und in beſcheidenen Verhältniſſen erbaut, aber ihre Lage iſt bezaubernd, und in ihren prunkloſen Gemächern wohnt ein Friede, ſo erquicklich und ſo ſüß, wie es nirgends ſeines Gleichen giebt. Es erſchien mir ſeitdem oft wie ein unbegreifliches Räthſel, daß ich dieſen Hort meiner Jugendträume, mein ſtilles Schloß in Tyrol, wo ich einſt ſo wunderbar glückliche Tage der Einſamkeit verlebte, jemals habe verlaſſen können. Aber es war doch mein guter Genius, der mich eines Tages von dort abrief, um mich in die wirren Strudel der Welt zu ſtürzen. Denn nun fand ich Dich, meine geliebte Leonore, und kehre, reich geworden um Dein unſchätzbares Daſein, mit Dir, zu Zweien, in die Alpenheimath meines Glückes zurück! Dort werden wir geborgen ſein; denn wo man natürlich, menſchlich wahr und innig lebt, hat man genug gethan und genug genoſſen!

Ich denke es mir ſo ſchön und beſeligend da, wohin Du mich führen willſt, ſagte Leonore träumeriſch und mit funkelnden Augen, daß ich es mir nicht zu erklären vermag, wie Du je zu dem Entſchluſſe hatteſt kommen können, einen ſolchen Beſitz wieder zu verlaſſen?

Ach, erwiederte Eberhard, dies iſt eine ewig wunderbare Geſchichte; ich habe ſie Dir nie erzählt, weil ich befürchtete, als Träumer und Phantaſt von Dir ausgelacht zu werden. Eines Tages hatte ich mich auf der Gemſenjagd verirrt und kletterte ungewiß, wohin ich mich noch wenden ſolle, an dem ſteilen Felſen der Martinswand umher, zu deren ſchroffſten Gipfeln mich die Jagdluſt hinaufgeführt hatte. Ich befand mich in der Region, welche die Sage mit der Geſtalt des alten deutſchen Kaiſers Maximilian bezeichnet hat, der dort zwei Tage und Nächte lang verirrt umherſchweifte und, wie von einem Zauber gebannt, nur nach unſäglichen Anſtrengungen von ſeinem Gefolge wieder aufgefunden werden konnte. Dieſe Rückerinnerungen an die alte Kaiſergeſtalt trugen dazu bei, meine Vorſtellungen noch verwirrter und träumeriſcher zu machen, und an den Abgrund einer Felſenſpalte niederſinkend, fühlte ich mich von einem

unendlichen und kaum noch zu bezwingenden Lebensüberdruß ergriffen. Der Geiſt der wilden Einſamkeit drang auf mich ein und gaukelte mir in düſteren, geſpenſtiſchen Nachtbildern die unendliche Nichtigkeit und Verlorenheit meiner ganzen Exiſtenz vor. Es zog mich wie mit einem ſüßen Trieb, der alle meine Nerven durchdrang, in den Abgrund hinunter, und alle meine Sinne begannen zu taumeln und mich in die Tiefe zu verlocken. Da erwachte plötzlich in den Felſen eine wunderbare Stimme, die meinen Namen rief und ihn durch die Echo's der Klüfte und Schluchten lange hindurchzittern ließ, bis ich mich, wie von einem elektriſchen Schlage in die Höhe geriſſen, aufrichtete und um mich ſah. Ich ſtand von einer purpurrothen Wolke umfloſſen, und der ganze Himmel rings umher und die Berge und Felſen glänzten mir plötzlich wie von lauter gediegenem Golde entgegen. Wähle den Tod oder das Gold! rief mir die Stimme zu, die zuvor meinen Namen gerufen hatte. Hier in der einſamen Verlorenheit Deines Lebens wohnt der Tod, und Du kannſt Dir hier nur das Verderben ergrübeln. Steuere wieder hinaus in die Welt und ſuche das Gold, das Dir auf allen Deinen Wegen leuchten wird. Im Gold lerne die Welt ergreifen

hohen Mädchen aus Orleans nicht glauben. Auch die Vaterlandsbegeisterung macht das Weib nicht frei, und es überläßt die Freiheit der öffentlichen Bewegung den Männern.

Jetzt sehe ich eine Kirchenversammlung von großen und gelehrten Männern, wo eigens untersucht und mit den genauesten Gründen und Gegengründen gestritten wird, ob die Frauen Menschen seien? Dann dringt mein Auge weiter und weiter durch den Schleier der Jahrhunderte, und ich gewahre milde Zeiten des Familienglücks auf den Gesichtern unseres Geschlechts. Ich sehe ein häusliches Stubenleben, ein bürgerliches Zeitalter der Menschen, in dem die Frauen viel gelten; sie stricken, nähen, schenken den Thee ein, und sprechen angenehm. Mir wird kläglich dabei zu Muthe, und ich wende den Blick auf Andere hin, und sehe bücherschreibende Weiber, mit Gelehrsamkeit und Künsten sich abgebende holde Mägdlein, wieder große Versuche, das Weib zu befreien. Aber das Familienglück, das bürgerliche Zeitalter und das Bücherschreiben machen unser Geschlecht nicht

und beherrschen, im Gold lerne das Echte vom Falschen scheiden, und Du wirst glücklich sein! — Nach dieser geheimnißvollen Offenbarung, die mir, ich weiß nicht, woher gekommen, sanken die Wolkenschleier plötzlich wieder von dem Gebirge zurück, die volle Mondscheibe trat am Firmament hervor und streute ihr Licht klar über die Felsenstiege herunter. Ich erkannte jetzt meinen Rückweg und hatte in Kurzem mein Haus erreicht. Dort fand ich einen schwarzgesiegelten Brief, der mir den Tod meines Vaters meldete. Ich eilte nach Wien zu meiner Familie zurück, ordnete mit einer Umsicht, die man mir früher nie zugestanden, alle Angelegenheiten, und fühlte mich, zunächst im Interesse meiner Angehörigen, plötzlich von einem Geschäftsgeiste beseelt, der mich, ohne daß ich mir selbst Rechenschaft davon geben konnte, wie im Fluge an die Spitze aller Unternehmungen meines Vaters trug. Nun war die Bahn der Welt betreten, zu der ich mich früher in meinem grillenhaften Hange nach Einsamkeit nie hatte entschließen können. Ich gewann das blanke Gold, wo ich nur die Hand danach ausstreckte. Ich gewann mir aber auch das alle Werthe der Welt übersteigende Gold Deiner Liebe, Leonore, und erkenne es als den einzig behaltenswerthen Schatz,

mit dem ich nun in meine Heimath zurückkehren will, nachdem ich das Echte vom Falschen scheiden gelernt habe. Siehst Du, das ist mein Mährchen, und die Lösung desselben bist Du, mein Schatz! Wie viele giebt es wohl, die so glücklich sind, wie ich, daß sie, die Lösung ihrer Existenz in der Gestalt der liebsten Freundin mit sich führend, in den Heimathsfrieden ihrer Jugend zurückkehren können?

Leonore hatte dieser Erzählung ihres Gatten mit begeisterter Aufmerksamkeit, die sich in ihren leuchtenden und thränenfeuchten Augen ausdrückte, zugehört. Dann umschlang sie ihn mit einer leidenschaftlichen Innigkeit und sagte, an seinem Halse hängend: Mich lockt Deine Heimath zu sich, wie mich noch niemals etwas in der Welt gelockt hat. Dieses Glück, welches wir dort zusammen finden werden, wird eine Wahrheit sein, ich fühle es an dem Schlage unserer Herzen, die sich in diesem Augenblicke, wie noch nie, so rein und glühend einander hingegeben haben!

In diesem Augenblicke trat ein Diener herein, um, wie es schien, eine Meldung zu machen, an der ihn aber sein eigenes bestürztes Wesen, mit dem er erschien, noch verhinderte.

Ach, sagte Eberhard, indem er seiner ansichtig

wurde, jetzt erinnere ich mich erst unserer armen Frau Elisabeth. Ist es Dir gelungen, eine Spur von ihr zu erhalten?

Der Diener zuckte bedenklich mit den Achseln und wollte etwas erwiedern, als Leonore erschrocken auffuhr. Wie! rief sie aus, ist meiner armen Elisabeth etwas widerfahren, und warum hattest Du sie nicht gleich wieder mir Dir zurückgebracht? Wir verdanken ihr ja unser Glück, und wir müssen uns ihr dankbar erweisen!

Ich bekenne, daß ich mich in diesem Betracht einer großen Fahrlässigkeit schuldig gemacht habe! erwiederte Eberhard mit besorgter Miene. Als wir zusammen vom Gericht herunterkamen, wo sie mit einer musterhaften Ruhe und Bestimmtheit ihre Aussagen gemacht und selbst die Anordnung der sofortigen Verhaftung ihres Mannes mit der größten Entschlossenheit vernommen, wollte ich sie in meinem Wagen wieder mit mir zurücknehmen. Aber sie bat mich, allein gehen zu dürfen, weil sie noch einige Besorgungs-Pflichten in der Stadt habe, denen sie nachgehen wolle. Nach einer halben Stunde versprach sie wieder hieher zu ihrem Kinde zu kommen. Unterwegs fiel mir erst ihr unendlich bleiches und trauriges Gesicht wieder ein,

und ich begann mir große Vorwürfe zu machen, daß ich die Unglückliche, die so eben das Schwerſte über ſich vermocht und einen früher geliebten Mann als Verbrecher dem Gericht übergeben, ſich ſelbſt überlaſſen hatte. Als ich meinen Wagen an der Börſe ſtill halten ließ, ſandte ich Franz fort, um in der Richtung, die ſie genommen hatte, nach ihr zu ſpähen und ſie ſofort mit ſich zurück zu bringen. Und Du haſt nichts von ihr zu erfahren vermocht?

Ja, entgegnete der Diener, man hat ſie gefunden. Unmittelbar, nachdem ſie ſich entfernt, muß ſie ſich von der nächſten Brücke ins Waſſer geſtürzt haben. Zufällig gelangte ich gerade über dieſe Brücke, als ein großer Volksauflauf mich aufmerkſam machte. Man hatte die Unglückliche bei der That bemerkt und ſogleich wieder herausgezogen. Aber ſie war todt, und es wurde vergebens verſucht, ſie zu retten.

Mein Gott, rief Eberhard, wie traurig, wie entſetzlich! Eine edle, gute Natur iſt in ihr untergegangen. Die Ausübung der ſchwerſten Pflicht, die es giebt, drückte ihr das Herz ab und nahm ihr die Kraft, weiter zu leben.

Leonore war mit ſtürzenden Thränen dem Sopha zugeſchritten, auf welchem das Kind Eliſabeth's lag,

das lächelnd ſeine kleinen Arme nach ihr ausbreitete. Sie hob das freudig aufjauchzende Kind auf ihren Arm und brachte es zu ihrem Gatten, der es mit gerührter Theilnahme betrachtete.

Ich weiß, was Du jetzt ausſprechen willſt, Leonore, ſagte Eberhard nachſinnend. Ja, dieſes liebliche Kind ſoll uns fortan gehören, als wenn es das unſrige wäre! Wir nehmen es heute mit uns, und unſere Liebe ſoll ihm das ganze Leben lang den Dank bewähren, den wir ſeiner unglücklichen Mutter ſchuldig geworden!

II.

Eine mecklenburgiſche Prinzeſſin.

I.

Es war im Juli des Jahres 1758, als ſich mehrere ſtattliche, vierſpännig fahrende Reiſewagen, die zuſammen einen und denſelben Zug zu bilden ſchienen, in ſchleunigem Lauf dem mecklenburgiſchen Städtchen Mirow entgegen bewegten. Die Wagen hielten bald vor dem herzöglichen Reſidenzſchloſſe ſtill, das in den letzten Wochen durch die Abweſenheit des Hofes einen ſehr ſtillen und verödeten Anblick dargeboten hatte. Die verwittwete Herzogin von Mecklenburg-Mirow, die hier ihren gemüthlichen, aber in mecklenburgiſcher Weiſe lebensfrohen Hof hielt, war mit ihren Kindern einer Einladung an das Hoflager des Herzogs Adolf Friedrich in Strelitz gefolgt, und kehrte heute von dieſem Beſuch, der zugleich zu manchen Beſprechungen über das traurige Schickſal Mecklenburgs in dieſer

Kriegszeit gerient hatte, wieder auf ihr schönes und anmuthig gelegenes Schloß zurück.

Der erste Wagen, in dem sich die Herzogin mit der jungen Prinzessin Charlotte befand, hatte kaum unter dem schmetternden Jubel der ganzen versammelten Bevölkerung stillgehalten, als sich die Prinzessin, die am meisten von der Ungeduld der Heimkehr getrieben zu werden schien, schon mit der freudigsten Begrüßung, und nach allen Seiten hin zunickend und zulächelnd, zum Wagenschlag herauslegte. Dies vermehrte das Zujauchzen des fröhlichen und treuherzigen Völkchens, das am Schloßportal umherstand und in der jungen Prinzessin nun vorzugsweise den Liebling der ganzen Gegend bewillkommte. Die Herzogin verwies aber ihrer Tochter die allzugroße Lebhaftigkeit, mit der sie ihre Freude an den Tag gelegt, drängte sie vom Schlage zurück und ließ zuerst sich selbst mit der ihr eigenen Feierlichkeit und Würde aussteigen. Unmittelbar hinter ihr hüpfte aber Charlotte herunter, indem ihre lachenden blauen Augen zugleich spähend unter der Menge verweilten und dort einem Gegenstande, der ihr besonders am Herzen liegen mochte, nachzuforschen schienen. Diese Absicht schien jetzt erreicht, als sich ihre Blicke mit denen

eines jungen ſchwarzlockigen Menſchen begegneten, der im dichtgedrängten Haufen etwas entfernt zurückgeblieben war, jetzt aber mit freudeſtrahlenden Augen und hochglühenden Wangen ihr heimlich und leiſe zunickte.

Es war dies der junge Wilhelm von Märtens, der Sohn des begüterten Beſitzers von Fleckhaide, einem in der Nähe des Mirower Sees belegenen anſehnlichen Rittergut. Wilhelm war ein hoch emporgeſchoſſener, vollkräftiger junger Menſch, deſſen Ausſehen faſt ein reiferes Jünglingsalter verrieth, obwohl er, in ganz gleichem Alter mit der Prinzeſſin Charlotte, deren Spielgefährte er geweſen war, ſo eben erſt das vierzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte. Beide waren wie fröhliche Nachbarskinder mit einander aufgewachſen, und Wilhelm konnte faſt das herzogliche Schloß, auf das er täglich hinübergeholt worden, wie ein Vaterhaus anſehen, obwohl man in den letzten Jahren, ſeitdem die Prinzeſſin herangewachſen war, ſeltener ſeiner begehrt und ihn vielmehr ferner zu ſtellen geſucht hatte. Denn auch Charlotte hatte äußerlich wie innerlich eine raſchere und vollere Entwickelung gezeigt, als es in den Grenzen ihrer Jahre lag, und ließ in ihrer großen, etwas fülle-

frei. Es muß noch immer des Lebens freie Bewegungen den verhaßten Männern überlaſſen. Nun führt mich mein Geiſt fern gegen den Norden hin, und ich ſehe einen Mann in ſeiner Studirſtube ſitzen, der ſchreibt eifrig und ſieht gedankenvoll aus. Ich weiß nicht, ich muß den Mann lieben, es iſt mir, als ſchriebe er mir meine Gedanken auf, und die Gedanken unſerer Frau Libuſſa. Er heißt Hippel, und er ſchreibt über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber, und über die Ehe. Er will, daß das Weib ein Vaterland haben ſolle, und eine Stelle im Staat, und ſeinen ſchönen Theil an aller Freiheit der öffentlichen Bewegung. Er iſt der Erſte unter allen Männern, in dem der groſſe Gedanke Libuſſas wieder hervortaucht, denn kein Gedanke geht im Meer der Zeiten verloren. Und o, o, ſeht, wie mir der Geiſt nun hilft, die Erſcheinungen zu verknüpfen. Da zieht es mich hin weit in eine andere Gegend, und ich ſchaue eine mächtige Stadt, die heißt Paris, und eine Straße, die wird die Straße Taitbout genannt. Dort iſt ein Saal, in dem

reichen Gestalt und in dem bei aller natürlichen Heiterkeit sehr scharf bestimmten und charaktervollen Ausdruck ihres Wesens eher das Bild einer vollständig erblühten Jungfrau, als das eines Kindes erblicken. Doch hatten Beide den vertraulichen Kinderverkehr, der ihnen durch die Gewohnheit und übereinstimmende Neigung ans Herz gewachsen war, mit der ganzen Innigkeit und Harmlosigkeit fortzusetzen gestrebt, wie hindernd ihnen auch dabei die Umstände entgegen zu stehen anfingen. Sie meinten aber nichts Arges darin entdecken zu können, da ihre Seelen nur der alten kindlichen Lust bei ihrem, freilich oft nur heimlich erlangten Beisammensein sich hingaben und ihre Herzen dabei nicht anders zu schlagen schienen, als in jenen früheren Jahren, wo Wilhelm als der munterste und drolligste Patron der ganzen Umgegend zum Spielen mit den Kindern der herzoglichen Familie auf das Schloß befohlen wurde.

Charlotte, die jetzt rasch ihrer Mutter, der Herzogin, in das Schloß folgen mußte und zugleich neben sich die scharf beobachtenden Blicke ihrer Hofmeisterin, der Frau von Grabow, fühlte, hatte diesen Moment zwar nur zu einer flüchtigen und unmerklichen Begrüßung mit ihrem Jugendfreunde benutzen können,

dabei ihm aber doch durch ihre Blicke eine Bestätigung ausgedrückt, die den jungen Landmann mit sichtlicher Freude zu erfüllen schien. Die junge Prinzessin kehrte sich sogar noch einmal nach ihm um, freilich unter dem Vorwande, nach ihren übrigen vier Geschwistern zurückzublicken, die so eben aus dem zweiten Wagen ausgestiegen waren, aber eigentlich in der Absicht, die stillschweigende Verabredung mit Wilhelm von Märtens noch einmal durch einen verstohlenen Gruß zu bekräftigen. —

Wegen der allgemein herrschenden Reise-Ermüdung war auf dem Schlosse zu Mirow heut eine sehr frühe Nachtruhe eingetreten. Die Herzogin Albertine Elisabeth selbst hatte sich noch vor Anbruch des Abends in ihre Gemächer zurückgezogen und Prinzessin Charlotte, die sich frischer und munterer als je fühlte und durchaus keine Neigung zu einer frühzeitigen Ruhe empfand, sah sich bald auch von der Aufsicht ihrer Hofmeisterin befreit, da diese, kränklich und angegriffen, gern den Bitten der Prinzessin nachgab, sich zu schonen und ohne Rücksicht auf sie ihr Zimmer aufzusuchen.

Charlotte eilte jetzt, ihren Spaziergang anzutreten, auf dessen Möglichkeit sie schon seit mehreren Stunden mit banger Ungeduld gesonnen hatte. Sie wußte

durch eine Thür, deren Verschluß nur ihr zu Gebote stand, unbemerkt in den Schloßpark zu gelangen, und gewann dann auf den ihr vertrauten Wegen in schwebender und tänzelnder Eile die Ufer des Sees, über den die bereits hereingebrochene Nacht einige ihrer Lieblingssterne in feierlichem Schimmer heraufgeführt hatte.

Es wehte kühl von dem leise brausenden See herüber. Charlotte hüllte sich dichter in den Shawl, den sie umgeworfen hatte, und stülpte den Strohhut, welchen sie bis dahin lustig in der Hand getragen, über ihre blonden wallenden Locken. Dann suchte sie die bekannte Stelle auf, wo sie sich schon oft mit ihrem jungen Freunde begegnet und manche Stunde mit ihm verplaudert hatte, ohne daß sie sich etwas Anderes als die unverfänglichsten Angelegenheiten ihres täglichen kindlichen Lebens mitzutheilen gehabt.

Charlotte hatte diesen Platz erreicht, auf dem eine Reihe mächtiger Eichen einen festlichen Empfang-Saal gebildet zu haben schien, als ihr auch schon Wilhelm mit einem Ausdrucke, der die ganze Lebhaftigkeit seiner inneren Bewegung verrieth, entgegen trat. Sie bewillkommte ihn mit einem herzlichen Handschlag und sagte dann in ihrer offenen, munteren Weise zu ihm:

Siehſt Du, Wilhelm, da vereinigt uns unſer geliebter See wieder, den ich oft, als ich fern von hier war, in meinen Träumen habe plätſchern und rauſchen hören. Unſer See iſt noch der alte geblieben, und nun laß Dich betrachten, ob auch Du noch der alte gute Eumpan biſt, wie früher, oder ob Du Dich verändert haſt in den ſechs Monaten, wo wir uns nicht geſehen haben.

So luſtig ſind wir hier alle nicht mehr wie ſonſt! entgegnete Wilhelm, mit einem zwar innigen Tone, der aber durchaus die frühere ſpringende Fröhlichkeit ſeines Weſens vermiſſen ließ. Doch hielt er ihre kleine Hand feſt in der ſeinigen, wobei ſie plötzlich bemerkte, daß ſeine Finger wie in einer fieberhaften Gluth zitterten und die auffälligſte Aufregung ſeines ganzen Weſens zu verrathen ſchienen.

Sie ließ ihn raſch und haſtig los, ſah ihm noch einmal bei dem durch die Eichenzweige ſich hindurchdrängenden Mondſtrahle ſcharf ins Geſicht und ſagte dann zu ihm: Wie! ihr ſeid hier nicht mehr ſo luſtig, und Du auch nicht, der Du doch ſonſt das Gegentheil von jedem Sauertopf geweſen? Das macht gewiß der abſcheuliche Krieg, den der König von Preußen noch immer führt, und der auch unſerem

armen Mecklenburg ſchon ſo viele Drangſale und Nöthe zugefügt hat!

Ja, der Krieg macht es! entgegnete Wilhelm ernſt und nachdrücklich. Gelitten haben wir hier wohl noch weniger, als in anderen Gegenden Mecklenburgs, wo die Soldaten von Freund und Feind ſtark gewirthſchaftet und Alles verwüſtet haben ſollen.

Ach, es ſieht ſchauderhaft in unſerem lieben Mecklenburg aus, rief die junge Prinzeſſin mit der unwilligſten Geberde. Wenn ich Dir bloß erzählen ſollte, was ich unterwegs Alles geſehen habe, als wir von Strelitz hieher gefahren ſind! Ganze Dörfer und Ortſchaften ſtehen verödet und verlaſſen, keinen blühenden Halm ſieht man auf den Feldern, und noch weniger ſieht man junge Burſche; denn die Werber haben alle weggeſchleppt und zu preußiſchen Rekruten gemacht. Am gräßlichſten aber iſt überall da gehauſt, wo die preußiſchen Regimenter unter dem Grafen Dohna in unſerem Mecklenburg überwintert haben. Da iſt nur eitel Graus und Zerſtörung zu ſchauen, und man ſieht, was für ein entſetzliches Ding dieſer Krieg iſt, der mich ſeit einiger Zeit ſo ärgert, wie ich es Dir gar nicht beſchreiben kann, Wilhelm! Aber wenn es hier nicht ſo ſchlimm geweſen, mein Freund,

ſo ſage mir bloß, wie es in aller Welt zugegangen, daß Dir, ich ſage Dir, der Du Wilhelm von Märtens heißt, der Krieg Deine alte Luſtigkeit rauben konnte!

Der Krieg hat mir nicht gerade meine Luſtigkeit geraubt, entgegnete Wilhelm von Märtens zögernd, aber er hat mir gezeigt, daß ich auch nachgerade etwas Beſſeres thun könnte mit meinen Kräften, als hier auf dem Gute meines Vaters herumzulungern, mich um den Stand des Rapſes zu bekümmern oder auch Poſſen zu treiben und wie ein ganz dummer Wicht zu lachen!

Auch nicht mit mir zu lachen? verſetzte die Prinzeſſin eifrig. Ich frage Dich noch einmal, Wilhelm, ob Du auch mit mir nicht mehr lachen willſt und kannſt, was wir Beide ſo lachen nennen, wie ſonſt, wo unſer Gelächter mit einer von den ſchweizer Bergen fallenden Lawine verglichen werden konnte, wo dieſe unſere Lach-Lawine alles rettungslos mit ſich fortriß, was uns gerade in den Weg kam, und wo wir oft, am liebſten über nichts, ſo lachten, daß Erde und Himmel in dieſem Gelächter ſich erſt zu küſſen und dann über uns zuſammenzubrechen ſchien!

Dieſe Erinnerung ſchien den nachdenklichen jungen Mann ſichtlich zu erheitern; er zog die Hand, mit

der er ſich zuletzt ſeine Stirn ſinnend bedeckt hatte, herunter und reichte ſie der Prinzeſſin wie zu einer erneuerten herzlichen Begrüßung dar.

Laß uns jetzt auf etwas Anderes kommen, Wilhelm! ſagte ſie in ihrer gutmüthigen Art, indem ſie ſeine Hand nahm und ihn an derſelben auf den vom See zurückführenden Weg mit ſich fortzog. Sage mir jetzt, wie es in eurem Garten ausſieht. Was machen die Erdbeeren und Kirſchen, und wie laſſen ſich eure Birnbäume in dieſem Jahre an?

Es iſt wohl Alles gut zu Wege! verſetzte Wilhelm, der ſchon wieder in ſein einſylbig brütendes Weſen verſinken zu wollen ſchien.

So laß uns zum Spaß einen kleinen Beſuch in eurem Garten abſtatten! fuhr Charlotte lächelnd fort. Eure Gartenpforte muß kaum zwanzig Schritt hinter dieſem Gehölz liegen. Es iſt zwar ſchon ſpät, und nach gewöhnlichen Begriffen möchte es ſich vielleicht nicht recht ſchicken. Mama Hoheit und meine noch geſtrengere Frau von Grabow dürften mich freilich um Alles in der Welt nicht ſehen. Und der volle Mond hat ſich dort gerade ſo breit mitten über dem See aufgepflanzt, als wolle er den Angeber ſpielen und alle meine Schritte dem Schloſſe verrathen!

Was mache ich mir aber aus dem ganzen Schloſſe, was mache ich mir aus dem Mond, was mache ich mir aus Madame Grabow, qui parle français comme un ange et qui gronde quelquefois comme un ours, vraiment! Aber mich verlangt nun einmal, euren Garten wieder zu ſehen und ihm auch meinen guten Abend zu ſagen, an allen den Stellen, wo wir ſo oft vergnügt mit einander geweſen. Auch muß ich Dir geſtehen, daß ich Hunger habe; denn vor Ungeduld, herunter zu kommen, habe ich im Schloſſe gar nichts gegeſſen. Und nun weißt Du aus alter Zeit her, wie ich es durchaus nicht leiden kann, daß es mich nachher zur Nacht im Magen kneift. Darum, mein Freund, habe ich es noch heut auf Deine Kirſchen auf eine ganz merkwürdige Art abgeſehen, und Du ſollſt wahrhaftig darin Dein Wunder an mir erleben. Getrauſt Du Dir aber auch, eure Hunde feſtzuhalten, die früher oft um dieſe Zeit in den Garten hereinliefen und mir einige Male einen abſcheulichen Schreck eingejagt hatten?

Komm nur getroſt, denn von dieſen haſt Du, wie ich Dir ſchon ſo oft geſagt habe, nichts zu fürchten! verſetzte Wilhelm, indem er ihr einen Richtweg durch das Gehölz anzeigte, der ſie näher und raſcher zum

Ziele führen mußte. Auf diesem Wege stand aber der Mond mit seinen schärfsten und hellsten Strahlen, mit denen er die jugendliche Gestalt der Prinzessin, die mit der kaum hörbaren Flüchtigkeit einer Elfe vor Wilhelm hereilte, beleuchtete.

Du bist noch um Vieles schöner geworden, Charlotte! sagte Wilhelm mit einem stillen, fast wehmüthigen Accent, indem er das vor ihm hinschwebende Mädchen betrachtete.

Die Prinzessin, sich halb umkehrend, warf ihm aus ihren großen geistvollen Augen einen scharfen Blick zurück und sagte dann mit einem etwas schmollenden Ausdruck: Ich bin nicht schön, war nie schön und werde auch nie schöner werden! Dies habe ich Dir mindestens eben so oft gesagt, als Du mir vorerzählt hast, daß Deine Hunde nicht beißen. Ich will Dir aber noch mehr sagen, daß mir gar nichts daran liegt, schön zu sein und schön zu werden. Aber lernen möchte ich gern recht viel in der Welt, das kann ich nicht leugnen, und ich bin wohl in manchen Dingen weiter gekommen, seitdem wir uns nicht gesehen haben.

Der Kammerherr von Quast hat es schon bei uns erzählt, daß Du in Strelitz eine über die Maßen gelehrte Prinzessin geworden! erwiederte Wilhelm, indem

ſie ihren Weg fortſetzten. Dein neuer Erzieher Genzmer ſoll Wunderdinge aus Dir zu bilden beabſichtigen. Franzöſiſch verſtandeſt Du ſchon immer aus dem Grunde, und treibſt bei Deiner Frau von Grabow, die ſelbſt Künſtlerin iſt, auch die Muſik ſchon mit einer eminenten Fertigkeit. Du ſiehſt, ich habe mich nach Allem ſchon genau erkundigt, um mir armen Schelm zugleich mein Todesurtheil daraus zu entnehmen. Denn es läßt ſich denken, daß Du mich nun bald verachten wirſt, mich, den dummen Dorfteufel, der hier nicht gelehrter wird, als die Schaafe ſeines Vaters, mit denen er um die Wette blöken kann. Aber ich werde auch machen, daß ich in die Welt hinauskomme, um vielleicht noch etwas aus mir werden zu ſehen und Deiner dann ein wenig würdiger zu erſcheinen!

Was willſt Du damit ſagen? fragte die Prinzeſſin, ſich wieder nach ihm umwendend. Und ich ſoll gelehrt ſein? Etwas Klimpern und Parliren habe ich wohl gelernt, aber daraus mache ich mir nur ſehr wenig. Mein Liebſtes wird immer das Deutſche bleiben, und ich leſe jetzt mit Herrn Genzmer einen deutſchen Dichter, der mir das allergrößte Vergnügen macht. Er heißt Gellert und ſoll ein armer kranker

Männer mit langen Bärten verſammelt ſind, die eine beſondere Weisheit unter ſich verabredet haben, die heißt der Saint-Simonismus. Sie tragen eine weiße, hinten zugeknöpfte Weſte, weiße Beinkleider, eine blaue Jacke, und Kopf und Buſen ſind ihnen ganz entblößt. Sie ſehen närriſch aus, und ſprechen über die Weiber. In ihrer Mitte ſitzt Einer mit Namen Enfantin, der ſich den oberſten Vater der Simoniſten nennt, und neben ihm ſteht ein leerer Stuhl, auf dem das freie Weib noch erwartet wird, damit ſie, ſobald ſie erſcheine in der Welt, ſich gleich ſetzen könne. Alle Anſtalten zu ihrem Empfange ſind gemacht, und ihre Unabhängigkeit vom Manne iſt ausgeſprochen. Was Libuſſa gedacht, was Hippel geſchrieben, wollen die Simoniſten endlich ausführen. **L'élévation de l'épouse au niveau de l'époux!** ſo hallt es wieder aus dem Munde des oberſten Vaters, der das freie Weib ſucht. Es gibt eine geſellſchaftliche Perſon, das iſt nicht mehr der Mann allein, ſondern Mann und Frau, und alle Geſchäfte des Lebens werden daher paar-

Professor in Leipzig sein; aber seine schönen Gedichte sind wie ein frischer, fröhlich plaudernder Quell, der uns durch Thäler und Felder voll Blumen und Fruchtgarben führt. Und das Beste ist, daß ich ein so gutes und reines Deutsch daraus sprechen und schreiben lerne. Denn wir sind doch einmal deutsche Menschen, und warum sollten wir uns unserer braven Muttersprache immer noch so schämen, wie es dieser König von Preußen thun soll, der jetzt durch seine Kriege auch Dir, mein Freund, den Kopf ganz verdreht zu haben scheint?

Sie befanden sich jetzt an der Pforte des Märtens'schen Gartens, Wilhelm öffnete dieselbe und bat die Prinzessin, einzutreten. Charlotte schien höchlich erfreut, die wohlbekannten Gänge, Beete und Baumpartieen wieder zu sehen, und ihre Stimmung ging in die ausgelassenste Lustigkeit über. Sie rannte sogleich zu den ihr am meisten vertrauten Erdbeer-Gesträuchen und untersuchte die duftige Fülle derselben, indem sie mit Wohlbehagen und ziemlich eilig die abgepflückten Früchte verzehrte. Wilhelm sah ihr lächelnd zu, und folgte ihr dann, als sie jubelnd zu den Kirschbäumen forteilte, um ihr dort beim Abpflücken behülflich zu sein. Charlotte aber schwang

ſich mit lautem Jauchzen zu dem erſten Kirſchbaum hinauf, bei dem ſie jetzt anlangte, und bereitete ſich in den dichten Zweigen deſſelben einen ſchwebenden Sitz, in welchem ſie ſich mit ſchelmiſcher Anmuth zurechtſetzte. Der Mond umſpann den Baum und die darin ruhende Prinzeſſin mit ſeinem glänzendſten Lichte und ſchien ihr einen Strahlenthron in mährchenhafter Glorie zu weben. Charlotte aber ergriff zugleich ſchleunigen Beſitz von den um ſie her blinkenden und ſich neigenden Früchten, und ſchnellte mit muthwilliger Geberde die Kirſchſteine in die Höhe, um, wie ſie ſagte, den Mann im Monde damit zu treffen. Dann, nachdem ſie ſich einige Zeit damit erluſtigt, ſprang ſie mit einem Satze hinunter und ſtand plötzlich wieder neben Wilhelm, der ihr träumeriſch und nachdenklich zugeſchaut hatte und jetzt faſt zuſammenſchrak, als ihn Charlotte in der Vertraulichkeit der früheren Zeit mit einem derben Schlag auf die Schulter begrüßte.

Du biſt doch nicht mehr der Alte! ſagte ſie jetzt zu ihm, indem ſie ihm forſchend in ſeine dunklen, wie von Betrübniß umſchleierten Augen blickte. Ich ſehe es Dir an, Wilhelm, Du trägſt etwas auf Deinem Herzen, aber Du hältſt damit hinter dem Berge, und

dies ist mir der sicherste Beweis, daß wir nicht mehr wie früher, wo wir noch Kinder waren, mit einander stehen. So will ich denn auch jetzt nach Hause gehen und erbitte mir Deine Begleitung noch bis zum Anfang des Schloßparkes. Denn die spätere Nacht ist schon herangekommen, auch fängt mich an zu frieren. Und ich ängstige mich heut, daß ich im Schlosse vermißt werden könnte!

Damit hüllte sie sich wieder dichter in ihren Shawl, band ihren Strohhut fest und schickte sich dann an, den Rückweg anzutreten. Wilhelm begleitete sie Anfangs in stummem Hinbrüten und schien mit sich über eine Eröffnung, die er ihr machen wollte, zu Rathe zu gehen. Ich will es Dir nur gestehen, begann er endlich, der Krieg da draußen hat mir seit lange eigenthümliche Gedanken gegeben, die mir keine Ruhe mehr gelassen haben und mir oft wie das Fieber in den Eingeweiden brannten. Mein Vater hält sich alle Zeitungen, und ich muß dann immer Abends die Kriegsberichte aus denselben vorlesen. Seit der wunderbar herrlichen Schlacht bei Leuthen gehe ich wie in einem Traum umher und höre immer die Schwerter an einanderschlagen, die Trommeln wirbeln, die Fahnen rauschen, und ich denke, daß ich gern sterben

möchte, wenn ich auch unter dem großen König Friedrich gegen Russen, Franzosen und Oesterreicher mich schlagen könnte!

Du bist ein rechter Narr! entgegnete sie heftig. Und dabei nicht einmal ein guter Mecklenburger! Denn wie kannst Du Dich für den König von Preußen schlagen und todtschießen lassen wollen, für einen König, der vor zwei Jahren seine Kriegsvölker wie eine wilde Horde in das mecklenburgische Land geworfen, der die härtesten Bedrückungen an Land und Leuten hat ausführen lassen, der unsere Felder und Magazine plündern, unser Vieh fortschleppen ließ, der schon gegen sechstausend Rekruten aus unserem Mecklenburg ausgehoben hat und noch immer mit dieser Menschenräuberei fortfährt, der mehrere Millionen Thaler Brandschatzung erpreßt hat, ja, der sogar den Herzog von Mecklenburg-Schwerin nöthigte, außer Landes zu flüchten! Das alles hat dieser Friedrich der Große gethan, und Du, ein mecklenburgischer Edelmann, möchtest gern für ihn in das Feld ziehen?

Ja, entgegnete Wilhelm nach einigem Besinnen, ich würde glücklich sein, für den größten Helden unseres Jahrhunderts sterben zu dürfen! Und was den Herzog von Mecklenburg-Schwerin anbetrifft,

mit dem wir hier in Mirow ja eigentlich gar nichts zu thun haben, so hatte er es sich wohl von Gottes und Rechts wegen zugezogen, daß ihm der König von Preußen so stark auf den Leib rückte. Denn hat nicht dieser Herzog, der ein alter Feind des preußischen Königs ist, vor zwei Jahren zu Regensburg vor allen deutschen Fürsten darauf angetragen, daß der König Friedrich in die Acht erklärt werden solle? Und konnte Friedrich anders darauf antworten, als er geantwortet hat? Ferner hat man die Truppen, welche Schweden gegen den König ausgesandt hat, in starken Massen ungehindert durch das mecklenburgische Land passiren lassen. Sind das alles Freundschaftsdienste, die Mecklenburg geleistet hat, und denkt man, daß sich ein Mann wie Friedrich von Mecklenburg vor der Nase herumspielen lassen wird? Nein, ein echter braver Mecklenburger sucht lieber wieder gut zu machen, was hier gefehlt worden, und stellt sich mit Jubel und Ungeduld unter die Fahnen eines Königs, dessen Waffen für die gerechte Sache sind und dessen Kriegsthaten die ganze Welt gleich einer neuen Sonne schmücken!

Ich seh' schon, entgegnete die Prinzessin, indem sie ihre Schritte zum Weitergehen beschleunigte, Du

biſt zugleich, während wir uns nicht ſahen, ein gewaltiger Politicus geworden, und ich weiß aus früheren Streitigkeiten, daß mit Dir nichts zu machen iſt, wenn Du Dir erſt einmal etwas in den Kopf geſetzt haſt.

Sie gingen darauf eine ganze Strecke ſchweigend neben einander her und gelangten wieder an den See zurück, über dem der Mond jetzt hinter dunkel heraufziehende Wolken zurückgetreten war.

Ich will Dir nur aufrichtig ſagen, daß ich Dir im Grunde meines Herzens doch nicht ſo ganz Unrecht geben kann! begann die Prinzeſſin das Geſpräch wieder, als ſie jetzt den zum Schloßpark zurückführenden Weg einſchlugen.

Sie ſah gedankenvoll und mit einem wehmüthigen Anfluge zu dem ſich mehr und mehr verdüſternden Nachthimmel empor und fuhr dann fort: Ich war noch ein kleines dummes Mädchen, als mein Vater, der Herzog Karl Ludwig, noch lebte, aber es wird mir ewig unvergeßlich ſein, wie er wenige Tage vor ſeinem Tode uns einmal alle an ſein Bett berief, weil er das Bedürfniß fühlte, uns zu ſehen und mit uns zu plaudern. Da ſagte er mancherlei, was ich damals nur halb verſtand, was mir aber ſpäter oft

eigenthümliche Gedanken gab und mir nie aus dem Sinn kommen wird! Auch den König Friedrich nannte er oft und ſagte, das ſei ein auserleſener, von Gott in die Welt geſandter Herr, der Großes und Gewaltiges wirken, die Menſchen wieder auf den rechten Fleck bringen und dem deutſchen Namen gegen alle ſeine Verächter und Schänder neue Ehre und Glanz bereiten würde!

Siehſt Du wohl, ſagte Wilhelm raſch und mit einer milderen und freundlicheren Stimme, als ſie ihm bisher zu Gebote geſtanden, Dein Vater war auch meiner Meinung, und wenn Du Dich erinnerſt, wie ſehr ich Deinen gnädigſten Vater liebte und wie wir Beide am Baſſin im Schloßpark zuſammen geweint haben, als er vor ſieben Jahren geſtorben war, dann wirſt Du mir wohl vergeben, was ich heute über der Preußen ihren Friedrich den Großen geſagt habe und was ich noch zu thun denke, um ihm in dem beizuſtehen, was Dein Vater von dem König gehofft und gewünſcht hat.

Um Alles in der Welt! was denkſt Du denn aber zu thun? fragte Charlotte erſchrocken. Du wirſt doch nicht etwa ſchon ſelbſt in den Krieg ziehen wollen? Mein Sohn, da will ich Dir nur ſagen, daß ſie Dich

noch gar nicht nehmen, einen ſolchen Knirps, wie Du noch zu ſein die Ehre haſt! Du biſt ja ein Menſch, der keine vier Fuß in der Höhe mißt, und die Soldaten Friedrichs des Großen müſſen alle fürchterliche Kerle ſein, damit ſie wie die Windsbraut ſchnauben und toben und Alles vor ſich herjagen können. Wie kannſt Du Dir nur einbilden, ſchon jetzt unter ſolche Soldaten aufgenommen zu werden?

Ei, entgegnete Wilhelm mit einer ſtolzen Erhebung ſeiner Bruſt, da muß ich doch ſehr um Verzeihung bitten. Der Werbe-Offizier hat mich erſt geſtern ausgemeſſen, und ich habe meine vier Fuß ſieben Zoll, was, wie der preußiſche Offizier ſagte, für einen jungen Menſchen von vierzehn Jahren, der noch jeden Tag dem Feinde vor der Naſe weiter wächſt, ſchon etwas höchſt Reſpectables iſt! Ich werde auch als Fahnenjunker eintreten, ſobald ich meine erſten Exercitien zurückgelegt habe.

Mein Gott, was muß ich von Dir hören! rief die Prinzeſſin mit einem leiſen Schrei. Du hinterliſtiger, heimtückiſcher Menſch! So weit iſt die Sache alſo ſchon in Richtigkeit gebracht, und erſt jetzt, nachdem wir ſchon zwei Stunden miteinander herumgelaufen, erzählſt Du mir dieſe abſcheuliche Neuigkeit!

Dein Anblick verſchloß mir den Mund! ſagte Wilhelm ganz leiſe, indem ſich eine heimliche Thräne in ſein Auge zu drängen ſchien. Ich wagte es nicht, in meinen Willkommensgruß für Dich, der mein ganzes Herz ausfüllte, ſogleich das bittere Wort der Trennung zu miſchen. Denn morgen früh, alſo bald, in wenigen Stunden, gehe ich ſchon mit dem Werbe-Offizier von hier ab, und muß heute, jetzt noch, meinen Abſchied von Dir nehmen, Charlotte!

Ach, das iſt unrecht, das iſt ſchlecht! rief die Prinzeſſin, indem ſie ſich mit einem unwilligen Ausdrucke von ihm abwandte. Ich werde zu Deinem Vater ſchicken und ihm Alles hinterbringen laſſen; denn er weiß gewiß nichts davon, und Du willſt heimlich von dannen laufen. Und was iſt das für ein häßlicher Werbe-Offizier, von dem Du immer ſprichſt! Treiben ſich denn ſolche Leute jetzt auch in dieſer Gegend umher, und hat meine Mutter nöthig, das zu leiden?

Mein Vater weiß Alles, entgegnete Wilhelm. Er iſt noch bei Weitem mehr von Bewunderung für den großen König erfüllt, als ich, und hält es für eine Pflicht jedes deutſchen Ehrenmannes, ſein Soldat zu werden und zu ſeinen Heeren zu ſtoßen. Da ihn

ſelbſt ſein Podagra daran verhindert, ſo iſt er ſtolz darauf, einen Sohn zu den Fahnen des großen Friedrich ſtellen zu können. Ich habe ihn daher nicht ſo lange bitten dürfen, und kann auf ſeinen Segen rechnen, wenn ich morgen früh dieſen Fluren Lebewohl ſage. Der preußiſche Offizier aber, mit dem ich morgen zu der Armee des Königs nach Mähren abgehen werde, iſt ein alter Freund meines Vaters, und ſo recht ein echter Preuße von kriegeriſchem Schrot und Korn, deſſen Schnurrbart ſchon mit einer gewiſſen Ehrfurcht und mit einer wahren Andacht zum Kampfe mich erfüllt hat. Er erzählte uns von der herrlichen Eroberung von Schweidnitz, die er mitgemacht, und erregte mir eine unwiderſtehliche Luſt, dieſem Herrn Daun, dem öſterreichiſchen Feldmarſchall, der dem König jetzt in Mähren gegenüber ſteht, ſo recht auf gut Mecklenburgiſch eines auswiſchen zu können!

Nun, ich ſehe ſchon, erwiederte die Prinzeſſin ernſt, es iſt darauf abgeſehen, daß wir uns trennen müſſen. So lebe denn wohl! Ein ſolches Wiederſehen, das die Trennung in ſich ſchließt, hatte ich nicht von Dir erwartet. Wenn Du wiederkommſt, werde ich mich auch einmal ſo von Dir trennen, ohne

weiſe verrichtet. Dieſes Paaren iſt die Ehe, und in ihr nimmt die Frau Antheil an den Geſchäften des Mannes. So wirkt ſie zugleich für den Staatsdienſt mit, und kann, wie Libuſſa und Hippel ausdrücklich gewollt, Aemter bekleiden. Der kühne Vater Enfantin aber hebt die Freiheit des Weibes noch über die Ehe hinaus, und erklärt die Ehe nicht für geſchloſſen. Ein ſo freies Weib aber will ſich gar nicht finden laſſen, und darum ſehe ich hier und dort Simoniſten hinauswandern in den Orient, um das freie Weib da zu ſuchen. Und es entſteht eine große Verwirrung über die neue Lehre, in der doch Wahrheiten ruhen, an denen ich alle Jahrhunderte arbeiten geſehen. Schriftgelehrte erheben ſich, um die Wahrheiten zu reinigen von den Schlacken, aber es ſcheint, als könne lange Keiner das Wort dazu finden. Aber das freie Weib — doch — ah! — —

Hier hielt die herrliche Wlaſta inne, und der Geiſt der Weiſſagung ſchien von dem ſchönen Munde gewichen. Das Haupt ſank ihr ermattet auf die Bruſt herab, und die

daß Du es erwartet haſt, und ſo plötzlich, daß Dir bange dabei zu Muthe werden ſoll. Denn Du weißt, ich bin für das Vergeltungsrecht.

Sie waren jetzt bei dem Gitterthore angelangt, welches in den Schloßpark hineinführte und vor dem die Prinzeſſin die fernere Begleitung ihres Jugendfreundes ablehnte. Sie reichte ihm ſchweigend die Hand und blickte ihm noch einmal in die Augen, in denen die tiefſte Traurigkeit ſtand.

Ach, ſagte er ſeufzend, mit ſo ſchwerem Herzen ſoll ich Dich nun verlaſſen? Wenn es nicht gar zu erbärmlich wäre, meine Soldaten-Laufbahn als Deſerteur anzufangen, weiß Gott, ich beſänne mich noch in dieſem Augenblick eines Anderen, nur um Deine ſtrengen Blicke, mit denen Du mich jetzt entlaſſen willſt, mir wieder zu ſänftigen zu der lächelnden Milde, die Du mir ſonſt als meine gute alte Freundin gezeigt.

Pfui, ein Deſerteur! erwiederte die Prinzeſſin mit einem heftigen Ausdrucke. Nein, Wilhelm, da wir uns doch trennen müſſen und Du in den Krieg gehen willſt, ſo wünſche ich Dir alle Ehren, die einen Krieger ſchmücken und die, wie ich oft geleſen, ſo herrlich

ſein ſollen, daß ſelbſt der Tod dabei nur wie eine ſüße Frucht abgepflückt wird!

Sie fuhr ſich mit der Hand über die Augen und wollte dann raſch in das Thor eintreten. Er aber hielt ſie noch einen Augenblick lang feſt, und ſeine Hände, mit denen er ſie zurückhielt, zitterten. Dann ſagte er langſam: Der Tod ſchreckt mich nicht, denn ich denke es mir wunderbar ſchön, wenn im Donner der Schlacht die Seele des Tapfern ſich über die dunkelrothen Wellen hinausſchwingt. Denn wer in der Schlacht ſtirbt, ſtirbt als Sieger. Aber der Gedanke, daß Du mir Deine Freundſchaft aufgekündigt haſt, könnte mich feige machen und mich in meinen eigenen Augen als einen Unwürdigen erſcheinen laſſen, der nicht werth iſt, die Schlachten Friedrichs des Großen zu ſchlagen! So gieb mir wenigſtens Deinen Segen mit in den Krieg, Prinzeſſin von Mecklenburg!

Die Prinzeſſin reichte ihm nochmals die Hand und ſchüttelte die ſeinige mit lebhafter Innigkeit. Dann ſagte ſie leiſe: Der Himmel ſchenke uns ein glückliches Wiederſehen! Unſere Freundſchaft wohne ſtark und feſt in Deinem Herzen, das undurchdringlich ſei gegen die Kugeln Deiner Feinde! Ade!

Damit sprang sie in das Thor zurück und erreichte bald eiligen Laufes den Flügel des Schlosses, auf dem sie die Rückkehr zu ihrem Zimmer unbemerkt gewinnen konnte.

Wilhelm von Märten stand noch längere Zeit in nachsinnende Gedanken vertieft auf derselben Stelle still. Es schien ihm schwer zu werden, diesen Platz zu verlassen. Er spielte mit den Fingern an den Gitterstäben und schaute dann wieder in den Schloßpark hinein, um sich Alles noch einmal zu vergegenwärtigen.

Da wurde sein Ohr plötzlich von dem Aufschlag einer fernen Trommel berührt. Er schrak zusammen und fühlte sich jetzt wie von einer elektrischen Bewegung in allen seinen Gliedern getroffen.

Jenseits des Sees wird schon zum Aufbruche getrommelt! rief er erregt und mit funkelnden Augen. Die neue mecklenburgische Compagnie setzt sich in Marsch. Und dort am Himmel dämmern die ersten Streifen der aufgehenden Sonne empor. Hurrah! der Tag bricht an, die Nacht versinkt mit allen ihren schweren Empfindungen und Bedenken, und meine Mannschaft rückt aus, um ihrem Kriegsherrn zugeführt zu werden. Wahrhaftig, da muß ich eilen, daß

man mich antrifft, wenn die luſtige Bande vor unſerem Hauſe vorüberzieht. Trommelt ihr nur zu, ich komme, ich komme!

Damit ſtürzte er fort, um ſchleunigſt den Gutshof ſeines Vaters zu erreichen.

II.

Es waren seit dieser Begebenheit mehr als zwei Jahre verflossen, in denen Prinzessin Charlotte auf dem Schlosse Mirow fast nur ihrer immer eifriger gewordenen Hingebung an ihre Studien und ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Beschäftigungen gelebt hatte. Sie zog gewöhnlich, wenn es sich nur irgend mit der Bestimmung der Verhältnisse vertrug, den Aufenthalt in dem schönen stillen Mirow vor, wo auch ihre seit einiger Zeit sehr leidend gewordene Mutter, die Herzogin Albertine Elisabeth, am liebsten verweilte. Doch mußte auch wieder dann und wann den Einladungen Folge geleistet werden, welche Charlottens ältester Bruder, der in Mecklenburg-Strelitz regierende Herzog Adolf Friedrich, zum Verweilen an seinem Hofe ergehen ließ, wo aber dann die Rückkehr

in die alte Johanniterburg zu Mirow immer als ein Fest neuer Einkehr in das Reich der Natur und der Studien begrüßt wurde. Auch vernahm sie dort zuweilen von dem Besitzer des Rittergutes Fleckhaide Nachrichten aus den Briefen seines Sohnes Wilhelm, der seitdem glücklich und mit Auszeichnung in allen inzwischen geschlagenen Schlachten des Königs von Preußen gefochten und sogar schon eine ehrenvolle Erwähnung in den öffentlichen Berichten erhalten hatte. Charlotte war diesen Erinnerungen an ihren ehemaligen Jugendgespielen immer noch mit besonderer Lebhaftigkeit zugewandt geblieben, obwohl ihr Geist seitdem seine eigenen Interessen bedeutend erweitert hatte und auch über den Standpunkt ihrer sechszehn Jahre, die sie im letzten Maimonat zurückgelegt, weit hinausgewachsen war.

Es war an einem Novembertage des Jahres 1760, als Prinzessin Charlotte in der Nachmittagsstunde, die zur Erholung von den Studien bestimmt war, in Gesellschaft ihrer Hofmeisterin, der Frau von Grabow, ihren gewohnten Lieblings-Spaziergang um den mirower See antrat. Eine freundliche, milde Herbstsonne, welche über der Gegend aufgegangen war und mit den gelbrothen Blättern der Bäume spielte, hatte

heute, nach vielen Regentagen, noch besonders zu diesem Ausflug eingeladen, und Charlotte, die eine große Fußgängerin war, forderte die Begleiterin dieses Mal zu einer möglichst weiten Ausdehnung dieses Spazierganges auf. Charlotte wünschte namentlich heut einige der nächst gelegenen Dorfschaften zu besuchen, und ihre Gedanken waren dabei ohne Zweifel auch auf das benachbarte Rittergut gerichtet, dessen Besitzer Herr von Märtens stets eifrig nach solchen Gelegenheiten spähte, um die Prinzessin zu einigem Ausruhen in seinem stattlichen Garten-Salon einzuladen und sie nicht nur mit den sehr von ihr bevorzugten Früchten seines Gartens zu bewirthen, sondern auch aus den vom Kriegsschauplatz eingetroffenen Briefen Wilhelm's ihr einige Mittheilungen machen zu dürfen. Es drängte sie heute um so mehr zu diesem Besuche, als die letzten Zeitungen die große siegreiche Schlacht gemeldet hatten, welche König Friedrich bei Torgau über die Oesterreicher gewonnen, und in der die preußischen Heere den fast schon verlorenen Ruhm des Tages durch das glänzendste und großartigste Umwerfen der Entscheidung an sich gebracht haben sollten.

Frau von Grabow schien indeß heute weniger

geneigt, dieſe Ausflüge zu begünſtigen, und ſtellte der Prinzeſſin vor, wie wüſt und wild es in dieſem Augenblicke überall auf den umhergelegenen Dörfern ausſehe, und daß die umherſtreifenden Werber und Proviant-Commiſſare, welche gerade in dieſen Tagen wieder ihr Weſen in der Gegend trieben und ſich die ausſchweifendſten Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen ließen, für ſchutzloſe Frauen den Aufenthalt daſelbſt nicht recht thunlich machten.

So wollen wir unſere Schritte wenigſtens bis Fleckhaide tragen, entgegnete die Prinzeſſin, und wollen umkehren, ſobald uns von den Gräueln, welche die Preußen fortwährend auf unſerem Gebiete anrichten, irgend etwas zu Geſichte kommen wird. Es iſt in der That ſchlimm, daß unſer Mecklenburg einen ſo trüben und unglücklichen Hintergrund für die Siege des großen Königs abgeben muß. Wer bewunderte und verehrte jetzt nicht gern dieſen König Friedrich! Aber wie können wir hier das Herz finden für die Bedeutung ſeiner Thaten, wenn der in den Sonnenhöhen ſiegende Adler, dem unſere Blicke ſtaunend folgen, gleichzeitig ſeine Krallen in unſeren kleinen Leib einſetzt und uns unſer Bischen Herzblut aus tiefen Wunden verſtrömen läßt?

Die Prinzessin stand jetzt am Ufer des Sees still und betrachtete nachdenklich die unruhig anschlagenden Wogen, in denen der in diesem Augenblicke sich verfinsternde Horizont sich malerisch wiederspiegelte. Das Wetter schlug plötzlich um, und in den hohen Eichenhallen begann ein rauschender Sturm sich anzukündigen. Charlotte sah lächelnd zu diesen Eichen hinauf und verfolgte mit ihren Blicken den sich dahinter fortschlängelnden engen Fußsteig, der bis vor die Pforte des Märtens'schen Gartens führte. Diesen Weg hatte sie seit der letzten Zusammenkunft mit ihrem Jugendfreunde Wilhelm nicht mehr betreten, und es schien ihr Freude zu machen, daß sie auf demselben jetzt die Rettung vor dem drohenden Unwetter, das immer näher heraufgezogen kam, finden sollte. Sie schlug ihrer Begleiterin vor, auf diesem kurzen Pfade den Garten des Ritterguts zu erreichen und dort den Regen, der schon in einzelnen Tropfen fiel, abzuwarten oder auch einen Wagen anzunehmen.

Es scheint wirklich, daß aus unserem Spaziergange heute nichts werden soll! sagte die Prinzessin, indem sie mit ihrer Begleiterin eiligst das Holz durchstrich. Der vermaledeite Krieg scheint jetzt in Mecklenburg auch das Wetter verdorben zu haben, und

doch wollten wir froh sein, wenn sich dieser Friedrich, den sie den Großen nennen, noch damit begnügen wollte, uns bloß unsere Spaziergänge zu verderben und zu verhageln, statt unsere Felder und Häuser von Menschen zu entleeren und so tief in unsere Taschen zu greifen, wie erst neulich wieder, wo das arme Mecklenburg-Strelitz allein ihm eine Steuer von zweimalhunderttausend Thalern hat aufbringen müssen. Ich muß Ihnen gestehen, liebste Grabow, daß mich dieser König Friedrich schon seit Jahr und Tag auf das empfindlichste ärgert, und daß ich viel darum geben würde, wenn ich ihm einmal so recht von Herzen die Wahrheit sagen könnte! Ich glaube sogar, daß er mir das gar nicht übel nehmen möchte; denn er muß doch ein sehr gescheidter und großer Herr sein, nach allem, was man von ihm gehört, obwohl er die Untugend hat, die Flöte zu blasen.

Und warum nennen Sie das eine Untugend, Prinzessin? fragte die Hofmeisterin mit einem strengen Tone. Sind wir nicht erst neulich übereingekommen, daß ein Instrument so viel Berechtigung beanspruchen kann, als das andere?

Mein Gott! erwiederte die Prinzessin, ich bin nun einmal keine Freundin der Flöte, und wenn ich auch

Wange, die noch eben von dunkler prophetischer Röthe geglüht hatte, überzog sich wieder mit einer feinen Blässe. Sie lehnte sich seufzend an die Schulter ihrer Busenfreundin Stratka, und fragte leise: was habe ich euch gesagt?

Du hast uns die Zukunft unseres Geschlechts enthüllt! riefen Alle einstimmig, und sprangen auf, und umringten sie ehrerbietig und traurig.

Mir ist das Herz wehe, ich weiß nichts mehr, was ich gesagt! stöhnte Wlasta. Ein wunderbarer Traum umhüllte mir mit tausendfarbigen Bildern die Schläfe. Jetzt möchte ich weinen, und kann nicht sagen, warum? Das erste Mal ist es, daß ihr die wilde fröhliche Wlasta betrübt seht bis in den Tod. Ihr aber, lieben Gespielen, lasset die Gedanken an die ferne Zukunft, denn es bringt den Sterblichgeborenen nur Schaden, in den Spiegel der künftigen Gestaltungen zu lauschen. Denket an euer und unser allernächstes Unglück. An euch ist es nun, zum Heil einen Rathschluß zu fassen. Wlastislawa wird zu

das Glück habe, eine Schülerin der berühmten Tonkünſtlerin Eliſe von Grabow zu ſein, ſo iſt mir doch der Sinn für die in ſich ſelbſt verliebte Schwärmerin, die Flöte, noch immer nicht aufgegangen.

Die Prinzeſſin ſchien im Verfolgen dieſer Vorſtellungen ſo eifrig geworden, daß ſie kaum bemerkte, wie der Regen bereits in ſtarken Tropfen herabzufallen begann und in den Bäumen und Geſträuchen der ausgebrochene Sturm ſchon mit der größten Heftigkeit rauſchte. Frau von Grabow hatte indeß ſorglicher ihre Aufmerkſamkeit auf die Anzeichen des Wetters gerichtet und ermahnte jetzt, den noch übrigen Theil des Weges mit größerer Eile zurückzulegen.

Das Haus des Herrn von Märtens wurde jetzt mit kräftigen Schritten erreicht. Als ſie vom Garten her in den Flur deſſelben eintraten, fiel ihnen ſogleich eine eigenthümliche Bewegung und Unruhe auf, die in dem Hauſe zu herrſchen ſchien. Die ſämmtlichen Genoſſen deſſelben rannten mit Wehklagen und unter heftigen Ausrufungen hin und her, und beſonders war es ein auf der andern Seite des Hauſes haltender Wagen, der ſo eben von der Landſtraße her angefahren zu ſein ſchien, welchem ſich die Aufmerkſamkeit und die Bemühung Aller zugewandt hatte.

Es war ein gewöhnlicher, mit einem Plan überdeckter Bauerwagen, in dem, wie es schien, ein verwundeter Krieger herbeigeschafft worden. Die Prinzessin stand erwartungsvoll in der Hausthür und sah mit schmerzlich theilnehmenden Blicken den Anstrengungen zu, mit denen man sich bemühte, den auf dem Strohlager gebetteten Unglücklichen auf einer inzwischen herbeigeschafften Tragbahre von dem Wagen zu heben und in das Haus zu bringen. Sie bemerkte an der Uniform, die jetzt sichtlich wurde, daß es ein preußischer Husaren-Offizier sei, der die Theilnahme derer, die sich jetzt um ihn beschäftigten, in einem so hohen Grade erregte. Charlotte bebte in einer schmerzlichen Ahnung zusammen, die sich, als sie den Namen Wilhelm's von den Lippen der Seinigen mit einem erschütternden Ausdruck des Leidens ertönen hörte, ihr bestätigt zeigen mußte.

Das stürmische Wetter, das an Heftigkeit zugenommen, machte größere Fürsorge nöthig. Die Tragbahre, welche der alte Märtens im Verein mit seinen jüngeren Söhnen und dem Wirthschafter trug, bewegte sich langsam in das Haus und dicht an der Prinzessin vorüber, die in der Thür stehen geblieben war und sich nun hastig, mit einer zitternden Thräne im Auge,

ihr entgegenneigte. Der todtenbleich und bewegungslos daliegende Wilhelm gewahrte sie jetzt mit seinen Blicken und lächelte ihr einen stillen freudigen Gruß zu, der einen Augenblick seinen Wangen ein lebendigeres Roth mittheilte.

Ich komme als ein recht zerschossener Krüppel wieder her! sagte er wehmüthig, indem er sich zur Begrüßung der Prinzessin aufzurichten versuchte. Es war eine heiße Schlacht die bei Torgau, aber die Oesterreicher schossen stark und gut, und vieren ihrer Kugeln verdanke ich diese frühe Heimkehr, die mich jedoch in diesem Augenblick so unendlich beglückt und alle meine Schmerzen und Wunden so tief lindert, wie es die Kunst der Feldärzte nicht vermocht!

Man trug ihn in das Zimmer und ließ ihn dort vorsichtig auf ein Ruhebett nieder, um das sich nun die ganze Familie schweigend und in trauriger Feier dieses Wiedersehens aufstellte. Die Prinzessin war ihm langsam gefolgt, obwohl Frau von Grabow, die sich etwas ungeduldig an ihrer Seite zeigte, einige Vorstellungen dagegen geltend gemacht zu haben schien.

Ich muß noch etwas Näheres von Ihrem Schicksal hören! sagte die Prinzessin mit einer Stimme der

innigſten Theilnahme, indem ſie näher zu ihm herantrat und ihn forſchend betrachtete.

Wilhelm von Märtens, der erſt jetzt ſeine durch die lange Reiſe erſchöpften Kräfte einiger Maßen wiedergefunden zu haben ſchien, richtete ſich jetzt mit einem lebhafteren Ausdruck empor und ſagte, indem er erſt die Prinzeſſin und dann ſeinen kummervoll gebeugten Vater mit leuchtenden Augen anſah: Mein Schickſal hat ſich jetzt unwiderruflich und für das ganze Leben beſtimmt; mit lahmgeſchoſſenen Füßen bin ich unter die Invaliden geworfen worden, und werde nun trotz meiner ſechszehn Jahre und meiner rühmlich errungenen Offiziers-Epaulettes mit dem lahmen Hofhunde meines Vaters hier um die Wette herumhinken können. Meine Wunden ſchmerzen mich noch, denn ſie ſind bis jetzt nur unvollkommen geheilt worden, aber ein lichter Strom großer und herrlicher Erinnerungen umfließt meine Stirn und träufelt Balſam in das Wehegefühl meiner gebrochenen Glieder!

Die Prinzeſſin bat ihn, ſich zu ſchonen und zugleich zu vertrauen, daß ihm noch geholfen werden könne, da die Aerzte in Strelitz, nach denen ſogleich geſchickt werden ſolle, ihre Geſchicklichkeit gewiß mit Erfolg an ihm beweiſen würden.

Wilhelm schüttelte traurig mit dem Kopf und sagte: Es wäre vielleicht noch Alles mit mir gut geworden, wenn nicht die Kugeln, die in meinen Beinen gesessen, von so ungeschickter Hand daraus entfernt worden wären. Ich kann aber nicht sagen, welches wunderbare Gefühl mich in dem ersten Augenblicke durchdrang, als ich auf dem Schlachtfelde mich plötzlich von diesen Kugeln getroffen und verwundet fand. Kein Schmerz, keine Angst und Besorgniß, nur eine geheimnißvolle Wonne durchrieselte meinen ganzen Körper, und es war mir, als sei ich erst jetzt würdig befunden worden, ein Kämpfer des großen preußischen Königs zu sein! War doch unser Friedrich selbst, wie Jeder von uns, mitten in das Kleingewehrfeuer hineingeritten und hatte sich der Gewalt der feindlichen Kugeln ausgesetzt, deren eine ihm die Brust streifte, daß man ihn schon für verloren gab! Als ich dies hörte und zugleich meine eigene Verwundung erkannte, jubelte es in mir laut, daß mir die Ehre zu Theil geworden sei, ein Schicksalsgefährte unseres geliebten königlichen Helden zu werden! Mitten in diesem Jubel stürzte ich dann ohnmächtig zusammen, weil das Blut, das unbemerkt meinen Wunden entströmt war, mir plötzlich die Besinnung entzog.

Du bist mein braver, guter Wilhelm! sagte der alte Herr von Märtens, indem er das schwankende Haupt seines Sohnes an seine Brust zog und ihm mit Zärtlichkeit die Haare von der Stirn strich. Dein Schicksal ist ein unendlich schmerzliches für uns, und ich weiß noch nicht, wie wir es zu ertragen im Stande sein werden! Aber zugleich erscheinst Du uns mit Deinen Wunden und Deinen Thaten verehrungswürdig wie ein höheres Wesen; denn es dringt mit Dir, mein Sohn, ein Strahl von den großen Weltgeschicken, um die da draußen gestritten wird, herüber in unsere Hütte! O, hätte ich statt Deiner oder neben Dir in dieser schönen großen Schlacht bei Torgau kämpfen können!

Es war eine schöne, große, aber auch sehr gefährliche und verderbliche Schlacht! rief Wilhelm, indem seine Blicke sich mit den unaufhörlich auf ihm ruhenden Augen der Prinzessin begegneten. König Friedrich hatte mit seinem gewohnten Feldherrngeist diese Schlacht ersonnen, aber das Kriegsglück wollte sich zu Anfang durchaus nicht über unsere Fahnen niederlassen, und wir standen lange in Gefahr, von der Uebermacht, die Graf Daun an Kriegern und Geschütz hatte, geworfen und vernichtet zu werden. Der König hatte

seine Armee in zwei verschiedene Corps getheilt, um den Feind einerseits in dem Rücken anzugreifen, an dererseits aber bei den Anhöhen von Großwig ihm in den rechten Flügel und in sein Centrum einzufallen. Dieser Angriffsplan wurde zwar später theilweise abgeändert, er zog sich aber doch durch die ganze Bewegung der Schlacht und entschied, nachdem er zuerst beinahe unseren Untergang herbeigeführt, plötzlich doch das Schicksal des Treffens dahin, daß die Preußen Herren und Meister des Schlachtfeldes blieben. Mit dem Husaren-Regimente des Generals von Ziethen marschirte ich selbst auf der linken Flanke auf, und zwar unter einem Kartätschenfeuer der österreichischen Artillerie, wie solches wohl noch nie vernommen und ausgehalten wurde. Die Wälder und Höhen hallten wider von dem schrecklichen Donner dieser Geschütze, aber die Preußen marschirten ruhig und unerschrocken unter diesem Feuer vorwärts, wie auch ihre Reihen davon niedergeworfen und gelichtet werden mochten. Es war ein fürchterliches und zweifelhaftes Kämpfen, und viel Blut mußte fließen, ehe der siegreiche Ausgang gewonnen wurde. Diesen erfuhr ich erst, als ich schon unter den Verwundeten bei den unheimlich flackernden Wachtfeuern in der Domitzer Haide lag

und wir hier mit einer Seelenpein, die stärker in uns fieberte, als alle Wunden, einer Nachricht von den entfernt kämpfenden Truppen entgegenbangten! Aber, ach! für mich war kein Bleiben mehr unter diesen Glücklichen, die an den Lorbeern des großen Königs ihr Theil haben sollten. Ich wurde nun, zusammengeschichtet mit vielen anderen Leidensgefährten, auf einen Wagen gepackt und in das Feld-Lazareth abgeliefert, von wo man mich dann nach schlechter und scheinbarer Heilung hieher in die Heimath entließ.

Wilhelm sank nach diesem Bericht erschöpft auf sein Lager zurück, und man beschwor ihn jetzt von allen Seiten, sich Ruhe zu gönnen und ihrer Begierde nach seinen weiteren Erzählungen erst, nachdem er sich gestärkt und erholt, wieder genug zu thun.

Die Prinzessin winkte ihm ein stilles Lebewohl zu, und entfernte sich dann in Begleitung ihrer Hofmeisterin mit der an Herrn von Märtens gerichteten Bitte, *ihr morgen früh genaue Nachricht über das* Befinden seines Sohnes zukommen zu lassen. Zugleich lehnte sie den ihr dargebotenen Wagen ab, weil sich das Wetter inzwischen aufgeklärt habe, eigentlich aber, weil sie im Hause keine weiteren Störungen verursachen wollte, um dem armen Wilhelm die auf-

merksame Pflege seines Vaters keinen Augenblick zu entziehen.

So trat Charlotte nun eilig den Rückweg nach dem Schlosse an, unbekümmert um die unabläßigen Klagen der Frau von Grabow, welche über die vom Regen aufgeschwemmten und ungangbar gewordenen Wege seufzte und sich gar nicht darüber zufrieden geben konnte, daß die Prinzessin die Equipage des Herrn von Märtens abgelehnt habe. Charlotte aber, die mit der ihr eigenen körperlichen Rüstigkeit und Gewandtheit schleunig vorschritt und alle Schwierigkeiten des Weges so gut als möglich überwand, schien diesen wohlbegründeten Ausrufungen kaum Gehör zu schenken. Sie dachte über etwas nach, das sie unaufhörlich beschäftigte und ihren Gedanken eine lebhafte Richtung in die Ferne zu geben schien. Sie war davon plötzlich so stark in Anspruch genommen, daß ihr im Eifer des Nachsinnens einzelne Worte entschlüpften und sie zuweilen heftige Bewegungen mit ihren Händen durch die Luft machte.

In dieser eigenthümlichen Aufregung gelangte sie in das Schloß zurück, wo sie sich kaum Zeit ließ, ihre durch diese Wanderung sehr erneuerungsbedürftig gewordene Toilette von der Hand der Kammerfrau

wiederherſtellen zu laſſen. Nachdem dieſe Angelegenheit einiger Maßen geordnet war und die Prinzeſſin dann noch zu dem gewöhnlichen kurzen Abendbeſuche bei ihrer Mutter, der Herzogin, vorgelaſſen worden, benutzte ſie den erſten dazu geeigneten Moment, um ſich auf ihr ſtilles Zimmer zurückzuziehen und in der ungeſtörten Abgeſchiedenheit deſſelben dem der Kühnheit ihres Geiſtes vollkommen entſprechenden Plane, welcher ſie ſeit einigen Stunden ganz und gar bewegte, nachzugrübeln.

Die Zimmer der Prinzeſſin Charlotte lagen in dem untern Stocke des Schloſſes und beſtanden in einigen freundlich und ſinnig eingerichteten Appartements, in deren Ausſtattung ſogleich der vorzugsweiſe auf wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Beſchäftigungen gerichtete Sinn ihrer Bewohnerin entgegentrat. Auf eine ausgeſuchte Bequemlichkeit und Elegenz der Einrichtung war kein beſonderes Gewicht gelegt, dagegen waren für Staffelei, Clavier, Bücher- und Notenſchränke die beſten Plätze dieſer Räumlichkeiten in Anſpruch genommen. Der mit Büchern und Papieren bedeckte Schreibtiſch ſtand gegen die Hälfte einer Balconthür gelehnt, welche in den Schloßgarten hinausführte. An den Wänden hingen einige werthvolle

allem Ja ſagen, was ihr beſchließet, denn ſie ſelbſt iſt traurig und gedankenlos, und das tapfere Herz iſt ihr wie zerbrochen.

Da trat die ſchmachtende Stratka in die Mitte der Jungfrauen, und es war wie ein linder Westhauch, wann ſie ſich bewegte. Sie war als die Zweite und Trefflichſte nach der Wlaſta geachtet, und Alle waren ihr gut, denn ſie ſah lieblich und beſcheiden aus, und hatte Augen, wie zwei ſtille Vergißmeinnichts. Die ſprach, indem ſie ihre Hand ausſtreckte gegen die noch am Boden ſitzende Wlaſta: O Wlaſtiſlawa, du hochherzige, tugendreiche und adlichgeſittete Jungfrau, wir wiſſen Alle, daß Du nichts Anderes denkeſt noch trachteſt, als unſere Freiheit und Ehre, und die unſeres ganzen Geſchlechts. Welche wäre, die Dich nicht darum zum Allerhöchſten prieſe! Aber, ich bitte Dich, Du Tugendreiche, was hilft uns armen Mädchen die Freiheit, wenn wir keine Männer haben? Schickte nicht unſere hohe Frau Libuſſa ſelbſt auf das Feld hinaus, und ließ ſich einen Mann holen? Und als ſie ihn zum Mann gehabt, wurde

Gemälde umher, unter denen das in Lebensgröße ausgeführte Bildniß ihres verstorbenen Vaters, des Herzogs Karl Ludwig, der tägliche Gegenstand ihres erinnerungs- und liebevollen Anschauens war.

Charlotte, die sich unmittelbar nach dem Eintritt in ihr Zimmer vor ihrem Schreibtisch, den sie ihren vertrautesten Freund zu nennen pflegte, niedergelassen, hatte sofort die Feder und ein Blatt Papier ergriffen, und begann nun mit ununterbrochenem Eifer an einem Briefe zu schreiben, den sie größtentheils schon auf dem Rückwege von Fleckhaide nach dem Schlosse Mirow ersonnen hatte.

Nach einiger Zeit schob sie das Papier mit bedenklichem Nachsinnen von sich zurück und sprang dann rasch empor, indem sie, wie es schien, von neuen Zweifeln über das Unternehmen, in dessen Ausführung sie begriffen war, heimgesucht und aufgeschreckt wurde. Sie ging jetzt mehrere Male mit heftigen Schritten auf dem Parquet ihres Zimmers auf und nieder und fuhr sich mit der kleinen weißen Hand über die schöne Stirn, auf der begeisterte und entschlußkräftige Gedanken mit peinlichen Besorgnissen und Bedenken um die Oberhand zu kämpfen schienen.

Es ist ein unerhörtes Wagestück, welches ich da

ins Werk ſetzen will! rief die junge Prinzeſſin, indem ſie jetzt ihren glühenden Kopf an die Glasſcheiben der Balconthür lehnte und in die Wipfel der draußen wehenden und rauſchenden Bäume hinausſtarrte. Ich fürchte, er wird mich auslachen, und das wird dann der einzige Effect von der ganzen Sache ſein. Vielleicht thue ich beſſer, davon abzuſtehen; denn was wird die Welt, die es am Ende doch erfährt, davon urtheilen, daß eine kleine unerfahrene Prinzeſſin es ſich herausgenommen hat, an Seine Majeſtät den König Friedrich den Großen zu ſchreiben!

Sie kehrte dann wieder zu ihrem Papier zurück und heftete ihr tiefes geiſtvolles Auge noch einmal prüfend auf die dem Blatte bereits anvertrauten Zeilen, in denen ſchon ein weſentlicher Theil des beabſichtigten Briefes an den König von Preußen vollendet lag. Nachdem ſie Alles noch einmal überleſen, zog ein ſtrahlendes Lächeln über ihr Geſicht, und ein aufblitzender kühner Muth ſchien die ganze Geſtalt ſtolz und freudig empor zu heben.

Nein, ſagte ſie dann, ich will doch dem Zuge meines Herzens, der Eingebung meiner Gedanken folgen! Ich bin zwar nur ein junges ſechszehnjähriges Mädchen und Prinzeſſin von Kleinweltwinkel, denn

was haben wir wohl hier eigentlich zu bedeuten? Aber ich bilde mir ein, daß meine schlichten, dreisten Worte eine gute Stätte bei einem so großen und alle Herzen durchschauenden König finden werden! Wie ich zu dieser Einbildung komme, weiß ich freilich nicht, aber der Zorn hat sie mir eingegeben, und der Schmerz hat sie besiegelt, so daß ich mir dabei wie in eine stählerne Rüstung meines Rechts gekleidet vorkomme! Ist es denn noch länger mit anzusehen, wie dieser König seit Jahren fortfährt, unser gutes mecklenburgisches Land zu drücken und zu schinden, alles Verderben und alle Zerrüttung auf unsere Fluren und in unsere Hütten zu werfen, und uns keinen anderen Ruhm an dieser ganzen Welt-Begebenheit zu gönnen, als daß wir ausgepreßt und ausgesogen werden und unsere jungen Männer sich für ihn zu Krüppeln schießen lassen müssen? Wahrhaftig, das habe ich satt, und wenn ich früher oft darüber wild geworden bin vor Aerger, so fließt mir jetzt der Gram über diesen armen Wilhelm von Märtens in mein Herz, das ich davon recht inwendig in mir bluten fühle. Was hat er nun davon, dieser gute, treffliche Mensch, daß er seinen Antheil an den Helden- und Kriegsthaten dieses preußischen Königs mit seinen

jämmerlich zerschossenen Beinen hat bezahlen müssen? Wie viel Großes und Herrliches würde er vielleicht noch geleistet haben, mein armer Jugendgespiele, mit dem ich so oft um die Wette auf die Berge und auf die Bäume geklettert und Hand in Hand mit ihm wieder heruntergesprungen bin, und der nun entwurzelt daliegt, wie eine abgerissene Blume! Er thut mir schrecklich leid, denn ich hielt stets so viel von ihm, und sein Herz, sein Verstand, sein Charakter, seine Fröhlichkeit waren mir angenehme Gefährten auf den Pfaden der Kindheit gewesen! Wie glaubt der große König wohl so viel Unheil wieder gutmachen zu können? Den auf den Sonnenrossen des Sieges dahinbrausenden Helden kümmert das kleine Leben freilich nicht, das unter seinen Tritten zerstampft und zerbrechen wird! Doch das kleine Leben hat auch eine große Seele, die gen Himmel schreit. Ich aber will nun diesem Könige von Preußen so ins Gewissen zu reden suchen, daß er wenigstens an unserem Mecklenburg wieder gut machen soll, was dem armen Wilhelm für Schaden zugefügt worden ist! Denn unser Land leidet an Herz und Nieren, es muß entlastet werden von diesen Qualen und Nöthen, welche namentlich die auf unseren Fluren abwechselnd hau-

senden Armeen verbreiten, und ich, eine gute Mecklenburgerin, die sich das Herz auf dem rechten Flecke fühlt, will mich wenigstens mit meiner Schreibfeder und meinem Bißchen wohlerlernten Französisch für mein Vaterland bewaffnen! Ich habe freilich eine schauderhafte Angst, dabei doch noch immer etwas gegen französische Eleganz und Grammatik zu verstoßen; denn dieser König Friedrich ist deutscher Held und französischer Schriftsteller zugleich und paßt einem gewiß eben so schrecklich auf die Präpositionen und Verben, als seinen Feinden auf die Köpfe!

Die Prinzessin setzte sich dann wieder vor ihrem Schreibtische nieder und schrieb nun in wenigen Minuten den begonnenen Brief zu Ende. Dann überlas sie ihn noch einmal laut im Zusammenhange, wie wir ihn hier in deutschen Worten folgen lassen:*)

*) Es scheint festzustehen, daß dieser so berühmte und folgenreich gewordene Brief ursprünglich in französischer Sprache von der Prinzessin abgefaßt worden, obwohl der französische Text desselben nicht mehr vorhanden sein dürfte. Die deutsche Version desselben, welche Preuß (Friedrich der Große, II. 186) mittheilt, möchte wohl spätere Ueberarbeitungen in sich aufgenommen haben. Vgl. Hormayr, Archiv für Geographie, Historie ꝛc., X. Jahrg., S. 574. F. L. v. Bibra (Georg III., sein Hof und seine Familie, I., 133) erklärt sich für die ursprünglich deutsche Abfassung des Briefes, die schon dem König

„Sire!

„Ich weiß nicht, ob ich über Eurer Majeſtät letzten Sieg fröhlich oder traurig ſein ſoll, weil eben der glückliche Sieg, der neue Lorbeern um Ihre Scheitel geflochten hat, über mein Vaterland Jammer und Elend verbreitet. Ich weiß, Sire, in dieſem unſerem laſterhaften, verfeinerten Zeitalter werde ich verlacht werden, daß mein Herz über das Unglück des Landes trauert, daß ich die Drangſale des Krieges beweine und von ganzer Seele die Rückkehr des Friedens wünſche. Sie ſelbſt, Sire, werden vielleicht denken, es ſchicke ſich beſſer für mich, mich in der Kunſt, zu gefallen, zu üben, oder mich nur um häusliche Angelegenheiten zu bekümmern. Allein dem ſei, wie ihm wolle, ſo fühlt mein Herz zu ſehr für dieſe Unglücklichen, um eine dringende Fürbitte für dieſelben zurückzuhalten. Seit wenigen Jahren hat dieſes Land die erfreulichſte Geſtalt gewonnen. Man traf hier keine verödeten Stellen mehr an. Alles war angebaut. Das Landvolk ſah vergnügt aus, und in den Städten

---

Friedrich II. gegenüber etwas Unwahrſcheinliches in ſich trägt und in der oben mitgetheilten Faſſung jedenfalls eine für die damalige Epoche ungewöhnliche Vollendung und Feinheit des deutſchen Ausdrucks an den Tag legen würde.

herrschte Wohlstand und Freude. Aber welch eine Veränderung seitdem gegen eine so heitere Scene! — Ich bin in pathetischen Beschreibungen nicht erfahren, noch weniger kann ich die Gräuel der Verwüstung mit erdichteten Schilderungen schrecklicher darstellen. Aber gewiß selbst Krieger, welche ein edles Herz und Gefühl besitzen, würden durch den Anblick dieser Scenen zu Thränen bewegt werden. Das ganze Land, mein theures Vaterland, liegt gleich einer Wüste da. Der Ackerbau und die Viehzucht haben aufgehört. Der Bauer und der Hirt sind Soldaten geworden, und in den Städten sieht man nur Greise, Weiber und Kinder; vielleicht noch hier und da einen jungen Mann, der aber durch empfangene Wunden ein Krüppel ist und den ihn umgebenden kleinen Knaben die Geschichte einer jeden Wunde in einem so pathetischen Heldentone erzählt, daß ihr Herz schon der Trommel folgt, ehe sie recht gehen können. Was aber das Elend auf den höchsten Gipfel bringt, ist das beständig abwechselnde Vorrücken und Zurückziehen beider Armeen, da selbst die, welche sich unsere Freunde nennen, beim Abzuge Alles mitnehmen und verheeren, und wenn sie wiederkommen, gleich viel wieder herbeigeschafft haben wollen. Von der Gerechtigkeit, Sire,

hoffen wir Hülfe in dieſer äußerſten Noth. An Sie, Sire, dürfen auch Frauen, ja ſelbſt Kinder ihre Klagen bringen. Sie, die ſich auch zur niedrigſten Klaſſe gütigſt herablaſſen und dadurch, wenn es möglich iſt, noch größer werden, als ſelbſt durch Ihre Siege, werden die meinige nicht unerhört laſſen und, zur Ehre des eigenen Ruhmes, Bedrückungen und Drangſalen abhelfen, welche wider alle Menſchenliebe und wider alle gute Kriegszucht ſtreiten. Ich bin mit aller Ehrerbietung

. Ew. Majeſtät

gehorſamſte

Sophie Charlotte,

Prinzeſſin von Mecklenburg-Mirow."

Die Prinzeſſin faltete jetzt dieſen Brief zierlich zuſammen, ſiegelte ihn ohne weitere Förmlichkeit mit dem an ihrem Finger ſchimmernden Siegelringe zu und verſah ihn dann mit der Aufſchrift: An des Königs von Preußen Majeſtät.

Es war inzwiſchen ſpät geworden, und die Kammerfrau der Prinzeſſin hatte ſich ſchon zum Antritt ihres Nachtdienſtes gemeldet. Charlette beurlaubte ſie jedoch, um noch ungeſtört ihren eigenen Betrachtungen nachhangen zu können. Ihre Gedanken dran-

gen unruhig und feurig in die Ferne. Charlotte malte sich lebhaft das Schicksal des vor ihr liegenden Briefes aus, wie auf demselben nun bald die machtvollen blauen Augen des kriegerischen Königs ruhen würden. Sie konnte bei der Vorstellung erbleichen und zittern, daß er den Brief vielleicht mit sarkastischem Lächeln überfliegen und mit einem seiner berühmten französischen Bonmots beseitigen werde. Dann durchmaß sie wieder stolz und glücklich mit fliegenden Schritten ihr Cabinet, wenn sie sich die günstige Aufnahme ihres Schreibens vergegenwärtigte und den heilsamen Einfluß davon für die Zustände ihres Vaterlandes erreicht dachte.

Sie rechnete sich aus, in welchen Tagen ihr Brief schon in den Händen des Königs sein könne. Denn sie wollte dieses Schreiben dem preußischen Hauptmanne von Barnekow zur persönlichen Bestellung übergeben, der kürzlich in einem Auftrage des Königs am Hofe zu Strelitz verweilt und auch in Mirow, wo er in früheren Zeiten dieser Hofhaltung gern gesehen worden, seinen Besuch angekündigt hatte. Danach war er morgen im Schlosse zu erwarten, und sie hoffte durch ihn ihr Schreiben, das sie ihm auf sein Ehrenwort zu seiner ausschließlichen Mitwissen-

ſchaft anvertrauen wollte, ſofort in die Hände des Königs gelangen zu laſſen, der in dieſem Augenblicke ſein Hauptquartier in Leipzig aufgeſchlagen haben ſollte und zu dem Herr von Barnekow jetzt unmittelbar zurückzukehren beſtimmt war. Dagegen hoffte Charlotte in Anſehung der guten That, die ſie lediglich bezweckte, Verzeihung zu finden, wenn ſie den von ihr gewagten Schritt vor ihrer Mutter verborgen hielte. Denn ſie konnte ſich nicht entſchließen, derſelben eine Mittheilung darüber zu machen, da die Herzogin überdies in einem ſehr kränklichen Zuſtande und in einer Gemüthsſtimmung ſich befand, in der ſie Eröffnungen dieſer Art gewiß die größten Schwierigkeiten bereitet haben würde. Die Prinzeſſin glaubte aber getroſten Muthes aus ihrer eigenen Machtvollkommenheit handeln zu können, für welche ſich, wie ſie hoffte, die Entſchuldigungen ihrer Jugend und ihres Geſchlechtes auf eine vielleicht erfolgreiche Weiſe erheben würden!

ihre Freiheit und ihre Ehre um nichts desto geringer. Wissen wir denn nicht, wie sie den Przemysl und das ganze Czechenland mit ihrem Rath und ihrer Klugheit regiert hat? In der Ehe erscheint erst das freie Weib, von dem Du uns prophezeiht hast, aber ich bin der Meinung, ihr lieben Gespielen, daß, um das freie Weib erscheinen zu lassen, die gewöhnlichen Begriffe der Ehe erst müssen umgewandelt werden. Dies, ja dies sei unser Werk! Vor allen Dingen müssen wir Frauen Wahlrechte bekommen. Ich will von diesen Wahlrechten jetzt nur insoweit reden, daß wir uns die Männer selbst wählen dürfen, sowie Libussa den Ehegemahl erwählet, welcher ihr gefallen, und worein das ganze Land willigen mußte. Denn die Frau muß zuerst durch den selbständigen Willen frei werden. Ohne den Willen gibt es keine Freiheit, und ohne die Freiheit keine Liebe, und ohne die Liebe kein Glück. Darum nun, auf daß wir allesammt die Freiheit erwerben, rathe ich alles Ernstes, daß Du, o Wlasta, möchtest zum Herzog Przemysl senden, und ich will zum

III.

Im Frühsommer des folgenden Jahres 1761 befand sich die verwittwete Herzogin von Mecklenburg-Mirow mit ihren beiden Töchtern, den Prinzessinnen Charlotte und Christine, in Pyrmont, dessen berühmte Heilquellen der Fürstin zur Herstellung ihres bedrohten Gesundheits-Zustandes von den Aerzten verordnet worden waren. Diese Kränklichkeit der Fürstin war Ursache gewesen, daß die herzogliche Familie den verflossenen Winter größtentheils in ihrer Zurückgezogenheit zu Mirow verlebt und darin nur kurze Unterbrechungen durch einen Besuch am Hofe zu Strelitz hatte eintreten lassen.

Während die Kriegsereignisse in der Ferne ihren mächtigen Fortgang nahmen, hatte sich Mecklenburg in der letzten Zeit einer bedeutenden Erleichterung von

den ihm früher auferlegt geweſenen Laſten und Bürden zu erfreuen gehabt. Die Veranlaſſung dieſer plötzlich eingetretenen Begünſtigungen war unbekannt geblieben, obwohl ſich darin ganz unmittelbar eine geneigtere und freundlichere Geſinnung des Königs Friedrich II. gegen die mecklenburgiſchen Lande an den Tag zu legen ſchien. Prinzeſſin Charlotte hatte mit betroffener Freude dieſe ſo glücklich eingetretene Veränderung, die ſich in allen Theilen Mecklenburgs zugleich zeigte, wahrgenommen; aber die Vermuthung, die darüber in ihr aufſteigen konnte, verbarg ſie ſtill und ſinnig in ſich ſelbſt, ohne darüber irgend Jemanden durch Mittheilung oder Andeutung zum Vertrauten zu machen.

Auch ihrem Jugendfreunde Wilhelm von Märtens, der noch kurz vor ihrer Abreiſe nach Pyrmont ſich als ein einigermaßen Geneſener auf dem Schloſſe vorgeſtellt hatte, ſagte ſie nichts von dem eigenthümlichen Zuſammenhang, in den die Schonung, welche Mecklenburg ſeit Kurzem widerfahren, vielleicht mit ihrer eigenen Perſon und dem Wagſtück ihres an den König gerichteten Briefes zu bringen war. Charlotte hatte keine beſondere Antwort auf dieſen Brief empfangen, und ſie wußte nicht, ob ihre Kühnheit zu

weit gehe, wenn ſie die Erleichterungen, deren Mecklenburg ſeitdem in der That genoß, auf die Rechnung ihrer muthigen und vertrauensvollen Zuſchrift an Friedrich den Großen zu ſetzen geneigt war. Ein Theil davon gebührt auch den Leiden des armen Wilhelm! dachte ſie bei ſich ſelbſt und reichte dafür dem traurig ihr gegenüberſtehenden Jüngling zum Abſchied um ſo herzlicher und inniger die Hand. Wilhelm blickte ihr ſchmerzlich in die Augen, und eine Thräne rann ihm über die bleichen Wangen, auf denen noch die Spuren ſeines langen Schmerzenslagers verzeichnet ſtanden. Seine Heilung war zwar zuletzt gelungen, aber er hatte einen hinkenden Fuß zurückbehalten, was die Freiheit ſeiner Bewegungen bedeutend beeinträchtigte und beſonders auf ſein Gefühl einen äußerſt niederſchlagenden Eindruck gemacht zu haben ſchien.

Dieſer Abſchied hatte in der Prinzeſſin die wehmüthigſte Erinnerung zurückgelaſſen, und ſie konnte den Eindruck auch auf der Reiſe lange nicht überwinden, obwohl dieſe ihr zunächſt die in neuem Wohlſtande und Segen erblühenden Fluren ihres Vaterlandes und einige der ſchönſten Punkte des weſtlichen Deutſchlands vor Augen führte. Erſt in den freundlichen lachenden Thälern von Pyrmont und unter den

mancherlei Zerſtreuungen, welche Leben und Geſellſchaft in dem reizend gelegenen Badeort darboten, ſtellte ſich der jugendfrohe Sinn der Prinzeſſin wieder in ſeiner ganzen Munterkeit her, und ſie wurde bald mit ihrem eigenthümlichen und geiſtig belebten Weſen der Mittelpunkt des glänzenden Kreiſes, der ſich um die Herzogin und ihre Töchter in Pyrmont gebildet hatte.

Die herzogliche Familie hatte auf einem der ſchönſten Plätze in Pyrmont eine Wohnung bezogen, welche zugleich die Vortheile eines ländlichen Aufenthaltes in ſich vereinigte und die herrlichſten Ausſichten über das ganze Thal, den am anderen Ende deſſelben gelegenen Stadttheil, das Schloß und das Kloſter Lügde darbot. Die ſchönen Räume dieſer Wohnung wurden in gaſtlicher mecklenburgiſcher Weiſe dem geſellſchaftlichen Verkehr faſt ohne alle ceremonielle Einſchränkung geöffnet, und es war nicht ſchwer, in dieſem Kreiſe, der die beſten und ausgezeichnetſten Elemente der Geſellſchaft an ſich zog, Zutritt zu erhalten.

Unter den hervorragenden Fremden, welche in der letzten Zeit in dieſem Cirkel Aufnahme gefunden, befanden ſich namentlich mehrere vornehme Engländer, darunter beſonders ein Oberſt Grame, der ſich mit

dem angelegentlichsten Eifer darum beworben hatte, zu den vertrauter Aufgenommenen dieses Kreises zu gehören, und dem seitdem auch vorzugsweise die Gunst zu Theil wurde, daß die Herzogin für sich und ihre Töchter seine Begleitung auf den Spaziergängen und Ausflügen in die Umgegend, wie auch des Morgens am Brunnen, mit sichtlicher Vorneigung annahm.

Der Oberst war ein nicht mehr junger Mann, jedoch von der einnehmendsten und gewinnendsten Persönlichkeit, die freilich weniger ein kriegerisches als ein hofmännisches Gepräge hatte, aber mit allem ausgestattet war, was einem Manne in vorgerückten Jahren durch Charakter, Geist und Laune ein hervorragendes Interesse geben konnte. Der Oberst Grame war von Geburt eigentlich ein Schotte und gehörte einer der angesehensten Familien dieses Landes an. Seit einiger Zeit lebte er aber in den bedeutendsten Beziehungen am englischen Hofe und genoß namentlich das persönliche Vertrauen des jungen Königs Georg III., der als dreiundzwanzigjähriger Jüngling im October des vergangenen Jahres 1760 den englischen Thron bestiegen hatte. Man wußte, daß Oberst Grame dem König seit seinem Regierungs-

Antritte sehr nahe gestanden und mehrfach in vertraulichen Angelegenheiten von ihm verwendet worden war, wie er auch unter den genauen Freunden des Grafen Bute, der vor Kurzem an der Stelle des Lord Holderneß Staats-Secretair geworden, genannt wurde. Dieser Umstand, der ihn als eine einflußreiche Persönlichkeit des englischen Hofes erscheinen ließ, war wohl für die verwittwete Herzogin Albertine Elisabeth vornehmlich entscheidend geworden, um den Annäherungen des Obersten auf eine auszeichnende Weise entgegen zu kommen, während die beiden Prinzessinnen sowohl durch die interessanten Erzählungen des Engländers, wie durch seinen eigenthümlichen, echt nationalen Humor, den er über seine Unterhaltung auszugießen verstand, sich angezogen fühlten. Dazu kam die besondere Treuherzigkeit und Redlichkeit, die seine Persönlichkeit in ihrer ganzen Ausdrucksweise charakterisirte und eine eigenthümliche Sphäre des Behagens und Vertrauens um ihn her verbreitete.

Eine besondere Aufmerksamkeit schien der Oberst von Anfang an der Prinzessin Charlotte zu beweisen, der er sich immer vorzugsweise mit seiner Unterhaltung zuwandte und die an derselben nicht minder ein lebhaftes und entgegenkommendes Gefallen bezeigte.

Der Prinzessin war es in dieser Unterhaltung besonders angenehm, die englische Sprache, für die sie zwar eine große Vorneigung hatte, deren Schwierigkeiten sie aber noch keineswegs ganz zu überwinden vermochte, auf eine für sie anregende und belehrende Weise üben zu können. Sir Henry Grame ging auch auf diese Beziehung mit dem lebhaftesten Interesse und mit einem gewissen gravitätischen Ernst ein, der dann auf eine fast drollige Weise in ihm hervortrat und sein außerordentlich wichtig genommenes Bemühen zeigte, alle Mängel in der Aussprache und Ausdrucksweise der Prinzessin von Grund aus zu vertilgen. Die Prinzessin ergötzte sich dann an diesen, wie sie es nannte, kriegerischen Ausfällen gegen ihr armes Englisch, und versprach in bester Laune, alle ihre grammatischen Positionen binnen Kurzem so stark zu befestigen, daß sie auch gegen ein ganzes Heer von National-Engländern sich zu halten im Stande sein sollten. Dies führte täglich zu Scherzen und Neckereien, die diesen Verkehr in einer frischen Beweglichkeit erhielten, und unter denen das Bemühen des Obersten, sich mit der Prinzessin zu schaffen zu machen und ihr Wesen wie ihren Sinn zu erforschen, immer auffälliger sich bemerkbar machte.

Man hatte ſich an dieſen Umgang bereits gegenſeitig ſo gewöhnt, daß, als der Oberſt Grame eines Morgens ſeine bevorſtehende Abreiſe ankündigte, dies bei den Damen eine ſichtliche Verſtimmung hervorbrachte und der traurig bewegten Stimme des Engländers trübe und von einem feuchten Anhauch umſchleierte Augen antworteten. Es wurde verabredet, eine gemeinſchaftliche Spazierfahrt nach dem Königsberge zu machen, um dort noch einen Tag in der bisherigen Weiſe des Zuſammenlebens mit einander zu genießen und auf dieſem beſonders ſchönen Punkte der pyrmonter Umgegend ſich das Lebewohl für die nicht abzuwendende Trennung zu ſagen.

Die Geſellſchaft, welche aus der Herzogin und ihren Töchtern, dem Oberſten Grame und einigen mecklenburgiſchen Cavalieren beſtand, hatte ſich in zwei Wagen auf der überaus anmuthig gezogenen Straße zu dieſem Königsberge hinbegeben, der am nördlichen Ende des Thales in einem freien maleriſchen Aufſteigen ſich erhob und gewiſſermaßen ein Belvedere für die ganze reiche und mannigfaltige Umgegend bildete. An der Stelle, wo ein breiter ſchattiger Weg ſich in einem kreisförmig aufſteigenden Rundgange um den Berg herum zu ziehen anfängt,

trennte man sich in verschiedene Partieen, indem nur ein Theil der Gesellschaft in dem Wagen zurückblieb, während der andere Theil es vorzog, den anmuthigen und an Abwechselungen reichen Weg zum Gipfel des Berges in einer gemeinschaftlichen Fußwanderung zurück zu legen. Die Herzogin war mit den mecklenburgischen Cavalieren in ihrem Wagen zurückgeblieben, der Oberst Grame war mit der Ehre betraut worden, die Prinzessin Charlotte, die am meisten diese Fußpromenade gewünscht, zu geleiten, und Prinzessin Christine folgte Beiden in Gesellschaft der Frau von Grabow und eines anderen vornehmen Engländers, des Grafen Harcourt, der seit einiger Zeit durch Sir Henry Grame ebenfalls in diesen Kreis eingeführt worden war.

Prinzessin Charlotte, die ihre Eigenschaft als ausgezeichnete Fußgängerin auch an diesem mit seinen Schönheiten längst für sie lockend gewesenen Berge erprobt sehen wollte, schritt sofort in dem ihr eigenen Tact aufwärts, so daß Oberst Grame bei seinem, wenn auch nur geringen Embonpoint, das sonst bei seiner strengen militairischen Dressur sich wenig geltend machen konnte, doch einiger Anstrengungen bedurfte, um mit der zu gleicher Zeit sehr lebhaft sprechenden

und fragenden Prinzessin gleichen Schritt halten zu können.

Der Weg, der sich in seinen rundlaufenden Umgängen zu dem Gipfel hinaufschlängelte, führte bald durch dichte, dunkle Waldung und tiefe Gründe, in denen er sich augenblicklich abzusenken schien, wie in einer von allen Seiten eingeschlossenen Grotte dahin, bald öffnete er sich plötzlich wieder an der einen Seite zu den wundervollsten Fernsichten, in denen man allmählig die ganze Thal-Landschaft auf allen Seiten und in der reizenden Mannigfaltigkeit ihrer Gruppen an sich vorüberschweben sah.

Nun, Herr Oberst, fragte die Prinzessin ihren Begleiter auf Englisch, wie gefällt Ihnen dieser Berg? Sie müssen wissen, daß wir uns hier über der eigentlichen Werkstatt der Natur befinden, in der da unten, wie man sagt, das pyrmonter Wasser bereitet wird. Haben Sie also Respect vor der heiligen Stätte, über der Sie hier wandeln, und schauen Sie auch recht fleißig um sich her, ob nicht eine der schönen Wald- und Quell-Nymphen uns hier begegnet, die sich gewiß mehr über meine gute englische Aussprache freuen wird, als es Ihnen, Herr Oberst, selbst noch am

Hinchvoch ſenden, ob dieſe beide nicht wollten unſere Männer werden? Denn ſobald ſie nun, als die Vornehmſten, einwilligen, ſo wird ſich alsdann auch unſerer Aller Freiheit anfangen, und die Budecer Mädchenanſtalt ſoll wieder in ihre alte Blüthe kommen. Verachten ſie aber unſer Begehr, ſo hat dann endlich die Rache der geſchmähten Mägdefreiheit eine Urſache an allen dieſen Männern. Willigen ſie jedoch ein, ſo wird dadurch das Wahlrecht fortan immer unſerm Geſchlecht gewonnen ſein. Denn die freie Frau iſt ſouverain, ſie ſpreche, wer der Mann ihrer Liebe ſein ſoll! Sie ſpreche offen, denn ſie darf reden! Ach, Wlaſta, mir iſt, als führte mich auch der Geiſt der Prophezeihung, wie Dich, bis in eine ferne ſimoniſtiſche Zukunft der Zeiten. Ja, das freie Weib iſt ſouverain, ſie entſcheide, ſie ſpreche, denn ſie darf reden! Und das Glück der freien Liebe iſt ſüß! —

So ſprach die ſchmachtende Stratka, und warf ihre lieblichen, lauſchenden Augen mit einem fragenden Blick im Kreiſe der Geſpielen umher. Die Jungfrauen aber waren von

letzten Tage Ihrer freundſchaftlichen Bemühungen mit mir möglich ſcheint!

Ach, meine gnädigſte Prinzeſſin, erwiederte Oberſt Grame, dieſer Berg iſt ein rechter Deutſcher! Er ſieht ſo gemüthlich romantiſch und leicht umgänglich aus, und doch, je mehr man ſich mit ihm zu ſchaffen macht, deſto mehr treibt er einem den Schweiß auf die Stirn, und man fühlt, was er zu bedeuten hat. Dazu kommt das inwendige Rumoren der Quellen- und Brunnengeiſter, die in dieſem Individuum herumſpuken, und das iſt auch wieder unſäglich deutſch; denn einem Deutſchen raſſelt und praſſelt und kocht es auch beſtändig in ſeinem Innerſten, während man obenauf bei ihm kaum etwas davon merkt und ihn, der alle Teufel und Kobolde und Dämone in ſich birgt, obenauf für einen ganz harmloſen und unverfänglichen Burſchen anſieht! Aber wiſſen Sie denn, daß dies zugleich der Berg Friedrichs des Großen iſt, auf dem wir hier gipfelan ſteigen, Ihres Königs Friedrich, dem Sie, wie ich glaube, eine ſo große und ausſchließliche Bewunderung widmen?

Friedrich der Große? fragte die Prinzeſſin mit einer anſcheinenden Gleichgültigkeit, indem ſie dem Engländer einen forſchenden Seitenblick zuwarf. Sie

hatte schon öfter zu ihrer heimlichen Verwunderung bemerkt, daß Sir Henry Grame gern im Gespräche mit ihr den Namen des preußischen Königs erwähnte und dann ein eigenthümliches Lächeln über seine feingeschnittenen Lippen schweben ließ. Sie ertappte ihn auch jetzt wieder bei diesem, einen bedeutsamen und geheimnißvollen Ausdruck annehmenden Lächeln, wodurch sie sich jedesmal in eine etwas ärgerliche Stimmung versetzt fühlte.

Es steht ja in jedem Handbuch über Pyrmont, fuhr sie in einem einigermaßen gereizten Tone fort, daß dieser Berg, auf dem wir wandeln, das Glück hatte, der Liebling des großen Königs zu werden, und auch nach ihm den Vorzug empfing, der Königsberg genannt zu werden, während er sich bisher mit der Benennung des Oestberges hatte begnügen müssen. Wissen Sie auch, daß der große König auf diesem Berge, wo er seinen Brunnen zu trinken pflegte, den Plan zu dem zweiten schlesischen Kriege entworfen haben soll?

In der That, Prinzessin, entgegnete Oberst Grame mit einer ehrerbietigen Verneigung, dieser interessante historische Umstand war mir bisher unbekannt geblieben. Ich habe überhaupt schon öfter Gelegenheit ge-

habt, Ihre Kenntniß der geschichtlichen Details zu bewundern, welche Sie mit einem merkwürdig sicheren Urtheil über alle öffentlichen Händel und Begebenheiten der Welt verbinden. Es freut mich dies um so mehr, da Sie ohne Zweifel einst, und wer weiß, wie bald! zu einer mächtigen herrschenden Stellung berufen sein werden.

Er blickte sie bei diesen Worten mit einer so bedeutungsvollen Miene an, die zugleich in einen eigenthümlichen Ausdruck von Ehrfurcht und Huldigung hinüberspielte, daß die Prinzessin selbst sich davon wie betroffen fühlte und ihn einen Augenblick lang mit einer stummen Verwunderung betrachtete.

Ich begreife übrigens nicht, begann sie dann nach einer Pause wieder, wie Sie dazu kommen, Herr Oberst, mir stets eine so übertriebene Bewunderung für Friedrich den Großen beizumessen! Ich ehre zwar willig den größten Genius des Jahrhunderts in ihm, aber ich muß freimüthig gestehen, daß meine Sympathieen auch wieder mannigfach von ihm verletzt worden sind.

Dies kann aber nur einseitig geschehen sein, erwiederte Oberst Grame rasch; denn auf Seiten des preußischen Königs besteht die Sympathie, wie man

weiß, ungeſchwächt und auf die ausgezeichnetſte Weiſe für Eure Gnaden, Prinzeſſin!

Mein Gott! rief Charlotte laut lachend, was weiß man denn von der Sympathie, die Se. Preußiſche Majeſtät für mich hegen? Ich bin ſelbſt noch nicht das Geringſte davon gewahr geworden, und ich müßte doch am Ende die Erſte ſein, der dieſes Glück bemerkbar geworden wäre! Was bin ich denn auch? Ich bin eine kleine Landprinzeſſin, und noch dazu eine mecklenburgiſche, die mit Weizen und Gerſte Beſcheid weiß und ſich auf Raps und Rübſen aus dem Grunde verſteht, aber keinen Anſpruch darauf erheben kann, als Stern des Firmaments von dem Fernrohr eines mächtigen und kriegeriſchen Königs aufgefaßt zu werden!

Geſtatten Sie mir, gnädigſte Prinzeſſin, Ihnen meine gegentheilige Ueberzeugung auszudrücken! nahm der Oberſt mit einem auffälligen Eifer wieder das Wort. Es ſchmerzt mich überhaupt, Ihnen heute an dem letzten Tage, an dem ich die Ehre habe, in Ihrem Gefolge zu ſein, meine Klagen darüber ausſprechen zu müſſen, daß ich ſo wenig Ihres Vertrauens gewürdigt worden bin. Alle Welt weiß von dem vertrauten Briefwechſel, den die Prinzeſſin Sophie

Charlotte von Mecklenburg-Mirow mit Friedrich dem Großen führt, und doch beliebt es Ihnen, mir gegenüber, wie schon oft, jedes nähere Verhältniß zu dem großen König in Abrede zu stellen!

Ich bin erstaunt über das, was Sie sagen, Oberst Grame! erwiederte die Prinzessin mit Lebhaftigkeit, obwohl sie seinen durchdringenden Blicken, die auf ihrem Gesichte ruhten, nicht mehr so fest zu begegnen vermochte, sondern die ihrigen einen Augenblick lang verlegen zu Boden senkte.

Ja, Prinzessin, Sie müssen es mir schon verzeihen, wenn ich weiß, was alle Welt weiß, und wenn ich mich freute, worüber sich die ganze Welt gefreut hat! fuhr der Oberst fort. Der Brief, welchen Sie nach der Schlacht bei Torgau an Friedrich den Großen geschrieben, hat sich ja durch Abschriften in ganz Europa verbreitet, und Sie wollen, daß man nichts davon weiß und jede Kunde von diesem über alle Beschreibung herrlichen Briefe verläugnen soll?

Hören Sie, Oberst Grame, begann die Prinzessin jetzt mit einem plötzlichen Ernst, indem sie vor ihm still stand und mit spähenden Blicken den Ausdruck seiner Mienen erforschte, jetzt ist die Reihe an mir, mich über Ihren Mangel an Vertrauen und Ihre

Zurückhaltung gegen mich zu beklagen. Wenn Sie wissen, daß mein Brief, den ich nach der Schlacht bei Torgau an den König von Preußen zu schreiben gewagt, richtig in die Hände des Königs gelangt ist, und sogar außerhalb derselben in Abschriften circulirt, so wissen Sie mehr als ich, und ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar gewesen, wenn Sie auch mich schon längst in den Besitz dieser Wissenschaft gebracht hätten. Denn ich muß Ihnen gestehen, daß das Schicksal dieses Briefes seitdem fortwährend ein Gegenstand heimlicher Unruhe und Beängstigung bei mir gewesen ist! Seine Majestät von Preußen haben mir gar nicht darauf zu antworten geruht, was freilich wohl hinlänglich entschuldigt sein mag; denn wer beständig Krieg führt und im Felde den feindlichen Kanonen gegenübersteht, mag nicht Zeit haben, eine gemüthliche Stylübung mit einem jungen Mädchen zu unterhalten. Auch hatte ich Grund, anzunehmen, daß mir König Friedrich durch gewisse Begünstigungen, deren sich mein gutes Mecklenburg zu erfreuen hatte, den Empfang meines Briefes quittiren wollte. Aber eine unmittelbare Nachricht darüber habe ich nie erhalten, und zuweilen bildete ich mir in heimlichen Aengsten sogar ein, daß dem strengen und gewaltigen

König meine Annäherung mißfallen haben könne und er mir deshalb vielleicht seinen Unwillen nachtragen werde. Nun aber höre ich von Ihnen, Sir Henry Grame, daß er sogar höchst indiscret mit meinem armen Briefe gewesen und denselben überall mitgetheilt, ja, sogar in Abschriften zum Besten gegeben hat, was doch nur zu dem Zwecke geschehen sein kann, sich über die Kühnheit einer mecklenburgischen Prinzessin und vielleicht auch über ihr schlechtes Französisch und ihre wenig gekünstelten und berechneten Ausdrucks-Manieren lustig zu machen. Wenn Seine Preußische Majestät denn mitten in ihrem Kriege so viel Zeit gehabt, sich mit meinem kleinen Briefe zu beschäftigen, so hätten mir Allerhöchstdieselben auch wohl ein paar Zeilen Antwort schreiben können, denn ein König muß doch einer Dame gegenüber immer noch Cavalier bleiben, wenn er auch ein noch so mächtiger und streitfertiger Herr und Krieger ist! Und man hat sich wohl überall mit Spott und Witzen so recht über meinen ehrlichen mecklenburgischen Brief hergemacht, Sir Henry Grame?

Ganz im Gegentheil, gnädigste Prinzessin! erwiederte der Oberst mit dem ihm eigenen Ausdruck eines feierlichen Pathos. Ihr unvergleichliches Schreiben

wurde am englischen Hofe mit der größten Bewunderung gelesen, und nicht nur auf mich machte es den Eindruck eines feinen und glänzenden Verstandes und der charaktervollsten Grazie, sondern ich kann und darf Ihnen auch sagen, daß unser junger König Georg III. von Inhalt und Form dieses Schreibens ganz entzückt gewesen ist. Der König las diesen Brief nicht nur zu wiederholten Malen, sondern er machte sich auch mit seiner eigenen Hand eine Abschrift davon, die er seitdem beständig bei sich trägt, um sich an dem Briefe zu erfreuen und mit ihm zu beschäftigen. Die treffenden Bemerkungen, die er darüber machte, waren voll von Anerkennung für Geist und Bildung einer Prinzessin, die für die Bedrängnisse ihres Vaterlandes so kühn auftrat und dabei eben so viel Muth als Liebenswürdigkeit entfaltete.

Und wie ist denn überhaupt mein Brief in die Hände Ihres Königs gelangt? fragte die Prinzessin mit einem tiefen Erröthen.

Durch eine unmittelbare Mittheilung des preußischen Königs selbst, entgegnete Oberst Grame lächelnd. Sie werden sich über diese Indiscretion beklagen, Prinzessin, aber Sie können sich wohl denken, daß in der vertraulichen Correspondenz, welche Friedrich

der Große mit seinen englischen Bundesgenossen geführt, auch Raum dafür gefunden werden konnte, ein Ereigniß von so schöner und erfreulicher Art, wie dieser Brief ist, von dem stürmischen Grunde der Zeit abzuheben und zum Gegenstande des Interesses zu machen.

Ich begreife nicht, welches Interesse gerade der König von England an meinem Schreiben nehmen konnte, sagte Prinzessin Charlotte nachsinnend, indem sie jetzt zugleich ihren Begleiter einlud, ihren Weg rascher fortzusetzen, um den Gipfel des Berges noch beim Eintritt des Sonnenunterganges zu erreichen. In diesem Augenblicke näherte sich auch der bisher hinter ihnen zurückgebliebene Theil der Gesellschaft, der ebenfalls in einer sehr lebhaften Unterhaltung begriffen schien, die zwischen der Prinzessin Christine, dem Grafen von Harcourt und der Frau von Grabow über Gegenstände von Literatur und Poesie geführt wurde und namentlich einige der lyrischen Poesieen der Frau von Grabow, durch deren Herausgabe dieselbe in der letzten Zeit einigen Ruhm erworben, zu betreffen schien.

Nachdem man sich bei der Begegnung begrüßt und Prinzessin Charlotte erklärt hatte, daß den Dich-

tern der Vorrang gebühre, um zuerſt auf der Höhe und der verklärenden Abendröthe gegenüber anzulangen, wurde die poetiſche Gruppe jetzt bei der weiteren Fortſetzung des Weges voraus gelaſſen, während Charlotte mit dem Oberſten, der ſchon um die Wiederanknüpfung des fallen gelaſſenen Geſprächsfadens beſorgt war, in ungeſtörter Aufnahme der Unterhaltung folgte.

Sie wollen das Intereſſe des Königs von England an Ihrem Briefe, der doch nur ein Theil Ihrer ſelbſt war, nicht begreifen, Prinzeſſin? nahm Oberſt Grame wieder das Wort. Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß unſer junger König Georg die Blüthe aller männlichen und königlichen Tugenden in ſich entwickelt und zu einem Herrſcher ſich aufſtellt, zu dem das freie England im Intereſſe ſeiner Größe und Würde und aller ſeiner Inſtitutionen ſich Glück wünſchen darf. Der Enthuſiasmus für alles Schöne und Gute iſt ihm in ſeinem geraden und biederen Sinn angeboren, und auch ſeine äußere Liebenswürdigkeit wird überall empfunden, wo er ſich nur zeigt oder wo ſeine in Anmuth und Würde ausgezeichnete Perſönlichkeit nur immer ihren Einfluß verbreitet. Ich möchte Ihnen wohl noch Einiges von meinem

ihrer Rede alle wie begeistert, sie sahen freundlich und erheitert aus, und riefen mit den schönsten Stimmen, in einem lauten Chor, daß es sich anhörte, wie Jubelhymne morgenfrischer Lerchen, sie riefen alle: „Das freie Weib ist souverain, sie entscheide, sie spreche, denn sie darf reden! Und das Glück der freien Liebe ist süß!“

Und das Glück der freien Liebe ist süß! wiederholte die schmachtende Stratka noch einmal, und hüpfte liebkosend zu der großen ernstsinnenden Wlasta hin.

Diese erhob sich jetzt vom Rasen, und schlug schwermüthig die Augen zu den Freundinnen auf. Dann sagte sie zu der Stratka: O du sanftherzige, tugendreiche und adlichgesittete Jungfrau, von wannen kommt Dir dieser vortreffliche Rath, der mir und allen beisitzenden Mägdlein so gar wohl gefällt? So thuet denn, wie ihr beschließet!

Weiter sagte sie nichts, die schöne nachdenkende Wlasta, und die Andern beeilten sich, aus ihrer Mitte vier erlesene Jungfrauen auszuwählen, die zum Przemysl und Hinchvech

König erzählen dürfen, wenn ich hoffen könnte, dafür ein geneigtes Ohr bei der sinnigen Prinzessin Charlette zu finden.

Erzählen Sie, Oberst, ich bitte Sie herzlich darum! entgegnete die Prinzessin, indem sie nachdenklich vor sich hinblickte.

IV.

Unſer junger König, begann Sir Henry Grame wieder mit einem eben ſo innigen als ehrerbietigen Ausdrucke, hat ſich in der kurzen Zeit, die ſeit ſeiner Thronbeſteigung verfloſſen, durch ſeine patriotiſchen, freiſinnigen und erleuchteten Handlungen ſchon bei allen Klaſſen beliebt gemacht. Als er ſich am 18ten November des vorigen Jahres zum erſten Male ins Parlament begab, eröffnete er daſſelbe mit einer Rede, in der er die merkwürdigſten Ausſprüche über Verfaſſung, Nationalität und Regierungs-Syſtem that und Zuſicherungen ausdrückte, die einen durch das ganze Volk ſich verbreitenden Jubel erregten und die auf den Straßen Londons angeſammelten Menſchenmaſſen zu einem ſtürmiſchen Entzücken trieben. Nie ſah man einen König ſo enthuſiaſtiſch und hoffnungs-

voll umdrängt von ſeinem Volke, wie an dieſem Tage, und wenn man ihn dagegen anblickte, ſo glaubte man trotz ſeiner zweiundzwanzig Jahre einen lächelnden Weiſen zu ſehen, der Alles wohl erwogen und ermeſſen, und der ſeine in langer Erfahrung gereiften Beglückungspläne über ein jauchzendes Volk ausſchütten zu wollen ſchien. Von ſeinem Freiſinn und ſeiner Abneigung gegen alle knechtiſche Unterwürfigkeit zeugte bald darauf das Verbot, welches der König an die geſammte Geiſtlichkeit Englands erließ, ihm in ihren Predigten Schmeicheleien zu ſagen und einen die Würde der Kanzel beeinträchtigenden Weihrauch zu ſtreuen. Es veranlaßten ihn dazu die unpaſſenden geiſtlichen Lobhudeleien, mit welchen Dr. Thomas Wilmot, der Chorherr von Weſtminſter, eines Tages in der königlichen Capelle debutirte, und die den Unwillen des Königs dermaßen erregten, daß er Seiner Hochwürden ſtatt des erwarteten Dankes die derbſte Zurechtweiſung ertheilte, was von dieſem Augenblick an den Chorherrn von Weſtminſter in den wüthendſten Demokraten verwandelte*)! Der König iſt übrigens ſelbſt einer der bedeutenſten Redner Englands, und

*) Vgl. F. L. von Bibra: Georg III., ſein Hof und ſeine Familie, S. 127.

während er in der gewöhnlichen Unterhaltung ſich mit einer auffallenden Schnelligkeit ausdrückt, beobachtete er in den öffentlichen Reden, in denen man ihn bisher gehört, eine maßvolle und wirkſame Kunſt des Vortrages, die ihn zu einem wahren Muſter der Beredſamkeit ſtempelte und ihn als den glänzenden Zögling Quin's, in deſſen Unterricht der König bekanntlich gebildet worden, auswies. Nichts deſto weniger iſt der König der Meinung, daß der Gewalt der Redner kein zu großer Spielraum im Staat und keine zu weſentliche Uebermacht in der Beeinfluſſung der Regierungsgeſchäfte und der National-Angelegenheiten verſtattet werden dürfe, und er hat ſich darüber ſchon bei mehreren Gelegenheiten auf die bedeutungsvollſte Art ausgeſprochen. Wie er aber den Staat nicht durch das Talent der Redner hin und her gezerrt und zerrüttet ſehen will, ſo glaubt König Georg auch den politiſchen Parteien im Staat ihre Grenzen anweiſen zu müſſen. Er arbeitet daran, alle Parteien auf einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt zurück zu führen, in dem ſie ſich begegnen und verſöhnen müſſen, und dieſe Verſöhnung glaubt er in dem allgemeinen Gefühle der Nationalität und des Vaterlandes gründen zu können.

Ich verstehe Sie! rief die Prinzessin lebhaft und mit leuchtenden Augen. Es ist ein kühner und großer Gedanke, der Ihren König beseelt; er will zwar den Meinungsstreit der Parteien sich auskämpfen lassen, aber er will demselben zugleich ein tieferes moralisches Gesetz einprägen, das ihn in allen seinen Ausartungen bezwingt und ihm mit dem unüberschreitbaren Maße zugleich die höhere Weihe ertheilt!

Vortrefflich, Prinzessin! entgegnete Sir Henry Grame, indem er seine Bewunderung durch ein ehrfurchtsvolles Rücken an seinem Hute ausdrückte. Der König würde entzückt sein, wenn ich ihm diese Aeußerung von Ihnen melden dürfte, und er würde darin eine neue Bestätigung des hohen Geistes und Verstandes sehen, in dem Ihr herrliches Schreiben an den König Friedrich von Preußen abgefaßt ist, und der meinen Souverain, wie ich wiederholt versichern darf, unbedingt in die Fesseln der Huldigung und Verehrung für die liebenswürdigste und geistvollste der deutschen Prinzessinnen geschlagen hat!

Schon wieder kommen Sie auf meine kleine Mädchenthorheit zurück, und zwar dieses Mal mit einem ordentlichen dithyrambischen Aufschwung, Oberst Grame! sagte Prinzessin Charlotte. Je mehr ich dar-

über nachdenke, deſto mehr erſcheine ich mir wie eine Nachtwandlerin, die unbeſorgt eine ſchwindelnde Höhe erklettert hat und ſich nun plötzlich bei ihrem Namen gerufen ſieht, wodurch ihr die ganze Vermeſſenheit und Gefährlichkeit ihrer That offenbar wird. Und Sie malen mir dies noch immer ſtärker aus, Herr Oberſt, ſo daß ich kaum noch eine andere Möglichkeit ſehe, als mich in den Abgrund hinunter zu ſtürzen, den ich durch das tollkühne Beſchreiten dieſer Höhe zu meinen Füßen gelaſſen habe.

Es dürften ſich ſehr mächtige Arme finden, Prinzeſſin, um Sie auf dieſem Sprunge aufzuhalten und triumphirend zu dem Gipfel zurück zu führen, auf dem Sie zu glänzen und zu herrſchen beſtimmt ſind! rief Sir Henry Grame mit geſteigertem Enthuſiasmus aus. Die Wirkungen Ihres Briefes am engliſchen Hofe gleichen in der That einem Wunder, und wenn ein ſo proſaiſcher Gentleman, wie er hier vor Ihnen zu ſtehen die Ehre hat, bereitwillig Wunder anerkennt, ſo müſſen ſich dieſelben wohl mit einer unabläugbaren Gewalt vor ſeinen Augen zugetragen haben. Eines dieſer Wunder beſteht darin, daß König Georg von dem Augenblick an, wo er Ihren Brief, Prinzeſſin, geleſen, ſich plötzlich in ſeiner bisherigen lei-

denſchaftlichen Neigung für Lady Sarah Lenox wie umgewandelt zeigte, und zwar zur außerordentlichen Zufriedenheit der verwittweten Prinzeſſin Mutter und des neuen Staats-Secretairs Lord Bute, welche ſchon gegen jede Möglichkeit einer königlichen Eheverbindung mit jener geiſtvollen Dame die lebhafteſte Partei ergriffen hatten!

Und wer iſt dieſe Sarah Lenox? fragte die Prinzeſſin mit lebhaftem Intereſſe.

Eine Dame von eben ſo großer Schönheit als ausgezeichneten Talenten, erwiederte Oberſt Grame. Aus einem herzoglichen Hauſe ſtammend, erſcheint ſie zu den höchſten Ehrenſtellungen in der Geſellſchaft berechtigt, und die Zuneigung, welche der junge König für ſie faßte, ſchien bereit, der reizenden Lady dieſe Auszeichnung auch durch einen Platz auf ſeinem Throne zu gewähren. Beſonders entſchied ſich dieſe Liebe des Königs in einer Theater-Vorſtellung, in welcher die höchſte Ariſtokratie mitwirkte und die in vergangenem Winter in Holland-Houſe ſtattfand. Man gab das Trauerſpiel Jane Shore, das eigentlich mit Kindern dargeſtellt werden ſollte, in dem aber die Partieen der Damen von Lady Sarah Lepox und Lady Suſanna Strangways meiſterhaft ausgeführt

wurden, wie auch der hochbetagte Charles Fox in der Rolle des Haſtings glänzte. Man konnte aber nichts Lieblicheres und Hinreißenderes ſehen, als Lady Sarah, die in ihrem weißen Kleide, mit den ſchwarzen, das ganze Hinterhaupt umwallenden Locken den rührendſten, alle Herzen bezaubernden Anblick darbot. Der König war ihr den ganzen Abend hindurch mit unverwandten Blicken und mit der glühendſten Aufmerkſamkeit gefolgt, und brachte der Künſtlerin nach der Vorſtellung die ſchmeichelhafteſten Ausdrücke ſeiner Bewunderung und Anerkennung dar. Seit dieſer Zeit ſchien ſich in des Königs Herzen eine immer erkennbarere Leidenſchaft für ſie zu bilden, die aber nicht blos durch den Widerſtand, der ihr am Hofe entgegengeſetzt wurde, ſondern auch in ſich ſelbſt plötzlich inne hielt. Es geſchah dies ſichtlich ſeit dem Augenblicke, Prinzeſſin, wo der König ſich im Beſitz Ihres Briefes befand, den er ſeiner Vorſtellung ganz zu eigen machte und aus dem ſich das Bild ſeiner Verfaſſerin ihm in unverlöſchlichen Zügen einzuprägen ſchien.

In welchen ſeltſamen Zuſammenhang rücken Sie nun noch meinen gar zu viel beſprochenen Brief, Sir Henry Grame! erwiederte die Prinzeſſin mit einiger

Strenge. Ich möchte mir faſt erlauben, Herr Oberſt, Ihnen die fernere Berührung dieſes Gegenſtandes ernſtlich zu verweiſen.

Der Oberſt machte eine ehrerbietige Verbeugung und ſagte dann mit ſeinem gemüthlichen Pathos zur Prinzeſſin: Entſchuldigen Sie meine Freimüthigkeit, wenn ſie läſtig geworden ſein ſollte, mit dem nationalen Temperament eines Engländers, der gewohnt iſt, ſeinen Anſchauungen immer den natürlichſten und ungezwungenſten Ausdruck zu leihen! In unſerem England ſcheint das Individuum überhaupt anmaßender zu ſein und ſich rückſichtsloſer zur Geltung zu drängen, als anderswo, aber dies iſt nur ſcheinbar der Fall; denn jeder Einzelne iſt bei uns nur etwas durch den feſten und berechtigten Zuſammenhang, in dem er mit dem Ganzen ſteht, und durch die Rechte Aller, an denen er ſeinen Theil hat und die er in ſeiner eigenen Perſon vertritt. Dies iſt das Geheimniß unſeres engliſchen Lebens, die große Maſchinerie, in der jeder Stift berechnet iſt und die das Individuum gleichzeitig über ſeine Schranken erhebt und auch wieder auf der Stelle ſicher befeſtigt, auf der es ſteht!

Das klingt ja recht philoſophiſch, Sir! erwiederte

Prinzeſſin Charlotte, nachdem ſie einen Augenblick nachdenkend vor ſich hingeblickt. In der That, ich habe immer gehört, das Staatsleben Englands ſei ganz und gar eine praktiſche Philoſophie und ſo ſtreng und in einander greifend wie dieſe geordnet. Und was Sie eben ſagten, erinnert mich recht an dieſen Ausſpruch, der mich früher ſchon oft in meinen kleinen Studien beſchäftigte und mir ſo mancherlei zu denken gab.

Und um dieſen Ausſpruch auf das bündigſte bewahrheitet zu ſehen, entgegnete Sir Henry Grame ſchnell, müßten Sie, gnädigſte Prinzeſſin, unſerer glücklichen Inſel recht bald einmal Ihren Beſuch ſchenken.

Hätten Sie keine Neigung, fuhr Sir Henry Grame nach einer Pauſe fort, nach England zu kommen und unter einer Nation zu verweilen, die deutſcher Liebenswürdigkeit und deutſchem Gemüth gern einen mildernden Einfluß auf die härtere engliſche Praxis einräumen und ſich dem Zauber Ihrer Erſcheinung und Ihres Weſens ſofort huldigend unterwerfen würde?

Ach ja, nach England reiſte ich für mein Leben gern! verſetzte Prinzeſſin Charlotte gedankenvoll. England war ſchon früh ein Ideal aller meiner Vorſtel-

abgesandt wurden. Sie wählten vor allen die beredtsame Budeslawka mit den klugen braunen Augen, dann die kleine naive Wuschemila, die ernsthafte, tiefsinnige Hrawka und die lammfromme, stille Pietisyla. Diese zogen, von den Uebrigen tausendmal gesegnet, aus gen des Herzogs Burg, während die Andern mit quälender Neugier zurückblieben. —

Przemysl und Hinchvoch saßen wieder bei einander vor einem Faß Meth, und bekümmerten sich um die ganze Welt nicht. Sie zechten um die Wette, und ließen nicht einmal Jemand leben, denn das incommodirte sie zu sehr. Sie schwitzten ordentlich vor Langerweile, weil sie nichts mitsammen zu reden wußten, aber es war ihnen dennoch heimlich wohl dabei. Denn Hinchvoch hatte keinen Geist, und Przemysl liebte den Geist nicht. So vertrugen sie sich beide vortrefflich, und gaben sich die Hand, nie wieder von einander zu lassen. Man muß das Leben nutzen, sagte Przemysl, den das Getränk schläfrig machte.

Die Zeit ist kostbar, entgegnete Hinchvoch, und streckte sich aus, um zu schlafen.

lungen, und der ganze Zug meines Herzens wandte sich ihm schon zu, als meine Urtheilskraft und meine Kenntnisse noch nicht ausreichten, die gesammte Größe des Gegenstandes selbst zu erfassen. Ich habe einen Jugendfreund in meiner Heimath, der heißt Wilhelm von Märtens, mit dem wurde, wie über so manches Andere, so auch über England auf gemeinschaftlichen Spaziergängen durch Wald und Feld Vieles geschwärmt. Ich kann an diesen armen Schelm nicht ohne Thränen denken, denn ihn zog die Kriegsbegeisterung der Zeit zu den Fahnen des preußischen Königs hin, und die Kugeln der Oesterreicher schossen ihm in der Schlacht bei Torgau seine Füße lahm. Dieser mein mecklenburgischer Spielkamerad behauptete oft, daß ich in meinem Wesen etwas von einer Engländerin an mir hätte, und zwar so, wie er es in Büchern und Romanen immer gelesen habe. Dies verdroß mich dann zuerst, und ich sagte immer, ich wäre stolz darauf, eine Mecklenburgerin zu sein, und zwar eine ganz echte Mecklenburgerin, so eine Ackerbau-Prinzessin, wie ich mich gern in diesen kindischen Streitigkeiten nannte. Er bewies mir dann aus seiner Lectüre, daß ich eine vollständige Engländerin sei, der auch nicht eine einzige Eigenschaft zu diesem Charakter

fehle, und ich gab mich zuweilen auch ganz im Ernſte gefangen, und wir ergingen uns nun um die Wette in Lobpreiſungen Ihres großen, herrlichen Englands!

Für mich läge eine große Genugthuung darin, wenn ich Ihrem mecklenburgiſchen Jugendfreunde auch meinerſeits Recht geben dürfte! nahm Oberſt Grame wieder das Wort. So oft ich Gelegenheit hatte, einer Ihrer Landsmänninnen zu begegnen, bemerkte ich an denſelben eine ausgezeichnete Tournüre, die mir in der großen Welt vollkommen heimiſch ſchien und keinen Augenblick an den Urſprung aus kleineren agriculturen Verhältniſſen erinnerte. Die Mecklenburgerinnen erſchienen mir im Gegentheil ſtets wie ein Geſchlecht, in dem Feinheit und Natürlichkeit ſich zu einer außerordentlichen Begabung verbinden, und das den Beruf in ſich trägt, unter den größten Verhältniſſen eine hervorragende und herrſchende Rolle zu ſpielen!

Und nun nähern wir uns auch dem Gipfel! rief Prinzeſſin Charlotte frohlockend, indem ſie mit der Hand auf den nahen Ausgang des eben betretenen Weges hinzeigte, der ſich gegen die Spitze des Berges zu lichtete.

Dieſes Mal bedauere ich es, das Ziel erreicht zu haben, verſetzte der Oberſt, denn der Schluß der

Unterhaltung, die mir mit Ihnen vergönnt war, Prinzessin, weist mich zugleich auf die nahe Stunde hin, die mir mit meiner Abreise droht und mir das auserlesene Glück eines solchen Gespräches auf wer weiß wie lange Zeit entzieht!

Und wir langen richtig gerade in dem Augenblick an, wo die untertauchende Sonne den Gipfel des Königsberges mit ihren feurigen Gluthen bestrahlt! fuhr die Prinzessin in gemüthlichem Jubel fort. Ach, die Sonne, die Sonne! Ich liebe sie, sie erinnert mich, so oft sie auf- und untergeht, an meine Heimath! Die Sonne gemahnt den Menschen überall an seine Heimath, es ist meine Kindersonne von Mirow, die ich in diesem Augenblicke wieder vor mir zu sehen glaube! Aber bei meiner mirower Sonne fällt mir noch zu guter Letzt eine lustige Geschichte ein, die Sie sich von mir erzählen lassen müssen, Oberst! Da ich mich gerade als Mecklenburgerin so sehr Ihrer liebenswürdigen Anerkennung zu erfreuen habe, so rechne ich auf Ihre Nachsicht, wenn ich nach der lieben Sitte meiner Heimath auch einiges Plattdeutsch in meine Geschichte mit einfließen lasse.

O, ich bitte, erzählen Sie, Prinzessin, noch ehe

wir uns mit der übrigen Gesellschaft vereinigen! rief Oberst Grame lebhaft. Ihre Meisterschaft im Erzählen heiterer Geschichten ist in unserem Kreise anerkannt, und was das Plattdeutsche anbetrifft, so jage ich demselben sogar mit Vorliebe nach, seitdem ich Ihre brave deutsche Sprache zu lernen angefangen und derselben nun gern auch in ihren Wurzeln beikommen möchte, in denen sie mit unserem Englisch den uralten Liebesbund geschlossen!

So hören Sie geschwind, Sir! sagte die Prinzessin, indem sie vor ihm still stand und, mit ihren fröhlich leuchtenden Augen dem Abendroth zugewandt, zu erzählen anhub. Wie den Schweizer das Heimweh befällt, so erinnert auch den Mecklenburger in der Fremde Alles an sein geliebtes Mecklenburg und ruft ihm Heimathsklänge und Sehnsuchtsseufzer wach. Alles erscheint ihm wie ein Gruß von Hause. So war einst ein Handwerksbursche aus dem kleinen Städtchen Sternberg auf die Wanderschaft gegangen. Mit Thränen hatte er Vater und Mutter Ade gesagt, Abends beim Mondenschein hatte er von seiner Liebsten den letzten Abschied genommen, und nun zog er aus, um zu sehen, ob hinter der mecklenburgischen Grenze wirklich auch noch Menschen wohnten. Er

wanderte und wanderte, aber sein Weh wanderte mit ihm, und Niemand verstand es und ihn, denn nur auf Plattdeutsch konnte er die Empfindungen seiner Seele klagen, und von Grund seines Herzens verachtete er die Menschen, die seine geliebte Heimathssprache nicht verstanden. Er fühlte sich wie der erste Mensch unter den Thieren des Paradieses, und ihn schauderte ob seiner einsamen Größe; er sehnte sich zurück nach den fetten Wiesen und Triften seines Heimathslandes, wo jedes Thier die gemüthliche Sprache seines Herzens redete, wo der Wald Plattdeutsch rauschte, und die Sterne selbst auf Plattdeutsch ihre Trostesworte den Menschen herniederflüsterten. Und wie er einst voll unendlichen Wehs hinauswanderte in die Nacht, tief in sich verschließend sein Heimathsweh, nicht wagend, seine Klage laut werden zu lassen, weil in dieser fremden Welt, die ihn umgab, die Bäume und die Sträuche und die vornehme Nachtluft seinen plattdeutschen Jammer doch nicht verstehen und nicht theilen würden, da trat auf einmal hinter dem dunklen Gebüsch da drüben der volle Mond goldig und groß hervor, und leuchtete dem armen mecklenburgischen Wanderburschen grad' und groß in das traurige Angesicht. Er blieb stehen, es

war ihm, als wenn die Heimath ihm mit dem Vollmond einen Gruß und einen Kuß der Liebe sende, denn das war derselbe Mond, der jetzt auch in Sternberg leuchtete, der seiner Liebsten Fenster beschien, der mit glitzerndem Strahl in die Werkstatt seines Vaters leuchtete, und über dem Tanzsaal ruhte, wo er einst mit seiner Rieke den ersten Zweitritt gemacht. Und der arme Wandersbursch breitete seine Arme empor zu dem Mond, der ihn mit mecklenburgischen Liebesaugen anschaute, sein Herz erleichterte sich in einem Strom von Thränen und laut schluchzend rief er zum Monde empor: „Ach, Stirnbarger Möhning, büst du ock dohr?“ (Sternberger Möndchen, bist du auch da?) Und der Mond schien seinen plattdeutschen Liebesgruß verstanden zu haben, denn er hüllte die ganze Gestalt des Wanderburschen in seine goldenen Strahlen ein, und wie in einer Verklärung, selig lächelnd, ging der Mecklenburger weiter, hinaus in die Welt, des süßen Trostes gewiß, daß der „Stirnbarger Möhning“ ihn immer begleiten werde. Sehen Sie, fuhr die Prinzessin mit einem süßen Lächeln, unter welchem sie ihre eigene Rührung zu verbergen trachtete, fort, das ist meine Geschichte, und ich erlaube Ihnen jetzt, aus vollem Herzen über dieselbe zu lachen.

Aber ich lache gar nicht darüber, Prinzessin, sagte der Oberst ernst, vielmehr erfüllt mich diese kleine Geschichte mit demselben Gefühl, das ich hatte, wenn ich in den Alpen hoch oben auf den Gipfeln das Blasen des Kuhreigens vernahm, ein frischer, heiliger Naturlaut wehte mich daraus an, eine Menschenseele sprach zu mir in einer Sprache, die jedem Herzen verständlich ist. Ihre Geschichte ist ein in Worte übersetztes Kuhreigenlied, und findet sein Echo in meinem Herzen. Ein Glück für die Mecklenburger, daß ihr heimathlicher Mond sie überall hin begleitet. Er wird auch einst mit Ihnen gehen, Prinzessin, wenn Ihr Schicksal Sie ruft, um eine hohe und segensvolle Bestimmung zu erfüllen.

Prinzessin Charlotte sah ihm mit einem klaren leuchtenden Blick in's Angesicht.

Wenn mich mein Schicksal ruft, werde ich gehorsam und willig ihm folgen, sagte sie. Auch Sie ruft jetzt Ihr Schicksal, Oberst, kehren Sie heim nach England, und lassen Sie mich von dort aus wissen, ob in England auch der mecklenburgische Mond leuchtet! Und dies sei unser Abschied, mein Herr, denn da sind wir schon bei unserer Gesellschaft!

V.

Einige Wochen ſpäter reiſte auch die Herzogin von Mecklenburg-Mirow mit ihren beiden Töchtern von Pyrmont ab, um ſich zunächſt nach Strelitz an das Hoflager ihres dort regierenden Sohnes zu begeben. Die Reiſe wurde in einer theils ſehr nachdenklichen, theils ſehr freudig erregten Stimmung von der ganzen Familie zurückgelegt; denn es hatten ſich in der letzten Zeit ihres Aufenthaltes in Pyrmont beſondere Veranlaſſungen zugetragen, welche die lebhafteſten Berathungen und Erwägungen nöthig gemacht und auch die Abreiſe aus dem Badeorte weſentlich beſchleunigt hatten. Die Herzogin hatte eines Tages einen Brief aus London empfangen, der dieſe bewegte Stimmung, in der man ſich ſeitdem unausgeſetzt befand, zuerſt in die Gemüther warf. Dieſer Brief war von der

verwittweten Prinzessin von Wales an die Herzogin von Mecklenburg-Mirow gerichtet und hatte zum Zwecke, unmittelbare Mittheilungen über den lebhaft und bestimmt herausgetretenen Wunsch des regierenden Königs von England nach einer Verbindung mit der Prinzessin Charlotte vorzubereiten.

Die junge Prinzessin hatte diese Eröffnung, die mit einer leisen Ahnung ihrer Seele zusammengetroffen zu sein schien, mit einer merkwürdigen Ruhe, aber zugleich mit einer sichtlich hervorleuchtenden Erhöhung ihres ganzen Wesens aufgenommen. Sie hatte ihre vorläufige Zustimmung mit der lieblichen Verschämtheit eines Kindes und gleichzeitig mit einem tiefen Ernste, als wenn sie plötzlich einer hohen, großen Lebens-Aufgabe gewiß geworden sei, ausgedrückt. Sie war von diesem Augenblicke an stiller und zurückhaltender in allen ihren Aeußerungen geworden und saß nicht selten in Gedanken und Träumereien verloren, in denen sie nur ungern durch gesellschaftliche Unterbrechungen sich stören ließ. Zugleich nahm sie in der Stille ihres Zimmers von Neuem die angelegentlichsten Studien der englischen Sprache vor, in der sie nun durch rastlose Selbstbeschäftigung besser zu einem gewissen Ziele der Vollkommenheit gelangen

zu können glaubte, als es ihr unter ihren bisherigen Lehrern hatte glücken wollen. Auch hatte sie sich noch in Pyrmont einige Werke über englische Geschichte und Staats-Einrichtungen zu verschaffen gewußt, in denen sie mit unermüdlichem Eifer las, um ein vollständiges Bild der großen National-Verhältnisse, in denen sie künftig zu leben und zu wirken berufen war, ihrem Geiste einzuprägen. Die Persönlichkeit der Prinzessin war plötzlich in eine wunderartige Entwickelung getreten: sie schien größer, voller und kräftiger geworden, und während sich auf der einen Seite eine schärfere Bestimmtheit in ihrem Wesen heraushob, erschien sie zugleich von dem ahnungsvollen Reize der großen Zukunft, der sie entgegenträumte, überstrahlt und erhöht.

Die Reise nach Strelitz, die wegen des Gesundheitszustandes der Herzogin nur langsam vor sich gehen konnte, war ein neuer und entscheidender Moment für alle diese Erwartungen geworden. Die englischen Bewerbungen sollten in der nächsten Zeit in förmlicher und feierlicher Weise an den Hof Adolf Friedrich's IV. von Mecklenburg-Strelitz gebracht werden, und Charlotte fühlte das Bedürfniß, darüber noch mit ihrem älteren Bruder, der stets einen großen

Nur Eines noch, rief Przemysl, und ermannte sich.

Auch mir fällt noch Etwas ein, entgegnete Hinchvoch.

Was denn? fragte Przemysl.

Nichts! entgegnete Hinchvoch.

Ich meine das Heirathen, sagte Przemysl.

Ja, sagte Hinchvoch.

Niemals werde ich wieder heirathen, rief Przemysl.

Wer hätte Zeit zum Heirathen! seufzte Hinchvoch.

Meine Zeit ist mir zu lieb, und meine Freiheit! sagte Przemysl.

Gib Dich doch nicht mit solchen Gedanken ab! sagte Hinchvoch, ärgerlich werdend, denn ihn schläferte sehr.

Ich muß auf meine Freiheit halten! rief Przemysl, auffahrend.

Wenn Du nur eine einzige Lehre von mir annehmen wolltest! sagte Hinchvoch.

Welche denn? fragte Przemysl.

Daß sich Alles in der Welt von selbst verflicht! gähnte Hinchvoch.

Einfluß auf alle ihre Entschlüsse geübt, in eine vorgängige vertrautere Berathung eintreten zu können.

Endlich hatten die Reisenden die mecklenburg-strelitzsche Residenz erreicht. Der Reisewagen hielt vor dem Schlosse, und der Herzog hatte sich beeilt, seine Mutter und seine Schwestern am Eingange zu empfangen und in feierlicher Bewillkommnung die Stufen hinaufzugeleiten. Als Charlotte aus dem Wagen stieg und ihre Blicke auf die umstehende dichtgedrängte Menge fallen ließ, trat unwillkürlich die Scene in ihre Erinnerung, wie sie vor drei Jahren in Mirow anlangte und unter denen, die sich zu ihrer Begrüßung eingefunden, auch ihr alter treuer Freund Wilhelm von Märtens fernab in lächelnder Erwartung ihr gegenüber stand. Es war ihr plötzlich, als müßte sie ihn auch jetzt wieder vor sich erblicken; sie warf ihr scharfes leuchtendes Auge noch einmal spähend umher, und dann fuhr sie mit einer froh erschrockenen Bewegung in sich zusammen. Dort, mitten in der Volksmenge sich verbergend, und doch durch seine über Alle emporragende schlanke Gestalt, wie durch die preußische Offiziers-Uniform, welche er trug, kenntlich, stand in der That Wilhelm von Märtens, bemüht, sie zu sehen und im Vorüberschweben ihrer

Erſcheinung die flüchtige Gunſt ihres Anblicks zu genießen.

Charlotte, die ſich jetzt von ſeinen ſchwermüthigen und leidvollen Blicken getroffen und wie berührt fühlte, nickte ihm mit einer leiſen Kopfbewegung ihren Gruß zu, der ihm zugleich, wie es ſchien, zu verſtehen gab, daß die Prinzeſſin ihn zu ſprechen wünſche und dies recht bald und ſofort veranſtalten werde. Charlotte flüſterte der neben ihr gehenden Frau von Grabow einige Worte zu, worüber dieſe, in den Formen der Etiquettte ungemein bewanderte und ſchwierige Dame Anfangs mit einiger Betroffenheit nachzuſinnen ſchien. Die Prinzeſſin war jedoch ſeit Kurzem, ohne die gütevolle und liebenswürdige Milde ihres Charakters zu verläugnen, in ihrem ganzen Weſen, wie in allen ihren Aeußerungen mit einer erhöhten Selbſtſtändigkeit hervorgetreten, die ſich namentlich auch darin zeigte, daß ſie der oberhofmeiſterlichen Peinlichkeit der Frau von Grabow die gebührenden Schranken ſetzte und überhaupt ihrem beweglichen und lebensfriſchen Naturell ohne allzu ängſtliche Rückſicht auf die vorſchriftsmäßigen Formen freien Lauf ließ. Es wurde ihr aber darin auch mit einer größeren Nachgiebigkeit als bisher entgegengekommen, und dieſer von allen Seiten

sich kund gebende Eifer, der Prinzessin willfährig zu sein, überweg auch jetzt die bei Frau von Grabow aufgestiegenen Bedenken. Sie ordnete rasch einen im Gefolge befindlichen Kammerdiener ab, der sich Herrn von Märtens näherte und ihm den Befehl der Prinzessin überbrachte, sich heute Nachmittags um eine bestimmte Stunde bei ihr auf dem Schlosse melden zu lassen.

Die Prinzessin wurde sogleich durch die aufmerksamen Bemühungen ihres Bruders und durch die neuen Mittheilungen, welche sie von ihm aus London empfing, so in Anspruch genommen, daß sie fast befürchten mußte, über die wenigen Minuten, welche sie der Erkundigung nach dem Schicksale ihres Jugendgespielen hatte widmen wollen, nicht verfügen zu können. Sie erfuhr vor Allem durch den Herzog, daß ihm bereits die Ankunft des Grafen von Harcourt angemeldet worden sei, der zur feierlichen Bewerbung um die Hand der Prinzessin jetzt jeden Augenblick in Strelitz eintreffen könne und von den Herzoginnen von Ancaster und Hamilton, den beiden schönsten und ausgezeichnetsten Damen des englischen Hofes, begleitet sein werde, welche letztere die Reisegesellschaft der königlichen Braut auf ihrem Wege nach London

bilden ſollten. Die Prinzeſſin erinnerte ſich lächelnd des Namens des Lord Harcourt und ſeiner ſtattlichen, aber ſchweigſamen Perſönlichkeit, welche ſich in dem geheimnißvollen Hintergrunde des pyrmonter Aufenthaltes ſo bedeutſam auf und nieder bewegt hatte, und deſſen eigenthümlich zuckender Ausdruck um ſeine Mundwinkel ihr oft an Stelle eines Commentars zu den beredten Andeutungen des Oberſten Grame gedient. Eben ſo vernahm die Prinzeſſin von dem Herzoge, ihrem Bruder, daß bereits der Admiral Lord Anſon, der durch ſeine Reiſe um die Welt einen berühmten Namen erworben, beauftragt worden ſei, die Prinzeſſin auf einer königlichen Yacht, unter dem Schutze mehrerer Kriegsſchiffe, nach England überzuführen, und zu dieſem Zwecke ſchon nach Cuxhaven abgeſegelt ſei.

Die Prinzeſſin hörte dieſe bedeutungsvollen Neuigkeiten halb mit einer träumenden Empfindung, halb mit einer muthig und begeiſterungsvoll auflächelnden Freude an. Dann erinnerte ſie ſich, daß ſie jetzt noch wenige Zeit für den guten Wilhelm übrig habe. Sie begab ſich raſch in das Zimmer, in dem ſie ihn empfangen wollte, und Wilhelm, der ſchon im Vorgemach ihrer harrte, erſchien jetzt in der reſignirten

und ſchwermüthigen Haltung, die ihm in der letzten Zeit eigen geworden war, vor ſeiner jungen Gebieterin. Sie reichte ihm raſch die Hand, und ihre Blicke überflogen mit einem Ausdrucke ſchmerzlicher Freundlichkeit ſeine ſchöne, manneskräftig gewordene Geſtalt, die in der Uniform des preußiſchen Huſaren einen charakteriſtiſchen Anſtrich gewonnen hatte, und an der nur der hinkende, bedeutend verkürzte Fuß, deſſen Mißform ſelbſt beim Stehen nicht zu verbergen war, die Harmonie der Erſcheinung auf eine wehmuthherregende Weiſe ſtörte.

Wilhelm war in ſeiner erſten Anrede an die Prinzeſſin ſo ceremoniell und haltungsvoll in der Form geweſen, wie er es durch ſeine gegenwärtige Stellung zu ihr für nothwendig bedingt anſah; denn den früheren vertraulichen Ton des Jugendverkehrs glaubte er jetzt, nachdem ihre Beſtimmung für den engliſchen Königsthron bekannt geworden war, um ſo weniger feſthalten zu dürfen. Charlotte ihrerſeits lehnte die veränderte Ausdrucksweiſe dieſes ihr ſtets theuer gebliebenen Jugend-Verhältniſſes nicht unbedingt ab, aber ſie milderte die äußere Entfremdung, die darin hervortreten wollte, durch eine ihm um ſo ſtärker entgegengetragene Innigkeit der Theilnahme, mit der ſie

ſich nach ſeinem Ergehen, wie nach ſeinen nächſten Lebens-Ausſichten und Plänen erkundigte.

Ich habe eigentlich gar keine Pläne, ſagte Wilhelm traurig, indem ſich ſeine bleichen Wangen mit einem brennend rothen Punkte färbten. Ich war hier in Strelitz zum Beſuche bei einem alten Oheim und verzögerte meine Abreiſe, um wenigſtens das Glück zu haben, Sie in der Ferne zu ſehen, Prinzeſſin, und den Troſt Ihres Anblicks dann wieder in mein ſtilles Landleben zurücknehmen zu dürfen. Was bleibt mir anders übrig, als Landmann zu ſein und zu werden, um den mecklenburgiſchen Acker zu beſtellen, nachdem ich mit allen anderen Beſtrebungen, die ein großes Ziel ſich erſahen, aus meiner Bahn weggeſchleudert worden bin. Welche Freude aber, Einen von uns beiden, gnädigſte Prinzeſſin, auf dem Triumphwagen der Geſchichte zu erblicken, den Sie demnächſt beſteigen werden, um auf die Höhe einer großen Nation hinaus zu treten, die zu beherrſchen Niemand würdiger ſein kann, als Sie!

Ja, mein Freund, entgegnete die Prinzeſſin mit einem ſtillen Lächeln, mein Schickſal hat ſo plötzlich eine kühne, faſt zu kühne Wendung mit mir genommen! Die Erinnerungen an meine Jugendzeit werden

aber immer lebendig in mir bleiben und mit einem besonderen Verzuge von mir gepflegt werden. Und woher ist Ihnen zuerst die Nachricht zugekommen?

Diese Nachricht durchläuft ja die ganze Welt! versetzte Wilhelm mit einer wehmüthigen Freude. Ich bin in meiner Unfähigkeit, etwas zu thun, wenigstens ein großer Zeitungsleser geworden, und da finde ich denn seit Kurzem mit einer eigenthümlichen Genugthuung auch Ihren Namen, Prinzessin, in den schwarzen Druck-Lettern glänzen, in denen er neben den anderen großen Sieges-Nachrichten des Tages strahlt.

Wie! rief die Prinzessin mit einem naiven Erschrecken — man druckt mich schon in diesen geschwätzigen Zeitungen ab? Ich liebe es nicht, daß von mir gesprochen wird, und was will man denn in aller Welt von mir?

Die öffentliche Meinung verherrlicht bereits Ihre künftige Bestimmung, Prinzessin! sagte Wilhelm mit seinen schmerzlich strahlenden Augen. Der König von England selbst ist uns darin vorangegangen, und ich habe erst gestern in den Zeitungen mitgetheilt gelesen, was er dem außerordentlichen Staatsrathe, den er zusammenberufen, über seine beschlossene Vermählung mit der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz

eröffnet hat. Dieſe Eröffnung war in den begeiſtertſten Ausdrücken über die erhabenen Tugenden und liebenswürdigen Eigenſchaften der Prinzeſſin abgefaßt, und zugleich wurde darin die Bedeutung hervorgehoben, die in der Verbindung eines deutſchen Fürſtenſtammes mit England liegt. Als ich dieſes las, Prinzeſſin, fühlte ich mich ſtolz darauf, einſt der Geſpiele Ihrer Kindheit geweſen zu ſein, obwohl ich mir zugleich ſagen mußte, daß damit für immer das goldene und elfenbeinerne Thor der märchenſchönen Jugendfreundſchaft zugeſchlagen und verſchloſſen werden ſei!

Wiſſen Sie wohl, mein Freund, daß dieſes die Rache iſt, welche ich jetzt gegen Sie in Ausführung bringe? ſagte Prinzeſſin Charlotte, indem ſie ihm mit einem ſinnigen Lächeln näher trat. Als Sie vor drei Jahren durchaus in den Krieg gehen wollten und ich Sie bat, von dieſem Vorhaben abzuſtehen, weil mir etwas Unheilvolles für Sie ahnte, da ſchlugen Sie mir meine Bitte rund ab, und ein Streiflicht von dem Schlachtenruhme des großen Friedrich ſtand Ihnen höher, als ein Beifallslächeln Ihrer kleinen Jugendfreundin. Im Grunde meines Herzens konnte ich Ihnen freilich nicht ſo ganz Unrecht geben; aber mich

verdroß doch Ihre gewaltige Standhaftigkeit, und Sie werden Sich erinnern, daß ich Ihnen schon damals Rache gelobte durch Ausführung eines eben so plötzlichen Entschlusses. Nun sehen Sie, was daraus geworden ist!

Ich vernichtete die Kraft meiner Jugend durch meinen Entschluß; aber aus dem Ihrigen werden Ihnen und der Welt die segensreichsten Früchte erblühen! sagte Wilhelm mit dem herzlichsten Tone.

Ob mir wohl je wieder so wohl werden wird, wie damals bei nächtlicher Weile in Ihrem Garten, wo ich eure Erdbeeren plünderte und auf den Kirschbaum kletterte, und dem Mann im Monde die abgespeisten Kerne zuwarf? fragte die Prinzessin, indem sie sich einem stillen, ernsten Nachsinnen überließ.

Wilhelm wagte nicht, sie in diesem Moment ihrer emporwallenden Empfindung zu unterbrechen. Er stand einen Augenblick versunken in das Anschauen ihres lieblichen, gedankenvoll in sich bewegten Bildes da, als sich plötzlich draußen in einiger Ferne der Schall von Posthörnern vernehmen ließ und ein stark sich annäherndes Geräusch die Ankunft mehrerer Wagen, welche vor dem Schlosse still hielten, verkündete.

Die Prinzessin war ebenfalls aufmerksam darauf

geworden und näherte ſich in fliegender Eile der Erwartung dem Fenſter, neben welchem Wilhelm ruhig und beobachtend ſtand.

Unten vor dem Schloßportal hielten drei Reiſewagen, in deren erſtem zwei vornehme junge Damen mit ihren Begleiterinnen ſaßen, während aus dem zweiten ein großer ſchlanker Herr ſich erhob, in welchem die Prinzeſſin deutlich den Grafen von Harcourt, die Bekanntſchaft des pyrmonter Bade-Aufenthaltes, zu erkennen glaubte. Der Lord war ſchnell aus ſeinem Wagen geſtiegen, um ſich den Damen behülflich zu zeigen, in denen ohne Zweifel die der Prinzeſſin angekündigten Herzoginnen von Ancaſter und Hamilton, welche zu ihrer Abholung beſtimmt worden, erſchienen waren. In dem dritten Wagen befand ſich ein ſtattliches Reiſegefolge, das aus den vornehmſten Cavalieren des engliſchen Hofes zu beſtehen ſchien.

Die Prinzeſſin ſtand noch einen Augenblick in nachdenklicher Betrachtung da. Wilhelm machte eine Bewegung, als wenn er ſich zu beurlauben wünſche. Sie ſah ihn noch einmal mit einem freundlichen, milden Blick an, in dem aber Wilhelm von Märtens den Ausdruck der Verabſchiedung und Entlaſſung zu

Wie meinſt Du das? fragte Przemyſl aufmerkſam.

Ich meine, wie hätte man Zeit und Ruhe, zu ſchlafen, wenn ſich nicht Alles in der Welt von ſelbſt verſtände! explizirte Hinchvoch.

Ich verſtehe Dich nicht, erkläre Dich deutlicher, ſagte Przemyſl dringend.

Laß erſt noch ein Faß Meth holen, ſagte Hinchvoch.

Soll geſchehen! rief Przemyſl, und es war alsbald durch den Diener herbeigeſchafft.

Nun, ſagte Hinchvoch, nachdem er noch einmal getrunken, daß ſich Alles in der Welt von ſelbſt verſteht, iſt klar. Zum Beiſpiel, daß du frei biſt, verſteht ſich von ſelbſt. Ebenſo, daß Du nicht mehr heirathen wirſt! Was machſt Du Dir alſo Gedanken darüber! Die Zeit iſt koſtbar. Laß uns ſchlafen! —

Mir wird Angſt bei Dir! ſagte Przemyſl. Du fängſt an geiſtreich zu werden. Ich dachte, Du hätteſt keinen Geiſt. Und ſiehe, mein Haar ſträubt ſich empor, und es iſt mir, als käme der neuerdings Mode gewordene Geiſt der Weiſſagung auch über meine Seele.

empfinden glaubte. Er überwand die unsägliche Betrübniß, welche deshalb in seinem Herzen aufsteigen wollte, und neigte sich mit einem lächelnden Gesicht auf die Hand nieder, welche sie ihm zum Abschiedsgruß dargeboten hatte. Schweigend verließ er das Zimmer, und wagte sich in der Thür noch einmal nach ihr umzublicken. Er bemerkte, daß sie eben im Begriff stand, ihre Toilette und ihre Gestalt in dem großen vergoldeten Wandspiegel zu mustern, und deshalb keine Zeit mehr übrig haben mochte, auf sein letztes Lebewohl zu achten. Er hinderte jetzt die Thränen nicht mehr, von denen ihm die Augen feucht wurden.

Einige Tage darauf, als er sich schon auf das Landgut seines Vaters zurückbegeben hatte, empfing Wilhelm von Märtens durch eine Staffette die Benachrichtigung, daß er von der Prinzessin Charlotte dazu bestimmt worden sei, unter den mecklenburgischen Ehren-Cavalieren zu erscheinen, welche die königliche Braut von England in ihrem Reisegefolge hinüber nach London geleiten sollten. Die Prinzessin hatte dabei den besonderen Wunsch ausgesprochen, daß er zu dieser Verwendung die preußische Offizier-Uniform, die er sich durch seine Auszeichnung unter den Fahnen

Friedrich's des Großen erworben, tragen ſolle. Wilhelm mußte ſofort abreiſen, um dieſer ihn tief bewegenden Berufung zu entſprechen. Er langte in Strelitz gerade in dem Augenblick an, wo die feierlichen Donner des Geſchützes dem Volke die Botſchaft verkündeten, daß der Ehe-Vertrag von dem bevollmächtigten Miniſter des Königs von England im Namen ſeines Monarchen, von der Prinzeſſin Braut und von dem regierenden Herzog, ihrem Bruder, unterzeichnet worden ſei. Der 17. Auguſt 1761 war am Tage der Abreiſe der Prinzeſſin aus ihrer mecklenburgiſchen Heimath feſtgeſetzt worden.

König Friedrich II. von Preußen, welcher der Entwickelung dieſer Angelegenheit aus der Ferne mit dem größten Intereſſe gefolgt war, hatte angeordnet, daß die Prinzeſſin, wo ſie auf ihrem Feſtzuge ſein Gebiet berühren würde, überall auf ſeine Koſten mit den zu ihrer Reiſe nöthigen Poſtpferden bedient werden ſolle. Auch ließ er ihr bei ihrer Ankunft in Perleberg durch den Grafen von Gotter, den er dazu beſonders abordnete, in ſeinem Namen die herzlichſten Glückwünſche ausdrücken.

III.

Hiſtoriſche Bilder aus dem Leben eines Diplomaten.

I.

Einige Jahre nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges ſollte die franzöſiſche Geſandtſchaft am Hofe Friedrichs des Großen durch einen neuen Diplomaten beſetzt werden, auf deſſen Ankunft in Berlin man in den Kreiſen des Hofes und der betheiligten Geſellſchaft ganz beſonders geſpannt war. Der neu ernannte Diplomat war der Graf von Guines, von deſſen Eigenthümlichkeiten die merkwürdigſten, ihn zu einem Original ſtempelnden Erzählungen in Umlauf waren, und der ſich ſchon früher, im Jahre 1766, am preußiſchen Hofe perſönlich vorgeſtellt hatte, als er ſich damals, lediglich zu dem Zweck, die Manövres der preußiſchen Truppen zu ſehen, zum Beſuch in Berlin aufhielt. Der König, durch die ritterliche

und liebenswürdige Persönlichkeit des noch jungen Mannes angezogen, hatte ihn bei dieser Gelegenheit mehrfach ausgezeichnet und ihm erlaubt, ihn nach Magdeburg und Pommern zu begleiten, wo ihn Friedrich mit vielen Einzelnheiten des preußischen Heerwesens noch besonders bekannt machte, und sich überhaupt von der Gesellschaft des französischen Offiziers ungemein befriedigt und angeregt zeigte. Herr von Guines bewies einen so großen Enthusiasmus für das preußische Militär und alle seine Einrichtungen, daß er es schon damals als seinen höchsten Wunsch bezeichnete, in Berlin leben zu können. Man wußte auch, daß dies sein Hauptbeweggrund war, aus dem er sich um den erledigten Platz eines bevollmächtigten Ministers Frankreichs am preußischen Hofe beworben, und der Herzog von Choiseul, der allmächtige Minister Ludwigs XV., hatte sich um so mehr für die Ernennung des Grafen Guines zu diesem Posten erklärt, als man eine in Berlin schon beliebte und willkommene Persönlichkeit für um so nützlicher halten mußte, um die alten, durch den Krieg zerrissenen Freundschaftsverhältnisse zwischen Preußen und Frankreich wiederherstellen zu helfen.

Auch am preußischen Hofe versprach man sich von

der Anwesenheit des Grafen von Guines die wirksamsten und interessantesten Ergebnisse.

Die Damen sahen einem Cavalier entgegen, der durch eine berühmte Mannesschönheit ausgezeichnet, zugleich durch die Eleganz seiner Manieren, wie durch einen hochgebildeten und anmuthigen Geist der Gesellschaft einen neuen Reiz verleihen würde. Die originellen Züge seines früheren Lebens, von denen man sich viel unterhielt, schienen zwar einen Sonderling vom entschiedensten Gepräge anzukündigen, man entdeckte aber auch wieder darin eine so edle und durchaus brave Haltung des Charakters und einen so ungewöhnlichen und kühnen Sinn, daß sich das Interesse für seine Person dadurch nur auf's Höchste steigerte und man mit Begierde seiner bevorstehenden Ankunft in Berlin entgegen sah. Man war sogar der Meinung, daß Graf Guines alle Anwartschaften darauf vereinige, um in dem näheren Freundeskreise des Königs, der in der letzten Zeit sich zu überleben angefangen hatte, eine ausgezeichnete und dauernde Stelle zu gewinnen. König Friedrich selbst schien eines neuen frischen Elementes zu bedürfen, um in dem einst so blühenden, jetzt alternden Kreise der Geister, die ihn umgaben, mit erneuerten Anregungen

zu verweilen. Friedrich der Große hatte nach Beendigung der Kriege, durch welche er Europa erschüttert, rasch zu altern begonnen, und fing schon jetzt an, sein Aeußeres mehr und mehr zu vernachlässigen und die schmutzigen, mit dem spanischen Tabak überschütteten Kleider zu tragen. Man hoffte am Hofe, daß ein neuer Liebling, der den König zu reizen und zu fesseln verstände, auch den günstigsten Einfluß auf seine Stimmung ausüben und ihm wieder ein größeres Interesse, sich nach Außen hin zu bewegen, einflößen werde.

Die Begeisterung, welche Graf Guines während seines ersten Aufenthaltes in Berlin für das preußische Militär bewiesen, war um so merkwürdiger hervorgetreten, da man zugleich wußte, daß er im siebenjährigen Kriege, als einer der tapfersten Obersten der Grenadiere von Frankreich, den preußischen Truppen gegenüber gestanden und sich im Kampf gegen dieselben den Ruhm eines ungewöhnlich ausgezeichneten Soldaten erworben hatte. Als man in Frankreich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges das Bedürfniß empfand, den Geist einer besseren Disciplin in den französischen Regimentern zu bilden und denselben eine stärkere, sittliche Ordnung und Haltung

zu geben, wurde der junge Oberst durch den Herzog von Choiseul, dessen Gunst er in einem hohen Grade besaß, dazu ausersehen, diese Aufgabe an dem Regiment von Navarra, welches in Arras stand, zu übernehmen. Es gehörte diese Truppe zu denjenigen alten Regimentern, die, gelockert in allen Banden der Disciplin, am meisten einer Erneuerung durch einen festen und gediegenen Charakter an ihrer Spitze bedurften. Die Wirksamkeit, welche Graf Guines in dieser Garnison in Arras gezeigt, gränzte an das Wunderbare, und hatte zu einer Fülle der pikantesten Anekdoten Anlaß gegeben, die in den öffentlichen Blättern nicht minder als in der Gesellschaft umherliefen. Man stritt über den guten oder bösen Charakter, welcher dem Grafen Guines selbst dabei beizulegen sei und dies war auch in den Cirkeln der preußischen Hauptstadt, in denen man der Ankunft des neuen französischen Diplomaten so begierig entgegensah, der Hauptgegenstand einer von den verschiedensten Meinungen getheilten Unterhaltung geworden.

In einer Soirée bei dem Fürsten Dolgoruki, dem damaligen russischen Gesandten in Berlin, war dieser Streit mit dem lebhaftesten Parteieifer für und wider geführt worden. Namentlich war es die junge, schöne

Ja, ja, Hinchvoch, ich bitte Dich um Alles in der Welt, ich sehe die Zukunft vor meinen Blicken aufsteigen. Ich schaue eine Periode des Menschengeschlechts, wo Alle geistreich sind. Es ist das glorreiche neunzehnte Jahrhundert, in dem jeder Ladendiener geistreich werden wird. Man wird einem Menschen nichts Schlechteres mehr nachsagen können, als daß er geistreich ist, und überall, wo man hinhört, wird die Rede sein von geistreichen Jünglingen, von geistreichen Frauen, von geistreichen Berliner Banquiersöhnen, und Keiner wird mehr ein Kleid machen lassen bei einem Schneider, wenn der Schneider nicht geistreich ist. Die Recensenten, wenn sie weiter nichts mehr zu sagen wissen, werden das Wort Geistreich zum Schimpfwort brauchen, und diese klägliche Periode wird damit endigen, daß sich die Geistreichen alle unter einander mit Haut und Haaren auffressen. Ich sehe schreckliche Dinge, die da kommen werden, Keiner sagt mehr zum Andern guten Morgen, ohne dabei geistreich zu sein. Keiner ißt mehr ruhig sein Butterbrot,

Gemahlin des Fürsten, welche mit einem Trotz, der sich auf eine fast leidenschaftliche Weise betonte, jeder für den Grafen Guines hervortretenden Bewunderung ihren Widerstand entgegensetzte, indem sie die eigensinnige Behauptung verfocht, daß alle diese vielerzählten Geschichten nichts als Beweise von Rohheit, Härte und Grausamkeit enthielten und am allerwenigsten für einen ausgezeichneten und wahrhaft cavaliermäßigen Charakter sprächen. Ihrer erhitzten Beweisführung und ihrer glänzenden Laune gegenüber hatten vornehmlich der Minister Oesterreichs, General von Rugent, und der englische Gesandte, Ritter Mitchel, einen schweren Stand, denn diese Herren hatten es unternommen, namentlich eine dieser Handlungen des Herrn von Guines in das hellste Licht zu rücken und dieselbe vom Standpunkt des Soldaten und Edelmannes aus nicht nur zu rechtfertigen, sondern auch mit wahrhaft enthusiastischen Lobreden zu verherrlichen. Der österreichische Gesandte hatte von dem eigenthümlichen Verfahren erzählt, welches Graf Guines in Arras eingeschlagen, um der im Regiment von Navarra eingerissenen Zügellosigkeiten, besonders aber der Duellwuth, die sich aller Offiziere auf eine unerhörte Weise bemächtigt hatte, Herr zu werden.

Guines war dazu freilich vom König von Frankreich mit einer Vollmacht verſehen worden, wie ſie kaum jemals dem Oberſten eines Regiments verliehen war, indem er ganz nach ſeinem Ermeſſen, und ohne daß er irgend einer höhern Genehmigung dazu bedurfte, bis zu zwölf Offiziere, und wenn es nöthig war, auch noch über dieſe Zahl hinaus, aus dem Corps ausſtoßen konnte. Sogleich nach ſeiner Ankunft rief er das Offiziercorps zuſammen, und eröffnete ihnen dies in einer eben ſo freimüthigen und liebenswürdigen als energiſchen Manier, indem er ihnen ſeine Freundſchaft, aber zugleich, wenn er dazu genöthigt werden ſollte, ſeine unbeugſame und rückſichtsloſe Strenge ankündigte. Dann lud er ſämmtliche Offiziere zu einem Diner in ſein Haus, bei dem er nicht nur den luxuriöſeſten Gaſtgeber machte, ſondern auch eine Alle bezaubernde Heiterkeit des Lebemannes und guten Kameraden entwickelte. Bei dieſem Diner waren jedoch zwei Offiziere nicht erſchienen, die ſich in beſtändigen Raufereien umhertrieben und ſich ſchon mehrere Male wegen einer Ohrfeige, die der Eine dem Andern gegeben, geſchlagen und verwundet hatten. Als Graf Guines davon benachrichtigt wurde, erklärte er auf der Stelle, daß ein Verhältniß dieſer Art

unter Soldaten durchaus den Tod eines der beiden Streitenden verlange, indem die Ehre des Regiments unter so oft wiederholten Duellen und bei den stets so unbedeutenden Verwundungen litte, weshalb er es als eine Sache der Delicatesse bezeichnete, einen solchen Handel auf eine eben so entscheidende als eindrucksvolle Art zu beendigen. Als sich deshalb die beiden Offiziere wieder in einem Zustande befanden, in dem sie ausgehen konnten, bestimmte ihnen der Oberst einen Ort des Rendezvous, zu dem er sich selbst, umgeben von allen Offizieren des Regiments, begab. Als die beiden feindlichen Kameraden erschienen, ließ er einen Zirkel um sie schließen, in dessen Mitte sie vortreten mußten. Dann erklärte ihnen Graf Guines mit einer fürchterlichen Ruhe und Bestimmtheit, daß der Eine von ihnen diesen Platz nicht eher wieder verlassen würde, als bis der Andere todt sei. Der Kampf zwischen Beiden begann jetzt mit einer unerhörten Gluth und Heftigkeit, während die Zuschauer und Zeugen des Duells in einem tiefen feierlichen Stillschweigen, und wie festgewurzelt an ihrem Platze, im Kreise umherstanden. Die entsetzlich tragische Scene spielte sich jedoch langsam ab, denn obwohl Beide schon schwer verwundet waren, fuhren sie noch

mit einem wahren Heldenmuth gegen einander zu kämpfen fort, bis der Eine den Andern in der That hinstürzen und seinen letzten Athemzug aushauchen sah. Nach dieser fürchterlichen Katastrophe nahm der junge Regimentsoberst wieder das Wort und redete seine Offiziere mit der herzlichsten Aufforderung an, daß sie unter einander Freunde bleiben möchten. Sollten sich aber, fügte er hinzu, neue Streitigkeiten im Regiment erheben, so erkläre er zugleich, daß er nur diese Form, der man eben beigewohnt, kenne, um die Streitigkeiten, der Ehre des Offiziercorps gemäß, zu schlichten. Der Erzähler fügte hinzu, daß diese furchtbare Aventure die unverlöschlichsten Eindrücke bei allen Betheiligten hinterlassen und, so lange Graf Guines Chef des Regiments war, niemals wieder von einem Duell unter den Offizieren die Rede gewesen sei*).

Die Fürstin Dolgoruki blieb bei der Behauptung stehen, daß diese Handlung nur einen Unmenschen charakterisiren könne, weil eine alles menschlichen Gefühls baare Natur dazu gehören müsse, um zwei Menschen nach einem kalt ausgeklügelten Plan so lange gegen

*) Vergl. Thiébault Frédéric le Grand ou mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin III. 227.

einander zum Kampf zu zwingen, bis der Eine durch den Andern den Tod des Schlachtviehs gefunden habe. Vergebens suchte man ihr bemerklich zu machen, daß er gerade dadurch, wenn auch mit einem anscheinend grausamen Entschluß, im Interesse der Menschlichkeit und der Sittlichkeit zugleich gehandelt habe, indem er das Princip der Soldatenehre als das Höchste gewahrt und hingestellt, aber auch durch Hinopferung zweier schon verderbter und gefährlicher Subjecte verhindert habe, fernere und kostbarere Opfer diesem Princip fallen zu sehen. In diesem Sinne suchte besonders Fürst Dolgoruki der Vertheidiger seines neuerwarteten Collegen zu werden, und gerieth darüber fast auf ernste Weise in Widerspruch gegen seine junge Gemahlin, die es sich einmal als liebenswürdige Caprice vorgesetzt zu haben schien, gegen den Grafen Guines im Voraus auf eine interessante Weise Partei zu nehmen. Sie gelobte sogar, ihn ihre Ungnade, mit der sie ihn schon jetzt beehren zu müssen glaubte, sehr nachdrücklich empfinden zu lassen, sobald er nur angekommen und in ihrem Salon den ersten Besuch gemacht haben werde.

II.

Graf Guines war bald darauf in Berlin angelangt und hatte schon durch die großartigen Einrichtungen, die er für sein Hauswesen zu treffen anfing, in hohem Grade Aufsehen erregt. In so glänzenden und kostbaren Formen hatte sich bisher keine fremde Gesandtschaft in der preußischen Hauptstadt dargestellt. Guines hatte ein Hôtel bezogen, dem er mit eben so viel Geschmack als Kostenaufwand die prächtigste Ausstattung geben ließ, und in dem, wie man es bisher in Berlin noch nicht gekannt, zwei Antichambres eingerichtet wurden, das eine für die Kammerdiener, das andere für die Livréebedienten bestimmt. Außer den mit verschwenderischem Luxus möblirten Wohn- und Gesellschaftszimmern, befand sich in dem neuen französischen Gesandtschafts-Hôtel auch

eine katholische Capelle, mit der würdigsten und kunstvollsten Ausschmückung. Die Zahl der prunkvoll gekleideten Diener war größer, als man sie in Berlin sonst in einem vornehmen Hause zu sehen gewohnt war, und als Herr von Guines, nachdem er seine Antrittsbesuche in der Stadt gemacht und mehrere Einladungen empfangen hatte, das erste Diner in seinem Hôtel veranstaltete, waren seine Gäste nicht nur über die seltene Pracht des Hauses und der Tafel, sondern auch über das ihnen gänzlich neue Schauspiel der Bedienung erstaunt und geblendet. Denn jeder der Gäste hatte hinter seinem Stuhl zu seiner besonderen Bedienung einen eigenen Livréebedienten stehen, während Herr von Guines selbst zu seinem persönlichen Dienst zwei Husaren hinter sich hatte, und außerdem sechs Officianten in reichgalonirten Uniformen für den allgemeinen Dienst der Tafel umherstanden. Diese in Berlin neue Art der Einrichtung trug aber nur dazu bei, den Neid und die Mißstimmung zu vermehren, womit man schon, namentlich in den diplomatischen Kreisen, das glänzende Auftreten des neuen Gesandten beobachtet. Denn die übrigen Diplomaten waren in allen Dingen auf einem weit gewöhnlicheren und unscheinbareren Fuß

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.
3-598-52006-9
FN. 0234/037

eingerichtet, und es konnte daher nicht ausbleiben, daß man sich durch das Beispiel einer neuen Lebensweise im größten Styl, welches der französische Gesandte zu geben anfing, vielfach beschämt und geärgert fand. Und man sann schon in vielen Kreisen auf die Mittel, ihm Unannehmlichkeiten zu bereiten, oder ihn wenigstens in Verwicklungen zu bringen, in denen man auf seine Kosten hätte lachen können.

Die Persönlichkeit des Grafen Guines wäre freilich sehr geeignet gewesen, über eine solche Mißstimmung, die er unfreiwillig angerichtet, leicht hinwegzuführen und die ihm Grollenden wieder zu versöhnen. Denn kaum dreißig Jahre alt, stellte er eine jugendliche Manneschönheit in den ausgezeichnetsten und gewinnendsten Formen dar. Die Vorzüge des altfranzösischen Adels zeigten sich in dem Grafen Guines auf die charaktervollste Weise ausgeprägt, seine ganze Erscheinung war von Würde und Feinheit beseelt, und entfaltete außerdem die natürlichste Grazie, die zugleich mit einer Freimüthigkeit und Offenheit gegen Jedermann, besonders aber mit einer unerschöpflichen und wahrhaft bezaubernden Heiterkeit sich verband. Am hinreißendsten aber war die vollendete Höflichkeit, die den Wünschen eines Jeden entgegen zu kommen

schien und zugleich für ein unerreichbares Musterbild der Menschenkenntniß gelten konnte, indem sich damit die gemessenste Bestimmtheit und selbstbewußte Würde verbanden.

Der Verstimmung, mit der man ihm in Berlin entgegentrat, wurde daher zur selben Zeit schon wenigstens heimlich durch die Bewunderung entgegengewirkt, die für seine Persönlichkeit mehr und mehr sich entschied. Ein Vorfall, der auf einem Diner bei dem russischen Gesandten Fürsten Dolgoruki sich ereignete, trug sehr wesentlich dazu bei, die unabweisliche Achtung und Auszeichnung festzustellen, mit der man seitdem den neuen Diplomaten selbst in den abgeneigten Kreisen behandeln zu müssen glaubte. Im Hôtel des russischen Gesandten hatte diese Abneigung am stärksten Wurzel geschlagen und die übermüthige junge Fürstin gedachte in einer großen Gesellschaft, welche in ihren Salons zu Ehren eines durchreisenden fremden Diplomaten eingeladen war, ihre feierlich angelobten Angriffe gegen den Grafen Guines zu beginnen. Beim Diner hatte Guines, dem ohne Zweifel mit andern Bundesgenossen vorher verabredeten Plan gemäß, seinen Platz neben der Gesandtin empfangen, und er ließ es nicht daran fehlen, obwohl er einen ihm wider-

ohne eine geiſtreiche Bemerkung dabei zu machen. Kein Spitzbube wird gehängt, ohne ein geiſtreiches Geſicht dabei zu ſchneiden. Kein Mann prügelt mehr ſeine Frau, ohne geiſtreiche Motive dazu zu haben. Alles wird ſich geiſtreich motiviren, und es wird kein geſunder Discours, bei dem man ſich bequem ausruhen kann, mehr zu Stande kommen. Dieſe klägliche Periode und ihr klägliches Ende habe ich prophezeiht. Ich bin dazu auserſehen vom Verhängniß. O Hinchvoch, Hinchvoch, halte mich, mir wackelt der Kopf und ich kann nicht wieder zu mir kommen, mir ſchwinden die Sinne!

Er ſank in die Arme ſeines getreuen Hinchvoch zurück, und dieſer rütteite und ſchüttelte ihn, bis die Kraft der Weiſſagung wieder von ihm wich. Dann ſahen ſich beide ganz erſtaunt an, und reichten ſich gerührt die Hände. Sie ſchwuren, daß ſie nie wieder ein Geſpräch mit einander führen wollten, an dem ſie ſich erhitzen könnten, da heut um ein Haar ihre Freundſchaft auf dem Spiele geſtanden hätte. In dieſem Augenblick trat

strebenden und sogar feindlichen Sinn längst herausgefühlt, sie mit einer anziehenden Unterhaltung zu fesseln. Das Gespräch schien auch bald fast einen vertraulichen Charakter zwischen Beiden anzunehmen und die Fürstin Dolgoruki ging in der freundlichen Plauderei so weit, daß sie Herrn von Guines einen außerordentlich schönen Ring zeigte, den sie an ihrem Finger trug, und damit ihren Nachbar einlud, denselben recht genau zu betrachten, um allen seinen Scharfsinn zur Entdeckung eines in dem Ringe verborgenen Geheimnisses anzustrengen. In Wahrheit aber war in diesem Ringe eine kleine Spritze enthalten, die durch eine künstliche Vorrichtung geladen und entleert werden konnte.

Der Graf hatte sich mit besonderem Eifer auf die schöne Hand der Fürstin niedergebeugt, um den Ring zu bewundern und zu erforschen. Aber in demselben Augenblick, wo er sich recht angelegentlich in diese Betrachtung versenkte, drückte die Fürstin unbemerkt an einer inwendigen Stelle des Ringes, und ließ dadurch in die Augen des Beschauers, der aus Gefälligkeit sich mehr und mehr in den Anblick vertieft hatte, mehrere Tropfen Wasser spritzen, die in der kleinen Maschinerie des Ringes verborgen gewesen.

Nun konnte nichts liebenswürdiger sein, als die Art und Weise, mit welcher der Graf von Guines diesen Scherz seiner Nachbarin aufnahm. Er lachte darüber wie über die köstlichste Aventure, wischte sich mit einer Grazie ohne Gleichen die Wassertropfen von der Stirn ab, scherzte noch einmal so witzig als möglich über das wunderbare Geheimniß, und fing dann von etwas ganz Anderem zu sprechen an.

Die Fürstin aber ging sofort zur Fortsetzung ihrer Kriegsoperationen über. Ohne daß Guines es bemerkte, lud sie den Ring zum zweiten Mal mit Wasser, und wandte sich dann in größter Arglosigkeit wieder dem Gespräch mit dem Nachbar zu, auf dessen Verwirrung und Lächerlichmachung es abgesehen war. Ehe er sich aber dessen versah, hatte sie ihre Ladung wieder abgedrückt und ihm von Neuem das Gesicht mit hellen Tropfen bewässert. Herr von Guines sah sie mit durchdringendem Blick an, gerieth aber noch keineswegs in Zorn, noch weniger bewies er irgend eine Verwirrung. Nachdem er sich ganz ruhig mit seinem Taschentuch das Gesicht getrocknet, kehrte er sich wieder zu seiner Nachbarin hin und sagte zu ihr mit einem ernsten und gewichtigen Tone, der aber vorwiegend den Ausdruck freundschaftlicher und wohl-

wollender Warnung hatte: Madame, Scherze dieser Art bedeuten das erste Male eine kleine Eulenspiegelei, über die man herzlich gern lacht, das zweite Mal sind sie eine Unbedachtheit, die man verzeiht, besonders wenn es eine junge reizende Dame ist, welche sich dergleichen uns gegenüber erlaubt hat. Das dritte Mal aber wäre es eine Beleidigung, welche jenes Glas Wasser dort unabwendbar an dieser Dame rächen würde. Ich habe die Ehre, Sie davon verbindlichst und unterthänigst in vorherige Kenntniß gesetzt zu haben.

Die Fürstin Dolgoruki glaubte ohne Zweifel nicht, daß man eine Drohung dieser Art jemals an ihr würde vollziehen können. Sie fuhr ganz unbefangen in ihrem Beginnen fort, füllte abermals ihren Wunderring mit Wasser an und spritzte ihn mit dem Nachdruck einer durchaus verächtlichen Bewegung auf das feine lächelnde Gesicht des französischen Gesandten aus. Graf Guines aber ergriff in demselben Augenblick mit einer durchaus galanten Handbewegung das Glas Wasser, auf welches er schon zuvor hingedeutet, und indem er es ohne weiteres in den wundervollen Nacken der Fürstin ausschüttete, fügte er ruhig und mit der höflichsten und verbindlichsten Verbeugung

hinzu: Madame, ganz so, wie ich die Ehre gehabt habe, Sie vorher zu benachrichtigen.

Die Gesandtin saß einen Augenblick lang wie betäubt, während ihr Gemahl, Fürst Dolgoruki, auf der Stelle Partei gegen sie ergriff und eben so ruhig als mit einer ungemein würdevollen Haltung erklärte, daß es ganz recht sei, was der Frau von Dolgoruki soeben geschehen. Er fügte sogar hinzu, daß er seinem französischen Collegen für diesen von ihm geübten Act der Gerechtigkeit unendlich dankbar sei. Die Fürstin erhob sich von der Tafel und schritt leichenblaß und verstört zur Thür hinaus, ohne ein Wort oder einen Gruß für ihre Gäste zurückzulassen.

Eine größere Genugthuung hätte Herr von Guines kaum für sich beanspruchen können, auch wenn es ihm eingefallen wäre, durch das, was ihm begegnet war, seine ganze diplomatische Stellung verletzt zu sehen. Von dieser ersteren und bedenklicheren Auffassung hatte sich aber ohne Zweifel der Fürst Dolgoruki leiten lassen, der, als Diplomat mit einer fast hypochondrischen Gewissenhaftigkeit zu Werke gehend, Alles thun zu müssen geglaubt, um aus dem unangenehmen Vorfall nicht etwa die Deutung auf ein Mißverhältniß zwischen Rußland und Frankreich, oder gar die Mög-

lichkeit einer Kriegserklärung zwischen beiden Mächten hervorgehen zu lassen. Fürst Dolgoruki gehörte in Petersburg zu der Partei des Staatsministers Grafen Panin, der das Heil und die Ruhe der Welt darin begründen zu können glaubte, daß eine innige Allianz zwischen den Höfen Rußlands, Oesterreichs, Frankreichs und Preußens zu Stande gebracht würde. Das Cabinet von Versailles hatte aber bis jetzt diesen Gedanken zu einer neuen Begründung der europäischen Machtpolitik noch sehr lässig und zögernd aufgefaßt, aber Fürst Dolgoruki würde es sich nie haben vergeben können, ja er würde es für nöthig gehalten haben, sofort seine Entlassung bei seiner Regierung nachzusuchen, wenn dem Botschafter Frankreichs im russischen Hôtel eine ungeahndet gebliebene Beleidigung zugefügt worden wäre. Einen Augenblick kam ihm freilich in den Sinn, ob nicht das Glas Wasser, dessen sich der Graf von Guines auf eine so bestimmte Weise gegen die Fürstin bedient, zugleich als eine schlimme Demonstration Frankreichs gegen Rußland aufzufassen wäre, und einen Uebergang der französischen Regierung aus ihren bisherigen rückhaltsvollen und zweifelhaften Gesinnungen gegen Rußland zu einem plötzlichen aggressiven Verhalten ankündigen

solle. Dann wäre noch an demselben Tage ein Courier mit einem Bericht über dieses Ereigniß nach Petersburg abzufertigen gewesen. Der Gesandte Rußlands zog es aber vor, das Geschehene in einem durchaus unpolitischen Lichte aufzufassen, und die Sache um so schärfer als ein rein persönliches und gesellschaftliches Begegniß hinzustellen, indem er zugleich seiner eigenen Gemahlin dabei einen ostensiblen Verweis ertheilte. Der Fürst war geneigt, sich auf diese höchst diplomatische Lösung der entstandenen Schwierigkeit nichts Geringes einzubilden, obwohl ihn die näheren Freunde seines Hauses im Verdacht hatten, daß er nur eine für sich ziemlich gefahrlose Gelegenheit ersehen habe, um bei dem bekannten Unfrieden, in dem er mit seiner jungen Gemahlin lebte, einmal einen recht starken Trumpf gegen sie auszuspielen. Als einigermaßen gefahrlos glaubten diese Freunde die ergriffene Gelegenheit darum bezeichnen zu müssen, weil, wenn sich nachher üble Folgen ergeben sollten, der Gesandte seiner zürnenden Gemahlin gegenüber sich mit der diplomatischen Nothwendigkeit entschuldigen konnte, die ihn veranlaßt habe, durch das ihr gegebene Dementi das europäische Gleichgewicht zu retten.

Nach der Entfernung der Fürstin aus dem Speise-

saal schien jedoch die ganze Angelegenheit keine Spur mehr in der Gesellschaft hinterlassen zu haben. Man bemühte sich wie in einer stillschweigenden Verabredung, den unbefangensten und heitersten Ton der Unterhaltung wiederzufinden, und Guines selbst entfaltete sein glänzendes Talent, nach allen Seiten hin anzuregen und die pikantesten Dinge in der liebenswürdigsten Weise auszustreuen.

III.

Der König Friedrich II. von Preußen war in dieser Zeit mit einigen inneren Angelegenheiten der königlichen Familie auf eine zum Theil sehr schmerzliche und sorgenvolle Weise beschäftigt. Zuerst war es der Tod seines außerordentlich geliebten Neffen, des jungen Prinzen Heinrich, des zweiten Sohnes des Prinzen August Wilhelm von Preußen, wodurch der König auf das Tiefste erschüttert und fast niedergeworfen wurde. Dieser junge liebenswürdige Prinz, der durch die seltensten Eigenschaften des Geistes und Herzens der erklärte Liebling des Königs und in manchem Betracht sein Vertrauter geworden, hatte in Kyritz, wohin er sich erst vor Kurzem als neu ernannter Oberst des dortigen Küraſſier-Regiments begeben, an einem Anfall der Blattern seinen plötzlichen Tod ge-

funden. Den König überwältigte fast die Wehmuth dieser Todeskunde, die er unterwegs auf der Rückreise von einer Truppenschau in Pommern empfing und die ihn nöthigte, in Bernau zu übernachten, wo er den ersten Ausbrüchen seines Schmerzes in der Einsamkeit sich hingab. Der König schrieb darauf, um seinem Herzensbedürfnisse Genugthuung zu verschaffen, seine vielbewunderte Lobrede auf den jungen früh verblichenen Prinzen, welche in der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelesen wurde. Bald darauf beschäftigten ihn die ehelichen Angelegenheiten des Prinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, die nicht minder beunruhigend ausfielen und die bedenklichsten Verwickelungen herbeiführten. Die erste Vermählung dieses Prinzen mit der Prinzessin Elisabeth, der vierten Tochter des Herzogs Carl von Braunschweig-Wolfenbüttel, war zugleich eine der ersten Hoffestlichkeiten, welcher der neue französische Gesandte, Graf Guines, beizuwohnen hatte. Diese Vermählung fand auf dem königlichen Schlosse zu Charlottenburg Statt, und wurde mit allen den eigenthümlichen Ceremonien begangen, die in dem brandenburgischen Fürstenhause durch eine alte Ueberlieferung bei Festen dieser Art geboten sind. Dahin gehörte auch die Ausführung des Fackeltanzes,

dieser alten byzantinischen Hofceremonie, die in die Tourniere des Mittelalters überging und seitdem namentlich den Hochzeitsfeierlichkeiten der Kaiser und Könige diente. Dieser Tanz besteht in einem ungemein würdevollen Daherschreiten, zu welchem vorzugsweise die Staatsminister ausersehen sind, die, jeder mit einer angezündeten Fackel in der Hand, mit langsamen Schritten in einer Gruppe, in der sie selbst nach ihren Rangverhältnissen einander folgen, einen Umgang durch den Saal zurückzulegen haben. Unmittelbar hinter ihnen folgte die neuvermählte Prinzessin, die zuerst dem König die Hand gegeben hat und darauf mit dieser Gnade eine Reihe von Personen auszeichnet, die nach einer sehr genau festgestellten Liste von dem ersten Kammerherrn der Prinzessin dazu eingeladen werden. Sobald diese Einladung ausgesprochen worden, begiebt sich die betreffende Person zur Prinzessin hin, macht derselben eine tiefe Reverenz, und in demselben Augenblick, wo sein Vorgänger sich mit einer eben solchen Reverenz zurückzieht, bietet er der Prinzessin die Hand dar, und geht dann einige Schritte mit ihr vorwärts, bis er durch einen andern abgewechselt worden. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser Feierlichkeit die Etiquette

ein Diener in den Saal, und meldete, daß eine Gesandtschaft von vier Jungfrauen draußen stände, die etwas Wichtiges an den Herzog Przemysl und den Reichsobersten Hinchvoch auszurichten hätten.

Die Jungfrauen wurden eingelassen, und schritten mit schüchterner Geberde, die beredte Budeslawka an ihrer Spitze, vor die Beiden hin. Budeslawka erhob ihre helltönende Stimme, und begann zuerst, mit gesenkten Augen, von dem heiligen und allen Völkern stets ehrwürdig gewesenen Beruf des weiblichen Geschlechts zu sprechen. Sie nannte die Frauen die Ordnerinnen und Hüterinnen des Lebens, und erinnerte, klagend und triumphirend zugleich, an der Libussa mächtigen Geist, welche dieses hochemporblühende Reich zuerst eingerichtet, und in seinen Grundvesten geschaffen, geordnet, zusammengehalten habe. Dann ging sie, muthiger werdend, und mit durchdringenden Blicken aufschauend, zu der Behauptung über, daß kein Reich, kein Staat, kein Volk ohne der Frauen mitwirkende Hülfe, ohne ihren Alles im Gleichgewicht erhaltenden

ihre glänzendsten und berechnetsten Genugthuungen erzielt, denn Alles kommt dabei auf die Reverenzen, welche die Prinzessin empfängt und wiedergiebt, auf die Zahl der Schritte, die sie mit Jedem zurücklegt und besonders auf die durch die Liste bestimmte Reihenfolge an. Im Allgemeinen war die Rangfolge am preußischen Hofe dahin bestimmt, daß dem König zuerst die Prinzen des königlichen Hauses folgten, dann kamen die Großwürdenträger des Hofes, die Marschälle und nach ihnen die bevollmächtigten Minister der fremden Höfe.

Als der Fackeltanz bei der Vermählung des Prinzen von Preußen bis zum Umgang der Prinzessin mit den Gesandten vorgeschritten war, lud der Kammerherr zuerst den österreichischen Gesandten, General von Augent, dann an zweiter Stelle den Gesandten Rußlands, Fürsten Dolgoruki, und erst an dritter Stelle den französischen Gesandten zu der Ehre der Ceremonie ein. Graf Guines hatte darauf gerechnet, schon an erster Stelle bei dieser Feierlichkeit in Betracht zu kommen, da er seinem Hofe dieses Vorrecht unweigerlich zuschreiben zu müssen glaubte. Am allerwenigsten aber wollte er dem Gesandten Rußlands unmittelbar einen Vorrang vor sich zugestehen und er hielt dies um

so weniger für zulässig, als er noch vor Kurzem in dem Hôtel des Fürsten Dolgoruki eine unangemessene Begegnung erfahren, die er zwar auf der Stelle glänzend genug gerächt, aus der aber doch leicht ungünstige Folgerungen für seine Berliner Stellung weitergesponnen werden konnten. Er sagte daher zu dem Kammerherrn, der sein Zögern schon mit der größten Bestürzung betrachtete, mit dem bestimmtesten Ausdruck: wie er für die Ehre, welche ihm die Prinzessin erweise, auf das Tiefste erkenntlich sei, er müsse aber beklagen, wegen einer Verwundung, die er im siebenjährigen Kriege davongetragen, nicht mehr tanzen zu können, und bitte daher die Prinzessin, seine Entschuldigung und sein ehrerbietiges Bedauern wohlwollend entgegen zu nehmen.

Da eine Ablehnung eigentlich unmöglich war, so glaubte der Kammerherr sich nur damit helfen zu können, daß er ohne Weiteres die Nummer in seiner Liste übersprang und zu der folgenden überging, indem er nun so schleunig als möglich den Ritter Mitchel, den Gesandten Englands, der Prinzessin zuführte. Der englische Gesandte glaubte dadurch seinerseits wieder einen Triumph über den französischen Diplomaten zu erleben, indem er den eigentlichen Vorgang nicht

bemerkt, sondern sich nur vor seinem Collegen von Frankreich an der Reihe sah. Dies gab ihm die liebenswürdigste Laune und er wußte der jungen Prinzessin, die an diesem Tage eine so unglückliche und so bald wieder getrennte Ehe begann, einen besonders verbindlichen Empfang abzugewinnen.

Graf Guines aber hatte keineswegs im Sinne, sich damit in den Augen der Hofgesellschaft für immer zu einem Invaliden zu stempeln. Er wollte vielmehr noch ausdrücklich zu erkennen geben, daß er bloß, um die Stellung seines Souveräns zu wahren, die Ceremonie an dem ihm zugedachten dritten Platze abgelehnt habe. Um jedoch nicht zu rasch mit dieser Demonstration zu Werke zu gehen, zog er es vor, am andern Tage, wo das Lendemain bei dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, gefeiert wurde, erst nach Beendigung der Ceremonien-Tänze zu erscheinen. Dagegen veranstaltete er am dritten Tage in seinem eigenen Hôtel ein glänzendes Fest, zu welchem er die ganze Hofgesellschaft und alle Herren und Damen des diplomatischen Corps einlud. Er wußte diesem Fest durch die sinnreichsten und prunkvollsten Veranstaltungen einen feenhaften Anstrich zu geben. Den merkwürdigsten Anblick aber bot der Graf selbst dar,

denn während er es noch vorgestern wegen seiner Wunden aus dem siebenjährigen Kriege ausgeschlagen hatte, mit der Prinzessin Elisabeth zu tanzen, zeigte er sich jetzt die ganze Nacht hindurch als den unermüdlichsten und gewandtesten Tänzer des Festes, der zugleich durch die edle und vollendete Anmuth seiner Bewegung eine allgemeine Bewunderung verbreitete und seinen schon feststehenden Ruf bei den Damen bis in's Unendliche steigerte. Der Graf tanzte sämmtliche Tänze der Ball-Ordnung mit einer unvergleichlichen Ausdauer herunter, und erregte dadurch ein um so größeres Aufsehen, als man darin eine gegen den König selbst gerichtete Demonstration erkennen zu müssen glaubte. Denn wenn der französische Gesandte bei dem Fackeltanz nach seiner Ansicht eine Zurücksetzung erlitten hatte, so konnte nur das Mißwollen, welches der König selbst seit einiger Zeit gegen den Grafen Guines zu empfinden schien, die Ursache davon geworden sein.

In der That hatte sich das günstige Verhältniß nicht verwirklicht, welches man für den Grafen Guines in seiner persönlichen Beziehung zu dem König Friedrich erwartet hatte. Die ausschließliche Schuld davon trug ohne Zweifel Guines selbst, der besonders

durch die Sorglosigkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der er sich in gewissen Dingen bewegte, Verstimmung und Mißtrauen des Königs gegen sich erweckt hatte. Manches, was dem Herrn von Guines wesentlich zur Last gelegt wurde, mochte aber auch in besonderen Aufträgen seines Cabinets liegen, mit denen er in Berlin angelangt war. Die Damen des preußischen Hofes, welche der Graf als Tänzer so außerordentlich entzückt und zu Dank verpflichtet hatte, glaubten sich jetzt selbst in's Mittel legen zu müssen, um ihn in einer gewissen Beziehung zu warnen, in welcher vorzugsweise der Argwohn des Königs auf die Person des Herrn von Guines hingelenkt worden zu sein schien. Es war dies das ungewöhnliche Interesse, welches Guines für das preußische Militärwesen an den Tag legte, und obwohl er gerade dadurch bei seinem früheren Aufenthalt in Berlin die erste Gunst des Königs sich erworben, so waren seine ferneren Bethätigungen dieses Interesses doch so auffällig geworden und hatten bei der Gegenpartei des französischen Gesandten eine so verdächtigende Deutung gefunden, daß König Friedrich selbst die Sache bereits ungemein bedenklich zu finden anfing.

IV.

Herr von Guines bekannte zwar bei allen Gelegenheiten ganz offen, daß er das höchste persönliche Interesse daran habe, das preußische Armeewesen aus dem Grunde zu studiren und seine Beobachtungen, die er als Reisender in Berlin begonnen, auch jetzt bis in's Einzelnste hinein fortzusetzen. Aber er betrieb dies jetzt mit einem Eifer und einer Pünktlichkeit, ja mit einer Leidenschaftlichkeit, die auch jeden Unbefangenen befremden mußte. Er versäumte nicht nur keine einzige Parade, sondern er stellte sich an allen Orten ein, wo die Exercier-Uebungen einzelner Truppentheile und Regimenter stattfanden. Wie früh dieselben auch beginnen oder wie spät sie endigen mochten, Guines traf immer zur rechten Zeit ein, und verließ erst mit dem letzten Soldaten wieder den Platz.

Dann ſtand er in unbeweglicher Aufmerkſamkeit wie feſtgebannt da, und verfolgte mit ſeinem feurigen durchdringenden Auge jede einzelne Bewegung und Wendung, die von den Truppen ausgeführt wurde. Nichts ſchien ſeinem Scharfblick, ſeinen Bemerkungen zu entgehen, und wenn die Exercitien beendigt waren, ſtellte er ſich noch an einem geeigneten Punkte auf, wo er die Truppen an ſich vorübermarſchiren laſſen konnte, und er ſchien dann jeden einzelnen Mann nach ſeinem Ausſehen und ſeiner Gewandtheit einer beſonders eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Dieſe Beharrlichkeit, mit der er ſich überall als Zuſchauer und Beobachter aufdrängte, machte ſämmtliche preußiſche Generäle bald ſo verdrießlich, daß ſie alles Mögliche verſuchten, um ſich dieſer ihnen unheimlich werdenden Beobachtung zu entziehen. Dieſer beſtändige Zeuge im Dienſt war ihnen nicht nur läſtig geworden, ſondern ſeine unausgeſetzte Gegenwart fing auch an, die Offiziere und gemeinen Leute ſelbſt zu verwirren, manche Evolutionen geriethen dadurch in's Stocken, und die Disciplin ſelbſt ſchien ſich aufzulöſen. Man nahm ſchon zu Maßregeln der Liſt ſeine Zuflucht, um dem allezeit ſich in den Weg ſtellenden Argus zu entgehen, und trug dabei kein Bedenken,

ihn irre zu führen, indem man bekannt machen ließ, daß die Truppen durch dieſes oder jenes Thor ausrücken würden, während ſie dann gerade auf der entgegengeſetzten Seite ausmarſchirten. Oder es wurde verkündigt, daß die Paraden oder Uebungen erſt um neun Uhr ſtattfinden würden, während ſie in Wahrheit ſchon um vier Uhr Morgens begannen. Nicht nur der Aerger der Generäle ließ zu dieſen Mitteln die Zuflucht nehmen, ſondern auch die geheimen Befehle des Königs ſchienen dabei im Spiele zu ſein. Aber dieſe Vorſichten erwieſen ſich als gänzlich unnütz und halfen den Beängſtigten zu gar nichts. Denn zu welcher Zeit und zu welchem Thore Berlins die Soldaten des Königs von Preußen auch immer ausrücken mochten, es blieb ſich gleich, der erſte Mann, welchen ſie an ihrem Zuſammenkunftsorte erblickten, war doch immer der franzöſiſche Geſandte, Graf von Guines, der in Begleitung eines Stallmeiſters dort ſchon zu Pferde hielt und mit ſeiner ewig lächelnden Unbefangenheit die Ankommenden erwartete.

Die preußiſchen Generäle befanden ſich darüber in einer vollſtändigen Verzweiflung und hatten ihre Noth mehreren einflußreichen Damen des Hofes geklagt, welche neulich den Tänzer Guines viel zu lie-

benswürdig gefunden, als daß sie sich nicht hätten zutrauen sollen, durch eine ebenso freundschaftliche als diplomatische Vorstellung auf ihn einwirken zu können. In einer Abendgesellschaft bei der Fürstin von Lieg-Coswaaren, deren Gemahl die Stelle des Oberkammerherrn am preußischen Hofe bekleidete, suchten die Damen, die sich zu diesem Zwecke verabredet, einen besonderen Moment zu gewinnen, um den Grafen in ein Seitencabinet der Fürstin hereinzuziehen und ihm ihre übereinstimmenden Bitten vorzutragen. Man machte ihm mit ebenso liebenswürdiger als eindringlicher Beredsamkeit bemerklich, daß seine unabläßige Anwesenheit bei allen Exercirübungen der Garnison leicht mißdeutet und verdächtigt werden könnte, und dem König die Sache bereits sehr unangenehm geworden sei, so daß ein besonderer Ausdruck seines Unwillens darüber zu erwarten stehe. Der König sei sehr delicat in Allem, was seine Armee betreffe, sein Heerwesen sei zugleich sein Geheimniß, und es könne sich auch bei den Exercier-Uebungen um besondere Befehle und Versuche handeln, bei denen kein fremder Zeuge, am allerwenigsten aber ein militärischer und diplomatischer, gewünscht werde. Als Diplomat Frankreichs habe aber doch Graf Guines jedenfalls mehr

Sinn, beſtehen, gedeihen könne. Sie fügte, leiſer betonend, hinzu, daß ſie und alle ihre Schweſtern draußen auf dem Berge Widowle entſchloſſen ſeien, nur am Altar des Vaterlandes ihre Lebenspflichten zu üben, und Wlaſta und Stratka, ihrer Schönheit und Tugend wegen allberühmte Jungfrauen, hätten entſchieden, die Erſten zu ſein, welche dem allgemeinen Beſten des Staates ſich opferten. Sie böten beide ihre Hand dar, Jene dem Przemyſl, Dieſe dem Hinchvoch, um mit ihnen vereint im Bunde der Ehe Antheil zu haben an dem Wirken und Verrichten der Männer. Dies gäben ſie durch dieſe Abgeſandtſchaft offen und frei zu erkennen, denn die Frau ſei ſouverain, ſie dürfe reden! Nun ſei es an Przemyſl und Hinchvoch, ſo würdigen Jungfrauen würdige Antwort zu ertheilen.

Budeſlawka ſchwieg und trat, ſich verneigend, wieder einige Schritte zurück, während Przemyſl und Hinchvoch ſich vor Verwunderung nicht zu laſſen wußten. Sie begaben ſich endlich beide in ein anliegendes

ſchmeichelhafteſte Weiſe den Hof zu machen, indem er ſeiner Armee eine ſo vorzügliche Aufmerkſamkeit widmete, und er habe ſich ſogar in dieſer Hinſicht für einen beſſeren Hofmann gehalten als ſeine übrigen Herren Collegen. Jedenfalls ſei er mit einer ſo loyalen und aufrichtigen Meinung zu Werke gegangen, daß der König ſelbſt es ihm verbieten müſſe, dem Exercieren beizuwohnen, wenn er ſich davon künftig entfernt halten ſolle. Den Damen danke er unendlich für das Intereſſe, welches ſie ihm bewieſen hätten, aber er werde doch fortfahren müſſen, dem König auch damit ſeine Huldigung zu beweiſen, daß er den Uebungen der Armee, ſo lange und ſo oft er könne, beiwohne, denn nach ſeiner Anſicht gebe es nichts auf der Welt, das ein ſo anhaltendes und tiefes Studium verdiene*).

Aber der franzöſiſche Diplomat hielt den König von Preußen darin für vorurtheilsfreier und unbefangener, als er es in der That ſein mochte. Unbemerkt konnte es aber von ihm nicht bleiben, daß der König täglich weniger Aufmerkſamkeit und Freundlichkeit für ihn hatte und ihn bei verſchiedenen Gelegen-

*) Thiébault Souvenirs III. 242.

heiten sogar auf eine auffallende Weise hintanzusetzen anfing. Bei den öffentlichen Audienzen sah man, wie der König die verbindlichsten Anreden an die Gesandten Oesterreichs und Rußlands richtete, in demselben Augenblicke aber, wie aus Zerstreuung, dem französischen Gesandten den Rücken zukehrte und aus dieser Zerstreuung erst wieder erwachte, indem er sich dem englischen oder holländischen Gesandten gegenüber befand und mit denselben in ein lebhaftes Gespräch eintrat. Man erschöpfte sich am Hofe in allerhand Vermuthungen über den Grund dieser sichtlichen Ungnade und stellte die verschiedensten Hypothesen darüber auf. Zu diesen gehörte auch, daß es dem König nachträglich sehr unangenehm geworden, in dem Grafen Guines einen der vertrautesten Freunde des Herzogs von Choiseul zu entdecken, was ihm in mehrfacher Beziehung Abneigung und Mißtrauen einflößen mochte. Das Wesen dieses Staatsmannes, der als Freund der Marquise Pompadour seinen Einfluß in Frankreich erlangte, hatte für König Friedrich stets etwas ungemein Widerstrebendes gehabt und zugleich war ihm eine Anekdote hinterbracht worden, wonach Guines, als er sich beim Herzog zur Abreise nach Berlin verabschiedete, von diesem gefragt wurde, womit er sich

denn an einem eben ſo langweiligen als barbariſchen Hofe die Zeit zu vertreiben gedenke? Nun — ſollte Graf Guines erwiedert haben — ich werde mit Friedrich dem Großen Muſik machen und wir werden zuſammen die Flöte blaſen. Dieſe Aeußerung ſchien von dem König als reſpectwidriger Spott aufgefaßt worden zu ſein.

V.

Indeß waren doch ohne Zweifel noch bestimmtere und unmittelbarere Gründe vorhanden gewesen, welche die freundlichen Gesinnungen, die der König dem Grafen Guines als Reisenden bewiesen, so rasch in eine immer schärfer werdende Befremdung übergehen ließen. Wenn die Beobachtung des preußischen Militärs durch den Grafen Guines eine Hauptveranlassung bildete, so stand diese nicht allein, sondern verband sich mit einem Verdacht, der keineswegs grundlos genährt wurde und für welchen dem König ein bestimmter Anhalt zur Seite zu stehen schien.

Der Herzog von Choiseul, der sich schon damals, durch die Erfahrungen des siebenjährigen Krieges und die Tactik Friedrichs II. bestimmt, mit einer Umgestaltung der französischen Heereseinrichtung zu beschäf-

tigen anfing, und dabei ohne Zweifel die Berichte des Grafen Guines über die preußiſchen Militärzuſtände benutzen wollte, hatte ſeit einiger Zeit auch beſonders ſein Augenmerk darauf gerichtet, daß ſich ſo viele franzöſiſche Soldaten in den preußiſchen Regimentern befanden, welche durch preußiſche Werber an den Grenzen zum Abfall verführt und namentlich in Berlin untergebracht worden waren. Man glaubte ſich aber in dieſer Beziehung eine günſtige Wirkung auf die franzöſiſche Armee verſprechen zu können, wenn Verheißungen und Mittel angewandt würden, um dieſe Soldaten wieder nach Frankreich zurückzuſchaffen, wo ſie dann durch ihre Erzählungen von der fürchterlichen Strenge des preußiſchen Dienſtes und der Mannszucht König Friedrichs einen abſchreckenden Einfluß in den franzöſiſchen Regimentern ausüben ſollten. Nach dieſer Seite hin thätig zu werden, bildete ohne Zweifel einen weſentlichen Theil in den geheimen Inſtructionen, mit denen Graf Guines nach Berlin gekommen war.

Der franzöſiſche Geſandte hatte ſich durch jene Warnung der beſorgten preußiſchen Hofdamen durchaus nicht in ſeiner ſo unbequem gewordenen Zuſchauerrolle irre machen laſſen, und man war auch ſeitdem

davon abgestanden, ihm in irgend einer Weise dabei hinderlich oder lästig zu werden. Um so genauer hatte er allmälig sämmtliche französische Soldaten, die in preußische Regimenter eingereiht waren, ermitteln können, und es war eine bestimmte Verbindung mit denselben eingeleitet worden, welche durch einige Diener des Grafen Guines unterhalten wurde. Diese mußten sich das Vertrauen der Soldaten, auf welche es abgesehen war, gewinnen, indem sie ihnen ein Mitgefühl für ihre unglückliche Lage aussprachen und Freundschaften mit ihnen schlossen. Nachdem ihnen dann die Aussicht eröffnet worden, daß möglicher Weise etwas für sie geschehen könne, wurden sie eines Morgens in die Livrée des französischen Gesandten gesteckt und verließen auf den Pferden des Grafen Guines, die um diese Zeit gewöhnlich spazieren geführt wurden, die Stadt. Draußen angekommen, wurde mit ihnen, sobald man sich nicht mehr unter den Augen der Schildwachen und im Bereich der Lärmkanone befand, Galopp genommen und auf einem gewissen Punkt entließ man sie unter Einhebändigung einer Geldsumme und mit den nöthigen Anweisungen für die ferner zurückzulegende Reise. Die Diener des Grafen nahmen ihnen dann die Livrée wieder ab

und zogen dieſelbe über die Unterjacke an, in der ſie ſelbſt ausgeritten waren, indem ſie nun durch ein anderes Thor wieder nach Berlin zurückkehrten. Die auf dieſe Weiſe nach Frankreich zurückbeförderten Soldaten wurden am Rhein von den dort ſtationirten franzöſiſchen Beamten, an welche ſie gewieſen waren, in Empfang genommen und erhielten die Ausfertigung ihres Pardons, wobei ſie nur die einzige Bedingung einzugehen hatten, daß ſie auf zwei Jahre in jedem Regiment, in das man ſie weiſen würde, Dienſt zu nehmen hatten. Auf dieſe Weiſe wurde dem König von Preußen eine bedeutende Anzahl tüchtiger Soldaten entführt, ohne daß man, ungeachtet der beſtimmteſten Ahnungen, die man über den Zuſammenhang dabei hatte, eines Beweiſes gegen die betheiligte Hauptperſon hätte habhaft werden können.

Der offenbar ſich ſteigernde Mißmuth des Königs gegen den Grafen Guines wurde aber auch noch durch andere Umſtände genährt, bei denen der Geſandte, obwohl in ſeinem Recht, doch auf eine eben ſo rückſichtsloſe als originelle Weiſe ſich daſſelbe gewahrt hatte. Der Graf lebte von ſeiner Gemahlin getrennt, die mit einer Tochter, für die er eine leidenſchaftliche Zärtlichkeit hegte, welche aber die Mutter nicht von

sich lassen wollte, in einer Stadt des südlichen Frankreichs zurückgeblieben war. Um dieses Kindes willen waren schon öfter Versuche zur Wiedervereinigung gemacht worden, der auf beiden Seiten keine großen Schwierigkeiten entgegen zu stehen schienen, da die Gräfin Guines nur wegen verletzender Bonmots, die ihr Gemahl in der Unterhaltung mit ihr vorzugsweise geliebt, mit demselben schmollte und ihm die Alternative gestellt hatte, entweder auf das Beisammensein mit ihr zu verzichten oder die Geißel des Bonmots für immer aus der Hand zu legen. Der Graf Guines hatte darauf erklärt, daß die Freiheit des Bonmots ein Theil der persönlichen Freiheit selbst sei, und daß bei jener Alternative dem Unglück einer Trennung von ihr die Schmach einer Entwürdigung seiner Person gegenüberstehe, weshalb er nicht umhin könne, lieber das Unglück für sich zu wählen und sich darüber mit seinen Bonmots zu trösten.

In Berlin war ihm jedoch diese etwas brüske Entscheidung schon mehrfach leid geworden und er hatte neue Anknüpfungen mit der Gräfin versucht, die auch einem günstigen Abschluß sich zuzuneigen schienen. Die streitenden Theile hatten sich schon fast geeinigt und es wurde von beiden Seiten

einem letzten Briefe entgegen gesehen, durch welchen die bereits geordneten Präliminar-Punkte in einen festen Friedensvertrag hinübergebildet oder eigentlich nur noch die Ratificationen des neuen Vertrags ausgetauscht werden sollten. Guines seinerseits hatte einen solchen Brief, in dem er die ganze Kunst seiner Liebenswürdigkeit erschöpfend zusammengefaßt, nach Frankreich abgehen lassen und sah der entsprechenden Antwort seiner Gattin jeden Augenblick mit der heißesten Ungeduld entgegen. Endlich überbrachte ihm der Postbote einen Brief, dessen Aufschrift allerdings die Hand seiner Gemahlin anzeigte. Aber wie erstaunte Guines, als er hastig das Couvert zerrissen und einen Brief herauszog, in welchem er, statt des erwarteten Schreibens der Gräfin, nur seinen eigenen Brief, den er vor mehreren Tagen an sie abgesandt hatte, erkannte. Außer sich vor Befremdung, wandte er ihn nach allen Seiten hin um und betrachtete ihn, um vielleicht eine demselben angehängte Bemerkung seiner Gemahlin an dem Briefe zu entdecken. Denn er hoffte wenigstens, daß die Gräfin, wenn sie in einer neuen Anwandlung von Caprice und gehässiger Laune ihm seinen eigenen Brief wieder zurückgesandt, um dadurch den erneuerten und fortgesetzten Bruch mit

ihm an den Tag zu legen, doch wenigstens zu seiner Orientirung irgend eine malicièse Note an den Rand oder darunter gesetzt haben würde. Aber es war nichts davon wahrzunehmen. Es war sein Brief, wie er ihn geschrieben und abgesandt und keine dazu gekommene Spur von der Hand der Gräfin, in der er sich bereits befunden haben mußte, ließ sich auffinden.

Der Graf versank in ein tiefes Nachsinnen über dies wunderbare Wiedererscheinen seines eigenen Briefes. Er konnte es sich durchaus nicht denken, daß die Gräfin gerade in Bezug auf diesen Brief, der die liebevollste Bereitwilligkeit aussprach, auf alle ihre Wünsche einzugehen, einen so beleidigenden Protest ausgeübt haben würde. Guines strengte seine ganze diplomatische Combinationskraft an, um sich diese räthselhafte Begebenheit und den möglichen Hergang bei derselben klar zu machen, und er fiel bald auf den für ihn tröstlichen Gedanken, daß nicht ein erneuertes Mißwollen seiner Frau, sondern nur die Unsicherheit der Posten des Königs von Preußen dieses beispiellose Versehen hervorgerufen haben könne.

Guines hatte schon während seines ganzen Aufenthaltes in Berlin einen hartnäckigen Kampf mit der

Kabinet, um sich dort miteinander zu berathen.

Ein seltsamer Fall! sagte Przemysl.

Ich dächte, man fragte die Gelehrten! sagte Hinchvoch.

Was Gelehrten! rief Przemysl entrüstet aus. Wir müssen ihnen auf der Stelle eine abschlägliche Antwort geben.

Das müssen wir, aber ohne allen Aufwand von Redekunst! sagte Hinchvoch.

So antworte Du! sagte Przemysl.

Nein, antworte Du! sagte Hinchvoch. Du bist der Herzog.

Eben weil ich der Herzog bin, sagte Przemysl, befehle ich Dir, zu antworten.

Ja so, sagte Hinchvoch. Ich werde mir etwas ausdenken, was Keine beleidigen und Keine erfreuen kann.

Hierauf gingen sie wieder in den Saal zurück, und Hinchvoch näherte sich den Jungfrauen, und sagte, sich die Hände reibend, nach einigem Besinnen: Ihr liebwerthen und schönen Jungfrauen, wenn sich einmal der unvorhergesehene Fall ereignen sollte, daß dem

preußischen Post gekämpft, um namentlich das Geheimniß seiner Depeschen, die er an das französische Cabinet abzusenden hatte, zu wahren. Er hatte sich gleich zu Anfang überzeugt, daß man auf der Post in Berlin, ehe man seine Briefe und Depeschen abgehen ließ, Abschriften von denselben nahm, welche an das Cabinet des Königs Friedrich eingesandt werden mußten. Dies veranlaßte ihn, eines Tages, wo er eine sehr wichtige Depesche abzufertigen hatte, seinem Chiffrebrief noch ein besonderes Billet beizufügen, welches er in das Couvert steckte und das folgendermaßen lautete: Ich sende meine beifolgende Depesche heute schon um sieben Uhr Morgens auf die Post, statt die gewöhnliche Poststunde um sieben Abends abzuwarten, damit der Herr Postdirector von Berlin noch hinlängliche Zeit gewinne, die Abschrift nehmen zu lassen und meinen Brief doch noch am heutigen Tage richtig abzusenden. Was mich zu dieser Vorsicht treibt, ist die außerordentliche Wichtigkeit und Dringlichkeit dieser meiner Depesche, da es mir außerordentlich unangenehm sein würde, wenn meine Depesche wieder bis zum nächsten Posttag liegen bleiben müßte, wie man dies meinen früheren Sendungen beständig angethan.

Es war dies ein diplomatischer Gewaltstreich gewesen, der die ganze Postverwaltung und das Cabinet des Königs selbst mit der größten Bestürzung erfüllt hatte. König Friedrich zeigte sich von diesem Vergang auf das Aeußerste betroffen, da man bei einer öffentlichen Ausbeutung des Scandals leicht auf seine Person, als auf die unmittelbare Veranlassung der ganzen Maßregel, zurückgehen konnte. Der König ertheilte deshalb den Befehl, daß in Berlin fortan keine Briefe mehr eröffnet werden sollten. Aber Guines hatte erst vor einigen Tagen durch seine Kundschafter herausgebracht, daß nur der Schauplatz dieser Angriffe auf das Briefgeheimniß gewechselt, und von dem König an die Grenzen seines Staates in ganz kleine unbekannte Ortschaften verlegt worden sei. Dort waren Postmeister von besonders vertrauenerregender Persönlichkeit ausgewählt worden, die mit den genauesten Instructionen versehen und unter Aufrechthaltung des unverbrüchlichsten Geheimnisses verpflichtet waren, an die Person des Königs unmittelbar die von ihnen genommenen Briefabschriften einzusenden. Guines hatte auch nicht minder das in der Nähe des Rheines belegene preußische Postamt in Erfahrung gebracht, wo der König seitdem alle Briefe öffnen

ließ, welche nach Frankreich abgehen ſollten oder von dort nach Preußen hineingeſandt wurden*).

Guines kam jetzt, nachdem er ſich die Lage der Sache reiflich überlegt hatte, auf den ſcharfſinnigen Einfall, daß der höchſt empfindliche Streich, der ihm mit dem zurückgekommenen Brief geſpielt worden, durch ein Verſehen des rheiniſchen Poſtamtes entſtanden ſein könne. Er baute ſich ſeine Combinationen fertig und glaubte die Enträthſelung des Geheimniſſes, wie es ſich ihm auch ſpäter beſtätigte, folgendermaßen gefunden zu haben. Wahrſcheinlich hatte ſein Brief mit einem Briefe ſeiner Gemahlin, die gleichzeitig an ihn geſchrieben, ſich in demſelben Augenblicke gekreuzt, und beide Briefe waren in dem nämlichen Moment von dem Poſtmeiſter am Rhein eröffnet und geleſen worden. Das Verſehen war aber dadurch vorgefallen, daß man bei der Weiterbeförderung die Briefe verwechſelt, und indem man das richtige Couvert genommen, doch den falſchen Brief eingelegt hatte, auf welche Weiſe jeder Abſender ſeinen eigenen Brief wieder zurückerhalten haben mußte.

Indem ſich Guines dieſen Fall als den denkbarſten

*) Thiébault Souvenirs III. 238.

und den Umständen entsprechendsten vorstellte, gerieth er gerade über diesen Hergang, wenn er sich bestätigte, außer sich vor Verdruß und Besorgniß. Denn bei dem heftigen und zu raschen Entschlüssen geneigten Temperament seiner Frau durfte er jetzt nur noch das Schlimmste erwarten, indem er sich überzeugt hielt, daß, wenn die Gräfin ebenfalls ihren eigenen Brief zurückempfangen, sie darin nichts Anderes als eine nie zu verzeihende Beleidigung gesehen, und nun wahrscheinlich jeder weiteren gütlichen Vorstellung unzugänglich bleiben würde. Um aber nichts zu versäumen, sandte er, seiner früheren Praxis in dieser Angelegenheit getreu, seinen Brief unter nochmaliger Couvertirung an seine Gemahlin dem rheinischen Postamt mit einer besonderen Zuschrift zurück, worin er unter der Drohung, das Postamt wegen muthwilliger Einmischung in die Familienverhältnisse der fremden Gesandten, beim König zu verklagen, die sofortige Absendung des Briefes an seine ursprüngliche Adresse verlangte. Zugleich schrieb er an einen vertrauten Freund, der in der Nähe seiner Gemahlin wohnte, um denselben mit einer persönlichen Aufklärung der Gräfin über das neue Mißgeschick, das sich ihrer

Wiedervereinigung in den Weg geſtellt haben könnte, zu beauftragen.

Es war aber bereits zu ſpät geworden. Die Muthmaßungen des Grafen hatten ſich als vollkommen gerechtfertigt erwieſen, doch die Gräfin war, unmittelbar nachdem ſie ihren Brief, der ſo offenbar von der Hand ihres Mannes zurückadreſſirt zu ſein ſchien, wiederempfangen, abgereiſt. Sie hatte ihre Reiſe, auf welche ſie auch ihre Tochter mitgenommen, nach Spanien beſtimmt; aber der Freund, der dem Grafen Guines dieſe Mittheilung machte, wußte nichts Näheres über ihr Ziel und ihre Zwecke mitzutheilen. Er konnte nur melden, daß die Gräfin in dieſer vermeintlichen Rückſendung eines mit ſo liebevollen Bekenntniſſen angefüllten Schreibens, wie ſie es an Guines abgeſchickt, gewiſſermaßen ein thatſächliches Bonmot und damit einen Rückfall in ſeine ihr ſo ſehr widerſtrebende witzelnde Mediſance geſehen, weshalb ſie Alles zwiſchen ihnen für abgebrochen gehalten habe.

Damit ſah ſich der Graf aller angenehmen Ausſichten beraubt, durch welche er ſich noch ſeinen Aufenthalt in Berlin erheitern zu können geglaubt. Seine Berliner Verhältniſſe wurden ihm in der That von Tag zu Tag drückender und unerträglicher, und er

wandte jetzt Alles an, um von seinem Minister, dem Herzog von Choiseul, seine Abberufung von dem preußischen Hofe zu erlangen. Dies glückte ihm aber erst im Dezember des Jahres 1769, und sobald er nur sein Abberufungsschreiben erhalten, begab er sich damit auf das Schloß, um sich von dem König zu verabschieden. Guines wollte aber diese Gelegenheit zugleich benutzen, um dem König durch die Form seines Erscheinens zu erkennen zu geben, daß er nicht mit den verehrenden Gefühlen von ihm scheide, mit denen er in Berlin angekommen war, indem er Ursache zu haben glaubte, sich von dem König gekränkt und mißachtet zu fühlen. Guines begab sich deshalb nicht in einer feierlichen Equipage, sondern auf seinem Reitpferde in einem wilden Galopp zu der ihm anberaumten Abschiedsaudienz auf das Schloß. Auch hatte er keine Uniform dazu angelegt, sondern erschien im schwarzen Frack und Stiefeln in einer möglichst nachlässigen und rücksichtslosen Haltung. Es wurde jedoch nachher bemerkt, daß dies nicht blos die persönliche Intention des Grafen Guines gewesen, sondern daß der Herzog von Choiseul, um einer Mißstimmung gegen den König von Preußen Ausdruck zu

geben, ihn zu diesem nichtachtenden Verhalten ausdrücklich veranlaßt habe.

Der Verlauf der Abschiedsaudienz war demgemäß auch ein sehr kurzer und einsylbiger, und bestand nur aus dem Austausch folgender Worte:

Sie reisen?

Ja, Sire.

Glückliche Reise!

VI.

Graf Guines begab ſich von Berlin unmittelbar nach Paris zurück, wo er, da eine neue Verwendung für ihn noch nicht beſtimmt in Ausſicht ſtand, eine Zeit lang der Geſellſchaft und dem Vergnügen, aber auch den Studien ſich zu widmen gedachte. Auf der Reiſe dorthin hatte er eine beſondere Genugthuung, indem ſämmtliche Offiziere des Regiments, dem er einſt in Arras vorgeſtanden und das ſich jetzt in Metz in Garniſon befand, ihm entgegenzogen und ihm unter den ausgeſuchteſten Huldigungen das feierliche Geleite nach Paris gaben. Dort angekommen, mußte er aber bald bemerken, daß ſehr wenig Ausſicht für ihn vorhanden ſchien, ſo bald zu einer neuen, ihm zuſagenden Beſtimmung verwandt zu werden, woran ihm

allerdings bei dem großen Thätigkeitstrieb, der ihn beseelte, aber auch beständig beunruhigte, viel gelegen war.

Der Herzog von Choiseul, sein Gönner und Freund, hatte den Grafen Guines zwar von Berlin zurückgerufen, um ihn seiner dortigen unerträglich gewordenen Lage zu entziehen, aber der Herzog befand sich selbst in diesem Augenblicke in einem sehr schlimmen Gedränge zwischen den Hofparteien, die von verschiedenen Seiten her daran arbeiteten, ihn zu stürzen und ihn schon mehrfach in der Freiheit seines Handelns zu beschränken gewußt hatten. Der Herzog von Aiguillon, der Abbé Terray und der Kanzler Maupeau, vor Allem aber die neue Maitresse Ludwigs XV., die an die Stelle der Marquise von Pompadour getretene Gräfin Dubarri, setzten gemeinsam alle Hebel in Bewegung, um die ihnen entgegengekehrte Macht des Herzogs von Choiseul zu beugen und aus der Bahn zu werfen. In dies Mißverhältniß, das für die Stellung des Herzogs täglich gefährlicher zu werden anfing, hatte ihn vornehmlich sein Stolz gebracht, der ihm nicht verstatten wollte, mit einer ehemaligen Grisette, die auf der schmutzigen Stufenleiter der Prostitution emporgestiegen und bis

in die Gemächer des Königs vorgedrungen war, gemeinschaftliche Sache zu machen. Hätte es der Herzog von Choiseul über sich vermocht, der ehemaligen Mademoiselle d'Ange seine hülfreiche Hand zu leihen, um sie rascher, als sie es durch sich selbst vermocht, an den Platz der Marquise von Pompadour gelangen zu lassen, so würde er an ihr, was sie ihm Anfangs dringend anbot, eine treue Bundesgenossin in den Kämpfen am Hofe und im Cabinet gefunden haben. Aber der Edelmann von altfranzösischem Geblüt sträubte sich in ihm gegen diese Klugheitsmaßregel, während die bald zur Gräfin erhobene Maitresse ihren Weg allein zurücklegte und in kurzer Zeit unaufhaltsam ihr Ziel erreichte. Die Stellung Choiseuls wurde täglich unhaltbarer und schon fand er bei den gewöhnlichsten Angelegenheiten, über die er sonst nach Gutdünken verfügt hatte, Schwierigkeiten.

Die Stelle des französischen Gesandten in London war neu zu besetzen, und Guines sah darin eine sehr erwünschte Gelegenheit, von Neuem in Thätigkeit zu treten. Aber obwohl er durchaus auf den guten Willen des Herzogs von Choiseul dabei rechnen konnte, so durfte er sich doch überzeugt halten, daß es von demselben nicht mehr abhing, diese Stelle zu besetzen,

Przemysl und dem Hinchvoch die Wlasta und die Stratka gefielen, so könnte es wohl geschehen, was ihr uns ansinnet. Da man aber nicht wissen kann, wann dieser Fall eintreten möchte, so laßt euch bis dahin Gutes gerathen sein, und thut, wie die andern Mägde im Lande, und spinnet und stricket, nähret euch redlich und betet zu den Göttern. Denn was seid ihr Besseres? Aber gedenkt auch zu euerm Trost daran, daß sich bisweilen selbst unvorhergesehene Fälle ereignen.

Nach dieser Rede entließ er die Jungfrauen, die alle in schweigendem Zorn von dannen gingen. Sie schlichen betrübt einher, wie geschorene Lämmer, und getrauten sich kaum einander selbst anzusehen. Sie sprachen kein Wort zusammen auf dem ganzen Rückwege, und nicht einmal ein Seufzer schlich sich aus der gepreßten Brust hervor. Als sie so in stummer Reihe bei dem Berg Widowle anlangten, kamen ihnen die andern Mädchen schon von fern fragend entgegengesprungen. Aber Budeslawka winkte ernst mit der Hand, und bedeutete sie, still zu sein. Dann erzählte

und daß Umwege eingeſchlagen werden müßten, um ſich nach London zu befördern. Mit der Dubarri ſelbſt ſich einzulaſſen, war nicht im Geſchmack des Grafen Guines. Er wollte weder ihr noch dem König Ludwig XV., gegen deſſen Perſon ihn eine faſt unheimliche Abneigung beherrſchte, unmittelbar die Erfüllung irgend eines Wunſches zu verdanken haben. Dagegen dachte er ſeine Zwecke zu erreichen, indem er ganz andere Kräfte für ſich arbeiten ließ und ſich dabei zugleich in ſeiner Weiſe eine vergnügliche Unterhaltung bereitete.

Sein Plan knüpfte ſich auf die leichteſte und reizendſte Art von der Welt an die ſchöne Marquiſe von Monteſſon an, deren Haus damals der Sammelplatz aller ausgezeichneten und bevorzugten Perſönlichkeiten von Paris geworden war. Die Marquiſe war eine der berühmteſten Schönheiten des Tages und Guines war ſchon früher zu ihr in ein lebhaftes Verhältniß getreten, das jedoch ſtets mehr einen äſthetiſchen Charakter als den der Galanterie und Zärtlichkeit an ſich getragen hatte. Die Marquiſe, eine geborene de la Haye, zeichnete ſich eben ſo ſehr durch einen bedeutenden und reichen Geiſt, als durch die ſeltenſten Vorzüge des Aeußern aus. Sie war

nicht nur die wegen ihrer seltenen Reize gefeierte Modedame, sondern zugleich die vielbegabte geniale Frau, die in ihrem Salon auch durch den Geist ihrer Unterhaltung Alle bezauberte und als Dichterin durch einige Bände sinniger und zarter Poesien, die sie jedoch nur für ihre Freunde in den Druck gegeben hatte, Freude und Bewunderung um sich her verbreitete. Nicht minder glänzte sie mit einem außerordentlichen musikalischen Talent, und ihre frische seelenvolle Stimme hauchte eben so viel Reinheit des Gemüthes als tiefe glühende Leidenschaft aus.

Den Ruf einer Coquette hatte sich Frau von Montesson eigentlich nicht erworben, obwohl die Verehrer ihrer Person sich in ihrem Salon drängten, unter denen seit einiger Zeit auch der Herzog von Orleans erschienen war. Ihre geistige Bedeutsamkeit, wie auch die unendliche Decenz ihres ganzen Wesens hatten ihr eine gänzlich unbestrittene Ausnahmestellung in der vornehmen Gesellschaft von Paris geschaffen und sowohl während der Zeit ihres Zusammenlebens mit ihrem Gemahl als auch seit dem Tode desselben war ihr Ruf stets auch von dem leisesten Vorwurf unberührt geblieben. In dieser eben so freien als in allen Grenzen verbleibenden Weise hatte sich auch ihr

Verhältniß zu dem Herzog von Orleans gestaltet, der seinerseits mit einer wahren Hingebung des Herzens und mit einer täglich bestimmter heraustretenden Absicht von der Gunst der Frau von Montesson Besitz zu nehmen strebte und sich ein Glück erobern zu wollen schien, das er bei der Herzogin von Orleans, seiner vor zehn Jahren gestorbenen Gemahlin, wenigstens in der letzten scandalreichen Zeit dieser Verbindung, nicht hatte finden können. Die Marquise erschien auch keineswegs unempfindlich für die Bewerbungen des Herzogs, aber sie war zu stolz und zu vorsichtig zugleich, um sich rasch und entschieden einer Verbindung hinzugeben, in der zwar ihrem Gefühle nach ein gegenseitiges Glück entstehen, die aber, bei der den Bourbonen eigenthümlichen Flüchtigkeit und Wandelbarkeit der Neigungen, ihr leicht den allerschlimmsten Anlaß zur Reue und zum Erröthen geben konnte. Indeß steigerte sich in dem täglichen und unausgesetzten Beisammensein Beider ihr Verhältniß zu einem immer innigeren und bestimmteren Ausdruck und bei der gemessenen Zurückhaltung, mit der sich dasselbe zugleich in der Form verband, nahm es von beiden Seiten fast einen idyllischen Charakter an. Sie machten Musik zusammen und hauchten in Tönen,

Einer dem Andern gegenüber, die Uebereinstimmung und Leidenschaft ihrer Seelen aus, indem der Herzog am Clavier die wundervolle, das reichste und liebenswürdigste Gemüth ausdrückende Gesangstimme der Frau von Montesson begleitete.

In dies eigenthümlich zarte Verhältniß beschloß Guines als ein störendes Zwischenelement sich einzuschieben, um die Hoffnungen und Freuden des Herzogs von Orleans zu durchkreuzen. Er ging dabei um so geschickter und erfolgreicher zu Werke, als ihn selbst keineswegs eine Leidenschaft für die schöne Frau beherrschte, sondern er nur mit einem eben so diplomatisch berechneten, als mit großem Schauspielertalent ausgeführten Spiel auf den Schauplatz rückte. Die bedeutende und stets anziehende Persönlichkeit des Grafen Guines, seine größere Jugend und seine vielfachen gesellschaftlichen Talente traten dabei als die seinem Nebenbuhler weit überlegenen Hülfskräfte sogleich auf eine unwiderstehliche Weise in den Vordergrund. Auch Guines machte mit der Marquise Musik, aber da er selbst eine der schönsten Gesangstimmen hatte und einer vollendeten musikalischen Bildung sich rühmen konnte, so fand Frau von Montesson bald den größten Reiz darin, mit ihm Duette zu singen,

und es ſtellte ſich dadurch wenigſtens ſcheinbar die innigſte Uebereinſtimmung zwiſchen Beiden dar. Auf dieſen Schein hatte es aber auch Graf Guines lediglich abgeſehen, und es kam ihm nur darauf an, denſelben mit einer ſo kunſtvollen Heuchelei von Liebe und Hingebung zu unterhalten, daß ihn bald Jedermann für den Glücklichen und Begünſtigten halten mußte. Beſonders aber legte er es darauf an, in Gegenwart des Herzogs von Orleans Situationen mit ihr herbeizuführen, die zu einer wahren Qual für denſelben werden mußten, und den Entſchluß in ihm wach riefen, mit Aufbietung ſeines ganzen Einfluſſes dieſen läſtigen und gefährlichen Rivalen wieder aus Paris zu entfernen. Das diplomatiſche Genie des Grafen Guines entfaltete ſich dabei zugleich mit einer erfinderiſchen Kraft, die jedem Romandichter Ehre gemacht haben würde. Er wußte ſich ſtets in der lebhafteſten Gegenſeitigkeit mit der für jeden Eindruck empfänglichen Marquiſe zu zeigen, und indem er durch ſeine geiſtreichen Einfälle, durch eine ſinnige Darlegung ſeiner Sympathien und Uebereinſtimmungen und durch die vollendete Grazie, mit der er ihr den Hof machte und ihrer Schönheit wie ihrem Ta-

lente zu huldigen verstand, ohne Zweifel ihr Gefühl erregte und sie immer mit neuen Anregungen beschäftigte, schien er allerdings im Salon der Frau von Montesson der Sieger und der Triumphirende zu sein.

V.

Für den Herzog von Orleans war aber der Umgang mit Frau von Monteſſon bereits zu einer ernſten Herzensſache geworden, die er mit der ganzen Gluth des reiferen, nach vielen Enttäuſchungen ſich zu einer letzten wahren Neigung erhebenden Mannes ergriffen. Er rechnete darauf, in einer dauernden Verbindung mit der aufrichtig von ihm geliebten und geſchätzten Frau einen Erſatz für die großen Leiden zu finden, die ihm ſeine unglückliche Ehe mit der Herzogin von Orleans in einem ſo beiſpielloſen Grade bereitet. Dieſe Ehe war nach den erſten beiden Jahren unvergleichlicher Zärtlichkeit, die am Hofe ſogar zu vielen merkwürdigen Anekdoten Anlaß gegeben, durch den mehr und mehr ausſchweifenden Lebenswandel der

Herzogin von Orleans in das schlimmste und schmählichste Verhältniß ausgeartet. In dem Maße aber, in welchem die Herzogin von Orleans durch ein zügelloses Leben alle Würde und Hoheit ihres Mannes wegwarf, war der Herzog gerade durch diese Wirkung immer sittlicher und gewissermaßen gereinigt in allen seinen Neigungen und Lebensgewohnheiten geworden. Sein eigener Lebenswandel wurde immer mäßiger und vorwurfsfreier, und in den zärtlichen Verbindungen, die er seitdem einging, namentlich in der mit der Frau von Villemomble, herrschte entschieden ein Charakter der Sitte und Tugend vor. Diese neue Richtung seines Wesens erstieg aber ihren Gipfel in seinen Beziehungen zu der Marquise von Montesson, durch deren Besitz er das Ideal eines beglückten und wahrhaft schönen Lebens sich aneignen zu können hoffte. Seine Verzweiflung, sich in diesen Absichten plötzlich durch das zudringliche und rücksichtslose Benehmen des Grafen Guines gekreuzt zu sehen, war daher grenzenlos, und er sah sich genöthigt, irgend einen entscheidenden Schritt zu thun, da er die Concerte des Grafen mit der Marquise und alle die interessanten und sympathievollen Situationen, in welche Guines mit seinem unabweislichen Geschick die

Freundin hineinzuziehen verstand, schlechterdings nicht mehr auszuhalten vermochte.

Der Herzog von Orleans begab sich daher eines Tages in schweren Kümmernissen zu dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Choiseul, um ihm, dem vertrauten und vielbewährten Freunde der Orleans, sein Leid zu klagen und von dem Minister, unter dessen Ressort zunächst Graf Guines sich befand, eine schleunige Abhülfe zu begehren. Nichts konnte den Wünschen des Grafen Guines entsprechender sein, und er erhielt mit der größten Genugthuung durch seine Kundschafter von diesem Schritt des Herzogs Kenntniß.

Der Herzog von Choiseul erklärte sich mit der ihm eigenen Bestimmtheit, die auf der Stelle in großen wie in kleinen Angelegenheiten den entscheidenden Punkt herauszukehren verstand, bereit, dem Herzog von Orleans die gewünschte Genugthuung zu geben. Er bezeichnete die sofortige Entfernung des Grafen Guines aus Paris als etwas sehr leichtes, da er schon immer die Absicht gehegt, ihn zum Botschafter in London zu machen; diese Ernennung aber sei wegen eines ungemein starken Widerstandes, der sich von einer gewissen Seite des Hofes her geltend

gemacht, bis jetzt noch nicht durchzusetzen gewesen. Der Minister fügte hinzu: daß es in diesem Augenblick durchaus keine andere Verwendung für Guines gebe, und daß er ihn von der Beunruhigung, welche ihm zu seinem Bedauern der Aufenthalt des Grafen in Paris verursache, nur durch eine möglichst rasche Beförderung desselben auf den Posten in London zu befreien vermöge. Dies Resultat zu erzielen, hänge jetzt aber nur von dem Herzog von Orleans selbst ab, der vielleicht seinen ganzen Einfluß beim Könige aufbieten werde, um die feindlichen Gegenwirkungen zu zertheilen und die Ernennung des neuen Botschafters zu beschleunigen.

Der Herzog von Orleans begab sich auf der Stelle zum König, und nachdem er in einer längeren Unterredung mit demselben seine beifällig aufgenommenen Wünsche zu erkennen gegeben, verschmähte er es nicht, auch der Gräfin Dubarri seine Aufwartung zu machen und sie um ihre Protection für Erreichung seines Lieblingswunsches zu ersuchen. Die Dubarri war erst eben im Begriff, ihre Partei am Hofe zu organisiren, und sie ergriff darum mit besonderem Vergnügen diese Gelegenheit, sich den Herzog von Orleans zu verbinden, um vielleicht bei andern An-

sie mit einer Stimme, die wie gemessenes Grabgeläute klang, welche schnöde Antwort den Jungfrauen zugetheilt worden sei.

Als Wlasta dies hörte, warf sie sich lautschreiend an die Erde nieder, und brüllte wie eine Löwin, welche des Jägers Schuß ins Herz getroffen. Sie zerraufte sich das wunderschöne Haar, und jammerte, daß sie diese Schande nicht überleben werde. Die schmachtende Stratka weinte bloß helle Thränen, und faßte ihre Freundin in die Arme, um sie an ihrem Busen zu trösten. Aber Wlasta wollte von keinem Trost hören, sie schlug bald auf mit donnernden Tönen einer wuthentbrannten Seele, bald wimmerte sie in sich hinein wie eine sterbende Nachtigall. Dann ward sie ganz still, während sich die andern Jungfrauen in schmerzlicher Theilnahme um sie her drängten.

Nachdem sie eine Zeitlang so gelegen, ihr herrliches Antlitz der Erde zugekehrt, erhob sie sich plötzlich wieder, und stellte sich aufrecht in ihrer strahlenden Gestalt vor die Freundinnen hin. Ihre Augen leuchteten,

laſſen auf ihn rechnen zu können. Der Ernennung des Grafen Guines zum Botſchafterpoſten in London ſtanden keine Schwierigkeiten mehr entgegen.

Mit dieſer glücklichen Nachricht begab ſich der Herzog von Orleans zu Choiſeul zurück. Der Miniſter verhehlte den befriedigenden Eindruck nicht, den er über dieſe Erfüllung ſeines Wunſches empfand, der ihm ſelbſt beſonders am Herzen gelegen. Der Prinz aber war nicht minder Diplomat genug, um die Beförderung des Grafen Guines, durch welche er ſich eine läſtige Nebenbuhlerſchaft vom Halſe ſchaffte, auch auf der andern Seite in ſeinem Intereſſe auszubeuten, indem er dieſelbe jetzt zugleich als einen dem Herzog von Choiſeul erwieſenen Dienſt anrechnete und dafür einen Gegendienſt in Anſpruch nahm. Er ſah nämlich für ſeine Abſichten, ſich mit der Frau von Monteſſon zu vermählen, nur noch ein einziges Hinderniß in der Einwilligung des Königs, und Choiſeul, mit ſeinem dem König noch immer imponirenden Weſen, ſollte ihm behülflich ſein, über dieſe letzte Schranke ſeines Glückes ſiegreich hinauszukommen. Die Abneigung Ludwigs XV. gegen jede Verbindung dieſer Art war jedoch faſt zu einem politiſchen Grundſatz geworden, der ihm während ſeiner ganzen Re-

gierungszeit nicht erlaubte, weder seinen eigenen illegitimen Kindern, noch denen der königlichen Prinzen eine legitime Anerkennung zu Theil werden zu lassen, wie er auch bisher niemals seine Erlaubniß dazu ertheilt hatte, daß die Prinzen von Geblüt mit dem Adel des Königreichs eine Ehe eingehen durften. Unter den Gründen, mit denen der König bisher die ihm zu erkennen gegebenen Wünsche des Herzogs von Orleans abgelehnt hatte, befanden sich die Reinerhaltung des königlichen Blutes und die früheren Kämpfe und Intriguen, welche zwischen den früheren legitimen Prinzen und den durch Ludwig XIV. legitimirten beständig stattgefunden, obenan. Choiseul selbst bezeichnete es dem Prinzen als einen unwiderruflichen Beschluß des Königs, ein förmliches und feierliches Ehebündniß, durch welches Frau von Monteſſon in den Rang der ersten Prinzessin von Geblüt übergehen würde, hartnäckig zu verweigern. Der Minister versuchte indeß mit seiner eindringlichen Beredsamkeit den Herzog zu einem andern Wege zu bestimmen, indem er ihm rieth, eine heimliche Ehe mit der schönen Marquise zu schließen. Er erbot sich, deshalb eine erfolgreiche Vermittelung mit dem König zu übernehmen, der, wie er versprechen wollte, sofort in ein

Bündniß einwilligen würde, welches, obwohl als eheliche Verbindung durchaus legitim, doch mit den Eheverhältnissen der königlichen Prinzen auf keiner gleichen Stufe stehen und nicht öffentlich verkündigt werden würde.

Der Herzog von Orleans entschloß sich endlich, selbst in dieser Form, obwohl sie seinen Wünschen für die glänzendste Verherrlichung der Geliebten nicht genügte, den längst ersehnten Besitz seines Glückes sich anzueignen. Ja er bat zuletzt den Herzog von Choiseul auf das Dringlichste, die Vorbereitungen zur Ausführung zu beschleunigen, wozu noch manche besondere Umstände hinzudrängen schienen. Seit Kurzem hatte sich nämlich sein eigener Sohn, der Herzog von Chartres (nachmals Philippe Egalité), im Salon der Frau von Montesson eingefunden, und war mit den unleugbaren Vorzügen der Jugend und einer liebenswürdigen Galanterie unter den Bewerbern um ihre Gunst aufgetreten. Die Marquise hatte zwar die Huldigungen des Sohnes nur wie einen Scherz aufgenommen, während ihr Verhältniß zum Vater den Ernst der aufrichtigen Innigkeit an sich trug. Aber dem Herzog war diese neue Rivalität doch eben so bedenklich als unangenehm, und außerdem verdroß es

ihn, zu sehen, daß der Graf Guines, obwohl die Ausfertigung seiner Ernennung schon erfolgt war, noch immer mit seiner Abreise nach London zögerte. Derselbe schien sich von Tag zu Tag neue Ursachen des Verweilens aufzufinden, und verlängerte die interessante Situation des Abschiednehmens, in welcher er sich mit der Marquise zeigte, auf eine Weise, die den Geduldfaden des Herzogs von Orleans völlig reißen ließ. Dies entschied ihn, seine eigene Angelegenheit endlich so zu lösen, wie er es vermochte. Die Marquise, die es gern aufgegeben, die gezwungene Rolle einer ersten Prinzessin von Geblüt zu spielen, und unter den Etiquette-Streitigkeiten mit den übrigen Prinzessinnen ihr Leben zu verlieren, hatte mit Freuden eingewilligt, den Herzog in derselben Weise zu heirathen, in der Frau von Maintenon dem König Ludwig XIV. vermählt worden war. Der bestimmte Tag der Verbindung wurde nun angesetzt und an demselben Tage verließ auch Graf Guines Paris, um sich auf seinen neuen Posten nach London zu begeben *).

*) Vergl. Soulavie Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI. T. II. p. 93 folgd.

VIII.

Der Aufenthalt des Grafen Guines in London fiel in die Zeit, wo der junge König Georg III. die erſten unheimlichen Spuren einer Erkrankung ſeines Geiſtes verrieth, die jedoch nach ihrer Beſeitigung, welche Anfangs noch durch den Doctor Willis gelang, am Hofe wieder vergeſſen werden mußten, aber ſchon eine eigenthümliche Unſicherheit in alle Verhältniſſe deſſelben brachten. Die inneren Parteien begannen ſich in immer mächtigeren Gegenwirkungen im Lande zu regen, die Oppoſitionspartei fing an für die Regentſchaft des Prinzen von Wales lebhafter in die Schranken zu treten, und den ſich vorbereitenden innern Kämpfen im Lande ſchien ein König nicht gewachſen, der zwar die Pflichten eines ehrlichen und wohldenkenden Privatmannes erfüllte, der aber alle Politik für langweilig

und unnütz erachtete und seine Handlungen als Monarch nur nach den Eindrücken seiner Bibellecture, mit der er unaufhörlich beschäftigt war, einrichten zu dürfen glaubte.

Graf Guines betrat den ihm fremden Boden der englischen Verhältnisse Anfangs mit einem gewissen Widerstreben, und besonders war es die ihm mangelnde Kenntniß der englischen Sprache, die ihn hinderte, gleich so entschieden und ausgiebig in der dortigen Gesellschaft Fuß zu fassen, als es sonst in seinem Charakter lag. Die französische Sprache war zwar allgemein in der höheren Gesellschaft London's verbreitet, aber Guines verstand die englischen Herren und Damen nicht, welche sich befleißigten, in seiner Sprache zu ihm zu reden und er beschloß daher, selbst über Hals und Kopf das Englische zu lernen. Nachdem er sich mit seiner gewohnten Energie mehrere Tage und Nächte hindurch diesem Vorhaben gewidmet, hielt er sich schon für stark genug, mit den Waffen in's Feld zu ziehen und die Salons von London auf seine Weise zu erobern. Es verfolgte ihn aber dabei ein Mißgeschick, das in manchem Betracht beispielles genannt werden konnte, und viel dazu beitrug, ihm nicht nur den ganzen Aufenthalt in London zu ver-

leiden, ſondern auch ſogar die Geſchäfte, mit denen er betraut war, weniger günſtig vorrücken zu laſſen.

Dies Mißgeſchick, an dem der ſonſt ſo tactvolle und jedem Ridicule überlegene Diplomat diesmal faſt ſcheiterte, ging aus ſeiner ungemeſſenen Kühnheit hervor, mit der er ſich jetzt im Engliſchſprechen wahrhaft überſtürzte. Ueberall, wo er hinkam, begann er Engliſch zu ſprechen, und duldete nicht, daß man ihm durch Hinüberlenken in die franzöſiſche Converſation die Mühe erſparen wollte, ſich verſtändlich zu machen und ſeinen Geiſt auch in dieſer Form zur Geltung zu bringen. Er ſprach dann mit einer Keckheit darauf los, die ihn in der Wahl der Ausdrücke vorzüglich dem Glück und der Phantaſie ſich anvertrauen ließ, indem er ſich ungemein wenig bekümmert zeigte, ob ihm vielleicht in der Ausſprache, die er freilich noch ſehr willkürlich behandelte, oder durch ein falſches und ungeheuerliches Wort etwas verunglückte. Die Wirkungen davon konnten aber am allerwenigſten in der engliſchen Geſellſchaft ausbleiben, wo man eine nationale Empfindlichkeit für ſeine Sprache in einem ſo hohen Grade beſitzt und einem lächerlichen Eindruck in dieſer Beziehung nicht ſo leicht widerſteht. So kam es, daß Graf Guines bald ein wahres Schreckniß der Londoner

Salons wurde, und wo er sich mit seinem Englisch nur blicken ließ, gewissermaßen Alles vor sich her jagte.

Einige Beispiele dieser Art, die bald allgemein ruchbar geworden waren, hatten dazu gedient, ihn im eigentlichen Sinne als eine Gefahr, namentlich in der Unterhaltung mit Damen zu bezeichnen. Zur Protectorin seines Englischsprechens hatte sich Guines vornehmlich die schöne und geistvolle Lady Craven ausersehen, die nachherige Markgräfin von Anspach, die damals erst seit Kurzem mit ihrem ersten Gemahl, dem Grafen von Craven, verheirathet war und die beste und glänzendste Gesellschaft Londons in ihrem Hause versammelte. Lady Craven hatte es Anfangs mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit übernommen, nicht nur stets mit Guines englisch zu sprechen, sondern ihn auch auf alle Fehler, die er begehen würde, ernstlich aufmerksam zu machen. Nach einigen Versuchen aber erklärte die junge Lady in der größten Verlegenheit von der Welt, die ihre lieblichen Wangen mit dem tiefsten Purpur bedeckte, daß die Aufgabe, mit dem Grafen Guines englisch zu sprechen, eine unmögliche und unaushältliche sei. Sie ließ ihn durch den Chevalier d'Escuriano, den Secretär des spanischen

Gesandten, Fürsten Masserano, bitten, nicht mehr englisch mit ihr zu sprechen und überhaupt von allen ferneren Experimenten in dieser Sprache abzustehen, indem sie ihm zugleich erklären ließ, was er in der neulichen Unterhaltung mit ihr Fürchterliches gesagt habe.

Guines wurde aber dadurch keineswegs irre gemacht, sondern verdoppelte nur bei jeder Gelegenheit seinen Eifer, indem er auch bei dieser Affaire, wie immer, seinem Genius vertrauen zu müssen glaubte. Eines Tages war bei dem Herzog von Marlborough eine Gesellschaft, wo Lady Craven es übernommen hatte, den Grafen Guines einzuführen, wozu sie sich jedoch gegen denselben nur unter der vorsichtigen Bedingung verstanden hatte, daß der Graf französisch sprechen wolle und keine neuen Gefahren durch sein Englisch bereite. Die Gesellschaft hatte sich auf einem nahe bei London gelegenen Landsitz des Herzogs versammelt, und bei Tische ging Alles auf das Vortrefflichste ab, indem Guines nur mit seiner allgemein anerkannten Liebenswürdigkeit glänzte. Gegen den Schluß des Diners aber wurde ein Gericht aufgetragen, das nicht gerade den Anspruch auf eine vornehme Composition machen konnte, indem es nur aus einer

Mischung von saurer Milch und Rahm bestand, das aber auf dem Lande für eine besondere Leckerei angesehen zu werden pflegte. Dies Gericht führte bei den Engländern damals den Namen Syllabub, welchen sich Guines mit großer Mühe anzueignen versuchte, aber er konnte sich eben so wenig mit dem Namen, wie mit dem Geschmack desselben einigen. Auf die liebenswürdige Einladung der Herzogin, sich doch auch mit dem Lieblingsessen Aller zu befreunden, schob er es zurück und sagte zur Herzogin gewendet mit vielem Nachdruck: Pardonnez, Madame la Duchesse, mais ja n'aime point Votre silly bum. Das Unglück, welches sich bald in den erschütterndsten Folgen zeigte, bestand darin, daß Guines, obwohl er in der That nichts als französisch sprach, doch diesen fremden Namen, den er für zwei englische Worte hielt, als solche auszeichnen und getrennt aussprechen zu müssen glaubte, und sie dabei nicht nur verunstaltete, sondern auch mit dieser Verstümmelung einen Sinn aus ihnen herausschlug, der unaushältlich auf alle Zeugen dieses Sprach-Attentats wirken mußte*). Sobald Graf Guines diese unglücklichen beiden Worte,

*) Vergl. Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach (Lady Craven) II. 131.

wie zuckende Blitze, in ihrem hochgehobenen Arm bewegte ſich, wie zum Kampf, die empörte Muskelkraft. Auf, auf, zur Rache, ihr Schweſtern! rief ſie aus. Zur Rache an allen Männern! Kein einziges dieſer Ungeheuer darf am Leben bleiben, ſo lange wir böhmiſchen Mägde walten in dieſem Lande! Zur Rache, zu den Waffen! Jede ſuche ſich ihre Waffe, damit wir gerüſtet ſind! Schlaget todt, ſchlaget todt, jeden Mann ſchlagt todt! Zu den Waffen, zu den Waffen! Jetzt will ich euch ſagen vom freien Weibe, was es iſt! Das freie Weib iſt die Amazone, die gegen die Männer ficht! Die Amazone, mit Schwert und Bogen und Pfeil, ein freies Weib! Sie iſt unabhängig, ſie ſtreitet für ihre Freiheit gegen die Männer! Darum auf, zur Rache, zu den Waffen! Die Amazone, mit Schwert und Bogen und Pfeil, ein freies Weib!

Da jubelten und jauchzten alle die böhmiſchen Jungfrauen, und im ganzen Kreiſe hallte und ſchallte es, daß der Berg erzitterte: „Zur Rache, zu den Waffen! Die

deren lexicaliſche Bedeutung er nicht ahnte, geſprochen hatte, ſank die Herzogin wie erſtarrt auf dem Sopha zurück. Der Herzog von Marlborough aber brach in ein ſo fürchterliches Gelächter aus, daß er es nicht länger im Salon aushalten konnte, ſondern, unter immer erneuerten Anfällen des Gelächters, ſich hinausbegeben mußte. Guines wandte ſich an mehrere Herren und Damen, um von ihnen zu erfahren, was ſich ereignet hätte, aber Niemand wollte ihm Rede ſtehen, und Jeder lief davon, um nicht durch ſeinen Anblick von Neuem zum Lachen gereizt zu werden. In einem wahren Ausbruch der Verzweiflung wandte ſich Guines an den Lord Herbert, den nachmaligen Grafen von Pembroke, und beſchwor ihn, ihm in ſeiner Belehrung doch nur anzudeuten, was er denn eigentlich ſo Lächerliches geſagt habe. Aber der Lord lachte ebenfalls aus vollem Halſe und verließ den Saal.

Nachdem die Geſellſchaft mit gutem Ton und Tact dieſe Unterbrechung überwunden und ſich wieder harmlos um den Spieltiſch zuſammengefunden, glaubte Graf Guines den Unbefangenen und Unerſchütterten ſpielen zu müſſen, und um ſich im vollen Beſitz ſeines guten Muthes zu zeigen, begann er nun mit einer

forcirten Geläufigkeit Englisch zu sprechen. Aber in der Hast mißrieth ihm diesmal die Aussprache mehrmals auf die allerunglücklichste Weise, und das Versehen wurde diesmal um so schlimmer, da er von der jungen Königin zu sprechen anfing, und es als den Beweis eines ungemein liebenswürdigen Zusammenlebens der königlichen Familie bezeichnete, daß der König seine junge Gemahlin Sophie Charlotte, die aus Mecklenburg-Strelitz nur ein sehr unvollkommenes Englisch mitgebracht hatte, selbst in seiner Landessprache unterrichte. Indem aber Guines sich in seiner Beredsamkeit dazu aufschwang, diese englischen Unterrichtsstunden auf Schloß Windsor wie eine wahre Idylle mit den lebhaftesten poetischen Farben auszumalen, begegnete es ihm, daß er das Wort queen (Königin) stets quean (Subeldirne) aussprach und dadurch von Neuem eine unaussprechliche Verlegenheit um sich her verbreitete. Die Damen, mit welchen er sich zum Spiel niedergesetzt hatte, suchten, so lange es nur irgend ging, diese Unschicklichkeit zu überhören, aber er machte dieselbe gewissermaßen zu einer dauernden, indem er bei der Fortsetzung des Kartenspiels die Königin in der Karte ebenfalls immer quean statt queen ausrief und den Buben statt knave beständig

navel (der Nabel) nannte. Die Damen konnten es endlich nicht länger aushalten und verließen, die Karten wegwerfend, mit entsetzten und erzürnten Gesichtern den Tisch, um eine so gefährliche Gemeinschaft mit ihm aufzuheben. Nur die jederzeit liebenswürdige Lady Craven ließ man bei ihm zurück, um, so gut sie es vermöge, mit ihm fertig zu werden. Aber auch sie fand es bald für das Gerathenste, dem Beispiel der übrigen Damen zu folgen, und Guines sah sich plötzlich ganz allein im Salon, so daß ihm nichts weiter übrig blieb, als nach seinem Hut zu greifen und seinen Wagen vorfahren zu lassen.

Diese mißlichen Erfahrungen, welche Guines in der englischen Gesellschaftswelt machte, konnten nicht ohne Rückwirkung auf seine dortige diplomatische Stellung bleiben. Er kam mit derselben bald um so mehr ins Gedränge, als es zugleich in der Natur seiner Aufträge lag, am Hofe und in der Gesellschaft eher mißliebig als willkommen zu erscheinen. Denn man wußte, daß Frankreich den damals beginnenden Verwickelungen Englands mit Nordamerika nicht nur sehr schadenfroh zusah, sondern gewiß auch jedes Mittel ergriff, um diesen Brand heimlich zu schüren, weil das französische Cabinet einen Kampf dieser Art

zugleich für den einzig wirksamen Weg hielt, um England zu schwächen und seine Herrschaft auf dem Meere zu beschränken.

Es kam aber auch noch ein anderer Umstand hinzu, um dem Grafen Guines seinen Aufenthalt in London vollends zu verleiden und zu verderben. Es befand sich seit einiger Zeit ein junger Mann, Namens Tort de la Sonde, als zweiter Gesandschaftssecretair bei ihm, der sowohl durch sein ungemein liebenswürdiges Aeußere wie durch sein geistreiches und heiteres Wesen das besondere Vertrauen des Grafen sich gewonnen hatte und von demselben vielfach begünstigt wurde. Dieser Secretair war jedoch keineswegs so harmlos und zuverlässig, wie er von Guines stets angesehen worden, und wie er schon früher manches Böse gegen den Grafen im Schilde geführt, so war er namentlich in London auf eine Intrigue gekommen, welche den Gesandten selbst auf die mißlichste Weise verdächtigte. Tort war dem Börsenspiel sehr leidenschaftlich ergeben und trieb Speculationen auf die öffentlichen Fonds in einem so ausgedehnten Maße, daß das größte Aufsehen in London dadurch entstand. Es war dies um so mehr der Fall, da er die Geschäftswelt, in der er verkehrte, glauben machte, daß

er nur im Auftrage und auf Rechnung seines Gesandten handle, was, da gewisse politische Nachrichten mitspielten, durch welche die Agiotage von ihm in Bewegung gesetzt wurde, dem Grafen Guines mehr und mehr zum übelsten Leumund werden mußte. Da es sich um die bedeutendsten Summen handelte, welche der französische Gesandtschaftssecretair auf diese Weise der Londoner Börse abgewann, so drangen die Gerüchte von diesen Speculationen bald auch in die höchsten Gesellschaftskreise über, und wurden selbst auch nach Paris an den Hof und in das Cabinet verbreitet.

Wie erstaunte Graf Guines, als er zuerst von Paris aus die Weisung empfing, über diese so ruchbar gewordene Angelegenheit den wahren Sachverhalt zu berichten. Noch mehr aber mußte er sich durch das Benehmen seines Secretairs empört fühlen, der, über diese Gerüchte von ihm zur Rechenschaft gezogen, ihm ins Gesicht behauptete, daß er die von ihm betriebenen Börsengeschäfte, bei welchen die politischen Geheimnisse der Legation eine so große Rolle gespielt, allerdings nicht anders als in seinem Auftrage betrieben habe. Um dem Scandal ein Ende zu machen, faßte Guines endlich den Entschluß, seinen Secretair

zu nöthigen, mit ihm nach Paris zu reisen, um dort eine Angelegenheit, von der schon die Zeitungen aller Länder zu sprechen anfingen, vor dem richterlichen Tribunal zur Entscheidung bringen zu lassen. Guines sah zugleich kein anderes Mittel, um sich selbst eine genügende Rechtfertigung zu bereiten, die allerdings bei den mehr und mehr verdächtigenden Stimmen, die in Paris gegen seine eigene Person laut wurden, nöthig geworden zu sein schien.

IX.

Graf Guines war in einem sehr verhängnißvollen Augenblick wieder nach Paris zurückgekehrt, der auch für die Betreibung seiner Angelegenheit nicht ungünstiger fallen konnte. Er langte in Paris gerade in dem Moment an, wo der lange vorbereitete Sturz seines Freundes, des Herzogs von Choiseul, an dem die neue von der Gräfin Dubarri geleitete Hofpartei so rastlos und mit allen Künsten gearbeitet hatte, sich bereits unwiederbringlich vollbracht hatte. Choiseul galt nicht nur als der Hauptträger einer Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich, und war dadurch der anti-österreichischen Partei in Frankreich zum Gegenstand des größten Hasses und Angriffes geworden, den man längst von der Gewalt zu entfernen getrachtet. Es hatte sich auch die Stellung Choiseuls mehr und

mehr mit der Sache der französischen Parlamente verbunden, deren Existenz und Berechtigungen dieser Minister in aller ihrer Kraft und Bedeutung aufrecht zu erhalten strebte, um ihn dem König zu verdächtigen und die Besorgniß Ludwigs XV. bis zu dem Grade zu erwecken, daß er durch Choiseul und die Parlamente schon die festen Grundlagen der Monarchie für bedroht und erschüttert halten mußte.

Die schöne Favorite, welche das Herz und alle Sinne des Königs so unwiderstehlich zu fesseln gewußt, hatte jedoch längere Zeit hindurch der Anspannung der künstlichsten Maschinerien bedurft, um nur einigermaßen dem angestrebten Ziel entgegenzurücken. Die erfinderische Arglist der Maitresse verband sich mit den politisch durchdachten Rathschlägen des Herzogs von Richelieu und des Herzogs von Aiguillon, welche letzteren als Häupter einer Partei wirkten, die schon durch die Vermählung des Dauphin mit einer österreichischen Erzherzogin auf's Aeußerste gereizt worden war und ihren religiösen und politischen Einfluß nur durch die Entfernung Choiseuls von Neuem befestigen zu können glaubte. In diesem Kreise wurden zuerst Spitznamen aufgebracht, die das Ohr des Königs erschreckten und ihm die unruhigsten Vorstel-

lungen beibrachten. So nannte man den Minister nicht mehr anders als König Choiseul oder den kleinen König, woraus Ludwig XV. die beunruhigenden Gedanken an eine fremde und unheimliche Macht, die über seine Krone das Uebergewicht erlangen könnte, schöpfen sollte. Die Dubarri ging noch weiter, sie hing in ihrem Zimmer, in welchem sie den König täglich empfing, und zwar gerade über dem Sopha, auf dem sie mit ihm zu sitzen pflegte, ein Portrait des englischen Königs Carls I. (das berühmte Gemälde Van Dyks, das sie zu diesem Zwecke an sich gebracht) auf*). Als der König sich nach dem Bild erkundigte und nach der Absicht, warum es seine Freundin gerade an dieser Stelle aufgehängt, war die Antwort: um ihn an das Schicksal eines unglücklichen Königs zu erinnern, der auf Befehl eines Parlaments Kopf und Thron verloren, und dessen Unglück nur dadurch entstanden, daß er eine fortwährende Nachgiebigkeit gegen einen solchen Parlamentskörper und dessen steigende Eingriffe in die Prärogative der königlichen Macht bewiesen. Zum Ueberfluß wurde noch ausdrücklich hinzugefügt: Und dies ist ein Loos,

*) Soulavie Mémoires I. 79.

welches auch Euch erwarten könnte, Sire, wenn Ihr nicht endlich Euer Parlament und den gefährlichen Schildhaber desselben, den Herzog von Choiseul, beseitigt.

In dieser Art gingen die täglichen und stündlichen Angriffe auf die Entschließungen des Königs fort. Eines Tages speiste der König bei Madame Dubarri und fand, daß ihre Küche heute viel vortrefflicher war, als er es sonst bei ihr gewohnt gewesen. Auf Befragen über diese glückliche Veränderung setzte sie dem König mit ihrem bezaubernden Lächeln auseinander: dies komme lediglich daher, weil sie ihren Choiseul weggejagt und einen andern Koch genommen habe. Und wann werden Sie es ebenso machen und Ihren Choiseul fortjagen, Sire?

Den eigentlichen Ausschlag gab ein aufgefangener Brief der Herzogin von Grammont, der intriguenreichen Schwester Choiseuls, welche in den Provinzen umherreiste und die Parlamente Frankreichs zu einem Aufstand aufzuwiegeln suchte. Ludwig XV. traf eines Morgens die Dubarri bei einem eigenthümlichen Spiel mit zwei Orangen an, welche sie beständig in die Luft warf, indem sie dazu sang: Springe, Choiseul! Springe, Praslin! Zur Erklärung überreichte sie

Amazone, mit Schwert und Bogen und Pfeil, ein freies Weib!“

Und sie ordneten sich in Schaaren, und beschlossen, noch in derselbigen Nacht die Veste Motol zu stürmen, um sich darin zu verschanzen. Wlasta, der Mägde hochherzige Führerin — — —

* * *

— Doch hier, o Heilige, muß ich wahrlich abbrechen! Vielleicht schreibe ich Dir den Rest ein anderes Mal auf, vielleicht auch nicht. Du mußt bedenken, ich sitze im Wirthshause. Und wer hat in den Wirthshäusern dieses Lebens Zeit und Ruhe, ein Kunstwerk zu schaffen? Ich mindestens nie, mit meiner flatterhaften Muse, die so wenig reelles Sitzfleisch jetzt hat. Also gehe ich lieber spazieren, da ich einmal auf der Reise bin.

Ich habe Dir jedoch wenigstens die Exposition zu dem böhmischen Mägdekrieg gegeben, wie ich ihn mir denke, und ich wundere mich recht, daß alle bisherigen Bearbeiter dieser Geschichte, sowohl der an manchen

dem König den aufgefangenen Brief, worauf Ludwig XV. augenblicklich die Entlassungs-Ordre für die beiden Minister Choiseul und Praslin vollzog*). Durch diese mit vieler Härte abgefaßte Ordre wurde Choiseul zugleich nach Chanteloup verbannt, wohin er sich in vierundzwanzig Stunden zu begeben hatte.

Als Graf Guines gegen Ende des Jahres 1770 in Paris anlangte, war der Herzog von Choiseul bereits in sein Exil abgegangen, und Guines hatte nun den schwierigen Stand, seine Angelegenheit zunächst mit dem Nachfolger Choiseuls, dem Herzog von Aiguillon, dem das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übertragen worden war, verhandeln zu müssen. Aiguillon war nichts als ein witziger und geistreicher Höfling, der für Staat und Politik nicht das geringste Interesse und Verständniß hatte, aber, wie er schon durch die frühere Geliebte des Königs, die Herzogin von Chateauroux, sich seine Laufbahn eröffnet hatte, jetzt auch bei der Gräfin Dubarri dieselben Hebel der Gunst und Macht für sich zu benutzen verstand. Die Klage, welche Guines gegen seinen Secretair und zu seiner eigenen Rechtfertigung

*) Soulavie Mémoires I. 81.

anhängig machte, wurde zwar aufgenommen, aber es schien dem Cabinet nicht mehr daran gelegen, die Sache einer genauen richterlichen Untersuchung und Entscheidung zu unterwerfen, sondern man erledigte sie plötzlich durch einen Ministerialbefehl, indem erklärt wurde, daß kein Grund zu einer weiteren Untersuchung vorliege. Guines hatte hierin bereits die Ungunst, welche auf ihm als Zugehörigen der Choiseul'schen Partei lastete, auf das Bitterste zu empfinden, denn er fand es seiner Ehre nicht ganz genügend, daß die Sache auf diese Weise abgemacht wurde, um so weniger, als das Ministerium gleichzeitig zögerte, ihm von dem König die übliche Ordre zu seiner Rückkehr nach London zu erwirken.

Es war noch eine andere eigenthümliche Begebenheit hinzugetreten, welche die Abneigung des Herzogs von Aiguillon, irgend etwas Günstiges für Guines eintreten zu lassen, noch bedeutend verstärkt hatte. Die Tochter des Grafen Guines befand sich nach dem vor Kurzem erfolgten Tode ihrer Mutter zu ihrer Erziehung in der Abtei von Panthemont, in welche zugleich eine Tochter des Herzogs von Aiguillon eingetreten war. Die Feindseligkeit der Parteistellungen schien sich bald auch auf die beiden jungen Damen

übertragen zu haben, denn dieſelben lebten in einem fortwährenden Streite mit einander, und ihre Zerwürfniſſe wurden ſo ernſthaft und bitter geführt, daß nicht nur das größte Aergerniß, ſondern auch Beſorgniſſe mancher Art dadurch geboten ſchienen. Beide Mädchen, ſonſt eben ſo verſtändig als ſchön und liebenswürdig, kehrten in dieſen täglichen Streitigkeiten einen völlig bösartigen Charakter gegen einander heraus, und es kam ſo weit, daß ſie ſich eines Tages zum Duell herausforderten, weil ſie über den Adel ihrer beiderſeitigen Familien in Streit gerathen waren, und Jede behaupten wollte, daß ſie einem bei Weitem älteren und erlauchteren Hauſe angehöre. Fräulein von Guines, ſonſt der ſanfteſte und mildeſte Charakter, war die Herausfordernde geweſen, und hatte ein Duell zwiſchen ihnen für eine nicht länger aufzuſchiebende Ehrenſache erklärt. Die jungen Damen beſchloſſen in der feurigſten Exaltation, ſich zu ſchlagen, und da ſie keine anderen Waffen hatten, wurde ausgemacht, das Duell mit ihren Meſſern zu führen. Fräulein von Guines wurde ziemlich leicht am Arme verwundet. Die Tochter des Herzogs von Aiguillon aber trug am Halſe eine bedeutende Verwundung

davon, die an dieser Stelle eine etwas starke Narbe zurückließ*).

Es hatte dieser Vorgang namentlich in den Hofkreisen ein bedeutendes Aufsehen gemacht, und der Herzog von Aiguillon stand nicht an, es Guines entgelten zu lassen, daß seine Tochter, als eigentliche Veranlasserin des Duells, durch ihren Muthwillen und ihre Rücksichtslosigkeit, worin man recht das Geblüt des Grafen Guines erkennen wollte, eine so schwere Gefahr herbeigeführt habe. Unter diesen Eindrücken schien sich die eigene Angelegenheit des Grafen Guines mehr und mehr zu verzögern. Der neue Minister gab ihm eine ausweichende Antwort nach der andern, versicherte ihm zwar, daß er seine Berichte an den König erstattet, ersuchte ihn aber zugleich, die Antwort des Königs ruhig abzuwarten, die man ihm zusenden werde, sobald sie erfolgt sei. Aber es blieb für Guines alle und jede Benachrichtigung aus, die Zeit verstrich, und das Stillschweigen, welches über seine Verhältnisse von Seiten des Hofes her eintrat, mußte um so beunruhigender für Guines werden, als sich gleichzeitig damit übelwollende Ge-

*) Thiébault Souvenirs III. 246.

rüchte aller Art in der Gesellschaft verbreiteten, und man bereits den Nachfolger nannte, welcher den Grafen Guines auf dem Gesandtschaftsposten in London ersetzen würde.

Graf Guines, welcher die Lage der Sache jetzt durchschaute, erschien eines Morgens plötzlich im Cabinet des Herzogs von Aiguillon, indem er sich zu einer Stunde, wo der Minister allein war, auf eine unwiderstehliche Weise Zutritt zu verschaffen gewußt. Zu dem erschreckten Herzog, der durch diese Ueberraschung schon fast die Haltung verlor, sagte Guines mit einer, die fürchterlichste Entschlossenheit andeutenden Stimme: Mein Herr, ich habe Sie wohl schon manchen Tag von meiner Sehnsucht unterrichtet, nach London zurückzukehren, und Sie haben mir versprochen, diese Sache zu betreiben und mir die Ordre des Königs zu übersenden. Aber diese Ordre will durchaus nicht in meine Hände gelangen. Jetzt habe ich Ihnen nur noch drei Erklärungen abzugeben. Die erste ist vor Allem die, daß ich bei meiner baldigen und ungesäumten Rückreise auf meinen Gesandtschaftsposten meine Ehre wesentlich und im äußersten Sinne betheiligt halte. Zweitens aber muß ich erklären, daß, wenn ich nicht dorthin zurückkehre, ich weiß, daß ich

dies nur Ihnen zu verdanken haben werde. Und zum dritten erkläre ich, daß sowohl über diese beiden verbemerkten Punkte, wie über Alles, was meine Ehre betrifft, ich niemals von irgend einem Anderen, als von mir selbst, Rath und Bestimmung annehmen werde. Ich bitte Sie also, mein Herr, sich nunmehr mit meiner Angelegenheit beschäftigen zu wollen. In acht Tagen erwarte ich ganz bestimmte Nachricht von Ihnen.

In acht Tagen befand sich die Ordre des Königs, nach London zurückzukehren, in den Händen des Grafen Guines.

Zwar unterließ man nicht, ihn bald wieder von dort zurückzurufen, aber es geschah dies nur unter besonderen Auszeichnungen für seine Person, indem man ihn mit dem Herzogstitel schmückte und ihm den Ludwigs-Orden überreichte. Sein Prozeß mit seinem Secretair Tort wurde jedoch erst später, als es ihm gelungen war, durch mehrfach eingereichte Vorstellungen und Denkschriften das Interesse der Königin Marie Antoinette für sich zu erwecken, der von ihm nachgesuchten Revision unterzogen. Marie Antoinette, der Choiseul und seine Partei auch im Interesse Oesterreichs stets am Herzen gelegen, hatte die Geneigtheit

Ludwigs XVI. für diese Angelegenheit zu gewinnen gewußt, und die völlige Unschuld des Grafen Guines gelangte durch einen Gerichtsspruch zu ihrer feierlichen Feststellung *).

*) Mémoires de Madame Campan I. 258.

X.

Die ſpäteren Lebensverhältniſſe des Herzogs von Guines gaben ihm, wie es ſchien, weniger Spielraum, die Originalität ſeines Charakters zu entwickeln. Nachdem er von London abberufen worden, kehrte er mit dem Range eines General-Lieutenants zur Armee zurück und wurde zum Generalinſpector, bald darauf aber zum Gouverneur von Artois ernannt. Sein Leben begann ſich aber, wie es Charakteren dieſer Art häufig gegen Ende ihrer Laufbahn geſchieht, in Verſtimmungen und ungünſtigen Situationen zu verlaufen, bis endlich eine gänzliche Veränderung des Weſens in einer faſt unheimlichen Verzerrung erfolgt. Zuerſt wird die Eigenthümlichkeit des Charakters durch Verhältniſſe gebrochen, die jeden originellen Aufſchwung der Thätigkeit lähmen, und eine Paſſivität herbeiführen, die für einen außergewöhnlichen Geiſt ſchon einer Niederlage der Kräfte gleichkommt.

In diese Lage gerieth Guines zuerst durch die Rolle, welche er einige Jahre darauf als Gesandter Frankreichs am Hofe des Königs von Polen, Stanislaus Poniatowski, zu spielen hatte. Besonders war es die klägliche Figur, in welcher damals der französische Hof in der Angelegenheit der Theilung Polens sich zeigte, wodurch Guines als diplomatischer Vertreter einer Politik, die in dieser vielentscheidenden Begebenheit Europas sich durchaus nicht geltend zu machen wußte, wahrhaft litt, und die erste Verkümmerung seines Charakters davon trug.

Noch einige Jahre später aber waren es die Ereignisse der französischen Revolution, von denen Guines sich in jedem Betracht so überwältigt fühlte, daß er gänzlich vom Schauplatz der öffentlichen Verhältnisse zurücktrat und mehr und mehr in die Verborgenheit verschwand. Als er mit Schaudern sah, daß eine Zeit herangekommen sei, in der die Grundsäulen des Staates und der Gesellschaft zerfielen und Königthum und Adel in den Staub sanken, wollte er vom ganzen Leben nichts mehr hören und sein Gemüth suchte den einzigen Halt, der ihm noch übrig geblieben schien, in den Segnungen der katholischen Kirche und in frommen und unabläßigen Beschäftigungen mit dem

Heil seiner Seele. Guines gehörte zu den Emigrirten, welche im Sturz der Verhältnisse zugleich alle ihre irdischen Glücksgüter verloren hatten, und als er wieder nach Paris zurückkehrte, war er ein armer, kranker und alter Mann, der nur noch aus den Unterstützungen seiner früheren Freunde, namentlich aber der Frau von Montesson und der Gräfin Boufflers, seinen nothwendigsten Lebensunterhalt bestritt. Er hatte nur noch eine alte Dienerin um sich, von der er sich jeden Morgen in die Messe führen ließ. An dem Arm der treuen Dienerin, die den gebrechlichen Greis geleitete, machte er dann nach der Messe noch einige Besuche bei den wenigen Freunden, die ihm aus seiner glänzenden Zeit übrig geblieben waren. So sah man ihn noch bis zum Jahre 1800, in dem er plötzlich einem Schlagfluß erlag. Seine Tochter hatte schon früher in einer Straßenscene der Revolution, in die sie aus Unbesonnenheit und Keckheit hineingerathen war, ihr Leben verloren.

Druck von Jacoby & Steinthal in Berlin.

lyriſchen Schönheiten reiche Karl Egon Ebert, als auch van der Velde in ſeiner bekannten Novelle, die eigentlichen Motive dazu, wie ich ſie aufgefaßt, ſo ganz verkannt haben. Du mußt Dir nun aber weiter denken, wie ſich aus dieſem kühnen Beginnen der Mägde der blutigſte Krieg entſponnen, welcher einige Jahre lang das ganze Land verheerte; wie allmählig alle Frauen im geſammten Reiche Partei ergriffen wider ihre Männer, und den öffentlichen Kampf der Jungfrauen durch kleines häusliches Gewehrfeuer unterſtützten; wie alle Morgen Männer, welche die Oberherrſchaft des Weibes nicht anerkannten, ermordet im Bette gefunden wurden; wie die kriegeriſchen Jungfrauen, nachdem ſie ſich lange auf der Veſte Motol verſchanzt, ſich endlich ein eignes Schloß erbauten, das berühmte Schloß Diewin (von dziewicze, die Jungfrauen), weil es ganz von jungfräulicher Hand erſtanden, und kein Mann auch nur einen Stein zu ſeinem Bau getragen; wie in dieſem Mägdeſchloß die Jungfrauen einen eignen Staat errichteten, und ſich in allen ritterlichen und männlichen Künſten,

Kleine Romane

von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

1857.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

1. Der Cardinal Girac 1
2. Nichols 127
3. Simons Versuchung 235

I.

Der Cardinal Girao.

I.

Der unglückliche Papst Pius VI. hatte im Jahre 1782 unter den prächtigsten Veranstaltungen seine zur Verständigung mit dem österreichischen Hofe unternommene Reise nach Wien angetreten. In Rom hatte er inzwischen die Zügel der päpstlichen Regierung in den Händen eines Mannes zurückgelassen, der durch seine Persönlichkeit wie durch seine staatsmännische Kraft und Würde am meisten dazu geeignet war, als Stellvertreter den heiligen Stuhl der Christenheit mit dem Nachdruck und der Energie zu vertreten, die Pius selbst als die nothwendigsten Elemente zur Wiedererhebung des Pabstthums an sich herausgebildet hatte. Es war dies der Cardinal-Staatssecretair Girao, der durch seine hervorragenden Talente und Eigenschaften in kurzer Zeit die Stufenleiter geistlicher Würden

erstiegen, und nachdem er vier Jahre hindurch als apostolischer Nuntius zu Paris gewaltet, von dem alle Kräfte scharf erkennenden Pius zum Cardinal und Staatssecretair ernannt worden war.

Girao, welcher bei der Abreise des Papstes ein so bedeutendes Vertrauenszeichen von seinem geistlichen Souverain empfing, hatte dieser Reise, die zur Herstellung und Regelung der gespannten Verhältnisse mit Oesterreich bestimmt war, keineswegs das Wort geredet. Er wagte sogar auf die gänzliche Erfolglosigkeit dieser Reise hinzudeuten und dem Papst vorstellig zu machen, daß der kühne und widerstrebende Geist, mit dem Kaiser Joseph der römischen Kirche gegenübergetreten war, nicht so bald auf dem Wege eines persönlichen Vergleichs gebrochen werden könne, sondern daß dazu langsamere Uebergangsstufen beschritten werden müßten.

Der Pabst war aber in einem Prachtaufzuge, der eben so großartig als geschmackvoll berechnet war, auf die Reise gegangen, und Cardinal Girao blieb in sichtlich übler Laune zurück, die sich seinen näher stehenden Freunden besonders durch die Zurückgezogenheit, in der er sich seitdem in seinem Palast verschlossen hielt, zu erkennen gab. In den Verwaltungs-

geſchäften der Curie ließ er nichts an der gewohnten Thätigkeit und Sicherheit vermiſſen, aber man fand ihn bei allen geſellſchaftlichen Berührungen nachdenklich und verſtimmt, und ſelbſt gegen die Kreiſe nachläſſig und kühl, in denen er ſonſt mit Vorliebe und als belebendes Element einer glänzenden Geſelligkeit zu verweilen pflegte.

So ſaß der Cardinal eines Tages in dem Arbeits-Cabinet ſeines Palaſtes, umgeben von Büchern, Actenſtücken und Briefen, die vor ihm auf dem Tiſch zerſtreut umherlagen. Sein ſonſt ſo heiteres und ſtrahlendes Angeſicht, auf dem nur Lebensluſt, durchdringende Klugheit und geniale Genußliebe ſich auszudrücken pflegten, zeigte ſich ſchwer umdüſtert, und finſtere Wolken beſchatteten die mächtige charaktervolle Stirn. Seine kühnen feurigen Augen ſchoſſen unheimliche Blitze umher, die nach allen Seiten hinſchweiften und die innere Geiſtesunruhe verriethen, welche den Cardinal beherrſchte.

Halb getrieben von dieſer Unruhe, halb erzürnt über ſich ſelbſt, ſprang er jetzt empor, um die Fenſtervorhänge etwas zurückzuziehen, mit denen er bis dahin dem Eindringen der heiterſten Maiſonne in ſein Gemach zu wehren geſucht. Dem Cardinal war es auf

seinem Schreibtisch zu düster vorgekommen, und er hoffte, indem er denselben in ein freundlicheres Licht setzte, dadurch auch für seine eigene Stimmung etwas gewinnen zu können.

Als er jetzt wieder an seinen Arbeitstisch zurücktrat, schien er auf demselben plötzlich einen Gegenstand zu bemerken, der ihm früher dort unter der Fülle seiner Papiere nicht aufgefallen war und auf den er nun mit einer leidenschaftlichen Bewegung losstürzte. Es war ein Brief, welcher von einer Hand, die ihm unbekannt schien, die Aufschrift an den Cardinal Girao trug, und mit einem Wappen, dessen Züge er sich ebenfalls nicht zu enträthseln vermochte, gesiegelt war.

Hastig erbrach er dies Schreiben, und indem seine Blicke darüber hinflogen, malte sich ein tödtlicher Schreck auf seinen erbleichten Wangen. Er faltete das Blatt mechanisch wieder in seine Form zusammen, nachdem er noch die Handschrift vielfältig und mit brütendem Erstaunen gemustert hatte. Dann legte er den Brief leise vor sich nieder und setzte sich einen Augenblick davor hin, indem er seinen Kopf grübelnd in die Hand stützte und sich einer peinvollen, aufregenden Betrachtung überließ. Dann, sich wieder emporrichtend, zog er rasch die neben seinem Schreib-

bald mit dem Speer, bald mit dem Bogen, bald zu Roß, bald zu Fuß, beherzt und geschickt übten und ausbildeten; wie von Przemysl und seinen Schaaren das Schloß Diewin vergeblich belagert und bekriegt wurde; wie die Mägde viele und herrliche Jünglinge des Landes, unter dem trügerischen Versprechen ihrer Gunst, zu sich auf das Schloß lockten, und dort mit schmählicher List ermordeten und verstümmelten; wie Alles, was einen Bart hatte im Reich, endlich in die allergrößte Verzweiflung gerieth; wie Przemysl einen ordentlichen Landtag wider die Weiber ausschrieb; wie die furchtbar schöne Wlasta sich als die Königin des Reiches anzusehen begann, und eine neue Landordnung, ein eigentliches Amazonen-Edikt, verfaßte, wonach jedem Knaben, der im Lande geboren worden, der Daumen an der rechten Hand abgeschnitten, das rechte Auge aber ausgestochen würde, damit er zu jeder Kriegsthat unfähig sei, wonach ferner jedem Mägdlein, das geboren worden, die rechte Brust mit einem glühenden Eisen abgebrannt werden solle, damit sie ihr nicht wachsen und sie

tisch herabhängende Glockenschnur, die seinen Kammerdiener augenblicklich in das Zimmer rief.

Wer hat mir diesen Brief auf den Tisch gelegt und durch wen wurde er im Hause abgegeben? fragte der Cardinal so stürmisch, daß der alte ergraute Diener davor zusammenschrak. Nachdem derselbe betheuert hatte, von dem ihm vorgezeigten Briefe nichts zu wissen und ihn eben so wenig auf den Arbeitstisch des Cardinals gelegt zu haben, ließ Girao den Intendanten seines Palastes vor sich bescheiden und trug ihm auf, bei der gesammten Dienerschaft eine strenge Nachforschung zu halten, durch wen ein Brief, dessen Couvert er ihm zur Vorzeigung mitgab, in den Palast des Cardinals gelangt und auf sein Zimmer niedergelegt sein könne? Nach einiger Zeit kehrte der Intendant mit der bestimmten Aeußerung zurück, daß in dieser Angelegenheit nichts zu ermitteln sei, da kein einziger des gesammten Dienstpersonals von dem Brief irgend eine Kenntniß habe oder zugestehen wollte, daß derselbe durch seine Hände gegangen sei.

Als der Cardinal sich wieder allein sah, ging er mit heftigen Schritten in seinem Cabinet auf und nieder, und betrachtete von Zeit zu Zeit wieder den

räthſelhaften Brief, deſſen Schriftzüge er ſich mehr und mehr zu vergegenwärtigen ſtrebte.

Wer, wer in aller Welt kann mir dieſe Warnung geſchrieben haben? ſagte er dann, indem er ſich in der ganzen ſtolzen Höhe ſeiner Geſtalt emporrichtete. Wer kann es wagen, mich zu warnen, mich, den Cardinal Girao, den Cardinal-Stellvertreter des Kirchenſtaats, der bisher nur von Allen glücklich geprieſen, geehrt und bewundert worden iſt! Wer wagt es, mir mit der Gefahr einer Entdeckung zu drohen, mir, dem nicht gedroht werden kann, dem mächtigen, glücklichen Girao, dem Liebling und Vertrauten des Papſtes, dem Günſtling der römiſchen Geſellſchaft? Und ich will es doch noch einmal leſen, welche Schuld man auf mich wälzt, welches ſchwarze Geheimniß man keinen Anſtand nimmt, dieſen wunderbaren Zeilen zu vertrauen!

Der Cardinal zog den Brief noch einmal vor ſein Geſicht und prallte zum zweiten Male mit einer Heftigkeit, als wenn er den Inhalt deſſelben jetzt erſt erführe, davor zurück. Ja, in der That! rief er mit einem Gemiſch von Schmerz und Hohn aus: man wagt etwas dieſen Schriftzügen anzuvertrauen, das Jemand, der es gethan hätte, ſich nicht mit dem

leiſeſten Hauch der Stimme jemals geſtehen würde! Ungemein lakoniſch iſt dies Schreiben gefaßt. Es wird geſagt, daß Papſt Pius während ſeiner gegenwärtigen Anweſenheit am Hofe zu Wien mehrere aus der päpſtlichen Canzlei hervorgegangene Bullen geſehen, die er als unecht erkannt habe, da ſie niemals weder im Auftrage noch mit der Zuſtimmung Seiner Heiligkeit gezeichnet und geſiegelt ſein konnten, und Beides nur durch Ueberliſtung, Betrug und Verrath ihres erſten Abfaſſers möglich geweſen wäre. Und wer iſt der falſche Urheber dieſer Bullen? wird gefragt, und es wird geantwortet: der Papſt Pius VI. wird ihn bei ſeiner Rückkehr zu finden wiſſen, und ſollte er auch am nächſten an ſeinem Herzen wohnen; und wenn er nicht die Flügel der Morgenröthe zu ſeinem Eilen nimmt oder ein gnädiger Tod ſich vorher ſeiner erbarmt, ſo wird die gerechte Strafe und Schande ſeinen Namen den größten Verbrechern aller Jahrhunderte beifügen!

Ei, das iſt ja ein ganz verwünſchter Brief, er verwundet wie eine Natter, die uns in den Buſen ſticht! rief der Cardinal, indem er wie von Entſetzen ergriffen das Schreiben weit von ſich ſchleuderte und

dann, wie um es wieder zu verbergen, mit dem Fuß darauf trat.

Aber bin ich nicht ein Thor, setzte er mit einem erzwungenen Lächeln hinzu, daß ich durch diese Unheimlichkeit, die allen anonymen Briefen anklebt, mich in eine wahre Gespensterfurcht hineintreiben lasse? Die ungeheure Frechheit beruht darin, daß man einen Brief dieses Inhalts, ohne etwas weiter hinzuzufügen, an den Cardinal Girac zu adressiren gewagt hat. Was will die räthselhafte Warnerstimme eigentlich mit dieser Adresse sagen? Es würde doch eine große Thorheit, es würde ein Scandal vor der ganzen Christenheit sein, wenn man nach mir, dem Cardinal und General-Vicar des Papstes, hinauflangen und vorzugsweise den ersten Großwürdenträger der Kirche mit einer jedenfalls lächerlichen Untersuchung belasten wollte! Denn lächerlich muß ich eine Untersuchung nennen, in der nichts bewiesen werden kann! Es ist möglich, daß Actenstücke und Unterschriften gefälscht werden, aber wer hat den geheimnißvollen Finger des Künstlers belauscht, der sein Gebilde täuschend und mächtig hinstellt und, ehe es noch der Laie gewahr wird, ihm mit Blitzesschnelle das Siegel der Vollendung auf die Stirn gedrückt hat! Aber wer ist der

Warner? Wo ſoll ich ſeinen Namen ſuchen, und wie ſoll ich ſein Wiſſen begreifen? Komm noch einmal hervor, du Brief mit dem unheildrohenden Nachteulengeſicht, und laß dir unter deine Flügel ſehen!

Der Cardinal bückte ſich zur Erde und hob den Brief, der von ſeinen Fußtritten zerknittert dalag, noch einmal zu ſich empor. Nachdem er immer und immer wieder die offenbar mit einer verſtellten Hand geführte Schrift gemuſtert und auf die verſchiedenſte Weiſe gegen Licht und Schatten gekehrt hatte, ſagte er mit ſteigender Verwunderung: Dieſe Schrift iſt ein alter Bekannter, der einen bunten faltigen Mantel der Verſtellung umgehangen hat, aber ſein gutes ehrliches Geſicht blickt mich daraus immer unverkennbarer und bedeutungsvoller an. Bei Sanct Peter, ich müßte mich ſehr irren, oder dieſes künſtlich verzogene Alphabet läßt ſich auf die breiten Grundſtriche Seiner Heiligkeit ſelbſt zurückführen! Um ſo ſchlimmer für mich, hätte ich faſt geſagt. Denn wenn der Papſt mich ſelbſt warnt, ſo muß es ihm ſehr ernſt mit der öffentlichen Verfolgung dieſer Sache ſein, in der er mich nicht zu ſchonen gedenkt, nachdem er ſeine Schonung in der Form der Warnung erſchöpft hat! Was fordert er aber von mir? Dieſe Frage muß

in reifliche Ueberlegung genommen werden. Ich denke doch, daß es Niemand anders gewesen sein kann, als er. Es sieht ihm ähnlich, daß er den Brief wie durch Zauberhand auf meinen Schreibtisch legen ließ. Ich zweifle nicht, daß mein Intendant dabei selbst die Dienste des Hexenmeisters geleistet hat. Nun wohl, Freund Pius, ich werde sehen, was zu machen ist. Wir waren immer gute Freunde, und es wäre allerdings meine Pflicht, Dir weitere Unannehmlichkeiten zu ersparen!

Der Cardinal ließ sich jetzt, wie erschöpft von diesen Stürmen, auf einen Sessel fallen und verharrte eine Zeit lang in einem stillen unbeweglichen Nachdenken. Aus diesem Hinstarren sah er sich plötzlich durch ein leises Klopfen erweckt, das sich auf sein Hereinrufen nur verstärkte, ohne daß die Eingangsthür des Cabinets von außen geöffnet wurde. Girao sprang erzürnt auf, um selbst den Klopfer, der seine Bemühung unabläßig fortsetzte, zu erforschen, als er beim Hinschreiten durch das Zimmer bemerkte, daß das Pochen gegen eine verborgene Wandthür seines Cabinets erfolgt war, die er selbst seit langer Zeit nicht geöffnet hatte und deren Geheimniß außer ihm nur noch seinem alten vertrauten Kammerdiener bekannt war.

Der Cardinal konnte sich bei der ungewöhnlichen Aufregung, die ihn noch gefangen hielt, eines leisen Schauders über diese neue räthselhafte Mahnung nicht erwehren. Er stand einen Augenblick still und horchte gespannt, ob sich das schlichtern aber unermüdet fortgesetzte Klopfen erneuern würde. Die geheime Thür befand sich hinter einem großen Wandgemälde, das den Papst Pius VI. in seiner feierlichsten Erscheinung als Oberhaupt der Christenheit darstellte. Doch wer von Außen zu dieser Thür gelangen wollte, mußte die geheimsten Gänge und Verbindungswege des Palastes Girao kennen, der nach dieser Seite hin durch einen kleinen verborgenen Hof mit dem Hospital di Santo Spirito zusammenhing, von dem aus aber der Zugang nur durch die Leichenkammer des Hospitals, in welcher man die Gestorbenen bis zu ihrer Beerdigung aufbewahrte, gewonnen werden konnte. Es war kaum denkbar, daß dieser Weg von einem Fremden hätte erforscht und betreten werden können, und der Cardinal, der im besten Zuge war, sich alle möglichen Schreckbilder vor die Seele zu rufen, glaubte schon einen zu ihm eindringenden Fieberkranken des Hospitals zu sehen, der in der Hitze des Anfalls seinen Wächtern entsprungen sei.

Er war endlich geneigt, sich Vorwürfe über sein ihm selbst unbegreifliches Zaudern zu machen. Mit seinem gewohnten kraftvollen Gange schritt er dann der Wand zu und ließ durch den in Bewegung gesetzten Federdruck das Bildniß seines päpstlichen Freundes von der Wand zurückspringen. Es war ihm, als wenn Pius, dessen Züge er bei dieser Gelegenheit forschend überflog, ihm sein Zürnen und Drohen durch ein Aufblitzen der großen gewaltigen Augen zu erkennen gegeben hätte. Aber er riß jetzt mit aller Geschwindigkeit die hinter dem Bilde verborgene Tapetenthür auf und konnte einen lauten Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken, als er jetzt die elegante Gestalt der Marquise d'Aubeterre vor sich erblickte.

Die schöne Frau, nachdem sie ihn lächelnd gegrüßt hatte, trat hastig in die Mitte des Gemachs vor und ließ sich dann in athemloser Aufregung, ohne noch ein Wort vorbringen zu können, in den großen Lehnsessel des Cardinals nieder. Girao war vor ihr stehen geblieben und betrachtete sie ebenfalls mit einer sprachlosen Verwunderung, welche aber jetzt auf die Lachlust der Marquise einen unwiderstehlichen Eindruck hervorzubringen schien.

Die Marquise d'Aubeterre war eine Französin,

die ſeit einigen Jahren in Rom lebte, wo ihr Gemahl, den eine diplomatiſche Sendung dorthin gerufen, durch einen den Einflüſſen des Klimas zugeſchriebenen Krankheitsanfall den Tod gefunden hatte. Die Marquiſe ſelbſt war inzwiſchen als eine glänzende und beliebte Geſtalt der vornehmen römiſchen Geſellſchaft in derſelben heimiſch geworden und ſtand namentlich mit dem Cardinal Girao in einem ſehr vertrauten Freundſchaftsverhältniß, dem das Gerücht einen noch innigeren Namen beizulegen gewohnt war.

Dieſer geheime Zugang zu Ihnen iſt aber gar zu abſcheulich, Cardinal! nahm die Marquiſe endlich das Wort, nachdem ſie ſich mit ihrem goldſchimmernden Fächer hinlänglich Luft gemacht hatte. Es war gräßlich, denn ich mußte durch die Leichenkammer von San Spirito wandern, wo eben ein recht fetter Transteveriner zu ſeiner letzten Ausſtellung angelangt war. Und dann wäre ich bald in den dunkeln Kreuz- und Quergängen Ihres Corridors verloren gegangen, ehe ich mich zu dieſer Thür zurecht finden konnte, an der mich Monſigneur noch wie eine arme Büßende ſtehen und klopfen und klopfen laſſen.

Aber mein Gott, liebe, ſchöne Marquiſe, entgegnete der Cardinal mit wachſendem Erſtaunen, wie

konnte ich ahnen, daß Sie mir auf diesem Wege Ihren Besuch machen würden? Wer konnte Ihnen diesen Zugang bezeichnen und anempfehlen, den ich selbst kaum jemals betreten habe?

Davon ein anderes Mal und jetzt zu der Hauptsache, die mich zu dem Wagstück trieb, ungesehen und in dieser halben Vermummung zu Ihnen zu schleichen! sagte die Marquise d'Aubeterre, indem sie erst jetzt den Shawl, in den sie sich bis über das Kinn eingewickelt hatte, ganz zurückwarf und dem Prälaten die seltene Schönheit ihres Gesichts und ihrer Gestalt unverhüllt zukehrte.

Der Cardinal schien sich jetzt erst zu erinnern, daß er seiner Freundin gegenüber auch Cavalier sei, und zeigte sich nun bemüht, ihr zur Einnahme einer bequemeren Stellung, in der sie ihm gegenüber sitzen wollte, behülflich zu sein.

Sie strich sich die schwarzen glänzenden Locken aus dem Gesicht und ließ ihre glühenden, leidenschaftlich bewegten Blicke auf ihm ruhen. Dann sagte sie mit einer leisen, geheimnißvollen Betonung: Sie schweben in großer Gefahr, Giraa, und ich bin gekommen, um Sie zu warnen und Ihnen dringende Vorkehrungsmaßregeln anzuempfehlen! Ich mußte ja

im Spannen des Bogens verhindern könne, wonach auch die Männer nur den Ackerbau betreiben, die Jungfrauen aber im Felde streiten sollten mit den Feinden, und wonach endlich eine Jungfrau Den, der ihr wohlgefiele, zum Manne zu nehmen die Macht hätte, und überhaupt alle Freiheit, welche sonst ein ungerechtes Schicksal den Männern zugewiesen, für sich gewönne. Dann wirst Du jedoch auch sehen, wie diese ethisch-gesellschaftliche Revolution, in welcher sich das freie Weib als Amazone constituirte, zuletzt einen entsetzlich tragischen oder vielmehr sehr gewöhnlichen Ausgang nahm. Denn als die Männer jene neue Landordnung der Wlasta gehört, erschraken sie so sehr und so gewaltig, daß sie sich nun aus allen Theilen des Landes zusammenrotteten, und mit der letzten Kraft ihres Muthes, auf Leben und Tod, einen Sturm unternahmen auf das Mägdeschloß Diewin. Nach einer fürchterlichen Schlacht bethätigte sich endlich das biblische Wort: Er soll Dein Herr sein! und die Jungfrauen, die nicht durch das Schwert

zu Ihnen kommen, um es Ihnen zu ſagen, denn ſeit drei Tagen haben Sie die unbegreifliche Laune, ſich nicht mehr bei mir blicken zu laſſen, wie Sie überhaupt gegen alle Welt die Zurückgezogenheit affectiren. Wiſſen Sie wohl, mein Freund, daß es ſehr unklug iſt, gerade in einem Augenblick den Einſiedler ſpielen zu wollen, wo die Feinde ſich beeifern, das Gift der Verdächtigung auszuſtreuen und eine Schlinge zu ſpinnen, die auch das edelſte und mächtigſte Haupt umgarnen muß?

Der Cardinal betrachtete ſie mit einem leiſen Erbeben. Er fühlte ſich von ihren durchdringenden, tief in ſein Innerſtes gekehrten Augen wie feſtgehalten, doch verſtand er es, ſofort jede Regung, die ſich ſeiner bemeiſtern wollte, ſelbſt einer vertrauten Freundin gegenüber, mit der ihn kein gewöhnliches Verhältniß verband, in den Anſchein einer unbefangenen, lächelnden Ruhe hinüberzuführen.

Ich ſollte in Gefahr ſein, liebe Clementine? erwiederte er mit einer ſcherzenden Wendung, indem er ſeinen Seſſel näher und vertraulicher zu dem ihrigen heranſchob. Ich dünkte mich im Gegentheil ſicherer als je vor Gefahren, weil ich, gezwungen durch die Ueberlaſt meiner Geſchäfte und meines General-Vica-

riats, seit drei Tagen die schönen Augen der Marquise d'Aubeterre gemieden habe. Andere Feinde, die mich überwältigen könnten, kenne ich ganz und gar nicht und wünsche sie auch nicht kennen zu lernen, da ich ihnen doch nur christlich vergeben könnte, wie es meines Amtes ist!

Clementine sah ihn scharf und mit wetterleuchtenden Augen an. Girao, sagte sie mit einer an Zorn grenzenden Leidenschaftlichkeit, es schmerzt mich bitter, daß Sie kein Vertrauen zu mir haben. Ich glaubte Ihnen mehr geworden zu sein, als daß Sie mir eine Maske entgegenhalten könnten, in dem Augenblick, wo mich das innigste und angstvollste Gefühl meines Herzens zu Ihrer Rettung herbeitreibt!

In der That, zu meiner Rettung? fragte der Cardinal, indem er mit einer scheinheiligen Miene seine Hände faltete und einen Ausdruck von Salbung in sein Gesicht verlegte, wie er es sonst den Damen gegenüber nicht so leicht zu thun gewohnt war.

Aber erzählen Sie doch, was Sie wissen, Marquise! setzte er nach einer Pause hinzu, ihr einen stechenden Blick der Erwartung zuwerfend.

Was ich weiß, entgegnete die Marquise hastig und mit einem bedeutungsvollen Accent, ist gering,

wenn Sie nichts wiſſen, Cardinal! Aber hören Sie, was ſich heut Morgen im Hôtel meines Schwagers, des franzöſiſchen Geſandten, zutrug. Ich machte meiner Schweſter, die leider wieder kränkelt, eine Morgenviſite, als eben ein Courier aus Wien eingetroffen war, der Nachrichten ſo außergewöhnlicher Beſchaffenheit mitbrachte, daß ſie auf dem liebenswürdigen Wege des ehelichen Vertrauens in das Boudoir meiner Schweſter gedrungen waren. Es war von päpſtlichen Bullen die Rede, durch welche dem kaiſerlichen Hofe von Wien gewiſſe Privilegien zugeſichert ſein ſollten, die Oeſterreich in der letzten Zeit auf die übergreifendſte Weiſe in Anſpruch genommen hatte. Dieſe Bullen, welche für die augenblickliche Verwickelung zwiſchen Oeſterreich und dem päpſtlichen Stuhl ſo wichtig geworden, zeigte man jetzt dem Papſt Pius in Wien zur Abweiſung ſeiner Beſchwerden augenfällig vor, und der Papſt erkannte dieſelben zwar als aus ſeiner Canzlei hervorgegangen, beſtritt aber ganz und gar die Aechtheit ſeiner Unterſchrift, die er durchaus nicht für die ſeinige erkennen wollte. Er nimmt alſo die Exiſtenz eines ſchweren Staatsverbrechens an, deſſen Unterſuchung er perſönlich leiten will, ſobald er nach Rom zurückgekehrt ſein wird. Die an die

französische Gesandtschaft gelangten Nachrichten melden, daß der Papst schon in vier Tagen wieder im Vatican eingetroffen sein wird. Die Nachrichten fügen hinzu, daß der Papst schon in Wien bestimmte Vermuthungen über die Personen ausgesprochen haben soll, gegen welche sein Verdacht und sein Zorn sich wende!

Die Marquise hielt hier athemlos inne. Der außerordentliche Inhalt ihrer Mittheilungen trieb ihre Brust in wogender Aufregung auf und nieder. Der Cardinal aber stand ihr in kalter, entschlossener Ueberlegung gegenüber. Seine hohe mächtige Gestalt, welche die geschlossene Kraft eines Vierzigers mit der stürmischen Beweglichkeit der ersten Jugend vereinigte, hatte sich in stolzem Nachdenken hintenüber gebeugt, und verharrte einige Minuten lang in dieser, gleichsam das Geschick herausfordernden Stellung. Dann, wie sich plötzlich wieder auf den Moment besinnend, fuhr er leise zusammen und sagte zu der Marquise: An Ihren gütigen Nachrichten, meine Freundin, ist mir die beschleunigte Rückkehr Seiner Heiligkeit neu. Also in vier Tagen schon wird unser Gönner hier zurückerwartet? Es ist mir allerdings auffallend, daß er mir in seinem letzten eigenhändigen Schreiben darüber nichts, gar nichts mitgetheilt hat. Indeß dürfen Sie

sich überzeugt halten und darüber beruhigen, meine liebe Clementine, daß der Papst mir, seinem bewährten Freunde und Diener, durchaus keine Ursache hat zu zürnen oder sich durch mich für übervortheilt zu halten. Wenn er heimkehrt, werde ich über meine Amtsführung Rechenschaft in die Hände Seiner Heiligkeit ablegen, und hoffe abermals als ein getreuer Knecht vor ihm befunden zu werden.

Und die Bullen? fragte die Marquise mit einer zitternden Hast.

Wegen der verwünschten Bullen, entgegnete der Cardinal lächelnd und mit einer leichten Wendung, soll sich meine zärtliche Freundin nur am allerwenigsten ängstigen. Behüte der Himmel uns Kirchenmänner und Kirchendiplomaten, daß wir unseren Damen, die unser Talar schon oft genug schreckt, noch mit den Geschäften beschwerlich fallen sollen! Wissen Sie, was ich finde, meine Theuerste? Ich finde, daß Ihr Herr Schwager, der französische Gesandte, unverantwortlich ausgeplaudert und Neuigkeiten in dem Boudoir seiner Damen abgesetzt hat, die er besser für sich behalten hätte. Denn es ist doch wahrhaftig keine Kleinigkeit, plötzlich verfälschte Bullen von solcher Wichtigkeit auf die Bahn des Streites zwischen der

österreichischen und päpstlichen Regierung zu werfen. Ich erkenne darin das Intriguenspiel Frankreichs, welches längst danach gestrebt hat, die Conflicte zwischen dem päpstlichen Stuhl und dem Kaiser Joseph weiter zu verwickeln, um dann eine Vermittlerrolle zwischen Beiden zu spielen und dieselbe zu seinem Vortheil ausbeuten zu können. Es ist mir deshalb interessant und dankenswerth, schöne Marquise, von Ihnen zu hören, daß das Mährchen von den falschen Bullen den Weg durch die französischen Gesandtschaftscanzleien gemacht hat. Aber wenn Sie mich auch aus alter Freundschaft davon benachrichtigen zu müssen glaubten, so sagen Sie mir in aller Welt, warum Sie nicht mit Ihren unvergleichlichen Arabern geradewegs vor meinem Hôtel vorfuhren, sondern, wahrscheinlich auf Kosten der Verschwiegenheit meines Kammerdieners, den geheimnißvollen Hinterweg durch das Hospital vorzogen und dabei in der Leichenkammer Bekanntschaft mit einem todten Transteveriner machten, auf den ich zwar nicht mehr eifersüchtig sein kann, der mir aber doch die himmlische Heiterkeit Ihres Gesichts beim ersten Wiedersehen verdarb?

Ach, mein Gott, entgegnete die Marquise, indem sie ihre schönen schlanken Hände rang, wenn ich nur

wüßte, wie weit Alles, was Sie mir ſagen, Ihr Ernſt iſt und ob ich mich auf Ihre Zuverſicht verlaſſen kann? Ich wählte den geheimen Umweg, zu Ihnen zu kommen, weil das Hôtel des franzöſiſchen Geſandten Ihnen gerade gegenüber liegt, und weil ich nicht wollte, daß man mich in dem Augenblick zu Ihnen gehen ſah, wo ich dort ſo wichtige Nachrichten unter dem Siegel der Verſchwiegenheit empfangen. Ich bitte Sie nur um Eines, Girao! Vergeſſen Sie nicht, wie viel mir an Ihnen liegt, und entſchlüpfen Sie nicht meinen Beſorgniſſen, die Sie meinem Herzen verzeihen ſollten, durch eine Haltung, welche nur auf Fremde und Unwürdige berechnet ſein könnte! Ich, die ich Ihr gewaltiges Streben, Ihren hochherzigen Charakter ganz begreife, und deren Bewunderung Ihnen das höchſte Ziel der Herrſchaft und alle Vortheile der Welt längſt zuerkannt hat, ich bin auch würdig, in das innerſte Reich Ihres Vertrauens zugelaſſen zu werden, ja ich ſchmachte nach dem Beſitz Ihrer Geheimniſſe, die mich längſt unwiderſtehlich gelockt haben! Vor meinen Augen, Girao, können Sie nur glänzender auf Ihrer Siegesbahn emporſteigen, wenn Sie auch die gemeine Alltagsmoral als den

Sklaven, der dem Helden gehört und gehorcht, an Ihren Triumphwagen gefesselt haben!

Meine geliebte Clementine, herrliches Geschöpf! sagte der Cardinal sanft, indem er den Kopf der Marquise leise an seine Schulter drückte und ihr die schwarzen Locken von der Stirn strich. Die Augen der schönen Frau hatten sich mit Thränen gefüllt, doch malten sich jetzt, bei der Anrede des Cardinals, neue Hoffnungen auf ihrem Gesicht, und mit gesteigerter Erwartung blickte sie zu ihm empor.

Möchtest Du mich denn gern schuldig und eines dummen Streiches überführt sehen? fragte er sie dann mit einer naiven Heiterkeit.

Die Marquise lächelte mit einer eigenthümlichen Wehmuth und erwiederte: Nein, mein Freund, aber ich würde Dir, wenn Du es nöthig gehabt hättest, alle Mittel der Flucht angeboten haben, um Dich mit Hülfe aller meiner Verbindungen und meines ganzen Vermögens aus dem Bereich Deiner mächtigen Feinde zu entführen! Ich wäre dann mit Dir gezogen, Girao, um Dich nie wieder zu verlassen, und unsere Lebenssterne wandelten dann wohl in irgend einem einsamen glücklichen Thal zusammen!

Und wohin würdest Du mich denn entführt haben?

fragte der Cardinal, indem er sie mit ernstem Nachdenken, das sich plötzlich in seinen Zügen ausdrückte, betrachtete.

Nach unserm geliebten Frankreich! erwiederte die Marquise mit einer strahlenden Lebhaftigkeit. Auch Du, Girao, hast Dich oft mit Vorliebe Deiner französischen Abstammung erinnert, und dann dachte ich jedesmal, wenn dieser hohe Purpur der Kirche nicht wäre, der Deine edle Gestalt umfließt, würdest Du glücklicher in meiner Heimath, der Provence, in der himmlischen Abgeschiedenheit meines dortigen Landsitzes leben!

Dieser Plan, Theuerste, hat seine reizenden Fernsichten! versetzte der Cardinal langsam, und mehr und mehr in ein träumerisches Nachsinnen versinkend. Ja, ein Theil meiner Familie lebt noch in Frankreich, und ich würde dann unsern guten französischen Namen Giraud wieder annehmen, den mir die kindische Zunge der Römer in Girao umgewandelt hat. Ach, das könnte allerdings schön werden, Clementine, und ich würde dann auch einmal wieder nach Paris gehen, um meine berühmte Pathe zu besuchen, die geistreiche Marquise von Créqui, die mich vor Jahren aus der heiligen Taufe gehoben!*)

*) Vergl. Souvenirs de la Marquise de Créqui. III. 105. III. 311.

Aber nein! nein! rief er dann, ſich kraftvoll aus ſeiner nachdenklichen Stellung wieder emporrichtend. Nein, liebe Clementine, nach unſerm ſchönen Frankreich können wir doch nicht zuſammen ziehen! Mein Schickſal beſtimmt in anderer Weiſe über mich, und ich muß ſeinem Rufe, welcher zugleich der meiner Ehre iſt, Folge leiſten! Aber ich danke Dir, Clementine! Und nun Adieu! Ich erwarte hier Leute, und Du haſt gewünſcht, hier nicht erblickt zu werden. Sei heiter, wie immer, und laß es Niemand ſehen, daß Du Dich um irgend etwas bangeſt! Bange Dich auch meinetwegen nicht. Wir werden uns ſehr bald wiederſehen und dann recht luſtig zuſammen ſein!

Er küßte ihr die Hände, und mit einem tiefen Blick der Trauer, den ſie auf ihn gerichtet hielt, ſchickte ſie ſich an, ihn zu verlaſſen. Er bat ſie, ſein Geleit für eine Strecke des Rückweges, den ſie nicht anders als durch die geheime Tapetenthür zu nehmen entſchloſſen ſchien, anzunehmen.

Wenigſtens durch die Todtenkammer von Spirito Santo muß ich Dich glücklich wieder hindurchführen! ſagte er lächelnd und mit einem vollkommen heitern Ausdruck ſeines Geſichts. Ich will mir bei dieſer Gelegenheit zugleich den todten Transteveriner anſehen,

fielen, wurden geheirathet, und gelobten Treue und Gehorsam, und ein sanftes Gemüth. — —

Doch genug davon! Ich wünschte wohl, daß ein junger talentvoller Dichter diesen Stoff einmal nach meinen Ansichten, wie ich sie in der Exposition angedeutet, bearbeiten möchte! Du lieber Gott, wer doch heut den Frieden dazu hätte, talentvoll zu sein! Aeußern Frieden und Heiterkeit ringt man sich wohl ab, aber die geheim in mir ziehenden schmerzhaften Gewitter lassen der Seele doch selten Ruhe, daß sie an fremde Stoffe mit ihrer innern Werdelust sich hingebe!

Auch manches Sonstige, was ich schon das vorige Mal berühren wollte, muß ich wieder auf meine nächsten Blätter versparen. Ich bringe jetzt Alles nur in einzelnen Stücken zu Stande. Es ist einmal ein zerstückeltes Leben in dieser Zeit, und das Herz hängt sich mit seinen Sympathien an diese Zeit. Darum ist es auch zerstückelt. Mein Herz freut sich seiner Fragmente, und erschrickt ordentlich vor der Harmonie, als wäre der

auf den ich, ich weiß ſelbſt nicht warum, neugierig geworden bin.

Die Marquiſe nahm ſchweigend ſeinen Arm und ließ ſich von ihm durch die verſteckten Räume, die ſie zuvor nur mit Zagen durchſchritten hatte, unter der lebendigen und auf ihre Zerſtreuung berechneten Unterhaltung des Cardinals zurückgeleiten.

Nach einiger Zeit kehrte der Cardinal wieder allein in ſein Cabinet zurück, und ſchob zuvörderſt mit Vorſicht das große Bild des Papſtes wieder über die Tapetenthür vor. Dann trat er eilig an ſeinen Schreibtiſch, ließ mehrere geheime Schubfächer deſſelben aufſpringen und unterſuchte die darin befindlichen Papiere und Documente mit der eiſernen Ruhe, die ſich jetzt plötzlich ſeinem ganzen Weſen mitgetheilt hatte. Mehrere dieſer Papiere entfernte er daraus und ließ ſie über vier Wachskerzen, die er ſchon dazu angezündet hatte, allmählig zu Aſche verbrennen.

In dieſem Geſchäft wurde er durch den eintretenden Kammerdiener geſtört, der ihm meldete, daß der Gouverneur der Engelsburg, Signor Setti, ſoeben im Vorzimmer erſchienen ſei und um ſchleunigen Zutritt bei Seiner Eminenz dem Cardinal nachgeſucht habe.

Der Cardinal befahl ihn ſofort eintreten zu laſſen,

nachdem er zuvor die Spuren seines früheren Thuns sorgfältig verwischt und die geheimen Fächer wieder in den Schreibtisch hatte zurückgehen lassen.

Was treibt den Gouverneur der Engelsburg, sich bei mir anmelden zu lassen? sagte er leise vor sich hin. Dies kann nur etwas Ungewöhnliches sein, und es kommt mir vor, als wollten sich die drehenden Anzeichen um mich her noch vermehren! Aber wer seinen Entschluß gefaßt hat, den kann nichts mehr kümmern.

In diesem Augenblick war der Gouverneur eingetreten und näherte sich dem Cardinal mit einer sichtlichen Aufregung, die fast an Bestürzung grenzte.

Girao trat ihm mit der erhabenen und unnahbaren Kälte entgegen, die seinem officiellen Auftreten stets so viel Nachdruck und Ueberlegenheit lieh.

Seine Heiligkeit der Papst wird binnen vier Tagen wieder zurückgekehrt sein! stammelte Signor Setti in athemloser Bewegung.

Ist dies Ihre ganze Neuigkeit, Herr Gouverneur? sagte Girao kühl. Ich meinestheils habe dies schon gestern gewußt, und zwar durch ein eigenhändiges Schreiben, das ich von Sr. Heiligkeit zu empfangen die Ehre hatte.

Hat der Papſt Euerer Eminenz auch von dem eigenthümlichen Auftrag geſchrieben, den er mir durch eine beſondere Staffette hat machen laſſen? ſetzte der Gouverneur der Engelsburg in ſeiner Haſt hinzu, indem ſich die Blicke des alten würdigen Mannes durchdringend und forſchend an das Geſicht des Cardinals hingen.

Ich weiß von Ihren Aufträgen nichts, entgegnete der Cardinal, ihn zweifelhaft betrachtend.

So hören Sie mich denn an! fuhr Setti fort. Der Papſt befiehlt mir, das große Staatsgefängnißzimmer in der Engelsburg ſo in Stand ſetzen zu laſſen, daß Seine Heiligkeit unmittelbar nach ſeinem Eintreffen in Rom darüber verfügen könne. Es iſt das Gefängniß, welches noch niemals anders benutzt worden iſt, als um einen Cardinal oder einen römiſchen Fürſten aufzunehmen.

Der Cardinal, ſo meiſterhaft er ſeine Geſichtszüge zu beherrſchen verſtand, hatte doch bei dieſer Kunde ein leiſes Erbleichen über ſeine Wangen ſchlüpfen laſſen. Er fühlte es ſelbſt und bemerkte zugleich, daß der Gouverneur mit ſeinen ſpähenden Augen dieſem Erbleichen nachgeſpürt und demſelben mit einem leiſen unwillkürlichen Nicken ſeines Kopfes begegnet

war. Es war ein blitzartiger Moment, in dem sich Beide mehrere Minuten lang stumm anblickten und der Eine in des Andern Seele mit tiefem Erschrecken zu lesen und sich zu verständigen schien.

Es ist dies allerdings ein befremdlicher, viel zu denken gebender Umstand! nahm der Cardinal zuerst wieder, und zwar mit der ganzen Sicherheit seines Tones, das Wort. Ich, als Stellvertreter Seiner Heiligkeit, kann Ihnen nur rathen, seinen Befehlen auf das Pünktlichste und um so rascher nachzukommen, als der heilige Vater schon am 31. Mai wieder seinen Einzug in die ewige Stadt der Christenheit halten wird. Gott segne seine Ankunft und mache sie uns zu einer Stunde der rechten erwecklichen Freude, den Sündern aber, die sich der gerechten Strafe zu gewärtigen haben, zu einem Anfang der Umkehr und der erlösenden Buße!

Und was werden Sie noch viel mit der Ausstattung des Gefängnisses zu thun haben? setzte er dann nach einer Pause mit der größten Gleichgültigkeit hinzu. Gefängniß ist immer Gefängniß. Es wird für eine fürstliche Person bestimmt sein, die ich zu errathen glaube. Wir sind längst gewissen Umtrieben römischer Großen auf der Spur und haben die Fäden

ihrer Conſpirationen mit dem Auslande in Händen, worüber Seine Heiligkeit jetzt in Wien beſtimmte Entſchließungen gefaßt zu haben ſcheint. Nehmen Sie dies ſchöne, längſt zu einem guten Zweck von mir auserſehene Exemplar des Hortulus rosarum von dem wunderbaren Thomas a Kempis. Ich bitte Sie, es auf den Tiſch des Gefängniſſes zu legen, damit es dem armen Gefangenen zu Gute komme. Denn das herrliche Buch wird den Kerker mit einem milden tröſtlichen Strahl durchleuchten.

Girao nahm das in Gold und Sammet prächtig eingebundene Buch von ſeinem Schreibtiſch, ſegnete es unter inbrünſtigem Gebet und überreichte es dann dem Gouverneur, der es mit verwunderter Miene empfing und jetzt einen Augenblick zweifelhaft ſchien, was er eigentlich denken ſolle.

Beim Abſchied drückte Signor Setti dem Cardinal mit lebhaftem Nachdruck die Hand und ſagte treuherzig zu ihm: Es lag nicht in meiner Pflicht, dieſe Anzeige Euerer Eminenz hinterbracht zu haben, da ich die unmittelbaren Befehle Seiner Heiligkeit empfing. Aber ich wollte dem Cardinal Girao, dem ich meinen gegenwärtigen Poſten verdanke, zeigen, daß ich ſein dankbarer Freund und Diener bin, der keine Geheim-

niſſe gegen ihn hat. Die Wege des menſchlichen Schickſals ſind unerforſchlich, und die Dankbarkeit, die ſich durchaus gern zu erkennen geben möchte, iſt zuweilen hypochondriſch, um einen Punkt ausfindig zu machen, auf dem ſie wirken könnte!

Der Cardinal entließ ihn mit einem ſtolzen Lächeln, in welches er zugleich die ganze bezaubernde Feinheit ſeines Geiſtes zu legen wußte. Als er ſich wieder allein befand, ſtürzte er raſch zur Klingel und befahl dem eintretenden Diener, ſeinen Intendanten herbeizurufen. Dieſer erſchien bald darauf, um vom Cardinal die Befehle entgegenzunehmen, daß er morgen im Palaſt ein glänzendes und im großartigſten Maßſtab ausgeführtes Souper ausgerichtet zu ſehen wünſche.

Obwohl der Beamte dagegen bemerklich machte, daß die Zeit zu kurz ſein werde, um ein Gaſtmahl, das den höchſten und erleſenſten Anforderungen genügen ſolle, bis zum andern Abend herzuſtellen, ſo erklärte ihm doch der Cardinal mit unabweislicher Beſtimmtheit, daß, wenn etwas an der verſchwenderiſchen Pracht und Fülle dieſes Soupers fehlen ſollte, er ganz und gar keine Entſchuldigung deshalb gelten laſſen würde.

Bedenken Sie, mein lieber Intendant, sagte der Cardinal mit lächelndem Eifer, daß ich ein Souper beabsichtige, wie noch kein ähnliches in Rom stattgefunden haben soll, und zu dem ich Alles, was in der römischen Gesellschaft vornehm, mächtig, glänzend und schön ist, einladen werde! Auf einige tausend Thaler mehr oder weniger kann es uns dabei nicht ankommen, merken Sie es sich genau, Herr Intendant, und veranstalten Sie ein Souper, auf dem sich die Schüsseln wie die Feenmärchen der Schehezerade abwechseln, und wo man im erstaunlichen Gedränge der Gerichte und des dabei entwickelten Tafelpompes die Ueberraschung mit dem Genuß und den Genuß mit der Ueberraschung kämpfen und ringen lassen muß. Denn dann sind die Menschen am meisten zur Bewunderung und Hochachtung geneigt, wenn man ihnen die Freude mit so viel Tumult versetzt, daß sie nicht mehr frei, sondern nur leidend in den sie überwältigenden Genüssen sind. Außerdem wird es eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft sein, die Sie zu bewirthen haben werden. Machen Sie Ihre Veranschlagungen mindestens auf hundert Personen. Die Liste der Einzuladenden werde ich sofort aufstellen, und Sie werden das Verzeichniß binnen einer Viertelstunde auf dem

Tisch des Vorzimmers finden, um danach sogleich die Einladungskarten ausfertigen zu lassen. Und damit frisch ans Werk!

Der Intendant entfernte sich mit ehrerbietiger Verneigung, und der Cardinal blieb, jetzt in ein gedankenvolles ernstes Sinnen verfallend, in seinem Cabinet zurück. Nachdem er noch die geschäftlichen Erledigungen, die er zuvor angekündigt, besorgt, setzte er sich mit einem tiefen Ernst, der sich in allen seinen Gesichtszügen ausprägte, zu einer längeren schriftlichen Ausarbeitung nieder.

Es war sein Testament, welches der Cardinal Girao in diesem Augenblick niederschrieb.

Während einer Pause, in der er innehielt und seine großen flammenden Augen nachdenklich umherschweifen ließ, sagte er zu sich selbst: Man muß auch dem Schicksal als Ehrenmann Genugthuung zu geben verstehen, und ich hoffe, in diesem Sinne wird es das Schicksal von mir aufnehmen, wenn ich den Papst Pius VI. und das Kapitel der Kirche von St. Peter zu alleinigen Erben aller meiner hinterbleibenden Glücksgüter einsetze. Cavaliermäßiger kann ich mich mit dem Kirchenstaat nicht abfinden, als ich es auf diese Weise versuchen will. Meine Neffen, die Gra-

ſen Girac, wie auch die drei Söhne meiner guten Schweſter, der Madame de la Bourdaiſière, werden freilich ein ſaures Geſicht bei dieſer Nachricht machen. Aber mehrere dieſer jungen Tollköpfe haben ſchon ein Erkleckliches in der Verſchwendungsſucht geleiſtet, und ich würde ihnen am Geiſt und Leibe ſchaden, wenn ich ihren Leidenſchaften noch mehr brennbaren Stoff hinzufügen wollte. Den anderen aber, die vernünftiger ſind, mag ich die Flügel ihrer Beſtrebungen nicht mit meinen Goldſäcken behängen, denn die Einrichtungen des menſchlichen Organismus ſind ſchlecht und kleinlich, und wer nicht mehr zu erwerben braucht, wird bald auch zu ſtreben und zu handeln aufhören. So nehme denn Alles, was man bei mir finden wird, der heilige Vater und St. Peter hin, und mögen ſie von Dem, was ich im abenteuerlichen Kampf mit den Umſtänden gewann, den beſten Gebrauch im Intereſſe der heiligen Kirche machen!

Er hatte nur noch ſeine Namensunterſchrift und ſein Siegel zu geben, und ſetzte nun Beides mit geſchäftlicher Eile unter das nunmehr vollſtändig ausgefertigte Document. Dann faltete er es zuſammen und verſiegelte es in einem Couvert, das er dem herbeigerufenen vertrauten Kammerdiener mit dem

Auftrag, es dem Secretair der apostolischen Kammer zur Niederlegung in derselben zu übergeben, einhändigte.

Dann forderte er den vielbewährten und zuverlässigen alten Diener, der durch die verschiedensten Erlebnisse an seinen Herrn gefesselt war, auf, ihn zu einer längeren Mittheilung, die er ihm zu machen habe, aufmerksam anzuhören und dabei seinen so oft erprobt gefundenen Rath nicht zurückzuhalten. Darauf schloß er sich mit ihm in seinem Cabinet zu einem vertrauten Zwiegespräch ein, das die Dauer mehrerer Stunden gewann und in dem Schritte von der größten Wichtigkeit verabredet und festgestellt wurden.

Welt Ende dann da. Was ſoll ich auch mit der Harmonie! Ich bin nicht für ſie geboren.

Nimm vorlieb, Du Heilige! —

II.

Die von dem Cardinal Girao zum Souper eingeladene Geſellſchaft hatte ſich vollſtändig in den glänzenden Räumen des Palaſtes eingefunden, und es fehlte keine bedeutende Perſönlichkeit, kein berühmter Namen des geiſtlichen wie des weltlichen Roms. Der Cardinal hatte ſeine Einladungen an die vornehmſten Mitglieder des heiligen Collegiums, an das geſammte diplomatiſche Corps und an die höchſten Perſönlichkeiten der römiſchen Ariſtokratie gerichtet, und ſie waren ſämmtlich angenommen und befolgt worden.

Der Speiſeſaal des Palaſtes, in dem man ſich zur Tafel niedergelaſſen, bot die prachtvollſte Räumlichkeit mit einer durch die Kunſtwerke alter und neuer Zeit wunderbar gehobenen Ausſtattung dar. Der

Palaſt Giraо*) war in jener Zeit berühmt durch die Zahl und den Werth der Antiken, welche darin durch die Bemühungen des für die Kunſt begeiſterten Cardinals zuſammengebracht waren, und in ſeinen Geſellſchaftsſälen ſtanden die herrlichſten Marmorgeſtalten des Alterthums in ihrer feierlichen Schönheit in Niſchen und auf hohen Poſtamenten umher.

Unter dieſen von Pracht und Kunſt ſchimmernden Umgebungen hatte die Geſellſchaft des Cardinals in

*) Der Palaſt Giraо war auf der Piazza Scoſſa-Cavalli in dem vierzehnten Quartiere von Rom, zwiſchen der Engelsburg und der Baſilica von St. Peter, gelegen. Der berühmte Bramante erbaute dieſen Palaſt gegen das Jahr 1504 für den Cardinal Adriano di Corneto, worauf er längere Zeit der Krone England zugehörte und von den engliſchen Botſchaftern bewohnt wurde. Um das Jahr 1652 ſchenkte ihn Heinrich VIII. dem Cardinal Campeggi, worauf der Palais in die Familie Colonna überging, die es dem Papſt Innocent X. überließ, um darin ein kirchliches Collegium zu begründen, welches ſpäter in einen andern Stadttheil verlegt wurde. Im Jahre 1760 verkaufte es die apoſtoliſche Krone für 14000 römiſche Thaler an den Grafen Giraud aus Marſeille, den Vater des Cardinals Giraо. Von dieſem an das Kapitel von St. Peter vererbt, wurde es zum Sitze einer Fabrik gemacht und darauf im Jahre 1830 an den Banquier Herzog Tortonia verkauft, nach deſſen Namen der Palaſt auch gegenwärtig genannt wird. Vgl. Latarouilly. Les édifices modernes de Rome II. pl. 145 flgd. und Text, woſelbſt Pläne, Durchſchnitte und Einzelheiten des Palaſtes ſich finden.

dem ausgesuchtesten Glanze ihrer Erscheinung und in der heitersten, zum Genuß aufgelegten Stimmung Platz genommen.

Der Cardinal hatte seine Gäste nicht nur mit der ihn stets auszeichnenden Liebenswürdigkeit, sondern heute mit einer strahlenden Fülle von guter Laune, Geist und Scherzen empfangen, wodurch er die Gesellschaft auf eine bezaubernde Weise fortzureißen verstand. Man hatte ihn lange nicht in einem solchen Uebermuth des Glückes und der Freude gesehen, wie er sich heute nach allen Seiten hin darzustellen wußte, besonders aber denjenigen Personen gegenüber, mit denen sonst einige Schwierigkeiten des Einvernehmens, besonders aus Gründen ihrer politischen Stellung, stattfanden. Zu diesen letzteren gehörte namentlich der französische Gesandte, dem aber der Cardinal heute eine Aufmerksamkeit bewies, die fast an den Ausdruck freundschaftlicher Innigkeit heranstreifte und den gewiegten Diplomaten, obwohl er äußerlich diesem Entgegenkommen nicht widerstreben konnte, doch zu der nachdenklichsten Stimmung zu veranlassen schien.

Der Cardinal hatte auch die Gemahlin des französischen Gesandten zur Tafel geführt und sie an seiner rechten Seite niedersitzen lassen, während zu

seiner Linken die schöne Marquise d'Auberre ihren Platz gefunden hatte. Die Marquise schien anfänglich den der an Muthwillen grenzenden Heiterkeit und leichtsinnigen Beweglichkeit ihres Freundes nicht so erbaut und zufriedengestellt, als der größte Theil der übrigen Gesellschaft, und sie erwiederte est seine glänzenden und nach Beifall haschenden Bemerkungen mit einem betroffenen Schweigen, indem sie ihm forschend und unruhig in sein ganz und gar lachendes und seelenheiteres Gesicht blickte.

Der leuchtende Strom seines Humors und seines Geistes war aber so unwiderstehlich, und zugleich war der ganze Ausdruck seines Wesens heut mit einem solchen Schimmer von Sorglosigkeit, Unschuld und Hingebung überflogen, daß auch die Marquise endlich nichts Besseres zu thun wußte, als ihren geheimen Bekümmernissen den Abschied zu geben und sich ebenfalls dem glücklichen Anscheln des Moments anzuvertrauen. Die Stimmung des Cardinals und der blitzende Schwung seines Geistes schienen dadurch noch mehr angefeuert zu werden, und er beherrschte durch den Reiz seiner Unterhaltung bald auch alle Vorstellungen seiner schönen Freundin, so daß diese nur noch ihrer Bewunderung für ihn Raum zu geben wußte.

Auf der andern Seite der Marquiſe ſaß der Graf Andrea Girao, ein Neffe des Cardinals, der zu den glühendſten Verehrern der Marquiſe d'Aubeterre gehörte, obwohl er in den Geſinnungen der Marquiſe für ihn wenig Aufmunterung ſeiner Leidenſchaft fand. Der Graf war als eine Art von Sonderling in der römiſchen Geſellſchaft bekannt, und hatte ſich durch ſeine bizarren Gewohnheiten, namentlich aber durch eine ganz eigenthümliche Miſchung, in der grundſätzlicher Geiz und die Anforderungen des Lebemannes bei ihm zuſammen ſtanden, vielfach zum Gegenſtand des Geſprächs und der pikanteſten Anekdoten gemacht. In ſeiner Laufbahn noch unentſchieden, hatte er ſich zuletzt mit ſeinen Neigungen dem Beruf des Kriegerſtandes zugewendet, und ſchien nur noch unentſchloſſen, wohin er ſich mit ſeinem Drang nach Thaten und Auszeichnung werfen ſolle. Man ſagte ihm aber nach, daß er demnächſt in öſterreichiſche Dienſte treten wolle, weil ihm die militäriſche Laufbahn im Kirchenſtaat zu wenig Erfolg zu verſprechen ſcheine.

Die Marquiſe behandelte den Grafen und die Aeußerungen einer halb cyniſchen, halb weltverachtenden Philoſophie, die er von Zeit zu Zeit in ſeinen Unterhaltungsverſuchen mit ihr fragmentariſch aus-

ſtreute, heut mit einer weniger ablehnenden Gleichgültigkeit als ſonſt. Sie wandte ſich vielmehr einige Male bereitwilliger als ſonſt dem Geſpräch mit ihm zu, weil ſie von ihm, der nicht leicht vorſichtig mit ſeinen Auslaſſungen war, und der das Vertrauen ſeines Onkels in einem nicht gewöhnlichen Grade beſaß, einige Aufſchlüſſe über den eigentlichen Zuſtand des Cardinals zu erlangen hoffte.

Der junge Graf wußte jedoch auf irgend ein Bedenken dabei in keiner Weiſe einzugehen. Er gab vielmehr ſelbſt ſeine Freude über dieſe echte und wahre Heiterkeit des Cardinals in der fröhlichſten Weiſe zu erkennen, und verſicherte die Marquiſe, daß jene lediglich aus dem frohen Gefühl entſpringe, der Rückkehr des Papſtes ſchon in einigen Tagen entgegenſehen zu können, und dadurch der drückenden Verantwortlichkeit und Geſchäftsüberhäufung des General-Vicariats überhoben zu werden.

Nur Eins will mich faſt etwas beſorgt machen, fügte Andrea Girao leiſe zu ſeiner Nachbarin hinzu. Unſer trefflicher Cardinal entwickelt heute bei Tafel einen ſo ausgezeichneten Appetit, wie ich denſelben kaum noch bei Seiner Eminenz walten geſehen habe. Es iſt wahr, dies Souper, welches von den Lecker-

biſſen aller Zonen ſtrotzt, entfaltet ſich mehr und mehr in einem ganz coloſſalen Maßſtabe, und man muß Gourmand von Natur und Verächter des Eſſens aus Princip ſein, wie ich es in der That bin, um allen Streit der Dämonen bei dieſem Anblick in ſich losgelaſſen zu fühlen. Nun erſchreckt es mich auch, daß mein verehrungswürdiger Onkel heute auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe den Freuden der Tafel huldigt. Es iſt für mich ein ängſtlicher und niederſchlagender Anblick, einen ausgezeichneten Menſchen ſtark und mit ſichtlichem Wohlgeſchmack eſſen zu ſehen. Jedenfalls iſt man den Göttern bei weitem näher, wenn man vor Hunger klappert, als wenn man an dem Triumphwagen ſeines eigenen Magens zieht.

Sie ſind heute wieder der Originelle, Herr Graf! verſetzte die Marquiſe mit einem gleichgültigen Lächeln. Aber bemerken Sie nicht in der That eine plötzliche Veränderung an Seiner Eminenz? Mich dünkt, ſeine Geſichtszüge zeigen ſich entſtellt, und ſein ganzer Körper hat eine ſtarre Haltung angenommen. Mein Gott, Herr Cardinal, was iſt Ihnen begegnet?

Sie wandte ſich mit dieſem lauten Ausruf der Beſtürzung zu Girao, der mitten in dem lebhafteſten Geſpräch, welches er mit der franzöſiſchen Geſandtin

geführt, plötzlich stockend innegehalten, und jetzt den Kopf vor sich nieder auf den Teller beugte, indem er mit einer leisen ächzenden Stimme sagte: Ich muß sterben!

Der Aufschrei der Marquise hatte auch den übrigen Theil der Tischgesellschaft aufmerksam gemacht und emporgeschreckt. Man stürzte von allen Seiten herbei, um den von seinem Stuhl heruntergleitenden Cardinal, der ernstlich erkrankt zu sein schien, mit Bemühungen und Theilnahme zu umgeben. Girao wies jedoch mit seinen Mienen, denn der Sprache schien er bereits nicht mehr mächtig zu sein, jeden Beistand zurück, und ließ sich nur von den Armen seines Neffen, des Grafen Andrea, emporheben, der ihn mit Hülfe der Diener, unter beispielloser Bestürzung aller Anwesenden, aus dem Saale trug.

Die zweifelhaft und rathlos umherstehende Gesellschaft hatte noch kaum Zeit gehabt, sich über dies wunderbare Ereigniß auszusprechen, als der Graf Andrea Girao schon wieder im Saale erschien und im Namen seines Onkels auf das Dringendste bat, die verlassenen Plätze an der Tafel wieder einzunehmen, indem er es als einen von dem Cardinal ausdrücklich zu erkennen gegebenen Wunsch bezeichnete,

daß ſein Unfall keine weitere Störung zur Folge haben möchte.

Der Graf nahm den vom Cardinal bisher innegehabten Platz ein und forderte die Geſellſchaft nochmals auf, ſeinem Beiſpiel zu folgen, mit dem Hinzufügen, daß ihm ſein Onkel den ehrenvollen Auftrag gegeben habe, während ſeiner Abweſenheit an ſeiner Stelle dem Fortgang dieſes Soupers vorzuſtehen, welches noch nicht die erſte Hälfte ſeiner Entwickelung zurückgelegt habe.

Man hatte ſich auch auf dieſe Aufforderung bald in der bisherigen Weiſe wieder niedergelaſſen, und die Unterhaltung gewann um ſo mehr eine erneuerte Lebendigkeit, als man ſich allgemein überzeugt hielt, daß der Krankheitsanfall des Cardinals nur eine ſehr vorübergehende Bedeutung haben könne, und daß er wahrſcheinlich binnen Kurzem wieder zur Geſellſchaft zurückgekehrt ſein werde. Dieſelbe Hoffnung ſchien auch die Marquiſe eine Zeit lang zu theilen, und das Geſpräch, welches ſie mit dem Grafen Andrea unterhielt, drehte ſich einzig und allein um dieſen Punkt, wobei ſie mit der ihr eigenen Lebendigkeit, in der zugleich ihre innerſte geheime Herzensangſt um den Cardinal hervorbrach, alle Wahrſcheinlichkeitsgründe auf-

zählte, daß dies eingetretene Uebelbefinden durchaus in keiner ernstlichen Ursache begründet liegen könne. Sie zählte auf, daß sich durchaus kein eigentliches Krankheitssymptom in der Erscheinung des Cardinals gezeigt, daß keine Spur eines Krampfes oder einer Entzündung auf seinem Gesicht oder in seinen Bewegungen bemerkbar gewesen, und sie wurde ungeduldig und heftig, als der junge Graf, vielleicht um sich für ihre ihm sonst bewiesene Unempfindlichkeit zu rächen, ihren dringlichen Aeußerungen jetzt nur die größte Schweigsamkeit und Zurückhaltung gegenüberstellte.

Indeß war die Mitternachtsstunde herangerückt. Das Gastmahl und die Stimmung der Anwesenden hatte sich erschöpft. Diejenigen, welche noch immer auf die Rückkehr des Cardinals gehofft, fühlten sich plötzlich, da diese Hoffnung sich nicht mehr erfüllen wollte, auf eine unheimliche Weise aufgeschreckt. Es erfolgte, ohne daß ein Zeichen gegeben worden wäre, ein allgemeiner Aufbruch. Man trennte sich in der zweifelhaftesten, unangenehmsten Stimmung.

Als die Gesellschaft aus dem Saal getreten und sich draußen schweigend durch die Corridors bewegte, um zu ihren Wagen zu gelangen, wurden plötzlich mit großer Hast die Thüren verschiedener Gemächer

IV.

Prag.

Katholizismus, Legitimität, Wiedereinsetzung des Fleisches.

— Zwei Dinge sind es, welche auf den gemüthlichen und gesellschaftlichen Charakter der Prager besonders einwirken, nämlich die Musik und das Bier. Der nationelle Sinn für Musik, der in Prag fortdauernd mit großer Kunstliebe gepflegt wird, begünstigt eben so sehr eine gewisse Sanftmuth und Zärtlichkeit der hiesigen Sitten, als das vortreffliche Bier, der zweite Musengott der Bevölkerung, ein mildes Phlegma, eine gedämpfte Gemüthlichkeit in den Umgang bringt. Auch die schwermüthige Stille, die hier auf den Straßen herrscht, scheint es mir zuweilen zu sagen, daß ich unter einer biertrinkenden Bevölkerung weile, der das künstliche Gebräu

aufgeriſſen, und es erſcholl der laute Klageruf: Der Cardinal iſt todt! durch den ganzen Palaſt.

Man erfuhr, daß Seine Eminenz in demſelben Augenblick an einem zum Herzen getretenen Krampfanfall verſchieden ſei. Die ſchon ſeit einiger Zeit herbeigerufenen Aerzte hatten keine Hoffnung gegeben. Kaum war dieſe Nachricht mit der ſchreckensvollſten Ueberraſchung vernommen worden, als ſich bald auch wieder die tiefſte lautloſeſte Stille im Innern des Palaſtes verbreitete. Ueberall ſchien das Leben gewichen, kein Ton wurde mehr gehört, alle Diener des Hauſes ſchienen ſich mit ſcheuem Entſetzen verborgen zu haben. Die Geſellſchaft des Cardinals drängte ſich zur Pforte hinaus, als könne es ihr draußen gelingen, den grauenhaften nächtlichen Traum, der Alle umfangen zu haben ſchien, wieder abzuſchütteln.

III.

Am anderen Morgen sah man vor dem Hospitale di Spirito Santo in Rom eine ungewöhnliche und leidenschaftlich aufgeregte Menschenmenge angesammelt. Man bemerkte darunter mehrere Personen, die der benachbarten Landgegend von Rom angehörten, und die in der heftigsten Bewegung und mit lauten Klagen aus der Thür des Hospitals herausgetreten waren, indem sie mit ihren Ausrufungen und Erzählungen bald eine mehr und mehr anwachsende Volksmasse um sich her versammelten.

Es war eine in mittleren Jahren stehende Frau mit zwei jungen ansehnlichen Burschen, zwei Mädchen und einem zu derselben Familie gehörigen alten Manne, der seinen Jahren und seiner Würde nach ihr großväterliches Haupt vorzustellen schien. Diese Leute

waren ſämmtlich in tiefe Trauer gekleidet, was mit ihrer augenblicklichen Aufregung, die ſich ſogar in Schimpfreden und Flüchen aller Art Luft machte, den ſeltſamſten und auffälligſten Contraſt bildete. Ihre Kundgebungen waren offenbar gegen das Hoſpital ſelbſt gerichtet, vor dem man ſich befand und deſſen Vorſtand den einfachen Leuten heute Anlaß zu dieſem Zorn gegeben zu haben ſchien, der, je mehr er ſich jetzt entlud, zugleich um ſo heftiger mit den bedenklichſten Drohungen ſich miſchte.

Die Frau, die am lauteſten ihre Ausrufungen und Verwünſchungen ertönen ließ, klagte um einen Todten, zu deſſen Beſtattung die jenſeits der Tiber wohnende Familie heute in der Frühe herübergekommen war, und der im Hoſpitale, wo er verſchieden war, gerade in dem Augenblicke, wo man zu ſeiner Beerdigung ſchreiten wollte, nicht aufgefunden werden konnte. Die Leichenkammer von Spirito Santo, in welcher der Trasteveriner in den letzten Tagen und Nächten ausgeſtellt geweſen, war heute Morgen leer gefunden worden, und da der Wärter die Leiche noch am Abend vorher beſichtigt und die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem Begängniß an ihr getroffen hatte, ſo konnte ſie nur während der Nacht auf eine freilich

unerklärliche Weise verschwunden sein. Alle Nachforschungen deshalb waren gänzlich erfolglos geblieben, und es war dem Andrängen der Angehörigen des verstorbenen Rocco darin schon mehr nachgegeben worden, als es die sonst so unverbrüchliche Ruhe und Ordnung des Hospitals eigentlich verstatteten. Obwohl der Vorfall für die Dirigenten und Beamten des Hospitals selbst ein durchaus nicht zu lösendes Räthsel darbot, so hatte man sich doch zuletzt durch den wüthenden Lärm, welchen die Familie des Verstorbenen erhoben, genöthigt gesehen, jedes weitere Nachsuchen nach dem Leichname im Hospitale zu verbieten und die empörten Trasteveriner, welche bis in die Säle der Kranken vorgedrungen waren und in ihrer an Wahnsinn grenzenden Aufregung jedes Bett zu durchsuchen wagten, mit Gewalt aus dem Hospiz zu verweisen.

Die Frau des Rocco, die Kinder und der alte Großvater schilderten ihr befremdliches Unglück, über das sie sich nicht zufrieden geben konnten, in den verschiedensten und grellsten Farben allen Vorübergehenden, und regten dadurch nicht minder die zum Tumult geneigte Volksmenge auf, unter der es einige Leute gab, die überhaupt begründete Ursache haben wollten,

die Verwaltung von Spirito Santo mit Vorwürfen und Anſchuldigungen aller Art zu überhäufen. Man erzählte, wie es ſchon öfter vorgekommen ſei, daß die Todten des Hoſpitals, obwohl ihre Angehörigen für ihre Kur und ihr Begräbniß gezahlt, heimlich bei Seite geſchafft und an das anatomiſche Theater zum Zerſtückeln und Zerſchneiden abgegeben worden wären.

Dieſer Argwohn verfehlte nicht, einen neuen Zündſtoff in die Aufregung der ſchon den ganzen Platz bedeckenden Menge zu werfen. Die Frau des Rocco ging auch hier in dem leidenſchaftlichſten Gebahren voran, ſie ſchwang eine Axt, die ſie einem ihr naheſtehenden Arbeitsmann abgenommen, wuthentbrannt in die Höhe, und forderte Alle auf, ſich mit ihr nach dem Amphitheater der Chirurgen hinzubegeben, daſſelbe zu durchſuchen und einer ſchonungsloſen Zerſtörung preiszugeben. Dieſer Vorſchlag fand auf der Stelle unter lautem Zujauchzen die weiteſte Unterſtützung und Betheiligung, und die Perſonen, welche zuerſt den aufreizenden Gedanken unter die Maſſe geſchleudert, zeigten ſich jetzt auch thätig, Stöcke, Hacken und Werkzeuge aller Art herbeizuſchaffen, um den beabſichtigten Angriff auf die Anatomie erfolgreicher ausführen zu können.

Man hatte sich in einzelnen Ketten abgetheilt, und drang nun mit verwegener Unternehmungslust vorwärts. Mitten in diesen lärmenden Haufen, der schon seit einigen Stunden den Platz für jeden Verkehr gesperrt hatte, war eine glänzende Equipage gerathen, die, obwohl der Kutscher von einer darin sitzenden Dame den Befehl empfing, sich auf jede Weise Bahn zu schaffen und auf das Schleunigste das Gedränge zu zertheilen, sich nicht mehr weiter zu bewegen vermochte und jetzt unter der ihn umtobenden und hemmenden Volksmasse stillstehen mußte.

Die Marquise d'Aubeterre, welche sich in dem Wagen befand, lehnte sich mit heftigem Erschrecken in denselben zurück, als sie sich in ihrer unmittelbaren Nähe von den wildesten Gestalten des Volks umdrängt und umtobt sah. Sie hatte in der angesammelten Menge nur einen gewöhnlichen Volksauflauf zu erblicken geglaubt, wie er in der letzten Zeit auf den Märkten Roms öfter stattgefunden. Sonst würde sie, wie sehr es sie auch drängte ihren Weg eilig fortsetzen zu können, schwerlich die Tollkühnheit besessen haben, sich durch eine empörte und tumultuarische Menge die Durchfahrt erzwingen zu wollen.

Die schöne elegante Frau, welche ihre edle hohe

Geſtalt in die ernſteſte Trauer gehüllt hatte, ſah mit klagenden Blicken umher, wie ihr aus dieſer Bedrängniß geholfen werden könne. Unter den Perſonen, welche ihrem Wagen am nächſten ſtanden, bemerkte ſie einen Mann, der ihr einigermaßen bekannt erſchien, obwohl er es vermied, ſich genauer von der Marquiſe betrachten zu laſſen. Nachdem ſie ihre Geiſtesgegenwart wieder zu der ihr ſonſt eigenen ſtolzen Ruhe geſammelt, rief ſie mit unerſchrockener Stimme den Mann herbei, in dem ſie jetzt mit Gewißheit einen zu dem unterſten Dienſtperſonal des Palaſtes Girao gehörigen Menſchen, den ſie zum Oefteren dort geſehen, zu erkennen glaubte. Sie vermißte freilich die Livrée des Cardinals an ihm und ſah ihn ſtatt deſſen in einen bäuerlichen Anzug gekleidet, der ihr ſeiner geſuchten Zuſammenſetzung wegen auffällig erſchien.

Der Mann gehörte zu denen, welche zuerſt die Gedanken der Menge darauf gebracht hatten, ſich gegen das Amphitheater der Anatomie zu wenden und an denſelben ihre ſtürmiſche Wuth auszulaſſen. Auf ihr Befragen nach dem Hergang der Dinge, erzählte er der Marquiſe, daß die Familie eines im Hoſpital verſtorbenen Transteveriners, die hierher gekommen ſei, um ihren Vater zu beerdigen und dann in ihrem

Kirchſpiel ſeine Todtenfeier zu begehen, durch das räthſelhafte Verſchwinden des Leichnams zur höchſten Wuth entflammt worden ſei und dabei die Theilnahme des Gerechtigkeit liebenden römiſchen Volkes gefunden habe.

Der Transteveriner iſt verſchwunden? fragte die Marquiſe in athemloſer Haſt, und erſchrak dann ſelbſt über den eigenthümlichen Accent ihrer Frage. Es war ihr, als hätte ſie ſich ſchon verrathen, daß ſie ſelbſt vor zwei Tagen in der Leichenkammer des Spirito Santo geweſen und dort zu ihrem nicht geringen Entſetzen die Bekanntſchaft des daſelbſt ausgeſtellten Todten gemacht habe. Ein Leichnam des Hoſpitals iſt abhanden gekommen? verbeſſerte ſie ihre Frage mit einem bei weitem gleichgültigeren Ausdruck.

Es war indeß wenig Zeit und Muße vorhanden, um dies Geſpräch fortzuſetzen. Der Aufruhr drängte gewaltſam nach einer andern Seite hin, um mit ſeiner Maſſe in die zum Amphitheater der Anatomie führende Straße einzubiegen, und der Wagen der Marquiſe erſchien plötzlich ſo weit frei gelaſſen, um ſeinen Lauf nach der ihm beſtimmten Richtung ungehindert fortſetzen zu können.

Der Palaſt Girao, der jetzt in wenigen Minuten erreicht werden konnte, war das Ziel der Ausfahrt der Marquiſe geweſen. Ihre großen ſtrahlenden Augen füllten ſich jetzt mit Thränen, als ſie ſich der hohen Pforte des Hauſes näherte, in der ſie nur noch den ſterblichen Ueberreſten ihres geliebten und verehrten Freundes, des Mannes, der durch ſeine bedeutende und anziehende Perſönlichkeit die Bewunderung und Hoffnung aller Kreiſe auf ſich gezogen, den letzten Beſuch abſtatten wollte.

Der entſeelte Körper des Cardinals ſollte heut in der prachtvollen Aufſtellung, die ſeinem Range und ſeiner Würde zukam, der Verehrung des römiſchen Volkes gezeigt werden. Es war um ſo mehr zu erwarten, daß ein großer Andrang ſeiner zahlreichen Freunde wie aller Gläubigen in Rom zu dieſer feierlichen Ceremonie ſtattfinden werde, als der plötzliche und unter den überraſchendſten Umſtänden erfolgte Tod des beliebten und mächtigen Prälaten alle Gemüther in die größte Spannung und Beſtürzung verſetzt hatte, und ſehr viele Beſuchende zugleich aus dem Drang hingetrieben wurden, das wunderbare Ereigniß mit eigenen Augen beſtätigt zu ſehen.

Der Volkstumult, dem die Marquiſe d'Aubeterre

entflohen war, ſchien jedoch vor dem Palaſt Girao den Zudrang der Menge ſchon bedeutend abgezogen zu haben. Sie fand es hier einſam, öde und todtenſtill, und ſchauderte in ſich zuſammen, als ſie die ſteinernen Treppen hinaufſtieg und ihren zögernden Fuß in den wiederhallenden Flur des Hauſes eintreten ließ. Clementine zog den ſchwarzen Schleier über das in Schmerz und Trauer erbleichte Angeſicht herunter und beſchritt in zitternder Erwartung die Halle, in welcher der den Leichnam des Cardinals einſchließende Sarg in der feierlichſten Scenerie aufgeſtellt war.

Die hohen düſter brennenden Kerzen, welche den Katafalk umſtanden, zeigten der Marquiſe das Ziel ihres trauervollen Kommens. Sie näherte ſich jetzt mit leiſen eiligen Schritten dem Todten, der ganz einſam und unbewacht in den ihn verhüllenden Purpurgewändern dalag. Niemand von den Freunden, Angehörigen und Dienern war in ſeiner Nähe, ein drückendes, dumpfes Schweigen herrſchte in dem weiten öden Raum, den ſchwere Weihrauchwolken, die aus kniſternden Gefäßen emporloderten, durchzogen. Clementine vermochte kaum zu athmen. Sie fühlte eine Beklommenheit und Angſt in ihrer Bruſt her-

aus Malz und Hopfen über Alles gilt, ſogar über die edleren Gaben des genialen Mannes Bacchus. Das Prager Bier, das in den hieſigen Felſenkellern ſo außerordentlich gut und kühl erhalten wird, beſitzt in der That, bei einem eigenthümlich wohlthuenden Geſchmack, ſo ſubſtanzreiche Theile, daß es einmal ein Kenner mit Recht ein flüſſiges Brot nannte. Und als ſolches wird es auch hier vielfältig genoſſen, da man ſogar ſchon des Morgens mit Bier frühſtücken ſieht, und die ganze Atmoſphäre Prags ſchien mir beſtändig ſo bierdurſtig, daß ich das, was ich ſonſt für eine Barbarei gehalten haben würde, an mir ſelbſt erlebte. Ja, ſo bin ich, Heilige! daß alle Sympathieen, die es nur in der Welt geben kann, augenblicklich auf mich einwirken. Iſt das nicht die alte lächerliche Vielſeitigkeit an mir? Aber nun denke Dir, was es auf das Temperament eines Volkes für Einfluß haben muß, wo ein ſo ſtarkes und ſchweres Bier zum Lieblingsgetränk geworden. Doch der Prager genießt ſein Bier ſelten ohne — Muſik. Aus den niedrigſten Bier-

aufſteigen, die ihr zugleich die Kraft benehmen wollte, weiter vorwärts zu ſchreiten.

Endlich überwand ſie mit einem mächtigen Entſchluß alle ihr ſelbſt unerklärlichen Empfindungen. Sie ſtürzte zu dem prunkvoll verzierten Sarge hin und neigte ſich mit ihrem Geſicht zu dem Todten, um ihn zu betrachten und zu begrüßen. In demſelben Augenblick prallte ſie aber auch wieder mit einem lauten Aufſchrei von ihm zurück. Sie fand das Geſicht ihres hingeſchiedenen Freundes mit einer daſſelbe dicht umſchließenden Wachsmaske bedeckt, und dieſer unerwartete Anblick durchfuhr ſie mit einem ſo ſeltſamen Schauder, daß ſie ihre Augen verhüllen und ſich auf einen der nebenſtehenden Seſſel hinwerfen mußte, um nicht zu Boden zu ſinken.

Nachdem ſie in dieſer Erſtarrung einige Minuten verweilt, fühlte ſie, daß es ihr an Muth gebreche, die Augen wieder emporzuſchlagen und den eigenthümlichen Anblick, der ihr das Blut zum Herzen getrieben, noch einmal mit ruhigeren Sinnen zu prüfen. In dieſem Augenblick fühlte ſie ſich aber ganz leiſe von einer Hand, die erſt ihren Shawl und dann ihre Schulter berührte, angefaßt. Mit einem fürchterlichen Angſtruf ſprang ſie empor und erkannte jetzt

die Stimme und Geſtalt des Grafen Andrea Girac, der ſich mit einer tiefen Verneigung entſchuldigte, daß er, in dem Gedanken, ſie ſei ohnmächtig an dieſer Stelle niedergeſunken, ſie zur Hülfeleiſtung zu berühren gewagt und ihr darauf dieſen beklagenswerthen Schrecken verurſacht habe.

Die Marquiſe hatte ihre ſtarken Lebensgeiſter bald wieder geſammelt, und nachdem ſie die Entſchuldigungen des Grafen mit einem freundlichen Gruß erwiedert, bat ſie ihn, ihr ſeinen Arm zu geben, weil ſie, auf ihn geſtützt, ſich noch einmal vergewiſſern wolle, ob ſie ſich in dem Grauenvollſten und Räthſelhafteſten, das man erblicken könne, nicht getäuſcht habe. Sie zog ihn dann ſo nahe als möglich zu dem Todten heran und fuhr mit demſelben Entſetzen, wie das erſte Mal, wieder vor dem Anblick des Cardinals zurück.

Wie iſt es möglich, ſagte ſie ſich abwendend, daß Sie es zugeben konnten, Herr Graf, das liebe ſchöne Geſicht Ihres Oheims mit dieſer abſcheulichen Wachsmaske bedecken zu laſſen?

Sie nehmen Anſtoß an dieſer allerdings nicht ſehr kleidſamen Geſichtsdecoration? entgegnete ihr der Graf in ſeiner gewohnten barſchen Ausdrucksweiſe. Ich

habe darauf gar keinen Einfluß ausüben können, denn als ich zum Anblick des Cardinals verstattet wurde, fand ich ihn schon mit dieser wächsernen Larve bedeckt, die sich auf eine merkwürdig treue Weise seinen Gesichtszügen anschmiegt, obwohl auch ich gewünscht hätte, daß sie nicht durch dies Medium unserer Erinnerung überliefert worden wäre. Aber mein Oheim, den das verhängnißvolle Stichwort so plötzlich von dieser Weltbühne abrief, wollte uns vielleicht auf diese sinnige Weise belehren, daß nicht blos das ganze Leben, sondern auch der Tod nur ein Maskenscherz ist, wobei es nur darauf ankommt, eine Larve mit der andern zu vertauschen! Denn was man oft sprichwörtlich sagt, daß im Tode alle Masken fallen, hat mir in meiner Philosophie niemals recht einleuchten wollen. Vielmehr steigen mit dem Tode erst recht alle Schleier und Räthsel des Lebens empor. Giebt es eine räthselhaftere Maske als den Tod selbst? Sehen Sie da unsern alten Freund, den bedeutenden Geist, den überlegenen Staatsmann, er will uns zum Abschied nicht mehr seine hohe gewaltige Stirn, sein herrliches unvergeßliches Gesicht zeigen, nein, die Maske hat er sich über das Gesicht ziehen lassen, als wollte er damit zuguterletzt zu uns sagen: wir haben

uns alle eigentlich nicht gekannt, fremd geht der Menſch an dem Menſchen vorüber, und als fremdes räthſelhaftes Weſen trennt er ſich zuletzt auch von Denen, die ihm im Leben am nächſten geſtanden haben!

Der Graf hielt hier in ſeinen eigenthümlichen Betrachtungen inne und beobachtete die Marquiſe, die an ſeiner Seite in der heftigſten Bewegung zitterte und ihn jetzt am Arm fortzog, weil ſie es in der Nähe des Todten nicht mehr aushalten zu können ſchien.

Uebrigens, fügte der Graf hinzu, indem er die Marquiſe zum Ausgang des Saales zurückgeleitete, iſt der Tod des Cardinals jedenfalls wohl durch einen der Krampfanfälle herbeigeführt worden, denen er ſchon früher von Zeit zu Zeit unterlag. Er war auf ſeine Perſönlichkeit eitel und ich denke mir, daß er den Maskenüberzug anordnete, um nicht ſein vom Krampf entſtelltes Geſicht den Beſchauern zu zeigen. Der vertraute Kammerdiener war allein in der Todesſtunde um ihn und hat den letzten Willen des Cardinals entgegengenommen. Ich ſelbſt weiß nicht mehr, als was das ganze Publikum von dieſem erſchütternden Ereigniß weiß.

Hören Sie, Graf, ſagte die Marquiſe, indem ſie ihre dunkelglühenden durchbohrenden Augen feſt auf Andrea Girao gerichtet hielt, es iſt eine höchſt dunkle und erſtaunliche Sache, vor der wir ſtehen, und wir dürfen den Lichtſtrahl kaum erwarten, der jemals in dieſe Begebenheit fallen wird! Laſſen Sie uns ſtill ſein, und behalten wir für uns den reinen Schmerz um einen hohen und auserleſenen Geiſt, einen Schmerz von ſolcher Tiefe und ſolcher Berechtigung, daß alle anderen Empfindungen und Zweifel ſich darin verlieren müſſen!

Der Graf küßte ihr die ſchlanke Hand, was ſie nur mit Widerſtreben geſchehen ließ. In ihrem ganzen Weſen drückte ſich eine fiebernde Unruhe aus. Der Platz, wo ſie ſtand, ſchien ihr unter den Füßen zu brennen, und es war ihr, als müſſe ſie jetzt die Flucht ergreifen, um den unheimlichen Dämonen zu entfliehen, welche im Zwielicht der Halle bei dem ſchwankenden Schein der Kerzen und in den ziehenden Dämpfen des Weihrauchs ihr Weſen trieben. Mit Mühe erhielt der Graf die Erlaubniß, ſie hinunter zu ihrem Wagen geleiten zu dürfen. Mit bebender Eile ſprang ſie in den geöffneten Schlag und der

Kutſcher konnte ihren Befehlen, die Roſſe anzutreiben, nicht lebhaft genug nachkommen.

Auf den Straßen Roms lag ein ſonnenheller heiterer Maitag, der mit ſeinen leiſe wehenden Frühlingsdüften ſich um die heiße Stirn der Marquiſe legte. Sie athmete aus tiefſter Bruſt empor und ſog begierig die friſchen Morgenlüfte ein, als wolle ſie damit ihr Herz von dem drückenden ſchwülen Geheimniß reinigen, welches auf demſelben mit einer unbegreiflichen Schwere laſtete.

Kaum hatte ihr Wagen ſie aber an der nächſten Straßenecke vorübergeführt, als die Marquiſe bemerkte, daß derſelbe tobende Volkshaufen, dem ſie ſich vor einer Stunde glücklich entzogen hatte, ſchon wieder im Begriff ſchien, ſich auf den Platz des Hoſpitals zurückzuwälzen und die gewaltſamen Scenen vor demſelben zu erneuern. Noch ehe ſie den Kutſcher, der zu ſpät auf die neue Gefahr aufmerkſam geworden, zum Einlenken in eine andere Richtung hatte anweiſen können, befand ſich der Wagen ſchon wieder mitten in den heranfluthenden Volksmaſſen, in denen Aufregung und Erbitterung ſich auf die bedenklichſte Weiſe geſteigert zu haben ſchienen. Ein wildes Schreien und Rufen verkündigte die von Neuem gefaßten Vor-

ſätze, welche diesmal gegen das Hoſpital von Spirito Santo ſelbſt gerichtet waren.

Aus den Erzählungen, welche einen zur Seite ſtehen gebliebenen Zuſchauerhaufen durchliefen, konnte die Marquiſe abnehmen, daß die aufgewiegelte Menge, welche den wüthenden Transteverinern nach dem Amphitheater der Chirurgie gefolgt war, dort Unfug und Zerſtörung aller Art ausgeübt hatte. Nachdem man die Anatomie vergebens nach dem vermißten Leichnam durchſucht, war man zu einer Verwüſtung des ganzen Gebäudes geſchritten, das unter der zügelloſeſten Ausgelaſſenheit von Grund aus zerſtört, ausgeplündert und niedergeriſſen wurde.

Die durch ihre bisherigen Erfolge noch mehr verwilderten Schaaren hatten ſich jetzt wieder nach Spirito Santo zurückbegeben, in der Abſicht, den Kirchhof des Hoſpitals, der unmittelbar bei demſelben gelegen war, zu durchwühlen und die Gräber der Todten ſelbſt zur Auffindung des entſchwundenen Transteverіners zu unterſuchen. Obwohl ihnen von einigen Vernünftigeren entgegengehalten wurde, wie auch dies Beginnen erfolglos bleiben müſſe, ſo ſtürzte man ſich doch ohne weiteres Beſinnen auf das frevelhafte

Spiel, das jetzt mit Hohngeschrei und Verwünschungen aller Art begonnen wurde.

Schon war aber, da die gewöhnlichen Polizeimannschaften diesem Aufruhr gegenüber sich als ohnmächtig erwiesen hatten, die päpstliche Garde gegen denselben entboten worden. Die Soldaten des Papstes näherten sich bereits in geschlossenen Schaaren und mit klingendem Spiel dem Platze, den sie zuvörderst von den Schaaren Neugieriger und Müßiger säuberten, um die Aufrührerischen allmählig auf den engsten Punkt zusammenzutreiben und zu umzingeln.

Es war damit für die Marquise d'Aubeterre ein günstiger Moment eingetreten, den sie für die ungehinderte Fortsetzung ihres Weges benutzen konnte. Während in der Ferne der Kampf zwischen Volk und Soldaten schon mit unheilvollem Lärmen, Wuthausrufungen und einzelnem Wehgeschrei sich ankündigte, konnte der Wagen eine Seitenstraße gewinnen, durch welche das Hôtel der Marquise ohne weitere Gefährdung zu erreichen war.

IV.

Der Begräbnißtag des Cardinals Girao war erſchienen und ſollte unter dem feierlichen Antheil der ganzen Bevölkerung Roms wie mit allem Pomp, unter dem ſich die Kirche, die Diplomatie und der hohe Adel dabei vertreten wollten, begangen werden. Schon ſeit dem frühen Morgen hatten ſämmtliche Glocken der ewigen Stadt das unendliche Gewoge ihrer Klänge ausgeſendet. Gegen Mittag aber hatte ſich vor dem Pallaſt des Cardinals der gewaltige, unabſehbare Zug von Fußgängern und Wagen gebildet, welche dem gefeierten und vielbeliebten Prälaten auf ſeiner letzten Wallfahrt durch die Straßen und Plätze Roms bis zu ſeinem Grabe das Geleit geben wollten.

Mit dem heutigen Tage, der in dem wunderbarſten Glanz eines blauen ſonnigen Frühlingshimmels

ſtrahlte, war auch zuerſt wieder der geſicherte Frieden in dem Weichbilde Roms eingetreten. Bis zum Morgen hatten noch die letzten Zuckungen des Volksaufſtandes, der um die geraubte Leiche des Transteveriners entſponnen war, in vereinzelten aufrühreriſchen Scenen und Nachwirkungen ſich hingezogen. Dann war es gelungen, mit Haftnahme der noch verſteckt gebliebenen Rädelsführer den letzten Laut dieſes bösartigen Tumults zu erſticken, und die feierlich ernſten Glockenklänge, welche zu dem Begräbniß Girao's riefen, konnten zugleich für die erſte Verkündigung, daß der Stadt die Ruhe und Eintracht zurückgekehrt ſei, gelten.

Eine Volksbewegung hatte gewiſſermaßen die andere verdrängt, denn obwohl der glänzende und zahlreiche, aus vielen Tauſenden gebildete Zug ſich in einer durch die Soldaten und Diener der Kirche ſicher geleiteten, großartigen Ordnung in Bewegung ſetzte, ſo machte ſich doch nicht minder eine unruhige, an Aufregung grenzende Stimmung, die in den verſchiedenartigſten Aeußerungen und Andeutungen ſich kundzugeben ſtrebte, in allen Reihen bemerklich. Dieſe Ausrufungen, dieſes unaufhörlich flüſternde Gemurmel, wovon alle Abtheilungen des Zuges wie von hin und

häusern schallt Dir Harfe, Flöte, Geige, Trompete oder Trommel, fast zu jeder Tageszeit, entgegen, und so wiegt sich die sanfte Biermelancholie schnell in eine weiche Musiksymphonie hinüber, die am Ende sogar in die Füße tritt, und die Schwere des Phlegmas zu einem rasch sich drehenden Tanz bewegt.

Doch ich merke jetzt erst, daß ich eine seltsame Einleitung gewählt habe, um mich heut mit Dir zu unterhalten. Denn wahrlich von ganz anderen Dingen habe ich mir vorgenommen, Dir zu sprechen. Ich wollte Dir von der vertriebenen französischen Legitimität, die droben auf dem hohen Hradschin ihren Wohnsitz aufgeschlagen, erzählen. Es ist bald vier Uhr, und um diese Zeit hört Karl der Zehnte in der Schloßkirche die Messe.

„Wie schaffen?" fragt die niedliche freundliche Kellnerin, indem sie sich mit einem wohlgelungenen Knix vor mich hinstellt.

Ich schaffe heut nichts, als einen Fiaker. Der Regen gießt in Strömen herunter, die

her ſtoßenden Wellenſchlägen bewegt wurden, erging ſich in den mannigfachſten Abſtufungen über das räthſelhafte Hinſcheiden des Cardinals, über ſein ganzes vergangenes Leben und über ſein Verhältniß zum Papſte Pius, welches in der letzten Zeit zum Gegenſtande eigenthümlicher Gerüchte und Vermuthungen geworden war.

Nur von Zeit zu Zeit übertönten die herrlichen alten Kirchenhymnen, welche von der päpſtlichen Capelle und ihren Sängern ausgeführt wurden, durch die Kraft und Pracht ihrer Weiſen das unheimlich wogende Flüſtern der Menge, indem ſie der von den verſchiedenartigſten Empfindungen durchzogenen Volksmaſſe den Ausdruck des Friedens und der harmoniſchen Klage aufzwangen.

Der wunderbare Leichenzug hatte ſich jetzt der Piazza di Popolo genähert, als ſich plötzlich die Nachricht verbreitete, daß der Papſt Pius, zurückkehrend von der Reiſe nach Wien, ſoeben durch die Thore von Rom eingefahren ſei und ſich in ſeinem Wagen bereits dem Platze nähere, über welchen die langſam wallenden Bewegungen des Zuges in dieſem Augenblick den Sarg des Cardinals Girao hintrugen. Dieſe Nachricht, welche ſich mit elektriſcher Schnelligkeit der

ganzen Versammlung mittheilte, brachte unter dem Volke sowohl wie bei den höheren dem Zuge angehörigen Personen den merkwürdigsten Eindruck hervor. Die Träger des Sarges, wie von einem unbegreiflichen Schrecken erfaßt, zögerten fast sich mit dem Todten weiter zu bewegen, und es war als wenn ihnen plötzlich Hände und Füße dazu den Dienst versagen wollten. Die Gesänge schwiegen, die Instrumente verhallten, die Bewegung der ganzen Procession stockte in sich selbst auf eine unerklärliche Weise. Jeden schien ein angstvolles dunkles Gefühl zu überkommen, als wenn er auf eine nicht zu rechtfertigende Weise den dahingetragenen Prälaten dem herbeieilenden Papst entzöge, und man war schon im Begriff, wie in einer mechanischen Bewegung den Sarg auf das Pflaster niederzusetzen, als in diesem Augenblick von einer mächtig tönenden Stimme in der That der Befehl dazu erscholl.

Es war die Stimme des Papstes, der sich in demselben Moment in seinem Wagen der Piazza di Popolo genähert hatte. Unterwegs schien ihm bereits bekannt geworden zu sein, durch welches seltene und feierliche Leichenbegängniß die Stadt gerade am Tage seiner Rückkehr in Anspruch genommen werden sei.

Pius hatte auch ſeinen eigenen Wagen halten laſſen, und verließ denſelben jetzt, um ſich mit würdigem, langſamem Schritt, indem er zugleich der ihm huldigenden Menge nach allen Seiten ſeine Grüße ſpendete, zu dem den Cardinal Girao einſchließenden Sarg hinzubegeben. Erſtaunen und Erwartung feſſelten jetzt alle Reihen der Verſammlung, die bis zu ihren äußerſten und fernſten Endpunkten jeden Athemzug aufzuhalten und jeden Laut zu bewahren ſchien.

Pius VI. ſelbſt erſchien Allen, die ſeines Anblicks öfter theilhaftig wurden und ihn in dieſem Augenblick wiederſahen, ungewöhnlich und auf das Auffallendſte verändert. In ſeiner anmuthigen, feingebildeten Perſönlichkeit, in der ſonſt die Milde und Güte einen überwiegenden Charakterzug der Erſcheinung ausmachten, hatte ein ihm durchaus fremdes Weſen der Strenge und eines bittern, trauervollen Ernſtes heut die Oberhand eingenommen. Mit dieſem Ausdruck, der durch die Miſchung von Zorn und Schmerz die gebietende Würde ſeiner Erſcheinung erhöhte, ſchritt er, ohne an irgend Jemand ein Wort oder eine Frage zu richten oder den raſch herzugetretenen Cavalieren und Würdenträgern des päpſtlichen Hofes eine weitere

Beachtung zu widmen, unmittelbar und auf dem kürzesten Wege dem Sarge zu.

Der Graf Andrea Girao, sowie der Neffe des Papstes, der Herzog von Braschi, waren dem Papst am nächsten getreten und bemühten sich, dem zurückgekehrten Fürsten der Kirche ihre Aufmerksamkeiten entgegenzubringen. Aber auch diesen erklärten Lieblingen gewährte Pius kaum einen Blick. In der eigenthümlichen Starrheit der Haltung, die ihn seit seinem Wiedererscheinen charakterisirte, schritt er lautlos an ihnen vorüber, und stand jetzt vor dem in Scharlach gehüllten Sarge still, den er mit einem scharfen Blick seiner tiefen dunkeln Augen betrachtete. Dann erhob er mit einer feierlichen aber kalten Bewegung seine Hand und spendete dem Sarg den Segen seines heiligen Amtes. Aber auf seinem Gesicht lag kein Schmerz, kein Bedauern, nicht der geringste Zug von Theilnahme bewegte seine ernsten, wie mit einer eisernen Festigkeit zusammengehaltenen Züge.

Er schien nicht wie ein Freund zum Grabe des Freundes gekommen zu sein, sondern sein Auftreten gemahnte vielmehr an den Richter, der aber dem Todten gegenüber seine Pflicht nur noch an den verzeihenden und segnenden Priester abtreten konnte. Zuletzt, indem er

ſich in derſelben Unbeweglichkeit wieder umkehren wollte, richtete er noch, wie zum Abſchied von den letzten Ueberreſten und Erinnerungen ſeines Freundes, einen langen, durchdringenden, vielſagenden Blick auf den Sarg und ſchien in dieſem Augenblick noch ein bedeutungsvolles Zwiegeſpräch mit dem Cardinal zu unterhalten. Vorwurf, Anklage und bittere Enttäuſchung drückten ſich darin auf eine ergreifende Weiſe aus, und als dies Geſpräch mit dem letzten flammenden Blick der Augen ſcharf und ſchroff abgebrochen wurde, ſchien es unentſchieden geblieben, in welchem Sinne der Papſt den alle ſeine Gefühle überraſchenden Tod des Cardinals auffaſſen und empfinden wolle.

Denn dieſer Tod konnte ihn entweder der traurigen Verpflichtung überhoben haben, Gerechtigkeit und Rache an einem ſchuldig befundenen, alten Freund zu üben, oder er hatte ihm die Gelegenheit geraubt, ſeinem nur zu begründeten Zorn den Ausweg des Vergeltungsrechtes und des Geſetzes zu eröffnen. Daß das letztere Gefühl das überwiegende geblieben ſei, hätte man faſt aus der unſchmelzbaren Härte ſchließen können, welche, dem Charakter des Papſtes Pius ganz entgegen, ſein ganzes äußeres und inneres

Wesen in diesem Augenblicke zu bestimmen schien. Aber indem er jetzt den Scharlachsarg wieder verließ, wandte er sich nach einigen Schritten, die er zurückgelegt, doch noch einmal umblickend wieder zu ihm zurück und streckte wiederholt seine Hand zur Ertheilung des Segens aus.

Den Weg zu seinem Wagen in rascherer Bewegung zurücklegend, wies er das Geleit der genannten, sich um ihn beeifernden Cavaliere nicht mehr zurück, sondern wechselte zur Bewillkommnung einige flüchtige Worte mit ihnen. Beim Einsteigen in den Wagen flüsterte er unbemerkt dem Grafen Girao sowohl als dem Herzog von Braschi den Befehl zu, unmittelbar nach Beendigung dieses Leichenbegängnisses in seinem Kabinet auf Castel Gandolfo vor ihm zu erscheinen. Dann empfahl er die rasche und ungesäumte Fortsetzung des Leichenzuges, während er selbst in eine zur Seite abbiegende Straße seinen Wagen einlenken ließ.

Jetzt begann die Kapelle wieder ihre feierlichen, schwungvollen Hymnen aufzunehmen, der Klang der Stimmen und Instrumente erscholl mächtig in die Weite, und der von neuem emporgehobene Sarg wurde zu seiner Beisetzung in der Gruft Santa

Maria Major fortgeleitet. In der Zeit von einer Stunde war die ganze noch übrige Feierlichkeit beendet, der Strom der Menge verlief sich rasch, und noch an demselben Tage schien in Rom das außerordentliche Ereigniß, das noch eben mit seinem Dunkel und seinen Zweifeln so mächtig auf allen Gemüthern gelastet, wieder vergessen zu sein.

V.

Der Graf Andrea Girao und der Herzog Braschi hatten nicht gesäumt, sich der erhaltenen Weisung gemäß in Castel Gandolfo melden zu lassen, sobald die Beendigung der Bestattungsfeierlichkeiten ihre Rückkehr zugelassen hatte. Diese beiden jungen Cavaliere theilten seit einiger Zeit bei dem Papste Pius dieselbe persönliche Gunst, mit der sie stets gleichmäßig ausgezeichnet waren, und dies hatte zugleich ihre eigene Freundschaft, in der sie durch Gleichheit des Alters und der Neigungen verbunden waren, auf das Innigste befestigt.

Pius empfing die beiden Freunde mit dem eigenthümlichen scharfen Zug der Trauer und des Schmerzes, der seit seiner Rückkehr nach Rom auf seinem edlen feinen Gesicht dauernd ausgeprägt zu sein schien.

Doch ſpielte wieder das anmuthige gute Lächeln um ſeinen harmoniſch geſchnittenen Mund, als er die Freude, welche ihm ſeine Günſtlinge jetzt über ſeine Rückkehr ausdrücken durften, entgegennahm und dabei das ſeltſam ausdrucksreiche, ungeachtet aller Traurigkeit drollige Geſicht des Grafen Andrea beobachtete, auf dem ſchon tauſend Antworten auf alle auch noch nicht an ihn gerichteten Fragen geſchrieben ſtanden.

Ich habe Euch zu mir beſchieden, meine Freunde, ſagte er, nachdem jetzt die erſten Begrüßungen ausgetauſcht waren, um auf eine glaubwürdige Weiſe von Euch zu erfahren, was ſich in der letzten Zeit meiner Abweſenheit von hier zugetragen? Erſtaunlich und fremd ſcheint mir der Zuſammenhang dieſer Dinge, in den ich bei meiner Rückkunft eingetreten. Erzählt mir Etwas von dem Cardinal Girao, und ſagt mir, was ihr von ſeinen letzten Augenblicken wißt, wie er geſtorben und ob er meiner noch Erwähnung gethan? Hat er noch vor ſeinem Hinſcheiden die Sterbe-Sacramente empfangen, und wer iſt Zeuge dieſer heiligen Handlung bei ihm geweſen?

Der Papſt betonte dieſe Fragen mit einem ſo heftigen, faſt athemloſen Ausdruck, und verrieth dabei ſo ſehr die innere Bewegung, die ihn beherrſchte,

daß zuerſt eine ängſtliche Pauſe entſtand, während welcher beide Freunde zu überlegen ſchienen, wie ſie, bei ihrem gänzlichen Mangel an näherer Kunde, dieſer ſo auffallend geäußerten Wißbegierde des Papſtes irgend entſprechen konnten.

Ich weiß durchaus gar nichts von dem Tode meines Onkels, unterbrach endlich Andrea das Stillſchweigen. Sein Leben, wie ſein Tod, ſind mir ein gleiches Räthſel geblieben. Er lebte für mich immer in einer außerordentlichen und unnahbaren Sphäre, oder ich war vielleicht zu bequem, um mich in ſein Vertrauen einzudrängen. Sein Tod kam plötzlich und uns alle überwältigend, wie manche ſeiner kühnen Gedanken, die in das Geſpräch mit ihm wie Blitz und Donner hineinfielen. Aber ich habe nachträglich durch ſeinen alten, ihm einzig vertrauten Kammerdiener erfahren, daß der Cardinal allerdings kurz vor ſeinem Ende zwei Pfarrprieſter zu ſich kommen ließ, um aus ihren Händen die Abſolution und die letzte Oelung zu empfangen.

Alſo die Abſolution hat er empfangen? fragte Pius mit einem ſchneidenden Ausdruck, indem er einige Male mit unruhigen, haſtigen Schritten im Cabinet auf und nieder ging. Dann blieb er wieder

Straßen ſchwimmen, und ich muß hinauf zu dem erhabenen Dom von St. Veit.

Es waren bald Anſtalten getroffen, um mich fortzubringen. Ich trat in den bedeckten Säulengang, und durch die Kirchthür, und hatte noch Zeit, den merkwürdigen Eindrücken, welche gothiſche Bauwerke immer auf die Stimmung und das Gemüth hervorbringen, mich zu überlaſſen. Das auf hohen gothiſchen Bogen getragene Schiff der Kirche, die auf mächtigen Wandpfeilern ruhenden Kreuzgewölbe, die vielen in ehrwürdiger Pracht ſchimmernden Kapellen und Altäre, die ſtille andächtige Reihe der Betſtühle; große hiſtoriſche Denkmäler, ehrfurchterregend in ihrem Alter und in ihrer Koſtbarkeit; auf ihren Gräbern ſchlafende, in Stein gehauene Könige, Heilige, Märtyrer und Wunderthäter; wunderbare Wandbilder, bedeutſame Inſchriften, ſeltſam zierliches Schnitzwerk, bunte Malerei auf dem flimmernden Zwielicht der hohen Fenſter; reicher Kirchenſchatz der Metropolitane, Silber, Edelgeſtein und Vergoldung überall; Ballnſtraden, Baldachine, Kruzifixe,

vor Andrea Girao ſtehen, der verwundert die Aufregung betrachtete, welche ſein ganzes Weſen in geſteigertem Maße ergriffen zu haben ſchien.

Und begab ſich nichts Auffallendes in dieſer letzten Scene ſeines Lebens? fragte Pius weiter, mit einer barſchen, zornigen Stimme, welche der harmoniſch gemeſſenen Perſönlichkeit des liebenswürdigen Kirchenfürſten ſonſt durchaus nicht entſprach.

Doch, doch! entgegnete Andrea Girao nach einigem Beſinnen. Man hat mir berichtet, daß der Cardinal, obwohl er mit der größten Andacht und mit vollem Bewußtſein der heiligen Handlung beiwohnte, es doch nicht über ſich zu gewinnen vermochte, das heilige Abendmahl zu genießen. Als man ihm das absolvo te geſprochen, machte er mit frommer Hingebung das Zeichen des Kreuzes, und erfaßte das Crucifix, das man ſeinen Lippen näherte, mit der Hand in einer glühenden Inbrunſt. Aber ſo oft ihm der Kelch dargereicht wurde, wich er mit einem ſichtlichen Schauder davor zurück, ſeine Lippen zogen ſich krampfhaft zuſammen und drückten ein unerklärliches Entſetzen aus, das ihn in der That am Genuß des Abendmahls verhindert hat.

Es iſt wunderbar und bedeutungsvoll, was Ihr mir da berichtet! erwiederte Papſt Pius mit einem mildern Ernſt, indem er ſein ſchönes, würdevolles Haupt nachſinnend in die Hand ſtützte. Von allen meinen Feinden, fuhr er leiſe fort, drang nie ſo tiefes Wehe an mein Herz, als von dieſem hochbegabten und vor Vielen auserleſenen Freund!

Und ſo vertrauet uns, mein Oheim, was er Euch gethan! fuhr jetzt der Neffe des Papſtes, der junge lebhafte Herzog von Braschi, mit ſeiner nicht mehr zu zügelnden Ungeduld heraus. Es gehen ſeit drei Tagen die auffallendſten Gerüchte darüber in Rom umher, und man will wiſſen, daß noch nie ein Menſch ſo zur rechten Zeit zu ſterben verſtanden habe, wie Cardinal Girao, der, wenn er noch einige Tage länger gelebt, als peinlicher Angeklagter vor dem Tribunale Eurer Heiligkeit geſtanden haben würde!

Zwiſchen mir und Girao kann nur noch Gott richten! verſetzte Pius mit einer ſtillen verſöhnlichen Geberde. Und da die Sache dermalen vor dieſes Tribunal gebracht worden, vor dem wir Alle nicht recht zu beſtehen wiſſen, ſo ſoll auch ein ewiges Schweigen meine irdiſche Zunge binden. Niemand erfahre je, zu welcher Klage mir Cardinal Girao Anlaß geboten

haben mag, kein Vorwurf, keine Andeutung ſoll über meine Lippen kommen, und ein unverbrüchliches räthſelvolles Schweigen ruhe über dem Grabe dieſes unbegreiflichen Mannes! Aber ich danke Dir, Braschi, für Deinen Eifer! Er thut mir, wie Alles, was mir von Dir kommt, unendlich wohl.

Aber Ihr werdet mich wenigſtens nicht tadeln, entgegnete der junge Herzog eifrig, daß ich unmittelbar nach dem Tode des Cardinals alle Vorſichtsmaßregeln angeordnet habe, indem ich ſeine ſämmtlichen Papiere, wie auch ſeinen geſammten Vermögens-Nachlaß verſiegeln ließ!

Ach, mein Freund, Du biſt wacker in unſerm Dienſt! ſagte Pius mit ſeinem feinen, milden Lächeln, indem er ſeinem Neffen die Wangen ſtreichelte. Aber Cardinal Girao war ein vorſichtiger Mann, und wo er ſchlimme Papiere machte, behielt er ſie gewiß nicht bei ſich in ſeinem Schreibtiſch. Aber was ſein Vermögen anbetrifft, ſo meinte er es damit nur allzu gütig gegen mich. Man hat mir ſoeben aus der apoſtoliſchen Kammer ſeinen an mich gerichteten letzten Willen überbracht, worin er meine Perſon und das Kapitel von St. Peter zu ſeinen Erben einſetzt. Was werden Sie dazu ſagen, Graf Andrea Girao?

Ich, der Papst Pius, bringe Sie um Ihr irdisches Erbtheil, und muß nun wohl strenger als sonst darauf sehen, Ihnen wenigstens Ihr himmlisches Erbtheil sicher zu stellen? Sie werden sich also darauf gefaßt machen müssen, Graf, daß ich künftig nicht mehr so nachsichtig gegen ihre geniale freigeistige Philosophie bin, und Sie zum Dienst der Kirche anhalte.

Die liebenswürdige Form, in welche Eure Heiligkeit diese Mittheilung kleiden, hat etwas Bezauberndes für mich! entgegnete Andrea mit einem seltsamen Gesicht, auf dem sich ungeachtet aller stoischen Gemüthsruhe, mit der er die Nachricht über die Beerbung seines Oheims angehört, doch einiges Erstaunen über das Faktum selbst ausgeprägt zu haben schien.

Ich muß Sie aber nicht bloß im kirchlichen, sondern auch im weltlichen Interesse mahnen, nicht zu sehr Philosoph zu sein, mein theurer Andrea! fuhr der Papst mit einer sinnigen Freundlichkeit fort. Der irdische Besitz kann auch eine Stufe des geistigen und himmlischen werden, und man soll ihn darum wenigstens insofern achten, als er die Wege sichert, das Gute zu thun, und Kraft verleiht, zu wirken und zu schaffen, wo es gilt. Sie werden es mir daher schon gestatten müssen, daß ich Ihnen, wie den übrigen

Grafen Girao, die durch mich ihrer Erbansprüche verluſtig gegangen ſind, eine lebenslängliche Penſion anweiſen laſſe. Ich will das Teſtament des Cardinals Girao nicht umſtoßen, obwohl ich vielleicht einige Veranlaſſung haben könnte, in ſeine letztwilligen Beſtimmungen einzugreifen. Aber ſein Andenken bleibe in jedem Betracht von mir unangetaſtet. Nur verlange ich den Schaden erſetzen zu dürfen, welchen er, aus einer Berechnung, die ich nicht weiter verfolgen will, ſeinen natürlichen Erben zugefügt hat.

Das Wort des Papſtes wird mir immer ein heiliges Gebot ſein! entgegnete Graf Andrea mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung, welche gegen ſeine ſonſtige nachläſſige Haltung eigenthümlich abſtach. Ich nehme Alles dankbar an, was Eure Heiligkeit über mich zu beſchließen für gut finden, aber ich erlaube mir dagegen nur die Bemerkung auszuſprechen, daß ich mit bei weitem größerer Genugthuung auf die Annahme dieſer Penſion verzichten würde! Es fehlt mir nicht an Geld für die geringen Bedürfniſſe, die ich meiner Perſon verſtattet habe. Ich beziehe durch ein anderes Vermächtniß in meiner Familie ſchon eine ganz anſehnliche Rente, die mir vollkommen für allen und jeden Aufwand genügt. Mein Onkel, der Car-

dinal, hat mich wenigstens gut gekannt. Er wußte, daß ich ihm nicht zürnen würde, wenn er sein bedeutendes Geld dorthin wandte, wo der würdigste und großartigste Gebrauch davon gemacht werden könnte. Mich hat es stets nur geängstigt, viel Geld zu haben. Mich ergreift dann die Hypochondrie, durch diesen unruhig machenden Metallteufel am Ende aus meinen schönen bequemen Lebensgewohnheiten herausgeschleudert zu werden. Ich lebe bekanntlich unendlich bequem, und finde mein Vergnügen daran, auf dem Canapé zu liegen und die Stunden zugleich mit den Wolken der Cigarre über meinem Haupte wegfliegen zu lassen.

Zu einem Sonderling seid Ihr noch zu jung, Andrea Girao! entgegnete Pius mit liebevollem Ernst. Erlaubt mir, Euch noch einen andern Vorschlag zu machen. Eure herrlichen Kräfte dürfen nicht rosten, noch ehe sie gebraucht worden, und hier könnte ich Euch nicht das Feld eröffnen, auf dem Ihr zu wirken berufen seid. Ich gebe Euch ein empfehlendes Handschreiben an den Kaiser mit, Joseph II. ist mein Freund geworden, und ich darf die Erfolge dieser Reise segnen, denn sie wird den deutschen Kaiser zu größern Rücksichten auf die unveräußerlichen Rechte

der Kirche und auf den göttlichen Centralwillen in Rom bestimmt haben?*)

Andrea Giraa schwieg einen Augenblick, während lebhaft arbeitende Gedanken in seinem Gesicht aufblitzten. Seine schöne jugendliche Gestalt, die gewöhnlich etwas Gebeugtes hatte, und leicht in einem träumerischen Schwanken sich darstellte, hob sich plötzlich wie zu einer männlichen Entschlossenheit empor. Pius betrachtete mit großer Theilnahme die Bewegung, welche in dem ausgezeichnet begabten Jüngling vorzugehen schien.

Es ist wohl Zeit, daß ich endlich mein Canapé verlasse! sagte Andrea dann mit seinem gewohnten ruhigen Ton, zu dem er gern auch bei größter innerer Erregung zurückkehrte. Es ist wahr, fuhr er fort, der Kriegsruhm des herrlichen Oesterreich hat mich schon lange gereizt, und ich spüre in meinen Armen und in meiner Seele doch so etwas, was

*) Die nächste Folgezeit bewies schon, wie sehr sich Papst Pius VI. in diesen günstigen Erwartungen getäuscht, da Kaiser Joseph sogar das Kloster, bei welchem er gerührten Abschied von dem Papst genommen, bald darauf aufheben ließ, und Pius VI. zuletzt auch die Besetzung der bischöflichen Stellen in den Händen des Kaisers lassen mußte. Vergl. L. Ranke, die römischen Päpste III. 207.

nach einer That verlangt! Aber ich habe es bis jetzt nicht für möglich gehalten, mein Rom verlassen zu können.

Ihr sollt es verlassen, um ihm und mir zu dienen! erwiederte der Papst mit einem bedeutungsvollen Ausdruck. Meine Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe zu Wien befinden sich im glücklichsten Gange. Die Zahl meiner Freunde hat sich seit meiner Anwesenheit in Wien bedeutend vermehrt, doch würde ich gern einen mir ergebenen und treuen Anhänger, wie ich Euch immer erkannt, dort zu einflußreicher und wichtiger Stellung gelangen sehen. Die Umstände bieten sich dazu auf das Allergünstigste dar, und Kaiser Joseph wird Euch, da Ihr von mir kommt, mit Bereitwilligkeit und Auszeichnung empfangen!

Ich gehe gern in die ganze Welt als Euer Abgesandter! sagte Andrea Girao, indem er mit Lebhaftigkeit dem Papst die Hand darreichte. Aber wie sieht es denn eigentlich mit meinem Glauben aus? Werdet Ihr mich, den die römische Gesellschaft nur den Skeptiker nennt, weil ich gern französische Philosophen und Romane lese, werdet Ihr mich wirklich dazu brauchen können, zu Euren Zwecken zu arbeiten?

Eben deswegen, mein Sohn! sagte Pius ernst

und mit einer feierlichen Handbewegung, mit welcher er dem Haupt des Grafen ſeinen Segen ausdrückte. Die franzöſiſche Philoſophie wird von der alleinſeligmachenden Kirche nicht gefürchtet, ſondern führt immer und ewig wieder zu derſelben hin, weil ſie ſich zuletzt doch vor ſich ſelbſt erretten muß. Du aber, mein Andrea, haſt ein treues und großes Herz, Du verachteſt die Welt, auch wenn Du aus Laune und angeborner Komik mit ihren Modepuppen ſpielſt. Der Kirche iſt noch nie bange um Dich geweſen, und ſie ſieht in Dir ihren Streiter, weil Du immer nur für die Wahrheit zeugen wirſt. Wir haben uns lieb gehabt, und darum wollen wir uns jetzt trennen, um in der Ferne ein noch innigeres Wirken zu finden, in dem unſere Geiſter ſich für alle Zeit vereinigen werden!

Pius breitete bei dieſen Worten die Arme aus, und Andrea Girao ſank in herzlicher Hingebung an ſeine Bruſt. Die Scene hatte etwas ſo Rührendes und Bewegendes, daß dem jungen Herzog von Braschi, der in die Umarmung hineingezogen wurde, die Thränen über die Wangen liefen.

VI.

Der Graf Andrea Giraa befand ſich ſeit einem Jahre in Wien, wo er auf die Empfehlung des Papſtes Pius die ehrenvollſte Aufnahme bei dem Kaiſer Joſeph gefunden hatte und bald darauf auch im kaiſerlichen Heere eine Officiersſtelle, die ſich binnen Kurzem ſchon bis zum Rang eines Oberſten erhöhte, erhalten hatte. Die ſchnelle Beförderung, welche der junge Mann davongetragen, hatte, verbunden mit mancherlei perſönlichen Auszeichnungen, die ihm am öſterreichiſchen Hofe zu Theil wurden, den Neid und die Eiferſucht ſeiner Kameraden in einem nicht geringen Grade auf ihn gelenkt, und ſeine Stellung zum übrigen Officiercorps begann dadurch eine geſpannte und in manchem Betracht unangenehme zu werden.

Es war dies für Niemand peinlicher als für

Weihgefäße und silberne Lampen; und zu allen diesem Einzelnen die ganze, in vielfache Ecken auslaufende Halle, mit ihrem geheimnißvollen Dunkel, das zuweilen plötzlich von den aus Thüren und Fenstern hereinbrechenden Tageslichtern durchblitzt wird, und mit der luftig schwebenden hohen Decke, zu der das Auge in staunender Verwunderung sich verliert; dieser Anblick und dieser Eindruck ist so gemüthserregend, daß man lange bei sich nachdenkt, ohne zu wissen, worüber, und doch wiederholt er sich fast bei jeder gothischen Kirche auf die ähnliche Weise. Die historische Ehrwürdigkeit dieses alten Domes, der, schon oft dem Sturm der Zeiten verfallen, sich immer wieder, wenn auch nie mehr ganz vollständig in ehemaliger Pracht, erhoben, mochte noch dazu beitragen, die heiligen Schauer zu vermehren, die beim ersten Fußtritt, den man vom Eingang aus auf den tiefer liegenden Marmorboden setzt, die Seele ergreifen. Etwas Unendliches scheint sich vor Dir aufzuthun, wenn Du die ehrfürchtigen Blicke durch die unbegränzte Tiefe der Kirche hinirren

Andrea Girao ſelbſt, der ſich zugleich bald ſagen mußte, daß die Vorzüge und Vortheile, die er in Wien genoß, ihm keineswegs durch die Empfehlung ſeines päpſtlichen Gönners allein zugewandt ſein konnten. Denn der kühn betretene Weg der kirchlichen Reformen, auf dem Kaiſer Joſeph ſeit ſeiner Thronbeſteigung vorgegangen war, wurde nun mit immer größerer Energie verfolgt, und das große Syſtem der Einheit der Kirche, in der ſich über Länder und Meere hinweg alles zu ihr Gehörige verbunden und beherrſcht fühlen ſollte, gerade von Oeſterreich aus durchbrochen. Kaiſer Joſeph hatte den Gedanken gefaßt, die Idee der weltlichen Monarchie ſo groß und allumfaſſend auszubilden, daß darin auch das kirchliche Leben ſeiner Unterthanen eingeordnet werden könnte, und er ſuchte dieſelben darum von dem Mittelpunkte Rom mehr und mehr zu entfernen, indem er ſowohl die Geiſter als auch die Geldkräfte ſeiner Völker davon losriß, und jede Geldausfuhr für päpſtliche Dispenſation verbot.

Andrea Girao hatte mit Erſtaunen bemerkt, wie die Zahl der Klöſter in den öſterreichiſchen Staaten von Tag zu Tag immer kleiner wurde und die Geiſtlichen und Ordensleute ſich auf eine immer auffälli-

gere Weise im Lande verringerten. Sein Gönner, Papst Pius, hatte ihn beim Abschiede gerade des Gegentheils versichert, indem er ihn darauf hingewiesen, daß die Interessen Roms auch in Oesterreich bald wieder ihre volle Befriedigung gewinnen, und sich auch des Schutzes eines freisinnigen und verbesserungslustigen Kaisers um so mehr zu erfreuen haben würden, als Pius selbst sich gern geneigt erklären wolle, zur Abstellung alles Mißbräuchlichen in der Kirche seine eigene Hand anzubieten. Andrea Girao, der alle Zustände in seinem Gesichtskreise scharf und genau beobachtete, sah, daß die päpstliche Hand dazu nicht angenommen sein mochte, und daß man am kaiserlichen Hofe zu Wien es für die dort verfolgten Zwecke erfolgreicher hielt, die Reformen mit einer räumlichen Verkürzung des kirchlichen Gebiets zu beginnen. Es schien die Absicht, der römischen Kirche kaum ein Drittheil ihres bisher eingenommenen Bodens in Oesterreich übrig zu lassen, und nach diesem Maaßstab wurde auch mit der Aufhebung der Klöster fortgefahren, ungeachtet aller Betheuerungen eines freundlichen und vollkommen gegenseitigen Einvernehmens, welche zwischen Kaiser und Papst seit der Reise des letztern ausgetauscht worden waren.

Andrea kam allmälig auf den Gedanken, daß ſein Gönner in Rom nicht der beſte Diplomat ſein müſſe, was ihm auch ſchon daraus hervorzugehen ſchien, daß Pius gerade ihn zu einer Wirkſamkeit für die römiſchen Intereſſen nach Wien empfohlen habe. Denn obwohl Andrea der Perſönlichkeit des Papſtes aufrichtig und herzlich ergeben war, ſo hatte er doch den Beruf, für die päpſtliche und kirchliche Gewalt in aller ihrer Strenge und ihrem alten Umfange nach dem Sinne Pius VI. zu wirken, nicht in ſich entdecken können. In ſeinen ſeitdem an den Papſt gerichteten Briefen hatte er ihm dies keineswegs verſchwiegen, und deshalb auch um die Zurücknahme ſeiner Penſion nachgeſucht, die ihm aber nichtsdeſtoweniger, und zwar zu ſeinem größten Leidweſen, nach wie vor regelmäßig aus der apoſtoliſchen Kammer in Rom angewieſen wurde.

Andrea Girao hatte jedoch von vornherein auf eine ihn gewiſſermaßen betroffen machende Weiſe gefühlt und bemerkt, daß man in ſeiner Perſon vorzugsweiſe das Andenken ſeines Onkels, des Cardinals Girao, für den am öſterreichiſchen Hofe die größten Sympathieen zurückgeblieben zu ſein ſchienen, hervorhob und begünſtigte. Es ſchien dies auch in ganz

Wien und vornehmlich im Kreiſe des Offiziercorps, in dem Andrea ſo raſch emporgeſtiegen war, angenommen zu werden, und verband ſich im geſellſchaftlichen Verkehr mit mancherlei Anſpielungen, die ihm in vieler Hinſicht dunkel und unverſtändlich, jedenfalls aber ſehr unangenehm waren.

Unter dieſen Umſtänden war es gekommen, daß Andrea Girac in Wien, ſoweit es der Dienſt und der unerläßliche Verkehr ihm irgend geſtattete, in einer grillenhaften Abſonderung von der Geſellſchaft ſich bewegte. Seine Kameraden, mit denen er ſchon in einem Mißverhältniß ſich befand, glaubten dieſe Zurückgezogenheit beſonders ſeiner Sparſamkeit und ſeiner Abneigung, im luſtigen Verkehr und Genuß viel Geld zu verausgaben, zuſchreiben zu müſſen, und dies vermehrte die täglichen Sticheleien und Bonmots, die der junge Oberſt, ungeachtet der geiſtigen Ueberlegenheit, mit der er ſie zurückſchlug und erwiederte, doch als ermüdend und unerträglich zu empfinden hatte.

Mißvergnügt über ſeine ohne Verſchulden ihm verdorbene Stellung, und darüber nachſinnend, wie er dieſelbe mit einem Schlage entweder günſtiger wenden oder gänzlich verändern könne, hatte ſich Andrea heut zu einer auf dem Glacis ſtattfindenden Parade,

die der Kaiſer ſelbſt abnehmen wollte, eingeſtellt. Die ſchattenden Wolken auf ſeinem intereſſanten Geſicht waren dem Kaiſer Joſeph ſelbſt aufgefallen, und der Graf Girao empfing nach Beendigung der Parade durch einen Adjutanten den Befehl, an demſelben Morgen zu einer anberaumten Stunde in der kaiſerlichen Burg zu erſcheinen. Andrea befürchtete, daß ihm bei der Verſtimmung, die ihn beherrſcht, leicht eine nachläſſige Haltung im Dienſt zum Vorwurf gemacht werden könnte, oder daß von ſeinen einflußreichen Gegnern im Offiziercorps eine Intrigue wider ihn angezettelt worden ſei. Er begab ſich deshalb nicht ohne einige Beſorgniß auf die Burg, um vor dem Kaiſer, der ihm ſtets ſo viele Zeichen ſeines Wohlwollens gegeben, zu erſcheinen.

Nach einer halben Stunde kehrte er wieder zurück, noch nachſinnender und ernſthafter, als er es den ganzen Tag über geweſen. Träumeriſch vor ſich hinſtarrend, ſchwankte er über die Straße, und ſchien von den ihm gewordenen Eindrücken ſo überwältigt, daß er kaum den Weg, den er einſchlug, beachtete, ſondern wie willenlos ſich weiter fortbewegte. Halb ſchien er begeiſtert von dem Empfange, welchen ihm der gütige Kaiſer abermals gewährt hatte, und dieſe Em-

pfindung bildete ohne Zweifel den angenehmeren Theil dieſer nachdenklichen Stimmung, in welche er, ſeitdem er wieder aus dem Kabinet getreten, ſo auffällig verſunken war. Auf der andern Seite aber ſchien Andrea auch von weniger befriedigenden Gefühlen in Folge der kaiſerlichen Audienz bewegt, und man konnte es ſeinen lebhaften Gebärden und Handbewegungen, mit denen er zuweilen mitten auf der Straße ſtillſtand, und der ihn innerlich treibenden Unruhe und Verſtimmung einen Ausdruck gab, anſehen, daß es für ihn eine Art von unausſprechlichem und deshalb um ſo ſchwerer zu bemeiſternden Aerger zu überwinden gab.

So war Andrea auf den Stephansplatz gelangt, welches ſonſt ſein Lieblingspunkt in Wien war, auf dem er täglich im Anſchauen des herrlichen Doms, deſſen alterthümliche wunderbare Geſtalt ſeinen Phantaſien und Reflexionen ſtets einen neuen Anhalt gab, zu verweilen pflegte. Sein Aufenthalt war vornehmlich das dem Dome gegenüberliegende Café, unter deſſen Zelt Andrea in träumeriſcher Verſunkenheit einen großen Theil ſeiner Mußeſtunden verbrachte. Als er jetzt wieder in daſſelbe eintreten wollte, um über das, was ihm heut begegnet war, auf einem

ſtillen Plätzchen nachzuſinnen, fühlte er ſich plötzlich an der Hand ergriffen und einer ſeiner Kameraden ſtand vor ihm, ihn mit lächelnden und verwunderten Blicken betrachtend.

Es war der Capitain von Elmenhorſt, der faſt der Einzige in dem Offiziercorps war, dem ſich Andrea ſeit einiger Zeit mit einer freundſchaftlichen Zuneigung angenähert fühlte.

Verzeihen Sie, Graf, daß ich Sie ſo plötzlich aus Ihren Träumen wachgeſchüttelt habe! redete ihn der Angekommene mit einem etwas ſatiriſchen Accent an. Aber es ſchien mir gefährlich, daß Sie in unſerm Wien am hellen Tage als Nachtwandler umherlaufen wollen, und dünkte es mich Kameradenpflicht, Sie durch meinen Händedruck wieder in die Wirklichkeit zurückzurufen. Wie es ſcheint, kehren Sie von Ihrer Audienz beim Kaiſer ſo überſchwänglich beglückt zurück, wie ein junges Mädchen, das in der Oſternacht ihre ganze Zukunft geſehen hat.

Setzen Sie ſich zu mir, Freund! ſagte Andrea, der bald ſeinen gewöhnlichen gleichgültigen Ton wiedergefunden hatte, indem er ſich an einem der Tiſche des Caféhauſes niederließ. Der Kaiſer iſt allerdings ſehr gnädig gegen mich geweſen, aber je weniger ich

weiß, wie ich soviel Gnade und Güte verdient habe, um so betroffener macht es mich, der Gegenstand ihrer so reichlichen Ausschüttung zu sein. Sie können glauben, daß mich dies heut fast außer Besinnung gebracht hat, und darum schlenderte ich in diesem Traumzustande einher, in dem Sie mich angetroffen haben.

Mein Gott, versetzte der Capitain von Elmenhorst, Sie sprechen ja, als wenn Ihnen des Kaisers Majestät eine Grafschaft oder wenigstens eine Baronie auf den Hals geworfen hätte! So gefährlich wird sich doch auch nicht gleich die Gnade an den Stufen des Throns über unsern Obersten entladen haben.

Und doch ist es beinahe wörtlich so! sagte Andrea, indem er sein Haupt sorgenvoll und düster in den Arm stützte. Der Kaiser hat mir das Rittergut Sporthenberg, welches in Schlesien liegt, zum Geschenk gemacht, und ich habe es aus seinen Händen als Ersatz dafür empfangen müssen, daß, wie der Kaiser mit einem wunderbaren gütevollen Lächeln anführte, mein Onkel, der Cardinal Girao, mich durch sein Testament enterbt und von dem Antheil an seinem großen Vermögen ausgeschlossen habe. Wahr-

haftig, dies hat mich zum allerunglücklichſten der Menſchen gemacht!

Er ſtarrte dabei mit ſo ernſthaftem und bitterem Kummer vor ſich nieder, daß der andere, der ihn mit ſcharfen Blicken betrachtete, endlich in ein helles Gelächter ausbrechen mußte. Das iſt in der That originell, höchſt originell, lieber Graf! ſagte der Capitain, ſein Lachen mühſam wieder bezwingend. Man wird Ihnen jetzt nicht mehr nachſagen können, daß Sie auf künſtliche Weiſe danach ſtreben, für ein Original gelten zu wollen. Was Sie heut zum Beſten geben, überſteigt alle Möglichkeit der erfinderiſchen Laune. Nein, mit dem Geſchenk eines Ritterguts in der Hand, ſich für den allerunglücklichſten der Menſchen zu erklären!

Aber ich bin es bei alledem! ſagte der Graf mit einem tiefen unverſtellten Ernſt. Mich ängſtigt der Gedanke, daß ich ſeit einiger Zeit vom Glück, und gerade vom Glück des Beſitzes und Geldes, verfolgt werde, auf eine unausſprechliche Weiſe, wie wenn die antiken Eumeniden ſich an meine Ferſen gehangen hätten! Ich weiß in der That nicht, was ich mit dem elenden Reichthum anfangen ſoll, denn das Geld an ſich macht mir keine Freude, und die Sorge für den

Beſitz iſt mir eine unerträgliche Feſſel, die mir täglich immer von Neuem die Kehle zuſchnürt, und mir jeden Genuß von Licht, Luft und Leben raubt!

Nun, entgegnete der Andere, indem er mit einem ſpöttiſchen Anflug vor ſich hin lächelte, ich dächte von dem Gelde ließe ſich noch immer ein Gebrauch machen, welcher uns ſelbſt und der ganzen Welt zugutkommen kann, wenn man nicht ein klebriger Geldzähler iſt, der in ſcheuer Einſamkeit ſich nur mit dem Beäugeln und Bewachen ſeines Schatzes zu ſchaffen macht. Das letztere mag freilich ein traurig armſeliges Handwerk ſein.

Andrea ſchien den anzüglichen Accent, mit dem dieſe Aeußerung gegeben wurde, nicht beachten zu wollen. Es überkam ihn wieder in ſeinem Innerſten die grenzenloſe Unruhe, in welche ihn in der That das kaiſerliche Geſchenk verſetzt, und er verſank abermals in ein brütendes Nachſinnen, ohne ſich um die Gegenwart des Andern weiter zu bekümmern. In dieſem Augenblick betraten jedoch mehrere andere Offiziere deſſelben Regiments das Caféhaus, und näherten ſich, durch den Capitain von Elmenhorſt aufmerkſam gemacht, mit einer geräuſchvollen Begrüßung dem Tiſche.

läſſeſt, es iſt Dir, als öffne ſich die weite, geheimnißvolle, dunkle Zukunft des nach göttlichem Ebenbild geſchaffenen Menſchengeiſtes. Und doch iſt dieſe Unendlichkeit der Anſchauung, die an Dich herantritt und in die Du alle Deine Gedanken tauchen möchteſt, ſie iſt nur die Unendlichkeit der architektoniſchen Perſpective, die der gothiſchen Baukunſt eigenthümlich iſt. Dieſe Perſpective in das Unbegränzte und Jenſeitige, an der ſich in vergangener Epoche der ſehnſüchtige Geiſt des Chriſtenthums zu dieſem kühnen Schwung der Bauformen erhoben, regt mich jedoch mehr auf zu Gedanken, als daß ſie mich mit einem feſten Gedanken beglückte. Es iſt eine ſinnliche Unendlichkeit, die darin auch in ihrer Wirkung Aehnliches mit der Muſik hat, daß ſie mehr Gedankenſtimmungen erzeugt, als reine Gedanken zuläßt. Dieſe Baukunſt iſt die in trunkenen Formen aufſchwebende Andacht, die zu dem Unbegreiflichen betet, und ſo verbindet ſie ſich als das nebenſtehende und verwandte Element mit der Kirchenmuſik, um die Myſtik des katholiſchen Gottesdienſtes

Hier giebt es etwas zu gratuliren und zu condoliren zugleich, meine Herren! rief Elmenhorst mit höhnischem Lachen, indem er auf den ganz in Melancholie versunkenen Grafen Girao hinzeigte. Unser Kamerad hat vom gnädigen Kaiser die Baronie Sporthenberg zum Geschenk erhalten, und da er diesen Zuwachs seines Vermögens bei seinen übrigen kolossalen Renten gar nicht mehr bergen kann, fühlt er sich unglücklicher wie wir bei unseren Schulden, und seufzt und lamentirt hier, daß es einen Stein erbarmen möchte.

Es entstand hierauf ein allgemeines Gelächter, und man umringte den Grafen mit Ausrufungen, Bemerkungen und Fragen aller Art, die denselben jedoch nur zu einem kühlen und schweigsamen Verhalten veranlaßten. Er gab ihnen nur die allerdürftigste Auskunft zurück, und als man nicht abließ, ihn mit mehr oder weniger geistlosen Sticheleien zu quälen, stand er endlich mit einem ermüdeten und verächtlichen Gesicht auf, um sich zu entfernen.

Da geht er hin, rief ihm einer der übermüthigsten und boshaftesten Offiziere nach, um in seiner Höhle den neuen Umfang seiner Reichthümer zu berechnen und zu Buch zu bringen. Der Neffe des berühmten

Cardinals Girao cassirt nun doch noch den Lohn ein, den sein Onkel in dem Streit zwischen Kaiser und Papst sich als Schwarzkünstler in Pergament und Siegel verdient hat! Der Onkel hat in Pergament gearbeitet, und der Neffe arbeitet in Filz, oder als Filz, denn wer versteht es so zusammenzuscharren und so wenig zu verausgaben, wie unser reicher Kamerad, der künstliche Sonderling, Graf Andrea Girao!

Auf den Jubelruf, mit dem alle Uebrigen diese Aeußerung begleiteten, wandte sich Andrea um und stellte sich der ganzen Gesellschaft mit ernsten herausfordernden Blicken gegenüber. Man kannte aus ähnlichen Vorgängen die Entschlossenheit, mit welcher er dann nicht nur Stand zu halten, sondern auch leicht die äußersten Entscheidungen aufzusuchen pflegte, und man beobachtete deshalb sein plötzlich verändertes Auftreten mit einem augenblicklichen Schweigen.

Meine Herren, sagte Andrea mit seinem langsamen und gleichgültigen Ton, — von allem Andern abgesehen, ist es vornehmlich der Geiz, dessen Sie mich in Ihren übel angebrachten Reden beschuldigen. Ich werde Ihnen thatsächlich beweisen, daß Sie sammt und sonders als Lügner gegen mich aufgetreten sind. Sie haben mich beleidigt und sind mir

Genugthuung ſchuldig geworden, und ich begehre dieſe in folgender Weiſe von Ihnen. Wir ſind jetzt im Begriff, auf zwei Monat unſer Winterquartier in Neuſtadt zu beziehen. Sie ſollen mir die Ehre erzeigen, während dieſer Zeit zu allen regelmäßigen Mahlzeiten und zu allen Gelagen und Feſtlichkeiten, welche ich ſonſt zu veranſtalten wünſche, meine Gäſte zu ſein. Ich mache mich auf mein Ehrenwort anheiſchig, während dieſer zwei Monate und bei dieſen Gelegenheiten den größten Theil meines Vermögens zu verausgaben, um Sie unter den Genüſſen, mit denen ich Sie überhäufen will, zu dem Geſtändniß zu zwingen, daß Sie als unbedachte und kurzſichtige Lügner an mir gehandelt haben. Zu dem Ende verpflichte ich mich, bis dahin die Baronie Sporthenberg, obwohl ſie mir ein Geſchenk kaiſerlicher Gnade iſt, wieder zu verkaufen. Der Kaiſer hat mir dieſe Wahl des Selbſtbeſitzes oder der Veräußerung durch Verkauf ausdrücklich überlaſſen, und ich werde, da jeder Beſitz mich ängſtigt, das Gut für einen entſprechenden Preis loszuſchlagen wiſſen. Den Erlös, meine Herren, verwende ich zu ihrer Unterhaltung in Neuſtadt, und da nach meinem Plan die Summe dazu wahrſcheinlich nicht ausreichen wird, ſo verpflichte ich

mich außerdem noch, zu diesem Zwecke mehrere tausend Gulden Schulden zu machen, welche ich auf meine Besitzungen in Frankreich und auf die Einkünfte meiner Offiziers-Charge anweisen will. Das sämmtliche zusammengebrachte Geld soll in nicht längerer Frist als in zwei Monaten, in einem kleinen elenden Nest wie Neustadt, und auf keinem anderen Wege als auf dem der Thorheit und Schwelgerei, ausgegeben und bis auf den letzten Kreuzer vertilgt werden. Es sollen genaue Rechnungen darüber geführt werden, die ich der Gesellschaft vorlegen werde. Unsere Feste in Neustadt endigen dann damit, meine Herren, daß, wenn die Ausgaben die vorher festgestellte Höhe der Summe erreicht haben und kein Geld mehr in der Kasse ist, Sie mir die Décharge ertheilen. Diese Décharge soll aber darin bestehen, daß Sie Sich für überführte Lügner ansehen, und sich nachher, da ich Ihnen Gelegenheit geben will, sich von dieser Schmach zu reinigen, alle Sieben, wie Sie hier vor mir stehen, nach der Reihe, und so lange es Ihre Kugeln mir verstatten werden, auf Pistolen mit mir schießen! Nehmen Sie diese Einladung an?

Die sieben Offiziere, welche ihm bis dahin mit dem größten Erstaunen und mit abwechselnden Zeichen

der Bewunderung und des Mißvergnügens zugehört, fühlten das Bedürfniß, ſich im Hintergrunde des Cafés einen Augenblick lang mit einander zu berathen. Dann näherten ſie ſich wieder dem Grafen, mit dem Capitain von Elmenhorſt, den ſie zu ihrem Sprecher ernannt zu haben ſchienen, an ihrer Spitze, und der genannte Offizier nahm mit einer Art von feierlichem Ausdruck das Wort. Wir haben die Ehre, ſagte er, Ihre Einladung unter allen dabei bedingten Umſtänden anzunehmen. Ihr Plan iſt eine originelle Erfindung, Herr Graf, faſt möchte man ihn als eine phantaſiereiche Schöpfung bezeichnen, oder wir dürfen uns wenigſtens überzeugt halten, daß er unter Ihren Händen dazu werden muß. Es wird freilich Alles auf die Ausführung ankommen. In dieſer Beziehung muß ich Ihnen geſtehen, daß wir noch einige Bedenken hegen, ob es Ihnen auch gelingen werde, an einem kleinen Ort, wie Neuſtadt, wo es ſo wenig luxuriöſe Gelegenheiten giebt, Summen von ſolcher Höhe zu der beabſichtigten Verwendung zu bringen. Wir überlaſſen dies aber ganz Ihrem Scharfſinn und Ihrer Laune, Herr Graf, wir geben unſer Wort, mit Ihnen zu jubeln und uns dann mit Ihnen zu ſchlagen, wie Sie es gewünſcht haben, und ich geſtatte

mir nur noch meinerseits die Frage: ob Sie nicht, sei es auch nur um Ihre Verlegenheit wegen so vielen Geldausgebens zu erleichtern, einen Theil der Summen zur Unterstützung von Unglücklichen und Armen bestimmen wollen?

Nein! nein! rief Andrea heftig. Das ganze Geld soll in Thorheit aufgegessen, in Thorheit vergeudet werden. Ich will es so. Auch Verluste beim Spiel, die ich erleide, sollen mir nicht als Erleichterung für das Durchbringen des ausgesetzten Capitals angerechnet werden, und nur die Summen, die ich etwa gewinne, sollen berechnet werden, aber nur um den Verausgabungsfonds zu erhöhen. Ich weiß es sehr wohl, meine Herren, welche Aufgabe ich meinem Scharfsinn und meiner Erfindungskraft zumuthen will, indem ich mich anheischig mache, eine Summe, die sich auf mehrere tausend Gulden täglich belaufen wird, in dem kleinen Garnisonsort mit Ihnen auf eine ergötzliche Weise zu verflüchtigen. Es wird ein Stück Arbeit sein, aber ich muß mir selbst Ihren Rath dabei verbitten. Mein Götze, dem ich bisher gedient, war die Bequemlichkeit, und ich denke es Sie büßen zu lassen, daß Sie mein liebstes Kleinod, die Bequemlichkeit, für Geiz ausgeschrieen haben. Es ist

doch jedenfalls das Bequemſte in dieſer lumpigen Welt, wenn man ſich gar nicht mit Geldausgeben zu bemühen braucht, und dadurch den Lappalien der Erbärmlichkeit jeden Tribut verweigert. Aber ich werde Ihnen beweiſen, daß es mir auch nicht darauf ankommt, mir mancherlei Unbequemlichkeiten zu machen, um Ihnen den Beweis zu liefern, wie ſehr Sie mich verkannt haben!

Damit grüßte er die Kameraden flüchtig, und entfernte ſich mit eiligen Schritten aus ihrem Kreiſe.

VII.

Der fromme Biſchof von Marſeille, Jean Baptiſte de Belloy, durchſchritt eines Abends die Gemächer ſeines Palaſtes, um in ein Cabinet einzutreten, in dem er vor einem Chriſtusbilde von Van Dyk, dem er am liebſten ſeine erbaulichen Gedanken zuwandte, ſeine Abend-Andacht zu verrichten pflegte. Der alte Diener, welcher ihm die Kerzen vorantrug, hatte heute einen Zug von Unruhe und Bekümmerniß in ſeinem Geſicht, der dem freundſeligen Prälaten, welcher ein wohlwollendes Auge für alle ſeine Umgebungen hatte, auffiel und ihn zu einer Frage veranlaßte.

Der Diener geſtand, daß er etwas auf dem Herzen habe, aber in einer Angelegenheit, die nicht ihn ſelbſt betreffe, ſondern einen allem Anſcheine nach ſehr unglücklichen Mann, einen fremden Mönch, der heut

ſchon zu verſchiedenen Malen in der Vorhalle des biſchöflichen Palaſtes mit dem dringenden Erſuchen erſchienen ſei, ihm den Zutritt zu dem Herrn Biſchof, dem er etwas Wichtiges vorzutragen habe, zu verſchaffen. Da aber heut der Tag war, an dem Niemand zu einer Audienz gemeldet werden durfte, und weil der würdige Jean Baptiſt de Belloy die Stille geiſtlicher Uebungen nicht geſtört ſehen wollte, ſo habe der Diener nicht gewagt, das Mitleid, das ihn beſchlichen, über ſeine Pflicht ſiegen zu laſſen, obwohl er, wie er jetzt hinzufügte, den Zorn des Herrn Biſchofs gern über ſich ergehen laſſen wollte, wenn er dazu helfen könnte, dem armen Mönch, der gewiß die Erleichterung eines tiefbeſchwerten Gewiſſens nachſuche, das ſegensvolle Gehör Seiner biſchöflichen Gnaden zu erwirken.

Der Biſchof fragte, ob der Fremde auch jetzt noch im Vorzimmer anweſend ſei, und als dies bejaht wurde, befahl er, ihn ſofort zu ſich eintreten zu laſſen, indem er dem Cabinet zuſchritt, in welchem er den Unbekannten empfangen wollte.

Bald darauf wurde ein Mönch vor ihn geführt, welchen der Biſchof ſeiner Perſönlichkeit und ſeinem Redeaccent nach ſogleich für einen Italiener erkannte.

Die Bitte, welche er vorzutragen hatte, drückte er leise, mit hastiger, geheimnißvoller Stimme aus. Nachdem ihn der Prälat in seiner milden gütigen Weise angehört, reichte er ihm die Hand und sprach ihm mit trostreichem Ausdruck die Versicherung aus, daß den vorgetragenen Wünschen auf der Stelle gewillfahrt werden solle. Dann ließ Herr von Belloy seinen Diener wieder erscheinen und befahl ihm, den zum Ausfahren bestimmten Wagen des Bischofs schleunigst anspannen zu lassen. Die Zeit, welche darüber verfloß, verbrachte der Bischof in der Fortsetzung einer eifrigen, ernsten, und leise gepflogenen Unterhaltung mit dem Fremden. Dann wurde das Bereitstehen des unten vorgefahrenen Wagens gemeldet. Der Prälat, nachdem er sich noch ein Obergewand hatte anlegen lassen, und nachdem jede Begleitung eines Dieners bei der beabsichtigten Ausfahrt zurückgewiesen worden war, gab jetzt dem Mönch einen Wink, und schritt mit ihm zu der untern Vorhalle des Palastes hinunter. Der Mönch bezeichnete dem Kutscher rasch die Richtung, welche er einzuschlagen hatte, und setzte sich dann, auf den ihm ausdrücklich wiederholten Befehl des Herrn von Belloy, der bereits im Wagen Platz genommen hatte, in ehrerbietiger

hervorzubringen. Der Katholizismus ist die Religion der Kirche, er bedarf der Kirche zu seinem Glauben und zu seiner Andacht. Unter freiem Himmel, wo bloß die helle Luft der Gotteswelt scheint und tagt, kannte er nicht beichten, denn die heiligen Handlungen, die sein eigenstes Wesen ausmachen, sind an die Halle der Kirche, an Altar und Kapelle, an Meßgewand, Betstuhl und Wachskerze gefesselt. Er bedarf der Baukunst der sichtbaren Kirche, der Dämmerung der Bogengänge, der Vertiefung der Kreuzgewölbe, um alle seine absichtsvollen und künstlichen Wirkungen zu erreichen, um in der Charwoche bald durch plötzlich bewerkstelligte Finsterniß, bald durch wieder aufglimmende Helle der heiligen Bedeutung der Erlösungsgeschichte eine Illusion für die Sinne zu schaffen. Er bedarf der sichtbaren Kirche, um Katholizismus zu sein. Es ist gerade wie mit der Legitimität; die bedarf des sichtbaren Thrones, um Legitimität zu sein. Sie bedarf der Herrscherpracht unter goldenem Baldachin, um zu herrschen; sie bedarf der Säulen des Königspalastes,

Haltung demſelben gegenüber. Mit flüſterndem Erſtaunen und bald mit lauten Ausrufungen der Verwunderung blickte die geſammte Dienerſchaft des Palaſtes, welche das ungewöhnliche Ereigniß vor der Pforte zuſammengerufen, dem in die Nacht dahinrollenden Wagen nach.

Der Weg, welchen der Wagen verfolgte, führte vor die Thore von Marſeille hinaus und zog ſich dicht an dem Geſtade des mittelländiſchen Meeres, über dem die Sterne in dem wunderbaren hohen Glanz dieſer Himmelsgegend leuchteten, vorüber. Das Meer ſtieß in ſtarken, ſchäumenden Wellen gegen den Strand, und donnerte in großen feierlichen Schlägen in der Ferne. In dem Wagen herrſchte tiefe Stille. Die beiden Reiſenden hatten aufgehört, miteinander zu ſprechen und erwarteten ſchweigend ihre Ankunft an dem in der Landumgebung von Marſeille ziemlich ferngelegenen, in tiefer Einſamkeit verſteckten Ort.

Es war ein hinter dichten Erlengebüſchen verborgenes Landhaus, welches der Wagen, nach den von dem Mönch gegebenen Weiſungen, erreichte. Das kleine, faſt verfallen zu nennende Haus, welches für ſich ganz allein lag und von gar keinen Nachbargehöften umgeben war, konnte, wenn man das Ge-

heimniß seines Daseins nicht kannte, von der Straße her unmöglich wahrgenommen werden. Mit seiner Rückseite lehnte es sich an einen felsigen Vorsprung, der in das Meer hinauslief, und an dem das halb als Ruine dastehende Gebäude noch seinen einzig dauernden Anhalt zu nehmen schien.

Der Bischof von Marseille war unter Beihülfe seines Begleiters ausgestiegen, und ließ sich von demselben in das Innere des stillen, durch keinen Laut und keinen Lichtstrahl sich als bewohnt verrathenden Hauses geleiten. Ein dunkles Vorgemach wurde durchschritten, und man näherte sich einem Cabinet, aus dem ein matter Lichtstrahl, der einer verdeckten Ampel angehörte, in einem leichten Wiederschein hervordrang. Der Mönch schien zu fühlen, daß die Hand des Herrn von Belley sich in der seinigen unruhiger bewegte.

Es ist ein friedlicher, versöhnender Anblick, dem ich Sie entgegenführe! flüsterte er ihm darauf leise zu. Unser Freund, dem Sie die Gnade und den Segen Ihres Anblicks haben gestatten wollen, trägt schon die stille Glorie des Ueberwinders auf seiner Stirn. Durch Ihren Besuch, Herr Bischof, will er die Vergebung der Kirche empfangen, und er hofft, daß Ihre milde Hand, die ihm aus früheren Be-

gegnungen noch bekannt iſt, ihm dieſe Vergebung nicht verweigern wird.

Beide traten jetzt, ihre Schritte immer leiſer und unhörbarer abdämpfend, über die Schwelle des Cabinets, das, nur halb erhellt, den im Hintergrunde auf ſeinem Lager ausgeſtreckten Kranken nicht ſogleich wahrnehmen ließ. An der Hand zu ihm geführt, erkannte der Biſchof jetzt in dem unheimlichen Zwielicht der Beleuchtung die hohe, einſt ſo mächtig und ſtolz emporgetragene Geſtalt eines Mannes, den er früher in der Blüthe ſeiner Kraft und ſeines Ruhmes gekannt, und den er jetzt vor ſich nieder geſtreckt und zuſammengeſunken ſah, unter allen Anzeichen des ſchon nahe über ſeinem Haupte ſchwebenden Todes.

Jean Baptiſte! rief ihm eine Stimme, die immer noch ſchön und in den wohlbekannten kräftigen Accenten erklang, von dieſem Lager entgegen.

Du biſt es? rief der Biſchof von Marſeille mit halb klagender, halb froh erſchrockener Stimme aus, indem er ſich dem Sterbenden näherte und ihm ſeine Hand zum herzlichen und ſegnenden Willkommen entgegenſtreckte.

Nenne meinen Namen nicht! ſagte der Andere leiſe. Dieſer Name darf nicht mehr ausgeſprochen

werden. Er ist für die Welt ein Räthsel geworden, wie ich selbst.

Dann nahm er die Hand des Bischofs, führte sie an seinen Mund und legte sie sich darauf, als wenn er begierig den Segen derselben sich aneignen wolle, über die Stirn, von welcher heiße Fiebertropfen herabquellen.

Es ist dies eine gute, liebe Hand! sagte er langsam und wie in sanfter Betrachtung. Diese Hand ist so weiß und zart und mild, wie der Friede Gottes. Mein Freund, laß Deine fromme Hand noch einen Augenblick lang über meiner armen heißen Schläfe ruhn. Dann vernimm meinen letzten Wunsch, den ich Dir anzuvertrauen habe, und nach Gewährung desselben empfange meine Beichte und spende mir mit Deinem Segen die Sacramente der Kirche!

Jean Baptist ließ eine Thräne des unbezwinglichen Schmerzes auf die Hand, die sein Freund so fest in der seinigen hielt, niederfallen. Dann sagte er mit seiner milden trostreichen Stimme: Und hier verweiltest Du so nahe bei Deinem alten Freund, ohne Mittheilung, ohne ein Lebenszeichen, ohne gegen mich, den Du schon oft treu erfunden, den Schleier Deines riesengroßen Geheimnisses zu zertheilen!

Still! ſtill! erwiederte der Leidende, indem er den Zeigefinger ſeiner rechten Hand feierlich über ſeine todesbleichen Lippen legte. Mein Geheimniß iſt zu Ende, aber es ſoll in dem Schooß Deiner Bruderliebe und der göttlichen Barmherzigkeit begraben werden. Der Welt, die ſchlechter und verworfener iſt als unſere ſchlechteſten Thaten, bin ich nichts ſchuldig. Seit faſt anderthalb Jahren lebte ich hier verborgen ein Leben erquickender Ruhe und Selbſtbetrachtung. Schwöre mir, Jean Baptiſte, daß es nie über Deine Lippen kommen ſoll, wen Du hier geſehen!

Der Biſchof leiſtete den Eid auf ein kleines Crucifix, das er an einer goldenen Kette über ſeiner Bruſt trug.

Der Sterbende ſchien beruhigter. Seine Haltung wurde plötzlich beſtimmter, ſicherer, geſchäftsmäßiger. Das große, dunkle Gluthen ausſtrömende Auge, das am lebensmächtigſten erhalten war, richtete ſich jetzt auf eine Stelle des Cabinets, wo ein Gegenſtand von beſonderer Wichtigkeit ſich zu befinden ſchien. Der alte Mönch, welcher bisher wie in ſtillen Gebeten zu den Füßen des Lagers niedergekauert geſeſſen, folgte dieſem Wink. Er ſprang raſch auf und

holte aus einem verborgenen Wandschrank, den er aus einer geheimen Ferne in der Mauer emporsteigen ließ, ein Kästchen von unansehnlichem Aeußeren, das aber ein bedeutendes Gewicht in sich zu tragen schien, hervor. Mit einer ehrerbietigen Gebärde überreichte er es dann seinem Genossen und Gebieter, zu dem er jedoch mehr in dem Verhältniß eines Freundes als eines Dieners zu stehen schien.

Der Kranke nahm das Kästchen in seine Hand, betrachtete es noch einmal forschend nach allen Seiten und übergab es dann mit einem daran hängenden goldenen Schlüssel dem Bischof von Marseille, indem er hinzufügte: Es ist dies mein letztes Vermächtniß. Es soll dies in die Hände meines Neffen, des Grafen Andrea Girac in Wien, gelangen, aber ohne daß er wisse, von wem er diesen Scheidegruß empfängt. Wir haben uns lange berathen, ich und mein braver vielgetreuer Dominico hier, wie dies Vermächtniß *am sichersten zu seiner Bestimmung gebracht* werden könnte. Dominico will, wenn ich meine Augen geschlossen, was noch in dieser Stunde geschehen sein wird, nach Rom in ein Kloster zurückkehren. Wenn aber mein Freund und Bruder, der Bischof von Marseille, die Bürgschaft übernehmen will, daß dies Käst-

chen nur meinem Neffen Andrea Girao und zwar perſönlich ausgeliefert werde, ſo bin ich auch über dieſen letzten irdiſchen Gedanken getröſtet, und ſehe nun noch der Gnadenſpendung der Kirche demüthig und hingebungsvoll entgegen.

Jean Baptiſte von Belloy gelobte feierlichſt, ſich dieſe Pflicht angelegen ſein zu laſſen und ſie zu erfüllen, nachdem er das ihm übergebene Käſtchen an ſich genommen hatte.

Dann bat ihn der Sterbende mit einer innigen und brünſtiger gewordenen Stimme, ihm näher zu treten. Es entſtand ein feierliches und vertrauungsvolles Geflüſter zwiſchen Beiden, das lange andauerte und nur zuweilen durch die ſtärker werdenden Zuckungen des Kranken, deſſen Bruſt von heftigen Krämpfen durchwühlt ſchien, unterbrochen wurde.

Als darauf der Augenblick gekommen war, wo er aus den Händen des Biſchofs die heilige Communion empfangen ſollte, wandte er ſich erſt einen Augenblick zur Seite und ſagte mit einem heitern ſinnenden Lächeln vor ſich hin: Wie ſchrak ich damals vor dieſem Sacrament zuſammen, und wagte es nicht, meine Lippen danach zu öffnen. Seitdem hat mich immer nach ihm gedürſtet, um es in dem großen Augenblick in mich

aufzunehmen, wenn der Tod Wahrheit sein würde. Und jetzt, wo alle Lüge hinter mir verblichen, fließen mir Tod, Wahrheit und Sacrament in eins zusammen! — —

Bei diesen Worten sank er ächzend auf das Bett zurück. Ein scharf ausathmender Seufzer verkündigte den Beginn des Todeskampfes, der sich aber nach einigen Minuten friedlich vollendete. Jean Baptiste beugte sich zu dem Todten nieder, der plötzlich in wunderbarer Ruhe und in dem harmonischen Ebenmaß eines schönen gewaltigen Körpers auf seinem Lager ausgestreckt lag.

Der Bischof von Marseille flüsterte ein stilles herzinniges Gebet, und nahm dann mit einem langen Händedruck von seinem hingeschiedenen Freunde Abschied, nachdem er den Bruder Dominico auf den folgenden Morgen zu sich beschieden, um zu einem des Verstorbenen würdigen Begängniß alle Vollmachten entgegenzunehmen.

Dann eilte der Bischof, von allen den Eindrücken überwältigt, fort, um in dem Wagen, der draußen seiner harrte, die Rückkehr anzutreten. Schauerlicher und schmerzlicher Gefühle voll, ließ er das einsame Haus, gegen welches das Meer seine einförmig rauschenden Wogen anspülte, hinter sich zurück.

VIII.

Inzwiſchen hatte Graf Andrea Girao mit ſeinen Genoſſen, gegen die er auf ſein Ehrenwort ſo eigenthümliche Verpflichtungen eingegangen war, die Winter-Quartiere in Neuſtadt beziehen müſſen. Gleichzeitig mit ihnen war eine Schauſpieler-Geſellſchaft, eine Muſikbande, eine Anzahl von Köchen, Küchenjungen, Confiſeurs, mehrere Tänzer und Tänzerinnen, Gaukler, Kunſtreiter und Perſonen ähnlicher Art dort eingetroffen. Andrea hatte alle dieſe Leute, von denen man ſich die verſchiedenartigſten Beluſtigungen verſprechen konnte, in ſeinen Sold genommen, um beſonders mit ihrer Hülfe die Ausgaben einer glänzenden Verſchwendung, einer lebensluſtigen Pracht und Thorheit, wozu er ſich anheiſchig gemacht, flüſſig zu machen.

Die Ausarbeitung des Plans, den er ſich in allen Einzelnheiten dazu entworfen, hatte ihm die meiſten Schwierigkeiten verurſacht. Zur Feſtſtellung deſſelben mußte aber erſt der Verkauf der Baronie Sporthenberg abgeſchloſſen ſein, wozu ſich auch ſofort die günſtigſte Ausſicht gezeigt hatte. Ein Lieferant der kaiſerlichen Armee erbot ſich gegen augenblickliche Baarzahlung von 160,000 kaiſerlichen Münzgulden zur Uebernahme des Guts, und der Graf, der keinen beſſern Verkauf abzuſchließen wußte, ſah ſich unmittelbar darauf in den klingenden Beſitz dieſes Geldes geſetzt. Er berief nun die ſieben Offiziere zu einer Comitéſitzung in dieſer Angelegenheit zuſammen, und es ergab ſich jetzt aus den gemeinſchaftlich aufgeſtellten Berechnungen, daß, mit Hinzufügung der Schulden, die der Graf noch zu dieſem Zweck auf Güter und Gage zuſammenzuziehen ſich verpflichtet, jeden Tag gerade 5500 Gulden in der gemeſſenen Friſt zu verausgaben waren. Nach dieſen Ermittelungen konnte das von dem Grafen entworfene Programm, das ihm vierundzwanzig Stunden ernſter Arbeit und viele Schweißtropfen gekoſtet, abgerundet und abgeſchloſſen werden. Die Vorbereitungen zur Ausführung wurden

um die Macht des Bestehenden auch den Sinnen anzudeuten. Sie bedarf des Scepters und des Reichsapfels in der Hand, um die Heiligkeit der Ueberlieferung, auf der sie ruht, zu bezeichnen; sie bedarf aller durch Jahrhunderte geweihten Insignien ihrer Hoheit, um zu zeigen, daß sie über der Gemeinde, über dem Volke steht, und nicht aus demselben hervorging.

Doch was rede ich von der Legitimität? Ich bin ja gekommen, um sie zu sehen. Die Vesper hat bereits begonnen, aber das königliche Oratorium oben ist noch immer leer, und meine Augen spähen vergeblich nach **Karl dem Zehnten**. Die Kirche ist mit manchen andern Neugierigen meiner Art gefüllt, die sich flüsternd und erwartungsvoll in den Gängen auf und nieder bewegen. Es ist ein seltsames Leben in der schon halb verdunkelten Kirche, und ich irre unter lauter unbekannten und fremdartigen Gestalten umher. Hier und da höre ich französische Laute an mein Ohr dringen. Nun heißt es, Karl X. der arme kranke Verbannte, werde heut nicht

dann aber mit der größten Energie und mit möglichstem Humor in die Hand genommen.

Das kleine Neustadt hatte seit der Zeit, wo die kaiserlichen Truppen diesmal ihr dortiges Winter-Quartier bezogen, ein ganz verändertes Aussehen erhalten. Der Graf hatte die größeren Säle, welche es in der Stadt gab, für seine Festgelage, Schauspiele, Bälle und geselligen Veranstaltungen aller Art gemiethet. Den ganzen Tag ertönte rauschende Musik in feierlichen und lustigen Klängen, die Diners, zu denen das ganze Offizier-Corps eingeladen war, fanden in auserlesener und prunksüchtiger Ausstattung und mit der üppigsten Schwelgerei statt, und fast zu allen Tageszeiten war an offenen Buffets für eine leckere Bewirthung der einfürallemal eingeladenen Kameraden gesorgt. Abends war die Theater-Vorstellung, zu welcher die ganze gute Gesellschaft von Neustadt gegen Einladungskarten freien Zutritt hatte, und unmittelbar nach dem Schauspiel begann für alle Anwesenden ein Ball, der die ganze Nacht hindurch währte und mit den glänzendsten Veranstaltungen, verschwenderisch besetzten Tafeln und belustigenden Intermezzos aller Art verbunden zu sein pflegte. Es war dadurch eine fast fieberische Aufregung in Neustadt

hervorgerufen worden, die sich in allen Theilen der dortigen Bevölkerung in einem steigenden Grade mittheilte, denn auch in die unteren Klassen drang der Jubel dieser tollen Tage ein, da der Graf Andrea an jedem Morgen, wo er Kasse machte und seine Abrechnung hielt, so viel Geld hinauswarf, als von den für jeden Tag bestimmten 5500 Gulden noch übrig geblieben war.

Die Volksscenen, welche er dadurch herbeiführte, gehörten zu den am meisten erheiternden Momenten für ihn, denn mitten in der strahlenden Fülle der übrigen Lustbarkeiten dünkte er sich oft vor Langerweile und Ekel der unglücklichste Mensch von der Welt zu sein, und er bereute es beinahe, diesen Fastnachtsspaß, der seinem Geschmack und seinen Interessen durchaus widerstand, begonnen zu haben. Aber durch sein Ehrenwort gebunden, glaubte er sich auch nicht insoweit eine Erleichterung gönnen zu dürfen, daß er, wozu er freilich sich schon oft versucht gefühlt, das noch zu verausgabende Capital in den Händen des Capitains von Elmenhorst zurückließ und denselben zum stellvertretenden und verantwortlichen Leiter dieser Vergnügungen ernannte. Er war vielmehr auch so gewissenhaft in der Form, in der er

ſein Ehrenwort einzulöſen hatte, daß er auch hinſichtlich der Summen, welche er jeden Morgen unter die ſtets vor ſeinem Fenſter verſammelte Volksmenge auswarf, erſt eine Berathung und Genehmigung des Comités der ſieben Offiziere veranlaßt hatte. Dieſe erklärten ſich aber um ſo bereitwilliger damit einverſtanden, als ſie bereits ſämmtlich anfingen, ihre Luſt für gebüßt anzuſehen, indem ſie bei der abſichtlich übertriebenen Sorgfalt, welche Andrea gerade auf ihre Zufriedenſtellung verwandt, ſchon die Folgen einer unabläſſigen Schwelgerei in allen ihren Gliedern empfanden und keineswegs darnach trachteten, den Aufwand zur ferneren Zerrüttung ihrer Geſundheit noch vermehrt zu ſehen.

Nachdem dieſe Komödie der Verſchwendung vier bis fünf Wochen fortgedauert, waren ſchon mehrere dieſer Offiziere, mit denen der Graf den abſonderlichen Contract geſchloſſen, ſo erkrankt, daß ſie das Bett hüten und der ferneren Theilnahme an allen Gelagen und Feſten für ihre Perſon entſagen mußten. Andere hatten ſich mit den von dem Grafen engagirten Schauſpielerinnen und Tänzerinnen ſo verſtrickt, und waren dabei ſo feſſelnden und verwirrenden Einflüſſen unterlegen, daß ſie in die Verſuchungen

der ſchlimmſten Art, nämlich die, eine dauernde Verbindung mit ihren Prinzeſſinnen und Schäferinnen einzugehen, gerathen waren, und aller Anſtrengungen bedurften, um ſich von dieſen Gefahren wieder loszumachen. Indem ihnen Graf Andrea mit ſeiner trocknen und derben Laune dazu behülflich war, fühlten ſie zu der Reue, ihn früher verkannt und gekränkt zu haben, auch noch die Pflicht der Dankbarkeit mit unabweislicher Gewalt in ſich emporſteigen.

Es geſchah daher beſonders auf ihr Andrängen und ihre Veranſtaltung, daß eines Tages in ganz feierlicher Form eine Schrift aufgeſetzt wurde, welche, mit den Namen der ſieben Kameraden bedeckt, in die Hände des Grafen Andrea gelangte. Demſelben ward darin auf die nachdrücklichſte und aufrichtigſte Weiſe jede Ehrenerklärung ausgeſprochen, und indem man ihn als den uneigennützigſten und großmüthigſten Freund und Wohlthäter ſeiner Kameraden bezeichnete, forderte man es als eine ihnen ſelbſt zu gewährende Gunſt, daß er der ferneren Vergeudung ſeines Vermögens ſofort Einhalt thun und ihnen ſeine Freundſchaft ſchenken möge, auch ohne die zwiſchen ihnen bedungene Waffenprobe noch zur Ausführung kommen zu laſſen.

Andrea erklärte ſich mit der ganzen Liebenswürdigkeit, die bei ſolchen Gelegenheiten in ſeiner Weiſe lag, für vollkommen befriedigt und gerührt von dem Ausdruck dieſer Geſinnungen; nur Eines wolle er ablehnen, daß man ihn von der Pflicht, alle dieſe Luſt zu ihrem Ende zu führen, zu entbinden gedenke. Er ſprach die Befürchtung aus, daß ihm ein ſolches Einlenken früher oder ſpäter als die Abſicht ausgelegt werden könnte, noch etwas von dem elenden Gelde zu retten. Da er aber das Geld ganz und gar nicht liebe, ſondern im Gegentheil froh ſein werde, zuletzt als ein armer und nur noch auf ſeine Gage angewieſener Offizier aus dieſen tollen Wirbeln wieder hervorzutreten, ſo werde er conſequent bleiben, und im Gegentheil die Ausgaben in dieſen letzten Wochen noch zu erhöhen ſtreben.

Andrea hielt Wort. Mit einer Art von diaboliſcher Luſt, die ſich zuletzt ſeiner bemächtigte, ſteigerte er ſein abenteuerliches Feſtprogramm plötzlich zu einem Gipfel der Genüſſe und der Vergeudung, gegen den ſelbſt die ſtärkſten Schlemmer-Kräfte ſeiner Gäſte ſich ohnmächtig und nicht ferner fähig bekennen ſollten. Es beſchlich ihn der Stolz, daß ſeine Mittel für unerſchöpflicher gelten ſollten, als die Fähigkeit der An-

deren, den ihnen dadurch dargebotenen Freudenkelch bei immer neuem Aufschäumen bis auf die Neige zu leeren. Diesen Triumph bereitete er sich in vollem Maaße. Seine Feste und Spiele wurden in dem Grade üppiger, prachtvoller, kostbarer, als seine Gäste matter und verdorbener in ihrer Uebersättigung und Ueberreizung wurden. Am letzten Tage war die Ohnmacht aller Theilnehmer erklärt. Der Ball, welchen er zum Abschied angesagt hatte, wurde nicht mehr besucht. Mit einer boshaften Freude sich die Hände reibend, ging Andrea in den festlich geschmückten, aber leeren Sälen auf und nieder, und sah zu seiner Genugthuung, daß Niemand gekommen war. Er hatte die Musik erst in den rauschendsten und mächtigsten Tönen beginnen lassen, und hieß sie jetzt schweigen. Dann half er selbst mit einer Ironie, die ihm einige Illusionen zu gewähren schien, die Lichter ausblasen.

Bei seiner Rückkehr nach Wien fand der Graf Andrea Girao, daß die kostspieligen Scherze in Neustadt doch seine finanziellen Zustände auf eine unheilbare Weise zerrüttet hatten. Er hatte zuletzt in dem Wirbel, der ihn erfaßt, das anfänglich festgestellte Maaß seiner Ausgaben so bedeutend und unverhältnißmäßig überschritten, daß ein Wechsel, zu dessen

Ausſtellung er ſich dort genöthigt geſehen, ihn jetzt auf die bedenklichſte Weiſe in Verlegenheit zu ſetzen begann.

Der Wechſel war ihm einige Wochen nach ſeiner Rückkunft in Wien zur Zahlung präſentirt worden, aber Andrea ſah bei der Erheblichkeit der Summe, die auf 10,000 Gulden lautete, keine Möglichkeit, aus ſeinem ihm noch zu Gebote ſtehenden Beſitzſtande die Deckungsmittel herbeizuſchaffen. In ſeinen Verhältniſſen als Offizier war dies für ihn um ſo bedrohlicher, und da man ihm keine fernere Nachſicht gewähren wollte, ſah er ſich ſchon den ſchlimmſten Wendungen, die ihn ereilen konnten, ausgeſetzt.

Indem er eines Morgens in den trübſten und zweifelhafteſten Gedanken und Erwartungen auf ſeinem Zimmer ſaß, wurde ihm durch ſeinen Diener gemeldet, daß im Vorzimmer ein Mönch mit dem Begehren erſchienen ſei, den Grafen Andrea Girao zu ſprechen und ihm einen Gegenſtand von Wichtigkeit perſönlich übergeben zu dürfen.

Andrea ließ den Fremden eintreten, der nach kurzer und faſt ſtummer Begrüßung, und nachdem er ſich überzeugt, daß er es mit dem Grafen Andrea Girao in Perſon zu thun habe, ihm ein Käſtchen mit einem

daran hängenden goldenen Schlüssel übergab, indem er hinzufügte, daß ihm der Bischof von Marseille, Jean Baptiste de Belloy, dies Vermächtniß, das von einer unbekannten und verborgenen Hand komme, zur Bestellung anvertraut habe.

Andrea empfing es mit dem größten Erstaunen und beeilte sich, den kleinen goldenen Schlüssel zur Oeffnung zu gebrauchen. Er fand es mit einem starken Paquet von Anweisungen auf den kaiserlichen Schatz in Wien, die au porteur lauteten, im Betrage von hunderttausend Gulden gefüllt. Auf dem Grunde des Kästchens lagen dreißig der schönsten und größten Diamanten, in deren wunderbares und räthselhaftes Gefunkel sich die Blicke des Grafen Andrea versenkten.

Als er wie ein aus Träumen Erwachender emporschaute, sah er sich ganz allein in seinem Zimmer. Der Mönch, der ihm diese geheimnißvolle Botschaft gebracht, war lautlos verschwunden, und hatte keine anderen Spuren seines Daseins zurückgelassen, als das in Andrea's Händen verbliebene, mit dem werthvollsten Inhalt gefüllte Kästchen.

So bin ich schon wieder einmal reich, schon wieder einmal Narr des Glückes und Geldes! rief Andrea, indem er wie erstarrt seine vor ihm ausgebreiteten

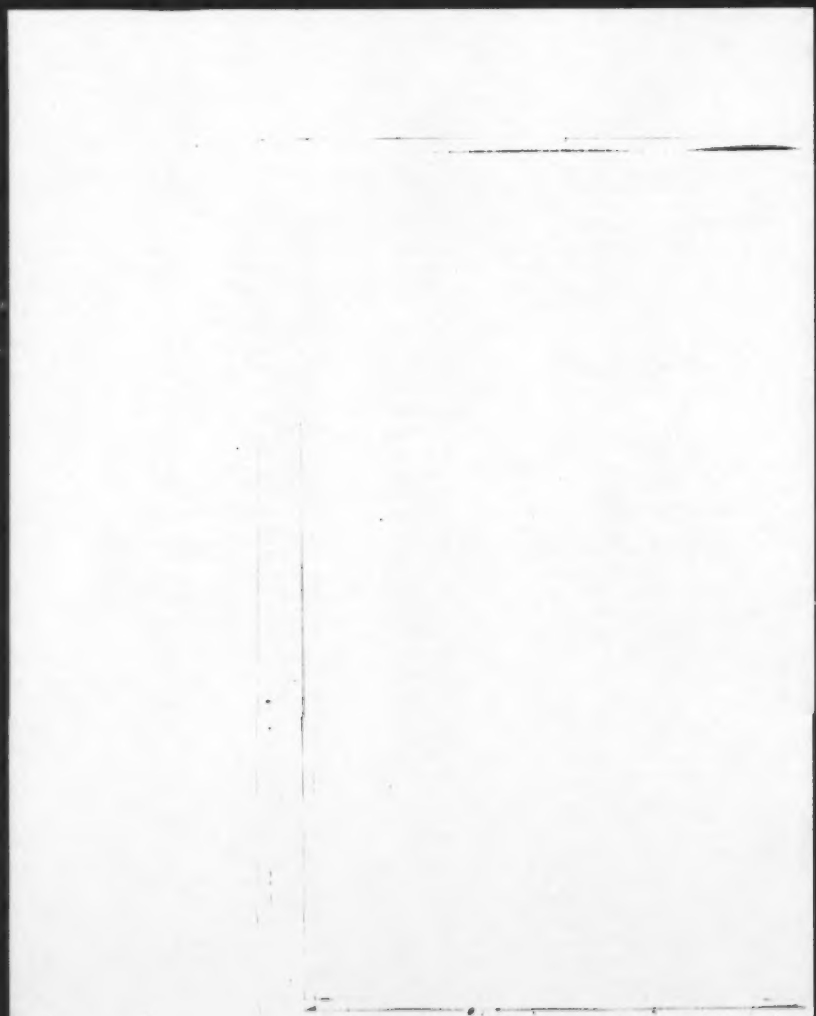
Schätze betrachtete. Und jetzt weiß ich nicht einmal, von wem mir dies Alles wird, mir, warum mir? Und werde ich dieſes dunkelſinnige Räthſel jemals erforſchen? — — —

In dieſem Hinbrüten überraſchte ihn der jüdiſche Inhaber des ſeit mehreren Tagen fälligen Wechſels, der beim Anblick der koſtbaren Diamanten ganz und gar aufhörte, ſich als Widerſacher des Grafen zu gebärden, und mit der frommen Miene eines Sachverſtändigen erklärte, daß dieſe Diamanten einen Werth von mindeſtens zweimalhunderttauſend Gulden haben würden!

erscheinen, und die romantisch hochherzige Duchesse de Berry ist in Brandeis. Dagegen meldet der Kirchendiener, daß der Herzog und die Herzogin von Angoulême und der Herzog von Bordeaux zu sehen sein werden. In der That befanden sich diese drei Mitglieder der vertriebenen Königsfamilie auf einem Umzuge durch die Kirche begriffen, um mehrere Schätze und Reliquien-Kostbarkeiten der reichen Metropolitane in näheren Augenschein zu nehmen. Eben kamen sie den Gang herunter, um sich in die Wenzelkapelle zu begeben. Sie schritten dicht an mir vorüber, und ich weiß nicht, mich überfiel es auf Einmal, als wäre ich im Grunde meines Herzens ein Stocklegitimer, denn ich machte der Herzogin von Angoulême, auf deren ächt bourbonischem Gesicht der höchste Ausdruck von Trauer geschrieben stand, mit der tiefsten und ehrerbietigsten Verneigung Platz. Fürchte jedoch nichts von mir, es war lediglich die Ehrfurcht vor dem Unglück. Heiterer sah der Herzog von Angoulême aus, und schien sich den resoluten Muth, der ihn in mannigfach

II.

Nichols.



I.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebte zu Fermari in Irland der Pachter John Bencolm, der in seiner Gegend den Ruf eines braven und thätigen Mannes genoß, obwohl ihm die arbeitsame und kenntnißreiche Bewirthschaftung seines Pachthofes, auf dem er mit einer zahlreichen Familie saß, stets nur die mäßigsten und kaum ausreichenden Früchte abwerfen wollte. Seine Genügsamkeit und Heiterkeit waren jedoch ebenso groß, als seine Arbeitskraft unverwüstlich und unerschöpflich war, und den Sorgen gab Mr. Bencolm nur äußerst selten ein williges Gehör, sie müßten sich denn auf seinen jüngsten Sohn Nichols bezogen haben, der sowohl wegen seiner Gemüthsart, als auch wegen seines kleinen und zarten Körperbaus durchaus

nicht für die Ackerwirthschaft, auf der die Existenz der ganzen Familie ruhte, geeignet schien.

Nichols war freilich noch ein sehr junger Bursch, denn er hatte eben erst sein zwölftes Jahr erreicht, und sein ganzes Aussehen war das eines noch bei weitem jüngern Kindes. Er ließ es auch an dem gehörigen Eifer und Fleiß nicht fehlen, um in Gemeinschaft mit seinen übrigen Geschwistern dem Vater und der Mutter bei allen Wirthschaftsarbeiten zur Hand zu gehen, und die Einsicht und richtige Beurtheilungskraft, die er dabei bewies, waren wohl anzuerkennen, aber seine Hände zeigten sich zu klein und schwach, um nur das Gewöhnlichste damit zu verrichten, und zuweilen betraf ihn der Vater auch mitten in der Arbeit bei einer in sich versunkenen Träumerei, die ihn ganz und gar nicht bei der Sache erscheinen ließ und ihm oft die härtesten Vorwürfe zuzog. Sein feines, blasses Gesicht rothete sich dann mit dem Purpur der tiefsten Beschämung, und in den großen, ausdrucksvollen, bittenden Augen zitterte eine Thräne, die aber nur die Wuth des strengen Vaters zum heftigsten Ausbruch reizte.

Unter diesen Vorgängen hatte sich in der stillen irländischen Pachtersfamilie allmählig die Annahme

feſtgeſtellt, daß die beiden älteren Brüder die Pachtung des Vaters übernehmen würden, wogegen dem armen Nichols kaum eine andere Ausſicht eröffnet ſchien, als ſich dereinſt, und zwar ſo bald als möglich, in die Fremde zu begeben und in irgend einer Beſchäftigung bei andern Leuten ſein Fortkommen zu gewinnen. Hr. Bencolm verſicherte oft, mit einem grübelnden Kopfſchütteln, daß der Junge zu einem Gelehrten verdorben ſcheine oder auch zu einem Poeten, weil er oft nach hartnäckigem Schweigen die wunderlichſten Einfälle zum Beſten gab, aber für die Länderei paſſe er nicht, und jede Wirthſchaft, bei der ſeine unglückliche Hand mit im Spiele ſei, müſſe den Krebsgang gehen. Vielleicht, fügte er ſeufzend hinzu, kann man ihn auch einmal als Küſter im nächſten Kirchſpiel gebrauchen, denn der Pfarrer dort hat ihn ſtets gern gehabt und wird das ſtille, fromme Kerlchen, wenn der alte Küſter einmal ſtirbt, gewiß gern in ſeine Sacriſtei aufnehmen!

Es ſchien faſt, als wenn es für den kleinen Nichols die höchſte Zeit geworden ſei, zu gehen. Faſt war es ſo weit gekommen, daß der Vater in ſeiner ſteigenden Verbitterung gegen ihn die letzten Mißernten der Anweſenheit des unglücklichen Knaben in

der Wirthschaft beimaß, und auch die Einsprachen der milden gütigen Mutter konnten nicht mehr dazu beitragen, das Verhältniß des Kindes im Vaterhause erträglich zu machen. Es war seltsam, daß man allgemein zu erwarten schien, der kleine Mann werde nächstens seinen Entschluß fassen und auf seine eigene Hand hin etwas unternehmen, um sich der Alle drückenden Tyrannei des Vaters zu entziehen. Aber Keiner schien zu wissen, was eigentlich zu thun sei, noch gab er dem stillen Knaben, der täglich bleicher und dünner wurde, und kaum noch sprach, ein Wort des Rathes und des Trostes, auf das er als der Jüngste wohl hätte rechnen können.

Es waren heut zwei Kaufleute aus Connacie, einem der bedeutendsten Landstriche Irlands, im Hause John Bencolms zum Besuch eingesprochen und von dem gastfreien Pachter zum Mittagsmahl eingeladen worden. Es war ein schöner, heitrer Maitag, und das Mahl der Familie fand, wie gewöhnlich, in der großen geräumigen Fliederlaube vor der Hausthür statt. Die Unterhaltung war eine sehr belebte, und schien noch dadurch einen besondern Schwung zu erhalten, daß die beiden jungen Kaufleute, die seit einiger Zeit öfter wiedergekehrt waren, zugleich ihre Bewer-

bung um die Gunst der beiden Töchter Bencolms, Dorothy und Jennet, heut deutlicher und bestimmter als je hervortreten ließen.

Nichols saß am Ende der Tafel mit seiner jüngeren Schwester Hannah, die ihn in ihr lustiges Geplauder hereinzuziehen suchte, und der drolligsten Bemerkungen über das Benehmen der beiden Bewerber gegen ihre Schwestern nicht müde wurde. Nichols aber schien mit dem unerschütterlichsten Ernst keine Sylbe von dem, was gesprochen wurde, verlieren zu wollen. Kaum die Speisen auf seinem Teller berührend, folgte er dem Gespräch in allen seinen Wendungen, und drückte das lebhafteste Interesse dafür in seinen Mienen aus. Sein Gesicht verrieth eine glühende Spannung, seine Augen waren größer und feuriger hervorgetreten, und er hielt die Hand der neben ihm sitzenden Hannah krampfhaft gefaßt, um sie zur Ruhe und zum Schweigen zu bewegen.

Im Grunde sprach man jetzt von nichts als von den Handelsgeschäften der jungen Kaufleute, die sich heut wohl nicht ohne Absicht bemühen mochten, ihre Angelegenheiten in dem glänzendsten Lichte darzustellen, obwohl der alte Bencolm mit seinen künftigen Schwiegersöhnen sich keineswegs im Prinzip ganz einver-

ſtanden zeigen wollte. Die Raiſonnements des Pachters von Fermari klangen gewöhnlich etwas patriarchaliſch. Er wollte nur den Ackerbau für die einzig würdige und naturgemäße Beſchäftigung des Menſchen gelten laſſen, und hatte leicht für den Handel und die Handelsleute eine gewiſſe, wenig verhehlte Geringſchätzung bei der Hand, indem er, nach ſeinem originellen Ausdruck, die böſe Schlange der Erkenntniß, die im Paradieſe auf dem Apfelbaum geſeſſen, ſeitdem im Handelsprinzip verſteckt erblicken wollte. Mr. Bencolm behauptete kühnlich, die Schlange der Erkenntniß ſetze im Handel das Geſchäft fort, die Menſchen mit dem Paradieſe zu entzweien, ihre Lüſte und Triebe ins Unendliche zu reizen, und ihnen die ewige Unruhe und Unzufriedenheit, welche die Zeit charakteriſire, in das zu Blut jagen. Dann ſchloß er gewöhnlich mit einem Pathos, das keinen Widerſpruch zu dulden ſchien, indem er ſagte: „Nur wer redlich ſeinen Acker beſtellt und die Früchte des Feldes erntet, lebt würdig nach ſeiner Beſtimmung, und hat Anſpruch auf den Frieden Gottes.“

Es wurde ihm aber heut bei dieſem Mittagsmahl in der Fliederlaube ſtärker als ſonſt zugeſetzt, beſonders da ſeine beiden Mädchen, Dorothy und Jennet,

die erklärten Lieblinge des Vaters, plötzlich in dem Geſpräch Partei ergriffen, und ſich mit aller ihnen eigenen Lebhaftigkeit auf die Seite des Handels ſtellten. Das Geſpräch hatte ſich zuletzt vornehmlich auf die berühmte Wolle von Connacie gewendet, die in dieſem irländiſchen Diſtrikt von einer außerordentlichen Schönheit und Trefflichkeit geliefert wurde und ſeit einiger Zeit einen Hauptverkehrszweig der anweſenden jungen Geſchäftsleute bildete.

„An dieſer Wolle wird der Papa gewiß nichts auszuſetzen finden!“ ſagte die ältere Dorothy, indem ſie in ihrem ſichtlichen Unmuth eine über ihre Schulter herüberhängende Flieder-blüthe von der Laube abriß und die Blätter, welche ſie zerpflückte, vor ſich hin auf den Teller warf. „Und die Wolle,“ fuhr ſie ſchnippiſch fort, „kommt von den Schafen, und die Schafe gehören doch auch zur Ackerwirthſchaft, denn ſonſt würdeſt Du, Papa, ſolche Geſchöpfe, die ſchon mit einem Handelsartikel auf dem Rücken herumlaufen, nicht ſo zahlreich in Deinen Ställen aufwachſen laſſen und auf Deinen Wieſen ernähren!“

„Du haſt Recht, Dorothy!“ entgegnete der Alte, indem er ihr einen ſeiner ſtechenden ironiſchen Blicke zuwarf. „Das Schaf erſcheint als Mittelsmann

zwiſchen dem Ackerbau und dem Handel! Möchte es ſich aber mit dieſer Rolle nicht weiter brüſten, als es einem Schaf geziemt!“

Dieſe Rede, die als Folge der hitzigen Debatte in ihrem ſtarken Ton ohne Zweifel vergriffen war und allzu anzüglich gedeutet werden konnte, brachte augenblicklich eine ängſtliche Pauſe in der Geſellſchaft hervor. Der eine der jungen Kaufleute, Mr. Steward, der ſich namentlich um die Gunſt der ſchönen blondlockigen Dorothy bewarb, ſuchte über die entſtandene Verlegenheit durch erneuerte enthuſiaſtiſche Lobpreiſungen der Wolle von Connacie hinauszuhelfen. Er nannte es in der Kunſtſprache ein merkwürdiges, durch beiſpielloſe Klarheit und Treue ausgezeichnetes, eine wunderbare Geſchmeidigkeit und Elaſticität darbietendes Produkt, das ſich unter den Händen Deſſen, der ſich damit befaſſe, in Gold verwandele, und bei einer auch nur mäßig darauf verwandten Thätigkeit ſchon ſeine ſiebzig bis achtzig Prozent Gewinn abwerfe. Die Wolle von Connacie, ſchloß der junge Geſchäftsmann begeiſtert, iſt das wahre goldne Vließ, das heutzutage alle Strebenden lockt, ſich darin ihr Glück und Heil zu erobern! Möchte es auch uns gelingen, im ſchwungvollen Fortſchreiten auf dieſer

mißgünstigen Schicksalen seines Lebens stets ausgezeichnet, auch jetzt noch bewahrt zu haben. Den kleinen Duc de Bordeaux hatte ich noch nicht genau gesehen, und ich folgte daher dem Zuge nach der berühmten, dem heiligen Wenzel gewidmeten Kapelle dieser Kirche. Die St. Wenzel-Kapelle, die sich gleich rechts vom Haupteingange befindet, ist die reichste an alten merkwürdigen Reliquien, Denkmälern und heiligen Erinnerungen. Sie war von Anwesenden ganz angefüllt, und es herrschte eine eigene, ängstliche, drückende Stille, während die verbannte Familie vor dem Altar stand, und sich von dem Priester die aus mehreren Kästchen und Schränken hervorgeholten Kostbarkeiten und Heiligthümer vorzeigen ließ. Der kleine Herzog von Bordeaux hat ein hübsches, kluges, verstandvolles Gesicht, mit einer sehr gemäßigten Bourbonicität der Nase, dazu etwas Keckes und in die Zukunft Blickendes in seinem Auge, was, zugleich mit einer Beimischung von leiser, noch knabenhafter Trauer, ihm einen höchst interessanten Ausdruck gab. Ich muß geste-

Bahn zugleich alles Schöne, das die Krone unſerer Wünſche bildet, an uns zu feſſeln!

Mr. Bencolm ſchien es noch nicht für ſo dringlich zu erachten, die tiefzielende Bedeutung dieſer letzten Worte anzuerkennen, oder ein darauf eingehendes Verſtändniß derſelben zu zeigen. Er hob daher jetzt, da das ländliche Mahl ohnehin mit dem zuletzt als Deſſert aufgetragenen rieſenhaften Stück Cheſterkäſe ſein Endziel erreicht hatte, die Tafel auf, und begrüßte ſich mit ſeinen Gäſten in einer etwas abgemeſſenen Freundlichkeit.

Man war aus der Laube herausgetreten und legte zuſammen einige Schritte durch den daran anſtoßenden kleinen Gemüſegarten zurück, der ſchon die erfreulichſten Ausſichten für die Jahreszeit darbot. Der kleine Nichols benutzte die Gelegenheit, wo die allgemeine Unterhaltung ſtockte, um ſich den beiden jungen Kaufleuten, die er mit immer größerer Ehrfurcht betrachtet hatte, zu nähern. Er lief bei dem unternommenen Spaziergang längere Zeit neben ihnen her, ohne auch nur mit ſeiner kleinen Exiſtenz beachtet zu werden. Und doch ſchien er Etwas auf dem Herzen zu haben, mit dem er ſich gern hervorgetraut hätte, und ein einziges Mal ſetzte er auch ſchon zu einer leiſen

Frage an, mit der er aber gar nicht gehört wurde. Im Eifer, um sich heranzudrängen, trat er sogar in die neubepflanzten Blumenbeete hinüber, und zog sich darüber vom Vater eine ziemlich unsanfte Mahnung an den Ohren zu. Seufzend blieb er endlich zurück und verbarg sich hinter der Hecke.

Die beiden Gäste aber nahmen jetzt ihren Abschied von der Pachterfamilie und bestiegen ihren Wagen, der vorgefahren kam, um sie abzuholen. Sie versprachen bald einmal wiederzukommen, was von der Mutter und den Töchtern mit freundlich zustimmenden Blicken, von Mr. Bencolm aber mit einem schweigenden und nicht gerade sehr aufmunternden Gruß aufgenommen wurde.

Nichols kam den ganzen Tag über nicht mehr aus seinem Versteck hervor, und man vermißte ihn zu wenig, um wegen seines Ausbleibens besorgt zu werden. Erst beim Abendtisch, wo die Familie wieder in ihrem gewohnten Versammlungszimmer zusammentraf, erschien Nichols wieder, und wer ihn genauer betrachtet hätte, würde eine auffallende Veränderung seines ganzen Wesens an ihm bemerkt haben. Sein Auftreten war fester und sicherer geworden, und in seinen Augen blitzten Muth und Entschlossenheit, die

ſeiner Perſon einen erhöhten Ausdruck gaben. Noch bemerkenswerther war, daß er heut, ganz wider ſeine ſonſtige Gewohnheit, an dem Geſpräch der Uebrigen ſich zu betheiligen ſuchte, und mit einer lauten, ſtarken Stimme, wie man ihn eigentlich noch nie gehört, Bemerkungen aller Art vernehmen ließ. Dieſe Bemerkungen waren ſo geſcheidt und wurden mit einer ſolchen Beſtimmtheit ausgedrückt, daß ihm der Vater einige Male einen verwunderten und faſt zurechtweiſenden Blick zuwarf, weil er ſich über die plötzliche Dreiſtigkeit des Jungen nicht minder zu ärgern ſchien, als bisher über ſeine Blödigkeit.

Als man ſich darauf zur Ruhe begeben wollte, fiel die beſonders ausdrucksvolle Zärtlichkeit auf, mit der er ſeinen Eltern heut die gute Nacht wünſchte. Er küßte abwechſelnd die Hände des Vaters und der Mutter mit einer faſt ſtürmiſchen Lebhaftigkeit und ſchien ſich heut kaum von ihnen trennen zu können. Als Beide ihre Hände erſtaunt von ihm zurückzogen, fühlten ſie dieſe von ſeinen Thränen feucht geworden. Mit nicht minder zärtlichen Liebkoſungen umarmte er darauf ſeine Schweſtern und Brüder, und ging ſodann ſtill zur Thür hinaus, um ſeine einſame Schlaf-

ſtelle, die er an einem abgeſonderten Ort auf dem Boden hatte, aufzuſuchen.

Noch ehe er ſich jedoch dorthin begab, ſchlich er noch einmal zur offenſtehenden Hausthür hinaus- und blickte zu dem mit allen ſeinen Sternen geſchmückten Nachthimmel empor.

„Was will ich denn? Was iſt aus mir geworden?“ ſagte der Knabe freudig bewegt zu ſich ſelbſt. „Sonſt mußte ich immer weinen, wenn ich dieſe Sterne anſah, und heut hüpft mein Herz mächtig ihrem Anblick entgegen und ſtrebt, des Glückes gewiß, der weiten Ferne zu, in der ich Alles finden werde, was mir bisher gefehlt hat und was ich kaum zu wünſchen wagte.“

„Ja, ich bin etwas geworden!“ fuhr er, die Hände wie zum Gebet faltend, mit leiſer, glücklicher Stimme fort: „Ich bin Wollhändler geworden, denn dieſer Entſchluß ſteht ſo feſt in mir, daß mich nichts in der Ausführung deſſelben hindern ſoll! Ging doch der Schäferknabe Hilary in meinem hübſchen Märchen in die weite Welt, um Prinz zu werden, und kaum hatte er ſechs Meilen zurückgelegt, ſo wurde er auch ſchon in ſein wundervolles Königreich eingeführt. Ein Königreich will ich nicht, aber ich will die ſchöne

Wolle von Connacie, welche die Kaufleute heut als den goldenen Schatz der Welt uns geschildert haben! Ich bin der Wollhändler Nichols, der sein Glück machen wird, ich stehe Euch Allen dafür! Einst komme ich mit ungeheurem Reichthum wieder nach Hause, und dann sollt Ihr Euch schrecklich wundern über den armen kleinen Nichols, den Ihr immer so verachtet habt und den Ihr kaum werth hieltet, Euer Sohn und Bruder zu sein. Ich bin von jetzt an Wollhändler, aber ich habe freilich noch keine Wolle und auch kein Geld, mir etwas zu kaufen. Aber das ist für einen unternehmenden Kaufmann, wie ich es sein werde, das Geringste; das ficht mich wahrhaftig ganz und gar nicht an!"

Unter diesen Gedanken trat er in das Haus zurück, und suchte sich seine geringe und harte Schlafstätte unter dem Dache auf. Doch warf er sich heut mit dem Stolz eines reichen und über Vieles gebietenden Herrn auf sein Lager und entschlummerte bald, indem ihn die reizendsten Zukunftsträume umgaukelten. Die Sterne, die der kleine Mann zuvor so feierlich angeredet, schimmerten zu ihm durch die Dachluke herein und schienen seine Phantasieen zu begünstigen, indem sie seine Stirn und seine hoch-

aufathmende Bruſt mit ihren freundlichſten Strahlen küßten. In den Träumen, die den armen Schläfer beglückten, rief er oft mit lauter ſchmetternder Stimme aus: „Ich bin der Welthändler Nichols! Ich handle mit der ſchönen, prächtigen Wolle von Cennacie!“

Bei kaum beginnender Morgendämmerung, als im Pachterhauſe noch Alles ſtill und regungslos war, erhob ſich Nichols ſchon von ſeinem zukunftſtrahlenden Lager. Er ſprang raſch und kräftig empor und legte ſeine Kleidung an, die nur in einem groben Bauernrock, wie ihn die Landleute ſeiner Gegend trugen, und in Holzſchuhen beſtand. Unter dem Dache fand er noch einen mit Eiſen beſchlagenen Stock, den er zu ſich nahm, um daran eine Waffe gegen die wilden Thiere des Waldes, beſonders gegen die Wölfe, welche dieſe Gegend unſicher machten, zu haben. So ausgerüſtet, ſchlich er ſich leiſe die Treppe hinunter und lauſchte im Vorübergehen noch einmal ängſtlich an der Thür des Zimmers, in dem ſeine Eltern und Geſchwiſter ſchliefen. Es war noch nicht die leiſeſte Bewegung von ihnen zu vernehmen, und heiter

lächelnd, obwohl ſich eine Thräne in ſeine Augen ſtahl, eilte Nichols nun von dannen, um ſein unwiderruflich feſtſtehendes Vorhaben auszuführen. Unten im Hauſe ſäumte er nicht, ſich noch mit etwas Brod und Käſe, die er in der offenſtehenden Küche fand, für die nächſten Reiſebedürfniſſe zu verſehen, wobei er jedoch einige ſchwer abzuweiſende Anfechtungen durch den Hofhund erlitt. Es war ſein Lieblingshund, der oft in ſchweren Stunden zu ihm gehalten und den von der ganzen Welt bedrückten Knaben durch ſein Lecken und Wedeln getröſtet hatte. Es war ſchwer, ihm in dieſer feierlichen Abſchiedsſtunde, beſonders da Bingbang auch noch nicht gefrühſtückt haben mochte, die Theilung an Brod und Käſe abzuſchlagen, obwohl der Reſt, den Nichols für ſich übrig behielt, einen ſchlechten Troſt für eine weite Reiſe darzubieten ſchien.

Trotz der geringen Zehrung, und obwohl kein einziges Geldſtück in ſeinen Taſchen klimperte, trat Nichols jedoch jetzt mit lachendem Muth und freudeſtrahlenden Augen ſeine Wanderſchaft an. Er ſchien von der eben aufgehenden Sonne zu hoffen, daß ſie ihm ſein Ziel zeigen und den Weg dazu eröffnen werde, denn er ſelbſt wußte noch nicht im Entfern-

testen, wohin ihn seine Richtung tragen würde. Die Landstraße, welche er zunächst eingeschlagen, führte in die Grafschaft Galloway, deren Hauptstadt denselben Namen trug, und wo Nichols aus einem frühern Aufenthalt in den Geschäften seines Vaters zwar die Oertlichkeiten kannte, aber Niemand wußte, an den er sich mit Aussicht auf einigen Erfolg hätte wenden können.

Nichols nahm sich dies jedoch sehr wenig zu Herzen und wanderte tapfer darauf los, indem er mit den morgendlich singenden Vögeln um die Wette pfiff und vor ihnen heut alle seine Melodieen auskramte, an denen der kleine Wandersmann besonders reich war. Er schien seiner Sache übrigens so gewiß, daß er kaum die Zeit abwarten konnte, wo er seine großen Geschäftsunternehmungen wirklich beginnen würde, und ihn wollte bedünken, daß dies sehr bald, vielleicht noch heut, der Fall sein müßte. In dieser festen und stolzen Voraussicht schritt er immer eiliger zu, und hatte das Stadtthor von Galloway schon in der Mittagsstunde erreicht.

Am Thor begegnete ihm ein junger Mensch, der eine Schulmappe unter dem Arm trug, und durch den etwas ungewöhnlichen Aufzug des kleinen Nichols

wie durch ſeine wichtigen Gebärden, mit denen er an ihm vorüberſchreiten wollte, zum Stillſtehen bewogen wurde. Nichols hielt ſein Lachen mit ruhigen und verächtlichen Blicken aus, glaubte aber dann die Gelegenheit nach echt kaufmänniſcher Art lieber zu ſeiner Orientirung über den Geſchäftsſtand des Ortes benutzen zu müſſen.

Er bot dem Schüler deshalb herablaſſend die Hand zum Gruß, und ſagte in dem ernſthafteſten und würdigſten Tone von der Welt zu ihm: „Mein lieber Freund, ſagen Sie mir doch, ob es hier in Galloway einen ordentlichen Kaufmann giebt, mit dem man ſich wohl in eine ſichere Geſchäftsverbindung einlaſſen könnte? Ich bin nämlich der Wollhändler Nichols.“

Die Sicherheit, mit welcher Nichols dieſe Worte ausſprach, machte den Schüler ſo ſtutzig, daß er das Lachen, in welches er eben hatte ausbrechen wollen, unterließ, und den Fremden einige Minuten ſprachlos anſtarrte. Dann gewann aber wieder die Drolligkeit der Situation die Oberhand, und er ſagte, den Kittel und die Holzſchuhe des Nichols betrachtend, ſpöttiſch zu ihm: „Wo habt Ihr denn Eure Wolle, wenn Ihr der Wollhändler Nichols ſeid?“

„Wo hat man ſeine Wolle?“ entgegnete Nichols

mit heiterer Dreiſtigkeit. „Man beladet ſeine Wagen damit und läßt dieſelben langſam hinter ſich herfahren, während man ſelbſt hübſch munter vorauseilt und den Geſchäftsverkehr einzuleiten ſucht, um deſto eher abladen und mit dem Artikel aufräumen zu können. Denn für einen guten Kaufmann kommt Alles darauf an, Zeit zu ſparen.“

Der andere Knabe ſah ihn mit immer erſtaunteren Blicken an und ſagte darauf: „Ihr ſprecht, trotz Eures wunderlichen Aufzuges, wie ein Buch, und als wäret Ihr ſo reich, wie unſer Baron Baltimore hier in der Stadt iſt!“

„Wer iſt dieſer Baron von Baltimore?“ fragte Nichols, indem er einen hochfahrenden Ton annahm und zugleich die rechte Hand wie in vornehmer-Nachläſſigkeit an die Stirn legte.

„Wie,“ entgegnete der Schüler, „Ihr wollt der Wollhändler Nichols ſein und kennt nicht einmal den Baron von Baltimore, der in der ganzen Gegend berühmt iſt, alle Geſchäfte in Händen hat, und nicht anders als der Fürſt der Wollhändler weit und breit genannt wird.“

„Lieber Freund,“ erwiederte der kleine Nichols, „ereifert Euch doch nicht gleich ſo ſehr. Ich ſagte ja

hen, seine Erscheinung, die ich mir anders gedacht, gefiel mir ganz außerordentlich, und ich hatte mich dicht in seine Nähe gedrängt, um ihn recht beobachten zu können. Hinten in der Ecke der Kapelle standen zwei alte weißbärtige Franzosen zusammengekauert, allem Anschein nach mitausgewanderte, begeisterte Legitime, die den kleinen Duc, den einzig übrig gebliebenen Gegenstand ihrer Hoffnungen, das einzig sichtbare Pfand der wiederherzustellenden Legitimität Frankreichs, mit leuchtenden Augen unverwandt betrachteten. Ich sah bald auf diese alten merkwürdigen Henriquinquisten hin, die von dem Anblick ihres letzten Bourbonen ordentlich trunken schienen, bald auf den jungen, hoffnungsvollen Henri selbst, der sich von der Herzogin von Angoulême erst dazu am Arm stoßen ließ, um eine ihm von dem Priester vorgehaltene Reliquie zu küssen. Ich nahm das für ein gutes Zeichen, und obwohl ich in Frankreich nicht zu den Legitimen gehören würde, freute ich mich doch von Herzen über den Duc de Bordeaux, und die alten Henri-

nicht, daß ich den Baron von Baltimore nicht kenne, ich wollte nur wiſſen, ob Ihr den rechten meintet, den großen Fürſten der Wollhändler, mit dem ich natürlich auch in der allergenauſten Verbindung ſtehe. Ihr würdet mir daher einen rechten Gefallen erweiſen, wenn Ihr mich zu ſeiner Wohnung geleiten wolltet, denn mein erſtes Geſchäft, das ich hier habe, iſt allerdings mit dem Baron von Baltimore. Ich glaubte nur, daß mein Geſchäftsfreund ſich in dieſem Augenblick nicht in der Stadt befinden würde."

„Er iſt allerdings erſt geſtern von einer Reiſe zurückgekehrt," verſetzte der Knabe. „Der Baron von Baltimore iſt mein Onkel, und wenn Ihr es wünſcht, will ich Euch bis an ſein Haus führen und ſeinem Kammerdiener ſagen, daß er Euch ſogleich bei ihm melden ſoll."

Der kleine Nichols nahm dies Anerbieten mit Dank an und betrat neben ſeinem neuen Freunde, der ihn von Zeit zu Zeit immer wieder zweifelhaft und kopfſchüttelnd von der Seite betrachtete, die engen und ziemlich düſtern Straßen von Galloway. Das Herz hüpfte dem abenteuerlichen Wollhändler vor innerſter Freude, denn er glaubte ſich nun ſchon auf dem beſten Wege zum Ziel. „Es iſt merkwürdig,"

dachte er bei ſich, „daß auch ein ſo großer Herr, der Baron von Baltimore heißt, Kaufmann und Wollhändler iſt. Es ſcheint alſo, daß ein bedeutender Menſch jetzt in der That nichts Beſſeres thun kann, als Handelsgeſchäfte machen. Welches Glück, welche Ehre, Kaufmann zu ſein! Wahrlich, es war die höchſte Zeit, daß ich Wollhändler geworden bin, um alle die ſchönen Geſchäftsverbindungen, die es in der Welt giebt, aufzuſuchen und nach Herzensluſt und Vortheil darin herumzuwirthſchaften!“

Aus dieſen Träumen weckte ihn die Hand ſeines Begleiters, die ihn mit einigem Muthwillen, mit welchem der Reſpekt deſſelben immer noch verſetzt ſchien, an dem Ohr zupfte und ihn damit auf ein ſchönes, großes Haus aufmerkſam machen wollte, vor dem ſie eben angelangt waren. Nichols begriff, daß dies das Haus des Barons von Baltimore ſein müſſe, und ſah ſeinen Begleiter fragend an, der ihn darauf einlud, ſich mit ihm in das Haus ſeines Onkels zu begeben. Auf dem Flur begegnete ihnen der Kammerdiener des Barons, der den ihm zu erkennen gegebenen Wunſch kopfſchüttelnd und mit ſpöttiſchen Seitenblicken auf das Koſtüm des jungen Fremdlings überlegte.

„Könnt Ihr mir nicht wenigstens vorher Euer Anliegen an den gnädigen Herrn mittheilen?“ fragte der Kammerdiener mit einem nicht sehr verbindlichen Mißtrauen.

„Meldet blos den Wollhändler Nichols aus Fermari!“ entgegnete Nichols stolz, indem er sich durch einen Schwung auf seine Zehenspitzen etwas vergrößerte. „Ich wünschte blos dem Herrn Baron eine dringende Geschäftsangelegenheit vorzutragen.“

In dem Hause des Barons von Baltimore herrschte, entsprechend seinem eigenen menschenfreundlichen und durch Edelmuth ausgezeichneten Charakter, eine größere Leichtigkeit und Zugänglichkeit der Beziehungen, die freilich auch durch das kaufmännische Element desselben hervorgerufen wurde. Der Diener glaubte daher auch diese Meldung nicht unterlassen zu dürfen, und kam nach einigen Minuten mit dem Bescheid zurück, daß der Herr Baron den Besuch des Wollhändlers Nichols gern empfangen würde.

Nichols verabschiedete sich mit freundlichem Dank von seinem bisherigen Begleiter, und stieg dann, zum Erstenmale auf dieser ganzen Wanderschaft mit einigem Herzklopfen, die mit prachtvollen Teppichen belegte Treppe empor. Er hatte sich noch nie in einem

solchen Hause befunden, und die Einrichtung desselben machte auf sein ungewohntes Auge anfänglich einen so überwältigenden Eindruck, daß er sich in eines der Feenschlösser oder verzauberten Paläste seiner Märchen, in denen er aus den Winterabenden her so belesen war, versetzt glaubte. Diese Phantasie stärkte ihn wieder auf dem schweren Gang, auf dem er sich hier befand, und auf dem ihm unterwegs, bis er zu dem Kabinet des Barons geführt wurde, doch mancherlei Zweifel und Bedenken über seine Waghalsigkeit aufgestiegen waren. Jetzt aber kam er sich plötzlich selbst wie ein von allen Glücksternen geleiteter Märchenprinz vor, und zwei hohe, wunderbar ihn anschauende Marmorbilder, die am Eingang zu dem Zimmer des Barons standen, beflügelten seine Einbildungskraft zu einem völlig kecken und schwunghaften Selbstvertrauen.

In dieser glücklichen Stimmung ward er zu dem Baron von Baltimore eingeführt, der ihn in seinem ungemein einfachen Arbeitskabinet, das von der übrigen prunkvollen Einrichtung des Hauses sehr abwich, empfing. Nichols war doch ein wenig bestürzt, als er plötzlich die hohe ernste Gestalt des Barons sich gegenüber erblickte, der ihn erst mit einem flüchtigen

und verwunderten Blick musterte, und ihn dann theilnahmvoller, mit einem gütig aufmunternden Ausdruck seines Gesichts betrachtete.

Der Baron, ein Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren, war eine ebenso einnehmende als achtunggebietende Persönlichkeit, der man ein erfahrungsreiches, thätiges Leben in dem charaktervollen Ausdruck der Züge, aber auch manche Leiden, die sich in sein Gesicht und sein Wesen eingeschnitten zu haben schienen, ansah. Verstandesschärfe und Klugheit zeigten sich in dem Ausdruck seiner Physiognomie mit einer außerordentlichen Gutmüthigkeit vereinigt, die der überwiegende Typus seines Charakters schien. So gehörten auch seine Manieren nicht ausschließlich dem aristokratischen Wesen an, denn obwohl sie in einer durchaus harmonischen Feinheit und Glätte sich darstellten, so verriethen sie doch auch wieder durch ihre rasche Beweglichkeit und eine gewisse Unruhe das kaufmännische Element, dem der Baron von Baltimore sein weitverbreitetes Ansehen und seine ungewöhnlichen Reichthümer verdankte.

Der kluge Nichols sah sogleich beim ersten Blick, daß er sich zu diesem Manne wohl ein Herz werde fassen können, und er trat deshalb mit einer Frei-

müthigkeit, die ihm recht aus der Seele kam, und ihn das zutraulichſte Lächeln zeigen ließ, vor den Baron hin.

„Wir ſind wohl Geſchäftsfreunde?“ fragte der Baron, freundlich zu ihm herantretend. „Sie ſind mir als der Wollhändler Nichols aus Fermari gemeldet worden, und ich bin erſtaunt, einen ſo kleinen und jungen Wollhändler in Ihnen kennen zu lernen. Ihre Geſchäfte gehen wohl noch nicht ſonderlich, mein Freund?“

„Ach nein,“ entgegnete Nichols, tief erröthend. „Es will noch gar nicht recht mit mir gehen. Es fehlt mir an den nöthigen Fonds, um meine erſten Einkäufe machen zu können.“

„Alſo ſind Sie wohl erſt im Begriff, ſich ein Wollgeſchäft anzulegen, mein kleiner wunderbarer Mann?“ ſagte der Baron, ihn ſcharf fixirend. „Und da möchten Sie vielleicht gleich mit mir, deſſen Namen auf dieſem Markt einigen Klang erworben haben mag, eine Geſchäftsverbindung eingehen? Was meinen Sie, Herr Kollege, ſoll ich Ihnen ein Conto in meinen Büchern eröffnen?“

Nichols glaubte ſich durch dieſen launigen Scherz, mit dem ihn der Baron behandelte, nicht ſowohl zurück-

gewieſen als ermuthigt fühlen zu müſſen, und er ſagte daher mit ſeinem ganzen treuherzigen Weſen: „Herr Baron, ich bin ein armer Schelm, den die Strenge ſeiner Eltern aus dem väterlichen Hauſe fortgetrieben hat. Mein Vater iſt der Pachter von Fermari, er hat viele Kinder außer mir, aber mich erklärte er nicht brauchen zu können, weil ich für die Ackerwirthſchaft zu ſchwach ſei, und er auch außerdem meinen guten Willen verachtete. Ich hörte ein Geſpräch von Kaufleuten mit an, welche den Ertrag der ſchönen Wolle von Connacie rühmten, und in dieſem Augenblick ſtieg mir auch wie ein Stern des Himmels der Gedanke auf, daß ich hingehen müſſe in die weite Welt, um mit dieſer Wolle zu handeln, durch die ich unter Gottes Beiſtand dereinſt ein glücklicher und reicher Mann werden würde! Heut früh mit dem Aufgang der Sonne verließ ich heimlich meine Eltern, um nur dann wieder zu ihnen zurückzukehren, wenn ich, wie neulich die jungen Kaufleute bei uns ſagten, als Wollhändler das goldene Vließ mir erobert hätte! Unterwegs hörte ich den Baron von Baltimore überall als den Fürſten der Wollhändler preiſen, und ich glaubte mich ihm darum als einen neuen Unterthan im Königreich des Handels vorſtellen zu müſſen.“

Nachdem Nichols dies geſagt hatte, konnte er die innere Bewegung, die ihn ergriffen, nicht zurückhalten. Die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen hervor, er faßte ſich indeß ebenſo raſch wieder, und ſah den Baron, der ihm jetzt mit der herzlichſten Theilnahme die Hand reichte, erwartungsvoll an.

„Ihr ſeht mir ſo aus, als könnte und müßte man Euch Alles glauben!“ ſagte der Baron von Baltimore jetzt mit ſeiner milden menſchenfreundlichen Stimme zu ihm. „Laßt die Redensart von dem Fürſten der Wollhändler bei Seite, ich liebe ſie nicht. Aber ſeid mir im freien Reich des Handels willkommen, kleiner Mann, ich begrüße Euch auf dieſem Boden der Genoſſenſchaft als eine junge hoffnungsvolle Kraft, die ihre Früchte tragen kann! Ihr gefallt mir gut, Nichols, ich halte Euch für eine der ehrlichen Seelen, die das Schickſal auf die Landſtraße geworfen hat, um ſie, je nachdem es fällt, entweder im Graben umkommen zu laſſen oder durch einen gerade vorüberfahrenden Wagen, der den Ausgeſetzten aufnimmt, der beſten Zukunft entgegenzuführen! Ich habe nichts dagegen, Wollhändler Nichols, daß Du zu mir her auf meinen Wagen ſpringſt und Dich dem guten Ungefähr meiner Roſſe anvertraut ſehen

möchteſt! Sage mir nur, mein Kind, wie Du es Dir einigermaßen gedacht haſt, daß ich Dir helfen könnte? Nur ganz dreiſt mit der Sprache heraus, wie es ſich unter Leuten geziemt, die denſelben Geſchäftszweig mit einander gemein haben und Geſchäftsfreunde werden wollen."

Nichols zögerte jedoch noch, ſeine eigentlichen Wünſche zu bekennen. Nach einigem Beſinnen ſagte er aber mit feſter und erhobener Stimme: „Herr Baron, ich brauche mindeſtens zwanzig Pfund, um etwas Wolle anzukaufen und damit mein Handelsgeſchäft zu eröffnen. Ich führe aber nicht einen halben Penny in meinem Beutel, und dies iſt wahrſcheinlich ein ſchlechter Anfang für einen Handelsmann. Wenn Ihr der Meinung ſeid, daß ich einſt ein braver Wollhändler werden könnte, ſo leihet mir zwanzig Pfund, Herr Baron, und ich werde ſie Euch gleich nach Erledigung meines erſten Geſchäfts baar und richtig zurückerſtatten. Mein Dank wird unvergänglich gegen Euch ſein, denn Ihr macht mich dadurch zu einem thätigen und nützlichen Menſchen, deſſen Glück Eure Güte preiſen wird! Ich weiß recht wohl, daß jeder Andere an Eurer Stelle mich fortjagen und auslachen würde. Aber verſucht es ein-

mal, einem armen Jungen in ſein Herz zu ſehen und ihn ſo hoch zu ehren, daß Ihr ihn für einen rechtſchaffenen Kerl haltet, der ſein gegebenes Wort nicht brechen wird! Ich verſichere Euch, Ihr ſollt Euch in mir nicht geirrt haben!

„Ich will Dir das Geld leihen, guter Nichols!“ entgegnete der Baron, indem er ihn auf die Schulter klopfte. „Du biſt ſelbſt eine ſo außerordentliche Erſcheinung, daß man auch ein außerordentliches Geſchäftsverfahren bei Dir gelten laſſen kann. Ich borge Dir alſo nicht blos, wie ſich von ſelbſt verſteht, ohne Zinſen, ſondern auch ohne allen und jeden Schuldſchein. Der Schuldſchein ſteht für mich auf Deinem ehrlichen Geſicht geſchrieben. Nur mußt Du mir verſprechen, mir über Deine erſte Handelsunternehmung einen genauen und detaillirten Bericht abzuſtatten.“

„Ich werde es thun, indem ich zugleich die zwanzig Pfund zurückbringe!“ verſetzte Nichols, mit einem erneuerten Ausdruck ſeines muthigen Selbſtvertrauens.

„Damit hat es gute Wege, mein Sohn!“ erwiederte der Baron von Baltimore. „Aber ehe ich Dich mit dem Gelde und meinem Segen auf die neue

quinquisten. Der eifrigste Reliquien-Küsser war der Herzog von Angoulême, welcher auf manche Gegenstände dieser heiligen Ueberlieferung drei bis viermal die Lippen heftete, und gar nicht davon ablassen konnte. Als sie die Kapelle verließen, küßte er noch mit wahrer Inbrunst den an der Thür derselben befindlichen berühmten Ring, woran sich, wie mir der gutwillige Kirchendiener erzählte, der heilige Wenzel, als er zu Altbunzlau von seinem Bruder ermordet wurde, noch in der letzten Todesangst angehalten haben soll.

Die Scene war zu Ende, und die versammelte Menge begann sich allgemach wieder zu zerstreuen. Ich schritt noch langsam in den Kreuzgängen auf und nieder, und konnte mich noch nicht von dieser wunderbaren Kirche trennen, die jetzt, wo die großen Schatten der Dämmerung von den hohen ernsten Pfeilern herabflossen, am mächtigsten meine Einbildungskraft und meine Gedanken in Bewegung setzte. Ich hatte den Herzog von Bordeaux, die Hoffnung der Legitimität, gesehen, und er hatte mir gefallen.

Bahn entlaſſe, geſtatte mir noch einige Fragen, Nichols, die mich darüber vergewiſſern ſollen, ob Du wirklich zum Handel taugſt und auch den rechten Kaufmannsgeiſt in Dir beherbergſt? Was denkſt Du Dir denn eigentlich unter einem Kaufmann?"

„Ei," entgegnete Nichols friſch, „ein Kaufmann iſt ein Allerweltskerl, der ſchöne Waaren billig einkauft, um ſie unter ſeinen Händen immer ſchöner und theurer werden zu laſſen. Und das muß eine wahre Luſt ſein, hurrah! wenn ſich ihm die Waare immer wieder in ſchöne blanke Geldſtücke zwiſchen ſeinen Fingern verwandelt!"

„Du ſtellſt die allernatürlichſte Theorie auf!" verſetzte der Baron lächelnd. „Aber ſage mir, würdeſt Du auch ſchlechte Waare kaufen, um ſie mit Vortheil wieder unter die Leute zu bringen!"

„Nein, nimmermehr!" entgegnete Nichols mit dem lebhafteſten Eifer. „Mit ſchlechter Waare iſt nie ein gutes Geſchäft zu machen. Ich habe wenigſtens ſo viel in der Ackerwirthſchaft meines Vaters gelernt, daß man gut ſäen muß, wenn man gut ernten will! Man verdirbt ſich dadurch zuletzt den Acker ſelbſt, und ſo wird es auch wohl mit dem Geſchäft ſein.

Die ſchlechte Waare ruinirt das Geſchäft und wenn man augenblicklich die größten Vortheile davon hätte."

„Brave, brave, mein kaufmänniſcher Salomon!" rief Herr von Baltimere mit zuſtimmendem Lächeln. „Ich ſehe, daß unſere Grundſätze ſich begegnen und daß Du dem Handel nur Ehre bringen wirſt. Darum zögere ich auch nun keinen Augenblick, Dir Dein Geld auszuzahlen und Dich dadurch für Deine erſten Einkäufe in den Stand zu ſetzen."

Der Baron begab ſich darauf an ſeinen Schreibtiſch, nahm ſein Portefeuille und holte daraus einige Banknoten hervor, die er vor dem begierig zuſchauenden Nichels auf dem Tiſch aufzählte. Er ſah es dem kleinen Handelsmann wohl an, daß er dies Papier zum Erſtenmal mit ſeinen Augen erblickte, und, gemüthlich wie Herr von Baltimere war, verſchmähte er es nicht, dem armen Nichels Werth und Kennzeichen dieſer Banknoten auf das Bündigſte auseinander zu ſetzen.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür des anſtoßenden Zimmers und eine ſtattliche reichgeſchmückte Dame trat mit ziemlichem Geräuſch herein, indem ſie bis in die Mitte des Kabinets vorſchritt

und dann beim Anblick des jungen Nichols plötzlich in ein lautes und anhaltendes Gelächter verfiel.

Nichols gerieth dadurch in solche Bestürzung, daß er sich Anfangs gar nicht zu fassen wußte. Allmählig fand er jedoch seinen Muth wieder und sah zu der schönen und vornehmen Dame, die sich noch unaufhörlich über ihn zu belustigen schien, dreist und vorwurfsvoll empor.

„Sie lachen mir da meinen Geschäftsfreund aus, Lady Baltimore," sagte der Baron halb verweisend zu seiner Gemahlin. „Es ist ein armes aber hoffnungsvolles Kind, und ich möchte wohl, daß wir ihm zu seinem Besten helfen könnten."

„Ihren Geschäftsfreund nennen Sie ihn?" rief die Lady, in ein erneuertes, offenbar boshaft gemeintes Lachen ausbrechend. „Nun, hab ich's Ihnen nicht immer gesagt? Ihre abscheulichen Handelsgeschäfte, die mir von jeher ein Gräuel waren, weil sie sich mit der Würde eines Baronets doch ganz und gar nicht vertragen, führen Sie mehr und mehr in die allerübelste Gesellschaft von der Welt hinunter. Nun stellen Sie sich schon mit Landläufern hin und machen mit ihnen Geldgeschäfte, denn ich sehe, Sie zählen diesem lächerlichen Jungen, der in Holzschuhen unser

Parket betritt, eben eine recht ſtattliche Summe Geldes auf."

„Sie ſind heute wieder in recht übler Laune, Lady Baltimore!" entgegnete der Baron ruhig. „Der arme junge Fremdling, wenn er auch in Holzſchuhen ſeine Wanderſchaft zu mir her gemacht hat, verdient darum nicht verachtet zu werden. Er hat Herz und Kopf auf dem rechten Flecke und iſt im Begriff, ein wackerer Wollhändler zu werden, wozu ich ihm ſein erſtes kleines Anlage-Capital vorſchieße."

„Ein Wollhändler?" rief Lady Baltimore, außer ſich vor Beluſtigung. „Wahrhaftig, das iſt allerliebſt. Ihr berühmter Wollhandel, Sir, ſcheint mir bereits bedeutend herunterzukommen, wenn Sie ſchon jeden landſtreicheriſchen Bauernjungen zu dieſem Geſchäft für geeignet halten."

In dieſem Augenblick erſchien ein junges anmuthiges Mädchen in der Thür, das wahrſcheinlich durch das beſtändige Lachen der Lady herbeigelockt war, und neugierig den Kopf hereinſteckte, um zu ſehen, was vorgefallen ſei. Es war Arabella, die kleine kaum zwölfjährige Tochter des Baronets, die für den Liebling des Vaters galt und auch von dieſem jetzt,

ſobald er ſie erblickte, mit einem ſchmeichelnden Ausdruck näher gerufen wurde.

„Siehſt Du, Arabella,“ ſagte Herr von Baltimore, indem er das hübſche blondlockige Mädchen an ſich zog, „hier iſt ein armer kleiner Wanderer, den die Härte ſeiner Eltern in die Welt verſtoßen hat, der aber die Courage ganz und gar nicht verlor, ſondern, ſo jung er auch noch iſt, auf ſeine eigene Hand ein Geſchäft anfangen will, um ſich ehrlich und wacker zu nähren und dann mit reichen Geſchenken zu ſeinen Eltern wieder zurückzukehren. Ich habe ihm dazu einiges Geld geliehen, damit er ſein Handelsgeſchäft ſogleich eröffnen kann.“

„Ach, lieber Vater, nicht leihen, ſondern ſchenken mußt Du ihm das Geld!“ erwiederte Arabella bittend, indem ſie ihre ſchönen klaren Augen mit dem mitleidigſten Ausdruck zu Nichols hinüber ſchweifen ließ.

„Nun,“ entgegnete Herr von Baltimore lachend, „mein neuer Freund Nichols wird ſchon wiſſen, daß es damit nicht ſo ſtreng gemeint iſt. Aber ein tüchtiger Handelsmann darf ſich in Geſchäften nie etwas ſchenken laſſen, weil dies ſeinen Unternehmungsgeiſt lähmen und verdunkeln könnte.“

„Es wird mir eine Ehrenſache ſein, das Darlehn ſo bald als möglich zurückzubezahlen!“ rief Nichols, der von der reizenden Erſcheinung Arabella's keinen Blick mehr verwandt hatte, mit einer faſt koketten Feierlichkeit aus.

„Das ſpricht ſogar von Ehrenſache,“ ſagte Lady Baltimore mit dem höchſten Erſtaunen, indem ſie dem kleinen Nichols näher trat und ihn vom Kopf bis zu den Füßen noch einmal genau betrachtete. Es lag darin etwas ſo Beleidigendes, daß Miß Arabella, gewiſſermaßen um die Härte ihrer Mutter wieder gut zu machen, raſch zu Nichols hinging und ihm ihre Hand darreichte.

„Ich habe auch noch fünf Guineen in meiner Sparbüchſe,“ ſagte ſie mit dem lieblichſten Ton zu ihm, „und Papa hat mir erlaubt, dies Geld nach Gutdünken zu verwenden. Ihr erlaubt mir doch, Nichols, daß ich es Euch auch noch leihen darf zu Euren Handelsunternehmungen?“

Dann flog ſie zu ihrem Vater hin, der ihr beiſtimmend zunickte, und entfernte ſich darauf einen Augenblick ins Nebenzimmer, um das Geld herbeizuholen. Sie näherte ſich jetzt mit glühend rothen Wangen dem kleinen Nichols, der plötzlich allen ſei-

nen Muth verloren zu haben ſchien und nicht mehr wußte, was er vor Verlegenheit beginnen ſollte. Als Arabella ihm jetzt ganz verſchämt die fünf Goldſtücke in die Hand zählte, zitterte Nichols jedesmal, wenn ihre Finger ſeine Hand berührten, und er wußte dem freundlichen Mädchen kein einziges Wort des Dankes zu ſagen.

Lady Baltimore, welche dieſen Vorgang nur mit dem höchſten Unwillen zu betrachten ſchien, hielt es jetzt für angemeſſen, ſich lieber zu entfernen. Sie rief mit einem ſtrengen Ton ihre Tochter zu ſich und ſie bei der Hand nehmend, befahl ſie derſelben ihr zu folgen. Dann verſchwand ſie, ohne ihren Gemahl zu grüßen, mit einem wüthenden und wahrhaft empörten Ausdruck ihres Geſichts.

Herr von Baltimore blieb allein mit Nichols zurück und ſagte nun zu ihm, indem er ihm auch das auf dem Tiſche aufgezählte Geld einhändigte: „So geh' nun, mein Sohn, und ſchenke Dir der Himmel ein fröhliches Gelingen Deiner jungen Pläne. Alſo auf baldiges Wiederſehen! Ich bin höchſt begierig auf Deinen erſten Handelsbericht, den Du mir erſtatten wirſt, Nichols. Sei klug, vorſichtig, gewiſſenhaft und dreiſt! Dieſe Karte gieb meinem Commiſſio-

när, der heute in dem Gasthof zur rothen Rose anwesend ist und Dir bei Deinen ersten Einkäufen behülflich sein wird.

Nichols konnte sich nicht enthalten, die Hand seines gütigen Wohlthäters mehrmals zu küssen. Dann schied er mit Thränen in den Augen von ihm, und auch der Baron war bewegt, indem er seinen kleinen Schützling entließ.

Als Nichols wieder auf der Straße anlangte, fühlte er plötzlich, daß seine Füße unter ihm taumelten und ihm den Dienst versagen zu wollen schienen. Fast war er im Begriff, ohnmächtig auf dem Pflaster niederzugleiten, als ihm einfiel, daß er den ganzen Tag über noch nichts gegessen habe und sein Uebelbefinden daher nur aus diesem Zustand der größten Erschöpfung entspringen könne. Denn seitdem er heut vor Sonnenaufgang das Haus seines Vaters verlassen, hatte ihn nur der ungestüme Drang, sich ein neues Lebensgeschick zu erwerben, rastlos vorwärts getrieben. Er hatte nicht ein einziges Mal daran gedacht, sich eine andere Erquickung und Stärkung, als die er im Ausmalen seiner Träume fand, zu gönnen, und erst jetzt kam ihm der Vorrath an heimathlichem Käse und Brod, so viel ihm davon

nach der Theilung mit dem Hofhunde übrig geblieben war, ins Gedächtniß zurück.

Er trat unter einen Thorweg, ſetzte ſich hier auf einen Stein nieder und begann jetzt mit großer Befriedigung ſein aus der Taſche hervorgeholtes Mahl zu verzehren. Ein Brunnen, den er auf dem Hofe des Hauſes gewahrte, lockte ihn, ſich dorthin zu begeben und ſeinen Durſt unmittelbar an demſelben zu ſtillen. Er fühlte ſich von Neuem erkräftigt und blickte ſich mit Intereſſe auf dem geräumigen Hofe um, auf dem mehrere mit Wolle beladene Frachtwagen umherſtanden.

Mit der Miene eines Fachkenners, zu der ſich Nichols bereits vollkommen berechtigt glaubte, trat er zu der Wolle heran und begann dieſelbe mit ſeinen Fingern zu betaſten. Ein unbeſchreiblich wohlthuendes Gefühl ſchien ihn bei dieſer Berührung zu durchdringen; ſeine Augen blitzten und leuchteten, es war ihm als wenn ein electriſcher Funke von der Wolle aus durch ſeine Fingerſpitzen ſprühte und ſein ganzes Weſen durchdränge.

In dieſem Augenblicke fühlte er ſich von hinten auf die Schulter geklopft, und als er ſich erſchrocken umdrehte, ſah er ſich einem ältlichen hagern Mann

gegenüber, der ihn mit spöttischen Blicken betrachtete und seine Person einer sehr ins Einzelne gehenden Prüfung zu unterwerfen schien.

„Ihr seid wohl am Ende auch Wollhändler," redete der Fremde ihn ironisch an; „ich sehe das an der kunstgerechten Art, mit der Ihr meiner Wolle hier die Ehre anthut, sie zu betasten. Sie hat doch Euren gestrengen Beifall, Lord Holzschuh?"

„Man sieht es mir also schon an, daß ich Wollhändler bin!" dachte Nichols bei sich selbst. „Dies ist merkwürdig und verpflichtet mich, nun in der ganzen Würde meines neuen Standes aufzutreten, besonders da ich nun Geld genug habe um meine Einkäufe zu machen."

„Allerdings, ich bin der Wollhändler Nichols aus Fermari," sagte er jetzt laut. „Ich bin jedoch mit meinen Geschäften an den Commissionär des Barons von Baltimore gewiesen, und Ihr würdet mir einen rechten Gefallen thun, guter Freund, wenn Ihr mich nach dem Gasthof zur rothen Rose hinzeigen wolltet, wo dieser Commissionär jetzt eben anwesend sein soll."

„Ei, beim heiligen Patrick," erwiederte der Andere, „dies ist ja der Gasthof zur rothen Rose, in dem sich Euer Gestrengen hier befinden, und der

Ich hatte bemerkt, wie er nur widerwillig einige heilige Gegenstände küßte, und hatte mich darüber gewundert, weil ich den Katholizismus immer für die Religion der Legitimität gehalten. Dennoch hatte es mir auch wieder gefallen. Jetzt wurden so weitgehende Betrachtungen über diese Dinge in mir rege, daß ich zu dem heiligen Veit ausdrücklich flehte, er möchte mich noch so lange hier in der vertraulich einsamen Halle seines Domes lassen, bis ich mich recht zur Genüge in meinen auftauchenden Vorstellungen ergangen hätte.

Dann wurde wieder die Lust größer in mir, mich an irdischen Gestalten zu zerstreuen, statt in gefährliche Gedanken mich einzulassen. Ich lief rascher in den Gängen hin und her, daß meine Tritte durch die ganze Wölbung wiederhallten. Hier und da traf ich noch vor einem Altar oder Heiligenbild der Kirche Betende und Knieende an, darunter einige schöngebildete Frauen, die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Der inbrünstige Ausdruck der Andächtigen in den katholischen Kirchen hatte

Commiſſionär des Sir Robert Baltimore, den man Mr. Bird nennt, hat nicht minder die Ehre, hier leibhaftig vor Euch zu ſtehen und Eure Befehle zu gewärtigen."

„Das iſt mir ſehr lieb," ſagte Nichols, indem er ſich zu einem hohen vornehmen Ton zwang, hinter dem er ſeine Ueberraſchung und Verlegenheit verſtecken zu müſſen glaubte. „Wenn Sie Mr. Bird ſind, ſo empfangen Sie vor Allem dieſe Karte des Baronets."

Mr. Bird, deſſen Geſicht und Haltung ſich plötzlich ganz verändert zeigten, nahm mit einer Verbeugung dieſe Karte und las darauf die Worte: „Ueberbringer, der Wollhändler Nichols, iſt Ihnen zur Beſorgung ſeiner Einkäufe dringend empfohlen." Er rückte darauf verbindlich an ſeinem Hut, und fragte, zu welchem Betrage und in welcher Qualität Mr. Nichols ſeine Einkäufe zu machen wünſche?

„Wenn Ihr mir behülflich ſein wolltet," ſagte Nichols in ſeiner freimüthigen Offenheit, „ungefähr vierundzwanzig Pfund in einem zweckmäßigen Einkauf anzulegen, ſo würden dazu ungefähr meine Handelskapitalien ausreichen und mir noch einige Schillinge für

Zehrung und Unterwegskosten übrig bleiben. Was meint Ihr zu einem solchen Geschäft, Mr. Bird?"

„Nun ich meine," entgegnete dieser lächelnd, „daß Ihr wohl thut, das Geschäft ganz Euren Mitteln gemäß einzurichten. Wie ich Eure Angelegenheit betrachte, müßt Ihr einen kleinen Handel zu Fuß beginnen, aber da Ihr junge Beine habt, werden sie Euch schon bald den Berg hinauftragen und auf die Höhe unseres Geschäfts führen. Ich werde Euch etwas Gutes von einheimischer Wolle für vierundzwanzig Pfund besorgen. Ihr dürft aber nur auf ein kleines Paquet rechnen, das Ihr mit Bequemlichkeit auf Eurem Rücken werdet davontragen können. Ich rathe Euch dann, nach Kildare oder Balaclai damit zu gehen, und ich werde Euch nachher noch genauer sagen, in welcher Art und zu welchem Preise Ihr Eure Wolle dort anbieten müßt!"

Er rief darauf einen andern Mann herbei, der in diesem Augenblicke gerade über den Hof ging und den er als einen zu diesem Handel besonders geeigneten Geschäftsmann bezeichnete. Nichols konnte von diesem noch einen Rest vorzüglicher Wolle für den ihm möglichen Preis erstehen, und empfing beinahe

jauchzend das für ihn zugeſchnürte Paquet, indem er zugleich das Geld dafür auszahlte.

Mr. Bird ſah, von welcher innigen Freude Nichols bei dieſem erſten Anfang ſeiner kleinen Geſchäftsunternehmungen erfüllt war und dies ſchien ihm bereits ein lebhafteres und freundſchaftliches Intereſſe für den wunderbaren jungen Menſchen einzuflößen. Er lud ihn ein, mit ihm in die Gaſtſtube zu kommen und dort zu einem Beefſteak und einem Glaſe Ale ſein Gaſt zu ſein, wobei wohl auch die Neugierde einigermaßen ihre Rolle ſpielte, da Mr. Bird ſehr von der Luſt geplagt zu werden ſchien, etwas Näheres über die bisherigen Verhältniſſe des kleinen Nichols und namentlich über ſeine Bekanntſchaft mit Sir Robert Baltimore in Erfahrung zu bringen.

Nichols meinte bei ſich, daß es wohl mit zum Geſchäft gehören dürfte, auch eine ſolche Einladung ohne Weiteres anzunehmen, und er ſchlug darauf herzhaft in die ihm dargebotene Hand ein. Sein Paquet wurde ihm von Mr. Bird ſicher untergebracht, und das ganze Behagen der Gaſtſtube umfing nun den kleinen, noch immer ſehr hungrig geweſenen Nichols, der nach allen Anſtrengungen des Tages jetzt erſt zu einiger Ruhe und Stärkung gelangte.

Auch der neugierigen Freigebigkeit, mit der Mr. Bird auftischen ließ, wurde durch die ausführlichsten Mittheilungen aus dem bisherigen Lebenslauf unsers Nichols entsprochen. Zum Schluß aber fühlte sich Nichols so ermüdet, daß er fast schon am Tische eingeschlafen wäre, und er erklärte nun seinem neuen Geschäftsfreunde, daß er sich außer Stande sehe, heut noch die Reise nach Kildare und Balaclai anzutreten.

„Heut noch?“ entgegnete Mr. Bird lachend. „Hattet Ihr denn das wirklich beabsichtigt? Hütet Euch doch gerade beim Wollgeschäft vor solchem verzehrenden Feuer, mit dem Ihr Alles beginnen zu wollen scheint! Nein, Freund Nichols, ein Wollhandel muß mit besonders kühlem und ruhigem Verstande getrieben werden. Heut werdet Ihr noch in der rothen Rose gefälligst ausschlafen, und dann könnt Ihr Euch morgen mit dem Frühesten auf den Weg begeben. Bis dahin kann ich auch die Adressen, die ich Euch mitgeben will, für Euch zurechtmachen.“

Nichols wußte am besten, daß dies der zuträglichste Rath war, denn seine jungen Kräfte waren doch für heut völlig erschöpft. Es handelte sich nur noch um sein Nachtlager. Denn Nichols bestand darauf, sein Quartier nirgend anders als im Pferde-

ſtall einnehmen zu wollen, wie ſehr ihm auch Mr. Bird zuredete, ſich von dem ſehr billigen Gaſtwirth ein kleines Zimmer geben zu laſſen. Nichols betheuerte aber wiederholt, daß die äußerſte Sparſamkeit der erſte Grundſatz ſei, mit dem er ins Geſchäftsleben eintreten wolle. Er erklärte, daß er für ſeine Perſon noch in langer Zeit ſo gut wie gar nichts verausgaben wolle, und ſich dann erſt einige Bequemlichkeit gönnen werde, wenn ſeine Geſchäfte einen anſehnlicheren Aufſchwung genommen hätten.

Als Nichols am andern Morgen neugeſtärkt und mit dem innigſten Wohlbehagen erwachte, fand er ſeinen neuen Freund mit dem gutmüthig ironiſchen Lächeln, das demſelben eigen war, vor ſeinem Lager ſtehen. Derſelbe hieß ihn jetzt raſch ſich erheben, weil die beſte Zeit zum Aufbruch für ihn gekommen ſei. Er hatte ihm auch ſchon ſein Paquet Wolle zurechtmachen laſſen, wie er es am beſten zu tragen im Stande wäre. Die ihm verſprochenen Adreſſen ſchob er ihm in die Taſche, nachdem ſich Nichols in aller Geſchwindigkeit angekleidet hatte. Dann ließ Mr. Bird ihm noch durch ſeinen Kutſcher eine Taſſe Thee und einige friſchgekochte Eier bringen, und trieb ihn,

nachdem er gefrühstückt, nun den ihm zuerst bezeichneten Weg nach Balaclai anzutreten.

Nichols hatte mit wahrhaft gerührtem Herzen den Abschied von seinem Freund und Wohlthäter genommen, und befand sich schon mitten auf der Landstraße, als die Sonne, zum zweiten Male seit seiner Entfernung aus dem Pachthause von Fermari, über dem Haupt des jungen Wanderers aufging. Die Vögel zwitscherten mit frischen und lustigen Gesängen um ihn her, und obwohl es sich nicht so leicht pilgerte wie gestern, wo das doch einigermaßen schwere Wollpaquet noch nicht auf seinem Rücken lag, so hätte sich Nichols gern eine noch bei weitem schwerere Bürde für seine Tragkraft gewünscht. Es war ihm, als wenn diese Last nur Schwingen an seine Schultern geheftet hätte, und er damit triumphirend in das goldene Thor der Zukunft einziehen müßte!

Wie gut und glücklich ist es mir doch bisher ergangen! dachte er im raschen Fortwandern bei sich selbst. Seitdem ich das Land und den Acker verlassen und mich in die große Welt des Handels gestürzt habe, kommt mir Alles freier, schöner und wärmer auf der ganzen Erde vor! Man behandelt mich mehr wie einen Menschen, man giebt mir Geld und be-

wirthet und erquickt mich, und zwar ſo, wie ich im Leben noch keine Vorſtellung davon gehabt habe! Zu Hauſe war Alles rauh, hart und kalt, und wenn unſere Saaten noch ſo ſehr in voller Blüthe ſtanden, ſo war mir doch kein einziges Mal ſo wohl und ſo fröhlich, wie heut, wo ich den Wollſack auf meinem Rücken ſchleppe, und ihn unmittelbar in ſchönes, blankes Geld umzuſetzen beabſichtige. Sonſt wartete bei uns das ganze Haus auf den Frühling, und ich war beſonders ein großer Narr darin. Ich bildete mir bei jedem neuen Frühling ein, daß ich glücklich werden könnte, und daß die Liebe, mit der ich meine Eltern und Geſchwiſter ſo treulich liebte, ihren Lohn finden würde durch Erkennung meines Herzens. Die Frühlinge haben mir nichts geholfen, und bei den grünen Saaten auf unſern Aeckern iſt mein Weſen nur immer beklommener und verachteter vor der ganzen Welt geworden. Statt des Frühlings will ich jetzt dem Gelde nachjagen, dem blanken, runden Gelde, dem wunderbar lockenden geheimnißvollen Metall, das ich noch ſo wenig geſehen habe, und von dem ich oft geleſen, daß es alle Herzen bezwingt und alle Thüren der Welt öffnet. Wenn ich es nur erſt erfaßt haben werde, dies blanke, runde, rollende Geld, dann komme

ich wieder zu Euch, Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, und werfe es Euch Alles in die Fenster hinein und gewinne mir dafür Eure Liebe und Eure Herzen!

Unter diesen Selbstgesprächen war Nichols unermüdlich weiter gewandert und hatte sich nur in der Mittagszeit eine kurze Rast gegönnt, um ein dürftiges Mahl aus Butter, Brod und Milch, wie er es sich noch nicht anders gönnen zu dürfen glaubte, einzunehmen. Balaclai war schwieriger zu erreichen, als er es sich gedacht hatte, und die Straße zog sich zuletzt, als er sein Ziel schon lange vor sich zu erblicken glaubte, über steinigte und unwegsame Pfade hin, die den jungen Wandrer unter der Last, die er trug, oft unwillkürlich erseufzen ließen.

Endlich hatte er das Stadtthor von Balaclai erreicht. Gleich beim Eintritt in die erste Straße bemerkte er, daß er sich an einem ungemein rührigen und gewerbsamen Ort befand, der für Verkehr und Absatz die glücklichste Gelegenheit darzubieten schien.

Er zog eine der Adressen heraus, die ihm sein Freund Bird gegeben, und fand darauf Namen und Wohnung eines kleinen Kaufmannes verzeichnet, der als besonders geeignet für ein Geschäft nach dem

Maßſtabe des kleinen Nichols empfohlen wurde. Es gelang ihm, dieſen Mann bald aufzufinden und ihn zum Eingehen auf den vorgelegten Handel geneigt zu machen. Nichols ging dabei bereits mit der Sicherheit und Klugheit eines gewiegten Geſchäftsmannes zu Werke. Er wußte mit dem Aufwand aller Kunſtausdrücke, die ihn Mr. Bird gelehrt, die Vorzüglichkeit ſeiner Waare in das rechte Licht zu ſtellen, und es den Käufer als ein ſeltenes Glück erkennen zu laſſen, daß ihm zufällig noch gerade von dieſer Wolle ein bemeſſener Reſt zu kleinem Bedarf überlaſſen werden könne. Der Handel wurde auch auf der Stelle abgeſchloſſen, und Nichols empfing für ſeine Waare eine ſofortige Baarzahlung von zweiundvierzig Pfund Sterling, wobei er ſich einen reinen Gewinn von achtzehn Pfund anrechnen konnte.

Dieſer erſte Erfolg erhöhte ſein Selbſtvertrauen zu der fröhlichſten Ausgelaſſenheit. Achtzehn Pfund Sterling konnte er jetzt unbedingt ſein nennen und nunmehr als den ſelbſtſtändigen Grundpfeiler ſeines darauf zu erbauenden Geſchäfts betrachten. Die Summe, welche er ſich geliehen hatte, hob er ſogleich nach ſorgfältiger Auszählung von dem Erlös ab, und wickelte ſie beſonders in ein Stück Papier ein, das

er in ſeiner Bruſttaſche verwahrte. Seinen eignen Gewinn aber ſteckte er in eine Seitentaſche und konnte ſich nicht enthalten, alle Augenblicke mit der Hand an dieſe Stelle zu fahren und ſich ſeines Reichthums mit Jauchzen zu vergewiſſern.

In dieſer Aufregung, die er auch äußerlich gar nicht verbergen konnte, ſchritt er, zugleich erleichtert um die Bürde auf ſeinen Schultern, die Gaſſen von Balaclai wieder hinunter, und ſang und pfiff leiſe vor ſich hin, obwohl er ſich ſagen mußte, daß ſich dies eigentlich für einen Geſchäftsmann ſeiner Art wohl nicht recht ſchicken dürfte. Er konnte dies aber gleichwohl nicht unterlaſſen, denn der ſeligſte Uebermuth in ihm drohte ſeine Bruſt zu ſprengen, und er mußte ſingen und pfeifen, was auch die guten Einwohner von Balaclai von ihm denken mochten. Die Lerchen auf den Feldern ſeines Vaters, an die er ſich gerade in dieſem Augenblick erinnern mußte, hatten nie ſo luſtig geſchwirrt und geſchmettert, als es dem fröhlichen Nichols jetzt aus ſeiner Kehle drang.

Während er ſo auf das Behaglichſte hinſchlenderte, ohne über ſein Ziel, wohin er jetzt wollte, ſich noch im Geringſten entſchieden zu haben, hörte er plötzlich im raſchen Lauf einen Wagen hinter ſich

schon oft meine Bewunderung erregt, vornehmlich bei den Pragerinnen, die zugleich nicht verfehlen, alle Lieblichkeit ihrer Gestalt dabei anschaulich zu machen. In der anmuthigsten Stellung sieht man sie, den Kopf tief auf den Busen heruntergeneigt, wie selbstvergessen in ihrer Frömmigkeit dastehen, während zugleich die dadurch hervortretende Rundung des schönsten Nackens an ein blühendes weltliches Element erinnert. Und nachdem sie still und zierlich gebetet, machen sie zuletzt dem Bild ihres Patrons, vor dem sie gestanden, noch einmal eine gefällige, graciöse Verbeugung, und entfernen sich dann mit einem allerliebsten Knix aus der Kirche. Das nenne ich gute Lebensart in der Religion. Fürwahr, man ist auch dem lieben Gott einige gute Lebensart schuldig, und wenn man vor ihm betet, mag es nicht gleichgültig sein, ob man es in anständigen und schönen Formen thut, oder mit plumpen und ungebildeten Manieren. Der Katholizismus ist die Religion der schönen Lebensart vor Gott, die Religion der glänzenden Formen in der Andacht. Es gab

herkommen, der zu ſtattlich einherfuhr, um aus dem Orte ſein zu können. Er drehte ſich um und trat zur Seite, um die ſtolze Equipage vorüberzulaſſen, als er zu ſeiner größten Ueberraſchung den Baron von Baltimore in Begleitung ſeiner Tochter, der lieblichen Miß Arabella, darin erblickte. Der Wagen flog ſo raſch vorbei, daß Nichols ſich noch nicht ſo weit hatte beſinnen können, um ſeinen Hut abzuziehen. Sir Robert Baltimore ſchien ihn auch nicht bemerkt zu haben, doch war es ihm, als ob Arabella ſeiner anſichtig geworden wäre und noch mit einer leiſen Bewegung ihres Kopfes nach ihm zurückgeblickt hätte.

Nichols war dadurch ſo ergriffen worden, daß er dem Wagen anfangs mehrere Schritte nachlief, als wenn er ihn einholen wolle. In dieſem thörichten Beginnen hielt er aber inne, als die Equipage des Barons jetzt vor dem Gaſthof ſtillhielt, der in derſelben Straße ſich befand. Der Baronet ſtieg mit ſeiner Tochter aus, und Nichols hielt ſich jetzt wieder mit einer bangen Scheu zurück, um noch nicht von ihnen geſehen zu werden.

Nichts deſtoweniger beſchloß er, ſich nach einiger Zeit bei ſeinem Wohlthäter melden zu laſſen, um ihm heut ſogleich das Darlehen zurückzuzahlen und der

Aufforderung gemäß seinen ersten Handelsbericht persönlich zu erstatten. Er glaubte jedoch, noch wenigstens eine halbe Stunde warten zu müssen, um dem Baron nicht unmittelbar nach seiner Ankunft beschwerlich zu fallen, und diese Zeit beschloß er der ferneren Kenntnißnahme des Städtchens Balaclai zu widmen.

Nachdem er dies fast nach allen seinen Richtungen hin durchlaufen, kehrte er jetzt zu dem Gasthof zurück und fragte nach Sir Robert Baltimore mit so dreister und fester Stimme, daß der Bediente des Barons ihn sogleich zu melden ging. Unmittelbar darauf durfte er schon eintreten und wurde von Herrn von Baltimore, der sichtlich erfreut war, ihn zu sehen, mit der größten Herzlichkeit empfangen. Auch Miß Arabella befand sich in dem Zimmer, und lächelte dem bei ihrem Anblick hochroth gewordenen Nichols mit der anmuthigsten Freundlichkeit entgegen.

Nichols faßte sich jedoch bald, und nachdem er seine Begrüßung dargebracht, griff er in seine Brusttasche und holte das dort aufbewahrte Geld hervor, indem er sich ohne Weiteres anschickte, es in die Hände des Baronets zurückzulegen. Dieser trat mit der größten Befremdung einen Schritt zurück, und sagte zurückweisend: „Was sehe ich, guter Nichols?

Ihr wollt mir das Geld ſchon zurückerſtatten? Habt Ihr es denn nicht, wie verabredet, in Eurem Geſchäft angelegt?“

Nichols erzählte nun mit einer vor Freude zitternden Stimme, wie er ſeit geſtern ſchon eine ganz bedeutende Unternehmung abgewickelt habe. Den Hergang ſeines Geſchäfts ſchilderte er mit einer Genauigkeit und Lebhaftigkeit, welche den Herrn Baron von Baltimore im höchſten Grade zu ergötzen ſchien. Zugleich ſprangen dabei ſo viele Züge eines geſunden Urtheils und einer friſchen edlen Anſchauung hervor, daß der Baron jetzt erſt den trefflichen Kern, der in dieſem Knaben lebte, vollkommen erkannte und ſeine Freude darüber ausſprach, ſich ganz und gar nicht in ihm geirrt zu haben. Um ſo mehr redete er ihm zu, ihm das Darlehn noch nicht zurückzugeben, und wenn er es durchaus nicht als geſchenkt annehmen wolle, es doch noch einſtweilen als Anlagekapital weiter zu benutzen, um damit raſcher zu einer größeren Ausdehnung ſeines Geſchäftsbetriebs zu gelangen.

Nichols aber beſchwor ſeinen Gönner, das Geld auf der Stelle von ihm zurückzunehmen, indem er hinzufügte: Sein Dank werde darum derſelbe tiefe und unvergängliche bleiben, aber er wünſchte in ſeinen

Geſchäften ſo bald als möglich auf ſeinen eigenen Füßen zu ſtehen, um ſelbſtſtändig weiterſchreiten zu können. Die achtzehn Pfunde, die er gewonnen, genügten jetzt ſchon, um ein neues Geſchäft darauf begründen zu können, und wenn er an dieſes nun ſein Alles ſetze, hoffe er um ſo mehr, daß es einſchlagen und noch reichere Früchte als das erſte abwerfen werde!

Als Sir Robert Baltimere ſah, daß der Zartſinn und der Starrſinn des jungen Nichols ſich hier um die Wette aufboten, um ihn zur Zurücknahme des Geldes zu bewegen, ſträubte er ſich nicht länger, ſondern nahm ihm, halb mit einem Zeichen des Mißfallens, das Papier aus der Hand. „Ihr ſeid ein wunderlicher Mann," ſagte er zu ihm, „aber ich kann Euch nicht bergen, daß Euer Verfahren, indem es mich nicht ganz angenehm berührt, doch zugleich nur meine Achtung und Zuneigung für Euch ſteigert. Ich würde an Eurer Stelle wahrſcheinlich ebenſo gehandelt haben!"

Der Baron wollte bei dieſen Worten das Geld, ohne es näher zu beſehen, in ſein Portefeuille ſtecken, als Nichols ihn mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit an dem Arm faßte und die verlegenſten Blicke auf das

Papier heftete. „Verzeihung, Sir,“ ſtammelte er dann verwirrt. „Dies Geld gehört Euch nicht ganz allein. Es befinden ſich dabei auch die fünf Guineen, welche Miß Arabella die Güte gehabt mir vorzuſchießen, und die ich derſelben mit einem ſo innigen Dank, wie ich ihn nicht ausſprechen kann, zurückliefern möchte.“

„Wie,“ rief Arabella heftig, indem ſie zu ihm herangelaufen kam, „Ihr unterſteht Euch, mir das Geld wiedergeben zu wollen? Pfui, das iſt recht garſtig von Euch! Ich bitte Euch aber, es zu behalten, wenn wir gute Freunde bleiben wollen! Papa, zähle ſogleich das Geld davon ab, was auf mich kam, und zwinge ihn, es zurückzunehmen. Ich werde es unter keiner Bedingung wieder von ihm empfangen, ich wünſche — nun, ich wünſche, — daß ſich Nichols Bücher dafür kaufe, zum Lernen ſowohl als zum Leſen, und zwar ſo ſchöne, Papa, ja gerade dieſelben, wie Du mir neulich zu meinem Geburtstag geſchenkt haſt!“

Der Ton ihrer Stimme, der anfangs ſehr heftig geweſen und faſt von einer wilden Geberde begleitet war, ging jetzt in eine ungemein ſanfte Modulation über, und Nichols, der davon auf die eigenthümlichſte

Weiſe ergriffen wurde, wußte in der That nicht, ob er ſich zu der Annahme des Geldes, was er eigentlich gegen ſeine Grundſätze hielt, entſchließen ſollte.

Der Baronet ſagte darauf lächelnd zu ihm: „Hier mußt Du ohne Zweifel nachgeben, Nichols, denn auf dieſem Punkt hört der Geſchäftsmann bei Dir auf, und es tritt der Fall ein, wo Du Dich rein als Gentleman zu benehmen haſt. Der Kaufmann darf auch den Gentleman nie verläugnen, und dem ſo entſchieden ausgeſprochenen Willen einer Dame muß man nachgeben, wenn nicht erhebliche Gründe dagegen vorliegen. Du wirſt daher die fünf Guineen von Miß Arabella wieder zurücknehmen, auf dem Conto meiner Tochter als Guthaben löſchen und unter Deine reinen Einnahmen verzeichnen müſſen!“

Sir Robert Baltimore öffnete darauf das kleine Paquet, welches ihm Nichols gegeben, und zählte daraus die erwähnte Summe ab, um ſie in die Hände des vor Scham und Verlegenheit glühenden Knaben zu legen.

Nichols trat dann ſchweigend auf Arabella zu, reichte ihr die Hand, und nachdem er ſie eine Zeit lang mit ſeinen großen, ehrlichen Augen angeblickt, ſagte er zu ihr: „Gut denn, Miß, ich nehme mit Dank

Euer Geſchenk an, werde das Geld aber gewiſſenhaft nur zu dem Zweck verwenden, zu dem Ihr es mir beſtimmt habt. Ich werde ſchöne Bücher dafür kaufen, aber nicht blos Märchenbücher, nach denen allerdings mein Sinn von jeher geſtanden, ſondern auch, wie Ihr ſo weiſe ſagt, um etwas Nützliches und Ordentliches zu lernen. Ich bin auf dem Pachthofe meines Vaters ſehr unwiſſend geblieben, wie es ſich für den Wollhändler Nichols ferner nicht ſchicken dürfte. Auch wünſche ich recht bald Alles zu leſen, was die Handlung betrifft, und möchte auch gern vor der Hand wenigſtens aus Büchern erfahren, wie Alles in der Welt und bei den Völkern eingerichtet und beſchaffen iſt, um mich auch mit meinen Geſchäftsunternehmungen darnach beſſer richten zu können. Dies hoffe ich nun Alles aus Euren Büchern zu lernen, Miß Arabella, denn wie Euch zugehörig wird mir dieſer neue Erwerb dann immer erſcheinen und ich werde an Euch denken müſſen bei allem Guten und Schönen, was ich aus Euern Büchern lerne und leſe!“

Nichols mußte ſich über ſich ſelbſt wundern, daß er ſo friſch von der Leber hatte wegſprechen und ſeinen Gefühlen Ausdruck geben können. Aber Ara-

bella, die ihm zuerſt mit Aufmerkſamkeit zugehört, hatte ſich zum Schluß ſeiner Rede mit einem unwilligen Geſichtsausdruck von ihm abgewandt und war zu ihrem Vater hingetreten, der ſie mit Zärtlichkeit an ſich drückte und ihr liebkoſend die langen blonden Locken ſtrich.

„Du ſiehſt, wir haben uns beide ſehr lieb, ich und meine Arabella!“ ſagte der Baron zu dem mit blitzenden Augen daſtehenden Nichols. „Es wird Dir Glück bringen, mein lieber Geſchäftsfreund, daß ſie Dich beim Beginn Deiner ruhmwürdigen Laufbahn nicht nur mit ihren kleinen Kapitalien, worauf ſie natürlich nicht den geringſten Werth legt, ſondern auch mit ihrem Rath unterſtützt hat. Sie hat Dich auf die Bücher gewieſen, und das kleine vorlaute Ding will, daß Du noch etwas Erfleckliches lernen ſollſt, mein braver Nichols. Thue dies. Es wird Dir in Deinem Geſchäftsleben, namentlich zu Anfang, nicht die Zeit dazu gebrechen, und da Du jung biſt, wirſt Du auch zuweilen die Nächte mit zur Hülfe nehmen können. Denn man muß auch etwas wiſſen, wenn man ein großer Kaufmann werden will. So gehe denn, mein Sohn, und ſtatte uns recht bald wieder einen perſönlichen Bericht über den weitern

Fortgang Deiner Geſchäftsunternehmungen ab. Wir werden uns gewiß auch öfter in dieſem Diſtrikt hier begegnen, denn Du ſiehſt, ich gehe hier auch meinen Geſchäften nach, und Arabella pflegt mich häufig auf dieſen Ausflügen zu begleiten.“

Nichols glaubte jetzt die Nachſicht ſeiner Gönner nicht länger für ſich beanſpruchen zu dürfen. Er empfahl ſich unter wiederholten Verſicherungen ſeiner Treue und Ergebenheit, und wurde nicht nur mit dem Ausdruck der aufrichtigſten Theilnahme und mit den angelegentlichſten Wünſchen von Beiden entlaſſen, ſondern er mußte auch verſprechen, ſo bald er irgend Etwas bedürfe, zu dem Rath und dem Geldbeutel des Baronets, die ihm für alle Fälle zur Verfügung geſtellt wurden, ſeine Zuflucht zu nehmen.

Er fühlte ſich noch ſo rüſtig, um noch heut den Weg nach Connacie anzutreten und dort einen neuen Einkauf an Wolle zu machen, wobei ihm die guten Regeln, wie die Empfehlungen, welche ihm Mr. Bird gegeben, ſchon ſehr hülfreich zur Seite ſtanden.

VII.

Es war an einem ſchönen, heitern Sommermorgen, als ein ſtattlicher Reiſewagen in das romantiſche Thal, in welchem Fermari mit ſeinen maleriſch umhergeſtreuten Pachthöfen lag, eilig hinabfuhr. Ein junger Reiſender, der ſich allein darin befand, bog ſich zum Oeftern mit freudig leuchtenden Blicken zum Wagenſchlag heraus, um, wie es ſchien, die ihm heimathlich vertraute Gegend zu begrüßen, und die ihm beſonders bedeutſamen Punkte derſelben ſo raſch als möglich aufzufinden. Dann befahl er ſeinem Kutſcher, vor einem an der Straße ſtehenden Gaſthauſe, dem ſie ſich zu nähern im Begriff waren, Halt zu machen.

Der Wagen hielt jetzt vor dem bezeichneten Hauſe ſtill und der reichgekleidete Bediente ſprang von ſeinem

einmal einen gewissen Pietismus, der in ein höchst vertrauliches, ich möchte sagen bürgerlich-familiäres Verhältniß mit dem lieben Gott gerathen war. Dies war die Spenersche Hauspostillen-Zeit, die Morgen- und Abendsegen-Periode in der Theologie. Diese Frommen — und ich mag nicht untersuchen, wieviel es ihrer noch heutzutage gibt — diese dachten sich den lieben Gott nicht anders, als einen alten guten Papa auf dem Großvaterstuhl in Schlafrock und Pantoffeln, mit dem sie sich Abends, selbst bis auf die Nachtjacke entkleidet, bequem und ohne Umstände unterhalten konnten. Sie sprachen mit ihm Sachen aus der Wirthschaft, rechneten ihm ihre täglichen Ausgaben und Einnahmen vor, baten ihn um Zuschuß, wo es mangelte, und gelobten ihm, daß sie sich vor Ostern keinen neuen Rock machen lassen wollten. Gott war wie ein Armenvorsteher gedacht, die ganze Welt als Spital angesehen, und der Fromme wand sich wie ein geduldiger Hospitalit von Tag zu Tag hin mit seinem pietistischen Krankensüppchen. Es war ein erbärmliches

Sitz herunter, um dem Fremden beim Aussteigen behülflich zu sein. Dieser, seinem Ansehen und seiner Kleidung nach ein Gentleman in der feinsten und auserlesensten Bedeutung des Wortes, gab jetzt seinen Leuten den Verhaltungsbefehl, Wagen und Pferde rasch in den Schuppen zu ziehen und sich dort mit demselben sorgfältigst verborgen zu halten, bis er wieder zu ihnen zurückkehren werde. Er wolle sich nur, nachdem er sich im Gasthause umgekleidet, auf einen der nächstliegenden Pachthöfe zur Abstattung eines Besuchs begeben, zu dem er unerkannt und ohne jede Spur, daß er der Besitzer des Wagens sein könne, dort einzutreffen wünsche.

Er begab sich darauf in das Innere des Hauses, und ließ sich zunächst einen Mantelsack nachtragen, in dem sich einige ihm besonders werthvolle Gegenstände zu befinden schienen. Die Wirthin des Hauses, die über einen so ungewohnten Gast von vornehmem Aussehen und mit glänzender Equipage nicht wenig erstaunt war, schloß ihm ihr eigenes Staatszimmer auf, in welches sich der Fremde sofort und in der größten Eile zurückzog.

Es währte nicht lange, so trat er aus demselben in gänzlich veränderter Gestalt wieder hervor. Die

ſehr elegante Kleidung, die er bei ſeiner Ankunft getragen, war von ihm abgelegt worden, und ſtatt deſſen trug der junge Mann einen groben blauen Bauernkittel, der ſich in einem bedeutend abgetragenen Zuſtande befand und ſeinem Inhaber, obwohl noch einigermaßen paſſend, doch jedenfalls zu kurz und zu eng geworden war. Dagegen ſchienen die großen Holzſchuhe, welche man jetzt an ſeinen Füßen erblickte, für dieſelben noch vollkommen ausreichend zu ſein. Ein langer, mit Eiſen beſchlagener Stab in ſeinen Händen, den er als Spazierſtock führte, vollendete das ſehr groteske Bild, in welches der Jüngling ſich plötzlich umgewandelt hatte.

Er trat vor die Thür hinaus, wo in einer Entfernung von kaum hundert Schritten das kleine rothe Pachterhaus, das er ſchon aus dem Wagen mit ſeinen Blicken geſucht, ſich ihm deutlich und unverkennbar darſtellte. Einen Augenblick noch in träumeriſches Nachſinnen verſinkend, beſchäftigte er ſich mit dem Erkennen der Einzelnheiten ſowohl jenes Gehöftes, als auch der ganzen Gegend, in die er zurückgekehrt war. Dann ſchien ſein eigener Aufzug, in den er ſich verſetzt hatte, plötzlich allen ſeinen Erinnerungen die ſtärkſte Hand zu bieten, und indem er ſich ſelbſt

nochmals von allen Seiten betrachtete und betaſtete, brach er in ein lautes übermüthiges Lachen aus und ſagte dann zu ſich ſelbſt: „Wahrhaftig, ich könnte glauben, daß ich immer noch der Wollhändler Nichols im Blaukittel und in den Holzſchuhen bin, wie ich vor acht Jahren als heimathflüchtiger Junge von hier auszog, um die Märchen, die in meinem Kopf und in meiner Taſche lebten, an dem Abſatz der ſchönen Wolle von Connacie zu verwirklichen! Bin ich noch derſelbe und iſt es ein Traum, der mich umfangen und der mir mit trügeriſcher, goldener Gaukelei Alles vorgeſpiegelt hat, was ich ſeitdem erlebt, unternommen und gewonnen habe? Ach, wenn ich nur geträumt hätte, und ich begegnete jetzt meinem Vater auf unſerm Felde, und müßte fürchten, weidlich von ihm ausgeſchelten zu werden. Denn gewiß hätte ich wieder etwas nicht recht gemacht. Aber nein, nein, ich habe nicht geträumt, denn mein Kittel hier, den ich als eine heilige Reliquie meiner Jugend und meiner erſten Handelsabenteuer mir aufbewahrt habe, iſt, obwohl mein Wachsthum ſeit acht Jahren ſich leider als ſehr unbedeutend herausſtellt, doch hinter meiner eigenen Entwickelung mindeſtens um fünf oder ſechs Zoll zurückgeblieben! Indeß betrachte ich ihn als meinen

eigentlichen Siegespanzer, in dem ich die Schlacht gewonnen, und in dem ich darum auch wieder meinen höchst feierlichen Einzug halten will in dieses schöne, liebe Thal, und in das Haus meiner Eltern und meiner Kindheit!“

Nichols verdoppelte jetzt seine Schritte, um seiner Sehnsucht genug zu thun. Unterwegs kam er an dem großen See vorüber, in dessen leise schäumenden Wellen er als Knabe so oft gebadet, und der ihm aus seinem sanften blauen Spiegel jetzt die vertrautesten und verständnißvollsten Heimathsgrüße zuzublitzen schien. „Dieser See,“ dachte Nichols, „grüßt mich, als wenn er mir seine Freundschaft bewahrt hätte aus alter Zeit. Werden Eltern und Geschwister kälter sein, als dieser See, dessen Herz eine eitle Woge ist, und werden sie mich mindestens ebenso willkommen heißen mit Auge und Mund, wie dieses heimathliche Gewässer es mir mit seinen strahlenden Wellenblicken thut?“

Jetzt hatte er sich dem Hause seines Vaters genähert, das, in der hellen Morgensonne stehend, einen wunderbaren, festlichen Eindruck auf ihn machte. Es lag still und einsam von seinen Gehöften, Aeckern und Gärten umschlossen da, und obwohl es ihm ei-

gentlich bei weitem kleiner und dürftiger vorkam, als er es in den acht Jahren ſeines Umherwanderns in der Erinnerung getragen, ſo meinte er doch zugleich, daß es inwendig voll des köſtlichſten Lebens ſein müſſe, denn die theuern Geſtalten der Seinigen, an die er auf ſeinen glück- und ruhmgekrönten Wanderzügen auch keinen Augenblick zu denken vergeſſen, wohnten in dieſem Hauſe und ſollten ihm darin, hoffte er, mit dem Jubel der erkennenden Liebe entgegenfliegen!

Als er mit ungeſtümem Herzklopfen in das vordere Gehöft eintrat, fühlte er plötzlich eine heiße Berührung an ſeiner Hand, der ein ſtilles freudiges Winſeln folgte. Nichols blickte hinunter und gewahrte zu ſeinem nicht geringen Vergnügen ſeinen ehemaligen Liebling und Kameraden, den Hofhund, der ihn zuerſt erkannt und ſeine Rückkehr durch ein inniges, kaum eines lauten Ausdruckszeichens fähiges Entzücken zu feiern ſchien. Nichols bog ſich zu dem edlen Bingbang herunter und konnte ſich nicht enthalten, ihn auf das Zärtlichſte zu umfaſſen und an ſich zu drücken. Er bemerkte, daß das Thier inzwiſchen alt geworden, und ſich nicht mehr mit der frühern Sprungkraft zu bewegen vermochte.

„Nun ſehe ich ſchon wieder, daß ich nicht geträumt,

daß ich wirklich acht Jahre von hier fortgewesen!“ rief Nichols frohlockend aus. „Mein Kittel ist mir zu kurz und zu eng geworden, mein Hund ist grau und alt geworden, und mein See grüßte mich mit seinem Blauauge, wie man die Rückkehr eines entfernt gewesenen Freundes begrüßt! Ach, wie schön ist es in der Welt, wenn man glücklich sein kann!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Hausthür, und seine jüngste Schwester Hannah, die er auf der Stelle wieder erkannte, obwohl sie um Vieles größer geworden war als er selbst, trat heraus um sich in irgend einer häuslichen Verrichtung in den Garten zu begeben. Nichols trat ihr schnell in den Weg und sah sie mit einem seligen Lächeln schweigend an, seinen Anblick ihrer Prüfung überlassend. Hannah aber stieß in ihrer Ueberraschung einen lauten Schrei aus, und obwohl sie ihren Bruder erkannte und auf der Stelle bei seinem Namen rief, schickte sie sich doch zugleich an, die Flucht vor ihm zu ergreifen und in das Haus zurückzueilen. Dort hatte man indeß bereits ihren Schreckensausruf vernommen und in der Meinung, daß ihr etwas Uebeles zugestoßen sein könne, kamen sämmtliche Mitglieder der Familie auf den Hof

hinausgeſtürzt. So geſchah es, daß ſich Nichols in wenigen Augenblicken von allen ſeinen Angehörigen umringt ſah, unter denen er zu ſeiner Verwunderung auch die beiden Kaufleute, Mr. Stewart und Mr. Lunt, die den Abend vor ſeiner Entfernung ſich ebenfalls in dieſem Familienkreiſe befunden, bemerkte. Neben dieſen Beiden ſtanden ſeine älteren Schweſtern Dorothy und Jennet, die er ſich ſo ſchön und blühend nicht mehr gedacht hatte als ſie ihm jetzt wieder erſchienen, und von denen er ſogleich errieth, daß ſie inzwiſchen die glücklichen Frauen ihrer damals ſo glühenden Bewerber geworden ſein müßten.

Noch im Hintergrunde entfernt ſtand ſein alter Vater John Bencolm, der noch einigermaßen darüber zweifelhaft ſchien, wen er vor ſich ſehe, und ihm mißtrauiſche und ſtrenge Blicke zuwarf, mit einem Ausdruck, durch den ſich Nichols ſelbſt in dieſem Augenblick, wo ſein ganzes Weſen in freudiger Bewegung zitterte, mit einem leiſen Schrecken an die Leiden ſeiner erſten Jugend gemahnt fühlte. Neben dem Vater aber erblickte er die traute Geſtalt ſeiner Mutter, deren zärtliche Augen ihm ſchon mit aller Gewißheit ihrer Erinnerung und ihrer Liebe zuwinkten und die

eben im Begriff ſchien, ſich ihm zu nähern und ihn in ihre Arme zu ziehen.

Aber ſeine beiden Brüder, Edmund und Richard, die ihn auch ſofort erkannt hatten, warfen ſich mit einem wahren Jubelgeſchrei auf den Zurückgekehrten und ſchienen ihn nicht mehr aus ihren Armen loslaſſen zu wollen. Nichols ſuchte ſich endlich mit einiger Gewalt dieſer ungeſtümen Bande zu entledigen, und flog dann zuerſt zu ſeiner Mutter hin, die ihn mit unaufhaltſam hervorſtürzenden Thränen an ihre Bruſt drückte und dann, nach einigen heftigen Ausrufungen über ihre Freude und ihr Glück, der hinter ihr ſtehenden Dorothy ohnmächtig in die Arme ſank. Sie erholte ſich jedoch in demſelben Moment wieder, ergriff dann die Hand ihres wiedergefundenen Sohnes und führte ihn, der ihre Abſichten wohl begriff, zu Mr. Bencolm hin, indem ſie dieſen auf das Angelegentlichſte erſuchte, den ſchon Verlorengeglaubten aufrichtig willkommen zu heißen und ihm das volle Maaß der ſo lange entbehrten väterlichen Liebe zu ſchenken.

Aber Mr. Bencolm ſchien beim Anblick des armen Nichols eher von den alten Gefühlen des Zorns und des Mißtrauens, die er ſtets gegen denſelben

gehegt, bewegt zu werden. Er blickte ihn noch immer ſehr finſter und ohne das geringſte Zeichen einer inneren Erweichung an, und ſagte dann in einem ungemein barſchen und abſchreckenden Ton zu ihm: „Der Ausreißer und Umhertreiber iſt alſo wieder zurückgekehrt. Er ſpielt den verlorenen Sohn aus dem Evangelium und glaubt, daß nun Alles jubeln müſſe, den ſaubern Patron wieder zu haben. Aber nein, ehe man ihm die alten Rechte eines Sohnes vom Hauſe wieder einräumt, bittet man ſich fürerſt genauen Nachweis über ſein bisheriges Verhalten und ſeinen ehrlichen Erwerb aus, obwohl man ſeinen Erwerb ſchon beurtheilen kann, wenn man ſieht, wie der Landſtreicher noch in demſelben Rock und in denſelben Schuhen darinſteckt, worin er vor acht Jahren ſich von hier aus dem Staube machte!“

Dieſe harten Worte des Pachters fuhren wie ein ſchneidender Mißklang durch alle Anweſenden hin, ſchienen aber unmittelbar darauf nur die Sympathien, deren ſich Nichols bei Jedem der Uebrigen zu erfreuen hatte, zu dem lebhafteſten und offenſten Ausdruck zu ſteigern. Seine Brüder und Schweſtern begannen ihn jetzt um die Wette zu umhalſen, indem ſie ihm durch ihre unaufhörlichen Liebkoſungen eine ſofortige

Antwort auf die bittern Scheltworte des Vaters unmöglich machten. Hannah, die noch ebenſo munter und luſtig zu ſein ſchien, als ſie früher war, erinnerte ihn daran, wie viel ſie einſt zuſammen gejacht und wie ſie unter gemeinſchaftlicher Ausübung ihrer dummen Streiche alle Leiden und Freuden mit einander getheilt hatten. Dorothy und Jennet aber ſtellten ihm jetzt ihre beiden Männer, die Herren Stewart und Lunt, vor, mit denen ſie ſchon ſeit Jahr und Tag verheirathet waren, und die ſich mit ihnen am heutigen Tage gerade zufällig zum Beſuch befanden, in dem elterlichen Hauſe von Fermari. Mr. Stewart und Mr. Lunt beeiferten ſich gleichfalls, dem jungen Mann etwas Freundliches und Ermuthigendes zu ſagen und die Würde des Schwagers in ihm zur Anerkennung zu bringen.

Nichols ſah die beiden Kaufleute mit einem ſchalkhaften Lächeln an, und ſagte zu ihnen: „Ach, wir werden uns noch ganz beſondere Dinge zu erzählen, vielleicht ſogar ein recht hübſches Geſchäftchen mit einander abzuſchließen haben! Ihr wißt gar nicht, daß Ihr es eigentlich ſeid, deren Erzählungen von der ſchönen Wolle von Connacie vor acht Jahren eine ſo unwiderſtehliche Verführung auf mich ausübten,

Leben, eine bettelhafte Wirthschaft im Reiche Gottes. Der Katholizismus hätte einen solchen Pietismus nie erzeugen können, sondern es war vielmehr die erste Folge des Protestantismus, welcher die romantischen Formen der Religion zertrümmert hatte, ohne daß jene Zeit noch die Kraft besessen, die verloren gegangene Hoheit der Kirche durch die größere Hoheit des Geistes zu ersetzen. Daher das spießbürgerliche Verhältniß zu Gott, in dem dieser Pietismus sein Heil suchte, und worin fast alle geistige Natur des höchsten Wesens in den bloßen Eigenschaften eines mildthätigen Familienvaters zu Grunde ging.

Der Katholizismus, diese Religion der schönen Form, hat dagegen immer etwas Edles und Adliges, etwas Anstandsvolles in seiner Andacht behalten. Die Kirche wird zum Thronsaal des Allerheiligsten, dem lieben Gott werden hohe feierliche Wachskerzen angezündet, und der Priester legt prächtige Galla an, und weiß tausend Verneigungen zu machen, wenn er sich vor den Altar stellt. Glöcklein klingen, die strahlende Monstranz

gegen Nichols, dem er so eben noch mit abgewandtem Gesicht begegnet, einen eingänglicheren Ton an, indem er ihn und alle Uebrigen einlud, der Mutter zu folgen und sich in das Haus zu begeben, weil sich dort in Ruhe Alles gemüthlicher werde abmachen lassen.

Als man sich darauf in dem friedlichen Familienzimmer zu einem enger aneinandergeschlossenen Kreise vereinigt hatte, an dem auch die Mutter in unmittelbarer Nähe ihres Lieblings wieder theilnahm, schien Mr. John Bencolm in der That zu einer freundlichen Einverständigung mit seinem wiedergekehrten jüngsten Sohn bereit. Zwar herrschte Anfangs noch ein beklommenes Stillschweigen zwischen Allen, aber das breite, ehrliche Gesicht des Pachters hatte sich wesentlich erheitert und geglättet, und es brach darauf, wie ein Sonnenstrahl durch schwarzes Gewölk, ein guter, herzlicher Zug hervor, der den Frieden und das Vatergemüth verkündigte und durch den Nichols, dem seit dem Eintritt in dies trauliche Zimmer sein Herz noch höher und glücklicher schlug, sich wahrhaft ermuthigt und in allen seinen emporwallenden Gefühlen bestärkt fand.

Nichols sprang jetzt plötzlich von seinem Sitz auf,

nahm eine ſchalkhaft gewichtige Miene an und fuhr darauf mit ſeinen beiden Händen in die großen tiefen Taſchen, die ſich an den Seiten ſeines Kittels eröffneten. Dann holte er aus denſelben ſieben wohlgefüllte Beutel heraus, von denen er die beiden größten und anſehnlichſten dem Vater und der Mutter überreichte, während er die übrigen fünf Beutel im Kreiſe herum an ſeine Brüder und Schweſtern austheilte. Er fügte dieſen Gaben, die mit dem größten Erſtaunen entgegengenommen wurden, gewiſſermaßen die Entſchuldigung hinzu, daß, wer verreiſt geweſen, das Recht habe, den Andern etwas mitzubringen, weßhalb er auch einige von den goldenen Früchten, die er auf ſeinen bisherigen Wanderungen geſammelt, nicht zu verſchmähen, ſondern als ein Andenken von ihm anzunehmen bitte.

Die Brüder und Schweſtern hatten unter großem Jubel zuerſt ihre Beutel eröffnet und die darin enthaltenen Goldſtücke, deren Jedem fünfundzwanzig Stück beſchcert worden, ausgepackt. Mr. Bencolm fand denſelben Inhalt, aber gerade in der verdoppelten Anzahl, in ſeinem Päckchen vor, und ein gleiches Loos war der guten Mutter gefallen, die beim unwillkührlichen Zählen jedes der Goldſtücke hoch in

den Fingern emporhielt und mit verwunderten Blicken lange gegen das Licht betrachtete.

Aber John Bencolm, der die Sache sofort von einem andern Gesichtspunkte aufzufassen schien, legte das Geld entsetzt fort und rief, sich wie in Verzweiflung mit beiden Händen in die Haare fahrend: „Mein unglücklicher Sohn, was hast Du gemacht? So haben mich denn meine fürchterlichen Ahnungen über Deinen unseligen Lebenswandel nicht betrogen? Nichols, wie ist es möglich, daß Du, aus der ehrlichen weitgeachteten Pachterfamilie von Fermari entsprossen, zum Verbrecher an unserer Ehre und an dem Eigenthum Fremder hast werden können?“

Es herrschte in dem Augenblick schreckensvolle Stille in dem Kreise der geängstigten Familie. Niemand wäre auf diese fürchterlichen Vorstellungen gekommen, aber da sie einmal ausgesprochen waren, starrte Jeder mit wahrem Entsetzen vor sich hin und wagte kaum zu athmen, um nicht den Schein einer Aeußerung, am allerwenigsten einer solchen, durch welche die Anklage gegen den armen Nichols hätte bestärkt werden können, auf sich zu laden.

Nichols stand einen Augenblick wie vernichtet da. Seine Augen hefteten sich beschämt an den Boden,

alle ſeine Glieder zitterten und er vermochte noch kein Wort der Entgegnung über ſeine Lippen zu bringen.

Die Pachterin trat jetzt mit hellen Thränen in den Augen hervor, ſchloß Nichols mit unaufhörlichen Küſſen und Liebkoſungen feſt in ihre Arme, und ſagte dann in einem durchaus mißbilligenden und ſcheltenden Ton zu ihrem Gatten: „Du biſt ein alter Narr und ein tückiſcher ungerechter Mann dazu, daß Du mir mein Kind ſo verſchimpfirſt, und ohne allen Grund und Beweis mit einer ſo giftigen Anklage losfährſt, die Dir nimmer vor Gott und Menſchen vergeben werden kann.“

„Ach, mein Vater,“ ſagte Nichols, der jetzt durch dieſe nachdrückliche Unterſtützung die Sprache wieder gewann, „geben Sie doch einem Verdacht keinen Raum, der Ihrer ebenſo wenig würdig iſt als meiner! Wenn Sie auch nie etwas Beſonderes von mir gehalten haben, ſo war ich doch ſtets von einer hohen Achtung für das erfüllt, was ich Ihrer Perſon und Ihrem Namen auf der Welt ſchuldig ſei. Ich kann wohl ſagen, daß Ihr Blick, mein Vater, mir auf allen meinen Wegen leuchtete. Und wenn ich viel Geld gewann, ſo gelang es mir nur deshalb, weil

ich Ihren Lehren folgte und die größte Klugheit ſtets in der größten Ehrlichkeit, Pünktlichkeit und Zuverläſſigkeit ſuchte! Wollen Sie denn nicht meine Geſchichte hören?“

„Ja,“ ſagte der alte Bencolm, ihn wieder freundlicher betrachtend, „Du ſollſt uns Deine Geſchichte erzählen, denn mir iſt wahrlich daran gelegen, aus Dir wieder klug zu werden, und man kann es einer Erzählung ſchon anhören, ob ſie aus einem aufrichtigen Herzen kommt oder ob die Begebenheiten mit der Argliſt des Satanas entſtellt und erlogen ſind. Setzen wir uns denn Alle in einem Kreis, wie Du in den langen Winterabenden, Nichols, ſo oft mit uns geſeſſen haſt, wenn ich Euch ein gutes Buch oder die heilige Schrift vorgeleſen habe. Dieſe Erinnerung möge Dein Gewiſſen ſchärfen, uns die ganze Wahrheit zu ſagen!“

„So will ich Euch denn vor allen Dingen ſagen,“ begann Nichols mit froher, faſt jubelnder Stimme, nachdem ſich der Kreis um ihn geſchloſſen, „ich will Euch ſagen, daß ich der Wollhändler Nichols bin, ein renommirter Kaufmann, wenn ich den Verſicherungen und dem Eifer trauen kann, womit die größten und älteſten Handlungshäuſer Englands,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.
3-598-32006-9
FN. 0235/038

Schottlands und Irlands jetzt meine Verbindung suchen. Ich bin der Wollhändler Nichols, der vor acht Jahren so, wie Ihr mich hier seht, im vollen Drang der Geschäfte zuerst nach Galloway wanderte und dort die Bekanntschaft des edelmüthigen Sir Robert Baltimore machte, durch den er mit dem ersten Anlagekapital zur Eröffnung des Wollhandels ausgerüstet wurde."

„Wie," unterbrach ihn Mr. Bencolm mit dem höchsten Erstaunen, „Du bist doch nicht etwa der kleine Wollhändler, von dem wir so viel sprechen gehört haben, und der im ganzen Lande als ein Wunder von Tugend, Redlichkeit und Geschicklichkeit gepriesen wird?"

„Er ist wahrhaftig der Wollhändler Nichols", flüsterten sich die beiden Kaufleute mit gewichtigen Mienen zu, indem sie ihren Schwager mit einem Ausdruck von Bewunderung und fast mit Ehrfurcht zu betrachten anfingen.

„Ja, Kinder, ich bin es!" fuhr Nichols mit einem unendlichen Behagen fort. „Doch wäre ich nichts, gar nichts, wenn mir nicht der Baron von Baltimore auf mein armes, ehrliches Gesicht eine kleine Summe Geldes geliehen hätte, mit der ich meine erste Wolle

kaufen konnte. Einen Tag darauf bewirkte ich damit in Balaclai schon einen Umsatz, der mir einen baaren Reingewinn von achtzehn Pfund Sterling abwarf. Das Erste aber, was ich that, war, daß ich das empfangene Darlehn zur größten Verwunderung des Barenets an denselben zurückzahlte. Ich wollte nur mit meinen eigenen Kapitalien wirthschaften, und wenn ich auch noch so klein und armselig wieder von vorn anfangen mußte!"

„Das war brav und klug gedacht, Nichols!" rief sein Schwager, Mr. Stewart.

„Es ist der beste kaufmännische Grundsatz, ich gebe Dir Recht, Nichols!" sagte der andere Schwager, Mr. Lunt, mit nicht minder lebhafter Zustimmung.

„Er belohnte sich an mir mit einem fast unbegreiflichen Segen!" sagte Nichols, indem er sich stolz und freudig emporrichtete. „Meinen zweiten Einkauf machte ich in Connacie, wo ich für mein baares Geld, das ich besaß, zwar nur wenig Wolle empfing, aber die dortigen reichen Pächter, denen ich eine Empfehlungskarte von dem Baron von Baltimore überbrachte, drängten mir fast ihren Kredit auf. Sie baten mich, so viel Waare von ihnen zu entnehmen, als ich irgend

unterzubringen glaubte, und verlangten dafür nichts von mir, als das Versprechen, zu einer bestimmten Zeit den Betrag auszuzahlen. So brachte ich diesmal schon eine bedeutende Menge Wolle zum Theil nach Kagnie, zum Theil nach Kerdale und Balaclai, und würde sie nicht rascher und besser wieder losgeworden sein, wenn ich ein Zauberer gewesen wäre, der die Käufer durch einen Talisman auf den Markt und vor den Karren des kleinen Wollhändlers geführt hätte! In wenigen Stunden war mein Geschäft schon wieder abgemacht, ich eilte nach Connacie zurück, zahlte noch an demselben Tage das Einkaufsgeld zurück, obwohl ich dafür noch mehrere Wochen Zeit gehabt hätte, und schoß nun mein ganzes baares Geld in einen neuen beträchtlicheren Einkauf ein. Zugleich stand mein Kredit so fest, daß ich, obwohl noch immer ein Mensch im Blaukittel und in Holzschuhen, nur zu bestimmen brauchte, was ich aus der großen Niederlage von Connacie mit mir nehmen wollte. Denn man wußte schon sicher und genau, daß ich baares Geld dafür wieder zurückbringen würde. Ich sage Euch, ich weiß selbst nicht, wie dies Alles geschah, und oft glaubte ich, daß mich die Menschen alle zum Besten hätten und foppten, wenn sie mir ihre Waaren

wird vorgezeigt, und die umstehende Schaar der Gläubigen stürzt anbetend auf ihr Knie nieder, oder verbeugt sich tief, mit einem huldigenden Gruße. Alles trägt den Charakter einer festlichen Versammlung, und die Frömmigkeit befolgt streng alle Gesetze des Ceremoniells und der Convenienz. Meßdiener in Tressenröcken eilen geschäftig auf und nieder, es geht zu wie in einem fürstlichen Salon. Manchen Heiligenbildern rings umher sind kostbare Schmucke umgehangen, hier und da hat eine Madonna einen Orden bekommen. Es herrscht die größte Haltung in der Gemeinde, Jeder ist wie von der ehrfurchtgebietenden Gegenwart des Heiligen erfüllt, und Gott steht in Glorie unter seinen Schaaren, die ihm als einem sichtbaren König huldigen. Im Katholizismus ist Gott als der sichtbare König der Welt gedacht, und die Kirche als Säule und Sessel seines Thrones. Darum geht der Katholik in die stündlich offenstehende Kirche, wenn er zu Gott seine Seele aufrichten will, und der innere Geheimdienst des Geistes, in dem

anvertrauten und mir auf den Messen und Märkten die höchsten Preise zahlten, die ich zuweilen kaum zu fordern wagte! Nicht selten war mir so zu Muthe, als würde ich doch einmal mit Schimpf und Schande wieder aus dem ganzen Handel fortgejagt werden, indem ich statt des erlösten Geldes nur die schwarzen todten Kohlen in meiner Hand fände, wie es in unsern Mährchen so oft vorgekommen. Aber nichtsdestoweniger dehnten sich meine Geschäfte mehr und mehr aus, die darin umgesetzten Kapitalien wurden von Tag zu Tag größer und ansehnlicher, ich mußte mir bald einige Pferde kaufen und ließ mir einen geräumigen und stattlichen Wagen zur Fortschaffung meiner Ballen erbauen. Wie freudig drang es mir durch's Herz, wenn ich unterwegs neben meinem Wagen herging, und derselbe unter seiner Last stöhnte und seufzte, und schier davon zusammenbrechen wollte, wofür ich ihn aber nur ganz mitleidslos auslachte und mir vornahm, ihn das nächste Mal noch stärker zu beladen. Fast nach jedem bedeutenderen Geschäft stattete ich meinem Gönner, dem Herrn von Baltimore, persönlich meinen Bericht ab, und empfing von ihm seine guten Rathschläge und Winke, die mir immer nützlicher wurden und meine Einsicht und

Kenntniſſe außerordentlich erweiterten. Dieſer freundſchaftliche Umgang, der mir ſo großmüthig verſtattet wurde, bildete zugleich meinen Geiſt und mein Urtheil, und nöthigte mir bald auch die Verpflichtung auf, mein Aeußeres in einen entſprechenden Zuſtand zu verſetzen. Der Baronet war auf ſeinen Handelsreiſen, auf denen ich ihm regelmäßig begegnete, gewöhnlich von ſeiner Tochter Arabella begleitet, von der er ſich faſt nie trennte, und mit der er, obwohl ſie gerade in denſelben jungen Jahren ſteht, wie ich, alle ſeine Angelegenheiten und ſelbſt ſeine Geſchäfte zu beſprechen pflegte. Daher kam es, daß ich auch mit Miß Arabella in mancherlei Geſpräche kommen durfte, in denen ich die merkwürdige Einſicht, Urtheilsſchärfe und Güte des jungen Mädchens zu bewundern Gelegenheit hatte. Ihr verdanke ich es, daß mein Sinn ſich auch auf die Wiſſenſchaften zu richten anfing. Für fünf Guineen, die ſie von mir nicht zurücknehmen wollte, mußte ich mir Bücher kaufen, und ich erſtand mir dafür auf der Meſſe in Waterford eine ganz tüchtige Bibliothek, die ich ihr vorlegte und aus der ſie mir das Beſte bezeichnete, das ich vor allen Dingen leſen und mir aneignen müſſe. Nun fing ich an, die Nächte hindurch zu leſen und zu lernen, und auch

den Tag über gewann ich mir manche Stunde dafür, denn meine geliebten Bücher begleiteten mich bald überall und auf allen Wegen, und wenn der Wagen meine Ballen auf stillen Waldpfaden fortzog oder einen steilen Bergpaß mit ihnen hinankletterte, ging ich mit meinem Buch hinterher oder überhörte mir die französische Grammatik, die ich eifrig zu studiren angefangen. Eines Tages legte ich mir auch bessere und feinere Kleider an, weil mich Arabella ausgescholten, daß ich, obwohl schon fast ein wohlhabender Geschäftsmann geworden und mit den angesehensten Handelshäusern in Verbindung stehend, noch immer in dem Aufzuge eines Wilden in die Comtoirs und selbst in die Gesellschaftszimmer der Menschen käme. Ich hatte selbst nicht geglaubt, daß ich meiner jungen, schönen Wohlthäterin so bald dieses Zugeständniß machen würde. Denn mein Blaukittel und meine Holzschuhe waren mir gewissermaßen ans Herz gewachsen, und sie kamen mir, je mehr sich Beides abnutzte, wie meine Kriegsfahnen vor, unter denen ich schon oft zum Sieg ausgezogen war, und mit denen ich auch ferner meine besten und tapfersten Unternehmungen besiegeln zu müssen glaubte. Diese Tracht, in der ich allerdings abenteuerlich genug einhergezogen

war, verbürgte mir anfangs auch deshalb ein beſſeres Gelingen meiner Geſchäfte, weil ſie mich am allerwenigſten zu Ausgaben für meine Perſon verpflichtete. Denn ſo lange ich in dieſer Kleidung, die bald zu einer Verkleidung wurde, einherzog, brauchte ich in den Gaſthäuſern kein eigenes Zimmer für mich zu nehmen, ſondern konnte im Stall auf das Gemüthlichſte bei meinen Pferden übernachten. Auch brauchte ich nicht an den theuren Wirthstafeln zu erſcheinen, und konnte mich aus der Hand beköſtigen, wie es mir gerade gefiel, wo ich mir dann faſt immer nur kalte Küche und ein kleines Maß Bier gönnte. Dies ſind die erſten und nothwendigen Grundlagen einer echt kaufmänniſchen Exiſtenz! ſagte ich mir oft, wenn mich ein Gefühl meines harten und entbehrungsvollen Lebens beſchleichen wollte. Und der Gewinn, der mir in den Taſchen wuchs, wie die grüne Saat auf den Feldern, beſtätigte mich in meinen Grundſätzen der Sparſamkeit und der ſcheinbaren Armuth. Auch der Herr von Baltimore gab mir ſtillſchweigend Recht, daß ich noch eine Zeit lang ſo fortleben wollte, wie ich angefangen hatte. Aber ſeiner Tochter, die ſtets ſehr viel Entſchiedenheit und Willenskraft bewies, gefiel dies plötzlich nicht mehr. Sie erklärte mir, daß

ich mich schlechterdings anders tragen, und das feinere und geglättete Ansehen eines Gentleman annehmen müsse, wenn man mich nicht mit einem Pavian oder irgend einem fabelhaften Waldungeheuer verwechseln wolle. Ich war zu begierig nach dem Beifall meiner strengen Gönnerin, als daß ich noch länger mit meinen Grundsätzen zu widerstreben gewagt hätte. Auf der Messe in Waterford wurde die Sache richtig gemacht. Ein dortiger Kleiderkünstler legte die erste Hand an mich, um mich zu einem Gentleman umzuschaffen. Er suchte in der That das Ideal eines stolzen Jünglings aus mir zu formen, und ich streckte meine Gestalt willig in seinen Schmelztiegel, um daraus als ein neues Geschöpf des Scheins und der Mode hervorzugehen. Den Kittel von Fermari aber nebst den Holzschuhen nahm ich und packte sie sorgfältig ein, um sie wie einen erprobten Talisman auf allen meinen Reisen mit mir zu führen und nimmer von mir zu lassen. Als ich aber nun in meiner Verwandlung zum Erstenmal wieder vor Sir Robert Baltimore und Miß Arabella erschien, wurde ich mit einem Bravorufen und Händeklatschen empfangen, daß ich mich schämte, wie ein kleines Kind, und ich dachte, es ist schon Recht, daß sich Diejenigen schämen müssen,

die ihre Grundsätze verleugnen! Miß Arabella aber gab mir so freundlich, wie sie fast noch nie gethan, die Hand, und ich weiß nicht, wie es geschah, es war mir fast, als ob das neue Kleid mehr Courage mit sich brächte, denn ich drückte in diesem Augenblick einen Kuß auf die weißen Finger der Miß!"

Nichols hielt bei diesen Worten inne. Seine Wangen glühten im feurigsten Purpurroth, und man sah ihm an, wie bedeutend für ihn die Erinnerungen waren, welche sich an diesen letzten Theil seiner Erzählung hefteten.

„Aber man merkt es Dir gar nicht mehr an, daß Du ein so ausnehmender Gentleman geworden!" sagte John Bencolm, indem er die Pause benutzte, um sich über seine letzten Zweifel belehren zu lassen. „Und wo hast Du denn eigentlich Dein Geschäft, Dein Bureau und Deine Handelspapiere?"

„Mein Geschäft trage ich mit mir herum, mein guter Vater!" entgegnete Nichols lächelnd. „Ich habe es bis jetzt noch vorgezogen, immer unterwegs zu sein und eigentlich nirgend einen bestimmten Wohnsitz aufzuschlagen. Nur in Galloway halte ich eine kleine Niederlage, wo ich zugleich einen Raum gemiethet habe, um Wagen und Pferde unterzubringen.

Denn neuerdings habe ich mir auch noch einen Reisewagen zu meinem persönlichen Gebrauch gekauft, um den Befehlen Arabella's, daß man durchaus ein Gentleman sein müsse, mehr und mehr nachzukommen. Ich habe jetzt eine Bitte an Euch Alle, die Ihr mir so freundlich und liebevoll zugehört habt. Folgt mir in den Gasthof am See, wo ich zuerst, ehe ich hierhier kam, abgestiegen bin. Ich will Euch dort meine Handelspapiere und meine Korrespondenz vorlegen, damit Du, mein Vater, und Ihr, meine Schwäger, Einsicht von dem ganzen Stand meiner Angelegenheiten nehmen könnt, die ich Euch offen vor Augen legen will! Und dann müssen mir Vater und Mutter den Gefallen thun, zum Zeichen, daß sie sich meiner heutigen Wiederkehr freuen, in meinem neuen Wagen eine Spazierfahrt um den See zu unternehmen, wobei ich selbst als Kutscher mein geliebtes Elternpaar fahren will!"

Diesem Vorschlag konnte unmöglich widerstanden werden. Mr. John Bencolm erklärte sich mit einem freundlichen Murmeln, das schon auf das Günstigste gedeutet werden konnte, bereit dazu, und die ganze Gesellschaft erhob sich, um in einer Stimmung, die bereits den aufgeklärtesten und fröhlichsten Charakter

trug, nach dem Gasthof am See aufzubrechen. Nichols bat um die Erlaubniß, rascher vorangehen zu dürfen, um noch einige Vorbereitungen zu ihrem würdigen Empfang zu treffen.

Als John Bencolm mit seiner Familie vor dem Gasthofe anlangte, ließ sich zuerst Niemand blicken, und sie standen einige Minuten lang zweifelhaft über Das, was geschehen würde, vor der Thür. Bald darauf aber trat ein junger Mann heraus, der sich in einer feinen und gewählten Kleidung und mit allem Anstrich eines eleganten Aeußern ihnen darstellte, und in dem mit einem allgemeinen Schrei der Ueberraschung der gänzlich umgewandelte Nichols erkannt wurde.

„Ich habe meinen alten Waffenrock wieder abgelegt," sagte er mit einem heitern Lächeln, „besonders da unser guter Vater keine große Freude an dem Anblick meiner alten wanderlustigen Holzschuhe gehabt zu haben scheint."

Zugleich legte er ein großes Portefeuille, welches er unter dem Arm trug, auf einen Tisch nieder, der in einer an der Hausthür befindlichen Laube stand. Dann bat er Mr. Bencolm und seine Schwäger, sich in der Laube niederzulassen und sich dort nach Ge-

fallen und Behagen der Durchsicht seiner in der Mappe enthaltenen Papiere zu unterziehen.

John Bencolm ließ sich auch sogleich mit einem gravitätischen Ernst zu dieser Arbeit herbei, nachdem er seine Augen mit den großen Brillengläsern bewaffnet hatte. Mit besonderer Begierde aber waren die beiden jungen Kaufleute auf das Portefeuille losgestürzt, und begannen nun mit den Blicken strenger Sachverständiger die Bücher und die Briefe des Wollhändlers Nichols zu mustern, wobei es an vielfachen Ausrufungen der Freude und Bewunderung nicht fehlte. Nichols aber hatte unterdessen seine Geschwister eingeladen, mit ihm seine neue Equipage und seine schönen Wagenpferde zu besichtigen, was auf der andern Seite des Hauses ein nicht geringeres Jubeln und Freudenbezeugen hervorrief. Nichols aber hatte den Kutscher und den Bedienten herbeigerufen, und ihnen aufgetragen, den Wagen sofort vom Staub der Landstraße zu säubern und Alles daran so blank und glänzend als möglich herzurichten, weil eine recht festliche Spazierfahrt darin sogleich unternommen werden solle.

Als Nichols mit seinen Geschwistern zur Laube zurückkehrte, kam ihm sein Vater John Bencolm mit

einer gewiſſen Achtung entgegen, die zugleich mit einem Ausdruck von Innigkeit und Liebe, wie ſich Nichols deſſen noch nie von ſeinem Vater zu erfreuen gehabt, ſich miſchte. Auch Mr. Steward und Mr. Lunt traten herzu und legten in ihren Mienen, womit ſie Nichols betrachteten, eine wahre Verehrung für dieſen jungen Geſchäftsmann an den Tag.

„Du biſt ein braver, ausgezeichneter, prächtiger Junge!“ rief John Bencolm, indem er Nichols heftig in ſeine Arme ſchloß und die Wangen deſſelben mit ſeinen Freudenthränen benetzte. „Wie ſehr habe ich Dir Unrecht gethan, mein Sohn! Aber Nichts auf der ganzen Welt ſoll uns nunmehr trennen oder veruneinigen! Gott ſei Dank, daß aus dieſem Kummer nun der Stolz meines Alters hervorgegangen iſt!“

Nichols riß ſich aber jetzt aus dieſer Umarmung ſchnell los und ſprang zu ſeiner Mutter hin, die mit ſtrahlendem Geſicht bei Seite ſtand und der innigen Wiedervereinigung zwiſchen Vater und Sohn beglückt zugeſchaut hatte.

Nichols nahm ſie bei der Hand und führte die vor innerer Bewegung zitternde, ehrwürdige Frauengeſtalt ſeinem Vater zu, indem er ſagte: „Nun müßt auch Ihr Beide Euch herzlich umarmen und küſſen und

nur die Gedanken knieen und beten gehen, ohne daß sie nöthig hätten, die Kirche zu suchen, liegt ihrer Gottesverehrung fern und fremd. Darum wird aber in der katholischen Kirche Gott als dem König gedient, und nicht Gott als dem Geist. Dem Katholizismus liegt ein royalistisches Element zu Grunde, und indem sich dazu die Heilighaltung der Tradition und die Stabilitätsidee der Kirche gesellt, macht es sich von innen heraus und durch sich selbst anschaulich, wie Katholizismus und Legitimität sich immer in die Hände gearbeitet haben.

Für den Katholizismus wie für die Legitimität gibt es deshalb keine Gesetze der Bewegung. Sie sind unveränderlich in ihrem Wesen, und während sich Alles in der Geschichte um sie her bewegt, können sie Geschichte und Bewegung nicht anders ansehn, als für einen Abfall von ihrem eigensten Dasein. Dennoch kenne ich auch Bewegungsmänner im Katholizismus. Ich denke an Anton Günther in Wien, einen ausgezeichneten Mann, dessen persönliche Bekannt-

allen Groll fahren laſſen, der Euch zuvor meinetwegen gehärmt und faſt gegen einander erbittert hat!“

In dieſem Augenblick fuhr der ſtattliche Wagen vor, welchen Nichols vor die Thür beſtellt hatte. Er öffnete den Schlag, und lud die ſich noch zärtlich umſchlungen haltenden Alten ein, die ihrer harrende Equipage zu beſteigen und den Rückweg nach Hauſe über die rund um den See herumgelegte Straße zu nehmen.

Mr. John Bencolm half nun ſelbſt ſeiner Gattin mit der größten Sorglichkeit in den Wagen und ſetzte ſich dann wohlbehaglich an ihre Seite, indem er ſeinen Arm unter den herzlichſten Liebkoſungen um ihre Taille legte. Nichols ſchwang ſich jauchzend auf den Kutſcherſitz und ließ den Bedienten hinten aufſteigen. Dann trieb er die Pferde an, und unter einem ſchallenden Hurrah der Zurückbleibenden bewegte ſich die frohe Fahrt vorwärts zu den Ufern des blauen See's hinüber. Die Uebrigen gingen langſam nach, und man traf ſich nach einiger Zeit in dem Pachterhauſe wieder zuſammen, wo die Familie Bencolm nun den glücklichſten Tag mit einander verlebte.

Nichols hatte sich den friedlichen und beglückenden Aufenthalt in seiner Familie nur zwei Tage lang gönnen dürfen. Am dritten Tage mußte schon wieder Abschied genommen werden, denn Nichols hatte im Interesse seiner Geschäfte eine nicht aufschiebbare Reise nach London zu unternehmen.

Nachdem der Aufbruch aus dem stillen heimathlichen Hause unter den zärtlichsten Betheuerungen und Gelübden und unter der bestimmten Verabredung des nächsten Wiedersehens erfolgt war, schied Nichols mit einem Gefühl, das seine Brust stolz und beseligend erhob, aus dem schönen Thal seiner Kindheit. Der Besuch desselben schien seinem Lebensmuth und Unternehmungseifer neue Schwingen gegeben zu haben. In die Wagenecke zurückgelegt, mit Entwürfen aller Art beschäftigt, der weitfliegendsten Gedanken und Träume voll, ließ er sich in raschem Trabe über die Landstraße dahinfahren.

Nachdem er seine laufenden Angelegenheiten in Galloway geordnet, schickte er sich zu der großen Reise nach London an, wohin er sich zum Erstenmal, sowohl in einer bedeutenden Geschäftssache, als auch aus einem Zug seines Herzens, das ihn zum Auf-

ſuchen ſeines ſeit längerer Zeit dort verweilenden Gönners drängte, begeben wollte.

Der Baron von Baltimore hatte ſchon vor Jahr und Tag dem unabläſſigen Andrängen ſeiner Gemahlin nachgegeben, die es in dem kleinen, rein gewerbſamen Galloway nicht länger aushalten zu können erklärte, und in der Verzweiflung, welche ihr dieſer Aufenthalt ſtets verurſacht, nicht nur das gute Einvernehmen mit ihrem Gatten und ihrer Tochter Arabella, ſondern auch ihre eigene Geſundheit untergraben hatte. Ihr Zuſtand war nach und nach ein ſo reizbarer und bedenklicher geworden, daß Sir Robert, der die innigſte Liebe für ſie nie hatte erkalten laſſen, es für ſeine Pflicht erachten mußte, ihren Wünſchen zu willfahren, und ſich mit ihr ungeachtet ſeines perſönlichen Widerſtrebens an den Hof von St. James zu begeben.

Aber um dies zu können, mußte zuvor des Barons großartiger Geſchäftsbetrieb, an dem er mit einer faſt leidenſchaftlichen Neigung hing, zuſammengezogen und vereinfacht, und ſeine irländiſchen Etabliſſements unter einer beſondern, dafür eingeſetzten Verwaltung zurückgelaſſen werden. Bei den dafür nöthig gewordenen Einrichtungen hatte Nichols ſeine Thätigkeit und

Geschicklichkeit angeboten und dieselben in einem so hohen Grade bewährt, daß dadurch das Freundschaftsband, welches zwischen ihm und der Familie Baltimore bestand, noch um Vieles inniger und fester geschlungen worden war. Da es vornehmlich seinem Diensteifer und seiner durchdringenden Kenntniß aller in Betracht kommenden Verhältnisse zuzuschreiben war, daß Alles sich so leicht und rasch abwickelte, und dadurch die von der Lady so dringend gewünschte Abreise aus dem ihr unerträglichen Galloway beschleunigt werden konnte, so sah sich Nichols plötzlich auch bei Lady Baltimore in eine Gunst aufgenommen, auf die er bis dahin in keiner Weise hatte rechnen dürfen. Sie erklärte sich mit großer Lebhaftigkeit für die Absicht des Baronets, Herrn Nichols zum Hauptintendanten seiner sämmtlichen irländischen Etablissements und Geschäftsunternehmungen zu machen, aber Nichols lehnte dieses ehrenvolle Anerbieten demüthigst ab, und übernahm nur die Verpflichtung, die Anstalten und Comtoirs des Baronets regelmäßig zu besuchen und darüber mit unmaßgeblicher Darlegung seiner Ansichten und Bedenken an Herrn von Baltimore zu berichten. Zum Theil in dieser Absicht wollte er sich auch jetzt nach London begeben, obwohl ihn

zugleich die Angelegenheit eines eigenen, im großartigsten Umfange eingeleiteten Geschäfts dorthin führte, das, wenn es gelang, ihn mit einem einzigen Schlage zu einem der reichsten Kaufleute Großbritanniens machen mußte.

Dies Geschäft, welches die Lieferung einer bedeutenden Masse irländischer Wolle für englische Fabriken betraf und in London abgeschlossen werden sollte, war so dringlicher Art, daß Nichols, als er in der riesenhaften Hauptstadt Englands anlangte, seine ersten Schritte nach der City auf die ihm bezeichneten Comtoirs richten mußte, für welche er die seltene Bestellung übernommen hatte. Nur seiner persönlichen Energie und großen Geschäftskenntniß, mit der er auf seinen rastlosen Wanderungen durch Irland sich eine Uebersicht der gesammten dortigen Produktion und aller ihrer Kräfte verschafft hatte, konnte es gelingen, einen so umfangreichen Auftrag in einer bedingten kurzen Frist zur Ausführung zu bringen. Er konnte daher seinen neuen Geschäftsfreunden in London heut mit der sichern Benachrichtigung gegenübertreten, daß ihr vollständiger Bedarf von ihm gedeckt sei und demnächst in den bereits verladenen Ballen an ihre Häuser abgehen werde. Aus der auf der Stelle geordneten

Berechnung ergab ſich für Nichols, daß ſein Vermögen ſich durch den reinen Gewinn dieſes einzigen Geſchäfts um zwanzigtauſend Pfund Sterling vermehrt hatte.

Er zeichnete dies Ergebniß mit einer Ruhe, die keinen einzigen ſeiner Geſichtszüge verändert zeigte, in ſein Portefeuille ein und begab ſich dann zunächſt in ſeinen Gaſthof zurück, um zu dem Beſuch, den er jetzt bei dem Baron von Baltimore und ſeiner Familie abſtatten wollte, noch einige ſchickliche Veränderungen mit ſeiner Toilette vorzunehmen. Dann holte er aus ſeinem Koffer ein koſtbar verziertes Futteral heraus, in dem ſich ein Gemälde befand, welches Nichols vor einiger Zeit, als er ſich in Geſchäften in Dublin befand, durch einen dortigen geſchickten Maler hatte anfertigen laſſen. Er ſteckte dies Etui jetzt zu ſich und ließ ſich dann einen Fiacre holen, um den weiten Weg nach dem Weſtend, wo das Haus des Sir Robert Baltimore ſich befand, um ſo raſcher zurückzulegen.

Als er dies Haus erreicht hatte, bemerkte er zu ſeinem Befremden, daß die Straße vor demſelben mit ausgebreitetem Heu belegt war, was ihm auf einen ſchwer leidenden Kranken in demſelben hinzudeuten

ſchien. Er erinnerte ſich, daß die letzten Briefe, die er von ſeinem Gönner empfangen, ſchon eines leidenden Zuſtandes Erwähnung gethan hatten, in dem ſich Lady Baltimore ſeit ihrer ſo dringend begehrten Rückkehr nach London faſt unaufhörlich befunden, und er befürchtete, daß ihre Uebel vielleicht neuerdings eine ſchlimme Wendung genommen haben möchten. Doch trieb ihn eine beflügelte Ungeduld die mit Teppichen bedeckte Treppe hinan, nachdem er ſich durch den Bedienten, der ihn ſogleich freudig erkannt und begrüßt, hatte anmelden laſſen. Sein Herz pochte laut und ſtürmiſch bei dem Gedanken, die Freunde wiederzuſehen, mit denen er ſich bereits durch ſo viele innerliche und ſtarke Bande verbunden fühlte.

Sir Robert Baltimore empfing ihn zuerſt allein, und obwohl derſelbe ſeinen jungen Freund, wie immer, mit der größten Herzlichkeit umarmte und willkommen hieß, ſo entging es Nichols doch nicht, daß auf der ſchönen, hohen Stirn ſeines Gönners, auf der ſonſt nur Heiterkeit, Wohlwollen und Klugheit vereinigt wohnten, heut eine ſchwarze Wolke voll Bekümmerniß und Sorgen lagerte.

„Mein theurer, alter Freund,“ redete ihn der Baronet mit einer ungemein traurigen Stimme an,

„Sie finden uns heut kaum in der Stimmung, uns über Ihre Ankunft ſo ganz zu freuen, wie es uns aus dem Herzen kommen möchte! Meine arme Frau liegt im Nebenzimmer ſo krank darnieder, daß ich und Arabella von Angſt und Beſorgniß darüber verzehrt werden. Verzeihen Sie, mein theurer Nichols, daß ich Ihnen gleich dieſe traurige Einleitung in unſer hieſiges Leben gegeben, aber wir Alle betrachten Sie wie zu unſerer Familie gehörig, und Sie müſſen darum wiſſen, wie ſchlecht es leider mit Ihren Freunden hier ſteht.“

Nichols wollte eben antworten und der Bewegung, mit der er den Baronet angehört, Ausdruck geben, als ſich die Nebenthür leiſe öffnete und Miß Arabella mit einem trauervollen Geſicht, das ſich jedoch beim Anblick des ihr gegenüberſtehenden Nichols einen Augenblick lang wie in tiefe roſige Farben tauchte, zu ihnen eintrat. Nach einem raſchen Austauſch der gegenſeitigen Begrüßung ſagte Arabella: „Die Mutter hat ſchon gehört, Mr. Nichols, daß Sie gekommen ſind, und ſie wünſcht ſehr, daß Sie ſich auch ihr vorſtellen möchten, da ſie gerade einen Augenblick hat, in dem ſie ſich frei von Schmerzen und Beängſtigungen fühlt. Zögern Sie darum nicht, meiner guten

Mutter dieſe Freude zu machen, denn ſie iſt uns leider ſehr krank geworden und ſpricht nur noch ſelten einen ſo beſtimmten Wunſch aus.“

Nichols hatte vor dem Entzücken, mit dem er das ſeit einiger Zeit ſo herrlich aufgeblühte Mädchen betrachtet, kaum den Wortlaut der an ihn gerichteten Aufforderung vernommen. Es war ihm, als wenn ſeine Träume, in denen er in der letzten Zeit nur ihr Bild geſehen, ihn in dieſem Augenblick mit einer beglückenderen Phantaſie als je umfangen hielten. Und doch ſah er ſie zugleich ſo ſchön und ſo entwickelt in aller Fülle ihrer eigenthümlichen Reize vor ſich, wie er ſie noch nie zu ſehen geträumt hatte. Sie war in der letzten Zeit größer und voller geworden, und ſtellte ſo, wie er ſie heut nach längerer Trennung wieder vor ſich erblickte, ihm in überraſchender Weiſe die vollkommen erſchloſſene Erſcheinung der Jungfrau in dem lieblichſten und geſättigtſten Colorit dar. Nur ein Zug von origineller Wildheit, der ſonſt ihre Perſönlichkeit charakteriſirte, war heut hinter einen Ausdruck von Sanftmuth und Trauer zurückgetreten, der dem Schmerz um ihre Mutter galt, und der auch dem erſten Willkommsgruß an Nichols, wenn nicht ſein

heimliches Feuer, doch ſeine lebhaftere Bezeichnung gedämpft hatte.

Nichols fühlte ſich aber jetzt durch einen leiſen Schlag auf ſeine Schulter aus ſeinen träumeriſchen Betrachtungen und Berechnungen geweckt. Er ſah in die durchdringenden Augen ſeines väterlichen Freundes, der ihn einlud, dem Wunſch der Lady Baltimore nachzukommen und ihm in das anſtoßende Zimmer zu folgen.

So trat Nichols in das Krankenzimmer ein, in welchem in einem durch die herabgelaſſenen Vorhänge bewirkten Dämmerlicht die Leidende auf ein Ruhebett niedergeſtreckt ſich befand.

Als Lady Baltimore bemerkte, daß Nichols in ihre Nähe getreten war, erhob ſie ſich ein wenig und ſtreckte ihm mit einer beiferten Freundlichkeit, die ihm noch mehr auffiel, ihre kleinen, abgemagerten, von einem wunderbaren Weiß erſchimmernden Hände entgegen.

„Ich habe dieſe Nacht ſeltſamer Weiſe von Ihnen geträumt, mein liebſter Mr. Nichols!“ redete ihn die Lady an. „Ich ſah Sie in mein Zimmer zum Beſuch eintreten, und war darum höchlich überraſcht, als ich ſo eben vernahm, daß Sie wirklich hier an-

schaft für mich von großer Bedeutung war. Günther hat den tiefsinnigen Strom der Speculation als Bewegungsidee in das Bestehende der Kirche hineingeleitet, und sogar die Tradition auf eine philosophische Grundlage geschoben, sodaß sie nicht mehr einzeln und abgetrennt dasteht von einer geistigen Wurzel. Dadurch hat er den Katholizismus bewegt. Ich nenne Günther einen Bewegungsmann des Katholizismus, denn wo Geist ist, da wird Bewegung. Und sein reicher poetischer Genius hat einen die veralteten Formen überdeckenden Blüthenschauer ausgestreut, und selbst der Humor kommt ihm zu Hülfe, um einen frischen Jugendzauber hervorzulocken, und aus verfallenem Gemäuer grünes, duftiges Gesträuch zu treiben. Aber es ist dennoch Alles vergeblich. Günthers Verdienst würde welthistorisch sein, wenn es nicht so ganz unhistorisch wäre. Denn die Bewegung des Katholizismus war schon die Reformation. So bleibt denn einem Geist, wie Günther, nichts weiter übrig, als vermittelnde Tendenzen einzuschlagen, die er auch bereits in seinem

gekommen wären. Darum verlangte ich Sie sogleich zu sehen. Ja, meine Träume treffen seit einiger Zeit ein. Ich habe auch noch etwas Anderes von dem heutigen Tage geträumt, und dann sei mir Gott so gnädig, wie ich es jetzt in jeder Stunde von ihm erfleht habe. Aber mir träumte auch — Sie werden mich nun bald eine ausgemachte Träumerin schelten, Mr. Nichols! — ja, mir träumte, daß Sie ein Gemälde von der Reise mitgebracht hätten, welches Sie meinem guten Gemahl zum Andenken verehren wollten, und dessen Anblick mir eine wirkliche Freude verursacht hätte?"

Nichols hatte ihr mit dem höchsten Erstaunen zugehört, und es befiel ihn eine innere Bewegung, die fast seine Stimme zittern machte. „Ich habe in der That ein solches Gemälde mitgebracht," sagte er. „Ich wagte es für meinen edlen Gönner als Zeichen einer Dankbarkeit anfertigen zu lassen, die an sich zu groß und unbegrenzt ist, um sich jemals in irgend einem Ausdruck erschöpfen zu können, und die sich darum nur diese harmlose Spielerei ihres Gefühls verstatten durfte. Empfangen Sie daher, mein verehrter Freund, aus meiner Hand dies Andenken an den armen treuen Burschen, der vor acht Jahren im

Bettlergewande bei Ihnen Gnade und Glauben fand, und der, ein Werk Ihrer Güte und Menſchlichkeit, gerade in dieſem Augenblick als ein reichgewordener Mann wieder vor Ihnen erſcheint. Wenn Sie das Bild dann einigermaßen werth finden, von den Augen der Lady Baltimore betrachtet zu werden, ſo bitte ich es Ihrer Gemahlin vorlegen zu wollen."

Er hatte bei dieſen Worten das mitgebrachte Etui aus der Taſche gezogen und überreichte es dem Baronet, der es raſch entfaltete und ein Bild daraus hervorzog, auf welchem Niemand anders als Nichols in ganzer Figur, und zwar getreu in der eigenthümlichen Tracht des Blaukittels und der Holzſchuhe, den mit Eiſen beſchlagenen langen Wanderſtab in der Hand, dargeſtellt war. Das Bild war mit einer ſo ſprechenden Wahrheit und in einer ſo ſinnigen, kunſtvollen Art ausgeführt, und bot zugleich durch die ehrlichen, treuherzigen und von einem edeln Fanatismus beſeelten Knabenzüge des Nichols ſelbſt einen ſo anziehenden und rührenden Anblick dar, daß man es in der That mit Vergnügen und Intereſſe betrachten mußte.

Auch Arabella war herzugetreten und lehnte über die Schulter ihres Vaters, um das Errëthen zu ver-

bergen, mit dem sie bei dem Bilde und seinem Gegenstande verweilte.

„So laßt es mich doch auch sehen und behaltet es nicht ganz für Euch!“ rief Lady Baltimore ungeduldig und mit einer Stimme, welche die leicht hervortretende Reizbarkeit ihres Zustandes an den Tag legte.

„Ich wollte nur noch dem Geber meinen herzlichen Dank sagen!“ sagte der Baronet, indem er Nichols auf das Innigste umarmte. Dann überreichte er das Portrait seiner Gemahlin, die es mit einer gewissen Hast an sich nahm und dann mit einem immer freundlicher werdenden Ausdruck ihrer Mienen betrachtete.

„Das ist ein allerliebstes Bild,“ sagte sie mit einem selten hervortretenden weichen Ton ihrer Stimme. „Da ich selbst so viel gemalt habe, weiß ich es zu beurtheilen, wie viel Talent und Fleiß an diese sinnige Ausführung gewendet ist.“

„Und was den Gegenstand selbst anbetrifft,“ fuhr sie lächelnd fort, „so erfreut er mich jetzt ebenso sehr, als er mich damals, wo Sie zuerst in diesem Aufzuge in meinen Zimmern erschienen, aufrichtig geärgert hatte. Dies ist nun schon so lange her, und Ihr ganzes Wesen hat sich uns seitdem so bewährt,

daß nur noch das Interesse der Erinnerung daran haftet und seine fröhlich spielenden Lichter darüber ausgießt. Ich will Ihnen jetzt auch sagen, warum Sie mir damals so mißfielen. Es war besonders deshalb, weil es mich verdroß, daß Miß Arabella sich auf der Stelle so lebendig für Sie zu interessiren schien, mein guter Nichols!"

Nichols fuhr bei dieser Erwähnung auf das Heftigste zusammen und senkte seine Blicke abwärts auf den Boden, während Arabella, die bisher nahe bei ihm gestanden, sich mit einer plötzlichen, zuckenden Bewegung von ihm entfernte, indem ihre Wangen vor Scham und Zorn zugleich zu erglühen schienen.

„Schon im damaligen ersten Moment," fuhr die Kranke fort, „ahnte ich Alles, wie es nachher kommen würde, und ich glaube, ich habe mich nicht getäuscht. Ihr saht Euch seitdem zu verschiedenen Zeiten, und ich habe Euch jedesmal beobachten lassen, wenn Ihr beisammen waret. Arabella interessirte sich auch für Ihre Bildung, Mr. Nichols, und das war mir das gefährlichste Zeichen unter allen. Ich weiß, daß Ihr seitdem manchen Brief mit einander gewechselt habt. Sir Robert war zu gutmüthig, um Euch daran zu hindern, und zugleich entsprach es seinen gesellschaft-

lichen Ansichten, Euer Verhältniß eher zu fördern, als demselben entgegenzutreten. Was Ihr von mir dabei denkt, sollt Ihr mir nachher aufrichtig sagen, denn ich hoffe, daß Ihr gegen eine Sterbende aufrichtig sein werdet. Zuvörderst aber wollet mir mittheilen, Mr. Nichols, was Ihr eigentlich über Eure Zukunft beschlossen habt? Ihr nanntet Euch vorher einen reichgewordenen Mann."

„Ich bin es seit einer Stunde, wenigstens nach meinen Begriffen!" erwiederte Nichols. „Ich habe so eben ein Geschäft abgeschlossen, das meine Vermögensverhältnisse sichert und allerdings auf eine bedeutende Stufe erhoben hat."

„Und nun werden Sie wohl auch große Handels-Etablissements in Irland anlegen, wie mein Gemahl gethan hat?" fragte die Lady, indem sie sich gespannt zu ihm herüberneigte.

„Nein, nein," entgegnete Nichols mit stark hervortretender Entschiedenheit, „ich werde mich nun mit meinen gewonnenen Capitalien ganz aus dem Handel zurückziehen, und mir ein Landgut am See von Fermari kaufen, das dort in diesen Tagen gerade zum Verkauf steht. Dort werde ich der Natur und dem Ackerbau leben, wie mein ehrlicher Vater immer ge-

wollt und selbst gethan hat, und sein Rath wird mir dort, wo ich in der Nähe meiner Familie meine Tage verleben werde, fördernd zur Seite stehn."

„Was höre ich da Neues, Nichols?" rief Sir Robert mit dem Ausdruck des größten Erstaunens. „Sie wollen plötzlich meiner Fahne untreu werden, unter der Sie bisher so glorreich gestritten und noch Ruhm und Lohn in Fülle in Aussicht hatten?"

„Ja, mein Freund und Gönner," entgegnete Nichols freimüthig, „ich habe mein Ziel erreicht, das ich mir anfänglich nur gesteckt hatte. Ich wurde mit leidenschaftlicher Begeisterung Kaufmann, weil sich mir alle Tiefen und Schätze der Welt auf diesen Wegen öffnen zu wollen schienen. Es fehlten mir aber bei diesem Geschäft, wie glücklich es auch unter meinen Händen fortrollte, die großen Empfindungen meiner Kindheit, die mich oft in der Einsamkeit des Waldes, oder wenn ich an meinem See Muscheln suchte, zu einem göttlichen Entzücken erhoben. Als ich nun eines Tages als Wollhändler Nichols mit meinen Ballen durch eine wilde Gebirgsgegend zog und zu Fuß hinter meinem Wagen träumerisch herschlenderte, sah ich plötzlich in der Höhe einen gewaltigen, riesenhaften, wunderbar geformten Felsen, den ich zuvor noch nie

an dieſer Stelle bemerkt und der mich mit ſeinem Kopfneigen zu begrüßen ſchien, als wollte er mich einladen auf ſeine luftigen, freien Gipfel. In mir aber flüſterte eine ſeltſame Stimme: Ich kann dich nicht beſteigen, du ſtolzer, freier Fels, denn ich muß an der Erde kriechen und mit Wolle handeln! Ich ging traurig weiter, und ſchämte mich faſt meiner hoch aufgethürmten Waaren. Dann kam ich wieder hinunter in die grüne Ebene, wo mein Wagen zwiſchen herrlich blühenden Saatfeldern ſich fortſchleppte, und ſchmetternde Lerchen mit ihrem frommen Geſang mich einluden, am Rand des Kornfeldes zu ruhen, in den blauen reinen Himmel über mir zu ſchauen und alten wundervollen Träumen mich hinzugeben. Da rief es wieder in mir: Ich kann euch jetzt nicht folgen, ihr ſchmetternden Lerchen, denn ich muß mit meiner Wolle eiligſt handeln gehen, aber ich ſchwöre es euch, wenn ich einen gewiſſen Gewinn erhandelt haben werde, dann komme ich wieder zu euch, und ſuche meine wahre Heimath wieder auf am Buſen der grünen, ſaatenvollen, ewig mütterlichen Natur. So ſchwur ich den Lerchen, und nachdem ich heut auf Einmal zwanzigtauſend Pfund Sterling verdient habe, ſcheint mir der Augenblick gekommen, wo ich dieſen guten

Thieren meinen Schwur halten muß. Das ewige Handeln und Feilſchen, wo zuletzt doch nur trügeriſche Zahlen ſtehen bleiben, muß auch einmal wieder ein Ende nehmen. Und das ſchöne Gut am See von Fermari, das ich von langer Zeit her kenne, wird mir in arbeitsvoller Ruhe geſtatten, auch noch an etwas Beſſeres zu denken als blos an das elende Geldverdienen!" —

Nichols ſuchte bei dieſen Worten ſehnſuchtsvoll und forſchend die Blicke Arabella's auf, die ſie ihm auch jetzt mit einem vollen, zutraulichen Liebesſtrahl aus ihren leuchtenden Augen zuwandte. Ihr Anblicken ſchien der beſiegelnde Moment ihres innigſten Einverſtändniſſes zu ſein, das bisher kaum eine unmittelbare und laute Erklärung gefunden hatte.

„Freund Nichols hat im Grunde keine ſo übeln Ideen entwickelt!" ſagte Sir Robert lächelnd. „Auch mir haben dieſe Lerchen ſchon zuweilen im Kopfe herumgeſchwärmt, aber nur bin ich ſchon ein zu alter Sünder und bis über die Ohren in den Handel vergraben, als daß noch auf eine vollſtändige Umkehr bei mir zu hoffen wäre!"

In dieſem Augenblick ließ Lady Baltimore auf ihrem Ruhelager einen leiſen Aufſchrei vernehmen

und fuhr sich mit der Hand zuckend nach ihrem Herzen. Als man sich eiligst und mit bestürzten Fragen zu ihr wandte, sagte sie leise: „Das Sprechen hat mich doch wohl angestrengt. Auch scheint es wirklich, daß alle meine Träume heut in Erfüllung gehen sollen. Lebt denn wohl. Und Du, Arabella, thue immerhin, wonach Dein Herz verlangt!“

Nach diesen Worten wandte sie sich um und sank mit einem schweren Seufzer in sich zusammen.

Arabella kniete schluchzend und klagend an der entseelten Gestalt ihrer Mutter nieder. Nichols wagte es, sie leise mit seinen Armen zu umfassen und ihren schönen Kopf an seine Brust zu drücken. Sir Robert Baltimore ergriff unter seinen stürzenden Thränen die Hände Beider und legte sie still ineinander. —

III.

Simons Versuchung.

„letzten Symboliker" auf eine merkwürdige Weise begonnen. Auf seinem eignen Grund und Boden ist der Katholizismus nicht zu bewegen, wenn er Katholizismus bleiben soll. Ein legitimer Thron, der bewegt wird, wird erschüttert. Die erschütterte Legitimität kann nur durch neues Leben und neue Gesetze wieder befestigt werden. So geht es auch den Bewegungsmännern der Legitimität selbst, die allen Parteien nur in einer zweideutig schillernden Stellung gegenüberstehen. Es gibt auch Bewegungsmänner mitten in der Legitimität. Einen solchen nenne ich Chateaubriand. Wie viel hat er nicht für die Bewegung gewirkt, selbst indem und während er für das Bestehende kämpfte! Solche Geister treibt die eigene Unruhe ihrer Kraft sogar wider Willen vorwärts, da sie nirgends Frieden und Heimath haben, bis ihre Kraft endlich in der Auflösung des Gegensatzes durch den Gegensatz mit zerrieben wird.

Auch an den seltsamen Abbé de la Mennais denke ich, und an seine Paroles d'un Croyant! Ein wie verschiedener Mann von

I.

Bekanntſchaften im Opernhauſe.

Im Königlichen Opernhauſe zu Berlin wurde Meyerbeer's „Prophet" gegeben, und alle Plätze des ſchönen Hauſes waren mit einem dicht gedrängten und glänzenden Publikum beſetzt, welches ſeine Entzückungen zwiſchen der Muſik des berühmten Maeſtro und dem ſeine Gaſtſpiele darin eröffnenden Pariſer Sänger Roger theilte. In einer der erſten Ranglogen, in der nur Damen Platz gefunden hatten, war zu Anfang der Vorſtellung eine etwas unruhige Bewegung aufgefallen, die ſeltſamerweiſe auf einen zwiſchen den Inhaberinnen dieſer Plätze entſtandenen Konflikt deutete. Die Wirkungen der Muſik ſchienen einen Augenblick Frieden in dieſer Sache geſtiftet zu haben.

Man war in den Nachbarlogen auf dieſen noch nicht hinlänglich klar gewordenen Vorgang aufmerk-

sam geworden, als der erste Aktschluß und das Fallen des Vorhangs die Gelegenheit zu neuen Beobachtungen boten. Man sah, daß eine junge Dame, die unter den Uebrigen in der ersten Reihe saß, ohne, wie es schien, zu denselben zu gehören, zum Gegenstand eines nicht sehr zurückhaltenden Mißvergnügens bei den Andern geworden war Sie zeichnete sich durch eine ungewöhnliche, in jeder Weise pikant zu nennende Schönheit, zugleich aber durch eine Toilette aus, deren Einzelbestandtheile so glänzend und geschmackvoll als möglich waren, die jedoch in ihrem ganzen Zuschnitt auf eine über alle Maßen freigebige Weise darauf berechnet war, das Studium des Nackten an diesen freilich ungemein schönen und edlen Formen zu begünstigen. Es wurden dadurch die weitreichendsten Entblößungen von Nacken, Schultern und Busen dargeboten und, bei einem sonst durchaus haltungsvollen und vorwurfsfreien Benehmen, doch die öffentliche Enthüllung der Gestalt so weit getrieben, daß die neben ihr sitzenden Damen ihre anfängliche Verlegenheit bald in eine laute Empörung übergehen ließen.

Es war dazu insofern ein gerechter Anlaß vorhanden, als diese Damen in einer so auffallenden

und alle Lorgnetten herausfordernden Nachbarsachft sich selbst in ihrer Unbefangenheit beeinträchtigt fühlten und zu Mitleidenden dieser eigenthümlichen Situation gemacht wurden. Aber die Art und Weise, wie man diese Entrüstung geltend machte und durch starke Geberden und Aeußerungen jede Gemeinschaft mit der schönen Unbekannten ablehnte, ging wieder weit über alle Grenzen hinaus und ließ die Schuldige, die bisher in stillem Sinnen und harmlosem Umherschauen die gegen sie gerichteten Feindseligkeiten gar nicht zu bemerken schien, bald nur wie das Opfer einer ungehörigen Verfolgung erscheinen. Zuweilen erröthete sie jedoch im tiefsten Purpur, der bald das schöne ernste Gesicht überdeckte, bald sogar Schultern und Nacken, deren zauberische Entblößung dies alles angerichtet hatte, wie mit zuckenden Schatten überflog. Diese Farben schienen einem tiefverschlossenen Zorn anzugehören, der zu anderer Zeit vielleicht der hellsten Flammen der Leidenschaft fähig war, jedoch jetzt einer harmonischen und in den Weltformen geübten Selbstbeherrschung gehorchte.

Sie war in dem eingetretenen Zwischenakt aufgestanden und hatte sich mit graciöser Schnellkraft aus den Ellbogen und Stuhlrücken befreit, die ihre

Nachbarinnen in der Loge, um sie gewissermaßen auf sich selbst abzusperren, gegen sie wie eine Phalanx aufgerichtet hatten. Man hatte sich in einer so ausgesprochenen Abwendung von ihr gesetzt, daß sie dadurch auf ihrem Logenplatz nicht nur gänzlich isolirt, sondern auch beinahe gefangen gehalten wurde. Sie erhob sich mit einer lächelnden Sicherheit, die allen Hindernissen überlegen schien, und schritt durch die Zwischenräume der Loge, die man jetzt blos auf das dringende, aber unabweisliche Ansuchen ihrer Blicke frei ließ, rasch hindurch. Dann, nachdem sie den Shawl ganz dicht über ihre Schultern zusammengezogen, eilte sie zur Thür hinaus, verfolgt von den ziemlich lauten Ausrufungen der zurückgebliebenen Damen, welche ihren Unwillen darüber ausdrückten, daß Personen dieser Art der Zutritt zu den Zuschauerräumen des Königlichen Theaters gestattet sei. Zugleich rückte man auf den Stühlen der beiden ersten Logenreihen eng an einander, um sie bei ihrer etwaigen Rückkehr von ihrem Platz auszuschließen.

In der unmittelbar angrenzenden Nebenloge befand sich ein junger Mann, der mit gespannter Aufmerksamkeit den ganzen Vorgang beobachtet hatte. Er sagte zu einer alten Dame, die neben ihm saß:

„Sieh, Mutter, das iſt die heutige gebildete Geſellſchaft! Man zerfleiſcht ſich ſchon gegenſeitig, wenn die Schultern des Einen dem Andern nicht gefallen. Und dieſe Schultern waren doch gewiß ſchön!“

Das geiſtvolle einnehmende Antlitz des jungen Mannes wurde bei dieſen Worten von einem leuchtenden Spott überflogen. In ſeinem ſcharf ausgeprägten Weſen charakteriſirten ſich zwei Eigenſchaften, die in einem ſtarken Contraſt mit einander ſtanden, und in ihrer Verbindung die ziemlich pikante Eigenthümlichkeit ſeiner Erſcheinung zeichneten. Er hatte das Geſicht eines, ernſtem und ſchwierigem Studium hingegebenen Gelehrten, und zugleich das elegante und ungemein ſorgfältige Aeußere eines Mannes nach der Mode, der in den Einzelnheiten ſeiner Toilette ſogar manchen Prunk nicht verſchmähte, und an der einen, vom Glacéhandſchuh entblößten Hand, die mit der goldenen Lorgnette ſpielte, mit einigem Wohlgefallen den werthvollen Brillantring funkeln ließ.

„Mein Sohn, weißt Du wohl, woran mich dieſer Vorfall erinnert?“ ſagte die Angeredete zu ihm mit dem ſcharf artikulirten Pathos, das mehr noch als

das dunkle gelbe Gesicht und die ungewöhnlich gebogene Nase ihre jüdische Abstammung verrieth.

„Und woran, Mamachen?“ fragte Simon zerstreut, indem er mit unverwandten Blicken nach der Thür der Nebenloge spähte, durch welche er, wie es schien, jeden Augenblick die Fremde zurückkehren zu sehen hoffte.

„Ich meine,“ entgegnete Madame Simon mit gesteigerter Lebhaftigkeit, „als wir uns vor acht oder zehn Jahren auch zusammen in einer Theaterloge befanden und einige, wahrscheinlich etwas angetrunkene Judenfeinde neben uns saßen, die ganz laute Betrachtungen, mein Sohn, über unsere jüdischen Nasen anstellten und Dein und mein Riechwerkzeug, als das von Mutter und Sohn, mit einander verglichen, ja sogar so weit gingen, von einem specifischen Geruch zu sprechen, der allen unseren Glaubensgenossen eigenthümlich sei. Ich war einer Ohnmacht nahe über die öffentliche Beschimpfung, denn alle Leute hörten den gemeinen Spott, und unsere Feinde, die sich komisch auszudrücken verstanden, hatten die Lacher auf ihrer Seite. Bald zischelte und hohnlachte es in allen Logen rings um uns her und man zeigte mit Fingern auf meine Nase, mein Sohn, von der die

Deinige ein wunderbar getreues Abbild iſt! Ich konnte mich nicht mehr halten und verließ an Deinem Arm, faſt zuſammenſinkend, die Loge, wir Beide begleitet von einem Gelächter, mit dem, wie mich in dem Augenblick dünkte, das ganze Haus ſich auf uns werfen zu wollen ſchien."

„Es war ein fataler Moment!" ſagte Simon, indem er, in ein augenblickliches Grübeln verſinkend, ſich mit der Hand über die ſchöne, gedankenvolle Stirn fuhr und ſich die ſchwarzen, krauſen Locken an derſelben zurechtdrückte. Für ſolche Situationen der Beſchimpfung giebt es allerdings keine hinlängliche Genugthuung, man muß ſie leiden, wie man ſchlechtes Wetter und Straßenkoth leidet, und ſelbſt meine Herausforderung wurde von dieſen Subjekten verlacht weil ich ein Jude ſei. Aber Du haſt Recht, Mutter, unſere Judennaſen und die ſchönen, nackten Schultern zu vergleichen, die hier ſo eben zum Gegenſtand einer ähnlichen Demonſtration geworden. Alle Ausgeſtoßenen ſollten einen Bund in der Welt mit einander ſchließen, und vielleicht würde es dann beſſer um dieſelbe ſtehen!"

„Und wer mag die arme Dame ſein, der man ſo übel mitſpielte?" fragte Madame Simon mit dem

unverkennbaren Interesse, welches ihr die Unbekannte eingeflößt zu haben schien. „Ich glaube, Du thust ihr Unrecht, mein Sohn, sie für etwas Zweideutiges anzusehen. Sie hatte zugleich eine gewisse Würde und Bescheidenheit in ihrem Wesen, die mich ganz und gar für die hübsche Personenninge ommen haben."

Ein ältlicher Herr, der in derselben Loge saß, hatte diese Worte aufgefaßt und flüsterte ihr zu: „Ihr Schützling heißt Euphrosine Conti, ein in der Theaterwelt wohlbekannter Name, dem sie selbst als frühere Schauspielerin einige Geltung verschaffte, obwohl er eigentlich durch ihren Mann, der noch vor Kurzem Sänger in Wien war, aber jetzt seine Stimme verloren hat, zu Ehren gekommen ist. Sie selbst ist nur noch als schöne Frau berühmt, die freilich eine etwas auffallende Toilette macht, und was ihr heute im Theater begegnet ist, dürfte ihr kaum etwas Neues sein."

In diesem Augenblick war Euphrosine wieder in ihre Loge zurückgekehrt, und stand betroffen im Hintergrunde derselben still, als sie bemerkte, daß ihre feindseligen Nachbarinnen durch ein ziemlich plumpes Manoeuvre sie von ihrem Vorderplatz ausgeschlossen hatten. Sie schien noch unschlüssig, wie sie sich ihren

Gegnerinnen gegenüber verhalten ſolle, und ihr ſchwarzes Auge maß dieſelben mit durchbohrenden Blicken, während es gleichzeitig auf den jungen Simon fiel, der, von ſeiner Mutter dringend dazu aufgefordert, ſich eben zu ihr hinüberbeugte und ſie bat, ſeinen Platz mit dem ihrigen zu vertauſchen.

Euphroſine ſah ihn mit dankbar erſtaunten Blicken an, und erwiederte ziemlich laut, mit einer herrlichen, klangvollen Altſtimme: „Ihr rückſichtsvolles Anerbieten befreit mich von der großen Unannehmlichkeit, mit unverſchämten und überläſtigen Perſonen rechten zu müſſen. Ich mache daher den dankbarſten Gebrauch davon.“

Simon kam ihr entgegen, um ſie auf ihren neuen Platz zu führen und dafür den in ihrer Loge übriggebliebenen einzunehmen. Als er ihr draußen auf dem Corridor, wo ſie zuſammentrafen, zuerſt näher in die Augen ſah, fühlte er ſich von der großen Wirkſamkeit ihrer Erſcheinung auf eine zauberiſche Weiſe getroffen. Ihre Schönheit war ungewöhnlicher Art, obwohl er jetzt ſah, daß derſelben bereits die Jugendlichkeit fehlte und die erſten drei Decennien des Lebens jedenfalls ſchon um vier oder fünf Jahre überſchritten waren. Aber ſchöne Frauen in dieſer

Günther, und doch haben beide, als Männer des katholischen Fortschritts, viel Aehnliches mit einander gemein! Ja, ich glaube, daß Günther sich den früheren Schriften von La Mennais anfänglich angeschlossen hat, wenn er auch die Paroles, über die ich ihn jedoch nie sprechen gehört, schwerlich anders als verdammen wird. Denn der Jacobinismus in der Theologie, dem sich La Mennais in dieser listig berechneten Schrift hingegeben, ist der sittlich edlen und geistig reinlichen Natur eines Günther durchaus entgegengekehrt. Er, der Schöpfer des speculativen Katholizismus, will eine wissenschaftliche Bewegung, welche die Parteien des Glaubens in der Idee der Wissenschaft vermitteln und vereinbaren soll. La Mennais aber predigt einen religiösen Radikalismus, einen frommen Straßenaufruhr, so unglaublich auch immer eine solche Zusammenstellung klingen kann. Aber wer weiß, was noch alles für Wortformen, für pikante Zusammenwürfelungen von Adjectiven und Substantiven nöthig werden, um das, was die Zeit immer bunter in einander über-

schicksalsvollen Wendung der Jahre hatten für den jungen Simon von jeher einen besondern Reiz gehabt. Seine Begeisterung für die Schönheit und Bedeutung der Frauen verband sich auf diesem Punkt bei ihm noch mit einem Anfluge philosophischen Edelmuths, der sich berufen fühlte, durch seine Huldigungen zugleich zu trösten und durch seine Liebesbeweise alle Einflüsse der harten und mächtigen Zeit zu läugnen. Diese doctrinäre Richtung seiner Gefühle für die Frauen ging so weit, daß die Huldigungen, wo er sie darbrachte, fast einen gefährlichen Nebensinn in sich schließen konnten, weil sie dem Gegenstand derselben jedesmal beweisen mußten, daß derselbe sich schon auf der ersten Station seines Rückzuges befand.

Aber Euphrosine, wenn sie auch, wie dem geübten Scharfblick Simon's nicht entging, in dieser für ihn so eindrucksvollen Sonnenwende der Jahre und der Schönheit stand, beherrschte doch diesen verhängnißvollen Moment an sich selbst mit einer Macht, die noch unwiderstehlich genannt werden konnte, und in der Natur und Kunst sich zwar gegenseitig unterstützten, aber doch so, daß die Kunst dem herrlichsten Material, das die Natur ursprünglich dargeboten, nur eben gerecht zu werden suchte. Euphrosine hatte das

dunkle, von gesättigtem Colorit strahlende Gesicht einer Spanierin, das von zwei Augen durchleuchtet wurde, deren schimmernder Glanz mit ihrem vielbeweglichen und sinnigen Ausdruck wetteiferte. Dazu kam eine Gestalt, die schlank und füllereich zugleich war und Formen von seltener Vollendung in einer wunderbaren Elasticität und in beständiger harmonischer Schwebe zeigte.

Euphrosine hatte den ihr eingeräumten Platz an der Seite der Madame Simon eingenommen und sich, wie es schien, schon nach den ersten Begrüßungsworten die ungetheilte Gunst der Jüdin erobert. Simon saß im Hintergrunde der andern Loge und hatte, obwohl die Vorstellung längst wieder ihren Anfang genommen und die Gewalt der Musik und der Sänger das ganze Haus in eine rauschende Bewegung versetzte, keine Aufmerksamkeit mehr für alle diese Eindrücke übrig. Er beschäftigte sich nur mit dem ihm zugewandten Rücken seiner neuen Bekanntschaft, in dessen durchweg edle und schöne Formen er sich ganz und gar vertiefte. Zugleich bewunderte er die Frische und Weiße des Halses, an dem sich einige kleine schwarze Locken des Kopfhaares ganz für sich mit einer allerliebsten Koketterie kräuselten. Den

Kopf, zu deſſen Schmuck einige Brillanten aufgeſteckt waren, fand er ſo künſtleriſch ſchön geformt und nicht minder von ſo ausgezeichneter phyſiognomiſcher Bedeutung, daß er in den in ſeinem Innern erblühenden Träumereien zuweilen hätte laut aufjubeln mögen.

Aber mitten in dieſen enthuſiaſtiſchen Beobachtungen fiel ihm plötzlich auf, daß die Brillanten in Euphroſinens Haar nicht mehr denſelben glühenden und ächten Schimmer hatten, in dem ſie ihm zu Anfang, als Euphroſine in einem andern Lichte ſaß, als ganz beſonders ſchön und werthvoll aufgefallen waren. Mit Kennerblicken, die ihm auch in dieſer Beziehung nicht abzuſprechen waren, muſterte er darauf noch einmal, als ſie ſich grade halb zu ihm umwandte, den Schmuck, und zwar in demſelben Augenblick, wo ſeine Mutter, deren Diamanten wegen ihrer Größe und Schönheit berühmt waren, ebenfalls eine lebhafte Bewegung mit denſelben machte, wodurch ſich aber ein blitzender Feuerſtrom durch das ganze Opernhaus zu ergießen ſchien.

Simon überzeugte ſich jetzt, daß durch die ächten Brillanten ſeiner Mutter die falſchen Euphroſinens in dieſer unmittelbaren Nachbarſchaft gewiſſermaßen entlarvt worden waren. Er ſah ein, daß die letztere

die ſogenannten imitirten Diamanten einer Pariſer Fabrik trug, deren Funkeln aus der Ferne und unter einem glücklichen Lichtpunkt des Kronleuchters ſo lange gute Dienſte geleiſtet hatte, bis der ächte Diamant, der am Halſe der Jüdin plötzlich ſeine abſolute Herrſchaft proklamirte, unbarmherzig alle anderen Wirkungen neben ſich todtſchlug. Der junge Simon war Jude und Naturforſcher genug, um zuvörderſt dieſem ächten Edelgeſtein ſeinen Triumph zu gönnen, und ſich dieſes Doppelſpiels der Effekte mit einer lächelnden und gelehrten Miene zugleich zu freuen. Dann fiel ihm ein, daß die falſchen Brillanten Euphroſinens die Aufforderung in ſich ſchließen könnten, ihr bei Gelegenheit ächte zu ſchenken. Dieſer Gedanke konnte für ihn, den reichen Erben, den einzigen Sohn einer begüterten Banquiers-Wittwe, die kein größeres Glück als die Befriedigung ſeiner Wünſche kannte, nur die Ausſicht auf ein ihm bevorſtehendes Vergnügen ſein. Simon hatte jedoch bis jetzt von ſeinen Reichthümern den nützlichſten und mäßigſten Gebrauch gemacht, und überhaupt ein zurückhaltendes Leben geführt, das im Kreis ſeiner Familie und ſeiner Studien eingeſchloſſen geblieben war. Den letzteren hatte er ſich mit einem ungewöhnlichen Eifer und bedeutenden Reſultaten

hingegeben. Er war als Physiker mit den wichtigsten Untersuchungen und Experimenten beschäftigt, die bei berühmten Autoritäten dieser Wissenschaft in der Hauptstadt Anerkennung und Unterstützung gefunden hatten, und worin seine Unabhängigkeit von jedem Amt und seine äußeren Mittel ihm die erfolgreichste Muße sicherten.

Euphrosine hatte inzwischen an der Seite seiner Mutter das ganze Netz ihrer Liebenswürdigkeit über die alte Frau ausgesponnen. Betty Simon hatte den scharfen und durchdringenden Verstand ihrer Glaubensgenossen, einen gefürchteten Witz und oft höchst originelle Anschauungen, mit denen sie sich namentlich in gewissen Richtungen, wo es sich besonders um die Stellung der Juden handelte, über Welt und Menschen ausließ. Es schien für Euphrosinens Geist zu sprechen, daß sie in der Art und Weise ihrer Unterhaltung, die während der Vorstellung freilich nur in einzelnen pikanten Bemerkungen über die Musik und die Sänger bestehen konnte, sogleich den richtigen Ton, durch den Betty für sie eingenommen wurde, getroffen hatte. Die Damen, welche sich früher gegen Euphrosine so feindselig bewiesen, belustigten sich jetzt auch

über dieſe Situation mit mancherlei ſpöttiſchen Anmerkungen.

„Es ſind Berliner Geheimeräthinnen und dergleichen!“ ſagte Betty im Zwiſchenakt zu ihrer entblößten Nachbarin. „Dieſe Menſchen ſind und bleiben eine Race für ſich, ſo gut wie die Juden und die Schauſpieler, und unterſcheiden ſich ebenſo auf eine ſpecifiſche Weiſe von allen anderen Racen der Geſellſchaft. Sie haben jetzt wieder recht gute Zähne zu beißen, die lieben Geheimeräthinnen, denn das ſchwarze Zahnpulver der Reaktion, womit die ganze Welt ſich jetzt ſo eifrig putzt, hat ihnen die alten Stifte, die ſchon ſo wackelig in ihrem Munde geworden waren, wieder recht ſcharf und ſpitz gerieben. Gott ſoll hüten, daß der unabwendbare Racenkampf noch mitten im Berliner Opernhauſe ausbricht, und zwar in der Vorſtellung eines der berühmteſten unſerer Leute, der die große Muſik dazu gemacht hat!“

Euphroſine brach bei dieſen Worten in ein lautes Gelächter aus, das ſie jedoch zugleich in den anmuthigſten Tonarten zu moduliren verſtand. Sie warf dabei hinter ihrem Fächer einen glühenden Blick auf Simon zurück, der dieſem mit einem leiſen Zunicken des Kopfes begleitet zu ſein ſchien. Er fühlte

eine elektrische Wirkung davon in seinem ganzen Wesen entstehen, und stimmte unwillkührlich mit den ziemlich starken Tönen seines Basses in das Gelächter Euphrosinens, welches so anlockend und magisch zu ihm hinüberklang, mit ein, ohne daß er eigentlich die Veranlassung dazu errieth.

Inzwischen war das Ende der Oper herangekommen, und Betty forderte beim Aufstehen Euphrosine auf, ihre Equipage anzunehmen und sich von ihr nach Hause fahren zu lassen, was diese mit einer vornehmen Gleichgültigkeit, als wenn ihr dergleichen alle Tage geschehe, jedoch zugleich mit einem bezaubernden Dankesblick annahm. Simon geleitete seine Damen als guter Cavalier durch die bunte, von den genossenen Freuden theils berauschte, theils schon wieder nüchtern gewordene Menschenmenge bis zum Wagen. Die Equipage der Madame Betty Simon war eine der glänzendsten in der Residenz. Sie hatte diese Apfelschimmel dem Gesandten einer befreundeten Großmacht abgekauft, der mit ihrem seligen Mann zuweilen Börsengeschäfte gemacht hatte. Die goldgestickten Scharlachuniformen des Bedienten und des Kutschers aber waren von ihrer eigenen Erfindung, und sie hatte die Genugthuung gehabt, den Schnitt und die Ausstattung

derſelben ſeitdem mehrfach in Berlin nachgeahmt zu ſehen. Ein ſtattlicher, mit einem eleganten Bartwuchs geſchmückter Bedienter hatte ſie ſchon im Korridor mit den Mänteln erwartet und öffnete ihnen jetzt den Schlag. Doch ließ es ſich Simon nicht nehmen, Madame Euphroſine, die jetzt ſehr züchtig und dicht eingehüllt war, ſelbſt in den Wagen zu heben. Als der Geſchäftige ſeiner Mutter denſelben Dienſt leiſtete, ſagte dieſe zu ihm: „Nun, mein Sohn, wie hat es Dir gefallen, daß Jüdin und Kokette wie zwei ſchweſterliche Verurtheilte zuſammen dageſeſſen haben im großen Opernhaus für die klugen Berliner?“

„Süßes Mamachen,“ erwiederte Simon, ihr die herabflatternden Hutbänder küſſend, „Du warſt eigentlich die Kokette, denn Du bezauberſt ſie Alle, die Dir nahe kommen!“

„Ich war die Kokette?“ flüſterte ihm ſeine Mutter zu, ihn zärtlich auf die Wangen ſchlagend. „Und dann war die Andere wohl die Jüdin, die gute Geſchäfte gemacht hat an Dir, mein verliebter Windbeutel? — Nun, komm herein, Simon.“

Simon ſetzte ſich zu den Damen in den Wagen, und befand ſich plötzlich den weichen, ſchlanken Gliedern Euphroſinens in unmittelbarer Nähe gegenüber.

Diese hatte im Wagen auf einmal ihr ganzes Wesen geändert. Aus der mehr thronenden Ruhe und Zurückhaltung, mit der sie sich in der Loge gezeigt, sprang sie jetzt in eine kindische Lustigkeit über, wie wenn ein plötzlicher Champagner-Rausch über sie gekommen wäre. Sie lachte, sang, deklamirte, und wiederholte Stellen aus der Meyerbeer'schen Musik, theils mit einer anscheinenden Tiefe ächten Gefühls, theils mit eulenspiegelhafter Parodie, worin sie Meister zu sein schien. Sie war so ergötzlich und verführerisch, zugleich so entgegenkommend und rückhaltslos, daß Simon heut zum ersten Mal die Schnelligkeit seines Kutschers verwünschte, der sie in wenigen Minuten vor das ihm bezeichnete Haus gebracht hatte, wo Madame Euphrosine absteigen mußte. Ueber den Abschied ging Euphrosine leicht hinweg, nachdem sie ihren Dank bei Madame Simon rasch wiederholt und dem jungen Mann, der sie bis an ihre Hausthür geleitete, das Versprechen abgenommen hatte, sie am andern Tage zu besuchen.

II.

Das Familien-Diner.

Betty Simon gab an jedem Sonntag ein Familien-Diner, zu dem die nächsten Anverwandten in ziemlich großer Anzahl regelmäßig eingeladen waren. Die feine und reiche Ausstattung dieser Diners, worauf Madame Simon ungemein viel hielt, war berühmt, und wetteiferte mit der frohen und behaglichen Stimmung, der sich alle Familienglieder bei dieser Gelegenheit zu überlassen pflegten. Nur heute herrschte ein etwas beklommener Zustand vor, der weder der Ausgesuchtheit und Mannigfaltigkeit der Gerichte, noch dem Unterhaltungstalent einiger Matadore der Familie Simon weichen wollte. Es war nicht zu läugnen, daß der junge Simon, der eigentlich der Liebling Aller war, diesmal durch sein in der That auffallendes

greifen läßt, zu bezeichnen, denn auch in die Sprache schlägt die Bewegung schneidend ein. Und La Mennais predigt zu den Ouvriers, zu den Tagelöhnern, zu den Handwerksgesellen, er führt eine demagogische Andacht in den Schenken und niedrigeren Weinhäusern ein, und bewaffnet die gefährlichste Klasse des Volkes. mit giftig scharfen Sentenzen. Die Worte eines Gläubigen sind mehr aus kirchlich politischer, als aus religiöser Bedeutung anzusehen. Es ist ein politischer Feldzug auf dem Gebiet der Kirche, mit einem großen, zum Theil einzigen Talent der Form ausgeführt. In Frankreich war diese Erscheinung längst zu erwarten, und ich wundere mich, daß sie nicht schon früher sich da gezeigt hat. Der Abbé de la Mennais, nach vorhergegangener Excommunication kaum wieder zu Gnaden angenommen vom heiligen Vater, mußte es sein, der abermals durch eine mit dem größten und salbungsvollsten Ernst versponnene Intrigue gewaltiges Aergerniß erregte vor dem päbstlichen Stuhl. Aber in Frankreich war der Katholizismus

Benehmen die Urſache dieſer merklichen Verſtimmung abgab.

Es war ſchon der dritte Sonntag, daß Simon bei dieſen Familien-Diners kaum ein Wort ſprach, ſondern wie ein in ſich verſunkener Träumer daſaß, ohne an Allem, was um ihn her vorging, auch nur den Antheil der Höflichkeit zu nehmen. Wenn man ihn fragte, äußerte er ſich mit einem abweiſenden und zurückſchreckenden Lakonismus, der nicht ſelten in beleidigende Wendungen für den Frager überging. Man würde dies räthſelhaft ſchroffe Weſen als ein Anzeichen einer beginnenden Krankheit, zuweilen aber auch den regungslos daſitzenden Jüngling für einen Eingeſchlafenen angeſehen haben, hätte er nicht gleichzeitig einen ſo vortrefflichen Eßappetit entwickelt, wie man es bis dahin kaum an ihm gekannt hatte. Noch mehr fiel es der Familie auf, daß er jedesmal unmittelbar nach der Mahlzeit, nachdem man ſich kaum vom Tiſche erhoben, mit einer Eile und Unruhe, der die Verzögerung jeder Minute etwas zu bedeuten ſchien, aus dem Kreiſe ſeiner Angehörigen verſchwand. Man fragte nicht mehr, wohin er ging, ſeitdem Madame Betty Simon mit einer ſichtlichen Verlegenheit eine ausweichende Antwort darüber gegeben hatte. Es

war aber nahe daran, daß die ganze Familie Simon über dieſe Angelegenheit in ein inneres Zerwürfniß mit einander gerieth.

Heute waren an dem ſonſt ſo fröhlichen und belebten Tiſch wieder die peinlichſten Stockungen eingetreten, und die Familie aß im eigentlichen Sinne ihren Unfrieden in ſich hinein. Simon hatte ſich aber auch wieder gar zu unartig gegen ſeine jungen Couſinen, wie nicht minder gegen die alten zärtlich beſorgten Tanten und den würdigen Oheim Fränkel, den Neſtor der Berliner Börſe, benommen. Beſonders gegen die liebenswürdige und ſchöne Roſalie Fränkel, welche Simon ſonſt unter ſeinen Couſinen auf eine faſt bedeutungsvolle Weiſe ausgezeichnet hatte, war er ſehr abſtoßend geweſen. Er hatte ihr nicht einmal zugeſtehen wollen, daß ihr großer Lieblings-Componiſt Beethoven geſtern von dem neuen Klavierſpieler, Ritter von Kontski, in ſeinem Konzert auf das Geiſtvollſte und Meiſterhafteſte vorgetragen worden ſei. Simon nannte vielmehr mit einer auffallenden Heftigkeit dieſen Spieler einen ganz nichtsnutzigen, geiſtig bornirten Techniker, und wies dann durch verächtliches Schweigen jede weitere Erörterung ab. Bei ſich ſelbſt wunderte ſich aber Simon doch in der Stille

über den von ihm gebrauchten Ausdruck, der ihm gerade mit denselben Worten entfahren war, mit denen Euphrosine neulich das Spiel dieses ihr sehr mißfallenden Virtuosen bezeichnet hatte.

Onkel Fränkel, der seine Tochter abgöttisch liebte und jede unfreundliche Begegnung für dieselbe schmerzlich empfand, suchte das Gespräch abzulenken und zog einen Brief aus der Tasche hervor, der von dem Banquier Rothschild in Frankfurt am Main an ihn gerichtet war. Der dortige Chef des weltberühmten und weltherrschenden Handlungshauses ersuchte ihn darin eigenhändig und vertraulich, an der Berliner Börse und bei allen seinen dortigen Verbindungen die Nachricht zu widerlegen, als ob er mit seinem Comptoir Frankfurt verlassen und für immer seinen Aufenthalt von dort verlegen wolle. Verschiedene Zeitungsnachrichten hatten ihm diese Absicht beigemessen, wodurch er, wie es hieß, seinem Unwillen gegen die dort neuerdings dekretirte Unterdrückung der Juden, denen abermals ihre bürgerlichen Rechte entzogen worden, den empfindlichsten Ausdruck geben wolle.

„Es ist also nicht wahr," sagte Madame Betty Simon mit zornleuchtenden Augen, denn dies war

eigentlich ihr Thema, mit dem ihr reger Geist sich beständig beschäftigte. „Und doch wollte ich, es wäre wahr gewesen," fuhr sie fort. „Es hätte immerhin als ein großes Beispiel dagestanden, daß es unter der Judenschaft noch giebt starke und erhabene Charaktere, die der Schmach entgegensetzen den Widerstand. Aber geht mir mit den Rothschild's, sie sind auch nur eitel Diplomaten. Ihr großes Geld, das sie als ächte Juden erworben haben, macht aus ihnen nur falsche Christen, das heißt: Leute, die halb sind durch und durch und gar keine Sache mehr haben, für die sie einstünden mit Gut und Blut. Die alte Mutter Rothschild hat zwar noch immer mit der Frankfurter Judengasse kokettirt, aus der sie nicht hat herausziehen wollen, um die Treue gegen ihren Ursprung und die Zugehörigkeit zu der Schmach unseres Volkes öffentlich zu bewahren. Aber ihre Söhne haben aus der engen Judengasse die große Welt- und Geldgasse gemacht, auf der freilich die bürgerlichen Rechte der Juden eine untergeordnete Sache geworden sind, mit der man keine Geschäfte machen kann!"

Onkel Fränkel bedauerte schon, seine geistreiche Schwester auf diese Angelegenheit gebracht zu haben,

durch die sie gewöhnlich in die leidenschaftlichste Aufregung versetzt wurde: eine Aufregung, die für Alle eigentlich etwas Drückendes hatte, weil Betty dann mit einer gewissen prinzipiellen Bosheit Leiden, Nachtheile und Schimpf ihrer jüdischen Stellung zum Bewußtsein zu bringen liebte.

„Ich möchte eigentlich am liebsten, daß wir wieder in die Judengasse zurückkämen!“ fuhr Madame Simon mit einem flammenden Aufblick ihrer großen schwarzen Augen fort. „Es ist besser, daß wir als eine große dunkle Masse von Geächteten wieder klumpenweise zusammengepfercht werden, als daß die Regierungen Fangball spielen mit unseren Leuten und sie bald emanzipiren, bald ihnen die Emanzipation wieder aufkündigen, wie wir es mit einem Handel thun, der einmal abgeschlossen war. Vielleicht würde die ganze Welt endlich besser, wenn eine große Gasse der Geächteten aufgerichtet würde, in der sich Alles zusammen fände und Brüderschaft mit einander schlösse, was ausgestoßen und übervortheilt ist in der heutigen Gesellschaft. Die Proletarier, die Schriftsteller, die Idealisten, die Juden und die Schauspieler würden darin ein hübsches Häuflein von Menschen bilden, die Alle gewissermaßen wie eine einzige Race zusammen-

gehören, und zuletzt immer doch die Ausgestoßenen und die Ausgeschlossenen sind, wie viel man sich auch zeitweise um sie bemühen und ihren Kräften, ihren Talenten, ihrem Geist und ihrem Geld schmeicheln mag!"

Ihr Bruder zuckte die Achsel über diese Ausführung, die ihm stets zu barock erschien, um sich von seinem mehr diplomatischen Börsenstandpunkt aus, auf dem er gern die Geschäfte vom Glauben trennte, auf eine ernstliche Beleuchtung derselben einzulassen. Madame Simon galt in ihrem Kreise für eine Philosophin, deren wunderliche Ideen man ruhig anzuhören gewohnt war, und ihr dabei nicht gern widersprach, weil man sonst auf ihre seltene Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, wie auf die Freigebigkeit und die Diners der reichen Frau, gern die größte Rücksicht nahm. Die jungen hübschen Cousinen lachten und kicherten dagegen mit einander und schienen sich die Schmach ihres Stammes, die ihnen heut wieder einmal beim Sonntags-Diner der Tante aufgetischt worden war, nichts weniger als zu Herzen zu nehmen.

Rosalie, welche die Schönste und Klügste unter Allen war, suchte jedoch jetzt die Blicke Simon's, der ganz stumm und regungslos neben ihr saß, mit ihren

wunderbar lächelnden Augen zu fesseln, und sagte zu ihm mit einem herausfordernden und vielbezüglichen Spott, der aber durch die Melodie ihrer Stimme wieder so viel Anziehendes gewann: „Nun, Herr Vetter, und Sie legen nicht einmal eine Lanze für die schönen Schauspielerinnen ein, welche Ihnen die Tante ebenfalls in die Judengasse entführen möchte? Solche Gassen werden gewöhnlich am äußersten Ende der Stadt angelegt, und da würden Sie ja noch viel weiter alle Tage zu laufen haben!“

Simon erwachte wie aus einem tiefen Traum und schüttelte mürrisch den Kopf, indem er zugleich betroffen darüber wurde, daß dem vielleicht von der Liebe geleiteten Scharfblick Rosaliens seine neuen Beziehungen kein Geheimniß mehr geblieben waren, obwohl er dieselben bisher aus mehreren Gründen als solches behandelt hatte. Er erwiederte Einiges, was nicht gerade sehr paßte, und ließ sich die Freude fast zu sichtlich merken, als seine Mutter, die mit dem Erfolg ihrer heutigen Rede in diesem Kreise fast noch weniger zufrieden als sonst schien, jetzt schnell das Zeichen zum Aufbruch der Tafel gab.

Kaum einige Minuten nachher war Simon auch schon aus dem Zimmer verschwunden. Rosalie, die

den Kaffee herum präsentirte, ließ den Kopf traurig hängen. Wer sie näher beobachtet hätte, würde an ihren sonst so munteren und lebenslustigen Augen den Schimmer einer leisen Thräne bemerkt haben. Sie ging gesenkten Hauptes zu der halb geöffneten Thür des Nebenzimmers und sah mit einem eigenthümlich wehmüthigen Ausdruck ihres Gesichts in dasselbe hinein. Es war Simon's Wohn- und Studirstube, in welche sie ihre prüfenden Blicke warf. Es befand sich auf seinem Schreibtisch Alles in so besonderer Unordnung, daß sie daraus ersah, wie auch sein regelmäßiger Fleiß, mit dem er sich sonst hier seinen Beschäftigungen und Forschungen hinzugeben pflegte, eine starke Unterbrechung erlitten haben mußte. Die Gläser und Gefäße, die er zu seinen chemischen und physikalischen Experimenten brauchte, standen mit Staub bedeckt auf den Tischen umher. Eine schöne Elektrisirmaschine lag umgestürzt auf dem Boden. Das lebhafte Mädchen warf eine Kußhand in das verlassene Zimmer hinein, und trocknete sich die Augen mit dem kostbaren Spitzentuch, welches ihr einst Simon zu Weihnachten geschenkt hatte.

III.

Euphrosinens Salon und Cabinet.

Als Simon auf die Straße hinauskam, fühlte er sich wie zu neuem Leben getrieben. Es war ihm Alles so farblos und langweilig in dem soliden Familienzimmer erschienen, und obwohl er sich selbst heimliche Vorwürfe machte, daß es ihm unter den Gestalten, denen er sonst so innig anhing, nicht mehr wohl wurde, so konnte er doch dem über Alles mächtig gewordenen Drang nicht widerstehen, der ihn zu der gewohnten Zeit, wo er erwartet zu werden pflegte, zu seiner neuen Freundin hinzog.

Es war schon etwas später als gewöhnlich geworden, und der junge Simon verdoppelte seine Schritte, um sie nicht etwa zu versäumen. Euphrosine trat ihm heut mit einiger Verlegenheit entgegen

und flüsterte ihm im Vorzimmer, unter vertraulichster Annäherung ihres Mundes an sein Ohr, zu, daß es ihr heut nicht gelungen sei, unwillkommenen Besuch von dieser ihm sonst ausschließlich gehörenden Stunde abzuhalten. Dabei schob sie ihn in ihr Besuchzimmer, in dem sich allerdings heute eine aus verschiedenen Mitgliedern bestehende Kaffeegesellschaft zusammengefunden hatte.

Simon gesellte sich nicht ohne sichtliche Verstimmung zu diesem ihm nicht sehr behagenden Kreis. Doch wies ihm Euphrosine mit der größten Auszeichnung ihrer Vertraulichkeit ihren Platz dicht neben dem ihrigen an und servirte ihm seine Tasse Kaffee, die er sogleich annehmen mußte, mit so vieler Anmuth und Liebenswürdigkeit, daß er sich fast schon wieder erheitert fühlte. Auch bemerkte er mit Vergnügen, daß sie heut das Armband und die Brosche trug, die nicht wenig werthvollen Zeichen seiner ersten Huldigung, die er an ihrem Namenstage in ihre schönen weißen Hände hatte niederlegen dürfen. Weniger gefiel ihm die große Nacktheit, die sie heut wieder in derselben Toilette, in der er sie zum ersten Mal im Opernhause gesehen, zur Schau trug, und obwohl er sich diesen Anblick von Herzen gönnte, wenn er

lange der Bewegung verfallen, in Frankreich, das die erſten Kriegsheere gegen die Legitimität auf den Schauplatz der Geſchichte geſtellt hat. Sobald ſich dies Volk beſtimmt in dem Gedanken gefaßt hatte, daß es das Volk der Bewegung ſei für die neueren Zeiten, wurde es ihm nothwendig, den Begriff der Staatsreligion aufzuheben im Lande. Der Katholizismus, die Religion der Legitimität, konnte nicht mehr Religion ſein des an die Bewegung hingegebenen Staates. So wurde die Idee der Aufhebung der Staatsreligion zuerſt unter den Franzoſen lebendig, aus keinem andern Grunde aber, als weil dieſe Staatsreligion der Katholizismus war. Denn in dem auf ähnlichen politiſchen Inſtitutionen beruhenden England, wo die herrſchende Kirche die proteſtantiſche iſt, bleibt der Begriff der Staatsreligion bis jetzt noch erhalten.

Mir gefiel der kleine Herzog von Bordeaux. Er zögerte etwas, den ihm vorgehaltenen Reliquienknochen zu küſſen. Und der Herzog von Bordeaux iſt noch ein Kind.

allein mit ihr war, so machte es doch den Neuling verdrießlich, zu denken, daß er die nahe Betrachtung dieser auserlesenen Reize heut mit der ganzen hier versammelten Gesellschaft theilen sollte.

Diese Gesellschaft bestand außer Euphrosinens Mann, Herrn Conti, der heut wider alle Gewohnheit zu Hause geblieben war, aus einem jungen hübschen Officier, dem Simon schon einige Male hier begegnet war, ferner dem bekannten Tagesschriftsteller Zitmann, der eigentlich der Vertraute des Herrn Conti war, und dem Direktor Brand, Führer der beliebten Kunstreitergesellschaft, die seit einigen Wochen so glänzende und starkbesuchte Vorstellungen im Circus gab. Der Letztere war ein liebenswürdiger, noch ziemlich junger Mann, auf den Simon mehr als auf irgend einen Andern seit einiger Zeit eine gewisse Eifersucht hatte, von der er sich auch jetzt wieder heimgesucht und bedrückt fühlte. Diese Eifersucht war daher entstanden, weil Euphrosine seit einiger Zeit Reitstunden bei dem Direktor Brand nahm, welcher dieselben der schönen Frau ausnahmsweise ertheilte, und dadurch das Vergnügen hatte, sie jeden Morgen in seinem Circus bei sich zu sehen. Euphrosine, die schon einige Uebung in dieser Kunst hatte und deren herrliche elegante Ge-

ſtalt darin beſonders wirken konnte, ritt dann auf dem berühmten arabiſchen Hengſt Orion, zu dem ſie, wie ſie ſagte, nach einer Vorſtellung im Circus eine förmliche Leidenſchaft bekommen hatte. Lediglich um dieſer Liebe willen, welche ſie für das merkwürdige und vollendet ſchöne Thier gefaßt, wollte ſie die Reitſtunden bei Herrn Brand genommen haben, den ſie übrigens ſchon aus einer früheren Zeit ihres Lebens zu kennen ſchien.

Simon fühlte, daß er die luſtige Geſellſchaft in ihrem behaglichſten Sichgehenlaſſen unterbrochen hatte. Doch ſchien man bald bemüht, den Ton der ungezwungenſten Laune und der rückſichtsloſeſten Ausdrücke, wie er in dieſem Kreiſe zu herrſchen pflegte, wieder herzuſtellen. Simon verſuchte einige Male eine leiſe, vertrauliche Unterhaltung mit Euphroſinen anzuknüpfen, und auf einige pikante Scherze der nächſtvergangenen Tage mit ihr zurückzukommen. Aber er fand ſie dann zerſtreut und in ihrer Aufmerkſamkeit offenbar getheilt, die er heut jedenfalls nicht allein beſaß. Es ſchien vielmehr eine dreifache Aufgabe, deren ſich die vielgewandte Kunſt ihrer Koketterie in dieſem Augenblick befleißigte, und in deren Erfüllung ſie ebenſowohl ihre körperlichen Reize, wie ihren keineswegs

ganz gewöhnlichen Geist und Humor, verbunden mit einer gewissen Gutmüthigkeit und anscheinender Aufrichtigkeit, spielen und schillern ließ.

Zuerst war sie offenbar bemüht, Simon als neuen Günstling auszuzeichnen, aber indem sie ihn dadurch scheinbar an die Spitze ihrer heutigen Interessen stellte, that sie dies zugleich mit einer eigenthümlichen Nüance, die den andern, schon erfahreneren und vertrauteren Mitgliedern dieses Kreises zeigen sollte, daß sie nur eben den jungen Neuling in ihm bevorzugte. Diese Nüance bestand in einer Mischung von Protection und Ironie, die jedoch nur in den Augen der Uebrigen etwas Beeinträchtigendes für die volle Geltung Simons haben konnte, diesem Letzteren aber durch einen verstohlenen Händedruck, der ihm hin und wieder unter dem Tisch begegnete, auf die erfreuendste Weise zu einem genügenden Ausdruck erhoben wurde. In zweiter Linie stand der junge Officier, ein Baron von Lindwall, wenigstens für diejenigen, die in dem beständigen Widerspruch, mit dem Euphrosine alle seine Bemerkungen begleitete oder zurückwies, nicht sogleich durcherkannten, daß hier eigentlich Euphrosine die war, welche sich bemühte, und gewissermaßen mit ihrem Herzen dabei betheiligt war, den noch sehr ju-

gendlichen, aber ziemlich gleichgültig und ruhig scheinenden Krieger an sich zu fesseln. Der dritte Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war der Direktor Brand, ein Mann von sehr jovialen und gutmüthigen Formen, der seiner Sache mit ihr gewiß zu sein schien, und den sie mit einer oft über die Grenze hinausgehenden, theilweise sogar cynischen Derbheit behandelte, wodurch er den Andern wie abgefertigt erschien, obwohl er sich selbst daran auf eine Weise belustigte, die ihn zugleich von dem Besitz ihrer Gunst vollkommen befriedigt und überzeugt darstellte.

Eine für sich bestehende Gruppe wurde von dem Literaten Zidmann und Herrn Conti gebildet, die sich beide nicht selten leise unterhielten und einen Geschäftsgegenstand von einiger Wichtigkeit in einem geheimen Einverständniß zu besprechen schienen. Der Literat, dem Euphrosine gar keine Aufmerksamkeit widmete, hatte ein gedrücktes und scheues Aussehen, während Herr Conti, der in seinem ganzen Wesen den Typus des alten, ausgedienten Schauspielers, aber mit Humor und zum Theil bizarrer Komik darstellte, mit dem Aufwand dramatischer und mimischer Beredsamkeit auf ihn einsprach. Herr Conti war ursprünglich jüdischer Abstammung, und hatte sich aus

dem derselben angehörenden Namen Cohn mit einer an Genialität gränzenden Kühnheit den Künstlernamen Conti gebildet. Er trug ungeachtet der Gesellschaft, die er bei sich sah, einen scharlachrothen, weitbauschigen Schlafrock, der mit phantastischem Aufputz aller Art behangen war, und namentlich mit kolossalen Troddeln seinen Leib umgürtete. In der Hand schwang er eine bedeutend große Tabacksdose, deren zweifelhafte Vergoldung durch den starken Gebrauch fast gänzlich abgenutzt schien, und die er in seiner beständig lebhaften und heftigen Action zugleich als Demonstrationsmittel zur Unterstützung seiner Behauptungen benutzte.

Die Abenddämmerung brach über den seltsamen Kreis herein, in dem sich der junge Simon mit den widersprechendsten Gefühlen bewegte. Theils waren ihm diese Gestalten, die seiner ganzen Anschauungsweise und allen seinen Gewohnheiten zuwider waren, unheimlich fremd, theils befchlich ihn der abenteuerliche Reiz, der sich mit ihnen verband, und ihn in die romantische Illusion versetzte, als befinde er sich unter einer im Walde lagernden Zigeunerbande, in der wildes und keckes Geschwätz, frohes Lachen und anzügliche Scherze mit dem Klang des Tambourins

und mit den zauberiſchen Tänzen der Preciosa ſich miſchten. Seitdem er nach jener Begegnung im Opernhauſe dies Haus regelmäßig und bald täglich beſuchte, hatte ſich ihm eine neue Lebensregion eröffnet, die er bis dahin noch gar nicht gekannt hatte, und die durch die eigenthümliche Erſcheinung Euphroſinens auf eine ebenſo glänzende als unwiderſtehliche Weiſe für ihn vertreten wurde. Er fühlte ſich nicht nur durch ihre ſeltene Schönheit, ihre liebenswürdige Koketterie und eine ihr eigene naive Hingebung bereits auf das Innigſte an ſie gefeſſelt, ſondern er war auch überzeugt, daß ſie in jedem Betracht eine ausgezeichnete Natur ſei, bedeutende Geiſtesgaben, die nur in ihren eigenthümlichen Lebensverhältniſſen nicht zur vollen Reife gediehen, beſitze, und ein treffliches in jeder Weiſe zuverläſſiges Herz habe. Seine ihr gewidmeten Phantaſieen ſteigerten ſich ſogar bis zu der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, dieſe auserleſene, ſchöne und tüchtige Natur aus den Schlacken ihrer Verhältniſſe herauszuarbeiten und, wofür er jedes Opfer zu bringen bereit war, ſie in eine ihrer Begabung würdige Exiſtenz zurückzuführen.

Die kleine Geſellſchaft löſte ſich jetzt auf, da es für den Direktor Brand Zeit wurde, ſich in ſeinen

Circus zu begeben, wo heut eine außerordentliche Abendvorstellung angekündigt war. Er empfahl sich bei Allen mit einem der Reihe nach ausgewechselten derben Handschlag, der bei Euphrosinen mit einem schallenden Kuß auf die feinen weißen Finger begleitet wurde, nachdem sie ihm das Versprechen hatte geben müssen, heut Abend in ihrer Loge nicht zu fehlen, in der er ihr ein für alle Mal einen Platz bestimmt hatte. Euphrosine klingelte darauf, um Licht besorgen zu lassen, während die Zurückgebliebenen im Zimmer umherstanden und über einige gelegentliche Dinge mit einander Bemerkungen wechselten.

Simon bemerkte nicht ohne einige Verwunderung, daß diese Herren ihm heut eine außerordentliche Zuvorkommenheit bewiesen, und sich auf die aufmerksamste Weise um ihn bemühten. Besonders schienen Conti und Zitmann beeifert, ihn mit den verbindlichsten Wendungen, wie man sie sonst nur für einen überlegenen Rang oder für eine hervorragende Stellung hat, in ein Gespräch zu ziehen, und selbst der junge Officier, der sich sonst am schroffsten und nichtachtendsten gegen ihn gezeigt und fast nie mit ihm gesprochen, fing mit ihm eine Unterhaltung über einige Probleme der Physik an, über die er Auskunft

von ihm zu erhalten wünſchte, wobei aber ſchon die Fragſtellung, die einen gänzlich Unkundigen verrieth, die mühſame Abſicht an den Tag legte. Der junge ſehr zur Gutmüthigkeit neigende Simon war eben im Begriff, alle dieſe Freundlichkeiten dankbar und beſtens entgegenzunehmen, als ihm die von ſeiner Mutter häufig gebrauchte Redensart einfiel: wenn Dir geſchmeichelt wird, greife erſt nach Deiner Taſche und dann an Dein Herz! Er mußte auch jetzt, wie immer, über dieſe Redensart lächeln, und erinnerte ſich zuletzt, daß Herr Conti, der ſich in ſeinen Mußeſtunden auch mit Discontiren gewiſſer Wechſel zu befaſſen pflegte, ihm ſchon mehrmals den Wunſch angedeutet ſeinen Namen auf die Rückſeite eines Wechſels in blanco hinzuzeichnen.

Als Licht hereingebracht wurde, entfernten ſich auch die übrigen Herren und ließen Simon mit Euphroſinen allein zurück, nicht ohne dem Erſteren beim Abſchied zu verſtehen zu geben, daß ſie für die Discretion, mit der ſie jetzt das Feld räumten und ihn mit ihr allein ließen, auf ſeine ganze Erkenntlichkeit rechneten. Herr Conti ſelbſt bat ihn mit vielem Wohlwollen, ſeine Frau in den Circus zu führen,

da er selbst unerträglich auszusehen und der Abend einem kranken Freunde widmen wolle.

Simon saß ihr nun gegenüber auf dem traulichen Eckdivan, und spielte mit den Sammetschleifen an ihrem Handgelenk. Das von dem strahlenden Armleuchter fallende Licht ließ ihm ihr Gesicht so reizend und wunderbar schön erscheinen, wie er es lange nicht gesehen hatte. Euphrosine war sich dieses plötzlichen starken Eindrucks auf ihn vollkommen bewußt, und indem sie jetzt scheinbar gedankenvoll ihren Arm dicht vor ihm auf den Tisch stützte, wandte sie ihm die ganze brennende Tiefe ihrer Augen zu, um ihn noch mächtiger in die Fesseln ihres Anblicks zu schlagen.

Obwohl ihm die heimliche Reflexion sagte, daß es die Wirkungen des Lichts waren, welche sich dem Ausdruck ihrer Schönheit günstiger erwiesen, als der helle Tag, so drang ihm nichtsdestoweniger dieser Zauber ungestüm zum Herzen. „Sie sehen frisch wie die erste Rose des schönsten Frühlings aus!“ sagte er zu ihr und küßte die Hand, die sie in der seinigen ließ.

„Gehen Sie mir mit ihren Frühlingsgleichnissen!“ entgegnete sie leichtfertig, und zugleich mit einem Anflug von Melancholie, der nicht selten auf eine an-

ziehende Weiſe den Ausdruck ihres Geſichts erhöhte. „Sie wiſſen, ich liebe den Frühling nicht. Zum Frühjahr iſt mein Geburtstag, und da wird man ſchon wieder um ein ganzes Jahr älter, ſi donc! Wiſſen Sie, ich mache mir gar nichts mehr aus der Sonne. Ich liebe den Winter und die Nacht.“

Sie warf ſich bei dieſen Worten in einer verführeriſchen Stellung auf das Sopha zurück und zog den Shawl hoch über ihre Schultern empor, als wolle ſie ſich gegen alle weiteren Reflexionen verhüllen. Simon betrachtete ſie mit Erſtaunen und mit einer Steigerung aller ſeiner Empfindungen für ſie. Er fühlte, daß ſie ein ſchmeichelndes Gleichniß wie eine abſichtliche Tröſtung aufgenommen habe, für die Frauen auf gewiſſen Wendepunkten der Jahre oft einen ſehr hypochondriſchen Scharfſinn beſitzen. Es war aber ſchwer, dieſen Gegenſtand noch ausdrücklicher zu berühren. Er konnte ihr nur durch die Gluth, mit der er ihr jetzt den Shawl über ihrer Schulter küßte, zeigen, wie ſehr ihre Schönheit in voller Geltung bei ihm ſtand, und wie es keine ſtärkere Bewunderung für ſie geben könne, als die ſeinige.

„Hören Sie, lieber Freund,“ ſagte ſie, ſich plötzlich wieder aufrichtend, „ich muß Sie noch vor Etwas

Gehört ein Kind auch schon der Stabilität an? Ich dächte, das muthigste Prinzip der Bewegung schlummert im Kinde, durch die neugepflügte Seele des Kindes geht ungeduldig der Blüthendrang der Bewegung. Ein Unterpfand des Fortschrittes, ein Kind! Das Kind will und muß wachsen und werden, mit hellen Augen sieht es Alles aus dem Gesichtspunct der Zukunft an, und die Welt ist ihm noch die ganze Zukunft. In der Gegenwart nicht festgewurzelt, von der Vergangenheit nicht zurückgehalten, gibt es sich lächelnd an die Entwickelung hin, und zerstört in aller Unschuld alte Gesetze, indem es auf den neuen wie ein junger Gott sich wiegt. Die Hoffnung weht um seinen lockigen Scheitel, die Sehnsucht dehnt Brust und Glieder aus zu schwellenden Formen, und die innere Wärme des Daseins macht eine knospende Gestalt des Frühlings aus ihm. Das Kind bricht auseinander in Blüthe, es weiß nicht wie. Der Segen der allgemeinen Entfaltung hat sich gleich befruchtendem Himmelsthau über die Empfänglichkeit seines Wesens ergossen.

warnen! Ich habe bemerkt, daß Conti und der Journaliſt Zidmann, der mich übrigens gar nichts angeht, Ihnen in irgend einer Sache ſtark zuſetzen. Ich rathe Ihnen dringend, ſich mit dieſen Herren auf nichts einzulaſſen, wohlverſtanden? Dieſe haben oft Dinge vor, mit denen ich ſelbſt durchaus nichts gemein habe. Sie aber ſind mein Freund, mein neuer, mein ächter Freund, ich fühle es Ihnen an, und Sie ſind außerdem ein gutes, unerfahrenes Kind, das man warnen muß!"

Sie ſtreichelte ihm dabei mit einem ebenſo zärtlichen, als aufrichtigen Ausdruck die Wangen, und ſpielte mit ihrer weichen, weißen Hand einen Augenblick lang in ſeinen ſchwarzen, krauſen Locken. Es trat dabei zugleich eine gewiſſe Klarheit in allen ihren Zügen hervor, die ſein Vertrauen zu ihr auf das Höchſte beflügeln mußte. In demſelben Augenblick aber begann ein anderes Gefühl auf ihn einzuſtürmen, das der Eiferſucht, das er noch nie ſo mächtig kennen gelernt hatte.

„Sie nannten den Baron von Lindwall nicht, Euphroſine!" ſagte er zögernd, indem er ſie mit forſchenden Augen anblickte. „Und doch ſpielt er bei den Anerbietungen, die man mir gemacht, eine Haupt-

rolle, und ist wesentlich dabei betheiligt. Es scheint, daß der Offizier mehr Gnade bei Ihnen findet, als alle andern Sterblichen?"

Euphrosine sah ihn einen Augenblick verwundert an und brach dann in ein lautes Gelächter aus. „Bläst der Wind daher, mein Sohn?" sagte sie mit einem frivolen Ausdruck. „Bravo, bravo, jetzt sind Sie schon auf dem besten Wege, Sie sind eifersüchtig! Uebrigens muß ich Ihnen auf das Heiligste versichern, daß ich nichts von der Betheiligung des Herrn von Lindwall an jener Angelegenheit kannte, wie ich mich überhaupt um Wechsel- und Geldgeschäfte niemals bekümmere. Wenn aber der Baron bei diesem Handel mit daruntersteckt, so dürfen Sie überzeugt sein, daß es nichts Sichereres und Zuverlässigeres giebt, als die Ihnen gemachten Anerbietungen, gegen welche Sie den Kredit des Namens Simon dann ohne alle Gefahr einsetzen können. Denn Herr von Lindwall ist ein Ehrenmann im ausgezeichnetsten Sinne des Wortes, und seine Familie ist reich, enorm reich!"

„In der That, Sie scheinen mir außerordentlich viel von diesem Offizier zu halten!" versetzte Simon, ohne seine Empfindlichkeit bergen zu können. „Ueber-

haupt habe ich bemerkt, daß Sie für den Offiziersstand eine große Vorliebe hegen, Madame!"

„Sie haben nichts bemerkt, als Ihre eigenen Grillen!" sagte sie mit neuem, auf das Anmuthigste variirtem Gelächter. „Wir Frauen lieben die Uniformen, es ist wahr!" fuhr sie darauf mit einer ernsthaften Grimasse fort. „Das kommt daher, weil die Weiber eigentlich alle Pedanten sind, die an regelmäßigen Formen und glänzenden Aeußerlichkeiten kleben. Aber glauben Sie denn im Ernst, Simon, daß es mir ganz gleichgültig ist, was in der Uniform darin steckt?"

Unser Simon schien durch den scrupulösen Ernst, der in dieser eigenthümlichen Frage lag, keineswegs befriedigt oder auch nur in seinen Besorgnissen abgeleitet. Indeß mußte er sich zugleich sagen, daß es bei einer Frau, wie diese, der er sich unter so viel erklärter Gunst von ihrer Seite gegenüber befand, doch immer nur darauf ankommen könne, im augenblicklichen Besitz der Situation bei ihr zu sein. Er zuckte bei diesem Gedanken wehmüthig die Lippen, denn seinem schönen, unverderbenen Gefühl nach hätte er sie gern höher, um Vieles höher gestellt!

„Dabei hätte ich fast vergessen, daß es mit meiner

eigenen Uniform für heut Abend noch sehr schlecht aussieht!“ rief sie jetzt plötzlich mit großer Lebhaftigkeit aus, indem sie aufsprang und sich vor den Spiegel stellte. „Ich werde heute große Toilette machen müssen, es wird eine Glanzvorstellung sein, und alle Prinzen werden, wie mir Brand sagte, derselben beiwohnen. Ich werde mein blauseidenes Kleid anziehen, und die mit Hermelin besetzte Sammet-Mantille dazu umthun. Was meinen Sie zu diesem Programm, mein Freund?“

Simon beeiferte sich, ihr seinen Beifall auszudrücken, worauf sie sich in das anstoßende Kabinet begab, um dort bei der vorgerückten Zeit so rasch als möglich die Umgestaltung ihrer Toilette vorzunehmen. Die Thür des Kabinets blieb offen, und während sie sich umkleidete und sich hin und wieder Eines und das Andere von ihm zureichen ließ, fand die lebhafteste und unbefangenste Fortsetzung des Gesprächs von ihrer Seite statt, wobei Simon zuweilen im heißen Ungestüm die Stärke seiner Schritte, mit denen er auf- und niedergehend das Zimmer durchmaß, verdoppelte.

Euphrosine war gewohnt, ihre Toilette, die immer meisterhaft gelang, und bis in alle Einzelnheiten hinein

vollendet war, zum größten Theil ohne alle Beihülfe einer Bedienung zu besorgen, mit der es freilich auch in ihrem Hause schlecht bestellt war. Nur zum Zumachen der Kleider wurde eine alte Aufwärterin hereingerufen, die sich aber in der Regel sehr ungeschickt dabei benahm, während der junge Simon, den Euphrosine schon einige Male zu Hülfe gerufen hatte, eine bedeutende Lernbegierde dabei entwickelte und schon sehr vollkommen auf diese Angelegenheit einstudirt war. Auch heut, wo die Dienerin ganz und gar fehlte, wurde ihm das Glück zu Theil, zur Ausübung dieses zartesten Kavalierdienstes in das Kabinet gerufen zu werden, wo Euphrosine ihn mit dem Ausdruck der sinnigsten Verschämtheit empfing. Simon hatte sich zwar schon öfter bei Tage in diesem vertrauten Kabinet befunden, welches durch seine Lage ziemlich dunkel war, aber er sah es heut zum ersten Mal durch eine ziemlich scharfe Beleuchtung erhellt, und prallte vor Erstaunen und Ueberraschung unwillkürlich zurück. Selbst die blendende Schönheit von Euphrosinens Nacken, der sich in unmittelbarster Nähe seinen Händen und Lippen darbot, konnte ihn nicht sogleich wieder auf die Höhe dieser anmuthigen Situation zurückversetzen, von der er durch Alles,

was er hier um sich herum sah und bemerkte, sich bedeutend herabgeglitten fühlte.

Das Kabinet Euphrosinens bot in der That kein solches Muster von holländischer Reinlichkeit dar, wie es der reiche Banquiersohn in dem glänzenden und bis in den entlegensten Winkel saubern Haushalt seiner Mutter zu sehen gewohnt war. Die verrätherische Lampe, deren Strahlen heut hineingedrungen waren, machte ihm Enthüllungen, denen seine Blicke mit Erstaunen und zugleich mit einem unheimlichen Reiz der Neugierde folgten. Auf einem mit Schmutz bedeckten Fußboden lagen die verschiedensten Gegenstände in wilder und abenteuerlicher Unordnung durcheinander umher. Wäsche, Schuhe, Bücher, alte Briefe, dick bestäubte Theaterrollen aus der Zeit ihrer früheren Wirksamkeit, zerrissene und zu andern Zwecken verschnittene Kleidungsstücke, einige verwitterte Redoutenmasken, Schmink- und Salbentöpfe, ausrangirte Hutfedern, zerbrochene Nippsachen, Recepte und viele andere kaum noch erkennbare Dinge, bildeten einen hoch aufgethürmten Haufen, der sich zugleich durch einen stechenden Geruch fühlbar machte.

Der in dem letzteren Punkt etwas reizbare Simon suchte seiner übel erregten Phantasie wieder aufzu-

helfen durch den unverwandten Anblick der herrlichen Naturformen, die seinem Auge preisgegeben waren, und deren Schönheit so rein und idealisch war, daß alle seine Gefühle sich von Neuem daran mächtig entzündeten. Nach vollendeter Toilette trat sie ihm jetzt wieder in der siegreichen Fülle ihrer Erscheinung gegenüber, und er glaubte nie eine reizendere und liebenswürdigere Person gesehen zu haben, als sie jetzt an seinem Arm, auf den sie sich mit feurigem Nachdruck stützte, in ihren Salon zurückschritt. In diesen Räumen paßte auch die ganze Umgebung wieder würdiger zu ihrer strahlenden, reich geschmückten Gestalt. Die Einrichtung war in diesen Räumen nicht ohne Eleganz und Geschmack, die mit Plüsch überzogenen Möbel größtentheils neu und modern, die Spiegel mit Goldrahmen bekleidet, und einige prachtvolle Blumen-Vasen, die auf einem kleinen Marmortisch standen, fügten der Ausstattung noch ein luxuriöses und künstlerisches Element hinzu.

Euphrosine trat vor den großen Spiegel zwischen den Fenstern, um mit kritischem Blick ihr ganzes heutiges Ensemble noch einmal zu überschauen, und dem Ganzen wie dem Einzelnen einen bestimmten Abschluß zu geben. Sie neigte sich dabei oft ganz dicht an die

Spiegelfläche, an der sie namentlich ihr glänzendes schwarzes Haar in den kunstvollen und eigenthümlichen Formen, die sie ihm heut gegeben, mit anhaltender Aufmerksamkeit musterte. Indem sie mit Auflegung ihrer beiden Hände den schönen Scheitel noch glätter und fester strich, hielt sie plötzlich in ihrer Betrachtung wie erschrocken inne, und bezeichnete mit dem Finger eine bestimmte Stelle ihres Haares, an der sie eine besondere Bemerkung gemacht zu haben schien.

„Kommen Sie einmal her, mein Freund," sagte sie mit leiser Stimme zu Simon, „was habe ich denn hier? Betrachten Sie mein Haar an dieser Stelle genau, und sagen Sie mir ohne Rückhalt, was Sie bemerken!"

Sie sprach dies mit einer zitternden und fliegenden Hast, die bewies, welche Wichtigkeit sie dieser Entdeckung beimaß. Simon brauchte sein scharfes Auge nicht erst in der Nähe anzustrengen, um zu bemerken, daß sich zwei silberweiße Haare, die sich in muthwilliger Unverschämtheit verdrängten, in dem sonst so dichten und strahlenden Schwarz ihres Scheitels eingeschlichen hatten. Mit einem schauerlichen Gefühl, das ihn in seiner innersten Seele beschlich, sah er diese

ersten Vorboten des beginnenden Alters, die sich schon mitten in die schönste Fülle des Lebens und des Leibes vorgeschoben hatten, und den nahen Ausbruch des großen Kampfes ankündigten.

Mit ängstlicher Eile legte er zwei seiner Finger auf das blitzende Silber, welches so verrätherisch aus dem herrlichen Dunkel ihres Haares emporsprang. Es that ihm recht mitten in seinem Herzen wehe, daß es so war, aber er würde es nicht über sich vermocht haben, ihr die Wahrheit zu sagen. Er schob ihr mit seinen Fingern das Haar an dieser Stelle so zurecht, daß die frechen Vordringlinge wieder spurlos verschwanden. Dann sagte er zu ihr, bemüht, seine gutmüthige Weichheit hinter einem humoristischen Ton zu verbergen: „Es war nichts als der trügerische Lichtreflex, der sich mit dem wundervollen Rabenschwarz Ihres Haares herumneckte und zuletzt wie eine trunkene Biene, die an einem Blumenbeet hängen bleibt, selig verloren in Ihren Locken sich bettete.“

Sie lachte laut über ihren poetischen Freund, sah ihm dann aber wieder mißtrauisch und wehmüthig zugleich in die Augen. „Mein Haar ist gut,“ sagte sie dann mit naivem Selbstgefühl, „aber ich fürchte zuweilen, daß mein Kopfschmerz, an dem ich so sehr

leide, mir noch weiße Haare machen wird. Es ist doch ein schlimmes Ding mit der Vergänglichkeit!“ fuhr sie nach einem tiefen Seufzer fort. „Zuweilen kommt es mir vor, als wenn die Jugend nur ein Masken-Anzug des Alters wäre, und ich denke mir, es muß ein gräuliches Gefühl sein, wenn man die ganze Nacht im Ballsaal in einem schönen und phantasievollen Kostüm getanzt, und nun plötzlich fort muß, weil man die Nachricht erhält, daß zu Hause Feuer ausgebrochen sei. Denken Sie Sich, diese Vorstellung quält mich oft auf das Entsetzlichste wie eine fixe Idee, und ich male mir dann aus, wie ich nach Hause komme und Alles, was ich besitze, abgebrannt und eingeäschert finde. Ich stehe in meinem luftigen Ballstaat auf offener Straße, und fange unsäglich zu frieren an, und die Stürme eines rauhen Wintermorgens pfeifen mir schneidend um die Ohren und reißen mir zuletzt den luftigen Domino herunter, und ich sinke in den unter meinen Füßen zusammengewehten hohen Schnee nieder, selbst eiskalt wie der Tod, ohne Schmuck, ohne Jugend, ohne Schönheit, die plötzlich alle dieser fürchterliche Morgen verweht hat!“

„Welche merkwürdige Phantasie!“ sagte Simon,

Darum denke ich mir gern in einem eingefleischt legitimen und absolutistischen Reiche plötzlich ein unschuldiges, unmündiges Kind auf den Thron, und es ist merkwürdig, wie mir die neueste Tagesgeschichte diese meine ächt historische Schadenfreude verwirklicht. Zwar nicht meinen kleinen Herzog von Bordeaux, dessen kluges Knabengesicht mir so wohlgefallen, hat sie auf den französischen Thron gesetzt, um ihn für die Bewegung zu erziehen, und so in ihm das Vergangenheitsrecht der Legitimität mit dem jungen Recht der Zukunft zu verschmelzen. Aber seht, in Spanien, dieser uralten dunkeln Stätte des zwischen Katholizismus und Legitimität geschlossenen Schwesterbundes, in Spanien schaukelt sich ein kleines frisches Mägdlein in der Wiege, und diese Wiege, an der im Lande früher nicht gesehene Engel sitzen, ist der castilianische Thron. Und rings umher im Reiche, welche Veränderung, ja, welches Schicksal! Ist es Spanien, ist es wirklich das seit langen Jahren geschichtlich todte Spanien, das jetzt einzig nur in den freien und

indem er mit Erstaunen bemerkte, daß ihre sonst so heiteren und übermüthigen Augen sich mit Thränen gefüllt hatten. Sie wischte dieselben jetzt jedoch rasch wieder hinweg, und reichte ihm mit einem zärtlichen Blick die Mantille hin, mit der Bitte, ihr dieselbe umzugeben.

Simon hatte vorher, als von der Bestimmung ihrer Toilette die Rede gewesen, nicht an die eigenthümlichen Mißstände gedacht, welche ihm dieses ziemlich phantastisch aussehende Kleidungsstück schon einmal bereitet hatte. Euphrosine pflegte es zwar mit dem von ihr einmal angenommenen Kunstausdruck ihren Hermelinmantel zu nennen, aber Simon hatte sich eigentlich über diese poetische Uebertreibung geärgert, besonders seitdem er in dem letzten Konzert, wo sie in diesem Kostüm neben ihm gesessen, nicht blos die Unächtheit, sondern auch die Schadhaftigkeit des weißen Pelzbesatzes auf eine ihm sehr unangenehme Weise kennen gelernt hatte. Es war nämlich davon an seinem Aermel eine unzählige Menge kleiner weißer Haare sitzen geblieben, die es sehr sichtlich machten, in welche genaue Berührung er mit diesem ohne Zweifel aus Katzenfell bestehenden Pelzwerk gerathen war. Die ironischen Blicke seiner Nachbaren

hatten ihn zuerst darauf aufmerksam gemacht, und durch sein eifriges Wischen des Rockärmels war die Sache nur noch verschlimmert worden.

Die Mantille verbreitete aber heut außerdem noch einen besonderen Geruch, dessen Eigenthümlichkeit er freilich bald erkannte. Euphrosine hatte heut Morgen schon eine Reitstunde beim Direktor Brand gehabt, und sie pflegte dann gewöhnlich einige Zeit auch im Stall zu verweilen, der bei dem neuen Interesse, welches sie hatte, ihr zu einem Lieblings-Aufenthalt geworden war. Dieser Verkehr hatte aber dann auf sämmtliche Kleidungsstücke, welche sie bei dieser Gelegenheit trug, einen unverkennbaren spezifischen Einfluß, und aus dem starken stechenden Duft, den ihm der Hermelinmantel in diesem Augenblick entgegenströmte, schloß Simon, daß Euphrosine heut Morgen schon eine Reitstunde gehabt haben mußte, obwohl sie ihm dasselbe kurz zuvor, er wußte nicht warum, abgeläugnet hatte.

Da er die ihm noch unangenehmere Eigenschaft des Haarens aus Delicatesse nicht gern zur Sprache bringen wollte, schob er jetzt diesen Duft des Pferdestalles vor, auf den er seine Bitte, diese Mantille heut lieber nicht anlegen zu wollen, bezog. Sie lachte

ihn aber aus, nahm eine neue Flasche des schönsten Eß-Bouquets, mit dem sie Simen aus der besten Quelle zu versorgen pflegte, und schüttete dieselbe zu einem guten Theil über die Mantille aus. Dann sagte sie, indem sie sich nun selbst den Umwurf mit aller Grazie anlegte, mit einem ernsten Anflug zu ihm: „Ich weiß wohl, daß Sie meiner Reiterei abhold sind, mein Freund! Aber ich versichere Sie, es ist das Einzige, was mir noch Illusion macht und mir, Sie werden es unbegreiflich finden, sogar einen Trost für die Zukunft giebt!“

Simen wollte diese offenherzige Aeußerung über ihre Illusionen eben sehr wenig schmeichelhaft für sich selbst finden, wie er denn überhaupt etwas zur Empfindlichkeit neigte, als sie jetzt in großer Extase seine Hand ergriff und mit flammenden Augen, die ihm seltsam vorkamen, ihm zurief: „Lieber Freund, man muß dies infame Leben in allen Zipfeln angreifen, die sich einem nur irgend darbieten wollen! Der ehrliche Brand behauptet, ich hätte Genie zur Reitkunst und würde, wenn ich wollte, einmal eine Schulreiterin abgeben, wie noch keine in der Welt dagewesen sei. Ich mache mich natürlich lustig über seine Schwärmerei mit mir, aber ich versichere Sie, wenn

ich ſo auf meinem elaſtiſchen Renner durch die Bahn dahinfliege, komme ich mir ſo ſtolz und glücklich vor, als läge die ganze Welt zu meinen Füßen, und als zerträte ich mit den ſiegreichen Hufen meines Roſſes alle Leiden, alle Schmach und alle finſteren Gedanken, die mir jemals auf meiner Lebensbahn aufgeſtoßen!“

Der junge Simon hörte ſie gern ſo reden, und war dann mit Allem verſöhnt, was ihm auch ſonſt an ihrem Thun und Sein nicht gerade gefiel. Er nannte ſie dann ſeinen philoſophirenden Wildfang, und dies war ein Wort, das auch ſie mit Wohlgefallen über ſich ergehen ließ. Jetzt aber war es die höchſte Zeit geworden aufzubrechen, und Euphroſine, ſobald ſie mit ihrem Anzug fertig geworden war, verrieth ſelbſt die äußerſte Ungeduld fortzukommen. Simon hatte nach einem Miethwagen geſchickt, der in dieſem Augenblick auch vorgefahren kam.

Ehe ſie einſtiegen, ſagte Euphroſine noch zu ihm: „Nun, nach der Vorſtellung bringen Sie mich doch wieder nach Hauſe und ſoupiren hier? Ich habe Bowle beſtellt, und Sie wiſſen, die geräth mir immer ſehr gut, und wir ſind Alle am vergnügteſten dabei. Aber Sie müſſen mir verſprechen, heut einmal recht

ausgelassen und um Gotteswillen gar nicht empfindlich zu sein!“

Simon küßte ihr die Hand und sagte der Einladung für das Souper zu, bei dem Euphrosine gewöhnlich am liebenswürdigsten und in ihrem eigentlichen Genre erschien, indem sie dann in einer Lustigkeit strahlte, die nicht selten einen genialen Anflug hatte und zu manchen tollen Scenen führte. In Erwartung dieses erneuerten Glücks geleitete er sie jetzt hinunter und hob sie zärtlich in den Wagen.

IV.

Geburtstagsgeſchenke.

In den nächſten Wochen, welche der junge Simon in einem unabläſſigen Taumel von Glück und Luſtigkeit verlebte, war der innere Zwieſpalt in der Familie Simon ſchon ſo ſtark geworden, daß auch die gemüthlichen Sonntags-Familiendiners, die ſeit länger als zwanzig Jahren regelmäßig in dieſer Familie ſtattgefunden, ſchon mehrere Male ausgeſetzt worden waren und gänzlich aufzuhören drohten. Betty Simon empfand dieſes geheime Zerwürfniß, welches, obwohl nicht eingeſtanden, doch darum um ſo gefährlicher ihren Familienkreis durchlief, auf das Allerſchmerzlichſte, und um ſo mehr, weil ihr über Alles geliebter Sohn die einzige Urſache davon war und durch ſein ſchroffes und nachläſſiges Benehmen gegen alle Freunde

und Verwandte des Hauses einzig und allein den patriarchalischen Frieden gestört hatte. Madame Simon, die eine geistvolle und scharfsinnige Frau war, sann auf allerlei Mittel, ihren Liebling von diesem Tarantelstich, wie sie es nannte, zu heilen, obwohl sich die rechten noch immer nicht hatten finden lassen wollen.

Als sie heut in ziemlich trüber Stimmung ganz allein in ihrem Boudoir saß und die Vossische Zeitung, die sie sehr genau und in allen ihren Theilen zu lesen pflegte, eben mit ihrem gewöhnlichen Zeitungs-Stoßseufzer: „die ganze Welt kommt wieder auf den alten Fleck zurück!“ beendigt hatte, trat der junge Simon mit einer auffallenden Hast zu ihr in's Zimmer. Sein Wesen trug den Ausdruck einer Unruhe und Verstörtheit, die seine Mutter sogleich auf das Aeußerste erschrocken machte.

„Was ist Dir, mein geliebter Sohn?“ fuhr Madame Simon empor. „Und was bringst Du mir da — mein Gott! wie Deine Hände zittern! — für ein Stück Papier?“

„Es ist ein Wechsel!“ sagte Simon mit einem Erröthen, welches sein ganzes Gesicht bedeckte.

„Ein Wechsel, mein Sohn?“ erwiederte Betty

Simon auffahrend. „Was haſt Du mit Wechſeln zu thun, da Du Dein großes Studium betreibſt in Phyſik und Chemie, und der weltberühmte Alexander von Humboldt ſelbſt, als er neulich bei Beer's aß, ſich ſehr anerkennend über Dein Wiſſenſchaftliches ausgeſprochen haben ſoll?"

„Ich will es Dir nur geſtehen, mein altes Mamachen, ich habe einen ſehr dummen Streich gemacht!" verſetzte Simon, indem er ſie innig umfaßte und ihr die Wangen küßte. „Ich habe mich durch den Schauſpieler Conti verleiten laſſen, Bürgſchaft für einen Wechſel zu übernehmen, weil er ſich in großer Verlegenheit befand, in der man doch Anſtands halber Jemand, mit dem man verkehrt, nicht ſtecken laſſen kann."

„Ich habe nicht gewußt, daß Du Anſtands halber mit dieſer Sippſchaft verkehrſt!" entgegnete Betty Simon mit einem ſchneidenden Ausdruck. „Wenn das Geſchäft mit dieſer Sippſchaft zuſammenhängt, iſt es gewiß ein ſehr ſchlimmes. Heut ſcheint es mir zum erſten Mal gut, daß mein ſeliger Simon nicht mehr lebt. Aber ſage mir zuerſt, wie hoch? und dann erzähle den Hergang."

„Auf zweitausend Thaler!“ erwiederte der junge Simon zögernd.

„Wir werden nicht arm davon werden, aber man ärgert und schämt sich doch, wenn einem so etwas passirt,“ sagte sie, indem ihr schon die unglückliche Miene ihres Sohnes leid zu thun anfing. „Aber wer hat den Wechsel gezogen, wer hat ihn acceptirt und wer hat ihn girirt?“

„Ach,“ erwiederte Simon seiner geschäftskundigen Mutter, „es ist eine höchst unangenehme Sache! Ich selbst habe den Wechsel ausgestellt, und zwar auf den Lieutenant Baron v. Lindwall, der ihn zahlbar an die Ordre des Conti girirt hat, während ich außerdem noch meinen Namen auf die Rückseite des Wechsels in blanco gezeichnet habe. So ist der Wechsel durch einen Commissionair verkauft worden, wird mir aber eben mit der Weisung zurückgebracht, daß ich ihn heut als am Verfalltage zu bezahlen hätte, weil Herr Conti heimlich Berlin verlassen habe und in dem Accept des Barons ein Formfehler bemerkt worden sei, der jede Zahlungsverbindlichkeit für denselben aufhebe. Ich habe den Wechselagenten auf heut Nachmittag wieder herbestellt, um mich dann zu erklären, und ihm so lange einen Gegenschein gegeben.“

„Hat man ſolche faule Geſchichte ſchon gehört!“ rief Madame Simon in höchſter Empörung aus. „Ja,“ fuhr ſie fort, den Wechſel mit Kennerblicken durchfliegend, „das Accept taugt in aller Welt nichts, der Name des Barons iſt blos mit ſeinen Anfangsbuchſtaben angedeutet, und außerdem würdeſt Du in ſeiner bevorzugten und gerade in Wechſelſachen geſchützten Stellung als Offizier doch in dieſem Fall kein Recht gegen ihn einklagen können. Dieſe bevorzugten Leute ſind doch ſehr gut daran, und ſtatt ſie zu haſſen, wie ich mir bisher zu meiner Lebensaufgabe gemacht habe, fange ich faſt ſchon an, ſie zu beneiden. Dieſe Leute haben Recht, ja, ſie haben Recht! Sie gewinnen immer, und wir verlieren immer. Habe ich mich damals in der Oper über die Geheimräthinnen geärgert, weil ſie mit der auffallenden Kokette nicht zuſammen in einer Loge ſitzen wollten, und habe ich ſie in meine Loge genommen, und habe als Folge dieſer Sache nichts wie Kummer gehabt ſeitdem. Und das Ende vom Liede iſt doch immer noch wie in den alten barbariſchen Zeiten: „der Jude muß bezahlen!“ So bezahle denn auch Du, mein Sohn, Jude Simon, hörſt Du, dieſen Wechſel, in deſſen Betrag

neuen Institutionen sich beglückt, gesichert und erlöst dünken kann? Ein holdes Kind schläft in der Wiege, und das Volk gewinnt Muth, zu erwachen. Die Partei des Kindes ist die liberale, denn sie sieht das Kind an, und denkt bei ihm an die Werdefreiheit der Zukunft. Und das Kind träumt auf seinem Wiegenthron ruhig hin von fernen Morgenröthen, und wenn es einst die größer gewordenen Augen um sich her aufschlägt, wird es die Sonne der Freiheit über Spanien heraufgeführt sehen, und unter diesem Sonnenschein, von dem es geträumt, dann herrschen. Aber noch wird Isabella blutige und kriegerische Tage an ihr Ohr schlagen hören, ehe die Bewegung der Freiheit den Segen des Friedens bringt. Denn in Spanien, weil es katholisch ist, wirkt jede Spaltung auch als eine religiöse, und die Legitimität läßt sich nicht erschüttern, ohne auch dem Katholizismus ein Grab zu graben. Unabsehbar sind daher noch die Mittel der innern Beruhigung, und ich glaube, daß Spanien vorerst nichts Wirksameres zu ergreifen hat, als Frankreich in der

ſich die Kokette mit ihrer ganzen ſauberen Freundſchaft redlich getheilt haben wird!“

Simon wurde abwechſelnd blaß und roth. „Ich ſehe ein, daß ich mich wie einen unmündigen Narren habe behandeln laſſen!“ ſagte er nachdenklich.

„Nun, verzage nur nicht, mein Einziger!“ erwiederte ihm die Mutter, ihm zärtlich und beſorgt die Wangen ſtreichelnd. „Du biſt verliebt geweſen, Simon, und die Tarantel hatte Dich geſtochen. Aber ſiehe, mein Sohn, Deine Liebe war ein fauler Wechſel, deſſen Accept in letzter Inſtanz, wo es auf baare Münze ankommt, nicht gültig befunden werden kann, und Dir nun einzig und allein zur Laſt fällt.“

„Ich will vor Allem jetzt ſehen, was aus dieſem Schuft Conti geworden, und ob er wirklich verſchwunden iſt!“ rief Simon. „Geſtern Abend traf ich ihn noch bei Euphroſinen, und er ſchwur mir hoch und theuer, daß ich um die Einlöſung des Wechſels heut nicht beſorgt zu ſein brauche.“

„Ich beſchwöre Dich, nicht hinzugehen!“ rief ſeine Mutter mit dringendem Ausdruck. „Wir wollen gern Alles zahlen, wie wir es doch einmal müſſen, aber verſprich mir, Simon, dafür die ganze ſaubere Sippſchaft nicht wiederzuſehen. Denn, bei Gott, ich fürchte,

wenn Du wieder hingehſt, bleibſt Du doch wieder kleben, mein geliebter Sohn, an dem ganzen Pech, was die ſchöne Kokette heißt."

Aber Simon wollte ſich durch dieſe Vorſtellungen nicht zurückhalten laſſen, und verſprach auf ſein Wort, in kürzeſter Zeit wieder zurück zu ſein. Es war ihm zu wichtig, zu ſehen, was ſeit geſtern im Hauſe ſeiner Freundin Euphroſine vorgegangen war und inwiefern ſie, an deren Geſinnung er nach den erſt geſtern empfangenen Proben nicht zweifeln durfte, bei dieſer ganzen Gelegenheit betheiligt ſein könne.

In athemloſer Eile und faſt in kürzerer Zeit, als je, legte er den ſo oft durchmeſſenen Weg zu ihrer Wohnung zurück. Mit klopfendem Herzen ſtand er an der Klingel, die er ſo häufig in ungeſtümer Haſt gezogen, und die zu ſeiner Verwunderung diesmal abgeriſſen herunterhing. Er klopfte ſtärker und ſtärker, mit ſteigender Angſt, die ſich in ſeinem leichenblaß gewordenen Geſicht ausdrückte. Als Niemand öffnete und Alles ſtill und wie ausgeſtorben blieb, ſteigerten ſich ſeine qualvollen Empfindungen auf's Aeußerſte, und während Verzweiflung und Scham ſich ſeiner bemächtigten, hätte er zugleich im Hohn über ſich ſelbſt laut auflachen mögen.

Er mußte ſich freilich bei reiflicherer Erwägung ſagen, wie daraus, daß die Klingel abgeriſſen ſei und Niemand öffnete, noch immer kein nachtheiliger Schluß auf Euphroſinens Verhalten gefolgert werden könne. Wahrſcheinlich war ſie heut noch einmal in die Reitſtunde gegangen, zu ſeiner Freude die letzte, da Direktor Brand noch am heutigen Tage mit ſeiner Geſellſchaft die Reſidenz verlaſſen und geſtern Abend bereits ſeine Schlußvorſtellung gegeben hatte.

Als er noch immer ſtehend und wartend über dieſe Möglichkeit nachdachte, kam die alte Aufwärterin Euphroſinens mit ihrem gewöhnlichen ſtöhnenden Brummen, das ſie wie mechaniſch fortwährend hören ließ, die Treppe heraufgeſchlichen. Als ſie ihn erblickte, griff ſie ohne Weiteres in ihre ſchmutzige Taſche und zog aus derſelben ein Billet hervor, an deſſen eigenthümlicher Faltung Simon ſogleich erkannte, daß es von Euphroſinen ſein müſſe. Er riß es ihr aus der Hand und las die folgenden, flüchtig mit Bleiſtift hingekritzelten Worte von ihrer Hand:

„Lieber Simon, ich ſage Ihnen — nicht wahr, recht unerwartet? — Adieu. Geſtern Abend, als Sie von mir gingen, war ich noch unentſchloſſen

und theilte Ihnen darum nichts mit. Heut Morgen erneuert Brand, kurz vor seiner Abreise, seine Anträge definitiv, und ich habe sie angenommen. Ich bin in Engagement bei ihm als erste Schulreiterin eingetreten, als welche ich nun meinen arabischen Freund Orion nach Herzenslust reiten kann. Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich schon mit der ganzen Reiterei auf und davon. Verdenken Sie es mir? Sie sind gut, liebenswürdig, großmüthig und gelehrt, und werden mir darum Glück wünschen, weil Sie sich denken können, daß es nichts Besseres für mich mehr auf der Welt giebt, als mich zu Tode zu galoppiren! Conti ist fort. Ich weiß nicht wohin. Ich schwöre Ihnen, daß mir alle seine Angelegenheiten völlig fremd und unbekannt waren und geblieben sind. Mein ganzes Verhältniß zu ihm war immer nur in den drei Worten inbegriffen: sauve qui peut! Leben Sie wohl, theurer Freund, Sie hatten nur eine sehr flüchtige Aventure mit mir, bei der ich den Vortheil hatte, Ihren seltenen, für eine Glücklichere bestimmten Werth schätzen zu lernen und unvergeßlich zu bewahren, während Ihnen nichts von mir übrig bleiben wird, als ein Bißchen Mitleid,

wofür sich aber fast lieber Ihre Verachtung ausbitten möchte

Ihre arme Euphrosine."

„Der Vorhang ist rasch gefallen!" sagte Simon, indem er das Billet anstarrte und dann, noch einen schmerzlichen Blick darauf richtend, der wie ein Scheideblick aussah, es wieder zusammenfaltete. Er fühlte sich unendlich traurig und zugleich unendlich froh. Schon in den letzten Tagen hatte er das Verhältniß zu ihr nur als einen Widerspruch seines ganzen Wesens empfunden, den zu durchbrechen er sich aber so bald nicht entschlossen haben würde, weil es ihm dazu an Muth fehlte, sich einem Einfluß zu entziehen, der eine magische Gewalt über ihn erlangt hatte.

Er begab sich langsam zum Hause heraus und sog mit Begierde die frische Luft ein, welche ihm auf der Straße entgegenströmte. Allmählig beflügelten sich seine Schritte immer mehr und mehr, und wenn er sich früher oft gewundert, mit welcher Schnelligkeit er den Weg von seinem Hause nach ihrer Wohnung zurückgelegt, so mußte er jetzt mit Erstaunen bemerken, daß er jetzt noch um Vieles rascher wie je von ihrer verlassenen Wohnung wieder nach Hause zurückgekommen war.

Haſtig, als wenn er ein unverhofftes Glück zu Hauſe finden ſolle, ſtürzte er die Treppen hinauf. Es kam ihm Alles in dieſem Hauſe neu und glänzend vor, wie es ihm noch nie erſchienen war. Er mußte ſich erſt fragen, ob er ſich nicht verirrt habe und in eine fremde Lokalität hineingerathen ſei. Ihm war, als ſei er von einer langen Reiſe zurückgekehrt, und das Herz ſchlug ihm vor Vergnügen, wenn er dachte, wie er jetzt ſeine alte gute Mutter und vielleicht auch ſeine ſchöne Couſine Roſalie, die um dieſe Zeit immer da zu ſein pflegte, durch ſeine plötzliche Heimkehr überraſchen werde.

In dieſer ihn unendlich beglückenden Illuſion ſchlich er ſich auf den Zehen durch das Vorzimmer, als plötzlich der rauſchende Ton des Klaviers an ſein Ohr drang. Er hörte einen Augenblick lang zu und glaubte an dem Anſchlag wie an der feurigen Manier des Spiels Niemand anders als Roſalie zu erkennen, die ſeine Lieblings-Ouvertüre, die von Beethoven zur Leonore, ſpielte. Um noch einige Minuten unbemerkt lauſchen zu können, trat er in eine Seitenthür, die ihn in ſeine Studirſtube führte.

Wie erſtaunte Simon, als er in die Mitte ſeines Studirzimmers vorgetreten war, und er dort einen

mit festlichen Blumen-Guirlanden und den seltensten Topfgewächsen geschmückten kleinen Marmortisch wahrnahm, der wie zu einem Festangebinde und offenbar für ihn hingestellt war. Da fiel ihm ein, daß heut sein Geburtstag sei, was er seltsamer Weise bis jetzt noch jedes Jahr vergessen, um dann durch die überraschende Liebe seiner Angehörigen um so freudiger daran erinnert zu werden. Darum erklang auch im Nebenzimmer die herrliche Leonoren-Ouvertüre von Beethoven unter Rosaliens schönen Meisterhänden, die sich jetzt vorbereitend übten, um ihm, wie dies auf seinen Wunsch jedesmal an seinem Geburtstag geschah, das Musikstück nachher mit aller Feierlichkeit vorzutragen.

Er trat an den Tisch, um auch die darauf bemerkten Liebesgaben, die man ihm zugedacht hatte, vorläufig zu mustern. Er sah zuerst ein sehr kostbares und ausgezeichnet schönes physikalisches Instrument, welches er sich längst gewünscht, und das er ohne Zweifel der Alles bedenkenden und immer still wirkenden Sorgfalt seiner Mutter verdanken sollte. Dies Instrument winkte ihm mit geheimnißvoller Vertraulichkeit zu, und träumerisch es betrachtend, glaubte er in seinem Metallglanz sich die erhebenden Worte:

„Rückkehr zu den Studien" herauszulesen. Daneben lag ein Ruhekissen von unendlicher Zartheit und Kunstfertigkeit, auf welches ihm die auch in dieser Beziehung ausgezeichnete Hand seiner Cousine einen Kranz von Lorbeern und Rosen gestickt hatte. Ganz hinten an der Ecke des Tisches lag ein zerrissenes Stück Papier, welches Simon ahnungsvoll zu erkennen glaubte. Als er es aufnahm und betrachtete, sah er, daß er sich nicht getäuscht hatte. Es war der quittirte Conti'sche Wechsel, den Betty Simon während seiner Abwesenheit eingelöst und ihm jetzt in dieser unverbindlich gewordenen Gestalt wieder zurückstellte.

Er mußte sich an dem kleinen Marmortisch halten, so bewegt und erschüttert fühlte er sich. Einige große Thränentropfen entstürzten seinen Augen und bedeckten seine Geburtstagsgeschenke. Er bemerkte in dieser Aufregung nicht, daß seine Mutter und Rosalie, die inzwischen hereingetreten waren, längst hinter ihm standen und ihn mit zärtlichen Blicken beobachteten. Jetzt sah er sich um und stürzte mit einem lauten Ausruf der Liebe in die Arme seiner Mutter. Rosalie war mit einer hohen Purpurgluth im Gesicht wieder zurückgetreten und wollte ihre Blicke wie ihre

Thränen ihm verbergen. Simon aber stürzte ihr nach und zog sie an seine Brust. Indem er dann einen heißen Kuß auf ihre Lippen zu drücken wagte, fragte er sie leise: ob dies ein Verlobungskuß sein dürfe? Nur die überglücklichen Augen des Mädchens antworteten ihm darauf. Betty Simon war außer sich vor Freude, daß dies längst von Allen herbeigewünschte Familienereigniß endlich seiner Erfüllung entgegengehen sollte, und umarmte die beiden jungen Leute in dankbarem Entzücken. In demselben Augenblick erschien auch noch Onkel Fränkel in der Thür und wollte mit der großen Vorsicht, die ihn auf der Börse auszeichnete, den Freuden-Nachrichten erst gar nicht trauen, bis er in den allgemeinen Jubel fortgezogen wurde. Die ganze Familie Simon war versöhnt und selig. —

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Paris

und

Louis Napoleon.

Neue Skizzen

aus dem

Franzöſiſchen Kaiſerreich.

Von

Theodor Mundt.

Erſter Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

Aufhebung der Staatsreligion zu folgen. Und nun sehet auch hin auf die altherrliche Nachbarin Spaniens, das von Camoëns gesungene Portugal! Abermals in einem von Legitimität und Katholizismus verwüsteten Lande ein Kind auf dem Thron, wenn auch schon fast eine Jungfrau! Aber an der Sache des Kindes Maria da Gloria entspann sich der Kampf und die Bewegung der nationalen Freiheit. Und wieder ein Thron, der nicht anders als unter den freien und neuen Einrichtungen sich für gesichert halten kann, ein Thron uralter Legitimität, an die Blüthe eines jungen Mädchens gefesselt, die nur durch die Macht der Bewegung Königin sich nennt, die im Begriff steht, mit einem Fürsten aus Napoleonischem Stamme sich zu vermählen. Wunderbare Romandichtung der Geschichte! Wer hätte etwas Aehnliches sich ausdenken können! Doch während die Freiheit in Portugal aufblüht, verhüllt der Katholizismus trauernd sein Haupt, nachdem ihm der kluge Dom Pedro eine tödtliche Wunde geschlagen. So sind diese beiden

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

I. **Das Paradies der Arbeiter im neuen Kaiserreich.** (Die neuen Arbeiter-Café's. Das Café du dix-neuvième Siècle. Der Luxus und die Blouse. Die demokratische Natur des heutigen Luxus. Der französische Arbeiter als Herr des neunzehnten Jahrhunderts. Der Preis-Courant des Arbeiters und der Kaiser. Die Sittenzustände der Arbeiter im Kaiserreich. Die Weltgeschichte des vierten Standes. Die kaiserlichen Organisations-Projecte mit dem Arbeiterstande. Die Umschaffung des Arbeiters zum Cavalier. Das große Weißbrot als Symbol des napoleonischen Arbeiter-Evangeliums. Die Cités ouvrières auf dem Boulevard Mazas und Boulevard Sebastopol. Der französische Arbeiter ist der Soldat der permanenten Anarchie. Die Häuser des Herrn Mildband. Scheu des Arbeiters vor der Volkskaserne. Das Café Parisien. Weltmännischer Charakter des französischen Arbeiters. Parallele des französischen und deutschen Arbeiters. Eine zeitunglesende Arbeiter-Familie. Die neue Volker-Race des Proletariats. Fortschritte der französischen Arbeiter in ihrer geistigen Bildung. Die cours gratuites pour les ouvriers. Der Arbeiter-Lehrer Doré. Die persönlichen Manieren des Arbeiters. Der Soldat mit dem weißen Pudel. Der Kellner und der Arbeiter. Die Blouse der Talar der arbeitenden Klassen. Die Frauen und Töchter der Arbeiter. Vier Kartenspielerinnen aus dem Volke. Die Schönheit armer Mädchen in Paris. Ein Sonntag-Nachmittag in Passy. Die Arbeiter-Denken in Passy. Das Schauspieler-Talent des französischen Arbeiters. Die Rachel. Der Charakter des Arbeiters. Das Berliner Hähnchen und der Pariser Drôle. Projectirter Einfluß des Bieres auf den französischen Arbeiter. Eine Confe-

renz Louis Napoleons mit dem englischen Bierbrauer Bass. Streben nach einem Embonpoint der französischen Arbeiter. Der restaurateur du peuple. Napoleon III. und Ludwig XVI. Die Ent-Revolutionirung des französischen National-Charakters. Die sociale Organisation des Proletariats.) S. 1—56.

II. **Die Helena-Medaille und der Napoleon-Cultus.** (Scenen bei der Vertheilung der Helena-Medaille in Paris. Therese Figueur, genannt Sans-Gêne. Der alte Tänzer Myon. Beschreibung der Helena-Medaille. Die Zahl der alten Krieger des Kaiserreichs in allen Ländern. Die Contingente zu den Armeen des Kaiserreichs. Ob die Helena-Medaille gegen Deutschland gemünzt sei? Das Ensemble der Helena-Medaille mit dem Kriegslager bei Châlons und der Rheinbrücke bei Straßburg. Die Bestimmungen des Testaments von St. Helena. Ein Schreiben des französischen Gesandten Baron von Meneval. Das Privat-Vermögen Napoleons I. Tête . . . armée die letzten Worte Napoleons. Die Begegnung der Helena-Medaille mit der Krim-Medaille. Der Napoleon-Cultus von Napoleon III. gestiftet. Das Monument der Königin Hortense in Rueil. Eine Statue der Kaiserin Josephine auf der Insel Martinique. Der Capitaine Dulac. Der Kaiser als napoleonischer Reliquiensammler. Das Museum der Souveraine im Louvre. Eine Industrie-Ausstellung der königlichen Würden. Die Eisenkrone Hunalds und der Degen Ludwigs XVI. Der Schraubstock Ludwigs XVI. Der Schuh Marie Antoinette's. Der Regenschirm Louis Philipps. Der napoleonische Kaisersaal des Louvre. Die neue Legitimität des Säbels. Die Krone der Universal-Monarchie. Ein Hut Napoleons aus der Campagne von 1814. Der Bourgeois-Hut von der Insel Helena. Das Schweißtuch Napoleons I. Die Kinder-Garderobe des fils de l'homme. Der Code Napoléon. Andacht der französischen Bauern zu den Kaiser-Reliquien. Der Tod zu St. Helena als Volksmythus. Die Wiederauferstehung des großen Empereur.). S. 57—68.

III. **Scenen aus dem Lager von Châlons.** (Das permanente Lager. Strategische Bedeutung zur Hauptstadt und zu den Grenzen Deutschlands. Die Garden. Châlons, das alte Catalaunium. Die Eroberungszüge Attila's und Napoleons I. gegen die deutschen Völker. Die Schlacht Attila's in den catalaunischen Gefilden. Das Terrain. Ausgrabungen von Alterthümern und Attila-Medaillen. Das Zelt Napoleons III. Pelissier, Duc von Malakoff. Der Kaiser. Lagerleben. En partant pour la Syrie. Der ausgerissene Hengst. Die amerikanische Eisenbahn im Lager. Das diplo-

matische und mechanische Talent des Kaisers. Die Cafés und Vergnügungs-Etablissements im Lager. Die ouvrages blancs. Mabille de Mourmelon. Die mères Moreau. Das Café Malakoff. Die Kaiserin Eugenie im Lager. Das Verhältniß des Kaisers und der Kaiserin. Das Lager-Theater. Eine Pantomime der Zuaven. Die Messe vor dem Altar des Camp. Militair-Gewalt und Katholizismus. Der militairische Charakter der französischen Armee. Zusammenleben des Kaisers mit den Soldaten im Lager. Gefährliche Bedeutung der Militair-Lager im Frieden. Besuch des Herzogs von Cambridge im Lager von Châlons. Die französische und englische Armee. Sorge des Kaisers für die Nahrungsverhältnisse der Soldaten. Das Café-Fest der Zuaven. Spatiertritt des Kaisers und der Kaiserin durch das Lager. Prinz Napoleon, und sein Verhältniß zum Kaiser. Die großen Manoeuvres. Des Kaisers Tagesbefehl in Châlons. Napoleon III. als Militair. Die neue Kaiser-Politik. Das napoleonische Programm gegen Deutschland. Die Rheinbrücke bei Kehl. Horace Vernet's Gemälde des Lagers bei Châlons.) . . . . . S. 89—138.

IV. **Die Hof-Oper des neuen Kaiserthums.** (Der Untergang der italienischen Oper in Paris. Napoleon III. kein ästhetisch kokettirender Tyrann. Erinnerung an die italienische Oper unter Louis Philipp. Die Verdi'sche Musik in Paris. Madame Nantier-Didier. Das neue Kaiserreich ist kein Reich der Musik. Spontini und Napoleon I. Napoleon III. und die Kunst. Die neuen Menschen im zweiten Empire. Die Prostitutions-Dramatik als Oper des neuen Kaiserthums. Die neuen Menschen und die neuen Sclaven. Die viveurs de Paris. Xavier de Montépin. Das Ziel der Lebemänner ist der allgemeine Sieg der Prostitution in der Gesellschaft. Das galante Böhmen. Die niedere Bohème. Der Unterschied zwischen Viveur und Roué. Der Viveur, der Mann des Kaiserreichs. Die Sittlichkeit am heutigen Kaiserhofe. Die Wiederaufnahme des Räuber-Romans in Paris. Die Ritter vom Nebel. Die Polizei. Der Kaiser und Schiller's „Ideale.") . . . . . S. 139—172.

V. **Fiammina, Madeleine Brohan und das Theater.** (Die gesellschaftlichen Fragen in der Literatur. Fiammina von Mario Uchard. Madeleine Brohan. Augustine Brohan. Das Feuilleton der Madeleine Brohan. Amazone und Magdalene. Das französische Theater als Photographie der heutigen socialen Verderbniß. Das Recensenten-Boudoir Jules Janin's. Der Salon von Madeleine Brohan. Veränderungen im französischen Schauspielerstand. Fechter. Die

Blüthe des französischen Theaters. Die französische und deutsche Manier des Spiels.) . . . . . S. 173–208.

VI. **Der neue Louvre-Bau und die Chapelle expiatoire.** (Louis Napoleon als Baumeister von Paris. Das neue Straßen-System. Das divide et impera Louis Napoleons in der räumlichen Zertheilung der Volksmassen. Der Umbau der Cité. Die Vollendung des Louvre. Visconti, Lefuel und Simart. Die Jeauqurationsrede des Kaisers. Der Kaiser und die Monumente Frankreichs. Das Wohnhaus der Könige und die Nation. Schwierigkeit und Kunst des neuen Bauwerks. Der Mangel des Parallelismus. Das napoleonische System als Architektur. Die Glossen der Pariser über den neuen Prachtbau. Die Architektur des Parvenu. Die Restauration der Sühne-Kapelle in der Rue d'Anjou durch Louis Napoleon. Die Marmorbilder Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's. Das Mausoleum der Revolution. Die erste Ruhestelle der königlichen Asche. Historische Erinnerungen. Die Asche Napoleon's I. und Louis Philipps.) S. 209–232.

I.

Das Paradies der Arbeiter im neuen Kaiserreich.

Es ist durchaus darauf abgesehn, den Arbeiter im neuen Kaiserreich zu einem großen Herrn zu machen. Die neuen, beispiellos glänzenden Arbeiter-Cafés, die seit Kurzem in Paris entstanden sind, können als ein Beweis angesehen werden, wie sehr man es dieser Klasse jetzt dort vergönnen will, in einem gewissen äußeren Comfort mit den höheren Ständen zu wetteifern, oder dieselben sogar durch eine niegesehene, fast feenhafte Pracht der Vergnügungs-Etablissements zu übertreffen. Denn sämmtliche Cafés der eleganten Welt in Paris sind plötzlich durch zwei völlig riesenhafte Schöpfungen dieser Art, die sich vorzugsweise zu einem Erholungsort für die arbeitenden Klassen bestimmt haben, in Schatten gestellt und im Vergleich mit diesen neuen Arbeiter-Cafés zu altmodischen und ärmlichen Räucherhöhlen herabgedrückt worden.

Es ist dies das Café du dixneuvième Siècle auf dem neuen Boulevard du Strasbourg und das Café Parisien ou le plus grand café du Monde in der Rue du Chateau d'Eau, welche diese Revolution bewirkt, und die Herrschaft des vierten Standes zunächst auf dem Boden des Pariser Cafehauslebens unabweislich angekündigt und festgestellt haben. Man behauptet, daß der Kaiser diesen colossalen Prachtschöpfungen im Geheimen eine gewisse Aufmunterung geschenkt habe, da man weiß, wie sehr Napoleon III. eines seiner wesentlichsten Regierungs-Interessen noch immer darin erkennt, den Arbeiterstand zu pflegen und ihn zum goldenen Knopf auf der Mütze der Kaiserlichen Fortuna zu machen. Aber man vernimmt neuerdings, daß die Unternehmer dieser neuen Cafés gänzlich auf ihren eigenen Füßen stehn, und daß sie sogar Aussicht haben sollen, die in der That unglaublichen Capitalien, welche sie auf die luxuriöse Ausstattung dieser Locale gewandt, einträglich genug wieder herauszuschlagen.

Wenn man einen Blick auf das unablässige Treiben und Verzehren wirft, das hier den ganzen Tag hindurch bis über die Mitternachtsstunde hinaus herrscht, und in den ungeheuren Sälen nicht selten zwei- bis dreitausend Personen auf Einmal anwesend sein läßt, so kann man auch kaum zweifeln, daß die Addition

der Tageskasse eine höchst bedeutende sein muß, und daß die bei den Comtoirdamen einfließenden Sousstücke der Arbeiter für ihre Demi-Tasse, oder ihren Grog und Bol zu ganz gewaltigen Summen anlaufen, mithin auch wohl der Geldmacherei des heutigen Speculationsgeistes vortrefflich dienen können. —

Auf dem neugebauten Boulevard du Strasbourg, dessen frisches und anspruchsloses Treiben vornehmlich den arbeitenden Klassen angehört, steht ein schönes, sehr geschmackvoll aufgeführtes Haus, das mit großen goldprangenden Buchstaben die Inschrift: Café du dixneuvième Siècle zeigt. Man tritt mit eigenthümlichen Gedanken über den Geist des neunzehnten Jahrhunderts in das Haus, um über einen kleinen Flur sofort in den ungeheuren Saal zu gelangen, der einen höchst überraschenden Anblick darbietet. Man erblickt einen Raum von fast unabsehbarer Weite, der mit Bronceverzierungen, Goldspiegeln, Wand- und Deckengemälden, und Marmorgruppen, auf das Reichste und Geschmackvollste ausgeschmückt ist. Von dem hohen Plafond herab hängen durch den ganzen Saal hin sechszehn bronceschimmernde Kronleuchter, deren flammende Lichter noch durch eine Anzahl glänzender Wandleuchter auf allen Seiten des Saals verstärkt werden. Kleinere Lampen schweben noch über den Billards, deren zweiundzwanzig hinter- und nebenein-

ander im Saal aufgestellt sind, und den ganzen mittleren Raum desselben wie eine großartige Phalanx einnehmen. An den Seitenwänden des Saals entlang laufen rothe Plüsch-Divans mit weißen Marmortischen davor, an denen die Männer des neunzehnten Jahrhunderts, welche in diesem Café verkehren, sich mit Weib und Kind behaglich niederlassen und die ihnen auf silbernen Präsentirtellern dargebotenen Erfrischungen einnehmen. Oder sie haben sich in dem mittleren Raum gruppenweise zu einer Partie Billard vereinigt, welches das Lieblingsvergnügen der französischen Arbeiter geblieben ist, und mit leidenschaftlichem Eifer, aber auch mit einer merkwürdigen Ruhe und Geräuschlosigkeit von ihnen gespielt wird. Einige kleinere Nebensäle und eine Reihe von Logen bieten Räume für zurückgezogene Besucher des Cafés dar.

In der Mitte der Hauptwand erhebt sich der glänzende Comtoir:tisch, an dem, zur Leitung und Controlle aller Geschäfte, in diesem Riesen-Café eine einzige Dame nicht genügt, sondern es haben mehrere dieser Cafshaus-Regentinnen hinter demselben Platz genommen, wenn auch nicht mit der stolzen und abgeschlossenen Würde, zu der die Comtoirdame des Boulevard des Italiens eine unveräußerliche Verpflichtung zu haben glaubt. Es herrscht hier auf dieser Stelle eine bei Weitem gemüthlichere und plauder-

luſtigere Repräſentation, und die jungen Mädchen, die auf dem Thron des Café des neunzehnten Jahrhunderts ſitzen, haben einen gewiſſen Familienanſtrich, der mit dem behaglichen und volksthümlichen Sichgehenlaſſen, das auf dem ganzen Schauplatz herrſcht, auf eine ſehr taktvolle Weiſe zuſammen ſtimmt.

Denn der Arbeiter, welcher dieſe ihm neueröffnete Welt des Glanzes und Scheins betritt, glaubt ſich in ſeinem eigenen Weſen keineswegs danach ummodeln oder geniren zu müſſen. Er findet ſich hier vielmehr mit einer natürlichen Anmuth und Unbefangenheit ein, die liebens- und bewundernswürdig zugleich erſcheinen kann, aber auch einen erſchreckenden Eindruck auf den Beobachter hervorzurufen vermag, indem ſie beweiſt, mit welcher Leichtigkeit dieſe Klaſſe von dem Luxus der bevorzugten Stände Beſitz ergreift, und wie ſie auch den übertriebenen und verſchwenderiſchen Glanz ſich ſo aneignet, als wenn derſelbe nur gerade für ſie geſchaffen und eben gut genug für ſie wäre. Ja der Pariſer Ouvrier ſcheint einen beſonderen Stolz darein zu ſetzen, daß er gerade in dieſer für ihn hergerichteten Pracht am liebſten in der blauen Blouſe und in der Arbeitsjacke erſcheint, die kleine thönerne Stummelpfeife im Munde, und an den Stiefeln noch den Schmutz und Kalk der Werkſtatt, den er gewiſſermaßen als ſeine Ehren auf-

alten Legitimitäten des westlichen Europas von der Bewegung ergriffen. O Legitimität, wo wohnst Du noch, wo habe ich Dich in Deiner ursprünglichen Reinheit und festen Kraft, und in nationaler Uebereinstimmung mit dem Geist des Volkes selbst, noch zu suchen? Ich weiß kein Land, in dem sich die Legitimität reiner, ursprünglicher und unvermischter erhalten hätte, als in dem streng katholisch gebliebenen Oeßerreich. Und ich höre, daß sich der unglückliche Karl der Zehnte jetzt für immer in Oesterreich ankaufen wird, nachdem er die Hoffnung aufgegeben, je wieder auf französischen Boden zurückzukehren. Die alte Austria steht noch fest, sie hat eine reiche und großartige Aristokratie, wie wenig andere Länder, und das Volk hat Ehrfurcht vor der Aristokratie, wie kein anderes Volk. Kann es dauerhaftere Verheißungen für die Stabilität geben? Selbst in England ist der Toryismus bereits für untergraben anzusehn, während die österreichische Aristokratie ihren ganzen unversehrten Glanz noch erhalten, ja immer strahlender und mäch-

weist, und von dem es ein Leichtes gewesen wäre, sich vorher zu reinigen, was aber keineswegs in seinen Sinn gepaßt zu haben scheint. Einige ceremonielle Formen beobachtet die stolze Blouse nur mit ihren Damen, die stets wohlanständig und mit einer gewissen Feierlichkeit am Arm eingeführt werden, was dem Contrast der schmutzigen Stiefel mit diesem Schauplatz des Glanzes eine noch wunderlichere Nüance hinzufügt.

Wenn es das Café des neunzehnten Jahrhunderts ist, das die Blouse des Arbeiters darin ihren berechtigten Platz auf der Höhe des modernen Luxus eingenommen hat, so wirkt dieser wunderbare Anblick doch noch mehr wie eine Fata Morgana der heutigen Gesellschaftszustände, als daß man schon eine naheliegende Wirklichkeit darin zu erkennen geneigt wäre. Aber diese Berührung des Luxus mit der Blouse trägt nichts destoweniger eine tiefe einschneidende Wahrheit in sich. Die eigentlich demokratische Natur des heutigen Luxus tritt darin wie in einer sibyllinischen Offenbarung zu Tage. Der Luxus, der als der wahre Nivellirungsteufel des heutigen Geschlechts alle Stände, alle Religionen und alle Prinzipien gleichzumachen strebt, sucht auch den Arbeiter in sein goldenes Netz einzufangen, um ihn in dasselbe gesinnungslose und ungefährliche, um jeden Lebenskern betrogene Geschöpf

zu verwandeln, zu dem der Luxus bereits den ganzen Mittelstand zu zerreiben begonnen. Aber so lange der französische Arbeiter unter all der kostbaren Pracht, mit der man ihn jetzt in Paris umgiebt, noch die blaue Blouse anbehält, scheint der Staatsstreich, welchen der Luxus an ihm ausüben will, noch nicht so lebensgefährlich für seine Grundsätze und seine Stellung werden zu können.

Der französische Arbeiter kommt sich ohne Zweifel in seinen kühnsten Gedanken als den eigentlichen Herrn des neunzehnten Jahrhunderts vor, und darum bewegt er sich auch in diesem ihm errichteten Café du dixneuvième Siècle mit jener fast gleichgültigen Behäbigkeit, mit welcher der Sohn des Hauses durch die Putzstube geht. Aber der Pariser Ouvrier, der das hochmüthigste Geschlecht ist, das es in der modernen Gesellschaft giebt, setzt dem Luxus einstweilen noch die schmutzigen Stiefel der Werkstatt auf den Nacken, und es sieht nicht darnach aus, als wenn auch er sich von diesem goldtriefenden Ungeheuer einst mit Haut und Haaren verschlingen lassen würde. Er betrachtet den Luxus, den man ihm jetzt im neuen Kaiserreich auf seinen Wegen ausstreut, einstweilen wie einen schuldigen Tribut, welchen man dem künftigen Gebieter des neunzehnten Jahrhunderts unmöglich länger vorenthalten könnte, und der eine Art von

Abschlagzahlung auf viele andere Genüsse und Güter ist, die er zu seinen ihm unweigerlich gebührenden Domainen rechnet. Nach dieser Situation, wie man sie im Café du dixneuvième Siècle beobachten kann, scheint die Frage, ob der Luxus auch den vierten Stand unterjochen und seinem Streben nach der Herrschaft abwendig machen werde, ebenso wie er die Mittelklasse unterjocht und aus ihrer ganzen historischen Entwickelung herausgeworfen hat, mindestens vertagt zu sein. Aber die Falle ist auch für ihn aufgestellt, und wie er in seinem eigenen Hause bereits den Gewöhnungen zum Luxus, so weit es ihm hier möglich ist, nicht hat widerstehen können, so ist dieser fabelhafte Glanz, in den man ihn jetzt auch noch während seiner Erholungsstunden einwickelt, jedenfalls eine gefährliche Lockspeise für ihn.

Die vier Billardspieler, welche dort unter dem strahlenden Lustre so eben ihre Partie begonnen haben, scheinen freilich mit ihren eigenen Personen noch als die entschiedensten Gegner alles Luxus dazustehn. Es sind vier Handwerksgesellen, die, ihrem Aufzuge nach zu schließen, wahrscheinlich eben eine Mußestunde in ihrer Werkstatt erlangt haben, und aus derselben in aller Eile, in Hemdsärmeln und mit dem noch vorgebundenen Schurzfell, durch welches sie sich als Sattler oder Wagenmacher zu signalisiren scheinen,

aufgebrochen sind. Zwei derselben haben noch im Fluge, wie es scheint, die schwarze Cravatte umgeknüpft, um doch einigermaßen anständig zu erscheinen, aber das Hemd ist schmutzig von der Woche und von der Arbeit, und kann durch die darauf fallenden Strahlen des großen Kronleuchters nicht rein gewaschen werden. Doch haben die halb heraufgestreiften Hemdsärmel einen muskelstarken, gewaltigen Arm entblößt, der das Heroenthum der Arbeit auf eine fast feierliche Weise verkündigt, wenn er auch jetzt nur den Billardstock in geschickter Berechnung abstößt. Diese interessante Gruppe athmet eine ursprüngliche Naturkraft, die der Verweichlichung nicht sobald fähig zu sein scheint.

Das Billard, an dem diese Herren spielen, steht in der Nähe einer großen Marmorgruppe, die an der Rückwand des Saales sich erhebt und, mit Blumen und Lichtern geschmückt, und von einem leise rauschenden Springborn belebt, eine Pandora mit dem Füllhorn darstellt. Die Pandora hat sich mit einem zu ihr aufblickenden Knaben gruppirt, der den Sohn des neunzehnten Jahrhunderts vorstellig zu machen scheint, und darum mit so sicherer und frecher Begehrlichkeit auf alle die Schätze und Genüsse harrt, welche Mutter Pandora aus ihrer berühmten Büchse ausschütten wird. Wahrscheinlich wird auch für den Sohn des neun-

zehnten Jahrhunderts, für den sich der Arbeiterstand bald ausschließlich, und als das einzig ächte Kind, ausgeben zu wollen scheint, nichts als die Hoffnung auf dem Grunde der entleerten Büchse übrig bleiben. Der Hoffnungstraum des französischen Arbeiters besteht allerdings darin, einst die Herrschaft zu haben, und den übrigen Klassen der Gesellschaft, mit denen er bereits auf jede Art zu rivalisiren angefangen, das Geheimniß ihrer Vorzüge und Rechte abzugewinnen. Diese Hoffnung wird wahrscheinlich als Rest in der Büchse der Lebensgüter dieses Jahrhunderts stecken bleiben, nachdem der Arbeiter alle anderen Gaben, welche ihm die Pandora des neunzehnten Siècle geboten, verkneipt und in leerer Genußsucht verzettelt hat. In dieser Beziehung kann es charakteristisch erscheinen, daß geradeüber von dieser Pandora, auf der Gegenwand des Saals, die große Tafel aufgehängt ist, auf welcher der Preis-Courant der in diesem Café verabreichten Getränke verzeichnet steht.

Dieser Preis-Courant kann sowohl durch die außerordentliche Fülle der besten und schönsten Sachen, die er umfaßt, als auch durch die dabei angesetzten billigen Preise, die in diesen großen Cafés der unteren Klassen bei weitem niedriger stehen, als in den Cafés der eleganten Gesellschaft, einiges Erstaunen erregen. Wo der Arbeiterstand so feinen Genüssen

in solcher Auswahl und in solchem Umfange sich hinzugeben vermag, da ist für ihn selbst jedenfalls die goldene Zeit schon angebrochen, und es ist nur zu fürchten, daß sie ihm mitten in der auserlesenen Befriedigung seines Gaumens und seiner Sinne, von der er hingenommen wird, wieder aus den Zähnen gerückt werden könnte. Der Pariser Arbeiter verdankt diesen außerordentlichen Preis-Courant seiner Freuden der providentiellen Fürsorge des Kaisers für den Arbeiterstand, ohne welche es mit ihm niemals dahin gekommen sein würde, und ohne die es keinem Speculanten der Welt eingefallen sein möchte, Pracht-Paläste dieser Art für das Caféhaus-Vergnügen der Arbeiter zu errichten.

Der Arbeiter weiß sehr gut, daß er dieses Wohlbehagen ohne Gleichen, welches ihn in dem zweiten napoleonischen Kaiserreich umfließt, nur den persönlichen Absichten Napoleon's III. verdankt. Der Kaiser ist es, der ihm diesen neuen Preis-Courant gemacht, der Kaiser ist es, der zu ihm spricht: Hier, mein Freund, ist Limonade und Orangeade, hier ist Eau de Seltz und Sirops de Gomme, Bavaroise, Chocolat und Grog au vin, auch Grog americain; hier ist Punch romaine le Bol, auch Bichof und Kirch le Bol; auch den Bol à l'eau de vie kann ich Euch empfehlen, wenn auch zu verschiedenen Prei-

ſen, zu 4 und 2 Sous, ich habe dies nicht anders machen können!

Hier iſt auch, ſpricht der Kaiſer ferner, Chablis und Marquise, hier iſt Baieriſches Bier und Malaga, hier iſt Chartreuse und Curaçao und Vermont, hier iſt Dejeuner à la Crême, hier iſt der beſte Macon, und was Ihr ſonſt nur immer trinken mögt, kommt heran, kommt heran, denn das Kaiſerreich ſoll Euch ernähren, wie Ihr noch nie ernährt worden ſeid! — —

Schon nach dieſem Preis-Courant, über welchem die lockende Stimme des Kaiſers ſchwebt, kann man ſchließen, daß der franzöſiſche Arbeiter ein Mann des Genuſſes geworden iſt, der auch die feineren Reize des Gaumens auf eine Weiſe kennt und befriedigt, wie ſie namentlich dem deutſchen Arbeiter ein noch unenthülltes Myſterium geblieben iſt. Das Wohlleben der deutſchen Arbeiter hat zwar ſeit der Erhöhung der Löhne, welche ihnen das Jahr 1848 zuwege gebracht, einen nicht geringen Aufſchwung genommen, aber es erſtreckt ſich nur auf den reichlicheren Genuß von Branntwein und Bier, ohne daß ihre eigentlichen Lebensbedürfniſſe einen beſſeren und feineren Zuſchnitt dadurch erhalten hätten. Das Tages- und Wochenlohn möchte beim franzöſiſchen und deutſchen Arbeiter jetzt ziemlich auf derſelben Stufe

ſtehn, und es bleibt bei beiden wahrſcheinlich nur ein ſehr geringer Theil für die Erhaltung der Familie übrig, der das zufällt, was den unüberwindlichen Anforderungen der Kneipe einigermaßen abgerungen werden kann. Aber der Pariſer Arbeiter kann für ſein Geld ſich einen ganz anderen Kreis von Genüſſen eröffnen, und wenn er auch in dem Aeußern ſeiner Perſon noch keineswegs Miene macht, ſich als den neuen Gentleman des Jahrhunderts hinzuſtellen, ſo ſchwingt er ſich doch einſtweilen in dem, was er genießt und verzehrt, zu einer ziemlich cavaliermäßigen Kunſt zu leben auf. Dem deutſchen Arbeiter dagegen iſt noch wohl in dieſem Cynismus ſeiner Schenken und Keller, in denen er ſich maulwurfsartig vergräbt, um ſich durch Licht und Sonne ſo wenig als möglich aus ſeinen dumpfen und gedankenlos hinbrütenden Genüſſen wecken zu laſſen. Wenn er erfährt, welches Paradies ſeinen Brüdern im napoleoniſchen Kaiſerthum geſchaffen wird, und welche Pracht-Cafés, welche Speiſezettel und welche Preiscourants ihnen dort aufgethan werden, ſo wird ihn vielleicht eine Sehnſucht nach dieſen Wundern und dieſem Glanz beſchleichen, aber eingelaſſen in dies neue Kanaan des Arbeiterſtandes würde er die ſchwarze, cyniſch behagliche Spelunke ſeiner deutſchen Freuden wahrſcheinlich ſehr bald wieder all dieſen ſtrahlenden

Lichtern und dieſen fein bereiteten und zuſammengeſetzten Getränken vorziehen lernen. Dieſe Marmortiſche und Plüſch-Divans, welche der Pariſer Ouvrier mit einer ſo vollendeten Weltmanns-Manier und mit einer ſo anmuthigen Sicherheit, als wenn er nie andere Möbel zu ſeinem Gebrauch gekannt, benutzt, würden dem deutſchen Arbeiter leicht einigen Angſtſchweiß auf die Stirn rufen. Er kann einmal auf einem Plüſch-Divan nicht behaglich ſitzen, auf dem er nur mit ängſtlich zuſammengekniffenen und dicht an den Leib herangezogenen Beinen und mit der Haltung eines Pagoden Platz zu nehmen im Stande wäre. In die freie und ungezwungene Manier ſeines franzöſiſchen Collegen wird er ſich ſo leicht nicht finden können, obwohl er demſelben in einer gewiſſen Freiheit und Lascivität der Sitten und in der Leichtigkeit des moraliſchen Gewiſſens kaum etwas nachgeben wird.

Mit der Sittlichkeit des franzöſiſchen Arbeiters ſcheint es im neuen Kaiſerreich eher ſchlimmer als beſſer geworden zu ſein, und wenn man ihn im Café du dixneuvième Siècle nicht ſelten auch mit Frau und Töchtern ſo wohlanſtändig eintreten und ſich niederlaſſen ſieht, ſollte man kaum auf den Gedanken kommen, daß ſeine Familienverhältniſſe in der Regel ſo entſetzlich zerrüttet und von ſchmutzigen Laſtern

bedeckt ſind. Sein Bedürfniß, außerhalb der Arbeitsſtunden den großen Mann und den feinen Cavalier zu ſpielen, bedroht ſo ſehr die finanzielle Seite ſeines eigenen Haushalts, daß die Frau zur Führung desſelben und zur Beſtreitung ihrer eigenen Bedürfniſſe leicht auf ganz andere Einnahmequellen Bedacht nimmt. Die Proſtitution des weiblichen Theils der Familie iſt nicht ſelten die traurige Kehrſeite zu der Glanzwelt des Cafés du dixneuvième Siècle, denn in einer gewiſſen Sphäre der Pariſer Proſtitution gehört eine überwiegende Anzahl dieſer beklagenswerthen Geſchöpfe den Frauen und Töchtern des Arbeiterſtandes an. Der franzöſiſche Arbeiter hängt alſo auf dieſer Seite durch die Preisgebung ſeiner Frauen und Töchter mit den Laſtern der eleganten Geſellſchaft zuſammen, die er mit ſeinem eigenen Fleiſch und Blut nährt und fördert, wie er auf der andern Seite durch den Luxus der Vornehmen, den er ſich mehr und mehr einimpft, an dem Fäulnißprozeß der überlebten Geſellſchaftswelt ſich betheiligt.

Der Arbeiter iſt daher in ſeiner gegenwärtigen Erſcheinung eben ſo ſehr eine Frazze, eine ſittlich verzerrte Caricatur, als es die andern Stände in der heutigen Geſellſchaft mehr oder weniger geworden ſind, und es liegt die Nothwendigkeit nicht gerade auf der Hand, einen ſocialen Naturcultus mit dem Ar-

tiger ſich erhebt. Daher gibt es faſt keine einzige zweideutig ſchillernde Richtung im öſterreichiſchen Staat, nirgend liegen verſchiedenartige und entgegengeſetzte Elemente im Kampf, woraus eine Bewegung ihren Anfangspunct nehmen könnte, und dieſe patriarchaliſche Einheit der Zuſtände, die fernab von der übrigen europäiſchen Civiliſation ſteht, verbürgt noch auf unabſehbare Jahre die Legitimität. Und da ich von dem Kampf verſchiedenartiger Elemente geſprochen, fällt mir noch das Schloß des Grafen Czernin ein, das ich hier in Prag mit Verwunderung geſehn. Dies iſt vielleicht das einzige Grafenſchloß im ganzen Lande, in welchem demokratiſche Beſtandtheile ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben. Ein herrlicher, in dem großartigſten Styl erbauter Palaſt, aber er ſteckt voll von pöbelhaftem Radicalismus. Aus den hohen Fenſtern hängt an hölzernen Stangen zerlumpte Wäſche zum Trocknen heraus, und durch das coloſſale Portal geht nichts als armſeeliges Bettlergeſindel, in ſchmutzigen und dürftigen Geſtalten, aus und

beiterſtande zu treiben und ein verjüngendes und ſchöpferiſches Element für die heutige Geſellſchaft in ihm zu ſehen. Mit Ausnahme einzelner und iſolirt ſtehender Gruppen des franzöſiſchen Arbeiterſtandes, in denen Tugend, Arbeitsglück und ein beſchränktes idylliſches Lebensgenüge heimiſch geblieben ſind, haben dieſe Leute keineswegs die Vorzüge neuer Menſchen für ſich in Anſpruch zu nehmen, ſondern ſie ſind nur die Producte der Laſter einer verdorrenden und ſich auslebenden Geſellſchaft, die auf dieſen ihren äußerſten Endpunkten dieſelben Giftſtoffe verbreitet, welche ſich von Oben und in ihrer Mitte erzeugt haben. Die Weltgeſchichte des vierten Standes iſt daher immer noch ein ſehr fragliches Problem. Sollte dieſer Stand, der in ſeinem phyſiſchen Naturell faſt den Eindruck einer beſonderen und ſich neu entwickelnden Volksrace macht, wirklich dazu auserſehen ſein, einſt die civiliſirte Geſellſchaft zu erobern, wie es früher die Vandalen und Gothen gethan, ſo würde dieſer Sieg ihm in dem Maaße ſtreitig gemacht werden, als der vierte Stand die ſinnlichen und geiſtigen Verfeinerungen der heutigen raffinirten Welt in ſich aufzunehmen anfängt. Das ſüße Gift, welches ihm der einſt zu Beſiegende reicht, würde dann die wilde Naturkraft ſchon vor der Zeit einſchläfern und ihres gefährlichen Stachels berauben.

Warum hält es Napoleon III. für eine so wichtige Angelegenheit, sich fortdauernd dieser Volksklasse zu versichern, obwohl er von ihrer Undankbarkeit überzeugt sein kann, und darüber nicht erst durch das ihm feindselige Verhalten der Arbeiter bei den letzten Wahlen belehrt zu werden brauchte? Der Kaiser scheint es seinem ganzen politischen und gesellschaftlichen Programm nach nicht aufgeben zu wollen und zu können, daß er den arbeitenden Klassen allgemach eine Organisation giebt, durch welche sie sich an das napoleonische Regime fest und unlösbar gebunden fühlen und in demselben eine neue Garantie für Arbeit und Genuß, wie sie ihnen noch nie dargeboten worden, erkennen. Der Kaiser mußte es aufgeben, die Reorganisation des Adels, die er zu Anfang des Jahres 1857 schon nach bestimmten Entwürfen in die Hand genommen, schon jetzt zur Ausführung zu bringen, und diese Entwürfe, die namentlich auf die feste und legitime Begründung einer napoleonischen Aristokratie und auf die Säuberung des seit Louis Philipp entstandenen Aventurier-Adels hinausliefen, mußten einstweilen wieder zurückgelegt werden, weil Louis Napoleon sah, daß er durch diese Operation einen großen Theil der feineren Gesellschaft einer bedenklichen Verstümmelung unterworfen hätte. Auch war es verfrüht, der legitimen Gesell-

ſchaft des Faubourg St. Germain, die in ihrer ausdrucksvollen Abwendung von dem Kaiſerhof beharrt, ſchon jetzt einen neuen Adel gegenüber zu ſtellen, der in der Legitimität der napoleoniſchen Dynaſtie theils ſeinen Urſprung, theils ſeine anerkannte Feſtſtellung gefunden hätte. Da war es bei weitem beſſer, die vielen franzöſiſchen Marquis, Comtes und Ducs, die ſich aus der Aventure und Glücksritterſchaft der letzten Jahrzehnte gebildet, vor der Hand noch ungeſtört auch im neuen Kaiſerreich umherſpazieren zu laſſen, und lieber am unterſten Ende der Geſellſchaft mit einer neuen Organiſation des Proletariats, oder mit der Umſchaffung des Arbeiters zum Cavalier, zu beginnen. Wenn dies gelingen kann, iſt an den arbeitenden Klaſſen eine Operation vollzogen, von der ſie ſich, im Vollgenuß des ſchönſten Weißbrots und der ſtrahlendſten Pracht-Cafés, nicht wieder erholen werden, und die aus dem Barbaren, welcher der modernen Geſellſchaft eroberungsſüchtig gegenüber ſteht, einen an ihre Genüſſe verkauften und ſich allmählig verweichlichenden Ueberläufer machen ſoll.

Es gehört in das kaiſerliche Regierungsprogramm, daß der Arbeiter unabläſſige und ertragreiche Arbeit, feines und großes Weißbrot zum billigſten Preiſe, eine geſunde und anſtändige Wohnung und

in seinen Erholungsstunden eine den höheren Ständen nichts nachgebende Behäbigkeit finden solle. Das Weißbrot, welches das eigentliche Symbol des napoleonischen Arbeiter-Evangeliums ist, hat sich bisher allen Schwankungen der Getreide-Preise gegenüber in seiner fast wunderbaren Schönheit und Billigkeit erhalten, und wenn bei den halbmonatlichen Veröffentlichungen der Taxe eine Veränderung erfolgt, sind es immer nur neue Ermäßigungen, die der Preis des Brotes erfährt. Die Arbeit reißt im Kaiserreich ebenfalls nicht ab, denn die Bauplane und gemeinnützigen Unternehmungen Napoleon's III. haben nach der Vollendung der Louvre-Arbeiten und durch den Ausbau eines neuen Straßensystems von Paris noch keineswegs ihren Abschluß gefunden; sondern erstrecken sich noch mit ungeheuren Entwürfen über das ganze Land, wie sie in Paris selbst dem noch weit hinausgesteckten Ziel nachstreben, aus der französischen Hauptstadt allmählig eine ganz neue, die traditionellen Zustände unterbrechende, und die napoleonische Schöpferhand zugleich mit der Arbeit des Volkes aufzeigende Stadt entstehen zu lassen. Weniger Glück scheint der Kaiser mit den Wohnungen zu machen, welche er den Arbeitern selbst in den sogenannten Cités ouvrières auf dem Boulevard Mazas und Boulevard Sebastopol hat erbauen und er-

öffnen laſſen. Die Häuſer und Wohnungen in dieſen neuen imperialiſtiſchen Arbeiter-Städten ſind freundlich, auskömmlich und geſund, obwohl die Billigkeit der Miethspreiſe noch Vieles zu wünſchen übrig laſſen ſoll. Doch ſind es keineswegs die etwas theuern Wohnungspreiſe, welche den Pariſer Arbeiter bis jetzt gehindert haben, das ihm dargebotene ſchöne Quartier in dieſen Cités ouvrières zu beziehen. Die Arbeiter haben vielmehr die ſichtlichſte Abneigung an den Tag gelegt, ſich in dieſen Arbeiterſtädten einfangen zu laſſen, in denen ſie entweder die ihrem perſönlichen Freiheitsgefühl mißbehagende Einpferchung einer Caſerne ſcheuen, oder die ihnen eine Art von Judenviertel des Arbeiterſtandes zu ſein ſcheinen, worin ſie ſich von der übrigen Geſellſchaft ſyſtematiſch abgeſondert vorkommen würden. Vielleicht empfinden ſie auch bei ihrem ſcharfen Inſtinkt den Regierungsgedanken durch, daß die Cités ouvrières dem Gouvernement die Ueberwachung des Arbeiterſtandes in allen ſeinen Bewegungen erleichtern werden, und daß es dann bei einer politiſchen Kataſtrophe möglich wäre, die Haupttriebfedern der Revolution, welche in Frankreich künftig immer nur in den Arbeitern ſtecken werden, wie mit einem einzigen Netz zu umſchlingen. Der franzöſiſche Arbeiter wird der revolutionaire Gegner jedes Gouvernements

ſein, in welcher Art daſſelbe auch immer über ſeinem Kopfe ſtehen möge. Jeder ſtabile Zuſtand, und wenn er in demſelben mit den größten Wohlthaten überhäuft worden, wird dem franzöſiſchen Arbeiter bald unerträglich werden, und auf ſeine leidenſchaftliche Mitwirkung zum Sturz der beſtehenden Verhältniſſe iſt jedesmal zu rechnen, gleichviel in welcher Richtung und zu welchem Ziel der Schlag geführt werden ſoll. Das ſtehende Heer der Arbeiter iſt auf keinen Namen und auf kein Princip zu verpflichten. Der Arbeiter iſt der Soldat der permanenten Anarchie, die ſeit der Revolution von 1789 auf dem innerſten Grunde des franzöſiſchen Volkslebens ſich fortwühlt, und einen Zuſtand durch den andern zu erſetzen ſtrebt, um jeden unmöglich zu machen. Das einſtige feſte Ziel dieſer unaufhörlichen Erſchütterungen kann Niemand mehr mit irgend einer Formel oder einem Symbol bezeichnen, aber die arbeitenden Klaſſen, die in Frankreich ſchon an ſich von dem Hochmuth erfüllt ſind, Alles vor ihr Forum ziehen zu können, unterhalten die beſtändigen Bivouacfeuer der Revolution in ihrer Mitte.

Dieſem Beruf abgezogen zu werden, hüten ſie ſich mit einem merkwürdigen Scharfblick. Es muß deshalb als höchſt charakteriſtiſch erſcheinen, daß in der neuen Cité ouvrière, welche der Kaiſer auf dem Bou-

levard Mazas gebaut hat, bis jetzt erst ein einziges Haus vermiethet worden ist, und zwar an einen Obersten, dessen Regiment in der Nähe dieses Stadttheils kasernirt. Der Arbeiter zieht es noch immer vor, lieber in den engen, dunkeln Modergassen wohnen zu bleiben, deren es in Paris, ungeachtet der bis in die Cité hinein vorgeschrittenen Umbauten des Kaisers, noch eine bedeutende Anzahl giebt, und in deren undurchsichtigen Spelunken der Geheimdienst der Revolution niemals ganz ausgesetzt worden ist. In den neuen Cités ouvrières dagegen, welche der Kaiser an der Stelle der Pariser-Schmutz- und Mystères-Gassen hat eröffnen lassen, kommt es dem Arbeiter vor, als solle er an einer Leimruthe aufgeklebt werden, und sich darauf, wenn auch wohlgenährt und vollgestopft, doch mit Allem, was er ist und sein will, zu Tode zappeln. Ebenso geht es auch mit den neuen Häusern, welche die bekannte Agio-Celebrität, Herr Milhaud, der sich mit seinen Speculationen an das Programm des Kaisers anzulehnen versteht, auf dem Faubourg St. Antoine aufführen läßt. Es sind bis jetzt vierzig solcher zweistöckigen Häuser in diesem Stadttheil, welcher zu den gesundesten von Paris gehört, entstanden, und die Wohnungen bieten sich darin zu einem verhältnißmäßig viel geringeren Preise, als in den Arbeiterstädten des Kaisers, für den soge-

nannten kleinen Mann und den Arbeiter dar, obwohl jede aus Küche, Keller, einem Eßzimmer, einem Wohn-Salon und vier Schlafkammern besteht. Nichts desto-weniger hat bisher noch keine einzige dieser schönen und vortheilhaften Wohnungen einen Miether gefunden, und es werden wahrscheinlich auch nur kleine Beamte, wie dies bei den Häusern der gemeinnützigen Baugesellschaft in Berlin der Fall ist, aber keine Arbeiter und keine Familien aus dem Volke davon Gebrauch machen. Die Volkskaserne flößt Denen, welchen sie eröffnet werden soll, und sei es mit den heitersten und anständigsten Räumen, den größten Schauder ein. Der vierte Stand, den man heutzutage studiren muß, scheint ein noch viel reizbareres Ehrgefühl zu besitzen, als dem dritten Stande jemals eigen gewesen, und dies Ehrgefühl ist ein um so gefährlicheres, als es sich nach gewissen Seiten hin eine wahrhaft stoische Toga anzieht, und dem traditionellen Schmutz der Wohnstätten den Vorzug vor einer Einlogirung giebt, durch welche er sich gewissermaßen auf einen Präsentirteller hinausgeschoben und zu einem Präparat der wohlthätigen Fürsorge der bevorzugten Klassen gemacht sehen würde.

Nur den goldenen Zügel der neuen Pracht-Cafés hat sich der Pariser Arbeiter willig in den Mund legen lassen, und folgt, wie es scheint, mit steigender

Begierde diesem niegesehenen Glanz, welcher sich auf seinen Wegen aufgethan, und dem er jetzt nachzieht, wie der verzauberte Ritter der Fee, die es ihm bis in das innerste Herz hinein angethan hat. Eines dieser neuen Cafés ist immer großartiger wie das andere, und der Entwickelung dieser neuen Unternehmungen scheint noch keineswegs ein Halt geboten zu sein.

Das Café du dixneuvième Siècle scheint ungeachtet seiner kostbaren Prunkeinrichtung nur ein bescheiden gemüthlicher Aufenthaltsort, wenn man sich von ihm in das neue Café Parisien begiebt, welches, auf dem Boulevard du Temple gelegen, zwei Eingänge hat, von denen der eine auf diesen Boulevard hinausgeht, während der andere, der Haupteingang, in der Rue du Château d'Eau sich befindet. Man tritt hier in ein neues, schön und massiv aufgeführtes Haus, das an einem Garten gelegen, der mit einer hohen steinernen Mauer umgeben ist. Beim Hinaufgehen in den Saal, der in dem ersten Stockwerk des Hauses liegt, wird man unten an der von Kandelabern erleuchteten Treppe zuerst von einer hohen Marmor-Statue empfangen, in welcher sich Diana, die Göttin der Jagd, mit einen ungemein lebensfrohen und unternehmenden Ausdruck vor uns darstellt. Nachdem wir einige Stufen erstiegen, blickt

uns von der Wand, in einem gretesk ausgeführten Relief, ein tolles, wildes, höhnisches Silenengesicht entgegen, das dem Eintretenden eine geheimnißvolle Frazze schneidet, und ihm zu bedeuten scheint, daß er sich, obwohl im Begriff in dies prachtvolle Wunderschloß einzugehn, nicht durch diesen hohen und feierlichen Glanz der Räume irre werden lasse, denn was in diesen Prunk eingewickelt, sei nur das liebe, alte, fröhliche Volk, das auch im Faschingsmantel dieser Pracht ewig das alte sei, das alte und unveränderliche in seiner Luft und in seinen Wünschen! —

Das Pariser Caféhaus („le plus grand café du monde") ist mindestens dreimal so großartig und so strahlend, als das Café des neunzehnten Jahrhunderts. Wenn man in den Hauptsaal eintritt, glaubt man einen der größten und glänzendsten Opernhaussäle der Welt vor sich zu erblicken. Diese prächtige Architektur gehört dem berühmten Baumeister Charles Duval an, der es mit großem Geschmack verstanden, einer das Ungeheuerste beabsichtigenden Entfaltung des Luxus zugleich die Formen der gediegensten Schönheit und den feinsten und edelsten Styl zu geben. Die großen, breiten Broncespiegel, welche die Wände des Hauptsaals und mehrerer in denselben ausmündender Nebensäle bedecken, sollen dem Unternehmer zusammen die Summe von 200,000 Francs gekostet

ein. Iſt das nicht ein Contraſt verſchiedenartiger Elemente in einem erhabenen Ariſtokratenſchloß? Doch der Graf hat es um Gottes willen gethan. Mildthätigen Sinnes, hat er den Armen und Bedürftigen ſeinen ganzen Palaſt zum Wohnen überlaſſen. Aber dieſe großartige Verſchmelzung von Ariſtokratie und Radicalismus hat etwas ungemein Ueberraſchendes und Nachdenkliches. Zugleich freut man ſich darüber. Ich würde mich auch freuen, wenn einmal eine Königstochter aus altem Hauſe einen wegen demagogiſcher Umtriebe relegirten Studenten aus purem Mitleid heirathen wollte!

Doch wo bin ich hingerathen? Oder wo bin ich? In den abenddunkeln Gängen von St. Veit irre ich noch, dem Anſchein nach ein in ſich ſelbſt verſunkener Frommer, auf und nieder, und von draußen höre ich den ſtarken Regen auf die Steine herabſchlagen. Ich erbange und werde unruhig in dem einſamen menſchenentleerten Dom, deſſen hohe Säulen, wie alte Myſtiker mit ſchwarzen Bärten, ſich immer ſchauerlicher in die wachſende

haben, die von den Arbeitern, welche darin mit Wohlbehagen sich selbst und ihre bessere Zukunft wiedergespiegelt sehen, doch wohl mit einiger Schwierigkeit wieder herauszubringen sein wird. Die Mitte des Saals wird wieder von einer unabsehbaren Reihe von Billards eingenommen, die hier auf einige dreißig sich belaufen und von einer mit Bronceverzierungen geschmückten gußeisernen Schranke eingefaßt sind. An den Seitenwänden des Saals laufen, wie im Café des neunzehnten Jahrhunderts, die rothen Plüsch-Divans mit den Marmortischchen umher, an denen die blauen Blousen in fröhlich redseliger Unterhaltung sich niedergelassen haben oder zu ihrem dampfenden Grog oder einem Glase Madeira ein Spiel Karten (gewöhnlich eine Art von deutschem Landsknecht) unternehmen. Ein Glockenthurm in der hohen Wölbung des Saals verkündet in diesem Café mit mächtig dröhnenden Schlägen, denen das Abspielen einer Melodie gefällig vorausgeht, den Lauf der Stunden. Das ganze Haus hallt dann von diesen gewaltigen Klängen wieder, welche als die einzige Erinnerung an die Zeit in diesen Feen-Saal hineinfallen, in dem sonst eine märchengleiche Ueberholung aller Bedingungen und Gewohnheiten der Zeit eingetreten zu sein scheint. Die Gesellschaft ist hier ganz dieselbe wie im Café des neunzehnten Jahrhunderts, nur daß sich hier

mehr Zuschauer aus der eleganten Welt von Paris und ein bedeutendes Fremden-Publikum einfinden. Aber dies stört den gewohnten Hergang in keiner Weise, denn der französische Arbeiter hat gegen scheinbar vornehmere oder besser gekleidete Personen nicht das Mißtrauen oder die Rücksichtnahme, von denen der deutsche Ouvrier sich in solchen Fällen sehr schwer frei erhalten kann. Mit einer an den besten Weltton streifenden Harmlosigkeit läßt sich der Blousenmann oder der noch mit der Schürze der Werkstatt angethane Ouvrier hier auf demselben Divan neben dem Elegant von Paris oder London nieder, die als staunende Beobachter des neu aufgegangenen Luxus der Arbeiterwelt hier erschienen sind.

Es drückt sich aber darin nicht blos die eigenthümliche weltmännische Sicherheit des französischen Arbeiters, sondern mehr noch seine stolze Zuversicht aus, mit der er sich jedem Andern gegenüber vollkommen ebenbürtig fühlt und der er durchaus nichts vergiebt, welcher Art auch die Persönlichkeiten sein mögen, die ihm aus den andern Sphären der Gesellschaft begegnen. Dieses feste Selbstvertrauen des französischen Arbeiters, mit dem er zugleich seine eigene sociale Stellung ehrt, gränzt fast an Nichtachtung gegen Alle, die nicht zu ihm gehören, obwohl die Höflichkeit dabei nicht leicht außer Acht gelassen wird.

Man kann einen ganzen Abend hindurch neben einer Arbeiter-Gruppe, die ſich mit Karten oder Domino unterhält, an demſelben Tiſch ſitzen, ohne daß man im eigentlichſten Sinn des Wortes von ihnen bemerkt zu werden ſcheint. Weder Blick noch Gebärde, noch weniger irgend ein Wort werden verrathen, daß die fremde Nachbarſchaft als vorhanden betrachtet wird oder irgendwie bemerklich geworden iſt. Man kann ſelbſt Bemerkungen in ſeine Briefta ſche einzeichnen, was in einer deutſchen Arbeiter-Schenke unfehlbar die ſchlimmſte Ahndung nach ſich ziehen und leicht in der Blumenſprache einer Tracht von Prügeln als ungehörig abgelehnt werden könnte. Aber der Pariſer Arbeiter lebt zu ſehr in der großen Welt, als daß er Vorurtheile dieſer Art bei ſich aufkommen laſſen ſollte. Er würde es mit vornehmer Gleichgültigkeit nicht bemerken, und wenn man ſich mit Pinſel und Palette dicht vor ihn hinſetzen wollte, um ihn zu portraitiren. Dagegen wird er nicht leicht eine Unterhaltung zurückweiſen, die man ihm in paſſender Art anbietet, und in der man, wenn man es verſteht auf ſeine Sprache einzugehn, leicht die pikanteſten Aeußerungen über die geſammte Lage der Dinge aus ihm hervorlocken kann. Nur auf ein Geſpräch über den Kaiſer einzugehen, wird er ſich nicht ſo leicht bewogen fühlen. Er beobachtet nach dieſer Seite hin dieſelbe

ſyſtematiſche Zurückhaltung, der man in allen andern Kreiſen der Geſellſchaft begegnet. Auch die kleine thönerne Pfeife in ſeinem Munde zeigt an ihrem Kopf zum Zierrath und Sinnbild Türken-, Frauen- und Mehrenbäurter und die Geſichter aller bekannten und unbekannten, wilden und zahmen Könige und Helden der ganzen Welt auf, aber den Kopf Napoleon's III. haben wir diesmal noch nicht darunter entdecken können.

Wenn der Arbeiter nicht ſpielt oder ſich unterhält, greift er nach den Journalen oder Zeitungen, deren eine große Menge in allen Arten in dem Café Pariſien für ihn gehalten wird. Auch in dieſer Weiſe erblickt man oft die intereſſanteſten Gruppen. Am Eingange eines Nebenſaales ſteht ein koloſſaler Kandelaber, der in einer ungemein geſchmackvollen und originellen Form aus Eiſenguß mit reichen Bronce-Verzierungen aufgeführt iſt, und oben auf ſeiner Spitze in einer leuchtenden Kugel zugleich eine Uhr trägt, die nach vier Seiten hin mit vier Zifferblättern verſehen iſt und mit der Kenntniß der Stunden auch das Licht verbreiten hilft. Unweit dieſes Kandelabers an zwei neben einander ſtehenden, länglichten Marmortiſchen ſitzt eine Arbeiter-Familie, die aus ihrem väterlichen Haupt, einem ſchon etwas ergrauten und, wie ſeine Stiefel beſagen, dem Maurergewerk ange-

hörigen Manne, einer noch ziemlich jungen, bleichen, die Spuren mancher Leiden an ſich tragenden Frau, einem vielleicht vierzehnjährigen und, wie ſein Vater, in eine blaue Bleuſe gekleideten Knaben und einem kleinen rothwangigen, unter einer großen weißen Haube ſchalkhaft hervorlächelnden Mädchen beſteht. Von dieſer Familie, die ſich zuerſt an einem Riz-au-lait erquickt zu haben ſcheint, haben ſich die drei älteſten Mitglieder ſämmtlich und mit großem Eifer der Lectüre hingegeben, während das kleine Mädchen, auf dem Plüſch niederknieend, eben ſo eifrig damit beſchäftigt iſt, aus den Steinen des Dominoſpieles, die ihr überlaſſen worden ſind, einen künſtlichen Hausbau über den Marmortiſch hin zu unternehmen. Der Vater aber hat auf ſeinen Knieen eine große, politiſche Zeitung aufgeſchlagen, in die er mit geſpannter Aufmerkſamkeit hineinblickt. Er ſcheint das Siècle zu leſen, das in den Arbeiterkreiſen noch immer, als das am meiſten demokratiſch gebliebene Blatt, mit einiger Vorneigung zur Hand genommen wird. Die Frau des Arbeiters hat, den Kopf nachſinnend in die eine Hand geſtützt, ein Mode-Journal vorgenommen und unterwirft eines der prächtigen Modebilder, in denen ſie geblättert hat, ihrer ſehr genau in's Einzelne eingehenden Prüfung. Die eigene, höchſt beſcheidene Toilette dieſer blaſſen Frau,

welche von den eleganten Moden durchaus nicht beleckt worden zu ſein ſcheint, mag die Angelegentlichkeit ihres Studiums nicht ganz begreiflich erſcheinen laſſen. Aber ihre rege Phantaſie iſt offenbar dabei im Spiele, und einige Melancholie, welche das ziemlich pikante Geſicht beſchattet, deutet auf unbeſtimmt umherſchwimmende Träume, die entweder ſchon längſt geſcheitert ſind, oder in der Zukunft keine Ausſicht mehr finden können. Der Herr Sohn dagegen hat ſich mit ſeinem Kopf faſt ganz und gar in die Gazette des Tribunaux eingewickelt, die mit ihren nie abreißenden Criminalfällen und Verbrechen, welche in die Phantaſie und in die Lebensverhältniſſe der arbeitenden Klaſſen gleich mächtig eingreifen, ſtets eine Lieblingslectüre derſelben geweſen iſt. Die ſchwarzen Augen dieſes Jungen bohren ſich mit einer leidenſchaftlichen Gluth in das Zeitungspapier hinein, von dem ſie ſich zuweilen wild umherſchauend aufſchlagen. Kopf und Phyſiognomie dieſes hoffnungsvollen jungen Ouvriers ſcheinen bereits ſo charakteriſtiſch ausgebildet, daß die neue Menſchenrace, deren Kind er iſt, ſchon mit ihrer ganzen ſeltſamen Eigenthümlichkeit in ihm abgebildet erſcheint. Die neue Völkerrace des Proletariats, die ſich in allen Ländern Europa's mehr oder weniger ähnlich ſieht, prägt ſich im Geſicht des franzöſiſchen Arbeiters auf eine jedenfalls intelligen-

tere Weise aus, als dies bei seinen englischen und deutschen Collegen der Fall ist. Dies Gesicht, obwohl es starke diabolische Schattirungen in sich trägt, wie sie besonders dem noch bei weitem unschuldigeren deutschen Arbeiter nicht so leicht eigen sind, verräth oft neben Rohheit und Trotz die Spur einer gewissen geistigen Kraft, die der Stunde ihrer Erlösung sicher entgegenzugehen scheint.

Es sind in dieser Hinsicht unter dem zweiten Kaiserthum sichtlich neue Veränderungen mit dem französischen Arbeiter vor sich gegangen. Wenn unter der Regierung Louis Philipp's ein großer Theil dieser Volksklasse weder lesen noch schreiben konnte, so stellt sich dies Verhältniß unter dem heutigen Gouvernement bereits bei weitem günstiger dar. Die Arbeiter empfangen nicht nur für ihren Magen das Bisquit der kaiserlichen Fürsorge, sondern Napoleon III. zeigt sich auch darauf bedacht, ihnen bequeme Wege zu ihrer geistigen Ausbildung zu eröffnen. Der Kaiser will sich nicht nur zu ihrem leiblichen, sondern auch zu ihrem geistigen Wohlthäter machen, und seine Intentionen, die Arbeiter lesen und schreiben zu lehren und zugleich mit mancherlei nützlichen Kenntnissen für Leben und Beruf versehen zu lassen, können schwerlich in der Art für zweideutig gehalten werden, in der man das den Arbeitern ge-

reichte kaiſerliche Biſquit verdächtigen zu können geglaubt hat. Wenn das feine Wohlleben, das ſchöne Weißbrot und die Pracht-Cafés dazu dienen können, den Arbeiter zu verweichlichen und der unberechnenbaren Beſtie die Zähne zu umwickeln, ſo ſind Kenntniſſe, die man den arbeitenden Klaſſen giebt, zugleich eine Waffe, und zwar die mächtigſte, die nur in ihre Hände gelegt werden kann.

Die cours gratuites pour les ouvriers, die in verſchiedenen Stadttheilen von Paris regelmäßig abgehalten und von den Mairien veranſtaltet werden, finden einen immer zahlreicheren Beſuch und ſollen auf die intellectuelle Bildung der Arbeiter bereits einen ſehr ſichtlichen Einfluß ausgeübt haben. Dieſe Unterrichts-Curſe erſtrecken ſich auf Leſen, Schreiben, Grammatik, Arithmetik und praktiſche Geometrie, und ſind nicht nur für die Arbeiter, ſondern auch für die Arbeiterinnen beſtimmt, für welche letztere ſie von Damen abgehalten werden. Es herrſcht in dieſen Stunden ein großer Fleiß und Ernſt, denn wie roh und materiell auch der franzöſiſche Arbeiter in allen ſeinen äußeren Bewegungen erſcheint, ſo hat er doch einen gewiſſen Inſtinkt, der ihn mit Achtung vor der Welt des Geiſtes erfüllt und ihm allerdings eine einſtige höhere Zukunft zu verbürgen ſcheint. Dies zeigt ſich auch auf eine höchſt bemerkenswerthe Weiſe in

den Vorleſungen, welche Herr Doré bereits ſeit mehreren Jahren über Chemie für die Arbeiter veranſtaltet. Schon im Jahre 1848 vereinigte ſich in Paris die Geſellſchaft des Athénée populaire, um in einem Amphitheater, welches in der Rue des Poſtes, impaſſe des Vignes lag, den Arbeitern unentgeldliche Vorleſungen halten zu laſſen, und Doré, ein junger Mann, der damals kaum ſiebenzehn Jahre alt war und bisher als Präparator der Chemie an der polytechniſchen Schule gewirkt hatte, wurde für den chemiſchen Curſus erwählt. Es iſt allen revolutionären Epochen eigen, daß man immer mit einer beſonderen Vorliebe auf die Naturwiſſenſchaften zurückgreift und dieſer Kenntniß namentlich eine populaire Verbreitung und Anwendung zu geben ſtrebt. Die Revolution von 1848, die nach keiner Seite hin eine ſtätige principielle Entwickelung nehmen konnte, verließ auch dieſe Anläufe, für die Bildung der Arbeiter zu ſorgen, ſehr bald, und das Athénée populaire wurde ſchon im Jahre 1849 wieder aufgelöſt. Herr Doré ſetzte aber den Curſus der Chemie, für den er eine außerordentliche Sympathie bei den Arbeitern erweckt hatte, nunmehr auf ſeine eigene Hand und auf ſeine Koſten fort und verlegte ſeine Vorträge in das Haus ſeines Vaters in dem Quartier Saint-Marcel, wo ſie jeden Sommer drei Monate hindurch von

August bis November ſtattfinden und gewöhnlich 200 bis 250 Arbeiter vereinigen. In dieſem andächtig ſtillen und feierlichen Auditorium herrſcht eine Hingebung und eine Aufmerkſamkeit, wie ſie den Studenten der Sorbonne und des Collège de France oft lebhaft zu wünſchen wäre. Der junge Profeſſor, der mit ſeinen Zuhörern in die innigſte Gegenſeitigkeit getreten, hat ſich bei dieſen Vorträgen vornehmlich die Aufgabe geſtellt, durch die Kenntniß der Chemie auf die Ateliers und auf das Haus des Arbeiters einzuwirken, und dort die Routine durch die Wiſſenſchaft und die Erkenntniß zu erſetzen. Es iſt hierbei vornehmlich darauf abgeſehen, das Leben und Thun des Arbeiters in den Beſitz aller der Vortheile zu bringen, welche ihm die Bildung der Zeit gewähren kann. Die Experimente bilden bei dieſen Vorträgen einen weſentlichen Theil des Unterrichts, und Herr Doré läßt dieſe größtentheils durch ſeine Zuhörer ſelbſt ausführen, die mit eben ſo viel Eifer als Geſchicklichkeit dieſer Verrichtung ſich widmen. Denjenigen, welche die Ausbildung ihrer Kenntniſſe noch ſelbſtändig weiter verfolgen wollen, eröffnet der junge Mann auch ſeine Bibliothek, in der immer mehrere Bleuſenmänner ſitzen, um ſich durch Leſen und Nachſchlagen zu unterrichten.

Es iſt eine intereſſante Beſchäftigung, die Geſichter

Dämmerung einspinnen. Meine beständige Sehnsucht nach den Gestalten dieser Welt befällt mich mit unverholener Wehmuth, und es brechen plötzlich in meiner Brust die Schleusen unstillbarer Schmerzen auf. Kein Laut wird um mich her wach; nur hier und da noch eine einzelne Gestalt, an einem Pfeiler lehnend, oder mit leiser Bewegung an mir vorbeischwebend. Die Perspective ins Jenseitige, die zuvor an der gothischen Baukunst dieses Domes meinen Gedanken sich aufgethan, wird jetzt auf Einmal zu einem großen Gefühl der Trauer tief in mir innen. Das ferne Jenseitige hilft mir nicht, und das nahe Diesseitige kann mir nicht genügen. Und Christus sagt, sein Reich sei nicht von dieser Welt, und doch ist er zu uns gekommen, und ist selber Welt geworden. Gott hat sich aus Liebeslust ins Fleisch getaucht, und das Fleisch dieser Welt ist geheiligt worden, indem es Gott wurde. So blüht Gottes Reich überall auf der Erde, aber es ist dennoch, wie Christus verkündet, nicht von dieser Welt, das heißt: nicht von

der Arbeiter zu studiren, die man in dem Amphitheater des Herrn Doré antrifft. Rohheit, Härte und Uebermuth, die man in ihren Arbeitswerkstätten und Vergnügungslocalen auf ihren Physiognomien lagern sieht, haben einem milden und sinnigen Ernst der Wißbegierde Platz gemacht und man erblickt hier in der blauen Blouse bedeutsame Männergestalten, die durch ihre eigenthümliche Haltung den Moment anzudeuten scheinen, wo auch das Volk seinen Antheil an der Wissenschaft empfangen, und dadurch die Wissenschaft selbst eine neue Seite ihrer Bedeutung erschließen wird. —

Diese unleugbare Hebung der Bildungszustände der Arbeiter im neuen Kaiserreich ist jedenfalls ein erfreulicheres Symptom und verdankt sich bei weitem volksfreundlicheren Absichten, als man sie solchen Luxus-Unternehmungen, wie sie jetzt im Café du dix-neuvième Siècle und im Café Parisien erstanden sind, nachrühmen kann. Ein häufig wiederholter Aufenthalt, namentlich in dem unermeßlichen Café Parisien, hat mich nie so befriedigte und durch ein höheres Interesse verschönte Gesichter antreffen lassen, als ich sie bei einem Besuch in den Cours Doré, die sich gastfreundlich auch jedem Fremden öffnen, zu sehen Gelegenheit gehabt. Das Vergnügen verschönt überhaupt den gemeinen Mann nicht so sehr, als es

ein ernster Gedanke thut, den man auf seine Stirn zu locken versteht. Das glänzende Treiben im Café Parisien wird vielleicht mit der Zeit die persönlichen Manieren des Arbeiters etwas verfeinern helfen, denn es ist natürlich, daß in einem Hause, wo Alles von Gold, Bronce, Marmor und Spiegeln strahlt, sich von selbst eine ganz andere Tonart und Bewegung einfindet, und manche Gewohnheit unterlassen wird, die man mit dem Geist des Raumes, in dem man sich aufhält, nicht vereinigen zu können scheint. So nimmt man hier schon das fatale Ausspeien nicht wahr, das sonst zu den übelsten Manieren des gemeinen Mannes in Frankreich gehört, und jeden Platz, auf dem er sitzt, leicht in eine ekelhafte Pfütze um ihn her verwandelt. Man scheint sich hier dieser schimmernden Pracht gegenüber doch noch einige Zurückhaltung auferlegen zu wollen, obwohl jener gewaltige weiße Pudel dort, der mit seinem Herrn, einem stattlichen Soldaten, eingetreten ist, sich von allen Rücksichten auf den kostbaren Glanz des Café Parisien entbinden zu wollen scheint. Denn sobald sein Herr sich vor einem petit verre, das ihm der Garçon gebracht, niedergelassen, ist der Hund neben ihm auf den Divan gesprungen, und hat sich auf demselben in der behaglichsten Positien niedergelassen. Der freundlich lächelnde Garçon hat zu dem petit verre noch

die nachträglich geforderten petits gateaux, die mit Vorliebe dazu genossen werden, herbeigebracht, denn der Chevau-léger scheint sich heut einmal besonders gütlich thun zu wollen, aber den Pudel wagt der Kellner nicht von dem Plüsch-Divan herunterzutreiben. Ja er scheint es ganz natürlich zu finden, daß in dem Luxus-Mährchen, welches in dem Café Parisien aufgegangen, auch das Paradies der Thiere angebrochen ist, und daß in dieser Erlösung aller Geschöpfe durch den Luxus auch die Hunde das Recht auf einen Plüsch-Sopha gewonnen haben müssen. Der ungemein martialisch aussehende Chevau-léger scheint offenbar derselben Ansicht zu sein, denn er streicht sich den Knebelbart mit besonderem Wohlgefallen, indem er die Blicke auf seinen Hund richtet und sieht, wie bequem es sich derselbe im Café Parisien gemacht hat. Der Soldat läßt sich von dem Kellner nun den Moniteur de l'armée bringen, und als ihm der Garçon jetzt mit einem: voilà, Monsieur! und mit einer sehr verbindlichen Handbewegung das Journal darreicht, ist der Krieger ebenso höflich und belohnt den diensteifrigen Kellner mit einem: bien aimable, Monsieur! Ueberhaupt scheint das Verhältniß zwischen den Gästen und den Aufwartenden in diesen großen Arbeiter-Cafés sich ganz anders zu gestalten, als es in den Cafés der eleganten Gesellschaft bis-

her üblich war. Der Garçon in den Arbeiter-Cafés zeigt eine sehr bemerkliche Metamorphose an sich auf. Er ist der liebenswürdigste, gesprächigste und zuvorkommendste Mann von der Welt, und hat die schroffen und brüsken Eigenschaften, die ihn in einem Café der vornehmeren Boulevards oft sehr unangenehm erscheinen lassen, ganz und gar ablegt. Während er sonst den vornehmeren Gästen gegenüber selbst den großen Herrn spielte, sich ziemlich trotzig gebärdete, und jede Geringschätzung, die ihm widerfuhr, fast mit einer Herausforderung auf Pistolen gegen den Gast erwiedern zu wollen schien, ist er in den Arbeiter-Cafés der gemüthliche, hülfreiche und dienstfertige Freund, und zeigt sich um so eifriger, da er hier von den Gästen auf einem ziemlich ebenbürtigen Fuße behandelt wird.

Es werden hier oft ganz vertrauliche Gespräche zwischen dem Arbeiter und dem ihn bedienenden Garçon gepflogen, und der letztere Name, den der Kellner in den vornehmeren Cafés vielleicht nicht mehr lange geduldig entgegennehmen wird, kommt ihm aus dem Munde des Arbeiters mit einer mehr brüderlichen Schattirung entgegen, oder verwandelt sich auch schon immer häufiger in den gleichberechtigten Monsieur. Der Socialismus wächst in Frankreich nicht blos durch das napoleonische Weißbrot,

in dem sich die Gleichberechtigung Aller zum Genuß symbolisirt, sondern auch durch die immer steigende Abneigung der unteren Klassen, zu dienen und in irgend einer Form dienstbar zu werden.

Auch aus dem gemüthlichen Verkehr, in welchen der Arbeiter hier mit den Kellnern tritt, kann man entnehmen, daß die arbeitenden Klassen in Frankreich sich zwar *erheben* wollen, aber nicht leicht dazu geneigt scheinen, sich in ihrem eigenen Lebenskreise zu *überheben*. Schon die blaue Blouse, welche noch immer das universale Arbeiter-Kleid bildet, beweist an ihm, daß es ihm nicht darum zu thun sein wird, der Verbesserung seiner Verhältnisse auch einen neuen glänzenden Anstrich seiner Person hinzuzufügen. Man erblickt darum mit Vergnügen, und ein gutes Zeichen darin erkennend, gerade an diesen prächtigen Orten, die dem Arbeiter neuerdings errichtet worden, die Blouse als das vorherrschende Kleid, das den Mann der Arbeit und des Tagelohns bezeichnet. Es ist dies der fromme Talar der arbeitenden Klassen, der ihrer Armuth und Arbeitsamkeit zugleich entspricht, und eine bedürftige und thätige Existenz anzeigt, die in keinem anderen Gewande sich so bequem und vortheilhaft für alle ihre Zwecke darstellen würde. In Frankreich und Belgien, und zum Theil auch in einigen deutschen Fabrikdistrikten am Rhein, wo die

vielfach eintretenden französischen Arbeiter auch der blauen Blouse schon eine größere Verbreitung gegeben haben, ist dies Kleid, indem es die Ausgaben für den Anzug bedeutend mäßig hält und dem Arbeiter eine wesentliche Oekonomie gewährt, zugleich der Sauberkeit und Ordentlichkeit seiner äußeren Erscheinung ungemein zuträglich geworden. Die Blouse wird leichter wieder rein gemacht, ausgebessert oder durch eine neue ersetzt, als das abgeschabte und abgenutzte Kleid von Tuch, das dem deutschen Proletariat ein so trübes und den ganzen Mann demüthigendes Aussehen bereitet und hinter den aufgehefteten Flicken und Lappen kaum noch ein würdiges und zur Wendung seines Geschicks entschlossenes Mannesherz schlagen lassen kann.

Auch die Frauen und Töchter der Arbeiter scheinen im Allgemeinen von der Putzsucht der Mittelklassen und der sich mehr und mehr corrumpirenden Bourgeoisie noch keineswegs ergriffen zu sein. Man erblickt sie auch am Sonntag und in den Cafés nur in den allerbescheidensten Anzügen, die mit der Blouse des Mannes gewissermaßen gleichen Schritt zu halten streben, und auch nicht den geringsten Anlauf verrathen, die, allerdings durch ihre Mittel und Umstände ihnen auferlegte Toilette auch nur mit einem prunkvollen Haubenband zu überschreiten. Der

Putz, der in den wohlhabenderen Bürger-Familien für die weiblichen Mitglieder errungen worden, scheint nur bei außerordentlich feierlichen Gelegenheiten in Scene gesetzt zu werden, und bildet eine Art von patriarchalischem Hausschatz, der vorhanden sein muß, aber nicht so leicht angegriffen wird. Im Durchschnitt ist diese Klasse der Pariserinnen noch am meisten geneigt, eine Tracht ihres Standes festzuhalten, und sie bleiben darin so lange als möglich, selbst wenn die Prostitution sie bereits auf einträglichere Bahnen hinausgelockt haben sollte.

Auch die neuen Luxus-Locale scheinen darin noch keine Veränderungen hervorgerufen zu haben. Die vier Arbeiterinnen, welche dort in einer Nische zusammen um den Tisch sitzen und Karten spielen, während die zu ihnen gehörigen Herrn sich dem Billard zugewandt haben, beweisen dies durch eine für ihre Jugend und Schönheit fast zu anspruchslose Toilette. Die Grazie und bewegliche Anmuth des französischen Weibes macht sich aber auch in diesen dunkelbraunen, schlicht herabgehenden Kattunkleidern, den wenig kleidsamen weißen Hauben und den nichts weniger als modischen Umschlagetüchern geltend. Die Eine dieser ganz und gar in ihre Partie vertieften Kartenspielerinnen ist ein noch ganz junges Mädchen, welche sich durch einen eigenthümlichen Lieb-

reiz ihrer Geſtalt auszeichnet. Es giebt eine eigene Schönheit armer Mädchen in Paris, wie man ſie anderswo in dieſem wunderbar anziehenden Typus nicht antrifft. Dieſe Schönheit hat in ihrer ſtillen Blüthe und in ihrem naturfriſchen Schimmer einen ungemein rührenden Ausdruck und läßt das Mädchen aus dem Volke oft mit einem viel weiblicheren Reiz bekleidet erſcheinen, als er den Frauen der höheren Stände, deren graciöſe Koketterie ſich nicht ſelten mit einem faſt männlichen Element ihres Charakters und ihrer Formen verbindet, eigen iſt. Dieſe Schönheit der Mädchen aus dem Volke erkennt man oft in dem Geſicht berühmter Schauſpielerinnen wieder, die einen weſentlichen Theil ihres Zaubers und ihrer Triumphe ihrer Abſtammung aus den Arbeiter-Vierteln von Paris verdanken, und in dieſem prächtigen Naturell, das jedoch unverkennbar bleibt, ihre Kunſt um ſo ſiegreicher aufgebaut haben.

Wenn man den eigentlichen Charakter der franzöſiſchen Arbeiter ſtudiren will, muß man jedoch mehr in den vor den Barrièren befindlichen Arbeiter-Schenken, die noch in ihrem Naturzuſtande verblieben ſind, und an gewiſſen Nachbar-Orten von Paris, namentlich in Paſſy, verweilen, als in jenen goldenen Cafés, deren Leben und Treiben wir zu ſchildern verſuchten. An einem Sonntag-Nachmittag in

Paſſy kann man das vielgeſtaltigſte Diorama der franzöſiſchen Arbeiter-Sitten vor ſich geöffnet ſehen. Paſſy iſt ein kleiner, auf den Anhöhen des Seine-Ufers anmuthig gelegener Vorſtadt-Ort, der ſich gerade über von dem Pont d'Jena und hinter den Champs-Elyſées in einer ſehr maleriſchen Lage erhebt, und für den Arbeiter freundliche und billige Wohnungen und eine große Anzahl von Cafés und Schenken, die ſeit längerer Zeit zu den Lieblingsaufenthalten dieſer Klaſſe gehören, darbietet.

Viele dieſer Schenken in Paſſy haben auch bereits ein eleganteres Aeußere angeſtrebt, und in den größeren Cafés fehlen auch hier die Marmortiſche und die Broncefpiegel nicht, wenn ſie auch in einem beſcheideneren und kleineren Zuſchnitt vorhanden ſind. Die Arbeiter-Bevölkerung feiert hier namentlich an den Sonntagen ihre behaglichſten und ausgelaſſenſten Zuſammenkünfte, die oft einen ſehr hitzigen und gefährlichen Charakter annehmen. Davon ſcheinen auch die reitenden Patrouillen zu zeugen, die jetzt Sonntags in ſtarker Anzahl durch die Straßen von Paſſy einherziehn. Auch ſieht man überall Sergents in bedeutender Menge, die alle Vorgänge mit wachſamem Auge zu beobachten ſcheinen, und jeden Augenblick bereit ſtehen, um bei einer ſchlimmen Wendung der Arbeiter-Vergnügungen dazwiſchen zu treten.

Solche Wendungen liegen beſtändig nahe, denn der Arbeiter zeigt hier, wo er ſich am meiſten in ſeiner eigenen Sphäre fühlt, die ganze Ungebundenheit ſeines Naturells, und läßt ſich in derſelben mit toller Laune, oft auch mit der ihm eigenen Bösartigkeit, die an dieſem Manne der Zukunft gar nicht in Abrede zu ſtellen iſt, gehn. Die ganze ungeſtüme Heftigkeit des franzöſiſchen Volkscharakters hat ſich im Arbeiter concentrirt, und tritt bei ihm oft durch die größten Kleinigkeiten zu einer leidenſchaftlichen Scene heraus, die dann unberechnenbar wird und leicht in den übelſten Folgen endet. Der ſein Meſſer werfende Italiener erſcheint phlegmatiſch gegen dieſe raſende Wuth, welche den franzöſiſchen Arbeiter bei dem geringfügigſten Anlaß ergreifen kann, und die um ſo gefährlicher wird, je mehr er geneigt iſt, bei jedem Wort-Krawall Blut und Leben daran zu ſetzen.

In Paſſy ſieht man neben den kleineren Cafés und Schenken große Arbeiter-Reſtaurants, in denen die Blouſenmänner mit ihren Damen Sonntags ihr ganz vollſtändiges Diner einnehmen, das in ſeinem Zuſchnitt den vornehmern Diners von Paris in derſelben Weiſe nachgemacht iſt, in der die imitirten Brillanten mit den ächten zu wetteifern pflegen. Hier herrſcht ein fröhliches Getümmel, das aber durch den ernſten Zweck des Eſſens in gewiſſen

der Welt, wie ſie als das von der Jenſeitigkeit abgetrennte und in ſich verlorene Diesſeits hier daſteht. Das Dieſſeits, welches ohne das Jenſeits iſt, trägt aber noch den ganzen uralten Fluch des Fleiſches auf ſeinem ungeſegneten Haupte, ſowie die Erde, welche ohne die Sonne finſtrer Klumpen der Materie wäre, ohne ſie auch keine Wendepuncte der Bewegung hätte, um ſich durch Schwingung zu erhalten, und durch Licht und Farbe zu wärmen und zu kleiden. Und die Sonne, mit ihren Alles bewegenden Weltſtrahlen, bewegt auch den Klumpen, und der große Gott mit ſeinem Alles liebenden Geiſt hat auch das Fleiſch geliebt. Den erhabenen Bund zwiſchen Gott und Welt hat Chriſtus geflochten, das Jenſeits iſt in das Dieſſeits eingeſtrömt, und der alte Fluch des Fleiſches iſt der Segnung gewichen. Nur die Stabilität des Klumpens, nur die Legitimität des Fleiſches, möchte ich ſagen, iſt es, welche ein unheilvolles Zerwürfniß zwiſchen Welt und Geiſt unterhalten kann. Denn ſobald das Reich des Fleiſches ſich als ein legiti-

Schranken erhalten wird, während in den Wein- und Bierschenken, und in gewissen Gartenetablissements, deren es in Passy sehr viele giebt, eine brausende Lustigkeit, die oft die tollsten Wirbel ersteigt, sich ergeht. Die Unterhaltungen der Arbeiter, die eigentlich immer lebhaft und exaltirt sind, und die im Volkscharakter liegende Geschwätzigkeit auf's Aeußerste treiben, reißen nie ab, und es tritt dabei oft auf eine höchst pikante Weise jener dramatisch-theatralische Charakter heraus, der eine allgemeine National-Eigenschaft der Franzosen ist, bei dem gemeinen Mann aber noch viel schärfer und maaßloser ausgeprägt erscheint, als bei den übrigen Ständen. Der französische Arbeiter ist ein geborener Schauspieler, der das entschiedenste Talent dazu besitzt, sich selbst mit Effect vorzutragen und in Scene zu setzen. Seine theatralischen Manieren, verbunden mit einer an's Wunderbare gränzenden Kraft der Mimik, die ein Meisterbild für das Studium des Schauspielers abgeben könnte, lassen ihn als einen Mann erscheinen, der durchaus etwas Ungewöhnliches zu bedeuten strebt, und der sich mit einer unabweislichen Wichtigkeit geltend zu machen sucht. Es ist darum nicht zu verwundern, daß gerade aus dem Arbeiterstande sehr viele der bedeutendsten Schauspieler und Schauspielerinnen, die glänzende Namen auf den französi-

schen Theatern geworden, hervorgegangen sind. Die Theater-Biographie kann darüber die merkwürdigsten Nachweise liefern. So war Achard Arbeiter in einer Spinnerei zu Lyon, Arnal Ladenjunge bei einem Krämer, und zuletzt Knopfmacher, ehe er die Bühne betrat; Bouffé war Gold-Arbeitergesell, und dann Stubenmaler, Debureau Uhrmacher, Dupuis Goldschläger, Grassot Papiermacher und dann Uhrmacher, Hyacinthe Friseur, Levassor Commis in einem Modewaarengeschäft, Samson Commis in einem Literatur-Bureau, Bignon Schuhflicker, Poultier Böttchergeselle. Und diese Namen ließen sich gewiß noch durch eine Reihe unzähliger anderer vermehren. Vielleicht ist die Blüthe und das frische und natürliche Wesen, worin sich die französische Schauspielkunst fortdauernd erhält, gerade diesem Umstande beizumessen, daß die Bühne ihre Talente aus dem ursprünglichen Born der Volkskraft schöpft und sich mit Natur-Talenten zu bereichern weiß, die oft nur noch einer künstlichen Glättung und einer bemesseneren Haltung bedürfen, um in die Reihe der ersten darstellenden Talente einzutreten. Das deutsche Theater hat gewöhnlich ruinirte Existenzen aus den gebildeteren Ständen aufgerafft, die ihre letzte Rettung in der Ausübung der Bühnenkunst suchen und dazu in der Regel schon blasirte Nerven und Gefühle, mit einem Minimum

von Natur und Leidenschaft, mitbringen. Der Arbeiter dagegen, den sein auf Schritt und Tritt aus ihm herausschlagendes Schauspieler-Talent endlich auf die Bühne führt, tritt dadurch in einen erhöhten Lebenskreis, der sein ganzes Dasein aus der niedrigen Sphäre emporhebt. Alle seine Kräfte wachsen und beflügeln sich mit dieser Metamorphose, und kommen der Kunst selbst zu Gute. Außerdem ist der dramatische Fonds, den ein solcher Künstler aus dem Volksleben mitbringt, und der damit verbundene Reichthum an Erfahrung in menschlichen Leiden und Leidenschaften, von so eigenthümlicher und außerordentlicher Art, daß daraus die darstellende Kunst gewiß nur mit Vortheil schöpfen und eine neue Befruchtung gewärtigen kann. Die größte Tragödin der Neuzeit, die Rachel, würde vielleicht nicht diesen höchsten Gipfel der Kunst erstiegen und eine so wunderbare Originalität erlangt haben, wenn sie nicht ihre Jugend als Straßensängerin in den Gassen von Paris zugebracht und in der unmittelbaren Berührung mit dem Volkselend und den Volksleidenschaften die hohe Schule aller Dramatik durchgemacht hätte. Jedenfalls ist die gewaltige und höchst naturwahre Mimik dieser Künstlerin, in der sie unübertroffen dasteht, die Frucht ihres ersten Zusammenlebens mit den arbeitenden

Klaſſen von Paris, unter denen ſich ihr Talent entwickelte.

Der Beruf des franzöſiſchen Arbeiters zum Schauſpieler möchte alſo unbeſtreitbar ſein. Sein declamatoriſches Talent, das zugleich einer eigenen Art von Drolligkeit und Narrheit in ſeinem Weſen entſpricht, ſetzt ſich in jeder Schenke, wo nur zwei oder drei in eine Berührung mit einander gerathen, ſogleich mit der glänzendſten Virtuoſität in Bewegung. Es wird zwar jetzt in den Arbeiter-Schenken nicht mehr politiſirt, aus dem einfachen Grunde, weil unter dem neuen Kaiſerreich Niemand mehr öffentlich politiſirt, und am allerwenigſten Diejenigen, die noch Politik zu machen im Stande wären. Aber der Arbeiter findet in der ungeheueren Beweglichkeit ſeines Naturells ſtets hinlänglichen Stoff, um ſich, wo er auch auftreten mag, in der wichtigſten Action zu zeigen. Einmal beſitzt er zu all ſeiner Lebhaftigkeit eine gewiſſe kindliche Fröhlichkeit, mit der er ſich dem Verkehr unter ſeinen Genoſſen in der leichteſten, zu jedem Scherz und jeder Neckerei aufgelegten Weiſe hingiebt, und unvergleichliche Dummheiten und Späße, Lieder und Witze zum Beſten giebt, die freilich jeden Augenblick an der Grenzlinie des Erlaubten ſich befinden. Dann iſt er auch wieder der reizbarſte und übellaunigſte Geſell von der Welt, bei dem Streitſucht und

Widerstandslust durch ein Wort oder eine Miene rege gemacht werden können, und der nun sogleich in eine Berserkerwuth ohne Grenzen geräth, die sich mit der Tücke eines Elements auszulassen strebt. Mehr oder weniger ist dieser Uebergang aus einer fröhlichen Harmlosigkeit in ein stürmisches und gewaltsames Gebahren der Charakter des Arbeiters in allen Ländern. Das Berliner Hähnchen aber, das erst gutartig wie ein Lamm auftritt und sich dann plötzlich über ein einziges Wort vom Kopf bis zu den Füßen aufborstet, um Alles um sich her niederzuwerfen, behält auch in diesem seinem äußersten, die Stuhlbeine ausziehenden Zorn noch ein komisches Element an sich, das auf die Lachmuskeln wirkt. Der Pariser Drôle hingegen, wenn er aus seiner Narrheit auf den Punkt versetzt wird, wo er Alles um sich her angreifen und zerschlagen möchte, tritt in diesem Augenblick aus der Sphäre der Komik weit heraus, und verwandelt sich in einen wirklichen Mann des Schreckens, dessen diabolischer Zerstörungssucht dann Alles zuzutrauen ist. Häufig endigt aber auch die tumultuarische Scene mit nichts als mit einem dummen Spaß und einem bestialischen Gelächter, und der Aufgeregte erscheint dann als der Narr seines eigenen Scandals, wie es auch bei der übrigen Pariser Bevölkerung so leicht und fast täglich vorkommt.

Es ist möglich, daß die immer mehr sich verbreitende Einführung des Biers auf diesen ungemein heißblütigen und sogleich lichterloh brennenden Charakter des französischen Arbeiters mit der Zeit einen niederschlagenden Einfluß äußern wird. Denn das biertrinkende Volk wird gedämpfter und schwerfälliger in allen seinen Lebensäußerungen, und wenn es auch nicht ruhiger und friedlicher sich durch diesen Genuß stimmt, so verliert es doch daran leicht den Stachel, der es zu übereilten Unternehmungen und zu gefährlichen Abenteuern jeder Art treibt. Napoleon III. hat auch diesen Gedanken bereits ernstlich in Erwägung gezogen und sich schon seit lange damit beschäftigt, auch der Bierbrauerei in Paris einen lebhafteren Schwung zu geben. Der Kaiser berief deßhalb vor einer Zeit den berühmten englischen Bierbrauer Baß nach Paris, um mit dieser Autorität eine Conferenz in dieser Angelegenheit abzuhalten, die auch sehr befriedigend für die von dem Kaiser gehegten Pläne ausgefallen sein soll. Der Kaiser wünscht nämlich die Einrichtung einer großen englischen Bierbrauerei in Paris, von der er sich bessere Wirkungen auf die Bevölkerung zu versprechen scheint, als durch eine größere Ausbreitung des bayerischen Bieres, das zwar in den letzten Jahren bei den Parisern großes Terrain gewonnen hat, aber sich nicht so stark einbürgern zu

wollen ſcheint, um Wein und Grog in den Arbeiter-Schenken zu verdrängen. Auch ſind die Preiſe des bayeriſchen Biers, wie auch der Biere von Lyon und Strasbourg, in Paris zu hoch, um den allgemeinen Eingang bei den Arbeitern, wie er dem Kaiſer wünſchenswerth ſcheint, zu finden. Eine Brauerei engliſchen Bieres in der Hauptſtadt Frankreichs ſelbſt würde ein weit billigeres und bei ſeinen ſpirituöſeren Eigenſchaften dem franzöſiſchen Arbeiter bei weitem mehr zuſagendes Bier liefern, als demſelben bisher geboten werden konnte. Nach der Erklärung des Herrn Baß ſollen auch in Paris alle Elemente vorhanden ſein, die nothwendig ſind, um ein gutes engliſches Bier produciren zu können, und der Ausſpruch des Herrn Baß iſt um ſo gewichtiger, da derſelbe nicht nur großer Bierbrauer, ſondern bekanntlich auch engliſches Unterhausmitglied iſt. Uebrigens iſt die Situation günſtiger wie je dazu angethan, um das engliſche Bier mit Erfolg in Paris einzuführen, denn die engliſch-franzöſiſche Allianz, die bei der Pariſer Bevölkerung nur immer beliebter geworden zu ſein ſcheint, würde dadurch erſt in eine rechte Blüthe ihrer Wahrheit eintreten.

Wenn der Kaiſer Napoleon III. ſich ſeine Arbeiter anſieht, die ihm ſchon ſo viel zu verdanken haben, ſo kann er leicht auf die Idee kommen, daß

ſie ihm auch noch ein beſſeres Embonpoint zu verdanken haben möchten, denn die franzöſiſchen Arbeiter ſind faſt alle mager, und der Kaiſer hat Shakſpeare's Julius Cäſar ſehr gut geleſen, worin die Magerkeit zum Symptom eines politiſch gefährlichen Menſchen geſtempelt wird. Danach würden die franzöſiſchen Arbeiter allerdings um Vieles weniger gefährlich ſein, wenn ſie fetter gemacht werden könnten. Unter den biertrinkenden engliſchen Arbeitern ſieht man bei weitem mehr dicke Bäuche, als in Frankreich bei allen Ständen zuſammengenommen vorgefunden werden, was zugleich eine geringere Reizbarkeit in den politiſchen Fragen in England zuwegegebracht hat. Wenn auch der engliſche Conſtitutionalismus ſicherlich nie das Ziel der neuen napoleoniſchen Regierung ſein wird, ſo kann doch ein repräſentativer Volkswillen, der einen runden Bauch angeſetzt hat, als etwas Beneidenswerthes auch im kaiſerlichen Frankreich erſcheinen. Wie es dem Kaiſer gelingt, durch den Umbau von Paris allmählig die Phyſiognomie der franzöſiſchen Hauptſtadt zu verändern und ihr ganz neue, auch das politiſche Volksleben bedingende Raumverhältniſſe zu geben, ſo kommt es ihm jetzt, wie es ſcheint, auch auf eine Umſtimmung des ganzen franzöſiſchen Nationalcharakters an, wozu allerdings eine phyſiſche Verände-

rung des Volksnaturells erforderlich ſein dürfte. Es ſcheint, daß der Kaiſer jetzt von dem engliſchen Bier einen dahin einſchlagenden günſtigen Einfluß erwartet. Napoleon III. ſcheint den Beruf des restaurateur du peuple, wie die Franzoſen anfangs ihren König Ludwig XVI. nannten, im eigentlichſten Sinne des Wortes übernehmen zu wollen. Aber Ludwig XVI., obwohl er den beſten Willen hatte, mit der Autorität von Gottes Gnaden in die Bahn der Volksſouverainetät einzulenken, verſtand das Königthum von Weißbrots Gnaden noch nicht, wie es im neuen napoleoniſchen Kaiſerreich aufgerichtet worden. Napoleon III. hat ſich die Reſtauration des franzöſiſchen Volkes, die Frankreich ſchon von ſeinem unglücklichſten und edelſten König erwartete, in politiſcher und materieller Hinſicht zugleich angelegen ſein laſſen, und man wird ihm dabei die umfaſſendſte Berechnung zugleich mit der genaueſten Kenntniß der Volksnatur nicht abſprechen können. Die Pacification des Pariſer Charakters durch breite Straßen und engliſches Bier iſt ein Gedanke der kaiſerlichen Politik, welcher aus der Phyſiologie des Staats entnommen iſt, und wenn er die erwünſchten Reſultate erzielt, den coloſſalſten Unternehmungen früherer Jahrhunderte, dem Bau der ägyptiſchen Pyramiden,

den Waſſerleitungen der Römer, und der Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe, gleichkommen würde.

Die Ent-Revolutionirung des franzöſiſchen Nationalcharakters würde ſich dieſen großen Wunderwerken aller Zeiten gewiß würdig anſchließen, und der Kaiſer ſcheint um ſo weniger an dem Gelingen dieſer Aufgabe zu zweifeln, als das revolutionaire Element keineswegs zur urſprünglichen Anlage des franzöſiſchen Nationaltemperaments gehört, und, wenn ſolche Experimente mit einem Volkscharakter überhaupt gelingen können, daſſelbe vielleicht doch noch in die militairiſch-höfiſche Natur der Franzoſen des Ancien Regime wieder umgeſetzt werden könnte. Was das engliſche Bier anbetrifft, ſo ſoll die Herſtellung deſſelben freilich auch noch davon abhängig ſein, ob das Seine-Waſſer die erforderlichen Eigenſchaften beſitzt, um dies Bier in beſter Beſchaffenheit damit produciren zu können. Es ſollen dazu jetzt erſt die entſcheidenden Verſuche in London gemacht werden, und das engliſche Unterhausmitglied Baß hat zu dieſem Zweck eine große Anzahl Fäſſer, mit Seine-Waſſer gefüllt, mit ſich nach London genommen. Den Pariſern ihr Waſſer in London zu unterſuchen, gehört gewiß mit zu den merkwürdigſten Symptomen der engliſch-franzöſiſchen Allianz, und kann als ein neues Moment der Verbrüderung beider Nationen betrachtet werden.

mes abschließt und auf den Thron der Erde sich setzt, ohne die freie Bewegung des Gedankens in sich einzulassen, tritt es bloß als die Ruchlosigkeit der weltlichen Form auf, die sich in sich selbst vernichten und verdammen muß. Aber der Gedanke, wenn er der ächte und freie, und nicht der abstracte ist, hat auch ein erhabenes Verlangen danach, in das Fleisch hineinzuscheinen, ohne das er nicht ist, und dann durchleuchtet er den irdischen Klumpen, der durch seinen Lichtathem hell wird und rein. Die antike heidnische Welt war nichts als das legitime und stabile Reich des Fleisches, und darum das Zeitalter der Plastik. Auch ihre Götter wurden Fleisch und stiegen in menschlichen Formen und Bildern hernieder, aber nicht wie Christus Fleisch geworden war. Diesen Göttern wurden menschliche Formen gegeben, weil sie nichts als menschliche Gedanken waren, aber sie erschienen dennoch als die erste Prophezeihung der Offenbarung Gottes im Fleische. Doch es war nur die Schönheit des Fleisches, zu der es die ganze antike Weltanschauung brachte,

Man darf aber ſtets überzeugt ſein, daß der Kaiſer bei Allem, was er thut, einem zuſammenhangsvollen Plan, der in eine noch größere Zukunft ſeiner Herrſchaft einmündet, folgt. Denn etwas Abgeriſſenes und Vereinzeltes, wozu er nicht die Inſpiration aus dem ganzen Machtgedanken ſeiner Herrſchaft empfinge, vermag Napoleon III. gar nicht zu thun. Es iſt dies das Geheimniß ſeines Reichs, daß in demſelben Alles nur den einen Zuſammenhang hat, der auf die Begründung der napoleoniſchen Macht ſich bezieht. Hinſichtlich der Stellung aber, die er den Arbeitern im Kaiſerreich zugedacht, ſcheint er noch lange nicht bis zum Endziel ſeiner Pläne vorgerückt zu ſein. In ſeinen Entwürfen für ihr materielles Wohl ſchlummern Gedanken, die auf eine ſociale Organiſation des Proletariats hingerichtet ſind, und vielleicht nur an dem einen Fehler leiden, daß ſie die Verwirklichung des Feenmärchens mitten im modernen Gewaltſtaat für möglich halten. Aber der Grundgedanke iſt richtig, daß für jede neue Herrſchaft auch neue Menſchen geſchaffen werden müſſen.

II.

Die Helena-Medaille und der Napoleon-Cultus.

Die Vertheilung der St. Helena-Medaille, die in Deutſchland eine ſolche Sturmfluth patriotiſcher Ergüſſe, wenn auch nur auf Zeitungspapier und auf einigen lyriſchen Leyern hervorgerufen, führt in Paris oft ſehr eigenthümliche Scenen herbei, die man nicht ohne Intereſſe und Rührung mit anſehn kann, und welche in naiver Wahrheit die Wurzeln enthüllen, die der Napoleonismus im franzöſiſchen Volksleben geſchlagen hat.

Das neue Ehrenzeichen, welches der Kaiſer Napoleon III. nicht blos als napoleoniſchen Pulsfühler, ſondern auch in einer Art von Vollſtreckung des Teſtaments von Sainte-Helène für die alten Krieger des Kaiſerreichs geſtiftet hat, wird auf der Kanzlei des Ordens der Ehrenlegion an die in Paris wohnhaften alten Kämpfer ausgetheilt. Zweimal in der Woche,

jeden Montag und Freitag, von zehn bis vier Uhr, findet dieſe Vertheilung ſtatt, und man erblickt dann immer eine bedeutende Menge alter Soldaten, die ſich, oft in den groteskeſten Geſtalten und meiſt mit einer gewiſſen Feierlichkeit in ihrem Weſen, in dieſen Stunden hier einfinden, um ihre Anſprüche aufzuweiſen und meiſtentheils ſogleich die Medaille ſelbſt in Empfang zu nehmen.

Heute erſcheint ſogar eine alte Frau von dreiundachtzig Jahren, die, geſtützt auf eine Krücke, herangeſchlichen kommt, und mit zitternder Hand alte vergilbte Papiere aus einem ledernen Beutel hervorholt, um ſie auf die Barre des Bureau zu legen. Aber die Stimme, mit welcher ſie jetzt bittet, ihre Papiere prüfen zu wollen, ſcheint mit jener zitternden Hand des Alters nichts gemein zu haben. Dieſe Stimme redet im tiefſten Baß, und hat einen faſt trotzigen und herausfordernden Ausdruck, indem ſie ihrer Bitte mit vielem Selbſtgefühl noch die Bemerkung hinzufügt: man werde ſehen, daß ſie ſich auch für die Medaille von Sainte-Helène eigne und dieſelbe zu empfangen würdig ſei!

Das Publikum, welches in dem nicht allzu geräumigen Zimmer verſammelt iſt, geräth in eine ſichtliche Bewegung. Nicht der Umſtand, daß es eine Frau iſt, welche als Mitbewerberin um das Ehren-

zeichen der alten napoleonischen Krieger in die Schranken tritt, scheint dies Staunen und Lauschen auf allen Gesichtern hervorgerufen zu haben, denn man weiß, daß es in der Heeressäule des großen Napoleon auch an Soldaten dieser Art nicht gefehlt hat, welche hinter der Uniform einen weiblichen Busen mit einem mannhaften Herzen verbargen, und bei mancher Affaire Wunden und Thaten aufzuzeigen hatten. Aber die Persönlichkeit der alten Frau hat offenbar einen außerordentlichen Eindruck hervorgebracht. Ihre große, unheimlich in sich zusammengekauerte Gestalt, die sich nur mühsam noch aufrecht erhalten zu können scheint, und doch so energische Anstrengungen macht, um sich fest und militairisch darzustellen, läßt Jeden mit einer Art von Bewunderung zu sich heraufblicken. Wenn man aber ihr schwarzgelbes, sonnenverbranntes Gesicht, die schwarzfunkelnden, stechenden Augen und die breiten Narben auf ihrer braunen Stirn betrachtete, kam man auf den Gedanken, eine Sibylle des alten Kaiserreichs sei in ihr erschienen, um die Staatsweisheit des Imperialismus zu künden und über der Testaments-Vollstreckung des großen Kaisers, um die es sich bald in immer ausgedehnterem Maaße handeln wird, zu wachen.

Die Beamten des Ordens-Bureaus benahmen sich auch ungemein zuvorkommend gegen die alte inve-

rialiſtiſche Sibylle. Ein Commis deſſelben nimmt freundlich den Arm der alten Frau und geleitet ſie zu einem Stuhl, auf den er ſie ſorglich an ſeiner Hand niederläßt. Dann werden ihre Papiere geöffnet und vom Bureau her mit lauter Stimme die darin enthaltenen Berechtigungen vorgeleſen.

Sie heißt Thereſe Figueur, genannt Sans-Gêne, iſt 1774 zu Talmy geboren, am 7. October 1791, alſo in ihrem ſiebzehnten Lebensjahre, in das 15. Dragoner-Regiment eingetreten, und unter dem Kaiſer wegen ihrer Wunden, die ſie in mehreren Schlachten empfangen, in den Ruheſtand verſetzt worden.

Thereſe Figueur hatte zu dieſem Bericht über ihre Perſon beiſtimmend mit dem Korfe genickt und alle Angaben deſſelben dadurch noch beſonders bekräftigt. Aus ihrem Nachſinnen wurde ſie aber jetzt durch die Stimme des Vorſitzenden der Commiſſion erweckt, der ihr zurief: Thereſe Figueur, Sie empfangen die Medaille!

Bei dieſen Worten erhob ſich die Frau wie mit einer elektriſchen Geſchwindigkeit. Sie ſprang von ihrem Stuhl empor und nahm, ihre lange Geſtalt gerade in die Höhe richtend, eine ganz regelrechte militairiſche Haltung an. Dann ſchritt ſie mit einer Handbewegung, als wenn ſie ihre Waffen trüge, einige Schritte vorwärts. Man heftete ihr jetzt die Helena-

Medaille vorn an ihrem Kleide an, was sie mit den ausdrucksvollsten Gebärden des Stolzes geschehen ließ. Dann zog sie sich mit einem militairischen Gruß zurück und ließ, indem sie feierlich das Zimmer durchschritt, ihre befriedigten Blicke auf den Gesichtern der Zuschauer ruhen. Therese Figueur war in diesem Augenblick vielleicht nicht von einiger Koketterie freizusprechen und man merkte ihr an, daß sie ihren herrlichen Beinamen Sans-Gêne, der ohne Zweifel auf ihr weites kameradschaftliches Herz hindeutete, einst in ebenso interessanten Gefechten der Liebe davongetragen haben mag, als sie die Narben auf ihrer schönen Stirn ewig denkwürdigen Schlachten ihres Kaisers verdankte. Als sie aber jetzt an der Thür angelangt ist, dreht sie sich noch einmal um, und ruft mit einem energischen Schrei: vive l'Empereur! aus. Es versteht sich, daß alle Anwesenden, die fast sämmtlich aus Bewerbern um die Helena-Medaille bestanden, enthusiastisch in diesen Ruf einstimmten. —

Jetzt kommt Monsieur Myon heran, ein alter Tänzer von 84 Jahren, der aber seit länger als 25 Jahren Pensionair des bei dem Dorfe Gentilly nahe bei Paris gelegenen Hospiz Bicêtre ist. Er ist ein kleiner, vertrockneter, uralt aussehender Mann, den aber die lebhaftesten Manieren auszeichnen. Beim Aufruf seines Namens, denn er scheint sich schon frü-

her gemeldet zu haben, ſchreit er mit einer wahren Zeterſtimme: Menſieur Myon? Ja, das bin ich, Ihnen zu dienen, und der ganzen Geſellſchaft zu dienen. Ich bin, wie Ihr mich hier ſeht, ein ehemaliger Artiſt der großen Oper. Ich habe ja den großen Veſtris noch gekannt!

Es iſt wohl lange her, daß Ihr nicht mehr geſprungen habt? ſagte einer der Beamten der Commiſſion zu ihm, mit der wohlwollenden Gemüthlichkeit, die auf dieſem Bureau zu herrſchen ſchien.

Erlauben Sie, erlauben Sie, mein Herr — und ohne die Antwort abzuwarten, hat ſich der kleine Myon ſchon mit einer pfeilartig fortſchießenden Bewegung Platz gemacht, indem er mit ſo viel Höflichkeit als möglich die ihn zunächſt Umgebenden zur Seite ſchiebt. Nun beginnt er mit den Händen den Takt zu ſchlagen, und eine zwar altmodiſche, aber doch höchſt anmuthige Melodie trällernd, fängt er an die graciöſeſten Pas und Tanztouren auszuführen. Er geräth damit ſo in den Zug, und ſchlägt mit ſolchem Feuer ſeine Entrechats, daß er gar nicht wieder aufhören zu können ſcheint. Der kleine alte Mann tanzt, wie von einem Tarantelſtich getroffen, unaufhörlich und immerzu, und es ſcheint ihm ſelbſt unmöglich, wieder inne zu halten und zur Ruhe zu kommen. Die Grazien ſeiner Jugend ſcheinen als

Furien wieder erwacht zu ſein und jagen ihn in einem endloſen Kreislauf auf und nieder. Die Garçons des Bureau müſſen ſich endlich mit Gewalt ins Mittel legen, um ihn wieder feſt auf ſeine Beine zu ſtellen, aber Myon iſt außer Athem und zittert und bebt an allen ſeinen Gliedern. Man muß ihn eine Zeitlang feſthalten, um ihn nicht umſinken zu ſehen. Jetzt aber wird ihm die Helena-Medaille umgehangen, denn Monſieur Myon war ſeiner Zeit nicht nur ein großer Tänzer, ſondern auch ein wackerer Krieger, und er hat in den Armeen der Republik und des Kaiſerreichs gedient. Der Anblick dieſes Schmuckes auf ſeiner Bruſt giebt dem napoleoniſchen Veteranen ſeine ganze Beſinnung wieder, und nach einem ernſten Gruß gegen die Verſammlung, entfernt er ſich mit ſtolzen Schritten. —

Ich hatte früher die Medaille von Sainte-Hélène noch nicht geſehen, und da ich allerdings hoffen mußte, ſie nicht ſo leicht auf einer deutſchen Bruſt in Augenſchein nehmen zu können, ſo machte ich von der mir werdenden Erlaubniß Gebrauch, ſie an der Bruſt eines franzöſiſchen Veteranen näher zu betrachten. Die Medaille iſt aus dunkelfarbiger Bronce ziemlich geſchmackvoll hergeſtellt, und zeigt auf ihrer Vorderſeite das Bruſtbild Napoleon's I. mit der Umſchrift: „Napoleon I., Empereur;“ auf der Rückſeite befindet

ſich in der Mitte die Inſchrift: „A ses compagnons de gloire sa dernière pensée St. Hélène 5. Mai 1821“; die Umſchrift lautet: „Campagnes de 1792 à 1815.“ Die Medaille ſelbſt iſt mit einem Lorbeerkranz eingefaßt und hat oberhalb eine Krone, in deren Kugel ein Ring durchgeht, der das roth- und grüngeſtreifte Band, an welchem die Medaille getragen wird, befeſtigt.

Dies iſt das kleine napoleoniſche Erinnerungsnipp, durch welches der Kaiſer für alle Diejenigen, die einſt unter den Fahnen des großen Napoleon geſtanden und jetzt in allen Theilen von Europa zerſtreut ſind, ein gemeinſames Kennzeichen und gewiſſermaßen ein geiſtiges Band ihrer Zuſammengehörigkeit hat ſtiften wollen. Der Moniteur de l'Armée ſchlägt die Zahl der alten Krieger des Kaiſerreichs, welche ſowohl in Frankreich als auch in den übrigen Ländern Europas noch leben, auf mehr als 300,000 an, woraus hervorgehen würde, daß das neue napoleoniſche Symbol, welches der Kaiſer ausgeworfen, in eine bedeutende Menge nationaler und geſellſchaftlicher Beziehungen hineintreffen wird und dazu beſtimmt iſt, dieſelben in dem Netz des napoleoniſchen Namens von Neuem zuſammenzufaſſen.

Zu den Staaten, welche Contingente zu den Armeen des Kaiſerreichs ſtellen mußten, gehörten Bel-

gien und das linke Rheinufer mit neun Departements, das Land zwiſchen Maas und Rhein, und zwiſchen Rhein und Moſel mit vier Departements, Savoyen und Piemont mit acht Departements, die liguriſche Republik, Toskana, Parma und der Kirchenſtaat zuſammen mit neun Departements, das Königreich Weſtphalen mit vier Departements, und das Königreich Holland, welches allein neun Departements bildete. Rechnet man dazu noch das Simplon-Departement, ſo betrug die Geſammtzahl der außerhalb Frankreichs gelegenen Departements vierundvierzig, welche ſämmtlich ihre regelmäßigen Contingente ſtellten. Auch die illyriſchen Provinzen, wo Marſchall Marmont Gouverneur war, lieferten die ſechs kroatiſchen Regimenter und das Regiment von Illyrien. Die Schweiz hatte faſt beſtändig 18000 Mann unter den kaiſerlichen Fahnen, und Polen ſtellte ſeine gewaltigen Legionen und ſeine vortreffliche leichte Reiterei, die ſo oft von ausgezeichneter Wirkung in den napoleoniſchen Schlachten war. Verſchiedene Staaten Deutſchlands ſtellten die germaniſche Legion, das Bataillon von Weſtphalen, die hannoveriſche Legion, die heſſiſchen Regimenter, die Regimenter der Fürſten von Lateur d'Auvergne und von Isenburg, ſo wie das Infanterie-Regiment von Preußen. Dieſe drei letzten Regimenter beſtanden hauptſächlich aus Ungarn, Böh-

und die auch Form ihrer Religion wurde. Daher die Aufgabe dieses Menschenalters, die Schönheit hervorzubringen, und eine seelige Harmonie des Körperlebens an ihren Zuständen auszubilden. Eine Aufgabe, die nun auch das Christenthum in einer höheren und umfassenderen Bedeutung überkommen hat. Denn wird sich nicht endlich auf seiner Grundlage in einem tieferen Sinne ein harmonischer Bildungszustand des Menschen entwickeln, in dem Welt und Geist sich in einer kräftig zusammenwirkenden Einheit mit einander bewegen und durch Ueberwindung ihrer alten Trennung ein unendliches Glück gründen?

Warum bin ich also traurig? Warum ergreift mich diese plötzliche Wehmuth, und lähmt mir die Freudigkeit meiner Gedanken? Die gothische Dämmerung von St. Veit ist es, und die Perspective in das Jenseitige, die meine Seele erbangen macht und Seufzer meinem Herzen entlockt. Nun fliehe ich die späte Einsamkeit dieser melancholischen Kirche, mein Fuß durcheilt, wie von Gespenstern getrieben, den finstern Kreuzgang, und die hohe

men, Preußen, Schweden, Russen, Oesterreichern, Sachsen, Bayern, Dänen, die fast sämmtlich Kriegsgefangene waren und sich freiwillig in den Kriegsdienst Napoleon's hatten engagiren lassen. Die portugiesische Legion, das spanische Regiment Joseph Napoleon, das irländische Regiment vermehrten noch die Zahl dieser Truppen, die eine bunte Musterkarte nationaler und sprachlicher Verschiedenheiten lieferten. Endlich figurirten noch Malteser, Türken, Griechen, Kopten, Syrier in den Halbbrigaden der ägyptischen Armee, unter den Garde-Mamelucken und den schwarzen Pionnieren. Dazu kommt noch, daß die Truppen des Rheinbundes gleichfalls sehr häufig in der Armee des Kaisers Napoleon fechten und den Siegeszügen des Eroberers und Triumphators durch alle Welt folgen mußten.*)

Es haben mithin Männer aus 35 verschiedenen Nationen auf diese Helena-Medaille Anspruch, und es ist darum nicht abzusehen, warum sie vorzugsweise als eine gegen Deutschland gemünzte in Anschlag gebracht werden sollte? Es konnte zwar auffallen, die französischen Blätter mit einem gewissen Pomp berichten zu sehen, daß gerade aus Deutschland sich Tausende von Veteranen durch die französischen Ge-

*) Diese Angaben sind nach dem Moniteur de l'Armée zusammengestellt.

ſandtſchaften als Bewerber um dieſe Medaille gemeldet hätten. Denn es ſchien in dieſen Berichten eine Art von gefliſſentlicher Uebertreibung zu liegen, der durch die Stimmung, mit welcher die Helena-Decoration in Deutſchland aufgenommen worden iſt, durchaus nicht entſprochen wurde. Unſeres Erachtens gehört die Stiftung dieſes militairiſchen Erinnerungszeichens keineswegs einer politiſchen und auf das Ausland abzielenden Berechnung des gegenwärtigen Kaiſers der Franzoſen an. Dieſe machiavelliſtiſche Intrigue vermittelſt einer Bronce-Medaille, die ſiebzig- und achtzigjährigen Veteranen an die Bruſt geheftet werden ſoll, wäre in der That ein zu kleinliches und unſicheres Manöver für einen Geiſt wie Napoleon III., der, ſeitdem er den Kaiſerthron beſtiegen, ſein Gebäude nicht mehr in der Luft oder aus zerbrechlichem Material aufzuführen pflegt und, wenn man ihm auch alles Andere abſprechen will, doch ſtets für einen Meiſter in der politiſchen Operation zu halten ſein wird.

Die Helena-Medaille ſchien allerdings mit dem Kriegslager bei Châlons und mit dem Project der Rheinbrücke bei Straßburg auf eine ziemlich tendenziöſe Weiſe zuſammenzufallen und in dieſem Enſemble den Moment vorbereiten zu ſollen, in welchem Deutſchland zur Erfüllung des napoleoniſchen Pro-

gramms an die Reihe kommen wird. Aber wenn Napoleon III. wirklich, was noch keineswegs feststeht und sich durch seine bisherige auswärtige Politik in keiner Weise bewahrheitet hat, nur durch die Schablone der Politik des Oheims arbeiten wollte, so würde er doch gewiß seine Verwickelung mit Deutschland nicht dadurch herbeizuführen suchen, daß er das Nationalgefühl der Deutschen durch eine solche Bagatelle zu kränken und zu provociren anfinge.

Der Besitz der Helena-Medaille kann keine große Verlockung für die noch übrig gebliebenen deutschen Krieger sein, welche in den Heeren Napoleon's nicht blos widerwillige Instrumente seiner Siege, sondern auch Zeugen seiner Vernichtung und seines Unterganges waren. In vielen derselben mag wohl nur die Erinnerung lebendig geblieben sein, daß sie einst an der Seite des größten Kriegers der modernen Zeit welterschütternde Thaten vollbringen halfen, und diese Reminiscenzen wird man den alten verwitterten Häuptern nicht übel deuten können. Da aber die Helena-Medaille Niemanden aufgedrungen wird und auch durchaus keine eigentlichen Vortheile darbietet, welche die menschliche Schwäche zur Erwerbung einer solchen Decoration bestimmen könnten, so wird für Deutschland sehr leicht zur Tagesordnung darüber hinwegzugehen sein. Die Helena-Medaille ist viel-

mehr eine Abfindung für die Geldvortheile, welche Napoleon I. in dem Teſtament von Longwood für ſeine ſämmtlichen Waffengefährten ausdrücklich ausgeſetzt hatte. Denn der Kaiſer vermachte im dritten Abſchnitt dieſes Teſtaments die Hälfte ſeines Privatvermögens (deſſen Geſammtheit er auf 200 Millionen Francs berechnete) den aus den franzöſiſchen Armeen übrig gebliebenen Offizieren und Soldaten, welche in den Jahren 1792 bis 1815 für den Ruhm und die Unabhängigkeit der Nation gekämpft. Die Vertheilung dieſer Gelder ſollte nach Maaßgabe des Gehalts geſchehen, welches jeder Krieger während ſeiner Activität im Heere bezogen.*) Das Privatvermögen Napoleon's ſcheint jedoch eine ausgiebige Benutzung der Art, wie ſie in ſeinem Teſtament angeordnet worden, in keiner Weiſe möglich gemacht zu haben. Es war Alles größtentheils ſchon von ihm ſelbſt ver-

*) Wie ſehr die Helena-Medaille als Abſchlagszahlung der im Teſtament von St. Helena ausgeſetzten Summen betrachtet wird, geht auch aus der Form hervor, in welcher die Medaille Denjenigen, welche ſie bekommen, zugefertigt wird. In einem durch die Zeitungen bekannt gewordenen Schreiben des franzöſiſchen Geſandten in München, Baron von Meneval, an den penſionirten Hauptmann Achilles in Nürnberg (der erſte Deutſche, welcher ſich um die St. Helena-Medaille beworben) heißt es: „Im Auftrage des Kaiſers Napoleon's III. überſende ich Ihnen das fromme Andenken, welches der kaiſerliche Onkel (sic) ſeinen alten Ruhmesgenoſſen geweiht hat."

ausgabt gewesen oder in andere Hände übergegangen, aus denen es nicht mehr für die von dem Kaiser festgesetzten Zwecke zu verwenden war. Es scheinen zu diesem Vermögen sowohl die vierzehnjährigen Ersparnisse seiner Civilliste gehört zu haben, die er im Testament, unter Berufung auf sein gutes Gedächtniß, auf 12 Millionen Francs jährlich angab, als auch die Möbel seiner Paläste, ferner seine Schlösser in Rom, Florenz und Turin, die er, mit allen in ihnen befindlichen Möbeln, aus den Zinsen der Civillisten-Gelder ankaufen ließ, wie auch die von dem Kaiser als Eigenthum besessenen Häuser im Königreich Italien, deren Werth er mit allem darin vorhandenen Silber, Schmuckſachen, Möbeln und Equipagen auf sein Privatvermögen, das er sich durch kein französisches Gesetz abgesprochen sah, angerechnet haben wollte.

Wenn diese Geldmittel noch in irgend einer Art flüssig zu machen gewesen wären, so würde Napoleon III. schwerlich so lange gezögert haben, dies baare Vermächtniß ihres Kaisers an die französische Armee zu bringen. Aber es scheint, daß jener testamentlichen Bestimmung, welche jetzt den Aufwand von 100 Millionen Francs erfordert haben würde, nicht mehr zu genügen war, und daß darum die Stiftung der Helena-Medaille als ein bei weitem billigeres

Auskunftsmittel vorgezogen wurde.*) Die Sache soll aber in Frankreich so feierlich als möglich genommen werden, und zweihundert Mitglieder der „Gesellschaft der alten Soldaten des Kaiserreichs" haben neulich im Industrie-Palaste ein großes Bankett zu Ehren der St. Helena-Medaille gegeben, wobei die möglichsten Anläufe genommen wurden, um der Decoration einen volksthümlichen und nationalen Schwung zu verleihen. Es fehlt dabei nicht an dem großen und rührenden Hintergrund, denn die letzten Gegenstände der Liebe, mit denen sich Napoleon auf seinem Todbette beschäftigte, waren seine Waffengefährten und die Armee, an deren Spitze er die Welt in ihren Achsen zu drehen begann. Die Worte: „tête .... armée" waren bekanntlich die eigentlich letzten Laute, welche den Lippen des sterbenden Kaisers im Delirium des Todes entflossen.**) Er faßte in diesen beiden letzten Worten das Symbol der napoleonischen Herrschaft für ihre Vergangenheit wie für ihre Zukunft zusammen. Er selbst war das Haupt und die Armee,

*) „Je légue mon domaine privé, moitié aux officiers et soldats, qui restent des armées françaises, qui ont combattu depuis 1792 jusqu'à 1815, pour la gloire et l'indépendance de la nation. La répartition en sera faite au prorata des appointements d'activité.

**) Las Cases Mémorial de Ste. Hélène.

und in dieſen Begriffen ſollten Staat und Geſellſchaft aufgehen. Aber dieſer Imperialismus war eine Tragödie, die nur mit dem Untergang ihres Helden endigen konnte, der, auf ſich ſelbſt zurückgeworfen, zuletzt in dieſer einſamen Machtloſigkeit zerſchellen mußte. Aber der Ausgang dieſer Tragödie hat nicht davon abgeſchreckt, die Imperialiſirung der ganzen Geſellſchaft von Neuem zu unternehmen. Die alten Veteranen, welche, jetzt mit der Helena-Medaille geziert, in den Bogengängen des Invaliden-Hôtels umherhumpeln, und das Tombeau des großen Napoleon bewachen, ſcheinen in den Augen der Bonapartiſten nur die Schmetterlinge des ewigen napoleoniſchen Frühlings zu ſein, der die Kaiſergruft umblüht und in der ſogenannten napoleoniſchen Idee einſt die Zukunft aller Völker überwachſen und beherrſchen wird.

Die Helena-Medaille, die wahrſcheinlich auch darum ihren Namen erhalten, weil ſie die Beſtimmungen des Helena-Teſtamentes wenn auch nicht durch Geld, doch durch Bronce erfüllen ſoll, betrat den Schauplatz in einem Augenblick, wo ſie mit der ihr auf allen Straßen von Paris begegnenden Krim-Medaille ſich Auge in Auge ſpiegeln konnte. Der Ruhm der Vergangenheit wetteifert darin mit dem Ruhm der Gegenwart, und das Kaiſer- und Soldatenglück ſcheint in ſeinem vollſten Gepränge zu ſtrah-

len. Beide Medaillen, welche Napoleon III. geſtiftet hat, ſind das Zeichen, daß die Armee Frankreichs von Neuem ihre Taufe auf den napoleoniſchen Namen empfangen und angenommen hat, denn die Gloire, dies ſich ewig ſelbſt wiederkäuende Ungeheuer, in welchem die franzöſiſche Armee ihren Gott anbetet, hatte ſchon einige bedeutende Erſchütterungen zu erleiden angefangen. Die Krim-Medaille beweiſt der Helena-Medaille in's Angeſicht, daß es Napoleon III. gelungen iſt, den ſchon verbleichen wollenden Kriegsruhm der franzöſiſchen Armee wieder herzuſtellen, und die Helena-Medaille reibt es wiederum der Krim-Medaille unter die Naſe, daß der Ruhm und die Kraft der Armee auf dieſen alten napoleoniſchen Säulen ſteht, auf denen ſie begründet wurde und durch welche ſie ihre Herrlichkeit und ihre Dauer für alle Zeiten empfangen haben will. So ſcheinen Onkel und Neffe jetzt in der That in einem liebenswürdigen Wettſtreit begriffen, wer am meiſten für die Gloire der franzöſiſchen Armee und Nation (denn Beides wird wieder Eines und Daſſelbe werden müſſen) gethan.

Der Napoleonismus als Syſtem kann aber nicht großartiger aufgefaßt und zur Ausrundung gebracht werden, als es durch den Kaiſer Napoleon III. geſchieht, der es offenbar für eine ſeiner wichtigſten Regierungs-Arbeiten anſieht, den Napoleon-Cultus

mehr und mehr zum Mittelpunkt aller National-Interessen zu machen, und, neben der noch immer sehr räthselhaft gebliebenen napoleonischen Idee, zugleich mit allen napoleonischen Erinnerungen und Reliquien auch in das sociale Leben der Franzosen immer tiefer einzudringen. Der Kaiser entwickelt darin eine planmäßige Energie und Geschäftigkeit, die, im Hinblick auf seine übrigen unablässigen Arbeiten und Vorbereitungen, in das größte Erstaunen setzen muß. Bald wird ganz Frankreich mit napoleonischen Monumenten und Denkmälern, Jahres- und Erinnerungstagen bedeckt sein, um die Franzosen auf jedem Schritt und Tritt daran zu gemahnen, daß sie von der napoleonischen Familie vollständig durchwachsen sind, und keinen Strich Erde mehr haben, in den sich nicht die napoleonische Kaiser-Dynastie mit ihrem Namen und ihren Symbolen tief eingeschnitten hätte. —

Unter den napoleonischen Denkmälern und Stiftungen, mit denen Napoleon III. beschäftigt ist, nimmt das schöne und so eben vollendete Monument, welches der Kaiser in der alten Kirche von Rueil seiner Mutter, der Königin Hortense, hat errichten lassen, eine der ersten Stellen ein. Die künstlerische Ausführung ist von Barre, der ein einfaches, aber ungemein ansprechendes und empfindungsvolles Werk geschaffen hat. Diese, durch ein bemerkenswerthes,

altes Portal ausgezeichnete Kirche, welche die Grabmäler Joſephinens und ihrer Tochter Hortenſe umſchließt, wurde einſt von dem Cardinal Richelieu, dem das Schloß von Rueil gehörte, wiederhergeſtellt. Jetzt aber hat das alte intereſſante Gebäude auf Koſten der Civilliſte eine neue und umfaſſende Reſtauration empfangen, welche durch die Architekten Lacroix und Maguin mit vielem Geſchmack und im Geiſte des urſprünglichen Bauſtils vollzogen worden iſt. Das neue Denkmal, welches der Kaiſer ſeiner Mutter geweiht hat, ſtellt die unglückliche Königin in weißem Marmor auf ihren Knieen liegend dar mit dem Ausdruck ſinniger und frommer Hingebung, der ein weſentlicher Charakterzug ihres Lebens war. Dieſem Monument gegenüber iſt das Grabmal der Kaiſerin Joſephine, das von Cartellier ausgeführt iſt und auf dem man die ſchöne Kaiſerin in knieender Stellung, mit einem Gebetbuch in der Hand, erblickt. Ihre Kinder Eugène und Hortenſe haben ihr, wie die einfache wortkarge Inſchrift beſagt, im Jahre 1825 dies Monument errichten laſſen. Die Kirche von Rueil iſt durch dieſe rührenden und vielbedeutſamen Gräber ein Haupttempel des napoleoniſchen Dienſtes geworden. Einige Minuten vom Schloſſe Malmaiſon gelegen, wo Joſephine ihren letzten Lieblingsaufenthalt in ſtiller, erinnerungsvoller Einſam-

Pforte ſchlägt langſam in einem einförmigen Takt hinter mir zu. Da bin ich entſchlüpft. Wieder hinaus in die Welt! Die helle, ſtrahlende, brennende, drängende, farbige, ſtrömende, unaufhaltſame Welt! Es hat aufgehört zu regnen. Die Sonne iſt blitzend aufgegangen mit erneuten Flammen an dem blauen lächelnden Firmament. —

Und für heut ſei zufrieden mit mir! Ich will und kann dieſe Dinge, die mich ſchon ſeit einigen Jahren unaufhörlich beſchäftigen, jetzt nicht weiter ausdenken. Aber Du magſt Dich nur gefaßt machen, daß ich bei der nächſten Gelegenheit wieder darauf kommen und nicht ablaſſen werde, dieſe Gedanken mit Dir durchzuſprechen und ins Klare zu bringen. Zu Dir, meine Heilige, rede ich gern davon, und Du weißt doch, warum? Aber meine Anſichten über die ſogenannte Wiedereinſetzung des Fleiſches, wie ich ſie Dir heut und früher ſchon angedeutet, drucken zu laſſen, könnte ich mich nie entſchließen. Wie ſehr würden mich Diejenigen mißverſtehen, die überhaupt nicht verſtehen! Und doch wäre es

keit fand, war diese Kirche der Zufluchtsort für ein verstoßenes, auf die bittersten Schmerzen der Entsagung angewiesenes Herz geworden. Der Kaiser hat jetzt eine jährlich wiederkehrende Todtenmesse zur Erinnerung an die Kaiserin Josephine und die Königin Hortense angeordnet, die am 6. Oktober 1857 zum Erstenmal in Rueil abgehalten wurde. Da Rueil so nahe bei Paris liegt, hatte sich ein ziemlich ansehnliches Publikum zu dieser Ceremonie eingefunden, der auch viele alte Diener Napoleon's I. und Josephinens und eine alte, noch am Leben gebliebene Ehrendame der Königin Hortense beiwohnten. Solche alte Diener werden als napoleonische Staffage bald im Preise steigen, und sie trugen in der That dazu bei, in die Rührung der Scene ein drastisches Element der Wirklichkeit hinein zu verlegen.

Auf der Insel Martinique läßt der Kaiser in diesem Augenblick eine Statue der Kaiserin Josephine errichten. Andere napoleonische Monumente, zu denen schon die verschiedensten Entwürfe vorliegen sollen, werden nicht ausbleiben, um dem Napoleon-Cultus wo möglich auf allen Punkten der bewohnten Erde einen Ausdruck zu geben. Der Kaiser ist in diesen Dingen liebenswürdiger Fanatiker und politischer Rechenmeister zugleich, und genießt dabei den Vortheil, das, was ihm gewiß zunächst Sache des Her-

zens ist, gleichzeitig als eine wirksame Maschinerie zur Förderung und Verschlingung seiner Machtinteressen gebrauchen zu können.

Aber nicht nur in Marmor und Erz sucht der Kaiser alle Züge des napoleonischen Namens zu sammeln und festzuhalten. Er ist auch unaufhörlich bemüht, ihn im socialen Leben Frankreichs von Neuem zur Geltung zu bringen und ihn als den Ausgang alles Heils für das Ganze wie für jeden Einzelnen zu stempeln. Dem Kaiser kommt dabei in der Ausbeutung der napoleonischen Erinnerungen ein Gedächtniß zu Hülfe, das die bewundernswürdigste Elastizität für alle Persönlichkeiten aus der Geschichte Napoleons besitzt. So befand sich Napoleon III. neulich in Luneville, wo ihm zu Ehren ein Carrousel geritten wurde, welches ein junger Offizier, der Capitain Dulac, mit großer Geschicklichkeit commandirte. Nach Beendigung des Carrousels sah sich dieser Offizier zum Kaiser gerufen, von dem er sich nur einer einfachen Belobigung gewärtigte. Der Kaiser aber wendete sich ihm mit einer besonders ausdrucksvollen Freundlichkeit zu, und eröffnete ihm, wie er sich sehr wohl daran erinnere, daß es sein Vater, der Oberst Dulac, gewesen, der durch seinen persönlichen Muth und seine außerordentliche Tapferkeit dazu beigetragen habe, den Kaiser Napoleon I. auf dem Rückzuge aus

Rußland, als der Kaiser eben Gefahr lief zum Gefangenen gemacht zu werden, aus den Händen seiner Verfolger zu befreien. Der Oberst Dulac war seitdem ohne Hinterlassung eines Vermögens gestorben und hatte, wie Louis Napoleon ganz genau zu wissen schien, mehrere Kinder, und darunter namentlich eine Tochter, zurückgelassen, die einer Aussteuer bedurfte. Der Kaiser bot dem überraschten Capitain jetzt eine Mitgift von 20,000 Francs für seine junge Schwester dar, welche auf die kaiserliche Chateulle angewiesen werden sollten. Ob diese Scene vorbereitet war oder ob dem Kaiser diese Intention erst in dem Augenblick entsprang, wo er den diesen Namen tragenden Offizier vor sich erblickte, wird unentschieden bleiben müssen. Jedenfalls ist dadurch die imperialistische Dramatik um einen neuen rührenden Zug reicher geworden*).

Nicht minder sucht der Kaiser als napoleonischer Reliquiensammler seine Mission auszurunden, wie das von ihm begründete Napoleons-Museum im Louvre auf eine sehr interessante Weise zeigt. Dies Napoleons-Museum, auch der Kaiser-Saal genannt, bildet eine Abtheilung der erst seit dem Jahre 1855 eröff-

*) Das bonapartistische officielle Organ: La Patrie vom 9. October erzählte diese Geschichte mit genauen Details.

neten Galerie des Louvre, welche unter dem Namen der Salle des Souverains eine Anzahl von Reliquien der Könige Frankreichs, von Chilprich und Dagobert an bis auf Napoleon I. umfaßt. Auch hier fällt vor Allem das Bestreben in die Augen, die Kleinodien des Napoleonismus unmittelbar an die der früheren Herrscher-Dynastien Frankreichs anzuknüpfen und dadurch gewissermaßen die legitime Reihe der französischen Souveraine als eine ununterbrochene darzustellen.

Das Museum der Souveraine zuerst durchschreitend, und diese prachtvolle Polterkammer mit allen ihren historischen Namen und Beziehungen musternd und würdigend, glaubt man sich auf einer Industrie-Ausstellung der königlichen Würden zu befinden, die ein höchst buntscheckiger und so vielen glänzenden Trödel darbietender Pendant zu den ernsten marmornen Königsgräbern von St. Denis zu sein scheint. Der Sessel Dagobert's, auf dem es sich ungemein hart gesessen haben muß, und die eiserne Krone Hunald's, zu deren einziger Verzierung noch einige krummgebogene Nägel ausreichten, führen uns eine sehr gute und praktische Zeit des Königthums vor Augen, wo der Herrschafts-Apparat noch sehr gering war und wenig kostete, und Stein und Eisen das genügende Material waren, um eine Regierung zu stützen. Je

mehr die kostbaren und künstlichen Industrie-Stoffe in den Apparat des Königthums eintreten, desto schwieriger und für den Träger der Krone gefährlicher ist die Herrschaft geworden. Zwischen der furchtbar einfachen Eisen-Krone Hunald's und dem prachtvollen, reichgeschmückten Degen und Krönungssattel Ludwigs XVI. liegt eine lange bluttriefende Geschichte von Leiden und Verbrechen, die mit dem goldenen Prunkaufwand des Königthums sich steigerten und ihr vollgewordenes Maaß in dem Blute des unglücklichsten Königs ausschütteten. Daneben sieht man freilich auch den Schraubstock stehn, dessen sich der arme Ludwig XVI., den es in seiner ächten Volksgesinnung zugleich trieb, der Mann der Arbeit zu sein, in seinen dem Schmieden und Ciseliren geweihten Nebenstunden einst bedient hatte. In dem Schlosse zu Fontainebleau wird noch in dem in seinem alten Zustande verbliebenen Zimmer der Königin Marie Antoinette an dem einen der Fenster eine Fensterstange gezeigt, welche Ludwig XVI. selbst geschmiedet und äußerst sauber ciselirt hat. Diese Fensterstange ist von blauem Stahl mit geschmackvoller Vergoldung, und macht im Gedanken an ihren Urheber einen wunderbaren Eindruck. Dieser König hatte offenbar das größte Talent dazu, ein geschickter und ehrlicher Handwerker zu sein, und der königliche

Schraubstock, den das Louvre in seinem Museum der Könige aufbewahrt, ist keineswegs bloß eine Nippsache gewesen, sondern er verräth den starken Gebrauch, der von ihm gemacht worden. Nicht weit davon erblickt man einen Schuh seiner Gemahlin, der schönen Marie Antoinette, von schwarzem Seidenzeug, vorn spitz zugehend und mit hohen Hacken, nicht allzu klein. Es könnte danach scheinen, als wenn die außerordentliche Schönheit der Formen, welche Marie Antoinette besaß, nicht gleicherweise sich auch auf den Fuß der Königin erstreckt hätte. Aber dieser einzelne Schuh, zu dem der andere zugehörige wie auf der Flucht oder im Drang einer stürmischen Situation verloren worden, weckt schauerliche und höchst finstere Empfindungen in dem Betrachter. Er erinnert an die tumultuarische Aufhebung einer ganzen Existenz, die früher in diesem Schuh einherschritt. Der Schuh ist in dieser seiner wehmuthsvollen Vereinzelung eine Relique des zerfallenen und geopferten Königthums, wie es kaum eine andere von so rührender Gewalt geben kann. Nach einer Reliquie Louis Philipp's sieht man sich vergebens in diesem Museum der französischen Könige um. Wenn zu dem Schuh Marie Antoinette's noch der Regenschirm Louis Philipp's, mit welchem der Bürgerkönig bei Nacht und Nebel im Jahre 1848 aus dem Tuilerieen-Schlosse entfloh, hinzugefügt würde

so wäre es wahrlich schwer, es in diesem Saal der Souveraine vor Wehmuth auszuhalten, denn die erschütterndsten Symbole der französischen Herrschergeschichte wären dann darin aufgehäuft!

Aber das Museum bricht bei diesem vereinzelten tragischen Schuh der Königin, als dem letzten Zeichen der alten Legitimität, plötzlich ab, und man begiebt sich nun in den napoleonischen Kaiser-Saal, in welchem Napoleon III. diese wunderbare Sammlung von Gegenständen, die meist dem großen Napoleon gehörten und zum Theil in den wichtigsten Momenten seines Lebens von ihm benutzt oder getragen worden, ausgestellt hat. Man merkt es hier sogleich beim ersten Umblick, daß sich eine ganz andere Welt der Herrschaft eröffnet hat, in der die alte Legitimität, die in dem andern Saal bis zu Ende gekommen, auf einer sehr veränderten Grundlage wieder aufgenommen wurde. Die neue Legitimität des Säbels umgiebt uns hier mit ihren glänzendsten und anspruchsvollsten Triumphzeichen. Zuerst empfangen uns die prachtvollen orientalischen Sättel, deren sich Napoleon in dem ägyptischen Feldzug bediente und die von Gold und Purpur strahlen. Man sieht den jungen Helden auf diesen Sätteln in die Schlachten reiten, in deren ungeheuern Entscheidungen er zuerst die Glorie des Weltruhms an seine Schläfen fesselt. Neben dieser

Pracht des Kriegers steht aber auch ein sehr schlechtes Feldbett und ein einfacher Feld-Schreibtisch, die zugleich den Krieger zeigen, der in seiner Herrlichkeit als Feldherr nicht minder jede harte Entbehrung des gemeinen Soldaten sich aufzuerlegen weiß. Dann erblickt man die ganze welthistorische Garderobe, welche die verschiedenen großen Epochen Napoleons I. vor unsere Augen führt. Die Uniform, welche Napoleon als erster Consul getragen, hängt neben der prachtvollen Tunica von weißem Atlas und reichen Goldbesätzen, die der Kaiser öfter zu tragen pflegte, und neben der Krone Karls des Großen, der Krone der Universal-Monarchie, die Napoleon I., als er die Weihe des Imperators empfing, auf sein Haupt gesetzt hatte. Ein Purpurmantel, mit den prachtvollsten Goldstickereien und dem großen Kaiser-Stern geschmückt, gehört, nebst mehreren anderen umherhängenden Gala-Uniformen, der imperatorischen Herrlichkeit an. Ein Hut, welchen Napoleon in der Campagne von 1814 getragen, blickt uns schon etwas windschief an, und macht den Uebergang zu dem schwarzen unheimlichen Hut, der nicht weit davon hängt, und den, nach dem dabei befindlichen Etiquette, Napoleon bei seiner Ankunft auf St. Helena auf dem Kopfe hatte. Dieser Hut ist schwarz und etwas größer, als die gewöhnlichen Napoleonshüte, wodurch er eine unglückliche

Form zu haben ſcheint, welche eigenthümlich auf die Empfindung zurückwirkt. Ueberhaupt macht die Toilette von St. Helena, die hier noch mit einigen anderen Stücken vertreten iſt, den ungünſtigſten Eindruck auf das Gemüth des Beſchauers. So zeigt uns namentlich ein gewöhnlicher ſchwarzer Bourgeois-Hut, welchen der Kaiſer auf ſeiner Inſel getragen, den in der Verlaſſenheit allmählich herunterkommenden Helden, der, nachdem er von den olympiſchen Höhen der Geſchichte verſtoßen, nun mit ſeinem Titanen-Sturz in die Mitte des Werkeltaglebens hinabfällt, ſeine regelmäßigen Spaziergänge nach Tiſche zur Förderung ſeiner Verdauung machen muß, und den welterobernden Dämon in ſeiner Bruſt nach und nach zu einer milden, freundlichen, in ein Bürgerrettungs-Inſtitut paſſenden Geſinnung einſchläfert.

Aber auch die andere Seite, nämlich die große Eumeniden-Tragödie von St. Helena, die auf dieſer Inſel ſpielte und mit dem bittern Tod des Kaiſerhelden endigte, iſt durch eine wunderbare Reliquie hier vertreten. Dort auf einem Kiſſen erblickt man das Schnupftuch Napoleons, das er auf ſeinem Todbette gehabt, mit dem N und der Krone in der Ecke gezeichnet. Man bemerkt auf dieſem Schweißtuch einige dunkle Tropfen, die dem Todeskampf des ſterbenden Imperators angehören, und die ſchwere Stunde

bezeichnen, in welcher der Angſtſchweiß der Creatur von der Stirn des Helden gefloſſen iſt. Dieſe dunkeln, etwas ſchmutzigen Tropfen auf dem Schweißtuch des Kaiſers ſind das Letzte, was von ſeiner körperlichen Erſcheinung übrig geblieben iſt. Aber es iſt das Märtyrerthum der ſelbſtſüchtigen Größe, die ihre Perſon mit dem Schickſal der Welt verwechſelte, und darum nichts übrig behielt, als das in ſich ſelbſt zergehende Ich, mit dem Schweißtuch, das die letzten Lebenstropfen auffängt.

Nicht weit von dieſem Schweißtuch feſſelt uns ein junges friſches Bildniß, das uns plötzlich in die erſte Jugendzeit Napoleon's zurückverſetzt, und ein ſehr ſchönes Portrait des jungen ſechszehnjährigen Napoleon in einer Kreidezeichnung darſtellt. Man erkennt an dieſem durchaus antiken Kopf, mit dem ſchlicht herunterhängenden kurzen Haar, das über die Stirn herabgeht, recht die urſprüngliche großartige Naturbegabung, die es auf einen Helden von ſeltener Art abgeſehen hatte. Dieſe kühnen, wie aus Erz gegoſſenen, die dämoniſche Unaufhaltſamkeit des Helden andeutenden Lineamente ſind ſchon die ſpannende Vorrede zu dem Heldenbuche, das bald ſeine majeſtätiſchen Blätter, auf denen die Geſchichte der Welt umgeſchrieben werden ſollte, aufrollte. Wie wenig dieſe Natur durch den Sohn Napoleon's ſich

unſerer Zeit, wie keiner anderen, höchſt nothwendig, darüber auf's Reine zu kommen. Ich ſage mit Abſicht, auf's Reine! Freilich gibt es auch Reine, denen nicht Alles rein iſt. Nun, Jedes auf gut Glück! Was liegt auch am Mißverſtändniß? Ich finde im Gegentheil, daß es zu wenig Mißverſtändniſſe heutzutage gibt, und daher die viele klare Langeweile, an der unſere Zeitgenoſſen leiden. Deshalb glaube ich, man macht ſich verdient um die Bewegung, wenn man ſich recht tief dem Mißverſtande preisgibt. —

Bleibe Du mir nur gut, o Heilige! — Und Du! Du! an die ich immer denke! Du! Du! — Du weißt doch — — —

ferterbte, ſcheint im Kaiſer-Saal dadurch angedeutet werden zu ſollen, daß man von dem König von Rom nichts weiter als eine Kinderklapper erblickt, die dort ebenfalls mit dem Anſpruch einer napoleoniſchen Reliquie aufgehangen werden iſt. Auch ein kleines Kinder-Jäckchen ſieht man, welches der Fils de l'homme einſt getragen, und das die zierlichen, unſchuldigen Formen der Kindheit mit rührender Naivetät vor Augen ſtellt. Napoleon III., welcher der eigentliche Fils de l'homme geworden und als ſolcher von der Geſchichte aufgenommen wurde, verwies das Andenken an Napoleon II., mit dem er wenigſtens zählt, in die Kinder-Garderobe. Sollten nicht einige werthvollere Anzeichen der Exiſtenz des armen Herzogs von Reichſtadt vorhanden geweſen ſein, wäre es auch nur ein mit Wiener Roſenduft geſchwängertes Liebesbriefchen an die Tänzerin Fanny Elsler geweſen? Daß er im Napoleon-Muſeum nur durch Kinderklapper und Kinder-Jäckchen vertreten erſcheint, iſt eine faſt zu harte Ironie auf ein nicht zur Reife gediehenes Daſein. Dieſe Ironie iſt beinahe ebenſo hart, als wenn der Adler, den Louis Napoleon einſt in Boulogne ſteigen ließ, künftig einmal ausgeſtopft in dieſem Napoleon-Muſeum des Louvre beigeſetzt werden ſollte!

Die ſolideſte napoleoniſche Reliquie in dieſem

Muſeum iſt übrigens das ſchöne, auf Pergament gedruckte Exemplar des Code Napoléon, welches in einem ungemein prächtigen Einbande dort aufgeſtellt iſt! Die Glorie des Geſetzgebers wetteifert mit der des Kriegshelden, um den napoleoniſchen Namen unſterblich zu machen! Daneben liegen auch einige mathematiſche Bücher, deren äußere Beſchaffenheit beweiſt, daß ſie von Napoleon ſtark gebraucht werden ſind. Ein Exemplar von Oſſian's Gedichten, die eine Lieblingslectüre Napoleon's bildeten, deutet auf das chaotiſche Naturelement, das in ſeinem Geiſte wühlte und zugleich mit der praktiſchen, legislativen und mathematiſchen Schärfe und Rechnenkunſt desſelben auf eine wunderbare Weiſe ſich verband.

Das Napoleon-Muſeum wird ſeit einiger Zeit ſehr ſtark von dem Publikum beſucht, das man hier nicht ſelten in gedrängten Schaaren antrifft. Darunter ſieht man auch viele Leute aus der Provinz und vom Lande, welche dieſe napoleoniſchen Gegenſtände faſt wie Kirchen-Reliquien mit einem frommen Staunen und Verwundern betrachten. Es ſoll namentlich unter den Bauern Frankreichs noch immer kindliche und einfältige Gemüther geben, die nie ganz klar darüber geworden ſind, ob der gegenwärtig herrſchende Kaiſer Napoleon nicht noch derſelbe und der alte ſei, der einſt an der Spitze ſeiner Armeen Frank-

reich und ganz Europa beherrſchte, und deſſen Tod auf St. Helena vielfach zu einem Volksmythus geworden, der in geheimnißvollen Sagen ſich ausbreitete. Man verſichert wenigſtens, daß dieſer myſtiſche Hebel bei den ſieben Millionen Stimmen, die für die Kaiſerwahl Napoleon's III. ſich erklärten, bedeutend genug mitgewirkt habe, indem in vielen Landgemeinden der halb abergläubiſche Wahn herrſchte, daß es ſich um die Wiedererhebung des alten Napoleon auf den Thron Frankreichs handele und daß der Felſen von St. Helena der alte napoleoniſche Kyffhäuſer ſei, aus welchem der große Empereur in ſeiner alten Macht und Herrlichkeit wieder emporgeſtiegen. Die Austheilung der Helena-Medaille mag gewiß auch nicht wenig dazu beigetragen haben, die zum Wunderglauben geneigte Phantaſie in gewiſſen Volksſchichten zu reizen und den alten Kaiſer als den Ehrenſpendenden noch lebendig und wirkſam unter ihnen erſcheinen zu laſſen. —

III.

Scenen aus dem Lager bei Châlons.

Das Lager, welches Napoleon III. im Herbſt des Jahres 1857 auf der ungeheuern Ebene bei Châlons-ſur-Marne gebildet, verſammelte in dieſem Jahre zuerſt die kaiſerlichen Garden um die Perſon des Kaiſers, der ſich, umgeben von ſeinen Marſchällen und Generälen, und zum Theil in Begleitung ſeiner Gemahlin, der ſchönen Kaiſerin Eugenie, an die Spitze ihrer militairiſchen Uebungen und Operationen ſtellte und dabei offenbar ein neues vertrautes Band zwiſchen ſich und der Armee zu flechten und zu befeſtigen ſtrebte. Die ſchönen ſonnigen Octobertage des Jahres 1857 begünſtigten die glänzende und bedeutſame Entfaltung dieſes Schauſpiels in jeder Art, und es gab Tage im Lager, wo das Schlachtfeld des alten Hunnenkönigs Attila, der einſt hier den blutigſten Kampf der neueren Welt mit

den Römern und Gothen bestanden, in einem märchenhaften Glanz und in einer strahlenden Fülle von Gestalten und Bildern wieder lebendig geworden zu sein schien.

Das neue napoleonische Lager, das so viele politische Combinationen und Bedenken herausgefordert hat, und jedenfalls noch eine große Rolle bei den künftigen Plänen und Unternehmungen des Kaisers spielen wird, nimmt das ganze unermeßliche Terrain ein, welches in einem Umfange von 14,000 Hectaren, ungefähr sechs Lieues von Châlons entfernt, zwischen den Dörfern Groß- und Klein-Mourmelon sich hinzieht. Das kaiserliche Gouvernement hat dies Terrain, welches bisher großentheils den Grundbesitzern der Gegend gehörte, angekauft, und sowohl diese feste Erwerbung des Grund und Bodens, als auch die begonnene Ausführung umfassender Lager-Arbeiten, die auf regelmäßige Truppen-Niederlassungen in diesem Camp schließen lassen, schien von vorn herein für die Meinung zu sprechen, daß das Lager von Châlons zu einem permanenten bestimmt sei und seine strategische Bedeutung zwischen einer Stellung zur Hauptstadt und einer die Gränze Deutschlands bedrohenden Position zu theilen habe. Auch die mit einer wunderbaren Schnelligkeit entstandene Eisenbahn, die von der Stadt Châlons ins Lager geführt

werden, und ſich an die zwiſchen Straßburg und Paris gehende Linie anſchließt, würde für ein bloßes Uebungslager, das nur für einige Manoeuvres beſtimmt wäre, ein zu ſolider und koſtſpieliger Bau ſein. Durch dieſe unmittelbare Verbindung mit dem Eiſenbahnnetz zwiſchen Deutſchland und der franzöſiſchen Hauptſtadt iſt das Lager in die Mitte der bedeutendſten und weitgreifendſten Beziehungen getreten, und während die kriegeriſche Perſpective einſtweilen noch in den Nebeln der Zukunft verhüllt liegt, trugen Pariſer Vergnügungs-Trains und Wallfahrten aller Art, die in das Lager unternommen wurden, dazu bei, dies Lager als ein neues fragwürdiges Problem der napoleoniſchen Politik zu bezeichnen. So kam es auch, daß in Châlons für den Reiſenden kaum ein Unterkommen zu finden war, obwohl ein Zimmer in einem kleinen entlegenen Gaſthof immer noch einer Einquartirung in dem Dorfe Mourmelon vorzuziehen geweſen, wo es zwar bereits in einigen Häuſern und in pittoresk und unpittoresk aufgeſchlagenen Baracken „chambres à louer“ gab, die jedoch bei fürchterlichen, durch die Engländer aufgetriebenen Preiſen kaum wohnliche und wirthliche Verhältniſſe darzubieten ſchienen.

Châlons iſt eine nicht ganz unbedeutende Stadt, die in der Mitte eines anmuthigen Thals zwiſchen

ſchönen fruchtbaren Wieſenflächen und an drei Flüſſen, Marne, Mau und Nau, gelagert iſt. Es iſt wohl kein Zweifel, daß dies Châlons das alte Catalaunium, der Mittelpunkt der ehemaligen catalauniſchen Gefilde iſt, in denen Attila die mörderiſche und blutriefende Schlacht verlor, mit der er es auf die Unterjochung und Vernichtung der Deutſchen abgeſehen hatte. Daß hier auf derſelben Stelle ein napoleoniſches Kriegslager entſtanden iſt, deſſen praktiſche Spitze gegen Deutſchland gedeutet wird, ſcheint faſt geeignet, einen fabelhaften Eindruck hervorzurufen, aber wahrſcheinlich hat Napoleon III. diesmal nicht aus der ihm ſonſt wohl eigenen ſinnigen Spielerei mit geſchichtlichen Daten und Erinnerungen gerade die catalauniſchen Felder zum Sitz ſeines gewaltigen Lagers erwählt, ſondern das unvergleichlich ſchöne Terrain, das in ſeiner unabſehbaren Weite und auf ſeinen malerisch ausgebreiteten Hügeln und Ebenen wie von ſelbſt die donnernde Feldſchlacht herauszufordern ſcheint, mag vorzugsweiſe für dieſen Punkt den Ausſchlag gegeben haben. Denn wenn Napoleon III., wie ſeit ſeiner perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Alexander von Rußland in Stuttgart von vielen Seiten her beſtimmter als je ausgeſprochen worden, wirklich die Abſicht haben ſollte, die Eroberungszüge Attila's und Napoleon's I. gegen die

deutſchen Völker wiederaufzunehmen und zu vollenden, ſo würde er, bei dem hiſtoriſchen Aberglauben, der ihn wie viele andere Heroen der Geſchichte beſeelt, gewiß nicht die catalauniſchen Gefilde mit ihren unglücklichen Vorbedeutungen gerade für ein ſolches Lager ſich auserkoren haben. Durch die Unterjochung Deutſchlands, der erſt die der Weſtrömer folgen ſollte, hatte der grimme Etzel die eigentliche Grundlage ſeiner Weltherrſchaft, die in der völligen Beſitznahme des byzantiniſchen Reiches ſich krönen ſollte, vorbereiten zu müſſen geglaubt. Schon fochten damals im Heere des Hunnenkönigs deutſche Völker, die bereits unter Attila's Botmäßigkeit gerathen waren, wie die Oſtgothen und Gepiden, die, wie es den deutſchen Völkern in den Heereszügen Napoleon's abermals erging, gegen ihre Brüderſtämme in den Kampf geſchleppt wurden. An der Marne, in den Feldern von Catalaunium, waren dieſe Heere auf einander getroffen, aber unter den unheilvollſten Vorzeichen, die ſich durch ein niegeſehenes Gemetzel, das nach den Berichten des Jornandes mehr als 200,000 Todte auf dem Schlachtfelde ließ, erfüllten. Der junge König der Weſtgothen, Theoderich, war vom Pferde geſtürzt und durch die Hufe ſeiner eigenen Roſſe zerſtampft worden. Aber auch Attila konnte, durch eigene Entkräftung und den ungeheuern Ver-

luſt ſeiner Schaaren gelähmt, die Schlacht nicht fortſetzen, und verließ das Lager, um unter Verwüſtungen aller Art ſeinen Rückzug durch Belgien und Germanien zu nehmen. Der Hauptpunkt dieſer Schlacht ſoll nach der hiſtoriſchen Ueberlieferung die in der Mitte der Ebene gelegene Anhöhe geweſen ſein, von der rechts die Hunnen, links die Weſtgothen ihre Stellung genommen hatten. Ein Bach, der damals den Berg herabrieſelte, ſoll ganz mit Blut angefüllt geweſen ſein, und die umherliegenden Verwundeten tranken das Blut aus dem Bache, um ihren Durſt zu ſtillen.

Es iſt dies dieſelbe Anhöhe, auf welcher in dem heutigen napoleoniſchen Lager das Zelt des Kaiſers Napoleon III. ſteht, welches von dieſem Punkte aus die zu ſeinen Füßen weithin und nach allen Seiten ſich gruppirenden Gezelte der Truppen überſchaut und beherrſcht. Nur der Bach, welchen Jornandes erwähnt, habe ich nicht geſehen; es iſt aber ſeit dem fünften Jahrhundert ſo mancher Bach ausgetrocknet, daß die Gelehrten wohl ſchwerlich einen Anſtoß daran nehmen werden, wenn dieſer Bach heut nicht mehr in Scene geſetzt werden kann. Daß dies aber der Punkt iſt, auf dem die Schlacht des Attila geſchlagen worden, haben die Nachgrabungen bewieſen, welche Napoleon III. ſeit Kurzem in den Umgebun-

gen seines Kaiserzeltes veranstalten ließ. Es sind dadurch bereits eine Menge von Alterthümern zu Tage gefördert worden, welche unbestreitbar die Trümmer einer hier geschlagenen Schlacht sind und namentlich in eisernen Waffenstücken, Streitärten, Helmen, aber auch in einigen Münzen und Medaillen bestehn, die als hunnisches und gothisches Eigenthum erkannt worden sind. Vielleicht sind die bei dieser Gelegenheit ausgegrabenen Attila-Medaillen die Helena-Medaillen der damaligen Zeit gewesen, da auch Attila die Tapferkeit zu belohnen hatte, welche in seinem Heere Deutsche an Deutschen brudermörderisch auszuüben hatten.

Das Gezelt des Kaisers Napoleon III., welches auf diesem eigentlichen Brennpunkt des hunnischen Schlachtfeldes sich erhebt, besteht aus einer Gruppe von Häusern, Pavillons, Baracken und Zelten, die, einen bedeutenden Raum einnehmend, neben und hintereinander aufgeschlagen sind und mit einer einfachen Hecke von Tannenzweigen umhegt erscheinen. Das in der Mitte dieser Gruppe liegende kleine Haus, welches mit gestreifter Zeltleinwand bekleidet, im Styl einer schweizerischen Villa errichtet worden und auf dessen Dach zwei dreifarbige Fahnen flattern, ist das Haus des Kaisers, „die Marquise" genannt, welches derselbe während seines Aufenthalts im Lager zu sei-

An meine Heilige.

V.

W i e n.

Pilatus wäſcht ſeine Hände in Unſchuld.

— Seit acht Tagen wiederhole ich mir nun alle Morgen, wann ich aufſtehe, das: Auch ich in Wien! und doch habe ich noch keine Zeile an Dich darüber zu Papiere gebracht. In die unendliche Lebensluſt, wie ſie hier in ſchäumenden Bechern ausgeſchenkt wird, mag ich mich wohl für eine Zeitlang ſtürzen, aber es ekelt mich nachher an, etwas davon auf,uſchreiben oder gar Betrachtungen darüber zu machen. Es iſt eben der Genuß der Stunde, die nichts als Stunde ſein will und kann. Und den guten, tandelhaften, kindiſchen, liebenswürdigen Wiener mag ich, ſo lange ich einmal hier bin, gern leiden, ob-

nem Wohnsitz bestimmt hat. Zu jeder Seite dieser Lager-Residenz erblickt man einen sehr zierlich und geschmackvoll in getäfeltem Holz aufgeführten Pavillon von ziemlicher Größe, wovon der eine die Speisesäle und die Küchen, der andere eine Reihe von festlichen Empfangs- und Versammlungszimmern enthält, in welchen augenblicklich der im Lager als Gast anwesende Herzog von Cambridge wohnt. Hinter dieser Gruppe dehnt sich in symmetrischer Anordnung eine unabsehbare Reihe kleinerer Zelte und Baracken aus, die sämmtlich noch in der Umhegung des Kaiser-Gezeltes liegen, und den Marschällen, Generälen und Adjutanten, sowie einigen Garde-Compagnieen, die zur Bewachung des kaiserlichen Zeltes bestimmt sind, zum Quartier dienen.

In dem Zelt des Kaisers bewegt sich Alles mit einer liebenswürdigen Leichtigkeit und Legeretés auf und nieder. Die finstern Nebelgeister der erschlagenen Hunnen und Gothen, die sich in unbezähmbarer Schlachtenwuth hier noch nach ihrem Tode als Luftgespenster bekämpften und schlugen, scheinen diesen Platz ganz und gar verlassen zu haben, und sind der neuen Zeit gewichen. Um das Lager Napoleons III. schwebt eine elegante Heiterkeit, ein graciöses Sichgehenlassen, das von den strengen und abschreckenden Falten, in welche sonst auch die moderne Militair-

herrlichkeit sich so leicht kleidet, keine Spur an sich trägt. Vor dem Hause des Kaisers sitzen draußen an der Thür zwei Officiere auf einer Bank, in der behaglichsten Stellung von der Welt, indem sie auf ihren übereinandergeschlagenen Knieen Jeder ein großes Zeitungsblatt aufgerollt halten und bald mit dem größten Eifer lesen, bald sich überlaut lachend und mit den heftigen Gesticulationen gegenseitig Stellen aus ihren Journalen vorlesen. Wahrscheinlich sind es Artikel, welche die eben stattgehabte Zusammenkunft der Kaiser von Frankreich und Rußland in Stuttgart betreffen, und die Pariser Zeitungen, die in der Tretmühle der kaiserlichen Inspirationen arbeiten, strampeln sich mit Händen und Füßen ab, um zu beweisen, daß die Kaiser-Zusammenkunft in Schwaben keine bedrohliche Spitze gegen Deutschland in sich enthalten habe, und daß alle darüber ausgesprochenen Befürchtungen in den deutschen Blättern nur leeres Geschwätz seien. Die beiden Offiziere scheinen sich darüber außerordentlich zu ergötzen und tauschen dann ihre eigenen Ansichten mit einer geheimnißvollen Wichtigkeit aus. Der Kaiser befindet sich erst seit gestern wieder im Lager von Châlons, wohin er sich unmittelbar nach der Rückkehr von Stuttgart begeben. Aber noch ist Alles still in seinem Wohngezelt, und nur von Zeit zu Zeit sieht man einige Marschälle und

Generäle heraustreten, die schon in der Frühstunde zu einer Besprechung bei dem Kaiser berufen waren. Man erblickt nach einander den tapfern Marschall Magnan, den wunderbaren Pelissier, Duc von Malakoff, der in seinem wilden, sonneverbrannten, merkwürdig durchgearbeiteten Gesicht eine ganze Welt von Kriegsabenteuern und Schlachten-Wundern zeigt, dann den General Grafen Regnault de Saint-Jean d'Angely, den Commandanten der kaiserlichen Garde, und mehrere Divisions- und Brigade-Generäle. Diese Herren besteigen einen offenen, mit mehreren Sitzreihen hintereinander versehenen Galerie-Wagen, der zu ihrer Abholung vorfährt, und man vernimmt, daß sie sich auf den Eisenbahnhof nach Châlons voraus begeben, um die Kaiserin Eugenie, deren Eintreffen im Lager heut erwartet wird, dort empfangen zu helfen. Man erwartet jetzt auch bald den Kaiser selbst heraustreten zu sehen, und schon wird ein wunderbar schöner brauner Araber, das Lieblingspferd des Kaisers, das er vorzugsweise hier im Lager zu reiten pflegt, vorgeführt. Der Kaiser erscheint endlich, tritt rasch, und heut ohne jede ceremonielle Schwerfälligkeit, aus seiner Thür heraus und schwingt sich, nachdem er flüchtig und mit einem grüßenden Neigen des Kopfes umhergeblickt, in den Sattel seines Pferdes. Seine Gestalt ist in der letzten Zeit etwas voller und kräf-

tiger geworden, und er scheint sich einer außerordentlich blühenden Gesundheit, wie sie ihm kaum in einer früheren Epoche seines Lebens eigen gewesen, zu erfreuen. Die an Fanatismus streifende, fast poetische Zuversicht, welche der Kaiser früher zu seiner Person und zu seinem Schicksal in seiner ganzen Haltung und allen seinen Gebärden an den Tag legte, und die immer ein überwiegender Charakterzug seiner persönlichen Erscheinung gewesen, scheint jetzt mehr einer ernsten Gewißheit seiner selbst Platz gemacht zu haben, und man sieht es dem Kaiser an, daß er nunmehr mit einem thronenden Bewußtsein, umleuchtet von der Glorie der napoleonischen Idee, Besitz von seiner europäischen Stellung und seiner sogenannten Mission ergriffen hat. Mit einem stärkeren Ausdruck kaiserlicher Majestät, als ich früher je an ihm gesehen, saß er jetzt im Sattel und sprengte, gefolgt von einer kleinen Suite, in der man den Marschall Vaillant erkennt, zur Einholung seiner schönen Gemahlin von dannen.

Wir schlendern unterdessen in den Straßen des Lagers umher, das mit seinen unabsehbaren, in spitzer Kegelform erbauten Zelten und seinen darüber flatternden Fahnen sich die Anhö,. hinunter lustig und malerisch in die Weite hin ausbreitet. Es ist noch am frühen Vormittag, und die Soldaten sind meist

vor ihren Zelten mit den Vorbereitungen zu ihrer Toilette beſchäftigt, putzen eifrig an ihren Uniformſtücken und Waffen, oder überlaſſen ſich, nachdem ſie Alles fertig gemacht haben, der vergnüglichſten und ausgelaſſenſten Unterhaltung mit ihren Kameraden. Hier und da ertönt Muſik, und ein talentvoller Horniſt ſängt mit hinreißender Wirkung das „En partant pour la Syrie“ zu blaſen an. Von einer andern Seite her ſchlagen Trommelwirbel auf, oder das Wiehern der Pferde, die zugeritten und probirt werden, tönt luſtig dazwiſchen. Ordonnanzen reiten mit wichtiger Geſchäftsmiene vorüber, dort beſprechen ſich einzelne Offiziere, die in einer Gruppe zuſammenſtehen, mit vielem Eifer, und einer derſelben beſteigt ein Pferd, um im vollen Galopp durch das Lager davon zu reiten. Plötzlich entſteht ein lautes Geſchrei und Lärmen, denn ein wundervoller ſchwarzer Hengſt iſt ausgeriſſen und ſucht, ſeine ſchlanken Beine faſt wie Flügel gebrauchend, im pfeilſchnellen Lauf mitten durch das Lager hin ſeine Freiheit. Unter ungeheurem Jubel der Soldaten ſetzt der Schwarze ſeinen Lauf fort und Niemand denkt daran, durch Dazwiſchentreten ihm den kurzen Freiheitstraum zu verderben, aber ſchon ſetzt ihm das Schickſal der Knechtſchaft in Geſtalt eines erbarmungsloſen Chaſſeurs nach, der einen Schimmel beſtiegen hat, und lachend und

ſuchend ausgeritten iſt, um den ſchwarzen Hengſt wieder einzufangen. Der ſich übende Horniſt hat ſo lange mit der Fortſetzung ſeines En partant pour la Syrie innegehalten, und ſieht geſpannt der Jagd zu, denn man ſcheint es für unmöglich zu halten, daß der Schimmel dem Schwarzen noch den Vorſprung abgewinnen werde. Aber es dauert nicht lange, ſo kehrt der Chaſſeur im langſameren Lauf wieder zurück, und führt den gebändigten Flüchtling hinter ſich am Zügel her. Er ſcheint ihm aber über ſeinen genialen Fluchtverſuch gar nicht gram geworden zu ſein, denn er dreht ſich zuweilen nach ihm um und ſtreichelt ihm liebkoſend Hals und Mähne, was den armen Schwarzen, der bisher beſchämt und traurig den Kopf zwiſchen die Vorderbeine ſenkte, ſichtlich wieder aufrichtet und ihn einige muntere Knoten mit ſeinem prächtigen Schweif ſchlagen läßt. Der Horniſt fängt nun auch wieder zu blaſen an, aber der Ausgang der Geſchichte mit dem Hengſte ſcheint ſein gefühlvolles Herz verſtimmt zu haben, und er bricht nun in ungeheuer ſchwermüthigen und hinſchmelzenden Melodien los, in denen er ſeine vorhin begonnenen Uebungen fortſetzt.

An einer andern Stelle des Lagers unterhält ſich ein halbes Dutzend Garden mit Kegelſchieben, wobei die harmloſeſte Fröhlichkeit und das vergnügteſte Ge-

schwätz herrscht. Bei dem französischen Soldaten bildet die ungemeine Heiterkeit seines Wesens, die sich mit seinem strengen militairischen Charakter und seinem kriegerischen Unternehmungsfeuer auf das Natürlichste verbindet, eine seiner hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten. Dieser an Genialität streifende Charakterzug hat sich bei ihm stets auch unter den wüthendsten Schreckuissen der Feldzüge und unter allen Qualen der Entbehrung und des Klimas mit derselben Sorglosigkeit und Liebenswürdigkeit geltend gemacht, als hier im Friedenslager, wo es nur militairischen Uebungen und einem fraternisirenden Verkehr mit der Person des Kaisers gilt.

An andern Stellen sieht man Truppen-Corps, welche mit großer Anstrengung bei den noch auszuführenden Lager-Arbeiten beschäftigt sind, an den durch das Lager führenden Wegen bauen oder noch Baracken und kleinere Gebäude aufführen helfen. Einzelne Artillerie-Trains und Munitions-Wagen ziehen von Zeit zu Zeit vorüber oder werden auf der eben vollendeten Eisenbahn-Linie fortgeschafft, welche von dem Bahnhof Mourmelon bis zur äußersten Grenze des Lagers durch die Mitte desselben hindurch führt und die innere Verbindung desselben sowohl für die Truppen als für das gesammte Kriegsmaterial mit der größten Leichtigkeit gewährt, da sonst

die ungewöhnlich ausgedehnten Räumlichkeiten des Lager-Terrains und die vielen Anhöhen und Niederungen deſſelben viele Schwierigkeiten dargeboten haben würden. Zur Ausführung dieſer amerikaniſchen Eiſenbahn haben die intereſſanteſten Vorarbeiten ſtattgefunden, die von dem Kaiſer perſönlich geleitet worden ſind, der ſchon früher in dem Park von Saint-Cloud mehrere Probe-Verſuche angeſtellt haben ſoll, um ſich je nach der Hebung und Senkung des Terrains für die geeignetſte Art der Beſpannung und für die zweckmäßigſte Benutzung der Geſetze der Schwere zu entſcheiden. Es iſt das ein Gebiet, auf welchem der Kaiſer nicht nur die ausgezeichnetſten Kenntniſſe und Erfahrungen beſitzt, ſondern auf dem ihn auch eine eigenthümliche und wahrhaft geniale Begabung zur Löſung von Problemen und zu Erfindungen drängt, die ihn einſt auf dem Boden der Mechanik, der Artillerie-Waffe und der Landescultur-Bauten weit ſchöpferiſcher erſcheinen laſſen werden, als in der Staats-Organiſation und auf dem Boden der politiſchen und ſocialen Einrichtungen. In der Politik iſt das Talent Napoleons III. nur ein diplomatiſches, und dieſem ſcheint auf der andern Seite auch ſeine außerordentliche Begabung für die Mechanik zu entſprechen, eine Wiſſenſchaft, die am Ende nur ein Diplomatiſiren mit dem Raum iſt, ſowie die

Politik Napoleons III. ein Diplomatiſiren mit der Zeit iſt, indem ſie die gegebenen Schwierigkeiten jeder Situation ebenſo geſchickt zu berechnen und auszubeuten verſteht, als die Mechanik durch die Ausbeutung des Geſetzes der Schwere ihre Triumphe feiert.

Der Kaiſer hatte ſich ſchon bei Gelegenheit des Krieges in der Krim mit der Löſung des Problems einer militairiſchen Eiſenbahn zu beſchäftigen angefangen, namentlich, als die Conſtruction der Eiſenbahn von Balaclava zum Gebrauch der alliirten Truppen viele Schwierigkeiten darzubieten anfing und beſonders eine zu große Langſamkeit für die Bewegung der Truppenkörper und ihres Materials erwies. Die in dem vorbehaltenen Park von Saint-Cloud gemachten Verſuche ſind vornehmlich auf dieſe Veranlaſſung angeſtellt worden, und haben jetzt zu einem, wie es ſcheint, gemiſchten Syſtem geführt, welches bei dieſer Lager-Eiſenbahn angewandt wurde, und überraſchend glückliche Ergebniſſe gewährt. Beim Emporſteigen auf den Anhöhen werden die Pferde wie gewöhnlich vorn an der Spitze des Trains angeſpannt, beim Hinunterſteigen aber laufen ſie zur Rechten und Linken des Weges, indem ſie zur Seite des Trains angeſpannt ſind und dadurch die Fortbewegung auf der abſchüſſigen Bahn in einem beſtimmten Gleichgewicht und Verhältniß zu erhalten vermögen. Auf

besonderen Stellen aber werden die Trains auch wieder ganz ihrem eigenen Gewicht überlassen, um dann durch die Kraft ihrer bereits erlangten Schnelligkeit um so rascher eine bedeutende Strecke des zurückzulegenden Raumes durchlaufen zu können. So leistet diese Bahn in einem Lager, dessen Umfang anderthalb Lieues beträgt, für die Bedürfnisse der Truppen, und für den bequemen Verkehr zwischen den verschiedenen Theilen des Lagers, und für die rasche Austheilung des Proviants unter allen Truppen-Corps, mit einer merkwürdigen Leichtigkeit ihre Dienste. —

Eine besondere Lebendigkeit herrscht nach der Seite des Dorfes Mourmelon zu, wo sich in einer Straße eine Menge von Baracken, mit eigenthümlichen Stoffen behangen, darstellen, in welchen Lebensmittel und Bedürfnisse aller Art, namentlich Wein, Schnaps, Café, Grog, feilgeboten werden. Der französische Humor hat diesen improvisirten Lager-Cafés meist sehr pomphafte Aushängeschilder gegeben, auf denen man mit großen Lettern: „Grand café de Paris“, „Café des cent colonnes“, „Café de Napoléon“, „A la rénommée des prunes de la mère Moreau“ angeschrieben liest. Diese letztere Kneipe, welche sich auf das reinste Ideal alles französischen Marketenderthums beruft, ist zur Verherr-

wohl ich nicht für das Leben mit ihm umgehen könnte, eben ſo wenig als für immer in einer ganz an den Augenblick verlorenen Stadt wohnen, in der man am Ende nur durch eine verzweiflungsvolle Äceſe wieder zu ſich ſelbſt käme. Dieſes an den Augenblick Verlorenſein iſt jedoch nicht der hiſtoriſche Trieb, der ſich in Paris ſtündlich auf der Gaſſe herumtummelt, in der eiligen Begier, vom laufenden Strom der Tagesgeſchichte und der öffentlichen Bewegung mit erfaßt zu werden. Wien will nichts als panem et Circenses, und hat keine andern hiſtoriſchen Triebe, als zum Sperl, zum Strauß, in den Prater, in den Augarten, zu Lanner und Morelly, in den Volksgarten und zur Promenade am Graben und Kohlmarkt. Danach läuft und rennt es athemlos, darum ſchmückt und trägt es ſich im feſtlichen Prunke, und die Dreivierteltakte eines Strauß füllen die Weltgeſchichte eines ganzen Tages aus. Darum nichts heut von allen dieſen Herrlichkeiten, die mich zwar berauſcht, aber auch noch nicht einmal zu einem Epigramm begeiſtert haben.

lichung des Bonapartismus ganz und gar im Stil der Vendôme-Säule aufgeſchlagen, an der herunter aber nicht die Schlachten des Kaiſers, ſondern die Namen der Getränke, welche im Innern verabreicht werden, verzeichnet ſtehn.

Tritt man jetzt in das Dorf ſelbſt hinein, ſo wird man auf einer großen Straße, welche daſſelbe durchſchneidet, von einem wunderbar luſtigen und bunten Getümmel empfangen, durch das man ſich halb auf einen Bazar, halb auf eine Maskerade verſetzt zu ſehen glaubt. Wir ſind in die elyſeiſchen Felder des Lagers eingetreten, und alle ſtereotypen Masken des Pariſer Lebens, die den Franzoſen keinen Augenblick verlaſſen und ihm in den wildeſten Krieg und bis an die äußerſten Pole der Erde folgen, umgeben uns hier plötzlich mit ihren tollen Wirbeln. Dabei ſpielen noch die Erinnerungen an den Feldzug in der Krim mit allen möglichen Farben und Anſpielungen durch und wie die Befeſtigungslinie des Lagers ſelbſt den Namen der ouvrages blancs empfangen hat, zur Erinnerung an die Werke deſſelben Namens, welche die franzöſiſchen Truppen in Sebaſtopol innegehabt*), ſo ſieht man auch viele Etabliſſements des Lagers,

*) Dieſe Werke wurden ſpäter ouvrages Lavarande genannt, nach dem jungen und tapferen General dieſes Namens, welchen die franzöſiſche Armee dort verlor.

welche dem Vergnügen wie den Militairzwecken dienen, mit diesen Namen und Zeichen, die dem orientalischen Krieg entlehnt sind, belegt. Das Mabille de Mourmelon, welches dort in einer Gruppe von Pappeln angelegt worden, ist sogar von demselben Speculanten errichtet, der in Kamiesch ein Mabille de Krim angelegt hatte und dort, mitten unter den Schrecknissen des Krieges, sehr gute Geschäfte mit dem luftigen Tanzsalon gemacht haben soll. An schönen und verführerischen Tänzerinnen soll es auch auf dem Mabille de Mourmelon keineswegs fehlen, denn nicht nur die Marketenderinnen des Lagers, die ewig lustigen und unermüdlich gefälligen mères Moreau, stellen sich zum Contretanze ein, sondern auch die schmucken Bäuerinnen der Gegend, die überhaupt ihr Wohlgefallen an dem Lager in jeder Weise bekunden, und ihre Besuche in demselben zu Fuß und zu Wagen nicht selten mit mitgebrachten Lebensmitteln und Gaben aller Art, welche sie unter die Soldaten austheilen, begleiten.

Wir schreiten dann an einer ganzen Reihe von Cafés, Boutiquen und Cabarets vorüber, die sich den ganzen Weg entlang bis zu den Bäumen, die den Bach Mourmelon umkränzen, fortsetzen, und unter denen uns das Café Malakoff durch seinen erinnerungsschweren Namen und seine ziemlich elegante Einrich-

tung eine besondere Aufmerksamkeit abnöthigt. Die darin aufwartende Kellnerin, welche schelmisch lächelnd vor der Thür steht, scheint sich, um die Krim-Illusion noch lebendiger zu machen, in eine Art von tartarischer Landestracht gesteckt zu haben, die ihrer natürlichen Koketterie die ausgezeichnetsten Dienste leistet, obwohl der Zustand ihrer Schönheit, mit Ausnahme eines kleinen zierlichen Fußes, nicht gerade zu den bedeutendsten Ansprüchen berechtigt. Ihr Fuß steigt aber noch im Werthe, wenn man gleich daneben an die Schweinefüße der heiligen Menehould erinnert wird, nach denen das nebenan befindliche Cafe Réstaurant à la rénommée des pieds de cochons à la Sainte Ménehould sich mit einem Mysterium, auf dessen Enträthselung wir verzichten zu müssen glaubten, getauft hat. Dann folgt das „Grrrand Café-Concert", in dem ein Herr, ein Weib mit einem Bart und ein allerliebstes junges Mädchen unaufhörlich beschäftigt sind, die neuesten Salon-Arien von Paris zu singen. Wie die cafés chantants der elyseischen Felder, so fehlen auch die Athleten derselben nicht, denn am Ende der Straße erblickt man eine große, buntausgeputzte Baracke, mit der Ueberschrift: „l'Arène athlétique tenue par Cika", welcher Herr sich auf seinem Schilde den ersten Kopfsteher Europa's

und den ersten Boxer des Senegal zu nennen die Genugthuung hat.

Wir kehren durch die große Straße des Dorfes Meurmelon wieder zurück, wo sich jetzt eine große Menge von Fuhrwerken aller Art, Cabriolets, Omnibus, Bauerwagen, durcheinander bewegen. Die Anzahl der Besucher des Lagers scheint heut außerordentlich gewachsen, und man drängt sich ohne Zweifel so stark herzu, um die Ankunft der Kaiserin Eugenie zu sehen, mit der zugleich die großen Manoeuvres der Garden beginnen sollen. Indem wir uns jetzt rascher hindurchdrängen, um ebenfalls den richtigen Moment nicht zu versäumen und uns im Augenblick des Eintreffens der Kaiserin auf einem guten Standpunkt zu befinden, kommen wir an der reichgefüllten Bude eines Kaufmannes vorüber, der sich auf der über ihm hängenden Tafel als einen marchand des objets algériens angekündigt hat, und einige in der That prächtige Sachen feilhält. Sein algierisches Waaren-Verzeichniß, das er ausgehangen hat, bietet aber einen höchst merkwürdigen Anticlimax dar, denn indem es mit Bournous, Kaftans, Natagans, Pistolen, kabylischen Säbeln, Shawls, Turbans, Gürteln und Pferdesätteln beginnt, schließt es mit einem überraschenden Anerbieten von Retour-Marken zu den Bällen des Lagers. Dies betrifft wahrscheinlich die

Tanzfeste, die in den gegenüber liegenden Häusern, welche die Inschriften: „la salle de bal“ und „les rendez-vous des tous les corps de la garde“ tragen, stattzufinden scheinen, und der algierische Kaufmann verschmäht es dann nicht, die Contre-Marken aufzukaufen und sie gegen einen angemessenen Rabatt denjenigen Garden zu überlassen, welche nicht den vollen Preis an ihre Soirée wenden wollen.

Vor einer Bude, die ein Bijoutier aufgeschlagen, findet ein lebhaftes Gedränge von Soldaten Statt, dessen Ursache durch die Tafel, die er ausgehängt hat, erklärt zu werden scheint. Der Lager-Juwelier empfiehlt sich nämlich darauf besonders „zur Ausbesserung der schadhaft gewordenen Ordenskreuze und Medaillen“, und es scheint in der That, als wenn dieselben leicht Schaden nähmen, denn offenbar ist eine große Anzahl ausbesserungsbedürftiger Ehrenzeichen eingereicht worden, und man stürmt jetzt fast die Boutique, um sie heut wieder zu haben, wo sich jeder Soldat zum Empfang der Kaiserin auch mit dem ganzen, ihm gebührenden Schmuck sehen lassen will. Unter den ausgebesserten Sachen, die zurückgegeben werden, befinden sich auch schon viele Krim- und Victoria-Medaillen, was hoffentlich nicht als ein Beweis ausgelegt werden wird, daß der neu erworbene Kriegsruhm der französischen Armee doch nur ein

leicht zerbrechlicher sei, und ebenso wenig, als er glückliche Resultate für die europäische Ordnung der Dinge geschaffen, auch an sich ein dauernder genannt werden könne.

Jetzt bilden sich schon die befohlenen Aufstellungen der Garden im Lager, die vom Zelt des Kaisers bis zum Bahnhof von Mourmelon das Spalier zu formiren anfangen, durch welches das Kaiser-Paar mit seinem Gefolge seinen festlich gebahnten Weg nehmen soll. Endlich heißt es, daß der Kaiser und die Kaiserin, deren Abfahrt von Châlons bereits durch den hellen Klang des Telegraphen signalisirt worden, sich dem Bahnhof annähern, und bald darauf bezeichnen jubelnde und rufende Stimmen in der Ferne die erfolgte Ankunft. Der offene Wagen, in welchem man die Kaiserin Eugenie erblickt, nähert sich rasch, und nimmt in der Mitte der Garden, welche ihr vive l'empereur! vive l'impératrice! nicht schuldig bleiben, einen langsameren Lauf an. Die Kaiserin, die heut in einer ungemein einfachen Toilette erschienen ist, grüßt nach allen Seiten hin mit einem mehr anmuthigen, als majestätischen Neigen des Hauptes, während der Kaiser, der neben ihrem Wagen einherreitet, seine Aufmerksamkeit zwischen seiner Gemahlin und seinen ihm zujauchzenden treuen Garden theilt. Beim Erscheinen des Kaiserpaares im Lager haben sofort

alle Tambours und alle Militair-Musiker la Retraite de Crimée zu spielen angefangen, und unter diesen electrischen, weithin dringenden Klängen bewegt sich der glänzende Zug weiter.

Der Kaiser wechselte zuweilen einige Worte mit seiner Gemahlin, und es war interessant, in diesem Ensemble das Verhältniß Beider zu beobachten, das ein einverständnißvolles, inniges und sicheres zu sein scheint. Wie der Kaiser seine Gemahlin nicht aus einer legitimen herrschenden Dynastie erwählen wollte, so hat er gerade die Intention dieses Verhältnisses, wie er es sich bestimmt, mit einem eigenthümlichen Takt bewahrt. Louis Napoleon ist überhaupt der Mann des richtigen Taktes geworden, seitdem er auf dem Kaiserthron als Napoleon III. sitzt, und so bemerkt man auch in der Manier, mit der er seiner Gemahlin bei allen öffentlichen Gelegenheiten zur Seite steht, nicht die steife dynastische Haltung, sondern eine Form leichterer chevalereskerer Gegenseitigkeit, die einen heiteren und ritterlichen Anstrich hat. Es geht aus der Art und Weise, wie man sie mit einander sieht, ein Verhältniß hervor, das zugleich auf einer tiefen Uebereinstimmung der Ansichten, und auf einer Gemeinschaft beruht, in der manche Lebenspläne des Kaisers ihre eigentliche Reife gefunden haben mögen. Denn obwohl man von einem selbständigen

Antheil der Kaiserin an den öffentlichen und politischen Angelegenheiten nichts vernimmt, so soll doch diese Zurückhaltung vor den Augen des Publikums mehr eine scheinbare und systematische sein, als daß sie, wie uns von kundiger Seite bestätigt wird, dem Naturell der Kaiserin Eugenie selbst entspräche. Zuweilen wird auch wohl der große Einfluß hervorgehoben, welchen die Kaiserin auf manche Entschließungen Napoleon's III. übt, und ihre vertraute Eingeweihtheit in den Geschäften, wie in dem ganzen vorliegenden Programm des Empire, kann, ungeachtet ihres scheinbar einfachen und mehr blos äußerlichen und eleganten Naturells, wohl nicht ganz bezweifelt werden. —

Gegen Abend erleuchteten Bivouac-Feuer, die von allen Seiten emporblitzten, das Lager und die ganze Gegend. Diese Feuer, verstärkt durch den Glanz von vielen tausend Fackeln, die im Festjubel der Garden umhergetragen oder bei ihren Zelten aufgepflanzt wurden, gaben dem Camp ein ungemein imposantes und kriegerisches Ansehen. Während die Soldaten sonst schon um acht Uhr sich in ihre Zelte zum Schlafen begeben müssen, ist ihnen heut zur Feier des Tages eine unbeschränkte Zeit bewilligt worden, und die jubelnde Lustigkeit, die schon so früh rege geworden, wird gewiß die Nacht bis zum An-

bruch des Morgens überdauern. Jetzt aber schlägt die Theaterstunde, wo auf dem Théâtre du prince impérial die Vorstellungen beginnen, und wer irgend Zutritt finden kann, versäumt heut gewiß das unter freiem Himmel gelegene Lager-Theater nicht, das in nichts Anderem als in einem Zelt besteht, welches auf einem Terrain von ungefähr 50 Metres Länge zu 40 Metres Breite aufgeschlagen ist. Das improvisirte Schauspielhaus ist von beiden Seiten mit einem Graben umgeben, und der Zuschauerraum steigt zu einer kleinen Terrasse empor, die aufgeworfen worden ist, um den Officieren und Fremden von Distinction Sitzplätze zu gewähren, während in dem davorliegenden Parterre die als Zuschauer eingetretenen Soldaten umherstehen. Alle in der Nähe und Ferne liegenden Anhöhen sind aber mit hör- und schaubegierigen Soldaten im dichtesten Gedränge besetzt, die wenigstens aus der Weite, und besonders heut, wo man den Besuch des Kaisers und der Kaiserin in diesem Theater erwarten darf, dem Schauspiel folgen wollen.

Nachdem der Kaiser und die Kaiserin in der That erschienen, und auf der Terrasse auf den für sie bereit gehaltenen Sesseln mit dem gnädigsten Lächeln ihren Platz eingenommen hatten, nahm die Vorstellung ihren Anfang. Es wurde zuerst eine sehr in-

teressante Pantomime aufgeführt, welche den Hergang einer Kabylen-Hochzeit darstellte. Die landschaftliche Scenerie, die man vor sich erblickte, war sehr einfach hergerichtet, machte aber sofort auf den Zuschauer eine große Wirkung. Ein schlechtes Zelt, eine kleine Hütte, Pferde, Hunde und andere Thiere bildeten den Vordergrund der Scene. Auf dem sehr ausgedehnten Hintergrund sah man fünf große Feuer, vor denen sich eine Menge Zuaven in einem bunten und gruppenreichen Gewühl umhertummelten. Ein Theil derselben stellte in einer ganz anmuthigen Verkleidung die Frauen des Stammes dar, mit reichen Zierrathen und Schmucksachen behangen, welche sich die zu allen Dingen geschickten Zuaven aus der rothen Frucht des wilden Rosenstocks selbst angefertigt hatten. Das Fest begann zuerst mit einer großen feierlichen Berathung des Stammes, dann folgte das Gebet, mit der ganzen Würde und ernsten Bedeutsamkeit, welche die Araber in diese Ceremonie verlegen, und daran schlossen sich bald die Hochzeitstänze an, welche zu der unendlich monotonen und schwermuthsvollen Musik des Tamtam ausgeführt und von Zeit zu Zeit mit einem heulenden, Ohren und Luft zerreißenden Geschrei begleitet wurden. Nach Beendigung dieser phantastischen Scene folgte das, jetzt auch in Paris häufig gegebene kleine Vaudeville von Rimbaut:

Doch wird es gewiß noch kommen, und meine nächſten Blätter an Dich ſollen Dir eine kindiſch frohe und mitfühlende Beſchreibung aller dieſer Wieneriſchen Luſtbarkeiten liefern. Auch von der herrlichen, wunderbar großartigen Stephanskirche, vor der ich noch immer in ſtaunender Ehrfurcht vorübergehe, und von der Ausſicht über die Stadt, welche ihr alle übrigen an Höhe überragender Thurm gewährt, rede und ſchildere ich Dir heut nichts, gute Madonna! Ich bin jetzt nicht aufgelegt zum Schildern und zum Beſchreiben, und ich könnte denken, ich wäre krank, ſo ſchreit mein Herz in mir, wie eine zerſprungene Saite.

Ich fuhr am heutigen Morgen in die ſchöne Vorſtadt Mariahilf, um die Eſterhazyſche Gemälde-Gallerie zu beſuchen. Und davon laß Dir jetzt erzählen, liebe Heilige! Dies trifft mit der Stimmung meiner Seele zuſammen, und hat auch in die Deinige etwas hineinzureden.

Ich war ganz allein in den ſchönen, regelmäßig nach der Schulen Ordnung abgetheilten Sälen. Dieſe Gallerie iſt beſonders reich an

„Après la guerre“, das in einer beweglichen und ansprechenden Darstellung ein sehr pikantes sociales Thema aus dem Soldatenleben behandelt, nämlich die Frage, wie weit der zerschossen und verstümmelt heimkehrende Krieger auf die Treue und Gelöbnisse der zurückgebliebenen Braut Anspruch zu machen habe. Ein falscher Stelzfuß, den sich der aus dem Krim-Kriege zurückkommende Pascal umgeschnallt, giebt Gelegenheit zu einer artigen, durch einen Nebenbuhler getriebenen Verwickelung, durch welche die schöne Marietta bedenklich genug auf die Probe gestellt wird. Aber zum Jubel des Parterre's besteht sie auf die ausgezeichnetste Weise diese Liebesprobe, und erntet dafür die Belohnung, zuletzt den Stelzfuß fallen zu sehn und einen ganzen Mann mit gesunden Gliedmaßen in ihren Armen zu behalten. Das Stück wurde von zwei Unteroffizieren der Garde und einem Grenadier, der die weibliche Rolle gab, mit großer Gewandtheit und vieler Naturwahrheit gespielt, und gewann dem Kaiser mehrmals die lebhaftesten Beifallsbezeugungen ab, die freilich zumeist der gnädige Kriegsherr dem Talent seiner braven Soldaten so ausdrucksvoll spendete.

Bald darauf brach das Kaiserpaar mit seinen Gästen und seinem Gefolge auf, und sofort erhoben sich sämmtliche Acteurs mit Fackeln in den Händen,

um ihm in einer wahrhaft diabolischen Phantasie das Geleite zu geben, welches halb in einer ehrfurchtsvollen Ceremonie, halb in grotesken Tanzbewegungen ausgeführt wurde, und sich nachher seltsam in der Nacht verlor. Einige Bouquets von Bomben und Raketen kündigten darauf nachdrucksvoll die Rückkehr der kaiserlichen Majestäten in ihrem Hauptquartier an. —

Fast die ganze Nacht hindurch hallte das Lager von den fröhlichen Gesängen der Soldaten, die sich in einzelnen Gruppen niedergelassen hatten, wieder. Statt diesem muntern Lärmen und den im Nachtdunkel und Lichterglanz sich mehr und mehr verzerrenden Gestalten noch länger zu lauschen, schien es endlich vorzuziehn, das im Voraus bestellte Bett in einem Hôtel garni des Dorfes Mourmelon aufzusuchen. Für funfzehn Francs die Nacht war dort nur noch ein schreckliches Lager aufzutreiben gewesen, von dem aber doch wohl einige Nachtruhe erhofft werden konnte. —

Der andere Tag wurde im Lager zuerst mit einer großen feierlichen Messe eröffnet. Auf der Anhöhe, wo das Zelt des Kaisers sich befindet, erhebt sich außerhalb der Umhegung desselben, aber nur einige Schritte davon entfernt, der Altar des Camp, in einem offenen Zelte stehend, das auf seiner Spitze

ein großes vergoldetes Kreuz trägt, und zu dem von der hinteren Seite eine aus mehreren Stufen bestehende Treppe hinaufführt. Rothsammetne, mit goldenen Franzen besetzte Vorhänge, die von beiden Seiten zurückgeschlagen sind, lassen den Altar, mit dem darauf stehenden großen Crucifix, erblicken, welches von dieser Stelle aus die ganze Front des Lagers beherrscht, und zu dem von allen Punkten desselben emporgeschaut werden kann. Dieses eigenthümliche Ensemble von Altar, Kaiser-Zelt und Soldaten-Lager gemahnt uns an dieser Stelle auch an die streng religiöse und kirchliche Seite des Napoleonismus, in welchem Militair-Gewalt und Katholizismus stets als die innig verwandten und sich durchschlingenden Symbole der absoluten Herrschaft nebeneinander gestanden haben. Dies ist eine der unverbrüchlichsten Traditionen des napoleonischen Systems, wie aller willkürlichen Gewaltherrschaft, und Napoleon III. übertrifft seinen Oheim noch weit in der Heilighaltung dieser Symbole, denn er weiht selbst seine Manoeuvres durch eine vorausgehende große Messe ein.

Die Truppen hatten sich zu dieser Messe in der feierlichsten Haltung eingefunden. Die Cavallerie erschien aufgesessen zu Pferde, und die Artillerie hatte ihre Feldstücke angespannt. Diese Scenerie machte

den merkwürdigſten Eindruck von der Welt, und gränzte auf der einen Seite an Erhabenheit, während ſie auf der andern an eine Intrigue gemahnte, die mit allem Aufwand von Mitteln ins Werk geſetzt werden ſollte. Der Kaiſer ſelbſt war zu Pferde erſchienen und hielt in der ruhigen, in ſich ſelbſt verlorenen, heut vornehmlich ſinnigen und ernſten Weiſe, welche eigentlich immer den Hauptzug ſeines Charakters ausmacht. Neben ihm erblickte man die Kaiſerin in ihrem offenen Wagen, in dem ſie mit der andächtigſten Gebärde ſaß, ihre Augen zu dem Prieſter hingewandt, der ſoeben auf den Altar getreten war. Auf der andern Seite des Wagens der Kaiſerin erblickte man den Herzog von Cambridge. Hinter dem Kaiſer hielt ein großes glänzendes Gefolge ſeiner Marſchälle und Generäle, unter denen man auch den Marſchall Baraguay ſah, der vor einigen Tagen im Lager auf den Degengriff gefallen war und ſich dabei eine Rippe beſchädigt haben ſollte, jetzt aber, wie ſeine aufrechte kraftvolle Haltung bewies, gänzlich wiederhergeſtellt zu ſein ſchien.

Nach Beendigung der Meſſe, bei der alle Soldaten das Domine salvum mit einer ungeheuern Wirkung ſo vieler Stimmen mitgeſungen hatten, mußten ſämmtliche im Lager befindliche Truppen, die aus 25,000 Mann der kaiſerlichen Garde beſtehn,

vor dem Kaiser und der Kaiserin vorbeidefiliren, was jedem Zuschauer Gelegenheit geben mußte, in diesen auserlesenen Truppen ein wahrhaft schönes kriegerisches Naturell, eine, jeder todten Dressur überlegene Freiheit des militairischen Charakters zu bewundern. Die elastische Persönlichkeit jedes einzelnen Soldaten, die auf sich selbst gestellt scheint und dem Ganzen als ein durchaus selbstständiges Glied sich einordnet, trägt eine ebenso ausgezeichnete und kriegsgewisse Physiognomie an sich, als die ganzen Regimenter in einer leichten taktvollen Wellenlinie der Bewegung, mit einem immer angriffslustigen und triumphirenden Ausdruck, vorüberrauschen. Daß die eigentliche Kriegsstärke der französischen Armee in der Offensive liegt, erkennt man beim ersten Blick auf die individuellen Eigenschaften dieser Truppen, und wenn Napoleon I. seine ganze Kriegführung vorzugsweise auf das System der Offensive begründete, so folgte er darin nur dem Naturell des französischen Soldaten, welches mit Napoleons eigenem militairischem Genie auf die merkwürdigste Art zusammentraf.

Der Kaiser betrachtete mit einem träumerischen Behagen, welches von großen Entschlüssen durchblitzt schien, diese vorüberziehenden, wie ein elektrischer Strom vorwärts dringenden Colonnen. Die Armee selbst schien nur an den Blicken ihres Empereur zu

hängen, und von demſelben alle Kraft und Schönheit ihrer Haltung und ihrer Bewegungen zu entnehmen. Man ſah das innige Einvernehmen, welches in dieſem Augenblick vielleicht mehr als je zwiſchen dem Kaiſer und der Armee beſteht, und das ſich in dem ganzen Geiſt der Truppen auf die unverkennbarſte Weiſe ausſprach. Das vereinigte Zuſammenleben in einem ſolchen Lager trägt ohne Zweifel Viel dazu bei, dieſen Geiſt zu pflegen und das Verhältniß des Kaiſers zu ſeinen Soldaten in eine gewiſſe vertrauliche Nähe zu rücken, die dann auch in den weiteſten Beziehungen anregend und bekräftigend wirken muß. Es iſt dies zugleich die gefährlichſte Situation, in welche das Militair dem Staat und der Geſellſchaft gegenüber eintreten kann. Militair-Lager im Frieden, beſonders wenn ſie eine gewiſſe regelmäßige Wiederkehr haben, machen das Heer, mehr als alles Andere, zu einem Staat im Staate, der allen politiſchen und ſocialen Inſtitutionen über den Kopf wächſt und bald alle Entſcheidungen an ſich genommen zu haben glaubt. Der Soldat erſtarkt in der rein militairiſchen Sphäre, in der er im Lager verbleibt, mehr und mehr zu einem Ausnahme-Individuum, das von den Einwirkungen der bürgerlichen Gemeinſchaft, die ſonſt doch nicht ganz ausbleiben können, ſich vollſtändig ablöſt, und ſein Vater-

land nur noch in seinem Säbel und in dem Verhältniß zu seinem Kriegsfürsten sieht. Der Kaiser selbst lebt dann nicht nur an der Spitze, sondern auch in der Mitte seiner Soldaten, und er ist einige Stufen von seinem Thron herabgestiegen, um mit Denjenigen zu fraternisiren, die er für die eigentlichen Stützen seiner Macht erklärt. Die Tragweite dieser Position schließt allerdings jedesmal eine Drohung gegen die bestehende Staatsgesellschaft in sich, oder man erklärt sich wenigstens in der Lage, derselben jeden Augenblick den Stuhl vor die Thür setzen zu können. —

Der größte Ausdruck der Bewunderung für die Haltung der französischen Garden schien sich auf dem klugen, gespannt beobachtenden Gesicht des Herzogs von Cambridge kundzugeben. Der englische Herzog, welcher an der Spitze der Armee Englands steht, verfolgte mit glühenden, Alles erspähenden Blicken jeden Zug, jede Einzelnheit, die sich ihm an den vorbeimarschirenden Regimentern vor Augen stellten. Der Oberbefehlshaber der englischen Truppen, ein noch ziemlich junger Mann von achtunddreißig Jahren, ist eine sehr elegante modische Persönlichkeit, mit einem gänzlich kahlen Vorderkopf, aber einem großen schwarzen, mächtig wallenden Bart um Lippen und Kinn. Auf seinem kleinen, feingezeichneten Gesicht ruhen Verstand und Berechnung, und zugleich

scheint sich mit der Bewunderung für Das, was er hier sieht, eine gewisse schmerzvolle Resignation verbunden zu haben, denn der Herzog von Cambridge, welcher bekanntlich der erste und eifrigste Anreger der neuerdings begonnenen Reformen in der englischen Armee war, hatte sich stets zu der Ansicht geneigt, daß diese Reformen nur nach dem Muster der französischen Armee unternommen werden könnten. Sein jetziger Besuch im Lager von Châlons hat offenbar neben der Courtoisie den Zweck, seine Studien der französischen Waffen zu vervollkommnen, aber es mag ihn dabei die Ueberzeugung beschlichen haben, daß hier etwas Unerreichbares vor ihm steht, denn wenn auch die Reformen der englischen Armée jetzt nur durch den indischen Krieg unterbrochen worden sind, so wird er sich doch sagen müssen, daß dieser naturwüchsige Militairgeist, den man in den französischen Truppen verkörpert sieht, und der zugleich ihre ganze Organisation bedingt und erleichtert hat, einer englischen Armee niemals einzuimpfen sein möchte. Diesen Soldaten, über welche jetzt hier auf den catalaunischen Gefilden Revue abgehalten wird, sieht man es auf jedem Schritt und Tritt an, daß sie zugleich durch ihre französische Nationalität diese großen französischen Soldaten sind, die mit einer so unverwüstlichen Frische und Kraft ihre Heimath im Krieg und in den

Waffen finden. Die französische Armee hat ihre alte nationale und historische Schule, aus der sie erwachsen ist, während das englische Armeewesen nie ein nationales Element für sich gehabt hat, und eher als eine dem Nationalgeist zuwiderlaufende Institution bisher fortgeschleppt wurde. Diese verschiedene Anlage der beiden Nationalcharaktere läßt auch die englisch-französische Allianz, deren Bedeutung eine rein kriegerische ist, mit einem ungleich vertheilten Vortheil erscheinen, der schon im orientalischen Kriege zu einer höchst bitteren Empfindung für Alt-England ausgeschlagen ist. Mit der französischen Armee kann die englische am allerwenigsten rivalisiren, wenn sie ihr brüderlich und freundschaftlich an die Seite gestellt ist. Ob aber die Französirung der englischen Armee in allen ihren Einrichtungen, wie sie der Herzog von Cambridge sich als Ideal vorgezeichnet hat, einst dies Sachverhältniß verändern oder umkehren werde, muß noch dahingestellt bleiben. Es schien in der That, als ob auf dem scharf beobachtenden Gesicht des englischen Herzogs keine besondere Zuversicht dafür zu lesen war, doch können wir natürlich nicht wissen, was ihm zuletzt der Kaiser, der nach Beendigung der Revue einige angelegentliche Worte mit ihm wechselte, zum Trost darüber zugeflüstert haben mag. —

Nachdem der Kaiser und die Kaiserin in ihr

Zelt zurückgekehrt waren, begann bald darauf in allen Theilen des Lagers ein ungemein fröhliches und rühriges Getümmel. In ungeheuren Kesseln wurde Kaffee gemacht, den der französische Soldat jetzt im Felde sehr reichlich genießt, eine Gewohnheit, die er besonders auf den Feldzügen in Afrika angenommen, und die sich als etwas ungemein Heilsames für den Soldaten bewährt hat. Der Kaiser hat ein sehr aufmerksames Auge auch auf die Nahrungsverhältnisse seiner Soldaten gerichtet und beschäftigt sich mit der Beschaffenheit derselben auf das Einzelnste und Eingehendste. So hat er kürzlich das Lieblingsgetränk des gemeinen Mannes in Paris, den Cidre, im Lager von Châlons verbieten lassen, indem er diesen Genuß für einen gesundheitsgefährlichen erklärt hat. Dagegen erfreut sich der Genuß des Café der kaiserlichen Aufmunterung im hohen Grade, und zuweilen finden Café-Feste im Lager statt, die der Kaiser einzelnen Compagnieen geben läßt, und bei denen er es nicht verschmäht, selbst zu erscheinen. Ein solches Café-Fest wurde vor der Abreise des Kaisers nach Stuttgart den Zuaven gegeben, diesen drolligen Lieblingen des ganzen Lagers, die gewissermaßen die verzogenen Kinder desselben sind, und durch ihre unzähligen dummen Streiche, die sie begehen dürfen, Anekdoten jeder Art zur Belustigung Aller über sich

spanischen Malern, von denen sie große und seltene Schätze besitzt, aber nachdem ich nur erst eine flüchtige Ueberschau durch die Reihen dieser Schule gehalten, blieb ich vor einem ungeheuern Bilde des Niederländers Rembrand stehen, vor dem ich wie eingewurzelt verweilen mußte, und nicht wieder mich abzuwenden vermochte. Dies Bild traf mich wie ein Schlag auf die Brust, und es war, als gerönne mir das Herzblut und als stiegen Thränen in meine Augen, die des Daseins ganzen Schmerz ausweinten. Mit wankender Stimme bat ich den Aufseher, mir doch dies Bild aus der Wand herauszuschrauben, damit seine dunkelbräunlichen Töne in eine noch schärfere Erhellung gegen das Licht sich mir rückten. Er that es, und nun traf es mich blitzend klar, nun traf es mich mit seiner ganzen niederschmetternden Gewalt und überirdischen Hoheit. Nun stellte ich mich bald hier, bald dort hin vor das Bild, und hielt die Hand vor die Augen, und griff an mein zuckendes, scheu zurückbebendes Herz. Wer hat nicht von diesem Bilde gehört? Es ist Christus vor Pilatus,

in Umlauf gebracht haben. Die Zuaven aber trieben bei dieſem Café, welchen ihnen neulich der Kaiſer gab, ihre anmuthigen Eulenſpiegeleien ſo weit, daß ſie ſelbſt dem Empereur eine Taſſe anzubieten wagten, die auch aus den Händen dieſer Redouten-Kabylen mit gnädigem Lächeln angenommen wurde. —

Gegen Mittag traten der Kaiſer und die Kaiſerin mit einem kleinen Gefolge wieder aus ihrem Zelt hervor, beide zu Pferde, um einen Spazierritt durch das Lager zu unternehmen. Die Kaiſerin erſchien in einem Amazonen-Coſtüm, das in geſchmackvoller Einfachheit die hohe ſtolze Geſtalt umfloß und ihre Abſicht, ſich, entäußert von allem Prunk der Damen-Toilette, in der Mitte der getreuen Soldaten als ächte Soldaten-Kaiſerin zu zeigen, doch zugleich auf die eleganteſte Weiſe ausſprach. Die Cavalcade des Kaiſerpaares ging mit langſamer Würde und zugleich in heiterer Behaglichkeit vor ſich. Das Lager empfing dieſen Beſuch mit einem rauſchenden Jubel, der von Hügel zu Hügel über die ganze Ebene wunderbar anſchwellend ſich ergoß, und zuletzt nur eine einzige Sturmwoge des Enthuſiasmus auszumachen ſchien. Die Kaiſerin hatte zugleich gewünſcht, das Lager der Grenadiere zu beſuchen und diejenigen Krieger, welche ſie den Abend vorher als ſchöne Actricen des théâtre du prince impérial hatte be-

wundern müſſen, jetzt in ihrer Uniform und im vollen Schmuck des Soldaten ſich vorſtellen zu laſſen. Dieſe ebenſo liebenswürdige als huldvolle Intention der Kaiſerin Eugenie kreuzte ſich zuerſt mit einigen Bauer-Wagen, die nicht raſch genug aus der engen Lager-Straße, in welche ſie eingefahren waren, ſich wieder zurückziehen konnten, und gerade an den Zelten hielten, in welchen die im Beſitz der Damen-Rollen befindlichen Grenadiere lagerten. Zugleich hatten dieſe ländlichen Führer der Wagen eine große Menge von Aepfeln und Birnen herbeigebracht, durch deren freiwillige Austheilung an die Grenadiere ſie ſich ebenfalls als dankbare Verehrer und Aufmunterer des dramatiſchen Talents bewieſen zu haben ſchienen. So geſchah es, daß dieſe Grenadiere, welche nach Entfernung der Wagen an das Pferd der Kaiſerin gerufen wurden, zum Theil noch das eben gekoſtete Obſt ihrer ländlichen Bewunderer im Munde kaueten, welche Verlegenheit aber nicht nur ſchnell beſeitigt, ſondern auch durch ein unendlich graciöſes Lächeln der Kaiſerin, und einige Worte, die ſie ſprach, glücklich vorübergeführt wurde.

Das Kaiſerpaar ritt weiter, um alle Bivouacs zu beſuchen, und man ſah den Kaiſer häufig auf das Ausführlichſte mit vielen der Soldaten ſprechen, mit deren dienſtlichen und perſönlichen Angelegen-

heiten er auch oft bis in's Einzelnſte hinein ganz genau vertraut ſein ſoll. Es konnte nicht fehlen, daß dies einen ungemein anregenden Eindruck ringsumher auf alle Truppen ausübte, die in einer zauberiſchen Weiſe davon befangen zu werden ſchienen.

Die Gemeinſchaft, welche der Kaiſer mit ſeinen Truppen im Lager unterhält, erſcheint überhaupt als ein vollſtändiges Syſtem, das zugleich mit der größten franzöſiſchen Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit durchgeführt wird. So ließ der Kaiſer auch heut wieder die Speiſetafel auf dem freien Platz vor ſeiner Zelt-Villa aufſchlagen, um Angeſichts aller Zuſchauer, die ſich nur einfinden wollten, das Diner einzunehmen. Es ſoll damit zugleich gezeigt werden, daß der Kaiſer nicht anders leben wolle, wie die ganze Armee, obwohl der Soldat, wenn er tiefer in den kaiſerlichen Topf hineinſieht, doch wahrſcheinlich ganz andere Entdeckungen machen würde, als in ſeiner eigenen Schüſſel.

An der Tafel erblickte man jetzt auch den Prinzen Napoleon, der vor Kurzem in Begleitung des Marſchalls Canrobert im Lager eingetroffen war, wohin ihn der Kaiſer, um dem beginnenden großen Manöver beizuwohnen, eingeladen hatte. Die eigenthümlich zurückhaltende Stellung, welche dieſer napoleoniſche Prinz neuerdings am Kaiſerhofe eingenommen, und die ſich

auch durch seine häufigen Reisen in die fernsten Länder charakterisirt, schien sich jetzt in seinem persönlichen Verkehr mit dem Kaiser nicht eben auszudrücken, was zugleich beweisen könnte, daß der Sohn des Königs Jerôme, von dessen demokratischen Tendenzen Anfangs so viel die Rede war, nicht minder ein ganz dehnbares diplomatisches Talent besitzt. Seine Aehnlichkeit mit dem alten Kaiser macht allerdings einen überraschenden Eindruck, und man sieht in ihm den persönlichen Typus der neuen napoleonischen Dynastie in einem so scharfen und vollen Ausdruck festgehalten, wie es bei keinem andern Mitgliede der Familie der Fall ist. Schon durch diese merkwürdige Individualität konnte man leicht veranlaßt werden, dem Prinzen Napoleon die Anwartschaft auf eine künftige bedeutende Rolle zuzugestehen, indem man ihm die Fähigkeit zuschrieb, bei einem neuen revolutionairen Umschlag der Dinge in Frankreich das napoleonische Element von neuem aufzunehmen und in einer wirklichen Verbindung mit der Demokratie und ihren Prinzipien dann dauernd zur Herrschaft bringen zu können. Er sieht verschlossen und brütend genug aus, um ihm eigenthümliche Lebens- und Zukunftspläne zuzutrauen, aber Napoleon III., der alle seine Umgebungen an Klugheit und Weitsicht der Berechnung übertrifft, hat gewiß auch diese Chance längst in den Kreis seiner providentiellen

Zukunftsgedanken gezogen. Die „napoleonische Idee“ reicht bekanntlich aus, um einst auch alle Principien der Demokratie in sich aufzunehmen und neue zu gebären, und der Kaiser hat, nach dem eigenen Geständniß in seinen Schriften, diesen historischen Moment nur vertagt, wo der Napoleonismus sich auch allen Anforderungen der Freiheit von innen heraus öffnen werde. Napoleon III. glaubt mithin, sobald es Zeit ist, Alles das selbst besorgen zu können, was der demokratische Vetter nur irgend in Petto haben möchte. Doch mag schon der Umstand, daß der Prinz Napoleon im Palais Royal, der einstigen Residenz des Herzogs von Orléans wohnt, die combinationslustigen Politiker in Ermangelung anderer Gedanken, die man sich heut noch über den Zustand Frankreichs machen kann, auf den Einfall gebracht haben, daß die antidynastische Rolle, welche der Herzog der Rothen in der ersten Revolution gespielt, einst wieder auf den Prinzen Napoleon übergehen könne. —

Die großen Manoeuvres, welche der Kaiser persönlich kommandirte und denen die Kaiserin stets zu Pferde und im Amazonenkleide beiwohnte, begannen erst am andern Morgen in ihrer volleren Entfaltung, doch nahm die Aufstellung der Armee bereits an demselben Abend auf der rechten Seite der weißen Werke

ihren Anfang, wo Arbeiter aus allen Corps ſchon den vorangegangenen Tag an den Redouten gearbeitet hatten. Die gewaltige Maſſenhaftigkeit dieſes Schauſpiels, das ſich über die ganze ungeheure Ebene hinzog, machte einen ebenſo glänzenden Eindruck, als es den Kennern des Kriegshandwerks durch die Kunſt der ſtrategiſchen Bewegungen, in denen es ſich entfaltete, lehrreiche und bedeutende Anſchauungen dargeboten haben mag. Wenigſtens deutete der an die Garden gerichtete Tagesbefehl, mit welchem der Kaiſer einige Tage ſpäter dieſe Manoeuvres ſchloß, darauf hin, daß es dabei nicht auf eine parademäßige Schauſtellung, ſondern auf eine rein militairiſche Inſtruction und auf theoretiſche Feſtſtellungen und Uebungen abgeſehen geweſen ſei.

Dieſer Tagesbefehl iſt überhaupt merkwürdig für die Stellung Napoleons III. zu ſeiner Armee und zu den militairiſchen Ueberlieferungen des Kaiſerreichs. Er lautete folgendermaßen: „Lager von Châlons, 8. Oktober 1857. Soldaten! Die Zeit, die wir miteinander zugebracht haben, wird nicht verloren ſein. Euere militairiſche Ausbildung iſt gewachſen, und die Bande, die uns vereinigen, haben ſich feſter geknüpft. Als der General Bonaparte den glorreichen Frieden von Campo Formio abgeſchloſſen hatte, beeilte er ſich, die Sieger von Italien in die

Peloton- und Bataillons-Schule zu ſchicken, indem er dadurch an den Tag legte, wie nützlich er es hielt, ſelbſt für alte Soldaten, unaufhörlich wieder auf die Fundamental-Regeln der Theorie zurückzugehn. Dieſe Lehre iſt nicht vergeſſen worden; kaum heimgekehrt von einem glorreichen Feldzug, habt Ihr Euch mit Eifer dem praktiſchen Studium der Evolutionen gewidmet, und habt damit das Lager von Châlons eingeweiht, welches für die ganze Armee zur großen Schule der Manoeuvres dienen ſoll. Die kaiſerliche Garde wird alſo immer, im Frieden wie im Krieg, das gute Beiſpiel geben. Unterrichtet, disciplinirt, ſtets bereit Alles zu unternehmen und Alles zu ertragen für das Wohl des Vaterlandes, wird ſie immer für die Linie, aus der ſie hervorgeht, der würdige Gegenſtand der Nacheiferung ſein und mit derſelben vereinigt dazu beitragen, den alten Ruhm unſerer unſterblichen Phalangen zu bewahren, die niemals unterlegen ſind als durch das Uebermaaß ihres Ruhmes und ihrer Triumphe."

Dieſe ſtrenge und würdige Sprache, mit welcher der Kaiſer ſeine Soldaten anredet, ſucht dem Prätorianerthum zugleich eine wiſſenſchaftliche Vertiefung zu geben, welche die Entwickelung des Heeres mehr wie je zu einer Sache eigenthümlicher theoretiſcher Bildung machen ſoll. Die militairiſche Theorie iſt die

eigentliche Stärke Napoleons III., die seinen Eigenschaften als praktischer Soldat und Feldherr jedenfalls überlegen sein möchte, und er scheint aus der Bedeutung der Theorie zugleich die Weisheit und Mäßigung schöpfen zu wollen, die ihn vor der Ueberstürzung der Trophäen, an denen Napoleon I. nach der Meinung des Neffen gescheitert, bewahren soll. Diese eigenthümliche Aeußerung ist gewissermaßen der erste Wischer, welchen der Neffe dem Onkel ertheilt, und auch dies beweist für die Annahme, daß Napoleon III. keineswegs gesonnen ist, die neue Kaiser-Politik ganz und gar durch die Schablone der alten zu machen.

Soll darum die neue Kaiser-Politik nur wie ein verbesserter theoretischer Auszug aus der alten erscheinen, so kann man auch erwarten, daß das neue napoleonische Programm namentlich in Bezug auf Deutschland mit großer Vorsicht und richtiger Würdigung der Situation abgefaßt sein werde. Dies Programm wird man überhaupt nicht für einen abgeschlossenen Küchenzettel der Politik ansehen dürfen, sondern es wird auf demselben, nach Glück und Witterung, wahrscheinlich noch Manches wachsen und Manches wieder ausgejätet werden, wodurch die Pläne und Hoffnungen sich wesentlich umgestalten können. So wird auch das Lager bei Châlons nur in soweit

eine Position gegen Deutschland sein, als das Lager, welches Napoleon III. bald nach seiner Besteigung des Kaiserthrons bei Boulogne aufschlagen ließ, gegen England gerichtet sein sollte. Auf das Lager von Boulogne, gegen welches die Engländer schon zu schreien und zu rüsten anfingen, folgte die englisch-französische Allianz, die den europäischen Krieg gegen Rußland bedingte und entschied. Sollte aber dem großen Militairlager, das jetzt in den alten historischen Gefilden der Marne permanent aufgeschlagen worden, ein französisch-russisches Bündniß zur Seite treten, so würde Deutschland leicht der Ziel- und Angriffspunct dieser neuen militairischen Position sein, denn Frankreich und Rußland würden sich immer nur über Deutschland die Hände reichen, in dessen Schooß sich die Fäden der Weltherrschaft von jeher gekreuzt haben. Die Wendungen des napoleonischen Programms gegen Deutschland hängen wesentlich von dem Zustandekommen der neuen Allianz zwischen Frankreich und Rußland ab, zu der aber die Kaiser-Zusammenkunft in Stuttgart in den Oktobertagen 1857 wohl nur erst einige flüchtige Lineamente gezogen hat. Die Reizbarkeit der öffentlichen Meinung in Deutschland ist aber auf diesem Punct so groß, daß man sich von der rein theoretischen Bedeutung des Lagers bei Châlons, welches der Kaiser selbst nur als eine Nor-

malſchule für den Unterricht der Armee bezeichnet, ſchwer überzeugt halten wird. Mißtrauen iſt in der Politik allerdings eine Stärke und eine Tugend, und das deutſche Mißtrauen gegen das Lager bei Châlons hat ſich noch durch den gleichzeitig projectirten Bau einer feſten Rheinbrücke bei Kehl, in der man nur den vorgeſchobenen Poſten des Marne-Lagers erblickt, geſteigert. Die Pariſer Blätter ſtreuen ſeit einiger Zeit ganze Hände voll Beruhigungen darüber aus, und wie der Kaiſer ſelbſt nur die militairiſche Inſtruction bei dem Lager von Châlons an die Spitze ſtellt und ſogar ein kleines Handbuch unter dem Titel: „Die Theorie der Manoeuvres im Lager von Châlons" hat verfaſſen laſſen, ſo bearbeitet auch jetzt die Preſſe die Angelegenheit der Rheinbrücke bei Kehl unter einem rein commerciellen und handelspolitiſchen Geſichtspunct. Es wird dabei auseinandergeſetzt, wie die projectirte Rheinbrücke zwiſchen Straßburg und Kehl, welche vorzugsweiſe den Bahnzügen dienen ſoll, ſehr geeignet ſein werde, die Handelsbedingungen Europa's im Intereſſe Frankreichs und Deutſchlands vortheilhaft zu verändern. Die Lücke, welche auf der Eiſenbahn-Linie zwiſchen Straßburg und dem badiſchen Gebiet beſteht, hatte allerdings bisher dem Verkehr Frankreichs mit Süddeutſchland eine nicht unbedeutende Erſchwerung dargeboten,

und Pilatus wäſcht ſeine Hände in Unſchuld!

Pilatus wäſcht ſeine Hände in Unſchuld! O, es iſt ein ungeheuerer Weltgedanke, der da in dieſe ſtille erhabene Gruppe ſich zuſammengedrängt hat! Und der Maler hat mit einem tiefſinnigen Ernſt die ganze Größe des Moments in ſich durchempfunden, und ein mächtiger Geiſt der Erfindung iſt in ſeinen ſchöpferiſchen Pinſel geſtrömt. Der gebunden ſtehende Gott vor dem irdiſchen Richter! Dieſe Geſtalt des Chriſtus iſt die merkwürdigſte; ſie iſt unvergleichlich und unbeſchreibbar. In dem kräftig gedrungenen Körper, in der herausgehobenen Stärke der gefeſſelten Glieder, liegt ein heimlich gewaltiges Bewußtſein des Gottes, das ſich nur ſelbſt verſchweigt, aber zugleich überfliegt ſein Antlitz ein unendlicher Gedanke der Trauer, die es ausſpricht, daß der Gott ſeine Stunde und ſein Schickſal erfüllt. Die große welterſchütternde Frage: **cur deus homo?** ſtürmt hier gewaltſam auf die bang betrachtende Seele ein. Und der Blick gleitet hinüber auf den Knecht, welcher

während man auf der andern Seite zugeben muß, daß der Uebergang einer französischen Armee von einem Rhein-Ufer zum andern zwar durch eine feste Brücke erleichtert werden könne, aber keineswegs unbedingt von derselben abhängig sei. Indeß würde die Gefahr für Deutschland durch die Ausführung dieses Projects jedenfalls näher getreten sein, und nicht bloß die deutsche Presse, sondern auch die deutschen Regierungen scheinen sich dieser Gefahr bewußt geworden. Vornehmlich charakterisirt es das nach allen Seiten unterhöhlte Verhältniß der europäischen Mächte zu einander hinlänglich, wenn Oesterreich schon die Verlautbarung des französischen Rheinbrücken-Projects für geeignet gehalten hat, um, zur Sicherung der Interessen des deutschen Bundes, auf badischer Seite die Errichtung eines kostspieligen Brückenkopfs zu verlangen.*) —

Wie man in Paris hört, würden die kaiserlichen Garden im nächsten Jahre nicht nach Châlons zurückkehren, sondern es wird ihnen die Linie folgen,

---

*) Bei der Weigerung Badens, diesen, von den österreichischen Ingenieuren auf zehn Millionen Francs veranschlagten Bau auf seine Taschen zu übernehmen, ist bekanntlich beschlossen worden, die Befestigungen in kleinerem Maaßstabe, so daß sie nicht mehr als zwei Millionen Francs kosten sollen, auf Kosten des deutschen Bundes ausführen zu lassen.

die ſich dann ebenfalls auf dem Schlachtfelde Attila's in die militairiſche Theorie vertiefen ſoll. Der Kaiſer beabſichtigt, im Jahre 1858 bereits 40,000 Mann bei Châlons zuſammen zu ziehen und dieſe Truppenzahl im nächſtfolgenden Jahre noch zu ſteigern, ſo daß gegen die Grenzen Deutſchlands hin ein Concentrationspunct von Streitkräften, wie ihn die neuere Zeit kaum geſehn, entſtehen würde. Zugleich bleibt ſtets eine permanente Truppe zur Beſetzung des Lagers zurück, welche ſich zugleich mit allen zur Vervollſtändigung des Lagers dienenden Arbeiten zu beſchäftigen hat.

Die dauernde und gewichtige Bedeutung, welche Napoleon III. dieſem Lager beizulegen geſonnen iſt, geht auch daraus hervor, daß Horace Vernet von ihm den Auftrag empfangen hat, zwei große Gemälde von dem Lager von Châlons zu entwerfen. Das erſte ſoll eines der großen Manoeuvres unter dem Commando des Kaiſers, das andere das Lager ſelbſt vorſtellen, welches allerdings durch ſeine großartigen Situationen geeignet genug iſt, um auch maleriſch und künſtleriſch feſtgehalten und verewigt zu werden. Horace Vernet's Pinſel, der mit gleicher Meiſterſchaft allen Regime's zu gehorchen weiß, und der auf ſolchen Bildern zugleich der hiſtoriſche Portraitmaler ſeiner Epoche im ausgedehnteſten Maaße ge-

werden, wird auch diesem theoretischen Kriegslager gewiß die glänzendste und interessanteste Ausführung zu geben wissen. Vorgearbeitet ist ihm schon durch ein photographisches Pracht-Album, welches in dem Atelier von Legray auf Bestellung des Kaisers verfertigt worden, und die Manoeuvres und militairischen Tableaux des Lagers mit ausgezeichneter Genauigkeit und Anschaulichkeit wiederzieht.

III.

Die Hof-Oper des neuen Kaiserthums.

Der allmählig sich vollziehende Untergang der italienischen Oper in Paris, die im neuen Kaiserreich durchaus keine Wiedererhebung mehr finden zu können scheint, muß eigentlich eher zu den guten als zu den schlimmen Symptomen der kaiserlichen Aera gezählt werden. Napoleon III. gehört durchaus nicht zu den ästhetisch kokettirenden Tyrannen, auf deren üppigen Polstern die Oper in Italien zuerst ihren Ursprung nahm und mit ihren entnervenden, das Volksbewußtsein und die Manneskraft umstrickenden Melodieen sich bildete. Wenn der Kaiser ein Tyrann ist, so ist er ein viel zu gesunder, starker und geistvoller Tyrann, als daß er die Bundesgenossenschaft der italienischen Opern-Arien suchen sollte, um durch die Gaukelei gedankenlos machender Töne und durch den ganzen erschlaffenden und verweichlichenden Schlendrian, der

im Gefolge der italieniſchen Oper liegt, die Unterwerfung der Nation zu vollenden.

Es iſt für eine Nation, ſelbſt in ihrer unglücklichſten Lage, immer noch beſſer, durch den Säbel als durch die äſthetiſche Lüge tyranniſirt zu werden, denn unter dem Säbel kann ſie nach Epochen der Verwilderung wenigſtens eine neue moraliſche Disciplin und einen heimlichen Ruhepunct in ſich ſelbſt gewinnen, auf dem die nationalen Kräfte allmählig wieder wachſen und erſtarken, während die Verweichlichung durch eine buhleriſche, drunkſüchtige und unwahre Kunſt ſtets die beſten Kräfte der Nation aufgeſogen hat.

Jedenfalls aber gehört die Blüthe der italieniſchen Oper nicht zu den charakteriſtiſchen Symptomen des neuen napoleoniſchen Kaiſerreichs, denn dies weltberühmte Inſtitut in Paris, das einſt ſo glänzende Talente und Perſönlichkeiten in ſich vereinigte, zeigt ſich in jeder Art ſo überlebt und verfallen, daß es kaum noch lange dazu taugen wird, auch nur, wie bisher, zum Focus der geſellſchaftlichen Zerſtreuung für die Löwen und Löwinnen der Hauptſtadt zu dienen. Die italieniſche Oper bildete unter Louis-Philipp eine eigenthümliche narkotiſche Sphäre, in welcher der ganze juwelenſchimmernde Haut-Gout der vornehmen Geſellſchaft ſich ſammelte, um unter den

entzückenden und hinreißenden Tönen einer Malibran, einer Pasta und Grisi, eines Lablache und Tamburini sich galvanisiren und brennen zu lassen. Die glänzende Virtuosität der Phrase war unter dem Scepter des constitutionnellen Bürgerkönigs ein Hauptelement des politischen und socialen Lebens geworden. Die parlamentarische Debatte in der Kammer hatte eben so gut ihre Buffo's, ihre Helden-Tenore und ihre ersten Liebhaber aufzuweisen, als die italienische Oper in Salle Ventadour, wo die getrennten politischen Parteien sich damals in dem allgemeinen Enthusiasmus für eine gefeierte Sängerin wieder vereinigten und an dem Goldfaden ihrer Rouladen und Triller sich wie die Enten an Münchhausens Schnur einträchtiglich aufreihen ließen. Man echauffirte sich damals in der Deputirten-Kammer ebenso sehr, als man sich in der italienischen Oper echauffirte, mit glänzenden Illusionen, mit kunstvollen Falsets und überraschenden Modulationen und Stimm-Uebergängen. Die Romantik des Constitutionnalismus hatte in der italienischen Oper ihren triumphirenden Ausdruck gefunden, und begattete sich recht angelegentlich mit der Lüge der Opern-Arie, um den allgemeinen Liebling der damaligen Zeit, den Puff, zu erzeugen. Es waren schöne Zeiten, die wir damals im Schweiß unseres Angesichts im Saal Ventadour zubrachten, wo in den

Legen die Damen mit ihren ſtrahlenden Toiletten und Diamanten und ihrer duftgeſchwängerten ſtechenden Atmoſphäre, und unter den Herren die weltberühmten Notabilitäten der Tribüne, des Feuilleton's und der Mode, ſich zu einem koketten Kranz durcheinanderflechten, den dann die italieniſche Muſik mit ihren plätſchernden Wellen benetzte, und in den Bravas und Bravis, in der flammenden Röthe der jungen ſchönen Geſichter und in dem ſtürmiſchen Drehen an den Bärten, rauſchend aufblühen zu laſſen ſchien!

Einen ſtarken Contraſt zu dieſer Glanzzeit der italieniſchen Oper in Paris bot aber beſonders die diesjährige Eröffnung der Opernſaiſon dar, der zwar äußerlich nichts von dem alten rauſchenden Mode-Effect zu fehlen ſchien, die uns aber doch wie der Mund einer ſchönen Frau vorkam, dem die Zähne ausgefallen ſind und der ſich durch eine Garnitur todter Stifte doch nur mehr abſchreckend als anziehend wieder gefüllt und belebt hat. Die Unheimlichkeit des Eindrucks konnte ſich nur ſteigern, wenn man erfuhr, daß das Repertoire auch von den alten großen Namen einige zu bewahren oder wiederzugewinnen gewußt hat, wie den Mann mit der unſterblichen Ochſenſtimme, Lablache, der noch immer einige lebensvolle Töne auf ſeinem ungeheuren und beiſpielloſen

Register hat, und die herrliche Grisi, einst die erste Heldin der dunkelflammenden dramatischen Leidenschaft, mit ihrem ernsten hohen Feuer in Stimme und Herzen. Aber diese großen Gestalten des italienischen Gesanges erschienen hier nur erst recht wie die Todtengräber einer Zeit, die sich nicht wieder erneuern wird, weil sie selbst mit ihren holden Gaukeleien und süßen Liederlichkeiten altmodisch geworden ist, und, obwohl noch immer dieselben Töne und Weisen unendlich wiederkäuend, doch damit weit hinter der viel ernsthafteren und materielleren Corruption einer neuen Epoche zurückbleibt. Die heutige Generation der italienischen Oper ist darum auch eine unendlich viel schwächere und kraftlosere, wovon namentlich die neuen Prime Donne, die wir in einer Aufführung der Verdi'schen Oper: il Trovatore zum Erstenmal sahen, die Steffenone und die Nantier-Didier, einen überraschenden Beweis lieferten. Diese Damen thaten gewiß ihr Möglichstes, durch Schreien, leidenschaftliches und scheinbar glühendes Colorit, kunstvollen Vortrag, und rauschendes Loslassen aller springenden Wasserkünste des italienischen Gesanges. Dazu elegante Persönlichkeiten, mit schönen Schultern und reizender Büste, dunkeln bohrenden Augen, und einer Liebenswürdigkeit, die unter allen Umständen den Sieg davontragen würde. Aber es giebt auf diesem

Boden keine Aufgabe mehr, um deren eigenthümliche Löſung es ſich handeln könnte, und je mehr Feuer der Kunſt und der Jugend aufgewandt wird, um Leichen lebendig vorzuſtellen, deſto fataler wird der todte Spuk ſich ausnehmen. Die Verdi'ſche Muſik ſelbſt iſt der charakteriſtiſche Niederſchlag dieſer unendlich langweiligen Mittelmäßigkeit, in welcher die Welt der italieniſchen Oper verendet und zuſammengefallen iſt. Zwar zappelt ſich dieſe Muſik zuweilen noch einige anmuthige Röthe auf die Wangen, aber ſie zappelt ſich dann auch ſogleich wieder blaß und elend, und man ſieht, daß es nicht der Sinn und die Wahrheit, ſondern nur ein epileptiſcher Zufall iſt, der die Tonmaſſen in dieſe zitternde Bewegung verſetzt hat.

Die eine der neuen Debutantinnen, Madame Nantier-Didier, iſt ein ächtes Pariſer Kind, das noch vor Kurzem in einer kleinen Boutique in der Rue Coquillière, an der Ecke der Rue des Vieux-Auguſtins, Schnupftaback verkaufte. Hier, in dem Geſchäft ihres Vaters, entfaltete das ſchöne graciöſe Mädchen ſchon frühe ein bedeutendes muſikaliſches Talent, und war einem Kreiſe von Kunſtfreunden bekannt, die ſich ihre Ausbildung und Aufmunterung angelegen ſein ließen. Dort kamen ihre erſten Rouladen und Cavatinen zur Welt, aber ſie mußte ſich

in ihren ersten Uebungen am Piano oft unterbrechen, um in den Laden hinauszutreten und den Kunden eine Prise Taback zu verkaufen. Jetzt ist sie zur vollendeten Prima Donna aufgeblüht, und sie würde in der früheren Aera der italienischen Oper unleugbar eine große Zukunft vor sich gehabt haben, während sie jetzt, wo die Zeit über dies Genre weit hinweggegangen ist, doch nur wieder in einem Ladengeschäft steht, in dem bald Ausverkauf sein wird.

Das neue Kaiserreich ist kein Reich der Musik, wie es überhaupt den Künstlern keine Gelegenheit geben wird, sich in ihm zu neuem Flug und neuen Schöpfungen zu erheben. Das erste Kaiserthum konnte den prachtvollen und wahrhaft heroischen Spontini brauchen, der sich in seinen Opern-Schöpfungen mannigfach an die großen Stimmungen der napoleonischen Kriegsherrschaft anlehnte, und nicht nur der napoleonischen Zeit die erste entscheidende Aufnahme und das Verständniß seiner feurigen, thatkräftigen, in gewaltigen Massen-Wirkungen dahinrauschenden Musik verdankte, sondern auch in seiner Oper la clemenza di Trajano die im Kriege von 1806 bewiesene Milde Napoleons gegen den Fürsten Hatzfeld, den damaligen Civil-Gouverneur von Berlin, klangvoll besang. Napoleon I. hatte auch einige bedeutende Anschauungen von der Größe und Erhabenheit der dramatischen

den gebundenen Gott festhält. Dies Gesicht des Knechtes hat der Maler vortrefflich erdacht, und nicht minder darin die Größe seiner Anschauung ausgedrückt. Es ist die nichtsahnende Dummheit, die auch von Gott erschaffen ist, damit Einer da sei, der in der Welttragödie die Bedientenrollen versehe. Die Dummheit dieses Knechtsgesichtes ist darum nichts desto weniger tragisch; sie gehört eben in die Tragödie hinein. Die welthistorische Bedeutung der Dummheit ist hier von Rembrand mit einer schneidenden Kälte und Ruhe des Pinsels ausgemalt. Der Knecht hält den Gott, damit der Gott nicht etwa entlaufe. Fest hält der Knecht den Gott, und doch ist der Gott keinem ferner und unerreichbarer, als ihm. Mahnender tritt die Empfindung der göttlichen Nähe den Pilatus an. Sein wehmüthig edles Gesicht, während er sich das Wasser über die Hände schütten läßt, ist sehr schön, und ihn überkommt eine Ahnung von Dingen, die er nicht zu begreifen noch zu bewältigen vermag. Aber er muß das irdische Recht vollstrecken, und er tröstet sich mit der

Kunſt, und auf der Höhe weltgeſchichtlicher Thaten fühlte er ſich mit der antiken Tragödie verwandt, über die er eigenthümliche Ideen ausſprach. Es lag daher vielleicht nicht in ſeinen Wünſchen, daß die ſchaffenden Geiſter bald vor ihm zu verſtummen anfingen.

Napoleon III. iſt zu ſehr theoretiſcher Staatsmann und Militair auf der einen und experimentirender Diplomat auf der andern Seite, als daß die ideale Welt der Künſte in irgend eine beſtimmte Beziehung zu ihm treten könnte. Zwar iſt er tiefgebildet und poetiſch genug in ſich ſelbſt, um die Darſtellungen der Kunſt würdigen zu können, aber die unglücklichen Beiſpiele, mit denen ihm äſthetiſche und reduériſche Regierungen vorangegangen, ſcheinen ihn ganz und gar abgeſchreckt und von der Aufnahme der Kunſt in ſein Regierungs-Programm zurückgehalten zu haben. Selbſt die gewaltigen Bauten, die er in Paris bereits ausgeführt, wie die Vollendung des Louvre, läßt er keineswegs vorzugsweiſe unter den künſtleriſchen und äſthetiſchen Geſichtspunkt fallen, ſondern er hebt dabei ſelbſt immer nur das nationale und volksthümliche Intereſſe heraus, welches ihn bei dieſen Unternehmungen geleitet habe, während die Künſtler und die künſtleriſchen Verhältniſſe nur ganz nebenher figuriren, wenn ſie auch keineswegs vernach-

läſſigt worden ſind. Die ſelbſtſtändige Schaffenskraft der Künſtler, in welcher ſich zugleich die autonome Volkskraft verherrlicht, muß für eine gefährliche gelten unter einem Regiment, welches ſich zwar aus freien Volkswahlen hervorgegangen behauptet, das ſich aber nur als ein militairiſch-polizeilicher Mechanismus, ohne jeden Hintergrund freier Seelen- und Geiſteskräfte, zu erhalten vermag. Es giebt keine Hof-Aeſthetik und keine Hof-Oper um den neuen Kaiſerthron, der auch auf neue Menſchen ſich ſtützen will, die praktiſch zu zügeln und zu gebrauchen wären, und die, ohne durch eine äſthetiſche Schlaraffenwirthſchaft verweichlicht und entmannt zu werden, doch die gehorſamen und ſicher zu berechnenden Stifte in der Staatsmaſchine ſind. —

Die neuen Menſchen, die im zweiten Empire emporkommen, ſind auch ihrem ganzen Weſen nach nicht mehr für die äſthetiſche Gaukelei geeignet. Ihre Beſtrebungen, ihre Genüſſe und ihre Corruption wiegen zu ſchwer und zu materiell, um noch auf den buhleriſchen Schmetterlingsflügeln der italieniſchen Oper hin und her geſchaukelt werden zu können. Der Dunſtkreis der italieniſchen Opern-Abende war weichlich, geil, kokett und lügenhaft, aber es lag zugleich eine glänzende Phantaſtik darin, die, wenn man will, ſich auch mit einer Art von idylliſcher Unſchuld ver-

ſetzet. Denn die luſtige Sphäre der Oper ertrug noch nicht dieſen ſchweren, materiellen, zweideutigen und höhniſch lasciven Charakter, welchen die neuere Proſtitutions-Dramatik, die im heutigen Empire ſpecifiſch entſtanden iſt, ausgebildet hat. Dieſe pikante Dramatik der heutigen Bühne, welche die leuchtenden Fäulnißſtoffe der Geſellſchaft ſtereoſkopiſirt, iſt die eigentliche Hofoper des neuen Kaiſerthums geworden. Es vollbringen ſich darin die moraliſchen und geiſtigen Folgen, welche der Induſtrialismus und die Geldſucht der Epoche auf das innere Leben der Geſellſchaft zurückwerfen und wenn man auch Anſtand nehmen will, das Kaiſerthum ſelbſt als den Urheber dieſes lichterloh brennenden Fäulnißproceſſes anzuklagen, ſo ſind doch die ſocialen Symptome, die eine Herrſchaft begleiten, diejenigen, durch welche ſie am meiſten verurtheilt wird, oder mit denen ſie allmälig in ihrer Geltung zuſammenfallen muß. Denn in einer Epoche, wo alle Staatsformen nichtig und inhaltslos und alle ſelbſteigene Entwickelung des Geiſtes verdächtig iſt, ſchlägt Einer aus dem Andern und aus ſich ſelbſt nur noch ſo viel Geld und Genuß heraus, als er nur irgend erlangen kann, um das intereſſeloſe Leben in einem tollen Rauch von Illuſionen emporwirbeln zu laſſen. An der Stelle der Freiheit erſcheint das Geld, welches Alles erſetzen

dem Ersten Besten, der ihm begegnet, selbst als Citrone behandelt und seinerseits wieder ausgesogen zu werden. Dies Saugen des Einen an dem Andern ist die wahre Komödie der heutigen Zeit, und sie ist um so lustiger, als zuletzt doch Niemand etwas davon im Magen behalten hat, und Alle an einem Hunger kranken, den sie selbst nicht begreifen und der mit Gold und Wollust nicht gestillt werden kann. Die Prostitutions-Dramatik, die in Frankreich eine ganz neue und immer noch wachsende Sphäre der dichterischen Production geworden, kann nicht Farben und Figuren genug zusammenraffen, um diese anklägerischen Sittenbilder ihrer Zeit auf die Bühne zu schleppen, und damit lediglich zum Amüsement aller Betheiligten den Teufel an die Wand zu malen. Die Stücke dieser Art schießen in Paris wie Pilze aus der Erde und tragen eine größere und geringere Portion von scheinheiliger Verderbtheit zur Schau, und wenn sie auch nicht alle so fein und geistreich gearbeitet sind, wie der Vater dieser Gattung, Herr Alexander Dumas fils, sie zu liefern pflegt, so ist doch aus jedem irgend ein interessantes oder merkwürdiges Moment, zur Signatur dieser Epoche gehörig, zu entnehmen.

Herr Dumas fils hat in seinen Stücken, welche die neue gesellschaftliche Stellung des Courtisanenthums

in Frankreich behandeln, dieſen gegen die ganze ſociale Welt ausgeſpielten Trumpf als einen liebenswürdigen Fangball aufgegriffen, den er meiſterhaft auf dem Spazierſtock ſeines Talents balanciren läßt, und Herr Ponſard hat die Komödie der Börſe geſchrieben, um den durch das Geld proſtituirten Mann, den jetzt durch die Schlange des Agio's verlockten Adam, zu zeichnen, welcher der durch das Geld proſtituirten Schönheit und Jugend der Frau würdig zur Seite getreten iſt. Es fehlte noch an einem Stücke, das die ganze Gattung dieſer neuen Lebemänner, welche jetzt in der Kaiſerzeit wirklich leben, und ihr Leben genießen, typiſch abſchilderte und ihr Bild unter dem charakteriſtiſchen Lichtpunkt der Zeit zuſammenfaßte. Dieſe Aufgabe wurde von Herrn Xavier de Montépin übernommen, von dem wir auf dem Théâtre de l'Ambigu comique ein neues Stück ſahen, das den uns überraſchenden Titel les viveurs de Paris führte, und ein mit Moſchus überſtreutes Sittendrama iſt, in welchem man die Kategorie Deſſen, was heut vorzugsweiſe ein Lebemann genannt wird, genau und von Grund aus kennen lernen kann.

Der Verfaſſer gehört zu der Generation franzöſiſcher Autoren, die ſeit dem Jahre 1848 entſtanden ſind und einen neuen Parnaß in den Orgien der Griſetten und Loretten gefunden haben, durch welche Li-

teratur ſich der Uebergang der Proſtitution in die Mitte der gebildeten Geſellſchaft weſentlich verbreitete. Xavier de Montépin begann mit den Chevaliers de Lansquenet, denen er die Romane „les filles de plâtre,“ „la Reine Emeraude,“ „l'Aventurier,“ „Mademoiselle la Ruine“ folgen ließ, in welchen er jedenfalls ein glänzendes und glühendes Schilderungstalent aufwandte, um die Lebenszuſtände der Courtiſane ebenbürtig mit den Intereſſen der übrigen geſellſchaftlichen Welt zu machen, und ihre Laſter, die früher nicht erwähnt werden konnten, mit dem Reiz des ſocialen Conflikts zu ſchmücken. Auch die Viveurs de Paris entſtanden als Roman, und wurden von dem Verfaſſer ſelbſt für die Bühne bearbeitet, wodurch dieſe halb als Schauder-Drama, halb als Poſſe wirkende Compoſition entſtand, die jedenfalls das Publikum in großen Maſſen herbeizog und befriedigte.

Die Viveurs de Paris ſind nun freilich kein eigentliches Proſtitutions-Drama, obwohl die Courtiſane Violette darin der eigentliche Hebel der dramatiſchen Handlung wird, indem ſie, als Dämon der Corruption, alle Schritte leitet und anſtachelt, welche der Held der neuen Pariſer Lebemänner, der Baron René de Savenay, unternimmt, um die ſchöne und tugendhafte Gräfin Berthe de Preuil zu verführen und ihrem Mann, den ſie auf das Innigſte liebt, zu ent-

reißen. Die Courtisane will damit ihre Rache an der tugendhaften Frau vollführen, die sie schon als Kind gekannt und gegen welche sie schon damals den tiefsten Groll und Haß gefaßt, weil ihr Berthe stets als ein Beispiel der ächten Sitte und Weiblichkeit vorgehalten worden. Das Drama selbst bewegt sich vorzugsweise in einer gesellschaftlichen Sphäre, in der zwar das ganze Leben nur aus Debauche, Liederlichkeit und Wegwerfung an den Genuß besteht, in der aber das eigentliche Interesse der Handlung sich um den Kampf dreht, welchen die Männer der Debauche unternehmen, um sich die in der Gesellschaft noch stehen gebliebenen Elemente der Tugend und Sittlichkeit zu unterwerfen, und das Laster wie auf einem neuen Eroberungszuge durch die ganze civilisirte Welt zu führen. Das Ziel der Lebemänner ist der allgemeine Sieg der Prostitution in der Gesellschaft, denn das Leben kann im Sinne dieser neuen Barbaren der Lust nur dann erst vollständig genossen werden, wenn alle Scheidewände zwischen Tugend und Laster gefallen sind, und wenn die unbegränzte Ausbeutung des einen Individuums durch das andere zugleich das einzig herrschende Sittengesetz geworden.

Die Intrigue der Lebemänner, der wir das neue Stück verdanken, entspinnt sich daher auf einem Bal

im Hôtel des Herzogs von Chaumont-Laudry, wo die Gräfin Berthe mit ihrem Gemahl erſcheint, ein junges Paar, dem der ſeltſame Ruf vorangeht, daß ſie ſich über Alles lieben, und daß namentlich Berthe diejenige Frau iſt, welche unter allen Frauen in Paris, in Frankreich und vielleicht in der ganzen Welt am meiſten und am ſtärkſten ihren Mann liebe. Der Baron Réné und ſein Freund Maxime unterhalten ſich über dieſes Wunder, das ſie für ein völlig unmögliches erklären, und der Chef der Vivеurs, der Baron Réné, behauptet gradezu, er glaube nicht, daß Frau von Preuil eine Ausnahme von der allgemeinen Regel mache, denn er glaube überhaupt nicht an die Liebe der Frauen für ihre Ehemänner, und bis zur Erprobung des Gegentheils werde er ſeine Meinung behalten. Die conventionellen Gründe, aus denen in Frankreich meiſtentheils die Ehen geſchloſſen werden, mögen nicht mehr die einzigen ſein, aus denen dieſer Verdacht gegen das tugendhafte Liebesherz der Frau hergeleitet wird. Die allgemeine Verwilderung der geſellſchaftlichen Zuſtände, die durch Geiſtesleerheit, Luxus und Putz eine völlige Revolution in dem Leben der Frau hervorgebracht hat, zeigt überall einen exaltirten Rauſch der Sinne und der Verhältniſſe, in dem man ſich die Frau nicht mehr im unberührten Beſitz aller Tugenden der Weiblichkeit denken kann. Berthe

bewegt ſich aber jetzt im Ballſaal in einem Alle blendenden Glanz ihrer Schönheit nicht minder, als ihrer Sitte und Liebenswürdigkeit, und ſie unterhält ſich mit ihrer Freundin und Begleiterin von nichts Anderem als von den Vorzügen ihres Mannes und von ihrer Liebe zu ihm, wie ſie jetzt auch allein und ausſchließlich mit ihm tanzt und dem ſich andrängenden Baron Rénés ſogleich eine entſchiedene Abweiſung ertheilt. Dieſer aber bildet ſich ſogleich ſeinen Feldzugsplan, der dahin gehen ſoll, zur Gewinnung der Frau ſich zuerſt des Mannes zu verſichern und ihn zu Einem der Ihrigen, nämlich zu einem Viveur, zu machen, indem man hofft, daß in der Debauche, welche den Mann umſtrickt, die Frau zuerſt ihn, und dann auch ſich ſelbſt, verlieren werde.

Die Lebemänner von Paris gerathen aber noch während des Bals ſelbſt unter ſich in eine vertraute Unterredung über ihren eigenen Beruf, den ſie ſich geſteckt haben, und man erſieht daraus, daß ſie dieſen Beruf, Viveur zu ſein, nicht bloß als eine Kunſt, ſondern auch wie eine geſchloſſene Gilde betrachten. Beſonders gilt Réné bereits für einen berühmten Viveur „aus guter Schule“, und noch dazu für einen reichen Viveur, was in dieſer eigenthümlichen Welt, „die ſich zwiſchen dem Boulogner Gehölz und dem

Pflicht. Dort hat die Dummheit dieſer Welt den Gott gebunden, und hier wäſcht die Pflicht dieſer Welt ihre Hände in Unſchuld. Da iſt der Gott verrathen, und jetzt gedenkt man daran, wie ſein Reich nicht iſt von dieſer Welt. Aber durch Pflicht und Dummheit muß der menſchgewordene Gott in den Tod ſtürzen, denn er will das ganze Loos des Menſchlichen theilen, weil er Fleiſch geworden iſt. Dadurch hat er dann wieder das Fleiſch dieſer Welt geheiligt. Und doch wäſcht Pilatus ſeine Hände in Unſchuld!

Cur deus homo? dieſe Frage machte mich immer ernſter, dieſe Frage machte mir tieftraurige Gedanken. Ich ging mit zagenden Schritten vor dem Bilde auf und ab, und ſchaute bald hinauf zu ſeinen gewaltigen Gegenſtänden, bald ſchlug ich die Augen wie geblendet nieder. In der ganzen Welt lag von Uranfang her eine unendliche Zerriſſenheit ausgeſäet, ſeufzte ich! Gott wohnte im Himmel, und die Menſchen wohnten auf der Erde, und das war die urſprüngliche Weltanſchauung, es gab eine andere nicht. Durch

Boulevard Montmartre bewegt, und die im Café Anglais frühstückt und in Maison dorée soupirt," als etwas sehr Seltenes betrachtet zu werden scheint. René wird citirt wegen seiner Livrée, seines Ameublements, seiner Pferde und Wagen, und man spricht besonders von seiner petite maison in der Allée des Veuves, einer ganz entzückenden Bonbonnière, wie sich Einer der Lebemänner ausdrückt, der man in der „Bohême galante" (denn so wird das Reich der Viveurs auch genannt) den an die alte Hofhaltung des Ancien-Regime erinnernden Beinamen des Hirschparks gegeben hat.

Wenn sich das Reich der Viveurs vorzugsweise als das galante Böhmen auffaßt, so bringt es dadurch eine, allerdings auch in der Sache liegende, aristokratische Scheidung in denjenigen mild umherschweifenden Elementen der pariser Gesellschaft hervor, welche man seit einigen Jahren mit dieser ungemein pittoresken Bezeichnung la Bohême genannt hat. Diese Bohême bezeichnete allerdings in ihrer ersten Anwendung nur jene cynisch naturwüchsigen Schichten der Gesellschaft, die aus Literaten, Künstlern, Grisetten, und ihrem bunten, wunderlich schillernden Schweif bestehen. Es ist dies eine gesellschaftliche Sphäre, die sich nirgends so specifisch ausgebildet hat als in Paris, und in der Noth, Arbeit

und Vergnügen den Einſchlag in eine wunderbar bewegte Exiſtenz bilden, die in ſich ſelbſt beſtändig elektriſche Flammen ſprüht und bald ſchiffbrüchig und verzweifelnd, bald jubelnd und des Höchſten ſich vermeſſend, in ihrem Dunkel dahinlebt. Dieſe niedere Bohême iſt zugleich die Vorſchule der eleganten Courtiſane, die hier im Zuſtande der Dürftigkeit ihr Herz und auch ihren Geiſt bildet und in der Liaiſon mit dem armen Maler oder Schriftſteller die erſte Zeit ihrer ächten Liebe feiert, an welche ſie ſich ſpäter an der Seite des reichen Lords ſtets mit der innigſten Sehnſucht zurückerinnert. Es ſind dies die armen Zigeuner, die mitten im Glanzleben von Paris in den böhmiſchen Wäldern zu wohnen ſcheinen, ſo dunkel und dichtverwachſen in ſich ſelbſt, ſo abenteuerlich, ſo gefährlich und träumeriſch iſt dies Daſein der Bohême.

Auf einem anderen Punct ſtehen die Viveurs, welche die vornehmen Zigeuner der heutigen Pariſer Geſellſchaft ſind und in der Unſtätheit und Wüſtheit des Genuſſes, der ihre ganze Exiſtenz ausmacht, nicht minder tief in den böhmiſchen Wäldern wohnen, das heißt, mit allem ihrem Glanz doch nur in einer phantaſtiſchen Einöde ſich bewegen, in der ſie die gemeinen Strauchritter ihres Vergnügens und ihrer Genüſſe ſind und zuletzt ſich nur ſelbſt an die Gurgel fallen

können. Das Leben dieſer Viveurs beſteht nur darin, ſich geiſtig wie körperlich zu Tode zu leben, und dies iſt ein Beruf, den man unter dem heutigen Kaiſerreich ſehr treffend und vielbedeutend mit dieſem ganz neuen Namen bezeichnet hat. Der Viveur von Heute ſcheint zwar in allen ſeinen Functionen ganz Derſelbe zu ſein, wie der Roué von Ehemals, aber dieſe beiden Begriffe decken ſich keineswegs, ſondern ſind durch die Verſchiedenheit der Zeiten, der ſie angehören, auch ſehr verſchiedenartig gefärbt. Der Roué iſt ein Ariſtokrat der alten Zeit, der auch in ſeiner Genußſucht vorzugsweiſe ein ſtandesmäßiges Element der Schwelgerei ausgebildet hat und es auch unter die Privilegien ſeiner Geburt zählt, daß er ſo toll darauf loswirthſchaften kann und die Frage zwiſchen Moral und Sinnlichkeit immer nur zu Gunſten ſeiner Perſon entſcheidet. Aus dieſem ſtandesmäßigen Haut-Gout des Laſters, welcher den Roué ziert, macht ſich der Viveur wenig oder gar nichts, denn obwohl auch er ſeines Zeichens vorzugsweiſe ein Edelmann und Ariſtokrat iſt, ſo hat ſich doch an ihm bereits der nivellirende Ausdruck der Epoche bethätigt, und er genießt darauf los, nicht weil es ſich für den Adel geziemt vorzugsweiſe zu genießen, ſondern in der gränzenloſen Angſt und Haſt, dem Leben alles Mögliche abzugewinnen, ſo lange es nur noch thunlich iſt. Das

heutige Kaiſerreich kann darum keine Roués, ſondern nur Viveurs haben, denn der in ſeinen Standesverhältniſſen gänzlich desorganiſirte Adel hat ſich noch nicht wieder durch ein napoleoniſches Adelsgeſetz zuſammenfaſſen und die noblen Paſſionen ſich von neuem verbrieſen und verſiegeln laſſen, während dem Viveur die ganze losgelaſſene Aventüre des Kaiſerreichs in allen ſeinen Gliedern zittert. Das Empire iſt ſelbſt der Viveur, für den es nichts Höheres giebt als das tägliche Daſein und das Daraufloslleben, und der den einzigen Grundſatz hat, die Exiſtenz zu verbrauchen und ihr alles Andere zu opfern, weil er nicht weiß, ob ſie ihm morgen noch gehören wird. Dieſer Charakter aller Kaiſer-Zuſtände, der leichtſinnig und ſorgenvoll zugleich iſt und in dem man die Gegenwart erſchöpft, um nicht auf die Zukunft angewieſen zu ſein, wiederholt ſich ar[illegible] in dem Charakter der heutigen Lebemänner von Paris, deren Genußweisheit ſich zugleich mit einer bedeutenden Doſis von innerer Melancholie und Verzweiflung miſcht.

Der Verfaſſer der viveurs de Paris hat in ſeinem Stück dieſe inneren Seelenzuſtände der heutigen Lebemänner ſehr treffend wiedergegeben. Dieſe Leute, die das Vergnügen zu ihrem ganzen Lebenszweck gemacht haben, welche die Boudoirs und die Couliſſen

für ihr ungeheueres Reich anſehn, in dem ſie als die blaſirten Sultane herrſchen, und die das Königreich der Boulevards und der Avant-Scènes verwalten, kränkeln doch häufiger, als man denken ſollte, an dem Gedanken ihrer Zukunft. Der Graf Maxime de Bracy erſcheint in dem Stück zuweilen als der Philoſoph der Viveurs, und mahnt die Genoſſen der Debauche an die Einſamkeit und Verlaſſenheit ihres kommenden Alters, an das verlorene Leben, an die erloſchenen Illuſionen, wo es keine Freunde, keine Maitreſſen, keine Familie um den Greis giebt und wo nur die Erinnerungen an die Orgie, verbunden mit Gewiſſensbiſſe und Reue, übrig geblieben ſind. Er ſpricht es mit melancholiſcher Selbſtzerknirſchung aus: daß die Zukunft der verhängnißvolle Punkt aller Viveurs ſei. Zugleich mahnt dieſer eigenthümliche Viveur, der die Kaſſandra im Reiche der Debauche ſpielt, daran, daß der Punkt der Ehre auch von einem Viveur nie verletzt werden dürfe.

Dieſer Mahnung ſcheint der Chef der Pariſer Viveurs, der Baron Réné de Savenay, allerdings ſehr zu bedürfen, denn die Intrigue, welche er ausſpinnt, um den Grafen Henri in der Debauche zu verderben und die ſchöne Gräfin Berthe für ſich zu gewinnen, läßt ihm kaum noch den letzten Anſpruch auf einen Mann von Ehre übrig. Der Graf wird

von ihm in eine Prostitutions-Liebschaft hineingezogen, die ihn, wie sehr er auch seine Frau liebt, doch schon ziemlich fest zu umstricken beginnt. Die Komödie will hier zugleich zeigen, wie allgefährlich die Bahn der Viveurs ist, und wie keineswegs die edle Natur schon durch sich selbst davor gesichert ist, dieser rauschenden Zauberwelt der Gemeinheit zu verfallen. Aber die Stimme Berthe's und die Kraft der ächten Liebe retten ihn, und er sagt sich wieder los von der Gemeinschaft der Lebemänner, die ihn schon auf der ersten Stufe mit dem Besten, was er besaß, überworfen hatte. Es folgt nun eine höchst wirre und unerquickliche Verwickelung, in welcher René, um doch schließlich seinen Zweck zu erreichen, Berthe in den Augen ihres Gemahls zu verdächtigen sucht, als wenn sie mit ihm in ein geheimes Verhältniß getreten sei, und sie zu diesem Ende sogar durch eine Vorspiegelung in seine petite maison zu locken weiß. Seine Courtisane und Helfershelferin Violette leistet dabei die Dienste des Jago in Shakspeare's Othello, und statt des Schnupftuchs handelt es sich um ein Armband mit Smaragden, welches Berthe in diesem Hause verloren hat. Der Viveur wird aber immer nichtswürdiger und ehrloser, und der Komödiendichter demonstrirt damit schlagend und schneidend genug, daß das Plaisir, welches Lebenszweck geworden, vor allen

Dingen ehrlos macht. Eine Nebenjagd René's auf eine tugendhafte Ouvrière, Aline Girard, deren Bräutigam der ehrliche drollige Hornbläſer Cabirol iſt, verſetzt uns zur Abwechſelung und Erholung aus der verpeſteten Sphäre des Viveurs in die heitere, reine Idylle der Armuth, in welcher die luſtigen Vögel der Manſarde zwitſchern. Wir erfahren dann unter Anderm, warum es gut iſt, daß der Cachemire-Châle einer vornehmen Dame tauſend Thaler koſtet, weil die arme Ouvrière dann zwanzig Francs für die Ausbeſſerung deſſelben empfangen kann.

Die Kataſtrophe des Stücks wird aber jetzt raſch herbeigeführt. Das Ende eines Viveurs iſt das Ende mit Schrecken. Graf Henri, ſtatt durch die Intrigue irre geführt zu werden, tritt als Rächer der verdächtigten Unſchuld ſeiner Gattin auf. René, geohrfeigt und beſchimpft, und von Henri in der ganzen Erbärmlichkeit ſeines Weſens, bis auf die angemaßten Adelstitel, enthüllt, kann in dieſer auf ihm laſten bleibenden Schmach kaum noch Zeugen finden für das Duell, deſſen ihn Henri noch würdigt, das aber nur zu einer neuen ſchimpflichen Züchtigung für ihn ausſchlägt. Was iſt nun aber die Moral dieſer ziemlich unterhaltenden Komödie, in der, wie es früher in Deutſchland bei Iffland und Kotzebue Mode war, „das Laſter ſich erbricht“ und die „Tugend ſich zu

Tische sept!“ Dieser Schluß, welcher das tugendhafte Ehepaar triumphiren läßt über die Anfechtungen der glücksritterlichen Debauche, stellt zwar, was hier auch gar nicht schwer war, die sittliche Weltordnung wieder her, man kann aber nicht sagen, daß eigentlich das Interesse des Stücks auf dieser moralischen Pointe ruht. Das Interesse ist vielmehr bei dieser Production, wie bei allen anderen ähnlichen Schlages, die sich auf der heutigen Pariser Bühne zugleich als Sittenspiegel zu gebärden scheinen, das Interesse einer Räubergeschichte, in welcher die Unthaten und Händel dieser Räuber, wie selbst ihre Conflicte mit der sie verfolgenden Obrigkeit, zugleich amüsiren sollen, wenn man auch über den Charakter dieser verlorenen Helden keinen Augenblick im Zweifel gelassen wird. Auch ist es vom moralischen Gesichtspunkt aus sehr die Frage, ob es zu irgend etwas helfen kann, Tendenzstücke gegen die Viveurs zu schreiben. Diese Buschklepper der heutigen eleganten Welt sind nicht so leicht zu bessern, denn sie treiben ihr glänzendes und gefährliches Handwerk theils mit vollem Bewußtsein, theils sind sie die nothwendigen Symptome eines faulenden Gesellschaftszustandes, der sie trägt, ebenso wie er sie erzeugt hat.

Wenn wir vorher auf einen inneren Zusammenhang des Empire mit diesen galanten Freibeutern der

Geſellſchaft hindeuteten, ſo ſind wir weit entfernt geweſen, dabei auf die Sittlichkeit, welche an der Spitze des neuen Kaiſerreichs herrſcht, irgend ein Streiflicht fallen laſſen zu wollen. Noch kein franzöſiſcher Hof hat die ſittlichen Gefühle der Nation ſo wenig verletzt und benachtheiligt, als der gegenwärtige napoleoniſche Kaiſerhof, der nach dieſer Seite hin jedenfalls durch hohe Mauern von dem Publikum abgeſchieden zu ſein ſcheint. Es liegt aber in der Natur jedes abſoluten Regime's, daß man geneigt iſt, den abſoluten Herrn, der Alles kann und will, auch für die Verwilderung und Unterhöhlung der Sitten ſeines Landes verantwortlich zu machen. Wenn in dem heutigen Kaiſerreich eine größere Menge von vornehmen Müßiggängern und eleganten Schurken, die als Vampire an der Geſellſchaft und an der ſittlichen Gemeinſchaft ſaugen, losgelaſſen zu ſein ſcheinen, ſo iſt dies allerdings auch die natürliche Folge eines öffentlichen Zuſtandes, in welchem der materiellen Herrſchaft nicht mehr durch den Geiſt, der Macht nicht mehr durch die Wahrheit, dem Schein nicht mehr durch das Sein, das Gleichgewicht gehalten wird, und in dem die National-Ehre einzig und allein auf die Chancen der Gloire angewieſen wird. Es fragt ſich aber doch, ob ſich Napoleon III. nicht eines Tages genöthigt ſehen könnte, ebenſo wie er die engen und ſchmutzigen

Gassen von Paris abbrechen und hinwegbauen ließ, so auch gegen den sittlichen und socialen Morast dieser Lebemänner von Paris seine Hand auszustrecken und die galanten Tagediebe, deren Zusammenhang mit dem Verbrechen selbst die Theaterstücke aufzeigen, zum Besten einer sittlichen und geistigen Entsaulung des Landes deportiren zu lassen? Vielleicht würde auch ein permanentes Militair-Lager, wie das bei Châlons sur Marne in der umfassendsten Weise zu werden verspricht, in dieser Beziehung die besten socialen Dienste leisten können. Denn wenn ein Viveur, militairisch eingeordnet in ein solches Lager, und für die Arbeiten und Di[illegible]esselben verwandt, einmal ein Jahr lang außer [illegible]ben müßte, und keine Maitressen, keine [illegible] Glanzstiefel, keine frères Provençaux [illegible] könnte, dafür aber zuweilen einige körp[illegible]gung eintauschte, so würde Paris bald keine P[illegible]hr haben und würde auf diese Weise am besten die [illegible]trocknung der pontinischen Sümpfe an sich moralisch vollbracht sehen. Es würde dann auch nicht mehr nöthig sein, Stücke gegen die Viveurs zu schreiben, denn der Kaiser schreibt selbst die Tendenzstücke auf dem allerwerthesten Pergament seiner Unterthanen nieder.

Von dem Interesse an solchen Mordgeschichten der Immoralität und des socialen Scandals ist nur

dieſe Weltanſchauung blitzte jedoch immer die ſeltſame Ahnung einer längſtvergangenen Einheit des Menſchengeſchlechts mit Dem, nach deſſen Ebenbilde es erſchaffen worden, hindurch. Daher in den Urgeſchichten aller Völker der wunderbare Frühſonnentraum des Paradieſes. Und durch jede Bruſt ging nun das ewige Ziehen und Bewegen nach der Einheit, ſie war der Univerſalſchmerz des geſammten Geſchlechts. Der Schmerz iſt der Vater aller Bewegung, und der Schmerz trieb die Menſchen, in allen Zuſtänden ſich herumzuwerfen, es war der Schmerz um die wiedergeſuchte Einheit. Der Schmerz um die Einheit machte die Geſchichte. Aber es war ein ſeltſames Schickſal, wie wenig Einheit gewinnen konnte der Menſch. In ſeinem Herzen walteten nichts als feindlich getrennte Mächte, und ſein Haupt umſchwärmten wie unglückbedeutende Vögel ſeine zwieträchtigen Wünſche. Was er heute geliebt, mußte er morgen haſſen, und der eine Theil ſeines Daſeins wußte von dem anderen Theil nichts, oder ſtand kriegführend gegen ihn auf. Es lagen zwei Welten in ihm auseinander in

ein kurzer Schritt der Wiederaufnahme des Räuber-Romans in Paris, und es deuten bereits viele Erscheinungen darauf hin, daß diese eigenthümliche Gattung, die in Deutschland längst auf die untersten Stände abgeworfen worden, und nur noch dazu dient, die Marktweiber mit ihren Kohlentöpfen um die Wette zu erwärmen, jetzt in dem stolzen Frankreich und bei seinem eleganten Publikum zu einer Erneuerung gelangen werde. Der Räuber-Roman, der früher als Auswurf deutscher Phantastik und als die Frucht wirklichkeitsloser Nationalzustände so vielfach verhöhnt und belächelt worden ist, wird wahrscheinlich die nächste Phase der schönen Literatur in Frankreich bezeichnen. Mit welcher Begierde sich bereits das Pariser Publikum den Gestalten großer Räuber und Mörder anschmiegt, geht aus dem ungemeinen Glück hervor, welches jetzt die auf der Porte Saint Martin und andern Theatern aufgeführten Räuberstücke machen.

Von dieser Art sahen wir Les Chevaliers du brouillard, von den Herren Dennay und Bourget, ein sehr geschickt gearbeitetes aber voll der abscheulichsten Frazzen steckendes Machwerk, in fünf Acten und zehn Tableaux, das durch seine allabendlichen Wiederholungen der Casse der Porte Saint-Martin die glänzendsten Einnahmen bringt. Es ist dies ein

Spitzbuben- und Gaunerstück aus dem Leben Jack Sheppards, worin auch andere englische Räuber von Ruf, wie Jonathan Wild, auftreten und mit ebenso viel Kühnheit als Gewandtheit ihre den bürgerlichen Gesetzen hohnsprechenden Thaten ausführen. Jack Sheppard, der Sohn des Erhängten, wird von einer kleinen allerliebsten Schauspielerin, Marie Laurent, mit einer unglaublichen Keckheit und Virtuosität dargestellt. Die junge Actrice wird in dieser räuberischen Beinkleider-Rolle, die ihr so vortrefflich steht, schon auf dem Theaterzettel in einer Vignette abgebildet, und zwar in einer der verwegensten Situationen, in der sie eben ein Pistol auf die sie verfolgenden Häscher abfeuert. In dem Stück selbst wechseln schauerliche und burleske Scenen mit draftischem Ungestüm, und um den Reiz an dieser Verbrecher-Romantik noch zu erhöhen, werden Bachanal-Tänze, Dolch-Pas und Messer-Solo's eingelegt, die das criminalistische Grausen mit einigen behaglicheren Erregungen unterbrechen. Das Publikum wohnte den Entwickelungen dieses Drama's mit einer Spannung und inneren Theilnahme bei, wie wir sie in diesem Theater früher kaum bei den großen melodramatischen Schaudergemälden, die hier ihre Heimath hatten, und namentlich vor den schwunghaften Effect-Stücken Victor Hugo's, sich bethätigen sahen.

Man sieht, daß es ein neues Interesse ist, von welchem das französische Publikum, das in Mode- und Geschmacksrichtungen von Zeit zu Zeit kindischer ist als jedes andere, beherrscht zu werden anfängt. Die deutschen Räuber-Romane haben alle Aussicht dazu, in Frankreich neu aufgelegt oder in einem zeitgemäßen Gewande übertragen zu werden, und wir zweifeln nicht, daß Rinaldo Rinaldini, Cäsar Caffarelli, Schinderhannes und der bairische Hiesel bald nicht nur als Theatergestalten auf die französische Bühne kommen, sondern auch für die Romanlektüre, vielleicht selbst durch die Hände der renommirtesten Romanciers, ihre Verarbeitung finden werden. Alex. Dumas und andere Autoren haben in ihren neuesten Producten schon mit Gestalten dieser Art auf das Vielfältigste angebunden. Die Mohicains de Paris von Alexander Dumas, die den ganzen zweideutigen und gefährlichen Niederschlag der Gesellschaft unter diesem wildgrotesken Aushängeschild behandeln, tragen schon den Räuber-Roman mit recht fetter Nahrung in sich. Eine Stufe tiefer rangirt sich der große Xavier de Montépin mit seinen Chevaliers de lansquenet, die unsern deutschen Räuber-Romanen von Spieß und Cramer in keiner Art etwas nachgeben.

Ueberhaupt stehen diese Bohemiens, diese Viveurs, diese Mohicains, von denen die neueste französische

Literatur voll ist, alle bereits auf der Grenzlinie der Verbrecher-Welt, und man möchte fast Gott danken, wenn sie sich nur recht bald entschließen wollten, Räuber und Mörder zu werden, um von der Polizei in ein sicheres Verwahrsam abgeführt zu werden. Wie die Courtisanen siegreich in die Mitte der Gesellschaft vorgedrungen sind und der tugendhaften Frau nicht nur ihren Platz sondern auch die Geltung ihrer Tugend streitig zu machen anfangen, so liegt auch hier für die prostituirten Männer, welche durch die öffentlichen Zustände an ihrer Ehre beschädigt oder an der natürlichen Wirksamkeit ihrer Kräfte gelähmt worden sind, der Punct angedeutet, wo jeder gesunde Ausweg der Thatkraft verstopft ist oder die Thatkraft leicht in das Verbrechen überschlägt. Das Verbrechen und die geheime Polizei werden in solchen Zuständen ein Haupteinschlag in das Gespinnst des socialen Lebens, das ein mysteriöses Colorit dadurch erhält, hinter dem man nichts Vertrauenswürdiges mehr muthmaaßt.

Die Polizei ist im heutigen Kaiserreich allerdings ein starkes memento mori, und sie trägt jedenfalls dazu bei, die Phantasie auf eine unheimliche Weise zu reizen und im Hintergrunde Schreckniße aller Art vermuthen zu laßen. Plötzlich kann man sich auf einer Fiacre-Fahrt durch Paris von einem an einer

Straßenecke aufgestellten Sergeant angehalten sehn, der dem Kutscher mit einem strengen unabweislichen Wink bedeutet, gerade diese Straße nicht zu fahren, sondern, wenn auch mit einem großen Umweg, in eine Nebengasse einzubiegen. Der Fiacre-Kutscher befolgt mit einem stillen Ingrimm diesen Wink auf das Pünktlichste, und entledigt sich erst nach einiger Zeit und in einer bedeutenden Entfernung von dem Sergeant eines unverständlichen Fluches, der meist zwischen den Zähnen stecken bleibt. Die Sache hat jedenfalls in einer polizeilichen Recherche ihren Ursprung, die in der betreffenden Straße um diese Stunde abgehalten werden soll, und man will dann wahrscheinlich die Wagen fernhalten, um bei einem entstehenden Auflauf nicht behindert zu werden. Oft wird aber gar nichts daraus, und es bleibt, wie bei unzähligen ähnlichen Vorgängen in dem heutigen kaiserlichen Paris, nur ein unaufgelöstes Räthsel übrig, das einige Tage wie ein Alp auf der davon berührten Bevölkerung lastet. Diese heimlichen Aufregungen der Phantasie sind an der Tagesordnung, und tragen gewiß wesentlich dazu bei, den Sinn für schauerliche Vorgänge und Räubergeschichten im Publikum zu nähren. Die Verwilderung des Geschmacks auf der Bühne und in den Büchern schließt sich dann leicht als natürliche Folge diesen Zuständen an, und man

wird sich nicht wundern dürfen, wenn der Reiz an einer ganz gemeinen materiellen Romantik, in der die krankhaft gewordene Phantasie mit den polizeilichen Hebeln um die Wette arbeitet, tonangebend wird. —

Der Kaiser ist selbst einer der tiefgebildetsten und befähigtsten Köpfe in Frankreich, der in vieler Hinsicht den besten schaffenden Geistern ebenbürtig dasteht, und man könnte annehmen, daß ihm Bildungszustände solcher Art, die auf dem Grunde seiner neuen Herrschaft entstehen, innerlichst widerstreben müssen. Er, welcher einst im Gefängniß die „Ideale" von Schiller in's Französische übersetzte, und seinen Sinn nur immer in einem großen und tiefen Zusammenhang auf eine Welt der Zukunft gerichtet hielt, kann an einem Zerfallen und Verkommen des französischen Geistes unmöglich Freude finden. Aber auf der andern Seite mag bei einer so gewaltigen Macht-Construction, auf die es von seinem Standpunct aus vorzugsweise abgesehen ist, das ästhetische Interesse als ein gänzlich untergeordnetes leicht zusammenschwinden, denn nur die Machthaber, die an ihrer Gewalt schon ängstlich flicken und künsteln müssen, oder derselben überhaupt nicht gewachsen sind, pflegen zugleich ästhetische Tyrannen zu sein. In einer großen und festen Absolutie, die Macht aus Macht entwickeln

und thatsächlich in weiten Kreisen herrschen will, ist es freilich ziemlich gleichgültig, ob die in diesem Bau als Mauersteine dienenden Menschen höhere Bildung im Leibe haben, oder ob sie mit Räuber-Romanen und Prostitutions-Dramen gefüllt sind. Die universale Größe des Baues, der aufgeführt werden soll, wird dann die Hauptsache, und aus einem neuen colossalen Kraftkörper strömt dann mit der Zeit auch eine neue Bildung aus, die den verrotteten und faul gewordenen Kram der alten Civilisation nur als Dünger für ihr Wachsthum gebraucht zu haben scheint. —

V.

Fiammina, Madeleine Brohan und das Theater.

Obwohl die gesellschaftlichen Fragen nicht mehr, wie sonst in den Romanen der George Sand, in der heutigen französischen Tagesliteratur debattirt werden, indem die Welt der Gesellschaft in der heutigen Poesie der Franzosen nur noch als ein unterschiedsloser, aus Genußsucht, Geldgier und Ehrlosigkeit zusammengerührter Mantsch erscheint, so tauchen doch von Zeit zu Zeit noch einzelne Erscheinungen hervor, die mit vielem Gefühl und Ernst die inneren ethischen Kämpfe der heutigen Gesellschaft, die Conflicte von Sinnlichkeit und Sitte, und den Widerspruch der allgemeinen Genußberechtigung mit gewissen geheiligten Formen und Begriffen der socialen Welt, zum Gegenstand der Darstellung nehmen. Ein wirklich soziales Sittenstück in dieser Art ist die Fiammina von Mario Uchard, eine Komödie,

der auch in der dramatischen Composition eine höhere Kunstvollendung nicht abzusprechen ist, und an der das Théâtre français jedenfalls eine seinem alten Range gemäße Neuigkeit mit dem größten Erfolg in Scene gesetzt hat.

Es ist dies ein in vielem Betracht merkwürdiges Drama, welches sich zu der schneidenden Höhe einer socialen Tragödie emporgipfelt, indem es die Geißel sittlicher Rache über ein Glanzverhältniß der modernen Corruption schwingt. Die tragische Heldin und Märtyrerin dieser Verwickelung ist Fiammina, eine italienische Sängerin, die nichts Schlimmeres gethan hat, als was ihre Standesgenossinnen der italienischen, wie der französischen und deutschen Oper, des Lustspiels wie des Trauerspiels, vor ihr tausendfältig gethan haben, indem sie nämlich auf ihrer rauschenden und verführungsreichen Bahn dem Sittengesetz den Rücken gekehrt und gegen alle ethischen Bande, von denen sie festgehalten werden könnten, die Freiheit ihres Naturells und ihrer Leidenschaft behauptet hat. In der sittlichen Sphäre der Schauspielerin liegt eine sociale Ausnahmestellung, die mit der Ausübung ihres Talents auf das Genaueste zusammenhängt. Denn die Entfesselung ihrer Sinne und ihrer Verhältnisse kommt bei ihr leicht der dramatischen Kunst zu Gute, der dadurch die Folie naturwüchsiger und vollsaftiger

Leidenschaft mit den stärksten Zügen der Wahrheit unterbreitet wird. Der Courtisane fehlt der Kunstzweck, um der Schauspielerin ebenbürtig zu sein, und ihre lediglich auf die Verwerthung ihrer Person angewiesene Stellung ist darum in der modernen Gesellschaft eine von vornherein geächtete, während die alte Gesellschaft auch der Schauspielerin rücksichtslos dieselbe Kategorie anwies und keine sociale und moralische Ausgleichung darin anerkannte, daß die Freiheit der Sitten mit in das Rollenfach gehöre. Die Gesellschaft hat aber heut mit der Emancipation der Künstlerin zugleich den glänzenden Kreis einer Corruption gezogen, in welcher der ganze parfümirte Mode-Scandal der heutigen Welt auf die buntscheckigste und lustigste Weise sich ablagert und Luxus, Genußsucht und Freizügigkeit der Sinne und Leidenschaften über alle andern anerkannten Conventionen der Gesellschaft weit hinaus triumphiren. —

Fiammina, schon in Italien gefeiert und berühmt, ist nach Paris gekommen, um in der italienischen Oper ein Gastspiel zu geben, das bereits alle Enthusiasten und alle Salons der französischen Hauptstadt aufregt. Diese Kunde dringt auch in das stille Atelier eines Malers, Daniel Lambert, der mit seinem Sohn Henri in einer innigen Familiengemeinschaft lebt und demselben auch die Mutter, die für

schreiender Spaltung, von denen die eine Abscheu trug vor der andern, und Gott und Welt, Himmel und Erde, Geist und Fleisch, blickten sich aus unabsehbaren Fernen ohne Liebe und ohne Versöhnung an. Wer der Freiheit nachstrebte, fiel der Knechtschaft des Fleisches in die Arme, und wer in der Knechtschaft schmachtete, weinte laute Thränen um Freiheit des Geistes. Ein ohnmächtiger Groll seufzte durch die ganze Existenz, und die düstre Melancholie des im Fleisch versunkenen Aegyptens und die in Verzweiflung endigende Heiterkeit des an der Kunstverschönung des Fleisches bildenden Griechenlands mischten als die beiden Hauptelemente die Weltgeschichte. Und es war, als hätte Gott im Himmel nicht länger Ruhe, so sehr erbarmte ihn der Welt, die aus eigener Vernunft ihn nicht finden konnte. Er kam in die Welt, und die Welt hat ihn nicht begriffen. Er trat in das Fleisch, und mußte sterben. Er wurde Mensch, und ward mit Ruthen gegeißelt bis aufs Blut. Mit einem Todeskuß hatten Gott und Welt sich umschlungen, und die Erde dröhnte und

längst gestorben gilt, durch seine sorgliche Liebe ersetzt hat. Die Verlobung Heinrichs mit Laura Duchateau, der Tochter eines Deputirten, der zugleich ein etwas ridicüler Theater- und Musik-Enthusiast ist, giebt zu vertraulichen Eröffnungen zwischen Vater und Sohn Anlaß, und Lambert gesteht seinem Sohn, daß seine Mutter die jetzt in Paris anwesende berühmte Sängerin Fiammina ist. Lambert hatte die Fiammina in Rom geheirathet, als er im Beginn seiner ruhmvollen Künstlerlaufbahn stand, aber durch den Einzug einer großen Theater-Sängerin in sein Haus war bald die Ruhe und Reinheit des häuslichen Friedens gewichen, und das Unglück hatte seine Schwelle überschritten. Fiammina selbst hatte die harmonische Abgegrenztheit eines glücklichen Ehelebens nicht aushalten können und trennte sich von dem Gatten, um unabhängig im Reich der Leidenschaften und der Aufregungen walten und herrschen zu können. Lambert deutet die Besorgniß an, daß sein Geständniß, wer Heinrichs Mutter sei, vielleicht einen störenden Einfluß auf seine beabsichtigte Verlobung ausüben könne, aber Heinrichs Herz geht in diesem Augenblick nur in dem beglückenden Gedanken auf, eine Mutter zu haben. Man sieht darauf die Fiammina im Salon des Deputirten Duchateau auftreten, wo sie zugleich am Arm des Engländers

Lord Dudley, mit dem die Sängerin ſeit ihrer Trennung von ihrem Gemahl in einer innigen und regelmäßigen, wenn auch nicht durch das Geſetz ſanctionirten Verbindung lebt, erſcheint. Die Fiammina iſt eine glänzende und liebenswürdige Perſönlichkeit, die den ganzen mit Patſchouli geſchwängerten Nimbus einer großen Theater-Prinzeſſin an ſich trägt, dabei aber mit einer ſehr taktvollen Haltung ſich zu benehmen ſcheint. Ihre Norma hat am Abend vorher Alle bezaubert, und der Salon hallt jetzt von den Entzückungen wieder, als in dieſem Augenblick Heinrich eintritt, welcher der Sängerin als der Sohn des berühmten Malers Daniel Lambert vorgeſtellt wird. Es entſteht dadurch auf beiden Seiten ein Moment der tiefſten, bedeutſamſten Ueberraſchung, in der ſelbſt Fiammina kaum ihre Faſſung zu bewahren weiß. Während die Damen in den Garten hinuntergehen, bleibt Heinrich mit Laura, ſeiner Braut, zurück, die mit dem Spähertalent der Liebe das Geheimniß herausgebracht hat, daß Heinrich ein Duell vorhabe. Daniel Lambert kommt dazu, und Heinrich vertraut ihm bei Seite, daß ein Vorfall im Theater während der geſtrigen Vorſtellung der Norma ihn zu einer Herausforderung veranlaßt habe. Zwei Offiziere der Ehrenlegion, die auf einer Bank vor ihm geſeſſen, hatten laut von der Fiammina geſprochen, und be-

haupte, ſie in Italien gekannt zu haben, wo ſie die Maitreſſe des Lord Dudley geweſen ſei. Da war Heinrich im Gefühl für ſeine Mutter von einer heißen Gluth hingeriſſen worden, und mit dem Ausruf: das iſt eine Lüge! wechſelte er mit dem Fremden die Karte. Der Letztere aber hatte ihn beim Erblicken ſeines Namens um Verzeihung gebeten, und ihm geſagt, er ſei ein alter Freund ſeines Vaters und er wiſſe Alles. Daniel Lambert äußert ſich gegen den Sohn, daß er keine Urſache zu einem Duell ſähe, denn es beſtehe keine Gemeinſchaft mehr zwiſchen ihm und ſeiner Mutter, und ihre Ehre ſei nicht die ſeine, ſeine nicht die ihre. „Aber das Kind, das zwiſchen Beiden ſteht?“ fragt Heinrich. „Das Kind, welches die Scheidung nicht vom Vater, nicht von der Mutter losreißt?“ Daniel erkennt mit ruhigen, ſelbſtbewußten Worten dies Ausnahmeverhältniß des Kindes an, und räth ihm, nur ſeinem Herzen und ſeiner Vernunft bei der Wiederbegegnung mit ſeiner Mutter zu folgen. Dann kommt eine Scene zwiſchen Daniel Lambert und Duchateau, welcher letztere über die Verlobung ſeiner Tochter Laura mit Heinrich plaudern will und die dabei eintretenden Vermögens-Bedingungen für abgemacht erklärt, als ihm Daniel jetzt eröffnet, daß Fiammina ſeine frühere Frau und die Mutter ſeines Sohnes ſei. Duchateau geräth

darüber in die allergrößte Verwirrung, und obwohl er das Vorurtheil der Welt über das Theater nicht theilt, ſo iſt er doch plötzlich ſo ſehr in Zweifel gerathen, daß er ſich die Friſt zu einer gründlichen Ueberlegung ausbittet. Fiammina kommt mit Dudley und den Damen aus dem Garten zurück, ſie erklärt ſich unwohl geworden, und lehnt es ab, dem Diner beizuwohnen. Ihre Begegnung mit Daniel, die zuerſt in einer ungemein förmlichen Begrüßung beſteht, beſchleunigt dieſen Entſchluß und treibt ſie zum ſofortigen Aufbruch. Die Scene nimmt eine hinreißende Beweglichkeit an. Fiammina wird von den auf ſie gerichteten Blicken ihres Sohnes und von der Nähe Daniels faſt ohnmächtig und ſtürzt in der auffallendſten Haſt aus dem Salon. Heinrich tritt dem ihr folgenden Lord Dudley mit einer ſcharfen Beſtimmtheit in den Weg, und begehrt eine Stunde von ihm, in der er ihn morgen ſprechen könne. Aus der Manier des geſtellten Begehrens erkennt man, daß es ſich nicht blos darum handeln werde, die Bilder Mylords zu ſehen, von denen vorher die Rede geweſen. Die heimlichen Worte Heinrichs: „Die Geliebte verloren! Rette die Ehre!“ bezeichnen noch entſchiedener den tragiſchen Punkt, auf welchem das Drama angelangt iſt.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.
3-598-52006-9
FN. 02236/039

Im dritten Act belauſchen wir im Salon der Fiammina ein vertrautes Geſpräch, in welches ſie mit ihrem edlen Freunde Lord Dudley, den man ſtets die würdigſte Haltung eines Gentleman beobachten ſieht, gerathen iſt. Die Vergangenheit und ihr eigenes Verhältniß kommt in einer etwas melancholiſchen Tonart zur Sprache, und der Lord appellirt an das Glück, welches er ihr zehn Jahre hindurch geſchaffen habe. Sein Argwohn iſt rege gemacht, und er ahnt, daß Fiammina in Paris ihren Mann wiedergeſehen, von dem er annimmt, daß er ſie einſt unrechtlicher Weiſe verlaſſen und dem Unglück und der Hülfloſigkeit preisgegeben habe. Er bietet ihr ſeinen Schutz gegen dieſen Gatten an, aber ſie weiſt auf ihren Sohn hin, die Quelle ihrer Leiden, ihrer Thränen, die ſie auch dem Freunde bisher verborgen gehalten. Sie hatte nie gewagt, ihm von ihrem Sohne zu ſprechen, denn ſie glaubte ſtets, es müſſe ſie in ſeinen Augen herabſetzen, daß ſie dies Kind verlaſſen konnte. Jetzt tritt der Sohn der Ehe als eigenthümliches Moment auch in das Verhältniß zwiſchen der Sängerin und dem Freunde hinüber.

In dem Herzen Fiammina's bereiten ſich aber jetzt die tiefſten Erſchütterungen. Sie blickt auf ihr vergangenes Leben zurück, und muß ſich geſtehen, daß ſie Alles erſchöpft hat, was Glanz und Eitelkeit ge-

währen können, und daß sie alle Freuden dieses Scheinlebens genossen, welches die Künstlerinnen-Laufbahn darbietet. Aber der Alles verzehrende Enthusiasmus dieser Laufbahn hatte sie zugleich über alle edleren und höheren Gefühle des Weibes getäuscht, und sie muß bekennen, daß sie sich von ihrem Gatten, der sie mit der innigsten Hingebung und der grenzenlosesten Liebe umgeben, nur deshalb getrennt habe, weil sie, berauscht von ihren Erfolgen, nur von Freiheit und Glanz träumte und durch ihren Gatten ihre Zukunft bedroht sah. Jetzt aber, wo ihre unersättliche Ruhmsucht sie nach Paris getrieben, um hier die höchste Stufe ihrer Triumphe zu erklimmen, muß sie sich so heftig, wie sie es nie für möglich gehalten, an ihr Mutterherz gemahnt sehn. Heinrich erscheint jetzt, um dem Lord Dudley den angekündigten Besuch zu machen, und Fiammina, die vor Sehnsucht entbrennt, ihn wiederzusehen, die wissen möchte, eh er sie kennt, empfängt ihn zuerst, und knüpft mit ihm ein Gespräch an, das aus gezwungener und verlegener Förmlichkeit bald in eine heimliche, athemlose Bewegung überschlägt. Ihren näheren Hindeutungen auf seine Mutter weicht er mit einer schmerzlichen Zurückhaltung aus, die aber schon nahe daran ist, mit allen ihren Gefühlen loszubrechen. Der Zutritt Lord Dudley's unterbricht diese in ihrer Einsylbigkeit unge-

mein spannende Scene, und Fiammina zieht sich zurück, indem es sie ihrem Sohne gegenüber in eine eigenthümliche Verlegenheit setzt, daß der Lord ihr heut einen besonders zärtlichen Antheil widmet, was Heinrich mit zürnend auf sie gerichteten Blicken beobachtet hat. Die Auslassungen zwischen Dudley und Heinrich nehmen sogleich den ernstesten Ton an, denn Heinrich, von Leidenschaft und Gefühl hingerissen, klagt den Lord sogleich als den Räuber an, der sein Leben gebrandmarkt, der ihm Ehre und Glück geraubt, und die größte aller Beleidigungen ihm zugefügt habe. Der Lord, der die Kaltblütigkeit eines noblen Herzens zu bewahren weiß, und mit Vorsicht den Grund dieser entsetzlichen Anklage erforscht, erklärt es für unmöglich, sich mit dem Sohne Fiamminas zu schlagen, obwohl Heinrich auch für die Ehre seines Vaters die blutigste Genugthuung fordert.

Inzwischen haben auch einige sehr zum Thema gehörende Auseinandersetzungen zwischen Daniel Lambert und Duchateau über die Unmöglichkeit stattgefunden, daß ihre Kinder unter den obwaltenden Verhältnissen sich heirathen. Duchateau ist freilich ein Mann, der als Deputirter einen politischen Charakter hat, und, wie er sagt, in einem Hause von Glas wohnt, wo funfzig Journalisten an den Thüren horchen und in die Fenster gucken. Seine Stellung scheint

ihm die größte Schonung, die äußerste Vorsicht zu erfordern, und er meint, Heinrich sei schon einmal in den Fall gekommen, wegen scandalöser Anspielungen auf Fiammina ein Duell anbieten zu müssen, dies werde sich öfter wiederholen, und er selbst werde es nicht aushalten können, wenn man sich gewisse Bemerkungen über die Schwiegermutter seiner Tochter erlauben sollte.

Seinem Culminationspunct nähert sich das Stück in der darauf folgenden Zusammenkunft zwischen Daniel und Fiammina an, welche in ihrer angstvollen Erregung kommt, um seine Mitwirkung zur Verhinderung des Duells, zu welchem sich Heinrich im Theater engagirt hat, in Anspruch zu nehmen. Diese Zusammenkunft muß zu den tiefgreifendsten Erörterungen führen. Aber sie muß ihn, den Gatten, von dem sie sich eigenwillig getrennt, vor Allem segnen für Das, was er an ihrem Sohn gethan, und wodurch er sich volle Vergeltung verschafft habe für das Böse, das Daniel Lambert von ihr empfangen. Das kühle gemessene Wort Daniels, „lassen wir die Vergangenheit ruhen!" kann den Strom der unterwegs befindlichen Herzensbekenntnisse nicht mehr aufhalten. Fiammina klagt sich selbst auf das Härteste an, aber sie macht ihm den Vorwurf, daß er sie hätte retten können, und es nicht gethan habe. Denn nachdem

sie sich zuerst von ihm getrennt, und vier Jahre lang allein durch die Welt umhergeirrt sei, allen Versuchungen des Theaterlebens, allen Verläumdungen ausgesetzt, und sie allen Verführungen widerstanden habe, wäre der Schutz eines Stärkeren, den sie wieder von ihm erfleht, ihr wie eine Hülfe Gottes gewesen. Daniel erwiedert einfach: „Madame, wenn eine Frau ihren Mann verlassen, fern von ihm gelebt hat, ist ihre Ehre nicht mehr makellos, alles Glück ist damit unwiederbringlich verloren. Der Zweifel an ihr tödtet die Liebe, das Vertrauen, die Achtung; ich konnte nicht mehr vergeben, es war zu spät!"

Fiammina, deren Seelenschmerzen den äußersten Grad erreichen, erfährt zugleich, daß Heinrich Sie, seine Mutter, gekannt, als er bei ihr gewesen, und sie erklärt sich für verloren, weil sie daraus ersehen muß, daß er sie verläugnet habe. Nicht minder betroffen und erschüttert wird sie durch Das, was ihr Daniel Lambert mittheilt. Aber sie hält es für unmöglich, daß Heinrich sich mit Lord Dudley schlagen wolle. „Warum unmöglich?" fragt sie Daniel. „Mußten Sie es sich nicht voraussagen, als Sie Ihre Familie verließen, daß ein Tag kommen wird, wo Ihr Sohn in Ihr Leben blickt?" Sinneverwirrt, beginnt die große Fiammina in all ihrer Herrlichkeit zusammenzubrechen. Die berühmte Künstlerin, die

zitterte, und es war ihr, als müßte ſie vergehen in die Ewigkeit hinein an dieſer Umarmung. Aber ſie verging nicht, und in den Wehen durchdrang ſie der Geiſt der Liebe, und ſie ſog den neuen Lebenskeim begierig und tief ein in ihren Schooß. Doch man ſah ſie daran nicht glücklich und heiter werden, und des Chriſtenthums erſte Jahrhunderte waren finſter. Gott und Welt hatten ſich in Chriſtus umarmt, und nun hoffte ich in meinen Gedanken, die alte Zerriſſenheit müßte verſchmerzt, ſie müßte Einheit geworden ſein. Da ſchaue ich umher und ſchaue zurück, und finde Welt und Gott nur feindlicher getrennt ſich gegenüber, als früher, wo die griechiſche Kunſtanſicht ſie wenigſtens zu einer äußeren Lebensplaſtik verſchmolzen, und den Fluch des Fleiſches durch ſeelige Formen beſchwichtigt hatte. Ich erſchrecke bis in die innerſte Stelle meines Herzens, und weiß Das nicht zu deuten und Jenes nicht anzunehmen, was jetzt mir emporſteigt in unruhigen Gedanken. Ich weiß mich nicht darein zu finden, daß die Welt nicht glücklich ſein ſoll und ohne

gefeierte Schönheit, ſchwankt und zittert, und der glänzende Nimbus um ihr geniales Haupt fängt an zu erblaſſen. Daniel aber ſteigert ſeine Anklage, und faßt ſie in dem gewichtigen Wort zuſammen: „Sie haben die Bande zerriſſen, die Sie hinderten, nach Ihrer Wahl, nach Ihren Neigungen zu leben. Gäb' es noch eine Tugend auf der Welt, wenn die Vernachläſſigung aller Pflichten nicht Verzweiflung und Elend im Gefolge hätte?"

Durch das Eintreten Heinrichs wird dieſe Scene zu der allerwunderbarſten ſocialen Situation, indem Daniel ihm, dem Sohne Beider, das Recht zuerkennt, „über unſer Leben, über ſeine Stellung in der Geſellſchaft Rechenſchaft von uns zu fordern. Er frage, wir antworten!" Daniel ernennt den Sohn zum Richter im Namen der „Heiligkeit der Familie," denn dieſe ſei „der Banner des häuslichen Heerdes, für den man Alles, ſelbſt ſein Leben, opfern müſſe." Fiammina bekennt ſich allein für ſchuldig, ſie bekennt, thörichten Träumen die heilige Pflicht, über die Kindheit des Sohnes zu wachen, geopfert zu haben, und mit dieſem Bekenntniß ſinkt ſie zu den Füßen ihres Sohnes nieder, um vor ihm kniend Verzeihung und Mitleiden zu erflehen. Auf dieſer ſchneidenden Höhe kündigt ſich die Schlußkataſtrophe des eigenthümlichen Drama's an.

Dudley kommt herzu, um die unſelige Angelegenheit mit dem Duell zu ordnen, indem er erklärt, daß er ſich niemals mit Heinrich ſchlagen werde, daß er aber zu jeder Genugthuung bereit ſtehe, wenn Daniel Lambert ſich durch ihn verletzt fühle. Daniel erwiedert mit einem bedeutungsvollen Blick auf Fiammina, er habe keine Beleidigung zu ahnden, Niemand zu vertheidigen. Fiammina erkennt ſich dadurch nun von Allen verläugnet, von Allen aufgegeben. Zugleich muß ſie ſehn, wie ihre Perſon, ihre Exiſtenz die Urſache geworden iſt, daß das Bündniß zwiſchen Heinrich und ſeiner Braut zurückgehen ſoll. Sie kann es nicht aushalten, den Sohn als ein „Opfer ihrer Schuld," und ihr Leben als „einen Flecken in dem ſeinen" zu erkennen. Unter der ungeheuren Wucht dieſer Verwickelung giebt es für ſie nur Einen Entſchluß, und ſie faßt ihn mit der hohen Weihe einer Prieſterin, die ſich ſelbſt als Opfer auf ihren Altar ſtellt. Sie beſchließt, ſich fern von der Welt in die Einſamkeit zurückzuziehn, und noch an demſelben Abend Paris und das Theater zu verlaſſen. Ihr augenblicklicher Abſchied trägt den Charakter der Größe. Die letzte Bitte, welche ſie an Dudley richtet, iſt die, ſie in ihrer Einſamkeit nicht aufſuchen zu wollen, und dies Verſprechen feierlichſt gegen Daniel und Heinrich auszudrücken. Dem Sohn ſagt ſie, daß er ſpäter

den Ort erfahren werde, wohin sie sich von der Welt zurückgezogen habe. Denn komme einst eine Zeit, wo er glauben werde, daß sie genug gebüßt habe, so werde er sie vielleicht aufsuchen und sie dann: Seine Mutter! nennen. Dies Wort entstürzt sich aber jetzt schon mit ächtem Herzensklang den jubelnden Lippen Heinrichs, und Fiammina feiert in diesem Abschied den ersten seligen Moment ihrer Mutterliebe, in den auch der thränenvolle Zug einer Versöhnung mit Lambert eintritt. Dieser hat die ganze Katastrophe hindurch die kalte zurückhaltende Würde des verletzten Ehrenmannes bewahrt, der eingedenk dessen bleibt, was ihm geschehen ist, ohne seinem Herzen darum die innerste Regung zu verwehren. Selbst zum Schluß sagt er mit seinem unbeugsamen Gerechtigkeitssinn zu dem Sohn, daß sich dies Haus nun nicht mehr seiner Mutter öffnen könne, aber er fordert ihn zugleich auf, vor ihrer Abreise noch zu ihr zu gehn, und den Schatz seiner kindlichen Liebe zwischen ihm und ihr zu theilen. Er fügt jetzt hinzu, daß er ihr Alles vergeben und daß jeder Vorwurf der Vergangenheit nunmehr der Anerkennung, ja der Bewunderung der Gegenwart gewichen sei! —

So schließt diese Komödie, welche auf eine so eigenthümliche Weise das Ausnahmeleben der Schauspielerin vor den Richterstuhl der höheren Ethik ge-

zogen hat, mit einer versöhnenden Wehmuth, die eigentlich nicht in der Anlage ihres Plans und ihrer Absichten gelegen haben kann. Denn das merkwürdige Stück hat seinen Ursprung offenbar in der Intention genommen, nicht nur diese feine Rache der Sittlichkeit gegen das Glanz- und Modewesen des Theaters auszuführen, sondern auch für ein eigenes Lebensverhältniß gegen Diejenige, welche den treuen Herzensbund mit einem Ehrenmanne der goldenen Farce ihres Standes geopfert, zu plaidiren. Der Verfasser selbst, Mario Uchard, ist dabei mit seinem Verhältniß zu Madeleine Brohan, einer bekannten französischen Schauspielerin, die noch jetzt dem Théâtre français angehört, als Prototyp seiner Komödie aufgefaßt worden. Wenn Fiammina Madeleine Brohan sein soll, so kann man nicht läugnen, daß Herr Mario Uchard seine Rache, die ihn offenbar zum Dichter und zum Verfasser einer Komödie gemacht hat, in dem edelsten und großartigsten Stil gedacht und mit einer seinem Herzen Ehre machenden Menschenwürde ausgeführt hat.

Indem er die sittliche Hinrichtung einer großen und berühmten Theater-Persönlichkeit durch dasselbe Instrument, durch welches er verletzt worden, nämlich durch das Theater und Drama, vollziehen wollte, hat er sich zugleich darin als ächten Dichter bewiesen, daß die

tiefen menſchlichen Empfindungen in ihm ſeiner Rache über den Kopf gewachſen ſind und er für den ſocialen Conflict, den er in ſeiner ganzen ſchneidenden Härte ſchildern wollte, zugleich einen edeln und verſöhnlichen Schluß fand, den er aber freilich nur in dem Rücktritt vom Theater und in dem reſignirten Auszug in die Einſamkeit beſtehen läßt. Man muß es aber bewundern, daß dieſe Aufgabe, die er wahrſcheinlich einer ihm ſehr ans Leben gegangenen Verwundung ſeines Herzens verdankt, ihn nicht nur zu einem ſo ſicher und feſt geſtaltenden Poeten gemacht, ſondern ihn auch ſogleich alle Vortheile und Routine des Theaterdichters in einem ſeltenen Grade finden ließ. Denn ſein Stück iſt mit einer theatraliſchen Virtuoſität gearbeitet, die nicht ſowohl durch glänzende und abſichtlich herausgeſtellte Effecte, als vielmehr durch eine wirkungsreiche Anlage der Situation, durch eine einſylbige, mit den einfachſten Worten treffende und ſchlagende Sprache, und durch eine pſychologiſche Motivirung von der überraſchendſten Tragweite, ſich geltend macht. Die eigene Betheiligung des Verfaſſers bei ſeinem Thema ſcheint aber auch zugleich auf eine gewiſſe moraliſche Sauberkeit hingewirkt zu haben, die in der Ausmalung des Hintergrundes, der leicht ſchlammig und proſtitutionsmäßig hätte ausfallen können, ſtattfindet. Zwar wird es

angedeutet, daß die Freiheit, welche ſich eine brillante Theater-Dame durch die Trennung von ihrem Gatten erworben, ihr in ſittlicher Hinſicht nur noch die Bedeutung übrig gelaſſen habe, ein Gemeingut der Begehrenden und Bezahlenden zu ſein, aber wir werden doch mit den Details dieſer mediſchen Proſtitution verſchont, und das Verhältniß zwiſchen Fiammina und ihrem Engländer, Lord Dudley, wird in den edelſten Umriſſen gezeigt, obwohl man keine innere Möglichkeit für dies Verhältniß ſieht, wenn es nicht durch den Klang der engliſchen Guineen in Muſik geſetzt worden wäre.

Und wer iſt Madeleine Brohan? Eine junge Schauſpielerin dieſes Namens trat vor ſechs oder acht Jahren zuerſt auf dem Théâtre français auf, für welches ſie als Societairin dieſes Theaters auf dem Conſervatoire ausgebildet worden. Ihr Spiel und ihre Declamation, an welchen man den traditionellen Zuſchnitt der Theater-Schule tadelte, traten auf der Bühne nicht ſo glänzend hervor, als ihr Geiſt und ihre Liebenswürdigkeit hinter der Couliſſe und im vertrauteren Kreiſe leuchteten. Es giebt Perſonen, denen oft die bedeutendſten Anlagen nicht abzuſprechen ſind, deren Talent aber einen beſtändigen Steckſchnupfen zu haben ſcheint, der es hindert, jemals in einen natürlichen Fluß zu gerathen. Solche

Helden und Heldinnen des Stockschnupfens bilden gegenwärtig auf der deutschen Bühne fast den überwiegenden Typus, während bei dem ausgiebigen Theater-Naturell, das überhaupt in der französischen Nationalität liegt, sonst nicht leicht solche Spielarten dort vorkommen. Es scheint aber, daß eine tiefere Bildung des Geistes und Gemüthes leicht eine gewisse Absichtlichkeit der Darstellung, die dann frostig und leblos wird, auf der Bühne begünstigt. Madeleine Brohan war aber, ungeachtet dieses Fehlers, eine interessante und geistreich strebende Schauspielerin, und überragte ihre lustige Schwester Augustine, die ebenfalls am Théâtre français engagirt ist, und in einer feingeschliffenen Komik excellirt, jedenfalls immer durch die Bedeutsamkeit ihrer Intentionen.

Madeleine scheint aber, ungeachtet ihr der Blaustrumpf auch als Schauspielerin in den Gliedern lag, doch auch der Genialität der Aventure keineswegs verschlossen gewesen zu sein, und wenn ihre Erlebnisse mit denen der Fiammina einige Aehnlichkeit haben können, so muß sie sich an ihrem Freund, Herrn Mario Uchard (einem der Finanzwelt angehörenden Ehrenmanne) jedenfalls durch eine mit der Debauche des Schauspielerinnen-Lebens zusammenhängende Untreue vergangen haben. Die Aehnlichkeit der Verhältnisse soll jedoch nur eine sehr allgemeine sein. Es

iſt aber bekannt, daß Madeleine Brohan eine innige Verbindung mit Mario Uchard plötzlich trennte, um ſich nach Petersburg zu begeben und dort, wo die Galanterie der Schauſpielerinnen faſt noch beſtimmter und ausgiebiger organiſirt iſt, als anderswo, ihren Schauplatz zu nehmen. Wir ſind in dieſe Details natürlich nicht eingeweiht, und wiſſen nur, daß Madeleine Brohan, ohne Zweifel zur Buße ihres an Mario Uchard begangenen Unrechts, ſich ſeitdem auf den Recenſirſtuhl geſetzt hat, und in einem ſehr geleſenen Blatt, dem Figaro, das äſthetiſch-kritiſche Wochen-Feuilleton über die Kunſt-Ereigniſſe von Paris ſchreibt. Was Mario Uchard in ſeiner Komödie durch das Zurücktreten der Fiammina in die Einſamkeit ausgedrückt hat, ſcheint Madeleine Brohan durch das Niederſetzen auf den kritiſchen Dreifuß des Figaro an ſich vollzogen zu haben. Denn es heißt das zugleich aller Reize der Weiblichkeit und aller perſönlichen Genußfähigkeit wie in einem Selbſtopfer ſich entkleiden, wenn eine junge Dame, deren Sinne noch eben geglüht haben, ihr heißes Sitzfleiſch auf dieſem kalten Dreifuß der kritiſchen Pythia kühlt, auf dem ſtatt der lebensvollen Leidenſchaft nur noch zerſetzende Galle und unfruchtbarer Haß und die auf das Recenſirhandwerk ſo großen Einfluß übenden Stockungen im Unterleib ſich geltend machen. Wenn

Madeleine Brohan durch ihren Bruch mit Mario Uchard und die ihr daraus entſtandene Reue wirklich ſo weit gebracht worden iſt, ihr ſchönes Fleiſch kritiſch zu kaſteien und die büßende Madeleine des Feuilletons zu werden, ſo iſt Herr Mario ſchon dadurch vollkommen gerächt, und es begreift ſich, daß er nachher in ſeiner Komödie ſo milde Seiten aufgezogen und die Rache, die er darin nimmt, mehr gegen den Stand der Schauſpielerin als gegen die Perſon gekehrt hat.

Das Feuilleton der Madeleine Brohan iſt in der That ein ſehr gefürchtetes in Paris geworden, denn auf dem Standpunct, auf dem Madeleine ſteht, hat ſie es ſich wahrſcheinlich unverbrüchlich gelobt, die Wahrheit zu ſagen, und das iſt in dieſer Sphäre die wirkſamſte Koketterie, deren man ſich in der heutigen Geſellſchaft befleißigen kann. Die Wahrheit ſagen, heißt mit Jedermann anbinden, ſich zu ſeinem Rathgeber und Beichtvater auf offenem Markt machen, und ihm ſeine eigenen Herzſchläge zuzählen, wie die wirthliche Hausfrau die Erbſen in den Topf zählt. Madeleine, die neue Prieſterin der Wahrheit, ſcheint dies gefährliche Geſchäft mit einer wahren Leidenſchaft ergriffen zu haben, und es konnte nicht fehlen, daß ſie dadurch nach allen Seiten hin anziehen und abſtoßen mußte, wodurch ein Reiz entſtanden iſt,

der auch auf die gesellschaftliche Position der interessanten Kritikerin zurückgewirkt hat. Der Salon der Madeleine Brohan ist jetzt einer der besuchtesten in Paris geworden, und man beeifert sich, Zutritt an dem Kamin einer Dame zu finden, die das erweckende Schauspiel darbietet, Amazone und Magdalene zugleich zu sein, und auf deren Lippen die pikantesten Orakelsprüche über Theater und Gesellschaft perlen.

Das Theater hat heut auch in Frankreich sein eigentliches Kunstinteresse verloren, und man sieht, daß nicht bloß die deutschen Hoftheater-Intendanten an dem Verfall des Bühnenwesens Schuld sind. Aber das französische Theater hat dafür ein anderes Interesse wiedergewonnen, das dem heutigen deutschen Theater in der armseligen und geistverlassenen Sphäre, in die es untergetaucht ist, nicht mehr zu erschwingen möglich ist. Die Bühne ist in Frankreich der Spiegel der Gesellschaft geblieben, und in einem noch viel schärferen und bedeutsameren Grade geworden, als sie es jemals war. Das Theater hat die Photographie der heutigen socialen Verderbniß und Auflösung aller Zustände übernommen, und liefert täglich auf seinen Brettern naturgetreue Abschriften des wirklichen gesellschaftlichen Lebens, an dem es jede geheime Runzel des Alters, jeden versteckten Zug der

Einheit! Zu einer kräftig und sicher über die Erde schreitenden Einheit dehnt sich mein ganzer Organismus mit geschwungenen Nerven und zugleich mit stolzer Ruhe des Bewußtseins aus. Gott und Welt haben beide in mir eine große Lust der Befriedigung, und ich fühle mich stark genug, beiden ihre Lust in mir zu lassen. Nicht schwinde unter mir, Welt! Nicht stürze über mir zusammen, Himmel! Nicht zerfließe in das Unendliche, du mein junger Geist! nicht verliere und entleere dich im Endlichen, du genußlustige Form! Und Ihr ruft mir entgegen: ich sei kein Christ! Und ich sinne nach, um Euch und mir es unwiderleglich zu sagen, daß ich ein Christ bin, wenn Gott und Welt sich in meiner Menschenbrust zusammenfinden!

Aber nein! nein! ich will jetzt von diesen Gedanken abspringen, und tiefverschleiert liegen lassen, was Jedem in der Heimlichkeit des Herzens unbewußt aufschießen muß!

Und jetzt eilte ich in ein anderes Zimmer der Gallerie, ich verließ den Christus vor Pilatus. Nach Bildern derber Sinnlichkeit

Lüge und Bosheit, des Egoismus und der Genußsucht mit einer unerbittlichen Virtuosität herausarbeitet. Die Bühne ist dabei ebenso wenig mehr Künstler, als es der Photograph ist, der nur im richtigen Verhältniß des Lichtes und des Gegenstandes die Maschine zurechtzuschrauben hat, um darin Alles abzufangen und zu einem Bild zu gestalten, was nur irgend für die Anschauung fixirt werden kann. Die socialen Lebensbilder und Symptome aber, welche die heutige französische Bühne wie von selbst und ohne Zuthun der Kunst in einen Rahmen faßt, sind so gewichtige Zeugen-Aussagen über die heutigen Gesellschaftszustände, daß sie weder von der Geschichtschreibung noch von der Politik ignorirt werden dürfen. Und dies um so weniger, da die Verfasser und die Arbeit der unwesentlichste Bestandtheil bei diesen Stücken sind, und man vor diesen Darstellungen in der Meinung sitzen kann, als wären sie soeben von der Straße auf die Bretter heraufgestiegen, und hätten sich, noch naß und feucht von dem Gedränge des Lebens, aus dem sie stammen, auf einige Augenblicke hinter das Lampenlicht geflüchtet.

Das Theater zu recensiren, heißt daher in Paris zugleich, die Gesellschaft zu recensiren, und wir sind überzeugt, daß dazu Niemand besser geeignet ist, als

eine Magdalena! Sie kennt genau den Werth und die Schmackhaftigkeit aller Blüthen und Früchte, um die es ſich handelt, und ſie weiß gründlicher, als eine Andere, wie Anfang und Ende der ſich abſpielenden Dinge zuſammenhängen und ineinander greifen müſſen. Die Magdalena wird die ſchärfſte und zugleich die mildeſte Richterin der entarteten Geſellſchaft ſein, und ſie wird die Wunden, in welche ſie ihre vor Kurzem nur noch zu Liebkoſungen geneigte Hand legt, zugleich mit einer ſanften, der Menſchheit geweihten Thräne rein waſchen können.

Wir wiſſen nicht, in wieweit ſich Madeleine Brohan der Aufgabe bewußt geweſen, in dieſem Sinne die kritiſche Magdalene Frankreichs zu werden. Aber ihre Stimme beginnt in der That einiges Gewicht zu erlangen, während die übrigen Tagesreferenten von Paris jetzt ziemlich phyſiognomieles und ohne erheblichen Einfluß daſtehen, und auch Monſieur Jules Janin, den wir neulich im Foyer des Odéon recht alt und dick geworden wiederſahen, nicht mehr wie ſonſt der leicht flatternde Liebling der Feuilleton-Grazien ſein kann. Zwar erſcheint er noch immer, wie ſonſt, mit ſeinem großen Opernkucker bewaffnet, hinter dem ſein ſinnig lauſchendes Geſicht jeder erſten Vorſtellung beiwohnt, und in ſeinem berühmten Recenſenten-Boudoir, einem Cabinet, in dem ſich die

bewundernswürdigsten Raritäten und Nippes, aber auch sehr viele schöne und seltene Bücher befinden, empfängt er noch immer die ersten Notabilitäten des Theaters, Herren und Damen, die sich bei ihm in allen ihren Angelegenheiten Raths zu erholen pflegen und seine beichträterlich kritische Zusprache entgegen nehmen. Aber Jules Janin ist veraltet, und die einst so zierlichen und phantasievollen Pas seines Montags-Feuilletons treffen den richtigen Punkt nicht mehr, auf den es heute ankommt, sie sind zu unschuldig und idyllisch für die heutige Zeit geworden, während Madeleine an ihrem Feuer eine viel kräftigere Suppe zu kochen weiß, in der sie Corruption und Tugend, Genußsucht und Reue geschickt durcheinander rührt, und dies Gemengsel durch einen obenauf gestreuten scharfen Pfeffer möglichst appetitlich und verdaulich zu machen versteht.

Der Salon von Madeleine Brohan soll dieselbe Anziehungskraft an sich tragen, wie ihr Feuilleton. Der höhere Salon, der unter Louis Philipp auf dem Grunde der politischen und literarischen Discussion blühte, hat unter dem neuen Kaiserreich zu existiren aufgehört. Der Salon, wie er in Frankreich als eine eigenthümliche Form der Gesellschaft und des öffentlichen Lebens bestanden, stand entweder der freien Presse als Alliangmacht zur Seite, oder vertrat die-

ſelbe in der Zeit, wo ſie nicht lebendig war, mit ihren ebenſo raſch und leicht alle Canäle des Lebens durchdringenden Wirkungen. Das Kaiſerreich fürchtete von jeher die Oppoſition der Salons bei weitem mehr als die der Preſſe, und ſchon Napoleon I. ſuchte dieſen innerſten Heerd der öffentlichen Meinung und Geſinnung in Frankreich zu zerſtören. Das heutige Empire hat jedenfalls dieſelbe Nothwendigkeit eingeſehen, und das Salonleben empfängt ſchon von eben her kein erweckendes Vorbild, indem die Geſellſchaftlichkeit am Hofe durchaus nicht mehr den früheren ſaloumäßigen Zuſchnitt trägt, ſondern nach Außen hin in einem bereits ſehr etiquettenmäßig repräſentirenden Ceremoniell ſich darſtellt, nach Innen aber ſich in das Geheimniß zurückzieht.

In Paris iſt auch der Salon unter die Lorettes gegangen. Die geiſtreichen und feingebildeten Frauen, die zuletzt noch unter Louis Philipp als die Trägerinnen des Pariſer Salonlebens walteten, ſind verſchwunden und nicht wieder erſetzt worden. In der neuen Zeit waren es ſogleich ſehr lorettenhafte Récamiers, welche den Salon wiederzubauen verſuchten, und unter ihnen ſtand die liebenswürdige Delphine Gay, die Frau Emile's von Girardin, obenan, die aber auch den alten feinen Salon nicht mehr hervorzuzaubern verſtand, ſondern im Grunde etwas ganz

Anderes machte. Madeleine Brohan iſt gewiſſermaßen an ihre Stelle getreten, und obwohl ſie ein geringeres Naturell und nicht die glänzende Begabung beſitzt, wie die zu früh dahingeſchiedene Madame Delphine, ſo ſoll ſie ſich doch einen Salon auf die Beine gebracht haben, der das Intereſſanteſte iſt, was es heutzutage noch in dieſer Art in Paris giebt, und auf deſſen Herrſcherinnen-Fauteuil ſie jedenfalls mit Geiſt und Witz thront. Ihre Witze, mit denen ſie reizt und verwundet und ſich und Andere preisgiebt, ſollen jedoch häufig ſchon von älterem Datum ſein, und theils der cyniſchen Genialität ihrer Freundin Déjazet abgelauſcht ſein, theils noch auf die berühmte Sophie Arnould, deren üppiger Witz einſt mit Diderot und d'Alembert um die Wette ſociale Revolution machte, zurückgeführt werden können. Das leidige Epigonenthum haftet alſo auch dem Salon des heutigen Kaiſerreichs an, und darum ſcheint uns das Reich der Lorette in ihren ſchlechterdings naturwüchſigen Erſcheinungen jedenfalls Vorzug zu verdienen vor ihrem Salon, in dem ſie den Geiſt als Inſtrument der Kaſteiung oder auch eines neuen Kitzels anſetzt. —

Madeleine Brohan ſoll anfänglich beabſichtigt haben, ein Gegenſtück gegen die Fiammina zu ſchreiben, und es wäre allerdings billig geweſen, auch den

andern Theil zu hören und die Kehrseite des Bildes zu betrachten. Aber es mag wohl in ihrem Interesse gewesen sein, daß ihr dies Vorhaben wieder leid geworden, denn ihre Kritik hätte ohne Zweifel auf Dinge von der delicatesten Natur zurückgehen müssen, und das Pariser Theater, obwohl es in einigen neueren Stücken schon Schlafzimmer-Scenen und dergleichen mit allen möglichen und unmöglichen Details vorgeführt hat, würde sich doch noch nicht elastisch genug erwiesen haben, um die geheimsten Boudoirbekenntnisse in sich aufnehmen zu können. —

Dem französischen Schauspielerstand steht neuerdings eine große Umwandelung bevor, der auf seine moralischen Verhältnisse und vielleicht auch auf seine künstlerischen Leistungen nicht ohne erheblichen Einfluß bleiben wird. Es beginnt nämlich die Mode schon allgemeiner zu werden, daß sich die bedeutendsten Schauspieler und Schauspielerinnen nicht mehr an einem bestimmten Theater fest und auf längere Zeit engagiren lassen, sondern sie ziehen es vor, in ein Verhältniß zu den Theater-Autoren zu treten und von diesen bestimmte Rollen in ihren Stücken auf Gewinn-Antheil an den Aufführungen zu übernehmen. Die Theaterdichter, denen es in dem seine Talente achtenden Frankreich bei weitem mehr als anderswo gelungen ist, sich eine angesehene und in allen ihren

Rechten gesicherte Stellung zu gewinnen, sind dort auch in der glücklichen Lage, den Theaterdirektoren Bedingungen stellen zu können, die dann auch für die Besetzung des neu eingerichteten Stücks jedesmal maaßgebend sind. Die Schauspieler, mit denen sich der Autor verbunden hat und auf die er als auf die geeignetsten Organe seiner Ideen rechnen kann, treten dann für die Zeit der Aufführung des neuen Stückes bei diesem Theater ein. Die große Zahl hintereinander folgender Darstellungen, in denen jedes nicht geradezu durchfallende Stück in Paris abgespielt wird, begünstigt ein derartiges Verhältniß, das sehr dazu dienen kann, die künstlerische Schwungkraft des Schauspielers stets rege zu erhalten, und das ihm außerdem durch seinen Antheil an der jedesmaligen Tantième mehr als jedes regelmäßige Engagement abwirft. Schauspieler dieser Art pflegen dann auch mit dem Stück ihres Autors auf die Reise zu gehn, womit sie oft die bedeutendsten Geschäfte machen. Der Schauspieler Fechter, der jetzt Director des Odéon in Paris ist, verdiente mit den Filles de marbre und der Fiammina in Petersburg für seinen Tantième-Antheil eine Summe von achtzigtausend Francs, und von andern Bühnen-Celebritäten in Paris hört man gleiche Gewinnst-Realisirungen mit einzelnen Stücken erzählen.

Durch diese bewegliche Freizügigkeit des Talents

kann die Bühnenkunſt zunächſt nur gewinnen. Sie bewahrt ſich dadurch die friſch circulirenden Säfte, die auf den ſtehenden Bühnen und in den leicht einroſtenden Verhältniſſen eines feſten Engagements ſo leicht in's Stecken gerathen. Man iſt in Deutſchland oft auf den Gedanken gekommen, daß eine Erneuerung und Wiedererhebung der Theaterkunſt am beſten aus der Rückkehr zu den herumziehenden Schauſpieler-Geſellſchaften gewonnen werden könne, da man den Nachtheil, welchen die bureaukratiſch und hofdienſtlich organiſirten Theaterwirthſchaften der Kunſt zugefügt, auf keiner Seite in Abrede zu ſtellen vermag. In Frankreich ſcheint ein gemiſchtes Syſtem mit ſtehenden Bühnen und wandernden Mitgliedern in Aufnahme zu kommen, wodurch die productive Seite der Theaterkunſt wieder mehr in den Vordergrund gehoben wird, und Das, was geſchaffen und geleiſtet wird, jeden Abend von Neuem in's Gewicht fällt. Es iſt dies gewiſſermaßen eine Aſſociation der Schauſpieler und Dichter, die ſich zur Löſung einer beſtimmten Aufgabe vereinigt haben, und dadurch ein Uebergewicht über den Director und Unternehmer erlangen, der nur noch das rein geſchäftliche Element in der Hand behält. Wenn auch die Regelmäßigkeit des Organismus eines Theaters dabei leiden kann, ſo iſt es doch bei weitem wichtiger, daß die darſtel-

lenden Künſtler wieder einmal aufhören, ſich als wohlverſorgte Beamte zu fühlen, und lieber in einer gewiſſen Freiheit und Wildheit die Verjüngung des künſtleriſchen Talents ſuchen.

Dieſe neue Freizügigkeit des Schauſpielerſtandes kann aber zugleich nicht ohne Einfluß auf die ſittlichen Elemente der ganzen Geſellſchaft bleiben. Die feſten Niederlaſſungen der Schauſpieler und Schauſpieler'innen ordneten ſie doch mehr oder weniger in das beſtehende ſociale Leben ein, in dem ſie jetzt wieder als freie Ausnahmegeſtalten herumbivouakiren werden, und zwar nicht, wie früher, in der durchlöcherten Toga des hungernden Lumpengenies, ſondern als glänzende Geſtalten der Mode, des Luxus, der Debauche und der Aventure. In Frankreich, wo der kleinſte Ort, faſt jedes Dorf, ſein Theater hat, beſitzt das Reich der Hiſtrionen an ſich ſchon eine ungeheure Ausdehnung, und wenn dieſe Schaar nun in eine beſtändig fluctuirende Bewegung geräth, und ſich nach allen Seiten hin prickelnd und alle Verhältniſſe beunruhigend fortſchiebt, ſo kann der ſociale Körper dadurch leicht mit einer neuen Gefahr betroffen werden. Die Theater ſelbſt aber kommen dadurch noch mehr in die Lage, die Centralwerkſtätten der Proſtitution zu werden, denn da dann ein großer Theil ihres Perſonals wechſelnd und umherziehend ſein

wird, ſo werden auch leichter Lücken in der Beſetzung entſtehn, und die Loretten, die faſt alle danach ſtreben, bei irgend einem Theater anzukommen, wenn ſie auch nur den Namen der Schauſpielerin als wirkſamere Reclame für ihr Geſchäft gebrauchen wollen, finden wohl mehr noch als ſonſt Gelegenheit, für gewiſſe Rollen in den Theaterverband aufgenommen zu werden. Wenn daher auf der einen Seite die Theater durch eine ſolche freizügige Organiſation an künſtleriſchem Schwung und friſcher Belebung der Phantaſie bei ihren bedeutenderen Mitgliedern gewinnen können, ſo wird auf der andern Seite ihr moraliſcher Verfall dadurch alle Gränzen überſchreiten und die Bedeutung des Theaters als eine Kunſtanſtalt kann dann bald ihrem Ende entgegengeführt werden.

Das franzöſiſche Theater iſt das letzte, das in Europa auf einer gewiſſen Höhe der Kunſt ſich erhalten hat und bis in die neueſte Zeit hinein eine eigenthümliche Blüthe entwickelte. Nicht bloß die unerſchöpfliche Productivität dieſer Bühne, von der ſeit längerer Zeit wieder die Theater aller anderen Länder leben, ſondern auch das Talent und die geniale Begabung der Schauſpieler, noch mehr aber die vollendete und einzig muſterwürdige Manier der theatraliſchen Darſtellungskunſt, die auf der franzöſi-

ſuchte ich, um mich nicht an mich ſelbſt und an mein Denken zu verlieren. Ich wollte mich zerſtreuen, denn mein Geiſt fühlte ſich von trüben Lebenserinnerungen umſchattet. Und wie oft gab ich mich nicht an die bloße glänzende und glühende Form der Erſcheinung hin, wenn mir Angſt wurde in meinen Gedanken! Eine nackte Diana von Floris, ebenfalls einem niederländiſchen Maler, die im nächſten Zimmer hing, und zu der ich hinſtürzte, that mir noch kein Genüge. Wie gemein waren dieſe Formen des Fleiſches, wie wenig Reiz fand ich an dieſer phantaſieloſen Zeichnung menſchlicher Körperſchönheit, an dieſen zu hartgeformten Schenkeln, an dieſem blüthenleeren Buſen. Ich wandte mich mit Ekel davon ab. Ich ging zu den Italienern, zu der ſitzenden Venus von Titian. Schöner, lieblicher, zarter, weicher, geiſtig gehobener, poetiſch duftiger, ſah ich das Fleiſch noch nie gemalt. Wie ein Gedicht lag der menſchliche Körper vor meinen Augen da, ich ſeufzte, und andächtig und ſtill wurden alle meine Gefühle. Ich habe große Ehrfurcht

ſchen Bühne fortlebt, würden den Fall des Theaters als einen unwiederbringlichen Sturz der heutigen Bühnenkunſt überhaupt erſcheinen laſſen. Die Theater in Deutſchland ſind nicht nur durch die Schlechtigkeit ihrer bureaukratiſchen Verwaltung und durch den Mangel an origineller Productivität ihrer Autoren, ſondern vornehmlich auch durch die gänzliche Entartung der Darſtellungskunſt bei den deutſchen Schauſpielern, ihrem ſichtlichen Ruin entgegengeführt worden.

Die franzöſiſche und deutſche Manier des Spiels ſtehen ſich wie zwei ganz verſchiedene Schulen auf das Schärfſte gegenüber, wenn man überhaupt bei den deutſchen Schauſpielern heut Dasjenige als eine Schule bezeichnen kann, was nur eine pathetiſche Aufblähung und Zerfaſerung der Worte des Dichters iſt, und in jeder Art gegen Wahrheit und Natur verſtößt. Der deutſche Schauſpieler zerſetzt heut auf die unnatürlichſte und lächerlichſte Weiſe jede Phraſe des Dichters in lauter einzelne Wörter, deren er jedes für ſich und ganz beſonders betont, und wodurch er oft den kleinſten Satz in eine Menge von Poſitionen zerſpaltet, die ein ſchwirrendes Wortgefecht in der Luft gegen einander zu unterhalten ſcheinen. Abgeſehen von der aller Wirklichkeit widerſprechenden Unnatur dieſes Pathos, welches Menſchen ſo reden läßt, wie Menſchen niemals und in keiner Lage des

Lebens zu reden pflegen, wird auch jede Scene, jeder Act, und mithin das ganze Stück dadurch ganz unverhältnißmäßig in die Länge gezogen. Es entsteht damit auch für den Dichter selbst das ungünstigste und ihm nachtheiligste Verhältniß, indem ihn die Bühnen-Directionen unaufhörlich damit quälen, nur nicht so lang zu sein und sich so kurz als möglich zu fassen, und man ihm ganze Scenen und Acte, oft die besten, herausstreicht, damit sein Stück nur in einen solchen Theater-Rahmen hineinpasse. Der deutsche Theater-Abend ist aber nicht blos deshalb so kurz und beschränkt, weil, wie man oft gemeint hat, der deutsche Hausschlüssel in der Tasche und das rechtschaffene deutsche Abendbrot schon nach neun Uhr jeden Deutschen zu prickeln anfangen, sondern die heutige Manier der Schauspieler selbst, ihre viertelstundenlange Dehnung einer einzigen Phrase, ihre mit dem Beifall kokettirenden Pausen, ihr kunstreitermäßiges Pirouettiren auf einem einzigen Wort, ziehen jedes Stück so hin, daß es schon um deswillen abgekürzt werden muß, wenn es nicht bis in die späteste Nacht hineinwachsen soll. Die französischen Theater spielen zwar auch in der Regel bis Mitternacht, aber sie geben für ihren Eintrittspreis mindestens das Dreifache des Inhalts, indem sie sowohl mehrere umfänglichere Stücke an einem und demselben Abend zur Aufführung

bringen, als ſie auch jedem einzelnen Stück ſeine ausführliche und unverkürzte Entwickelung in ſich ſelbſt geſtatten. Die theatraliſche Verarbeitung claſſiſcher Meiſterwerke mit Weglaſſung ganzer Scenen und Acte, wie ſie an den deutſchen Hofbühnen, namentlich in Berlin, an der Tagesordnung iſt, würde in Frankreich als eine Barbarei empfunden werden, gegen welche das Publikum ſelbſt jedenfalls auf eine unabweisliche Art ſeinen Proteſt erheben würde.

Die raſche und ſchlagkräftige Manier des franzöſiſchen Spiels giebt auch dem Theaterabend in Paris dieſen volleren Inhalt, indem ſie zugleich dem dramatiſchen Dichter die Freiheit ſichert, ſein Stück nach ſeiner ganzen inneren und künſtleriſchen Anlage und Nothwendigkeit entwickeln und durchführen zu können. Dieſe Darſtellungsmanier des franzöſiſchen Schauſpielers muß zugleich unter dem künſtleriſchen Geſichtspunct für die richtigſte gehalten werden, weil ſie die natürlichſte und wahrheitsvollſte iſt. Sie ſucht ihre Wirkung mehr im Ganzen als im Einzelnen, ſie betont nicht einzelne Worte und Wendungen, ſondern überwiegend den ganzen Satz, deſſen Sinn und Bedeutung ſie mit einer elektriſchen Geſchwindigkeit herausarbeitet und zu Tage fördert. Selbſt in der hohen Tragödie, wo der Kothurn ſeinen traditionellen Schwung hat, und wo einzelne Nuancen

der Phraſe einen überwiegenden Raum einnehmen, ſtreben die großen franzöſiſchen Schauſpieler immer wieder mit vieler Kunſt zu der Geſammtwirkung hin, in der ſie natürlich und harmoniſch auszugleichen ſuchen, was im Einzelnen eine zu künſtliche und ſchroffe Färbung annehmen mußte. Das moderne dramatiſche Spiel der Franzoſen iſt aber in dem raſchen und einheitlichen Zuſammenfaſſen jedes Satzes zu einer Totalwirkung des Sinnes nur eine meiſterhafte Reproduction des Lebens und der Wirklichkeit ſelbſt. Dadurch wird aber die Schöpfung des Dichters mit der draſtiſchen Geſchwindigkeit der That ſelbſt vorübergeführt, und während das deutſche Publikum in den effectvollen Pauſen des Herrn X. oder der Madame Y. und in der Mäuſefalle ihrer theatraliſchen Accente gefangen ſitzt und nicht von der Stelle kommt, hat das franzöſiſche Publikum ſchon ganze dramatiſche Kataſtrophen hinter ſich gebracht und beklatſcht die Pointe eines wirklich miterlebten Menſchendaſeins.

VI.

Der neue Louvre-Bau und die Chapelle expiatoire.

Die Thatkraft, welche Louis Napoleon als Baumeiſter von Paris gezeigt, verdient unter allen ſeinen großen Eigenſchaften am meiſten bewundert zu werden. Nicht nur der ſchöpferiſche Unternehmungsgeiſt, der ihn dabei geleitet, ſondern auch die unglaubliche Schnelligkeit, mit der er die umfaſſendſten und großartigſten Arbeiten vollenden ließ, zählen zu dem Wunderbarſten, was in neuerer Zeit auf dieſem Gebiet geleiſtet worden. Indem er ein neues Straßenſyſtem durch den Haupttheil von Paris gezogen, ſuchte er dadurch die Lebensverhältniſſe der Bevölkerung in eine ganz andere Lage zu bringen. Die größte Schmutzſtadt der Welt iſt im heutigen Empire in wenigen Jahren in eine der ſchönſten, reinlichſten und geſündeſten Städte Europas umgewandelt worden. Unter dem conſtitutionellen Regime ſah man noch, wie hier

Jeder ganz ungenirt und in jedem Umfange seine Nothdurft auf offener Straße verrichtete. In der Republik von 1848 begann es schon reinlicher zu werden, und das Empire wandte die größte Strenge dagegen, um den Volkswillen nicht mehr in dieser Form auf der Straße zur Geltung kommen zu lassen. Das neue Straßensystem, das in die bisherige Wildniß von Paris Licht, Luft und Offenheit brachte, besiegte durch seine neugeschaffenen Räumlichkeiten die alten unsauberen Gewohnheiten der Bevölkerung wie von selbst.

Der Kaiser schien zugleich überzeugt, daß durch die neuen Nöthigungen der Straßen-Räume auch die politischen Leidenschaften des Volkes einen Damm erhalten würden. Das divide et impera hat Louis Napoleon auch in der räumlichen Zertheilung der Volksmassen verstanden. Denn wo das Volk sich in zähen Massen aufeinander klumpt, hat die Herrschaft ein unsicheres Terrain, das jeden Augenblick zu einem Angriffspunct gegen sie werden kann. Louis Napoleon hat daher jetzt auch den Umbau der Cité, zu dem er vorgeschritten ist, nach der allerradicalsten Theorie, die es geben kann, in Angriff genommen, denn es sollen in diesem übelberüchtigten Stadttheil, der sonst das eigentliche Labyrinth des Volkselends und der Volksumtriebe war, fortan fast alle Wohnhäuser für die Bevölkerung verschwinden, und nur

noch öffentliche Gebäude ſtehen bleiben, oder errichtet werden, außer dem Palais de Juſtice noch ein Lazareth und eine Rieſenkaſerne, welche letztere in dem coloſſalſten Stil erbaut werden ſoll.

Wie der Kaiſer nach dieſer Seite hin den Plan verfolgt, durch ein neues Straßen-Syſtem ſeine Herrſchaft innerhalb der Hauptſtadt ſelbſt zu ſchützen, ſo iſt er bei den öffentlichen Gebäuden, die er ausführt und vollendet, vornehmlich darauf bedacht, das Daſein der napoleoniſchen Dynaſtie auch in die öffentlichen Monumente Frankreichs hineinwachſen zu laſſen und mit denſelben zu einer volksthümlichen und nationalen Wirkung zu verbinden. Es iſt dies zugleich ein ungemein praktiſcher Verſuch, den napoleoniſchen Namen jetzt auch zu einem vorzugsweiſe franzöſiſchen zu ſtempeln und mit allen nationalen Ueberlieferungen Frankreichs, die ſeit Jahrhunderten beſtehen, in die engſte Verbindung zu ſetzen, indem man ihn in die Monumente des Landes mit einer neuen Schöpferkraft eintreten läßt. An der Spitze dieſer Unternehmungen ſteht die Vollendung des Louvre, oder vielmehr die Verbindung des Louvre mit den Tuilerien, woraus ein großartiger Prachtbau geworden iſt, von dem man ſchwer begreifen kann, wie er in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren in allen ſeinen Theilen und

in seinem ganzen Umfange zu Ende geführt werden konnte.

Louis Napoleon hatte aber dem mit großer Begeisterung von ihm aufgegriffenen Plan, dem er bis in die einzelnsten Details hinein seine Aufmerksamkeit zuwandte, von vornherein den Zielpunct gesteckt, daß er in fünf Jahren vollendet sein solle, und den festen Willen des Kaisers müssen dann alle Umstände ehren. Der Neubau des Louvre wurde am 12. Juli 1852, wo durch des großen Visconti Kelle der erste Stein gelegt ward, begonnen, und in einem rastlosen, über die ungeheuersten Mittel und Arbeitskräfte verfügenden Eifer bis zum 14. August 1857 fortgeführt, wo der Bau für vollendet und die Einheit zwischen Louvre und Tuilerien für hergestellt angesehen werden konnte. Die Haupt-Baumeister an diesem Werk, Visconti, Lefuel und Simart (welcher letztere den Pavillon d'Horloge an den Tuilerien neu geschaffen), sind während der Ausführung des Neubaues gestorben. Hammer, Senkblei und Kelle, die dazu gedient, den ersten Grund zu dieser Verbindung der beiden welthistorischen Paläste zu legen, sind jetzt in dem großen Einganzs-Saal der Louvre-Gallerie in einer feierlichen Umfassung aufgestellt. Visconti hat sie dem Museum als ein besonderes Vermächtniß hinterlassen.

Louis Napoleon hielt zur Vollendung des Louvre-Baus eine Inaugurations-Rede, die zu den merkwürdigsten Stücken seiner öffentlichen Beredsamkeit gehört, und seinen Hang, zu philosophiren und zu grübeln, mit seiner diplomatischen Virtuosität auf das Glänzendste verbunden zeigt. Der Kaiser wünscht sich in dieser Rede zuerst selbst Glück zur Vollendung des Louvre, weil sich so viel glückliche Umstände vereinigt, welche ihm dies möglich gemacht hätten. Denn in der That habe er dies nationale Werk, wie er es vorzugsweise nennt, nur deshalb in so kurzer Zeit vollenden können, weil die wiederhergestellte Ordnung und Stabilität der öffentlichen Zustände und der täglich wachsende Wohlstand des Landes es ihm verstattet hätten. Ein nationales Werk nenne er es, weil alle Regierungen des Landes, wie sie aufeinander gefolgt wären, es für ihre Ehrensache gehalten hätten, die königliche Wohnung Frankreichs, die von Franz I. begonnen und von Heinrich II. verschönt worden, zu vollenden.

Nach diesem schwungvollen Eingang unterbrach der Kaiser sich selbst mit einem außerordentlich scharfsinnigen Einwand. Woher kommt, fragte er sich, diese Ausdauer und sogar diese Popularität für die Ausführung eines königlichen Palastes? Dies kommt daher, antwortet sich der Kaiser, weil der Charakter

eines Volkes sich nicht blos in seinen Institutionen, Sitten und Thaten, sondern auch in seinen öffentlichen Monumenten abspiegele! Nun habe aber das monarchische Frankreich seit so vielen Jahrhunderten in der über ihm stehenden Centralgewalt nur den Repräsentanten seiner Größe und seiner Nationalität erblickt, und darum auch stets danach gestrebt, daß die Wohnung des Souverains würdig des Landes sei. Darum hätten sich alle Kräfte der Kunst und Intelligenz geregt, um diese Wohnung würdig zu bauen und zu schmücken.

Im Mittelalter, fuhr der Kaiser mit geschichtsphilosophischem Ernst in diesem Vortrag fort, bewohnte der König eine Festung, die von allen Mitteln der Vertheidigung starrte. Bald aber habe der Fortschritt der Civilisation die Schießscharten und die Wälle durch die Erfindungen der Wissenschaft und Kunst ersetzt.

Die Geschichte der Monumente hat ebenso gut ihre Philosophie, wie die Geschichte der Thatsachen! fügt Louis Napoleon mit einer bedeutsamen Wendung hinzu. Denn ebenso wie es merkwürdig gewesen sei, daß unter der ersten Revolution der Wohlfahrts-Ausschuß, ohne es zu denken, das Werk Ludwigs XI., Richelieu's, und Ludwigs XIV. fortgesetzt habe, indem er den letzten Schlag gegen das Ge-

vor dem menſchlichen Körper, denn die Seele iſt darin! Und ich trachte nach der Einheit von Leib und Geiſt, darum bete ich auch an die Schönheit, und ein heiliger Anblick iſt ſie mir. Siehe, ich ſuchte nach Bildern derber Sinnlichkeit, und vor Titian's Venus wurde mir wieder heilig zu Muthe, und ein harmoniſcher Klang zog ſich verſöhnend durch meine ganze Stimmung. Nicht mit frivolen Augen ſchaue auf des Weibes ächte Schönheit hin, ſondern den guten und heilerweckenden Gedanken hänge nach, zu denen der Gottesfrieden dieſer Formen dich erhebt! Himmel, in welche Zauberwelt von ſüßer Geſtaltung iſt mein froherſchrockener Blick gedrungen, und was das Leben der Erſcheinung heißt, ſtudire ich in trunkener Vertiefung. Titian, erhabener Meiſter, großer Poet der Menſchenform, lieblicher Schwan, der die geheimnißreiche Muſik des Körpers austönt, Dir danke ich! Und wie danke ich Dir! Dieſe Venus predigt Weisheit zu mir her, wie eine gottgewaltige Philoſophie, die mich mir ſelbſt lehrt! Venus, aus den Tiefen des Meeres

bäude der Feudalität gethan, und das System der Einheit und Centralisation, welches der beständige Zweck der Monarchie sei, verfolgt habe: so sei es auch in Betreff des Louvre lehrreich zu sehen, wie der Gedanke Heinrichs IV., Ludwigs XIII., Ludwigs XIV., Ludwigs XV., Ludwigs XVI. und Napoleons, plötzlich von der provisorischen Regierung des Jahres 1848 aufgenommen worden sei. Denn in der That, ruft Louis Napoleon mit besonderer Emphase aus, eine der ersten Handlungen des revolutionairen Gouvernements von 1848 war die, die Vollendung des Palastes unserer Könige zu decretiren! („L'un des premières actes, en effet, du gouvernement provisoire fut de decréter l'achèvement du palais de nos rois").

Nichts konnte leichter und natürlicher sein, als diese Wendung, mit der Louis Napoleon „unsere Könige" sagte, und dadurch die napoleonische Herrschaft als eine auf dem Grunde der Nation selbst erwachsene an die übrigen Dynastien Frankreichs hinanschob!

So wahr ist es, setzte er hinzu, daß eine Nation in ihrer Vergangenheit, ebenso wie ein Individuum in seiner Erziehung, Ideen schöpft, welche auch alle Leidenschaften des Augenblicks nie zu zerstören vermögen. Es sind dies moralische Triebfedern, die aus

dem innersten socialen Zustande eines Landes hervorgehen, und durch alle Jahrhunderte wie durch die verschiedenen Formen des Gouvernements sich so lange hindurchziehen, bis sie den vorgesetzten Zweck endlich erreicht haben.

Die Vollendung des Louvre, schloß Louis Napoleon diese gehaltvolle Rede, ist nicht die Caprice eines Augenblicks, sondern die Verwirklichung eines Planes, der für den Ruhm der Nation gefaßt und durch den Instinct des Landes in mehr als drei Jahrhunderten getragen worden ist! —

Man hatte es kaum gedacht, daß die Verbindung des Louvre mit den Tuilerien, wobei es nur darauf ankam, den zwischen beiden Gebäuden liegenden großen Carrousel-Platz durch Neubauten vollständig einzuschließen, eine so große nationale Bedeutung haben könne. Es schien dies mehr ein häusliches Bedürfniß der französischen Könige zu sein, welches zuerst Heinrich IV. empfand, indem er es in dem kleinen, engen Schloß der Tuilerien, zu dem Catharina von Medicis die ersten Anfänge bauen ließ, nicht mehr recht aushalten konnte. Er brachte es aber nur zu dem einen Flügel, welcher auf der Front gegen die Seine das Louvre an die Tuilerieen hinanrückte und sich bis zu dem heutigen Pavillon Lesdiguières erstreckte. Diese Arbeiten ließ

Ludwig XIII. fortsetzen, indem er den alten Plan des Architekten Lescot, den Franz I. beim Wiederaufbau des alten Louvre ursprünglich befolgen ließ, wieder aufnahm. Ludwig XIV., der demselben mächtigen Impuls nicht widerstehen konnte, ließ die prachtvolle Kolonnade bauen, mit welcher das Louvre der Kirche St. Germain l'Auxerrois gegenübersteht, und die ein Meisterstück des Architekten Perrault war. Unter den spätern Regierungen kamen nur geringe Einzelheiten zur Ausführung, und auch Napoleon I., der unter die Mitbewerber um die Vollendung des Louvre eintrat, legte nur einige weitere Schritte darin zurück, indem er an der gegen die Rue de Rivoli hingewendeten Seite noch die große Lücke zwischen der Rue de Rivoli und dem alten Louvre offen ließ.

Dem Kaiser Louis Napoleon war es in der That vorbehalten, dieses Bauwerk so vieler Zeiten und Männer mit seiner energischen Hand und unter den Gesichtspunkten, die er damit verknüpfte, zu Ende zu führen.

Es konnte dies nur mit den ungeheuersten Kraftanstrengungen gelingen, da allein ein ganzes Stadtviertel niedergerissen werden mußte, theils um den nöthigen Platz zum Ausgreifen des Baues zu gewinnen, theils um eine Umgebung zu schaffen, welche für

die Wirkung des ganzen Riesenbaues angemessen sein konnte. Die Schwierigkeiten waren aber nicht nur räumliche, sondern auch symmetrische und künstlerische, indem der Parallelismus der beiden Paläste des Louvre und der Tuilerien nicht vollständig gegeben war, sondern ursprünglich so auseinander lag, daß ein Zwischenbau, der Louvre und Tuilerien in einer rücksichtslos gezogenen Linie mit den Endpuncten ihrer beiden Fronten vereinigt hätte, ein durchaus unzulässiges Viereck von nicht parallelen und ungleichen Seiten hervorgerufen haben würde. Um diesen Mangel des Parallelismus zu überwinden und zu verdecken, kam es daher auf künstliche Machinationen der Architektur an, die, wenn sie glücken sollten, zugleich im würdigsten Stil ausgeführt werden mußten. Dem alten Louvre wurden zunächst nach dem Carrouselplatze hinaus zwei Flügel angebaut, um ihn an die von den Tuilerien ausgehende Linie des Verbindungsbaues hinanzuführen, welche sehr seitwärts von der Façade des Louvre dort eintreffen mußte. Diese Flügel waren durch einen bedeutenden Zwischenraum von einander getrennt, und enden in zwei Pavillons, welche wiederum durch einen Seitenbau mit den die äußere Umgränzung des Platzes bildenden Gebäuden verbunden worden. Auch andere täuschende Combinationen, die perspectivische Wirkung des großen Carrousel-

Platzes, und die auf demselben angelegten hochbepflanzten Square's, dienen dazu, das Auge des Beschauers auf denjenigen Puncten zu täuschen, auf denen der ursprüngliche Mangel der Symmetrie und Parallele nicht vollständig durch die Architektur selbst überbaut werden konnte.

So ist es auch hier ein großartiges Schwindel-System, welches, mit tiefster Einsicht und Kunst, die der erhabensten Schöpfung sich vermißt, zugleich eine erfinderische und doch kleinliche Maskirung und Täuschung verbindet, durch welche der gewaltigste Bau ausgerichtet, und zu einem seine inneren Mängel und Widersprüche einheitlich bemeisternden Effect vollendet wird. Das napoleonische System ist hier Architektur geworden, und man bewundert die machiavellistische Kunst auch an Louis Napoleon als Baumeister, wie er gerade erscheinen läßt, was schief ist, wie er das Sein durch den Schein meistert, und durch allerlei Maskirungen, Füllstücke, Flügel und Pavillons die Disharmonie zwingt, sich in Harmonie zu verkleiden und einen das Auge und die Sinne befriedigenden Zustand nach allen Seiten hin darzustellen. Nichtsdestoweniger aber fehlt es nicht an Momenten der Anschauung, wo der Blick in die künstliche Gezwungenheit des Werkes eindringt, und die vielfach auseinander springenden Theile, die Verschiedenheit

der Aren und der Widerſpruch zwiſchen den beiden jetzt vereinigten Hauptgebäuden ſich unwillkürlich geltend macht.

Der Bau, ſo ſchön und groß er in ſeiner Vollendung unläugbar iſt, ſcheint aber auf die Pariſer ſelbſt nicht den gewünſchten Eindruck gemacht zu haben, und wo man eine unbedingte Bewunderung erwartet haben ſollte, hört man Gloſſen, die eigentlich einen ſehr ſpitzen Sinn haben. Man findet in Paris, daß die neue Prachtſchöpfung durchaus wie das Werk eines reichgewordenen Parvenu erſcheine, der ein Uebermaaß an Schmuck, Zierrathen und geſuchten Effecten zuſammengebracht, um es aller Welt zu zeigen und an den Kopf zu werfen, was er vermag und mit ſeinem Geld und ſeiner bewundernswürdigen Pfiffigkeit ausgerichtet hat. In der That iſt die Ueberladung, der prunkſüchtige Aufwand, die in Ueberfülle angebrachten Verzierungen, Figuren und Bildhauer-Arbeiten, der charakteriſtiſche Stil dieſer Neubauten geworden, der zugleich, da eine Uebereinſtimmung hervorgerufen werden ſollte, in die Façade des alten Louvre hinübergegriffen und derſelben ihre frühere einfache Gediegenheit abgewonnen hat, um ſie in denſelben abſichtsvollen und romantiſch ſchwülſtigen Charakter des neuen Werkes zu verwandeln. Louis Napoleon hat ſich zwar ſelber in ſeiner heutigen Kaiſerſtellung als

Parvenu bezeichnet, aber es wird ihm schwerlich angenehm gewesen sein, wenn ihm zu Ohren gekommen, daß die Pariser diesen Charakter, den er sich einst mit genialem Freimuth beigelegt, auch auf seine Bestrebungen und Verdienste um den Neubau der nationalen Monumente anwenden wollen. Auch fragt es sich, wie weit man hier den Kaiser für den Baumeister in Anspruch nehmen darf, aber Louis Napoleon ist in Allem, was in seinem Reich geschieht, ein zu selbständig und ausschließlich mitwirkender Geist, als daß es noch irgendwo andere Verantwortlichkeiten geben könnte, als die seinige. Ein außerordentliches Werk hat er aber jedenfalls in dieser Vollendung des Louvre vollbracht, wenn auch der äußerlichen Decoration und dem Effect der Arabesken darin ein zu großer Spielraum gegönnt worden ist. Man hat mit Recht bemerkt, daß sich vorherrschend der Charakter der Illustration in diesem Bauwerk ausprägt, und dies wäre der Charakter der Zeit, der am liebsten allen Inhalt verbildert, und jede Sache nur noch so weit vertragen kann, als sie sich in einer spielerischen Arabeske darstellen läßt. Louis Napoleon ist also auch hierin der zeitgemäßeste Mann der heutigen Epoche, und wenn dieselbe nicht im Widerstand gegen ihn ihr besseres Sein wieder zu gewinnen weiß, so ist sie an ihn und an seine dann wohlbe-

gründete und wohlverdiente Universalherrschaft unrettbar verfallen.

Der Kaiser ist aber keineswegs einseitig bemüht, die öffentlichen Monumente der Nation zu pflegen und auszubauen. Wie er gern auch die ganze Vergangenheit der Nation zu dem Empire hinanführen und in demselben zu ihrem eigentlichen Höhepunct erhoben sehen möchte, so sollen die schützenden Kaiser-Flügel ebenso sehr über die Revolution wie über die alte Dynastie sich hinabsenken, und die Denkmäler der einen wie der andern behüten. So läßt Louis Napoleon auch als baulicher Erneuerer von Paris gleichzeitig auf allen Standpuncten arbeiten, und ist jetzt auch als Restaurator jener wunderbaren Märtyrer-Kapelle aufgetreten, die dem Andenken Ludwigs XVI. und seiner Königin Marie Antoinette in Paris geweiht ist.

Es ist dies die Sühne-Kapelle (chapelle expiatoire) in der Rue d'Anjou. Diese Kapelle liegt in einem stillen, kaum auffindbaren Versteck, unweit der Madeleine-Kirche, auf einem durch ein eisernes Gitter verschlossenen Platz, auf welchem die Rue d'Anjou St. Honoré und die Rue de l'Arcade sich durchschneiden. Dies Monument ist das wunderbarste und ergreifendste, welches die französische Hauptstadt in ihrem Schooße birgt. Jeder Mann aus dem Volke, den man unter-

wegs nach der Chapelle expiatoire fragt, weiß die genaueſten Nachweiſe darüber zu geben. Aber ſie wird von Fremden und Einheimiſchen nur äußerſt ſelten beſucht, und Viele reiſen von Paris wieder ab, ohne den melancholiſchen Ort geſehen zu haben, an dem Ludwig XVI. und Marie Antoinette ihre verborgenen Altäre gefunden. Die Marmorbilder des Königs und der Königin ſtehen dort, im düſtern Schatten der Niſchen, und beleben die unausſprechliche Einſamkeit, die hier herrſcht, mit ihren Klagegeſtalten, welche die letzten Lebensmomente des unglücklichen Paars ausdrücken. Die ganze, menſchheiterſchütternde Schwermuth der Revolution umfließt dieſen Ort, und die Empfindungen und Mahnungen, die er verbreitet, ſind ſo unerträglich, daß man ſeine Verlaſſenheit mitten in den Lebensſtrudeln von Paris begreifen kann.

Der Haupt-Eingang zu der Kapelle iſt von der Rue de l'Arcade. Man tritt durch eine eiſerne Pforte zuerſt auf einen Platz, welcher von einer Mauer umhegt iſt, an deren innerem Rande ſich eine Reihe hoher Cypreſſen hinzieht. Das Gebäude, auf welches der Weg hinführt, iſt klein, aber in einem anziehenden, freundlich modernen Bauſtil. Man ahnt den unheimlichen, über alle Maaßen traurigen und bedeutungsſchweren Inhalt noch nicht, wenn man dar-

auf zuſchreitet. Das kleine Haus liegt faſt in einer ſtillen und beruhigenden Heiterkeit vor uns. Auf der Spitze ſeines Portals flattert die moderne dreifarbige Fahne, mit deren Falten der Wind im Sonnenſchein ſpielt. Die Kapelle iſt immer verſchloſſen. Man muß ſich jedesmal erſt an den Concierge wenden, um Einlaß zu erhalten.

Die Kapelle wird in dieſem Augenblick an den Wänden und am Plafond reſtaurirt. Es regnete durch in der Sühne-Kapelle Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's, da die drei Kuppeln, welche das eigentliche Kapellen-Dach bedecken, ſchadhaft geworden waren. Man hat begonnen, kupferne Kappen auf dieſe drei Dome zu legen, und damit die Feuchtigkeit nicht mehr dem ſchon angegriffenen Gewölbe ſchaden könne, hat man ein leichtes Werk von Eiſenſtäben unter die metallene Decke geſchoben. Es iſt dadurch eine bedeutende Arbeit entſtanden, welche der Kaiſer zur ſorgfältigſten Ausführung befohlen, da die Kapelle ſchon zu wiederholten Malen einer Reſtauration bedurft hat, und Louis Napoleon einen großen Werth darauf legen will, daß dies Denkmal des königlichen Martyriums für die Nation erhalten bleibe. Der Cäſar der Principien von 1789 will das Heiligthum der Stätte erhalten, auf welcher die

emporgestiegen, und in die herrschende Schönheit der Gestalt geboren, zum Sieg und zum Glück! Die Tiefe verlangte nach der Gestalt, und den formlosen Abgrund der Schöpfung wandelte die Begierde an nach der Erscheinung, und es wirbelte oben der Meeresschaum in gewaltiger Sehnsucht, daß es war, als müsse er sich formen. Die frohlockenden Sonnenfunken schlugen vom Himmel her rufend und zündend in die Schäumung, und die Tiefe unten drängte vom Abgrund herauf mit unwiderstehlicher Inbrunst. Da lächelte es aus der Empörung hervor, wie ein niegesehenes Gesicht, und schlug zwei wunderbare Augen auf, und streckte zwei lilienweiße Arme aus, und ordnete sich in die sanftschwellende Harmonie des Leibes. Die Gestalt war geboren, und die Tiefe hatte ihre Ruhe gefunden. Die Schönheit stieg mit verschämten Wangen an das Ufer der Erde. Venus wurde von den Dichtern und den Weisen und von den Göttern verehrt. Und sie war die Anadyomene der Tiefe.

Leben! Erscheinung! Gestalt! Wie drängt

königlichen Opfer, die den Principien von 1789 fielen, ihre erſte Grabesruhe fanden.

Dies wunderbare Denkmal erſcheint als ein ſehr ſchmerzlich beredter Ankläger der Revolution und der Ideen von 1789, aber keine Folge-Revolution hat es zu zerſtören gewagt. Verſteckt und beſchwiegen, wie ein geheimnißvolles Myſterium, deſſen Inhalt Jeder zu löſen ſcheut, iſt es in dem Straßen-Labyrinth von Paris ſtehen geblieben. Keine Regierung von Frankreich hat die Hand an dies eigentliche Mauſoleum der Revolution zu legen gewagt, und das zweite Kaiſerthum muß ſich angelegentlichſt mit ſeiner Reſtauration beſchäftigen.

Eine Inſchrift über dem Portal giebt uns zuerſt einige ganz hiſtoriſche Worte über den Hergang mit dieſer Grabesſtätte. Sie lautet:

„Le Roi Louis XVIII. à élévé ce monument pour consacrer ce lieu, où les dépouilles mortelles du Roi Louis XVI. et de la Reine Marie Antoinette, transférées le 21. Janvier 1815 dans la sépulture Royale de St. Denis, ont réposé pendant XXI. ans. Il a été achévé la deuxième année du règne du Roi Charles X., l'an de Grâce 1826.“*)

*) „Der König Ludwig XVIII. hat dies Monument aufgerichtet, um diesen Ort zu weihen, wo die sterblichen Ueberreste des Königs Ludwig XVI. und der Königin Marie An-

Wenn man Einlaß durch die Pforte gefunden, tritt man zuerſt einige Treppenſtufen hinauf, in einen kleinen, freundlichen, mit grünen Beeten und Epheugeſchlingen ausgelegten Garten, den man durchſchreitet, um zu dem Mauſoleum zu gelangen. Dieſe Raſenplätze zur Linken und Rechten, an denen man mit eigenthümlichen Gefühlen vorübergeht, bedecken zum Theil die Ueberreſte der am 10. Auguſt gefallenen treuen Schweizer und Gardes du Corps. Die zu beiden Seiten des ganzen Gebäudes umherlaufende Gallerie deutet mit langen ſchwarzen Marmortafeln, die aber ohne Inſchrift ſind, ganz ſtumm, und doch mit einer trauervollen Beredſamkeit, auf dieſe Grabeserinnerungen hin. Dieſe namenloſen Gebeine, die hier noch wirklich ruhen, lagen zuerſt auf dem benachbarten Kirchhof der Madeleine eingeſcharrt und fanden dann hier ihre um das Königspaar ſich gruppirende Beiſetzung.

Die Kapelle ſelbſt, die am Ende des kleinen Gräber-Gartens liegt, iſt von weißem, etwas angedunkeltem Marmor. Ludwig XVIII. ließ ſie von den Architekten Percier und Fontaine errichten. Hier war es, wo Ludwig XVI. und Marie Antoinette, nachdem ihre Häupter auf dem Blutgerüſt gefallen

---

toinette, die am 21. Januar 1815 in das Königsbegräbniß von St. Denis geführt wurden, 21 Jahre hindurch geruht haben. Es wurde vollendet im zweiten Jahre der Regierung des Königs Charles X., im Jahr der Gnade 1826."

waren, zuerſt in einer Grube voll ungelöſchten Kalks beerdigt wurden.

Die Kapelle iſt klein und niedrig. Die Enge des Gemachs, in welches man eintritt, ſteigert die unendliche Schwüle, die hier herrſcht, zu einer athemloſen Beklommenheit. Von einer Pracht der Ausſtattung und Verzierung iſt hier nirgend die Rede. Dieſe Erinnerungen können keinen äußeren Aufwand vertragen. Man erblickt zuerſt der Eingangsthür gegenüber an der Hinterwand einen einfachen Altar, vor dem in der Mitte der Kapelle einige Betſtühle ſtehen. Einiger Minuten bedarf es, um aus der Dämmerung der Kapelle die Bilder des großen Leidens links und rechts emporſteigen zu ſehen. Jetzt erblickt man, überraſcht und betroffen, wie vom Blitz gerührt, zu beiden Seiten des Altars in den Wandniſchen zwei Marmorgruppen.

Die Gruppe links zeigt uns die Königin Marie Antoinette in einer wundervollen, hinreißenden Ausführung. Der Körper, ſchön und edel geſtaltet, beugt ſich halb knieend rückwärts, den königlichen Mantel von ſich abgleiten laſſend. Von dem herrlichen Kopf hat ſich die Krone gelöſt. Die Schwere der letzten Stunde iſt mit ihrem ganzen fürchterlichen Gewicht auf das ſchmerzdurchbebte Weib, auf die in Bitterniß und Schmach endigende Königin herabgeſunken. Der ſchöne Körper könnte faſt zu üppig und voll

ausgeführt erscheinen, aber es ist dies eine Wahrheit, welche Cortot, der Schöpfer dieses Bildwerkes, ebenso charakteristisch festhalten zu müssen glaubte, als es neuerdings Delaroche in seinem meisterhaften Bilde der Königin gethan, worin zwar das Haar in Folge aller ihrer Leiden und Schrecknisse gebleicht erscheint, die Schönheit und Fülle der Körperformen aber in ungebrochener Kraft ausgedrückt ist. Die Künstler haben aber darin nur der Natur Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn Marie Antoinette verlor den Reiz und die Jugendfrische ihrer Gestalt auch unter den Einwirkungen ihrer schreckensvollsten Lebensmomente nicht.

Madame Elisabeth, in einer allegorischen Auffassung die Religion vorstellend, steht in dieser Gruppe Cortot's neben der Königin und weist dieselbe auf das Kreuz hin, welches sie in ihren Armen trägt. Auf einer Tafel am Postament der Gruppe steht der rührende Brief der Königin an Madame Elisabeth vom 16. Oktober 1793 eingezeichnet.

In der gerade gegenüberstehenden Nische zur rechten Seite des Altars erblickt man die Marmorgestalt Ludwigs XVI., der ebenfalls in dem traurigen, tief erschütternden Ausdruck seiner letzten Lebensmomente dargebildet ist. Ludwig, im königlichen Gewande, liegt auf seine Kniee niedergeworfen, mit einer wunderbaren Ausbreitung der Arme, die von seiner Brust gen Himmel sich emporstrecken in der Haltung des

Gerechten, und die sagen zu wollen scheinen: Was hätte ich denn noch thun sollen? Habe ich denn nicht Alles, Alles gethan?

Der Priester steht hinter ihm, als Engel mit Flügeln dargestellt und verweist den trostlos zusammengesunkenen König auf den Himmel. Auf dem Fußgestell der Statue ist das ganze Testament Ludwigs XVI. mit seinen einfachen, klaren, gerechten Worten eingegraben. Einen rührenderen und überwältigenderen Gegenstand hat die bildende Kunst seit der Laokoons-Gruppe nicht darzustellen gehabt. Dieses Bildwerk ist von dem Baron Bosiet, welcher darin ein bedeutendes Talent entfaltet hat, durch die Sculptur eine so hinreißende und bewegliche Innerlichkeit auszudrücken, die dem Stein die Sprache der Poesie und die Leidenschaft der Tragödie eingehaucht hat.

Dann geht man zehn Stufen hinunter in das Grabgewölbe, wo die einstige und erste Ruhestelle der königlichen Asche war, bezeichnet durch den hier noch befindlichen alten Altar von Stein, der damals die erste Beisetzung der Ueberbleibsel des Königspaares deckte. Jetzt steht dieser Altar unter einer Rosette, die seltsame bunte Lichter über diesen vom Verhängniß gezeichneten Raum ausstreut. Es ist dies das Kalkloch, welches die erste Grundlage dieses rührenden Mausoleums wurde, und man hat es jetzt wie ein tiefes Geheimniß in den Kellern dieses Gebäudes bewahrt.

Einundzwanzig Jahre lang hatten hier die Gebeine der Hingerichteten gelegen. Es schien ein Zufall, daß man unter Ludwig XVIII. sie wiedergefunden und eine Entdeckung des Tages an ihnen gemacht hatte. Sobald die Kunde erschollen war, daß Frankreich sich wieder im Besitz dieser fast zu einer Mythe gewordenen Asche befinde, vereinigten sich zugleich die Wünsche aller Parteien für ein königliches Grabmal, das den beiden großen Schlachtopfern der Revolution bereitet werden solle. Man beschloß, daß diese Ueberreste der Revolution in den Gewölben der Königsgräber von Saint-Denis feierlich und unter Begehung einer großartigen Sühne-Ceremonie beigesetzt werden sollten, und der 21. Januar wurde, als der Jahrestag des unglücklichen Ereignisses, dazu angesetzt. Am 20. Januar wurde die vergessen gewesene Gruft geöffnet, und alle Prinzen des königlichen Hauses kamen, um diese erschütternden Reliquien des Königthums anzubeten und dabei, man weiß nicht welche, Gelübde zu thun. Als aber am Tage des 21. Januar die Prozession, mit welcher man die Asche durch die Straßen von Paris dahingeleitete, an dem Boulevard Montmartre anlangte, stieß die Königskrone, die über dem Leichenwagen angebracht war, auf unbegreifliche Weise gegen den Laternenpfahl der Straßen-Ecke, fiel in den hartgefrorenen Schnee der Straße herunter, und zerbrach dort in mehrere Stücke. Zwei

Monate darauf, aber an demselben Tage, ging die Krone Ludwigs XVIII. wieder auf das Haupt Napoleons über.*)

Die Berührung dieser Asche scheint kein Glück zu bringen, so viel Segen man auch sonst von den Gebeinen der Märtyrer ausfließen zu sehen gewohnt ist. In der Geschichte und Politik kann man nicht ganz ohne Aberglauben fertig werden, und Louis Napoleon, der größte Politiker der neueren Zeit, hat auf seiner ganzen Laufbahn und in allen Zeichen und Wundern, die er auf derselben befolgte, stets am meisten den Hang zum Aberglauben bewiesen. Dagegen hat es ihn nicht geschreckt, sich fürsorglich mit dem Andenken Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's zu beschäftigen, und noch ihre schmerzlich belebten Marmorbilder vor dem Durchregnen zu schützen.

Will aber der napoleonische Kaiser-Adler seine Flügel schützend über alle nationalen Elemente von Frankreich ausbreiten, so kann man auch von ihm erwarten, daß er der Asche eines andern königlichen Märtyrers, nämlich Louis Philipps, einst ihr heimathliches Recht widerfahren lassen werde. Die irdischen Ueberreste des unglücklichen Bürgerkönigs ruhen noch auf englischem Boden, in Weybridge, einem Ort, welcher Privateigenthum zweier englischen Damen ist.

*) Mémoires d'une femme de qualité. II. 67.

In der That war vor einiger Zeit davon die Rede, daß Louis Napoleon, wahrscheinlich um die Sicherheit seiner Herrschaft nach allen Seiten hin zu beweisen, auch an die Zurückholung der Asche Louis Philipps nach Frankreich gedacht habe, so wie Louis Philipp einst die Asche Napoleons I. über das Meer herüber in den Dom der französischen Invaliden holen ließ. Louis Philipp sah damals in dieser Asche auch nur eine nationale Reliquie, die er mit Bourgeois-Pietät zu den übrigen öffentlichen Denkmälern des französischen Volkes legen wollte. Aber die Sicherheit seiner eigenen Herrschaft wurde damit so wenig bewiesen, daß Louis Philipp (welcher doch nur der mit einem blauen Auge davongekommene Ludwig XVI. ist) bald selbst nur das Grab auf fremdem Boden für sein flüchtiges Haupt suchen mußte.

Es ist jedenfalls gefährlich, mit solchen Dingen zu spielen, aber Louis Napoleon wird wahrscheinlich nach dem Attentat vom 14. Januar ebenso wenig mit legitimistischen und orleanistischen Elementen, als mit dem Freiheits-Cultus mehr spielen, da es sich von jetzt an nur um den blanken Säbel auf dem Nacken der Nation handeln wird!

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Oberstr. 9.

Paris

und

Louis Napoleon.

Neue Skizzen

aus dem

Französischen Kaiserreich.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ſich Alles danach, was iſt! wie ſtürmen alle Elemente auf dieſen Frieden, wie ſtrömt die ganze Unendlichkeit auf dieſe Gränze zu! Und auch ich bin ein Weſen, das erſchienen iſt, ich bin ein Körper, der erſcheint! Ich bin Fleiſch geworden, und die Tiefe in mir drängt nach Licht, und das Licht ſchimmert ſehnſuchtshell in die Finſterniß. Ich, der ich eine Erſcheinung bin, ich bin die Einheit von Licht und Finſterniß, denn ſonſt könnte ich nicht erſcheinen. Licht gibt es nicht ohne Finſterniß, und Finſterniß nicht ohne Licht, ohne beide aber keine Farbe und kein Bild. Ich bin ein Bild der Welt, und zwei Verſchiedenheiten ſind in mir in die Einheit vergangen, ſonſt wäre ich nicht Bild, und freute mich nicht meiner Erſcheinung. Ich fühle mich als ein Ganzes in meiner Trennung, und ich fluche Dir, Ascet, der du mich wieder auflöſen willſt in meine getrennten Beſtandtheile! Ja, ich fluche der Trennung von Geiſt und Leib, von Dieſſeits und Jenſeits, denn ich fühle mich ein Eines! Ich bin eine geſunde Weltnatur, ich bin ein Concretes,

Inhalt des zweiten Bandes.

I. **Das Lorettenthum, die Frauen und der Salon.** (Das Princip der Käuflichkeit in der heutigen Gesellschaft. Die Lorette nivellirt die kaiserliche Gesellschaft. Die Geschichte der Lorette. Die jeunesse dorée des Zeitalters. Die Pariser Decadence. Die Loretten als Werkzeug des Wuchers in Paris. Die femme entretenue. Notre Dame de Lorette. Marie Duplessis, das Urbild der Camelliendame. Mendizabal. Die Tabled'hôte-Lorette. Die Kunst-Lorette. Die Souper-Lorette. Die Lorette des Empire als Universal-Person. Die Stellung der tugendhaften Frauen. Die Bestrebungen der französischen Geistlichkeit zur Reformirung der Damen-Toilette. Das Familienleben im Kaiserreich. Der Einfluß der Frauen auf die Zerstörung der Gesellschaft.) S. 1—46.

II. **Der Kaiser und die neue Gesellschaft.** (Der Verfall des Salons. Die Clubs. Der Jockey-Club und der legislative Körper. Die Tanz-Soiréen bei Cellarius und Laborde. Die alte aristokratische Gesellschaft und die heutigen Lebemänner des Kaiserreichs. Die Salons im Faubourg St. Germain. Das Empire français und der Esprit français. Villemessant, der Redacteur des Pariser Figaro. Die Diners zur Verbesserung des französischen Geistes. Die Polinnen in der heutigen französischen Gesellschaft. Frau von Wonsowicz und Madame Récamier. Rossini's neuer Salon. Der Virtuose Vivier und seine beiden Schlangen. Der Salon des Grafen Morny. Morny's Bär. Morny mit russischem Schnurrbart und russischer Gemahlin. Der „Graf" par excellence. Geisterklopferei und Tischrücken in der höheren Gesellschaft. Der Amerikaner Home. Die Prinzessin Mathilde. Die heutigen Klopfgeisterstuben und die Geister Cagliostro's in der ersten

Revolution. Die Geister des Tischkastens und die napoleonische Idee. Eine Geister-Soirée bei der Prinzessin Mathilde, und der Kaiser. Baroche, der Präsident des Senats. Der Aberglauben in der heutigen französischen Gesellschaft. Erneuerung der Convulsionnaire. Die Kaiserin Eugenie und Béranger. Die Kaiserin Mutter, Sennora Montijo. Ihr Haus in der Avenue der Champs Elysées. Ihre Vorliebe für Paul de Kock. Character des Prinzen Napoleon. Sein schriftstellerisches Talent. Das Napoleons-Haus in den Elyseischen Feldern. Der gesellschaftliche Charakter Napoleons III. Schilderung der Persönlichkeit des Kaisers. Sein Verhältniß zu den Frauen. Die Damen des Faubourg St. Germain und der neue Kaiserhof. Der Kaiser und die Kaiserin. Marie Eugenie von Guzmann, Herzogin von Montijo und Gräfin von Theba. Erinnerung an Miß Howard. Die Kaiserin Eugenie und das englische Frauen-Naturell. Die Persönlichkeit der Kaiserin. Ihr Verhältniß zur Politik und zu den Staatsgeschäften.) . . . . . S. 47—88.

III. **Die dramatische Galanterie im neuen Kaiserreich.** (Die Stellung der französischen Schauspielerin im Empire. Die theatralische Prostitution. Die Schauspielerin als Heerführerin des gesammten Lorettenthums von Frankreich. Das Repertoire der Pariser Bühnen unter moralischem Gesichtspunct. Die Schauspielerin und die Liebe. Jean Jacques Rousseau's Ansicht über die Natur der Schauspielerinnen. Die Schauspielerin als die am meisten in der Mode befindliche Person im Kaiserreich. Die Tänzerin und die Diplomaten. Die Liebe der industriellen Epoche. Der Stoff und das Laster. Das napoleonische Machtprogramm. Die faux bons hommes und die fausses bonnes femmes. Ein Ausspruch der Déjazet. Die Geschichte der heutigen Schauspielerin. Einige Pariser Bühnen als Bazar von Mädchen-Schönheiten. Die Organisation des Beifalls. Der Unterhalter der Schauspielerin. Erinnerung an Dlle. Mars. Die Rendezvous-Orte der Schauspielerinnen. Die Vermischung der Schauspielerin mit der Lorette. Die Salons der Courtisanen. Schauspielerinnen und Literaten. Orgien. Die Schauspielerin und die gute Gesellschaft. Ausnahme-Stellung der Sängerin. Die Rachel.) S. 89—117.

IV. **Die inneren Kämpfe im Empire und die Ideen von 1789.** (Drei Parteien und drei Töpfe. Die kaiserliche Partei. Das französische Beamtenthum. Die Trümmer der alten Parteien in einem Conglomerat. Der Rattenkönig. Die Partei der Stellenjäger und Gelegenheitsmänner. Emil von Girardin. Dupin. Die Testaments-Executoren

Louis Philipps. Troplong und die Freiheits-Maskerade des Empire. Die Wiedereinsetzung Dupins und sein politischer Charakter. Die neue Entdeckung der „constitutionellen Opposition" im Kaiserreich. Die Wahl der Demokraten und Republikaner in die Legislative. Cavaignac und Carnot. Das Kaiserthum und der Parlamentarismus. Ein officielles Blatt erfindet die „Demokratie ohne die Revolution." Das Kaiserreich und die Demokratie. Ein journalistisches Intermezzo im Kaiserreich. Freiheitsschwindel einiger Preßorgane. Emil von Girardin und Prinz Napoleon. Emil von Girardin's neue Rolle als Publicist. Der Journalist und die Jagdflinte. Girardins Confessions politiques. Seine Schrift „le droit de punir." Die Kaiserpolitik und das Fourrier'sche Phalanstère. Stellung des Prinzen Napoleon zu den Debatten im Kaiserreich. Prinz Napoleon und die Tagespresse. Der intime Kreis im Palais Royal. E. Texier, Charles Edmond, Clement Caraquel, Girardin. Die Verbindung des Prinzen mit „La Presse." Nefftzer. Die Bestrebungen des Prinzen um die Verbindung des Kaiserthums mit der Freiheit. Der Icarus des Kaiserreichs. Die neue Reise des Prinzen Napoleon. Das mene mene tekel upharsin im Kaiserreich. Die maskirte Polemik gegen das Kaiserthum. François Villemain. Der Vicomte de Laguerronnière. Villemain's Commentar über Cicero de republica. Das alte römische Kaiserthum und das napoleonische Empire. Die imperialistische Debatte auf den öffentlichen Lehrstühlen. Der napoleonische Geist und die Reorganisation der wissenschaftlichen Institute. Der Kaiser will eine neue napoleonische Wissenschaft und Literatur. Die Politik an der Sorbonne. St. Marc Girardin. Die durch die Gewalt corrumpirte Wissenschaft. Die Ausgangspuncte der neuen napoleonischen Wissenschaft in der Geschichte und Philosophie. Napoleon als der „Messias der neuen Ideen." Die antike Cäsaren-Wirthschaft ein verbotenes Spiegelbild. Bossuet und Ludwig XIV. Die „nationale französische Politik." Neue Professoren der kaiserlichen Logik. Neue Organisation des Unterrichtswesens. Die Pariser Universität. Reorganisation des Collége de France. Die außerordentlichen Professoren. Die Philosophen von 1789. Die Schule Condorcet's. Die Ideen von 1789 als Embleme des heutigen Kaiserthums. Die Menschenrechte und die sibyllinischen Bücher. Das napoleonische System und die Idee der Freiheit. Der Industrialismus als Geist des napoleonischen Systems. Napoleon I. antifeudal und industriell. Der neue imperialistische Adel. Das projectirte Adelsgesetz Napoleons III. Die napoleonische Constitution. Der Ursprung der napoleonischen Institutionen in dem Ver-

fassungs-Entwurf von Sieyès. Corps législatif, Tribunat, Staatsrath und Senat. Sieyès und der erste Consul. Die Consulats-Verfassung vom Jahre VIII. Die Verfassung Louis Napoleons vom 14. Januar 1852. Graf Morny als Präsident des gesetzgebenden Körpers. Der politische Charakter Morny's. Verhältniß Louis Napoleons zu seinem Stiefbruder. Morny als Meister der Wahl-Umtriebe, als Industrieller und als Börsen-Speculant. Seine Verdienste um den Staatsstreich. Die Medaille der Legislativen. Das Palais du corps législatif. Die „großen Grundsätze von 1789," und der Komödiendichter Augier.) . . . . . S. 118—200.

V. Eine neue Epoche im Kaiserreich. (Das Attentat vom 14. Januar. Die Umwandlung in der Person des Kaisers. Die militairische Reorganisation des französischen Volkes. Erinnerung an die Attentate gegen Napoleon I. Die Italiener in Paris. Orsini und Pierri. Die politischen Parteien und das Attentat. Die Polizei im heutigen Empire. Die Fürstin von Belgiojoso. Manin. Der Courrier Franco-Italien. Die Mordanschläge gegen Napoleon I. und ihre politischen Folgen. Die Reactions-Maaßregeln des ersten Consuls. Fouché. Georges Cadoudal. Die Erfindung der Deportation nach Cayenne. Der neue Fürst Macchiavelli's. Das Repressiv-Gesetz Louis Napoleons. Der innere Umschlag der napoleonischen Situation. General Espinasse als Minister des Innern und der allgemeinen Sicherheit. Leben und Charakter des Generals Espinasse. Enthüllungen über die geheimen Zustände des Kaiserreichs. Die neue Organisation der geheimen Gesellschaften. Die Auflösung der Parteien in Individuen. Die Socialisten und die Rothen. Abfindung des Kaisers mit dem Socialismus. Die socialistischen Umtriebe des Geldes und des Capitals unter der Aegide Louis Napoleons. Der Socialismus ist die neue Revolution. Das Kaiserthum als Polizei- und Militairstaat. Die fünf großen General-Commandos. Der Prince Impérial. Der Kaiser bestellt sein Haus. Das Regentschafts-Gesetz und der Geheime Rath. Widerstrebende Stellung der Prinzen Jerôme und Napoleon. Billault. „L'avenir est aux apathiques.") . S. 201—252.

I.

Das Lorettenthum, die Frauen und der Salon.

Das neue Gleichheitsprincip, welches die moderne Gesellschaft bewegt und das in Frankreich unter dem neuen Kaiserreich alle socialen und politischen Zustände zu bedingen angefangen, ist das Princip der Käuflichkeit Aller zu Allem. Die eigentlichen Factoren einer solchen Epoche sind das Geld und die Prostitution, durch welche das Reich des Communismus seinen factischen Anfang genommen hat. Die Agiowirthschaft verallgemeinert das Geld und das Eigenthum, und sucht es dahin zu bringen, daß Jeder das Geld hat, wodurch es aber dahin kommt, daß zuletzt Keiner mehr etwas hat, indem die allgemeine Spekulation die allgemeine Verflüchtigung aller Werthe wird. Wie die Geldwirthschaft materiell, so wirkt die Sittenwirthschaft ideell auf die Verflüchtigung aller moralischen Werthe der Gesellschaft, und die

Lorette besteigt den Thron des Zeitalters, um das Reich zu regieren, in dem Niemand mehr Tugend hat, weil sich Alle dem Genuß des Augenblicks verkauft haben.

Die Lorette ist heut Alles, und Alles wird heut Lorette, wenn es sich auf dem glänzenden Niveau des Tages erhalten und nicht in den Wald sich flüchten will, um von Einsamkeit und Wurzeln und Kräutern zu leben. Die Lorette nivellirt die heutige Gesellschaft, als wenn das revolutionaire Gleichheitsprincip in den vielen Verwandelungen, die es gleich dem Gotte Wischnu durchgemacht, in dem schönen Körper der Lorette seine entscheidendste Incarnation empfangen hätte, oder als ob die Ideen von 1789, welche bekanntlich von der neuen napoleonischen Regierung als ihre eigentliche gouvernementale Grundlage proclamirt worden sind, vorzugsweise von diesen Vestalinnen des Kaiserreichs jetzt gehütet und gepflegt würden.

Die Lorette mußte daher, als symbolischer Ausdruck des Zeitalters, bereits den Sieg über alle anderen Gattungen der Frauen und über alle bisher als Normen der Gesellschaft bestandenen socialen und sittlichen Institute, namentlich über Ehe und Familie, davontragen. Die Lorette, als Tochter des Volkes, ist ein neues naturwüchsiges Geschlecht, das mit seiner

kräftigen und reizenden Physis die Gesellschaft erobern und unterjochen will, wie einst die wilden Naturvölker auf den Ruinen der alten Gesellschaft jubelnd und siegesluftig ihre Fahnen aufpflanzten. Es ist der vierte Stand, welcher die Lorette hinaussendet, um die Gesellschaft, die dem Volke heut nur noch als dieser verweichlichte und schwelgerische Tyrann erscheint, zu berücken und unter den Wirbeln der Luft diesem Tyrannen sein Leben zu rauben. Die Lorette spielt aber die Judith des vierten Standes nicht mit dem Schwert in der Hand, sondern sie läßt ihr Opfer allmählig unter ihren trüglichen Umarmungen dahinsiechen, nachdem sie es zuerst moralisch und finanziell zerrüttet und mit allen seinen Verhältnissen überworfen hat und dann seiner physischen Entkräftung und Verkommenheit überläßt. Die Lorette ist zu diesem Zweck nicht nur Buhlerin, sondern sie ist auch Speculantin, und das patriarchalisch gemüthliche Wesen der ehemaligen Grisette weit hinter sich lassend, hat sie den Industrialismus der Epoche in Leib und Seele eingeimpft.

Die Lorette entsteht aus dem Volke, und wird nur in den seltensten Ausnahmen in der Mitte der gebildeten Gesellschaft selbst geboren. Ausnahmen dieser Art kommen zwar vor, und es werden selbst Beispiele der geistreichen und literarischen Lorette

aufgeführt, die in einem vornehmen Erziehungs-Institut ihre erste Ausbildung genossen, aber dann hat sie bei der Rückkehr in das väterliche Haus gewöhnlich eine Zerrüttung der Verhältnisse vorgefunden, die ihr kaum noch eine Wahl ließ. Entweder hat sich der Vater wieder verheirathet, vielleicht an eine rohe, unter seinem Stande erwählte Person, mit welcher die achtzehnjährige, feingebildete Tochter sich nicht zu einigen und zu stellen weiß, oder die Armuth, der Alles demoralisirende Mangel, ist über das Haus hereingebrochen, und alle Aussichten, zum Leben zu kommen, sind für ein Mädchen verschlossen, das alles Feuer der Jugend in sich trägt und dessen Sinne und Geist durch die genossene Bildung noch glühender geworden sind. Dann kostet es nur einen Schritt um in die Welt des Luxus und des Glanzes zu entfliehen, die anfangs so viel lockende Strahlen ausbreitet.

In der Regel aber sind es die düstren, kalten Mansarden-Stübchen der Arbeiter und kleinen Leute, in denen die Lorette geboren wird. Sie ist noch ein halbes Kind, und mit der heranwachsenden, schwellenden Schönheit ihrer Glieder blühen Sittsamkeit und Tugend um die Wette an ihr auf. In dem Kamin ist wenig Feuer, in dem Stübchen ist wenig Luft, und die junge Arbeiterin, die mit gebückter Brust

und mit schmerzenden Augen Tag und Nacht vor ihrem Nähtisch sitzt, um dem kleinen jammervollen Haushalt der Eltern ihren geringen Verdienst zuzuführen, muß selbst dafür büßen, daß sie arbeitet und sich unablässig bemüht. Denn während das Elend um sie her durch ihre Arbeit nicht abnimmt, sondern nur zu wachsen scheint, werden ihre eigenen Wangen von Tag zu Tag bleicher, und ihre Brust, in der sie noch vor Kurzem alle Blüthenträume der Welt pulsiren fühlte, wird immer enger und trauriger. Unter diesem erbärmlichen räucherigen Trödel, der um sie her liegt, raschelt aber auch die Schlange der Verführung, welche in der Spelunke der Armuth ebenso gut nistet, wie auf den Bäumen des Paradieses. Die Schlange ist vielleicht von der Mutter selbst unter das Dach geleitet, denn die gute alte Frau hat die Blicke eines sicherlich sehr reichen Herrn, der seit einiger Zeit öfter an dem Hause vorübergegangen ist, und ihr am Fenster nähendes Töchterlein unaufhörlich beobachtet hat, endlich richtig schätzen gelernt. Die Sache wird dann in der Regel als ein ganz gewöhnlicher Kaufcontrakt zurechtgemacht, und das junge Mädchen sieht sich plötzlich aus der kahlen gottverlassenen Einöde ihrer Jugend in ein kostbares Ameublement in der Rue de Rivoli, auf die weichen Polster schwellender Plüsch-Divans, und in eine von

indischen Shawls und Diamanten strahlende Toilette versetzt. Sie hat entweder rasch ihren Entschluß gefaßt, und dieser führt sie dahin, ihren Lebensreiz jetzt in der triumphirenden Ausbeutung ihrer Situation zu suchen und nach einem kalt berechneten Plan aus dem Ruin ihres Liebhabers ihre Sicherung zu schöpfen. Oder weniger glücklich verfällt sie einer neuen Misère, indem sie, ausgesogen und zerpflückt vom Laster, von Stufe zu Stufe tiefer herabsinkt und zuletzt, mit der Hacke der Chiffonnière in der Hand, bei demselben Elend wieder anlangend von dem sie ausging, ihr Leben verhungernd in dem Straßenkoth von Paris beschließt.

Die Lorette, welche sich eine glänzendere Laufbahn zu sichern weiß, beginnt dieselbe gewöhnlich damit, daß sie, um eine vollständige Prinzessin der Galanterie zu sein, ihr Herz in sich ertödtet und die Fähigkeit zu lieben aus demselben ausrottet. Dann sammelt sie die jeunesse dorée des Zeitalters um sich her, welche ihr die Krone des Lasters auf das Haupt setzt, und jauchzend ihren Nacken unter den Fuß der Courtisane neigt, der die Zügel des heutigen socialen Lebens in Frankreich übergeben worden. Die Pariser der Decadence haben nur noch die Lorette übrig behalten, welche als das allgemeinste Symbol aller gesellschaftlichen und politischen Zustände überall herrschend erscheint, und die zur Auflösung und Ver-

und faſſe mich als einen kräftigen Organismus zuſammen, ſo lange ich mit ruhiger Pflichterfüllung über die Erde ſchreite. In mir iſt Dieſſeits und Jenſeits, in mir iſt Licht und Finſterniß. Und hier ſage ich mir wieder, daß das Licht nicht iſt ohne die Finſterniß, und die Finſterniß nicht ohne das Licht. Der Geiſt iſt nicht ohne den Körper, und der Körper iſt nicht ohne den Geiſt, ſondern beide in einander ſind das Bild, als das ich erſcheine. Darum bin ich geſund, ich bin heiter, weil ich ein Bild bin, und ich würde krank ſein, wie ganze Jahrhunderte krank waren, wenn ich auseinanderfiele in Geiſt und Leib, in Dieſſeits und Jenſeits! Gott im Himmel könnte mir nicht helfen, denn ich habe mich aus der Bewegungslinie des Werdens herausgehoben, ſobald ich mich abtrenne von der Verbundenheit, in die mich Gott ſelbſt gefügt. Ich kann nicht mehr werden, weil ich auch aus Gott herausgetreten bin, wenn ich heraustrete aus mir ſelbſt. Die Trennung von Fleiſch und Geiſt iſt der unſühnbare Selbſtmord des menſchlichen Bewußtſeins.

geudung mächtig und unwiderstehlich antreibt. Die unterhaltene Welt (le monde entretenu), die sich sonst nur in den geheimen Spalten der Gesellschaft einnisten durfte, tritt immer siegreicher und glänzender an die Oberfläche heraus, und constituirt sich als die eigentlich organisirte Welt des heutigen Frankreichs, während alle anderen Verhältnisse um sie her desorganisirt erscheinen und ihre feste, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Haltung verloren haben. Diese Welt der Debauche, in der Luxus, Mode und Geldmacherei ihre eigentliche Ausmündung haben, will in ihren diabolischen Flammen Alles verlodern lassen, was noch ein festes und gesetzliches Bestehen hatte, und die Hand der Lorette weiß diese Flammen immer gewaltiger anzufachen.

Ob es in Paris dahin kommen wird, wie im alten Rom, daß man die Perlen zerstößt, um sie im Wein seinen Freudengenossen zuzutrinken, wissen wir nicht, aber daß in der Menage der Lorette und in Allem, was dazu gehört, ganze Vermögen ausgeschöpft und alte, in den Familien aufgehäufte Glücksgüter zu einem Nichts verflüchtigt werden, steht mehr wie je auf der Tagesordnung. Die Lorette ist nicht nur die Venus der Börse geworden, die den modernen Agiohelden mit dem einzigen Liebesband beglückt, das er mit seinem durch das Geld zerstörten Herzen

noch brauchen kann, sondern sie ist auch eines der mächtigsten Werkzeuge des Wuchers in Paris geworden, der mit ihren Liaisons und Intriguen Hand in Hand geht und für den sie ein Netz zu spinnen weiß, welches mit dem ungeheuersten Vortheil ihre Opfer in seine Maschen zieht. Viele dieser unterhaltenen Damen, und auch einige wegen ihrer Schönheit berühmte Schauspielerinnen, unter denen die heutige Chronik von Paris namentlich die Coulissen-Göttinnen eines gewissen Vaudeville-Theaters nennt, legen ihre Ersparnisse in Wuchergeschäften, mit denen sie in der genauesten Verbindung stehen, als Fonds an. In Paris wird der Wucher mit besonderer Industrie auch von Frauen betrieben, die, da sie die brauchbarsten Commissionairinnen der Corruption sind, auch als Vermittlerinnen und Gelegenheitsmacherinnen der Loretten- und Actricen-Welt sehr nahe stehen, und dadurch ihrem Geschäft, gegen Ausstellung von Wechseln zu einem menschenmörderischen Zinsfuß Geld auszuleihen, die schwunghafteste Ausdehnung zu geben wissen. Der Lorette eröffnet sich hier ein Hauptfeld ihres Berufs, um als Rachedämon der Gesellschaft zu schaffen und zu wirken. Es kommt darauf an, dem jungen Freund, der sich in ihren Armen ruinirt, immer neue Gelegenheit zu Ausgaben und Geschenken und zur Darbringung von Summen, bei

denen es sich der Mühe verlohnt, zu geben. Oft wird dann ein unwiderstehlicher Trumpf auf eine Ovation dieser Art gesetzt, und der junge Mann, der seine laufenden Baarmittel bereits verschossen hat, befindet sich in der allerpeinlichsten Verlegenheit. Seine Adresse ist aber dann zugleich reif geworden für ein gewisses Geschäft, mit dessen Einleitung die Lorette nun keinen Augenblick zögert. Seine Adresse spaziert zu ihrer Freundin, der alten weisen Frau, welche sich dem in Verlegenheit Befindlichen nun in irgend einer Form zu nähern weiß und ihm den Weg zeigt, 10,000 Francs auf einen in drei Monaten fälligen Wechsel zu ziehen, den er freilich auf 20,000 Francs ausstellen muß. Das Geschäft wird gemacht und die Lorette hat eine doppelte Genugthuung, wenn sie ihren Freund am andern Tage mit einem vergnügten Gesicht in ihren Salon treten sieht. Einmal bringt er ihr die bewußten zehntausend Francs, die sie dringend bedurft hat, um angeblich eine sie täglich überlaufende Mutter und einen Tollkopf von Bruder zu beschwichtigen, der Soldat geworden ist, vielleicht sogar die Krim-Medaille besitzt und seit seiner Rückkehr aus dem Krieg alle Augenblicke ankommt und sie zu erschießen droht, weil sie seine Ehre compromittire. Und dann haben die zehntausend Francs noch den schönen geheimen Hintergrund, daß sie aus

dem Fonds der Lorette ſelbſt gefloſſen und aus ihrem Einlage-Capital in dem Geſchäft der guten alten Frau zu dem Wechſel verwandt ſind. Die Lorette ſieht ihr Capital bereits verdoppelt zu ihren Füßen liegen, denn an der Zahlungsfähigkeit des jungen Mannes iſt einſtweilen gewiß noch nicht zu zweifeln; ſeine reiche Familie wird den Wechſel einlöſen, der ihn ſonſt unmittelbar nach Clichy ſpazieren laſſen würde. Die zwanzigtauſend Francs werden in drei Monaten eingehen, und, mit Abzug der Discontirungskoſten und Commiſſionsgebühren für die Freundin, hat das Portefeuille der Lorette davon dieſen neuen Zuwachs an Fonds gewonnen. Wie anders iſt es doch jetzt, als es damals war, wo ſie ſich in der engen, ſchwülen Dachſtube die Finger blutig und die Augen ganz roth nähen mußte, und wo ihr tugendhaftes junges Herz gegen ein rauhes Wollentuch ſchlug, das ihren Buſen deckte! Die Lorette wird bald reich, wenn ſie nicht bald zu Grunde geht.

Der finanzielle Boden, auf dem die Lorette heut ſteht, wird zugleich durch ihre Bezeichnung als femme entretenue, die alle ihre anderen Spitz- und Kriegsnamen überdauert und zuſammenfaßt, auf die am meiſten charakteriſtiſche Weiſe angedeutet. Denn die „Unterhaltene“ iſt nicht mehr die Hetäre von ehemals, die in einem geächteten Verhältniß, und mit

nicht größerem Recht als einer Ausgestoßenen und Sklavin zukam, der ganzen übrigen Gesellschaft gegenüber stand und mit ihrem Sündenlohn zugleich abgefunden wurde. Die unterhaltene Frau ist Diejenige, an welche Etwas gewandt werden muß, um sie zu besitzen, und die man nicht hat, wenn man ihr nicht zugleich eine materielle und finanzielle Existenz gemacht hat, und diese Alles auffaugende Existenz beständig wieder speisen und ausstatten will.

Die übrigen Namen der Lorette sind wechselnd geworden, wie die Bezeichnung der Modegegenstände überhaupt wechselt. Diese Gattung von Personen ist aber in Frankreich so wichtig geworden, und befindet sich so sehr an der Spitze aller Interessen, daß die Poesie hierin mit der Libertinage gewetteifert hat, um immer neue Namen, bald symbolische bald humoristische, ausfindig zu machen. Selten ist aber ein Nom de guerre so entschieden durchgeschlagen, wie der Name der dame aux camélias, womit Alexandre Dumas fils, der das Prostitutionsdrama zu einem geistreichen und künstlerischen Genre zu machen gewußt hat, eine seiner genialsten Compositionen bezeichnete. Weniger ist er mit der von ihm gleichfalls erfundenen Bezeichnung der filles de marbre durchgedrungen, denen Xavier de Montépin seine Gipsmädchen (filles de plâtre) für ein niedrigeres

Genre und in einem jedenfalls sehr niedrigen Roman gleiches Namens nachbildete. Auch die Benennung der Camelien-Dame wird sich nicht mehr lange erhalten und dem ersten besten glücklichen Einfall Platz machen, obwohl der vor einiger Zeit gemachte Versuch, die Lorettes in Madeleines umzutaufen, nicht den Beifall des betheiligten Publikums gefunden haben soll. Die Lorette ist immer noch die am allgemeinsten anerkannte Firma geblieben, die in dem Kirchspiel der Notre Dame de Lorette auf eine zu angenehme und elegante Weise wurzelt, als daß man sie so leicht wieder verwischen lassen möchte. Die Lorette erscheint sich selbst in einem gewissen Geruch der Heiligkeit, wenn sie durch ihre eigenthümliche Zugehörigkeit zu dem Tempel der Mutter Gottes von Lorette sich bezeichnen kann, und ihr Streben ist es nach wie vor, es in dieser eleganten und luxuriös ausgestatteten Kirche, die noch immer ein Sammelrunct aller Tänzerinnen und Schauspielerinnen ist, zu einem rothen Sammetsessel zu bringen. Diese modische Notre Dame de Lorette ist dadurch mit ihren schönen ausgeschmückten Hallen der Rendezvous-Platz aller fashionablen Intrignen von Paris geblieben. Die Luft hat aber in diesem kaum an eine Kirche erinnernden Saal etwas Aengstliches, und es ist mir einige Male begegnet, daß ich mich

darin wie in eine Berliner Damen-Conditorei verſetzt glaubte, was natürlich nur den ſchleunigſten Aufbruch aus dieſen Räumen zur Folge haben konnte.

Hier in Notre Dame de Lorette, wo die moderne Courtiſane ihren Namen empfangen, auf den ſie vorzugsweiſe ſtolz iſt und durch den ſie ſich mit einer gewiſſen Weihe bedeckt erſcheint, zeigt ſie ſich auch gern in ihrer prächtigſten Toilette, in der ſie, das von Gold und Sammet ſtrahlende Gebetbuch in der Hand, mit ſo viel Grazie und Unſchuld, als die tugendhafte Frau ſie nur immer in ihren Gebärden haben kann, auf dem vor ihr ausgebreiteten Kiſſen niederkniet. Dieſe Toilette, in der ſie ſo prachtvoll zur Madonna betet, iſt freilich dieſelbe, in der ſie auch Abends unter den Acazien des Jardin Mabille, im Chateau Rouge, in Asnières oder am See im Bois de Boulogne erſcheint, aber wenn ſie Mittags in der Meſſe bei Unſerer Dame de Lorette uns an den Cancan gemahnt, den ſie Abends tanzen wird, ſo erinnert man ſich des Abends, wenn man ſie im Cancan ihren elektriſchen Reif ſchlagen ſieht, wieder an ihr frommes Knieen zu den Füßen der Madonna de Lorette, und man weiß zuletzt nicht mehr, was Madonna und was Lorette iſt. Am Ende kommt man auf den Gedanken, daß die Lorette die eigentliche Madonna der neuen Zeit geworden iſt, denn,

wie gute Katholiken auch die Franzosen noch sein mögen, so hat sich ihr Madonnen-Cultus jedenfalls mit dem Loretten-Cultus auf eine zu specifische Weise gemischt, und die Lorette steht heut in Frankreich zu sehr an der Spitze aller Frauen, als daß sie nicht auch der Madonna eine gefährliche Concurrenz machen sollte.

Die größte Lorette dieser Zeit ist ohne Zweifel Marie Duplessis gewesen, nach deren Urbild Alexandre Dumas fils seine Camelien-Dame geschaffen. Sie war die erste Frau dieser Art, deren Persönlichkeit und Lebensverhältnisse so bedeutend und glänzend hervorragten, daß in der ganzen gesellschaftlichen Welt von Paris von ihr Notiz genommen wurde. Sie riß durch dies Interesse zuerst die Barrière nieder, welche bis dahin zwischen der monde entretenu und der Pariser Gesellschaft mit einer Strenge, wie sie kaum anderswo auf diesem Punct gewaltet, aufrecht erhalten worden war. Marie Duplessis, die Tochter eines Conditors in Nantes, wo sie bis zu ihrem achtzehnten Jahre in einem Kloster erzogen worden, war durch den Tod ihres noch auf seinem Sterbelager bankerott gewordenen Vaters in die größte Bedrängniß gerathen, und hatte sich aus Nantes von dem Sohn eines reichen Rheders entführen lassen, der mit ihr die Schweiz und Italien besuchte. Nach dessen plötzlich erfolgtem Tode associirte sie sich mit

einem Maler, der ſchon ſeit ſechs Monaten mit dem jungen Paar gereiſt war, und dem ſie nach Paris folgte, um zugleich in ſeinem Atelier ihr für die Malerei erwachtes Talent zu pflegen. Es war aber in Marie Dupleſſis ein Wettſtreit aller ſchönen Künſte ausgebrochen, in welchem ſie von dem Maler zu einem Schauſpieler überging, der weder jung noch ſchön noch bedeutend geweſen ſein ſoll, mit dem aber Marie zwei Jahre lang ihr Leben theilte. Dann folgten mehrere Jahre in dem Lebenslauf der Marie Dupleſſis, die nach dem Geſtändniß ihres eigenen Biographen, dem wir dieſe Züge entlehnen*), mit einem ſeltſamen geheimnißvollen Schleier bedeckt ſind und in denen leicht das Aergſte vorgefallen ſein könnte.

Im Jahre 1845 tauchte Marie Dupleſſis als Beſitzerin eines Handſchuhladens in der Paſſage de l'Opera wieder auf, und obwohl man das Jahr ihrer Geburt nie genau erfahren hat, ſo ſcheint ſie doch jetzt erſt in die volle Blüthe ihrer Reize getreten zu ſein. Ein ſpaniſcher Staatsmann, der früher in Madrid Finanzminiſter geweſen und damals in der Verbannung lebte, vielleicht Mendizabal, kaufte in der Paſſage de l'Opera ſeine Handſchuhe, und fand daß er noch nie ſo ſchöne Hände geſehn, als die waren, mit denen ihn Marie

*) E. M. von Leyden in der bekannten Brochüre. (5 Aufl.)

Dupleſſis berührte, als ſie ihm die gekauften Handſchuhe anprobirte und ihm reibend und ſtreichelnd über ſeine Finger zog. Für dieſes kleine Vergnügen bat ſie der ehemalige Finanzminiſter, eine Wohnung in der Rue St. Lazare von ihm anzunehmen, die er nach dem glänzendſten Maaßſtab zu möbliren übernahm und in die er ſie als Herrin des Hauſes einzuführen ſich erlaubte. Marie Dupleſſis nahm von dieſer neuen Poſition mit ihrer ganzen geiſtreichen Anmuth und drolligen Heiterkeit Beſitz. Der Caſtilier fügte eine Equipage und eine Civilliſte von hundert Louisd'or monatlich hinzu, und ſtellte bei Allem nur die Bedingung, daß Marie Dupleſſis ihn jeden Tag von drei bis fünf Uhr zu erwarten und in einem weißen Kleide, mit aufgelöſten Haaren und bloßen Armen zu empfangen hatte. Der Exminiſter ſaß dann in feierlicher Haltung neben ihr auf dem Divan und Marie Dupleſſis mußte Converſation machen, was ihr bei ihrem natürlichen Humor und ihrem in der That mannigfach gebildeten Geiſt um ſo leichter werden konnte, als der ſpaniſche Finanzminiſter ein ganz regelmäßiges Syſtem der Unterhaltung hatte, welches Marie nur mit ihrer unvergleichlichen Laune und ihren reizenden Einfällen zu beleben und zu durchwirken brauchte. Das ſchöne oder ſchlechte Wetter bildete bei ihm den ſtehenden Eingang jeder Conver-

Und doch, wie viele Jahrhunderte solcher Zerwürfnisse des ganzen Geschlechts rollen sich auf vor meinen Blicken, selbstmörderische Jahrhunderte, wo der Mensch seine Pflicht und seine Andacht darin suchte, das Dasein nur als ein Zersplittertes zu fassen! Das Christenthum, durch das Gott in die Welt gekommen, war es aber gerade, das diesen Zwiespalt zwischen Gott und Welt aufbrachte und immer unheilbarer befestigte. Jene Zeiten der christlichen Ascetik brachten den Begriff der Weltentsagung hervor, und die Kasteiung und Geißelung des Fleisches sollte zu Gott führen, der jenseits der Welt angebetet wurde. Diese gottlose Verzerrung des Christenthums war jedoch die reine Lehre nicht selbst, sondern eben die aus dem Mißverstand der Zeiten geborene Caricatur, in welche sich der ausgetriebene Teufel des Fleisches noch einmal hineinzuretten versuchte. Denn in der Zerwürfniß wirkt gerade der Teufel am mächtigsten, und daher die heimlichen Laster, in welche das der Welt sich gegenüberstellende Mönchthum ebendeßhalb verfiel. Aber wie

ſation, dann kam ſpeciell die Natur des Pariſer Wetters an die Reihe, von welchem ein kühner Uebergang zu den ſpaniſchen Revolutionen gemacht wurde, die den Miniſter genöthigt hatten, Madrid mit Paris zu vertauſchen. Die Pauſen, welche jedesmal bei der Abwechſelung von einem Thema zum andern eintraten, wurden regelmäßig mit einigen Liebkoſungen ausgefüllt, die der Reihe nach ebenfalls ſchon feſtzuſtehen ſchienen. Zwiſchen der Unterhaltung über das Wetter wurden ſtets die wunderbar ſchönen ſchwarzen Haare der Marie Duplefſis bewundert und geſtrichen, denn auch in dem ſeltenen Glanz dieſes Haares ſchien es alle Augenblicke zu wetterleuchten und Blitze zu entzünden, die tief in das Herz des caſtiliſchen Finanzmannes drangen. Bei den ſpaniſchen Revolutionen aber, bei denen der Miniſter ſein beſonderes Leid zu klagen hatte, wurden ſtets die überaus ſchönen Hände der Freundin ergriffen und einige Male zärtlich geküßt und wie zum Troſt für Alles, was er hatte ausſtehen müſſen, recht lange und innig an ſeine Bruſt gedrückt. Dann ſtand er plötzlich auf, und verabſchiedete ſich höchſt eilig von ihr bis zum folgenden Tag. Marie zog dann ihr weißes Kleid wieder aus und warf ſich in eine glänzende Modetoilette des Tages, um ihre andern Freunde zu empfangen, in deren Zulaſſung ihr alle und jede

Freiheit gelassen war. Diese Freiheit benutzte sie mit großem Verstand, um einen Salon zu machen, der nicht nur in gewissen Sphären bald einen außerordentlichen Ruf erlangte, sondern auch die ausnehmend feine und liebenswürdige Persönlichkeit der Marie Duplessis zu einer gefeierten und fast geachteten zu erheben anfing.

Dieses Relief ihrer Person erhöhte sie nur noch, als der Spanier durch eine Wendung der politischen Ereignisse nach Madrid zurückgerufen wurde und Marie an einen Banquier überging, dem der Exminister sie bei seiner Abreise dringend empfohlen hatte. Dieser Banquier, der von Geburt ein Engländer war, und seinen Finanzen wie seiner Religion nach sich zum Judenthum bekannte, denn er berechnete sein Vermögen nach vielen Millionen, führte Marie Duplessis mit sich nach England, wo sie die glänzendsten Stufen der Gesellschaft hinanstieg. Reich an Juwelen und Banknoten, kehrte sie von London wieder nach Paris zurück, wo sie in ihrer eigenthümlichen Situation, die beinahe eine sittliche Palingenesie errang, bis zu ihrem Tode sich behauptete. In ihr Haus kamen nach ihrem Tode die Damen der besten und vornehmsten Gesellschaft, um von ihrem berühmten Mobiliar etwas anzukaufen, das bei der öffentlichen Auction bis zum drei- und vierfachen Preis losge-

ſchlagen wurde. Man hat dergleichen bei den Möbeln berühmter Sängerinnen und Tänzerinnen gethan; warum nicht bei einer Sitten-Celebrität, die an der Spitze der Demi-Monde geſtanden und durch ihren Glanz wie durch ihre Schönheit und ihren Charakter die Grenzlinie zwiſchen der unanſtändigen und der ehrbaren Welt faſt zu verwiſchen anfing?

Marie Dupleſſis war daher geeignet, durch ihr ganzes Weſen wie durch ihre Stellung das Urbild jener Camelien-Dame zu ſein, in welcher Dumas fils die heutige ſeltſame Wendung der franzöſiſchen Geſellſchaft in ebenſo genialen als pſychologiſch treffenden Zügen zeichnete. Wie Marie Dupleſſis ſelbſt durch ihre Perſon gewiſſermaßen zuerſt den Bann bezwang, der ſonſt auf der Stellung der Courtiſane laſtete, indem ſie auch die ſogenannte anſtändige Geſellſchaft nöthigte, ſich mit ihr zu beſchäftigen und ihre Exiſtenz anzuerkennen, ſo begründete jener Autor durch ſein Stück von der Camelien-Dame die neue Stimmung der franzöſiſchen Geſellſchaft, welche ſich dem allgemeinen Eindringen des Lorettenthums in alle Kreiſe nicht mehr verſchließt, ſondern mehr und mehr eine anerkannte Thatſache darin erblickt, die bald dazu führen wird, den vollſtändigen Sieg der Lorette in der Geſellſchaft zu proclamiren.

Die ſchöne Marie Dupleſſis wird darum einſt

ein klassischer Namen in der Geschichte des die Gesellschaft erobernden Courtisanenthums sein, und es scheint bereits ein ihr geweihter Geheimdienst durch eine starke Verbreitung ihres Bildnisses in verschiedenen Kreisen begonnen zu haben. Monsieur Jules Janin besitzt in seiner Bibliothek von literarischen und artistischen Curiositäten auch mehrere Autographen von Marie Duplessis, die ihm von der Schauspielerin Madame Doche zum Geschenk gemacht worden. Madame Doche, eine der galantesten und luxuriösesten Schauspielerinnen von Paris, welche die Rolle der Camelien-Dame zuerst auf der Bühne geschaffen, und darin von einem Theil des Publikums als ein Spiegelbild ihres eigenen Lebens beklatscht wurde, scheint mithin mit der Marie Duplessis in Verkehr und Briefwechsel gestanden zu haben, was zur Charakteristik des innern Zusammenhanges, in welchem diese eigenthümliche Welt von Paris steht, keinen unwesentlichen Beitrag liefert. —

Die Spielarten des Lorettenthums sind aber natürlich von der mannigfachsten Art und stufen sich nach Persönlichkeit und Verhältnissen, nach Glück und Unglück, so verschiedenartig ab, daß die Physiologie der Lorette, die von einem Naturforscher der Gesellschaft noch zu schreiben ist, eine sehr verwickelte Arbeit mit der Systematisirung und Gruppirung ihrer

Klassen verursachen würde. Auf ihrer höchsten und feinsten Stufe verbannt die Lorette jeden geschäftlichen Charakter aus ihrer Stellung, und strebt danach, Salon-Dame im vornehmsten und reinsten Stil zu sein, von welcher Höhe sie nur durch besondere Unglücksfälle, die aber niemals ausbleiben, wieder herunterfällt. Muß sie wieder in die Abenteuer des Zufalls und der öffentlichen Gelegenheiten hinaus, so erwählt sie sich leicht eine bestimmte Rolle, die sie mit Geschick und Virtuosität durchzuführen sucht, um die Aventüre nach einem festen Plan auszubeuten.

Eine dieser Character-Masken der Lorette ist die Table d'hôte-Lorette, die gegen die Salon-Lorette schon eine viel geringere Stufe der käuflichen Galanterie von Paris bezeichnet. Diese Lorette, der freilich noch die eleganteste Toilette wie die feinsten Manieren zu Gebote stehen müssen, hat die Table d'hôte, an der sie mit Fremden und Einheimischen anbinden kann, zum Schauplatz ihrer Thaten bestimmt, und verfährt dabei entweder im Einverständniß mit der Besitzerin des Hôtels, mit der sie vielleicht auf Gewinnantheil arbeitet, oder sie unternimmt jeden Streifzug dieser Art ganz für sich und mit eigener Ausrüstung ihrer Waffe. Ihre Strategie ist dann auf ihre Nachbarn und auf ihre Vis-à-Vis gerichtet, und sie weiß jeden eintretenden Moment, wo sie mit Er-

folg losschlagen kann, richtig zu beurtheilen. Ihre Vorschläge, wie nach dem Diner der Abend hinzubringen sei, werden den Fremden, die sich rathlos beim Champagner darüber unterhalten, gewiß auf eine ebenso anmuthige als scheinbar absichtslose Weise entgegengebracht werden. Für eine Partie nach dem Wäldchen von Boulogne entwirft sie den reizendsten, unter jedem Gesichtspunct als practisch anzuerkennenden Plan, oder sie entwickelt schon während des Diners so viel hinreißende Laune gegen ihren Nachbar, daß dieser selbst sich in Vorschlägen erschöpft, um sie zu irgend einer Partie überreden zu können. Sehr häufig ist die Table'hôte-Lorette aber auch im Solde einer geheimen Spielgesellschaft, für welche sie durch ihre Anlockung Opfer herbeizuschleppen hat, denn die meisten Loretten sind selbst Spielerinnen von Profession, und müssen diese ihre Leidenschaft nicht selten im Gefängniß abbüßen. Die Lorette versteht es dann Jedem anzusehn, ob sie ihn nach dem Diner zu einer Spielpartie einladen darf, die entweder schon in einem Nebenzimmer wartet oder zu der hinzuführen, ein elegantes Cabriolet, welches die Lorette für das ihrige erklärt, schon draußen vor der Thür bereit steht.

Eine andere Specialität auf diesem Gebiet ist die Kunst-Lorette, die auf lauter ästhetische und kunstliebende Fremde rechnet und etwas darauf giebt, sich

immer unter irgend einer artistischen Maske einzuführen, wo sie dann bald als Tänzerin, bald als Schauspielerin und Sängerin, bald auch als Musiklehrerin, auftritt oder wenigstens immer im Begriff steht, sich zu einer dieser Berufsarten vorzubereiten, vielleicht auch schon in den nächsten Tagen ihr Debut auf diesem oder jenem Theater zu halten. Oder sie ist Malerin, und hat soeben die Erlaubniß erhalten, in der Galerie des Louvre die bella giardiniera des Rafael zu copiren, worauf sie sich natürlich außerordentlich freut und wovon ihr ganzes Glück abhängt. Es versteht sich, daß zu dieser Rolle einige Vorkenntnisse gehören, die aber bei dem mehr oder weniger ästhetischen Naturell, das jeder Lorette eigen ist, nicht so schwer von ihr zu erwerben sind. In der Regel sind dies aber Loretten, die früher der Bohême von Paris angehört haben, und unter jener wunderbaren Sippschaft von Künstlern und Literaten, mit denen sie das erste Brot der Armuth und der Jugend theilten, sich in jeder Art heranbildeten. Ein höheres Raffinement, das auch in der Idee an etwas Besseres angränzt, liegt der Kunst-Lorette jedenfalls zum Grunde, denn sie rechnet nicht nur auf den größeren Reiz, den alles zum Theater und zur Kunst Gehörige auf viele Personen ausübt, sondern sie kommt sich auch selbst interessanter und vielleicht sogar etwas

anständiger und unschuldiger in diesen artistischen Gastrollen vor, von deren Wahrheit sie sich bei ihrer lebhaften und zu Täuschungen geneigten Phantasie leicht selbst überredet.

Das allgemeinste Bivouac des Lorettenthums stellt die Souper-Lorette dar, die tolle Priesterin der Cabinets Particuliers, die den Höhepunkt des Pariser Vergnügens, die Partie fine mit Souper, repräsentirt, und dazu auf den Bällen des Jardin Mabille, des Chateau-Rouge, des Ranelagh, des Valentino, gesucht und gefunden wird. Das Souper mit Loretten ist ein stehender Typus der Pariser Debauche, trägt aber in der Regel einen so handwerksmäßigen Zuschnitt an sich, daß es häufig nur eine sehr traurige und langweilige Ceremonie der Liederlichkeit ist. Die französische Lorette ist zwar zugleich das drolligste Geschöpf von der Welt, und sie trägt einen Fonds natürlicher Laune und toller Einfälle in sich, die oft um so reichlicher sprudeln, je größer ihre heimlichen Nöthe, ihre Seelenqualen und Verlegenheiten sind. Aber da dem Souper schon ein Tag und Abend der Arbeit und der Anstrengung vorausgegangen sind, so giebt auch häufig die physische Erschöpfung einen starken Grundton bei diesen Gastmählern ab, deren Character dadurch leicht eine mit heimlicher Melancholie versetzte Frivolität wird.

Es kann aber nicht in unserm Interesse liegen, bis zu den untersten Stufen des Lorettenthums hinabsteigen zu wollen. Die Lorette kann für uns nur auf den Stufen, wo sie in den Organismus der Gesellschaft eingedrungen ist, als soziales Symptom der Neuzeit in Betracht kommen. In dieser Bedeutung aber überragt die Lorette im heutigen Kaiserreich Alles, was nur irgend dem Reich der Galanterie angehört, und ihr Einfluß, ihre Allmacht sind in Frankreich nur noch in einer fortdauernden Steigerung begriffen. Die Lorette des Empire ist eine Universal-Person geworden, und während es sonst durchaus gegen den guten Ton und gegen alle Sitte war, in anständigen Kreisen von der Lorette zu sprechen und ihre Person und ihren Dunstkreis nur irgend zu berühren, ist sie jetzt zu einer der anziehendsten und merkwürdigsten Gegenstände der Unterhaltung, selbst im Munde der ehrbaren und tugendhaften Frauen, geworden. Da diese einst so streng gehütete Barrière in Paris jetzt völlig übersprungen ist, so wird man dieselbe Freiheit allerdings auch für die Schilderung französischer Kaiser-Zustände, wenn diese vollständig werden soll, in Anspruch nehmen müssen.

Es wird nicht geläugnet werden können, daß zu dieser universalen und allgemein anerkannten Stellung der Lorette die anständigen Frauen in Paris selbst

sehr wesentlich beigetragen haben und unausgesetzt beitragen. Nicht etwa blos dadurch, daß die Frauen der Familie in neuester Zeit um so Vieles langweiliger, reizloser und jedes geistigen Inhalts leerer geworden sind, und in Ermangelung eines eigenthümlichen Lebens nur noch gränzenlose Putzsucht und Luxus zur Herausstaffirung ihrer Person und zum Ruin des Mannes ergriffen haben. Das Haupterrain haben diese Frauen der Lorette dadurch eröffnet und freigemacht, daß sie ihr bei sich selbst einen gewissen Reiz der Anziehung zugestanden haben und sich mit sichtlicher Vorneigung für Alles interessiren, was nur irgend die Lorette, ihre schlüpferigen und narkotisch schwülen Verhältnisse und ihre geheimnißvoll reizenden Leiden und Freuden betrifft. Bei den Demi-Monde-Stücken der Theater ist es jedenfalls das Damen-Publikum gewesen, welches am zahlreichsten und eifrigsten herzugeströmt ist, und die dramatischen Katastrophen des Courtisanen-Lebens mit seiner innigsten Theilnahme, ja mit reichlich fließenden Thränen begleitet hat. Dem Männer-Publikum konnten diese dramatischen Darstellungen einer Sphäre, die ihnen so wohlbekannt ist, nicht gerade sehr viel Neues und Anziehendes, und eher manche beschämende und betroffen machende Reminiscenz bieten. Und man geht nicht in das Theater, um sich für sein eigenes Entrée

falsche Propheten seid ihr gewesen, ihr Saint-Simonisten, wenn ihr verkündigt habt, das Christenthum sei ausgelebt und bedürfe euerer Umgestaltung, weil es noch lehre, daß das Reich Gottes nicht sei von dieser Welt. Zwar hat die religion st.-simonienne das unendliche Verdienst, zuerst wieder darauf hingewiesen zu haben, daß die Welt in Gott sei, und Gott in der Welt, und ich habe mich geärgert, daß einer meiner Bekannten, Veit, in seinem Buche über den St. Simonismus diese Lehre von der Wiedereinsetzung des Fleisches so flach und ohne alle tiefere und welthistorische Beziehung zu nehmen vermocht hat. Dennoch aber sind der St. Simonisten religiöse Meinungen verdammenswürdig, weil durch ihre Lehre von der Materie, die Alles ist und auch Gott, nur ein heidnischer Pantheismus herauskommt, und selbst die Religion zur Industrie wird, weil die Welt zu einem Verarbeitungsartikel der Technik wird. Falsche Propheten seid ihr gewesen, ihr St. Simonisten! sage ich. Denn wenn ihr predigt, Gott sei Geist und Fleisch, so

noch sittlich bessern zu lassen, wenn dies wirklich die ernste Absicht dieser Autoren gewesen sein sollte.

Die Courtisanenstücke sind eigentlich nur auf die tugendhaften Frauen von Paris berechnet, die heut mit lüsternem Auge vor den Barrièren der Prostitution stehn, und in diese ihnen ganz neue Welt mit wunderbaren Empfindungen hineinblicken. Dies ist die Welt, in der sie ihre Männer, ihre Brüder und Söhne mit einer so mächtig umstrickenden Gewalt gefesselt sehn, dies sind die Frauen, die ihnen wohl noch Ekel und Abscheu, aber noch mehr den Wunsch einflößen, alle ihre Geheimnisse recht gründlich kennen zu lernen. Die Neugierde der anständigen Frauen ist stärker geworden als jedes andere Gefühl, und die Mütter zeigen und erklären es ihren Töchtern, wie die Courtisanen leben und glanzvoll eingerichtet sind, welchen Luxus der Toiletten, der Möbel und der Equipagen sie erschwingen, und welche Schicksale, die denn doch am Ende rührend sind für jedes weiche Herz, sie ereilen. Diese Neugierde, die schon ein Krankheitssymptom ist, führt Mutter und Tochter zusammen in die Wohnungen der Courtisanen, deren kostbare Einrichtungen zur Auction gestellt sind, und wo nun Alles, was es dort giebt, die Divans und die Teppiche, die Blumen, die Fächer, die Nipps und das romantisch drappirte Himmelbett der Courtisane,

betrachtet und ohne Schauder, vielleicht auch schon mit dem Schauder des geheimen Reizes, mit den Händen betastet werden.

Das große, eigenthümlich gespannte Interesse, welches die Damen der anständigen Gesellschaft bereits für das ganze Reich der Loretten haben, zeigt sich auch in ihrer vertrauten Bekanntschaft mit den Spitznamen, die gewisse Mode-Celebritäten der Prostitution führen, und die sonst nicht leicht von den schönen Lippen einer sittsamen Frau wiederholt wurden, jetzt aber mit dem Anschein der größten Unbefangenheit in den Kreis der Conversation gezogen sind. Das Herüber und Hinüber der Courtisane und der anständigen Frau hat in Paris bereits auf das Lebhafteste begonnen, ihre Begegnungen sind öffentlich und geheim auf das Unverkennbarste eingeleitet, und der Prachtluxus der weiblichen Toiletten hat sein Siegel auf diesen folgenreichen Bund gedrückt. Wie die homerischen Helden ihre Rüstungen vertauschten, um Angesichts ihrer beiden Heere den Beweis brüderlich gesinnter Feindschaft zu führen, so hat die Courtisane der tugendhaften Frau den Schmuck der Achtung abgenommen und legt ihn als neues Geschmeide um ihren eigenen Hals, während die tugendhafte Frau dafür den Allerweltsreiz der Courtisane

eintauscht und als flammendes Diadem an ihre Stirn steckt.

Weil aber die Lorette im heutigen Kaiserreich Alles ist und Alles Lorette wird, so hat auch die Damen-Toilette der Epoche nothwendig diesen lorettenhaften Charakter annehmen müssen. Diese auf den äußersten Effect gearbeitete und durchaus provocirende Toilette drückt es hinlänglich aus, daß die Frau der Familie mit der Courtisane in Rivalität getreten ist und mit derselben um die Wette diese ganze Maschinerie von Wirkungen an ihrer Person aufzieht. Die Crinoline erscheint in Paris noch immer als die Mensur, auf welche Frau und Lorette mit einander hinausgetreten sind, um sich auf offenem Markt ihre Vortheile abzugewinnen. Dieses Kleidungsstück bildet daher noch immer eine öffentliche Frage in Paris, die auch nicht eher endgültig entschieden werden wird, als bis die zur Lösung stehende Frage zwischen der tugendhaften Frau und der Lorette ihre letzte Entscheidung gefunden hat.

Ehe man über dieses Princip einig geworden, werden auch die Anstrengungen, das anspruchsvolle Uebermaaß der Frauen-Toilette wieder in ihre sittlichen und finanziellen Grenzen zurückzuführen, nicht leicht einen Boden gewinnen können. Diese Anstrengungen sind neuerdings besonders von einem Theil der frau-

zösischen Geistlichkeit gemacht worden, und namentlich ist es der General-Vicar von Tarbes, M. P. Laurence, der vor Kurzem ein Circularschreiben durch ganz Frankreich an die Frauen gerichtet hat, mit der Aufforderung, unter sich eine Association zu stiften, durch welche sie sich feierlichst verpflichten wollen, dem Luxus überhaupt und dem der Toiletten insbesondere zu entsagen. Die Mitglieder dieses neuen Toiletten-Mäßigkeitsvereins sollen sich unverbrüchlich jeder Mode enthalten, welche die Sittsamkeit verletzen oder mit dem frommen Sinn einer christlichen Frau sich nicht vereinigen könnte, worunter namentlich decolletirte Kleider, Hüte die den Kopf nicht vollständig bedecken, die Volants und die Crinolines verstanden werden.

Die Damen dieses Bundes sollen sich auf 8 bis 10 Kleider höchstens beschränken, sie sollen in einem schwarzen Kleid in der Messe und in der Kirche erscheinen, und auf dem Ball und in der Soirée nur eine einfache Toilette wählen, keine Sammetmäntel und reichen Seidenstoffe, keine kostbaren Spitzen. Auch sollen sie eine Medaille tragen, mit dem Bildniß der heiligen Elisabeth auf der einen Seite, und auf dem Revers die schönen Worte: „simplicité! modestie!“ Der gute General-Vicar von Tarbes will zugleich ein Journal herausgegeben sehn unter dem Titel: „Journal des Dames de l'association

de Sainte Elisabeth de Hongrie", durch welches geistliche Mode-Journal die Einheit der Toilette für die associirten Damen begründet werden soll. Denn in diesem Journal soll, nach dem Prospect, gelehrt werden, wie man sich von den herrschenden Moden weder zu sehr entfernen noch sich ihnen zu sehr hinzugeben habe, und dies scheint so weit gehen zu sollen, daß der Priester den Damen selbst das Maaß zu ihrem Corset nehmen oder bestimmen, die Weite der Crinolines und die Zahl der Volants regeln und die Grade, wie weit die Hüte in den Nacken zurückfallen dürfen, vorschreiben wird.

Wir müssen diese Einmischung des geistlichen Armes in die Damen-Toilette dahingestellt sein lassen. In der französischen Provinz wird dieser Einfluß, wenn er aufkommt, jedenfalls eher zu einiger Geltung gelangen, als in Paris, wo Volant und Crinoline, und aller Luxus der Moden und der Stoffe, über jede sittliche, ja was heut noch mehr sagen will, über jede finanzielle Norm unaufhaltsam hinausdringen. Wenn die ganze Anarchie des französischen Nationalcharakters im heutigen Empire in die Volants und Crinolines der Damen gefahren zu sein scheint, so wird dagegen nicht aus irgend einem Princip eingeschritten werden können, sondern wie im französischen Staatsleben sich immer Monarchie und

Republik, Constitutionalismus und Kaiserthum gegenseitig niedergeschlagen, in der Todesarmung sich wieder begattet und von neuem hervorgebracht haben, so werden auch Crinoline und Volant nur durch andere noch schlimmere Formen und Falten gestürzt und berichtigt werden können.

Das Schicksal der Crinoline schien bereits den ganzen Sommer 1857 hindurch nur noch an dem schwankenden Faden zu hängen, welchen die Kaiserin Eugenie von dem Thron des Empire herab in ihren Händen hielt. Die Kaiserin sollte dieser zunächst von ihrer Person ausgegangenen Mode, wie man sagte, eine bestimmte Frist gesteckt haben. Schon verbreitete sich der Allarmruf, daß die Kaiserin das vielbedeutsame Kleidungsstück gänzlich aus ihrem Dienst entlassen habe, und die ehrbaren Damen begannen ihn bereits abzuschaffen, die Courtisanen selbst nahmen auf bedeutende Ermäßigungen des Umfangs Bedacht. Es kam aber bald darauf eine andere Parole, und die Crinoline-Angelegenheit gerieth in eine schwebende Lage, in welcher wenigstens der status quo, wenn auch in gewissen Schranken, aufrecht erhalten wurde.

Die Crinoline, oder die Frau im Ballon, ist einstweilen noch als das Symbol der heutigen Gesellschaft stehen geblieben. Dies Kleidungsstück entspricht

auch ganz und gar einer materiellen Zeit, in der Alles nur noch stoffartig und geschäftsmäßig wirkt, oder nur als eine auf bestimmte Zwecke berechnete Unternehmung ins Gewicht fällt, denn die Crinoline scheint entweder nur eine Verkaufsbude zu sein, in welcher die darin sitzende Frau den Trafic ihrer Reize besorgt, oder es gleicht dieser gewaltig aufgespannte Rock einer Kriegs- und Eroberungs-Maschine, die sich nach allen Seiten hin mit ihren Wirkungen richten will, und der die vier oder fünf Volants, mit denen ein modisches Kleid obenauf versehen ist, als ebenso viele gefährliche Wurfgeschosse beigegeben zu sein scheinen.

Diese Art der Ankleidung ist eigentlich nur eine maskirte Entkleidung, denn die Crinoline ist nur eine Reclame für den darunter steckenden Körper der Frau geworden, der zwar durch die Crinoline bedeckt und auch in jedem Umriß seiner Formen verhüllt scheint, aber nur, um es sogleich zu einer brennenden Frage zu machen, ob etwas und wie viel dahinter steckt. Die langen, schlank heruntergehenden Röcke gemahnten einst an die Ideale der Weiblichkeit, die sich freilich, wie so viele andere Ideale, in der heutigen Periode des Materialismus und Realismus nicht mehr haben halten wollen. Die Crinoline-Gestalten, die so sehr charakteristisch für die ganze Zeit an ihre

Stelle getreten, verkündigen es dagegen laut und schreiend genug, daß die Concentrationsstätte aller heutigen Interessen der Menschheit im Magen und Unterleibe liegt, denen darum auch eine so prunkvolle und kostspielige Ueberdachung gebaut wird.

Die Crinoline bezeichnet zugleich die Epoche der Maschinen, denn während die Französin sonst nur mit ihrem angebornen Talent der Koketterie zu arbeiten hatte, um mit allen Künsten der Grazie und des Gefallens jeden Sieg ihrer Person zu sichern, hat sie jetzt einen wesentlichen Theil dieser freien Kunst an eine Maschine abgetreten, welche sie für sich arbeiten läßt, und die mit ihren Reifen von Eisen und Stahl, und mit ihren dadurch hervorgebrachten Versenkungen, Untiefen und Schlitzen alle Effecte, die heut noch ziehen können, bestreiten muß. Die Französin besaß sonst von jeher die Productivität der Wirkungen, durch die sie aus ihrem Körper Alles zu machen wußte, was ihr nur irgend paßte, und wenn sie nur noch einen halben Kopf und einen halben Cul hatte, so verstand sie noch immer ein Ganzes daraus zu bereiten. Noch jetzt genügt es, eine Französin zu sein, um, selbst beim Mangel einer wirklichen Schönheit, Eindruck und Effect jeder Art hervorzubringen, aber im Ganzen hat die Französin durch die neueste Richtung ihrer Toilette sehr viel von den alten weltbe-

rühmten Vorzügen ihrer Persönlichkeit eingebüßt. Jene Maschinen-Arbeit und der Stoffluxus, die neuerdings in ihrer Koketterie überwiegend hervorgetreten, haben ihr schon viel von ihrer früheren Leichtigkeit und Anmuth geraubt. Es ist begreiflich, daß so schwer belastete, eines so starken Apparats bedürfende Damen an der leichten Beweglichkeit leiden und mit der Zeit einen andern Gang und andere Manieren annehmen müssen. Dadurch entsteht aber eine specifisch veränderte Frauen-Persönlichkeit, die auch den Zustand der ganzen Gesellschaft bedingt.

Es mußte sich nothwendig auch im Geist und Esprit der Gesellschaft geltend machen, daß das Interesse der Frauen sich heute vorzugsweise in ihre schweren und prunkvollen Stoffe verlegt hat. Diese Glanzgestalten von lauter Damast, Sammet, Seide, Mohr, Caschemir, Gros de Naples, Mousseline, Barège und Jaconnet haben in der Regel nur noch gerade so viel Werth, als die bezahlte Rechnung für Alles das beträgt, was sie auf ihrem Leibe haben. Die Möglichkeit war freilich nicht ganz abgeschnitten, daß man, auch wenn der Körper ganz zu industriellem Stoff gemacht worden, nicht noch fortfahren könnte, geistreich und liebenswürdig zu sein, aber die Vereinigung von Geist und Industrie, die an sich schon bedeutende Schwierigkeiten hat, scheint auf dem Bo-

den der heutigen kaiserlichen Gesellschaft am allerwenigsten den Frauen zu glücken. Das häusliche und gesellschaftliche Leben der Franzosen scheint noch nie so wenig inneren Zusammenhang und so wenig organische Stätigkeit gehabt zu haben, als unter dem neuen Kaiserreich, zu dessen Programm es nicht gehört, die Nation innerlich zu sammeln und in ihrer socialen und geistigen Gemeinschaft zu pflegen. Vielmehr liegt es in der ganzen Richtung dieses Programms, die Nation in ihrer inneren Gemeinschaft zu sprengen und auseinanderzutreiben, sie durch Aeußerlichkeiten und Glanzeffecte zu zerstreuen und an ein bloßes Schaugepränge, das mit den kaiserlichen Institutionen und dem allgemeinen Stimmrecht anfängt und mit der Crinoline der Loretten und tugendhaften Frauen endigt, zu gewöhnen.

Bei der umherschweifenden, beständig bivouakirenden und auf die Straße hinaus lebenden Natur des Franzosen konnten Gemüthsverkehr und Familienleben nie eine eigenthümlich hervortretende Bedeutung bei ihm gewinnen. Aber die Familie war doch der sociale Kern und Sammelpunkt aller Verhältnisse geblieben, und bot noch unter dem Bourgois-Königthum Louis Philipps eine große Unversehrtheit und Innerlichkeit dar, die den französischen Volksgeist auch nach einer Seite hin, die an ihm sehr lie-

betet den menschgewordenen Gott in Christus an! Eure mit unreinen Schlacken gemischte Lehre ist im Christenthum längst und ursprünglich als etwas Reines und in eine große Zukunft Hineindeutendes enthalten. Ich meine, daß ich an eine Perfectibilität des Christenthums glaube, ja daß ich sie weiß an mir selbst. Das Christenthum bedarf keiner künstlichen Umgestaltung, keiner systematischen Revolutionen, aber es ist fähig einer Entwickelung bis in alle Ewigkeit der Zeiten hinein. Aus den Kirchen, aus den Klöstern, aus dem Kämmerlein der Betenden, hat sich das Christenthum in die Geschichte hinein entwickelt, und steht nicht mehr wie eine abgelegene Zelle der Andacht, in die man sich vor dem Geräusch der Welt flüchten könne, da. Das Christenthum ist Geschichte geworden, es ist nicht mehr bloß ein Asyl der Armen und Kranken, sondern es hat sich zu einem Welttempel der Völker ausgebaut. So erfüllt es die Bedeutung, daß Gott in die Welt gekommen ist, immer mehr und mehr, denn diese Verweltlichung Gottes durch das

benswürdig und ausgiebig hervortreten kann, nämlich nach der Seite des Sentiment und der patriarchalischen Sitte, sich entwickeln und conserviren ließ. Im heutigen Kaiserreich hat die Familie einen wesentlichen Stoß erlitten. Ihr innerster Verband scheint auseinandergeklafft zu sein, und sie ist jedenfalls in ihrer Bedeutung so zurückgetreten, daß sie weder als sittliches noch als sociales Institut mehr in Betracht kommt, und sie kaum noch zu bestehen scheint, indem über sie hinaus die ganze Fluth der heutigen gesellschaftlichen Intrigue und Leidenschaft, die ganze Freiheit der Corruption, auf welcher Seite allein noch Freiheit ist, sich ergossen hat.

Die innerlich organisirte und zusammengehaltene Gesellschaft, die ihren Ausdruck in der sittlichen und geistigen Gemeinschaft, in der Familie und im Salon findet, ist freilich für die oben stehende absolute Gewalt etwas Gefährliches, die es für ihre Zwecke vorziehen muß, die Gesellschaft auch von Oben und von Außen durch den starken Griff zusammenzuhalten, statt ihr nach Innen und nach Unten ihre selbstständige Bewegung zu lassen. Die Nährung des Luxus, der Zerstreuungssucht, der Gemüthlosigkeit ist daher eine Aufgabe geworden, die mit der neuen Herrschaft auf das Genaueste zusammenhängt, oder jedenfalls dem Charakter einer Zeit entspricht, in welcher überall

der Schein an die Stelle des Seins tritt, und in der die Gewalt nur als äußerlicher, wenn auch goldverzierter Reifen um die in sich selbst auseinander berstende Gesellschaft geschlagen wird.

Die Frau ist in einer solchen Epoche bloßer Stoff geworden, der für die Zwecke der Corruption verbraucht wird, wie und wo es gerade gefällt. Darum sind auch die Zügel des Salons der Frau aus den Händen gefallen. Wohin die alte Gesellschaft seit der Thronbesteigung Napoleons III. sich so rasch verflüchtigt hat, ist fast ein wundersames Problem zu nennen. Aber die Thatsache einer vollständigen Zersprengung dieser einst so glänzenden und geistreichen Gesellschaftskreise steht darum nicht minder fest. Es ist möglich, daß sie unter veränderten Verhältnissen einmal wieder zum Vorschein kommen und ihren alten Platz einnehmen, aber einstweilen sind sie an den Stellen, wo sonst so viel Genuß und bedeutende Anregung von ihnen ausging, nicht mehr vorhanden. Es ist eine neue napoleonische Gesellschaft, welche das Gouvernement sich zu bilden bemüht, und die mit der Befestigung des Kaiserthums selbst auf einer immer breiteren Basis fortzuschreiten scheint. Zu einer neuen Gesellschaft gehören freilich neue Menschen, und das Kaiserthum hofft, sich dieselben aus seinen neuen Herrschafts-Materialien zurechtschneiden

zu können oder bereits zurechtgeschnitten zu haben. Aber diese neuen Menschen, die der Intrigue, dem Luxus, dem Schwindel, und der Genußsucht des Augenblicks ihre Entstehung und ihren Charakter verdanken, sind nicht etwa die Verjüngung der alten Gesellschaft, die mit der Republik von 1848 zerstob, sondern sie stellen nur die Carikatur und die Fäulniß des socialen Körpers überhaupt dar.

Die hohe Bedeutung der alten Pariser Salons wird aber durch diese neue Gesellschaft des Kaiserreichs nie erreicht und ersetzt werden können. Ein napoleonischer Salon liegt überhaupt nicht in der Eigenthümlichkeit dieses Regime's, und kann sich aus den Elementen, aus denen das Empire äußerlich und innerlich besteht, nicht bilden. Diese Elemente haben den Egoismus und Materialismus in der weitesten und raffinirtesten Ausdehnung zu ihrer Grundlage, und demgemäß scheint auch die neue Gesellschaft, die von vorn herein auf jeden höheren Salon-Charakter verzichtet hat, nur in der äußerlichsten und anspruchsvollsten Prunksucht, in der bloßen Schwelgerei und in der inhaltslosesten Eitelkeit, ihre Unterhaltung und ihren Zusammenhalt zu finden. Was soll man auch noch Anderes von einer Gesellschaft erwarten, deren Zwecke nur in der Geldmacherei um jeden Preis bestehn, und die je weniger sie Ideen erzeugt und ver-

breitet, sich um so glücklicher situirt und um so sicherer verbunden fühlt mit der Gewalt, durch welche sie von oben herab gegängelt wird?

Nachdem den Frauen die Herrschaft des Salon entrissen, ist ihnen nur noch die Putzsucht und die Rivalität mit der Lorette übrig geblieben. Der beispielles sich aufbäumende und immer glänzendere Räder schlagende Toiletten-Luxus in der Damenwelt ist in Paris mit dem Eintreten der Courtisane in die Gesellschaft zusammengetroffen. In frühern Zeiten suchte die Gesetzgebung dem übermäßigen Kleider-Luxus zu steuern, und wirkte besonders in der Absicht, den Unterschied zwischen ehrbaren und unanständigen Frauen auch äußerlich aufrecht zu erhalten, durch ihre Verbote ein. Diese Gesetzgebung verordnete bald, daß die unehrbaren und unehrlichen Weiber keine Seide, Gold, Silber und andere mit Schmuck und Pracht ausgestattete Kleider tragen durften, bald verbot sie wieder in entgegengesetzter Richtung den unbescholtenen Frauen, goldenen Schmuck und mit Gold durchwirkte Kleider zu tragen, außer wenn sie das Gewerbe einer feilen Dirne treiben wollten. König Heinrich IV. von Frankreich verbot in einem Gesetz (vom Jahre 1604), Gold und Silber auf Kleidern zu tragen, und fügte diesem Verbot mit einer gewissen Naivetät hinzu: „Inzwischen nehmen wir hier-

von Freudenmädchen und Spitzbuben aus, die uns nicht so sehr interessiren, um ihnen die Ehre zu gönnen, uns um ihre Aufführung zu bekümmern.“*)

Die Gesetzgebung kann natürlich in Dingen, die heutzutage der unmittelbarste Ausdruck der persönlichen Freiheit geworden sind, und wie Essen und Trinken der Selbstbestimmung jedes Einzelnen angehören müssen, keinen Spielraum mehr finden. Eine Zeit, die ihre eigentliche Aufgabe in der Entwickelung der Industrie sucht, kann aber am allerwenigsten den Luxus der Bekleidung nach irgend einer Seite hin beschränken wollen. Das Individuum hat vielmehr nur noch so viel Interesse für sie, als dasselbe dazu dient, Stoffe zu verbrauchen und dadurch den Umsatz der Capitalien zu fördern. Die Frauen haben ihren schönen Leib dazu hergegeben, um der lockende Bazar für Industrie und Verkehr zu sein und die wichtigste

*) In der deutschen Reichspolizeiordnung von 1530 hieß es dagegen, daß „nachdem viel Aergerniß im heiligen Reich entstanden, daß die gemeinen und andern unehrlichen Weiber Seide, Gold, Silber und andere zierliche Kleider tragen, davon manch fromme Weib und Tochter verleitet wird, auch dadurch unter Erbarn und Unerbarn kein Unterschied zu erkennen, Gebieten wir ernstlich und wollen, daß die unehrliche Weiber kein hochzierliche Kleider oder Geschmuck, auch nichts verbrembtes oder gülden Schleyer, sondern eine jede derselben sich nach des Landes Gebrauch tragen soll: darauf die Oberkeit sondere Acht zu haben und dies nicht gedulden soll.“

Lagerstätte der Consumtion zu bilden. Ob das Rechnen-Exempel, welches dabei zum Grunde liegt, in nationalökonomischer Hinsicht ein vollständig richtiges sei, unterliegt gewiß manchem Zweifel. Denn die Production, welche bloß auf die Consumtion des Luxus und auf den Stoffverbrauch berechnet ist, kann nicht auf lange hin das Gleichgewicht des gesellschaftlichen Organismus aufrecht erhalten helfen. Es können dann Zeiten eintreten, wo das Gesellschaftsschiff plötzlich umschlägt, und man nun plötzlich über die Schuld der Krisis mit Allen zu rechnen und zu rechten anfängt.

So kam es bereits in Amerika bei der großen Geldkrisis von 1857 zu einem förmlichen Kampf für und wider die Frauen, indem die eingetretene Geldzerrüttung vieler Handelshäuser dem Luxus und der Verschwendung, welche die Amerikanerinnen nicht minder jetzt als die Pariserinnen treiben, beigemessen wurde. Aber wenn dabei auch nur die Gelegenheit ergriffen werden, eine Erbitterung auszudrücken, welche aus den zaghaften und versteckten Klagen der Ehemänner bis dahin nur noch höchst vorsichtig hervorbrach, so konnte doch das sociale Uebel des Kleider-Luxus nicht greller beleuchtet werden, als indem es mit jener beispiellosen Geldcalamität, die sich von New-York aus über einen großen Theil von Europa verbreitete, in Verbindung gesetzt wurde. Die amerika-

mische Presse ging jetzt mit der größten Rücksichtslosigkeit, und hin und wieder auch mit dem tollsten Witz und Humor gegen den schmählichen Luxus vor, in welchen die Frauen Amerika's versunken sind, und enthüllte dabei den ganzen ungeheuerlichen Toiletten-Schwindel der neuen Welt, der, obwohl von Paris ausgegangen und durch die Verführung der französischen Galanterie-Waaren entzündet, doch in Amerika die colossalen Dimensionen dieses Landes auf eine unerhörte Weise angenommen hatte. Der New-York-Herald gab zwar zu, daß die Crinoline der Frau A. keinen Theil an der Entwerthung der Erie-Bahn habe, und daß auch die reichen Volants der Frau B. mit dem Fallissement der Banken unmittelbar nichts zu schaffen hatten, aber darum sei es doch eine traurige Wahrheit, daß die Frauen Amerika's einen ganz verabscheuungswürdigen und schimpflichen Luxus treiben, und in einem Jahre für 43 Millionen 624,558 Dollars Luxus-Waaren consumirt hätten, somit ebenso viel, als der gesammte Minus-Ertrag Californiens in demselben Jahre ausgemacht habe. Eingemuggelt wurde jährlich, gering gerechnet, für eine Million Dollars, und daß eine Dame mit 20 vollgepackten Koffern aus Paris zurückkäme, ereigne sich häufig genug. Das Maaßhalten sei nicht Regel, sondern Annahme, und ein Amerikaner, welcher nach dem Con-

tinent komme, sei jedesmal erstaunt über die einfachen Toiletten der Adelsfrauen in London, Paris und Deutschland. In Bread-Street (der größten Verkehrsstraße von New-York) sehe man die Damen nach dem Muster von Loretten, nicht nach der Weise anständiger Frauen des Continents gekleidet umherspazieren, und als Loretten würden sie auch ohne Zweifel angesehn werden, wollten sie sich in ihren gewöhnlichen Trachten auf den Straßen von Paris und London zeigen.

Denen entgegen, welche Amerika noch immer für das Land der Zukunft halten, haben diese Thatsachen ein ziemlich schlagendes Gewicht. Ein Land, in dem nur die Pestbeulen der alten Welt in noch schlimmeren Geschwüren aufbrechen, kann unmöglich dazu bestimmt sein, die Zukunft der Menschheit in seinem Schooße zu tragen, es müßte denn sein, daß der Schlamm der alten Verhältnisse immer nur der Dünger für die neuen und besseren sein könnte. Der Luxus, die Arbeiter-Nöthe, das Lorettenthum der Frauen, mit allen daran hängenden socialen Uebeln und Krankheiten, sind aber so tief in die heutige amerikanische Gesellschaft eingedrungen, daß die ursprüngliche Volkskraft, aus der etwas Neues geschaffen werden soll, dadurch leicht für immer zerfressen werden könnte.

Wenn aber die Luxus-Ausgaben, welche durch die

heutige gesellschaftliche Corruption der Frau entstehen, leicht das Haus zerrütten und das Vermögen wie die Ehre des Mannes untergraben können, so läuft das weibliche Geschlecht in dieser Krisis, in der es sich jetzt ohne Zweifel befindet, eine noch weit größere Gefahr. Es handelt sich um die Achtung, in welcher die Frau bisher vorzugsweise bei allen neueren Völkern gestanden, und die zugleich ein eigenthümlicher Blüthenpunct in der modernen Civilisation war. Wenn diese Achtung einer Wegwerfung und Erbitterung Platz machen könnte, so würde dies jedenfalls eines der schlimmsten Krankheitssymptome der heutigen Gesellschaft sein. Bedenkliche Anzeichen dieser Art liegen allerdings schon vor. Die öffentlichen Debatten, die in den amerikanischen Blättern bei jeder Gelegenheit über die Frauen gepflogen wurden, ließen bereits jede Rücksicht auf das weibliche Geschlecht auf die schonungsloseste und derbeste Weise zurücktreten. In Frankreich wird zwar die Galanterie gegen die Damen nicht so leicht verletzt werden, da dieselbe bei den Franzosen auf jeder Stufe ihre Berechtigung behauptet, und die Auflösung der Frau im Lorettenthum nicht gerade viele principielle Gegner in Frankreich findet, wenigstens nicht in den Kreisen, in denen es sich um die sociale Stellung des weiblichen Geschlechts handelt.

Das Lorettenthum ist die Frau auf Actien, und es schreitet auch eben um deswillen so allgemein und anerkannt in Frankreich vor, weil der Toiletten-Luxus der Frau nicht mehr auf Kosten des einzelnen Mannes unterhalten werden kann. Dagegen ist die Abneigung merkwürdig, mit welcher neuerdings die Richter bei allen Prozessen, in denen Frauen als Angeklagte vor den Schranken erscheinen, gegen dieselben zu verfahren pflegen. Vor den Tribunalen Frankreichs wird jetzt, wie fast täglich die auffallendsten Beispiele beweisen, eine Anklage um so eher zu einem Schuldig und zu einer strengen Strafe führen, wenn eine Frau davon betroffen werden soll, denn die Richter scheinen jetzt instinctmäßig in der sittlichen und socialen Verwilderung der Frau das geeignetste Organ aller Verbrechen zu sehn. Der übertriebene Luxus, welchen die Frauen an ihrem Leibe entfalten, hat sie nicht nur in geschlechtlicher Hinsicht verdächtig gemacht, und man fängt in Frankreich an, der criminalistischen Organisation des weiblichen Geschlechts seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Christenthum war nicht bloß ein einmaliger und abgeschlossener Akt der Gnade, sondern eine unendlich sich wiederholende Emanation. Diese unendlich fortdauernde Weltwerdung Gottes ist die Entwickelungsfähigkeit in der Geschichte, und so ist Gott in der Geschichte ein sich entwickelnder Gott. Und darum erweist sich das Christenthum, das sich aus der Kirche in die Geschichte hinein entwickelt, auch an allen fortwandelnden Bewegungen der Weltzustände immer betheiligt und mitleidend, ja es bringt dieselben hervor und wird zugleich von ihnen hervorgebracht. So kann und wird das Christenthum, gleichwie es früher die Religion der Disharmonie war, und eine Spaltung der Lebenszustände begünstigte, nun auch eine harmonische Bildungsepoche der Völker, die sich von allen Seiten mächtig vorbereitet, nähren und tragen, ja erzeugen. Denn in einer Zeit, wo Geist und Welt gleich gewaltig geworden sind und beide in den Strom einer Geschichte zusammenfließen, läßt sich nicht mehr feindlich trennen, was für die Verbindung geschaffen ist. Und das

II.

Der Kaiser und die neue Gesellschaft.

Seitdem die Salon-Herrschaft der Frauen unter dem heutigen Kaiserreich zusammengefallen, ist eine andere Form der Geselligkeit, nämlich der Club, wieder mit ungemein starker Anziehung für die Männer aufgekommen. Die Crinoline und der Club, die beide ursprünglich englische Erfindungen sind, haben eine eigenthümliche Position in der französischen Gesellschaft gewonnen. Wenn die Crinoline der Vorposten der Prostitution geworden ist, so ist der Club das Bivouak der Männer, die sich aus dem Hause und aus der Familie gerettet haben, und die sich dort bei einer Cigarre mit ihren Gleichgesinnten über den besten Plan verständigen, der Familie ein Paroli zu biegen und den glänzendsten Streifzug ins Courtisanenreich vom Club aus zu verabreden.

Es giebt in Paris jetzt ebenso gut einen Jockey-

Club wie in London, und wie ein Franzose früher Werth darauf legte, in die Deputirten-Kammer gewählt zu werden, so findet er es jetzt schmeichelhaft, mit vielen Stimmen sich zum Mitglied des Jockey-Clubs erwählt zu sehen. Der Jockey-Club und der legislative Körper wetteifern miteinander darin das Bedürfniß der Wahl-Ehren, an welche sich die Franzosen in der constitutionellen Epoche bedeutend gewöhnt, auch im Kaiserreich in ihnen aufrecht zu erhalten. Die aus England herübergekommenen Clubs gaben im Jahre 1789 ein wesentliches Untergestell der Revolution ab, was heutzutage, wo im zweiten Empire das Clubwesen wieder so lebhaft aufzukommen scheint, schwerlich zu befürchten ist. Die Leute, welche sich heute zu einem Club vergesellschaften, sind mit den bestehenden Zuständen des Kaiserthums sehr zufrieden, denn ihre nichtsnutzige, nur der Debauche und der Ausbeutung des Augenblicks gewidmeet, Lebensweise würde unter keinem andern Regime, das die wahre Thatkraft des Mannes und seine Ehre stärker herausfordert, sich so ürvig und sicher entfalten können. Der Club hat im heutigen Paris nicht nur die Ehen und Haushaltungen zerstören helfen, indem er einen festen Mittelpünct der Debauche abgiebt, von dem aus fortwährend gegen die Ordnung in Haus und Familie zurückgewirkt und

operirt wird, ſondern er ſetzt auch die Freiheit des egoiſtiſchen Lebensgenuſſes an die Stelle jeder anderen Freiheit, und macht das souper de garçons, bei dem nur von Pferde-Rennen und galanten Frauenzimmern die Rede iſt, zum höchſten Staats- und Geſellſchafts-Ideal, zu deſſen Verwirklichung man eben nichts weiter zu thun und zu verſtehen braucht, als infam zu leben.

Der Club hat zugleich zur Entwöhnung von dem Umgang mit feinen und anſtändigen Frauen beigetragen, oder er hat entſchädigen helfen, wo die Damen des Hauſes, in Toiletten-Luxus und Geiſtes-Leerheit verſunken, keinen Anhalt mehr zu einem innigen und dauerhaft feſſelnden Verkehr darzubieten wiſſen. Neben dem Club giebt es jetzt auch noch andere geſellſchaftliche Vereinigungspuncte, die den Lebemännern von Paris eine weit größere Anziehung gewähren, als die ſalonmäßige Geſelligkeit der früheren Zeit es noch vermag. Dahin gehören zum Beiſpiel die Soiréen bei dem berühmten Tanzkünſtler Cellarius, die ein höheres Mabille und Valentino ſind und zu denen es einer Art von perſönlicher Einführung bedarf, obwohl die Einladungskarten nur mit einem höheren Betrag bezahlt werden, als es in den genannten Localen der Fall iſt. Dafür findet man aber hier einen excluſiven Kreis der männlichen

jeunesse dorée, und der weiblichen Celebritäten der Theater, nebst der feineren Blüthe der demi-monde, welche diese Soiréen seit einiger Zeit zu ihrem Lieblings-Rendezvous ausersehen haben. Auf derselben Stufe stehen die Soiréen bei Laborde, in denen die Aufführung spanischer Tänze an der Tagesordnung ist und wo man den Fandango in seinen gefährlichsten Sprüngen und Wendungen von einer jungen pikanten Schauspielerin oder einer glänzenden Courtisane tanzen sehen kann. Diese eigenthümlichen Zirkel bewahren sich ihren durchaus aristokratischen Anstrich, wenn auch die Adelstitel, welche die anwesenden jungen Herren tragen, oft nicht ächter sind als die rothen Wangen und weißen Schultern der Damen des Theaters und der Demi-Monde, und als die schönen romantischen Namen, mit welchen diese Damen die niedrigen Verhältnisse ihrer Geburt zugedeckt haben. Die aristokratisch parfümirte Sphäre hindert aber hier keineswegs, daß die Bestialität sich in ihrer ganzen Ueberschwänglichkeit offenbare, und es ist gerade in der letzten Zeit vorgekommen, daß bei Cellarius Mord und Todschlag entsteht, während man eben noch die üppigste Lust in vollen Zügen ausathmet. Neulich wurde ein neapolitanischer Edelmann, der Duc de Catanco, von einem französischen Garde-Offizier im Duell erstochen, welches seinen Ursprung

aus einem Wortwechsel herleitete, der bei Cellarius über die Anrechte, ausschließlich über den Tanz und die Gesellschaft einer Schauspielerin zu verfügen, entstanden war. Wenn dies auch zunächst unter den Gesichtspunkt eines Ehrenhandels fällt, der in der gesellschaftlichen Welt immer seine Berechtigungen behaupten wird, so deutet sich doch auch darin bereits wieder der Geist der Anarchie an, welcher die aristokratische Gesellschaft von Frankreich in den letzten Regierungsjahren Louis Philipps trieb, und dem Ausbruch der Februar-Revolution von 1848 mit eigenthümlichen criminalistischen Anzeichen gerade in diesen exclusiven Lebenskreisen vorherging. Die Schauder- und Mord-Scenen, welche damals in der französischen Aristokratie spielten und deren Gipfelpunkt die Ermordung der Herzogin von Praslin durch ihren zu den Blumen des französischen Adels gerechneten Gatten war, zeigten damals schon auf eine sittliche Auflösung dieser Aristokratie hin. Die Lebemänner des neuen Kaiserreichs sind aus diesem Sumpf der französischen Aristokratie als die richtigen Larven ausgekrochen, und werden gewiß noch alles Mögliche thun, um der Epoche, in der sie jetzt gedeihen, Ehre zu machen. —

Einige Salons, welche noch in den Faubourgs St. Germain und St. Honoré in der alten Weise

existiren, und noch Lebenskraft genug in sich haben könnten, um im höheren Stil tonangebend für Geist und Form der Gesellschaft zu werden, scheinen sich theils durch den Alles tyrannisirenden Luxus, theils durch die nivellirenden industriellen Elemente, die unter dem Kaiserthum in die Gesellschaft eingedrungen sind, in ihrem Weiterbestehen sehr behindert zu fühlen. Es ist Thatsache, daß diese Salons fast mit jeder neuen Saison später eröffnet werden, indem die betreffenden Familien entweder so lange als möglich zögern vom Lande nach Paris zurückzukehren, oder die Antritts-Visiten der Saison und damit ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen mehr und mehr bis in die Mitte des Winters hinein verschieben. Dadurch verkürzt sich die Gesellschaftszeit auf ein Minimum, und es steht zu erwarten, daß diese alten Salons, die den klassischen Ton der französischen Gesellschaft noch so lange festzuhalten wußten, bald gänzlich ihre Thüren schließen werden. Ein Hauptgrund davon dürfte allerdings in den übermäßig gewordenen Anforderungen liegen, welche der Luxus auch an die Gesellschaft zu machen angefangen. Der Salon stirbt am Luxus, denn Das, was der Salon früher in Frankreich war und bedeutete, diese feinste Blüthe des französischen Nationalcharakters, kann sich mit dem materiellen Prunk, den die heutige Gesellschaftlichkeit

erfordert, nicht vereinigen. Die elastischen Springfedern einer Conversation, welche auf die öffentlichen Ereignisse zurückwirkte und für alle Interessen eine Art von Areopag wurde, müssen erlahmt und gebrechen herunterhängen, wo auf der einen Seite ein polizeilicher Zwang hinsichtlich der Gegenstände selbst eingetreten ist, auf der andern Seite aber die Damen-Toiletten, die Pracht-Möbel, die Zimmer-Verzierungen und der Bewirthungs-Luxus die Scene gänzlich umgewandelt und für Alles, was noch an Ideen streift, keinen Raum und keine Stimmung mehr übrig gelassen haben.

Das Empire français ist mit der Austreibung der Ideen aus dem Salon, aus der Literatur und aus dem Leben vorangegangen, und hat darin den Ton der neuen Zeit mit einem merkwürdigen Aplomb angeschlagen. Das Empire, das nur die „napoleonische Idee" kennt, kann die Ideen nicht brauchen, und läßt darum auch die Conversation der Salons, den Areopag des Geistes und der Gedanken, mit Vergnügen hinsiechen. Das Empire français steht einmal in einem umgekehrten Verhältniß zu dem Esprit français, und den französischen Geist wieder verbessern, heißt das Kaiserthum selbst verbessern, weshalb es als eine wahre Tollkühnheit erscheinen muß, daß man in Paris neulich, um einem tiefgefühlten Bedürfniß

abzuhelfen, auf den Gedanken gekommen ist, eine Gesellschaft pour l'amélioration de l'esprit français zu begründen.

Auf diesen in der That halsbrechenden Gedanken war Herr von Villemessant, der Redakteur des Pariser Figaro, des bekannten, seit einiger Zeit bedeutend ertragreichen Feuilletonblattes, gekommen. Die Sache sollte durch den zeitgemäßesten Hebel des Menschengeistes, nämlich durch Diners, bewerkstelligt werden, auf denen sich allmählig eine Gesellschaft bilden sollte, welche sowohl durch ihr geisterweckendes Zusammensein als durch ihre ausdrücklich auf Geistmachen gerichteten Bestrebungen ihre Aufgabe zu erfüllen haben würde. Das Unternehmen glich fast allzusehr einer Schnurre des Figaro, hatte doch aber auch seinen sehr ernsten Hintergrund, denn es war gerade ein Moment, in dem alle Welt sich gestand, daß der französische Geist flügel- und lendenlahm dem Tag seiner letzten Auflösung entgegengehe, und daß der Genius Frankreichs, sich selbst auswendig wissend, und zu neuen Komödien und Thaten sich gebindert fühlend, im Begriff sei, vor innerster Müdigkeit und Langerweile an einem Gähnkrampf zu sterben.

Herr von Villemessant, ein durchaus liebenswürdiger und geistreicher Mann, der sich stark genug fühlte, um den französischen Geist noch retten zu

können, war für seine Idee so begeistert, daß er das Gründungs-Diner, welches bei Vefour zu 50 Francs per Couvert angesetzt war, aus seiner eigenen Tasche zu bestreiten beschloß und zu demselben auf seine Kosten seine literarischen Collegen und mehrere für die Verbesserung des Geistes und Witzes gern in die Schranken tretende Personen einlud. Ein Börsen-Agent, der ein gutes Herz hatte und darum ebenfalls dem Geist auf die Strümpfe helfen zu müssen glaubte, machte der neuen Gesellschaft einen Tafel-Aufsatz im Werthe von 10,000 Francs zum Geschenk, der bei dem Eröffnungs-Diner auf dem Tische prangte. Aber man behauptet, daß die Gesellschaft es sich zwar sehr gut, vielleicht zu gut, habe schmecken lassen, daß man jedoch der eigentlichen Aufgabe auf diesem ersten Diner noch nicht näher getreten sei, indem man es zuerst von einem Gericht auf das andere vertagte, den Geist zu verbessern, bis man sich plötzlich beim Dessert angelangt sah und nun schon in einige Verlegenheit gerieth, wie das Ding anzufangen sei. Selbst im Wirbel der Champagner-Wellen waren kaum so viele und so gute Bonmots abgefallen, daß Herr von Villemessant darauf rechnen konnte, ein Feuilleton für den Figaro daraus zusammenzubringen und somit einen Theil seiner aufgewandten Kosten wiederzugewinnen. Doch wurde zum Schluß das Programm

angenommen, sich monatlich einige Male bei Vefour zu einem ausgemachten Diner d'Esprit zusammenzufinden, und zwar an zwei Tafeln, die zur Gliederung der Vorzüge, und zur Anfeuerung der Leistungen in Geist und Witz, nebeneinander gestellt werden sollten. Die eine Tafel sollte die Tafelrunde der großen Geister darstellen, an welcher Diejenigen ihren Platz hatten, die schon etwas Glänzendes zum Besten gegeben und den Geist kreisend und in blitzenden Schwingungen aus den Pasteten Vefours hervorsteigen zu lassen gewußt. Die zweite Tafel sollte der Trompetertisch der verunglückten Geister werden, zu dem die Irions des Esprit français, die vergeblich den Geist zu umarmen gesucht und mit einem schlechten Bonmot durchgefallen waren, oder auch die gänzlich Schweigsamen und Witzfaulen, zu verdammen waren.

Das zweite Diner zur Verbesserung des französischen Geistes fand noch Statt, und war von achtzig theilnehmenden Personen besucht, die aber einen bedeutenden Schreck davontrugen. Denn Herr von Villemessant hatte von vornherein den Fehler begangen, zu seinem Unternehmen fast nur die älteren französischen Literaten einzuladen, und die heutige junge Literatenwelt davon auszuschließen. Man fand die Anmaßung, sich als eine Eßgesellschaft zur Ver-

Geſchlecht faßt ſich echt menſchlich zuſammen in der geſunden Einheit ſeiner göttlichen und weltlichen Beſtimmung, und vollbringt mit Freude und Ruhe die Thaten des Lebens. Mit Freude, mit Ruhe, denn Gott iſt Welt geworden!

Die ſtarre Lehre eines großen deutſchen Philoſophen vom Dieſſeits iſt aber nicht die meinige. Zwar iſt es ein bedeutender und hoch anzuſchlagender Zug in der Hegel'ſchen Philoſophie, daß auch ſie, gleich dem St. Simonismus, gewiſſermaßen die Wiedereinſetzung des Fleiſches gepredigt und dem Dieſſeits, das früher nur als das Inhaltsleere gedacht wurde, ſeinen Inhalt zurückzugeben getrachtet hat. Aber durch dieſe Philoſophie wird dann auch ſogleich ein legitimes Reich des Gedankens auf Erden geſtiftet, und das Dieſſeits iſt ein Abgeſchloſſenes, es iſt das Syſtem. Alles, was ſich gegen die Legitimität eines Syſtems ſagen läßt, muß auch gegen das Hegel'ſche Dieſſeits, oder was daſſelbe iſt: gegen ſeine Weltanſchauung, geſagt werden. Es iſt das Dieſſeits der ſich ſelbſt bewegenden

besserung des französischen Geistes zu constituiren, so impertinent, daß man dieser Gesellschaft im Hofe des Palais Royal ein Chariwari zu bringen beschloß, wozu sich alle Gelbschnäbel der neuen kaiserlichen Feuilletonpresse, aus der nächstens eine napoleonische Literatur-Aera herausdestillirt werden soll, mit verschiedenen Lärm-Instrumenten einfanden. Es versteht sich, daß beim ersten Losbrechen des Schimpf-Concerts vor den Fenstern die ganze Gesellschaft des Diner d'Esprit aufgescheucht wurde, und der Schrecken soll bei Einigen, die gerade die Wehen eines neuen Geistes schon recht deutlich in sich verspürten, so groß gewesen sein, daß sie befürchten mußten, nun mit einer Mißgeburt von Esprit in die Wochen zu kommen. Unter diesen Umständen war es gewiß wohlgethan, den Fortgang der Diners d'Esprit einstweilen zu vertagen, und die Besserungs-Anstalten für den Geist, welche das heutige Regime lieber in dem Lande, wo der Pfeffer wächst, als in den Salons, anlegen läßt, auf sich beruhen zu lassen.

Der gänzliche Verfall der Pariser Salons ist aber eine Thatsache, die sich Niemand mehr verhehlt, und die einige an den französischen Geist glaubende Seelen wahrscheinlich noch zu manchen andern Experimenten verführen wird. Man ist aber dabei auch auf den Gedanken gekommen, daß das Salonleben

in Paris vielleicht am besten durch die Polinnen wiederhergestellt werden könne. Einige polnische Damen von Schönheit und Geist, die seit einiger Zeit ihre Heimath an der Seine aufgeschlagen haben, werden seit Kurzem selbst in den öffentlichen Blättern in dieser Beziehung genannt und man legt ihnen die wunderthätige Kraft bei, den französischen Zirkel von Neuem organisiren zu können. Der feurigen Grazie und Liebenswürdigkeit der Polinnen, ihrem sprühenden und elektrischen Geist, der flatternd und anregend zugleich herrscht und gebietet, kann gewiß Mancherlei gelingen, aber der französische Salon würde sich doch unter diesen schönen Händen wesentlich verändern. Selbst Frau von Wonsowicz, von der neulich im Figaro gesagt worden, daß sie den seit dem Tode der Madame Récamier vacant gewordenen Lehrstuhl der französischen Gesellschaft eingenommen und wieder zur Geltung bringe, möchte doch gerade durch diesen Vergleich, der mit ihr angestellt worden, unbeschadet aller ihrer ausgezeichneten Talente und Verdienste, einige Zweifel an dieser ihr zuertheilten Rolle erweckt sehen. Der Salon der Madame Récamier war die feinste Blüthe jenes französischen Gesellschaftsgeistes, der in der Salonform oft den tiefsten Inhalt des Nationallebens auf die wirksamste Weise flüssig zu machen und zu ver-

breiten wußte. Aber die Herrſcherin dieſes weltberühmten Salons war eine milde und beſchauliche Natur, die mit einem unnachahmlichen Zauber, der gerade in ihrer feinbegrenzten und ſtillbewegten Perſönlichkeit lag, eine Sphäre zu bauen wußte, in welcher die beſten Geiſter ſich gefeſſelt fühlten. Dieſe ſchöpferiſche Milde und Klarheit gehört nicht ſo leicht dem polniſchen Naturell an, aber ſie ſcheint nothwendig, um an der Spitze eines Salons im Sinne der Madame Récamier zu ſtehn. Figaro hat ſich aber einmal vorgenommen, da es mit den Diners d'Esprit nicht gehen will, mit den ſchönen Polinnen zu operiren, denn von ihm, dem Figaro, dem Meiſter aller Barbiere, ſcheinen einmal heut alle Verſuche zur Wiederherſtellung des franzöſiſchen Geiſtes ausgehn zu ſollen. Kürzlich ſagte er darüber mit einer Ueberſchwänglichkeit, die das ganze beſorgte Herz des armen Burſchen für den franzöſiſchen Geiſt verrieth, ſogar Folgendes: „Wie uns in Zeiten des Mangels Getraide aus Rußland und Amerika zukam, ſo hat die zu uns verpflanzte Blume der polniſchen Geſellſchaft ſich uns zugeneigt, um der unſrigen Glanz und Duft zu verleihen in einem Augenblick, wo die Fackel des franzöſiſchen Geiſtes erbleichte (quand pâlissait le flambeau de l'esprit français) und ſein ſchöner

Hauch, der einſt das ganze civiliſirte Europa bewegte, zu verfliegen begann."

Wir haben früher in Paris nie etwas davon gehört, daß die ſchönen Polinnen, denen man ſonſt nur die tragiſche Rolle überwieſen, als Retterinnen ihres eigenen Vaterlandes zu fungiren, als Retterinnen der Salons im franzöſiſchen Kaiſerreich angerufen werden. Es ſcheint aber, daß der franzöſiſche Salon jetzt ebenſo wenig durch die Polinnen zu retten iſt, als Polen jemals auf die Hülfe Frankreichs rechnen konnte. Indeß wächſt die polniſche Colonie in Paris allerdings auf eine bedeutende Weiſe, und organiſirt ſich geſellſchaftlich ebenſo glänzend und einflußreich, als ſie einen hülfreichen Verband für die nothleidenden Polen gewährt, wovon der Bazar, der alljährlich im Salon der Fürſtin Czartoryska aufgeſchlagen wird, und auf dem die vornehmſten Damen der polniſchen Geſellſchaft als Verkäuferinnen erſcheinen, ſtets das bewundernswürdigſte Zeugniß abgiebt.

Eine andere pikante Ausſicht für die franzöſiſche Geſellſchaft zeigte ſich bei der Wiedereröffnung der Saiſon zu Ende des Jahres 1857 durch die erneuerte Niederlaſſung des Maeſtro Roſſini in Paris, der auf dem Boulevard des Italiens eine große Wohnung gemiethet und ſich darin mit der prächtigſten und koſtbarſten Einrichtung umgeben hat. In mehr als

hundert Kisten trafen alle seine Kunstschätze aus Italien auf dem Boulevard ein, und dies wird schon dem Salon, welchen der Meister der Cadenzen und Triller für den Winter zu machen beabsichtigt, einen ganz neuen Reiz verleihen. Paris wird also um einen artistischen Salon reicher, obwohl nicht zu leugnen, daß dieser Begriff jetzt altmodisch ist und in der neuen Welt des Empire auf keinen besondern Glanz mehr rechnen kann. Es müßte sich denn Rossini's Freund, der Hornist Vivier, der jetzt in wildromantischer Zurückgezogenheit mit zwei Schlangen in Batignolles lebt, entschließen, diese seine beiden grotesken Lebensgefährten mit in den Salon zu bringen und dort (natürlich unter den gehörigen Sicherheitsmaaßregeln) als züngelnde und schwänzelnde Virtuosen zur Begleitung eines musikalischen Capriccio loszulassen. Die blasirten Nerven der heutigen kaiserlichen Gesellschaft können nicht mehr durch Kunst, sondern nur noch durch grausiges Spectakel gereizt werden, und es scheint, daß Vivier, von dessen Umgang mit seinen beiden Schlangen in Paris so viele Geschichten umherlaufen, diese Reptilen in der That zu einer neuen Ausstaffirung des Virtuosen-Handwerks sich zugelegt hat. Rossini hat in der letzten Zeit einige allerliebste Kleinigkeiten für Vivier's Horn componirt, und man erzählte in der That bereits, daß sich auch ein Schlan-

gen-Trio darunter befinden soll, das für Vivier und seine beiden buntgehäuteten Lieblinge zur Aufführung bestimmt wäre und dem Salon des Meisters gewiß die größte gesellschaftliche Anziehungskraft verleihen würde. —

So überraschte auch jetzt Graf Morny bei der Wiedereröffnung seiner Salons seine Gäste durch einen großen russischen Bären, der in der Antichambre stand und durch seinen wilden und drohenden Anblick die Herren und Damen zuerst auf das Entsetzlichste erschreckte, nachher aber die größte Heiterkeit erregte, als man entdeckte, daß der Bär ausgestopft war, und von dem sinnigen Grafen zum Aufhängen der Hüte in seinem Vorzimmer bestimmt sei. Nachher erfuhr man, daß Graf Morny während seines letzten berühmten Aufenthalts in Rußland diesen Bären eigenhändig gejagt und erlegt, und ihn nun von dort zu dieser Salon-Bestimmung mit nach Paris gebracht habe. Es war dies ein sehr glückliches Debut für die Wiedereröffnung eines Salons, denn man wußte jetzt sogleich, wovon man zu sprechen hatte, was in der Gesellschaft des Empire, wo der Unterhaltungsstoff nur in den unzulässigen und in den nicht der Mühe werthen sich eintheilt, sonst nicht gar so leicht ausfindig zu machen ist. Ein wildes Thier ist noch etwas Neues und Pikantes für die heutige

Société, und nachdem die Camelien-Damen und Marmor-Mädchen aus der Wildniß ihres Lebens in die gute Gesellschaft vorgedrungen, und dort schon gar kein besonderes Erstaunen mehr erregen, wird die Reihe auch an die Schlangen, Bären und andere Unthiere, seien sie auch vor der Hand nur ausgestopfte, kommen müssen.

Der Bär, welchen der ehemalige Gesandte aus Rußland mitgebracht, erinnerte die Besucher seines Salons auch an andere Schätze, welche derselbe in Petersburg erworben haben sollte, und unter denen das Gerücht besonders eine große Anzahl der bedeutendsten Gemälde alter Meister bezeichnet hatte. Dagegen hingen die früheren wohlbekannten Bilder des Grafen, seine Rembrandts, van der Werfs, Wouwermans u. s. w. an den Wänden umher, und sollten augenscheinlich das etwas scandalös gefärbte Gerede widerlegen, als ob der Graf mit diesen Meisterwerken einen vortheilhaften Handel in Petersburg betrieben habe. Diese Bilder glänzten also jetzt im Salon des Grafen Morny nicht durch ihre Abwesenheit, sondern sie bewiesen durch ihre Gegenwart, daß sie, die mit dem Grafen nach Rußland wanderten, auch mit ihm wieder von dort zurückgekommen waren.

Unter den Schätzen Rußlands, welche der Sohn Hortensens und des Grafen Flahault heimgeführt,

bemerkte man aber mit allgemeiner Bewunderung die junge ruſſiſche Gemahlin des Grafen, welche zum erſten Mal ſeit ihrer Ankunft in Paris die Honneurs machte, und auf eine beſonders liebenswürdige Weiſe mit der Grazie und Gewandtheit, die man überhaupt gern in Paris der ruſſiſchen Nationalität zugeſteht, dabei verfuhr. Graf Morny ſelbſt hatte ſich einen ſehr langen ruſſiſchen Schnurrbart wachſen laſſen, mit dem er ſchon als Präſident des geſetzgebenden Körpers bei deſſen Wiedereröffnung ungemeine Senſation erregte, und der jetzt, als Salonfahne wehend, der ganzen zahlreichen und bedeutenden Geſellſchaft als Symbol des neuen Weltalters der Politik, nämlich der ruſſiſch-franzöſiſchen Freundſchaft und Allianz, entgegenzuflattern ſchien. Die Geſandtſchaftsreiſe des Grafen Morny nach Petersburg, von der er als glücklicher Beſitzer einer reichen und liebenswürdigen Frau zurückkehrte, war bekanntlich zugleich eine Entdeckungsreiſe nach der ruſſiſch-franzöſiſchen Allianz geweſen, und man wird nie ganz genau erfahren, wie viel er davon ſchon in ſeinem Reiſewagen, auf deſſen Schlag er ſich mit einiger Uſurpation die Hortenſie als Wappen hatte malen laſſen, zurückbrachte. Aber ſeine Abſicht, in jeder Weiſe Franzöſiſches in Petersburg zu entdecken, führte zugleich zu einem ſehr glücklichen Fund in der Bibliothek der Ermitage, wo die von

Morny mitgenommenen Gelehrten, namentlich der Bibliothekar des Corps législatif, Herr Miller, dreißig Bände Diderot'sche Handschriften auffanden, darunter sehr viel Neues und Bedeutsames, unter Anderem auch ein Drama des Revolutions-Philosophen: „Terentia, die Tochter Cicero's," welches Diderot während seines Aufenthalts am Hofe der Kaiserin Katharina geschrieben zu haben scheint. Damit hat denn auch der „Graf", welcher in der napoleonischen Gesellschaft par excellence so genannt wird, sich nicht wenig zu Gute gethan, denn er will nicht nur als Oberbefehlshaber jener vielgetreuen und gewaltigen Leibgarde des neuen Kaiserthums, die unter dem Namen „corps législatif" organisirt worden, seine Geltung haben, sondern er möchte auch ein Graf sein, dem die Wissenschaften und Künste einige Protektion verdanken, was gar nicht hindert, daß damit auch zur rechten Zeit ein industrielles Geschäftchen sich verbinde. In der gelangweilten Pariser Gesellschaft hofft man aber auch, daß die nordische Schönheit und Grazie der Frau Gräfin Morny, mit der sich auch einiger pikanter Geist verbinden soll, Etwas für die Belebung der napoleonischen Cirkel thun werde, was freilich eine schwierige Aufgabe sein möchte. —

Die höhere Gesellschaft in Paris hat inzwischen,

in Ermanzelung anderen Inhalts, auch die Geisterklopfereien des Tages sehr bereitwillig in ihre Kreise aufgenommen. Man klopft einstweilen den Geist, da man noch darauf verzichten muß, ihn wieder zu verbessern. Die Epidemie des Tischrückens, welche in den letzten Jahren in Europa und Amerika überall den Bankerott des menschlichen Geistes ankündigen zu wollen schien, hat mit den obligaten Geisterbeschwörungen namentlich auch in den höheren und höchsten Kreisen von Paris ihren Einzug gehalten. Der bekannte Amerikaner Home, der als Großmeister dieser neuen Kunst in Paris sein Wesen treibt, ist bis in die obersten Regionen der Hofgesellschaft damit vorgedrungen, und hat dort namentlich an der Prinzessin Mathilde eine gläubige Gönnerin gewonnen.

Seitdem diese liebenswürdige Tochter des Königs Jerôme aufgehört hatte, der erste Glanzstern des neuen napoleonischen Hofes zu sein, was ihr nur durch das aufgehende Gestirn der Kaiserin Eugenie von Guzman, Gräfin von Teba, widerfahren konnte, scheint sie in der größeren Zurückgezogenheit, die ihr auferlegt worden, diesen Geschmack an den tanzenden Tischen und klopfenden Geistern bekommen zu haben. Im Salon der Prinzessin Mathilde Gräfin Demidoff sollen sich oft unter Leitung des Mr. Home die merkwürdigsten Dinge ereignen. Wie es kurz vor Aus-

Idee, die nur sich selbst zu ihrem Ziele und Endpuncte hat, es ist das Diesseits ohne Jenseits, das Diesseits ohne Zukunft, das Diesseits, das mit dem Begriff anfängt und mit dem Begriff aufhört, das Diesseits, das fertig wird, nachdem es sich construirt hat. Sein Diesseits ist nicht die gestillte Sehnsucht, es ist das sehnsuchtslose Leben, das keine Wünsche hat als sich, und darum diesseitig ist, weil es sonst nicht sich hätte. So war es mir immer merkwürdig zu sehen, wie Hegel das Sonnensystem erklärte, indem er seine ganze Weltanschauung, dieses in sich selbst abgesperrte Diesseits, scharf darin ausdrückte. Nicht die Sonne war ihm der eigentliche Mittelpunct des Systems, obwohl um diese die übrigen Körper sich bewegen, sondern die Erde mußte es sein, die er als den wahren geistigen Mittelpunct des Sonnensystems begriff. Nothwendig, die Erde! Denn der Gedanke, der sich nur in seinen Begriff faßt, erträgt die Abhängigkeit nicht, daß er um ein Anderes sich bewege, weil das Andere nur für ihn da ist, damit er sich daran her-

bruch der Revolution von 1789 in der vornehmen Welt in Paris Mode war, auf Cagliostro einzuladen und auf seine Geisterbeschwörungen Diners und Soirées zu veranstalten, so scheinen es die neumodischen Klopfgeister, die plötzlich im Holz der Tische erwacht sind, am Hofe Napoleons III. schon mindestens ebenso weit gebracht zu haben. Diese neuen Gespenster haben auch das Unheimliche ganz abgestreift, von dem die Geister Cagliostro's, die noch nach Himmel und Hölle rochen und zuweilen auch den Schleier einer neuen Völkerzukunft lüfteten, nicht freizusprechen waren. Mit den Klopfgeistern läßt sich eine ganz gesunde und nüchterne Conversation führen, sie gehen auf die allergewöhnlichsten und gemeinsten Dinge ein, und beweisen ihre zeitgemäße Abstammung als hölzerne Geister auch durch den ungemein praktischen Schliff, mit dem sie auftreten und Rede stehn. Ueber die Zukunft der Völker braucht man von ihnen nichts zu erfahren, denn diese ist durch das Empire hinlänglich gesichert, und auch auf gewisse schwierige Stellen in den „napoleonischen Ideen", welche noch immer der Ausdeutung harren, namentlich hinsichtlich der Verbindung des Napoleonismus mit der Freiheit, lassen sich die Klopfgeister nicht ein. Dagegen kann man von ihnen viel wichtigere Dinge erfahren, von denen selbst die Cagliostro'schen Geister nichts wußten, und die sich

auf die Hauſſe und Baiſſe der Börſen-Courſe, auf die große Frage, wie lange die Crinoline ſich noch halten und in welchem Maaße der Umfang noch zunehmen könne, und warum es im Kaiſerreich ſo viele Biedermänner gäbe, erſtrecken.

Die Geiſter des Tiſchkaſtens, die in der ganzen Welt eine ſo große Rolle zu ſpielen anfingen, ſchienen in Frankreich zuerſt den Teufel ſelbſt im Leibe zu haben, und namentlich in den ſüdlichen Provinzen traten ſie ſo entſchieden als böſe Dämonen heraus, daß der heilige Stuhl einen Bannfluch gegen ſie ſchleudern zu müſſen glaubte. Dagegen nahmen die Klopfgeiſter zu den ſchönen Füßen der Prinzeſſin Mathilde eine weit manierlichere Geſtaltung an, und zeigten ſich durch tauſend intereſſante und unterhaltende Einfälle fähig, die geſellſchaftliche Sphäre des Kaiſerhofes zu bevölkern. Doch ſcheinen ſie zuweilen mit einer gewiſſen Rigoroſität zu verlangen, daß man gläubig ſei, wenn ſie erſcheinen ſollen, und dies war erſt neulich in einer Soirée bei der Prinzeſſin Mathilde der Fall, wo Mr. Home plötzlich erklären mußte, ein im Salon Anweſender neutraliſire durch Zweifel ſeine Wirkſamkeit, und die Klopfgeiſter würden nicht eher auftreten, als bis dieſe Perſon ſich entfernt habe.

Der Kaiſer ſelbſt ſoll ſich in dieſer Soirée be-

funden haben, denn er widmet ſeiner Couſine Mathilde, deren Geſicht durch die außerordentliche und ganz vollkommene Aehnlichkeit mit den Zügen Napoleons I. ſtets die wunderbarſte Anziehungskraft für ihn gehabt, noch immer die größte Aufmerkſamkeit. Aber daß der Kaiſer ſelbſt dieſer Ungläubige ſein könne, war nicht gut anzunehmen, denn der Kaiſer hatte jedenfalls den Geiſterklopfereien an ſeinem Hofe, wenn auch nur zur Erholung von den ernſteren Staats- und Militair-Geſchäften, ein nicht geringes Intereſſe bewieſen. Da trat Herr Baroche, der Präſident des Senats, aus der ſich verlegen anblickenden Geſellſchaft hervor, und erklärte ſich mit all der bereitwilligen Liebenswürdigkeit, welche die napoleoniſchen Senatoren immer für ihren Kaiſer gehegt, für Denjenigen, der gewiß alle Schuld trage, und der ſich auch ſogleich entfernen werde, um den Geiſtern Platz zu machen. Mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln ſah der Kaiſer ſeinen Senator verſchwinden, und bald begannen denn auch wirklich die Dämonen im Tiſche zu raſcheln, und auf die Fragen der Prinzeſſin Mathilde, die natürlich die gleichgültigſten Dinge von der Welt betrafen, mit dem beliebten geheimnißvollen Klopfen zu antworten.

Man hat neuerdings die Bemerkung gemacht, daß der Aberglauben ſich wieder mit der finſterſten Macht in den Schichten des franzöſiſchen Volkslebens zu

verbreiten anfange. Das Volk scheint plötzlich wieder alle Vorstellungen des Mittelalters, die mit den zufälligsten Umständen die unheimlichste Bedeutung zu verknüpfen wußten, angenommen zu haben. Es ist dies nicht zu verwundern, wenn die höheren Kreise der Gesellschaft mit solchen Geistesverdunkelungen vorangehn, die ihren Schatten auf alle inneren Entwickelungen des Nationallebens werfen müssen. Das Geisterklopfen ist nicht bloß ein zufälliges Unterhaltungsspiel der heutigen Gesellschaft, sondern es hängt ganz genau mit den allgemeinen Bedingungen zusammen, unter denen dieselbe steht. Es werden sich bald daran noch ausschweifendere Erscheinungen knüpfen, die uns in die Zeit der Convulsionnaire vor Beginn der Revolution zurückversetzen und sich in einzelnen Kreisen, wie man bis jetzt hört mehr in der mittleren Schicht der Gesellschaft, bereits auf eine bedenkliche Weise angekündigt haben. Die tanzenden und klopfenden Tische verbinden sich dann zugleich mit dem Phänomen der Extase, ein Zustand, der höchst charakteristisch ist, da er die äußerste Reizbarkeit nur noch in der Empfindungslosigkeit auszudrücken versteht. Es ist dies das Geheimniß, keine Schmerzen mehr zu fühlen, und wenn man auch mit glühenden Nadeln geprickelt würde, und Der ist gewiß der getreueste Unterthan des heutigen Kaiserreichs, der

es bis zu dem höchsten Grad dieser Extase gebracht hat, denn auch die öffentlichen Zustände werden ihm keine Schmerzen mehr machen. Das Kaiserreich braucht statt des Patriotismus nur das Geheimniß der Extase, das an den heutigen Klerktischen wiedergefunden worden ist, um mit allen seinen Unterthanen und mit Allem, was es denselben zufügt, bestens bestehen zu können. —

Neben den Klerkgeistern scheint allerdings dem Geist selbst in den Gesellschaftskreisen des Kaiserhofes keine Freistätte geboten zu sein. Man kennt zwar die Vorliebe der Kaiserin Eugenie für Béranger's Gedichte, aber dies kann bei einer von Diamanten strahlenden Kaiserin, die zugleich als Urbild der glänzendsten und pikantesten Toiletten-Moden in ihrem Lande wirkt, mehr nur eine vorübergehende liebenswürdige Laune sein. Die Kaiserin Mutter, Semora Montijo, die jetzt ein in einem Garten gelegenes Haus in der Avenue der Champs Elysées bewohnt, soll die Romane von Paul de Kock stets mit besonderer Vorliebe gelesen haben, was aber noch nicht zu der Annahme berechtigen dürfte, daß die kaiserliche Schwiegermutter das Protektorat über die französische Literatur in die Hände nehmen werde.

Die bedeutendste Begabung nach dem Kaiser scheint ohne Zweifel der Prinz Napoleon zu besitzen.

Doch haben sich die Geistesanlagen dieses Prinzen ebenso sehr wie seine politischen Gesinnungen bisher hinter einem gewissen Schleier gehalten, der wahrscheinlich erst bei einem bedeutenden Wendepunct in der Situation sich lüften wird. Der Prinz hat in seinen Appartements im Palais Royal einen eigenthümlichen Kreis um sich versammelt, der theils der wissenschaftlichen theils der militairischen Welt angehört, und seine Verbindung mit mehreren älteren Krim-Generälen soll neuerdings eine besonders intime geworden sein. Von seinem schriftstellerischen Talent, das man hin und wieder erwähnen hörte, liegen der öffentlichen Beurtheilung noch keine Proben vor, doch mißt man ihm sogar einen Antheil an gewissen Journal-Artikeln bei, die durch Vermittelung des Herrn Emil von Girardin, der zu den vertrauter Aufgenommenen im Palais Royal gehört, zum Druck befördert zu werden scheinen. Obwohl es einige Differenzen in den Ansichten zwischen ihm und dem Kaiser geben mag, die sich besonders wohl auf eine Gränzerweiterung in den politischen Formen des Kaiserthums beziehen, so wird dem Prinzen doch von den eifrigsten Anhängern des Empire zugestanden, daß er stets auf das Gewissenhafteste Takt und Farbe gehalten habe. Er ist daher auch neuerdings der Parole des Kaisers gefolgt, für den Napoleon-Cultus durch hervorragende

Unternehmungen im Lande zu wirken, und er hat sich in Uebereinstimmung mit diesem Zweck in der Avenue Montaigne in den Elyseischen Feldern ein wunderschönes Haus bauen lassen, welches nach dem Modell des Hauses des Diomedes in Pompeji errichtet ist, in seiner eigentlichsten Bedeutung aber als ein Tempel der Napoleoniden sich darstellt. Im Atrium erblickt man die Bildnisse der Vorfahren, welche mit den Hausgöttern den Heerd schützen. Es sind dies die marmornen goldverzierten Büsten von Katharina Lätitia Bonaparte, Josephine, Marie Louise, Elise Pauline, Karoline, Joseph, Lucien-Louis, Charles Bonaparte und Jerôme. Die Büste Napoleons I. steht am Rande des Bassins im Impluvium auf einem Altar. —

Der Kaiser Napoleon III. ist selbst zu wenig eine gesellschaftliche Natur, als daß er es für seine Aufgabe erachten sollte, dem Salonleben an seinem Hofe eine eigenthümliche Förderung und Entwickelung zu geben. Stets vertieft in die Combinationen seiner Herrschaftspläne und, wie es scheint, sich selbst und sein Programm keinen Augenblick vergessend, sieht der Kaiser auch in allen gesellschaftlichen Zusammenkünften nur eine Nüance seiner politischen Rolle, und er ist dadurch in seiner persönlichen und socialen Erscheinung von Tag zu Tag ceremonieller

und steifer geworden. Seine Persönlichkeit würde aber gänzlich unbedeutend erscheinen, wenn ihr nicht dadurch ein besonderer Nimbus zufiele, daß sie sich mit einer kalten Feierlichkeit in die ceremonielle Repräsentation zurückzuziehen gewußt. Der Kaiser macht zu Pferde einen bedeutenderen und vortheilhafteren Eindruck, als wenn man ihn im Salon erblickt, wo durch das eigenthümliche Verhältniß in seiner Figur, welches den unteren Theil des Körpers gegen den oberen zu kurz erscheinen läßt, leicht eine störende Disharmonie in seiner Erscheinung sich geltend macht. Nichtsdestoweniger ist aber seiner Gestalt eine gewisse Schönheit und Anziehungskraft nicht abzusprechen, und auch sein Gesicht würde einen eigenthümlich fesselnden Ausdruck haben, wenn nicht die erloschenen blaßblauen Augen, die bei ihm tief in ihren Höhlen liegen, eine wunderbare Empfindungslosigkeit über alle seine Züge herrschen ließen. Diese Augen, die das Feuer des Geistes nur nach Innen brennen zu lassen scheinen, sind aber durch ihre ungeheuere Gleichgültigkeit, mit der sie über die ganze Außenwelt hinschweifen, nicht minder charakteristisch. Diese Indifferenz ist die eigentliche Macht dieser Persönlichkeit, welche in dem gewaltigen Selbstbewußtsein, mit dem sie in sich selbst ruht, es nicht mehr der Mühe werth zu erachten scheint, den gewöhnlichen

äußeren Dingen und Lagen irgend eine Geltung zuzugestehen oder sich dadurch in dem vorbestimmten Lauf der eigenen Entwickelung beirren und hemmen zu lassen. Der großartige Fatalismus, welcher den Kaiser Napoleon III. umschwebt, besteht darin, daß ihm die Begebenheiten stets nur eine Entwickelung seiner eigenen Person sind, und daß ihn die Meinung beherrscht, es könne keine Begebenheiten geben, die nicht schon mit seiner Person in einem geheimnißvollen Zusammenhange stehn oder von derselben von vorn herein angezogen und geleitet werden. Darum hat die Stirn des Kaisers diesen eigenthümlichen düstern Schatten, der den Mysticismus seiner Herrschergewalt ausdrückt, aber zugleich die trotzige Kraft des Starken und Mächtigen, der sich von seinem Schicksal getragen fühlt. Diese Stirn ist fatalistisch, aber zugleich ideenreich und tiefsinnig, sie zeigt den Mann der Herrschaft, der zugleich der Mann der Gedanken und der Träume ist. Aus diesem unbeugsamen Glauben an sich selbst entfließt auf der einen Seite diese Zurückhaltung, welche mit so großer Ruhe und Sanftmuth auf dem ganzen Antlitz sich lagert, während auf der andern Seite auch eine gewisse Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit sich damit ausprägt, die ihren Sitz in den bleichen, feingeschnittenen und sehr verschwiegenen Lippen hat. Selbst der stark

ausflatternde Schnurrbart ſcheint nur das Geheimniß der Lippen zu hüten.

Größere Contraſte haben ſich vielleicht nie in einer einzigen Perſönlichkeit vereinigt und zu einer einheitlichen Harmonie bezwungen. Dieſe Harmonie, welche in der Perſönlichkeit des Kaiſers ſich darſtellt, beſteht zwar in der Apathie und Indifferenz, die bei ihm den eigentlichen Heiligenſchein des Cäſarismus vertreten. Aber ſie entſpringt zugleich aus einem Quell innerer Herzensgüte, wie überhaupt aus der tiefen Innerlichkeit, welche das ganze Weſen des Kaiſers erfüllt und ſeine ſtrengſten Gewaltäußerungen noch heimlich mit einem feinen und weichen Geäder zu durchziehen ſcheint. In dieſem eigenthümlichen Zuſammenhang des Weſens verbindet ſich die ſtärkſte Willenskraft des Handelns und die größte Kühnheit, Alles zu wagen und zu unternehmen, mit der ſinnigſten Schüchternheit, mit dem berechnetſten Abwarten der richtigen Stunde, und mit einer Verſchloſſenheit, die ſich deshalb Niemanden, und keinem einzigen Freunde, öffnen kann, weil es ein Syſtem, eine providentielle Macht iſt, welche im Innern wohnt, und der zur rechten Zeit handelnd zu gehorchen, ein Geheimniß iſt, aber niemals eine Deliberation mit Andern werden kann. Danach tönt auch die Stimme, die abgeſchloſſen und langſam ihren Worten noch in

vorbringe oder durch den Gegenſatz ſich beleuchte. Er ſelbſt aber, der Gedanke, er iſt er ſelbſt allein, wie von ſich Richard III. ſagt. Und in ein vollendetes Syſtem könnte die Weltanſchauung nie gebracht werden, wenn ſie nicht an dem ſich ſelbſt bewegenden Diesſeits die Möglichkeit ihrer fertigen Syſtementwickelung erhielte.

Dies Diesſeits mag ich nicht, welches ohne das Jenſeits iſt! Dies Diesſeits ohne Bild, ohne Farbe, ohne Sonne! Ich meine zwar nicht, daß die Hegelſche Philoſophie inſofern ohne das Jenſeits iſt, als verhielte ſie ſich in einer leeren Abſtraction zu demſelben. Das der abſoluten Philoſophie vorzuwerfen, könnte nur der Unverſtand thun. Aber das Jenſeitige in ihr, welches der Gedanke iſt, hat in dem Syſtem ein diesſeitiges Reich gegründet und die Bewegung des Geiſtes darin geſchloſſen, während doch Gott ſelbſt, als er in die Welt ſich tauchte, die fortdauernde Weltwerdung ſeiner ſelbſt in alle Zukunft hinein frei ließ. So iſt alles Jenſeitige in dem Syſtem aufgezehrt, und in dem Begriff

demſelben Augenblick, wo ſie über die Lippen treten, die Geltung ſtreitig machen zu wollen ſcheint, aber nicht aus innerer Unſicherheit, denn mit ſich ſelbſt iſt Napoleon III. immer einig, in ſich ſelbſt iſt er immer, ſo oft er es ſein muß, beſchlußkräftig, aber dem freigelaſſenen Wort iſt doch unter keinen Umſtänden zu trauen, man kann nie wiſſen, was aus demſelben gemacht wird, und deshalb dies Zögern es auszuſprechen, dieſe Unſchlüſſigkeit es vollſtändig zu betonen, dies Stocken, oft noch die letzte Sylbe hinzuzufügen, durch welche ein Wort erſt vollendet und gültig werden kann. Der Kaiſer ſpricht wenig, um viel handeln zu können, und er will nie errathen und belauſcht ſein, denn nur die That, welche überraſcht, iſt eine That.

Aus allen dieſen charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeiner Perſon geht hervor, daß der Kaiſer weder ſelbſt ein Salon-Mann ſein kann, noch das Leben der Pariſer Salons zu fördern vermag. Man hört ſogar behaupten, daß der Kaiſer nicht nur jedem Bedürfniß nach Geſellſchaft fremd, ſondern auch faſt für alle zarteren und poetiſchen Empfindungen verſchloſſen ſei. Das Verhältniß des Kaiſers zu den Frauen, das immer ein ſehr belebtes geweſen und geblieben iſt, ſcheint dieſer Behauptung zu widerſprechen. Louis Napoleon iſt von den Frauen nie gehaßt wor-

den, und wird es auch jetzt in der Pariser Damenwelt keineswegs, selbst da nicht, wo die Parteileidenschaften ihm noch entgegenzustehen scheinen. Der Bürgerkönig Louis Philipp war die Antipathie der Pariserinnen geworden, und die Erbitterung aller Parteien gegen diesen König motivirte sich eigenthümlich auch nach dieser Seite hin. Das Juste-Milieu ist den Pariserinnen wenigstens in der Politik sehr unangenehm, und obwohl Louis Philipp selbst ein geistreicher und beredter Mann war, und mit einer Schwiegertochter von deutscher Gelehrsamkeit, der Herzogin von Orléans, sich umgab, so hatte er doch eine nach Tütchen-Krämerei riechende Atmosphäre um sich, die den Damen von Paris in allen Kreisen widerstrebte. Louis Napoleon hatte dagegen schon durch seine persönliche Kühnheit und seine ritterliche Unternehmungslust immer etwas Anziehendes für die Damen gehabt, und man glaubt, daß er seiner Herrschaft auch von dieser Seite her eine eigenthümliche Grundlage gewonnen habe.

Die schönen und vornehmen Damen des Faubourg St. Germain sind zwar dem neuen Kaiserhofe nach wie vor abgewandt geblieben, während sie dem Kaiser, so lange er noch Präsident der Republik war, ihre Gegenwart nicht entzogen und in dem Salon des Palais Elysée bei jeder festlichen Veranlassung

zahlreich erſchienen. Dies bewies aber nur, daß man im Faubourg St. Germain die Republik für eine Sache sans consequence anſah, oder für einen zufälligen Wolkenbruch, vor dem man augenblicklich in dem erſten beſten Hauſe untertrat, das nur ſo viel Dach hatte, um Schutz gewähren zu können. Man reicht ſich dann leichter mit Denjenigen, mit denen man zuſammen während einer Gefahr wartet, die Hände. Aber nachdem der allgemeine Wartesaal der Republik ſich zuletzt nur zu dem neuen Kaiſerthum geöffnet hatte, und man darin nicht mehr eine vorübergehende Komödie, ſondern ein Drama von längerer Dauer und höherer Bedeutung erkennen mußte, zog ſich auch die ſchöne ſtolze Welt des Faubourg St. Germain in ihre Hôtels zwiſchen Hof und Garten zurück.

Der Kaiſer konnte dieſe Geſellſchaft leicht entbehren, da er den Einſchlag der Legitimität auch in ſeine ſocialen Verhältniſſe nicht bezweckte, wie er durch die Wahl ſeiner Gemahlin bewieſen. Aber er würde dieſen Damen, die ſich unter der Regierung Louis Philipps bedeutend und unerträglich gelangweilt hatten, ein Glanz- und Freudenleben ohne Gleichen eröffnet haben, wenn ſie ihre ſchönen ſchlanken Geſtalten, ihr feines weißes Fleiſch und ihre prachtvollen und duftigen Toiletten dem Empire hätten zur Dispoſition

ſtellen wollen. Dafür wollte der Kaiſer jetzt beſtrebt ſein, die ganze übrige Frauenwelt auf eine unwiderſtehliche Weiſe an das Kaiſerthum zu feſſeln, indem er, die glücksritterlichen und induſtriellen Elemente der heutigen Geſellſchaft vordringen laſſend, dadurch eine Auflöſung aller ſocialen Schranken begünſtigte, und in die Kleider, in die Sinne und in die Portemonaies der Damen eine neue Kriſis brachte, wie ſie dem weiblichen Geſchlecht noch kaum widerfahren war. Das Loretteuthum und die Börſe wurden die Maſchinerie, durch welche die Frauenwelt in dieſe neue Bewegung geſetzt und ſpecifiſch kaiſerlich gemacht wurde. Denn die Freiheit des Genuſſes, die Fähigkeit reich zu werden, und die Kunſt ſich zu putzen und zu ſchmücken, wurde den Frauen in dieſer kaiſerlichen Epoche als ihr eigentlicher Zauber-Harniſch umgehangen, wie es noch niemals der Fall geweſen war, und man darf nicht fragen, ob ſie ſich wohl dabei befinden? Der Gedanke, alle Frauen Geſchäfte machen und Loretten werden zu laſſen, war zugleich ein zu kühner und intereſſanter Griff, als daß er nicht bei dem elektriſchen Geſchlecht von großer Wirkung hätte ſein müſſen. —

Die Vermählung des Kaiſers mit Marie Eugenie von Guzmann, Herzogin von Montijo und Gräfin von Theba, gehörte zu den liebenswürdigſten Schrit-

ten, mit denen Napoleon III. ſeinen perſönlichen und ſocialen Character bezeichnete. Er ſtellte dadurch mit der kühnen Hand eines Liebenden ein Frauenbild auf den Kaiſerthron, das ſeine Berechtigung zu einer großen herrſchenden Stellung nur aus den natürlichen Eigenſchaften des Charakters und der Schönheit herleiten und damit dem Legitimätsprinzip der Throne nach dieſer Seite hin die Geltung ſtreitig machen ſollte. Mit der Kaiſerin Eugenie iſt ein neues naturfriſches Element in das Haus der Tuilerieen eingezogen. Der Kaiſer wollte die Schönheit in den auserleſenſten Formen, aber nicht das königliche Blut an den neuen napoleoniſchen Thron feſſeln. In der merkwürdigen Anrede, mit welcher der Kaiſer damals den in die Tuilerieen berufenen Staatskörpern ſeine Verheirathung anzeigte, legte er ein beſonderes Gewicht darauf, daß unter allen fremden Prinzeſſinnen, die ſeit ſiebzig Jahren den franzöſiſchen Thron beſtiegen und kein anderes Loos gehabt hätten, als ihr Geſchlecht durch Krieg oder Revolution zerſtreut und verbannt zu ſehn, die einzige Joſephine, die erſte Gemahlin des Kaiſers Napoleon, glücklicher geweſen ſei, und Joſephine ſei *nicht* aus königlichem Blut entſproſſen geweſen. Es war dies die ebenſo eigenthümliche als liebenswürdige Auseinanderſetzung, in welcher der Kaiſer

der Franzosen den ihm über Alles ruhmvollen Titel eines Parvenu für sich in Anspruch nahm, und seine Heirath für eine Privatangelegenheit erklärte, indem er hinzufügte: „Ich habe ein Weib, das ich liebe und das ich achte, einer Unbekannten vorgezogen, deren Verbindung mit mir nur einen mit Opfern gemischten Vortheil dargeboten hätte."

Es ist bemerkenswerth, daß sich das Verhältniß zwischen dem Kaiser und der Kaiserin in der That seitdem wie eine gegen die Außenwelt und gegen alle Staatsgeschäfte abgeschlossene Sphäre von Privatglück forterhalten hat. Die öffentlichen Angelegenheiten scheinen das Leben des Kaisers in seinem Hause gar nicht zu berühren, und die Kaiserin selbst hat am Hofe wie im Staat eine Stellung eingenommen, die aller Politik unzugänglich scheint und mit derselben sich auch nicht im Entferntesten berührt. Da Napoleon III. es durchaus nicht liebt zu politisiren, mit den Damen seines Hofes ebenso wenig als mit seinen Ministern und Räthen, welche letzteren nach ihren Verträgen niemals wissen, was der Kaiser eigentlich thun wird, so scheint es auch aus einem ganz bestimmten Entschluß der Kaiserin Eugenie hervorzugehn, daß sie gerade als diese von der Politik unberührbare Sensitive an der Spitze des Kaiserhofes von Frankreich blüht. Es mag ihr das sogar anfangs

einige Ueberwindung gekoſtet haben, da man weiß, daß ſie in der Republik von 1848, beſonders ſeitdem Louis Napoleon zur Präſidentur gelangt war, als eine begeiſterte Anhängerin der Politik des Elyſée ſich überall ausſprach und dieſelbe ebenſo ſcharfſinnig und gewandt, als mit genauer Kenntniß der Stichworte der politiſchen Debatte, zu vertheidigen wußte. Sie machte in den damaligen Salons von Paris dadurch nicht minderes Aufſehn, als durch ihre glänzende Schönheit, die in jener Zeit zuerſt in der Pariſer Geſellſchaft aufgegangen war. Marie Eugenie von Guzmann ſoll ſchon damals von Louis Napoleon bemerkt und ausgezeichnet worden ſein, und man will beobachtet haben, daß er ſie im Theater oft lange und unverwandt betrachtete und ihr ein auffallendes Intereſſe ſchenkte. Sie fehlte mit ihrer Mutter, der Herzogin von Montijo, niemals bei allen Feſtlichkeiten, die bei dem Präſidenten der Republik im Elyſée ſtattfanden, was ihrer Schönheit, ihrem Geiſt und ihrem Range zugeſchrieben wurde, da Louis Napoleon auch hierin ſeiner Natur getreu blieb, niemals etwas Tieferes, was in ihm vorging, zu verrathen. Nach der Vollendung des Staatsſtreichs vom 2. December waren aber die Herzogin von Montijo und ihre ſchöne Tochter die Erſten, welche dem Sieger Glück

wünſchten zu ſeiner mit ſo großer Kühnheit vollbrachten That, und ihm ihre Bewunderung und ihr Vertrauen zur Situation mit den beredteſten und feurigſten Worten auszudrücken wußten. Und dieſer große Moment iſt vielleicht auch der entſcheidende für dies Verhältniß geworden.

Louis Napoleon hatte ſeine Gemahlin zuerſt in London kennen gelernt, wo ſie mit ihrer Mutter, die eine geborene Engländerin aus bedeutender Familie iſt, in den vornehmen Kreiſen der dortigen Geſellſchaft lebte. Ihre Erziehung hatte Marie Eugenie in Paris gefunden, in dem Kloſter Sacrs-coeur, wohin ſie aus Madrid geſendet worden war, um dort in Gemeinſchaft mit den Töchtern der erſten franzöſiſchen Familien die ſorgfältigſte Ausbildung zu empfangen. Ohne Zweifel eignete ſie ſich in dieſer Schule auch den vollendeten Beſitz der franzöſiſchen Sprache an, in der ſie den reinſten nationalen Accent gewann, worin ſie den Kaiſer, deſſen Accent die Franzoſen noch immer an einen Holländer oder Elſaſſer erinnert, weit überflügelt hat. Bei der tiefen Neigung welche Louis Napoleon längſt für ſie empfunden, ſcheint aber nicht bloß ihre an eine glänzende Fee gemahnende Schönheit das beſtimmende Motiv geweſen zu ſein. Bei dem napoleoniſchen Fatalismus, unter deſſen Macht ſich der Kaiſer in allen Beziehungen ſeines

Lebens geſtellt weiß, würde er es nicht gewagt haben, eine Frau zu ſeiner Gemahlin zu machen, die nicht ſchon in einer altnapoleoniſchen Combination geſtanden hätte. Der Vater der Gräfin von Theba aber, einer der erſten ſpaniſchen Granden, hatte ſich ſtets als einen der entſchiedenſten Parteigänger für Joſeph Bonaparte bewieſen, wie er auch bis zum Jahre 1815 in der franzöſiſchen Armee geſtanden und den Heereszügen Napoleons einen tapfern Arm geliehen hatte. Wie der Kaiſer aus hiſtoriſchem Aberglauben ſich keine Prinzeſſin von Geblüt wählte, weil dieſe ſeit ſiebzig Jahren den franzöſiſchen Thronen nur Unglück gebracht, ſo muß auch aus demſelben Aberglauben überall, wo ſich etwas Großes für ihn entſcheiden ſoll, ein napoleoniſches Element, ein Erinnerungstag, ein Datum, eine Reliquie, oder irgend eine napoleoniſche Beziehung, mit im Spiele ſein.

Für die Wahl der Gräfin von Theba ſoll auch noch Das einen entſcheidenden Umſtand geliefert haben, daß zugleich engliſches Blut in den Adern dieſer Dame fließt. Denn der Kaiſer hat nicht nur von jeher eine beſondere Vorneigung für den perſönlichen Umgang mit Engländern und Engländerinnen gehabt, wodurch er ſich auch ohne Zweifel ſtark genug fühlte, eine jahrhundertalte nationale Abneigung des franzöſiſchen Volkes durch die Herſtellung der

französisch-englischen Allianz zu überwinden. Die englische Physis hat auch dem Kaiser stets den größten Reiz und das innigste Vertrauen dargeboten, und seine frühere Verbindung mit der schönen Miß Howard, die in den Jahren des Unglücks und der Verbannung seine treue und zärtliche Gefährtin war, soll von ihm stets zu den glücklichsten und befriedigtsten Verhältnissen seines Lebens gerechnet worden sein. Der Präsident der Republik mußte sich aber von ihr trennen, weil sie ihn in seiner nunmehrigen öffentlichen Stellung durch ihren beispiellosen Luxus und ihre, seine eigenen Mittel weit übersteigenden Geldausgaben in Verlegenheit zu setzen begonnen, und ihm Scenen der schlimmsten Art, sogar eine unter scandalösen Verhältnissen unternommene Flucht nach England, von der er sie damals durch einen Vertrauten unter dem Vorwande einer diplomatischen Sendung wieder zurückholen ließ, bereitete. —

Das englische Frauen-Naturell scheint in der Persönlichkeit der Kaiserin Eugenie vorzugsweise ausgeprägt zu liegen. Das schöne goldblonde Haar und der durchsichtig weiße feine Teint, die Stirn von wunderbar glänzender Weiße, und die feingeschnittenen Lippen, welche durch den nicht allzukleinen Mund die blendenden Reihen der schönsten Zähne sehr sichtlich hervortreten lassen, deuten überwiegend auf jene

zu einem Diesseitigen geworden, eine Verdiesseitigung, welche dann eben die Construction des Absoluten ist. Ein solches Diesseits, welches das aufgezehrte Jenseits ist, kann sich aber nicht mehr fortbewegen, weil es in der That bereits aus der Geschichte herausgetreten, ja ein Schlußpunct der Menschengeschichte wäre. Es ist, wie gesagt, ein stabil gewordenes, ein legitimes Reich des Gedankens, das keine Zukunft hat. Daher die Ungewißheit über die Unsterblichkeit der Seele in dieser Philosophie. Und ist ein System, welches das Jenseitige in sich abschließt durch Verdiesseitigung des Absoluten, ist diese versteinerte Gegenwart ohne Zukunftshimmel nicht ein Diesseits ohne Jenseits? Denn die Einheit des Daseins, welche durch dies System des Diesseits hergestellt und begünstigt zu werden scheint, ist doch nur eine erkünstelte Einheit des Begriffs, die auf Erden nicht leben und nicht sterben kann und sich nie in eine thatkräftige Bildung des Geschlechts umzusetzen vermag. Und wenn ich an eine Einheit des Daseins mit erhobenem Herzen denke

nationale Frauenschönheit hin. In diesem Stil ist auch die Fülle der großen majestätischen Gestalt, die eine kühne herrschende Haltung behauptet und zugleich mit anmuthiger Ruhe in sich selber thront. Nur die dunkeln Augenbrauen, welche in einem kühnen und entschlossenen Ausdruck über den dunkelblauen Augen sich wölben, deuten auf die südliche Abstammung hin, der auch die schöngefermte, eine ziemlich große Linie beschreibende Nase Rechnung zu tragen scheint.

Aus den Umgebungen der Kaiserin werden nur die sanften, wohlwollenden und heiteren Züge ihres Charakters hervorgehoben. Dem Ausdruck ihres Gesichts fehlt es aber durchaus nicht an eigenthümlichen Geistesblitzen, die wohl darauf hindeuten, daß die Kaiserin nicht blos die Rolle der naiven Gurli an dem heutigen napoleonischen Hofe übernommen haben kann. Sie hat sich freilich, seitdem sie den Thron Napoleons III. bestiegen, depolitisiren müssen, sowie ganz Frankreich sich seitdem depolitisiren mußte, und ihr Beruf, schöne Frau zu sein und vor Allem Mutter zu werden, mußte gegen ihre frühere Neigung zur Politik in den Vordergrund treten. Aber da sie ohne Zweifel das napoleonische Programm in seinen tiefsten Gründen kennt und mit jeder Falte

desselben sich versteht, so wird sie mit der eigenthümlichen weiblichen Feinheit auch gewiß stets die Gelegenheit zu finden wissen, wo sie unter dem Anschein, keine Politik zu machen, doch einen bedeutungsvollen Finger auf die Staatsgeschäfte legt. —

III.

Die dramatiſche Galanterie im neuen Kaiſerreich.

Die dramatiſche Galanterie hat unter dem Empire ihren tollſten und glänzendſten Gipfel erſtiegen. Das Leben der franzöſiſchen Schauſpielerin war von jeher der eigentliche Cryſtalliſations-Kern geweſen, an dem ſich die ganze Debauche von Paris anſetzte und von dem die geſchlechtliche Aventure in allen Farben und Lichtern ausſtrahlte. Aber der gewerbmäßige Betrieb der Liebe hatte ſich noch nie ſo unmittelbar und ausgemacht mit dem Beruf der Schauſpielerin ſelbſt verbunden, als es heutzutage im napoleoniſchen Kaiſerreiche der Fall iſt, wo von allen an den Theatern engagirten Actricen mehr als drei Viertel — ein ſachkundiger Pariſer verſichert: drei und ein halbes Viertel — die Geſchäfte der käuflichen Venus in einer vollſtändigen Organiſation, wenn auch in verſchiedenen Arten und Abſtufungen, betreiben. Faſt alle Schau-

ſpielerinnen theilen jetzt ihre Zeit und ihren Beruf zwiſchen der Kunſt und dem Liebesgewerbe, und ſind deshalb auch meiſtentheils unverheirathet, um ihre allerdings große und eigenthümliche Anziehungskraft deſto unbehinderter und in den weiteſten Kreiſen ausbeuten zu können. Denn in irgend einer Form werden ſie immer illegitimen Verhältniſſen hingegeben ſein, und ſie haben entweder entreteneurs oder amants de coeur, oder ſie leben ganz ungefeſſelt im freien Reich der Libertinage, wo es dem Zufall überlaſſen bleibt, bald hier bald dort die vortheilhafteſten Bande zu ſchlingen. Im letzteren Falle ſind ſie auch vornehmlich femmes à parties, das heißt, Damen, die man, um den Reiz einer Landpartie oder eines Soupers zu erhöhen oder mit der fehlenden Pointe zu würzen, zu Theilnehmerinnen der Geſellſchaft engagiren kann.

Die Schauſpielerin führt jetzt in Paris mehr als anderswo ein Leben außerhalb der Geſetze, das den originellen Reiz ihrer Perſönlichkeit vielfach erhöhen mag, und gewiß auch auf die ſchöpferiſche Auffaſſung und Abbildung der Leidenſchaften in ihrem Spiel bedeutend zurückwirkt. Es iſt freilich traurig, bei dem Feuer der Kunſtgebilde, die uns von der Bühne her entgegentreten, an den heimlichen Heerd der theatraliſchen Proſtitution, auf dem dieſe Gluthen ſo nach-

haltig gestählt worden sind, zurückdenken zu sollen. Aber Betrachtungen dieser Art würden in Paris auch kaum einem Hypochonder einfallen, denn die Franzosen wissen stets auf die geistvollste Weise die Kunst von dem Individuum zu trennen, und bewundern eine künstlerische Leistung nicht mehr und nicht minder, es mag nun das darstellende Individuum schön oder häßlich, alt oder jung, tugendhaft oder lasterhaft sein. In der deutschen Theaterwelt haben sich dagegen diese Gesichtspuncte beständig durchkreuzt, und obwohl die deutschen Schauspielerinnen den französischen in der Tugend nicht sehr viel voranstehen mögen, und jedenfalls auch bei der Polizei dieselbe Duldung und Nachsicht genießen, die den Actricen in Paris bei der Ausübung ihres Privathandwerks verstattet ist, so geht doch das deutsche Publikum bei seinen Schauspielerinnen auch innerhalb des Rahmens ihrer Kunst in einer ganz specifischen Weise auf ihre Persönlichkeiten, auf ihre Jugend, ihre Schönheit und ihre Sittlichkeit zurück. Man gewöhnt sich zwar auch in Deutschland daran, Schauspielerinnen, die ganz offenkundig als Courtisanen leben, auf der Bühne zu bewundern, und als Künstlerinnen zu achten, aber während dies doch einem Theil des deutschen Publikums noch immer schwer zu fallen scheint, vergeben sich auch die Verständigsten und Wohlwollendsten bei

uns noch immer dadurch etwas, daß sie der Schönheit und Jugend bei einer Schauspielerin bedürfen, wenn ihnen dieselbe überhaupt gefallen soll.

In der französischen Schauspielerin trennt sich die Künstlerin und das Weib so entschieden, daß beide ganz unabhängig von einander ihre Wege gehen. Wenn aber die Liebenswürdigkeit und Schönheit des Weibes ihren Rollen keinen besonderen Reiz in den Augen des Publikums hinzufügt, so ist es dagegen der Reiz, Künstlerin zu sein, welcher ihr im Reich der Aventure zugutkommt und auf den sie siegreich nach allen Seiten hin ihre Eroberungen begründen kann. Durch diesen Zauber der Künstlerin ist sie die eigentliche Heerführerin des gesammten Lorettenthums von Frankreich geworden, und ihre Macht ist so unwiderstehlich und so allgemein anerkannt, daß sie im Reich der Prostitution Gesetze geben könnte. Das ganze Lorettenthum drängt sich schon wie von selbst unter die Fahne der Schauspielerin, denn diese eigenthümliche magische Rangstellung, die einerseits noch den Anstand bewahrt und die Liebe zu einem freien Geschenk der Neigung zu machen scheint, andererseits einen Schutz gegen die Sittenpolizei gewährt, ist das Ideal Aller, die sich der Prostitution hingeben müssen.

Der Ueberfluthung der französischen Bühne mit

zweideutigen und lorettenhaften Frauenzimmern entsprechen aber auch die dramatischen Figuren selbst, die seit einigen Jahren auf den Theatern in Paris das Terrain behaupten. Sowohl die vornehmeren Theater wie die Volkstheater bieten durchgängig nur noch ein Repertoire dar, das alle unmoralischen und gesetzwidrigen Elemente der Gesellschaft zu Schaustücken und zu Gegenständen der Bewunderung und Anziehung zusammengebracht hat. Fast alle Frauen, die in den heutigen Theaterstücken der Franzosen erscheinen, haben entweder früher ein schlechtes Leben geführt und gerade dadurch ihren eigenthümlichen Reiz erhalten, oder sie genießen als Gefallene und Verführte fast die Achtung einer Heiligen, sowie in der Rose Bernard ein unverheirathetes Mädchen, das Mutter geworden ist, als ein Ideal der Weiblichkeit und als das höchste Bild der Mutterwürde, das es nur geben könne, verherrlicht wird. Während dies neue dramatische Thema, die Verherrlichung der Jungfern, welche Mutter geworden sind, bereits in vielen andern Dramen und Vaudevilles bearbeitet zu werden anfängt, ist die Oper fast noch weiter gegangen als das Prostitutions-Drama selbst, indem sie, wie in Rigoletto, ihre Scene sogar in verdächtige Häuser zu verlegen wagt, und man darin sogar Seine Hoheit den Herzog von

Mantua am Fenſter eines ſolchen Hauſes erblickt, in welchem er, nachdem eine Inſaſſin deſſelben die Fenſtervorhänge zugezogen, die Nacht zubringt.

Wo ſollen die Veſtalinnen der Kunſt herkommen, welche mit der Ausführung ſolcher Aufgaben den Leuten vor die Augen treten? Die Richtung der Kunſt ſelbſt würdigt hier ſchon ihre Werkzeuge herab und es würde bald keine Schauſpielerinnen mehr in Paris geben, wenn ſie nicht ihre Reihen aus dem Stande der Loretten und aus der Welt ihrer Sitten und Begriffe ergänzt ſähen. —

Ob aber die Schauſpielerin am meiſten dazu geeignet iſt, zugleich als Prieſterin der Liebe par excellence in der heutigen Geſellſchaft zu walten, und darin vor der gewöhnlichen Lorette den Vorzug zu verdienen, könnte zu eigenthümlichen Unterſuchungen Anlaß geben, die uns an Manches erinnern würden, was einſt Jean Jacques Rouſſeau von dem Weſen der Schauſpielkunſt überhaupt geſagt. Der Philoſoph der Volksſouverainetät nahm den idealen Ausgangspunkt der Demokratie beſonders darin, daß er die Menſchenwürde und das Heiligthum der menſchlichen Perſon wieder in ihre urſprünglichen Rechte eingeſetzt ſehen wollte, und dieſer Standpunct, der freilich nur ein Kampf ſein kann, leitete ihn auch in

seinem berühmten Brief an d'Alembert*), worin er den flammenden Stab des Propheten auch gegen die Schauspielkunst und gegen die Schauspieler und Schauspielerinnen selbst richtet.

Rousseau findet zuerst etwas Sclavisches und Niedriges darin, daß der Schauspieler stets die Aufgabe habe sich zu verstellen, immer verschieden von Demjenigen zu erscheinen, was er selber ist, sich mit kaltem Blut in fremde Leidenschaft zu versetzen, sich um Geld zur Repräsentation herzugeben, sich der Schande und den Beleidigungen, zu welchen der Zuschauer durch sein Billet das Recht erkauft, zu unterwerfen und gewissermaßen seine Person öffentlich zu verkaufen. Der Schauspieler empfange also durch seinen Stand eine Mischung von Niedrigkeit, Falschheit, lächerlichem Stolz und Herabwürdigung in seiner Seele, wodurch er zur Darstellung aller Personen fähig werde, mit Ausnahme der edelsten Person, die es giebt, nämlich des wahren Menschen, aus dem er ganz und gar herausfalle. Die Schauspieler, schließt Jean Jacques folgerecht, müßten daher tugendhafter als alle anderen Menschen sein, wenn sie nicht verderbter sein wollten.

*) Lettre à Mr. d'Alembert, in den Oeuvres complètes de J. J. Rousseau (Mélanges T. III. p. 119—303. Deuxp. 1782).

Aus dieſer principiellen Anſchauung beurtheilt und zergliedert der Genfer Philoſoph auch die Keuſchheitsverhältniſſe der Schauſpielerinnen. Es erſcheint ihm faſt als eine und dieſelbe Angelegenheit, daß ein Weib, welches ſich zur theatraliſchen Repräſentation verkaufe, ſich nicht bald auch mit ihrer Perſon in Scene ſetzen ſolle, um ſelbſt die Begierden zu befriedigen, welche ſie mit ſo vieler Kunſt und Sorgfalt erregt. Und Jean Jacques Rouſſeau findet es ganz begreiflich, daß die Schauſpielerinnen, „dieſe jungen verwegenen Perſonen, die keine andere Erziehung haben, als ein Syſtem der Koketterie und verliebter Rollen", in ſich ſelbſt keine Widerſtandskraft mehr beſitzen, um der Verführung und dem Golde, dem ſie ja ſchon ihr ganzes Leben von vorn herein verkauft haben, zu widerſtehn.

Aus dieſer Phyſiologie des Schauſpieler-Berufs geht aber auch unleugbar hervor, daß die Schauſpielerinnen nur noch in den ſeltenſten Fällen den natürlichen Fonds der Liebe und Leidenſchaft in ihrem eigenen Herzen behalten haben werden. Das Opfer, welches ſie ihrer Kunſt gebracht, indem ſie ihre ganze Perſon nur zu einem Werkzeug fremder Leidenſchaften umgeſchaffen haben, konnte nicht ſpurlos an ihrer eigenen menſchlichen Natur vorübergehen. Und wenn die Schauſpieler, wie Rouſſeau es ausdrückt, ihren

dann ist es jene thatkräftige Harmonie der Menschheit, jene befriedigte und befriedigende Lebensstärke, die, dem Alterthum vergönnt, auch der modernen Welt wiedererrungen werden muß. Es hat im Gegentheil die Hegelsche Philosophie durch ihr Diesseits wieder eine Trennung und Spaltung im Leben gegründet. Denn weil sie ohne das Jenseits ist, hält sie die Sehnsucht nach demselben um so schmerzlicher wach, da man sich nicht zufriedengeben kann bei ihrer Verdiesseitigung des Jenseitigen. Wie könnte man sich zufriedengeben, da die Zeit und die Geschichte uns noch täglich mahnen? Wie könnte man sich zufriedengeben, da das Jenseitige, unbekümmert um seine feste Verabsolutirung im System, noch mit tausend neuen Weltahnungen und Zukunftsverheißungen in uns hineinredet, und wer wollte zu beweisen vermögen, daß die Wahrheit so sehr die Eine und Unveränderliche ist, daß nicht noch immer neue Wahrheiten geboren werden, welche die Idee der Wahrheit selbst unaufhörlich bewegen, in Fluth bringen, umgestalten? Wer

wahren Menſchen bei ihrem Beruf nothwendig verlieren müſſen, ſo wird auch die eigene leidenſchaftliche Erregung an ihnen ſelbſt in der Regel nur den Werth eines Induſtrieproductes haben können. Die Schauſpielerin wird dadurch eben die Prinzeſſin des Courtiſanenthums, weil ſie nicht mehr liebt, und weil ſie darum alle Glanzeffecte ihrer Perſönlichkeit um ſo hinreißender und berechneter zu der beabſichtigten Wirkung ſammeln und verwerthen kann.

Die Schauſpielerin iſt darum im heutigen Kaiſerreich die am meiſten in der Mode befindliche Perſon geblieben und geworden. Während die anſtändigen Frauen doch noch mehrfach zögern, mit der Lorette gemeinſchaftliche Sache zu machen, wozu die ganze Epoche ſie auffordert, hat die Schauſpielerin dieſen weltgeſchichtlichen Moment raſch benutzt und iſt dadurch die Herrin der galanten Situation geworden. Da es ſeit der guten Aufnahme, welche die Courtiſanenſtücke auf der Bühne und in der Geſellſchaft gefunden haben, erlaubt iſt, alle dieſe Dinge offen zu debattiren, ſo darf man auch ſagen, daß es jetzt nicht mehr Mode iſt eine Tänzerin zu haben, ſondern Jedermann will jetzt eine Schauſpielerin haben. Die Tänzerin, die mit ihren Zaubern und ihrer Geltung ſeit einiger Zeit ſehr zurückgeblieben, war früher vorzugsweiſe das Steckenpferd der Ga-

lanterie, der Diplomatie und der aristokratischen Debauche gewesen. Besonders gehörte sie zu den Attributen eines Diplomaten, wie die Hirsche und Hunde zu den Attributen der Diana, der Göttin der Jagd, einst gehörten.

Diese schöne Zeiten, wenn man sie so nennen will, sind aber längst dahingegangen. In der Tänzerin war noch ein ächt sinnliches und natürliches Element, welches in die heutige Epoche nicht mehr hineinpaßt. Man ist zu materiell geworden, um noch einen Reiz zu verstehn, der zuerst mit der halben Enthüllung begann, und einen transcendenten Idealismus in das Spiel der Beine zu verlegen wußte. Die Diplomatie, welche seit dem Wiener Congreß bis zum Jahre 1848 wirkte und sich in diesem Zeit-Abschnitt lebensfroher und genußfähiger als je befand, mochte sich gern und naturgemäß dies gaukelnde, sinnlich heitere Völkchen der Pirouette zugesellen. Auch in anderen Kreisen war die Tänzerin die lustige Repräsentantin des eigentlichen Genußprincips geworden, und die Viveurs der damaligen Zeit glaubten einen Natur-Cultus zu feiern, wenn sie mit den Inhaberinnen weltberühmter Beine sich zu Tische setzten.

Die industrielle Epoche kennt keine eigentliche Sinnlichkeit, und die Tänzerin ist in den Schwarm

der gewöhnlichen Loretten verwieſen worden, aus dem ſie kaum noch mit einer eigenthümlichen Phyſiognomie hervorragt. Die Schauſpielerin hat ſeitdem das Geſchäft und alle Gerechtigkeiten deſſelben mit den überwiegendſten Erfolgen gepachtet. Die Liebe bloß als Induſtriezweig und ohne alle Sinne zu treiben, iſt die Schauſpielerin, die ſchon in ihren Rollen nur der fremden und verſtellten Leidenſchaft dient, bei weitem mehr geeignet als die Tänzerin, in deren Sprüngen das eigene Blut der Sinnlichkeit pulſirt. Die Liebe der induſtriellen Epoche hat ihren eigentlichen elektriſchen Reiz einzig und allein noch in den Stoffen, die der geliebte Gegenſtand an ſeinem Leibe trägt. Es ſind nur noch die goldbrocatene Weſte und der Cachemireſhawl, welche ſich lieben und anziehen, und die eine rein reale Attraction untereinander bewirken, der die Individuen ſelbſt, die keine andere Triebkraft mehr in ſich tragen, Folge leiſten müſſen. Das einzige Ideal jedes Mädchens in Paris iſt daher nur noch, Cachmires und Diamanten zu haben, und in dieſen Beſitzthümern liegt darum auch ihre ganze Liebefähigkeit und Leidenſchaftlichkeit eingeſchloſſen. Was kann man noch lieben, wenn man Cachemires und Diamanten hat? Der Mann, der ſie hergeben kann, muß Geld haben, und als Mann des Geldes wird er zugleich der Herr aller

Liebefähigkeit und aller Leidenſchaftlichkeit, denn er kann ſie ankaufen. Die Romanciers und Luſtſpieldichter im heutigen Paris ſprechen es bereits ganz unumwunden aus, daß es das Laſter iſt, welches die heutige Epoche beherrſcht, und der Ausdruck der falſchen Biedermänner („les faux bonhommes"), der auf der franzöſiſchen Vaudeville-Bühne erfunden worden, iſt bereits für die Signatur der heutigen Männer in allen Ländern ein klaſſiſcher geworden. Aber, genauer betrachtet, ſind dieſe Männer mehr die Männer des Stoffs als des Laſters, und daſſelbe gilt von den Frauen, die neuerdings auch auf dem Vaudeville in dem Stück „les fausses bonnes femmes" von Th. Barrière und Erneſt Capendu unter dieſem Geſichtspunct in Scene geſetzt worden.*) Zum Laſter

*) Die fausses bonnes femmes machten aber durchaus kein Glück und fielen ſchon bei der erſten Vorſtellung. Eine Wittwe aus der großen Welt ſpielt darin den Mephiſtopheles in Crinoline. Um ihre Nebenbuhlerin zu verderben, die ihr ihren Liebhaber abgewendet hat, welcher ſchon im Begriff geweſen ſie zu heirathen, führt ſie dieſelbe in ihrer Geſellſchaft nach Baden-Baden, umgiebt ſie dort mit einem halben Dutzend liederlicher und proſtituirter Frauenzimmer und läßt ſie durch einen Fat, den ſie überall auf ihre Wege ſtellt, compromittiren, um ſie ihrem Bewerber zu verleiden und unmöglich zu machen. Aber dies gelingt nur halb, und das Drama ſchließt lahm und ungenügend. Die Schauſpielerinnen wirkten darin nur durch ihre prachtvollen Toiletten, beſonders die ſchöne Fargueil.

gehören aber Muth, Energie und im gewiſſen Sinne ſelbſt Charakter, und dies ſind Eigenſchaften, die in der heutigen Epoche mehr und mehr aufhören, die Triebfedern der Handlungen im öffentlichen und ſocialen Leben zu ſein.

Man ſteht jetzt überall nur auf dem Standpunkt des Stoffs, der in der politiſchen, ſittlichen, ſocialen und geiſtigen Welt jetzt wahrhaft die ganze Zeit beherrſcht. Das franzöſiſche Kaiſerreich iſt die wahre Muſterwirthſchaft dieſer neuen Zeit des Stoffes geworden. Die Freiheit, die napoleoniſche Idee, die Principien von 1789, die Ehre, die Liebe, die Leidenſchaft, die Tugend, ſind im Empire Stoff geworden, aus dem man ſich glänzende Kleider angefertigt hat, welche die öde Situation mit ſo vielem Luſtre als möglich bedecken.

Was ſollte das napoleoniſche Kaiſerthum mit der politiſchen Freiheit und den Ideen von 1789, die es auf ſeinem Schilde trägt, anfangen, wenn nicht das imperialiſtiſche Programm einen bloßen Machtſtoff daraus geknetet hätte, der nach dieſer Seite hin einen prächtigen und lockenden Faltenwurf ſchlagen will, ohne daß es noch dazu große Unkoſten verurſacht? Es mag ein beſonderes Talent dazu gehören, die Idee blos als Stoff zu verwirthſchaften, und daraus mit richtiger Berechnung den Vortheil einzuſtreichen, den

man erſtreben will. Es iſt das Talent der Schauſpielerin, welche die Leidenſchaften, die ſie nicht hat, auf der Bühne ſo meiſterhaft darſtellt, und die auch im Leben, im Reich ihres Boudoirs und im Kaiſerthum ihres Alkovens, die Liebe nur deshalb ſo glücklich und ſo ertragreich ſpielt, weil ſie ſich längſt entwöhnt hat, in ihrem kalten Herzen eine Leidenſchaft zu tragen.

Die berühmte Schauſpielerin Mlle. Déjazet, die erſt kürzlich wieder in ihrem bedeutend vorgerückten Alter die Bühne betreten und die ihr eigene Grazie der Frechheit mit ihrer alten, faſt geiſtreich zu nennenden Kunſt von neuem losgelaſſen, hat über dies Verhältniß das entſcheidende Wort geſprochen. Sie ſagte einmal: „Quand on se passionne, la réputation s'évanouit.“ Dieſer Ausſpruch trifft, wie ſo manches andere berühmt gewordene Bonmot der Déjazet, den Nagel auf den Kopf, denn es muß für eine Schauſpielerin in allen Fällen als wahr gelten, daß ihre Reputation aufhört, ſobald die Leidenſchaft von ihrem Herzen Beſitz ergreift. Eine in ſich ſelbſt leidenſchaftlich gewordene Schauſpielerin wird bald ihren Ruhm als Künſtlerin verlieren, und auch ihre Reputation als Courtiſane wird leiden, ſobald ſie anfangen wollte, als wirkliche Liebhaberin in dieſem Berufe zu wirken. Ein liebendes Herz kann keine Ge-

schäfte machen, und wo keine Gr[illegible] macht werden, muß heutzutage aller Glanz und alle Reputation aufhören.

Die Schauspielerinnen entstehen auch heut nicht mehr aus dem Drang einer dämonischen Genialität, die aus ihren Kämpfen und Irrungen endlich einen offenen Ausweg im Theater und in den freien Gestalten der Kunst suchte. Das junge schöne Mädchen, das bis zu ihrem funfzehnten und sechszehnten Jahre in ihrer Familie lebt, und an deren Lectionen in Piano, Gesang und Sprachen die guten Bourgeois-Eltern ihre blutsauer erworbenen Francs gewandt haben, geht plötzlich der ganzen Familie im Lichte eines Handelsartikels auf. Seitdem man diesen Einfall gehabt, der das hübsche graciöse Kind mit den dunkelblitzenden träumerischen Augen auf das Theater führen soll, ist in das stille Familienzimmer fast die Bewegung einer Comptoirstube getreten, denn es wird seitdem unaufhörlich von Vater, Mutter und Geschwistern gerechnet. Man überschlägt, wie viel die Gage binnen Kurzem einbringen könnte, und nun wird das Letzte zusammengekratzt oder man verkauft Alles, um das Mädchen bei einem berühmten Theaterlehrer in Unterricht treten zu lassen, oder man sucht irgend eine Protektion auf, um einen Freiplatz im Conservatoire zu finden. Die Mutter gebärdet sich

jetzt gleich als der eigentliche Buchhalter des neuen Geschäfts, und sie wird künftig eine Hauptperson bei der ganzen Entrepriſe, denn sie leitet künftig nicht nur die Schritte ihrer Tochter auf dem Theater, sondern sie ist auch der Geschäfts-Vorstand ihres Cabinets, der die Angelegenheiten der Aventure bearbeitet, und dafür sorgt, daß das Capital der Schönheit und Leidenschaft immer nach dem besten Zinsfuß ausgethan und stets nur in baarer Münze umgesetzt werde. Die Mutter ist es gewöhnlich, welche der jungen Schauspielerin die erste Wirthschaft einrichtet, und, sobald der Stand der Geschäfte den ersten Anlage-Fonds entstehen läßt, das modische und prachtvolle Mobiliar, die Livrée für den Groom, das Cabriolet und die Ponys, womit die reizende Actrice selbst durch die Champs Elysées oder das Boulogner Wäldchen fährt, und die Juwelen und Stoffe für die Toilette auswählt. Denn das Alles ist nur die nothwendige Laden-Einrichtung, die zur wirksamsten Betreibung des Geschäfts gehört und eine Erhöhung der Preise rechtfertigt, durch welche der Luxus des äußeren Apparats doppelt und dreifach wieder herausgeschlagen wird. Die Mutter der Schauspielerin bleibt entweder die Führerin und Begleiterin auf ihrem Lebenswege, welche zugleich an der Controle sitzt und die Thür aufmacht, um hinter derselben sogleich wieder

zu verſchwinden. Oder ſie wird mit einer Penſion zur Ruhe geſetzt, weil die Actrice es ihrem Charakter und vielleicht auch ihrem ſonſtigen Rollenfach, welches dem Genre des Kecken und Emancipirten angehört, angemeſſener findet, ohne den Apparat einer Mutter, die mehr für das ſentimentale und Anſtandsfach paßt, ihre Laufbahn fortzuſetzen.

Oder der Schritt auf das Theater iſt auch nur die zweite Poſition, die mit Hülfe des reichen Entreteneurs, dem das Mädchen zuerſt in die Hände gefallen iſt, und der ſie durch ſeinen Einfluß bei irgend einer Bühne anzubringen weiß, unternommen wird. Bei den Pariſer Theatern giebt es eine ganze Menge ſolcher Damen, die erſt aus der Proſtitution den Weg zur Bühne gefunden haben und dort nun Gelegenheit erhalten, entweder ein Talent, das ſich wirklich in ihnen geregt hat, zur Geltung zu bringen, oder nun auf dem dramatiſchen Parnaß erſt recht den Thron des Courtiſanenthums zu beſteigen. Einige Bühnen in Paris, wie die Délassements comiques auf dem Boulevard du Temple, das Lazari und andere haben ſich förmlich zu einem Bazar von Mädchen-Schönheiten hergegeben, die an dieſen kleinen Theatern ſchaarenweiſe engagirt werden und oft die auserleſenſten Geſtalten für jeden möglichen Anknüpfungspunct darbieten.

Dieſe Schauſpielerinnen, deren Gaben und Talente ſehr verſchiedenartig ſind, beziehen oft von ihrem Theater-Direktor keine Gage, der in vielen Fällen noch von dem Entreteneur der Dame ein bedeutendes Daraufgeld empfangen hat, um den Wunſch nach einer Stellung als Schauſpielerin zu befriedigen. Je mehr geiſtige Lebhaftigkeit und natürliche Körperfriſche die Lorette noch beſitzt, deſto mehr wird ſie den Freund und Beſchützer, den ihre Reize ihr gewonnen, mit ihren Bitten beſtürmen, daß er ihr in einer Declamations-Schule Unterricht geben laſſe und ihr dann bei irgend einem Theater in Paris ein Engagement verſchaffe. Es mag ein Punct kommen, wo dieſen gewiß oft mit den ſchönſten Thränen durchwaſchenen Bitten nicht länger zu widerſtehen iſt, und derartige Scenen mögen um ſo rührender fallen, da es oft noch das Erwachen einer beſſeren Stimme des Innern und eine Art von Beſchwichtigung des Gewiſſens ſein kann, woraus der Wunſch der Lorette nach einer ſolchen, doch mehr oder weniger äußerlich ehrenhaften Stellung entſpringt. Dann wird nichts mehr übrig bleiben, als für die theatraliſche Ausſtattung der Lorette Sorge zu tragen, ihr glänzende Coſtüme machen zu laſſen und ſie zu dem Ende bei den erſten Mode- und Stofffhandlungen von Paris zu accreditiren.

hat es nicht erlebt daß aus Ahnungen und aus Verheißungen, daß selbst aus Träumen die Wahrheit wird? Wer darf das überhören, was mit Ahnungen und Verheißungen, was selbst mit Träumen in ihn hineinredet? Wer, der nicht todt ist, darf sich zufriedengeben mit dem Tod, und mit der Todesnacht ohne milden Mond der Unsterblichkeit?

Und dennoch, dennoch stürze ich mich mit aller Inbrunst der Lebenslust in das Diesseits, ich empfinde mich jauchzend und mit des Bewußtseins Stärke als ein diesseitiges Geschöpf. Das Jenseits soll mein Diesseits nicht aufzehren, und das Diesseits nicht mein Jenseits, sondern ich will sie beide, wie sie sich in einander hineinbewegen, in diesem Menschenherzen tragen, so lange es schlägt! Ihre Ineinanderbewegung in mir soll einen festen Organismus hervorbringen, einen muthigen Sohn der Welt, der sich auf die Woge der Erde setzt, um in die unendliche Zukunft einzuströmen. An die Woge hält er sich fest, von der Woge läßt er sich treiben, er schaukelt sich an ihrem Busen und erfrischt sich

Zuletzt, nachdem ein Theaterdirektor gefunden worden, muß dann auch für das Debut geſorgt werden, und hier handelt es ſich um die Organiſation des Erfolgs, die in den Pariſer Theatern bekanntlich eine ganz ſyſtematiſche iſt und in den künſtlichſten Abſtufungen nach einem feſten Tarif betrieben wird. Es kommt dann darauf an, den Chef der Claque, welcher die Truppe des Beifalls befehligt, für das Programm des Abends in der angemeſſenen Weiſe zu gewinnen. Hat die Debutantin eine ſentimentale und rührende Rolle, ſo muß der Thränen-Beifall (succès de larmes) organiſirt werden. Es giebt dazu im Syſtem der Claque beſtimmte Weinerinnen (pleureuses), die nach künſtlicher Berechnung auf verſchiedenen Stellen des Saals vertheilt werden, und man nimmt gewöhnlich an, daß zwanzig ſolcher Demoiſelles, die bei jedem Act reichliche Thränenſtröme vergießen, für den Erfolg ausreichen. Der komiſche Succès wird ebenfalls meiſtentheils durch Frauenzimmer organiſirt, die dem Publikum durch Grimaſſen und förmliche Lachkrämpfe das Beiſpiel geben müſſen, wie man dieſe Couplets der Debutantin und ihre ſchalkhaften und zweideutigen Pointen von einer unendlich komiſchen Wirkung findet. Dieſe Zeichen der Anerkennung, ſowie die Applaudiſſements überhaupt, ſind noch das Billigſte,

was der Preis-Courant der Bühnen-Erfolge gewährt. Am theuersten kommt das Bouquet-Werfen zu stehn, das aber natürlich nicht fehlen darf. Diese Bouquets stehen um so höher im Preise, wenn es der Entreteneur der Dame ist, der ihr dieselben werfen läßt. Der Autor des Stücks oder die Künstlerin selbst beziehen diese beliebteste der Ehrenbezeugungen um Vieles billiger.

Der Unterhalter der Schauspielerin wird also vor allen Dingen reich sein müssen, wenn er den Zweck dieser merkwürdigen Mission, die er in der gesellschaftlichen Welt übernommen zu haben scheint, erfüllen will. Er wird in der Regel ein Mann sein, dem die Aufgabe zugefallen, binnen Kurzem ein bedeutendes Vermögen zu ruiniren und der die liebenswürdige Genialität der Schauspielerin zur Hülfe rufen muß, um mit ihr aus Tausendfrancs-Noten Knallbonbons zu machen. Es ist keine Frage, daß es noch immer eine große Anzahl von Ehrenmännern dieser Art in Paris giebt, und namentlich sind es Franzosen, Russen und Engländer, welche um die Palme miteinander streiten, wer in kürzester Zeit die größten Summen mit einer Schauspielerin zu vergeuden im Stande ist. Der Unterhalter einer renommirten Schauspielerin macht jetzt nur noch durch die Massen Geldes, die er auf sie verwendet, Aufsehen, während

er in früherer Zeit, wo die Liebesverhältniſſe der Actricen noch eine Saite der Romantik anſchlugen, die bei dem ganzen Publikum wiederzuklingen pflegte, auch die Perſon des Entreteneurs als ſolche eine Rolle in der Pariſer Geſellſchaft ſpielte. Die tiefen Herzensleiden, welche die berühmte Mars mit ihren vielfach wechſelnden Liebhabern zu beſtehen hatte, die ſie vorzugsweiſe aus dem Offiziersſtande ſich erkor, beſchäftigten damals das Publikum mit allen Details, die man ganz genau erfuhr, und man war in allen Logen auf das Aengſtlichſte aufgeregt und geſpannt, wenn die große Künſtlerin Abends auf der Scene des Théâtre francais erſcheinen ſollte, von der am Morgen die Kunde durch ganz Paris gelaufen war, daß ſie ſich mit ihrem Freund überworfen oder von ihrem letzten Liebhaber verlaſſen worden ſei. Es war dies eine höchſt idylliſche Zeit, und ſie liegt noch gar nicht ſo entfernt hinter uns, wo man ſich in allen Kreiſen der Hauptſtadt darüber beunruhigen konnte, daß Dlle. Mars ihrem ungetreuen Liebhaber gedroht habe, Gift zu nehmen, oder wo man alle Augenblicke zagend erwartete, ſie werde ſich in ihrer Liebesverzweiflung ganz und gar vom Theater zurückziehen.

Man verſichert jedoch, daß in der heutigen Epoche, wo man für dieſe zarten Nüancen allerdings keinen

Sinn mehr hat, und wo der Liebhaber der Schauspielerin mehr und mehr in den Entreteneur übergegangen, seit einiger Zeit auch dieser letztere seltener zu werden anfange. In vielen Fällen scheint er nur noch eine mystische Person zu sein, die eigentlich gar nicht existirt, auf die aber das prachtvolle Mobiliar von Polysander und Nußbaumholz, die Goldspiegel, die Vasen, die Teppiche, die Spitzen, die Perlen und Diamanten, von der kleinen Schauspielerin am liebsten zurückgeführt werden. Man begegnet diesem Geber alles Guten zwar niemals, aber es gehört einmal zum traditionellen Glanz des Lebens einer Actrice, ihn zu haben, denn von wem sollten auch alle diese schönen Sachen herkommen? Die Gage ist zu klein, als daß nur die laufende Toilette in dem allerbescheidensten Maaßstab davon bestritten werden könnte, und es erfordert der Anstand, lieber eine einheitliche Person zu erfinden, deren Huldigungen dies abgewonnen worden ist, als den Ertrag einer Actien-Unternehmung der Reize darin offen zuzugestehen. Der modernste Ausdruck der Liebe ist aber heutzutage in Paris die Actien-Unternehmung, durch welche mit so großer Leichtigkeit aus dem Antheil Vieler ein ganzes Capital herausgebracht wird. Gewisse Absteige-Quartiere in Paris sind die eigentlichen Creditbanken der Schauspielerinnen geworden, in denen

sie die Vorzüge ihrer Person für ein großes Publikum anlegen und ihre Actien zu einem sehr hohen aber bestimmten Preise au porteur auszugeben pflegen. Diese Rendezvous-Orte der Schauspielerinnen, und jede Actrice hat dafür ihre bestimmten Tage und Stunden in der Woche, sind bekannt und haben ihren eigenthümlichen Charakter. Damen gewisser Art, die in vornehmen Quartiers von Paris große und bedeutende Wohnungen zu miethen pflegen, und darin auch wohl einige Pensionairinnen halten, geben ihre Appartements namentlich für die Schauspielerinnen zu Zusammenkünften jeder Art her, und sie haben ihre Habitués, die bei ihnen verkehren, und dort jede wünschenswerthe Bekanntschaft machen. Parent-Duchatelet beschreibt in seinem klassischen Werk über die Prostitution von Paris (I. 497.) diese Rendezvous-Orte der Schauspielerinnen und Figurantinnen in der glänzendsten Art, und liefert dadurch zugleich den Beweis, daß diese eleganten Absteige-Quartiere für die Behörden der Sittenpolizei stets sehr durchsichtig gewesen sind. Man versammelt sich bei diesen Frauen auch zu Diners, wo man sich mit den verschiedensten Personen finden kann, und die ihren Charakter nach den Umständen tragen. Die Schauspielerinnen treffen aber auch hier auf Specialmissionen ein, durch welche sie herbeigerufen werden. Im

Sommer wohnen diese Quartierhalterinnen auf dem Lande, besonders in Passy, und hier wird die Villeggiatur der Prostitution in den angenehmsten Situationen geführt.

Die Vermischung der Schauspielerin mit der Lorette wird hier schon auf das Vollständigste vollbracht, wie dies auch bei den Parties fines in Maison dorée und bei anderen derartigen Restaurants bereits in der ausgreifendsten Weise der Fall ist. Es scheinen dabei auf Seiten der Schauspielerinnen auch von vornherein keine großen Bedenken zu herrschen, denn die Courtisanen erster Klasse, die auch einen Salon zu halten pflegen, legen einen großen Werth darauf, in demselben auch Schauspielerinnen erscheinen zu sehen, und erlangen dieses Glück auch sehr häufig und in reichlicher Anzahl. Die bekanntesten Schauspielerinnen, und keineswegs blos solche, die den kleinen und verdächtigen Theatern angehören, verkehren in diesen Courtisanen-Salons, in denen gewöhnlich die Unterhaltung darin besteht, Karten zu spielen. Auch die Schauspielerin öffnet in ihrem Hause ihre Salons, und man sieht in denselben, daß sie keineswegs so unabhängig ist wie die Courtisane, die ihren Umgang bei weitem mehr nach ihrer Laune, nach ihrem persönlichen Gefallen und nach ihren vortheilhaftesten Berechnungen wählen kann. Die Schauspielerin, die

ſich zugleich als Künſtlerin behaupten muß, wenn ſie nicht die ihr von dieſer Seite her entſtehende Folie verlieren will, muß zugleich mit einer Menge von Menſchen, die ihr ſonſt höchſt gleichgültig ſein würden, intime Verhältniſſe unterhalten. Schon um Rollen zu bekommen, muß ſie mit Directeur und Regiſſeur zärtliche Einverſtändniſſe pflegen, und es gehört dies in Paris gewiſſermaßen zu den organiſchen Einrichtungen jedes Theaters, die ſchon hier bedingen, daß die Liebe ein Theil des Geſchäfts wird. Dann kommen zunächſt die Tageskritiker und Feuilletoniſten, welche die Chronik von Paris ſchreiben und im Reiche der Reclame herrſchen. Mit ihnen muß ein beſonders vertrauter Bund geſchloſſen werden, denn es kann noch nichts helfen, daß die Direction ſie auch in guten Rollen auftreten läßt, es muß nachher wie vorher auch der nöthige Lärmen darüber ſich verbreiten, weil davon der ganze Nimbus der Schauſpielerin ſowohl beim Publikum wie bei den Kreiſen, auf welche ſie vorzugsweiſe ſpekulirt, abhängt.

Die intime Verbindung zwiſchen Schauſpielerinnen und Literaten, die zu dem typiſchen Charakter dieſer Sphäre gehört, gränzt leicht an ein gewiſſes cameradſchaftliches Zuſammenleben, das ein eigentlich leidenſchaftliches Verhältniß eher zu hindern ſcheint. Man nennt ſich Du in dieſem Kreiſe, man raucht

und trinkt zusammen, man neckt sich bei seinen Spitznamen und bei den geheimsten Beziehungen, und wenn die Actrice in die tollsten Wirbel ihrer Laune geräth, entstehen tumultuarische Scenen der barockesten Art, und ihr Kleid hochhebend, stülpt sie dem nicht in allen Dingen fügsamen Kritiker ihre Crinoline über den Kopf, um ihm zu beweisen, daß er sein Urtheil ganz und gar ihren Reizen unterwerfen müsse. Denn es giebt Orgien in dieser Sphäre, die einer mörderischen Schlacht gleichen, und wenn die Drölesse der französischen Schauspielerin sich bei den Vorposten-Gefechten erschöpft hat, schwingt sie sich da, wo sie ungenirt sich selbst überlassen ist, zu einem Gipfel der Gemeinheit empor, auf dem sie ein fast großartiges Darüberstehen über allen socialen Traditionen an den Tag legt. Gegen diese Bacchantin ihrer eigenen Tollheit, (die Sinne kommen dabei gar nicht in Betracht) ist Alles, was man in deutschen Schauspielerinnenkreisen sehen kann, und wenn es das Aergste wäre, beinahe nur ein patriarchalisches Stillleben. Das Familienleben, dem die deutschen Schauspielerinnen jetzt großentheils angehören, hat hier freilich am meisten dazu beigetragen, die wilden Sitten eines Standes zu mildern, der schon durch seine Kunst sich berechtigt hält, überall die socialen Schranken zu überschreiten. Diese Abdämpfung der Schauspieler-

Natur durch ſolide Hauseinrichtung, geheimräthliche Dreſſur der Perſönlichkeit und durch Coupons-Abſchneiderei, macht ſich allerdings auch in der eingetrockneten Darſtellungskunſt auf dem heutigen deutſchen Theater bemerklich, beſonders in Rollen, wo es ſich um ein außergewöhnliches, geniales Naturell und um das Spiel tiefer Leidenſchaften handelt.

Die franzöſiſche Schauſpielerin, welche die eigenthümliche Stellung ihres Standes auch geſellſchaftlich und perſönlich mit der größten Freiheit und Rückſichtsloſigkeit ausgeprägt hat, wird darum in gewiſſen geheimnißvollen Tiefen und Untiefen ihrer Kunſt immer eine unübertreffliche Meiſterſchaft behaupten. Sie hat es dabei nicht zu bedauern, daß ſie mit der beſtehenden Geſellſchaft auf einem geſpannten Fuße lebt, denn theils weiß ſie ſich dieſe Geſellſchaft mehr und mehr in ihre eigenen magiſchen Kreiſe herüberzulocken, theils iſt ſie ſich genau bewußt, daß ſie durch den geſellſchaftlichen Zwang an ihrer Kunſt und an ihren Geſchäften den größten Schaden nehmen würde. Eine ſeltſame Anomalie bietet in dieſer Beziehung die Sängerin dar, die in Frankreich häufig ihre ſociale Poſition gegen die der Schauſpielerin zu unterſcheiden weiß, und deshalb auch danach ſtrebt, eine berechtigte Aufnahme in der Geſellſchaft zu finden. Die Sängerin verheirathet ſich daher gern auf eine

ganz legitime und regelmäßige Weise, und sieht dabei sehr genau auf die gesellschaftliche Stellung, welche sie durch diese Heirath außerhalb der Theatersphäre erlangen kann, während die Heirath, welche die Schauspielerin schließt, immer specifisch dem Theaterhandwerk angehört und aus der Coulisse hervorgegangen ist. Die verheirathete Sängerin wird dann eine willkommene und ganz ebenbürtig empfangene Figur in den vornehmsten Salons, in denen man auf die Annehmlichkeit Werth legt, von einer berühmten Stimme profitiren zu können, ohne diese zauberhafte Nähe durch ein Zugeständniß der Convenienz erkaufen zu müssen. Denn ebenso wenig schadet es dem Gatten der Sängerin, welchem Range er auch angehören mag, in seiner gesellschaftlichen Reputation, daß er auf diese Weise eine Alliance mit einer Theater-Persönlichkeit geschlossen. Es sind dies Spielarten des socialen Eigensinns, die gerade deshalb, weil man ihren Grund nicht leicht einsieht, einen erhöhten Reiz und eine unbestrittene Geltung haben. Daß die Sängerin bloß mit der Kehle singt, scheint der vornehmen Gesellschaft schon eine Art von Garantie für dieselbe eingeflößt zu haben. Eine Tänzerin würde darum, und wenn sie einen der ersten Würdenträger des neuen Kaiserreichs geheirathet hätte, niemals diese gesellschaftlichen Garantieen darbieten

genießend an ihrem Waſſer. Aber in ſeine Segel bläſt ſchwellend und leitend ein gewaltiger Geiſt, der von Anfang her weht, und der mächtiger iſt als er und als die Woge. Ich gebe mich an das Dieſſeits hin, welches das Bild hat, und zugleich den Geiſt; den Geiſt und zugleich das Bild!

O ihr Philoſophen, was euch fehlt, iſt das Bild! Tollkühner Studirſtubengedanke eines Weiſen, ein Dieſſeits zu conſtruiren, das bloß der Geiſt iſt, ein Dieſſeits, das Logik geworden, und eine Logik, die Dieſſeits geworden! Ihr Philoſophen, ſetzet das Bild in ſeine Rechte ein, und dann erſt wird die Wahrheit des Lebens in ihrer vollgereiften Blüthe erſcheinen! Wir ſind Kinder dieſer Welt! Der Geiſt verlangt nach dem Bilde, die Tiefe entbrennt in Sehnſucht nach der Geſtalt! Ich kämpfe für die Wiedereinſetzung des Bildes!

Um der Schwachen willen werde ich künftig, wenn ich einmal öffentlich über dieſe hochwichtige Sache ſprechen ſollte, nie mehr von der Wiedereinſetzung des Fleiſches reden! Das

können, weil man ſelbſt hinter der ſorgfältigſten Salon-Toilette doch niemals den ſprühenden Focus ihrer Beine hinlänglich verwahrt glauben würde. Und bei der Schauſpielerin, bei der eigentlich Alles mitſpielt, was ſie am Leibe hat, iſt dies in einem noch viel umfaſſenderen Grade der Fall. Die Salon-Damen lehnen daher dieſe Concurrenz noch mit der verächtlichen Bezeichnung des Handwerks ab, doch werden die heutigen Salons in Paris auch dieſe Ausſchließlichkeit nicht mehr lange behaupten können. Einzelnen Perſönlichkeiten gegenüber, die zu ſehr über das gewöhnliche Niveau hinausragten, hat ſie nie ganz Stand halten können. So war Rachel, die letzte Hoheprieſterin der Tragödie im großen Stil, auf allen Höhepunkten der franzöſiſchen Geſellſchaft willkommen, wo ſie ſich nur einſtellen wollte, und man rechnete über andere Dinge, die mit dem Hoheprieſterthum nicht im völligen Einklang ſtanden, ſchwerlich mit ihr ab. —

IV.

Die inneren Kämpfe im Empire, und die Ideen von 1789.

Es giebt im heutigen Kaiserreich im Grunde nur noch drei Parteien, von denen jede einen großen Topf bildet, in welchem einstweilen die verschiedenartigsten Ingredienzien zusammengeschüttet liegen. Die erste Partei ist die kaiserliche Partei, die am Hof, in der Armee und in den Beamtenklassen wurzelt, und für welche das Empire unter allen Umständen der in ihren Händen befindliche Trumpf ist, den sie spielen müssen, wenn sie gewinnen wollen. Diese eigentlich napoleonische Partei, welche der erste Topf am Feuerheerde des Kaiserthums ist, bildet zugleich jezt das vorherrschend conservative Staatselement, das Element der Ruhe und Ordnung, das bei den auswärtigen Mächten die Friedensgarantieen des napoleonischen Kaiserthums von Tag zu Tag erhöhte, und im

Werthe steigen ließ. Louis Napoleon hat in der letzten Zeit auch die kleinere Bureaukratie nicht verabsäumt, denn sie ist im Grunde, neben der Armee, der wichtigste Einschlag in die napoleonische Befestigung der französischen Gesellschaft, da die Sicherheit und Wohlgenährtheit des Beamtenstandes zugleich die Erhaltung der Familie gerade in der breitesten Mitte der Gesellschaft betrifft. Das constitutionelle Regime hatte das französische Beamtenthum unsicher gemacht, da die rasch aufeinander folgenden Ministerwechsel, namentlich unter der Regierung Louis Philipps, auch der Mehrzahl der Beamten beständig den Stuhl vor die Thür setzten und dadurch schon während der Amtsführung Mißtrauen, Tergiversation und finanzielle Ausbeutung der Stellen verursachten. Darüber ist das Empire weit hinaus, denn es kann innerhalb des napoleonischen Kaiserthums, das in dem Willen des Kaisers und angeblich auch in der napoleonischen Idee und in den Ideen von 1789 fest ruht, keinen Systemwechsel mehr geben. Die Beamten sind dadurch stabil geworden und wirken für die Stabilität des Kaiserthums selbst. Man muß erstaunen, wie weit es bereits gelungen ist, eine napoleonische Bureaukratie auszubilden, die eine bürgerliche Ergänzung der Armee geworden ist, und ihren Diensteifer für das Kaiserthum wenigstens äußerlich

nicht genug an den Tag legen kann. Die Arbeiter gehören nicht in dieſen Topf, denn allen Liebkoſungen und Wohlthaten wird es nicht gelingen, aus ihnen eine kaiſerliche Partei zu machen.

In dem zweiten Topf werden Diejenigen gekocht, welche ſich unter keiner Bedingung mit dem napoleoniſchen Kaiſerthum vereinigen mögen, die aber ihren Platz am Heerde nicht haben aufgeben wollen. Es iſt die Speiſe der Zukunft, welche in dieſem Topf brodelt, und die aus allen feindlichen Elementen, welche das Kaiſerthum nur irgend gegen ſich hat, ohne Rückſicht auf ihre ſonſtige Zuſammengehörigkeit bereitet wird. Die Trümmer der alten Parteien liegen darin in einer nahe gerückten Gemeinſchaft zuſammen, wie man ſie ſchon früher wohl, und dann in den unheilvollſten Momenten der franzöſiſchen Geſchichte, mit einander betraf. Der erbgetreue, rein monarchiſche Legitimismus, der wenn auch nur in kleinen Stücken vorhandene conſtitutionelle Orleanismus, die volksſouveraine Demokratie, die Ueberreſte der freien Wiſſenſchaft und Forſchung, der republikaniſche Socialismus und alle oppoſitionelle Intelligenz des Jahrhunderts ſind in dieſer gleichen Stellung, welche ihnen das Kaiſerreich zu ſich angewieſen, und in der Ohnmacht der Poſition, die ihnen dadurch nicht minder bereitet worden, mit allen ihren Schwänzen ineinan-

der gewachsen, und bilden in dieser Gruppe einen wahren Rattenkönig, der an dem starken Feuer des Empire hinlänglich schwitzen und schmoren mag. Schon diese Figur, welche das Parteien-Conglomerat des zweiten Topfes zeigt, deutet auf die innere Unbeweglichkeit dieser eigentlichen Feinde des Kaiserthums hin. Wer so lange still liegt unter der Gewalt eines mächtigen Gegners, muß zuletzt die Kraft verlieren, sich zu bewegen, und dies ist bei den Parteien Frankreichs, die sich nicht mehr erheben, sondern nur noch ineinander wachsen konnten, bereits so entschieden zu Tage getreten, daß die Unmöglichkeit eines Umsturzes der kaiserlichen Dinge durch eine innere Partei- und Volksbewegung bereits so gut wie bewiesen zu sein scheint. Dagegen ist unter diesen Umständen die Gefahr gewachsen, daß das Kaiserthum nur noch einem verhängnißvollen Ereigniß von Außen her weichen könne, was die gegen das Leben des Kaisers gerichteten Attentate auf eine so unheilvolle, die verderbliche Situation nach allen Seiten hin bloßlegende Weise bestätigt haben.

Im dritten Topfe, den wir am Heerd des Kaiserthums erblicken, zwitschern dagegen noch mehrere buntgefiederte, lustige Vögel, die aus den Idées napoléoniennes das Stichwort der imperialistischen Demokratie aufgefangen haben und nun in Va-

riationen, die sehr erbaulich klingen aber doch auch wieder ihre sehr schmerzhafte Resonanz haben, das Lied von der Verbindung des Kaiserreichs mit der Freiheit, von der Einheit des Empire und der Demokratie, singen. Diese Vögel, die aber schon kaiserlich angebraten sind an Fleisch und Bein, bestehen meist aus den Ueberläufern der alten Parteien, die aber noch hüben und drüben etwas gelten möchten, und entweder bei ihrem Gewissen oder bei ihren alten Freunden nur für solche Biedermänner angesehen sein wollen, die rein nur um der Freiheit willen in das kaiserliche Lager übergegangen sind, und die gerade noch zur rechten Zeit erscheinen, um der Hochzeitsfeier des Empire mit der Demokratie beizuwohnen. Es sind dies die Stellenjäger auf allen Gebieten, die Männer jeder vortheilhaften Situation, dann besonders auch die Publizisten und Journalisten, welche die große Carrière der Schreibfeder, die man noch unter Louis Philipp machen konnte, nicht vergessen haben.

Unter diesen Gelegenheitsmännern, die in dem dritten Topf am Kaiserheerde so rührig und allbeweglich herumkrabbeln, darf man sich nicht wundern, Figuren, wie Herrn Emil von Girardin, noch immer obenauf, und den Kopf über alle andern hervorsteckend, zu erblicken. Aber während, um mit Shakspeare zu

reden, „Lady Metze am Feuer stehen und stinken darf," was so ganz natürlich ist, fangen auch die staatsmännischen Notabilitäten aus der Zeit Louis Philipps bereits an, in den Topf zu spazieren, was neulich bei der Wiedereinsetzung des Herrn Dupin (André Marie) in seine Stelle als General-Procurator am Cassationshofe zu einer ungemein feierlichen Komödie führte. Der ältere Dupin, einst ein orleanistischer und constitutioneller Mann vom Kopf bis zur Fußzehe, und mit einem besonderen Talent Virtuose aller Aalbewegungen in der parlamentarischen Epoche, hatte jedoch erst im Jahre 1852 sein Amt als General-Procurator niedergelegt, um, wie er jetzt in seiner Rede bei der erwähnten Feierlichkeit sich ausdrückte, mit größerer Freiheit die fromme Pflicht zu erfüllen, welche ihm der letzte Wille des unglücklichen Königs Louis Philipp aus der Verbannung auferlegt hatte, indem er ihm auftrug, als Vollstrecker seines Testaments die Privat-Interessen seiner Familie zu wahren. Obwohl diese Aufgabe noch keineswegs ihre vollständige Erledigung gefunden haben kann, wie auch bei dieser Gelegenheit durch eine öffentliche Erklärung der übrigen Testaments-Executoren sich bestätigt hat*), so glaubte doch Dupin jetzt dem Ruf

*) In einem Schreiben im Spectateur, welches von den Herren Duc de Montmorency, Comte de Montalivet und

des Kaisers, der wieder zu ihm in seine Einsamkeit gedrungen sei, entsprechen zu müssen. Seine Versicherung, er habe von jeher Frankreich und niemals den Parteien angehört, bezeichnete mit der ihm eigenen klugen Phraseologie die Hängebrücke, auf welcher er mit so vielem Anstand als möglich in den kaiserlichen Dienst zurückgekehrt ist. Wie sehr man dies von kaiserlicher Seite her zu erleichtern geneigt ist, ging bei jenem bemerkenswerthen Rede-Actus aus der Gegen-Complimentirung des Herrn Troplong hervor. Troplong, jetzt der erste Präsident des Pariser Cassationshofes, hat in Reden und Schriften

---

A. Scribe unterzeichnet ist, erklärten die Testaments-Executoren: „rechtlich sei diese Aufgabe nicht erfüllt, so lange die Liquidation des Nachlasses noch zu bewerkstelligen, so lange die Söhne Louis Philipps noch die Herausgabe des väterlichen Erbes erwarten, und die wirklichen oder zukünftigen aus der Liquidation hervorgehenden Schwierigkeiten noch zu regeln sind. Thatsächlich aber müsse bemerkt werden, daß die Testaments-Exekutoren nicht bloß mit der Ausübung des Willens des Königs betraut waren; sie hätten von der ganzen Königlichen Familie die Ehre einer viel ausgedehnteren und viel intimeren Aufgabe angenommen: die Aufgabe, als Beiräthe alle Operationen zu leiten, als Schiedsrichter und Vermittler alle Fragen zu entscheiden, welche die Anwendung der Decrete vom 22. Juni 1852 (die Confiscations-Decrete) die für die Prinzen des Hauses Orléans den Familien-Acten und dem gemeinen Rechte substituirt worden, nothwendig hervorrufen mußte. Es fehle noch Viel daran, daß diese doppelte Aufgabe ihr Ende erreicht habe."

immer ein großes Talent bewiesen, den Nagel der napoleonischen Principien auf den Kopf zu treffen, und über die Verbindung der Freiheit mit dem Kaiserreich einen gewissen philosophischen Nimbus auszubreiten. Er entwickelte darum auch bei dieser Gelegenheit wieder den neukaiserlichen Grundgedanken, daß die Institutionen des Kaiserreichs von den Prinzipien von 1789 inspirirt seien, und daß, wenn das Gesetz der Ausdruck des allgemeinen Willens ist, es keine loyalere Regierung gebe, als die, welche zur Basis das allgemeine Stimmrecht hat, und welche die Freiheit als Summe der Zugeständnisse, die ein Volk nur verlangen kann, zum Dach ihres neuen Gebäudes gemacht hat. Es sind dies zwar nur Worte, Worte, Worte, aber Worte, die zum kaiserlichen Programme gehören und die den eigentlichen Dunstkreis desselben bezeichnen, in dem auch noch eine principielle Debatte möglich scheint, aber freilich nur in der Tragweite eines Vogelbauers, worin der unvorsichtig Aufflatternde sich sogleich den Kopf an den Stangen zerstoßen muß. Es war aber eine besondere Aufmerksamkeit für Duvin, daß er bei seinem Eintritt in den Kaiserdienst mit den großen Glocken begrüßt wurde, die Freiheit und Empire läuten, ohne Zweifel, um ihm dadurch die Consequenz

zu erleichtern, was Anderen von geringerem Schlage nicht so leicht wiederfährt.

Eine kleine, nur ganz geheim zuckende Controverse in jenem Redespiel ist aber auch nicht zu übersehen, sondern vielmehr als höchst charakteristisch für alle Betheiligten anzuerkennen. Dupin betonte in seiner Antrittsrede zugleich, daß der Kaiser ihm freiwillig entgegengekommen und ihn aufgesucht habe („aujourd'hui que la bienveillance spontanée de l'empereur venant me trouver" —). Dies glaubte aber doch der feine Meister Troplong nicht hingehen lassen zu dürfen, und schlagfertig wie er ist, gab er nun mehr als deutlich zu verstehen, daß der Kaiser die angebotenen Dienste anzunehmen für gut befunden habe. („Et pourquoi l'Empereur avait-il hésité a vous permettre de consacrer au service de la justice, qui est aussi le sien, votre grande renommée judiciaire"?)

Jedenfalls mußte aber jetzt großer Jubel im kaiserlichen Lager darüber herrschen, daß man ihn jetzt hatte, einen Mann wie Dupin, den eigentlichen Hausfreund der Orléans, denselben, der einst in der Deputirten-Kammer von 1815 für die Abdankung des Kaisers Napoleon gestimmt und der sich mit seinem großen Einfluß gegen die Absicht erklärt, einen Napoleon II. zum Thronfolger auszurufen, der dann ein

Fleiſch, in das Bild erhoben, erweiſt ſich auch darin ſchon als das veredelte und geklärte Element, und als die Durchleuchtung des Geiſtes, der im Bilde Fleiſch geworden iſt. Ueberdieß iſt, wenn ich nicht irre, Faſttag heut in der katholiſchen Chriſtenheit, und ſo enthalte man ſich, wie billig, endlich des Fleiſches, von dem ich ſchon gar zu viel geſagt. Ich kämpfe für die Wiedereinſetzung des Bildes!

Und hier denke ich daran, o Heilige, wie ich damals, um ſtille Mitternacht, in Deinem Garten mit Dir über die Bilder geſprochen, und über die Wahrheit dazu! Es war ein ſo ſeltſames Geſpräch, daß Manche es für erdichtet, oder was ſolchen Leuten daſſelbe iſt, für erlogen halten werden, wenn ich es einmal, der leidigen Gewohnheit unſerer Sitten gemäß, drucken laſſen ſollte! Jetzt aber, Heilige, meine ich nicht die Wiedereinſetzung der Bilder, wenn ich des Bildes Wiedereinſetzung meine!

Ich meine nicht die von der Idee abgetrennten Bilder, das Bunte der Einzelnheit,

Grundpfeiler des Julithrones wurde, der in den Februartagen die Herzogin von Orléans mit ihren beiden Prinzen in die Deputirten-Kammer geleitete, und die Abdankung des Königs zu Gunsten des Enkels und die von dem König beschlossene Uebertragung der Regentschaft auf die Herzogin der Kammer empfahl. In diesem Jubel wurde aber Dupin jetzt nicht nur von Neuem zum General-Procurator des Cassationshofes, sondern zugleich zum napoleonischen Senator ernannt, welche Ehre ihm gleichzeitig mit Herrn Cochelet, dem Sohn der ehemaligen Gouvernante der Königin Hortense (und der Verfasserin so liebenswürdiger Memoiren über die Mutter des Kaisers) wiederfahren ist. Die Gewinnung Dupins ist in Frankreich wie im Auslande als ein wichtiges Zeichen von der vorgeschrittenen inneren Befestigung des neuen Kaiserreichs aufgenommen worden. Vielleicht hat es aber auch Manche, die in dem dritten Topfe zappeln, versucht, noch heftiger als sonst nach dem imperialistischen Freiheitsköder zu schnappen und sich in die vermeintliche Substanz desselben zu verbeißen. Und eine Aufregung dieser Art konnte in der That nahe liegen, wenn man sah, wie der vierundsiebzigjährige Nestor des französischen Parlamentarismus, der seit 1815 Mitglied aller Kammern, und acht Male ihr Präsident gewesen, der das cen-

ſtitutionelle Weſen in Frankreich als Amme an ſeiner Bruſt geſäugt und als Meuter an ſeiner Hand geben gelehrt, um dieſen feſtlichen und hochwillkommenen Einzug in die offizielle Welt des Empire hielt.

Es war begreiflich, daß ſich einen Augenblick lang ſogar eine Verwirrung darüber erzeugen konnte. Einige Leute fingen jetzt plötzlich an, mit der Einführung einer „conſtitutionellen Oppoſition" im heutigen Kaiſerreich ſich zu ſchaffen zu machen, worauf ohne Zweifel die imperialiſtiſche Transfiguration Dupins die Phantaſie hingelenkt hatte, nachdem ſchon zuvor die neuen Wahlen zum legislativen Körper im Sommer 1857 die wunderlichſten Hoffnungen in den Gemüthern verbreitet. Man hatte bei dieſen Wahlen ſchon das Experiment verſucht, Demokraten und Republikaner in die Legislative zu bringen, und die Namen Cavaignac, Carnot, Goudchaux, Henon und andere waren plötzlich mit einem ſeltſamen Klang wieder aus den Wahl-Urnen hervorgegangen. Zwar ſchien es auf der einen Seite, als ob es dabei nur auf eine Demonſtration gegen das Kaiſerthum angekommen wäre, denn die wirkliche Annahme der Wahl beſonders von Seiten Cavaignac's und Carnot's wurde von vorn herein als zweifelhaft hingeſtellt, weil man nicht für möglich halten konnte, daß dieſe Koryphäen der franzöſiſchen Demokratie den Eid der

Treue gegen Verfaſſung und Kaiſer bei ihrem Eintritt in das Corps législatif leiſten würden. Der General Cavaignac hatte auch noch zwei Tage vor ſeinem Tode einen ſeitdem veröffentlichten Brief an den Oberſten Charras geſchrieben, worin er beſtimmt erklärte, daß er dieſen Eid nicht leiſten würde. Man konnte ſich von dem conſequenteſten Mann ſeines Jahrhunderts auch in der That keiner anderen Entſchließung verſehen, und Carnot, der dieſem ſtählernen republikaniſchen Charakter vollkommen gleicht und ihn vielleicht nur noch ſchroffer und ſyſtematiſcher in ſich ausgebildet hat, ſandte bei Eröffnung der Legislativen dieſelbe auf die Unwandelbarkeit ſeiner Geſinnungen hindeutende Erklärung ein, während mehrere andere oppoſitionelle Abgeordnete allerdings dieſen Verfaſſungseid leiſteten.

Dies war jedenfalls ſchon ein Schauſpiel, welches der kaiſerlichen Regierung nicht angenehm ſein konnte, und ſie bereute es auch ohne Zweifel, ſoviel Spielraum der freien Bewegung innerhalb der neuen Inſtitutionen verſtattet zu haben. Der Kaiſer beſchloß, daß künftig ſchon die Wahlcandidaten den Verfaſſungs-Eid leiſten und nur nach vorgängiger Erfüllung deſſelben gewählt werden könnten. Denn dieſe Vorgänge glichen zu ſehr einem Aufruf an die demokratiſche Partei, die bei dieſer Gelegenheit den Vortheil

gehabt hatte, sich in ihren noch durch das Land bestehenden Verzweigungen zu prüfen und gewissermaßen ihre numerische Stärke überschlagen zu können.

Nichtsdestoweniger hat sich aber das napoleonische Kaiserthum mit einer Art von Parlamentarismus umgeben, und parlamentarische Institutionen werden immer mehr oder weniger an die Freiheit erinnern, wie beschränkt sie auch in ihrem Einfluß auf das wirkliche Staatsleben sein mögen. Das napoleonische Kaiserthum hat zwar an sich und in seinem Princip so wenig mit parlamentarischen Einrichtungen zu schaffen, daß man, wenn es seinen Ursprung und seine Berechtigung nicht fortdauernd aus den 7,400,000 Wahlstimmen herleitete und dadurch der Volksrepräsentation eine so fundamentale und nicht mehr bei Seite zu schiebende Stelle einräumte, nicht begreifen würde, warum es sich eigentlich den Parlamentarismus hält. Denn zeugen will und kann es mit demselben nichts. Das Kaiserthum befindet sich mit dem Parlamentarismus mehr oder weniger in der Lage wie ein Impotenter mit seiner Maitresse, die er sich gleichwohl zum Staat hält, und mit der im befriedigendsten Einvernehmen zu stehen, als eine ganz besondere Schmeichelei für ihn ausgelegt werden kann.

Weil aber das Kaiserthum noch immer, und man wird bald sagen mit einer gewissen Großmuth, daran

festhält, seine Legitimität aus den Volkswahlen und aus dem allgemeinen Stimmrecht herzuleiten, so wird auch selbst in der offiziellen Sprache des Empire von Zeit zu Zeit immer wieder von der Freiheit die Rede sein müssen. Zuweilen nimmt diese Sprache dann einen plötzlichen, fast passionirten Aufschwung, und man glaubt eines schönen Morgens in Paris, man brauche sich nur noch die Augen zu reiben, um wirklich den Tag angebrochen zu sehen, wo die Weissagung der „napoleonischen Ideen" in Erfüllung gegangen ist, und wo die dort ausgesprochen Worte Louis Napoleon's*): „l'Empereur doit être considéré comme le Messie des idées nouvelles" in jedem Hause und auf allen Straßen zur Anwendung gekommen sind. In allen Blättern ist dann davon mit der ernsthaftesten Stimme von der Welt die Rede, und wer in solchen Augenblicken die kühnsten und geschicktesten Wendungen ersinnt, die zu Nichts verpflichten und doch einen gewaltigen Klang haben, der hat die größten Ansprüche auf einen Preis zu machen.

Diese eigenthümlichen Hebel, die doch nur dazu dienen können, die Maschinerie nicht rosten zu lassen, wurden beim Beginn der neuen Session des legis-

*) „Des idées napoléoniennes" ch. II. in den Oeuvres de Louis Napoléon Bonaparte T. I.

lativen Körpers von 1857 auf 1858 von neuem mit einer bewundernswürdigen Virtuosität in Bewegung gesetzt. Selbst die officielle „Patrie“, in der die Feder eines gewissen Charles Schiller besonders thätig ist, machte in diesen Tagen eine Erfindung, die als wahres Kaiser-Parfüm in alle bonapartistischen Nasen stieg. Sie erfand „die Demokratie ohne die Revolution,“ und sammelte in einigen Artikeln, welche dies neue Stichwort glänzend verfochten, einige der pikantesten Strahlen der heutigen imperialistischen Politik in sich auf. Das Kaiserreich wurde darin als die „Demokratie ohne die Revolution“ neu verkündet, und es wurde hinzugesetzt, man müsse es mit dieser „heilsamen Unverträglichkeit“ annehmen, wenn man nicht die Revolution ohne die Demokratie haben wolle. Das officielle Blatt öffnete aber zugleich alle Schleusen seiner Beredsamkeit, um den Charakter des Kaiserreichs dahin zu erklären, daß derselbe in nichts Anderem als in der sogenannten wahren und ächten Demokratie bestehe. Der Charakter, die Doctrinen, die Zwecke des Kaiserreichs ließen sich eben nur in dem Worte: Demokratie zusammenfassen und erschöpfen. Etwas künstlicher noch nimmt sich der prächtig geflochtene Schweif aus, welcher der Kaiser-Statue der Demokratie angeklebt wird, indem es hinterher heißt: „Die Freiheit mit den Sitten versöhnen,

sie nach den Interessen der moralischen Ordnung der Gesellschaft regeln, das ist die zu lösende Aufgabe des Kaiserreichs."

Fast in Uebereinstimmung mit diesen officiellen Phrasen, und wie durch dieselben hervorgelockt, eröffnete sich gleichzeitig eine Debatte in dem Courrier de Paris, einem Blatt, das erst neuerdings erstanden und einem Speculanten, dem spanischen Hofagenten Herrn Prost, seine Entstehung verdankt. In den Artikeln dieser Zeitung handelte es sich plötzlich um nichts Geringeres, als um die hereinbrechende Morgenröthe einer „constitutionellen Opposition", die man am Himmel des Kaiserreichs schon ganz deutlich und unverkennbar aufgehen sehn wollte. Der Refrain dieser Artikel, die sofort ein gewaltiges Aufsehn erregten, war der, daß das Kaiserreich und die Freiheit sich ebenso leicht versöhnen könnten, als das Kaiserreich und der Friede. Es wurde ganz laut gefragt, warum das Kaiserreich, welches der glorreiche Frieden sei, denn nicht auch die fruchtbringende Freiheit sein könne? Und auf diese so ungemein naive Frage wurde dann mit der Klugheit der Schlange, die sich in ihren eigenen Schwanz beißt, geantwortet: „Das Kaiserreich, welches der Friede ist, kann daher auch die Freiheit sein." Diese Logik, welche die Logik der aschgrauen Möglichkeit ist, gab sich zugleich den An-

schein, das: „gutgebrüllt, Löwe!“ sich mit vollen Lungen zu verdienen, und man war im Lande geneigt, der Sache ein um so größeres Gewicht beizulegen, als man erfuhr, daß diese Artikel von Emil von Girardin herrührten und vielleicht sogar durch den Prinzen Napoleon inspirirt seien. Der kurze, wenig Umstände machende, pikante Schlagstil des Herrn von Girardin war auch sogleich in diesen Artikeln erkannt worden, die zu Anfang des Jahres 1858 unter den pompösen Ueberschriften: „Europa, Frankreich, das Kaiserthum und die Presse“, „Autorität und Freiheit“, „ministerielle Verantwortlichkeit und constitutionelle Opposition“ einen neuen Wendepunct des Kaiserthums anfagen und begründen wollten.

Das Programm der constitutionellen Opposition wurde als ein schon fertiges den Lesern des Courrier de Paris dargereicht, und viele Leute merkten nicht gleich, daß es nur eine wohlgefertigte Attrape war, die vor ihren überraschten Blicken aufgestellt wurde. Das Programm hieß: „Kaiserthum und allgemeines Stimmrecht als Grundlage; Autorität und Freiheit als Mittel; Stabilität und Fortschritt als Ziel.“ Dies wurde folgendermaßen entwickelt: „Die Demokratie ist im heutigen Kaiserreich zur Herrschaft gelangt, sie besitzt ihre Dynastie und hat ihre Fahne aufgepflanzt. Das politische Werk ist vollendet, aber

das ſociale beginnt erſt jetzt. Alles Gute, was die Vergangenheit gebracht hat, wird die Demokratie beibehalten; aber ſie muß eine beſſere Zukunft ſuchen, und zwar ohne Zagen und Bedenken. Mit dem allgemeinen Stimmrecht hat Frankreich ſich die freieſte und demokratiſcheſte Verfaſſung gegeben; mit dem Kaiſerreich hat es ſich die Stabilität gegeben. Das Kaiſerreich giebt dem Staatsoberhaupt viel Autorität, und das allgemeine Stimmrecht giebt dem Volke große Freiheit. Das Erſte ſchließt aber das Zweite nicht aus."

Ein ſolches Raketen-Gepraſſel war kaum noch in der neuen Aera des Kaiſerreichs losgelaſſen worden. Die Leuchtkugeln, wenn ſie auch zerplatzten, ſobald man ihnen länger nachſah, waren doch mit einer großen Geſchicklichkeit geworfen, und konnten zugleich zu einer neuen Verherrlichung des Kaiſerthrones dienen. In dieſer Beziehung war auch die Debatte, welche der Courrier de Paris mit einem engliſchen Blatte über die Verantwortlichkeit der Miniſter anfing, von beſonderem Intereſſe. Das engliſche Journal hatte behauptet, daß eine conſtitutionelle Oppoſition ohne eine Verantwortlichkeit der Miniſter nicht beſtehen könne. Der Courrier ſuchte nun das Gegentheil zu beweiſen, indem er meinte, daß Louis Napoleon in allen ſeinen öffentlichen Handlungen den-

selben Gedanken ausgesprochen und sich deshalb auch das Recht vorbehalten habe, den gesetzgebenden Körper aufzulösen.

Diese Debatten im Kaiserreich sind für die ganze heutige Physiognomie desselben, und für die Deutung seiner Gegenwart und Zukunft, zu wichtig, um nicht noch einen Augenblick lang dabei stehen zu bleiben. „Der Kaiser," sagte Emil von Girardin in seiner neuen Maske als Courrier de Paris," weiset die Freiheit nicht zurück; er läßt sie zu. Dieses reicht hin, um eine Opposition zu bilden, die der Ansicht ist, daß das Gebäude des 2. December stark genug ist, um die versprochene Freiheit zu vertragen. In England giebt es keine extra-officielle Oppsition. In Frankreich haben wir nur eine extra-officielle, die dem allgemeinen Stimmrecht keine Rechnung trägt, die das Kaiserreich und die neue Dynastie nicht anerkennt. Diese Opposition ist zum Stillschweigen verdammt, aber sie besteht deshalb doch. Das Kaiserreich steht zwischen geschworenen Feinden, die nichts billigen, und geblendeten Freunden, die Alles gutheißen. Zwischen Beiden giebt es also einen Platz, den man im doppelten Interesse des Kaiserreiches und der Freiheit einnehmen kann, und welchen anderen Namen könnte man ihm geben, als den der constitutionellen Opposition?"

aus dem erſt Idee werden ſoll! Dieſe Herrſchaft der Bilder, dieſer Bilderdienſt der Formen, iſt ja vergangen und bereits wie ausgetilgt aus der modernen Weltanſchauung, die auf den Geiſt der Wahrheit gewieſen und gerichtet iſt. Und wie lange wird der Katholizismus ſeine Bilder noch halten können, ohne die verfallenen zu reſtauriren, zu reſtauriren durch die Idee, ſonder welche kein Bild der Welt mehr beſtehen kann! Ein Vorfrühling der neueren Völkercultur war es geweſen, als die Weltanſchauung in die blühende Einzelnheit der Bilder noch verſunken lag, aber dunkelſtürmiſch und unſicher, wie alle Vorfrühlinge. Und die Bilder bewegten ſich über die Erde wie koſende Liebesgötter, und die Welt war leichtſinnig und froh, und das Leben lag bewußtlos wie ein träumendes Kind an der Bruſt der Elemente, denn Alles war noch Element, und der Bilderdienſt war eine elementariſche Epoche des Geiſtes. Allmälig aber wird die Welt immer wieder weiſe in der Idee, nachdem ſie eine Zeitlang in den Bildern leichtſinnig und bewußtlos geweſen iſt.

Der kaiserlichen Regierung schien es einen Augenblick lang angenehm zu sein, daß die principielle Einöde ringsum sie her einmal wieder mit einem so lebhaften und doch höchst ungefährlichen Phrasen-Feuer unterbrochen wurde. Es mußte der Regierung auch schmeichelhaft genug sein, es sich plötzlich von so vielen Seiten her attestirt zu sehen, daß so viele goldene Früchte, als da sind: „Freiheit," „Demokratie," „constitutionelle Opposition," schon ganz wie von selbst auf dem kaiserlichen Boden wachsen, und ohne nach Oben oder nach Unten hin gefährlich zu sein, schon von Vielen als wirkliche Nahrung genossen zu werden anfangen. Denn es wimmelte und fluthete jetzt plötzlich in allen Pariser Zeitungen von nichts als von Kaiserthum und Demokratie und Freiheit, von der glücklichen Demokratie ohne Revolution und dem glücklichen Kaiserthum mit Demokratie und Freiheit, mit dem gezähmten Wildfang von constitutioneller Opposition hinter sich, der den Harlekin im Mantel der kaiserlichen Institutionen spielte. Aber im Ernst, es war ein ungeheures Aufsehen und Lärmen in der gesammten Presse entstanden; man schoß Redensarten in ganzen Salven ab, welche weithin die Luft erschütterten, und was das Schlimmste war, es wußte Niemand mehr recht, was er von dem Spectakel denken sollte. Man kam zwar auf den Gedan-

ten, daß es sich bei den Blättern auch bloß um ein Manoeuvre handeln könne, Abonnenten zu fischen, denn die kurz zuvor eingetretene Suspendirung der „Presse" hatte alle Zeitungen, selbst die officiellen, lüstern gemacht, die auseinandergehenden Schwärme dieser Abonnenten für sich einzufangen, und dazu hielt man es schon der Mühe für werth, eine Zeitlang auf dem Kopf zu stehn und mit der imperialistischen Freiheit Purzelbäume zu schlagen. Da der Courrier de Paris, der diese Pauke zuerst geschlagen, schon am meisten Aussicht hatte, die Abonnenten der „Presse" wegzuschnappen, so gebärdeten sich die übrigen Journale nur noch toller, und im „Constitutionnel", „Pays", „Siècle", selbst in der guten „Patrie" las man principielle Auseinandersetzungen über Demokratie, Freiheit und Kaiserthum, die verblüffend auf alle Menschen wirkten. Das Siècle suchte in einem langen, ganz ernsthaften Artikel nachzuweisen, daß die Tribune eine für die Entwickelung Frankreichs nothwendige Institution sei, und daß Frankreich das freie Wort nicht minder liebe, als den freien Gedanken. Man kam sich mindestens wieder wie unter Louis Philipp vor, und der „Courrier", den sonst kein Mensch lesen wollte und dessen wenige Exemplare man in den Lesebouticken und Buchläden kaum ansah, erschien jetzt um 5 Uhr in ganzen Ver-

gen von Exemplaren auf dem Markte, von denen schon nach einigen Minuten kein einziges mehr zu haben war.

Der kaiserlichen Regierung schien jetzt doch dieser Schwindel einigermaßen unheimlich und bedenklich zu werden, besonders da das Publikum weitgreifendere Folgerungen zu ziehen anfing, die sich vornehmlich darauf stützten, daß man mit Herrn Emil von Girardin zugleich den Prinzen Napoleon auf das Allerbestimmteste bei diesem Puff betheiligt sehen wollte. Man begann schon einen neuen Wendepunct napoleonischer Freiheitspolitik unter dem speciellen Protectorat des Prinzen Napoleon zu wittern, oder man sah gar ein Minister-Portefeuille des Herrn von Girardin in der Luft schweben, ohne zu bedenken, daß das Kaiserreich sich keine Minister aus Zeitungsschreibern schnitzt. Die Regierung streckte die Hand aus, und der ganze Spuk war jetzt in einem Augenblick zerblasen. In solchen Fällen scheint man sich von oben herab mit einigen nicht leicht mißzuverstehenden Andeutungen zu begnügen, die dann denselben Effect machen, als wenn die Köchin auf ihre Aale schlägt, die in dem Topf am Feuer plötzlich wieder lebendig zu werden anfangen, aber nun, nachdem sie die meisternde Hand verspürt, auch ganz gelehrig ihre Köpfe wieder einziehen, um sich vollständig ab-

kochen zu laſſen. Emil von Girardin, als einer der Hauptbewohner des dritten Topfes, den wir oben geſchildert haben, hatte dieſe Andeutung, in ſeinen Topf zurückzuſchlürfen, gewiß auf die ſanfteſte Weiſe empfangen, und er ſcheint für ſeine Perſon keinen Schaden dabei erlitten zu haben. Dem Gouvernement war nur eine neue hitzige Bewegung in der Tagespreſſe unbequem geworden, aber man hatte nichts dagegen, daß Girardin ſogar jene Artikel, die ſoviel Staub aufgeworfen, zu einem hübſchen Büchlein unter dem Titel: „de l'empire“ zuſammenſtellte und von neuem dem Leſepublikum übergab. Im „Courrier de Paris“, deſſen Eigenthum er ſeitdem wahrſcheinlich erworben, dürfte es aber wohl ſobald nicht wieder zu ähnlichen Experimenten kommen.

Der Einfluß, den Emil von Girardin auf eine große Maſſe des Publikums hat, iſt immer noch bedeutend groß, wie dick auch die Staubwolke von Scandal ſein mag, die ſich ſonſt über ſeinen Namen und ſeine Perſönlichkeit gebreitet. Man lacht über ſeine unaufhörlichen Sprünge, aber man lacht doch, und ein renommirter Name iſt in Paris immer ein elektriſcher Stoff, aus dem man gern wieder neue Funken reibt und mit Intereſſe ſprühen ſieht. Einen Augenblick lang ſchien es, als ob Girardin, der ſo viel unangenehme Erfahrungen gemacht, den würdi-

gen Entſchluß gefunden hätte, ſich auf ſich ſelbſt und auf ein bedeutendes Salzwerk zurückzuziehen, welches er vor einiger Zeit an ſich gekauft haben ſoll. Als man ihn noch vor Kurzem fragte: warum er nicht Journaliſt geblieben? ſoll er geantwortet haben: „Erlauben Sie mir auf Ihre Frage eine Gegenfrage. Welches Vergnügen hätte ein Jäger in der wildreichſten Gegend an einem geladenen Gewehr, wenn er ſich deſſelben nicht bedienen dürfte? So aber iſt die Stellung des Journaliſten in jetziger Zeit.“ Aber es giebt Leute, in denen der Widerſpruch mit ſich ſelbſt das einzig Feſte iſt, auf welches bei ihnen gerechnet werden kann, und ſo ſah man Herrn von Girardin unmittelbar darauf wieder ſeine Jagdflinte umſchnallen, um in den Wald zu gehen und den Bock der kaiſerlichen Freiheit zu ſchießen. Girardin gehört zu den Menſchen, die, was auch aus ihnen geworden ſein mag, noch immer eine gewiſſe Eitelkeit darein ſetzen werden, gerade für Männer der Freiheit zu gelten, und dieſe Eitelkeit iſt vielleicht noch ein Reſt von gutem Gewiſſen, der in ihnen ſtecken geblieben war.

So arbeitete er ſich auch bei dieſer Gelegenheit wieder mit Händen und Füßen ab, um Freiheit zu ſchreien, und unter lauter gefeſſelten Menſchen die innige Verbindung des Kaiſerthums mit der Demokratie zu proclamiren. Ob er dieſen Jagdgeſchichten

unter dieſer Rubrik bald eine neue Folge geben wird, muß dahingeſtellt ſein, und jedenfalls wird man auf den Courrier de Paris in der nächſten Zeit neugierig bleiben. Es wird auch nicht lange dauern, ſo werden „Mes confessions politiques“ von Herrn von Girardin erſcheinen, welche er bereits unter dieſem Titel angekündigt hat, und die nur ein neues, höchſt waghalſiges Seiltänzer-Kunſtſtück ſein werden, denn in einer Zeit, wo Niemand aufrichtige Bekenntniſſe ablegen kann, zu beichten und öffentliche Geſtändniſſe zu machen, iſt ein Unternehmen, welches der am wenigſten machen kann, der die Wahrheit zu ſagen beabſichtigt. Was ſollte aus Herrn von Girardin werden, wenn das Getümmel der politiſchen Bekenntniſſe wirklich wieder losginge? Denn politiſche Bekenntniſſe machen, heißt die Revolution anrufen, deren fürchterlichſter Hebel die gegenſeitige Aufrichtigkeit der Menſchen wäre. Herr von Girardin weiß aber gewiß noch viel intereſſantere Poſitionen, als die Aufrichtigkeit für ihn ſein würde. Man iſt nicht aufrichtig, ſo lange man noch eine Rolle in der Welt ſpielen will, und der berühmte Publiziſt denkt wohl noch manche Maske der raſtlos wechſelnden Zeit in Frankreich zu tragen.

Einem Mann ſeiner Art ſtehen ſicherlich noch die größten Stellen und Wirkungen offen, ſo lange es

dauert, denn wer mit Talent und Virtuosität Nichts zu ſein verſteht, hat jetzt die größte Ausſicht, Alles zu werden. Als Publizist, als Staatsmann (wer kann es wiſſen?), als Dichter und als Socialphiloſoph wird Herr von Girardin mit ſeinem Jagdgewehr noch manchen recht fetten Bock ſchießen. In ſeiner letzteren Eigenſchaft als Socialphiloſoph ſoll er ſoeben eine ganz intereſſant geſchriebene Schrift unter dem Titel „le droit de punir“ beendigt haben, worin er nachweiſen will, daß die Staatsgeſellſchaft auch ohne Strafen regiert werden könne. Dieſer Geſichtspunct iſt eigenthümlich, wie es die erſten Anläufe in den Schriften und Artikeln Girardin's immer ſind. Aber die Gewaltbegründung Louis Napoleons, die mit Cayenne begonnen, wird doch ſchwerlich mit dem Phalanſtère endigen wollen? Denn die Geſellſchaft ohne Strafen iſt das Fourrier'ſche Phalanſtère in allem Märchenglanz dieſer phantaſtiſchen Erfindungen. Wir ſind hier vollkommen neugierig auf Herrn von Girardin's Streifzug in das Gebiet des Socialismus. Vielleicht iſt dies der Anfang, auch die ſociale Seite der Kaiſerpolitik zu illuſtriren, wozu doch am Ende nur das Talent des Komödienſchreibers gehört, da es hier lediglich darauf ankommen kann, das Spiel von Sein und Schein auf dem Boden der geſellſchaftlichen Intereſſen zu variiren. Herr von Girar-

din iſt denn gleichzeitig auch als Verfaſſer eines Luſtſpiels: „la fille du millionnaire“ in die Schranken getreten, von dem zuerſt eine Vorleſung bei dem Prinzen Napoleon im Palais Royal veranſtaltet wurde, und das in dieſem Kreiſe außerordentliches Glück gemacht haben ſoll. Es wird jetzt auch ohne Zweifel auf einem der Pariſer Theater geſpielt werden. Inzwiſchen iſt Emil von Girardin ſelbſt als eine der beſten Luſtſpielfiguren des Kaiſerreichs erkannt und ſtofflich aufgefangen worden. Wenigſtens werden einige Züge in dem neuen Stück des jüngeren Dumas: „le fils naturel“ auf die Jugendgeſchichte des Herrn Emil von Girardin gedeutet.

Es iſt bemerkenswerth, daß man bei den neueſten Debatten im Kaiſerreich, und namentlich bei denjenigen, welche die Verbindung des Kaiſerthums mit der Freiheit bezwecken ſollten, wieder vorzugsweiſe die Perſon des Prinzen Napoleon in den Vordergrund gezogen und ſogar in eine beſtimmte, wenn auch hinter den Couliſſen gebliebene Mitwirkung geſetzt hat. Der Prinz, der ſich ſeit einiger Zeit zu einer neuen Weltreiſe wiſſenſchaftlich vorbereitet, hatte neuerdings auch einen journaliſtiſchen Kreis um ſich gezogen, in dem jedenfalls von einer neuen Belebung der franzöſiſchen Tagespreſſe vielfach die Rede war. Emil Girardin, E. Texier vom Siècle (ein Mann, der

immer mit vielem Takt das republikaniſche Grundcolorit dieſer Zeitung zu halten wußte), Charles Edmond (der Pole Chojecki), einer der Mitarbeiter der „Preſſe", und ſelbſt Clement Caraguel, ein Mitarbeiter am „Charivari", bildeten in dieſem Kreiſe vornehmlich die ſtehenden Gäſte, und können zugleich als die Vertrauten des Prinzen Napoleon in ſeiner eigenen journaliſtiſchen Wirkſamkeit angeſehen werden. Man hat dem Prinzen die Autorſchaft verſchiedener Artikel beigemeſſen, die von Zeit zu Zeit in gewiſſen Organen, welche aber keineswegs der officiellen Preſſe angehörten, zu leſen waren. Auch ſtand ſeine intime Verbindung mit „La Preſſe" feſt, ſowohl als dieſelbe noch im Beſitze Girardin's war, wie ſpäter, wo das Blatt in das Eigenthum des Speculanten Millaud überging und der geiſtreiche Neffzer (ein Elſaſſer) an der Spitze redigirte. Es wurde bekannt, daß Prinz Napoleon ein Haupt-Actionnair der „Preſſe" geworden war, und in dieſer Eigenſchaft auch die beſtimmteſten Anforderungen an die politiſche Richtung des Blattes ſtellte. Es müſſen dies zum Theil nicht ſehr harmloſe und unverfängliche Anforderungen geweſen ſein, denn ſie veranlaßten Herrn Neffzer, ſeine Redactionsſtellung niederzulegen, und lieber die 30,000 Francs Entſchädigungsgelder einzuſtreichen,

welche bereits unter Girardin für einen ſolchen eintretenden Fall ſichergeſtellt waren.

Dieſe Anforderungen des Prinzen Napoleon betrafen ohne Zweifel das Verhältniß der franzöſiſchen Demokratie zu den kaiſerlichen Verfaſſungs-Inſtitutionen und zu den letzten Wahlen. Wir wiſſen nicht, in wieweit dieſe Anforderungen zugleich diejenigen waren, welche bald darauf, als ihnen ſpeciell genügt wurde, die zweimonatliche Suspendirung von „La Preſſe" herbeiführten. Man verſicherte in Paris an mehreren Orten, daß es der Prinz Napoleon geweſen, der ſich damals die größte Mühe beim Kaiſer gegeben, um denſelben für die Idee eines ſogenannten conſtitutionellen Oppoſitionsblattes zu gewinnen, wozu ohne Zweifel ſchon die „Preſſe" beſtimmt war. Der Kaiſer ſoll dies Project zuerſt nur mit einem vieldeutigen und ſchweigſamen Lächeln beantwortet haben, woraus ohne Zweifel der Muth geſchöpft wurde, den „Courrier de Paris" zu einem neuen Ikarus des Kaiſerreichs zu machen, und ihn auf künſtlich angeklebten Freiheitsflügeln fliegen zu laſſen bis in die Sonne hinein. Aber als die Sonne näher den abenteuerlichen Flug beſchien, ſchmolz das Wachs von den Freiheitsflügeln herunter, und dieſelben fielen von dem Leibe des Ikarus wieder ab, der dadurch auf ſeine eigenen Beine wieder zurückverſetzt wurde.

Denn die Bilder, dieſe Naturelemente der Wahrheit, ermatten auch zuletzt an ihrem eigenen flatterhaften Flügelſchlag, und werden überdrüſſig des fahrenden und abenteuerlichen Lebens, das ſie führen müſſen in bunter Weltzerſtreuung. Sie werden blaß, wenn ſie in die Tiefe des Grundes niederſchauen, dem ſie urſprünglich angehören, und ſobald die Bilder in ihren eigenen Grund niedergeſchaut haben, hören ſie auf Bilder zu ſein, denn ſie ſind die Wahrheit geworden. Dann treten die Weltperioden des Bewußtſeins in die Geſchichte ein, das ernſt wie ein erhabenes Unglück über die Völker und die Menſchen kommt. Da entſtehen Zeiten der innern Beſchauung, wo Alles ſtill iſt und wo kein Vogel ſingt und kein ſcherzender Zephyr durch den unbewegten Luftkreis zu gehen wagt. Die Geſchichte des Menſchengeiſtes ſcheint ſtill zu ſtehen, und ſich ſelbſt anzuſehen in großer Bewunderung, daß ſie den Gedanken hervorgebracht hat. Sie denkt den Gedanken, und ihr iſt nicht wohl und nicht wehe, ſie iſt nicht traurig und nicht heiter, denn ſie hat

Prinz Napoleon ſtürzte zwar nicht wie Ikarus ins Meer, aber er faßte in dieſem Moment ohne Zweifel ſeine neuen Reiſepläne, die ihn zum Frühjahr wiederum über das Meer hinaus von dem ſchönen Frankreich entführen werden. Das Ziel ſeiner diesmaligen Reiſe wird der Oſten und vornehmlich die Levante in ihrer ganzen Ausdehnung an den Küſten des mittelländiſchen Meeres ſein*). Von ſeiner früheren Reiſe nach dem Norden hat er unlängſt durch Herrn Charles Edmond eine ausführlichere Beſchreibung anfertigen und herausgeben laſſen. —

Die inneren Kämpfe und Debatten werden aber mit dieſer Epiſode ſchwerlich im Kaiſerreiche beſchloſſen ſein, denn wie ſehr auch alle Politik der Parteien mit der gänzlichen Desorganiſation und Entwurzelung derſelben aufhören mußte, ſo werden unter der Aſche der Parteien in Frankreich die glimmenden Funken doch nie ganz erlöſchen. Von Zeit zu Zeit, ehe man es geahnt hat, ſprühen dieſe heimlichen Funken wieder zu allerhand Flammenzeichen auf, und malen ſich einen Augenblick lang an dem nachtvollen Kaiſerhimmel mit überraſchender Schrift

*) Das Hauptziel der neuen Reiſe des Prinzen Napoleon iſt Ober-Egypten, wohin der franzöſiſche Gelehrte, Herr Mariette vorausgereiſt iſt, um die wiſſenſchaftliche Seite der Expedition vorzubereiten.

zu einem mene mene tekel upharsin ab. Es fehlt dabei auch nicht an komiſchen Streiflichtern, beſonders wenn die alten Notabilitäten der conſtitutionellen Zeit, wie dies in letzter Zeit namentlich Herrn Villemain begegnete, mit den neuen beſoldeten Kampfhähnen des Kaiſerthums in einen recht hitzigen Streit gerathen. Auch ſolche Hahnenkämpfe ſind wichtig, weil es bei ihnen doch immer nur darauf ankommt, unter allerhand maskirten Poſitionen innerlichſt und geheim die Prinzipien des Kaiſerreichs zu bekämpfen und zu entblößen.

Herr Villemain, der perpetuirliche Secretair der Akademie, einſt Miniſter Louis Philipps, hat ſich den zweiſchneidigen doctrinairen Geiſt der conſtitutionellen Epoche auch im heutigen Kaiſerreich erhalten. In Gemeinſchaft mit ſeinen Freunden Couſin und Guizot hatte François Villemain unter der Regierung des Bürgerkönigs am weſentlichſten dazu beigetragen, dem franzöſiſchen Geiſt eine neue Vertiefung und in derſelben zugleich eine ſich ſelbſt zerſetzende ſchärfere Dialektik zu geben. Die bedeutendſte Richtung des Villemain'ſchen Geiſtes war aber immer die literarhiſtoriſche und äſthetiſche geblieben, und auf dieſem Gebiet entwickelte er ſtets ſo viel Anmuth und feine Würde, daß man ihn kaum der bitteren und großartigen Satire, die jetzt ſein ganzes Weſen erfüllt,

für fähig gehalten haben ſollte. Dieſe Geiſter der früheren Epoche ſind es aber gerade, an denen jetzt eine geheime Aufregung nagt, welche ſich kaum noch zurückzuhalten weiß, während die Leute der neuen Zeit ſich zu Allem kaufen laſſen, ſelbſt dazu, luſtig und guter Dinge zu ſcheinen.

Die Reden einiger Akademiker und gewiſſe journaliſtiſche Organe ſind es aber vernehmlich, in denen, wenn auch nur anſpielungsweiſe, eine Art von Oppoſition gegen das heutige Empire getrieben wird. Beſonders iſt die Revue des deux mondes ſeit einiger Zeit der Tummelplatz dieſer heimlichen Ideenkämpfe und Geiſtesdrangſale des Kaiſerreichs, und das genannte Blatt, welches ſeine bedeutſame Stellung zur modernen Literatur ebenfalls unter Louis Philipp begründete, iſt darum längſt ſo kaiſerlich anrüchig geworden, daß es nächſtens auf einen Blitzſchlag von oben gefaßt ſein kann. Es ſoll auch ſchon darauf gedacht haben, ſeine Preſſen nach Genf zu verlegen. Seine Exiſtenz war aber neuerdings beſonders in Folge des Artikels bedroht, welchen Villemain darin mit ſo ſtarken und böſen Hindeutungen auf die ungeſetzlichen und tyranniſchen Grundlagen des heutigen Kaiſerthums gegeben hatte. Dieſe Hindeutungen, wenn ſie ſich auch noch ſo verſteckt und maskirt hielten, waren gar nicht zu verkennen gewe-

ſen, und riefen ſogar den Vicomte de Laguerronnière wieder in die journaliſtiſchen Schranken, um den Hochverräther Villemain in ſeinen verborgenſten Gedankengängen zu ertappen. Der ſtolze Herr von Laguerronnière ſchnallte auf einen Augenblick wieder die Toga des kaiſerlichen Staatsrathes ab, in welche er eines Tages für ſeine Verdienſte als Redakteur des „Conſtitutionell" eingewickelt worden war, und nun begab er ſich auf den neuen Fechtboden der „Revue Contemporaine", um zuerſt mit der ganzen Borer-Gewandtheit, die er ſich als bonapartiſtiſcher Publiziſt angeeignet, ſeinen Gegner niederzuwerfen und dann einen förmlichen Anklage-Act gegen Villemain zu veröffentlichen. Er knüpfte beſonders an die Bemerkungen an, welche Villemain über eine von Béranger aufgeſtellte und von Lamartine adoptirte Theorie in ſeinem Artikel gemacht hatte. Dieſe Theorie lautete: „Wenn das Recht Aller vertreten, wenn der Wille Aller ausgedrückt iſt, dann iſt dieſer Wille unwiderſtehlich." Villemain hatte dazu bemerkt: „Ja, wenn dieſer Wille ein gerechter iſt; aber wenn Ihr Euch nur auf die Gewalt der Zahl, auf das Gewicht der Menge ſtützt, dann wird Eure Sprache die Verneinung des Rechtes ſelber. Ihr erkennt eine abſolute und vorherrſchende Gerechtigkeit, der das Geſetz ſelber ſich unterwerfen ſoll, nicht an;

Ihr verletzt oder Ihr kennt gar nicht die Principien, und Ihr legt den Worten einen lügenhaften Sinn unter, denn, was Ihr den Willen Aller nennt, iſt immer nur der Wille der Majorität, und dieſe Majorität hat nicht das Recht, die Ungerechtigkeit irgend Einem aufzuzwingen."

Der conſtitutionelle Herr Villemain lag ſich freilich mit dieſer Anzweiflung der Volksmajorität, aus der das napoleoniſche Kaiſerthum ſeine geſetzmäßige Entſtehung behauptete, ſelbſt in den Haaren. Aber Villemain hatte in ſeinem ganzen Commentar, welchen er auf eine ſo eigenthümliche Weiſe an die Schrift Cicero's de republica geknüpft, nicht die Bedeutung der Volksſtimme ſelbſt, ſondern nur die in verderbten Zeiten eintretende Käuflichkeit und Lügenhaftigkeit derſelben, anzweifeln und anklagen wollen. Den düſtern Grund des alten römiſchen Kaiſerthums, das ſittlich und geiſtig entartete Rom der Cäſaren, hatte man ſchon früher in der Revue des deux mondes dazu benutzt, um das heutige napoleoniſche Empire zu ſchlagen. Beſonders hatte dies vor Kurzem der geiſtreiche Aeſthetiker Ampère in einer ungemein ſchneidenden Abhandlung gethan. Dieſe Erbitterung, welche jetzt vorzugsweiſe in die feinen Aeſthetiker der conſtitutionellen Epoche gefahren zu ſein ſcheint, lieh aber dem ſonſt ſo ſanften Villemain

einen faſt erhabenen Zornes-Aufſchwung, womit er ſatiriſch und tiefſinnig zugleich den Zuſtand der politiſchen Demokratieen zerfetzte, welche im Zwieſpalt mit ſich ſelbſt ihre Autonomie aufgeben und ihre Rettung von einer Dictatur verlangen, an welche ſie ſich mit allen ihren Nöthen, aber auch mit allen ihren Rechten und Freiheiten hingeben. In den grellſten Farben zeigte er dann die verrotteten Lebensverhältniſſe des römiſchen Volkes beim Untergang der Republik, worauf die merkwürdigſten principiellen Betrachtungen über die Art und Weiſe folgten, wie Cäſare und Auguſte dieſen Untergang des ſelbſtſtändigen Volksgeiſtes benutzten, um das ſouveraine Volk in Maſſe zu erkaufen, wie einſt Perikles es zu verſuchen angefangen habe in dem nicht minder ſtark verkäuflichen corrumpirten Athen.

Man kann ſich jetzt die Wuth Laguerronnière's denken, mit welcher er ſeinen im kaiſerlichen Staatsrath noch nicht ganz verreſteten Journaliſten-Säbel gegen Villemain zieht. Die erſte Poſition, in welcher er losſchlägt, iſt außerordentlich kühn und verwegen, und dem Publikum ſteigen zuerſt die Haare zu Berge. Denn mit einem einzigen Griff reißt der Vicomte dem Herr Villemain die ganze Hülle herunter, und verkündet es laut und öffentlich, daß dieſer Villemain im römiſchen Volk, dem corrumpirten

und käuflichen, dem heidniſchen, ein chriſtliches Volk, ein ſittliches, aufgeklärtes, hereiſches Volk, nämlich das franzöſiſche, habe angreifen und verläumden wollen, ſowie er unter dem Schleier einer heidniſch-römiſchen Dictatur das chriſtliche Kaiſerthum zweier Napoleons habe herabwürdigen wollen!

Natürlich kann der Vicomte von Lagueronnière nicht zugeben, daß der heutige Volksgeiſt ein verderbter und entarteter ſei, denn für alle Leute, die heutzutage das Leben bloß für eine Gelegenheit betrachten gute Geſchäfte zu machen, giebt es keine Verderbniß der öffentlichen Zuſtände, ſondern ſie werden böſe, wenn man ihnen auseinanderſetzen will, daß nicht Alles gut ſei. So lange noch ihr Geldbeutel und ihre Eitelkeit die Rechnung finden, halten ſie auch Alles für munter und geſund, und wenn es ſchon in den letzten Zügen der Krankheit vor ihnen läge. Bemerkenswerth aber iſt, wie Lagueronnière zugleich den Vorwurf politiſcher Feigheit gegen Villemain ſchleudert, weil derſelbe unter einem gedeckten aber durchſichtigen Schild mit meuchleriſcher Waffe nach dem Oberhaupt des Staats gezielt, und der Regierung einen Stich durch den Leib der Nation hindurch habe verſetzen wollen. Zuletzt muß der brave Villemain noch viel ſchlimme und gehäſſige Perſönlichkeiten über ſich hören, und es wird ihm ſogar zum Vorwurf gemacht,

daß er im Jahre 1814 eine Anrede an die Monarchen von Preußen und Rußland gehalten habe. Es versteht sich, daß sich nun auch sogleich die officielle „Patrie," gewiß im höheren Auftrage, herbeiließ, einige Stellen aus jener Rede Villemains mitzutheilen, worin er die „schützende Urbanität" jener Monarchen gepriesen hat, und worin man einen Widerspruch erkennen will mit seinem jetzigen Verdammungsurtheil gegen die „volksthümlichen Dictaturen." Es muß befremden, daß man auf officieller Seite sich darein findet, dies Stichwort aufzunehmen, und das Kaiserthum, das doch sonst eine organische Schöpfung sein will, nur als eine volksthümliche Dictatur gelten zu lassen. Herrn Villemain wird es aber bei dieser Gelegenheit zugleich in die Schuhe geworfen, daß seine Freiheitsliebe, mit der er jetzt so viele Parade mache, doch auch nicht weit her sei, denn er habe seiner Zeit als Censor während der „weißen Schreckensherrschaft" die Preßfreiheit sehr eigenthümlich verstanden.

Welcher Mensch, der sich jemals mit Politik befaßt hat, ist aber stets consequent gewesen? Und dem Herrn Vicomte de Laguerronnière wird es bei dieser Gelegenheit auch von einigen Journalen nicht geschenkt, daß er früher ein ganz guter republikanischer Mann gewesen, und am Tage nach dem Staats-

streich es selbst nicht habe unterlassen können, gegen diesen Act des damaligen Präsidenten der Republik mit Energie zu protestiren.

Die inneren Kämpfe und Debatten im Kaiserthum reichen aber auf allen Seiten stets nur so weit, als die Fäden lang sind, an denen sie von oben herab gehalten werden. Die öffentlichen Lehrstühle befinden sich dabei ganz in derselben Lage, wie die Organe der Presse, obwohl diese letzteren, als gänzlich heruntergebrachte und ihres Vertrauens beraubte Werkzeuge, der kaiserlichen Regierung schon seit längerer Zeit nicht mehr so gefährlich und mächtig erscheinen, und ihnen darum von Zeit zu Zeit wieder eine freiere Bewegung in der Luft verstattet wird. Die kranke Publizistik muß sich dann auf diesen erlaubten Spazierfahrten wieder scheinbar erholen, denn wenn sie ganz hinsiechte, würde ja auch das Gouvernement keinen Vortheil mehr von ihren Diensten ziehen können. Sobald aber die Wangen der Journale sich einigermaßen wieder mit einer täuschenden Lebensfrische geröthet haben, fällt der kaiserliche Schlagbaum wieder zu ihren Füßen nieder, womit der Ausflug beendigt ist, und nun wieder das eingelernte Lied des Käfigs gepfiffen und gesungen werden muß.

Gefährlicher und freier sind die akademischen Lehrstühle in Frankreich geblieben, weil hier Richtung und

Wort, die unmittelbar von Mund zu Mund sich fortpflanzen, nicht so streng beaufsichtigt und nicht so leicht in vorgeschriebene Bahnen hinübergeleitet werden können. Zwischen den Professoren und Studenten, die in den Hörsälen sich vollständig ineinanderleben, finden Wirkungen Statt, welche durch äußere Maaßregeln allein nicht vollständig gehütet und abgeleitet werden können. Unfreie und tyrannische Regierungen sind auf diesem Gebiet verloren, wenn es ihnen nicht gelingt, eine ganz neue Wissenschaft in ihrem Sinne, im Sinne der Unfreiheit und Tyrannei, hervorzurufen. Danach wird freilich jedesmal gestrebt, aber es liegt in der Natur der Wissenschaft, daß dies Streben ein vergebliches sein muß, wie sehr es auch immerhin gelingen mag, zeitweise eine Carrikatur als Wissenschaft der Umkehr auf den Katheder zu setzen und von derselben mit allerhand glänzenden Kunststücken auch die geistige Befestigung der rohen Gewalt bewirken zu lassen.

Das kaiserliche Gouvernement in Frankreich ist mit sichtlichem Zögern zu diesem Theil seiner providentiellen Aufgabe hingegangen. Louis Napoleon hat sich ohne Zweifel lange bedacht, ehe er an die Reorganisation der wissenschaftlichen Institute die Hand anlegen wollte. Seine Absicht war, den „napoleonischen Geist," unter dem er auch nach der innern

den Begriff gefunden. Sie ist Begriff geworden, wozu sollte sie traurig und wozu heiter sein? Sie ist der mit sich selbst eine Begriff, und die Traurigkeit und die Heiterkeit gehört dem Reich der Bilder an, aus denen der Begriff geworden ist, welcher alles Wohl und Wehe in sich überwunden. Aber diese Periode, ungeachtet ihrer Weltgerichtsmiene, ist auch nur eine Uebergangs-Periode, zum Trotz und zum Schrecken Denen, welche einen Abschluß, eine Endepoche darin gefunden wähnten! An diese Uebergangsperiode ist dann bereits das Hegelsche System als ein solches Culminations-System des sich selbst denkenden Gedankens, als die Lehre der nackten Wahrheit, verfallen, oder es ist vielmehr das eigentliche System dieser Uebergangsperiode selbst, und als solches welthistorisch.

Ich nenne den sich selbst denkenden Gedanken eine Uebergangs-Periode bloß der menschlichen Cultur. Nicht damit enden wird die Menschheit, sondern damit anfangen wird sie, die Erneuerung der Lebens-

Seite der Nation hin etwas durchaus Schöpferiſches, den Grund einer neuen Nationalbildung, verſtehen zu wollen ſcheint, erſt recht tief und allſeitig wieder in Frankreich eindringen und ſich feſtſetzen zu laſſen. Dann hoffte er wohl, daß unter dem Fittig des napoleoniſchen Adlers auch eine neue napoleoniſche Wiſſenſchaft, eine neue napoleoniſche Literatur ſich ausbrüten laſſen würden. Denn warum ſollte es nicht auch eine napoleoniſche Wiſſenſchaft geben können, da es eine napoleoniſche Armee, ein napoleoniſches Kaiſerthum, eine napoleoniſche Weltgeſchichte giebt?

Die napoleoniſche Wiſſenſchaft wird ganz Daſſelbe ſein müſſen, was die napoleoniſche Demokratie iſt. Wie die Demokratie durch den Kaiſer mit ihren eigenen Waffen geſchlagen worden, indem das allgemeine Stimmrecht nolens volens den abſoluten Kaiſerthron ſchaffen mußte, und die neue Demokratie, als die Verneinung aller Parteien, damit auch die Verneinung der Freiheit ſelbſt geworden iſt, ſo kann die napoleoniſche Wiſſenſchaft auch nur die Verneinung der Wiſſenſchaft ſelbſt werden. Um ſich zu begründen, muß aber auch die neue Wiſſenſchaft erſt mit allen Partei-Elementen brechen, die bisher noch in derſelben ihre Verſtecke und ihre Verſchanzungen gefunden haben. Denn an der Sorbonne ſowohl wie am Collège de France, an dem Inſtitut wie an der

franzöſiſchen Akademie, haben republikaniſche, orleaniſtiſche und legitimiſtiſche Partei-Elemente einen ganz beſtimmten Eingang in Vortrag und Lehre gewonnen, und am Ende war es von dieſen verſchiedenen Angriffspuncten aus immer nur die Oppoſition gegen das Kaiſerthum, welche die Wiſſenſchaft dort in ſich aufnahm und zu verarbeiten wußte.

Der Klang der Hüfthörner in der officiellen Preſſe verrieth darum ſchon ſeit einiger Zeit, daß auch auf dieſem Gebiet nun bald die Jagd losgehen ſolle. Die „Revue Contemporaine“, welche von der Regierung begründet worden, die aber nicht geleſen wird, brachte zuerſt einen Artikel unter dem Titel: „La Politique à la Sorbonne“, worin beſonders gegen die Katheder-Wirkſamkeit des trefflichen Saint Marc Girardin, zugleich mit auffallenden Andeutungen, geeifert wurde. St. Marc Girardin, einer der haltungsvollſten und würdigſten Charaktere Frankreichs, hatte ſich auf ſeinem Katheder mehrfach zu Gunſten der Ideen von 1789 ausgeſprochen. Philoſophie und Literatur laſſen ſich nicht mehr behandeln, ohne daß man zugleich an jene neue Idee und Strömung von 1789 anknüpfte, durch welche der Nationalgeiſt nach allen Seiten hin einen neuen Anlauf nahm. Da die kaiſerliche Regierung ſich ſogar in ihren officiellen Erlaſſen bei jeder Gelegenheit auf die Principien von

1789 ſtützt, ſo glaubte der Univerſitäts-Profeſſor dazu ein nicht geringeres Recht zu haben, indem er auch für die Entwickelung der modernen Wiſſenſchaft auf dieſe befruchtenden Quellen hinwies. Es iſt aber ein Anderes, was der Kaiſer thut und was der Profeſſor thut, und der Herr im Hauſe darf ſich Manches herausnehmen, wofür die Andern Schläge bekommen. St. Marc Girardin wurde daher zunächſt der „Revue Contemporaine“ überantwortet, die ihn tüchtig zerzauſen mußte. Der Kaiſer mußte aber ſchon bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß es das Schlimmſte für eine Regierung iſt, mit den Kathedern anzubinden, die in Wittenberg einſt die Reformation ausgetragen, und ſelbſt im heutigen kaiſerlichen Frankreich noch wenigſtens wahrheitsgetreu und darum revolutionair geblieben ſind, während Tribune und Preſſe zu Maſchinen der Schmeichelei und der Lüge herabgeſunken ſind. Herr St. Marc Girardin vertheidigte ſich daher auch nirgends anders als auf ſeinem Katheder, und ſprach von ſeiner unabhängigen Stellung als Mann der Wiſſenſchaft, die er früher aus dem Bewußtſein ſeiner Unabſetzbarkeit geſchöpft habe, ſeit dem Jahre 1852 aber gerade auf die Thatſache ſeiner Abſetzbarkeit begründe.

Wer ſollte freilich noch ein Ehrenmann ſein, wenn es nicht der Mann der Wiſſenſchaft und der Litera-

tur wäre? Wenn man auf seine persönliche Ehre hält, kann man da am allerwenigsten seine Gesinnung verläugnen, wo der offene Ausdruck derselben mit dem Verlust irgend einer Stelle bestraft wird. Da die Ehre des Soldaten nur im Gehorchen besteht, so wird die Armee immer vorzugsweise eine Stütze der herrschenden Gewalt sein, während die Wissenschaft, deren Ehre im unabhängigen Denken liegt, allerdings stets ein unsicheres Fußgestell für die absoluten Machthaber sein wird. Man muß daher die Wissenschaft in sich selbst zu corrumpiren suchen, wenn man ihre von außen her unbezwinglichen Gefahren zurückschlagen will. Wie die anständige Frau, so muß auch die Wissenschaft zur Lorette gemacht werden, um sie den bestehenden Zuständen anbequemen zu können. Die Wissenschaft buhlt dann mit allen Gewaltbegriffen, wie die galante und gefällige Frau mit dem Gelde buhlt, um das sie erkauft wird. Die Männer der corrumpirten Wissenschaft werden dann die liebsten Diener der Gewalt, und man füttert sie mit Ehren und Gütern, weil, wenn sie überhaupt wirken, ihre Wirksamkeit noch tiefer eindringt, als alle Bajonette und Constablerstöcke.

Große Schwierigkeiten hat es aber immerhin in Deutschland wie in Frankreich gehabt, die durch die Gewalt corrumpirte Wissenschaft ordentlich auf die

Beine und in Fluß zu bringen, und ihr ein Röckchen anzuziehen, durch das ihre Schaam auch wirklich geschützt wird, und nicht doch alle Augenblicke ihre Blöße hervorschimmert. Will der Staat sich nach seinen Bedürfnissen eine neue Wissenschaft und Literatur machen, so kann er dies am allerwenigsten erreichen, wenn er mit kranken und verderbten Organen daran arbeitet. Auch ist es etwas ebenso Geheimnißvolles und Unberechnenbares, eine Wissenschaft zu erzeugen, eine Literatur zu kriegen, als das Kinderkriegen seine geheimnißvolle Seite in der physischen Welt hat. Es giebt aber im heutigen Frankreich ganz unverkennbare Anzeichen, daß die Regierung bereits auf das Bestimmteste danach strebt, eine officielle Ansicht auf dem Gebiet der Wissenschaft zur Geltung zu bringen. Wie es scheint, sollen die Ausgangspuncte dieser neuen napoleonischen Wissenschaft in der Philosophie und in der Geschichte genommen werden. Es wird bald nicht an Katheder-männern fehlen, welche eine eigene napoleonische Geschichtsforschung proclamiren, zu der in den gedruckt vorliegenden Schriften des Kaisers Napoleon III., besonders in den „Idées Napoléoniennes", bereits die wesentlichsten Grundlagen enthalten sind. Denn da die Geschichte und die Völker erst in der Erscheinung Napoleon's, als des „Messias der neuen Ideen," den

ihnen durch das Schickſal geſetzten Gipfelpunct aller Entwickelung finden, und, wie die Vergangenheit, ſo auch die ganze Zukunft des Menſchengeſchlechts durch das napoleoniſche Empire bedingt wird, ſo muß auch daraus eine neue Gattung von Geſchichtsphiloſophie und Geſchichtsforſchung hervorgehn. Die Darſtellung einzelner Epochen der Geſchichte, wie z. B. des römiſchen Alterthums, muß danach ſchon jetzt eine eigenthümliche Färbung annehmen, denn das Gouvernement verfolgt bereits Diejenigen, welche die geſunkene Welt der Cäſaren nicht vom napoleoniſchen Standpunct aus darſtellen. Nach dem napoleoniſchen Standpunct kann das Cäſarenthum nur ſo gefaßt werden, daß der Sieg der Gewalt über die Volksfreiheiten nur als die Transfiguration der Freiheit ſelbſt erſcheint, und darum ſind Ampère, Villemain, Guizot, St. Marc Girardin, und andere Männer der alten Wiſſenſchaft und Kunſt, bereits ſo nahe am Hochverrath, weil ſie jene antike Cäſaren-Wirthſchaft bei verſchiedenen Gelegenheiten ſo anzüglich auffaßten, daß daraus nur auf den neuen Cäſar zurückgeſchloſſen werden konnte.

Man bemerkt, daß die Regierung ſeit einiger Zeit mit beſonderer Schärfe und Wachſamkeit die hiſtoriſchen Vorträge der Profeſſoren am Collège de France und an den andern akademiſchen Inſtituten

überwacht, und beschränkende Ordres dorthin ertheilt, die dann zugleich mehr und mehr als bestimmte Anweisungen für die Lehre auftreten. So wird es schon nicht mehr gestattet, sich über Bossuet kritisch auszulassen und ihn in einem negativen Sinne zu behandeln. Bossuet war das geistliche Organ der Politik Ludwigs XIV. gewesen, und scheint von dem heutigen napoleonischen Gouvernement plötzlich zum Vater der „nationalen französischen Politik" gestempelt worden zu sein. Es ist bemerkenswerth, daß in den gouvernementalen Kreisen des heutigen Frankreichs auf einmal die innere und äußere Politik Ludwigs XIV. als die eigentliche Nationalpolitik der Franzosen betrachtet wird, an welche die heutige kaiserliche Politik wieder anknüpfen müsse.

Die „nationale französische Politik" ist ein neues Stichwort, das im Empire plötzlich aus den Wolken gefallen, und dazu bestimmt ist, die Umkneting der Geister zu vollenden. Es werden aber dabei, wie man bereits aus den officiellen Revues ersieht, die wunderlichsten Trugschlüsse gebaut, die darauf berechnet sind, das napoleonische System mit der Vergangenheit wie mit der Zukunft des französischen Volkes auf eine organische Weise zu verbinden. In der Mitte dieses officiell geschlungenen Gedanken-Zirkels steht die Demokratie von 1789, in welche die Na-

tionalpolitik Ludwigs XIV. ebenſo folgerichtig eingelaufen ſei, als aus dieſer Demokratie Napoleon I., das Kaiſerthum und die erſten kaiſerlichen Inſtitutionen wie ein Gewächs der Nothwendigkeit hervorgetreten. Es iſt das aber ein höchſt tragiſcher Zirkel, der, wenn man die von ihm beſchriebene Linie genauer verfolgt, zu nichts Anderem führt, als jede beſtimmte und inhaltsvolle Vorſtellung von dem Weſen und der Entwickelung einer franzöſiſchen Nationalpolitik in ein Nichts verfliegen zu machen. Denn zuerſt hat die Nationalpolitik Ludwigs XIV. darin beſtanden, die Demokratie von 1789 hervorzurufen, was doch nur als eine nothwendige Reaction gegen die Ausartung dieſer Nationalpolitik, welche der Gipfelpunkt des Abſolutismus geweſen, eingetreten ſein kann. Dann aber war dieſe Demokratie wieder die Puppe geweſen, aus welcher der große Napoleon und ſein Kaiſerthum ausgekrochen, und der Napoleonismus würde mithin die Syntheſe vorſtellen, die aus der Vermittelung und Verſöhnung der Demokratie mit dem Abſolutismus gewonnen worden. Der neue napoleoniſche Abſolutismus will dann als Sieg über die Demokratie und zugleich als Vollendung der Demokratie ſelbſt erſcheinen. Das Kaiſerthum hat die demokratiſche Reaction gegen das Ancien Regime als ein poſitives Moment in ſich aufgenommen, und will da-

durch gewiſſermaßen der demokratiſch wiedergeborene Abſolutismus ſein, der ſich nun ſeinerſeits wieder auf dieſer Grundlage zum Gipfel der franzöſiſchen Nationalpolitik erhoben ſehen will.

Um dies Gebäude zu ſtützen, wird es allerdings nicht bloß einer ewig ſiegreichen Armee, ſondern auch einer neuen officiellen Philoſophie bedürfen. Der Kaiſer wird eine eigene Art von Logik erfinden müſſen, um dieſen inneren Zuſammenhang des napoleoniſchen Syſtems begreiflich zu machen und zu erklären. Es ſcheint zwar, daß mehr Talmudismus, als Logik, dazu gehört, um dieſen inneren Gedankengang des napoleoniſchen Syſtems, der unter Napoleon III. ein entſchieden myſtiſcher geworden, zum Verſtändniß zu bringen. Napoleon III. trägt ſelbſt alle Elemente eines ebenſo ſcharfſinnig als geheimnißvoll grübelnden Talmudiſten in ſich, aber dieſe Elemente hängen ſo ſehr mit ſeiner eigenthümlichen Individualität zuſammen, daß er es nicht von Jedem verlangen kann, auf dieſe Weiſe zu philoſophiren. Nichtsdeſtoweniger hält es der Kaiſer für nothwendig, daß auch eine neue napoleoniſche Staatsphiloſophie die Katheder Frankreichs beſteige, um die Jugend ſchon napoleoniſch denken zu lehren, und damit die größten Widerſprüche der Welt in eine Logik zu packen, welche jede andere Logik überflüſſig machen ſoll. Von den Profeſſoren

dieſer neuen Logik hört man zwar noch nichts, aber ſie werden ſicherlich binnen Kurzem gefunden werden, denn ſie ſind nothwendig, und Louis Napoleon führt Alles aus, was nothwendig iſt, und niemals anders als in dem richtigen Moment, wo es geſchehen muß.

In ihren Erlaſſen, welche die kaiſerliche Regierung bei verſchiedenen Gelegenheiten an die Inſtitute und Akademieen gerichtet, hat ſie wiederholt vorgeſchlagen, Vereine zum Beſten der Wiſſenſchaften, der Künſte und der Literatur zu bilden. Namentlich hat ſie aber dabei neuerdings eine Centraliſirung und Organiſirung der franzöſiſchen Gelehrten- und Schriftſteller-Welt anempfohlen. Dies heißt freilich nur, die Wiſſenſchaft und Literatur in dem napoleoniſchen Princip zu centraliſiren, und es durch geſchickte Operationen dahin zu bringen, daß Alles, was außerhalb dieſes Mittelrunctes ſtehen bleibt, weder als Wiſſenſchaft noch als Literatur mehr Gültigkeit und Raum habe. Sind dann alle Gelehrten und Schriftſteller Frankreichs wieder in dem einen gemeinſchaftlichen Vogelhaus eingefangen, in dem ihr Choral die herrſchende Tonart unaufhörlich variirt, dann wird ſich leichter auch ein neuer franzöſiſcher Nationalgeiſt, wie man ihn nach allen Seiten hin braucht, deſtilliren laſſen. Dann entſtehen ſicherlich auch die neuen Profeſſoren der Logik, die man braucht,

zuſtände darauf zu gründen. Und die neue Bildungsepoche knüpft ſich mit ſolcher Nothwendigkeit an jenen Uebergangspunct an, als die Dichtung mit der Wahrheit, und die Wahrheit mit der Dichtung, die Schönheit mit der Weisheit und die Weisheit mit der Schönheit, nothwendig zuſammenhängt. Aber wann ſich die Wahrheit von der Schönheit losgeriſſen hat, kann ſie ſelbſt nicht lange ausdauern in der unheimlichen Verlorenheit dieſer Trennung, und es wird eine Weltaufgabe daraus, die Schönheit wiederzuſuchen!

Immer, wenn die Cultur gewiſſe Endpuncte erreicht hat, beginnt ſie ſich ſelbſt umzubiegen, und indem ſie ſich zurückbildet in ihren Grund, aus dem ſie geworden, erzeugt ſie auf dieſem Wege das Neue, das noch nicht dageweſen war. So muß der Begriff, der aus den Bildern geworden iſt, wieder in die Bilder zurücktreten, und die Idee zaubert ſich, um ihre höchſte Bedeutung zu vollenden, noch in die Geſtalt um, mit der ſie jetzt Eines wird, während ſie früher das Andere war zu ihr. Dies iſt die Wiedereinſetzung des Bildes,

dutzendweise, und sie werden bei guter Besoldung nicht viel Mühe haben, Das zu beweisen, was Jeder für richtig halten muß.

Auf dem Wege äußerlicher Reorganisationen wird aber auch neuerdings schon sichtlich dahin gestrebt, die wissenschaftlichen Institute Frankreichs unter den einen napoleonischen Hut zu bringen. Es ist nämlich zuerst darauf abgesehen, der kaiserlichen Universität eine immer umfassendere und mächtigere Organisation zu geben, durch welche das gesammte Unterrichtswesen Frankreichs seine zwingende und fesselnde Norm erhalten soll. Die Pariser Universität hat an ihrer Spitze ein leitendes Conseil, dessen früher nicht sehr selbständiger Einfluß erst durch das im Jahre 1849 votirte Gesetz zu einer größeren Bedeutung gelangt war, jedoch mit einer theilweisen Umgestaltung seines Charakters, indem auch die Bischöfe bei der Administration Sitz und Stimme erhielten. Das Jahr 1852 führte jedoch bereits, unter dem persönlichen Einfluß Louis Napoleons, die Absetzbarkeit der Conseilmitglieder ein und befestigte dadurch bereits die Uebergriffe des Staats in die Freiheit des Unterrichts auf die ausgiebigste Weise.

Die Pariser Universität hat an sich schon die Bestimmung, die übrigen Unterrichtsanstalten Frankreichs zu überwachen und zu normiren, und die kaiserliche

Regierung hat neuerdings diesen Charakter immer umfassender auszubilden gestrebt. Die kaiserliche Universität, der die politischen und intellektuellen Principien des Kaiserreichs ganz und gar eingeimpft werden sollen, wird den ganzen Bildungsgeist der Nation um so mehr beeinflussen und lenken können, je allgemeiner die Abhängigkeit wird, in welcher die wissenschaftlichen Institute des Landes zu ihr stehen. Einen Augenblick soll sogar daran gedacht worden sein, das Institut und die Akademie der Universität einzuverleiben, um diese weltberühmten Anstalten um so bequemer der napoleonischen Geistesdisciplin unterwerfen zu können. Jedenfalls wird aber bald eine Form gefunden werden, um diejenigen wissenschaftlichen Anstalten, welche bisher noch einer Autonomie genossen, in ein bestimmtes Abhängigkeitsverhältniß zu der kaiserlichen Universität zu rücken, oder geradezu den Regierungseinfluß an die Stelle der bisherigen Selbstverwaltung zu setzen.

Mit dem Collège de France ist bereits der Anfang gemacht worden. Dies Collège, welches auf der place Cambrai gelegen ist, zeichnete sich schon seit seiner Entstehung durch die freie Selbständigkeit seiner Einrichtungen und durch den oppositionellen Geist seiner Lehren, die sich in frühester Zeit schon gegen das scholastische Wesen der alten Pariser Uni-

verſität richteten, aus. Man kann ſagen, daß das Collège de France dieſer ſeiner urſprünglichen Richtung gewiſſermaßen bis auf den heutigen Tag treu geblieben, inwiefern das napoleoniſche Syſtem, beſonders in der Perſon des heutigen Kaiſers, ſelbſt für eine Art von Scholaſtizismus gelten kann, der ſich vermißt, Alles zu beweiſen, Alles, was er will, in der Nothwendigkeit ſelbſt begründet zu finden, und der mit der Gewaltſamkeit ſeiner Beweismittel und Scheingründe zuletzt jeden Inhalt inhaltslos zu machen verſteht. Die heutigen Profeſſoren des Collège de France, die, wie Ampère und Andere, in die Falten ihrer Vorträge einen oppoſitionellen Geiſt gegen den Napoleonismus verſteckt, haben darum in dem alten Geiſt des Collège gekämpft, aber ihre Wirkſamkeit ſcheint bereits der Stellung der ganzen Anſtalt gefährlich geworden zu ſein.

Aus dem Lager von Châlons erließ der Kaiſer plötzlich unter dem 8. October 1857 ein Decret über die Reorganiſation des Collège de France, die mehrere wichtige Lebenspuncte dieſer Anſtalt betraf. Zuerſt beſtand dieſe Reorganiſation darin, daß die miniſterielle Einwirkung an die Stelle der Freiheit und Selbſtändigkeit geſetzt worden iſt, welche die Profeſſoren-Verſammlung des Collège de France bisher in einem außerordentlichen Grade beſaß, und we-

durch dies Institut eine in der ganzen wissenschaftlichen Welt fast beispiellose Unabhängigkeit behauptete. Während aber der Kaiser durch dies Decret auf der einen Seite den corporativen Freiheitsgeist brechen wollte, gab er sich darin auf der andern Seite wieder einen Anschein von Demokratie, ohne den es einmal in den kaiserlichen Erlassen nicht abgeht. Er bestimmte nämlich zugleich, daß die Unbeweglichkeit aufhören solle, welche bisher zum Besten der außerordentlichen Professoren (professeurs suppléants) an dem Collège gewaltet. Der Kaiser wollte nun das Princip der Bewegung in das Institut hineinleiten. Aber worin bestand dies großmüthige Geschenk? Die Ernennung eines außerordentlichen Professors soll künftig immer nur auf Ein Jahr erfolgen. Dadurch wird allerdings eine größere Beweglichkeit der Lehrkräfte gestiftet und die öffentlichen Lehrstühle müssen zahlreichere Vacanzen darbieten. Aber es werden dadurch nicht blos dem Talent leichtere Aussichten eröffnet, sondern es können auch um so bequemer Regierungs-Creaturen eingeschoben werden, welche den neuen Acker einer napoleonischen Wissenschaft bestellen sollen. Im Allgemeinen aber muß durch dies Verhältniß eine große Unsicherheit entstehn, welche die selbständige Haltung und Entwickelung jedes Lehrers stören wird. —

Die neue napoleonische Wissenschaft wird aber ebenso, wie der neue napoleonische Staat, nur aus einer verfälschenden Anwendung der Ideen von 1789 geschöpft werden können. Das Jahr 1789 war ebenso sehr Philosophie als Staatsumwälzung, aber der Kaiser wird sich nicht minder hüten, Professoren der Philosophie von 1789 zu machen, als der Demokratie dieses Datums irgend eine Stelle im Innern des Staatsgebäudes selbst offen zu lassen. Diejenigen Philosophen von 1789, die zugleich als ausgeprägte Republikaner dastehen, dürfen bei den akademischen Vorträgen nur mit der größten Behutsamkeit angeführt werden. Die aus Condorcet hervorgegangene philosophische Schule, obwohl sie die Göttlichkeit des Stoffs zu ihrem System gemacht hat, wird eine streng verfehmte Richtung bleiben, die eben ihres principiellen Republikanismus wegen, den sie in sich schließt, in der neuen Kaiserwissenschaft keine Stelle finden kann. Diese neue Wissenschaft soll zwar auch nur den napoleonischen Machtstoff, der alle Geister zwingt, vergöttlichen helfen, aber nur, indem die Männer der Wissenschaft wieder Sophisten werden und in der Kaiseridee, die nur der Materialismus der Tyrannei ist, alle andern Ideen geschickt untergehen lassen.

Wenn aber die Ideen von 1789 schon in der

Wissenschaft keine Anwendung mehr finden können, so liefert dies am meisten den Beweis, daß sie auch in der Politik nur ein schimmerndes Embleme des heutigen Kaiserthums sind, dem sie als ein äußerliches und gewissermaßen mythologisches Attribut ebenso beigelegt worden, wie die Thiere den alten Göttern, die damit, ohne daß man zu sagen wußte warum, den Charakter ihrer Herrlichkeit bezeichneten. Hunde, Löwen, Katzen, Eulen, Sperlinge dienten dazu, um die Erscheinung des alten Gottes erst vollständig olympisch zu machen, und in einem andern Sinne kann auch der Kaiser Napoleon III. die Ideen von 1789 nicht zu seinen Füßen und an seinem Postament hingestellt haben.

Die Ideen von 1789 sind eigentlich in ihrer wesentlichsten Bedeutung die Menschenrechte selbst, ein Vorspiel aus Himmel und Hölle, womit das Drama der französischen Revolution eröffnet wurde. Die Menschenrechte waren in ihrer schematischen Aufstellung, welche die französische Revolution nach der amerikanischen Musterkarte versuchte, eine Philosophie der Freiheit und Gleichheit, die zugleich den Anspruch machte, das Evangelium der Natur zu sein. Die allgemeine Glückseligkeit, die Menschenwürde, das Recht der Gedanken und der Rede, die Gleichheit aller Verzüge und Ansprüche des Individuums, die

Louis Napoleon hat in den Idees napoléoniennes*) seinen großen Oheim als den Testaments-Vollstrecker der Revolution bezeichnet, und damit auch schon die Ideen von 1789 an dem Steigbügel des triumphirenden Soldaten-Kaisers aufgehangen. Als Ueberwinder der Revolution soll der Empereur zugleich der Erfüller ihrer Ideen sein, denn diesen demokratischen Anstrich hat sich das Kaiserthum stets bewahren wollen, daß es die Revolution nur deshalb geschlossen, weil es ihre wahren und ächten Ideen zu erfüllen gewußt. Der Gewaltstellung, die es einnimmt, zugleich eine ideelle Begründung zu geben, ist ein Stolz des napoleonischen Systems, der nicht zu seinen schlechtesten Eigenschaften gehört. Denn wer sich besser stellt als er ist, hat stets einige Anwartschaft darauf, zu werden, was er scheinen wollte. Louis Napoleon selbst hat sich stets in den liebenswürdigsten Gleichnissen erschöpft, um den Zusammenhang der napoleonischen Dictatur mit der Freiheit auf das Beste ins Licht zu stellen. In seinen Rêveries politiques vergleicht er den Despotismus Napoleons, der zur Freiheit geführt habe, mit der eisernen Pflugschaar, welche tiefe Furchen schneidet, und dadurch die Fruchtbarkeit der Felder hervorruft.

*) Oeuvres de Louis Napoléon I. 198.

Nur einen einzigen wesentlichen Zusammenhang mit der Freiheit, der von innen heraus kam, können wir dem Napoleonismus zugestehn, und dieser beruhte in seiner Stellung zum Feudalismus. Die Feudalwelt und das napoleonische System konnten sich nicht mehr vereinigen, da das letztere die Berechtigungen seiner eigenen Herrschaft über Frankreich nicht aus dem Territorialbesitz und dem Eigenthum, sondern nur aus der That des freien Individuums hatte schöpfen können. Die Revolution hatte die Menschenrechte vor Allem auch auf den Boden angewandt, den sie für frei erklärte von allen bisherigen Belastungen, wie auch von den ausschließlichen Vorzügen, welche er dem Besitzenden gab. Das napoleonische Kaiserthum war es, welches die Industrie als die eigentlich schöpferische Grundlage des modernen Staats hinstellte und entwickelte. Das berühmte Wort Napoleons I. „die Industrie ist das neue Eigenthum" deutete die ganze politische und sociale Stellung seiner Herrschaft mit der größten Bestimmtheit an. Der Napoleonismus, der durch Ueberwindung der alten aristokratischen und feudalen Gewalten zur Herrschaft gelangte und darin allerdings seine demokratische und revolutionaire Grundnatur behauptete, kann darum auch nur eine Gesellschaft brauchen, die Industrie geworden ist, wie er eine Armee hat, welche der Staat selbst geworden ist.

Der Napoleonismus muß darum an der Spitze einer Epoche stehn, die in ihrer historischen Entfaltung nur noch industriell und militairisch ist. Der Industrialismus ist der eigentliche Geist des napoleonischen Systems, und er hat keinen anderen aus sich zu entwickeln vermocht. Louis Napoleon hat auch diese Seite des Systems mit der größten Schärfe und bis zu seiner äußersten Spitze herauszuarbeiten gewußt. Er verstand es, den Industriegeist der Epoche nicht nur nach allen Richtungen hin zu entfesseln, sondern auch durch die Mobilmachung des kleinen Kapitals bis in die untersten Schichten der Gesellschaft, bis in die engsten Kreise des Volkslebens, hineinzujagen.

Napoleon I., obwohl antifeudal und industriell aus Prinzip, hatte darum doch der Versuchung nicht widerstehen können, sich einen neuen imperialistischen Adel zu schaffen, um dadurch eine brillante Gliederung in den Leib des Kaiserthums zu bringen. Aber dieser neue Adel sollte seine Titel nur aus den Verdiensten schöpfen, welche er sich um das Kaiserthum erworben, und so war, im starken Widerspruch mit den übrigen kaiserlichen Verfassungs-Institutionen, ein napoleonischer Adel aufgeblüht, der dem alten, schon vor der ersten Revolution sehr verfallenen und entkräfteten, bald jeden Glanz streitig zu machen anfing. Es wurde damit ein bedeutender Schlag gegen

das nun auf geistigem Grunde sicher und herrlich sich ausmalt, und als glänzendes Wahrzeichen mit der Verheißung in die Geschichte tritt, daß zwischen Geist und Welt das diesseitige Leben die Harmonie errungen. Das Bild hat den Geist, und der Geist hat das Bild, und das Diesseits hat die Einheit und die Kraft. Der nackte Begriff vermochte die Einheit nicht zu gründen, denn ich traf bei ihm gerade auf den Punct, wo er vielmehr die Spaltung im Leben festhält. Des Bildes Schönheit aber ist jetzt eine reiche und unendliche, denn der ganze Reichthum des Erkannten, den der Menschengeist in seinen Tiefen aufgehäuft, ist emporgestiegen in die Glorie dieser Schönheit. Die Weisheit, an welcher die Zeit so schwer und seufzend trug, wie ein Greis an der Last seiner Jahre, wandelt sich in neue Götterjugend um, und hebt leichte Flügel bei tiefem Herzen. Nun sänftigt sich die Strenge des Bewußtseins in jene göttliche Unbewußtheit, die doch Alles weiß, und die Das schon ist, was sie weiß. Nun wird der frühlingfarbene Reiz des Unmittel-

den alten legitimiſtiſchen Adel des Faubourg St. Germain geführt, den auch Napoleon III. durch das von ihm im Jahre 1857 projectirte Adelsgeſetz ſich auf Gnade und Ungnade in ſeine Hände geliefert ſehen wollte.

Der Bürgerkönig Louis Philipp, der für die Herrlichkeit der ariſtokratiſchen Titel durchaus keinen Sinn gehabt, hatte den franzöſiſchen Adel verwildern laſſen. Es war ihm lieber geweſen, wenn Jedermann ſich aus eigener Machtvollkommenheit den erſten beſten Adelstitel beilegte, als wenn er mit der Ertheilung eines Diploms beläſtigt wurde. Zu einem ſonſt bei der Orléans-Regierung ſehr beliebten Hofmanne, welcher um einen Grafentitel für ſeinen Sohn anhielt, ſagte er mit dem ihm eigenen halb biedermänniſchen, halb ſarkaſtiſchen Lächeln: „In der That, ich ſehe nicht recht ein, warum er ſich nicht ſelbſt den gewünſchten Titel beilegt.“ So ſchoſſen die Adelstitel in Frankreich bald wie Pilze aus der Erde hervor. Das neue Geſetz, welches Napoleon III. im Jahre 1857 beabſichtigte, ſollte den ariſtokratiſchen Augiasſtall reinigen, indem es von Jedem, der einen Adelstitel führte, die Nachweiſung verlangte, durch welches Recht ihm derſelbe erworben worden ſei. Dabei war es auf eine neue glänzende Befeſtigung des napoleoniſchen Adels abgeſehn, deſſen Diplome

sich bei diesen Nachforschungen ohne Zweifel in der besten Ordnung und am rechtskräftigsten geregelt erwiesen haben würden. Es schien aber auch die Absicht, das ganze Heer der Legitimisten von neuem in die Sphäre des napoleonischen Throns zu bannen, denn man weiß, daß die Rechtstitel der alten legitimistischen Adelsfamilien Frankreichs im Sturme der Zeiten fast sämmtlich verloren gegangen sind. Die ganze Familien-Ehre dieser Herren stand mithin auf dem Spiele, und man konnte annehmen, daß sie sich schaarenweise in den napoleonischen Hofdienst gedrängt haben würden, nur um eine schonende Untersuchung ihrer Diplome zu erlangen. Den unter Louis Philipp entstandenen Aventurier-Adel zu entlarven, konnte für Louis Napoleon nur ein geringeres Interesse haben. Die viveurs de Paris sind die guten Freunde des Kaiserreichs, und es kam nicht viel darauf an, ihnen die erborgten Federn wieder von ihrem Hut zu nehmen. Aber den stolzen und starrköpfigen, in ihren Hôtels wie verschanzten Legitimisten zu zeigen, daß es mit ihrem Adel nichts ist, wenn sie ihn nicht an den Stufen des napoleonischen Throns erneuert sehen wollen, das wäre vielleicht schon der Mühe werth gewesen.

Aber Louis Napoleon stand nichtsdestoweniger davon ab, sein Adelsgesetz ins Leben treten zu lassen,

und es scheint, daß die Ankündigung desselben in der That nur als Schreckschuß für die Bewohner des Faubourg St. Germain habe dienen sollen. Man war erst der Meinung, daß der Kaiser durch eine nähere Berücksichtigung seiner eigenen Situation davon abgehalten worden sei. Denn eine Revision sämmtlicher Adelstitel im heutigen Kaiserreich hätte in des Empereur nächster Nähe wohl manches Unheil stiften können. Waren denn die Adelstitel seiner genauesten Freunde, wie Graf Morny, Graf Persigny, und noch höher hinauf, schon so stichhaltig, daß sie nicht noch einer nachträglichen Legalisirung bedurft haben würden? Und dergleichen bei dieser Gelegenheit vorzunehmen, würde immerhin mißlich gewesen sein. Daß es dem Kaiser aber nicht fern steht, einst eine wirkliche Reform der französischen Aristokratie vorzunehmen und dabei dem napoleonischen Adel selbst manche verrottete feudale Einrichtung wieder zum Geschenk zu machen, hat sein Dotationsgesetz für Pelissier, den Herzog von Malakoff, bewiesen. Man hat darin zu Gunsten des Helden von Sebastopol eine indirecte Wiedereinführung der Majorate erblicken wollen, welche schon durch die erste Revolution und nicht minder durch den Code Napoléon, wie durch die Gesetzgebung Louis Philipps aufgehoben waren.

Es scheint dies ein Fingerzeig zu sein, welcher Ausdehnung die napoleonischen Institutionen überhaupt noch fähig sind, und wie die angebliche demokratische Grundnatur derselben sich leicht und ohne Bedenken mit Allem verträgt, was Umstände und Bedürfnisse erfordern werden. Die Staatsgewalten des Empire, die seine verfassungsmäßige Grundlage bilden sollen, waren schon unter Napoleon I. nur ein magisches Blendwerk gewesen, das der Meister nach Belieben spielen lassen konnte, je nachdem ihm die Lichter und Farben für den Augenblick paßten, oder es ihm auch darauf ankam, eine plötzliche effectvolle Dunkelheit zu verbreiten. Die napoleonische Constitution, die nach Ansicht der Bonapartisten von Louis Napoleon im liberalen Sinne emendirt worden, ist die vollendetste Maschinerie, die nur gedacht werden kann, um den Volkswillen für alle Handlungen des Absolutismus gewissermaßen verantwortlich zu machen, und doch ist diese Maschinerie ein so klapperiges und leicht durchsichtiges Räderwerk, daß nicht einmal die Mühe obzuwalten scheint, ihre Fehler und Lücken auch nur mit einer kleinen Schaamschürze zu bedecken.

Der Ursprung der napoleonischen Institutionen liegt in dem großartigen Verfassungsschema, welches Sieyès, nachdem er die Revolution vom achtzehnten Brumaire

durchgesetzt und mit dem General Bonaparte und Roger Ducos provisorisch zum Consul ernannt worden, in seinem philosophischen Kopf ausgebrütet hatte. Eine Staatsverfassung, die durch eine künstliche Stellung der Gewalten zu einander ausgedrückt wird, kann im besten Sinne immer nur ein ideelles Kunstwerk sein, das nach der mehr oder weniger gelungenen Harmonie seiner Theile und nach den absichtsvoll ineinander greifenden Motiven beurtheilt wird. Sieyès, der als scharfsinniger Denker zuerst das Wesen des dritten Standes ergründet und bestimmt hatte, erhielt auch den Auftrag, den Entwurf zu der neuen Constitution zu machen, in welcher die Elemente der Republik und Monarchie zuerst auf der Grundlage der Volksrepräsentation verschmolzen werden sollten. Sieyès war es, der die Gewalten des Corps législatif, des Tribunats, des Staatsraths und des Senats so erfand, daß sie in gewisser Hinsicht ihre Existenz aus dem Volke gewinnen sollten. Sieyès hatte, wie er es selbst nannte, das System der Pyramide im Sinne, welches er in einem fest gegliederten Bau von unten nach oben aufsteigen lassen wollte. In einer dreifachen Destillation des Volkes sollten drei Listen, die listes de notabilité, aufgestellt werden, die in dieser Absturung dadurch zu Stande kamen, daß die Versammlung eines Arrondissements immer den zehnten

Theil ihrer Mitglieder wählte. Auf diese Weise wurde die erste Liste von fünf bis sechsmalhunderttausend Individuen geschaffen, la liste de la notabilité communale, aus welcher die Communalgewalten in ihren sie verschiedenfach vertretenden Beamten genommen werden sollten. Diese fünf bis sechsmalhunderttausend Individuen vereinigten sich ihrerseits wieder zu einer Departements-Versammlung, und schieden in dieser wieder ein Zehntheil von sich durch die Wahl aus, wodurch die zweite Liste, la liste de la notabilité départementale, in einer Anzahl von fünfzig bis sechzig tausend Individuen, gebildet wurde. Aus dieser Liste sollten die Departements-Beamten gewählt werden. Die Bürger der zweiten Liste führten sich durch eine neue Wahl wiederum auf ein Zehntheil zurück, woraus die liste de la notabilité nationale in einer Anzahl von fünf bis sechstausend Individuen entstand, aus welchen die Glieder des legislativen Corps, die höheren Staatsbeamten, Staatsräthe, Minister u. s. w. ernannt werden sollten.*)

Zwischen Sieyès und dem General Bonaparte fanden damals geheimnißvolle und stürmische Berathungen über die auf einem solchen Grunde aufzubauende Verfassung Statt. Diese Berathungen

*) Vgl. Thiers Histoire du Consulat I. 59.

nahmen erſt die feindſeligſte Wendung zwiſchen Beiden, und der Held, der nur ſeine eigene Größe und Zukunft im Auge hatte, ſchien ſich mit dem Philoſophen und Geſetzgeber, der ihm vielleicht heimlich ein Bein ſtellen wollte, durchaus nicht einigen zu können. Endlich verſtand man ſich darüber, daß ein geſetzgebender Körper, ein Tribunat, ein Staatsrath und ein Senat die Gliederung der neuen Verfaſſung bilden ſollten. Dieſe von dem klugen Sieyès erdachten Körper boten in der That die größten Vortheile für einen Zuſtand dar, der von der Monarchie die von oben herab geſtaltende Ordnung, und von der Demokratie die von unten herauf ſich begründende Repräſentation des Volkswillens empfangen wollte.

Merkwürdig war, daß der Hauptkörper dieſer Verfaſſung, das corps législatif, von vorn herein zur Rolle des Stummen verurtheilt wurde. Er discutirte die Geſetze nicht, ſondern er hatte ſie nur ſchweigend anzunehmen und zu verwerfen. Ein anderer ganz eigenthümlicher Körper, das Tribunat genannt, durfte eine öffentliche Debatte über die ihm zugegangenen Geſetzentwürfe unternehmen. Dann vereinigten ſich drei aus ſeiner Mitte, mit drei Mitgliedern des Staatsraths, um dem legislativen Körper in Form einer Debatte vorzutragen, was im Schooße des Tribunats über das vorliegende Geſetz

beſchloſſen worden war. Der geſetzgebende Körper entſchied oder verwarf dann, und er konnte ſelbſt zum Geſetz erheben, was von dem Tribunat abgelehnt worden war. Dem Gouvernement zur Seite ſtand der Staatsrath, welcher die Geſetzentwürfe redigirte und an den legislativen Körper brachte. An der Spitze aller dieſer Gewalten aber ſtand der Senat, der zwar keinen Antheil an dem Werk der Geſetzgebung ſelbſt hatte, aber die Macht beſaß, jedes Geſetz oder jede Regierungshandlung, die er für „unconſtitutionell“ erklären zu müſſen glaubte, durch ſeinen Spruch zu caſſiren. Er nannte ſich deshalb auch Sénat conservateur, und in ſeinen Händen lag die ganze Schöpfungsgeſchichte dieſer Gewalten, die er damit begann, daß er zuerſt ſich ſelbſt beim Schopf nahm, um ſich zu erzeugen, indem er ſeine eigenen Mitglieder aus der Liſte der notabilité nationale ernannte. Es fand dabei die in jeder Geneſis unvermeidliche Verlegenheit Statt, daß Gott ſchon anderweitig vorhanden geweſen ſein muß, ehe er ſich ſelbſt erzeugen konnte, und dann auch die übrige Welt mit allen ihren Elementen. In dieſer Verlegenheit half man ſich damals in Frankreich durch die Auskunft, daß man Herrn Sieyès durch einen beſondern Artikel der Conſtitution beauftragte, aus ſeiner eigenen Machtvollkommenheit die Majorität

des Senats zu ernennen. Nun konnte der Senat, da ihm in dieser Majorität erst sein Erzeugungsglied gegeben worden, sich selbst mit Leichtigkeit fertig erzeugen. Dann, nachdem er selbst vollständig war, bildete er nach den Bestimmungen der Verfassung den gesetzgebenden Körper und das Tribunat, die aus der Wahlliste der notabilité nationale zu ernennen waren. Der Staatsrath, der einen Theil der Executiv-Gewalt selbst ausmachte, erhielt auch von dieser seine Ernennung.

Die Gestaltung dieser Executiv-Gewalt war es aber gerade, welche zuerst den feindlichen Zusammenstoß zwischen Bonaparte und Sieyès hervorgerufen hatte. Sieyès war in seinem Verfassungs-Project auf den wunderbaren, aber jedenfalls sehr fein berechneten Einfall gekommen, an die Spitze dieses neuen Staats eine Figur zu rufen, von der man bis dahin in der Geschichte noch keine Vorstellung gehabt hatte. Diese Figur nannte er den Groß-Wähler (le Grand-Electeur), und er wollte ihn mit einer Pracht der Existenz und mit einer Gewalt ausgestattet sehn, die den General Bonaparte, der natürlich etwas ganz Anderes beabsichtigte, zu einem förmlichen Wuthausbruch trieben. Die Idee des Groß-Wählers war eine höchst diabolische, und Sieyès konnte sie in seinem verschlossenen Tiefsinne nur ausgegrübelt haben,

um damit jedes persönliche Machtgelüste an der Spitze der neuen Demokratie zu brechen. Der Groß-Wähler sollte an der Spitze der Executiv-Gewalt stehn, und er führte deshalb diesen Namen, weil er die beiden höheren Ausführungs-Organe des Staats, nämlich den Consul des Friedens und den Consul des Krieges, zu erwählen hatte, welches seine einzige Function war, zu welcher er gebraucht werden sollte. Dieser Groß-Wähler sollte aber zugleich die ganze Republik nach außen hin repräsentiren, und Sieyès schlug darum vor, die ganze Existenz dieses Mannes in einen magischen Glanz zu hüllen, und ihn mit einer Pracht ohne Gleichen auszustatten. Da er, gleich der Königin im Bienenstock, gewissermaßen nur das erzeugende und befruchtende Princip der ganzen Staatsgewalt war, und sonst gar nichts zu thun hatte, so sollte er auch wie der Dalai-Lama der Republik nur in Pracht und Wohlleben gebettet werden. Im Sommer sollte er in Versailles, und im Winter in den Tuilerien wohnen, und Sieyès wollte ihm außerdem ein Gehalt von sechs Millionen Francs und eine Leibgarde von dreitausend Mann zugesichert wissen. Aber so bewundernswürdig schloß das ganze System, welches Sieyès sich erdacht, ineinander, daß er auch ein Mittel darin fand, den Groß-Wähler, sobald er wünschenswerth schien, wie-

baren wieder hergestellt, und das Unmittelbare wiegt und schaukelt sich auf den goldenen Lebenswogen, und weiß und hat sich doch als ein Vermitteltes, das seelig feststeht. Nun muß die Reflexion wieder zur kräftig hinlebenden Natur werden, und was mit der Wurzel tief in das Innere schlägt, muß von außen lachend und leichtsinnig wie Strauch und Blume blühn. Dies, dies ist die Einheit von Sein und Denken! Und so führt uns die gewaltig treibende Hoffnung einer Epoche zu, wo Philosophie und Poesie nicht nur versöhnt, sondern Eines geworden sind! Gebe Gott, gebe Gott, daß wir Strebenden es noch alle erleben! Und wann die Kraft des Diesseits, in der wir uns so muthig zusammenfassen, einmal zerreißt in unserer Seele, dann wollen wir von ganzem Herzen sterben! Denn der Tod zerbricht zwar wieder die Einheit von Körper und Geist, aber zugleich besiegt er das ganze Weltverhältniß von Form und Inhalt. Das Diesseits ist das Verhältniß von Form und Inhalt, und die Unsterblichkeit dieses Verhältnisses ist der

der verschwinden zu lassen. Der Groß-Wähler sollte vom Senat gewählt werden, aber er konnte durch denselben auch wieder seine Abberufung empfangen, indem er es sich gefallen lassen mußte, eines Tages zum Senator wider Willen gemacht zu werden. Sieyès nannte dies den Groß-Wähler durch den Senat absorbiren, und diese Gefahr hinderte den General Bonaparte am meisten, sich mit dieser Figur zu befreunden, die außerdem allen seinen längst gefaßten Plänen auf eine unheimliche Weise im Wege stand.

Denn es fragte sich, wer Groß-Wähler werden sollte, wenn nicht Bonaparte selbst? Damit war aber seine ganze Laufbahn, die schon unaufhaltsam zum Kaiserthum hinanstieg, in einer ans Ridicule streifenden Weise verriegelt, denn war auch der Groß-Wähler fast dazu angethan, den Monarchen Frankreichs vorzustellen, so konnte er doch von diesem Platz aus eines Tages wieder in den Senat hinein absorbirt werden, und dann mußte Bonaparte entweder wieder von vorn anfangen oder er mußte sich auf's Ohr legen und seinen Kaisertraum ausschlafen. Wäre Bonaparte damals in die Falle des Groß-Wählers gegangen, so würde Frankreich vielleicht das napoleonische Kaiserthum nicht über seinem Haupte gesehen haben.

In der That war der Groß-Wähler die malizieuste Erfindung, die gemacht werden konnte, um

den künftigen Kaiser unmöglich zu machen. Das mystische Ei des Grand-Electeur war nicht das Ei der Cäsaren, und Napoleon konnte und wollte aus diesem Ei nicht auskriechen. Sein Widerstand gegen den Groß-Wähler war so leidenschaftlich und heftig, und wurde zugleich mit so starkem Hohn und Spott von ihm geführt, daß Sieyès sich entschloß, seine Figur fallen zu lassen. An ihre Stelle trat die Figur des Ersten Consuls, die den Imperator schon unabweislich in sich trug, und der die von Sieyès erfundenen Institutionen des legislativen Corps, des Tribunats, des Senats und des Staatsraths als ein bequemes Machtgestell unterbreitet wurden. So war die Verfassung des Jahres VIII (1799) entstanden, deren Abschluß damals um so mehr Beifall fand, als die beständigen Verfassungs-Machereien der Revolutionsjahre großen Ueberdruß erregt, und man sich freute, gegen dieselben einen festen Damm erreicht zu haben. Es war dies derselbe Moment, der, nach den ermüdenden und blutaussaugenden Quälereien der constitutionellen Debatte unter Louis Philipp, im Jahre 1852 einen so günstigen Eindruck für die von Louis Napoleon gegebene Verfassung der französischen Republik erregte, aus welcher die heutige Kaiser-Verfassung sich nur mit einem geschickten Volteschlag, der bloßen Titel des Präsidenten in den des Kaisers abänderte, ent-

purpte. So begründete sich auch das Kaiserthum Napoleons I. auf dieselben Verfassungs-Elemente, welche das Fußgestell des ersten und dann des lebenslänglichen Consuls geworden waren, und nur das Tribunat und die listes de notabilité wurden in den kaiserlichen Institutionen über Bord geworfen, indem schon beim Antritt des lebenslänglichen Consulats aus dem Tribunat nur eine Section des Staatsraths und aus den listes de notabilité die lebenslänglichen Wahl-Collegien gemacht werden.

Die Verfassung Louis Napoleons vom 14. Januar 1852 erhielt nur durch ein Senats-Consult diejenigen formellen Abänderungen, welche der Uebergang in die Kaiserwürde nöthig machte. Sonst ist diese republikanisch-kaiserliche Verfassung der Consulats-Verfassung vom Jahre VIII. (mit den nachträglich in dieselbe hineingebrachten Abänderungen) ganz genau nachgebildet worden. In gewissem Betracht wird man auch allerdings sagen können, daß Louis Napoleon, obwohl durchaus im Schema der kaiserlichen Institutionen arbeitend, doch den Schein der freien Bewegung in denselben noch zu erhöhen gewußt habe. Er brachte einige neue Klappen und Luftlöcher an dem kaiserlichen Verfassungswesen an, wodurch der Automat, ohne der sein Uhrwerk aufziehenden Hand des Herrn ungetreu zu werden, sich

eines fast selbständigen Lebens zu erfreuen schien. Dieser Automat sollte seine Partie Schach mit dem Kaiser so täuschend spielen, daß, indem Zug für Zug sich regelrecht folgten und sogar mit aller Hitze des Gefechts sich gegenüber traten, doch keine vorherige Abkartung möglich schien. Der Neffe löste darum dem gesetzgebenden Körper die Zunge, die unter dem Oheim stumm geblieben war, und gab ihm das Recht der eigenen Discussion der Gesetz- und Steuer-Vorschläge zurück. Außerdem ließ er, in Anwendung des allgemeinen Stimmrechts, diesen Verfassungs-Körper ohne Listen und Scrutinium aus einer Wahl hervorgehn, welche zur Grundlage die Bevölkerung hatte, und wodurch auf 35,000 Wähler ein Deputirter zum Corps législatif gerechnet wurde. Der Senat besteht aus den Cardinälen, den Marschällen, den Admirälen und aus denjenigen Herren, welche der Kaiser zu der Senatoren-Würde zu ernennen für angemessen hält. Die Senatoren besitzen ihre Würde lebenslänglich, und üben als Wächter der Fundamental-Verträge und der öffentlichen Freiheiten fast dieselben Befugnisse aus, welche ihnen in der altnapoleonischen Verfassung zugewiesen waren. Nur die 30,000 Francs jährlich, welche der Kaiser als lebenslängliche Dotation seinen Senatoren zugewiesen, sind ein neues und starkes Gewürz, um die Ergebenheit und Treue

des Senats recht ſchmackhaft werden zu laſſen, denn der Senat kann heut Alles regeln, „was nicht durch die Verfaſſung vorgeſehen und was zu ihrem Gange für nöthig gehalten wird," wie er auch alle ihm von der Regierung als verfaſſungswidrig überwieſenen Handlungen „für nichtig" erklären kann. Der Senat iſt daher das am meiſten praktiſche Werkzeug der Reaction in den Händen der heutigen kaiſerlichen Gewalt geworden. Der Staatsrath dagegen, mit ſeinen ſehr hoch beſoldeten Mitgliedern, iſt kaum noch ein Verfaſſungskörper zu nennen, da er nur ein die Perſon des Kaiſers am nächſten umgebender Kabinetsrath geworden iſt, der mit der Verfaſſung keinen anderen Zuſammenhang hat, als daß in ſeinem Schooß die Geſetzentwürfe redigirt werden und die geheime Werkſtatt aller Verwaltungs-Angelegenheiten aufgeſchlagen iſt.

Es iſt aber dafür geſorgt, daß der Willen des Kaiſers in allen Verfaſſungs-Organen, wie ſie auch genannt und geſtellt ſein mögen, unwiderſtehlich arbeitet. Das Corps législatif, obwohl mit dem Recht der freien Discuſſion begabt, hat doch noch nie eine Ausnahme davon gemacht; es nimmt nur an, was der Kaiſer angenommen ſehen will, und ſchlägt nicht ab, was der Kaiſer nicht abgeſchlagen ſehen will. Dazu gehört freilich auch ein Präſident des geſetz-

gebenden Körpers, wie es Graf Morny ist, der schon in der Deputirten-Kammer Louis Philipps, in der er im Jahre 1842 Abgeordneter war, alle Ränke und Pfiffe des parlamentarischen Wesens kennen gelernt und sich darin zum Meister aller Staatsumtriebe geweiht hatte. Da constitutionelle Verfassungen oft nur ein Complot gegen das Volk sind, so gehören zur geschickten Führung einer solchen Maschine, statt der staatsmännischen Talente, nur gewiegte Intriguanten, die außerdem das Geschäft mit einem gewissen Anstrich von Bonhommie zu betreiben verstehn. Morny verbindet mit dieser Bonhommie noch eine durchaus chevalereske Natur, die seinen Operationen, sei es an der Börse und in der Industrie, sei es bei der Gänzelung der Herrn vom Corps législatif und bei den Wahl-Umtrieben, noch immer eine gewisse Grazie verliehen hat.

Louis Napoleon soll früher eine schwer zu bewältigende Abneigung gegen seinen Stiefbruder besessen haben, der ihm besonders wegen seines früheren Verhältnisses mit den Orléans widerstrebend war. Graf Morny war in der That der vertraute Freund des Herzogs von Orléans gewesen, und hatte alle Aussicht, auch unter den Orléans Minister zu werden, wenn die Herrschaft derselben sich behauptet hätte. Louis Napoleon vergab seinem Stiefbruder dies Ver-

hältniß erst nach dem Staatsstreich von 1852, bei dem ihm Graf Morny eine so außerordentliche und wirksame Unterstützung leistete, daß Louis Napoleon, erstaunt über diese Kühnheit und Verschlagenheit seines Halbbruders, einsehen mußte, welchen Werth es hat, in der Schule der Orléans gebildet worden zu sein. Morny gehört zu den am meisten charakteristischen Figuren auf dem Boden der napoleonischen Politik, und die Männer dieser Epoche können in ihm nur ihren am ausdrucksvollsten herausgearbeiteten Typus erkennen. Politik und Börsenspeculation, Regierungswechsel und Agiobercchnung verbanden sich bei ihm zu einem und demselben System, und wenn er an der Börse bei einer allgemeinen Baisse kaufen ließ, konnte man darauf rechnen, daß auch alle politischen Chancen glücken und die Course binnen Kurzem wieder in die Höhe gehen würden. So ließ er am 1. December 1852 alle Papiere, die nur irgend zu bekommen waren, an der Pariser Börse aufkaufen. Wäre der Staatsstreich nicht gelungen, so hätte er sich doch nur eine Kugel durch den Kopf schießen können, und in dieser Lage war er ebenso, da er in diesem Augenblick gerade ein gänzlich ruinirter Mann war, und in seinen bisherigen Speculationen Alles, was er bisher besaß, eingebüßt hatte. Aber jetzt, da Alles gelang, mußte ihm mit dem Reichthum auch

die Macht zufallen, denn ein Minister-Portefeuille und die höchsten Würden des neuen Kaiserthums konnten ihm nicht ausbleiben. Die außerordentlichsten Dienste aber leistete er bei der Entstehung wie bei den ersten Einrichtungen des neuen Kaiserthums durch seine beispiellose Virtuosität in den Wahl-Umtrieben. Seiner Meisterhand war es vornehmlich zuzuschreiben, daß die 7,824,189 Stimmen für das Kaiserthum von den Bäumen geschüttelt wurden. Graf Morny war zu sehr ein Mann des Agio und der Industrie (denn in der Auvergne hatte er sich früher auch mit der Runkelrübenzucker-Fabrication befaßt), als daß er es nicht hätte verstehen sollen, die industrielle Speculation auch auf die Bereitung der Volksstimmen anzuwenden. Sein eigenes Leben hatte ihn darauf hingewiesen, daß man sich Alles kaufen kann; hatte man ihm doch selbst für 800,000 Francs einen Vater gekauft, wofür er von dem Grafen Morny adoptirt worden war. Die Politik des Agio schien aber doch den Grafen Morny zuletzt in so tolle Wirbel hinabzuziehn, daß sich der Kaiser selbst dadurch compromittirt fühlte, und diese Chance brachte dem Grafen Morny wieder die Entfernung auf den Gesandtschaftsposten in St. Petersburg ein, wo das neue Terrain auch wieder zu industriellen Geschäften mancher Art von ihm benutzt werden konnte. Die ruf-

ſich-franzöſiſche Allianz wurde dabei von ihm durch einige Taktloſigkeiten eingeleitet, die vielleicht zweckdienlicher für die Abſichten des Kaiſers Louis Napoleon waren, als die berechnetſten Operationen. Denn es bedarf einer gewiſſen Naivetät, um eine Sache auf's Tapet zu bringen, für die ſich noch Niemand verpflichten will, und die man nur einſtweilen betaſten möchte, um ſie ſpäter beurtheilen zu können. Von dieſem Geſandtſchaftspoſten kehrte Merruy wieder nach Paris zurück, um den Präſidentenſtuhl des Corps législatif einzunehmen. Von ihm ſoll die Idee ausgegangen ſein, für die Mitglieder des geſetzgebenden Körpers eine ſilberne Medaille prägen zu laſſen, die auf der einen Seite das Bruſtbild Louis Napoleons, auf der andern Seite den Namen des Volksvertreters, der ſie erhalten ſoll, von einem Eichenkranze umgeben, zeigt. Es erhält dieſe Medaille, die für jede Legislaturperiode neu geprägt wird, zwar jedes Mitglied ohne Unterſchied, denn dieſes Ehrenzeichen ſoll dazu beſtimmt ſein, dem Träger deſſelben nicht nur die perſönliche Unantaſtbarkeit allen Gerichten gegenüber, ſondern auch den ungehinderten Zutritt bei allen öffentlichen Ereigniſſen und Sehenswürdigkeiten zu verbürgen. Eine Medaille iſt für viele Leute immer eine Medaille, und ſie wärmt einſt-

weilen die Stelle auf der Bruſt, auf welcher ſpäter einmal das Kreuz der Ehrenlegion erſcheinen kann.

Das Palais du corps législatif, in der wunderbar ſchönen Lage am Quai d'Orſay, wo die Herrlichkeiten und Fernſichten des Concorde-Platzes den Blick auf eine magiſche Weiſe verlocken, dient auch dem geſetzgebenden Körper Louis Napoleons zu ſeinen Sitzungen, ſowie früher Napoleon I. dieſen Verfaſſungskörper in denſelben Räumen einlogirt hatte. Es iſt dies das ſchöne Palais Bourbon, in dem wir uns zugleich auf der Schädelſtätte des franzöſiſchen Conſtitutionalismus befinden. Die in der Nähe ſich vorbeiziehende Rue Caſimir Perier erinnert uns an den großen Märtyrer der conſtitutionellen Epoche Frankreichs, der ſich in dieſem Palais an den vergifteten Dolchſpitzen der parlamentariſchen Debatte ſeinen Tod holte. So ſchlimm, wie in der damaligen Deputirtenkammer Louis Philipps, geht es in dem heutigen Corps législatif nicht her. Heut becomplimentirt man ſich dort nur mit der Gewalt, indem man Geſetze macht. Die Gottheit des Geſetzes aber hat jetzt außerhalb des Hauſes und auf der Straße, auf einem dem Palais nahegelegenen Platz, ein prächtiges Monument erhalten. Man erblickt dort die Statue des Geſetzes mit der Geſetztafel und dem napoleoniſchen Adler, welche mit einer inſchrift-

Geiſt, welcher die Einheit war von Form und Inhalt. Und nachdem das Verhältniß von Inhalt und Form in den Geiſt aufgegangen, welcher der unſterbliche iſt, gibt es nur Eines, welches der Geiſt iſt. Der Geiſt iſt ſich ſelbſt Form geworden, und dieſe höchſte Einheit iſt der Tod. Es iſt die Einheit des Reiches Gottes, von der die Einheit des Dieſſeits nur ein abgeſchattetes Ebenbild war, ſowie der ganze Menſch nach dem Ebenbilde Gottes erſchaffen. — -- —

Und nun ſeid ſtill, ihr meine unruhig gewordenen Gedanken! Ihr weit ausgelaufenen Betrachtungen, kehret in die vertrauliche Gewohnheit der nächſten Nähe, in den Schooß dieſer Gegenwart, zurück!

Und was wirſt Du dazu ſagen, o Heilige, daß ich Dir das Alles ſo aufgeſchrieben, als müßteſt Du es genau wiſſen! O meine Heilige, o Weltheilige! Ich habe ja auch jetzt nichts als beweiſen wollen, daß Du eine Weltheilige biſt!

Kind, Kind, die Welt iſt heilig, und wäre das Lebenselend auch noch ſo groß!

lichen Hinweisung auf die glückliche Regierung Napoleons III. von dem Minister des kaiserlichen Hauses errichtet worden.

Von den Ideen von 1789 ist auch im Corps législatif nur bei gewissen feierlichen Ceremonien die Rede, wo Excellenz von Morny es für seine Schuldigkeit erachtet, diesen vorschriftsmäßigen bunten Faden durch seine Anrede an die Versammlung zu ziehn. Die altnapoleonische Verfassung entschlug sich noch ganz dieses ideellen Ballastes, den aber Louis Napoleon schon in seinen „Politischen Träumereien" als die nothwendige Unterlage des republikanischen Kaiserthums, wie er es damals in seinen Gedanken aufbaute, bezeichnete. Die Constitution, welche Louis Napoleon damals träumte*), begann mit einer ausführlichen Declaration der Menschenrechte, welche X. (der damals noch unausgefüllte Name des neuen und ächten Souverains der Franzosen) der sich „durch den Willen des Volkes Kaiser der französischen Republik" nannte, an die Spitze des Verfassungsgebäudes der Zukunft stellte. Diese Verfassungs-Vision Louis Napoleons, welche er im Jahre 1832 während seines Aufenthaltes in der Schweiz gehabt, zeigte, daß

*) Oeuvres de Louis Napoléon T. I. „Rêveries politiques" p. 83.

ursprünglich etwas von dem Geist Montesquieu's und Rousseau's in ihm lag. In diesem Sinne erklärte er auch die Menschenrechte für den fundamentalen Boden von Staat und Gesellschaft.

Die Gleichheit aller Menschen durch die Natur und vor dem Gesetz, die Freiheit des Eigenthums, der Arbeit, der Gedanken, der Person durchwirkten diesen Boden der geträumten Kaiser-Republik in seinen innersten Tiefen. Auch die Volks-Souverainetät, „die eine, untheilbare, unveränderliche und unverjährbare", wurde als Hauptgrundstein eingefügt, und selbst kein Bedenken getragen, unter die Menschenrechte auch das jederzeit bestehende Recht des Volkes zur Revision, Abänderung und Umgestaltung seiner Verfassung aufzunehmen. Louis Napoleon fügte damals noch das durchaus naturrechtliche Motiv hinzu: „Daß eine Generation nicht im Stande sein könne, seinen Gesetzen auch die künftigen Generationen zu unterwerfen." Die Person des Kaisers bezeichnete er neben dem gesetzgebenden Körper nur als einen Repräsentanten der Nation. Er erklärte den Kaiser für unverletzlich, aber nur insoweit, als er selbst seine Eide halte. Es ist interessant, daß Louis Napoleon diesen Verfassungs-Entwurf auch Chateaubriand, der sich damals in der Schweiz aufhielt, zur Begutachtung mittheilte. Dem Großmeister

des französischen Legitimismus, der leicht von jeder geistreichen Phantasie eingenommen wurde, soll Manches daran gefallen haben, denn der über eine Republik freier Menschen gebreitete Purpur des Kaiser-Mantels mußte selbst auf ihn, der nur die von Gott gegebene Monarchie wollte, noch eine Art von Zauber ausüben. Es soll eine förmliche Verhandlung zwischen Chateaubriand und Louis Napoleon über diese Constitution stattgefunden haben. Doch sprach Chateaubriand den Wunsch aus, daß überall statt des Wortes: „Volk" lieber „Nation" gesetzt werden möchte, was gewöhnlich eine Auskunft Derjenigen ist, welchen der Volksbegriff als solcher in seiner Nacktheit allzu bedenklich erscheint, und die in dem weitbauschigeren Begriff der Nation noch einen guten Versteck für Manches glauben, was ihnen jederzeit wünschenswerth ist.*)

Die Verfassung vom 14. Januar 1852 erklärte gleich im 1. Artikel ihres 1. Titels: „Die Verfassung erkennt an, bestätigt und verbürgt die im Jahre 1789 proclamirten großen Grundsätze, welche die Grundlage des öffentlichen Rechts der Franzosen sind."

Ob diese „großen Grundsätze von 1789" noch

*) Oeuvres de Louis Napoléon I. 67.

lange zu dem ſtatutenmäßigen Schwindel des Kaiſerreichs gehören werden? Der bonapartiſtiſche Komödiendichter Emil Augier, der kürzlich auf dem Odéon ſein neues Stück: „la jeunesse“ aufführen ließ, wußte darin noch durch eine Anſpielung auf die Wohlthaten der Principien von 1789 einen ſtürmiſchen Theater-Applaus hervorzurufen. Aber man weiß nicht mehr recht, wer dieſe Klatſcher noch ſind. Man fängt an, diejenigen, welche ſich ſo laut für die Principien von 1789 erklären, bereits für heimliche Polizei-Agenten anzuſehen. Denn ein Anderer, der nicht auf bonapartiſtiſchem Standpunct ſteht, würde es jetzt nicht mehr wagen, ſo enthuſiaſtiſch nach dem revolutionairen Köder des Kaiſerthums zu ſchnappen

V.

Eine neue Epoche im Kaiserreich.

Das Granaten-Attentat, welches am 14. Januar zwischen der Ecke der Rue Lepelletier und der großen Oper gegen den Kaiser Napoleon III. begangen wurde, hat einen erschütternden Wendepunct für die ganze Stellung des Kaisers herbeigeführt. Louis Napoleon ist durch dies furchtbare Mord-Attentat, und wahrscheinlich noch mehr in Folge der Entdeckungen, die er gleichzeitig in den inneren und verborgenen Zuständen Frankreichs gemacht, ganz und gar in die Reaction des nackten Säbels hineingeworfen worden. Die Epoche ist abgelaufen, wo er mit der demokratischen Idee künstelte. Durch dies Ereigniß hat sich seine Natur in ihrem Innersten umgewandelt, und finsterer und rascher als man ihn je gesehen, hastiger und übergangsloser als man es je von ihm erwartet hatte, spielte er den letzten Trumpf des Kaiserthums aus, der an die Stelle aller anderen gesetz-

lichen Einrichtungen die militairische Reorganisation des französischen Volkes setzt.

Es liegt in der Art und Weise der napoleonischen Persönlichkeit, sich plötzlich unberechnenbar zu verändern. Die Höllen-Maschine des dritten Nivose, die gegen den ersten Consul ebenfalls auf seinem Wege nach der Oper losbrannte, veränderte sein ganzes Wesen auf Einmal so sichtlich, daß Napoleon von diesem Augenblick an ein anderer Mensch geworden zu sein schien. Zwar traf ihn der Mordanschlag nicht, und Napoleon verdankte sein Leben seinem halbtrunkenen Kutscher, der mit dem Wagen, in welchem der erste Consul mit seinen Generälen und Adjutanten saß, im Galopp durch die enge Straße dahinjagte, welche von dem mit der Höllen-Maschine beladenen Karren gesperrt war. Die gefüllte Tonne spie ihr Eisen und Blei erst hinterher aus, nachdem Napoleon schon vorübergefahren war, und tödtete und verwundete nur eine Menge unschuldiger Personen auf der Straße oder erschütterte die umherliegenden Häuser und Fenster, wie es auch bei den gegen Louis Napoleon geschleuderten Bomben am 14. Januar der Fall war.

Das Ereigniß mit der Höllenmaschine am dritten Nivose wandelte zuerst die Individualität Napoleons in einen anderen, ganz verschieden sich darstellenden Charakter um. Napoleon hatte bis dahin sich bemüht,

dem franzöſiſchen Volke als Franzoſe zu erſcheinen. Er hatte auch eine individuelle Uebereinſtimmung mit der Nationalität, die er beherrſchen wollte, erſtrebt, und ſich darum gewiſſe elaſtiſche und gefallſame Manieren des franzöſiſchen Charakters angeeignet, die ihn nicht übel zu kleiden anfingen. Das Haus, das er führte, war gaſtfrei und geſellig geweſen, er verkehrte ohne jede ſchwierige Etiquette mit Gelehrten, Künſtlern und andern ausgezeichneten Männern, die an ſeiner Tafel täglichen Zutritt hatten, und es ſchien einen Augenblick lang, als wenn der Hof des erſten Conſuls auch den Muſen und Wiſſenſchaften Alles zu erſetzen vermöchte, was ſie nach dem Sturz der alten Hofwirthſchaft Frankreichs verloren hatten. Das Attentat machte ihn zu einem erklärten Gegner der franzöſiſchen Nationalität, zu einem Feind der Franzoſen im eigentlichſten Sinne des Wortes, und er ſelbſt warf die franzöſiſch nationale Maske, die er bis dahin getragen, mit einem Alle beſtürzenden Ungeſtüm ab. Das italieniſche Geſchlecht bemächtigte ſich jetzt wieder der ganzen Natur Napoleons, und die Franzoſen erkannten den Fremden, der nicht von ihrer Art war, der ihnen aber bereits mit unentrinnbarer Gewalt den Fuß auf den Nacken geſetzt hatte.

Dies Attentat vom dritten Nivoſe, welchem der Hauptwendepunct in dem Herrſcher-Charakter Napo-

leons zugeſchrieben werden kann, war italieniſchen Urſprungs, obwohl die deſſelben angeklagten Italiener niemals geſetzlich überführt worden ſind. Auch das Raketen-Attentat gegen Louis Napoleon, an deſſen Spitze die Italiener Orſini und Pierri geſtanden, miſchte ſeinen italieniſchen Urſprung ohne Zweifel mit den in der franzöſiſchen Hauptſtadt ſelbſt verzweigten Elementen, die, wenn man den ganzen Umfang dieſer Betheiligung auch ſo lange als möglich verheimlichen wird, jedenfalls ſehr ſtark und ſehr nachhaltig dabei im Spiele waren. Daß die italieniſche Conſpiration dabei zum Ausführungs-Werkzeug geſtempelt wurde, lag in der ganzen Situation. Der Name des Grafen Orſini bezeichnet mehr, als irgend ein anderer Name der heutigen italieniſchen Flüchtlinge, den offen gebliebenen Krater der italieniſchen Revolution, der am allerwenigſten durch die franzöſiſchen Bajonnette hat geſchloſſen werden können. Die italieniſche und die franzöſiſche Revolution haben ſich aber ſchon ſeit längerer Zeit zu einer ſolidariſchen Sache zuſammengeſtellt, die ſich mit ihren innerſten Fäden berührt, und bei der es auf die Gleichzeitigkeit und Folgerichtigkeit der erſten Ereigniſſe abgeſehen iſt. Dadurch iſt das Attentat in ſeiner mordſchwangeren ſcheußlichen Geſtalt auf den franzöſiſchen Boden geſchoben worden, um die revo-

lutionaire Initiative Frankreichs, welche ſonſt durch die ewig wühlenden Parteien gehandhabt wurde, jetzt in den Alles entſcheidenden Anſchlag auf eine einzelne Perſon zu verlegen. Aus der Unterdrückung der politiſchen Parteien in Frankreich iſt das finiſtre Gorgonenhaupt des Attentats hervorgewachſen. Die freie und öffentliche Entwicklung der Parteien hatte in einem Lande wie Frankreich viel Gutes gehabt. Es wurden dadurch die Schlacken ausgeworfen, die, im Innern ſtecken bleibend, und ſich auf die Lebensorgane werfend, leichter als jede offene Bewegung die Exiſtenz eines Staats gefährden können. Wo aber die Parteien durch das Attentat abgewechſelt worden, iſt nur noch die Verzweiflung als Factor der Bewegung übrig geblieben.

Daß das Attentat vom 14. Januar in Paris nicht iſolirt daſtand, ſondern auch in der Bevölkerung nach verſchiedenen Seiten hin wurzelte, haben die zahlreichen, gegen dreihundert Perſonen betroffenen Verhaftungen bewieſen, mit welchen unmittelbar nach dieſem Ereigniß in den Volksvierteln von Paris zugegriffen wurde. Die Beſtürzung der Regierung ſelbſt war bei dieſer Gelegenheit nicht minder groß, als die der aufgeſcheuchten Bevölkerung. In vielen Kreiſen von Paris hatte man bereits verlernt, an die Möglichkeit neuer revolutionairer Ereigniſſe zu glau-

ben. Selbſt von der geheimen Geſellſchaft der Marianne, die ſich bis dahin noch als rother Faden durch die Zuſtände des Kaiſerreichs gezogen, war es in der letzten Zeit ganz ſtill geworden, und die Pariſer Polizei ſchien den ewigen Frieden zu träumen, den Louis Napoleon als den eigentlichen Begriff des Kaiſerthums offenbart hatte.

Mitten in dieſen ſtillſten Moment des Kaiſerreichs fiel der Mordanſchlag gegen den Kaiſer und die Kaiſerin beim Opernhauſe, unter Anwendung einer ganz neuen und erfinderiſchen Compoſition, wie ſie zu Wurfgeſchoſſen dieſer Art noch nicht benutzt worden war. Man war bis dahin der Meinung geweſen, daß Louis Napoleon eine ſehr gute und wachſame Polizei organiſirt hatte, welche der altnapoleoniſchen Polizei mindeſtens ebenbürtig war und wie dieſe das Gras wachſen hören konnte, wo überhaupt noch dergleichen im Kaiſerreiche wuchs. Aber die Polizei Louis Napoleons, ſo ſehr man ſich auch oft über ihr rigoroſes Weſen und ihre beläſtigende Geheimthuerei geärgert hatte, war, wie ſich jetzt gezeigt hat, nur ein Kind an Unſchuld und Einfalt geweſen. Selbſt in jedem kleinen deutſchen Ducdez-Staat, wo kaum ſo viel Raum da iſt, um einen verdächtigen Fremden mit einigem Ceremoniell über die Grenze führen zu können, ſpielt heutzutage

Noch einmal grüße ich mit entzückten Augen Titian's Venus, und neige mich tief vor der goldnen Blüthe der Erdenschönheit! Dann wandele ich weiter durch die Gallerie, und suche nach Schönheit! — —

Ich kam in die Zimmer der Spanier, schritt auf und nieder vor manchen herrlichen Werken, und bewunderte die Eigenthümlichkeit dieser Meister in Colorit und Zeichnung, die mir bisher noch sehr unbekannt gewesen war. Dann blieb ich plötzlich mit übereinandergeschlagenen Armen vor einer Madonna stehen, der Aehnliches ich noch nie geschaut hatte. Es war die Madonna des Sevilla. Jeder Sturm in mir schwieg, meine ganze Seele wurde sanfte Wehmuth, die wie eine Abendröthe still und spielend durch mein Inneres leuchtete.

Dieser spanische Maler hat die große Idee gehabt, seiner Madonna schwermüthige Augen zu geben, wie man es sonst nie sieht.

Sie blickt trauernd, aber scharf und geistvoll, mit großen kecken Augen zum Himmel, während das Christuskind mit dem aus der

die polizeiliche Ueberwachung eine weit größere Rolle, als ihr in der letzten Zeit in der Hauptſtadt des franzöſiſchen Kaiſerreichs verſtattet ſchien. Einen Fremden in Paris auszumitteln, hatte oft für Privatperſonen die allergrößten Schwierigkeiten, ſogar wenn der Polizei-Präfekt ſelbſt mit aller möglichen Gefälligkeit ſich darein miſchte. Wir waren ſelbſt Zeuge, wie der Polizeipräfect in allen möglichen Stadtvierteln von Paris herumtelegraphiren ließ, um die Wohnung eines dringend begehrten Fremden in Paris zu ermitteln, aber die amtliche Recherche ergab nur, daß ein Fremder dieſes Namens in Paris gar nicht anweſend ſei, während eine zufällige Begegnung mit demſelben auf dem Boulevard es bald darauf ergab, daß der Freund ſich ſchon ſeit mehreren Wochen in einem namhaften Hôtel von Paris aufhielt.

Daß aber die zahlreichen Niederlaſſungen der Italiener der Pariſer Polizei in der letzten Zeit nicht aufgefallen waren, mußte jeden Unbefangenen in Verwunderung ſetzen. Dieſe Italiener, die größtentheils Emigrirte waren, und an deren Spitze der vor Kurzem geſtorbene Manin, der ehemalige Vertheidiger und Dictator Venedigs, ſtanden, nahmen eine ziemlich bedeutende Stelle in der franzöſiſchen Geſellſchaft ein. Schon vor Jahren war der Salon der ſchönen und geiſtreichen Fürſtin von Belgiojoſo in Paris der

glänzende Mittelpunct der italienischen Emigration geworden, die von hier aus ihre Verbindung mit den besten Kreisen der Pariser Gesellschaft fand. Das unendlich feierliche Leichenbegängniß Manin's, das im Herbst des Jahres 1857 in Paris stattfand, bewies vor Aller Augen und auf allen Straßen, welche Sympathie die italienische Nationalität, und zwar heutzutage mehr als je, bei dem französischen Volke genießt. Die in Paris lebenden Italiener begannen auch vor einiger Zeit ein eigenes Journal unter dem Titel: Le Courrier Franco-Italien in französischer Sprache herauszugeben, das meist von italienischen Emigranten geschrieben wurde, und obwohl es nur für Industrie, Commerz, Literatur und Theater bestimmt war, doch einen Vereinigungspunct und eine tägliche Berührung mit dem französischen Publikum gewährte. Nach dem Attentat vom 14. Januar sind alle diese Umstände bedeutender ins Gewicht gefallen, aber die napoleonische Polizei schien ganz den scharfen Geruch verloren zu haben, der sonst auch aus unverfänglichen Dingen die wichtigsten Combinationen herauszuwittern verstanden. Hinterher, wo in Folge des Mordanfalls die grenzenloseste Verwirrung und Unsicherheit nach allen Seiten hin entstand, ging die Polizei mit ebenso zudringlichen Verdächtigungen darauf los, und selbst die Fürstin von

Belgiojoso wurde genöthigt, eine öffentliche Erklärung darüber abzugeben, daß sie keine Mitwissenschaft um das Attentat der Italiener Orsini und Pierri habe. Graf Orsini soll, bei einer früheren Anwesenheit in Paris, im Salon der Fürstin gesehen worden sein. Vielleicht gehörte er sogar zu ihren Freunden, was bei ihrer bekannten politischen Richtung, aus welcher Christine Trivulce von Belgiojoso niemals ein Hehl gemacht, leicht angenommen werden konnte. Aber die Theilnahme an einem Attentat, das mit seiner scheußlichen Gestalt zugleich die rohste Grausamkeit gegen die schuldlosesten und unbetheiligtsten Menschen verbindet, wäre bei einem so zarten weiblichen Gemüth, wie es die Fürstin Belgiojoso hat, eine psychologische Unmöglichkeit. —

Louis Napoleon hat jetzt auch sein Höllenm. hinen-Attentat gehabt, wie es Napoleon I. hatte, dessen Schicksal auch in den einzelnsten Umständen pretetypisch für das Leben des kaiserlichen Neffen sein soll. Es liegt hier aber nicht mehr die geschichtsspielerische Combination der früheren Tage vor, welche mit fatalistischer Sinnigkeit an die Daten und Thatsachen der alten napoleonischen Zeit überall das eigene Schicksal anzuknüpfen suchte. Diesmal macht das Verhängniß selbst bitteren Ernst, und das Attentat vom 14. Januar berührt die Schulter

Louis Napoleons als eine Mahnung, die ihn nicht nur in seinem innersten Wesen erschüttert, sondern auch neue Entschlüsse, aber solche, die den vollendeten Umschlag seines bisherigen Systems ankündigen, in ihm hervorgerufen hat. Die Aehnlichkeit, welche dieser erschreckende Mordanfall gegen Napoleon III. mit der Verschwörung gegen das Leben Napoleons I. darbietet, hat allerdings in den Umständen wie in den politischen Folgen etwas unheimlich Ueberraschendes. Nachdem die als Urheber des Mordanschlages angesehenen Italiener Ceracchi und Diana nebst ihren Mitverschworenen Chevalier und Arena zum Tode verurtheilt worden, schritt Napoleon I. sogleich zur Errichtung seiner Special-Gerichtshöfe (Tribunaux speciaux), durch welche die Befugniß festgestellt wurde, eine Menge von angeklagten und verdächtigen Personen vor ein von der Regierung ernanntes Ausnahme-Gericht zu stellen, und sie dabei des Schutzes der bestehenden Gesetze und der Einrichtung der Geschworenen zu berauben. Der muthige Guingené erhob damals im Tribunat, nebst vielen anderen, seine Stimme gegen diese Maaßregel der furchtbarsten Willkür, die auch nur mit einer Majorität von acht Stimmen gegen einundvierzig zum Gesetz erhoben werden konnte.

Damit nicht zufrieden, suchte der erste Consul auch

noch eine andere Maaßregel durchzubringen, wonach die Regierung die Macht erhalten sollte, diejenigen Personen, deren Gegenwart sie für unverträglich mit der öffentlichen Sicherheit hielt, aus Paris zu entfernen, die Internirten aber, welche sich von ihrem Verbannungsorte entfernen würden, deportiren zu lassen. Aber die napoleonischen Verfassungskörper, von denen der erste Consul auch in diesem Fall noch einigen Rechtsschimmer erborgen wollte, bestanden damals noch nicht so ausschließlich aus gemietheten Intriguanten, und es machte die größten Schwierigkeiten, aus diesem gegen die ganze republikanische Partei gerichteten Blut-Act ein Gesetz zu erzielen. Diese Maaßregel konnte nur als ein Polizei-Decret durchgesetzt werden, worüber der Senat nur seinen Spruch abzugeben hatte, ob er sie für verfassungswidrig hielt oder nicht. Der Senat, der sich fügsamer erwies als man anfangs erwartet, erklärte aber jetzt mit aller Gefälligkeit, daß er in dem Regierungs-Act vom 14. Nivose (3. Januar 1801) nur eine die Constitution schützende Maaßregel zu erkennen vermöge. Jetzt regnete es aber auf allen Seiten Verfolgungen und Verbannungen, und die Deportation nach Cayenne kam in Schwung, wodurch der für die Gesundheit verderblichste Ort der Welt zum Marter-Aufenthalt für viele freisinnige und redliche Männer

Frankreichs bestimmt wurde. Cayenne wurde eine Haupt-Losung des sich emporrichtenden napoleonischen Kaiserthums, und ohne Cayenne, das Niemand besser als Louis Napoleon begriff, würde auch das zweite napoleonische Kaiserthum nicht aufgerichtet werden sein.

Es erschien damals dem ersten Consul vortheilhaft, sich zuerst der Demokraten und Jacobiner im Lande zu entledigen, denn von diesen hatte er beim Anbau der Kaiserherrschaft ohne Zweifel am meisten zu fürchten. Seine Ansicht war daher, ungeachtet des Widerspruchs vieler Männer in seiner Umgebung, von vorn herein dahin gegangen, daß das Attentat mit der Höllen-Maschine nur den Terroristen und Septembriseurs, die aus der Fluth der Revolution noch übrig geblieben waren, verdankt werden könne.

Die zweideutige und verdächtige Rolle, welche damals der Polizeiminister Fouché bei dieser ganzen Angelegenheit spielte, erleichterte dem ersten Consul ohne Zweifel die raffinirte Machination, die er einzig und allein im Sinne hatte. Fouché ist oft für den geheimen Anstifter des Attentats gehalten worden, da man seine frühere Verbindung mit den Jacobinern der Revolution unaufhörlich hervorhöhnte, und der Staatsrath Rederer warf ihm damals öffentlich vor daß er durch seine den Terroristen erwiesene Schonung, und durch die Stellung, die er ihnen ertheilt,

sie zu dieser Freveltat ermuthigt habe. Das räthselhafte persönliche Benehmen Fouché's in Allem, was das Attentat betraf, machte das Urtheil darüber immer zweifelhafter. Jedenfalls verständigte er sich auf dem Wege einer geheimen Berathung mit Bonaparte dahin, daß die Urheberschaft der That einzig und allein den Terroristen zugeschoben werden solle. Dies wurde die Parole, nach welcher die Ausnahme-Gesetze nun in Anwendung gebracht wurden. Von diesem Augenblick an begannen die Klugen im Lande zu glauben, daß die Royalisten und Chouans die eigentliche Triebfeder der Verschwörungen gegen Napoleon gewesen seien, und bald wollte auch die Polizei wissen, daß die hingerichteten Italiener ganz unschuldig gewesen, und daß Georges Cadoudal, der herkulische Chef der Chouans während der französischen Revolution, von England, und unterstützt mit englischem Gelde, herübergekommen sei, um die von ihm entworfene Idee der Höllen-Maschine auszuführen. Man verhörte und guillotinirte Georges Cadoudal, aber es ist immer ein Dunkel darüber geblieben, ob die ihm zur Last gelegte Schuld wirklich bewiesen worden.

Bonaparte hatte jedenfalls den Plan gehabt, erst nach der Deportation der Jacobiner nach Cayenne den Schlag gegen die Royalisten zu führen, obwohl

die Hinrichtung Cadoudal's eigentlich die Deportation der Jacobiner Lügen strafen mußte. Aber darauf kam es im napoleonischen System nicht an. In Napoleon erschien der neue Cäsar, den Machiavelli geweissagt und instruirt hat. Der neue Fürst Machiavelli's, der in seiner alleinigen Gewalt die moderne Universalherrschaft begründen wollte, brauchte den Widerspruch mit sich selbst nicht zu scheuen. Es lag auch darin für ihn nur eine Gelegenheit, der Nation die Kraftprobe seines Willens zu geben. Merkwürdig aber ist, daß eine Mitschuld der Verschwörungen gegen Napoleon's Leben schon damals auf England geworfen wurde. Fox hatte zwar bei seiner Anwesenheit in Paris in einer mündlichen Unterredung mit Bonaparte behauptet: „kein Engländer werde sich zur Anstiftung eines Meuchelmordes hergeben", aber damals theilten schwerlich alle englischen Staatsmänner diesen Gedanken, der schon durch den Anhalt, welchen Georges Cadoudal in England gehabt, widerlegt zu werden schien.

Was Louis Napoleon auch jetzt thun mag, es ist jedenfalls der altnapoleonische Weg, auf dem er in dies sein neues Repressiv-Gesetz gedrängt worden, und dies wird ohne Zweifel seinen Familien-Fatalismus auch in dieser Phase seiner Laufbahn beschwichtigen. Rasch ohne Säumen, als ob schon Alles auf dem Spiel

ſtände, ſpringt er hinaus, mit ſeinem Geſetz der Verdächtigen in der Hand, und mit der neuen Militair-Organiſation, die er ſchon ſeit einiger Zeit für eine längſt von ihm geahnte Kriſis vorbereitet hatte. Die Thronrede, womit er vier Tage nach dem Attentat die Sitzungen des legislativen Körpers eröffnet, und die man an allen Straßenecken von Paris angeſchlagen ließ, zeigt zuerſt aller Welt, was in dem Herzen des Kaiſers vorgeht. Ohne Zweifel mit einem bangen Erſtaunen erkannte man jetzt zum Erſtenmal die ungeheuere Perſpective des Attentats. Nachdem der Kaiſer mit der künſtlichen Ruhe, die ihm immer eigen geweſen, den erſten Theil ſeiner Rede gehalten und darin mit kurz gedrängten, eilig bezeichnenden Worten die materielle und ſachliche Lage auseinandergeſetzt, ſchlug er plötzlich einen ganz neuen und fremden Ton an. Er fragte haſtig: „Was iſt das Kaiſerreich?“ Er fragte: „Iſt es eine Regierung des Rückſchrittes, ein Feind der Aufklärung, welcher es darauf abgeſehen hat, die hochherzigen Beſtrebungen zu unterdrücken und in der Welt das friedliche Strahlen alles Deſſen zu verhindern, was die großen Grundſätze von 1789 Gutes und Bildendes haben?“ — „Nein!“ fügte der Kaiſer mit einer ungewöhnlichen Erhebung ſeiner Stimme hinzu. „Das Kaiſer-

reich hat diese Grundsätze an die Spitze seiner Verfassung gestellt!"

Es war bemerkenswerth, daß den Kaiser das machiavellistische Spiel mit den Ideen von 1789 auch in diesem Augenblick, in dem seine eigene Seele ohne Zweifel tief erschüttert sein mußte, nicht verließ. Aber dann ging er, wie man es auch noch niemals von ihm gehört, zu dem Zugeständniß über, daß es im Innern von Frankreich noch Fractionen gäbe, welche hartnäckig die fundamentalen Grundlagen der Regierung verkennen. Er erklärte, daß Gefahr bestehe, er räumte ein, daß das Land von den feindlichen Parteien aufgeregt sei, aber diese Gefahr bestehe nur in dem Mangel an Repressiv-Gesetzen! Zum Schluß drückte sich wieder eine starke persönliche Zuversicht aus, die an den in der Geschichte waltenden Geist der Gerechtigkeit Gottes zu erinnern wagte. Der Kaiser, an den Tod Cäsars und an die Erdolchung Heinrichs IV. erinnernd, erklärte mit dem ihm eigenen träumerischen Tiefsinn, daß die dabei betheiligten Parteien keinen Nutzen aus ihrer Mordthat gezogen hätten. Gott erlaube zuweilen den Tod des Gerechten; er erlaube aber niemals, daß die Sache des Verbrechens siege. Schließlich verkündet der Kaiser mit messianischer Selbstgewißheit, daß Er das Reich sei, denn wenn er am Leben bleibe, so lebe das Kaiserreich mit

einen Falte des Gewandes herausſchwellenden ſchönen Buſen ſpielt. Die irdiſche Schönheit des Buſens, und die heitere Unſchuld des Chriſtuskindes contraſtiren wunderſam mit dem tiefen Bewußtſein des ganzen Lebenselendes, das in die Züge der Madonna gelegt iſt. Das Kind ſcheint faſt nichts davon zu wiſſen, es wiegt ſich hermlos in der Morgenfrühe ſeines Daſeins. Aber eben dieſes Lebenselend, welches das Kind zu erlöſen geboren ward, iſt in der Mutter zum Bewußtſein geworden und mit Tiefſinn ausgedrückt. Schön, groß, erhaben iſt dieſer Gedanke! Was das Kind nicht zu wiſſen ſcheint, weiß die Mutter, nämlich daß der Jammer des Daſeins ungeheuer iſt, und daß der alte Fluch des Lebens ſchreiend zum Himmel klagt! Und darum, weil dies trauernde Weib das erlöſungsbedürftige Daſein ſo in ſich durchfühlt, hat ſie auch das Kind der Erlöſung in ihrem Schooß getragen. Denn dies iſt das Kind, welches in die Welt gekommen iſt, um die Welt zu heiligen! Dies iſt das Kind, nach dem das ganze Lebenselend ſchreit

ihm; wenn er aber unterläge, so würde das Kaiserreich durch seinen Tod sogar noch gekräftigt werden. Denn die Entrüstung des Volkes und des Heeres würde eine neue Stütze für den Thron seines Sohnes sein.

Diese überraschenden Bekenntnisse aus dem Munde des Kaisers selbst waren allein schon geeignet, die Stimmung im Kaiserreich plötzlich auf einen ganz andern Standpunct zu rücken. Man sah eine im Innern und Geheimen fortschleichende Aufregung politischer Parteien bezeichnet, von denen man im Empire längst keinen Begriff mehr gehabt hatte. Und als bestimmten Ausgangspunct dieser neuen Aufregung der Parteien gab Louis Napoleon selbst die letzten Wahlen an, bei denen Männer, welche sich laut als Feinde der „nationalen (kaiserlichen) Institutionen" bekannten, die Wähler durch falsche Versprechungen betrogen, und nachdem sie um ihre Stimme gebuhlt, dieselbe hinterher mit Verachtung weggeworfen hätten. Es kam hier eine ganze Geheimgeschichte in einem Zusammenhang, in dem Alles bereits genau genug ineinandergriff, zu Tage. Viele ruhige, dem Erwerb und der Geldmacherei hingegebene Leute, die sich bereits von dem Gedanken an eine neue Revolution in Frankreich entfremdet hatten, sahen wieder, trotz der breiten Straßen Louis Napoleons, neue Barrikaden

in Paris aufſteigen. Dann gab es Geſichter auf den Straßen, mit einem neuen Ausdruck, der lange von denſelben verſchwunden geweſen. Man ſah auch plötzlich wieder ſolche Geſichter, die nur beim Anbruch einer Kriſis auf den Straßen von Paris wieder zum Vorſchein kommen, und über deren räthſelhafte, oft ebenſo flüchtig wieder entſchwundene Exiſtenz man ſchon die verſchiedenſten Grübeleien angeſtellt hat. Es gab plötzlich wieder eine revolutionaire Partei in Paris, welche die Quittung über ihr Daſein in den kaiſerlichen Worten ſelbſt empfangen hatte, welche an allen Straßen-Ecken zu leſen waren. Die Unbefangenſten wußten nicht, ob der Kaiſer mit der ihm ſonſt ſo eigenen proviſorischen Klugheit gehandelt? War der Anfang des Endes angebrochen? Und die angekündigten Repreſſiv-Maaßregeln? Sollten ſie ganz Frankreich um ein Attentat treffen, das nur von vier Italienern angeſtiftet war? —

Aber man erfuhr bald, daß es ſich keineswegs bloß um dies Attentat handele, ſondern daß durch die angekündigten Repreſſiv-Maaßregeln plötzlich wieder auf die Revolutionsjahre von 1848 bis 1851 zurückgegriffen werden ſolle. Die Revolution exiſtirte alſo noch im Geheimen weiter, und bedrohte ſelbſt den heutigen Tag, den man unter der Sonne des Kaiſerthums für geborgen und gereinigt gehalten

hatte. Der Begriff des Kaiſerthums war doch der geweſen, daß es auf den Trümmern der überwundenen Revolution ſeine Fahne aufgepflanzt hatte. In dieſem Sinne hatte man das Empire Napoleons I. verſtanden, in dieſem Sinne hatte Napoleon III. ſeine Beglückungstheorie für das Volk und für alle Klaſſen angekündigt. Schon die Erwartung des neuen Geſetzes laſtete wie ein Alp auf der Bruſt der ganzen Bevölkerung. Der Moniteur enthielt Tag für Tag nichts als die Adreſſen der verſchiedenen Körperſchaften des Staats, die, oft mit einem Ausdruck tiefgefühlter Wahrheit, oft auch mit einer ſehr geſchraubten Schwülſtigkeit des Stils, dem Kaiſer ihre Entrüſtung über die That, und ihre Freude über die Erhaltung ſeines Lebens ausſprachen. Endlich wurde auch der Text des Repreſſiv-Geſetzes bekannt, welches dem geſetzgebenden Körper vorgelegt werden.

Jetzt konnte man nicht länger zweifeln, daß das Kaiſerthum ringsum von inneren Feinden, von gefährlichen Widerſachern und Verſchwörern umſtellt ſein müſſe, und dieſe inneren Feinde waren Jedermanns Nachbar, ſie konnten, nach der weit zielenden und weit zurückgreifenden Bedeutung des Geſetzes zu ſchließen, aus jedem Hauſe zu jeder Stunde hervorbrechen. Man ſah jetzt, daß man am Abend des 14. Januar am Rande eines Abgrundes geſtanden hatte. Es wogten

jetzt immer dunklere Gerüchte empor, und man theilte sich in weiteren Kreisen die Kunde mit, daß die Nacht vom 14. auf den 15. Januar zum Ausbruche zweier Aufstände, theils in der republikanischen, theils in der legitimistischen Richtung bestimmt gewesen sei, und daß die beiden Parteien, nachdem sie einen gemeinschaftlichen Sieg gegen die bestehende Regierung erkämpft, und nachdem die Armee sich ausgesprochen, es sich dann vorbehalten hatten, sich entweder eine der anderen zu unterwerfen oder miteinander um den letzten Sieg zu ringen. Es klang dies wie bekannte Schreckenserinnerungen aus vergangenen Tagen, und das ganze Machtbild der französischen Revolutionskunst schien sich wieder zu enthüllen.

Unmittelbar nach dem Attentat hatte der Abtheilungs-Chef eines Ministeriums zu dem Kaiser gesagt: „Sire, ich bedauere, Ihnen unter den jetzigen Verhältnissen gestehen zu müssen, Ew. Majestät liebt die Freiheit zu sehr!“ Danach ist es also das Uebermaaß der im Kaiserreich noch geduldeten Freiheit gewesen, welches die Dämonen der Vergangenheit wieder aufgestachelt, und die bestehenden Zustände von Neuem in Frage gestellt hat! Vielleicht gelingt es jetzt bloß dadurch, daß die kaiserliche Regierung ihren Freiheitseifer mäßigt, die auseinander klaffenden Zustände wieder in ihre Fugen zurückzutreiben. Die

Mäßigung des Freiheitseifers wird aber nicht bloß im Herzen, sondern auch durch die Anwendung einer repressiven Straftheorie auf die revolutionairen Leidenschaften des nimmer rastenden Volkes kundgegeben werden müssen. Der Verfassungskörper, durch welche das neue Bändigungsgesetz gehen muß, meint Louis Napoleon zwar sicher sein zu können, und er vertraut denselben sichtlich mehr, als es damals Napoleon I. thun zu können glaubte. Die Sache geht aber auch nicht ganz ohne Schwierigkeiten ab. Schon bei der Redaction des Gesetzes im Staatsrath, obwohl dieser Körper aus Mitgliedern mit 25,000 Francs jährlicher Gage besteht, erhob sich eine oppositionelle Minorität von 24 gegen 28 Stimmen, und das Gesetz konnte darum nur mit einer Mehrheit von 4 Stimmen aus dem Schooße dieses Conseils hervorgehn. Auch beim gesetzgebenden Körper entstanden die lebhaftesten Discussionen, doch wurden nur einige formelle Aenderungen gemacht, und das eiserne Gesetz, das in seiner schreckensvollsten Bedeutung zugleich das „Gesetz der Verdächtigen" genannt wurde, betrat den Boden des Kaiserreichs.

Dies Gesetz bedrohte nicht nur die Verfertiger von Pulver, Höllen-Maschinen, Knallpulver und Bomben, welche damit das Leben des Staats-Oberhaupts bedrohen, zu den schwersten Strafen; sondern

es richtete sich auch sofort, mit einer unerhört rückwirkenden Kraft, gegen diejenigen Personen, welche in Folge der Ereignisse vom Juni 1848 und 2. December 1851 verurtheilt oder vertrieben worden waren. Es wird mithin Jeder, der wegen eines in diese Kategorie fallenden Verbrechens oder Vergehens früher verurtheilt gewesen oder auch irgend eine mißliebige Aeußerung gegen die Person des Kaisers gethan, nach erfolgter Strafe noch in Frankreich oder Algerien internirt oder aus dem französischen Reichsgebiete verwiesen werden können. Die peinlichste Unsicherheit aller Zustände und Personen ist dadurch in Familie und Gesellschaft eingedrungen. Man wies sogleich auch auf Männer, wie Thiers und Lamoricière hin, von denen der Letztere erst vor Kurzem durch die Gnade des Kaisers seinem Vaterlande zurückgegeben worden, während die Anführung von Thiers in einer der letzten Thronreden Louis Napoleons glänzt. Diese Männer, wie viele der ehrenwerthesten Frankreichs, waren jetzt jeden Augenblick wieder einer neuen Aechtung und Deportation ausgesetzt. Nicht minder ängstlich aber war man um Diejenigen, welche sich den letzten Rest des französischen Nationalwesens noch in einer leichtbeweglichen und schwatzhaften Zunge gerettet hatten. In den Clubs und Cercles, die noch polizeilich verstattet

waren, hatte man wohl noch manches Wort gesprochen, das, in harmloser Form, doch nicht gerade von der Hand des Inquisitors öffentlich umgedreht werden durfte. Jetzt aber konnte überall, wo noch Menschen zusammen waren, nur eine künstliche Einöde entstehn, und im Hinblick auf die einstige Verheißung, daß das Kaiserthum der Frieden sei, dachte man an die schreckensvollen Worte des Tacitus, die als Inschrift in dem Diadem aller volksfeindlichen Fürsten glänzen: — „eine Einöde schaffen sie um sich her; Frieden nennen sie es!“ (solitudinem faciunt; pacem appellant).

Der eigentliche Gipfel aller Gewaltherrschaft ist der, daß die ganze dem Thron gegenüberstehende Nation nur zu einer Horde von Verdächtigen gemacht wird. Die bleiche Furcht, daß Jeder herausgegriffen und an das Messer geliefert werden könne, ersetzt dann allmälig das Bewußtsein jedes anderen nationalen Verbandes. Durch diese Art von Zugehörigkeit zu einem starken und furchtbaren Thron fühlt sich Jeder nicht nur der ihm gegenüberstehenden Macht, sondern auch jedem Einzelnen, mit dem er in dem Trupp zusammensteht, auf Gnade und Ungnade überantwortet. Der Eine kann den Andern wegen einer unwillkürlichen Gebärde, die vielleicht nur der Ausdruck seines Schmerzes ist, verrathen

und ausliefern. Die Flucht aus dem Staat iſt noch als das einzige Rettungsmittel der Nation übrig geblieben. Sobald die erſte Kunde von dem Geſetz der Verdächtigen erſcholl, ſah man auch ſchon eine Menge franzöſiſcher Flüchtlinge in England ankommen, die aus Perſonen beſtanden, welche im Jahre 1848 oder 1851 mehr oder minder compromittirt waren, und ſich nun bei Zeiten vor dieſem Geſetz retten zu müſſen glaubten. In derſelben Zeit, wo man im engliſchen Parlament, zur Befriedigung der neuerhobenen Anſprüche Louis Napoleons, über die Bill gegen Mordverſchwörungen auf engliſchem Boden, berieth und durch Verwerfung dieſer Bill das Aſylrecht als ein unantaſtbares Palladium der engliſchen Nation behauptete, führte jeder Dampfer, der von franzöſiſchen Häfen in England einlief, eine Anzahl von Flüchtlingen, die dieſes Aſyls bedürftig waren, mit ſich am Bord.

Man irrte ſich aber, wenn man glaubte, daß Napoleon III. das italieniſche Attentat bloß als willkommenen Vorwand benutzt habe, um nun durch einen einzigen Griff den letzten Reſt franzöſiſcher Freiheit zu vernichten. Louis Napoleon iſt zu ſehr der Mann der tiefſten Einſicht und der klügſten Berechnung, und außerdem durch Erfolge ohne Gleichen über ſein eigenes Schickſal ſicher gemacht, als daß er, ſo lange er die Situation noch in der Hand

hielt, dieſelbe darin umſchlagen laſſen ſollte. Aber die Situation war in ſeiner Hand unſicher geworden, und er hatte eingeſehn, daß es einer neuen Schraube bedurfte, um ſie von Neuem und mit einer verſtärkteren Spannung als bisher feſtzuhalten. Das mörderiſche Attentat hatte, wie ein plötzlich abgefeuerter Schuß in einer dunklen Sturmnacht, den Moment enthüllt, der die ringsum aufgethürmten Gefahren zeigte. In ſolchen Augenblicken ſieht man weiter und tiefer in die Nacht hinein, als gewöhnlich, und man erblickt oft in äußerſter Ferne Erſcheinungen und Geſtalten, die ſich ſonſt aller Sehkraft entzogen. Die Entſchlüſſe aber, die Louis Napoleon unmittelbar nach dem Ereigniß zu einer ſo vollſtändigen und umfaſſenden Aenderung ſeines politiſchen Syſtems gewonnen, traten ſo ſchnell und reif aus ſeiner Seele hervor, daß man ihn nicht für unvorbereitet nach dieſer Seite hin halten konnte. Es beſtätigte ſich bald auch durch die Aeußerungen ſeiner Vertrauten, daß man endlich auf einen Punkt gekommen war, wo man ſich nicht mehr verhehlen konnte und durfte, daß die feindlichen Parteien zu einer neuen Exiſtenz, ja ſchon zu einem neuen Angriffsboden in Frankreich gekommen waren. Die Sache war bereits ſo dringend geworden, daß ſie ohne längeres Zögern an die große Glocke geſchla-

gen werden mußte. Hätte es ſich noch im Stillen abmachen laſſen, ſo würde der Kaiſer gewiß die ihm unangenehmen und peinlichen Debatten im engliſchen Parlament, welche die Sicherungs-Bill gegen die Unternehmungen der Flüchtlinge in England betrafen, vermieden haben. Aber es mußte ſchon Alles aufgeboten werden, um der wankenden Situation eine neue Befeſtigung zuzuführen. Es war jedenfalls im Innern des Landes, und auf dem verborgenen Grunde deſſelben, ſchon ſo weit gekommen, daß Louis Napoleon ſelbſt das Viſier zurückſchlagen mußte, um ſein Geſicht endlich in der wahren Geſtalt zu zeigen. Die engliſche Times machte es dem Kaiſer, ſeine neuen Maaßregeln beſprechend, bei dieſer Gelegenheit zum Vorwurf, daß er im Zorn geſchlagen habe. Es iſt aber dies keineswegs der Fall. Nicht im Zorn über das italieniſche Attentat hat der Kaiſer die Regierung Frankreichs in ein militairiſches Schreckensſyſtem verwandelt. Er ſah in dieſem Moment blos, daß die Zeit erfüllt war, wo er die unentrinnbare Nothwendigkeit dazu für angebrochen halten mußte. Die Freiheit Frankreichs an ſich ſetzte ihn nicht in die geringſte Verlegenheit. Er konnte, nach dem künſtlichen Proceß der napoleoniſchen Idee, die Freiheit ganz und gar wiederherſtellen, oder ganz und gar vernichten, je nachdem es ihm paßte. Die ge-

und ſeufzt! Dies iſt das Weltkind, das die Verſöhnung bringt, der Mittler, welcher den Segen ſpricht über die Formen der Erde! Und dies heitre Kind, dies Kind der Weltſchmerzen, wie ſüß und unbefangen ſpielt es mit der Bruſt der Mutter! Und die von den Weltſchmerzen ganz durchdrungene Mutter, wie lieblich in aller Trauer und wie hold in allem Wehe iſt zugleich ihr Geſicht, ihre Wange! Milde Thränen möchte man weinen, man möchte jauchzen und man möchte klagen! — — — —

heimen Feinde des napoleoniſchen Kaiſerthums drangen in ihren verſteckten Laufgräben gegen ihn vor und ſuchten ihn zu treffen, wie weit und wie kurz er ſein Spiel mit der Freiheit auch immer treiben mochte.

Der Moniteur giebt zwar in einer Art von Erläuterung zu den neuen Maaßnahmen der Regierung die ſeltſam klingende Verſicherung: daß das politiſche Syſtem dadurch nicht geändert werden ſolle! Aber nichtsdeſtoweniger wird ſchon durch die Ernennung des Generals Espinaſſe zum Miniſter des Innern an der Stelle Billaults hinlänglich ausgedrückt, daß mit dem 14. Januar 1858 „der Anfang einer neuen Aera des Kaiſerthums", wie es manche Leute in Paris bereits ſehr unvorſichtig zu nennen begannen, angebrochen ſei. Billault, der bisherige Miniſter des Innern, war ein viel zu politiſcher Mann geweſen, und die Ausführung des Repreſſiv-Geſetzes wäre in ſeiner Hand noch gewiſſen Schwankungen der Grundſätze anheimgegeben worden. Der Kaiſer bedurfte eines rein ſoldatiſchen Charakters, um die militairiſche Organiſation des Kaiſerreichs, zu der er jetzt verſchreiten wollte, ins Leben zu rufen. Seit dem erſten Kaiſerreich, in welchem der General Carnot eine Zeitlang (obwohl faſt wider ſeinen Willen) das Miniſterium des Innern verwaltete, iſt kein Militair auf einen ſolchen Poſten geſtellt worden. General

Espinasse, der Mann der unbeugsamen Energie, an den sich das Vertrauen des Kaisers in dieser wunderbaren Situation anlehnt, wird jetzt zugleich zum Minister des Innern und der allgemeinen Sicherheit („ministre de l'interieur et de sûreté générale") ernannt.

Diese Formel ist zwar nicht neu, denn sie wurde in dem heutigen Empire bereits damals gebraucht, als der Kaiser das Polizeiministerium abschaffte und Herrn von Persigny, den bühnenkundigen Regisseur des heutigen Kaiser-Dramas, zu seinem Minister des Innern ernannte. Aber diese Formel bezeichnete mehr als alles Andere die gefährliche Spitze, auf welcher die kaiserlichen Dinge jetzt plötzlich balancirten. Es handelte sich also bei der Verwaltung der inneren Angelegenheiten jetzt nicht blos um die Administration, sondern nicht minder auch um die allgemeine Sicherheit, und die Sicherheit des Kaiserthums wird damit zugleich als die Sicherheit jeder einzelnen Person in demselben bezeichnet.

In der Wahl seiner Personen hat sich Louis Napoleon noch niemals geirrt, und es hat sich darin seine tiefe, fast seherische Menschenkenntniß bei ihm stets mit einem bewundernswürdigen Takt vereinigt. Die neuen Personen, die er sich zur Seite stellt, und in neuen Wendepuncten vorzugsweise benutzt, werden von ihm erst lange in der Stille beobachtet, und all-

mälig befördert, bis er sie plötzlich auf den Punct stellt, für den er sie ausersehen hat. General Espinasse, ein Mann von einigen vierzig Jahren, (geboren 1815 in Saissac) und eine der ächten Soldaten-Naturen, die aus dem bonapartistischen Kern des französischen Heeres hervorgewachsen, und in allen Traditionen des Napoleonismus geschult sind, war zur Zeit des Staatsstreichs vom 2. December 1851 noch Oberst. Er war es, welcher am Morgen jenes Tages an der Spitze eines Bataillons das Palais Bourbon mit der darin tagenden Assemblée legislative besetzte, die Versammlung auseinandersprengte und die Quästoren Blas, Leflô u. s. w. verhaftete. Die tapfere Ergebenheit, welche er damals für Louis Napoleon an den Tag legte, wurde nach Vollendung des Staatsstreiches sogleich mit seiner Beförderung zum Brigade-General belohnt. Als Soldat hatte er sich schon in den Gefechten in Algerien durch seine außerordentliche persönliche Bravour, mit der er sich überall schlug, einen Namen gemacht. Im orientalischen Kriege commandirte er auf dem furchtbaren Streifzuge durch die Dobrutscha, wo seine Mannschaften auf die entsetzlichste Weise von der Cholera heimgesucht wurden und Espinasse eine staunenswürdige physische Kraft, aber auch die größte Rücksichtslosigkeit gegen seine Truppen in Bewältigung aller Drang-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.
3-598-52006-9
FN. 0237/040

ſale bewies. Nach Beendigung dieſes Feldzuges wurde Espinaſſe Diviſions-General und Adjutant des Kaiſers, der eine immer größere Zuneigung zu ihm gefaßt und oft gerühmt hatte, daß er keinen tiefer ergebenen Mann in ganz Frankreich beſäße, als Espinaſſe. Sein jetzt durch eine fürchterliche Narbe entſtelltes Antlitz hat etwas Schreckenerregendes, denn in der Campagne hatte ihn ein wildgewordenes Pferd ins Geſicht gebiſſen, und ihm einen Theil der Lippen und der Backen weggeriſſen.

Der Gedanke, dieſen Mann einſt zum Miniſter des Innern zu beſtimmen, ſoll bei Louis Napoleon ſchon bald nach dem Staatsſtreich erwacht ſein, wo Espinaſſe in ſeinem Auftrage eine Rundreiſe durch die Provinzen machte, um einen Bericht über die politiſchen Flüchtlinge und über die Organiſirung der geheimen Geſellſchaften abzuſtatten. Er ſoll bei dieſer Gelegenheit einen ſo tiefen Spürblick für dieſe unter der Oberfläche Frankreichs ſich hinſchleichenden Bewegungen gezeigt haben, daß er dadurch in dieſem Augenblick der einzige Mann der Situation geworden iſt. Von ſeinen Freunden wurde er auch als ein Mann gerühmt, der ſehr gründliche adminiſtrative Kenntniſſe beſitzen ſoll. Seine Kenntniß aber von allen heimlichen Lagerplätzen der Propaganda, ſeine Eingeweihtheit in alle ihre Pläne und Arbei-

ten, ſeine Kunde von ihren Perſönlichkeiten, Manieren und Stichwörtern, verbunden mit der Schärfe ſeines Säbels und der vor Nichts zurückſchreckenden Kraft ſeines Willens, ſind es wohl vornehmlich, welche ihn zu einem Werkzeug der neuen kaiſerlichen Aera eigneten, wie es nicht beſſer gedacht werden konnte. Und ſein Name war bei dieſer Gelegenheit wieder ſo plötzlich und unerwartet aus dem Munde des Kaiſers hervorgegangen, daß auch die Vertrauteſten in ſeiner Umgebung wieder davon überraſcht wurden. Je mehr aber etwas wie ein plötzlicher Einfall ausſieht, deſto tiefer hängt es mit dem ganzen Syſtem des Kaiſers zuſammen.

Bei der Ernennung des Generals Espinaſſe zum Miniſter des Innern und der allgemeinen Sicherheit war in Paris die Meinung verbreitet, daß dieſer neue Cavaignac des Bonapartismus bloß zur Säuberung der franzöſiſchen Geſellſchaft im napoleoniſchen Sinne beſtimmt ſei, und dann wieder abtreten werde. Dieſer Anſicht tritt aber Espinaſſe ſelbſt beim Beginn ſeines Amtes ſofort mit der größten Entſchiedenheit gegenüber. Unmittelbar nach ſeiner Ernennung begiebt er ſich ſogleich, ohne ſich von ſeinem Vorgänger oder dem Staatsminiſter in ſein neues Miniſterium einführen zu laſſen, ganz allein, mit Ausſchluß jeder Feierlichkeit und nur in die kleine Militair-Uniform

gekleidet, in das Minister-Hôtel der Rue Grenelle, und läßt sich in dem für den Minister bestimmten Arbeits-Cabinet nieder. Er klingelt, der Huissier erscheint, und empfängt den Befehl, die Chefs der verschiedenen Dienstzweige seines Ministeriums zu ihm zu rufen. Nachdem diese eingetreten, kündigt ihnen der General mit trockener Ruhe an: daß es sich um eine neue Politik der Regierung handle, zu der jetzt Jeder seine unbedingte Zustimmung geben müsse! Wer es nicht könne, werde besser thun, sogleich aus freien Stücken abzudanken, denn er sei als Minister entschlossen, keinen bloß halben Gehorsam zu dulden. Als die Herren sich entfernen wollten, fügte der General noch hinzu: seine Ernennung sei übrigens keineswegs eine bloß interimistische, sondern sie habe eine gewisse Dauer in sich, denn er sei bestimmt, die Plane des Kaisers bis zur Erreichung des vorgesteckten Zieles auszuführen!

Es handelt sich also um neue Plane, um einen neuen Weg, um ein neues vorgesteckes Ziel. Worin es besteht, wird nicht gesagt, und wer würde es auch übernehmen, es in Worte zu fassen. Was sich aber unbestreitbar Alle sagen müssen, ist dies, daß Gefahr da ist. Die Gefahr ist aus dem ganzen Zustand, in dem man bisher gelebt, hervorgebrochen. Die Gefahr betrifft Jeden, denn sie kann Jeden erreichen.

Die kaiſerliche Geſellſchaft hat eine Enthüllung über ſich ſelbſt gemacht, die ihr beweiſt, daß der Boden unter ihren Füßen jeden Augenblick einſtürzen kann.

Der General Espinaſſe empfängt auch die Offiziere der Pariſer Nationalgarde, und in der energiſchen Anſprache, welche er an ſie richtet, geht er in ſeinen Andeutungen noch weiter, als es die Klugheit in einem ſolchen Moment zu geſtatten ſcheint. Denn er erklärte ihnen geradezu: „der Kaiſer rechne auf ſie, falls eine Emeute ausbrechen werde!“

Eine Emeute! Eine neue Revolution! Iſt es dahin ſchon wieder gekommen? Und wo ſind die Dämme, welche der Kaiſer, welche der Name Napoleon, welche die kaiſerlichen Inſtitutionen gegen das neue Hereinbrechen der Sündfluth aufgerichtet? Wo iſt die napoleoniſche Idee mit ihren Segnungen und Verheißungen? Wo ſind die Garantieen für Frieden, Glück, Wohlſtand und Freiheit, mit denen ſich das Kaiſerthum ſo oft und ſo ſchön für eine und dieſelbe Sache erklärte?

Der General Espinaſſe, Miniſter des Innern, fügt aber in ſeiner Anrede an die Offiziere der Nationalgarde mit ſeiner ſchreckenerregenden Offenheit hinzu: „Man habe bisher zu ſehr an die Vernichtung des revolutionairen Geiſtes und der böſen Leidenſchaften in Frankreich geglaubt; das Attentat vom 14. Januar habe aber dieſe Illuſion zerſtört, und es

ſei Zeit, daß alle ehrlichen Leute ſich gegen den gemeinſamen Feind vereinigen!"

Es iſt alſo Ernſt, und zugleich muß es hohe Zeit geweſen ſein, wenn die Regierung ſolche Bekenntniſſe macht, welche man ſonſt, wie die über ein heimliches Uebel und Gebrechen, ſo lange als irgend möglich zu verſchieben ſucht? Man findet den ſchönen Körper Frankreichs von Neuem ganz beſäet mit geheimen Geſellſchaften und revolutionairen Geſchwüren, und die Aufdeckung muß ſogleich den Entſchluß der gewaltſamſten Heilung, der Heilung mit Feuer und Schwert, herbeiführen. Die merkwürdige Stille, welche das Leben der geheimen Geſellſchaften auf franzöſiſchem Boden in der letzten Zeit dargeboten, war daher nur ein auf Täuſchung berechnetes Manoeuvre geweſen. Die Organiſation der geheimen Geſellſchaften in Frankreich war in der That zuletzt ein Geheimniß geworden, oder dieſelbe hatte ſich auf eine Weiſe verändert, die um ſo ſchwerer zu ergründen war, als ſich die gefährlichſte Verallgemeinerung der Verſchwörung dadurch zu bezwecken ſchien und vielleicht ſchon vorbereitet hatte. Dieſe Geſellſchaften verkehrten nämlich in der letzten Zeit nicht mehr in Gruppen miteinander, in denen ſie ſonſt ihre organiſatoriſche Verknüpfung fanden, ſondern ſie hatten ſich auf eine ganz freie und bewegliche Vergeſellſchaf-

tung der Individuen hingerichtet. Das Centrum der Verbindung ſtand feſt, aber es war nach Außen in lauter mobile Colonnen hinausgetreten, die überall und nirgends waren, und unter denen nur die Individuen mit einander verkehrten, aber ſo, daß der Einzelne nur von ſeinen nächſten Bekannten als Mitglied gewußt war. Ihr Erkennungszeichen war dann, unter einer allgemeinen Loſung, die gemeinſchaftliche That, in der ſie ſich begegnen würden. Durch dieſe Individualiſirung des Complotts wird zuletzt Jeder ein Verſchworener, durch eine Miene wird man Mitglied, aber die Verabredung iſt zu geiſtig, um der Polizei ſo leicht in die Hände fallen zu können.

Dieſe rein individuelle Organiſation der neuen Verſchwörung war eine Folge der Situation, in der gewirkt werden ſollte. Die dem Kaiſerthum feindlichen Parteien, welche es umſtürzen wollen, können nicht mehr in geſchloſſenen Körpern handeln, denn als Parteien haben ſie weder eine Kraft gegen die Regierung, noch aus ſich ſelbſt. Die Parteien mußten ſich in Individuen auflöſen, wenn ſie noch zu einer revolutionairen Unternehmung gegen das Beſtehende gelangen wollten. Der gemeinſchaftliche Sieg der Individuen konnte erſt die Reorganiſation der politiſchen Parteien und dann den Kampf oder die Auseinanderſetzung um ein beſtimmtes Ziel möglich machen.

Madonna ſchreibt.

— — *) und ſo kommt es, daß ich jetzt ſo ganz unerwartet aus München ſchreibe.

Hoffentlich ſehen wir uns nun bald, da ich für immer hier bleiben werde bei meinen neuen Verwandten und Beſchützern, und da der reiſeluſtige Freund auch nach München kommen will! Wie ſehr freue ich mich auf dies Wiederſehen, auf dieſe längſt herbeigewünſchte Begegnung, in der ich nicht mehr als das ſeltſame, eckige, von der Leidenſchaft des Unglücks hingeriſſene Mädchen erſcheinen werde, wie damals auf meinem böhmiſchen Dorfe, wo der Freund ein wunderliches Reiſeabenteuer an mir erlebte. Ach, wie vieles hat ſich ſeitdem verändert, wie vieles hat ſich zugetragen, außer

*) Bruchſtücke aus einem Originalbriefe.

Die heutige Zerwühlung Frankreichs durch die geheimen Gesellschaften wurde in weiteren Umrissen zuerst durch den Bericht bestätigt, welchen Herr von Morny über das neue Sicherheitsgesetz in dem gesetzgebenden Körper hielt. Darin wurde durch den Mund des Grafen Morny officiell bekräftigt, daß, nach den eingelaufenen Berichten, in den geheimen Gesellschaften auf allen Puncten Frankreichs die Parole verbreitet gewesen: es werde am 14. Januar eine revolutionaire Bewegung in Paris losbrechen! Ueberraschend genug ist in diesem Bericht Seiner Excellenz auch einmal wieder von den „Rothen" die Rede. Im Kaiserreich waren alle Farben so stark durcheinander gewaschen worden, daß der politische Regenbogen nur noch Grau in Grau sich malen konnte, und am allerwenigsten hatte man eine Vorstellung davon behalten, wie die Rothen im Lande noch aussahen. Jetzt erfuhr man, daß das neue Gesetz vornehmlich gegen die Rothen gegeben worden sei. Es scheint dies zum Theil gegen jede Klugheitsmaaßregel zu sein, welche befiehlt, daß man den Teufel nicht an die Wand mahlen solle. Aber Graf Morny versichert ganz laut, daß die Rothen bereits vor der Thür seien. Er ruft: die Rothen sollen es sich gesagt sein lassen, daß sie uns Alle auf ihrem Wege

finden sollen, ehe sie zum Herzen der französischen Gesellschaft gelangen!

Merkwürdig ist, daß Graf Morny auch bei dieser Gelegenheit die Socialisten nennt, und zwar gerade bei diesem Namen, der sonst im Kaiserreich einen gewissen geheimnißvollen Nimbus behalten hatte. Denn man sagte sich oft, daß der Kaiser selbst in einem eigenthümlichen Verhältniß zu dem Socialismus stehe und durch seine Brotpolitik wie durch seine providentielle Fürsorge für die Arbeiter bereits den Anfang mit neuen socialen Versuchen und Organisationen gezeigt habe. Neuerdings aber scheint es, daß man dies Spiel, welches einige seltsame magische Lichter auf die Zukunft warf, doch nicht minder bedenklich gefunden habe, als das mit den Ideen von 1789. Denn Graf Morny, der bei dieser Gelegenheit schwerlich seine Vollmachten überschritten haben wird, durchbricht jetzt jede fernere Koketterie mit dem Socialismus auf eine fast grobe Weise. Wenigstens kann man nicht sagen, daß Er, der sonst ein so cavaliermäßiger Viveur ist und nicht leicht die guten Formen verletzen wird, den Socialisten mit besonderer Feinheit den Stuhl vor die Thür gesetzt habe. Er wirft ihnen vor, daß auch die übertriebenste Freiheit ihnen nicht genügen könne, daß keine Verzeihung sie beschwichtige, und daß sie Frankreich bereits mit einem

geheimen Netz umgeben hätten, dessen Zweck nur verbrecherisch sein könne, und daß es eine Schwäche voll der größten Gefahren wäre, sie im Schatten conspiriren zu lassen!

Es sind also vorzugsweise die Socialisten, deren Geheimbünde in Frankreich neuerdings sich so ausgedehnt und befestigt haben müssen, daß es nicht mehr möglich ist, sie in dem kaiserlichen Programm zu behalten. Auch auf die geheimen Umtriebe der Orléanisten und Legitimisten spielt Morny an, um die Nothwendigkeit des neuen Gewaltgesetzes zur Sicherung der kaiserlichen Gesellschaft darzuthun. Aber eine eigentliche Wichtigkeit wird dabei nur noch der legitimistischen Partei beigemessen. Diese Partei wird jedoch principiell sehr gut und sehr zeitgemäß mit dem Zuruf abgefertigt: „Heute, wo die Gesellschaften nicht mehr den Aberglauben des göttlichen Rechtes haben, ist die erste Bedingung der Erblichkeit der Besitz!" Mit einer gewissen Geringschätzung werden die Orléanisten behandelt, denen eine versteckte Arglist, mit welcher sie sich bei Seite halten und im Lande gefährliche Illusionen zu nähren wußten, zum Vorwurf gemacht wird. Es sieht so aus, als wolle man es beiden, den Legitimisten und den Orléanisten, ganz allein überlassen, sich bei der vorkommenden Gelegenheit durcheinander abzuthun.

Aber wer konnte denken, daß die kaiserliche Regierung so bald genöthigt sein würde, mit dem Socialismus als System zu brechen? Es ist möglich und im Interesse der europäischen Ordnung wünschenswerth, daß es dem Kaiser gelingen wird, die geheime Organisation der Socialisten, welche durch ganz Frankreich geht, niederzuwerfen. Aber die socialistischen Umtriebe des Geldes und des Capitals, die unter der Aegide Louis Napoleons mehr als je entfesselt wurden, und die eine zuletzt jeder Regierung schädliche Dissolution aller Klassen hervorgerufen haben, werden nicht so leicht wieder in ihre Gränzen zurückzuführen sein. Louis Napoleon hatte aber auch auf diesem Gebiet eine Entdeckung gemacht, die eine sehr bedeutungsvolle für die ganze Entwickelung der Gesellschaft ist und ihm zugleich die größten Vortheile für seine Machtinteressen sicherte. Es war dies die von ihm aufgerufene Association des kleinen Capitals, wodurch der Kaiser für den orientalischen Krieg ungeheure Summen zu finden vermochte, die er aus den Händen der Banquiers, in denen früher das Capital concentrirt war, niemals erhalten haben würde. Louis Napoleon hatte das Börsenspiel nicht nur zu seiner äußersten Wildheit aufgereizt, in der seine nächsten Freunde, wie Morny, Persigny und Andere die Hauptführer dieser neuen Geld-Orgien

wurden, er suchte die Uebermacht der Börse auch wieder zu vernichten, indem er sich schon bei der letzten Anleihe im orientalischen Kriege unmittelbar mit dem Publikum in Verbindung zu setzen wußte, und jeden kleinen Mann, der seinen geringen Geldvorrath zweckmäßig anlegen wollte, zu sich heranrief. Wie es überhaupt im System des Napoleonismus lag, die feudale Gewalt des großen Capitals zu brechen, und an die Stelle desselben den Alles verallgemeinernden Industrialismus zu setzen, so mußte die Association des kleinen Capitals erst vollends zu einer neuen socialen Umwandlung der Gesellschaft hindrängen. Eine ganze Nation von Speculanten, wie das kaiserliche Frankreich unter den Händen Louis Napoleons zu werden schien, kann sich nicht mehr lange in der alten sittlichen und gesetzlichen Gliederung der Verhältnisse erhalten. Das nicht mehr zu berechnende Schieben und Drängen des Geldes, das Besitz und Vermögen auf allen Punkten verstreut und für alle Verhältnisse die organischen Bedingungen ändert, wird zum eigentlichen Hebel des Socialismus. Der Socialismus ist die Abänderung der gesellschaftlichen Zustände nach dem freien Bedürfniß jedes Einzelnen, und wenn schon das Zusammenwirken der kleinen Capitalien wie spielend diese ungeheuren Ergebnisse hervorruft, daß jeder

Einzelne dabei reich wird und im Ganzen die großartigsten Welt-Unternehmungen davon bestritten werden können, so liegt der Gedanke nahe, daß es überhaupt nur einer Association der individuellen Kräfte bedarf, um der Gesellschaft eine ganz andere Gestalt zu geben.

Die Regierung Louis Napoleons konnte daher, wenn sie folgerichtig weiterschritt, nur den Socialismus zu ihrem letzten Ausgangspunct haben. Es konnte dies aber nicht zu den Friedensträumen des Kaiserreichs gehören, denn der Socialismus ist nichts als die neue Revolution, die um so gefährlicher auftreten wird, weil sie nicht mehr, wie die früheren, sich in irgend einer politischen Verfassungsform verbeißen und abfinden lassen wird. Die Socialisten, die Louis Napoleon jetzt bereits als die rothen Infusorien des Kaiserreichs erkennt, und die plötzlich überall sitzen und schon den Boden unter den Füßen forttragen zu wollen scheinen, wollen keine politische Verfassung mehr, und sie wollen auch das Kaiserreich nicht. Aber ihre Macht muß neuerdings in einem ungeheuren Wachsthum begriffen gewesen sein, weil ein besonderes Repressiv-Gesetz, welches den französischen Kaiserstaat auch in seinem politischen Ansehn gänzlich verändert und niederschlägt, gegen sie nöthig erachtet worden ist. Zugleich wird für den neuen Mi-

nister des Innern ein außerordentlicher Credit von bedeutendem Belange auf das Budget von 1858 gesetzt, um die geheimen Ausgaben im Interesse der allgemeinen Sicherheit zu bestreiten.

Alle diese Umstände machen darum einen so außerordentlichen Eindruck und haben einen fast unbegreiflichen Charakter, weil das Kaiserthum plötzlich den Entschluß gefaßt hat, fortan nichts als ein Polizei- und Militair-Staat zu sein, und eine Art von Belagerungs-Zustand gegen das Innere der Gesellschaft zu kehren. Die Gültigkeit des neuen Gesetzes ist zwar nur auf die Dauer von sieben Jahren gestellt worden, aber für ein Ausnahmegesetz ist dies schon eine unendlich lange Frist, denn wer sieben Jahre lang in einem Kerker gesessen, hat dadurch schon seine ganze Lebensphysiognomie verändert. Das Kaiserthum zieht aber auch die militairischen Zügel der Herrschaft straffer und systematischer als jemals an. Die gleichzeitig erfolgte Eintheilung der französischen Armee in fünf große General-Commandos ist die ungemein praktische Ergänzung zu dem Ausnahmegesetz, welches schon die leisesten Keime und Spitzen einer aufständischen Bewegung finden und bewältigen will. Wenn aber dennoch, worauf sich die kaiserliche Regierung jetzt jeden Augenblick gefaßt machen zu wollen scheint, ein Aufstand losgebrochen

iſt, ſo ſollen die fünf neuen Militair-Commandos, in welche Frankreich jetzt eingetheilt iſt, dazu dienen, die verſchiedenen Garniſonen ſchnell auf beſtimmten Puncten zu concentriren und dadurch einen wirkſamen Widerſtand gegen die Volkserhebung zu bieten.

Die Hauptquartiere der fünf Obergenerale, zu denen die Marſchälle Magnan, Canrobert, Bosquet, Caſtellane und Baraguay d'Hilliers vom Kaiſer ernannt wurden, ſind nach Paris, Nancy, Lyon, Toulouſe und Tours gelegt. In jedes dieſer Commandos iſt eine beſtimmte Anzahl der Departements Frankreichs eingeordnet, und die militairiſche Umſtrickung der geſammten Bevölkerung verbindet ſich dadurch auf eine ganz ſyſtematiſche Weiſe mit der politiſchen Adminiſtration des Landes. Eine der wichtigſten Beſtimmungen dieſer Commandos iſt die, daß bei ausbrechenden Unruhen dieſe höheren Befehlshaber (commandants supérieurs) ſchon aus eigenem Antriebe die Truppenbewegungen und Zuſammenziehungen, welche ſie für nöthig erachten, vornehmen können.

Die Grundlagen dieſer neuen Organiſation wurden vom Kaiſer ſelbſt aufgeſtellt, und als Hauptbedingung dabei angegeben, daß die in ſo verſchiedene Garniſonen zerſtreuten Truppen Frankreichs, welche über die Oberfläche des Kaiſerreichs ungleichmäßig

vertheilt ſind, im geeigneten Augenblick in ſtärkeren Gruppen raſch in der Hand eines einzigen Führers vereinigt werden könnten und ſich ſo in der Lage befänden, auf allen Punkten die öffentliche Ordnung und die Sicherheit des Gebiets außer Gefahr zu ſtellen. Das ſonſt in Frankreich beſtehende Syſtem der territorialen Militair-Diviſionen, deren es einundzwanzig giebt, iſt dabei nicht berührt worden, nur ſtehen die commandirenden Generale derſelben zu den neuen Oberbefehlshabern in einem unmittelbaren Verhältniß der Abhängigkeit, und empfangen von ihnen ihre Einwirkung und Beſtimmung. Die Autonomie aber, in welche die fünf Großwürdenträger der Armee bei den wichtigſten Gelegenheiten geſetzt ſind, giebt ihnen eine gefährliche Machtſtellung, die in jedem Staat, in dem es ſich außerdem noch um bürgerliche und geſellſchaftliche Intereſſen und um die Welt des Individuums handelt, eine überragende und erdrückende werden muß. Die Kämpfe der Prätorianer-Häuptlinge um ein zuſammenſtürzendes und thronlos gewordenes Cäſaren-Reich ſtellen ſich uns dabei unwillkürlich vor Augen.

Die Anhänglichkeit der Armee an den Kaiſer und an den napoleoniſchen Namen hat ſich zwar auch bei Gelegenheit des Attentats vom 14. Januar wieder auf die glänzendſte Weiſe bethätigt. Die hin-

gebungsvollen und ſchwungreichen Adreſſen, welche die einzelnen Körper der Armee an den Kaiſer gerichtet, haben ihm, der dies Mal über alle Erwartung unruhig geworden war, gewiß in ſeinem Herzen wohlgethan. Die Erbitterung gegen England war in dieſen Adreſſen vielleicht zu ſtark aufgetragen, aber dies konnte bei den heimlichen Spitzen, welche ſtets in der engliſch-franzöſiſchen Allianz ſtecken werden, gar nicht ſchaden. Aber einen anderen Umſtand hätte der Kaiſer gern noch lebhafter und allgemeiner gerade in dieſen Militair-Adreſſen herausgearbeitet geſehn, nämlich die Hindeutung auf ſeinen kleinen Sohn als Thronfolger im Kaiſerreich. Die Militairkörper haben ſich zwar mehrfach, ohne Zweifel auf höhere Veranlaſſung, in enthuſiaſtiſchen Hindeutungen dieſer Art ergangen, und bereits auf den Schild geſchlagen, auf dem ſie den Prince Impérial Louis Napoleons in die Höhe heben würden. Aber man hat erfahren, daß dies dem Kaiſer nicht genug geweſen. Er hatte mehr erwartet, beſonders da derartige Kundgebungen auf der Seite der bürgerlichen Bevölkerung noch weniger lebhaft hervorgetreten waren.

Dem Kaiſer war in dieſem merkwürdigen Moment durchaus danach zu Muthe, ſein Haus zu beſtellen. In dieſer Stimmung hat er die Einſetzung einer Regentſchaft beſchloſſen, eine politiſche Vorſichts-

mir und in mir! Ich bin glücklicher geworden! Ich bin ein frohes, ausgesöhntes Geschöpf, froh mit den Menschen und fröh mit Gott, froh mit meinem ganzen Leben! Froh möchte ich auch nun einmal mit dem Freunde sein, mit dem ich so gern Gefühl um Gefühl, und Wort um Wort wechsele!

Und mein armer Vater, der nach einem finstern selbstquälerischen Leben durch einen finstern Tod so plötzlich fortgerafft wurde, sprach noch in seinen letzten Lebensstunden viel von Dir! Er hatte den Casanovo nie vergessen können, und staunte noch immer still in sich über das Unbegreifliche und Ungeheuere, was Du ihm davon vorerzählt haben mußt. In seinen unruhigen Träumen phantasirte er davon, schlafend und wachend nannte er den Namen. Auch hoffte er noch immer, daß Du einmal eines Abends unversehens wieder in unsere Stube treten würdest, um ihm über Manches, wonach er Dich fragen wollte, Auskunft zu ertheilen. So schied er endlich in einem völlig bewußtlosen Zustande ab, der gute arme freudlose Mann, und ich weinte

maaßregel, die er gleich bei der Geburt ſeines Sohnes auf eine bei weitem weniger auffällige Weiſe hätte anordnen können. Aber damals, vor anderthalb Jahren, ſchien der kaiſerliche Horizont noch ganz unumwölkt über ihm zu bläuen. Ob ſich der Kaiſer jetzt mehr, als nöthig iſt, den Anſchein giebt, daß die Verſchwörung gegen ſeinen Thron feſten Fuß im Lande gefaßt habe, und warum er einen ſolchen Schein plötzlich ſogar im Uebermaaß erweckt, läßt ſich bei der Undurchdringlichkeit ſeines Charakters und ſeiner Abſichten nicht klar erkennen. Man müßte ſchließen, daß es ſchon vor anderthalb Jahren nicht viel beſſer geſtanden habe, wenn man das furchtbare Wort geleſen, das General Espinaſſe in dem Rundſchreiben, womit er ſein Miniſterium begann, gebrauchte. „Frankreich hat ſich ſeit ſechs Jahren einem übermäßigen Vertrauen hingegeben!“ ruft der Mann des Schwertes den Franzoſen zu.

Ein übermäßiges Vertrauen, der Nation zum Kaiſer, oder des Kaiſers zur Nation? Ein größeres Räthſel hat eine politiſche Situation wohl kaum jemals dargeboten.

In dieſem Augenblick ernennt Louis Napoleon die Kaiſerin zur Regentin, und „für den Fall ihres Nichtvorhandenſeins“ zu Nachfolgern derſelben in der Regentſchaft die franzöſiſchen Prinzen nach der Ordnung

der Thronfolge. Zugleich ſetzt er für dieſen Zweck einen Geheimen Rath ein, welcher, „mit Hinzuziehung der beiden, nach der Ordnung der Thronfolge dem Thron zunächſt ſtehenden franzöſiſchen Prinzen," ſchon durch die bloße Thatſache, daß der neue Kaiſer minderjährig zur Regierung gelangt, Regentſchaftsrath wird. Doch behält ſich Louis Napoleon in derſelben Botſchaft, womit er den in den Regentſchafts-Rath ſich verwandelnden Geheimen Rath einſetzt (vom 1. Februar 1858) vor, daß dieſer Regentſchafts-Rath nur dann eintreten ſoll, wofern der Kaiſer nicht „in jenem Augenblick durch öffentlichen Act einen andern ernannt habe." Und was iſt das für ein Augenblick, „jener Augenblick?" Wenn ſein Sohn minderjährig zur Regierung gelangte, kann dann Louis Napoleon ſelbſt noch in der Lage ſein, durch einen „öffentlichen Act" zu wirken? Es ſcheint dabei nicht nur der Tod des Kaiſers, ſondern der mögliche Moment ſeiner Abdankung zu Gunſten des Prince Impérial vorgeſehen. Auch in einer die Dynaſtie ſichernden Weiſe abzudanken, iſt oft unmöglich, wenn das Chaos der letzten Dinge hereinbricht. Louis Philipp vermochte nicht mehr zu Gunſten ſeines Enkels unter der Regentſchaft der Herzogin von Orléans abzudanken. Sein Fuß ſtand ſchon mitten in den Wogen der Revolution, als er es zu ſpät wollte. Ebenſo wenig

konnte Napoleon I. ſich noch Gehör verſchaffen, als er im Sturz der letzten Situation ſeine Krone auf Napoleon II. übertrug. Solche Momente gehören dem Schickſal an, und Napoleon III., welcher den Muth hat, Alles zu denken und Alles zu erwarten, glaubt vielleicht auch durch ſichere und planmäßige Vorbereitungen den fatalen Moment der Zukunft meiſtern zu können.

Die Bildung des Geheimen Raths hat aber ebenfalls ihre Geſchichte. In dem urſprünglichen Entwurfe wurden, wie man mit Beſtimmtheit erfährt, die Prinzen Jerôme und Napoleon als Mitglieder des Geheimen Raths namentlich aufgeführt. An dieſer Ernennung ſchien auch gar nicht gezweifelt werden zu können, und eben wollte ſich der Staatsminiſter Fould in den Senat begeben, um demſelben den Entwurf zu überbringen, als aus dem Palais Royal die beſtimmte Forderung anlangte, jene beiden Namen zu ſtreichen. Die Ueberraſchung darüber ſoll beim Kaiſer nicht gering geweſen ſein. Die Situation zeigte ſich damit auch nach dieſer Seite hin mit einer gewiſſen Verwirrung behaftet. Die Prinzen Jerôme und Napoleon verweigerten offenbar ihre Mitwirkung für den entſcheidenden Moment, oder lehnten es ab, von vornherein ſich dafür verantwortlich zu machen, daß die napoleoniſche Thron-

folge nach den Wünſchen des Kaiſers geregelt und zur Ausführung gebracht würde. Es giebt in dieſer Beziehung eine bedeutende Lücke in der Kenntniß der kaiſerlichen Hofverhältniſſe, die bisher nur durch Vermuthungen und durch einzelne Anzeichen ausgefüllt werden konnte, welche letzteren ſich freilich ſchon zu einem ſehr ſprechenden Bilde zuſammenſetzen ließen. Das Regentſchaftsdecret wurde daher in aller Eile umgearbeitet, und wenigſtens die Namen der beiden Prinzen mußten daraus weggenommen werden. Da jedoch ſchon früher im Senat davon Mittheilung geſchehen war, ſo würde ſich der Kaiſer ein Dementi vor dem ganzen Lande gegeben haben, wenn er auf eine gänzliche Abänderung der einmal getroffenen Beſtimmungen hätte eingehen wollen. Es wurden daher in dem Decret über den Geheimen Rath zwar die Namen der Prinzen geſtrichen, aber in der Phraſe daß der Geheime Rath „unter Hinzuziehung der beiden nach der Thronfolge-Ordnung nächſten franzöſiſchen Prinzen“ einſt Regentſchaftsrath werde, blieben ſie gleichwohl eingefügt. Seitdem müſſen aber perſönliche Verſtändigungen zwiſchen dem Kaiſer und dem Prinzen Jerôme ſtattgefunden haben, denn Jerôme willigte bald darauf ein, zum Präſidenten des Geheimen Raths in Stellvertretung des Kaiſers ernannt zu werden, wie er ſich auch durch ein neues De-

cret mit dem Rechte bekleiden ließ, den Sitzungen aller Conſeils, mithin auch des einſtigen Regentſchafts-Conſeils, beizuwohnen. Der Name des Prinzen Napoleon Bonaparte figurirt dagegen durchaus nicht als ſolcher unter den Mitgliedern des Geheimen Raths, welchen der Kaiſer, wie er ſich in der Botſchaft an den Senat ausdrückte, aus den „Männern ſeines Vertrauens, die über die großen Staats-Angelegenheiten um Rath gefragt werden ſollen," zuſammengeſetzt hat. Dieſe Mitglieder ſind der Herzog von Malakoff, der Staatsminiſter Herr Achill Fould, der Herr Präſident Troplong, der Graf Morny, der Herr Präſident Baroche, der Graf von Perſigny.

Es verſteht ſich, daß dieſe Details das außerordentlichſte Aufſehen in Paris erregten, und zu den wichtigſten Anzeichen einer neuen Epoche des Kaiſerreichs gerechnet wurden. Beſonders iſt dadurch die Stellung des Prinzen Napoleon zum Kaiſer von Neuem der Gegenſtand der eigenthümlichſten Combinationen geworden. Die rein demokratiſche Farbe des Prinzen Napoleon hatte ſich vielleicht bisher noch nie ſo ſtark ſchattirt, als durch die ſchweigende und zurückhaltende Stellung, welche er gerade in dieſem Augenblick, wo Alles im Kaiſerreich auf dem Spiele zu ſtehen ſchien, an den Tag legte. Auch mußte ſein vertrautes Verhältniß mit Billault, dem abgetretenen

Minister des Innern, bei dieser Gelegenheit zur Sprache kommen. Billault, von Hause aus Advokat und Publizist, verdiente sich seine Sporen in dem alten National unter Armand Carrel und Godefroy Cavaignac, und gehörte als Mitglied der Louis-Philippschen Deputirtenkammer erst der Opposition Barrot und dann der Opposition Thiers-Molé an. Die Februar-Revolution machte ihn zum Royalisten, in welcher Farbe er in der Assemblée sein parlamentarisches Talent spielen ließ. Dann reizten ihn die neuen Dinge der napoleonischen Partei, und er wurde an den Dienst des Kaisers gefesselt. Aber unter allen diesen Metamorphosen, die nur seine äußerliche Haut betrafen, barg er stets den heimlichen Kern des Radicalismus mit einer zähen Festigkeit. Seine Verbindung mit dem Prinzen Napoleon beruhte auf dem Glaubensartikel, daß die festeste Stütze des kaiserlichen Throns die rein demokratische Partei sei. Doch war Billault schon vor dem 14. Januar nicht mehr ganz der Mann des Systems. Man begreift, daß er die neue Epoche des Kaiserreichs nicht mehr mitmachen konnte, und es darum vorzog, seine Entlassung zu nehmen. Wo werden aber für diese neue Epoche die staatsmännischen Fähigkeiten herkommen, da die Morny's, die Persigny's, die Troplong's, die Malakoff's doch unmöglich Alles werden bestreiten können, was dazu gehört, um eine große Nation zu ruiniren?

Den Kaiſer ſelbſt finden wir bei dieſem wunderbaren Wendepunct der Dinge in einer Stimmung, wie wir ſie früher ſeinem Charakter nicht für angemeſſen gehalten haben würden. Louis Napoleon ſoll von ſich ſelbſt geſagt haben, daß er immer nur durch Phlegma zur Kühnheit gelange, und man ſchreibt ihm das allerdings tiefſinnige Wort zu, welches er mitten in den unruhigſten Bewegungen von 1848 fallen gelaſſen haben ſoll: „l'avenir est aux apathiques!“ Wenn nach dieſem Wort den Leidenſchaftsloſen die Zukunft gehört, ſo möchte uns die Zukunft Louis Napoleons faſt nicht mehr ſo ſicher erſcheinen, denn Louis Napoleon hat jetzt zum Erſtenmal auf ſeiner ganzen Laufbahn die Apathie verläugnet, und iſt leidenſchaftlich geworden! —

Im Februar 1858.

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Alexstr. 9.

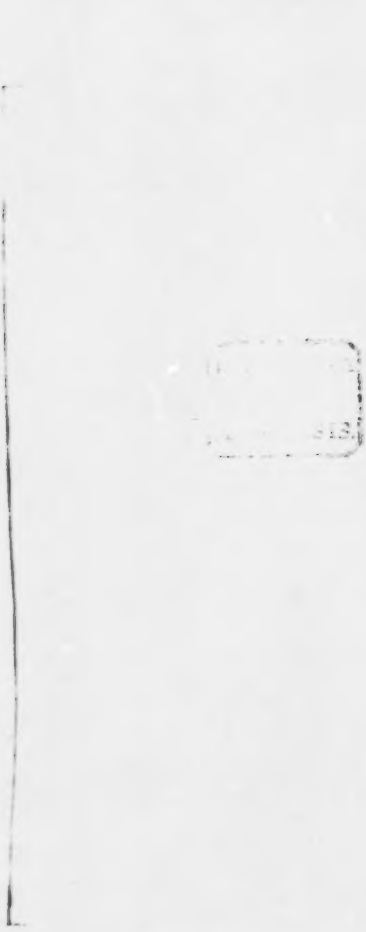
Robespierre.

Von

Theodor Mundt.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.



Inhalt des Ersten Bandes.

Erſtes Buch. Das Volk auf dem Marsfelde.

Seite

I. Der Altar des Vaterlandes 3
II. Das Volk gegen den König 37
III. Das Feſt auf dem Marsfelde 49
IV. Marie Roland und der Arbeiter 65
V. Die Blutfahne 80
VI. Robespierre 93
VII. Die Rückkehr vom Marsfelde 113

Zweites Buch. Robespierre und Eleonore.

I. Die Familie Duplay 187
II. Robespierre's Geburtstagsgeſchenke 200
III. Erinnerungen aus der Vaterſtadt Arras . . 221
IV. Marie Antoinette und Barnave 246
V. Der Schwur des Königs 282
VI. Die Triumphatoren 311

herzliche Thränen an ſeinem Hügel, den ich noch ſelbſt mit dem hoffnungsvollen Grün bekleiden half. Er hatte mich nie, vielleicht auch nicht ein einziges Mal in ſeinem Leben geliebt, und ich ſchauerte recht in meiner innerſten Seele zuſammen, wenn ich daran gedachte. Und doch kam ich mir nun noch einſamer und verlaſſener in der Welt, ja troſtloſer vor, ſeitdem ich nicht mehr für ihn zu ſorgen, mich nicht mehr vor ihm zu ängſtigen, mich nicht mehr gegen ihn zu verſtellen hatte. Mein Verhältniß zu ihm war immer das der innern Furcht geweſen, aber jetzt empfand ich es, wie in der Furcht auch die Liebe eine heimliche, leiſe wärmende Stelle gehabt. So kann uns etwas genommen werden, was wir ſelbſt kaum beſeſſen zu haben glauben.

Wie mein Schickſal dann ſich wandte, wie ich, eine lebensluſtige Pilgerin, mein heimiſches Dorf wieder verließ, wie ich die bisher mir fremdgebliebenen Verwandten gefunden und hier in München von den beſten, herrlichſten Menſchen in einem ſchönen häuslichen Kreiſe aufgenommen worden bin, — dies

Erstes Buch.

Das Volk auf dem Marsfelde.

I.

Der Altar des Vaterlandes.

Der Morgen des siebzehnten Juli 1791 war ein heiterer klarer Sonntagsmorgen. Ein blauer Himmel spannte sich über der großen Ebene des Marsfeldes aus, zu dem man heut schon in der Frühe einzelne Volkshaufen, die einen eigenthümlichen Charakter verriethen, von verschiedenen Seiten der Stadt heranziehen sah.

Diese meistens still und behutsam ankommenden Schaaren schienen aus allen Klassen der Pariser Bevölkerung zu bestehen. Bürger und Arbeiter von Paris, zum Theil mit ihren Frauen und Kindern, vereinigten sich darin mit vielen besser gekleideten Personen, unter denen man die hervorragendsten Mitglieder der Clubs und der politischen Gesellschaften der Hauptstadt erkannte, zu einer bunten Gemeinschaft.

Auch viele Bewohner der umliegenden Ortschaften und Dörfer von Paris hatten sich in ihrem prangenden Sonntagsstaat dieser Bewegung angeschlossen, die auf einen feierlichen Aufzug berechnet zu sein schien, aber ohne Zweifel bereits unterwegs eine hindernde Störung erfahren hatte.

Es ließ sich dies aus dem zerstreuten und allmähligen Erscheinen der einzelnen Gruppen, zum Theil auch aus den verstörten und erbitterten Mienen, wie aus einzelnen Ausrufungen, die in der Masse hin und her flogen, auf die seltsamste Weise entnehmen. Aber Niemand trug Waffen, Niemand war mit irgend einem Werkzeug, das zum Angriff oder zur Gegenwehr hätte dienen können, versehen, wie auch die sonntägliche Kleidung, in der die Meisten der Ankommenden erschienen, nur auf den friedlichen und heitern Zweck dieser Versammlung hindeuten mochte.

In der Mitte des Marsfeldes, welches an dem äußersten Westende von Paris an den Ufern der Seine gelegen ist, erhob sich der Altar des Vaterlandes, der im vorigen Jahre fast um dieselbe Zeit in einem großartig aufgeführten Achteck hier erbaut worden war, und damals, an dem großen Feste des Vaterlandsbundes und der Nationalverbrüderung, zur

Ableistung jenes feierlichen Eides gedient hatte. Das Marsfeld hatte seitdem den Namen des Bundesfeldes erhalten, und der Altar des Vaterlandes stand noch aufgerichtet in seinem bedeutungsvollen Bau, wie er damals den Bundesschwur des ganzen Volkes und das Gelöbniß des ewigen Einheitsbandes zwischen dem König, dem Gesetz und der Nation an seinen Stufen entgegengenommen.

Dieser Altar war auch heut das Ziel, dem sich alle Ankommenden zuwandten, und wo sich schon seit dem früheren Morgen eine Anzahl fremder und räthselhafter Personen, die den aus Paris anlangenden Schaaren gänzlich unbekannt waren, eingefunden hatten.

Diese Gestalten erschienen den einzelnen Volkshaufen, die sich dort zu sammeln begannen, um so unheimlicher, da sie die schweigenden Beobachter aller Vorgänge zu sein schienen und mit ernsten zurückhaltenden Mienen die heranziehenden Volksmassen musterten. Man begann sich unterdessen gruppenweise um den Altar aufzustellen, um in Ruhe zu erwarten, bis durch die Nachkommenden, die aus der Stadt und der Umgegend erwartet wurden, die Versammlung zahlreicher geworden wäre. Einige hatten sich behaglich auf den Stufen des Altars

niedergelassen und begannen dort mancherlei Stärkungen zu sich zu nehmen, welche von Mutter Moreau, einer beliebten Volksrestaurantin von bedeutendem Ruf, bereits mit großem Eifer aus ihren überfüllten Körben dargereicht wurden.

Warum kommt Ihr prächtigen Jungens denn alle so vereinzelt angeschlichen? fragte Mutter Moreau einen jungen Arbeiter, der sich ein Glas von ihrem besten Cidre einschenken ließ, indem sie ihn aus ihren leutseligen Augen unwiderstehlich anlächelte. Meiner Treu, einen großen unübersehbaren Zug meiner Franzosen habe ich erwartet, und für Alle habe ich ohne Unterschied des Ranges und Standes dieselben schönen und süßen petits gateaux mitgebracht, die früher nie so gut gebacken worden sind in Paris, als jetzt in den Zeiten der Freiheit. Und wenn wir erst den König gerichtet haben, wie er es seit seiner Flucht um uns verdient hat, so werden meine Kuchen noch immer besser werden, Ihr könnt Euch darauf verlassen, und der Cidre wird schäumen, daß Ihr Euch alle fünf Finger danach lecken sollt. Aber ich denke, Ihr Windbeutel wolltet das Alles heut auf dem Marsfelde richtig machen, und dazu ist die große Versammlung heut ausgeschrieben, damit das ganze Volk auf dem Altar

des Vaterlandes eine Schrift unterzeichnet, die den König seiner Stelle entsetzen und ihn als Verräther und Eidbrüchigen brandmarken soll! Aber setzt sage mir Einer, ob diese ausgemachten Hasenfüße noch meiner schönen Kuchen und meines unvergleichlichen Cidre würdig sind? Statt daß sie ankommen sollen wie eine fürchterliche Gewittersäule, die in Einem fort von dem Bastilleplatz bis zum Marsfelde reicht, naht Ihr Euch wie ein Trupp von Schafen, die auseinander gesprengt sind, weil es irgendwo geblitzt und gedonnert hat.

Ihr sagt beinahe das Richtige, Mutter Moreau, entgegnete der junge Arbeiter, auf dessen ehrlichem Gesicht sich eine aufrichtige Betrübniß malte. Aber als wir uns heut Morgen auf dem Bastilleplatz sammeln wollten, und dort der ganze Zug des Volkes sich bilden sollte, fanden wir den Platz von der Nationalgarde besetzt, und das Rendezvous des friedlichen Volkes wurde mit Waffengewalt gehindert. Die Antonsvorstadt war bereits durch diese Knechte der Gewalt abgeschnitten, und wir sahen ein, daß sich Verrätherei und Trug über uns zusammengezogen hatten. Es blieb uns daher nichts weiter übrig, als in vereinzelten Abtheilungen und auf verschiedenen Wegen zu gehen, und der Entschluß dazu wurde

ſtillſchweigend und übereinſtimmend von allen Gliedern des Volkes gefaßt!

Mutter Moreau ſchüttelte auf eine höchſt bedenkliche Weiſe ihr ſtattliches Haupt und vergaß faſt, den Anforderungen neuer, zu ihr herantretender Kunden zu entſprechen. Dann ſchnallte ſie das Cidre-Faß feſter auf den Rücken und nahm ihre beiden Traglörbe, an jeden Arm einen, indem ſie ſich damit, nachdenklich hinſchlendernd, zu dem Altar des Vaterlandes begab. Auf die erſte Stufe deſſelben tretend, ſchaute ſie tiefſinnig und in düſterm Nachdenken über das weite Marsfeld hin, in deſſen Staubwirbeln, die von der immer neu heranziehenden und ſich unaufhörlich vergrößernden Volksmenge verurſacht wurden, ſie die nächſten Ereigniſſe der Zukunft leſen zu wollen ſchien.

Plötzlich hörte man aber die Sibylle des Cidre einen lauten gellenden Schrei ausſtoßen. Mit einem Sprung des Entſetzens hüpfte ſie in die Höhe, ihre Körbe fallen laſſend, deren ganzer Waaren-Vorrath verſchüttet an der Erde lag, während ſie ſelbſt in einer Anwandlung von Ohnmacht an dem Buſen eines ſtarken Ouvrier lehnte, der ſich mit großmüthiger Zärtlichkeit der zuſammenſinkenden Mutter Moreau als Stütze dargeboten hatte.

Die ungemein kräftige und coloſſale Natur, durch welche die Reſtaurantin des Volkes ſich auszeichnete, geſtattete ihr jedoch ſehr bald wieder, ſich zu erholen, und über die Urſache ihres Schreckens den ſie beſtürmenden Freunden das wunderbarſte Bekenntniß abzulegen.

O meine Freunde, rief ſie mit ſchauerlicher Stimme, es hat mich plötzlich Etwas von unten herauf gepikt! Deutlich fühlte ich es, wie mir ein ſpitzes Inſtrument an der Wade herauf fuhr, und es war mir, als wenn ſich eine Hand gerade aus der Erde heraus nach mir ausſtreckte, um mich niederzukrallen. Es war eine Geiſterhand, und ſie kam unter der Stufe des Altars hervor, auf der ich geſtanden. Oh, es iſt fürchterlich!

Ein brüllendes Gelächter der Umſtehenden erhob ſich, und obwohl Manche geneigt ſchienen, ſich von der Furcht der Mutter Moreau anſtecken zu laſſen, ſo entſtand doch bald ein allgemeines Ergötzen über dieſen Vorfall, und Niemand hielt es für nöthig, demſelben ernſtlicher nachzuſpüren.

In dieſem Augenblick wurde man aber auf einen jungen Menſchen aufmerkſam, der mit verſtörten Mienen jetzt herangelaufen kam, und auf den Altar hindeutete, den er entſetzt zu fliehen ſchien. Man hatte

Alles ſcheint mir noch ſelbſt ein Wunder, wenn nicht ein Traum. Doch die fortgeſetzten Bekenntniſſe der weltlichen Seele kann und mag ich wenigſtens nicht ſchreiben! Ich bin bei weitem zu glücklich dazu, um viel zu ſchreiben. Ein Weib hat wenig Talent zum Schreiben und zum Darſtellen von der Natur erhalten, und nur, wenn es recht unglücklich iſt, wird es etwas Beſonderes hervorzubringen und zu leiſten verſtehn. Nur ein Weib, das unglücklich iſt, ſollte ſchreiben. Dieſer Gedanke wurde mir neulich an den Briefen der Rahel, die ich geleſen habe, recht deutlich. Sie war eine große Unglückliche, und ebendeßhalb groß als Weib, weil ſie unglücklich war, und ſie ſchrieb den erhabenen Geiſt ihres Unglücks ab in ihren Briefen, und ſchrieb Briefe, wie ſie kein Weib je geſchrieben hat.

Darum will ich Dir die fortgeſetzten Bekenntniſſe der weltlichen Seele, Du daran theilnehmender Freund, erzählten! Erzählen kann ich, aber nur nicht ſchreiben. Meine Lebensgeiſter alle ſind wie

diesen Knaben, der Charles Augier genannt wurde, schon seit dem frühesten Morgen vor dem Altar des Vaterlandes bemerkt, wie er eifrig damit beschäftigt gewesen, die merkwürdigsten Inschriften, die rings um den Altar liefen, und die täglich durch Sprüche und Namenszüge ausgezeichneter Patrioten sich vermehrten, für ein Album zu copiren und abzuzeichnen.

Sein seltsam erregtes Aussehen fällt der Menge auf, und man umgiebt mit dringlichen Fragen den jungen Menschen, dessen feines kluges Gesicht von vorn herein eine gewisse Theilnahme einflößt, und der zugleich Muth und Entschlossenheit in seinem ganzen Wesen verräth.

Charles Augier scheint sich aber nicht aufhalten lassen zu wollen, er sagt, daß er nach Gros-Caillou, einem unmittelbar an das Marsfeld anstoßenden Flecken, sich begeben werde, um dort dem Corps-de-Garde anzuzeigen, was er soeben gehört habe.

Und was in aller Welt habt Ihr denn gehört, junger Mann? fragten unzählige Stimmen auf Einmal, indem man ihn so eng umdrängte, daß er sich nicht weiter zu bewegen vermochte.

Mein Vater trug mir auf, die Inschriften vom Altar des Vaterlandes aufzuzeichnen, erzählte der Knabe hastig, und als ich, alles Andere um mich

her vergeſſend, damit beſchäftigt bin, höre ich plötzlich dicht unter meinen Füßen ein Geräuſch, welches mir dem Ton eines arbeitenden Ouvriers zu gleichen ſcheint. Ich höre jetzt aufmerkſamer und genauer hin, und unterſcheide nun ganz genau den Ton eines Bohrers, der von unten herauf geführt wird, und bald entdecke ich auch an der Stelle, wo ich das Geräuſch vernemmen, eine ſich hin und her bewegende Spitze, die von einer unſichtbaren Hand, welche unter dem Altar verborgen ſein muß, gedreht wird. Ich werde die Wache herbeiholen, denn es muß gründlich unterſucht werden, welche Umtriebe hier vorgehen mögen!*)

Dieſer Bericht, der ſich ſchnell nach allen Seiten des Platzes hin verbreitete, brachte eine große Bewegung unter der jetzt ſchon bedeutend angeſchwollenen Volksmaſſe hervor. Man ſchrie, tobte und lachte durcheinander, Mehrere ſtürzten nach der bezeichneten Stelle hin, um den Altar zu unterſuchen, aber da die Aufhebung einer Planke erforderlich geweſen wäre, um etwas Näheres zu ermitteln, und ſich dazu keine Werkzeuge in der Nähe befanden, ſtand man wieder davon ab und ſchien in Ruhe die Rückkehr des jungen

*) Nach dem Bericht von Santerre in der Nationalverſammlung, bei Buchez et Roux, Histoire parlementaire de la Revolution française. XI. 105.

Augier abwarten zu wollen, der sich inzwischen eiligst entfernt hatte. Selbst Madame Moreau hatte sich wieder mit ihrer ganzen früheren Heiterkeit ihrem wandelnden Geschäftsleben zugekehrt.

Das Gedränge auf dem Marsfelde wuchs bereits so gewaltig an, daß ein unfreiwilliges Schieben und Stoßen der Volksmassen entstand, die von der Militairschule bis zu den Ufern der Seine wie ein wogendes und brausendes Meer sich auszudehnen begannen. Hier und da bildeten sich einzelne Gruppen, in denen die Situation des Tages besonders heftig und eifrig verhandelt wurde, und bereits traten Redner auf, welche stürmische Ansprachen an das Volk hielten und Warnungen vor den ringsum lauernden Gefahren erließen.

Die verdächtige Wahrnehmung auf dem Altar des Vaterlandes schien bereits vergessen zu sein, und man erhitzte sich in der Vermuthung und Ausmalung der schwarzen Intriguen, welche von der Gewalt gegen die heutige Volksversammlung gesponnen seien, und die, obwohl man bis jetzt nichts anzuführen wußte, als die Hinderung des ersten Stelldicheins auf dem Bastilleplatze, doch von Allen in unheimlicher Ahnung und mit einer immer gereizter werdenden Stimmung empfunden wurden.

Unter diesen Rednern, die jetzt das Vorwort zu den Begebenheiten des Tages ergehen zu lassen schienen, war es besonders Pierre Chaumette, ein Student der Medizin, der durch eine flammende Beredtsamkeit und durch gewisse erstaunliche Schlagpointen, womit er seine Hörer bald zum Heulen bald zum Lachen hinriß, das zahlreichste Publikum um sich versammelt hatte. Er war ein Mensch von wunderlichem Aussehn, seine Gestalt war lang und hager, und schien sich furchtsam und schüchtern in sich selbst zusammengedrückt zu haben, während sein Auge ein düsteres Feuer aussprühte und das flammend rothe, mähnenartig auf die Schulter herabfallende Haar ihm einen Ausdruck ungezügelter höhnischer Wildheit gab.

Pierre Chaumette saß auf den Schultern zweier Schustergesellen, welche der Werkstatt seines Vaters angehörten, die ihren starken Körperbau mit vieler Würde zur Tribüne des Volksredners eingerichtet hatten. Der alte Chaumette, ein sehr anerkannter Damen-Schuster aus der Rue St. Denis, der in den Redner-Erfolgen seines Sohnes die größte Freude und Genugthuung zu finden schien, hatte sich zwischen den Beinen seiner Gesellen auf einer Grasstelle niedergelassen und hörte unter dieser sichern Ueber-

dachung, die ihm zugleich Schutz vor dem Gedränge gewährte, den weit über die Ebene hinaus erklingenden Worten seines Sohnes zu.

Volk von Paris! hatte Pierre Chammette mit seinem schmetternden Organ begonnen. Ich will Dir sagen, Du sollst getrost und muthig sein, denn so lange Du Dir selbst getreu bleibst, werden alle Deine Feinde geschlagen werden! Volk von Paris, Dein König war Dir entflohen, am 20. Juni hatte sich Ludwig XVI. aus dem Staube gemacht, um nicht zu Staub zu werden an der neuaufgegangenen Sonne der Freiheit, vor der die Königliche Herrlichkeit in Asche verfallen muß. Viele von uns wurden bestürzt, als sie plötzlich das alte Unglücksnest in den Tuilerien ausgeflogen fanden, wir waren gewöhnt daran, dort den Raubvogel über unsern Häuptern brüten zu sehen, und wie Manchem das Fell juckt, wenn er eines Tages die Prügel nicht bekommt, die er sonst recht regelmäßig und sicher zu empfangen die Ehre hatte, so begannen die Leute unruhig zu werden und sich zu kratzen, sie wußten selbst nicht warum. Holt uns doch den theuern Schmetterling wieder her, sagten diese Leute; früher hielten wir ihn für ein Raubthier, aber seitdem er ausgeflattert ist aus seinen Tuilerien, erscheint er uns als ein

herrlicher Schmetterling, den wir uns wieder einfangen müſſen um jeden Preis. So ſprachen ſelbſt ſolche Leute, die man ſonſt keineswegs als Feinde der Freiheit bezeichnen konnte, welche aber jetzt der Teufel des Königthums, den Viele für einen nicht auszutreibenden Teufel halten, an ihrem Verſtand und ihren Sinnen geblendet hatte. Da wird der König in Varennes verhaftet, ein braver Poſtmeiſter glaubt ſich um das Vaterland verdient zu machen, und hält den theuren Flüchtling bei ſeinen Fittigen feſt. Groß iſt der Schrecken und die Verlegenheit bei uns Allen, daß wir ihn wiederbekommen ſollen, und welche Partei hätte nicht herzlich gewünſcht, daß dem Vielgeliebten ſeine Flucht gelungen ſein möchte. Wer aber ſtrengte ſich beſonders an, unſern Louis wieder in unſere Mitte zurückzuführen? Es war der zweideutig ſchillernde Achſelträger Lafayette, der ein ganzes Heer von Spionen commandirt, und dieſe Spione werden in der Sprache der Verräther die Nationalgarde genannt!

Ein donnerndes, heulendes Bravo erſcholl bei dieſen Worten aus dem Munde Aller, die ihn umſtanden, und man drängte ſich immer zahlreicher von allen Seiten herzu, um den beliebten Volksredner zu vernehmen.

Volk von Paris, fuhr Pierre Chaumette fort, indem er ſeinem heftig ſchreienden Organ plötzlich einen klagenden Accent beimiſchte; welches Unglück war es für uns, daß er wieder zu uns zurückkehren mußte, der bourboniſche Raubvogel, den wir glücklich ſchon über alle Berge glaubten! Gern hätten wir dann auch noch unſre liebe Nationalverſammlung hinter ihm her geſchleudert, vor der er eigentlich ausgeriſſen war, unſer guter Tuilerienbewohner, der arme Louis! Es iſt wahr, ſein Wille iſt nicht der ſchlechteſte geweſen, aber der Geiſt war willig und des Königs Fleiſch war ſchwach! Rührend waren ſogar die Erklärungen, die er bei ſeiner Flucht auf ſeinem Tiſche zurückließ. War es nicht ganz erſtaunlich, was unſer Freund Louis ſich anheiſchig machte, Alles anerkennen zu wollen? Seht den kleinen Demokraten, ſogar die Menſchenrechte, die Abſchaffung der Feudalität, die Volksvertretung in Einer Kammer mit dem Rechte der Steuerbewilligung und mit dem Rechte der Initiative in der Geſetzgebung, die Anklage der Miniſter und das aufſchiebende Veto, wollte er anerkennen! Aber warum ergriff er denn in demſelben Augenblick die Flucht, wo er der Nation dies gnädige Geſchenk ſeiner Zugeſtändniſſe machte? Oh, meine Freunde, er nahm Reißaus, weil er ſehr

wohl fühlte, daß ein König, der A gesagt, auch B sagen müsse, und daß er verpflichtet sei, dem Volke nicht nur seinen ganzen Willen, sondern auch seinen Kopf und Kragen hinzugeben! Das größte Geschenk aber, welches er uns machen konnte, war gleichwohl, daß er sich von uns entfernte. Denn ein Individuum seiner Art verpestet die Volksgesellschaft jederzeit mit schädlichen und irreleitenden Einflüssen. Wo er ist, da wird etwas verdorben, und wo er nicht ist, da wächst die Hoffnung auf Leben und Glück empor! Ich will Euch ein Beispiel erzählen, wie der bloße Anblick der Majestät verderblich wirken kann, und die Gesinnungen der Männer erschüttert und zu Grunde richtet. Ihr wißt es, daß unsre liebe Nationalversammlung drei Commissarien aus ihrer Mitte ausschickte, um den König und die Königin sicher wieder hierher zu geleiten. Das war erstens Barnave, den Gott in seinem Zorn zum Freiheitshelden geschaffen, zweitens Lateur-Maubourg, ein Mann den man achten muß, weil er sich immer mit Würde seiner Gesinnung gemäß benimmt, und drittens der treffliche Pétion, der sich unter den leidigen Verfassungsmachern in jener Versammlung stets als ächten Volksfreund bewährt hat. Lateur-Maubourg und Pétion bewiesen sich zurückhaltend

und ernſt, wie es ihrer Stellung und ihrem Auftrage angemeſſen war, gegen die Königliche Familie. Aber dem Freiheitsmann Barnave geht unterwegs bald ſein weiches Herz über, und unſer ziemlich ſcharfſichtiger Freund Louis erkennt ſofort, was in dem Manne vorgeht. Auf der nächſten Station ladet er ihn ein, mit der Königlichen Familie zu ſpeiſen, und unſer Barnave entwickelt nun plötzlich ſein lange verborgen gebliebenes Talent als Hofmann und Kammerdiener. Er bleibt ehrfurchtsvoll hinter dem Stuhl des Königs ſtehn und wartet Seiner Majeſtät auf, indem er demſelben unaufhörlich das Glas einſchenkt, und alle Verrichtungen eines ſorgſamen Lakaien übernimmt. *) Denn ſo geſchieht es und ſo muß es geſchehen. Die Gefahr iſt immer nahe, mit der Serviette hinter dem Stuhl der Könige zu ſtehn, und damit nicht dem ganzen Volk dieſe Stellung wieder bereitet werde, freute ich mich anfangs, daß er verſchwunden war, und alle ſogenannten frommen Menſchen bat ich, es in ihre Gebete einzuſchließen, daß man ihn niemals wiederfinden möchte, ihn, den König! Aber da man ſich

*) Révolutions de France et de royaume nr. 85.

doch einmal ſeiner wieder bemächtigt hat, ſo verlange ich nun, daß er auch gerichtet werde! Ich verlange, daß Ludwig der Sechszehnte gerichtet werde und die Königin Marie Antoinette mit ihm, aber gerichtet, wie jeder andre Verbrecher gerichtet wird, der als meineidiger Verräther gehandelt!

Eine ungeheuere Bewegung unterbrach hier den Redner. Man wiederholte ſeine letzten Worte mit einem ſtürmiſchen, brauſenden Beifall, und erſchütterte die Luft mit unzähligen Bravorufen, durch welche ſich Pierre Chaumette nicht wenig angeſpornt fühlte, fortzufahren.

Aber, fuhr er mit neuem, geſteigertem Ungeſtüm fort, ſtatt ihn zu richten, ihn, den König, wie man einen Verräther richtet, was hat die liebe Nationalverſammlung geſtern beſchloſſen? Sie hat ein Decret von ſich gegeben, durch welches dem ganzen Volk ins Geſicht hinein erklärt wird: Er, der König, könne wegen ſeiner Entweichung nicht belangt werden, weil er unverletzlich ſei! Vergeblich ſprachen Männer, wie Robespierre, den man hier erſt recht als den wahren Freund des Volkes kennen lernte, gegen dieſe märchenhafte Ausgeburt des Aberglaubens, welche man die Unverletzlichkeit des Königs getauft hat. Die Vernunft und das Intereſſe des

ungeduldig geworden, und halten es nicht lange aus auf dem Papier. Mündlich! Mündlich! Und komm recht bald her, lieber Freund! Wir könnten uns auch vielleicht in Salzburg treffen, wohin ich in vierzehn Tagen mit meinen Verwandten eine Partie unternehmen werde. Es wäre schön, und ich könnte mich dann zeigen, wie mein neuer Lebensmuth auf den Bergen herumspringt und bis in die blauen Wolken hineinklettert.

Soll ich Dir noch hier von München etwas sagen? Du wirst es ja sehen oder hast es vielleicht früher schon gesehn. Die neue Stadt ist schön, reinlich, festtäglich, prächtig, und man kann hier recht gewahr werden, wie eine hübsche Residenzstadt durch Handwerk gemacht wird. Alles ist hier gemacht, aber schön gemacht, und mir fiel sogleich zum Gegensatz die Beschreibung ein, welche Du mir von dem alten, auf seiner Vergangenheit ehrwürdig getragenen Prag damals gesandt. München, wie es jetzt im Werden begriffen ist, steht blank da auf dem ebenen Boden der Gegenwart, und hat fast gar keine Ver-

Volkes konnte am Sterbebett dieſer Verſammlung nicht mehr gehört werden. Viele von Euch, meinen Freunde und Brüder, wurden geſtern, als ſie dieſen Beſchluß vernahmen, herzlich traurig, und ich ſah einzelne Schaaren in die Theater ſtürzen, um an einem ſolchen Tag des öffentlichen Leides jede Vorſtellung zu unterſagen. Ich kann Euch nicht hehlen, daß mich das ganz außerordentlich von Euch gefreut hat! Die durch die Nationalverſammlung gemißhandelte Volksgeſellſchaft wird aber dieſe Wunde heilen, und es hat ſich der wahrhaft ehrwürdige Jacobiner-Club bereits zu ihrem Arzt gemacht! Es giebt nichts Herrlicheres, als die Adreſſe, welche Euch der Jacobiner-Club an die Nationalverſammlung zu richten vorſchlägt, und die Ihr heut auf dem Altar des Vaterlandes unterzeichnen werdet mit den tauſend und aber tauſend Händen des einzig gebietenden Volkes! Darum laßt uns ſofort das heilige Werk der Unterzeichnung beginnen. Die Petition liegt auf dem Altar des Vaterlandes für Euch ausgebreitet, Ihr fordert darin die Nationalverſammlung auf, den König als des Eidbruchs ſchuldig vom Thron zu ſtoßen, und Ihr wißt, daß Euch nachher zur Ausführung dieſes Beſchluſſes der Eid abgenommen werden ſoll! Schreitet alſo raſch voran, denn

es handelt sich hier um eine That, und wenn Ihr wollt, um die erste wahre That Eurer Freiheit! —

Das zustimmende Jauchzen und Rufen, welches diesen letzten Worten des Redners folgte, wurde durch andere Stimmen, die in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit auf einen neuen Gegenstand ablenkten, unterbrochen. Man sah den jungen Augier, der sich zuvor aus dem gegen den Altar des Vaterlandes entstandenen Verdacht fortbegeben hatte, jetzt an der Spitze einer Escorte zurückkehren, die zur näheren Untersuchung des Altars mit Werkzeugen aller Art versehen zu sein schien. Der muthige Charles Augier hatte die von ihm nachgesuchte Hülfe in Gros-Caillou nicht erhalten können, und war von dort nach Paris zum Hôtel-de-Ville geeilt, wo man ihm die hundert Mann Gardes-du-corps, mit denen er jetzt auf dem Marsfelde anlangte, mitgegeben hatte.

Man bemühte sich, den Ankommenden auf allen Seiten Platz zu machen, um sie so schleunig als möglich durch die immer dichter gewordenen Volksmassen hindurch zu dem Altar gelangen zu lassen. Ihnen voran stürzte Charles Augier, mit leuchtenden Augen, eine Axt in der Hand schwingend, mit der er als der Erste ans Werk gehen zu wollen schien. Das Volk drängte in einem festen Knäuel nach,

um den Dingen, die sich ereignen würden, beizuwohnen.

Nachdem am Altar des Vaterlandes die verdächtig gewordene Stelle nochmals untersucht worden, legte Charles Augier selbst Hand ans Werk, um mit seiner Axt eine Oeffnung in die Planke zu machen, indem er die Stelle, auf welcher er das seltsame Geräusch vernommen, zu einem Loch aushölte, durch welches er selbst hinabsteigen konnte. Dann schwang er sich ganz allein, und mit einer Entschlossenheit, die ihm den lauten Beifall der umstehenden Menge erweckte, hinunter, und das unaufhörlich brausende Gemurmel der Versammlung schien einen Augenblick zu stocken, indem man in gespanntester Erwartung fast den Athem anzuhalten schien.

Charles Augier hatte, sobald er unter dem Altar des Vaterlandes angelangt war, die seltsamste Entdeckung gemacht. Er befand sich in einer kleinen Höhle, in der er zwei Männer, die sich schlafend anstellten, an der Erde liegen sah. Das Licht, welches durch die gemachte Oeffnung hereinfiel, gestattete dem Knaben, die beiden sich noch unbeweglich am Boden haltenden Gestalten näher zu betrachten. Er sah, daß der Eine ein alter Invalide war, dessen hölzernes Bein ihm ein gutes Zeugniß rühmlichen

Verhaltens ausſtellte. Der Andere, ebenfalls ein ältlicher Mann, war in der ärmlichen Tracht eines Arbeiters gekleidet. Neben ihnen an der Erde ſtanden einige Körbe mit Eßwaaren, die mit ihrem reichlichen Vorrath wohl auf einige Tage berechnet ſein mochten. In der Ecke der Höhle aber ſtand eine Tonne, die den aufmerkſam umherſpähenden Augen des jungen Augier mit Pulver angefüllt zu ſein ſchien.

Der Knabe zögerte jetzt nicht länger, die Bewohner dieſer Höhle durch eine ſtarke Berührung aus ihrem Schlaf zu wecken. Der Invalide erhob ſich brummend und richtete ſich auf ſeinem Stelzfuß empor, indem er den Knaben mit einer finſtern Gebärde und drohenden Blicken betrachtete. Noch wilder und leidenſchaftlicher ſchien ſein Genoſſe, der in demſelben Augenblick aufſprang und eine Bewegung machte, als wenn er dem jungen Augier zu Leibe gehen wolle.

Der Knabe winkte den oben ſtehen gebliebenen Gardiſten zu, deren Einige jetzt hinabſtiegen, um den Invaliden und ſeinen Gefährten an das Tageslicht heraufbefördern zu helfen. Als Beide jetzt oben auf den Stufen des Altars erſchienen, und in ihren wunderlich überraſchenden Geſtalten, in ihrem ſelt-

ſamen und barocken Aufzuge von dem Volke bemerkt wurden, brach die Menge zuerſt in ein das ganze Marsfeld erſchütterndes Gelächter aus, und es entſtand ein Augenblick der grenzenloſeſten Beluſtigung, die aber ſchon mit den drohenden Anzeichen der rege werdenden Volkswuth ſich miſchte.

Unterdeſſen ſtanden die Beiden oben auf dem Altar des Vaterlandes, und hielten ſich die Augen mit den Händen bedeckt, wahrſcheinlich um die brennenden Sonnenſtrahlen, zu denen ſie aus ihrem Höhlendunkel plötzlich emporgeriſſen waren, abzuwehren.

Man ſchien jetzt zweifelhaft, ob man die beiden Verhafteten ſofort abführen oder auf der Stelle ein Verhör mit ihnen anſtellen ſolle, welches Letztere von mehreren Stimmen aus dem Volke ſtürmiſch verlangt wurde. In dieſem Augenblick empfing der alte Invalide von hinten einen derben Schlag gegen ſeine Schulter, und als er ſich erſchrocken umdrehte, ſtand Mutter Moreau mit drohend emporgehobener Hand vor ihm und ſagte, ihm dieſelbe unter die Naſe haltend: Alſo Ihr ſeid es, Monſieur, der ehrſamen Damen den Aufenthalt auf dem Altar des Vaterlandes vergällt, indem er ſie von unten auf mit einem ſpitzen Inſtrument in die Waden zwickt?

Und warum habt Ihr Euch denn wie ein Molch hier unter der Erde eingewühlt, um ſchwarzen Verrath zu brüten? Ja, Ihr ſeid ein Verräther, mitſammt Eurem ſaubern Helfershelfer, und gewiß haben Euch die Ariſtokraten gedungen, daß Ihr Euch hier verkriechen mußtet, um den Altar des Vaterlandes in die Luft zu ſprengen, während das Volk auf demſelben ſeinen Gottesdienſt hält? Ihr ſollt eine ganze Tonne voll Pulver da unten in Eurer Höhle bei Euch beherbergt haben, und außerdem einen ganzen Korb voll Leckerbiſſen für Euch, ſogar kalten Rebhühner-Braten darunter, und anderes ariſtokratiſche Futter mehr. Wenn das nicht die Umtriebe der Ariſtokraten ſind, ſo giebt es gar keine mehr, und Mutter Moreau will ihren ganzen Vorrath von Ebre in die Seine ausſchütten.

Mutter Moreau hat Recht! riefen mehrere Stimmen aus dem Volke. Es geht hier ein ſchwarzer Verrath vor, den die Ariſtokraten gegen das Volk ausgeheckt haben. Es muß Alles unterſucht werden, und wir ſelbſt wollen richten!

Wir ſind höchſt unſchuldige Leute, erwiederte der Invalide mit trotziger Ruhe. Ich will es Euch nur geſtehen, warum wir uns hier unter dem Altar des Vaterlandes verkrochen haben. Wir wollten nur die

niedlichen Füße der Frauen sehen, welche sich hier den Tag über auf dem Altar herumtummeln würden. Wir sind Beide große Verehrer des schönen Geschlechts, und haben gar keine Absichten weiter gehegt. *)

Auf einigen Stellen des Platzes wollte ein Gelächter entstehen, aber die allgemeine Stimmung schien bereits sehr ernst geworden, und man verwies die Lacher mit heftigen Ausrufungen zur Ruhe.

Es handelt sich um eine Verschwörung gegen das Volk, wer sieht es nicht? rief Pierre Chaumette mit donnernder Stimme. Auf der Stelle müssen wir zu einer Untersuchung schreiten, und erst nachdem sich das Volk überzeugt hat, mögen die Gerichte sprechen. Ich versichere Euch, meine Freunde, daß bei diesem Verrath einzig und allein die auswärtige Politik im Spiele ist. Die geheimen Verbindungen des Hofes mit dem Auslande liegen hier offenkundig vor Euch. Warum anders war denn Ludwig XVI. entflohen, als um sich mit den auswärtigen Mächten zu vereinigen und rückkehrend an der Spitze ihrer Heere uns mit Krieg zu überziehen, mit einem Krieg, der

*) Diese Aussage wurde wirklich gemacht. Buchez et Roux. XI. 105.

die ersten Saatspitzen unserer jungen Freiheit wieder zerstampfen sollte? Die Heere Oesterreichs und Preußens warten draußen nur auf den verhängnißvollen Augenblick, wo sie, gerufen von dem König, sich unsern Grenzen nähern, um das alte Joch der Tyrannei von neuem über die Häupter der Franzosen zu werfen. Sie kündigen aber die scheußliche Gewalt ihrer Waffen schon durch die Intriguen an, die heimlich unter uns umherschleichen. Wer erblickt nicht jetzt täglich unheimliche, fremde Gestalten, welche er noch nie gesehen und deren Mienen er sich nicht zu erklären weiß, auf den Straßen von Paris? Sind es nicht die Spione des Auslandes, die geheimen Agenten der auswärtigen Tyrannen, die uns auf Schritt und Tritt umlauern, die sich in unsere Häuser und in unsere Kreise eindrängen und die, vermummt einhergehend und mit räthselhaften Aeußerungen um sich werfend, auf die Stimmung des Volkes zu wirken suchen? Und diese höchst verdächtigen Leute hier, die sich unter dem Altar des Vaterlandes ein Loch gegraben, und dort bei einem Faß voll Pulver und bei reichlichen, für mehrere Tage genügenden Lebensmitteln sich verborgen halten, was können sie anders sein, als Spione des ausländischen Verraths, als Agenten Oesterreichs und Preußens, die bereits bis

in den Schooß unserer Volksversammlungen vordringen? —

Ein lautes Schreien und Jubeln, welches von der Stelle herkam, wo die beiden Verhafteten in der Mitte der um sie beschäftigten Männer der Garde sich befanden, unterbrach den eifrigen Redner. Man hatte dort soeben die Taschen des Invaliden und seines Gefährten untersucht, und bei Jedem eine Summe von fünfundzwanzig Louisd'or vorgefunden, über deren Erwerb sich jetzt ein heftiges Kreuzfeuer von Fragen gegen die Beschuldigten richtete. Von allen Seiten bestürmt, durch Vorwürfe und Drohungen aller Art erschüttert und verwirrt, gestanden sie endlich ein, daß sie dies Geld empfangen, um nützlich zu wirken und im Volke den Gehorsam gegen das Gesetz befördern zu helfen.

Dieses Eingeständniß verbreitete sich rasch auf dem ganzen Platze. Gleich einer Sturmwoge, die gegen den Felsrand des Ufers aufspritzt, erhob sich ein einziger Wuthschrei, welcher der bereits das ganze Marsfeld überdeckenden Versammlung wie aus Einem Munde zu entstürzen schien.

Man tödte die Verräther, man schneide ihnen die Köpfe ab! riefen einige gewaltige Stimmen von der Höhe der das Marsfeld umgebenden Glacis herunter.

Nein, man tödte sie nicht! Wer sie tödtet, ist der Feind des Volkes! Man entreiße ihnen erst ihre Geheimnisse, damit wir alle unsere Feinde kennen! riefen andere nachdrückliche Stimmen, die wohlbekannten Führern des Volkes angehörten.

Die Garde begann sich auch sofort mit den beiden Gefangenen in Bewegung zu setzen, um sie nach Paris in das Hôtel-de-Ville abzuführen. Aber kaum war der Zug in das dichte Gedränge der Volksmassen eingetreten, als die beiden Unglücklichen den Händen der Garden plötzlich entrissen und, man sah kaum von wem, in das unentwirrbare Gewühl der Menge hineingezogen wurden. Plötzlich erscholl ein entsetzlicher Jammerruf. Der alte Krieger mit dem hölzernen Bein war, von vielen Messerstichen durchbohrt, zur Erde niedergesunken, und seinen Genossen hatte man in demselben Augenblick an einem Laternenpfahl aufgeknüpft, was aber in der Eile so mangelhaft geschehen war, daß der Strick zerriß und der noch lebende Körper zur Erde stürzte. Seinen Kopf, der mehr heruntergerissen als abgeschnitten wurde, steckte ein vierzehnjähriger Knabe auf die Spitze einer Pike und zog damit heulend und triumphirend fort. Ein anderer Mensch hatte in gleicher Weise den Kopf des Invaliden aufgespießt, und nun

gangenheit, an die es mahnte oder ſich knüpfte. Und das iſt mir lieb, und darum lebe ich doppelt gern in ſeinen Mauern. Denn auch ich mag mich gern als losgetrennt von der Vergangenheit anſehn, ich mag nicht zurückblicken in die Vergangenheit, in der ich ſchwarze und gräßliche Bilder meines Daſeins begraben habe. Ich habe viele Urſache, das Vergangene vergangen, ja verblichen ſein zu laſſen. So wird mir denn wohl hier in dieſem vergangenheitsloſen München. Neue Häuſer, neue Paläſte, neue Muſeen, ja neue Straßen erſtehen hier unaufhörlich rings um mich, und ich freue mich wie ein Kind an allen dieſen Neubauten, daß ich jubelnd darüber die Hände zuſammenſchlagen möchte. Ich freue mich, daß immer wieder etwas Neues gebaut werden kann, und es iſt mir, als würden auch ſchon in meinem Herzen ganz neue Häuſer und neue Straßen angebaut auf dem alten, friſch umgegrabenen Fundamente. Die Bauluſt iſt groß in meinem Herzen, Grundſtücke ſind im Ueberfluß da, und ich kannte noch Zuſammenſtaunen an die Armen, die ganz

bildete ſich ein beſonderer Zug, der, dieſen vor ihm einhergetragenen ſchrecklichen Trophäen folgend, ſich von der geſammten Menge ausſonderte, um ſich damit in die Stadt zu begeben. Hier wurden die Körpe der Ermordeten durch einige Stadtviertel einhergetragen, bis ſie plötzlich und auf eine ganz räthſelhafte Weiſe verſchwanden.

II.

Das Volk gegen den König.

Indeß war die auf dem Marsfelde verſammelte Menge in einem dumpfen Schrecken zurückgeblieben. Die Volksſchaaren hatten ſich aber ſeit Kurzem ſo vermehrt, und ſchwollen in beſtändigen, jetzt maſſenhaft herandringenden Zuzügen aus der Stadt ſo unaufhörlich an, daß damit auch die Stimmung der Verſammlung in eine ſtets wechſelnde Bewegung gerieth. Das Marsfeld war bereits mit mehr als zwanzigtauſend Menſchen aller Art angefüllt, worunter ſich ganze Familien mit Frauen und Kindern befanden, die im vollen Staat ihrer Sonntagskleider nur zur Begehung eines Feſtes gekommen waren, und ſehr aufgelegt ſchienen, die bereits ſtattgehabten Schreckensvorgänge wieder zu vergeſſen. —

Jetzt verbreitete ſich plötzlich die Nachricht, daß von dem Club der Jacobiner eine Sendung an das

auf dem Marsfelde versammelte Volk angelangt sei. Man nannte Brissot, ein bekanntes Mitglied der Jacobiner, dessen Namen als Volksredner und Volksführer seit Kurzem einen bedeutenden Klang hatte, und der mit mehreren anderen hervorragenden Freunden des Volkes auf dem Platze erschienen sei, um einen Auftrag an die Versammlung auszurichten.

Man drängte jetzt von Neuem nach dem Mittelpunkt des Marsfeldes, und schon erblickte man auf dem Altar des Vaterlandes die eigenthümliche Gestalt Brissot's, die durch ihren besonderen Charakter leicht zu erkennen war. Diese Gestalt, nicht sehr ansehnlich in ihrem Aeußern, trug in ihren Manieren und in ihrem Zuschnitt Etwas von dem Wesen eines Quäkers an sich, das Brissot seit seinem früheren Aufenthalt in Amerika angenommen und wodurch er auch seine Sympathieen für die amerikanische Demokratie ausdrücken wollte. Er strich sich jetzt sein lang herabwallendes Haar, das er als der Erste unter den Franzosen in natürlicher Freiheit und ohne Puder trug, mit beiden Händen hinter die Ohren zurück, was immer mit einem besonders starken und gewichtigen Ausdruck geschah, wenn Brissot anfangen wollte zu sprechen. Jetzt hob er seinen breitkrempigen Hut mehrmals mit einer feierlichen Bewegung

in die Höhe, um zu grüßen und zur Stille aufzufordern, und nachdem die Verſammlung ſich bis in die fernſten Puncte der Ebene hin wenigſtens ſoweit beruhigt hatte, daß ſie nur noch in einem gedämpften Brauſen zu den Füßen des Redners dalag, begann er mit einer heftig ſchreienden und ſpringenden Stimme, die ſich der Hörer wie mit einem Schlage zu bemächtigen wußte, ſeine Rede.

Bürger und Freunde, rief er, der Club der Jacobiner entſendet mich zu Euch, um Euch, mit den Grüßen ſeiner wahren Brüderlichkeit, zugleich ſeinen veränderten Beſchluß kundzuthun. Die Euch vorgeſchlagene Petition, die Ihr heut auf dem Altar des Vaterlandes unterzeichnen wollt, hat ihre Gültigkeit verloren, und da ich dieſe Petition großentheils abgefaßt habe, ſo hat man mich auch mit dem Auftrage zu Euch abgeſandt, Euch die nöthig gewordene Zurücknahme dieſer Schrift zu melden. Der Jacobiner-Club hat dies noch geſtern in ſeiner ſpäteren Abendſitzung beſchloſſen. Denn dieſe Petition war von uns auf die Vorausſetzung gegründet worden, daß die Nationalverſammlung ſich noch nicht über das Schickſal Ludwigs entſchieden hätte. Aber da ſie geſtern ihren unbegreiflich weiſen Spruch gefällt, und mit ihrer längſt verſtimmten Trompete, welche

durch die Reaction mehr und mehr verſtopft worden iſt, die Unverletzlichkeit jenes Ludwig ausgerufen hat, worin auch gewiſſermaßen eine Erklärung ſeiner Unſchuld eingeſchloſſen liegt, ſo glaubten die Männer des Jacobiner-Kloſters auf andere Entſchließungen denken zu müſſen. Sie werden Euch zu einer neuen Verſammlung auffordern, um Euch dieſe Entſchließungen vorzulegen, und Eure Unterſchriften für eine neue Petition zu fordern, die wir an die Verſammlung unſerer National-Abgeordneten richten wollen. Vertrauet uns, und folget unſerer Weiſung, denn wir ſind Eure Freunde bis in den Tod, und wir werden wachen über das Gut Eurer Freiheit, daß es ſich mehre bis zum Gipfel des Hauſes und nichts wieder davon verloren gehe! Die Zeit drängt, Etwas zu thun, aber doch muß jeder Schritt mit Vorſicht abgemeſſen werden. Der Mann, der wieder in den Tuilerien wohnt, iſt uns ſicher, denn er wird uns nicht mehr entrinnen! Er iſt der Gefangene Frankreichs in ſeinem eigenen Schloſſe geworden, und in dieſer Höhle des Verderbens, in der die ganze Drachenbrut der Dynaſtie ſeit Jahrhunderten ſich gemäſtet, hält man ihn jetzt ſorgfältig bewacht, wie eine Schlange, die uns jeden Augenblick wieder umringeln könnte mit ihren unberechnenbaren Tücken.

Der Augenblick, meine Freunde, iſt groß, bedeutungsvoll, aber gefährlich! Die Gefahr kommt nicht mehr von Herrn Ludwig, der die Tuilerien als ſein vorläufiges Gefängniß bewohnt, ſondern ſie kommt von den auswärtigen Mächten, ſie kommt von den Adlern, die ſich ſammeln, wo das Aas iſt! Und unſre junge Freiheit wird von ihnen als das Aas angeſehen, das ihnen ſo ſcharf und ſtechend in die Naſe gefahren iſt. Sie kreiſen ſchon über unſern Häuptern mit ihren uralten mörderiſchen Fängen, doch bald wird die Zeit kommen, wo wir unter ſie ſchießen werden, als wäre es eine Horde von Sperlingen, und dann wehe über Euch, Oeſterreich, Preußen und England! Ihr werdet vergehen, aber die Revolution des franzöſiſchen Volkes wird unſterblich ſein!

Die Rede Briſſot's, die hier ſchloß, fand zwar auf vielen Stellen des Platzes einen ſehr beifälligen und ſtürmiſchen Zuruf, aber im Ganzen ſchien ſich doch keine ſehr große Befriedigung darüber zu verbreiten. Man ſchien vielmehr über dieſe unerwartete Eröffnung zu ſtutzen, und manche Gegenreden durchliefen bereits mit einem heftigen und mißmuthigen Ausdruck die Menge.

Der unermüdliche Pierre Chaumette hatte ſich

ſchen wieder auf die beiden, ihm immer zur Bereitſchaft ſtehenden Karyatiden aus der Schuhmacher-Werkſtatt ſeines Vaters geſchwungen, und ſetzte ſeinem ſich ſtets um ihn ſammelnden Zuhörerkreiſe auseinander, daß auch den Jacobinern bald nicht mehr zu trauen ſein werde! Dieſe Herren, ſchrie er aus Leibeskräften und mit wüthender Gebärde, fangen jetzt an mit ihrer Bedachtſamkeit und ihrer Geſetzlichkeit zu kokettiren, und das kann mit der Zeit die ſchlimmſte Tyrannei werden, die uns über den Hals geworfen wird! Sie wollen die Revolution auf ihre Höhe bringen, das iſt wahr, aber es ſoll ein nach allen Takten abgemeſſener Menuettſchritt ſein, in dem ſie mit der Liebſten des Volkes, denn das iſt die Revolution, vorwärts gehen wollen! Sie werden aber bald einen ganz anderen Tanz lernen müſſen, wenn ſie noch unſere Führer zu bleiben wünſchen, denn bald müſſen wir tanzen, daß der ganzen Welt Hören und Sehen vergehen ſoll. Ich verlange aber, daß jetzt ſogleich und auf der Stelle, hier auf dem Altar des Vaterlandes, eine neue Schrift aufgeſetzt werde, durch welche wir der Nationalverſammlung auftragen, das franzöſiſche Volk freizuſprechen von dem überflüſſigen und verderblichen Beſitz eines Mannes', der ſich Ludwig nennt.

Denn das Volk der Franzoſen verdient nicht, daß es länger eine Mauer über ſeinem Kopfe habe, man nehme ihm die Mauer hinweg, damit es ſeinen Kopf hinausſtrecken könne zur Sonne, und unter dem freien Himmel in brüderlicher Gemeinſchaft ſeine Tage hinbringe!

Der bedeutende Anklang, den dieſe Aufforderung Pierre Chaumette's zu finden ſchien, wurde durch ein anderes Ereigniß unterbrochen, das in dieſem Augenblick eine große Bewegung auf dem Marsfelde hervorrief. Man ſah plötzlich einige ſtarke Abtheilungen von Nationalgarden ſich dem Marsfelde nähern, und der dröhnende Ton einer heranrückenden Kanone, welche in der Mitte der Truppen ſich zeigte, traf an das Ohr der erſchreckten Menge. Die Truppen ſchienen jedoch nur zur Beobachtung ausgerückt zu ſein, und man konnte ſich bald überzeugen, daß ſie keinen andern Zweck hatten, als die Zuſtände auf dem Marsfelde, über die man ſich in Paris bereits zu beunruhigen angefangen, einer vorläufigen Prüfung zu unterwerfen.

Die umherlaufenden Nachrichten von dem Mord, welcher an dem Invaliden und ſeinem Gefährten begangen worden, hatten den Behörden der Hauptſtadt die aufgeregteſten Vorſtellungen eingeflößt, und ſie

ſchon auf eine gewaltſame Unterdrückung der Unruhen Bedacht nehmen laſſen. Das Volk auf dem Marsfelde verhielt ſich aber während dieſer Beobachtung ganz ſtill und harmlos, und ergab ſich hier und da einer vergnügten Laune, während in den Gruppen, die den Altar zunächſt umſtanden, lebhafte Verhandlungen über den Vorſchlag des Pierre Chaumette, jedoch in der größten Ordnung und Ruhe, ſtattfanden.

Als die Nationalgardiſten ſahen, daß von Ausſchweifungen und Unfug auf dem Marsfelde keine Rede mehr war, ſchickten ſie ſich an, den Platz wieder zu verlaſſen,- und die herzlichſten und freundſchaftlichſten Zurufungen des Volkes erſchallten hinter ihnen her. —

Jetzt ſah man eine gewaltige rieſengroße Geſtalt am Altar des Vaterlandes ſich erheben, und bei ſeinem Anblick bemächtigte ſich unwillkürlich eine geſpannte Aufmerkſamkeit, eine lauſchende Stille der ganzen Verſammlung.

Da iſt Danton! rief es von allen Seiten her mit einem freudigen, faſt ehrerbietigen Ton. Die ganze Volksmenge ſchien ſich in dieſem Augenblick, wie ein wildes Roß, das den ſtarken Reiter über ſich gekommen fühlt, in einem einzigen Satze emporzu-

bäumen, und dann ſeinen Rücken glatt und unbewegt dem Mächtigen, der es ſtets zu beherrſchen verſtand, unterzubreiten.

Danton ſchien zu der Verſammlung ſprechen zu wollen. Aber die eifrige Unterredung, in der er mit einigen neben ihm ſtehenden Männern des Volkes begriffen geweſen, hielt ihn noch einen Augenblick zurück. Neben ihm ſtand der kleine zierliche Desmoulins, der genaue Freund Danton's, der von ihm ſeit einiger Zeit unzertrennlich ſchien, und in deſſen Geſellſchaft ſich Danton jetzt beſtändig zu zeigen pflegte. Der ungeheuere athletiſche Körperbau Danton's machte dann in dieſer Zuſammenſtellung mit ſeinem jungen Freunde, deſſen elegantes Aeußere ihm faſt das Anſehen eines Edelknaben verlieh, einen um ſo groteskeren Eindruck, und es war dies paarweiſe Auftreten des Großen mit dem Kleinen gewiſſermaßen eine ſtehende Figur unter den revolutionairen Erſcheinungen des Tages geworden.

Hinter Danton, aber ſich in einiger Entfernung haltend, ſah man auch die kleine düſtere Geſtalt des Volksführers Jean Paul Marat ſtehn. Das gelbe, häßliche Geſicht Marat's, auf dem beſtändig Leidenſchaft und Wuth blitzten, ſchien von einer finſtern Wetterwolke überſchattet. Sein verwegen ſinnendes

ohne Liebe leben müſſen, darin vermiethen! — —

Ich bin glücklicher geworden! Bei einem Mädchenherzen kommt viel darauf an, ob es glücklich iſt oder nicht. Ein Mann, denke ich, kann vielleicht des Glücks ganz entbehren, und in der raſtloſen Begeiſterung ſeines Strebens und Arbeitens dennoch zu einer ihm gemäßen Bildung und Befriedigung kräftig gedeihen. Ein Weib, ich habe es gefühlt, muß durch Unglück immer aus ſeinen Fugen geriſſen werden. Es wird entweder größer, als ihm die Natur zu ſein beſtimmt hat, oder es wird häßlicher und verliert ſeine beſten Eigenſchaften in der Unſchönheit, der es anheimfällt. Dein böhmiſcher Mägdekrieg, Freund, hat mich empört. Und Du konnteſt boshaft genug ſein, Deine eigenen Anſichten über die Beſtimmung unſeres Geſchlechts dabei zu verſchweigen. Wiaſta aber, wie Du ſie Dir gedacht haſt, iſt mir ein wahres tragiſches Exempel des verfehlten weiblichen Berufs. Siehſt Du, ich haſche nach Glück! Unſer Geſchlecht hat ein durchaus äſthetiſches Naturell,

und brütendes Auge, das finſter über der Verſammlung ruhte, ſchien mit ganz anderen Dingen, als die ihn umgaben, beſchäftigt zu ſein.

Gebt Acht, rief ein Knopfmacher aus dem Faubourg Montmartre ſeinen mit ihm vorwärts dringenden Genoſſen zu, jetzt werden wir erſt Etwas erleben, denn die Cordeliers ſind auf dem Platze erſchienen! Habe ich es Euch nicht immer geſagt, die Cordeliers ſind ganz andere Leute wie die Jacobiner, viel ſchrecklicher, viel entſchloſſener, viel mehr geneigt loszuſchlagen, ſobald es das wahre Wohl des Volkes gilt. Da ſind alle Häupter der Cordeliers, da iſt Danton, da iſt Marat, da iſt der allerliebſte Windbeutel Camille Desmoulins, der nur lauter Spaß zu treiben ſcheint, aber es ſehr dick hinter den Ohren hat, und im Stande wäre, zwanzig Tyrannen zu einem einzigen Frühſtück zu verzehren! Es lebe der Club der Cordeliers, es lebe Marat, Danton und Camille Desmoulins! *)

*) Der Marquis Ferrières in ſeinen Memoiren (II. 470.) ſtellt die Anweſenheit und Mitwirkung Dantons, Marats, Desmoulins u. a. bei den Scenen auf dem Marsfelde am 17. Juli 1791 als ganz unzweifelhaft dar. Dieſe auch in anderen zeitgenöſſiſchen Schriften bekräftigte Annahme, obwohl viel beſtritten (zuletzt namentlich durch Louis Blanc: Histoire de la Révolution française V. 495 u. 504.), ſcheint auch durch die perſön-

Der Enthuſiaſt hob bei dieſen Worten ſeine Arme hoch in die Höhe, indem er unaufhörlich jubelnd auf die genannten Volksführer hinzeigte. Dies zog ihm aber den Unwillen ſeiner dicht hinter ihm einhergehenden Gattin zu, die ſich bisher unter dem Schutze der dicken und breiten Figur ihres Eheherrn gegen das Gedränge geſichert hatte, ihm jetzt aber einen derben Stoß in die Seite gab, weil er ihr mit ſeinen unaufhörlich die Luft durchkreuzenden Armen jede Ausſicht auf den Altar des Vaterlandes unmöglich machte.

Du verhinderſt mich ja ganz, meinen prachtvollen Danton zu ſehn! rief die Frau des Knopfmachers, indem ſie ihren Eheherrn, der plötzlich kleinlaut mit den Bezeugungen ſeines Enthuſiasmus innehielt, heftig hinter ſich zurückſchob, und nun mit glühenden Augen unverwandt auf die heroiſchen Körperformen Danton's hinblickte. Oh, das iſt ein herrlicher Mann, und wenn er auch ſo ſchreckliche Augen macht, ſo fühlt man doch, wie ſehr er uns glücklich zu machen im Stande wäre!

Danton hatte inzwiſchen die Verſtändigungen,

lichen Verfolgungen und Angriffe, welche unmittelbar nach den Marsfelds-Scenen über die genannten Volksführer hereinbrachen, ihre volle Beſtätigung zu finden.

deren es noch zwiſchen ihm und ſeinen ihn zunächſt umſtehenden Freunden bedurft zu haben ſchien, beendet. Er richtete ſich jetzt in der vollen Größe ſeines titanenhaften Körpers empor, und Alles an ihm bebte in einer elaſtiſchen Spannung der Muskeln, welche in einer zitternden Bewegung den ganzen Körper durchlief und durchſtrahlte. Der ſchreckenerregende Ausdruck, dem man bei ſeinem erſten Anblick auf ſeinem Geſicht begegnete, milderte ſich nicht, indem er jetzt zu ſprechen anhub, aber es trat ein leidenſchaftlicher Glanz in ihn hinein, der ihm faſt einen Zug der Großartigkeit und Schönheit lieh. Um ſeine, Haß und Zerſtörung predigenden Lippen ſpielte ganz verſtohlen ein leiſes, unnachahmliches Lächeln, das auf den Hintergrund eines guten menſchlichen Herzens hinzudeuten ſchien.

Seine beiſpielles ſtarke, mit Donnertönen anſchlagende Stimme rollte jetzt, wie ein majeſtätiſch aufgehendes Gewitter, über den Häuptern der Verſammlung daher.

Ich grüße Dich, Volk von Paris, begann Danton, und es iſt meine Freude, Dich in einer ſo rathloſen und verzweifelten Lage zu finden! Denn nur die Rathloſigkeit iſt heut noch die Mutter der Weisheit, wie die Verzweiflung die Mutter der Frei-

heit und des Glückes iſt! So verzweifelt denn darauf los, damit Ihr frei und glücklich werdet, und ich, als Euer guter Freund, der leidet, weil er Euch leiden ſieht und der triumphirt, wenn er Euch verzweifeln ſieht, ich will es Euch ſagen, woran Ihr verzweifeln müßt, wenn Euch geholfen werden ſoll. Zuerſt und vor allen Dingen müßt Ihr an einem Menſchen verzweifeln, der Ludwig XVI. heißt, und Ihr müßt Euch auf ihn werfen, um mit Eurer ganzen Verzweiflung auf ihm zu knieen und auf ihm zu brüten, und in dieſer heißen Umarmung der Verzweiflung, in dieſer unentrinnbaren Umarmung zwiſchen König und Volk, werdet Ihr ein küſſenswerthes Kind erzeugen, und Ihr werdet ihm in der heiligen Bluttaufe den Namen der Republik geben!

Bei dieſer Stelle hob ſich die Menge wie in einer elektriſchen Zuckung empor. Aus einzelnen Ausrufungen, Seufzern und Jubellauten ſchwoll ein wunderbares Getöſe zuſammen, welches ſich über die ganze Ebene des Marsfeldes hinwälzte, und endlich mit einem ungeheuern donnernden Beifalls- und Dankesruf zu den Füßen des Redners zurückkehrte.

Danton nickte leiſe mit dem Kopfe, und ſchien jedem Einzelnen in der Maſſe zuzuwinken. Der kleine Camille Desmoulins, der auch während der Rede

Danton's dicht neben ihm ſtand, lachte wie ein fröhliches Kind, und zerzupfte eine Blume, die er im Knopfloch trug.

Und wollt Ihr nun wiſſen, woran Ihr zweitens verzweifeln müßt? fuhr Danton fort, indem der fürchterliche Ausdruck ſeines Geſichts in eine ſtrahlende Heiterkeit überging. Zweitens müßt Ihr an einem Popanz verzweifeln, den Ihr bis jetzt die Nationalverſammlung genannt habt, und der nicht die Verſammlung, ſondern die Auseinanderbringung der Nation genannt zu werden verdient. Dieſer leidige Popanz konnte für Euch nichts weiter thun, als daß er Euch die monarchiſche Conſtitution ausgebrütet hat, aber dieſe Conſtitution, meine Freunde, iſt der Koth des Dalai-Lama, den die Gläubigen, welche ſelig werden wollen, auffreſſen mußten. Ihr aber werdet Euch hüten, davon zu eſſen, denn Ihr wollt nicht ſelig werden, nein, Ihr wollt verzweifeln! Verzweifeln wollt Ihr an Allem, was von oben herab feſtſteht, denn nur was von unten herauf ſich bewegt, daran wollt Ihr glauben. Und was von unten herauf ſich bewegt, das iſt die Zerſtörung, die Anarchie, der Umſturz, es kann nicht anders ſein! Es muß Alles ruinirt werden, damit Alles erhalten bleibt! Es muß Alles umgeſtürzt und zerſtört wer-

den, damit Alles wieder in die richtige Ordnung kommt! Was groß iſt, muß klein gemacht werden, und was klein iſt, muß groß werden, das heißt, es muß Alles gleich gemacht werden mit dem Volke, denn das Volk iſt das Maaß aller Dinge, und mit keinem andern Maaß darf mehr gemeſſen werden in Frankreich, in der ganzen Welt! Darum unterſtütze ich auf das Nachdrücklichſte den Vorſchlag, welchen der treffliche Pierre Chaumette Euch geſtellt hat! Ja, erlaſſet eine neue Schrift an die Nationalverſammlung, durch welche Ihr dieſer ſelbſt das Richtſchwert in die Hand drückt! Sie möge das Schwert zuerſt gegen den König zücken, und Ihr dürft überzeugt ſein, daß ſie ſelbſt unmittelbar darauf in ihr eignes Schwert fallen wird. In dieſer Schrift, meine Freunde, wollen wir ſagen, daß wir mit Schmerz, ja mit tiefem Schmerz, den geſtern gefaßten Beſchluß der Nationalverſammlung vernommen haben! Wir wollen dieſen Herren Geſetzgebern ſagen, daß ſie der Meinung des Volkes nicht entſprochen, indem ſie den König für unſchuldig und unverletzlich erklärt hätten! Wir wollen ſie daran erinnern, wie Ihr größter Ruhm, ja ſelbſt Ihre Pflicht, doch nur darin hätte beſtehen können, daß ſie ſich zum Organ des öffentlichen Willens gemacht.

Und dann wollen wir im Namen von ganz Frankreich an ſie eine Forderung ſtellen. Wir wollen von der Nationalverſammlung die Anerkennung fordern, daß das Verbrechen Ludwigs XVI. bewieſen iſt, und daß dieſer König, indem er vor ſeiner Nation die Flucht ergriffen, damit zugleich abgedankt hat von dem Thron. Wir wollen ferner von der Nationalverſammlung fordern, daß ſie dieſe Abdankung annehme, und daß ſie einen neuen konſtituirenden Körper zuſammenberufe, der auf eine wahrhaft nationale Weiſe zur Verurtheilung des Schuldigen ſchreite, beſonders aber darauf Bedacht nehme, eine neue Executivgewalt, die aus dem Volke ſtammt, an die Spitze Frankreichs zu rufen! Dieſe Schrift werde jetzt ſogleich auf dem Altar des Vaterlandes aufgeſetzt und von Euch Allen unterzeichnet. Ich ſchlage Euch würdige Männer vor, als Commiſſaire des Volkes dieſen Entwurf zu machen. Es ſind die Bürger Peyre, Bachart, Robert und Demoy, die, wie ich, Mitglieder des Clubs der Cordeliers ſind, und, wie ich, niemals mehr zu ſein begehren werden. Dies iſt mein Gruß und mein Bruderkuß, Volk von Paris!

Damit trat Danton ab, indem er von dem Volke mit donnernden Freudenrufen, mit einer tobenden

Entzückung, in der ſich die Gelübde für Freiheit und Vaterland zuſammendrängten, entlaſſen wurde. Man hatte den heroiſchen Volksmann noch nie ſo gewaltig und in einer ſo langen und zuſammenhängenden Rede ſprechen hören, da ſonſt, wenn der Advocat Danton im Diſtrict der Cordeliers oder auch im Jacobiner-Club zu ſprechen pflegte, er in der Regel nur in kurzen abgebrochenen Schlagſätzen und mit einer haſtig und raſch zu ihrem Ziel eilenden Beredtſamkeit ſich zu äußern pflegte. —

Die vier von Danton vorgeſchlagenen Männer, gegen welche ſich von Seiten der Volksverſammlung kein Widerſpruch erhoben, beeilten ſich jetzt, an den Stufen des Altars die neue Schrift an die Nationalverſammlung aufzuſetzen, womit ſie in der kürzeſten Zeit zu Stande kamen. Nachdem ſie geendigt hatten, ergriff Danton das Bla'., und es hoch in die Höhe haltend, zeigte er es dem Volke. Von allen Seiten erſchallte jetzt der Zuruf, daß Danton es leſen möchte, wozu außer ihm kein Anderer mit einer gleich mächtigen, auf den entfernteſten Puncten hörbaren Stimme befähigt ſchien. —

Die Schrift enthielt faſt nur die Gedanken und Forderungen, die Danton in ſeiner Rede an das Volk aufgeſtellt hatte. Die Volksverſammlung ſchritt

jetzt dazu, diese Petition zu unterzeichnen, zu welchem Zweck auf allen Ecken des Altars eine große Anzahl von Blättern ausgelegt worden. In einer großen, fast feierlichen Ordnung näherte sich das Volk dem Altar, indem Jeder so zeichnete, wie er herantrat und eine Stelle finden konnte. Männer, Frauen, Kinder, Niemand wollte es sich nehmen lassen, seinen Namen auf eines dieser Blätter zu setzen, die in tausenden von Exemplaren umherlagen, und nachher mit der Petition selbst zu einem Heft zusammengenäht werden sollten. Die meisten dieser Namen wurden mit Tinte geschrieben, und nur wer rascher zukommen wollte, bediente sich eines Bleistifts, den er selbst in der Tasche trug oder der ihm von seinem gefälligen Nachbar dargereicht wurde. *)

*) Das Original mit fast sämmtlichen noch erhaltenen Unterschriften befindet sich in Paris in den Archiven der Seine.

III.

Das Feſt auf dem Marsfelde.

In dieſem Augenblick begann ſich das Wetter, welches bis dahin freundlich und ſonnig geweſen, plötzlich zu verfinſtern. Am Horizont zogen einige ſchwarze Regenwolken herauf, die bald auch in einzelnen Tropfen ſich gerade über dem Haupte der Verſammlung zu entleeren begannen. Aber das Geſchäft der Unterzeichnung wollte damit keinen Abbruch erleiden. Die Scheu vor dem Regen, die ſonſt jede franzöſiſche Volksverſammlung im Freien auseinanderzutreiben im Stande iſt, ſchien hier nicht die geringſte Wirkung ausüben zu wollen. Mit Ernſt und Eifer, faſt ſchweigend, wurde die bedeutungsvolle Arbeit fortgeſetzt. Nur zuweilen blitzten einzelne Aeußerungen des Spottes oder Haſſes gegen den König im Munde des Volkes auf. Aber die Meiſten kamen ſich wie die Richter vor, welche bereits die

und die Aeſthetik unſres Herzens verlangt nach einem blauen, heitern, ſonnigen Himmel, um gegen das Licht gekehrt, ſchöne Farben und Formen entwickeln zu können. Dieſe Aeſthetik iſt unſre Schwäche ſo gut, wie ſie unſer Vorzug iſt! Keine ſchöne Kunſt aber vermag ohne eine von innen heraus geſchaffene Begränzung zu beſtehn, und wer weiß nicht, daß auch die ganze ſchöne Kunſt unſres Frauenlebens nur in der Begränzung liegt! In der Begränzung ſiedeln wir unſer Glück an, in der Begränzung finden und erfüllen wir unſern Beruf, in der Begränzung ſind wir für uns und für die Andern ein harmoniſches, in ſich befriedigtes Gebild. Dieſe Reflexionen — verzeih' das Reflectiren, denn es gehört mit zu der Begränzungs- und Einfriedigungs-Kunſt unſeres Geſchlechts! — ſind mir der einzige Troſt gegen Deinen böhmiſchen Mägdekrieg, der, wie geſagt, mich wahrhaft empört hat.

Ich bin glücklich, und ich bin fromm! Ja, ich bin auch fromm! Ich glaube, ein Frauenherz kann und darf fromm ſein, und

Absetzung und Verurtheilung des Königs aussprachen, das Urtheil zeichneten und der Vollziehung entgegenführten; und dies ließ in ihrer ganzen Haltung eine gewisse ceremonielle Feierlichkeit entstehn.

Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, daß am Eingange des Marsfeldes der General Lafayette an der Spitze eines Detachements von Nationalgarden erschienen sei, und eine überwachende Haltung der Versammlung gegenüber einzunehmen scheine. Die am Altar Beschäftigten ließen sich dadurch nicht stören, aber die übrige Menge drängte sich der Stelle entgegen, wo der General hielt, und betrachtete ihn zum Theil mit mißtrauischen oder herausfordernden Blicken.

Lafayette saß in einer ziemlich formlosen Stellung auf seinem bekannten weißen Pferde da, und überschaute die zu ihm heranwogende Menge mit gedankenvollen Blicken. Er schien anfänglich zu stutzen, als die Willkommensgrüße, auf die er sonst bei seinem öffentlichen Erscheinen im Publikum so sichtlich rechnete, diesmal gänzlich ausblieben. Mehrmals nickte er jetzt Einzelnen aus der Masse in seiner freundlichen und herzlichen Manier zu, aber seine Grüße, mit denen er sich einen lauten Empfang zu erwerben suchte, blieben unerwiedert. Man umringte ihn stumm

und ſchweigend, und ein dunkler Schatten des Unmuths flog über das Geſicht des Generals. Es ſchien ihm in dieſem Augenblick klar zu werden, daß die Volksgunſt, deren Abnahme er ſchon ſeit einiger Zeit zu ſpüren gehabt, nicht ſobald wieder zu ihm zurückkehren möchte.

Gleichzeitig mit dem General Lafayette und ſeinen Nationalgarden waren auch drei Municipal-Offiziere auf dem Marsfelde angelangt, die ſich ſogleich zum Altar begeben hatten, wo ſie mit einem wahren Ausdruck der Freude, mit einem herzlichen Schlag auf die Schulter und mit aller der vergnügten Zuthulichkeit, die dem Pariſer Bürger beſonders am Sonntage eigen iſt, empfangen wurden. Dieſe Herren rechtfertigten ihren Empfang durch die heiteren und wohlwollenden Mienen, mit denen ſie, ungeachtet ihres amtlichen Auftrags, ſich genähert hatten, und ſie verſicherten nach allen Seiten hin, daß ſie entzückt ſeien, jetzt den wahren Zuſtand auf dem Marsfelde kennen zu lernen und daſſelbe im muſterhafteſten Frieden zu erblicken.

Ein Arbeiter las ihnen, um das zufriedene Einvernehmen mit dieſen Herren noch zu erhöhen, mit treuherziger Stimme die Petition vor, mit deren Unterzeichnung das Volk immer ämſiger beſchäftigt war.

Wir ſehen mit großem Vergnügen, ſagte Einer dieſer verbindlichen Herren, daß wir getäuſcht worden ſind, denn man hatte uns berichtet, daß hier Tumult und Aufruhr auf dem Marsfelde herrſchten! Statt deſſen finden wir den Volksfrieden in ſeiner ſchönſten Geſtalt, und wir werden der Behörde, die uns geſandt, den glänzendſten Bericht darüber zu erſtatten wiſſen. Aber damit Ihr nicht an der Aufrichtigkeit unſerer Abſichten zweifeln möget, würden wir es noch vorziehen, als Geißeln in Eurer Mitte zu bleiben, bis Ihr Eure Petition vollſtändig und in ungetrübtem Frieden unterzeichnet habt. Wehe Dem, der Euch daran verhindern wollte, dieſes geſetzliche Recht eines Bürgers zu vollziehen, denn wir würden Euch dann mit dem Aufgebot der öffentlichen Gewalt zu ſchützen ſuchen! Eure Petition iſt vortrefflich, ſie entſpricht ganz unſeren eigenen Grundſätzen, und nichts ſollte uns abhalten, ebenfalls unſere Namen darunter zu ſetzen, wenn wir uns nicht in dieſem Augenblick in einer dienſtlichen Function hier befänden!*)

Dieſe wohlgeſetzte, mit Herzlichkeit vorgetragene Rede fand einen lauten Beifall, als ſich auf der

*) Révolutions de Paris etc. Nr. 86.

Seite, wo der Marquis von Lafayette an der Spitze seiner Schaar noch immer in nachdenklicher Beobachtung hielt, plötzlich ein heftiges Schreien und Toben vernehmen ließ.

Einige Leute aus dem Volke hatten sich in einem vielleicht unbeabsichten Vordringen zu nahe an das Pferd des Generals begeben, und bei dieser Gelegenheit von dem Schweif des unruhigen Weißen heftige Schläge ins Gesicht empfangen. Man schien aber eher geneigt, sich darüber zu belustigen, und Scherze und Witzreden aller Art daran zu knüpfen. Lafayette selbst sah mit der ihm eigenen Milde, die auf seinem herzensguten Gesicht stand, eine Zeitlang diesem Treiben zu, und hob nur dann erst mit einem lächelnden Drohen seinen schlanken aristokratischen Finger empor, als einige Muthwillige Miene machten, den Schweif seines Pferdes mit einem um denselben geworfenen Bindfaden an einem in der Nähe befindlichen Laternenpfahl festzubinden.

Der General schien gern zu überhören, was man sich dabei über seine eigene Person mit nicht allzu discreter Stimme in die Ohren flüsterte, und worunter die Bezeichnung eines rothhaarigen Schleichers, der seit einiger Zeit dick zu werden anfange und sich

in Reaction mäste, noch zu den unverfänglichsten Ehrentiteln gehörte.

Lafayette besah sich in einem ganz behaglichen Anflug von Selbstironie, die ihm sehr wohl stand, seine eigene Figur, die immer durch eine sehr schlechte Taille sich bemerklich gemacht hatte, und fand an seinem sich unzweifelhaft ansetzenden Embonpoint, wie scharf das Volk auch in solchen Dingen zu sehen verstand. Aber als er jetzt bemerkte, daß man mit der Anknüpfung seines Pferdes an dem Réverbère Ernst machen wollte, warf er seinem neben ihm haltenden Adjutanten einen bedeutsamen Blick zu, in dem dieser eine strenge Aufforderung, dem Unfug zu steuern, lesen mochte. Der Offizier riß sein Pferd herum und ritt mit einer unausweichlichen Bewegung mehrere Menschen nieder, die eben bei der Ausübung des Unfugs am meisten beschäftigt schienen.

Dies bewirkte einen grenzenlosen Tumult. Die unter das Pferd gekommenen Personen hatten sich wieder aufgerichtet, und kehrten nun unter den heftigsten Schmähworten ihren vereinten Angriff gegen den Adjutanten, der bereits in Gefahr war, von seinem Pferde heruntergerissen zu werden. Auf den Befehl Lafayette's verhaftete man jetzt drei der Rä-

delsführer, die unter einer Bedeckung von Nationalgardisten sogleich nach Paris abgeführt wurden.

Am Altar des Vaterlandes, wo man von diesem Vorgang sehr bald Kunde erhalten, war man der Meinung, daß den verhafteten Bürgern Unrecht geschehen sei, und es wurde rasch eine Deputation ernannt, welche sich nach Paris zum Stadthause begeben sollte, um auf die Loslassung der Gefangenen anzutragen. Die volksfreundlichen Municipal-Offiziere schlossen sich dieser Deputation an, und unter dem begeisterten Hurrahgeschrei der Menge nahm jetzt diese Gesandtschaft ihren Weg durch die sich ihnen öffnenden Volksmassen. Die Municipal-Offiziere versicherten zugleich nach allen Seiten hin, daß sie in Paris auf eine gänzliche Zurückziehung der Truppen antragen würden, und dieselbe verbürgen zu können glaubten.

Der General Lafayette schien jetzt einen veränderten Entschluß gefaßt zu haben. Er commandirte plötzlich zur Rückkehr nach der Stadt, indem ihm, nach einem nochmaligen Blick auf die ungeheuren Volkswogen des Marsfeldes, die zu seiner Bereitschaft stehenden Schaaren entweder gänzlich überflüssig oder vollkommen ungenügend erschienen sein mochten. Kaum aber hatte Lafayette sich an der Spitze seines

Detachements wieder in Bewegung gesetzt, als ein Pistolenschuß losging, der aus der Mitte eines Volkshaufens abgefeuert wurde und auf den obersten Chef der Nationalgarden gezielt zu sein schien.

Lafayette schwankte auf seinem Pferde, aber der Schuß hatte ihn nur flüchtig an der Wange gestreift und mit unveränderter Haltung, wohlwollend und furchtlos nach allen Seiten umherblickend, saß er wieder in seinem Bügel. Da wurde ein Mann, dem man die beiden Arme kreuzweise über der Brust zusammengebunden hatte, von den Sergeants der Polizei zu dem General herangeführt, und als der unglückliche Thäter, von dem der Schuß ausgegangen sei, übergeben.

Der Mann, der im Volke sehr bekannt zu sein schien, und Fournier, mit dem Beinamen des Amerikaners, genannt wurde, stellte sich mit einer wilden und trotzigen Miene dem General Lafayette gegenüber. Er war mit einem runden Hut von demselben Schnitt, wie ihn Brissot trug, bekleidet, und hatte halb die Manieren eines Quäkers, halb schien er dem gebildeteren Arbeiterstande anzugehören. *)

Lafayette warf ihm einen scharfen durchdringenden

*) Weber Mémoires II. 149.

Blick zu und befahl dann, daß man ihn losbinde und unverzüglich gehen lasse, wohin es ihm beliebe. Diesem Befehl mußte genügt werden, und Fournier der Amerikaner verschwand in demselben Augenblick, wo man seinen Arm wieder frei gemacht, in den ihn spurlos bedeckenden Massen des Marsfeldes. Lafayette aber spornte jetzt mit verdoppelter Eile sein Pferd und hieß das Truppencorps der Nationalgarden ihm in äußerster Geschwindigkeit folgen. Blitzschnell entschwand er jetzt den Blicken, und bald war weithin auf der Ebene des Marsfeldes kein einziger Nationalgardist mehr zu erblicken.

In einigen Gruppen des Volks bemerkte man anfangs eine mit Betroffenheit gemischte Freude über die Großmuth, welche der General Lafayette durch die Begnadigung Fournier's an den Tag gelegt. Bald hatte man jedoch den ganzen Vorgang wieder vergessen, und das Volk ergab sich von Neuem der stürmischen Lust seines Beisammenseins. Während ein Theil des Volkes fortfuhr, auf dem Altar zu unterzeichnen, begannen die Uebrigen sich plötzlich der heitersten Fröhlichkeit zu überlassen. Es bemächtigte sich auf Einmal Aller eine glückliche, fast ausgelassene Stimmung, und die Sonne, welche in diesem Augenblick mit ihrem strahlenvollsten Glanz

oben den Horizont durchbrach und alles Regengewölk besiegte, flammte wieder wie ein Symbol dieser nah und fern aufgehenden, unendlichen Volksheiterkeit empor.

Die Menge hatte sich in ihren immer stärker angewachsenen Massen jetzt unübersehbar vermehrt. Man konnte die Masse, welche sich nach und nach angehäuft hatte, auf mehr als funfzigtausend Köpfe veranschlagen, aber jetzt schien ein plötzlicher Stillstand der Zuzüge eingetreten zu sein. Diese unendliche Volksmasse begann dadurch ein in sich selbst abgeschlossenes Ganzes zu bilden, und schien sich in sich selbst und in der freien und natürlichen Weise des Volkes einfriedigen zu wollen.

Es war gegen zwei Uhr Mittags geworden. Das Volk begann sich wie in dem Schooß seiner eigenen Familie zu empfinden. Seit Wiederaufgang der Sonne war das Wetter so lachend und herrlich geworden, wie man es lange nicht gesehen. Der schönste Julitag stand über dem Marsfelde, und heitre linde Sommerlüfte umfächelten kosend die tanzenden Paare der jungen Leute, die sich plötzlich bei der Hand ergriffen hatten, und sich in der Runde herumschwangen, indem sie dazu mit frohgestimmten

Kehlen das ça ira ſangen. Dieſe Arie lautete im Jahre 1791 noch:

Ça ira! Ça ira!
Celui qui s'élève on l'abaissera!

Und bald, indem die tanzenden und ſingenden Paare ſich auf allen Seiten des Platzes vermehrten und das ganze Marsfeld nur ein ſchwebender und tönender Volksreigen zu ſein ſchien, ſchallte es wie im vieltauſendſtimmigen Chorgeſang zum Himmel, daß der, welcher ſich erhöht habe, erniedrigt werden ſolle, und das ça ira erklang jedesmal dazu wie die ganz naive Verſicherung eines Kindes, das des Höchſten und Gefährlichſten wie im Spiel ſich vermeſſen zu können glaubt.

Während unten getanzt und oben auf dem Altar des Vaterlandes mit der Unterzeichnung der Schrift fleißig fortgefahren wurde, zeigte ſich bei andern ſtillern Gruppen eine nicht minder glückliche und befriedigte Stimmung. Ganze Familien lagerten in traulicher Symmetrie auf dem Boden, und verzehrten mit ſichtlicher Genugthuung die ſchönen Kuchen von Nanterre und die beliebten Gewürzbrote, welche die Verkäuferinnen mit heiterer Anpreiſung in den Reihen umhertrugen. Hier und da gingen Mann

auch hier will ich den Männern gern die Ueberlegenheit des Geiſtes einräumen, eines Geiſtes, der auch in der Andachtsloſigkeit und in der Lostrennung von einem beſtimmten religiöſen Bekenntniß ſich noch immer eigenthümlich und ſelbſtändig zu geſtalten vermag.

Vor drei Tagen erlebte ich hier eine ſchöne rührende Scene, die für mein ganzes Leben Eindrücke in mir gegründet hat. Vor dem Karlsthor auf dem geräumigen Karlsplatz ſteht die hieſige proteſtantiſche Kirche, ein ſchönes einfaches Gebäude, das erſt neu errichtet und vor Kurzem für den evangeliſchen Gottesdienſt eingeweiht worden iſt. Hier ſollte ein junges katholiſches Mädchen, das zu dem proteſtantiſchen Glauben übergetreten, in einer feierlichen öffentlichen Handlung zu demſelben eingeſegnet werden.

Es war gerade ein Madonnen-Tag, Freund! O denke Dir, ein Madonnen-Tag! Mariä Himmelfahrt war es, und auf den Straßen in München, die ſonſt ſo men-

und Frau, mit herzlicher Anſchmiegung Einer in des Andern Arm hängend, in einem ganz feierlichen Aufzuge ſpazieren. Oder man ſah glückliche und ſtolze Mütter, die ihre Kinder an der Hand führten, und dieſelben entweder an der Luſt des Tanzes theilnehmen ließen, oder ihre wißbegierigen Fragen, was dies Alles zu bedeuten habe, mit einer wichtigen und ernſthaften Miene beantworteten. Ueberall aber zeigte ſich ein wunderbares, idylliſches Bild der Ordnung und Ruhe, jeder Mißlaut war entſchwunden, und rührend, ſchwungvoll, in beſcheidener zarter Genüge und doch in kühnem, ſelbſtbewußtem Aufſtreben, entfaltete ſich die Harmonie der glücklich in ſich ſelbſt ruhenden Volksfamilie.

Unter den Perſonen, die allmählig, nachdem ſie ihre Namen gezeichnet, vom Altar wieder heruntertraten und ſich von Neuem in das Gewühl des Platzes miſchten, befanden ſich auch einige Damen, die durch ihre Toiletten, obwohl ſie den Aufwand derſelben ſichtlich auf das geringſte Maaß herabgeſtimmt zu haben ſchienen, wie durch ihr ganzes Weſen verriethen, daß ſie der feineren Geſellſchaft angehörten.

Eine dieſer Damen war Fräulein Louiſe von Kéralio, eine weibliche Geſtalt von dem feinſten und

zarteſten Ausdruck, die hochgewachſen und ſchlank an dem Arme eines jungen Mannes einherſchwebte, der ihr eine beſondere Fürſorge zu widmen ſchien. In ihrer Begleitung befand ſich ein ganzer Kreis von Herren und Damen, die gleichzeitig ihre Unterſchriften abgegeben hatten und jetzt in ernſter Anregung und lebhaftem Geſpräch die Stufen heruntergeſchritten kamen.

Fräulein von Kéralio erſchien dabei als die tonangebende Sprecherin und ſie drückte ihre enthuſiaſtiſche Bewunderung für Alles, was ſie um ſich her vorgehen ſah, mit einer Erregung ihres Gefühls aus, die faſt zu einer lauten Anrede an das Volk hingeriſſen werden zu können ſchien.

Da iſt ja auch unſere literariſche Amazone, die ſchöne Kéralio, ſagte Camille Desmoulins, der jetzt mit Danton, nach einem Streifzug über den Platz, zu dieſer Stelle zurückgekehrt war. Sie iſt jetzt eigentlich meine Collegin, denn ſie giebt ſeit Kurzem auch ein Journal heraus. Sie iſt an der Redaction des Mercure national betheiligt, und iſt überhaupt ein gelehrtes Frauenzimmer, wie es wenige giebt. Aber es iſt verſtändig von ihr, daß ſie heut hier erſchienen iſt, um die Schrift des Volkes auch mit ihren kleinen Blauſtrumpf-Fingern zu unter-

zeichnen. Der Herr, der sie führt, ist ein Belgier, ein Herr Robert, der sie nächstens heirathen wird, und das wird recht schön sein, denn er ist der gute Sohn eines reichen Fabrikbesitzers, und der finanzielle Ruin des Mercure national wird sich dadurch abwenden lassen. Aber wie kommt denn der wuthschnaubende Hébert unter diese zahme Clique? Er, der sonst nur Tyrannenhaß aus allen seinen Nüstern bläst, und in seinem Journal „Père Duchesne“ sich zum wahren Beichtvater der Revolution gemacht hat, er schweift heut so friedlich und mit einer ordentlichen Andacht hinter dem Unterrock der Kéralio her und verfolgt ihre Spuren so, daß der junge belgische Bräutigam bald eifersüchtig werden muß? Und da ist auch der Buchdrucker Momoro in diesem Circle. Er, der sich mit so gerechtem Stolz den ersten Drucker der Freiheit*) genannt hat, er scheint mir jetzt auch höchst unfrei an dem Siegeswagen unserer journalistischen Circe zu ziehen, und ich fürchte, seine feuerfreienden Leitartikel in dem Journal des Clubs der Cordeliers werden darunter leiden, und es wird sich morgen eine sentimentale Bläße darin zeigen.

*) „Premier imprimeur de la liberté.“

Die ganze Sippſchaft hat zuſammen auf dem Altar des Vaterlandes unterzeichnet.*)

Danton, der dem leichtfertigen Geſchwätz ſeines jungen Freundes kaum eine Aufmerkſamkeit gewidmet zu haben ſchien, ſtand mit übereinandergeſchlagenen Armen ruhig und unbeweglich da, und richtete ſeine meduſenhaften Augen nur auf das Treiben und Walten der Volksmaſſen hin, die ſich im Sonnenglanz mit einer immer erhöhteren Luſt und Bewegung entfalteten. Dann ſtrahlte ein wildes Lächeln, ein unheimliches Behagen in ſeinem Geſicht auf, und mit einem kurzen ſtummen Wink, den er Camille zuwarf und der nur die Aufforderung ausdrückte, ihm zu folgen, ſchritt er weiter. Er ſchien einen Rundgang über das ganze Marsfeld zu beabſichtigen, und überall, wo er ſich blicken ließ, ſchüttelte man ihm die Hände und rief zujauchzend ſeinen Namen, wie er es auch nicht unterließ, mit den Bürgern und Arbeitern, wie auch mit ihren Frauen und Töchtern, einige kräftige und verbindliche Worte zu wechſeln. Camille Desmoulins lief wieder mit aller

*) Die Namen Momoro, Hébert, Chaumette, le Belge Robert und Mlle. Kéralio finden ſich neben einander unter dem Original der Petition, welches in Paris in den Archiven der Seine aufbewahrt wird.

Anstrengung neben ihm her, und bedurfte einer gewaltsamen Dehnung seiner kleinen Schritte, um mit den Riesenschritten seines großen Freundes einigermaßen ins Gleiche zu kommen.

IV.

Marie Roland und der Arbeiter.

In dieſem Augenblick riß ſich Fräulein von Kéralio von dem Arm ihres Geleiters los, und eilte in freudiger Bewegung einer Dame entgegen, die eben von dem Altar herumtergeſchritten kam, und deren Begegnung ihr eine große Freude und Ueberraſchung zu bereiten ſchien.

Wie, rief die Kéralio aus, indem ſich die beiden Frauen herzlich die Hände ſchüttelten, auch Madame Marie Roland iſt hier? Wie ſollte ſie freilich fehlen, wo alles Große und Schöne ſich vereinigt! Denn iſt das Volk nicht groß und ſchön heut, liebſte Roland?

Madame Roland nickte ihr mit einem begeiſterten Ausdruck ihrer großen ſchwarzen Augen zu, und ſagte dann mit der bezaubernden Freundlichkeit, die in ihrem Weſen lag: Ja, iſt es nicht wie im Olymp,

wenn man das Volk hier sieht? Schöner kann die von den Göttern getragene Demokratie im alten Hellas nicht gewesen sein.

Die schöne Frau ließ dabei ihre Blicke mit einem wahren Entzücken auf die tanzenden Paare, auf die jauchzenden Gruppen, auf die in Jubel und Fröhlichkeit sich umhertummelnden Männer, Frauen und Kinder hinübergleiten. Dann ergriff sie den Arm des Fräuleins von Kéralio, und schritt mit ihr, da sie selbst ganz allein und ohne jede Begleitung auf dem Marsfelde sich zu befinden schien, voran durch die treibende Menge, während die Herren, die zur Gesellschaft der Kéralio gehörten, zum Schutz der beiden Damen unmittelbar hinter ihnen einhergingen.

Die große Schönheit, die beiden Frauen eigen war, erregte Aufsehen, und man bewies ihnen, indem sie tiefer in das Gewühl der Massen vordrangen, unwillkürlich eine gewisse Rücksicht, mit der man ihnen in dem Gedränge Platz machte. Madame Roland war eine hohe schlanke Gestalt, von zierlichen und eleganten Formen, die in der reizendsten Harmonie zu einander standen, und zugleich den charaktervollsten Ausdruck hatten. Gegen die mehr ätherische, beinahe durchsichtige Taille des Fräu-

leins von Kéralio ſchien die Geſtalt der Madame Roland faſt eine derbere Fülle darzubieten, aber der große herrliche Körper war zugleich mit den innerlichſten Reizen der Seele und der Empfindung geſchmückt. Wenn ihr offenes, entſchiedenes Auftreten und eine edele ſtarke Freimüthigkeit ihres Weſens ihrer Perſon einen mehr männlichen Charakter beizulegen ſchienen, wenn ihr großes, kühnes, wunderbar geſchlitztes Auge geiſtige Flammen und eine vor nichts zurückſchreckende Unternehmungskraft ausſtrahlte, ſo drückte ſich nicht minder alle Zartheit und Lieblichkeit des Weibes in ihren milden Geſichtszügen und in ihrer ganzen, von Anmuth und Grazie umfloſſenen Perſönlichkeit aus.

Denken Sie, ich habe meinen Mann im Gedränge verloren, ſagte Marie Roland mit ihrer klangvollen metallenen Stimme, indem ſie am Arm ihrer Freundin Louiſe Kéralio tapfer voranſchritt und das Volksgewühl zertheilte. Mir wird ordentlich bange um meinen braven Roland, und wenn ich ihn nicht bald wiederfinde, werden Sie ein Schauſpiel erleben, wie Sie es von mir gewiß nicht möglich gehalten haben. Sie werden mich gleich recht fürchterlich weinen ſehen.

Hébert, der Herausgeber des „Père Duchesne“,

der dieſe Worte vernommen, erneuerte jetzt ſeinen ſchon mehrfach angeſtellten Verſuch, ſich an die Seite der Madame Roland vorzudrängen, um ſie anzureden, was ihm auch in dieſem Augenblick gelang.

Die Perſönlichkeit dieſes Mannes ſchien ihr aber keineswegs angenehm zu ſein. Hébert war ein wenig talentvoller Journaliſt, der in ſeinem Blatt bereits die geheimſten Gedanken und Zwecke des Jacobiner-Clubs zu enthüllen angefangen, aber dabei mit einem Cynismus ohne Gleichen vorgegangen war. Seine niedrige, der Hefe der Bevölkerung angehörende Sprache, in der er täglich den König und die Königin in ſeinem Journal angriff, und ihre Geſtalten auf das Bitterſte verzerrte, mißfiel ſelbſt vielen Gleichgeſinnten, die nicht minder leidenſchaftlich in ihrer Beurtheilung des Hofes waren. Dieſem Weſen entſprach auch das Aeußere des Père Duchesne, wie Jacques René Hébert ſelbſt genannt zu werden pflegte. Die lange hagere Geſtalt ſah wüſt und zerfallen aus, und ſeine ſchlechte Kleidung war ein ſo feindliches Gegenbild alles Luxus, daß die zur Schau getragene Einfachheit und Vernachläſſigung derſelben kaum noch um eine Nüance von dem Schmutz und der Unſauberkeit entfernt blieb. Aus der Bruſttaſche ſeines offen auseinander flatternden

Rockes ſah ſogar die Spitze eines Gegenſtandes heraus, dem eine übelwollende Bezeichnung den Namen einer Branntweinflaſche hätte geben können.

Madame Roland, die ihrer Freundin Kéralio ihr Befremden zugeflüſtert, daß ein ſolcher Menſch ſich in ihrer Geſellſchaft befinden könne, ſuchte bei ſeiner Annäherung ſo viel als möglich von ihm hinwegzurücken. Hébert aber drängte ſich nur immer rückſichtsloſer gegen ihren Arm, und rief mit ſeiner ſchreienden, höhniſch klingenden Stimme ihr in die Ohren: Madame Roland, wiſſen Sie denn nicht, daß die Coquetterie mit edlen und großmüthigen Gefühlen nicht mehr an der Tagesordnung iſt? Heut kommt es nur noch auf Natur und Wahrheit an, meine ſchöne Frau. Und wollen Sie uns im Ernſt vorreden, daß eine junge lebensluſtige Frau um ihren alten Mann, den ſie im Gedränge verliert, wirklich Thränen der Angſt weinen ſollte? Sollten Sie ſich nicht vielmehr freuen, daß Sie den alten Hoſen-Papa ein wenig losgeworden ſind? Oder ſollte nicht gar auf dem geheimſten Grunde der Seele der Gedanke entſtehen, daß, was man auf dem Marsfelde verliert, nicht ſo leicht wiedergefunden werden kann und darf? Frankreich hat heut auf dem Marsfelde eine Krone verloren, und

ſchenleer erſcheinen, ſah man ein reges und bewegliches Treiben geputzter, fröhlicher und ſpazierengehender Leute. Die Sonne ſchien in hellen blitzenden Strahlen über Häuſer und Wege, die ganze Bevölkerung war in einer freudigen Erregung auf den Füßen. Dieſer Tag wird in hieſigen Gegenden mit beſonderen Volksluſtbarkeiten gefeiert.

Auch ich hatte mich, zu einer ſtillern Feier, feſtlich geſchmückt. Wie eine Braut, hatte ich mir ein ganz weißes Kleid angelegt und einen ſchlichten weißen Schleier in das Haar geflochten. Ich fuhr mit meinen Verwandten nach der proteſtantiſchen Kirche vor dem Karlsthor. Ein kleines, ſchönes Madonnenbild, das ich noch bis jetzt in einem goldenen Medaillon nur als Schmuck getragen, hatte ich an demſelben Morgen abgelegt, aber mit einem Kuß. Jetzt überfiel mich ein tiefes Zagen, als ich vor der Kirche ausſtieg, und doch brach zugleich eine geheime Freude in mir los. Mit bewegter Seele betrachtete ich das dem freien Glauben geheiligte Gebäude, deſſen anſpruchsloſe, freundlich zuwinkende Bauart

es iſt keine Ausſicht dazu, daß ſie jemals wiedergefunden werden wird. Ludwig XVI. wird dieſe Krone nicht wieder aufheben, die heut hier unter die Füße des Volkes getreten worden iſt. Und Sie hoffen, Ihren Herrn Roland hier wiederzufinden? Wir hatten uns recht gefreut, Madame Roland, als Sie mit Ihrem Gatten hier in Paris ankamen, denn allen Freunden der Freiheit ſind Sie ſchon bekannt und geehrt, und wir hoffen Gutes von Ihnen. Auch Herr Roland iſt bei Lichte beſehen ein recht wackerer Mann, und ich erkläre, daß ſich die Stadt Lyon um das Vaterland recht wohl verdient gemacht hat, indem ſie einen Biedermann, wie Herrn Roland, zur Schilderung ihrer Lage in die Nationalverſammlung abgeſendet hat. Denn dieſe Miſſion brachte uns auch die ſchöne Madame Roland in unſere Mitte. Und nun will ſie weinen, weil ſie ihren alten Herrn im Gedränge der Freiheit eingebüßt hat?

Jacques René Hébert würde in der krampfhaften Aufgeregtheit, die zugleich durch ſeine zitternden Hände und ſeine ſtieren Blicke charakteriſirt wurde, wahrſcheinlich noch eine Zeitlang in derſelben Weiſe fortgefahren ſein, wenn nicht der ſtrafende, mit einer unwiderſtehlichen Macht begabte Blick der Ma-

dame Roland ihn jetzt ereilt und zum Schweigen gezwungen hätte. Der ſchwarze Gluthſtrom ihrer Augen, die ſich verachtungsvoll auf ihn geheftet hatten, überwältigte ihn und ſein Gerede plötzlich, und es lag ſo viel unnahbare Hoheit in dieſer ſtillen Zurückweiſung, welche die edle Frau gegen ihn übte, daß dem taumelnden Jacobiner nichts Anderes übrig blieb, als ſich wieder hinter die Front zu begeben und zu den ihn wegen ſeines verunglückten Verſuchs verſpottenden Herren zurückzukehren.

Man muß ihm Einiges in ſeiner Ausdrucksweiſe zuguthalten, ſagte Demoiſelle Kéralio mit ihrer milden, etwas ſentimentalen Stimme. Im Ganzen iſt er ein Charakter für das Studium, meine theuerſte Roland. Der Naturmenſch Rouſſeau's, der ſich jetzt geſtalten will, ſchlägt aus ihm ſchon mit aller Gewalt heraus. Findeſt Du es nicht, Marie?

Nein, meine liebe Freundin, das finde ich wahrlich nicht! rief Madame Roland mit einem wundervollen Lächeln. Ich nenne mich auch, wie Du, eine Schülerin Rouſſeau's, aber ſein Naturmenſch, mit dem ich mich auch oft und lange unterhalten, kann niemals ſchmutzig und unſauber ſein. Er iſt ſo rein wie der antike Marmorgott von Hellas, der im Naturmenſchen Rouſſeau's wieder lebendig wird. Auch

macht er keine Betrügereien, wie Herr Hébert, der früher Billeteur bei einem Theater gewesen sein soll, und, wie man mir erzählte, bedeutende Kassen-Unterschleife dabei gemacht hat.

Ueberlassen wir es doch der Reaction, liebste Roland, solche Dinge von den Männern der Freiheit zu verbreiten, sagte Louise Kéralio, indem sie ihre Freundin bittend ansah.

Ich liebe die Freiheit ebenso stark und innig, wie ich meine Mutter geliebt habe, entgegnete Marie Roland mit einem schwärmerisch leuchtenden Ausdruck ihrer Augen. Unter dem Volke selbst fühle ich mich wie in meinem eigenen Hause, und so sicher, daß ich mit jedem Arbeiter Arm in Arm auf der Straße spazieren gehen könnte. Diese herrlichen Volksgestalten liebe ich wahrhaft, und nichts flößt mir bei ihnen Mißtrauen oder Furcht ein. Komm, Louise, wir wollen uns ein wenig unter die Volksgruppe dort mischen, und diese prächtigen Menschen näher beobachten. Laß uns einmal rascher vorausgehen, damit wir diesen Herren hinter uns etwas aus dem Gesicht kommen.

Ungeachtet ihres Widerstrebens, sah sich Fräulein von Kéralio durch das lebhafte Andringen der Madame Roland jetzt unwiderstehlich fortgezogen.

Marie ſchien es darauf abgeſehen zu haben, die Kéralio ihrer Geſellſchaft zu entführen, und ſie machte raſch und unbemerkt mit ihr eine Seitenbewegung, durch welche ſie gerade in die Mitte eines der lebendigſten Volkshaufen verſetzt wurden, und, da ſich die Gruppe ſofort wieder hinter ihnen ſchloß, ſich von ihrer bisherigen Geſellſchaft abgeſchnitten ſahen.

Hier traten ihnen ſofort einige junge Arbeiter entgegen, die von der plötzlichen Erſcheinung der beiden ſchönen jungen Damen auf das Lebhafteſte überraſcht und erregt zu werden ſchienen. Unter dieſen machte ſich vornehmlich ein junger Handwerksgeſelle bemerklich, der durch die freundliche und harmloſe Art, mit der Madame Roland ſeinen Gruß entgegennahm und ſogar in ſeine ihr dargebotene breite Hand ihre feinen Finger legte, ganz hingeriſſen zu werden ſchien.

Der junge hübſche Mann ſtand jedoch zugleich in einer ſo ehrerbietigen Haltung vor Madame Roland, daß dieſe, je mehr ſie ihn betrachtete, dadurch nur um ſo ſicherer in dem zu ihm gefaßten Vertrauen ſich beſtätigt fühlte.

Sie ſind glücklich an dem heutigen Tage, und wir Alle ſind es! ſagte Madame Roland in ihrer

ſchönen hochherzigen Weiſe, indem ſie den jungen Arbeiter mild und gütig anlächelte.

Ich bin glücklich, weil ich Sie ſehe, Madame! erwiederte der Ouvrier mit einer tiefen Verneigung, die faſt etwas Elegantes hatte. Sonſt wüßte ich nicht, warum ich glücklich ſein ſollte, denn wir ſind noch lange nicht am Ziel, und wir Arbeiter bluten noch an den Wunden, welche uns die Nationalverſammlung erſt vor Kurzem geſchlagen. Statt für uns zu ſorgen, die wir der eigentlich ſouveraine Beſtandtheil des Volkes ſind, hat ſie uns durch ihre neueſten Decrete den Stuhl vor die Thür ſetzen laſſen!

Monſieur Philipp fängt ſchon wieder an zu raiſonniren, während er mit uns tanzen ſollte, riefen einige junge Frauen, aus deren Kreis der junge Arbeiter herausgetreten war. Man näherte ſich jetzt von mehreren Seiten der Gruppe, in deren Mitte die hohe, alle Augen feſſelnde Geſtalt der Madame Roland hervorragte, während Fräulein von Kéralio, die von einem andern Arbeiter angeredet worden war, ſich verlegen und ſtumm hinter ihrer muthigeren Freundin zu bergen ſuchte.

Welchem Gewerke gehören Sie denn an, mein lieber Freund? fragte Madame Roland, indem ſie in ihrer reizenden, faſt an das Naive ſtreifenden Un-

befangenheit mit ihrer ſchönen Hand den Arm des Monſieur Philipp berührte. Derſelbe bekannte ſich als zum Gewerke der Zimmerleute gehörig, ſchien aber recht eigentlich nur für die ſchöne vornehme Frau, die ihm ſo huldvoll Rede geſtanden, Sinn und Aufmerkſamkeit zu haben, indem er ſie unverwandt mit ſeinen liſtig lächelnden und ſtechenden Augen anſah.

Ich begreife, daß Sie und Ihre Freunde über die Nationalverſammlung ungehalten ſind, fuhr Madame Roland mit erhöhter, den ganzen Kreis durchdringender Stimme fort, und ihre Phantaſie ſchien ſie in dieſem Augenblick in die ſtolze Illuſion zu verſetzen, daß ſie als Rednerin der Volksverſammlung zu den ihr lauſchenden Männern und Frauen ſprach.

Die Nationalverſammlung, fügte ſie hinzu, hat die Arbeiter-Vereine und die National-Werkſtätten ſchließen laſſen. Nicht wahr, das iſt es, was Ihren Unwillen beſtügelt, was Ihre Zweifel gegen einen Zuſtand der Dinge lenkt, in dem der fleißige und arbeitſame Sohn des Volkes gewiſſermaßen als vogelfrei allen Sorgen und Uebervortheilungen ausgeliefert wird? Aber wir dürfen und werden doch wohl die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir bald und dann vollſtändig ein höheres Ziel erreichen werden,

das die Rechte und die Pflichten, die Arbeiten und die Genüsse, auf allen Seiten gleichstellt, das die entsetzliche Kluft zwischen Armuth und Reichthum ebnet und den Armen zum Schützling der Gesellschaft, den Unglücklichen zum Liebling Aller, an dem sie die Liebeskraft der Freiheit beweisen können, erhebt! Die Arbeiter-Vereine, die besonders durch Euch Zimmerleute ins Leben geführt wurden, waren ein schönes Zeichen der sich jetzt durch ihre eigene Kraft organisirenden Gesellschaft, aber Ihr übtet einen schrecklichen Zwang damit auf Eure Meister aus, denn Ihr wolltet ja immer höhere Löhne durch die Arbeitseinstellung erpressen. Und die öffentlichen Werkstätten, worin der Staat Jedem, der sich meldete, Arbeit und Lohn zu verschaffen hatte, waren sie nicht schimpfliche Lotterbetten für die Arbeiter geworden, die in ihrer Arbeit zugleich den Stolz und die Kraft des Mannes finden wollen, und die in diesen von der Feigheit der Regierung errichteten Hospitälern des Müssiggangs nur eine Verspottung der großen, ewigen Idee der Arbeit erblicken können? War es nicht so weit gekommen, daß der Staat zwanzig Sous Tageslohn für jene Tausende von Erdarbeiten zahlte, die statt der Arbeit ganz nutzlose und lächerliche Dinge trieben, und heut wieder um-

warfen, was ſie geſtern zuſammengeſchaufelt hatten, um morgen von Neuem ſchaufeln zu können? Ich glaube, meine Freunde, die Nationalverſammlung hat einen nützlichen und anerkennenswerthen Spruch gethan, indem ſie jene Anſtalten ſchloß, welche den ſchlechten Arbeiter nicht mehr von dem guten und fleißigen unterſcheiden ließen. Aber harret nur aus, Ihr edeln Männer des Volkes. Die Freiheit iſt es, die Euch zuletzt glücklich machen und erlöſen wird auch in Euern Arbeitsverhältniſſen! Es lebe die Freiheit!

Dieſe Worte, welche die ſchöne Frau mit dem edelſten ſchwärmeriſchen Feuer geſprochen, ſchienen auf ihre Hörer einen verſchiedenartigen Eindruck hervorgerufen zu haben. Mehrere zeigten ſich offenbar zweifelhaft und mißtrauiſch, ob nicht im Sinne einer reactionairen Abwiegelung auf ſie eingewirkt worden ſei. Andere, zu denen auch der luſtige Zimmergeſell Monſieur Philipp gehörte, griffen mit ſchallenden Hurrahrufen die zuletzt angegebene Parole der Freiheit auf und traten mit enthuſiaſtiſchen Kundgebungen, aber auch ſchon mit recht vertraulichen Berührungen, ganz nahe auf Madame Roland zu.

Am meiſten berechtigt glaubte ſich Monſieur Philipp, der Madame Roland die artigſten Dinge zu

ſagen. Mit einer raſchen Bewegung umfaßte er ihre hohe ſchlanke Taille, und als ſie erſchrocken ſich von ihm zurückwandte, ſagte er mit ſteigender Zudringlichkeit: Ein ſo ſchöner Mund, der die Freiheit leben läßt, muß auch geküßt werden. Was meinen Sie dazu, Madame? Beſiegeln wir die Freiheit und Gleichheit aller Menſchen durch dieſen Kuß hier vor den Augen unſerer Brüder!

Der Zimmergeſell hatte ſie bei dieſen Worten ſchon wieder am Arm ergriffen und wollte unter dem lauten Jubel der Umſtehenden ſein Vorhaben ausführen, als er ſich von der Hand der Madame Roland mit einem heimlichen, aber ſtarken und unwiderſtehlichen Druck zurückgewieſen fühlte. Der junge Mann ſchien ſich dadurch von der Willenskraft der ſchönen Frau hinlänglich überzeugt zu haben, und trat nun wieder mit einer ebenſo ehrerbietigen Verneigung zur Seite, indem er Madame Roland und ihre Begleiterin, die ſich Beide jetzt eiligſt entfernen zu müſſen glaubten, an ſich vorüber ließ.

Madame Roland ſah beſchämt und traurig aus, als ſie jetzt wieder am Arm der Kéralio ihren Weg über das Marsfeld fortſetzte. In dieſem Augenblick hatten die beiden Damen auch die Geſellſchaft wiedergefunden, aus deren Schutz ſie ſich zuvor fortbegeben,

und die ſich ſchon nach allen Seiten hin um ſie bemüht hatte. Von Herrn Roland aber zeigte ſich zur erneuerten Betrübniß und Unruhe ſeiner Gattin noch immer keine Spur.*)

*) Die Anweſenheit der Madame Roland auf dem Marsfelde am 17. Juli wird durch viele zeitgenöſſiſche Angaben und durch ihr eignes Zeugniß beſtätigt, obwohl ſie in ihren Memoiren (I. 354.) nur eine ſehr flüchtige Darſtellung der Ereigniſſe dieſes Tages giebt.

zugleich den edelsten Gesetzen der Kunst genügte.

Das Mädchen, das ihr neues Bekenntniß an dieser heiligen Stätte ablegen wollte, stand vor dem Altar. Ein großer, tiefer Ernst schien es ihr mit ihrem Vorhaben, und nachdem sie die erste Schüchternheit und Scheu überwunden, sich als den Gegenstand der rings um sie versammelten Menge zu sehn, blickte sie mit ruhigem Bewußtsein und hellen, klaren Augen um sich her. Sie betrachtete mit besonderer Freude den Ort, an dem sie sich befand, die Räume, die in ihrer hehren Stille, in ihrer schmucklosen Weihe das trostbedürftige Kind so freundlich umgaben. O wie wohlthuend sind die hellen Räume einer protestantischen Kirche für ein nach Klarheit sich sehnendes Gefühl, das bisher in den Dämmerschauern katholischer Kapellen und vor der unverständlichen Sprache des Hochamts sich seiner eigenen Andacht nie ohne eine peinigende Bangigkeit bewußt werden konnte! Wie drückt schon die erhabene, edle Einfachheit dieser Wölbungen, Bögen und

V.

Die Blutfahne.

Jetzt erhoben sich auf Einmal unter dem Volke ängstliche und Besorgniß erregende Gerüchte. Es hieß, daß die Deputation, welche man wegen der Freilassung der Gefangenen vom Marsfelde aus nach dem Stadthause gesandt, mit sehr beunruhigenden Nachrichten soeben zurückgekehrt sei. Bald hörte man auch den genaueren Bericht dieser Männer, die, auf dem Altar des Vaterlandes angelangt, Alles, was ihnen in Paris begegnet war, mit umständlichen Angaben mittheilten. Ringsum stockten plötzlich alle Tänze, alle Freudenschreie, aller Freiheitsjubel, und man bemühte sich überall, die neue Botschaft aufzufassen.

Die Aufnahme, welche die zwölf Abgesandten im Hôtel-de-Ville und bei dem Maire von Paris, Herrn Bailly, gefunden, war von vorn herein eine sehr

ungünſtige geweſen. Als ſie in dem durch einen Wald von Bajonnetten umhegten Stadthauſe angekommen, hatte der Municipal-Körper eben die Berathungen beendigt, in die er wegen der Unruhen auf dem Marsfelde eingetreten war. Man hatte beſchloſſen, das Martial-Geſetz zu verkündigen. Schon war die Ordre ertheilt worden, den General-Marſch ſchlagen zu laſſen, und Lärm-Kanonen abzufeuern. Der Maire hatte den Geſandten des Marsfeldes weiter nichts geantwortet, als daß er ſich mit ihnen in keine Unterhandlungen einlaſſen könne, und daß er ſich ſelbſt nach dem Bundesfelde begeben werde, um den Frieden wieder herzuſtellen. Als ſie wieder auf die Straße hinaustraten, ſahen ſie aus dem Hauptfenſter des Stadthauſes bereits die rothe Fahne, das Zeichen des erklärten Gewaltzuſtandes, hernieder-flattern. Die draußen ſtehenden Nationalgarden, die an ihren Hüten die blaurothen Bänder trugen, waren beim Anblick der rothen Fahne in ein lautes Jauchzen der Freude ausgebrochen. Der auf dem Marsfelde geſchehene Mordanfall auf Lafayette ſchien die Nationalgarden mit einer alles Andere vergeſſenden Erbitterung erfüllt zu haben. Mit leidenſchaftlichem Eifer luden ſie auf dem Grève-Platze ihre Kanonen, und ſtanden dort in der letzten Bereitſchaft

zum Abmarſchiren nach dem Marsfelde. Man erfuhr zugleich von dem Beſchluß der Nationalverſammlung, die dem Maire von Paris, unter ſeiner Verantwortlichkeit gegen den Präſidenten der Verſammlung, gänzlich freie Hand in der Unterdrückung des Aufſtandes gegeben hatte. —

Dieſe Nachrichten fingen an, einen ſchreckenerregenden Eindruck auf die Verſammlung des Marsfeldes zu machen. Zuerſt entſtand eine ſeltſame, mehrere Minuten lang anhaltende Stille. Jeder ſchien bei ſich ſelbſt zu überlegen, wie es werden ſolle. Man dachte einen Augenblick lang an Vertheidigung, aber die Beſonnenen erklärten jeden Verſuch dieſer Art ſogleich für eine Thorheit, da Niemand Waffen mitgebracht hatte. Andere glaubten ſchon den Anſchlag einer Trommel in der Ferne zu vernehmen. Die Familien-Mütter, die mit ihren Kindern auf dem Platze waren, rangen die Hände und begannen laut zu klagen. Aus der Klage der Weiber erhob ſich allmählig ein wüthendes, gewaltig anſchwellendes Brauſen der Männerſtimmen.

Die Truppen zögerten aber noch immer zu erſcheinen. In dieſem Augenblick ſah man die kleine, wunderbare Geſtalt Marat's am Altar des Vaterlandes ſich erheben. Er beabſichtigte zu ſprechen,

und kündigte dies durch ein ziemlich schmutziges Taschentuch an, welches er herauszog und in die Luft schwenkte. Dann sprang er mit der Geschwindigkeit einer Katze auf einen Tritt, den man ihm auf der höchsten Stufe des Altars zurechtgesetzt hatte, und in einer unheimlichen, seinen ganzen Körper durchzuckenden Bewegung stand er jetzt, von Allen gesehen, über den Häuptern der ganzen Versammlung.

Es war gegen Abend geworden, und die Sonne, die sich zum Niedergang neigte, umspielte mit grellen rothen Strahlen den Kopf Marat's, der dadurch in diesem Augenblick in einer seltsamen Glorie leuchtete. Der obere Theil seines Gesichts, dem man eine eigenthümliche Schönheit nicht absprechen konnte, hatte in dieser Beleuchtung den Ausdruck eines Propheten, der eben auf eine gewaltige Verkündigung sinnt. Dagegen waren die fürchterlichen Züge, welche der untere Theil dieses Gesichts barg, und besonders der an eine Schlange erinnernde Mund, in ein unheimliches Schattendunkel versetzt. Um seine gequetschte Nase aber spielte der Ausdruck einer wüthenden, zerstörungssüchtigen Leidenschaft, indem er jetzt mit einer weithallenden, bis an die äußerste Gränze des Marsfeldes vernehmbaren Stimme zu reden anhub.

Volk, was wirst Du nun beginnen? rief er mit dem schärfsten und heftigsten Accent, während zugleich ein fürchterliches Lächeln sein ganzes Gesicht überflog. Womit wirst Du Deine armen, leeren, jedes Kind rührenden Hände bewaffnen, um den feigen Bailly, den treulosen Mottié*) zu erwürgen? Ihre Häscher dringen jetzt mit ihren Mordgewehren auf Dich ein, und nachdem sie den ganzen Tag über mit ihrem schändlichen Verrath Dich umstrickt haben, wollen sie Dich nun, nachdem Du fest geschnürt bist in ihrem Netz, kläglich darin zur Schlachtbank ziehn und Dich hinmorden, wie einen wehrlosen Opferstier. Hast Du denn nicht schon lange gemerkt, mein Volk, wie die Tyrannei Dich diesen ganzen Tag über mit ihren blutdürstigen Absichten gefoppt, wie die niederträchtigste Reaction Truggebilde der Hölle auf Deinen ehrlichen Weg geworfen hat? Zuerst der Mord, welcher an dem räthselhaften Invaliden und seinen Gefährten von unbekannter Hand aus unserer eigenen Mitte heraus verübt wird! Die Reaction war es, welche diesen Mord heut an ihren eigenen Werkzeugen beging, denn sie wollte den Enthüllungen aus ihrem eigenen Lager zuvorkommen, die wir ihren

*) Lafayette.

Spionen durch ein richterliches Verhör ohne Zweifel abgewonnen hätten. Und dann kam dieſe hinterliſtige Großmuths-Komödie, welche dieſer Lafayette, dieſer gemüthliche Gaukler und Farenmacher, der bei allen Parteien den ſchmunzelnden Biedermann ſpielt, vor Euren Augen hier aufgeführt hat. Denn Ihr werdet doch nicht glauben, daß es ein Mann aus dem Volke war, der heut das Piſtol gegen den Chef der Nationalgarden abfeuerte? Nein, es war ebenfalls ein dafür bezahlter Häſcher der Reaction, er ſchoß, um zu fehlen, und er ſtellte ſich ſofort als Thäter, damit Lafayette vor Euren Augen ſeinen eigenen Mörder begnadigen konnte. Die Reaction wollte Dich auf dieſe Weiſe an Deinen zarten Gefühlen kitzeln, Du gutes dummes Volk, denn ein zartes Herz haſt Du wirklich, mein Volk, und wenn Du erſt anfängſt, die Verräther zu bewundern, ſo hofft man, daß es dann auch bald um Dich geſchehen ſein werde! Aber laß Dich lieber heut niedermetzeln unter den Streichen einer ehrloſen Soldateſca, als daß Du irre-werden ſollteſt an Dir ſelbſt und Deiner Sache, denn es iſt beſſer zu Grunde zu gehen, als an ſeine Feinde zu glauben und ſich ihnen zu überantworten. Feinde haben wir ringsumher, und auf einen Staatsſtreich ohne Gleichen

iſt es heut abgeſehn. Aber die Häupter der conſtitutionellen Partei, dieſe Barnave's, Lameth's, und wie ſie ſonſt heißen mögen, welche ſich dem Hofe verkauft haben, und die nach einem Miniſter-Portefeuille ſchnappen, ſind Eure eigentlichen Verräther. Ich fordere Euch auf, Stand zu halten und ruhig zu ſein. Das Volk wird doch den Verrath aller ſeiner Feinde überdauern. Verſuchet keine Gegenwehr heut, ſondern nöthigt durch die Stille und den Frieden, in dem man Euch hier antrifft, unſere Gegner, das Geſetz zu achten, denn wenn ſie Euch dennoch angreifen, ſo werden ſie die Aufrührer ſein, welche ſich gegen ihren eigenen Götzen, nämlich das Geſetz empören! Bleibet geſetzlich, und Ihr werdet die Drachen des Geſetzes mit ihren eigenen Waffen tödten. Bisher habt Ihr Euch nur in den geſetzlichen Schranken bewegt, denn auch zu dieſer heutigen Verſammlung des Marsfeldes iſt vorher die geſetzliche Genehmigung auf dem Stadthauſe eingeholt worden. Heut dürft Ihr daher nur lächeln und ſtill ſein, damit Eure Feinde weinen und vor Eurer Ruhe unruhig die Flucht ergreifen. Aber bald wird die Zeit kommen, wo Ihr nicht mehr lächeln werdet, und dann wird das Schwert des Volkes gezogen werden. Bis dahin lebet wohl, und ſeid klug! —

Die Worte Marat's ſchienen bei Allen, welche ſie vernommen, eine freudige und feſte Stimmung hervorgerufen zu haben. Auf andern Puncten des Platzes begann dagegen eine gewaltige Unruhe auszubrechen. Man rottete ſich in einzelnen Schaaren zuſammen, und ſchickte ſich an, das Marsfeld zu verlaſſen, und bis zur Place des Invalides vorzudringen, wo man die anrückende Escorte mit Steinwürfen empfangen wollte. Die eigentliche Maſſe des Volkes blieb jedoch in der friedlichſten Haltung auf dem Marsfelde zuſammen, und als jetzt die Trommelwirbel der anziehenden Truppen laut emporſchlugen, und die von Paris her aufſteigenden Staubwolken die ſich nähernden Regimenter erkennen ließen, rannte ihnen die große Volksmaſſe faſt mit einer freudigen Neugierde entgegen.

Zuerſt rückten auf der Seite des Marsfeldes, wo die große Militairſchule ſich befindet, einige Bataillone mit der Artillerie vor, dann trat eine zweite Abtheilung von Nationalgarden durch den weiter unten befindlichen Zugang zu dem Marsfelde ein, und eine dritte Escorte zeigte ſich bereits an der Ecke der großen Straße von Caillou, wo dieſelbe unmittelbar in das Marsfeld hereinführt.

Jetzt näherte ſich auch der General Lafayette an

der Spitze einer starken Macht von Nationalgarden, die mit wilden Augen und drohenden Gebärden aufmarschirten. Auch der General sah mißmuthig, aber mehr noch ernst und traurig aus. Er war den Steinwürfen nicht entgangen, mit denen man unterwegs ihn und seine Truppen auf dem Platz der Invaliden bewillkommt hatte. Und jetzt, als er das Marsfeld betrat, empfing ihn ein dumpfes, unheimlich dröhnendes Geheul, das sich fast unwillkürlich bei seinem Anblick unter der Menge zu verbreiten schien.

Die erste Colonne der Nationalgarden, der das Volk mit naiver Begrüßung entgegengelaufen war, hatte diese Annäherung sogleich sehr schlecht erwiedert. Man drängte die grüßende Menge mit den Kolben zurück, und die streitbare Macht ergoß sich ihr nach, um alle Zugänge des Platzes einzuschließen und die Flügel desselben so zu besetzen, daß für die gänzlich umzingelte Menge keine Bewegung und kein Ausweichen mehr möglich schien. In demselben Augenblick drang noch von Gros-Caillou her eine neue Abtheilung von Nationalgarden herein, die den Maire von Paris, Herrn Bailly, dem die rothe Fahne vorangetragen wurde, in ihrer Mitte hatte.

Dieses Corps stürzte sich sogleich mit einer wü-

thenden und herausfordernden Bewegung in das Marsfeld hinein und zog in ſeinem Gefolge eine zahlreiche Bande von Perrückenmachern hinter ſich her, die auf eine höchſt komiſche Weiſe, welche mehrfaches Lachen unter der Menge hervorrief, über ihre gewöhnliche Gewerkstracht mit einer Art von kriegeriſchem Coſtüm ſich behangen hatten.

Die rothe Fahne war an der Ecke der großen Straße von Caillou angeheftet worden, und flatterte dort, der Volksmenge kaum ſichtbar, da man ſie nur in einer kleinen, höchſt zierlichen Geſtalt mitgebracht hatte. Einige Spötter in der Menge fühlten ſich dadurch zu der tröſtlich ſein ſollenden Bemerkung veranlaßt, daß man nur eine Taſchen-Ausgabe der Blutfahne gemacht, und daß es darum überhaupt wohl glimpflicher abgehen werde, als man ſich gedacht habe. Aber da Schrecken, Beſorgniß und Wuth bereits die Reihen des Volkes zu durchdringen anfingen, ſo verwies man die Spötter zur Ruhe.*)

Indeß ſchienen ſich die Volkshaufen, welche zuvor auf dem Platz der Invaliden mit Steinen geworfen, jetzt auf dem das Marsfeld umgebenden

*) Biographie de Sylvain Bailly, par Francois Arago p. CCXXI.

Mauern den Charakter eines Gottesdienſtes aus, in dem nicht die Phantaſie, ſondern das Wort in der Andacht gepflegt werden ſoll, das die Seele befreiende, löſende, erweckende, verſtändigende Wort! Die proteſtantiſchen Kirchen ſind die Kirchen des Wortes, des Wortes Gottes! Wie kann man Gott beſſer dienen, als durch das Wort, da Gott das Wort iſt!

Und der ehrwürdige, wohlſprechende Geiſtliche erhob ſeine Stimme, die in ſchöner Vernehmlichkeit die Halle durchtönte, und die ganze verſammelte Gemeinde lauſchte in geräuſchloſer Aufmerkſamkeit dem rührenden, gehaltvollen Sinn ſeiner Predigt. Es war eine heilige Stille in der Kirche, daß man jeden Athemzug, jeden aufſteigenden Seufzer ringsum hören konnte. Jetzt aber beugte das Mädchen, längſt dieſes wichtigen Augenblicks harrend, ihre Knie auf die Stufe des Altars nieder, um ihr Bekenntniß zu ſprechen — —

Doch, wozu, wozu, Freund, kleide ich die ſchönſten Gefühle meines Lebens, aus

Glacis wieder angeſammelt zu haben und erhoben von draußen ein wildes tumultuariſches Geſchrei, das mit den Ausrufen: Fort mit den Bajonnetten! endete. Bailly ließ jetzt dem Truppen-Corps, in deſſen Mitte er erſchienen war, Halt gebieten, um unter Verkündigung des Martialgeſetzes die drei Aufforderungen, welche das Geſetz vorſchreibt, an das Volk richten zu laſſen. Schon waren die Municipal-Beamten mit dem Geſetz in der Hand vorgetreten, als in demſelben Augenblick von dem Glacis herüber mächtige Steinwürfe fielen, die in ſtarker Wiederholung auf die Nationalgarden geſchleudert wurden. In demſelben Augenblick war ein Piſtolenſchuß losgegangen, der einen Dragoner verwundete. Die Nationalgarde gab jetzt Feuer, aber ſie ſchoß ihre Gewehre noch in die Luft ab. Zugleich luden die Truppen von Neuem, und rückten nun mit einer gewaltigen Bewegung über den Platz vor, um denſelben zu reinigen und die ganze Volksmaſſe vor ſich her zu treiben. Dabei wurden zum zweiten Mal die Gewehre abgefeuert, aber wiederum ſchien Niemand aus dem Volke getroffen worden zu ſein.

Alles drängte jetzt nach dem Altar des Vaterlandes hin, in einem unbeſtimmten Gefühl, als ob dort irgend Etwas eintreten müßte, um die gefahr-

volle Situation zu entwirren. Auch glaubte man, daß dort die Verkündigung des Martialgesetzes geschehen werde. Eine große Menge von Personen hatte sich wie zu ihrer Rettung auf den Altar gestellt, und man berieth sich laut und flüsternd, wie man sich zu verhalten haben werde.

In diesem Augenblick läßt sich ein drittes, um Vieles stärkeres Abfeuern der Gewehre vernehmen. Diesmal aber sind die Schüsse tief in das Fleisch der Volksmasse eingedrungen. Blutend, schmerzvoll zusammenzuckend, wälzt sich jetzt der Knäuel des Volkes in einander. Viele sind gefallen, man ergreift in wildem Schrecken die Flucht, und ein dumpfes Wehegeheul erfüllt die Lüfte.

Auch von den auf dem Altar stehenden Personen war eine bedeutende Anzahl getroffen worden, und man hatte den Muth, dort die Entwickelung der Dinge ruhig abzuwarten, theuer büßen müssen. Männer, Frauen und Kinder waren dort in ihrem Blut niedergesunken, und herzzerreißende Scenen knüpften sich an dieses schreckensvolle Ereigniß. Hingemordete Kinder lagen in dem Schooß ihrer Mütter, die sich mit ihnen, jede andere Gefahr um sich her vergessend, auf dem Boden gelagert hatten, und mit einer Entsetzen einflößenden Geschäftigkeit um

die Wiederbelebung ihrer Kleinen sich bemühten. Ueber den ganzen Platz hinüber vernahm man eine Zeitlang nichts als die schmerzlichsten, verzweifeltsten Angstrufe nach dem Vater, der Frau, dem Sohne. Man schrie, wenn man sich verloren hatte, und man schrie noch fürchterlicher, wenn man sich wiedergefunden.

VI.

Robespierre.

Der Altar des Vaterlandes war mit Blut bedeckt, das dort wogend umhertrieb. Auf den Stufen des Altars lagen die Leichen des Volkes und ſeiner Kinder. Es befanden ſich nur noch etwa hundert Perſonen auf dem Altar ſelbſt, die in einer merkwürdigen Standhaftigkeit dort aushielten und unbeweglich ſtehen geblieben waren.

Es war dies eine aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen gemiſchte Geſellſchaft.

Da iſt auch Robespierre! rief ein Mann aus dem Volke. Warum hat er heut noch nicht zu uns geſprochen? Aber jetzt iſt er da!

Der Mann zeigte bei dieſen Worten auf eine eigenthümliche, ernſte Geſtalt, die mit einer merkwürdigen Ruhe und Kälte an den Altar gelehnt

ſtand, und ganz in die Beobachtung der Vorgänge des Marsfeldes vertieft war.

Es entſtand jetzt eine allgemeine Aufmerkſamkeit, mit der man ſich zu Robespierre hinwandte, und Viele ſchienen in ſeiner Anweſenheit eine Art von Ermuthigung zu finden. An der Seite Robespierre's, wie in inniger Vertraulichkeit an ihn gelehnt, ſtand ſein Freund Jerome Pétion, mit dem er Arm in Arm ſoeben aus den ſtürmiſch über den Platz gejagten Volksmaſſen auf den Altar hinaufgeſtiegen war.

Die unerſchütterliche Gleichgültigkeit, mit der Robespierre's Blicke die ganze Ebene überflogen, hatte in dieſem Augenblick faſt etwas Erhabenes. Zugleich lag ein ſo ſpähender und berechnender Ausdruck auf dieſem bleichen Geſicht, in dieſen düſtern Augen, daß man der Richtung ſeiner Blicke unwillkürlich folgte, und von ihnen einen ſichern Haltpunkt in der Ferne angewieſen zu ſehen hoffte. Aber das häufige Runzeln ſeiner hohen Stirn, die krampfhaften Bewegungen, welche von Zeit zu Zeit die kleine ſeltſame Geſtalt durchzitterten, ließen nicht eben annehmen, daß Robespierre noch irgendwo eine günſtige Ausſicht erſah, um die Gräuel dieſer Stunde wenden zu können.

Mehrere Männer aus dem Volke, beſonders die

dem Arbeiterstande angehörigen, waren jetzt zu Robespierre getreten, um ihm die Hände zu schütteln und ihn um seine Meinung zu befragen. Man sah, welches Vertrauen er in dieser Sphäre des Volkes genoß und wie diese Leute, mit denen er am liebsten in ihren Cafés und Wirthshäusern zu verkehren pflegte, ihn aus dem persönlichen Umgange mit ihm noch mehr, als aus seinen mächtigen Reden in der Nationalversammlung und in den Clubsitzungen, liebgewonnen und sich ihm, als ihrem eigentlichen Vertrauensmann, zugewandt hatten.

Robespierre begnügte sich, auf alle diese Fragen, die an ihn gerichtet wurden, mit einem stummen Wink seiner Hand, welche auf die neuen drohenden Bewegungen der Truppen auf dem Platze hindeutete, zu antworten. Auf seinem hagern, von den wunderbarsten Linien durchschnittenen Gesicht begann ein convulsivisches Zucken, das ihm eigenthümlich schien, zu arbeiten.

In diesem Augenblicke legte sich von hinten her die mächtige Hand Danton's, dessen Riesengestalt schon seit einiger Zeit im Hintergrunde erschienen war, auf die Schulter Robespierre's.

Sieh da, rief Danton, unser einsamer Träumer Robespierre! Wo bist Du bis jetzt gewesen, mein

Freund? Vergeblich war bis jetzt unser Trachten, Dir hier zu begegnen, und doch mußten wir uns sagen: was kann dieser Tag bedeuten, wenn sich Maximilian Robespierre von ihm fern gehalten hat, und wenn er nicht durch seine Gegenwart und Mitwirkung erst bedeutsam gemacht wird?

Ich grüße Dich, mein Freund Danton, entgegnete Robespierre mit einer scharfen, schreienden Stimme, indem er sich ironisch lächelnd auf die Stelle seiner Schulter faßte, auf der ihn die zutrauliche Hand Danton's vorher getroffen. Ich bin, wie Du, von Anfang an hier gewesen, und stand mit Pétion unter dem dichtesten Haufen des Volkes, während Ihr die Aristokraten der Volksversammlung hier oben auf dem Altar spieltet. Wir haben auch das Unsrige gethan, denn was Ihr mit Eurer Trompetenstimme von Jericho dem Volke in die Ohren geblasen habt, das haben wir durch unsere vertrauliche Conversation mit ihm, Kopf an Kopf und Brust an Brust, noch tiefer einziehen lassen. Jetzt hat uns dieser merkwürdige Blutgeruch, der hier auf dem Altar des Vaterlandes liegt, heraufgeführt! Ist es nicht ein wunderbarer, fast berauschender Geruch, den dieses vergossenene Blut des Volkes ausströmt? Ich bitte Euch, Freunde, riechet einmal mit recht

tiefem, inbrünſtigem Athem dieſes um uns her dampfende Blut in Eure Lungen auf.

Man ſah ihn jetzt ſich mit ſeiner langen ſchlanken Naſe zur Erde hinunterneigen und ämſig riechen, als wolle er dieſe ſtechenden Dünſte ganz in ſich hineinſchlürfen. Dann richtete er ſich mit einer wilden, träumeriſchen Gebärde wieder empor, und warf einen leidenſchaftlich aufflammenden Blick auf ſeinen neben ihm ſtehenden Freund Pétion.

Jerome Pétion, der College Robespierre's in der Nationalverſammlung, und mit demſelben ſeit einiger Zeit in beſonders vertrauter Freundſchaft ſtehend, unterſchied ſich durch ſeine äußere Erſcheinung ſehr von der ſeines Freundes. Er war ein hochgewachſener, ſchlanker Mann, dem die Natur etwas außerordentlich Einnehmendes in ſeinem ganzen Weſen gegeben hatte, und den eine vornehme feine Bildung in jeder Weiſe auszeichnete. Er gehörte zu den glänzenden, ſtets einen heiteren und vertrauenerregenden Eindruck machenden Perſönlichkeiten, die überall gefallen, wo ſie auftreten, und auf den verſchiedenſten Seiten Anhänger finden. Doch hatten auch die politiſchen Leidenſchaften, die ihn ſtürmiſch bewegten, bereits einige ſtarke Furchen durch ſein glattes, noch jugendliches Geſicht gewühlt.

Pétion und Danton begrüßten sich jetzt ebenfalls mit einer gewissen Herzlichkeit.

Das Königthum stirbt wie ein alter Verbrecher, aber die Republik schlägt ihre Augen auf wie ein junges unschuldiges Kind! rief Danton, indem seine großen, schreckensvollen Augen fast ein freundliches, süß umherirrendes Lächeln ausstrahlten.

Sprechen wir doch das Wort noch nicht aus! rief Robespierre, mit einer zuckenden Handbewegung, die fast ängstlich und besorgnißvoll diese Aeußerung Danton's zurückwehren wollte. Wer will sich herausnehmen, das Geschlecht eines Kindes zu bestimmen, noch ehe es geboren ist! setzte er mit einem seltsamen heisern Anflug seiner Stimme hinzu.

Die republikanischen Geburtswehen giebt unser Freund Robespierre also bereits zu, sagte der Abgeordnete Pétion mit einem liebenswürdigen Lächeln. Nun meinetwegen, mag es geschehen, wie Robespierre will. Taufen wir das Kind erst, wenn es uns auf dem Schooße zappelt. Mich dünkt aber, unser stiller sinnender Freund ist bereits als einer der tüchtigsten Geburtshelfer bei den Wehen der Republik zu Hülfe gekommen. Ein Mann, der in der Nationalversammlung das unvergleichlich herrliche Wort aussprechen konnte, daß der König wie jeder

Andere aus dem Volke, also wie jeder Schneider und Schuster, von dem gewöhnlichen Richter gerichtet werden möge wegen seiner Flucht, aber nicht durch eine Ausnahme-Commission, ist dieser Mann nicht bereits der erste Republikaner Frankreichs zu nennen?

Ich nehme diesen schmeichelhaften Titel einstweilen noch nicht an, entgegnete Robespierre, indem er mit erneuter Aufmerksamkeit in die Ferne schaute, und auf die neuen Bewegungen der Cavallerie hindeutete, die in wildem Ungestüm über die Felder dahinsprengte und die Fliehenden, welche ihren Säbelstreichen zu entkommen suchten, bis in die Felder hinaus verfolgte.

Einzelne Nationalgardisten waren von so heftiger Wuth entbrannt, daß sie den Fliehenden, welche sie nicht mehr erreichen konnten, zuletzt ihre Säbel an die Beine schleuderten und Viele damit verwundeten und zu Falle brachten. Manche schienen in diesem Augenblick gänzlich zu Barbaren entartet, und traten aus Reih und Glied heraus, um ihre Schlachtopfer, welche sie sich gerade erlesen, auf die grausamste Weise zu ergreifen und niederzuwerfen. Sie entfalteten dabei eine so ausschweifende Wildheit, daß sie von den Grenadieren selbst entwaffnet und in die

Furcht, daß ſie Dir zu weich erſcheinen möchten, in das Bild einer fremden Scene?

Brauche ich es Dir noch zu ſagen: dies Mädchen war ich! — — —

Maria.

Mitte des Bataillons zurückgeführt werden mußten. Dann sah man, wie die Artilleristen vor Ungeduld zitterten, die Kanonen abfeuern zu dürfen, und schon wollte ein Kanonier, der mit hochemporgeschwungener Lunte dastand, und der sich nicht länger halten konnte, losschlagen, als in demselben Augenblick der General Lafayette dahergesprengt kam, und in seinem zornigen Eifer, mit dem er das Abfeuern verhüten wollte, sein Pferd so herum riß, daß er mit demselben dicht vor der Mündung der Kanone zu stehen kam. Der Kanonier taumelte entsetzt zurück und warf seine Lunte an die Erde.

Indeß wütheten die Gräuel des Bürgerkrieges an andern Stellen des Bundesfeldes um so schrecklicher fort. Eine immer bedeutendere Anzahl von Todten und Verwundeten bedeckte den Platz, und zugleich sah man, wie sich die Soldaten bereits bemühten, viele der Leichname, um mit denselben aufzuräumen, von der hölzernen Brücke, die dem Marsfelde gegenüber über die Seine führt, in den Fluß hinabzustürzen.*) Die Nacht begann hereinzubrechen, und hüllte mit ihren leise dämmernden Schatten allmählig diese Schreckensscenen ein, die noch immer,

*) Diese hölzerne Brücke ist der heutige steinerne Pont de Jéna, der vom Marsfelde hinüber nach Passy führt.

obwohl die mehr und mehr abfließenden Maſſen kaum einen Widerſtand leiſteten, kein Ende fanden.

Pétion hatte ſich unterdeſſen bemüht, die auf dem Altar des Vaterlandes umherliegenden Blätter der Volkspetition zu ſammeln und in ſeinen Kleidern zu verbergen, um dieſelbe nebſt allen dazu gehörigen Unterſchriften in eine ſichere Aufbewahrung zu bringen. Danton und Desmoulins halfen ihm eifrig beim Zuſammenſuchen dieſer Blätter. Robespierre ſtand mit ruhig übereinandergeſchlagenen Armen noch immer in ſchweigender Beobachtung da, und ſtarrte in die ſchwarzen, ſich unheimlich ineinander verſchlingenden Geſtalten der Nacht hinaus. Die dumpfen wüſten Schmerzenslaute des Platzes, die bald wie ein heimliches geſpenſterhaftes Winſeln in ſich zu erſterben ſchienen, bald wieder in ſtärkeren Angſtrufen emporfuhren, ſchlugen an ſein Ohr, aber in ſeinem eigenen Sinnen und Brüten ſchien er Alles, was um ihn her vorging, nicht mehr zu beachten.

In dieſem Augenblick weckte ihn eine bekannte Stimme, die heimlich an ſeinem Ohr flüſterte, aus dieſem träumeriſchen Zuſtand. Robespierre erblickte eine große coloſſale Männergeſtalt an ſeiner Seite, deren Züge ihm in der Dunkelheit zuerſt unkenntlich

ſchienen. Dann ſah er, daß es Legendre war, ein ſehr thätiges Mitglied des Clubs der Cordeliers, und einer der größten Volksredner, die neuerdings aufgeſtanden waren.

Was wollt Ihr, Legendre? fragte Robespierre, der unwillig emporgefahren war, den rieſengroßen ſtarken Mann, der ſeinen eigentlichen Beruf als Fleiſcher, dem er erſt vor Kurzem die Volkstribune zugeſellt, noch in ſeinem ganzen Weſen zur Schau trug, aber zugleich durch ſein offenes gutmüthiges Weſen Vertrauen erregen konnte.

Ihr werdet hier beobachtet, entgegnete Legendre mit einem dringlichen, beſorgten Ton. Laßt Euch von mir warnen und folgt mir, aber es muß ohne Verzug geſchehen, ſonſt ſind wir Alle verloren. Kommt, Robespierre, und auch Ihr, Danton, Desmoulins, Marat, Pétion, kommt mit mir, ich kann Euch einen ſichern Weg führen, auf dem wir nur allein noch der Gefahr entgehen können. Wir müſſen fliehen, da wir uns nicht vertheidigen können, und eine ſolche Flucht kann den Männern und Führern der Freiheit keine Schande bringen.

Man umringte ihn in einem engeren Kreiſe, und begann, ſich ganz leiſe und geheim mit ihm zu beſprechen.

Bailly und Lafayette haben ihre besonderen Kundschafter auf dem Platze, die Euch ausgewittert haben, berichtete Legendre weiter. Einen dieser Spione kenne ich, es hat nie einen größeren Lumpenhund unter den Pariser Fleischergesellen gegeben als ihn, und da ich ihm früher einmal aus der Noth geholfen, hat er mir jetzt Alles verrathen. Bailly und Lafayette haben diesen ganzen Putsch nur gemacht, um die Häupter der Revolution wegfangen und alle, in einem einzigen Sack eingeschnürt, mit nach Hause nehmen zu können. Nun hat man mit wahrem Vergnügen gesehen, daß Ihr Euch Alle hier auf dem Altar des Vaterlandes gesammelt habt, und man hat darum seit einiger Zeit jeden Angriff von hier hinwegcommandirt, um Euch Vögelchen so sicher zu machen, daß Ihr zuletzt die giftige Krume, die man Euch streut, den Tyrannen aus der Hand fressen sollt. Nicht lange aber wird es mehr dauern, so wird man Euch die Schlinge um den Hals ziehen und Euch an die Pferdeschwänze der Herren Bailly und Lafayette anbinden!

Legendre hat Recht, wir müssen auf unsere Sicherheit Bedacht nehmen! fiel Camille Desmoulins mit hitzigem Eifer ein. Die Flintenschüsse dieser Leute sind einstweilen stärker, als unsere Charaktere, es

hilft doch einmal Alles nichts, und dieſer Lafayette, dieſer Befreier zweier Welten, dieſe Blume der Janitſcharen-Aga's, dieſer Don-Quichotte der Capets und des Zweikammer-Syſtems, hat den leibhaften Teufel der Reaction im Leibe. Er hat es auf unſer Leben abgeſehen, und ich ſehe kaum noch ein, wie wir ihm entkommen wollen!

Dafür laßt mich ſorgen! entgegnete Legendre in einem zuverſichtlichen Ton. Vor der Militairſchule ſtehen einige Truppen-Abtheilungen, die es ganz und gar mit dem Volke halten. Ich habe ſie wacker bearbeitet, dieſe trefflichen Jungen, und ſie ſind entſchloſſen, Alles zu thun, was im Namen der Freiheit von ihnen verlangt werden kann. Es ſind die Nationalgarden aus dem Marais und dem Faubourg Saint-Antoine, und dabei befindet ſich ein Bataillon jener alten franzöſiſchen Garden, die ſchon damals, meine Freunde, als wir die Baſtille ſtürmten, ſich mit dem Volke vereinigten. Dies Bataillon iſt jetzt zu einer Patrouille commandirt, die den Platz durchſtreifen ſoll, während die Nationalgarden vor der Front der Militairſchule ſtehen geblieben ſind. Unſere hochherzigen franzöſiſchen Garden werden ſich jetzt ſogleich dem Altar nähern und einen Augenblick dicht an den-

ſelben heraustreten. Sie ſind bereit, ihre Reihen zu öffnen und uns unbemerkt in ihre Mitte eintreten zu laſſen. Sie führen uns dann in ihrem ſicheren Geleit bis zur Militairſchule, wo die Nationalgarde bereit iſt, uns in ihre Reihen aufzunehmen, und wir gelangen dann unter ihrer Bedeckung in das Innere des Gebäudes, das uns ſo lange verbergen wird, bis die Henkersknechte der Reaction wieder von dem Marsfelde abgezogen ſein werden. Seht, da ſind unſere Freunde ſchon angelangt! Das Bataillon hält ſtill, es wartet nur, um ſich Euch zu öffnen. Steigen wir raſch und vorſichtig hinunter!

Legendre ſchritt jetzt voran, und Robespierre, Danton, Desmoulins, Marat und Pétion folgten ihm ohne Säumen. Als Robespierre, dem ein enthuſiaſtiſcher Ruf der franzöſiſchen Garden entgegenflog, eben in ihre Glieder eintreten wollte, ſah er die Geſtalt der Madame Roland, die am Arm ihres Gatten in einer ſtarken Woge des Volksgedränges umhertrieb und in dieſem Augenblick, ſichtlich zagend und ſich verloren gebend, der Stelle zugeführt wurde, wo Robespierre ſtand.

Die ſchöne muthige Frau hatte zwar durch den ſeltenſten Zufall ihren Gatten wiedergefunden, aber ſie war ſeitdem mit dem alten würdigen Herrn, der

von Natur nicht ohne Aengſtlichkeit war, ſo entſetzlich in die Strudel und Untiefen des Platzes hineingerathen und ſelbſt von den Gefahren des entſtandenen Kampfes berührt worden, daß alle ihre Kräfte erſchöpft ſchienen und ſie bleich und taumelnd kaum noch fähig war, ſich aufrecht zu erhalten.

Robespierre winkte ihr zu und reichte ihr ſeine Hand dar, die ſie mit einem freudigen Laut ergriff, indem ſie jetzt erſt den von ihr hochgeſchätzten Mann wiedererkannte, deſſen Bekanntſchaft ſie vor einigen Jahren in dem Salon des Miniſters Necker in Verſailles gemacht.

Robespierre verſchaffte ihr nebſt ihrem Gatten Aufnahme in dem willfährigen und volksfreundlichen Bataillon der franzöſiſchen Garden, unter deſſen deckendem Geleit jetzt ſämmtliche Perſonen ihr einſtweiliges Aſyl in der Ecole militaire ſicher erlangten. Sie hatten jedoch nur kurze Zeit daſelbſt zuzubringen, da Lafayette und Bailly jetzt endlich mit der von ihnen bewirkten Reinigung des Marsfeldes zufrieden ſein konnten, und nun die ungeſäumte Rückkehr nach Paris mit allen auf den Platz gezogenen Streitkräften beſchloſſen wurde. Die Sieger, denen nur zwei Chaſſeurs von den Ihrigen getödtet worden, zogen nunmehr mit militairiſchem Pomp in die Stadt

ein, wurden aber in den Straßen von Paris von dem leiſe grollenden Unwillen der Bevölkerung empfangen.

Die Freunde verließen mit aller Vorſicht die Halle der Ecole militaire, in der ſie ſich verborgen hatten. Madame Roland, die ihre Dankbarkeit gegen Robespierre in der liebenswürdigſten Weiſe und mit den anerkennendſten Aeußerungen über ſeine bisherige Wirkſamkeit an den Tag gelegt, machte ihm den Vorſchlag, einſtweilen in ihrer Wohnung ſein Aſyl zu nehmen, indem ſie es als gefährlich bezeichnete, wenn er jetzt in ſeine eigene Behauſung wieder zurückkehren wolle.

Herr Roland, ein Mann von etwas ſteifen und froſtigen Formen, dem aber Redlichkeit und Herzensgüte auf ſeinem Geſicht geſchrieben ſtanden, unterſtützte dieſen Wunſch ſeiner Gemahlin auf das Lebhafteſte, und fügte hinzu, wie er von guter Hand vernommen habe, daß man die Führer der Volksbewegungen ſämmtlich zu verhaften gedenke, und gewiß die gute Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen werde, um ſich noch in der heutigen Nacht ihrer Häupter zu verſichern. Er rieth auch ſämmtlichen Herren dringend, in dieſer Nacht nicht in ihre gewöhnlichen Wohnungen zurückzukehren.

Da man die höheren Verbindungen des Herrn Roland, namentlich mit dem Miniſterium, kannte, und ihn faſt für einen Reactionair gehalten haben würde, wenn man nicht gewußt, daß er auch nach dieſer Seite hin unter dem Pantoffel ſeiner ſchönen, für Freiheit und Volk leidenſchaftlich erglühenden Gemahlin geſtanden, ſo mußten ſeine Warnungen ein gewiſſes Gewicht haben.

Robespierre aber dankte mit einem kurzen Wort, und ſetzte hinzu, daß er nicht anders als nach ſeiner Wohnung in der Straße Saintonge zurückkehren werde. Auf ſeiner Seite ſei bisher das Geſetz geweſen, und er wolle der Gewalt, mit der er nichts zu thun habe, das Vorrecht laſſen, zuerſt den Frieden des Geſetzes gegen die Vertreter des Volkes zu brechen.

Danton und Desmoulins waren aber nicht dieſer Meinung. Nein, rief Danton mit Heftigkeit und Hohn, man darf es auf dieſen Wettſtreit der edlen Gefühle mit der Polizei nicht ankommen laſſen. Die Gewalt iſt eine zähnefletſchende Hyäne, und ſie frißt die Geſetzesparagraphen mit demſelben Appetit auf, wie uns ſelbſt. Ich meinestheils werde fürerſt gar nicht nach Paris zurückkehren, ſondern mich ſogleich auf das Land nach Fontenay-ſous-Bois zu meinem Schwiegervater begeben. Meine Frau habe ich be-

reits gestern dorthin abgehen lassen, und ich denke in der ländlichen Einsamkeit einige glückliche Stunden mit ihr zu verleben.

Das wilde und düstere Gesicht Danton's erglänzte bei diesen Worten plötzlich in einem sanften Gefühlsschimmer, der sich mit einem Anflug von süßer Träumerei über alle seine Züge legte.

Seht doch, wie der zärtliche Ehemann unserem Danton schon wieder aus den Augen leuchtet, sagte Pétion lächelnd. Ich glaube, er freut sich, daß die Stunde der Gefahr über uns gekommen, denn sie giebt ihm Gelegenheit, mit seiner Herzallerliebsten, die noch dazu seine Frau ist, ein idyllisches Stillleben zum Tändeln und Kosen aufzusuchen. Unser Freund will der Alles zerstörende Revolutionair sein, und ist er nicht eigentlich ein wahrer Patriarch der alten guten Sitten, der seine Frau liebt, wie ein Schäfer die Schäferin, und in den schattigen Hain mit ihr entflieht, um dort der heiligen Minne zu pflegen?

In der That, so werde ich es auch machen, erwiederte Danton, fast erröthend, indem er seine Hand ausstreckte, um sich von seinen Freunden zu beurlauben. Aber ich würde mich freuen, setzte er mit der ihm eigenen Bonhommie hinzu, wenn Ihr

Nachwort zu dem ganzen Buche.

Die allverbreitete Gewohnheit, schlechte Vorreden zu schreiben, mag auch die schlechte Nachrede entschuldigen, die ich nun noch zuguterletzt diesem Buche, als einem Buche, zu halten habe. Indem ich die gute Nachrede billigerweise der Welt überlasse, behalte ich mir, als redlicher Herausgeber, bloß die schlechte vor, und hoffe, daß diese Bescheidenheit Jedermann rühren wird.

Das Schlechteste aber, was ich diesem Buche vor Allem nachreden kann, ist, daß es durchaus unvollendet erscheint, und daß Niemand daraus klug werden wird, der erst aus Büchern klug werden will. Wie kann es auch anders sein? Der Verfasser, ein vagabundirender deutscher Schriftsteller, (— und was

mein Stillleben in Fontenay-sous-Bois mit mir theilen wolltet. Ihr wißt, mein Schwiegervater iſt dort ein einfacher Limonadier, aber in ſeiner Schenke iſt es kühl und duftig, und ſein kleines gaſtliches Haus iſt ausreichend für die Freunde. Du aber kommſt doch jedenfalls, Camille, und bringſt Deine Frau mit, die ſchöne liebenswürdige Lucile?

Ich komme morgen, wenn ich noch am Leben bin, entgegnete Camille Desmoulins mit einem bewegten Ton. Ich bin auch der Meinung, meine Herren, daß es nützlich ſein wird, uns jetzt auf einige Zeit vom Schauplatz zurückzuziehn! Wir werden nachher wieder um ſo kräftiger und ſichrer wirken können. Ich will mich jetzt nur noch in die Druckerei meines Journals begeben, und darin die heutigen Ereigniſſe berühren, die ich in einem hinlänglich gepfefferten Sendſchreiben an den göttlichen Sbirren Lafayette darſtellen will. Was meint Ihr zu dieſer Idee? Dann will ich ihm zugleich anzeigen, daß dieſes Sendſchreiben an ihn mein letztes Wort als franzöſiſcher Journaliſt ſei, und ich als ſolcher damit meine Entlaſſung eingebe. Denn ich hätte keine Luſt, werde ich hinzufügen, mir meine Schreibfeder von den Säbelklingen ſeiner Nationalhäſcher, wie man ſtatt Nationalgarden jetzt nur noch

ſagen kann, ſchneiden zu laſſen.*) Lebt alſo bis dahin wohl, Freunde und Brüder!

Der leichtfüßige Camille ſprang bei dieſen Worten mit der wichtigſten Gebärde fort, und wurde bald nicht mehr geſehen. Ihm folgte Marat, der ſich ebenfalls in die Druckerei des von ihm herausgegebenen Ami du peuple begeben wollte.

Ich werde nicht auf das Land gehn, wie unſere Freunde, ſagte Marat mit ſeiner bittern grinſenden Miene, indem er ſich von den Uebrigen beurlaubte, aber nachdem ich mein Journal beſorgt, werde ich einſtweilen meinen Wohnſitz in einem Keller in der Rue de Babylon nehmen, und dort unter der Erde meinen Betrachtungen über Alles nachhängen, was nicht mehr werth iſt, von der Sonne beſchienen zu werden. Ich hoffe, Danton, Pétion und Robespierre, daß Eure Heldenthaten mich bald wieder aus meinem Keller hervorlocken werden.

Er entfernte ſich darauf in einem ſchleppenden und trägen Gang, und ſchien Allen ein Gefühl des Widerwillens eingeflößt zu haben.

Jetzt erſt kann auch ich gehn, ſagte Robespierre zu ſeinem Freunde Pétion. Die Nähe dieſes Menſchen

*) Révolutions de Paris et de tous les royaumes 86. (und letzte) Nummer.

wirkt auf mich wie die eines Raubthiers. So lange ich Marat ſehe, iſt mir die Kehle wie zugeſchnürt, und die Beine ſcheinen mir wie gebannt und gelähmt zu ſein. Mir iſt, als könnte ich mich nicht von der Stelle bewegen, ſo lange ich ihn in meinem Geſichtskreis habe. Jetzt laß uns aufbrechen, Pétion, denn wir gehen doch wohl zuſammen in die Stadt hinein.

In dieſem Augenblick kam Legendre, der Fleiſcher, mit einem Wagen zurück, nach dem er aus Galanterie gegen Madame Roland ausgegangen war, und den er in der That in dem Quartier von Gros-Caillou aufzutreiben gewußt. Er mahnte jetzt, ſich raſch von dem Platze zu entfernen, da wieder von dem Ufer der Seine her einige Patrouillen über das Marsfeld zu ſchweifen begannen.

Madame Roland war inzwiſchen mit Danton in eine lebhafte Unterhaltung gerathen. Es hatte ſie intereſſirt, was ſie von dem zärtlichen Verhältniß Danton's zu ſeiner ſchönen und liebenswürdigen Frau gehört, und ſie hatte in ihrer naiven Weiſe nicht umhin gekonnt, ſich nach Allem, was dieſelbe betraf, ganz genau zu erkundigen. Ja ſie beſtellte jetzt, als ſie ſich von Danton und den andern beiden Freunden trennte, die ſchönſten Grüße an Louiſon. —

VII.

Die Rückkehr vom Marsfelde.

Robespierre und Pétion gingen jetzt Arm in Arm, aber meiſt ſchweigend und ſtill der Stadt zu, die ſie an den Quais der Seine zu erreichen ſtrebten. Am Garten der Tuilerien trennten ſich die beiden Freunde, nachdem ſie ſich das Verſprechen gegeben, in der heutigen Nachtſitzung des Jacobiner-Clubs, die ihrer Meinung nach eine wichtige Bedeutung haben würde, wieder zuſammenzutreffen.

Robespierre ſetzte gedankenvoll ſeinen Weg fort und trat in die Rue St. Honoré ein, um das Palais Royal zu gewinnen. In dieſer Straße, welche ſtets wie eine Hauptpulsader die größten Strömungen von Paris aufſog, hatte ſich die von dem Marsfelde zurückgetriebene Volksmaſſe in vielen einzelnen unruhigen und tiefbewegten Gruppen geſtaut. Man lief zum Theil klagend und jammernd oder mit wilden

und empörten Ausrufungen umher, man weinte über seine Angehörigen, die noch vermißt wurden oder bereits als Todte und Verwundete von dem Marsfelde hereingebracht waren, oder man musterte in stiller Verzweiflung alle Ankommenden, die ihrem verwilderten Aufzuge nach auf dem unglücklichen Schauplatz gewesen zu sein schienen. Die Fenster aller Häuser waren erleuchtet, und alle Einwohner derselben standen mitten auf der Straße und vor ihren Thüren, in der aufgeregtesten Stimmung.

Robespierre schritt still durch diese Gruppen hindurch. Plötzlich bemerkte er aber, daß sich ein dichtes Gedränge um ihn gebildet hatte, und daß eine Menge von Menschen ihn mit großer Aufmerksamkeit und vieler Theilnahme umstand. Es lebe Robespierre! hörte er es bald von allen Seiten her um sich rufen. Das ist der beste und redlichste Freund des Volkes, das ist unser Robespierre, der auch von dem Marsfelde zurückkommt!*)

*) Die durchaus unberechtigte Angabe von Thiers in seiner Geschichte der französischen Revolution, wonach Robespierre bei den Vorfällen auf dem Marsfelde gar nicht zugegen gewesen, wird durch die Erzählung, welche Robespierre's Schwester Charlotte in ihren Memoiren von seinen Begegnissen an diesem Tage macht, unbestreitbar widerlegt.

Robespierre dankte mit einer leisen Verneigung seines Kopfes, suchte aber rascher weiter zu kommen, da er es nicht liebte, in einem Gedränge zu stehn und sich die Menschen so nahe an den Leib kommen zu lassen.

Seid still! schrie jetzt eine mächtige Stimme, welche die ganze Straße durchhallte. Den Namen des Herrn Robespierre ausrufen, heißt, ihn der Polizei anzeigen, die heut Nacht auf alle Männer des Volkes fahndet!

Es trat eine augenblickliche Stille ein, und das Volk schien jetzt durch die zarteste Zurückhaltung wieder gut machen zu wollen, was es in der Aufwallung seines Herzens versehen.

Robespierre hatte sich nach dem Sprecher umgesehn, der ihm diesen Dienst geleistet. Er bemerkte einen Mann des Bürgerstandes, von kleiner, corpulenter Figur, der sich schon seit einiger Zeit in seiner Nähe bewegt und allen Schritten Robespierre's mit großer Aufmerksamkeit gefolgt zu sein schien.

Er erinnerte sich, schon früher in einer Volksversammlung, in der Robespierre gesprochen, von diesem Manne auf eine enthusiastische Weise angeredet worden zu sein, und jetzt fiel ihm auch der Name dieses ungemein beflissenen Verehrers ein.

Seid Ihr nicht der Tischlermeister Duplay? fragte ihn Robespierre in seiner ruhigen und höflichen Weise, in der er sich auch dem Geringsten, mit dem er sprach, vollkommen gleichzustellen suchte.

Ich freue mich, daß Herr Robespierre ein Gedächtniß für den unbedeutendsten, wenn auch glühendsten seiner Bewunderer hat, entgegnete Duplay mit einem freudestrahlenden Gesicht. Aber ich ersuche Sie, Herr Robespierre, lassen Sie Sich jetzt von mir in mein Haus geleiten, setzte er mit einer dringenden, fast flehentlich bittenden Stimme hinzu.

Er ergriff jetzt den Arm Robespierre's und bemühte sich mit einer gewissen Aengstlichkeit, ihn mit sich fortzuziehen.

Und wohin denkt Ihr mich denn zu führen, mein wackerer Freund? fragte Robespierre, indem er gleichzeitig seinen Arm von der Hand des Tischlers wieder zu befreien suchte.

Ihr schwebt in Gefahr, entgegnete Duplay sichtlich bewegt, und Ihr dürft heut Nacht nicht mehr in Euere gewöhnliche Wohnung zurückkehren. Bei mir, einem schlichten und unbekannten Handwerksmann, wird man Euch gewiß nicht suchen, und Ihr würdet mich glücklich machen, wenn Ihr einige Zimmer in meinem Hause annehmen wolltet, die

ſchon zu Euerem Empfang bereit ſtehen. Denn ſeht, ich hatte heut ſchon den ganzen Tag daran gedacht, daß es ſo kommen würde. Dieſe Zimmer in der erſten Etage meines Hauſes ſtehen leer, und ich ſagte heute Morgen zu meiner Frau: Madame Duplay, was meinen Sie, wenn Sie die Güte hätten, ſich in unſern erſten Stock hinaufzubegeben, und dieſe Zimmer für die Aufnahme eines hohen und verehrungswürdigen Gaſtes recht ſchön und ſtattlich herzurichten? Madame Duplay riß ihre Augen ſehr weit auf, und wollte mich dann ſchelten. Aber ich ſagte zu ihr: Ich weiß es wohl, daß ich ein närriſcher Kerl bin, aber ich habe heut eine wunderbare Ahnung, eine Ahnung, die ſo ſchön iſt, daß ich jetzt vor Freuden gleich drei Mal in die Luft ſpringen möchte! Wiſſen Sie, Madame Duplay, daß Herr Robespierre heut noch als unſer Gaſt in unſer Haus einziehen wird? Madame Duplay, Sie haben mir nicht erlauben wollen, heut auf das Marsfeld hinauszugehen, weil Sie meinten, ich hätte andere Pflichten gegen meine Familie, als mich von den Leuten Lafayette's todtſchießen zu laſſen. Nun bin ich nicht gegangen, aber etwas Anderes, dachte ich, kann ich thun. Ich werde nicht ruhen, bis ich heut noch Herrn Robespierre aufgefunden habe. Dieſer

große Mann, der mit dem Volke umgeht, als wenn wir Alle nur Brüder wären, ist in Gefahr. Wir wollen ihn verbergen, Madame Duplay, und wir wollen ihn beschwören, daß er in unserem Hause seine Zuflucht nimmt. Und Madame Duplay, rasch und anstellig wie sie ist, rannte nun spornstreichs die Treppe hinauf, und hat seitdem unaufhörlich gearbeitet und gewirthschaftet, so daß die Zimmer schon vor einigen Stunden fertig geworden sind. Jetzt aber ist auch Herr Robespierre erschienen, und jetzt, wenn es in unseren freien Zeiten noch erlaubt wäre, möchte ich Euch zu Füßen sinken und Euch anflehen: Nehmt meinen Vorschlag an, und rettet Euch in der Verborgenheit, die ich Euch bieten kann!

Die Stimme des braven Duplay klang dabei so innig und ehrlich, daß an der Aufrichtigkeit seiner freundlichen Absichten nicht zu zweifeln war. Robespierre aber schwieg noch immer. Ein düsteres Feuer irrte in seinen Augen, die aber mehr wohlwollend als mißtrauisch sich auf Duplay geheftet hatten. Nachdem er einige kalt ablehnende Worte geäußert, begann er jetzt, da das Volksgedränge in der Straße etwas nachgelassen hatte, so rasch vorwärts zu eilen, daß der dicke Duplay mit der größten Anstrengung neben ihm her rennen mußte.

Hier iſt Nr. 366 Rue St. Honoré! leuchte jetzt Herr Duplay, indem er vor einem Hauſe ſtillſtand, welches er als das ſeinige bezeichnete. In dem ſtarken Eifer ſeiner Gutmüthigkeit wagte er es noch einmal, den Arm Robespierre's zu berühren, um ihn in die offen ſtehende Hausthür hereinzuziehn.

Madame Duplay hat ſelbſt mit unſerm kleinen Diner auf Herrn Robespierre gewartet, bemerkte Duplay mit ſchmeichleriſchem Ton. Obwohl es ſchon eine ſo ſpäte Abendſtunde iſt, ſo muß man nach ſolchem Tage doch noch auf einige Erquickung denken. Beliebt es Herrn Robespierre nicht wenigſtens, unſer geringes Mahl zu theilen, und ſich bei dieſer Gelegenheit die gute Familie Duplay anzuſehen, die vor Begierde brennt, ihm irgend einen Dienſt erweiſen zu können.

Robespierre glaubte auch dies Anerbieten ablehnen zu müſſen. Als aber Duplay äußerſt traurig und niedergeſchlagen wurde, blieb Robespierre noch einige Minuten an der Hausthür ſtehen, um das Verſprechen zu geben, daß er in den nächſten Tagen von ſelbſt zurückkehren und der liebenswürdigen Familie Duplay ſeinen Beſuch machen werde.

In dieſem Augenblick erſchienen aber auch ſämmtliche Mitglieder dieſer Familie, welche die Ankunft

soll die heimathlose deutsche Literatur Besseres thun, als vagabundiren? —) hat diese Skizzen, soweit sie von ihm herrühren, sammt und sonders in Wirthshäusern geschrieben, einige auf einem rippenbrechenden Postwagen sich aufgetacht, andere in Wind und Wetter auf der Landstraße geträumt. Sollte aus solchem von der Luft dieser Zeit selbst zusammengeblasenen Stoff Das, was man im gemeinen Leben ein Buch nennt, werden, so möchte es eines sein, das alle ästhetisch frommen Kunstrichter in Ansehung von Gattung, Form und Art, unter die sie es klassifiziren könnten, zum Teufel wünschen müssen. Und ich bete nur zu Gott — denn auch die armen Bücher dieser Welt haben ihren lieben Gott, der ihrer waltet — daß nicht noch andere fromme Richter, als bloß die ästhetisch frommen Kunstrichter, zu einer Ueberantwortung an den leidigen Teufel das von mir in bester Absicht Herausgegebene verurtheilen möchten. Der Teufel ist zwar heutzutage nicht mehr fürchterlich, nachdem ihm die moderne Gesellschaft (sonderbar, daß ich, aus bloßer Zerstreuung der Feder, statt moderne immer schreiben möchte moderne!) seine Sitten beigebracht, nachdem ihn die Justemilieu-Regierungen zu einem Staatskünstler ausgebildet, nachdem ihn die Philosophen in ein System gepackt, und die Poeten, seine Duzbrüder, eine sogenannte neue Poesie aus ihm abgeleitet haben. Aber, aufrichtig gestanden, ich möchte doch lieber bloß gegen

Robespierre's bemerkt hatten, auf dem Hausflur, und umringten in der zuvorkommendsten und beeifertsten Weise den gefeierten Tageshelden. Madame Duplay zeigte sich an der Spitze ihrer beiden schönen Töchter, von denen besonders die ältere etwas ungewöhnlich Feines und Anziehendes in ihrer ganzen Erscheinung hatte. Auch zwei stattliche Söhne, sehr kräftige und charaktervolle Gestalten, folgten noch hinterher, und betrachteten mit blitzenden Augen den an der Thür lehnenden Robespierre.

Als Meister Duplay den Seinigen sofort mitgetheilt hatte, daß Robespierre ihre Einladung nicht annehmen wolle, brach ein völliges Wehklagen unter allen Anwesenden aus, und Madame Duplay, eine Frau von noch sehr stattlichem und anspruchsvollem Aeußern, die zugleich den größten Muth in der Familie zu besitzen schien, breitete mit einer hinreißenden Gebärde ihre Arme gegen Robespierre aus, wodurch sie die Bitten, die in ihren lebhaften Augen lagen, noch stärker unterstützen zu wollen schien.

Haben Sie denn nicht gehört, Herr Robespierre, rief sie in einer schwungvollen Ausdrucksweise, was mehreren Männern des Volks bereits heut Abend begegnet ist? Sind denn die schrecklichen Gerüchte noch nicht zu Ihnen gelangt, welche ganz Paris in

Zittern und Zagen geſetzt haben? Auf dem Pont-Neuf hat man ſoeben einen Mordangriff gegen einen Mann gemacht, welchen man für den göttlichen Camille Desmoulins hielt, der es aber, der heiligen Jungfrau ſei Dank, nicht geweſen iſt. Auf anderen Punkten der Stadt ſind Rotondo, Fréron, Chaumette, Briſſot, und viele Andere, die von dem Marsfelde zurückkehrten, meuchleriſch von Soldaten angefallen worden. Und Danton zu ergreifen, ſoll eine ganze Compagnie Dragoner hinter ihm hergeſchickt worden ſein. Und Sie, Herr Robespierre, der Sie uns unentbehrlich ſind, der uns nicht genommen werden darf, wenn die Zeit der Freiheit und der Republik wirklich kommen ſoll, Sie wollen Ihr theures Haupt der Gefahr preisgeben und Ihr Leben auf's Spiel ſetzen? Nein, wir wollen Sie mit unſern Leibern decken, Herr Robespierre! Oh, bleiben Sie nur eine Nacht hier, erholen Sie ſich bei uns, bis die Sturmwolke wieder vorübergezogen ſein wird!

Nachdem Madame Duplay mit einer überſchwänglichen Bewegung, die ihr in der That aus dem Herzen zu kommen ſchien, ſo geſprochen hatte, näherten ſich auch die beiden Töchter, zwar ſchüchtern und zagend, aber doch in der Abſicht, ihre Bitten mit denen ihrer Mutter vereinigen zu wollen. Sobald

ſie aber näher zu Robespierre herangetreten waren, ſchien ihnen die Stimme zu verſagen, und beide Mädchen brachen in einen heftigen Strom von Thränen aus, denen aber eine eindringliche Beredtſamkeit gewiß nicht abzuſprechen war.

Seht Ihr, Herr Robespierre, fuhr Madame Duplay fort, die guten Dinger weinen auch von ganzem Herzen, und möchten Euch durch ihre Thränen überreden. Und hier, meine älteſte Tochter Eleonore, die hält ſo große Stücke von Euch, daß ſie ganze Reden von Euch auswendig gelernt hat, wie Ihr ſie in der Verſammlung und anderswo gehalten.

Eleonore ſenkte beſchämt und verlegen ihre Augen zu Boden, und eine dunkle Purpurgluth überflog ihr anmuthiges Geſicht.

Robespierre ſtand noch einen Augenblick unſchlüſſig da. Es war aber ein eigenthümlicher Zug ſeines Weſens, daß er keiner anhaltend und dringlich an ihn gerichteten Bitte lange widerſtehen konnte. So kam auch jetzt, nach einigem Beſinnen, der Moment, wo er ſich nicht mehr im Stande ſah, dieſe Wünſche abſchlagen zu können.

Er nickte einige Male zuſtimmend mit dem Kopfe, und ſagte dann, ohne gerade freundlicher als ſonſt

auszusehen: In der That, ich nehme diese Einladung jetzt an, und wäre es auch nur, um den Patriotismus einer so braven und liebenswürdigen Familie zu ehren. Mit Dankbarkeit komme ich Eurem Wunsch nach, jetzt an Eurer Tafel Theil zu nehmen, aber dann müßt Ihr mir erlauben, mich noch einmal wieder zu entfernen, um noch einer um zehn Uhr im Jacobiner-Kloster anberaumten Sitzung beizuwohnen. Ich kehre dann wieder zu Euch zurück, meine Freunde, und benutze das von Euch mir dargebotene Nachtlager bis zum Morgen. Ich will Euch auch gestehen, daß mir dadurch in der That ein Dienst geschehen wird. Denn meine Wohnung in der Rue Saintonge würde mir für heut zu entlegen sein, um sie noch erreichen zu mögen. Wenn ich Euch also in dieser Art willkommen bin, mache ich mich bis zum nächsten Tage zu Eurem Hausgenossen, und Ihr werdet mich dann mit Euren guten Wünschen wieder entlassen.

Zufrieden, auch nur dies erreicht zu haben, umringte ihn jetzt die Familie Duplay mit jubelnden Ausrufungen, und man schickte sich an, Robespierre in das Haus zu geleiten. Er ging zwischen Madame Duplay und ihrer Tochter Eleonore, die ein Licht trug und sich mit großer Angelegentlichkeit bemühte,

jede Stufe, die er betrat, sorgfältig vor ihm her zu erhellen. Herr Duplay folgte mit der jüngsten Tochter und den beiden Söhnen hinterher, er schien aber, seitdem seine Frau so schwunghaft aufgetreten, bei weitem stiller geworden zu sein, und legte seine Genugthuung nur durch ein leises vergnügtes Brummen an den Tag.

Plötzlich ließ Eleonore das Licht fallen und stieß einen lauten durchdringenden Schrei aus. Robespierre hatte sie erschreckt in seine Arme aufgefaßt, und suchte, ihr mit einem freundlichen Wort zusprechend, den Grund ihrer plötzlichen Beängstigung zu erforschen.

Eleonore deutete mit einem Ausdruck der schmerzlichsten Besorgniß nach einer Stelle auf seiner Weste hin.

Um Gotteswillen, Herr Robespierre, Ihr seid verwundet! rief sie mit flehender zitternder Stimme.

Robespierre legte rasch seine Hand an die ihm bezeichnete Stelle und zog sie, ganz mit frischem Blut bedeckt, wieder zurück. Duplay hatte mit größter Eile ein neues Licht herbeigeholt, um die Sache einer nähern Untersuchung zu unterwerfen, aber er gerieth ebenfalls in die äußerste Bestürzung.

da er die Weste Robespierre's ganz und gar mit nassen, dicken Blutstropfen bedeckt sah.

Es ist nichts, was beunruhigen könnte, sagte Robespierre, indem er wie zum Dank für das Mitgefühl des schönen jungen Mädchens ihre Hand ergriff und dieselbe mit einem lebhaften Druck wieder entließ. Dies Blut, fügte er mit einem unheimlichen Aufleuchten seiner Augen, und indem Alles an ihm convulsivisch zuckte, hinzu, dies Blut ist das vergossene Blut des Volkes, mit dem ich auf dem Altar des Vaterlandes gefärbt worden bin! Wischen wir es nicht herunter, denn das Blut der armen Märtyrer bringt uns Glück. Es soll uns eine schöne Vorbedeutung sein, mit der ich in dies Haus eintrete, meine lieben neuen Freunde! —

Der Schrecken wich jetzt dem behaglichen Gefühl, mit dem man sich in dem kleinen traulichen Familienzimmer, das bei der Einfachheit seiner Ausstattung doch den gediegenen Wohlstand des Hauses verrieth, gegenüberfand. Herr Duplay drang darauf, sich sogleich an der gedeckten Tafel niederzulassen, da ihr verehrter Gast der Erquickung bedürfen werde. —

Robespierre war während der Mahlzeit, an der er jetzt im Kreise der um ihn beeiferten Familie theilnahm, wieder einsylbiger geworden, und außer

einigen höflichen Worten, mit denen er namentlich den fortdauernd stürmischen Redefluß der Madame Duplay beantwortete, schien er kaum zu weiteren Aeußerungen aufgelegt zu sein. Nur Eleonore, deren Gesicht er nie aus den Augen zu verlieren schien, empfing von ihm zuweilen einige stumme Zeichen der Aufmerksamkeit.

Das Mahl wurde sehr rasch beendigt. Robespierre stand auf, und nachdem er noch einige Worte gewechselt, bat er um die Erlaubniß, sich wieder entfernen zu dürfen. Zugleich ergriff er ein Licht, um im Spiegel seine Toilette zu mustern, mit deren Ordnung er sich einige Augenblicke auf das Angelegentlichste beschäftigte. Er mußte sich heut nur mit einer oberflächlichen Wiederherstellung seines Anzuges begnügen, obwohl Robespierre stets, namentlich wenn er in den Club der Jacobiner ging, die sorgfältigste und zierlichste Toilette zu machen pflegte.

VIII.

Die Nacht bei den Jacobinern.

Robespierre war mit eiligen Schritten in die Nacht hinausgegangen. Die Volksmenge hatte ſich auf den Straßen mehr und mehr zerſtreut, nur einzelne verhüllte Geſtalten ſchlichen noch hier und da vorüber, leiſe vorſichtige Laute flüſterten in dem Schatten der Häuſer, im Zwielicht der Réverbèren.

Robespierre begab ſich haſtig, kaum hörbar auftretend, die Straße St. Honoré hinunter, und hatte in derſelben raſch die Reitbahn erreicht, in welcher die Nationalverſammlung tagte. Die Kanonen, mit welchen die Verſammlung an dieſem Tage der Gefahr, wie es ſchien von den ſchlimmſten Befürchtungen gedrängt, ihr Haus hatte umſtellen laſſen, ſtanden noch vor demſelben aufgeführt. Die Nacht verhüllte das bittere dämoniſche Lächeln, welches bei dieſem Anblick über Robespierre's Geſicht flog. Aber

als er den Posten von vier Nationalgarden erblickte, welche vor den Kanonen auf und niedergingen, drückte er sich dicht und vorsichtig an der Mauer des Klosters der Feuillants entlang, welches fast unmittelbar an die dem Revolutionsparlament dienende Reitbahn anstieß.*)

Im Kloster der Feuillants, das ebenso wie das nahe dabei befindliche Jacobiner-Kloster seiner geistlichen Bestimmung längst entzogen war, glaubte Robespierre einiges Licht durch die hohen Bogenfenster der Kirche hervorschimmern zu sehn. Er schloß daraus, daß die Constitutionellen, die in den letzten bewegten Tagen ihren Austritt aus dem Jacobiner-Club erklärt, und einen neuen Club im Kloster der ehemaligen Barfüßer-Mönche begründen wollten, bereits in dieser Nacht eine Versammlung hier abhielten.

Robespierre beeilte sich jedoch, in das Jacobiner-Kloster einzutreten, welches einige Schritte davon in einer einwärts gehenden Vertiefung der Straße gelegen war. Bei seinem Eintritt in die erste Halle, welche Robespierre zu durchschreiten hatte, um in

*) Es ist dies dieselbe Stelle, wo die später entstandene Rue Castiglione jetzt auf die Rue de Rivoli stößt.

den ſeit einiger Zeit in der Kirche ſelbſt eingerichteten Sitzungsſaal zu gelangen, fand er, daß es hier noch öder und ſtiller war, als er es für die heutige Nachtſitzung der Jacobiner erwartet hatte.

Mit einer tiefen ehrfurchtsvollen Verneigung öffnete der Thürſteher vor Robespierre die Eingangsthür des Saales. Die Geſellſchaft der Freunde der Conſtitution, wie ſie ſich ſeit ihrer erſten Begründung genannt hatte, war ſchon bei weitem zahlreicher auf den amphitheatraliſch emporgehenden Sitzen verſammelt, als es Robespierre bei der nach außen herrſchenden großen Stille gedacht hatte. Indem Robespierre ſeine Blicke über das länglichte Viereck des Saales unruhig hinſchweifen ließ, bemerkte er, daß die Zahl der anweſenden Mitglieder wohl bereits auf zweitauſend angeſchlagen werden könne. Aber dieſelben hatten ſich bis jetzt ſo ſchweigend und geräuſchlos auf ihren Plätzen verhalten, daß eher eine erneuerte Verſammlung der friedlichen Mönche, die hier früher in dieſem Kloſter gehauſt, als eine Zuſammenkunft der Männer der Revolution und der Volksbewegung angeſetzt zu ſein ſchien.

Dagegen begannen ſchon die an jedem Ende des Saales angebrachten Zuhörer-Tribünen, welche mit Männern und Frauen aller Art überfüllt waren,

die militairfromm gerittene Aeſthetik des literariſch deutſchen ancien régime, an dem alle guten Köpfe dieſer Zeit längſt das Köpfen verdient hätten, angekündigt haben, als gegen den Frieden jener guten Seele, die bisher an dem Stück der Ueberlieferung traulich feſtgehalten und durch die hergebrachten Formen in Staat, Kirche, Leben und Geſellſchaftsgeſittung ſeelig geworden iſt! Doch, du gute Seele, wenn du dem Teufel überantworten willſt dies Buch, oder vielmehr die Luft dieſer Zeit, aus der es den Verfaſſer in den Wirthshäuſern und auf den Landſtraßen angeflogen, du gute Seele, dann bedenke doch, daß, wie geſagt, auch ein Buch ſeinen Gott hat!

Und ihr Richter, wie wollt ihr dies Buch taufen, da es doch nun einmal ein chriſtlich erzeugtes Buch iſt, und als ſolches, wie jedes gute Kind, Namen und Taufe zu erhalten verdient? Wollt ihr ihm die Nothtaufe eines Romans geben, es mit dem Unſchuldsnamen der Novelle benennen? Helft mir bei Zeiten aus dieſer Verlegenheit, da der Setzer ſtündlich auf das Titelblatt wartet! Oder beſſer, wir zerbrechen uns lieber alle durchaus nicht den Kopf damit. Ich erkläre mit feierlicher Reſignation, daß es eigentlich gar kein Buch iſt, das ich herausgebe, ſondern bloß ein Stück Leben, das ſich, wie Schlangenhäutung, auf dieſen zerſtreuten Blättern abgelöſt hat. Macht alſo nicht ſo viele Umſtände mit einem

regere Lebenszeichen von ſich zu geben, und einzelne ſtürmiſche Laute, abgeriſſene Ausrufungen und Stichworte verriethen, daß die bekannten Hauptfiguren dieſer Tribünen bereits erſchienen waren.

Robespierre war jetzt langſam bis in die Mitte des Saales vorgetreten, und ſah ſich ſogleich von ſeinem Freunde Pétion begrüßt, der bereits auf dem Platze erſchienen war, da er heut den Präſidentenſtuhl im Club einzunehmen hatte. Auch viele andere Freunde ſammelten ſich um Robespierre, um vor Beginn der Sitzung die Lage der Dinge mit ihm zu beſprechen. Sein Wort, dem Alle geſpannt entgegen horchten, ſchien das entſcheidende zu ſein, von dem man ſich heut in allen Entſchlüſſen leiten laſſen wollte.

Es herrſcht unter allen unſern Freunden hier eine ſehr gemäßigte Stimmung, ſagte Pétion. Der Club der Jacobiner ſcheint ſich heut eine feierliche Zurückhaltung auferlegen zu wollen. Auf dem Marsfelde hat das Volk heut ſeinen erſten Wechſel auf die Republik gezogen und denſelben mit ſeinem Blut geſtempelt. Und ſollte der Jacobiner-Club zögern, heut ſein Giro auf dieſen Wechſelbrief zu ſetzen? Ich wäre der Meinung, daß wir heut endlich das entſcheidende und letzte Wort ſprächen, und damit

die uns zugehörenden Clubs in den Provinzen, die schon eine ungeheuere Streitmacht bilden, zur That aufriefen!

Wenn unsere Freunde noch zur Mäßigung neigen, erwiederte Robespierre ruhig, so ist das gewiß sehr gut, denn die Mäßigung schließt die künftige That nicht aus, sie macht sie nur um so stärker möglich! Die Republik, meine Herren, fängt in demselben Augenblick an, wo wir die Könige zwingen werden, Menschen zu sein. Dann fällt der Thron Frankreichs von selbst zusammen. Und sind unsere Versuche, Ludwig XVI. zum Menschen zu machen, nicht schon ziemlich glücklich ausgefallen? Schon die neue constitutionelle Verfassung, die nun bald vollendet aus der Nationalversammlung hervorgegangen sein wird, obwohl sie in meinen Augen nicht einen rothen Sous werth ist, wird schon bedeutend zur Vermenschlichung des Königthums beitragen. Wollen wir diese Verfassung nicht einstweilen als Kratzbesen gebrauchen, der den alten Schmutz der Jahrhunderte wegfegt? Je mehr Rechte das Königthum einbüßt, desto menschlicher wird es, und zuletzt wird es dann das Königthum aller Menschen sein. Fahren wir noch eine Zeitlang so fort, und wenn wir dann eines Tages in unserem Topfe nachsehen, wird es

die junge blauäugige Republik sein, die darin zappelt und schon von selbst den Deckel abstößt.

In diesem Augenblick näherte sich der Abbé Sièyes, welcher die letzten Worte Robespierre's vernommen, der Gruppe. Er machte in seiner Erscheinung noch immer den Eindruck eines Geistlichen, obwohl die Revolution ihn seitdem immer mehr in die innersten Reihen des Volkes gezogen, und er erst vor einiger Zeit das Bisthum von Paris, welches ihm übertragen werden sollte, abgelehnt hatte. Dagegen war er vor Kurzem zum Mitgliede des Departements von Paris gewählt worden.

Die Annäherung seiner ernsten bedeutsamen Gestalt brachte eine augenblickliche Pause in der Unterhaltung der Freunde hervor. Obwohl Sièyes selten und wenig sprach, so lagen doch auf seinem düster verschlossenen Gesicht stets einige leuchtende Gedankenblitze, die begierig nach einer Aeußerung von ihm machten.

Ich pflichte Herrn Robespierre bei, sagte Sièyes mit seiner scharfen lakonischen Kürze. Obwohl ich meinem Herzen nach ein Republikaner bin, wird sich mein Verstand noch immer für das Fortbestehen der Monarchie erklären. Ich bin nicht abergläubisch genug, um ein Anhänger des Königthums, wie es

war und ist, zu sein. Aber ich bin auch klug genug, um einzusehen, daß der eigentliche Beruf der Monarchie darin besteht, die Freiheit des Volkes in sich zu tragen. Wie dem Vogel die Flügel gegeben sind, um zu fliegen, so ist die Volksfreiheit die eigentliche Schwinge, welche dem Königthum gegeben wird, um sich erheben und bewegen zu können. Aber jedenfalls sage ich: ohne die Freiheit kein Königthum! und darin sind wir gewiß hier Alle einig. —

Seht, da ist auch unsere Freundin, die schöne Théroigne von Méricourt, wieder auf der Tribüne, rief Pétion, indem er auf nicht ganz höfliche Weise den Abbé Sièyes unterbrach, und mit einem eigenthümlich lächelnden Blick nach einer der Damen-Tribünen hingrüßte. Sie gehören ja auch zu den Verehrern der wunderlichen Théroigne, Herr Graf Sièyes, und ich schlage vor, meine Herren, daß wir, bevor ich die Sitzung eröffne, uns noch einen Augenblick an die Schranke der Damen-Tribüne dort hinbegeben, um dem schönen Geschlecht der Revolution unsere Huldigung darzubringen.

Er schritt bereits voran, während Robespierre und einige Andere ihm folgten. Der Graf Sièyes schien es zuerst mit einigem Mißvergnügen zu sehen, daß Pétion der genannten Person sich näherte, mit

der ihn ein bekanntes und sehr vertrauliches Verhältniß verband. Aber nachdem er eine Zeitlang in der Mitte des Saales stillgestanden und die übrigen Tribünen gemustert hatte, begab er sich zögernden Schrittes ebenfalls zu der Tribüne hin, um Théroigne von Méricourt zu begrüßen.

Von den für das Publikum bestimmten Tribünen, welche sich an jedem Ende des Saales in zwei großen übereinander gelegenen Räumen befanden, waren die oberen den Männern, die unteren den Frauen geöffnet. Auf der Tribüne der Männer, in der ein ungeheuerer dichtgedrängter Schwarm wogte, erblickte man neben charaktervollen und kräftigen Arbeiter-Köpfen auch die schmutzigsten, zerlumptesten, den niedrigsten Volksschichten angehörigen Gestalten. Fast Alle aber trugen den runden Hut und die rund abgeschnittenen Haare, welche, neben dem einfachsten und unansehnlichsten Rock, jetzt zum eigentlichen Costüm der Jacobiner in Paris gehörten.*)

Die Damen-Tribüne war noch weniger zahlreich besetzt, aber die Gesellschaft auf derselben mischte sich bereits aus den eigenthümlichsten und auffallendsten Gestalten. Die Damen der Halle, in ihrer

*) Archenholz Minerva 1792. III. 30.

kräftigen und mannhaften Körperfülle, darunter manches interessante Gesicht mit lebhaften, dunkelblitzenden Augen, nahmen die meisten Plätze ein, und bewegten sich auf denselben mit dem Behagen und der Sicherheit, die sie als eingewohnte Besucherinnen des Jacobiner-Clubs und zugleich als die wichtigsten Gönnerinnen desselben hier empfinden durften. Unter ihre Reihen gemischt, erblickte man auch nicht wenige Damen anderer Art, die höheren Kreisen der Gesellschaft anzugehören schienen, obwohl sie in einer bedeutend ermäßigten Toilette ihres Standes erschienen waren.

Aber die originellste, den Blick mit Verwunderung fesselnde Gestalt war jene seltsame Amazone, die, auf der ersten Sitzreihe dieser Tribüne aufrecht stehend, ihre beiden Hände über die Brustwehr hinauslegte, und in dieser herausfordernden kecken Stellung den jetzt auf sie zutretenden Mitgliedern des Clubs entgegensah. Sie begrüßte aber jetzt ihren Freund Pétion, der ihr mit großer Vertraulichkeit zuwinkte, mit einem eigenthümlichen, pikanten Lächeln, das sich jedoch schnell wieder in ihren ernsten, strengen Gesichtszügen verlor.

Diese Amazone war Théroigne von Méricourt, eine Dame von ungefähr zweiunddreißig Jahren,

deren auffallendes Aeußere durch die seltsame Tracht, die sie nicht ohne Koketterie sich erwählt, noch stärker hervorgehoben zu werden schien. Sie trug ein kurzes blaues Tuchkleid, das eng anliegend ihre nicht allzu schlanke, aber in den üppigsten Formen sich zeigende Gestalt umfloß. Auf ihrem Kopf flatterte ein Federhut à la Henri IV., der ihrem ziemlich bedeutenden und anziehenden Gesicht einen ungemein kühnen Ausdruck verlieh. An ihrer Seite prangte ein Schwert mit blitzendem Handgriff, zwei Pistolen hingen in dem ihre Taille umfassenden Gürtel und in der Hand schwang sie eine Reitpeitsche, die bei ihr zugleich ihre heftigen mimischen Gesticulationen begleitete, und an der Stelle des Fächers der vornehmen Damen von Théroigne von Méricourt gehandhabt wurde. **)

Als Pétion jetzt mit seinen Freunden zu ihr herantrat, um die bewaffnete Schöne zu begrüßen, entstand eine große Aufmerksamkeit bei den übrigen Damen dieser Tribüne. Man stand auf allen Sitzreihen auf, um Pétion und Robespierre zu sehen. Es lebe Pétion! Es lebe Robespierre! riefen die Damen der Halle, indem sie den feurigen Modu-

**) Lairtullier les femmes célèbres de 1789 à 1795. I. 55.

lationen ihres tiefen baßkräftigen Organs die graziöſeſten Knixe und ein immer wieder von neuem anſetzendes Händeklatſchen hinzufügten.

Die Huldigungen für den jungen Advokaten Pétion ſchienen ſich von dieſer Seite her faſt noch ſtärker zu betonen, als für Robespierre, der, ungeachtet ſeiner täglich ſteigenden Beliebtheit bei den großen Volksmaſſen, doch durch ſein düſteres, kaltes und wenig ſchmiegſames Weſen bisher mehr eine ehrerbietige Scheu als ein enthuſiaſtiſches Gefühl den Damen der Halle eingeflößt hatte. Aber Jerome Pétion war als vorzugsweiſe ſchöner und ſtattlicher Mann ſeit einiger Zeit der erklärte Liebling dieſer Marktverkäuferinnen von Paris geworden, und er hatte kaum noch nöthig, dieſe Gunſt durch etwas Anderes zu gewinnen, als durch ſeinen wohlgeſtalteten und kraftvollen Körperbau, der ihm ſchon manches hinreißende Bravo von ſchönen Lippen eingebracht hatte.

Jetzt brachten die Damen der Halle auch der Théroigne von Méricourt ein ſchallendes Lebehoch aus. Théroigne legte ſtolz und feierlich zwei Finger an ihren Federhut, und dankte damit dem Gruß ihrer Freundinnen, die ſeit einiger Zeit in dem ehemaligen Bauermädchen aus Lüttich das wahre Ideal weiblicher Größe und Kraft und die bewunderns-

würdigſte Heroine der Revolution feierten. Zwar hatte Théroigne, ſeitdem ſie ihr heimathliches Dorf Méricourt bei Lüttich verlaſſen, und dem Zug aller möglichen Abenteuer durch England und Frankreich gefolgt war, ſeitdem wohl Manches erlebt und erfahren, das dem Ideal der Weiblichkeit nicht ganz entſprechen konnte, aber ſeit Kurzem hatte ſie ſich auf das Wunderbarſte verändert, ihre Sitten ſchienen plötzlich ſtreng und untadelhaft geworden, man konnte ihr kaum noch etwas zum Vorwurf machen, und beſonders ſeitdem ſie ſich als Amazone kleidete, ſchien ſie das wahre Muſterbild republikaniſcher Tugenden geworden zu ſein.*)

Das noch immer verführeriſche Lächeln auf ihrem Geſicht hatte ſich darum auch jetzt in eine überaus ſtrenge, faſt zürnende Miene verwandelt, als Pétion, der allerdings auf einem ſehr vertrauten Fuß mit ihr ſtehen mochte, und der in gewiſſem Betracht ihr Lehrer in der Politik geworden war, nun, nachdem er ihr einen guten Abend gewünſcht, in einen leichtfertigen Ton der Unterhaltung mit ihr übergehen wollte.

Wo haſt Du denn heut Dein Riechfläſchchen ge-

*) Beaulieu Essais II. 51.

laſſen? meine holde Théroigne, fragte Pétion, indem er mit ihrer Reitpeitſche tändelnd ſpielte. Ich ſah es immer gern hier am Knopf Deiner Peitſche hängen, denn es bewies den Ariſtokraten, daß auch wir, die wir nur das Volk und die Republik wollen, feine Nerven haben können. Denn es kann in der Volksverſammlung erſchütternde Momente geben, wo auch der ſtärkſte Demokrat ein Riechfläſchchen brauchen mag.

Mein Freund, entgegnete Théroigne mit vieler Würde, Du weißt, daß ich Deine Spöttereien in dieſem Ton nicht recht leiden mag. Mir hat, wie Du mir ſelbſt ſo oft geſagt, die Natur eine außerordentliche Beſtimmung gegeben. Bin ich nicht dazu berufen, die Jeanne d'Arc der Demokratie zu werden? Ich werde das Volk rufen und begeiſtern, und ihm den Tag der Freiheit zeigen, ſo lange Théroigne von Méricourt noch die Stimme ihrer Bruſt erheben kann. Da muß denn auch Alles von mir abfallen, was noch mit den Gewohnheiten jener elenden vornehmen Geſellſchaft zuſammenhängt, und darum, mein Herr, habe ich mich auch meines Riechfläſchchens entäußert. Ich kann nichts mehr als mein Schwert und meine Piſtolen gebrauchen, und bald werde ich meine Glieder in den Harniſch von Stahl und Eiſen ſtecken, wie es die Jungfrau von Orléans gethan,

Stück leben! Seht zu, ob ihr es brauchen könnt, ob nicht, und taugt es euch zu keinem Dinge, so laßt es laufen, wie einen jungen Menschen, mit dem sich vor der Hand noch nichts Solides anfangen läßt. Laßt es laufen, laßt es laufen! Es läuft gern, denn es liebt die Bewegung!

Ja, wollt ihr ihm durchaus einen Büchernamen geben, so nennt es ein Buch der Bewegung! Nicht blos, weil es der vagabundirende Verfasser auf Reisen geschrieben hat, sondern weil wirklich alle Schriften, die unter der Atmosphäre dieser Zeit geboren werden, wie Reisebücher, Wanderbücher, Bewegungsbücher aussehen. Die neueste Aesthetik wird sich daher gewöhnen müssen, diesen Terminus ordentlich in Form Rechtens in ihre Theorieen und Systeme aufzunehmen. Die Zeit befindet sich auf Reisen, sie hat große Wanderungen vor, und holt aus, als wollte sie noch unermeßliche Berge überschreiten, ehe sie wieder Hütten bauen wird in der Ruhe eines glücklichen Thals. Noch gar nicht absehen lassen sich die Schritte ihrer befriedigungslosen Bewegung, wohin sie dieselben endlich tragen wird, und wir Alle setzen unser Leben ein an ihre Bewegung, die von Zukunft trunken scheint. Und daher das Unvollendete dieser Bewegungsbücher, weil sie noch bloß von Zukunft trunken sind, und keiner Gegenwart voll!

und ſo, eine ernſte, hohe, gottgeheiligte Geſtalt, werde ich Euch in die Republik führen!

Die Augen der Théroigne glänzten bei dieſen Worten in einer ſo ſchwärmeriſchen, leidenſchaftlichen Gluth, daß man ihr faſt eine übernatürliche Offenbarung hätte zuſchreiben mögen. Pétion rief ihr ein ſtürmiſches Bravo zu, worauf Théroigne ſtolz und majeſtätiſch ihr Haupt emporhob und ſich nach allen Seiten hin herausfordernd umblickte.

Das Ziel, das Du Dir geſteckt haſt, liebe Théroigne, ſagte Pétion, iſt groß und Du wirſt Dir den ewigen Dank des Vaterlandes und der Geſchichte erwerben. Aber nur nach dem Ruhme der Jungfrau ſollteſt Du nicht mehr ſtreben. Nein, mein Schatz, die Geſchichte duldet heutzutage keine Jungfrauen mehr zu ihren Werkzeugen, und Du kannſt wahrlich Gott danken, daß Dein früherer ſtarker Umgang mit der Ariſtokratie Dich aller Verlegenheiten deshalb enthoben hat. Mich dünkt, Dein koſtbares Riechfläſchchen, das ich wegen ſeiner eleganten Faſſung immer ſo ſehr bewundert habe, ſtammt noch aus jener Zeit, wo Deine vornehmen Gönner ſich bemühten, Dir die künftige Jeanne d'Arc für immer unmöglich zu machen, und Dich einer ſo delicaten Poſition zu überheben.

Und von wem ſtammte jenes Riechfläſchchen eigentlich? fragte Robespierre, der bis dahin nachdenklich und ſchweigſam in ſich verſunken geweſen und dem muthwilligen Geſpräch ſeines Freundes Pétion wenig Aufmerkſamkeit bewieſen hatte.

Als Théroigne zögerte zu antworten, ſagte Robespierre mit einem ironiſchen Lächeln, das ſeinen gleichgültigen Geſichtszügen faſt einen angenehmeren, lebhafteren Ausdruck gab: Wahrlich, meine liebe Théroigne, Sie ſind in Ihrem ſtrengen und höchſt moraliſchen Freiheitseifer faſt zu ſehr Pallas Athene geworden. Da Sie ſich die Schülerin Pétion's in der Politik nennen, ſo hätten Sie wohl nicht nöthig, die Rolle der Venus ſo ganz und gar zu verſäumen, als Sie es ſeit einiger Zeit zu thun ſcheinen. Théroigne von Méricourt will gar keine luſtigen Bekenntniſſe mehr machen, nicht einmal mit der Geſchichte ihres Riechfläſchchens will ſie uns mehr unterhalten.

Théroigne warf auf Robespierre einen erſchreckenen ängſtlichen Blick, der ihre Scheu bewies, ihm mißfallen zu können. Dann ſagte ſie lächelnd und mit einer graciöſen Handbewegung: Mich dünkt, meine Herren, ich habe Euch dieſe Geſchichte ſchon recht oft erzählen müſſen. Der Herzog von Orléans ſchenkte mir jenes koſtbare Flacon in London, wo

ich ihn auf einem kleinen vertrauten Souper bei dem Prinzen von Wales traf. Denn Ihr wißt, daß ich damals in London die beſte Geſellſchaft haben konnte, die mir auch in Paris nicht fehlen würde, wenn ich nicht Eure Geſellſchaft, Ihr Herren Jacobiner, ſeitdem ſo entſchieden vorziehen gelernt hätte.

Oh, welche maliciöſe Schmeichelei für die Jacobiner! rief Pétion lachend dazwiſchen. Du bekennſt alſo, daß Du unſere Geſellſchaft im Grunde nicht für die beſte anſiehſt. Bald wirſt Du wieder würdig ſein, Dein Riechfläſchchen zu führen. Und was ſagte der Herzog von Orléans damals zu Dir, als er Dir das Riechfläſchchen ſchenkte?

Er machte einen ſchlechten Witz, entgegnete Théroigne mit lautem Lachen, indem ſie ſeit einigen Minuten aus der Rolle der Heroine gänzlich herausgefallen zu ſein ſchien. Er ſagte: er wäre aus Paris nach London gegangen, um Frankreich wieder in guten Geruch bringen zu helfen. Und darum habe er in London ſchon alle Riechfläſchchen, die er nur in den Magazinen habe auftreiben können, aufgekauft. Es ſei dies das Parfüm der Freiheit, welches er mir ſchenke, und wenn ich wieder nach Paris zurückkehrte, möchte ich es dem Volke unter die Naſe halten, und wenn es danach in ein heftiges Nieſen

geriethe, ſollte ich aus Leibeskräften rufen: Es lebe der Herzog von Orléans! Der Miniſter Pitt, der ſich ebenfalls in der Geſellſchaft befand, ſtürzte dem Herzog vor Freuden über dieſe Aeußerung faſt zu Füßen, und dann wurden wir Alle auf unbeſchreibliche Weiſe luſtig.

Es lebe Orléans! rief es in dieſem Augenblick von allen Tribünen mit einem mächtig brauſenden Donner der Stimmen. Und auch die meiſten im Saal verſammelten Mitglieder des Clubs ſchloſſen ſich dieſer donnernden Begrüßung des Herzogs an, der in Begleitung ſeines Sohnes, des jungen Herzogs von Chartres, ſoeben in den Saal getreten war.

Der Herzog von Orléans hatte ſich mit raſchen und geſchäftseifrigen Schritten ſogleich zu dem Bureau der Secretaire hinbegeben, und nahm an denſelben den ihm bei den Jacobinern ſeit einiger Zeit gehörenden Platz ein. Denn ſeit ſeiner Rückkehr aus England, die an ſeinem perſönlichen Verhältniß zum Hofe nichts verbeſſert, ſondern die feindſelige Gegnerſchaft zwiſchen der Königlichen Familie und dieſem Prinzen nur noch entſchiedener feſtgeſtellt hatte, war Orléans ein ſo thätiges Mitglied des Jacobiner-Clubs geworden, daß er auch kein Bedenken getragen, das Amt eines Secretairs bei dem Club an-

zunehmen, und er hatte ſich um dieſe Ehrenſtelle mit ganz beſonderem Eifer beworben.

Der Herzog von Orléans, der auch dieſen ſeinen Titel grundſätzlich nicht mehr führen wollte, ſaß jetzt auf ſeinem Secretair-Stuhl in der behaglichſten Stellung da, und hatte, mit ſeinen verwegenen Blicken den ganzen Saal überfliegend, nachläſſig ein Bein über das andere gelegt, indem er ſich gegen alle Etikette, was aber auch in ſeiner Abſicht lag, mit dem ganzen Oberkörper weit über die Lehne ſeines Stuhls zurückbog. Alle Augenblicke fuhr er ſich mit den Händen in die Taſchen, als wenn er in denſelben irgend etwas Wichtiges ſuche, oder er gähnte abwechſelnd, und bald verſuchte er wieder zu lächeln. Er ſah bleich und leidend aus, auf ſeinem Geſicht lag eine wüſte Abgeſpanntheit, die ihm ſelbſt von Zeit zu Zeit läſtig zu werden ſchien, worauf er dann einigen ihm bekannten Mitgliedern des Clubs mit freundlicher Anſtrengung zuwinkte.

Théroigne ſchlug jetzt mit ihrer Reitpeitſche unwillig gegen die Brüſtung der Tribune und ſagte zu ihren Freunden: Alſo dem lieben Herzog von Chartres bringt man heut kein Lebehoch aus? Der Sohn hat es meines Erachtens noch mehr als der Vater verdient, daß ihm die Jacobiner zujauchzen. Das

iſt noch ſo jung, und hat ſchon der Freiheit und dem Volke ſo herrliche Dienſte geleiſtet.

Und was hat er denn ſchon gethan, der kleine junge Menſch? fragte Robespierre, indem er mit einer verächtlichen Miene ſich nach dem Herzog von Chartres umſah, der jetzt Arm in Arm mit dem Opernſänger Lais im Saal auf und nieder ging, um die Verrichtungen des Cenſoren-Amts, welches ihm der Jacobiner-Club ſeit einiger Zeit übertragen hatte, auszuüben.

Der junge Herzog von Chartres*) hatte in dieſem Amte, das er jetzt mit dem gefeierten Lais und noch zwei andern Mitgliedern des Clubs theilte, die Verpflichtung, für die Ruhe und Ordnung der Sitzungen zu ſorgen, und namentlich vor Beginn derſelben die Runde durch den Saal zu machen, um die aufgeſchriebenen Noten und Bemerkungen der Mitglieder einzuſammeln, und auf dem Büreau des Präſidenten und der Secretaire niederzulegen. Er benahm ſich dabei mit der größten Liebenswürdigkeit, und ſein an den Tag gelegter Eifer, ſich mit Allen auf einem durchaus freundſchaftlichen und ganz ebenbürtigen Fuße zu zeigen, machte keineswegs den Eindruck

*) Der nachmalige Louis Philipp, König der Franzoſen.

einer künſtlich einſtudirten Rolle. Der junge Prinz entfaltete in der Erfüllung ſeiner Pflichten zugleich ſo viel natürliche Gewandtheit und einen ſo gemüthlichen praktiſchen Sinn, daß er ſeit Kurzem der erklärte Liebling des Clubs und beſonders der Damen-Tribünen geworden war.

Das Lebehoch für den Herzog von Chartres muß aber noch nachgeholt werden, denn ich will es! rief die unermüdliche Théroigne, indem ſie ſich zu ihren einflußreichſten Colleginnen auf der Tribüne, den Damen der Halle, bedeutungsvoll umblickte. Seht doch den prächtigen Jungen, wie allerliebſt er heut wieder ausſieht! Er iſt ja erſt achtzehn Jahre alt, und iſt ſchon ein ſo wackerer Jacobiner geworden. Schaut ihn doch an, was er für ein offenes, kluges, ehrliches Geſicht hat, und dabei ſtrebt er wie eine Pappel ſo recht ſtattlich in die Höhe. Hätte ſein Kopf nicht dieſe ſeltſame birnenförmige Geſtalt, ſo würde ich nicht anſtehn, Bürgerinnen, ihn für den ſchönſten Mann Frankreichs zu erklären. Aber im Grunde, was geht das uns an? Wir verlangen keine vollendete Schönheit von den Männern der Freiheit. Wir wollen vor allen Dingen ein gutes Herz, und kann man ein beſſeres haben, als dieſer liebe gute Chartres? Ich ſage Euch, trotz ſeiner

blutjungen achtzehn Jahre iſt er ein ſolcher Volksfreund, daß er aus reiner Liebe zum Volke ſogar Medicin zu ſtudiren angefangen. Faſt täglich könnt Ihr ihn ſehen, wie er im Hôtel-Dieu bei den Operationen hülfreiche Hand leiſtet, oder einem armen Mann, einer armen Frau, ſelbſt die Ader ſchlägt.*) Ueberhaupt iſt die ganze Familie ſehr gut, Ihr könnt es mir glauben. Auch der Herzog von Orléans iſt gut, und wir dürfen glauben, daß er es mit dem Volke und der Freiheit ehrlich meint. Hat er doch, als der ehr- und volkvergeſſene Capet uns aus den Tuilerieen entfloh, damals gleich ausdrücklich erklärt, daß er niemals eine Regentſchaft antreten werde, ſondern es dem Volke überlaſſe, ſich ſelbſt auf den erledigten Thron zu ſetzen. Iſt das nicht ein grundehrlicher Mann, der ſo denkt und ſo handelt? Und dieſer liebe junge Chartres? Wollen wir ihm jetzt nicht mit allen unſern Stimmen ein donnerndes Lebehoch ausbringen? Denkt nur, es iſt vielleicht das letzte Mal, daß wir den lieben Jungen heut in unſerer Mitte ſehn. Denn er wird ja nun bald Paris verlaſſen müſſen, um zu ſeinem Dragoner-Regiment nach Vendôme abzugehn, worin er einem neuen

*) Un an de la vie de Louis Philippe p. 41.

Decret der Nationalverſammlung Folge leiſten muß. Und jetzt fange ich an, gebt Acht; ich hoffe, daß keine Einzige von Euch mich im Stiche laſſen wird!

Nach dieſen Worten ſtimmte Théroigne von Méricourt zum Schluſſe ihrer mit vielem Pathos vorgetragenen Rede ein ſchmetterndes Lebehoch für den Herzog von Chartres an. Mit ihren gewaltigen tiefen Organen fielen ſogleich die Damen der Halle ein, und trugen die huldigende Ausrufung durch den ganzen Saal, wo er ein lebhaftes vielſtimmiges Echo fand, obwohl auf der linken Seite des Clubs auch einige ziſchende und mißbilligende Stimmen ſich dagegen vernehmen ließen.

Der Herzog von Chartres war auf ſeinem Rundgang durch den Saal eben an der Tribüne vorübergekommen, auf welcher ihm Théroigne mit Hülfe ihrer Streitmacht dieſe Anerkennung bereitet hatte. Indem er ſich angelegentlich verneigte, zog er jedoch zugleich ſeine Lorgnette hervor, durch welche er die Geſtalten der Damen-Tribüne ſorgfältig zu betrachten anfing. Dann, nachdem er der Théroigne mit einer luſtigen Kopfbewegung zugenickt, begab er ſich mit ſtolzirenden Schritten auf ſeinen Platz, der, ſobald die Sitzung begann, neben dem Bureau der Secretaire ihm angewieſen war. —

Jetzt hatte sich auch der Abbé Sièyes auf seiner langsamen feierlichen Wanderung über die Mitte des Saales herüber der Tribüne genähert, die heut die Ursache einer so lebhaften orleanistischen Kundgebung im Jacobiner-Club geworden war. Théroigne, der er schon von Weitem drohend mit dem Finger zugewinkt hatte, empfing ihn jetzt, sich tief vor ihm verneigend und ihm ihre beiden Hände entgegenstreckend, mit einem fast ehrerbietigen Gruß.

Guten Abend, Théroigne, sagte Sièyes, ohne ihre Hand zu nehmen. Ich sehe Dich ja heute Abend auf eine merkwürdige Weise für die Orléans arbeiten. Ich dächte, das wäre ganz und gar gegen unsere Abrede, meine liebenswürdige Amazone! Die Orléans sind sämmtlich nichts als eigensüchtige Intriguanten, und mit Männern der Intrigue wird sich nie der freie Staat zurechtmachen lassen. Aber die Amazone, die uns sonst einen so hohen politischen Verstand bewiesen, hat Freiheit, zu thun was sie will. Nur schütteln wir uns nicht mehr die Hände, wenn sie helfen will, die Orléans auf den Thron Frankreichs zu bringen.

Oh ja, wir schütteln uns doch noch die Hände, Herr Graf! rief Théroigne fast leidenschaftlich, indem sie nach einer seiner Hände haschte, und dieselbe

Dieſe Skizzen werden hoffentlich noch fortgeſetzt werden, da die darin unternommene Bewegung der Fortſetzung bedarf. Ich erſtaunte, als ſie mir der Verfaſſer, mit dem ich manches Glas Wein zuſammen getrunken, übergab, einen ſolchen Zuſammenhang bis in die anſcheinendſten Zufälligkeiten hinein darin zu entdecken, nämlich den Zuſammenhang jenes Umwälzungsprozeſſes, der ſich heut vornehmlich in der ethiſchen Geſinnung der Zeit vorbereitet und durchführt. Ich bin und war immer der Meinung, daß die geſtörte Bewegung der Politik in unſern Tagen in die raſtlos durch die Gemüther fortgehende und nicht unterdrückbare Bewegung der Geſinnung mit allen ihren Hoffnungen und Wünſchen einſtweilen übertreten und auf dieſem allgemeinen Grunde des Fortſchritts doch endlich ihrer größten Erfolge gewiß werden kann. Denn wenn die Politik nothgedrungen in die Geſinnung zurücktritt, wird die Geſinnung, nachdem ſie ihre innere Umgeſtaltung aus ſich vollbracht hat, allmälig wieder in die äußere Politik, und dann unwiderſtehlich, hinübertreten! Und wer empfindet nicht das Ziehen und Zucken einer ethiſchen und geſellſchaftlichen Umgeſtaltung eben ſo ſcharf und eben ſo gewaltig in ſeinem einzelnen Menſchenherzen, als es das ganze Weltherz jetzt durchbebt? Wer kann noch auf Wirkung hoffen, wenn er nicht auf die Geſinnung zu wirken unternimmt?

an ſich zu ziehen ſuchte. Ich kann mich ja auch wieder beſſern, Herr Graf, und darf ich dann hoffen, daß Sie der thörichten Théroigne wieder vergeben werden? Ich geſtehe, daß mich heut das junge blühende Geſicht des Herzogs von Chartres etwas hingeriſſen hat. Ich will mich aber dafür jeder Buße unterwerfen, die Sie mir auferlegen wollen. Laſſen Sie mich für meine Unbeſonnenheit büßen, ich bitte, laſſen Sie mich büßen! Oh, Herr Graf, Alles, was Sie mir ſagen werden, wird ſtets mein höchſtes Gebot ſein, denn Sie wiſſen, ich bewundere Sie, ich liebe Sie, und ſeitdem Sie mich Ihres Umganges gewürdigt haben, iſt Théroigne eine ganz andere Perſon geworden.

Siéyes mußte es ſich gefallen laſſen, daß ſie in ihrer Lebhaftigkeit jetzt ſeine feine weiße Hand ergriff und an ihre Lippen zog, obwohl es ihm keineswegs angenehm ſchien, ſein Verhältniß zu ihr jetzt vor der ganzen Verſammlung mit einer ſo zärtlichen Kundgebung bezeichnet zu ſehen. Sie ſelbſt aber blickte ernſt und ſchwärmeriſch in den Saal, und man hätte ſie in dieſem Augenblick kaum noch für einen Schelm halten mögen.

Siéyes wollte ſich jetzt auf ſeinen Platz begeben, da ſich Pétion eben dazu anſchickte, die Sitzung zu

eröffnen, aber Théroigne winkte ihn noch zuvor mit der dringlichſten Gebärde zu ſich heran, und flüſterte ihm ganz leiſe ins Ohr: Aber darin, Herr Graf, irren Sie, wenn Sie etwa den Herzog von Orléans nicht für einen richtigen Demokraten halten wollen. Ich kann es Ihnen auf das Beſtimmteſte ſagen, daß dieſer Orléans Tag und Nacht nur darauf ſinnt, den König zu beſeitigen, und entſchloſſen iſt, dies ſelbſt mit Gift und Dolch zu bewirken, wenn es nicht anders mehr gehen will.

Und wäre denn das die richtige Methode? fragte der Abbé Sièyes, indem er der Amazone einen ſeltſamen ängſtlichen Blick zuwarf, und ſich dann raſch zu ſeinem gewöhnlichen Platz auf der rechten Seite des Amphitheaters der Jacobiner hinbegab.

Pétion hatte inzwiſchen den Präſidentenſtuhl beſtiegen, der auf einer Erhöhung über dem Bureau der Secretaire ſich befand.

Robespierre nahm ſeinen regelmäßigen Sitz auf einem dem Präſidenten zunächſt gelegenen Mitgliederplatz zur linken Seite deſſelben ein.

Der Präſidentenſtuhl, vor dem nur ein kleiner mit Papieren überhäufter Tiſch ſtand, lehnte ſich mit ſeinem Rücken an eine Art von Altar, welcher in einem ziemlich bedeutenden Umfange dort aufgeführt

war, und der an seinem unteren und mittleren Raume auf einer großen, prächtig verzierten Tafel die Menschenrechte als Inschrift führte. Neben dieser Tafel standen die Büsten von Jean Jacques Rousseau, Helvétius und Mirabeau, umflattert von drei auseinandergelegten Freiheitsfahnen, die über den Köpfen dieser ersten Verkündiger und Väter der Revolution um ein Bündel von Piken aufgesteckt waren.

Robespierre, der über die verzögerte Eröffnung der Sitzung längst ungeduldig geworden, hatte sich mit seinen hinträumenden Gedanken jetzt ganz darauf gewandt, den Kopf Mirabeau's zu betrachten. In diese großartigen Formen und Lineamente sich ganz versenkend, hatte Robespierre der Versammlung den Rücken zugekehrt, und studirte sichtlich und ämsig den Kopf des Mannes, den er stets am meisten bewundert hatte, und für den er damals, als sein Tod ganz Frankreich erschüttert, die größten Leichen-Ehren, die je einem Franzosen erwiesen worden, gefordert.

Robespierre schien sich mit Mirabeau's Schatten zu berathen, was in dieser eigenthümlichen Lage, zu der die Dinge der Revolution in Frankreich vorgerückt waren, zu thun sei. So düster und ahnungs-

voll hinſtarrend war ſein Blick, ſo unheimlich und bedeutungsvoll waren die Zuckungen, welche über ſein bleiches gelbes Geſicht hinflogen.

Jetzt weckte ihn die Stimme eines Redners, welcher ſeeben die an der gegenüber liegenden Wand angebrachte Redner-Tribüne beſtiegen hatte, aus ſeinen Träumereien. Es war die ſcharfe, ungemein beſtimmt accentuirte, aber auf jedem Wort, jedem Satz langſam und vorſichtig weiterſchreitende Stimme des Abbé Sièyes, die an Robespierre's Ohr ſchlug.

Sièyes ſprach nur wenige Worte, die zur Erörterung eines von ihm geſtellten Antrages dienen ſollten. Er verlangte, daß der Club der Jacobiner an diejenigen ausgetretenen Mitglieder, welche ſich drüben in dem alten Kloſter der Barfüßer-Mönche ſeeben zur Bildung einer neuen Geſellſchaft vereinigt hätten, in dieſem Augenblick eine Botſchaft abgehen laſſen möchte. Man ſollte die ohne Zweifel in einem Mißverſtändniß ſich abwendenden Brüder grüßen, und ſie auffordern, in das Jacobiner-Kloſter, welches doch die eigentliche Mutterbruſt ſei, an der die Revolution ſich noch ernähren und auswachſen müſſe, wieder zurückzukehren. Zugleich erklärte er, daß die Volkspartei in ungeſchwächter Einheit fortbeſtehen müſſe, wenn die Revolution wirklich ihre höchſten

Ziele erreichen wolle, denn Mäßigung und Leidenschaft, Besonnenheit und Thatkraft, müßten bei einander wohnen bleiben, in demselben Herzen, in demselben Verein, in demselben Saal, um richtig und sicher zu Ende zu führen, was von Seiten des Volkes so groß begonnen worden!

Sièyes verließ die Tribüne, und sah sich sogleich von einem ungeheuren Tumult begrüßt, der in Folge seines Antrages fast auf allen Seiten der Versammlung losgebrochen war. Pétion bemühte sich vergebens, mit allem Aufgebot der Klingel die Stürme wieder zu beschwichtigen, die sich tobend in dem ganzen Saal zu entladen drohten. Man war von den Sitzen aufgesprungen, rannte wild durch einander, und schrie sich die wüthendsten Aeußerungen mit den heftigsten Gebärden zu. Es schien, als ob die Sitzung sich unmittelbar nach ihrem Beginn wieder auflösen wolle. Die Zuhörer-Tribünen mischten sich in diese Aufregung mit Schimpfworten und Drohungen aller Art, doch hörte man auch einzelne Ausrufungen, welche der Ansicht des Grafen Sièyes beizupflichten schienen. Besonders von der Damen-Tribüne her vernahm man einige wohlbekannte, stark schmetternde Organe, die beständig riefen: Er hat Recht! Der Abbé Sièyes hat Recht! und man sah den Federhut der schönen Théroigne

von Mèricourt wallen, die ſich geſchäftig auf und nieder bewegte und mit ihrer Reitpeitſche die Stimmen der Fiſchweiber und Gemüſeverkäuferinnen commandirte.

Jetzt war jedoch der mächtige Ruf des Präſidenten Pétion durchgedrungen, und der Club zeigte ſich geneigt, einen neuen Redner zu hören, der bereits oben auf der, mehr einem Schul-Katheder als einer Rednerbühne ähnlich ſehenden Tribüne ſtand.

Dies war Collot d'Herbois, ein Mann von langer hagerer Geſtalt, der in ſeinem Ausſehn wie in ſeiner Kleidung auf die ſeltſamſte Weiſe ſich darſtellte. Seine ſchwarzbraunen, ungepuderten Haare waren theils in einen Zopf gefaßt, theils hingen ſie ihm in der wildeſten Unordnung um die Ohren. Ein gänzlich abgeſchabter Rock, eine ſchmutzige Weſte vollendeten den ungemein cyniſchen Eindruck ſeiner Perſönlichkeit. Ein ehemaliger Schauſpieler, der noch vor Kurzem mit einer Truppe franzöſiſcher Komödianten in Savoyen umhergezogen war, hatte er ſich ſeitdem mit einer fürchterlichen Heftigkeit in die Bewegung geſtürzt, und beſonders die niederſten Volkskreiſe unwiderſtehlich an ſich gezogen. Auch hatte er einige Revolutions-Schauſpiele und einen patriotiſchen Kalender geſchrieben, die in gewiſſen Schichten des Publikums hinlänglich gezündet hatten.

Das Anſehn, welches Collet d'Herbois in dem Jacobiner-Club genoß, bewies ſich jetzt durch die aufmerkſame Stille, mit der man ihn anhörte. Seine entſetzlich ſchreiende Stimme, ſeine fürchterliche Gebärdenſprache waren auch an ſich ſchon geeignet, ſich geltend zu machen und Alles um ſich her in eine bange Stille zu verſetzen.*)

Ich halte es für die größte Ehre und das größte Glück meines Lebens, ein Jacobiner zu ſein! rief er ſchnetternd und heulend aus, indem er ſeinen Kopf wie einen Kreiſel drehte, mit den Armen durch die Luft fuhr und ſich dann mit der geballten Fauſt krachend auf die Bruſt ſchlug. Mit Freuden wollte ich mein Blut bis auf den letzten Tropfen für meine Brüder vergießen, aber wenn mein Blut auch nur Tinte wäre, ſo würde ich nicht ſo viel davon hergeben als nöthig iſt, um einen neuen Bund zwiſchen den Jacobinern und ihren abgefallenen Freunden zu unterzeichnen. Wer von den Jacobinern abfällt, iſt ein Verräther, denn die Jacobiner ſind im Beſitz der alleinigen Wahrheit und Gerechtigkeit, und die Verräther müſſen ſämmtlich an den Laternenpfählen von Paris aufgehangen werden. Dieſe neuen Feuil-

*) Archenholz Minerva 1792. III. 31.

lants, die das ſchöne Wolfskleid der Jacobiner nicht ausgezogen haben, nein, ſondern die ſich nur einen gleisneriſchen Schaafspelz darüber anzogen, ſind zugleich die erzdummen Verräther, die ſchon wegen ihrer Dummheit die Laterne verdient haben. Oh, meine Freunde, wenn Ihr ſie als eitle, belachenswerthe, ekelhafte, ſchmierige, heuchleriſche, gewaltlüſterne, katzenfräßige Dummköpfe erkannt haben werdet, dann werdet Ihr nicht mehr daran denken, dieſe holden Flüchtlinge wieder zu Euch zurückrufen zu wollen. Ihr werdet künftig viel beſſere Jacobiner ſein, ohne Bouche, Euern bisherigen Präſidenten, der Euch verlaſſen hat, Ihr werdet künftig viel beſſere Jacobiner ſein, ohne die Brüder Lameth, ohne Duport, ohne Barnave, ohne Goupil de Préfeln, ohne Dubois-Crancé und die Andern, die dort hinüber in das Barfüßer Kloſter ausgezogen ſind und Euch und der Freiheit Schach bieten wollen. Dieſe Leute nenne ich die größten Dummköpfe des Zeitalters, meine Freunde, denn ſie glauben uns den Wind abzufangen und können ſich doch nur ſelbſt elendiglich zu Tode ſegeln! Sie ſind dumm, denn ſie wollen uns weiß machen, als wenn ſie in der reinen Gebirgsluft der Freiheit leben und athmen und doch wollen ſie nur in dem moraſtigen Waſſer-

des Königthums im Trüben fiſchen! Sie ſind dumm, denn ſie wollen die Freiheit zu einem königsfrommen Thier abrichten, auf dem die Tyrannei wieder in dem alten Paradeſchritt reiten kann! Sie ſind dumm, denn ſie wollen die Revolution als ihre Kuh melken, welche ſie Zeitlebens mit Butter und Milch verſorgen ſoll! Sie ſind dumm, denn ſie wiſſen nicht, daß die Revolution eine unſterbliche Göttin iſt, aus deren heißen Umarmungen man mehr gewinnt als Milch und Butter, und in deren Schooß man ſelbſt ein Gott werden kann! Sie ſind dumm, und wir ſind klug, denn wir halten uns dieſe nach Hofluft ſchnappenden Stellenjäger vom Leibe, und laſſen ſie nicht wieder eintreten in unſern Saal. Ja, wir ſind klug, denn wir lehnen den Antrag des Abbé Siéyes ab und ſagen: Das Jacobiner-Kloſter nimmt den Kampf mit dem Barfüßer-Kloſter auf, aber ein verdorbener Barfüßer kann niemals wieder ein richtiger Jacobiner werden!

Ein ungeheurer Ausbruch des Beifalls, des Jubels, der Beluſtigung unterbrach den Redner bei dieſen Worten. Am meiſten ſchien ſich der Herzog von Orléans an der kräftigen Weiſe des Collot d'Herbois erbaut zu haben, denn er holte mit den Händen weit aus, und ſchlug ſie dann, zum Zeichen

ſeiner Zufriedenheit, unaufhörlich klatſchend aneinander. Der Herzog von Chartres aber gebärdete ſich auf ſeinem Platze wie beſeſſen, er tobte ſeine Freude über den Redner mit Händen und Füßen aus, und verführte einen ſolchen Lärmen, daß Pétion ſich nicht enthalten konnte, ihm vom Präſidentenſtuhl aus eine ernſte verweiſende Miene zu zeigen.

Collot d'Herbois aber ſtand noch auf der Redner-Tribüne und ſchien mit der Art des Beifalls, der ihm von der Verſammlung zu Theil geworden, nicht ganz zufrieden zu ſein. Sein ſcharfes Ohr glaubte erkannt zu haben, daß man mehr über ihn gelacht, als ihm eine volle Zuſtimmung ausgedrückt hatte. Er wollte deshalb von Neuem anheben, um die Stimmung der Jacobiner, die ihm heut auffallend flau und mäßig erſchien, noch ſtärker zu bearbeiten.

Kaum hatte er aber das erſte Wort wieder begonnen, als er ſich von einer haſtig herangeſchlüpften Geſtalt, die Niemand hatte kommen ſehn, die aber mit einer unerſchütterlichen Feſtigkeit Beſitz von der Rednerbühne ergriff, auf die andere Seite derſelben hinuntergedrängt ſah.

Es war dies mit einer ſo blitzſchnellen Geſchwindigkeit geſchehen, daß die Verſammlung den Vorgang kaum bemerkt hatte, ſich aber ſogleich, mit einem

Mögen die Papiere des Reisenden, und die seiner Heiligen dazu, als Blätter und Bilder aus der ethischen Stimmung dieser Tage, so, wie sie nun sind, hingenommen werden! Gerade so, wie sie jetzt sind, habe ich sie herausgegeben. — — —

Th. Mundt.

enthusiastischen Lebehoch für Robespierre, in den eingetretenen Wechsel der Personen fand. Auch Collot d'Herbois gab sich alsbald, mit einem fast ehrerbietigen Ausdruck, zufrieden, als er sah, daß es Robespierre war, der ihn, wenn auch nicht ganz sanft und rücksichtsvoll, doch mit einer unwiderstehlichen Bewegung von der Tribüne hinuntergeschoben hatte. Es lag dies in einer Gewohnheit Robespierre's, die ihm in dem Club von jeher allgemein zugestanden worden, indem er, sobald er es für nöthig hielt, zu der Versammlung zu sprechen, sich ohne Weiteres auf die Rednerbühne begab, und in der Regel den auf derselben noch befindlichen Redner hinunterdrängte oder zum Abtreten des Worts zu nöthigen wußte.

Jetzt hob Robespierre mit seiner scharfen schreienden Stimme, aber in einer ernsten würdigen Haltung, welche sogleich die ganze Versammlung unwillkürlich fesselte, zu reden an.

Es handelt sich darum, sagte er, abtrünnige und gefährliche Freunde wieder in unsere Mitte zurückzurufen, aber sind wir denn so schwach, daß wir Diejenigen nicht entbehren können, deren Gesinnung falsch, deren Treue gegen die Freiheit verdächtig und deren Muth, dem Vaterlande alle Rücksichten zu opfern, von Tag zu Tag zweifelhafter geworden ist?

Ich trete dieſer Anſicht entgegen, und bekämpfe ſie mit der ganzen Ueberzeugung meines Herzens. Die Volkspartei hat ſich in ſich ſelbſt geſpalten, es iſt wahr, und dieſer unheilvolle Bruch iſt aus dem Schooß der Nationalverſammlung hervorgetreten, die das Neſt aller volksfeindlichen Intriguen, aller gegen die Freiheit ſtrebenden geheimen Pläne, geworden iſt. Seitdem die linke Seite dieſer Verſammlung unter zwei verſchiedenen Zeichen und Fahnen auseinander gegangen iſt, ſeitdem die beiden Lameth, Duport und ihr ganzer Anhang die Verfaſſung nur wollen, um den König zu wollen und zu erhalten, während wir die Verfaſſung auch wollen, aber nur, damit ſie dem Volke das erſte Grundgeſtell ſeiner künftigen Größe und Herrlichkeit ſei, ſeitdem iſt die Eintracht des Handelns verſchwunden, und der Tempel, aus dem der ſcheußliche Bürgerkrieg hervortritt, hat ſeine ehernen Pforten weit vor uns aufgeſchlagen! Die Jacobiner wollen den Bürgerkrieg nicht, denn ſie wollen das glückliche, das freie, das tanzende und ſingende, das um den Altar des Vaterlandes ſich friedlich einende Volk, ſie wollen das Volk, wie es heut, ohne Waffen, im Schutz ſeiner eigenen Tugend und Rechtlichkeit, im freudigen Vollgefühl der Gleichheit und Brüderlichkeit, ſich auf dem Marsfelde, als

die Juliſonne noch heiter auf demſelben blitzte, zu einander geſellte. Die Conſtitutionellen aber wollen den Bürgerkrieg, und ſchon haben ſie heute das Volk bei ſeinen Feſten und Spielen, bei ſeinen Opfern, die es auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht hat, bei ſeinen Gelübden, die es für ſeine Ehre, für ſeine Nächſtenliebe, für ſeine Unabhängigkeit, für ſeine junge Souverainetät ablegte, rücklings und meuchlings bei den Haaren ergreifen und niedermetzeln laſſen. Ja, dieſe beiden Herren Lameth, dieſer Bouche, dieſer Barnave, dieſer Duport, dieſer Goupil de Préfeln, ſie tragen die eigentliche Schuld an dieſem Schreckenstage, der wie eine fürchterliche Zuchtruthe auf Paris gefallen, und von dem wir uns ſo bald nicht wieder erholen werden. Ich muß dieſem Gefühl hier Worte und Ausdruck geben, denn ich begreife nicht, wie man hier als ehrlicher Mann zuſammenkommen und ſich die Hände ſchütteln kann, ohne vorher ſich Rede geſtanden zu haben über ſo viel Schmach und Verrath, als uns heut in der Sache der Freiheit und Menſchlichkeit angethan worden. Ob wir dieſe Herren, deren heimliche Intriguen heut das Volk umzingelt, zertreten, gemordet haben, wieder einladen ſollen, zu uns zurückzukehren? Nein, ſage ich, denn der Feind iſt gefährlicher, wenn er neben uns ſteht,

als wenn er uns offen gegenübergetreten. Nein, sage ich, denn wenn wir Den, welcher schon den Dolch auf uns zückt, bitten, daß er wieder unser Freund sein möchte, so beschimpfen wir unsern Muth, so beschimpfen wir unsere Ehre! Bedenken wir, was wir thun, denn wir handeln nicht blos für unsere Personen, wir handeln für das Volk, das durch unsere Schwäche nicht in seinem Verjüngungsproceß unterbrochen und verrathen werden darf! Denn am Ende ist es doch nur die Frage des Königthums, um die sich die ganze Geschichte dreht. Meine Herren, es giebt heut nur noch eine einzige Frage in der Welt, durch deren Beantwortung sich alle übrigen Fragen erledigen. Dies ist die Frage zwischen König und Volk. Es ist dies dieselbe Frage, welche in diesem Augenblick zwischen den Jacobinern und den neuen Feuillants besteht. Die Jacobiner wollen die Freiheit vom Volke aus, und damit ist Alles gesagt. Kann der König auch, so gut wie jeder Andere, durch diese Freiheit frei werden, so mag er es, wir wollen ihn nicht hindern. Wir werden, wenn der König in unserer Mitte sein Fortkommen finden kann wie ein redlicher Mann, wie wir Alle, wir werden ihm nicht so leicht den Stuhl vor die Thür setzen. Die abtrünnigen Freunde aber, die wir Gott

ſei Dank an das Barfüßer-Kloſter abgeliefert haben, ſie wollen die Freiheit vom König aus, und damit iſt wieder Alles geſagt. Der König ſoll dem Volke die Freiheit ſchenken, aber wie man ſie einem armen Vogel ſchenkt, der ſeinen Käfig nur ſo weit verlaſſen kann, als die an einem Faden zappelnden Beine ihn tragen mögen. Dieſer Faden wird die nun bald beendete conſtitutionelle Verfaſſung ſein. Der König will das Volk nicht hindern, in dieſem Irrgarten einer conſtitutionellen Verfaſſung ſich ſeine Freiheitstriebe auszulaufen und auszuzappeln ſo viel es mag, und ſollte es ſich auch darüber ſeine geſunden Glieder verrenken. Wer am täuſchendſten Freiheit zappeln kann, wird dafür noch ganz beſonders belohnt werden. Die Herren Lameth und unſer guter gefühlvoller Barnave werden auf eine ſchöne hohe Anſtellung ſicher nicht mehr lange zu warten haben. Für das Volk aber wird die conſtitutionelle Verfaſſung das Hemd des Neſſus ſein, das es nicht über ſeinen Leib ſtreifen kann, ohne auf das Jämmerlichſte davon zu verbrennen. Und ich will Euch ſagen, wer dieſe Conſtitutionellen eigentlich ſind. Sie ſind die Baſtarde der Revolution, und tragen den böſen und ſchmählichen Character eines Zwittergeſchöpfes in ihrem ganzen Weſen an ſich. Denn ihre Mutter iſt die

Freiheit, aber ihr Vater iſt der Despotismus, mit dem die Freiheit in einer häßlichen Stunde gebuhlt hat. Darum ſtecken ſie voll Haß, Gewaltthat und Verfolgungsſucht, dieſe Conſtitutionellen. Heut ſind bereits die Führer der Volkspartei durch ihren Einfluß geächtet und zerſprengt worden. Hinter Danton, Marat, Desmoulins, Legendre laufen blutdürſtige Verhaftsbefehle her. Ich ſelbſt habe mich mit meinen Freunden nur mühſam und unter allen möglichen Vorſichten hierher retten können. Ich weiß, daß mein Leben umſtellt und bedroht iſt, man trachtete längſt nach meinem Kopf, und man wird ihn nehmen, wo man ihn heut oder morgen finden kann. Ich habe mein Nachtquartier in dem verborgenen Hauſe einer Tiſchlerfamilie genommen, die mir aus Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande ihr ganzes Eigenthum dargeboten hat. Oh, es giebt Herzen im Volke, die höher und edler ſchlagen, als je eines Königs Herz geſchlagen hat. Auf die Herzen im Volke müſſen wir uns ſtützen, dieſe werden uns ſtark machen und unverwundbar, und werden uns die falſchen Freunde verſchmerzen und verachten laſſen. Nein, keine Botſchaft an die Feuillants!

Robespierre ſtieg bei dieſen Worten langſam und feierlich von der Redner-Tribüne herunter. Ein ge-

waltiger Beifallssturm, in dem sich jauchzende und drohende Stimmen vereinigten, folgte ihm bis zu seinem Platze. Von allen Seiten trat man zu ihm heran, um ihm die Hände zu schütteln, um ihm zu huldigen. Mit einsylbigen Worten, mit kalter Ruhe erwiederte er auf alle diese Zeichen der Verehrung und Neigung, die sich ihm entgegendrängten.

Orléans hat etwas gegen Deine Rede, er sieht finster aus und nagt an seiner Unterlippe! flüsterte Pétion, sich seitwärts neigend, von seinem Präsidentenstuhl herunter ihm zu. Er ist nicht damit zufrieden, daß Du noch die Möglichkeit offen gelassen hast, der König könnte auf seinem Thron erhalten bleiben!

Ein leuchtender Zug des Spottes flog in Robespierre's Gesicht auf. Seine Katzennatur möchte sich den Thron fangen, als wenn es eine fette Maus wäre, rief Robespierre nicht allzu leise seinem Freund zurück.

In diesem Augenblick wurde die Aufmerksamkeit auf eine andere seltsame Figur gelenkt, die sich oben auf der Redner-Tribüne zeigte. Es war der ehemalige Capuziner Chabot, ein ziemlich alter Mann von dem wunderlichsten Aussehn, der in eine phantastische Tracht gehüllt war, die halb noch an sein ehemaliges

Prieſterkleid erinnerte, halb an den Schnitt einer Arbeiter-Blouſe ſtreifte. Er war Mitglied der Nationalverſammlung und gehörte zugleich zu den eifrigſten Mitgliedern des Jacobiner-Clubs, bei dem er Gunſt und Einfluß in einem ungewöhnlichen Grade beſaß.

Mit einer klagenden und faſt weinenden Stimme, deren ſeltſamer Ton ihm den Beinamen des „Crocodils der Jacobiner“ verſchafft hatte, ſagte er: Wir haben aus dem Munde unſers theuern Mitgliedes und Bruders Robespierre vernommen, daß ſein koſtbares Leben in Gefahr ſchwebt! Er iſt bedroht von der Gewalt, und er weiß nicht mehr, wo er ſein Haupt hinlegen ſoll, um friedlich und ſicher zu ſchlafen! Denn Er, der rechtlichſte, mäßigſte und uneigennützigſte Mann, der niemals Glanz und Vortheil will für ſeine Perſon, ſondern Alles nur für das Volk, für die Freiheit, für das Vaterland, er iſt mehr als irgend ein Anderer den Gewalthabern verhaßt, den Intriguanten gefährlich, den Feigen und Zögernden unbequem geworden. Geben wir ihm ein Zeichen, daß er nicht allein ſteht, geben wir ihm unſer Wort, daß er unſre ganze Liebe, unſern ganzen Schutz hat, und beweiſen wir ihm Alle durch feierliches Aufſtehen von unſern Plätzen, daß ſich der

ganze Jacobiner-Club wie Ein Mann für Robespierre erheben wird, und daß es keinen Einzigen unter uns giebt, der nicht für ihn einstehn, der sich nicht mit Freuden für den theueren, den großen Mann opfern würde!

Kaum hatte das Crocodil der Jacobiner diese den ganzen Club herausfordernden Worte gesprochen, als dieselben auch schon auf allen Seiten des Saals mächtig gezündet hatten. Die ganze Versammlung erhob sich in demselben Augenblick mit einer rauschenden, feierlichen Bewegung, und Niemand blieb zurück, um die geforderte Erklärung und Huldigung für Robespierre zu versagen. Es war ein ernster rührender Moment, der einige Minuten lang den ganzen Saal beherrschte. Niemand sprach ein Wort, bis einige mächtige Stimmen sich in einem begeisterten Lebehoch für Robespierre entluden, in welches der ganze Club mit donnernden Rufen einfiel. Robespierre selbst dankte schweigend, indem er die Hand auf sein Herz legte. Seine Blicke überflogen mit rechnendem und grübelndem Tiefsinn die sich ihm beugende Versammlung, die ihn in diesem Augenblick gewissermaßen als ihren Herrn und Meister anzuerkennen schien. Dann setzte er sich lautlos wieder auf seinen Platz zurück.

Jetzt näherte ſich Briſſot der Redner-Tribüne und die Aufmerkſamkeit begann ſich auf ihn abzuleiten. Er war erſt vor Kurzem in den Jacobiner-Saal eingetreten, und ſein zerſtörtes Aeußere, das er ſich noch nicht wieder herzuſtellen bemüht hatte, erinnerte noch an die Schreckensſcenen des Marsfeldes, von dem er erſt ſpät und auf vielen Schleichwegen zurückgekehrt war.

Wenn Briſſot im Jacobiner-Club ſprechen wollte, pflegte ihm ſogleich die geſpannteſte Erwartung entgegenzutreten. Aber er begnügte ſich heut mit einem kurzen Antrag, den er mit wenigen ſcharfen Worten erörterte. Er forderte, daß der Club jede weitere Debatte über ſein Verhältniß zu den Feuillants verlaſſen und ſich zur Abſtimmung darüber wenden ſolle. Man müſſe erſt wiſſen, ob die Jacobiner es an der Zeit hielten, noch ferner mit den Conſtitutionellen Hand in Hand zu gehn, und deshalb an die Flüchtlinge die Einladung zur Rückkehr richten wollten. Dann würde es darauf ankommen, weitere Entſchlüſſe zu faſſen, zu denen die gefährliche Lage der Dinge heut auffordere.

Dieſer Antrag wurde mit allgemeiner Zuſtimmung aufgenommen, und Pétion ſäumte nicht, den

Die Kunst der deutschen Prosa.

jungen Herzog von Chartres mit der Einsammlung der Stimmzettel zu beauftragen.

Während dies geschah, blieb Robespierre, den Kopf in die Hand gestützt, ruhig auf seinem Platz sitzen und schien sich um alles Vorgehende nicht im Geringsten zu bekümmern. Da er niemals unbeschäftigt sein konnte, so faltete er eben ein Blatt Papier, um einen Brief an seine Schwester Charlotte zu schreiben, den er mit einer Schilderung der Ereignisse des heutigen Tages nach seiner Vaterstadt Arras abgehen lassen wollte.

In diesem Augenblick sah er eine ernste hohe Gestalt an seinem Pult stehn, die sich ihm unmerklich genähert hatte. Robespierre blickte auf und erkannte den Marquis von Condorcet, den er mit einem sichtlichen Ausdruck von Hochschätzung begrüßte, indem er aufstand und sich angelegentlich vor ihm verneigte.

Ich war zwar vorher schon auf den Antrag Chabots für Euch aufgestanden, Herr Robespierre, begann Condorcet in seiner feierlich gemessenen, etwas abstoßenden Weise, aber ich muß auch noch zu Euch herankommen, um Euch meine aufrichtige Liebe und Bewunderung auszudrücken. Ihr seid der richtige Mann der Zeit, und unter Euren Blicken und Hän-

den wird die Frucht reifen und geärntet werden, welche dem Boden der Gegenwart entwächst. Möchtet Ihr Frankreich erhalten bleiben, und um dieſen Wunſch ſicher in Erfüllung gehen zu ſehn, möchte ich wohl ausnahmsweiſe, daß es irgend ein perſönliches Weſen gebe, zu dem man recht herzlich und der Gewährung gewiß beten könnte. Vielleicht hilft aber auch ſchon die Idee dazu, die wir Philoſophen an die Stelle dieſes perſönlichen Weſens geſetzt haben. Denn Ihr ſeid der Idee nach ein nothwendiger Mann, und darum wird die Idee Euch erhalten!

Ich danke Euch für dieſe gute Meinung, entgegnete Robespierre, indem ein flüchtiges Lächeln ſeine Wange ſtreifte. Aus dem Munde eines ſo großen und berühmten Philoſophen und Mathematikers hat dieſe Anerkennung für mich einen unermeßlichen Werth, und derſelbe würde ſich noch ſteigern, wenn Ihr dadurch veranlaßt werden könntet, meinetwegen auch das höchſte Weſen anzuerkennen, und bei demſelben ein gutes Wort für mich einzulegen. Denn ich muß Euch geſtehn, ich bin ein ſo ſchlechter Philoſoph, und dabei ein ſo altmodiſcher Kerl, daß mir die Perſon noch immer lieber als die Idee iſt.

Auf der hohen gedankenvollen Stirn Condorcet's

ging in diesem Augenblick ein scharfer wetterleuchtender Strahl auf, der den strengen verschlossenen Ausdruck seines Gesichts wunderbar erhellte. Seine Augen verriethen eine Gutmüthigkeit, die man ihm kaum zu eigen glauben mochte, wenn man ihn oberflächlich nach seiner ersten strengen und schroffen Erscheinung beurtheilte.

Ihr braucht Euch auch um dergleichen Dinge gar nicht zu bekümmern, sagte der Marquis von Condorcet, indem er Robespierre's Schulter mit einem freundschaftlichen Schlag berührte. Ihr seid zum Handeln berufen, und was Ihr ergreift, nimmt unter Euern Händen den Anstoß an, daß es sich vorwärts entwickeln muß, um sich nach seiner Wahrheit zu gestalten. Selbst wenn Ihr das Unmäßigste einführtet, so würde es doch nur dazu dienen, um das richtige Maaß in alle Dinge zu bringen. Robespierre, Ihr seid der Liebling der Geschichte, und darum müssen Euch auch die Männer der Ideen huldigen. Große Dinge werdet Ihr noch an Frankreich vollbringen helfen, und die Zeit dazu wird nicht mehr fern stehen!

Ich begreife nicht, was Ihr an mir findet, entgegnete Robespierre, indem er sinnend vor sich hinblickte. Ich habe nicht mehr Kräfte als jeder Andere

von uns Jacobinern, und liebe die Freiheit viel zu sehr, als daß ich mich vor irgend Jemanden auszuzeichnen wünschte. Dagegen ist es eine große Auszeichnung, die uns Allen widerfährt und uns Alle erhebt, daß ein Mann von so hoher Wissenschaft, wie Ihr, unser Mitglied und Bruder im Jacobiner-Kloster geworden ist. Ihr, der Mann der Akademie, der die schwierigsten Rechnungen und Beweise erforscht hat, verschmäht es nicht, auf der offenen Bahn der Revolution Euch mit dem Volke zu treffen. Ihr klappt die großen ernsten Bücher Eueres Wissens zu, und schreibt kleine Dorf-Blätter*), um die Leuchte der Erkenntniß auch in die Herzen des armen Volkes zu tragen. Ihr könntet mit den erhabenen Geistern des Himmels verkehren, und Ihr helft die Politik der Gegenwart machen. Ihr seid Marquis, und Ihr werdet Jacobiner, was Euch gewiß in Euern Gewohnheiten manche Ueberwindung gekostet hat. Ihr verdient es bei Weitem mehr, bewundert und gelobt zu werden, als ich. Ich bin nur der einfache Geschäftsmann der Revolution, und ich werde die Geschäfte noch so lange führen, bis das Soll und Haben zu seiner richtigen Ausgleichung

*) „Feuille villageoise."

gekommen iſt. Dieſe Ausgleichung wird freilich eine ganz vollſtändige und unerbittliche ſein müſſen.

Ich wünſche, daß Ihr mich bis dahin immer als Euern Freund und Mitkämpfer anſehen möchtet, rief Condorcet mit einer enthuſiaſtiſchen Bewegung aus. Immer fühle ich, daß mir noch Manches fehlt, um ein guter Jacobiner zu ſein, und Ihr mögt mein ſchwerfälliges und ſchweigſames Weſen in Euern Verſammlungen oft ungünſtig gedeutet haben. Ich fühle auch, daß ich keine beſonders glückliche Rolle bisher im Jacobiner-Club geſpielt habe. Die Einen ſehen mich mißtrauiſch und ſcheu, die Andern mit einer unnöthigen Achtung und Ehrerbietung an, und oft hätte ich wahrlich Luſt, auf die Erkennungskarte, die wir hier während der Sitzungen im Knopfloch führen müſſen, zu ſchreiben: „Dies iſt der alte einfache, ſchlichte Condorcet, fürchtet Euch nur nicht vor ihm, denn er war Gelehrter nur aus Liebe zum Volke, und er iſt jetzt Volksfreund aus Liebe zur Wahrheit und Freiheit.“

Der Marquis von Condorcet brach bei dieſen Worten in ein herzliches Lachen aus, und auch Robespierre, indem er ihm die Hand ſchüttelte, blickte heiterer und harmloſer als gewöhnlich. In dieſem Augenblick ertönte der ſcharfe Hammer Pétions, der

von ſeinem Präſidentenſtuhl anzeigte, daß das Reſultat der Abſtimmung verkündigt werden ſolle.

Der Herzog von Orléans hatte ſich in ſeiner Eigenſchaft als Secretair der Jacobiner erhoben, um das auf ſeinem Bureau gezählte Ergebniß der Stimmen vorzutragen. Ein ſchneidender Hohn lag auf ſeinem Geſicht, als er von dem Papier die Worte las: „Mit 1026 gegen 1025 Stimmen erklärt der Club des Jacobiner-Kloſters, daß eine Deputation in das Kloſter der Feuillants abgeſandt werden ſoll, um die dort verſammelten Brüder, im Intereſſe der einheitlichen Durchführung und Vollendung der Revolution, zur Rückkehr in den Club aufzufordern."

Robespierre lachte laut auf, als er dieſen Beſchluß vernahm. Das iſt der erſte Rückſchlag, welchen die heutigen Gewaltthaten des Marsfeldes auf uns üben! flüſterte er dem Marquis von Condorcet zu.

Ja, erwiederte Condorcet, die Jacobiner glauben ſich heut der Mäßigung befleißigen zu müſſen! Man ſcheint plötzlich unklar geworden, und weiß nicht, was der morgende Tag bringt. Solche Augenblicke ſind der Vortheil der Reaction, die dann ihre Pfeifen aus dem vollen Rohr ſchneidet!

Robespierre verſank in ein ſchwermüthiges Hinbrüten. Inzwiſchen hatte die Ausführung des neuen

Beſchluſſes nicht auf ſich warten laſſen. An der Spitze von ſechs andern Mitgliedern des Clubs war Briſſot in das Barfüßer-Kloſter hinübergeſandt worden, um die Botſchaft auf der Stelle auszurichten. Die Sitzung löſte ſich unterdeſſen in einzelnen unruhigen Gruppen auf, welche bis zur Wiederkehr der Abgeſandten ſich unterhielten und beriethen.

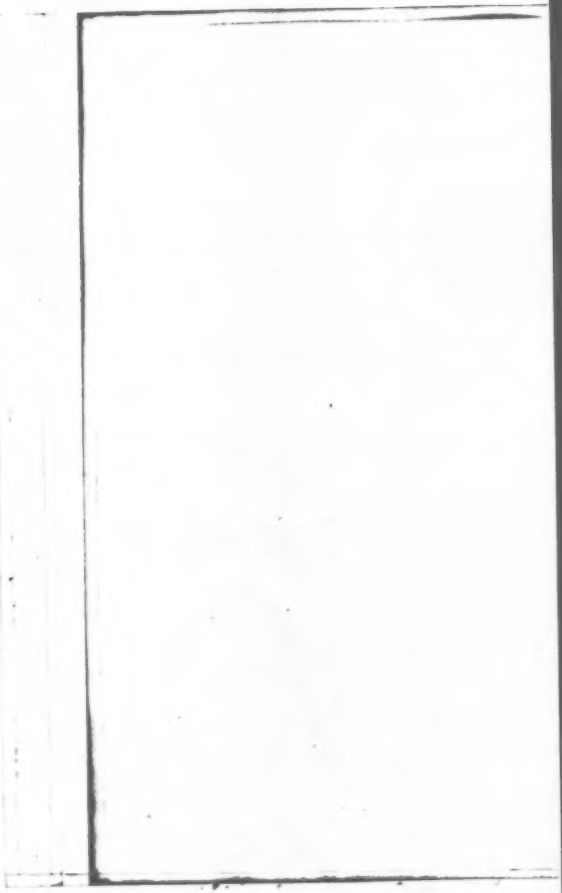
Es währte jedoch nicht lange, ſo ſah man Briſſot und ſeine Begleiter wieder im Saal erſcheinen. Ihre Mienen ſchienen bereits kein günſtiges Ergebniß dieſer Sendung auszudrücken. Briſſot aber betrat die Tribüne, um ſeinen Bericht zu erſtatten. Er ſah zornig und wuthentbrannt aus, und ſein langes, frei gelocktes Haar flatterte wild um ſeine Schläfe.

Der Jacobiner-Club, begann er mit heftiger, faſt ſcheltender Stimme, hat ſich heut meines Erachtens auf die liebenswürdigſte Weiſe blamirt! Er hat bewieſen, daß ihm noch die Empfindungen eines unſchuldigen Mädchens beiwohnen können, und daß er ſich den Täuſchungen eines zarten Herzens zu überlaſſen vermag. Möchte der Club recht bald ſeine Unſchuld verlieren, damit ihm künftig die Beſchämung erſpart werde, zu ſehen, daß ſich jeder Intriguant über ihn luſtig macht. Die heutige Erfahrung wird eine gute Lehre für den Club der Jacobiner

ſein. Meine Herren, die neuen Jacobiner, die ſo=eben dort drüben im Barfüßer=Kloſter ausgekrochen ſind, wollen mit uns Jacobinern von ächtem Schrot und Korn nichts mehr zu thun haben. Euer Erbieten, das Ihr im Intereſſe der Freiheit und der Revolution an dieſe Herren ſtellen zu müſſen geglaubt, iſt von den Feuillants mit einem wahren Sturm zurückgeſchlagen worden. Am allerwenigſten will man ſich mit Euch im Intereſſe der Freiheit wieder vereinigen, denn gerade im Intereſſe der Freiheit glaubt man Euch ausſchließen und auf Euch ſelbſt zurückweiſen zu müſſen. Danket Gott, ihr Jacobiner von ächtem Schrot und Korn, daß Ihr Euch dieſen Korb geholt habt, mit dem belaſtet wir hier wieder vor Euch erſchienen ſind! Der Feuillantismus iſt die hochmüthige Kaufmannstochter, und der Jacobinismus iſt der freie Sohn der Berge, der hinunterſteigt in die Städte, um die Geſetze der Natur einzuführen. Was ſoll er um die hochmüthige Kaufmannstochter freien, die das Princip ihres Vaters, den Schacher, nur immer weiter auszudehnen gedenkt, um ſich auf allen Reichthümern und Vortheilen zu betten. Und wollt Ihr wiſſen, was der Feuillantismus ſo recht eigentlich iſt? Es iſt der

Geldſumme, die er durch ſeine Steuern oder ſeine Arbeitskraft repräſentirt, beſtimmt wird. An die Stelle der Freiheit haben alſo dieſe conſtitutionellen Verräther bereits das Privilegium zu ſetzen angefangen. Und was werden ſie an die Stelle des Volkes ſetzen? Meine Herren, darüber kann gar kein Zweifel mehr ſein. Statt des Volkes wollen die Conſtitutionellen nur die Bourgeoiſie, ſie wollen die Nation in zwei Stücke auseinanderreißen, in das Bürgerthum, das zahlen kann und darum Rechte hat, und in das Volk, das arm iſt, und darum ohne Rechte, ohne Freiheit und ohne Genuß iſt! Adieu denn, meine Herren-Feuillants, ich bin zu meinen Jacobinern zurückgekehrt, und wir freuen uns, daß zwiſchen Euch und uns kein Bund mehr zu flechten iſt. Denn hier in dieſem heiligen und gerechten Saal wollen wir nur das Volk, das ganze Volk und nichts als das Volk!

Dieſe Rede Briſſot's, die häufig durch ſtürmiſche Ausbrüche der Verſammlung und der Tribünen unterbrochen worden war, hatte eine ungeheure Aufregung in den Jacobiner-Club geworfen. Von allen Seiten war man aufgeſprungen, man ſtürzte ſich tumultuariſch durcheinander her, leidenſchaftliche Aus-



rufungen, wilde Verwünſchungen und Zerneswerte erfüllten den Saal. Bei dem allgemeinen Sturm des Aufbruchs, der plötzlich über die ganze Verſammlung gekommen war, mußte es dem Präſidenten unmöglich erſcheinen, die Zügel der Sitzung noch ferner in den Händen zu behalten. Pétion verließ ſeinen Stuhl, und miſchte ſich unter die wüthenden und tobenden Gruppen, die ihn mit ihren Klagen, ihrem Unwillen, ihren Rufen nach Blut und Vergeltung umbrauſten.

Nur einer einzigen Stimme gelang es noch, ſich allgemein hörbar zu machen. Es war die Stimme Merlin's, eines ganz jungen Menſchen, der in die phantaſtiſche Tracht eines deutſchen Studenten gekleidet war, und mit einer hinreißenden Gebärde, mit weit ausgebreiteten Armen, auf der Rednerbühne ſtand. Er war bei ähnlichen Gelegenheiten ſchon öfter wegen ſeines merkwürdigen Organs, das er wie tiefe Donnerſchläge rollen laſſen konnte, über jeden andern Lärmen hinweg durchgedrungen. Jetzt rief er nur wie mit Poſaunenklang: „Der Club der Jacobiner hat ſich mit dem heutigen Tage als Club der Republikaner conſtituirt!"

Dieſer Ruf hatte aber plötzlich eine tiefe feierliche

Stille im ganzen Saal hervorgebracht. Niemand wandte etwas dagegen ein, noch wurde das entscheidende Wort weiter getragen. Aber mit einer großen Ordnung begab sich jetzt die Versammlung auseinander.

Robespierre hatte den Saal allein und unbemerkt zu verlassen gesucht, weil er ohne Begleitung und Gespräch seinen Weg zurückzulegen wünschte. Die Einsamkeit war ihm ein Bedürfniß, wenn er sich bewegt fühlte, und eine tiefe Melancholie hatte sich seiner Seele bemächtigt.

Draußen empfing ihn die schon weit in ihrem Laufe vorgerückte Nacht mit stillem feierlichem Sternenschein. Auf den Straßen von Paris war jetzt alles Leben erstorben, und überall lag nur ein unverbrüchlicher Frieden ausgestreut. Robespierre eilte mit flüchtigen, kaum hörbaren Schritten die Straße St. Honoré hinunter, um das Haus des Tischlers Duplay wiederzufinden. Denn er erinnerte sich dieser ihm angebotenen Zufluchtsstätte, die er jedenfalls in dieser Nacht benutzen wollte, jetzt mit einem Gefühl besonderer Befriedigung. Das brave, treuherzige Ehepaar, die kräftigen, vielversprechenden Gestalten der Söhne, und die beiden Töchter, die ihm so anmuthig und innig entgegen getreten waren, zogen

seine Gedanken auf eine wohlthuende Weise in diesem Augenblick auf sich.

Dann blieb er wieder einige Minuten lang auf seinem Wege stehn, und schaute in düsterm Hinstarren zu dem hohen Firmament der Nacht empor. Er seufzte, und seine Seele schien mit Gedanken der Betrübniß und mit einer ihn tief ergreifenden Ahnung zu ringen. Um seine eng zusammengekniffenen Lippen spielte ein schmerzlich bitteres Zucken.

Er war jetzt bei dem Hause seiner neuen Freunde angelangt. Die Thür war offen geblieben, denn man hatte ihn erwartet. Er fand den Flur erleuchtet, und schlich sich leise, um Niemand zu wecken, zur Treppe hin, auf der er zu dem ihm angewiesenen Quartier zu gelangen hoffte. Aber seine Ankunft war sogleich bemerkt worden, und Herr Duplay selbst trat seinem verehrten Gast, zu dessen Empfang er so lange aufgeblieben war, mit seinem ganzen freundlichen Behagen entgegen.

Aber auch Madame Duplay hatte es sich nicht nehmen lassen, Robespierre noch zu bewillkommnen, und sie erschien, ungeachtet der späten Nachtstunde, in der sich eben öffnenden Thür des Wohnzimmers mit einem ebenso feierlichen als graciösen Knix.

Doch war ſie dabei wohl nicht ganz frei von Gefallſucht zu ſprechen, denn ſie hatte offenbar eine etwas kokette Nachttoilette angelegt, die darauf berechnet war, einigen Eindruck zu machen, und in der ſie mit unabläugbarem Vortheil ſich darſtellte.

Als Robespierre unter dem Geleit von Herrn und Madame Duplay jetzt die Treppe hinaufſtieg, um ſich in die ihm beſtimmten Zimmer zu begeben, vernahm er hinter ſich noch den Klang einer Thür, die ſich vorſichtig und verſtohlen geöffnet hatte.

Er blickte ſich um, und bemerkte an dem Treppen-Abſatz die kleine verborgene Thür, durch deren Spalte zwei liebliche Mädchenköpfe lauſchend erſchienen.

Hinter dem Kopf des jüngeren, mit muthwilliger Schalkheit hervorſchauenden Mädchens zeigte ſich das ſchöne, ernſte Antlitz Eleonorens, die, obwohl ſie mit verſchämter Aengſtlichkeit ſich zurückhielt, doch ebenfalls der Verſuchung nicht hatte widerſtehen können, die ſo ſehr erſehnte Rückkehr Robespierre's in ihr Haus zu ſehn.

Wie mit elektriſcher Geſchwindigkeit, ſchloß ſich jedoch die Thürſpalte wieder, ſobald Robespierre, unwillkürlich ſtillſtehend, ſeinen forſchenden Blick dorthin gelenkt hatte.

Nachdem Robespierre die freundlichen und sauber hergerichteten Gemächer betreten, und die Bitte der Madame Duplay empfangen hatte, daß er nur einstweilen so vorlieb nehmen möchte, es werde morgen Alles anders und besser kommen, verabschiedete er sich von seinen neuen Freunden, die ihm mit einer rührenden Herzlichkeit gute Nacht sagten.

Zweites Buch.

Robespierre und Eleonore.

I.

Die Familie Duplay.

Einige Wochen waren seit jenen Ereignissen des Marsfeldes vergangen, und die vielen Befürchtungen, welche man daran in Paris geknüpft, schienen keineswegs in Erfüllung gehen zu wollen. Es gewann vielmehr den Anschein, als ob es seitdem auf allen Seiten mit ängstlicher Vorsicht vermieden würde, irgend etwas Entscheidendes geschehen zu lassen. Die Partei, welcher der auf dem Marsfelde errungene traurige Sieg über das Volk und die Revolution beigemessen wurde, hatte es schon am nächsten Tage aufgegeben, diese Vortheile weiter zu verfolgen. Die bereits erlassenen Verhaftsbefehle gegen die Volksführer und Männer der Bewegung gelangten nicht zur Ausführung, und wer in Folge der Marsfelds-Scenen flüchtig oder bedroht gewesen, zeigte sich wieder unangefochten auf den Straßen der Haupt-

ſtadt und ſetzte ſeine gewöhnliche Thätigkeit in den Clubs und den Volksverſammlungen fort. Die Erwartung, daß bald etwas Außerordentliches geſchehen werde, lag in der Luft, aber Jedermann glaubte ſich noch dazu reiflicher vorbereiten zu müſſen. Niemand meinte ſchon den Vortheil der Situation hinlänglich in der Hand zu haben.

In dem kleinen ſtillen Hauſe des Tiſchlers Duplay hatte Robespierre ſeitdem ſeinen dauernden Aufenthalt genommen. Obwohl er mit der größten Sicherheit in ſeine frühere Wohnung hätte zurückkehren können, ſo war ihm doch der Verkehr mit der Familie Duplay bald ſo ſehr zu ſeinem Wohlbefinden nöthig geworden, daß er gern den vereinigten Bitten ſämmtlicher Mitglieder dieſer Familie nachgab und ſich entſchloß, als Hausgenoſſe und Freund bei ihnen zu bleiben.

Sein Sinn für gemüthliche Häuslichkeit hatte in der Mitte dieſer einfachen, trefflichen Leute aus dem Volke wieder eine Befriedigung erhalten, wie er ſie ſeit den zwei Jahren, wo er ſich als Abgeordneter der Nationalverſammlung in Paris befand, oft mit großer Entbehrung vermißt hatte. Und jetzt ſchien es ihm faſt, als ob das Leben in ſeiner eigenen Familie in Arras ihm durch den vertrauten Umgang mit

Meiſter Duplay und den Seinigen erſetzt worden ſei. Denn obwohl es nicht ſo ausſah, als wenn ſeine Bedürfniſſe von dieſer innerlichen Art wären, ſo bedurfte Robespierre doch ſo viel Liebe und Theilnahme, und auch ſo viel Sorgſamkeit für ſeine von ihm ganz hintangeſetzten häuslichen und perſönlichen Verhältniſſe, als ihm in dieſer Familie von allen Seiten mit der größten Uneigennützigkeit erwieſen wurde. So aß er auch gewöhnlich in ihrer Mitte am gemeinſamen Familientiſche, und nicht ſelten wurde er hier mittheilender und geſprächiger, als in geſellſchaftlichen Berührungen anderer Art, die er, wo es ihm nur irgend möglich war, ſtreng vermied. Er ging ſeit längerer Zeit nur noch mit dem Volke um, und die kräftigen, behaglichen Manieren deſſelben öffneten ihm das Herz.

In dem kleinen ſtillen Hauſe fand heut Morgen eine ungewöhnlich lebhafte und feſtliche Bewegung Statt.

Die älteſte Tochter des Hauſes, die ſchöne anmuthige Eleonore, war mit der Anordnung des Frühſtückstiſches beſchäftigt, und ſchien bei der ſinnigen Sorgfalt, mit der ſie ein großes volles Bouquet friſcher Roſen ordnete und vor dem einen der Plätze aufſtellte, noch ganz beſondern Empfindungen hingegeben zu ſein.

Die

Kunst der deutschen Prosa.

Aesthetisch, literärgeschichtlich, gesellschaftlich.

Von

Theodor Mundt.

Berlin:

Verlag von Veit und Comp.

1837.

Das ſchlanke, hoch emporgewachſene Mädchen warf dann noch einen letzten ſchwärmeriſchen Blick auf die Blumen, über welche ſie ſtille und bedeutungsvolle Grüße hinhauchte, die Dem, welcher das Bouquet empfangen ſollte, mit einem verborgenen Feuer galten.

Bald erſchien auch die andere Schweſter, die eben erſt aus dem Kindesalter herausgetretene Joſephine, die einen Topf mit einem kleinen Lorbeerbaum, den ſie in der letzten Zeit ſelbſt gepflanzt und mit der größten Sorgfalt gehegt hatte, im Arme trug und denſelben freudig lachend vor den Platz hinſtellte, auf welchem Der, deſſen Geburtstag man heut feierte, im Kreiſe der braven und liebenswürdigen Tiſchlerfamilie zu ſitzen pflegte.

Es ſoll mich wundern, was er dazu ſagen wird, und ob er es ahnt, von wem der Lorbeer kommt, und von wem die Roſen? nahm die kleine Joſephine mit naiver Geſchwätzigkeit das Wort.

Es iſt nicht nöthig, daß er weder das Eine noch das Andere weiß, entgegnete Eleonore lebhaft, indem eine feine Röthe ſich über ihre Wangen ergoß. Die Idee mit dem Lorbeer iſt ganz ſchön, und die Mama hat Dir dieſelbe angegeben. Wir Alle verehren in ihm den großen Mann, der ſich mit dem

Wohle Frankreichs beſchäftigt, und der das ganze Volk glücklich machen wird, wie es noch nie geweſen. Und dafür belohnt ihn der Ruhm, der durch den Lorbeer ausgedrückt wird.

Und wofür belohnt ihn denn Das, was durch die Roſen ausgedrückt wird? fragte Joſephine mit einer neckiſchen Gebärde, indem ſie ſich dicht vor ihre Schweſter hinſtellte, und derſelben mit allerhand muthwilligen Capriolen in die Augen ſah.

Was wird denn durch die Roſen ausgedrückt? fragte Eleonore mit möglichſter Argloſigkeit, die ihr aber doch ſo wenig gelang, daß ſie zugleich ihr Auge niederſchlug und hinter der langen ſeidenen Wimper verſchleierte.

Man ſagt doch, daß die Roſen Allerlei ausdrücken ſollen, rief Joſephine, indem ſie mit einer muthwilligen Bewegung in der Stube auf und nieder zu tanzen begann. Und ſeitdem er hier bei uns wohnt, meine theure Eleonore, haſt Du Dich ſehr auf die Roſenzucht gelegt, und wahrhaftig, dieſe Blumen gedeihen Dir unter den Händen, daß es eine ordentliche Freude iſt! —

Jetzt wurde die Thür aufgeriſſen, und die beiden Brüder, Jean und Robert, traten herein, zwei junge Leute von friſchem und kräftigem Ausſehn, die,

wie ihr Koſtüm zeigte, ebenfalls das Tiſchlerhandwerk ihres Vaters trieben und jetzt aus der auf dem Hofe befindlichen Werkſtatt heraufkamen, um ihr Frühſtück in der Familie einzunehmen.

Da aber heut damit eine ſo feſtliche Begrüßung für die von der ganzen Familie verehrte und faſt angebetete Perſon verbunden werden ſollte, ſo begaben ſich Jean und Robert erſt in den Alkoven, und traten dann, nachdem ſie in aller Eile über die blaue Arbeitsſchürze den ſtattlichen Sonntagsrock gezogen, wieder zu ihren Schweſtern zurück, die ihnen fragend entgegenblickten.

Oh, rief der Jüngſte der beiden Brüder, Robert, indem er ſich mit einer kleinen Papierrolle in der Hand dem Tiſch näherte und dieſelbe unter dem Lorbeerbaum anlehnte: Ihr dachtet gewiß, ich würde meine Zeichnung nicht mehr fertig bekommen? Da iſt ſie, aber ob ſie ſeinen Beifall haben wird, das iſt freilich eine andere Frage.

Der junge Menſch, den ein ſehr anſprechendes und offenes Aeußere charakteriſirte, trat darauf mit einem ſinnigen Ausdruck wieder zurück und ſtand träumeriſch und nachdenklich in der Mitte des Zimmers ſtill.

Robert hatte eben erſt das ſiebzehnte Jahr er-

reicht, und trug noch, obwohl ihn ſein muskelſtarker und gedrungener Körperbau bereits zu den ſtärkſten Kraftanſtrengungen zu befähigen ſchien, das Weſen der zarteſten Jugend in ſeiner ganzen Erſcheinung ausgeprägt. Einen hervorſtechenden Gegenſatz zu ihm bildete ſein älterer Bruder Jean, ein großer, ſchlanker Geſell von einigen zwanzig Jahren, den aber eine finſtere, faſt trotzige Verſchloſſenheit weniger anziehend zu machen ſchien, und der mit ſeinem abſtoßenden Weſen zugleich eine unheimliche Schweigſamkeit und Einſylbigkeit verband.

Jean begab ſich auch jetzt, ohne ein Wort zu reden, an den Frühſtückstiſch, der heut zum feſtlichen Geburtstagstiſch beſtimmt war, und legte ſtillſchweigend ſein Geſchenk zu den übrigen. Es war ein aus feinem, ſchwarzem Ebenholz gedrechſelter Stab, um welchen eine Schlange ſich wand, deren Geſtalt und Bewegungen mit beſonderer Kunſt ausgeführt waren.

Indem er dies bis jetzt vor Allen geheim gehaltene Werk ſeiner Mußeſtunden nun den Blicken ſeiner Geſchwiſter darlegte, ließ ſich ein allgemeiner Ausruf der Ueberraſchung vernehmen, und nur Joſephine, nachdem ſie erſt vor aufrichtiger Freude in die Hände geklatſcht, wagte gleich darauf die faſt ſpöttiſche Frage hinzuzufügen: was denn eigentlich dies allerliebſte

Inſtrument verſtellen ſolle, und ob man Muſik damit machen oder Prügel austheilen könne?

Eleonore aber verwies ihr dieſe Frage, und warf ihrem ernſten, durchaus ſich nicht äußernden Bruder einen glücklichen Blick des Verſtändniſſes zu. —

Jetzt traten auch Herr und Madame Duplay aus dem Nebenzimmer in den Salon herein, und begrüßten ihre Kinder mit einer heiteren Herzlichkeit, in die ſich zugleich ſchon Etwas von der ceremoniellen Feſtlichkeit des heutigen Tages verlegte.

Herr Duplay war ein kleiner, dicker Mann von höchſtens funfzig Jahren, der aber ſein Embonpoint mit ſo viel ſtattlichem und energiſchem Ausdruck trug, daß man faſt mehr als den ſchlichten Handwerksmann in ihm zu vermuthen geneigt war. Dagegen lag die goldene Treue und Ehrlichkeit des wackeren Handwerkers in allen ſeinen Zügen ausgeprägt, und ſtand auf ſeinem vollwangigen, behaglichen Geſicht und in ſeinen kleinen lebhaften Augen zugleich mit ſo viel Luſtigkeit und Humor vereinigt, daß man bei ſeinem Anblick ſogleich begriff, wie Meiſter Duplay in dem ganzen Stadtviertel von Paris, welches er bewohnte, ſo beliebt und wegen ſeines redlichen und vorwurfsfreien Charakters geachtet ſein konnte.

Mit einer gewiſſen ceremoniellen Rückſicht, welche

die Männer des franzöſiſchen Arbeiterſtandes ſehr gern ihren Frauen beweiſen, führte Herr Jacques Duplay ſeine Gattin, die vortreffliche und ungeachtet ihrer vierundvierzig Jahre noch mit einigen Reizen ausgeſtattete Madame Thereſe Duplay, an ſeinem Arm herein, und ließ ſie im Angeſicht der Kinder nicht los, ohne ihre weiße, durch ziemliche Kleinheit bemerkliche Hand zu küſſen, was Madame Duplay halb als eine läſtige Schäkerei ihres ſtets zu Scherzen aufgelegten Gatten, halb als die ihr gebührende und gewohnte Huldigung, aufzunehmen ſchien.

Sie hatte heut auch ihrer gewöhnlichen einfachen und ſauberen Morgentoilette eine etwas anſpruchsvollere Staatshaube hinzugefügt, die mit einem Gehänge von vielen bunten ſeidenen Bändern ins Gewicht fiel. In dieſem Aufzuge erſchien Madame Duplay nicht ohne einige Selbſtgefälligkeit, und ſie war ſich offenbar bewußt, daß ſie noch einen lebhaften Eindruck hervorzurufen im Stande ſei, welchen geheimen Hintergedanken ſie durch das häufige Lächeln ihrer ſchwarzen, brennenden Augen zu bekräftigen ſchien.

Sieh, ſagte Meiſter Duplay, indem er mit ſeinem gutmüthigen Behagen die auf dem Tiſch ausgelegten Gegenſtände überflog, die Kinder haben ſich

in der That heut angeſtrengt, um unſerm lieben, verehrten Hausgenoſſen ihre Huldigung zu beweiſen, und es ſcheinen ſogar einige Geheimniſſe darunter verborgen zu ſein. Ich wette, Madame Duplay, dieſe Papierrolle da iſt von Ihnen, und was wird ſie enthalten? Oh, ich weiß es ſchon. Das iſt nichts mehr und nichts weniger als ein Liebesbrief in Folio, den die ſchöne Madame Duplay, um ihrem Herzen endlich Luft zu machen, an unſern Freund geſchrieben hat.

Herr Duplay macht immer dieſelben abgeſchmackten Späße, entgegnete ſie mit einiger Empfindlichkeit, obwohl ſie zugleich mit einem verſteckten Wohlgefallen lächelte. Das iſt ja die Zeichnung, welche Robert gemacht hat. Ich ſelbſt habe und kann ja nichts Ordentliches, ſonſt würde ich meiner Verehrung für den außerordentlichen Mann gewiß ein beſſeres Zeichen geſucht haben, als dieſe Tuchnadel hier iſt, die ich ihm zu ſeinem heutigen Feſttage darbringe.

Madame Duplay öffnete bei dieſen Worten ein kleines Etui, welches ſie bisher unbemerkt in der Hand gehalten, und ließ die darin befindliche ziemlich koſtbare Nadel von den Uebrigen bewundern.

Während aber die Söhne und Töchter mit lauten

Ausrufen ſich herzudrängten, blieb Herr Duplay mit einem etwas ernſthaft gewordenen Geſicht zurück und ſchien ſich beſondern Betrachtungen hinzugeben.

Du brauchſt nicht ſo zu ſtaunen, mein guter Alter, ſagte Madame Duplay, nachdem ſie das Etui auf den Tiſch geſetzt, ſich zu ihrem Ehegemahl wendend: ich habe es gegen das alte Reliquien-Kreuz eingetauſcht, das ich von meiner Tante, der ehrwürdigen Nonne von den heiligen Clariſſinerinnen, ererbt habe. Es hat gar nichts gekoſtet, und ich bin noch dazu herzlich froh, die fromme Reliquie wieder aus dem Hauſe zu haben.

Ich fürchte bloß, entgegnete Herr Duplay mit einer ernſthaften Miene, daß unſer Freund ein ſo werthvolles Geſchenk von Dir nicht annehmen wird. Ich für mein Theil würde wahrlich nicht die Courage haben, ihm irgend ein Geſchenk anzubieten, da er, wie Ihr ſelbſt wißt, der größte Feind aller Geſchenke iſt. Neulich war die Deputation der farbigen Freien von St. Domingo hier, welche unſerm Herrn im Namen der Freiheit und der Menſchlichkeit ihren Dank auszudrücken kam für Alles, was er in der Nationalverſammlung bei dem neuen Geſetz wegen der Colonien geſprochen und gethan. Und ein großes Geſchenk hatten ſie ihm mitgebracht, das ganz aus

gediegenem Silber bestand und die Figur der Freiheit fast in Lebensgröße darstellte. Ich war gerade bei ihm im Zimmer, und werde es nie vergessen, in welchen gewaltigen Zorn er gerieth, als die Herren von St. Domingo ihm das Geschenk aufreden wollten. Schon begann sein ganzes Gesicht zu beben und zu zucken, wie es ihm immer geschieht, wenn er über irgend ein Ding unzufrieden ist, und er wurde erst wieder freundlich, als die Herren ihre Freiheit von Silber einzupacken begannen, und schwerer beladen, als sie angekommen waren, denn sie hatten doch immerhin einige seiner Grobheiten mit aufgepackt, das Zimmer verließen. Seitdem hat man ihm im ganzen Lande den Beinamen des Unbestechlichen gegeben, und Ihr könnt glauben, Kinder, das ist ein höchst kostbarer und seltener Beinamen, der nicht alle Tage in Frankreich verdient wird.

Aber, mein Väterchen, wir wollen ihn ja auch nicht bestechen! rief Eleonore lachend und zugleich mit einem Ausdruck von Stolz und Selbstbewußtsein, die den Busen des schönen Mädchens hoben. Unsre bescheidenen Gaben, die nur unsre Freude ausdrücken, welche wir an seinem großen Wirken und an seinem edlen anspruchslosen Sein haben, werden doch nicht von ihm verschmäht werden? Doch still, ich höre

ſchon, wie oben der Stuhl vor ſeinem Schreibtiſch rückt. Ach, er wird jetzt herunterkommen.

Nach einigen Augenblicken öffnete ſich die Thür, und Maximilian Robespierre trat jetzt ſtill und geräuſchlos, aber mit einer etwas haſtigen Bewegung, ins Zimmer. —

BIBLIOTHECA
REGIA.
MONACENSIS.

II.

Robespierre's Geburtstagsgeschenke.

Die Familie Duplay hatte sich bei dem Eintritt Robespierre's wie von selbst in einem feierlichen Kreise aufgestellt, und empfing seinen Gruß, den er mit einer kurzen Verneigung den Damen spendete, heut mit einer so bedeutungsvollen Haltung, daß er sogleich aufmerksam wurde, und sein scharfes stechendes Auge durchdringend auf jedem Einzelnen ruhen ließ.

Die Glückwünsche, die ihm jetzt von allen Seiten entgegentönten, vernahm er mit einer beobachtenden Ruhe, fast als ginge es ihn selbst nicht an, und nur die leisen Worte, die Eleonore flüsterte, lockten ein kurzes, rasch verschwindendes Lächeln auf sein Gesicht. Dann, nachdem er mit einigen dankenden Worten entgegnet hatte, bewegte er sich mit zwei großen

ſpringenden Schritten zu dem Frühſtückstiſch hin, um an demſelben ſeinen gewohnten Platz einzunehmen.

Das war das Signal für die ganze Familie, ſich ebenfalls niederzulaſſen und den Café au lait aus den großen porcellanenen Morgentaſſen, die Madame Duplay in einem prächtigen Service von Sèvres beſaß, und die heut ausnahmsweiſe aufgeſtellt ſchienen, einzunehmen.

Es herrſchte anfangs ein ängſtliches Schweigen an der Tafel, denn man ſchien begierig, ob Robespierre die ihm gewidmeten Feſtgeſchenke ſogleich bemerken werde, wie man auch ängſtlich über die Aufnahme war, welche dieſelben bei ihm finden möchten. Aber Robespierre hatte die auf dem Tiſche liegenden Gegenſtände noch keiner Beachtung gewürdigt.

Es gab immer zuerſt eine Scheu zu überwinden, wenn man in der Nähe von Robespierre ſich befand. Nur Eleonore ſchien dieſen wunderbar betroffen machenden Eindruck, welchen man im erſten Augenblick von der Perſönlichkeit Robespierre's empfing, niemals empfunden zu haben, und ſah ihm auch jetzt nur mit einem heiteren und glücklichen Lächeln zu, indem ſie auf jede ſeiner Mienen und Bewegungen lauſchte.

Maximilian Robespierre, der heut zweiunddreißig

Jahre alt geworden war, trug eine seltsame Mischung von Jugendlichkeit und zurückhaltender, einem höheren Alter eigenen Gemessenheit und Steifheit an sich. Der kleine, ungemein dünne und magere Körper, der eine eigenthümlich abschreckende Figur bildete, zeigte auf den schmalen, kaum bemerkbaren Schultern einen Kopf, der durch seine Größe in keinem ganz harmenischen Verhältniß zu der ganzen Gestalt stand und noch mehr durch seinen auffallenden physiognomischen Ausdruck überraschte. Der merkwürdig zurückgebaute Schädel verlängerte den Kopf nach hinten auf eine eigenthümliche Weise und während in dieser Richtung auch die sonst ziemlich hohe Stirn ganz nach dem Hinterkopf zurückfiel, sprang das Gesicht dadurch mit einem seltsamen, durchdringenden und sich gewissermaßen auf die Gegenstände losstürzenden Ausdruck vor. Dieser Ausdruck verband mit aller scharfen Beobachtung, die sich darin wiederspiegelte, zugleich eine gewisse Ruhe, eine stille beschauliche Kälte, die befremdend und unbehaglich auf Jeden wirkte, dem sie sich zuwandte. Man würde aber in dieser schneidenden Contemplation, welche sich in dem feingezeichneten Gesicht Robespierre's charakterisirte, nicht leicht Etwas erkannt haben, das über die Gränze der bloßen Beschaulichkeit

hinausging, wenn nicht einige ſtark gefurchte Züge, die auf der Stirn lagen, und beſonders eine zwiſchen den beiden Augenbrauen hervortretende eckige Wölbung, zugleich eine wunderbare Wildheit und Entſchloſſenheit des Handelns angedeutet hätten.

Das von den Blattern ſtark verletzte, gelbliche Geſicht erſchien für gewöhnlich finſter, obwohl es einige Nüancen in demſelben gab, welche einen eigenthümlichen Gehalt von Herzensgüte und Redlichkeit, die in der Tiefe des Charakters wohnten, geltend zu machen ſchienen. Ja man konnte zu Zeiten eine weibliche Zartheit hinter dieſen Geſichtszügen ſchlummern ſehen, die in einzelnen Momenten einen gewiſſen Frieden verriethen und jedenfalls beſonderer Umſtände bedurften, ehe ſie in den äußerſten Grad von Heftigkeit ausbrachen.

Nicht gerade günſtig ſchien die Brille, welche Robespierre beſtändig trug, dem phyſiognomiſchen Charakter ſeines Geſichts zu ſein. Zwar barg dieſelbe zugleich einigermaßen den düſtern, ſcharfen und zuweilen unſtät umherſchweifenden Blick und das ſonderbare Blinzeln ſeiner Augen, in welches er oft wider ſeinen Willen zu verfallen ſchien, aber im Ganzen trugen dieſe Brillengläſer doch noch dazu bei, den grotesken Eindruck zu vermehren, den Robespierre's

Aeußere hervorbringen mußte. Dazu kamen die von Zeit zu Zeit eintretenden convulsivischen Bewegungen seines starken, dicken Halses, den er alle Augenblicke hin und her warf, und wodurch die innerste Unruhe seines Wesens, die ihn nicht lange in einer und derselben Haltung litt, sich sehr charakteristisch bezeichnete. Diese heimlich zitternde Bewegung theilte sich dann auch den Schultern mit, und drang in die Hände, die sich, wenn er sprach oder wenn er mit irgend einem Gegenstande anhaltend beschäftigt war, oft unwillkürlich zusammenzuziehen schienen.

Die Gestalt war an sich von mittlerer Größe, erschien aber durch die ausnehmende Dünne und Schmächtigkeit des Körpers, der mit der Breite des Kopfes und Halses fast in einem gleichen Strich stand, kleiner als sie war. Dieser Mangel an Symmetrie und Ebenmaaß, der in dem Aeußern Robespierre's fast abschreckend hervorstach, wurde durch eine außerordentliche Zierlichkeit und Sauberkeit seiner Toilette verdeckt. Robespierre verwandte auf seinen Anzug ebensoviel Geschmack als Sorgsamkeit, und hatte auch heut, obwohl es noch am frühen Morgen war, seine Toilette, in der er dann den ganzen Tag blieb, wie immer musterwürdig und ohne Fehl vollendet.

Sein blondes, ziemlich reiches Haar, welches er

in der Form ſogenannter Taubenflügel friſirt trug, war auf das Sorgfältigſte gekräuſelt und mit Puder beſtreut. Denn obwohl man ſich damals in Paris kaum noch des Puders bediente, der ſchon faſt gänzlich vor den neuen freieren Moden des Tages verſchwunden war, ſo hatte doch Robespierre aus eigener Geſchmackneigung denſelben beibehalten, deſſen er ſich auch niemals wieder bei ſeiner Toilette entäußerte. Ebenſo wohlgefügt, wie das Haar war, ſchmiegte ſich der blaue Frack, das Lieblingskleid Robespierre's, das er faſt beſtändig trug, um ſeine Glieder. Dieſer Frack, mit dem langen, zierlich geſchnittenen Aufſchlagkragen, durfte nur die kunſtgerechteſten Falten werfen, und brachte für die ganze Figur eine durchaus elegante Wirkung hervor. Mit einer beſonderen Grazie aber war das Halstuch umgeſchlungen, das ſich vorn in einer großen, einem vollen Blumen-Bouquet ähnlichen Schleife knüpfte. Dieſe Schleife erſchien als ein Meiſterſtück in der Kunſt, einen Knoten zu winden, und Robespierre verwandte auf denſelben ſtets eine beſondere Mühe, indem er zugleich eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit darin beſaß. Das äußerſt fein gekniffte Jabot, welches ſtets von friſchеſter Weiße ſtrahlte, vollendete dieſen Theil ſeiner Toilette zu einem untadelhaften Glanz. Von

allen dieſen Einzelnheiten ging leicht ein wohlthuender, angenehmer Eindruck auf die ganze Perſönlichkeit über, die überhaupt bei Dem, welcher ſie aus einem freundlichen Geſichtspunct betrachtete, ſehr gewinnen konnte und anziehende Seiten offenbarte, die man zuerſt kaum für möglich halten mochte.

Es zeigte ſich dies auch an dem Antheil, welchen die Perſönlichkeit Robespierre's vornehmlich den Frauen abgewann. Jetzt aber wetteiferte Madame Duplay mit ihren Töchtern Eleonore und Joſephine in dem Beſtreben, den erſten freundlichen Blick Robespierre's zu erhaſchen, und ihn fühlen zu laſſen, wie ſehr er der gefeierte Liebling des ganzen Hauſes ſei. Robespierre war aber noch unausgeſetzt damit beſchäftigt, ſeinen Café zu trinken, dem er eine faſt ausſchließliche Aufmerkſamkeit zuwandte, indem er den Bemühungen ſeiner liebenswürdigen Wirthsleute, ihm Alles bequem zu ſtellen und nach Wunſch darzureichen, nur mit einzelnen und zerſtreuten Bemerkungen antwortete. Mittlerweile ergab ſich aber, daß Robespierre auch die Gaben, die man in beſcheidenem Abwarten um ihn her ſtehen ließ, ſehr wohl geſehen und gewürdigt hatte.

Kann es etwas Schöneres geben, als dieſe Roſen? ſagte Robespierre plötzlich, indem er die vor

ihm ſtehende Vaſe emporhob und jede einzelne der Blumen genau zu betrachten anfing. Ich weiß auch, wem ich dafür zu danken habe. Die Auswahl iſt ſo reizend, die Zuſammenſtellung ſo geſchmackvoll und fein, daß ich die Hand meiner Freundin Eleonore darin erkenne.

Eleonore erröthete im tiefſten Purpur, und machte nur eine leiſe bittende Bewegung mit dem Kopf, die ihr einen ungemein lieblichen Ausdruck gab.

Und auch, von wem mir dieſer Lorbeer kommt, weiß ich mit Beſtimmtheit zu ſagen, fuhr Robespierre lächelnd fort. Man muß ſo jung und ſo ſchelmiſch ſein, wie unſere kleine Joſephine, um ſo reichlich und ſo bereitwillig den Lorbeer vertheilen zu können. Bei den andern Leuten erringt man das nicht ſo leicht. Und mir wird es vielleicht nie gelingen, und ſoll und darf es auch nicht. Wie auch unſere Arbeiten jetzt in der Nationalverſammlung gedeihen mögen, wir wollen nur das Volk damit krönen, nicht uns. Darum nehme ich dieſen Lorbeer und weihe ihn dem Volke, zu deſſen Ehre er in Robespierre's Kammer aufblühen ſoll. Dafür aber, daß ich ihn ſo gutwillig abtrete, ſoll mich ſeine ſchöne Geberin jetzt durch einen Kuß entſchädigen.

Joſephine, die nahe zu ihm herangetreten war,

um ihm recht aufmerkſam zuzuhören, ſah ſich jetzt plötzlich von ſeinen Armen umſchlungen, und duldete mit geringem Widerſtreben, daß ſeine Lippen ihren friſchen Mund berührten.

Und glaubt Ihr denn, begann Robespierre wieder, daß dieſe geheimnißvolle Papierrolle, die hier unter Roſen und Lorbeeren geſchlummert hat, nicht ſchon längſt meine Neugierde reizte? Ich war nur noch nicht mit mir einig, was ſie enthalten könnte, und da ich von Natur ein ſehr vorſichtiger und bedächtiger Mann bin, ſo wagte ich den Schleier noch nicht zu heben. Ich wette aber, daß es eine Zeichnung iſt, die mir mein Freund und Parteigenoſſe, der wackere Robert, um mir ein Zeichen ſeiner Anhänglichkeit zu geben, angefertigt hat. Sehen wir aber jetzt zu, was unſer ſiebzehnjähriger Künſtler, von dem die Kunſt einſt ebenſo viel zu erwarten haben wird als die Freiheit, hier geleiſtet hat.

Robespierre entfaltete die Rolle, während Robert, der von ſeinem Platz aufgeſprungen war, mit einem zaghaften Ausdruck vor ihm ſtand.

Ich bin ja kein Künſtler, ſondern nur ein Tiſchler, und möchte gern Euer Schüler ſein, ſtammelte der junge Menſch hocherröthet, indem ſeine leiden-

ſchaftlich glühenden Augen jeder Miene Robespierre's unruhig folgte.

Du haſt mir die Guillotine gezeichnet? ſagte Robespierre, ſichtlich zuſammenſchreckend. Dann, nachdem er die ſorgfältige und kunſtvolle Ausführung des Gegenſtandes noch einmal betrachtet, legte er das Blatt aufgerollt vor ſich auf den Tiſch nieder.

Du haſt die Maſchine meines Freundes und Collegen, des Doctor Guillotin, wahrlich ſehr gut abgezeichnet, ſagte Robespierre nach einer Pauſe. Das Ganze ſowohl als die einzelnen Theile, aus denen ſich dieſe bewundernswürdige Erfindung zuſammenſetzt, ſind Dir ſehr wohl gelungen. Und Deine Kunſt, mein Freund, ſticht dabei um ſo mehr hervor, da Du, wie ich glaube, die zuſammengeſetzte Maſchine nur ein einziges Mal geſehen, als ich Dich zu Herrn Guillotin mitnahm. Und daß Du ſie ſo vollſtändig und treu aus dem Gedächtniß nachzeichnen konnteſt, macht Deinem Talent in der That alle Ehre. Aber ich bin doch überraſcht, daß Du mir hier unter Roſen und Lorbeeren die Guillotine zu meinem Geburtstag aufbaueſt? Was in aller Welt hat ſich Dein herzhaftes Genie dabei gedacht?

Oh, entgegnete Robert mit einem wilden trotzigen Ausdruck, ich habe mir nichts dabei gedacht, als

Tableau des Inhalts.

I. Die Kunst der deutschen Prosa.

1. Deutscher Geist und deutsche Sprache. Ihre umgekehrte Entwickelung. Einheit der Sprache mit der Individualität. Vergebliche Versuche einer allgemeinen Sprache. Auf der Individualität ruht alle Kunst der Darstellung . . . S. 1—16.

2. Verhältniß von Sprache und Gedanke. Wilhelm von Humboldt. Die Poesie der Sprache. Bildliche oder etymologische Bedeutung der Wörter. Graff. Grammatisches Ideal. Die Akademieen. Muhamedanische Sprachgesetzgebung. Leibnitz über die Wirksamkeit der Akademieen. Klopstock's Gelehrten-Republik. Verhältniß des Staats zur Literatur. Wünschenswerther Spielraum akademischer Beaufsichtigung in einigen Fällen. Ein Wort von Böckh. Ideal aller Sprache und Darstellung ist bloß der Gedanke. Philosophie des Stils . . . . . S. 17—59

daß es eine ſehr hübſche Maſchine wäre, und daß ich mit einer ſaubern Zeichnung davon Herrn von Robespierre eine Freude zu machen wünſchte. Denn kann man ſich etwas Angenehmeres denken, als dieſe in ſchiefer Richtung gehende Schneide des Fallbeils, die den Kopf eines Volksfeindes ſo ſacht und unmerklich herausholt, daß derſelbe denken muß, man ſchäkert noch mit ihm, während er ſeinen Verrath ſchon mit ſeinem Leben gebüßt hat!

Der junge Tiſchlergeſell machte dabei eine ſo heftig zuckende Bewegung mit ſeinen beiden Armen, die er wüthend durch die Luft warf, daß Herr und Madame Duplay laut über ihn zu lachen anfingen, während die kleine Joſephine ſich wie begütigend an ihn ſchmiegte und ihn bat, doch nicht wieder ſo wild und zornig zu werden. Eleonore aber ließ ihre ſanften Blicke nur auf dem Antlitz Robespierre's ruhen und ſchien den Ausdruck deſſelben mit ſinniger Aufmerkſamkeit zu erforſchen.

Die Guillotine arbeitet noch nicht, entgegnete Robespierre, nachdem er einen Augenblick nachſinnend geſchwiegen. Ich hoffe noch immer, daß die Volksfeinde ſich auf eine noch ſanftere Weiſe, als durch dieſen kitzeligen Druck der Guillotine geſchehen kann, zur Vernunft bringen laſſen. Wenn

wir ſie noch überzeugen können, ſo brauchen wir ihnen die Hälſe nicht abzuſchneiden, und wir müſſen uns die Erfindung Guillotins jedenfalls als das letzte Ueberredungsmittel aufſparen. Deine Zeichnung aber werde ich mir wohl aufheben, und ihr Anblick ſoll mich gewiſſenhaft alle Tage fragen: ob es an der Zeit iſt? So arbeiten wir zuſammen für die Freiheit und die Größe Frankreichs, mein würdiger Freund Robert!

Aber wer von Euch hat mir denn dieſen überaus ſchönen Stab von ſchwarzem Ebenholz ausgeſchnitten? fragte Robespierre jetzt, indem er die kunſtvolle Arbeit Jean's aufnahm und mit aufrichtiger Freude bewunderte. Das kann nur unſer ernſter, trefflicher Jean geweſen ſein, der mehr denkt als er ſpricht, und darum auch einſt mehr handeln wird, als die überlauten Schwätzer in den Cafés und auf der Tribüne.

In den düſteren, wilden Zügen Jean's blitzte plötzlich ein freudiger Lichtſtrahl empor, der aber nur eine Secunde lang dies eigenthümliche Geſicht erhellte, welches dann wieder in ſeinen gewöhnlichen ernſten und ſchwermüthigen Ausdruck zurückverſank.

Ich ſehe ſchon, fuhr Robespierre fort, dieſer kleine Stab ſoll meiner leidigen Gewohnheit, daß

ich beim Reden immer Etwas in der Hand halten muß, auf die zierlichſte Weiſe zu Hülfe kommen. Und wenn ich mich auf die kunſtſinnigen Intentionen meines Freundes Jean recht verſtehe, ſo ſoll dies der Stab Aesculap's ſein, um welches das alte Symbol der Heilkunſt, die wachſame Schlange, ſich gewunden hat. Und dieſe Schlange, mein Freund, iſt Dir überaus vortrefflich gelungen. Ja, die wachſame Schlange, unter dieſem Feldzeichen wollen wir fechten, bis der Sieg unſer iſt! Die wachſame Schlange, das iſt unſere Revolution, die wir bisher glorreich geführt, und die wachſam bleiben ſoll Tag und Nacht, damit der böſe Feind nicht wieder ſein Unkraut auf den Acker der Freiheit ſäe. Die Schlange wacht, wenn Alle denken, daß ſie in tiefer Verborgenheit ſchlafe, und mit ihr wacht ihr göttliches Gift, mit der ſchnellen, geheimnißvollen Wunderwirkung, das den Feind nur zu berühren braucht, um ihn zu verderben. Und was bedeutet dies ganze Sinnbild, ihr Freunde? Es bedeutet nichts mehr und nichts weniger als einen Heilkünſtler, einen ſolchen guten Mann, der, was krank geworden, geſund machen will, der heilt und hilft, damit Niemand mehr leide. Nun, jetzt werde ich mit dem Stab des Aesculap in der Hand Revolution machen, und wenn

wir debattiren, werde ich unter dieſem Zeichen die Zweifelnden und Nüchternen in die Flucht jagen!

Robespierre war ſo eifrig und beredt geworden, wie man ihn ſelten ſah, und ſeine Wange hatte ſich mit einzelnen, fieberhaft brennenden Punkten geröthet.

Madame Duplay aber ſchien die Zeit, wo Robespierre auch die von ihr dargebrachte Gabe bemerken würde, nicht mehr geduldig abwarten zu können. Mit der Hand wie zufällig über den Tiſch fahrend, öffnete ſie jetzt unvermerkt das Etui, ſo daß der Glanz der darin liegenden Goldnadel Robespierre entgegenblitzen mußte.

Das glänzt wie Gold, und kann alſo nicht für mich ſein, ſagte Robespierre, indem ſeine Stimme wieder den kreiſchenden und rauhen Ton annahm, der ihr gewöhnlich eigen war, und den er nur mit Mühe und Kunſt an ſich bezwang. Nein, Madame Duplay, ſo etwas Prächtiges dürfen Sie dem Deputirten des dritten Standes nicht ſchenken wollen. Ich bin ein höchſt einfacher Mann, und trage ſo herrliche Sachen gar nicht. Ja, wenn ich mich ſo ſchmücken könnte, dann wäre ich ſchon ein Stückchen Ariſtokrat, meine liebe Madame Duplay, und Sie wiſſen, daß ich dieſe Race bis auf den Tod haſſe

und verachte, natürlich mit Ausnahme unſerer liebenswürdigen Madame Duplay, die ja ſelbſt eine Art von Ariſtokratin iſt. Wenn ich es einmal dahin bringen könnte, ein ſo ſtattliches Haus in der Rue St. Honoré in Paris zu beſitzen, wie Herr und Madame Duplay, dann möchte wohl auch noch mit der Zeit ein hochfahrender Cavalier aus mir werden, denn wer iſt davor ſicher, daß ihn der Beſitz nicht berücke. Einſtweilen aber bin ich noch ein armer Mann, der bei Euch zur Miethe wohnt, und der nur von den Diäten lebt, die er als Mitglied der Nationalverſammlung bezieht. Ich bitte Euch alſo, dieſe glänzende Buſennadel, die ich durch nichts verdient habe, wieder zurückzunehmen, und mir deshalb auch nicht böſe ſein zu wollen. —

Der Meiſter Duplay machte eine ſchadenfrohe Gebärde, indem er ſeiner Frau lächelnd zunickte, die aber von den Bemerkungen, die Robespierre zumeiſt in einer ſpöttiſchen Manier gemacht, auf eine ſehr empfindliche Weiſe ſich verwundet zu fühlen ſchien. Madame Thereſe Duplay ſaß mit Thränen in den Augen da, und wollte ſich eben ganz ſtill aus dem Zimmer entfernen, um einem heftigen Ausbruch ihrer Betrübniß zuvorzukommen, als Robespierre ſich erhob und mit einer herzlichen Handbewegung ſie feſthielt.

Nein, sagte er, indem er sie sanft auf ihren Sitz niederzog, es war nicht darauf abgesehn, meine vortreffliche Freundin so ernsthaft zu betrüben. Ich erlaube mir, einen Vorschlag zu machen, der vielleicht geeignet sein kann, unsern beiderseitigen Wünschen zu dienen. Ich will diese Busennadel aus den Händen meiner liebenswürdigen Wirthin dankbar empfangen, aber nicht als Geschenk, sondern als eine Art von Tausch, indem ich dafür die Vergünstigung erhalten möchte, der Demoiselle Eleonore diesen Ring an den Finger zu stecken. Es ist der einzige Schmuck, den ich bisher getragen, und da er das Glück hatte, durch seine besondere Zierlichkeit Eleonorens Wohlgefallen auf sich zu ziehn, und er ein theures Vermächtniß aus meiner Familie ist, so ist es längst mein Lieblingswunsch gewesen, ihn an der Hand Eleonorens zu erblicken. Werdet Ihr mir diesen Wunsch nicht versagen?

Madame Duplay, die ihre Thränen getrocknet hatte, ließ ihre ausdrucksvollen Augen jetzt mit einem seligen Lächeln auf Robespierre ruhen. Dann, mit einem dringlich bittenden Blick auf Herrn Duplay, schien sie die Gesinnung ihres Eheherrn erforschen zu wollen.

Duplay aber schob seine kugelrunde Gestalt jetzt

mit lebhafterer Geſchwindigkeit als ſonſt heran, und indem er beide Hände Robespierre's ergriff und demſelben mit aller Treuherzigkeit in die Augen ſah, rief er fröhlich aus: Mein lieber Herr von Robespierre, oder, da Ihr Euern Adel ſeit einiger Zeit nicht mehr gern hört, mein ſehr werthgeſchätzter Herr Robespierre, — und ich bin ganz damit einverſtanden, daß der Adel falle, da wir uns mit Robespierre's und Gottes Hülfe doch bald den glückſeligen Zeiten der Republik nähern werden, — und ich wollte damit nur ſagen, daß es hier im Hauſe nur einen einzigen Wunſch und einen einzigen Willen giebt, und dieſe ſtehen beide unter der unbedingten Botmäßigkeit Robespierre's! Wir ſind glücklich und ſtolz, daß ein Mann Eurer Art uns würdigt, mit uns unter Einem Dache zu wohnen, und als ob er ein wirkliches Mitglied unſerer Familie wäre, an unſerm Tiſch zu eſſen und zu trinken und ganz in unſerer Mitte zu leben und zu verkehren. Es hat ſich dadurch ſchon ein ſichtlicher Segen über unſer ganzes Haus ausgebreitet, denn wir ſind Alle ſeitdem bei weitem friſcher und munterer geworden, den jungen Burſchen ſchmeckt die Arbeit hinten in der Werkſtatt bei weitem beſſer als ſonſt, und wenn der Hobel ruht, führen ſie mitſammen oft gar er-

bauliche Geſpräche über Vaterland und Freiheit, daß man erſt recht zu fühlen anfängt, warum man denn eigentlich in der Welt da iſt. Das Alles verdanken wir Euch, Robespierre, und noch mehr, denn auch unſere Frauenzimmer ſind, ſeitdem Ihr hier unter uns weilt, gar nicht mehr wiederzuerkennen. Dieſelben ſind bei weitem nicht mehr ſo einfältig als ſonſt, meine Frau zankt nur noch an den Tagen mit mir, wo Eure Anträge in der Nationalverſammlung durchfallen, und das geſchieht, Gott ſei Dank, von Tag zu Tag ſeltener, weil die Verſammlung endlich ein gelehriges Roß geworden, das ſeinen Reiter zu erkennen vermag, und dieſer Reiter heißt Maximilian Robespierre! Was haben wir Euch nicht ſchon Alles zu verdanken, großer Robespierre? Wen hat das Volk denn eigentlich für den unſchätzbaren Beſitz ſeiner Nationalgarde zu preiſen? Nicht Mirabeau, nicht der zweizüngige und naßkalte Lafayette, ſind die Väter unſerer Nationalgarde, nein, Ihr ſeid es, Robespierre, der Ihr in der Nationalverſammlung durchgeſetzt habt, daß alle Franzoſen ohne Unterſchied, ſie mögen Steuern zahlen oder nicht, berechtigte Mitglieder der Nationalgarde ſind, und, wo ihnen die Mittel fehlen, auch auf einen Staatsſold Anſpruch machen können. Ihr habt für die Be-

waffnung der großen Volksmasse gesprochen, und sie hat es Euch durch ihr Jubeln und Zujauchzen, die Euch auf allen Euern Schritten folgen, gedankt. Ja, Robespierre, Ihr seid der Prophet der Massen, und die Masse empfängt durch Euch nicht nur ihre Menschenrechte, sondern auch ihr Leben und ihre Seele, die ihnen mit denselben so lange vorenthalten worden sind. Darum habt Ihr auch neulich in der Versammlung gegen den jämmerlichen Chapelier gekämpft, der erklärt wissen wollte, daß das Petitionsrecht immer nur von einem Einzelnen, niemals aber von einer Gesammtheit der Bürger oder durch die heilige Volksmasse selbst, ausgeübt werden könne. Euere niederschmetternde Beredtsamkeit schlug auch diesen Verräther auf das Haupt, und Euer Antrag wurde angenommen. Die Journale des Volkes verkündigten mit Trompetenstimme die Herrlichkeit Robespierre's, und täglich und stündlich erklang Euer Name in den Straßen von Paris, und auf den Mauer-Anschlägen nannte man Euch den einzigen Helfer und Retter des Vaterlandes. Doch ich wollte von meinen Frauenzimmern reden, und ich spreche von dem Volke. Das Volk liebt Euch bereits zum Rasendwerden, Robespierre, und man meint, daß Ihr gar nicht mehr in die Nationalversammlung ge-

hen, ſondern unter dem Volke bleiben ſolltet, mit dem doch einzig und allein die neuen Geſetze zu machen und durchzubringen ſind. Aber wie das Volk, ſo ehren Euch auch die Frauenzimmer, und beſonders die meinigen hier. Die Eleonore ſpricht ſchon wie ein Buch, ſeitdem Ihr dem Mädchen zuweilen die Ehre angethan, Euch mit ihr zu unterhalten und ſie auf Euren Spaziergängen nach den Champs Elyſées mitzunehmen. Der Ring Robespierre's, glaube ich, wird das Kind vollends glücklich machen, denn ſie hängt an Euch, und ſchmückt ſich auch wohl gern einmal, und was ſollten wir Alten auch wohl dagegen einzuwenden haben? Nicht wahr, Madame Duplay?

Madame Duplay nickte ihrem Gatten zuerſt mit einiger Befangenheit zu, weil ihr die Art, wie er ſie ohne Weiteres unter die Alten des Hauſes aufgenommen, nicht gerade willkommen ſchien. Dann aber drückte ſie durch ihr unwiderſtehliches Lächeln, welches ſie auf Robespierre richtete, demſelben ihre ganze unzweifelhafte Geſinnung aus.

Robespierre, welcher die lange Rede Duplay's mit ruhiger Gelaſſenheit angehört, und nur zuweilen einige ſeiner zuckenden Bewegungen im Geſicht und mit den Händen dabei hatte ſpielen laſſen, näherte

3. Poesie und Prosa. Ursprünglichkeit der Poesie. Entstehung des Metrums aus dem Satze. Höchste Entwickelung des Satzes in der Prosa. Neigung der neuern Literatur zur Auflösung der Poesie in die Prosa. Verhältniß des poetischen und prosaischen Sprachgebrauchs in den antiken und in den modernen Sprachen. Die geistige Bedeutung des Accents in den modernen Sprachen und deren Vortheile für die Prosa. Ein Wort des Grafen Schlabrendorf. Ob die deutsche Sprache früher das Gesetz der Quantität besessen. Verfall der heutigen deutschen Metrik. Neueste Lyrik nähert sich in Heine u. A dem Numerus der Prosa an. Aufhebung der Schranke zwischen Poesie und Prosa. Hippel's scherzhafte Theorie von Poesie und Prosa . S. 40—48.

4. Allgemeiner Charakter der deutschen Prosa. Nachtheile ihrer gelehrten und wissenschaftlichen Entstehung. Mangel gesellschaftlicher Anlässe. Schreibsprache des gemeinen Mannes in Deutschland. Das latinisirende Wesen des deutschen Stils. Cicero und Tacitus haben eine literarische Bedeutung für die deutsche Prosa. Der ciceronische Schematismus und sein nachtheiliger Einfluß auf die deutsche Schreibart. Boccaccio als Vermittler der ciceronischen Prosa mit den modernen Literaturen. Stil und Charakter des Tacitus. Ob die taciteische Schreibart eine Stufe des Verfalls bezeichnet. Die dichterischen Elemente seiner Sprache und Schreibart. Einfluß auf deutsche Schriftsteller. Die Diction des Tacitus ein uns verwandter Typus. Ob es ein Muster der Schreibart giebt. Ein Wort Wilhelm von Humboldts über die höchste Vollendung des Periodenbaus im Griechischen . . . S. 49—67.

5. Die Prosa der deutschen Conversation. Heimischer Gesellschaftszustand. Die Geschichte der deutschen Höflichkeitssprache. Flüchtiger Küchenzettel einer normalen Unterhaltung mit allen ihren gram-

sich jetzt mit einem hastigen Schritt Eleonoren, die ihm in der tiefsten Erregung gegenüberstand.

Das schöne, schlanke Mädchen zitterte heftig, als er jetzt ihre Hand ergriff und den Ring, den er von seinem Finger gezogen, an den ihrigen steckte. Ihr liebliches Gesicht, bis in die Stirn hinauf erröthend, schien ganz in Flammengluth getaucht, sie schwankte, und schien kein Wort der Entgegnung hervorbringen zu können. —

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür, es wurde geöffnet, und ein Herr und eine Dame traten herein, durch deren Anblick Robespierre in die größte Ueberraschung versetzt ward.

III.

Erinnerungen aus der Vaterstadt Arras.

Die Eingetretenen hatten sich rasch genähert und zogen Robespierre mit einem lauten freudigen Ausruf in ihre Arme.

Ihr kommt aus Arras? fragte Robespierre, indem er bald die Schwester bald den Bruder in herzlicher Umarmung an sich zog. Das ist eine höchst liebenswürdige Ueberraschung von Euch, daß Ihr Euern Bruder zu besuchen kommt. Und Du, meine Charlotte, Du bist noch viel schöner geworden, seitdem ich Dich nicht gesehen habe. Und was machen die Studien, Bruder Augustin? Wetteifert Deine berühmte Faulheit noch immer mit Deiner Klugheit und Deiner Gelehrsamkeit? Denn je fauler Du warst, desto gescheidter und wissensreicher schienst Du zugleich zu werden, und je mehr Du wußtest, deste

fauler warst Du immer gewesen. Oh Charlotte und Auguſtin, welche Freude habt Ihr mir bereitet!

Wir kommen, Maximilian, um Dir wieder einmal perſönlich zu Deinem Geburtstag zu gratuliren, ſagte Charlotte, die mit beſonderer Innigkeit in den Armen ihres Bruders hing und demſelben zärtlich die Wange ſtreichelte. Und dann, da der Schluß der Nationalverſammlung ſich herannaht, kommen wir, um Dich wieder mit uns nach Arras zu nehmen, denn Du begreifſt, daß wir Dich wiederhaben wollen, mein Freund.

Ich gehe mit Euch, ſagte Robespierre in einem zärtlichen Ton. Und ſeit drei Jahren habe ich Eure Glückwünſche an dieſem Tage entbehren müſſen, denn heut ſchreiben wir den 21. Juni 1791, und im Mai 1789, als ich zu den Generalſtänden nach Paris abreiſte, haben wir uns zuletzt umarmt. Aber vergeſſen haben wir uns in dieſer Zeit nicht, und beſonders Deine Briefe, Charlotte, die mich ſo genau von Eurem Leben in Kenntniß erhielten, ſind ein wahrer Quell von Troſt und Freude für mich geweſen. Auch Deine Bemerkungen über die Ereigniſſe in Paris haben mich oft erfreut, und waren mir ſogar nicht ſelten eine nützliche Richtſchnur.

Er küßte ihr bei dieſen Worten nochmals Stirn

und Wangen, und das innige Verhältniß, welches zwischen Robespierre und seiner Schwester bestand, trat auf das Lebhafteste hervor. Charlotte war ein Mädchen von einigen zwanzig Jahren, deren liebliche zarte Erscheinung sich zugleich mit einem Ausdruck selbstständigen Geistes und fester Entschlossenheit verband. Ihre Schönheit war eigenthümlicher Art, und hatte einen innigen und rührenden Charakter, in dem das reinste Ideal weiblicher Sitte und Unschuld sich zu erkennen gab. Die Gestalt war groß und hoch, aber zugleich so fein und schlank, daß sie wie in ätherischer Durchsichtigkeit sich darzustellen schien. Das blonde Haar, das in einer Fülle natürlicher Locken sich um die Schläfe kräuselte, vermehrte den duftigen und seelenhaften Ausdruck der ganzen Erscheinung, während in den blauen Augen zugleich ein tiefer gedankenvoller Ernst, und auf der Stirn eine charaktervolle Festigkeit der Entschlüsse sich ausdrückte.

Nicht minder eigenthümlich erschien Auguſtin, der jüngere Bruder Robespierre's, an ihrer Seite. Er war ein junger hochgewachsener Mensch, in dessen ganzem Wesen sich die größte Ungebundenheit mit einer mächtigen Kraftfülle aussprach. In seinem nachlässig sich hin und her schiebenden Körper lag

etwas Träges und Müßiggängerisches, das ein wesentlicher Grundzug seines Charakters zu sein schien, aber der Kopf und das Gesicht verriethen geniale Züge von der größten Bedeutsamkeit, und zugleich war ein Ausdruck von Herzensgüte bei ihm hervorstechend, der allen Mitgliedern der Familie Robespierre eigen zu sein schien.

Robespierre hatte nach der ersten Begrüßung mit seinen Geschwistern nicht gesäumt, dieselben auch mit seiner Wirthsfamilie, in deren Mitte sie ihn angetroffen, bekannt zu machen. Die jungen Bursche der Familie Duplay hatten sich bereits beim Eintritt der Fremden entfernt, und waren in die Werkstatt auf dem Hofe zu ihrer Arbeit hinabgegangen. Madame Duplay aber begann in ihrer geschäftigen und nimmer ruhenden Weise im Zimmer aufzuräumen, und verbarg dahinter nur ihre Verlegenheit, was sie thun solle, um sich auf die beste Weise bemerklich zu machen oder ihre zuvorkommenden Dienste anzubieten.

Zuweilen hatte sie darüber mit ihren Töchtern geflüstert, die im Hintergrunde des Gemachs nebeneinander standen, aber Herr Duplay, der recht wohl wußte, daß seine über Alles gutmüthige Frau schon über die Unterbringung der Fremden in ihrem Hause mit sich zu Rathe ging, bedeutete ihr durch allerhand

eindringliche Zeichen, daß ſich dies Alles zur rechten Zeit ſchon finden werde.

Als aber jetzt Robespierre ſeine Geſchwiſter vorgeſtellt und denſelben geſagt hatte, daß das die liebenswürdige Familie Duplay ſei, in deren Schooß er ſich ſo trefflich geborgen finde und welche die einzige Geſellſchaft ſei, mit der er in Paris lebe und verkehre, da konnte ſich Madame Duplay nicht länger halten, ſondern platzte, von Güte und Freundlichkeit ſtrahlend, mit ihren längſt überlegten Anerbietungen heraus.

Ich hoffe doch, daß die Herrſchaften bei uns vorlieb nehmen werden, Herr von Robespierre? ſagte ſie mit der dringlichſten Gebärde. Ich räume dem Fräulein mein eignes Zimmer ein, in dem ſchon Alles zu ihrer Aufnahme bereit iſt, und Eleonore und Joſephine ſollen darin wetteifern, die ſchöne Dame, welche die Schweſter unſeres verehrten Herrn von Robespierre iſt, mit allen ihren Kräften zu bedienen. Wohntet Ihr nicht ſelbſt oben wie ein armer Schüler der Sorbonne, ſo daß Ihr Euch nie entſchließen konntet, mehr als ein Zimmer und ein Cabinet zu bewohnen, obwohl wir Euch ſo gern noch einen Salon dazu gegeben hätten, ſo könntet Ihr jetzt ſelbſt den jungen Herrn zu Euch nehmen.

Aber da dies einmal nicht möglich iſt, ſo will ich ſchon ein Zimmer im zweiten Stock für ihn ausfindig machen, da der neue Miether dort noch nicht einzieht. Und es ſoll Alles hübſch blank und ſauber für den Bruder unſeres Herrn von Robespierre hergerichtet werden.

Robespierre entgegnete, daß er alle dieſe Anerbietungen für ſeine Geſchwiſter mit Dank annehme, und begab ſich dann, ſeine Schweſter an der Hand mit ſich führend, zu Eleonoren hin, die, als ſie dieſe Abſicht bemerkte, ihnen errëthend, aber mit dem ganzen ſeelenvollen Ausdruck ihres Weſens entgegentrat.

Charlotte reichte ihr die Hand und ſagte herzlich: Ich habe Ihre Bekanntſchaft ſchon in den Briefen meines Bruders Maximilian gemacht. Ich weiß, wie gut und liebenswürdig Sie ſind, und wie Sie mit einer ſchönen Seele zugleich den Geiſt vereinigen, der die gefahrvolle Zeit richtig zu beurtheilen weiß. Wir Frauen haben heutzutage auch eine Aufgabe. Wir dürfen nicht in die großen Ereigniſſe des Tages eingreifen, aber wir können ſie an dem Maaß unſrer menſchlichen Gefühle meſſen, und danach wird unſer Einfluß und unſer Urtheil in die

Wagſchale zu fallen vermögen! Eleonore, ich bitte Sie um Ihre Freundſchaft!

Eleonore nahm die ihr dargebotene Hand und preßte dieſelbe mit einem zärtlichen Ausdruck an ihren Buſen. Dann ſagte ſie: Ein ſo unbedeutendes Mädchen, wie ich, wird Ihnen nicht genügen können. Aber geſtatten Sie mir, Sie zu lieben, wenn ich auch mit meinen geringen Eigenſchaften nie zu der Schweſter des Herrn Robespierre hinanreichen werde. Aber ich beſitze ein bischen Talent, Diejenigen zu verſtehen und zu verehren, die hoch und unerreichbar über mir ſind!

Schon wieder ſo beſcheiden, Eleonore! ſagte Robespierre, indem er drohend den Finger gegen ſie emporhob. Wer gab mir noch neulich Recht, als wir von der Gleichheit aller Menſchen ſprachen? Die Beſcheidenheit verträgt ſich nicht mit der Gleichheit, und wie war es doch, Eleonore? Nannten wir nicht die Gleichheit den neuen Bund, den die Menſchen mit einander ſchließen werden, um glücklich zu ſein?

Eleonore nickte ihm einverſtändnißvoll und mit einem ſchwärmeriſchen Ausdruck ihrer ſchönen, ſanften Augen zu. Dann entfernte ſie ſich raſch aus dem Gemach, und Robespierre lud ſeine Geſchwiſter

ein, mit ihm in sein Zimmer hinaufzugehn, um sich nach der Reise einige Ruhe zu gönnen.

In Robespierre's Wohngemach herrschte eine große, fast auffallende Einfachheit, die aber zugleich von einer glänzenden Sauberkeit strahlte. An Möbeln enthielt das nicht allzu geräumige Gemach nur das Allernothwendigste, und die Bemühungen der Madame Duplay, ihn mit einer eleganteren und bequemeren Ausstattung zu versehen, hatten sich stets erfolglos bewiesen. Robespierre ließ stets wieder hinwegnehmen, was ihm überflüssig oder bloß des Schmuckes wegen hingestellt zu sein schien, denn er befand sich nur wohl, wenn jeder Anschein von Luxus aus seinen Umgebungen verbannt war. Nur ein neues Sopha hatte er sich seit Kurzem gefallen lassen, das mit seinem gelben Ueberzug das Prachtstück seines Haushalts bildete.

Und nun erzählt mir Etwas aus unserer guten Vaterstadt Arras, sagte Robespierre, indem er erst einige Bücher von dem Sopha abpacken mußte, um seiner Schwester Platz zu gewähren.

Siehst Du, Charlotte, setzte er mit einem gutmüthig scherzenden Ton hinzu, ich kann Dich zwar hier in keinem goldenen Prachtsalon bei mir aufnehmen, denn ich habe es noch nicht so weit gebracht,

wie mehrere meiner Collegen in der Nationalverſammlung, und will es auch nie dahin bringen. Aber wenn Du kommſt, ſtehen hier die Heroen vor Dir auf, um Dich zu begrüßen, denn das iſt Rouſſeau, und das iſt Monteſquieu, welche ſich jetzt galant und ehrerbietig auf die Seite begeben, um meine ſchöne Schweſter ſitzen zu laſſen!

Charlotte warf, indem ſie Platz nahm, einen lächelnden Blick auf die weggeräumten Bücher, und Auguſtin, der ſeinen Bruder nochmals herzlich umarmte, und ihn mit ebenſo zärtlichen als bewundernden Blicken maaß, ſagte fröhlich: Alſo Rouſſeau und Monteſquieu ſind noch immer Deine guten Freunde, die man bei Dir auf Deinem Sopha findet? Auch mich haſt Du dieſe Heroen lieben und verſtehen gelehrt, und haſt mir dieſe Quellen der Freiheit geöffnet, aus denen wir heut unſer Heil trinken! Aber ich hoffe, mein Bruder, Du haſt neben jenen beiden Heroen, denen Du Dich als der dritte hinzugeſellſt, auch noch Herz und Sinn für die Kleinen, die Dir anhängen und gehören, und die ſich an Deinen erhabenen Flug anklammern möchten, um nicht allzu fern von demſelben Ziel mit Dir einzutreffen!

Mein guter Auguſtin, ſagte Robespierre, indem

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.

3-598-52006-9
FN. 02202/005

er ihn neben der Schweſter auf den Divan ſich niederſetzen ließ, verzage mir nur nicht, wenn Dein Leben noch immer in dem kleinen Arras dahinfließt. Der Augenblick wird auch nicht ausbleiben, wo Dich die Zeit in die Schranken fordert, und glaube mir, ich ſinne täglich auf die Mittel und Wege, die Dich hierher zu uns nach Paris in die Mitte der Ereigniſſe verſetzen ſollen. Von Deiner zarteſten Kindheit an biſt Du mein Freund geweſen, und Deine reine Seele, Dein vortreffliches Herz, waren oft der Leitſtern, zu denen ich hinaufblickte, um mich in den Stürmen des Tages auf der Bahn der Tugend und Redlichkeit zu erhalten*). Ich bin jedoch überzeugt, daß die neuen Wahlen zu unſerer zweiten Nationalverſammlung, denen wir entgegengehn, Dich nach Paris bringen werden, und dann wirſt Du in dieſer Verſammlung, in der ich nicht erſcheinen werde, den Namen Robespierre würdig vertreten!

Wir haben viele Feinde in Arras, und ſie werden mich wahrſcheinlich daran verhindern, entgegnete Auguſtin Robespierre mit einigem Unmuth. Indeß habe ich es darum nicht weniger bewundert, wie Du in der Nationalverſammlung dieſen großen Sieg der

*) Mémoires de Maximilien de Robespierre I. 290.

Ehrlichkeit und der Vaterlandsliebe davongetragen, indem Du gegen die Wiedererwählbarkeit der jetzigen Abgeordneten für die folgende Versammlung Dich erhobst! Nach allen Zeitungen hast Du glänzend, und unter rauschenden Beifallsstürmen, wie noch nie, gesprochen, und man staunte Deine mächtig einherziehende Beredtsamkeit selbst in den Reihen der Gegner an. Ich würde mein Leben darum gegeben haben, wenn ich in diesem großen Augenblick hätte zu Deinen Füßen sitzen und lauschen dürfen! Und doch bedauere ich, und viele unserer Parteigenossen mit mir, daß Du Dir durch diese große Redlichkeit, die dem Volke stets wieder alle Entscheidung zurückgeben will, selbst Deinen Wirkungskreis beschnitten und es der kommenden Versammlung unmöglich gemacht hast, einen Eckstein, wie Maximilian Robespierre, zur Vollendung der Revolution zu besitzen!

Oh, entgegnete Robespierre mit einem plötzlichen wilden Ton und einem heftigen convulsivischen Zittern seiner Hände, ich nehme dann meinen Standpunkt einzig und allein unter dem Volke! Am Herzen des Volkes, und nirgend anders, wohnt die Macht und die Wahrheit, und dahin werde ich mich wieder flüchten, um mächtig und wahr zu bleiben, nachdem ich die Lüge und Künstelei, die mehr oder

weniger mit jeder parlamentariſchen Verſammlung verbunden ſind, wieder von mir abgeſtreift habe! Am Herzen des Volkes liegend, auf die Schulter des gemeinen Mannes geſtützt, werde ich dann aufmerkſam alle Sprünge beobachten, welche die Motionsdreher und die Abſtimmungs-Intriguanten machen werden, und wehe Denen, die dann nur ſich wollen und nicht das Volk, das ganze Volk, nichts als das Volk! Jene Sitzung war übrigens in der That eine merkwürdige. Die Parteien legten diesmal in ihrem Votum zugleich ihre geheimſten Bekenntniſſe ab, und die Linke zerplatzte daran wie eine Feuerkugel, indem ſie die Elemente wieder ausſpie, mit denen ſie ſich bis dahin nur künſtlich zu einem Ganzen vereinigt hatte. Duport, Barnave, die Lameth's und die ganze Sippſchaft, welche die Ideen von 1789 gepachtet zu haben meinten, ſtimmten gegen meinen Antrag, und es zeigte ſich damals zum Erſtenmal ganz entſchieden und offen, daß wir Männer der äußerſten Linken nicht mehr auf dieſe naßkalten, eiteln und hochmüthigen Geſchöpfe rechnen können, welche ſich die eigentliche Linke nennen, und unter dieſer Maske blos anzeigen, daß ſie weder links noch rechts, ſondern als die Eigentlichen nur die eigentlichen Betrüger und Verräther der Freiheit ſind!

In diesem feierlichen Augenblick, meine Freunde, wurde auch die äußerste Linke zum ersten Mal inne, daß sie als ein ganz besonderes Wesen existirte, welches nicht länger nöthig haben werde, die eigentliche Linke als Strohmann zu benutzen, um mit derselben das parlamentarische Whist um die Freiheit und um den Thron zu spielen? Die republikanische Partei wurde in diesem Moment im Saal der Nationalversammlung geboren! Wir schlugen aber unsere Schlacht, indem unsere Gegner, die Herren von der rechten Seite, sich für uns erklärten. Denn diese Leute wollten auch Gott danken, ihrer verhaßten Genossen in der Nationalversammlung dadurch entledigt zu werden, indem dieselben nun mit ihnen zugleich den Schauplatz verlassen müssen. Unser Sieg hallte wieder in dem endlosen Jubel der Zuhörer-Gallerien, wo unsere Freunde saßen, die Männer mit dem schlechten Reck und mit den groben, von der Arbeit gefurchten Händen, und dem göttlichen Volksherzen! Dem Volksherzen werden sie doch bald weichen müssen, sie alle, diese Unmenschen, die auf den Stufen des Throns und in dem Unrath ihrer Privilegien geboren, und sich bisher nur an den Rechten und Besitzthümern des Volkes gemästet haben!

Robespierre's Gesicht hatte bei diesen Worten

einen fürchterlichen Ausdruck angenommen. Um den kleinen zusammengekniffenen Mund spielte ein düsterer flammender Zug, die lange schlanke Nase bebte unheimlich in ihrer Wurzel. Dann schien er sich wieder zu fassen, und reichte plötzlich mit einem gutmüthigen Aufläcbeln seiner Schwester Charlotte die Hand hin, als wolle er sich wegen des Ausbruchs seiner Heftigkeit bei ihr entschuldigen.

Wie leidenschaftlich bist Du hier in Paris geworden, Maximilian! sagte Charlotte, die ihn mit Verwunderung betrachtet hatte und dann seine Hand langsam und mit einem lächelnden Blick streichelte. Weißt Du noch, mein Freund, wie sanft und mild Du warst, als wir unsre Jugendspiele zusammen in Arras trieben? Ueber Deine Hecke von Tauben und Sperlingen ging Dir nichts, und Du liebtest Deine Tauben so sehr, daß Du mir keine einzige zur Wartung anvertrauen wolltest. Endlich, da wir uns doch so gut waren, entschlossest Du Dich, mir Deine weiße Lieblingstaube zur Pflege zu übergeben, und ich mußte Dir schwören, nichts bei dem kleinen geliebten Thier zu versäumen. Aber ich Ungeheuer, ich ließ sie in meiner Stube verhungern, denn ich versäumte es in der That, ihr Speise und Trank hinzusetzen. Du wareſt nicht einen Augenblick auf

mich böſe, aber nie werde ich es vergeſſen, welche Thränen Du weinteſt, als wir an dem kleinen Leichnam ſtanden. Du warſt hingeriſſen von dem innigſten Schmerzgefühl, und ſtießeſt die hinſchmelzendſten Klagen aus. Aber nachher beſtrafteſt Du mich doch dafür. Als Du die Schule zu Arras verließeſt, und auf das Collegium Ludwigs des Großen nach Paris abreiſen ſollteſt, überließeſt Du mir Alles, was Du an kleinen Beſitzthümern nur irgend hatteſt, aber nur Deine Taubenhecke nicht. Du hatteſt die Verwahrloſung Deiner weißen Taube nicht vergeſſen können, und ſchlugſt es mir nun rund und ſtreng ab, daß ich Deine Tauben während Deiner Abweſenheit beſorgen ſollte. Du ſagteſt, Deine lieben Tauben wären Dir viel zu ſehr ans Herz gewachſen, als daß Du ſie einer berüchtigten Taubenfeindin, wie mir, die ſchon eine Blutſchuld auf ihr Haupt geladen, in die Hände geben ſollteſt. Und Du reiſteſt wirklich ab, indem Du Deine Tauben einem andern Knaben überließeſt, zu deſſen zartem Herzen Du mehr Zutrauen haben wollteſt.*)

Es iſt liebenswürdig von Dir, daß Du ein ſo gutes Gedächtniß für meine Taubenliebe haſt, Char-

*) Mémoires de Charlotte Robespierre p. 14.

leite, verſetzte Robespierre, indem ein ſinnender Ernſt ſeine Züge milder beſchattete. Aber Du willſt doch damit nicht beweiſen, daß ich nun auch in der Politik eines Taubenherzens mich befleißigen müßte?

Nein, entgegnete Charlotte mit fröhlichem Lachen, ſo weit habe ich es in meiner Schwärmerei für Dein gutes Herz noch nicht gebracht! Die Kralle des Löwen ſteht Dir in der Politik wohl an, denn ich begreife, daß es noch Vieles zu zerreißen giebt, ehe ſich das Neue wird zuſammenfügen laſſen, aber ich möchte doch auch, daß Du dabei noch immer ſo lieb und gut und fromm bliebeſt, als Du es bei uns in Arras warſt. Und das iſt wohl recht thöricht von mir, nicht wahr, mein guter Maximilian?

Auch der Löwe iſt nicht das geeignete Thier für die Offenbarung der Revolution, entgegnete Robespierre, vor ſich hin ſtarrend. Der Löwe läßt ſich oft durch ſeine angeborne Großmuth verführen, von ſeiner ſchönen ſcharfen Kralle keinen Gebrauch zu machen, und wer jetzt großmüthig ſein wollte, würde ein Verbrechen begehn. Wer heut wirken will, wird ſich bald die Kralle des Tigers anſchaffen müſſen, denn ſonſt vermag er der Menſchheit keinen Dienſt mehr zu leiſten.

Und ich behaupte dennoch, daß unſer Maximi-

lian noch immer ein Taubenherz in ſeinem Buſen birgt, rief Auguſtin, indem er in ſeiner jugendlich enthuſiaſtiſchen Weiſe ſeine beiden Arme um die Schulter Robespierre's ſchlang. Hat er nicht neulich auf der Tribüne der Nationalverſammlung ſogar gegen die Todesſtrafe geſprochen? Oh, er hat ein weiches göttliches Herz, er möchte es ſelbſt dem Geſetz nicht mehr verſtatten, das Blut der Menſchen zu vergießen! Jeder menſchliche Blutstropfen iſt dieſem theuren Maximilian ein koſtbarer Schatz, den er nicht vergeuden laſſen will, denn durch die neue und freie Geſellſchaft, an der er arbeitet, will er die Menſchen an ſich ſelbſt tugendhaft und laſterlos werden laſſen, die Freiheit ſoll das Verbrechen unmöglich machen, nicht die Strafe des Todes!

Ich ſprach gegen die Anwendung der Todesſtrafe, weil die Blutgeſetze eine Erfindung der Tyrannei und das Hauptwerkzeug der abſoluten Gewaltherrſchaft ſind! ſagte Robespierre, indem wieder ein ruhiger und kalter Ausdruck auf ſein Geſicht zurückkehrte. Aber unſere Verſammlung war noch nicht reif für dieſe Anſchauungen. Meine Herren Collegen ſpotteten mich aus über meinen Antrag, und begriffen von demſelben kaum etwas Anderes, als daß der Robespierre doch am Ende ein herzensguter Trotf

ſein müſſe, wie es meine lieben Geſchwiſter aus Arras ſoeben auch von mir behaupten.

Und warum willſt Du denn nicht für ſo herzensgut gelten, als Du biſt, mein lieber Maximilian? fragte Charlette, indem ſie ihren Kopf ſchmeichleriſch an die Wange Robespierre's lehnte. In ganz Arras hält man Dich noch immer dafür, und wir ſprechen noch oft von Deiner kurzen Rolle, die Du als Criminalrichter in Arras geſpielt. Du hatteſt über einen Mörder das Todesurtheil auszuſprechen, und es blieb Dir nichts Anderes übrig, als nach der Strenge des Geſetzes zu verfahren. Aber wer war unglücklicher als Du, nachdem Du unter den fürchterlichſten Kämpfen Deine Pflicht gethan? Zwei Tage lang nahmſt Du keine Nahrung zu Dir, wir ſahen Dich nur traurig und verzweifelt, und endlich legteſt Du dies ganze Richteramt nieder, um nicht wieder in dieſelbe Lage zu kommen und ein Todesurtheil ausſprechen zu müſſen.

Erzählt mir lieber etwas Anderes aus Arras, entgegnete Robespierre mit einem träumeriſchen Lächeln. Was macht Fräulein Deshorties? Ihre Briefe ſind mir ſeit zwei Monaten ausgeblieben, und ich habe es nie begriffen, warum ſie ſich ſo plötzlich von

mir abgewandt hat. In der That, ich glaubte einſt, auf ihr Herz für mich rechnen zu können.

Ein leiſes Ach! ließ ſich in dieſem Augenblick von einer ſanften, hinſchmelzenden Stimme durch das Zimmer vernehmen.

Robespierre, der es mit ſeinem ſcharfen Ohr vernommen und auch ſogleich wußte, wem dieſe Stimme nur angehören könne, blickte faſt erſchrocken nach der Stelle hin. Er ſah Eleonore, die vor Kurzem unbemerkt eingetreten war und ſich mit der Bonne des Hauſes die Herrichtung eines Tiſches angelegen ſein ließ, auf dem ein Dejeuner zur Bewirthung der Angekommenen aufgetragen werden ſollte.

Das junge Mädchen ſchien plötzlich einen heftigen Schrecken empfunden zu haben. Ihr Geſicht war bleich geworden, ihre ſchlanken Glieder zitterten heftig.

Charlotte, welche die Anweſenheit Eleonorens nicht wahrgenommen, erwiederte auf die Frage ihres Bruders mit einem ſtillen Achſelzucken. Dann ſagte ſie mit einem ſchmerzlichen Ausdruck: Reden wir lieber nicht von Fräulein Dethertier, mein lieber Bruder. Du konnteſt doch höchſtens einige Illuſionen für ſie gehabt haben, denn Deines tiefern Intereſſes war ſie nicht würdig. Geſtern war ihre

matischen Formeln. Verschiedenheit des Nationalcharakters von seinen traditionellen Ausdrucksformen. Höflichkeit. Ständeunterschiede in der Unsterblichkeit durch die Comparation von selig. Deutsche Gesellschaft und deutsche Sprache. Gesellschaftlicher Gebrauch der französischen Rede in Deutschland. Hang zur Sprachmengerei in der heutigen deutschen Umgangssprache. Die Werke des Fürsten Pückler im modischen Salonstil. Berliner Conversationston in Rahel's Briefen. Grundprinzip der deutschen Höflichkeit. Gesellschaftlicher Gebrauch der Pronomina und Geschichte desselben. Du bis ins funfzehnte Jahrhundert gebräuchlich. Ihr als vornehmere Anrede. Er im sechszehnten und siebzehnten Jahrh. Uebergang in die dritte Person der Mehrheit: Sie. Bedeutsamkeit der Anrede in der Mehrheit. Rückblick auf die Höflichkeit der Römer. Abstracte Sammelbegriffe: Euer Liebden, Euer Gnaden u. s. w. Briefstil. Beeinträchtigung der Umgangssprache durch den vorherrschend geistigen Charakter der deutschen Sprache. Trennung der intellectuellen Anschauung und der populairen Umgangssprache in Deutschland. Die französische Sprache kennt diesen Unterschied zwischen populairem und idellen Ausdruck nicht. Verhältniß der deutschen Sprache zum wirklichen Leben, im Widerspruch mit einer Bemerkung von Leibnitz. Ein Wort Karl's V. über die deutsche Sprache. Welttitterarischer Verkehr der deutschen Sprache. Schönere Perspectiven für unsere Gesellschaftssprache. Die verschiedenen Perioden des Conversationstons. Die geistreiche Manier des gegenwärtigen Umgangs. Sociale Einflüsse auf die Sprache, in Deutschland und Frankreich. G. Sand . . . . . S. 68—105.

6. Satzbildung ist das gestaltete Leben des Gedankens. Lange Perioden. Menschlicher Gehörsumfang. Pausen des Gedankens. Verschiedene Tonarten der Darstellung, langsame und schnelle, epische und drastische. Unterschied der französischen und deut-

Hochzeit in Arras. Sie hat den Bewerbungen eines ſehr alten, aber ſehr reichen Mannes nachgegeben.

Daſſelbe leiſe Ach! der Ueberraſchung, welches vorher erklungen war, ließ ſich jetzt wieder durch das Gemach vernehmen, aber diesmal hatte es ſeltſamer Weiſe einen ganz andern Accent, es war faſt jubelnd den Lippen Eleonorens entſprungen. Dagegen wurde es bedeckt von dem ſcharfen ſchrillenden Gelächter, welches Robespierre bei dieſer Mittheilung ſeiner Schweſter ausgeſtoßen hatte.

Und damit iſt mein Traum aus! rief er mit höhniſcher Luſtigkeit. Ich träumte von einem Engel, und beim Erwachen behalte ich die gemeine Seele in der Hand. Nun, ich will es ihr nicht verdenken, daß ſie dem Talglicht von Arras ſich wieder abgewandt hat!

Robespierre brach bei dieſen Worten abermals in ein heftiges Lachen aus, in welchem ſich ſeine Geſichtszüge auf eine erſchreckende Weiſe verzerrten.

Und wer iſt denn das Talglicht von Arras? fragten Charlotte und Auguſtin wie aus Einem Munde.

Ei, entgegnete Robespierre, das Talglicht von Arras*), das bin ja ich! Wißt Ihr denn nicht, daß

*) „La chandelle d'Arras.“ Dekonarts Précis historique de la vie de Robespierre p. 2.

die Herren von der rechten Seite mich ſo getauft haben, als ich zuerſt in der Nationalverſammlung auftrat, und allerdings noch höchſt trübe und ſchüchtern auf der Redner-Tribüne flackerte. Und ich ließ mir dies ſehr wohl geſagt ſein, denn ich folgte ſtets dem Grundſatz, daß unſere Feinde nur dazu da ſind, um uns zu beſſern. So dachte ich immer, wenn ich dieſe Spötterei der Gegner vernahm, daß ich mich gänzlich umſchmelzen werde, um aus dem Talglicht ſo bald als möglich ein Wachslicht werden zu laſſen. Denn die Ariſtokraten hatten Recht, ich war zuerſt, als ich hier in Paris auftrat, ein ganz erbärmlicher Redner.

Du thuſt Dir Unrecht, lieber Maximilian! rief Auguſtin in der überſchwänglichen Verehrung für ſeinen Bruder. Du warſt ſchon in Arras ein großer Redner. Wenn Du in der Akademie von Arras einen Vortrag hielteſt, waren alle Leute hingeriſſen, und die Damen verliebten ſich in Deine Beredtſamkeit, und klatſchten Dir mit ihren zarten Händen unermeßlichen Beifall.

Du weißt, wie wenig Das ſagen will, guter Auguſtin, denn Fräulein Deshortes war ſtets die erſte Beklatſcherin für den Akademiker Robespierre in Arras, ſagte Robespierre mit einem gutmüthigen

Lächeln. Und hat ſie nicht doch nachher einen ſehr alten, aber ſehr reichen Mann geheirathet? Nein, ich kann Euch verſichern, ich war zuerſt der ſchlechteſte Redner hier in der Nationalverſammlung. Ich war furchtſam und zagend, und zitterte zuweilen wie ein Kind, das zum Firmeln vor den Biſchof gebracht werden ſoll. Es kam vielleicht daher, weil ich es zu ehrlich meinte, denn es ſchien mir eine ungeheuere Sache, vor den Abgeordneten der ganzen Nation zu ſprechen. Ich kam in einer ſo heiligen Stimmung hier an, daß ich vor jedem Schaafskopf, der ſich im Namen der Nation verſammelte, einen tiefen Reſpect in meinem Herzen klopfen fühlte. Und ſo ſchämte ich mich bald vor mir ſelber, daß ich ſo unbeholfen und ungehobelt ſprach, und ich fühlte es faſt wie eine Schande, daß meine Stimme ſo unangenehm, meine Gebärden ſo linkiſch und widerwärtig, mein Blick ſo ungebildet, meine Behandlung ſo roh und manzelhaft war. Da begann ich zuerſt zu ſchweigen, und bildete mich in der Einſamkeit, wie es in der Griechen Zeiten der große Demoſthenes that. Nur zuweilen in den Cafehäuſern hielt ich Reden, und indem ich es für meine Pflicht erachtete, den Verzehrer jeder Demi-Taſſe zu revolutioniren, lernte ich ſo ſprechen, wie man ſprechen

muß, um in den Leuten ihre eigenen heimlichen Gedanken zu Thaten aufzurufen. Eines Tages betrat ich dann auch in der Nationalversammlung wieder die Tribüne, und sprach so natürlich und so offen, so vertraulich und so bestimmt, so behaglich und so scharf, so sehr wie ein Mensch zum andern spricht, daß ich auf den Bänken der Gegner nur erstaunte und bestürzte Gesichter sah. Und diese Gesichter waren mir die beste Quittung, daß ich etwas gelernt hatte.

Auguſtin jubelte ſeinem Bruder, wie gewöhnlich, einen ſtürmiſchen Beifall zu, und auch Charlotte blieb mit dem Ausdruck ihrer bewundernden Gefühle für ihn nicht zurück. In dieſem Augenblick aber bemerkte Charlotte, die nur an dem Anblick Robespierre's gehangen, erſt die Anweſenheit Eleonorens im Zimmer, und eilte auf ſie zu, um ſie in ihrer liebenswürdigen Weiſe an ihre Seite auf den Divan zu führen.

Eleonore aber lehnte dies mit tiefem Erröthen ab, und richtete nur einen fragenden, bedeutungsvollen Blick auf Robespierre, den dieſer ſehr wohl verſtand. Dann eilte Eleonore an den Schreibtiſch, ſuchte von demſelben mehrere umherliegende, einzelne Blätter zuſammen, überflog dieſelben raſch mit ihren

prüfenden klugen Blicken, und ordnete sie dann nach einer gewissen Reihenfolge, worauf sie diese Papiere in ein dazu bereit liegendes kleines Portefeuille steckte und dasselbe sorgfältig verschloß.

Charlotte, die ihr zu dem Schreibtisch gefolgt war, sah ihrem Beginnen mit der größten Aufmerksamkeit und Verwunderung zu, und schien mit dem weiblichen Scharfsinn rasch begriffen zu haben, um was es sich handele. Darüber schien fast eine plötzliche Anwandelung von Eifersucht die Schwester Robespierre's zu beschleichen. Sie sah, wie vertraut binnen Kurzem Eleonore mit den Angelegenheiten Robespierre's geworden sei, und wie sie bereits ein gewisses Recht erlangt haben mußte, sich mit denselben zu befassen. In diesem Gefühl warf sie dem lieblichen Mädchen, mit dessen Augen sie sich rasch begegnete, einen kalt befremdeten, gereizten Blick zu.

Eleonore erröthete noch tiefer, aber sie schien ihre Unbefangenheit, ihren Muth nicht zu verlieren. Ihr Wesen gewann vielmehr plötzlich einen gehobenen, stolzen, freudigen Ausdruck, sie ergriff das Portefeuille, und es in beiden Händen tragend, eilte sie damit wie beflügelten Schrittes zu Robespierre hin.

Robespierre empfing das Portefeuille aus ihren Händen und sagte: Ah, Eleonore giebt schon das

Zeichen zum Aufbruch. Aber ich kann mich immer auf sie verlassen. Denn wenn sie mir das Portefeuille geordnet hat und es in meine Hand legt, ist es jedesmal die höchste Zeit, mich in die Sitzung zu begeben. Du siehst, Charlotte, ich habe einen sehr aufmerksamen Famulus an Eleonore Duplay gewonnen. Sie kennt alle meine Geschäftssachen besser als ich selbst.

Er sah nach der Uhr, und bestätigte durch ein gewichtiges Kopfnicken, daß er nicht länger säumen dürfe, sich in die Nationalversammlung zu begeben. Er bat Charlotte und Auguſtin, indem er sich jetzt rasch von ihnen beurlaubte, inzwischen den für sie bereiteten Frühstückstisch nicht zu verschmähen, und seine Rückkehr zu erwarten, die er heute beschleunigen zu können hoffe. Dann wünsche er mit ihnen eine Spazierfahrt in die Champs Elysées zu machen.

Man trennte sich, und Charlotte, die ihren Bruder leidenschaftlich liebte, behielt eine Empfindlichkeit zurück, deren sie gar nicht Herr werden konnte. Denn sie mußte zu ihrem großen Leidwesen sehn, daß Eleonore, rascher als alle Anderen um Robespierre bemüht und in seine Nähe wie gebannt, ihn sogar vor allen Uebrigen die Treppe hinunterbegleitete. —

IV.

Marie Antoinette und Barnave.

In den inneren Gemächern der Tuilerien herrschte schon am früheren Morgen so viel Lebendigkeit und Bewegung, wie sie seit längerer Zeit im Schlosse der Könige von Frankreich nicht gesehen worden. Es war der Tag des 14. September, der Tag, an welchem König Ludwig XVI. in die Nationalversammlung gehen wollte, um die neue Constitution, die jetzt vollendet und abgeschlossen aus den Händen der Abgeordneten hervorgegangen war, feierlich zu beschwören.

Schon am Tage vorher hatte er in einer ebenso hochherzigen als aufrichtigen Botschaft, welche er an die Versammlung gerichtet, erklärt, daß er die ihm überreichte Verfassung annehmen, im Innern gewissenhaft beobachten und nach Außen schützen und vertheidigen werde. Heut sollte er sich durch seinen

öffentlich abgelegten Eid unauflöslich an dies neue Grundgesetz knüpfen, welches der alten Macht der französischen Könige die noch älteren Rechte des Menschen und des Volkes gegenüberstellen wollte.

Es sollte dies zugleich der erste Gang sein, mit welchem der König, seit seiner gewaltsamen Zurückführung in die Tuilerien, das Schloß seiner Vorfahren wieder einmal verließ, in welchem er seit jener unglücklichen Flucht alle Seelenleiden der Gefangenschaft erduldet hatte. Seit mehreren Tagen waren auch die Wachen, welche alle Zugänge des Palastes besetzt gehalten, weggenommen, die Pforten der Tuilerien waren wieder frei geworden, und einen Augenblick lang schien damit auch ein erhöhtes Leben, fast ein Anklang von Freude, in das Schloß eingetreten zu sein.

Der König saß in seinem Cabinet, welches nach dem Garten hinauszelegen war, und hatte sich auf seinem Lieblingssitz an dem Fenster niedergelassen, durch welches er die weittragende Aussicht auf den Platz Ludwigs XV.*) und die hinter demselben gelegenen Elysäischen Felder hatte. Seine sinnenden, wehmüthigen Blicke auf diesem Platz ruhen zu lassen,

*) Jetzt Place de la Concorde.

hatte für den König seit einiger Zeit eine besondere Anziehung gehabt. Die hohen dichten Laubgänge der Kastanien und Ulmen waren durch den entblätternden Herbst schon durchsichtiger geworden, und verstatteten dem König, weit in die Ferne zu spähen. Jetzt aber erhob er sich rasch von diesem Platz, sein in tiefe Schatten getauchtes Gesicht zwang sich, heiter und unbefangen auszusehn, und fast lächelnd schritt er der Königin entgegen, die in diesem Augenblick in das Gemach eingetreten war.

Ich störe hoffentlich Eure Majestät nicht durch meinen frühen Morgengruß, sagte Marie Antoinette mit ihrem graciösen Ausdruck, indem sie die Hand des Königs innig und bedeutungsvoll faßte. Wer kann aber heut hier im Palais Ruhe finden? Es ist ein ängstlicher Tag, alle Gesichter sehen gespannt, zerstreut und besorgt aus, und ich flüchte mich zu Ihnen, mein hoher Freund, um mich vor meinem eigenen Herzklopfen zu retten.

Sie nahm einen Fauteuil an demselben Fenster, an dem der König gesessen, und ersuchte ihn mit traulichen, wunderbar bittenden Augen, ihr gegenüber Platz zu nehmen. Sie saßen Beide, Einer des Andern Hand haltend, indem sie schweigend ihre Blicke in die Ferne der Gegend hinausschweifen ließen.

Wie? ſagte der König dann plötzlich mit einem tief bangen Ton, indem er ſich näher zu ſeiner Gemahlin hinüberbeugte. In Ihrem Auge ſchimmert etwas wie eine Thräne? Sie ſind doch nicht ſo heiter, Königin, als Sie mir beim Eintreten erſchienen?

Oh, entgegnete Marie Antoinette, mit ihrer ſchneeweißen Hand haſtig über ihre Augen hinfahrend, es iſt nicht Das, was Ew. Majeſtät zu ſehen glauben. Der ſcharfe Strahl der Herbſtſonne, die dort auf der Terraſſe der Feuillants ſteht, traf gerade ſo grell in meine Augen, daß ſie davon übergingen. Warum ſollte ich auch weinen, Sire?

Der König ſchwieg wieder. Die Königin ſah bleich und leidend aus, aber ein ſchöner wunderbarer Glanz ſprühte aus ihren Augen. Die ganze herrliche Geſtalt ſchien von Zeit zu Zeit in einem leiſen heimlichen Fieberfroſt zu erzittern.

Es iſt keine Urſache zum Weinen, Marie, begann der König nach einer ängſtlichen Pauſe wieder. Ich glaube, Madame, ich habe ein gutes Werk gethan, indem ich die mir präſentirte Verfaſſung mit aufrichtigem Herzen angenommen habe. Und heute Mittag werde ich ſie ebenſo aufrichtig beſchwören. Es iſt eine andere Zeit, und wir müſſen ſie zu be-

schen Periodenbildung. Eine Bemerkung des Grafen Schlabrendorf. Absolute Genstructionen der deutschen Sprache. Wiedereinführung der absoluten Genitive aus dem Altdeutschen, ein Project Radlofs. Die sogenannten homerischen Genitive. Voß, Bürger und Klopstock. — Einheitlichkeit der Scene im Satze. Einschachtelungsmanier. Zwischensätze. Attemabtheilung des Gedankens. Französirender Stil bei einigen neueren Schriftstellern S. 104—115.

7. Schönheit der Prosa. Rhetorischer Charakter der bisherigen Stillehre. Veraltete Klingprosa. Gefallsucht des Stils. Ob die Vollendung des Stils in der Wahrheit oder in der Schönheit beruht? Die Phantasie als Element der Satzbildung. Der Stil die Plastik des Denkens. Der Satz ein vollständiger Lebensorganismus. Situation von Subject und Prädicat. Der Stil ist die Sache. Subjectivität des jean-paul'schen Stils. Verschiedener Tonfall der Schreibart zu verschiedenen Epochen. Numerus der Prosa. Der Rhythmus im Verhältniß zur Dialektik des Gedankens. Arsis und Thesis des Satzes, Hebung und Senkung des Gedankens. Die rhythmische Absichtlichkeit widerstrebt dem geistigen Charakter der Prosa. Nachahmungen des oratorischen Numerus bei Cicero. Wohllaut der Prosa. Eigenthümlichkeit der englischen Satztonung. Französische Prüderie des Wohlklangs. Eine Lächerlichkeit von Rousseau. Die rauhen Noten in der deutschen Sprache .... S. 116—129.

8. Correctheit des Stils. Gleichniß mit der Tugend. Französischer Gartengeschmack. Tadelhaftes Bestreben nach Deutlichkeit der Schreibart. Correctheit der Beiwörter. Katachresen. Ob laute Thränen weinen, eine Katachrese sei? Andere Beispiele: amoroux sejours, aus Shakspeare; verliebte Grillen; wohlschlafende Nacht; Schiller's vorhabende Spazierfahrt im Geisterseher.

greifen, wir müſſen ihr zu folgen ſuchen. Dieſe Conſtitution, und ſollte ſelbſt Etwas von unſerm Herzblut dabei verloren gehen, wird geſegnet ſein, wenn ſie uns den Frieden bringt. Leben wir dann treu und ehrlich mit dem Volke weiter, und wir werden glücklicher als jemals ſein.

Marie Antoinette ſchüttelte langſam ihr Haupt und ſagte: Nein! Nein! Es ſind keine guten Menſchen, denen wir dies Opfer bringen. Wenn Sie heut dieſe Verfaſſung beſchwören, Sire, geloben Sie Sich dem Tode. Die Verfaſſung iſt die erſte Feſſel, mit der man Ihre Glieder, Ihren ganzen Königlichen Leib einſchnürt. Dem Gefeſſelten wird man bald auch an ſein Leben zu gehen wiſſen. Glauben Sie mir, ich habe in meinem armen, ewig pochenden Herzen einen Inſtinct für dieſe entſetzliche Geſchichte!

Der König ſah ſie einen Augenblick beſtürzt an, zog aber raſch ſeine Blicke wieder von ihr zurück, und fuhr fort, in die Kaſtanien und Ulmen des Tuilerien-Gartens hinabzublicken. Dann ſagte er, ſich wieder zur Königin umwendend, in einem leichteren Ton: Eure Majeſtät haben heut ſchon ſehr früh Toilette gemacht? Und, wie ich denke, ſchon mit Rückſicht auf die Ceremonie des heutigen Tages,

bei der Ihr Erſcheinen in der Loge des Saals unerläßlich iſt? Wir müſſen Beide zeigen, daß wir gern und freudig die Hand bieten wollen, und daß wir den neuen Bund, den wir mit der Nation ſchließen wollen, für unſer glänzendſtes Feſt anſehen.

Ich habe wie Sie gedacht, Sire, erwiederte die Königin, auf den von ihr angelegten großen Schmuck hindeutend. Aber beinahe hätten die ſcharfen Reflexe der Herbſtſonne auf der Terraſſe der Feuillants den Augen der Königin wieder einen Streich geſpielt. Die Diamanten an ihrem ſchönen, noch in den friſcheſten Jugendreizen blühenden Halſe zeigten ſich plötzlich mit einigen feuchten Tropfen bethaut. Aber Marie Antoinette lächelte dieſen Thränen nach, die wider ihren Willen, und ohne daß ſie es geſehen, ihren Augen entſtürzt waren.

Um die Zeit hinzubringen, die ich heut vor innerer Unruhe gar nicht auszufüllen weiß, veranlaßte ich meine Damen ſchon ſo früh zur Toilette, ſagte die Königin mit einem milden ſanften Ton. Oder ſollten Eure Majeſtät glauben wollen, daß ich ſo zeitig große Toilette gemacht, um Herrn Barnave, den Abgeordneten des dritten Standes, recht würdig empfangen zu können?

Der König lächelte. Sein ernſtes ſorgenbeladenes

Geſicht nahm einen Augenblick lang einen heitern, harmloſen Ausdruck an.

Es iſt wahr, ſagte er, Eure Majeſtät erwarten heut noch Herrn Barnave. Sind denn auch alle Vorſichtsmaßregeln getroffen, daß er unbemerkt, und ohne aufzufallen, in das Schloß eingeführt werden könne? Es wäre nicht gut, wenn davon geſprochen würde, daß wir gerade im gegenwärtigen Moment Abgeordnete der Nationalverſammlung heimlich in den Tuilerien empfangen hätten? Vielleicht könnte es auch ſonſt ſchädliche Folgen für uns haben.

Meine gute treue Campan beſorgt Alles, rief die Königin lebhaft, indem ſie jetzt vor Unruhe aufſtand, und einige Schritte durch das Cabinet zurücklegte. Herr Barnave iſt an die kleine Pforte, welche zu den Entreſols des Schloſſes hinaufführt, hinbeſtellt worden. Dort ſoll die Campan ſo lange ſtehen, bis Herr Barnave kommt, und dann wird ſie den günſtigen Moment erlauern, wo ſie ihn, ohne daß er von Jemanden geſehen wird, über den Corridor in das beſtimmte Gemach führen kann. Da die Wachen von den äußeren Zugängen der Tuilerien hinweggenommen ſind, und ſeitdem wieder eine große Menſchenmenge dicht am Schloſſe vorübergeht, ſo

wird Herr Barnave ſehr leicht ungeſehen in die kleine Pforte hineinſchlüpfen können.

Mir iſt in der That etwas ängſtlich dabei zu Muthe, ſagte der König, indem er ebenfalls aufſtand und ſich der Königin näherte.

Einen Augenblick lang betrachteten beide ſtillſchweigend die auf dem Marmor-Kamin ſtehende Pendule, um zu ſehen, wie weit die Stunde bereits vorgerückt ſei.

Dann ſagte der König: Ich habe Ihren Wünſchen, Madame, nicht gern widerſtehen wollen, da Sie auf eine Zuſammenkunft mit Herrn Barnave einen beſonderen Werth zu legen ſchienen. Aber was Sie von ihm erfahren oder was er Ihnen zu ſagen vermag, möchte die Unannehmlichkeit nicht aufwiegen, die uns ſein heimlicher Beſuch in den Tuilerien bringen kann.

Beſorgen Eure Majeſtät nichts, rief die Königin bittend. Es wird die allergrößte Vorſicht beobachtet werden. Herr Barnave iſt uns aufrichtig zugethan, und ich werde es nie vergeſſen, ein wie milder rückſichtsvoller Geleiter er auf unſerer unglücklichen Rückfahrt von Varennes uns geweſen. Aus unſerem Aufſeher, in deſſen Gewalt wir gegeben waren, wurde er unſer Freund, unſer Rathgeber, unſer

Diener. Wir ſchöpften durch ihn ſchon damals auf der Reiſe eine richtigere Einſicht in die Lage der Dinge, als wir ſie jemals durch unſere Miniſter und Räthe, und durch ſo viele falſche Freunde in unſerer Umgebung, gewinnen konnten.

Es iſt wahr, entgegnete der König, indem er ſinnend ſein Haupt wiegte, dieſer Mann hat ſich in der ſchlimmſten Situation unſeres Lebens ſo zart gegen uns bewieſen, wie wir es ſchon lange nicht mehr gewohnt waren. Aber denken Sie heut noch etwas Beſtimmtes von ihm in Erfahrung zu bringen?

Ja, rief Marie Antoinette mit leuchtenden Augen, indem ſie den König innig betrachtete, ich will Manches von ihm wiſſen, das mich über das Schickſal, dem Eure Majeſtät heut entgegengehn, beruhigen könnte. Ich will von ihm wiſſen, welchen Eindruck die geſtrige, ſo aufrichtige, ſo gutherzige Botſchaft Euerer Majeſtät in den Abgeordneten-Kreiſen hervorgerufen hat. Ich will von ihm wiſſen, ob man vielleicht beabſichtigt, den König von Frankreich bei der heutigen Ceremonie abermals zu erniedrigen, abermals auch in ſeiner perſönlichen Würde zu kränken? Wenn das wäre, dann, Sire, würde ich mich vor Ihnen niederwerfen, und ſie auf meinen Knieen beſchwören, heut nicht mehr dieſes Schloß zu ver-

laſſen, und, was auch immer daraus werden möge, dieſe ſchreckliche, dieſe verhängnißvolle Eidesleiſtung auszuſetzen. Verzeihen Sie mir, wenn ich mein Unglück weiſſagendes Herz nicht bezwingen kann!

Ich denke, wir ſind endlich im Klaren angelangt, erwiederte der König mit einer leiſen, faſt vorwurfsvollen Stimme, und nun, Madame, wollen Sie uns wieder mit ſchwarzen Wolken überſchatten?

Der König hielt es jedoch jetzt im Zimmer nicht länger aus. Er ſchien ſelbſt von den Zweifeln, welche die Königin erfüllten, angeſteckt worden zu ſein. Mit raſchen Schritten entfernte er ſich jetzt, nachdem er ſich von der Königin auf einige Augenblicke beurlaubt hatte.

Er eilte aber bloß hinaus, um draußen Frau von Camran aufzuſuchen, die, wie er vernommen, an einer kleinen Pforte der Entreſols auf Barnave harre. Dort fand er die Kammerfrau der Königin in der unruhigſten Erwartung aufgeſtellt, indem ſie die Hand auf die Klinke der Thür gelegt hielt, um, ſobald von außen die Glocke in der verabredeten Weiſe gezogen würde, ſogleich öffnen zu können. Zuweilen blickte ſie auch in fliegender Haſt durch das Schlüſſelloch, um die ſich von draußen annähernden Perſonen zu überſchauen und zu prüfen.

Der König erfuhr, daß von Herrn Barnave noch keine Spur ſei. Er ging fort, und kam nach einigen Minuten wieder, um ſeine Frage an die Kammerfrau zu erneuern. Abermals dieſelbe Antwort. Jetzt aber blieb der König bei Frau von Campan ſtehn, und ſchien mit ihr warten zu wollen. Die peinlichſte Unruhe und Beſorgniß malte ſich auf ſeinem Geſicht. Er fragte, ob nicht eben ein eigenthümliches Geräuſch auf dem Corridor geweſen ſei? Auch wollte er gehört haben, daß eine Thür, welche auf dieſen Corridor hinausging, in dieſem Augenblick heftig auf und zu geſchlagen worden ſei.

Frau von Campan verneinte es, und erklärte ganz beſtimmt, daß Niemand über den Corridor gekommen ſei. Dies ſchien den Monarchen zu beruhigen, obwohl die Fortdauer ſeiner Aufregung ſich in einem leiſen, ſeine Glieder unmerklich bewegenden Zittern wahrnehmbar machte.

Frau von Campan verdoppelte indeß ihre Aufmerkſamkeit, und wagte von Zeit zu Zeit die Thür um eine kleine Spalte zu öffnen, durch welche ſie dann einen raſchen, forſchenden Blick in den Hof der Tuilerien hinauswarf. Der König ſtand immer noch ſchweigend und aufmerkſam neben ihr, und

ſchien ſich gern in eine Unterredung mit ihr einlaſſen zu wollen.

Endlich ſagte er gutmüthig lächelnd: Wiſſen Sie denn, liebſte Campan, wer in der ganzen franzöſiſchen Monarchie jetzt mein ſchlimmſter Feind iſt, und zwar ein Feind, vor dem ich mich wahrhaft fürchte? Dies iſt ein kleiner Junge von zwölf Jahren, der ſich Nicolas nennt, und dem ich ſeit einigen Wochen überall, bei Tag und bei Nacht, begegne, wo ich irgend aus einer Thür treten oder über einen Corridor mich begeben mag. Wie eine raſchelnde Eidechſe huſcht er dann geſchäftig und eilfertig an mir vorüber, und ſeine kleinen grellen Augen ſehen mich boshaft und herausfordernd, und zugleich mit einem ſo ſcharfen ausforſchenden Blick an, daß ich mich ſchon einige Male ganz dadurch verwirrt gefühlt habe. Ich bin überzeugt, daß dieſer Junge, der mich beſtändig ausſpionirt, auch jetzt ſchon wieder auf unſerer Fährte iſt, und ſich gewiß hier im Corridor irgendwo verborgen befindet.

Nein, Ew. Majeſtät, erwiederte Frau von Campan, ich habe kurz zuvor Alles genau durchſucht. Dieſer Nicolas iſt ein Sohn des Concierge im Schloſſe, und nennt ſich einen guten Patrioten, wenn man ihn fragt. Es iſt Schade, daß er ſeine Talente, die

ihn einſt zum Helfershelfer eines Robespierre oder Danton machen werden, hier in den Tuilerieen wird brach liegen laſſen müſſen. Aber da ich mich ebenfalls um ſeinetwillen ängſtigte, habe ich ſeinen Vater heut unter einem Vorwande beſtimmt, den Jungen mit einer Commiſſion nach Verſailles zu ſchicken.

Der König ſchien ſich durch dieſen Bericht der Kammerfrau jetzt erheitert und beruhigt zu fühlen. Er eilte wieder fort, und kehrte nach einigen Minuten mit der Königin zurück.

Ueberlaſſen Sie mir jetzt Ihren Poſten, ſagte Marie Antoinette zur Frau von Campan. Ich werde es jetzt übernehmen, auf die Ankunft des Herrn Barnave hier zu warten. Ich danke Ihnen, daß Sie den König überzeugt und beruhigt haben*).

Nachdem ſich Frau von Campan entfernt, begab ſich die Königin an dieſelbe Stelle, und ſtand nun, die Hand auf das Schloß gelegt, wie es ſchien jetzt in banger und athemloſer Erwartung, faſt wie eine Schuldige, die jeden Augenblick überraſcht zu werden fürchtet, an der Thür da, um auf Barnave zu warten. Der König war dicht neben ihr geblieben und

*) Mémoires de Madame Campan II. ch. XIX. p. 186.

folgte allen ihren Bewegungen mit der größten Aufmerkſamkeit.

Es war gut, daß wir die Campan wegſchickten, ſagte der König, leiſe flüſternd. Denn es vermehrt für dieſe Herren ſelbſt die Bedenklichkeit ihres Schrittes, wenn ſie ſo viele Mitwiſſer in dem Geheimniß ihrer Annäherung an uns ſehen.

Oh mein Gemahl, erwiederte Marie Antoinette, wie ſchlimm muß es bereits mit uns ſtehen, daß wir die Thürhüter unſerer eigenen Angelegenheiten geworden ſind. Iſt es denn überhaupt noch länger zu ertragen, was man aus uns gemacht hat? Wir ſind jetzt nur noch auf die Hülfe von außen angewieſen, mein Freund. Aus Frankreich ſelbſt kommt uns kein Heil mehr, hier können wir nur verzagen und verderben.

Nein, nein, entgegnete Ludwig XVI., indem er die Hand ſeiner Gemahlin dringend erfaßte, wir dürfen all unſer Heil nur von Frankreich, und nicht von den auswärtigen Heeren hoffen. Wir müſſen uns mit Frankreich, und Frankreich muß ſich mit uns einigen, und es muß von innen her ein neuer Bund geſchloſſen werden zwiſchen König und Volk, dann kann allein wieder Frieden und Sicherheit für uns gedeihen. Der Krieg der auswärtigen Mächte,

Wahl der Beiwörter. Jean Paul über die Poesie der Beiwörter. Die stilistischen Figuren, und ihre Verweisung aus der heutigen Prosa S. 130—137.

9. Verhältniß von Poesie und Prosa in der heutigen modernen Literatur. Uebergang der Literatur in die Prosa. Ob das Poetische der heutigen Prosa eine Entartung derselben? Wendung der Untersuchung zur Geschichte der Diction. Verlorengegangene Einfachheit der Schreibart. Einflüsse der Bildung und Richtung jeder Zeit auf den Stil. Schriftsteller der geistreichen Diction. Geistreichheit der Beiwörter. Bürger gegen Klopstock hinsichts der poetischen Behandlung der Sprachformen. Klopstock über prosaische und poetische Wortstellung. Der Inhalt, als Meister des Stils, setzt der Diction allein Gränzen. Der Stil des Inhalts. Der Stil, und der Griffel der Weltgeschichte . . . . . S. 138—144.

II. Die Geschichte der deutschen Prosa.

1. Die Bibel und die Canzlei als die beiden hauptsächlichsten Lebensquellen deutscher Sprache und Darstellung. Mischung von Canzleiton und Bibelsprache, wichtig für die Gestaltung der ersten Prosa. Verhältniß der deutschen Sprache zur Kirche: ihre erste Bildungsstufe im carolingisch-fränkischen Zeitalter. Latinisirende Wendungen und Nachahmungen unter Karl dem Großen. Lateinisches Element der christlichen Kirche. Alle Vortheile der antiken Constructionen in der ältesten Gestalt unserer Sprache. Proben der damaligen Diction. Zeitalter der schwäbischen Kaiser. Sprachfrühling der

der ins Land dringt, um uns die Krone zu retten, begräbt dieſelbe unter unſern Leichen!

Unſere Freunde und Helfer wohnen außerhalb Frankreichs, mein Gemahl! rief Marie Antoinette, indem ſie in leidenſchaftlichem Eifer ihre Hand einen Augenblick von dem Thürſchloß zurückzog, und den Arm des Königs berührte. Glauben Sie mir, es iſt ſo weit mit uns gekommen, daß wir nur noch gerettet werden können, wenn wir den auswärtigen Krieg in die Gränzen Frankreichs hereintragen. Auf meinen guten Bruder, den Kaiſer Leopold, können wir nach wie vor rechnen, und er hat unſere Sache zu der ſeinigen und zu der Sache Oeſterreichs gemacht. Wäre es uns gelungen, aus Frankreich zu entfliehen, dann würden wir auf der Rheingränze von den vereinigten Truppen Oeſterreichs und Preußens mit jubelnder Sympathie empfangen worden ſein, und unter ihren ſiegreichen Fahnen wären wir als Herren des Aufruhrs wieder auf den Thron Frankreichs zurückgekehrt!

Meine theure Freundin, entgegnete der König mit großer Innigkeit, täuſchen wir uns doch über dieſe Dinge nicht! Selbſt wenn der Krieg uns eine rettende Hand in unſere unſäglichen Wirrſale hereinreichen könnte, ſo ſehe ich die Mächte noch nicht

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.
3-598-52006-9
FN. 0238/041

aufgeſtellt, die entſchloſſen wären, uns dieſe Hand entgegenzubringen. Der hochherzige Kaiſer Leopold meint es gut mit uns, und er würde, wenn es ſo weit gekommen iſt, das Aeußerſte aufbieten, um uns helfen zu können. Aber wir wiſſen, daß er eigentlich die größte Scheu davor trägt, den Angriffskrieg gegen Frankreich zu beginnen. Wir wiſſen ferner, daß auf der Zuſammenkunft der Monarchen in Pillnitz erklärt worden iſt, die bedrohte Lage des franzöſiſchen Throns ſei die allgemeine Angelegenheit der Souveraine Europa's, aber noch fehlen alle beſtimmten Beſchlüſſe, noch hat ſich kein Wille gezeigt, für uns zu handeln! Oh Königin, wir müſſen auf uns ſelbſt bauen, aber nicht auf den Krieg! Der Krieg an ſich iſt zweifelhaft, und der Krieg gegen die Geſinnung einer ganzen Nation iſt verbrecheriſch. Ich liebe das franzöſiſche Volk, ich liebe mein Vaterland, und ich will mich noch im letzten Augenblick an ſeine Bruſt werfen, um als Franzoſe mit Franzoſen in Eintracht und Frieden mich zu verſtändigen!

Sire, erwiederte die Königin mit einer aufflammenden Gebärde, ich bekenne, daß ich mich zu dieſer himmliſchen Sanftmuth und Güte Ihres Weſens nicht erheben kann! In meinem Blut hat ſich ein Zorn eingeniſtet, der alle meine Vorſtellungen lenkt,

und ich fühle es, ich werde nie die Hand unſerer Feinde drücken können!

Und mir däuchte, Ew. Majeſtät hätten ſich ſchon jetzt dazu entſchloſſen, ſagte der König, nach langem Nachſinnen. Sie halten es für gut, Madame, dieſe Herren Conſtitutionellen zu uns kommen zu laſſen und ihren Rath zu benutzen. Sie legen einen beſondern Werth auf dieſe Hingebung, die Herr Barnave uns beweiſt, und die als Geſinnung eines edeln, klugen Mannes auch gewiß dankbar entgegengenommen werden kann. Und Sie begünſtigen dieſe Annäherung der Conſtitutionellen an den Thron, obwohl Ihnen, wie ich weiß, Alles, was Conſtitution heißt, noch immer ein Gräuel iſt, und Ihnen wie die ſchlimmſte Beleidigung erſcheint, die uns widerfahren könne!

Ja, ſo iſt es! rief die Königin mit Heftigkeit aus. Schon das Wort bringt mir Kolik hervor, und ich ſehe einen geflügelten Vampyr vor mir, der ſich mit einem Hundekopf an unſerm Herzen einzuſchmeicheln ſucht, um uns ſo bald als möglich das Blut auszuſaugen. Aber war es nicht, als ob eine Hand von außen nach der Klingel greifen wollte? Ich werde lieber ſofort öffnen, damit Herr Barnave um ſo raſcher eintreten kann.

Die Königin ließ das Schloß aufgehn, aber es zeigte ſich, daß es eine Täuſchung geweſen war. Es waren nur gleichgültig Vorübergehende, die der kleinen Pforte zu nahe gekommen waren.

Das Einverſtändniß mit dieſen Männern kann uns nur über die nächſten Augenblicke hinwegbringen, begann Marie Antoinette mit leiſe flüſternder Stimme das Geſpräch wieder. Entſcheidend kann uns aber nur durch die Heere unſerer auswärtigen Freunde geholfen werden. Oh mein Freund, ſind wir nicht in die Gefangenſchaft der Heiden und Barbaren gerathen? Wir müſſen durch einen ſtarken Arm befreit werden, man muß uns ein ſtark bemanntes Schiff herſenden, auf das wir uns retten können. Einen wirkſamen Freund haben wir, wie ich Eurer Majeſtät verſichern darf, an dem General Bouillé, der durch die Treue, mit der er uns auf unſerer Flucht nach Montmédy führte, ſein eigenes Leben gefährdet hat. Aber geächtet umherziehend, hat er nur als Nachedämon bei den auswärtigen Monarchen für uns gewirkt. Schon hat er den König von Schweden ganz und gar für unſere Sache gewonnen, und mit demſelben eine Zuſammenkunft in Aachen gehabt, auf der ſich König Guſtav entſchloſſen, ſeine ganze Truppenmacht zu den übrigen ver-

bündeten Heeren zu ſchicken. Marquis Bouillé wird den Freundesheeren den Weg nach Paris weiſen. Ein geheimer Courier, der in dieſer Nacht für mich anlangte, hat mir einen Brief des treuen Generals gebracht. Ach, Sire, wird Ihnen das Herz noch nicht groß und weit von neuen Hoffnungen?

Nein, entgegnete der König, langſam den Kopf ſchüttelnd, ich ſehe auf dieſem Wege nur neue Verwirrung, endloſe Gefahren und einen ſchmachvollen Untergang! Gefragt, werde ich nie meine Einwilligung dazu geben, daß an dem heiligen Heerd Frankreichs das Joch des Auslandes aufgepflanzt werde. Das war auch nicht die Meinung des tapfern und treuen Generals Bouillé, als er uns auf unſerer unglücklichen Flucht geleitete. Es iſt immer ein Verrath, das eigene Land fremden Heeren zu unterwerfen, und es kann aus keinem Intereſſe der Welt gerechtfertigt werden, die verwundbare Stelle des Vaterlandes den Feinden gezeigt zu haben. Aber brechen wir davon ab, bleiben wir bei unſerm guten Willen ſtehen, mit Vernunft und Klugheit den Bruch zu heilen, der zwiſchen dem König und der Nation entſtanden iſt! Verſtändigen wir uns mit den ehrlichen Männern, die das Herz des Volkes beſitzen und lenken, und verſuchen wir dadurch zuerſt im

Publikum das Vertrauen zu unſern aufrichtigen Abſichten auszubreiten.

Gott gebe, daß Eurer Majeſtät gütiger und erhabener Sinn nicht zu Schanden gemacht werde, ſagte die Königin tiefbewegt. Auch ich bin der Meinung, daß wir uns Freunde und Agenten im Lager der Gegner ſelbſt gewinnen müſſen. Männer, wie Barnave, gehören uns ſchon durch die Sympathie ihrer Geſinnung allein, und ich glaube, Sire, es ſpricht für uns, daß ſich auch aus der Region der ſogenannten Freiheit die Köpfe und Herzen uns zuzuwenden anfangen. Nützlich wäre es auch ſogar, wenn es gelingen könnte, einige der gaukelnden Ungethüme, die täglich vor dem Volke ihre Bude aufſchlagen, auf unſern Refrain abzurichten, damit allmählig, wenn auch unmerklich, auch auf dieſer Stelle wieder das Lied des Königs geſungen werde. Haben Eure Majeſtät ſchon wieder an den ſchrecklichen Danton gedacht? Ich habe ſchon neulich meine Ueberzeugung ausgeſprochen, daß er eine glänzende Gage nicht verſchmähen würde, um als grandioſer Volks-Buffo zugleich einige heimliche Arien im Intereſſe des Königthums zum Beſten zu geben. Dieſe Leute, Sire, haben ſehr viel Komödianten-Talent, und wenn man ſie gut bezahlt, verdorreln ſie ihre Syrünge,

und das Volk beklatscht sie, was sie auch vertragen mögen.

Auch diese Mittel sind nicht versäumt worden, um uns durch das Gedränge durchzuarbeiten, erwiederte der König mit einem gutmüthig schmerzlichen Lächeln. Meine Civilliste ist förmlich liederlich geworden, so viel Geld muß sie in alle Winde streuen, um meine Herren Jacobiner heimlich zu entwaffnen. Aber ich muß Ihnen meinen neuesten Kummer bekennen. Ich finde nicht, daß diese Gagen, mit denen wir das Talent unsrer Gegner verlocken wollen, uns schon irgend einen Nutzen gebracht haben. Diese Herren thun doch, was sie wollen, und klimpern mit unserm Geld in ihrer Tasche, während sie die schändlichsten Reden gegen uns halten. So auch der große Danton, Madame. Wenn Sie die Handschrift dieses gewaltigen Demokraten kennen lernen wollen, so lassen Sie Sich von Herrn von Montmorin, meinem Minister, eine Quittung über hunderttausend Francs zeigen, die Herr Danton vor einiger Zeit ausgestellt hat. Da er alle kleineren Anerbietungen standhaft verschmähte, so nahm er endlich diese größere Summe bereitwillig an. Er sollte damit seine Advokatenstelle bezahlen, die ihm

aber nur 10,000 Francs koſtete.*) So war es immer noch ein hübſches Geſchäft für ihn, denn er behielt nun noch einen Reingewinn von 90,000 Francs in ſeinen Händen, was immer ein artiger Beitrag zu ſeinem Etat war, da er, wie ich höre, das Gelüſte hat, als großer Herr zu leben.

Und was hat der entſetzliche Menſch dafür gethan? fragte die Königin mit auffahrendem Eifer.

Nicht das Allergeringſte, das der Rede werth wäre, entgegnete der König mit ironiſcher Ruhe. Wir haben eingeſehen, daß er bis jetzt nur ein falſches Spiel mit uns gewagt hat, wodurch er vielleicht erſt recht ſeine Verachtung der Krone ausdrücken wollte. Zwar machte er einige Motionen im Jacobiner-Club, die vielleicht, wenn das Glück gut geweſen wäre, in unſerm Intereſſe hätten ausfallen können, aber das Glück war eben nicht gut. Und um dem Verdacht unſers Geldes zu entgehen, bedeckte er Alles, was er etwa im Intereſſe der Monarchie ſagte, zugleich mit den heftigſten Angriffen gegen meine Miniſter und den Hof. Den Gipfel ſeiner revolutionairen Treuloſigkeit erſtieg er aber auf dem

*) Mémoires de Lafayette III. 84. Anmerk. 2. La Marck Correspondance avec Mirabeau III. 82.

Marsfelde, wo er bereits ſo ſchön die Republik ausbot, als wenn ihn Herr von Montmorin für dieſe beſtechen hätte.

Man muß gleichwohl nicht ablaſſen, ihn zu beſtechen, rief die Königin mit lebhaftem Eifer. Wenn es uns nichts nützt, ſo vergiften wir ihn doch ſelbſt dadurch, und wir ſehen dann bald einen unſerer gefährlichſten Gegner entkräftet zu unſeren Füßen ſinken.

Dies Vergnügen iſt theuer, aber ſicher, verſetzte der Monarch, der dem Geſpräch wieder eine heitere und leichtere Tonart zu geben verſuchte. Am anſtändigſten und angenehmſten war das Geſchäft mit dem Grafen Mirabeau. Man ſah an ihm doch immer, was ein guter Edelmann iſt. Er ſtrich regelmäßig am erſten jeden Monats ſeine 6000 Francs mit einem großen Anſtande ein, und blieb dafür, was er auch ohne das Geld ſtets geweſen wäre, der conſtitutionelle Graf mit romantiſchen Illuſionen. Meine Wechſel auf eine halbe Million, die ich auf das Ende der Seſſion geſtellt, brauchte ich nicht einzulöſen, da Graf Mirabeau den Abſchluß der erſten Nationalverſammlung nicht erlebte.

So haben Eure Majeſtät noch einige Fonds für die Herren Danton, Robespierre und Pétion übrig behalten, entgegnete die Königin lächelnd.

deutschen Nation im Minnesang. Einfluß des Ritterthums auf die Sprache. Die Zeitverhältnisse des Jahrhunderts bilden Grammatik und Sprache. Mittheilung ausgezeichneter Formen. — Geschichtliche Veränderungen des deutschen Lebens. Städtische und bürgerliche Epoche. Bildung der deutschen Canzleisprache, die ersten Anfänge einer prosaischen Gesammtsprache für die Nation. Provinzielle Zersplitterung der Dialekte. Oberdeutsch und Niederdeutsch. Sachsen- und Schwabenspiegel. Das Zeitalter der Prosa regt sich in der Sprache wie in den Zuständen. Veränderungen der Sprache. Erste Gegenüberstellung von Poesie und Prosa. Romantische Prosa der Volksbücher . . . . . S. 145—164.

2. Einfluß der Mystik auf die Bildung der Prosa. Johann Tauler, der Minnesänger der Prosa. Erste Anregung des speculativen Wesens der deutschen Sprache. Die Sprache der mystischen Anschauung. Gestaltung der ersten Prosa, die der Poesie ebenbürtig. Geistige Bildung des Publikums zu Tauler's Zeit. Tauler's Sprache. Wörter mit den Endsylben keit und heit. Neue Wortschöpfungen der Mystik. Der doppelte Text der Tauler'schen Predigten. — Die Nonne Maria Ebnerin, und ihr geistliches Liebesverhältniß mit Heinrich von Nördlingen. — Otto von Passau's güldener Thron. — Philosophische Ausdrucksfähigkeit der damaligen Sprache. Eine theosophische Abhandlung aus dem vierzehnten Jahrh. — . . . . . S. 165—178. Mittheilung aus einer Predigt von Tauler: das Joch Christi . . . . . S. 179—187.

3. Ausdruck des städtischen und wirklichen Lebens im funfzehnten Jahrhundert. Johann Rothe's thüringische Chronik. Die bairische Chronik Johann Thurmayers, genannt Aventinus. Diebold Schilling's Chronik der burgundischen

Was die Herren Robespierre und Pétion anbetrifft, ſo ſoll noch immer nicht die geringſte Ausſicht dazu ſein, ſagte der König, indem eine düſtere Falte über ſein Geſicht zog. Dieſe Beiden ſind vielleicht geradezu die ſchlimmſten Feinde, die wir haben, und ſie werden uns gewiß noch einen unendlichen Schaden zufügen. Der Advocat Pétion iſt wenigſtens ehrgeizig und eitel, und ſo möchte ihm mit der Zeit wohl noch eher beizukommen ſein. Aber Robespierre iſt ein junger Mann, der gar keine Bedürfniſſe hat, und man nennt ihn die redlichſte und uneigennützigſte Perſönlichkeit von ganz Frankreich. Was ich von dieſem Mann höre, macht mich in der That ſehr betroffen. Er haßt uns, nicht weil er uns haßt, ſondern weil wir ein Princip vertreten, das er mit uns ausgerottet ſehen will. Es iſt ſchlimm für uns, daß es bereits ſolche Leute in Frankreich giebt. Das iſt eine neue Race von Menſchen, die man früher bei uns gar nicht gekannt hat. Wenn ſie laſterhaft und ſchlecht wären, würden ſie uns bei weitem nicht ſo gefährlich ſein. Aber ſie wagen es, ſich ſogar mit einer Art von Tugend zu ſchmücken, indem ſie den Stein gegen unſere Krone werfen. Das ſind böſe, gefährliche Leute, in der That! —

In dieſem Augenblick hörte man die Klingel in

der verabredeten Art ganz leise anschlagen. Der König und die Königin schraken zusammen, und sahen sich einen Augenblick lang mit einer wunderbaren Gebärde an. Der König eilte jetzt, sich zu entfernen und in sein Cabinet sich zurückzubegeben, während die Königin, indem sie gleichzeitig die Thür nach Außen öffnete, in demselben Augenblick ein dieser Thür gegenüber befindliches, am Corridor gelegenes Gemach aufstieß und in dasselbe eintrat.

Barnave, ein junger schlanker Mann, der kaum das dreißigste Jahr zu haben schien, von einnehmendem und freundlichem Wesen, aber nicht minder von einer sichern und selbstbewußten Haltung, betrat den Corridor.

Als er, unmittelbar sich gegenüber, das offenstehende Zimmer, und in der Mitte desselben die hohe geschmückte Gestalt der Königin erblickte, bewegte er sich, durch eine Handbewegung Marie Antoinette's geleitet, rasch einige Schritte vorwärts, und schlürfte in das Cabinet, dessen Thür er mit richtigem Takt sogleich in das Schloß warf.

Die Königin begrüßte ihn mit einem huldvollen, die Traurigkeit ihrer Seele überstrahlenden Lächeln. Sie blieb aufrecht in der Mitte des Gemachs stehen, und sah dem Nähertreten Barnave's, der mit einer

dringlichen begeisterten Gebärde auf sie zuschritt, aufmerksam und gespannt entgegen.

Barnave war in einer sehr eleganten, fast feierlichen Toilette erschienen, die einer ceremoniellen Hoftleidung sich annäherte. Die Königin schien es mit einigem Wohlgefallen zu bemerken, und es lag darin eine um so größere Rücksicht von Seiten Barnave's ausgesprochen, als es in der letzten Zeit mehrfach vorgekommen war, daß man sich in der vernachlässigtsten Kleidung, und ohne im Geringsten der Etiquette zu genügen, dem Königlichen Paar genähert hatte.

Marie Antoinette hatte ihn mit einem freundlichen, zuvorkommenden Wort empfangen, womit sie ihn an die Tage der mit ihm zurückgelegten Reise erinnerte. Sie versicherte mit ihrer frischen, klangvollen Stimme, daß sie oft gewünscht, Herrn Barnave seitdem wiederzusehen, um ihn erneuert ihres Dankes zu versichern, daß aber die Umstände, von denen sie und der König so sehr gehindert würden, dies erst heut zugelassen hätten.

In dem offenen guten Gesicht Barnave's trat der bewegliche Eindruck, den die Worte der Königin auf ihn gemacht, mit einer überwältigenden Rührung hervor. Seine schönen einnehmenden Züge hatten

einen unzemein weichen, empfindungsvollen Ausdruck angenommen.

Durch Ihren gnädigen Befehl, vor Ihnen zu ericheinen, haben Ew. Majeſtät den heutigen bedeutungsvollen Tag noch beſonders glücklich für mich geſtempelt, ſagte Barnave mit ſeinem tiefen eindringenden Organ, in dem die Sanftmuth und Milde ſeines Charakters ſich zugleich mit ſeinem ernſten männlichen Sinn ausprägte.

Iſt denn der heutige Tag ſo bedeutungsvoll, Herr Barnave? fragte die Königin, indem ſich zugleich ein ſpöttiſcher, faſt muthwilliger Accent ihrem Ausdruck beimiſchte.

Seine Majeſtät der König wird heut die Gnade haben, der neuen Verfaſſung Frankreichs die Sanction ſeines Eides zu ſchenken, antwortete Barnave mit einer tiefen feierlichen Verbeugung, die zugleich die vollendetſte hofmänniſche Haltung zu haben ſchien.

Es iſt wahr, entgegnete die Königin, wie aus einer Zerſtreuung erwachend, indem ſie ihren Zeigefinger gegen die weiße, glänzende Stirn kehrte. Aber es fragt ſich, ob dieſer bedeutungsvolle Moment für den König glücklich ausfallen wird?

Gewiß, Ew. Majeſtät! verſetzte Barnave mit einem ſchönen ehrlichen Ausdruck. Die Ueberzeugung,

ein gutes und großes Volk glücklich zu machen, wird auch das Gemüth des besten Königs beglücken und dem Monarchen Segen bringen.

Nicht Das ist es, was ich von Euch wissen wollte, Herr Barnave, sagte die Königin mit blitzenden, unruhig umherschweifenden Augen. Wenn lauter solche Ehrenmänner, wie Sie, in der Manége Sitzung gehalten hätten, so würde ich eine Frage, wie ich sie mir jetzt erlauben will, nicht über meine Lippen zu bringen wagen. Aber Sie wissen besser als ich, daß die Gesellschaft in der Reitbahn immer schlechter geworden ist. Und so darf man fragen: ist dem König, unserm Herrn, dem gütigsten besten Monarchen, nicht etwa eine neue Demüthigung in demselben Augenblick zugedacht, in dem er seine königlichen Rechte als Opfer darbringen soll?

Barnave trat entsetzt einen Schritt zurück, über seine Mienen verbreitete sich eine tiefe Traurigkeit.

Nein, Madame, sagte er dann mit vieler Emphase, und fast bittend, wollen Sie doch von Seiten der Nationalversammlung nichts erwarten, was der unverletzlichen Würde des Monarchen irgend Eintrag thun könnte! Die Anordnungen, welche wir für die heutige Ceremonie getroffen, sind ganz aufrichtig und

ehrlich, und es lauert kein Verrath dahinter. Und wie sollte es auch?

Aber es ist wahr, fügte Barnave nach einigem Besinnen mit einem leiseren, gedämpften Ton hinzu, man hat den Thronhimmel, welchen der Ceremonienmeister, Herr von Chanterelne, gestern in dem Saal aufschlagen ließ, wieder hinwegnehmen lassen. Und das war allerdings eine unbefugte Kühnheit des Herrn Ceremonienmeisters, daß er den Thronhimmel unmittelbar neben dem Stuhl des Präsidenten hatte anbringen lassen!*)

Und das nennen auch Sie schon eine Kühnheit? rief die Königin mit leidenschaftlich glühenden Augen, mit einer fast athemlosen, zitternden Stimme. Wenn der König neben dem Präsidenten sitzt, so ist das bereits eine Kühnheit, eine unerhörte Vermessenheit in Frankreich geworden!

Nein, Ew. Majestät! erwiederte Barnave mit einem verwirrten, liebenswürdigen Ausdruck. Aber die Majorität der Versammlung hatte über diese Einrichtungen zu entscheiden, und um eine noch schlimmere Debatte abzuschneiden, die bereits zwischen Malouet und Robespierre darüber begonnen,

*) George Duval souvenirs de la terreur I. 343.

um die boshaften königsfeindlichen Bemerkungen Robespierre's abzuwehren, wurde ein rascher Beschluß gefaßt. Es wurden demgemäß in dieser Nacht an der Stelle des Thronhimmels zwei Fauteuils hingesetzt, die einander vollkommen ähnlich sind, und von denen der eine für den König, der andere für den Präsidenten der Versammlung bestimmt ist.

Die Königin war bei dieser Mittheilung in die heftigste Bewegung gerathen. Händeringend, ihre Lippen zornig übereinander pressend, ging sie im Zimmer auf und nieder. Dann stand sie plötzlich vor Barnave still, betrachtete ihn mit einem aufathmenden Lächeln, und reichte ihm mit einem mehrmaligen freundlichen Kopfneigen ihre Hand dar. In ihren Augen, die eben noch so kummervoll und schwer gewesen waren, ging plötzlich ein sonniger, wunderbar flammender Strahl empor, der sich tief in das Herz Barnave's hinabsenkte.

Sie müssen mir helfen, Sie müssen mir Ihren Rath geben, ich beschwöre Sie, Barnave! rief die Königin, seine Hand in der ihrigen festhaltend. Ich kenne Ihren edeln, liebenswürdigen Charakter, ich kenne Ihr Herz, und ich weiß, daß Sie mir ein Mittel werden angeben können, um den König vor einer seine Würde verletzenden Scene, vor einer

neuen Schmach zu bewahren. Oh, mein Herr, meine Hoffnung ist auf Sie gesetzt. Ich werde die Scene im Reisewagen nie vergessen, wo Sie zwischen mir und dem König saßen, und ich mich anfangs abgewandt und verschleiert von Ihnen zurückhielt, um Sie den ganzen Unwillen meiner gekränkten Seele über diese Situation empfinden zu lassen. Der Dauphin saß auf meinen Knieen, und zu meinem Erstaunen entfernte er sich plötzlich von mir, und ich sah, daß er sich ohne Weiteres zu Ihnen auf den Schooß setzte, angezogen von Ihren herzlichen Blicken, mit denen Sie ihm zugewinkt hatten. Es machte sich der Dauphin bei Ihnen sogleich viel zu schaffen, und er spielte mit den Knöpfen Ihres Kleides. Sie trugen die Uniform eines Tribunen. Das Kind las die auf diesen Knöpfen befindlichen Inschriften, und rief plötzlich: Sieh', Mama, überall steht geschrieben: „frei leben oder sterben;" auf jedem Knopf steht: „frei leben oder sterben!"*) — Sie wandten sich zu ihm, und sagten mit einer milden zartbewegten Stimme: „Dies heißt soviel, daß man nichts Unwürdiges dulden soll, wie hoch oder niedrig man stehe!" Ihr Wort, Ihre Stimme überraschten mich,

*) Mémoires de Ferrières II. p. 878.

rasch zog ich meinen Schleier herunter, und blickte in Ihr gutes, Zutrauen erregendes Gesicht. Seitdem sind wir Freunde geblieben, Herr Barnave! Und jetzt sollen Sie mir eine neue Probe Ihrer Freundschaft geben, jetzt sollen Sie mir offen sagen, ob Sie es nicht im Interesse des Throns für nützlich halten, wenn der König gar nicht zu der heutigen Ceremonie erscheint, wenn wir eine Krankheit erfinden, die ihn an das Zimmer fessele, wenn wir dadurch Aufschub zu finden suchen, und wenn Sie inzwischen die Partei des Königs überall sammeln und bilden helfen, während ich die Handlungen unserer auswärtigen Freunde überall heraufbeschwöre. Denn Sie sagten es selbst meinem Dauphin, daß man nichts Unwürdiges dulden solle, wie hoch oder niedrig man stehe!

Barnave trat mit einer tiefen ehrfurchtsvollen Verneigung einen Schritt zurück, und sagte, mit einer schwärmerischen Feierlichkeit die Königin anblickend: Ich beschwöre Ew. Majestät auf das Dringendste, keinen Entschluß dieser Art zu fassen! Es würde dadurch eine gränzenlose Verwirrung aller Zustände entstehn, denn wenn der König schließlich zögert, die Verfassung zu beschwören, in der unsere einzige Rettung liegt, so steigen hinter einem einzi-

gen Tag Aufschub schon die Dämonen des Aufruhrs wieder empor. Und die Nationalversammlung, sie hat wahrlich ihre Schuldigkeit gethan, und wenn sie auf der schwierigen Stelle, auf der sie gewirkt, mehr Ruinen als neue Paläste, mehr Mißvergnügte als Glückliche zurückläßt, so ist dieser Mangel das Schicksal ihres Berufes gewesen. Die Paläste und die Glücklichen werden aber auf dem durch die Verfassung geebneten Boden bald in niegesehener Herrlichkeit wieder emporsteigen! Und von dem Ausland kann und darf uns kein Heil kommen, Madame! Der Hof, welchen die beiden ausgewanderten Prinzen in Coblenz um sich versammelt haben, ist nicht der Stern der Rettung, Königin, der für Frankreich und seine herrschende Dynastie aufgegangen ist. Der Graf Artois reist herum, um die Höfe Europa's zu Verschworenen gegen unser schönes Frankreich zu machen, und der Graf von Provence macht es sich, verzeihen Sie es mir, zu einem verderblichen Geschäft, vom Auslande her die Auswandrung des französischen Adels zu organisiren. Er macht dadurch das Volk nach allen Seiten hin mißtrauisch, er läßt den König vereinsamen in seinen gewohnten Umgebungen, er entzieht dem Lande bedeutende Kräfte, die gerade in dieser schlimmen Zeit zu seiner Neubegründung

Kriege. Albrecht von Eybe's Ehestandsbuch. Mittheilungen daraus. — Barocker Mischcharakter des Jahrhunderts, in seiner Schreibart abgeprägt. — Geyler von Kayserésberg. — Welthistorische Elemente des funfzehnten Jahrhunderts. — Bedürfniß einer allgemeinen Schriftsprache . S. 188—203.

4. Bildung der neuhochdeutschen Gesammtsprache. Oberdeutsch und Niederdeutsch. Erste Vermischung der Mundarten in der Canzleisprache des deutschen Reichstags. Luther, Gesetzgeber und Reformator der neuhochdeutschen Gesammtsprache. Anknüpfung seiner Bibelsprache an die sächsische Canzlei. Die deutsche Bibel als Volksbuch. Vergleich ihres Einflusses mit dem homerischen Epos. Einwirkung der deutschen Bibelsprache auf die Sprachvereinigung aller Stämme. Luther's Bibeldiction färbt das deutsche Privatleben. — Das Neuhochdeutsche als der protestantische Dialekt. Wirkungslosigkeit der katholischen Bibelübersetzungen. Der protestantische Dialekt dringt auch in den Katholizismus ein. Unterschied der Bibelsprache Luther's von seinen katholischen Vorgängern, an einer Gegenüberstellung Luther's und Ottmar's gezeigt. — Allmählige Entstehung der Bibelübersetzung Luther's. Seine Sprachbemühungen, sein Zurückgehen auf Ausdrücke des wirklichen Lebens. Das Grammatische in der Sprache Luther's. Frühere Hinneigung bei ihm zum Oberdeutschen. Seine Verwandelung oberdeutscher Laute und Flexionen in sächsische. Luther kennt das Wort Körper noch nicht. Geist in der mystischen Terminologie. Beziehung der Stände in Luther's Bibelsprache. Benennung des weiblichen Geschlechts, Magdthum, Magd, Jungfrau, Mägdlein, Dirne, Weibsbild. Vorschlag zur Ausrottung der Frauenzimmer. — Das Dichterische in der luther'schen Bibelsprache. Einheit von Poesie und Prosa, als Grundlage der neuhochdeutschen Gesammtsprache, die aus der Bibelsprache her-

und Wiedererhebung mit herangezogen werden müßten. Obwohl ich nicht die Ehre habe, der auswärtige Minister Eurer Majestät zu sein, so werde ich doch eine Denkschrift abfassen, über die ich mich schon mit meinen Freunden Lameth und Duport verständigt, und die es als eine gebieterische Nothwendigkeit der Situation darstellen soll, daß die französischen Prinzen ungesäumt aus dem Auslande nach Paris zurückkehren!*)

Barnave hatte, indem er der Königin dies sagte, auf einmal ein ganz verändertes Wesen angenommen. Sein junges, offenes, ehrliches Gesicht zeigte plötzlich einige tiefe Falten, die den Ausdruck einer diplomatischen Wichtigkeit erkennen ließen. Auf seiner schönen, gedankenvollen Stirn, die von den zierlich und kühn zurückgestrichenen freien Locken eingefaßt war, traten einige Spuren staatsmännischer Würde und Nachdenklichkeit hervor, die man erst seit einiger Zeit in dem Wesen des jungen Heros der Nationalversammlung wahrnahm. Sein sinniges, verstandesklares Auge, mit den langen Wimpern, sah ernst, fast geschäftsstrenge zu der Königin hinüber.

*) Die Correspondance entre le Comte de Mirabeau et le Comte de la Marck III. 163—171 theilt den Text dieser merkwürdigen Denkschrift mit.

Marie Antoinette betrachtete ihn jetzt lächelnd und mit einem feinen Ausdruck ihres Gesichts. Sie schien einen raschen Entschluß gefaßt zu haben. Ihre Sorgen und Schmerzen, ihre leidenschaftlichen Erregungen waren plötzlich wie hinweggewischt von ihrem Antlitz. Ihre ganze heitere Anmuth, die sich bei der Königin so leicht mit der würdigsten Haltung verband, war wieder in ihr Wesen zurückgekehrt. Nur konnte man den etwas boshaften Stachel nicht verkennen, der sich in diesem Augenblick in ihre Freundlichkeit gegen Barnave legte.

Ich glaube, Sie haben Recht, Herr Barnave, und ich danke Ihnen recht angelegentlich dafür, sagte Marie Antoinette mit einer fast zu verbindlichen Kopfneigung. Ja, ich weiß es, die Herren Staatsmänner und Diplomaten, mit und ohne Portefeuille, sind alle dafür, daß der König die Verfassung annehme und beschwöre. Und es wird Ihnen gewiß Freude machen, Herr Barnave, wenn ich Ihnen erzähle, daß der Fürst Kaunitz, von dem uns gestern ein Brief aus Wien einging, ganz denselben Rath gegeben hat. Ich glaube in der That, mein lieber Herr Barnave, Sie sind zum Diplomaten bestimmt, und ich hoffe stark auf das Vergnügen, Sie noch einmal als unsern auswärtigen Minister zu sehn.

Zwar iſt dieſe Stelle im jetzigen Augenblick noch beſetzt, aber Sie haben Recht, dieſelbe wird und muß bald erledigt werden, denn neue Auffaſſungen thun ja jetzt überall Noth. Leben Sie wohl, Herr Barnave. Sie dürfen darauf rechnen, daß Sie für die Stelle des auswärtigen Miniſters nicht vergeſſen werden!

Die Königin entließ ihn mit dieſen Worten ſo raſch und mit ſo dringlicher Eile, daß Barnave kaum wußte, wie ihm geſchehen war. Es blieb ihm kaum Zeit, ſeine ehrfurchtsvolle Huldigung auszudrücken, denn die Königin hatte ihm, noch ehe ſie ihr letztes Wort geſprochen, ſchon den Rücken zugekehrt und war an das Fenſter getreten. Barnave begab ſich in einem träumeriſchen Zuſtande fort, und hatte mit der größten Geſchwindigkeit die kleine Treppe der Entreſols wiedergewonnen.

Jetzt eilte die Königin mit ſtürmiſchen Schritten den Corridor hinunter, um den König aufzuſuchen. Sie wollte nach Allem die letzte Anſtrengung machen, um Ludwig XVI. von dem heutigen Gang in die Nationalverſammlung abzubringen. —

V.

Der Schwur des Königs.

Robespierre hatte einige ſtille Tage in häuslicher Zurückgezogenheit mit ſeinen Geſchwiſtern und der Familie Duplay verlebt. Dies Leben glich faſt einer Idylle, die, inmitten der gährenden Unruhen der Hauptſtadt, auf die einfachſten anſpruchsloſeſten Freuden und auf die harmloſeſten Genüſſe des Umgangs gegründet war.

Charlotte, die liebenswürdige Schweſter Robespierre's, hatte zwar noch manche Pein zu überwinden, ehe ſie ſich an die eigenthümliche Nebenbuhlerſchaft gewöhnen mochte, die plötzlich zwiſchen ihr und der Tochter des Hauſes um die Gunſt Robespierre's entſtanden war. Aber da es kaum mit dem Namen eines Verhältniſſes bezeichnet werden konnte, was zwiſchen Robespierre und Eleonore ſich auf Einmal in einer zwar ſtillſchweigenden, aber um ſo

beredteren Hinneigung gezeigt hatte, da Eleonore wie inſtinctartig nur dem Dienſt Robespierre's und der Aufmerkſamkeit für ihn ſich widmete, und er ſelbſt nur bei ihrer Gegenwart im Zimmer ganz behaglich und zufriedengeſtellt erſchien, ſo drängte Charlotte bald ihre unangenehmen Empfindungen zurück und ließ ihr ganzes freundſeliges Herz gegen Eleonore Duplay walten.

Eleonore überraſchte bei ihrem erſten Anblick durch einen idealen Zug ihres Weſens, durch den ſie ſogleich über den gewöhnlichen Typus des Bürgermädchens hinaustrat und als eine außerordentliche Erſcheinung ſich ankündigte. Doch lag dies Außerordentliche ganz ſtill und leiſe in ihr verhüllt, und trat nur in der heimlichen gluthvollen Hingebung hervor, mit der ſie den Geſprächen folgte oder an den Lippen Robespierre's hing, wenn er in ſeiner ſcharfen, klaren, mit mannhafter Tapferkeit ſich ausſprechenden Weiſe redete. Der Typus des Pariſer Bürgermädchens lag nur wenig in ihr angedeutet, und verſchwand hinter dem Ausdruck eines eigenthümlichen Seelenlebens, das ſich mit voller Gewalt in ihr entwickelt hatte, gänzlich.

So war Eleonore, ohne daß man eigentlich wußte, wie es gekommen war, der unzertrennliche

Gefährte Robespierre's und seiner Geschwister geworden. Auch auf den Ausflügen und Spaziergängen, die Robespierre in der letzten Zeit täglich mit seinen Verwandten unternahm, mußte das schöne stille Mädchen stets diesem Kreise angehören. Es hatte sich dies gänzlich von selbst so festgestellt, und wenn Charlotte es oft noch der Höflichkeit für gemäß hielt, eine besondere Einladung dazu an die wunderbare Wirthstochter zu richten, so bewies die beglückte, lächelnde, aber ebenso sichere Art, wie Alles angenommen wurde, daß es auch gar nicht anders hätte sein können. Was in diesem Benehmen für eine Ueberhebung hätte ausgelegt werden dürfen, wurde auf der andern Seite durch die rührendste Bescheidenheit, durch eine ächt kindliche und anspruchslose Hingebung, wieder ins Gleiche gebracht.

Nur das Hereinziehen der Mutter in die beständige Gesellschaft und Gemeinschaft hatte Charlotte ebenso klug als energisch fern zu halten gewußt. Madame Duplay hatte es sonst mit vieler Dringlichkeit und List darauf anzulegen gewußt, um ebenfalls eine gewisse Stellung in diesem Kreise einzunehmen und stets in der Nähe und Umgebung Robespierre's ihre überwallende Verehrung für ihn ausdrücken zu dürfen. Es würde ihr dies bei der großen

Nachgiebigkeit Robespierre's gegen Jeden, der ſich um ihn bemühte, unfehlbar bald gelungen ſein, wenn nicht Charlotte, die einen unbezwinglichen Widerwillen gegen Madame Duplay hatte, ihren Widerſtand oft auf eine ſehr erfinderiſche Weiſe durchzuführen gewußt.

Am heutigen Tage hatte Robespierre für ſeine Damen Charlotte und Eleonore und ſeinen Bruder Auguſtin gute Plätze auf der Fremden-Tribüne der Nationalverſammlung erlangt, um ſie der Ceremonie der Eidesleiſtung des Königs beiwohnen zu laſſen. Es hatte dies eine große Freude in dieſem Kreiſe erregt, und obwohl Madame Duplay ein ſehr empfindliches Geſicht machte, weil für ſie kein Billet mehr aufzutreiben geweſen, ſo ließ ſie ſich doch zuletzt durch ein gutes Wort Robespierre's und die Darreichung ſeiner Hand, die ſie beim Abſchiede länger als ſonſt in der ihrigen feſthalten durfte, verſöhnen. Meiſter Duplay hatte ihr, als die Uebrigen fort waren, geſtanden, daß er als guter Patriot ſie glücklich ſchätze, der neuen Trug-Komödie nicht die Ehre ihrer Gegenwart geſchenkt zu haben, und dies hatte den Buſen der Madame Duplay mit vielem Stolz höher ſich heben laſſen.

Die Nationalverſammlung hatte ſich ſchon um

elf Uhr in dem Saal der Reitbahn in größter Vollzähligkeit zusammengefunden. Die Tribünen des Saales waren auf allen Seiten überfüllt, und es herrschte eine gespannte, obwohl keineswegs heitere und wohlwollende Erwartung. Selbst die Treppen zu den Tribünen waren mit Menschen bedeckt, und als Robespierre, indem er fürsorglich seine Freunde auf den ihnen bestimmten Plätzen unterbrachte, seinen Blick zufällig zu dem Plafond des Saales hinaufschweifen ließ, sah er dort an einem um den Saal laufenden Sims die beiden Tischlergesellen, die Söhne seines Wirthes, hängen, die dort in trotziger Ruhe und in herausfordernden Stellungen die ihnen von Robespierre verschafften Plätze eingenommen hatten, und ihrem Gönner jetzt die ehrerbietigsten Grüße hinunterwinkten.

Genau um die zwölfte Stunde, wie es angekündigt worden, fuhr der Wagen des Königs draußen vor. Ein Huissier kündigt es der Versammlung an, und die Deputation, die man zu seinem Empfang ernannt hatte, begiebt sich langsam und schweigend, mit völlig gleichgültigen Mienen, zum Saal hinaus. Kurz darauf tritt der König ein, die Mitglieder dieser Deputation und seine Minister gehen ihm voraus. Das gänzliche Stillschweigen, mit dem er von

der Verſammlung empfangen wird, trägt eine ſo durchdringende Eiſeskälte, und faſt einen lauten ſchreienden Ausdruck in ſich, daß man beinahe die harte, ſchlagende Berührung fühlt, welche die Perſon des Königs davon erleidet.

Gleichzeitig war die Königin in der für ſie bereit gehaltenen beſonderen Loge, welche dem Präſidentenſitz gerade gegenüber lag, eingetreten. Sie ſetzte ſich raſch nieder, ohne die Verſammlung eines einzigen Blickes zu würdigen, und ſaß dann mit einer abgeſchloſſenen ſtolzen Ruhe, halb abgewandt, und doch mit einer Haltung, als wenn ſie gewappnet ſei, das Schlimmſte mit Würde und Ueberlegenheit aufzunehmen, in ihrem Fauteuil da.

Das Antlitz Ludwigs XVI. verrieth eine gewiſſe Beſtürzung, indem er die Stimmung fühlte, die ihm in der Verſammlung gegenüberſtand. Faſt ſieht es wie ein Schmerz aus, das in ſeinen Zügen leiſe wühlt. Seine Betroffenheit, ſeine Traurigkeit würden faſt den Sinn der Verſammlung in dieſem Augenblick umgewandt haben, wenn man nicht drüben das Geſicht der Königin geſehen, auf dem ſo viel übermüthige Zurückhaltung, ſo viel ſchlecht verhehlte Geringſchätzung ſpielten.

Langſam ſtieg der König jetzt die Stufen der

Tribüne heran, auf welcher ihm Einer der Huiſſiers den Platz zeigte, den er zur Linken des Präſidenten einnehmen ſollte. Der König zögert, er weiß offenbar nicht, was er thun ſoll, aber die Ueberraſchung, die Demüthigung, die er empfindet, ſchattiren ſich in ſeinen Geſichtszügen. Sein Blick irrt mit einer verſtohlenen Wendung zu der Loge hinüber, in der er ſeine Gemahlin ſucht. Ihre dringlichen Beſchwörungen, hierher zu gehen, hatte er noch vor einigen Minuten mit der größten Strenge abgewieſen. Er hatte ſogar von ihr begehrt, daß ſie ihm nichts, was ſie vielleicht aus dem Munde Barnave's über den ihm zugedachten Empfang vernommen, mittheilen möge. Er hatte einfach und nichtswiſſend den Weg ſeiner Pflicht zurücklegen wollen.

Und jetzt ſtand er hier, jetzt wußte er nicht, wohin er ſeinen Fuß ſetzen ſolle. Nichtsdeſtoweniger nähert er ſich nun dem ihm angewieſenen Fauteuil, aber neben dieſem bleibt er aufrecht ſtehen, er will ſich nicht ſetzen, und ſein Haupt hält er entblößt, den Hut in der Hand tragend.

Die Verſammlung ſieht dieſe Lage des Königs, und in einem großen Theil derſelben ſcheinen Empfindungen des Mitleids und der Scham rege zu werden. Plötzlich vernimmt man im Saal ein leiſes,

vergang. Numerus und Tonfall in Luther's Sprache. Verse und Reime in der Bibel. Ueber eine gereimte Stelle in der Genesis. Die Modernisirung der luther'schen Bibelsprache. Bedeutsamkeit ihres rhythmischen Charakters zu bewahren. Conflict der modernen Prüderie mit Luther's arglosser Bezeichnung des Natürlichen Luther's Derbheiten und die Katholiken seiner Zeit. — Luther's eigne Schriften, weniger gebildet und gediegen. Probe aus einer Predigt über die letzten Posaunen, und aus einem Brief an Salatin . . . . . S. 204—239.

5. Die Reformation macht die Vereinheitlichung der deutschen Mundarten zu einer geschichtlichen Thatsache. Literarischer Gesammtdialekt. Die neuhochdeutsche Verschmelzung des Ober- und Niederdeutschen als Grundlage der Prosa. Ueber die literarische Anwendbarkeit der Dialekte. Gebrauch der verschiedenen Mundarten in der griechischen Tragödie, im indischen Drama, italienischen Lustspiel und bei Shakspeare. Deutsche Mundarten auf Volkstheatern und in Volksliedern. Ueber künstliche Versuche zur Wiederbelebung der deutschen Dialekte. Sprachschatz der deutschen Nation in der Sprüchwörtersammlung des Johannes Agricola. — Bildung der philosophischen Diction durch Sebastian Franke. Proben aus seinen Schriften. Anmerkung über die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Anmuth. — Die Bildung der deutschen Künstlersprache in Albrecht Dürer's Werken. — Johann Fischart und die Sprache des deutschen Volkshumors. Proben seiner Diction. Fischart als Vater des deutschen Hexameters. — Einfluß der Reformation und der theologischen Polemik auf die Sprache, namentlich auf die prosaische Satzbildung . . . . . S. 240—266.

6. Siebzehntes Jahrhundert. Allgemeine Bemerkung über die Schwankungen der deutschen Cul-

haftiges, elektrisch geschwindes Aufrauschen, dem wieder die feierlichste Stille folgt. Die Versammlung hat sich von ihren Plätzen erhoben, sie hat ihre Kopfbedeckungen abgenommen. Ihren gestern gefaßten Beschluß, daß sie der Eidesleistung des Königs sitzend und mit bedecktem Kopfe beiwohnen wolle, hat sie in dem hinreißenden Augenblick vergessen. Oder sie hat beschlossen, durch ihr Gefühl für den König sich selbst überstimmen zu lassen.

Aber auf der äußersten Linken der Versammlung sah man noch eine Anzahl von Männern, die auf ihren Plätzen sitzen geblieben waren. Sie verharrten unbeweglich, den Hut auf dem Kopf behaltend, ihre Blicke ernst und theilnahmlos dem König entgegenrichtend.

Unter diesen Männern, deren Zahl sich kaum auf zwanzig belaufen mochte, erblickte man vornehmlich Robespierre, dessen eigenthümliche Haltung in diesem Augenblick auffiel. Er sah heiterer, gutmüthiger und zufriedener aus, als man ihn sonst zu erblicken gewohnt war, und obwohl er auf dieser Seite das Signal gegeben zu haben schien, sitzend und bedeckt zu bleiben, so verrieth er in der Art, wie er den König jetzt betrachtete, mehr eine ruhige Neugierde, als eine politische Leidenschaftlichkeit. Aber

seine Augen, obwohl ruhig und scheinbar gleichgültig, hefteten sich zugleich mit heimlichen Späherblicken so fest und durchdringend, so unablässig und unerbittlich auf das Gesicht und alle Bewegungen des Königs, als wenn derselbe schon die sichere Beute des Tages wäre.

Diese Situation, welche nur die Dauer einiger Secunden hatte, begann schon das Publikum der Tribünen mächtig anzuregen. Man hörte einige unterdrückte Beifallsrufe, in denen der Name Robespierre leise anschlug, und die beiden jungen Tischlergesellen, die eben am äußersten Sims des Saals klebten, wollten, wie es schien, eben ihre ganze enthusiastische Aufregung ausbrechen lassen. Doch ehe man noch zur Ruhe zischte, schien diese unzeitige Aufwallung schon wieder in sich selbst erstorben zu sein.

Aber diese eigenthümliche Regung, die im Saal aufgegangen war, schien die Versammlung in demselben Augenblick, in dem sie dem Monarchen ihre unfreiwillige Ehrerbietung bezeigt hatte, wieder an ihren Beschluß vom vorigen Tage zu erinnern. Denn kaum hatte der König begonnen: „Meine Herren, ich bin gekommen, um hier feierlich meine Annahme der constitutionellen Urkunde zu bekräftigen, deshalb schwöre ich“ — als bei diesem Wort die Versamm-

lung, die ihm bis dahin ſtehend zugehört, ſich mit einer plötzlichen rauſchenden Bewegung niederſetzte.

Es ging dieſer Ton wie die raſche grelle Zuckung eines Blitzes durch den Saal, aber der König hatte es in dem ehrlichen Eifer ſeines Eides nicht ſogleich wahrgenommen. Noch immer aufrecht ſtehend, vollendete er noch die nächſte Phraſe ſeines Eides, daß er treu ſein wolle der Nation und dem Geſetz und daß er die Verfaſſung ſtets aufrecht erhalten werde. Jetzt bemerkte er aber plötzlich, daß er der Einzige im Saale ſei, der ſtehend und mit entblößtem Haupte war, und in dieſem Augenblick begann ihm das Wort auf den Lippen zu ſtocken. Er erbleichte bis hoch in die Stirn hinauf, und faſt wäre er in einer Ohnmacht zuſammengeſunken. Dann aber erſtarkte er wieder in ſeinem eigenen Entſchluß, und mit einem gewiſſen Ungeſtüm ſetzte er ſich auf dem Fauteuil nieder. Es war ſeltſam, daß die Verſammlung in dieſem Augenblick in ein lautes Beifallsgetöſe ausbrach, und das Niederſetzen des Königs lebhaft beklatſchte.

Mit ſicherer Stimme, aber einen Blick voll unendlicher Traurigkeit, voll tiefen Unwillens auf die Verſammlung hinübergleiten laſſend, ſprach er dann ſeine Eidesformel zu Ende.

Doch sobald er das letzte Wort gesprochen, brach die Versammlung in den stürmischen Ruf: es lebe der König! aus. Aber obwohl diese Rufe sich mehrmals so stark und tönend wiederholten, daß der ganze Saal davon wiederhallte, so vermochten sie doch nicht den finsteren Kummer, der über sein Gesicht gebreitet lag, zu zerstreuen.

Jetzt erhob sich der Präsident, um eine Anrede an den König zu halten. Der Monarch blieb dabei auf seinem Platz sitzen, und als der Präsident dies bemerkte, setzte er sich, um diese Komödie des Sitzens und Stehens unaufhörlich zu erneuern, sofort wieder auf den Fauteuil zurück. Dann vollendete er seine etwas frostige und gespreizte Becomplimentirungs-Rede, und obwohl er darin von der Neigung und dem Vertrauen der Franzosen zur Krone Frankreichs sprach, und diese Krone die schönste des Universums nannte, so vermochten doch diese Wendungen den Trübsinn des Königs nicht mehr zu bannen*).

Er brach auf und verließ mit fast zu sehr beeilten Schritten den Saal, sobald das letzte Wort des Präsidenten unter dem abermaligen Rufen: es lebe der König! verklungen war.

*) George Duval souvenirs de la terreur I. 345. — Buchez et Roux Histoire parlementaire XI. 402.

Die ganze Verſammlung begleitete den König in einer feierlichen Prozeſſion bis zum Schloß der Tuilerien zurück. Ein ungeheueres Volksgewoge, durchhallt von Militairmuſik, von Artillerie-Salven und von einem unaufhörlichen Jauchzen und Beifallſchreien der Maſſen, ſchloß ſich dieſem Zuge an. Dann ergoß ſich das fröhliche Getümmel wieder von den Tuilerien zurück, den Carrouſel-Platz herunter, ſammelte ſich von Neuem auf den Höfen des Palais Royal und ergoß ſich von da zu den Boulevards herab, um alle Stadtviertel von Paris mit der Freude über die Conſtitution zu durchrauſchen.

Die Königin hatte den Rückweg zu den Tuilerien in ihrem verſchloſſenen Wagen genommen. Als ſie wieder in ihre Gemächer eintrat, ſtand eine ſo große Niedergeſchlagenheit in ihrem Geſicht, wie ſie kaum je an der Königin bemerkt worden. Sie ſprach kein Wort mit ihren Damen, die ſie erwarteten. Selbſt die Fragen und Anreden der Frau von Campan beantwortete ſie nicht.

Jetzt trat der König durch eine innere Thür zu ihr ins Gemach. Als Marie Antoinette ſein bleiches Geſicht, ſeine ganz verwirrten und zerſtörten Züge, ſeine ſchletternden Glieder erblickte, ſtieß ſie einen

lauten gellenden Schrei aus. Ihre Verzweiflung, mit der sie ihn betrachtete, kannte keine Gränzen.

Ach, rief der König, indem er sich in einen Sessel warf und sein Taschentuch über seine Augen deckte, Alles ist verloren! Und Sie, Madame, mußten Sie darum nach Frankreich kommen, um eine solche Erniedrigung zu sehen! Mußten Sie nach Frankreich kommen, um Zeuge zu werden, wie — —

Ein heftiges Schluchzen unterbrach hier die Stimme des Königs. Es entstand eine wunderbare, erschütternde Pause von einigen Minuten. Plötzlich stürzte sich Marie Antoinette zu den Füßen des Königs nieder, und faßte den in sich zusammenbrechenden Monarchen in ihre Arme, indem sie ihn heftig und unaufhörlich an sich preßte.

Indem sie jetzt durch ein Geräusch aufmerksam wurde, daß Frau von Campan sich noch in dem Zimmer befand, rief Marie Antoinette mit einem dringenden flehenden Ton: Oh, ich bitte, gehen Sie hinaus! gehen Sie hinaus!

Es war, als wollte sie mit diesem Ton sagen, daß dies Schauspiel einer gränzenlosen Verzweiflung des Monarchen doch keinen Zeugen dulden könne*).

*) Mémoires de Madame Campan II. 167.

Als Marie Antoinette ſich mit dem König allein ſah, umſchlang ſie, immer noch auf ihren Knieen vor ihm liegend, ſein niedergebeugtes Haupt. Die Thränen Beider begegneten ſich, ihre Seufzer klangen leiſe ineinander.

So weit hat man uns gebracht, Sire, rief die Königin mit ſchmerzlich wehmuthsvollem Accent. Ein düſterer Schatten umfließt unſere Häupter, und ich glaube nicht, daß es ſich jemals wieder um uns her lichten wird. Wir ſind einem verhängnißvollen Sturze geweiht, und ſchon fühle ich, wie ſie uns an den Kleidern zerren, wie ſie uns an den Locken niederziehen und ſchleifen! Und Sie, mein Gemahl, mit Ihrem redlichen Herzen, mit Ihrem Gemüth, das ſo gern ein Opfer um das andere bringen möchte, was haben Sie denn verſchuldet? Sie leiden, weil Sie gütig ſind, und weil Sie das weichſte und liebenswürdigſte Herz gegen Alle haben, müſſen Sie von Allen beſchimpft werden. Wir bleiben, was wir uns ſind, mein theurer Freund, und da liegt aller Troſt, den wir uns nur ſuchen können. Aber hier auf dieſer Stelle, auf der wir ſtehn, wird man uns vielleicht bald hindern, uns ſelbſt noch etwas zu ſein mit aller Stärke der alten Liebe. Mir ahnt, daß man uns ſogar noch trennen, daß man uns von

einander reißen könnte, den Einen hierhin, den Andern dorthin!

Marie Antoinette hatte noch nie mit einer solchen Innigkeit zu dem König gesprochen. Er hob sie in seinen Armen empor und trat mit ihr unter das hohe Bogenfenster. Sie standen jetzt still und schweigend, mit verschlungenen Armen, nebeneinander, und der König betrachtete sie von der Seite mit einem liebevoll aufleuchtenden Blick. Um seine schmerzlich zuckenden Lippen begann wieder ein tröstlicher Schein aufzugehn. Marie Antoinette aber schien von ihren schmerzvollen und unruhigen Gedanken einen Augenblick lang durch das gewaltige Volkstreiben, welches unten auf dem Carrousel-Platze herrschte, abgelenkt zu werden, indem sie es aufmerksam in allen seinen verschiedenen Gruppen musterte.

Deine Worte haben mir wohlgethan, Marie, obwohl sie keinen Trost bieten, sagte der König leise. Wäre ich Deinen Wünschen, Deinem Rath gefolgt, so wäre dieser bittere Kelch, den ich heut getrunken, mir noch erspart worden. Aber wenn wir heut nicht verletzt, nicht gemißhandelt werden, kann es uns nicht morgen, kann es uns nicht alle Tage geschehn? Wir werden einen Entschluß fassen müssen, den wir nur

darauf ſtützen können, daß uns keine Hoffnung mehr geblieben iſt!

Ja, rief die Königin mit einem lebhaften Metallklang ihrer Stimme, uns iſt keine Hoffnung mehr geblieben! Und indem wir dies endlich einſehn, haben wir ſchon etwas, haben wir ſchon viel gewonnen. Wo ſollte auch noch Hoffnung in einem Lande ſein, in welchem der König nur noch die Behandlung eines Präſidenten genießt, und kaum noch mit dieſem in Würde und Anſehn wetteifern kann. Man trachtet Euch nach der Krone, mein Gemahl, und die Krone, die Ehre, das Leben ſind Eines für uns. Jetzt aber, da wir Gott ſei Dank ganz hoffnungslos geworden ſind, wollen wir auch wieder aus uns ſelbſt erſtarken, mein Freund! Haſt Du jetzt eingeſehen, daß uns hier aus dem Innern Frankreichs keine Hülfe, keine günſtige Wendung mehr entgegentreten kann?

Ich habe es eingeſehen, erwiederte der König mit einer milden Stimme, ſein Haupt leiſe wiegend. Und was nun, Marie?

Schreiben wir an meinen Bruder, den Kaiſer! antwortete Marie Antoinette mit vorſichtiger Dämpfung ihrer Stimme. Es iſt jetzt endlich Zeit, daß er für uns handelt, oder wir ſind verloren, und die Throne aller europäiſchen Souveraine mit uns! Die

Krankheit der franzöſiſchen Krone iſt kein Leiden unſerer Perſonen. Es iſt ein Leiden, das alle Länder und Throne ergreifen wird, wenn unſere bis jetzt noch mächtigen Freunde nicht endlich gegen Diejenigen losſchlagen, von denen uns ein ſolches Leiden kommt!

Schreiben wir an den Kaiſer von Oeſterreich, ſagte Ludwig XVI. mit ſtiller, feſter Entſchloſſenheit.

Aber noch heut, noch in dieſer Stunde, entgegnete Marie Antoinette mit einer flammenden Gluth in ihren Augen.

Dann berührte ſie raſch den Klingelzug, und als darauf Frau von Campan mit einer ſchüchternen Gebärde erſchien, befahl die Königin, ihrem Secretair Herrn Goguelat anzukündigen, daß er ſich zur Abreiſe nach Wien noch in dieſer Nacht bereit halten ſolle. Sie ſagte der vertrauten und ergebenen Kammerfrau noch, daß ſie ihr um Mitternacht den Brief ſelbſt auf ihr Zimmer bringen werde.

Der König hatte ſich ſofort zum Schreiben niedergeſetzt. Die Königin nahm an einem andern Tiſche Platz, um ebenfalls ein Blatt zu beginnen, das mit ihren Klagen und Beſchwörungen zu dem kaiſerlichen Bruder in Wien hingelangen ſollte. Man hörte jetzt nur das eifrige, wetteifernde Kniſtern der beiden

turgeſchichte. Rückgängige Bewegungen der deutſchen Bildung im 17. Jahrh. Einfluß des dreißigjährigen Krieges auf Sprache und Sitten. Wie Leibnitz die Sprachverwirrung ſeines Jahrhunderts ſchildert. Leibnitzens Stellung zur Sprache. Die Trennung der Stände ſpaltet ſich auch in verſchiedene Organe der Sprache. Die deutſche Ariſtokratie drückt ſich franzöſiſch aus. Das Latein als vornehmes und privilegirtes Organ für die deutſche Wiſſenſchaft. Deutſche Dichter in lateiniſchen Verſen. Jacob Balde's lateiniſche und deutſche Poeſieen. Das Deutſche erhält ſich zu dieſer Zeit im Munde des Bürger- und Handwerkerſtandes und bildet ſich hier für das praktiſche Leben. Barocke Vermiſchung aller dieſer Sprachelemente im Umgangsleben dieſes Jahrhunderts. Mittelſtellung Leibnitzens in den Verhältniſſen dieſes Jahrhunderts. Als Weltmann und Gelehrter bedient er ſich des Lateiniſchen und Franzöſiſchen zugleich, als Patriot ſucht er auf die Mutterſprache zu wirken. — Nachtheile der Franzöſirung des deutſchen Idioms in grammatiſcher Hinſicht. — Die philoſophiſche Proſa Jacob Böhme's in den Verhältniſſen dieſer Zeit. — Erſte nationale Rückbewegung durch Chriſtian Thomaſius, der das Deutſche wieder zum Organ der deutſchen Wiſſenſchaft zu erheben ſucht. — Einwirkung der Wolfiſchen Philoſophie auf die deutſche Sprache und die Bildung der Proſa. Die faßliche und logiſche Behandlung der deutſchen Schreibart wird durch ſie angeregt. — Die productive Literatur dieſes Zeitraums. Martin Opitz. Er begründet die Herrſchaft der Correctheit in der deutſchen Darſtellung. Sein Studium der älteren deutſchen Sprachquellen. Neue Wortbildungen und Zuſammenſetzungen in ſeinen Schriften. Opitzens Verdienſte in der Proſa. Sein Ari-tarchus. Eine Stelle daraus über den Zuſtand der deutſchen Sprache. Der Canon des epigiſchen Geſchmacks in ſeiner Abhandlung von der deutſchen Poeterei. Bemerkungen daraus über Rei-

Schreibfedern, die das trauerſtille Gemach durchtönten. —

Inzwiſchen war Robespierre mit ſeinem Bruder und ſeinen beiden Damen durch das heiter aufgeregte Volksgetümmel der Straßen fortgegangen, nicht ſelten umdrängt von einem enthuſiaſtiſchen Gefolge, das ſich aus allen möglichen Geſtalten um ihn bildete und ihm unter jauchzenden Begrüßungen ein triumphirendes Geleite bereitete. Robespierre wußte immer mit großer Geſchicklichkeit dieſen Ehren wieder zu entkommen, indem er den Leuten, die er jedesmal mit einigen treffenden Worten anredete, ſogleich ein anderes Stichwort des Tages hinzuwerfen verſtand, mit welchem ſie dann ſchreiend und brüllend, bald die Nation, bald die Freiheit, bald das Volk leben laſſend, weiterzogen.

Die größte Beſeligung aber ſtand bei dieſen Scenen auf den Geſichtern Charlottens und Eleonorens. Die beiden Mädchen waren ſtolz und glücklich, daß Robespierre von der Volksgunſt ſo gewaltig umrauſcht und emporgetragen wurde, und ſie ſchienen, da ſie an ſeiner Seite gingen, einen Theil dieſer Ehre auch auf ſich ſelbſt übergegangen zu fühlen. Mit ſtrahlenden Augen wetteiferten ſie dann in Bemerkungen, die Robespierre gefallen konnten, wäh-

rend Auguſtin Robespierre, der ein beſtändig aufflammender Bewunderer ſeines Bruders war, hinter demſelben in trunkener Begeiſterung einherſtolzirte, und ſich dabei ſo leidenſchaftlich als möglich gebärdete. Er mußte freilich oft hören, daß man ihn links und rechts als einen guten Jüngling aus der Provinz erkannte, was ihn jedoch in ſeiner befriedigten Stimmung keineswegs irre machte.

Das Volk thut Alles, was Herr Robespierre will, ſagte Eleonore ſtill vor ſich hin, indem ſie dann plötzlich einen ihrer glänzenden Blicke zu Robespierre erhob. Aber, fuhr ſie ſchüchtern und ſinnend fort, warum ſagen Sie dem Volke niemals, daß es die Verfaſſung leben laſſen ſoll?

Die Verfaſſung? wiederholte Robespierre, indem ein wilder Blitz aus ſeinen Augen ſchoß. Dieſe Verfaſſung lebt ja nicht, mein Kind, und Niemand wird von ihr leben können. Heut hat ſie nur den Werth, den jeder Actſchluß bei einer Komödie hat. Man iſt geſpannt auf den nächſten Act, der kommen wird, und das iſt Alles! Sie gehen ja gern ins Theater, Eleonore, und da werden Sie noch genauer wiſſen, als ich, wie es mit ſolchen Dingen ſteht.

Eleonore lächelte ihm verſtändnißvoll zu. Ich glaube, Ihren Sinn zu begreifen, ſagte ſie dann

mit der eifrigen Gebärde einer Schülerin. Der Schluß des erſten Actes iſt wichtig, aber er entſcheidet noch nichts. Man kann noch nicht einmal genau wiſſen, ob eine Komödie oder Tragödie daraus wird. Man hat noch keine Bürgſchaft, ob man ſpäter lachen oder weinen wird. Und darum wollen Sie nicht, daß jetzt ſchon der Beifall ausgerufen werde.

Vortrefflich, Eleonore! rief Robespierre, indem er raſch und mit einer beſonderen Angelegentlichkeit ihren Arm ergriff und in den ſeinigen legte, um ſie durch das ſtärker werdende Gedränge zu führen. Charlotte hatte ſich an den Arm Auguſtin's gehangen, und ſchritt mit dem Bruder hinter Beiden her.

Aber in einem Betracht, meine ſchöne Freundin, irren Sie Sich doch! begann Robespierre wieder. Bei einem richtig angelegten Drama muß man ſchon am Schluß des erſten Actes wiſſen können, ob es der Verlauf eines Luſtſpiels ſein wird, oder ob man einer Tragödie entgegengeht. Denken Sie an alle Stücke, die Sie kürzlich im Théatre français geſehen haben, und Sie werden Ihrem Freund Recht geben müſſen.

Eleonore hing ſinnend an ſeinen Lippen und Augen, bemüht, den geheimſten Zug ſeiner Gedanken zu erforſchen.

Und beweiſt der heutige Actſchluß, daß wir in der Tragödie ſind? fragte Eleonore, ſich unwillkürlich näher an ihn drängend, indem auf ihrem klugen Geſicht eine ernſte, faſt düſtere Spannung hervortrat.

Zum Luſtſpiel fehlt heut das Vertrauen auf eine glückliche Löſung, erwiederte Robespierre mit einem höhniſchen Lächeln. Daß wir aber bereits tief im Trauerſpiel darin ſtecken, darauf deutet ja ſchon Alles wie mit Fingern hin. Die Hauptfiguren tragen ſchon alle den Keim des Todes in ſich. Und nichts blüht ſicherer und ſchöner auf, als das Verderben, das die Menſchen in ihrer eigenen Bruſt tragen. Mein Kind, das nennt man heut die Ausſaat der Tragödie, und das iſt der Schluß des erſten Acts!

Und der König? fragte Eleonore erſchrocken, und wie über ihre eigene Frage erbebend.

Der König? wiederholte Robespierre mit einer ſchneidenden Gleichgültigkeit. Der König hat keine ſchwerere Rolle in dieſem Spiel, als wir Uebrigen. Warum nennſt Du denn den König, Eleonore?

Warum? betonte ſie mit einem ſchauerlichen Gefühl. In der Tragödie fallen die Könige, und dann iſt erſt das unglücksvolle Spiel entſchieden.

Nein, nein, rief Robespierre leidenſchaftlich aus.

Der König ist hier nicht der Held der Tragödie, sondern das Volk! Fallen können wir Alle in diesem Spiel, und vielleicht müssen wir es, denn wir binden darin mit den Göttern an!

Robespierre sah bei diesen Worten einen Augenblick lang ernst und trübsinnig aus. Eine tiefe Melancholie überschattete seine Gesichtszüge. Eleonore war bleich geworden. Fester und inniger hing sie sich dem Arm Robespierre's an.

In diesem Augenblick erscholl ihnen plötzlich der Ausdruck einer ausgelassenen Heiterkeit entgegen. Die lust'ge Volksgruppe, die sich ihnen näherte, führte drei Männer in ihrer Mitte, durch deren tolles Gebahren wie durch ihren abscheulichen Aufzug sich die Menge in einen wahren Taumel von Aufregung versetzt sah.

Diese Menschen waren fast nackt, und was sie von einer kleiderähnlichen Hülle noch an sich trugen, machte durch seine Zerrissenheit und seinen Schmutz einen beinahe noch widerwärtigern Eindruck, als ihre nackten, braunrothen Glieder, die daraus hervorragten. Statt der Beinkleider trugen sie nichts als einen entsetzlichen Lumpen, der um ihre Lenden geschlungen war. Auch Strümpfe und Schuhe waren an ihren Füßen nicht zu erblicken.

Dieſes leichte Koſtüm ſchien aber auf die Heiterkeit dieſer Menſchen nur den allervortheilhafteſten Einfluß geübt zu haben, denn ſie tanzten und ſprangen mit den fröhlichſten Gebärden, mit der muthwilligſten Ausgelaſſenheit umher, und gaben durch luſtige Lieder, durch tolle Späße ihren Antheil an dem heutigen Feſtgetümmel ausreichend zu erkennen.

Das ſind einige recht ſtattliche Exemplare von unſern neuen Sanscülottes! ſagte Robespierre zu Eleonoren, die ſich ängſtlich und beſchämt an ſeiner Seite barg. Es iſt das neue Marsfelds-Koſtüm, das ſeit dem unſeligen Tage in Aufnahme gekommen. Die Reaction behauptete, daß die Männer, welche die Affaire des Marsfeldes geleitet, alle ein ſo vernachläſſigtes Koſtüm angehabt hätten, während es doch nur die Schergen Lafayette's und Bailly's waren, welche dem Volke damals die Kleider vom Leibe geriſſen. Aber ſehen wir zu, was dies ganz neue Geſchlecht des Tages im Schilde führt.

Dieſe drei Männer ſtanden jetzt in dem um ſie verſammelten Kreiſe ſtill und begannen auf einmal eine komiſche Pantomime aufzuführen. Sie ſchienen profeſſionirte Geſichterſchneider zu ſein, an denen Paris zu jeder Zeit reich geweſen. Der Eine verſtand die Kunſt, wie der König auszuſehn, und ſtellte

plötzlich das Geſicht und die Gebärden des Monarchen auf das Täuſchendſte dar, während ſein College mit einer faſt noch geſchickteren Mimik das Portrait der Königin Marie Antoinette zeichnete. Der dritte der Sansculottes hatte ſich eine viel undankbarere Aufgabe geſtellt, denn in der demüthigſten Unterwerfung ſich dem Königspaar nähernd, und dabei die Gebärde eines Bettlers annehmend, ſchrie er unaufhörlich: Ich bin die Conſtitution! Die Conſtitution hungert und friert. Gebt der Conſtitution von Euerer Gnade Etwas, daß ſie leben kann. Es lebe die Conſtitution!

Je mehr der Bettler ſein Geſuch wiederholte, deſto heiterer wurden der König und die Königin, ſie umarmten ſich lange und herzlich, und begannen endlich in einen höchſt graciöſen Contretanz mit einander überzugehn, woran die Verfaſſung ſich nur im beſcheidenen Abzählen der Takte betheiligte. Es verſteht ſich, daß im Volke ein ungeheuerer Beifallsjubel dieſer Verſtellung folgte.

Siehſt Du, ſagte Robespierre, indem ſie vorübergingen, zu ſeiner Gefährtin, es giebt noch luſtige Leute unter dieſem Getümmel, die ſich mit der neuen Verfaſſung einen Spaß zu machen wiſſen. Und nun haſt Du auch endlich den Ruf: es lebe die Verfaſſung!

vernommen. Diese Herren Sansculottes sind gewiß sehr uneigennützig dabei, wenn sie die Verfassung leben lassen. Denn da sie nichts bezahlen können, da sie nicht einmal so viel Steuer erlegen, als der Werth von drei Arbeitstagen ausmacht, wie die Verfassung will, so haben sie keinen Zutritt zu diesem vornehmen Prunkgebäude der neuen Constitution. Sie werden nicht einmal Wähler sein, und ein Paar anständige Beinkleider wirft die Verfassung auch nicht für sie ab.

So wird diese Verfassung wohl das Grabgeläute der Monarchie sein? fragte Eleonore, die, ermuthigt durch die Theilnahme, mit welcher sich Robespierre mit ihr bemühte und sie der Auseinandersetzung seiner Gedanken würdigte, zuweilen schon kühnere Anläufe nahm, um sich seines Unterrichts werth zu zeigen.

Robespierre streckte den Zeigefinger seiner feinen, langen, schlankgeformten Hand aus, und sagte mit lehrendem Ton: Darauf kommt es gar nicht an, ob der Zustand, in dem wir leben, Republik oder Monarchie heißt. Es sind ja Republik und Monarchie zunächst nur ganz gleichgültige Formen; es kommt nur darauf an, daß freie Menschen in einem Staat wohnen, derselbe mag einen Namen führen, welchen er will. Ein König ist an sich noch nichts Schlimmes;

es mag meinetwegen auch künftig Könige geben, wie es Poſtmeiſter, Gränzaufſeher, Gaſtwirthe und dergleichen giebt. Man hat mir zuweilen geſagt, daß ich Republikaner ſei, und damit hat man mir in der That eine zu große Ehre erwieſen; wenigſtens bin ich es noch nicht. Wenn man mich aber beſchuldigt hätte, Monarchiſt zu ſein, ſo würde man mir von meiner Ehre etwas abgeſchnitten haben, denn das bin ich auch ganz und gar nicht*). Wir wollen bloß frei ſein, und vielleicht auch glücklich, nicht wahr, Eleonore?

Eleonore ſchrak bei dieſer Frage, in welche Robespierre zuletzt plötzlich mit einer mildern Stimme als ſonſt übergegangen war, heftig zuſammen. Ihr Arm zitterte in dem ſeinigen, ihr Geſicht war mit einer tiefen Purpurröthe übergoſſen.

In dieſem Augenblick vernahmen ſie ein ſtarkes Rufen hinter ſich. Es waren Charlotte und Auguſtin, die durch das Volksgedränge der Boulevards eine Zeitlang von ihnen abgetrennt geweſen, und um ſo mehr Mühe gehabt hatten, ſich wieder zu ihnen zu finden, da Robespierre und Eleonore im

*) Die eigenen Aeuſſerungen Robespierre's aus dem Jahre 1791. Vgl. Buchez et Roux XI. 487.

Eifer ihres eigenen Gesprächs ganz vergessen hatten, sich um sie zu bekümmern.

Charlotte konnte aber jetzt einigen Unwillen in ihrem sonst so gütigen Gesicht nicht unterdrücken, doch stellte sich in den scharf leuchtenden Blicken, mit denen sie anfangs auf Eleonore blickte, bald der gutmüthige und seelenvolle Schimmer wieder her, der sonst beständig in ihren Augen wohnte. Auguſtin dagegen sah strahlender und glücklicher als je. Es war ihm widerfahren, daß man ihn unterwegs einige Male für seinen berühmten Bruder gehalten, mit dem die Aehnlichkeit der Gesichtszüge und der Gestalt doch in manchem Betracht hervortrat. Dann waren ihm Begrüßungen des Volks so unmittelbar entgegengeflogen, daß die Freude darüber noch heimlich in ihm jauchzte und brannte.

Ein Restaurant der Boulevards, dessen Haus eigentlich zum Ziel der Wanderung gedient hatte, war jetzt erreicht, und man begab sich nun in dasselbe hinein, um dort das Diner einzunehmen.

Am Abend strahlten der Garten der Tuilerien und die Elyseischen Felder in einer prächtigen Illumination. In der heitern Stimmung, die sich Aller bemächtigt hatte, lud man den König und die Königin ein, sich eines Wagens zu bedienen, um in

heit und Schönheit der deutschen Darstellung. — Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Ihre Wirkungslosigkeit für die deutsche Literatur. Versuch, durch dieselben die Stände wieder anzunähern. Der Satiriker Schuppius über die Bestrebungen dieser Gesellschaften. Grammatische Anregung der deutschen Sprache durch die litterarischen Gesellschaften. Lexicalische und grammatische Arbeiten von Schottel und Stieler. Trennung von Poesie und Prosa in diesem Jahrhundert. Die Poesie hat in der Metrik feste Schranken angenommen. Der Prosa fehlt das höhere gesellschaftliche Bedürfniß. Serviler Charakter der damaligen Schreibart. — Die zweite schlesische Dichterschule. Sie trägt dazu bei, die Trennung von Poesie und Prosa aufzuheben. Lohenstein's Roman Arminius und Thusnelda. Charakter der hoffmannswaldau-lohensteinischen Diction. — Nachahmer dieser Schule. Ziegler's asiatische Banise. Die Romane des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig. — Romanenliteratur dieses Jahrhunderts, besonders nach ihrer Sprache. — Die Wirklichkeit des siebzehnten Jahrhunderts im Gegensatz zu der phantastischen Romanwelt. Die Wirklichkeit steht verlassen von der Poesie und der Sprache. — Eigenthümliche Erscheinungen, die sich an die heimathliche Wirklichkeit lehnen: Der Roman vom Simplicissimus. Die orientalische Reisebeschreibung des Adam Olearius. — Eine Mischform aller Elemente dieses Jahrhunderts in Abraham a Sancta Clara. — Die Satire dieser Zeit. Moscherosch, verglichen mit Pater Abraham. Joh. Balthasar Schuppius ..... S. 267—311.

7. Achtzehntes Jahrhundert. Rationalistische Aufklärungsperiode für den deutschen Stil. Hinstreben der Zeit nach correcten und regelrechten Formen. Die galante und geistlose Partei, Beyse, Hunold und Postel, als Vorgänger Gottscheds. Gottsched

Begleitung ihrer ganzen Familie eine Spazierfahrt durch die Elyseischen Felder zu machen. Ein donnerndes: Es lebe der König! empfing die Königliche Familie, als ihr Wagen jetzt langsam am Ende des Tuileriengartens bei der Reiterstatue Ludwigs XV. vorüberfuhr, um in die Haupt-Allee der Champs Elysées, wo Alles von Lichtern und Flammen loderte, einzulenken.

Der König und die Königin wagten aber nicht, sich an dem Schlag des Wagens zu zeigen. Dem König war zwar bei den ihm entgegenschallenden Grüßen des Volkes einen Augenblick lanz so zu Muthe gewesen, als könnten noch einmal alle Herzen der Nation wieder zu der Königlichen Familie zurückkehren. Aber die Traurigkeit gewann bald wieder in seinem Sinn die Oberhand und malte sich mit tiefen Schatten auf seinem Gesicht. Die Königin hatte sich von dem Fenster angstvoll zurückgebogen, und vermied es auf das Sorgfältigste, gesehen zu werden.

Zu ihrer sich unaufhörlich steigernden Angst trug noch ein Mann aus dem Volke bei, der keinen Augenblick von dem Wagenschlag wich, und jedesmal, so oft ein Lebehochruf für den König ertönte, ganz

allein und mit einer furchtbaren Stentorſtimme ausrief: „Nein, glaubet es nicht, es lebe die Nation!“

Der Dauphin allein, der in den Armen der Frau von Tourzel gehalten wurde, zeigte ſich häufig dem Volke, und ſchlug, mit dem kindlich frohen Ausruf: es lebe die Nation! unaufhörlich in ſeine kleinen Hände. Wenn man ihm dann dagegen zurief: „Es lebe der Herr Dauphin!“ ſo wußte ſich der kleine Prinz vor Entzücken kaum zu laſſen. —

VI.

Die Triumphatoren.

Am 30. September hörte Ludwig XVI. abermals den Ruf: Es lebe der König! an ſein Ohr ſchlagen, als er ſich an dieſem Tage, an welchem die Sitzungen der Nationalverſammlung geſchloſſen werden ſollten, zu dieſer Ceremonie in den Saal der Reitbahn begeben hatte. Als er die Verſammlung unter dieſen ſich ihm zuwendenden Grüßen, mit denen ſie ſich zugleich auseinanderbegab, entließ, befiel ihn plötzlich der Gedanke, daß er mit dieſer Verſammlung den beſten Freund, den er in der letzten Zeit gehabt, fortſandte.

Dieſe Verſammlung hatte bis jetzt zwiſchen ihm und ſeinen eigentlichen Todfeinden geſtanden, und jetzt, wie oft und bitter er ſich auch über ſie beklagt, fühlte er doch auf einmal den Schild von ſeiner Bruſt weggezogen, den ſie ihm bis dahin gegen

das Volk und deſſen Führer dargeboten hatte. Er ſah ſich jetzt bereits Bruſt an Bruſt gegen das ihn umtobende Volk gedrängt, und mit dieſem unheimlichen Gefühl verließ er das Haus, um in ſeinen Wagen zu ſteigen.

In dieſem Augenblick vernahm er die ſtarken, jauchzenden Stimmen der Menge, die ſich aber nicht für ihn erhoben, ſondern die den Gegenſtand ihrer Huldigungen jetzt unter den aus dem Saal tretenden Abgeordneten erwarteten. Dieſe Volksmenge hatte ſich in dichten Schaaren an allen Ausgängen des Saals aufgeſtellt, und verſtattete den Abgeordneten, die ſchweigend und langſam herauskamen, nur einen ſchmalen Weg durch ihre gedrängte und unruhige Maſſe. Die beiden Männer, auf welche Alles ſo ſehnſüchtig und mit nur noch mühſam zurückgehaltenen Jubellauten harrte, traten erſt ganz zuletzt, Arm in Arm, heraus.

Es lebe Robespierre! Es lebe Pétion! Es leben die Freunde des Volkes! brach es jetzt mit brauſenden, donnernden Stimmen überall los, und von der Stelle, wo Robespierre und Pétion einhergeſchritten kamen, verbreiteten ſich dieſe Rufe wie mit einem unendlich ſich vervielfältigenden Echoklang zu den entfernteren Plätzen hinüber, von denen jetzt in gleicher

Weiſe die enthuſiaſtiſche Begrüßung für die beiden Lieblinge des Volkes anſchwoll.

Als Robespierre und Pétion auf dem Hof der Feuillants angelangt waren, ſahen ſie ſich in einer engeren Gruppe von Männern feſtgehalten, die, mit Eichenkränzen in der Hand, ihnen entgegentraten und ſie nöthigten, dieſe vielbedeutſamen Kronen ihrem Haupt aufzuſetzen. Zu gleicher Zeit ſtand ein offener Wagen bereit, und mit ehrfurchtsvollen, rührenden Gebärden erſuchte man Robespierre und Pétion, in denſelben einzuſteigen. Nun, nachdem dies geſchehen war, ſpannte eine Anzahl von Männern des Volkes unter ungeheurem Jauchzen ſich ein, und zog den Triumphwagen der beiden Freunde in feierlichem, ſchwungvollem Aufzuge fort.

Pétion grüßte mit der heiteren, ſtattlichen Anmuth, die ihm eigen war, das Volk, welches von beiden Seiten in wogenden und rauſchenden Maſſen dem Wagen das Geleite gab. Er ſchien berauſcht von dieſem Triumph, und ſein ehrliches, offenes Geſicht ließ die Freude, welche ihm das Zujauchzen des Volkes bereitete, unverhohlt hervortreten. Er blickte die Menge ſo freundlich und glücklich an, daß er faſt ein wenig mit ihr zu coquettiren ſchien. Zugleich ſah man ihm das Behagen an, mit dem

er das Gewicht der auf ſeinem Haupte ruhenden Krone trug.

Nicht ſo leicht hatte ſich Robespierre in die Rolle gefunden, die ihm das Volk heut zugedacht hatte. Im Gegentheil ſchien er ſich unter ſeiner Krone unruhig und mißbehaglich hin und her zu bewegen. Sein Geſicht ſah traurig und finſter aus, und die gelbe Farbe deſſelben ſchien noch ſtärker als ſonſt hervorgetreten zu ſein.

Es lebe Robespierre, der Unbeſtechliche! Es lebe Pétion, der Ehrenmann! riefen jetzt die begeiſterten Schaaren, welche den Wagen geleiteten und zogen, mit einem erneuerten Ausdruck ihrer Huldigung aus*).

Dieſer neue Ruf fand überall die gewaltigſte Zuſtimmung. Es lebe Robespierre, der Unbeſtechliche! Es lebe Pétion, der Ehrenmann! rief es bald auf allen Plätzen, auf allen Straßen, durch welche der Triumphzug ſich fortbewegte. Die Fenſterſcheiben der Häuſer zitterten vor den mächtigen Stimmen des Volkes, das ſeine beiden Helden mit dieſen ſchönen Bezeichnungen ehrte.

In der Rue St. Honoré ſah ſich an einem ſehr engen Theile derſelben der Zug aufgehalten. Man wußte nicht ſogleich, woher dieſe Stockung entſtand,

*) Weber Mémoires II. 151. George Duval souvenirs de la terreur I. 353.

bis endlich durch einen Mann aus dem Volke der Bericht darüber zu den Ohren Robespierre's und Pétion's gelangte.

Es iſt ein Hochzeitszug, der uns in den Weg gekommen! hieß es. Aus altem Reſpect für die Prieſter, hat das Volk den Zug durchlaſſen wollen, und dadurch iſt dieſe Unordnung hervorgegangen. Denn es iſt ein Prieſter, der heut ſeine Hochzeit machen will!

Andere Stimmen nannten den Abbé de Cournand, einen ſehr bekannten Geiſtlichen, der zugleich Profeſſor am Collège de France war.

Der Wagen, in dem Robespierre und Pétion ſaßen, mußte jetzt ſtill halten, denn der Hochzeitszug, dem das Volk ſo viel Aufmerkſamkeit ſchenkte, war nun bereits näher herangekommen.

Ein Prieſter, der Hochzeit macht! rief Robespierre, der ſich durch dieſe Vorſtellung plötzlich erheitert fühlte, und auf ſeinem düſtern Geſicht ein leiſes Lächeln auftrieb. Träume ich, oder eilen wir wirklich ſchon im Sturmſchritt der ſchönen Zeit entgegen?

Ja, mein Freund, Du träumſt! erwiederte Pétion, indem er unter ſeiner Eichenkrone herzlich lachte. Du träumſt, denn Du haſt ganz unſere Verfaſſung vergeſſen, die jetzt auch den Prieſtern das gefährliche Glück geſtattet, ſich zu verheirathen. Nachdem wir

den Geiſtlichen die Kirchengüter confiscirt und dies fette Vermögen in die Fluthen des Volksbetriebes hinabgezogen haben, mußten wir den Herren vom Clerus doch auch eine kleine Zerſtreuung von ihrem Kummer gönnen, und darum haben wir ihnen den Hafen der Ehe eröffnet. Und dieſer Abbé de Cournand, den ich ſehr wohl kenne, hat ſich gleich zu einem guten conſtitutionellen Prieſter angelaſſen. Er gehörte zu den Erſten, die ſich bereit erklärten, den von ihnen geforderten Eid auf die Verfaſſung zu leiſten, und ſeine heutige Heirath iſt zugleich eine Demonſtration, die er auf offener Straße für ſeine gute conſtitutionelle Geſinnung machen will.

Pétion nickte dabei dem Abbé, der in demſelben Augenblick mit ſeinem Gefolge feierlich an dem Wagen vorübergeſchritten kam, lächelnd und gewiſſermaßen beifallſpendend zu.

Neben dem Abbé de Cournand ging ſeine Braut einher, eine Demoiſelle Dufresne, mit der er, wie dem Publikum bekannt war, ſeit einer langen Reihe von Jahren im Concubinat gelebt hatte. Es fehlten aber auch die Früchte dieſer illegitimen Zärtlichkeit nicht. Drei Kinder, die aus derſelben hervorgegangen, ſtellten ſich in der Prozeſſion als wohlgepflegte und bereits ziemlich herangewachſene Beweismittel

des Verhältniſſes dar. Fünf Zeugen in geiſtlichen Kleidern, die, wie Cournand, ebenfalls dem neuen conſtitutionellen Prieſterſtande angehörten, folgten dem Zuge, der ſich auf die Municipalität von Paris begeben wollte, um dort die zur Eingehung einer Heirath jetzt blos erforderliche Erklärung abzugeben.

Unmittelbar darauf folgte aber noch ein anderer bekannter Prieſter, der Abbé de Boiſtorelle, der ſich beeilte, von dem Durchlaß, der ſeinem Collegen gewährt worden, noch in derſelben Angelegenheit Gebrauch zu machen. An ſeiner Seite ſchritt ebenfalls eine junge Dame einher, in der das Volk eine Wäſcherin aus der Rue Saint-Sébaſtian erkannte, und die jetzt durch den Segen der neuen Conſtitution in die Gattin des wohlbeleibten Abbé verwandelt werden ſollte.

Es wäre jetzt wünſchenswerth, daß die Reihen der conſtitutionellen Prieſter, die zum Altar Hymen's wallfahrten wollen, ſich einſtweilen ſchließen möchte, ſagte Robespierre. Denn wir würden ſonſt um die richtige Stunde unſeres Diners kommen. Und ich will heut Abend noch mit der Diligence nach Arras abreiſen.

Die Führer des Wagens ſchienen aber ganz von derſelben Beſorgniß erfüllt, und ergriffen jetzt haſtig

die Deichsel des Wagens, um denselben weiter fortzugeleiten und zuerst bis zum Hause Robespierre's in der Rue St. Honoré hinabzuziehn.

Die Fenster der Häuser waren überall mit einer schaulustigen Menge, unter der besonders die überwiegende Anzahl der Damen auffiel, besetzt. Man spendete den beiden Triumphatoren von allen Seiten Grüße, Kränze, Blumen, enthusiastisches Händeklatschen, und ergebene, freundlich entgegenwinkende Mienen.

Robespierre erkannte schon aus der Ferne die Seinigen, die an dem Fenster seines Hauses harrten, um ihn festlich zu empfangen. Als er jetzt vor der Thür angelangt war, grüßte er zuerst hinauf, ehe er den Wagen verließ. Seine Schwester, sein Bruder, die ganze Familie Duplay, erwiederten seinen Gruß mit einem fröhlichen Schwenken ihrer Tücher.

Nur eine Gestalt zog sich sogleich wieder vom Fenster zurück, nachdem sie mit ihren leuchtenden Blicken den innigsten Gruß auf Robespierre hinabgewinkt hatte. Es war Eleonore Duplay, die jetzt forteilte, um sich im Hause zu verbergen und sich den ganzen heutigen Tag nicht wiederfinden zu lassen.

Eleonore hatte sich vorgenommen, keinen Abschied

und seine Frau Louise Adelgunde Victorie Gottsched. Sein Revolutionstribunal der Correctheit in Leipzig. Gottsched's Zusammenhang mit der wolfischen Philosophie. Die Art, wie Gottsched eine neue Einheit von Poesie und Prosa gründet, indem er Alles prosaisch macht. Gottsched vergreift sich am deutschen Hanswurst. Bedauern über Louise Adelgunde Victorie, daß sie an Gottsched gerathen war. Die Trefflichkeit ihrer eigenen Briefe. — Gottscheds Verdienste um die Reinheit der Diction. Ein Wort Herders über Gottsched. Gottsched's Kenntniß des Altdeutschen. Sein Kampf mit den Schweizern Bodmer und Breitinger. Bodmer studirt die Minnesängersprache. Wirkung seiner Uebersetzung Milton's. Die Persönlichkeit Bodmer's. Breitinger's kritische Dichtkunst. Schwalbenverboten der schönern Poesie in Haller und Hagedorn. Haller's Romane. Die Satire dieses Jahrhunderts gegen Gottsched. Rost's Epistel des Teufels an Gottsched. Liscow, der größte Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts. — Bedürfniß eines productiven Genius, um neue Nationaltypen für Sprache und Geschmack hinzustellen. Klopstock. Er ist das Genie der Sprache in diesem Jahrhundert. Seine Diction ist eine Combination der deutschen Elemente mit den römischen und griechischen Sympathieen der klassischen Bildung. Klopstock's polymetrische Behandlung der deutschen Sprache. Herder's Ansichten darüber in den Fragmenten zur deutschen Literatur. Die Messiade und Gottsched. Klopstock's poetischer Stil. Die Verschlungenheit seiner metrischen Strophen und deren Einfluß auf die prosaische Sathbildung. — Die allgemeine Sprachgährung dieser Zeit. Friedrichs des Großen Verhältniß zur deutschen Sprache. Die Abhandlung de la literature allemande. Eine Bemerkung von F. A. Wolf. Klopstock über Friedrich den Großen. Friedrichs Vorschläge zur Verbesserung der deutschen Schreibart. Anhängung des A

von Robespierre zu nehmen, wenn er heut die Reise nach seiner Vaterstadt Arras, wozu ihn Bruder und Schwester bewogen, antreten würde, und sie hielt sich selbst Wort. Der Blick, mit dem sie ihn jetzt gegrüßt, war ihr Abschied gewesen.

Unter den gewaltig donnernden Hurrahrufen des Volkes war Robespierre jetzt abgestiegen und in sein Haus getreten.

Der andere Triumphator ließ sich noch bis zu seiner nicht weit davon gelegenen Wohnung ziehn. —

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

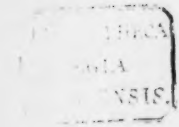
Robespierre.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.



Inhalt des Zweiten Bandes.

Drittes Buch. Pike und rothe Mütze.

		Seite
I.	Madame Roland bei Robespierre	3
II.	Danton und Bonaparte	23
III.	Ein Besuch bei Marat	43
IV.	Die Frauen der Revolutionsmänner	55
V.	Der Salon der Madame Roland	74
VI.	Robespierre im Salon	95
VII.	Chamfort bei Madame Roland	111
VIII.	Guillotin	134
IX.	Vor der Büste Rousseau's	144
X.	Das Crocodil der Jacobiner	168
XI.	Die rothe Mütze auf dem Haupt des Königs	185

Viertes Buch. Der Sturz der Monarchie.

I.	Le jour de gloire est arrivé	217
II.	Eine Comité-Sitzung bei Robespierre	235
III.	Pétion im Schloß und unter dem Volke	260
IV.	Der zehnte August	285
V.	Die Königin Violet	313
VI.	Die Septembertage	330

Drittes Buch.

Pike und rothe Mütze.

I.

Madame Roland bei Robespierre.

Robespierre hatte den Aufenthalt in seiner Vaterstadt Arras nur auf wenige Tage beschränkt. Obwohl ihm dort die ganze Bevölkerung Triumphe aller Art bereitete, so hatte er es doch bald vorgezogen, ein einsames Landhaus in der Umgegend von Arras zu beziehen, wo er, selbst von seiner geliebten Schwester Charlotte getrennt, in tiefer Abgeschiedenheit nur sich selbst und den ihn beschäftigenden Entwürfen lebte. Mit dem Herannahen des Winters war er jedoch wieder nach Paris zurückgekehrt, woher schon seit einiger Zeit befremdliche und beunruhigende Gerüchte, die von einem baldigen Krieg Frankreichs gegen die auswärtigen Mächte sprachen, zu ihm gedrungen waren. Obgleich Robespierre in der neuen gesetzgebenden Versammlung, die in Paris am 1. Oktober 1791 in dem Saal der Manège ihre Sitzungen eröffnete,

keine Stelle einnahm, und seine Verbindung mit den Parteien sich überhaupt in der letzten Zeit mehr gelockert hatte, so trieb es ihn doch, jetzt wieder auf dem dortigen Schauplatz zu erscheinen. Er wollte alle seine Kräfte aufbieten, um dem ihm verdächtigen Treiben, das es auf den Ausbruch eines Krieges mit Deutschland abgesehen hatte, sich entgegenzustellen, und sollte er auch in diesem Bemühen, das er im Interesse der neuerworbenen Freiheit für nothwendig hielt, ganz allein und verlassen stehen. —

Er bewohnte jetzt seit einiger Zeit wieder seine friedlichen, stillen Zimmer in der Rue St. Honoré, wo er von allen Mitgliedern der Familie Duplay schon lange mit der innigsten Sehnsucht erwartet worden. Der sichere wohlthuende Anhalt in der Mitte dieser Familie, die sich mit der sorglichsten und zärtlichsten Treue um ihn bemühte, war für ihn ein um so größeres Bedürfniß geworden, als er jetzt wieder in die Stürme des Tages und vielleicht in den schwierigsten Kampf, den er bis dahin unternommen, sich hinausstürzen wollte.

Und seine junge Freundin Eleonore, deren Wangen sich seit seiner Wiederankunft mit frischeren Rosen als je bedeckt hatten, war wieder in der alten stillen Zugehörigkeit, die sich bisher nur durch Hand-

lungen, aber nie durch ein Wort verrathen, um ihn beschäftigt. Eleonore hatte aber doch durch die Abwesenheit Robespierre's einen neuen Gewinn davongetragen. Die einzigen Briefe, welche er von dem abgelegenen Landhause bei Arras nach Paris geschrieben, waren an sie gerichtet gewesen, und indem sie dadurch in einem beständigen Zusammenhange mit ihm geblieben, hatte sie zugleich mehr und mehr seinen ganzen Sinn verstehen gelernt. Ihr heißes Bestreben ging dahin, sich ganz und gar seinen Ideen gemäß zu bilden, ihn in dem Größten und Geheimsten, das er wollte, zu errathen, und durch Verehrung und Verständniß gleicherweise sich seiner würdig zu machen.

Sie war glücklich, wenn er auch nur stillschweigend alle Dienste von ihr annahm, die sie ihm nur irgend widmen konnte. So war sie jetzt im vollsten Sinne des Wortes sein Secretair geworden, und verbrachte oft einen großen Theil des Tages mit ihm auf seinem Zimmer, indem sie sich von ihm dictiren ließ oder sie für ihn abschrieb und Geschäftsbriefe nach seiner Angabe entwarf. Dieser ihr Wirkungskreis bei ihm war jetzt ein fast strenger und regelmäßiger geworden, als Robespierre, seit seiner Rückkehr nach Paris, es für nöthig befunden hatte,

an die Verba auf — en, sagena, für sagen, u. s. w. Eine Bemerkung von Schleiermacher über Friedrichs sprachliche Bildung. — Schreib- und Gedankenfreiheit unter Friedrich dem Großen als die Grundelemente alles guten Schreibens und Darstellens . . . . . S. 312—340.

8. Verhältniß der von Klopstock gegründeten Dichtersprache zur Prosa. Die Eigenthümlichkeit der klopstockschen Prosa. Einfluß der deutschen Wochen- und Monatsschriften auf die Bildung der Prosa. — Lessing als Genie der Prosa. Charakteristik seines Stils. — Plastische Gestaltung des deutschen Stils durch Winkelmann. — Befähigung der deutschen Prosa, der poetischen Anschauung mit aller Freiheit zu dienen. Einheit von Poesie und Prosa und deren erste harmonische Verschmelzung im Werther. — Herder's poetisirende Prosa. — Goethe, nach Sprache und Stil charakterisirt. Das radicale Element im Werther. Die aristokratischen Einflüsse der Gesellschaft im Wilhelm Meister und den Wahlverwandtschaften. — Die übrig bleibende Gränze zwischen Poesie und Prosa . . . . . S. 341—352.

III. Die literarischen Gattungen der Prosa.

1. Die Bedeutung der Prosa für Leben und Gesinnung. Der Roman, als die vorzugsweise ausgebildete Kunstform der Prosa. Die Verschmelzung der poetischen Formen im Roman. Die Prosa des Romans als das vereinende Gesammtorgan aller Zustände. — Das Märchen als Ideal in seiner mythischen Verhüllung. Märchenstil. Unterschied vom Romanstil.

die Herausgabe eines politiſchen Journals zu unternehmen.

Madame Duplay kam zuweilen mit haſtigen und unruhigen Gebärden, um ihre Tochter von dem Zimmer Robespierre's abzurufen. Aber es geſchah dies nicht, weil im Hauſe etwas Auffälliges und Anſtößiges darin gefunden wurde, daß Eleonore oft ſo lange bei Robespierre verweilte, denn darüber hatte ſich bei allen Mitgliedern der Familie eine ebenſo beſtimmte als unbefangene Schätzung gebildet. Aber Madame Thereſe Duplay konnte ſich oft bei der ihr eigenen Lebhaftigkeit nicht enthalten, dem Zug einer gewiſſen Eiferſucht zu folgen, welche ſie zu Robespierre hinauftrieb, den ſie gern beſtändig und ohne Aufhören ihrer zärtlichſten Ergebenheit für ſeine Perſon verſichert hätte. In dieſen oft plötzlich eintretenden Aufwallungen ſtörte ſie dann die regelmäßige Anweſenheit Eleonoren's auf Robespierre's Zimmer, aber ihr Kommen wurde von Beiden häufig gar nicht bemerkt, und während Eleonore unaufhörlich ſchrieb und Robespierre mit der Durchſicht eines Druckbogens beſchäftigt war, der ſogleich wieder in die Druckerei ſeines Journals zurückgelangen ſollte, mußte ſie, ohne irgendwie beachtet zu werden, das Zimmer wieder verlaſſen. —

Heut kehrte Robespierre von einem Ausgang wieder zurück, und fand Eleonore bereits auf seinem Zimmer, wo sie ihn in sichtlicher Unruhe erwartet hatte. Auf sein Befragen, was sie habe, erwiederte sie mit einer auffallenden Verstimmung, daß soeben eine schöne vornehme Dame dagewesen sei, die sehr dringlich Herrn Robespierre zu sprechen begehrt habe. Sie habe, nachdem ihr seine baldige Rückkehr versichert worden, verheißen, daß sie in einer halben Stunde wieder vorüberfahren werde, und Herrn Robespierre, wenn er bis dahin wiedergekommen, bitten lasse, Madame Roland bei sich zu erwarten.

Und das beunruhigt Dich? fragte Robespierre mit einem flüchtigen Lächeln, indem er Eleonorens Hand ergriff, und ihre Augen, die ihm unsicher auswichen, mit einem langen Blick zu ergründen suchte. Von Madame Roland erwächst uns keine Gefahr, mein Kind. Sie ist eine hochherzige, außerordentliche Frau, und sie hat mir von jeher große Aufmerksamkeiten zu beweisen gesucht, wo ich auch mit ihr zusammengetroffen bin. Aber sie will niemals eine andere Leidenschaft einflößen, als die Leidenschaft der Freiheit, dessen kann man sich versichert halten.

Doch wie ist es möglich, daß eine Dame einem

Herrn ihren Besuch zu machen komm'? fragte Eleonore leise und zögernd. Auf ihrem lieblichen Gesicht war ein ernsthafter Verdruß aufgestiegen, wie ihn Robespierre bei ihr kaum für möglich gehalten hatte.

Ach, Dame oder Herr, das ist der Madame Roland ganz gleichgültig, erwiederte Robespierre, indem er die Hand Eleonorens festhielt. Sie geht zu Jedem, mit dem sie zu sprechen hat, und ist dabei so unbefangen und unangreifbar, wie ein Kind, oder wie eine stets mit Helm und Schild aufmarschirende Minerva.

Aber Madame Roland ist sehr schön, ja sie ist bewundernswürdig schön! sagte Eleonore mit einem fast vorwurfsvollen Blick.

Ja, entgegnete Robespierre, sie ist schön, aber ihre Schönheit ist eine starke glänzende Rüstung, die wie ein Siegesharnisch ihre Glieder umfließt. Man beugt sich vor ihr, aber man findet es unbequem, eine solche Schönheit zu umarmen. Aber die Schönheit Eleonorens blüht wie eine Blume, der sich alle unsere Sinne und Gefühle zuwenden, und nach dieser duftigen Blume strebt, wer sein ganzes Leben verschönen und in seinem Werth erhöhen will!

In seinen Augen erglänzte ein sanftes inniges Feuer. Sein Gesicht bedeckte sich einen Augenblick

mit einem zarten durchsichtigen Roth, und eben wollte er sie in seine Arme fassen, als Eleonore, zusammenschreckend, von ihm fortstürzte und an das Fenster eilte.

Mich dünkt, ich habe schon den Wagen der Madame Roland wieder vorfahren hören, sagte Eleonore, ihr heißerglühtes Gesicht an der Fensterscheibe bergend.

Und ich habe mich nicht getäuscht, fügte sie lebhaft hinzu. Madame Roland ist schon im Begriff, die Treppe heraufzusteigen. Ich werde ihr entgegen gehn, und ihr melden, daß Herr Robespierre sie empfangen wird.

Sie entfernte sich jetzt mit der größten Eile, wandte aber in der Thür noch einmal ihr verschämt strahlendes Gesicht nach ihm um und grüßte ihn mit einem langen innigen Blick, in dem sie ihr ganzes Herz ihm antworten ließ.

Nach einigen Minuten trat Madame Roland ein, und schwebte sogleich mit der ihr eigenen Grazie, die zugleich so viel Festes und Charaktervolles hatte, dem sie ehrerbietig bewillkommnenden Robespierre entgegen.

Was sagen Sie zu meinem Geniestreich, Herr Robespierre, daß ich Ihnen ohne Weiteres auf Ihr Zimmer komme? begann sie sogleich mit ihrer heiteren klangvollen Stimme, indem sie ihm zur Begrüßung ganz treuherzig ihre Hand hinreichte. Aber

Sie sind ein Einsiedler mitten in Paris, und wenn man die großen Eremiten sehen will, an deren Aussprüchen Einem gelegen ist, so muß man zu ihrer Klause wallfahrten und mit frommer Zudringlichkeit bei ihnen anklopfen.

Robespierre nöthigte sie, auf seinem einfachen Divan Platz zu nehmen, und indem er sich ihr gegenübersetzte und sie erwartungsvoll anblickte, fühlte er sich von der mächtigen und strahlenden Erscheinung der schönen Frau fast einen Augenblick verwirrt.

Sie warf jetzt den schwarzen Schleier zurück, den sie beim Eintritt in das Zimmer noch über ihr Antlitz geworfen trug, und wandte ihm nun ihr klares, seelenvolles aber scharf durchdringendes Auge zu, welches rasch und siegesgewiß den ganzen Sinn Robespierre's ergründen zu wollen schien. Ihr lockig und lang herabwallendes schwarzes Haar, das nach der damaligen Mode à la Romaine von einem goldenen, an beiden Schläfen in langen Enden herniederflatternden Stirnband befestigt war, umfloß in einer wunderbaren Fülle Kopf und Hals, und schmiegte sich bis über die schöne kräftige Schulter herab.

So saß sie ihm kühn und majestätisch gegenüber, und schien noch einen Augenblick lang auf das erste Wort zu sinnen, mit dem sie die eigentliche Absicht

ihres Beſuches einleiten wollte. Dann lächelte ſie in ihrer friſchen harmloſen Weiſe, und ihr Lächeln ſchien eben ganz fröhlich und zutraulich eingeſtehen zu wollen, daß ſie ſich, dem ehernen und unerſchütterlichen Angeſicht Robespierre's gegenüber, gewiſſermaßen in einer Verlegenheit befand, nämlich in der, Das, was ſie ſagen wollte, nicht ſogleich ſagen zu können.

Robespierre hatte inzwiſchen die Unterhaltung mit einigen gleichgültigen und höflichen Wendungen begonnen, die ihm indeß vollkommen Zeit ließen, die ſchöne Frau, bei deren Beſuch er ſich kaum eine ihm angenehme Abſicht denken konnte, ſpähend zu beobachten. Er überflog ihre herrliche, mit dem eigenthümlichſten Reiz geſchmückte Erſcheinung, die ſich in naiver Unbefangenheit vor ihm entfaltete, mit ſeinen ruhigen, unbeſtechlichen Blicken, und je ſchöner und hinreißender er ſie fand, um ſo mehr begann er ſeine Aeußerungen zu bemeſſen und mit einer mißtrauiſchen Vorſicht zu hüten.

Marie Roland war eine der bezauberndſten Frauen Frankreichs, die man ſehen konnte. Ihre edle, kraftvolle und zugleich in harmoniſcher Anmuth gezeichnete Geſtalt drückte einen zarten weiblichen Sinn, aber nicht minder einen kühnen hochſtrebenden Unter-

nehmungsgeist aus. Ueber ihren Schultern trug sie eine römische Tunika von grauer Seide, mit schmaler Silberborte eingefaßt, die sie aber jetzt, im Begriff das Gespräch mit Robespierre lebhafter und offenherziger zu wenden, hinter sich auf den Stuhl zurückgleiten ließ. Es wurde dadurch ihre feine und volle Büste sichtbar, welche durch die eng anliegende lange Taille in ihren kräftig schwellenden Formen hervorgehoben wurde. Ueber den Busen trug sie ein mit Spitzen eingefaßtes Fichu kreuzweise geschürzt, wodurch die Heroine fast den Anstrich eines jungen naiven Mädchens gewann. Zugleich schien die üppige Fülle des Busens dadurch mit züchtiger Scheu behütet zu sein.

Jetzt aber sagte sie: Wissen Sie denn, Herr Robespierre, warum ich eigentlich zu Ihnen gekommen bin? Ich will Sie einladen, meinen Salon zu besuchen. Sie finden dort viele Freunde, die Robespierre verehren, und die sich in ihrem eigenen Streben erhöht und gekräftigt fühlen würden, wenn Robespierre, der ächte Freund der Freiheit, der wahre Hort des Volkes, in ihre Mitte treten wollte.

Robespierre sah einen Augenblick überrascht aus, und blickte zu Boden. Dann richtete er aber einen schnellen durchbohrenden Blick auf Madame Roland

und sagte mit einer hastigen rauhen Stimme: Es sind die Herren Girondins, in deren Mitte mich die liebenswürdige Zuvorkommenheit der Madame Roland einladet?

Aber wie kommt Saul unter die Propheten? setzte er nach einer Pause freundlicher hinzu, indem er ihr mit einem fast bittenden Ausdruck die Hand reichte. Erlassen Sie es mir, unter den neuen Propheten zu erscheinen. Außerdem bin ich kein Mann der Gesellschaft, Sie wissen es.

Sie thun wahrlich Unrecht, sich so sehr zurückzuziehn, begann Madame Roland wieder, und die dunkeln Feuersterne ihrer schwarzen Augen strahlten ihm einen ermuthigenden Gruß entgegen. Man erzählt zwar von großen Männern des Alterthums, daß sie sich eine Zeitlang in die Wüste begaben, um dann um so gewaltiger lehrend und gestaltend wieder unter das Volk hinaustreten zu können. Und bedeutet diese einsiedlerische Zurückgezogenheit wirklich eine neue Metamorphose unseres großen Robespierre?

Sie fassen meinen Hang zur Einsamkeit viel zu gelehrt auf, meine liebe Madame Roland, entgegnete Robespierre. Sie erweisen sich auch darin als die Gottheit und Stammmutter unserer vielgelehrten und künstlichen Herren Girondins. Ich bin aber ein sehr

einfacher und schlichter Mann, der eigentlich nur noch mit dem gemeinen Volke verkehren kann. In dem Volke finde ich alle Tiefen der Gesellschaft, allen Frieden der Natur erschlossen. Aber die Phrase der Salons erregt mir einen verzweifelten Kitzel, an dem ich mich jedesmal zu Tode zappeln könnte. Mir wird wild und grausam zu Muthe bei diesen glatten Lügen, die der Wahrheit jeden Kern, der Sache jeden Inhalt abschleifen, und so verschlechtert und verwildert fühle ich mich auch, wenn ich mit diesen feinen Herren aus der Gironde zusammen bin, die nach ihrem Departement, aus dem sie stammen, jetzt dieser neuen Freiheitspartei in der gesetzgebenden Versammlung den Namen gegeben haben. Und, wenn Sie es mir verzeihen, was sind diese geschniegelten und gebügelten Freiheitsherrchen anders als die Salonmänner der Revolution, die sie zu veredeln glauben, indem sie ihr einen Anwurf ästhetischer und antiker Bildung anklecksen. Das sind Ihre Girondins, Madame Roland, die Kinder Ihrer genialen Laune, und was soll Robespierre dabei machen, der nichts als etwas natürlichen Verstand besitzt, und für den es mehr Werth hat, wenn er eine Tagelöhner-Familie sich satt essen sieht, als wenn er zusehen soll, wie die Herren Girondins ihre Vocabeln aus Hel-

las und Rom mit französischer Freiheits-Sauce auftischen.

Sie beweisen dadurch nur, daß Sie die Girondins nicht kennen! erwiederte Madame Roland mit aufflammendem Eifer. Und wie, das ist Robespierre, der Mann, in dessen Adern die Leidenschaft der Revolution am ächtesten und glühendsten gekocht worden, das ist Robespierre, der seine Nacheiferer, die hinter ihm zur Sonnenhöhe der Freiheit emporstreben, nach einem so kleinlichen Maaßstab mißt? Wir wollen Ihnen die Hand reichen, um uns an Ihnen emporzuheben, und Sie stoßen diese ehrliche, strebsame Hand zurück, indem Sie achselzuckend die Lineamente derselben untersuchen und uns erklären, daß Ihnen dieselben nicht gefallen. Sie fürchten, daß Sie bei uns wild werden möchten, und wir finden dagegen, daß es nichts Zahmeres geben kann, als Herrn Robespierre in den letzten Wochen. Hat er nicht angefangen, ein Journal herauszugeben*), welches sich die Vertheidigung der Constitution, so wie sie ist, zu ihrer eigentlichen Aufgabe gestellt hat? Und wenn Herr Robespierre jetzt in der Legislativen säße, würden wir nicht vielleicht gar das Schauspiel

*) „Le Defenseur de la Constitution."

Die Auseinanderlegung der Wirklichkeit im Roman im Verhältniß zum Ideal. — Gellert's schwedische Gräfin, und die Wirklichkeit des deutschen Lebens. — Rabener und die galante Conversationssprache seiner Zeit. — Werther und die bürgerliche Sprache und Einrichtung des Lebens. Ob der Werther hätte in Versen geschrieben werden können. — Wilhelm Meister und die bürgerliche Lebensprosa. Streben dieses Romans nach einer idealen Prosa der Wirklichkeit. — Verhältniß der Novelle zum Roman. Verschiedenartigkeit ihrer Lebensanschauung. Prismatische Zusammendrängung der Novellendarstellung. Die Novellen in neuester Zeit der Mittelpunct für die productive Literatur der Prosa. Der neuere poetische Novellenstil und die jean-paulsche Diction. Tieck, sein Novellenstil, seine Ansicht von der Bedeutung der Novelle, und ihrem Verhältniß zur ethischen Weltordnung. — Jean Paul's Stil. — Leopold Schefer. — Die Anwendung der Prosa im Drama. Gebundenheit des griechischen Drama's an seine Rhythmen. Das jambische Sylbenmaß des Dialogs, eine Annäherung an die Prosa des wirklichen Lebens. Hinneigung des modernen Drama's, die metrische Gebundenheit zu durchbrechen. Wechsel von Prosa und Poesie bei Shakspeare. — Vorwalten des poetischen Numerus in der Recitation auf der deutschen Bühne. — Iffland. Lessing's dramatische Prosa. Der Jambus im Nathan. — Prosa der bürgerlichen Gemälde Iffland's. — Die Prosa in Schiller's ersten Dramen. Der declamatorische Charakter seiner späteren Form und sein Verhältniß zur deutschen Bühne. — Tieck's Prosa in seinen romantischen Dramen. — Goethe's Schwanken zwischen Poesie und Prosa im Drama. Die Iphigenia. Auseinanderfallen der poetischen und prosaischen Elemente im Egmont. Die coupirte Prosa im Götz von Berlichingen. — Der dramatische Schlagstil bei Lenz. — Anempfehlung der Prosa für die gegenwärtige deutsche Bühne S. 355—371

erleben, den Heros der Jacobiner diesmal auf der rechten Seite unter den Constitutionellen zu erblicken, wie er unter der Fahne der Herren Ramen, Lebrun, Mathieu Dumas als verfassungsmäßiger Biedermann sich schmiegt. Ja, ja, und ich will es nur gestehn, es war dies auch ein Grund, weshalb ich mich hierher, nicht in die Höhle des Drachen, denn Robespierre ist ja nicht mehr für die Fortbewegung noch für den Krieg, sondern in das Paradies des Robespierre'schen Friedens, in die Schlummerstätte Robespierre's, gewagt habe. Wir Girondins möchten den schärfsten und tugendhaftesten Geist der Revolution uns gewinnen, wir möchten ihn uns wieder herausreißen aus dieser träumerischen Friedenspolitik, in die er mehr aus consequenter Ehrlichkeit denn aus Neigung seines Herzens versunken ist, und dann möchten wir ihn schmücken mit den Zeichen unseres Feldherrn, dem wir überall folgen wollen!

Ihre Wangen waren bei diesen Worten heiß und dunkel erglüht, ihr Busen hob sich in einer stürmisch wogenden Bewegung. Dann aber sprang sie schnell empor, und sich in ihrer ganzen hohen Gestalt majestätisch vor ihm aufrichtend, sagte sie plötzlich mit einem veränderten Ton, der wieder die liebenswürdigste Heiterkeit ausdrückte: Ich will es Ihnen nur beken-

nen, lieber Robespierre, ich war eigentlich als die Judith der Girondins hier in Ihr Lager gekommen. Ich wollte den neuen Holofernes als Constitutionellen, zu dem Sie Sich ja gemacht haben, hier mit meiner kleinen Frauenhand hinmorden, wenn er nicht in dieselbe Hand das Versprechen ablegen wollte, sich zu bessern, die Tyrannen-Rüstung des Constitutionalismus wieder auszuziehen, und zum Zeichen seiner Umkehr recht bald in den Salon seiner Freundin Roland zu kommen! Den Puder wollen wir ihm zur rascheren Beendigung seiner Toilette gern erlassen, denn wir Girondins lieben es, daß die Locken so frei und natürlich hängen, wie sie uns Gott der Herr hat wachsen lassen!

Solcher Einladung länger zu widerstehen, würde wahrlich eine Feigheit sein, rief Robespierre lachend, indem er aufsprang und ihr die Hand reichte. Es scheint, als ob es auf einen Kampf abgesehen sei, denn in den wallenden schwarzen Locken der Madame Roland hat der Kriegsgott noch bei weitem mehr als der Amor seinen Sitz aufgeschlagen. Und diesem Ruf aus Ihren wunderbaren Locken werde ich mich nie entziehn, wenn auch mein ehrlicher Puder, den ich jetzt als Vertheidiger der Constitution doppelt gern

trage, nicht als ein Zeichen der Ebenbürtigkeit bei Ihren schwungvollen Freunden gilt.

Die gute Laune, in welche sich Robespierre durch das liebenswürdige Andringen der Madame Roland versetzt fühlte, schien ihr eine außerordentlich glückliche Stimmung zu geben.

So schlagen Sie ein, und bekräftigen Sie dadurch Ihr Wort, auf das man sich nun heilig verlassen wird! rief sie mit der ihr eigenen Treuherzigkeit, indem sie ihm ihre kleine volle, in plastischer Schönheit geformte Hand aufdrängte und dieselbe einen Augenblick lang in der seinigen fest ruhen ließ.

Aber, fügte sie drohend hinzu, obwohl Ritter der Wahrheit und der monarchischen Constitution, so dürfen Sie doch darum nicht ungalant werden gegen Ihre alte Freundin. Für Robespierre giebt es weder einen Kriegsgott noch einen Amor in meinen schwarzen Locken, sondern ich bin und bleibe von ganzem Herzen Ihre Freundin, wie ich es schon lange gewesen. Ich fühlte mich nur in der letzten Zeit sehr vernachlässigt von Ihnen, denn zu Zeiten der ersten Nationalversammlung kamen Sie doch zuweilen nach der Sitzung zu uns, und nahmen Ihr Diner bei uns ein. Aber seit Eröffnung der Legislativen waren Sie uns plötzlich wie verschwunden, und mein guter

Roland meinte auch, daß es der Girondins wegen geſchehe. Aber werden Sie doch auch Girondin, und dann iſt Alles wieder abgemacht zwiſchen uns.

Ich entſchuldige mich damit, daß ich einſtweilen noch der Vertheidiger der Conſtitution bleiben muß, entgegnete Robespierre, indem ſein gewöhnlicher, etwas ſpöttiſcher Ernſt wieder in ſein Geſicht zurückkehrte.

So leben Sie wohl, Herr Robespierre, und laſſen Sie Sich nun auch nicht zu lange erwarten, ſagte Madame Roland, indem ſie ſich zum Gehen anſchickte und auf die Thür zuſchritt. Sie wandte ſich aber noch einmal nach ihm um, und ſagte, ihn ernſthaft und bedeutungsvoll anblickend: Und warum kämpft Robespierre mit ſeiner Rieſenkeule für eine todte Katze?

Die Katze iſt nicht todt, ſondern ſie lebt, und ſie kann unter Umſtänden auch für einen Löwen gelten! rief Robespierre mit Heftigkeit. Als ich wieder nach Paris zurückkehrte, ſah ich, daß die Revolution verloren ſei, wenn man nicht ein Mittel fände, ſie auf einen feſten Boden zu retten, auf dem ſie in einem ſicheren Geleiſe weiter geſchoben werden könne. Für dieſes Mittel, Madame, konnte ich einzig und allein noch die Verfaſſung halten, die wir, ſie mag

sein wie sie will, der Krone und den Parteien abgewonnen haben. Ich haßte die Constitution, so lange wir an ihr arbeiteten, denn sie genügte mir nicht, und ich konnte sie nur für den erstgebornen Bastard der Revolution halten. Aber eines Tages sagte der geschmähete Bastard zu mir: „Ich bin Euer Freund in der Noth, schmähet mich nicht länger, sondern erhaltet mich!“ Und dies that ich, weil ich von Tag zu Tag mehr einsah, daß nur durch die Erhaltung der Verfassung das Leben der Revolution gerettet werden könne. Als Verfassungsmann ziehe ich jetzt die Sturmglocke der Freiheit, und möchte, daß sich Alle zu mir sammeln unter diesem Thurm, Alle, die es noch mit der Freiheit ehrlich meinen, mit der Freiheit und mit der Revolution, welche jetzt durch geheimen Verrath, durch bodenlose Tücken des Hofes und durch den gränzenlosen Unverstand der neuen Bewegungsmänner untergraben werden. Es ist möglich, daß auch ich einst die Republik will, aber wer sie jetzt will, bevor es noch Zeit ist, der macht sie zur Brandfackel, die er in das kaum erbaute Schloß der Freiheit schleudert, und die Feinde von Außen und von Innen, die nur darauf warten, werden jubelnd den unerhörten Sturz umstehn. Es ist mög-

lich, daß auch ich einſt den Krieg will, den Krieg gegen Deutſchland, den Krieg gegen alle Tyrannen auf den europäiſchen Thronen, den Krieg, welcher den Siegeswagen der franzöſiſchen Revolution über alle Länder der Erde führen ſoll. Aber ein Krieg nach Außen, bevor die Freiheit im Innern der Nation ſich entwickelt hat und gewachſen iſt, zerſtampft ſchon die erſten Saatſpitzen wieder, in denen die junge Freiheit emporgeſchoſſen war. Dieſer Krieg iſt das allgemeine Verderben des Volkes, er iſt die Reaction ſelbſt, und die auf den Kriegsfuß geſetzte Armee wird nichts als eine neue Maſchinerie des Königs ſein, um das Volk zu berücken und ihn der Herrſchaft der Revolution zu entziehn! Darum bin ich auch der Gegner der Girondins, weil ſie in Uebereinſtimmung mit den Feinden des Volks und mit ihren eigenen Feinden, die Republik und den Krieg wollen, während wir nur noch nach Frieden und nach allmähligem Wachsthum der Freiheit ſtreben dürfen! Doch wir wollen ſehen, Madame!

Ja, wir wollen ſehen, mein Herr! ſagte die Roland leiſe. Heut wollen wir uns nur noch zum Abſchied recht herzlich grüßen. Auf Wiederſehn aber für einen nächſten Abend!

Sie nickte ihm noch einmal aus ihren Augen freundlich und zutraulich zu. Dann ließ sie den schwarzen Schleier wieder über ihren Kopf zurückfallen und schwebte, seine Begleitung ablehnend, die Treppe hinunter.

II.

Danton und Bonaparte.

Es war an einem heitern Märztage des Jahres 1792, als Danton an einem kleinen Tisch in dem Café Procope saß, und sich mit seinem Freunde, dem Schlächter Legendre, damit unterhielt, eine Partie Domino zu spielen.

Danton verfolgte sein Spiel mit der größten Aufmerksamkeit, und bekümmerte sich wenig um die zahlreichen Gestalten, die in diesem vielbesuchten Cafehause in dieser Stunde ab und zu gingen, und deren viele zu seinem Tisch herantraten, um dem großen Chef der Pariser Volksmassen, dem König der Hallen, wie sich Danton am liebsten nennen hörte, einen Blick des Grußes abzugewinnen. Aber er hatte seine kleinen Augen, mit dem brennenden und kühnen Blick, jetzt ausschließlich auf die Steine des Do-

mino gerichtet, und die fallenden Zahlen, die nicht nach ſeinem Wunſch ſich zuſammenzufügen ſchienen, ließen einen immer heftigern Verdruß auf ſeinem Geſicht hervortreten, ſo daß ſeine wulſtigen hervorſpringenden Lippen krampfhaft zuckten.

In dieſem Augenblick erhob ſich plötzlich von der Straße her ein gewaltiger Lärmen, und es ſchien ſich, nach der bedeutenden Volksmenge zu ſchließen, die ſich vor der Thür des Café angeſammelt hatte, um einen Vorgang ungewöhnlicher Art zu handeln.

Das iſt ein Volksaufſtand, Danton! ſagte Legendre mit einem grinſenden Lachen, indem er auf die ſich draußen mehr und mehr anhäufenden Maſſen hindeutete.

Ich weiß heut von nichts, und darum kann es auch nichts Beſonderes ſein, entgegnete Danton ruhig, und fuhr fort, ſeinen Stein zu ſetzen. Aber als er ſich wieder am Zuge befand und bemerkte, daß das Spiel ſehr ſchlecht für ihn ſtehe, rief er plötzlich mit ſeiner ſtürmiſchen Stimme: Nein, das geht nicht länger, lieber Legendre! Unſere Pflicht ruft uns auf die Straße. Wir müſſen nachſehn, was es giebt, denn der Lärmen draußen ſcheint doch einen bedeutenden Umfang anzunehmen!

Damit warf er ſämmtliche Steine um, und ſtürmte

rasch, mit gebieterisch stolzirenden Schritten, dem Ausgang des Café zu.

In demselben Augenblick aber stürzte ein aufgeregter Trupp Menschen von der Straße in das Café herein, und prallte mit der athletischen Gestalt Danton's, die allen Andringenden Stand hielt, zusammen.

An der Spitze dieses Trupps befanden sich drei Männer in dem seltsamsten Aufzuge, die sich unter den Arm gefaßt hielten und ein patriotisches Lied auf die Freiheit und Gleichheit sangen. Sie hatten sich jetzt gerade in der Mitte des Café aufgestellt, und vollendeten hier den draußen begonnenen Vers des Liedes mit einer unerschütterlichen Bravour.

Dann trat Einer derselben zu Danton heran und stellte sich mit einer gewissen pathetischen Würde gerade vor denselben hin, als wünsche er, von ihm recht nach Herzenslust betrachtet zu werden.

Ei, plagt Dich denn der Teufel, Du bist es, Julian? rief Danton außer sich vor Erstaunen. In dieser Affen-Verkleidung hätte ich Dich nimmermehr erkannt, wenn nicht Dein pedantisches Schulmeistergesicht mir doch am Ende unter dieser rothen Mütze erkenntlich geworden wäre. Menschenkind, Du hast Dir ja eine rothe Mütze auf Deinen lieben alten Schädel gesetzt?

2. Verhältniß der Prosa zur Weltbildung und den gesellschaftlichen Bedürfnissen. Die gesellschaftlichen Mittel zur Bildung der deutschen Sprache. Einwirkung der Frauen. Garçonartiger Charakter der Schreibart bei einigen Schriftstellern. — Einfluß Wieland's und Thümmel's auf weltmännischen Atticismus der deutschen Darstellung. Erste productive Verarbeitung des französischen Elements in der deutschen Bildung durch Wieland. Thümmel's höher gebildete Prosa. Gebildeter Cynismus in deutscher Sprache. — Fürst Pückler. Verglichen mit Thümmel. — Die gesellschaftliche Bildung und Gesinnung in Goethe's Schreibart. Seine Behandlung des Zweideutigen. Parallele zwischen Thümmel, Pückler und Goethe. — Goethes Diction und der Einfluß seines Naturells auf die Schreibart. — Sprachmischung bei Goethe, Thümmel und Pückler. Ueber das Anstößige im Französischen und im Deutschen. — Eine Bemerkung von Leibnitz über die Rechtschaffenheit der deutschen Sprache. — Ob die deutsche Sprache keuscher ist als die übrigen. — Schriftsteller, die Weltbildung und seinen Gesellschaftston ausprägten. Justus Möser. Zimmermann, ein Opfer der Eitelkeit auch im Stil. — Peter Helfrich Sturz. — Varnhagen von Ense. Sein Verhältniß zum Goethe'schen Stil. Selbstbekenntnisse über seine Schreibart, in Bezug auf eine Bemerkung von Gutzkow über Laube. — Eduard Gans. Rumohr. — Gesellige Seite des deutschen Lebens in der Literatur der Briefe. — Der Dialog. Solger. — Herausbildung des individuellen Nationallebens in der Beredtsamkeit. Die Beredtsamkeit der deutschen Kanzel. Eine Bemerkung von Herder gegen die ciceronianische Affectation der deutschen Kanzelredner. . . . . S. 372—393.

3. Verhältniß der Prosa zur Wissenschaft

Ja, eine rothe Mütze! erwiederte Jullian mit feierlichem Ernst. Oder auch eine phrygische Mütze, wenn Du willst, mein lieber und verehrter Freund Danton!

Jullian, aus Carentan gebürtig, war einer der Hauptlehrer am Collège d'Harcourt, und ein Mann von schon etwas vorgerückteren Jahren, der in seinem ganzen Wesen und allen seinen Manieren den pädagogischen Beruf sehr charakteristisch ausgeprägt trug. Er war aber zugleich ein sehr eifriges Mitglied des Clubs der Cordeliers, und man nannte ihn eine wesentliche Stütze der Volksfreiheit in dieser Zeit.

Auch seine Gefährten, mit denen er erschienen, waren zwei bekannte Mitglieder dieses Clubs. Sie hießen Dubuisson und Ducroquet, und trugen ebenfalls auf ihren mit Stolz und Würde emporgehobenen Häuptern eine rothe Mütze in derselben Form, wie man sie bis dahin in Frankreich nur bei den Ruderern der Galeeren von Brest und Toulon gesehn.

Nicht minder war aber auch die übrige Tracht, welche die drei Herren angelegt hatten, sehr auffallend. Denn sie erschienen gleichmäßig mit einem Pantalon und einer rundgeschnittenen Weste von brauner Farbe bekleidet, die eine eigenthümliche Form hatten, und seitdem unter dem Namen der Carmagnolen eine Modetracht der Zeit wurden.

Ihr gefallt mir nicht, ſagte Danton, indem er es mit einer wegwerfenden Bewegung der Hand aufgab, ſie länger zu betrachten. Ihr ſeht aus, als wäret Ihr auf dem letzten Carneval wegen irgend eines dummen Streiches von der Schaarwache aufgegriffen worden, und man hätte Euch erſt heut freigelaſſen, ſo daß Ihr nun als verſpätete Narren habt über die Straße laufen müſſen.

Der große Danton will heut die friſcheſten Symptome des Tages verkennen! rief der Studienmeiſter des Collège d'Harcourt mit einem gewiſſen ſchmerzlichen Pathos aus, indem er ſich niederſetzte und ſich von dem Garçon einige Gläſer Cognac einſchenken ließ.

Ich weiß, was Ihr damit ſagen wollt, Julian, entgegnete Danton, unwillig die Fauſt ballend. Dann warf er ſich mit ſeiner coloſſalen Geſtalt auf den Divan hin, der an der Wand des Café Procope entlang lief. Das Caféhaus war von Gäſten aller Art überfüllt, aber zugleich war eine große Stille eingetreten, denn man lauſchte der Stimme Danton's, die ſich hier plötzlich in aller ihrer Macht erhoben hatte, mit einer faſt andächtigen Hingebung.

Ich ſage Euch, begann Danton wieder mit einem immer grollender und polternder anſchwellenden Ton,

Euere Coiffure ist häßlich und ekelhaft. Und das nennst Du eine phrygische Mütze, Jullian? Ich versichere Dich, wenn diese Coiffure dem Schäfer Paris nicht besser gestanden als Dir, so zweifele ich sehr, daß die schöne Helena ihm nach Troja gefolgt sein würde*).

Ei was, erwiederte Jullian erregt, dies kann doch nicht hindern, daß die rothe Mütze bald die Lieblings-Coiffure aller guten Bürger sein wird. Alle unsere Brüder Cordeliers, und ich freue mich, daß ich der Erste bin, Danton, der Dir dies zu melden kommt, werden nächstens den Beschluß fassen, daß sie nichts Anderes mehr tragen wollen auf ihrem Kopf, als die rothe Mütze!

Alle vielleicht, entgegnete Danton mit gebieterischer Hoheit, Alle, mit Ausnahme Danton's, der sie niemals tragen wird, diese rothe Mütze, diesen nichtswürdigen koketten Aufputz, der für die Affen im Jardin des Plantes gut ausgeklügelt sein mag, aber nicht für Männer, nicht für tapfere Streiter der Freiheit, nicht für meine Cordeliers, die sich mit diesem Costüm niemals beflecken sollen, so lange ich, der Danton, noch ein Wort in dem Club zu sagen

*) Die eigene Aeußerung Danton's über die rothe Mütze. Duval Souvenirs de la terreur II. 45.

haben werde. Und wer hat denn Euch Wunderthiere mit den rothen Mützen ſo plötzlich ausgeheckt? Wo ſeid Ihr hergekommen, Ihr widerwärtigen rothen Larven? Wäret Ihr wirklich aus der neuen Frühlingserde unſerer Revolution ausgekrochen, und wollt Ihr uns weismachen, daß aus Euch die ächten reinen Schmetterlinge der Freiheit auskriechen werden? Das wird aber mit Nichten der Fall ſein.

Dieſe rothe Mütze, meine Herren, fuhr Danton fort, indem er ſich mit einer leidenſchaftlichen Bewegung erhob und jetzt zu allen Anweſenden ſprach: dieſe rothe Mütze iſt nichts als eine gelehrte Abſtraction der Herren Girondins! Dieſe neuen Leute, welche uns die zweite Nationalverſammlung über den Hals gebracht hat, ſchwirren ſchon mit ihren äſthetiſchen, fein züngelnden und uns weich leckenden Phraſen hinlänglich um uns herum. Und um ſich nun vollends recht ſchrecklich anzuſtellen, als ob ſie die eigentlichen Titanen der Freiheit wären, die jeden ihrer Schritte mit einem Strom von Blut bezeichnen wollten, möchten ſie jetzt ein neues Symbol aufbringen, aber dies Symbol iſt ja nur von rothem Tuch, meine Herren, es iſt ja nur eine Mütze, mit der man ſich auf dem einen Ohr ziert, während man auf dem andern Ohr nur die Zuflüſterungen der

geheimen Reaction, die Stimmen des Verraths, der Feigheit und der Treuloſigkeit in ſich einziehen läßt. Ich warne vor dieſer rothen Mütze, meine Herren, die zwar blutroth iſt, wie es der Horizont der Freiheit nicht anders ſein kann, deren Farbe aber jämmerlich verſchießen wird, ſobald Ihr ſie gegen Wind und Wetter auf die Probe geſtellt ſehen werdet. Schon vor einigen Tagen, ich habe wohl auf alle dieſe Zeichen geachtet, ſah man in Meudon einige ſolcher Masken ſpazieren gehn, die aber nur mit den Straßen-Jungen eine kurzweilige Begegnung feierten. Heut Morgen ſah man ſchon in den Straßen von Paris zwei rothe Mützen, die ſich ſogar in der Rue des Cordeliers, in der Nähe der Zeichnen-Schule, herumtummelten. Und jetzt muß ich zu meinem größten Leidweſen, zu meiner tiefſten Erbitterung, ſehen, daß ſelbſt Männer aus dem tapfern Club der Cordeliers auf dieſe Parole der Girondins angebiſſen haben? Ich muß ſehen, wie ſelbſt mein alter Freund Jullian, der ſonſt den Kopf immer auf dem rechten Flecke hat, ihn diesmal unter eine rothe Mütze geſteckt hat, und ſich zu einem wahren und förmlichen Narren hat herausputzen laſſen! Das ſind die Folgen davon, wenn man mit den Girondins ſich einläßt, denn ich muß es nur geſtehn, mein guter

würdiger Freund Jullian hat neulich der Verſuchung nicht widerſtehen können, bei dem Herrn Vergniaud, dem Chef der Girondiſten, zu diniren. Und Herr Vergniaud iſt aus Bordeaux, woher ihm der Weinkeller noch immer mit reichlichen Zuſendungen ſeiner Freunde gefüllt wird. Sieh, Volk von Paris, da hat ſich der brave Jullian nicht etwa einen Rauſch, nein, er hat ſich eine rothe Mütze getrunken! —

Obwohl es in dieſem Augenblick nicht an Beifallſpendern und Lachern fehlte, welche ſich der Apoſtrophe Danton's zuneigten, ſo war doch auch ſehr wohl zu bemerken, daß eine vorgefaßte günſtige Meinung für die drei Männer der rothen Mütze bei Vielen im Saal herrſchte. Daraus ſchöpfte offenbar Jullian ſeinen Muth, indem er ſich jetzt gegen Danton, dem man nicht leicht widerſprach, erhob.

Er begann erſt in einem ängſtlich zitternden, dann aber in einem immer ſicherern, etwas ſchulmeiſterlichen Ton: Wenn mein verehrter Freund Danton im Intereſſe der Freiheit und des Volkes Etwas behauptet, ſo wird es immer wahr ſein, und man wird ihm folgen müſſen, wie dem heiligen Evangelium. Aber die Bedeutung der rothen Mütze hat ſein großer Geiſt, der über die leichtern Symbole des Tages hinwegſtürmt, doch nicht recht begriffen.

Er hat mich geſcholten, mich faſt verläumdet, das laſſe ich hingehn, aber er hat dieſe rothe Mütze geſchmäht, und dagegen muß ich mich im Intereſſe der Freiheit und des Volkes erheben. Ich ſpreche zuerſt von der Mütze ſelbſt, meine Herren, und da muß ich ſagen, daß alle großen Nationen, beſonders die Griechen und Römer, zum Zeichen des Triumphes über ihre Tyrannen ſtets die Mütze in beſonderen Ehren gehalten haben. Und jetzt die ſchöne phrygiſche Mütze, die ſchon der fromme Aeneas auf ſeinem Haupte getragen, und alle Matroſen ſeiner Flotte mit ihm, damals, als ſie auf den Sturmwogen des Tyrrheniſchen Meeres gegen den Zorn der Juno ankämpften. Und verfolgen wir die Geſchichte weiter, meine Herren, ſo finden wir, daß im alten Rom, wenn der Herr ſeinen Sklaven freigab, er ihm zum Zeichen ſeiner Freiheit die phrygiſche Mütze auf das Haupt ſetzte. Aber die lange Schmach der Zeiten, der Hohn des Schickſals, der ſich von jeher an der Freiheit der Völker gerieben hat, nahm endlich die rothe Mütze der Freiheit, und wußte ſie nicht mehr beſſer zu laſſen, als auf dem gebeugten Haupt unglücklicher Galeeren-Sklaven, deren Privilegium dieſe Mütze wurde. Die Männer der Freiheit wollen aber jetzt als ihr theuerſtes Symbol

die Mütze des Galeeren-Sklaven auf ihre Stirn drücken, und ſie wollen damit anzeigen, daß das Signal zur Erlöſung aller Menſchen, zur Erhebung aller Brüder, zur Wiedereinſetzung auch der Unglücklichen und Verſtoßenen, heut erſchollen iſt! Sind wir nicht Alle bis jetzt die Galeeren-Sklaven der Tyrannei, des Adels, der Reichen geweſen? Und darum laßt uns unter dieſem Zeichen, unter dem wir ſo lange gelitten haben, jetzt auch ſiegen! Und naht nicht bald das große Feſt heran, das wahre Feſt aller Seelen, welches das Volk von Paris jenen tapfern und freiheitsbegeiſterten Schweizern vom Regimente Chateau-Vieux bereitet? Dieſe Ehrenmänner, welche in der Bewegung zu Nancy der Volksſache beitraten, und die dann als Aufrührer zu den Galeeren verdammt worden, ſie, deren endliche Freilaſſung wir in einer Triumphfeier ohne Gleichen begehen wollen, haben ſie ein größeres Ehrenzeichen uns aufzuweiſen, als die rothe Mütze, die auf der Galeere ihre Schädel bedeckte? Kein Patriot, ich hoffe es zuverſichtlich, wird bei dieſem bald bevorſtehenden Feſt ohne rothe Mütze erſcheinen, ohne die Mütze des Galeeren-Sklaven, ohne die Mütze, durch welche der alte Sklave frei wurde, und welche der

wahre Siegeshelm des modernen Sklaven ist, der ihn blinkend in die entscheidende Schlacht gegen alle seine Herren geleitet! —

Ein großer lang anhaltender Beifall folgte dieser Rede, welche zuerst durch die gelehrten Ausführungen des Studienmeisters vom Collège d'Harcourt die Stimmung abzukühlen schien, bald aber durch die klug gewählte Anspielung auf die Soldaten des Regiments Chateau-Vieux, mit denen sich in diesem Augenblick ganz Paris beschäftigte, einen hinreißenden Eindruck gemacht hatte.

Jullian entfernte sich darauf aus dem Café, während seine beiden Gefährten und ein großer Theil der Anwesenden ihm jubelnd auf die Straße hinaus folgten. Danton blieb mit Legendre und einigen andern bekannten Volksführern, die sich inzwischen zu ihm gefunden hatten, in dem Café zurück.

Die unwillige Stimmung Danton's verrieth sich einen Augenblick durch seine leidenschaftlichen Gebärden und durch einen heftigen Aufschlag seiner Faust, die so gewaltig auf den Tisch fiel, daß derselbe zusammenkrachend auf den Boden stürzte. In demselben Moment aber begann er auch wieder mit einer fröhlichen Gutmüthigkeit zu lachen, und forderte Legendre auf, zum Dominospiel zurückzukehren, worauf

dieſer mit der größten Ruhe den Tiſch wieder aufrichtete und die Steine zu ordnen begann.

In dieſem Augenblick trat ein junger Artillerie-Offizier, den man ſchon ſeit einiger Zeit in dem Café bemerkt, zu Danton heran, und ſuchte ſich ihm erkenntlich zu machen, indem er ſich ihm mit freundlicher Begrüßung darſtellte.

Oh, es müßte mich Alles trügen, oder das iſt der Lieutenant Bonaparte! rief Danton mit dem herzlichen Ausdruck, der ihm eigen ſein konnte. Wahrhaftig, es iſt lange her, daß wir uns nicht geſehen haben, und wir waren doch ſehr gute Freunde, als wir uns vor einigen Jahren in Lyon kennen lernten, wo Sie uns faſt beim Baden im Rhone ertrunken wären.

Ja, entgegnete der junge Lieutenant, indem ein ſanftes Lächeln über ſeine ſonſt ungemein feſten und unbeweglichen Geſichtszüge hinglitt, Sie gehörten zu den mildthätigen Freunden, die mir Beiſtand leiſteten, nachdem der reißende Rhone mich auf eine Sandbank hingetrieben hatte. Aus Ihrer Erinnerung, die Sie mir widmen, ſchöpfe ich die Hoffnung, daß ich auch jetzt noch Ihrer freundſchaftlichen Geſinnung für mich begegne.

Wer Sie einmal geſehen hat, kann Sie nie wieder

Der wiſſenſchaftliche Geiſt iſt ebenfalls einer hohen und urſprünglichen Diction fähig. Begründung der wiſſenſchaftlichen Diction durch Plato und Ariſtoteles. — Die Proſa der deutſchen Gelehrſamkeit. — Phantaſtiſcher Charakter der wiſſenſchaftlichen Proſa bei Görres. — Moderne Ableger der platoniſchen Dialektik in Schleiermacher's Sprache. — Wiſſenſchaftliche Diction Wilhelm von Humboldt's. — Alexander von Humboldt. — Die Sprache der Wiſſenſchaft iſt abhängig von der Speculation. Die Sprache der deutſchen Philoſophie. Ihre Ermangelung eines nationellen Gepräges. Der Krebsſchaden der ſcholaſtiſchen Terminologie. Fichte, Kant, Schelling, Hegel's philoſophiſcher Stil. — Talent für wiſſenſchaftliche Popularität bei Karl Roſenkranz. — Inwiefern der Inhalt der Philoſophie zu einer populairen Form ausgebildet werden kann? — Schelling durch ſeine poetiſche Natur der philoſophiſchen Popularität am nächſten. — Schillers philoſophiſche Abhandlungen. — F. H. Jacobi. — Hamann. — Widerſtreit eines zu gleicher Zeit poetiſchen und philoſophiſchen Naturells in Hippel. — Die Geſchichte. Die hiſtoriſche Proſa in Deutſchland. Der nationelle Takt der antiken Geſchichtſchreibung. Nachahmungen des Alterthums in Deutſchland. Johannes von Müller. Seine Schreibart ein Miſchproduct der Alten und der Engländer. Ueber das Verhältniß Müllers zum Tacitus. — Thomas Abbt. — Ranke. — Leo. — Varnhagen von Enſe's biographiſcher Stil. — Die politiſche Proſa. Ermangelung eines Volksbuchs für die moderne Politik. Das preußiſche Landrecht, als politiſches Volksbuch von Friedrich dem Großen beabſichtigt. Verdienſte Hardenberg's um eine klare und ſchöne Geſetzabfaſſung. Die zähen Traditionen des Kanzleiſtils. — Publiziſten. Friedrich von Gentz hebt die Proſa der Kabinette auf eine künſtleriſche und ideale Höhe.

vergessen, mein Freund, erwiederte Danton, indem er ihm in seiner heftigen Weise wiederholt die Hand schüttelte. Ich hoffe, Sie bleiben jetzt bei uns, Bonaparte, denn wir können Sie hier gebrauchen, ja Sie dürften uns unentbehrlich sein! Wir schlagen uns jetzt bald für die Republik, mein Lieutenant, für die Republik, für die wir in Lyon ganze Nächte lang mit einander schwärmten, und die Republik soll den Lieutenant Bonaparte sogleich zum Marschall erheben.

Das ist mir noch nicht genug, Herr Danton, erwiederte Bonaparte mit einer schneidenden Kälte in seinem Ton. Eine höhnische Zuckung umspielte die feingeschweiften, zusammengekniffenen Lippen.

Nun, Sie dürfen ja nur fordern, mein Freund! Stellen Sie uns Ihre Bedingungen! rief Danton, indem er sich mit einer pomphaften Feierlichkeit in die Brust warf, und dann lächelnd die ungeheuere Schleife seines Halstuchs, deren Enden ihm bis auf die Brust herunterhingen, zurechtzupfte.

Das Regiment La Fere, dem ich angehöre, hat eine andere Bestimmung erhalten, entgegnete Bonaparte mit blitzenden Augen. Wir lagen zuletzt in Aurenne, wo ich eben herkomme, und ich kann Sie versichern, daß ich dort vor Langeweile fast gestorben

bin. Meine einzige Zerſtreuung war, meinem Bruder Louis, den ich zu mir habe kommen laſſen, Unterricht in der Mathematik zu geben. Sonſt lebte ich dort in einem erbärmlichen Zimmer, für das ich zwölf Francs monatlich Miethe zahlte, und in dem wir kaum zwei Stühle und einen zum Schreiben brauchbaren Tiſch hatten. Aber doch ſchrieb ich dort etwas, namentlich mein Sendſchreiben an den Herrn Matte Buttafoco, den Deputirten Korſika's in der Nationalverſammlung. Die Schrift iſt Ihnen doch damals richtig zugegangen? Sie war beſonders auch für die ächten Volksmänner, für Männer wie Danton, Robespierre, Pétion beſtimmt, und ich wollte mit Euerer Hülfe das nichtswürdige Spiel dieſes Matte Buttafoco aufdecken.

Danton nickte ihm mit einem bejahenden und wohlwollenden Lächeln zu, und ſchien ſich an der kleinen Autor-Eitelkeit des jungen Lieutenants, der ſogleich von ſeinen Werken zu erzählen begann, zu erfreuen. Indem er fortfuhr, das Ausſehn des jungen dreiundzwanzigjährigen Mannes zu muſtern, brach er plötzlich in ein lautes Lachen aus, das jedoch ſo herzlich herauskam, daß Bonaparte ihn mit den freundlichſten Blicken um eine Erklärung deshalb anging.

Ich lache nur, weil ich finde, daß Sie gar nicht

gewachsen sind, mein Freund, erwiederte Danton mit einer ergötzten Miene. Und doch war dies als Unter-Lieutenant in Lyon Ihre einzige Hoffnung, für welche Sie, neben der einstigen Verwirklichung der Republik, schwärmten. Aber mein Gott, Sie schweben noch immer auf einer sehr mißlichen Balancirstange zwischen vier und fünf Fuß Höhe, und wenn unsere Republik sich eben so schlecht auswächst, wie Sie, Herr Lieutenant, so hat Danton in der letzten Zeit ganz umsonst gearbeitet. Und auch Ihr dünnes Bein, mein Herr Lieutenant, hat sich noch gar kein größeres Anrecht auf den Namen einer Säule erwerben wollen. Da fällt mir die hübsche Geschichte ein, die Sie Ihren Kameraden oft mit vieler Großmuth zum Besten gaben. Es war ja wohl Demoiselle Franen*), die vor Lachen außer sich gerieth, als Sie sich ihr zum ersten Mal in Uniform mit den großen Stiefeln darstellten, und die Ihnen damals den Beinamen des gestiefelten Katers gab?

Diese Geschichte war in der That recht ergötzlich, entgegnete Bonaparte, indem ein verdrießlicher Zug in seinem glatten ruhigen Gesicht aufstieg. Er überwand aber schnell wieder diese Regung der Empfind-

*) Die nachherige Herzogin von Abrantès. Vgl. Mémoires de la Duchesse d'Abrantès I. 86.

lichkeit, welche ihm die rückſichtsloſe Offenheit Danton's verurſacht, und ſagte freundlich: Bauen Sie nur die Republik auf, Danton, und mein Schwert, das noch kleiner iſt, als mein Körper, ſoll die Freiheitsſäule des neuen Gebäudes werden!

Ich weiß, was in Ihnen lebt, Bonaparte! rief Danton mit einem ernſten, feierlichen Ausdruck. Aber welche Beſtimmung hat man Ihnen und Ihrem Regiment gegeben?

Wir gehen ſchon in den nächſten Tagen nach Corſika ab, erwiederte Bonaparte, indem eine energiſche Bewegung ſeine ganze Geſtalt durchzuckte. Mein Freund Paoli, der dort auf meiner heimathlichen Inſel wirthſchaftet, hat ſehr mißliche Unruhen anzuzetteln begonnen. Er trachtet nach nichts Geringerem, als die ſchöne Inſel des Mittelmeeres in die Gewalt Englands zu bringen, und ich gehe darum nach Corſika ab, um in meiner Heimath zu zeigen, daß ich ein guter Franzoſe geworden bin!

Und wenn Sie wiederkommen, Bonaparte, werden Sie die Republik Frankreich geboren finden! rief Danton mit einer majeſtätiſchen Bewegung aus. Dann wird der Frieden der Freiheit im Innern wohnen, und dann werden wir erſt daran denken können, den Krieg gegen die auswärtigen Tyrannen zu beginnen,

und die Könige Europa's vor den Triumphwagen der Revolution zu spannen.

Sie haben Recht, Danton, entgegnete der Lieutenant Bonaparte nachsinnend, zu dem Krieg gegen die auswärtigen Mächte ist es noch nicht Zeit. Man kann ihn nicht beginnen, ohne daß sich vorher alle Parteien in Frankreich vollständig und sicher geeinigt hätten. Sonst wird er ein Spielball der Reaction, der auf die Seite fällt, wo das Verderben Frankreichs liegt.

So denken wir hier Alle, die wir es mit der Freiheit ehrlich meinen! rief Danton mit einer stolzen Größe aus. Auf seinem breiten fleischigen Gesicht spielte ein Ausdruck tiefer Biederkeit, als wenn seine Gesinnung und sein Wirken niemals eine heimliche Anfechtung zu erleiden gehabt hätten.

So denken Danton, Robespierre, Desmoulins, Marat, Legendre! fuhr er mit seiner gewaltigen Stimme fort. Wir Alle sind für den Frieden, und nur die Girondins, nur die Verräther, nur die Hofleute und der König sind für den Krieg!

Sie nennen da Namen, für die ich bereits die größte Begeisterung mitbringe, rief Bonaparte. Besonders habe ich eine wahre Begierde, den Herrn Marat kennen zu lernen. Nach Allem, was ich von

ihm gehört und geleſen, denn ſeinen Ami du peuple haben wir uns auch beim Regiment trotz unſern ſchmalen Beſoldungen gehalten, bin ich von einer wirklichen Bewunderung für dieſen merkwürdigen, originellen und jedenfalls ebenſo conſequenten als ehrlichen Mann erfüllt. Robespierre iſt mir noch etwas ſchwerer zu faſſen. Seine Worte ſind klar, wie die Fläche eines ſcharfgeſchliffenen Degens, aber in ſeinem zurückgezogenen und vornehmen Geiſt lebt ein großer Zuſammenhang, der unſere Revolution bis in ihre Zukunft hinein beherrſcht!

Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen, mein Freund, ſagte Danton, einen Vorſchlag, durch den ich zugleich unſer heutiges Wiederſehn feiern möchte! Sie erzeigen mir die Ehre, heut bei mir Ihr Diner einzunehmen, und machen dadurch zugleich meine Frau ſehr glücklich. Ich laſſe Robespierre dazu einladen, und zweifle nicht, daß er erſcheinen wird. Bei Marat und Desmoulins gehen wir ſelbſt vorüber und holen ſie ab. Und hier mein trefflicher und uneigennütziger Freund Legendre, welcher der Freiheit jeden Dienſt leiſtet, der nur von ihm gehofft werden kann, übernimmt die nöthigen Beſorgungen. Er geht erſt zu Madame Danton, und kündigt ihr an, welche Gäſte ſie zum Diner zu erwarten hat. Da ſie in

dieser Zeit der lustigen Bewegung immer auf mehrere Gäste eingerichtet ist, so kann keine Verlegenheit entstehn. Darauf ladet Legendre uns auch noch den Robespierre ein, und dann begiebt er sich in seine Fleischbank in der Rue des Boucheries zurück, um noch etwas ganz Besonderes aus seinen Vorräthen in die Küche der Madame Danton zu liefern. Sind wir damit allerseits einverstanden?

Der Lieutenant Bonaparte nahm diese Einladung sehr bereitwillig an, und hing sich in den Arm Danton's, um mit ihm den vorgeschlagenen Weg anzutreten, während sich der Schlächter Legendre in einer anderen Richtung entfernte. —

III.

Ein Beſuch bei Marat.

Die Wohnung Danton's lag in der Rue des Cordeliers, in einem großen prächtigen Hauſe, welches La Cour de Commerce genannt wurde, und in deſſen Nähe das zu ſo gewaltigem Anſehn gelangte Clubhaus der Cordeliers ſich befand. Die hervorragendſten Führer und Mitglieder dieſes Clubs hatten ſich ſeit Kurzem hier in nachbarlicher Gemeinſchaft nebeneinander niedergelaſſen. Camille Desmoulins wohnte in demſelben Hauſe wie Danton, und Marat, den Danton vertraulich ſeinen wachſamen Fanghund zu nennen pflegte, wohnte in dem kleinen unanſehnlichen Hauſe dicht daneben.

Danton hatte den kürzeſten Weg eingeſchlagen, um mit dem Lieutenant Bonaparte in ſein heimiſches Stadtviertel zurückzugelangen. Ihre Unterhaltung war bei der ſtürmiſchen Eile, mit der Danton vorwärts

schritt, bis dahin nur sehr einsylbig geführt worden. Jetzt erblickten sie plötzlich, als sie in der Rue des Cordeliers vor dem Hause Nr. 30 anlangten, den Kopf Marat's, der aus der ersten Etage, in welcher er wohnte, zum Fenster heraussah, und sich beim Anblick der Beiden, denen er die Absicht anmerkte, ihn besuchen zu wollen, zuerst zurückziehen wollte. Danton rief ihm aber von unten ein donnerndes: Guten Tag, Marat! entgegen, und trat dann mit dem Lieutenant Bonaparte ins Haus.

Marat kam ihnen mit der Schreibfeder in der Hand entgegen, und schien dadurch andeuten zu wollen, daß er in diesem Augenblick dringend beschäftigt sei. Doch nöthigte er die beiden Besucher, auf seinem Sopha Platz zu nehmen, das durch die gänzliche Verschossenheit seines unreinlichen Ueberzugs keinen sehr einladenden Anblick darbot.

Auf einen Augenblick mußt Du uns schon annehmen, Marat, sagte Danton. Ich bringe Dir hier einen tapfern Sohn der Armee, den Artillerie-Lieutenant Bonaparte, der ein großer Verehrer Deiner Schriften und Deines Wirkens ist. Er ist ein Abonnent Deines Ami du peuple, der ihm und seinen Kameraden das Blut der Freiheit durch die Adern getrieben hat. Heiße ihn willkommen und sieh

ſein Geſicht an. Sieht es nicht aus, als wenn es nach den Antiken zugehauen wäre, und als wenn dieſer Menſch ſchon früher einmal in den Lebensbeſchreibungen des Plutarch geſtanden hätte?

Marat betrachtete den jungen Lieutenant genauer, und reichte ihm dann mit dem eigenthümlichen, ironiſchen Lächeln, das ein Hauptzug in der Phyſiognomie des berühmten Volksführers war, die Hand.

Wird auf die Geſinnung der Armee zu zählen ſein, wenn wir unſern entſcheidenden Schlag thun? fragte Marat. In ſeinem wunderbaren, kühnen, räthſelhaften Geſicht flammte bei dieſen Worten ein leuchtender Zug auf, der faſt etwas Prophetiſches hatte. Seine großen, eckigen, weitgeöffneten Augen ſchienen mit ihrem unruhigen Späherblick in die Ferne zu dringen.

Die Armee bildet ſich, entgegnete der Lieutenant Bonaparte mit einer feſten, bedeutungsvollen Stimme. Es muß dahin gebracht werden, daß die Armee die eigentliche Freiheitsanſtalt der Nation iſt, und dann erſt wird die Freiheit ſicher und dauernd organiſirt werden können. Eine Armee taugt nichts, die nicht das Werkzeug der Volksfreiheit iſt, und die Volksfreiheit iſt nicht ſicher und richtig, welche den Säbel außerhalb ihrer Berechnungen gelaſſen hat. Es wer-

— Einflüsse der politischen Wirren auf die kritische Schreibart mehrerer Schriftsteller. — Die ästhetisirend kritische Manier der Schlegel'schen Schule. A. W. Schlegel. Fr. Schlegel. Franz Horn. Praktischere Bewegungen der neuesten Kritik. — Varnhagen von Ense. Karl Rosenkranz. Heinrich Laube. Gutzkow. Kühne. Wienbarg. Wolfgang Menzel. Heine. Börne. — ..... S. 394—415

den aber noch einige Jahre vergehn, ehe wir in der Armee die wahre Blüthe der Demokratie gewonnen haben werden.

Und dann werden wir vielleicht eine Lüge mehr gewonnen haben, zu den vielen, die schon an uns fressen! rief Marat, mit einer unbeschreiblichen Verzerrung seines weiten, sich unheimlich hinschlängelnden Mundes.

Bonaparte sah ihn erstaunt an, und betrachtete das seltsame Wesen des kleinen, in allen seinen Muskeln und Nerven erzitternden Mannes, in dem ein Geist unergründlicher Leidenschaft und Wuth zu herrschen schien. Es war ihm interessant, diesen Mann vor sich zu sehn, mit dessen physikalischen und philosophischen Schriften er sich in der Einsamkeit seiner Garnison einst mit vieler Aufmerksamkeit beschäftigt hatte. Aber obwohl er ihm mehr wie ein nach Beute dürstender Wolf in seiner Höhle, denn wie der Gelehrte und Literat erschien, dessen Bekanntschaft er aufgesucht hatte, so erfüllte ihn doch das beispiellose Bild dieser Persönlichkeit mit einem Gefühl, das fast an Bewunderung gränzte.

Das kleine, niedrige Zimmer, in dem man sich befand, war geeignet, die unheimliche, schwüle Atmosphäre, die in der Nähe Marat's herrschte, noch

drückender erſcheinen zu laſſen. Von einer wohnlichen Ausſtattung dieſes Gemachs konnte kaum die Rede ſein. Die wenigen Möbel, welche ſich innerhalb dieſer kahlen, düſtern Wände befanden, waren nicht nur von der äußerſten Einfachheit, ſondern ſchienen auch längſt untauglich für den Gebrauch geworden zu ſein. Der Fußboden war mit Büchern, phyſikaliſchen Inſtrumenten, gelehrten und häuslichen Geräthſchaften, die alle durcheinander lagen, bedeckt. Die dunkeln, ſchmutzigen Vorhänge an den Fenſtern waren halb heruntergezogen, und ließen nur ein einziges Fenſter frei, das geöffnet war, und an welches Marat, wenn er am eifrigſten arbeitete, heranzutreten pflegte, um ſinnend und grübelnd auf die Straße hinunterzublicken.

In dieſem Zimmer konnten es keine heitern menſchenfreundlichen Betrachtungen ſein, welche den einſamen, feindlich grübelnden Bewohner deſſelben beſchäftigten. Es erſchien dem Artillerie-Lieutenant Bonaparte wie ein Pulver-Laboratorium, in dem die geheimſten und zerſtörendſten Kräfte der Revolution ſchwarzkünſtleriſch gekocht wurden.

Und in dieſem wunderlichen, ſchwülen, beängſtigenden Gemach ſaß Marat auf einem wackelnden, zerriſſenen Lehnſtuhl, zugleich in dem ſeltſamſten

Kostüm, in einem alten ledernen Beinkleid, mit Stiefeln, in denen der Fuß sichtlich ohne Strümpfe steckte, in einer Weste von weißem Taffet, was seiner Erscheinung einen ungemein bizarren Charakter lieh. Ein schmutziges, vorn offenstehendes Hemde ließ eine gelblichte, haarige Brust sehen, und wenn er im Eifer des Gesprächs die Hände ausstreckte, sah man die langen unreinlichen Nägel an der Spitze seiner Finger. Sein dünnes, leise ergrauendes Haar, das den bald in sein funfzigstes Jahr eintretenden Mann bezeichnete, war mit einem dicken Tuch in einer wilden und phantastischen Schleife umwunden.

Ich wollte Dich zugleich bitten, Marat, heut Mittag unserm neuen Freunde zu Ehren bei mir zu diniren, sagte Danton. Wir sind bei Madame Danton bereits angekündigt, und ich hoffe, daß Du uns die Freude machen wirst. Du bist überhaupt lange nicht bei uns gewesen, und hast Dich als schlechten Nachbar gezeigt, weshalb meine Louison ganz ernstlich unzufrieden mit Dir ist!

Es ist wahr, ich bin recht lange nicht auf dem Schlosse gewesen, erwiederte Marat, indem er nachsinnend seinen Kopf in die Höhe hob und Danton lange betrachtete.

Auf dem Schloſſe? fragte der Lieutenant Bonaparte mit lächelnder Verwunderung.

Ja wohl, entgegnete Danton, er nennt meine beſcheidene Wohnung nebenan nicht anders als das Schloß, bloß weil ich einige Appartements mehr habe und mit einem ſcheinbaren Luxus eingerichtet bin. Aber es iſt Ironie, die reine Ironie, Herr Lieutenant.

Nein, nein, erwiederte Marat grinſend. Wenn Sie zu meinem Freund Danton kommen, Herr Lieutenant, werden Sie ſehen, daß ich Recht habe. Er wohnt auf dem Schloſſe. Aber ich werde heut nicht auf dem Schloſſe erſcheinen. Ich danke.

Und warum willſt Du nicht? fragte Danton auffahrend. Du findeſt gute Geſellſchaft. Auch Camille werden wir abholen. Und Robespierre habe ich durch Legendre einladen laſſen.

Dann komme ich ganz gewiß nicht, ſagte Marat mit einem ernſten und beſtimmten Ton. Obwohl ich Robespierre hochſchätze, ſo habe ich doch nie ein Wort mit ihm geſprochen, und wünſche es auch nicht, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Dabei weiß ich keinen Menſchen, der ſtärker und reiner wäre, als Robespierre, und dem ich ganz allein die Revolution anvertrauen könnte, damit er ſie, wie

der Riese Atlas, auf seinen Schultern trüge. Robespierre ist die ächte Jungfrau der Revolution, und in seinem Schooß wird sie ausgetragen werden zu ihrer eigentlichen Vollendung. Wenn wir einst einen Dictator brauchen werden, und das kann morgen oder übermorgen der Fall sein, so dürfen wir keinen Anderen als Robespierre dazu nehmen. Aber ich weiß, er kann mich nicht leiden, und darum halte ich mich streng von ihm zurück. Unsere Berührung könnte sonst der Sache schaden, die wir gemeinschaftlich vertreten.

Darum könntest Du doch wohl mit ihm essen, versetzte Danton, mit einigem Unwillen in seinem Ausdruck, denn die zum Theil auf seine Kosten ausgesprochene Anerkennung Marats für Robespierre schien ihn verletzt zu haben.

Und ich glaube nimmermehr, daß das der Grund ist, fügte Danton hinzu. Gewiß fehlt es Dir noch an Stoff für die neue Nummer des Journals, und Du willst hier in Deiner Klause sitzen bleiben und grübeln. Aber wenn Du uns versprichst zu kommen, will ich Dir sogleich ein allerliebstes Thema für Deine nächste Besprechung sagen. Es sind heute wieder mehrere rothe Mützen auf den Straßen von Paris spazieren gegangen. Die Girondins wenden

offenbar alles Mögliche auf, um dies von ihnen erfundene Abzeichen in Aufnahme zu bringen. Jetzt wäre es Zeit, daß eine ſo mächtige Stimme, wie die Deinige, Marat, ſich dagegen erhöbe, aus der Freiheit eine kokette Maskerade zu machen. Schwinge Deinen furchtbarſten Dreizack, Marat, und wettere gegen die rothe Mütze los, die nicht aufkommen darf, denn die Embleme dieſer gefallſüchtigen Girondins nehmen die ernſten Männer der Freiheit nicht an. Dies kannſt Du aber noch nach dem Deſſert beſorgen, und vorher kommſt Du mit aufs Schloß, und verſchmähſt die Suppe der Madame Danton nicht.

Ich muß heut zu Hauſe bleiben, entgegnete Marat ruhig. Was aber die rothen Mützen anbetrifft, ſo bin ich Deiner Meinung. Wir müſſen darüber wachen, daß die Revolution nicht in Spielerei ausarte. Sonſt zerbricht uns das Ei, noch ehe der Vogel darin vollſtändig ausgebrütet worden. Dieſe Girondins ſind die nichtsnutzigen, prahlhänſigen Parvenus der Revolution. Sie bemächtigen ſich unſerer Ideen, und machen ſich Spielzeug und Ordensbänder daraus, mit denen ſie recht ſchön ausſehen wollen. Dieſe Narren werden uns noch beweiſen, daß eine Emeute im Stil eines platoniſchen Gaſtmahls abge-

halten werden müſſe. Mögen dieſe äſthetiſchen Phraſenhelden, dieſe ſüßmäuligen Feinſchmecker der Revolution, dieſe falſchen Köche, die einen Volksaufſtand wie eine Paſtete backen zu können glauben, und noch aus Roſinen und Mandeln einen antiken Gott darauf kneten wollen, mögen ſie doch recht bald an ihrem eigenen Quark erſticken!

Marat war in einen ſo heftigen Zorn gerathen, daß er ein Piſtol ergriff, welches vor ihm auf dem Tiſch gelegen, und mit demſelben wuthentbrannt durch die Luft geſticulirte.

Erlauben Sie auch mir eine Bemerkung, meine Herren, ſagte der Lieutenant Bonaparte, der nicht leicht einen Widerſpruch unterdrücken zu können ſchien. Ich begreife nicht, warum Sie gegen die Girondins und gegen die rothe Mütze ſo eingenommen ſein wollen. Die Herren von der Gironde ſcheinen ſich mir in dieſer zweiten Nationalverſammlung bereits auch manches Verdienſt um die Freiheit zu erwerben. Und daß ſie auf neue Zeichen und Waffen ſinnen, unter denen ſie das Volk zum Kampf führen wollen, ſcheint mir eine ſehr glückliche Idee. Das Volk bedarf der Zeichen, der Embleme, beſonders wenn es im Kampfe ſteht. Es iſt dann auch eine Armee, es iſt dann auch ein Soldat, und was wäre eine Co-

lonne ohne Fahnen, ohne Feldzeichen, ohne Trommel und Trompete?

Marat ſah ihn einen Augenblick mit höhniſcher Verwunderung an, und ſagte dann, indem er ſich von ſeinem Seſſel erhob und die Beiden verabſchieden zu wollen ſchien: Junger Mann, Sie ſind Soldat, und ich finde es artig, daß Sie Alles auf den militairiſchen Standpunkt zurückführen. Es iſt doch nicht unbedeutend, welchem Stande man angehört. Sehen Sie, Herr Lieutenant, ich bin meines Zeichens Arzt und Chirurgus, und habe mich auch mit der Phyſik eingelaſſen, in der ich zum Aerger meiner mich ignorirenden Zeitgenoſſen bedeutende Entdeckungen gemacht habe. Sie ſind Soldat, und Sie haben bloß das Intereſſe, Sieger zu ſein, gleichviel über wen Sie ſiegen und ob Sie durch Kanonen, Gewehre oder Piken den Sieg davon tragen. Ich bin Arzt, und ich will heilen. Ich bin Chirurgus, und ich will und muß ſchneiden, und ſollte ich auch mit meinem Meſſer bis auf den tiefſten Knochen fahren. Ich muß nach einem beſtimmten Princip verfahren, das alle meine Bewegungen leitet, ſonſt gefährde ich das Leben, das ich erhalten will. Sie ſind Soldat, und Ihr Princip iſt der Säbel. Ich bin Arzt, und mein Princip iſt die Revolution, durch die ich den

ganzen kranken Körper umwälzen muß, wenn ich ihn gesunden lassen will. Ich darf mir in meine große einfache Medicin keine Quacksalber hineinpfuschen lassen, die, wie diese Menschen aus der Gironde, gern mit wohlduftenden Latwergen und süßen Elixiren Alles machen möchten. Haben Sie mich nun verstanden?

Der Lieutenant Bonaparte nickte ihm lächelnd zu. Danton trieb aber jetzt zum Aufbruch, indem er meinte, wenn Marat anfange, zu philosophiren, könne kein Mensch mit ihm fertig werden. Man trennte sich nach einer sehr kurzen Begrüßung, und Marat hatte sich schon wieder an seinen Schreibtisch gesetzt, noch ehe die beiden Andern sich zur Thür hinausbegeben hatten.

VI.

Die Frauen der Revolutionsmänner.

Danton führte seinen Freund, der über den eigenthümlichen Besuch bei Marat noch betroffen nachdachte, jetzt in das nächste Haus der Rue des Cordeliers, in welchem seine eigene Wohnung in der ersten, sich schon von Außen sehr vornehm und prächtig ankündigenden Etage lag. Danton schritt aber noch an seiner Thür vorbei, und nöthigte den Lieutenant Bonaparte, mit ihm noch einige Treppen höher zu steigen, um erst in dem vierten Stockwerk einen Besuch bei Camille Desmoulins abzustatten.

Als sie die Treppen hinaufstiegen, die nach oben zu immer beschwerlicher und bei weitem weniger elegant wurden, sagte Bonaparte zu seinem Führer: Mir ist aufgefallen, daß Sie und Ihr Freund von dem Untergang des Königthums als von einer schon ganz bestimmten Sache sprechen. Sie wissen, daß ich ein

I.

Die Kunst der deutschen Prosa.

Republikaner des Prinzips, und nicht bloß des Säbels bin, obwohl mich Herr Marat nur des letzteren für verdächtig halten würde. Aber um so zu reden, wie Sie, dazu gehören festangelegte Pläne, die nicht ohne Blut zur Ausführung gebracht werden können.

Trauen Sie uns Alles zu, nur keine Halbheit, erwiederte Danton, indem er mit mächtigen Schritten voranstieg, um seinen Freund zu führen. Ich versichere Sie, daß wir in Jahresfrist kein Königthum mehr in Frankreich sehen werden. Zwar giebt es Einige, denen auch mit halben Maaßregeln gedient wäre, und die sich zufrieden bekennen würden, wenn ein ohnmächtiges und angefesseltes Königthum an der Spitze Frankreichs erhalten bliebe. Dieser Meinung bin ich aber ganz und gar nicht. Ich, wenn ich einen Eierkuchen backe, zerschlage alle Eier, damit nichts an dem Gericht fehle*). Ein solches Schein-Königthum würde uns aber bei weitem mehr nachtheilig sein, als nützen. Mein Herr, wir müssen die Monarchie durch die Entwickelung der Ideen erdrücken. Dann wird sich Frankreich zuerst unter den Schrecken beugen müssen, um sich darauf im Jubel eines beispiellosen Glücks über alle Völker zu erheben. Daß wir

*) Die eigene Aeußerung Danton's in seinem Gespräch mit dem Lieutenant Bonaparte über Königthum und Republik.

unſere Bourbons hier wie heimliche Koſtbarkeiten bewachen müſſen, iſt nachgerade ſehr ſtörend geworden. Aber geben Sie Acht, dies wird bald ein Ende haben!

Vielleicht wird man die Bourbons auf eine ferne wüſte Inſel bringen, und ſie dort bewachen, und ihren langen Königstraum ausſchlafen laſſen, ſagte Bonaparte nachſinnend.

Oh nein, mein Freund, erwiederte Danton mit einem furchtbaren Lächeln, das wäre ja eine Thorheit! Die Bourbons müſſen beſſer aufgehoben werden, und wie ich Ihnen geſagt habe, wenn ich einen Eierkuchen backe, müſſen alle Eier zerſchlagen werden.

In dieſem Augenblick begann Danton mit ſeiner heftigen, ſtürmiſchen Hand an einer Klingel zu ziehn. Man war oben bei der Wohnung des Camille Desmoulins angelangt.

Mein Gott, das kann nur Danton ſein, der ſo fürchterlich an der Glocke zieht! rief von Innen eine zarte, wohllautende Frauenſtimme, indem ſich zugleich Schritte näherten und die Thür geöffnet wurde.

Es war die ſchöne, liebenswürdige Lucile, die Gattin Desmoulins, welche Herrn Danton jetzt mit einem vorwurfsvollen Blick und den Fremden mit einem freundlichen graciöſen Gruß empfing.

Camille iſt krank, ſagte Lucile, und Herr Danton

hat wieder eine wahre Sturmglocke über unſern Köpfen läuten laſſen. Aber ich bitte, nichts deſto weniger mit dem Herrn einzutreten.

Sie kamen in einen kleinen, ſehr einfach ausgeſtatteten, aber von einer zierlichen und ſorglichen Hand geordneten Salon, in welchem ſie Herrn Camille Desmoulins auf einem Sopha ausgeſtreckt fanden. Er war ſehr eifrig in das Leſen eines Buchs vertieft, das er bei Seite legte, indem er ſich den Eintretenden zuwandte.

Der zarte Camille leidet wieder an ſeiner Migraine wie ein Verdammter, die ſchöne Lucile pflegt ihn wie ein Engel, und Danton, der abſcheuliche Danton, klingelt wie ein Teufel, ſagte Danton mit einer poſſenhaften Gebärde. Aber bleibe Du ruhig auf Deinem Sopha ausgeſtreckt, mein Sohn. Der Artillerie-Lieutenant Bonaparte, der Deine Bekanntſchaft machen will, kann Dich dann um ſo beſſer beurtheilen, wenn Du ſo recht majeſtätiſch Deine Heldenglieder vor ihm ausſtreckſt, und ihm zeigſt, was die Revolution hier für Titanen-Beine aufzuweiſen hat.

Der kleine Camille Desmoulins ſchrak bei dieſer ſpottenden Anrede ſeines Freundes einen Augenblick zuſammen, faßte ſich aber ſchnell wieder und

wollte ſich aus Höflichkeit von ſeinem Sitz erheben. Lucile aber ſprang raſch herzu, und ihre zarte durchſichtige Geſtalt begann faſt in einer heftigen Aufregung zu zittern.

Du bleibſt liegen, mein Freund, und Du rührſt Dich nicht von der Stelle! rief ſie im höchſten Eifer. Du biſt krank, mein Camille, Dein armer Kopf leidet ja wieder ſo ſehr, und ich mache mir ſchon Vorwürfe genug, daß ich Dir erlaubt habe, in dieſem Zuſtande in Deinem Tacitus zu leſen.

Die ſchöne junge Frau faßte ihn bei dieſen Worten in ihre Arme, beugte ſich eine Zeitlang über ihn, und legte ihn dann vorſichtig in die ihm bequemſte und angenehmſte Stellung auf das Kanapee zurück. Man konnte kaum etwas Lieblicheres ſehn, als Lucile, wenn ſie der zärtlichen Fürſorge für ihren geliebten Camille hingegeben war. Sie hatte in ihrer jugendlichen, ſeit Kurzem erſt erblühten Schönheit faſt noch das Ausſehn eines Kindes, ihre feinen ſchlanken Glieder bewegten ſich mit einer rührenden Grazie, aber in den zärtlichen blauen Augen drückte ſich Angſt und Verzweiflung über ihren ſo ſchwer danieder liegenden Gatten aus.

Dieſe braven Leute leben hier wie Philemon und Baucis im verjüngten Maaßſtabe, ſagte Danton mit

gutmüthigem Spott zu dem Lieutenant Bonaparte. Und das ist der General-Procurator der Laterne, Herr Lieutenant, der in den weichen Armen seines Weibchens sein Kopfweh versenft. Sie wissen doch, daß sich mein Freund Desmoulins selbst diesen Titel beigelegt hat, weil er zuerst die Kunst erfunden, an den Laternenpfählen diejenigen Leute, die man sonst gar nicht brauchen kann, unterzubringen. Aber der Mann ist eigentlich ein Schwärmer für häusliches Stillleben und inniges Familienglück.

Doch ich sehe, Herr Desmoulins liebt auch den Tacitus, sagte Bonaparte, der inzwischen das Buch aufgenommen, welches Camille bei ihrem Eintreten fortgelegt hatte. Wir sympathisiren darin, Herr Desmoulins, denn auch für mich ist der Tacitus Arzenei, wenn ich mich krank fühle, und die Triebfeder aller guten und großen Entschlüsse, wenn ich gesund bin.

Ja, fügte Danton, wohlgefällig nickend, hinzu, er hat sich ordentlich ein ernstes und tiefes Studium aus dem Tacitus gemacht. Die Leute, die meinen Camille bloß für einen flatterhaften Springinsfeld halten, irren sich gewaltig. Während es so aussieht, als wenn er bloß dazu da wäre, das Roß der Revolution mit Sporen und Reitpeitsche zu treiben, sitzt er oft still und sinnig zu Hause und studirt, zu

den Füßen ſeiner zärtlichen Lucile geſchmiegt, die Quellen aller Revolution in dem Tacitus. Wie oft hat er mich und Robespierre mit ſtarken Schlagſtellen aus ſeinem Autor, die er auf den heutigen Tag anwendet, geſtärkt und auf unſern Wegen ermuthigt!

Desmoulins hatte ſich endlich aus den ihn umſtrickenden Armen ſeiner Lucile loszuwinden vermocht, und erhob ſich von dem Sopha, um ſich den ihn beſuchenden Freunden darzuſtellen. Sein Geſicht machte einen freundlichen, gutartigen, obwohl unbedeutenden Eindruck, und das dunkle Haar, welches, in der Mitte geſcheitelt, zu beiden Seiten des Kopfes in kurzen, dürftigen Locken herabfiel, trug nicht eben dazu bei, ſeiner Perſönlichkeit einen genialeren Stempel aufzudrücken.

Es macht mir großes Vergnügen, ein Mitglied der Armee kennen zu lernen, welches den Tacitus lieſt, ſagte er, indem er die Hand des Lieutenants ſchüttelte. Die Welt brauchte nichts als den Tacitus und die Ideen von 1789, um von allen ihren Uebeln erlöſt zu werden. Verlangen Sie, daß ich die Anklage-Acte gegen Ludwig XVI. ſchreibe, und bald wird es Zeit dazu ſein, ſo will ich einzig und allein mit den Stellen ſprechen, mit welchen der große Römer die Tyrannen ſeiner Zeit gemalt.

In dieſem Augenblick fing die ſchöne Lucile auf das Heftigſte zu weinen an. Man näherte ſich ihr beſtürzt, um zu ſehen, was ihr widerfahren ſei, aber Camille, der die Urſache ihrer plötzlichen, bereits bis zum Schluchzen ſich ſteigernden Thränen ſchon kannte, wollte, unbekümmert um ſie, ſeine Rede fortſetzen. Aber Lucile warf ſich ihm jetzt mit einem krampfhaften Zittern in die Arme, und hielt ihm wie entſetzt den Mund zu.

Wenn Du fortfährſt, Dich durch Sprechen ſo fürchterlich anzuſtrengen, Camille, ſo kann Dir das Schrecklichſte begegnen, und wir werden Beide des Todes ſein! rief ſie, ſich an ihn anklammernd, mit den ängſtlichſten Schmerzenslauten.

So werden wir uns lieber fortbegeben, ſagte Danton kurz. Wir würden unſern Zweck doch nicht erreichen, denn wir wollten das liebenswürdige Freundespaar zum Diner abholen. Aber gegen Euere Migraine iſt noch ſchwerer anzukämpfen, als gegen die Ariſtokratie, die beide verwandt miteinander ſind, da ſie im Blut ſtecken ſollen. Nun, beſſere die Zeit alle Uebel, an denen wir leiden. Adieu, Lucile! Adieu, Camille! —

Nachdem ſich Danton mit ſeinem Gaſt jetzt ſo ſchnell beurlaubt hatte, führte er denſelben mit dem

Bemerken, daß die Dinerſtunde inzwiſchen herangerückt ſein werde, drei Treppen tiefer, zur erſten Etage herunter, wo er ihn zum Eintreten in ſeine Appartements einlud.

Man betrat zuerſt einen großen Vorſaal, in dem zwei prächtig galonnirte Bediente ſich darſtellten, die mit tiefen ceremoniellen Verneigungen die Eintretenden empfingen.

In der Wohnung Danton's ſchien Alles im größten und glänzendſten Stil eingerichtet zu ſein. Als der junge Lieutenant Bonaparte in den Salon eingeführt wurde, überraſchte ihn die Pracht goldſchimmernder Spiegel, koſtbarer Möbel von Moſaik und Marmor, broncener Aufſätze, türkiſcher Teppiche, goldgeſtickter Sammet-Vorhänge, und aller möglichen Zierrathen. An den Wänden hingen große, in prunkvollen Rahmen eingefaßte Oelbilder umher. Großartige Marmor-Gruppen von bewundernswürdiger Schönheit ſtanden in den Niſchen, und kleinere, auf Conſolen angebrachte Kunſtwerke ſchienen Antiken von bedeutendem Werth zu ſein. Die edelſten Wohlgerüche durchzogen in feinen Düften das Gemach.

Bonaparte ſchien jetzt zu begreifen, warum Marat, wenn auch in ironiſcher Abſicht, die Wohnung

Danton's vorzugsweise das Schloß genannt hatte. Seine scharfen durchbebrenden Blicke überflogen rasch den glänzenden, mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Raum.

Bin ich denn bei dem großen Demokraten Danton? fragte er lächelnd, indem er Danton's Arm berührte.

Und warum nicht, mein Freund? entgegnete Danton mit einer majestätischen Gebärde. Man braucht nicht gerade in der Tonne des Diogenes zu logiren, um ein Volksmann zu sein. Und es soll mich freuen, wenn es Ihnen hier bei mir gefällt. Ein anderes Mal werde ich Ihnen meine Schätze zeigen. Heut aber sollen Sie nur Einen Schatz sehn und dann werden Sie fragen: bin ich bei dem großen Glücklichen, Namens Danton?

Der Lieutenant begriff, daß es sich um Madame Danton handele, und sah mit begieriger Erwartung einer in diesem Augenblick sich öffnenden Flügelthür entgegen, durch welche eine Frauengestalt von überraschender Schönheit in den Salon hereinschwebte.

Das ist Madame Danton, das ist Louison! rief ihr Danton mit einem begeisterten Ausruf und mit der zärtlichsten Gebärde entgegen.

Madame Danton grüßte mit dem liebenswürdigsten

Lächeln. Sie war eine ſchlanke elaſtiſche Geſtalt von mittlerer Größe und einem unendlich zarten Wuchs, der mehr einer auserleſenen Tochter der Ariſtokratie, als dem ehemaligen Limonaden-Mädchen aus Fontenay-ſous-Bois anzugehören ſchien.

Louiſon konnte eine Schönheit erſten Ranges genannt werden. Ihr einer Madonna ähnlich geformtes Geſicht war von einer durchſichtigen Bläſſe, und ſchien kaum anderen als gläubigen und überirdiſchen Empfindungen zugänglich zu ſein. Aber in dem großen ſchwarzen Auge glühte ein heimliches, ſtilles Feuer, das mit einem wunderbaren Strahl den Frieden dieſes Geſichts unterbrach. Auf ihren feinen Lippen brannte ein ſchmachtendes Verlangen, ein träumeriſches Wohlbehagen, das zugleich mit einer ſtillen Verſchloſſenheit und Zurückhaltung ſich verband.

Nicht wahr, Du freuſt Dich, Louiſon, daß ich Dir heut ſolche Gäſte bringe? fragte Danton, auf den Lieutenant Bonaparte hindeutend, der ſich jetzt mit einigen artigen Worten bei der reizenden Frau einführte.

Louiſon widmete ihm jedoch nur einige gewöhnliche Höflichkeits-Aeußerungen, und kehrte bald nur ihrem Gatten ihre ganze Aufmerkſamkeit und die volle Gewalt ihrer Augen zu. Beide ſchienen ſo

zärtlich aneinander zu hängen, daß, sobald sich Einer in des Andern Nähe befand, sie auf eine völlig magische Weise an ihre Blicke und Bewegungen zu einander gekettet waren.

Besonders war Danton, seitdem seine Frau neben ihm stand, wie verwandelt. Sein gewaltiger colossaler Körper schien in den sanftesten und zartesten Empfindungen dahinzuschmelzen. Während er sich sonst nicht anders als mit einer gewissen schwerfälligen Grandezza oder mit dem wilden Muskelspiel eines Gladiatoren bewegte, schien er jetzt, um Louison sich schmiegend, und wie gebannt an ihren Mienen und Bewegungen hängend, aller seiner stürmischen und trotzigen Kraft vor ihr entkleidet zu sein. Mehrere Minuten stand er jetzt, ganz und gar in ihren Anblick versunken. Dann beugte sich die riesenhafte Gestalt, indem sie leise zitternd an Louison herunterglitt und mit einem entzückten Ach! plötzlich am Boden und dicht, ganz dicht zu ihren Füßen lag. Hier schien er sich, ihr Gewand umfassend und den Umriß ihrer Kniee küssend, seinen Lieblings-Aufenthalt erobert zu haben, und er lag jetzt ganz still und bewegungslos da, ohne auf die Anwesenheit des Lieutenants Bonaparte ferner zu achten.

Louiſon aber hatte jetzt ein hochflammendes Roth auf ihren kurz zuvor noch ſo blaſſen Wangen ſtehn.

Was ſoll unſer Gaſt denken, dem wir noch kaum den ſchuldigen Empfang gezeigt haben? ſagte ſie, tief aufathmend, indem ſie ihren in Extaſe ſchwimmenden Gatten mit der Hand veranlaſſen wollte, ſich zu erheben.

Danton aber warf einen lachenden Blick auf den Lieutenant zurück, und ſagte, noch immer in derſelben Stellung zu den Füßen ſeiner Frau liegen bleibend: Nicht wahr, Herr Bonaparte, wir ſind hier in dem revolutionairen Viertel der Cordeliers recht zärtliche Eheleute, und bei weitem beſſere, als der Faubourg St. Germain ſie birgt? Wann hätte aber auch in dem Faubourg St. Germain je eine ſolche Blume geblüht, wie hier meine Louiſon iſt? So zart und duftig, ſo ſchlank und weich, ſo ſüß und innig, ſo ſtrahlend und ſo glühend, ſo ſchön und ſo ſtolz, hat noch keine Blume ihren Kelch den Augen und Lippen der verzückten Sterblichen geöffnet? Und dieſe Louiſon iſt mein, ja, ſie iſt mein, und wenn ich mir alle Reichthümer und Schätze der Erde kaufen könnte, was hätte ich, wenn dieſe Louiſon nicht mein wäre?

In dieſem Augenblick klopfte es von draußen an

die Thür und Danton ließ sich jetzt endlich von der unwillig werdenden Louisen bewegen, aufzustehn. Er sprang fröhlich empor und Louisen, die ihn noch zürnend ansah, half ihm gleichwohl, seine etwas in Verwirrung gerathene Toilette, besonders aber die Puder-Perücke, die Danton noch ebenso wie Robespierre trug, rasch in Ordnung zu bringen. Denn sie war der Meinung, daß die übrigen Gäste jetzt zum Diner eintreten würden.

Legendre aber erschien jetzt allein, und brachte die Nachricht, daß Robespierre die Einladung nicht angenommen habe, obwohl er ihm die Wünsche Danton's mit der größten Angelegentlichkeit bestellt.

Robespierre meinte, soviel Zeit habe er nicht, um die luxuriösen Gastmähler bei Danton mitzumachen, erzählte der Schlächter aus der Rue de la Boucherie. Auch gehe Etwas am Hofe vor, und die Patrioten müßten heut besonders wachsam und nüchtern bleiben. Wenn ich nicht irre, meinte er, daß vielleicht heut Abend noch das neue Ministerium bekannt werden möchte, zu welchem sich der König bewogen gefunden habe. Er läßt Dir sagen, Danton, Du möchtest aufpassen. Du würdest zwar heut Abend noch nicht Minister werden, aber Du möchtest durch Deine Leute genau beobachten lassen, was in der

Stadt vorgeht, und wie die neue Farbe, zu welcher ſich der König wahrſcheinlich heut Abend entſchließen würde, im Volke aufgenommen wird. Heut Nacht hoffe er Dich im Jacobiner-Kloſter anzutreffen. Er ſchien von dieſen Dingen ſo erfüllt, daß er heut nicht einmal mit ſeiner Tiſchlerfamilie diniren wollte, ſondern er ſaß wie ein Weiſer auf ſeinem Zimmer, und verzehrte ſein Lieblingsgericht von Senf und Eiern, das ihm ſeine holde Wirthstochter, die neben ihm auf dem Sopha ſaß, durch ihre Gegenwart ſchmackhafter machen mußte.

Madame Danton ſchien ſich an dieſer Erzählung Legendre's ungemein zu ergötzen und brach in ein fröhliches Lachen aus, während Danton auf einen Augenblick in ein ſtummes Hinbrüten verſank.

Wenn die wachſame Demokratie heut Senf und Eier eſſen muß, meine Herren, ſagte Louiſon ſcherzend, ſo werde ich zu bedauern haben, daß unſer Diner zur Situation des Tages gar nicht paßt. Aber unter uns geſagt, das Gericht des Herrn Robespierre, welches er uns vorzieht, muß ganz abſcheulich ſchmecken.

Das Gericht hat wenigſtens einen berühmten Vater, nahm der Lieutenant Bonaparte das Wort. Benjamin Franklin hat es zuerſt nach Europa ge-

bracht, und es ist dadurch mit dem schönsten Stempel der Demokratie versehen worden. Sollte es nicht eine kleine Koketterie von Herrn Robespierre sein, daß er gerade dies Essen zu seinem Lieblingsgericht gewählt hat?

Es schmeckt ihm, sonst würde er es nicht essen, sagte der Fleischer Legendre mit einem komischen Ausdruck. Robespierre thut nichts um des Scheins willen. Er ist eine gerade ehrliche Seele, und außerdem legt er einen Werth darauf, wie jeder gemeine Mann aus dem Volke zu leben.

Er ist ein Narr mit seinem neuen Ministerium! rief jetzt Danton auffahrend. Ich habe erst heut Morgen Herrn von Narbonne gesprochen, und es ist noch durchaus an keine Veränderung zu denken. Diese Leute halten ihre Portefeuille's einstweilen wie mit eisernen Krallen fest. Und die neue Farbe, welche an die Reihe kommt, kann nur die Farbe Danton's sein. Es giebt keine Zwischenfarbe mehr, mein guter Robespierre! Nein, meine Herren, ich esse heut noch nicht das Gericht der wachsamen Demokratie, das Benjamin Franklin aufgebracht hat. Ich esse keine Eier mit Senf, sondern ich verlange mein Diner de Paris mit Pasteten, Braten und Champagner! Und nun, Louison, tummele Dich,

denn Du haſt uns ſchon recht lange auf das Anrichten warten laſſen.

Louiſon bat, ſich noch einen Augenblick entfernen zu dürfen, und verſchwand mit Legendre, der ſeinen Antheil an einer häuslichen Beſorgung zu haben ſchien, da er bei der allgemeinen Dienſtfertigkeit, mit der ſich dieſer Demokrat allen Freunden der Freiheit und des Volkes widmete, auch in dem Hauſe Danton's einige wirthſchaftliche Functionen übernommen hatte, und beſonders dem wohlgefüllten Weinkeller des Volks-Tribunen mit ungewöhnlicher Sachkenntniß vorſtand.

Danton und Bonaparte blieben einen Augenblick mit einander zurück, und der junge Artillerie-Lieutenant ſchien ernſt und prüfend das aufgeregte Weſen Danton's zu beobachten.

Sie ſprechen alſo die Miniſter zuweilen, Herr Danton? fragte Bonaparte mit ſcharfem zweiſchneidigem Accent.

Oh ja, erwiederte Danton achſelzuckend. Dieſe Herren belagern mich zuweilen förmlich, um ſich in ihrer Herzensangſt Rath bei mir zu holen. Ich habe ihnen ſchon manchen Rath gegeben, der natürlich im Intereſſe der Volksſache ausſchlagen mußte.

Freilich, erwiederte Bonaparte mit ſtechendem

Ton, wenn man mit den Herren Miniſtern zu thun hat, muß man auch ſo ſchön und prächtig wohnen. Man beſticht dadurch das Auge dieſer Reactionairs, damit ſie glauben, bei einem Volksmann ſich wie unter Ihresgleichen zu befinden, und ſo um ſo mehr auf ſeine heimlich demokratiſchen Rathſchläge eingehn.

Danton trat jetzt in der ganzen Macht ſeines Weſens vor ihn hin, und ſagte, ihn ſehr ſcharf betrachtend, mit dröhnender Stimme: Sie mißverſtehen doch nicht etwa mein Verhältniß zu dieſer Bande? Ich weiß, daß darüber Gerüchte im Dunkeln umherſchleichen, aber es iſt nicht der Mühe werth, daß Danton mit ſeinem Fuß darauf tritt, um ſie in Nichts zu zerſtampfen. Den Danton kauft Niemand, und wenn man ihm auch ganze Säcke von Louisd'or zahlte.

Aber Sie dürfen verſichert ſein, ich würde es nehmen, ja, ich würde es nehmen! fuhr er fort, indem er ſich mit einem ſchmetternden Gelächter begleitete. Ich würde es nehmen, und immer mehr nehmen, und würde es dann mit vollen Händen wieder verzeuden und zum Fenſter hinauswerfen, um der Reaction alle ihre Geldmittel klein zu machen und an den rechten Mann zu bringen. Aber dann mein unauslöſchliches Gelächter, daß die Reaction mein

Narr geworden, während das Volk mein Gott geblieben ist!*)

In diesem Augenblick erschien Madame Danton wieder in der Thür, und bat mit ihrem entzückenden Lächeln die Herren, ihr in den Speisesaal zu folgen.

Mit einiger Verlegenheit ließ sich der Lieutenant Bonaparte von dem wieder ganz freundlich gewordenen Danton geleiten. —

---

*) Mémoires de Robespierre II. 194.

V.

Der Salon der Madame Roland.

Madame Roland hatte ſich um die gewöhnliche Zeit, wo ſie in ihrem Salon zu empfangen pflegte, in denſelben niedergelaſſen, und blickte von Zeit zu Zeit mit einiger Unruhe nach der Thür, durch welche ſie heut Abend, wie es ſchien, einige beſonders willkommene Gäſte eintreten zu ſehen hoffte.

Es war aber bereits neun Uhr geworden und noch Niemand war erſchienen. Sie ſenkte ihren ſchönen Kopf träumeriſch auf eine Handarbeit nieder, mit der ſie ſich bis dahin beſchäftigt hatte, und mit der ſie jetzt innehielt, um ſich einer Fülle von Gedanken und Vorſtellungen, die ſichtlich auf ihrer Stirn arbeiteten, zu überlaſſen.

Jetzt öffnete ſich die Thür, aber weder Robespierre, deſſen verſprochenen Beſuch ſie heut durchaus ahnen wollte, noch auch Barbaroux, ein junger liebenswürdiger Mann aus Marſeille, der ſeit einiger

Zeit in ihrem Salon erſchien, traten herein. Es war Herr Roland ſelbſt, der ſich in ſeiner freundlichen und bedächtigen Weiſe, mit den vorſichtig abgemeſſenen Schritten, die ihm eigen waren, ihr näherte. Er trug ein zierliches Bouquet in ſeiner Hand, das er mit einer etwas altfränkiſch galanten Verneigung, die jedoch das beſte Herz verrieth, in die weiße Hand der Madame Roland drückte.

Ei, mein guter Roland, Du biſt es, der mir die erſten Veilchen des März, meine kleinen Lieblinge, darbringt, ſagte Marie, indem ſie ihn mit einem dankbaren Blick anlächelte. Und wie artig! Auch Krokos, Schneeglöckchen und Primeln haſt Du mir dazugefügt. Ein ächter Frühlingsſtrauß.

Sie ſteckte ihn an ihren wallenden Buſen, auf deſſen ſtürmiſchen Bewegungen die kleinen duftigen Blumen ſich zu ſchaukeln begannen. Aber auch die friedlichen Naturkinder ſchienen keine Ruhe in dieſe bewegte, mit kühnen Gedanken und Entſchlüſſen beſchäftigte Bruſt hauchen zu können.

Es iſt heut der achtzehnte März, ſagte Herr Roland, der ſich, froh über das Glück, welches ſeine Blumen gemacht, in einem Fauteuil zunächſt dem Kamin, ſeiner Gemahlin gegenüber, niedergelaſſen hatte. Wir haben in Paris ſchon Blumen, aber

1.

Unsere „Haupt- und Heldensprache", wie Leibnitz die deutsche nennt, hatte außerordentliche Tapferkeit in ihrer Entwickelung zu beweisen viele Gelegenheit. Die umwandelnden Jahrhunderte haben an dem spröden Korn ihres Urgesteins fortwährend gerieben und zerbröckelt, und die seltensten grammatischen Vorzüge ihrer Jugend, wodurch sie mit den antiken Sprachen wetteifern konnte, sind an ihr verblichen. Ein ähnliches Bild grammatischer Zerstörung, die parallel läuft mit dem höchsten Drang geistiger Entfaltung, möchte nicht aufzufinden sein, denn nur die deutsche Sprach- und Culturgeschichte zeigt diesen Contrast einer umgekehrten Entwickelung, wonach die Sprache erst im Greisenalter ihrer Formen dem ausgebildetsten Inhalt dient und von diesem geistige Mittel der Darstellung, innere Plastik des Gedankens, empfängt: eine neue Epoche

noch keine Wärme, und namentlich heut würde man das Kaminfeuer nicht entbehren können.

Er streckte bei diesen Worten seine Füße, deren Schuhe statt der Schnallen mit Bändern altmodisch zusammengeknüpft waren, der Flamme des Kamins zu, indem er sich mit vielem Behagen zu erwärmen begann.

Herr Roland de la Platière hatte in seiner äußeren Erscheinung noch immer der modernen Toilette der französischen Hauptstadt zu widerstehen gewußt. Er trug einen langen schwarzen Frack, an welchem von oben bis unten eine unübersehliche Reihe großer Knöpfe herunterhing, und in dem er, wie man ihn auch nicht selten genannt hatte, einem Quäker im Sonntagsstaat glich. Seine glatt anliegenden weißen Haare, welche von der Stirn schon ganz zurückgetreten waren, zeigten sich hin und wieder mit etwas Puder gemischt, gaben aber dem edelgeformten Kopf einen ebenso einfachen als würdigen Ausdruck. Herr Roland sah überhaupt wie ein geborner Bureaumann aus, doch war die Feinheit und Regelmäßigkeit seiner Züge, die Madame Roland schon bei der Verlobung mit ihm mehr respectable als verführerisch gefunden*),

*) Mémoires de Madame Roland I. 234.

von einem ſehr angenehmen Eindruck. Seine Manieren waren ebenſo einfach als gefällig, und Madame Roland fand in ihm einen ganz neuen und eigenthümlichen Typus des Charakters, den ſie in keiner Weiſe modiſch umgeſtaltet zu ſehen wünſchte. Sie hatte ihn deshalb auch nie zur Abänderung ſeines in der letzten Zeit in Paris etwas auffallend gewordenen Koſtüms gedrängt, und da ſie den alten Herrn ganz ſo liebte wie er war, hatte auch das zwiſchen ihnen beſtehende Mißverhältniß der Jahre niemals von Einfluß werden können.

Ich muß Dir etwas ſagen, Roland, begann Marie nach einer Pauſe. Du weißt, Briſſot machte mir geſtern Morgen wieder einmal ſeinen Beſuch, und wir haben alle Urſache, dieſen begeiſterten Mann der Freiheit für unſern Freund zu halten. Er ſuchte mich ſchon geſtern auszuforſchen, ob Du wohl bei einer neuen Bildung des Cabinets das Miniſterium des Innern übernehmen würdeſt. Man weiß keinen geeigneteren, fähigeren und kenntnißreicheren Mann dazu. Ich habe ihm heut früh Deine Anſichten über dieſen Punkt geſchrieben, denn obwohl Du noch zögerſt und ſchwankſt, ſo kenne ich doch Dein großes redliches Herz zu ſehr, als daß Du nicht, wenn die entſcheidende Stunde Dich ruft, bereit ſtehen ſollteſt,

Uebereilen wir aber dieſe Sache nicht, mein Kind, erwiederte Roland, indem er ſich in ſeiner ganzen langen Figur plötzlich von dem Seſſel erhob. Er trippelte einige Male ängſtlich in dem Zimmer auf und ab, und ſagte dann: Nicht ſehr gern würde ich dieſen ſchweren Harniſch anziehn, von dem heut Jeder ohne Unterſchied, wer auch darin ſtecken mag, zu Boden gedrückt werden muß. Aber ich bin zugleich ein zu guter Patriot, als daß ich nicht jede Arbeit, die von mir gefordert wird, und die meinen Kräften entſpricht, zum Dienſt des Vaterlandes übernehmen ſollte.

Die Entſcheidung wird darüber nicht mehr lange auf ſich warten laſſen, entgegnete Madame Roland, ihn aus ihren wunderbar aufleuchtenden Augen mit einem innigen Dankesblick belohnend. Wenn wir Miniſter ſind, mein Freund, dann iſt der große Augenblick gekommen, wo es ſich um die Ausführung unſerer Ideen handelt. Was wir oft in ganzen Tagen und Nächten mit einander beſprochen, was wir eifrig und fleißig zuſammen gearbeitet, was wir geträumt und erforſcht, nach dem Urbild der alten großen Freiheitsvölker, das werden wir dann geſtalten, das werden wir in das Leben überführen können! Unſer Freund Briſſot, der ſich ſeit einiger Zeit auf-

richtig zu uns neigt, hat durch ſeine gewaltige Anklagerede, die er in der Legislativen gegen den auswärtigen Miniſter Deleſſart gehalten, die Cabinetskriſis entſchieden. In der That, ich habe ihn bewundert, mit welchem Feuer und welchem Takt er den Verrath Deleſſart's und ſein heimliches Verhältniß zu den auswärtigen Mächten enthüllte. Der König ſoll ſchreckensbleich geworden ſein, als er dieſen Vorgang erfuhr. Aber er ſah jetzt ein, daß das Schwert unſerer Partei über ſeinem Kopfe hängt, und daß er unter dieſem Einfluß handeln muß. Ich hörte ſoeben, daß Deleſſart verhaftet und als Gefangener nach Orléans abgeführt worden iſt. Dumouriez hat vielleicht ſchon in dieſem Augenblick ſeine Ernennung zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten erhalten. Und Du weißt, was daraus folgt, Roland. Mache Dich gefaßt, mein theurer Freund! Jetzt, vielleicht noch heut Abend, bricht die neue Zeit unſerer Thätigkeit für uns an!

In dieſem Augenblick meldete der Bediente das Eintreten des Generals Dümouriez an. Madame Roland konnte in ihrer Lebhaftigkeit einen leiſe jauchzenden Ausruf nicht unterdrücken. Denn da der General bisher nur ausnahmsweiſe zu den Beſuchern ihres Salons gehört hatte, ſo konnte ſein Erſcheinen

um dieſe Stunde leicht die Bedeutung haben, der Madame Roland ſo begierig und erwartungsvoll entgegenſah.

Der General Dumouriez trat jetzt mit dem leichten und chevalereskeu Anſtande, der ihm eigen war, in den Salon, und nachdem er zuerſt Madame Roland mit ſeiner durchaus ritterlichen Galanterie begrüßt hatte, ſchritt er ſogleich auf Herrn Roland zu, dem er freimüthig und herzlich die Hand darreichte.

Ich komme, um Sie als meinen Collegen zu begrüßen, Herr Roland, ſagte er lächelnd. Es iſt jetzt Alles hier in Paris auf dem beſten Wege. Der König hat mich jetzt definitiv mit dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten betraut. Er wollte es erſt nur auf bedingte Dauer in meine Hände geben, und da mußte ich natürlich danken. Nun hat ſich aber Ludwig XVI. endlich entſchloſſen, in eine ganz neue Bahn einzulenken, es ſoll nun wirklich reiner Wein von oben herab geſchenkt werden, und da iſt ein alter Soldat, wie Dumouriez, natürlich mit ganzer Seele dabei. So iſt mir denn der ehrenvolle Auftrag geworden, Herrn Roland im Namen des Königs zur Uebernahme des Departements des Innern einzuladen. Nicht wahr, Herr Roland, wir

werden gute Collegen ſein, denn wir wiſſen Beide ganz genau, was wir wollen und ſollen?

Das von Narben zerfetzte Geſicht des Generals hatte bei dieſen Worten einen ſo würdigen und vertrauenerregenden Ausdruck, daß Madame Roland, die ſonſt immer einige Vorurtheile gegen ſeinen Charakter gehegt, ſich jetzt nicht enthalten konnte, ſich ihm mit der zuvorkommendſten Freundlichkeit zu nähern und ihm angelegentlich ihre Hand zu bieten.

Dumouriez war eine ſtolze, impoſant emporragende Erſcheinung. In ſeinem Weſen lagen Cavalier und Soldat auf eine gleich charakteriſtiſche Weiſe ausgeſprochen, doch ſchien er ſelbſt ſeinem großen Kriegsruhm, den er ſich durch viele hervorragende Thaten erworben, die alleinige Geltung bei ſich ſtreitig zu machen, indem er ihm den Ruhm des größten Lebemanns, des ritterlichſten Roué gewiſſermaßen als Nebenbuhler an die Seite ſetzte. Die Züge ſeines Geſichts waren geiſtreich, unternehmend und verſchmitzt zugleich, und vereinigten ſich mit der Freimüthigkeit und Geradheit ſeines Auftretens, dem zugleich die vollendetſten hofmänniſchen Manieren zu Gebote ſtanden, zu einem ſeltſamen Eindruck. Er ſchien Alles um ſich her nur mit einem gewiſſen leichten Spott zu betrachten, und doch wiegte er ſich

wieder sehr ernsthaft in ein gewisses Selbstbehagen über seinen Ruhm, seine Verzüge und seine Wichtigkeit ein.

Der König, sagte Dumouriez, indem er mit der tiefsten Verneigung einen Kuß auf die Finger der Madame Roland hauchte, konnte mir keine größere Genugthuung geben, als daß er eine so patriotische Wahl traf, welche Ihren edlen vortrefflichen Gatten an meine Seite berief. Wahrlich, die Freunde der Freiheit werden nunmehr Athem schöpfen können, indem sie jetzt das schwierigste, bedenklichste, am meisten mit den Tageszuständen sich berührende Ministerium so reinen und sichern Händen, wie denen Ihres Herrn Gemahls, anvertraut sehen!

Herr Roland hatte mit wenigen würdigen Worten, die seinen redlichen Entschluß bezeichneten, die Annahme seiner Ernennung ausgedrückt, als sich in diesem Augenblick die Thür des Salons von neuem öffnete, und Brissot mit großer Lebhaftigkeit hereintrat.

Ah, sagte er, indem er Dumouriez und Roland Hand in Hand vor einander stehend erblickte, ich sehe, es ist schon Alles abgemacht, und ich habe also nicht umsonst gearbeitet! Ich wünsche Frankreich Glück, daß es einen solchen Minister und eine solche Ministerin davongetragen hat.

Madame Roland hob den Finger drohend gegen ihn empor, ſchien aber in demſelben Augenblick, wo ſie ſeine Aeußerung ſcherzhaft aufnehmen wollte, auch wieder unwillig darüber zu werden. Mit einer ernſtlich ſchmollenden Miene, die aber nur den reizenden Ausdruck ihres Geſichts erhöhte, ſagte ſie: Ich weiß, welche Rolle meinem Geſchlecht zukommt, und werde dieſe nie verlaſſen.*) Aber Roland iſt ein viel zu ſelbſtſtändiger Meiſter der Geſchäfte, als daß er die ſchwache Hand einer Dilettantin, und wäre dieſelbe auch ſeine Schülerin, wie ich es bin, jemals in den gewichtigen Ernſt der Männer hineinpfuſchen laſſen würde.

Man ſieht, welch ein ungeſchickter Patron ich bin, wenn ich ſchönen Damen gegenüberſtehe ſagte Briſſot, ſich vor Madame Roland verneigend. Ich wollte von ganzem Herzen eine Galanterie ſagen, und habe wider meinen Willen einen Punkt berührt, auf dem ich anſtoßen mußte.

Vergeben wir dem Unſchuldigen, bemerkte Dumouriez mit einer leichten gefälligen Wendung. Wir Alle verdanken unſerm trefflichen Briſſot ja ſo viel. War Er es nicht, der die erſte Breſche gegen das

*) Mémoires de Madame Roland I. 347.

alte Ministerium geschossen? Und wahrlich, ohne sein wahrhaft großartiges Spiel ständen wir heut noch nicht auf diesem Platze.

Oh, mein Herr, entgegnete Madame Roland mit ihrem zauberischen, ehrlichen Lächeln, Brissot bedarf bei mir durchaus keiner Entschuldigung.

Nun, rief Brissot, indem sein ernstes lauerndes Gesicht plötzlich von einem hellen Freudenschimmer überflogen wurde, ich bringe Euch auch noch eine ganz eigenthümliche Nachricht mit. Ihr wißt, ich habe einige besondere Quellen im Schloß der Tuilerien, und empfange von dort zuweilen einige geheime Abflüsse. So kann ich Euch denn sagen, daß vor einer halben Stunde die Nachricht von dem Tode des Kaisers Leopold von Oesterreich durch einen besonderen Courier bei der Königin eingetroffen ist.

Das ist für uns ein sehr willkommenes Ereigniß! rief Dumouriez, indem er heftig klirrend an seinen Säbel schlug.

Ja, rief Madame Roland mit funkelnden Augen aus, unsere Hoffnungen, endlich den Krieg gegen die auswärtigen Tyrannen beginnen zu sehen, werden sich jetzt leichter verwirklichen! Die Winkelzüge der Diplomatie müssen nun endlich aufhören, und der Tag bricht an, wo die Freiheit die Waffen ergreift,

um ihren Siegesmarsch durch die ganze Welt anzutreten.

Ihr Gesicht strahlte bei diesen Worten in einer flammenden Begeisterung, und sie selbst schien wie eine kühne unternehmende Kriegsgöttin in diesem Augenblick dazustehn.

Die Nachricht von dem Tode des Kaisers verbindet sich noch mit besonderen merkwürdigen Umständen, begann Brissot wieder. Es weiß Niemand, woran der gute Oesterreicher eigentlich des Todes verblichen ist. Dunkele Gerüchte haben sich gleichzeitig verbreitet, und man will wissen, daß der Kaiser vergiftet worden sei. Es wird sogar erzählt, daß sein eigener Leibarzt Lagusius den Verdacht des Giftes bestätigt habe.

Wie kann man dies wissen, fiel Madame Roland rasch und heftig ein, da doch der Courier erst vor einer halben Stunde aus Wien angelangt sein soll!

Ich schöpfe noch aus einer andern, nicht minder vertrauten Quelle, antwortete Brissot lächelnd. Nur wage ich es nicht, in dem keuschen Salon der Madame Roland den Namen meines Gewährsmannes auszusprechen, um so weniger, da mein Gewährsmann eigentlich eine Frau ist, und Théroigne von Méricourt heißt.

geistigen Reichthums, nach Untergang der Naturstufe, auf der sie einen grammatischen Reichthum von Wendungen, Gefügen und organischen Eigenschaften besaß, die heut vergeblich zurückgewünscht werden.

Deutscher Geist und deutsche Sprache standen immer in einer seltsamen Gegenwirkung, und haben noch nicht seit lange ein befriedigendes Wechselverhältniß zu einander erreicht. Die deutsche Wissenschaft, die sich lateinisch ausdrückte, das deutsche Gesellschaftsleben, das italienisch und französisch redete, das poetische deutsche Volksherz, das die heimathlichen Laute bald keck hervorquellen ließ, bald auch wieder wie stumm werdend verlernte, dies waren verlegene Zustände einer Nationalbildung, die nur so lange möglich sind, als eine Nation noch nicht eine eigenthümliche Summe originaller Weltanschauung in ihrem Vermögen hat. Ist sie aber einmal zu dieser gelangt, so ist auch eine scharf geprägte Individualität in ihr fertig, welche sich jeder sprachlichen Fremdherrschaft von selbst widersetzt und einen eignen Haushalt und Heimathsheerd ihrer Nationalsprache für alle Le-

Der neue Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten brach bei dieſem Namen in ein lautes ſchallendes Gelächter aus. Madame Roland erröthete ein wenig, und wandte ſich zur Seite. Dann aber ſagte ſie dringend: So erzählen Sie doch!

Die abenteuerliche Théroigne von Méricourt, die wir doch am Ende Alle kennen, begann Briſſot jetzt, war ja in der neueſten Zeit die vertrauteſte Freundin des Kaiſers Leopold geweſen. Ich bitte um die Erlaubniß, Etwas aus der Geſchichte ihrer letzten Epoche erzählen zu dürfen. Vor einiger Zeit ſandte der Jacobiner-Club ſeine berühmte Théroigne nach Lüttich aus, um dort in ihrer heimathlichen Gegend einige revolutionaire Propaganda zu machen. Théroigne wird aber auf dieſer Expedition verhaftet, an Oeſterreich ausgeliefert und in die Feſtung Kufſtein gebracht. Der Kaiſer hört von dieſer intereſſanten Gefangenen, wird von der Neugierde geplagt, ſie zu ſehn, findet ſie außerordentlich liebenswürdig und reizend, und giebt dem gefährlichen Vogel ſeine Freiheit wieder, aber nur, um ihn deſto zärtlicher und ſicherer bei ſich zu bergen. In der That ſollen die ſtarken Reize Théroigne's den galanten Kaiſer in ſeinen letzten Wochen ganz und gar beherrſcht haben, bis ſein plötzlicher Tod auch das arme Kind erſchreckte. Sie iſt

in ihrem Entſetzen ſogleich in einer Tour von Wien bis Paris gereiſt und heut Abend hier angekommen. Schon läuft ſie bei allen Jacobinern umher, um ihre merkwürdigen Abenteuer zu erzählen, und man kann aus ihren Berichten immerhin manches Beachtenswerthe entnehmen*).

Und was ſagt die Perſon denn eigentlich aus? rief Madame Roland, ungeduldig auffahrend.

Sie beſtätigt die Gerüchte, daß der Kaiſer an Gift geſtorben, durch die auffallendſten Angaben, bemerkte Briſſot. Darüber ſchweigt ſie freilich, ob es das Gift ihrer Umarmungen geweſen, woran der frauenliebende Leopold ſo plötzlich hinſtarb. Aber es ſcheint, daß in Wien ſelbſt nur zwei Meinungen über die Vergifter des Kaiſers vorhanden ſind. Viele ſchieben das Verbrechen den franzöſiſchen Jacobinern zu, die ſich einen gekrönten Feind, der ihnen am meiſten ſchaden konnte, vom Halſe ſchaffen wollten, und die arme Théroigne mag faſt in den Verdacht der ausgeſandten Giftmiſcherin gerathen ſein. Die andere Partei behauptet aber, daß es die Herren Emigranten geweſen, welche dem Kaiſer den Giftbecher miſchen ließen, weil er ſo lange gezögert habe, den Krieg der Contre-Revolution zu eröffnen. —

*) Mémoires secrets, du Comte d'Allonville II. 216.

Dieſe Geſchichte hatte den General Dumouriez ſo ergötzt, daß er ſich vor Freude darüber gar nicht zu laſſen wußte, während die beiden Andern nachdenklich ſchwiegen.

Die Geſchichte iſt pikant, erwiederte Madame Roland nach einer Pauſe. Aber gehört ſie nicht eigentlich mehr in einen Salon der Regentſchaft, als zu uns?

Briſſot zuckte die Achſel und ſagte mit ſeiner etwas heuchleriſchen Miene: Man muß Alles zu würdigen wiſſen, was die Zeit bietet. Hoffen wir aber jetzt, daß große Wendungen auch von außen her entſtehen, denn unſere Freiheit muß ſich ſchlagen lernen, wenn ſie kräftig werden und gedeihen ſoll. Bis jetzt bin ich aber mit meinen Beſtrebungen für den Krieg ſchlecht angekommen. In der geſtrigen Sitzung des Jacobiner-Clubs habe ich mit Robespierre wie ein verzweifelter Fechter ringen müſſen. Wie erſchöpfend und ſchlagfertig ich auch die Nothwendigkeit entwickelte, einen Angriffskrieg gegen das uns feindliche Ausland zu unternehmen, Robespierre und die Seinen riſſen den ganzen Jacobiner-Club gegen mich hin. Robespierre beſitzt eine fürchterliche Waffe, die er ſelten ohne Erfolg ſchwingt. Dieſe Waffe iſt die göttliche Ruhe, die er über eine un-

ergründliche Bosheit ausbreitet. Aber wir versöhnten uns wieder, und zwar auf das Feierlichste, nachdem er mich gehörig deshalb durchgehechelt hatte, daß ich ein Gemälde von den Erfolgen eines Krieges zu entwerfen gewagt, der mit den brüderlichen Umarmungen aller Völker endigen solle. Er nannte den Krieg nur eine Intrigue des Hofes und der freiheitsfeindlichen Factionen, und brütete bei seinen Jauchzern und Klatschern sehr wirksam den Gedanken aus, daß es bei allen jetzt umgehenden Kriegsabsichten nur auf eine Vernichtung der eigentlich patriotischen Partei Frankreichs abgesehen sei.

Der abgetretene Kriegsminister Narbonne hat uns die ganze Frage verdorben, sagte Dumouriez nach einer Pause. Er ließ zu sehr merken, daß der Krieg nur ein Vorwand sein könne, um dem König eine Armee zu organisiren, die ihm im Sinne der Reaction eine Zufluchtstätte und eine Stütze einstiger Befreiung werden möchte. Dem armen guten König haben seine Freunde von jeher am meisten geschadet. Wir wollen es jetzt besser machen, mein lieber College Roland. Wir wollen dem König ehrlich unter die Arme greifen, denn er verdient es, und wir wollen alle Fragen klären und reinigen, welche in der trüben und zweideutigen Sphäre des Hofes bisher verdunkelt wurden.

Ueber das Gesicht der Madame Roland flog bei diesen Worten des Generals ein dunkler Schatten. Ihr Auge, das sonst so offen und vertrauensvoll aufblickte, sah zweifelhaft und argwöhnisch auf Dumouriez hin. Sein Gesicht wollte ihr plötzlich nicht gefallen, und sie betrachtete ihn von Neuem aufmerksam, um sich alles dessen zu vergewissern, was von ihm zu erwarten wäre.

Ich habe seit meinem heutigen Zwiegespräch mit dem König ein großes Vertrauen zu ihm gefaßt, fuhr der neue Minister fort. Ich sehe, daß man mich über seinen Charakter vollkommen getäuscht hatte. Ein gutes und ehrliches Herz und einen geraden Sinn habe ich in ihm erkannt. Ohne Zweifel ist er ein sehr schwacher Charakter, aber er besitzt zugleich eine große Festigkeit und diese besteht in der großen Resignation, die ihn ganz und gar erfüllt. Zugleich fand ich ihn sehr höflich, sanft und gesprächig, und am meisten machte mich betroffen, daß er mir mehrere Male von seinem Tode sprach. Er nannte diesen ein sicher von ihm vorausgesehenes Ereigniß, und zeigte dabei eine kaltblütige Ruhe, die selbst mich, den alten Soldaten, in Erstaunen setzte*).

*) Vie du Général Dumouriez II. 39.

Man darf sich durch die schillernden Lichter eines solchen Charakters nicht täuschen lassen, versetzte Madame Roland mit großem Eifer. Die Liebenswürdigkeit der Schwäche ist immer ein Verrath, entweder gegen sich selbst oder gegen Andere. Und eigentlich ist es die Furcht, welche die Person Ludwigs XVI. regiert. Bald fürchtet er sich vor dem Volke, bald vor sich selbst. Heut fürchtet er die Freiheit, und morgen fürchtet er wieder die Reaction. Dabei glaubt er an den leibhaften Teufel und an die Excommunication, und dies allein macht ihn schon unfähig, an der Spitze eines freien und aufgeklärten Volkes zu stehn.

Madame Roland, die sich in eine immer größere Erregung hineinsprach, wollte noch fortfahren, ihren ungünstigen Ansichten über Ludwig XVI. weiteren Lauf zu lassen, als sich in diesem Augenblick die Thür wieder öffnete und der junge Barbaroux in den Salon trat.

Diese Erscheinung gab der Madame Roland plötzlich ihre ganze Heiterkeit wieder. Auf ihrem Gesicht glänzte ein freudiger Schimmer auf, als sie den Gruß des jungen Mannes entgegennahm, der sich heut, mit einer Pike bewaffnet, in diesem Kreise darstellte.

Und warum erſcheinen Sie denn heut als Mars mitten im Frieden des Salons? fragte Madame Roland mit einem lächelnden Blick auf die eiſerne Pike den Jüngling, der ſie aus ſeinen großen glühenden Augen begeiſtert anſah.

Es iſt eine Muſter-Pike, entgegnete Barbaroux, ſeine Waffe wohlgefällig betrachtend. Der patriotiſche Schloſſer Lejuir hat auf meinen und Carra's Betrieb vorläufig vier ſolcher Piken gearbeitet, die er im Jacobiner-Kloſter zur Probe vorgelegt hat. Er erbietet ſich, eine Pike dieſer Art für vier Livres das Stück zu liefern. Der Jacobiner-Club hat eine beſondere Commiſſion zur Begutachtung ernannt, und ich erlaube mir, eine ſolche Pike mitzubringen, um ihre Beſchaffenheit und Zweckmäßigkeit dem Urtheil der Madame Roland zu unterwerfen.

Er ſchwang dabei die Pike in die Höhe und nahm ſie dann unter den Arm, als wenn er ſich zum Sturmlaufen gegen die Colonnen des Feindes damit anſchicken wollte. Die wunderbare Schönheit ſeines Körpers zeigte ſich dabei in den edelſten und muskelkräftigſten Formen, und Madame Roland ſchien ihn mit einem geheimen Entzücken zu betrachten.

Barbaroux war erſt vor Kurzem nach Paris gekommen, zum Theil von der Volkspartei ſeiner Vater-

ſtadt Marſeille abgeſandt, die einen Vertreter ihrer Wünſche und einen Förderer ihrer Bewegungen in der franzöſiſchen Hauptſtadt haben wollte.

Man hatte in dieſem Kreiſe die hohe Freiheitsliebe, den glühenden Revolutionsſinn des jungen feurigen Marſeillers ſehr ſchätzen gelernt, um ſo mehr, da ſich ſeine kühne Leidenſchaftlichkeit zugleich mit bedeutenden Fähigkeiten und Kenntniſſen verband. Und die große Liebenswürdigkeit ſeiner Perſon hatte dieſe gute Aufnahme, die er hier gefunden, vollendet, und den jungen Barbaroux im Hauſe der Madame Roland und ihres Gatten faſt heimiſch werden laſſen. Madame Roland ſelbſt, welche in der Darlegung ihrer Neigungen ſehr unbefangen war, hatte ſeinen wahrhaft ſchönen Kopf allen Malern und Bildhauern empfohlen, die um das Ideal eines Antinous in Verlegenheit waren, und was die Politik anbetraf, ſo ſah ſie in dem von Freiheitseifer glühenden, von Seelenreinheit und Muth leuchtenden jungen Mann das Muſter-Individuum der Republik vor ſich*).

Jetzt aber handelte es ſich um die Muſter-Pike, die Barbaroux mit in den Salon gebracht hatte. Dumouriez nahm ſie ihm jetzt ab, und betrachtete

*) Mémoires de Madame Roland II. 137.

sie mit dem Blick des militairischen Sachkenners genau und von allen Seiten. Dann gab er sie mit dem Bemerken zurück, daß gegen die Waffe nichts einzuwenden sei, und daß sie durch ihre leichte Handhabung und ihre rasche Einlegung zum Angriff sehr wohl zu benutzen sein werde. Brissot sprach sich aber noch um Vieles begeisterter darüber aus, und verhieß, morgen in seinem vielgelesenen Journal: Le Patriote français einen empfehlenden Artikel darüber erscheinen zu lassen.

Madame Roland bat den jungen Barbaroux, die Pike noch einmal wieder zu schwingen, und sich damit in Kriegsbereitschaft zu setzen, um den ganzen Effect der neuen Waffe, die besonders im Kreise der Girondisten empfohlen worden, recht ausführlich zu zeigen.

VI.

Robespierre im Salon.

Während der Marſeiller es nicht unterließ, den Befehlen der ſchönen Frau ſogleich den feurigſten Gehorſam zu leiſten, öffnete ſich abermals die Thür, und Robespierre und Pétion traten herein, deren Anmeldung Madame Roland in ihrer erregten Anſchauung der Stellungen, die Barbaroux von neuem gab, überhört hatte. Jetzt beeiferte ſie ſich, die beiden neuen Beſucher ihres Salons mit der ſie nie verlaſſenden, unvergleichlichen Grazie zu begrüßen.

Robespierre hatte den verſprochenen Beſuch nicht allein machen wollen, da ihn eine gewiſſe Scheu vor dieſem Kreiſe erfüllte, und er hatte ſich deshalb mit ſeinem Freunde Pétion, den die Roland ſeit einiger Zeit ebenfalls in ihren Kreis zu ziehen geſtrebt, verabredet. So hatten ſie ſich nach dem Schluß der

bensbeziehungen verlangt und feststellt. Ob der Deutsche im Fortgang seiner Geschichte an historischer Individualität verloren oder gewonnen habe, davon soll hier die Rede nicht sein. Aber in seiner Weltanschauung hat sich etwas entschieden Deutsches immer reichhaltiger individualisirt, wenn nicht durch historische, doch durch speculative Elemente getragen, und diese in ihre Blüthe getretene innere Persönlichkeit hat eine schon ergraute, in ihren Formen abgeplattete und so oft treulos preisgegebene Sprache wieder zu neuem Lebensgebrauch an sich heraufgerankt. Die anerkannte und erwiesene Nothwendigkeit der deutschen Sprache für den deutschen Geist dauert noch nicht viel länger als ein Jahrhundert. So jung ist das harmonische Bündniß zwischen unserer Stammsprache und Nationalcultur, während noch die Lyriker des siebzehnten Jahrhunderts zur Abwechselung auch als Nachtigallen Latiums sich gebärdeten, und Leibniz, der von der deutschen Sprache groß dachte und schrieb, doch seine eigensten und innersten Gedanken nur lateinisch oder französisch ausdrückte.

Alle Sprache, alle Fähigkeit der Darstellung,

heutigen Sitzung des Jacobiner-Clubs, in dem manche merkwürdige Dinge vorgekommen waren, miteinander hierher begeben.

Pétion erschien heut zugleich in seiner neuen Würde als Maire von Paris, wozu man den bei der ganzen Bevölkerung beliebten Mann nach dem Abgange Bailly's ernannt hatte. Diese Erhöhung, die eine Anerkennung seines Freiheitswirkens war, hatte der stattlichen, glänzenden Persönlichkeit heut noch einen besonders feierlichen Ausdruck gegeben. Robespierre erschien neben ihm in seiner gewöhnlichen ruhigen und gleichgültigen Haltung, aber zugleich verrieth sein Wesen, da er sich auf einem ihm nicht gemäßen Boden fühlte, eine strenge, zusammengenommene Festigkeit, die er fast wie einen Panzer um sich geschlagen hatte.

Die Eleganz seiner Toilette war, wie immer, untadelhaft. Sein blauer Frack mit dem zierlich erhöhten Kragen schloß sich in neuester modischer Form dem dünnen schlanken Körper an. Das in der kunstvollsten Schleife zusammengeknüpfte Halstuch strahlte in der glänzendsten Weiße unter seinem Kinn hervor, und nicht minder glänzte die saubere, geschmackvoll geschnittene Manschette an seinem Handgelenk. Das Puder-Toupé, das hinten in einen kleinen, zierlich

gewundenen Zopf auslief, saß feingeordnet und duftig auf seinem Kopf.

Ich begrüße die beiden Freunde zugleich, sagte Madame Roland in ihrer Bewillkommnung zu Beiden mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit, denn Sie ehren Beide auf gleiche Weise unsern Boden, den sie heut betreten. Zugleich darf man seine herzlichsten Glückwünsche aussprechen, nicht wahr? Herr Pétion ist Maire von Paris geworden, und Herrn Robespierre hat die ihn hoch tragende Woge der Volksgunst zum Staatsanwalt gemacht. Ist es wahr, daß man schon den Kindern, die in diesen Tagen in den Kirchen getauft worden, die Namen Pétion und Robespierre beigelegt hat?*) Oh, das ist ein glückliches Zeichen, daß der Freiheitsgeist der neuen Zeit in allen unseren Zuständen zum Durchbruch kommt. Aber gratuliren Sie auch uns ein wenig, meine Herren. Das März-Ministerium ist heute fertig geworden, und hat sich gesinnungsverwandt unter unserm Dache niedergelassen. Wir hoffen auf Ihre uns so wichtige Zustimmung, Herr Pétion, auf Ihre uns unentbehrliche Unterstützung, Herr Robespierre! Hier steht Seine Excellenz der Minister der aus-

*) Ebner, Maximilian Robespierre. S. 402.

wärtigen Angelegenheiten, und hier steht Seine Excellenz der Minister des Innern.

Die Begrüßung der beiden Freunde mit Dumouriez und Roland wurde etwas steif und förmlich. Nur Pétion, der es einigermaßen für nöthig hielt, den wohlwollenden Charakter eines Maire schon jetzt heraustreten zu lassen, machte einige zuvorkommende und ausgiebige Aeußerungen, während es Robespierre bei einer kurzen Verneigung gegen die neuen Minister bewenden ließ.

Robespierre wandte sich darauf sogleich wieder zu Madame Roland, und sagte: Ich muß noch die Glückwünsche zu meiner Ernennung zum Staatsanwalt ablehnen. Diese Ernennung ist zwar erfolgt, aber ich werde sie nicht annehmen. Ich glaube meinen Mitbürgern bessere Dienste leisten zu können, als auf einem Posten, der meinem Gemüth widerstrebt und sich außerdem noch nicht mit vollständiger Ehrlichkeit verwalten läßt. Denn ich bitte Sie, wenn man heut öffentlicher Ankläger sein soll, wo kann man anfangen und wo kann man aufhören? Da muß erst die Freiheit so weit reichen, daß man geradezu in alle die Regionen eindringen kann, wo die wirklich Schuldigen sitzen. Was nützt es der Gesellschaft, einen armen unglücklichen Dieb anzu-

klagen, während man einen reichen Müßiggänger oder einen koketten Freiheitsschwindler oder einen phrasendrechselnden Belüger des Volkes nicht vor ein Tribunal ziehen kann.

Die Augen Robespierre's flogen bei diesen Worten erzürnt und mit einem schrecklichen Ausdruck durch den Saal, fielen aber jetzt auf den schönen freundlichen Jüngling Barbaroux.

Ah, eine Pike! rief Robespierre mit einem wegwerfenden Ton aus. Wir haben uns heut schon im Kloster damit beschäftigt.

Barbaroux trat jetzt mit seiner Waffe eiligst auf Robespierre zu und begrüßte denselben mit dem Ausdruck einer begeisterten Verehrung in seinen großen, glühenden Augen.

Finden Sie diese Waffe nicht prächtig, Herr Robespierre? sagte Madame Roland, indem sie selbst die Pike in ihre Hand nahm und damit eine Stellung machte, welche wegen ihrer Schönheit die Bewunderung aller Anwesenden hervorrief.

Die Stellung der Madame Roland finde ich schön und herrlich, erwiederte Robespierre, aber die Pike ist ja eine gewöhnliche Waffe, die dem Volke schon im Jahre 1789 vortrefflich diente. Sie war seitdem ganz in Vergessenheit gerathen, es ist wahr, aber ich

sehe nicht ein, warum man sie jetzt künstlich wieder hervorrufen will, als wenn nun plötzlich etwas ganz Neues damit gemacht werden könnte. Die Pike war gut, als sie dem Volke ganz von selbst in die Hände gerieth, und im Sturm der Bastille wie in den October-Tagen aufglänzte. Wozu sie aber jetzt aus einer Reflexion wieder aufnehmen? Denn alle Reflexion ist vom Uebel, so lange man Revolution macht.

Darin kann ich meinem Freunde Robespierre nur Recht geben, erwiederte Pétion, obwohl ich ebenfalls meine Bewunderung für Madame Roland nicht unterdrücken kann. Aber es scheint mir jetzt mehr als je nöthig, daß die Volkspartei sich einer einfachen Würde und Größe in ihrem ganzen Auftreten befleißige. Die Feinde der Freiheit würden es gern sehen, wenn wir einen Carneval aus der Freiheit machten, und das Princip in eine buntscheckige Narrenjacke steckten. In meiner neuen Eigenschaft als Maire von Paris habe ich bereits ein Sendschreiben an den Jacobiner-Club aufgesetzt, und dringend gebeten, daß kein Jacobiner die rothe Mütze annehmen möge. Denn ich kann nicht begreifen, warum in dieser Maskerade ein Zeichen der Freiheit und Gleichheit stecken solle*).

*) Pièces intéressantes sous la Mairie de Pétion S. 73—78.

Der General Dumouriez brach bei dieſen Worten Pétions in ein lautes Lachen aus, das aber einen ſehr gutmüthigen Anſtrich hatte.

Da will ich denn lieber gleich mein heutiges Abenteuer im Jacobiner-Club erzählen, ſagte er mit der Jovialität des Lebemannes. Denn es kann und ſoll ja doch einmal nicht verſchwiegen bleiben, daß ich heut ſchon mit der rothen Mütze auf dem Kopfe vor meinen guten Freunden, den Jacobinern, mich gezeigt habe, und daß ich damit beinahe ſehr ſchlecht weggekommen wäre.

Wie, Herr General, Sie waren heut Abend ſchon im Jacobiner-Club? fragte Madame Roland mit der größten Verwunderung, indem ſie die Pike wieder auf die kräftige heroiſche Schulter ihres Freundes Barbaroux zurücklegte.

Ja, Madame, erwiederte Dumouriez mit einem vergnügten Ausdruck in ſeinem Geſicht. Unmittelbar, nachdem ich heut vom König kam, und wir das neue Miniſterium richtig gemacht hatten, begab ich mich in das Jacobiner-Kloſter, dem ich nun einmal mit Leib und Seele zugethan bin und bleibe. Ich ſagte es dem Monarchen ſelbſt, daß ich zuerſt und vor Allem dieſen Beſuch abſtatten würde, und machte ihm zugleich bemerklich, daß er ſeinen neuen Mini-

ſtern den Verkehr mit dem Kloſter von Zeit zu Zeit ſchon vergönnen müſſe. Er ſtutzte anfangs und ſah erſchrocken aus, aber als ich ihm getroſten Muthes auseinanderſetzte, daß es nützlich ſei, wenn ein Miniſter zuweilen ſeinen trockenen Geſchäftsgang unterbreche und zu dem Heerd der Revolution im Jacobiner-Kloſter ſich wärmen gehe, nickte er mir mit ſeiner lächelnden Reſignation ganz einverſtändig zu. Und ſo machte ich mich denn auch ſogleich auf den Weg.

Madame Roland warf ihrem Gatten, der ſehr ernſt und aufmerkſam, mit gefalteten Händen, zuhörte, einen Blick unwillkürlicher Beſorgniß zu, der auch von dieſem vollkommen verſtanden zu werden ſchien.

Der Herr General hielt eine vortreffliche Anrede an den Club, bemerkte Pétion, der es dem verſöhnlichen Charakter ſeiner neuen Würde für angemeſſen zu erachten ſchien, ſeine vorigen ſcharfen Aeußerungen gegen die rothe Mütze wieder gutzumachen. Er verſprach uns, nur als guter Patriot das neue übernommene Miniſterium zu führen, und entweder auf einen wirklichen und entſcheidenden Krieg oder auf einen unzweideutigen Frieden mit dem Auslande hinzuarbeiten. Aber der Herr General hatte auf der Tribüne die rothe Mütze aufgeſetzt.

Ja, ich hatte die rothe Mütze aufgesetzt! wiederholte Dumouriez, indem er seinen Federhut, den er in der Hand trug, frohlockend in die Luft schwenkte. Und es wurde dies auch sehr gut von der ehrenwerthen Versammlung aufgenommen, nur daß mir Herr Robespierre zuletzt den Streich spielte, der, ich will es Ihnen gestehn, Herr Robespierre, mich einen Augenblick lang außer Fassung setzte.

Und was that ich denn? fragte Robespierre mit einer eisigen Ruhe.

Was Sie thaten, war sehr schön, aber was Ihnen widerfuhr, wurde mir im höchsten Grade nachtheilig, erwiederte der General wie in lustiger Erinnerung. Denn sobald ich die Tribüne verlassen hatte, schritten Sie hinauf, und sahen in Ihrer höchst zierlichen und saubern Toilette wie immer ganz allerliebst aus. Da tritt Ihnen ein Sansculotte in den Weg und stülpt Ihnen geradewegs eine rothe Mütze auf Ihren feingepuderten Kopf. Sie nahmen diese Mütze, warfen sie zur Erde und traten mit den Füßen darauf. Nie werde ich den wahrhaft fürchterlichen und erhabenen Anblick vergessen, den Sie in diesem Moment darboten. Aber wie Sie nachher mir die Unterstützung aller Jacobiner zusagten, so lange ich mich als guten Patrioten erweisen würde, Sich aber im Namen der

Freiheit feierlich gegen mich verwahrten, wenn ich im Club mehr Einfluß beanspruchen wollte, als irgend ein anderes Mitglied, das war schön, das war sehr schön, Herr Robespierre. Und es kam mir von Herzen, als ich dann sofort zu Ihnen hinstürzte, und Sie unter dem jubelnden Beifall der ganzen Gesellschaft umarmte*).

Dumouriez schien jetzt fast diese Scene erneuern zu wollen, denn er schritt mit geöffneten Armen auf Robespierre zu, um ihn abermals an sein Herz zu drücken.

Robespierre aber suchte sich der Umarmung zu entziehn, indem er diese Absicht nicht zu bemerken schien, sondern sich mit einer raschen Bewegung zu der Wirthin des Salons umwandte.

Sehen Sie, Madame, sagte er zu ihr mit einer freundlichen und huldigenden Miene, die jedoch, vielleicht wider seinen Willen, einen spöttischen Ausdruck zu gewinnen schien, — das schöne Masken-Kostüm, welches die Herren Girondins erfunden haben, kann leicht zum Unheil führen. Denn wenn der Herr General es übel genommen hätte, daß ich die neue Coiffure mit Füßen getreten, so hätte es leicht zu

*) Journal des débats des Amis de la Constitution nr. 163.

einem Duell kommen können, und wir würden uns über den Zipfel der rothen Mütze hinweg haben schießen müssen. Die Pike hat jedenfalls eine bessere praktische Bedeutung für sich, aber sie stirbt, wie die rothe Mütze, an der Absichtlichkeit, sich dem Volk als Symbol der Freiheit aufzudrängen.

Die Pike, mein Freund, ist jetzt an der Zeit, weil die Flinte reactionair geworden ist unter den Händen der Nationalgarde! sagte Brissot, indem er sich mit erhitztem Eifer Robespierre näherte. Mit der Pike muß die Revolution neu aufgenommen werden, denn die Pike führt zur Republik!

Oh, mein Freund Brissot! erwiederte Robespierre mit einer leisen gedämpften Betonung.

Die Pike erinnert an das Wesen der antiken Bewaffnung, sagte Madame Roland, indem sie mit ihren vor Begeisterung leuchtenden Augen stolz auf Barbaroux zurückblickte. Und sind Hellas und Rom uns nicht die ächten Vorbilder der Freiheit, zu denen wir hinaufstreben?

Eine solche Muster-Pike, nahm Pétion wieder das Wort, wurde heut Morgen auf der Terrasse der Feuillants Angesichts der Tuilerieen im Triumphe umhergetragen, und der Aufzug erschreckte den König und die Königin, die sich gerade am Fenster befanden.

ist auf die Individualität zurückzuführen. Der Ursprung unserer Sprache hat dieselbe Geschichte, wie der Ursprung unserer Gedanken. Beide liegen im Individuum, und das Individuum selbst ist nichts und nichtexistirend ohne sie. Es wäre schwierig zu sagen, was das Individuum noch sei, außer seiner Sprache und seinen Gedanken, die, gegen einander selbst unzertrennlich, zusammen den Bast und das feste Gewebe der Persönlichkeit ausmachen. Bei den Stummen muß eine innere Sprache, die ihnen im Stillen die Seele bewegt, angenommen werden, weil ein menschliches Dasein ohne Sprache undenkbar ist. Die Sprache entsteht aus der Individualität, oder sie ist vielmehr diese selbst, und mit diesem Gesichtspunkt schließt man alle so vielfältig und wunderlich angestellten Untersuchungen über den Ursprung der Sprache. Süßmilch führte im vorigen Jahrhundert den Beweis, daß der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich sei, und Herder widerlegte ihn in seiner berühmten Preisschrift, in der, neben vielen sentimentalen und declamatorischen Allgemeinheiten, worin so häufig Herder's Untersuchungen verschwimmen, doch der

Es iſt mir berichtet, daß man daſſelbe Spectakel jetzt täglich zu wiederholen beabſichtige, und wenn vielleicht Herr Briſſet darauf Einfluß üben ſollte, ſo bitte ich ihn, eine andere Ordre zu geben, denn mit dieſer Aufpflanzung der neuen Volkswaffe würde ich mich nicht einverſtehen können.

Gerade darauf kommt es an, die Pike als Wahrzeichen vor den Augen des Königs und der Königin aufzupflanzen! rief Briſſot mit geſteigerter Heftigkeit. Wir wollen den Tuilerieen-Bewohnern zeigen, daß das Volk die Pike hat, wenn die Männer der Centre-Revolution den Dolch haben. Dieſe Dolchmänner, mit denen die geheime Verſchwörung für den König zu drohen begonnen, ſollen an ihrem unnützen Werk verzagen, wenn die Pikenmänner erſcheinen, welche das Volk als ſeine letzten Kämpfer auf den Schauplatz entbieten wird!

Mein Gott, Briſſot, ich ſehe, daß Du auch in der Girende geboren biſt, rief Robespierre mit einer convulſiviſchen Zuckung ſeines ganzen Geſichts. Für dieſe Mythologie der Mützen und Piken, die auf dem Olymp der Girende gewachſen, hätte ich Dich früher beinahe für zu nüchtern gehalten. Aber ich begreife, daß Deine Phantaſie einen ſo kühnen Aufſchwung nehmen mußte, denn da Madame Roland die Schutz-

göttin der Gironde geworden iſt, ſo muß die Poeſie auf den Wegen dieſer Herren von ſelbſt gedeihen. Wenn jede Partei einen ſolchen Chef hätte, dann wäre es eine Götterluſt, ſich untereinander im Kampfe zu meſſen!

Indem es Robespierre ſo mit vielem Takt verſuchte, das Gleichgewicht des Salons, welches durch die letzten heftigen Reden und Gegenreden ſchon merklich gelitten hatte, wieder herzuſtellen, wurde Herr Clavière der Geſellſchaft gemeldet.

Bald darauf trat Etienne Clavière, der Genfer, der ſich ſeit einiger Zeit wieder in Paris befand, in den Salon.

Das iſt unſer neuer Finanzminiſter, ſagte der General Dumouriez, indem er den Eintretenden in dieſer neuen Würde ſogleich der Geſellſchaft vorführen zu müſſen glaubte.

Ah, ſagte Madame Roland ſichtlich erfreut, indem ſie ihre Hand gegen Clavière ausſtreckte, das iſt ſchön, daß Sie mit uns im Bunde bleiben. Denn auf Ihren Beiſtand müſſen wir immer zählen, wo wir ſiegen wollen.

Clavière verneigte ſich und ſagte lächelnd: Es wird aber auch ebenſo ſchwer ſein, auf dieſem Poſten auszudauern, auf den uns die Verlegenheit des Hofes

für einen Augenblick geschehen hat. Ich bin übrigens schon ein alter Finanzminister, denn mir träumte bereits im Jahre 1789 einmal, daß ich im Hôtel des Ministers der Finanzen in Paris wohnte, und vom König mit diesem Departement betraut worden sei*).

Und so ist also jetzt der Traum aus, mein Herr Finanzminister, sagte Brissot, indem er Clavière's Schulter mit einem freundschaftlichen Schlag berührte. Sie sind als Finanzminister nunmehr eine Wirklichkeit geworden, und wir fordern darum auch künftig wirkliches Geld von Ihnen, und keine papierene Phantasiemünze, mit der wir uns bald nur noch im Monde werden ankaufen können, aber nicht mehr in den Bäcker- und Schlächter-Läden von Paris.

Der Mann der Chiffern zuckte lachend die Achseln, und sagte: Allerdings, wenn wir klingendes Geld machen könnten, wie man Heu macht, so würden wir uns bald die aufrichtige Achtung aller Parteien gewinnen, und auch das Hofgeschmeis würde dem neuen Ministerium zujauchzen. Statt dessen hänzen sie uns im Innern der Tuilerieen Ekelnamen aller Art an, wie ich bereits das Vergnügen gehabt zu

*) Dumont Souvenirs sur Mirabeau p. 399.

erfahren. Ich kenne eine Hofdame im Kreiſe der Königin, welche mir ſoeben gebeichtet. Man nennt uns das Miniſterium der Sansculottes. Was meinen Sie dazu, General Dumouriez?

Ich bin ganz damit zufrieden, entgegnete Dumouriez mit einer halb geiſtreichen halb leichtfertigen Gebärde. Wenn wir Sansculottes ſind, ſo wird man um ſo mehr ſehen können, daß wir Menſchen ſind*). Denn Uebermenſchliches wird man ſich von uns auch nicht verſprechen dürfen.

Das wäre auch das Allerſchlimmſte, was wir leiſten könnten, erwiederte Clavière, in deſſen Weſen jetzt eine angenehme Milde und Heiterkeit ausgeprägt lag.

Wer ihn ſeit einigen Jahren nicht geſehn, mußte überhaupt erſtaunt ſein über die Umwandelung, die mit ihm vorgegangen war. Der kleine lebhafte Mann, der ſonſt in einer phantaſtiſchen und vernachläſſigten Kleidung ſich darzuſtellen pflegte, und in ſeinem grauen breitkrämpigen Hut in London den Typus eines wühlenden Demokraten abgegeben hatte, war in einen ſehr modernen Salon-Mann verwandelt, der ſich in der feinſten Toilette und mit den gefälligſten Manieren darzuſtellen wußte. Man wollte

*) Vie du Général Dumouriez II. 146.

dieſe Umgeſtaltung beſonders an ihm bemerkt haben, ſeitdem er zu den Freunden der Madame Roland gehörte, und der äſthetiſch freiſinnigen Gironde-Partei, für deren entſchiedenſten Anhänger er galt, ſich angeſchloſſen hatte.

VII.

Chamfort bei Madame Roland.

In dieſem Augenblick trat ein anderer Freund Mirabeau's in den Salon der Madame Roland. Es war Chamfort, der beißende Satiriker mit dem milden Kindergeſicht, der friedliche, einſame, träumeriſche Geiſt, von deſſen feingeſchnittenen Lippen die ſchneidendſten Ideen und Einfälle gegen die Könige und Großen, gegen die Gewalthaber und Beſitzenden, ſtrömten. Chamfort, der eben erſt ſein funfzigſtes Lebensjahr überſchritten, ſchien in der letzten Zeit auffallend gealtert zu haben. Seine edele, geiſtdurchdrungene Geſtalt ſah verwittert und gebleicht aus, und die bedrängten Umſtände, in welche ihn der Verluſt ſeiner bisherigen Aemter und Penſionen geführt, malten ſich auf ſeinem reſignirten Geſicht und in ſeiner ganzen Erſcheinung. Aber der ſcharfe flammende Strahl des Geiſtes war in ſeinem ſchönen

Auge erhalten geblieben, und leuchtete in demſelben zu Zeiten kühner, tiefer, unerbittlicher als je.

Wie beliebt er im Salon der Girondins war, zeigte ſich jetzt. Man umringte ihn mit einer faſt zärtlichen Beeiferung, und Madame Roland nahm ihn bei der Hand, und hielt dieſelbe lange Zeit in der ihrigen, indem ihm ihre Augen die innigſte Freude über ſein Erſcheinen ausdrückten. Die Zuthulichkeit der liebenswürdigen Frau für den ſchwermüthigen Dichter und Philoſophen hatte etwas Rührendes, und glich theils den Liebkoſungen einer Tochter, theils ſchien die zarteſte Hingebung der Liebe und Freundſchaft ſich darin auszudrücken.

Ich komme ſoeben aus dem Théâtre de la Nation, ſagte Chamfort, mit einem glücklichen Lächeln zu Madame Roland gewandt. Es gab dort ein höchſt unruhiges Schauſpiel, von dem ich mich gewiſſermaßen in den Salon meiner Freundin flüchte, um mich wieder zu erholen. Ich habe die rothe Mütze auf dem Kopfe Voltaire's, Corneille's, Racine's geſehen, und dieſe neue Verklärung unſerer großen Dichter, dieſer neue Heiligenſchein, welchen das Volk auf dieſe Häupter ausgegeſſen, hat mich dermaßen frappirt, daß ich noch immer nichts als rothe Farbe vor meinen Augen ſehe.

So erzählen Sie uns doch Ihr ganzes Abenteuer, Herr Chamfort, rief Madame Roland lebhaft, als Chamfort, der noch erschöpft von seinen Erlebnissen schien, einen Augenblick inne hielt.

Ich ging in das Theater der Nation, weil man Adelaide du Guesclin angekündigt hatte, begann Chamfort zu erzählen. Und ich will es nur gestehn, ich begab mich auch deshalb in dies Theater, weil ich gern einmal wieder die Aristokraten des Faubourg St. Germain sehen wollte, die noch immer vorzugsweise in diesen Saal kommen, wenn er auch, statt des ehemaligen Odéon, jetzt den Namen des Nationaltheaters als Blitzableiter führt. Ich sehe gern dies tragische Gesindel, das heut die Mode der zurückhaltenden Mienen hat, in seinen Logen sitzen, und studire den Hauch ihres Parfums à la Coblentz, den sie sich jetzt zu ihrer einzigen Herzstärkung unter die Nase halten. Sie pflegen besonders zum Vorschein zu kommen, wenn diese Adelaide du Guesclin auf dem Zettel steht, was der Unternehmer dieses Theaters auch nur noch von Zeit zu Zeit wagt. Denn in diesem sehr wohllautend verrätherischen Stück giebt es vier Verse, die jedesmal von den Parfumirten à la Coblentz und von den zarten schmalen Händen der Marquisen und Herzoginnen mit einer wahren

Raserei beklatscht werden. Es ist dies die Stelle, wo aus tiefster Noth nach dem „reinen Blut der Cäsars“ geschrieen wird, und wo man so recht schön prophezeiht, daß die Zweige des heiligen Stammes, wenn auch jetzt auseinandergerissen und gekrümmt durch den Sturm, doch bald voller und herrlicher als je das Schutzdach und den Schatten aller Getreuen bilden würden. Nun scheint es, daß die Cordeliers, welche in demselben Stadtviertel wohnen und nur vier Schritt von diesem Theater ihren Club haben, an der Wiederholung dieses Stücks ihr Aergerniß genommen. Schon hielt aber auf dem Theaterplatz eine unzählige Menge der vornehmsten Equipagen, und alle Logen des Saals waren mit dem reinsten aristokratischen Blut überfüllt. Es war mir aber auffällig, daß man im Parterre, wo ich mich natürlich befand, noch fast gar keine Leute sah. Jetzt aber hebt sich der Vorhang in die Höhe, als man ein entsetzlich wildes Geheul von den fürchterlichsten Stimmen vernimmt, welches von Außen her in den Saal dringt. In demselben Augenblick öffnen sich laut krachend die Thüren der Vorhalle, und man unterscheidet die unzähligen Rufe: „Nieder mit den Aristokraten! Es lebe Voltaire! Es lebe Voltaire.“ Meiner Rolle als Eremit des Parterre's längst über-

drüssig, begab ich mich hinaus, und komme in das große Foyer, wo in der Nische der Hinterwand die Statue Voltaire's steht. Eine Menge schreiender und heulender Männer, die Lorbeerkränze in der Hand tragen, bilden einen seltsamen Kreis zu Füßen des diabolischen Weisen, der aus seinem weißen Marmor mit lächelndem Hohn zu ihnen herniederschaut. Alles ruft: „Es lebe Voltaire! Es lebe der heilige Vorläufer der Revolution!“ Und plötzlich hat Einer dieser Männer einen Stuhl an das Piedestal herangeschoben, springt hinauf, erhebt sich auf die Spitze seiner Zehen, und setzt dem Kopfe Voltaire's eine rothe Mütze auf. Oh, der Marmor schien sich ordentlich begierig danach zu dehnen, denn es war das erste Mal, daß Voltaire roth wurde. Er hatte immer nur gemacht, daß die Andern über sich selbst erröthen sollten, und das war eines seiner größten Verdienste, das heut mit Recht durch die Verleihung der rothen Mütze belohnt wurde.

Eine große Heiterkeit verbreitete sich bei diesen Worten in dem Salon. Alle, mit Ausnahme Robespierre's und Pétion's, die sich ganz still verhielten, riefen dem liebenswürdigen Erzähler ein lautes Bravo zu.

Das war aber bei Weitem noch nicht Alles, fuhr

schlagende Grundgedanke festgehalten ist: daß menschliche Vernunft und menschliche Sprache etwas Identisches und gleichzeitig miteinander Hervorgegangenes. Wird daher bei dem sogenannten göttlichen Ursprung der Sprache Gott wie ein Schullehrer gedacht, der uns die Wörter erfunden und zuerst Fibel und Grammatik verfertigt, so wäre diese Vorstellung, obwohl sonstigem populairen Verhältniß zu Gott analog, doch ebenso unsinnig, als wenn man behauptet hat: die Thiere würden Alles erreichen, was der Mensch ist, wenn sie nur die Sprache besäßen. Das Thier kann eben, weil es kein Mensch ist, die Sprache nicht besitzen, und die Thiersubstanz wird in den eigenthümlichen Lauten, die ihr vergönnt sind, hinlänglich sich und Andern klar, ohne noch etwas in sich zu tragen, was nicht lautbar an ihr werden könnte. Die Stimme der Nachtigall ist die Nachtigall selbst. In den hellen Wirbeln der Frühe verhaucht das Morgengeschöpf, die Lerche, seine ganze Existenz. Sonst wäre es mit der Schöpfung schlecht bestellt, wenn die Thiere nur Thiere wären, weil der Schöpfer sie bei der also

heißen mögen, die dort an den Wänden umherstehn, werden in dieselben Ehren eingekleidet, wie Vater Voltaire, das heißt, man setzt ihnen die rothe Mütze auf! Aber nachdem die guten lieben Leute über diesen Spaß bis zu Thränen gelacht, wahrhaftig, bis zu Thränen, ziehen sie den Dichtern auch die rothe Mütze wieder herunter, und Alle begeben sich zurück in den Saal. Nur Voltaire, der alte Hahn, der zuerst Revolution gekräht, hat die rothe Mütze aufbehalten, und bleibt mit derselben schauerlich ehrwürdig in seiner Nische stehn. Nun beginnt im Saal das Stück, welches schon eine alte Pièce ist und nichts Anderes als die Erstürmung der Bastille darstellt. Das Stück ist mehr nach den Regeln der militairischen Strategie, als nach denen des Aristoteles, gebaut, es schießt, raucht und dampft darin beständig, jedenfalls ist darin mehr Kanonenfeuer als dramatisches Feuer, und der Verfasser weiß das Pulver bei weitem besser zu verschießen als seinen Geist. Oh, welch ein Thor bin ich gewesen, daß ich meinen armen vergessenen Tragödien nicht auch dies Feuer einzuhauchen gewußt habe. Vielleicht lebten die guten Thierchen dann heute noch, und ich würde herausgerufen, wie heut Abend Herr Harny, der Verfasser des umgestürzten Despotismus, und

man ſetzte mir wie ihm, wie Voltaire, wie Corneille und Racine, die rothe Mütze des dankbaren Publikums auf. Denn das geſchah in der That dem Verfaſſer dieſes geräuſchvollen Revolutionsdrama's. Herr Harny, der fürchterlich gerufen wurde, war natürlich im Theater, denn er ſoll allen Vorſtellungen ſeines Meiſterwerks ſeit zwei Jahren mit der größten Pünktlichkeit beigewohnt haben. Und nun denke man ſich ein uraltes, verkümmertes, halb verhungertes Männchen, das plötzlich vor dem Publikum erſcheint, und das man nun ehrt, wie man Voltaire und Corneille geehrt hat, nämlich mit der rothen Mütze. Dieſem enthuſiaſtiſchen Wunſch des Publikums war gar nicht zu widerſtehn, und die kleine Mademoiſelle Sainval ſetzte dem beglückt ſchluchzenden Dichter das Ehrenzeichen des Tages auf*).

Hier endete Chamfort mit einer lakoniſchen Verbeugung ſeine Erzählung, die der Geſellſchaft ebenſo viel beluſtigende als ernſthafte Pointen darzubieten ſchien. Man betrachtete es offenbar als einen Beweis von der ſich ausdehnenden Herrſchaft der Gironde, daß die Cordeliers, denen die heutigen Auftritte im Theater vorzugsweiſe zugeſchrieben werden

*) Duval Souvenirs de la Terreur II. 53.

mußten, ſo entſchieden für die rothe Mütze Partei genommen und ſich dadurch einem von den Girondiſten ausgegangenen Signal fügſam erwieſen hatten. Und Madame Roland konnte ſich jetzt nicht enthalten, Robespierre, der ſtumm und mißvergnügt mit Pétion in einer Ecke des Salons ſtand, mit einem ſchadenfrohen Lächeln zu betrachten.

Während Chamfort ſich zu Herrn Roland begab, den er ſehr liebte und mit dem er gern ſich unterhielt, trat Madame Roland mit einer Miene, welche die liebenswürdigſte Neckerei verrieth, zu den beiden Freunden heran, die ſoeben im Begriff ſchienen, ſich aus dem Salon entfernen zu wollen.

Meine Herren, ſagte ſie mit einem klagenden Ton, hinter dem man ſehr leicht die Schelmerei erkannte, die Fortſchritte der rothen Mütze ſind gewiß unendlich zu bejammern! Aber bleiben Sie darum immerhin noch ein wenig hier, es iſt ja Ihrer eigenen Anſicht nach nur eine bunte Spielerei, um die es ſich handelt, und die wird doch Geiſter, wie wir ſind, nicht von einander ſcheiden können. Ich erwarte noch die Herren Bergniaud und Isnard, die heut ſehr lange ausbleiben, und namentlich Bergniaud hat es dringend gewünſcht, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Wie ſollte ich nun vor ſeinen

Augen bestehn, wenn er käme und die Herren Robespierre und Pétion schon wieder ausgeflogen fände.

Ich kenne Herrn Vergniaud schon, erwiederte Robespierre kühl. Wer kennt nicht die Blume der Girondins? Man kennt Herrn Vergniaud, wenn man ihn reden gehört hat. Dieser Herr strotzt von Beredtsamkeit, an ihm ist jedes Glied Orator, und ich fürchte mich vor ihm, daß er mich zu Allem überreden könnte, wozu er gerade Lust hat.

Nicht wahr, er spricht göttlich! sagte Madame Roland mit ihrer schönen enthusiastischen Miene. Gewiß haben Sie auch seine neuliche Rede in der Legislativen gehört, wo er mit den Schreckensworten auf die Königin hindeutete: „Alle die, welche das Schloß der Tuilerien bewohnen, mögen wissen, daß der König allein unverletzlich ist, daß das Gesetz dort ohne Unterschied alle schuldigen Häupter erreichen wird, und daß es kein einziges Haupt dort giebt, das, wenn es verbrecherisch befunden wird, dem Schwert des Gesetzes entrinnen könnte." Ich gestehe, daß ich mich bleich werden fühlte bei diesen fürchterlichen Worten, die im Herzen der Marie Antoinette gewiß ihren erschütternden Wiederhall gefunden haben!*)

*) Buchez et Roux Histoire parlementaire XIII. 227.

Man muß einer Frau niemals drohen, erwiederte Robespierre, mit einem halb spöttiſchen halb finſtern Ausdruck in ſeinem plötzlich ungemein gelb ausſehenden und unaufhörlich zuckenden Geſicht.

Das ſind keine Heldenthaten, ſetzte er faſt auffahrend hinzu, welche man durch theatraliſche Drohungen gegen ein Weib begeht! Einer Frau hält man ihre Unbeſonnenheiten zu Gute, ſo lange es irgend geht. Denn manches Schlimme, das die Frauen treiben, iſt eben nur Spielerei. Ich weiß, daß Marie Antoinette in geheimen Chiffren mit den Feinden Frankreichs correſpondirt. Dazu ſchweigt man, bis die Sache ſo weit gekommen iſt, daß man wirklich handeln muß. Und dann wird ſchnell zugegriffen, und man macht nicht mehr und nicht weniger Aufhebens, als wenn das Geſetz eine ſchuldige Taglöhnerfrau trifft.

Madame Roland ſah erſchreckt zur Erde nieder. Die Worte Robespierre's hatten für ſie einen ſeltſamen unbegreiflichen Klang, dem ſie mit der größten Betroffenheit bei ſich nachſann. Doch fühlte ſie ſich zugleich durch ſeinen Ausdruck, ſeine Stimme, ſeine Gebärde ſo räthſelhaft berührt, daß ſie ihn nicht anſehen noch ſich von ihm hinwegzubegeben

wagte, ſondern eine Minute lang ſtumm und mit niedergeſchlagenen Augen vor ihm ſtehen blieb.

Das Eintreten mehrerer Herren, die ſie zu empfangen hatte, befreite ſie aus einer Stimmung, in der ſie ſich kaum jemals befunden hatte. Es waren Vergniaud und ſeine Freunde, die in den Salon traten. Vergniaud, ein hoher ſchlanker Mann, mit einem milden, geiſtvollen, träumeriſchen Geſicht, ſchritt voran. Seine Manieren hatten etwas Glänzendes, Feierliches, und zugleich lag auf ſeinem Geſicht das Bewußtſein der Bedeutung, die er bereits in den Bewegungen des Tages erlangt. Hinter ihm kam Isnard, den ſeine Parteigenoſſen eine Feuerſeele von diamantener Kraft nannten, dann Guadet, ein kleiner ſchmächtiger Mann, der unter ſeinem Puder-Toupé den Kopf eines ſpähenden Fuchſes verbarg, und Genſonné, ein ungemein ehrliches, charaktervolles Geſicht.

Wir kommen, um dem Miniſterium unſeres Herzens unſere Glückwünſche darzubringen, ſagte Vergniaud, indem er mit einer pathetiſchen Handbewegung zuerſt Herrn Roland und dann die beiden andern neuen Miniſter begrüßte. Und dann gilt unſere Huldigung der Egeria des neuen Cabinets, die demſelben, wie es einſt dem glücklichen Numa-Pom-

pilius geſchah, die Weiſſagungen des göttlichen Frauengemüths öffnet, und ihm dadurch die Thaten der Freiheit und Größe lehrt, die gethan werden müſſen.

Er wandte ſich dabei zu Madame Roland, die ihn mit einer großen Auszeichnung empfing.

Pétion und Robespierre, die ſich zurückgezogen hielten, lächelten einander mit einverſtändnißvollen Zeichen zu. Robespierre ſchien ergrimmt und ſagte leiſe zu ſeinem Freunde: Dieſe Leute ſtolpern mit ihren beſtändigen antiken Anſpielungen ſelbſt in den Salon herein. Nicht genug, daß ſie ſchon die Tribüne mit ihren gelehrten Citaten aus Hellas und Rom zu einem ſchulmeiſterlichen Folianten aufgebläht haben, ſie verpeſten auch bereits die Geſellſchaft mit ihrem pedantiſchen Jargon. Und dieſer Vergniaud, er möchte gern heute Brutus ſein und den Cäſar erſchlagen, wenn er nicht morgen ſchon wieder Alcibiades ſein müßte und an den Brüſten des Socrates und der Aspaſia ſein Leben genießen wollte!

Aber man muß gleichwohl ſeine Discretion bewundern, daß er Madame Roland nicht mit der ſchönen Aspaſia, ſondern mit der ſpirituellen, hohenprieſterlichen Egeria verglichen hat! flüſterte Pétion zurück.

Die Roland wäre allerdings zu einer griechiſchen

Aspasia vollständig ausgestattet, erwiederte Robespierre. Aber zweierlei Dinge haben gemacht, daß sie es nicht geworden ist. Einmal ihre zärtliche und tugendhafte Liebe zu einem alten Mann, und dann ihr starker Hals. Betrachte nur einmal diesen mächtig geformten, muskelkräftigen Hals, welcher der unvergleichlichen Schönheit der Frau auf dieser Stelle eine ganz männliche Nüance giebt. Dies ist der Hals einer kriegerischen Heroine, und es kann Einem recht viel zu denken geben, wenn man ihn länger betrachtet. Dieser Hals eignet sich für die Tragödie. Du weißt, ich habe da zuweilen meine hypochondrischen Anwandelungen.

Mötion lachte über den tiefen, grübelnden Ernst, mit dem jetzt Robespierre seine Blicke auf Madame Roland gerichtet hielt.

Aber sieh' doch auch, sagte er dann zu Robespierre, den Hinstarrenden am Arm berührend, sieh' doch, wie jetzt der wildbegeisterte Isnard sein Debüt macht, indem er wie ein kollernder Pfau prächtig seinen Schweif schlägt. Hören wir einen Augenblick zu.

Isnard hatte den General Dumouriez beglückwünscht, und sagte: Ich hoffe, General, Sie werden das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten

nicht mit der Feder, ſondern mit dem Säbel führen. Ja, Sie ſind der Mann dazu, dem Kriegsbedürfniß des franzöſiſchen Volkes Rechnung zu tragen, und den Kampf der Nationen gegen die Könige zu entfeſſeln. Denn die Völker müſſen ſich jetzt alle vereinigen, und Hand in Hand miteinander die lange Kette bilden, welche, wie einſt die ſämmtlichen Götter ſich an den Olymp hingen, ſo an den Berg des Despotismus ſich anhängen wird, um die Tyrannei der ganzen Welt aus ihren Höhen und Wolkenverſtecken herabzuziehn.

Der Aufenthalt im Salon der Madame Roland fängt an, unſicher zu werden, ſagte Robespierre, ironiſch lächelnd. Dieſer wälzt uns nun den ganzen Olymp in die Stube, während der Andere ſich doch noch begnügte, die Höhle der Nymphe Egeria hier aufzuſchlagen. Und den Despotismus, den wir einfach eine Schlechtigkeit und ein Verbrechen nennen, den nennt er einen Berg, der abgetragen werden muß, und morgen nennt er auch die Freiheit wieder einen Berg, zu dem wir nur mit ſeiner Hülfe hinaufklettern können! Dieſe Girondins hetzen uns noch mit ihren Gleichniſſen zu Tode. Die äußerſte Linke, mein Freund Pétion, auf der wir ſonſt in dem einfachen Gefühl ſaßen, daß wir dort als ehrliche Leute

mechanisch gedachten Sprachvertheilung willkürlich übergangen.

Der göttliche Ursprung der Sprache hat in einem andern Sinne seine Wahrheit, in welchem er in den Ursprung der menschlichen Individualität sich verliert. Herder würde sich mehrere Umwege erspart haben, wenn er die Sprache sogleich als die Auseinanderlegung der menschlichen Persönlichkeit selbst aufgefaßt hätte. Bei aller zugegebenen Einheit und Unzertrennlichkeit von Vernunft und Sprache, Wort und Gedanke, ist doch die menschliche Sprache etwas Gemischtes, das nur nach der einen Seite in unser rein Vernünftiges und Göttliches, nach der andern aber in unser Seelisches und in das Nervenleben hineinreicht. Dies ist die ächte Mischung des Individuellen, welches Sprache wird, und so gehen Temperament, Blut und Leidenschaften der Völker in ihre Grammatik und Wörterbücher über. Die reine Vernunft, die alle Nationen zu einer gleichen intellectuellen Anschauung führt, würde als Sprachbildnerin eine allgemeine Sprache erzeugt haben, die bisjetzt nur als künstliches Problem erfindenden Köpfen vorgeschwebt hat.

unſere Schuldigkeit thun, dieſe haben ſie auch in ihrer hochtrabenden Sprache den Berg getauft. Mein Gott, und dieſer Berg hat bis jetzt nur eine kleine ſpieleriſche Maus geboren, welche die Gironde heißt. Jetzt laß uns gehen, Pétion.

Ja, laß uns geſchickt unſern Rückzug antreten, ſagte Pétion eilig. Denn Madame Egeria kommt eben auf uns zu, und hat die Herren Vergniaud uns Isnard an die Hand genommen, augenſcheinlich, um ſie uns zuzuführen. Ergreifen wir die Flucht, mein Freund. Wir thun, als haben wir die Abſicht nicht bemerkt. Hier links um die Ecke, raſch in dieſe Thür hinein, und wir haben uns ſtill empfohlen und gerettet!

Mit der größten Geſchwindigkeit hatten ſie jetzt ihr Vorhaben ausgeführt.

Madame Roland, die auf dem Wege zu ihnen durch einen andern Herrn, der ſie anredete, aufgehalten worden, war erſtaunt, die Stelle leer zu finden, wo Robespierre und Pétion bisher geſtanden. Vergniaud und Isnard [illegible] lächelten ſtolz über dieſen Fehlſchlag, den ſie ſogleich richtig zu würdigen ſchienen.

Madame Roland wandte ſich jetzt zu Chamfort, der ſeit einiger Zeit ſtill und ſinnend in der Mitte

des Salons ſtand, und mit dem ſich Niemand die Mühe gab, zu ſprechen.

Mein lieber Chamfort, ſagte ſie, indem ſie in ihrer innigen und freimüthigen Weiſe ſeine Hand ergriff und drückte, heut Abend, wo alle Leute etwas geworden ſind, müſſen Sie auch noch etwas werden.

Oh mein Gott, erwiederte Chamfort, es würde mir höchſt unbequem ſein, noch irgend Etwas zu werden. Bin ich denn nicht ſchon Alles geworden? Ich bin reich, denn ich brauche faſt gar nichts, ich bin unbeſtritten geehrt, denn mich kennt faſt Niemand mehr, und ich bin ein vornehmer Herr, denn Sonne und Mond ſind meine Kammerdiener. Sobald die Sonne aufgeht, hat ſie nichts Eiligeres zu thun, als mich zu wecken und mir meinen guten alten Schreibtiſch zu beleuchten. Und Nachts, wenn ich ſtundenlang nicht ſchlafen kann, wacht der Mond mit ſeinem altklugen Auge an meinem Lager, und erzählt mir Geſchichten, die, wenn ich ſie drucken laſſen könnte, mir ungeheuer viel Honorar einbringen würden.

Ja, es iſt wahr, Chamfort, entgegnete Madame Roland, Sie ſind reich, vornehm und unbeſtritten geehrt, aber Eines ſind Sie noch nicht, Sie ſind noch nicht Bibliothekar der Nationalbibliothek, und

das ſollen Sie jetzt werden. Sie wünſchten Sich ſchon früher, der Nachfolger d'Ormeſſon's zu werden, die Stelle iſt jetzt zu beſetzen, der Miniſter des Innern hat darüber zu verfügen, und Roland wird ſich ein Vergnügen daraus machen, dies Amt in Ihre Hände zu legen.

Chamfort ſah ſie bewegt und faſt erſchrocken an, in ſeinen ſchönen ſeelenvollen Augen ſchimmerte ein feuchter Glanz.

Ich bin allerdings ein guter Bücherhirt, ſagte er lächelnd. Aber bedenken Sie nur, daß ich von Stunde an ein ſehr ſchlechter Parteimann ſein würde, und für Ihre herrliche Gironde vielleicht ganz verloren gehen möchte. Denn als Bibliothekar liebe ich Alles, was gebunden iſt, und laſſe Alles binden, was mir nur irgend vor die Augen kommt. Ich bin dann nämlich ein ebenſo großer Freund der ſchlechten als der guten Bücher, und pflege alle mit gleicher Obhut, denn man kann nie wiſſen, was ſchlechte Bücher eigentlich bedeuten, und ob ſie nicht mit der Zeit auch beſſer werden, wenn ſie recht lange lagern.

Beſprechen Sie Sich darüber nur hübſch ausführlich mit Roland, entgegnete ſie mit einem neckiſchen Ton, indem ſie Chamfort gerade in die Arme ihres Gatten ſchob, der ſoeben an ihnen vorüberging.

Da haſt Du den neuen Bibliothekar der Nationalbibliothek, rief ſie Herrn Roland mit einem bedeutungsvollen Ton zu. Vollziehe ihm das Decret ſeiner Ernennung heut wenigſtens mündlich. —

Madame Roland wollte ſich zu einer andern Gruppe des Salons hinbegeben, als ihr in dieſem Augenblick der junge Barbaroux in den Weg trat, der bisher träumeriſch in einer Ecke des Salons gelehnt und mit ſeiner Pike geſpielt hatte.

Dürfte ich Sie wohl auf einige Minuten um Ihr Gehör bitten, fragte er leiſe mit einer heimlich zitternden Stimme.

So ſprechen Sie doch, Barbaroux, entgegnete ſie unbefangen.

Aber ich bitte um Ihr Gehör, indem ich nur zwei Minuten mit Ihnen allein ſein darf, hier in dem Nebenzimmer, wo jetzt Niemand verweilt, rief Barbaroux mit glühenden Blicken, mit einer taumelnden Geberde.

Sie bemerkte erſt jetzt, daß in ſein Geſicht, in ſein ganzes Weſen eine auffallende Veränderung getreten war. Aus ſeinen Augen ſprach eine dämoniſche Gluth, ſeine Bruſt wogte athemlos auf und nieder, es ſchien ein heftiger wilder Kampf in ſeinem Innern ausgebrochen zu ſein.

Mein Gott, was iſt Ihnen denn, Barbaroux? fragte ſie ängſtlich, indem ſie in das bezeichnete Zimmer voranſchritt und ihn dort erwartete.

Barbaroux war ihr raſch und haſtig gefolgt. Jetzt lehnte er zuerſt die Pike an eine Fenſternische an und trat dann mit traurigem, zur Erde geſenktem Haupt zu ihr heran.

Madame, ſagte er nach einer Pauſe, in der er ſich ſelbſt überwunden zu haben ſchien, ich habe heut gefühlt, daß der Moment gekommen iſt, wo ich von Ihnen Abſchied nehmen muß! Ich kehre morgen nach Marſeille zurück. Die Bewegungen in meiner Vaterſtadt ſind zu der glühendſten, vollſaftigſten Traube der Revolution herangereift. Ich werde mich hinbegeben, um bei der Ernte meine Stelle einzunehmen. Denn hier in Paris darf ich nicht erwarten, die Stelle zu gewinnen, an welche mich meine ganze Sehnſucht, meine ganze unbeſchreibliche Leidenſchaft bannt. Rathen Sie mir, abzureiſen? Werden Sie damit einverſtanden ſein? Werden Sie es mir gebieten?

Ich verſtehe Sie heut nicht, Barbaroux! rief ſie mit einem traurigen Accent. Aber ihre Augen, ihre Mienen drückten hinlänglich aus, daß ſie die gewaltige Bewegung, welche den Jüngling beherrſchte, zu verſtehen anfing.

Sie verſtehen mich nicht? fragte er mit geheimnißvoll gedämpfter Stimme, indem ein Feuerſtrom aus ſeinen großen, Alles bekennenden Augen zu ihr hinirrte. Sie wiſſen nicht, daß die qualvollen Leiden, die ich in mir trage, ſich an Ihren Blicken, an dem leiſen zufälligen Berühren Ihrer Hand, Ihres Kleides, an dem Ton Ihrer Stimme, an der freimüthigen unbefangenen Argloſigkeit, mit der Sie mir nahe treten, an der Gnade und an der Verdammniß, welche in Ihrer unbegreiflichen Schönheit für mich liegt, unendlich und endlos entzündet haben?

Sie fragen mich, ob ich Ihnen gebieten muß, abzureiſen? fragte ſie jetzt, nachdem ſie einen Augenblick geſchwiegen, mit einer leiſe erzürnten, aber ſchmerzvollen Stimme.

Ich wünſchte, daß Sie bleiben könnten, Barbaroux! fügte ſie dann faſt unhörbar hinzu, indem ihre Blicke ſich verſchleierten. Aber Sie müſſen fortgehn! Sie haben das Richtige gewählt, denn es giebt keine andere Beſtimmung. Leben Sie wohl! Laſſen Sie uns raſch in den Salon zurücktreten, denn man ſcheint auf uns zu ſehn. Sie reiſen alſo morgen, Barbaroux? Kommen Sie wieder, wenn das Vaterland Sie ruft. Denn jetzt giebt es keine Leidenſchaft, als das Vaterland, jetzt giebt es keine Liebe,

keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, als die Freiheit. Den öffentlichen Geiſt vorwärts zu bilden, das iſt das Einzige, was es jetzt giebt, mein Freund! In dieſer Aufgabe erneuern wir unſern Bund, wenn Sie wiederkommen. Adieu, Barbaroux!

Sie hatte dieſe letzten Worte mit einem fliegenden, haſtigen Ton geſprochen, und ihm noch einmal zunickend, trat ſie allein in den Salon zurück.

Hier war Herr Roland der Erſte, der ihr entgegentrat. Sie ergriff mit einer ungeſtümen Bewegung die Hand ihres Gatten, und zog dieſelbe, ehe der Ueberraſchte es verhindern konnte, zu einem innigen Kuß an ihre Lippen empor. Herr Roland aber glaubte, daß ſeine Gattin durch dieſe Zärtlichkeit, die ſie ihm in ſo auffallender Weiſe nur ſelten erwies, ſich für die Zuſicherungen bedanken wolle, die er ſoeben Chamfort gegeben.

In der That, ich glaube, wir haben einen glücklichen Menſchen gemacht, ſagte er, mit ſeiner bedächtigen Freundlichkeit; mit ſtrahlenden Augen ging der gute Chamfort fort. Und ich habe gewiß auch meiner Verantwortlichkeit als Miniſter gemäß gehandelt, indem ich ihm Hoffnungen auf die erledigte Stelle machte. Denn ſeine Antecedentien ſtehn mir dabei wohl zur Seite, indem er ſchon Bibliothekar

bei der Prinzeſſin Eliſabeth geweſen. Er wird bei der Nationalbibliothek gewiß ſehr gewiſſenhaft thätig ſein.

Oh, entgegnete Madame Roland mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck in ihren aufflammenden Augen, Du biſt ſo klug, ſo verſtändig, ſo wohlberechnet in Allem, was Du thuſt und denkſt, daß man Dich beneiden muß um dieſes beſtändige Gleichmaaß der Ruhe, in dem Du Deine ewig unerſchütterliche Haltung behaupten kannſt!

Nach dieſen Worten verließ ſie ihn eilig, und begab ſich in die Mitte ihrer Geſellſchaft zurück, in der ſie ſogleich von einer geiſtreichen Auseinanderſetzung Vergniaud's empfangen wurde. —

VIII.

Guillotin.

Unterdessen hatten Robespierre und Pétion den Weg über den Vendôme-Platz zurückgelegt, und waren, still und schweigsam nebeneinander gehend, auf den Boulevard des Italiens gelangt, der sich, da die Mitternachtstunde fast herangerückt war, nur noch mit wenigen, flüchtig vorübergleitenden Gestalten bevölkert zeigte.

Wir gehen im Sturm unseres Mißvergnügens beträchtlich um, bemerkte Pétion, denn wir müssen nachher eine gute Strecke wieder zurück, wenn wir die Rue St. Honoré erreichen wollen.

Robespierre aber hörte auch jetzt diese Erinnerung nicht, und fuhr fort, wie bisher, mit hastigen, fast fliehenden Schritten, ohne den Weg zu beachten, in die Nacht hinauszulaufen.

Laß uns nur machen, daß wir ſo weit als möglich von dieſem Salon der Girondins hinwegkommen, ſagte Robespierre, unaufhörlich weiter eilend. Je ſpäter wir heut nach Hauſe kommen, deſto beſſer haben wir uns gereinigt von dieſem entſetzlichen Phraſenſtaub, der auf uns niedergefallen iſt, und deſto ruhiger werden wir ſchlafen. Mein Freund, ich habe es hart gebüßt, daß ich von meinem Grundſatz, keine Geſellſchaft zu beſuchen, heut abgegangen bin. Sonſt fühlte ich mich aber durch dieſe ſogenannten Geſellſchaften nur in meiner Menſchenwürde gekränkt. Heut aber ſind dadurch die Teufel und Dämonen, die bisher in meinem Innern geſchlummert haben mögen, aufgeweckt und zu ihrer eigentlichen Exiſtenz in mir gekommen. Die Girondiſten haben mich auf ihrem Gewiſſen, wenn meine Natur ſich von heut an umwälzt, und ich zu raſen anfange, ſo toll und grauſam, wie noch nie ein Menſch geraſet hat!

Ich dachte, entgegnete Pétion, dieſe Herren Girondins und ihr Anhang wären nur bloß dazu da, um den Teufel recht ſchrecklich an die Wand zu malen, und mit dieſer Malerei auch ſelbſt wieder in Nacht und Nebel zu zerſtieben. Aber wenn ſie machen können, daß der Dämon in Robespierre's Bruſt

Der Urſprung der Sprache als Auslautung und Wortwerdung der Individualität geſtaltet die volksthümliche Verſchiedenheit der Sprachen. Der verſchiedenartige Eindruck, den ein und derſelbe Gegenſtand auf verſchieden erregte und nationell gefärbte Gemüther hervorbringt, giebt derſelben Sache die mannichfaltigſten Klangbezeichnungen und Lautfiguren, abhängig von Luft, Himmel, Waſſer und Erde.

Wilhelm von Humboldt ſagt ſehr treffend in der Einleitung zu ſeinem großen Werk über die Kawi-Sprache*): „Die Geiſteseigenthümlichkeit und die Sprachgeſtaltung eines Volkes ſtehen in ſolcher Innigkeit der Verſchmelzung in einander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollſtändig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellectualität und die

*) Ueber die Kawi-Sprache auf der Inſel Java, nebſt einer Einleitung über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwickelung des Menſchengeſchlechts. Erſter Band. 1836, mit einer ſehr ſchön geſchriebenen Vorrede des Herausgebers, Alexander von Humboldt.

ſich ſchüttelt, ſo möchte man ſie faſt für mehr halten, als blos für gaukelnde Geiſterbeſchwörer!

Ja, der Dämon ſchüttelt ſich in meiner Bruſt! rief Robespierre mit einer vor Aufregung zitternden Stimme. Wenn die Windhunde ſich wie Löwen anſtellen, ſo bleibt einem ehrlichen Mann nichts weiter übrig, als Gott zu danken, daß er den Teufel in ſich auftreiben kann, und daß er ſich fortan als ächter Teufel ſein Brot zu verdienen vermag. Mir brauſen noch die Ohren von den hochtrabenden Redensarten dieſer Freiheitsmänner, aber dieſe Redensarten ſind nur der Ballaſt, durch den ſie ſich eine kurze Zeit über dem Waſſer erhalten werden, dieſe Girondins, die ihr leckes Freiheitsſchiff mit Citaten aus Hellas und Rom überladen haben. Aber, meine Herren, wenn erſt die eigentlichen Stürme der Geſchichte zu blaſen anfangen, dann ſeid Ihr doch verloren mit Mann und Maus, und hinter Eurem koſtbaren Ballaſt aus Hellas und Rom, und hinter Euern verlorenen Redeblumen, ſchwimmt Ihr her mit blutenden Köpfen. Ich warne Dich, Pétion, an dieſer unglücklichen Clique nicht doch noch irgend ein Wohlgefallen zu finden. Denn wer ihnen auch nur applaudirt, wird mit ihnen zu Grunde gehn. Die Freiheit, mein Freund, iſt eine Sache, die Sache

iſt ein Schwert, und das Schwert iſt ein Gericht, das Alle trifft, die der Freiheit nicht gedient haben im Geiſt und in der Wahrheit! Nachdem ich mich heut an den Redensarten aller dieſer Schönſchwätzer krank gemacht habe, ſehne ich mich danach, mein Freund Pétion, daß wir endlich zur Sache kommen. Ich glaubte bisher, daß es langſam gehen müßte, aber ich habe heut einſehen gelernt, daß auch wir, wir Männer der Sache, das Rad der laufenden Dinge ſchneller, gewaltiger, unbarmherziger, ſtürmiſcher drehen müſſen! Oh, jetzt iſt es gut, nun kommt die Sache! Die Sache iſt das Schwert, und das Schwert iſt das Gericht! Alle Dämonen und Teufel meiner Bruſt grüßen Dich, Pétion!

Robespierre ſtand mit weit ausgeſtreckten Armen da, und öffnete den Mund, als wenn er in ſeine ächzende, keuchende Bruſt die kühlenden Nachtlüfte tief einziehen laſſen wollte. In ſeinem Geſicht, das von einer Laterne am Wege bleich beſchienen war, zuckte eine ſchreckensvolle Leidenſchaft mit großartigen, entſetzlichen Zügen.

In dieſem Augenblick trat eine kleine dunkle Geſtalt hinter dem Reverbère hervor, wo ſie unbemerkt ſchon ſeit einiger Zeit geſtanden, und näherte ſich mit einem leiſen zutraulichen Gruß.

Das iſt kein Geſpenſt, ſondern der liebe gute Doctor Guillotin, ſagte Pétion, der ihn zuerſt erkannte.

Wie, Guillotin? rief Robespierre mit einer ſeltſamen Ueberraſchung. Beinahe hätte ich mich vor Ihnen gefürchtet.

Der Doctor Guillotin war ein kleiner zierlicher Mann, der in ſeinem ganzen Weſen den Ausdruck der höchſten Ehrenhaftigkeit und Gutmüthigkeit trug. Sein mildes, feines Geſicht ließ den Erfinder der neuen Köpfmaſchine, von der ſeit einiger Zeit ſchon lebhafter die Rede gekommen war, nicht in ihm vermuthen.

Ihr werdet Euch den Schnupfen holen, Doctor, wenn Ihr in ſo ſpäter Nachtſtunde noch auf den Boulevards ſpazieren geht, ſagte Pétion.

So wie Ihr mich hier ſeht, entgegnete Guillotin mit ſeiner ſanften Stimme, bin ich ſoeben aus dem Circus der Wahrheit und der allgemeinen Menſchenliebe hinausgeworfen worden, und ging noch etwas ſpazieren, um in dieſer ſchönen Nacht über mein ungünſtiges Schickſal nachzudenken.

Das klingt ſehr erheiternd, ſagte Pétion lachend. Aber erzählen Sie uns doch ein wenig Ihr Abenteuer, mein Freund.

Ich war im Garten des Palais Royal, im Circus, entgegnete Guillotin mit einem drollig klagenden Ton. Sie kennen das seltsame Gebäude, das dort aufgeschlagen ist, und dessen Zimmer tief unter der Erde liegen, wie die Höhle eines Drachen. An diesem Ort, wo mehrmals in der Woche die Bälle der gefährlichsten Mädchen stattfinden, hat der Abbé Fauchet heut seinen neubegründeten Club eröffnet, welchen er den Circus der Wahrheit und der allgemeinen Menschenliebe nennt. Der gute Abbé lud mich selbst ein, der Sitzung beizuwohnen, ich ging hin, und wunderte mich nicht einmal, daß man an der Thür gerade so viel Entrée bezahlen mußte, als wenn Ball der Prostituirten oder Circus-Vorstellung gewesen wäre. Der Abbé Fauchet saß an der Stelle, wo gewöhnlich das Orchester aufspielte, und hielt eine Rede, worin er die Grundsätze der Demokratie entwickelte, welche er durch lauter Citate aus dem Evangelium bekräftigte. Ich wunderte mich aber zumeist darüber, daß der Saal ringsumher mit bewaffneten Soldaten besetzt war, die, wie ich nachher erfuhr, der Abbé Fauchet sich von der Wählerversammlung von Paris hatte stellen lassen, um dadurch jeden ihm unbequemen Widerspruch zu unterdrücken. Ich erhob mich daher von meinem Sitz und sagte: „Meine

Herren, um die Wahrheit zu erforſchen und über die allgemeine Menſchenliebe zu reden, dazu, glaube ich, bedürfen wir keiner mit Flinten bewaffneten Garde, die uns umgiebt. Ich trage daher darauf an" — — So weit war ich aber nur in meiner Rede gekommen, die mich der wahrheitſuchende Abbé nicht vollenden ließ. Eine Bewegung mit der Hand, die er gegen einen der Gardiſten machte, genügte, und ich wurde wegen meiner allzukühnen Unterbrechung ſogleich ergriffen, fürchterlich geſchüttelt, und dann ſogleich zur Thür hinausgeworfen. Draußen angelangt, mußte ich mich noch freuen, daß ich ſo guten Kaufes davon gekommen war*).

Der leicht ergötzliche Pétion ſuchte mit einem luſtigen Wort den Doctor Guillotin über dieſes Begegniß zu tröſten, während Robespierre, der von der ganzen Erzählung nichts vernommen zu haben ſchien, düſter und ſchweigend in die Nacht hinausſtarrte.

Es iſt mir aber jetzt um ſo angenehmer, daß man ſich ſo raſch meiner entledigt hat, ſagte Guillotin, indem er ſich Robespierre näherte und verbindlich ſeine Hand ergriff. Ich würde Ihnen dann nicht begegnet ſein, Herr Robespierre, und doch ver-

*) Duval Souvenirs de la Terreur II. 13.

langte mich sehnlichst, ein Wort von Ihnen zu hören. Haben Sie mein Schreiben empfangen, und werden Sie Sich meiner Maschine annehmen, sowie ich es Ihnen an's Herz gelegt habe?

Robespierre schrak zusammen, und erwachte jetzt erst aus seinem Hinbrüten.

Ich habe die Angelegenheit Ihrer Maschine nie aus den Augen verloren, sagte er nach einer Pause. Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir noch einmal so genau und mit allen wissenschaftlichen Nachweisen die Vorzüge Ihrer Köpfmaschine auseinandergesetzt haben. Sie wünschen dieses wunderbare Instrument jetzt von der legislativen Nationalversammlung anerkannt und öffentlich empfohlen zu sehn. Ich konnte freilich bei der Versammlung selbst nichts dafür thun, aber Ihr Antrag ist, wie ich hörte, einer Commission überwiesen worden, in der zufällig lauter persönliche Freunde von mir sitzen. Diesen habe ich Ihren Brief mit meinen wärmsten Empfehlungen mitgetheilt*). Man hat mich aber erst heut versichert,

*) Dies Schreiben Guillotin's an Robespierre existirt noch, und wird in Paris in den Archiven der Seine aufbewahrt. Die legislative Nationalversammlung faßte im März 1792 den Beschluß, die Guillotine bei allen Gerichtsvollstreckungen in Frankreich einführen zu lassen.

daß die Verſammlung vielleicht morgen ſchon den Bericht über die Guillotine entgegennehmen und ohne Zweifel beſchließen werde, dieſe Mode der Enthauptung in ganz Frankreich einzuführen.

Guillotin ſchüttelte ihm lebhaft die Hand, um ſeinen Dank auszudrücken. Robespierre aber ſchwieg, indem düſtere, unheimliche Schatten über ſein Geſicht flogen. Nach einigen Minuten ſagte er mit einer feierlichen Stimme: Ihre Maſchine iſt wahrlich ein prophetiſches Geſchenk, das Sie Frankreich gemacht haben! Im Anfang befiel mich ein Schauder, als Sie mir vor einem Jahre die erſte Mittheilung dieſer Erfindung machten. Jetzt dämmert ſie ſchon wie ein leuchtender Stern, der die Menſchen leiten und tröſten wird auf der richtigen Bahn, am Horizont auf! Auch wird ſie einſt auf eine faſt graciöſe Weiſe das Volk daran gewöhnen, Blut fließen zu ſehn. Die Reinlichkeit und Schnelligkeit dieſer Arbeit wird die Bewunderung aller Zeiten erwecken!

Vergeſſen Sie nicht, daß der eigentliche Gipfelpunkt dieſer Erfindung in der Humanität liegt, bemerkte der Doctor Guillotin mit dem Ton einer innigen Ueberzeugung. Meine Maſchine wird den Sterbenden wie ſein letzter Freund bedienen. Ein ſanfter

Schnitt, und das letzte Asyl des Menschen, der Tod, hat sich ihm eröffnet!

Ein sanfter Schnitt! wiederholte Robespierre nachdenklich. Es ist gut, denn man soll Niemand quälen! Nun, gute Nacht, Doctor Guillotin! Gute Nacht, Pétion!

Man trennte sich jetzt nach verschiedenen Seiten hin. —

IX.

Vor der Büſte Rouſſeau's.

Am 20. April war Ludwig XVI., gefolgt von ſeinen neuen Miniſtern, deren unabweislicher Einfluß ihn zu treiben anfing, in den Saal der Nationalverſammlung gegangen. Eine unermeßliche Volksmenge hatte denſelben ſchon ſeit dem früheſten Morgen belagert, und alle öffentlichen Tribünen und jeden Winkel, der nur irgend Aufnahme gewähren konnte, überfüllt. Auf allen Geſichtern lag die verhängnißvolle Erwartung des Tages ausgedrückt. Man wußte, daß der König ſich entſchloſſen hatte, dem Drängen ſeiner Miniſter und aller Parteien nachzugeben, und zum Kriege gegen Oeſterreich zu ſchreiten. Die Stimme Robespierre's, der bei jeder Gelegenheit fortgefahren, vom Kriege abzurathen, war in den Herzen der Maſſe verhallt. Wenn es nicht Robespierre geweſen, würde man ihn, den einzigen

Mann, der fortwährend für den Frieden ſprach, angeklagt haben, daß er der Beſtechung des Auslandes unterlegen ſei.

Der König ſah niedergeſchlagen und blaß aus. Erſt las der General Dumouriez ſeinen langen und leidenſchaftlich gefärbten Bericht, worin er alle Anklagen auf Oeſterreich ſchleuderte und die Beſchwerden Frankreichs in großen und ſcharfen Zügen zuſammenfaßte. Er ſchilderte Oeſterreich als den Heerd aller feindſeligen Intrigen gegen das neue Frankreich, und als den Förderer aller Verſchwörungspläne, welche die Emigration gegen ihr eigenes Vaterland ausgebrütet. Dann theilte er den Entſchluß zum Kriege mit.

Der König hatte, traurig und verzagt ausſehend, dieſen Bericht ſeines Miniſters zu Ende leſen laſſen. Dann erhob er ſich ſchwankend, und begann mit einer zitternden Stimme, die er ſich vergebens zu feſtigen bemühte, ſeine Erklärung abzugeben. Er verwickelte ſich aber in ſeinen Worten, mußte mehrmals wiederholen, und ſagte endlich, indem ſich ſeine Augen leiſe mit Thränen füllten: „Ich komme, um Ihnen feierlich den Krieg gegen den König von Ungarn und Böhmen vorzuſchlagen.“ Es war ſeltſam, daß er nicht Oeſterreich, ſondern den König von Ungarn

Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist, und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken. Wie sie in Wahrheit mit einander in einer und ebenderselben, unserem Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Ohne aber über die Priorität der einen oder andern entscheiden zu wollen, müssen wir als das reale Erklärungsprinzip und als den wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbstständig vor uns steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sich auch diese uns in schöpferischer Selbständigkeit offenbart, verliert sie sich über das Gebiet der Erscheinungen hinaus in ein ideales Wesen. Wir haben es historisch nur immer mit dem wirklich sprechenden Menschen zu thun, dürfen aber darum das wahre Verhältniß nicht aus den Augen lassen. Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung

und Böhmen nannte. Dieſe Zurückhaltung, dieſe ſchmerzliche Gemüthsſtimmung, die er an den Tag legte, verkürzten ihm auch die Beifallsäußerungen der Verſammlung. Nur wenige Hände rührten ſich, als er aufgehört hatte.

Unter den enthuſiaſtiſchen Freudenbezeugungen, welche Paris an dieſem Tage, den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch, durchrauſchten, ſchritt Robespierre ſtolz und einſam dahin. Beſonders aber herrſchte bei den Girondins und ihrem ganzen Anhang ein ſtürmiſches Jauchzen, ein endloſes Jubeln. Das Freitagsdiner der Madame Roland, an welchem ſämmtliche Miniſter wöchentlich bei ihr zu ſpeiſen pflegten, war gerade auf dieſen Tag gefallen, und wurde heut zu einem Banquet, das faſt ſchon einer Siegesfeier glich und an dem alle Häupter der Girondins ſich in der feſtlichſten Stimmung betheiligten. Auch Briſſot empfing heut ſeinen Lohn aus den ſchönen Augen der Madame Roland. Er hatte in der That faſt als Kriegsfurie in der letzten Zeit gearbeitet. Man erzählte ſich ſogar, daß er den Vorſchlag gemacht habe, einige Soldaten als Oeſterreicher zu verkleiden, und ſie einen nächtlichen Angriff auf einige franzöſiſche Grenzdörfer machen zu laſſen, um

dadurch gewaltſam eine kriegeriſche Verwickelung hervorzurufen!*)

Am einigſten war man im Saal der Girondins über die bedeutende Ueberlegenheit der franzöſiſchen Streitkräfte, die zwar an Zahl noch hinter den vereinigten Truppen Oeſterreichs und Preußens zurückſtanden, aber bald ins Unermeßliche ſteigen würden, ſobald man nur den an Leuten unerſchöpflichen Boden Frankreichs zu öffnen gewußt. Der General Dumouriez hatte ſelbſt den Kriegsplan gemacht, denn Herr de Grave, der eigentliche Miniſter des Krieges, ordnete ſich darin ganz den höheren Einſichten des auswärtigen Miniſters unter. Dumouriez hatte das ganze Syſtem ſeines Angriffs auf den Einfall in die öſterreichiſchen Niederlande geſtützt, wo er gleichzeitig auf eine revolutionaire Schilderhebung der Bevölkerung im Intereſſe Frankreichs rechnen zu können glaubte. Gegen Namur, Mons und Tournay ſollte ſich daher die erſte Unternehmung der franzöſiſchen Waffen richten.

Daran, daß man nur lauter royaliſtiſche und contrerevolutionaire Generäle hatte, welche man an die Spitze der Truppen ſtellen konnte, dachte Nie-

*) Etienne Dumont Souvenirs sur Mirabeau p. 218.

mand, als Madame Roland, die aber keine Aenderungen darin vorzuſchlagen wußte. Dieſe Generäle waren alle von dem älteſten Adel Frankreichs, wie Rochambeau, Dillon, Biron, Cuſtine. Dazu kam noch Luckner, ein deutſcher Glücksritter, der im ſiebenjährigen Kriege gegen die franzöſiſche Armee geſtanden und ihr manches Leid zugefügt hatte. Madame Roland, bei der er auch zum Diner war, hatte ihn ein fluchendes und nach Wein riechendes Phantom genannt; am meiſten aber wurde ſie beſtürzt darüber, daß Dumouriez auch mit dem General Lafayette ſich eingelaſſen, und demſelben den Oberbefehl über die Unternehmung gegen Namur anvertraut hatte. Faſt regte ſich ihr Mißtrauen gegen Dumouriez wieder, mit welchem ſie ihn ſchon an dem Tage, wo er mit der Ernennung Rolands zum Miniſter in ihren Salon getreten war, beſorgnißvoll betrachtet hatte. Denn indem er Lafayette dies Commando gelaſſen, mußte er wiſſen, daß dieſer jetzt der gefährlichſte Feind der revolutionairen Bewegung geworden, und nichts mehr wünſchte, als in Uebereinſtimmung mit ſeinen neuen Freunden, den Feuillants, den Königsthron von Neuem zu erheben. Dumouriez hatte aber ſchon in dem Augenblick einen vertraulichen Briefwechſel mit Lafayette begonnen, wo dieſer, unmuthig und ent-

täuſcht über alle Pariſer Verhältniſſe, in ſein Hauptquartier Metz zurückgegangen war, und mit dem neuen Miniſterium, an dem ihm der überwiegende Antheil der Gironde zuwider war, ſchmollte.

Kaum war aber die Eröffnung der Feindſeligkeiten geſchehen, als auch ſchon die ſchrecklichſte Kunde von der Nordgränze Frankreichs einlief. Die Schaaren, welche der General Dillon zuerſt gegen Tournay geführt, waren ſogleich in wilder Unordnung vor den Oeſterreichern zurückgewichen, die mehr durch den Schrecken, welchen ſie verbreitet, als durch ihre Tapferkeit, die Franzoſen warfen und wieder über die Gränze trieben. Am beunruhigendſten aber war die Auflöſung und Verwilderung, welche dabei in dem franzöſiſchen Heereskörper ſelbſt zu Tage gekommen war. Die Soldaten ſchrieen über Verrath, während die Offiziere in einem leichtfertigen und frivolen Taumel ſich zeigten oder ihren Kundgebungen gegen die Revolution und das Volk freien Lauf ließen. Dillon, der gleich im erſten Augenblick den Befehl zum Rückzug gegeben, wurde mit noch zwei andern Generälen von den eigenen Soldaten niedergemetzelt. Ebenſo war der Zug des General Biron gegen Mons vollſtändig geſcheitert. Dieſe Colonnen hatten ſich ſchon, noch ehe ſie den Feind geſehen,

bloß aus Mangel an Vertrauen zu ſich ſelbſt, geflüchtet und dann, unter Angſtrufen über Verrath, ihr Lager mit Geſchütz und Gepäck in die Hände der Oeſterreicher fallen laſſen. Lafayette war mit ſeinen Mannſchaften in Givet ſtehen geblieben, froh, daß er unter dieſen Umſtänden fürerſt nichts zu thun nöthig habe.

Paris wurde von dieſen Nachrichten erſchüttert und niedergeworfen. Ein banges unheimliches Gefühl ſchüttelte in dieſem Augenblick das Volk, die Führer und die Parteien. Der Schrei, daß ein großer unerhörter Verrath geſchehen ſei, durchdrang Paris an allen Ecken und Enden. Daß jene Generäle eine blutige Treuloſigkeit am Vaterlande und an ihren eigenen Truppen geübt, ſprachen die Clubs, die Preſſe, die Volkshaufen auf den Straßen, offen und heimlich aus. Robespierre, der in den letzten Tagen ganz einſam und nur mit ſeinen Hausgenoſſen gelebt, erhob ſeine Stimme wieder in ſeinem Journal. Er entwarf ein furchtbares Gemälde von den Gefahren, die dem Volke und der Freiheit drohten. Er warnte, auch Denen nicht mehr zu vertrauen, die aus Eitelkeit und Ruhmſucht, um etwas Glänzendes zu thun, das Land zu den unbeſonnenſten Dingen drängten, und dadurch das Unheil heraufbeſchworen hätten, von

dem die Ereigniſſe an den Gränzen Frankreichs nur die Ankündigung wären. Die Girondiſten, ſelbſt verwirrt von Dem, was geſchehen war, empfanden dieſen Schlag mit heimlichem Grollen, und ſannen ſtärker als je darauf, Robespierre beim Volke zu ſtürzen. —

Eines Abends war Robespierre in ſpäter Stunde von den Jacobinern zurückgekehrt. Eleonore, die ihn, wie immer, auf ſeinem Zimmer erwartet hatte, trat ihm mit der heiteren lächelnden Ruhe entgegen, die ſtets einen ſo unwiderſtehlichen Eindruck auf Robespierre machte. Sobald er ſie dann ſah, war es ihm, als ob ein reiner glücklicher Accord in ſeinem Innerſten angeſchlagen würde, und alle Unruhen, alle Melancholie, alle Bitterkeiten, die ihn bis dahin beherrſcht, ſchwanden plötzlich vor ihren Blicken, und löſten ſich in eine ihn kräftigende Harmonie auf.

Heut ſchien aber die große Aufregung, in der er zurückgekehrt war, auch in der Nähe Eleonorens nicht ſogleich weichen zu wollen. Er hatte ſich ſtumm und trübſinnig in einen Seſſel geworfen, und bemerkte kaum die freundliche Achtſamkeit, mit der ſie neben ihm ſtand und auf die Entgegnung ihres Grußes, auf den Druck ihrer Hand, die ſie ihm beim Eintritt vergebens ſo herzlich dargeboten, harrte. Als Robes-

pierre noch immer düſter und ſchweigend vor ſich hinſtarrte, trat ſie jetzt leiſe von ihm zurück, und ſchlich geſenkten Hauptes zur Thür, um ſich zu entfernen.

Robespierre rief ſie jetzt ſanft bei ihrem Namen, und ſie kehrte, unwillkürlich gehorchend, mit fliegenden Schritten zu ihm zurück.

Eleonore, ſagte er, ihre Hand ergreifend und an ſich ziehend, ich habe heut die Zahl meiner Feinde ſehr vermehrt. Es iſt ein Glück, daß Du mir geblieben biſt, meine ſtille treue Freundin, denn ſonſt müßte ich am Ende doch erbangen in der Einſamkeit die ſich um mich her gezogen hat. Bleibe bei mir, Eleonore, und verlaß mich nicht in dieſer finſtern Stunde. Nicht um meinetwillen iſt ſie mir finſter, ſondern weil ich das elende Treiben dieſer Menſchen nicht mehr aushalten kann.

Mein Freund, ſagte Eleonore, indem ſie ihre Hand feierlich auf ſeine Schulter legte, Du ſollteſt nicht mehr zu den Jacobinern gehn. Seit einiger Zeit kommſt Du jedesmal verſtimmt und unmuthig von dem Jacobiner-Kloſter wieder zurück. Die Zeit wird erſcheinen, wo Du ihnen einſt Allen gebieten wirſt, wie es eingerichtet werden muß, damit Jedes in der Welt gut und nach Deinem Geiſte werde. Aber bis dieſe Zeit gekommen iſt, bleibe lieber in

der Einſamkeit, es iſt Dir beſſer. Und in dieſer Einſamkeit darf ich bei Dir ſein, welches Glück! Je einſamer wir ſind, deſto höher ſteigt die Freude. Je weniger Menſchen zu uns kommen, deſto reicher iſt der Tag. Denn die rechten Menſchen kommen doch noch nicht, Robespierre! Die rechten Menſchen, welche Dich in die Herrſchaft einſetzen, die Dir gebührt.

Nein, Eleonore, entgegnete Robespierre, dieſe Leiden ſind es nicht, an denen ich kranke. Ich will nicht herrſchen, ſondern ich will in Reih' und Glied, mit allen Andern zuſammen, gehorchen, aber der Freiheit will ich nur gehorchen, und der Freiheit, die mit Gott iſt!

Mit Gott? fragte Eleonore, indem ſie wie erſchrocken zuſammenfuhr, und ihn mit wunderbar aufleuchtenden Augen betrachtete. Mit Gott! wiederholte ſie in einem ernſten, feſten Ton.

Es iſt dies ein Geheimniß meiner Bruſt, dem ich bisher ſelten den Riegel gelöſt habe, fuhr Robespierre mit einem leiſen Ton fort. Und heut, auf der Tribüne der Jacobiner, nannte ich zuerſt nur die Vorſehung. Ich ſagte, daß die Vorſehung weit beſſer über uns wache, als unſere eigene Weisheit es vermöge, denn ſie habe zur rechten Stunde für uns

den Tod des Kaisers Leopold verhängt, und sie werde auch die Pläne aller Feinde der Revolution zu Schanden machen! Und da erhob sich dieser Guadet gegen mich, dieser jämmerliche Knabe aus der Declamationsschule der Gironde, den die Girondisten zuerst gegen mich auf's Pferd gesetzt haben, damit er mich niederrenne, mich, dem diese Herren jetzt das Garaus machen möchten! Was meinst Du, das der Kleine gegen mich vorbrachte? Er fing vom Aberglauben zu sprechen an, schrie heftig, daß er keinen Sinn mit dem Worte Vorsehung zu verbinden wisse, und am allerwenigsten mit einer Vorsehung, die uns sogar wider unsern eigenen Willen gerettet haben solle. Er könne nicht begreifen, setzte er arglistig hinzu, daß ein Mann, wie ich, der drei Jahre lang so muthig gearbeitet habe, um das Volk aus den Fesseln des Despotismus zu erlösen, es jetzt unter das Sklavenjoch des Aberglaubens werfen wolle. Ich würde ihm ein verachtungsvolles Schweigen entgegengesetzt haben, wenn ich nicht gefühlt hätte, daß der Club der Jacobiner sich in diesem Augenblick über meinem Haupte zu theilen begann. Denn auf der einen Seite brach man in ein heftiges Beifallsklatschen für Guadet aus, auf der andern Seite erhob sich ein Gemurmel,

das mir, dem an die Vorsehung glaubenden Robespierre, günstig zu deuten war*).

Und welche Antwort ertheiltest Du ihm? fragte Eleonore mit hochklopfendem Herzen.

Oh, entgegnete Robespierre, ich sagte mehr, als ich wollte, denn in meinem Eifer ließ ich die Leute tief in mein Herz sehn. Jetzt nannte ich geradezu den Namen Gottes, und fragte, ich kann sagen, zuerst mit Schüchternheit, ob denn das Aberglauben sei, wenn man die Vorsehung und das höchste Wesen, wenn man Gott anrufe? Der Aberglauben ist ja nur das Fußgestell der Tyrannei, setzte ich hinzu, aber ich, ich will das ewige Princip behaupten, auf welches die menschliche Schwäche sich stützen muß, um zur Tugend und zur Freiheit zu gelangen. Und, fragte ich, soll ich mich denn noch auf so viele große Menschen berufen, die zugleich ebenso viel Moral in sich besaßen, um an die Existenz Gottes zu glauben?

Vortrefflich! sagte Eleonore, freudig aufathmend. Und was geschah weiter, mein Freund?

Es erhob sich von Neuem ein großer, unheimlicher Tumult durch den ganzen Saal, entgegnete Robespierre mit einem bittern, trüben Lächeln. Und

*) Blanc Histoire de la révolution française VI. 334.

in der Wahrheit nicht. Wenn uns die Sprache mit Recht als etwas Höheres erscheint, als daß sie für ein menschliches Werk, gleich andern Geisteserzeugnissen, gelten könnte, so würde sich dies anders verhalten, wenn uns die menschliche Geisteskraft nicht bloß in einzelnen Erscheinungen begegnete, sondern ihr Wesen selbst uns in seiner unergründlichen Tiefe entgegenstrahlte und wir den Zusammenhang der menschlichen Individualität einzusehen vermöchten, da auch die Sprache über die Geschiedenheit der Individuen hinausgeht. Für die praktische Anwendung besonders wichtig ist es nur, bei keinem niedrigeren Erklärungsprinzipe der Sprachen stehen zu bleiben, sondern wirklich bis zu diesem höchsten und letzten hinaufzustreigen, und als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, daß der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist."

Die Einheit der Sprache mit der Individualität ist heut noch als das stärkste Band des Patriotismus übrig geblieben. Die tiefsten Bedürf-

ich konnte der innern Bewegung, die mich ergriff, nicht mehr Herr werden. Nein, rief ich, nein, es soll Euch nicht gelingen, durch Euern Lärm meine Stimme zu ersticken! Ich rufe die Vorsehung an, ich verkündige hier auf der Tribüne der Jacobiner die Idee des höchsten Wesens, das die Geschicke der Nationen leitet, und das mir auf eine ganz besondere Weise über der französischen Revolution zu wachen scheint! Und dies, fuhr ich fort, ist nicht etwa eine gewagte Idee von mir, nein, es ist das tiefste Gefühl meines Herzens, es ist ein Gefühl, das mir zu meinem Leben nothwendig ist, mir, der ich in der constituirenden Versammlung allen Leidenschaften, allen niedrigen Intriguen preisgegeben war, der ich stets umgeben war von so zahlreichen und grimmigen Feinden, und der ich nur durch jenes Gefühl Gottes mich aufrecht zu erhalten wußte. Allein mit meiner Seele*), wie hätte ich bestehen sollen in den ungeheuern Kämpfen, welche über die Kraft des Menschen hinausgingen, wenn ich nicht meine Seele zu

*) „Seule avec mon âme," das berühmte Wort Robespierre's, welches er in der Sitzung der Jacobiner am 26. März 1792 gesprochen. Seine obige Rede ist vollständig und wörtlich aus den Protokollen des Jacobiner-Clubs („Journal des Débats des Amis de la Constitution") entnommen.

Gott erhoben hätte. Ach, dies Gefühl Gottes hat mich auch reich entschädigt für alle die großen Vortheile, welche sich Denen darboten, die das Volk verrathen wollten. Und das französische Volk, wir wissen, daß es Etwas zu bedeuten hat in der Sache der französischen Revolution, denn ohne das Volk befänden wir uns Alle noch unter dem Joch des Despotismus. Ich weiß wohl, daß um diesen Preis alle Diejenigen da oben, welche dem Volke auf dem Nacken gestanden, gern auf die Idee der Gottheit verzichten würden, aber eine Beleidigung gegen das Volk kann es doch nicht sein, wenn man ihm von dem Schutze Gottes spricht, der, nach meinem Gefühl, uns so herrlich dient.

Eleonore hatte ihm athemlos zugehört. Sie wollte sich auf seine Hand niederbeugen, um sie zu küssen. Aber er wehrte sie sanft von sich zurück, und sagte: Nun will ich Dir meine Passionsgeschichte bei den Jacobinern noch auserzählen. Oder bist Du müde, Eleonore? Ich glaube, Mitternacht ist längst vorüber.

Was geht uns die Zeit an, mein theurer Freund? flüsterte Eleonore mit geheimnißvoller Innigkeit. Gern höre ich Dir ohne Unterlaß zu, bis die Sonne wieder aufzieht am Firmament des neuen Tages.

Die Menſchen taugen nicht mehr viel, aber die Jacobiner ſind noch die beſten unter den heutigen Menſchen, begann Robespierre wieder, nach einer Pauſe des Nachſinnens. Du hätteſt jetzt ſehen ſollen, wie ſich die Girondiſten gegen mich erhoben, die in der heutigen Clubſitzung zahlreicher als je vorhanden waren. Ihr Haß gegen mich entbrannte zugleich mit der vergrößerten Furcht, die ich ihnen von heut an eingeflößt zu haben ſchien. Ich bemerkte, wie auf ihren wüthenden Geſichtern geſchrieben ſtand, daß ſie jetzt mehr als je auf die Niederlage Robespierre's ſinnen müßten, ſeitdem ſie wußten, daß Robespierre an Gott glaube, und daß er nur die Freiheit mit Gott wolle. Denn die Girondiſten ſind die eigentlichen Schüler Voltaire's, die aus ſeiner geſpenſterhaften Larve jetzt ausgekrochen ſind, um das Hochzeitsfeſt der Revolution mit dem Atheismus zu feiern. Betrachte Dir ſolche Geſtalten, wie dieſe ſchöne Madame Roland, die in ihrem Hauſe das Büreau der Gironde aufgeſchlagen hat. Man kann nicht liebenswürdiger und begabter ſein, ſie ſcheint uns die Göttin der Freiheit ſelbſt darzuſtellen, aber die Göttin hat keinen Gott in ihrem Buſen. Sie ſchwärmt mit ihren reizenden Gebärden für das Glück und die Freiheit der Menſchheit, doch es iſt nichts als eine reizende Windharfe,

was unter ihren Händen tönt. Es iſt die Freiheit ohne Gott, die leer und hohl iſt, und darum im Leeren wieder verſchweben muß. Doch ich wollte Dir von dem Gekleff erzählen, das die Girondiſten heut gegen mich ausſtießen. Zuerſt kam Guadet wieder, und ſchlug mir gerade ins Geſicht mit Anklagen, die das Gewicht einer hölzernen Keule hatten. Er machte mir zum Vorwurf, daß ich die Stelle als Staatsanwalt nicht angetreten hätte, er machte mir auch zum Vorwurf, daß das Volk mich liebe und, wie er meinte, einen Götzendienſt mit mir treibe, und wenn ich dem Volke wirklich dienen wollte, rieth er mir, es von dieſem Götzendienſt mit meiner Perſon zu erlöſen und mir freiwillig die Strafe der Verbannung aus dem Vaterlande aufzuerlegen.

Der Elende! rief Eleonore, mit einer Heftigkeit, die man ſonſt noch nie an ihr geſehn. Sie zitterte, und in ihren Augen ſtrahlte eine flammende Gluth des Haſſes.

Ich ſagte ihm, fuhr Robespierre mit einem Anflug von Wehmuth fort, daß ich nur dann erſt mich zurückziehen würde, wenn die Freiheit geſichert, wenn das Reich der Gleichheit befeſtigt und wenn alle Intriguanten verſchwunden wären. Jetzt wüßte ich aber nur die Stellenjäger und die Tyrannen, die

man zu verbannen hätte. Und ſagt mir doch, wohin Ihr wollt, daß ich mich zurückziehen ſoll? rief ich ihnen zu. Bei welchem Volk kann ich denn die Freiheit ſchon aufgerichtet finden, und welcher Tyrann würde mir wohl ein Aſyl geben wollen? Man kann ſein Vaterland verlaſſen, wenn es glücklich iſt und wenn es triumphirt, aber wenn es zerriſſen, zerfleiſcht, unterdrückt iſt, dann flieht man es nicht, dann rettet man es oder man ſtirbt!

Eleonore brach bei dieſen Worten in ein lautes Schluchzen aus. Ihre Thränen wollten ſich nicht mehr ſtillen, und von ihrem Gefühl überwältigt, hing ſie an dem Halſe Robespierre's.

Und nun höre noch, was Briſſot ſagte, der eitle, verſchmitzte Briſſot, der Mann mit den amerikaniſchen Manieren und dem argliſtigen Herzen, Briſſot, der ſich Briſſot de Warville nennt und einſt mein Freund war, begann Robespierre wieder. Er ſtieg mit ſeinem gleisneriſchen katzenbuckeligen Weſen auf die Tribüne, und ſprach erſt einige höchſt zweideutige Worte zu meinem Lobe. Dann aber läutete auch ſogleich das Armeſünderglöckchen dazwiſchen, das er mit einem ſchauerlichen Bim Bim für mich anklingen ließ. Erſt hörte es ſich gar nicht ſo ſchrecklich an, denn das Schlimmſte, was er von mir ſagte, war,

daß ich zur Schule Jean Jacques Rouſſeau's gehöre, und dann, daß das Volk mich liebte wie ſein Idol. Aber kurz darauf nagte plötzlich ſein giftiger Rattenzahn an meinem Ruf, an meiner Ehre! Was er ſchon in der heutigen Nummer ſeines Journals ganz leiſe angedeutet, das betonte er jetzt, das feilte er ſchrillend und ſchneidend aus, daß es einen entſetzlichen Klang in den Herzen aller braven Menſchen geben mußte. „Drei Meinungen bewegen das Publikum über Herrn von Robespierre, ſagte er. Die Einen halten ihn für einen Narren, die Anderen meſſen ſein Auftreten einer verletzten Eitelkeit bei, und ein dritter Theil glaubt, daß er durch die Civilliſte in Bewegung geſetzt werde. Wir unſeres Theils glauben aber nie an eine Beſtechung, die nicht ſchon vollſtändig bewieſen iſt*).“

Und darauf etwas zu erwiedern, hielt ich unter meiner Würde, fuhr Robespierre, der jetzt bleicher und gelber geworden ſchien, fort. Doch ſtürzte ich auf die Tribüne, um den Jacobinern ein Wort zuzurufen, das ſie warnen ſollte, auf ihrer Hut zu ſein. Da fiel mir in dieſem Augenblick die Büſte Jean Jacques Rouſſeau's in die Augen, welche den

*) Le Patriote français no. 292.

Saal der Jacobiner ziert. Sein Geſicht, das mir gerade zugekehrt war, ſchien mir zu winken, und ein Sturm von Empfindungen brach in mir los. Ich ſtreckte meine Arme wie beſchwörend, wie hülfeflehend gegen Rouſſeau aus, ich ſprach mit ſeinem Geiſt, erſt ganz ſtill in mir ſelbſt, dann begann es auf Einmal laut zu werden, was ich zu dem großen Jean Jacques Rouſſeau ſagte. Deinen hohen Genius rufe ich jetzt an! ſagte ich, meine Hand zu ihm hinüberreichend. Du, der Du auf der Höhe unſers Jahrhunderts ſtehſt, das Vorbild unſerer Kämpfe, unſerer Leiden, Jean Jacques Rouſſeau, haben ſie Dich nicht auch verfolgt, haben ſie Dich nicht auch auf's Aeußerſte getrieben, haben ſie Dich nicht gehetzt, geſchmäht, verſtoßen, und Deine Schriften voll Wahrheit, voll Freiheit und Tugend von der Hand des Henkers verbrennen laſſen? Die Akademiker und Mathematiker ſind Deine Verfolger geweſen, und Du wehrteſt Dich nur ſtill durch die wunderbare Leuchte Deiner Ideen, die Du ihnen entgegenhielteſt, und bauteſt ruhig weiter an dem Paradies der Gleichheit, zu dem Du den Grundſtein legteſt. Und ich, der Kleine, neben Dir, dem Großen, ich, der nichts will, als Dein Teſtament vollſtrecken und in Deinem Geiſte die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit unter

dem Volke aufrichten, ich ſollte eine Hand voll Ruhmſüchtiger und Intriguanten für wichtiger halten, als Du Deine Akademiker und Mathematiker? O großer Rouſſeau, Du haſt gelehrt, daß der Beſitz es iſt, welcher die Menſchen zuerſt unfrei gemacht und in die Feſſeln der Eigenſucht, des Despotismus und der Unnatur geſchlagen. Darum bin ich arm geblieben, und ich beſitze nichts, denn ich wollte Deiner würdig, ein Schüler, den Du nicht verläugnen kannſt, Dir bleiben. Aber Die, welche reich geworden ſind, welche nach Stellen und Ehren trachten, welche Miniſter geworden ſind oder noch werden wollen, und goldene Salons halten, verſchwenderiſche Diners geben, während ich auf meiner Manſarde wie ein einfacher und gerechter Mann des Volkes lebe, dieſe wollen mich verläugnen, hetzen, der Beſtechlichkeit zeihen? Und ſie können mir doch nichts nachweiſen, als daß ich Dein Schüler bin, Jean Jacques Rouſſeau, und daß das Volk mich liebt, das Volk, deſſen Bruder ich ja bin, und mit dem ich die Armuth und den Gott theile brüderlich!

So ſprach ich, fuhr Robespierre nach einer Pauſe fort, und ich weiß nicht, ob ich noch mehr ſagte, und noch weniger weiß ich, wie ich die Tribüne wieder heruntergekommen bin. Nachdem ich eine Zeit-

lang wieder auf meinem Platze gesessen, und die fortgehenden Debatten des Clubs sich wie der Schall einer Meereswoge an meinem Ohr gebrochen hatten, ohne daß ich irgend Etwas gehört hatte, vernahm ich plötzlich die Stimme des Secretairs, der einen von der Versammlung gefaßten Beschluß verkündete. Dieser Beschluß lautete, daß der Club der Jacobiner Alles für ungerechtfertigt erkennt, was gegen Robespierre vorgebracht worden, indem alle diese Beschuldigungen nichtig seien und sowohl durch den öffentlichen Ruf als durch die ganze persönliche Führung Robespierre's Lügen gestraft würden!*)

Oh, das ist herrlich, mein Freund! rief Eleonore aufathmend.

Das habe ich dem Geist Jean Jacques Rousseau's zu verdanken, sagte Robespierre, träumerisch in sich selbst versinkend. Ohne ihn hätte die Intrigue, die sich an meine Fersen heften wollte, mich vielleicht nicht so bald losgelassen. Rousseau ist unser Freund und Gönner, Eleonore. Und weil er mir heut gerade so gnädig war, möchte ich ihm auch gern noch mehr zu verdanken haben.

Er ergriff bei diesen Worten Eleonorens Hand,

*) L. Blanc Histoire de la révolution française VI. 345.

drückte und ſtreichelte ſie mit der ſeinigen, und ſah ihr lange und unverwandt in die Augen. Es ſchien Eleonoren dabei Etwas in ſeinem Weſen aufzufallen, und ſie blickte ihn fragend und verwundert an, während er ſich nur immer tiefer in ihr Anſchauen verſenkte.

Die Frühlingsnacht ſandte von draußen durch die geöffneten Fenſter ſanfte Düfte herein. Eine tiefe lautloſe Stille herrſchte ringsumher. Nur zuweilen ſchlug eine Nachtigall in der Ferne feierlich ſchmetternde Töne an.

Mein Freund, Du ſagteſt vorher: „Allein mit Deiner Seele", hub Eleonore mit leiſer, bebender Stimme zu ſprechen an. Dies Wort iſt mir ſehr auf's Herz gefallen. Und nun ſage mir: wenn Du allein mit Deiner Seele biſt, iſt dann kein Einziger ſonſt mit eingeſchloſſen? Sind dann Alle fern von Dir gewieſen, und Niemand, Niemand weiter darf bei Dir ſein?

Niemand weiter iſt bei mir, als Du und meine Seele, die beide längſt Eines geworden ſind, ſagte Robespierre mit einem fröhlichen Ernſt. Und nun geh', Eleonore, und hole Jean Jacques Rouſſeau zu uns her. Er ſoll auch uns Beiden ſeinen Segen geben zu Dem, was wir vorhaben. Du ſiehſt mich

nisse meines innern Menschen kann ich nur in meiner Heimathsprache, die mir mit meinen Anschauungen zugleich aufgewachsen, ganz und gar ausklingen. Die kosmopolitischen Gränzaufhebungen, die weltliterarischen Constellationen, sind in unserer Zeit um so weniger als Auflösungssymptome des Individuellen zu fürchten, als vielmehr die Sprachen als individueller Einschlag in das allgemeine Gewebe der Völker-Association übrig bleiben, und dadurch die ganze Macht der Individualität selbst obenauf und gültig erhalten werden. Man kann in einer Sprache nicht dieselben Gedanken haben und ausdrücken, wie in einer andern, und allen antipatriotischen Anwandelungen zum Trotz, macht das tägliche deutsche Gedankenbedürfniß Jeden wieder zum deutschen Menschen, Manchen sogar wider Willen zum deutschen Schriftsteller. Was soll man in fremder Zunge anfangen mit seinen geheimen Herzschlägen, mit seinem metaphysischen Dichten und Trachten, und mit all den skeptischen, ironischen und weltverlachenden Geheimnissen des Gemüths, die zugleich Geheimnisse des Stils werden, aber niemals fertiges Eigenthum der Wörterbücher?

erſtaunt an. Gieb die kleine Marmorbüſte, die ich von Jean Jacques beſitze, dort von meinem Schreibtiſch herunter, und ſtelle ſie hierher, hier gerade vor uns auf dieſen Tiſch, ſo, ich bitte Dich darum! Und nun ſetzen wir die Lichter, die wir haben, feierlich um unſern Heiligen her, und ſchon ſieht uns der große Märtyrer mit ſeiner göttlichen, grübelnden Miene verheißungsvoll an.

Nachdem er den Kopf Rouſſeau's in das rechte Licht geſetzt, ergriff er Eleonorens Hand und ſchritt mit ihr vor die Büſte, wie zu einem Altar hin.

Was willſt Du mit mir thun? fragte ſie bang und zitternd.

Laß uns ſo den Bund beſchwören, der unſere Herzen und unſer Leben vereinigt! ſagte Robespierre, indem er mit ihr vor der Büſte des großen Philoſophen und Volkslehrers ſtand. Ich traue mich heut mit Dir, Eleonore Duplay, und Du trauſt Dich mit mir, Maximilian Robespierre, für die ewige Gemeinſchaft des Daſeins, die wir nicht mehr unterbrechen wollen noch können. Wir bedürfen dazu nicht mehr der Prieſter, welche die alte Geſellſchaft zuſammengegeben und verrathen haben, denn wir ſind zwei Kinder der neuen Geſellſchaft, und Freiheit und Natur heiligen die Bande, die in derſelben

geſchloſſen werden. Der Menſch iſt von Natur gut, hat uns unſer Vater Jean Jacques Rouſſeau gelehrt, und darauf begründen wir unſern neuen Staat, unſere neue Geſellſchaft und unſere neue Liebe. Wir bedürfen nicht, daß man uns durch figürliche Satzungen binde, ſondern wir binden uns bloß durch die Kraft unſerer Herzen, durch die Wahrheit unſeres Geiſtes, und weil wir gut ſind, wie Gott es gewollt und wie Rouſſeau es geſagt hat! Wie die Geſellſchaft neu getauft werden muß, ſo muß ſie auch neu getraut werden, in der Idee der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und in dieſer Idee bin ich Dein, Eleonore, und Du biſt mein geworden. Rouſſeau bezeugt unſern Bund! —

Ein ſchwärmeriſcher Funke ſprühte aus Robespierre's Augen. Eleonore hing mit Thränen des Entzückens in ſeinen Armen und an ſeinem Munde. Draußen begann die Frühlingsnacht ſchon dem Morgen entgegenzubleichen. —

X.

Das Crocodil der Jacobiner.

Der unglückliche Beginn des Krieges hatte auch das neue Ministerium in die größte Verwirrung gestürzt. Der Kriegsminister Herr de Grave hatte zuletzt den Kopf so verloren, daß er sich, wenn er ein Rescript unterzeichnen sollte, auf seinen eigenen Namen nicht mehr besinnen konnte, sondern ganz fremde Unterschriften setzte. Es war eine Wohlthat für ihn, daß statt seiner der Oberst Servan das Kriegsministerium übernahm, ein Mann von zweifelhaftem Wesen, der besonders durch die Gunst der Madame Roland plötzlich zu diesem Range emporgehoben wurde. Das Salongeschwätz des alten Frankreichs stempelte ihn zu ihrem Liebhaber, aber in diesen Kreisen konnte man es nun einmal nicht begreifen, daß eine Frau von solcher Schönheit und Lebhaftigkeit ganz ohne Verhältnisse existiren solle, und

nur für die ſogenannte Idee des Vaterlandes und der Freiheit lebe. Die Wahrheit war, daß Madame Roland den Oberſten, der ein guter Soldat, auch etwas Philoſoph war und den rauhen Republikaner ſpielte, für einen ehrlichen Mann, ja für einen erhabenen Charakter hielt, und ihn namentlich wegen ſeines energiſchen Haſſes gegen den Hof als den Beſten empfahl, der als Kriegsminiſter eingeſchoben werden könne.

Madame Roland hatte mit ihrem Gatten und den übrigen Miniſtern wegen der Anſichten über den König genug zu kämpfen. Roland, Clavière, Dumouriez begannen, ſeitdem ſie den König öfter geſehn und mit ihm zu Rathe geſeſſen hatten, beſonders für das aufrichtige Herz Ludwigs XVI. zu ſchwärmen, obwohl ihnen die leidenſchaftliche Frau alle Tage das Gegentheil predigte. Sie wandte alle ihre Beredtſamkeit auf, um vor dem Könige zu warnen, und Alles, was er that und ſagte, ſeine ſchönſten Verſicherungen, ſeine ſcheinbar beſten Handlungen, nur als Fallſtricke, als gefährliche Täuſchungen, hinzuſtellen. Was man ihr auch immer für Thatſachen entgegenhalten mochte, ſie wiederholte unaufhörlich, daß ſie nie an die aufrichtige und ehrliche Geſinnung eines Fürſten glauben werde, weil ein Fürſt in der

Meinung erzogen werden, daß er höher als alle anderen Menschen geboren sei.*)

In der Roland schlug ein republikanisches Herz, das sie fast nicht mehr bergen konnte. Diese Frau wollte und liebte die Republik vielleicht stärker, als alle Anderen in dieser Zeit. Ihr beständig sprühender, arbeitender Haß, welchen sie gegen den Hof in sich trug, konnte sich selbst dann nicht verläugnen, wenn sie, als Frau des Ministers Roland, im Zirkel des Königs und der Königin zu erscheinen hatte. Sie war am Hofe wie eine fremde, einer ganz anderen Welt angehörige Gestalt aufgetreten, welche ihren Stolz darin fand, es zu zeigen, daß sie nicht hierher gehörte, sondern diese Scene leichthin und triumphirend nur noch für die letzte Decoration eines bald ausgespielten Stückes halte. Dieser Haß mußte sich darum auch als ein gegenseitiger herausfühlen, denn die Königin, die niemals mit Madame Roland sprach, gab ihr die unzweideutigsten Zeichen davon. In demselben Grade aber, als man Madame Roland haßte, verfiel Herr Roland dem beißenden Gespött der Hofleute. Die Prinzessin von Lamballe hatte ihn ein Rhinoceros genannt, und an dieser seltsamen

*) Etienne Dumont Souvenirs p. 395.

Bezeichnung, die bei der Königin Glück machte, konnte nur die ſonderbare Tracht des Miniſters des Innern Schuld geweſen ſein. Denn Madame Roland, die ihren Gatten mit idealiſchen Augen anſah, war noch immer nicht der Meinung geweſen, daß Roland ſeinen Quäkerfrack, den runden Hut und die zuſammengebundenen Schuhe ablegen ſolle. —

Die Lage der Dinge war in Paris plötzlich wieder eine ſehr unruhige und geſpannte geworden. Es ſchwebten neue Schreckniſſe in der Luft, die Jeder kommen ſah, Niemand aber noch zu deuten wußte. Die Verſammlung in der Reitbahn erließ in dieſem Augenblick ein Decret, welches eine ungemeine Aufregung verbreitete. Danach war jeder eidſcheue Prieſter, der des Schwures auf die Verfaſſung ſich geweigert, ohne Weiteres von dem Directorium des Departements zur Deportation zu verurtheilen, ſobald zwanzig Bürger den Antrag darauf erhoben. Ein anderes Decret folgte, das noch mehr befremdete und überall Beunruhigung verbreitete. Die Verſammlung beſchloß nämlich, daß ein Lager von zwanzigtauſend Soldaten im Norden der Hauptſtadt aufgeſchlagen werden ſolle. Robespierre verdächtigte in ſeinem Journal dieſe Maaßregel, die ihm ſo ausſah, als wenn damit ein militairiſcher Zwang gegen

Paris geübt werden könne, während die Girondisten das Volk bearbeiteten, einen wahren Schutz der Freiheit gegen die Unternehmungen des Auslandes darin zu finden. Der König aber glaubte beiden Decreten seine Zustimmung verweigern zu müssen, und wollte jetzt mit einem auffallenden Muth sein ihm durch die Verfassung zustehendes Veto gebrauchen.

Indem es noch zweifelhaft blieb, was daraus werden solle, verbreiteten sich gleichzeitig wieder die seltsamsten Gerüchte über allerhand geheime Umtriebe in den Tuilerieen. Man sprach von einer geheimen Verschwörung gegen die Constitution, die mit Hülfe der auswärtigen Mächte gewaltsam beseitigt werden solle. Auch wußte man, daß Mallet du Pan, Einer der eifrigsten und thätigsten Royalisten, zu geheimen Unterhandlungen mit den Höfen von Preußen und Oesterreich abgesandt worden sei. In der Versammlung war Brissot mit einer förmlichen Anklage hervorgetreten, welche die Existenz eines österreichischen Comité in den Tuilerieen behauptete und in demselben die vollständig organisirte Verschwörung enthüllen wollte, die mit dem Auslande gegen die ganze Nation bestehe. Dazu kam, daß man an einen abermaligen Ausbruch des Königs glaubte und jeden

Augenblick die Erneuerung eines Fluchtverſuches von ihm erwartete.

Die Beſorgniß, das Mißtrauen, die Zweifel wurden auf allen Seiten ſo groß, daß die Nationalverſammlung ſelbſt ihre Sitzungen für permanent erklärte, um jedem Vorgang ſogleich die Stirn bieten zu können. Im Salon der Madame Roland aber wurde jetzt Alles in Bewegung geſetzt, um den König zur Annahme der beiden Decrete zu bewegen. Man glaubte dann, daß die Situation ſich von ſelbſt klarer entſcheiden, zuverläſſiger befeſtigen werde. Da entſchloß ſich Madame Roland, wieder einmal die Sache ſelbſt in die Hand zu nehmen und ihren eigenen Kopf walten zu laſſen. Sie ſetzte ſich hin, um im Namen ihres Mannes einen Brief an den König zu ſchreiben, welchen Roland als den ſeinigen übergeben ſolle. Während die Miniſter in dem Salon um den runden Tiſch herum ſaßen, und meiſt ſchweigend, oder zerſtreut in ihren Acten blätternd, erwarteten, daß Madame Roland mit dem verheißenen Brief, der Löſung des gordiſchen Knotens, erſcheinen werde, ſaß ſie in dem offen ſtehenden Nebenzimmer an ihrem Schreibbüreau, und warf mit enthuſiaſtiſcher Gluth, in Einem Zuge, ohne nur ein einziges Mal anzuhalten und ſich zu beſinnen, ihren Brief

auf das Papier. Bald trat ſie mit demſelben herein und brachte eine Ergießung, die von bewundernswürdiger Kraft und Stärke war, aber zugleich prophetiſch dem König mit einem neuen Ausbruch von Revolution und Bürgerkrieg drohte, wenn er nicht ſeinen Widerſtand gegen die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung fahren laſſe.

Dieſe Gabe war aber dem König zu gewaltig. Er vermochte ſie nicht zu ertragen, und beſchied Dumouriez zu ſich in ſein Cabinet. Dumouriez hatte ſchon längſt fallen laſſen, daß er es bald nicht mehr werde aushalten können, mit Pedanten, wie Roland, Clavière und Servan, zu einem Miniſterium zuſammengeſchmiedet zu ſein. Seine ganze Lebensweiſe trennte ihn allerdings von dieſen Männern, mit denen er keine luſtigen Streiche machen, noch ein zweideutiges Bonmot in ſeiner Art wagen konnte. Im Cabinet des Monarchen befand ſich auch die Königin, die eine ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit für Dumouriez hatte, und ihn fragte, ob er wohl glaube, daß der König die Drohungen und Unverſchämtheiten eines Roland, die Schelmereien eines Clavière und Servan noch länger ertragen ſolle? Natürlich hatte Dumouriez mit Nein geantwortet, und die Bitte hinzugefügt, daß der König das Miniſterium ändern

möchte. Dumouriez wurde beauftragt, ein neues Miniſterium zu bilden, was er unter der Bedingung annahm, daß der König die beiden Decrete ſanctioniren wolle. Ludwig XVI. ſchien nachzugeben, aber die Königin rief ihm in ihrer gewöhnlichen lebhaften und übertriebenen Weiſe zu: „Meinen Sie denn, mein Herr, daß der König zwanzig tauſend Schufte nach Paris kommen laſſen kann, die ihn eines Tages niedermetzeln möchten?“*)

Indeß wurde die Entlaſſung der drei Miniſter ausgeſprochen, was im Lager der Girondiſten eine ungeheuere Aufregung hervorbrachte. Schon begannen ſie, Alles in Bewegung zu ſetzen, um ſich eine außerordentliche Genugthuung zu verſchaffen. Als aber Dumouriez am andern Tage wieder zum König kam, ſtimmte Ludwig XVI. einen ganz andern Ton mit ihm an, und erklärte ihm in einer hochfahrenden und verächtlichen Weiſe, daß er die Decrete wegen der Landesverweiſung der Prieſter und wegen der Bildung eines Lagers vor Paris nicht mit ſeiner Zuſtimmung verſehen werde. Ja, er befahl ihm mit dem Ton eines Herrn, dem man gehorchen muß, der Nationalverſammlung einen Brief zu überbringen,

*) Mémoires du Général Dumouriez II. 275.

Der deutsche Gedanke wird mit dem Heimweh nach dem deutschen Wort geboren, und durch alle von den Umständen irgendwie gegebene Nöthigungen in ein fremdes Kleid bricht, wie Schweizerthränen beim Alphornsruf, die Sehnsucht danach aus ihm hervor. Auch unsere modernen speculativen Anschauungen sind bereits ebenso fest mit der deutschen Sprache als mit unserm täglichen Ideenkreis, dem wir geläufig alle Erscheinungen unterordnen, verwoben. Was sich uns in den Lebensgebilden nach Richtungen von Geist, Seele, Gemüth, Vernunft, Verstand, Herz, abzutheilen und zu gliedern pflegt, ist, seinem ganzen speculativen Fächerwerk nach, so deutschthümlich, daß schon diese Wortunterschiede, geschweige denn die daran haftende bestimmte Gedankenreihe, in keinem fremden Stempel sich nachprägen lassen. Die Emigranten des deutschen Wesens, die im Auslande in fremden Lauten zu stammeln versucht, haben alle das patriotische Heimweh der deutschen Sprache empfunden.

Eine allgemeine Völker-Association, wenn sie wirklich historisches Ziel ist, wird dennoch die Volkssprachen nicht verwischen. Noch weniger wird sie

worin der Monarch ſeine Weigerung jetzt auf das Beſtimmteſte zu erkennen geben wollte. Die Täuſchung beſtand darin, daß man an Dumouriez den Miniſter eines Staatsſtreiches gewonnen zu haben glaubte. Dumouriez aber bat um ſeine Entlaſſung, was der König, mit einer plötzlich wieder traurig ausſehenden Miene, annahm*).

Die Herren von der Gironde glaubten jetzt vor Allem ihre Rolle in der Revolution wieder retten zu müſſen, und die Verſammlung in der Manége, über welche ſie gebieten konnten, ſtand ihnen darin redlich bei. Es war die Nationalverſammlung, welche zuerſt das Stichwort von der Zurückberufung der guten und volksthümlichen Miniſter ausbrachte. Dann bliesen die Girondiſten durch ihre Agenten, die ſie unter dem Volke hatten, dies Wort zu einer heftigen Flamme an. In mehreren Stadttheilen herrſchte bereits eine dumpfe Gährung. Es ſchien auf einen bedeutenden Aufſtand abgeſehen, an deſſen Spitze ſich ſchon in der Ferne die entlaſſenen Miniſter und ihre Freunde zeigten.

Robespierre hörte mit Beſorgniß von dieſen erneuerten Verſuchen der Girondiſten, Revolution zu

*) Mémoires du Général Dumouriez II. 294.

ſpielen. Er rief den alten Chabot zu ſich, der alle Geheimniſſe der Faubourgs kannte, und fragte ihn, wie weit die Sache gediehen ſei, und ob die Girondiſten ihren Zweck erreichen würden, das Volk für ihr Miniſterium in Bewegung zu bringen?

Das „Crocodil der Jacobiner“ ſchüttelte ſich mit einer bedächtigen Grimaſſe und ſagte mit dem ihm eigenen unheimlichen Klageton: Robespierre, die Girondiſten haben wie beſeſſen gearbeitet! Sie haben mir ſchon den ganzen Faubourg St. Antoine unterwühlt, und man hört kaum noch etwas Anderes ſprechen, als von der Zurückberufung dieſer guten Miniſter, und daß der König zur Annahme der Decrete gezwungen werden müſſe. Am 20. Juni wird irgend ein Schlag erfolgen, gebt Acht, Robespierre! Und werden wir denn ruhig die Hände in den Schooß legen, Meiſter?

Der ehemalige Capuziner machte bei dieſen Worten eine ungemein pathetiſche Bewegung, und ſchlug ſeine Blouſe mit einer Würde auseinander, als wenn es noch das Prieſterkleid wäre, das ſeine ſtarken knochigen Glieder umfloſſe.

Am 20. Juni? wiederholte Robespierre, gedankenvoll nachſinnend. Das wäre ſchon morgen! Nein,

Chabot, wir ſchlagen morgen noch nicht los. Mögen die Dilettanten und Intriguanten morgen pfeifen und ſingen, ſo viel ſie wollen, wir tanzen ihnen nicht dazu, wir, die wahren Männer der Revolution!

Daſſelbe ſagte heut Danton, daſſelbe ſagte Marat, daſſelbe ſagte Desmoulins, erwiederte Chabot mit einer wehmüthigen Zuckung in ſeinem Geſicht. Desmoulins ſagte, er bleibe lieber bei ſeiner ſchönen Frau Lucile. Nur unſer Legendre hat ſich von den Girondiſten fangen laſſen. Der Mann leidet längſt an verhaltenem Blutdurſt. Sein Geſchäft iſt ſehr zurückgekommen, und ſeitdem er keine Ochſen mehr zu ſchlachten hat, möchte er Menſchenblut, gleichviel aus welchem Princip es fließt. Der elegante Pole Lazowsky, Rotondo und Fournier der Amerikaner ziehen jetzt ebenfalls aus Leibeskräften an dem Wagen der Girondins. Und glaubſt Du, Robespierre, daß die Zeit noch fern ſein wird, wo auch wir losſchlagen werden? Die Revolution iſt ein Magnet, und ſie muß, wie er, von Zeit zu Zeit gerieben werden, wenn ſie ihre geheimnißvolle Kraft behalten ſoll.

Fürchte nichts, mein Freund, entgegnete Robespierre mit ruhigem Ernſt. Wir rühren erſt den Sturm auf, wenn es gilt, den Thron zu zerſchlagen,

und dieſer Augenblick iſt nahe! Zu dieſem Sturm, zu dieſem Schlag, der den ganzen Weltall durchbeben ſoll, müſſen wir unſere ganze Kraft aufſparen. Jede theilweiſe Erhebung, beſonders eine ſolche, die nur mit dem ärmlichen Stichwort „Zurückberufung der guten Miniſter“ geſtempelt iſt, kann uns jetzt nur einen unendlichen Schaden zufügen. Ein Aufſtand, der nur eine Intrigue iſt, und kein Princip hat, kann lebensgefährlich für die Revolution werden, welche jetzt ihre ganze Energie zuſammen halten muß, um den Thron in die Luft zu ſprengen*). Darum, mein Sohn Chabot, begieb Dich ſofort in den Faubourg St. Antoine, und ſage in jeder Taverne, in jeder Manſarde, und zu allen Arbeitern und ihren Frauen, die ich von Herzen grüßen laſſe, ſage und heule ihnen zu, daß ich noch gegen jeden Aufſtand bin. Sage auch, daß wir Jacobiner noch heut eine Sitzung halten würden, um vor einer einzelnen und theilweiſen Volkserhebung, durch welche die allgemeine Erhebung nur entnervt werden könne, zu warnen. Nimm noch einige unſerer Freunde mit Dir, eilet Euch und arbeitet gut. Beſchwöret das Volk, daß es ſich auf eine einfache Petition beſchrän-

*) Buchez et Roux Histoire parlementaire XXX. 40. 41.

len ſoll, daß es die Ankunft unſerer Freunde aus Marſeille abwarten möchte, mit denen wir hier gemeinſam handeln wollen, und daß es ſich nicht eher erhebe, als bis der Augenblick gekommen iſt, um den Thron niederzuwerfen, um das Königthum zu zerſchmettern!

Dieſe letzten Worte ſprach Robespierre mit einem donnernden Ungeſtüm, vor dem der Ex-Capuziner, mit einer ehrerbietigen Scheu ſeine Arme über der Bruſt kreuzend, ſich verneigte. Dann eilte er mit dem bogenförmigen Satz einer Schlange fort, und begab ſich in den Faubourg St. Antoine, um die Aufträge Robespierre's auszurichten.

Chabot ging dort zuerſt in das Bierhaus des reichen Brauers Santerre, wo der Mittelpunkt dieſer neuen Bewegung war. Santerre, ein Mann von coloſſaler Leibesgeſtalt, war wegen ſeines begeiſterten Patriotismus nicht minder, als wegen ſeiner großen Gutherzigkeit, die er namentlich gegen alle ärmeren Bewohner des Quartiers übte, der Liebling dieſer volkreichen Vorſtadt geworden. Die Armen konnten bei ihm ſein gutes Bier trinken, ohne daß er eine Bezahlung von ihnen nahm, und er bewirthete ſie außerdem noch mit ſeinen luſtigen Einfällen, die er in der Unterhaltung mit ihnen gern zum Beſten gab.

Er hörte ſich mit Vergnügen wegen ſeiner kriegeriſchen Geſtalt preiſen, beſonders wenn man ihm dabei prophezeihte, daß er noch einmal General werden würde. Da dies nur in der Republik zu erreichen war, ſo erſchien ihm der Thron noch als ein ganz beſonderes perſönliches Hinderniß, und der Gedanke der Republik wurde von ihm mit Feuereifer in ſeinem Faubourg verbreitet. Man ſagte aber auch, daß ſich der Herzog von Orléans ſeit Kurzem um die Gunſt dieſes einflußreichen Mannes beworben, und ſein Bier außerordentlich ſchmackhaft gefunden habe.

Santerre hörte den Auftrag Robespierre's, welchen Chabot ausrichtete, mit nachdenklicher Ruhe an, und ſagte dann lächelnd: Es iſt ja nur darauf abgeſehn, die Jahresfeier des Schwures im Ballhauſe morgen zu begehn, und da wird ſich kein guter Patriot zu Hauſe halten können. Wir bilden eine bewaffnete Proceſſion, und denken unterwegs nur einige Beſuche bei lauter guten Freunden abzuſtatten. Zuerſt wird die Nationalverſammlung in der Manége beſucht, und indem wir ihr die Hand ſchütteln, wollen wir ihr bei dieſer Gelegenheit auch eine ganz kleine Petition überreichen, die nichts als fromme Wünſche ausſprechen ſoll. Beſonders wollen wir darauf dringen, daß der König zur Annahme der Decrete an-

gehalten werde. Und zugleich werden wir erklären, daß das Volk in Waffen bleiben wird, bis die Constitution vollzogen ſei. Nichts von Miniſtern, nichts von Girondins! Sagt Herrn Robespierre, unter Bezeugung meines tiefſten Reſpects, daß ſein größter Verehrer, der Brauer Santerre im Faubourg St. Antoine, die Ehre hat, ganz derſelben Meinung mit ihm zu ſein. Zwar verſchmäht es Robespierre, hier wie alle andern Männer der Freiheit ein kühles Glas Bier unter ſeinen Freunden zu trinken, aber ich habe ihn immer vertheidigt und geſagt: Robespierre iſt kein Menſch wie wir! Wenn man das dünne Futteral von Körper anſieht, worin ſein freiheitsſchäumender Geiſt ſteckt, ſo begreift man, daß da nicht noch Bier aus den Fäſſern Santerre's hineingeht. Da habt Ihr Euch ſchon bei weitem beſſer daran gehalten, Vater Chabot! Euer Embonpoint iſt aber noch nicht ganz fertig, und wir müſſen heut wieder ein wenig daran arbeiten, alter Freund! Ich lade Euch zum Frühſtück ein.

Chabot lehnte dieſe Einladung ab, und ſagte, indem er ſeitwärts mit mißtrauiſchen Augen den luſtigen Brauer betrachtete: Ihr wolltet mir aber auch noch von den andern Beſuchen erzählen, die Ihr morgen abſtatten werdet.

Ja, antwortete Santerre, aus vollem Halſe lachend, wir wollen auch noch die Terraſſe der Feuillants beſuchen, um dort, zum Andenken des Tages, einen Freiheitsbaum zu pflanzen. Und dann — und dann — — aber ich glaube nicht, daß Etwas daraus werden wird, denn ich bin eigentlich dagegen, und werde jedenfalls jeden Exceß zu verhindern wiſſen. Dann denken noch Mehrere von uns daran, dem König auf dem Schloß einen Beſuch abzuſtatten, aber ebenfalls nur wie bei einem guten Freunde bei ihm vorzuſprechen und ihm einige herzliche Fragen vorzulegen.

Man muß dies zu verhindern ſuchen! rief Chabot mit heftigem Eifer. Den Thron vor der Zeit angreifen, heißt, ihn befeſtigen.

Seht, was Ihr ſelbſt thun könnt, entgegnete der Brauer, indem er plötzlich abzubrechen ſuchte. Begebt Euch hinüber in die Kirche Quinze-Vingts, dort ſitzen noch dreitauſend Männer des Volkes, und berathen ſich über die freundſchaftlichen Beſuche, die ſie morgen in der Stadt machen wollen. Raſch, beſteigt einmal wieder die Kanzel, ehrwürdiger Vater Chabot und haltet ihnen eine tüchtige Capuziner-Predigt. Vielleicht glückt es, obwohl die Kirche ſchon

ganz und gar voll von den Agenten der Gironde steckt, die wie der Teufel im Gotteshause arbeiten. —

Nach einer halben Stunde schlich aber Chabot wieder mit einem sehr niedergeschlagenen Gesicht zur Kirche Quinze-Vingts heraus, und eilte in die Rue St. Honoré zurück, um Robespierre seinen Bericht zu erstatten. —

XI.

Die rothe Mütze auf dem Haupt des Königs.

Schon in der Nacht zum zwanzigſten Juni hatte ſich im Faubourg St. Antoine die große Volksproceſſion zu bilden angefangen, die beſonders aus den dichten Maſſen dieſes Stadttheils, und aus der Bevölkerung des Faubourg St. Marceau, mit vielen andern Zuzügen aus den benachbarten Vierteln, zuſammengeſetzt werden ſollte.

Am frühen Vormittag war bereits ein Zug von mehr als zwanzig tauſend Menſchen, der Ausſicht hatte unterwegs noch unberechnenbar anzuſchwellen, fertig aufgeſtellt. An ſeiner Spitze ſchritten Santerre und der abenteuerliche Marquis von Saint-Hurugues, ein im revolutionairen Vorſtadt-Treiben ganz aus der Art geſchlagener und verwilderter Adeliger, mit feierlichen Bewegungen voran. Jeder von ihnen hatte einen gezückten Säbel in der Hand, und zwei Piſto-

aber die allgemeine Sprache herstellen, die eine Zeitlang ebenfalls als höchstes Ziel und Ideal des Völkerverkehrs angesehen ward. Das bekannte Alphabet der menschlichen Gedanken, mit dem sich Leibniz in seiner Analysis notionum in Alphabetum (ut appello) cogitationum humanarum beschäftigte, konnte ebenso wenig reale Erfolge haben, als die schon früher entwickelte, obwohl fast gänzlich unbekannt gebliebene Ideographie des Cartesius, die er in seinen Briefen (l. III. ad Mersennum) bei weitem klarer als Leibniz auseinandersetzte und worauf Radlof (teutschkundliche Forschungen II. 70 fg.) zuerst wieder aufmerksam machte. Die Hypothesen beider Philosophen trafen darin zusammen: einmal, daß es der Wissenschaft möglich werden müsse, alle menschlichen Gedanken aufzuzählen und in einer gesetzlichen Ordnung und Reihenfolge, die der Zahlenordnung gleichkäme, darzustellen; und dann, daß eine allgemeine Sprachschrift erfindbar sei, um damit jeden Gedanken gewissermaßen so abzuschreiben, daß er, wie ein Rechenexempel, nicht nur in sich richtig und Ausdruck eines richtig Gedachten sei, sondern auch in dieser Abzeichnung in allen Spra-

len ſchmückten ſeinen Gürtel. Die gewaltige Volksſäule, welche ſich hinter ihnen herzog, bot einen ungemein bizarren und buntſcheckigen Anblick dar. Aber alle Geſichter waren heiter und friedlich, man hörte keinen finſtern, drohenden Ausruf. Es war nicht anders, als wenn das Volk zu einer feſtesfreudigen Kundgebung auszog, und einen glücklichen Tag erleben wolle.

Nur die zahlreichen Banner, welche an der Spitze der Colonnen flatterten, trugen Inſchriften und Embleme, die zwar ſtumm und lautlos, aber darum nicht minder gewaltig und herausfordernd, den geheimen Zorn dieſer Volksmaſſen verriethen. Doch waren auch unter dieſen Deviſen ſehr viele zahme und gutartige, die nur das Geſetz und die Nation an die Spitze ſtellten.

Dieſen Bannern zur Seite wurden, wie zu ihrem Schutz, mehrere Feldſtücke geführt, in deren Mitte eine Tafel mit den Menſchenrechten, die auf einen Stein von der Baſtille eingegraben waren, erſchien. Dieſer Baſtille-Stein, der ein Geſchenk des Maurermeiſters Palloy war, lag auf einem Kiſſen von rothem Tuch, das mit Zweigen von Eichen und Lorbeeren umkränzt war, und über dem eine Pike emporſtieg, welche mit einer phrygiſchen Mütze gekrönt worden.

Dieſe patriotiſche Aufſtellung wurde von zwei Maurergeſellen aus der Werkſtatt des Patrioten Palloy getragen, und der Meiſter ſelbſt, der mit ſeinen Steinen bei keinem Volksaufzug der Revolution zu fehlen pflegte, ging auch heut neben dieſer Tafel der Menſchenrechte in ſtolzer Haltung einher.*)

Dieſer Zug, in dem ſich Volksgeſtalten aller Art, Bürger, Arbeiter, Nationalgardiſten, alte hundertjährige Invaliden, die ganze vielgefürchtete Corporation der Kohlenträger, die Forts der Halle, und viele Frauen mit ihren Kindern, Arm in Arm und paarweiſe fortbewegten, richtete ſich durch die Straße Saint-Antoine und die angränzenden Straßen zuerſt der Rue St. Honoré und der Paſſage der Feuillants entgegen, um von dort den Eintritt in den Saal der Manége zu gewinnen. Die Waffen, welche man trug, beſtanden mehrfach aus Piken, aber auch aus eiſenbeſchlagenen Stöcken, Aexten, Hämmern, Schaufeln und mit langen Heften verſehenen Meſſern. Aber dieſer bunten Bewaffnung fügten ſich auch grüne Zweige, Blumen-Bouquets und Kränze von Aehren zur friedlichen Zierde hinzu.

Während aber im Schooß der Nationalverſamm-

*) Duval Souvenirs de la Terreur II. 87.

lung sich jetzt stürmische Debatten darüber entspannen, ob man der bereits unten an den Pforten des Hauses stehenden Menge den Eintritt in den Saal und das nachgesuchte Vorbeiziehen vor der Versammlung gestatten wolle und könne, war im Schloß der Tuilerieen eine gänzlich verzweifelte Stimmung ausgebrochen.

Der Schrecken, welcher den König und die Königin ergriffen, hatte sich schon am vorigen Tage kundgegeben. Man maaß dem Volke die weitgreifendsten, fürchterlichsten Absichten bei. Das Wort des Königsmordes war zum Erstenmal in den Mund der verzagten königlichen Familie gekommen. Man unterhielt sich darüber traurig, aber mit kaltem Muth. Der König hatte bereits sein Testament bei drei Notaren niederlegen lassen, und die Königin hatte sich damit beschäftigt, für die nächsten Personen ihres Dienstes die letzten Gaben zu ihrem Andenken auszusuchen. Besonders aber hatte eine Carrikatur geängstigt, die in den letzten Tagen mit einem ungemein schneidenden Zerrbild an den Mauern der Quais gehangen. Man erblickte darauf Ludwig XVI., wie er mit dem Herzog von Orléans Piquet spielte. Der König legte die Hand an seine Krone, um sie zu halten, und sagte: „Ich habe die Coeurs fort-

geworfen, er hat für sich die Piques; ich habe die Partie verloren.“ *)

Ob aber die herandringenden Piken, die jetzt schon vor dem Saal der Manége hielten, den König treffen, ob sie wirklich für den Herzog von Orléans sich erklären würden, mußte noch erwartet werden. Der König befand sich in seinem Schlafzimmer, und schien keine Hoff-nung für sein Leben mehr übrig zu haben. Mehrere ganz schwarz gekleidete Personen, unter denen der neue Minister des Innern, Herr Terrier-Monteil, umgaben ihn mit einer ihn nicht sehr erhebenden Theilnahme. Zuweilen wurden Nachrichten von Außen eingebracht, welche den Schreckenserwartungen nur immer neuen Stoff boten. Die ungeheuere Volksmenge, welche sich die Straße St. Honoré hinuntergedrängt, war in ihrem eigenen immer dichter gewordenen Knäuel gegen das Gitter des Tuilerieen-Gartens geworfen worden, und ließ jetzt, indem sie nicht mehr rückwärts noch vorwärts sich bewegen konnte, das fürchterlichste Geheul und Geschrei erschallen. Das Volk fürchtete hier in seiner eigenen Masse zu ersticken, und statt ihm das verschlossen gehaltene Gitter des Gartens zu öffnen, ließ ein

*) L. Blanc VI. 419.

unbesonnener Offizier von Innen her Kanonen auffahren. Als dem König dies hinterbracht wurde, gab er es anheim, die Pforte zur Terrasse der Feuillants aufzuschließen, um der Volksmasse einen Abzug zu gestatten.

In demselben Augenblick empfing der Monarch aber auch die Nachricht, daß die Nationalversammlung die Volksprocession in ihrer Mitte zugelassen und ihr den feierlichen Durchzug durch ihren Saal gestattet hatte, nachdem sie die ihr überreichte Petition sich von einem Redner des Volkes hatte vorlesen lassen. Die Wirkung davon wurde auch augenblicklich in den neuen Stoßwellen, mit denen die Volksmassen die Rue St. Honoré hinunter bis zum Schlosse sich bewegten, wahrgenommen. Denn der ganze Zug, nachdem er bei der Versammlung in der Manége seinen ersten Zweck erreicht, ergoß sich in der ganzen fürchterlichen Verstärkung, welche ihm die Straße zuführte, nach dem Schloß und Garten der Tuilerieen hin.

Diese Masse, welche sich jetzt heranwälzte, schien bereits einigermaßen ihren Charakter verändert zu haben. Zwar sah man wieder dieselben Piken-Leute, die Männer der Halle und Kohlenträger, vermischt mit Musikanten, Bettlern, Nationalgardisten, und

vielen bleichen und ſchreckensvollen Geſtalten des Elends und der Armuth. Aber es hatten ſich Figuren mit ſehr drohenden und unheimlichen Anzeichen, die man zuvor nicht geſehen, plötzlich auf eine faſt räthſelhafte Weiſe eingeſchoben. Die Banner zeigten ſich durch mehrere andere vermehrt, welche die verhängnißvollſten Embleme und Inſchriften trugen. Eine dieſer neuen Fahnen führte die Inſchrift: „Das Volk iſt es müde, zu dulden; die Freiheit oder der Tod!“ Ein ganz zerlumpter Menſch trug auf der Spitze einer Pike die Fetzen eines ſchwarzen Beinkleides, mit der daran flatternden Inſchrift: „Zur Nachricht für Ludwig XVI.; zittere, Tyrann! Siehe her, die Sansculotten kommen!“ Zwanzig ganz roth gekleidete Menſchen trugen Fahnen, mit den Worten: „Nieder mit dem Vete!“ Einen ſchauerlichen Eindruck aber machte die von einem Knaben getragene Pike, auf deren Spitze das durch und durch zerſtochene, friſch blutende Herz eines Kalbes hing, mit der Umſchrift: „Ariſtokraten-Herz.“ Plötzlich tauchte aber eine noch fürchterlichere Erſcheinung auf. Ein ganz zerriſſener und zerlumpter Menſch, von dem häßlichſten und verwerfenſten Ausſehn, bewegte eine Art von Galgen durch die Luft, an dem eine Puppe hing, welche in altem verſchoſſenem

und zerfaſertem Flittergold gekleidet war. Auf ihrer Bruſt war ein großes Blatt angeheftet, auf dem man die Worte las: „Marie Antoinette am Galgen.“*)

Indeß hatte der größte Theil der Volksmaſſen die heitere und harmloſe Stimmung, in welcher der Auszug am Morgen geſchehen war, bewahrt. Und im Angeſicht des Schloſſes, vor dem man auf dem Carrouſel-Platz jetzt ſtand und neugierig hinaufſchaute, ſchien jede bösartige Anwandlung unter dem Volke zurückgetreten zu ſein. Die Agenten der Gironde, und ſelbſt mehrere namhafte Mitglieder dieſer Partei, die ſchon ſeit einiger Zeit ſich unter die Volksgruppen gemiſcht hatten, ließen es jetzt an erneuerten Aufreizungen nicht fehlen. Selbſt Clavière wurde geſehen, wie er mit unabläſſigem Eifer von Einem zum Andern ging, und ſtürmiſch anfeuerte, in die Tuilerieen einzudringen, und die Zurückberufung der „guten Miniſter“ vom Volke zu fordern. Er hatte ſich durch einen runden Demokraten-Hut, den er wieder, wie in früherer Zeit, über ſeinen Kopf geſtülpt, etwas unkenntlich zu machen geſucht, aber man unterſchied ihn doch leicht in der Maſſe, und die ihn kannten, mußten ſich über den kühnen Muth

*) Duval Souvenirs de la terreur II. 88.

wundern, welchen der gefallene Finanzminister heut so unternehmungslustig entfaltete. Diese wußten aber nicht, daß Madame Clavière zu Hause krank und elend geworden war über den frühzeitigen Ministersturz, und dem sehr von ihr abhängigen Gatten mit den schlimmsten Dingen gedroht hatte, wenn er nicht Alles thue, um sein Portefeuille wiederzuerhalten. Denn Madame Clavière, die man eine manquirte Roland nannte, und die gern eine hervorragende Rolle gespielt hätte, glaubte als Genius des Clavière'schen Finanzministeriums ihre Aufgabe noch lange nicht gelöst zu haben.*)

Der arme Clavière arbeitete darum mit Händen und Füßen, um das Volk jetzt in die Tuilerieen zu treiben, aus denen es seiner Frau das verunglückte Minister-Portefeuille wieder herausholen sollte. Er fand aber auch sachverständige Leute unter dem Haufen, die gegen ihn zu wirken anfingen, und ihm, dem Mann der Assignaten, von dem die Idee dieser sogenannten Anweisungen auf den Verkauf der eingezogenen geistlichen Güter ursprünglich ausgegangen, manches unangenehme Wort zu seiner Charakteristik nachriefen. Man nannte ihn witziger Weise den Mar-

*) Etienne Dumont Souvenirs p. 406.

quis von Banquerott, denn Clavière war allerdings in der letzten Zeit schon mit dem Vorschlage hervorgetreten, den öffentlichen Staatsbanquerott zu erklären. Dies hätte nur so gemacht werden können, daß der Staat den Ertrag der confiscirten Kirchengüter behalten, aber den mit Assignaten beglückten Gläubigern, die darauf angewiesen worden, jede Bezahlung verweigerte. Indeß hatte Clavière, um sich zu helfen, dreihundert Millionen neuer Assignaten fabriziren lassen. Die Kosten des Krieges, welchen die Gironde so muthwillig hervorgerufen, vor dem Robespierre so ernst und besorgnißvoll gewarnt hatte, sollten damit gedeckt werden. Zugleich hatte man gerade in diesen Tagen erfahren, daß Clavière allein in dem Monat April sechzig Millionen zur Tilgung der Staatsschuld davon verbraucht hatte.

Dies konnte den Exminister Clavière, sobald er erkannt war, wenigstens in diesem Augenblick nicht zum Mann des Volkes stempeln. Unwiderstehlicher wirkte Santerre, der König des Faubourg St. Antoine, der sich jetzt plötzlich in seiner kolossalen Fleischesfülle auf dem Carrousel-Platze zeigte und, hingerissen von dem Moment, seine anfänglichen guten Vorsätze vergessen zu haben schien.

Warum steht Ihr denn da, und zaudert? rief er

der sichtlich ins Stocken gerathenen Masse mit seiner gewichtigen Stimme zu. Vorwärts, wir dringen in das Schloß ein, denn zu nichts Anderem sind wir ja hergekommen! Wenn man uns das Thor nicht öffnet, werden wir es mit einem Kanonenschlag aufstoßen!

Das Volk zögerte noch, und befand sich in einer wunderbar gemäßigten, glücklichen Stimmung. Die heitere, lustige Junisonne, welche den Carrousel-Platz beschien, hatte die gute Laune noch mehr erhöht. „Wir möchten dem König nicht gern etwas Böses thun!" riefen mehrere Stimmen aus dem Volke, mit dem Ausdruck aufrichtigen Wohlwollens. Doch wurde auch bei Vielen die Neugierde immer lebhafter. Sollte man wieder nach Hause gehn, ohne wenigstens wahrgenommen zu haben, wie es im Schlosse aussieht? Es waren andere Zeiten, das Volk konnte auch einmal den König besuchen.

Indeß waren die Kanoniere von Val-de-Gräce, welche auf dem Carrousel-Platze hielten, wunderbar aufgeregt worden. Mit dem Finger auf das Schloß zeigend, riefen Mehrere aus: „Vorwärts, Kanoniere, geradewegs auf den Feind los!" Und mit diesem Ausruf wurden sämmtliche Kanonen gegen das Schloß des Königs gerichtet. In demselben Augenblick werden

chen ohne Ueberſetzung verſtanden werden könne. Leibnitz glaubte ſogar, daß durch Erfindung eines ſolchen Organons fortan aller Irrthum im menſchlichen Denken zu vermeiden ſei. Man nehme dies für nichts Anderes als was es iſt, für eine metaphyſiſche Bizarrerie, die mit großen, unlösbaren Problemen zuſammenhängt! Wie große Bewegungen auch zu verſchiedenen Zeiten für dieſe Ideen gemacht wurden, alle Ausführungsverſuche, darunter die wichtigſten von Wilkins, De Maimieux, Becher und Schmid, brachten nur Unſinn vor, und gelangten höchſtens zu einer ganz gemeinen und mechaniſchen Dechiffrirung der Wörter, ſtatt der Begriffe. Mit der allgemeinen Weltſprache würde man bei ſeinem nächſten Wandnachbar kein Stück Brot fordern können, und wenn man noch weit mehr damit zu erreichen vermöchte, ſo würde es immer unnütz und wirkungslos ſein. Denn da die einzelnen Gedankenverbindungen ebenſo ſehr etwas Individuelles und Nationales ſind, als die Sprache, ſo würde mindeſtens jede Volksindividualität ein anders nüancirtes Syſtem der Paſigraphie haben, mithin dieſe widerſinnig und unnöthig

auch die Gitter der Pforte, welche in den Hof der Tuilerieen führt, mit mächtigem Arm ausgehoben, die ganze Volksmasse stürzt nach, und in wenigen Minuten steht man in unübersehbaren, immer gewaltiger herandrängenden Schaaren dicht und hart an dem Schlosse.

Das Volk schiebt und stößt sich jetzt an der Treppe zum großen Pavillon. Soll man hinaufsteigen in die Gemächer des Königs? Einer treibt und zwingt den Andern, die Ersten können nicht anders, sie müssen die Stufen hinauf, die Andern folgen mit dem Ungestüm einer Meereswoge.

Ludwig XVI. hat in der Mitte seiner Familie, die ihn in seinem Gemach umgiebt, diese neuen Töne, die plötzlich so nahe und so seltsam an sein Ohr schlagen, vernommen. Der König sieht muthiger und gefaßter aus, als er der Gefahr sich so unmittelbar gegenübersieht. Er hatte sich in der letzten Zeit in einem solchen Zustande geistiger und körperlicher Erschöpfung befunden, daß er ganz in sich selbst versunken gewesen. Zehn Tage hinter einander hatte er vor Traurigkeit und Abspannung kein Wort gesprochen.*) Der jetzige Augenblick belebte sichtlich seine

*) Mémoires de Madame Campan II. 212.

Kräfte, und rief die ganze Thätigkeit seines Geistes wieder hervor. Er redete in einem fließenden Zusammenhang mit der Königin, den Kindern, seiner Schwester, und sprach ihnen Muth ein.

Jetzt klopft es von außen an die Thür, und eine bekannte, befreundete Stimme begehrt Einlaß. Man öffnet. Der treue Acloca, der Chef der zweiten Legion, ist es. Er stürzt mit einer leidenschaftlichen Bewegung zu dem König hin, und beschwört ihn, daß er sich dem Volke zeigen wolle. Das Volk ist schon durch den Saal der Schweizer gedrungen. Es betritt jetzt das Zimmer des Oeil-de-Boeuf. Man hört es schon athmen, schnauben, flüstern und rufen, man hört das Scharren der unzähligen Füße, die sich näher und näher über das Parquet hinziehen.

Der König hat eingewilligt, sich dem Volke zu zeigen, das Volk zu empfangen. So viele große Herren und Diplomaten hat er hier schon empfangen; warum nicht auch einmal das Volk? Aber das Volk kommt in Waffen, die schon durch die nächsten Zimmer klirren. Es ist Gefahr vorhanden. Der König indeß hat Muth. Er schreitet hinaus. Die Königin mit dem Prinzen ist zurückgeblieben. Man hat ihr abgerathen, sich zu zeigen, und sie würde es nicht gewagt haben, um das Volk durch ihren Anblick nicht

sogleich zur Erbitterung zu reizen. Aber Madame Elisabeth folgt dem König, obwohl mit unaufhaltsam hervorstürzenden Thränen. Sie hat erklärt, sich nicht von ihrem Bruder trennen zu wollen.

In dem nächsten Zimmer, durch welches der König hinschreitet, treten einige Grenadiere aus dem Dienst der Königin zu ihm heran, und einer derselben sagt zu ihm: „Sire, fürchten Sie nichts!"

Ich habe keine Furcht, antwortete der König. Legen Sie Ihre Hand hierher auf mein Herz, es schlägt ganz frei!*)

In diesem Augenblicke hallte das Schloß von dem stärker gewordenen Getöse der Herandringenden wieder. Das Volk schien ungeduldig geworden. Wo es sich auf seinem Marsche aufgehalten sah, hatte es die Thüren eingestoßen, und Alles, was ihm sonst im Wege war, um rascher zum König zu gelangen, zerbrochen. Der König befahl dem Schweizer, die Thür zu öffnen, und in demselben Augenblick trat er selbst auf die Schwelle hin, indem er sich den Eindringenden zeigte.

Mit einem ruhigen Ton sagte er zu ihnen: Was

*) L. Blanc VI. 433. Mémoires de Madame Campan II. 209.

begehrt Ihr von mir? Ich bin Euer König. Niemals habe ich mich von der Constitution entfernt.

Diese freundlichen haltungsvollen Worte brachen sich an dem wilden, brausenden Ungestüm, mit dem jetzt die ganze Volkswoge sich zu ihm in das Zimmer hereinwälzte. Bald sah sich der König dicht umringt. Die Köpfe, die Gesichter des Volkes standen ihm in unmittelbarer Nähe gegenüber. Er konnte in diesen Augen, in diesen Mienen lesen, was das Volk ist, das Volk, welches er schon als Knabe so sehr geliebt, und mit dem er gern in vollster Eintracht durchs Leben gegangen wäre!

Aber wie erstaunte der König, als er jetzt genauer um sich sah. Er blickte in so viele freundliche und gute Gesichter, die eigentlich nur mit einem neugierigen Ausdruck auf ihn geheftet waren. Auf vielen Gesichtern stand nur ein behagliches, listiges Lächeln, das die Freude verrieth, den König hier in seiner Wohnung überrascht zu haben. Man erblickt ihn einmal von Angesicht zu Angesicht, den stolzen Herrn, der sonst hinter seinem Purpur mit dem Volke Versteck gespielt hat. Da steht er. Er blickt recht verwundert, aber er sieht gar nicht schlecht und böse aus. Seit Jahrhunderten hat das Volk sich seinen König nicht so recht in seine Mitte hereinlangen

können. Ja, das ist der König. Sind wir nicht sein Volk? Und ist er nicht ein Mensch, wie wir? Warum ist er nicht immer mit uns umgegangen, wie man mit Menschen umgeht?

Der König betrachtet das Volk noch immer mit stillem Erstaunen. Ganz gut mögen diese Leute aber wohl nicht alle sein. Man muß Mißtrauen haben. Dringt doch schon aus jener Ecke ein unheimlicher Ton, ein feindseliges Rufen, zu dem König hinüber. Man ruft, daß der König die guten Minister zurückberufen, daß er die beiden Decrete sanctioniren solle!

Dieser Ruf verstummt wieder. Aber jetzt erblickt der König nicht weit von sich einen widerwärtigen Menschen, dessen Anblick schreckenerregend ist. Er schwingt in seiner Hand einen langen Stock, der oben in eine verrostete Degenspitze ausläuft. Das Volk bemerkt mit feinem Takt, daß dem König dieser sich immer näher an ihn heranschleichende Mann nicht gefällt. Ein lustiger Fort de la Halle, der vielgerüfte Mann einer Fischverkäuferin, ergreift den Gegenstand der königlichen Beunruhigung beim Arm, und schiebt ihn wieder zur Thür hinaus. Allgemeiner, kindlich jubelnder Beifall belohnt diesen Patrioten.

Das Volk wird bei seinem König immer heiterer. Es fängt an, sich hier wie zu Hause zu fühlen.

Hübsch ist es in dem Palais eines Königs. Warum kann das Volk nicht bei seinem König wohnen? Die Kälte, die Nässe, der Hunger, die Misère, das Verbrechen, würden es vielleicht hier nicht auffinden können. Hier ist die Luft viel reiner, hier duftet Alles nach Wohlhabenheit und Genuß, und den armen Menschen des Volkes beschleichen wunderbare Gedanken. Viele, die Gewehre haben, fangen an, das Schloß daran in Ruh' zu legen. Man will offenbar jeden Verdacht einer Feindseligkeit von sich entfernen, und man will behaglich und freundschaftlich aussehn, wenn man beim König ist.

Indeß wächst das Gedränge um den König. Das Zimmer ist überfüllt, und die Woge der Nachdrängenden, welche auch den König, welche die ganze Königliche Familie sehen wollen, ist in einem unaufhörlichen Steigen begriffen. Man weiß in diesem dicht zusammenwachsenden Knäuel nicht mehr, wer der König, wer das Volk ist. Man ruft dem Monarchen zu, daß er auf eine Bank steigen solle, um von Allen gesehen werden zu können. Ludwig XVI. folgt diesem Ruf. Er tritt in den Bogen eines Fensters, steigt auf eine kleine Bank, und wird nun von Allen gesehn.

Alle sehen den König. Er hatte in der letzten

Zeit ſichtlich gelitten, obwohl ſein Anſatz zum Embonpoint nicht geſchwunden war. Aus ſeinen Zügen ſtrahlte die natürliche Gutherzigkeit, die aufrichtige, edele Geſinnung, die man immer an ihm rühmen gehört hatte. Sein Geſicht war aber auch in dieſer Leidenszeit voll und fleiſchig geblieben, und verrieth den guten Appetit, mit welchem der Monarch den von ihm geliebten Freuden der Tafel treu geblieben war. Die eigenthümlichen Abzeichen des bourboniſchen Geſchlechts ſtanden auf dieſem Geſicht in dem ſchärfſten und treueſten Typus ausgeſprochen. Das Volk ſchien ſich einen Augenblick lang mit ſtummer Neugierde in dieſen Anblick zu vertiefen.

Der König fühlte jetzt das Bedürfniß, auch wieder Etwas zu ſagen. Er wiederholte mehrmals, daß die Verfaſſung ihm das Veto bewilligt habe, und daß es den geſchloſſenen Nationalvertrag zerreißen heiße, wenn man ihm dies wieder abſtreiten wolle. Da man gänzlich dazu ſchwieg, ſondern ihn nur immer ſchweigend anblickte, glaubte er noch ein Uebriges thun zu müſſen. Mit einem krampfhaften Ungeſtüm ſchwenkte er jetzt ſeinen Hut durch die Luft, und rief überlaut: „Es lebe die Nation!“

Plötzlich redete ihn Jemand aus der Menge heraus Monſieur! an. Der König ſchrak bei dieſer Be-

nennung zuſammen und machte unwillkürlich eine erſtaunt abweiſende Gebärde.

Es war Legendre, der Fleiſcher, der, ſich aus der Verſammlung hoch emporhebend, zu dem König ſprechen wollte. Monſieur! ſagte er zum Zweitenmal mit einer rohen und polternden Stimme. Sie ſind ein Treuloſer. Sie haben uns immer betrogen, Sie betrügen uns fortdauernd. Aber nehmen Sie Sich in Acht! Das Maaß iſt voll. Das Volk iſt es müde, Ihr Spielball zu ſein!*)

Darauf las Legendre von einem Blatt Papier eine an den König gerichtete Petition ab, in welcher die äußerſten Drohungen ausgeſprochen wurden.

Der König hörte Alles mit einer großen Ruhe an, und ohne ſich im Geringſten bewegt zu zeigen, ſagte er beſtimmt: Ich werde thun, was mir die Verfaſſung vorſchreibt!

Es trat jetzt wieder die wunderbare Stille in dem Gemach ein. Volk und König betrachteten ſich jetzt von Neuem mit gegenſeitiger Aufmerkſamkeit und Verwunderung. Plötzlich aber erheben ſich die Rufe: Es lebe die Nation! mit einer ſtürmiſchen Abſichtlichkeit, und ſchienen perſönlich gegen den König

*) Wörtlich nach den Zeugen-Ausſagen, bei Blanc VI. 435.

als Antwort auf ſeine letzte Aeußerung gerichtet zu ſein.

Die Nation hat keinen beſſern Freund als mich, ſagte der König mit feſter, ruhiger Stimme.

Jetzt drängte ſich ein Mann, der ein ſehr übeles Ausſehn hatte, und auf der Spitze eines langen Stockes eine Freiheitsmütze aufgeſteckt trug, mit einer wilden Gebärde zu dem König durch, und rief ihm mit höhniſcher Stimme zu: Wohlan, wenn Ihr die Wahrheit ſprecht, ſo beweiſt es uns, indem Ihr Euch hier dieſe rothe Mütze aufſetzt.

Der König hatte ſchon von ſelbſt ſeine Hand dieſer rothen Mütze entgegengeſtreckt. Sein Abſcheu vor ihr trat einen Augenblick hinter der Neigung zurück, dieſes ſeltſame Ding ſich in der Nähe zu betrachten. Es ſchien für den König eine unheimliche Anziehungskraft in der rothen Mütze zu liegen. Man reichte ſie ihm dar. Erſt faßte er langſamer, dann mit einer raſchen haſtigen Zuckung danach hin. Jetzt hatte er ſie auf ſein Haupt geſetzt, und ein unendliches Beifallklatſchen ſchmetterte durch den Saal. Die Rufe: Es lebe die Nation! Es lebe der König! Es lebe die Freiheit! umfingen den Monarchen wie in einer ihn umhüllenden Wetterwolke.*)

*) Bertrand de Moleville Mémoires II. 45

Der König ſchien ſich aber jetzt wohl zu fühlen in dieſer Umgebung. Es war ihm tröſtlich, daß man neben der Nation auch dem König ein ſo kräftiges Lebehoch hatte erſchallen laſſen. Da wurde ihm von einem neben ihm ſtehenden Mann, der ein Municipal-Beamter zu ſein ſchien, in die Ohren geflüſtert, daß jetzt vielleicht ein günſtiger Moment ſei, wo er ſich unvermerkt in das Nebenzimmer werde begeben können.

Mir iſt ſehr wohl hier, entgegnete der König. Ich will hier bleiben.

Immer heftiger wurde indeß jetzt das Drängen von den benachbarten Sälen herüber. Die ganze ungeheure Volksmaſſe, welche durch Schloß und Garten wogte, wälzte ſich heran, um auch den König zu finden, wie er im Oeil-de-Boeuf vor dem Volke ſtand und von Allen ſich ſehen ließ. Aber dies konnte nur geſchehen, ſobald die Menge, welche in dieſem Saal ſich preßte, wieder zurücktrat, was aber die größten Schwierigkeiten fand. Denn der dichte Menſchenknäuel, der ſich hier mehr und mehr zuſammengepreßt hatte, ſaß in ſich ſelbſt feſt, und konnte ſich bald weder vorwärts noch rückwärts mehr bewegen. Es hatte ſich eine ſo entſetzliche Hitze in dem Gemach verbreitet, daß dem König, der noch

sein, da sie die volksthümlichen Trennungen doch nicht zu überwinden vermöchte. Das Problem einer allgemeinen Sprache bewies bei seiner Ausführung immer die nothwendige Individualität der Sprache.

Der Franzose wird daher fortfahren, französisch zu schreiben, der Engländer englisch, der Deutsche deutsch. Die bestimmteste und gebildetste Individualität, die sich mit Freiheit in der Sprache erschließt, wird zugleich die höchsten Erfordernisse in der Kunst der Darstellung von selbst befriedigen. —

immer auf dem Bänkchen in dem Fensterbogen ſtand, die dicken Schweißtropfen von ſeiner Stirn rannen.

Auch ſchien die ganze Situation um den König plötzlich wieder einen düſtern, zweideutigen Charakter anzunehmen. Man erblickte fürchterliche Geſichter, welche man früher nicht geſehen, und die jetzt in der Nähe des Königs, dicht vor ihm, ſich zeigten. Vom Garten herauf ſchallte ein wildes, wuthentbranntes Getümmel; die ſchrecklichſten Ausrufungen erreichten von dort das Ohr des Königs. Die Fahne mit dem blutigen Ariſtokraten-Herz war jetzt wieder im Tuilerien-Garten geſehen worden, und man ſchrie von unten dieſe Inſchrift mit lauten, weithin erſchallenden Stimmen aus. Zugleich hörte man aber durch die nächſtgelegenen Säle mehrere Stimmen von bekannten Mitgliedern der Gironde, welche ermahnten, ſich jetzt wieder zu entfernen und die Königliche Wohnung in Ruhe zu verlaſſen. Vornehmlich unterſchied man den prächtig redenden Vergniaud, und ſeinen Freund Isnard, die ſich in das Oeil-de-Boeuf herüberzudrängen ſuchten, ohne daß es ihnen gelang; die ſich aber überall mit ihren Namen zu erkennen gaben, und mit mächtiger Mahnung das Volk abzuwiegeln ſtrebten. Denn den Girondiſten ſchien bereits wieder

bange geworden, daß die von ihnen entzündete Bewegung noch in diesem Augenblick über ihr Ziel hinausschlagen könne. Es sah jetzt aus, als würde das Volk heut noch den König selbst ergreifen, und die Girondisten hatten doch heut nur die Portefeuilles der „guten Minister“ wiederhaben wollen.*)

Vergniaud und Isnard erreichten aber den Eintritt in den Saal des Oeil-de-Boeuf nicht, wo der König jetzt von der äußersten Erschöpfung ergriffen zu werden schien. Ein gutherziger Grenadier, nicht weit von ihm stehend, bemerkte dies, und fühlte sich von dem größten Mitleiden mit dem König bewegt. Er hatte sich eben von einem Kameraden, der an dem Ausgang stand, eine Flasche Wein mit einem Glas herbeigewinkt, die jetzt von einer Hand zur andern durch die gefällige Menge zu ihm herübergereicht wurden. Als die Weinflasche in die Hand des Grenadiers gelangt war, wandte er sich damit zuerst an den König, und sagte eben so treuherzig als ehrerbietig: Sire, Sie müssen auch recht durstig sein, denn ich selbst, ich sterbe vor Durst ... Wenn ich Ihnen aufwarten dürfte. ... Fürchten Sie nichts, ich bin ein ehrlicher Kerl, und damit Sie ohne Furcht trinken können,

*) Louis Blanc VI. 439.

will ich vor Ihnen trinken, wenn Sie es mir erlauben wollen.*)

Eine tiefe Rührung ſchien den König jetzt bei dieſen braven und ehrlich gemeinten Worten beſchlichen zu haben. Es befielen ihn die Erinnerungen ſeiner Jugend. Wenn er als kleiner Dauphin den Arbeitern im Garten zugeſehen, und ſich mit ihnen zutraulich unterhalten, hatte er, der Volksfreund, ſchon einige Male der Verſuchung nicht widerſtehen können, von ihrem einfachen Mahl zu koſten, und es hatte ihm jedesmal vortrefflich geſchmeckt.

Jetzt ſollte der König mit dem Volke trinken. Ja, mein Freund, ſagte Ludwig XVI., aus Eurem Glaſe will ich trinken!

Und indem er das Glas an die Lippen ſetzte, überkam ihn ſein Gefühl mit einer hinreißenden Gewalt. Volk von Paris! rief er mit einer aus aufrichtigem Herzen kommenden Stimme. Ich trinke dies auf Deine Geſundheit und auf die der ganzen franzöſiſchen Nation!

Ein ungeheures Jauchzen durchdrang jetzt den Saal. Man jubelte, klatſchte in die Hände, warf die Mützen in die Höhe, und das donnernde Beifalls-

*) Louis Blanc VI. 439.

getöſe hallte von Saal zu Saal, und unten im Garten der Tuilerieen wurde es vernommen, daß der König aus dem Glaſe des Grenadiers auf das Wohl des Volkes getrunken!

Jetzt erſchien der Maire Pétion in Begleitung des Polizei-Adminiſtrators Sergent. Pétion hatte ſich den ganzen Tag auf eine auffallende Weiſe zurückgehalten, und das Volk gewähren laſſen. Deshalb war auch ihm und ſeinem Begleiter jetzt überall ein freudiger Empfang bereitet worden, und man machte ihm auf das Bereitwilligſte Platz, um ihm den Zugang zum König zu gewähren. Zu dem Monarchen herantretend, entſchuldigte ſich Pétion mit einigen Worten, daß er erſt ſo ſpät erſcheine. Der Vorgang ſei ihm gänzlich unbekannt geblieben, er habe erſt jetzt davon Kenntniß erhalten.

Das iſt ſehr zum Erſtaunen, entgegnete der König mit ſichtlich hervortretendem Zorn. Und das dauert hier ſchon zwei Stunden!

Das Geſicht des Königs hat ſich plötzlich wieder verändert. Er ſcheint jetzt nicht mehr der König zu ſein, der mit dem Volke gelächelt und getrunken. Seine ſtrengen Mienen fordern von dem Maire und dem Polizei-Präfecten augenblickliche Verkehrungen, ungeſäumte Abhülfe.

Es war für Pétion ſehr leicht, dem Volke eine Weiſung zu geben. Er ſtieg auf einen Stuhl, und überzeugte mit wenigen Worten den ganzen Haufen, daß jetzt die Nothwendigkeit gekommen ſei, ſich zurückzuziehen, und die Entſchließungen des Königs, der ohne Zweifel den Wünſchen der ganzen Nation nachgeben würde, in Ruhe abzuwarten.

Dem Maire Pétion glaubte man Alles, und die ganze Volksmaſſe zeigte ſich ſogleich bereit. Zugleich traten eine Menge von Perſonen, deren jede einen mit Lilien umwickelten Elfenbeinſtab in der Hand trug, hervor. Sie ſchienen mit Pétion gekommen zu ſein, und riefen jetzt mit feierlicher Stimme durch alle Säle: „Achtung vor dem Geſetz!“

Ein ziemlich zerriſſen ausſehender Kohlenträger hatte ſich aber jetzt zutraulich dem König genähert, und ihn am Arm faſſend, machte er ihn freundſchaftlich darauf aufmerkſam, daß noch ſo viele Bürger draußen wären, die den König nicht geſehen hätten, und daß es doch Unrecht wäre, dieſelben nicht auch an die Reihe kommen zu laſſen.

Der König befahl jetzt, die auf der andern Seite gelegenen Gemächer zu öffnen, damit das Volk durch die eine Thür hereinziehen, und in einem geordneten Zuge ſich an ihm vorbeibewegend, durch die entgegen-

geſetzte Thür den Ausgang nehmen möchte. Schon begann die Revue, welche der König jetzt noch dem Volke abnehmen will. In dieſem Augenblick langt eine Deputation von vierundachtzig Mitgliedern der Nationalverſammlung an, welche jetzt erſt, ſo ſpät, zum König geſandt wird. Dieſe Unterbrechung wird benutzt, um dem König das weitere Schauſpiel zu erſparen. Man umringt ihn in einem dichtgeſchloſſenen Kreiſe, und bewegt ſich mit ihm jetzt zu einer geheimen Tapetenthür, durch welche er in demſelben Augenblick verſchwindet. —

Als der König in das ſichere, hinter ihm ſich ſchließende Gemach abgetreten war, beſchlich ihn zuerſt das frohe, dankbare Gefühl ſeiner Errettung. Aber auch der Gedanke der Entwürdigung, die er in dieſen vier Stunden erfahren, überkam ihn mit einem bitter nagenden, mit einem tobenden Schmerz. In einem heftigen Ausbruch ſeiner Gefühle ſchlug er ſich vor die Stirn. Da fühlte er erſt, daß er noch immer die rothe Mütze auf ſeinem Kopfe trug. Der König hatte ſie im Drang der Umſtände wieder abzunehmen vergeſſen, obwohl er ſie ſchon früher ohne das geringſte Bedenken von ſeinem Haupte hätte entfernen können. Entſetzt warf er ſie von

ſich, und verbarg ſein Geſicht in einem Fauteuil, in dem er zuſammenſank. —

In demſelben Augenblick ſaß auch Marie Antoinette in dem Conſeilſaal und hielt, halb vernichtet vor ſich hinſtarrend, die rothe Mütze in der Hand, die ſie mit träumeriſchem Schrecken betrachtete. Sie war, unfähig dem König zu folgen, mit ihren beiden Kindern und ihren Hofdamen, unter denen ſich die Prinzeſſin von Lamballe befand, in dieſem Saal zurückgeblieben. Aber auch hier hatte ſie dem Eindringen des Volkes, das die Königin ſehen wollte, nicht entgehen können. Zu ihr war ihr der Bier-König Santerre mit den ihm nachſtürzenden Volksmaſſen gekommen. Aber der im Grunde mit einem guten Herzen begabte Heros des Faubourg St. Antoine hatte der Scene die mildeſte Geſtalt gegeben. Mit dem Ton eines wohlunterrichteten Cicerone, der die Bilder einer Gallerie erklärt, ſagte er höchſt ehrbar zu dem Volke: „Das iſt die Königin! Das iſt der Kronprinz!“ Aber die rothe Mütze hatte Marie Antoinette von der Hand eines Lieutenants der Nationalgarde annehmen müſſen, und ſie ſetzte dieſelbe eigenhändig dem ſechsjährigen Dauphin auf den Kopf. Die große, weite Mütze war dem kleinen Prinzen

ſo weit über die Ohren herabgerutſcht, daß er kaum noch Athem holen konnte.

Santerre, den dies zu jammern anfing, ſagte zur Königin: Nehmt doch dem Kinde die Mütze wieder ab; es iſt ſo heiß!

Marie Antoinette riß dem Dauphin ſogleich die rothe Mütze wieder herunter, und hielt ſie noch immer in der Hand, als das Volk ſchon lange aus dem Gemach ſich entfernt hatte. Dann brach Marie Antoinette in eine gränzenloſe Klage aus. —

Und das Schlimmſte iſt, rief die Königin, händeringend, nach einer ſchmerzbewegten Pauſe, wir haben uns encanaillirt! —

Viertes Buch.

Der Sturz der Monarchie.

2.

Die Sprache, als Offenbarung der ganzen menschlichen Individualität, hat ohne Zweifel auch großen Antheil an unsern Gedanken und deren Bildung. Darüber hat schon Wilhelm von Humboldt in seiner Abhandlung „über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwickelung“ *) einzelne treffende Andeutungen gegeben, und besonders hervorgehoben, daß der Geist auch von der Sprache empfängt. Die Sprache ist daher ebenso sehr Inhalt wie Mittel, und auf der vollendetsten Einheit und Verschmelzung beider beruht die Vollkommenheit aller Darstellung. Darstellung ist Bildung, und hat, wie diese, einestheils ein überliefertes und lehrbares, andern-

*) in den Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften 1822–23.

I.

Le jour de gloire est arrivé.

Die Häuslichkeit Robespierre's hatte in der letzten Zeit ein bei weitem freundlicheres und behäbigeres Aussehn gewonnen. Zu dem Wohnzimmer und Cabinet, welches er bisher in der einfachsten Ausstattung inne gehabt, hatte sich in derselben Etage noch ein drittes Zimmer zu seinem Gebrauch geöffnet. Dies war unter den Händen Eleonorens bald als das reizendste Boudoir hervorgegangen, welches in seiner ganzen Einrichtung den zierlichen und sorglichen Frauensinn auf das Geschmackvollste verrieth. Dieselbe schaffende Sorgfalt hatte sich auch auf den übrigen Theil der Wohnung erstreckt, die sich seit Kurzem bei weitem mehr Verschönerungen hatte gefallen lassen müssen, als sonst im Sinne Robespierre's gelegen. Ueberall waren Neuerungen eingetreten, die ebenso sehr der Bequemlichkeit als dem

Schmucke dienten, und eine beſondere Zierde beſtand in mehreren Bildern und Büſten, die aber faſt alle einen und denſelben Gegenſtand darſtellten. Denn es war Robespierre ſelbſt, deſſen Kopf ſich auf dieſe Weiſe ſo mannigfach vervielfältigt in ſeinen Zimmern darſtellte, was er dem beſtändigen Andringen Eleonorens, die immer neue Abbildungen von ihrem Freund begehrte, nicht abzuſchlagen vermocht.

Robespierre hatte in den letzten Wochen öfter Verſammlungen in ſeinen Zimmern gehabt, wo wichtige Berathungen über die immer gefährlicher gewordene Lage Frankreichs gepflogen wurden. Die Verhältniſſe hatten auf allen Seiten eine äußerſt reizbare und beſorgnißerregende Geſtalt angenommen, und Robespierre war mit ſeinen Freunden der feſten Meinung geworden, daß das Volk, von neuem die Waffen erhebend, in ſeiner ganzen Macht dazwiſchen treten müſſe, und ſein entſcheidendes Handeln jetzt nicht länger zurückhalten dürfe. Eine andere Ordnung der Dinge herbeizuführen, das Volk ſelbſt auf die Bahn zu treiben, und eine neue aus ſeiner Souverainetät hervorgegangene Regierung an die Stelle des ohne Lebenskraft und Vertrauen daſtehenden Throns zu ſetzen, war der Plan, der im Hauſe Robespierre's feſtgeſtellt worden, und zu dem auch

Danton mit allem Feuereifer ſeines Weſens und mit ſeinem elektriſchen Einfluß auf die Maſſen ſich vereinigt hatte.

Heut war wieder eine Berathung der Volksführer bei Robespierre angeſetzt, und Eleonore, die ſich dann zurückzuziehen pflegte, hatte einen Gang in die Stadt zur Beſorgung mehrerer Angelegenheiten angetreten. Sie kehrte jedoch bald wieder in der größten Bewegung zurück und ſtürzte Robespierre athemlos in die Arme.

Paris iſt in einer fürchterlichen Bewegung, mein Freund, rief ſie mit einer ſchreckensbleichen Miene. Man hat vor dem Hôtel de Ville ſoeben mit Kanonen geſchoſſen, und ein entſetzliches Geraſſel von Trommelſchlägern folgt einem Mann, der mit lauter feierlicher Stimme unaufhörlich ausruft: „Das Vaterland iſt in Gefahr!“ Und als ich weiter in die nächſten Straßen der Cité einbog, begegneten mir einige Garden zu Pferde, mit einem großen flatternden Banner, auf welchem man die fürchterlichen Worte lieſt: „Bürger, das Vaterland iſt in Gefahr!“ Und dann kamen mir wieder mehrere Municipal-Offiziere entgegen, welche dieſelben Fahnen mit denſelben entſetzlichen Worten: „Bürger, das Vaterland iſt in Gefahr!“ vor den Augen der Vorübergehenden

entrollten. Das Volk ſtößt dazu ein dumpfes, drohendes Geheul aus, Trommeln und Trompeten erklingen wild durch einander, und dann ertönt wieder das Schießen der Kanonen. Sage mir, mein Freund, was iſt das? Soll heut ſchon losgeſchlagen werden? Und Du biſt noch ganz allein hier? Wo ſind Deine Freunde?

Noch iſt Niemand gekommen, und es wird auch heut nicht losgeſchlagen werden, mein Kind, erwiederte Robespierre lächelnd. Es wird bloß heut das Decret verkündigt, welches die Nationalverſammlung in ihrer Weisheit erlaſſen hat. Die Nationalverſammlung hat nach langen förmlichen Berathungen beſchloſſen, das Vaterland in Gefahr zu erklären. Dieſer Beſchluß iſt heut auf allen Straßen und Plätzen ausgeführt worden. Und es mag ganz gut ſein, daß man ſchon jetzt Feuerlärm ſchlägt, noch ehe die Flamme aus dem Dach herausgeſtiegen. Die Schuldigen können doch nicht mehr entrinnen, die Schwankenden werden ſich vorbereiten, und die Muthigen dürfen ſich freuen, daß die Gefahr ſo feuerroth ausgebrochen iſt, welche den Tag der Vergeltung heranbringt!

Ich gehöre zu den Muthigen, entgegnete Eleonore, indem ſie ſich in ihrer hohen ſchlanken Geſtalt ſtolz

zu ihm emporrichtete und ihn mit ſtrahlenden Augen anſah. Ich freue mich auf den Sieg Deiner Sache, aber ich freue mich noch nicht auf den Tag des Kampfes.

Meine Sache! wiederholte Robespierre mit einem feierlichen ernſten Ton. Die Völker der Erde mögen einſt über meine Sache richten, oder wenn die Erde wirklich das Erbtheil einiger Despoten ſein ſollte, ſo möge der Himmel ſelbſt darüber entſcheiden!

Oh, fuhr er, ſchwärmeriſch in ſich verſinkend, fort, meine Sache, ſie iſt ja die Deinige, mein Gott! Es ſind ja nur die ewigen Geſetze, die Du ſelbſt in jedes Herz gegraben, vertheidige ſie, dieſe Geſetze, und rette dadurch Deine Gerechtigkeit, welche durch das Unglück des Menſchengeſchlechts in Anklageſtand gezogen iſt!*)

Ja, es wird jetzt endlich Ernſt werden, hoher Ernſt, fügte er nach einer Pauſe hinzu. Ludwig XVI. hat ſeine Rolle ausgeſpielt, er wird abtreten, und mit ſeinem ſchlechten, verrätheriſchen Spiel ſchließt die Komödie der Könige als eine gemeine Farce. Das große Volksdrama nimmt ſeinen Anfang, erſt

*) Robespierre's eigene Worte in ſeinem Journal: Le Defenseur de la Constitution.

roth von dem Blute der Könige, aber daraus grün und golden aufblühend, und den Siegesreigen der Vernunft und der Gerechtigkeit ſchwingend. Ich war lange dafür, daß man den König gewähren ließe, denn ich hielt ihn für einen Mann, der ernſtlich mit der böſen Natur ſeines Stammes ringen wolle, und der, wenn er ſich von dem Makel ſeiner Vorfahren gereinigt, wenigſtens als guter Bürger unter uns gelitten werden könne. Die Marie Antoinette hat ihn aber durch die Verſchwörung mit dem Auslande zu Grunde gerichtet. Ihre verrätheriſchen Briefe, die ſie in Chiffern nach Wien und Coblenz abgehen ließ, ihre geheimen Sendungen an die Höfe, haben den Capet zu einem treuloſen Mann gegen ſeine Nation gemacht. Frankreich wird bedroht von der auswärtigen Gewalt, die an den geheimen Lenkſeilen der Tuilerien zu uns hereingezogen wird. Schon marſchiren die Heere Preußens und Oeſterreichs in ſtarken Colonnen gegen unſre Gränzen. Die Emigranten haben ſich unter den Brüdern des Königs und dem Prinzen Condé zu großen Streitmaſſen zuſammengezogen. Und es ſoll der Vernichtungsſchlag gegen das ganze Werk der Revolution geführt werden. Können wir da unſre Hände länger in den Schooß

Ich wußte es, daß die Sache ſich jetzt ſchrecklich wenden muß, ſagte Eleonore, indem ein feierlicher Ernſt ihr Geſicht beſchattete. Als wir am 14. Juli auf dem Marsfelde waren, wo die neue Feier des Bundesfeſtes begangen wurde, ſtiegen mir plötzlich die Thränen in die Augen, ich wußte erſt nicht warum. Aber es war der Anblick des Königspaars, den ich nicht zu ertragen vermochte. Sie ſah in der ſtrahlenden Pracht, die ſie angelegt hatte, wie ein geſchmücktes Opfer aus, und der König, als er zum Altar des Vaterlandes hinaufſtieg, um ſeine Eide zu erneuern, ſah wie Einer aus, der jeden Augenblick den tödtlichen Streich erwartet.*)

Und darum Thränen, Eleonore? fragte Robespierre lächelnd. Wie kann man ſchon weinen, da wir uns erſt dem Schluß des zweiten Aktes in der Tragödie nähern. Du weißt doch, Eleonore?

Sie nickte ihm freundlich, aber mit einem wehmüthigen Ausdruck ihrer ſchönen, glänzenden Augen zu.

Im zweiten Akt, und ſchon der Tod? fragte ſie mit leiſer, faſt bittender Stimme, indem ſie ſich dicht und zärtlich an ihn ſchmiegte.

---

*) Mdme. de Staël Considérations sur la révolution française III. 220.

Der Tod tritt hier ſchon im zweiten Akt auf, rief Robespierre mit einer ehern dröhnenden Stimme, durch welche ein heimliches Frohlocken zitterte. Wir werden ſpäter noch alle Hände voll zu thun haben, und müſſen darum dieſe Kataſtrophe, aus der ſich alle ſpäteren herleiten, auf einen möglichſt frühzeitigen Punkt verlegen.

In dieſem Augenblick hörte man von draußen mehrere laute und fröhliche Männerſtimmen, welche die Treppe heraufkamen. Zugleich wurde mit Waffen geklirrt, und Gewehre und Säbel ſtießen kräftig auf dem Fußboden des Flurs auf.

Robespierre war ſogleich aufmerkſam geworden, und öffnete mit einer haſtigen Bewegung die Thür. Es waren Eleonorens Brüder, Robert und Jean, die in einem kriegeriſchen Aufzuge, eine Flinte über der Schulter tragend und mit einem Degen umgürtet, über den Flur ſchritten. Jeder trug einen Zettel in ſeiner Hand. Hinter ihnen her ſchritt der alte Duplay, der in ſeiner ſtarken Leibesfülle unter den Waffen keuchte, die er ebenfalls angelegt hatte.

Als Robespierre die Thür aufgemacht, hatten die drei Männer eben mit kräftigen muthvoll jauchzenden Stimmen einen Geſang begonnen. Sie ſangen eine

wunderbare Melodie, die hochherzig, ſtürmiſch und feierlich zugleich erklang.

Allons, enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!

hatte das neue Lied begonnen. Sie ließen ſich vor Robespierre nicht ſtören, und nachdem ſie den erſten Vers mit ausgezeichnetem Ausdruck vollendet, grüßten ſie erſt mit einem wahrhaft militairiſchen Anſtand, worauf ſie ſeinem Wink, zu ihm in's Zimmer einzutreten, mit fröhlichen Geſichtern folgten.

Das habt Ihr recht gemacht, meine Freunde, ſagte Robespierre, indem er ſie mit der größten Zufriedenheit muſterte. Die Waffen ſtehen Euch gut, Jean und Robert, und auch Ihr, Herr Duplay, der Ihr Euch alſo wirklich habt einſchreiben laſſen auf der Werbeliſte der Freiheit, Ihr ſeid ein wahres Bild des Muthes und der Kraft, wie wir ſie jetzt nöthig haben! Und wie vortrefflich iſt aus Euren Kehlen dies herrliche Marſeiller Lied erklungen, mit dem unſre Freunde aus dem Süden neulich bei uns eingezogen ſind, und das Barbaroux, der Held des Bataillons von Marſeille, die Pariſer ſingen gelehrt hat!

Ja, die Marſeiller ſind unſer Vorbild geworden! rief der Jüngſte der beiden Brüder, Robert, mit einer

theils ein productives Element an sich, deren eigenthümliche Verbindung Sache des Talents ist. Dem im Volksgeist arbeitenden Talent muß überhaupt überlassen bleiben, das Verhältniß von Sprache und Gedanke nach seiner freien Art zu organisiren, denn jede absichtliche und künstliche Ausbildung einer Sprache, abgetrennt von der geistigen Production, ist erfolglos für dieselbe. Der im Allgemeinen richtige Satz Humboldts: „daß nur die grammatisch gebildeten Sprachen vollkommene Angemessenheit zur Ideenentwickelung besitzen" (a. a. O. S. 427.), erleidet die vielfältigste Nüancirung in der Anwendung und der Geschichte der Sprachen. Grammatische Bildung einer Sprache ist überhaupt etwas sehr Relatives und einzeln schwer zu Fassendes, denn man gebe den Eskimo's eine Sprachakademie, welche ihnen die Sprache nach Gesetzen gliederte und ordnete, und man hätte vergeblich zu warten, ob eine Eskimo-Literatur danach entstände, wenn auch das grammatische Kunststück noch so glücklich gelingen sollte.

Die Entwickelung der Sprachen ist vielmehr die, daß sie den grammatischen Naturzustand ab-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.
3-598-52006-9
FN. 0223/042

schönen Begeisterung, die seine jugendliche Wange röthete. Mit diesem Gesang, mit dem die Bundesmänner von Marseille die Straßen von Paris betraten, mit dem sie uns als Brüder grüßten, wollen auch wir in den Kampf gehen, denn dieser Gesang treibt das Blut wunderbar nach dem Herzen, und die Hand treibt er zum Schwert, daß sie es ergreifen und gegen den Feind zücken muß!

Robespierre strich ihm freundlich die Wangen und sagte dem jungen Mann mit den blitzenden Augen, dessen Gesicht die größte Aehnlichkeit mit den Zügen Eleonorens hatte, soviel Lobendes und Aufmunterndes, daß Robert jetzt wieder aus Verlegenheit zu erröthen begann.

Indessen stand Jean, der andere Bruder, mit einem düsteren trotzigen Ernst in der Ecke des Zimmers, und musterte den Lauf und die Zusammensetzung seines Gewehrs, ohne sich um die Uebrigen zu bekümmern.

Vater Duplay aber sagte, sich den Schweiß von der Stirn wischend, indem er Robespierre's Hand herzlich zu schütteln kam: Es ist draußen ein heißer Tag, Herr Robespierre, aber so schön, wie ich noch keinen erlebt habe! Das Herz hüpft Einem vor Freude, wenn man heut über die Straße geht, und den ungeheuren Andrang sieht, mit dem Jung und Alt,

Männer, Kinder und Greiſe herzueilen, um ſich mit ihrem Namen und ihrem Eid unter die freiwilligen Kämpfer für das Vaterland aufnehmen zu laſſen! Da will Keiner mehr zurückbleiben, denn Jeder meint, daß er nicht fehlen kann, wenn es losgeht. Zwei Knaben wollten ſich durchaus nicht zurückweiſen laſſen, und die Kinder baten ſo flehend und herzerweichend, man möchte ihnen doch den Fehler ihrer Jugend verzeihen, daß der alten Magiſtratsperſon, die unter dem großen Zelt ſaß, die Thränen über die Backen liefen, und alle Umſtehenden ſich für die junge Löwenbrut Frankreichs verwandten. Es mußte ihnen endlich nothgedrungen der Zettel ausgehändigt werden, und da entſtand ein Jubeln und ein Jauchzen, das luſtig und erbaulich zugleich war, und die beiden vierzehnjährigen Jungen, die ſich plötzlich im Beſitz einer ganz vollſtändigen Baßſtimme zeigten, donnerten darauf los, und ließen die Freiheit und die Republik leben, daß die benachbarten Tuilerieen faſt heut ſchon davon zu zittern und zu krachen anfingen! Nun, Herr Robespierre, wird es denn wirklich bald heißen: „le jour de gloire est arrivé,“ wie uns das prächtige Bataillon von Marſeille ſchon in die Ohren geſungen hat?

Der Tag des Ruhmes iſt gekommen, ſobald wir ihn erkämpft haben werden, ſagte Robespierre ernſt

und nachſinnend. Aber welches die richtige und entſcheidende Schlacht ſein wird, kann man noch nicht wiſſen. Noch können wir fehlgreifen, aber was wir an dem einen Tage noch nicht feſtſtellen, wird an dem andern ſicherlich unſer ſein. Ich mißtraue jeder einzelnen Schlacht, die heut oder morgen geſchlagen werden kann, aber der ganze Kampf wird ein ganzer Sieg ſein, und ein ganzer Ruhm! Daran glaube ich, wie an das beſtimmte Daſein eines höchſten Weſens.

Jetzt öffnete ſich die Thür, und Madame Duplay trat herein, welche noch die letzten Worte Robespierre's vernommen zu haben ſchien. Sie ſchritt gerade auf ihn zu, und begrüßte ihn, ſeine Hand mit Emphaſe ergreifend, mit einer aus Zärtlichkeit und Verehrung gemiſchten Gebärde. Faſt hätte ſie dieſe Hand an ihre Lippen gedrückt, wenn ſich nicht Robespierre bei Zeiten dieſem Ausdruck ihrer ſtill glühenden Aufmerkſamkeit entzogen hätte. Denn ſeitdem Madame Duplay es ungeachtet ihrer gefallſamen Vorzüge hatte aufgeben müſſen, die perſönlichen Gefühle Robespierre's für ſich lebhafter in Anſpruch zu nehmen, hatte ſie den Ausweg ergriffen, eine wahre Leidenſchaft für ſeine Ideen und Geſpräche zu bekennen, und ſich namentlich ſeinen religiöſen Meinungen, die ihn in der letzten Zeit mehr als je beſchäf-

tigten, als andächtige Schülerin zu Füßen zu setzen. Dies wollte sie ihm ohne Zweifel auch in diesem Augenblick zu erkennen geben, wo sie ihn beim Eintreten vom Dasein des höchsten Wesens hatte sprechen hören.

Herr Duplay schien einigermaßen unwillig über diese Unterbrechung seiner Gemahlin, welche sie sich oft zu Schulden kommen ließ, gerade wenn Robespierre sich am lästigsten dadurch berührt fühlen mußte. Da aber Robespierre selbst so duldsam war, daß er nicht leicht einen Unmuth gegen Madame Therese Duplay zu erkennen gab, sondern sogar oft im besten Zuge war, sich Alles von ihr gefallen zu lassen, so glaubte Herr Duplay jetzt, wo er seiner Ehehälfte in den Waffen des Kriegers gegenüberstand, einmal wieder seine männliche Ueberlegenheit zeigen zu müssen. Er nahm daher seine auf dem Bastille-Platz erhaltene Flinte, und stieß sie mit dem Kolben so heftig auf die Erde, daß Alles in dem Zimmer zu zittern begann. Dann hob er das Gewehr in die Höhe, drückte es fest und militairisch an die Schulter, und sah dabei Madame Duplay mit einem so zürnenden und fürchterlichen Ausdruck an, als sein so gutmüthiges Gesicht nur irgend herauszubringen vermochte.

Er wurde jedoch von Madame Duplay, die ihn

mit einem höhniſchen Erſtaunen betrachtete, ausgelacht, indem ſie ihm zugleich eine heimliche Grimaſſe machte, die auf ihr nächſtes eheliches Tête-à-Tête mit ihm ſehr bedeutungsvoll hinzuweiſen ſchien. Er fühlte ſich jedoch heut nicht in der Lage, ſogleich vor ihrem Zorn die Waffen zu ſtrecken, und verſuchte noch einmal, ihr, ebenfalls auf dem Wege des Mienenſpiels, mit einer niederſchmetternden Gebärde die Stirn zu bieten.

Während dies ſtumme, aber nicht minder gefährliche Treffen zwiſchen den beiden Ehegatten geliefert wurde, war Robespierre, ohne davon etwas zu bemerken, mit dem düſter blickenden Jean in eine lebhafte Unterredung gekommen, der ſich auch Eleonore mit Aufmerkſamkeit zugewandt hatte.

Jean war plötzlich aus ſeiner Schweigſamkeit herausgetreten.

Wenn wir uns ſchlagen ſollen, ſagte er in ſeiner heftig auffahrenden Weiſe, ſo müſſen wir auf Beiſtand aus den Provinzen rechnen können. Ich habe mich zwar ſeit vielen Wochen im Schießen geübt, und jeden Morgen bin ich noch vor Sonnenaufgang in das Boulogner Gehölz gewandert, wo ich jedes Ziel zu treffen gelernt habe, aber Wenige unter uns können ſchießen. Ich kann verſichern, daß nur ein

kleiner Theil des Pariſer Volkes mit Schießwaffen umzugehen verſteht. Dieſe erbärmlichen Piken, welche die Girondiſten aufbrachten, haben das Volk ſo gut wie entwaffnet. Es hat darüber ganz verſäumt, ſchießen zu lernen und Gewehre brauchen zu können. Dagegen ſind aus den Departements viele krieggeübte Schützen hergekommen, und ich behaupte, daß wir dem jetzt ſo wohlverſchanzten Raubthier in den Tuilerieen noch nicht ins Genick ſchießen werden, wenn uns die Föderirten wieder verlaſſen ſollten. Namentlich das herrliche Bataillon von Marſeille, das ſchon durch ſeine Freiheitsſiege im Süden ſich bewährt hat, iſt uns ein unentbehrlicher Bundesgenoſſe im Kampfe. Aber man ſagt, daß auch die Marſeiller wieder abziehen und ſich nach dem Lager von Soiſſons begeben ſollen, wo ſie ganz unnütz ſind für die große Freiheitsſchlacht, nach der wir lechzen! Dies wird unſer Volk muthlos machen, Robespierre, denn die geheimen Rüſtungen, die in den Tuilerieen vor ſich gehen, und die einen erſtaunlichen Grad erreicht haben ſollen, bringen ohnehin bei vielen Leuten einige Unſicherheit hervor. Denn man ſagt, daß die Tuilerieen voll Waffen und Soldatenröcken ſtecken, und unter dem Dach des Schloſſes ſoll eine große Anzahl Feldbetten aufgeſchlagen ſein!

Die Sache ſteht beſſer als Du meinſt, entgegnete Robespierre. Die Föderirten, und namentlich die trefflichen Marſeiller, die Herr Barbaroux hergeführt hat, werden die Hauptſtadt nicht wieder verlaſſen, ſondern mit dem Pariſer Volke gegen die Tuilerieen marſchiren. Capet, da er ſich nicht mehr zu helfen wußte, hat eingewilligt, daß ein Lager in Soiſſons gebildet werde, wohin wir nun allerdings alle Streitkräfte des Volkes beorderten, und es hieß, daß ſie ſich in Paris nur ſammeln wollten, um dem Bundesfeſte beizuwohnen. Nachdem ſie dies gethan, werden ſie aber doch nicht nach Soiſſons abgehn. Der König iſt ein Verräther geworden, und Verräthern braucht man nicht Wort zu halten. Das ganze Kriegstheater iſt jetzt nach Paris verlegt worden. Neulich ſagte Jemand: Das eigentliche Uebel, an dem wir leiden, ſteckt in Coblenz. Ich aber ſage: Das Uebel ſteckt in den Tuilerieen! Es kann jetzt aber nicht mehr durch Arzeneien, ſondern nur noch durch Feuer und Schwert geheilt werden! —

Jetzt ließ ſich von der Treppe her das Geräuſch mehrerer Fußtritte vernehmen. Eine ſchöne kraftvolle Männerſtimme ſang das: Allons, enfants de la patrie! mit einem gewaltig tönenden Ausdruck.

Das iſt Barbaroux! rief Robespierre erfreut.

Er kommt mit den übrigen Freunden zu unſerer Conferenz.

So werden wir uns unterdeſſen fortbegeben, ſagte Eleonore, indem ſie mit einem Blick und Wink von Robespierre Abſchied nahm. Sie öffnete raſch die zu einer Hintertreppe hinunterführende Thür, und trieb die Uebrigen an, ſich zu beeilen, da ſie wußte, daß Robespierre bei den bevorſtehenden Verhandlungen keinen Aufenthalt und keine Störung liebte.

Jean und Robert hatten ſich auch bereits entfernt, aber Herr und Madame Duplay, die ſich bis jetzt noch unaufhörlich mit ihren Mienen und Gebärden geſchlagen, ſtanden noch an der Thür ſtill, da die Sache zwiſchen ihnen noch nicht ausgemacht zu ſein ſchien. In demſelben Augenblick aber, wo Herr Duplay bereits von den überwältigenden Grimaſſen ſeiner Frau niedergeworfen ſchien, ermannte er ſich noch einmal zum größten Erſtaunen der Madame Duplay, und bot ihr mit der kühnſten und trotzigſten Haltung die Stirn. Dann aber, in ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit wieder einlenkend, hielt er mit einer becomplimentirenden Wendung die Thür vor ihr auf, und indem er ſie galanter Weiſe nöthigte vor ihm hinauszugehn, ſagte er mit einer ſchalkhaften Perſiflage zu ihr: Allons enfant de la patrie!

Madame Durlay aber ſchritt jetzt, ihr Kleid zu beiden Seiten mit den Händen tragend, in majeſtätiſcher Haltung durch die Thür, drehte ſich aber in derſelben noch einmal nach ihm um, und ſagte, ſtolz mit dem Finger gegen ihre Bruſt deutend: Le jour de gloire est arrivé! — Wahrſcheinlich wollte ſie ihm damit zu erkennen geben, daß ſie ſich auch diesmal wieder für ſeine Ueberwinderin halte.

streifen und sich zu vergeistigen trachten. Eine gebildete Sprache heißt am Ende die für den weitesten Gedankeninhalt am meisten aufnahmefähige, und sie kann das Paradies ihrer schönsten leiblichen Formenbildung längst verloren haben. Was wir im vorigen Abschnitt von der deutschen Sprache bemerkten, daß die höchste Stufe ihrer geistigen Entwickelung gerade mit ihrem grammatischen Verfall zusammentrifft, hat Jacob Grimm*) noch allgemeiner zu der Behauptung ausgedehnt: daß die Bildung des menschlichen Geschlechts mit der Vollendung seiner Sprache in einem reinen Gegensatz stehe, und, je mehr von der allgemeinen Cultur des menschlichen Geistes in die Sprache übergehe, die letztere desto mehr an der Größe und Originalität ihrer eigensten grammatischen Natur verliere. Indeß darf man es, glaube ich, mit solchem Verlust nicht allzu genau nehmen, da der Ersatz ihm hinlänglich die Wagschale hält, und es

*) in der Einleitung zur ersten Ausgabe seiner deutschen Grammatik (s. besonders S. XXVII fg.), die leider in den folgenden Auflagen fortgeblieben.

II.

Eine Comité-Sitzung bei Robespierre.

In demſelben Augenblick hatte ſich das Zimmer Robespierre's mit mehreren Männergeſtalten angefüllt. Es waren Barbaroux, Danton, Fabre d'Eglantine, Pétion, Fréron, und Camille Desmoulins, welche eingetreten waren und nach kurzer Begrüßung ſich auf den Plätzen niederließen, die ſie bei dieſen Zuſammenkünften auf Robespierre's Zimmer in der Regel einzunehmen pflegten. Sie trugen ſämmtlich Waffen und kriegeriſche Abzeichen, und Robespierre erſchien als der Einzige unter ihnen, der nichts als ſeine gewöhnliche ſaubere, glattgebürſtete, und mit aller Eleganz geordnete Toilette trug.

Barbaroux ſah in dem kriegeriſchen Koſtüm, das er ſich erwählt hatte, wie ein junger Heros aus, dem man vielleicht nur einige Koketterie in dem Arrangement hätte zum Vorwurf machen können. Er warf

jetzt seinen Federhut hastig vor sich auf den Tisch, erhob sich wieder und stürzte auf Robespierre zu, um ihn enthusiastisch in seine Arme zu schließen.

Ich liebe Euch, Robespierre, sagte der junge Marseiller mit seiner liebenswürdigen Offenheit, und Ihr müßt mir vergönnen, Euch nochmals an mein Herz zu drücken. Ich bin glücklich, daß wir in der entscheidenden Stunde zusammenstehn, und daß wir, Brust an Brust gepreßt, unter der Fahne Eueres hohen Verstandes, der unseren flackernden Leidenschaften erst die wahre Weihe und Kraft giebt, in die Schlacht der Freiheit rücken!

Robespierre, den die allzu große Nähe eines Menschen leicht ängstigte, wehrte sich ihn mit einer vorsichtigen Freundlichkeit ab, und sagte dann lächelnd: Was wird aber Madame Roland dazu sagen, daß ihr junger Held die bunten Bänder und Zeichen der Gironde nicht mehr trägt, sondern mit seinem ungeduldig stampfenden Streitroß bei den Jacobinern und bei den Männern der That reitet?

Oh, entgegnete der junge Barbarour, flüchtig erröthend, in diesem Augenblick giebt es auf der Seite der Freiheit keine Parteien mehr. Ich habe das Bataillon von Marseille, mit dem ich wieder hierher gekommen bin, zur Verfügung der Jacobiner

geſtellt; wir wollen Euere Armee ſein, ihr Herren! Aber wißt Ihr, wer die Hauptveranlaſſung iſt, daß ich mit meinen fünfhundert und ſechszehn Mann und meinen zwei Kanonen hier bei Euch eingetroffen bin? Es iſt der Dame, von der Ihr geſprochen habt, Robespierre, es iſt Madame Roland! Sie ſchrieb mir, daß ich nicht ſäumen möchte, gerade in dieſem Augenblick zu kommen, denn es ſei nicht die Nationalverſammlung allein, welche das Vaterland in Gefahr erklärt habe! Und ſo bin ich gekommen, und bin zu Euch gekommen, ihr Herren Jacobiner, aber ich hoffte, damit auch die Verſöhnung zwiſchen Jacobinern und Girondiſten zu ſtiften. Und was habt Ihr an der Haltung der Girondiſten jetzt auszuſetzen? Was habt Ihr an der herrlichen, todes- und freiheitsmuthigen Rede zu tadeln, welche Vergniaud vor einigen Tagen in der Nationalverſammlung gehalten, und worin er ſelbſt aus den Buchſtaben der Conſtitution bewies, daß der König, nachdem er den Staat an das Ausland verrathen, bereits als ein Abgedankter, und als Einer, der auf den Thron kein Recht mehr habe, angeſehen werden müſſe?

Nur keine Lobrede auf die Girondiſten! rief Danton, ſich ſtürmiſch erhebend, indem ſeine Hände ſich ballten, und eine mächtige Zornewolke über ſein

krampfhaft verzerrtes Geſicht flog. Es iſt wahr, dieſe Rede Vergniaud's hatte ihre Verdienſte, obwohl wieder ſo viel von Lyſander, von Rom und vom Mons-Aventinus darin vorkam, daß ich faſt aus meiner Haut hätte fahren mögen. Und daß Ihr Marſeiller hier ſeid, die ich Euch ſammt und ſonders für prächtige Kerle halte, wenn auch Viele von Euch keineswegs aus der berühmten Stadt des Südens herſtammen, das wird doch wohl nicht ein Verdienſt der gelehrten Madame Roland ſein ſollen? Wenn ſie Dir ſchrieb, daß Du kommen ſollteſt, Barbaroux, ſo war es bloß, daß ſie wieder einmal Sehnſucht hatte, in Deinen langen ſchwarzen Locken zu wühlen, und ſie Dir mit den Papilloten aus ihres Mannes unſterblichen Werken aufzuwickeln. Aber ich rathe Dir, laß die Verſöhnung mit dieſer Armide der Freiheit kurz ſein, denn es könnte Dir an Deinem beſſeren Theil ſchaden, ſchöngelockter Rinald.

Robespierre gab Danton einen mißbilligenden Wink, den dieſer ſehr gut aufnahm, indem er ſich ſogleich mit ſeinem unverkennbaren Zug von Gutmüthigkeit zu Barbaroux hinbegab und ihn mit einem mächtigen Handſchlag beglückte.

Ich nehme Danton nichts übel, ſagte Barbaroux, mit treuherzigem Lächeln. Er iſt ein prächtiger Bull-

dogg, mit der Seele eines Kindes. Wir haben heut ganz etwas Anderes zu thun, als uns über Nebendinge gegen Einander zu erhitzen. Ich ſchlage vor, meine Herren, daß wir uns niederſetzen, um zu unſerer Tagesordnung zu ſchreiten. Herr Robespierre hat den Vorſitz bei unſeren heutigen Verhandlungen an mich abgetreten, denn er will ihn nicht führen, da es ſich um einen Antrag handelt, der ihn ſelbſt betrifft. Unſer Freund, Fabre d'Eglantine, hat dieſen Antrag erhoben, und ich fordere ihn auf, denſelben jetzt zu begründen!

Man ließ ſich jetzt in einer ernſteren Haltung um den großen Tiſch nieder, der in der Mitte von Robespierre's Zimmer ſtand.

Fabre d'Eglantine, ein Mann von düſterem, wildem Ausſehen, erhob ſich von ſeinem Platz, und ſteckte aus einem mantelartigen Ueberwurf, den er ſtatt eines Rockes trug und der faſt die Form einer Mönchskutte hatte, ſeine Arme mit einer heftigen, theatraliſchen Gebärde heraus, wodurch er andeutete, daß er jetzt ſprechen wolle. Er erinnerte in dieſem Augenblick, obwohl die Mönchskutte damit nicht übereinſtimmen wollte, ſehr lebhaft an ſeinen früheren Stand, den er erſt vor wenigen Jahren verlaſſen hatte, und der ihn als Schauſpieler einer umherziehenden Truppe

beſonders in den Rollen der Leidenſchaft und Wuth wirken ſah. Er war ſeitdem als ſatiriſcher Dichter und als revolutionairer Bewegungsmann in die Schranken getreten, und das Anſehen, das er ſich in dieſer Thätigkeit erworben, ging auch jetzt aus der geſpannten Aufmerkſamkeit hervor, mit der die erſten Führer der Revolution ſich anſchickten, ihn zu hören.

Ehe aber Fabre d'Eglantine, obwohl er ſchon zwei Mal die Arme ausgebreitet und weit von ſich geſtreckt hatte, jetzt wirklich das Wort nahm, zog er noch ein langes Stilet, das er ſtets bei ſich trug, aus ſeinem Buſen hervor. Er legte die Waffe dicht vor ſich auf den Tiſch nieder, und ſchien ſich aus dem Betrachten ihrer blitzenden Schneide die Begeiſterung zu ſeiner Rede zu ſchöpfen.

Jetzt ſagte er: Die Revolution iſt nunmehr an ihrem Scheidewege angelangt. Sie verläßt die zweifelhafte Straße der Verſtändigungen mit dem König, ſie unterhandelt nicht ferner mit einem morſchen Thron, was das Handwerk der Conſtitutionellen iſt, ſondern ſie ſtößt dieſen Thron um, und läßt ihn ſpurlos in den Wogen des Meeres verſinken. Aber der erſte Augenblick, der dieſen königlichen Seſſel in den Abgrund hinunterſpült, wird ein ſehr heftiger und gefahrvoller ſein. Die Stürme der Höhe und

der Tiefe werden dann gleichzeitig über unſern Häuptern wirbeln, ſchwarze, unabſehbare Wetterwolken werden uns einhüllen, und es wird einen Augenblick geben, wo wir uns umſehen werden nach einem Meiſter des Sturmes, nach einem Meiſter des Lichts, der unſer Lenker ſei in der dunkeln Wildniß, die über uns kam! Wir bedürfen einen Mann, dem wir uns ſelbſt anvertrauen auf dem ſchmalen, ſchwindelnden Felſenſteg, der von dem verſunkenen Königthum zu der neu aufgehenden Republik hinüberführt. Dieſer Lenker ſei Robespierre! Ernennen wir ihn zum Dictator Frankreichs für dieſe Zeit des Ueberganges. Er iſt der Meiſter des Sturms, der Meiſter des Lichts, den wir nöthig haben, um durch ihn ſicher zu gehn, um getroſt zu ſein unter ſeiner klugen Führung! Er iſt der Mann, um den Dämonen zu gebieten, daß ſie uns nicht abwerfen an eine öde, nahrungsloſe Küſte, wo wir zu Schanden werden müſſen mit Allem, was wir wollten und hofften. Die Dictatur Robespierre's wird der wahre ſchöpferiſche Anfang der Revolution ſein. Es iſt dies das erſte leitende Revolutions-Comité von Paris, in dem wir hier ſitzen. In dieſem Comité trage ich darauf an, daß dem Bürger Robespierre die Dictatur Frankreichs übertragen werde. Niemand hat ſo viel Ver-

dien'te um die Freiheit, als Robespierre. Die Behutſamkeit, mit der er ſie pflanzen half, die ängſtliche Sorgſamkeit, mit der er ſie von Stufe zu Stufe weiter emporblühen ließ, die Uneigennützigkeit, mit der er für die koſtbare Frucht in der Stille arbeitete, haben ihm unſere Bewunderung, unſere Liebe, unſer Vertrauen erworben. Sein Herz iſt unerſchütterlich, ſein Auge iſt ſcharf und klar, ſein Sinn iſt beſcheiden und anſpruchslos, er iſt der Mann ohne Begierden, und er hat noch nie etwas Anderes gewollt, als die Sache. Man muß ihn aufſuchen, man muß ihm nachſtellen, wenn man ſein großes Wirken kennen lernen will. Noch nie hat er ſich aufgedrängt, noch nie hat er ſich einen Ruhm geſucht aus ſeinen in der Verborgenheit erſonnenen Thaten. Aber darum wollen wir uns ihm aufdrängen, darum wollen wir Frankreich in der Stunde der Gefahr ſeinem Schutz überantworten, darum wollen wir den beſcheidenſten und einfachſten Bürger, der ſeinen Ruhm nur darin gefunden, der größte Mann des Volks zu ſein, zum Dictator Frankreichs erwählen!

Dieſe Rede ſchien einen ſehr verſchiedenartigen Eindruck auf die Anweſenden hervorgebracht zu haben. Die Meiſten blickten ſtill und nachſinnend vor ſich nieder. Nur Barbaroux erhob ſich ſogleich mit dem

ihm eigenen lebhaften Feuer, und ſagte: Ich unterſtütze dieſen Antrag unſeres Freundes Fabre d'Eglantine, und erkläre mich dafür, an Robespierre die Dictatur zu übertragen.*)

In demſelben Augenblick aber ſtand Fréron, der ehemalige Mitſchüler Robespierre's auf dem Collegium Ludwigs des Großen, von ſeinem Platze auf, und ſagte mit einer leiſen grollenden Stimme, in der viel verſteckte Bitterkeit zu liegen ſchien: Ich kann mich dieſer Anſicht nicht anſchließen. Das Volk braucht ebenſo wenig einen Dictator als einen König. Es hieße dem Volke ein beleidigendes Mißtrauen ausſprechen, wenn man es für unfähig erklären wollte, ſogleich ſeinen eigenen Weg zu gehen, und wenn man es nöthigen wollte, den kaum abgeſchüttelten Despoten durch einen neuen Dictator zu erſetzen. Soll es darum ſein koſtbares Blut verſtrömen, damit ihm in der Stunde ſeines Sieges geſagt werde: „Du biſt und bleibſt noch ein Unmündiger; wir ſetzen Dir den Robespierre als Oberbefehlshaber der Freiheit auf Deine Schultern!“

*) In ſeinen Mémoiren (ch. V. p. 62. 63.) hat Barbaroux ſich als einen Gegner der Dictatur Robespierre's dargeſtellt. Hier ſcheint jedoch ſeine erſt nachher entſtandene Feindſchaft gegen Robespierre ſeine Feder beherrſcht zu haben. Zur Zeit ſelbſt begünſtigte er dieſen Plan.

Die Uebrigen schwiegen noch immer. Pétion sah verlegen aus, und Camille Desmoulins sah Danton an, um einen Seitenblick von seinem Freunde und Meister zu erhaschen, und die Meinung desselben zu erforschen. Danton aber hatte das auf dem Tische liegende Stilet seines Freundes Fabre d'Eglantine ergriffen, und spielte damit in sichtlicher Zerstreutheit umher.

Robespierre erhob sich jetzt rasch von seinem Platze, und sagte, nachdem er mit scharfen, leuchtenden Blicken die Reihe seiner Freunde überflogen und Einen nach dem Andern durchdringend angesehn: Ich bitte, keine weitere Debatte über diesen Gegenstand zu pflegen. Ich nehme eine Dictatur unter keiner Bedingung an. Es könnte dies meinen Freund Fréron allzu sehr kränken. Zwar wird auch er mir nicht in Abrede stellen wollen, daß ich für die Freiheit Manches gethan, und daß ich einige Anwartschaft dazu erworben, das Glück des Volkes, welches noch eine sehr zarte und junge Pflanze ist, in den Zeiten, wo es noch stürmt, in meine behütende Hand zu nehmen. Aber, wie gesagt, mein ehemaliger Mitschüler Fréron dürfte sich darüber kränken. Als wir in der Knabenzeit noch auf den Schulbänken zusammen saßen, war es ihm schon unangenehm, wenn ich einige Vocabeln mehr

mit dem grammatischen Paradies ohne Zweifel dieselbe Bewandtniß hat, wie mit dem Unschuldszustande der Menschheit. Man beklagt ihn häufig, aber man vermißt ihn selten. Unsere Sprache hat allerdings außerordentliche Vortheile der Flexion, eine ganze volltönende Musik runder und ausgeschriebener Formen, eine ganze Plastik schwellender und von sinnlichem Leben strotzender Wortfiguren eingebüßt, die uns aus dem Gothischen und Althochdeutschen wie Riesen der Vorzeit entgegentreten. Grimm sagt sehr schön: „Man kann die innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör, Geruch der Wilden, ja unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neueren Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die Poesie vergeht, und die Prosa (nicht die gemeine, sondern die geistige) wird uns angemessener."

Die Poesie der Sprache ist die noch unentfärbte Bildlichkeit, welche auf der Naturstufe an ihr blüht. In dieser Zeit giebt es überhaupt noch keine Prosa, weil jedes Wort schon durch seine Wurzel und Zusammensetzung einen poetischen Ein-

wußte als er, und dadurch über ihn geſetzt wurde. Oft überſetzte ich abſichtlich im Cicero eine Stelle falſch, um ihn, der unglücklich über meine lateiniſchen Triumphe war, wieder über mich ſiegen zu laſſen. Denn ich liebte den Fréron von Grund meines Herzens, obwohl er eigentlich ſtets mein Widerſacher geweſen. Jetzt aber würde ich doch an dem ewigen Text der Freiheit nichts verfälſchen können, damit Fréron auch über den Dictator Robespierre triumphire. Ich würde alſo meine Sache gut machen müſſen, und unſer Fréron würde ſich ärgern. Denket alſo nicht weiter an dieſe Sache, ich bitte Euch!

Der Journaliſt Fréron ſaß bei dieſen ſchneidenden Worten Robespierre's mit einer heftigen Zornesröthe da, die ſich auf ſeinem wenig einnehmenden und ſehr leidenſchaftlichen Geſicht malte. Die Blicke, welche er auf Robespierre richtete, verriethen einen glühenden Haß, der ſich durch den ihm angethanen Hohn noch geſteigert zu haben ſchien.

Jetzt erhob ſich Danton, und ſagte: Ich für mein Theil habe nichts dagegen, wenn Robespierre zum Dictator gemacht wird. Aber ich ſehe nicht ein, wozu ihm und uns dieſe in der Luft ſchwebende Würde dienen ſoll? Meine Herren, die Hauptſache

iſt doch, daß wir die Republik, ſobald ſie aus der zerſchlagenen Hülſe des Königthums ſich herausgeſchält hat, ſogleich auf feſtem Fuß einrichten, und dann alle Würden und Aemter, die es in derſelben giebt, gleichmäßig an die Männer des Volkes vertheilen. Wir haben lange genug von der Hand in den Mund gelebt, und den Privilegirten das Fleiſch laſſen müſſen, während wir uns mit den Knochen herumſchlugen. Ich verlange jetzt die Fleiſchtöpfe Aegyptens auch für die Demokratie, und da die Republik der Staat iſt, der ſich ſelbſt regiert, ſoll ſie auch der Staat ſein, der ſich ſelbſt zu genießen verſteht. Wir ſind unſerm Freunde Robespierre großen Dank ſchuldig, aber in dem Genuß des Lebens, auf den es nun bald ankommt, werden wir beſſer ſein Mentor ſein können, als er der unſrige!

Es war erſichtlich, daß Danton nur nach der ſchonendſten Weiſe geſucht hatte, um ſeine Abneigung gegen eine Dictatur Robespierre's auszudrücken.

Ich bitte Euch nochmals, haltet inne! rief Robespierre, indem ſeine Stimme den heiſern, gereizten Klang annahm, der das Vorzeichen eines ſtürmiſchen Ausbruches bei ihm war. Ich will es Euch nur geſtehn, daß ich von Hoffnungen eigener Art erfüllt war, als ich neulich mit Fabre d'Eglantine und

Barbaroux den Gedanken beſprach, zuerſt einen Dictator, einen Mann des Volkes, der über die erſten Geſtaltungen der Freiheit unumſchränkt zu gebieten habe, an die Spitze zu ſtellen. Ich traute mir zu, Etwas leiſten zu können, und wollte nach geleiſtetem Dienſt ſpurlos verſchwinden, denn ich bin nicht der Meinung Danton's, daß wir in der Republik einer Zeit des Genuſſes und des Glanzes entgegengehen ſollen. In der Republik wird es noch bei weitem mehr darauf ankommen, zu arbeiten, entbehren zu lernen, und der Eine um des Andern willen da zu ſein. Ich habe aber heut meine Anſichten geändert. Fangen wir, wie Danton ſagt, gleich damit an, der Republik ihre feſte und dauernde Geſtalt zu geben, und ihr einen Körper zu ſchaffen, der, wie aus Erz und Eiſen geformt, nicht mehr ſchwanken kann. Das Weſen der Republik iſt die Souverainetät des Volkes, und dieſe werde ausgedrückt und ausgeübt durch eine aus dem Volke gewählte Verſammlung, welche an der Spitze der Republik ſteht. Mir war nur für den erſten Lendemain bange, nachdem wir den Thron zerſchlagen. Denken wir aber bei Zeiten auf die Wahl einer neuen Verſammlung, die ein wahrer, aus dem Volke entſtandener Nationalconvent werde, und an der Spitze des freien Gemeinweſens der Franzoſen

herrſche. Das Volk Frankreichs hat ſeit dem Jahre 1789 ungeheure Fortſchritte gemacht. Im Juli 1789 erhob ſich die Bevölkerung von Paris in einem ſtürmiſchen dunkelen Haß, ſie wurde ein Held der gefahrvollen Stunde, ſie hatte kaum noch andere Waffen, als den Zorn der Gerechtigkeit, als die Leidenſchaft der Freiheit, als die Sünden des Despotismus. Heut aber, im Jahre 1792, erhob ſich das Volk kaltblütig, in impoſanter Größe, um die verletzten Grundgeſetze ſeiner Freiheit zu rächen, um die Verräthereien der Regierung, das verbrecheriſche Bündniß unſerer inneren Feinde mit unſeren auswärtigen, zu ſtrafen, um alle gegen uns verſchworenen Tyrannen und ihre treuloſen Schergen zu vernichten!*) Vorwärts alſo, laſſen wir die Perſönlichkeiten fahren, und verfolgen wir die Straße des Kampfes, die unſere gemeinſame Bahn iſt! —

Die Anweſenden waren durch dieſe aufrichtigen und anfeuernden Worte Robespierre's in eine ſtürmiſche Bewegung gerathen. Man ſprang auf, umarmte ſich und tauſchte die glühendſten Verſicherungen aus, bei einander zu ſtehen, und ſich nie zu verlaſſen. Jetzt wurde die Thür heftig aufgeriſſen, und mehrere andere

*) Die wörtlichen Aeußerungen Robespierre's.

Perſonen, die ebenfalls dem engeren Bunde angehörten, ſtürzten in großer Aufregung herein.

Unter dieſen befand ſich der Journaliſt Carra, ein junger Mann von lebhaften und kühnen Geſichtszügen, der mehrere Piſtolen und einen Hirſchfänger von ungewöhnlicher Größe an ſich trug, und durch ſein ganzes Weſen eine außerordentliche Exaltation verrieth.

Ich bringe Euch etwas Neues, das ſich wie Blei an die Flügel Eurer Begeiſterung hängen wird! ſchrie Carra. Ich komme ſo eben aus der Nationalverſammlung, die den Antrag auf die Abſetzung des Königs erſt für den 9. Auguſt auf ihre Tagesordnung geſetzt hat. Dieſer Aufſchub, der [illegible]n Herren Girondiſten zu verdanken iſt, kann der Sache des Volkes leicht gefährlich werden. Denn die geheimen Rüſtungen des Hofes gewinnen täglich einen größeren Umfang. Capet ſoll ſchon ſeines Sieges gegen uns ſo gewiß ſein, daß er alle Pläne zur Flucht, die ihm ſeine Creaturen und Verführer neuerdings unterbreitet haben, jetzt hartnäckig abweiſt. In den Fauxbourgs ſteht das Volk ſchon bis an die Zähne bewaffnet da, und die Führer werden irre werden, wenn die Nationalverſammlung ſo erbärmlich zögert, mit dem entſcheidenden Wort voranzugehen. Was ſagen Sie dazu, Pétion, daß man Ihren herrlichen Antrag auf

eine ſo unverantwortliche Weiſe krumm zu biegen ſucht?

Ich war darauf gefaßt, entgegnete der Maire von Paris mit ſeinem ſtets behaglichen Lächeln. Aber ich hoffe, daß dieſe entſetzliche Flauheit den Kampf des Volkes nicht aufhalten wird. Als ich neulich, im Namen von ſiebenundvierzig Sectionen des Pariſer Volkes, vor der Barre der Nationalverſammlung erſchien, und meine Petition auf die Abſetzung des Königs überreichte, ſah ich es gleich allen dieſen verkniffenen und beſtürzten Geſichtern an, daß auf einen mannhaften Entſchluß nicht zu rechnen ſein werde. Es kam mir aber auch nur darauf an, durch meine Schrift das letzte entſcheidende Wort gegen den König auszuſpielen, damit das Volk ſeine Parole erhalte, mit der es am Tage des Kampfes den Schuldigen ſchlage. Darum wollte ich ganz öffentlich und ganz feierlich erklären, daß der König der erſte Ring in der contre-revolutionairen Kette ſei, welche ſich um Frankreich lege. Ich wollte gerade vor der Barre der Nationalverſammlung darauf hinweiſen, daß der König der Ränkeſchmied aller Uneinigkeiten zwiſchen dem Volk und ſeinen Behörden, zwiſchen den Soldaten und ihren Offizieren ſei, daß er verantwortlich zu machen für das Complot von Pilnitz, für die

Verſchwörungen von Wien und Coblenz, und daß Er es iſt, der ſeine Intereſſen zuerſt von denen der Nation getrennt. Ich wollte es gerade an dieſem Ort ausſprechen, daß es ganz geſetzmäßig iſt, wenn wir den König abſetzen, denn die Conſtitution ſelbſt, welche Ludwig XVI. neuerdings ſo oft gegen das Volk angerufen hat, giebt uns die Mittel an die Hand, das Volk von einem ſolchen Herrſcher zu befreien*) Was die Nationalverſammlung ihrerſeits damit thun würde, darauf, glaube ich, kam es faſt gar nicht an. Das Volk wird ſich dadurch über die richtige Stunde des Losſchlagens, die wir ihm bezeichnet haben, nicht mehr beirren laſſen.

Nein, ſagte Robespierre, die Nationalverſammlung iſt ein Todter, der über die Dinge der Lebenden nichts mehr mitzuſprechen hat. Es wird ebenſo mit dem Antrag gehn, der auf eine Anklage Lafayette's bei ihr eingebracht worden iſt. Die Verräthereien dieſes Menſchen ſind ein offenes Geheimniß, das auf allen Straßen liegt. Wenn die Königin ihn nicht haßte, die mit einem Bundesgenoſſen ſeiner Art nichts zu thun haben wollte, ſo würde ihn Capet längſt

*) Roux et Buchez Histoire parlementaire XVI. 315, wo dieſe Petition abgedruckt iſt.

zum commandirenden General des Staatsſtreiches gegen das Volk ernannt haben. Es liegen ja ganz unumſtößliche Beweisſtücke vor, daß Lafayette, in Folge der Vorgänge vom 20. Juni, aus ſeinem Lager bei Bavai nach Paris eilte, und dem Thron ſeine Hand und ſeine Stütze gegen das Volk anbot. Man greife nur bei Lafayette zu, und man wird den von ihm vollſtändig ausgearbeiteten Plan des Staatsſtreiches in ſeiner Taſche finden. Die Anklage gegen einen ſo fetten Verräther liegt alſo auf der Hand, und ich bin nichts deſto weniger überzeugt, daß man ſie in der Manége noch dazu unter allerhand hochherzigen Motiven ablehnen wird. —

Die Thür wurde heftig aufgeriſſen, und Santerre, der Brauer von St. Antoine, trat mit einer ſtürmiſchen Gebärde herein. Ihm folgte Alexander, der Commandant eines Bataillons der Nationalgarden, ein großer und ſchöner Mann, mit außerordentlich feinen und eleganten Manieren, der im Faubourg St. Marceau denſelben gewaltigen Einfluß auf die Volksmaſſen übte, wie Santerre in St. Antoine.

Wir ſind genöthigt, bis zum Abend des neunten Auguſt zu warten, ſagte Santerre, indem er ſeinen kriegeriſch wehenden Federhut mit großer Wichtigkeit

auf den Tiſch ſetzte. Eher können St. Antoine und St. Marceau nicht losbrechen, meine Freunde! In unſeren Faubourgs iſt man der Meinung, daß die Entſcheidung der Nationalverſammlung über den König abgewartet werden müſſe. Trifft dieſelbe aber bis zum neunten Abends um elf Uhr nicht ein, und iſt bis dahin nichts Ordentliches geſchehn, ſo wird um Mitternacht die Sturmglocke läuten, der Generalmarſch ſchlagen und Alles auf Einmal ſich erheben!*)

Habe ich es Euch nicht geſagt? rief Carra mit höhniſcher Wuth. Die Faubourgs bekommen noch in der zwölften Stunde einen Anfall von Geſetzlichkeit und parlamentariſcher Epilepſie. Während wir glauben, daß ſie morgen losſchlagen werden, legen ſie ſich noch einmal ſchlafen, und warten die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung ab.

Wir dürfen dieſe Leute nicht ſchelten, ſagte Alexander mit ſeinem höflichen und milden Weſen. Sie ſtehen zu jedem Opfer bereit, und es ſind wahre Helden darunter. Aber ſie wünſchen in der That, daß der König erſt durch die Vertreter der Nation abgeurtheilt werde. Auch ſind wir mit allen Vorbereitungen zum Kampfe noch keineswegs fertig. Wir

*) Sybel Geſchichte der franz. Revolutionszeit I. 449.

werden recht gut noch mehrerer Tage bedürfen, um vollſtändig ſchlagfertig dazuſtehn.

Woran in aller Welt kann es Euch denn noch fehlen? fragte der Maire Pétion, indem er hervortrat und Santerre und Alexander mit freundlichem Handſchlag begrüßte. Mich dünkt, die Commune hätte bereits das Außerordentlichſte für Euch gethan. Durch die ſtädtiſche Polizei habe ich allein dreitauſend ſcharfe Patronen an den Faubourg St. Marceau austheilen laſſen. Es iſt doch Alles richtig bei Euch eingegangen, Alexander? Und für Euere Antonsvorſtadt, Santerre, müßt Ihr geſtern viertauſend Patronen empfangen haben? Für die Herren Marſeiller gingen fünftauſend ab. Meine Herren, im Ganzen habe ich ſeit geſtern funfzigtauſend ſcharfe Patronen aus den Mitteln der Commune unter dem Volke vertheilen laſſen. Ich meine, wenn man ſo viel Munition hat, wird man doch endlich ſchlagfertig daſtehn können?

Aber die Volksmannſchaften brauchen nicht bloß Pulver, ſondern auch noch Gewehre, Piken, Kleider und namentlich Geld, rief der Obercommandant des Faubourg mit einer officiellen Miene. Beſonders brauchen wir Geld, meine Herren, um mehrere Tauſende zu ernähren, die ſich einſtweilen von der Revo-

druck erregt, weil jede Bezeichnung ein Versuch zu dichten ist. Die Sprache wendet sich dann erst den gedankenschwereren und dem bloßen Inhalt dienenden Verknüpfungen der Prosa mit Kunst und Erfolg zu, nachdem die bildliche Bedeutung, die am Worte haftet und dabei verwellen macht, abgeblüht ist. Dann werden die Wörter für sich selbst nicht mehr empfunden, sie stehen mehr oder weniger als wesenlose Zeichen da und haben ihr Leben nur in dem allgemeinen Inhalt des Gedankens, zu dessen Chiffrirung sie zusammengestellt sind. Wer denkt noch bei dem Worte Kind (chint, von der Wurzel chin, keimen) daran, daß er etwas Metaphorisches: das Gekeimte, Erblühte, damit ausspricht? Andere Ausdrücke, die besonders durch ihre Zusammensetzung poetische Metaphern machen, z. B. halsstarrig, widerspänstig, und unzählige ähnliche, sind ebenfalls in dem Sinne prosaisch oder vielmehr vergeistigt geworden, daß sie nur den Gedanken ausdrücken, ihr bildliches Gepräge aber sich gänzlich für uns verwischt hat; während noch Leibnitz das Bildliche solcher Wörter, wie einfließen, ausfließen, abhängen, haften, so leb-

lutien noch nicht ſatt eſſen können. Die Banquiers Gebrüder Frei und Baron Batz haben zwar bereits Erſtaunliches durch ihre Geldvorſchüſſe geleiſtet, aber unſere Mannſchaften ſaugen das Geld auf, wie ein Schwamm das Waſſer. Wenn wir den Herzog von Orléans nicht hätten, könnte ich mein Werbe-Büreau im Faubourg St. Antoine jetzt zumachen. Meine eigenen Kaſſen ſind längſt ausgeleert, und wenn ich nicht General der Republik mit hunderttauſend Francs Gehalt werde, komme ich aus meinem Banquerott nicht wieder heraus, und gehöre zu den Armen meines Stadtviertels. Dann bleibt mir freilich immer noch, daß die neue Beſteuerung der Reichen zu Gunſten der Armen, welche unſer Freund Danton neulich im Gemeinderath beantragt hat, ausgeführt werde. Denn alsdann würde ich bei dieſem Antrag nur gewinnen können.

Danton lachte über die komiſche Miene, mit der ihn Santerre jetzt betrachtete, aus vollem Halſe. Seitdem man Danton an der Stelle Gerville's, der in das neue Miniſterium berufen worden, in den Pariſer Gemeinderath gewählt hatte, war er allerdings mit mehreren kühnen Entwürfen zu einer Reform der geſellſchaftlichen Verhältniſſe hervorgetreten. Wenn dieſe Entwürfe ſich aber einſtweilen noch als

unausführbar erwieſen hatten, ſo ſchlugen ihm doch dafür die Herzen der Vorſtädte gewaltig zu, und Danton konnte ſeitdem noch mehr als ſonſt über den Willen des Volkes gebieten.

Laßt mich nur machen, Freunde! rief Danton jetzt mit einem cyniſchen Geſicht, das von einem verſchmitzten Behagen ſtrahlte. Die Stadt Paris iſt reich, und was ſie beſitzt, kann doch nur der Volksgemeinde gehören, aus deren Mitteln und Arbeitskräften das Stadtvermögen erwachſen iſt. In dieſe Gemeindekaſſe wird von jetzt an Alles fließen müſſen, was die Geſellſchaft hervorbringt, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Ueberfluß der Reichen darin ſeine beſondere Ablagerung erhalten muß. Das Volk wird dann auf Gage geſetzt, und muß ein beſonderes Gehalt dafür beziehen, daß es Volk iſt. Denn umſonſt Volk zu ſein, wird in der ſchönen Zeit, die kommt, Niemand mehr verlangen können. Wir Volksmänner aber, die wir bisher bei der Revolution noch nichts verdient haben, müſſen dann auch endlich zu unſerer Rechnung kommen. Wir wären ſchon längſt weiter, wenn unſer Freund Robespierre hier nicht allzu ſehr die Armuth und die Tugend liebte. Er will einmal durchaus nicht reich werden, und wenn er erſt in den Gemeinderath eingetreten ſein wird,

womit er bisher noch immer gezaudert hat, ſo wird er jeden Republikaner ohne Zweifel zum Bettelmönch verpflichten wollen.

So ſchlimm wird es wohl nicht gerade kommen, entgegnete Robespierre lächelnd. Auch iſt es noch zweifelhaft, ob ich die Wahl in den Pariſer Gemeinderath annehmen werde. Um ſo zweifelhafter, da das Volk in den Vorſtädten noch zögert, loszuſchlagen. Wer weiß dann, was bis zum neunten Auguſt geſchieht, und es iſt mein Grundſatz, keine Stelle anzunehmen, auf der ich noch nicht ermeſſen kann, was ich zu thun haben werde. Die Sachen ſtehen jetzt ſehr ernſt und ſehr zweifelhaft, meine Herren! Von Außen ſtrömen die Feinde Frankreichs in unabſehbaren Colonnen gegen uns her. Die Coalition Europa's gegen die franzöſiſche Revolution nimmt ein furchtbares Geſicht an. Oeſterreich und Preußen haben ein Manifeſt gegen uns abfaſſen laſſen, welches der Generaliſſimus der Coalition, der Herzog von Braunſchweig, bereits als fliegenden Drachen nach Frankreich vorausgeſchickt hat. Ich habe ein ſolches Blatt heut erhalten, es iſt an die Einwohner Frankreichs gerichtet, und redet die Sprache der verblendeten Tyrannen mit einer Frechheit ohne Gleichen, und mit einer Schamloſigkeit, wie ſie noch niemals ver-

nommen werden ist. Man fordert Frankreich auf, sich ohne Schlacht zu ergeben, man droht jedem Franzosen, der sich zu vertheidigen wagte, ihn als Rebell zu bestrafen und ihm Haus und Hof einzuäschern, man macht die Stadt Paris verantwortlich für jedes Haar, das dem König gekrümmt werden sollte. Wer aber von uns den Befehlen der Coalition gehorcht, dem versprechen die verbündeten Fürsten, sich bei Ludwig XVI. für ihn zu verwenden, um die Verzeihung für sein Unrecht und seine Irrthümer davon zu tragen!

Robespierre warf das Blatt, welches er während dieser Worte aus seinem Portefeuille hervorgenommen, mit einer blitzenden Wuth auf den Tisch. Sein todesbleich gewordenes Gesicht zuckte in convulsivischen Bewegungen.

Pétion nahm das Blatt auf, und las das Manifest des Herzogs von Braunschweig, von dem Robespierre eines der ersten Exemplare aus Coblenz zugesandt erhalten, den Uebrigen vor. Es entstand eine wilde tumultuarische Aufregung, man klirrte mit den Waffen, und sprach die heftigsten Verwünschungen, die glühendsten Gelöbnisse der Rache, aus.

Dies Manifest, sagte Pétion, müssen wir sogleich selbst verbreiten und in unzähligen Exemplaren ab-

drucken laſſen, damit es ſo früh als möglich unter das Volk komme. Denn dies Schandblatt wird die Kampfluſt des Volkes beflügeln und die Flamme ſofort zum Ausbruch treiben. Santerre, mir wird bange um Euere Zanderer in St. Antoine und St. Marceau. Gebt Acht, ſie werden mit der Schlacht gegen die Tuilerieen nicht mehr bis zum neunten Auguſt warten, wenn ich dieſen neuen Zunder morgen unter ſie werfe.

Santerre verbeugte ſich tief, und ſagte mit anſcheinender Treuherzigkeit: Welch ein Glück, daß wir Euch wieder zum Maire haben, Pétion! Es iſt wahrlich das einzig gute Werk der Nationalverſammlung, daß ſie Euch wieder einſetzte, nachdem Ihr auf Betrieb des Hofes ſchon von Euerer Stelle ſuspendirt waret. Ihr ſeid ein ewig friſches Triebrad unſerer Revolution, und man wird Euch ſicher die Regentſchaft über Frankreich übertragen, die vielleicht nöthig wird, wenn wir den König los ſind.

Der eitele Pétion lächelte behaglich, und klopfte auf die ſtarken Schultern des Bierbrauers mit einem vertraulichen Schlag.

Es war aber die unruhigſte Bewegung bei allen Anweſenden entſtanden. Man trennte ſich in einer unbeſchreiblichen Aufregung. —

III.

Pétion im Schloß und unter dem Volke.

Am Abend des neunten Auguſt war der Maire Pétion zu dem König auf das Schloß berufen worden. Eine gränzenloſe Unruhe, die den König befallen, hatte ihn dazu getrieben, ſich den Mann kommen zu laſſen, von dem er ſich ſtets am wenigſten des Guten verſah. Er hoffte aber gerade von ihm eine klare und rückſichtsloſe Auskunft zu empfangen. Denn Ludwig XVI. hatte mit Beben erfahren, daß über Paris ſeit einigen Stunden eine drohende Wolke ſich aufthürmte, die ihm ebenſo räthſelhaft als erſchreckend ſchien. Pétion ſollte ihm aufrichtig ſagen, was die dumpfe Gährung der Maſſe, die man plötzlich in den Vorſtädten verſpüren wollte, zu bedeuten habe.

Der König blieb von elf Uhr bis Mitternacht mit Pétion in ſeinem Cabinet eingeſchloſſen. Dann trat er in das Zimmer hinaus, wo die Königin, umgeben von ihrer Familie und vielen Perſonen des Hofes, in der größten Beängſtigung auf ihn gewartet hatte.

Es ſteht Alles gut, erwiederte der König mit ſichtlich zuſammengenommener Haltung. Der Herr Maire hat mich eben verſichert, daß die Gährung in den Faubourgs ſich im Laufe der Nacht unfehlbar wieder beruhigen werde.

Marie Antoinette ſeufzte tief auf, und betrachtete den König mit traurigen, von Thränen umſchleierten Blicken. In dem kleinen Saal, in dem man ſich befand, war es düſter. Die Candelaber brannten trübe, und warfen einen unſichern, flackernden Schein. Die Hofleute flüſterten ängſtlich untereinander.

Die Aufregung iſt aus beſonderen Urſachen entſtanden, fuhr der König mit einem mühſamen Lächeln fort. Die Nationalverſammlung wollte heut bekanntlich über meine Entſetzung verhandeln. Nun hat aber den Herren von der Gironde doch heut ihr Gewiſſen geſchlagen, und auch ihre Angſt mag mit dazu gekommen ſein. Sie wußten daher einen unerwarteten Aufſchub in die Sache zu bringen, und ſchlepp-

ten die heutige Sitzung nur mit der Erledigung mehrerer Vorfragen hin. Darüber iſt die aufgeregte Bevölkerung in den Faubourgs von einer tollen Wuth erfaßt worden. Man ſieht, die Mäßigung kann in ſolchen Zeiten, wie den unſrigen, auch oft zum Uebel gereichen. Dabei fällt mir mein ehrwürdiger Freund Torné, der Biſchof von Cher, ein, der neulich von der Kanzel her eine donnernde Predigt gegen den Hof gehalten. Er ſoll die Gemäßigten die Hermaphroditen der Revolution genannt haben. Und um dieſes höchſt unterhaltenden Wortes willen können wir dem Herrn Biſchof ſeine ganze Predigt gegen uns verzeihen. —

Es gelang dem König ſchlecht, eine gute Laune zu zeigen. Sein ſchwermüthiges, hinfälliges Ausſehn, ſeine bleiche vergrämte Wange, der heimliche Grundton der Angſt in ſeiner Stimme, durchbrachen jeden Schein, den er in dieſem Augenblick zur Schonung der Königin anzunehmen ſuchte.

Die Hofleute wurden entlaſſen. Der König und die Königin befanden ſich mit einander allein in dem jetzt unendlich öde gewordenen Gemach. Die Königin ſchlug vor, die Nacht wachend hinzubringen, da ſie es nicht über ſich vermögen werde, heut ins Bett zu gehn. Sie bat um die Erlaubniß, ruhig im Fau-

teuil ſitzen zu bleiben und ſich ihren Gedanken überlaſſen zu dürfen.

Der König ſchlug vor, ihr aus der Geſchichte Karls I. von England einige Stellen vorleſen zu dürfen. Es war dies ein Buch, mit welchem ſich Ludwig XVI. ſeit den letzten Wochen faſt ausſchließlich beſchäftigt hatte, indem er in den Begebenheiten jenes unglücklichen Monarchen die größte Aehnlichkeit mit den Dingen in Frankreich zu erkennen glaubte, und deshalb aus dem genauen Studium ſeiner Schickſale lernen wollte, die Umſtände zu vermeiden, welche den Stuart auf das Schaffot geführt hatten.*)

Die Königin willigte mit einer traurigen Bewegung ihres Hauptes ein, ſie bat ihn aber bald, mit der Lectüre wieder aufzuhören, indem ſie erklärte, daß ſie es nicht aushalten könne.

Ich fürchte für Euch einen entſetzlichen Proceß, Sire, ſagte ſie mit gedämpfter Stimme. Mich werden ſie einfach hinmorden, denn ich bin ja eine Fremde hier. Was aber wird aus unſern armen Kindern werden?

Ein heftiger Ausbruch der Thränen erſtickte ihre Sprache. Sie fragte ihn dann nach einer Pauſe,

*) Mémoires de Madame Campan II. 215.

ob er wirklich glaube, daß sich draußen in den Faubourgs noch Alles wieder beruhigen werde?

Der König bestätigte es, und berief sich von Neuem auf die Versicherungen des Maire Pétion.

Kaum hatte der König diese Worte ausgesprochen, als sich in demselben Augenblick von der Stadt herüber mit einem gewaltigen, verhängnißvollen Klang das Anschlagen der Sturmglocke vernehmen ließ. Gleichzeitig hörte man durch die mitternächtliche Stille her die Wirbel des Generalmarsches, der von allen Seiten der Stadt zu den Tuilerien herüberdrang.

Die Königin sprang entsetzt empor.

Es ist die Sturmglocke von St. Germain l'Auxerrois, sagte der König, sein Ohr aufmerksam in die Ferne neigend. Eine große Ruhe und Fassung, wie man es noch kaum von ihm gesehn, war plötzlich in dem ganzen Wesen des Monarchen hervorgetreten.

Das Läuten der Sturmglocken, das Schlagen des Generalmarsches, vermehrten und wiederholten sich jetzt in unaufhörlichen Schwingungen. Die Nacht bebte und zitterte in diesen Unheil weissagenden Klängen. In den Zwischenpausen hörte man unten mit krachendem Ton die große Pforte schließen, welche aus den inneren Höfen der Tuilerien zu dem Car-

haft zu empfinden schien, daß er ihren Gebrauch, als für den philosophischen Stil zu tropisch, selbst in lateinischer Rede den Scholastikern zum Vorwurf machte und für Affectation anrechnete*). In der neuesten Zeit hat vornehmlich Graff bei Gelegenheit seines Althochdeutschen Sprachschatzes auf das bildliche Element der deutschen Wörter zurückgewiesen, denn bildlich muß man fast immer den Eindruck nennen, den man durch die Auseinanderlegungen der Etymologie empfängt. Aber dieser Sprachforscher, der damit seinem großartigen Werke ohne Zweifel nur eine populaire Seite der Nutzbarkeit nachweisen wollte, hat eine zu starke Wichtigkeit darauf gelegt, daß wir wieder in die ursprüngliche Bedeutung unserer Wörter zurückversetzt würden. Im Grunde werden wir doch für das Leben und die Production wenig damit anzufangen wissen, wenn es uns auch immer gegenwärtig bleibt, daß Kind von der alten Wurzel chin, daß Leichnam, aus lih, Körper, und ham, Bedeckung,

*) in seiner Abhandlung de stilo philosophico p. 51. (Leibnitii Opera, ed. Lud. Dutens, Tom VI.)

rouſelplatz hinausführte. Zugleich vernahm man, wie die Nationalgarden, die von ihrem jetzigen Obercommandanten Mandat ſchon ſeit Mittag in das Schloß geführt und auf dem Cour des Princes aufgeſtellt waren, ins Gewehr traten. Es wurde dadurch die Ueberzeugung erweckt, daß im Schloſſe an Gegenwehr und Widerſtand ſorglich gedacht werde.

Nach einiger Zeit wurde wieder Alles ſtill. Marie Antoinette war zu dem König getreten, und hielt, ihn lange und innig betrachtend, ſeine Hand in der ihrigen.

Vielleicht wäre es doch beſſer geweſen, ſagte ſie mit einer bangen, leiſe erzitternden Stimme, wenn wir den Rathſchlägen unſerer Freunde Gehör gegeben und auf eine neue Flucht gedacht hätten. Es iſt wahr, wir hätten uns in die Arme Lafayette's werfen und von ihm in die Mitte des Heeres nach Compiegne geleiten laſſen können. Aber dieſer Plan widerſtrebte uns Beiden, und wer konnte einem Mann, wie Lafayette, vertrauen? Sire, ich weiß es wohl, daß ich es war, die gegen alle neuen Pläne zur Flucht ſich erklärte. Sie bereuen es doch nicht, daß wir uns alſo entſchloſſen haben? Ich folgte dem Geiſt, der mich trieb, und ich meine noch jetzt in dieſer ungewiſſen angſt-

vollen Stunde, daß wir unsern Tod auf dem Thron erwarten müssen.*)

Ich bin ganz zufrieden mit Allem, wie es heut steht, erwiderte der König mit einem muthigen Ausdruck. Seit langer Zeit erwarte ich die Mordwaffe, die mein Leben beendigen wird, und ich fürchte den Tod nicht, ich sehne ihn herbei, denn ich bin überzeugt, daß der an mir vollzogene Mord meine Familie, Dich, Marie, meine Schwester, die Kinder, endlich sicher stellen und der Gefahr entziehen würde. Ich hege die Ueberzeugung, Marie, daß Dein Leben erhalten bleiben wird. Darum möchte ich aber auch, daß von Dir Alles geschehe, um Dich gegen jede zufällige Gefahr und Verletzung zu sichern. Hast du endlich heut das Schutz-Corset angelegt, das die gute Campan für Dich anfertigen ließ, und um dessen Gebrauch ich Dich so oft gebeten?

Nein, mein Freund, dies Schutz-Corset habe ich nicht angelegt, rief Marie Antoinette mit einem fast fröhlichen Ausdruck von Muth und Ergebenheit. Ein Brustharnisch ist nur für die Männer, und ich bin

*) Beaulieu Essais historiques sur la révolution de France III. 451.

froh, daß wenigſtens Eure Majeſtät ſich jetzt dazu entſchloſſen haben. Eine Frau kann nichts thun, als den tödtlichen Streich erwarten, der ihr beſtimmt iſt. Oh glauben Sie mir, Sire, ich wünſche auch von ganzem Herzen, daß dieſer Zuſtand ſich bald enden möchte. Denn iſt er wohl noch zu ertragen? Wir können hier nicht mehr athmen, nicht mehr beten, nicht mehr eſſen, nicht mehr ſprechen, nicht mehr die Augen öffnen. Täglich und ſtündlich umbrauſt eine fürchterliche Volksmenge das Schloß. Blicke ich zum Fenſter hinaus, ſo treffen mich Hohn und Schimpf aus den Blicken und Reden dieſer wilden Maſſe, und man ruft mir Worte herauf, deren frevelhaften Sinn ich nicht zu verſtehen wage. Gehen wir in die Capelle des Schloſſes, um uns im Gebet zu ſtärken, ſo dringen uns auch bis dahin die lärmenden, heulenden Stimmen dieſer Patrioten nach. Kaum wagen wir noch, eine Speiſe zu berühren, denn der Verdacht einer Vergiftung laſtet beſtändig auf ihr. Ach, die Franzoſen haben ſich gegen mich nicht als eine ritterliche Nation gezeigt. Bei den Barbaren würde ich eine mildere Heimath, einen rückſichtsvolleren Sinn gefunden haben. Lieber wollte ich mein Lebelang in einem einſamen Thurm am Meeres-

ſtrande eingeſperrt ſein, als daß ich länger ertrüge, was mir in Frankreich geboten wird.*)

Der König ſah ſie mit einem langen, unendlich ſchmerzvollen Blick an. Marie, ſagte er zu ihr, es iſt unſere Pflicht, daß wir uns ſo lange als möglich erhalten. Dies Uebermaaß des Schmerzes und der Klagen wird Dich niederwerfen, noch ehe es unſere Feinde gethan.

Nein, mein Freund, rief Marie Antoinette, indem ſie ſich in leuchtender Hoheit ſtolz emporrichtete. Dieſer Schmerz tödtet und beugt mich nicht. Hat er nicht meinen Körper ſo ſtark und geſund gemacht, wie er ſich noch nie befunden? Als ich noch glücklich war, und Frieden hatte, litt ich an Nerven-Anfällen und Beklemmungen, und unter den Stürmen und Aengſten der Revolution bin ich ſo geſund geworden, wie noch niemals. O wunderbares Walten der Dinge! —

Das Sturmleuten hatte jetzt von Neuem mit gewaltigen, unheimlichen Schlägen in der Ferne begonnen.

Der Gouverneur der Tuilerien, Herr von Champcenetz, trat herein, und näherte ſich dem König, um

*) Mémoires de Madame Campan.

ſeine Befehle zu empfangen. Marie Antoinette ſandte Frau von Campan, die ſich ebenfalls an der Thür zeigte, zur Prinzeſſin von Lamballe. Die Königin hatte Verlangen, mit ihrer liebſten Freundin, die in der letzten Zeit ein immer vertrauteres und innigeres Verhältniß zu ihr eingenommen, in dieſer Stunde ſich zu umgeben. — —

Inzwiſchen hatte der Maire Pétion, nachdem ihn der König entlaſſen, ſeinen Rückweg durch die Höfe des Tuilerieen-Schloſſes genommen, um zu dem Carrouſel-Platze hinauszugelangen. Pétion hatte ſich nicht enthalten können, bei dieſer Gelegenheit aufmerkſame Späherblicke um ſich her zu werfen, und die inneren Vertheidigungs-Anſtalten des Schloſſes, von denen ſeit einiger Zeit ſo viel die Rede geweſen, einen Augenblick lang prüfend zu beobachten.

Die Nationalgarden, welche der für das Wohl des Königs eifrig beſorgte Obercommandant Mandat im Cour des Princes hatte aufmarſchiren und lagern laſſen, ſchienen nur in ſehr ſpärlicher Anzahl eingetroffen zu ſein. Pétion erkannte mit ſeinem geübten Auge, daß, mit Ausnahme weniger anderer, eigentlich nur die drei Bataillone der Petits-Pères, der Filles St. Thomas und der Butte des Moulins, deren royaliſtiſche Geſinnung ſtets hervorſtechend ge-

weſen, erſchienen waren. Den Nationalgarden gegenüber, am Fuße der großen Treppe des Cour des Princes, in der Nähe des Pavillon der Flora, wo ſie ihre Fahne aufgepflanzt hatten, hielten die Schweizer in ſtattlicher Anzahl und ernſter, entſchloſſener Haltung. Hin und wieder unterhielten ſich Nationalgardiſten und Schweizer herüber und hinüber in vereinzelten Zurufungen und Geſprächen, als Pétion an ihnen vorüberſchritt, und aus den Grüßen, die er erhielt, zugleich die Anerkennung für die Würde des Maire und den Ruhm des Volksmannes entgegennahm. Denn in beiderlei Eigenſchaft zu gelten und zu wirken, war ihm ſeit Kurzem als ſeine eigentliche Aufgabe erſchienen, obwohl in den Hallen und im Club der Cordeliers auch Stimmen auftauchten, die es als mißlich bezeichnen wollten, daß Pétion mit dem einen Fuße in der Revolution, und mit dem andern auch wieder außerhalb derſelben ſtehen wolle.

Aus den Geſprächen, durch welche Pétion langſam und feierlich dahinwandelte, entnahm er Manches, was ihm auffallend erſchien. Die Kanoniere der Nationalgarde ergoſſen ſich in Schmähungen gegen den König und die Königin, und erklärten, obwohl nur noch heimlich flüſternd, daß ſie ihre Geſchütze eher gegen das Schloß, als gegen das Volk

richten würden. Einige Offiziere der Schweizer Garde meinten, daß es unmöglich sei, das Schloß zu halten, daß sie sich aber lieber bis auf den letzten Mann tödten lassen, als ihrer Ehre und ihrem Eid fehlen würden.

Pétion schritt auf den Carrousel-Platz hinaus, und betrachtete von diesem Standort aus die Lage des Schlosses, dem in vielem Betracht die Stärke einer Festung beizumessen war. Die Tuilerieen waren damals nach der Seite des Carrousel-Platzes zu von einer starken Mauer umgeben, die erst in neuerer Zeit dem leichteren Gitter Platz gemacht hat. Dagegen schien die damalige Gestalt des Carrousel-Platzes, der kaum den achten Theil der heutigen Ausdehnung hatte, sondern in seinem Hintergrunde noch in einer großen Menge von Häusern und dazwischen gebildeten Straßen sich verlief, einen Sturm auf das Schloß der Tuilerieen sehr zu begünstigen und zu erleichtern. Denn unter dem Schutz dieser Häuser und Straßen, die fast den Nutzen bedeckter Laufgräben bei einem Angriff gewähren konnten, schien es leicht, bis dicht unter die Mauern des Schlosses vorzudringen.*)

Indem der Maire Pétion seine weisen Betrach-

*) Duval Souvenirs de la terreur II. 111.

tungen darüber anſtellte, begab er ſich einige Schritte weiter an dem bei der Terraſſe des Feuillants gelegenen Café Hottot vorüber, aus dem ihm noch lebhafte Stimmen, die in einer heftigen Unterhaltung begriffen waren, entgegenſchallten. Dies Café war in der letzten Zeit ein Hauptſammelplatz der Pariſer Bewegungsmänner geworden. Auch jetzt hörte Pétion viele bekannte Sprecher, deren wüthende Ausrufungen in die Nacht hinausdrangen. Tod dem Herrn Veto und ſeiner ganzen Familie! ſchrieen Mehrere mit dem beliebten Volkswitz, der jetzt in die tragiſche Kataſtrophe des Tages hineinſpielte. Auch kamen aus dem Hofe der Tuilerieen jetzt mehrere Nationalgardiſten herüber, um ſich bei dem Reſtaurant zu erquicken, und hier wurden ſie über Hals und Kopf in die ſtürmiſche Debatte dieſer Gäſte hineingezogen, in der ihnen begreiflich gemacht werden ſollte, welche Rolle ſie als ſogenannte Vertheidiger des Schloſſes zu ſpielen haben würden.

Pétion, der nur einen Blick in die offen ſtehende Thür des Café hineinwarf, ſah mit Verwunderung, daß ſich in demſelben auch noch mehrere Marſeiller befanden. Er ſchloß daraus, daß im Viertel der Cordeliers, wo die Caſerne der Marſeiller ſich befand, und in den Faubourgs noch nicht Alles ſo

vorbereitet ſein möchte, als er es bei der ſchon vorgerückten Stunde der Nacht erwartet hatte. Jetzt gewann der Revolutionair wieder in dem Maire Pétion die Oberhand, und er beſchleunigte ſeine Schritte, um in die Stadtviertel zu gelangen, wo die Kräfte des Aufſtandes ihren Heerd hatten.

Es war eine ſchöne mondhelle Auguſtnacht, die warm und mild über Paris ſtrahlte. In den meiſten Straßen war es ſo lautlos und ſtill, daß man nicht ahnen konnte, welches Werk in dieſer Nacht vorbereitet und zum Ausbruch gefördert wurde. Auch in dem engen Gewinde der Straßen, in welches Pétion, nachdem er die Seine überſchritten, einbog, fand er faſt überall nur Schweigen und Dunkelheit. Doch ſah er in mehreren Straßen an den Fenſtern der Häuſer Lichter ausgeſtellt, was die außerordentliche Helle der Nacht faſt unnöthig zu machen ſchien. Einzelne Volkshaufen eilten in ſtürmiſcher Haſt vorüber. Hin und wieder ſprengten Reiter dahin, die Botſchaften und Befehle von einem Ort zum andern zu tragen ſchienen. Einzelne Sansculottes rannten mit Ausrufungen auf die Freiheit und die Nation über die Straße.

Auf dem Platz des Odéon fand Pétion ſchon eine unüberſehbare Volksmenge, die ſich in einem

dichten Knäuel auf und nieder bewegte. Dieſe Maſſe ſchien ſich jedoch nur zwecklos umherzutreiben und noch jeder beſtimmten Ordre zu entbehren. Vor dem Caféhauſe des Odéonplatzes ſah es ſogar ſo geſellig und luſtig aus, daß man die ſpäte Nachtſtunde ganz vergaß, und ſich in die Zeit nach dem Diner, wo die Demi-Taſſe ihre Herrſchaft ausübte, verſetzt glaubte.

Unter den Gäſten, die ſich hier beim glänzenden Licht des Mondes vor der Thür niedergelaſſen hatten, bemerkte Pétion zwei Damen, die ihm wegen ihrer Jugend und Schönheit auffielen, und die er zu kennen glaubte. Er hatte ſich nicht getäuſcht, und begrüßte Madame Lucile Desmoulins und Madame Louiſon Danton, die hier zur Seite des Café mit allen Anzeichen der größten Beſorgniß auf ihren Geſichtern Platz genommen hatten.

Beſonders ſchien Madame Lucile, die zarte liebliche Frau des Camille Desmoulins, von Angſt und Schrecken ergriffen, und Thränen ſtanden in ihren ſchönen Augen. Madame Danton ſchien ihr ſoeben Troſt zugeſprochen zu haben, zitterte aber ſelbſt heftig an allen ihren Gliedern, und bekannte auf die angelegentliche Erkundigung Pétion's, daß ſie ſich über ihre Kräfte hinaus etwas zugetraut hätten, und jetzt in der bitterſten Verlegenheit wären. Sie er-

Hülle, das fleiſchliche, leibliche Kleid bedeutet, daß Getraide in ſeiner alten Form gitragidi lautend, die Wurzel tragan, tragen, hat*) u. ſ. w. Das unbeſtreitbare Intereſſe hiebei iſt das der wiſſenſchaftlichen Forſchung ſelbſt, aber den Wörtern kann dadurch nicht, wie Graff begeiſtert träumt, „ihre Seele wieder zugeführt", noch „unſerer zu einer todten Zeichenmaſſe erſtarrten Sprache die Friſche ihrer jugendlichen Lebensfülle, die Kraft des lebendigen Eindrucks" von neuem zurückgegeben werden. Dies beruht vielmehr auf einer unrichtigen oder widergeſchichtlichen Anſicht. Die Wörter können auf gebildeter Culturſtufe des Geſchlechtes allerdings nur als Zeichen- und Mimenſpiel des Gedankens gelten. Die ſinnliche Malerei tritt aus dem einzelnen Wort in die Bedeutung des ganzen Satzes über, der ſolche Eindrücke, wenn ſie in der Intention liegen, darſtellbar zu machen hat, und in dieſer Periode erſt gliedert ſich eine Sprache am freieſten in kunſtvolle Darſtellung, vornehmlich in

*) Graff's Althochdeutſcher Sprachſchatz, Bd. I. S. III. IV fg.

zählte, daß bei Desmoulins heut ein Diner geweſen, das zu Ehren einiger Marſeiller ſtattgefunden. Die Männer hätten ſich mit Anbruch der Nacht fortbegeben, und ihnen, den beiden Frauen, ſei die Aufgabe zugefallen, Madame Charpentier, die Mutter der Madame Danton, nach Hauſe zu führen. Auf dem Rückwege aber hätten ſie die Straßen, durch welche ſie gekommen, durch die Volkszüge ſo überfüllt gefunden, daß ſie ſich nicht weiter getraut, ſondern zagend und verzweifelt hier ſitzen geblieben wären.

Und Lucile war bis jetzt ſo luſtig und guter Dinge geweſen, ſetzte Madame Danton hinzu, und hat faſt den ganzen Tag gelacht. Wenn Keiner mehr daran glauben wollte, daß aus der heutigen Sache noch Etwas werden würde, ſtand ſie wie eine Prophetin auf, und behauptete kühn, daß in dieſer Nacht noch Alles ſo vor ſich gehen würde, wie es beſchloſſen worden ſei. Sie ſtärkte durch ihre Begeiſterung ſelbſt die Männer, die plötzlich wankend geworden ſchienen, und jetzt iſt die kleine Frau auf Einmal ſo zuſammengeſunken, daß ich nicht mehr weiß, wie ich ſie nach Hauſe bringen ſoll.

Du mich nach Hauſe bringen, Louiſon? ſagte Lucile mit einem halb ärgerlichen, halb komiſchen Ausdruck, indem jetzt ihre zuverſichtliche Haltung

wieder zurückzukehren ſchien. Ich dächte, ich hätte mit Dir keine geringere Noth gehabt, als Du mit mir. Wer ängſtigt ſich wohl ſo unausſprechlich, als Du um Danton, nach dem Du bei jedem Schritt geſeufzt und geſchrieen haſt? Und Dein Danton iſt faſt noch einmal ſo groß, als mein Camille. Was kann einem ſechs Fuß hohen Mann begegnen? Aber mein Camille, mein armer Camille, was wird aus Dir werden? Mein einziger Troſt iſt, daß Camille mir verſprochen hat, Danton keinen Augenblick zu verlaſſen. Oh dies iſt eine ſchreckliche, eine verhängnißvolle Nacht. Iſt es wahr, daß ein Gott exiſtirt, ſo bitte ich Dich, mein Gott, errette doch die Menſchen, die Deiner würdig ſind! Wir wollen frei ſein, Gott, und ach, wie theuer kommt uns das zu ſtehn. Und ſollte mich wirklich mein Muth verlaſſen haben, ſo iſt dies ja nur der Gipfel meines Unglücks, auf dem ich angelangt bin!*)

Unterſuchen wir nicht, wer ſich von uns am meiſten fürchtet, entgegnete Madame Danton, indem in ihrem ſchönen reizenden Geſicht die Farbe unaufhörlich wechſelte. Auch mir iſt bange bis in den Tod. Denn ich weiß, daß Danton ſich nicht ſchonen

*) Tagebuch der Madame Desmoulins Fleury Camille Desmoulins 258.

wird. Er wird überall in den dichteſten Reihen ſein, wo die Kugeln fliegen.

Der laute Schrei, welchen Lucile jetzt ausſtieß, wurde durch das erneuerte Anſchlagen der Sturmglocken in dieſem Quartier unterbrochen.

Pétion bot den Damen ſeine Dienſte an, um ſie an ſeinem Arm in ihre Wohnung in dem Viertel der Cordeliers zurückzugeleiten.

Es iſt eine entſetzliche Nacht, jammerte Lucile, indem ſie ſich bereits an den Arm des Maire hing. Und dieſe Sturmglocken! Ihr ſchreckensvolles Läuten iſt um ſo unheimlicher, da Niemand weiß, durch welche Hände dieſe Glocken eigentlich in Bewegung geſetzt werden. Danton und Desmoulins ſelbſt waren erſtaunt und erſchrocken, als dies zuerſt von den Thürmen brauſte. Niemand hat Auftrag gegeben, dieſe Glocken zu läuten, und Niemand kennt die Männer, welche es thun.

Pétion lächelte mit einem eigenthümlichen Ausdruck vor ſich hin. Seine geheimen Agenten hatten die Glockenſtränge gezogen. Denn es war dem Maire nützlich erſchienen, daß dem Volk und ſeinen Führern eine nützliche Anregung dieſer Art zur rechten Stunde gegeben würde.

In dieſem Augenblick ließ Lucile einen Ausruf

jubelnder Freude erſchallen, und ſtürzte einem jungen Mann entgegen, der ſie leidenſchaftlich in ſeine Arme ſchloß. Es war Camille Desmoulins, der aus einem vorüberziehenden Haufen Bewaffneter hervortrat, um ſich des Glückes dieſer zufälligen Begegnung zu erfreuen. Er war mit einem großen Gewehr bewaffnet, und in ſeinem Gürtel um den Leib trug er mehrere Piſtolen. Man umringte ihn, und Pétion fragte ihn nach dem Stand der Angelegenheiten dieſer Nacht. Madame Louiſon wollte aber vor allen Dingen wiſſen, wo Danton ſei.

Danton iſt in der Caſerne der Marſeiller zurückgeblieben, erzählte Desmoulins. Er hat dort eine unglaubliche Wirkſamkeit entfaltet. Denn wie Alles in dieſer Nacht noch auseinanderfährt, daß man verzweifeln möchte, und Keiner da iſt, wo er ſein ſollte, ſo mußte auch das treffliche Bataillon der Marſeiller erſt durch Danton zuſammengebracht werden. Sein Feuergeiſt hat ihnen jetzt den wahren Sturm-Odem dieſer Nacht eingeblaſen. Jetzt treten ſie aber mit Heldeneifer an, und auch die Colonnen von St. Marceau haben ſich bereits in Bewegung geſetzt, um mit den Marſeillern zuſammen zu gehn. Kein Menſch aber weiß, was Santerre macht. Wenn ihm nicht der Teufel einen Schlaftrunk eingegeben

hat, ſo iſt er ein Verräther. Und für beide Fälle bin ich mit dieſer Patrouille nach dem Faubourg St. Antoine hinübergeſandt, um zu erfahren, warum die dortigen Leute ſich noch gar nicht rühren. Die Damen empfehle ich dem Schutz unſeres Maire. Und damit Gott empfohlen, das Vaterland ruft!

Aus den Armen Lucile's, die ihn jetzt gebieteriſch feſthalten wollte, ſprang er wieder in die Mitte der Patrouille zurück, mit der er gekommen war.

Lucile gerieth außer ſich vor Schmerz und Angſt. Sie barg ihr Geſicht an dem Buſen ihrer Freundin und ergab ſich einem lauten Wehklagen.

Ein Bewaffneter, der jetzt ganz allein über den Platz des Odéon herübergeſchritten kam, und langſam und nachdenklich einherwandelte, erregte in dieſem Augenblick die Aufmerkſamkeit Pétions. Es war der Cordelier Fréron, der ſich jetzt näherte und mit einer wunderbar herabgeſtimmten, faſt verzweifelten Miene grüßte. Sein bleiches düſteres Geſicht hatte einen ſchrecklichen Ausdruck, aber noch mehr ſchien die tiefe Traurigkeit, die auf demſelben ſtand, aufzufallen.

Wahrlich, ich bin meines Lebens müde! rief Fréron, indem er ſein Gewehr nahm und heftig auf die Erde ſtieß. Ich erſtrebe nichts mehr als meinen Tod, und

wenn ich in dieſer Nacht meinen Untergang finden könnte, würde mir ſehr geholfen ſein!*)

Und warum ſo verzagt, Fréron? Ich denke, es geht Alles nach Wunſch? ſagte Pétion, indem er den Andern forſchend betrachtete.

Nein, es geht nicht Alles nach Wunſch! entgegnete Fréron im höchſten Zorn. Wenn man in den Tuilerieen nicht ganz und gar den Kopf verloren hätte, ſo brauchte man nur mit einer einzigen Kanone in die Volksviertel hineinzuſtreichen, und die ganze Revolution wäre wie weggeblaſen. Jetzt im entſcheidenden Augenblick zögert und ſchwankt hier Alles. Oh, die Gewalt iſt dumm, weil ſie es verſäumt, hinter die Couliſſen ihrer Gegner zu blicken. Sie würde aus dieſem Blick mehr Muth ſchöpfen können, als aus den Bajonnetten aller ihrer Freunde und Vertheidiger. Selbſt die Führer des Aufſtandes ſcheinen heut noch nicht einig, was geſchehen ſoll. Santerre, der mit den unzähligen Maſſen ſeiner Biertrinker jetzt ſchon ausgerückt ſein könnte, hat ſich verſteckt, und Niemand weiß ihn zu finden. Andere Männer, die durch ihr bloßes Erſcheinen unter dem Volke die Thatkraft wunderbar beleben würden, halten ſich zu-

*) Fleury Camille Desmoulins 259.

rück, und ſchwächen dadurch das Selbſtvertrauen der Maſſen. Ich bin ſoeben bei Robespierre geweſen, um ihn wenigſtens auf die Straße herauszuholen, und ihn zu nöthigen, daß er ein Gewehr anlege. Aber was ſagte Robespierre?

Und was ſagte Robespierre? fragte Pétion mit einem dringlichen Ton.

Robespierre wollte nicht auf die Straße, entgegnete Fréron mit einem böſen höhniſchen Ausdruck. Er ſagte, daß er in keine Schlacht gehe, in der bloß der Zufall entſcheiden könne. Denn in dem Straßenkampf ſiege das Volk immer nur durch einen Zufall. Ihr wißt, Pétion, wie weiſe Robespierre iſt. In der That, eine Weisheit, die der Geſundheit ſehr zugutkommt. Denn Schlaf und regelmäßige Verdauung müſſen dabei ungemein gedeihen. Robespierre meinte auch, daß wir den König feierlich ergreifen und richten müßten, ſonſt habe es keine Art. In den Krieg gegen ihn hinauszuziehen, dazu ſei der König dem Volke nicht mehr ebenbürtig genug, und das Volk könnte dabei Schaden nehmen an ſeinem theuren Blut. Er kämpfe dieſe Schlacht nicht mit, aber er werde ihre Ergebniſſe annehmen, ſo wie ſie fallen. Und damit ſchlug mir der große Robespierre klirrend das

Fenſter vor der Naſe zu, aus dem er ſich von oben herab mit mir unterhalten hatte.

Ich glaube, daß Robespierre da viel Richtiges geſagt hat, erwiederte Pétion, als Fréron ſchwieg und ſein Gewehr wieder umhing.

Pétions Geſicht begann plötzlich wieder in einen veränderten Ausdruck hinüberzuſpielen. Und indem ſeine Haltung wieder mehr Förmlichkeit annahm, welche an die Würde des Maire erinnerte, ſagte er mit bedenklichem Ton: Mein lieber Fréron, wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Würfel dieſer Nacht auch gegen uns fallen können. Die Führer müſſen ſich dem Volke erhalten, ſonſt fehlt den Händen der Kopf, und der Maſſe fehlt die Alles ordnende Beſinnung. Siegen wir heut, ſo ſind wir Sieger. Siegen wir nicht, ſo müſſen wir die Ordnung in unſerm Hauſe hüten, und wenigſtens Das zu bewahren wiſſen, was wir ſchon beſitzen!

Fréron blickte den Maire mit einer ſpöttiſchen, boshaften Miene an und ſagte dann lachend: So eilen Sie ja, Herr Maire, daß Sie jetzt zu Ihrer Frau nach Hauſe kommen. Barbaroux iſt ſoeben zur Madame Pétion gegangen. Als ich jetzt bei dem Hôtel de Ville vorbeiging, begegnete ich ihm, und er theilte mir ſein Vorhaben mit. Er wollte Ihre Frau be-

ſchwören, Sie dieſe Nacht in Ihren Armen zu conſigniren und Sie nicht mehr aus dem Zimmer herauszulaſſen. Denn die Marſeiller trauen Ihnen nicht, Herr Maire: ſie fürchten im Gegentheil in dieſer Nacht Ihre Eitelkeit, mit der Sie im Schloſſe ſo gut wie unter dem Volke für einen wichtigen Mann gelten wollen. Der gefährliche Barbaroux hat ſich darum, natürlich in einer patriotiſchen Abſicht, zur Madame Pétion auf die Beine gemacht, und will Ihre ſchöne Frau im Namen des Vaterlandes und der Freiheit bearbeiten. Bleiben Sie keinen Augenblick länger hier, Herr Maire, denn der intereſſante Marſeiller iſt ja der Schrecken aller Ehemänner von Paris geworden, und es iſt ſchon ſehr ſpät in der Nacht!

Der Maire war blaß geworden. Eine ſichtliche Unruhe hatte ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt.

War Barbaroux allein oder in Begleitung, als er ſich zu meiner Frau begab? fragte er mit zitternder Haſt.

Ganz allein, Herr Maire, entgegnete Fréron mit bedeutſamer Betonung.

Pétion ſchien jetzt keine Zeit länger zum Verweilen übrig zu haben, obwohl ihn auf der andern Seite bei ſeiner großen Höflichkeit der Gedanke, was er mit

den beiden Damen machen ſolle, in Verlegenheit ſetzte. Der Polizeibeamte Sergent, der in dieſem Augenblick vorüberging, entriß ihn dieſer Sorge. Pétion übergab ihm Madame Desmoulins und Madame Danton, mit dem gemeſſenen Auftrage, die ſchönen Frauen in das ſtürmiſche Viertel der Cordeliers ſicher zurückzugeleiten.

Jetzt aber ſtürzte ſich Pétion mit unaufhaltſamer Eile in das Volksgedränge fort, indem ihm ſeine Würde als Maire überall einen leichten und bereiten Durchgang verſchaffte. Hinter ihm drein ertönten die Sturmglocken von St. Roch und von St. Germain l'Auxerrois, welche der Maire durch ſeine geheimen Agenten unaufhörlich läuten ließ.

das dialektische Satzgefüge der Prosa. Wenn die Entwickelungsgeschichte die Quellen der Sprache verschüttet, so muß sie ihren guten Grund dazu haben, und die gelehrten Wiederaufgrabungen müssen, bei allen ruhmwürdigen Erfolgen, doch auf den verzichten, am Leben selbst etwas durch ihre Resultate zu ändern. Ist die Bedeutsamkeit des Wortes untergegangen, so beginnt dafür die Bedeutsamkeit des Satzes. Bei allem etymologischen Gedächtniß, das uns doch am Ende mehr peinigen als begeistern möchte, würde es schlechterdings unmöglich fallen, uns redend und gedankenmittheilend bei der ursprünglichen Bedeutung der Wörter aufzuhalten, sollten auch die sinnreichsten Beziehungen dabei ins Spiel treten können. Niemand verdaut nach einem Handbuch der Physiologie, oder ist, wenn er sie auch noch so genau kennt, der Organe in dem Augenblick sich bewußt, wo er sie zur besten Vollbringung dieses Prozesses anwendet. So wird auch die organische Selbständigkeit der Wörter ignorirt, und kein etymologischer Geisterbeschwörer vermag ihnen die selbsteigne Seele zurückzuge-

IV.

Der zehnte Auguſt.

Der König und die Königin hatten die ganze Nacht hindurch gewacht. Gegen Anbruch des Tages, des zehnten Auguſt, hatte ſich Ludwig XVI. mit ſeinem Beichtvater eingeſchloſſen, und trat ſichtlich geſtärkt und ergeben aus ſeinem Cabinet wieder hervor.

Die Sonne ſtand bereits in hellen und heißen Strahlen über den Höfen der Tuilerieen. Der König machte den Vorſchlag, hinunterzugehen und die Poſten der Nationalgarden zu beſuchen, was Marie Antoinette ſchweigend annahm.

Die Nationalgarden ſchienen gegen Morgen einen neuen Zufluß aus der Stadt empfangen zu haben. Die Zahl der Bataillons war durch den unermüdlichen Eifer des Commandanten Mandat, die Vertheidiger des Schloſſes zu verſtärken, bedeutend anſehnlicher geworden.

Ludwig XVI. und Marie Antoinette näherten ſich den erſten Poſten, und gingen dann angelegentlich grüßend an den Reihen herunter. Der König war in einem violetten Kleide und trug einen Degen an ſeiner Seite. Seinen Hut hielt er unter dem Arm, und ſchien ſichtlich bemüht, den Truppen eine freundliche und gnädige Haltung zu zeigen. Aber ſein Haar war unordentlich durcheinander gewirrt, und verrieth die Unruhe der durchwachten Nacht.

Der König fühlte das Bedürfniß, dieſe Truppen anzureden, und rief mit einer bewegten Stimme: Nun wohlan, man ſagt, daß ſie kommen werden ... Ich weiß nicht, was ſie wollen ... aber meine Sache iſt die aller guten Bürger ... Wir werden uns brav halten, nicht wahr?*)

Aber dem König ſtürzten bei dieſen Worten die Thränen aus den Augen. Seine Miene und ſeine Haltung waren von der Art, daß auch die Unerſchrockenſten unter den Nationalgardiſten zu zittern anfingen. Die Muthloſigkeit, welche ſich durch eine ſolche Erſcheinung des Königs verbreitete, wurde allgemein. Jetzt begann auch noch die Königin zu ſprechen. Aber die wenigen kaum hörbaren Worte,

*) Duval Souvenirs II. 117.

welche ſie ſprach, erſtickten in dem lauten Schluchzen, welches ſie in ihrer Bruſt nicht mehr zurückhalten konnte.

In dieſem Augenblick trat drüben aus der Galerie des Louvre eine Anzahl von Männern hervor, die ſich mit langſamen und feierlichen Schritten über den Platz herüberbewegten, um ſich dem König und der Königin zu nähern. Es waren dies die hundertundzwanzig Edelleute, die ſich dem König in dieſer Nacht zur Verfügung geſtellt hatten, und denen der Flügel des Louvre zum Aufenthalt angewieſen worden war. In dieſer geringen Anzahl nur hatte ſich der Adel eingefunden, um ſich in der Stunde der Gefahr um die Perſon des Königs und um den Thron zu ſchaaren. Aber das Erſcheinen dieſer Herren, die meiſt ſchon dem höheren Greiſenalter angehörten, machte gerade in dieſem Augenblick den ungünſtigſten Eindruck. Sie ſchienen in der Galerie des Louvre auf den Bänken und Canapés, die man ihnen dort angewieſen, nur ſehr ſchlecht geſchlafen zu haben, und das Haar hing ihnen, wie dem König, verworren um den Kopf herum. Aber faſt Alle ſtellten ſich in einem geſtickten Kleid, mit Atlas-Weſte und weißen ſeidenen Strümpfen dar. Mehrere dieſer feierlichen Cavaliere waren mit einem Degen

bewaffnet, den sie aber kaum schleppen zu können schienen, oder in ihrer zitternden Hand hin und her schwanken ließen.

Marie Antoinette stellte diese Herren, bei deren Anblick sie ihre Haltung wieder gewonnen, gewissermaßen den Nationalgardisten vor, und sagte: Meine Herren, das sind unsere Freunde, sie werden sich neben Ihren Reihen aufstellen, sie werden die Ordre austheilen, und werden Ihnen zeigen, wie man für seinen König stirbt!*)

Diese unbedachten Worte der Königin schienen in der Nationalgarde auf mehreren Stellen den größten Unwillen zu verbreiten. Plötzlich durchbrachen zwei Bataillone, die vor Kurzem erst auf dem Platz angelangt waren, ihre Reihen, und verließen den Tuilerieen-Hof, um mit den beiden Kanonen, welche sie führten, draußen auf dem Carrousel-Platz sich aufzustellen. Dort wurden auch die neuen Bataillone Nationalgarden, die zur Vertheidigung des Schlosses anrückten, von ihnen festgehalten, und genöthigt, bei ihnen zu bleiben. Unglücklicher Weise war es noch Einem jener Cavaliere des alten Regime eingefallen, eine übermüthige Anrede an die Nationalgarde zu

*) Duval Souvenirs II. 118.

halten, und ſie zum Muth und zur Standhaftigkeit aufzufordern. Dies verdroß ein anderes Bataillon, das ſogleich fortzog, und ſich auf der Terraſſe des Seine-Ufers aufſtellte, wo es jetzt ſeine Kanonen gegen das Schloß richtete.

Der König begab ſich mit der Königin, die ſchwankend an ſeinem Arm hing, in den Garten weiter, aber die hier aufgeſtellten Nationalgarden, in deren Mitte bereits einige Pikenmänner aus den Faubourgs ſich blicken ließen, verriethen ſchon ihre feindſelige Stimmung in den ſchlimmſten Ausrufungen. Nieder mit dem Verräther! wurde hier dem König mit einem fürchterlichen Geheul entgegengeſchrieen. Kaum konnte das Königspaar noch den Rückweg in das Schloß gewinnen. Die Drohungen und Schmähungen hinter ihnen häuften ſich. Männer, die hinter den Bäumen verborgen geſtanden, feuerten Flintenſchüſſe auf den Weg des Königs ab. Kaum hatte noch die große Treppe des Schloſſes wohlbehalten wieder erreicht werden können.

Jetzt aber, gegen ſechseinhalb Uhr dieſes Morgens, begann auf dem Carreuſel-Platz ein wunderbares Brauſen heranziehender Volksmaſſen ſich anzukündigen. Die erſten Wellenſtöße der gegen das Schloß anrückenden Schaaren erfolgten mit einer mächtigen,

obwohl noch langſam und allmählig ſich vollbringenden Bewegung. Jede Schaar langte einzeln an, und wählte ſich, immer gegen das Schloß gerichtet, den Standort, der ihr der paſſendſte erſchien. Das Bataillon der Marſeiller war über den Pont Neuf herangezogen gekommen, den Mandat, um den Uebergang zu wehren, ſchon in der Nacht mit ſeinen Nationalgarden hatte beſetzen laſſen. Dieſe Garden waren aber theils in die Flucht geſchlagen worden, theils hatten ſie ſich von den Marſeillern mit nach dem Carrouſel-Platz hinüberlocken laſſen. Andere Bataillone, wie das der Cordeliers, und mehrere frei aus dem Volke gebildete, rückten nach. Ein ungeheures Schwellen und Drängen der bewaffneten Maſſen ſchien den Carrouſel-Platz erzittern zu machen. Faſt eine Stunde ſtand man ſich hier gegenüber, ein eigentlicher Führer des ganzen Unternehmens ſchien zu fehlen, der letzte Plan zeigte ſich noch nicht feſtgeſtellt.

Die Marſeiller ſtanden zunächſt dem Regiment Schweizer-Garde gegenüber, das in ſeinen rothen, dem Volke ſo verhaßten Röcken, in dem Treppenhauſe des Schloſſes hielt, und die Eingänge vom Carrouſel-Platze her mit ſeinen Poſten deckte. An der Spitze der Marſeiller ſah man den kühnen Barbaroux,

auf deſſen ſchöner glänzender Bewaffnung die Strahlen der Morgenſonne blitzten. Barbaroux ſah beſorgt und unruhig aus, und ſchaute unaufhörlich in die Ferne, aus der er noch einen neuen wichtigen Zuzug zu erwarten ſchien. Es war die große Volks-Armee des Faubourg St. Antoine, es waren die wohlbewaffneten Mannſchaften Santerre's, die, nebſt ihrem hochanſehnlichen und ſtreitbaren Führer ſelbſt, noch immer auf dem Carrouſel-Platze fehlten.

Barbaroux wagte ohne St. Antoine nicht loszuſchlagen, und machte ſich bereits die ſchlimmſten Gedanken über das Ausbleiben des Faubourg-Königs. Unter dem Bataillon der Marſeiller befand ſich auch ein Elſäſſer, Namens Weſtermann, der ſich mit ſeinem verſchlagenen und abenteuerlichen Weſen bereits zu allen Dingen geſchickt erwieſen, und der ſich jetzt erbot, allein in den Faubourg St. Antoine zurückzugehen und den ſo verdächtig zaudernden Santerre lebendig oder todt zur Stelle zu ſchaffen. Bis zu ſeiner Rückkehr ſollte mit dem Angriff auf das Schloß gewartet werden.

Weſtermann hatte ſich raſch durch die für jeden Andern nicht mehr wegſamen Straßen nach St. Antoine hindurch zu winden gewußt. Er kannte nur einen Ort, wo Santerre jetzt mit Gewißheit anzutreffen

ſein würde, und dorthin begab er ſich jetzt in fliegender Eile. Dies war die Wohnung einer ehemaligen Canoniſſin, die vor Kurzem, wie ſo viele andere Nonnen, ihr Kloſter verlaſſen hatte, und mit welcher der reiche und kriegeriſche Brauer in ein zärtliches Einvernehmen gerathen war. Er ſchien um ſo größeren Reiz in dieſem Verhältniß gefunden zu haben, als die Ex-Canoniſſin ihrer Geburt nach einem vornehmen ariſtokratiſchen Geſchlecht Frankreichs angehörte, und ihm dadurch ſehr angenehme Illuſionen in der Verbindung mit ihr erwachſen waren. Die vielfältigen und hohen Bekanntſchaften der Gräfin Fleury hatten ihn auch in die geheime Beziehung zu dem Herzog von Orléans gebracht.

Weſtermann traf den leichtſinnigen Santerre in der That auf das Behaglichſte bei der noch immer viele Reize darbietenden Gräfin, die ihm ſein bedeutendes Vermögen erſchöpfen half, niedergelaſſen. Mit einem ſchäumenden Glaſe in der Hand, erhob ſich Santerre, und nahm die Vorwürfe, die ihm Weſtermann machte, daß er ſich in dieſem ernſten Augenblick dem Volke entziehe, mit einer lächelnden Gelaſſenheit entgegen. Weſtermann erblickte aber zugleich den Ritter Montreden im Zimmer, der ein bekannter Agent des Herzogs von Orléans war, und ſich als

der Dritte dieſem Bachanal zugeſellt hatte, wie er denn auch ſpäter die abgedankte Maitreſſe Santerre's heirathete. Auf dem Canapé, in der Mitte Beider, ſaß die Canoniſſin, die noch immer ſehr viele weltliche Reize an ſich zu bewahren verſtanden, aber in dieſem Augenblick, wo ſie in dem freizebigſten Koſtüm da ſaß, faſt zu viel von dieſen ſchönen Reſten zum Beſten gab.*)

Weſtermann ſuchte die ganze leichtfertige Geſellſchaft durch ein fürchterliches Donnerwort aufzuſcheuchen, und zog mit einem merkwürdigen Muth gegen den rieſenhaften Santerre das Piſtol, indem er ihn niederzuſchießen drohte, wenn er nicht ſofort das Zeichen zum Aufbruch der in der St. Antoine ſtationirten Mannſchaften gebe!

Santerre ſchrak bei dieſer Anrede zuſammen. Er ſtellte ſein Glas auf den Tiſch zurück und ſchien, indem er einen Augenblick nachdachte, plötzlich wieder zur Beſinnung zu erwachen. Der Ritter Montredon aber war aufgeſprungen und trat mit einer heftigen Gebärde vor Santerre hin, indem er ihn beim Arm ergriff und ihm dann geheimnißvoll einige Worte ins

*) Senart Révélations puisées dans les cartons des comités de salut public et de sureté générale. p. 27.

Ohr flüſterte. Santerre aber ſchien jetzt vollſtändig wieder zu ſich ſelbſt gekommen, und rief, indem er den Agenten des Herzogs von Orléans von ſich zurückſchob: Haltet mich jetzt nicht länger auf! Wenn ich auch jetzt ausrücke, und es iſt wahrhaftig endlich Zeit, da mich Vaterland und Ehre ſo dringend rufen, ſo darf ſich der Orléans doch darauf verlaſſen, daß ich ihm mein Verſprechen halten werde. Wir ziehen aus, nicht um den Thron Frankreichs zu zerbrechen, ſo daß künftig Niemand mehr darauf ſitzen kann, ſondern um dem Capet das Scepter zu nehmen, damit es in würdigere Hände gelegt werden könne. Santerre wird mit ſeinem Faubourg nie die Hand dazu bieten, daß dem Orléans ſeine Anwartſchaft auf den Thron gekürzt werde*). Seid Ihr damit zufrieden, Ritter Montredon? —

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und der Ex-Capuziner Chabot trat eilig und mit einer wichtigen Gebärde herein, indem er angab, daß er aus dem Stadthauſe komme und dort mit einer Botſchaft an Santerre beauftragt worden ſei.

Du biſt zum General-Commandanten der Nationalgarden von Paris ernannt worden, Santerre!

*) Senart Révélations p. 26.

den, die sie an das Allgemeine des Satzes verloren haben.*)

Die Sprache einem grammatischen Ideal zuzuführen, oder, wie es bei uns der Fall wäre, zu ihm zurückzuführen, ist immer ein um so mißlicheres Beginnen, da, wie wir angedeutet haben, der productive geistige Fortgang des Menschengeschlechts

*) Leibniz sagt sehr treffend in seinen „Unvorgreifflichen Gedanken" ꝛc §. 5 u. 6: — „Gleichwie man in großen Handelsstädten, auch im Spiel und sonsten, nicht allezeit Geld zahlet, sondern sich an dessen Statt der Zedel oder Marken bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedienet; also thut auch der Verstand mit den Bildnissen der Dinge, zumahl wenn er viel zu dencken hat, daß er nehmlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nöthig habe, die Sache jedesmahl, so oft sie vorkommt, von neuem zu bedencken. — Und gleichwie ein Rechenmeister, der keine Zahl schreiben wollte, deren Halt er nicht zugleich bedächte, und gleichsam an den Fingern abzählte, wie man die Uhr zählet, nimmer mit der Rechnung fertig werden würde: Also wenn man im Reden und auch selbst im Gedanken kein Wort sprechen wollte, ohne sich ein eigentliches Bildniß von dessen Bedeutung zu machen, würde man überaus langsam sprechen, oder vielmehr verstummen müssen, auch den Lauff der Gedanken nothwendig hemmen, und also im Reden und Dencken nicht weit kommen."

ſagte Chabot, indem ſein winſelndes Organ einen feierlichen Schwung annahm. Raffe Dich jetzt auf, Simſon, aus den Armen Deiner Delila! Auf dem Stadthauſe hat ſich unter Couſin ein neuer Gemeinde-Rath eingeſetzt, der Gemeinde-Rath des Volkes, der Gemeinde-Rath der Revolution, und er hat ſein erſtes Werk damit begonnen, den Volksverräther Mandat vor ſeine Schranken zu fordern. Mandat iſt erſchienen, iſt abgeſetzt worden, und ſoeben bei der Abführung ins Gefängniß hat ihn das Volk auf der Treppe des Hôtel de Ville niedergemacht. Nun hat der neue Pariſer Gemeinde-Rath Dich, Santerre, zum General eingeſetzt. Ziehe Deinen Degen, Maccabäer, brich auf, da es noch Zeit iſt, und ſammle die hinundherſchwankenden Schaaren des Volkes unter der ſiegreichen Fahne des Aufſtandes! Meine ehemalige Collegin, die Canoniſſin, bitte ich, den Löwen des Faubourg St. Antoine freizugeben, damit auch ſie dereinſt im Reich der Freiheit die Vergebung ihrer Sünden finde, die ſie in ihrem Kloſter nie hat erlangen können!

Es lebe der General Santerre! rief Weſtermann, indem er den Brauer, der ſich bei dieſem für ihn ſo entzückenden Klang auf ſeinem Abſatz im Kreiſe herumdrehte und mit den Armen durch die Luft fuhr, bei

der Hand ergriff und ihn nöthigte, sich jetzt vollständig anzukleiden. Chabot leistete Beistand, um ihm den Degen umzuschnallen, und Westermann stülpte ihm dann den stolzen Federhut auf den Kopf, so daß Santerre bald in vollständiger Ausrüstung da stand, und trotzig lächelnd, mit der ganzen herausfordernden Kühnheit, die ihm in seinem Wesen eigen war, sich darstellte. Dann stürzten Chabot und Westermann mit dem neuen General zur Thür hinaus. —

Indessen war im Schlosse der Tuilerieen ein neuer Rath gefaßt worden. Der Graf Röderer, General-Prokurator und Syndicus von Paris, ein zahmer Girondist, war bei dem König eingetroffen, und hatte das Ohr des ganz und gar rathlos gewordenen Monarchen gewonnen. Man war im Schlosse längst von dem Gedanken abgekommen, den Kampf mit dem Volke aufzunehmen. Der sich unaufhörlich fortsetzende Abfall der Nationalgarden unten in den Höfen hatte kaum noch neunhundert Mann, auf die mit einiger Sicherheit gezählt werden konnte, dort zurückgelassen. Dagegen waren auf dem Carrousel-Platze jetzt auch die zahlreichen und streitbaren Colonnen von St. Antoine angetreten, und Santerre, der ihr Commando jetzt mit dem über die Nationalgarden vereinigte, hatte die ganze Artillerie der letzteren gegen das Schloß

richten laſſen. Die Zahl der Angreifenden, die ſich auf dem Carrouſel-Platz und in den nächſtgelegenen Straßen aufgeſtellt hatten, ſchien jetzt auf Hunderttauſend angeſchlagen werden zu können. Da rieth Röderer dem König, die Tuilerien zu verlaſſen, und ſich mit ſeiner Familie in die Mitte der Nationalverſammlung zu begeben. Nur dort noch werde er Schutz und Sicherheit finden können.

Ludwig, jedes eigenen Entſchluſſes baar, willigte ein, obwohl die Königin noch einmal ihre ganze Energie ſammelte und ſich auf das Heftigſte gegen einen ſolchen Schritt erklärte. Aber es blieb doch nichts Anderes mehr übrig, als ihn auszuführen. Bald ſetzte ſich der traurige Auszug in Bewegung. Der König und die Königin, welche den Dauphin an der Hand führte, ſchritten bleich und ſchwankend voran, hinter ihnen das gewöhnliche Gefolge, und dann eine ſtarke Escorte, die aus den treu gebliebenen Bataillonen der Nationalgarde ſich gebildet hatte. Man war durch die Höfe der Tuilerieen glücklich und ohne Anfechtung bis zum Fuß der Terraſſe gelangt, wo die Paſſage des Feuillants zur Nationalverſammlung hinüberführte. Hier aber wurde der Zug von einem wilden Volkshaufen angehalten, der Tod und Unter ganz auf die Königliche Familie herabrief, und be-

sonders der Königin mit Beleidigungen und Schmähungen aller Art nahe trat. Es war dies dieselbe Stelle, wo kurz zuvor mehrere Personen, welche sich der Anhänglichkeit an die Königliche Familie verdächtig gemacht, von dem Volke niedergemetzelt worden waren.

Der General-Procurator Röderer, der halb volksthümlich war, und dem man vielleicht sogar zutrauen konnte, daß er nicht ganz aus aufrichtiger Absicht das Königspaar aus dem Schlosse wegführte, wußte mit diesem Haufen zu reden. Er erlangte endlich, daß man den Durchzug bewilligte, doch mußte die bewaffnete Escorte, die bis hierher dem König gefolgt war, zurückbleiben. Jetzt schritt man eiligen Fußes über die Passage des Feuillants zum Sitzungssaal der Nationalversammlung hin, der bald erreicht wurde. Die Versammlung schien anfangs betroffen über diesen Besuch, und nahm ihn mit getheilter Stimmung entgegen. Man wußte zuerst nicht, was man mit dem König und seiner Begleitung beginnen, oder wie man sich dieser Gesichter, die viel Drückendes für Alle hatten, wieder entledigen könne. Endlich kam das Reglement zu Hülfe. Die Versammlung konnte und durfte ja in Anwesenheit des Königs nicht berathen. Die Königliche Familie wurde des-

halb hinausgeſchickt, um ſich einſtweilen in der Loge der Stenographen aufzuhalten, die freilich nur einen ſehr engen und niedrigen Raum darbot, und kaum zehn Quadratfuß im Umfang hatte. —

Jetzt aber war gegen das Schloß der Tuilerieen der längſt erwartete Sturm losgebrochen. Barbaroux war mit dem Bataillon der Marſeiller zuerſt in den Hof eingedrungen, und die übrigen Volksſchaaren ſtürzten ſich mit unaufhaltſamer Leidenſchaft nach. Bald darauf begann aus den Kanonen der Nationalgarde das Feuer gegen das Schloß zu toben. Ein Widerſtand kam nur von den Schweizern, die ſich auf die große Treppe des Schloſſes zurückgezogen hatten, und hier in feſter Haltung ein gewaltiges Feuern gegen das Volk unterhielten. Sie wirkten damit ſo gewaltig, und wußten ſich durch einen raſchen Ausfall gegen den Carrouſel-Platz und in den Garten hinaus in den Beſitz mehrerer Kanonen zu bringen, daß das Volk ſchon heulend zurückzuſtürzen begann und einen großen Verluſt auf ſeiner Seite fühlte. Schon war es ihnen faſt gelungen, den Carrouſel-Platz blank zu fegen von den angreifenden Volksmaſſen, als in demſelben Augenblick eine Botſchaft des Königs aus der Nationalverſammlung anlangte, die Alles wandte.

Der König hatte in der Stenographen-Loge das Schießen vernommen. In seiner vorgefaßten Meinung, daß er zu einem gewaltsamen Austrag seiner Sache zu schwach geworden, und um nochmals seinen guten Willen zu zeigen, sandte er an seine treuen Schweizer den Allen verderblichen Befehl hinüber, dem Feuern Einhalt zu thun, die Tuilerieen zu räumen und sich auf die Nationalversammlung zurückzuziehn. Das Volk aber nahm den Sturm in demselben Augenblick wieder auf, wo die Schüsse der Schweizer schwiegen. Mit verstärkten Batterien drangen die Angreifenden wieder vorwärts, man steckte die Gebäude in Flammen, welche die Höfe der Tuilerieen umschlossen, und nun war der Einbruch der ganzen, von Siegesraserei ergriffenen Menge, die sich ohne jeden Widerstand in das Schloß stürzen konnte, nicht mehr aufzuhalten. Die Schweizer strebten durch die noch freigebliebenen Ausgänge einen Rückzug zu gewinnen, wurden aber hier in einzelne Colonnen zersprengt und von den ihnen nachsetzenden Volkshaufen niedergemetzelt. Einzelne fochten bis zum letzten Augenblick. Andere drangen durch das fürchterliche Gewehrfeuer, welches ihnen folgte, bis zur Nationalversammlung hindurch, wo sie ihre Waffen in die Hände der Bürgergarde niederlegten.

Mit einem Schlage hatte ſich jetzt das Volk in den Beſitz des Schloſſes geſetzt, und ergoß ſich in unabſehbaren, unerſättlichen Schwärmen durch alle Gänge und Gemächer. Dieſelben Gräuelſcenen wiederholten ſich jetzt auch im Innern der Tuilerieen. Die Perſonen, welche darin vorgefunden wurden, büßten, oft auf die ſchrecklichſte Weiſe, ihr Leben ein. Sämmtliche Möbel und Geräthe wurden zertrümmert, und was die Zerſtörungsſucht des Volkes und der Haß gegen das Königthum nicht zerſchlug, wurde, darunter große Koſtbarkeiten, von diebiſchen Händen entwandt. Doch wurde auch Vieles von dieſen Gegenſtänden, die zum Theil einen hohen Werth hatten, auf das Stadthaus abgeliefert, und dort den Händen des neuernannten General-Secretairs der Commune, Tallien, der bei dieſer Gelegenheit zum Erſtenmal genannt wurde, zur Aufbewahrung übergeben. Andere, die plünderten, wurden vom Volke ſelbſt niedergemacht.

Inzwiſchen ſaß der König mit den Seinigen in der Loge der Schnellſchreiber der Nationalverſammlung, welche ſich dicht hinter dem Fauteuil des Präſidenten befand. Dieſe Loge war von der Nationalverſammlung ſelbſt durch ein Gitter getrennt.

Das Volk ſtand aber ſeit Kurzem in dicht-

gedrängten, tobenden Schaaren vor den Thüren des Hauſes, und harrte, was die Verſammlung mit dem König beſchließen werde. Viele hatten ſich aber nicht mehr begnügt zu warten, ſondern ſtürzten ungeduldig und wuthentbrannt in die Corridors hinauf, wo ſie um ſo eher von dem Stand der Sache etwas zu erfahren glaubten. Man ſchien bereits einen Angriff des Volkes auf die Loge zu fürchten, in der ſich die Königliche Familie befand, und einige Mitglieder der Verſammlung brachen deshalb die Vergitterung hinweg, damit der König bei einem Angriff von Außen ſich ſogleich in den Schooß der Verſammlung retten könne.

Dem König ſchien unterdeſſen in dieſer Loge ſehr wohl und ruhig zu Muthe geworden zu ſein, obwohl die Verſammlung dicht neben ihm ſich in demſelben Augenblick mit den neuen Decreten beſchäftigte, welche das künftige Schickſal des Monarchen entſcheiden ſollten. Zum Entſetzen der Königin zog Ludwig jetzt einige Pfirſiche, die er in ſeiner Taſche vorgefunden hatte, heraus, und begann dieſelben ſogar mit einigem Behagen zu verſpeiſen. Der König aß gern, und hatte den ihm eigenen guten Appetit auch unter den letzten ſchlimmen Begebenheiten ſeines Lebens nicht eingebüßt. Jetzt mochte ihn auch der Hunger quälen,

da er seit Anbruch des Tages im Drang der Umstände keine Mahlzeit zu sich zu nehmen vermocht.

In der Ferne wurde noch immer geschossen, und einige Kugeln strichen donnernd über den Saal hinweg. Die Versammlung ließ sich aber dadurch in der großartigen und edlen Haltung, die in der Stunde der Gefahr über sie gekommen war, nicht stören. Vergniaud hatte den von der Gironde schon lange vorbereiteten Antrag gestellt. Ein National-Convent sollte berufen werden, um Frankreich neu zu gestalten. Diese Versammlung aber sollte aus dem allgemeinen Stimmrecht des Volkes hervorgehn, und jeder großjährige Mann mit dem vollständigen Recht der Gleichheit dazu wählen oder gewählt werden können. Für den unglücklichen König hatte die Gironde ein weicheres Herz bekommen. Man wollte ihn nicht absetzen, sondern nur suspendiren, und ihm eine freie Wohnung im Palais Luxembourg anweisen, mit der außerdem ein auskömmliches Gehalt verbunden werden sollte. Dem Dauphin sollte von Staatswegen ein Erzieher zugewiesen werden, nach welcher für die Eltern beleidigenden Fürsorge anzunehmen war, daß man den kleinen Prinzen noch in der Zukunft zu benutzen gedachte.

Unter dem Donner der Kanonen, die von den

Tuilerieen herüber hallten, nahm die Verſammlung dieſe Anträge der Girondiſten an, und erhob ſie, ohne weitere Debatten, zu Beſchlüſſen. Bewegungslos, niedergeſchmettert, hatte die todesbleiche Königin in der Loge der Schnellſchreiber, in der ſie auf einen Seſſel niedergeſunken war, Alles vernommen. Der König hatte keinen Augenblick das Verzehren ſeiner ſchönen Pfirſiche eingeſtellt. Jetzt aber fiel ihm auf, daß draußen auf den Corridors des Hauſes das Treiben und Lärmen, welches dort ſeit einiger Zeit geherrſcht, ſich gewaltig vermehrt hatte. Ludwig konnte ſich nicht enthalten, die Thür der Loge nach dem Gange hinaus etwas zu öffnen, und einen neugierigen Blick auf die Vorübergehenden zu werfen.

Er vernahm dort die heftigſten und wildeſten Stimmen, welche ſich mit den ſchon bekannt werdenden Beſchlüſſen der Nationalverſammlung über den König auf das Aeußerſte unzufrieden erklärten. Das Volk hatte den König ſofort ſeines Thrones entſetzt ſehen wollen. Die ſchonende Unterbringung Ludwigs im Luxembourg mit Gehalt genügte ihm nicht.

Der König hörte Alles mit der größten Gelaſſenheit an, als wenn es ihn nicht beträfe. Jetzt ging ein Mann an ſeiner Loge vorüber, der ihm bekannt war, und den zu ſprechen, er das größte Verlangen

dabei in Conflict tritt. Das Institut der Akademieen, das man auch als gesetzgebende Versammlung für die Sprache vielfältig aufzubieten geneigt war, könnte nur dann erst solche Wirksamkeit einigermaßen behaupten, wenn es auch den sich fortbewegenden Inhalt einer Nation zu beherrschen und an bestimmte Gesetze zu binden vermöchte. Der Verlust der sinnlichen Lebensstärke einer Sprache ist aber nichts als die Uebergewalt des Gedankens, der sich seiner ursprünglichen Einheit mit der Sprache insofern wieder bemächtigt, als er dieselbe ganz in den Inhalt aufgehen macht und in die geistigen Combinationen desselben untertaucht. An die Stelle des grammatischen Sprachinteresses tritt das Interesse der Darstellung.

Man hat in neuester Zeit die Frage der Akademieen wieder angeregt, vornehmlich zur Einwirkung auf vollendete prosaische Darstellung, deren zeitgemäße Bedeutsamkeit wenigstens damit ausgesprochen worden ist. Ausgezeichnete Männer in hoher und bevorzugter Stellung sind kürzlich mit Ideen umgegangen, durch welche die laufende deutsche Literatur in dieser Weise einen Mittelpunkt ihrer wichtigsten Interessen finden sollte. Auf die

fühlte. Es war der berühmte Maler David, bei welchem der König vor einiger Zeit ſein Portrait beſtellt hatte, und er wünſchte jetzt zu wiſſen, wie weit es damit ſei. Er öffnete daher die Spalte der Logenthür etwas weiter, und winkte Herrn David mit einer geheimnißvollen Gebärde zu ſich heran.

David trat mit großer Verwunderung näher. Er erkannte jetzt erſt den König, und ſah ihn von oben bis unten mit einer ungemein geringſchätzigen und höhniſchen Gebärde an. Der große Maler, deſſen Ruhm ganz Frankreich erfüllte, war zugleich einer der glühendſten und heftigſten Männer der Revolution geworden. Er hatte ſich bisher unter dem Volke vor dem Hauſe befunden und war jetzt, vor Unwillen und Zorn ſchäumend, mit der Maſſe hinauf in die Gänge gedrungen. Sein Ausſehen war wild und entſtellt, und ſeine zerriſſene, mit Blut beſpritzte Kleidung bewies, daß er an dem Kampfe des Volkes Theil genommen habe.

Werden Sie denn mein Portrait bald beendigt haben, Herr David? fragte ihn der König mit einem freundlichen und zutraulichen Ausdruck.

Ich werde künftig nie mehr das Portrait eines Tyrannen übernehmen, als wenn ich ſeinen Kopf ſchon in

meinem Hut habe, erwiderte David mit einem rohen cynischen Lachen*).

Die Versammlung stand eben bei der Ernennung eines neuen Ministeriums. Die bekannten „guten Minister" der Gironde, nämlich Roland, Clavière und Servan, waren bereits durch allgemeinen Zuruf für das neue Cabinet wieder ernannt worden. Aus der Wahl-Urne fielen dann die Namen Danton, Monge und Lebrun, mit welchen die Partei des Straßenkampfes zufrieden gestellt werden sollte. Besonders brachte es innerhalb wie außerhalb des Saals eine elektrische Wirkung hervor, daß Danton zum Minister der Justiz gemacht worden. Die Faubourgs, die schon mit ihren dröhnenden Piken an die Eingänge des Sitzungssaales gepocht, schienen wie mit einem Zauberschlage durch den Namen Danton beruhigt. Die Corridors entleerten sich, draußen vor dem Hause wurde es still. Nur ein Seufzer erklang in der Loge der Schnellschreiber. Dieser kaum hingehauchte, aber metallscharfe, gewichtvolle Seufzer war von den Lippen der Königin gekommen.

*) Nach einer Mittheilung, welche David selbst von diesem Gespräch mit dem König an der Logographen-Loge gegeben. Duval, Souvenirs II. 126.

Die Sitzung schritt jetzt ihrem Ende entgegen, und es entstand die Verlegenheit, was man zunächst mit der Königlichen Familie beginnen solle. Denn sie über die Straße hinaus nach dem Luxembourg abzuführen, wäre eine Gefährdung ihrer Häupter gewesen. Man bestimmte ihnen einstweilen ein Quartier, das in dem Gebäude, in welchem die Nationalversammlung tagte, rasch ermittelt worden war. Es bestand zwar nur aus drei kleinen Gemächern, die im ersten Stock der Manège neben einander lagen, aber dies Appartement war das einzige, welches zur Unterbringung der Königsfamilie in dem parlamentarischen Hause dienen konnte. Die Fenster dieser Zimmer gingen auf die Terrasse der Feuillants hinaus, und diese weittragende Aussicht gewährte zugleich einen erschütternden Blick auf den Schauplatz des heutigen Tages. Das Volk strömte noch immer in ungeheueren Massen vorüber, und hielt jetzt auch in dichtgedrängten Haufen vor diesen Fenstern still, seitdem es bekannt geworden war, daß der König mit den Seinigen darin Aufnahme, oder, wie Viele schon sagten, sein vorläufiges Gefängniß gefunden habe.

Der König war ernst und nachsinnend geworden, als er diese Gemächer betrat. Die Leichtigkeit, mit welcher er noch vor einigen Augenblicken seine Si-

tuation aufgenommen, schien ihn verlassen zu haben. Dagegen war der Trübsinn der Königin, der sie noch kurz zuvor fast überwältigt hatte, plötzlich in eine veränderte Stimmung umgeschlagen, die, sich zu einer gewaltsamen Heiterkeit anregend, allmählich in einen ausgelassenen und muthwilligen Humor überging.

Während in dem einen Zimmer der König hinstarrend in einem alten, sehr wenig mehr ansehnlichen Fauteuil saß, nur zuweilen mit seiner ihn niemals verlassenden Schwester, Madame Elisabeth, einige Worte sprechend, und die Kinder in dem anstoßenden Gemach der Obhut der Madame de Tourzel anvertraut waren, hatte sich Marie Antoinette mit ihrem Liebling, der blonden lustigen Prinzessin von Lamballe, in dem dritten Zimmer zu einem behaglichen Geplauder niedergesetzt. Die pikante Neuheit der Situation schien ihren Spott gereizt und hinter denselben das Bewußtsein ihrer Lage augenblicklich zurückgedrängt zu haben. So ergingen sich die beiden Damen in Erzählungen und Bemerkungen aller Art, die ihnen, da sie einmal gewohnt waren, viel miteinander zu lachen, auch jetzt den unaufhörlichen Antrieb dazu lieferten. Das Volk, das unten auf der Terrasse stehen geblieben war, um die Gefangenen am Fenster zu sehen, vernahm mit dem höchsten Erstau-

nen das lautſchallende Gelächter, welches herunterdrang und den Stimmen der Königin und der Prinzeſſin von Lamballe angehörte.

Zuweilen rannten auch Beide in toller Laune durch das Zimmer, Eine hinter der Andern her, und ſtellten ſich dann zuſammen an das Fenſter, um die untenſtehende und hinaufblickende Menge mit ſpöttiſchen Blicken zu muſtern.

Es iſt lange her, Königin, daß wir nicht auf einem Maskenball waren, ſagte die muthwillige Prinzeſſin von Lamballe. Einſt fanden wir dort unſere ſchönſten Beluſtigungen, umwoben von dem geheimnißvollen Reiz der Aventüre. Aber heute bemerke ich, daß uns der Maskenſcherz wieder hold geworden iſt. Betrachten nur Euere Majeſtät dieſe Geſtalten, welche ſich dort auf der Terraſſe drängen, um uns zu ſehen. Da iſt nichts als Pierrot und Colombine, was ſich da herumtummelt, nur daß Pierrot und Colombine ſich heut mit Piken bewaffnet und rothe Mützen aufgeſetzt haben. Einige Männer und Frauen ſehe ich ſogar, welche offenbar die Kleider des Königs und der Königin angelegt haben. Sie haben ſich dieſe Koſtüme in den Tuilerieen erbeutet, und erſcheinen nun damit hier vor unſeren Augen zum Maskenfeſte. Aber die Maske des Ritters ſehe ich noch nicht, der

auf weißem Zelter herangesprengt kommt, um seine schöne Königin aus der Gefangenschaft der Heiden zu befreien. Wo seid ihr holde Ritter, die uns einst huldigten, alle geblieben? Wird Keiner sein tapferes Schwert erheben für die Königin, zu deren Füßen zu seufzen einst sein höchstes Glück und sein verschwiegenes Paradies war?

Marie Antoinette drohte der Prinzessin von Lamballe mit emporgehobenem Zeigefinger, schien sich aber nichts destoweniger an der großen Drolligkeit, mit welcher die Prinzessin diese feierliche Anrede ausdrückte, zu vergnügen.

Im Ernst, fuhr die Lamballe fort, indem sie die Hand pathetisch in die Ferne hinausstreckte, sollte nicht jetzt der schöne Herzog von Coigny erscheinen, den manches Lächeln aus den Augen der gnädigsten Königin beglückte? Es wäre die reizendste Gelegenheit, sich den holden Dank seiner Gebieterin zu verdienen, wenn er jetzt einen Sonnenwagen für sie anschirrte, und mit ihr davonjagte durch die Wolken, über die Häupter von Pierrot und Colombine hinweg, die dann unten vor Staunen und Schrecken ihre Piken und ihre rothen Mützen fallen lassen würden.

Beide Damen traten jetzt weiter an das Gitter

des Fensters vor, als wenn sie dem Erscheinen der angerufenen Hülfe aus der Ferne sich sehnsüchtig entgegenneigen wollten. Aber vor Lachen schüttelten sie so heftig ihre Häupter, daß aus ihren Haaren ein ganzes Gewölk von Puder sich ablöste und auf die unter ihnen verweilenden, neugierigen Gruppen des Volkes herabfiel.*)

Es erhob sich aber darüber kein Lärmen. Das Volk begann vielmehr jetzt mit ernsten und betroffenen Gesichtern sich zu entfernen und diese Stelle zu verlassen. Anderswo wüthete noch der Mord des Tages weiter, da er in den blutigen Opfern, die er gefordert, sich noch nicht sättigen konnte. Die ungeheuere Anzahl der Todten und Verwundeten, die auf allen Wegen umhergestreut sind, legen dem Volke nun eine neue Pflicht auf, nämlich für seine Angehörigen zu sorgen, sie aufzusuchen und unterzubringen. Oder die Leidenschaft wird durch diesen entsetzlichen Anblick noch heftiger angefacht, und der Tod regt den Mord zu neuen Gräuelthaten auf. In einigen Stadtvierteln fallen Männer, die ein besseres Schicksal beim Volke verdient hätten, unter den Streichen ent-

*) Montgaillard Histoire de France III. 167. L. Blanc VII. 101.

menſchter Wütheriche. Clermont Tonnerre, ein Ehrenmann, der mehrmals Präſident der erſten Nationalverſammlung geweſen, wurde von einem raſenden Volkshaufen auf der Straße niedergehauen, obwohl man ihm nur den gemäßigten Ausdruck ſeiner Freiheitsgeſinnung zum Vorwurf machen konnte. Seine Frau empfing die verſtümmelte Leiche, die ſie nur noch an den Kleidern wiederzuerkennen vermochte. An ſolchen Scenen rauſchten die Triumphgeſänge vorüber, welche von den vorbeiziehenden Schaaren, die den Sieg des Volkes aus begeiſtertem Herzen feierten, angeſtimmt wurden. Im Schloſſe der Tuilerieen aber krachten die Töne der Zerſtörung, des Niederreißens und Plünderns bis zum frühen Morgen fort. —

V.

Die Königin Violet.

Auf dem Vendôme-Platz ſtand die Statue Ludwigs XIV., welche den berühmten König von Frankreich in einem coloſſalen Bilde zu Pferde zeigte. Eine bedeutende Volksmenge hatte ſich ſeit dem Morgen des 12. Auguſt hier angeſammelt, und ſich mit leidenſchaftlich geſchäftigen Händen auf das große Bildwerk losgeſtürzt. Zuerſt hatte man, unter ſtürmiſchen Freudenrufen, damit begonnen, das Eiſengitter, welches die Reiterſtatue umfaßte, zu ſprengen, und den Marmor des Piedeſtals in einzelnen Stücken abzubrechen. Es war dies das haſtige Werk einiger Minuten geweſen, aber das Königsbild ſelbſt ſtand unerſchütterlich feſt auf ſeiner Baſis, und wollte allen Anſtrengungen, es hinunterzuziehen und zu zer-

trümmern, nicht weichen. Es erhob sich jetzt ein hartnäckiger Kampf zwischen dem König und dem Volke, der aber, je länger er dauerte, um so aussichtsloser zu werden schien. Alle Werkzeuge, deren das Volk nur habhaft werden konnte, wurden herangeschafft und angelegt, aber der Abend kam heran, ohne daß die Statue auch nur wankend geworden wäre.

Der Vendôme-Platz hatte sich mit Tausenden von Menschen erfüllt, die theils diesem immer erbitterter werdenden Kampf zusahen, theils sich nicht enthalten konnten, dabei zu helfen und ihre Hand mit an's Werk zu legen. Die Volksmassen wuchsen mit dem späteren Abend um so mehr an, da aus den anderen Theilen von Paris, wo man bereits mit den Statuen der Könige fertig geworden war, jetzt Alles nach diesem Platz sich hinwendete, um den unglaublichen Widerstand, den Ludwig XIV. seinen Angreifern leistete, mitanzusehen. Anderswo war die schöne Bronce, die Heinrich IV. und Ludwig XV. darstellte, viel leichter und bereitwilliger gefallen. Das letztere Werk, ein Meisterstück Bouchardon's, das der Aussicht Ludwigs XVI. aus den Tuilerieen so oft zum Ziel gedient, war von tausend geschäftigen Hämmern zerklopft und in seine einzelnen Theile, in Kopf, Rumpf, Arme und Beine zerlegt worden, und ein Oberst-

Würdigung solcher Pläne einzugehn, ist noch nicht vergönnt, da sie sich für uns entweder in politische Combinationen verlieren, oder als etwas noch nicht fertig Gedachtes der Zukunft überlassen bleiben müssen. Praktisch angelegen läßt es sich aber schon, wie wir hören, ein Buchhändler in Leipzig sein, der ein „akademisches Wörterbuch der deutschen Sprache" herausgeben will, unter der Redaction einer ziemlich beträchtlichen Anzahl von Gelehrten, die unter sich gewissermaßen eine Akademie vorstellen und über einen festzusetzenden Canon unserer Sprache sich vereinigen sollen.

Die bestimmteste Sprachgesetzgebung ließ Muhamed ausgehen. Er verbot durch ein Landesgesetz, daß sich Niemand erdreisten solle, besser zu schreiben als er, der vom Geiste Gottes getrieben sei, und von dieser Zeit an verblühte und verkam die arabische Sprache.*) Diesem verderblichen Erfolg muhamedanischer Akademie stehen bei den uns näher angehenden Versuchen wenigstens keine positiven und günstigen Resultate gegenüber, bei al-

*) Nach Michaelis; vgl. auch Radlof, teutschkundliche Forschungen II 256

lieutenant der Gensdarmerie, Guinguerlot, hatte auf diesen Trümmern der Königsstatue seinen Tod gefunden. Unter zwanzig Säbelhieben war er auf denselben zusammengesunken, denn der Gensdarmerie-Offizier hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, das Volk zu schelten, und die Leute zu fragen, ob sie vielleicht die Anarchie jetzt auf das Piedestal setzen wollten, von dem sie das Königthum herabgestürzt?*)

Aber Ludwig XIV., obwohl schon in allen Theilen zersägt, zerhämmert und zerklopft, hielt noch immer hoch zu Rosse, als die Mitternachtsstunde bereits herangerückt war. Der Mond ging über ihm auf, und beleuchtete seine ehernen Züge, die mit einem neuen Lebensausdruck auf die gegen ihn andringende Menge herabzublicken schienen. Er wollte und konnte sich nicht zu ihr in den Staub herunterneigen. Ganz Paris kam, um zu diesem wunderbaren Schauspiel zu wallfahrten. Der helle liebliche Mond, der seit einiger Zeit über den Nächten von Paris lag, begünstigte diese Wanderungen. Es wurde ein Stelldichein aus allen Kreisen der Bevölkerung, und man genoß in dem allgemeinen Interesse an diesem Schau-

*) Duval Souvenirs de la terreur II. 176.

ſpiel zum Erſtenmal wieder ſeit den letzten ſchreckensvollen Tagen einer Art friedlichen Ausruhens.

Unter den Bekannten, die ſich an dieſer Stelle begegneten, befanden ſich auch Danton und Marat, die eine Zeitlang vor der Majeſtät des Ancien Regime dicht neben einander geſtanden hatten, ohne ſich zu erkennen, bis Danton endlich durch einen höhniſchen Laut in ſeiner Nähe, der nur Marat angehören konnte, auf ſeinen Nachbar aufmerkſam gemacht wurde, und ihm die Hand auf die Schulter legte.

Guten Abend, Herr Juſtizminiſter Danton, ſagte Marat, indem er mit einer ihm ſonſt nicht eignen Höflichkeit, die aber einen äußerſt ſpöttiſchen Ausdruck hatte, ſeinen Hut lüftete. Ich habe Dir zu Deinem neuen Portefeuille noch nicht einmal gratuliren können, aber in meinem Ami du peuple findeſt Du heut einen Artikel über Dich, worin ich Dir den Poſaunenſtoß meiner Freude an den Hals ſchmettere. Indeſſen freue ich mich, daß ein Miniſter auch noch beim Mondenſchein ſpazieren gehen kann.

Wenn er ein Miniſter der Freiheit iſt, und fallende Königs-Statuen ſehen kann, warum nicht? lachte Danton. Auch iſt die Sache nützlich, denn Du weißt, daß aus den ehemaligen Königsſtatuen Kanonen gegoſſen werden ſollen.

Ich hoffe, da Du jetzt an der Gewalt biſt, wirſt Du mich mindeſtens zum Großſiegelbewahrer machen, grinſte Marat.

Wer weiß, erwiederte Danton, ob ich mich nicht bald um Deine Protektion werde zu bewerben haben. Denn Du haſt ja ſchon ein ſehr gewaltiges Amt angenommen, indem Du in den neuen Pariſer Gemeinderath eingetreten biſt. Auf dem Stadthauſe wohnt ja jetzt die eigentliche Herrſchaft Frankreichs.

Laß ſie wohnen, entgegnete Marat mit einem Anflug von Verdrießlichkeit. Wenn dieſe Leute wirklich entſchloſſen ſind, etwas zu thun, ſo wird viel Blut fließen müſſen. Was hilft es, die Könige von ihren Poſtamenten herunterwerfen laſſen, wenn noch ſo viel königlich verdorbenes Blut in den Adern der Menſchen ſich aufhält. Glaube mir, Freund, das Blut ſelbſt iſt bei den Menſchen verdorben worden durch dieſe lange Zeit der Knechtſchaft, und nur ein Aderlaß ohne Gleichen kann wieder helfen. Wie kindiſch, daß man mit der Bronce der Könige anfängt, ſtatt mit dem Blut Ludwigs XVI. und mit dem Blut aller Bevorzugten. Wenn Ihr Euer Blut nicht zuerſt reinigt, ihr guten Leute, werdet ihr auch das Ancien Regime nie ganz aus Euern Knochen los werden. Seht, ſeht, wie der Vater des Ancien Re-

gime noch immer feſt in ſeinem Steigbügel ſitzt. Er will Euch damit zeigen, daß Er, und Das, was er vertritt, nicht ſo leicht zu ſtürzen iſt, und daß Ihr es ganz anders anfangen müßt, wenn Ihr frei werden wollt, Ihr Dummköpfe!

Während ſich Marat ſo in ſeiner Weiſe ausſprach, ſchien das tobende, vor Anſtrengung und Erbitterung außer ſich gerathene Volk plötzlich einen anderen Entſchluß gefaßt zu haben. Da auch die angeſetzten Winden nicht hatten helfen wollen, um die Statue Ludwigs XIV. aus ihren Wurzeln zu reißen, ſo war man jetzt auf den Gedanken gekommen, große ſtarke Taue um den König zu legen, an deren beiden Enden ſich die geſammte Volksmaſſe mit ihrem überwältigenden Gewicht anhängen ſollte.

Während dieſe Taue herbeigeſchafft wurden, entſtand auf dem Vendôme-Platz eine ſeltſame Pauſe.

Marat ſchaute, die Hände in den Taſchen verbergend, mit einer düſtern, gleichgültigen Miene um ſich her, während Danton, der ſich heut beſonders glücklich und behaglich zu befinden ſchien, die gewaltig bewegte Volksmenge mit wohlwollenden und gnädigen Blicken muſterte. Man hatte ihm heut nur erſt wenige Lebehochs gebracht, und er konnte ſich dies nur aus der ausnehmend eifrigen Beſchäftigung

erklären, in der ſeine Freunde aus den Faubourgs begriffen waren.

Sieh, ſagte Marat, ihn auf eine Geſtalt in der Menge aufmerkſam machend, iſt das nicht der junge Artillerie-Lieutenant Bonaparte, mit dem Du vor einigen Monaten einmal bei mir warſt, um mir meine Zeit zu ſtehlen?

Der Lieutenant Bonaparte beſtätigte aber jetzt ſelbſt die Wahrnehmung, und näherte ſich, um Danton und Marat zu begrüßen.

Danton, der ſeit den wenigen Stunden, wo er Miniſter war, alle Leute mit einem entſchiedenen Wohlwollen betrachtete, und gern Jedermann ſeines Schutzes verſichert hätte, blickte auch auf den Lieutenant mit einer theilnahmvollen Aufmerkſamkeit hin.

Bonaparte ſchien auch einer ſolchen Theilnahme gerade in dieſem Augenblick ſehr bedürftig zu ſein. Er ſah bleich und düſter aus, und das Mondenlicht, das ihn jetzt grell beleuchtete, enthüllte einen Zug tiefen bittern Unmuths in ſeinem ſonſt ſo glatten, regungsloſen Geſicht. Er hatte einen jungen Mann neben ſich, den er als ſeinen ehemaligen Schulkameraden, Herrn Bourrienne, vorſtellte.

Ich wußte gar nicht, daß Sie wieder in Paris ſind, Herr Bonaparte, ſagte Danton mit herablaſſen-

der Freundlichkeit. Warum meldeten Sie Sich nicht bei mir? Sie ſehen leidend aus. Kann man Ihnen irgendwie dienen?

Ich danke, entgegnete Bonaparte kalt, und mit einem ſchneidenden Lächeln. Wenn Herr Danton, als er vorgeſtern Nacht aufwachte, zufällig Kriegsminiſter geworden wäre, ſo würde ich mich jetzt ſicherlich fern gehalten haben, um nicht in den Verdacht eines unzeitigen Bittſtellers zu gerathen.

Wenn Sie mit dem Kriegsminiſterium etwas zu thun haben, ſo kann ich auch da helfen, verſetzte Danton mit vielem Ausdruck von Güte. Sie wiſſen, Servan iſt wieder Kriegsminiſter geworden, und ich bin recht befreundet mit meinem neuen Collegen, der ſich gewiß glücklich ſchätzen würde, mir etwas zu Gefallen zu thun. Seit wann ſind Sie denn wieder aus Corſika zurück? Hat man Ihre dort geleiſteten Dienſte nicht belohnt?

Nein, entgegnete Napoléon Bonaparte mit einem heftigen und kurzen Ton. Ich habe zwar die corſikaniſchen Unruhen geſtillt, aber man hatte mich unterdeſſen hier in Paris verdächtigt und verläſtert, und ich eilte hierher zurück, um mich bei dem Miniſterium zu rechtfertigen. Aber bis jetzt bin ich noch in meiner Stellung ſuspendirt, und befinde mich allerdings in

der kläglichſten Lage. Doch ſprechen wir nicht mehr davon, Herr Danton. Ich habe unterdeſſen hier in Paris gelernt, was eine Revolution iſt, und ich kann Sie verſichern, daß mir übel und wehe davon geworden iſt.

Und warum Das? fragte Danton in einem heftig auffahrenden Ton. Mein Herr, ſollte ich mich in Ihnen getäuſcht haben?

Marat hatte ſich in einer halben Seitenbewegung zu Bonaparte umgedreht, und ſich ſeinen alten verbogenen Hut hintenüber rückend, betrachtete er den jungen Mann mit einem ungemein verächtlichen Ausdruck.

Ich bin vorgeſtern der Zuſchauer Eures zehnten Auguſt geweſen, erwiderte Bonaparte ruhig.

Wo waret Ihr? Hoffentlich mitten im Kampfe? fragte Danton, ſtreng auf ihn herabſehend.

Ich befand mich während des Kampfes auf dem Carrouſel-Platz, entgegnete Bonaparte lächelnd, aber ich ſaß dort in der Boutique, die Favelet gehört, der ein Bruder hier meines Freundes Bourrienne iſt*). Ich verließ die Boutique erſt, nachdem das Schloß vom Volke genommen war. Der König hätte ſiegen

*) Mémoires de Bourrienne und Mémoires de las Cases.

können, sobald er gewollt hätte. Als Republikaner würde ich darum nie in einen solchen Kampf gegangen sein, in welchem der König siegen mußte, sobald er gewollt hätte. Auch würde sich meine gute Soldatennatur dagegen empören, an einem Volkskampf theilzunehmen. Der Volkskampf ist grausamer und gräulicher, als jede Schlacht. So grausam kann und darf kein Soldat sein. Als ich nachher in den Tuilerieengarten kam, und dort die Pyramide von Cadavern aufgeschichtet sah, faßte ich den Entschluß, auf den Ruhm eines Volksmannes zu verzichten. Lieber will ich mich hier in Paris müßig als heruntergekommener Militair umhertreiben, und mich damit zu ernähren suchen, daß ich Häuser miethe und dieselben als Chambres garnies wieder vermiethe, welches Project ich in der That mit meinem Kameraden Bourrienne ausgeheckt habe.*) Was meinen Sie zu diesem Loos eines französischen Soldaten?

Danton, vertieft in die Beobachtung des Volkes, das soeben mit stürmischem Jauchzen das herbeigeschaffte Seil um die Statue Ludwigs XIV. gelegt, hatte die Frage überhört.

---

*) Bourrienne Mémoires I. 49.

Seht ihr, sagte Marat, indem seine listig glänzen Augen unheimliche Funken sprühten, jetzt hängt sich das ganze Volk an dieses Seil, um den großen König in den großen Staub herabzuziehen.

Für Euch, junger Mann, setzte er, sich an Bonaparte wendend, mit einer höhnischen Frazze hinzu, für Euch wird in diesem Augenblick hier die Stelle auf dem Vendôme-Platz vacant. Diese Königs-Bronce wird jetzt gleich hinunterstürzen, Dank den vereinigten Anstrengungen des Volkes, und nun gebt euch rechte Mühe, bald etwas Großes für das Volk zu thun; dann wollen wir Euch hier eine Säule errichten, und wir setzen den kleinen Mann in Lebensgröße oben drauf!

Während dieses Scherzes, den Marat machte, hatte das Volk auf dem Vendôme-Platz sich in unzähliger Menge des Taues bemächtigt, und riß und schüttelte und zog an demselben mit unerhörter Anstrengung, mit unwiderstehlicher Kraft. Dabei wurde von so vielen tausend Stimmen die Marseillaise gesungen, und donnernde Freiheitsschreie durchdrangen die Nacht.

Der Mond war seit einigen Augenblicken hinter den Wolken zurückgetreten. Die Schatten der Nacht spannen den schon schwankenden Coloß, der sich mehr

und mehr zu der jubelnden Menge herunterneigte, jetzt in einer schwarzen Dämmerung ein, und gaben dem sinkenden Königsbilde ein ernstes, tragisches Ansehen. Danton und Marat sahen mit übereinandergeschlagenen Armen lächelnd diesem Sturze zu. Bonaparte stand Arm in Arm mit Bourrienne, und schien mit seinen Gedanken in die ferne Zukunft zu spähen.

An der Spitze der Menge, welche sich an das Tau gehangen, erblickte man seit einiger Zeit eine Frau aus dem Volke, die sich mit ihrem ganzen Leibesgewicht daran festgeschlossen und mit so viel Eifer und Kraft arbeitete, daß ihr alle Männer den Vorrang zugestehen mußten. Ihre Arbeit schien sich zuletzt in eine unersättliche Wuth verwandelt zu haben, und ihr Körper zitterte und rang sich in convulsivischen Bewegungen.

Jetzt neigte sich der Reiter schon sichtlich von seinem Roß herab. Nur noch einiger starker Stöße bedurfte es, und er mußte fallen.

Königin Violet, denn so wurde unter dem Volke die heroische Alte genannt, die so unerhörte Kraftproben lieferte, gab durch ein tiefes, ächzendes Stöhnen, das wie ein Feldherrnruf erklang, das Signal zu einem nochmaligen, zu dem letzten Stoß. Jetzt

lem Eifer, mit dem man sich oft nach Autoritäten und Baumschulen für das wilde Wachsen der deutschen Sprache umgesehen. Leibniz, der selbst das Einsammeln der Sprache in solchen Arzneigläsern, wie das Dictionnaire der französischen Akademie, billigte und empfahl, scheint auch für Deutschland an eine Einwirkung der Akademieen auf die Sprache gedacht zu haben, wie aus mehreren Stellen in seinen „Unvorgreifflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" hervorgeht.*) Welche Art von Fragen er jedoch besonders solcher akademischen Entscheidung zu unterbreiten scheint, zeigt sich vielleicht in folgender Stelle (a. a. O. S. 48. §. 108.), wo Leibniz einen „seltsamen Fall" berührt: „Sonst sind wohl einige Zweiffel bei uns vorhanden, darüber gantze Länder von einander unterschieden und Canzeleyen selbst gegen Canzeleyen streiten, als zum Exempel, was für Geschlechts das Wort Urtheil sei? Im Reiche beym Reichs-Hoff-Rath, beym Reichs-Kammer-Gerichte und sonst ist Urtheil

*) Vgl. besonders S. 19. und am Schluß S. 51. (§. 114.) in der Ausgabe: Leibnitii Opera, ed. Lud. Dutens, (Genev 1768.) Tom III. Pars. II.

ſtürzte Ludwig XIV. mit einem dumpfen, weithin dröhnenden Krachen auf das Steinpflaſter, und zugleich erſcholl der ſchmerzliche Todesruf einer Menſchenſtimme. Es war Königin Violet, die am meiſten zu ſeinem Fall beigetragen hatte. Der König hatte ſie in ſeinem Sturz begraben, und war ihr mit dem ganzen Gewicht ſeines Coloſſes auf den Leib geſunken. Mit zerſchmetterten Gliedern lag ſie entſeelt da.

Nachdem der erbrauſende Freudenjubel über das endliche Gelingen verklungen, ſammelten ſich die Freunde und Verehrer der Reine Violet um ihre Leiche. Man mußte es aber aufgeben, den zerdrückten Körper aus den ehernen Armen des Königs wieder hervorzuziehen. Der Kopf blickte jedoch, vollkommen erhalten, heraus, und machte es Allen kenntlich, daß eine der Austrägerinnen von Marat's Journal, die auch ſonſt in der Revolution ſich einen berühmten Namen erworben hatte, jetzt dieſen Tod für das Vaterland geſtorben war.

Marat, der ſich jetzt auch mit Danton dieſer Stelle genähert hatte, erkannte die Austrägerin ſeines Ami du peuple, und neigte ſich zu ihr in einer merkwürdigen Bewegung herunter. Durch ſein bizarres Geſicht zitterte eine ſanfte Bewegung.

Die Revolution hat an ihr eine große Kraft ver-

loren, sagte er mit einer gerührten Stimme. Wegen ihres großen stattlichen Körperbaues wurde sie von dem Volke die Königin Viktet genannt. Aber sie war der stärkste Gegner des Königthums, und schon am fünften October hatte sie den Zug nach Versailles anführen helfen. Den Ami du peuple hat sie stets musterhaft ausgetragen, und pünktlich an alle seine Abonnenten befördert. Aber diesmal ist sie doch nicht so ganz pünktlich gewesen, setzte er nach einer Pause, während welcher er sie, mit einer Thräne im Auge, betrachtet hatte, hinzu, denn sieh', das Zeitungspacket von heute steckt noch in ihrer Tasche. Es ist die Nummer, in der ich Dich zu Deinem Ministerium beglückwünscht habe, armer Danton, und mein Aufsatz ist nun heut in einer geringeren Zahl von Exemplaren unter das Publikum gekommen. Wahrscheinlich hat sie heut überall bei den Statuen der Könige mitgeholfen, und in diesem Eifer hat sie zum Erstenmal ihre Pflicht vergessen. Aber ich beklage ihren Tod doch wahrhaft, glaube es mir, Danton! Du wirst mir dafür mehrere andere Köpfe zum Gegengeschenk zu machen haben, und nicht bloß mehrere andere, sondern sehr viele. Höre, Freund, wozu bist Du Justizminister geworden? Und was denkst Du demnächst zu thun, um Deiner Pflicht gegen das Va-

terland und die Freiheit zu genügen? Wirſt Du morgen wirklich den Capet und ſeine Familie, wie es beſchloſſen iſt, ganz ruhig und unangefochten nach dem Temple bringen laſſen?

Und warum nicht? fragte Danton, den Andern aufmerkſam betrachtend. Das Volk hat ſich gegen ſeine Wohnung im Palaſte Luxembourg erklärt, weil er dort nicht hinlänglich bewacht werden kann. Warum alſo nicht in den Temple?

Warum nicht? wiederholte Marat, indem ſeine Stimme wieder ihren ganzen gehäſſigen und fürchterlichen Ausdruck annahm.

Er faßte Danton unter den Arm, und zog ihn durch das Gedränge mit ſich fort.

Iſt es wahr, flüſterte er ihm dann unterwegs mit einer geheimnißvoll gedämpften, heiſeren Stimme zu, daß gute Patrioten zu Dir gekommen ſind, und Dir den Vorſchlag gemacht haben, die Familie Capet auf dem Wege zum Temple ganz kurz und bündig beſeitigen zu laſſen?

Es iſt wahr, entgegnete Danton nachdenklich, aber ich habe nicht gewollt.

Und warum haſt Du nicht gewollt? ſagte Marat, indem er ihn mit ſeinen lauernden Blicken durchbohrte.

Weil ein unnützes Verbrechen einer Sache viel

mehr ſchadet als nützt, ſagte Danton mit gewichtigem Ausdruck. Auch wird die Familie Capet im Temple nicht ſicherer ſein, als anderswo.*)

Ich verſtehe Dich, Freund, verſetzte Marat mit einem herzlichen, biedern Händedruck. Aber jetzt höre noch ein Wort. Du weißt, wir brauchen Blut, weil wir mit keinem andern Naß das prachtvolle Urgewächs der Freiheit begießen dürfen. Die Commune denkt daran, einen Geſetzentwurf zu berathen, um alle verdächtigen Bürger, die ſich dem Gemeinwohl gefährlich gezeigt haben, ergreifen und in die Gefängniſſe abführen zu laſſen. Dieſen Beſchluß des Gemeinderaths werde ich in Deine Hände legen, Danton. Willſt Du ihn als Juſtizminiſter übernehmen und ſofort von der Nationalverſammlung zum Decret erheben laſſen?

Ich werde das für meine Schuldigkeit erachten, denn die Sache zwiſchen König und Volk verlangt noch ihre Unterſuchung, ihre Sühne und Strafe, rief Danton mit donnernder Stimme.

So iſt es gut, mein Sohn, aber nur keine langen Juſtizpedanterieen, entgegnete Marat mit einem zufriedenen Ausdruck.

*) Aus einem Geſpräch zwiſchen Danton und Marat. Duval Souvenirs II. 245.

Aber eine Gefälligkeit mußt Du mir noch erweisen, fügte er, auf den Vendôme-Platz zurückblickend, an der Ecke der Straße hinzu. Wenn Du morgen die Familie Capet nach dem alten Gebäude des Temple abführen läſſeſt, ſo ſei doch ſo gut und befehl, daß der Weg hier über den Vendôme-Platz genommen wird. Und dann laß ſie die Trümmer dieſes verworfenen Königsbildes ſehn, das mir meine arme Reine Violet, mitſammt dem Ami du Peuple in ihrer Taſche, ſo mörderlich begraben hat. Und dafür laß ihnen das erbärmlichſte Zimmer anweiſen, das in der alten Rumpelei des Temple nur irgend aufzutreiben iſt. —

Danton mußte über die tolle Laune Mérat's lachen, die ihren Cynismus ſtets mit ſo vielem pathetiſchen Eifer vorzutragen wußte. Dann trennte man ſich. Der fahle Morgen war über dem wunderlichen Schauſpiel des Vendôme-Platzes aufgegangen. —

VI.

Die Septembertage.

Von allen Thürmen von Paris ſchallte ſeit den Frühſtunden des zweiten September die Sturmglocke in mächtigen, erſchütternden Schlägen, denen ſich die Alarm-Kanone und der wirbelnde Schlag des General-Marſches mit ihren aufregenden Tönen zugeſellten. Ein Fieber des Schreckens durchraſte die Hauptſtadt, Zuſammenrottungen des Volkes zeigten ſich auf allen Straßen und Plätzen, Entſetzen, Angſt und Wildheit ſtanden auf allen Geſichtern, denen man begegnete. Verſchiedene Ausrufungen miſchten ſich in den Volkshaufen durcheinander. Zu den Waffen, gegen den Feind! ſchrieen wuthentbrannte Schaaren, welche den Weg nach dem Marsfelde einſchlugen, wohin der Gemeinderath alle waffenfähigen Männer von Paris berufen hatte, um ein neues Aufgebot gegen den ſchon über die Gränzen Frankreichs eingedrungenen Feind

zu bilden. Andere schrieen: Laßt uns in die Gefängnisse eindringen! und dieser schreckenerregende Ruf, der sich immer unheimlicher auszubreiten begann, schien bald die umhertreibenden Massen des Volkes ausschließlich zu leiten.

Robespierre war von dem Stadthause zurückgekehrt, wo der neue Gemeinderath, an dessen Sitzungen er seit einiger Zeit regelmäßigen Antheil nahm, fast die ganze Nacht hindurch zu Berathungen über die gefährliche Lage Frankreichs versammelt gewesen. Das Gesicht Robespierre's sah verstört und erschöpft aus. Zweifel und Besorgnisse aller Art schienen ihn zu erfüllen und niederzudrücken. Er empfing selbst den ihm entgegen stürzenden Gruß Eleonorens nur mit einer kalten Zurückhaltung, und hörte ihre Klagen nicht, die sie an seinem Halse über sein langes Ausbleiben, das sie vom Abend bis zum Morgen in einer beständigen Angst erhalten habe, vorbrachte. Robespierre lehnte Alles, auch das ihm dargebotene Frühstück, ab, und sank wie vernichtet in den Fauteuil zurück.

Eleonore wagte nicht, forschend in ihn zu dringen. Sie hatte sich ihm still zur Seite gesetzt, und hielt selbst ihr stürmisches Herzklopfen an, um ihn nicht in seinem schmerzlichen Nachsinnen, dem er sich jetzt überlassen hatte, zu stören.

Wir ſtehen an einem fürchterlichen Abgrunde, ſagte Robespierre nach einiger Zeit mit einer tief klagenden Stimme, wie man ſie ſelten von ihm vernahm. Bald werden die Heere Deutſchlands vor den Thoren von Paris toben, und ſchlimmer iſt noch der inwendige Feind, der an uns frißt, und der den heutigen Tag dazu auserſehen haben dürfte, den franzöſiſchen Namen für immer zu beſchimpfen und zu brandmarken! Eine centnerſchwere Laſt wälzt ſich über meine Bruſt, wenn ich gedenke, was dieſer Tag bringen wird, und welches Unheil er ſchon unabweislich in ſeinem Schooße birgt. Wenn es nicht eine ehrloſe Feigheit wäre, in der Gefahr Aller ſich allein durch den Tod zu retten, wahrlich, ſo iſt dieſe Stunde zum Selbſtmord reif, wie noch keine es geweſen!

In dieſem Augenblick ließen ſich von draußen kräftige Männerſchritte und Waffengeklirr vernehmen. Eleonore glaubte ihre Brüder zu erkennen, und eilte nach der Thür, um ſie von dem Eintreten ins Zimmer abzuhalten. Robespierre aber winkte ihr zu, daß heut keine Ausnahme gemacht werden ſolle, denn er war ſeit einiger Zeit gewohnt, daß ſich jeden Morgen um dieſe Zeit die beiden Brüder mit ihrem Gruß bei ihm meldeten, und nach ſeinen Wünſchen

und Aufträgen fragten, und er wollte deshalb auch heut seine jungen Freunde und Anhänger empfangen.

Die beiden Tischlergesellen, die heut schon am frühen Morgen sich in der vollständigsten Bewaffnung darstellten, traten herein, und der jüngere Robert stürzte sogleich mit seiner gewohnten Herzlichkeit und Offenheit zu Robespierre hin, indem er ihm heut mit einem besondern, fast feierlichen Ausdruck die Hand schüttelte. Jean blieb mit seinem gewohnten schroffen Wesen im Hintergrunde des Zimmers zurück, schien aber heut noch ungewöhnlich düster und trotzig sich darzustellen. Die schwarze Binde, welche seine Stirn bedeckte, trug noch mehr dazu bei, ihn abschreckend und wild erscheinen zu lassen.

Ihr geht heut Beide mit etwas Besonderem um, sagte Robespierre, nachdem er einen scharfen durchbohrenden Blick auf den Einen wie den Andern gerichtet, und fast erschrocken die Miene des Aelteren noch einmal überflogen hatte.

Ich komme heut, um Abschied von Euch zu nehmen, Herr Robespierre, sagte der liebenswürdige Robert, mit einem freudigen und doch auch wieder wehmüthigen Ausdruck. Es will mich jetzt nicht länger hier in Paris lassen. Seit den Nachrichten, die in dieser Nacht eingetroffen sind, werde ich keinen Augen-

blick mehr zögern, zur Armee abzugehn und mich gegen den Feind zu ſtellen, der ſchon bis Verdun vorgedrungen iſt. Auf Euern Rath, Herr Robespierre, war ich immer noch in Paris zurückgeblieben, weil Ihr meintet, daß es hier noch die wichtigſten Dinge zu thun gebe. Aber heut muß ich fort, denn der König von Preußen iſt auf Verdun marſchirt, und ich werde zu Denen gehören, die ihm die Eroberung dieſer Stadt mit ihrem letzten Blutstropfen ſtreitig machen werden. Ich ſtelle mich jetzt auf dem Marsfelde zu den Fahnen, und da der Gemeinderath, in dem ja doch nur Euer Wille herrſcht, Herr Robespierre, uns jetzt zum Auszuge aufgerufen hat, ſo hoffe ich auch, daß Ihr mir jetzt Euern Beifall zu meinem Vorhaben ſchenken werdet!

Robespierre betrachtete lächelnd das hohe Roth, in dem die Wangen des jungen Mannes aufglänzten, und ſagte mit einem Lächeln: Ich könnte Dich faſt darum beneiden, Robert, daß Du in den Krieg hinausziehen kannſt. Denn wenn man genau weiß, welchen Feind man trifft und ſchlägt, ſo iſt es um den Krieg eine köſtliche Sache. Jedenfalls verläſſeſt Du Paris heut zu einer guten Stunde. Rette Dich in den Krieg hinaus, mein Freund, denn dort wirſt Du ſtark und kräftig bleiben. Aber in Paris kann

weiblichen Geschlechts und saget man die Urtheil; Hingegen in denen Oberſächsischen Gerichten spricht man das Urtheil. Die Urtheil hat nicht allein die höchsten Gerichte, sondern auch die größte Zahl vor sich. Das Urtheil aber beruffte sich auff den Sprachgrund oder Analogie. Dann weil Theil nicht weiblichen Geschlechtes und ehe gesagt wird das Theil als die Theil (in singulari), so sollte man meynen, es müßte auch ehe das Urtheil als die Urtheil heißen; doch der Gebrauch ist der Meister. Non nostrum inter vos tantas componere lites. Ich überlasse es künfftiger Anstalt mit vielen andern dergleichen Fragen, welche endlich ohne Gefahr etwas warten und auff die lange Bank geschoben werden können." — Wie wenig aber Leibnitz selbst von dem Einfluß einer solchen Akademie auf die wirkliche productive Fortbildung der Sprache halten mochte, geht aus einer gleich darauf folgenden Stelle hervor: „Nun wäre noch übrig, vom Glantz und Zierde der Teutschen Sprache zu reden, will mich aber damit anietzo nicht auffhalten, dann wann es weder an bequemen Orten noch tüchtigen Redens-Arten fehlet, kommt es auff den Geist und Verstand des Verfassers an, um die

heut der Untergang die Beſten treffen, und Niemand iſt ſicher, daß er in Ehren ſiegen oder in Ehren fallen wird!

Robespierre richtete bei dieſen Worten einen ſcharfen bedeutungsvollen Blick auf Jean, der aber denſelben mit einem trotzigen Aufwerfen ſeines Kopfes zu erwiedern ſchien.

Große Hoffnungen haben wir zwar nicht, fuhr Robespierre fort, indem er den ihm auffallend gewordenen Jean unaufhörlich mit ſeinen Blicken verfolgte. Wenn auch, was ich nicht bezweifele, die beiden Brüder Duplay wie Helden gegen den Feind fechten werden, ſo kann man doch kein großes Vertrauen mehr zu der franzöſiſchen Armee haben, wie ſie jetzt iſt. Die Uebergabe von Longwy ohne Schuß und Schwertſchlag, und die Feigheit der Flucht, durch welche Lafayette ſeine politiſche Halbheit vollendet hat, laſſen nur noch die troſtloſeſten Erwartungen zu.*) Es iſt möglich, daß Dumouriez es jetzt beſſer

*) Lafayette, ſeiner unhaltbaren Stellung zwiſchen den Parteien müde, hatte am 11. Auguſt mit 23 ſeiner Offiziere ſein Hauptquartier verlaſſen, um ſich über Belgien nach England zu begeben, ward aber ſchon am folgenden Tage von den Oeſterreichern verhaftet, und zu der langen Gefangenſchaft auf der Feſtung Olmütz abgeführt.

macht, denn er iſt wenigſtens ein unerſchrockener Soldat, der auch richtig erkannt hat, daß der Zugang zu Paris zuerſt in den Ebenen der Champagne geſchützt werden müſſe. Alſo Adieu, Robert! Adieu, Jean! Denn Du ziehſt auch heut mit fort gegen den trotzigen König von Preußen, nicht wahr, Jean?

Nein, erwiederte Jean, indem er mit einer ſcheuen Gebärde noch weiter zurücktrat, ich bleibe hier in Paris.

Und was willſt Du hier in Paris machen? Sage mir, was gedenkſt Du an dem heutigen Tage zu thun? fragte ihn Robespierre weiter, indem er dem von ihm Zurückweichenden mit einem heftigen Schritt näher trat.

Heut? entgegnete Jean nachläſſig. Heut iſt ja Sonntag, und da gedenke ich für's Erſte gar nicht viel zu thun. Herr Robespierre iſt ja auch nicht dafür, daß viel gethan wird. Aber ein furchtbares Treiben geht in der Stadt heut um, das iſt wahr. Vor dem ewigen Läuten der Sturmglocken kann man ſelbſt hier in der Stube kaum ſein Wort hören. Wenn das ſo fortgeht, werde ich vielleicht auch noch wild, und thue dann irgend, was mir Spaß macht, Herr Robespierre!

Bei dieſen Worten knüpfte er ſich mit geſuch-

tem Gleichmuth ſeine Stirnbinde feſter, welche eine Wunde bedeckte, die er am Tage des zehnten Auguſt auf dem Carrouſel-Platze empfangen hatte.

Robespierre ſtand mit übereinandergeſchlagenen Armen dicht vor ihm. Eine heftige Aufregung arbeitete und zuckte in allen ſeinen Muskeln, in jedem Zug ſeines Geſichts.

Du führſt etwas Böſes im Schilde, Jean, ſagte er mit drohend emporgehobenem Zeigefinger. Ich fürchte, die Furie des heutigen Tages hat Dich gekauft, und Du wirſt ihr dienen.

Ich wünſchte, Robespierre verheirathete ſich mit der Furie des heutigen Tages, und dann wollte ich auch ihm dienen, entgegnete Jean, höhniſch grinſend. Aber Ihr bleibt zurück, Herr Robespierre, hinter der hohen Fluth der Revolution. Das Volk hält noch immer ſehr viel von Euch, und Ihr brauchtet nur den kleinen Finger Euerer Hand auszuſtrecken, ſo ginge Alles dahin, wohin Ihr wolltet. Aber Ihr wollt uns nöthigen, ſtill zu ſtehn, und indem uns das Herz blutet vor Ingrimm und Wuth, Euere gemeſſene Weisheit herunterzuſchlucken. Das geht nicht. Da iſt, mit Euerm Verlaub, der Herr Marat doch ein ganz anderer Mann. Als Präſident des Ueberwachungs-Ausſchuſſes, der ſich jetzt niedergeſetzt hat,

ſpürt er jeden Verräther, jeden Ariſtokraten und Prieſter aus, den Paris nur irgend birgt, und die Gefängniſſe, die täglich voller anſchwellen, bieten den ruhmvollſten Beweis ſeiner Thätigkeit dar. Ihr, Herr Robespierre, habt ja nicht einmal in das Volkstribunal eintreten wollen, das wir zur Unterſuchung der Verbrechen des zehnten Auguſt ernannt haben. Ihr habt Euch davon zurückgezogen, wie Ihr Euch von Allem zurückzieht, wo es etwas Beſſeres gilt, als wohlausſtudirte und aus Tinte, ſtatt aus Blut, hervorgegangene Worte zu machen. Ihr habt Euch zum Groß-Mufti der Revolution gemacht, und denkt durch bloßes Auflegen Euerer müßigen Hand den Kropf des Ancien Regime zu heilen. Wir aber wollen den Kropf jetzt auf Einmal abſchneiden, und ſeht, Herr Robespierre, das iſt unſer Unterſchied!

Eleonore war mit einem lauten Klageſchrei aufgeſprungen, und warf ſich auf ihren Bruder, um ſeine fernere Rede, die ihr unmöglich war anzuhören, durch ihre den heftigſten Zorn wie den tiefſten Schmerz ausdrückende Umarmung gewiſſermaßen zu erſticken. Von der andern Seite war Robert nicht minder ſtürmiſch herzugetreten, und hatte den ſich empörenden Jean unter den leidenſchaftlichſten Vorwürfen beim Arm ergriffen. Jean aber machte ſich

mit einer einzigen kraftvollen Bewegung von Bruder und Schweſter los, und ſtellte ſich jetzt mit geſteigerter Dreiſtigkeit gegen Robespierre auf.

Robespierre ſah ihm mit einer ſeltſamen Ruhe entgegen. Zorn und Aufregung waren gänzlich aus ſeinem Geſicht geſchwunden. Aber in ſeinem Ausdruck lag eine Eiſeskälte, die ihrer Ueberlegenheit und Unantaſtbarkeit ſich bewußt zu ſein ſchien.

Sage mir weiter, wer ich bin, und dann will ich mir ein Herz faſſen, und will auch verſuchen, es Dir zu ſagen, wer ich bin, ſagte Robespierre mit einer halblauten, faſt milden Stimme.

Jean trieb in der That den Muth bei ſich auf, fortzufahren und rief heftig: Ihr vergeßt, Robespierre daß wir nicht bloß Schachfiguren ſind, mit denen Ihr Revolution ſpielen möchtet! Ihr wollt einen Stein nach dem andern ſetzen, wie Ihr es Euch einmal ausgeklügelt habt, aber eine Revolution iſt keine Schachpartie, mein Herr! Geſtern Abend war ich im Hôtel de Ville, und hatte mich in den Saal des Gemeinderaths gedrängt, um Euch wieder einmal reden zu hören. Ihr ſprachet vortrefflich, wie immer, aber mein Gott, wofür? Ich bekam eine Gänſehaut über den ganzen Leib, denn die viele Vernunft, die Ihr in einem Augenblick, wie dem jetzigen, auftreiben

konntet, machte mich ſchaudern. Ihr ſprachet ſo recht ſtattlich und ehrlich dafür, daß die Ernennung der Wähler in den Urverſammlungen doch auch recht beſchleunigt werden möchte, um ſofort wieder auf das Volk zurückzugehn, und daß man den neuen Gemeindekörper füglich auch noch aus einigen Mitgliedern des alten ergänzen könnte, und daß man wohl thäte, nur diejenigen Mitglieder des Gemeinderaths mit Verwaltungsſachen zu beauftragen, welche das öffentliche Vertrauen noch in keiner Weiſe eingebüßt hätten. So ſprachet Ihr, Herr Robespierre, und was meint Ihr wohl, das wir dabei empfunden haben, die wir jetzt endlich nach der richtigen Bluttaufe der Revolution ſtreben, und denen Ihr ſtatt des reifen Brotes der Revolution den Stein reichen wollt, den wir nicht verdauen können?

Nun, ich will es Euch ſagen, was Ihr und Euresgleichen empfunden habt, und damit werdet Ihr zugleich hören, wer ich bin! ſagte Robespierre jetzt, indem ſeine Stimme plötzlich mächtig anſchwoll. Ihr habt einen vorzeitigen Mordhunger empfunden, und wollt, daß die Befriedigung deſſelben wie eine Großthat angeſehen werden möchte, die dem Vaterland und der Freiheit nothwendig ſei. Es ſind niedrige, verdammenswerthe Triebe, die Euch nach den

Gefängniſſen lüſtern gemacht haben, in denen Euer Volkstribunal, zu dem ich allerdings nicht gehören wollte, ſo viele verdächtige Perſonen aufgehäuft hat, aber auch ſo viele unſchuldige! Ihr betrachtet dieſe Gefängniſſe für einen Weideplatz, den Eure Mordluſt abgraſen möchte, und ich weiß recht wohl, daß in den Faubourgs für heut die unheilvollſten Verabredungen beſtehn! Ja, wenn Ihr wüßtet, daß Euere Streiche, die Ihr blindlings in dieſe Kerker hineinführen wollt, bloß die Adeligen und die Prieſter träfen! Dieſe Leute, denen das Volk ſeit Jahrhunderten nur zur Beute ihrer Eigenſucht gedient, haben den Tod durch die Hand des Volkes verdient, aber den Tod über ſeine Feinde muß man als Richter, nicht als Schlächter vollziehn. Mir iſt bange heut um Paris, ich will es geſtehn! Die ſchwarze Fahne, die heut vom Stadthauſe herunterweht, ſagt nicht nur aus, daß das Vaterland in Gefahr iſt, ſie geſteht auch zu, daß heut die Herzen aller wahren Patrioten traurig und betroffen ſind. Und ſoll ich noch von mir reden? Nein, ich werde ſchweigen. Ihr Alle, die Ihr heut den Tag gekommen glaubt, um die Natur des Volkes in Verbrechen und Schandthat zu enthüllen, Ihr wißt nicht, wie es im einfachen, ächten Herzen des Volkes ausſieht. Ihr kennt

darum auch Robespierre nicht, und es sei Euch verziehen, daß Ihr ihn schmäht. Wann habe ich Euch gesagt, daß ich mehr sein will, als ich bin, und wann habe ich Euch erlaubt, etwas Anderes von mir zu verlangen, als ich leisten kann? Ich will kein Held, kein Herrscher, kein Großer unter Euch sein, sondern als schlichter Mann des Volkes wollte ich Euch die Geschäfte der Revolution führen. Fort mit Dir, Jean! Du hast heut das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Zwischen uns Beiden ist keine Gemeinschaft mehr. Aber wir treffen uns einst, wo ich sehen werde, ob Du noch als Tapferer bestehst! Und dann wehe Dir und Deinesgleichen!

Jean hatte sich umgedreht und schien durch die Worte Robespierre's in eine tiefe Bewegung gerathen zu sein. Eleonore näherte sich ihm, heftig weinend, und ergriff seine Hand, mit einem innigen, bittenden Ausdruck, den Jean sehr wohl verstand. Auf seinem eben noch so wilden und trotzigen Gesicht begann eine bedeutende Veränderung einzutreten. Er schwankte noch hin und her, und schon wollte er sich Robespierre nähern, gegen den er mit einer nicht mehr mißzudeutenden Gebärde die Hand ausstreckte.

In diesem Augenblick wurde die Thür mit einer stürmischen Eile aufgerissen, und der alte Duplay,

ebenfalls in vollſtändiger Bewaffnung, trat ins Zimmer. Er ſchritt mit einer ſehr wichtigen Gebärde auf Robespierre zu, und ſagte: Herr Robespierre, ſoeben iſt unten ein Bote von dem Miniſter Danton erſchienen. Herr Danton läßt Sie dringend erſuchen, ſich ſofort zu ihm nach dem Juſtizminiſterium zu begeben, wo eine Miniſter-Sitzung abgehalten werden ſoll. Man wünſcht allerſeits, daß Sie derſelben beiwohnen möchten, und erwartet Sie zu dieſer Stunde. Auch ich muß in der größten Geſchwindigkeit fort. Ich bin geſtern in den Ueberwachungs-Ausſchuß gewählt worden, und Herr Marat hat auf heut Morgen noch eine Sitzung für uns angeſetzt, bei der ich nicht fehlen darf. Soviel Ehre wiederfährt mir, bloß weil ich ſo glücklich bin, daß Herr Robespierre bei mir wohnt. Aber Ihr könnt glauben, Herr Robespierre, dieſe Leute in den Gefängniſſen machen uns gar zu viel Kopfbrechens. Die Kerker platzen jetzt faſt, ſo voll ſtecken ſie von Ariſtokraten und Prieſtern, und ich halte es für gefährlich, daß ſo viel Geiſtlichkeit und Adel jetzt auf Einem Haufen dort bei einander ſteckt. Es kann dies eine giftige Ausdünſtung geben, die für den Geſundheitszuſtand von ganz Paris gefährlich wird. Herr Marat meinte, daß man Feuer an dieſe Gefängniſſe legen ſolle, um

auf Einmal mit ihnen fertig zu werden.*) Die höchste Zeit möchte es wohl sein, denn man sagt überall in ganz Paris, daß in den Gefängnissen ein Complot besteht. Sobald die Preußen und Oesterreicher in Frankreich vorgedrungen, wollen die Gefangenen ausbrechen und den Feinden die Thore von Paris öffnen. Aber der Vorschlag des Herrn Marat ist doch wohl zu gefährlich, denn das Feuer könnte ja auch die umliegenden Häuser der guten Bürger ergreifen. Nun, wir werden ja sehen. Aber, wie gesagt, ich muß eiligst fort, und Sie, Herr Robespierre, werden im Justizministerium erwartet.

Herr Duplay würde in der Aufregung, die ihn zugleich über die neue Wichtigkeit seiner eigenen Person befallen, noch eine Zeitlang so weiter geplaudert haben, wenn ihn nicht jetzt Robespierre selbst mit einer sanften Bewegung zur Thür hinausgeschoben hätte.

Vater Duplay verbreitet schlimme Ansichten, wenn wir ihn noch länger hier hören, sagte Robespierre, indem er dem ihn noch immer unverwandt anblickenden Jean bedeutungsvoll zunickte. Für ihn selbst hat das nichts zu bedeuten, denn wenn es zur Sache

*) Duval Souvenirs II. 246.

Worte wohl zu wehlen und füglich zu setzen. Und weil dazu viel helffen die Exempel derer, so bereits wohl angeschrieben und durch einen glücklichen Trieb der Natur den andern das Eiß gebrochen, so würde nicht allein nöthig sein ihre Schrifften hervorzuziehen und zur Nachfolge vorzustellen, sondern auch zu vermehren, die Bücher der alten und auch wohl einiger neuen Haupt-Autoren in gutes Teutsch zu bringen und allerhand schöne und nützliche Materien wohl auszuarbeiten."

Die abenteuerlichen Sprachgesellschaften, welche sich im siebzehnten Jahrhundert nach Vorbild der italienischen Akademieen bildeten, hatten auf die deutsche Sprache fast gar keinen Einfluß, und bewiesen durch sich ebenfalls, daß nur die lebenzeugende Production im Stande sei, denselben zu gewinnen. Von Deutschlands Akademieen selbst wurde sogar die ausländernde Heimathlosigkeit der deutschen Zunge eher begünstigt als widersprochen, und wie sehr gewiß Leibnitz als Gründer einer Akademie vorzugsweise ein Charakterbild deutscher Wissenschaft vor Augen hatte, so wurde es doch gerade bei der berlinischen Akademie anfängliches Gesetz, die Abhandlungen in französischer Sprache zu

kommt, ſchenkt er doch Allen das Leben, vorausgeſetzt, daß ſie ihn nur für einen recht ſchrecklichen Kerl erklären wollen. Aber wir Beide, Jean, nicht wahr, wir ſind jetzt einig? Wir ſind einig, daß wir unſere Tapferkeit verſparen wollen, bis es wirklich Mann gegen Mann, Zahn gegen Zahn geht, denn der geheime Mord, der den Wehrloſen und Gefeſſelten zu ſeinem Angriff erſieht, iſt eine Feigheit. Jean hat mir ja einſt aus ſchwarzem Ebenholz den Stab des Aesculap zu meinem Geburtstage gedrechſelt. Halten wir dieſen ſchönen Stab noch eine Zeitlang feſt in der Hand, denn es iſt der Stab, der heilen und geſund machen, aber nicht morden, nicht banditenmäßig überfallen will!

Der große kräftige Geſell, der dieſen herzlichen Worten Robespierre's nicht länger widerſtehen konnte, war jetzt faſt vor einer ihn überwältigenden Weichheit in ſich zuſammengeſunken. Er ergriff Robespierre's Hand, und drückte dieſelbe erſt ganz leiſe, dann mit einer aufflammenden Gewalt. Eine Thräne ſchien in ſeinen ſchwarzen Augen zu ſchimmern.

Und da ich jetzt in Dein Herz hineingeſehen habe, fuhr Robespierre fort, ſo will ich Dir jetzt auch einen Beweis meines Vertrauens geben, das vollſtändig zu Dir zurückgekehrt iſt. Ich gebe Dir daher einen

Auftrag. Schultere Dein Gewehr, mein Sohn, und begieb Dich in Begleitung Roberts, der noch später Zeit genug hat, um sich auf dem Marsfelde zu stellen, nach dem Collège Louis le Grand. Vor diesem Hause steht mir so lange Schildwach, bis ich Euch durch einen andern Posten ablösen lasse. Wenn verdächtige Schaaren ankommen, welche in das Collège eindringen wollen, so sage, Jean, daß Ihr von Robespierre beordert seid, um seinen alten Lehrer, den Abbé Bérardier, zu schützen, für den er sich bei dem Volke verbürge. Ihr werdet sehen, daß das Volk von Paris noch Etwas von Robespiere hält, wenn er auch Eure Straßenschlachten bisjetzt nicht mitgefochten hat. Ihr werdet sehen, sage ich Euch, daß auch die Schlimmsten, die sich heut haben verleiten lassen, den Willen Robespierre's achten und seinem alten Lehrer kein Haar krümmen werden. Denn den Abbé Bérardier liebe ich, er lehrte mich nicht bloß Latein, sondern auch den Sieg in der Selbstüberwindung zu suchen.

Jean erklärte sich mit einem jauchzenden Freuderuf sogleich bereit, diesen Auftrag auszuführen, und Robert jubelte nicht minder, daran Theil nehmen zu dürfen. Die beiden jungen Männer begaben sich auf der Stelle fort, nachdem Jean in seinen Abschieds-

gruß bei Robespierre nochmals die Bitte, ihm zu verzeihen, gelegt hatte.

Und jetzt werde ich der Einladung Folge leiſten! ſagte Robespierre, indem er ſich bei Eleonoren beurlaubte, die ſich in allen dieſen Tagen nur ſehr ſchwer von ihm trennen konnte.

Eleonore blieb in banger Einſamkeit zurück. Sie hörte den unermeßlichen Jubel, mit dem der aus dem Hauſe heraustretende Robespierre unten von der Volksmenge empfangen und weiter geleitet wurde, aber ſie verſank in ein ahnungsvolles, trübſinniges Hinſtarren, indem ſie in ihr Zimmer ſich begab. Das fortgeſetzte Geläute der Sturmglocken, das Schießen in der Ferne, das dumpfe Heulen und Lärmen der Volksſtimmen begleiteten unaufhörlich die beſorgnißvollen Gedanken, denen ſich Eleonore hingab. —

In dem großen Saal des Juſtizminiſteriums fand Robespierre ſchon eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt. Es waren ſämmtliche Miniſter, mit Ausnahme Roland's, erſchienen, und um den runden Tiſch, an welchem Danton den Vorſitz übernommen, ſaßen außerdem der Maire Pétion, der Gemeinde-Procurator Manuel, und die Volksmänner Camille Desmoulins und Fabre d'Eglantine, zu denen ſich jetzt auch Robespierre, der ganz geräuſchlos eingetreten

war, niederſetzte. Danton hatte einen Rock von rothem Scharlachtuch an, und gebärdete ſich an der Spitze des kleinen Kreiſes mit einer ungemein feſten und zuverſichtlichen Haltung. Auf den übrigen Geſichtern drückte ſich aber im Gegenſatz dazu eine nicht geringe Unruhe und Beängſtigung aus. Man hatte ſoeben die Befürchtung ausgeſprochen, daß Verdün ſich gegen den Andrang der feindlichen Heere nicht werde halten können. Man berieth, zum Theil mit ſehr kleinlauter Geſinnung, die bedrohte Lage Frankreichs, und die jetzt zu ergreifenden Maaßregeln.

Robespierre, nachdem er zuerſt geſchwiegen, und mit rollenden Augen den Kreis der Männer, in dem er ſich hier befand, überflogen hatte, ſagte plötzlich, ſcheinbar vom Thema abſpringend: Ich ſehe den Miniſter Roland nicht hier.

Der Miniſter Roland iſt unwohl geworden, rief ihm Danton mit einem höhniſchen Lachen über den Tiſch zu. Wir haben uns zuvor auf das Heftigſte überworfen, denn er ließ ſich beikommen, uns zur Flucht zu rathen, und den Schatz und den König, den letzteren ja nicht zu vergeſſen, mitzunehmen. Dieſe neueſte Offenbarung aus dem Unterrock der Madame Roland konnten wir natürlich nicht mit der gehörigen Andacht aufnehmen, und ich verwies den beſten aller

Ehemänner zur Ruhe, weshalb er ſich wohl heut nicht wieder ſehen laſſen wird.

Ich bedauere, daß der Miniſter Roland nicht erſchienen iſt, rief Robespierre mit ſchmetternder Stimme, indem er ſich erhob. Ich will den Miniſter Roland als Verräther anklagen, und Verräther iſt er zugleich mit ſeinem ganzen Anhang, mit der prächtigen Gironde und dem ſchmeichleriſchen Briſſot. Dieſe Alle haben ein Complot geſtiftet, um den Thron Frankreichs an den Herzog von Braunſchweig zu verkaufen. Sie haben Geld dafür bekommen, und die Beweiſe werde ich nicht ſchuldig bleiben, ſondern morgen vorlegen. Dieſe Verräther, die an unſerm Herzen zehren, haben die Stunde der größten äußern und innern Gefahr zur Ausführung ihrer verbrecheriſchen Abſichten erwählt. Darum begünſtigen ſie auch das finſtere unheilvolle Treiben, das in dieſem Augenblick unſere Stadt in den Abgrund der Raſerei wirft, während der Feind, und unter unſern Feinden der, an welchen ſie die Krone Frankreichs verſchachern wollen, ſchon mit der Uebermacht der Waffen gegen uns ſteht. Ich behaupte ein verrätheriſches Einverſtändniß der Gironde mit Preußen, ich trage auf eine Unterſuchung gegen Roland an, weil er dieſe Umtriebe fördert und weil er ſchon jetzt einen freiheitsfeindlichen Einfluß

auf die bevorſtehenden Conventswahlen ausübt, und ich verlange ferner, daß Briſſot verhaftet werde, wie ich auch darauf hinweiſe, daß dem neuen Ueberwachungs-Ausſchuß, der durch ſeine Uebertreibungen leicht die Abſichten jenes volksverrätheriſchen Complots fördern könnte, Gränzen ſeiner Wirkſamkeit geſetzt werden! —*)

Eine tiefe Stille war bei dieſen herausfordernden Worten Robespierre's entſtanden. Niemand ſchien ſich zu einer Erwiederung anſchicken zu wollen. Die anweſenden Miniſter waren bleich geworden, und Danton ſchien ſich in einiger Verlegenheit zu befinden. Er ſagte endlich, daß man in einer ſo wichtigen Angelegenheit nichts übereilen dürfe, und ſchlug vor, ſich einſtweilen mit einer Hausſuchung bei Briſſot zu begnügen, nnd nur dann weiter vorzugehen, wenn ſeine Papiere Anhaltspuncte dafür geboten hätten. Dieſer Anſicht wurde von allen Seiten zugeſtimmt. Robespierre's Geſicht zuckte, und ſpielte abwechſelnd in bleichen und dunkelgelben Farben. In dieſem Augenblick wurde die Thür des Conferenz-Saals heftig aufgeriſſen, und Théophile Mandar, der Vice-

*) Peltier Histoire de la revolution au 10. août p. 233. Sybel I. 497.

Präſident der Section des Temple, ſtürzte mit allen Anzeichen der äußerſten Bewegung hinein. Er wandte ſich ſogleich an Danton, und rief: Man berath hier über das auswärtige Heil Frankreichs, aber im Innern, in unſerer nächſten Nähe, brechen die abſcheulichſten Schandthaten los. Soeben bin ich Zeuge des nichtswürdigſten Verbrechens geweſen. Ich ſtieg den Pont-Neuf herab, um mich in die Rue Dauphine zu begeben. Fünf Wagen von Gefangenen kamen mir entgegen, wie man ſagte, mit Prieſtern und Ariſtokraten gefüllt, die man verhaftet hatte, weil ſie ſich um Päſſe auf dem Stadthauſe gemeldet. Man führte ſie nach dem Gefängniß der Abtei. Die Wagen wurden durch ein Hinderniß aufgehalten, welches an dem Carrefour der Rue de Buſſy entſtanden, wo die Einſchreibung der Freiwilligen in die Werbeliſten ein ungeheures Volksgedränge verurſachte. In dieſem Augenblick erſcheint ein Menſch, der einen nackten Säbel in der Hand ſchwingt, nähert ſich einem dieſer Wagen, und ſtößt blindlings mehrere Male ſeinen Säbel tief hinein. Das Blut ſpritzt ſogleich in einem dicken Strom heraus. In dem Wagen ſaßen ſechs Prieſter. Der fürchterliche Menſch ſtößt noch einmal hinein und tödtet ſie alle, dann beſteigt er den nächſten Wagen, und taucht ſein blutrothes Mordgewehr

mit derſelben Kaltblütigkeit hinein. Bald bekommt er ſchreckliche Helfer aus der wild gewordenen Maſſe, die den Wagen folgt, welche ſich jetzt wieder langſam in Bewegung geſetzt haben. An jedem Wagen hängt ein Mörder, der ſeine verzweifelten, laut ſchreienden Opfer aus nächſter Hand zu treffen weiß. Hier und da kehrt ſich das Volk mit Entſetzen ab, anderswo heult es ſchon aus entflammter Leidenſchaft und Rachſucht! Sind wir in Paris? Darf das unter Menſchen geſchehen? Ich trage darauf an, daß zu jedem Gefängniß einige einflußreiche Bürger hingeſchickt werden, um einer Raſerei Einhalt zu thun, durch welche Frankreich auf ewige Zeiten geſchändet und verflucht ſein wird unter allen Nationen!

Danton ſaß während dieſes Berichts kalt und unbeweglich da, während die Uebrigen in die größte Unruhe und Beſtürzung gerathen zu ſein ſchienen. Endlich ſagte er: Setze Dich ruhig nieder, Mandar. Es iſt da nichts zu machen. Es liegt eine gewiſſe Nothwendigkeit in Dem, was Du geſchehen ſahſt!

Eine Nothwendigkeit? fragte der entſetzte Mandar. Er eilte, indem er ſich in ſeiner Aufregung nicht mehr zu faſſen wußte, in ein Nebenzimmer, wohin ihm Robespierre und Pétion folgten.

Laßt uns zuſammen in die Nationalverſammlung

gehn, ſagte Mandar. Ernennen wir einen Dictator, wie es die alten Römer thaten, in der Zeit einer furchtbaren Kriſis!

Davor wollen wir uns hüten, rief Robespierre mit einer feierlich zurückweiſenden Gebärde. Dieſer Dictator würde Briſſot ſein! Wir würden dann einem wichtig thuenden Schwätzer, der aus Eitelkeit zu jedem Verrath bereit iſt, in die Hände gerathen.

Mandar eilte in Verzweiflung fort.

Und Du, Pétion? ſagte Robespierre, nachdem er ſich eine Zeit lang mit dem Maire ganz ſtumm gegenübergeſtanden. Du ſprichſt heut gar nichts? Wäre es nicht Deine Pflicht als Maire geweſen, Dich den heut vorgehenden Abſcheulichkeiten mit aller Kraft Deines Amtes zu widerſetzen?*)

Pétion erbleichte, und warf dann einen ſichtlich erzürnten Blick auf Robespierre. Dann erwiederte er mit einer kalten ruhigen Stimme: Alles, was ich hierauf zu ſagen weiß, iſt, daß keine menſchliche Macht Das, was heut in Paris vorgeht, verhindern kann. Ich lehne aber ganz beſonders jeden Vorwurf

*) Prud'homme Histoire générale et impartiale de la Révolution IV. 123. Mémoires de Charlotte Robespierre sur ses deux frères in den Oeuvres de Maximilien Robespierre II. 44.

ab, den Herr Robespierre mir in meiner Stelle als Maire machen könnte.

Robespierre ſah ihn erſtaunt an, indem er den Ton nicht begriff, welchen Pétion plötzlich gegen ihn angeſchlagen. Dann begab ſich Robespierre, ohne ihn weiter zu beachten, in den großen Saal zurück.

Die Verſammlung hatte ſich dort bereits aufgelöſt. Danton ſtolzirte in ſeinem ſcharlachfarbenen Rock ganz allein in dem Saal umher, und ſchien noch auf Robespierre gewartet zu haben.

Ich bitte Dich, Freund, heute Dein Diner bei mir einzunehmen, ſagte Danton. Du findeſt nur ganz nahe Bekannte, und mehrere ſchöne Damen. Auch haben wir nicht weit hinüber nach dem Speiſeſaal.

Du haſt heut ein Diner? fragte Robespierre mit einem einigermaßen bittern Ausdruck.

Nun, mein Gott, man muß doch eſſen, und an ſchlimmen Tagen muß man grade am beſten diniren, lachte Danton. Du findeſt auch die intereſſante Kéralio, die jetzt mit Herrn Robert verheirathet iſt. Denke Dir, ihre kurze Heirath und ihre Schwärmerei für die Revolution bekommen ihr ſo gut, daß der zarte durchſichtige Blauſtrumpf ſchon ein ganz niedliches Embonpoint anzuſetzen beginnt.

ſchreiben und vorzuleſen. Klopſtock ließ deshalb in ſeiner „Gelehrtenrepublik" durch die Aldermänner derſelben die „berliner und mannheimer Akademiſten" in Anklageſtand verſetzen, weil ſie nicht in deutſcher Sprache ſchrieben*), wie er es denn überhaupt in ſeinem hochherzigen Eifer für die Sprache des Thuiskon, mit welchem er auch in den Grammatiſchen Geſprächen gegen alle Ausländerei heftige Fehde begann, zum erſten Geſetz der deutſchen Gelehrtenrepublik machte: „wer in lateiniſcher Sprache ſchreibt oder in einer neuen ausländiſchen, wird ſo lange Landes verwieſen, bis er etwas in unſerer Sprache herausgiebt" — „ſelbſt Leibnitz, wenn er wieder käme."

Wenn man die deutſche Literatur und ihre ſich ſelbſt überlaſſene Darſtellung aus den Studirſtuben, einſamen Poetenſteigen, Vetter-Michel-Soiréen und Salonsverabredungen plötzlich aufgerufen und verſammelt denkt zu einem Mittelpunkt öffentlicher Repräſentation, ſo wäre immer noch das Schwierigſte übrig, zu beſtimmen, wo die beabſichtigte Wirkſamkeit anfangen und wieder aufhören ſolle.

*) Die deutſche Gelehrtenrepublik. Frankfurt und Leipzig 1774. S. 366.

Ich beneide Dich heut nicht um Deinen Appetit und um Deinen guten Humor, entgegnete Robespierre, düſter vor ſich hinſtarrend. Aber ich werde Dich zu Madame Danton begleiten, wenn ich auch nicht eſſen kann. Deine Frau wird mich als bloßen Beiſitzer des Diners entſchuldigen. Mich verlangt aber heut in Deiner Nähe zu bleiben, denn ich muß ſehn, wie Du den heutigen Tag erträgſt, an dem ich mich vor Pein und Unruhe nicht zu laſſen weiß.

Darum denke ich noch gut zu diniren, erwiderte Danton mit einer cyniſchen Gebärde. Es iſt möglich, daß wir in der kommenden Nacht alle hingeſchlachtet werden. Mein Freund, Paris tanzt heute auf der Spitze von vielen tauſend Dolchen. Man kann noch nicht wiſſen, wer ſicher abgleitet, wer blutend hängen bleibt. Glaube mir, es iſt kein Ammengeſchwätz, daß eine Verſchwörung der Ariſtokraten in den Gefängniſſen wuchert. Es exiſtirt in dieſem Augenblick eine bewaffnete Reactions-Armee in den Gefängniſſen von Paris, die in Beſitz von Pulver, Gewehren und Dolchen iſt. Und ihre Zahl iſt groß. Allein in der Nacht auf den dreißigſten Auguſt haben wir ja dreitauſend Menſchen, faſt alle aus bedeutenden ariſtokratiſchen Familien, verhaftet.

Und wer hat das Loſungswort für den heutigen

Tag ausgetheilt? Du, Danton? fragte Robespierre, ihm mit seinen durchbohrenden Blicken nahe tretend.

Ich weiß von keinem Loosungswort, entgegnete Danton nachläßig. Aber ich weiß etwas viel Fürchterlicheres, ich weiß, daß das Volk sich für heut selbst sein Losungswort gegeben hat. Das Volk will einmal selbst Justiz üben, dies ist das Geheimniß des heutigen Tages. Hindern läßt sich so etwas nicht, mein Freund, ebenso wenig als es sich leiten und anstiften läßt. Vor Allem aber will das Volk dem Ausbruche des Complots in den Gefängnissen mit seiner eignen Hand zuvorkommen. Und nun denke an unsere auswärtige Lage, Robespierre! Wir haben von Innen und von Außen mehr Feinde, als wir Freunde haben. Das Volk fühlt dies mit seinem nie zu trügenden Instinkt. Es nimmt zu dem Schrecken seine Zuflucht, um der Uebermacht der Royalisten Herr zu werden. Es ist in diesem Beginnen ein ungeheurer Verstand, vor dem man schaudern kann, den man aber zugleich bewundern muß.

Robespierre schwieg. Danton führte ihn jetzt durch die Corridors seines Hôtels und langte mit ihm in kurzer Zeit bei seinen prächtiger als je aufgeschmückten Wohngemächern an. Unterwegs sagte Robespierre: Es ist Marat, der mit seinem tollen

fratzenhaften Weſen dieſe ganze Verwickelung verſchuldet hat! Er hat die Gefängniſſe überfüllt, daß dadurch allein ſchon eine Gefahr entſtanden iſt, und nun treibt er das Volk zu einer Jagd auf, die es für alle unſere beſſeren Zwecke verwildern muß! —

In dem Salon war die kleine Geſellſchaft ſchon vollſtändig verſammelt. Madame Danton trat auf Robespierre mit freudiger Ueberraſchung über den ſeltenen Gaſt zu, und begrüßte ihn angelegentlich. Dann ſchlug ſie ihre glühenden Augen, welche die Spur einer Thräne zeigten, zu Danton auf, und es ſchien ein leiſer Vorwurf in ihren Blicken zu ihm ſich auszudrücken.

Du haſt Etwas gegen mich, Louiſon, ſagte er, indem er ſie zärtlich und wiederholt auf den Nacken küßte.

Ja, Danton, entgegnete ſie mit einer tiefen Traurigkeit in dem ſchönen Geſicht. Du haſt mir verſprochen, daß heut Alles gut werden ſolle, und nun dringen ſchon die entſetzlichen Nachrichten von der Straße herauf. Das Volk ermordet die Gefangenen ſchon in den Transport-Wagen, in denen ſie fortgeführt werden, und ſoeben ſollen zwei Prieſter beim Kloſter der Carmeliter niedergeſtochen worden ſein. Man hatte ſie in Verdacht, daß ſie ſich zur Armee

anwerben laſſen wollten, um zu entfliehen. Das iſt nicht recht, Danton, das iſt nicht recht!

Camille Desmoulins, der einige Zeit vorher eingetreten war, mußte in dieſem Augenblick wahrſcheinlich dieſelben Vorwürfe von ſeiner zarten Frau hören, mit der er in eifriger Unterredung in einer Fenſternische ſtand.

Madame Hébert, die ſtattliche Frau des Père Duchesne, ſtand dagegen mit Madame Robert, der ehemaligen Demoiſelle Kéralio, in der Mitte des Salons, in einer heiteren, unaufhörlich lachenden Unterhaltung. Dieſe Damen ſchienen von den Schreckensſcenen des Tages nicht im Mindeſten berührt zu ſein.

Meine Damen, ſagte der coloſſale Danton jetzt mit einer wahrhaft gutmüthigen Stimme, indem er auch zu Madame Desmoulins hinſchritt, beklagen und rühren Sie ſich nicht über Dinge, die ſich doch einmal nicht ändern laſſen. Was ich zu thun vermochte, habe ich gethan. Noch geſtern habe ich mit Camille, Manuel und Tallien die Liſten aller Gefängniſſe revidirt, und ich habe die Freilaſſung derjenigen Perſonen bewirkt, die ſich nur irgend dazu zu eignen ſchienen.*) Was noch in den Kerkern zurückgeblieben,

*) Duval Souvenirs II. 248.

iſt nicht meine Sache. Denn jeder Freund, der ſich bei mir nur irgend für einen Gefangenen verwandte und verbürgte, konnte der Erfüllung ſeines Wunſches gewiß ſein. Man muß aber auch bedenken, daß wir noch immer in der Revolution leben, und daß in einer ſolchen Zeit der Todtſchlag nur zu den kleinen Sünden gehört!

Der Juſtizminiſter Danton begleitete dieſen ſeinen eigenen Ausſpruch mit dem herzlichſten Gelächter, und gerieth jetzt faſt in eine ausgelaſſene Heiterkeit, die ſich noch ſteigerte, als jetzt die Flügelthüren zu dem die feinſten Gerüche ausſtrömenden Eßſaal geöffnet wurden. Die Geſellſchaft trat in denſelben ein, Robespierre aber hatte nicht vermocht, ihr zu folgen. Nachdem er bei Madame Danton einen kaum genügenden Grund der Entſchuldigung angebracht, ſtürzte er fort. Es trieb ihn auf die Straße hinaus, er wollte ſelbſt ſehen, was ſich in Paris ereignete. —

Bald befand ſich Robespierre in den dichteſten, unruhigſten Wirbeln des Volksgewühls. Seine Schritte lenkten ſich zuerſt unwillkürlich nach dem Platz der Abtei, wo ſich ihm ſogleich ein furchtbares Schauſpiel entgegenſtellte. Der ganze Platz war mit Leichen bedeckt, deren Zahl ſich durch die aus ihren Kerkern herbeigeſchleppten Gefangenen, die theils ſchon in

denſelben niedergemacht waren, theils erſt auf dem Platze ihren Tod von ſchrecklichen Händen empfingen, unaufhörlich vermehrten. Es ſchien aber eben ein Moment der Ruhe eingetreten, und die entſetzlichſten Geſtalten aus dem Volke, die bisher mit dieſer Metzelei beſchäftigt geweſen, ließen ſich jetzt um mehrere Tiſche nieder, welche man neben den hochgeſchichteten Haufen der Leichen hingeſtellt hatte. Dieſe Tiſche waren mit Weinflaſchen und mit Gläſern deren Rand von Blut beſchmutzt war, bedeckt, und die Frauen kamen mit gefüllten Körben hinzu, um ihren Männern, wie ſonſt in friedlicheren und ſchuldloſeren Zeiten der Arbeit, Eſſen zu bringen.

Während ſich dieſe Arbeiter anſchickten, ein behagliches und ziemlich langes Mahl abzuhalten, verbreitete ſich aber plötzlich das Gerücht, daß Marat gegen dieſen Aufenthalt ſei und ſchon mit Wuth gegen einen ſolchen Zeitverluſt ſich erklärt habe. Bald erſchien auch Billaud-Varennes, ein Mitglied des neuen Gemeinderaths, ein Mann mit einem kalten, ſchreckensvollen Geſicht, der ſeinen Hut mit einem rothen Federbuſch geziert trug. Um ſeinen Leib hatte er die Schärpe des Municipalbeamten geſchlungen. Er ſtieg auf einen Stuhl, und hielt eine mächtige donnernde Anrede an die Arbeiter und die geſammte

Volksmasse, indem er sie ermahnte, mit Fleiß und Ausdauer in ihren Geschäften fortzufahren. Sein Aussehn hatte etwas Tigerartiges, und um ihn zu besänftigen, schleppte man jetzt von allen Seiten Uhren, Ringe, Kostbarkeiten, Geld und Assignaten, welche man bei den auf dem Pflaster umherliegenden Leichen gefunden, herbei, und übergab ihm Alles. Billaud-Varennes packte dies jetzt mit einer eisernen Ruhe zusammen, und sandte es auf die Mairie, während die Arbeiter nun fortfuhren, sich mit den noch übrigen Gefangenen zu beschäftigen.

Robespierre verließ diesen Platz. Zorn und Schmerz nagten an seiner Seele. Er beschloß, in sein Haus zurückzukehren und sich zu verbergen. Unterwegs begegneten ihm ganze Wagen voll Leichen, die man nach den Catacomben fuhr, um sie dort abzulagern. Man hatte zu diesen Transporten vornehme, mit aristokratischen Wappen geschmückte Equipagen genommen, die zu diesem Zweck aus dem Faubourg St. Germain weggeholt wurden. Die blutige Menschenjagd begann jetzt durch ganz Paris zu brausen.

Bei den Carmelitern, bei denen Robespierre jetzt vorübergelangte, vernahm er dumpfe, entsetzliche Laute aus dem Innern des Klosters. Die Pforten waren von innen gesperrt worden, aber man

hatte die Prieſter mit Säbelhieben in der Kirche zuſammengetrieben, und ließ die unglücklichen Opfer dann Einen nach dem Andern eine Treppe zum Garten heruntersteigen. In dem Augenblick, wo er am Fuß der Treppe anlangte, wurde dann jeder Einzelne niedergemetzelt. Dann wurden die Thüren des Carmeliter-Kloſters wieder aufgeſchlagen, und eine wilde Rotte junger Männer ſtürzte hinaus, welche das Volk die rothen Brüder Danton's nannte, und jubelnd empfing. Es waren dies meiſt junge Männer von gutem Herkommen, die den Curſus des Rechts und der Medizin mit dem Club der Cordeliers vertauſcht hatten, und beim Heraustreten aus dem Kloſter zugleich einige philoſophiſche und gelehrte Flüche ausſtießen um ihren Abſcheu gegen die hingemordeten Prieſter noch hinterher zu rechtfertigen. Sie trugen ſämmtlich in gleicher Form die rothe Mütze und eine Cravate, einen Leibgürtel und eine Weſte von rother Farbe.

In den anderen Straßen, durch welche Robespierre noch gelangen mußte, ehe er in ſein Haus in der Rue St. Honoré eintreten konnte, begann ſich der Mord gegen die anderen Gefängniſſe der Stadt, und jetzt namentlich gegen die gefangenen Schweizer zu richten. In den ſchmerzvollen, ihn tief erſchütternden Gefühlen, von denen ſich Robespierre nieder-

gebeugt fühlte, hätte ihn der Anblick des neuen General-Commandanten der Nationalgarde, der ihm unterwegs begegnete, faſt zum Lachen ſtimmen können. Santerre durchraſte die Stadt auf einem großen und ſchwerfälligen ſchwarzen Brauerpferde, umgeben von fünf ſeiner ehemaligen Knechte, welche jetzt die Stelle der Adjutanten bei ihm verſahen. Seitdem er General geworden, hatte er, wie es ſchien, einen beſondern Werth darauf gelegt, ſich von Lafayette, der in ſeiner Kleidung ſtets ſehr ſauber und zierlich geweſen, durch die größte Vernachläſſigung ſeines Aeußern zu unterſcheiden, und auf ſeinem blauen Rock, den er trug, gab es viele Puderflecke und andere Unreinlichkeiten zu ſchauen. Die Befehle, die er aber jetzt auf den Straßen ertheilte, ſchienen keineswegs auf die Beendigung des ſchlimmen Spiels abzuzielen.

Fünf Tage hinter einander dauerte das Gemetzel fort. Zu den Opfern dieſer grauſamen, die menſchliche Natur ſchändenden Tage gehörte auch die ſchöne blonde Prinzeſſin von Lamballe, deren blutendes Haupt, auf eine Pike gepflanzt, von einem raſenden Volkshaufen unter den Fenſtern des Temple vor den Augen des Königs und der Königin auf und nieder getragen wurde. Die Königin ſank in Ohnmacht über den Anblick ihres zärtlich gehegten Lieblings,

die vor dem Tribunal, vor welches man ſie in dem Gefängniß La Force geſtellt hatte, zwar den Eid der Freiheit und Gleichheit, aber nicht den Haß gegen das Königthum hatte ſchwören wollen, weil ein ſolcher Eid, wie ſie ſagte, nicht in ihrem Herzen ſei. Von dem Richter freigeſprochen, war das zarte muthwillige Geſchöpf von den hinter ihr lauernden Mördern niedergeſchlagen worden. Man zerfetzte den Leichnam, und ſteckte nicht bloß den Kopf auf eine Pike, ſondern mit einzelnen Theilen trieb auch die Schamloſigkeit ihr unzüchtiges Spiel.

Umgeben von ſo viel Mord und Schmach, leiſtete die Nationalverſammlung am vierten September, auf den Antrag des Ex-Capuziners Chabot, den feierlichen Eid: „Keinen König mehr!“ An demſelben Tage war die Nachricht von der Uebergabe der Stadt Verdun an die feindlichen Heere in Paris eingetroffen.

Buchdruckerei von Guſtav Lange in Berlin.

Als Klopstock seine Telyn, die „tönt zu dem Fluge des deutschen Liedes", singensmüde bei Seite gelegt, glaubte er, mit allem königlichen Purpur jenes altherrlichen deutschen Dichterruhms behangen, nun auch als Gesetzgeber und Verfassungsordner des Parnasses auftreten zu müssen, und die Ankündigungen seiner Gelehrtenrepublik ließen nichts Geringeres erwarten, als die Präliminarien zu einer Art von gesetzmäßigem Verein der deutschen Schriftsteller, zur Wahrung ihrer innern und äußern Interessen, ihrer Sprache und aller ihrer Verhältnisse. Man subscribirte und pränumerirte an allen Orten und Enden des Vaterlandes, und niemals hat vielleicht wieder die deutsche Nationalbegeisterung so viel Geld unterzeichnet, als für Klopstock, der, wie man wußte, es mit eigner Dichterhand einnehmen würde. Da erschien jenes starre und frostige Buch, an dem nur das strengeinfache, scharfgeschnittene und hartgediegene Granitgerölle der Prosa bemerkenswerth, aber Wenigen einleuchtend war, dessen Inhalt jedoch, kaum auf zwanzig Seiten hintereinander ohne Erfrieren lesbar, durch seine abschreckende Pedanterie, durch seine halb ironisch angefärbte Altmeistermiene, Alles zerstörte, was man

Robespierre.

Von

Theodor Mundt.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

BIBLIOTECA
...A
...NCTENSIS.

Inhalt des Dritten Bandes.

Fünftes Buch. Robespierre's Leiden.

Seite

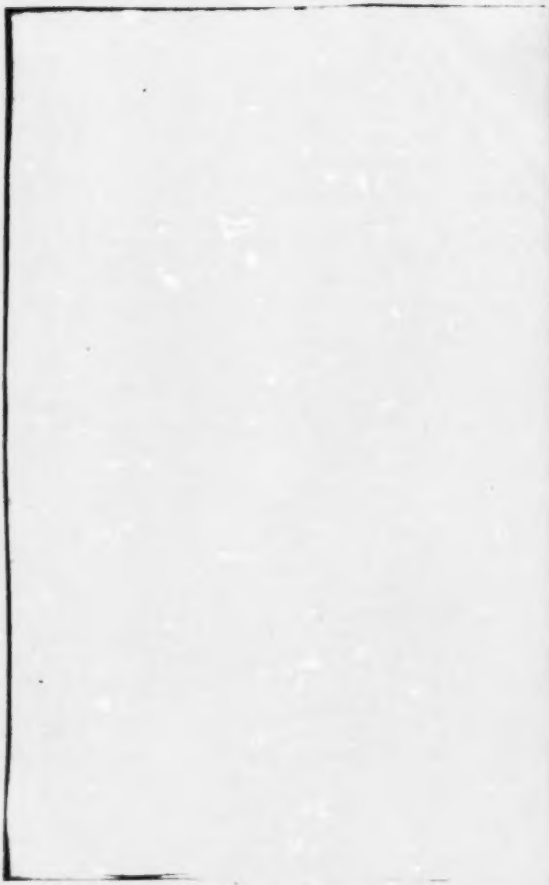
I. Der erſte Tag der Republik 3
II. Die Robespierréide 35
III. Der Triumph über die Gironde 57
IV. Die Rückkehr Eleonorens 100
V. Ein großer Wendepunkt 135

Sechſtes Buch. Danton und Robespierre.

I. Das Diner in Sèvres 157
II. Zweiundzwanzig Köpfe 194
III. Danton in Arcis-ſur-Aube 218
IV. Der neue Bund zwiſchen Robespierre u. Danton 236
V. Göttin Vernunft 256
VI. Er wird es nicht wagen 274
VII. Danton's Fall 290
VIII. Robespierre als Hoherprieſter 309
IX. Der Märtyrer der Republik 322
X. Robespierre's Fall. 344

Fünftes Buch.

Robespierre's Leiden.



I.

Der erſte Tag der Republik.

Im Saal der Manége hatte der neu zuſammengetretene National-Convent am 21. September 1792 ſeine erſte Sitzung abgehalten. Die Verſammlung war bei ihrem erſten Zuſammentreten ſehr unvollzählig erſchienen, und von den ſiebenhundertundzweiundfünfzig Deputirten, welche Frankreich erwählt, befanden ſich bei der Eröffnung nur dreihundertundelf im Saal. Auch die Volksmaſſe, welche ſich draußen vor dem Hauſe und auf der Terraſſe aufgeſtellt, war erſt am Schluß der Sitzung bedeutender angeſchwollen. Es war erſt langſam in Paris bekannt geworden, daß der National-Convent die Erklärung der Republik beſchloſſen. Man hatte entweder noch nicht ſo raſch darauf gerechnet, oder die allgemeine Abſpannung und Muthloſigkeit, welche die vorangegangenen Gräueltage bei der Bevölkerung hervorgebracht,

lasteten noch zu ſtark auf allen Gemüthern, als daß die Republik ſchon im erſten Augenblick ihrer Geburt feuriger hätte begrüßt werden können. Indeß ſchallten jetzt mächtige, die Luft erſchütternde Lebehochs für die Republik und den Convent aus der Maſſe empor, als Robespierre, Danton und Marat, die zuſammen und nebeneinander aus dem Hauſe heraustraten, ſich dem Volke zeigten.

Robespierre ſah ernſt und trübſinnig aus. Die Erklärung der Republik, die ſoeben im Saale vollbracht worden, hatte noch keinen glänzenden Sonnenſchein auf ſein Geſicht gebreitet. Danton erſchien behaglich und ſorglos wie immer, und ſchaukelte ſich, nach allen Seiten umherblickend und das Volk grüßend, unendlich wohlgefällig in ſeiner eigenen Größe. Man ſah ihm an ſeinem Lächeln an, daß er es dem Volke jetzt vergeben hatte, was es bei den Wahlen zum Convent an ihm geſündigt. Denn der Name Danton's war erſt als der zweite aus den Wahlurnen von Paris hervorgegangen. Zuerſt und vor allen Dingen war Robespierre zum Deputirten der Hauptſtadt erklärt worden.

Marat ſah einigermaßen befriedigt und geſättigt aus, und aus ſeinen ſeltſamen, verzückten Augen

leuchtete heut eine gewiſſe Koketterie, mit der er ſich vom Volke betrachten und bei Namen nennen ließ.

Ihr ſeht heut ſo geputzt aus, Herr Marat, ſagte ein ziemlich zerlumpter Mann aus dem Volke zu ihm, indem er ihm vertraulich auf die Schulter klopfte. Nicht wahr, es verlohnte ſchon der Mühe, um die Republik einen neuen Rock anzuziehn? Wenn wir Andern nur auch erſt ſo weit wären!

Der Rock iſt alt, guter Freund, der Rock iſt alt, erwiederte Marat mit einer lächerlichen Grimaſſe. An dem Tage, wo wir die Baſtille ſtürmten, bekam er das erſte Loch in den Aermel, das während der Diplomatie der letzten Jahre künſtlich geſtopft wurde. Einen neuen Rock ſchaffe ich mir erſt an, wenn wir gegen das Leben des Königs verhandeln werden. Heut haben wir nur die Republik erklärt, und das heißt noch nicht viel mehr, als den alten Rock umwenden!

Inzwiſchen hatte ſich die Zahl der auf den Platz herausgetretenen Abgeordneten vermehrt, und man ſtand noch in einzelnen Gruppen umher, weil viele der Convents-Männer, die dem Volke vertraut waren, es nicht hatten ablehnen können, auf die an ſie gerichteten Fragen Antwort und Auskunft zu ertheilen. Am meiſten wurde Robespierre von dicht-

gedrängten Volkshaufen umſtanden, mit denen er ſich auch in ſeiner ſich vollkommen gleichſtellenden Weiſe in eine lebhafte und eingehende Unterhaltung einließ. Mit wenigen, einfachen Worten ſetzte er immer den Leuten die Lage der Dinge auseinander, und zuletzt ließ er ſie glauben, daß ſie eigentlich Alles gewußt und gemacht, und er nur ſo glücklich geweſen, das Werkzeug ihrer Gedanken zu ſein.

Robespierre ſchien jedoch heut zerſtreut, und blickte unaufhörlich nach den Ausgängen der Manége und beſonders nach der Seite hin, wo die Zuſchauer-Tribünen ſich ausmündeten. Er erwartete von dort ſeine Schweſter Charlotte, die ſich ſeit einigen Tagen bei ihm in Paris befand, wohin ſie ſeinen jüngeren Bruder Auguſtin begleitet hatte, herauskommen zu ſehen, und mit ihr zugleich Eleonore-und Madame Duplay, in deren Geſellſchaft ſich Charlotte in die Sitzung begeben hatte.

Auguſtin, jetzt ebenfalls Mitglied des Convents, welche Ernennung Robespierre bei dem ihm geherchenden Wahlkörper von Paris ſehr leicht durchgeſetzt hatte, war am Schluß der Sitzung ſofort zu den Tribünen hinübergeeilt, um die Damen abzuholen. Aber er ließ ſich mit denſelben noch immer nicht ſehen, und Robespierre fühlte ſich auch noch aus

ſich für Gedanken und Hoffnungen von einer deutſchen Gelehrtenrepublik gemacht hatte. Das Thema wurde auf längere Zeit anrüchig, man dachte mit Schauder der ſteifleinenen klopſtockſchen Aldermänner, ſo oft wieder die Rede auf akademiſche Niederſetzung literariſcher Commiſſionen kam, und Klopſtock ließ den zweiten Theil der Gelehrtenrepublik, die eine ſo allgemeine Erkältung gegen ihn hervorgerufen, nicht erſcheinen. Niemals hat ein einzelnes Buch einem berühmten Autor mehr geſchadet, als dies, das ſein wirkungsreichſtes hätte werden können.

Auch unter Wielands Käppchen regten ſich einmal die Ideen einer deutſchen Akademie. Wenigſtens ſprach er das Bedürfniß aus, der Verwirrung deutſcher Schreibarten durch irgend eine Autorität ein Ziel zu ſetzen, durch irgend ein „gemeinſchaftliches Panier", wie er es nannte, unter das die Schriftſteller aus ihrem geſetzloſen Zuſtande, in dem jeder thun könne, was ihm beliebe, zu einer feſten und gegenſeitig bedingenden Gemeinſamkeit gerufen würden. Näheres darüber hat er nicht aufgeſtellt. Andere einzelne Pläne, die ebenfalls entweder unentwickelt oder erfolglos geblieben, kön-

einem anderen Grunde unruhig, denn es war seit der Ankunft seiner Schwester Charlotte ein Zwiespalt in seinem Hause ausgebrochen, der ihn auf das Unangenehmste berührte. Er zitterte vor dem Gedanken, daß dieser Zwiespalt jetzt während des mehrstündigen Zusammenseins der Frauen auf der Tribüne neue Nahrung erhalten haben möchte, und Unmuth und Besorgniß steigerten sich bei ihm, je länger ihr Wiedererscheinen jetzt auf sich warten ließ.

Danton stand inzwischen in einem Kreise alter Bewunderer aus dem Viertel der Cordeliers und dem Faubourg St. Antoine, die ihm Manches sagten, was dem Heros der Sanscülotten sehr wohl gefiel. Bei den Leuten, die ihn jetzt umringten, schien er sich dadurch wieder ein neues Ansehen gewonnen zu haben, daß er soeben, in der ersten Sitzung, welche der National-Convent heut gehalten, seine Entlassung aus dem Justizministerium eingereicht hatte, um jetzt lediglich wieder als Vertreter und Freund des Volkes zu wirken. Die Vorstadtmänner glaubten, daß ihm dies ein großes Opfer gekostet habe, und er mußte sich dafür, ebenso wie sein Freund Marat, von starken Händen mehrere belobigende und vertrauliche Schläge auf die Schulter gefallen lassen.

Einige riefen: es lebe Danton an der Spitze der

Republik! und über dies Wort ſchien der abgetretene Miniſter ſich einigermaßen zu erſchrecken. Er faßte ſich jedoch ebenſo raſch wieder, und ſagte: Meine Freunde, ich nehme bloß Glückwünſche dazu an, daß ich nicht mehr Miniſter bin. Denkt Ihr, es hat mir Spaß gemacht, daß ich in dem Hôtel de la Chancellerie ſo lange habe ſitzen und die Ohren ſteif halten müſſen? Ich habe es gern gethan, ſo lange ich dem Volke und der Freiheit damit Dienſte leiſten zu können glaubte. Ich klappe jetzt das Portefeuille zu, und will wieder Eure Schildwache, Euer Kamerad, Euer guter ehrlicher Sanscülotte ſein. Es wird die Zeit kommen, wo ich auch wieder Euer Miniſter ſein will, wenn Ihr mich brauchen könnt. Aber jetzt liegen die Geſchäfte wieder auf der Straße und in der Volksverſammlung. Wir werden uns von jetzt an wieder öfter ſehen, meine Freunde. Seht, ich bin als Euer Juſtizminiſter ordentlich von Kräften gekommen, und habe mich abgearbeitet, daß ich ſchon faſt die ſchlanke Taille eines Windhundes genieße. Bei Euch werde ich mich wieder erholen, wenn Ihr mir recht oft erlaubt, in Eurer Mitte zu ſein, und mit Euch durch das Paradies unſerer Freiheit zu ſpazieren!

Danton trug einen ungeheuren Beifall für dieſe

ſchaar von hundert und funfzig Jägern, welche ſich während der Sitzung dem Convent vorgeſtellt hatte, ſich jetzt vor den Eingängen des Hauſes feierlich zu ordnen begann.

Dieſe Schaar junger begeiſterter Leute, die heut zur Armee des Generals Dumouriez abgehen wollte, war zuvor gerade in dem Augenblick in den Saal getreten, wo der Convent die Einführung der Republik erklärte und der erſte Jubel über dieſe verhängnißvolle Abſtimmung losgebrochen war. Die Jäger waren dann zur Verherrlichung dieſes Moments unter klingendem Spiel feierlich durch den Saal defilirt. Jetzt ſtellten ſie ſich vor dem Haupteingang der Manége auf, um auf ihre Waffen den Eid zu leiſten, daß ſie nicht eher wieder zurückkehren wollten, als bis alle Freiheitsfeinde vernichtet wären.

Robespierre ſah ſich durch dieſe Aufſtellung der jungen Freiſchaar in ſeiner Abſicht gehindert, und mußte ſich mißmuthig zu neuem Warten entſchließen. In dieſem Augenblick trat ihm Condorcet in den Weg, der ihn bei der Hand feſthielt und ihm einen ſtillen bedeutungsvollen Gruß zuwinkte.

Reichen wir uns als neue Gegner oder als alte Freunde die Hand? fragte Robespierre, indem er die hohe Geſtalt Condorcet's und ſein ſonſt ſo ſicher und

vertrauensvoll aufleuchtendes Geſicht, das aber heut auffallend niedergedrückt erſchien, mit einem prüfenden Blick überflog.

Das verhüte der Himmel! rief Condorcet. Zwar ſitzen wir jetzt zum Erſtenmal auf zwei ganz verſchiedenen Seiten uns gegenüber, denn Robespierre ſchwebt mit den Herren Danton und Marat zuſammen auf jener äußerſten Höhe des Saals, die für meine muthlos gewordenen Beine jetzt allerdings ein unüberſteiglicher Berg iſt. Aber ich hoffe, der Berg, der zwiſchen uns ſteht, ſoll uns nicht verhindern, daß wir uns im Thal begegnen, und uns dann ſtets, wie früher, herzlich die Hände ſchütteln.

Für die Idylle der Thalbewohner wird die nächſte Zeit wenig Raum übrig haben, bemerkte Robespierre. In der That, ich hatte nicht erwartet, daß ich Sie heut auf der rechten Seite mir gegenüber erblicken würde. Denn wenn irgend Jemand zu uns auf den Berg gehört, dachte ich, ſo iſt es der Philoſoph Condorcet, der die Freiheit unter den ewigen Ideen des Menſchengeſchlechts gefunden hat. Seine Nachbarſchaft würde mich im Kampfe geſtärkt haben, denn ſie hätte mir zugleich mein Recht bewieſen, auf dem ich ſtehe. Aber jetzt, wo wir die Republik haben, ſitzt der Philoſoph auf der Rechten,

und das könnte mir faſt die Republik verleiden. Wie iſt es möglich, daß Sie auf derſelben Bank mit den Girondiſten ſitzen und neben ſolchen Leuten, wie Briſſot, Vergniaud, Guadet, Genſonné, die jetzt auch alle rechts ſind, nur athmen können? Beſonders verdrießt es mich, daß ein Menſch, wie Briſſot, die Ehre genießen ſoll, unmittelbar neben Condorcet zu ſitzen. Dies iſt ihm ſo gut wie eine Ehrenerklärung, denn die fehlt ihm nur noch, nachdem man in ſeinen Papieren durchaus keine Spuren ſeiner geheimen verrätheriſchen Umtriebe hat finden wollen.*)

Sie nehmen es zu genau mit Ihren Zeitgenoſſen, entgegnete Condorcet lächelnd. Bedenken Sie doch, mein Freund, daß wir Alle noch Neulinge ſind und erſt lernen müſſen, mit der Freiheit umzugehn. Ich freute mich ſchon, als ich ſah, daß Sie bei der ſtürmiſchen Forderung, mit der zuerſt der Biſchof Grégoire ſich für die Erklärung der Republik erhob, ſich ziemlich gleichgültig auf Ihrem Platze verhielten, und ebenſo auch Ihre Nachbaren auf der ſteilen Bergeshöhe des Saales. Ich dachte mir, ſelbſt Robespierre denkt noch gar nicht daran, die Republik zu erklären, denn er findet, daß noch erſt große Vorbereitungen dazu

*) Beaulieu Essais IV. 145.

nöthig seien. Warum übereilt sich denn dieser Monseigneur de Blois, dieser wunderliche feuerspeiende Priester Grégoire, so sehr, um uns den Segen der Republik von der Bank der Bischöfe aus zu Theil werden zu lassen? Wahrlich, es macht mir die Republik verdächtig, daß sie zuerst von einem fanatischen Priester über unsere Häupter ausgeschüttet wurde.

Dies könnte mich nicht stören, erwiderte Robespierre gleichgültig. Ich war nicht zurückhaltend heut, sondern es überraschte mich eben gar nicht, daß auf das Königthum, welches wir doch einmal nicht mehr haben, heut die Republik folgen mußte. Die Republik ist ja der einzige Trumpf, mit dem der Bube in diesem Spiel gestochen werden kann. Und der Bischof Grégoire ist doch jedenfalls ein würdiger und ordentlicher Mann. Die Priester, welche die Feinde der Könige sind, müssen wir willkommen heißen, denn sie werden die besten Volksmänner sein, und an dem Segen solcher Priester wird uns auch in der Republik gelegen sein müssen.

Die Verwirrung der Geister beginnt schon in der ersten Stunde der Republik, rief Condorcet, indem eine schneidende Ironie seine feinen geistreichen Mundwinkel umspielte. Robespierre läßt die Priester in der Republik zu! Und was ist denn die Republik?

Erinnern Sie Sich doch, Herr Robespierre, wie heut in jenem Saal dieſe Republik zur Welt gekommen iſt. Die Verſammlung hatte ſich eigentlich mit ganz andern Dingen beſchäftigt, es fiel Niemanden ein, heut ſchon die Republik auf's Tapet zu bringen, wenn nicht der Schreier Collot d'Herbois ſich plötzlich erhoben und mit dem Organ des erſten Liebhabers auf die Abſchaffung des Königthums angetragen hätte. Der ehrgeizige Prieſter aber konnte dem ehemaligen Schauſpieler den Ruhm nicht laſſen, dieſe Scenerie zuerſt ins Werk geſetzt zu haben. Nun wollte Grégoire ein förmliches Geſetz, eine augenblickliche Entſcheidung. Ein Schauſpieler und ein Prieſter haben zuerſt die Republik über Frankreich heraufgeführt. Und wie zum Deſſert, wie zwiſchen Butter und Käſe, wurde die Republik heute geboren, denn, wie geſagt, ſie ſtand gar nicht als Hauptſache auf unſrer heutigen Tagesordnung. Und wenn es noch durch eine feierliche und vorher wohlüberlegte, wohlgezählte Abſtimmung geſchehen wäre! Aber durch Stehen und Sitzenbleiben wird über die große, tiefe Frage zwiſchen Königthum und Republik entſchieden!

Iſt denn das nicht ganz gleichgültig? fragte Robespierre mit einer ſchon gereizten und heftigen Stimme. Wenn alle Welt ſieht, daß draußen die

Sonne ſcheint, dann ſammelt man nicht erſt die Stimmen darüber ein, ob es nicht etwa Regenwetter ſei. Aber die plötzliche Darlegung ſolcher Geſinnungen erfüllt mich von einem Manne, wie Condorcet, mit der äußerſten Beſtürzung. Wie, war es denn nicht Condorcet, der große Nachfolger der Encyclopädiſten, der zuerſt unter uns Allen ſeinen erhabenen Geiſt mit einer republikaniſchen Seele vermählte? Hat denn Condorcet ganz die erſten republikaniſchen Verſammlungen vergeſſen, die er damals, als Capet ſeinen traurigen Fluchtverſuch gemacht hatte, in Auteuil abhielt? Hat er ganz die leidenſchaftliche Agitation für die Republik vergeſſen, die von ihm und ſeiner ſchönen jungen Frau, die ſeine ebenbürtige Schülerin iſt, ſchon ſo dringend und unabläſſig ausging? Gingen nicht die erſten republikaniſchen Lebenszeichen in der Preſſe von dem großen, weisheitsvollen Condorcet aus? Noch den zehnten Auguſt wußte Condorcet in ſeinem merkwürdigen Bericht, welchen er in der vorigen Nationalverſammlung darüber erſtattete, zu vertheidigen, obwohl mir ſchon damals auffiel, daß er dem Umſturz des Throns nicht mehr geradezu das Wort redete. Wie aber hat ſich jetzt dieſe Veränderung ſeiner Natur in ihm vollbracht, die ihn von den Hermaphroditen der Freiheit,

mit denen er jetzt auf derſelben Bank ſitzt, kaum noch unterſcheiden läßt?

Was mich an der Republik irre gemacht, iſt die Mordkralle, welche ſie ſchon vor ihrer Geburt herausgeſtreckt hat! rief Condorcet mit vieler Würde. Seine ſtarke, faſt athletiſche Geſtalt begann bei dieſen Worten leiſe in ſich zu erzittern. Auf ſeinem milden, weichen Geſicht drückte ſich eine unendliche Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit aus.

Mord? fragte Robespierre, indem er in einem düſtern Nachſinnen den Zeigefinger auf die Stirn legte. Die Gräuel dieſes September-Monats ſchänden jeden Geſellſchaftszuſtand, es iſt wahr. Aber dies iſt ja gerade die Schlechtigkeit und Entartung, zu welcher die Menſchen durch das Königthum herabgewürdigt worden ſind. Die Republik wird die Menſchen erneuern. Sie wird ihnen neue Sitten, neuen Frieden und eine neue Würde geben. Man muß ein gränzenloſes Vertrauen zu den Menſchen haben, wenn man in eine Republik einziehen will. Und wer dies Vertrauen nicht hat, muß es ſich zu erwerben ſuchen, wie jede andere Bürgertugend. Die Republik iſt ja nichts als der natürliche menſchliche Zuſtand. Sieht der Himmel etwa anders aus, ſeitdem wir heut die Republik erklärt haben? Hat die Sonne, die in die-

nen wir ohne Erwähnung laſſen, um endlich die Frage ſchärfer anzuſehen, welche ausführbare Aufgabe in Sprache und Darſtellung irgend einer akademiſchen Beaufſichtigung der Literatur wirklich übrig bleiben möchte.

Auf der einen Seite handelt es ſich dabei um das Verhältniß des Staats zur Literatur, auf der andern um das Verhältniß der Literatur zu ſich ſelbſt. Wenn wir das rein Literariſche im Auge behalten, ſo ſind alle Formen und Gattungen der Production immer nur durch ſich ſelbſt beſtimmbar. Die Literaturgeſchichte empfängt zwar hiſtoriſche und politiſche Einflüſſe, und geſtaltet oder mißgeſtaltet ſich danach, aber ſie läßt ſich niemals nach beſtimmten Abſichten verbeſſern. Dem Geiſt einer Literatur iſt nicht aufzuhelfen, weil der literariſche Inhalt nur von ſich ſelbſt Nahrung und Werdeluſt entnehmen kann.

Dann hat man aber noch immer einen groſſen und wünſchenswerthen Spielraum akademiſcher Beaufſichtigung und Geſetzgebung für das literariſche Material übrig geſehen, und mit vielem Recht! Viele ſtreitige und unentſchiedene Fälle der deutſchen Grammatik, beſonders aber die hinundher-

ſem Augenblick auf den Platz herniederſcheint, etwa eine Verfinſterung, einen Schattenfleck, auf ihrer Scheibe erlitten? Nein, Condorcet! Derſelbe Himmel und dieſelbe Sonne ſtehen auch in der Republik über uns. Die Natur empfängt uns Republikaner mit demſelben Licht, mit demſelben Wohlwollen. Die Natur hat Vertrauen zu uns, und wir ſollten es nicht zu einander haben? —

Die von neuem losraſſelnden Trommeln des Freicorps, das ſich jetzt anſchickte, den Platz zu verlaſſen, unterbrachen dieſes Geſpräch. Condorcet grüßte zum Abſchied mit einer wehmüthigen Gebärde, während ſich Robespierre kalt verneigte, und ſich dann raſch abwandte. Er that dies auch, um Pétion nicht zu ſehn, der in dieſem Augenblick in feierlicher Würde und Arm in Arm mit Vergniaud vorüberſchritt. Bald darauf hatte er auch Fréron an ſeinem andern Arm, denn als Präſident des National-Convents, wozu man ihn heut erwählt, hielt er es noch mehr als ſonſt für ſeine Pflicht, gegen die verſchiedenſten Parteiſtandpunkte zuvorkommend zu ſein, und ſich Jedem anzuhängen, der ihm gerade in den Wurf kam.

Endlich erblickte nun auch Robespierre, nachdem der Ausgang der Tribünen frei geworden, ſeine Damen, die unter der Obhut ſeines Bruders Au-

guſtin ihm entgegen ſchritten. Auguſtin führte jedoch ſeine Schweſter Charlotte, während Eleonore und ihre Mutter in einiger Entfernung hinter denſelben kamen. Sämmtliche Geſichter ſahen zerſtört und aufgeregt aus, und Robespierre glaubte namentlich auf den Wangen Eleonorens zu entdecken, daß ſie geweint hatte.

Auguſtin, der ſeit ſeiner Ankunft in Paris und ſeit ſeiner neuen Bedeutung als Mitglied des National-Convents voll Feuer und Luſtigkeit war, und dabei die Eigenſchaften des Provinzbewohners noch nicht verloren hatte, rief ſeinem Bruder ſchon von fern die fröhlichſten Grüße zu. Auch Charlotte kam mit der ihr eigenen überwallenden Zärtlichkeit, welche ſie für ihren Bruder hatte, auf Robespierre zugeſtürzt, und umgab ihn mit ihrer Zuthulichkeit ſogleich auf eine ſo ausſchließliche Weiſe, daß Eleonore dadurch gänzlich von ihm zurückgehalten wurde, und traurig, mit einem thränenſchimmernden Blick im Hintergrunde zurückblieb. Weniger duldſam ſchien ſich Madame Duplay zu beweiſen, die heut, ungeachtet ihrer eleganten Toilette, älter als ſonſt ausſah, denn der Zorn hatte eine große dunkle Furche über ihre Stirn gezogen, und in ihren ſonſt ſo liebevollen und glänzenden Blicken wucherte der Verdruß.

Robespierre, der die Situation sogleich durchschaute, war bemüht, durch den sonst so lieben[illegible] digen Redefluß seiner Schwester hindurch zu E[illegible] ren zu gelangen, der er mit einer sehr innigen Gebärde die Hand entgegenstreckte. Dadurch schien Charlotte wieder den Thränen nahe gebracht zu sein, denn mit sichtlicher Mißstimmung hing sie sich jetzt wieder an den Arm Augustin's, und veranlaßte denselben, mit ihr voranzugehn. Robespierre folgte ihr, nachdem er den Arm Eleonorens in den seinigen gelegt, und Madame Duplay, welche mit den wüthendsten Blicken die ihr voranschreitende Charlotte verfolgt, ging auf der andern Seite neben ihm.

Du hast geweint, Eleonore? fragte sie Robespierre, indem er ihr forschend in die Augen sah. Seitdem Charlotte hier ist, sehe ich Dich fast nur weinend. Und doch liebtet Ihr Euch einst so sehr, und doch ist Charlotte so liebenswürdig, und Eleonore ist die himmlische Güte und Sanftmuth selbst.

Mein Freund, sagte Eleonore leise, es wird ganz vergeblich sein, darüber zu sprechen. Charlotte ist der Meinung, daß sie gegen mich kämpfen muß, um mich von Deinem Herzen zurückzudrängen. Sie ist eifersüchtig auf meine Zugehörigkeit zu Dir geworden, die sie von meiner Seite nur für eine Intrigue,

von Deiner Seite für eine zufällige Laune hält. Seitdem ſie hier angekommen, iſt ihr Beſtreben nur dahin gegangen, mich von Dir loszureißen, denn ſie hat ſich den Plan gemacht, Dich zu beherrſchen, und in dieſem Plan kann ich keine Aufnahme finden.

Sie iſt meine Schweſter, wir haben uns von Kindheit an innig geliebt, entgegnete Robespierre mit begütigender Abſicht. Charlotte wird ſich an den Gedanken gewöhnen, daß uns Beide ein höheres Band verbindet, welches ſie nicht trennen kann und darf. Und dann wird der Frieden wieder bei uns eingekehrt ſein. Bis dahin muß Jeder mit dem Andern Nachſicht üben, denn dieſer geheime Bürgerkrieg, der in den letzten Tagen jede Stunde im Hauſe unſicher gemacht hat, iſt nicht länger zu ertragen.

Meine Tochter kann und ſoll keine Nachſicht üben, Herr Robespierre, rief Madame Duplay, die ſich jetzt nicht länger zurückhalten konnte, mit einer leidenſchaftlichen Gebärde aus. Meine Tochter iſt ſchon ein leibhafter Engel der Geduld geweſen, und Mademoiſelle Charlotte, die hier plötzlich angeſauſt gekommen iſt wie ein wahrer Sturmwind, und uns Alle aus unſerm eigenen Hauſe hinwegfegen möchte, wird die Pflicht haben, ſich endlich zuſammenzunehmen. Wer iſt ſie denn? Sie iſt die Schweſter des

Herrn Robespierre, das iſt wahr, und als ſie das Erſtemal bei uns geweſen, benahm ſie ſich auch als eine ganz allerliebſte Dame, und wir thaten gern, was wir ihr nur an den Augen abſehen konnten. Aber diesmal iſt mit dem ſtolzen Fräulein aus Arras gar nicht auszukommen. Wir ſind doch auch keine Leute, die ſich dergleichen bieten laſſen können. Wir ſind geachtete Bürger, und mein Mann ſitzt in dem Ueberwachungs-Ausſchuß, wo er neben Herrn Marat eine große Rolle ſpielt. Meine beiden Söhne haben ſich dem Krieg für das Vaterland gewidmet, und ich ſelbſt bin eine höchſt reſpectable Frau, die einen General hätte heirathen können, wenn ſie gewollt hätte.

Und was hat Euch denn Charlotte heut von Neuem gethan? fragte Robespierre, der ſich mit Unmuth von Madame Duplay abwandte, und nur Eleonorens Augen ſuchte.

Als wir auf der Tribüne zuſammen ſaßen, entgegnete Eleonore, nahm ſie es übel, daß wir unaufhörlich von Dir ſprachen, und daß ich meiner Entzückung, Dich uns gegenüber zu ſehn, freien Lauf laſſen mußte, denn ich konnte wahrlich nicht anders, Robespierre! Sie ſagte, daß ich doch keine Urtheile über Dich auf der Tribüne ausſprechen möchte, denn das ſchicke ſich nicht für mich, und als die Mutter

behauptete, Du sähest jetzt gerade zu uns her und hättest Dir dazu eben Deine schärfere Brille aufgesetzt, die Du mit Deiner gewöhnlichen zuweilen abwechseln läßt: da wurde Fräulein Charlotte förmlich böse auf uns, und verwies es uns, von Dir auf solche auffallende Weise zu sprechen. Sie schalt uns sogar aus, daß wir indiscret wären, und Robespierre lächerlich machten, indem wir so laute und vertrauliche Gespräche über Dich führten. Ich wollte deshalb nicht mit ihr zusammen hinuntergehn, und auch die Mutter nicht. Wir standen in der Ecke der Loge, und warteten, bis sie sich zuerst entfernt haben würde. Darauf kam Dein Bruder, und führte uns Alle zusammen weg, denn sonst würden wir es nicht gewagt haben, mit Fräulein Charlette zu gehn!

Nein, wir würden es nicht gewagt haben, fiel Madame Duplay mit hitzigem Eifer ein. Und ich sage Ihnen, Herr Robespierre, wenn der Frieden nicht bald kommt, so nehme ich meine Tochter und fahre mit ihr fort, weit weg, nach Marseille, wo mein Bruder wohnt, der uns schon lange zu sich eingeladen hat. Dort bleiben wir so lange, bis wir wieder mit Ehren hier sein können, und bis die Schwester Robespierre's uns erlaubt, unser Herz für den großen Mann auszuschütten, dem es doch nun

einmal gehört! Denn ſo lange ſie uns Das ſtreitig machen will, hat ſie uns an unſerer Ehre gekränkt, und das werden wir ſchlechterdings nicht dulden. Iſt denn dazu die Republik heut erklärt worden, daß wir jetzt ſchlimmer daran ſein ſollen, als unter dem Capet? Unter dem Capet durften wir zu dem Lobe des Herrn Robespierre ſagen, was wir wollen, und Niemand verwehrte uns das, und in der Republik wagt es die eigene Schweſter des Herrn Robespierre, uns zu tyranniſiren, und unſere Redefreiheit über ihn zu beſchränken?

Ihr müßt dies nicht ſo ſchlimm nehmen, gute Madame Duplay, erwiederte Robespierre, der über dieſen leidenſchaftlichen Eifer unwillkürlich lächeln mußte, obwohl er ſich zugleich in einer ſichtlichen Verlegenheit befand. Ich beklage dieſe Mißverſtändniſſe, die zwiſchen Ihnen und meiner Schweſter ausgebrochen ſind. Charlotte wird gewiß nur noch kurze Zeit in Paris verweilen, ſie kehrt wieder nach Arras zurück, und dann werden wir einſehn, daß auch ſie nur von den beſten Abſichten geleitet war, und gewiß Keinem von Euch Beiden zu nahe treten wollte.

Eleonore ſchüttelte traurig den Kopf. Auf ihrem lieblichen Geſicht malten ſich die ernſtlichſten Sorgen.

Madame Duplay aber drückte in ihren Mienen einen leidenſchaftlich aufflammenden Haß aus.

In dieſem Augenblick aber war Charlotte an dem Arme Auguſtin's umgekehrt und trat auf Robespierre zu, indem ſie denſelben erſuchte, jetzt mit ihr zu gehn und ihr ſeinen Arm zu geben, da ſie doch auch ein kleines Anrecht auf ihn zu haben glaube. Zur ſelben Zeit hatte ſie aber auch ſchon die ihr erſchrocken entgegenblickende Eleonore von dem Arm Robespierre's hinweggedrängt und ſich an denſelben feſtgehangen. Eleonoren ſtürzten von neuem die Thränen aus den Augen, und außer ſich vor Schmerz und Kränkung, bemerkte ſie kaum, daß Auguſtin jetzt ihren Arm ergriffen hatte, um ſie weiter zu führen, während Madame Duplay, die vor Wuth leiſe zu ſingen anfing, auf der andern Seite neben ihrer Tochter herging, ſich aber zugleich nicht enthalten konnte, von Zeit zu Zeit einen fürchterlichen, vernichtenden Blick hinter ſich zu werfen, wo Robespierre jetzt mit ſeiner Schweſter folgte.

Robespierre hatte ſich dieſem etwas gewaltſamen Andringen ſeiner Schweſter Charlotte nicht widerſetzen können. In ſolchen Situationen gehorchte er überhaupt leicht Jedem, der auf eine ſtarke und rückſichtsloſe Weiſe über ihn beſtimmen wollte. Er war dann

theils zu gleichgültig und bequem, um Widerstand zu leisten, theils trug er eine eigenthümliche Scheu, Jemanden zu verletzen, wozu er sich im Leben immer nur durch den äußersten Nothfall bewogen fühlte.

Charlotte, die seit den wenigen Tagen, wo sie wieder mit ihrem über Alles geliebten Bruder vereinigt war, eine so auffallende Veränderung in ihrem ganzen Wesen erlitten hatte, schmiegte sich jetzt mit der größten Innigkeit und Dringlichkeit an ihn. Sie hatte überhaupt, seitdem diese Wirrsale im Hause Duplay ausgebrochen waren, nur das eine Bestreben gezeigt, ihre Liebe und Verehrung für ihren Bruder um jeden Preis hervortreten zu lassen. Von diesen Gefühlen geleitet, hatte sie, beim Wiederbetreten dieses Hauses, den Anblick nicht ertragen können, Robespierre mit festern und innigern Banden, als sie es jemals für möglich gehalten, an diese Familie gekettet zu finden. Sie hatte bei ihrer Ankunft in Paris wieder die gastlichste und herzlichste Aufnahme in dem Hause der Tischler-Familie gefunden. Aber es entstanden bald große Aergernisse für sie, als sie sah, daß sie nicht mehr die alte Herrschaft über Herz und Sinn Robespierre's ausübte, sondern dieselbe an eine Nebenbuhlerin abgetreten hatte, die ihre Stärke aus weit tieferen Quellen zog. Zwar hatte sie den

ganzen Umfang dieſes Verhältniſſes zwiſchen Eleonoren und ihrem Bruder nicht erkannt, denn ſonſt würde ſie nicht an die Möglichkeit geglaubt haben, daſſelbe durch ihr Dazwiſchentreten zerſtören zu können. Aber ſie hielt es für eine Nothwendigkeit, ihm und ſich dieſen Dienſt zu leiſten, und dazu mit tapferem Sinn keinen Kampf, ſelbſt den gegen die eigene Neigung Robespierre's, zu ſcheuen. Sie war der Meinung, daß Robespierre unter ſolchen häuslichen Umgebungen leicht erniedrigt werden könne. Dies war aber zugleich eine dornige Aufgabe, welche ſich Charlotte Robespierre geſtellt, und ſie war ſchon im Begriff, in eine falſche Stellung bei derſelben zu gerathen. Ihr Beſtreben mußte ſie bald leidenſchaftlich und ungerecht werden laſſen, um ſo mehr, da die Eiferſucht ihres eigenen Herzens bei dieſem Unternehmen eine große Rolle ſpielte, und ſo fing ſie ſchon an, ihre eigene ſchöne Natur, in der es ſonſt keinen falſchen Ton gab, zu entſtellen.

Mein theuerer Maximilian, willſt Du mich einen Augenblick anhören, ſagte ſie jetzt zu ihm, indem ſie ſich feſter an ſeinen Arm hing, und mit ihm hinter den Uebrigen weiter zurückzubleiben ſuchte. Hätteſt Du heut auf der Tribüne ſein können, wo ich mit den beiden Damen mich befand, ſo würdeſt Du mir

ſchwankende Rathloſigkeit unſerer Orthographie, ſchienen längſt nach einem oberſten Gerichtshof zu verlangen, der ihre Sache durch einen unwiderruflichen Ausſpruch abſchlöſſe. Indeß, wenn man es näher ins Auge faßt, würde auch von dieſer Seite eine Akademie wenig freie Bewegung haben. Einmal entſpricht die Orthographie keiner modernen Sprache ihrem Begriffe, und die deutſche inſofern noch am meiſten, als ſie im Allgemeinen dem Grundſatz einer einfachen Abſchreibung der Laute folgt, während z. B. im Franzöſiſchen und Engliſchen die Wortſchreibung eine von dem Wortlaut völlig verſchiedene Figur bildet. Die Barbarei der deutſchen Orthographie beruht aber theils in dem unſchönen Auswuchs der Conſonantenhäufungen, theils auch im Widerſpruch mit der etymologiſchen Geſchichte des Wortes. Durch dieſen Augiasſtall unſerer Rechtſchreibung, der mehr als dreitauſend ſchmutzige Rinder beherbergt, einen reinigenden Strom zu leiten, möchte keiner akademiſchen Waſſerkunſt ohne die gröſte Gewaltſamkeit möglich werden. Eine überlieferte Orthographie, mit allem ihrem Recht und Unrecht, uns gänzlich umzugeſtalten, würde uns gewiſſermaßen von unſerer bis-

Recht gegeben haben in Allem, worüber Du mir in dieſen Tagen noch oft gezürnt haſt. Eleonore iſt ein gutes liebes Kind, vielleicht ſogar eine ausgezeichnete Perſon, die ſich mit der Zeit zu einer ungewöhnlichen Bedeutung herausbilden könnte. Aber ihr Enthuſiasmus für Dich iſt ein gefährliches Ding, und die Taktloſigkeit der Mutter, dieſer für mich wahrhaft widerwärtigen Madame Duplay, tritt noch mit in die Schranken, um den Tribünen auf Deine Koſten, mein Freund, eine Beluſtigung zu bereiten. In dem Augenblick, wo Du auf die Höhe Deiner Bedeutung hinaustrittſt, darf ſich kein ſo lächerlicher Schweif an Dein Sternbild anhängen, mein Maximilian! Dieſe Frauen compromittiren Dich, indem ſie vor aller Welt ihre vertrauten Beziehungen mit Dir an den Tag legen, und exaltirte Aeußerungen über Dich machen, die faſt zu einem Bonmot gegen Dich benutzt werden könnten.

Ach, meine liebe Charlotte, erwiederte Robespierre ausweichend, laß doch heut jeder Creatur ihr Recht widerfahren. Wir haben heut die Republik erklärt, und ich erlaube Jedem, heut den Robespierre für einen Narren zu erklären, der ſich von den Damen der Bourgeoiſie Schmeicheleien ſagen läßt. Was in aller Welt kann mir denn das ſchaden? Auch

kann ich mir nicht denken, daß der feine Geist Eleonorens sich zu unangemessenen Aeußerungen über mich hätte hinreißen lassen.

Aber die Mutter, die Mutter, die giebt auch dem Auftreten der Tochter in dieser Beziehung einen unangenehmen Beigeschmack, erwiederte Charlotte mit einer gereizten Heftigkeit. Ich glaubte in die Erde sinken zu müssen, als ich die beiden Frauenzimmer, und dazu mit so lauter Stimme, über Maximilian Robespierre reden hörte. Mein Freund, Du mußt durchaus diese Gemeinschaft verlassen, sie eignet sich nicht für Dich, und kann Dir schädlich werden. Und nun höre mich an. Ich denke den ganzen Winter über hier in Paris zu bleiben, und ich denke bei Dir, mit Dir zu bleiben. Mein größter Herzenswunsch, wieder mit Dir vereint zu sein, würde dadurch in Erfüllung kommen. Es ist Dir dies doch recht, Maximilian?

Obwohl Robespierre sich durch diese Eröffnung seiner Schwester sehr überrascht fühlte, da sie ihn diesen Entschluß bisher noch nicht hatte ahnen lassen, so konnte er sich doch auch einer freudigen Aeußerung darüber nicht enthalten, denn Charlotte hatte stets so starke Ansprüche auf sein Herz behauptet.

So laß mich Dir denn sagen, Maximilian, fuhr

Charlotte, mit einem freudigen Aufleuchten ihrer ſchönen Augen, fort, wie ich mir unſere Einrichtung gedacht habe! Ich habe eine Wohnung in der Rue Saint-Florentin gefunden, die mir für uns Alle ſehr paſſend erſcheint, und ich habe ſie bereits für uns gemiethet. Wir Drei, Du, Auguſtin und ich, werden darin den bequemſten Raum nebeneinander haben, und ein anmuthig eingerichteter Salon wird uns in den Stunden vereinigen, wo Ihr frei von Euren Arbeiten ſeid. Du wirſt in dieſer Zeit auch zuweilen Geſellſchaft bei Dir empfangen müſſen, was Deine ganze Stellung in Paris erfordert, und ich werde meine Schuldigkeit in dem Salon Robespierre's thun. Aber jedenfalls wirſt Du Dich dann aus den Banden der Familie Duplay befreit ſehen. Es war ſtets eine liebenswürdige Schwäche von Dir, mein Freund, daß Du Dich gern von untergeordneten Perſonen leiten ließeſt. Dieſe häßliche Madame Duplay war im Begriff, ſchon eine förmliche Tyrannei über Dich auszuüben, und Maximilian Robespierre, der Zerſtörer des Despotismus, ließ ſich durch die Launen und Abſichtlichkeiten eines lächerlichen Weibes gängeln. Faſt alle Deine Angelegenheiten hatte ihre Herrſucht Dir aus den Händen zu ſpielen gewußt. Mit Erſtaunen habe ich dies in den letzten Tagen beobachtet.

Aber wir müſſen Dich wieder haben, Maximilian, wir müſſen Dich wieder ausſchließlich den Unſrigen nennen dürfen!*)

Was Du mir ſagſt, erfordert meine reifliche Ueberlegung, Charlotte, erwiederte Robespierre, indem ſich eine große Verlegenheit in ſeinem ganzen Weſen ausdrückte. Du wirſt mir ſchon einige Bedenkzeit geben müſſen, denn es ſoll ſich ja für mich auch darum handeln, liebgewordene Gewohnheiten plötzlich abzubrechen.

Nein, erwiederte Charlotte mit Heftigkeit, eine Bedenkzeit kann ich Dir nicht mehr gönnen. Ich kehre ſchon heut nicht wieder in das Haus der Tiſchlerfamilie zurück. Die Wohnung in der Rue St. Florentin ſteht bereit, und Auguſtin hat meinen Bitten nachgegeben, mich dorthin zu begleiten, und mit mir zu wohnen, bis auch Du Dich den Deinigen wieder zugeſellt haben wirſt.

Alſo ein Complot gegen mich? rief Robespierre, indem ſich eine tiefe Furche über ſeine Stirn zog.

Nein, kein Complot, entgegnete Charlotte leidenſchaftlich, aber ein Ringen mit Deinem Herzen, mit Deiner Liebe, mit Deinem ganzen Selbſt, um Dich

*) Memoires de Charlotte Robespierre in den Oeuvres de Maximilien Robespierre II. 422.

aus gefährlichen Schlingen wieder zu uns zurückzuführen! Maximilian, ich nehme für heut Abschied von Dir, den Abschied der zärtlichsten Schwester, die auf Dich harren wird jeden Tag, jede Stunde. Aber ich kenne Dich, ich weiß, daß mein Bangen und Harren nicht vergeblich sein wird. Hier sind wir an der Ecke der Rue St. Honoré, und hier trennen sich heut unsere Wege. Adieu, Maximilian.

Sie stand in diesem Augenblick mit ihm still, und erwartete das Herannahen Auguſtin's, der mit Eleonoren und Madame Duplay langsamer ihnen nachgefolgt war. Dann ließ sie hastig den Arm Robespierre's los, und gab Auguſtin einen Wink, der sich, nach einem freundlichen Gruß gegen Eleonore und Madame Duplay, zur Verfügung seiner Schwester stellte. Robespierre blickte beide zürnend an, und doch konnte er sich auch wieder nicht enthalten, die Hand des Bruders wie der Schwester beim Abschiede herzlich und fast bittend zu drücken.

Charlotte hatte nur mit einer stolzen Verneigung sich von Madame Duplay empfohlen, und nicht freundlicher, vielmehr noch eine bedeutungsvollere Schärfe in sich tragend, war der Gruß, den sie Eleonoren jetzt mit einem haſtigen und leidenschaftlich sprühenden Blick zuwarf.

Robespierre war still und in sich gekehrt, indem er jetzt mit Eleonoren und ihrer Mutter dem Hause zuschritt. Eleonore dagegen betrachtete ihn unaufhörlich mit forschenden Blicken von der Seite, und suchte in ängstlicher Spannung zu ergründen, was in ihm vorgehe. Sie sah bleich und leidend aus. Madame Duplay aber, die gegen ihre sonstige Gewohnheit hartnäckig schwieg, schien über einem entscheidenden Entschluß zu brüten.

In dieser peinlichen Stimmung war die Scene, zu der man im Hause eintraf, eine erwünschte Unterbrechung für alle Theile. Schon im Hausflur drang ihnen aus dem Wohnzimmer der Familie her der Lärm klirrender Waffen entgegen, und als sie eintraten, erblickten sie Jean und Robert, die sich in vollständiger Ausrüstung und ganz feierlich aufgestellt hatten, um sich jetzt von Robespierre und der ganzen Familie zu verabschieden. Der Auszug der beiden jungen Freiwilligen war mit dem Corps, zu dem sie sich hatten einstellen lassen, auf den heutigen Tag bestimmt worden, und hatte nicht eher stattfinden können, da die Stirnwunde, welche Jean am zehnten August auf dem Carrousel-Platze davongetragen, nachträglich wieder eine Verschlimmerung gezeigt und erst jetzt für geheilt gelten konnte.

Vater Duplay ſtand neben ſeinen Söhnen, die er jetzt mit einem guten Spruch entlaſſen wollte, mit ſehr bewegten Mienen da. Seine große Weichheit, die er in der letzten Zeit als eines der heftigſten Werkzeuge des Ueberwachungs-Ausſchuſſes ſehr von ſich abſtreifen gelernt, ſtand wieder in den unverkennbarſten Zügen auf dem kugelrunden Geſicht. Seine Thränen floſſen heimlich, wie ſehr er ſich auch bemühte, ſie hinter allen möglichen Grimaſſen zu verbergen. Die kleine Joſephine aber ſchluchzte bereits ganz laut, und umhalſte namentlich ihren Lieblingsbruder Robert mit einer heftigen Wehklage.

Ihr zieht an einem guten Tage aus, ſagte Robespierre, indem er ſich ſeinen beiden jungen Freunden mit einer angelegentlichen Theilnahme näherte. Ihr bringt die erſten Grüße der jungen Republik in das Feldlager der Champagne, und enthüllt damit zuerſt das Zeichen, unter dem wir jetzt ſiegen werden. Denn ſiegen wird die Republik über die Soldaten des Königs von Preußen, das fühlen wir heut Alle, und deſſen können wir gewiß ſein. Dumouriez hat meines Erachtens ſeine Stellung zwiſchen St. Menehould und Châlons ſur Marne ſehr trefflich gewählt, obwohl der ſchlachtſcheue Herzog von Braunſchweig noch immer das entſcheidende Zuſammentreffen zu vermei-

den ſtrebt. Aber die Schlacht wird jetzt geſchlagen werden, denn der Genius der Republik wird die Kampfluſt unſerer Armee unaufhaltſam beflügeln. Ich wünſche, daß Ihr nicht zu ſpät in der Champagne eintreffen, möchtet, Jean und Robert, um noch von den erſten Lorbeeren der Republik Euern Antheil zu pflücken!

Den beiden jungen Leuten blitzten die Augen in gewaltiger Luſt. Jetzt aber brachte ſie doch, ſelbſt den wilden Jean, der letzte Abſchied von Eltern und Schweſtern faſt um ihre ganze Standhaftigkeit. —

II.

Die Robespierréide.

Madame Roland befand ſich heut in einer ungewöhnlichen Bewegung auf ihrem Zimmer. Ein neues Bataillon von Marſeillern, welches Barbaroux aus ſeiner Vaterſtadt nach Paris gerufen hatte, und das im Kreiſe der Girondiſten ſchon ſeit einiger Zeit ſehr ſehnſüchtig erwartet worden, war eingetroffen. Barbaroux kam ſelbſt, um dies Ereigniß, auf welches die Girondiſten eigenthümliche Hoffnungen gegründet zu haben ſchienen, ſeiner Freundin, Madame Roland, anzukündigen.

Er traf ſie noch allein, und ſie ſchritt ihm, ſeine freudig aufgeregte Stimmung gewahrend, erwartungsvoll entgegen, indem ſie ihm ihre Hand zum Gruße darbot. Seitdem Barbaroux in den Tagen des Auguſt wieder nach Paris zurückgekehrt war, und mit ſeinen Marſeillern den Sturm gegen die Tuile-

rieen hauptsächlich entschieden hatte, war er auch bei Madame Roland wieder in die Reihe ihrer vertrautesten Freunde eingetreten. Er selbst hatte sich seitdem sehr verändert. Der liebenswürdige schwärmerische Jüngling, den seine Leidenschaft zu der heimlich geliebten Frau fast überwältigt hatte, schien jetzt nur die Flammen der Revolution in seinem Innern zu kennen, oder er war den dringenden Geboten, welche ihm Madame Roland beim Abschiede ertheilt, wörtlich gefolgt. Diese Gebote, bei denen er den majestätischen Ausdruck ihrer Schönheit nie vergessen, waren dahin gegangen, jetzt nur das Vaterland und die Freiheit zu lieben. Und nur in diesem Gefühle war er ihr seitdem genaht, und in dem Grade, in dem sie nunmehr seiner ruhigen und entsagenden Haltung ihr gegenüber gewiß sein konnte, hatte sich jetzt von ihrer Seite ihre Neigung für ihn auf eine viel wärmere und offenherzigere Weise als je gezeigt.

Barbaroux aber war in diesem Augenblick mit der stürmischen Leidenschaftlichkeit des Volks-Agitators, die ihn jetzt ausschließlich beherrschte, ihr entgegengetreten, und sagte heftig: Nun werden wir bald unsere entscheidenden Würfel werfen können! Meine Marseiller sind da, und wenn es Noth thut, werden sie kämpfen, wie ihre Vorgänger am zehnten

herigen Literaturgeschichte abschneiden, wie schon Grimm bemerkt, daß die eingewurzelten Mißbräuche unserer Schreibung bereits einen zu großen Einfluß auf den Reim der Dichter und die wirkliche Aussprache geübt, um nicht jede zu Hülfe kommende Abänderung bedenklich zu finden. (Deutsche Grammatik, 2. Ausg. S. XVIII.) Einzelne Ausführungen, in neuester Zeit namentlich von Radlof, der auch ein neues Interpunctionssystem aufstellte, haben nur zu buntscheckigen Abenteuerlichkeiten geführt.

Wir beschließen unsere Seitenblicke auf die Wirksamkeit der Akademieen vorläufig unter den günstigsten Gesichtspunkten, unter denen sie August Boeckh in seiner trefflichen Rede über Leibnitz und die deutschen Akademieen als „die Gesellschaft der Meister" bezeichnet, und wünschen sie in diesem Sinne nach allen Richtungen hin wahrhaft förderlich: „Wie eine Encyclopädie aller Wissenschaften und wieder jedes besondren Hauptfaches nöthig ist, so bedarf das wissenschaftliche Leben einer umfassenden Gesellschaft der Meister, damit die einzelnen Glieder in lebendigem Zusammenhange bleiben; denn nur wenigen Geistern ist es

Auguſt gekämpft haben, aber diesmal gegen die neuen Despoten der Freiheit, gegen die Leute, die unter uns nach der Dictatur und dem Tribunat ſtreben, gegen Menſchen, wie Robespierre, Danton und Marat, gegen die Uebermacht des Pariſer Gemeinderaths, und gegen Alles, was der jungen, reinen Republik ſchon in ihren erſten Wochen ins Geſicht ſchlagen will!

Alſo ſind ſie da, Ihre Marſeiller? rief Madame Roland, mit einer begeiſterten leidenſchaftlichen Gebärde. O, ich liebe die Marſeiller, ſie ſind kühn und thatenglühend, wie der Süden ſelbſt. Das Bataillon hat doch gut untergebracht werden können? Oder kann Roland dabei noch etwas thun?

Ihre erſte Caſernirung heut Morgen war allerdings nicht die vortheilhafteſte, entgegnete Barbaroux. Man hatte mich etwas ganz Anderes erwarten laſſen, als was die Leute bei ihrer Ankunft fanden, wo ſie zuerſt unter offenen, dem Winde ausgeſetzten Zelten auf Strohbündeln untergebracht werden mußten. Aber der liebenswürdige Sinn der Pariſer hat Alles wieder gut gemacht. Sie drängen ſich jetzt förmlich dazu, unſere Marſeiller bei ſich in ihre Häuſer aufzunehmen, und ihnen Wohnungen, Schlafſtätten und Verpflegung anzubieten.

Dies darf nur mit der größten Vorſicht ange-

nommen werden, rief Madame Roland erglühend, indem sie ihren schönen Arm gebieterisch ausstreckte. Die Marseiller sollen als die Freunde des Volkes gekommen sein, aber wir müssen sie auch davor hüten, daß sie nicht den Volksverführern in die Hände fallen und von den Intriguen derselben bearbeitet werden. Mein Freund, welche Gefahren, wenn wir dies nicht zu verhindern suchen! Wir wollten eine bewaffnete Garde für den Convent stiften, denn diese Versammlung bedarf des Waffenschutzes nach Innen und nach Außen, und wir glaubten gegen Robespierre und Seinesgleichen nicht eher losgehen zu können, als bis wir uns gegen seinen unermeßlichen Anhang auf den Straßen gesichert hätten. Wir finden Schwierigkeiten im Convent, diese Garde durchzusetzen, und da kommen Sie auf den Einfall, Barbaroux, ein neues Bataillon Ihrer freiheitsbegeisterten Marseiller herzuziehen. Aber meinen Sie nicht, daß uns diese Leute sogleich verdorben werden können, wenn wir sie in den Häusern und mit dem Volke zu sehr fraternisiren lassen?

Sie legte bei diesen Worten ihre Hand auf seine Schulter, und sah ihm mit ihren ernsten leuchtenden Blicken lange in die Augen.

Barbaroux aber nickte ihr ganz unbefangen zu,

und ſagte: Sie haben Recht, und doch nicht ganz. Das Bataillon, das der Girondе ganz und gar gehört, ſoll auch unter dem Volke wirken, denn gegen das Volk würde es doch nie zu gebrauchen ſein. Aber es iſt wahr, daß man auf ſeiner Hut ſein muß. Als ich herkam, begegnete ich ſchon dem entſetzlichen Marat, der um das Zelt der Marſeiller wie der Fuchs um den Taubenſchlag herumſchlich. Mit höflichen Redewendungen, wie ich ſie noch nie an ihm bemerkt, ging er den Leuten zu Leibe, und ruhte nicht eher, als bis ſich drei meiner Freiwilligen entſchloſſen, ſeine Einladung anzunehmen und bei ihm zu frühſtücken.

Welch ein Aufruhr in der Natur, wenn ſich ein Marat entſchließt, ein Frühſtück zu geben! rief Madame Roland mit einem bittern Lachen, indem ſie ſich vor Abſcheu ſchüttelte. Gift und Schmutz wird die Mahlzeit Eurer armen Freiwilligen ſein, die bei Marat frühſtücken, oder er macht ſie berauſcht, um ſie zu ſeinen Schülern in Mord und Plünderung zu weihen.

Sein Frühſtück dürfte jetzt nicht ſo übel ſein, erwiederte Barbaroux lachend, denn Marat hat ſeit einiger Zeit viel Geld, und er ſoll von dem Ex-Herzog Philipp Egalité ſogar bedeutende Summen erhalten haben.

Und ist noch immer keine Aussicht, diesen fürchterlichen Menschen von der Tribüne los zu werden? fragte Madame Roland, indem sie ihr wundervolles langes Haar mit einer zornigen Gebärde schüttelte. Ihr ganzes Wesen schien in der letzten Zeit strenger, leidenschaftlicher und stürmischer geworden zu sein. In einer wilden, unruhigen Bewegung hob sich ihr Busen auf und nieder.

Wir thun in der Sitzung Alles, was wir können, um ihn zum Schweigen zu verurtheilen, entgegnete Barbaroux, der auf der Seite der Gironde eines der einflußreichsten Mitglieder des Convents zu werden begonnen. „Das Ungeheuer!“ „Das Scheusal!“ sind die geringsten Worte, mit denen wir gewöhnlich sein Erscheinen auf der Tribüne feiern. Neulich rief ich sogar: Man wird die Tribüne reinigen müssen, wenn er wieder heruntersteigt, denn wer kann nach ihm dort hintreten? Aber der Schrecken, den seine Persönlichkeit bei Vielen verbreitet, wird ihm häufig zum Triumph. Sein teuflisches Lächeln und Grinsen allein hat eine geheimnißvolle Kraft, der man oft mit Erstaunen zusehen muß, und wenn er auf der Tribüne seine schmutzigen Kleider schüttelt, dringt oft ein narkotischer Dunst daraus hervor, der die Sinne seiner Zuhörer zu betäuben scheint. So war es neu-

lich, als ich mein erſtes Vorpoſtengefecht gegen Robespierre begann und ihn des Strebens nach der Dictatur zieh, ein wahrhaft fataler Moment, welcher ſich der Verſammlung bemächtigte, in dem Augenblick, wo Marat auf der Tribüne erſchien. Kein beſchimpfender Zuruf vermochte ihn aus ſeiner infernaliſchen lächelnden Ruhe herauszubringen. Seine ſtechenden boshaften Blicke ſchienen jeden Einzelnen in der Verſammlung an einem Höllenpfahl aufzuſpießen. Darauf ſagte er plötzlich mit dem Ausdruck eines traurigen Kindes: „Die Idee der Dictatur gehört weder Robespierre noch Danton, ſondern ſie gehört mir, und ich will ihre Ehre für mich ganz allein in Anſpruch nehmen.“ Dann ſetzte er hinzu, daß er nichts auf der ganzen Erde fürchte, und ein Piſtol aus der Taſche ziehend und gegen ſeine Stirn drükkend, ſah er ſo wunderbar aus, daß er der Herr der ganzen Verſammlung geworden ſchien, in demſelben Augenblick, wo ſie ihn am meiſten verabſcheute.

Sie ſind heut nicht in der Sitzung geweſen? Sie wiſſen nicht, wie es mit Danton geworden iſt? fragte ihn Madame Roland, welche durch dieſe Erzählung ſehr verſtimmt zu werden ſchien.

Ich hatte mit der Unterbringung meiner Marſeiller zu thun, erwiederte Barbaroux. Aber ich höre,

daß auch Danton noch nicht gestürzt ist. Danton, Robespierre und Marat sind ein schlimmes Triumvirat, dem noch nicht so leicht beizukommen ist. Aber wir müssen es bald zu seinem Falle bringen, wenn die göttliche Statue der Freiheit wirklich auf dem Boden Frankreichs errichtet werden soll.

Sie sah ihn mit gluthvollen Blicken an, und schien sich an dem aufschäumenden Enthusiasmus des Jünglings zu erfreuen. Ihre Hand ruhte in vertraulicher Berührung auf seinem Arm.

Jetzt öffnete sich die Thür des Salon, und Herr Roland, der gegenwärtige Chef des Ministeriums, trat mit bedächtiger und nachdenklicher Bewegung herein. Neben ihm erschien Garat, der an Danton's Stelle das Justizministerium übernommen hatte, und der neue Kriegsminister Pache. Diese Herren kamen aus der eben beendigten Sitzung des National-Convents, und schienen sich bei Roland zu einer Berathung vereinigen zu wollen, wo dann jedesmal Madame Roland nicht nur angelegentlich begrüßt, sondern auch vorher mit ihren geistreichen Aussprüchen gehört wurde.

Garat, der neue Justizminister, war ein ziemlich junger Mann, der zuerst besonders durch seine außerordentlich gewählte und glänzende Toilette in die

Augen fiel. Er war in der feinen Gesellschaft von Paris vornehmlich durch die Kunst seiner Cravatte berühmt geworden, die er sechs Mal täglich zu wechseln pflegte, und die auch jetzt in dem wirksamsten Faltenwurf unter seinem Kinn saß. Aber auch seine Manieren verriethen den liebenswürdigen Mann der Gesellschaft, der sich zugleich durch seine literarischen Talente vortheilhaft bekannt gemacht hatte. In seinem ersten Auftreten lag etwas Schüchternes und Zurückhaltendes, und zugleich drückte sich in seinen Manieren sein natürlicher Hang zur Faulheit aus, welchen aber der ehrliche Roland in diesem Augenblick, wo fast Niemand ein Portefeuille annehmen wollte, übersehen zu müssen geglaubt. Dem neuen Kriegsminister Pache dagegen sah man den ehrlichen, biederkräftigen Schweizer an, der mit etwas zu derber ländlicher Färbung seine Abstammung festgehalten hatte. Doch legte er zugleich die größte Bescheidenheit in seinem ganzen Wesen an den Tag, obwohl Madame Roland in ihrer jetzt so scharf gewordenen Weise die Maske eines politischen Tartüffe darin erblicken wollte.*)

Sie bringen gute Nachrichten aus dem Convent,

*) Mémoires de Madame Roland II. 172.

meine Herren? fragte Madame Roland dringend. Sage mir vor Allen, Roland, wie sich Danton zu verantworten gewußt hat? Die Sache ist doch heut zu Ende gekommen?

Ja, mein Kind, entgegnete Roland mit Achselzucken, indem sein feines Lächeln über das durcharbeitete, ehrliche Gesicht flog. Die Sache ist zurückgeschlagen worden, aber Herr Danton hat den tödtlichen Pfeil, den wir gegen ihn richten ließen, sicherlich im Fleische behalten. Rebecqui machte es sehr gut, indem er ganz arglos und unbefangen die Sache auf's Tapet brachte, und an den Rechenschaftsbericht anknüpfte, den ich selbst über alle Ausgaben meines Ministeriums vor Kurzem veröffentlicht. Dann nannte er mit scharfer Stimme Danton, und forderte ihn und die übrigen abgetretenen Minister auf, über die Verwendung der Fonds in ihrem Ministerium ebenfalls eine solche Rechenschaft zu übergeben. Die ganze Versammlung sah, wie Danton zitterte. Durch den ganzen colossalen Körper lief ihm ein fröstelndes Unbehagen. Endlich erhob er sich, um zu antworten. Er gestand ein, daß er keine legalen Quittungen aufzuweisen haben würde. Wir waren stets außerordentlich gedrängt und beeilt, sagte er; das Volk wollte, daß die Minister stets Hand in Hand mit einander

wirken ſollten, das haben wir gethan, und das iſt unſer Rechenſchaftsbericht!

Und was that der Conſent? fragte Madame Roland in flammender Ungeduld. Erzähle raſch und kurz, mein Freund!

Ein ſtarkes Murmeln lief durch die Verſammlung, erwiederte Herr Roland. Auf der einen Seite ſchrie man nach der Tagesordnung, auf der andern Seite verlangte man die Debatte. Doch wurde, wahrſcheinlich aus Furcht vor dem Volke, der ganze Handel durch die Annahme der Tagesordnung beſeitigt. Damit war es aus, aber man ſieht doch mit Erſchrecken, wie unerſchütterlich feſt dieſer Menſch durch ſeine Popularität ſteht, während er moraliſch auf beiden Seiten hinkt und durch den erſten Windſtoß umſinken müßte.

Madame Roland klatſchte jetzt lebhaft in ihre Hände. Er iſt jedenfalls lebensgefährlich getroffen! rief ſie frohlockend aus. Wir haben dem Cyclopen der Demokratie den brennenden Pfahl in das Auge gerannt, und nun mag er ſich daran herumwinden, bis er von ſelbſt zu Boden ſinkt.

Dies Gleichniß iſt erhaben ſchön! ſagte Garat, mit einer verbindlichen Verneigung gegen Madame Roland. Indeß muß ich doch geſtehn, daß es mir

einigermaßen leid um Danton thut. Die Revolution verdankt dieſem Grand-Seigneur des Sansculottenthums ungemein viel.*)

Mir thut es gar nicht leid um ihn, entgegnete Madame Roland, indem ein bitterer Zug des Haſſes um ihre Lippen flog. Die Gironde hat jetzt die Pflicht, mit ihren Feinden aufzuräumen, und wo wir geſtalten wollen, dürfen Leute, wie Danton, nicht herrſchen. Aber unſer gefährlichſter Feind iſt Robespierre, denn man kann mit ihm nicht umſpringen wie mit Danton, und die Achtung, die er auf allen Seiten genießt, fordert uns zu der höchſten Vorſicht auf, wenn wir gegen ihn losgehen. Aber um ſo hinderlicher und verderblicher iſt er uns auf unſern Wegen. Meine Herren, wir müſſen jetzt den entſcheidenden Kampf gegen Robespierre aufnehmen. Den erſten Schlag hat unſer tapferer Barbaroux geführt, aber ſein Erfolg iſt leider kein glücklicher geweſen. Wir müſſen darauf denken, einen anderen Krieger, der den Kampf von neuem eröffnet, an ſeine Stelle zu ſetzen.

Es iſt wahr, ich hätte es beſſer machen können, ſagte Barbaroux. Aber ich geſtehe, daß mir neulich,

*) Garat Mémoires p. 189.

vergönnt, wie Leibnitz den ganzen Körper des menschlichen Erkennens zu tragen und zu beherrschen. Sodann fördert zwar, wie man täglich hört, auch in der Wissenschaft die Theilung der Arbeit, welche auch Leibnitz beabsichtigte; aber je größer die Theilung wird, (und sie beginnt fast bedenklich groß zu werden), desto nothwendiger ist den einzelnen Arbeitern gemeinsame Berathung und die vielseitigste Berührung, damit sie nicht über ihren Besonderheiten das Allgemeine und Ganze aus den Augen verlieren. In auserwählter Gemeinschaft mißt der Meister sich am Meister; sie hält einen Spiegel der Selbsterkenntniß vor, daß auch der Größte, sich nicht überschätzend, stets das Bewußtsein gegenwärtig habe, sein Wissen sei nur ein beschränkter Theil des gelehrten Volksvermögens. Tiefe Blicke und Erfindungen sind allerdings die Frucht einsam geheimer Empfängniß des Geistes; aber auch die äußersten wissenschaftlichen Verirrungen werden in der Abgeschiedenheit ausgebrütet, und sind niemals von wissenschaftlichen Gesellschaften ausgegangen. Gemeinsamkeit der Studien vermindert und heilt den Irrthum; und in dieser Gemeinsamkeit der Meister liegt gerade das Akademi-

als ich im Convent die Lanze gegen Robespierre einlegte, nicht ganz wohl zu Muthe war. Indem ich mich auf die Tribüne begab, um Robespierre des Trachtens nach der Dictatur über Frankreich zu beſchuldigen, und ihn tyranniſcher Abſichten, herrſchſüchtiger Intriguen zu zeihen, erblickte ich ihn plötzlich, wie er mir auf ſeinem Platz mit ernſter, würdiger, ich möchte ſagen, faſt beſcheidener Ruhe gegenüberſaß. Da fiel mir ein, daß ich ihn einſt geliebt, daß ich für ihn geſchwärmt, und daß ich ſelbſt damals die Idee gehabt hatte, es könne Frankreich aus ſeinen Wirren am beſten durch die augenblickliche Herrſchaft eines einzigen Mannes wie Robespierre erlöſt werden. Und in demſelben Augenblick, wo ich ihm, dem Unerſchütterlichen, meine Anklage ins Geſicht ſchleuderte, erinnerte ich mich, daß wir in dieſer Sache einſtmals eine Zuſammenkunft auf Robespierre's Zimmer gehabt, und daß Robespierre ſelbſt es geweſen, der damals mit feuriger Beredtſamkeit, mit Gründen, die von Bürgertugend und Volksliebe leuchteten, gegen die Idee einer Dictatur ſich erklärte, und dieſelbe weit von ſich zurückwies. Dies ſchwächte gewiß meinen Angriff auf ihn, obwohl die Lage der Dinge ſeitdem eine ganz andere geworden, und Robespierre jetzt wohl an den Tag gelegt hat, daß er alles

Heil für Frankreich nur in seiner eigenen Person sieht, und daß er uns die Freiheit nach seiner Laune und seiner Melancholie zurechtzustutzen gedenkt. Ich bekenne also, daß ich mich meiner Aufgabe schlecht entledigt habe, und daß ich es wohl verdient, wenn mich der Convent sitzen ließ.*)

Sie sind immer liebenswürdig, Barbaroux, sagte Madame Roland, mit ausgestreckter Hand auf ihn zuschreitend. Wenn Sie Ihre alten Gefühle für Robespierre noch nicht ganz verläugnen konnten, so haben Sie doch einstweilen diese schwierige Sache entschieden eingeleitet. Sie haben uns das Schlachtfeld abgemessen und bereitet, und wer nach Ihnen auf demselben siegt, wird sich immer Ihren dankbaren Nachfolger zu nennen haben.

Auch das neue Bataillon der Marseiller, fuhr sie, zu den Ministern gewandt, fort, legt uns dankbare Verpflichtungen gegen den glühenden Eifer des Herrn Barbaroux auf. Roland, wenn Du nachher von Geschäften frei bist, laß den Wagen kommen. Wir werden das Zelt besuchen, in dem unsere neuen Freunde aus Marseille sich niedergelassen haben, und wir müssen sehn, was noch zu ihrer guten Aufnahme in Paris geschehen könnte.

*) Buchez et Roux Histoire parlementaire XIX. 93. 106.

Ich habe das treffliche Bataillon ſchon bei ſeiner Ankunft in Augenſchein genommen, ſagte der neue Kriegsminiſter Pache, indem er aus ſeiner bisher beobachteten ſchweigſamen Haltung heraustrat. Es ſind achthundert Männer von der ausgezeichnetſten Beſchaffenheit, denen man anſieht, daß ſie nur aus Patriotismus dieſe edle Aufgabe übernommen haben. Sie ſind alle wohlbewaffnet angekommen, und zweihundert Reiter, welche ſie begleiten, ſind ſogar in der glänzendſten Ausſtattung erſchienen.

In dieſem Augenblick wurde Herr Louvet de Couvray gemeldet, und der lebhafte Wink, mit dem Madame Roland ihn eintreten zu laſſen befahl, zeigte, daß ſie den Verfaſſer des berüchtigten Romans über die Liebesfahrten des Ritters Faublas ſchon erwartet hatte. Jetzt trat ein kleiner, ſchwächlich und krank ausſehender Mann, der auch in einer ſehr vernachläſſigten Kleidung erſchien, ins Zimmer. Sein Auftreten machte zuerſt keinen günſtigen Eindruck, beſonders da er ſich mit auffallender Kurzſichtigkeit erſt angeſtrengt bemühte, die im Salon anweſenden Perſonen zu erkennen. Als er aber jetzt ſicher geworden war, konnte ein ſanftes Feuer in ſeinen blauen Augen Intereſſe erregen, und die hohe, edelgeformte Stirn

verrieth den feinen Geist des talentvollen Schriftstellers.

Madame Roland, die stets ein besonderes Gefallen an seiner geistreichen Unterhaltung und seinen witzigen Einfällen gefunden, empfing ihn jetzt mit auszeichnendem Wohlwollen, während der Minister Roland den von ihm besoldeten Publizisten, der in seinem Auftrage das Journal La Sentinelle herausgab, zwar freundlich, aber doch mit der vollen Entfaltung seiner officiellen Würde aufnahm.

Ich habe Ihrem Besuch schon seit einer Stunde entgegengesehen, Herr Louvet, sagte Madame Roland, mit dringlicher Stimme. Sie wissen, daß der Ritter Faublas ein neues Abenteuer bestehen soll, aber diesmal soll er sich um die junge Republik mit dem großen fürchterlichen Robespierre schlagen.

Ich weiß, entgegnete Louvet mit seinem feinen sarkastischen Lächeln. Die Ehre ist groß für mich, daß gerade ich unter allen Mitgliedern der Gironde, die im Convent sitzen, dazu ausersehen bin, die Schleuder Davids gegen den Riesen Goliath zu erheben. Aber mein Entschluß ist gefaßt, und ich habe mir allerdings meinen Plan vorgezeichnet, wie den Plan zu einem neuen Gedicht, nur mit dem Unterschiede, daß ich lauter schlagende Wahrheiten gegen Robes-

rierre in Scene ſetzen werde. So denke ich denn am 29. Oktober die Tribüne zu beſteigen, und meine Robespierréide*) mit der begeiſterten Haltung eines Troubadours meinen lauſchenden und, wie ich hoffe, beifallſpendenden Hörern vorzutragen.

Nehmen Sie es aber auch mit Ihrem Helden nicht zu leicht, Herr Louvet, ſagte Madame Roland, indem ſie ihren Finger drehend emporhob. Dieſer Mann iſt mit einem eiſernen Panzer umgürtet, den er ſeine Ruhe, ſeine Mäßigung, ſeine Verſöhnlichkeit nennt, und womit er mich ſchon faſt zu Tode geärgert hat. In der Zeit, wo wir Alle wild geworden ſind, wo wir erſt aus dem letzten und äußerſten Sturm der Leidenſchaften den Frieden der Republik gewinnen werden, in einer ſolchen Zeit des Ringens aller Kräfte und Elemente ſetzt ſich Robespierre den Heiligenſchein eines Weiſen auf und affectirt die Ruhe eines abgeſchiedenen Geſpenſtes. Selbſt den ungeſchlachten Danton, der ſonſt vor Leidenſchaft wie ein Stier ſich ſchüttelt, hat er jetzt zu dieſer künſtlichen Mäßigung und Zurückhaltung zu bewegen gewußt, und damit denken ſie die Männer der

*) So nannte Louvet ſeine Anklagerede gegen Robespierre. Buchez et Roux Histoire parlementaire XIX. 435.

Gironde, die jetzt nicht ruhig ſein können und dürfen, aus dem Felde zu ſchlagen. Die Gironde, die jetzt das wahre Schöpfungsrad der Republik in ihren Händen dreht, kann das heilige Werk nicht mit den nüchternen Gebärden eines Töpfers, der einen Topf macht, verrichten. Sie fühlt ſich dabei auch in den Reigen der Dämonen mit fortgeriſſen, und die Schlangen der Furien umkränzen züngelnd ihr Haupt. Aber dieſer Robespierre will immer nur ruhig ſein, ruhig wie ein Töpfergeſell, der den Topf nicht zu Stande bringen zu können glaubt, wenn er nicht im ewigen Gleichmaaß daran dreht. Darum, Louvet, holen wir den Robespierre zuerſt aus dem Panzer ſeiner Ruhe heraus, denn in und mit dieſem Panzer iſt er nicht zu erlegen!

Ihre Wangen glühten in einer wunderbaren Röthe, und die ganze herrliche Geſtalt zitterte vor Aufregung und Leidenſchaft.

Ja, ich werde ihn zuerſt der Ruhe anklagen, ſagte Louvet mit einer ſchlauen Gebärde. Die Ruhe iſt in der Republik gewiß ein todeswürdiges Verbrechen. Ich geſtehe, daß ich die Ruhe in meiner Robespierréide noch vergeſſen hatte. Ich werde jetzt mit der Ruhe beginnen, und mein erſter Anklagepunkt wird nunmehr mein zweiter werden.

Und wie heißt der? fragte Barbaroux, der ſich Louvet geſpannt genähert hatte, während die drei Miniſter ſich mit großer Aufmerkſamkeit um Louvet gruppirten.

Er heißt, ſagte Louvet, mit einer gewiſſen Feierlichkeit die Arme über der Bruſt kreuzend, er heißt: daß Robespierre im Jacobiner-Club ſtets ſprechen wollte, unaufhörlich ſprechen, ausſchließlich ſprechen!

Das iſt allerdings ein Hauptverbrechen, rief Barbaroux, zurückprallend, indem er aber ſeine Lachluſt aus Achtung vor der ernſten ſinnenden Miene, mit der Madame Roland zugehört, bekämpfte.

Allerdings, fuhr Louvet fort, indem er ſeinen Finger mit der wichtigſten Gebärde an die Naſe legte, es iſt ein Hauptverbrechen. Denn wer immerfort und ausſchließlich ſprechen will, ſtrebt ſelbſtverſtändlich auch nach der Dictatur über alle Anderen. Wollen Sie auch den dritten Anklagepunkt, der eigentlich mein zweiter iſt, gegen Robespierre vernehmen?

Madame Roland nickte ihm aufmunternd und beifällig zu.

Er heißt, ſagte Louvet noch gewichtiger als das Erſtemal, daß ſich Robespierre von untergeordneten Intriguanten für den einzig tugendhaften Menſchen in Frankreich hat erklären laſſen.

Das war gewiß ſehr maliziös von ihm, ſagte Barbaroux, der ſich offenbar an Louvet dafür rächen wollte, daß Madame Roland ihm denſelben zum Nachfolger in der Führung dieſes Kampfes gegeben.

Wer ſich für den einzig Tugendhaften im Staat erklären läßt, iſt ſicherlich ein Verbrecher, fügte Barbaroux muthwillig hinzu. Und das heißt den Ritter Faublas in den Schatten ſtellen, der doch ein tugendhaftes Buch iſt.

Verkennen Sie nicht die tiefen Abſichten, die Herren Louvet leiten, indem er die Anklage ganz künſtleriſch und ſtufenweiſe aufbauen will, und das Streben nach der Dictatur zuerſt moraliſch nachweiſt, ſagte Madame Roland. Und Ihr vierter Anklagepunkt, lieber Freund?

Jetzt greife ich ſchon derber zu, ſagte Louvet mit einem ſehr ſelbſtbewußten, wohlgefälligen Lächeln. Viertens klage ich Herrn Robespierre an, daß er alle Leute nur von ſeinem eigenen Verdienſt und von ſeinen eigenen außerordentlichen Vollkommenheiten unterhält, und daß, nachdem er die Souverainetät des Volkes gerühmt, er zugleich hinzugefügt habe, er ſelbſt ſei das Volk. Dies erkläre ich in meinem vierten Anklagepunkt für eine ganz verſchmitzte und vermaledeite Liſt, deren ſich noch alle Uſurpateren

bedient, von Cäſar bis zu Cromwell, und von Sylla bis zu Maſaniello.

Vortrefflich! rief Madame Roland zuſtimmend aus. Dies iſt ein ſehr ſchlagender und vielbedeutſamer Punkt, denn das betrügeriſche Streben des Dictators wird hier ſchon klar, der an die Stelle der heiligen Vaterlandsliebe den Götzendienſt mit einem einzelnen Menſchen ſetzen will.

Die drei Miniſter ſahen ſich mit ſehr ernſthaften Gebärden an, und nickten einander zu.

Fünftens, rief Herr Louvet mit lauter Stimme, fünftens klage ich Herrn Robespierre an, daß er am Tage der September-Morde die Repräſentanten des Volkes beſchuldigt hat, Frankreich an den Herzog von Braunſchweig verkauft zu haben, und ſechſtens beſchuldige ich ihn, daß er, im Zuſammenhang mit dem Ueberwachungs-Comité und durch Vermittelung ſeines Hauswirths, des Tiſchlers Duplay und der beiden Söhne deſſelben, alle Communen Frankreichs zum Mord der Individuen und, was ein noch viel entſetzlicheres Ding iſt, zum Mord der Freiheit aufgeregt hat!*)

*) Dieſe Anklagepunkte Louvet's nebſt der vollſtändigen Anklage-Acte gegen Robespierre bei Buchez et Roux Histoire parlementaire XIX. 422—436.

Barbaroux, der ſich von einer ſolchen Anklage gegen Robespierre nichts verſprechen zu können ſchien, hatte ſich aus dem Zimmer entfernt. Er begriff heut ſeine ſchöne und kluge Freundin nicht, die eine ſo rieſenhafte Aufgabe, als die war, Robespierre anzuklagen, dem Verfaſſer des Faublas auf ſeine leichte Schulter hatte legen können, und ihm jetzt noch vertrauensvoll und aufrichtig ihren Dank ausſprach, indem ſie ihn durch ihren reizenden Handſchlag gewiſſermaßen noch zu ihrem Ritter in dieſem Kampfe weihte.

Die drei Miniſter hatten ſich jetzt in ihr Berathungszimmer entfernt, und Madame Roland war noch mit Louvet allein geblieben, um die Anklagen gegen Robespierre weiter auszurunden und möglichſt ſchlagend zu begründen.

sche. Ganz besonders aber sind die Akademieen auf jene Dinge angewiesen, welche, wie Leibnitz sagt, nicht von einem Einzelnen ausgeführt werden können; sei es, daß verschiedene Kenntnisse und Fähigkeiten dazu erfordert werden, oder die Sammlung des Stoffes und die Beschaffung der Hülfsmittel, selbst durch Reisen, wie sie Leibnitz selber auch wieder unternahm, die Kräfte Einzelner übersteigt; oder der Bearbeitung des Gegenstandes die Muße eines Einzigen nicht gewachsen ist: und gerade heutzutage bedürfen große und kostspielige Unternehmungen um so mehr der Unterstützung, jemehr die Literatur in unendlichen Kleinhandeln sich zersplittert." — —

Man kann es nicht als wahrscheinlich annehmen, daß sich noch einmal eine ähnliche Bewegung und Umwälzung in unserer Sprache hervorbringen ließe, wie sie durch Luthers Bibelübersetzung geschah, in der das Hochdeutsche sich zuerst als ein entschiedenes geschichtliches Moment herausstellte und zum Canon für die weitere Fortbildung der modernen deutschen Sprache wurde. Denkt man sich aber, daß derselbe Sprachfortschritt, den Luther productiv gestaltete und unwiderstehlich ins Leben überführte, immerhin mit gleichumfassender Bedeutsamkeit und

III.

Der Triumph über die Gironde.

In dem Hauſe in der Rue St. Honoré herrſchte ſeit einiger Zeit eine unheimliche Stille. Madame Duplay war mit ihren beiden Töchtern, Eleonore und Joſephine, nach Valencienne abgereiſt, wo eine alte Großmutter wohnte, die ſich ſchon lange dieſen Beſuch ausgebeten hatte. Madame Duplay hatte dieſer Einladung bisher ſtets widerſtanden, um ſo mehr, als die eigentliche Abſicht darauf ging, Eleonore, den Liebling der Großmutter, dort auf einige Zeit in ihrem Hauſe zu behalten. Jetzt aber war dieſer alte Familienplan, bei dem auch die Vermögensverhältniſſe ins Spiel traten, auf Einmal mit großer Lebhaftigkeit aufgegriffen worden, und Madame Duplay hatte plötzlich mit ihrer alleinherrſchenden Entſchiedenheit, der ſich dann Alles beugen mußte, den Tag der Abreiſe feſtgeſetzt. Eleonore hatte einen kurzen Abſchied

von Robespierre nehmen müſſen, und dieſe Trennung ſchloß die bitterſten und zweifelhafteſten Gefühle in ſich, denn die Rückkehr Eleonorens nach Paris ſchien damit nach Allem, was in der letzten Zeit vorgegangen war, in Frage geſtellt zu ſein.

Madame Duplay, ſo leidenſchaftlich ſie auch in ihren Entſchlüſſen ſchien, war doch diesmal mit einer ſehr ſpitzfindigen Ueberlegung zu Werke gegangen. Sie hatte berechnet, daß Robespierre die Trennung von Eleonoren nicht lange zu ertragen im Stande ſein werde, und dann hoffte ſie, werde er Alles aufbieten, um den gefährlichen Abſichten ſeiner Schweſter Charlotte ein Ziel zu ſetzen, und ſich dieſem Einfluß gänzlich zu entziehn. Denn Charlotte, obwohl ſie jetzt getrennt von ihrem Bruder in der Rue Saint-Florentin wohnte, war doch ſeitdem jeden Tag zu wiederholten Malen bei Robespierre erſchienen, und hatte ihre Bitten, ihre Thränen und Beſchwörungen erneuert, um Robespierre zu ſich herüberzuziehn, und ihn doch noch der Familie Duplay abwendig zu machen. Die ſonſt ſo zartſinnige Charlotte hatte in dieſem Eifer, den ſie im Intereſſe Robespierre's nur noch ſteigern zu müſſen glaubte, ein ihr ganz fremdes Weſen angenommen, und eine heftige und leidenſchaftliche Scene, in welche auch Eleonore und ihre

Mutter hineingezogen wurden, bezeichnete faſt jeden ihrer Beſuche in dem Hauſe Duplay.

Dies konnte Madame Duplay nicht länger ertragen, um ſo weniger, da ſie ſich aus Rückſicht und Verehrung für Robespierre doch eine große Zurückhaltung und Sanftmuth auferlegen mußte, und den Intriguen der Fräulein Robespierre, wie ſie es nannte, niemals ſo begegnen konnte, als ſie es wohl gewünſcht und vermocht hätte. Aber von dem Verſuch, den ſie anſtellen wollte, verſprach ſich die kluge Frau binnen Kurzem den günſtigſten Erfolg, und ſie behauptete kühn, daß ſchon zwei, drei, höchſtens acht Tage nach ihrer Abreiſe Robespierre ſich mit ſeiner Schweſter auf das Feindlichſte überwerfen werde. Denn ſie war feſt überzeugt, Robespierre werde ſeiner Schweſter dieſe Abreiſe Eleonoren's, die er nur ihr beimeſſen konnte, nicht vergeben. Das Verhältniß Eleonorens zu Robespierre, das mit der eintretenden feſten Ordnung der öffentlichen Verhältniſſe ſeine beſtimmte Geſtalt empfangen ſollte, war der Stolz der ganzen Familie geworden, und es durch eine feindlich dazwiſchen greifende Hand getrennt zu ſehen, hätte Niemand erdulden können. —

Robespierre, der jetzt das Haus nur noch mit dem alte Duplay theilte, ſah ſich in demſelben von

der tiefſten Einſamkeit umgeben. Alles ſchien in dem ſonſt ſo freundlich belebten Hauſe wie ausgeſtorben, und auch Duplay war den Tag über kaum zu ſehen, da das Comité, in dem er wirkte, und ſein unabläſſiger Antheil an allen Bewegungen des Tages, ihn beſtändig nach allen Seiten hin forttrieb.

Robespierre hatte heut nur wenige Stunden der Nachtruhe auf ſeinem Lager gefunden. Bald nach Mitternacht erhob er ſich wieder, zündete ſich Licht an, und begann ſich vollſtändig anzukleiden. Seine aufgeregten, wild umherirrenden Gedanken hatten ihm keine Ruhe gelaſſen, und er hoffte dieſelbe an ſeinem Schreibtiſch zu finden, zu dem er ſich wie zu einem treuen Freunde, deſſen Unterhaltung ihn aus trübſinnigen Anwandelungen befreien ſollte, niederließ.

Er ergriff ein Blatt, auf dem er geſtern angefangen hatte, einige Bemerkungen aufzuzeichnen, mit denen er den Gedankengang ſeiner heutigen Vertheidigungsrede im Convent feſtſtellen wollte. Denn mit dem Anbruch des nächſten Morgens war der Tag erſchienen, dem ganz Paris in der größten Aufregung und Spannung entgegen harrte, der Tag, den Robespierre zu ſeiner Vertheidigung gegen die Anklagen Louvet's beſtimmt hatte. In jener Sitzung, nachdem

Louvet gegen ihn aufgeſtanden war und in einer ſehr fließenden und gewandten Rede alle Verbrechen Robespierre's hergezählt hatte, war es nur ein Gefühl der Verwunderung und des Erſtaunens geweſen, von dem ſich Robespierre betroffen geſehen. Er wollte erſt auf der Stelle einige einfache Worte erwiedern, um die Nichtigkeit des elenden Geſpinnſtes, das man ihm über den Kopf zu werfen ſuchte, mit einem einzigen Schlage darzuthun, aber als er den Beifall, den Jubel hörte, der bei einem großen Theil des Convents über die Rede des Schöngeiſtes Louvet ausgebrochen war, hatte Robespierre angefangen, in ſich zu gehn. Es war ihm Alles, was Louvet geſagt, ſo erbärmlich und kindiſch vorgekommen, daß er ſich dieſen Beifall nicht zu erklären wußte, jetzt aber vielmehr gegen ſich ſelbſt mißtrauiſch zu werden anfing. Er wollte nun erſt zu Hauſe nachgrübeln, ob in dieſer Anklage nicht doch vielleicht einiger Inhalt verborgen ſein könne, und darum ſagte er: Ich werde in acht Tagen antworten!

Heut war dieſe Friſt abgelaufen, und Robespierre war noch immer lediglich darüber betroffen, daß ſeine Feinde nur einen ſo kleinlichen und armſeligen Handel gegen ihn anzuzetteln gewußt. Er ſchrieb noch Einiges auf ſeinem Zettel um, denn er wollte nur

das ſagen, was er ſeiner Würde, ſeiner Redlichkeit, und der Wahrheit und Größe der Revolution, ſchuldig war.

In dieſem Augenblick glaubte er unmittelbar an ſeiner Stubenthür ein eigenthümliches, ſich regelmäßig wiederholendes Geräuſch zu vernehmen. Er ſprang auf, und unterſchied den ſtarken, feſten Athemzug eines Schlafenden, der draußen auf dem Flur, und zwar dicht vor ſeiner Thür, ſich befinden mußte. Robespierre öffnete, und leuchtete hinaus, als ſich in demſelben Augenblick auch ſchon eine dunkle unförmliche Geſtalt vom Boden aufrichtete und ſich unbemerkt darenzuſchleichen ſuchte. Robespierre aber griff ihr mit ſtarker Fauſt in den Nacken und ſchleuderte ſie mit einem einzigen Stoß in die Mitte des Zimmers vor, um ſie des Genaueren zu betrachten.

Jetzt ließ ihn aber das unwillkürliche Aechzen des Gewenſtes die wohlbekannte Stimme hören. Er erkannte ſeinen Hauswirth und Freund, den alten Duplay, den er ſo hart auf den Boden geworfen, und der, weil er vollſtändig bewaffnet war und in ſeinem Gürtel mehrere Piſtolen ſtecken hatte, darum ſo ſchwer und krachend niedergeſtürzt war.

Aber Herr Robespierre, Sie greifen auch gleich ſo fürchterlich zu, daß man kaum noch einen ganzen

Knochen im Leibe übrig behält, ſagte Herr Jacques Duplay, indem er ſich aufrichtete und ſich ſeine Arme und Beine ſchmerzhaft befühlte. Ich wünſchte, daß Sie heut im Convent den Girondiſten Louvet ſo in die Mache nähmen, aber nicht Ihren alten Duplay, der ſeine geſunden Gliedmaßen noch immer brauchen zu können hofft.

Robespierre nahm ſich jetzt mit dem Ausdruck des tiefſten Bedauerns ſeiner an, und bemühte ſich, ihm zur Schadloshaltung auf jede mögliche Weiſe etwas zugutzuthun. Meiſter Duplay nahm es auch an, jetzt auf dem weichen Divan neben Robespierre Platz zu nehmen, aber warum er zuvor draußen auf der harten Diele vor der Stubenthür gelegen und dort, ſtatt in ſeinem Bett, ſeinen Schlummer gehalten, darüber wollte er lange nicht Rede ſtehn.

So will ich es denn endlich nur geſtehn, ſagte er nach einer Pauſe, nachdem Robespierre noch ſtärker in ihn gedrungen war. Ich fürchte mich hier in dem einſamen Hauſe, in dem Alles ſo ſtill und dumpf geworden iſt, wie in einem alten Grabgewölbe. Schon als die beiden Burſchen in den Krieg abmarſchirt waren und ihr Hobel nicht mehr auf dem Hofe erklang, wurde mir zuweilen ganz ſchauerlich zu Muthe, und es ſah mir hier Alles wie nach Abſterben aus.

Jetzt, da auch noch die Frauenzimmer fort sind, und die Mädchen nicht mehr lachen und singen und Madame Duplay nicht mehr zankt, ist es gar, als wenn hier in allen Winkeln die Wölfe heulten. Darum habe ich mich hier heraufgemacht zu Ihnen, Herr Robespierre, und habe auch schon in der vorigen Nacht hier vor Ihrer Stubenthür geschlafen, um doch in der Nähe eines menschlichen Wesens zu sein.

Mein guter Duplay, sagte Robespierre, ihn lange betrachtend, nicht deshalb hast Du Deine alten treuen Glieder hier vor meiner Thür gebettet. Nein, ich kenne Dich besser. Es giebt keine Furcht, die in Deinem Herzen wohnte, aber es giebt kein Opfer, das Du nicht Denen bringen könntest, welchen Dein braves Herz sich zugewandt hat. Duplay, Du hast mich bewachen wollen, bekenne es mir nur. Du hältst mein Leben nicht mehr für sicher, Du glaubst mich in Gefahr.

Duplay schwieg, seine Hände, welche Robespierre ergriffen hatte, begannen heftig zu zittern. Es ist wahr, sagte er dann, seinen Kopf traurig sinken lassend, es ist wahr; man darf jetzt das Aeußerste von diesen Leuten befürchten. Schon seit drei Nächten, um es nur gerade heraus zu sagen, schlafe ich auf Ihrer Schwelle, Herr Robespierre, und es soll

jedem Mörder ſchwer werden, über meine bergige Figur, die ich da bilde, unbemerkt hinwegzuklettern.

Du fürchteſt Mörder? fragte Robespierre, indem er nachſinnend einige Male in dem Zimmer auf- und niederſchritt. Das Licht brannte flackernd und trübe auf dem Schreibtiſch Robespierre's. Es war eine ängſtliche Stille zwiſchen Beiden entſtanden. Robespierre öffnete das Fenſter und blickte einige Minuten lang ſtarr in die Nacht hinaus. Es war draußen eine ſtürmiſche und regnigte Novembernacht, durch welche der Mond, in einem unaufhörlichen Geſchiebe von Wolken gefangen, einzelne, ringende Lichtſtrahlen hindurchzittern ließ.

Fürchte meinetwegen nichts, Duplay, ſagte er dann, ſich wieder zu ihm umkehrend, mit einer kalten, ruhigen Stimme. Man will mir wohl auf die eine oder die andere Weiſe an das Leben. Die Girondiſten fühlen ſich durch mich gedrückt, und viele andere meiner Feinde mit ihnen. Ich bin ein Volksmann, und ich habe kein anderes Princip, als das der Gleichheit. Daß die Menſchen aber gleich ſein ſollen auf Erden, das iſt der Gedanke meines Paradieſes. Dies Paradies der Gleichheit, das iſt meine Republik. Aber Ihr Herren von der Gironde, ich weiß es wohl, daß es jetzt Ernſt werden muß, und

blutiger Ernſt! Wie könnte es anders ſein? Ihr wollt eine Pracht-Republik von Sammet und Seide aufbauen, und wenn man fragt, wem gehört dieſer ſtolze Bau, dann ſoll man antworten: Dieſe Republik von Sammet und Seide gehört den Herren Girondins, ſie gehört den Herren Vergniaud, Briſſot, Roland, und wie ſonſt die neuen Herren heißen mögen, und eine ſchöne eitle Frau ſchwebt auf der Zinne dieſer Republik, und ſpielt den Staatsmann mit den reizendſten Beinen! Durch Barbaroux, durch Louvet, und wenn das nicht hilft, durch einen heimlichen Dolchſtoß, muß dann ein Mann beſeitigt werden, welcher die neuen Tyrannen der Republik ſtets an ihre Abſtammung aus dem Volke erinnern wird. Aber Du, mein guter rechtſchaffener Duplay, geh' jetzt ſogleich in Dein Bett. Schlafe aus, denn es kann ſein, daß wir armen Leute aus dem Volke morgen viel Arbeit finden.

Nein, entgegnete Duplay, ich werde munter bleiben. Denn wir haben im Ueberwachungs-Ausſchuß heut gewiſſe Anzeichen erhalten, daß man Ihnen nach dem Leben trachtet. Laſſen Sie mich noch immerhin bis zum Morgen draußen vor Ihrer Schwelle liegen, denn ich werde Sie hier nicht ſtören. Sobald der Morgen graut, werde ich mich hinunter in die Werk-

noch gelehrterem Bewußtsein in einem akademischen Canon und Dictionnaire der Nation überliefert worden wäre, so muß man behaupten, es würde alsdann diese ganze sprachliche Bewegung eindruckslos und vergeblich geblieben sein. Haben doch auch die besten Handbücher des deutschen Stils, und alle gesetzgebenden Theorieen für die Darstellung, noch niemals einen einzigen guten Stilistiker herangelehrt.

Ideal aller Sprache und Darstellung ist bloß der Gedanke. Von dem richtigen Verhältniß des Gedankens zu seiner Darstellung, wovon zugleich das Maaß aller zu gebrauchenden Kunstvortheile und der Schönheit selbst abhängt, ließe sich am allerersten ein akademischer Canon aufstellen. Wenigstens ist eine Philosophie des Stils denkbar und zu versuchen, welche, der genialen Willkür der Production allen Spielraum übrig lassend, das allgemein Nothwendige, auf dem jede treffende und das Leben erschöpfende Darstellung beruhen muß, zum Bewußtsein brächte. —

ſtatt begeben. Man muß doch auch einmal wieder etwas arbeiten. Und ich habe einen Sarg zu bauen, der geſtern bei mir beſtellt worden, was mit dem einen Gehülfen, den ich jetzt nur noch halte, nicht ſo raſch zu beſchaffen iſt.

Deine Söhne fehlen Dir alſo wohl ſehr? ſagte Robespierre, indem er den alten beweglichen Mann antheilvoll betrachtete. Aber dafür werden ſie Dein Haus ehren, wenn ſie als Helden des Vaterlandes wieder in daſſelbe zurückkehren.

Ach wiſſen Sie, Herr Robespierre, ſagte Duplay, indem er langſam den Kopf ſchüttelte, mit den Helden des Vaterlandes ſcheint es mir überhaupt ſehr faul auszuſehn. Meine Söhne, die wirklich brave Kerle ſind, und ſich am liebſten mit dem Teufel ſelbſt perſönlich herumſchlagen möchten, ſchreiben mir wahre Klagelieder aus dem Lager. Denn kein Menſch hat begreifen können, warum Dumouriez das Heer des Königs von Preußen nicht ſchlug, das er in der Champagne auf Schußweite ſich gegenüber hatte, und ſo leicht und ſicher Einfürallemal auf's Haupt hätte treffen können. Statt deſſen geht er auf geheime Unterhandlungen mit dem Feinde ein, und läßt endlich die Armee der Preußen einen ganz feierlichen und wohlgeordneten Rückzug antreten, bei dem er ſie faſt noch aus dem

Lande hinauscomplimentirt, ſtatt ihnen durch ſeine Kartätſchen Beine zu machen. Marat meinte neulich im Comité, daß nur Verrath dahinter ſtecken könne, und ich bin ſelbſt dieſer Meinung, Herr Robespierre!

Bei Marat iſt Alles Verrath, was nicht Werk der Furie iſt, erwiederte Robespierre. Ich halte Dumouriez für einen ehrlichen Soldaten, und wenn er in dem Augenblick, wo er hätte ſchlagen können, zu unterhandeln begann, ſo mochte er die Schlacht wohl noch nicht ſo ſicher halten. Auch kam es ihm vielleicht nicht ſo ſehr darauf an, zu ſchlagen, als den König von Preußen mit ſeinem Bundesgenoſſen Oeſterreich zu entzweien, denn das europäiſche Bündniß, das gegen die Republik Frankreich beſteht, zu ſpalten, war mehr werth, als der Treffer einer einzelnen Schlacht. Ich habe mich mit dem General Dumouriez bei ſeiner neulichen Anweſenheit in Paris ausgeſprochen. Auch ſeine Erklärungen, die er vor dem Convent abgab, waren vollkommen zufriedenſtellend. Nein, Duplay, ſchreibt nur an Eure Söhne, daß die Freiwilligen ſich beruhigen können; Dumouriez iſt kein Verräther. Bald wird auch das junge Frankreich ſeine erſte glänzende Schlacht haben, denn Dumouriez iſt jetzt gegen die niederländiſche Gränze vorgerückt, und er wird das öſterreichiſche Heer des Generals Clair-

fait ſicher auf's Haupt ſchlagen. Der Krieg iſt jetzt die eigentliche That der Republik, und eine republikaniſche That, denn der Sieg Frankreichs iſt heut der Sieg über die Throne Europa's. Die franzöſiſche Republik in Waffen iſt die Niederlage der Könige unter allen Himmelsgegenden. Darum ſei guten Muthes, mein Freund. Wir werden ſiegen, und aus Deinen Söhnen werden doch noch Helden des Vaterlandes werden! —

Der alte Duplay ſchlug treuherzig ſeine Augen zu ihm auf, und ergriff die Hände Robespierre's, die er mit dem größten Nachdruck ſchüttelte. Dann eilte er fort, um ſeine Werkſtatt auf dem Hofe aufzuſuchen, denn der Morgen begann bereits in großen lichten Streifen am Horizont emporzudämmern.

Die Nacht war vorüber, die eine düſtere und geheimnißvolle Beklommenheit über Robespierre's Seele geworfen hatte. Der Tag ging heiter und ſonnig auf, und erfüllte die Gedanken Robespierre's mit einer neuen tröſtlichen Zuverſicht. Er lehnte ſich zum Fenſter hinaus, um den klaren, warmen Herbſt-Morgen, der ſich friedlich über die Straßen auszubreiten begann, in ſich einzuathmen.

Als er ſich fertig angekleidet hatte, vernahm er in dieſem Augenblick ein neues Geräuſch an ſeiner

Thür, die aber auf ſeinen Ruf ſofort heftig aufgeriſſen wurde. Es war ſein Bruder Auguſtin, der in der größten Bewegung hereintrat, und dann ſogleich Robespierre um den Hals ſtürzte, indem er ihn lange und gewaltſam an ſich preßte. Robespierre fühlte eine brennende Thräne auf ſeinen Wangen, die aus den Augen Auguſtins gefloſſen war. Mit Verwunderung betrachtete er den leidenſchaftlichen Jüngling, der ſich immer von neuem mit dem ſchmerzlichſten Ausdruck an ihn drängte, und ihn nicht wieder aus ſeinen Armen entlaſſen zu wollen ſchien.

Du willſt mich ſchon in den Convent abholen? ſagte Robespierre. Aber ich wollte mich nicht allzu früh auf dem Platze zeigen, weil ich mit meiner Vertheidigung gegen einen Louvet noch immer Zeit zu haben glaube.

Ich fürchte dieſen Tag, erwiederte Auguſtin ſtürmiſch. Laß uns gehen, ſobald Du willſt, aber geſtatte mir nur, in Deiner Nähe zu bleiben. Die Beſorgniß, welche mich um Dich ſo glühend verzehrt, mildert ſich wenigſtens, wenn ich Dich ſehen, wenn ich Dich nicht verlaſſen darf, mein theurer Maximilian! Denn man will Dich opfern, man will Dich tödten, ich habe jetzt keinen andern Gedanken mehr!

Aber geſtern im Jacobiner-Club warſt Du noch

nicht ſo weichmüthig, ſo kleingläubig, Auguſtin, ſagte Robespierre, indem er ſeinem zärtlichen Bruder die Wange ſtreichelte. Duplay hat mir erzählt, daß Du vortrefflich über mich geſprochen hätteſt, und zwar gerade ſo, wie ich es einzig und allein wünſchen konnte und mußte. Du ſagteſt, wenn man auch geſonnen wäre, mich zu opfern, und damit einen neuen Aufſtand in Paris hervorzurufen, ſo werde das Volk doch unbeſorgt ſein können. Denn, ſetzteſt Du hinzu, der Verluſt eines einzelnen Mannes wird niemals den Verluſt der Freiheit nach ſich ziehn!

Ja, rief Auguſtin mit ſeinem kühnen, enthuſiaſtiſchen Feuer, und in dem Augenblick, wo ich dies ſprach, krachten die Tribünen in einem donnerähnlichen Getöſe, und von allen Seiten ſchrie und tobte und ſtürmte es: Nein! Nein! Niemand ſoll es wagen, Robespierre etwas zu thun!

Das war eine ſehr gute Kundgebung, die Du mir bereitet haſt, ſagte Robespierre mit einem freudigen Ton. Laß uns alſo dem heutigen Tag feſt und gerade ins Auge ſehn. Es ſcheint bereits auf den Straßen ſehr lebendig zu werden. So werden wir uns denn aufmachen, mein Freund, um in den Convent zu gehn, und vorher einen Blick auf das Treiben von Paris zu werfen.

Dies Treiben iſt von der unangenehmſten Art, entgegnete Auguſtin mit Heftigkeit. Es trägt Alles den Anſtrich, als ob es heut auf eine fürchterliche Bewegung abgeſehen wäre. Als ich herkam, begegnete mir unterwegs ein Trupp dieſer Marſeiller, dieſer neuverſchriebenen Kaufmannsſöhne, die ſich aus den reichen Magazinen ihrer Väter ſo ſchön equipirt haben, und in allen Weinhäuſern und Café's mit Aſſignaten um ſich werfen. Sie führten höchſt ärgerliche Reden über Dich auf allen Straßen und Plätzen, und dann ſchrieen ſie plötzlich wie in einem wohleinſtudirten Chor: „Es lebe Roland! An die Guillotine mit Marat und Robespierre!“ Ich näherte mich Einigen dieſer Leute und fragte: „Was hat Robespierre mit Marat zu thun?“ Aber mir wurde lachend entgegnet: Robespierre iſt noch ſchlimmer wie Marat. Der eine trinkt bloß Blut, weil es ihm gut ſchmeckt, der Andere will uns mit Haut und Haaren verſchlingen, um unſer Dictator zu ſein!

Du ſiehſt, die Gironde hat ihre neue Garde gut einſtudirt, ſagte Robespierre. Dieſe Burſche aus Marſeille flöten ja ſo vortrefflich, als wenn ſie erſt bei Barbaroux und Vergniaud ihre Privatſtunden gehabt hätten, ehe man ſie auf die Straße entließ!

Nun komm, vielleicht kann ich auch noch etwas von dem Zwitſchern dieſer gelehrten Herren vernehmen.

Nein, entgegnete Auguſtin ängſtlich, Du wirſt nicht zu Fuß durch die wahnſinnig aufgeregten Schaaren Dich begeben. Ich habe einen Wagen beſtellt, der uns unten erwartet.

Ich werde nicht anders als zu Fuß gehen, erwiederte Robespierre ruhig. Die Partei der Gironde iſt nicht wüthend, glaube es mir. Eine eigentliche Wuth vermögen dieſe Leute in ihrer künſtlich deſtillirten Seele nicht aufzutreiben. Bei den Girondins iſt Alles Kunſt, Manier, Tapete, und jetzt hängen ſie bloß die Tapete der Wuth aus, das iſt Alles. Aber wenn ſie ſich, ſeitdem wir die Republik haben, ſo ſchrecklich wild anſtellen, ſo mag das freilich noch ſchlimmer ſein, als wenn ſie wirklich wüthend wären. Der natürlichen Wuth kann man doch zuweilen auch mit Vernunftgründen beikommen, aber die künſtliche Wuth ſchlägt ſelbſt gegen ihre eigne Ueberzeugung mit Händen und Füßen um ſich. Durch ein ſo entſetzliches Gebahren wollen ſie ſich als die neuen Palaſtherren der Republik einführen, und wie ſie die Monarchie durch republikaniſche Frazzen verrathen haben, ſo prunken ſie ſchon wieder mit den Manieren der Tyrannei, um die Republik damit zu verderben. So

haben uns dieſe dreißig Menſchen, die jetzt im Convent auf den Bänken der Gironde ſich blähen, ſchon ſoviel durch ihr Schreien und Stampfen und durch ihre todtſchlägeriſchen Manieren zu ſchaffen gemacht, daß wir faſt die Beſinnung verloren haben. Und ſie werden immer wüthender, je ruhiger und gefaßter wir Jacobiner geworden ſind. Wozu ſollten die Jacobiner jetzt toben? Wir wollen die Republik jetzt rein aus dem Geiſt und dem Herzen des Volks geſtalten, und die Republik iſt der Frieden. Jetzt, ſeitdem die Girondins die Wildheit gepachtet haben, wollen ſie mir den Kopf abſchlagen, weil ich nur den Frieden der Gleichheit und Brüderlichkeit in meiner Seele trage. —

Die Zeit war indeſſen vorgerückt, und es wurde beſchloſſen, den Weg zur Manége zu Fuß zurückzulegen. Als ſie ſich dem Sitzungsſaal näherten, fanden ſie, daß die gewaltige Volkswoge, die ſchon auf allen Straßen zu treiben begonnen, hier, wo ſie am heftigſten anſchwoll, zugleich durch eine zahlloſe Menge von Patrouillen und Polizeimannſchaften gezügelt wurde. Auf der Terraſſe der Feuillants waren auch einige Abtheilungen der Nationalgarde aufgeſtellt, während Santerre ſoeben mit einer anderen Compagnie nach dem Temple geſprengt war, um die

jetzige Wohnung der Königlichen Familie zu schützen. Denn an diesem wunderlichen Tage, an dem sich die verschiedensten Gerüchte in Paris durcheinander trieben, hieß es, daß auch der Temple bedroht sei, und der dort gefangen sitzende Monarch entweder hinweggeführt oder niedergemetzelt werden solle.

Robespierre war von lauten und herzlichen Begrüßungen empfangen worden, als er jetzt mit seinem Bruder durch die zu beiden Seiten ehrerbietig zurückweichende Volksmasse in das Haus schritt. Er erkannte viele seiner Freunde unter dieser Menge, und andere verdächtige Gesichter, die ihm nicht gefallen konnten, schienen sich noch in scheuer Zurückhaltung vor seinen Blicken zu verbergen.

Das Volk, welches vor den Thüren den Verlauf der Sitzung abwarten wollte, unterhielt durch verschiedene bekannte Persönlichkeiten, die ihre Plätze auf den Tribünen hatten, einen ununterbrochenen Verkehr mit dem Innern des Saales. Auch Meister Duplay hatte sich diesem Stafettendienst zwischen der Versammlung und der Straße mit dem ihm eigenen Eifer gewidmet, und sobald er heraustrat, um eine Nachricht zu überbringen, wußte er sie jedesmal mit einer lobpreisenden, aber geschickten Bemerkung über seinen Gönner Robespierre zu begleiten.

Er erſchien gleich zuerſt wieder, und meldete, indem er mit geheimnißvoller Wichtigkeit ſeinen Finger an die Naſe legte: Soeben hat der Präſident Pétion die Tagesordnung verkündigt, und indem er ſagte, daß die Discuſſion über die Anklage des Louvet gegen Robespierre heut ſtattfinden ſolle, brach von allen Tribünen herunter ein unermeßliches Beifallsklatſchen los, und es wurde ſo ſtark, daß Pétion Ruhe gebieten mußte. So gewaltig haben ſich die Tribünen gleich von vorn herein für Robespierre erklärt. Es lebe Robespierre!

Damit ſchlüpfte Duplay haſtig wieder in das Haus zurück, indem er das Vergnügen hatte, den von ihm angeſtimmten Ruf für Robespierre vielfach hinter ſich wiederholen zu hören.

Der Beifall der Tribünen war gegen Robespierre gerichtet, riefen einige Stimmen aus der Menge. Man freut ſich, daß der Tag gekommen iſt, an dem er ſich den Hals brechen wird, der große Dictator!

Robespierre iſt kein Dictator, rief eine volltönende, metallreiche Frauenſtimme, die ſich mitten in dem brauſenden Getümmel Gehör zu verſchaffen wußte.

Man erblickte eine junge Dame von hoher ſchlanker Geſtalt, und in einem phantaſtiſchen Anzuge, der zugleich auf einen unternehmenden und hereiſchen

3.

Die erste und natürlichste menschliche Mittheilung war Poesie, unabhängig von aller Literatur, und Urtypus derselben. Auf literarischem Wege bildete sich die Prosa, ein Kind künstlicherer Sitten verständigen und praktischen Lebensformen sich anschließend. Von dem poetischen Zeitalter der Sprache selbst in ihrem frühesten Naturbau haben wir schon früher gesprochen und die beginnende Epoche der Prosa in dem genetischen Leben der Wörter angedeutet. Herder behauptete, die Sprache, in ihrer ersten Schöpfung rein nach Naturlauten und Interjectionen aufgenommen, sei immer eine Art von Gesang gewesen;*) gewiß aber ist, daß auch die erste Aufzeichnung der Rede bei allen Völkern einen rhythmischen Charakter an sich trug, der sich bald an eigenthümliche Versgebilde fesselte. Das

*) S. die Preisschrift über den Ursprung der Sprache, S. 95.

Sinn ichließen ließ. Denn aus der rothen Schärpe, die ihren Leib umſchloß, ſahen zwei Piſtolen mit blitzenden und glänzend verzierten Griffen hervor. Es war Roſe Lacombe, eine ehemalige Schauſpielerin aus der Provinz, die aber ſeit einigen Jahren nur auf der Scene der Revolution in Paris ſtand, und bei allen wichtigeren Ereigniſſen der Straße ſich einen Namen gemacht hatte. Den linken Arm trug ſie noch in einer ungemein geſchmackvoll arrangirten Binde, und erinnerte dadurch an die Wunden, welche ſie bei dem Sturm auf die Tuilerieen und in den Septembertagen, an deren Gräueln ſie beſonders mitgewirkt hatte, empfangen.

Roſe Lacombe hatte ſich verſpätet, und arbeitete ſich jetzt durch die Maſſe hindurch, um noch Einlaß zu den Tribünen des Hauſes zu finden. Während ſie ſich jetzt hindurchdrängte, ſtreute ſie überall Worte des Lobes und der Bewunderung für Robespierre aus.

Robespierre will kein Dictator ſein, meine Freunde, rief ſie mit ihrer durchdringenden, alle Hörer feſſelnden Stimme. Robespierre will über Niemand herrſchen, denn er iſt ſo beſcheiden, daß Eure Kinder ihm befehlen können, und er wird ihnen gehorchen. Robespierre will nicht mehr ſein, als wir Alle, glaubt es mir, und wenn er Euch die Republik fertig ein-

gerichtet und Euch Alle zu Königen der Freiheit gemacht hat, dann will er ſelbſt, damit ſeine Feinde ihm endlich Ruhe laſſen, in die Einſamkeit zurücktreten. Es lebe Robespierre!

Kaum war dieſer Ruf von den ſchönen Lippen der Roſe Lacombe erklungen, als ſich auch ſchon eine ebenbürtige Gegnerin mit einer drohenden und herausfordernden Miene ihr gegenübergeſtellt hatte. Es war Théroigne von Méricourt, die noch ebenfalls Eintritt in die Manége zu erlangen ſuchte, und durch die redneriſche Stellung, in der Roſe mitten in den Weg getreten war, ſich in ihrem weiteren Vordringen aufgehalten ſah.

Sie verſperren mir mit Ihren theatraliſchen Geſten die Straße, ſagte Théroigne mit einer verächtlichen Gebärde, indem ſie gegen das Schwert an ihrer Seite ſchlug. Der Frauen-Club, den Roſe Lacombe geſtiftet, hält ſeine Sitzungen wohl bereits auf der Straße ab? Ich habe nicht gewußt, Madame, daß Robespierre jetzt Ihr Götze geworden iſt. Nun, wenn ſich der kleine dünnbeinige Despot zum Dictator hinaufgeſchwindelt hat, wird er aus dem Club der Roſe Lacombe ſeinen wohlbeſoldeten Harem machen. Denn nichts Anderes, als das Gräßlichſte, das jede anſtän-

dige Frau beleidigt, wird man von der kommenden Herrſchaft Robespierre's zu erwarten haben.

Ei ſeht da, die Amazone, die jetzt ihre letzten Reize bei der Gironde abgeſetzt hat, rief Roſe Lacombe, indem ſie auf eine drollige und impertinente Weiſe zugleich ihren ſchlanken Zeigefinger gerade gegen Théroigne ausſtreckte. Wundert Euch nicht, meine Freunde, wenn dieſe Théroigne gegen Robespierre declamirt. Das iſt kein Mann für ſie, der hat ein redliches Herz, das iſt ein großer, braver, ſchöner Mann des Volkes. Unſere Théroigne, die jetzt auch wieder ihr Riechfläſchen an der Reitpeitſche befeſtigt hat, hält es ſchon ſeit einiger Zeit mit der Gironde. Es ſind die neuen Ariſtokraten, bei denen ſie wieder jung zu werden hofft, nachdem ſie bei dem alten Adel Frankreichs alt geworden. Die Aermſte, was ſollte ſie auch anfangen? Es iſt die letzte Oelung, welche ihre weltberühmte Schönheit in der Gironde empfängt, und wenn der langnaſige Briſſot vor ihr auf den Knieen liegt, dann wird es ihr leicht, jetzt die Göttin der Tugend zu ſpielen!

Théroigne glaubte dieſen Schimpf, den ihr die des Wortes ſo mächtige Roſe Lacombe vor dem ganzen Volke anthat, um ſo weniger ruhig hinnehmen zu dürfen, als der überall ausgebrochene Jubel, mit

dem man die beiden Frauen umringte, ſchwerlich unbedingt zu ihren Gunſten ſprach. Sie rückte ſich jetzt ihren ſtolz flatternden Federhut zurecht, und zog eine ihrer ſchönen Piſtolen aus dem Gürtel, die ſie mit einer majeſtätiſchen Handbewegung vor ſich ausgeſtreckt hielt.

In dieſem Augenblick aber zeigte ſich die lange hagere Geſtalt Chabot's, des Ex-Capuziners, vor der Thür des Hauſes. Er war ſoeben aus dem Sitzungsſaal heraus getreten, und ſeine nach allen Seiten hin winkenden Gebärden, ſein eigenthümlicher pfeifender und heulender Ton, mit dem er auf ſich aufmerkſam machte, ließen erwarten, daß er neue Nachrichten aus dem Convent bringe. Plötzlich entſtand auf dem ganzen Platze eine tiefe athemloſe Stille, Alles lauſchte, und drängte ſich zu ihm hin, und auch Roſe Lacombe und Théroigne von Méricourt wurden, ohne ihre Sache ausgetragen zu haben, in das Gewühl fortgezogen.

Robespierre hat wie ein Gott geſprochen, rief Chabot mit ſeiner wunderlich ergreifenden Stimme. Und er fährt noch immer fort, ganz ruhig, faſt ſpielend, die Kralle des Löwen über das erbärmliche Flickwerk dieſer Anklage auszuſtrecken. Der ganze Convent wird ihm bald zu Füßen ſinken müſſen.

Mit einer rührenden Leichtigkeit ſtreift er alle dieſe Verläumdungen von ſich ab, und tritt aus denſelben hervor, ſo rein, ſo ſchlank und edel, wie der Hirſch des Waldes, der aus der Schußlinie des Jägers getreten. Das Wunderbarſte iſt, daß er ſich ſelbſt kaum vertheidigt, ſondern daß er, indem er von ſich, ſeiner Treue und ſeiner Aufrichtigkeit ſpricht, nur die Revolution, das Volk, den Gemeinderath und die Freiheit zu vertheidigen ſcheint. Robespierre hat die Antwort ſeiner Rechtfertigung in Granit gehauen, und damit der Revolution und dem Volke ein Denkmal geſetzt, wie es noch keines gegeben. Zuletzt ſchwur er bei der Republik und bei dem umgeſtürzten Thron, daß er nichts Anderes wolle, als den Ruhm und das Glück des Vaterlandes, und daß er ſein Leben, wenn es ſein müſſe ſogar ſeine Ehre, dafür hinzugeben bereit ſei. Als er mit dieſen Worten ſchloß, zitterten die Tribünen von einem Donner des Beifalls, der das ganze Haus entzwei zu brechen drohte. Habt Ihr denn das ungeheuere Meer des Jubels, das zu den Füßen unſeres Robespierre brauſte, hier nicht vernommen? Und die ellenlangen Geſichter hättet Ihr nur ſehen ſollen, auf der ganzen rechten Seite des Convents, wo die Papageien der Gironde ſitzen, die ſich ſonſt ſo luſtig und ſauber mit ihren

eigenen Schnäbeln belecken. Jetzt kratzten sie sich hinter die Ohren, oder bissen sich auf die Nägel, aber keiner wagte den Mund aufzuthun, denn nachdem Robespierre gesprochen, gab es in der That nichts mehr zu sagen. Nur Condorcet, Vergniaud und Genfonné zischelten miteinander, und beriethen sich, was zu machen sei. Sie sahen plötzlich so wohlwollend und schmunzelnd aus, als wenn sie meinten, daß ein Mann, wie Robespierre, doch wohl noch zu Gnaden wieder angenommen werden könne. Der kleine Louvet aber, der wohl merkte, daß seine eigene Partei ihn verlassen würde, saß in einer halben Ohnmacht auf seinem Platz zusammengekauert.

Ein gewaltiges Jauchzen folgte diesem Bericht, in welchem das Crocodil der Jacobiner sich diesmal durch sein herzerschütterndes Pathos selbst übertroffen hatte. Chabot hatte sich mit seinen blitzschnellen hastigen Bewegungen wieder in das Haus zurückbegeben, aus dem ihm aber jetzt ein ungeheueres Treiben entgegenwogte. Die Sitzung war offenbar beendigt. Alles drängte wie mit einem stürmischen Schlage auf die Straße hinaus. Sämmtliche Tribünen hatten sich in einem einzigen Augenblick entleert, und schütteten eine Menge Begeisterter, die alle von dem Sieg und Triumph Robespierre's spra-

chen, unter das Volksgewühl der Straße aus. Der National-Convent hatte die Anklage gegen Robespierre durch die Annahme der Tagesordnung beseitigt, und die erhobene Stimmung, in der sich die Versammlung unmittelbar darauf trennte, hatte dieser Form die überschwänglichste Bedeutung für Robespierre hinzugefügt.

Das Volk sah die Mitglieder des Convents auf die Straße heraustreten, und nur diejenigen, die man als Freunde Robespierre's kannte, wurden mit Zurufungen des Beifalls begrüßt. Doch fehlten dem stattlichen, pomphaften Vergniaud, dem nach allen Seiten um Grüße und Lebehochs buhlenden Brissot, und dem gefallsamen Pétion, der seine neueste Wiederwahl zum Maire von Paris nicht angenommen hatte, auch mancherlei entgegenkommende Zeichen der Volksgunst nicht. Aber ein einziger jauchzender und brausender Ton erfüllte jetzt den Platz und drang weit in alle Straßen vor, als Robespierre aus der Manége heraustrat, und sein Erscheinen die ganze Sturmfluth des Enthusiasmus, die bis dahin seiner geharrt hatte, entfesselte.

Robespierre schritt auf der einen Seite am Arm seines Bruders einher, auf der andern Seite führte ihn sein neuer Freund, Antoine Saint-Just, der seit

Kurzem im National-Convent eine bedeutende Rolle zu spielen angefangen. Hinter ihnen, gewissermaßen zum unausgesetzten Schutz Robespierre's, ging der alte Duplay, mit einem überglücklich strahlenden Gesicht, auf dem jedoch zuweilen ein trotziges Seitwärtsblicken jeden neuen Angriff gegen Robespierre zurückschrecken zu wollen schien.

Robespierre sah blaß und traurig aus. Mit einer gewissen Ermüdung schweifte sein Blick über die ihn umdrängenden Volkshaufen, die ihn triumphirend in ihre Mitte gezogen hatten und ihre jauchzenden, springenden Kreise um ihn schlangen. Fast hätte man ihn genöthigt, einen Triumphzug durch die Straßen von Paris auf den Schultern des Volkes anzutreten, aber die Anstalten, die man schon dazu traf, lehnte Robespierre mit kalter Ruhe ab. Die bald freudige, bald erhabene Haltung, die ihm auf der Tribüne eigen gewesen, war jetzt, wo er sich als Sieger verherrlicht sah, wieder von ihm abgefallen. Es schien in der Rückerinnerung an diesen Kampf, den man ihm nicht erspart hatte, ein bitteres, schmerzliches Gefühl an ihm zu nagen.

Der Jubel dieser Leute verdrießt mich heut über die Maaßen, sagte Robespierre leise zu seinem Freunde Saint-Just. Ist nicht diese Freude des Volkes ebenso

beleidigend für mich, als die Anklage Louvet's? Denn wenn ſie jetzt jubeln, daß ich kein Verräther bin, und kein Tyrann werden will, ſo muß ihr Zweifel an mir früher ſtärker geweſen ſein, als ihr Glaube. Hätten ſie aber ſtets an mich geglaubt, wie ich an ſie, ſo würde die Anklage eines Louvet niemals gegen mich zu Worte gekommen ſein und ſchon der Verſuch hätte den thörichten Knaben das Leben gekoſtet. Ich kann heut kein freundliches Geſicht mehr für das Volk auftreiben. Bringt mich bald von der Straße hinweg, Saint-Juſt und Auguſtin!

Du nimmſt es mit dem Volke zu genau, Robespierre! ſagte St.-Juſt, der ſeine großen, durchdringenden Augen mit einer gewiſſen ehrerbietigen Scheu auf die ſie geleitenden Geſtalten des Volkes richtete. Das Volk iſt kein Weiſer, kein Rechtsgelehrter, kein Rechnenmeiſter, aber es iſt ein gutes liebes Kind, das überall von einem göttlichen Takt geleitet wird. Ich könnte ihm nicht gram werden, auch wenn es mich morgen ſteinigte, denn ich würde mich ſchon an den herzlichen und liebenswürdigen Thränen erfreuen, die es übermorgen meinetwegen vergießen wird. Und Dich liebt das Volk, Robespierre! Man kann von ihm nicht verlangen, daß es einen großen Charakter, wie den Deinigen, verſteht, aber es fühlt ſich zu

Dir auf eine unwiderſtehliche und geheimnißvolle Weiſe hingezogen. Es erblickt einen Verwandten ſeines Herzens in Dir, einen Mann, der in ſeinem ganzen Weſen, in allen ſeinen Sitten und Gewohnheiten, nur der Bruder des Volkes iſt, während er ſein Gott ſein könnte!

Robespierre drückte ſchweigend den Arm des jungen Mannes, der ihm mit einer ſchwärmeriſchen Verehrung anhing, obwohl auf ſeinem anmuthigen jugendlichen Geſicht eine feſte Ruhe, ein überlegener faſt kalter Ernſt, der durch nichts zu erſchüttern ſchien, ausgeprägt lag.

Saint-Juſt war ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, mit einem feinen edlen Ausdruck in ſeinem ganzen Weſen, aber zugleich von einer kalten, rauhen Haltung, die weniger ſeinem Gemüth, als den leidenſchaftlichen und ſtarken Entſchlüſſen, die ſeinen Charakter bewegten, angehörte. Sein Geſicht war bleich, und ringsum eingefaßt von ſchwarzen dunkeln Locken, welche die niedrige Stirn faſt ganz beſchatteten. Er ſchien beſtändig in ein tiefes angeſtrengtes Nachdenken verſunken zu ſein, und ſein Blick hatte etwas trübe Hinſtarrendes, aber mit einem im Auge verborgenen dunkeln Feuer, das zuweilen mit einer verzehrenden Kraft auflohderte. Bisher in

Metrum war zugleich eine natürliche Form für das Gedächtniß, und Alles, was zu dem ersten Bedarf schriftlicher Mittheilung gehörte, Gesetze, moralische Lebens- und Tagesregeln, selbst Recepte, und die ersten wissenschaftlichen Kenntnisse, fügten sich wie von selbst in poetische Gewandung. Denn alle Schreibart war an sich schon poetisch, weil es keine andern Formen der Aufzeichnung gab, geordnete Rede und Metrum aber Dasselbe waren. Die Production jedoch überlieferte sich im eigentlichsten Sinne des Wortes durch den Gesang von Mund zu Mund, und in diesem Naturzustand ihrer Verbreitung war ihr der Vers ebenfalls nothwendiges Gliederwerk, ohne das sie nicht gedacht werden kann. Diesen Charakter poetischer Naturstufe zeigt noch immer alle Versdarstellung zugleich darin auf, daß sie nur der allereinfachsten Satzbildung fähig ist. Die kunstvollere Composition des Satzes gehört der Bildnerei der Prosa an.

Das Metrum ist gleichwohl aus dem Satz entstanden. Der Rhythmus des einfachsten Satzes, dem man den Wellenschlag seiner Hebungen und Senkungen ablauscht, crystallisirt sich durch den

der Provinz lebend, hatte er ſich Robespierre zuerſt brieflich genähert und ihm ein leidenſchaftliches, aus der Ferne ihm zuſchlagendes Herz bekannt, welches ſich an ſeinem Wirken für Volk und Freiheit berauſcht und erhoben habe. Dann hatte ihn durch den Einfluß Robespierre's die Wahl des Volkes nach Paris getragen, und er war ſeitdem an jeden Schritt, an jede Bewegung Robespierre's, den er nicht mehr verließ, gefeſſelt.

Unter dem ihn umfluthenden Geleite des Volkes war Robespierre die Rue St. Honoré hinunter bis zu ſeiner Wohnung gelangt. Hier verabſchiedete er ſich von dieſen freundlichen Schaaren, indem er nach allen Seiten hin grüßend ſeine Hände ausſtreckte und ihnen ſeinen Dank zu erkennen gab. Als Robespierre's Auge zu den Fenſtern ſeiner Wohnung hinauftraf, bemerkte er dort ſeine Schweſter Charlotte, die mit einem glücklichen Lächeln zu ihm herabſah, und ihm frohlockend ihr Tuch entgegenſchwenkte. Indem er ihren Gruß freudig erwiederte, fiel ihm in dieſem Augenblick Eleonore ein, die ſonſt auch auf dieſer Stelle in ihrer rührenden, lieblichen Erſcheinung geſtanden hätte, um ihn zu bewillkommnen und ihm ihre ganze Herzensfreude mit einem ſtillen leuchtenden Blick anzuzeigen. Dieſer Gedanke trübte die

Freude, mit der er jetzt seine Schwester sah, die in seiner Wohnung auf seine Rückkehr geharrt hatte. Sein Herz zog sich mit einer krampfhaften Bitterkeit zusammen.

Er schritt jetzt die Treppe hinauf, nachdem er sich auch von Saint-Just verabschiedet hatte, der mit Augustin auf einen dringlichen und geheimnißvollen Wink, den ihnen Duplay zugeworfen, in eines der untenliegenden Zimmer seiner Wohnung eintrat. Es schien, daß Meister Duplay, der vor Sorge und Eifer sich in dieser Zeit nie zu lassen wußte, noch über einen besonderen Gegenstand mit diesen Freunden zu berathen hatte.

Charlotte Robespierre war ihrem Bruder mit einer stürmischen Zärtlichkeit entgegengeflogen, und hing, unter Thränen ihn liebkosend, an seinem Halse. Dann zog sie ihn in ihren Armen in das Zimmer hinein, und setzte sich auf dem Divan in dichter Umschlingung zu ihm. Robespierre hatte der Umarmung seiner schönen liebenswürdigen Schwester niemals widerstehen können, und fühlte auch in diesem Augenblick den wohlthuenden und fesselnden Eindruck ihrer Nähe, der seine trüben Empfindungen, mit denen er eingetreten war, sogleich wieder zurückscheuchte.

Maximilian, sagte Charlotte, Du bist doch nicht

böſe, mich hier zu finden? Heut konnte ich es nicht dulden, von Dir, dem Liebling meines Herzens, fern zu bleiben, und es iſt doch Nichts, was mich aus Deiner Nähe verbannte! Ich habe nicht einmal die Empfindung, daß Du mir zürnſt, denn mein Vergehen beſtand doch nur darin, daß ich meine alten Anrechte auf Deine Liebe behaupten wollte und mußte. Und jetzt, wo das Triumphgeleite des Volks Dich zu mir her in meine Arme führt, fühle ich erſt recht, daß Niemand Deinen hohen Werth ſo zu begreifen vermag, wie ich, und daß darum auch Niemand im Stande iſt, Dich ſo, wie ich, zu lieben und zu ehren.

Robespierre ſah ihr erfreut und gerührt in die Augen, und drückte einen herzlichen Kuß auf ihre weiße, glänzende Mädchenſtirn. Von der Straße herauf erſchallten noch einzelne Jubellaute der allmählig abziehenden Menge.

Mein Freund, fuhr Charlotte mit einer immer bewegter werdenden Stimme fort, ich kenne, wie wenige Menſchen in der Welt, Dein tiefes zartes Herz, Deinen Kinderſinn, der bei Dir an einem Rieſengeiſt ſich emporrankt, wie das duftige Geisblatt an einer ſtarken Eiche. Wenn einſt die ganze Welt ſich gegen Dich erklären ſollte, ſo würde ich,

Deine Schweſter Charlotte, für Dich zeugen und dieſer ganzen Welt beweiſen, daß es unter keinem Betracht, im Denken, im Fühlen, wie im Handeln Deines Gleichen gegeben hat.*) Aber wenn Du meiner Liebe, meinem Verſtändniß Dich nicht entziehen willſt und kannſt, ſo verlange auch nicht, daß meine Sorge für Dich, meine Pflicht, die ich in Deiner Nähe erfüllen möchte, ganz von Dir zurücktreten ſoll. Du lebſt hier ganz abſcheulich, mein armer Maximilian, und als ich während Deiner Abweſenheit mich hier umſah, gewahrte ich, daß es Dir eigentlich an allem Nöthigen hier gebricht. Mein Freund, Du führſt nicht einmal eine menſchenwürdige Exiſtenz in dieſen erbärmlichen Räumen, die weder bequem noch anſtändig für Dich ſind und die jetzt nicht einmal hinlänglich gereinigt zu werden ſcheinen. Blicke nur um Dich in dieſer traurigen abſchreckenden Einöde, welche man die Wohnung Maximilian Robespierre's nennt!

Robespierre, der leicht allen Anregungen gutmüthig gehorchte, ließ ſeinen Blick wie mechaniſch durch ſein Gemach hinſchweifen, und kehrte dann mit ſeinen Augen ganz unbefangen wieder zu ſeiner Schweſter zurück, die ihn ſcharf und ängſtlich forſchend betrachtete.

*) S. die Memoiren der Charlotte Robespierre.

Maximilian, Du darfſt nicht länger ſo allein und verlaſſen hier wohnen, begann ſie wieder, indem ſie ſich mit ihren Händen an ſeine Schulter klammerte. Du haſt hier kaum eine Bedienung, nicht ein einziges hülfreiches Weſen ſteht Dir zur Seite, und mich verzehrt die Angſt, daß Dir etwas zuſtoßen, daß Du plötzlich erkranken möchteſt, mein lieber, lieber Freund! Weißt Du, daß ich nicht wieder von hier fortgehen werde, ohne Dich mit mir hinwegzunehmen? Ja, Maximilian, in meiner Wohnung, in der Rue St. Florentin, wartet alles auf Dich. Alles iſt dort zu Deinem Empfang vorbereitet. Du biſt es mir, Du biſt es Dir ſelbſt, Du biſt es Deinem Vaterlande ſchuldig, daß Du andere Räume beziehſt, die Dir mehr Bequemlichkeit, ja, ich darf ſagen, mehr Sicherheit gewähren.

Robespierre ſchien bereits zu ſchwanken. Aber ein nochmaliger Blick durch das Zimmer, der ihn an Eleonore und jeden ihrer gewohnten Plätze, an ihr ganzes Walten und Sein erinnerte, ließ ihn noch einige Standhaftigkeit den Wünſchen ſeiner Schweſter gegenüber auftreiben.

Ich befinde mich wohl in dieſen Zimmern, Charlotte, ſagte er nach einer Pauſe, und es wäre gegen meine Neigung, ſie verlaſſen zu müſſen.

Charlotte, die ſehr wohl verſtand, was in dieſem Augenblick in ihm vorging, ſagte raſch: Nur auf einige Tage, auf eine Woche ſollſt Du mich beſuchen und bei mir bleiben, wenn Du es nicht anders willſt. Und Du kehrſt wieder in dieſe Räume zurück, ſobald es Dir wünſchenswerth erſcheint. Die unglückliche Frage, die Dein Verhältniß zur Familie Duplay betrifft, ſoll dabei gar nicht berührt werden. Nein, ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, als wollte ich hierin immer noch Deinem Willen vorgreifen. Eleonore iſt fort, wer weiß wann ſie wiederkehrt. Der gehäſſige gemeine Sinn dieſer Madame Duplay iſt nicht zu berechnen. So ſehr ich ſtets von Eleonorens Liebenswürdigkeit durchdrungen geweſen, ſo ſehr habe ich die Mutter als gefährlich und verderblich geſcheut. Was könnte Eleonore, dies reine, liebliche, ſeelenvolle Geſchöpf, ſein, wenn ſie aus den Händen dieſer Frau genommen würde. Berathen wir uns darüber, machen wir einen Plan, Maximilian. Aber ich beſchwöre Dich jetzt nur, daß Du auf einige Zeit zu mir kommſt, und nur ſo lange, bis Du Dich unter meiner Pflege wieder erholt haben wirſt, denn Du ſiehſt leidend und angegriffen aus, und Dir droht vielleicht eine ſchwere Erkrankung, ich kann es Dir nicht länger bergen!

Sie zog ihn von Neuem in ihre Arme, und Robespierre verſprach ihr jetzt, dieſen Wünſchen nachzugeben.

Inzwiſchen fand unten im Hauſe bei dem alten Duplay eine ſehr lebhafte und ſtürmiſche Verhandlung ſtatt, zu welcher ſich mehrere Freunde Robespierre's, die für ſein Leben und ſeine Sicherheit große Beſorgniß hegten, zuſammengefunden hatten. Denn der heutige Triumph Robespierre's über ſeine Feinde ſchien ihnen die Gefahren, denen Robespierre ſeit einiger Zeit ausgeſetzt war, nur noch drohender gemacht und gezeitigt zu haben.

Duplay, der die genaueſte Kenntniß von allen Umtrieben hatte, die in Paris zwiſchen den Parteien und in allen Volksſchichten vorgingen, hatte deshalb die näheren Freunde zu dieſer geheimen Berathung zuſammengerufen. Außer Saint-Juſt und Auguſtin Robespierre hatte ſich auch noch Couthon, der ſeit ſeinem Eintritt in den Convent auf das Eifrigſte zur Partei Robespierre's gehörte, herzugefunden.

Couthon und Saint-Juſt waren beide der Meinung geweſen, daß für die Sicherheit Robespierre's irgend eine Veranſtaltung getroffen werde müſſe. Der Wildheit der Girondiſten ſchienen ſie jetzt mehr als je Alles zuzutrauen. Couthon hatte beſonders

ſeinen Verdacht auf Briſſot hingelenkt, deſſen Feindſeligkeit gegen Robespierre ſich in der letzten Zeit auf die äußerſte Weiſe verrathen, und den die Jacobiner jetzt aus den Liſten ihres Bundes geſtrichen hatten. Man ſchien von ihm, wie auch von andern Girondiſten, erwarten zu können, daß ſie die geheime Anſtiftung eines Mordes nicht ſcheuen würden, um ſich von der mächtigen, auf ihren Sturz abzielenden Gegnerſchaft Robespierre's zu befreien.

Couthon, den das Departement des Puy de Dôme in den National-Convent geſandt hatte, war eine einfache, ſchlichte Erſcheinung aus der Provinz. Auf ſeinem Geſicht lag die große Redlichkeit ausgeſprochen, mit welcher er die Sache der neuen Republik ergriffen hatte, deren reinſten Gedanken er zu verwirklichen ſtrebte. Eine Lähmung, welche die eine Seite ſeines Körpers ergriffen, gab ſeinem Ausſehen etwas Ungünſtiges, obwohl ſie, ſobald man ihn für die Sache des Tages in Feuer gerathen ſah, den kühnen, charaktervollen Ausdruck ſeines Weſens nicht ſchwächte.

Nachdem Couthon verlangt hatte, daß man eine geheime Sicherheitswache für Robespierre begründen ſolle, die ihm auf allen ſeinen Wegen und Schritten durch Paris folge, erhob ſich Saint-Juſt, der eine Zeit lang nachdenkend und grübelnd, wie gewöhnlich,

dageſeſſen hatte, und rief mit flammender Heftigkeit: Ich bin der Meinung, daß Robespierre jetzt einen Kampf auf Leben und Tod mit den Girondins aufnehmen muß! Den Streich ſeines Feindes muß man nicht abwarten, ſondern man muß ihm zuvorzukommen ſuchen, und den erſten Schlag führen. Eine geheime Sicherheitswache für Robespierre kann doch immer nur ein klägliches Palliativ ſein. Machen wir aus der Sicherheitswache einen geheimen Volksaufſtand, und tragen wir ihm die Fahne voraus, daß die Partei Robespierre's, die wir damit erklären, die einzig wahre und ächte Partei der Republik ſei! Alles, was dagegen ſteht, muß dann der Vernichtung geweiht werden, und wie Spreu wird die halbblütige und verrätheriſche Gironde von dem Boden Frankreichs weggefegt ſein. Dann brauchen wir Robespierre nicht mehr bewachen zu laſſen, ſondern wir zeigen ihn offen und von allen Seiten, wie und wo er iſt, als den unentbehrlichen Mann, zu dem ſich Alle werden flüchten müſſen, welche die Freiheit feſthalten wollen.

Dazu iſt es noch zu früh, meine Herren, rief Duplay, indem er mit gewichtigem Ernſt das Wort nahm. Robespierre und die Gironde laſſen ſich noch nicht zu einer offenen Schlacht gegeneinander führen.

Die Gironde, meine Herren, die den zwanzigsten Juni und den zehnten August gemacht hat, und die in demselben Augenblick Sonnenschein und Sturm hervorrufen möchte, ist noch immer ein ganz verteufeltes Gespenst. Wir müssen noch eine Zeitlang warten, bis wir es werden austreiben können, oder wir laufen Gefahr, uns dabei selbst ein Stück von unserm Kopfe herunterzureißen. Denn ein großer Theil des Volkes schwört immer noch auf die Gironde. Uns ist aber schon geholfen, wenn wir uns Robespierre so lange behüten, bis die rechte Zeit zum Losschlagen gegen diese Partei gekommen ist.

Meinetwegen. So rückt heraus mit Eurer Garde! sagte Saint-Just verdrießlich, indem er sich in einen Sessel warf, und mit der Hand durch seine glänzenzenden schwarzen Locken fuhr, die sich über die ganze Stirn herab ringelten.

Meine Garde ist schon da, und sie bedarf bloß noch Ihrer Genehmigung, meine Herren, sagte Duplay freudig. Dann eilte er mit seiner wackern Geschäftigkeit nach der Thür, öffnete dieselbe und winkte hinaus, worauf ein Mann, dessen Erscheinung alle Anwesenden in Erstaunen setzte, langsam und gewichtig hereintrat.

Diese neue Person hatte das Ansehn eines Ge-

Takt, welcher ihn an bestimmte Bewegungen bindet, zum entschiedenen Versbild. Die Prosa, welche die höchste Entwickelung des Satzes ist, schwebt darum ebenfalls in den Gesetzen des Rhythmus, aber ohne vom Metrum abhängig zu werden, indem sie vielmehr die metrischen Formen, in denen auch ihre Vielfachheit und Verschlungenheit sich individualisirt, nach den wandelnden Bewegungen des Gedankens zu bestimmen und zu wechseln vermag. Die Metra der Poesie haben ihre Geschichte, und können daher veralten und aussterben; das metrische Wesen der Prosa ist etwas Geistiges, das den innern Gesetzen der Darstellung folgt, und auf den eigenthümlichen Grundcharakter der Sprachen sich mit Freiheit gründet.

Die modernen Sprachen sind für die Prosa günstiger organisirt, als für die metrische Poesie. Daher die vorwaltende Neigung der neuern Literatur, die Poesie in die Prosa übergehen zu lassen, oder vielmehr der völlige Mangel einer ausgebildeten Verschiedenheit zwischen poetischem und prosaischem Sprachgebrauch, der sich in den alten Sprachen, sowohl grammatisch als literarisch, so

loſſes, der in einer Rieſengröße, die bis zur Decke emporragte, ſich darſtellte. Die ſtarken mächtigen Glieder dieſes Mannes ſchienen von Erz gegoſſen, ſeine Muskeln zitterten in einer ungeheuern Kraftfülle. In ſeiner Hand trug er einen großen Stock, mit dem er dröhnend auf den Fußboden aufſtieß, indem er ſich der ihn mit einer lauten Beifallsäußerung empfangenden Geſellſchaft näherte.

Das iſt meine Garde, die ich vorzuſtellen habe, ſagte Duplay, indem er wohlgefällig ſchmunzelnd auf ſeinen Schützling hindeutete. Er heißt Nicolas, und iſt durch die Revolution geſchäftslos geworden. Früher habe ich ihn zum Transportiren der Möbel gebraucht. Er iſt wachſam, unerſchrocken, verſchwiegen, und beſitzt eine beiſpielloſe Körperkraft, ſo daß er zur Obhut des Herrn Robespierre beſſer als eine ganze Compagnie Soldaten ſein wird. Er verehrt Herrn Robespierre, wie einen Heiligen, und nichts geht über die Liebe, die Nicolas dem Vaterlande und der Freiheit widmet.*)

Nicolas verbeugte ſich mit einer leichten majeſtätiſchen Bewegung ſeines Oberkörpers, und bekräftigte damit Alles, was Meiſter Duplay über ihn geſagt

*) Esquiros Histoire de montagnards II. 222.

hatte. Dann entfernte er ſich auf das Geheiß ſeines Gönners wieder, indem ſein gewaltiger Leib ſtolzirend zur Thür hinausſchritt.

Durlay entwickelte jetzt ſeinen Plan des Weiteren, und fand allſeitige Zuſtimmung. Nicolas ſollte von jetzt an, ohne daß irgend Jemand davon Kunde hatte, überall folgen, wohin ſich Robespierre auch begeben mochte, ihn namentlich aber jedesmal in den Convent und von dort wieder nach Hauſe begleiten. Auguſtin aber ſtellte die Bedingung, daß ſein Bruder von dieſer ſorgſamen Ueberwachung nichts erfahren dürfe, weil ſonſt der ganze Plan ſcheitern könne.

In dieſem Augenblick kam Nicolas wieder herein, und überbrachte eine Meldung, die beweiſen ſollte, daß er ſeinen Dienſt bereits mit dem größten Pflichteifer angetreten. Er berichtete, daß Herr Robespierre ſich ſoeben ein Fuhrwerk vom Platze habe kommen laſſen, und daß er im Begriff ſtehe, mit einer Dame einzuſteigen und ſich nach der Straße St. Florentin zu begeben, wie er aus der dem Kutſcher ertheilten Weiſung vernommen habe. Nicolas fragte mit gewichtigem Ernſt an, ob dabei eine Gefahr für Herrn Robespierre zu befürchten ſein könne?

Man eilte an das Fenſter, und ſah Robespierre mit ſeiner Schweſter Charlotte in dem Wagen ſitzen.

Der lebhafte Auguſtin ließ einen Jubelruf der Ueberraſchung hören. Durlay, der es lange erwartet, daß Robespierre ihm eines Tages auf dieſe Weiſe plötzlich entzogen werden würde, wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen und wandte ſich ab. Saint-Juſt ſtand kalt und ruhig, mit übereinandergeſchlagenen Armen, da, und grüßte Robespierre aus ſeinen langen ſchwarzen Wimpern. —

IV.

Die Rückkehr Eleonorens.

Am Morgen des elften December waren ſchon in den erſten Frühſtunden die Wirbel des General-Marſches durch die Straßen von Paris erklungen. Das Volk wogte bereits ſeit fünf Uhr auf den Straßen und Plätzen, und ſtand in gewaltig ſich drängenden Schaaren an dem Ende der Paſſage der Feuillants, wo der dunkele, gewölbte Corridor den Eingang in den Saal der Manége bildete. Hier erwartete man heut Ludwig XVI. zu ſehn, der aus dem alten Schloßthurm des Temple vor die Barre des National-Convents gerufen worden, um ſein erſtes Verhör zu beſtehen und den Fragen Derer, die ſich zu einem Gericht über ihn niedergeſetzt hatten, zu antworten.

Es war ein feuchter und kalter Morgen. Die Nationalgarden, welche im Hofe der Feuillants auf-

geſtellt worden, beobachteten ein trauriges Stillſchweigen in ihren Reihen. Nur die Kanoniere, die ihnen gegenüber mit zwei Kanonen ſtanden, und die angebrannten Lunten in der Hand hielten, hatten die Laune, ſich luſtig zu machen, und in lautem grobem Geſchwätz die alten Späße über das dicke Vete, das jetzt gefangen ſitze und heut verhört werden ſolle, zu wiederholen. Ein Lärm von ſchreienden und ſtreitenden Stimmen ſchallte aus den Sälen des Caféhauſes herüber, das an den Saal der Manège ſtieß, und wo, ſeitdem der Proceß des Königs im Convent begonnen, die wildeſten Jacobiner und Alle, welche durch Drohungen oder Ermunterungen auf die Abgeordneten einzuwirken ſuchten, ihren Sammelplatz aufgeſchlagen hatten.

Jetzt ließ ſich das Rollen der Trommeln in der Ferne vernehmen, und ein Wagen, dem vier Feldſtücke vorangezogen wurden, und zahlreiche Piquets von Gensdarmerie nachfolgten, eilte faſt im Galopp herbei, und hielt an dem Bogengang ſtill, dem gegenüber der Eintritt in den Sitzungsſaal des Convents ſich befand.

Der Erſte, welcher aus dieſem Wagen ausſtieg, war der General der Nationalgarden, Santerre, dem Chambon, der neue Maire von Paris, und Chau-

mette, der ſeit Kurzem Procurator der Pariſer Gemeinde geworden war, folgten. Dann kam der König, der ſich auf den Arm des Generals Berruyer ſtützte. Er warf einen fragenden und ſuchenden Blick auf die Volksmenge, welche bis zu dem Wagen vorgedrungen war, und ihn mit neugierigen, hier und da mit gerührten Mienen umſtand. Es ſchien, als wolle Ludwig auf den Geſichtern leſen, ob er noch auf irgend ein Gefühl, wenn auch nur auf einiges Mitleid, in den Herzen des Volkes für ſich rechnen könne. Er ſelbſt war ruhig, und der gewöhnliche Ausdruck ſtiller Entſagung, der ſich in ſeinen ſtärkſten Augenblicken bis zur Würde zu erheben wußte, lag auf ſeinem Geſicht. Aber die Augen, die roth und geſchwollen waren, ſchienen thränenfeucht. Seine Kleidung fiel durch die große Vernachläſſigung auf, die man ſchon in der letzten Zeit vor ſeiner Gefangennehmung an ihm bemerkt hatte. Er trug noch denſelben violettfarbenen Rock, den er am 20. Juni und 10. Auguſt bei den unglücklichen Ereigniſſen dieſer Tage getragen und über welchen er einen nußfarbenen Ueberziehrock geworfen. Seinen Bart hatte er im Gefängniß zu einer beträchtlichen Länge wachſen laſſen. Dieſe äußere Herabgekommenheit ſeiner Perſon ver-

mehrte den peinlichen Eindruck, den man jetzt bei ſeinem Anblick empfinden mußte.*)

In dieſem Augenblick aber, wo ein allgemeines drückendes Stillſchweigen auf dem Platze herrſchte, rief plötzlich die donnerähnlich losfahrende Stimme Santerre's: Kanoniere, an Eure Kanonen! und dann fügte er mit einem faſt noch ſtärkeren Ton hinzu: Verwärts! indem er ſich zu dem König wandte.

Ludwig gehorchte. Indem er ſich jetzt an der Spitze des Zuges in Bewegung ſetzte, vermied er es mit ſichtlicher Aengſtlichkeit, den Maire Chambon, der an ſeiner Seite gehen wollte, ſich nahe kommen zu laſſen. Der neue Maire hatte den König heut auf das Empfindlichſte verletzt, denn als er heut zu ihm in den Temple getreten, um ihm anzuzeigen, daß ihn der National-Convent an ſeiner Barre erwarte, hatte er ihn mit dem Namen Louis Capet angeredet. Der König hatte dieſe Benennung mit ziemlicher Feſtigkeit von ſich abgewieſen. Ueberhaupt war der heutige Morgen im Temple ein ſehr trauriger für ihn geweſen. Nachdem er mit der Königin und der Prinzeſſin Eliſabeth gefrühſtückt, hatte er ſich von ſeinem kleinen Sohne erbitten laſſen, eine Partie

*) Duval Souvenirs de la terreur III. 9.

Siam mit ihm zu ſpielen. Das Kind verlor immer, da es nie höher als bis zur Zahl Sechszehn kommen konnte, ſo daß es endlich in den ſchmerzlichen Klageruf ausbrach: „Ach, die Sechszehn iſt doch eine recht unglückliche Zahl!“ Den König hatte dies in die tiefſte Bewegung verſetzt. Das weiß ich nicht erſt ſeit heute! antwortete er, ſein Haupt in den Händen verhüllend und in eine ſchreckensvolle Träumerei verſinkend.

Jetzt ſtand er vor Barère, dem Präſidenten des National-Convents, der ihm verkündigte, daß die franzöſiſche Nation ihn anklage, und der ihm ſagte, daß die gegen ihn abgefaßte Anklage-Acte ihm verleſen werden ſolle. Uebrigens erlaubte Barère dem König, ſich zu ſetzen. Er nannte ihn einfach Ludwig, was dem König weniger unangenehm zu ſein ſchien, als der Name Capet. Dann ſollte Ludwig auf ſiebenundfunfzig Anklagepuncte antworten. Im Saal und auf den Tribünen herrſchte eine athemloſe Spannung.

Selbſt auf der äußerſten Höhe des Berges, wo Robespierre zwiſchen Saint-Juſt und ſeinem Bruder ſaß, hatten die Geſichter, ſeit dem Eintreten Ludwigs, einen tiefen Ernſt angenommen. Auch Robespierre hatte eine Bewegung in ſeinen Mienen nicht unterdrücken können. In ſeinem Antlitz arbeitete und

zuckte es unaufhörlich. Robespierre hatte bei den vorangegangenen Verhandlungen durch eine seiner stärksten und schlagendsten Reden, die er je gehalten, diesen Moment gezeitigt, in dem Ludwig jetzt vor der Barre stand, um sich als Verbrecher überführt zu sehen. Aber Robespierre hatte keinen Prozeß gewollt, sondern nur eine Verurtheilung, denn seiner Meinung nach war Ludwig kein Angeklagter, ebenso wenig als der National-Convent ein Richter war.*)

Siehst Du, sagte er jetzt leise, indem er sich zu seinem Nachbar Saint-Just hinüber beugte, was das für ein häßlicher Anblick ist. Man wird mir jetzt Recht geben müssen, und wenn ich neulich auf der Tribüne sagte, daß es hier keinen Prozeß zu machen gebe, sondern nur durch die Stellvertreter der Nation ein Act der Nationalprovidenz ausgeübt werden könne, so sieht man es jetzt ein, man fühlt es, daß diese Sache sich durchaus zu keiner Verhandlung gegen eine Person, gegen einen einzelnen Menschen eignet. Wenn man diesen Mann so stehen sieht, fühlt man sich fast von Mitleid bewegt, und das ist schon ein politischer Fehler, den der National-Convent heut

*) Aeußerungen aus der Rede Robespierre's beim Prozeß des Königs.

begeht. Dieſer Fehler wird bei der Abſtimmung über dieſen Prozeß, denn man wird nun dieſer Form treu bleiben müſſen, ſich auf eine ſehr nachtheilige Weiſe geltend machen. Dieſer Ludwig iſt ein Mann, welcher durch ſeine Verbrechen, die er an der Nation begangen, entthront worden iſt. Er iſt ein Verräther an der franzöſiſchen Nation, und ein Verbrecher an der Menſchheit, und da der Sieg und das Volk entſchieden haben, daß er allein der Rebell iſt, ſo durfte der Convent ihn nur richten, aber nicht verhören! Aber es iſt nichtswürdig, daß man uns hier durch ſolche Scene das Mitleid in die Seele tröpfeln will. Denn wer empfindet nicht am Ende Mitleid? Ich konnte früher oft Mitleid empfinden, in dem Augenblick, wo ich einen giftigen Wurm zertreten mußte!

Mitleid? fragte Saint-Juſt, indem er den ſichtlich mit ſich ringenden Robespierre erſtaunt, aber zugleich mit glühenden Blicken der Liebe betrachtete. Wie kann man mit einem Feind Mitleid haben, den wir in ſein eigenes Schwert ſtürzen, mit dem er uns ſo eben hat niederſtoßen wollen. Dieſer Mann dort kann doch nur als Feind gerichtet werden, aber nicht als Menſch, nicht als Bürger, nicht einmal als Verbrecher. Man müßte ihn denn für das Verbrechen ſtrafen, daß er König geweſen iſt. Denn dies

ſcharf und feſt ſonderte. Eine Grundurſache ſcheint mir darin zu liegen, daß die modernen Sprachen vorwaltend accentuirte ſind, während die Sprachen des Alterthums die Quantität und damit den eigenſten Grund und Boden beſaßen, auf dem eine entſchieden ausgeformte und gußfeſte Metrik, die zugleich an dieſe ſtarke Form einen beſondern Sprachgebrauch feſſelte, entſtehen konnte. Dagegen gewähret die Accentuation der neuern Sprachen, die in der deutſchen vornehmlich auf der Wurzel ruht, der metriſchen Form keine tiefgreifende Stätte, dem Gedanken aber den allerweiteſten und willkürlichſten Spielraum, ja jedes Uebergewicht über die leicht verwiſchbare Form. Die Betonung der Sylbe, deren Meſſung gleichgültig wird, ſteht ſofort unter dem Einfluß des Gedankens, der Accent iſt der lautwerdende Verſtand des Wortes. Graf Schlabrendorf, deſſen genialer Betrachtungsſinn überall hinreichte, hat in ſeinen Bemerkungen über die Sprache*) die innerliche Bedeutſamkeit der accen-

*) S. Zſchokke's Prometheus. Bd. I. Graf Guſtav von Schlabrendorf in Paris über Perſonen und Ereigniſſe ſeiner Zeit. S. 168.

iſt ſein eigentliches Verbrechen, aus dem Alles, was er gethan, zu beurtheilen iſt. Du haſt Recht, Republicaner, daß es hier keine Prozeßverhandlung giebt. Aber ich ſage, es giebt hier auch nichts zu richten. Man kann hier nur richten, wie man zur Zeit des Cäſar gerichtet hat, wo der Tyrann im vollen Senat und ohne andere Formalitäten, als zweiundzwanzig Dolchſtiche, und ohne andere Geſetze als die Freiheit Roms, hingeopfert wurde.*)

Saint-Juſt ſprach dieſe Worte ſo ſtill und ruhig, als wenn er ſeinem Nachbar eine ganz gewöhnliche Bemerkung zuzuflüſtern gehabt hätte. Der reine, faſt liebliche Ausdruck ſeines mädchenhaften Weſens ſchien dabei auch keinen Augenblick geſtört, und die wilden, ſchreckenathmenden Gedanken malten ſich nur auf der verborgenſten Tiefe ſeines flammenden Auges.

Inzwiſchen wurde an der Anklage-Acte des Königs noch immer verleſen. Dieſe war von Dufriche-Valazé, einem neuen Mitglied der Gironde, abgefaßt, der darin alle Grimaſſen der Wildheit erſchöpft hatte, in welche dieſe Partei in der letzten Zeit ſich noch angelegentlicher als ſonſt gekleidet, um dahinter die Erweichung, welche ſeit dem Prozeß des Königs über ſie

*) Buchez et Roux Histoire parlementaire XXI. 162.

gekommen war, zu verbergen. Auf der Bank der Gironde ſaß der edle Vergniaud mit einem von poetiſcher Trauer verſchönten Geſicht. Er ſchien auf eine Rede zu ſinnen, durch welche das Schickſal Ludwigs günſtiger gewandt werden könnte. Neben ihm ſaß Pétion, der, ſeitdem er die Schärpe des Maire abgegeben, ganz und gar in das Parteilager der Gironde übergegangen war. Doch malte ſich eine große Verlegenheit auf ſeinem Geſicht, denn er hielt es noch nicht für zeitgemäß, das Mitleid, dem ſein Nachbar Vergniaud in dieſem Augenblick ſichtlich unterlag, und dem er ſelbſt kaum noch widerſtehen konnte, bei ſich aufkommen zu laſſen. Zwar hatte ſich die Partei dadurch geſichert, daß ſie die Anklage-Acte ſo ſtark als möglich hatte auffärben laſſen, und ſie durfte ſich nun ſchon hinter dem Schirmdach dieſes Actenſtücks einigen Anwandelungen ihres guten Herzens hingeben. Aber Pétion bezwang ſeine Mienen, und wollte ſeine Volksthümlichkeit nicht auf's Spiel ſetzen, weil es ihm einmal wieder paſſen konnte, Maire von Paris zu werden. Auch hatten viele dieſer Abgeordneten Briefe aus ihrer Heimath in der Taſche, worin ſie von ihren Frauen, Schweſtern, Müttern gebeten und beſchworen wurden, dem König kein Haar zu krümmen.

War nicht ſelbſt Marat, der dort eben unter den Männern des Berges heut ziemlich vereinzelt daſaß und von ſeinen Nachbaren zu beiden Seiten gemieden zu werden ſchien, von gewiſſen Thränen um Mitleid beſtürmt worden! Er hatte eine junge und ſchöne Freundin, eine Schauſpielerin des Théâtre français, die in dem Grauen, welches der entſetzliche Marat einflößte, einen beſondern Stachel ihrer Neigung zu ihm gefunden zu haben ſchien. Mademoiſelle Fleury liebte dieſen Marat, in den Stunden der Gefahr hatte er ſich oft bei ihr verborgen, oder er war, wenn er ſich in ſeinem Keller verſteckte, heimlich mit Speiſe und Trank von ihr verſehen worden. Jetzt konnte das gute zärtliche Mädchen den Gedanken nicht ertragen, daß der König gerichtet werden ſolle. Sie war Marat mit tauſend Thränen zu Füßen geſtürzt, und hatte ihn auf ihren Knieen angefleht, den Tod vom König abzuwenden.

Aber wer konnte wiſſen, was Marat in ſeinem Sinne trug. Er war in dieſe Sitzung in dem neuen Anzuge gekommen, den er ſeinen Freunden ſchon vorher für die Verhandlungen über den König angekündigt hatte. Dieſer neue Rock gab ihm ein friſches und reinliches Anſehn, wie man es ſeit langer Zeit nicht an ihm bemerkt, und um ſo mehr war es zu verwun-

dern, daß ſeine Nachbaren links und rechts ſtets ſo weit als möglich von ihm hinwegrückten, um in keiner Berührung mit ihm zu ſein. Dies war auf der einen Seite Danton, auf der andern Seite Robespierre, der immer näher zu Saint-Juſt heranrückte, je mehr ſich Marat zu ihm hinüberneigen wollte.

Marat hatte es mehrmals verſucht, Robespierre anzureden, aber der Unterſchied zwiſchen Robespierre und Marat war erſt kürzlich im Club der Jacobiner ſelbſt ganz feierlich zur Sprache gebracht worden. Die Mutterſocietät der Jacobiner in Paris hatte es über ſich genommen, ganz Frankreich über dieſen Unterſchied zu belehren, denn man wollte nicht mehr, daß Robespierre mit dem auch bei den Jacobinern in Verruf gekommenen, blutgierigen Marat zuſammengeſtellt werde. Robespierre vermied es darum ſeit einiger Zeit, mit Marat öffentlich in einem Geſpräch geſehen zu werden.

Marat klopfte jetzt ſeinen Nachbar zur rechten Seite auf die Schulter, und Danton, der in eine grübelnde Träumerei verſunken geweſen, fuhr von der Berührung dieſer ſchweren knochigen Hand erſchrocken zuſammen.

Nun, mein lieber Bürger Nachbar, ſagte Marat mit einem weichern Klang ſeiner Stimme, als man

ſonſt von ihm gewohnt war, wie befinden Sie ſich bei dieſer ganz fatalen Geſchichte? Es iſt häßlich, dergleichen zu ſehn, und wir hätten die Sache viel kürzer abmachen können.

Er knöpfte ſich dabei in einer unwillkürlichen Verlegenheit ſeines Gefühls, die ihn offenbar beſchlichen hatte, ſeinen neuen Rock auf und zu, und ſtrich mit der Hand das ſchöne Tuch glatt, das er ſich, wie noch nie, zu ſeinem Anzuge gegönnt hatte.

Danton ſchien ſich ebenfalls von ſeiner inneren Stimmung beläſtigt zu ſehn, flüchtete ſich aber jetzt in eine ſtolze und wegwerfende Miene, indem er zu Marat ſagte: Ich finde dies Schauſpiel nur über alle Maßen langweilig. Ich bin daher herzlich froh, daß ich jetzt auf einige Tage als Commiſſair nach Belgien abgehen werde. Die Siege des General Dumouriez legen der Republik die Pflicht auf, das Land in politiſcher Hinſicht zu unterſuchen, und beſonders den reactionairen Einfluß der dortigen Prieſter zu bekämpfen.

Aber Du kommſt doch wieder, wenn wir über den Mann da unten den Tod ſprechen? fragte Marat, indem aus ſeinen Augen, mit denen er auf den an der Barre ſitzenden Ludwig hinunterzeigte, wieder eine hämiſche Schadenfreude ſprühte.

Danton nickte ſchweigend. Jetzt war man mit der Verleſung der Anklage-Acte fertig. Das Verhör begann. Die ſchmerzvolle, aber würdige Haltung, welche der König bis dahin gezeigt, ging jetzt in eine weniger für ihn ſprechende Beweglichkeit und Geſchmeidigkeit über, mit der er die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten ſuchte. Der König läugnete alle Regierungshandlungen ab, die ihm zur Luſt gelegt wurden, oder er maß ſie den Rechten bei, welche ihm vor Annahme der Verfaſſung zugeſtanden. Nachdem er ſich durch alle Fragen durchgewunden, ertheilte ihm der Präſident die Erlaubniß, abzutreten, und bedeutete ihm, ſeinen Weg durch den Conferenz-Saal zu nehmen.

Der König wankte fort. Das Verhör hatte mehrere Stunden gedauert, und ſeine Kräfte ſchienen erſchöpft. Der Maire Chambon, der die Natur des Königs kannte, fragte ihn, ob er etwas zu frühſtücken begehre, was der König abſchlug. Als er aber ſah, daß der neue General-Procurator Chaumette ein Stück Brot aus ſeiner Taſche hervorzog, und davon zu eſſen begann, konnte er nicht widerſtehn. Er näherte ſich ihm, und bat ihn ganz leiſe, ihm etwas Brot abzugeben. Chaumette fuhr bei dieſer plötzlichen Annäherung entſetzt zuſammen, und ſich wie vor einer Schlange zurückziehend, rief er: Keine Geheimniſſe,

mein Herr! Sprechen Sie laut, wenn Sie irgend Etwas wollen.

Wohlan, ſagte der König, indem er ſeine Stimme ſtärker erhob, ich bitte Sie nur um ein Stückchen von Ihrem Brot.

Oh, ſehr gern, erwiederte Chaumette. Hier, brechen Sie ſich etwas davon ab. Sie ſehen, ich feiere hier das Dejeuner eines Spartaners, und wenn ich eine Wurzel dazu hätte, würde ich Ihnen gern die Hälfte abgeben. *)

Ludwig verzehrte wohlgefällig das ihm mitgetheilte Brot, und fragte den General-Procurator nach ſeinem Namen.

Sonſt nannte ich mich Pierre Gaspard Chaumette, erwiederte Chaumette mit ſeinem wunderlichen, halb komiſchen Pathos. Seitdem die Revolution mehr in Zug gekommen, habe ich aber den Namen eines Heiligen angenommen, des Anaxagoras, der wegen ſeiner republikaniſchen Grundſätze gehangen worden.

Der König begann über dieſe wunderbare Geſchichte lächelnd nachzuſinnen. Er wurde aber jetzt an die Rückfahrt in den Temple gemahnt. Noch mit einem Stückchen Brot in der Hand, ſchwang er ſich

*) Duval Souvenirs de la terreur. III. 9.

in den Wagen des Maire, der ihn in derſelben Geſellſchaft zurückgeleitete.

Im Temple angekommen, eilte der Gefangene zuerſt zum Wiederſehn ſeiner Familie, welche das dritte Stockwerk in dem großen Thurm bewohnte. Aber der Hunger, welcher den König quälte, zog ihn ſogleich wieder hinunter in ſein Speiſezimmer, welches, neben den andern Gemächern des Königs, im zweiten Stocke lag. Man hatte dort ſchon das Diner aufzuſtellen begonnen.

Das Speiſezimmer des Königs im Temple zeigte auf einer Tafel, die an der Wand hing, mit großen Buchſtaben die Erklärung der Menſchenrechte auf, die man, ſowie die Bezeichnung: „Erſtes Jahr der Republik“ dem König auch an dieſem Ort nicht erſpart hatte.

Der König hatte ſich mit unaufhaltſamem Eifer zum Eſſen niedergeſetzt. Er verzehrte ſechs Cotelettes, ein bedeutendes Stück Geflügel, mehrere Eier, trank zwei Gläſer weißen Wein, ein Glas Alicante, und legte ſich dann ſchlafen.*)

Bald darauf war die heutige Sitzung des Natio-

*) Aus dem Bericht des Commiſſaire Albertier. L. Blanc, VII. 446.

nal-Convents geſchloſſen werden. Robespierre eilte am Arm ſeines Freundes Saint-Juſt auf die Straße hinaus, um ſich auf dem nächſten Wege nach der Rue Saint-Florentin zu begeben, wo er noch immer mit ſeiner Schweſter Charlotte die Wohnung theilte. Saint-Juſt pflegte ihn jedesmal bis vor die Thür zu begleiten, Auguſtin folgte gewöhnlich in einiger Entfernung hinterher, und unter den Geſtalten, die in dem dichten Gedränge ſtets auf der Spur Robespierre's gingen, bemerkte man auch den rieſenhaften Freund Nicolas mit ſeinem gewaltigen Knotenſtock.

Unter die Maſſen ſchien aber heut nicht bloß der Prozeß des Königs einen elektriſchen Zündſtoff geworfen zu haben. Man hatte wieder mehrere Verhungerte auf dem Straßenpflaſter angetroffen, was jedesmal Bangigkeit und Entſetzen unter dem ganzen Volke verbreitete. Vor einem Hauſe, das ſeit einigen Tagen faſt ausgeſtorben war, indem man heut noch die letzte der darin wohnenden Familien auf Tragbahren wegholte, hatte ſich eine klagende und murrende Menge angeſammelt. Mehrere Kinder und eine junge Frau waren wieder dem Mangel an Nahrung erlegen, der ſeit einiger Zeit ſeine fürchterliche Geißel über die untern Klaſſen von Paris ſchwang. Einige Greiſe von hohem Alter hatten das ganze Haus überlebt,

und wurden, elende, kaum noch menſchenähnliche Gerippe, in das Hôtel Dieu geſchafft.

Von anderer Seite kamen große, mit Getreide gefüllte Laſtwagen herbeigefahren, die von dem Volke mit lautem Jubel empfangen wurden, und nach dem Platz des Stadthauſes hinlenkten. Man zog jetzt in jauchzenden Schaaren hinter dieſen Wagen her, die aus den umliegenden Ortſchaften von Paris täglich um dieſelbe Zeit anlangten, und Getreide, auch Lebensmittel zu einem Preiſe, der weit unter den Koſten ſtand, zum Verkauf brachten. Die Stadtbehörde war, um den Gefahren der Noth Gränzen zu ſetzen, zu dieſer Maaßregel geſchritten, welche der Commune jeden Tag ein Geldopfer von zwölftauſend Francs verurſachte.

Auch dieſe Plage wird ein Ende nehmen, ſobald der König nicht mehr am Leben iſt, ſagte Robespierre, indem er ſich mit Saint-Juſt Bahn durch die Volksmaſſen zu gewinnen ſuchte. Der Tod des Königs wird auch das ganze Volk ſatt machen, glaube es mir, Saint-Juſt! Darum drang ich ſogleich beim Beginn dieſer Verhandlungen darauf, daß die Sache mit Ludwig ſchleunig, das Werk einiger Stunden, abgemacht werden ſolle. Denn ſo lange der Gefangene des Temple noch lebt, kann der Anarchie nicht gewehrt werden, die wie ein unerſchöpflicher Strudel unter

tuirten Sprachen sehr treffend mit folgenden Worten hervorgehoben: „Der Accent, die unendliche Abwechselung der Töne, spricht das Tiefste des Gemüths an; das Sylbengewicht wird dabei nicht überhört, aber zur Nebensache. Ist es somit nicht ein Vorzug der neuern Sprachen, daß in ihnen die Betonung Hauptsache geworden ist? Die alten schmückten hauptsächlich die Vorhalle der Gemüthswelt; die neuern dringen in das Allerheiligste. Hat nicht also auch die Sprache der Menschen jetzt höhere Bedeutung und höhern Charakter angenommen, indem sie sich aus der Sinnenwelt in das Gebiet des Geistigern erhob? Ich möchte fast sagen, das Christenthum wirkte auf das Innere des Sprachwesens ein, und schied auch hier Altes und Neues. — Der durch das Sylbengewicht gewonnene Rhythmus kann der extensive, der durch Betonung entspringende der intensive genannt werden. Jener bezeichnet die Dauer; dieser die Kraft. Alle neuern Völker haben vorzugsweise für den letztern Empfänglichkeit; selbst die Neugriechen haben aus ihrer alten quantitirenden Sprache eine neue accentuirende gemacht."

allen unſern Schritten hervorquillt. Eine neue und reine Einrichtung der Geſellſchaft iſt erſt möglich, nachdem dieſer Schlag gefallen. Dann beginnen wir erſt den Bau der ächten republikaniſchen Gemeinde, der die Freiheit auch ſo fruchtbringend iſt, daß es keine Verhungerte mehr auf ihrem Boden giebt. Denn die neuen Geſetze, die wir ſchaffen werden, müſſen auch das Volk nähren, ſpeiſen und kleiden können!

Es iſt wahr, ſagte Saint-Juſt, dieſe Frage hängt mit dem Tode des Königs ganz genau zuſammen. Wenn Ludwig noch lange lebt, wird das Volk auf allen Straßen vor Hunger umfallen. Wir hätten den Boden der Republik auch längſt mit ſeinem Blut gedüngt, denn als Du neulich Deine herrliche Rede im Convent mit den göttlichen Worten ſchloſſeſt: „Ludwig muß ſterben, weil das Vaterland leben muß!“ da neigte ſich, ich ſah und fühlte es, ſchon der Dämon des Todes über die Häupter der Verſammlung herab, und auf allen Geſichtern lag es ſchon beſchloſſen, daß die Guillotine noch an demſelben Abend den König treffen ſolle. Aber da kam der elende Pétion, und warf die von Dir entzündete Stimmung wieder um, indem ſein naßkalter Antrag durchging, daß über den König erſt förmlich zu Gericht geſeſſen werden ſolle. —

Robespierre's Antlitz zuckte in einer wilden grimaſſirenden Bewegung auf. Er drückte ſeinem Freunde die Hand, um ſich von ihm zu verabſchieden, denn das Haus in der Rue St. Florentin war erreicht. In dieſem Augenblick aber bemerkte er zwei junge Leute in der Freiwilligen-Uniform, die vor ſeiner Thür ſtanden, und ihn erwartet zu haben ſchienen. Sie hatten beide den Kopf mit einem ſchwarzen Tuch umwickelt, und ſchienen zu dem Trupp Verwundeter zu gehören, der heut Morgen von der Armee in Belgien nach Paris zurückgelangt ſein ſollte. Robespierre erkannte ſie erſt, als ſie dicht vor ihm ſtanden. Es waren Robert und Jean Duplay, die ſich ihm als Entlaſſene und Heimgekehrte darſtellten, und die, obwohl ihre Wunden nur leichte und ſchon in der Heilung begriffen waren, doch die Rückkehr nach Paris dem weiteren Kriegsdienſt vorgezogen hatten.

Robespierre begrüßte ſie mit großer Freude, und nachdem Saint-Juſt ſich entfernt hatte, lud er ſie ein, ſich mit ihm in ſein Zimmer hinaufzubegeben. Es wurde dies aber von den beiden jungen Männern mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit abgelehnt, und der Aeltere der beiden Brüder, Jean Duplay, ſagte mit einem faſt bitteren Ausdruck: Nein, Herr Robespierre, wir ſind nur gekommen, um Sie einen

Augenblick zu grüßen, denn in allen Schlachten, die wir mitgefochten, und auf dem ganzen beſchwerlichen und langweiligen Marſch hierher, dachten wir nur immer an Sie, und ob unſer Herr Robespierre wohl mit uns zufrieden ſein möchte. Wenn wir nicht lieber unter Ihnen hier in Paris geſtanden hätten, wo es doch gewiß noch Manches zu thun giebt, ſo wären wir doch wohl nicht ſo bald wiedergekommen. Aber daß Sie fort waren aus dem Hauſe, hat unſern Muth ganz niedergeworfen, und wir glaubten kaum noch das Recht zu haben, daß wir uns wieder bei Ihnen melden dürften. Aber wir wollten Sie doch gern ſehn, Herr Robespierre, und, wie geſagt, nur Ihretwegen ſind wir ja wiedergekommen. Aber zu Ihnen hinauf würden wir uns nun einmal nicht wagen. Dies würde die ſtrenge Dame, die uns Herrn Robespierre, unſern ganzen Stolz, unſere höchſte Ehre entriſſen hat, gewiß ſehr übel bemerken.

Robespierre ſchrak zuſammen über den ſcharfen und bedeutungsvollen Ausdruck, welchen der junge Mann in ſeine Rede verlegte. Noch mehr aber machte es ihn betroffen, als der junge Robert, der immer eine faſt zärtliche Anſchmiegung für Robespierre gehabt, mit einem klagenden Ton hinzufügte, daß ſie jetzt Alle zu Hauſe recht unglücklich ſeien. Eine

Thräne ſchien in den Augen des jungen lebhaften Kriegers zu ſchimmern.

Robespierre nöthigte ſie aber, mit ihm hinaufzugehn, und ſie folgten ihm traurig und ſchweigend. —

Charlotte flog ihrem Bruder wie gewöhnlich mit einer leidenſchaftlichen Innigkeit entgegen, und hing unter einer Menge von Fragen, mit denen ſie ihn dann jedesmal bei ſeiner Rückkehr zu beſtürmen pflegte, an ſeinem Halſe. Dann bemerkte ſie erſt die beiden Freiwilligen, die mit ihm eingetreten waren, und der Anblick derſelben ſchien ihr eine ſichtliche Unruhe einzuflößen.

Du kennſt die beiden jungen Helden, ſagte Robespierre, indem er ſie mit einer Handbewegung vorſtellte. Sie waren mir immer ſehr liebe und werthe Freunde, und ſind mit ehrenvollen Wunden geſchmückt heut von der Armee zurückgekehrt.

Und nun erzählt uns Etwas aus der Schlacht bei Jemmapes, fuhr Robespierre fort, ſich zu Jean und Robert wendend. Dies iſt die Schlacht der Republik, in der zum Erſtenmal franzöſiſche Republikaner gefochten und geſiegt haben, und mich verlangte längſt danach, Einigen dieſer Braven die Hand drücken zu können.

Es war ein heißer Tag, aber er dünkte uns wie

ein Feſt auf dem Marsfelde, entgegnete Jean, indem ſeine Augen feurig blitzten. Aber die ängſtliche Scheu, mit der er fortdauernd die Schweſter Robespierre's betrachtete, ſchien ihn an einem weiteren Ausſprechen ſeiner Gefühle zu hindern. Charlotte war indeß freundlich zu ihm herangetreten, und der Argwohn, der auf ihrem milden klaren Geſicht einen Augenblick Platz genommen, war wieder ihrem gewohnten liebenswürdigen Ausdruck gewichen.

Die Oeſterreicher hatten eine fürchterliche Stellung bei dieſem Dorfe eingenommen, fuhr Jean, von ſeinen Kriegserinnerungen hingeriſſen, mit größerem Muthe fort. Die vereinigten Corps des Herzogs von Sachſen-Teſchen und des Generals Clairfayt hatten ſich in den Bergen von Mons auf eine wahrhaft ſchreckenerregende Weiſe uns gegenübergeſtellt. Aber Dumouriez wußte, daß er auf die neuen Soldaten der Republik zählen konnte, und wir hieben ein, als wenn es noch einmal darauf angekommen wäre, uns die Republik zu erobern!

Bravo! Bravo! rief Robespierre, indem er den jungen Mann auf die Schulter klopfte. Die Idee der Republik iſt es, welche jetzt an die Fahnen der franzöſiſchen Armee überall den Sieg heften wird!

Ja, ſagte Jean, indem ein wilder Enthuſiasmus

in ſeinen ſchroffen Zügen aufglänzte, es ging dann wie im Kinderſpiel, daß wir Mons, Ghent, Brüſſel und Lüttich nahmen und uns zu Herren von ganz Belgien machten!

Aber wir hatten auch noch einen Bundesgenoſſen, der uns wunderbar half! rief der jüngere Robert mit einer faſt kindlichen Fröhlichkeit aus, indem er ſeine Mütze in die Luft ſchwenkte. Und das war die Marſeillaiſe! ſetzte er, liſtig lächelnd, hinzu. Ueberall, wo wir angriffen, ſangen wir auch die Marſeillaiſe dazu, und unſere Bayonnette, die ſich gegen den Feind zückten, ſchienen ſich dabei nach dem Takt der wunderherrlichen Melodie in das Herz der Oeſterreicher zu ſenken. Ja, das allons enfants de la patrie führt jetzt überall zum Sieg der Republik.

Ihr ſeid jetzt auf Eurer Heimkehr gewiß durch Valenciennes gekommen? fragte Robespierre plötzlich, von einem Gedanken überraſcht, den fröhlichen Jüngling.

Gewiß, entgegnete Robert in ſeiner offenen Weiſe, und wir machten dort einen Halt, denn wir wußten ja die Mutter und die Schweſtern dort, und es war verabredet, daß wir ſie abholen ſollten.

Die Mutter und die Schweſtern? fragte Robespierre haſtig. Auf ſeinem Geſicht hatte ſich ein grü-

bendes Roth abgezeichnet. Und Eleonore? ſetzte er nach einer Pauſe mit leiſe gedämpfter Stimme hinzu.

Sie ſind Alle heut früh mit uns angekommen, rief Robert freudig. Dann aber ſchien ihm erſt einzufallen, daß er ſich in ſeiner Lebhaftigkeit dieſe Mittheilung hatte zu früh entſchlüpfen laſſen, und er biß ſich verlegen auf die Lippe. Jean hatte ihm ſchon durch einen zornigen Blick und durch ein heftiges Zupfen am Kleide ſeine Mißbilligung verrathen.

Charlotte war bleich geworden und erſchrocken zuſammengefahren. Sie faßte ſich aber ſchnell wieder, und richtete einen langen forſchenden Blick auf Robespierre, der einen Augenblick in ſich verſenkt daſtand, und die Hand grübelnd an ſeine Stirn gelegt hatte.

Eleonore iſt wieder da, ſagte er dann, indem er ſeiner Schweſter einen bedeutungsvollen Blick zuwarf. Oh, und ſie iſt noch nicht zu mir geeilt? Sagt, Jean und Robert, hat ſie mir nicht durch Euch ihren längſt entbehrten Gruß beſtellen laſſen? Und warum hat ſie mir während ihrer ganzen Abweſenheit kein einziges Mal geſchrieben, und auf meine Briefe geantwortet? Hat Madame Duplay ſie davon zurückgehalten, und warum that ſie es? Iſt Eleonore wohl? Denkt ſie noch meiner?

Dieſe Fragen entſtürzten wie in einer unaufhaltſamen Flut ſeinen Lippen. Seine ganze Seele ſchien in Bewegung gerathen. Charlotte ſah bekümmert und niedergeſchlagen auf den Boden. Jean und Robert ſtanden unſchlüſſig da, und wagten nicht zu antworten. Es herrſchte einen Augenblick eine peinliche Stille in dem Gemach.

Endlich ſchien Charlotte, die immer praktiſch war und geſchickte Wendungen wußte, zuerſt ein Wort finden zu können. Sie reichte den beiden Brüdern Duplay die Hand und ſagte, ſie verabſchiedend: Nun, den beſten Dank für Eure ſchönen und intereſſanten Nachrichten! Lebt wohl, und laßt auch die Grüße an die Eurigen zu Hauſe nicht fehlen. Wir hoffen, daß Mademoiſelle Eleonore uns doch ihren Beſuch ſchenken wird? Aber in den nächſten Tagen iſt mein Bruder allerdings durch den Prozeß des Königs noch ſehr angegriffen, und bedarf der Ruhe und Schonung. Doch es werden ja wohl ruhigere Tage kommen. Warten wir noch ein wenig. Jedenfalls aber die allerſchönſten Grüße.

Robespierre mußte über die Glätte lächeln, die Charlotte bereits wieder in ſich aufgetrieben hatte, während in ſeinem eigenen Innern der heftigſte Sturm aufgeregt war. Jean und Robert ließen

ſchweigend den Kopf auf die Bruſt herabſinken und wollten ſich jetzt entfernen.

Nein, rief Robespierre, ſie feſthaltend, wartet, ich werde mit Euch gehn. Ihr könnt Euch denken, daß ich keinen Augenblick zögern werde, Eleonoren aufzuſuchen. Oder giebt es denn Etwas, das zwiſchen mir und Eleonoren ſteht? Sage mir doch, Charlotte, die Du immer ſo klar und aller Dinge gewiß biſt, habe ich an meiner Freundin geſündigt, oder hat ſie ſich an mir vergangen?

Nein, nein, antwortete Charlotte, langſam ihr Haupt ſchüttelnd. Dann ſtürzte ihr ein gewaltſamer Thränenſtrom aus den Augen.

Charlotte, ſagte Robespierre, von einer ſichtlichen Freudigkeit durchdrungen, ich gehe, um das ſtille Haus in der Rue St. Honoré einmal wieder zu ſehn. Uns Beide trennt Nichts, aber mein Dank gehört Dir für immer.

Ich konnte ja nichts für Dich thun, Maximilian, erwiederte Charlotte, indem ihre Thränen wieder zurücktraten, und eine ſchneidende Kälte ſich ihres ganzen Weſens bemächtigte.

Aber Du kehrſt doch heut noch wieder zu mir zurück? fragte ſie dann, mit einem neuen Ausbruch

ihres Gefühls ſich wieder an ihn drängend und ihn in ihren Armen feſthaltend.

Aber auf der andern Seite ſah ſich Robespierre von dem jetzt ausbrechenden Jubel der beiden jungen Leute umringt, die ihre Freude nicht ſtürmiſch genug ausdrücken konnten.

O, rief Jean mit einer begeiſterten Gebärde, jetzt iſt Robespierre wieder unſer! Der Bürger Robespierre, der Freund Robespierre, der große Robespierre, kehrt jetzt wieder zu uns zurück, und nun ſind wir wieder Alle glückliche Leute!

Nun ſind wir wieder glückliche Leute, wiederholte der luſtige Robert jauchzend. Nun wird auch Eleonore wieder rothe Wangen und glänzende Augen bekommen. Nun ſagen wir auch nicht mehr Herr Robespierre, wie wir uns zu Anfang nicht anders getrauten, ſondern wir ſagen Bürger Robespierre, wie es jetzt das Geſetz vorgeſchrieben hat, und wie der National-Convent es will. Bürger Robespierre, kommen Sie nun auch recht geſchwind mit uns!

Ja, fügte Jean mit erläuternder Ehrlichkeit hinzu, wir trauten uns nicht, Bürger Robespierre zu Ihnen zu ſagen, und das neue Geſetz ſogleich an Ihnen zu befolgen, weil wir uns nicht gleich wieder ein Herz

Daß jedoch auch die deutſche Sprache urſprünglich das Geſetz der Quantität beſeſſen und erſt ſpäter eingebüßt habe, iſt durch Jacob Grimm wahrſcheinlich geworden. Das Streben der Sprachen zur Vergeiſtigung, das ſich nach Verlöſchung des ſinnlichen Naturlebens der Wörter durch die Accentuation von neuem ein feſtes Gepräge ſchafft, muß die Metra der Quantität immer zu Grunde richten; es iſt aber auch möglich, daß es einmal in eine Periode ausläuft, in der die Poeſie auch das letzte Eigenthum ihrer Formen, worin ſie der Proſa noch getrennt gegenüberſteht, aufgeben muß, z. B. den Reim. Grimm bemerkt einmal, daß es Zeiten gebe, wo die Kunſt des Reimes ausſterbe, weil ſich die ſinnliche Zartheit der wurzelärmeren Sprache verhärte, und neugebildete Zuſammenſezzungen eine von Natur ſteifere Bewegung hätten; aber bisjezt iſt noch keine moderne Sprache auf dieſer Stufe völliger Verſchmelzung von Poeſie und Proſa angelangt, obwohl einige, vornehmlich die deutſche, ihr nahe ſtehen. Auf der einen Seite zeigt ſich jezt eine große Verarmung und Nacktheit der deutſchen Metrik, eine Erſchlaffung und Mo-

zu Ihnen faſſen konnten! Denn wir glaubten, daß Sie uns ganz fremd und feindlich geworden wären!

Es iſt ein Glück für Euch, daß ich es überhört hatte, erwiederte Robespierre, in ſeiner glücklichen Stimmung ſcherzend. Denn ſonſt hätte ich Euch ja den Gerichten überliefern müſſen, weil die heiligen Gebote der Gleichheit jetzt auch darin geachtet werden ſollen, daß Keiner mehr den Andern ſeinen Herrn oder ſeine Dame nennt.

Die jungen Freiwilligen geriethen jetzt in einen völligen Taumel des Entzückens über Robespierre, und riſſen ihn unter freudeckenden Ausrufungen mit ſich fort, indem ſie die Thür weit vor ihm geöffnet hatten. Charlotte hatte ſich abgewandt, als ihr Robespierre zum Abſchied noch einmal die Hand hinreichte. —

In dem Hauſe der Rue St. Honoré hatte eine bange ſchmerzliche Erwartung geherrſcht. Jetzt ſah man plötzlich die beiden ausgeſchickten Söhne mit Robespierre zurückkehren, und nun hielt ſich Niemand mehr ſtill. Jeder brach auf ſeine Weiſe in einen unendlichen Jubel, in eine freudige ſtürmiſche Bewegung aus. Nur Eleonore, die ſeit ihrer Wiederankunft in Paris ſchweigend und lautlos auf dem Zimmer Robespierre's geſeſſen, und ihren Platz ſeit-

dem noch nicht verändert hatte, blieb noch unbeweglich sitzen, als sie schon den ihr wohlbekannten Schritt Robespierre's die Treppe herauf vernahm, und seine Stimme laut und ungeduldig nach ihr fragte. Sie dünkte sich noch wie gebannt in den Träumen, von denen sie während ihrer Trennung von ihm gelebt, und nur in dem Augenblick, wo sie ihn wieder sah, glaubte sie von Neuem zu einer freien Bewegung erwachen zu können.

Er stand jetzt vor ihr, und nannte ihren Namen. Mit einem lauten Schrei stürzte sie in sich zusammen, gewann aber sogleich ihre ganze Fassung wieder, indem sie sich von den Armen Robespierre's ergriffen und an seiner Brust gehalten fühlte.

Nicht wahr, jetzt wirst Du Dich niemals wieder von mir trennen, Eleonore? fragte Robespierre, nachdem er über ihre lange Abwesenheit geklagt, und den Grund derselben, über den sie stets gegen ihn geschwiegen, zu erforschen gesucht.

Nein, erwiederte Eleonore, indem sie ihr Haupt mit lächelnder Gewißheit emporhob, es ist unmöglich, fern von Dir zu sein, und wer mich länger dazu hätte zwingen wollen, würde mich getödtet haben!

Ihr Liebreiz, ihr frisches unschuldsvolles Wesen, ihre tiefe, seelenhafte Hingebung, die sie ihm bewahrt,

ſchlangen von neuem die feſteſten Bande um ihn. Sie mußte ſich auf den alten Plätzen des Zimmers, auf denen er früher ſo oft neben ihr geſeſſen, wieder zu ihm ſchmiegen, aber die Mittheilungen über die letzte räthſelhafte Zeit, in der ſie von einander getrennt geweſen, wollten noch nicht recht fließen. Dieſe Zeit ſtand Beiden wie eine graue, nebelhafte Wolke vor, auf deren eigentliche Geſtalt ſie ſich nicht beſinnen konnten.

Jetzt kam auch mit einem lauten gellenden Geſchrei die Bürgerin Duplay in das Zimmer hereingeſtürzt, die ſich in dem Uebermaaß ihrer Freude zu Robespierre's Füßen niederwarf und ſeine Kniee ſchmeichleriſch und liebkoſend umfaßte. Sie wurde jedoch in demſelben Augenblick durch ihren nach ihr eingetretenen Gatten von hinten wieder aufgehoben, der dies ſo ſchleunig als möglich und nicht mit der zarteſten Rückſicht vollbrachte, da er wußte, wie läſtig eine Scene dieſer Art für Robespierre war. Dann verlangte auch die anmuthige Joſephine, die ſich mit ihrer ſchelmiſchen Heiterkeit herzudrängte, ihren Tribut.

Mit großer Herzlichkeit ſchüttelte Robespierre dem Bürger Duplay die Hände, der ſich, nachdem er ſeinen Gruß mit einer tiefen Verneigung angebracht, ſogleich wieder in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen hatte, und dort, wie es ſchien, mit

einiger Verlegenheit eine weitere Anrede Robespierre's abwartete.

Nun, mein alter Freund, ſagte Robespierre, wir haben uns ſo lange nicht geſehn! Es wollte mir vorkommen, als wenn mir der Bürger Duplay in der letzten Zeit recht böſe geweſen. Ihr vermiedet es ſichtlich, mir zu begegnen, und nun möchte ich gern wiſſen, ob ich auch Eure Freundſchaft noch beſize?

O Bürger Robespierre, entgegnete der alte Duplay, mit einem weichen zitternden Laut in ſeiner brummenden Stimme, ich habe Euch ſtets geſehn, wenn Ihr mich auch nicht wahrgenommen habt. Denn immer war ich auf Eurer Spur, und wenn Euch irgendwo ein dichter Volkshaufen auf der Straße folgte, war ich gewiß mitten darunter. Aber ich vermied es allerdings, Euch Rede zu ſtehn, denn nachdem Ihr Euch an jenem Tage durch Eure Schweſter entführen ließet, und ſo eilig, daß Ihr mir nicht einmal die Hand zum Abſchiede reichtet, da glaubte ich, Ihr wolltet mit einem ſolchen Wicht, wie ich bin, nichts mehr zu thun haben. Auch bin ich wirklich oft recht krank in der letzten Zeit geweſen, und hatte oft nicht Luſt, den Mund aufzuthun. Es mag auch etwas Traurigkeit meines Herzens mit dabei im Spiele geweſen ſein, Bürger Robespierre!

Den Mund habt Ihr inzwiſchen oft recht gewaltig aufgethan, mein braver Duplay, ſagte Robespierre, indem er ihn lächelnd betrachtete. Auf Euren lobenswerthen und wacker verfochtenen Antrag war es doch geſchehn, daß der Jacobiner-Club neulich die Büſte Mirabeau's in ſeinem Saal umwarf, und mit Füßen darauf trat, ſo daß ſie in lauter Stücke zerſchellte. Ich unterſtützte Euren Antrag lebhaft, obwohl mir die ſchöne Büſte leid that, die ich einſt ſehr geliebt habe.

Sie konnte doch aber nicht länger bei den Jacobinern ſtehen bleiben, rief Duplay, mit ſeinem wieder aufſteigenden, hitzigen Eifer. Ein Volksverräther, wie Mirabeau, muß in Allem, was von ihm hinterblieben iſt, und was an ihn erinnert, beſtraft werden. Mein Gott, wer hätte das gedacht, daß ein ſolcher Mann insgeheim von dem Hofe beſtochen war. Die eiſerne Kiſte, die man in den Tuilerien gefunden, wird gewiß noch manche andere Papiere enthalten haben, durch die man hinter die Schliche der Leute kommt. Wir werden aber verlangen, daß uns Alles vorgelegt, daß Alles veröffentlicht werde.

Seid unbeſorgt, Bürger Duplay, erwiederte Robespierre, es wird in dieſer Art eher zu viel als zu wenig geſchehn. Und jetzt betrachtet mich nur wieder

als Euren Hausgenoſſen, mit dem Ihr gern auch einmal ein Wort reden mögt. —

Die Andern hatten ſich entfernt, und Robespierre befand ſich allein mit Eleonoren. Jetzt erſt vermochten die Gefühle, mit denen ſich Beide wieder vereinigt ſahen, zuſammenhängendere Worte zu finden. Aber Eleonore hatte ſich ſchon ſeit längerer Zeit mit einer ſchmerzlichen Betrachtung in Robespierre's Ausſehn vertieft. Er ſchien ihr leidend und verändert. Die zuckenden Bewegungen in ſeinem Geſicht hatten auf eine ſie erſchreckende Weiſe überhand genommen. Alle ſeine Züge verriethen Unruhe, Aufregung, Zorn und Erbitterung, und wenn auch, ſolange ſeine Blicke auf ihr ruhten, ein milder und freundlicher Ausdruck in dieſelben eingekehrt war, ſo verſank er doch gleich darauf wieder in ein finſteres Hinbrüten, das ſein ganzes Weſen zu umnachten ſchien.

Biſt Du krank, Robespierre? fragte ſie ihn, mit der höchſten Beſorgniß ſeine Hand ergreifend.

Wenn das Krankheit iſt, daß man ſich gänzlich verwandelt fühlt in ſeinem eigenſten Sein, und daß man einen Andern, einen Fremden, in ſeinem Blut, in ſeinem Herzen zu beherbergen glaubt, ſo mag ich wohl in der Zeit, wo Du nicht bei mir warſt, krank geworden ſein, erwiederte Robespierre, ſeine Hand auf

ihre Schulter legend und lange in ihre Augen blickend. Wenn ich mit Dir in die Einsamkeit entfliehen könnte, so wäre es vielleicht noch Zeit, um zu gesunden. Aber kein Tapferer darf sich aus dem Kampf wegschleichen, wenn er sich auch schon in seinem Innersten tödtlich getroffen fühlt.

Die Sache Frankreichs steht nicht gut? fragte Eleonore, leise erbebend.

Die Sache ist gut, aber die Menschen sind schlecht, erwiederte Robespierre, wunderbar in sich selbst zusammenschauernd. Von den Girondisten kann ich einst meine Menschenseele wiederfordern. Sie haben mir nicht nur nach dem Leben, sondern auch nach der Seele getrachtet. Und von solchen Menschen verfolgt zu werden, das hat mich elend gemacht in mir selbst. Sie haben mich gelehrt, daß man Schlimmes thun muß, wenn man Gutes will. Oh, Eleonore, welche fürchterlichen Entdeckungen sind das, die man an dem Abgrunde seiner eigenen Seele macht! Dann bleibt nur noch die Rettung, daß man Alles in dieser Welt wie ein Rechnen-Exempel berechnet. Nur das ist sicher, was man genau ausrechnet, und selbst die Dämonen des Schreckens, welche man aussendet, zählt man sich genau und klug an den fünf Fingern ab. Und die andern Leute haben mir nicht minder arg mit-

geſpielt. Sie haben mich von Dir, und Dich von mir getrennt, und das hat Gletſcher über Gletſcher in meiner Seele aufgeworfen. Wird es noch ſo viel Wärme in der ganzen Welt geben, um dies Eis zu ſchmelzen?

Sie warf ſich mit einem tiefen Klageton an ſeine Bruſt. Er drückte ſie mit einer heftigen, krampfhaften Bewegung an ſich, aber kein Lächeln ſtieg heut mehr in ſeinem verdüſterten, ſonnenloſen Geſicht auf.

V.

Ein großer Wendepunkt.

Ueber dem Morgen des 21. Januar 1793 ſtand ein düſter verſchleierter, kalter Himmel. Dichte Nebel wälzten ſich über die Straßen von Paris und hüllten die ſeltſam bewegten Geſtalten ein, die ſich ſchon ſeit den frühen Morgenſtunden in der Stadt auf und nieder bewegten. Ueber die ganze Länge der Boulevards hin erdneten ſich zu beiden Seiten derſelben die Reihen der Nationalgarden, und an dem Eingang aller Hauptſtraßen, welche auf die Boulevards hinausführten, wurden Kanonen aufgeſtellt, an denen die Kanoniere mit den angebrannten Lunten ſtanden. Unter den Nationalgardiſten erblickte man viel traurige und troſtloſe Geſichter. Von den Kanonieren lachten und ſangen Viele, und Manche ſtießen die fürchterlichſten Drohungen gegen Alle aus, welche nur die geringſte verdächtige Bewegung machen

würden, um den König zu retten. Gegen neun Uhr verkündigte ein dumpfes Heulen der Trommeln, daß der Zug, welcher den König zu seiner Richtstätte auf dem Platze Ludwigs XV. führte, sich in Bewegung gesetzt hatte.

In dem Hause Robespierre's herrschte um diese Zeit ein ernstes Schweigen. Robespierre und Eleonore befanden sich in demselben fast allein. Der alte Duplay und seine Söhne gehörten zu Denen, die dazu bestimmt waren, den Ehrenposten um das Schaffot des Königs zu bilden, und waren schon frühe zu dieser Stelle hinausgezogen, wo meistentheils die Volkskämpfer des August und September, die rothen Brüder Danton's und die Marseiller, ihre Verwendung erhalten hatten.

Robespierre hatte die Hausthür schließen lassen, und redete allen Hausgenossen, die noch bei ihm zurückgeblieben waren, sich auf die Straße hinaus zu begeben. Auch von dem Fenster sich fern zu halten, empfahl er Eleonoren auf das Dringlichste. Obwohl der Zug durch die Rue St. Honoré nicht gelangen konnte, da er sämmtliche Boulevards, durch das eigentliche Herz von Paris hindurch, hinabsteigen und an den Garde-Meubles vorüber auf den Platz Ludwigs XV. den Verurtheilten führen sollte, so sah

notonie in Formen, die kaum noch für metrisch gelten können, sondern, wie gerade bei den Tonangebern der neuesten Lyrik, dem Numerus der Prosa angenähert werden, während die pointirten, geistreichen und speculativen Stichwörter der Zeitbildung, an denen sich die Sprache vorherrschend weiter entwickelt, immer weniger für den Reim taugen, welcher auch, in diesen Gedichten, fast immer nur auf die unbedeutendsten Endsylben sich wirft. Die antiken Metra, dann die südlichen Maaße, und zuletzt auch orientalische Weisen, sind durch unsere Dichtersprache nacheinander erklungen, alle haben ihr genützt und sogar den Sprachschatz bereichert, obwohl viel thörichtes und vergebliches Bemühn damit verbunden gewesen; aber jetzt weiß man nicht, ob unsere Metrik, nachdem ihr diese schönen fremden Kleider zerrissen und schlotterig geworden, mit einem völligen Bankerott endigen oder irgendwie neue Quellen, sich zu bewässern und zu befruchten, entdecken wird. Auf der andern Seite entfaltet sich dagegen eine höchste und ausgebildetste Form der Prosa, die sich keine Poesie des Inhalts mehr versagt, in ihrem gedankenfreien

man doch überall ſchreckensbleiche Geſtalten, die in ihrer Beſtürzung und Angſt einen entſetzlichen Anblick darboten. Robespierre wollte Eleonoren dieſen aufregenden Anblick, dieſe erſchütternde Mahnung an das Ereigniß des Tages erſparen.*)

Er ſaß mit ihr Hand in Hand im Hintergrund des Zimmers. Sie hatten über den heutigen Tag niemals miteinander geſprochen, aber je näher der Augenblick heranrückte, in dem das Haupt Ludwigs XVI. fallen mußte, deſto ängſtlicher ſchien ſich Eleonore an Robespierre anzuklammern. Auf Robespierre's Geſicht ging indeß eine merkwürdige Veränderung vor. Er hatte bisher bleich und finſter ausgeſehn, und eine ſtarre Verſchloſſenheit lag in ſeinen Zügen. Aber jetzt trat eine wunderbare Faſſung in ſeinem ganzen Weſen hervor, und mit einem erhabenen, faſt feierlichen Ausdruck richtete er ſich auf.

Der Cortège wird jetzt auf dem Richtplatze angelangt ſein, ſagte er, indem er an das Fenſter trat und einen Blick auf die Straße hinunter warf. Mich dünkt, die Trommelwirbel und das Rauſchen der Volksmaſſen, das zuweilen aus der Ferne zu uns herüberdrang, ſind verſtummt. Die Statue der Frei-

*) Esquiros Histoire des montagnards II. 290.

heit, welche jetzt dort an der Stelle Ludwigs XV. ſteht, wird den unglücklichen Mann jetzt bereits zu ihren Füßen erblicken. Denn zu den Füßen der Freiheit haben wir die Guillotine für den letzten König aufrichten laſſen.

Und war dieſer ſchreckliche Moment nicht abzuwenden? fragte Eleonore, die bis jetzt in einem Zuſtande der Betäubung dageſeſſen, aus dem ſie plötzlich, wie von einem innern Entſetzen getrieben, emporfuhr.

Nein, ſagte Robespierre mit einer ruhigen, feſt zuſammengenommenen Miene, es war eine heilige Pflicht, ihn ſterben zu laſſen. Nie habe ich mit einem ſtrahlenderen Bewußtſein meine Pflicht gethan, als in dem Augenblick, wo ich mein Votum für dieſen Tod abgab. Es war hier nichts Anderes möglich, als rein und einfach den Tod beſtimmen. Die Ausführung dieſes Beſchluſſes hat unangenehme Formalitäten, aber am allerwenigſten konnte die Humanität dabei in den Weg treten. Das Mitleid gegen den Unterdrücker, wäre es nicht die Empfindungsloſigkeit gegen die Unterdrückten geweſen? Hat eine Humanität Werth, welche die Völker erdroſſeln hilft, und den Despoten verzeiht? Das Gefühl, welches mich früher, wenn auch vergeblich, trieb, die Aufhebung der Todesſtrafe zu fordern, dies iſt ganz

das nämliche, das mich jetzt trieb, die Strafe des Todes für den Tyrannen, und für das Königthum in ſeiner Perſon, zu fordern. Darum ſtimmte ich für den Tod!*)

In dieſem Augenblick ließen ſich von der Straße her ſchreiende, heulende, frohlockende und wehklagende Stimmen, gleich einer ſich plötzlich entladenden Wetterwolke, vernehmen. Robespierre eilte an das Fenſter, von dem ſich auch Eleonore nicht mehr zurückhalten ließ. Ein dichtes Gedränge vorüberziehender Volksſchaaren, die offenbar bereits in der Rückkehr von dem Platze Ludwigs des Funfzehnten begriffen waren, ſtellte ſich in der furchtbarſten Aufregung und mit den entſetzlichſten Abzeichen dar. Auf Piken ſah man einzelne blutige Fetzen eines Kleides vorübertragen, die als ſchaudererregende Trophäen des Tages Alles ſagten, was eben geſchehen war. Große Züge Bewaffneter folgten, die ihre Piken oder die Bajonnette ihrer Gewehre und die Klingen ihrer Säbel mit friſchem, hellem Blut genetzt hatten. Dann kam das Bataillon von Marſeille zurück, deſſen Officiere ſich mit einem ſeltſamen Schmuck verſehen hatten.

*) Mit dieſen Worten begründete Robespierre in der Sitzung des Convents vom 16. Januar 1793 ſein Todes-Votum.

Sie hatten Briefcouverts, die in frisches Blut getaucht waren, auf die Spitze ihrer Degen gesteckt, und schritten damit unter wilden und triumphirenden Ausrufungen ihrer Compagnie voran, indem sie von Zeit zu Zeit schrieen: Wir führen das Blut des Tyrannen! Hinter ihnen her schritt in der Mitte der Straße ein einzelner Mann von fürchterlichem Aussehn, dessen nackte Arme ganz und gar mit Blut beschmiert waren, und der, indem er aus seinen Fingern das triefende Blut von Zeit zu Zeit auf die umherstehende und ihm zujauchzende Menge sprützte, dabei mit einer heiser krächzenden Stimme ausrief: Brüder, ich bin selbst auf die Guillotine hinaufgeklettert, das Blut war gut und reichlich geflossen, und ich habe meine beiden Arme bis zur Schulter hineingesteckt. Kommt her, und laßt Euch damit besprengen, Republikaner, das Blut eines Königs bringt Glück. Man hat uns ja damit gedroht, daß das Blut des Louis Capet auf unser Haupt fallen würde .... und jetzt fällt es .... jetzt fällt es .... seht! seht!*)

Eleonore war ohnmächtig in die Arme Robespierre zurückgesunken, und er trug sie auf den Divan

*) Duval Souvenirs de la terreur III. 78.

hin, wo er ſich mit den innigſten Bemühungen um ſie beſchäftigte. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und die Bürgerin Duplay ſtürzte mit aufgelöſtem Haar und mit einer wilden, an Raſerei gränzenden Bewegung ins Zimmer herein. Ihre Augen funkelten wie von einer trunkenen Wuth, und ſchon ſetzte ſie zu einem ſtürmiſchen Tanzwirbel an, in dem ſie ſich um ſich ſelbſt drehen wollte. Aber in demſelben Moment fühlte ſie ſich von einem ſtarken Arm erfaßt, der ſie unwiderſtehlich auf einen Stuhl niederdrückte.

Es war der Arm ihres Gatten, der mit ſeinen beiden Söhnen inzwiſchen unbemerkt eingetreten war, und beim Anblick der Bürgerin Duplay auf's Aeußerſte ergriffen zu werden ſchienen. Jean und Robert waren zu Robespierre hingetreten, der die ihrem Bewußtſein wiedergegebene Eleonore in ſeinen Armen hielt, und ſogleich dringende, ſtürmiſche Fragen den vom Richtplatze Zurückgekehrten zurief. Der ſonſt ſo düſtere Jean ſah heut heiterer und freundlicher denn je aus. Robert war bleich, und ſchien nicht ganz ohne Thränen auf ſeinem Ehrenpoſten beim Schaffot geſtanden zu haben.

Duplay war unterdeſſen in einer genauen Beobachtung ſeiner Frau begriffen, deren Zuſtand ihm

allerhand Beſorgniſſe einflößen mochte. Er gab Robespierre einen ernſten, geheimnißvollen Wink, indem er auf die jetzt unbeweglich auf dem Stuhl Daſitzende hinzeigte, und dann, ſich Robespierre nähernd, demſelben einige Worte ins Ohr flüſterte.

Die Weiber fangen jetzt überall zu tanzen an, Bürger Robespierre, ſagte er leiſe. Schon ſobald das Fallbeil ſeine Schuldigkeit gethan hatte, begann eine Menge wildgewordener Weiber um das Schaffot herum zu tanzen. Und die Tänze ſetzten ſich ſchon auf den Brücken der Seine und auf dem Carrouſel-Platz fort, und nun treffe ich hier in unſerer Straße ſogar die Bürgerin Duplay in ſolchem Zuſtande. Denn als ich eintrat, wollte ſie eben ihren Tanz beginnen, ſie wird es mir nicht abſtreiten können. Oder ſollte es vielleicht ſchon ein ſchlimmeres Symptom ſein? Der Tod des Louis Capet ſcheint einige beſondere Schreckens-Ereigniſſe in ſeinem Gefolge zu haben. Manche zarte Gemüther ſind dadurch fürchterlich aufgeregt worden. Man ſieht Menſchen auf den Straßen, die ſich vollſtändig ſo gebärden, als wenn ſie den Verſtand verloren hätten.

Die Bürgerin Duplay, welche dieſe Worte vernommen, erhob ſich jetzt von ihrem Platze, und begnügte ſich damit, ihrem Gatten einen verachtungs-

vollen Blick zuzuwerfen. Dann ſagte ſie, bemüht, ihr aufgelöſtes Haar wieder einzuordnen, indem ſie ſich zu Robespierre wandte: Wer hat denn je ſchon ſo Etwas erlebt, wie der heutige Tag gebracht hat? Ich geſtehe, daß die Freude groß bei mir war, als ich von der Straße her vernahm, daß das Werk gelungen ſei. Ich muß die Commune tadeln, daß ſie in dem Augenblick, wo das Haupt des Louis Capet fiel, nicht eine Kanone löſen ließ. Denn dann hätten wir Alle den Zeitpunkt gewußt, wo wir uns unſerm Entzücken überlaſſen durften. Aber man konnte es freilich auch ſchon daran merken, daß eine ganz andre Luft in Paris weht, ſeitdem der Tyrann aufgehört hat, bei uns zu athmen. Und wäre ich denn ſo ſehr zu tadeln, Bürger Robespierre, wenn ich meine Freude, die mir ja durch Mark und Bein geht, wirklich durch einen ganz gehörigen Tanzſprung ausgelaſſen hätte?

Heut kann ſich Jeder freuen, wie ihm um's Herz iſt, entgegnete Robespierre, ihr die Hand reichend. Es iſt ein Tag des Volkes, wie es noch keinen gegeben. In dem Augenblick, wo die Nacht ſich von dem Tage ſcheidet, mag es Tanzende und Weinende zugleich geben, wer kann dem Einem wie dem Andern ſein Recht beſtreiten?

Da habt Ihr wieder einmal ungeheuer Recht, Bürger Robespierre, ſagte der alte Duplay, dem jetzt auch die Stimme weicher zu werden begann. Denkt Euch doch, daß heut Morgen auf dem Hôtel de Ville ſogar der tolle Hébert, der nicht einmal an einen Gott glaubt, eine Thräne in ſeinen ſtierenden Augen zerdrückte. Und als ich ihn, eigentlich ärgerlich darüber im Grunde meines Herzens, fragte: warum weint denn „Père Duchêne“ gerade heute? da ſagte er mit einer kläglichen Stimme: der Tyrann liebte meinen Hund, er hat ihn einigemal geſehn und ihn dann ſehr ſchön geliebkoſt; daran muß ich in dieſem Augenblick denken.

Er iſt alſo nicht gut geſtorben? fragte Robespierre jetzt, indem er das Geſpräch wieder aufnahm, welches er vorher mit Jean und Robert begonnen.

Nein, entgegnete Jean, mit einem aufblitzenden höhniſchen Zug in ſeinem düſtern Geſicht, Louis Capet hatte ſich offenbar verrechnet, denn er ſcheint noch bis zu ſeinem letzten Augenblick darauf gehofft zu haben, daß ſeine Freunde das Schaffot ſtürmen und ihn befreien würden. Denn ſeine Worte waren höchſt ſeltſam, die er beim Anblick der Soldaten ausſtieß, die das Schaffot umſtellten. Mit einer fürchterlichen Stimme rief er den Trommlern zu, daß ſie ſchwei-

gen ſollten. Einen Augenblick wurde Alles ſtill, aber als auf einen Wink, den Santerre gab, ſich alle Trommeln von neuem erheben mußten, rief Louis Capet: „Welcher Verrath! Ich bin verloren! Ich bin verloren!“ Dann wollte er ſich von Samſon die Hände nicht binden laſſen. Ich ſah es deutlich, daß er ſich mit der wüthendſten Anſtrengung zur Wehre ſetzte, und einige Minuten lang mit Samſon rang, bis er ſich durch ſeinen Beichtvater beruhigen ließ, und man ihm dann raſch die Haare abſchnitt. Langſam und mit geſenktem Kopf ſchritt er dann die Stufen der Guillotine hinauf. Es war kalt, aber er hatte ſich ſehr dünn angezogen, und trug einen braunen Frack, ein graues Beinkleid, eine weiße Weſte und weiße Strümpfe. Jedenfalls hätte er gern noch eine Anrede an das Volk gehalten, und wer weiß, was er noch Alles hatte ſagen wollen. Er ſetzte mehrmals dazu an, und mit einer Stimme, die ſo laut und furchtbar erſcholl, daß ſie gewiß mehrere Straßen weit gehört werden konnte. Sehr genau verſtand ich, daß er ſagte: „Ich vergebe den Urhebern meines Todes, und bitte Gott, daß das Blut, welches Ihr vergießen wollt, niemals auf Frankreich falle.“ Aber dann ließ Santerre wieder die Trommeln rühren, der König wurde wüthend, er gebot wiederholentlich

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.
3-598-52006-9
FN. 02240/043

Lauf den kecksten Wendungen der Rede sich hingiebt, und an rhythmischer Schönheit und Melodie der Verskunst fast nicht mehr nachsteht, sie vielmehr, auf ihrer gegenwärtigen Verfallsstufe, bald an tonvoller Gediegenheit des Numerus übertreffen wird. Die Schranke zwischen Poesie und Prosa ist im Gedanken durchbrochen, sie bezeichnen nicht mehr verschiedene Ideenkreise, und wenn man auch dem Verse seinen poetischen Heiligenschein und die Berechtigung für einen gewissen Inhalt nie wird abläugnen können, so büßt dagegen die Prosa durch dessen Entbehrung keine innerlichen poetischen Vortheile der Darstellung mehr ein. Die dynamische Verschiedenheit hat sich ausgeglichen, und die alten Vorurtheile gegen das Prosaische der Prosa erinnern uns nur noch an Hippel's scherzhafte Theorie von Poesie und Prosa, die er einmal in seinem Buch über die Ehe giebt, und die wir, als eine gute Ironie auf ästhetische Definitionen, hieher setzen wollen: „Ehrsamer Freund, willst Du wissen, ob Dein fähiger Sohn in Prosa oder in Versen Palmen brechen wird? Recipe: ein Glas Medizin, davon alle Stunden sechszig Tropfen in

Schweigen, und ſtampfte mehrmals heftig mit dem Fuße auf. Einer der Henker ergriff ein Piſtol und drückte es ihm an die Wange. Mit Gewalt mußte man ihn dann zur Guillotine hinziehn. Wir ſahen nun, wie er an das Brett gebunden wurde. Aber jetzt ſtieß er entſetzliche Schreie aus, und dann fiel das herrliche Meſſer herunter, das ihm ſeinen Kopf wegholte, wie auf dem ſanften Flügel einer Taube. Samſon nahm jetzt den Kopf, und zeigte ihn dem Volke, das ihn aus tauſend und aber tauſend Kehlen begrüßte, indem es ſchrie: Es lebe die Republik! Ihr müßt es ja bis hierher haben ſchallen hören, Bürger Robespierre.

Robespierre nickte ihm ſchweigend zu. Dann ſagte er laut und feierlich: Das Volk hat es gethan, und das Volk irrt ſich in ſolchen Thaten nie. Der Wille des Volkes muß geehrt werden. Ich habe es Euch oft ſchon geſagt, das Volk greift niemals fehl, und dieſe Ueberzeugung iſt ein Theil meiner Religion geworden. Dies muß auch Den, der es zu leiden hat, jedesmal tröſten. *)

In dieſem Augenblick hörte man unten vor der Thür des Hauſes einen Wagen anhalten. Die Bür-

*) Robespierre's eigene Worte.

gerin Duplay war raſch an's Fenſter getreten, und theilte mit einiger Betroffenheit die Nachricht mit, daß es Charlotte Robespierre ſei, welche ſoeben ausgeſtiegen. Es ſchien einige Unruhe darüber in dem ganzen Kreiſe zu entſtehn. Denn Charlotte war ſeit den peinlichen Auftritten, die bei ihrer letzten Anweſenheit in dieſem Hauſe ſtattgefunden, nicht wieder hier erſchienen. Die meiſten Mitglieder der Familie ſcheuten es, ihr wieder zu begegnen, und es mußte etwas Außerordentliches ſein, durch das ſich Charlotte getrieben finden konnte, das Haus der Familie Duplay heut wieder zu betreten.

Ehe ſie eintrat, hatte ſich jedoch das Zimmer geleert, und nur Robespierre und Eleonore waren zu ihrem Empfang in demſelben zurückgeblieben. Die Uebrigen hatten es ſchicklicher gefunden, ſich durch eine Thür, in der ſie ihr nicht begegnen konnten, zu entfernen.

Eleonore war auf den Wink Robespierre's geblieben. Er wollte nicht, daß ſie vor ſeiner Schweſter ſich zurückziehen ſollte. Er glaubte den Moment gekommen, wo es ihm gelingen werde, zwiſchen dieſen beiden ihm theuerſten Geſtalten ſeines Lebens das Band der Verſöhnung zu ſchlingen.

Eleonore war der raſch Eingetretenen mit ihrer

ganzen seelenvollen Liebenswürdigkeit entgegengetreten. Sie stand zuerst mit demüthig gesenktem Haupte und tief erröthet vor ihr, als wenn sie einen Urtheilsspruch zu empfangen hätte, und dann richtete sie sich wieder langsam, wie im Bewußtsein ihres Rechts und ihrer Würde, empor, indem sie den Blicken Charlottens offen und muthig begegnete.

Charlotte, die heut ganz verändert aussah und deren in der letzten Zeit so strenge gewordenen Züge wunderbar geschmolzen schienen, hatte im Vorübergehen an Eleonoren ihr einen hastigen, inbrünstigen Kuß auf die Stirn gedrückt. Dann war sie rasch zu Robespierre hingeeilt, dem sie mit einer, innig sich ihm entgegendrängenden Herzlichkeit die Hand darreichte.

Ich komme, um heut Abschied von Dir zu nehmen, Maximilian, sagte sie, wie mit einer geflügelten Eile. Ihr Busen klopfte in fast hörbaren Schlägen. Die ganze hohe schlanke Gestalt zitterte in der tiefsten Bewegung.

Robespierre schien verwirrt und ungewiß. Zu welcher Reise willst Du Abschied von mir nehmen, Charlotte? fragte er, indem er sie forschend betrachtete.

Ich kehre heut wieder nach Arras zurück, erwiederte Charlotte, indem ein fast fröhlicher Ausdruck

in ihr Geſicht trat. Es iſt ſchon mein Reiſewagen, in dem ich gekommen bin, um Dir Adieu zu ſagen. Zugleich bitte ich Dich und Eleonore um Verzeihung, daß ich nur einen Augenblick daran denken konnte, Euch in Eurem Verhältniß zu ſtören. Ich wußte nicht, daß Euch ein tieferes Band vereinigte, welches ich jetzt von ganzem Herzen ſegnen will. Erſt jetzt iſt es mir klar geworden, daß ich in kurzſichtiger Thorheit zwiſchen zwei Herzen getreten war, die ſich ſchon durch einen feſten und heiligen Bund angehörten. Als Du damals ſo raſch und rückſichtslos von mir gingeſt, Maximilian, um zu der kaum zurückgekehrten Eleonore wieder hinzueilen, da ging mir zum Erſtenmal der Gedanke auf, daß ich die große Schuld auf mich geladen, ein tiefes und ächtes Verhältniß zu verkennen. Ich beobachtete Dich ſeitdem genauer, Maximilian, und ich fand Alles beſtätigt. Werdet Ihr mir nun vergeben können? Werdet Ihr meine reuigen Bekenntniſſe, die ſich zugleich mit meinem Abſchiede Euch um den Hals ſchlingen wollen, annehmen?

Bei dieſen Worten zog ſie die Beiden zugleich in ihre ſtürmiſche Umarmung hinein und hielt ſie lange an ihren Buſen gepreßt. Eleonore war in ein lautes Weinen ausgebrochen, das, je mehr Charlotte ſie küßte,

ein um ſo ſeligeres Entzücken ausdrückte, und zuletzt in einen heimlichen jauchzenden Ton überging.

Robespierre ſagte freudig: Ich wußte es, daß mir Charlotte nie verloren gehen könnte. Die Nebel, durch welche wir uns gegenſeitig in einem falſchen Lichte ſahen, mußten wieder fallen, und dann fanden wir uns als die Untrennbaren wieder, von denen der Eine der Glanz und das Licht des Anderen iſt. Aber indem Du Dich uns wieder ſchenkſt, willſt Du Abſchied nehmen? Nein, Charlotte, kein neues Dunkel, kein neuer Mißklang! Du bleibſt bei uns und mit uns, und wir werden uns Alle glücklicher und ſicherer fühlen!

Nein, Maximilian, entgegnete Charlotte mit einem hohen, ernſten Eifer, ich werde in mein ſtilles Leben zu Arras zurückkehren, und an Euch denken. Der heutige Tag treibt mich fort.

Der heutige Tag? fragte Robespierre mit einem ſcharf aufleuchtenden Blick ſeine Schweſter. Meinſt Du den gerechten Tod des Mannes, den man Ludwig den Sechszehnten und zuletzt Ludwig den Letzten nannte?

Charlotte nickte ihm ſtumm und betroffen zu. Dann flüſterte ſie leiſe: Ich weiß Alles, was Du

ſagen kannſt, Maximilian! Mir aber thut von jetzt an die Einſamkeit Noth. Die Erſchütterungen der letzten Zeit haben mich unſicher und traurig gemacht. Ich würde Dir hier nichts mehr nützen können, mein Freund. Ich fühle meinen ganzen Lebensmuth auf eine wunderbare Art erſtorben. Und Ihr könnt mich Beide vollkommen entbehren, ich weiß es!

Bleiben Sie bei uns, Charlotte! rief Eleonore, indem ſich eine ſtrahlende Begeiſterung in ihrem ganzen Weſen ausdrückte. Jetzt, da ich weiß, daß Sie mir nicht mehr zürnen, ergreift mich faſt ein Uebermuth, mit dem ich mein Anrecht auf Ihre Liebe geltend machen möchte. Denn als ich Sie zum Erſtenmal ſah, als ich Ihre mich entzückende Stimme, Ihre mein Herz ergreifenden Worte vernahm, da überfiel mich zugleich eine große Angſt, denn ich ſah Sie ſo hoch und unerreichbar über mir ſtehen, daß ich daran verzweifeln mußte, mir nur den geringſten Theil Ihrer Neigung verdienen zu können. Als die Mutter mich von hier hinwegnahm, folgte ich ihr willig, obwohl in mir ſelbſt gebrochen und verzagend, denn ich dachte, wenn Sie es nöthig halten, Robespierre von mir zu trennen, dann müſſe ein gerechter Grund vorhanden ſein, und ich wäre

verpflichtet, die Entscheidung in der Ferne abzuwarten. Jetzt erst ist diese Entscheidung aus Ihrem Munde erfolgt, Charlotte, und ich weiß, daß Sie mich Robespierre's für würdig halten. Ich weiß, daß Sie nun mein Streben, für Robespierre da zu sein, mit Ihrem Beifall belohnen. Möge das Schicksal über meine Stellung an Robespierre's Seite gnädig walten! Aber Sie, Charlotte, Sie wollen abreisen? Kaum durch Sie erhöht, soll ich schon wieder, fern von Ihnen, das Vertrauen zu mir, zu meinem Streben verlieren, das Sie mir gegeben haben?

Robespierre stand mit einem leuchtenden Blick hinter Eleonoren, und hatte seine Hand auf den schönen zarten Kopf seiner Freundin gelegt. Dann sagte er zu seiner Schwester: Bleibe bei ihr, Charlotte. Sie ist das beste Herz, und es lebt ein schöner großer Sinn in Eleonoren. Ihr Wesen ist das rettende Asyl, zu dem ich mich immer wieder hinwende, um mich menschlich zu erheben und zu erwärmen, nach den Qualen, welche der Dienst des Vaterlandes über mich verhängt. Aber der heutige Tag, Charlotte, darf Dich nicht aus Paris treiben. Du verstehst die Bedeutung dieses Tages, aber Du bist groß und klug genug, um sie mit Deinen Ge-

fühlen ausgleichen zu können. Bist Du nicht der Unsrigen Eine?

Ja, erwiederte Charlotte, mit einem beklommenen Ausdruck. Ich wußte Alles, wie es war, bis zu dem Augenblick, wo dies heut geschehen ist. Wer hätte es denken sollen, daß seitdem in Paris eine Luft wehen würde, die man nicht athmen kann? Als Du für den Tod stimmtest, billigte ich es. Aber diesen Tod, und daß er geschehen ist, kann Niemand aushalten!

So bald werde ich nicht wieder über die Straßen von Paris gehen, fuhr sie nach einer langen Pause fort. Als ich hierher gefahren kam, stand eine große Menschenmenge am Ufer der Seine. Eine Frau hatte sich ins Wasser geworfen, und wurde todt herausgezogen. Sie hatte sich den Tod gegeben, weil sie den Schauder des heutigen Tages nicht überleben konnte. Lebe wohl, Maximilian! Mir ist, als wenn mit diesem Tage ein großer, unsäglicher Wendepunkt für Euch Alle, und auch für Dich, eingetreten wäre. Ich bitte zu Gott, daß er Dich behüten möge. Lebe wohl, Eleonore!

In diesem Augenblick traten Auguſtin, Saint-Just und Couthon in das Zimmer, um Robespierre

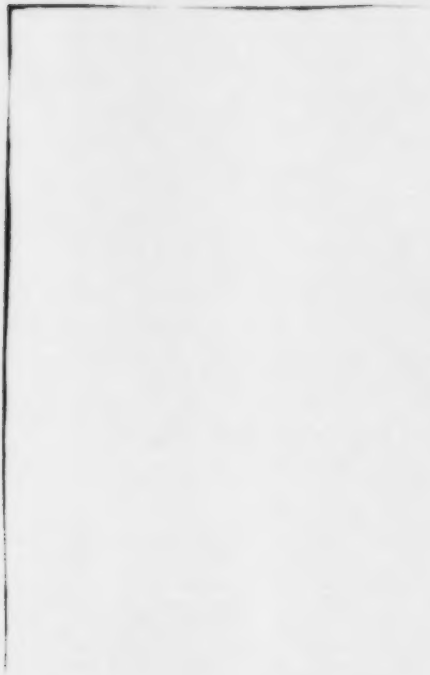
in den National-Convent abzuholen, der auf heut Mittag eine Sitzung anberaumt hatte. Es sollte in derselben das Protokoll über die Hinrichtung Ludwigs XVI. vollzogen werden.

Diese Dazwischenkunft kürzte den Abschied Charlottens von Robespierre und Eleonoren ab. —

Sechstes Buch.

Danton und Robespierre.

beliebigem Getränk zu nehmen. Laß ihn selbst dieses auspunctirte Maaß messen; tröpfelt er, so ist er ein flügellahmer Prosaist; läßt er laufen und zählt während dieses Platzregens eins, zwei, drei bis sechszig, so ist er ein Poet; kann er mit diesem Löffel, dem er sechszig zugezählt hat, gleich essen, so könnte er, wenn es sein Verleger und er wollten, methodo mathematica schreiben; kann er aber in vierundzwanzig Stunden diesen Löffel nicht sehen, so ist er ein Liederdichter; kann er in sechs Tagen ohne kalten Schauder keinen solchen Löffel brauchen — zieh' ihn danach, und wenn das Glück gut ist, wird er Homer!" —



I.

Das Diner in Sèvres.

Danton hatte sich im Frühling des Jahres 1793 ein schönes Landhaus in Sèvres gekauft, das in der Nähe des dortigen Schlosses, unfern von dem Eingange des Parkes von Saint-Cloud, gelegen war. Dort hatte er einen noch bei weitem prächtigeren Aufwand, als in seiner Stadtwohnung, begonnen Das neue Landhaus wurde mit einem wahrhaft großartigen Luxus eingerichtet, und man fand überhaupt daß Danton seit Kurzem glänzender und üppiger als je lebte. Es gab freilich keine Civilliste mehr, und man konnte die Pracht, die Danton trieb, nicht mehr auf die geheimen Quittungen zurückführen, die er früher von Zeit zu Zeit einreichte. Aber seit der Rückkehr von seiner Mission in Belgien hatte man ihn im Besitz reicherer Geldmittel als je erblickt, und es wurde behauptet, daß ihm seine außerordentliche

Geſchicklichkeit, für ſich zu ſorgen, auch zu einem Antheil an der Kriegsbeute verholfen habe.

Es war an einem der letzten Tage des Mai, als Danton auf ſeinem Landhauſe ein Diner gab, zu dem er den gewohnten Kreis ſeiner Freunde und Genoſſen eingeladen hatte. Das Diner ſollte eigentlich ein Verſöhnungs-Mahl zwiſchen Danton und Robespierre werden, deren Verhältniß ſich ſeit einiger Zeit bedeutend zu lockern, ja einem entſchiedenen Bruch zuzuneigen begonnen. Die übrigen Freunde hatten unabläſſig zur Einigung gemahnt und getrieben. Denn ein großes Ereigniß war vor der Thür, das die Häupter des Berges nicht in feindlicher Abwendung von einander finden durfte, und es war nothwendig, daß Danton und Robespierre in demſelben Augenblick ſich wieder die Hand reichten, wo der gemeinſam vorbereitete Schlag gegen die Männer der Gironde endlich losbrechen ſollte. Große Anſtrengungen waren aber nöthig geweſen, um dieſe Ausſöhnung zu Stande zu bringen, zu deren aufrichtiger Bekräftigung ſich Robespierre auch entſchloſſen hatte, das Diner auf dem Landhauſe in Sèvres anzunehmen.

Danton, Marat und Desmoulins gingen in vertraulicher Umarmung in dem Garten auf und ab, da Robespierre noch zögerte, zu erſcheinen. Marat

war heute beſonders heiter und geſprächig, wie man ihn lange nicht geſehen hatte. Mit ſeinem krampfhaft hüpfenden, von Zeit zu Zeit wild abbrechenden Gange lief er bald den Uebrigen voraus, bald blieb er wieder zurück, und verfocht ſeine Behauptungen, die er eben aufgeſtellt hatte, mit dem tollſten Gebärdenſpiel. Sein kupfergelbes Geſicht leuchtete aber heut von einer um ſo blitzenderen Freude, da ſchon der morgende Tag, der einunddreißigſte Mai, dazu auserſehen war, die Häupter der Gironde, welche dem Berg ſeinen Platz in der Republik ſtreitig machte, mit dem vernichtenden Streich zu treffen.

Wir könnten Robespierre bei dieſer Sache nicht entbehren, ſagte Marat, denn im Grunde iſt er es, der Alles ſo vorbereitet hat, wie es jetzt liegt. Die prächtigen Reden, die der wackere Junge im Convent gehalten, haben die Kanonen geladen, ſo daß wir ſie jetzt nur abzufeuern brauchen, um das bettelſtolze Volk der Thalmänner vor den Kopf zu treffen. Wenn er aber morgen nicht mit dabei wäre, würden unſere Leute doch ſtutzig werden, und die Affaire könnte ſchief gehen, wie ſie uns bereits am zehnten März, wo wir die Gironde-Männerchen ſchon am Rockſchooß zu halten glaubten, ſchief gegangen und geſcheitert iſt. Die Gironde iſt das faule Fleiſch in

der Republik, und jetzt ist es noch Zeit, es auszuschneiden, sonst überwächst es uns die ganze Freiheit von neuem mit dem aristokratischen Schwamm, der das eigentlich Wuchtende an diesen Girondisten ist. Aber ich muß Euch sagen, dieser Robespierre gefällt mir seit einiger Zeit ausnehmend gut. Findet Ihr nicht auch, daß er sich seit Kurzem wesentlich verändert hat? Als ich ihn neulich auf der Tribüne des Convents sah, hätte ich mich fast in ihn verlieben können. Die viele Vernunft, die ihm sonst in weiten Falten um die Beine schleppte, hat er zurückfallen lassen, und er sprach so frisch und kurz darauf los, als wenn er mit Dolchen um sich stieße. Ich beobachtete um seinen feinen schmalen Mund zum Erstenmal, seitdem ich ihn kenne, einen morddürstenden Ausdruck, und da hätte ich ihm auf der Stelle um den Hals fallen können, und Alles jauchzte in mir: sei gegrüßt, Robespierre, Du wirst doch noch den Brudermund Marat's küssen, und wir werden uns als Wahlverwandte an's Herz sinken'

Marat machte dabei eine fast empfindsame Gebärde, und aus seinem seltsam verzückten Blick schoß ein Strahl triumphirender Freude.

Mit Robespierre ist kein Bund zu flechten, entgegnete Danton kurz, indem er seine Freunde einlud,

in ſein neu angelegtes, mit den ſchönſten und ſeltenſten Gewächſen geziertes Treibhaus einzutreten, und daſſelbe genauer in Augenſchein zu nehmen. Danton liebte die Blumenzucht ſehr, und verband mit dem Geſchick der Pflege und Wartung zugleich die umfaſſendſten Kenntniſſe auf dieſem Gebiet. Sein Freund Camille Desmoulins war auch hierin ſein treuer Genoſſe, und zeigte ſich jetzt ſehr geſchäftig, Blumen auszuwählen, um Bouquets für die im Salon zurückgebliebenen Damen, namentlich für Madame Danton und ſeine über Alles geliebte Lucile, zu flechten. Danton hatte ihm dazu großmüthig die beſten Schätze ſeiner Flora preisgegeben.

Marat war grinſend am Eingang des Treibhauſes ſtehen geblieben, und ſog den köſtlichen Blumenduft mit einer wunderlich prüfenden, faſt Abſcheu verrathenden Gebärde auf. Seine aus dem Geſicht hervorſpringende Naſe, die durch einen ſeltſamen Höcker zwiſchen den Augen den befremdlichſten Ausdruck hatte, bewegte ſich zuckend hin und her.

Marat hat noch immer keine Blumen riechen gelernt, rief Camille, der ſchon einen farbenprangenden Strauß von Camelien und Roſen für die Bürgerin Danton fertig gewunden hatte. Man würde ihn doch für ein Ungeheuer halten müſſen, wenn er

nicht wenigstens die Turteltauben ſo leidenſchaftlich liebte.

Ja, es iſt wahr, entgegnete Marat, indem über ſein ehernes Meduſengeſicht der Anflug einer ſeltſamen, faſt weichen Stimmung fuhr. Ich liebe die Tauben, und ſehe die kleinen zarten Dinger gern ſich mir auf die Schulter ſetzen, während ich ſchreibe. Meine beſten Sachen gegen die Tyrannen habe ich ſo geſchrieben, während meine Tauben mir an der Schulter pickten. Einſt liebte ich auch die Blumen.

Jetzt gebt Acht, ſagte Camille, jetzt führt uns Marat in die Katakomben ſeines Herzens zurück. Er wird uns ſeine Jugendgeliebte zeigen, wie ſie ihm den Blumenſtrauß ins Geſicht wirft, den ihr der zwanzigjährige Marat in liebender Verehrung dargebracht. Dann wirft ſie ihn zur Thür hinaus, und ſeine Blumen hinter ihm her. Er ſteht erſchüttert und verzweifelt auf dem Flur, dann öffnet er das Fenſter und ſtürzt ſich auf das Pflaſter hinunter. Das iſt die Geſchichte Marat's und ſeiner Blumen. Die Narbe ſteht ihm noch heut zu Tage auf ſeiner Stirn. Ja, Marat, die Tyrannen würden vielleicht weniger von Dir zu leiden gehabt haben, wenn man Dir nicht ſo früh das Herz gebrochen und Deine Blumen verſchmäht hätte.

Du biſt ein Gelbſchnabel, Camille, erwiederte Marat, indem er ſich aus der Wehmuth, die ihn ſichtlich beſchlichen hatte, gewaltſam emporſchüttelte. Sein Auge irrte ſinnend und träumeriſch an den Blumen Danton's vorüber.

Dann näherte er ſich einem Lorbeerbaum, und brach einen kleinen Zweig davon herunter, zu dem er Orangen und andere Blätter fügte. Mit großem Geſchick wußte er ein Bouquet daraus zuſammen zu ſtellen.

Für wen, Marat? fragte Desmoulins und Danton, die ihm mit Verwunderung zuſahen.

Meinen Strauß habe ich für Robespierre beſtimmt, erwiederte Marat, indem er mit Wohlgefallen die Zuſammenſtellung prüfte. Was geht es Euch an, wem ich meinen Lorbeer reiche?

Ich fürchte, daß Du abermals in eine unglückliche Liebe hineinkommſt, ſagte Danton, den eine Unzufriedenheit darüber zu befallen ſchien. Robespierre kann Dich nicht leiden. Hat er es nicht ſtets vermieden, Dir zu begegnen?

Als ob es darauf ankäme, entgegnete Marat, heftig auffahrend. Es iſt mir höchſt gleichgültig, ob mich irgend Jemand liebt. Deſto bequemer lebt man, je weniger man geliebt wird. Aber ich, ich

liebe Robespierre jetzt, und ich bin mit ihm zufrieden. Ich hatte vor einiger Zeit, als ich ihm in den Champs-Elysées begegnete, wo er mit der Bürgerin Eleonore spazieren ging, ein Gespräch mit ihm. Bürger Robespierre, sagte ich zu ihm, ich achte Dich unter allen Menschen, die ich kenne, am meisten; noch höher aber würde ich Dich achten, wenn Du den Aristokraten gegenüber nicht noch immer so gemäßigt wärest. Im Gegentheil, erwiederte mir Robespierre, ich möchte Dir den Vorwurf machen, daß Du die Revolution in Mißkredit bringst, und sie verhaßt machst, indem Du immer und immer nur Köpfe haben willst; das Schaffot ist ein schreckliches und stets beklagenswerthes Mittel; man muß sich desselben mäßig bedienen, und nur in wichtigen Fällen, wenn das Vaterland seinem Untergange nahe ist.

Hört! hört! rief Danton mit seiner Stentorstimme dazwischen. Ist das nicht wieder der ganze Robespierre, mit seiner unausstehlichen Weisheit, an der man sich zu Schanden ärgern könnte?

Nein, erwiederte Marat ärgerlich, indem er mit dem Fuße stampfte, das ist nicht der ganze Robespierre! Ihr kennt ihn nur halb, Ihr, die Ihr ihm nicht wahlverwandt genug seid, um in sein Herz blicken zu können. Robespierre ist Alles, was er

ſein will, und was er für ſeine Pflicht hält. So lange er keine Köpfe braucht, iſt er mäßig. Wenn er aber erſt Köpfe brauchen wird, und dieſer Fall iſt jetzt eingetreten, dann betrachtet er die Unmäßigkeit als ſeine Pflicht, und man kann ſich beſſer auf ihn verlaſſen, als auf jeden Andern. Er arbeitet dann mit der Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit der Guillotine ſelbſt. Doch ich wollte Euch mein Geſpräch mit ihm zu Ende erzählen. Ich beklage Dich, Robespierre, ſagte ich zu ihm, Du ſtehſt nicht auf meiner Höhe. Und er antwortete mir: Ich bedauere es, daß Du mich nicht verſtehſt, denn Du biſt der reinſte Charakter im ganzen Convent; vielleicht geht es aber nur um ſo beſſer, daß wir verſchieden ſind. Ich hätte ihm in dieſem Augenblick um den Hals fallen mögen, denn mir wurde Vieles klar. O Robespierre, fügte ich wie in einem Traumgeſicht hinzu, wir werden uns einſt verſtehen, und dann wird Alles noch viel beſſer gehen. Er ſchüttelte mir die Hand, und ſah mich mit einem Blick an, von dem ich nachher die ganze Nacht geträumt habe.

In dieſem Augenblick ließ ſich von der Landſtraße her, die zur Seite der Gärten gelegen, ein gewaltig aufſteigender Lärmen vernehmen. Man erblickte eine wirbelnde Staubwolke, die ſich von der Stadt her

4.

Die Emancipation der Proſa, wofür man ihre innere Gleichſtellung mit der Poeſie oder vielmehr ihre bloß dem Gedanken folgende Darſtellungsfreiheit anſehen könnte, iſt in der deutſchen Literatur noch nicht ſeit lange erreicht, keineswegs aber ſchon zu einer allgemeineren Durchbildung, ſelbſt bei den Schriftſtellern, vorgeſchritten. Unter deutſcher Proſa hatte man ſich ſonſt ein ſchwerlöthiges, vierundzwanzigpfündiges Geſchütz vom gröbſten Kaliber zu denken, das mit einem Langgeſpann von ſechs Pferden rumpelnd in die Schlacht gezogen wurde; oder einen in tiefen Sandſpuren langſam fortkeuchenden, uckermärkiſchen Frachtwagen, der mit Säcken, Kiſten und Fäſſern aller Art ſo vollbepackt dahintrollt, daß man den Muth verliert, ihn anzuhalten,

dem Landhause Danton's entgegenwälzte, und in der jubelnde und schreiende Stimmen unzähliger Menschen durcheinander brausten. Es war eine ganze Schaar von Sanscülottes, welche gerade auf den Eingang der Villa losstürmten, und in deren Mitte ein langsam fahrender Wagen unter diesem feierlichen und stürmischen Geleit einherzog.

Es ist Robespierre, dem die Sansculotten heut das Triumphgeleit gegeben haben, rief Danton mit einem schlecht verhehlten Ausdruck des Neides. Mich dünkt, Robespierre sitzt etwas gar zu steif im Wagen, denn wenn man im Triumph der Sansculottes einherzieht, muß man sich etwas freier und kühner darzustellen wissen.

Jetzt trat Legendre, der Fleischer, mit gewichtigen Schritten zur Gartenpforte herein. Er war mit diesem Zuge gekommen, und gehörte zu den Eingeladenen des heutigen Diners, bei dem er um so mehr eine Rolle spielte, da es durch seine unablässige Vermittelung eigentlich geschehen war, daß Robespierre und Danton, nach mancherlei Verstimmungen und Spannungen, sich wenigstens äußerlich wieder die Hand gereicht hatten.

Die Sansculottes wollen bei Dir diniren, Danton, rief Legendre mit fröhlichem Gruß und Hand-

ſchlag. Robespierre zieht ſie jetzt Alle an einem Faden hinter ſich her, und ſie jauchzen ihm zu, wenn er nur die Hand gegen ſie ausſtreckt. Am Palais national hingen ſie ſich ihm an die Ferſen, und er hat ſie bis hierher nicht wieder los werden können. Es wird ihm jetzt eine Pauke koſten, um ſie zu verabſchieden, ſonſt kommen ſie alle mit an Deinen Tiſch, und es bleibt uns nichts zu eſſen übrig.

Und was wollen dieſe Leute von Robespierre? fragte Danton mit einem ärgerlichen Ton.

Das muß dem großen Danton freilich ſehr ſchwer zu begreifen ſein, rief Marat mit einem grinſenden Lachen. Hat denn ſchon irgend Einer von Euch unſere Sansculottes ſo verherrlicht, wie es Robespierre neulich im Convent gethan, als er ſeine Anklagerede gegen die Girondе hielt? Die Sansculottes werden es ihm nicht vergeſſen, daß er auf einen Sold für ſie angetragen hat, den die Reichen bezahlen ſollen. Und hat er nicht ungeheuer Recht? Denn wenn wir die Sansculottes als Heer organiſiren, ſo haben wir weder im Innern noch von Außen mehr etwas zu beſorgen. Hört, mit welchen prächtigen Stimmen ſie ihm jetzt ihr Lebehoch bringen! O, es ſind liebe herrliche Burſche darunter. Ich glaube doch, Danton, Du wirſt ihnen die Ehre des Diners erweiſen und

ſie mit an Deinen Tiſch nehmen müſſen. Viele darunter haben gewiß noch nichts gegeſſen, und Fleiſch und Brot haben jetzt einen faſt unerſchwinglichen Preis in Paris.

Während Marat ſo ſchwatzte, hatte ſich die Geſellſchaft vor die Thür begeben, um Robespierre abſteigen zu ſehen. Die Damen waren aus dem Salon auf den Balkon hinausgekommen, und empfingen Robespierre, der jetzt zu ihnen trat, mit der lebhafteſten Bewillkommnung in ihrer Mitte. Robespierre bat um die Erlaubniß, von dieſer Stelle aus einige Worte an ſeine Begleiter richten zu dürfen, und ſchon hatte ſich die dichtgedrängte Schaar, die Kopf an Kopf die ganze Landſtraße bedeckte, lauſchend, geſpannt und athemlos, gewiſſermaßen zu ſeinen Füßen hingeſchmiegt.

Es war ringsumher eine lautloſe Stille entſtanden. Das waren die ſeltſamen, ſonnegebräunten, halbnackten Geſtalten, die, unter den Schreckniſſen der Revolution geboren, eine Exiſtenz verrathen, die man niemals gekannt hatte. Das waren die unerſchrockenen, ihres eigenen Lebens ſpottenden Soldaten der Emeute, die in demſelben Augenblick, wo man ſich auf den Straßen ſchlug, ſtets von Neuem erzeugt und aus unterirdiſchen, ſchwefeldampfenden Höhlen

an die Oberfläche der Welt plötzlich hinaufgeſpieen zu ſein ſchienen. Das waren die Männer der gefährlichen Stunde, die überdrüſſig aller Zuſtände, von ihrem eigenen Schickſal verhöhnt und verflucht, und durch die eigene Noth ſtark und unbeſiegbar geworden, mit fürchterlichen Händen hingriffen, wo Etwas feſtſtand, und Alles herunterholten, auf welcher Höhe, auf welchem Poſtament es auch irgend aufgeſtellt ſein mochte.. Das war der Sansculotte, der Waffen und keine Hoſen beſaß, der Hunger litt und doch Knochen von Eiſen, Muskeln von Stahl hatte, der keine Zeit hatte, weil er für Weib und Kind arbeiten mußte, und doch Tag und Nacht auf den Straßen lag, den Niemand nach Hauſe gehen ſah, deſſen Wohnung Niemand kannte, der nicht zu Bett ging und nicht aufſtand, der ſich nie verabredete und doch immer verſchworen war, der ſein eigenes Glück nur noch in dem Unglück Aller zu finden vermochte und der, auf dem äußerſten Gipfel ſeines Leidens, auch die Freiheit nur als Verbrechen empfing!

Dieſe verzerrten, höhniſchen, verwegenen, liſtigen, alle Leiden und Grauſamkeiten der Welt ausdrückenden Geſichter waren jetzt von einem wunderbaren Wohlgefallen überflogen. Robespierre, der in ſeiner dringlichen, zuckenden Weiſe den Arm gegen ſie aus-

geſtreckt hatte, um ſie, ſeine Freunde, zum Abſchied noch einmal zu grüßen, Robespierre war es, an den ſie ſeit Kurzem ihr ganzes Herz gehangen. Für Alles das, was ſie bisher geweſen waren, wollte er ſie von nun aus dem Staatsſchatz beſolden laſſen. Dafür, daß ſie keine Hoſen, ſondern Waffen hatten, ſollten ſie Gehalt bekommen, und ihr geheimnißvoller Müßiggang, ihr Umherirren Tag und Nacht, die Vernachläſſigung ihrer Arbeit für Weib und Kind, ſollte ihnen aus den Taſchen der Reichen bezahlt werden!

Wir müſſen uns für heut trennen, meine Freunde, ſagte Robespierre, indem er ihnen innig zuwinkte. Morgen, in Paris, werden wir uns wiederſehn, und erwarte ich, Jeden pünktlich auf ſeinem Poſten zu finden. Pünktlichkeit iſt die Tugend des wahren Sansculotten. Und dieſe Pünktlichkeit, die in Eurer Natur liegt, verbunden mit dieſer Kraft, die ſich ſelbſt niemals fehlt, und mit dieſer Hingebung an die Gefahr, aus welcher der Sieg entſpringt, giebt Euch die Anwartſchaft, das wahre Kriegsheer der Republik aus Eurer Mitte zu bilden. Darum habe ich bei dem Convent beantragt, daß man in Paris ein Heer der Sansculottes errichte, welches ſich gegen die Ariſtokraten und Intriguanten ſchlagen ſoll, und ich begrüße Euch, meine

Freunde, die ihr einem neuen revolutionairen Heere zum Kern, den Rechten des Volkes zur Stütze und der Republik zur Rettung dienen werdet. Die Republik iſt in Parteien zerriſſen, und Eurer ſtarken und unverderbenen Hand kann es allein gelingen, ſie wieder zuſammenzufügen in der einen und einzigen Partei, welche das ganze Volk ſelber iſt. Die Ariſtokratie, die abſcheuliche Ariſtokratie, die Ariſtokratie der feinen Haut und der noblen Gelüſte, die ſich durch ihre Art ſchon etwas Beſſeres dünkt als wir Andern, hat es wieder gewagt, ihr Haupt unter uns zu erheben. Ueberall, in den Volks-Sectionen, in der Armee, im Convent, ſieht und hört man wieder von Leuten, die man, ich nehme das Wort nur mit Widerſtreben in den Mund, für nichts Anderes als für Ariſtokraten halten kann. Und was ſind dieſe aufgeſpreizten Gaukler, die auf der rechten Seite ſitzen, dieſe Thalbewohner des Convents, dieſe Girondiſten, was ſind ſie anders, als Ariſtokraten? Die Girondiſten müſſen jetzt fallen, wenn die Republik beſtehen bleiben ſoll. Die Guillotine muß endlich auch Girondiſten-Blut trinken, wenn ſie ein ehrliches Inſtrument der Revolution bleiben ſoll, ein Inſtrument, das mit allen Feinden der Freiheit gleichmäßig fertig wird. Schon beim Proceß des Louis Capet

machten ſich dieſe Menſchen des Verrathes am Volke ſchuldig. Erſt wollten ſie den Capet am Leben erhalten, weil ihre Umtriebe, ihre Herrſchſucht, ihre Eitelkeit ſich am beſten befriedigen konnte, wenn ein ſchwacher nichtsnutziger Mann an der Spitze des Staats ſtände. Dann ſprachen ſie, mit der hochtrabenden, nichts als Geſinnung leckenden Zunge Vergniaud's für die Berufung an das Volk, und zuletzt drückten ſie ihrer Feigheit den letzten Stempel auf, indem ſie am Ende doch noch für den Tod des armen Sünders ſtimmten. Das Volk hat dies nimmer vergeſſen, und ſich jetzt erſt daran erinnert, daß ſo verdächtige und verrätheriſche Leute in der Leitung der Republik ihre Hand haben. Denn wo wäre nicht der Verrath der Girondins bereits hingedrungen? Giebt es einen ausgemachtern girondiſtiſchen Verräther, als Dumouriez iſt, Dumouriez, dem das Vertrauen des Volkes gegen die auswärtigen Heere folgte, und den für einen Verräther zu halten, ich ſelbſt lange gezögert. Dumouriez iſt die Blume des Verraths geworden, welchen die Girondiſten pflanzten. Nachdem er ſich bei Neerwinden von den Oeſterreichern auf's Haupt ſchlagen ließ, verband er ſich mit dem eigenen Feinde, der ihn geſchlagen, und ſpann mit dem Prinzen von Coburg einen hölliſchen Plan, um

die Armee gegen Paris, gegen den Convent, gegen die Republik zu führen. Die Girondisten haben mit diesem Plan zusammen gespielt, denn was wäre ihnen wohl eine größere Freude gewesen, als Paris jetzt durch eine bewaffnete Macht gezwungen zu sehn? Die Girondisten fürchten ja, daß man sie jetzt mit der Freiheit, mit der Republik, mit der Volksregierung, beim Wort nehmen möchte. Mit dem Lügenbild der Freiheit haben sie geschwärmt und geprahlt. Aber nun die Freiheit als Wahrheit kommt, um die Herren Girondins zu umarmen, zittern sie an allen Gliedern, und flößen der Freiheit ihre zerstörenden Gifte ein. Dumouriez hat die Flucht ergriffen, sein böses Gewissen wird ihn unstät durch aller Herren Länder treiben. Aber seine Freunde und Helfershelfer, die Girondisten, sitzen noch hier in Paris und nagen am Marke der Republik, sie sitzen im Convent und suchen die Republik durch falsche Gesetze und Decrete zu erwürgen. Bürger, die Republik ist in großer Gefahr, und von auswärtigen und innern Feinden umstellt, verrathen und preisgegeben. Der entsetzliche Kampf, der in der Vendée ausgebrochen, der die Bauern unter Anführung ihrer Gutsherren und Priester gegen die Republik bewaffnet hat, der ein gefährlicher Riß mitten durch das Herz der freigewordenen

Nation iſt, von welchen Händen iſt er geſchürt und erregt worden? Sind nicht auch hier die Girondiſten die einzig Schuldigen, ſie, welche die Republik nicht ertragen können, und die kein Mittel ſcheuen, um ſie wieder untergehen zu laſſen. Bürger, bei Allem, was Schlimmes gegen die Revolution geſchieht, habe ich jetzt die Girondiſten in Verdacht. Der ehrliche Miniſter Pitt, der ſchlimmſte Feind der Franzoſen, hat 35 Millionen in Frankreich vertheilen laſſen, um die Entwickelung der Republik bei uns zu hemmen. O Bürger, die Girondiſten ſind es geweſen, welche dieſe Beſtechungen vertheilt haben, dieſe Reactions-Gelder, die uns ein Land ſendet, dem wir den Krieg erklärt haben, und durch welche der Verrath bereits in alle Verwaltungs-Körper der Republik eingeſchleppt worden iſt.*) Darum habe ich die Girondiſten angeklagt als Feinde der Freiheit, als Feinde des Volkes, ja als Feinde von Paris! Bürger, giebt es wohl etwas Herrlicheres, etwas Größeres, etwas Süßeres als Paris? Paris iſt der Mittelpunkt der Revolution, Paris war die Wiege der Freiheit, Paris wird ſtets der feſteſte Wall derſelben ſein. Die Girondiſten aber, die an der Freiheit zu Verräthern geworden

*) Buchez et Roux XXVI. 454.

ſind, werden an Paris zu Föderaliſten. Sie wollen die Republik in lauter einzelne Theile zerſtückeln, und es ſoll in den Provinzen Republiken geben, wie es in Paris eine Republik giebt, und dieſe vielen Republiken ſollen ſich untereinander die Hand reichen, wie ein Lahmer dem Andern, denn verſtümmelt wird dadurch die ganze Nation, und die Kraft der Bewegung wird allen ihren Gliedern entzogen. Eine geſpaltene Nation iſt immer auch eine betrogene. Darum habe ich den Antrag im Convent geſtellt, daß alle verdächtige Leute jetzt verhaftet und im Gefängniß eingehalten werden ſollen. Darum habe ich den Antrag geſtellt, daß Millionen angewieſen werden ſollen, um allen Arbeitern Waffen und Sold zu geben. Darum habe ich verlangt, daß Schmieden auf allen öffentlichen Plätzen ſich erheben, um Waffen für das Volk zu verfertigen. Darum habe ich verlangt, daß der Pariſer Gemeinderath mit allen Mitteln darauf wirke, den Freiheitseifer des Volkes zu erhalten. Darum habe ich verlangt, daß das neue Revolutions-Tribunal ſeine Pflicht thue, und alle Diejenigen beſtrafe, welche in den letzten Tagen gegen die Republik gefrevelt haben. Und wenn Niemand mehr da iſt, um alle dieſe Anträge und Verlangen zu erfüllen, ſo weiß ich doch, daß Ihr da ſeid, durch welche die

und das, was man von ihm haben möchte, aus seiner Ladung herauszukramen. Die deutsche Prosa war in ihrer Entstehung etwas Wissenschaftliches, eine Production der Gelehrsamkeit, eine Abstraction aus den Alten, sie wurde nicht durch die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens, noch durch gesellschaftliche Reize und Anlässe, hervorgerufen und gefärbt. Ihre Grundbildung fällt in die Wiederherstellung der Wissenschaften in Deutschland, und diese Elemente eines gelehrten, besonders aber latinisirenden Satzgefüges, das einen durchgängigen wissenschaftlichen Anflug und keinen einzigen gesellschaftlichen hat, sind sehr lange an ihr haften geblieben, auch in die Schreibweise des Privatlebens, in den Stil des Volkes, unbewußt übergegangen. Man kann annehmen, daß die meisten Schreibenden ihren Stil aus dem Schulunterricht in den antiken Sprachen, namentlich aus den Lehrstunden im Cicero, eingesogen haben. Daher ein deutscher Stil, der eigentlich auf den Periodenbau einer fremden Sprache gegründet ist, ohne die vielen hülfreichen Constructionen derselben, die absoluten Sätze, die von schleppenden Artikeln unbeschwerte Flexion, für

Freiheit ihren letzten Sieg davontragen wird, und ich weiß, daß wir morgen, wo die Republik sich selbst helfen wird, wenn es nicht mehr anders geht, uns fröhlich wiedersehen werden!*)

Robespierre endigte hier seine Rede. In brausenden Wirbeln war der Beifall seiner Zuhörer losgebrochen. Die Sansculottes schwenkten ihre Mützen, stampften mit ihren Piken und Gewehren, und ließen mit wilden funkelnden Gebärden den Bürger Robespierre über Alles leben. Einige schickten sich zu Tänzen an, zu denen sie in dithyrambischer Begeisterung mit den Waffen klirrten. Dann stimmten sie die Marseillaise an, die aus so vielen schmetternden Kehlen einen schauerlich hinreißenden Klang hatte, und unter deren Rhythmen sich die Schaaren jetzt in einem geordneten Zuge auf den Rückweg nach Paris begaben.

Robespierre empfing auf dem Balcon, wo sich der Kreis inzwischen vergrößert hatte, die Glückwünsche seiner Freunde. Marat hatte sich ihm verstohlen genähert, und schien ihm ganz vertraulich etwas übergeben zu wollen. Es war ein Blumenstrauß, welchen

*) Buchez et Roux Histoire parlementaire de la révolution française XXVI. 382.

der erſtaunte Robespierre ſich plötzlich in ſeine Hand gelegt ſah. Er betrachtete bald das Bouquet, bald den Geber, der ihm einigermaßen verlegen gegenüber zu ſtehen ſchien, und freundlicher als ſonſt zu lächeln verſuchte, obwohl doch nur wieder eine unheimliche Grimaſſe daraus wurde.

Du haſt vortrefflich geſprochen, Bürger, ſagte Marat zu Robespierre. Und Du biſt überhaupt ein recht hoffnungsvoller junger Mann geworden. Du biſt doch nicht böſe über die Blumen, he?

Die Blumen Marats ſind auch Blumen, erwiederte Robespierre, immer noch betroffen über dieſe Gabe.

Nun, ſie werden doch in meinen Händen keine Schlangen und Kröten werden, entgegnete Marat, indem ein düſteres unbändiges Feuer aus ſeinen Augen ſprühte. Aber die Blumen ſind beſſer bei Dir aufgehoben, als bei mir, Robespierre. Der Lorbeer darunter ſehnt ſich nach deinem Kopfe, Bürger. Wenn ihn Einer in der Republik verdient, biſt Du es.

Bürger Marat hielt hier plötzlich mit einem gewiſſen Schreck inne. Er merkte, daß ſeine Stimme ihm nicht mehr ſo gehorchte, als er es ſonſt von ihr ſtets gewohnt geweſen. Sie zitterte ihm, und gab

einen ſeltſamen weichen Klang von ſich. In demſelben Augenblick aber wandte er ſich mit einer finſteren und trotzigen Gebärde von Robespierre ab, und zog ſein Taſchentuch, das er in die Höhe flattern ließ, um damit den noch in der Ferne jubelnden Sansculottes nachzuwinken.

Aber auch die Damen, die ſich auf dem Balcon befunden, hatten ſich Robespierre genähert, um ihm viel Angenehmes zu ſagen. Dieſe Bürgerinnen waren ſtets entzückt geweſen, wenn ſie ihn reden hören durften. Louiſon Danton reichte ihm mit ihrer zauberiſchen Grazie die Hand, und Lucile Desmoulins ergriff die andere Hand Robespierre's, indem ſie dieſelbe feſt und lange in die ihrige ſchloß, und dabei ihre ſchönen und innigen Augen unverwandt auf Robespierre heftete. Aber zum beredteſten Wortführer der Frauen machte ſich jetzt die Bürgerin Kéralio-Robert, die mit ihrem jungen Gatten, dem Conconts-Deputirten Robert, ebenfalls der heutigen Geſellſchaft Danton's angehörte, und mit entzückten Augen während der Rede Robespierre's dicht hinter ihm auf dem Balkon geſtanden hatte.

Die ſchöne Mitherausgeberin des Mercure national, aus deren Munde ein belobigender Ausſpruch ſchon Etwas zu bedeuten hatte, ſagte mit ihrer tiefen Alt-

ſtimme: Ich möchte ein Sansculotte ſein, um einmal ſo von Ihnen angeredet zu werden, Robespierre! Sie haben es vielleicht nicht ſo genau bemerkt, als ich, wie jedes Ihrer Worte aus den Augen dieſer Naturkinder Funken herausſchlug. Sie würden aus dieſen Menſchen Götter machen, wenn Sie recht oft zu ihnen ſprächen. Jeder ſchien veredelt, indem er Ihnen zuhörte, und ich habe nie ſo deutlich bemerkt, als heut, daß dieſe Männer in der That zu etwas Großem geboren ſind. Das Königthum hat ſie zu Thieren verwildern laſſen. Die Republik wird ſie zu Menſchen erlöſen, und Robespierre wird Götter aus ihnen machen!

Robespierre verbeugte ſich mit einer froſtigen Gebärde, und wandte ſich dann Danton zu, mit dem er ſich noch immer nicht begrüßt hatte. Und doch ſollte die heutige Zuſammenkunft das Feſt der Verſöhnung zwiſchen den innerlich Erkalteten und Abgeneigten ſein.

Danton, der durch den neueſten Triumph Robespierre's eigentlich in allen ſeinen guten Vorſätzen wieder wankend geworden war, ließ ſich gleichwohl jetzt durch ſeine innerlichſt gutmüthige Natur überwinden. Er umarmte Robespierre auf eine herzliche, aber etwas zu geräuſchvolle Weiſe. Er ſchien die Verle-

genheit und Dürre, die in ſeinen Gefühlen herrſchte, dadurch bemänteln zu wollen, daß er ſich ſogleich in ſeinen glänzenden Schwung hineinſtürzte und unendlich Viel zu reden anfing. Robespierre ſtach dagegen durch ſeine einfache und würdige Haltung ab, die jedoch immer einſylbiger wurde, je mehr Danton die ganze Virtuoſität ſeines Unterhaltungstalents ſpielen ließ.

Die Frau des Hauſes forderte jetzt auf, ſich in den Eß-Salon zu begeben, nachdem auch der Dichter Marie Joſeph Chénier, auf den man bisher gewartet und der unterwegs durch den Zug der Sansculottes aufgehalten worden, erſchienen war. Chénier war ein junger Mann, der die einnehmendſte Perſönlichkeit hatte und deſſen ſanfte ſchwärmeriſche Geſichtszüge mit dem übertriebenen Freiheitseifer ſeiner Stücke und mit der heftigen Rolle, die er ſeit einiger Zeit im Convent ſpielte, nicht übereinzuſtimmen ſchienen. Er hatte früher als Dragoner-Offizier in der Armee geſtanden, und der militairiſche Anſtand, der ihm eigenthümlich war, erinnerte noch an dieſe in ſeiner erſten Jugend betretene Laufbahn.

Man ſetzte ſich um die Tafel und das Diner begann in dem großartigen Stil, den man bei Danton gewohnt war. Danton ſelbſt fuhr in ſeiner Redſelig-

keit, die er ſchon vorher gezeigt hatte, mit erhöhtem Eifer fort, und er ſchien ſeine unerſchöpfliche Unterhaltungsgabe und Heiterkeit auch um deswillen aufzubieten, um die Lücke auszufüllen, die zwiſchen ihm und Robespierre noch immer auf eine ziemlich ſcharfe Weiſe ſich bemerklich machte. Robespierre erſchien kalt und ſchweigſam, und auf alle Bemerkungen, die Danton hinwarf, um ihm eine angenehme Gelegenheit zum Reden zu geben, ſchien er mit abſichtlicher Zurückhaltung nicht eingehn zu wollen.

Endlich konnte es Danton nicht länger aushalten und ſeine gute Laune ſchien ſich geſchmälert zu fühlen. Ach, Robespierre, ſagte er über den Tiſch hinüber, ich ſehe, daß Du immer noch nicht die alte Freundſchaft für mich zeigſt. Sollte es denn wahr ſein, was man mir geſagt hat, daß Du mir böſe ſeieſt, weil man mich zum Mitglied des Wohlfahrts-Ausſchuſſes ernannte, während man Dich, natürlich zu meinem höchſten Bedauern, davon ausgeſchloſſen hat?

Mein Gott, Danton, erwiederte Robespierre mit einer lächelnden Ruhe, der Convent hat ſehr wohl daran gethan, mich noch nicht in den Wohlfahrts-Ausſchuß zu erwählen. Man ſtiftet ein Comité, welches die Republik in Allem, was auf ihr allgemeines Wohl und ihre Erhaltung gerichtet iſt,

überwachen ſoll. Es iſt ganz natürlich, daß man die beiden Parteien darin vertreten ſein läßt, und daß man den Berg mit der Gironde bei dieſer Gelegenheit zuſammenmiſchen wollte. Dieſe Miſchung hat für mich den Geruch eines Giftpulvers, denn ich vermag nur eine einzige Partei in der Republik anzuerkennen, nämlich die Partei der Republikaner. Dies hat der Convent unwillkürlich geehrt. Du, mein Danton, konnteſt Dich ſchon eher mit Girondiſten zuſammen zu einem Ausſchuß verbinden. Du haſt eine geſchmeidigere und dehnbarere Natur, und wer weiß, ob Du nicht am Ende noch ſelbſt Girondiſt geworden wäreſt, wenn es nicht jetzt anders gekommen wäre. Jetzt, hoffe ich, haben wir Dich wohl ſicher, denn morgen iſt der einundreißigſte Mai und die Proſcriptionsliſte für die Herren Girondins iſt abgeſchloſſen!

Wohlan denn, erwiederte Danton mit einem neuen Aufſchwung ſeines Humors, ſo laß Deine Runzeln wenigſtens beim Braten ſchwinden, und beim Deſſert und Eis laß uns wieder luſtige und wohlgemuthe junge Leute ſein. Du haſt zwei große Tugenden, Robespierre, in denen ſich Dir Niemand wird gleichſtellen können. Es iſt die Uneigennützigkeit und die Beſcheidenheit. Nur Dir ſcheint immer unbekannt

zu ſein, was Du werth biſt. Aber laß auch Anderen ihren Spaß, die, wenn ſie leben und handeln wollen, auch Etwas von ſich halten und einigermaßen für ſich ſorgen müſſen.

Ich bin weit entfernt davon, entgegnete Robespierre, mir meine Uneigennützigkeit irgend zum Verdienſt anrechnen zu wollen, denn wenn ich Das thäte, würdeſt Du glauben, ich wollte über die Deinige ſpotten.

Du ſagſt Das, erwiederte Danton, weil ich allerdings auch meine Intereſſen nicht verſäume, indem ich mich den Angelegenheiten des Landes widme. Darauf will ich Dir ganz einfach antworten, mein Freund. Wenn die Könige ihre Diener bereichern, warum ſoll es nicht auch das Volk ſo mit den ſeinigen machen?

Du biſt wenigſtens freimüthig, warf Robespierre hin.

Ich verabſcheue die Heuchelei, Robespierre, entgegnete Danton.

Und was verſtehſt Du darunter, fragte Robespierre mit einem ſcharfen Accent. Wenn Du vielleicht irgend eine Anſpielung damit machen willſt —

Auf wen denn? erwiederte Danton lachend. Es giebt ja doch keine Heuchler hier.

Ebenſo wenig, als es Prahlhänſe hier giebt, verſetzte Robespierre mit einer ſchneidenden Ruhe.

Was verſtehſt Du unter Prahlhänſen? rief Danton, wild auffahrend.

Zum Beiſpiel Diejenigen, entgegnete Robespierre, die, nachdem ſie ſich am Morgen des zehnten Auguſt in ihrer Stube eingeſchloſſen hielten, während man das Schloß ſtürmte, ſich dennoch am Abend auf dem Carrouſel-Platze zeigten, und, einen großen Cuiraſſier-Säbel hinter ſich herſchleppend, in den Höfen der Tuilerieen auf und nieder ſtolzirten, indem ſie ſich den beſten Theil eines Sieges beimaßen, der ihnen nichts gekoſtet hatte, als einigen heimlichen Angſtſchweiß!

Danton ſchwieg einen Augenblick ſtill. Eine gewaltige Furche zeichnete ſich auf ſeiner Stirn ab. Darauf biß er ſich mit einer heftigen Gebärde auf die wulſtige Unterlippe.

Dann ſagte er: Es iſt immer noch beſſer, etwas ſpät auf dem Schlachtfelde einzutreffen, als ſich während und nach dem Kampfe in einer Küche oder in einer Tiſchlerwerkſtatt zu verſtecken und dann geheime Berathungen bei ſich zu halten über die Nothwendigkeit, ſich zum Dictator einſetzen zu laſſen. Das iſt der Unterſchied zwiſchen uns, Robespierre.

Du weißt es ſelbſt, wie falſch Deine Anführungen wider mich ſind, erwiederte Robespierre ruhig. Aber das iſt richtig, daß es einen Unterſchied zwiſchen uns giebt. Die Geſchichte wird es einſt ganz klar machen, wer Danton war, und wer Robespierre war?

Und glaubſt Du, daß das zu Deinem Vortheil ſein wird? fragte Danton.

Und glaubſt Du, daß es zum Vortheil Danton's ſein wird? fragte Robespierre.

Robespierre! rief Danton mit einem gewaltigen, vorwurfsvollen Ton.

Danton! rief Robespierre, indem ein tödtlich haſſender Blick unter ſeinem Brillenglaſe hervorleuchtete.

Jetzt erhob man ſich allgemein von der Tafel, und umringte mit Bitten und Beſchwörungen die beiden ſtreitenden Freunde. Die Damen hatten Thränen in den Augen, und während Louiſon und Lucile ſich bemühten, Danton zu beſchwichtigen, hielt die Bürgerin Kéralio-Robert eine wohlgeſetzte Anrede an Robespierre, den ſie fragte, ob Troja jemals erobert worden wäre, wenn Agamemnon und Achilles, die ſich einſt auch entzweit, ſich nicht wieder zu wahrer Verſöhnung in die Arme geeilt wären?

Die mächtigſte Anſprache an Beide hielt der Fleiſcher Legendre. Geht mir fort mit ſolchen Poſſen,

die Satzbildung nutzen zu können. So ist jenes ins Unendliche sich verlaufende Einschachtelungssystem in unsere Schreibart gekommen, das dem grammatischen Organismus der deutschen Sprache völlig widerstrebt, und nur in den antiken, welche für die Periodisirung so viele Vortheile besitzen, den Zweck einer imposanten Schönheit zu erreichen vermag. Im Allgemeinen ist dem Deutschen sein Stil eine schon fertige Form, ein gemauertes Gefäß, in das er irgend einen Inhalt hineingießt, keine Sinnpflanze, die mit dem Gedanken aufwächst und abblüht. Die Deutschen sind eine schreibende Nation genannt worden, und doch war bei keinem andern Volk die schöne Kunst zu schreiben von so zäher Barbarei so lange zurückgehalten. Eine Sprache, die viel gehört wird, gelangt jedoch weit eher dazu, auch gut geschrieben zu werden, und eine bloß geschriebene, wie die deutsche, welche sich ganz dem Ohr entzieht und der freieren öffentlichen Gelegenheiten entbehrt, fällt von selbst dem Studirstubencharakter, dem Kanzlei- und Predigerstil, dem altfränkischen Menuettschritt steifverschlungener Sätze, anheim. Der Deutsche schreibt

rief er mit einer polternden Heftigkeit, die zugleich die Accente eines wahren Schmerzes hatte. Zwei Männer, zwei große Bürger, wie Ihr, die nur dazu geſchaffen ſein können, um ſich gegenſeitig hochzuachten und zu lieben! Was würden die Ariſtokraten ſagen, wenn ſie ſehen könnten, wie Robespierre und Danton einander zerfleiſchen!

Danton ergriff zuerſt wieder Robespierre's Hand und drückte dieſelbe mit einem leidenſchaftlichen Feuer. Robespierre ſtrich ſich über die Stirn, und verſank einen Augenblick in ein tiefes Hinbrüten. Dann leuchtete ein heller ſcharfer Strahl über den Zügen ſeines Geſichts auf. Er nahm Danton's Hand wieder, umfaßte ſie mit ſeinen beiden Händen, und zog ſie dann mit einer krampfhaften Bewegung zu ſich in die Höhe.

Es leben Danton und Robespierre! rief Camille Desmoulins, der ſich ebenfalls mit dem lebhafteſten Eifer um Beide bemüht hatte. Mit der Freundſchaft Danton's und Robespierre's ſteht und fällt die Republik! Wer das große Herz, den edlen und tapfern Geiſt Danton's verkennt, verdient nicht Robespierre zu ſein. Wer die hohen Tugenden, den wahrheitsvollen Sinn Robespierre's verkennt, verdient nicht Danton zu ſein. Laßt uns der Eintracht dieſer beiden Männer Tempel bauen, um die Republik zu retten!

Dieſe ſchöne Ausrufung Camille's fand im ganzen Kreiſe den lebhafteſten Wiederhall. Man umdrängte Robespierre und Danton von Neuem, und ſuchte Jeden beſonders durch den Werth zu ehren, den man auf ſeine Wiedervereinigung mit dem Andern legte. Die beiden feindlichen Freunde ſchienen auch allem dieſem Andringen, ſowie den eigenen Stimmen ihres Innern, ſich jetzt vollſtändig gefügt zu haben. Aber die unbefangene Stimmung der ganzen Geſellſchaft kehrte nicht wieder zurück, und es gelang ebenſo wenig, den Kreis wieder um die Tafel zu ordnen. Man erklärte das Diner für beendet, das auch nach den erſchöpfenden Anſtrengungen, welche die Küche Danton's bereits gemacht, kaum für ein abgebrochenes gelten konnte.

Marat ſtand in einer Ecke des Salons, und ſchien an dem Vorfall kaum einen Antheil genommen zu haben. Man ſah ihn ganz vor ſich niedergebückt in einem Papier leſen, das er vor einiger Zeit aus der Taſche gezogen hatte, und auf dem er dann und wann mit einer Bleifeder Einiges zu ändern ſchien. Dann verſank er wieder in ein tiefes, widerwärtiges Nachgrübeln, indem er unabläſſig das in ſeiner Hand zitternde Papier anſtarrte.

Ich wette, Marat ändert wieder Etwas an der

Proſcriptions-Liſte, ſagte Camille Desmoulins, indem er ſich ganz leiſe auf den Zehen zu ihm heranſchlich und ihm von hinten das Papier aus der Hand riß.

Taugenichts! rief Marat, indem er ſich mit einem grimmigen Geſicht umdrehte und mit ſeiner dürren knochigen Hand faſt nach Desmoulins ſchlug. Das iſt ja die Proſcriptions-Liſte, und einem ſolchen Springinsfeld, wie Camille Desmoulins, vertraut man ein ſo wichtiges Actenſtück nicht an.

Er wollte es dem Bürger Desmoulins wieder aus der Hand reißen, aber der geſchmeidige Camille war mit dem Blatt raſch zu Danton hingeeilt, und zeigte ihm die neuen Correcturen, welche Marat's Bleiſtift ſoeben daran gemacht.

Zweiundzwanzig Köpfe ſollen fallen! ſchrie Marat, wild auffahrend, indem er, wie zur Erläuterung deſſen, was er gethan, näher zu Robespierre und Danton heranſchritt. Ihr wißt, daß dieſe Zahl von Anfang an durch Robespierre feſtgeſtellt worden iſt. Nun könnte es aber ſein, daß morgen durch das Ungefähr eins oder das andere Bürgerchen der Gironde zu Schaden käme, ſo daß er nicht nach der Liſte, ſondern durch einen bloßen Zufall zu Grunde ginge. Einen ſolchen Zufall können wir aber nicht brauchen, denn wir müſſen nach unſerer Liſte gehen, und zwei-

undzwanzig Girondiſtenköpfe müſſen durch uns, nicht durch den bloßen Zufall gerichtet werden, ſonſt ſpiele ich nicht länger mit. Wir hatten dieſen Fall nicht vorgeſehen, Bürger, und es hat mir eigentlich die ganze Mahlzeit verdorben, indem ich bei Fiſch, Paſtete und Braten beſtändig an die Köpfe denken mußte, die uns möglicherweiſe in den Wind geben könnten. Da es aber zweiundzwanzig bleiben müſſen, ſo habe ich immer einen Reſerve-Namen daneben geſchrieben. In erſter Linie haben wir Pétion, Vergniaud, Briſſot, Roland, Barbaroux, Buzot, Guadet, Clavière, und ihren ganzen perſönlichen Anhang, wodurch wir gerade auf zweiundzwanzig gekommen ſind. Fällt nur Einer von dieſen Leuten vor Schreck in die Seine, ſo kann uns ſchon der zweiundzwanzigſte Kopf fehlen, und wir wiſſen dann wahrhaftig nicht, was wir anfangen ſollen. Dann, habe ich gedacht, kommen Leute wie Valady, Valazé und Ihresgleichen, an denen uns eigentlich nicht viel liegt, an die Reihe, und ſie werden als Erſatzmänner ſo lange eingeſchoben, bis wir unſere richtigen zweiundzwanzig Köpfe am letzten Tage dieſes ſchönen Mai-Monats haben.

Marat ſchwieg, indem er einer Antwort von Danton oder Robespierre entgegenharrte. Ueber dieſe An-

gelegenheit ſelbſt noch weiter grübelnd, zupfte er ſich an ſeinem Pelzkragen, den er ſich über ſeinen neuen Rock, den er beim Königsprozeß zuerſt getragen, erſt vor Kurzem, obwohl es ſeitdem Frühling geworden, hatte anfertigen laſſen. Denn Marat behauptete gewöhnlich, daß er im Frühling am meiſten friere.

Marat iſt heut gütig gegen mich, er will mir durchaus ein Compliment machen, ſagte Robespierre. Es iſt wahr, die Zahl der Zweiundzwanzig ſtammt ſich aus dem Hauptquartier des Prinzen von Sachſen-Coburg, wo man ſchon damit geprahlt hat, daß man zweiundzwanzig Köpfe aus dem Convent ſich ausſuchen würde. Und da meinte ich, daß wir den Oeſterreichern dieſelben ſchicken, aber nur auf einer andern Seite, wie ſie, im Convent ausſuchen ſollte.*) Aber ich beſtehe keineswegs auf dieſer Zahl, denn ich bin ja kein Pedant.

Und doch thut man gut, Pedant zu ſein, wenn man züchtigt, rief Marat. Iſt das ſogenannte Schickſal nicht eigentlich der größte Pedant? Und haben die Girondiſten nicht auch ſehr pedantiſch gegen mich gehandelt? Haben ſie mich nicht vor dem Revolutions-Tribunal angeklagt, als Einen, der Mord und Plün-

*) Duval Souvenirs III. 206.

derung gepredigt und einen Dictator gefordert habe? Nun, es iſt wahr, ich wurde freigeſprochen, und das Volk geleitete mich in einem mächtigen Triumphzug durch ganz Paris, aber es war doch höchſt ſchulmeiſterlich, einen Mann meiner Art, der nie ein Geheimniß aus ſeinem Thun gemacht, wegen ſolcher Dinge anzuklagen, die ebenſo zur Revolution gehören, wie die Mähne zum Löwen. Ja, fürwahr, es iſt Zeit, daß wir dieſe Heuchler jetzt aus unſerer Mitte los werden. Denn es handelt ſich jetzt um Berg und Thal in der Republik. Die Jacobiner werden jämmerlich ſtürzen, wenn die Gironde noch länger ihr Haupt behält. Vielleicht kommt aber jetzt die Zeit, wo wir die Republik rein herausarbeiten werden zur wahren Selbſtregierung des Volkes, und dann wird es ſo ſchön in unſerem Paris ſein, daß ich gar nicht in den Himmel zu kommen wünſche. Von dem lieben Philippe-Egalité haben wir auch nichts mehr zu befürchten. Wir haben ihn in Marſeille in einem ganz anſtändigen Gefängniß untergebracht, und er wird darin Zeit haben, über die Wiedervereinigung der Krone mit der Republik nachzudenken. Ich konnte ihm dabei keine Dienſte leiſten.

Die Gebärden Marats hatten bei ſeinen letzten Worten wieder ſo ſehr in die Komik hinübergeſpielt, daß ſich

die ganze Geſellſchaft dadurch erheitert fühlte, und eine beſſere Stimmung bei den Anweſenden zurückzukehren begann. Die Unterhaltung nahm eine behaglichere und fröhlichere Wendung.

Bei dieſem neuen Anlauf des Geſprächs kam man auch auf die arme Théroigne von Méricourt zu ſprechen, die vor einigen Tagen das wunderlichſte Schickſal erlitten hatte. Sie war nämlich im offenen Tuilerien-Garten von einer Bande fürchterlicher Weiber ergriffen worden, von denen ſie auf die Erde geworfen und auf dem der hellen Sonne ausgeſetzten Körpertheil mit den grauſamſten Peitſchenſchlägen behandelt wurde. Der Unglücklichen war dabei von den Megären zugerufen worden, daß ſie auf dieſe Weiſe ihre Strafe für ihren Abfall von den Jacobinern und als Anhängerin der Gironde und des widerwärtigen Briſſot empfange.

Der Dichter Chénier hatte dieſe Geſchichte, die ſchon mit den abenteuerlichſten Entſtellungen umhergetragen worden, jetzt ſo, wie ſie vorgefallen war, erzählt. Jedoch fügte er den Schluß hinzu, daß Théroigne, im entſetzlichen Bewußtſein Deſſen, was ihr geſchehen, den Verſtand verloren und als Wahnſinnige hatte eingeſperrt werden müſſen. Der muthwillige Desmoulins richtete an den Verfaſſer des Cajus Gracchus

und des Timoléon die Aufforderung, daß er mit ſeinem ſchönen Talent der ſo tragiſch endenden Théroigne von Méricourt, deren beſſere Seiten er gewiß am beſten zu ſchätzen gewußt, ein poetiſches Denkmal ſetzen möchte. Dieſe Neckerei wäre faſt mit Empfindlichkeit hingenommen worden, da Chénier einige Zeit hindurch mit der Amazone der Revolution in dem vertrauteſten Verhältniß geſtanden.

Jetzt erhob ſich plötzlich mitten durch dieſe Scherze, denen man ſich zu überlaſſen angefangen, die gellende, ſcheltende Stimme Marats. Der kleine Mann war auf einen Stuhl geſprungen, um ſich Gehör zu ſchaffen, und ſchrie unaufhörlich: Nach Charenton, Bürger! Nach Charenton!

Dies Wort ſtimmte plötzlich zu einer ernſten Sammlung. Man trennte ſich jetzt von den Damen, um ſich nach Charenton, dem nahe bei Paris an der Marne gelegenen Flecken, zu begeben, wo in einem dazu geeigneten Hauſe in der letzten Zeit faſt alle Unternehmungen der Revolution verabredet worden, und wo heut Nacht noch eine Verſammlung der Volksführer abgehalten werden ſollte.

II.

Zweinndzwanzig Köpfe.

Der einunddreißigste Mai war ein kalter, trüber Tag. Ein grauer und düsterer Himmel lag über Paris, dessen Bevölkerung schon in den frühesten Morgenstunden durch den Schlag des General-Marsches und das Läuten der Sturmglocke aufgeschreckt worden. Die Lärm-Kanone hatte die ganze National-Garde unter Waffen gerufen. Auf dem Carrousel-Platz wurden Kanonen und Pulverwagen aufgefahren, und unter dem Volke, das bereits alle Straßen erfüllte, waren noch Manche in Zweifel, ob die getroffenen Maßregeln zum Schutze des Convents oder gegen denselben dienen sollten. Die Tuilerien, in welchen der National-Convent seit einiger Zeit seine Sitzungen hielt, waren von bewaffneten Schaaren in unermeßlicher Anzahl umstellt. Durch dies furchtbare, von den verschiedensten Ausrufungen und Drohungen

durchtobte Gewühl hatten die Convents-Deputirten kaum in den Saal gelangen können. Dann begann unter dem unaufhörlichen Tönen der Sturmglocke und der Lärm-Kanone die Sitzung, in der die kriegführenden Parteien aus allen ihren Hinterhalten und Verstecken sogleich mit einer ungezügelten Wuth gegeneinander hervorschossen.

Der Berg forderte heut mit einer gebieterischen Stimme, aus der mehr Trotz und Zuversicht als je erklang, daß der berüchtigte Ausschuß der Zwölf, welchen man seit einiger Zeit die stärkste Geißel von Paris nannte, wieder unterdrückt werden solle.

Dieser Ausschuß, der im Convent niedergesetzt worden, war das Lieblingskind der Gironde gewesen. Er sollte alle Personen verfolgen, welche gegen die Republik und den Convent sich vergingen, aber unter diesem Vorwande konnte der Parteihaß seine entsetzlichste Wuth loslassen, und die Kerker wurden mit Bürgern überfüllt, deren Verbrechen nur in ihrer politischen Farbe lagen. Der Berg bestand heut mit einer steigenden Erbitterung auf seinen Forderungen. Ihn unterstützen die Tribünen, die Volkssectionen, der Pariser Gemeinderath und mehrere andere Behörden, die an der Barre erschienen, und ebenfalls mit gewichtigen Stimmen die Auflösung dieses gefürchteten Aus-

nicht, um zu sprechen, sondern man sieht immer, daß er sich eigens dazu an den Tisch setzt, um zu schreiben, wie ein Drechsler an die Hobelbank; man sieht ihn an seinen Sätzen zimmern im Schweiß seines Angesichtes, alles mögliche Bauholz herbeischleppen und ein Perioden-Magazin aufführen, in dem viele Ideen hausen können, das aber selber keine gestaltete Idee ist und wird. Am schlimmsten steht es jedoch mit der Schreibsprache des gemeinen Mannes in Deutschland, dem gänzlich eine öffentliche Norm guter Rede, woran er den Ausdruck seiner Bedürfnisse erheben und veredeln könnte, abgeht, mit Ausnahme etwa der Eindrücke, die er aus der Kirche und von der Kanzel empfängt. Deshalb stimmen auch Leute aus der niedern Volksklasse, wenn sie Briefe schreiben, so häufig einen erbaulichen Ton darin an, und bedienen sich salbungsvoller Redensarten, die ihnen vielleicht im wirklichen Leben völlig fremd sind; aber es scheint ihnen einmal mit dazu zu gehören, wenn sie sich in die absonderliche Positur des Schreibens setzen. Noch häufiger trifft man, daß sie der Gegenstände ihrer Gedanken, mögen sie auch noch so lebhaft

schusses verlangten. Diesem Sturm gesellte sich das nicht minder heftige Verlangen bei, daß der Convent das Anklage-Decret gegen zweiundzwanzig Deputirte erlassen solle, deren Namen in den Volks-Sectionen von Paris aufgestellt, und die als Mitverschworne des Verräthers Dumouriez bezeichnet worden waren. Aber die Gironde schien sich heut mit einem ungemein klugen und versöhnlichen Takt durchwinden zu wollen. Der Ausschuß der Zwölf erklärte sich selbst bereit, seine Vollmachten an den Wohlfahrts-Ausschuß abzutreten. Dadurch schlug die Stimmung bedeutend um, und es machte sich bereits unter den Volksmassen auf den Straßen, bei den Nationalgarden und Volkssectionen ein anderer Zug bemerklich, der einem entscheidenden Vorgehen für den heutigen Tag nicht mehr günstig schien. Die Debatten dauerten aber im Saal des Convents noch fort, und Robespierre und Vergniaud maßen sich mit einem donnernden, die Tribünen hinreißenden Redekampf. —

Während dieser Zeit saß Roland, der abgetretene Minister, der unmittelbar nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. seine Entlassung genommen, ruhig und ergeben in seiner Wohnung, die er in einem stillen Hause in der Rue de la Harpe, gegenüber von St. Côme, bezogen hatte. Madame Roland hatte

von Zeit zu Zeit den Platz neben ihrem Gatten eingenommen, ſich aber in der inneren Unruhe, in der leidenſchaftlichen Beſorgniß, von der ſie erfüllt war, von einer Stelle zur andern im Zimmer begeben, und die verſchiedenartigſten Geſpräche angeknüpft und wieder abgebrochen.

Ein kleines liebenswürdiges Mädchen von zwölf Jahren, das in ſeinen Zügen die Schönheit der Mutter wunderbar treu wiederholte, folgte ihr auf allen ihren Schritten, und ſchien ſich heut nur beruhigt zu fühlen, wenn Madame Roland ſie in ihrer zärtlichen Umarmung behielt.

Plötzlich klopfte es mit einem ſtarken Ton an die Thür. Die Kleine ſchrie laut auf, und als die Thür ſich öffnete, traten ſechs Männer in Waffen herein, die ſich vor Roland aufſtellten. Einer derſelben las einen Verhaftsbefehl des Revolutions-Comité vor, und forderte Roland auf, ihm zu folgen.

Die ſtille einfache Würde, mit welcher Roland dies anhörte, mußte einen rührenden Eindruck machen. Ich kenne kein Geſetz, erwiederte er, durch welches eine ſolche Behörde, wie Ihr ſie mir da nennt, eingeführt worden wäre. Alle dieſe Comités des Tages ſind mir unbekannt, und ich kann ihnen keinen Gehorſam leiſten. Wolltet Ihr Gewalt anwenden, ſo

könnte ich nur den Widerſtand eines Mannes meines Alters entgegenſetzen, aber ich würde bis zum letzten Augenblick dagegen proteſtiren.

Dieſe feſte Erklärung machte ihren Eindruck. Der Mann ſagte, daß er zur Anwendung von Gewalt keine Vollmacht habe, und beim Gemeinderath ſich eine neue Ordre holen, ſo lange aber ſeine Collegen hier zurücklaſſen werde. Marie ſtarrte betrübt und in düſtern Ahnungen vor ſich hin, jetzt aber blitzte ein raſcher Entſchluß in ihren Augen auf. Sie eilte an ihren Schreibtiſch, ergriff ein Blatt Papier, und warf auf daſſelbe in ſtürmiſcher Eile einen Brief an den Präſidenten des Convents, um die im Werke befindliche Verhaftung Roland's zur Kenntniß der Volksvertreter zu bringen. Dieſen Brief wollte ſie ſelbſt an ſeine Adreſſe tragen.

Roland billigte dieſen Plan ſeiner unternehmungsfräftigen Frau. Zum Abſchied nickte ſie ihm einen traurigen ſeelenvollen Gruß zu. Es wird nun doch Ernſt werden, Roland, ſagte ſie noch in der Thür. Ach, mein Freund, iſt das die Republik? Von Hellas und Rom ſchwärmten wir, und jetzt müſſen wir uns ſchon mit der Polizei herumſchlagen.

Schnellen Laufes, wie ein Vogel hüpfend, eilte ſie jetzt auf die Straße. Sie war noch in ihrem

Morgenrock gekleidet, über den sie ein schwarzes Shawl geworfen hatte. Ein dichter Schleier bedeckte das schöne, muthvoll aufleuchtende Angesicht. Ein Fiaker war bald gefunden, und sie sprang in denselben hinein, um sich nach dem Carrousel-Platz fahren zu lassen. Sie gelangte glücklich durch die bewaffneten Volksmassen und durch die überall aufgestellten Nationalgarden hindurch, indem man einer allein fahrenden, die dringlichste Eile bekundenden Dame den Durchgang mit vieler Rücksicht gestattete.

Mit ihrem scharfen Gehör vernahm Madame Roland jetzt links und rechts Aeußerungen, die ihr im höchsten Grade auffallend erschienen, und sie zu der aufmerksamsten Beobachtung alles Dessen, was um sie her vorging, veranlaßten. Die Stimmung unter dem Volke schien sich geändert zu haben. Man schien plötzlich den Zweck des ganzen heutigen Aufstandes nicht zu begreifen, und es gab einzelne Sectionen, die sich bereits laut gegen das Treiben auf dem Stadthause erklärten, dem sie den Wirrwarr dieses Tages zuschrieben. Es wurden Commissaire auf das Stadthaus abgeschickt. Andere Volks-Sectionen entschlossen sich kurz, mit ihren Bataillonen und Geschützen das Palais Royal zu besetzen, und dort eine schützende Stellung für den Convent an-

zunehmen. Marie athmete erleichtert auf, denn dieſer Umſchlag, hoffte ſie, könne ihrer Sache nur günſtig ſein.

In den Tuilerieen fand ſie jedoch die größten Schwierigkeiten, ihren Brief in die Hände des Präſidenten gelangen zu laſſen. Zwar wurde er ihr in den Saal hineingetragen, aber ſie mußte eine Stunde und länger warten, ohne die geringſte Benachrichtigung zu empfangen. Sie erfuhr, daß Hérault-Séchelles, einer der ausſchweifendſten Jacobiner, in dieſem Augenblick den Präſidentenſtuhl des Convents einnehme. Dies machte ſie rathlos, denn ſie glaubte jetzt annehmen zu können, daß ihr Brief heut nicht mehr bei der Verſammlung zum Vortrag kommen werde. Zugleich drangen neue Deputationen zur Barre des Convents vor, um wiederum die Verhaftung der Zweiundzwanzig Abgeordneten zu fordern.

In ihrer gränzenloſen Angſt kam ſie auf den Gedanken, Vergniaud zu ſich herausrufen zu laſſen. Erſt nach langer Zeit aber erſchien Vergniaud. Er ſah bleich und erſchüttert aus. Der Sturm der Tribüne, in dem er bisher unausgeſetzt geſtanden, hatte den kühnen, unerſchrockenen Mann zwar nicht gebeugt, aber er ſchien ſich auf das Heftigſte angegriffen zu fühlen. Die edle, hochherzige Geſtalt

ſchwankte hin und her, als er ſich ihr näherte. Auf ſeiner Stirn perlten die hellen Schweißtropfen.

Im Saal ſteht es nicht ſchlecht, ſagte Vergniaud, indem er Madame Roland in ſeiner herzlichen, etwas feierlichen Weiſe begrüßte. Aber Ihr Brief wird nicht leicht vor anderthalb Stunden geleſen werden können. Dann aber gewiß mit gutem Erfolg. Denn ich habe ſoeben in der Debatte die Erklärung einfließen laſſen, daß die Volksſectionen ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht haben. Dies ſcheint auf allen Seiten einen ſehr verſöhnlichen Eindruck hervorgebracht zu haben.

So wußten Sie alſo, was auf der Straße vorgegangen iſt? fragte Madame Roland, indem ſie ihm forſchend ins Geſicht ſah.

Er nickte ihr flüchtig zu, und ſchien beeilt, in den Saal wieder zurückzukehren. Madame Roland ſagte, daß ſie ſich wieder nach Hauſe begeben wolle, um zu ſehen, was ſich ſeitdem zugetragen habe; ſie werde aber in einer halben Stunde wieder hier ſein, und dann ſeiner Benachrichtigung entgegenſehn.

In fliegender Eile ſtürmte ſie jetzt fort. Mit dem Fiacre konnte ſie diesmal nicht vorwärts gelangen, Bataillone Soldaten marſchirten ihr über den Weg; ungeduldig, von Angſt und Sehnſucht verzehrt,

ſprang ſie aus dem Wagen, und ſtürzte zu Fuß über die Straßen weiter, bis zum Louvre, bis zur Rue de la Harpe, wo ſie bald an ihrem Hauſe ſtand.

Roland iſt nicht mehr im Hauſe. Sie begiebt ſich zum Wirth, in deſſen Familie ſie ihre Tochter zurückgelaſſen hatte. Ihre ſchöne Stirn iſt in Schweiß gebadet, vor zitternder Bewegung weiß ſie ſich kaum mehr zu laſſen. Man bringt ihr ein Glas Wein herbei, das ſie flüchtig an ihre Lippen ſetzt. Dann, nachdem ſie ihr Kind heftig an ſich gepreßt, ſtürzt ſie wieder fort. Roland ſoll ſich in einem Nebenhauſe bei einer befreundeten Familie verborgen haben. Seine Wächter waren abgezogen, da der neue Haftbefehl aus dem Revolutions-Comité ausgeblieben war.

Sie findet ihn in dem bezeichneten Hauſe, in einer kleinen Kammer unter dem Dache. Roland glaubt ſich der Volkswuth entziehen zu müſſen, und Marie billigt Alles mit heiß hervorſtürzenden Thränen. Sie ſagt, daß ſie auf der Stelle wieder zurück wolle in den Convent, um die Sache doch noch in Ordnung zu bringen. Als ſie ſich jetzt trennen, werden ſie Beide wie von einem Gefühl langen Abſchieds überfallen. Sie kann ſich nicht entſchließen, ihn wieder aus ihren Armen zu laſſen, aber Roland ſcheint im Uebermaaß ſeines Schmerzes und ſeiner

Beſorgniß empfindungslos geworden zu ſein. Marie ſchleicht ſich endlich ganz ſtill und ſcheu aus der Kammer hinweg.

Als ſie wieder auf dem Carrouſel-Platz angekangt iſt, ſieht ſie mit Erſtaunen, daß derſelbe ganz leer iſt. Die bewaffneten Schaaren, die Volksmaſſen, die ihn bis dahin erfüllt, ſind abgezogen. Sie ſteht ganz allein auf dem öden Platz, auf den inzwiſchen die Nacht herabgeſunken. Ihre Lieblingsſterne funkeln hoch am Himmel über ihrem Haupt, aber ihr iſt ſo beklommen und düſter zu Muthe, ſie wagt nicht grüßend zu dieſem Glanz hinaufzuſchauen. Aber an der Pforte der Tuilerieen, die jetzt das Palais National heißen, ſtehen noch zwei Kanonen aufgepflanzt, neben denen ſich einige müde Sansculottes an der Erde kauern. Sie hört, daß die Sitzung des National-Convents bereits aufgehoben iſt. Als der Berg eben die Verhandlung über die Aechtung der Girondiſten hat eröffnen wollen, war plötzlich eine jubelnde Volksmaſſe, die nicht abzuwehren geweſen, an den Schranken des Saales erſchienen. Im Palais Royal hatten die Männer der Faubourgs, die dort ſtanden, ſich plötzlich überzeugt, daß auch die Girondiſten ſehr gute republikaniſche Geſinnungen hätten, und man ſah die Volksmaſſen, die zur Gironde ſchwuren, ſich

mit denen umarmen, welche die eine und untheilbare Republik der Jacobiner wollten. Arm in Arm, unter klingendem Spiel und mit flatternden Fahnen, waren die neu Verbrüderten in die Vorstädte zurückgezogen, und hatten die Botschaft davon an die Barre des National-Convents gesandt. Der Convent mußte jetzt dieselbe Frazze der Versöhnung schneiden, man stellte sich, als ob die Eintracht wiedergekehrt sei, und hob die Sitzung auf.*)

Einer der Sansculottes, der auf Madame Roland aufmerksam geworden war, hatte sich ihr jetzt mit einem vertraulichen Schlag auf die Schulter genähert.

Meine schöne Bürgerin, sagte er zu ihr, nicht wahr, hier ist Alles recht wunderbar zu Ende gegangen? Ja, sie haben sich zuletzt alle umarmt, wie auf einer Bauern-Hochzeit, und dann haben sie dort bei dem Freiheitsbaum die Marseillaise angestimmt. Wären Sie früher gekommen, Bürgerin, so hätten Sie mit einem recht schmucken Sansculotte die Carmagnole tanzen können. Denn bin ich nicht ein höchst schmucker Kerl, Ihnen aufzuwarten?

Und die Zweiundzwanzig? fragte Marie Roland athemlos.

*) Sybel II. 367.

Nun, die Zweiundzwanzig, mein liebes Vögelchen, entgegnete der Sansculotte, sie um die Taille faſſend, das ſind die ſaubern Girondins. Ei, da ſeid unbeſorgt, die wird die Municipalität jetzt ſchon verhaften laſſen.

Gut, entgegnete Marie mit einem heiteren Aufſchwung, um ſich dem ſchrecklichen Sansculotte recht unverdächtig darzuſtellen, gut, Bürger! Aber ſagt mir, kann denn das die Municipalität?

Beim heiligen Michael, Bürgerin, ſchrie der Sansculotte, iſt denn die Municipalität von Paris nicht ſouverain? Und es iſt ein wahres Glück, daß ſie es iſt, denn ſie muß die Buben und Verräther einſperren, ſie muß die Republik erhalten.

Aber werden die Departements damit übereinſtimmen, daß man ſich an ihren Abgeordneten vergreift? fragte ſie mit einem ungeſtümen Eifer.

Oh, was meint Ihr? entgegnete der Schreckensmann mit einem ernſtlich belehrenden Ton. Die Pariſer handeln immer nur in Uebereinſtimmung mit den Departements. Ich rathe Euch aber, mein Kind, Euch zu Bett zu legen, und morgen mit beſſern Begriffen von unſerer Republik aufzuſtehen. Denn um Euren hübſchen fetten Hals ſollte es mir

davon erfüllt ſein, im Schreiben durchaus nicht Herr werden können, weil ihnen die Mittel des Schreibens etwas zu getrennt Liegendes von der Vorſtellungswelt ſind, und die nationelle Sitte nichts Verbindendes und Gewöhnendes an die Hand giebt, um die Kluft zwiſchen den Vorſtellungen und ihrem geregelten Ausdruck dem Volke überſpringen zu helfen. So möchten die Deutſchen vielleicht die einzige Nation ſein, die einen „Briefſteller für Liebende" nöthig haben, aus dem ſie ſich ſogar die Gefühle ihrer Zärtlichkeit und Zuneigung wechſelſeitig ab- und zuſchreiben, und die häufigen Auflagen, die ſolche Kleiderverleihanſtalten des deutſchen Stils erleben, beweiſen den praktiſchen Gebrauch, der davon im Volke gemacht wird. Das Herz, ſich ganz ſo abzuſchreiben, wie er iſt, beſitzt der Deutſche nicht, wenn er auch ein Herz dazu beſitzt. In unſerer Literatur haben nur wenige große Meiſter des Stils den Inhalt unmittelbar freigegeben an ſeine Form, die er von ſelbſt ſich erſchafft, und die mit aller geſellſchaftlichen Grazie der Darſtellung auftritt, ſobald ſie frei und unbefangen ſich ſelber überlaſſen wird, ohne ſie

wahrlich leid thun, da ich Euch ſo wenig gut in der Freiheit unterrichtet finde. —

Von einem unwillkürlichen Schauder ergriffen, eilte Marie jetzt raſch hinweg. Unterwegs mußte ſie über ſich ſelbſt lächeln, daß ſie ſich mit dem Sansculotten auf Frage und Antwort eingelaſſen. Dann, nachdem ſie ihren Fiacre auf dem Carrouſel-Platze wieder erreicht, ſuchte ſie aufs Aeußerſte ihre Rückkehr zu ihrem Hauſe zu beſchleunigen. Sie hätte es vorgezogen, bei Madame Louvet zu übernachten, denn Lodoiska, die zärtliche Gattin des Conventsdeputirten und Schriftſtellers Louvet, war ihr ſeit einiger Zeit eine ſehr vertraute und nahe Freundin geworden. Und in ihrem eigenen Hauſe hatte ſie nur die traurige Erinnerung an Roland und die Tochter, die beide fern von ihr waren, zu erwarten. Aber Madame Roland, ſeitdem die Verleumdung mit ſo ſtarkem Zahn an ihrem Rufe genagt, hatte es ſich, auch um Rolands willen, vorgenommen, den Gerüchten auch jede ſcheinbare Nahrung abzuſchneiden. In der gänzlichen Zurückgezogenheit, in der ſie in den letzten Monaten mit Roland gelebt, hatte ſie nur äußerſt wenig Menſchen geſehen, und, ſelbſt bei der dringlichſten Gefahr, jede Aufforderung vermieden,

eine Nacht außer dem Hause zuzubringen.*) Sie wollte deshalb auch jetzt wieder in ihr Haus zurückkehren, obwohl sie die Gefahr, die ihrer dort harren mochte, sich nicht verhehlen durfte. Aber sie sah Allem, was sie selbst treffen konnte, dem Gefängniß, einem Prozeß, dem Tod, mit der größten Ruhe, ja mit einer wahren Heiterkeit entgegen. Ihre große herrliche Seele war enttäuscht von der Welt. Sie verlangte es nicht mehr besser, als das Schicksal es machen wollte. —

Um Mitternacht, als sie sich schon auf ihrem Lager befand, pochte es gewaltsam an die Thür des Hauses. Nachdem man geöffnet, kamen mehrere bewaffnete Männer die Treppe herauf, und hielten drohende Nachfragen nach Roland. Marie war aus ihrem Bett gesprungen, und hatte sich schleunig angekleidet. Mit einer unerschütterlichen Ruhe verweigerte sie jede Auskunft. Die Bande, die von dem Gemeinderath abgesandt war, zog sich wieder zurück. Bald aber stellte sich eine neue Deputation ein, die einen Verhaftsbefehl des Revolutions-Comité gegen die Bürgerin Roland vorzeigte. Jeder Widerstand schien unnütz. Bald war das ganze Zimmer mit herein-

*) Madame Roland Mémoires II. 83.

dringenden Polizeibeamten und wilden Geſtalten aus dem Volke überfüllt. Die Bürgerin Roland ſollte nach dem Gefängniß der Abtei, dem Schauplatz ſo vieler bluttriefenden Scenen, abgeführt werden. Sie wurde in einen Wagen geſetzt, der unten vor der Thür bereits ihrer harrte, und dem zu beiden Seiten eine ſtarke bewaffnete Escorte folgte. Unterwegs liefen wüthende Weiber hinter dem Wagen her, und ſchrieen unabläſſig mit kreiſchender Stimme: „zur Guillotine mit ihr!“ Das höfliche Anerbieten der ſie geleitenden Commiſſaire, den Wagen-Schlag herunterzulaſſen, lehnte ſie mit einem feſten und heitern Ausdruck ab. Nach einigen Tagen wurde ſie aus der Abtei in die Conciergerie gebracht. —

Der Morgen des Erſten Juni, ſcheinbar ſtill und friedlich aufgehend, trug indeß neue Vorbereitungen in ſeinem Schooß. Auf dem Stadthauſe ſprach ſich der Grimm über die Enttäuſchungen des geſtrigen Tages in einer brauſenden Verſammlung aus. Man war zornig auf ſich ſelbſt, daß man bei der Ausführung des Plans nicht ſogleich die ganze bewaffnete Gewalt, die der Revolution noch zu Gebote ſtand, hatte handeln laſſen. Der Gemeinderath ſandte eine Menge von Verhaftsbefehlen durch die ganze Stadt aus. Unter den Bürgern und in den Bataillonen

wurden alle diejenigen ermittelt und abgeführt, welche geſtern den Sturm abgewiegelt und der Gironde eine neue Friſt bewilligt hatten.

Auf den Abend wurde eine Sitzung des Wohlfahrts-Ausſchuſſes zuſammenberufen, in den jetzt auch Robespierre als Mitglied eingetreten war. Danton und Robespierre begegneten ſich hier wieder mit einer ſeltſamen Zurückhaltung, die beſonders auf dem Geſicht Robespierre's ausgedrückt lag. Danton war zerſtreut und einſylbig. Er ging mit unruhigen Schritten im Saal auf und nieder, und ſchien heut ungewöhnlichen Ideen in ſeinem Kopfe Gehör gegeben zu haben. Der Saal war noch leer, und füllte ſich erſt allmählig mit den eintretenden Mitgliedern des Ausſchuſſes.

Robespierre hatte ſich mit Marat, der aus dem Gemeinderath herübergekommen war, in einem Seiten-Cabinet eingeſchloſſen und ſchien mit demſelben eine heimliche Verhandlung zu pflegen. Robespierre, auf deſſen Geſicht eine hell lodernde Leidenſchaft ſtand, wollte noch heut den Schlag gegen die Girondiſten, der geſtern fehlgegangen war, wieder aufgenommen und zu Ende geführt ſehn. Er ſchien aber heut nur bei Marat, der ſich jetzt mit einer nur immer geſteigerten Zärtlichkeit an Robespierre hing, vollen Anklang mit ſeinen Wünſchen zu finden.

Bald trat auch Marat wieder aus dem Cabinet hervor. Mit haſtigen pfeilartig ſchießenden Schritten eilte er durch den Saal. Auf ſeinen Wink war ihm Haſſenfratz, ein früherer Apotheker, der zu den zügelloſeſten Mitgliedern des Convents gehörte, gefolgt.*) Beide begaben ſich in den Gemeinderath, wahrſcheinlich mit einem Auftrage Robespierre's, der denſelben ſeit Kurzem ganz nach ſeinem Willen beherrſchte. Marat aber, nachdem er einen Augenblick in der Verſammlung des Gemeinderaths verweilt, ſtieg dann mit Haſſenfratz, der damals in jeder Beziehung ſein Gehülfe und Schüler geworden war, zu dem Glockenſtuhl hinauf. Hier begann er mit ſeinen eigenen Händen die Sturmglocke zu läuten, die jetzt plötzlich mit ihren tiefen, aufſcheuchenden Klängen über die Stadt zog. Marat riß mit einer fürchterlichen Wuth an den Strängen, wobei ihm Haſſenfratz helfen mußte. Marat war in Schweiß gebadet, er zitterte convulſiviſch an allen ſeinen Gliedern, faſt biß er in den Strang hinein, an dem er ſich mit ſeinem ganzen Leibesgewicht feſtgehangen hatte. Aber er hörte nicht auf zu läuten und die Glocke zu den äußerſten und erſchreckendſten Kundgebungen zu treiben.

*) Haſſenfratz bekleidete ſpäter mit vielem Ruhm eine Profeſſur der Phyſik in Paris.

Inzwiſchen war Danton im Saale des Wohlfahrts-Ausſchuſſes in ein vertrautes und heimliches Geſpräch mit Meillan gerathen, der ſich ihm mit einigen ſeltſamen Fragen genähert hatte. Meillan, ein junger Mann von ſehr energiſcher Perſönlichkeit, war eines der hervorragendſten Mitglieder des Convents geworden, und ſaß ſeit einiger Zeit auch im Wohlfahrts-Ausſchuſſe. Er ſchien der Bewegung der Revolution ſtets mit voller Hingebung gefolgt zu ſein, aber man hatte ihn auch bereits in Verdacht genommen, daß er insgeheim Freund der Mäßigung und der Ruhe ſei.

Es geht ſchlecht und wird nimmer gut gehn, ſagte Meillan mit geheimnißvollem Flüſtern zu Danton, indem er ihn in die Ecke zog. Ja, wenn ſich ein kraftvoller, gewaltiger Mann jetzt an die Spitze der Republik ſtellen wollte, dann könnte den Leiden Frankreichs noch ein glückliches Ziel geſetzt werden. Ein ſolcher Mann ſeid Ihr, Danton.

Danton ſchrak ſichtlich zuſammen. Die große, mächtige Geſtalt ſchien einen Augenblick in ſich ſelbſt zu erzittern. Dann ſagte er, ſein Geſicht abwendend: Ich würde nicht das nöthige Vertrauen finden.

Ich weiß es, wie die Leute ſind, entgegnete Meillan. Aber wenn Ihr nun Eure Grundſätze etwas mildern, wenn Ihr ſtets nur vernünftige Dinge

vorſchlagen welltet, wenn man Euch ernſtlich damit beſchäftigt ſähe, Frankreich die Ruhe wiederzugeben, und die Schelme und die Wahnſinnigen zu zügeln, die Frankreich jetzt verwüſten, dann würde Euch das Vertrauen von allen Seiten her entgegenkommen. Danton, Ihr brauchtet nicht gleich ſo ſtark und ſichtbar hervorzutreten, wir würden Euch den Wohlfahrts-Ausſchuß allmählig lenken laſſen, und Ihr könntet zuerſt in ſeinem Namen das Heil verbreiten.*)

Danton betrachtete jetzt den Verlecker, der den neuen Zug ſeiner geheimſten Gedanken errathen zu haben ſchien, mit einem langen, ausforſchenden, ungewiſſen Blick. Dann wiederholte er mit ganz leiſer Stimme: ich würde nicht das nöthige Vertrauen finden! und eilte raſch fort. In dem Augenblick, wo er ſich umdrehte, prallte er mit Robespierre zuſammen, der nicht weit entfernt hinter ihm geſtanden hatte.

Die ſtechenden Augen Robespierre's hefteten ſich ſcharf und durchdringend auf Danton's Geſicht. Robespierre, deſſen feines Gehör von einer unberechenbaren Tragweite war, ſchien das Geſpräch zwiſchen Danton und Meillan aufgefaßt zu haben. Was Robespierre

*) Mémoires de Meillan.

nicht hörte, erſetzte oft ſein ſcharfes Ahnungsvermögen, das Alles zuſammenzuſetzen verſtand.

Er blickte Danton unverwandt, mit einem ihn meſſenden, faſt bedrohenden Ausdrucke, an, und ſagte: Ich hoffe, die zweiundzwanzig Köpfe werden heut noch unſer werden. Danton, Du haſt ein gefährliches Herz. Ein alter Freund, wie ich, darf dich warnen. Weichheit iſt heut Thorheit, Schrecken iſt Milde! Denke an mich. Nur in Verräthern entwickelt ſich jetzt das Mitleid.

Danton ſuchte jetzt mit Gewalt die auf ihm haftenden Blicke Robespierre's abzuſchütteln. Mit dem Fuße ſtampfend, drehte er ſich um, und rief heftig: Robespierre, laß mich die Dinge anſehn, wie's mir beliebt!

Nein! ſagte Robespierre mit einer kalten, dröhnenden Stimme, indem er dem ſich vor ihm her entfernenden Danton flammende Blicke nachſandte.

Inzwiſchen hatte die Sturmglocke Marat's heut Abend nichts mehr genützt. Die Commune hatte zwar, wie es Robespierre und Marat von ihr gefordert, den Convent abermals durch bewaffnete Schaaren einſchließen laſſen, aber es war in der Verſammlung heut zu gar keiner Berathung gekommen, da

alle Mitglieder, um die es ſich handelte, von der Sitzung ausgeblieben waren.

Am andern Morgen war ein Sonntag. Paris gewann heut wieder ein ganz anderes, bedrohlicheres Ausſehn. Henriot, der an der Stelle des auf Reiſen gegangenen Santerre den Oberbefehl der Nationalgarden übernommen hatte, ließ ſchon in aller Frühe wieder die Lärm-Kanone und den General-Marſch ertönen. Henriot war früher Lakai und dann Contrebandier geweſen, und hatte in der Revolution vornehmlich als Polizeiſpion ſeine Laufbahn gemacht. Heut, um ſeinen Ruf bei den Männern des Berges beſorgt, wollte er Alles thun, um die vorgeſtrige Scharte wieder auszuwetzen. Er ließ jetzt mit ſeinen auserleſenſten Mannſchaften, auf deren revolutionairen Geiſt er ſich verlaſſen konnte, alle Zugänge zu den Tuilerieen eng umſchließen. Selbſt die Thüren des Saals, in welchem der Convent tagte, ließ er durch ſeine grimmigſten Bataillone beſetzen, und es ſchien, daß keinem einzigen der Abgeordneten vergönnt ſein würde, den Sitzungsſaal wieder zu verlaſſen. Die unheimlichſte, drückendſte Stimmung hat ſich der Verſammlung bemächtigt. Um ihre Lage zu prüfen, beſchließt ſie, in einer feierlichen Prozeſſion ſämmtlicher Mitglieder, ihren Präſidenten Hérauld de Séchelles

an der Spitze, den Saal zu verlaſſen. Draußen empfängt ſie Henriot, der auf einem wilden Pferde ſich tummelt, und ihnen zuruft, daß das Volk heut ſeine Opfer haben wolle. Dann ruft er ſeinen Kanonieren zu, daß ſie ihre Lunten in die Hand nehmen möchten. Die erſchreckte Verſammlung ſchreitet in die Vorhalle des Schloſſes zurück, und begiebt ſich durch dieſelbe in den Garten hinaus. Dort kommt ihnen Marat mit einem ganzen Heer von Straßenjungen entgegen, die ſeit einiger Zeit ſeine Mannſchaften auf der Straße geworden waren. Marat brüllt aus allen Kräften: Alle treuen Abgeordneten kehren wieder in den Schooß des Convents zurück! Die Verſammlung folgt wie mechaniſch dieſem Ruf; ſie weiß es nicht mehr anders zu machen.

Couthon, der neue Freund Robespierre's, beſteigt jetzt mit ſeinen lahmen Füßen die Tribüne. Ihn hat Robespierre heut in's Feuer geſchickt. Er verlangt, daß dem Willen des Volks endlich ſein Genüge geſchehe. Das Volk fordere die Haftnahme der auf der Proſcriptions-Liſte bezeichneten Deputirten. Nur Lanjuinais und Barbaroux wagen noch ein muthiges Wort dagegen zu ſprechen, werden aber ausgezischt. Sonſt iſt die rechte Seite ganz ſtill geworden. Nun wird die Proſcriptions-Liſte vorgeleſen.

in gelehrte und ausstudirte Falten zu werfen. Dieser höchsten und schönsten Staffel der Bildung wendet sich erst in neuester Zeit das Talent des Schreibens allgemeiner zu. —

Die latinisirenden Sympathieen der deutschen Prosa lassen sich vorzugsweise auf zwei Ideale zurück führen, Cicero und Tacitus, von denen der erstere der deutschen Schreibart nur geschadet, der andere nur genützt hat. Der Einfluß dieser beiden römischen Schriftsteller auf das Wesen des deutschen Stils nimmt in der That für uns eine literarische Bedeutung ein. Börne hat in gewissem Sinne sehr Recht, wenn er einmal meint, man müsse Stilübungen mit der Jugend noch gar nicht vornehmen, denn Stil sei Werk und Ausdruck des Mannes, des hervorgebildeten Charakters. Stilübungen der Schule liefern uns zuerst dem ciceronischen Schematismus in die Hände, und gewöhnen uns, eine Schreibweise zu mechanisiren, die weder freier Erguß des Herzens, noch treue Abprägung unsrer eigenthümlichen Gedankenreihen ist. Cicero, der Talleyrand der alten Beredsamkeit, mag von den lateinischen Grammatikern mit Recht als

Marat läßt es ſich nicht nehmen, zu jedem einzelnen Namen ſeine Bemerkungen zu machen. Dieſen und Jenen will er ſogar wieder geſtrichen wiſſen, weil er doch eigentlich ein guter Mann ſei. Der Berg erzwingt endlich das Decret. Die geächteten Deputirten ſollen jedoch einſtweilen nur in ihrem Hauſe verhaftet bleiben. Es ſind alle bekannten Mitglieder der Gironde, mit ihrem ganzen Anhang, Vergniaud, Briſſot, Barbaroux, Pétion, Buzot, Genſonné an der Spitze. Es waren zweiundzwanzig Köpfe, die, nach der letzten kritiſchen Prüfung Marat's, noch auf der Liſte geblieben waren.

Mehreren dieſer Geächteten gelang es noch in derſelben Nacht, aus Paris zu entfliehen. Sie eilten in die Provinzen, um ſich dort zu bergen, und den Zündſtoff der Empörung gegen die Hauptſtadt, der bald in hellen Flammen emporloderte, zu verbreiten. Eine intereſſante Bekanntſchaft machte Barbaroux auf dieſer Flucht in Caën. Er lernte hier Charlotte Corday, die eigentlich Fräulein von Armans hieß und einer der vornehmſten Familien der Normandie angehörte, kennen. Charlotte, ſchön und jung, und von einer entſchloſſenen Schwärmerei erfüllt, trug nur eine Liebe und nur einen Haß in ihrem Herzen. Sie liebte die Gironde und haßte Marat. Sie war

eben im Begriff, ſich nach Paris zu begeben und erſuchte Barbaroux, obwohl er ein Geächteter war, um einen Empfehlungsbrief. Er ſandte ſie an ſeinen Freund Duperret. —

III.

Danton in Arcis-ſur-Aube.

Es war an einem trüben Novembertage des Jahres 1793, als Danton, der ſeit einigen Monaten von Paris entfernt lebte, und ſich in dem kleinen ſtillen Arcis-ſur-Aube einen zurückgezogenen Aufenthalt gewählt hatte, an der Brücke ſtand, welche über die Aube führt, und gedankenvoll in die vom Sturm gereitſchten Wellen des kleinen Flußbetts hinunterblickte. Danton's Geſicht ſah trübe aus, auf ſeiner Stirn lagerte ein ganzes Heer von Zweifeln, Bedenken und Sorgen, deren er ſich heut ſelbſt am Arm der jungen reizenden Frau, die ihn begleitete, nicht entſchlagen zu können ſchien.

Danton, ſagte die anmuthige Frau, indem ſie ihn lächelnd beobachtete, ich werde bald eiferſüchtig auf die Aube werden, denn ſie zieht nun ſchon ſeit vielen Minuten Deine Augen und Gedanken gänzlich von

mir ab. Iſt es denn etwas ſo Merkwürdiges, daß der Sturm auch in dem kleinen Waſſer ſo fürchterlich wüthen kann? Aber in der That, ſeine Wellen fangen an, über die Brücke zu ſchlagen. Laß uns weiter gehn, mein Freund, denn hier iſt es ſehr unbehaglich. Und dieſe ſchwarzen Wolken da oben, was meinſt Du, werden wir nicht wieder, wie neulich, ganz durchnäßt werden?

Danton erwachte mit einem ſchweren Seufzer aus ſeinem Hinbrüten. Sein Geſicht erheiterte ſich, und nahm einen Zug entzückter Freude in ſich auf, als er ſeine Begleiterin an ſeinem Arm gewahrte, die mit ihren ernſten großen Augen, aus denen ein dunkles Feuer ſtrahlte, innig zu ihm aufſah.

Louiſe war die zweite Frau Danton's, mit der er ſich erſt ſeit Kurzem verbunden hatte, nachdem ihm die zarte Louiſon vor einigen Monaten plötzlich geſtorben war. Danton hatte bald darauf Louiſe Gély geheirathet, ein junges, ſchönes Mädchen von ſechszehn Jahren, die ſich mit ihrer Neigung für den großen Volksführer und Leiter der Revolution entſchied, obwohl ſie einer durchaus royaliſtiſch geſinnten Familie angehörte, und obwohl ihr eigenes Herz mit ſeinen geheimſten und innerlichſten Schlägen für das Königthum ſchlug. Aber noch mehr, Louiſe war fromm,

ſie war von einer tiefen religiöſen Geſinnung faſt ſchwärmeriſch durchdrungen, und Danton hatte mit ihrem Beichtvater ſich benehmen müſſen, ehe ihr Beſitz ihm zugeſichert werden konnte. Ja, nur durch einen der ſogenannten widerſpenſtigen Prieſter, der die Anerkennung der Revolution verſchmäht hatte, durften die Hände des Brautpaars in einander gelegt werden. Und das Alles hatte Louiſe Gély über den gigantiſchen Danton vermocht. Die Spötter nannten ſie eine Charlotte Corday ohne Dolch. Denn wie Charlotte den Marat erſchlagen, um das Vaterland von ſeinem verderblichſten Ungeheuer zu befreien, ſo ſchien Louiſe durch ihre Liebe, die unwiderſtehlich ſein mußte, den Rieſen Danton hingeopfert zu haben.

Die titaniſche Kraft dieſes gewaltigen Menſchen war ſeit dieſem Verhältniß gänzlich auf ſich ſelbſt zurückgeworfen. Hatte er die ſchöne ſchlanke Louiſen ſo raſch vergeſſen können, zu deren Füßen er ſich einſt, in Gegenwart des Artillerie-Lieutenants Bonaparte, ſo zärtlich geſchmiegt? Aber Louiſen hatte ihm ſchon die Milde und Mäßigung, als das Panier einer neuen politiſchen Laufbahn Danton's, empfohlen. Und Louiſe Gély, aus dem feindlichen Lager zu ihm her an ſeine Seite tretend, war gekommen,

nicht bloß um ihn mit ihren Gebeten zu rühren, mit ihren Priestern zu bannen, sondern um ihn durch ihren starken Einfluß zum einstigen Ueberwinder der Revolution zu machen.

Und dieser Einfluß, dem Danton sich mit Entzücken beugte, mußte ein wundersamer, unentfliehbarer sein, und war in der Einsamkeit ihres Zusammenlebens in Arcis-sur-Aube unendlich herangewachsen. Danton war ein stiller, sinnender Mann geworden. Der Simson der Revolution hatte seine Delila gefunden. Aber man wußte noch nicht, ob die träumerische Ruhe, die in ihn eingetreten war, als Gesundheit oder Krankheit in seinem colossalen Körper wirkte. Danton war dicker geworden. Die ungeheuere Gestalt, die sonst in ihrer Fülle ganz gleichmäßig ausgerundet gewesen, hatte doch einen ziemlichen Embonpoint hervortreten lassen. In Stunden, wo er mit dem alten prallen Humor über sich selbst scherzen konnte, nannte er es ganz behaglich den Embonpoint der Reaction, der sich bei ihm anzusetzen begonnen.

Danton stimmte natürlich jetzt mit seiner Louise überein, daß sie den Rückweg zur Stadt antreten wollten, bei deren Anfang die von ihnen bewohnte Villa lag. Der Weg von dieser Villa bis zur höl-

zernen Brücke der Aube war ihr gewöhnlicher Spaziergang, den sie jeden Tag um die Mittagzeit zu ihrer Zerstreuung unternahmen. Obwohl das Diner jetzt im Anzuge war, das Danton auch in dieser kleinstädtischen Zurückgezogenheit stets auf das Kostbarste und Auserlesenste bereiten ließ, so wollte doch seine frohe Laune noch immer nicht zurückkehren, Grillen besonderer Art schienen ihm schon seit einiger Zeit durch den Kopf zu fliegen.

Es war seltsam, daß Danton schon seit mehreren Tagen beständig von Marat und Charlotte Corday gesprochen hatte. Besonders beschäftigte ihn die Apotheose, welche das Volk dem ermordeten Marat bereitet hatte.

Es ist schön, unter den Händen seiner Feinde zu sterben, sagte er jetzt, indem er in sich zusammenschauerte. Wer müßig an sich selbst zu Grunde geht, stirbt schlimmer, als wenn ihn sein Gegner mit furchtbarer Faust erschlägt. Und wenn dann das ganze Volk über ihn klagt, wäscht es ihn rein von aller seiner Schuld.

Louise, die ihn während dieser Worte scharf beobachtet hatte, sagte, mit einem innig frommen Ausdruck die Hände faltend: Nur wer ein Gerechter ist, kann süß von den Händen seiner Feinde sterben.

Darum iſt Charlotte Corday ſüß geſtorben, ſelbſt unter der Hand ihres Henkers!

Danton ſchwieg. Sie hatten das kleine, zierliche Haus erreicht, das bei der vorrückenden Jahreszeit ſchon nicht mehr die bisherigen Annehmlichkeiten darbot. Beim Eintritt in den Salon fühlte ſich Danton von einer empfindlichen Kälte durchſchauert. Es wurde Feuer in den Kamin gelegt, um einen behaglicheren Aufenthalt zu gewähren. Danton hatte ſich in einen ſeiner prächtigen Fauteuils am Kamin geworfen, und ſtarrte in die lebhaft aufpraſſelnde Flamme, während Louiſe ſich zu einer Beſorgung im Hauſe entfernte. Als ſie nach einiger Zeit wiederkehrte und ſich zu ihm ſetzte, fand ſie ihn noch in demſelben trüben Nachſinnen, das ſie jetzt faſt an ihm zu ängſtigen begann.

Mir gefällt Frankreich nicht mehr, ſagte er, durch die zärtliche Berührung ihrer Hand erwachend. Das Krächzen des Leichenvogels, der nun ſchon Monate lang über Frankreich brütet, vermag ich nicht mehr zu hören. Darum war mir dieſe Entfernung von Paris ſo nothwendig, und auch hier wäre ich vor Gram und Zorn vergangen, wenn ich nicht in Deinen weichen Armen, Louiſe, die holde Zuflucht gefunden hätte. Aber heut beſchleicht mich der Gedanke, daß

es dennoch nothwendig sein wird, wieder nach Paris zurückzukehren. Wenn ich sehe, welche Rotte jetzt in Paris ihr Wesen treibt, welche abscheulichen Dinge dort im Namen der Freiheit und der Republik ausgeübt werden, so schäme ich mich, daß ich hier die Hände müßig in den Schooß lege. Die Stimme meiner Ehre sagt mir, daß ich wieder handelnd eingreifen muß in die Speichen der Revolution, denn mein starker Arm ist noch da, um das schmutzige Nachtgevögel niederzuschlagen, das sich zwischen die Freiheit und das Volk gedrängt hat, und das den Himmel der Republik so früh verdunkelte!

Du meinst die gotteslästerliche Horde der Hébertisten, sagte Louise zusammenschreckend, indem sie ihre schöne Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes schützte. Die Unseligen, sie wollen die Vernunft an die Stelle der heiligen katholischen Kirche setzen, und was ist ihre Vernunft, der sie jetzt einen Tempel bauen wollen? Ach, diese Vernunft ist ein reißendes Thier, das der Natur des Menschen Hohn spricht, und mit Gift und Mord den Frieden Gottes verwüstet. Dieser entsetzliche Hébert, ist er denn je etwas Anderes gewesen, als ein gemeiner Betrüger? Früher hat er mit Geld betrogen, jetzt betrügt er mit der Vernunft, die sein Dietrich geworden ist, um alle Heiligthümer

zu beſtehlen, und in die Kirche des Erlöſers ſelbſt mit räuberiſcher Hand einzudringen.

Er iſt ein gemeiner, nichtswürdiger Menſch, und ſein Anhang iſt noch ſchlimmer als er, rief Danton mit der alten donnernden Stimme, indem er aufſprang und mit ſeinen gigantiſchen Schritten im Zimmer auf und nieder ging. Mit einer unvertilgbaren Schande hat ſich dieſer Hébert ſchon im Prozeß der Königin bedeckt. Die Beſchuldigungen, welche er auf ihr Haupt geſchleudert, um ſie, nicht in den Staub, nein, in den gräulichſten Schmutz zu erniedrigen, überſtiegen alles Maaß der Creatur, alle Schranken, die dem vernünftigen Geſchöpf auf der Erde geſetzt ſind. Der Elende gab ihr Schuld, ihr, einer Mutter, daß ſie ihren eigenen Sohn abſichtlich verderbt und ſeinen Körper und ſeinen Geiſt durch Ausſchweifungen untergraben habe, um ſpäter an ſeiner Statt die Herrſchaft Frankreichs führen zu können! Mein Gott, welcher Scandal für die ganze Menſchheit! Selbſt den Robespierre hätte ich damals küſſen und umarmen mögen, als ſein Unwillen darüber ſo mächtig losbrach, und er den Hébert einen blödſinnigen Verbrecher nannte, der aus der Königin nicht nur eine Meſſaline, ſondern auch noch

Muſter des reinſten Schullateins aufgeſtellt werden, mit Unrecht und zum Schaden wird er es damit zugleich als einziges Vorbild guter und kunſtvoller Proſa. Dieſe Zungendreſcherei der langen und athemloſen Perioden, die aufgeblaſene Eitelkeit der Rednerbühne, das Marktgeräuſch ſtolzirender und die Zuhörer übertäubender Sätze, können, bei aller Eleganz der Wendungen, bei allem rhythmiſchen Prunk und Fluß, bei aller meiſterhaften Berechnung des Durcheinanderſchlingens und Abſchließens, niemals für etwas Nachahmenswerthes, für eine allgemeine Norm, betrachtet werden. Ciceros Stil iſt der Stil der Geſinnungsloſigkeit, der Stil der Oſtentation. Das productive Gemüth hat keinen Antheil an Ton und Wandel ſeiner Sätze, es iſt Alles gemacht, nach einem Schema gefertigt und berechnet auf Wirkungen, die der Advocatenmoral angehören. Die landſtraßenartige Regelmäßigkeit dieſes Stils iſt ebenſo widerwärtig, als die hinundwieder in rhetoriſchen Figuren geſuchte Unregelmäßigkeit und Abwechſelung den Eindruck eines Marionettentheaters macht. Man befindet ſich bei ihm wie an einer wohlbeſetzten Tafel, wo der Wirth

eine Agrippine gemacht habe.*) Mir aber ſtürzten die Thränen aus den Augen, wie ich ſie noch niemals vergoſſen. Du weißt es, Louiſe.

Louiſe hing ſich an ſeinen Hals, und küßte ihn, unter unaufhörlichen Liebkoſungen. Eine ernſte, ſchwärmeriſche Gluth ſtrahlte aus ihren Augen. Mit einer wunderbaren Feierlichkeit ſagte ſie dann zu ihm: Und ich weiß auch ein anderes Mal, wo Du heftig weinteſt, Danton! Es war der Tag, an dem die Girondiſten fielen. Du würdeſt ſie gerettet haben, wenn Du es vermocht hätteſt, denn dieſe Opfer der Guillotine ſagten Deinem guten Herzen nicht zu. Ich war nicht Deiner Meinung damals, mein Freund. Die Girondiſten waren die Feinde der katholiſchen Kirche. Der große Gotteslästerer Voltaire iſt ihr Schutzpatron geweſen. Sie waren nur reinlicher und anſtändiger, als Hébert und die Seinen. Wir aber, die wir nur die Kirche wollen und die wir nach der Freiheit nichts fragen, wenn wir ſie nicht mit dem Erlöſer und ſeinen Heiligen haben, wir können keinen großen Unterſchied zwiſchen der Gironde und der Rotte Hébert's, die ihre Nachfolgerin iſt, machen. Alle Feinde der katholiſchen Kirche haben den Tod verdient.

*) Beaulieu, Biographie d'Hébert.

Sie ſtand dabei hoch emporgerichtet, mit einem leidenſchaftlichen fanatiſchen Ausdruck, der ihren ganzen Körper durchzitterte. Ihre Gebärden hatten eine düſtere Feierlichkeit angenommen. Dann ſchien ſie mit einem ſtummen, inbrünſtigen Gebet in ſich ſelbſt zu verſinken.

Die Girondiſten verdienten dennoch gerettet zu werden, erwiederte Danton mit einer leiſeren Stimme. Es war auch, ſelbſt nachdem ſie ſchon in Haft genommen waren, Alles darauf angelegt, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen. Ich ſelbſt trug Alles dazu bei, was ich vermochte, denn ich muß geſtehen, daß ich vor Einigen dieſer Männer im Geheimen ſtets die größte Hochachtung gehabt. Namentlich Vergniaud war ein ſchöner herrlicher Mann. Wenn er ſprach, empfand ich die edle Harmonie ſeines Weſens, und es war mir jedesmal wie eine Wohlthat, ihn zu hören, obſchon ich mit ſo Manchem, was er ſagte, nicht übereinſtimmen konnte. Aber ſie ſtarben doch ſchön, dieſe Männer, du magſt ſagen, was Du willſt, Louiſe. Wir würden ſie gerettet haben, wenn ſie nicht noch in Haft und Acht die unerhörteſten Kabalen gegen die Republik angezettelt hätten, wenn ſie nicht den Wahnſinn gehabt, Paris vernichten zu wollen und die Departements zu dem unſeligen Kampfe

gegen die Hauptſtadt aufzureizen. Aber ein wunderbares Wort Vergniaud's, das er vor ſeinem Tode geſprochen, verfolgt mich noch immer. Ja, er ſagte: „die Revolution muß, wie Saturn, ihre eigenen Kinder verſchlingen!“ Fürwahr, ein trauriges Wort das, welches mir ſchwer auf's Herz gefallen iſt.

Mein theurer Danton, rief Louiſe lebhaft, indem ſie ſeine Hand ergriff, dies iſt ein heidniſches Wort, und wer glaubt, wird nicht davon betroffen werden. Die Kirche, Danton, iſt größer und mächtiger als Saturn. Sie verſchlingt ihre eigenen Kinder nicht, ſondern ſie erhält ſie ewiglich. Die Girondiſten waren nichts als glänzende Heiden, und darum ſind ſie von ihrem Saturn verſchlungen worden. Was heißt es überhaupt, ſchön ſterben, mein Freund? Iſt denn dieſe unglückliche Roland ſchön geſtorben? Für einen Maler, für einen Bildhauer, ja, da mag ſie in ihrem weißen Gewande, mit ihren lang herabwallenden ſchwarzen Haaren, mit ihrem großartigen heroiſchen Weſen, auf dem Schaffot ein bewundernswürdiges Bild abgegeben haben. Aber es fehlte viel, daß ſie als fromme Chriſtin geſtorben wäre. Sie war ja recht eigentlich der heidniſche Genius des Bundes, den ſie geſtiftet. Ihre Schönheit, ihre Heiterkeit, ihre Größe trug von Anfang an den Keim

des ſchmählichſten Todes in ſich, und ermangelte des ewigen Lebens. Sie iſt ohne Genuß der heiligen Sacramente geſtorben. Ihr Mann, ein ſchwacher glaubensloſer Charakter, der flüchtig umherirrte, tödtet ſich mitten auf der Landſtraße mit einem Degen, nachdem er ihren Tod erfahren. Iſt das nicht grauenvolles Heidenthum, mein Freund?

Oh, erwiederte Danton, ſein Haupt in ſeinen Händen verbergend, ſo viel Blut, ſo viel Tod! Nie hatte ich geglaubt, daß es ſo viel Tod in der Welt gäbe! Wer iſt nicht ſchon Alles in wenigen Wochen den Schlägen dieſes unſeligen Fallbeils erlegen? Dieſes ſchauderhafte Inſtrument, nachdem es zum blutigen, opferdürſtigen Altar der Revolution geworden, hat ſeitdem nicht geruht, das Leben der Franzoſen zu fordern. Das Haupt des Königs eröffnet den fürchterlichen Reigen, und wir glauben der Gerechtigkeit und dem Volke genug zu thun. Dann tritt eine lange, ſtumme Pauſe ein. In der Sitzung des Convents vom fünften September, wo die Brotnoth, der Hunger, das Elend des Volkes die Gemüther ſeltſam aufgeſtachelt haben, kommt die verzweifelte Anſicht auf, daß man die Revolution wieder mit Blut nähren müſſe, was dem Volke mehr Brot ſchaffen werde. Ich ſelbſt erhebe mich, faſt wider

meinen Willen, und rufe donnernd in den Saal hinein: „Gebt uns jeden Tag den Kopf eines Ariſtokraten, und uns wird beſſer werden!“ Man ſah mich erſtaunt an, man jubelte mir zu, denn ſeit langer Zeit hatte man nicht ein ſolches Wort von mir vernommen, und wird es auch nie wieder vernehmen. Aber damit hatten wir das Regiment des Schreckens gerufen, das jetzt unaufhaltſam über uns kam. Die Guillotine öffnete ihren Mund, um Ströme von Blut zu trinken. Wer hatte bisher wohl ernſtlich gedacht, Marie Antoinette zu richten? Man hatte ſie unter den vielen Geſchäften der Republik beinahe vergeſſen. Jetzt wird ſie ſchleunigſt in die Conciergerie geſchleppt. Keiner kann und will ſie mehr retten, ſelbſt Oeſterreich nicht. Sie begegnet ſich faſt auf dem Schaffot mit den Girondiſten, die nach ihr an die Reihe kamen. Vergniaud, Briſſot, Genſonné, Ducos, Fonfrède, und wie ſie alle hießen, geben jetzt ihr Daſein an das Fallbeil ab. Der November ſetzt fort, was der October ſo ſchauerlich begonnen hat. Man ſchleppt den Herzog von Orléans unter das Beil, der bis dahin ganz unangefochten in ſeinem Kerker zu Marſeille geſeſſen. Warum man ihn hinrichtet, Niemand weiß es eigentlich zu ſagen, wenn es nicht um ſeines Geſichtes willen geſchieht. Ich

ſelbſt muß geſtehn, von ſeinen vielen Umtrieben, die man ihm Schuld giebt, habe ich nie etwas Sicheres erfahren. Ich glaube kaum, daß er jemals ernſtlich nach der Krone geſtrebt hat. Auch einen anderen Mann, der eigentlich ein höchſt gutartiges Geſchöpf war, holt man ſich aus irgend einem Winkel herbei, und ſchlägt ihm den Kopf ab. Es iſt der Feuillant Barnave, von dem man Briefe an die Königin gefunden, unter den Papieren, die wir am zehnten Auguſt aus den Tuilerien wegnahmen. Auch der ehemalige Maire Bailly, an dem das Volk Rache nimmt wegen der Maſſacres des Marsfeldes, beſteigt die Leiter der Guillotine. Unzählig ſind bereits die Hinrichtungen der Perſonen, die man kaum beim Namen kennt, und deren Schuld ganz unſagbar iſt. Viele irren noch flüchtigen Fußes umher, wie Barbaroux, Pétion, und man wird ſie bald einbringen, denn wer darf dieſem ſchwarzen Verhängniß des Tages fehlen? Wer aber kann wiſſen, wie nahe er heut dieſer entſetzlichen Stunde iſt, die ihn wie einen Miſſethäter dahinrafft?

Danton hatte mit einem verzweifelten Klageton dieſe Worte ausgeſtoßen. Dann aber warf er ſich wie zerſchmettert in den Fauteuil nieder, und ſtützte Kopf und Geſicht nachſinnend in beide Hände.

Louiſe näherte ſich ihm und legte ernſt und feierlich ihre Hand auf ſeine Schulter.

Danton, ſagte ſie mit ihrer wunderbar ſanften, harmoniſchen Stimme, die aber zugleich einen ſehr feſten, charaktervollen Ausdruck hatte, Danton, ich will Dir etwas ſagen. Dieſe Einſamkeit hier iſt Dir nicht länger gut; ſie hat Dir wohlgethan, ſie hat Dein Gemüth erquickt, und Vieles haſt Du hier gewonnen, aber es iſt jetzt Zeit für Dich, daß Du auch wieder zu handeln beginnſt. Auf, mein Freund, eine neue, große Laufbahn will ſich Dir aufthun. Deine Rieſenkräfte werden jetzt erſt ihre wahre Beſtimmung empfangen. Sie ſollen im Dienſt der Kirche den Kampf gegen die Revolution eröffnen. Dieſer Gedanke iſt mir von Gott gekommen, und daraus entnehme ich meine Vollmacht, daß ich Dich nach Paris ſende und Dich in den Kampf ſchicke gegen die Gotteslängner und Tempelſchänder, gegen die Rotten Hébert's und Chaumette's, welche die Keule Danton's jetzt niederſchlagen und verderben ſoll. Gehe hin, mein theurer Freund, und meine inbrünſtigen Gebete ſollen Dir nachfolgen. Ich bleibe hier in dem ſtillen, einſamen Hauſe zurück, aber ich komme, wenn Du mich rufſt, bei Dir zu ſein, und wenn es uns ver-

liehen werden, den neuen Sieg der Religion über den Atheismus der Empörer zu feiern.

Danton reichte ihr die Hand, und sah sie freudig aufathmend an. Du kommst meinen Wünschen zuvor, sagte er, und Du giebst ihnen zugleich ein hohes Ziel, dem ich längst nachgesonnen habe. Ja, ich glaube mit Dir, daß ein großer Wendepunkt erschienen ist. Die Sache der Revolution, die ich aufgebaut, werde ich niemals verlassen, das wirst Du nicht von mir begehren können. Auf den ehrlichen, großen Grundlagen der Freiheit und der Religion soll die Republik jetzt zu einem Reich des Friedens und der Ordnung befestigt werden. Der Kampf, in den Du mich hineinsendest, ist der richtige Weg dazu. Ich gehe nach Paris, ich schlage die Hébertisten, ich ringe mit der Hydra des Atheismus, bis ich gesiegt habe oder unterlegen bin. Die Zeit der Gräuel soll ein Ende nehmen in Frankreich. Der Mord, der Paris durchtobt, die blutige Schande, die in den Provinzen ihr Wesen treibt, die Schreckenswirthschaft in der Vendée, in der Bretagne, in Bordeaux und Lyon, wer kann diese entsetzlichen Dinge alle länger in Frankreich dulden? Dieser Verwilderung, die bis in den Himmel hinein schlägt, soll und muß jetzt ihre Gränze gesteckt werden. O wie glück-

lich bin ich, daß ich noch eine Aufgabe in der Welt habe!

Eine Aufgabe der Gnade, der Sühne! rief Louiſe feierlich. Möchte allen Denen, die ihre frevelnde Hand gegen das Haupt Ludwigs XVI. ausgeſtreckt haben, derſelbe Weg der Umkehr eröffnet werden! Alle dieſe Gräuel fließen nur aus dem einen Verbrechen her, das an dem König begangen worden, und dieſe Schuld will Alle, welche ſie trifft, in ihr ewiges Verderben jagen. Aber Du, Danton, haſt den Weg gefunden, auf dem die Gnade leuchtet, auf dem die Sühne anhebt. Deinetwegen bin ich nun auch froh und ſelig geworden! —

Der Tag ging mit den noch nöthigen Vorbereitungen zur Abreiſe Danton's hin. Am Abend beſtieg er den Wagen, der ihn nach Paris führen ſollte.

Der Abſchied war ein ſehr langer und zärtlicher. In ihre Umarmung miſchte ſich eine bange, düſtere Vorahnung, die in dem Augenblick der Trennung den Einen nicht aus des Andern Armen laſſen wollte. Aber Danton erlag zugleich dem überwältigenden Reiz, den Louiſe mit ihrer ganzen Perſon auf ihn ausübte. Er küßte unaufhörlich ihr ſchwarzes glänzendes Haar, ihre weißen Schultern, die ernſten ſchwärmeriſchen Augen, in denen ihm zugleich ſo viel

Glück der heißesten Liebe lächelte. Den Duft ihres ganzen Weſens ſchien er noch einmal mit berauſchenden Zügen in ſich ſaugen zu wollen. Dann aber ſiegte ihre wunderbare Stärke über alle Gefühle, und ſie entriß ſich ſeinen nicht enden wollenden Liebkoſungen.

durch umständliche Berechnung der Kosten, die er bei jeder uns vorgelegten Speise mit precieuser Miene anbringt, uns allen Appetit verdirbt. Entschiedenen Haß gegen den ciceronischen Stil hat besonders Hippel ausgesprochen, und es wäre zu wünschen, daß sich dieser allgemeiner verbreitet hätte, anstatt daß wir nun schon als Muttermilch unserer Prosa diese eitele, weitschweifige, rhetorisch fabrizirte Schreibart einsaugen müssen, in der wir es höchstens zu einem fehlerfreien Schulmeisterstil bringen. Als den ersten Vermittler der ciceronischen Prosa mit den modernen Literaturen kann man den Boccaccio ansehn, der in seinem Decamerone, welcher ein europäisches Lesebuch wurde und sehr früh und sehr häufig auch in Deutschland Uebersetzer fand, zuerst die italienische Prosa nach dem classischen Musterbild des Cicero formte, zu einer Zeit, wo es noch nirgends in Europa eine gebildete moderne Prosa gab. Durch ihn wurde Ciceros Schreibart in einer modernen Production überliefert, und damit das lange bedenkliche Gesicht der von Zwischensätzen überfüllten Periodenbildung, die unter allen neuern Sprachen der langsam und

IV.

Der neue Bund zwiſchen Robespierre und Danton.

Robespierre war heut mit Saint-Juſt, der ihn nach Hauſe begleitete, früher als gewöhnlich aus der Sitzung des National-Convents zurückgekehrt. Beide ſchienen in einer außergewöhnlichen Aufregung begriffen, und Eleonore, die zu ihrem Empfange ihnen freudig wie immer entgegengetreten war, ſchrak erſtaunt und betroffen vor ihrem Anblick zurück.

Wir haben heut im Convent einen Mardigras gefeiert, wie er in der Courtille nicht beſſer aufgeführt werden kann, rief Robespierre, indem er ſeinen Hut heftig auf den Tiſch warf, und ſein Portefeuille den Händen Eleonorens, faſt ohne ſie anzuſehn, überließ.

Die Farce hat uns vielleicht mehr geärgert, als

es der Mühe werth war, ſagte Saint-Juſt, der indeß auf ſeiner ſchönen feingezeichneten Stirn heut eine ſchrecklichere Wetterwolke als je hatte aufſteigen laſſen.

Mein Gott, entgegnete Eleonore erſchrocken, was hat ſich denn zugetragen? Soeben war auch die Mutter hier und wollte von der Straße herauf gehört haben, daß im Convent getanzt worden ſei. Das wäre freilich gegen alle Vernunft.

Nein, im Gegentheil, rief Robespierre, mit einem faſt komiſchen Ausbruch ſeines Zorns, es iſt für die Vernunft, nicht gegen dieſelbe getanzt worden. Der General-Procurator der Gemeinde von Paris, der tolle Chaumette, hat uns heut die Göttin der Vernunft ganz officiell vorgeſtellt. Die Vernunft erſchien in Perſon bei uns, und war auch ſogleich ſo gütig, mit ihren Begleitern und Begleiterinnen, die ſie mitgebracht hatte, vor uns zu tanzen. Mehrere unſerer Collegen konnten ſich nicht enthalten, den Tanz mitzumachen, ſie ergriffen die Vernunft und ihre Zofen bei der Hand, und machten das Grand rond mit ihnen durch den ganzen Saal. Namentlich tanzte der dicke Poſtmeiſter Drouet wie ein Beſeſſener mit der Göttin der Vernunft. Saint-Juſt wird Dir erzählen, wo dieſe Göttin der Vernunft herkam,

denn ich kann nicht mehr, ich erſticke faſt vor Ingrimm über dieſen unerhörten Scandal!

Saint-Juſt, der ſich ſchon wieder mehr gefaßt hatte, ſagte mit ſeiner lächelnden, ſchneidenden Ruhe: Wir ſaßen oben auf unſerm Berge, uns nichts Schlimmes vermuthend, Robespierre und ich, als ſich plötzlich der Abbé Sièyes erhebt, um an ein eingegangenes, eben vorgeleſenes Schreiben eine Bemerkung zu knüpfen. Er läßt ſich erſt einige Augenblicke lang betrachten in ſeinem ſchönen blauen Frack, den er jetzt angelegt hat, ſeitdem er mit ſeinem Kirchen-Koſtüm feierlich gebrochen. Er verkündet jetzt der Verſammlung, daß er dem Beiſpiel des Biſchofs Gobel, ſeines Vorgeſetzten, der alle ſeine prieſterlichen Functionen niedergelegt, gefolgt ſei, und daß er keinen andern Cultus mehr anerkennen werde, als den der Freiheit und Gleichheit. Nur die Liebe zur Menſchheit und zum Vaterlande werde fortan noch ſeine Religion ſein. Dies klang recht ſchön, obwohl es nicht zu billigen war, und ich ſah, wie die Zornader ſchon gewaltig auf Robespierre's Stirn anſchwoll. Es war dies aber nur der Trompetenſtoß zur Eröffnung der Parade geweſen, die jetzt kommen ſollte. Die Thür des Saales geht jetzt auf, und der Gemeinde-Procurator Chaumette tritt ein, begleitet von

einem Trupp von Weibern, die an die halbnackten Umherläuferinnen des Palais Royal erinnern, und im Hintergrunde einige September-Schlächter, welche die Marodeurs dieſes Zuges bilden. Eine dieſer Damen, die ganz verſchleiert iſt und etwas züchtiger gekleidet erſcheint, als die übrigen, wird von Chaumette mit feierlichem Ernſt an der Hand geführt. Er nähert ſich mit ihr dem Fauteuil des Präſidenten, auf dem der gute Barère ſitzt, ein Mann der leidigen Klugheit, der ein ausgeweitetes Herz hat, in dem man für jedes Ungeziefer einen Altar errichten kann. Zu ihm ſagt Chaumette, der Bärenführer der Göttin Vernunft, Folgendes: „Sterbliche, erkennet keine andere Gottheit mehr an, als die Vernunft! Ich ſtelle Euch hier das reinſte und edelſte Bild derſelben vor. Wenn Ihr Götterbilder braucht, ſo dürft Ihr nur noch dieſes hier anbeten.“ Bei dieſen Worten ſchlug er ihr den Schleier zurück, und die neue Gottheit ging uns auf in ihrem überwältigenden Glanze. Chaumette beugt ſeine Knie vor ihr, und Barère, der Alles mitmacht, kann dies nicht lange anſehn, er wirft ſich ebenfalls vor der Göttin Vernunft auf die Kniee nieder. Viele andere Mitglieder des Convents folgen jetzt dieſem Beiſpiel. Wir oben, auf unſerm äußerſten Gipfel des Berges, glauben mit

Entsetzen wahrzunehmen, daß der Convent sich plötzlich zu unsern Füßen in ein Tollhaus verwandelt hat. Und jetzt wird durch Acclamation ein dieser Scene würdiger Beschluß gefaßt. Man beschließt, daß der Convent einem Fest zu Ehren der Vernunft beiwohnen werde, daß dies Fest in der Metropolitankirche von Paris stattfinden solle, und daß diese Kirche, die schöne Notre-Dame, künftig der Tempel der Vernunft genannt werde. Dann aber werden patriotische Gesänge angestimmt, und ein frommer Bachanten-Tanz reißt den Convent selbst in seine Wirbel hin. Robespierre und ich erhoben uns endlich von unsern Plätzen, und durchschritten in grader ernster Haltung den ganzen Saal. Da fühlt sich endlich der Bürger-Präsident an seine Ehre gemahnt, und hebt die Sitzung auf.

Es war ein abscheuliches, ein höchst verderbliches Ereigniß, rief Robespierre, noch immer wüthend. Chaumette, Hébert, Cloots, und die ganze Sippschaft, welche diese Komödie angestiftet hat, sie haben ihr Leben dadurch verwirkt! Sie machen uns aus der Republik ein Wechselbalg, und prägen uns ein Schandmaal vor den Augen von ganz Europa auf. Sobald der Moment gekommen, Saint-Just, fallen diese Köpfe vor allen übrigen!

In dieſem Augenblick wurde die Thür heftig aufgeriſſen, und der Bürger Duplay, der, wie es ſchien, nicht ganz ohne Zwang ſeine ſtattliche Ehehälfte hinter ſich herzog, trat mit ihr ziemlich geräuſchvoll ein.

Du wirſt es ſehen, was Dir Robespierre auf Deine thörichten und kindiſchen Wünſche erwiedern wird, rief Meiſter Duplay, indem er ſie etwas gewaltſam in die Mitte des Zimmers und gerade vor Robespierre hinſchleppte. Und nun rede!

Aber die Bürgerin Duplay ſtand jetzt, mit trotzig übereinander geſchlagenen Armen, ganz ſtumm und bewegungslos da. Auf eine ſo gebieteriſche Aufforderung ihres Eheherrn, zu reden, ſchien ſie ſich in keinem Fall einlaſſen zu wollen.

Duplay nahm jetzt ſtatt ihrer das Wort. Denken Sie, Bürger Robespierre, ſagte er, ſie will Göttin der Vernunft werden. Sie hat gehört, daß in einigen Tagen der Cultus der Vernunft in Notre-Dame eingeweiht werden ſoll, und da iſt ſie der Meinung geworden, daß man dazu doch nicht die erſte beſte Vernunft nehmen werde, wie das heut Morgen im Convent der Fall geweſen ſei. Sie denkt, das ſei ein neuer Ehrenpoſten der Republik, auf den ſie als Wirthin Robespierre's einen beſonderen Anſpruch zu haben glaube. Aber ich habe ihr ſchon geſagt, daß

man ganz anders gelebt haben muß, um Göttin Vernunft werden zu können. Das Frauenzimmerchen von heut Morgen hat ſich ſeine Sporen gewiß erſt recht ſauer verdienen müſſen. Und die Bürgerin Duplay iſt doch jedenfalls ſtets eine höchſt anſtändige und tugendhafte Frau geweſen. Auch ſagte ich ihr, daß Robespierre gewiß dieſen ganzen Hokuspokus mißbilligen und den Seinigen nicht geſtatten werde, ſich daran zu betheiligen.

Da haſt Du Recht geſagt, wackerer Duplay, rief Robespierre, indem er der ſchamroth gewordenen Frau einen zürnenden Blick zuſchleuderte. Wir ſind ehrliche Franzoſen, wir glauben an Gott, wir beten ein höchſtes Weſen an, das perſönlich und ewig lebt. Wir brauchen die Götzenbilder aus Chaumette's und Hébert's Schemenreich nicht! —

Jetzt öffnete ſich die Thür von Neuem und Joſephine trat unter Begleitung des Convents-Deputirten Lebas herein.

Da kommt unſer Brautpaar! rief Eleonore fröhlich, indem ſie ihrer Schweſter, die verſchämt und glücklich an die Seite ihres Verlobten ſich ſchmiegte, entgegenſprang. Wie freue ich mich, daß Ihr ſo glücklich ausſeht. Das iſt doch einmal ein Anblick, an dem man ſich ausruhen und erlaben kann. Alles

Trübe und Entsetzliche, das jetzt der Tag bringt, fällt weit zurück, wenn ich Euch Beide sehe.

Josephine breitete die Arme nach ihrer Schwester aus, und warf sich mit einem frohen Laut, der ihr ganzes Glück verkündete, an ihre Brust. Die Verlobung der lieblichen Josephine mit dem jungen Lebas war ein erst vor Kurzem eingetretenes Familien-Ereigniß, bei dem der Wunsch Robespierre's vornehmlich den Ausschlag gegeben hatte. Lebas, ein Abgeordneter des Pas de Calais, hatte sich seit einiger Zeit auf eine ungemein beeiferte Weise zu denjenigen Freunden Robespierre's gestellt, die sich als seine eigene Partei um ihn zu gruppiren angefangen. Auf diesem Wege war er auch mit Duplay bekannt geworden. Die Neigung Josephinens war dem jungen liebenswürdigen Mann, der sich gleich bei seinem ersten Eintritt in das Haus sichtlich um sie bemühte, rasch entgegengeflogen, und bei den reichen Glücksgütern, deren sich Lebas erfreute, stand ihrer baldigen Verbindung nichts im Wege. Robespierre selbst wünschte dieselbe, obwohl das zarte Mädchen noch nicht lange die Kinderjahre überschritten hatte.

Nun, Lebas, sagte Robespierre zu dem von Heiterkeit strahlenden Bräutigam, auf Deinem Gesicht steht schon wieder das alte freudetrunkene Fragezeichen.

Es fragt mich jedesmal ſo ungeduldig, wann ich den Tag Eurer Hochzeit anſetzen werde? Denn Ihr habt Euch damit einmal in meine Hand geben wollen, und ich weiß wirklich noch nicht, ob Ihr in dieſem Betracht auch zu Euerm Vortheil gehandelt habt. Aber laßt nur erſt das Feſt der Vernunft vorüber, das uns bevorſteht, und dann wollen wir ſehen, welchen guten Tag wir für das Feſt der Liebe gewinnen werden.

Das ſind immer nur neue Ausflüchte, ſagte Joſephine, indem ſie die ihr dargebotene Hand Robespierre's zurückſchlug, und ihm eine ſchmollende Miene zeigte. Erſt habt Ihr von uns verlangt, daß wir die Einführung des republikaniſchen Kalenders abwarten ſollen, denn Ihr meintet, daß es ſich für uns nicht anders ſchicke, da wir uns doch unmöglich an einem der alten Kalendertage der Unfreiheit noch trauen laſſen könnten. Nun ſind ſie aber alle gekommen, die Vendémiaire's und Brumaire's, die Niôſe's, Ventôſe's und Pluviôſe's, die Meſſidor's und die Thermidor's und die Fructidor's, und jetzt laßt Ihr uns erſt recht ſitzen, und zieht uns von einem Monat in den andern an der Naſe herum. Wenn Lebas ſich das länger gefallen läßt, ſo iſt das ſeine Angelegenheit. Ich aber gebe die ganze Sache auf, ich

ſchlage mich zur feindlichen Partei, ich werde ultra-revolutionair, ich helfe Robespierre, Saint-Juſt, Couthon und den ganzen Wohlfahrts-Ausſchuß ſtürzen.

Man erheiterte ſich an der Drolligkeit, mit der die kleine Joſephine dieſe ihre Beſchwerden vortrug. Eleonore ſchien ihr dieſelben verwieſen zu haben, und hatte ihr ernſthaft mit dem Finger gedroht.

Nun ja, erwiederte Joſephine lebhaft, wenn noch lange gewartet werden ſoll, wird es ja bald gar keine Prieſter mehr geben, welche einen ordentlichen Menſchen trauen können. Denkt Ihr, ich weiß es nicht, was in Paris vorgeht? Dieſe fürchterlichen Menſchen, die ſich Hébert, Chaumette, Clootz, und wer weiß noch wie nennen, haben ja den Biſchof Gobel bei nächtlicher Weile in ſeinem Palais beſuchte, und ihn gezwungen, ſein ganzes Prieſterthum einzuſtellen. Seitdem dankt ein Prieſter und ein Biſchof nach dem andern ab, und heut ſagt man, daß wir ſchon in einigen Tagen keine katholiſche Kirche mehr haben werden.

Es wird ſo ſchnell nicht gehn, erwiederte Robespierre, indem er ſie lächelnd betrachtete. Ich erneuere Euch Beiden mein Verſprechen, daß der Tag für Euch bald und ſicher kommen wird, ſo bald und ſicher, als eine Feier anderer Art, die ich im Sinne

feierlich gemeſſenen Bewegung der italieniſchen, und ihren volltönenden und langaushaltenden Wortlauten, noch am meiſten eignet. In der deutſchen Sprache aber hat ſie den Hang zur Weitſchweifigkeit beſtärkt und gewiſſermaßen rhetoriſch ausgebildet. Das lange Auslaufen der Hülfszeitwörter in unſerer Schreibart, das pedantiſche Austönen von gewesen ſein, geworden ſein, gehabt haben u. dgl., womit wir uns noch immer mehr als nöthig und billig Umſtände machen, verdanken wir den Rückwirkungen des Cicero, deſſen große Effecte mit ſeinem esse videatur und andern rhythmiſchen Schlußfällen *) uns unſere Lehrer nicht genugſam preiſen konnten.

Schönere und geiſtigere Eindrücke empfing die deutſche Proſa von dem Stil des Tacitus, welcher einen andern Pol für die Bildung unſerer Schreibart bezeichnet. Im Tacitus erzeugt und beherrſcht das Gemüth die Periode, und die kurzen, ſchlagfertigen Reihen derſelben ſind abgebro-

*) Vgl. Voß, Zeitmeſſung der deutſchen Sprache, S. 250.

trage, begangen werden wird. Dem abſcheulichen Geſpenſt der Vernunft, das aus dem Schooß dieſes verbrecheriſchen und hirnloſen Gemeinderaths hervorgeſtiegen, werde ich eine Feier des höchſten Weſens gegenüberſtellen. Gebt Acht, was geſchehen wird. Es wird ein Tag kommen, an dem die Franzoſen den wahren Gott wiederfinden und ihn anbeten werden. An dieſem Tage, Joſephine und Lebas, werde ich Euch mit einander verheirathen!

Bei dieſen letzten Worten Robespierre's hatte ſich auch die Bürgerin Duplay, die bis dahin in ſtummem Unwillen und ganz regungslos dageſtanden, ihm genähert. Indem ſie ſich verſtohlen an ſeine Seite ſtellte, flüſterte ſie ihm heimlich zu: Alſo ein abſcheuliches Geſpenſt iſt dieſe Göttin der Vernunft? Dann bedanke ich mich ganz gehorſamſt, und erkläre, daß ich damit gar nichts zu ſchaffen haben will. Denn um ein Geſpenſt darzuſtellen, dazu bin ich doch noch nicht alt und abſchreckend genug. Nicht wahr, Bürger Robespierre?

Robespierre nickte ihr flüchtig zu, und trat von ihr hinweg, um ihre weiteren Herzensergießungen zu vermeiden. In dieſem Augenblick aber klopfte es von draußen an die Thür. Robespierre ſchrak ſichtlich zuſammen, denn die eigenthümliche Art und Weiſe

dieſes Klopfens gemahnte ihn ſeltſam. Er war überzeugt, daß es kein Anderer ſein könne, als Danton. Aber wie war es möglich, daß Danton heut plötzlich zu ihm kommen ſollte, zu ihm, Robespierre? Seine Haltung nahm jetzt wieder eine eiſerne Ruhe an. Die Thür öffnete ſich. Es war wirklich Danton, der hereintrat, und ſeinem alten Freunde Robespierre mit einer ſtürmiſchen Inbrunſt, die aber viel Aechtes und Treuherziges hatte, die Hände entgegenſtreckte.

Robespierre konnte einer ſolchen Annäherung nicht widerſtehn. Er erwiederte den Handſchlag mit einem Ausdruck, der ſeine aufrichtige Abſicht ankündigte, dieſem unerwarteten Entgegenkommen Danton's zu entſprechen, und die alten Mißhelligkeiten zwiſchen ihnen, die in der letzten Zeit unaufhörlich wiedergekehrt waren, zu vergeſſen.

Die großartige Geſtalt Danton's in dem kleinen, ſchon von mehreren Perſonen überfüllten Zimmer hatte bei den übrigen Anweſenden faſt eine augenblickliche Verwirrung hervorgerufen. Danton ſah heut friſch und heiter aus, wie in ſeiner beſten Zeit. Der mannhafte Entſchluß, mit dem er ſich wieder nach Paris begeben, und der ihn wieder handelnd und unternehmend auf der Scene des Tages erſcheinen laſſen ſollte, hatte ihn heut wie mit neuer Jugend-

kraft angefeuert. Seine Wange war roth und ſtrahlend.

Ich glaubte Dich noch in Arcis-ſur-Aube, in Deinem weichen Stillleben, das mit uns grollt, ſagte Robespierre, indem er mit ſcharfen prüfenden Blicken die ganze Erſcheinung Danton's überflog.

Ich bin in dieſem Augenblick wieder in Paris angekommen, ſagte Danton. Stillleben und Groll ſind vorüber. Ich will wieder etwas zu thun haben. Und darum melde ich mich zuerſt bei meinem alten Freund Robespierre. Und auch Euch Andere, Bürger Lebas und Bürger Saint-Juſt, bitte ich, daß wir wieder zuſammen gehn und zuſammen handeln wollen. Euch drückt hier der Alp der Vernunft, und ich will Euch von demſelben befreien helfen. Denn Danton hat ja noch ſeine geſunden Knochen.

Sei willkommen, Danton! ſagte Robespierre mit vielem Nachdruck.

Auch Lebas begrüßte jetzt den Zurückgekehrten mit großer Freundlichkeit. Saint-Juſt aber hielt ſich düſter und ſchweigend zurück. Er hatte den Gruß Danton's kaum erwiedert. Dann begab er ſich in das Nebenzimmer, deſſen Thür er nicht ganz ſanft hinter ſich zuwarf. Damit hatte er auch für die

Uebrigen das Zeichen gegeben, ſich zu entfernen, und Danton und Robespierre allein zu laſſen.

Danton flog jetzt mit erneuertem Ungeſtüm in die Arme Robespierre's.

Mich dünkt, Du empfängſt mich gut, denn Du weißt es, warum ich komme, ſagte er mit ſeiner heut faſt liebenswürdigen Zuthulichkeit. Dieſe Leute wollen auch die alte Religion, den Cultus, die Kirche, zerſtören, und wir müſſen ſie daran verhindern. Die Republik iſt in Gefahr gekommen durch dieſe ſchmuzzigen Vampyre, die Hébertiſten, die ſich an ihr beſtes Herzblut angeſogen haben.

Dir liegt alſo noch an unſerer Republik? fragte Robespierre mit wunderbarer Stimme, indem er Danton faſt wehmüthig betrachtete. Ich glaubte ſchon, daß wir Dich für alle unſere Angelegenheiten verloren hätten, und das that mir wehe. Ich geſtehe, daß ich Dich in der letzten Zeit nicht begriffen hatte. Kaum war es, und zwar auf Dein Zuthun gelungen, den Wohlfahrts-Ausſchuß als proviſoriſche Regierung Frankreichs zu proclamiren, ſo erklärteſt Du auch, ja Du ſchwureſt, daß Du ſelbſt nicht mehr in dieſen neugebildeten Körper eintreten würdeſt. Es ſchien mir, Danton, Du hätteſt den Revolutionsſchmerz bekommen, und das iſt eine ſchlimme Krankheit, an

der die beſten Männer der Freiheit hinſterben können. Darum verſchwandeſt Du plötzlich vor unſerer Aller Augen.

Mein Freund, entgegnete Danton ruhig, laſſen wir die Vergangenheit! Es giebt dunkele Blätter in dem Leben jedes Menſchen, und auch ich konnte Manches nicht begreifen, was geſchehen iſt. Darum zog ich mich zurück. Selbſt die neue Verfaſſung der Republik, damit ich es nur gerade herausſage, erſchien mir noch als ein lebensunfähiges Kind, obwohl es von Dir gezeugt worden, Robespierre, und die Züge Deines providentiellen Geiſtes an ſich trägt. Es iſt ſeltſam, daß ich jetzt unterwegs, als ich hierher reiſte, beſtändig an dieſe Verfaſſung gedacht habe, und daß mir erſt jetzt die große Bedeutung Deines Werkes völlig klar geworden iſt.

Warum haſt Du gerade an die Verfaſſung gedacht? fragte Robespierre haſtig, indem ein Zug des Mißtrauens über ſein Geſicht flog. Dieſe Verfaſſung iſt mehr ein Werk der Zukunft, als daß ſie von der Gegenwart ſchon hätte vollſtändig aufgenommen werden können. Sie will zugleich eine Umwälzung der Geſellſchaft, und dazu iſt die Zeit noch nicht gekommen. Das Volk hat dieſe Verfaſſung angenommen, und das war einſtweilen genug. Um ſie

wirklich auszuführen, dazu bedarf es vor Allem erst des Friedensschlusses mit unsern innern und auswärtigen Feinden. Diese Verfassung ist auf dem Grabe der Girondisten gewachsen, Danton. Vergessen wir diesen ihren Ursprung nicht. Es kam darauf an, die Republik zuerst als die eine und untheilbare auf dem Grunde der Volkssouverainetät festzustellen. Dies ist durch die Verfassung gelungen. Alle ihre übrigen Keime werden später aufgehn. Was willst Du heut mit der Verfassung, Danton? —

Robespierre hatte diese Worte mit einer so gereizten Heftigkeit gesprochen, daß es fast schien, als sei hier ein sehr wunder Fleck an ihm berührt worden. Danton aber sah ihn mit einem sehr ehrlichen Gesicht an, und sagte darauf: Die Freiheit des Cultus ist ja durch die Verfassung ausdrücklich geschützt worden, und das ist mir zu guter Zeit wieder ins Gedächtniß getreten. Ich bin auf den Gedanken gekommen, daß wir selbst das neugebildete Revolutionsheer zum Schutz der katholischen Kirche verfassungsmäßig verwenden könnten. Die Gefahren, in denen wir schweben, sind jetzt entsetzlich. Vieles, was seit einiger Zeit in der Republik Frankreich vorgeht, gemahnt uns auf eine unheimliche Weise, daß bereits die Verschwörung des Auslandes in unsern eigenen

Gliedern tobt. Es giebt eine Partei, welche die Freiheit durch ihre Gräuel erſticken will, und ich behaupte, daß dies eine Partei heimlich bezahlter Schreckensmänner iſt, die von den auswärtigen Mächten Geld und Leitung empfängt, um die Republik zu verderben. Schlagen wir los, Robespierre, und vernichten wir zuerſt die Horde, welche ihre räudige Vernunft an die Stelle der Religion, an die Stelle der Kirche ſetzen will, und die heut ſchon angefangen, den National-Convent durch religiöſe Maskeraden zu entweihen.

Wie gern, erwiederte Robespierre mit einem ernſten, ihn ſcharf durchbohrenden Blick, wie gern, Danton, will ich mich mit Dir zu einem neuen Bund vereinigen! Wenn auch die Sache der Prieſter mich nichts angeht, ſo werde ich doch ſtets für die Freiheit des Cultus mich erheben. Gegen die Verſchwörer im Dienſte des Auslandes laß uns zuerſt im Convent zuſammenwirken, denn wer könnte es läugnen, daß eine Hand dieſer Art in unſern Eingeweiden herumwühlt. Wir werden ſchon Manches erfahren, wenn wir den Führern der religiöſen Umtriebe zunächſt in einem Gefängniß ihr Handwerk legen.

Oh, rief Danton jubelnd aus, ſo habe ich mich

doch nicht geirrt! Wer irrt ſich auch in Robespierre, wenn er wahrhaft an ihn glaubt!

Robespierre ſchüttelte ihm noch einmal herzlich die Hand, und ſagte: So gehen wir denn wieder zuſammen, Danton! Aber Du mußt vor Nichts zurückſchrecken, wenn wir wieder Gefährten ſein wollen. Wenn ſich diesmal unſere Wege von Neuem trennen, dann iſt es ſchlimm. Ja, wir wollen miteinander die Atheiſten beſiegen, aber die Gemäßigten auch, Danton, die Gemäßigten auch! Die Gemäßigten ſind jetzt die Atheiſten der Freiheit, ſie erkennen den wahren Gott, der in der Freiheit lebt, nicht an, und darum, Danton, werden auch die Gemäßigten einſt ihren Kopf verlieren müſſen.

Danton ſchrak einen Augenblick zuſammen. Eine leiſe Bläſſe zeichnete ſich auf ſeinem Geſicht ab. Dann folgte er mit ſichtlicher Unruhe den Bewegungen Robespierre's, der ſich jetzt mit raſchen Schritten zu dem Zimmer begeben hatte, in welches zuvor Saint-Juſt eingetreten war.

Dort ſtand Saint-Juſt in der Mitte des Zimmers. Vor ihm auf dem Tiſch erblickte man eine Kohlenpfanne, die er ſich, wie es ſchien, ſoeben hatte kommen laſſen. Er war im Begriff, eine Schrift zu verbrennen, die in dieſen Tagen gegen Robespierre

und die Republik, man wußte nicht von welcher geheimnißvollen Hand, erschienen war. Dann, nachdem die Blätter verlodert waren, hielt er seine Hand noch einen Augenblick bewegungslos, und ohne zu zucken, dicht über die glühenden Kohlen gebreitet, indem er dabei feierlich einige unverständliche Worte flüsterte.

Was machst Du da? rief Robespierre erschrocken, indem er sich näherte und seinen Freund von dem ihn brennenden Feuer zurücktreiben wollte.

Ich schwöre der Zukunft einen heilig schmerzlichen Eid, sagte Saint-Just, und zog seine Hand zurück, die er mit ihrer Brandwunde lächelnd Robespierre entgegenstreckte.

Der wunderbare Jüngling mit seinem schönen, sanften, ruhigen Gesicht schien in einem unvereinbaren Contrast mit dieser eben vollbrachten Handlung zu stehn.

Ich habe geschworen, nur der Zukunft und ihrer Idee zu leben, was mir auch begegnen mag, setzte Saint-Just mit einer freudigen, wohllautenden Stimme hinzu. Und wer der Zukunft sich weiht, muß es lernen, keine Schmerzen zu empfinden. Denn die Herrschaft gehört den Phlegmatischen.*)

*) Der Wahlspruch Saint Just's: L'empire est aux fleg-

Auf Robespierre's Geſicht blizte ein leuchtender Zug der Bewunderung und Zuſtimmung auf. Der weichliche Danton begann zu ſchaudern, und beurlaubte ſich nun raſch, jedoch mit einem bekräftigenden Handſchlag, von Robespierre.

---

matiques." Barère Mémoires IV. 376. Vielleicht hat Louis Napoleon den ſeinigen: l'avenir est aux apathiques, danach zurechtgemacht.

chene Laute einer großen Weltanschauung, die sich auf die bestehende Wirklichkeit nicht vollständig anzuwenden, sondern nur zuckend anzudeuten wagt. Es ist das stilldüstre Flackern eines verzehrenden Feuers, verhaltener Zorn und prophetische Wehmuth, was in dem Bau dieser Sätze sprüht und dunkelt, und auch grammatisch in eigenthümlichen Worten und Wendungen ausschlägt. Diese grollende Kürze, diese raschen Schlagschatten des Gedankens und der Ironie, diese vulkanischen Erzitterungen der Rede, gleichen den Symbolen einer Kassandra, die am Rande des Unterganges der alten Welt sinnend stillsteht. Dieser moralisch erhabene Stil, charakterschildernd für eine ganze Zeit, wird von Manchen, besonders von Schulmännern *), häufig als eine Stufe des Verfalls des Sprach- und Schreibverderbens angesehen, besonders deshalb, weil in ihm jene Verschmelzung von Poesie und Prosa begonnen, die wir früher aus allgemeinem Gesichts-

*) Vgl. Manso, über das rhetorische Gepräge der römischen Literatur, in seinen Vermischten Abhandlungen und Aufsätzen (Breslau 1821.) S. 44.

V.

Göttin Vernunft.

Der Tag des officiellen Feſtes der Vernunft war herangekommen, und die beiden, den Pariſer Gemeinderath jetzt beherrſchenden Schreckensmänner, Hébert und Chaumette, hatten mit den Vorbereitungen dazu alle Hände voll zu thun gehabt. Beſonders war es ſchwer geworden, eine paſſende Göttin der Vernunft aufzutreiben, denn für die herrliche Notre-Dame-Kirche, die jetzt der Tempel der Vernunft geworden war, konnte unmöglich aus der Hefe der Proſtitution Etwas ausgewählt werden.

Es war ein Glück, daß Hébert ſeit einiger Zeit intereſſante Theaterbekanntſchaften hatte. Jacques René Hébert war überhaupt, ſeitdem er den äußerſten Schrecken und die reine Vernunft predigte und den Atheismus geradezu für die einzig würdige Geſinnung des freien Bürgers erklärt hatte, ein ganz anderer

Menſch geworden. Er begann von jetzt an ſehr viel auf ſein Aeußeres zu geben, und war bemüht, ſich ſtets in einer ungemein eleganten Toilette zu zeigen, während er in der Zeit vorher, wo der Atheismus noch nicht völlig in ihm zum Durchbruch gekommen war, nur einen ziemlich ſchmutzigen Cynismus an ſeiner werthen Perſon zum Beſten gegeben hatte. Jetzt war er in ſeinem ganzen Auftreten ein vollſtändiger Petit-Maitre geworden, und ſeine Gegner nannten ihn den Zierbengel der Vernunft, während er in den Boudoirs der ſchönen Schauſpielerinnen, mit denen er ſeit einiger Zeit vorzugsweiſe verkehrte, in der That dieſer feinen und ausgeſuchten Toilette zu bedürfen glaubte.

Mademoiſelle Armide Maillard, die erſte Sängerin der Academie nationale de Muſique, und unbeſtritten eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit, hatte ſich die Huldigungen des Herrſchers im Pariſer Gemeinderath gefallen laſſen, und Hébert, glücklich über ſeinen Einfall, ging zu ihr, um ihr die Rolle der Göttin der Vernunft anzutragen. Zu ſeinem größten Erſtaunen ſchlug ihm Armide dies ab. Nicht als ob ſie der Revolution dies neue Zugeſtändniß verweigert hätte. Denn obwohl einſt von der Königin Marie Antoinette geliebt und ausgezeichnet, war ſie doch auch in die ſchlimmſten Strudel der Revolution mit vieler Grazie

hineingetänzelt. Sie war die erste Sängerin gewesen, welche auf der Bühne die rothe Mütze aufgesetzt, und in der großen Oper hatte sie die Marseillaise mit ihrer wunderbar rührenden Stimme gesungen, so daß kein Auge trocken geblieben war.

Aber die schöne Armide glaubte einmal nicht, daß die Göttin der Vernunft eine Partie für sie wäre. Hébert holte sich seinen Freund Chaumette zur Hülfe, der auch zu den Aufgenommenen im Boudoir der Maillard gehörte, und durch seine ihm einmal zugestandene Grobheit vielleicht eher auf den Willen der Sängerin einwirken konnte. Anaxagoras Chaumette war um Vieles gebildeter und poetischer, als der nüchterne und gemeine Hébert, obwohl er in seinem Aeußern sich bei weitem mehr vernachlässigte, und auch in seiner Physiognomie etwas sehr Hartes und Abstoßendes hatte. Der General-Procurator der Gemeinde, wozu ihn das Volk aus seiner bis dahin sehr bescheidenen Stellung sogleich erhoben, hatte eine große Aehnlichkeit mit Marat, auch schien er seine langen, schmierigen, glatt anliegenden Haare absichtlich à la Marat frisirt zu tragen. Zur Partei Hébert's wollte er eigentlich nicht geradezu gehören. Er behauptete stets, daß noch ein Unterschied zwischen ihm und Hébert sei, obwohl sie jetzt Beide gemeinschaftlich den Cultus

der Vernunft eingerichtet hatten. Chaumette nahm mehr religiöse Innerlichkeit für sich in Anspruch, und behauptete, durchaus kein vollständiger Atheist zu sein. Dies gestand ihm Hébert aber nur mit der wegwerfenden Bemerkung zu, daß noch niemals ein Schusterjohn ein guter Atheist gewesen sei.

Armide schwankte schon, als der General-Procurator mit seinen glühenden, etwas mystisch gefärbten Redensarten in sie drang. Aber vollständig gefangen gab sie sich erst, als noch Anacharsis Cloots herbeigeholt wurde. Cloots war der wahre Narr der Revolution geworden, der aber aus seinem ansehnlichen Vermögen, das er als deutscher Baron besessen, noch bedeutende Geldmittel gerettet hatte, und der Bürgerin Armide ein Paar neue Brillant-Ohrringe versprach, wenn sie sich zur Göttin der Vernunft hergeben wollte. Anacharsis Cloots lehnte es zwar ebenfalls von sich ab, im eigentlichen Sinne zu den Hébertisten zu gehören, denn ihm kam es eigentlich auf die Philosophie an, er war ein Pantheist, und er wollte, daß Alles Gott sei, daß das souveraine Volk Gott sei, und daß Frankreich, wie er sich ausdrückte, der Wiedervereinigungspunkt des Gottes-Volkes oder Volk-Gottes sei. Er hatte darum auch durchgesetzt, daß dem Tempel, der in der Mutterkirche Notre-Dame für den

Cultus der Vernunft zurechtgemacht worden, eine Façade mit der Ueberſchrift: „der Philoſophie“ gegeben wurde, und daß die Büſten der Philoſophen den Eingang dazu zierten. Auch ſtammte es von ihm, daß Paris in dieſen Tagen der Vatican der Vernunft genannt wurde. Am liebenswürdigſten war Anacharſis, wenn er ſich mit einer unvergleichlichen Verſtellungskunſt durchaus nicht erinnern wollte, jemals Baron oder Preuße geweſen zu ſein. Wenn man ihn ſehr in die Enge trieb, geſtand er zu, daß er als Kind auf der Kadettenſchule in Potsdam war, er wußte ſich aber nicht zu erinnern, wie er eigentlich dorthin gekommen, und zuletzt fiel ihm ein, daß Friedrich der Große ihn ins Karzer habe ſetzen laſſen, weil er, der kleine Anacharſis, auf der Kadettenſchule Deutſch geſprochen habe. —

Man hatte alſo eine Göttin der Vernunft, und die Feier konnte an dem feſtgeſetzten Tage eröffnet werden. Eine Hymne, die Marie-Joſeph Chénier gedichtet und Goſſet in Muſik geſetzt, hatte die Ceremonie in Notre-Dame eröffnet, zu der alle Behörden der Stadt in einem feierlichen Zuge ſich eingefunden. Dann erſchien aus der großen Mittelpforte der Kirche eine Prozeſſion, wie man ſie noch nicht geſehen hatte. Voraus ging eine Schaar weißgeklei-

deter Frauen, die mit dreifarbigen Bändern geſchmückt waren, und Kränze von künſtlichen Blumen, denn der November oder Brümaire geſtattete nichts Anderes, auf ihrem Haupte trugen. Dann folgten alle Mitglieder des Gemeinderaths, der Club der Jacobiner, obwohl in nicht ſehr bedeutender Anzahl, die verwandten Clubgeſellſchaften und die revolutionairen Comité's, denen zur Seite Tänzer und Tänzerinnen in den Sprüngen einer ernſthaften Sarabande einherſchritten. Und nun, auf einem Tragſeſſel, der mit Guirlanden von Eichenzweigen umflochten war, die phrygiſche Mütze auf dem ſchönen, von wundervollen Locken umwallten Haupte, den Kothurn an den Füßen, bekleidet mit einer weißen Tunica und einem himmelblauen, über die Schulter herabfließenden Mantel, erblickte man die neue Göttin der Vernunft, die ſchöne Armide. Unter dem Schall der ſie umtönenden Inſtrumente wird ſie im Triumph dahingeführt, um ſich des Heiligthums der Jungfrau Maria zu bemächtigen. Jetzt bietet ihr Anaxageras Chaumette auf eine höchſt galante Weiſe die Hand, um ſie von ihrem Palanquin abſteigen zu laſſen. Er hat ſich dazu ein Paar weiße Handſchuhe angeſchafft, die damals noch ſehr wenig im Gebrauch waren, und die zu dem tiefen Blau ſeiner Carmagnole und zu dem

Scharlach ſeiner Mütze höchſt maleriſch abſtachen. Die Prieſterinnen, welche die Göttin der Vernunft am Altar umgeben, ſind meiſt Figurantinnen der großen Oper. Alle haben ſich, wie auch der größte Theil des Publikums, mit der rothen Mütze geſchmückt. Die ganze Gemeinde wirft ſich auf die Kniee nieder. Chaumette fängt an, aus einem alten Weihrauchfaß Opferdünſte auszuſtreuen, wodurch er die Göttin auf einen Augenblick in eine Wolke einhüllt. Zu ſeinen Füßen, in einem Winkel des Altars, lag eine Statue der heiligen Jungfrau, die bei dem letzten Unfug, den das von Hébert aufgereizte Volk in den Kirchen getrieben, verſtümmelt und umgeſtürzt war. Chaumette, der als Oberprieſter des neuen Cultus jetzt eine Anrede an die Gemeinde halten will, benutzt dieſen Umſtand höchſt effectvoll. Mit gewaltiger Stimme fordert er den Herrn Jeſus Chriſtus ſelbſt heraus, wenn er noch Macht habe, ſeine Mutter dort wieder auf ihre Beine zu erheben. Da aber nichts geſchieht, ſo ſchließt er daraus, daß ſowohl Maria als ihr Sohn zu nichts mehr gut wären, daß man damit aufhören müſſe, und daß man künftighin nichts mehr anbeten dürfe, als die Vernunft. Dann beginnen von Neuem Hymnen und Tänze, und man

iſt entzückt, daß Chaumette auch dem Contretanz eine Stelle in dieſem Gottesdienſt zu geben gewußt.

Ein allgemeines Hurrah für die Vernunft, dem ſich jetzt auch mehrere Vereats für die heilige Jungfrau zugeſellten, folgt dieſem philoſophiſchen Vortrag. Dann bildet ſich die Prozeſſion von Neuem, und der ganze Zug begiebt ſich nach dem National-Convent, wo die Göttin der Vernunft auch in dieſer Geſtalt, als Meiſterwerk der Natur, wie ſie Chaumette in ſeiner Anrede an den Präſidenten nennt, vorgeſtellt wird. Armide ſteigt auch hier von ihrem Thron herunter, und die Vernunft nimmt auf einen Augenblick neben dem Präſidenten des Convents Platz. Der Präſident umarmt ſie zärtlich, und damit iſt der neue Cultus für heut beſchloſſen.*)

Auch mehrere andere Kirchen von Paris wurden an dem heutigen Tage der Göttin der Vernunft geweiht, wo dann andere ſchöne Frauen ſich um die Ehre drängten, die Göttin zu ſein. In vielen Stadtvierteln wurden Straßen-Prozeſſionen mit einer irgendwoher entnommenen Göttin der Vernunft aufgeführt. Faſt hätte es dabei ein Unglück gegeben. Der bekannte Buchdrucker Momoro, der in der letzten Zeit ein

*) Duval Souvenirs de la Terreur IV. 149.

eifrig raſender Genoſſe Hébert's und Chaumette's geworden war, hatte ſeine eigene Frau gezwungen, bei dem von ihm veranſtalteten Umzuge die Rolle der Göttin Vernunft zu übernehmen. Die Bürgerin Momoro war eine ſchöne, ſittige und fromme Hausfrau, die nur ihrer Familie und ihren Pflichten lebte. Aber ihre heißen Bitten und Thränen, die ſie dieſem Anſinnen entgegenſtellte, halfen ihr nichts. Sie hatte den Palanquin beſteigen müſſen, und um ſie für ihren Widerſtand zu ſtrafen, ließ Momoro, der den Zug ſelbſt anführte, die belebteſten und volkreichſten Straßen für dieſe Prozeſſion nehmen. Bleich und ſchwankend, mit großen Thränen, die ihr unaufhörlich aus den Augen rollten, ſaß die Frau auf ihrem Triumphſeſſel da, bis ſie ohnmächtig zuſammenſank. Sie wäre auf das Straßenpflaſter heruntergeſtürzt, wenn Momoro ſie nicht in ſeinen Armen aufgefangen hätte.

Es war ein ſchöner, freundlicher Sommertag, wie ihn der Brumaire ſelten darbot. Das Volk tummelte ſich in gewaltigen Maſſen auf den Straßen und Plätzen, von der heiterſten und übermüthigſten Stimmung beſeelt, zu Muthwillen und Unternehmungen jeder Art aufgelegt. Der vor einiger Zeit entfeſſelte Trieb, in die Kirchen einzudringen, und, zum Theil zum Beſten der Münze, an die Alles abgeliefert

wurde, die Koſtbarkeiten des alten Cultus, Gold, Silber und Edelſteine, herauszuholen, begann ſich heut von neuem zu regen. Heut kamen beſonders die Heiligen aus Gold und Silber an die Reihe, und man füllte die dadurch entſtandenen Lücken durch Büſten von Marat und andern heilig geſprochenen Männern der Revolution aus. Unter vielem Unfug und Gelächter wurde heut auch die zerſtörende und ſchändende Hand an die Altäre, an die Portale, an die Sacriſteien und ſelbſt an die Gräber der Todten in den Gewölben gelegt, denen man ihr letztes Beſitzthum entriß. Die Kirche Saint-Euſtache wurde ſogar zu einem Cabaret eingerichtet, die Luſt des Volkes begann einen immer gefährlicheren Schwung zu nehmem, und der Cultus der Vernunft ſchlug bereits auf vielen Punkten von Paris in wirbelnde Orgien um.

In dieſe fürchterliche Stimmung drangen neue Siegesnachrichten von der Armee ein, die ſoeben in Paris angelangt waren, und einen entſcheidenden Sieg der Republik in der Vendée verkündeten. Dort war Charette, der reactionaire Bauern- und Prieſter-General, von den tapfern republikaniſchen Truppen empfindlich auf's Haupt geſchlagen worden. An demſelben Tage war aus Toulon die Kunde eingetroffen, daß die Belagerung des feſten Platzes am Mittel-

punct der Literatur und Sprache bezeichnet, und worin die tacitiſche Schreibart mit unſrer heutigen modernen auf gleichen Elementen der Geſinnung, der Sprachentwickelung und der Zeitverhältniſſe beruht. Die poetiſche Geſtaltung der Proſa als eine Entartung der Sprache zu betrachten, iſt jedoch eine für die Schule wie für das Leben irrige Anſicht. Nur wenn man die mechaniſche Schnitzarbeit Cicero's, oder Cäſar's militairiſche Einfachheit für die einzige Normaldarſtellung anerkennt, möchte man den Stil des Tacitus als eine bloß abnorme Manier einer einzelnen Subjectivität, die in dem Verderben ihrer Zeit befangen, beurtheilen dürfen. Die tacitiſche Schreibart ſteht über dem Verderben ihrer Zeit, weil ſie die Schreibart des bewußten Genius ſeiner Epoche iſt, der zwar alle Farben der allgemeinen Zuſtände hineinmalt, alle ihre Stimmungen ausklingt, aber nicht Geſchöpf, ſondern Schöpfer ſeiner Gemälde iſt. Der poetiſche Stil des Tacitus iſt eine Production der eigenthümlichen Geſinnung, die Geſinnung macht ihn poetiſch, und dieſe iſt die einzige Bewegerin der Sprache, die allgemeingültige Geſetze aufſtellt. Cicero iſt die

meer, in den ſich eine engliſche Beſatzung geworfen, begonnen hatte. Man nannte den jungen Hauptmann der Artillerie, Napoleon Bonaparte, dem ein Heldenmuth ohne Gleichen bei dieſer Affaire zugeſchrieben wurde. Dieſe Nachrichten, die jetzt überall kundgemacht wurden, übten auch auf die wild einhertoogenden Maſſen einen ſichtlichen Eindruck aus. Viele traten aus dem Schwarm zurück, und der glänzenden, überall erfolgreichen Waffenthaten gedenkend, durch welche ſich die Republik in der letzten Zeit nach Außen behauptet, ſchien man ſich wieder gezügelt und und edleren Anſchauungen zugewandt zu fühlen.

Am Abend fand bei den Jacobinern eine Sitzung ſtatt, in der ſich Robespierre und Danton wieder begegneten. Auch Hébert, Chaumette, Cloots, und die ganze Sippſchaft des Vernunftcultus, erſchienen in dem Saal, und zeigten herausfordernde, den Blicken Robespierre's kühn und trotzig begegnende Geſichter. Alles ſchien den Kampf auf Leben und Tod anzukündigen, der heut zwiſchen den Parteien der Republik entbrennen ſollte.

Robespierre hatte dagegen einen milden Ernſt auf ſeinem Geſicht. Er ſchien in ein tiefes Nachſinnen verſunken zu ſein, in dem ihn nur zuweilen die auf ihn gerichteten wilden Blicke Hébert's ſtörten, die

ihn unerträglich beläſtigten. Hébert war früher ein Günſtling Robespierre's geweſen, der an ihm ein nützliches Werkzeug gefunden zu haben glaubte, und ihn zur Herausgabe des Père Duchesne, in dem die grobe und ſchmutzige Sprache der Hallen meiſterhaft geredet wurde, beſtimmt hatte. Auf Robespierre's Veranlaſſung hatte der Wohlfahrts-Ausſchuß täglich zehntauſend Exemplare dieſes Journals unter das Volk vertheilen laſſen, aber ſeitdem Hébert im Gemeinderath ſo entſetzlich herrſchte und ſich zum Haupt einer Schreckensbande aufgeworfen hatte, welche die Republik von innen her zu verderben drohte, hatte ihm Robespierre den baldigen Untergang gelobt.

Er ſieht wie ein betrunkener Tiger aus, flüſterte Danton, im Hinblick auf Hébert, dem neben ihm ſitzenden Robespierre zu. Machen wir es kurz mit ihm, und werfen wir ihm den vernichtenden Schlag auf Einmal an den Hals, damit von ihm und ſeiner ganzen Bande keine Spur mehr übrig bleibe. Dieſe gefährliche Rotte iſt im Begriff, ſich aller Gewalt in der Republik zu bemächtigen. Da iſt auch der abſcheuliche Vincent, der General-Secretair des Krieges, und Ronſin, der General unſerer neuen Revolutions-Armee. Mein Gott, wie glücklich war ich in meinem ſtillen Arcis-ſur-Aube, wo ich ſicher war, ſolche Ge-

ſichter nicht zu ſehn. Und mit welchen unverſchämten Augen dieſer Hébert auf uns herblickt. Es ſoll mich wundern, ob er nicht wieder den Kopf der armen unſchuldigen Dame Eliſabeth fordern wird, welche ſchon lange neben der Jungfrau Maria auf ſeinem Regiſter geſtanden.

Warum iſt ſie unſchuldig? fragte Robespierre auffahrend. Sie war die Schweſter eines Königs, und liebte einen König. Aber laſſen wir doch das jetzt, Danton. Ich möchte heut bloß das Lager anzünden, in dem die Hébertiſten ſich aufgeſtellt haben. Vielleicht brennt dann das ganze Geſindel von ſelbſt darin ab. Und ich will heut bloß von Gott ſprechen. Was meinſt Du dazu, Danton? Ich habe ſchon einmal im Jacobiner-Club von Gott und von der Vorſehung geſprochen. Es bekam mir damals ſehr gut. Heut aber können wir dieſen Kamrf gar nicht anfangen, ohne von Gott zu ſprechen.

Danton fuhr ſtürmiſch von ſeinem Sitze auf, und wollte Robespierre in einer enthuſiaſtiſchen Umarmung an ſich ziehn, was dieſer aber mit ſeiner unbeugſamen Ruhe ablehnte. Danton aber konnte ſich gar nicht zufrieden geben über die ihn ſo wunderbar berührende Aeußerung Robespierre's. Auf ſeinem Geſicht war ein ſanft leuchtendes Sinnen und Träumen empor-

geſtiegen. Er dachte offenbar an ſeine geliebte Louiſe zurück, und an die Miſſion, mit der ſie ihn von Neuem in den Kampf geſchickt hatte.

Beſteige Du heut zuerſt die Tribüne, Danton, ſagte Robespierre nach einer Pauſe. Zeichne mit gewaltiger Kraft die Situation, wie ſie iſt, und zwinge die Gegner zu ſtehen und Allen ihr offenes Geſicht zu zeigen. Dann werde ich kommen, und dies Geſicht erklären, und werde unterſuchen, ob der Atheismus ſich um das Volk verdient machen kann. Das ſei für heut unſer Schlachtplan.

Danton gehorchte augenblicklich dieſer Weiſung, wie ein guter tapferer Soldat. Er ſtürzte in ſeiner gewohnten gigantiſchen Weiſe auf die Tribüne los, und bei ſeinem Erſcheinen erhob ſich ein brauſender Jubel in der ganzen Verſammlung. Danton iſt wieder da! Es lebe Danton! erſcholl es von allen Seiten. Man erhob ſich von allen Plätzen, um zu ſehen, ob er noch der Alte ſei. Die Neigung, ihn einmal wieder zu hören, drückte ſich ſchon jetzt mit den lebhafteſten Beifallszeichen aus.

Danton ſprach in der That mit ſeiner alten hinreißenden Kraft. Er erklärte, daß er nach der Zurückgezogenheit, die ihm durch ſeine Geſundheit auferlegt worden, wieder hierhergekommen ſei, um die Frei-

ruhiger Mann, der einen Geſchäftsbericht abzuſtatten hat. Auch er hob mit der gefährlichen Lage der Republik an. Mit den größten Feinden im Auslande, welche die Republik jetzt habe, mit dem Hofe Englands und dem engliſchen Miniſter Pitt, begann er zuerſt. Dann ſprach er von den falſchen Demokraten in Paris, die im heimlichen Solde Pitt's ſtänden, um die Republik von innen her durch Unfug und Unmäßigkeit aller Art umzuwerfen. Ob er ſelbſt an dieſe geheime Einwirkung Englands durch Sendlinge und Beſoldete glaube, war ungewiß. Sehr geiſtreich aber verglich er den Sohn Chathams mit einem Kinde, das mit einer Feuerwaffe ſpiele. Mit ſtarken Keulenſchlägen deutete er aber jetzt auf das Treiben Derjenigen hin, deren Verrath ſich gegen die Republik, gegen den Convent und gegen jeden einzelnen Franzoſen richte, indem ſie durch Beſtechung und Verläumdung den Convent in ſich ſelbſt aufzulöſen ſuchten, die Gemeindebehörden zu einer anarchiſchen Gewalt verwildern ließen, und den Glauben an Gott und die Unſterblichkeit der Seele im Volke vertilgten.

Eine furchtbare Bombe ſchleuderte Robespierre durch ſein Wort über den Atheismus in die heutige Verſammlung der Jacobiner.

Er ſagte, der Atheismus iſt ariſtokratiſch! Das Volk iſt niemals atheiſtiſch! Die Idee eines höchſten Weſens, welches über der unterdrückten Unſchuld wacht und das triumphirende Verbrechen beſtraft, iſt ganz volksthümlich, iſt eine Idee des Volkes!

Dann fügte er mit einer wunderbaren Erhebung ſeiner ganzen Perſon hinzu: Wenn Gott nicht exiſtirte, ſo müßte man ihn erfinden!

Zuletzt ſagte er: Das Volk iſt weder an die Prieſter, noch an den Aberglauben, noch an die religiöſen Ceremonien gebunden, aber gebunden iſt es an die Idee einer höchſten unbegreiflichen Macht, welche der Schrecken des Laſters und der Halt der Tugend iſt.*)

Dieſe Rede brachte eine ungeheure Wirkung bei allen Anweſenden hervor. Eine feierliche Stille, wie in einer Kirche, hatte ſich in dem Saal verbreitet. Man ſah überall erbleichte, beſtürzte und in Nachdenken verſunkene Geſichter. Niemand dachte daran, eine Debatte an dieſen Vortrag Robespierre's zu knüpfen. Hébert und ſeine Genoſſen hatten ſich ſtill entfernt, da ihnen die Zeit noch nicht gekommen ſchien, in einen offenen Kampf gegen Robespierre herauszu-

*) Buchez et Roux Histoire parlementaire XXX. 274—283.

treten. Robespierre hatte heut noch den Antrag hinzufügen wollen, die Hébertiſten aus dem Jacobiner-Club auszuſtoßen. Aber die wunderbare, tief ergriffene Stimmung, in welche jetzt der ganze Club gerathen war, duldete keine Anträge, ſie duldete die Verlängerung der Sitzung nicht mehr. Man erhob ſich von den Plätzen und trennte ſich. Wer an Robespierre vorüberkam, grüßte ihn mit einer an Ehrfurcht gränzenden Scheu.

An demſelben Abend beſchloſſen noch Hébert, Chaumette und Clootz, die ſich zu einem Souper bei ihrer Freundin Armide wieder zuſammengefunden hatten, ihren Plan zu ändern. Die Mummereien mit der Göttin Vernunft ſollten einſtweilen wieder eingeſtellt werden, womit ſich Mademoiſelle Maillard, die doch kein rechtes Behagen an dieſer Rolle gefunden hatte, ſehr einverſtanden erklärte. Dagegen reiften in dieſer Nacht noch andere, auf einen großen Schlag abzielende Pläne, um dem Gemeinderath die ausſchließliche Herrſchaft über die Republik in die Hände zu ſpielen, und die proviſoriſche Regierung des Wohlfahrts-Ausſchuſſes, deſſen Herr und Seele Robespierre war, zu ſtürzen. —

VI.

Er wird es nicht wagen.

Es war im März des Jahres 1794, als wir Danton wieder in einer ländlichen Zurückgezogenheit mit seiner Frau Louise antreffen. Diesmal hatte er sich nicht wieder seinen Geburtsort Arcis-sur-Aube, sondern das näher an Paris gelegene Sèvres gewählt, wo er den in Paris tobenden Unruhen und Parteiwirren, bei denen er keine Aufgabe mehr für sich ersah, fern bleiben, aber auch jeden Augenblick wieder sich in ihre Mitte versetzen konnte, sobald es ihm gerathen schien.

Sein schönes Landhaus in Sèvres verdiente jetzt noch mehr als sonst die Inschrift: Fontaine d'amour, die er vor einiger Zeit auf das Frontispice desselben hatte setzen lassen. Denn in den Armen der lieblichen schwärmerischen Louise vergaß der entzückte Danton so leicht Alles, was ihn aus der Ferne her beunruhigen konnte. Er vergaß Paris mit den sich

zerfleischenden Factionen, und mit seinem Bürgerkrieg, der um kleine Personen und Cliquen, aber nicht mehr um die Freiheit geführt wurde. Er vergaß Robespierre, mit dem Danton doch nur vorübergehend sich wieder hatte einigen können. Denn Robespierre, durch die in der Republik sich bekämpfenden Rotten mehr und mehr gereizt und erbittert, hatte einen Plan gemacht, in den der sanft gewordene Danton sich nicht mehr entschließen konnte, einzutreten. Die Tugend und der Schrecken sollten den neuen Bau regieren, den Robespierre der Republik geben wollte, nachdem er Alles, was ihm so lange widerstrebte, vernichtet und in Asche gelegt hätte. In diesem Bau sollte Jedes mit der größten Regelmäßigkeit gefügt, Stein an Stein unbeweglich festgekittet und Alles nach dem harmonischen Maaßstab eines großen Zuchthauses eingerichtet werden. Auf der Spitze dieses Gebäudes sollte die Religion des höchsten Wesens stehn, mit der sich Robespierre seit mehreren Monaten ohne Unterlaß beschäftigt, und deren feierliche Einführung man nun bald von ihm erwarten konnte.

Danton gerieth in einen Schauder, wenn er sich dies dachte. Das Blutvergießen, das noch zur Ausführung dieses Plans nöthig war, ängstigte ihn ebenso

ausgebildete Norm jener Prosa, die sich rein auf dem abgegränzten Gebiet prosaischer Darstellung erhält, in der Sonderung gegen den poetischen Sprachgebrauch möglichst streng verharrend, aber wir haben schon angegeben, wie die Entwicklung der Sprache selbst, die von der Einheit mit der Poesie anhebt, zu gewissen Perioden durch Ineinsbildung von Poesie und Prosa wiederum ein einziges und einheitliches Organ sich zurückzuerstreben scheint. Die Formen aber, die ein gewaltiger Geist seinem Standpunct gemäß und zum Ausdruck seiner Gesinnung nothwendig findet, von einem grammatischen Canon aus als Verfall und Verderben zu bezeichnen, ist eine Schulmeisterlichkeit, wie es überhaupt eine Widersinnigkeit ist, an dem geschichtlichen Gang der Sprachen kritisch corrigiren, abändern, einhalten und meistern zu wollen. Die dichterische Schreibart des Tacitus besteht nicht in einzelnen poetischen Streiflichtern und Färbungen, die schon ältern Historikern vor ihm eigen waren, sie verräth sich in der ganzen Productivität des Stils, und in einer eigenthümlichen Grammatik, wodurch diejenige, die man aus Ei-

ſehr, als die fleiſchloſe, actenmäßig feſtgeſtellte Tugend, deren Reich von Robespierre eröffnet und beherrſcht werden ſollte. Vor der Religion des höchſten Weſens aber hatte ihn Louiſe mit allem Nachdruck gewarnt. Seine zärtliche Freundin war damals ſehr zufrieden mit ihm geweſen, wie er ihren Auftrag gegen die neuen Atheiſten vollzogen hatte. Es war ihm damals noch mehr gelungen, als ſie gehofft, denn Danton hatte ſogar im Nationalconvent ein Decret gegen die religiöſen Maskeraden durchgeſetzt, und ſie war darauf von Arcis-ſur-Aube zu ihm nach Paris geeilt, um ihn mit dem höchſten und berauſchendſten Glück ihrer Liebe zu belohnen. Aber daß für dieſe Maskeraden nun das höchſte Weſen Robespierre's eingetauſcht werden ſollte, hatte ſie in eine noch ſtärkere Pein als bisher verſetzt. Louiſe beſtritt mit einem wunderbaren Ausdruck in ihren ernſten, großen Augen, daß dies eine Religion ſein werde, die ſie ſich einmal nicht ohne ihren Beichtvater denken konnte.

Louiſe hatte daher am meiſten darauf gedrungen, daß Danton ſich wieder von Robespierre trennen möchte. Das Mißtrauen, welches zwiſchen Beiden herrſchte, hatte aber ſchon die kaum angeknüpften Fäden wieder gelöſt. Danton war ſogleich an jenem Tage weiter gegangen, und hatte im Convent eine

milde Behandlung der Schwachen und Unparteiischen gefordert. Dann hatte er verlangt, daß die Anwendung des Schreckenssystems auf Diejenigen beschränkt werden solle, welche in Wahrheit schuldig seien. Auf dem Gesicht Robespierre's sah Danton bei dieser Gelegenheit einen Haß aufsteigen, der ihn betreffen machte. Zugleich aber traf ein höhnisches Gelächter Robespierre's, das noch weniger zu ertragen war, sein Ohr.

Gegen die in Wahrheit Schuldigen bedarf man des Schreckenssystems nicht, sagte Robespierre. Denn wer schuldig ist, wird bloß bestraft. Des Schreckens bedarf man nur gegen Diejenigen, die jeden Augenblick schuldig werden könnten, und das ist die gefährlichste Klasse von Menschen. Weil Jeder ein Schuldiger werden kann, muß man Alle heutzutage schrecken!

Ein durchbohrender, glühender Blick des Mißtrauens hatte sich bei diesen Worten aus Robespierre's Augen auf Danton gelenkt. Danton wußte von diesem Augenblick an, wie er mit Robespierre stand. Aber auch jetzt noch glaubte er nicht, daß Robespierre sich jemals an ihn wagen würde, und der Verkehr zwischen ihnen blieb ein anscheinend freundlicher, wo sie sich begegneten. Aber Louise zitterte für Danton, so lange er sich in Paris be-

fand, und ſie war froh, als Danton, von ſeiner eigenen Unluſt an den Verhältniſſen getrieben, ſich auf das einſame Landhaus in Sèvres mit ihr zurückziehen wollte. Hier ſuchte ſie zugleich Vorkehrungen aller Art für ſeine Sicherheit zu treffen. Sie umgab ihn mit Wächtern und Vertheidigern, von denen Danton nichts ahnte, und ein angeſpannter Wagen hielt Tag und Nacht hinter der Gartenpforte, um bei dem erſten Anſchein von Gefahr jeden Augenblick benutzt werden zu können. Doch begab ſich Danton auch von Zeit zu Zeit wieder nach Paris, um im Schooße ſeiner Partei, die er noch immer dort beſaß, und die ſich mit Eifer nach ſeinem Namen nannte, zu verkehren.

Das eigentliche Leben Danton's beſtand aber jetzt aus einem verzehrenden Müßiggang, der ihn auf allen ſeinen Schritten peinigte. Nur der noch im Volke leuchtende Ruhm ſeines Namens gewährte ihm die Täuſchung, daß er in den Angelegenheiten des Tages mitwirke. Seine bedeutenden Capitalien, die ſich in der letzten Zeit eher vermehrt, als abgenommen zu haben ſchienen, ſicherten ihm den ungeſtörten Fortgenuß ſeines glänzenden Lebens. Man ſagte ihm freilich auch nach, daß er durch eine wohlberechnete Speculation auf die Vermehrung ſeiner Reichthümer

hinzuarbeiten verstehe. So ging das Gerücht, daß das neue prachtvolle Theater, welches Mademoiselle Montansier, die ehemalige Directrice der Hoftheater, in der Rue de Richelieu, geradeüber von der Bibliothek des Königs,*) unternommen hatte, aus den von Danton dazu hergegebenen Fonds erbaut worden sei. Es hieß, daß Danton zugleich eine Tantième von jeder Vorstellung sich ausbedungen, und dann würde er von dem neuen Stück: „Marat im Keller", das zur Eröffnung dieses Theater geschrieben worden und das jeden Abend den Saal überfüllte, gewiß einen bedeutenden Mitgewinn erhalten haben. Der berühmte Schauspieler Molé gab damals das wunderbar häßliche Bild Marat's in einer meisterhaften Vorüberführung.

Unter den Besuchen, die das jetzt sehr stille Landhaus in Sèvres aus Paris empfing, gehörte das regelmäßige Erscheinen Camille's stets zu den willkommensten. Durch Camille Desmoulins, welcher der treue Freund und Genosse Danton's geblieben war, wurde die Partei der Mäßigung, wie Danton und seine Freunde genannt wurden, jetzt am thätig-

*) An der Stelle, wo heut die Fontaine in der Rue Richelieu sich befindet.

ſten und lebhafteſten in Paris vertreten. Desmoulins, der ſich ſeit Kurzem den ſeltſamen Beinamen eines Decans der Jacobiner beigelegt hatte, ſchrieb ſeit einiger Zeit den „alten Cordelier", ein Journal, in welchem er ernſter und mächtiger als je zu wirken ſtrebte, und in dem manche Artikel aus den Unterredungen mit Danton geſchöpft ſein mochten. Denn ſelbſt etwas zu ſchreiben, war nie Danton's Sache geweſen, am allerwenigſten hatte er jetzt dazu Luſt.

Heut wurde Desmoulins ſehr dringend in Sèvres erwartet. In Paris hatte Robespierre den längſt beabſichtigten Schlag gegen die Hébertiſten fallen laſſen. Die entſetzlichen Umtriebe dieſer Leute hatten durch die zu ihnen haltende Revolutions-Armee, die unter ihrem General Ronſin zu einer gefährlichen Bande von Abenteurern und Mördern entartet war, eine immer verderblichere Richtung genommen. Eine offene Empörung gegen die bisherigen Gewalten der Republik war von ihnen vorbereitet worden. Der Republik eine ganz andere, den ſchändlichſten Gelüſten entſprechende Geſtalt zu geben, war das Ziel ihrer Verſchwörung geweſen. Momoro hatte ſchon im Club der Cordeliers die Tafel der Menſchenrechte mit einem Trauerſchleier bedeckt, um damit den bisherigen Gang der Republik anzuklagen, und die Nothwendigkeit

eines neuen Aufſtandes darzuthun. Aber ſchon bei den Cordeliers ſelbſt ſchlug die Sache um. Sie entſchleierten die Tafel der Menſchenrechte wieder, und Robespierre drang im Wohlfahrts-Ausſchuß auf die Verhaftung der Häupter, deren ſich das Revolutions-Tribunal mit den kurzen Sprüngen ihrer Juſtiz, bei der es nur auf die Ueberzeugung der Richter ankommen durfte, ſogleich bemächtigte. Heut war der Tag ihrer Hinrichtung geweſen, und Danton erwartete ungeduldig das Eintreffen Desmoulins, der nie verſäumte, ihm über Ereigniſſe dieſer Art perſönlich zu berichten.

Jetzt endlich, als der Abend faſt herannahte, war Camille, in Begleitung ſeiner Freunde Lacroix und Phélippeaux, die zu den Hauptſtützen der neuen, ſich erſt bildenden Partei Danton's gehörten, angekommen. Danton und Louiſe waren ihnen in der höchſten Spannung entgegengetreten. Desmoulins ſah blaß und niedergeſchlagen aus, und auch ſeine beiden Gefährten waren heut mit trüben und ängſtlichen Geſichtern in dem Landhauſe von Sèvres erſchienen.

Was habt Ihr? fragte Danton, nachdem man ſich um den Kamin niedergelaſſen hatte. Hat ſich etwas Schlimmes in Paris ereignet?

Die Hinrichtung der Kirchenſchänder iſt doch nicht

aufgeſchoben worden? fragte Madame Danton, mit einem fanatiſchen Aufleuchten ihrer ſchönen frommen Augen.

O nein, erwiederte Desmoulins, trübſinnig vor ſich hinſtarrend. Die Guillotine hat ſich jetzt auch mit Hébert und ſeiner ganzen Sippſchaft gemeſſen. Einen ſchönen Tod haben dieſe Unholde nicht gefeiert. Beſonders hat ſich Vater Duchesne ſehr erbärmlich benommen. Dieſer Hébert weinte wie ein kleines Kind, mehrmals wurde er ohnmächtig, und als man ihn wieder zu ſich ſelbſt gebracht hatte, fiel er ſtets von neuem wieder in Ohnmacht, bis das Fallbeil es unternahm, ſich mit ihm zu verſtändigen. Das Volk höhnte ihn jetzt ebenſo gewaltig, als es ihm vor Kurzem zugejauchzt hatte. Am ruhigſten ſtarb noch Chaumette und der große Philoſoph Cloots. Cloots hat zwar flehentlich, daß man ihn zuletzt hinrichten möchte, weil er zuerſt noch einige Principien ſeiner Philoſophie mit ſich aufs Reine zu bringen habe. Aber als dies nicht ſein konnte, war es der deutſche Baron auch zufrieden. Dagegen weinte Vincent große Thränen. Ronſin ſuchte dagegen ſeiner Revolutions-Armee durch möglichſte Frechheit Ehre zu machen. Momoro und Vazire ſtarben ruhig, als wenn ſie ein Geſchäft abmachten. Das iſt mein

Bericht, ihr Freunde. Vor anderthalb Stunden iſt es in Paris geſchehn, und Paris hat es ſchon wieder vergeſſen. Das nächſte Mal werden wir an die Reihe kommen, Danton, und wer weiß, wie lange die Trauerglocken hinter uns klingen werden.

Mein luſtiger Camille will heut melancholiſch ſein? fragte Danton, indem er ſich erhob, und mit langſamen Schritten, die Arme hinter dem Rücken gekreuzt, im Zimmer auf- und niederging. Louiſe ſah ihm betroffen nach. Auf ihrem bleichgewordenen Geſicht arbeitete ein heftiger Schmerz, eine unſäglich hervorbrechende Angſt.

Danton ſtand jetzt vor Desmoulins ſtill, und ſagte, nachdem er ihn lange forſchend betrachtet hatte: Glaubſt Du, daß es Robespierre wagen wird, jetzt die Hand an mich zu legen? Er wird es nicht wagen, Camille!

Er wird es wagen! rief Desmoulins, mit einer, von einem leiſen Schauder erzitternden Stimme. Er ſchlug die Hébertiſten, weil ſie ihm zu unmäßig waren. Jetzt wird er uns ſchlagen, weil wir ihm zu mäßig ſind. Er will jetzt allein Mäßigkeit und Unmäßigkeit in ſeiner einzigen Perſon ſein. Er will das Maaß aller Dinge der Republik ſein. Robespierre kann jetzt Alles, was er will. Er beherrſcht

den Wohlfahrts-Ausſchuß und den Sicherheits-Ausſchuß. Die Anklage-Acte wird leicht geſchmiedet ſein. Saint-Juſt wird ſie ausarbeiten und mit ſeinen ſibylliniſchen Sentenzen ſpicken. Danton, der herrlichſte Mann, den je eine Zeit geboren werden ließ, wird fallen, und wir Andern, wir Kleinern, werden unter dieſem ewig ruhmeswürdigen Koloß begraben werden.

Er wird es nicht wagen! rief Danton mit donnernder Wuth. Mit einem fürchterlichen Glanz rollten ſeine Augen, ſeine Fäuſte ballten ſich, alle ſeine Muskeln zitterten in einer gewaltigen Anſpannung. Man ſah wieder den alten Danton in ſeiner ganzen Größe.

Er wird es wagen! ſagte Desmoulins mit ſtiller Faſſung.

Er wird es wagen! riefen Lacroix und Phélippeaux, indem ſie Danton umdrängten, und ihm durch die Dringlichkeit ihrer Gebärden die herannahende Stunde der Gefahr kündeten.

Er wird es nicht wagen! rief Danton abermals, jetzt mit einem ganz anderen Geſichte. Seine Züge erweichten ſich plötzlich, ſeine Stimme hatte einen milderen, faſt gerührten Ton angenommen, und mit

einem ſeltſamen, bittenden Ausdruck wiederholte er: Er wird es nicht wagen!

Was wagte nicht Robespierre jetzt? entgegnete Desmoulins. In Dir fürchtet er den Mann, der ihn am meiſten durchſchaut, deſſen ſcharfes und ſchonungsloſes Urtheil ihn beſorgt macht, und der noch den Kern der Faubourgs für ſich hat, ſo daß er, wenn die Stunde gekommen, der Republik die mäßige und gediegene Richtung geben kann, die Danton beliebt. In mir haßt er den Freund Dantons, die unabhängige Preſſe, den Herausgeber des alten Cordelier, und meine neueſten Artikel, in denen ich das heutige Treiben der Republik bezüchtigt, und auch die Stellung Robespierre's meiner freimüthigen Kritik unterwarf, haben den raſenden Zorn des Dictators erweckt. In uns Allen haßt er die Partei der Mäßigung, die ſeit einiger Zeit den erſchreckendſten Klang in ſeinen Ohren hat. Neulich ſprach er im Wohlfahrts-Ausſchuſſe von den Gefahren, welche die Gemäßigten der Republik bereiteten. Den Streich, den er gegen uns im Schilde führt, verräth ſeine Heftigkeit und die Unwahrheit ſeiner Beſchuldigungen. Er ging ſo weit, daß er den Mangel an Lebensmitteln, die Hungersnoth des Volkes der Partei der Mäßigung zuſchrieb. Er zeigt uns beim Volke an, daß

cero zu schöpfen gewohnt ist, theilweise umgestoßen wird. Alle die Abweichungen des tacitischen Stils, die wechselnde Stellung der Wörter, die Cicero nach der Grammatik, Tacitus nach den Anfoderungen des Gedankens, der Gemüthsstimmungen ordnet; häufige Ellipsen und Verschweigung aus dem Zusammenhang zu ergänzender Wörter, wodurch jenes straffe und plastische Gepräge der Darstellung; an passenden Stellen das Hervorsuchen alterthümlicher Wendungen und Wörter, und zu besonderer Bezeichnung selbst das Allerseltenste aus dem früheren Sprachschatz; dagegen auch, auf Anlaß des Sinnes, schöpferische Bildung neuer Wörter, wozu sich die grammatische Keuschheit Cicero's nie verstanden hätte; ferner die Vermischung des Activums und Passivums in einem und demselben Satze; öftere Auslassung der Partikeln und solcher Wörter wie posse, facere, agere; eine, wenigstens nach Cicero, ungrammatische Folge der Zeiten hinter den Conjunctionen, die aber meist aus feinberechneten Motiven der Gesinnung erwächst; der Gebrauch des Neutrums der Adjectiva für ein Substantivum; diese Eigenthümlichkeiten alle be-

durch unſere entſetzliche Mäßigung, wie er es nennt, die Brotpreiſe fortwährend in die Höhe ſteigen. Er ſelbſt hat das Brot der Gleichheit erfunden, damit Keiner beſſeres Brot als der Andere in der Republik haben ſolle, er hat eine Taxe auf die Reichen zum Beſten der Armen gelegt, und was dergleichen prahleriſcher Hokuspokus mehr iſt, durch den noch Niemand in dieſer Republik glücklicher als ſonſt geworden iſt. Aber uns zieht er damit ſchon die gefährlichſte Schlinge über den Kopf, indem er uns zwiſchen das Volk und ſeinen Hunger wirft!*)

Es iſt das Erſtemal, daß ich Robespierre auf einem Unſinn ertappe, ſagte Danton, nachdem er eine Zeitlang nachgeſonnen hatte. Er meint alſo, daß die Partei der Mäßigung den feſten Abſchluß der Republik aufhalte, und daß, ſo lange die Verhältniſſe ſo unſicher blieben, auch für den Nahrungsſtand des Volkes nicht geſorgt werden könne. Hahaha! das iſt zum Lachen, und könnte mich faſt wieder erheitern. Der große Mann aus Arras iſt Sophiſt geworden, und das wird ihm noch eher als uns den Hals brechen. Er wird es nicht wagen! —

In dieſem Augenblick ließen ſich von draußen die

*) Buchez et Roux Histoire parlementaire XXX. 284.

ſtark aufſchlagenden Hufe eines Pferdes vernehmen. Ein Reiter ſtieg ab, und begab ſich mit eiligen Schritten in das Haus. Es war Legendre, der Fleiſcher, deſſen unerwartete Ankunft Alle betroffen zu machen ſchien. Man wußte wohl noch, daß Legendre, wie ſonſt, eine große Freundſchaft für Danton fühle, aber er war ſeit einiger Zeit auch ſehr nahe in den Kreis Robespierre's getreten, und hing mit demſelben ziemlich vertraulich zuſammen.

Ihr ſeht mich Alle ſo erſtaunt an, ſagte Legendre, indem er ſich kaum zu einem Gruß Zeit ließ. Danton, es gehen ſchlimme Dinge vor. Du mußt wieder perſönlich in Paris auftreten, ſonſt taugt es nicht mehr. Ich komme, um Dich abzuholen, Danton. Du mußt auf der Stelle mit mir fort. Wir müſſen zuſammen einen Beſuch bei Robespierre machen.

Bei Robespierre? fragten die Uebrigen, verwundert auffahrend, und durcheinander ſchreiend.

Nein, rief Louiſe, feierlich ihre Hand gegen Danton ausſtreckend. Du gehſt nicht zu Robespierre, Danton!

Danton ſchwieg, und betrachtete Legendre mit zweifelnden, mißtrauiſch forſchenden Blicken.

Robespierre will Dir an den Hals gehen, Danton, rief Legendre in ſtürmiſcher Haſt. Ich habe

ſichere Anzeichen davon, daß er Dir den Prozeß machen will. Ich war heut bei ihm, um in ihn zu dringen. Aber er iſt ſeit einiger Zeit ſo glatt wie ein Aal, und ſo feſt und dicht wie eine Mauer. Man weiß nicht mehr, was in dem wunderbaren Menſchen vorgeht. Am allerwenigſten kann ich ihn mit meinem einfachen Verſtand durchſchauen. Aber er will jetzt das Höchſte, ſoviel iſt gewiß. Iſt es das Böſe, iſt es das Gute, mir iſt es noch nicht klar. Dich, Danton, hält er jetzt für ſeinen gefährlichſten Feind, das habe ich von ihm erforſcht. Ich fragte ihn heut, ob es nicht gut für die Republik wäre, wenn Robespierre und Danton ſich ausſprächen. Er ſah mich an, nahm ſich ſeine Brille ab, und wiſchte ſich zweimal die Gläſer aus, ehe er mir antwortete. Dann ſagte er mit einer ganz vermaledeiten Höflichkeit: „recht gern würde ich Herrn Danton wieder einmal ſprechen, aber ich kann nicht zu ihm nach Sèvres kommen; ich habe heut noch eine Sitzung im Wohlfahrts-Ausſchuß, und mit dem Sicherheits-Ausſchuß habe ich eine Rückſprache zu nehmen. Dann bin ich wieder in meinem Hauſe anzutreffen.“ Es war mir zwar verdächtig, daß er „Herr“ Danton ſagte, denn es ging mir daraus hervor, daß ſein Haß gegen Dich, Danton, den höchſten Gipfel erreicht hat. Aber gehen wir zu ihm, ſprechen

wir noch einmal mit ihm. Da Ihr die Partei der Mäßigung ſeid, könnt Ihr auch die Hand der Verſöhnung bieten, und Alles wird noch gut werden. —

Dieſe Mittheilungen Legendre's hatten jetzt eine große Aufmerkſamkeit im Kreiſe Danton's erregt. Man begann darüber in eine förmliche Verhandlung einzutreten. Endlich wurde entſchieden, daß Danton eine Unterredung mit Robespierre nicht ausſchlagen ſolle. Madame Danton erklärte ſich bis zum letzten Augenblick der Abreiſe dagegen, und vielleicht hätte ihr Danton ſelbſt ſehr gern nachgegeben. Aber dem übereinſtimmenden Rath ſeiner politiſchen Freunde konnte er ſich nicht mehr entziehn. Danton mußte wieder Abſchied von ſeiner Louiſe nehmen. Man brach noch an demſelben Abend nach Paris auf.

VII.

Danton's Fall.

Robespierre hatte ſich am heutigen Morgen mit ſeiner Freundin Eleonore kaum zum Frühſtück niedergelaſſen, wo gewöhnlich einige Zeit zu einem behaglichen Geſpräch zwiſchen Beiden gewonnen wurde, als es ſchon an die Thür klopfte, und der Vater Duplay zu ihnen ins Zimmer trat. Sein ernſtes, wichtiges Geſicht verkündete eine Nachricht von einigem Belang, durch die er ſich auch allein wegen ſeiner Störung in dieſer Stunde entſchuldigen konnte. Danton war geſtern Abend mit dem Schlächter Legendre dageweſen, und hatte dringend nach Robespierre gefragt, der noch nicht aus dem Wohlfahrts-Ausſchuß zurückgekehrt war. Duplay fügte hinzu, daß Danton heut Morgen wiederkommen wolle, und ſich zu einer Unterredung mit Robespierre habe anmelden laſſen.

Robespierre nickte flüchtig, und ſagte dann, indem er Duplay, der ſchon wieder hinausgehen wollte, zurückrief: Höre, Duplay, ich habe Dir etwas zu ſagen. Ich habe Dich zum Geſchwornen beim Revolutions-Tribunal ernennen laſſen. Es wird dort in der nächſten Zeit große Verhandlungen geben. Ich weiß, daß Du ein Herz von Eiſen haſt, wenn Du willſt, und ſolche Männer ſind jetzt die Wohlthäter der Geſellſchaft.

Es iſt gut, Bürger Robespierre, entgegnete Duplay. Ich werde meine Schuldigkeit thun. Habt Ihr denn wirklich ein entſchiedenes Mißtrauen gegen Danton?

Mißtrauen gegen Danton? rief Robespierre auffahrend. Wie ſollte ich dazu kommen, kein Mißtrauen gegen Danton zu haben? Du weißt, mein Freund, das Mißtrauen iſt eine heilige Sache. Das Mißtrauen iſt dem Menſchen gegeben, wie dem Thier ſein Schneidezahn. Das Mißtrauen iſt der Speichel, mit dem man dies nichtswürdige Leben verdaut. Was heißt denn mißtrauiſch ſein? Von Jedem jeden Augenblick Alles erwarten! Von Jedem erwarten, daß das Ungeheuer aus ihm herausbricht, welches in ihm wohnt!

Der alte Duplay nickte ihm mit einem gewichti-

gen Ernſt zu. In Eleonorens Augen ſchimmerte eine Thräne.

Ihr ſeid die Einzigen, an die ich glaube! rief Robespierre, indem er Beiden die Hand reichte. Sonſt glaube ich jetzt an Nichts mehr, als an den Schrecken. Es war eine Rieſenaufgabe, die Franzoſen zu Republikanern zu machen, und ſchon ſah es ſo aus, als wenn die Republik nur in einem Haufen elender Wichte beſtehen ſollte. Jetzt werde ich die Revolution durch den Schrecken ſchließen, durch den Schrecken werde ich die Höhlen der Anarchie beſetzen und verſtopfen laſſen, und die Freiheit wird Ordnung, die Republik wird Sitte und Tugend ſein!

Ja, es wird eine große Zeit kommen! rief Duplay, indem er ehrfurchtsvoll zu Robespierre hinaufſah. Nur Eins muß ich Euch noch ſagen, Bürger Robespierre! Das Volk verlangt Euch jetzt mehr zu ſehn und zu hören, denn es hängt an Euren Blicken, und wo Ihr Euch gezeigt habt, iſt jedesmal ein guter Entſchluß, eine lobenswerthe Handlung daraus geworden. Ihr ſolltet ein Pferd beſteigen, Robespierre, und dann alle Tage zwei bis drei Mal über die Straßen von Paris reiten. Meine Söhne und ich, wir reiten dann hinter Euch, und bilden Eure Leibgarde, Robespierre.

Dein Gedanke iſt richtig, aber ſeiner Ausführung ſteht Manches im Wege, rief Robespierre mit einem grübelnden Lächeln. Du weißt, ich habe in dieſen Tagen Verſuche gemacht, reiten zu lernen, aber meine Natur widerſetzt ſich mir dabei. Es iſt möglich, daß ich dadurch gehindert werde, meine große Aufgabe zu vollenden. Ein Reiter, ein Krieger zu ſein, das fehlt mir, um Alles das zu erreichen, was ich mir vorgeſetzt habe. Fürwahr, das habe ich täglich mehr gefühlt. Mir fehlt das militairiſche Genie, und vielleicht gehe ich daran zu Grunde, daß ich jetzt kein Kriegsheld bin. Ich kann in Wahrheit ſagen, daß die Lorbeeren, welche ſich jetzt dieſer General Bonaparte bei unſerer Armee in Italien erkämpft, mich oft nicht haben ſchlafen laſſen.

Robespierre verſank bei dieſen Worten in ein ſeltſames Nachſinnen, aus dem er ſelbſt nach einiger Zeit erſchrocken emporfuhr. Duplay hatte ſich wieder entfernt, aber Eleonore ſtand dicht vor ihm, und ſah ihn mit ihren zärtlich beſorgten Blicken unverwandt an.

Ah, Du biſt bei mir, Bürgerin Robespierre, ſagte er, ihre Hand auf ſeine Schulter legend, indem er ſich zu einer ſcherzenden Freundlichkeit gegen ſie zu ſtimmen ſuchte.

Eleonore erröthete. Sie hatte seit einiger Zeit angefangen, sich in ihrem Kreise bei diesem Namen*) zu nennen, den zu hören jedesmal ihren ganzen Stolz erweckte. Aber wenn Robespierre selbst sie so anredete, fühlte sie sich stets auf eine wunderbare Weise ergriffen, und der bevorstehende Tag der feierlichen Verbindung mit ihm trat ihr dann bewegend vor die Seele. Dieser Tag, der jetzt namentlich von Madame Duplay für ihre Tochter eifrig betrieben wurde, war von Robespierre schon mehrmals angesetzt und wieder abgeändert worden. Er sagte oft, diese schmutzige Zeit verdiene es nicht, um ihr ins Gesicht hinein zu bekennen, daß man glücklich sei. Jetzt aber war der Tag, an welchem Robespierre seinen Cultus des höchsten Wesens einsetzen wollte, dafür bestimmt worden, und zugleich mit der Verbindung Josephinens und Lebas wollten auch Robespierre und Eleonore ihren Bund nach den Gesetzen der Welt formen. Denn mit der Feier des höchsten Wesens wollte Robespierre die Zeit für gekommen erklären, wo die Ordnung und Freiheit in Frankreich sich vermählt haben würden, und wo die Republik auf immerdar das Reich der Tugend und der Sitte geworden!

*) Mémoires de Charlotte Robespierre.

Eleonore ſchien jetzt über dieſen, wie Robespierre immer ſagte, bald herannahenden Tag nachzuſinnen. Sie wußte aber, daß bis dahin, nach Robespierre's feſtem und feierlichem Beſchluß, noch Manches, was er längſt für nothwendig erkannt hatte, zur Ausführung gekommen ſein mußte. Mit heimlichem Zittern nur konnte ſie darum jetzt den Namen Danton ausſprechen hören. Zuſammenſchreckend, wandte ſie ſich jetzt der Thür zu, an der ſie ein Geräuſch zu hören glaubte. Aber ſie hatte ſich getäuſcht. Danton ließ noch auf ſich warten.

Robespierre war allen ihren Bewegungen mit ſeinen durchdringenden Blicken gefolgt. Er ſagte lächelnd: Nun, jetzt werde ich auch wohl auf meine Toilette bedacht ſein müſſen. Denn Herr Danton kommt, und ich möchte ihm gern mit aller Rückſicht und Etiquette entgegentreten.

Wie? entgegnete Eleonore, erbleichend. Du denkſt darauf, Danton mit Rückſicht und Etiquette zu empfangen?

Gewiß, entgegnete Robespierre ernſt. Mit der größten Etiquette, allerdings, werde ich Herrn Danton empfangen. Er und Robespierre haben nicht mehr viel mit einander zu reden. Er hat mich zu ſprechen verlangt, aber was ſoll ich mit ihm reden,

weisen in ihrer siegenden Schönheit nur die Grundgewalt, die der darstellende Gedanke über Sprache und Stil zu erlangen vermag. Dem verderbten Sprachgemisch seiner Zeit hat sich aber Tacitus auf seiner künstlerischen und ethischen Höhe durchaus entwunden, und wenn er auch in Wortendungen und Constructionen zuweilen gräcisirte, so zeigt er sich doch der Sprachmengerei seiner Zeit, die häufig griechische Wörter der lateinischen Rede einmischte, in aller Reinheit des ursprünglich sich ausdrückenden Genies überlegen *).

Der tacitische Stil ist für Deutsche vielfach Muster und Lehrmeister der Schreibart geworden. Fichte bildete seine herrliche Darstellung in den Reden an die deutsche Nation durch vorangegangene Studien des Tacitus **), und vieles Treffliche unserer Geschichtschreibung, sowohl in der Behandlung als in der Auffassung, wird immer auf sein Vorbild zurückgeführt werden müssen. Einige Schrift-

*) Vgl. Böttticher, de vita, scriptis ac stilo Taciti. (Berol. 1834.)

**) S. Fichte's Leben, herausgegeben von seinem Sohn, Thl. I. S. 533.

da der alte Danton für mich geſtorben iſt. Ich kann mich heut nur noch mit der Hülle Danton's herumcomplimentiren, und ich werde, wie ſich das von ſelbſt verſteht, ſehr höflich gegen dieſelbe ſein. Sei alſo ſo liebenswürdig, wie immer, und hilf mir etwas bei meiner Toilette. Und dann beſtelle einen Wagen, Eleonore. Wir wollen ſogleich ſpazieren fahren.

Robespierre legte jetzt ſeinen ſchönen Schlafrock von grauer perſiſcher Seide, der mit blauem Taffet ſehr maleriſch gefüttert war, ab, und begann ſich mit Hülfe Eleonorens anzukleiden. Eleonore brachte ihm die prächtige, in drei Farben geſtickte ſeidene Cravate, um ſie ihm umzulegen, aber Robespierre war mit dieſer noch nicht zufrieden, und ſie mußte ihm noch zwei andere herbeibringen, aus denen er dann die ſtrahlendſte auswählte. Nun legte er zu den weiß und roſa ſchimmernden ſeidenen Strümpfen die Schuhe mit den vergoldeten und von Pointes de Straß flimmernden Schnallen an, und nicht minder befeſtigte er die Uhr mit der außerordentlich langen goldenen Kette an ſeiner Taſche.

Kaum aber hatte er ſeinen Anzug vollendet, als Danton in die Thür trat. Eleonore entſchlüpfte eilig, um ihm nicht begegnen zu dürfen. Auch wollte

ſie nach dem Auftrage Robespierre's ſogleich die Beſtellung des Wagens beſorgen.

Danton war in ſeiner gewohnten ſtürmiſchen, aber gutmüthigen Weiſe eingetreten, die von Robespierre mit einer glatten Freundlichkeit erwiedert wurde.

Nehmen Sie Platz, Herr Danton, ſagte Robespierre, indem er ihm mit der verbindlichſten Handbewegung den Divan einräumte.

Danton fuhr ſich mit der Hand vor die Stirn, und ſah Robespierre mit einem ſtummen, hinſtarrenden Ausdruck an. Dieſer höfliche Empfang hatte ihn wie mit einer Kolbe niedergeſchlagen. Indem er ihn Sie anredete, hatte er ihn wohl gänzlich aus ſeiner Freundſchaft geſtrichen. Indem er ihn Herr nannte, hatte er ihn außerhalb der Geſetze der Republik erklärt. Danton fühlte dies in ſeinem ganzen Umfange. In einer tiefen Erſchütterung ließ er ſich ganz ſtill auf den Divan hingleiten. Robespierre ſtand vor ihm, und betrachtete ihn unausgeſetzt mit einem und demſelben ſcharfen, kalten Blick.

Endlich ſetzte ſich Robespierre zu ihm. Es begann eine Unterhaltung in einzelnen höflichen Worten, die bei ihrer Leichtigkeit, mit der ſie gewechſelt wurden, etwas unendlich Schweres und Trübes hatten. Robespierre begann endlich auf das Wetter überzugehn.

Er ſchilderte den ſchönen ſonnigen Märzmorgen, der draußen wehe, in den lebhafteſten Farben. Von Zeit zu Zeit trat er ans Fenſter, um auf die Straße hinunterzuſehn. Als er diesmal wieder zu dem in ſich verſunken daſitzenden Danton zurückkehrte, ſagte er: Der Wagen iſt vorgefahren, Herr Danton. Würden Sie uns wohl das Vergnügen machen, eine kurze Spazierfahrt mit uns zu unternehmen? Es muß jetzt in den Elyſeiſchen Feldern vortrefflich ſein.

In dieſem Augenblick wurde durch die Bonne des Hauſes eine Beſtellung der Bürgerin Robespierre hereingebracht, die ſich bei Robespierre entſchuldigen ließ, wenn ſie, ſich unwohl fühlend, der heutigen Spazierfahrt entſagen müſſe.

Danton hatte ſeinen Hut genommen und wollte ſich entfernen. Aber Robespierre ergriff ihn unter freundlichen Zuflüſterungen am Arm, und führte ihn die Treppe hinunter. Unten an der Thür ſtanden, in einer gewiſſen feierlichen Ordnung aufgeſtellt, die beiden Tiſchlergeſellen, Jean und Robert, mit einigen anderen Genoſſen, mit denen ſie jetzt gewöhnlich dem öffentlichen Erſcheinen Robespierre's auf den Straßen von Paris folgten oder vorausgingen. Die beiden Brüder Duplay blickten wild und düſter, und ſelbſt das einſt ſo anmuthige und friſche Geſicht des jungen

Robert, das Robespierre immer beſonders geliebt hatte, ſah widerwärtig verzerrt aus.

Robespierre bedeutete ihnen, heut zurückzubleiben. Dann ſchob er Danton, der die Einladung noch nicht angenommen hatte, indem er ihm noch einmal auf das Freundlichſte zuredete, in den Wagen hinein. Danten war noch immer in einem völligen Zuſtande der Betäubung, in dem er Alles mit ſich geſchehen zu laſſen ſchien.

Ich muß Sie heut durchaus noch in die Elyſeiſchen Felder fahren, ſagte Robespierre, indem ſie neben einander im Wagen ſaßen, mit einem ſeltſamen, den Andern immer betroffener machenden Lächeln. Sie fuhren an den Tuilerieen, dann an dem Hinrichtungsplatze der Revolution vorüber, wo Ludwig XVI., Marie Antoinette, Charlotte Corday, die Girondiſten, Madame Eliſabeth und ſo viele andere unzählige Opfer geblutet hatten.

Robespierre ſagte, auf dieſen Platz hindeutend, ganz flüchtig; Ein ſchlimmer Platz! Und ich denke, die Arbeit auf dieſem Platz wird ſo bald noch nicht ruhen. Sie würden uns in das Ancien-Regime zurückſchleudern, Herr Danton, wenn Ihr Syſtem der Mäßigung jetzt ſchon eine volle Anwendung finden würde. Das iſt das Einzige, was ich Ihnen ſagen kann.

In den Augen Danton's ſtand eine Thräne, die Robespierre nicht bemerkt zu haben ſchien. Der ſtarke rieſige Mann ſchien in dieſem Augenblick einer weichen Anwandelung zu unterliegen, die ihn faſt zu einem hellen Ausbruch des Weinens gedrängt hätte. Die Märzſonne warf einen wehmüthigen Schein in den Wagen herein.

Dahin iſt es alſo mit uns gekommen, Robespierre! rief Danton, ſich mit der ungeheuerſten Kraft zuſammennehmend, mit einer klagenden, aber feſten Stimme aus. Wir wollen uns nicht mehr miteinander ausſprechen. Und dann iſt Alles verloren!

Alles? wiederholte Robespierre mit einem convulſiviſch zuckenden Lächeln.

Dann ließ er an der erſten Quer-Allee der Elyſeiſchen Felder den Wagen umkehren, und erbot ſich, Danton nach Hauſe zu fahren, da ihm dieſer leidend erſcheine.

Danton ſchwieg. Er brütete hinſtarrend über die Lage, in der er ſich befand. Raſch war der Wagen durch die Straßen zurückgerollt, und hielt vor Danton's Hauſe.

Leben Sie wohl, Herr Danton! ſagte Robespierre mit einer leiſen gedämpften Stimme. Danton konnte ſich nicht enthalten, Robespierre noch einmal die Hand

zu reichen. Robespierre ging darauf jetzt mit einigem Zögern ein. Er berührte aber nur, gewissermaßen mit großer Vorsicht, die Fingerspitzen Danton's und ließ dann den Kutscher mit der größten Eile davonfahren. —

Er wird es doch nicht wagen! rief Danton, als er jetzt in sein Zimmer trat. Er wird es nicht wagen! wiederholte er diesen seinen Lieblingsspruch, der ihm in den letzten peinlichen Tagen so oft zum Trost gereicht hatte.

Er warf sich in einen Sessel, und ergab sich von Neuem dem dumpfen Hinbrüten, das ihn seit einiger Zeit beständig verzehrte. Aus demselben fuhr er auch jetzt wieder mit dem Ausruf: Er wird es nicht wagen! empor.

In diesem Augenblick klopfte es mit starken Schlägen an die Thür. Danton sprang auf, und sah sechs Bewaffnete zu sich eintreten, welche ihm einen Haftsbefehl des Wohlfahrts-Ausschusses vorzeigten. Ruhig und mild erklärte Danton jetzt, daß er sich diesem Befehl fügen werde. Er kam nicht einmal auf den Gedanken, daß er einen Widerstand versuchen könne.

Man führte ihn in das Gefängniß des Luxembourg ab. Dort traf er schon seine Freunde Lacroix, Phélippeaux, Fabre d'Eglantine, Hérault de Sechelles,

den Abbé d'Espagnac und den Preußen Weſtermann, die, derſelben Beſchuldigung unterliegend wie er, einige Minuten früher eingebracht worden waren. Gegen Abend erſchien auch Camille Desmoulins unter den Gefangenen, von denen er mit einem enthuſiaſti- Zuruf begrüßt wurde. Man hatte ihn bei der Cor- rectur der ſiebenten Nummer ſeines Vieux Cordelier verhaftet, und nachdem er ſich aus den ſchönen Armen ſeiner Lucile losgeriſſen, und auf die Wiege ſeines kleinen Sohnes den letzten Kuß gedrückt hatte, war er den Schergen in der beſten Haltung gefolgt.

Am andern Morgen wurde ganz Paris von der Nachricht dieſer Verhaftungen erſchüttert. Niemand hatte geglaubt, daß der Athlet der Revolution, daß Danton jemals zur Haft gebracht werden könne. Im Convent erhob ſich Legendre für Danton, und be- hauptete mit einer einfachen, rührenden Beredſamkeit, daß Danton ein unſchuldiger und ehrlicher Republi- kaner ſei. Aber Robespierre ſchlug ihn mit einer Uebergewalt der Rede nieder, die keinen Widerſpruch mehr im ganzen Saal übrig ließ. Dann erſtattete Saint-Juſt, den Robespierre dazu auserſehen hatte, mit ſeiner ſchrecklichen, heimliche Dolche führenden Ruhe den Bericht. Es war unglaublich, in welche Verbrechen Saint-Juſt die Namen der Gefangenen

zu verweben wußte. Die Hauptanklage ſollte darin beſtehn, daß ſie mit dem Herzog von Orléans und dem General Dumouriez in einem verrätheriſchen Complot geſtanden, und daß ſie in einer Verſchwörung begriffen geweſen, um die Monarchie wieder herzuſtellen und die Nationalrepräſentation wie die republikaniſche Regierung zu vernichten.*)

Unter dieſer Anklage waren Danton und ſeine Freunde dem Revolutions-Tribunal zugewieſen worden. Während dieſer Verhandlungen verließ Robespierre ſeine Wohnung nicht, und hielt ſich ſtill und verborgen in dem Kreiſe des Hauſes Duplay zurück. Saint-Juſt und Couthon beſorgten Alles. In ihrer entſetzlichen Herzensangſt war Lucile zu Robespierre hingeeilt, um das Leben Desmoulins von ihm zu erflehen. In früherer Zeit war Robespierre ſo oft bei ihnen geweſen, und hatte mit den Kindern, mit dem freundlichen Loulou und dem braven Horace, geſpielt. Aber Robespierre hatte den Beſuch der armen Lucile nicht angenommen, ſie war von den Duplay's zurückgewieſen worden. Dann ſchweifte ſie den ganzen Tag vor den Fenſtern des Gefängniſſes umher, um einen Blick, einen Wink von Camille zu erhaſchen.

*) Fleury Biographie de Camille Desmoulins p. 318.

Louiſe Danton hatte ſich gar nicht überwinden können, zu Robespierre zu gehn, obwohl es ihr eifrig gerathen worden. In ihrem feſten Glauben an Gott hielt ſie es für unmöglich, daß Danton fallen könne.

Am zweiten April, oder dem dreizehnten Germinal des zweiten Jahres der Republik, ſtand das Volk dichtgedrängt und in unzähligen Schaaren auf dem Platze vor dem Juſtizpalaſt, auf den Quais der Seine und den zunächſt gelegenen Brücken. Immer ſtärker wurden die Maſſen, die heut von allen Seiten herbeiſtrömten. Die Sonne ſchien heiter und warm. Oben im Juſtizpalaſt ſtanden die Fenſter des Saales der Freiheit offen. Es war dies der Saal, in welchem heut die Sache gegen Danton, Desmoulins und die Uebrigen verhandelt werden ſollte, und man hoffte doch ein Wort, einen Laut, ein Geräuſch von der großen Debatte, der man ſo begierig und bange entgegenſah, herunterdringen zu hören. Der ganze Faubourg St. Antoine, dieſer Faubourg, in dem ſo viel Herzen für Danton und Desmoulins ſchlugen, war zu dem Juſtizpalais herabgeſtiegen. Eine unendlich zarte, bleiche Frau ging in den Reihen dieſer wild blickenden, gewaltigen

Männer. Sie drückte ihnen die Hände, ſie ſprach mit allen dieſen Arbeitern heimlich, innig, mit funkelnden Augen, mit einem ſchwärmeriſchen Muth. Auf Rache und Erhebung drangen ihre geflügelten, zitternden Worte. Es war die arme Lucile Desmoulins. In der Angſt um ihren Gatten wollte ſie Alles thun. Selbſt die Fahne der Empörung, es war ihr dieſer Begriff allgemach geläufig geworden, glaubte ſie in ihren kleinen, zarten Händen ſchwingen zu können. Aber die Männer des Faubourg ſahen ſie ruhig an. Alle blickten nur athemlos und geſpannt zu den Fenſtern des Saales der Freiheit empor. Niemand regte ſich nach den Worten Lucile's.

Da erſcholl aus jenen Fenſtern herunter eine ungeheuere, furchtbar anſchwellende Stimme, die den Schlägen eines Gewitters gleich über die ganze Gegend hin ertönte. Es war die Stimme Danton's, die man in dieſem Augenblick vernahm. Danton ſprach vor Gericht, er vertheidigte ſich. Er war eine grauſenvolle Beredſamkeit, die er heut vor dem Revolutions-Tribunal hören ließ. Noch einmal hatte er ſich in ſeiner ganzen ungeheuren Kraftfülle emporgerafft, nachdem er erſt lange ruhig und ſanft geweſen war, wie ein Kind. Er brüllte, er tobte, wie ein ſchnaubender Orkan, und ein Schrecken ergriff

ſteller haben ihn völlig nachgeahmt, andere, die den Geiſt ſeiner Darſtellung productiv in ſich aufgenommen, verdanken ihm noch mehr. Für uns wird die prägnante Periodenbildung und die productive Diction des Tacitus in eben dem Maße, in welchem ſie dem Cicero fremd gegenüberſteht, als ein Typus gelten können, der den Mitteln unſerer Sprache und der Stufe ihrer heutigen Cultur mit der größten Verwandtſchaft entſpricht, ohne daß damit ein regulatives Muſter aufgeſtellt ſein mag.

Es giebt überhaupt kein beſtimmt aufzuſtellendes Muſter der Schreibart, da immer nur diejenige die rechte iſt, die, frei von jedem Mechanismus, aus dem inneren Leben des Gegenſtandes hervorgeht. Es müßte denn die ausgebildetſte Harmonie der geiſtigen und formellen Beſtandtheile des Satzes ſich in irgend einer Erſcheinung ſo verwirklicht zeigen, wie Wilhelm von Humboldt, in ſeiner Abhandlung über das Entſtehen der grammatiſchen Formen, es von der griechiſchen Sprache, die ihm die vollendetſte erſchien, als ein Ideal bezeichnete, indem er ſagt: „In dem künſtlichen Periodenbau dieſer Sprache bildet die Stellung der

ſelbſt die Richter, die, nach dem Todesſpruch begierig, ihm doch bleich und erſchüttert gegenüber ſaßen. Das Volk vernahm den Zorn, die Klagen, das rieſige Wüthen Danton's bis zum jenſeitigen Ufer der Seine herüber. Dann wurde plötzlich Alles ſtill. Der Tod war über ſämmtliche Angeklagte geſprochen worden. —

Als ſie am fünften April auf das Schaffot geführt wurden, ſagte Camille Desmoulins zu Danton: O mein Freund, iſt das die Republik? Iſt das die Republik, von der ich geträumt hatte, und nach der wir Alle uns ſehnten? Ach, niemals hätte ich geglaubt, daß die Menſchen ſo ungerecht ſein könnten!*)

Camille ergab ſich jetzt einer zügelloſen Wuth, die bis zu dem Augenblick, wo er den Fuß auf die erſte Stufe der verhängnißvollen Leiter ſetzte, andauerte. Dann verfiel er in ein tiefes, herzzerſchneidendes Klagen über ſeine Lucile, über die armen, kleinen Kinder. Den Todesſtreich empfing er gefaßt. Ihm folgte Danton, der ſich zuletzt in die majeſtätiſche Ruhe eines Löwen zu verſetzen gewußt hatte. Am Fuße der Guillotine aber empfing ihn wieder das ganze Wehegefühl des Daſeins. O meine Frau, meine geliebte Louiſe! Meine ſüßen, guten Kinder!

*) Fleury Biographie de Camille Desmoulins p. 364.

rief er unaufhörlich. Euch werde ich alſo niemals wiederſehn!*)

Dann überſchaute er mit einem wunderbaren Blick den Revolutions-Platz, den ihm Robespierre noch kurz zuvor gezeigt hatte. Nach einer [illegible]t des Stillſchweigens, ſprach er ſich jetzt [illegible]th zu, und ermahnte ſich, ein Mann zu ſein. Ein freudiges Gefühl ſeiner ſelbſt kam nun über ihn. Mit einer gewiſſen wohlgefälligen Stimme ſagte er zu dem Henker: Meinen Kopf ſollſt Du dem Volke zeigen; es verlohnt ſich wohl der Mühe!

Nachdem der Kopf abgefallen war, griff ihn der Henker bei den Haaren auf, und ging damit um das Schaffot herum ſpazieren, um den letzten Wunſch Danton's zu erfüllen. Das Volk rief: Es lebe die Nation!

Die Uebrigen ſtarben meiſt in ruhiger Faſſung.

Fünf Tage ſpäter hatte auch Lucile vor dem Revolutions-Tribunal erſcheinen müſſen. Sie ſollte in einer Verſchwörung, die man in den Gefängniſſen entdeckt, verwickelt ſein. In ihrer ganzen Grazie und Jugendfriſche, die reinſte Blüthe der Unſchuld der Guillotine darbringend, gab ſie ſich in die fürchterlichen Hände Samſon's.

*) Die Kinder Danton's waren aus ſeiner erſten Ehe mit Mlle. Charpentier. Sie wurden in Arcis-ſur-Aube, dem Geburtsorte Danton's, erzogen, und lebten noch vor einigen Jahren.

VIII.

Robespierre als Hoherprieſter.

Der zwanzigſte Prärial, der neunte Mai, lange erſehnt im Kreiſe Robespierre's, lange von ihm verkündet den Seinen, dem Convent, dem Volke, war endlich herangekommen. Die Sonne war feſtlich und heiter über Paris aufgegangen, und die ganze Stadt drückte ſchon ſeit der erſten Frühe des Morgens den Anſtrich und die Erwartung eines außerordentlichen Feſtes aus. Schon in der Nacht waren alle öffentlichen Gebäude mit Kränzen behangen worden. War die Zeit des Friedens und der Verſöhnung über Paris hereingebrochen? Und an dem Frontiſpiz aller dieſer Staatsgebäude und auf großen Tafeln, die über den Portalen der Kirchen angebracht waren, las man überall mit ungeheuern Rieſen-Buchſtaben: „Das franzöſiſche Volk erkennt das höchſte Weſen und die Unſterblichkeit der Seele an.“

Dieſe Erklärung war wörtlich aus dem Decret entnommen, welches Robespierre zuerſt im Wohlfahrts-Ausſchuß ſorglich vorbereitet und dann durch den Convent hatte annehmen laſſen. Die höchſte Idee der Geſellſchaft und der Republik iſt das höchſte Weſen und die Unſterblichkeit der Seele, hatte Robespierre im Convent ſelbſt verkündet. Er hatte dieſe Idee die höchſte Spitze aller Offenbarungen der Freiheit genannt. Damit ſollte die Republik Robespierres ihren eigenen Gottesdienſt empfangen. Dieſer neue Cultus beſtand nun aus einer Reihe von Nationalfeſten, die alljährlich wiederkehren würden, und die man dem höchſten Weſen und der Natur, dem Menſchengeſchlecht, dem franzöſiſchen Volke, den Märtyrern der Freiheit und dem Andenken der großen Revolutionstage feiern wollte.

Die Freiheit des kirchlichen Cultus wurde dabei vorbehalten, und Robespierre hatte nichts dagegen gehabt, daß Lebas am heutigen Tage ſeinen Bund mit der lieblichen Joſephine Duplay vor dem Altar von Notre Dame hatte einſegnen laſſen. Eine Feier eigner und hoher Art ſchien Robespierre für ſeine Verbindung mit Eleonoren im Sinne getragen zu haben. Dieſe Verbindung ſollte ſich mit dem heut herangekommenen Einweihungsfeſt des neuen Cultus

in einem würdigen und großartigen Zuſammenhange darſtellen, und einen eigenthümlichen Schlußſtein dieſer Feier bilden. Denn das Intereſſe für ſeine eigene Perſon, für ſeine Familie, ſein Glück, glaubte er jetzt wirkſam und geſchickt mit dieſem großen Nationalereigniß verknüpfen zu können. Und kurz vor dieſem Feſte hatte er ſich auch zum Präſidenten des Convents ernennen laſſen, um alle Anrechte zur Vertretung der franzöſiſchen Republik in ihrer höchſten Spitze zu vereinigen.

Aber Eleonore war an dem Tage, wo Danton hingerichtet wurde, ernſtlich erkrankt. Ihre zarte Geſundheit, von ſo vielen Erſchütterungen der letzten Zeit getroffen, hatte zu wanken begonnen. Der Plan Robespierre's mußte verſchoben werden, bis die wiederbefeſtigte Geſundheit Eleonorens es verſtatten würde, ihr treues Herz nun auch in der würdigſten und feierlichſten Form und in einer für die ganze Republik bedeutenden Weiſe an ſich zu ketten. —

Im Garten der Tuilerieen, am Pavillon de l'Horloge, erhob ſich ein gewaltiges Amphitheater, das für die Feier des heutigen Tages errichtet worden war, und unter dem ſich ein mit achthundert Sängern und Inſtrumentiſten beſetztes Orcheſter aufgeſtellt hatte. Eine ungeheuere Volksmenge war, ſo-

bald die Gitter geöffnet worden, in den Garten gedrungen. Gegen Mittag langte der Zug des National-Convents, in einer feierlichen Ordnung, indem immer Vier und Vier zusammen einherschritten, an seiner Spitze Robespierre, aus dem Tuilerieen-Gebäude an.

Robespierre erschien in einem neuen Kostüm, das ihm ein ungemein strahlendes und festliches Aussehen verlieh. Er hatte einen Rock von dem zartesten Blau angelegt, mit Kragen und Aufschlägen von demselben Stoff, während seine Collegen in ihrem üblichen dunkelblauen Rock, mit rothen Aufschlägen und rothem Futter, der fast das Ansehn einer Livrée hatte, erschienen. Dazu trug Robespierre eine zierlich geschnittene weiße Weste mit gewaltig breiten Aufschlägen, und ein prächtiges Jabot, das wellenförmig über seine Brust herabfloß. Ein Beinkleid von indischem Nankin, weiße seidene Strümpfe und Escarpins vollendeten diesen Anzug, dem eine dreifarbige Schärpe und ein stolz wehender Federhut sich zugesellten.

Einen herrlichen Blumenstrauß von auffallender Größe trug Robespierre in seiner Hand. Es waren alle seine Lieblingsblumen in diesem Bouquet vereinigt, das zugleich die Stelle des Stabes vertrat,

mit dem er von Zeit zu Zeit die an ſeinen Blicken hängende Volksmenge grüßte.

Jetzt hatte man ſich auf dem Amphitheater niedergelaſſen, und Robespierre, für den auf der erſten Reihe der Eſtrade ein Sammet-Thron errichtet war, gab, nachdem er einen Augenblick auf demſelben geſeſſen, durch ſeine feierliche Gebärde zu erkennen, daß er zu dem verſammelten Volke ſprechen wolle. Er erhob ſich. Ein donnerndes Beifallklatſchen der Menge flog ihm zu. Robespierre's Geſicht, das bis dahin ſeine gewohnte trübe und dunkelgelbe Farbe gehabt, glänzte jetzt auf in einem ſtolzen und freudigen Ausdruck. Ein ſtrahlender Zug der Genugthuung, des Thriumphes leuchtete von ſeiner Stirn. Es war der Gipfel ſeines ganzen Strebens, auf den er ſich jetzt erhoben fühlte, und deſſen er ſich mit der höchſten Erhebung ſeiner Seele in dieſem Augenblick bewußt wurde.

Jetzt entrollte er ein Blatt Papier. Alles um ihn her ſchwieg. Er begann ſeine Anrede an das Volk aus dem Blatt abzuleſen. Seine Stimme war klangvoller, reiner und ſchöner als gewöhnlich. Ein Ton der Begeiſterung war darin vorherrſchend, dem auch der Inhalt entſprach, obwohl die abſichtliche Gemeſſenheit und Berechnung deſſelben bald in den Vordergrund treten mußte.

Franzoſen, Republikaner! rief er. Endlich iſt er gekommen, der für immer beglückte Tag, welchen das franzöſiſche Volk dem Höchſten Weſen weiht. Niemals hat ihm die Welt, die es geſchaffen hat, ein Schauſpiel gewährt, das ſeiner Blicke ſo würdig geweſen wäre. Es hat geſehen, wie ein Tyrann, wie Verbrechen und Betrug auf der Erde herrſchten; in dieſem Augenblick ſieht es, wie eine ganze Nation, im Kampf mit den Unterdrückern des Menſchengeſchlechts, ihre heldenmüthigen Arbeiten einſtellt, um ihre Gedanken und ihre Gelübde zu dem großen Weſen zu erheben, welches ihr Beruf und Kraft gab, ſie zu unternehmen und auszuführen. — — Iſt es nicht das Höchſte Weſen, welches vom Anfang der Zeiten an die Republik beſchloß und für alle Jahrhunderte allen Völkern Freiheit, Redlichkeit und Gerechtigkeit zur Tagesordnung brachte? — — Es bringt die gewaltigſten und die zarteſten Leidenſchaften durch die erhabene Liebe zum Vaterlande zum Schweigen; es hat die Natur mit ihren Reizen, ihren Reichthümern, ihrer Majeſtät geſchmückt. Alles was gut iſt, iſt ſein Werk, es iſt es ſelbſt: das Böſe gehört dem verdorbenen Menſchen, welcher ſeine Nebenmenſchen unterdrückt oder unterdrücken läßt. Der Urheber der Natur hatte alle Sterblichen durch eine ungeheure Kette von

Liebe und Glückſeligkeit mit einander verbunden. Tod den Tyrannen, welche gewagt haben, ſie zu zerbrechen. — —

Freiheit und Tugend ſind zuſammen aus dem Schooße der Gottheit hervorgegangen, die eine kann nicht ohne die andere unter den Menſchen weilen. Edles Volk, willſt Du über alle Deine Feinde triumphiren: übe Gerechtigkeit und weihe der Gottheit den Cultus, der allein ihrer würdig iſt. Heute wollen wir uns der Begeiſterung einer reinen Freude hingeben. Morgen werden wir wieder Laſter und Tyrannen bekämpfen. Wir werden der Welt das Beiſpiel republikaniſcher Tugenden geben, und auch dies ſoll zur Ehre der Gottheit gereichen!

Nachdem Robespierre ſeine Rede beendigt, ſah man den tiefen edlen Eindruck ſeiner Worte auf vielen Geſichtern ſtehn. Namentlich ſchien die größere Volksmaſſe davon ſichtlich erhoben und bewegt zu ſein. Nur einige Mitglieder des Convents waren auf ihren Plätzen unruhig geworden, und hatten ſich Bemerkungen zugeflüſtert, denen der höhniſche Ausdruck ihrer Geſichter auf eine bedenkliche Weiſe entſprach. Es waren beſonders Fréron und Tallien, die ſich in dieſer auffallenden Art mit einander unterhielten. Auch Legendre, der ſeit dem Tode Dan-

ton's mehr und mehr ein erbitterter Gegner Robespierre's geworden war, gab ſeine Mißbilligung durch allerhand Zeichen und Gebärden zu erkennen, bei denen der biedere Fleiſcher ſich nicht eben die größte Zurückhaltung auferlegte. Es ſaß dort eine ganze Gruppe zuſammen, die von dem neuen Schauſpiel nicht gerade erbaut ſchien. Unter ihnen erblickte man auch Thuriot, Merlin de Thionville, Bourdon de l'Oiſe, Fouché und einige Andere.

Jetzt, indem die Muſikchöre einen ſchwungvollen Hymnus anſtimmten, in welchem namentlich die Damen der großen Oper, beſonders aber Demoiſelle Maillard, die jetzt nicht mehr Göttin der Vernunft war, mitwirkten, erhob ſich Robespierre, und ſchritt, ſeinen Blumenſtrauß in der Hand und gefolgt von ſeinen Trabanten, unter denen ſich auch Duplay und ſeine beiden Söhne befanden, in einer erhabenen Haltung die Eſtrade wieder herunter. Langſam und feierlich wendet er, durch die Mitte des ihn anſtaunenden und bewundernden Volkes hindurch, ſeine Schritte zu dem großen Baſſin, welches in der Mitte des Gartens gelegen iſt. Alles ſtürzte ihm nach, die Neugierde, die Verwunderung begannen den höchſten Grad zu erreichen. Ueber dieſes Baſſin war ein hölzernes Brett gelegt, auf dem man jetzt, in

grammatischen Formen gegeneinander ein eigenes Ganzes, das die Wirkung der Ideen verstärkt und in sich durch Symmetrie und Eurhythmie erfreut. Es entspringt daraus ein eigener, die Gedanken begleitender, und gleichsam leise umschwebender Reiz, ungefähr ebenso, als in einigen Bildwerken des Alterthums, außer der Anordnung der Gestalten selbst, aus den bloßen Umrissen ihrer Gruppen wohlgefällige Formen hervorgehen. In der Sprache aber ist dies nicht bloß eine flüchtige Befriedigung der Phantasie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logischen Verhältnissen auch die grammatischen genau entsprechen, und der Geist wird immer stärker zum formalen und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an scharfe Sonderung der grammatischen Formen gewöhnt." —

einer furchtbar frazzenhaften Darſtellung, die Statue des Atheismus erblickte, wie ſie von dem Maler David, der den ganzen künſtleriſchen Apparat dieſes Feſtes geliefert, mit allem Aufwand ſeiner heißen republikaniſchen Phantaſie entworfen worden war. Um das Ungeheuer des Atheismus ſtanden die Statuen des Ehrgeizes, des Egoismus, der Zwietracht, der Thorheit und der Falſchen Einfachheit in einem ſchauerlichen Reigen umhergruppirt. Die Falſche Einfachheit war in einem wahren Panzer von Lappen und Lumpen gekleidet, durch deren Hülle, wie es im Programme des Feſtes ausdrücklich hieß, die Orden und Zierden hervorſchimmerten, deren ſich früher die Sklaven des Königthums bedient. Jede dieſer Statuen hatte ein Schild auf der Bruſt, auf dem man in Rieſenbuchſtaben ihren Namen leſen konnte. Alle aber führten auf der Stirn die Worte: „die einzige Hoffnung des Auslandes.“*)

Robespierre, bei dem Baſſin angelangt, beſteigt jezt die Planke, und ſchreitet gerade und unerſchrocken auf das Ungeheuer des Atheismus los. Einer ſeiner Begleiter reicht ihm jezt eine Lanze dar, wie man ſich ihrer gewöhnlich zum Anzünden eines Feuerwerks

*) Duval Souvenirs de la Terreur IV. 350.

zu bedienen pflegt. Der Atheismus war nur ein gemalter Carton, und sobald ihn Robespierre jetzt mit der Lanze berührt, geht er in Flammen auf, und stürzt mit einem fürchterlichen Gepraſſel von Raketen, Bomben, Schwärmern und bengaliſchem Feuer, welches das Ungeheuer Alles in ſeinem Schooße verbarg, zuſammen. Mit ihm entzündeten ſich auch die anderen Laſterbilder, und ſtürzten ebenfalls unter ſchrecklichem Kniſtern und Krachen ein. Man ſah aber jetzt erſt, daß unter dem Ungeheuer des Atheismus eine Bildſäule der Weisheit verborgen geweſen war. Durch das Feuer geſchwärzt, war ſie aber jetzt nicht mit der reinen und hellen Stirn hervorgetreten, wie ſie Robespierre in ſeinem Programm angekündigt hatte. Und auch die Freudenthränen des dankbaren Volkes grüßten nicht ſo ſichtlich die aus der Aſche des Atheismus hervorgeſtiegene Weisheit, als es in dem Programm vorgeſchrieben worden war.

So iſt es denn wieder in Nichts verſunken, rief jetzt Robespierre, dieſes Ungeheuer des Atheismus, das von den Königen über Frankreich ausgeſpieen worden, und mit ihm werden alle Verbrechen und alles Unglück der Welt verſchwinden. Der Haß der Tyrannei brennt in unſern Herzen zugleich mit der Liebe des Vaterlandes. Unſer Blut rollt für die Sache der Menſch-

heit. Das ist unser Gebet, das ist der Cultus, den wir dem höchsten Wesen darbieten!

Jetzt fielen die Trommeln, Clarinetten und Trompeten mit rauschenden Klängen ein, und gaben das Signal, daß der Zug nach dem Bundesfelde sich bilden solle. Robespierre setzte sich zuerst in Bewegung. Als er aber schon einige Schritte vorwärts gethan, und sich dann umblickte, um zu sehen, ob der Zug ihm folge, sah er, daß der Cortège damit noch gezögert hatte, und daß namentlich die Mitglieder des Convents sich noch zurückhielten. Unwillen und Schrecken schienen sich in diesem Augenblick der Seele Robespierre's zu bemächtigen. Er sandte einen der Huissiers des Convents, der in seinem nächsten Gefolge sich befand, in den Zug zurück, und ließ zur Eile antreiben. Jetzt entschloß sich erst der Convent, vorwärts zu gehn, und die vorgeschriebene Procession nach dem Marsfelde anzutreten. Die Ordnung des Zuges gelang aber nur noch schlecht. Besonders schwankten die Reihen des Convents beständig auf und nieder, und einzelne Abgeordnete traten rascher vor, um den feierlich abgemessenen Zwischenraum, in dem Robespierre vor der übrigen Masse des Convents einherschritt, zu durchbrechen, und ihm näher zu kommen. Einige streiften sogar an ihm vorüber,

und ließen ihn ihre Bemerkungen hören, die ihn bald mit dem äußersten Zorn erfüllen mußten.

Es war dies die feindliche Gruppe, die sich schon bei seiner ersten Rede auf dem Amphitheater bemerklich gemacht hatte. Zuerst that sich jetzt Fréron, der ehemalige böse Mitschüler Robespierre's, der lange neben ihm ging und ihn spöttisch betrachtet hatte, hervor.

Ei, Du hast heut das höchste Wesen recht schön gefeiert und uns Alle überrascht, rief Fréron mit seinem düstern tückischen Gesicht. Und das höchste Wesen, das Du gefeiert hast, nicht wahr, das bist Du selbst? Du bist der Gott und Hoheprieſter zugleich. Und was werden wir denn sein, wenn Du den Gott spielst?

Jetzt trat Merlin de Thionville zu Robespierre heran, und flüsterte ihm zu: Ja, ja, Robespierre, ich habe es ja immer gesagt, Du bist unser Papst, Du bist der Papst der Revolution geworden. Du wirst nun das Scepter und das Rauchfaß zu gleicher Zeit schwingen*).

Noch schlimmer machte es der Convents-Deputirte Lecointre. Deine Reden, die Du heut gehalten,

*) Barère Mémoires II. 202.

haben mir ganz gut gefallen, ſagte er mit einer Schmeichelei, deren Ton aber wenig Verbindliches hatte. Aber Du ſelbſt haſt mir dabei ſehr ſchlecht gefallen, und ich muß Dir ſagen, ich kann Dich kaum noch achten.

Dieſe Angreifer, denen ſich auch Tallien, Bourdon und Fouché wieder zugeſellten, ſtanden zugleich mit einigen Volkshaufen in Verbindung, auf deren Unterſtützung ſie ſich verlaſſen zu können ſchienen. Aber Robespierre, den in ihm geweckten Ingrimm gewaltſam bei ſich unterdrückend, flüſterte nur leiſe vor ſich hin: Wollen die Pygmäen wirklich die Verſchwörung der Titanen erneuern? Dann faßte er ſich wieder in einer milden, unanfechtbaren Würde zuſammen. Daß er ſich in dieſem Augenblick entſchloß, noch einen letzten Kampf gegen ſeine Feinde zu unternehmen, und jetzt Diejenigen zu treffen, die ihn erkennen ließen, daß er, ungeachtet der Feier des höchſten Weſens, den wahren Frieden der Republik noch immer nicht erreicht, das konnte man jetzt auf ſeinem ruhigen, haltungsvollen, dem letzten Ziel des Feſtes zugewandten Geſicht nicht ahnen.

Der Feſtzug war jetzt auf dem Marsfelde angelangt. Robespierre hatte dort einen neuen Altar des Vaterlandes errichten laſſen, der in der Form

eines Gebirges aufgebaut worden war, und zu dem, ſtatt der früheren Treppen und Stufen, eine Menge gekrümmter, ſpiralförmig ſich windender Alleen hinaufführten. Auf dieſem Hochaltar, der aber oben außerordentlich wenig Raum gewährte, mußte ſich der Convent, ſoviel er Platz erhalten konnte, zuſammendrängen, und glücklich pries ſich, wer einen der oben aufgeſtellten Fauteuils für ſich erhaſcht hatte. Auch dies trug bei Vielen dazu bei, die Feierlichkeit des Tages in eine übele Laune auslaufen zu laſſen. Denn wer während des neuen Hymnus, der jetzt angeſtimmt wurde, ſtehen mußte, war ſehr geneigt, die Schuld davon Robespierre zuzuſchreiben. Seine Gegner mehrten und beſtärkten ſich in dieſem Augenblick, und in Vielen reifte der Gedanke, daß auch der Sturz Robespierre's nicht mehr lange auf ſich warten laſſen werde.

Nach einer nochmaligen Anrufung des höchſten Weſens, die zugleich ein Segensſpruch für das verſammelte Volk war, ſchloß Robespierre dieſe wunderbare Feier, deren Kunde bald ganz Europa durchdrang und alle Cabinette der Fürſten mit neuen Sorgen und neuem Schrecken erfüllte. —

IX.

Der Märtyrer der Republik.

Am sechsundzwanzigsten Juli, dem achten Thermidor des republikaniſchen Kalenders, erwartete man im Convent unter athemloſer Spannung das Erſcheinen Robespierre's. Viele ſahen mit Beſorgniß ſeinem Auftreten auf der Tribüne entgegen, auf der er in der letzten Zeit nur ſelten geſehen worden war, und ſeine Gegner, die ſeit dem Tage des höchſten Weſens ſich auf allen Seiten gegen ihn gemehrt, erwarteten, daß er heut den längſt gegen ſie angekündigten, entſcheidenden Schlag auf ihr Haupt führen werde. Aber nicht minder war unter dieſen Männern, welche zum Theil den Kreiſen Hébert's und Danton's angehört hatten, und durch den Gott Robespierre's aufgeſchreckt und zum Widerſtande angefacht worden, die Verſchwörung gereift, der Kampf vorbereitet.

Auf den Straßen von Paris war ſeit einigen Tagen wieder ein unaufhörliches Drängen und Bewegen der Volksmaſſen, mit allen den unheimlichen und düſtern Anzeichen, welche dem Ausbruch eines Sturmes vorhergehen. Ein fröhliches Getümmel herrſchte zwar bei den Gaſtgelagen und Schmauſereien des Volkes, die Robespierre ſeit einiger Zeit auf den Straßen und öffentlichen Plätzen eingerichtet hatte, und bei denen er, in Begleitung ſeines Bruders Auguſtin und ſeiner treuen Freunde Saint-Juſt, Couthon und Lebas, zuweilen auch perſönlich erſchienen war. Aber auch hinter dieſen ſcheinbar harmloſen Veranſtaltungen brach die gereizte und gährende Stimmung, die jetzt wieder den Charakter von Paris bezeichnete, jeden Augenblick hervor.

Fréron, Tallien, Bourdon und Fouché begaben ſich an dieſem Morgen ſo eilig, als es dieſe im Palais Royal bereits beginnenden Brudermahle des Volkes geſtatteten, durch die Höfe des Palais hindurch, um den Weg nach dem Sitzungsſaale des Convents zu gewinnen. Das Dejeuner des Volkes, das heut im Palais Royal, begünſtigt durch den ſchönſten Sonnenhimmel, und gefeiert von dem luſtigen Gezwitſcher der Vögel in den alten Kaſtanienbäumen, eingenommen wurde, hatte ſo viele Tiſche und Bänke über den

Weg geschoben, daß die schleunig vorwärts strebenden Deputirten sich dadurch sehr gehemmt sahen. Auch konnte ihnen, was sie von den Gesprächen und Rufen an diesen Tischen auffaßten, nur sehr wenig behagen, denn der Name Robespierre erklang häufig, und dann immer mit einem enthusiastischen Zusatz, aus dem Munde dieser Leute, und nicht selten erschallten ihm stürmische Lebehochs auf Kosten aller seiner Feinde.

Der Schlaue! sagte Fréron leise, indem er mit seinen Gefährten in die weniger besetzten Arkaden einbog. Mit diesen Verbrüderungs-Mahlen, bei denen er die Bürger und Sansculottes aus den öffentlichen Fonds betrunken macht, hat er seinen neuen Staatsstreich, mit dem er uns bedroht, in der That nicht ungeschickt eingeleitet. Aber doch hat er dabei die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Denn wenn er diese Esser und Trinker jetzt nicht alle Tage regelmäßig satt und betrunken macht, werden sie die Ersten sein, die sich gegen ihn erheben.

Wir werden nicht erst diese Fricandeau-Esser dazu gebrauchen, um dem Priester des höchsten Wesens beizukommen, rief Beurdon de l'Oise, ein Mann von wildem und tückischem Wesen, der sich in den Gräuel-Scenen der Vendée einen schrecklichen Namen gemacht hatte. Ich denke, wir selbst werden ihn schon heut

oder morgen ſicher in die Bruſt treffen. Denn wenn er heut oder morgen unſern Händen entgeht, wird er unſere Köpfe ſicher an das Revolutions-Tribunal abliefern, ich bürge Euch dafür. Noch hat er uns, deren Köpfe er haben will, nicht dem Convent genannt, aber gewiß wird es heut noch geſchehn, und das Revolutions-Tribunal gehorcht ihm ja jetzt, wie eine Maſchine, deren Räder er nur mit einem einzigen Handgriff leitet. Schon die Umgeſtaltung, die er mit dem Revolutionsgericht einige Tage nach dem höchſten Weſen durchſetzte, war gegen uns gemünzt. Der Tyrann vereinigt jetzt alle Macht über Leben und Tod in ſeinen Händen, es iſt nicht mehr von dem Convent abhängig, ob ein Deputirter angeklagt werden ſoll, und wen Robespierre an ſeinen erſten Henker, den Ankläger Fouquier, überweiſt, dem ſpielt die Guillotine ſchon um ſeine Halsmuskeln herum. Ja, Bürger und Freunde, es iſt ein wahres Wunder, daß wir noch leben. Aber welches erbärmliche Leben führen wir nicht auch ſeit dem Geburtstage des höchſten Weſens, wo wir uns nicht entſchließen konnten, dieſem neuen Geſpenſt die Füße zu lecken.

Ja, entgegnete Tallien, es wird nun bald nicht mehr auszuhalten ſein. Seit mehreren Wochen wagen wir kaum noch, eine beſtimmte Wohnung in

5.

Die künſtleriſchen Geſetze, nach denen die geſchriebene Proſa ſich bildet, haben auf die Sprache des wirklichen Lebens in Deutſchland keine Anwendung. Beide ſtehen abgeriſſen von einander und getrennt ſich gegenüber, obwohl die bedeutſamſte Beziehung zwiſchen ihnen anzuknüpfen wäre. Bevor wir die Kunſt der productiven Proſa erörtern, dürfte es intereſſant ſein, auf die Proſa der deutſchen Converſation einen Blick zu werfen, und von unſerem Geſellſchaftszuſtand, in ſeinem Verhältniß zur Sprache, eine Andeutung zu geben. —

Weſſels bekannte Parodie: „Liebe ohne Strümpfe" wurde von Scalabrini in Muſik geſetzt, ohne daß dieſer italieniſche Componiſt auch nur ein Wort von dem däniſchen Texte verſtanden hätte. Eine ähnliche Parodie mit Harmoniezwang wird noch heut alle Abende in unſerer Geſellſchafts-

Paris zu haben. Jede Nacht ſuchen wir uns unſere Schlafſtätte in einem andern Hauſe, in einem andern Verſteck, denn überall und jeden Augenblick müſſen wir fürchten, daß uns ſeine Häſcher auffinden und an ſein Tribunal abliefern werden.

Mein guter Tallien, ſagte der höhniſche Fréron, Du biſt freilich doppelt zu beklagen, denn Du kannſt Dich jetzt auch nicht mehr bei Deiner ſchönen Freundin, Thérésia Cabarrus, in der Nacht verſtecken. Auch die herrliche Spanierin, das ſchönſte Weib der Welt, hat dieſer Tyrann ohne Geſchlechtstrieb jetzt in ſeine Gefängniſſe abholen laſſen. Wodurch war ſie ihm denn eigentlich verdächtig geworden? Vielleicht durch den Umgang mit Dir?

Ich bitte, die edelſte Frau, die ich auf meinen Knieen verehre, nicht zu verunglimpfen, entgegnete Tallien mit einiger Empfindſamkeit. Als ich ſie zuerſt in Bordeaux kennen lernte, wo man meinem Commiſſariat einige zu ſtarke Schreckensgriffe zum Vorwurf machte, trat ſie bei mir als Engel der Milde für die Opfer der Revolution ein. Seitdem iſt mein Verhältniß zu ihr das innigſte und reinſte, das es geben kann, und wenn wir ſie aus den Kerkern Robespierre's befreit haben, werde ich ihr meine Hand reichen!

Und daran wirſt Du wohl thun, mein Freund, entgegnete Fréron, ihn auf die Schulter klopfend. Die ſchöne Cabarrus iſt jedenfalls reinlicher als ihr Ruf. Aber mit der Befreiung aus dem Gefängniß wird es nicht ſo raſch gehn. Robespierre iſt zugleich der Hoheprieſter der Polizei geworden, und er weiß gewiß ganz genau, wie viele Rendezvous Du ſchon mit Deiner verführeriſchen Spanierin gehabt haſt. Und in einer tugendhaften Polizei-Republik, wie die unſrige, geht das nicht an, mein Freund. Er wollte Dich daher retten, und warf Dir zu Liebe die Cabarrus in das Loch. Denn der grimme Robespierre liebte Dich ja einſt, und er war es ja eigentlich, durch den Du nach dem zehnten Auguſt zum General-Secretair der Commune gemacht wurdeſt! Aber warum ſchlendert denn unſer Fouché heut ſo ſtill und ſchwermüthig neben uns her?

Der angerufene Convents-Deputirte ſchrak jetzt aus ſeinem bisherigen traurigen Hinbrüten empor. Ich habe heut Morgen zwei Todesnachrichten auf einmal empfangen, ſagte Fouché mit einer bewegten Stimme. Zwei Menſchen, die ich wirklich geliebt habe, ſind geſtorben. Condorcet und Chamfort. Es giebt dadurch zwei brave Atheiſten weniger in der Welt. Chamfort wurde wegen eines Witzes von dieſem

schändlichen Revolutions-Tribunal verfolgt. Mein edler Freund hatte gesagt, daß in dieser Republik alle Menschen Brüder geworden seien, aber Brüder, wie Cain und Abel. Man ergriff ihn, und im Kerker suchte er sich zu vergiften, aber man rettete ihn. Jetzt ist er aber doch gestorben. Auch mein Condorcet nahm in dem Kerker, in welchen das Revolutions-Tribunal ihn werfen ließ, Gift, denn wer hätte jetzt noch Luft, in diesem Frankreich zu den Lebenden zu gehören! Mich widert Frankreich an. Eine Marterkammer, eine Blutpfütze ist es geworden. Es ist ein Glück, daß ich Zeit meines Lebens ein Atheist gewesen bin. Sonst müßte ich mich noch im Namen Gottes schämen, daß es hier so weit hat kommen können. Was ist denn nun besser geworden, seitdem uns Robespierre die bravsten und nützlichsten Leute von der Welt, einen Hébert, einen Chaumette, einen Cloots, auf das Schaffot geliefert hat?

So sprach Fouché, der erst vor Kurzem das Schreckenssystem in Lyon eingeführt hatte, und der jetzt als das Haupt der geheimen Verschwörung zu betrachten war, die sich gegen Robespierre gebildet. Robespierre hatte ihn aber bereits im Jacobiner-Club sein bei demselben noch immer bestehendes Uebergewicht empfinden lassen, und Fouché, vor Kurzem erst

zum Präsidenten der Jacobiner gemacht, war auf Veranlassung Robespierre's aus dem Club ausgestoßen worden. Damit waren bereits die Vorpostengefechte der neuen Schlacht eröffnet, deren Entscheidung nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte.

Nachdem die vier Convents-Deputirten unter diesen Gesprächen, die mit der größten Vorsicht neben den vorüberstreifenden Volksmassen geführt wurden, sich auch noch über den Carrousel-Platz hinweg durchgearbeitet hatten, gelang es ihnen jetzt, den Eingang in die Tuilerieen zu gewinnen. —

Robespierre war heut schon früh aus seiner Wohnung aufgebrochen. Eleonore war noch immer leidend, und ihr Zustand hatte sich in der letzten Zeit fast verschlimmert. Vor Kurzem noch so blühend und lebensmuthig, war sie dem Dämon einer räthselhaften Krankheit, die mehr in ihrem Herzen als in ihren Gliedern wirkte, auf eine sie mehr und mehr verzehrende Weise verfallen. Robespierre hatte heut nur noch mit stummen Gebärden von ihr Abschied nehmen können, als er das Haus verließ. Das Adieu, welches ihm heut auf ihrem blassen, seelenhaften Gesicht nachlächelte, war so schmerzlich strahlend, daß Robespierre dadurch aus seiner starren unbeweglichen Haltung, die ihn in der letzten Zeit

beherrſcht, auf einen Augenblick herausgeriſſen wurde. Ein verſtohlener Schmerz irrte durch ſeine Züge, und ſchien ſich ſelbſt in ſeine Augen einſchleichen zu wollen. Aber wie mit einem Fußtritt, der eine gefährliche Schlange zurückſcheuchen ſoll, ſuchte er dieſe Bewegung ſeines geheimſten Innern wieder zu bannen. Dann bog er ſich in ſeine unerſchütterliche, unnahbare Haltung wieder zurück, in der ein kalter, Alles bewältigender Eiſeshauch von ihm ausſtrömte. Unten im Hauſe traf er den alten Duplay und die beiden Söhne. Duplay wollte ihn erſt beſchwören, heut nicht in die Sitzung des Convents zu gehn, da ihm nichts Gutes ahne. Heut muß ich ja gerade gehn, entgegnete Robespierre ruhig, denn ich muß dem Convent endlich einmal mein Herz ausſchütten. Ich muß ihm ſagen, wer ich noch bin, und was ich will. Und wenn es nöthig iſt, will ich auch mein Teſtament machen.

Der alte Duplay blickte ihm mit der größten Beſorgniß, mit einer auf ſeinem ganzen Geſicht ſich malenden Herzensangſt, nach.

Ehe ſich Robespierre heut in den Sitzungsſaal des Convents begab, trat er noch auf einige Augenblicke in den Wohlfahrts-Ausſchuß ein, der ſich ebenfalls im Schloß der Tuilerieen befand und in den

ehemaligen kleinen Appartements des Königs seinen Sitz hatte. Robespierre pflegte dort um diese Zeit die Listen der neu eingebrachten Verhafteten durchzusehn, ehe er zur Sitzung in den Convent hinüberging. Saint-Just und Couthon hatten ihn heut in dem Comité, das sich seit einiger Zeit für permanent erklärt hatte, erwartet, und traten ihm rasch entgegen, indem sie bedeutsam seine Hand schüttelten. Robespierre fand die ihm vorgelegten Listen der Verhaftungen seit einiger Zeit nicht mehr genügend, und auch heut stand die drohende, Entsetzen verbreitende Furche auf seiner Stirn, als er, die Tagesliste überschlagend, die geringe Zahl der Eingezogenen bemerkte. Er sah auch die Liste derer durch, die auf den kommenden Tag für die Guillotine bestimmt waren, und warf sie dann mit einer leidenschaftlichen, wuthzitternden Bewegung auf den in der Mitte des Zimmers stehenden grünen Tisch.

Saint-Just und Couthon, sagte er mit einem schneidenden, vorwurfsvollen Ton, auf diese Weise kann es nicht länger fortgehn. Ich finde, daß das Revolutions-Tribunal seit einiger Zeit sehr schlecht arbeitet. In Paris haben wir jetzt durchschnittlich zwanzig Köpfe in jeder Woche, und das genügt bei weitem nicht. Wozu habe ich Dumas zum Präsidenten des Revolutions-Tribu-

nal gemacht? Die Fälle müssen rascher erledigt, die Verurtheilungen müssen in größerer Masse geschehen, wenn wir uns eine Wirkung davon versprechen sollen. Wir dürfen nicht wieder in die Zeiten der Danton'schen Schwachheit zurück, sonst sind wir verloren. Seit dem zweiundzwanzigsten Prärial bis heut hat das Revolutions-Tribunal kaum vierzehnhundert Todesurtheile gefällt. Man muß fleißiger sein, man muß ganze Gruppen von Menschen mit einer einzigen Hand zusammenfassen, heut einige Dutzend Edelleute, morgen die Bauern und Tagelöhner, übermorgen die Priester, dann die Kaufleute, die Schiffer, der Guillotine anvertrauen. Nur auf solche Weise kann eine bestimmte Wirkung gewonnen werden. Alsdann sehen wir auch plötzlich einmal die Guillotine der schlechten Deputirten arbeiten, was uns so lange schon so nothwendig erschienen, wie das liebe Brot. Die Republik muß neue Menschen, neues Blut haben, wenn sie ein Gewächs des Lebens werden soll. Und in Strömen müssen wir das alte Blut vergießen, wo wir es nur irgend hernehmen können. Das Blut der Menschen ist es ja, das verdorben ist. Sie waren Alle aus ihrem Blut heraus nichtswürdige Sklaven, feige lasterhafte Wichte, eitele Thoren, gemeine Seelen. Auf die einzelne Schuld kommt es dabei gar nicht an,

ſondern auf das ſchlechte verdorbene Blut, das Jeder in ſich trägt. Die Republik iſt ja das Reich der Tugend und Gerechtigkeit, und wie ſoll dies eröffnet werden, wenn noch eine ſolche Maſſe verdorbenen und ſchlechten Blutes in den Adern der Menſchen geht!

Bei dieſen letzten Worten Robespierre's war auch Collot d'Herbois in den Saal des Wohlfahrts-Ausſchuſſes getreten. Er hatte erſt, wie es ſchien, mit geſpanntem Intereſſe zugehört, ſobald aber Robespierre auf das Reich der Tugend und Gerechtigkeit gekommen, waren ſeine Mienen in eine höhniſche Verzerrung übergegangen, und er ſtolzirte jetzt mit ſeinen kothurnartigen Schritten, die noch immer ſeinen ehemaligen Stand verriethen, wieder zur Thür hinaus.

Das Weſen dieſes Menſchen bedeutet uns heute nichts Gutes, ſagte Saint-Juſt, indem er mit ſeinen leuchtenden Falkenblicken dem Hinausgegangenen nachſah. Bisher ſchien er mir noch zweifelhaft, und ich glaubte immer, daß er doch noch zu uns gehören würde. Aber heut ſah ich es allen ſeinen Gebärden an, daß er in das Lager unſerer Feinde übergegangen iſt. Robespierre, die Zeit drängt jetzt, und die Wichte ſammeln ſich. Zögern wir nicht länger, ſchleu-

dern wir unſern Blitz, oder wir liegen ſelbſt zerſchmettert am Boden. Du haſt dieſe Judasgeſichter im Convent geſehen, als ich neulich den Antrag ſtellte, daß die Ausſchüſſe für Dich die Dictatur beantragen ſollten, als ich die jämmerlich auseinanderfahrende Geſtalt dieſer Republik ſchilderte, als ich die Nothwendigkeit malte, der Republik endlich ihre abſchließenden und organiſchen Inſtitutionen zu geben, als ich ſagte, daß es nur einen Mann gebe, der Geiſt, Kraft, Vaterlandsliebe und revolutionaire Erfahrung beſitze, der tugendhaft, unbeugſam und unbeſtechlich ſei. Und der Dictatur dieſes Mannes bedarf es, nicht der Dictatur des Wohlfahrts-Ausſchuſſes, und dieſer Mann iſt Robespierre, rief ich aus ganzer Kraft meines Herzens in den Saal hinein. Aber die Verräther ſchwiegen alle. Tallien und Fréron, Bourdon und Fouché, und ihr ganzer Anhang, wanden ſich an meinen Worten herum, als hätten ſie Meſſerſpitzen geſchluckt, aber ihre Blicke kochten dafür Gift, und ich ſah, daß ſie uns davon bald einen ganzen Becher voll reichen würden.

Ja, die Zeit drängt, Saint-Juſt, ſagte Robespierre, nach einer gedankenvollen, grübelnden Pauſe. Die Atheiſten werden ihren letzten Trumpf gegen die Republik der Religion, gegen den Freiſtaat der Tugend

und Sitte, ausspielen. Die Wolke von Blut und Tod, in welche ich sie einzuhüllen gesucht, hat sie nicht geschreckt. Sie werden jetzt ankommen, und ich weiß, daß sie böse und mächtig sind. Es ist möglich, daß wir fallen, Saint-Just. Aber es wird einst zu unserem größten Ruhm gereichen, daß wir nur unter den Streichen der Atheisten zu Grunde gehen konnten. Aber was ist auch der Ruhm der Welt, mein Freund? Vielleicht komme ich einst als Ungeheuer auf die Nachwelt, während ich doch nur ein ehrlicher und folgerichtiger Mann habe sein wollen. Freilich, der jederzeit ehrliche und folgerichtige Mann kommt an sich schon dazu, ein Ungeheuer zu werden. Ich werde der Nachwelt darüber gar keinen Vorwurf zu machen haben. Der Ehrliche ist in dieser nichtswürdigen Welt das größte Ungeheuer, und muß es sein. Lebe wohl, mein guter Saint-Just, Du strenger Mann mit dem Mädchengesicht. Dein starker Geist hat mich ja oft dazu angefeuert, ehrlich und folgerichtig, nichts als ehrlich und folgerichtig zu sein. Aber höre noch, Saint-Just! Wenn ich heute Abend nicht wieder in den Ausschuß kommen sollte, betreibe doch unser Projekt wegen des Lagers bei Sablons. Dieser ganze Wohlfahrts-Ausschuß ist zwar auch schon unterminirt für uns, und die Andern glauben uns

unterhaltung aufgeführt. Die bodenlose deutsche Höflichkeit gleicht jener Liebe ohne Strümpfe, ihr Text ist eine Travestie, und der Maestro, den man bon ton nennt, hat, um Sinn, Wort- und Menschenverstand ganz unbekümmert, eine Musik daraus gemacht, in dem bekannten Grundsatz: Quand le bon ton parait, le bon sens se retire. Diese Composition, die uns als deutsche Gesellschaftssprache an die Ohren schlägt, ist, wie ich beweisen werde, eine verderbte Grammatik, eine verderbte Logik, ein verderbtes Menschengefühl und eine verderbte Natur; aber sie ist nichtsdestoweniger Musik, und für den gewohnten Umgangsverkehr unsere einzige Lebensmelodie, die einzige anerkannte Tanzregel, nach der man sich nicht nur dreht, sondern auch denkt.

Man hat noch nicht die Geschichte der deutschen Höflichkeitssprache geschrieben. Und doch ist es bei ihrer Betrachtung der größte Trost, daß sie eine Geschichte hat, mithin ebenso gut einer Verbesserung in aufsteigender Linie fähig ist, als sie in absteigender eine Verderbung erlitten. Ich sehe schon das staunende Lächeln eines unserer Nachkom-

hier jeden Tag in die Luft ſprengen zu können. Aber das Lager bei Sablons werden wir wohl noch durchſetzen. Wir wollen es eine Schule des Mars nennen, und es wird zum Heil der Republik ſein, wenn wir darin 3000 Jünglinge von ſechszehn bis ſiebzehn Jahren durch eine revolutionaire Erziehung, wie ich ſie beabſichtige, zu republikaniſchen Soldaten heranbilden. Was der Republik noch fehlt, mein Freund, ſind ja die Republikaner. Und die Republikaner muß man erziehen. Am liebſten in einem großen Militairlager, mein Freund. Der General Labreteche, der mein wahrer und inniger Freund iſt, ich weiß es, ſoll das Lager bei Sablons befehligen. Gern hätte ich den General Bonaparte dazu gehabt, der mir ein noch ſtärkeres Pfand der Zukunft ſein würde!

Robespierre begab ſich jetzt fort, eilte haſtig den Corridor hinunter, und trat in ein Cabinet ein, das er ſeit einiger Zeit zu einem geheimen Büreau der hohen Polizei hatte einrichten laſſen. Dies Bureau beſtand unter ſeiner eigenen Aufſicht und Verwaltung, und Robespierre lenkte und knüpfte darin mit ausſchließlicher Hand die Fäden des Tages. Beſonders war es die Ueberwachung der ihm anſtößigen Convents-Deputirten, welche von dieſem Büreau aus betrieben wurde. Robespierre hatte bei der Mehrheit

des Wohlfahrts-Ausſchuſſes noch immer nicht damit durchdringen können, daß man ihm dieſe Köpfe, deren er ſo nöthig bedurfte, überantwortete. Auf ſeinem Polizei-Bureau ertheilte er nun heut dringendere und gemeſſenere Befehle als ſonſt, daß man ſich dieſer Deputirten bei der erſten Gelegenheit, die ihr Ergreifen möglich mache, nun bemächtigen möge.

Robespierre eilte jetzt zum Sitzungsſaal. An der Thür deſſelben begegnete ihm der Deputirte Vadier, der zu den Verſchwornen gehörte, und ihn mit überhebenden Blicken vom Kopf bis zu den Füßen maaß. Robespierre erinnerte ſich bei dieſem unangenehmen Geſicht der Intrigue, die man ihm vor Kurzem geſpielt hatte, und deren eigentliche Triebfeder Vadier geweſen war. In der Rue Contreſcarpe wohnte ſeit einiger Zeit eine alte wahnſinnige Närrin, die Catherine Théot hieß, und ſich daraus zu einer Catherine Théos, wie der griechiſche Gott genannt wurde, umgetauft hatte. Sie behauptete, die Mutter Gottes zu ſein, und ein Kreis von Mesmerianern und Illuminaten, verſtärkt durch reactionaire Banquiers, Aerzte und Advocaten, hatte ſich um die neue Prophetin geſammelt. Bei ihrer Verhaftung durch die Polizei wollte man in dem jungfräulichen Bett dieſer Mutter Gottes einen Brief an Robespierre verſteckt gefunden

haben. In dieſem Brief, den Catherine Théos eigenhändig an ihn geſchrieben haben ſollte, wurde er der Sohn des höchſten Weſens, das Ewige Wort, der Erlöſer des Menſchengeſchlechts, und der von den Propheten geweiſſagte Meſſias genannt, und Vadier, der ohne Zweifel ſelbſt dieſen Brief erdichtet, hatte auch den Bericht darüber im Convent zu erſtatten gehabt. Es ſchien, daß dieſe Intrigue von den Gegnern Robespierre's erſonnen worden war, um ſeine Sache auch durch eine ihr angeheftete Lächerlichkeit zu tödten. Vadier hatte in ſeinem Bericht, ohne geradezu den Namen Robespierre zu nennen, doch auf ihn, als den Vater aller ſolcher Umtriebe und Wirrniſſe, ſo ſtark und mit ſo herbem Spott hingedeutet, daß der ganze Convent zu wiederholten Malen in ein lautes, vieldeutiges Gelächter ausgebrochen war, Robespierre hatte dieſen Schlag empfunden, aber ihn noch ſtill und regungslos hinnehmen wollen.

Jetzt warf er dafür mit ſeinen zerſchmetterndſten Blicken den ihm begegnenden Vadier aus ſeiner übermüthigen Haltung heraus, und trat in den Saal, wo ſein plötzliches Erſcheinen nach längerer Abweſenheit ein ungemeines Aufſehn erregte. Bald ſtand er auch auf der Tribüne. Eine athemloſe Stille der ganzen Verſammlung ſtand ihm gegenüber. Mit

der äußerſten Spannung wurde ſeine Rede erwartet. Er begann damit, daß er ſein politiſches Teſtament vorzutragen wünſche. Und dies Wort ſchlug auf eine wunderbare Weiſe auf allen Plätzen ein.

Dann ſchilderte er den bisherigen Gang, den die Revolution genommen. Er hatte, wie immer, etwas zu ſteif, zu geſchäftsmäßig begonnen, aber die geheimen grollenden Donner ſeiner Rede begannen bald, lauter zu hallen. Plötzlich nannte er mit einem ſchreienden, zuckenden Laut die Worte: Verſchwörung und Contrerevolution. Er wies darauf hin, daß eine verbrecheriſche Coalition im Schooße des Convents ſelbſt ihr Weſen treibe, daß ſie ſich bereits im Wohlfahrts-Ausſchuß wie in dem Ausſchuß für allgemeine Sicherheit verzweigt, und daß ſie das Vaterland und jeden guten Patrioten ins Verderben zu ſtürzen ſuche. Die Finanzen der Republik würden durch die Partei, die er bekämpfe, zu Grunde gerichtet, die auswärtigen Beziehungen würden vernachläſſigt, die Armee einer für die Freiheit gefährlichen Selbſtſtändigkeit überlaſſen. Er verlangte die Beſtrafung der Verräther, die Erneuerung und Reinigung der Ausſchüſſe, und die Herſtellung der Einheit der Regierung unter der oberſten Gewalt des National-Convents.

Sich ſelbſt nannte er einen lebenden Märtyrer

der Republik, einen Sklaven der Freiheit, das Opfer und den Feind aller Verbrecher.*)

Diese Rede war mit tiefem Schweigen, zuletzt aber mit wachsender Gleichgültigkeit angehört worden. Am Schluß fühlte man sich höchlich überrascht, daß Robespierre die Namen der einzelnen Opfer, die er verlangte, nicht genannt hatte. Man hatte diese Namen längst von ihm zu hören erwartet, und es war merkwürdig, daß sie auch heut noch nicht über seine Lippen kamen. Dann wunderte man sich, daß er gar keinen bestimmten Antrag gestellt, obwohl er doch sein politisches Testament angekündigt hatte. Cambon, den der Tadel der schlechten Finanzverwaltung besonders getroffen, erhob sich jetzt in der heftigsten Erbitterung. Er unternahm seine Vertheidigung, und schrie zuletzt: nur ein einziger Mensch *lähmt die Arbeiten der Regierung, und dieser Mensch* heißt Robespierre! Dann erhoben sich Vadier, Billaud, Varennes und Andere für die von Robespierre angeklagten Ausschüsse. Es entstand ein ungeheurer Tumult. Von allen Seiten rief man, Robespierre solle doch endlich die Uebelthäter, denen er nach dem Leben strebe, namhaft machen. Man erwähnte der

*) Buchez et Roux XXXIII. 405.

Gerüchte, daß Robespierre von dem ganzen Convent nur einundzwanzig Mitglieder am Leben lassen welle.

Ich werde meiner Rede heut nichts weiter hinzufügen, und verweigere jede Nennung der Namen, rief Robespierre mit einer den ganzen Aufruhr zerschneidenden Stimme durch den Saal. Plötzlich wurde Alles still, man sah ein, daß die Entscheidung heute noch nicht gekommen sei. Die Sitzung schloß, und Robespierre hatte das Gefühl, daß die Feinde noch keineswegs einen Vortheil über ihn errungen hätten.

Seine Freunde führten ihn wie im Triumph zu den Jacobinern, wo der Saal und die Tribünen bereits überfüllt waren, und ein gewaltig emporrauschender Beifall ihn empfing. Er las hier zum *zweiten Male die Rede, die er im Convent gehalten.* Jedes Wort wurde von seinen alten Freunden, den Jacobinern, mit stürmischem Jubel begrüßt, und am Schluß schrie der ganze Club, daß der einunddreißigste Mai, der schon einmal den Convent gereinigt, jetzt wiederholt werden müsse!

Robespierre, von einer elektrischen Bewegung durchzittert, rief: Ja, ziehet hin, und rettet noch einmal die Freiheit! Reinigt den Convent von den Schurken, welche ihn bisher unterdrückt haben! Und

muß ich dennoch unterliegen, wohlan, meine Freunde, ſo ſollt Ihr ſehn, daß ich den Giftbecher mit Ruhe trinken werde!

Jetzt ſah man, daß auch Billaud und Collet d'Herbois im Club anweſend waren. Der ganze Zorn flammte jetzt gegen dieſe Beiden auf. Man umdrängte und bedrohte ſie, ergriff ſie am Kragen, entblößte Meſſer fuhren gegen ſie los. Vergebens wandten ſie ſich an Robespierre, um ſeine Vermittelung zu gewinnen. Sie erklärten ihm, daß er Unrecht habe, ihnen zu zürnen. Robespierre ſchwieg und wandte ſich von ihnen ab. Nur mit Mühe gelang es Billaud und Collot, aus dem Saal zu entkommen.

Der Club blieb noch bis über Mitternacht hinaus zuſammen. Viele wollten auf der Stelle die Thätlichkeiten begonnen ſehn. Die hitzigſten Vorſchläge drängten ſich. Man wollte damit anfangen, noch im Laufe der Nacht an den beiden Ausſchüſſen Rache zu nehmen. Aber Robespierre warnte, nicht über das Vorbild des einunddreißigſten Mai hinauszugehn. Er ſchien immer noch zu hoffen, daß die rechte Seite des Convents ſich mit ihm vereinigen und ihm dann zum Sieg verhelfen werde. Henriot aber erließ vom Club aus an mehrere Bataillone

der Nationalgarde den Befehl, am andern Morgen um ſieben Uhr anzutreten, und zum Kampf bereit zu ſtehn. Dann trennte man ſich. —

Als Robespierre in ſeiner Wohnung anlangte, ſagte er zu dem alten Duplay: Wir können uns beruhigen, der Convent iſt rein, ich habe nichts zu fürchten!

Dann fragte er mit einer leiſen, zitternden Stimme nach Eleonoren.

Duplay zeigte mit einer ſtummen Gebärde nach der Thür ihres Zimmers hin, und legte den Finger auf ſeinen Mund. In den Augen des alten Mannes zitterte eine große Thräne. Robespierre ſchwankte erſchüttert die Treppe hinauf. —

X.

Robespierre's Fall.

Am andern Tage war die Sitzung des neunten Thermidor. Fréron, Bourdon, Fouché, Tallien, Cambon, Lecointre hatten die verangegangene Nacht zu ihren Vorbereitungen nicht verloren. Kurz vor Beginn der Sitzung war es ihnen noch gelungen, sich mit den Führern der rechten Seite, deren Unterhändler Boissy d'Anglas war, zu verständigen. Die Rechten hatten stets gemeint, daß Robespierre nicht schlimmer sei, als Fréron, Tallien und die Uebrigen, aber sie glaubten doch jetzt, daß nur mit dem Sturz Robespierre's die Schreckensherrschaft wirklich endigen werde. Noch ehe die Sitzung ihren Anfang genommen, standen in den Gängen und Vorsälen die Gemäßigten mit den Männern des Berges zusammen, und drückten sich gegenseitig die Hände. O die wackern Männer der Rechten! rief selbst Tallien, indem er die

Hand des Herrn Boiſſy d'Anglas zärtlich ſtreichelte. Da ſtand ſchon Saint-Juſt auf der Tribüne, um einen Bericht vorzutragen, mit dem ihn die beiden Regierungs-Ausſchüſſe ſchon ſeit einiger Zeit beauftragt, und der die in Parteien und Perſönlichkeiten zerriſſene Lage der Republik betraf, wie er auch die beſte Abhülfe dagegen vorſchlagen ſollte.

Dieſer Bericht war aber nur geeignet, Oel in das Feuer zu gießen. Zuerſt ſprang Tallien auf, und rief, daß das Vaterland einem Abgrund zugedrängt werde. Er forderte, unter einem fürchterlich ausbrechenden Beifall des ganzen Hauſes, daß der Schleier heut gänzlich zerriſſen werde! Da ſtand Billaud-Varennes auf, und trug den ganzen geſtrigen Vorfall im Jacobiner-Club vor. Dort ſei beſchloſſen worden, den ganzen National-Convent hinzumorden. Eine Bewegung des Schreckens ſchien jetzt die ganze Verſammlung zu durchzittern. Lebas begehrt das Wort, aber er erhält es nicht. Billaud ſpricht weiter. Jetzt ſtürzt Robespierre auf die Tribüne. Nieder mit ihm! Nieder mit dem Tyrannen! rufen zahlreiche, donnernde Stimmen über ſein Haupt herab.

Robespierre kann das Wort nicht mehr erhalten. Der Schleier iſt jetzt ſchon zerriſſen! ruft Tallien, der ſich neben ihn gedrängt hat, mit einer fürchter-

men, die ich mir als so glückliche Menschen träume, daß sie die höchste Cultur zur höchsten Natur in sich zurückgebildet haben! Was werden diese kräftigen Naturmenschen künftiger cultivirter Staaten dazu sagen, wenn sie Nachgrabungen auf unserer verschütteten Zeit anstellen, wie wir heut Mammuthsgerippe aus urweltlichen Erdschichten hervorziehen, und sie dann, vor Schreck den grammatischen und logischen Spaten, mit dem sie uns durchgruben, sinken lassend, etwa folgenden räthselhaften Eselskinnbackenknochen einer vormaligen deutschen Gesellschaftsunterhaltung in die Hände bekommen, eine Fossilie, die heutzutage, mit frischem schönem Fleisch bekleidet, als Symbol und Physiognomie eines wohlerzogenen Gesprächs angesehen werden muß:

Abgehorcht.

(Berlin, 11. ** 183.)

Junger Herr.

Haben gnädiges Fräulein schon das neueste Werk vom geistreichen Rummelsburg gelesen?

lichen Stimme aus. Ich war geſtern in der Sitzung der Jacobiner ein verborgener Zeuge, und ich habe für das Vaterland gezittert. Ich ſah, wie die Armee des neuen Cromwell ſich bildete, und ich habe mich mit einem Dolch bewaffnet, um ihm die Bruſt zu durchbohren, wenn der National-Convent nicht den Muth haben ſollte, gegen ihn die Anklage zu beſchließen!

Dann begehrte Tallien die Verhaftung Henriot's und ſeines ganzen Stabes, und die Permanenz der Sitzungen, bis das Schwert des Geſetzes die Revolution von neuem geſichert habe.

Dieſe Vorſchläge wurden mit ungeheuerem Beifallsgeſchrei und unter den Rufen: Es lebe die Republik! angenommen.

Robespierre ſtand noch immer an der Rednerbühne, und wollte ſprechen. Aber ſo wie ſeine Stimme ſich erhob, wurde er von einem überwältigenden Rufen und Murren der ganzen Verſammlung unterbrochen. Jetzt ſtiegen wieder Vadier und Tallien an ihm vorüber, und ſprachen über ihn hinweg von den Vergehungen Robespierre's, von ſeinen Verſündigungen gegen Freiheit, Menſchenleben und Republik, gegen ſie Alle.

Robespierre begehrte von Neuem das Wort. Nie-

der mit dem Tyrannen! heißt es von allen Seiten. Er wendet ſich mit ſeinen Blicken und Worten zu dem Berg hinauf, und ſchrickt zurück vor dem wilden tödtlichen Haß, der ſich auf allen dieſen Geſichtern gegen ihn ausdrückt.

So richte ich mich denn an Euch, rief Robespierre jetzt, an die Männer der Rechten ſich hinüberwendend, an Euch, Ihr reinen Männer, nicht mehr an die Schurken!

Aber von dieſer Seite empfing ihn jetzt ein furchtbarer, nicht auszuhaltender Ausbruch des Unwillens.

Zum letzten Male dann, ſchrie Robespierre zu dem den Vorſitz führenden Collot d'Herbois hinauf, zum letzten Male, Du Präſident der Mörder, fordere ich dann das Wort von Dir!

Seine Stimme brach ſich jetzt und erſtickte in dem Sturm, der ihn umtobte.

Danton's Blut erſtickt ihn jetzt! Denke an Danton! rief ihm Garnier de l'Aube, ein Deputirter der rechten Seite, zu.

Da erſcholl plötzlich eine Stimme, die man faſt noch niemals in der Verſammlung reden gehört. Sie gehörte dem Deputirten Louchet an. Mit einem ſpitzen, ſcharfen Laut, der Alles durchdrang, verlangte

er, daß Robespierre auf der Stelle verhaftet werde. Einen Augenblick ſtutzt und ſchweigt man. Dann fangen Einzelne zu klatſchen an. Dann ruft man allgemein: Zur Abſtimmung! Zur Abſtimmung!

Die Verhaftung Robespierre's wird einſtimmig beſchloſſen.

Robespierre ruft noch einmal: Die Republik! ſie iſt verloren, denn die Schurken triumphiren!*)

In demſelben Augenblick verlangen auch Auguſtin Robespierre und Lebas, verhaftet zu werden. Ihnen werden Saint-Juſt und Couthon zugeſellt. Saint-Juſt ſtarrte mit gleichgültiger Verachtung in das ihn umwogende Getümmel. Couthon ſah ſehr gelaſſen aus, und gab Alles zu, was man von ihm ſagte. Sie wurden in fünf verſchiedene Gefängniſſe abgeführt. Robespierre in den Luxembourg, wo Danton geſeſſen hatte.

In der Stadt aber brach jetzt eine ſtürmiſche Bewegung los. Der Pariſer Gemeinderath und der Jacobiner-Club vereinigten ſich, um einen Aufſtand für Robespierre und die Seinen zu machen. Der Gemeinderath erließ ein Manifeſt zur Verherrlichung Robespierre's, Saint-Juſt's und Couthons, und ließ die Kanoniere der Nationalgarde antreten. Die Ja-

*) Buchez et Roux XXXIV. 35.

cobiner sammelten sich in Waffen. Der Erstürmung der Gefängnisse sollte die offene Gewalt gegen den Convent folgen. Zuerst erschien der jüngere Robespierre auf dem Stadthause, wohin man ihn aus seinem Gefängniß in Saint-Lazare gebracht hatte, und wurde mit einem unendlichen Jubel begrüßt. Ihm folgten Saint-Just, Couthon, Lebas und Henrion, der jetzt den Oberbefehl zum Losbruch gegen den Convent übernehmen soll. Robespierre erschien zuletzt. Er hatte es erst verweigert, zu kommen, da er sich lieber vor dem Revolutions-Tribunal stellen wollte, um eine glänzende Freisprechung zu erlangen.

Die Maschinerie des Aufstandes zeigte sich indeß bereits sehr erlahmt. Der Convent, eine feste Haltung bewahrend, sprach die Achtserklärung gegen alle widerspenstigen Behörden aus, und machte den Abgeordneten Barras, einen ehemaligen Offizier, zum Befehlshaber der bewaffneten Macht. In den Sectionen des Volkes selbst wirkte das tiefe Bedürfniß nach Ruhe mit, um dem neuen Aufruhr die Spitze abzubrechen. Die Nationalgarde selbst begann zum Schutze des Convents heranzurücken.

In einem Zimmer des Stadthauses saß Robespierre mit seinen Freunden, um über die Lage der Dinge zu berathschlagen. Robespierre hielt seinen Kopf in

den Arm geſtützt, und ſtarrte in einem gleichgültigen Trübſinn vor ſich auf den Tiſch. Saint-Juſt und Lebas verlangten von ihm, daß er jetzt perſönlich auf die Straße hinaustreten und alle ſeine Getreuen, die ſich raſch um ihn ſammeln würden, zum Angriff gegen den Convent führen ſolle. Robespierre aber ſchüttelte den Kopf, und gab durch ſeine Gebärden zu verſtehen, daß er Alles für verloren halte. Sein Schweigen, dem er ſich ſeit ſeiner Verhaftung ergeben, hatte etwas Fürchterliches, und beſonders Lebas ſchien es nicht länger ertragen zu können.

Lebas hatte ſich vor einigen Tagen, wo er nicht mehr an einen glücklichen Ausgang glaubte, zwei Piſtolenge kauft, die er noch in ſeiner Taſche bei ſich trug.

Wohlan denn, ſo bleibt uns nichts übrig, als zu ſterben! ſagte er zu Robespierre, dem er die eine dieſer Piſtolen hinreichte. Mit der andern ſchoß er ſich in demſelben Augenblick vor den Kopf. Saint-Juſt ſaß in einer Ecke des Zimmers und ſtarrte in ſeiner düſter ſchweigenden Ruhe vor ſich hin, ohne den heftigen Fall, mit dem Lebas auf die Erde ſtürzte, einer Beachtung zu würdigen.

Robespierre ergriff jetzt, ohne irgend einen Laut, die Waffe und ſetzte ſie an den Mund, aber die Hand zitterte ihm in demſelben Augenblick, als er

losdrückte. Er zerſchmetterte ſich die Kinnlade, und ſank, ohne irgend einen Ausruf, in ſich zuſammen. Aber den Tod hatte er ſich nicht gegeben.

Jetzt drangen die Truppen in das Stadthaus ein. In demſelben Augenblick ſtürzte Auguſtin Robespierre zum Fenſter und warf ſich auf die Straße hinunter. Er lebte aber noch, als man ihn dort fand und von Neuem in Gewahrſam nahm.

Robespierre wurde gegen Morgen, mit Anbruch des zehnten Thermidor, auf einem Brett in die Tuilerieen getragen, wo man ihn im Saal des Wohlfahrts-Ausſchuſſes auf einen Tiſch legte, und von einigen Kanonieren und bewaffneten Bürgern bewachen ließ. Man hatte ihm einen hölzernen Kaſten unter den Kopf gelegt, der ihm zu einer Art von Ruhekiſſen dienen ſollte. Es ſchien, als wenn er bereits geendet habe, denn er lag völlig unbeweglich da. Nach einer Stunde begann er endlich die Augen zu öffnen. Das Blut ſtrömte aus der Wunde der Kinnlade und von der zerſchmetterten Wange herab, und hatte ſeine Kleider ganz durchnäßt. Er war ohne Hut und ohne Cravate. Er trug ſeinen himmelblauen Rock, ein Beinkleid von Nankin, und weiße Strümpfe, die bis zu den Knöcheln zurückgeſchlagen waren. Es war dies ſein Koſtüm als Prieſter des

höchſten Weſens. Mit einigen Papierſtücken war er bemüht, das aus ſeinem Munde hervorquellende Blut ſich aus dem Geſicht zu wiſchen. Unaufhörlich drangen Neugierige, die ihn ſehen wollten, in das Zimmer, betrachteten ihn und ſtießen oft Schmähungen und Verwünſchungen aller Art gegen ihn aus. Ruhig und unbewegt ſah er ihnen entgegen, und drückte in ſeinen Mienen weder Zorn noch Schmerz mehr aus. Einen Laut ließ er erſt wieder auf dem Schaffot hören, als der Henker ihm den ſchlecht aufgelegten Verband ſeiner Wunde herunterriß, und ihm dadurch einen weithin gellenden Schmerzensſchrei entriß. Mit Robespierre fielen zugleich ſeine Freunde, und einundzwanzig Mitſchuldige, die man ihnen beigeſellt hatte, unter dem Schlag der Guillotine. Damit war das Ende der Schreckensherrſchaft gekommen.

Am andern Tage waren auch Duplay, ſeine Frau und ſeine beiden Söhne gefangen geſetzt worden, aber man ließ ſie in kurzer Zeit wieder frei. Als ſie wieder in ihr Haus in der Rue St. Honoré zurückkehrten, fanden ſie die arme Joſerbine, die im Schmerz um ihren Gatten ſelbſt den Tod im Herzen trug, an dem Sarge Eleonorens ſitzen. —

Buchdruckerei von Guſtav Lange in Berlin.

Italieniſche Zuſtände.

Von

Theodor Mundt.

Erſter Theil.

Skizzen aus Piemont und Rom.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

Skizzen aus Piemont und Rom.

Von

Theodor Mundt.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Junge Dame.

Ihnen zu dienen.

Junger Herr.

Gnädiges Fräulein erweisen mir allerdings einen Dienst damit, denn nun werden Sie mich beehren, Ihr Urtheil hören zu dürfen.

Junge Dame.

Sie verzeihen.

Junger Herr.

Sie haben Recht und ich glaube Sie zu verstehen. Fräulein meinen, es sei unverzeihlich, über einen solchen Autor zu kritisiren.

Junge Dame.

Sehr wahr.

Junger Herr.

Ich möchte aber dennoch um Entschuldigung bitten, und eine Seite an unserm großen Rummelsburg hervorheben, die merkwürdig ist, — wenn Sie erlauben, seine allzumaterielle Behandlung der Liebe.

Junge Dame. (erröthend)

Gewiß. — Man dürfte nicht ermangeln, Ihnen hierin beizustimmen (— sie fängt heftig an zu stricken.)

Inhalt.

Piemont. I. **Turin und die neue Herrschaft.** — Eindrücke von Turin. Die katarrhalische und politische Grippe. Politische Stimmung. Charakter der Sarden. Der mecklenburgische Baron. Die Gräfin Giustiniani. Das rothe Italien. Mazzini und Garibaldi. Die Heirath des Prinzen Napoleon und der Prinzessin Clotilde. Plon-Plon I. Die Verhandlungen in Plombières. Die Freundin Cavours. König Victor Emanuel II. und die französischen Damen. Das Lustschloß La Veneria. Die schöne Tambourstochter Rosine. Der Cigarren-Kampf. Die übelriechenden Cavours. Die Physiognomie von Turin. Der neue Cäsar Italiens. Machiavelli, Dante und Cäsar Borgia. Der welthistorische Schmutz. Die Sardinier keine rechten Italiener mehr. Die Baumeister in Piemont . . . . . S. 1–29

II. **Das Königthum von Italien und der Carlo-Alberto Cultus.** — Das Königliche Schloß zu Turin. Erinnerungen an Carl Albert. Die Persönlichkeit des Königs Victor Emanuel. Die neueste Statue Carlo Alberto's unter den Arkaden des Rathhauses. Carlo Alberto und der Haß gegen Oesterreich. Eine Medaille. Die Kriegssucht gegen Oesterreich ist die Tarantella der Piemontesen. Ein Standbild des Herzogs von Genua. Die Jahreszahlen 1848 und 1849 in Turin. Die Statue Carlo Alberto's im Palazzo Madama. Der Erlöser Italiens. Lebens- und Leidensbilder Carlo Alberto's. Die Schwärmereien am Golf von Genua mit Cesare Balbo. Die Speranze d'Italia. Carl Albert und Louis Philipp. Abbé Gioberti. Die Geisterorakel der Hofpartei. Charakter Gioberti's. Die piemontesische Con-

stitution. Massimo d'Azeglio. Die Lombardei. Carl Albert und die Lombardenkrone. Die Einheit Italiens und die Schlachtfelder von Goito und Peschiera. Das „l'Italia farà da se." Carl Albert's Soldatenleben. Die Schlacht von Novara. . . . . S. 30—71.

III. **Turiner Personen und Zustände.** — Victor Emanuel II. Die Artischocke Philibert Emanuel's. Portrait Victor Emanuel's. Der Tod Carl Albert's in Oporto. Der Schimmel Carl Albert's. Die Napoleonischen Sympathieen in Turin. Die Schlacht von Marengo. Die verwittwete Herzogin von Genua. Charakter des Herzogs von Genua. Der Marchese Rappallo. Die schöne Hand der Herzogin Elisabeth. Ein Ständer mit Hirschgeweihen. Die Herzogin von Genua auf Villa Stresa. Die Salons des Lago Maggiore. Die Gemälde Gallerie in Turin. Die Kathedrale St. Giovanni. Die Kapelle bei Santo Sudario. Die Statue der Königin Marie Adelheid. Prinzessin Clotilde. Louis Napoleon und sein Vetter. Die Dolche der italienischen Freiheitsmänner. Reform des italienischen Stiefels. Garibaldi und der heilige Krieg. Die Komödie der Mitschuldigen. Die neue Aera der Staatsmänner. Camillo Cavour. Cavour's Verdienste um die italienische Nationalbühne. Die Ristori. . . . . S. 72—107.

IV. **Der Hafen von Villafranca und die Russen im Mittelmeer.** — Die maritime Situation. Eine neue Schwenkung der russischen Politik. Die Erwerbung eines russischen Hafens im Mittelmeer ein alter Plan. Der Hafen La Spezzia. Herr von Cavour. Das Projekt mit Villafranca und die russische Allianz. Die Politik Sardiniens gegen Oesterreich. Joseph de Maistre. Die Pläne Rußlands in Italien. Monace. Die russische Handelsgesellschaft in Villafranca. Die Dampfschifffahrt Rußlands. Die neue Politik Alexanders II. und das Mittelmeer. Die Vertretung der europäischen Mächte im mittelländischen Meere. Der eigentliche Vertrag über Villafranca. Die vermeintliche Machtstellung Sardiniens. Die Festung Alexandria. Die Heeresstärke Sardiniens. Eindrücke von Villafranca. S. 108—135.

V. **In Genua.** — Genua und Piemont. Ansichten von Genua. Charakter des Genuesen. Der genuesische Kaufmanns-

ſtand unter ſardiniſcher Herrſchaft. Die Paläſte und der alte Adel. Das Café della Concordia. Der Palaſt Andrea Doria. Die Fresken der Schüler Rafaels. Andrea Doria als Neptun und Jupiter. Der Eiſenbahnweg durch das Gebiet der Doria's. Der Palaſt Pallavicini. Palazzo Sauli und das Proletariat. Der Dogenſaal. Erinnerung an die Liguriſche Republik. Die gemeſiſche Ariſtokratie. Die Sauli und die Kirche St. Maria di Carignano. Das Landleben der Genueſen. Lord Byron in Genua. Die Prieſter und die Frauen. Die Genueſerinnen. Der Prete di Casa. Der Patito und Favorito. Das Luſtſpiel der Genueſerin. Die Lieblingsfarbe der Madonna. . . . S. 136—164.

Rom. I. Von Siena nach Rom. — Die italieniſchen Volkszuſtände. Siena. Die Anwältin der Sieneſen und Pius IX. Die Vergebung der künftigen Sünden. Die Ausbeutung der Fremden ein italieniſcher Nationalbegriff. Fresco und dei nostri. Eine Scene auf der päpſtlichen Dogana. Ankunft in Rom. . . . . S. 165—176.

II. Pius IX. von Perſon. — Auf dem Hofe des Vatican. Das Gartenhaus Pius des Vierten. Ein neues Portrait Pius des Neunten. Pius IX. und Cardinal Antonelli. Perſönlichkeit Antonelli's. Die Loggien. Gemälde-Sammlung des Vatican. Rafael und die Transfiguration Chriſti. Die Madonna di Fuligno. Rafael als Maler des kirchlichen Syſtems. Perſönlichkeit Pius des Neunten. Der Torſo von 1848. Die Staatscaroſſen des römiſchen Hofes. Die Diners des Papſtes. Signor Angelini. Die Limonade auf dem päpſtlichen Budget. Freigebigkeit und Einkünfte Pius des Neunten. Belohnung der Disputanten gegen den Proteſtantismus. Pius IX., eine ſchöne Seele. Schwärmereien der Frauen für Pio nono. Chineſiſche Frauenbilder auf dem Schreibtiſche des Papſtes. Das Myſterium der unbefleckten Empfängniß in Stahlſtichen. . S. 177—210.

III. St. Peter zu allen Zeiten. — Der Weg zur Peterskirche. Die Engelsburg. Der Petersplatz. Die erſte Anſchauung der Peterskirche. Die Kuppel Michel Angelo's. Das Geheimniß der Größe der Peterskirche. Rafael und Leo X. Die Syntheſe des Chriſtenthums mit der Antike. Michel Angelo und Maderno. Eine Meſſe in der großen Kapelle. Ob die Bildſäule des heiligen Petrus eine Jupiter-

Statue. Die Confession und St. Petri Grab. Der große Hauptaltar. Mazzini in der Loggia. Die Beichtstühle für alle Sprachen Europa's. Das Tabernakel. Die vaticanischen Grotten. Verbotene Gemeinsamkeiten der Männer und Frauen. Die Erklärung des Dogma von der unbefleckten Empfängniß auf der großen Haupttribüne. Protocolle in Marmor. Die Meß-Castraten. Der Streit um die unbefleckte Empfängniß der Maria. Warum Pius IX. die Bulle über die unbefleckte Empfängniß gab. Der heilige Augustinus. Die Denkmäler der Päpste. Pius VI. Der schöne Papst. Die Reaktion gegen das Nackte in der Peterskirche von Pius VI. und Pius IX. Urban VIII. Bernini und Canova. Die Maaßregelung der Schönheit mit dem Blechhemde. Pius IX. als Hemdenmacher. Die nackte Theologie auf dem Grabmal Sixtus IV. Gregor VII. und Gräfin Mathilde. Die Idee der Theokratie. Die Folgezeit des Papstthums. Ein Wort Michel Angelo's.

S. 211–274.

IV. **Ein Fest auf der Villa Borghese.** — Die italienischen Aristokraten. Die Pinien im Garten der Villa Borghese und die Revolution von 1848. Mazzini und Fürst Canino. Die Villa des Rafael. Die Tombola. Der römische Bourgeois. Der Priester. Die Spielwuth der Italiener. Die Piazza di Siena. Die Volksgruppen. Der Herzog von Modena. Die Frauen des römischen Bürgerstandes. Die Crinoline in Italien. Die Schönheiten aus Albano und Frascati. Der römische Kamm. Der Waisenknabe. Die Gewinner. Das Bouquet Feldblumen. Die schöne Römerin und der Hamburger. Amben und Ternen. Priestergestalten. Die große und kleine Tombola. Die Kletterstange.

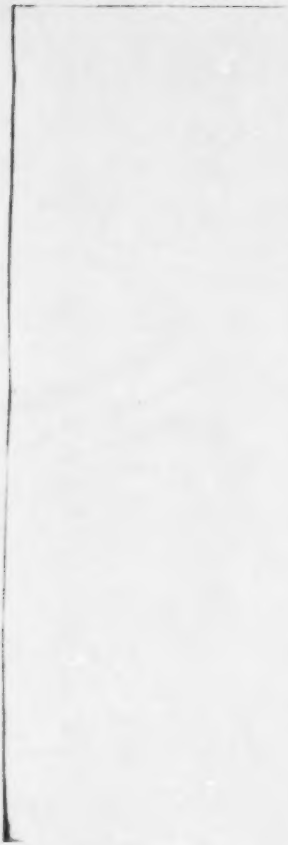
S. 275–303.

V. **Ein Geisterseher in Rom.** — Der Amerikaner Home. Die Klopfgeister in Rom. Miß Brighton. Abenteuer des Geistersehers Home. Eine Aeußerung Pius IX. über die Klopfgeister. Die Biveurs von Paris in Rom. Die Passeggiata auf dem Monte Pincio. Die Villa Ludovisi und ihre Juno. Die Promenade der schönen Welt auf Monte Pincio. Mr. Home und die Geister der russisch-französischen Allianz. . . . . S. 304–320.

Italieniſche Zuſtände.

Erſter Theil.

Skizzen aus Piemont und Rom.



BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Piemont.

I.

Turin und die neue Herrſchaft.

Wenn man in Turin ankommt, glaubt man nicht leicht, in einer italieniſchen Stadt zu ſein, ſondern man erkennt in dem ganzen Zuſchnitt der ſardiſchen Hauptſtadt ſogleich die Pariſer Schablone, durch welche Turin aufgezeichnet und ausgepinſelt worden iſt. Die Reſidenz des künftigen „Königs von Italien“ macht zuerſt durch ihr geradliniges, nach der Schnur auslaufendes Straßenſyſtem, durch ihre abſichtliche und feierliche Symmetrie, und durch die zahlreichen aber wohldisciplinirten Volksmaſſen, welche ſich auf den Plätzen, in den Hauptſtraßen und ihren Arcaden auf und nieder bewegen, den Eindruck einer regelmäßigen und vornehmen Schönheit, aber man vermißt ſogleich den naturwüchſigen und nationalen Charakter, wie er andern italieniſchen Städten eigen iſt.

Man wird hier an den prachtvollen systematischen Stil erinnert, in dem Louis Napoleon den Umbau von Paris geleitet hat, und zugleich sieht man auf allen Wegen und Stegen das französische Muster, nach dem in Turin das neue Italien gewirkt wird, hervorblicken. Es wird nicht geläugnet werden können, Turin ist eine schöne, wohnliche, durch viele Vorzüge überraschende Stadt, aber ihre Größe und ihre Zukunft ist nicht auf eine historische Nothwendigkeit, sondern auf eine diplomatische Reflexion gebaut, und von dieser fühlt man sich hier sogleich erkältet, wenn man ankommt, was die eigenthümliche katarrhalische Disposition, an welcher die Hauptstadt des Königs von Sardinien bekanntlich schon durch ihre Lage leidet, nicht wenig zu verstärken scheint. In Turin herrscht aber nicht nur die katarrhalische sondern auch die politische Grippe, denn der Gedanke, hier den Kern der italienischen Nationaleinheit zur Frucht zu bilden, hat an diesem Ort eine naßkalte, von allen Winden gejagte Zugluft hervorgerufen, in der man sich um so weniger behaglich finden kann, da nicht die Interessen der italienischen Nationalität, sondern der Empereur in Paris und dessen Machtpläne einzig und allein hier die Elemente in Bewegung setzen sollen.

Es ſchien aber ein wirklich katarrhaliſcher Schnupfen zu ſein, der unſere ſchöne Reiſegefährtin, eine allem Anſchein nach vornehme italieniſche Dame, die wir auf dem Dampfboot des Lago Maggiore kennen gelernt hatten, ſogleich bei unſerer gemeinſamen Einfahrt in die Stadt auf die allerheftigſte Weiſe befiel. Dieſe Dame war bis jetzt mit einem jungen italieniſchen Prieſter gereiſt, in deſſen Geſellſchaft wir ſie auf dem Dampfſchiff, welches uns von Magadino über den See hinüber nach Arona fuhr, angetroffen hatten. Es war eine Sonntagsfahrt über den Lago Maggiore geweſen, und wir ſahen auf dem Dampfer ſo viele italieniſche Damen, welche ganz allein und nur in Begleitung eines Prieſters den herrlichen See in der Runde umfuhren, oder nach einem beſtimmten Ziel eine Luſtreiſe mit ihrem Seelſorger unternommen zu haben ſchienen, daß wir uns an dieſen Anblick bald vollkommen gewöhnt hatten. Nichtsdeſtoweniger ſpöttelte ein alter Italiener in einem Carbonari-Mantel unaufhörlich darüber, und ſeine beißenden Sarcasmen, mit denen er uns ziemlich laut unterhalten zu müſſen glaubte, wurden uns um ſo unbequemer, als wir mit jener Dame zuweilen einige Bemerkungen ausgetauſcht hatten, die uns ihren glänzenden Geiſt zu bewundern

gaben. Sie war eine ſchöne, hochgewachſene, in üppigen Körperformen ſich darſtellende Frau, in deren Augen große Leidenſchaften, vielleicht aber auch Geheimniſſe, die wie politiſche ausſehen konnten, blitzten, und es überraſchte uns faſt freudig, als wir ſie, freilich wieder mit ihrem geiſtlichen Begleiter, in denſelben Waggon eintreten ſahen, den wir in Arona zur Fahrt nach Turin beſtiegen hatten. Unterwegs machten wir die Bemerkung, daß die Reaction gegen die Uebergriffe des Clerus, auf welche Piemont ſonſt ſo ſtolz zu ſein pflegte, noch nicht ſo weit vorgeſchritten, und jedenfalls bei der Regierung mehr, als in der Geſellſchaft und bei den Damen, welche letzteren mit dieſen Uebergriffen keineswegs ſo unzufrieden zu ſein ſchienen, eine Stütze gefunden haben mochte.

Aber bei der Ankunft in Turin verabſchiedete ſich der junge Seelſorger ſogleich von ſeiner Dame, die ihn mit freundlichem Zunicken und einer ungemein huldvollen Bewegung ihrer Hand entließ. Er entfernte ſich zu Fuß, indem er ſeinen kleinen Nachtſack, der ſein einziges Gepäck bildete, unter den einen Arm nahm und ſeinen Regenſchirm als Spazierſtock gebrauchte. Die Dame, die ſonſt nicht erwartet und empfangen zu werden ſchien, beſtieg mit uns den an

Junger Herr. (mit halber Stimme)

Und haben Sie niemals geliebt, Fräulein?

Junge Dame.

Ich bitte recht sehr. Sie entschuldigen.

Junger Herr.

Sollte die Liebe hier in Berlin einer Entschuldigung bedürfen?

Junge Dame.

Verzeihen Sie.

Junger Herr.

Verzeihen Sie selbst vielmehr, wenn ich zu dreist gewesen — —

Junge Dame. (zu ihrer Nachbarin leise ins Ohr.)

Ich finde, daß er viel Geist hat. Man kann sich recht gegen ihn aussprechen.

Junger Herr. (zu seinem Nachbar leise ins Ohr)

Ich finde, daß sie gar nicht so übel ist. Hinter ihren Redensarten lauert ohne Zweifel viel Geist versteckt. — —

* * *

Dieser flüchtige Küchenzettel einer gewiß ganz

der Eisenbahn bereit stehenden Wagen des Hôtel Feder, und nach einer raschen Fahrt über die breiten, saubern, mit den schönsten Fliesen ausgelegten Straßen langten wir bald in unserm Quartier an. —

An der Table d'hôte, an der wir unsere doch mehr oder weniger räthselhafte Reisegefährtin, ihres uns gegebenen Versprechens ungeachtet, nicht erscheinen sahen, herrschte eine außerordentlich lebhafte Unterhaltung, und die Stichworte der Tagespolitik, die sonst in Italien nicht so leicht öffentlich gehört werden, schallten von allen Seiten her laut und heftig gegen unsere Ohren. Es waren Fremde und Italiener in bunter Mischung, welche sich in diesem Kreise befanden, und man sprach durcheinander von der italienischen Revolution und von der Freiheit und Einheit Italiens wie von einer neuen Schüssel des Diners, die jeden Augenblick aufgetragen und servirt werden könne. Man schien des Schutz- und Trutzbündnisses mit Frankreich, ja mit Rußland gewiß, und ehe man es sich versah, flog der Säbel gegen Oesterreich, gegen alle Völker, die dem neuen König von Italien entgegen treten würden, ganz nackt aus der Scheide. Die Sarden sind ein freundliches, heiteres, dabei ungemein bewegliches und zum Enthusiasmus geneigtes

Volk, und obwohl das Diner faſt zu ſehr von Kriegsbegeiſterung raſſelte, ſo konnte man doch finden, daß ſie dieſen braunen, charaktervollen, feurigen Geſichtern ſchön ſtand, wenn man ſich auch dabei ſagen mußte, daß die Rechnung auf die Einheit Italiens, namentlich von dem mit napoleoniſchem Verrath gedüngten Piemont aus, auch diesmal wieder, und mehr als je, eine Rechnung ohne den Wirth ſein werde.

Nur ein einziges Geſicht an dieſer Table d'hôte ſchien nicht leidenſchaftlich und politiſch aufgeregt, ſondern im höchſten Grade unruhig und ſchreckensbleich geworden zu ſein. Es war das Geſicht des jungen mecklenburgiſchen Barons, ebenfalls eines Dampfſchiffgefährten vom Lago Maggiore, dem wir unerwartet hier wieder begegneten, und neben ihm ſaß ſeine ſchöne, junge blonde Frau, die er erſt vor acht Tagen auf den heimathlichen Ackergefilden geheirathet hatte, und mit der er nun die Hochzeitsreiſe nach Italien unternommen. Wir ſahen uns unwillkürlich nach ſeinem großen Koffer um, mit dem er uns auf dem Dampfſchiff ſo oft beluſtigt und behelligt hatte, und auf deſſen Leinewandsüberzug mit großen, ſchwarzen, durch einen Pinſel aufgetragenen Buchſtaben zu leſen war: „Eigenthum des Barons von Wolff auf Wolffenfelde."

Dieſer merkwürdige Koffer, der faſt einem Stammbaum glich, mußte durch den ihn begleitenden Bedienten immer dahin geſchoben werden, wo das junge, recht zärtlich ineinander geſchmiegte Ehepaar gerade ſeinen Platz auf dem Schiffe genommen, den es nach Gegend und Sonne häufig wechſelte, und ſo wußte freilich bald Jedermann, daß wir einen mecklenburgiſchen Baron an Bord hatten.

Die ſelbſtbewußte Behäbigkeit dieſer ſchönen, ſtattlichen Leute ſchien ſich aber jetzt ganz verloren zu haben. Der Koffer war diesmal oben auf ihrem Zimmer geblieben, und keine Aufſchrift an ihnen ſelbſt verrieth, daß es der Baron von Wolff auf Wolffenfelde und ſeine Gemahlin waren, die hier ihren Platz hatten. Den Baron ſchien aber nicht nur die kriegeriſche und revolutionaire Aufregung, die rund um ihn her an der Table d'hôte herrſchte, zu ängſtigen, ſondern er ſah auch mit immer ſteigendem Mißvergnügen, daß der ſchwarzbärtige Italiener, welcher neben der Baronin auf der andern Seite ſaß, ſich mit unabläſſigem Eifer und einer feurigen Unterhaltungsgabe um die reizende junge Frau bemühte, und bei ihrer Lebhaftigkeit ſie bereits in ein fortgeſetztes Geſpräch hineingezogen hatte. Der feudale Grundeigenthümer,

der gewohnt war, auf seinem eigenen Territorium unumschränkt zu gebieten, beobachtete sein Weib mit unablässiger Aufmerksamkeit, und man sah ihm an, daß er ihr gewiß gern an irgend einer Stelle die Aufschrift angeheftet hätte: „Grundeigenthum des Barons von Wolff auf Wolffenfelde", um seine Neuvermählte, die einige Male schon herzlich und laut mit ihrem italienischen Nachbar gelacht hatte, unter diese schützende Signatur zu stellen.

Wir wurden von dieser Situation abgezogen, indem ein lebhaftes Gespräch, das von einigen sardischen Offizieren in unserer Nähe geführt wurde, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen anfing. Man wollte die Nachricht haben, daß die Gräfin Giustiniani heut in Turin angekommen und in demselben Hôtel, in dem wir uns hier befanden, abgestiegen sei, was der Wirth des Hauses, der jetzt hinzutrat, mit einigen weiteren Mittheilungen bestätigte. Diese Dame schien eine so bedeutende Persönlichkeit in den neuesten Tageswirren der italienischen Bewegung zu sein, daß ihr Name bald an der ganzen Tafel mit einem elektrischen Interesse sich verbreitete, und die wunderbarsten Geschichten über sie umherliefen.

Die Gräfin Giustiniani, deren Schönheit, Liebens-

würdigkeit und Begeisterung für die Nationalsache man gleich sehr rühmte, wurde der Stern der italienischen Revolution genannt, und man bezeichnete zugleich ihre Villa am Lago Maggiore, die sie seit einiger Zeit auf dem westlichen, zu Piemont gehörigen Ufer desselben bewohnte, als eine geheime Werkstatt, in der für die neue Nationalerhebung Italiens, die in Piemont wie eine ausgemachte Sache auf Aller Lippen sich schaukelte, unaufhörlich gearbeitet wurde. Der künftige König von Italien, Victor Emanuel, als dessen Parteigängerin die Gräfin mit allen ihren bedeutenden und verführerischen Mitteln arbeiten soll, hatte ihr dies Asyl in Piemont geöffnet, nachdem sie aus Venedig, dem sie durch ihre Geburt und ihre Familie angehörte, durch den österreichischen Erzherzog Ferdinand Max ausgewiesen worden. Es war also vielleicht dieselbe Gräfin Giustiniani, von deren fanatischem Muth und Trotz die Zeitungen öfter berichtet, und die sich im Theater zu Venedig mehrere bizarre Ungezogenheiten gegen die Erzherzogin Maximilian, die Gemahlin des General-Gouverneurs des lombardisch-venetianischen Königreichs, erlaubt hatte. Wenn diese Demonstrationen auch nur in verächtlichen Gebärden und Mienen von Loge zu Loge, und darin bestanden, daß die Gräfin ihren allerliebsten Bologneser

mit in's Theater brachte, den ſie nach der leicht erkennbaren Manier einer hohen Dame coiffirt und mit ſchwarzgelben Bändern ausgeputzt haben ſoll: ſo brach doch darin zugleich eine tollkühne Verwegenheit hervor, die ihren gefährlichen Hintergrund zu haben ſchien, denn es war bekannt, daß die Gräfin allen Verzweigungen des rothen Italiens, namentlich in der Lombardei, nahe ſtand, und ihr gewagtes Auftreten in Venedig war auffallend genug geweſen, um es ſchon als Symptom eines baldigen Ausbruchs der Revolution gelten zu laſſen. Die weite Perſpective ihrer Verbindungen konnte aber erſt eingeſehen werden, als die Gräfin Giuſtiniani in der Villa am Lago Maggiore ihre Zuflucht genommen hatte und von dort ſehr häufig nach Turin fuhr, wo ſie am Hofe Victor Emanuel's eine ſehr vertraute Aufnahme gefunden und auch mit dem ſardiniſchen Miniſterpräſidenten, dem Grafen Camillo Cavour, einen genauen Verkehr zu unterhalten ſchien.

Zu einer erfolgreichen Vermittelung zwiſchen Piemont und den Rothen hatte aber die ſchöne Gräfin gleichwohl nicht dienen können, obwohl Mazzini und auch der romanhafte Freiſchaaren-Held Garibaldi in der letzten Zeit nicht ſelten auf ihrer Villa genächtigt

haben ſollen. Denn die Heirath des Prinzen Napoleon mit der Tochter des Königs Victor Emanuel hat das junge Italien Mazzini's und Garibaldi's dem Primat Piemont's eher entfremdet, als zur ferneren Unterſtützung deſſelben bereit gemacht. Es iſt durch dieſe Heirath, die von beiden Seiten nur ein diplomatiſcher Schwabenſtreich war, ein innerer Bruch zwiſchen der italieniſchen Revolution und den Herrſchaftsplänen Sardiniens erfolgt, wie er kaum geſchickter durch eine Intrigue im Intereſſe Oeſterreichs hätte herbeigeführt werden können. Das Primat Piemont's über Italien hat ſeitdem die franzöſiſche Kaiſer-Uniform angezogen, und die geheimen Führer der italieniſchen Bewegung, die Verſchworenen der Einheit und Unabhängigkeit Italiens, werden ſich niemals und durch keine denkbare Conſtellation bewogen ſehen, Vertrauen zum Napoleonismus zu faſſen. Der Anblick des gegenwärtigen, moraliſch und politiſch zertretenen Frankreichs, über welchem der napoleoniſche Adler ſich in den blutſaugenden Vampyr verwandelt hat, kann den italieniſchen Freiheitsmännern keinen Muth einflößen, ihre Sache an die Machtbedürfniſſe Louis Napoleon's anzuknüpfen. Die ſeltſame Heirath des Prinzen Napoleon mit der jungen Prinzeſſin Clotilde

ſchließt daher einſtweilen den Krater der italieniſchen National-Revolution wieder zu, ſtatt ihn für die Zwecke Napoleon's III. und Victor Emanuel's jetzt ſpeien zu machen. Ueber dieſe Tragweite der Heirath, die Mazzini ſelbſt im Namen des jungen Italiens ausdrücklich abwies, hat ſich Louis Napoleon vollkommen getäuſcht, und man mußte ſich überhaupt wundern, daß er ein ſo altmodiſches und unwirkſames Mittel, wie eine Heirath auf dem Boden der Politik iſt, noch als einen Hebel für die Umwälzung der italieniſchen Verhältniſſe benutzen zu können glaubte. Die Verſchwägerungen der Throne ſind ſchon längſt kein dauernder Kitt mehr, um Allianzen zu formen, denen die Schickſale der Völker gehorchen müſſen. Aber auch Victor Emanuel wird ſich darüber getäuſcht haben, daß das napoleoniſche Frankreich, ſelbſt wenn es ihm den Krieg gegen Oeſterreich gewinnen helfen möchte, für ihn, und für keinen Anderen, die Krone Italiens aus dem Feuer holen würde. Denn die Krone Italiens dürfte eher für den Schwiegerſohn als für den Schwiegerpapa beſtimmt ſein, und ſchon auf den politiſchen Diners im Palais Royal, bei denen einige franzöſiſche Generäle aus der Krim und mehrere italieniſche und polniſche Flüchtlinge die Tafelrunde des Prinzen Napoleon

zu bilden pflegen, soll dieser Plan regelmäßig zum Dessert und bei der Cigarre ausgesponnen worden sein. Aber auch der Prinz Napoleon dürfte sich getäuscht haben, denn die verdächtigte Clique des Palais Royal, die zuweilen den Kaiser Louis Napoleon selbst beunruhigt haben soll, ist doch nicht im Stande, ein neues napoleonisches Königreich in Italien für Plon-Plon (wie man den kaiserlichen Vetter in diesen Kreisen nennt) zu stiften, mag nun Plon-Plon I. bloß am Po, oder weit bis zum Absatz des italienischen Stiefels herunter, seine neue Herrschaft begründen wollen. Die italienische Nation will keinen Napoleoniden, und wird ihn sich nie freiwillig auf ihre Schulter laden lassen. Denn dies napoleonische Geschlecht, das in Paris jetzt bereits eine Dynastie genannt wird, sucht stets und überall mit Hülfe der Freiheit und der Revolution emporzusteigen, aber auf der letzten Stufe, auf der es anlangt, wird es immer nur die Tyrannei aufpflanzen, die der ganzen Familie Napoleon in den Gliedern liegt.

In unserer Nähe, in der das politische Gespräch immer lebhafter floß, hörten wir auch die Behauptung fallen, daß das Heirathsproject zwischen dem Prinzen Napoleon und der sardischen Königstochter schon bei dem letzten Aufenthalt des Kaisers der Franzosen in

Plombières, dem berühmten Badeorte, entworfen und eingeleitet worden sei. Der Graf Camillo Cavour, der in der letzten Zeit wohl zwei bis drei Mal in jedem Jahre an den napoleonischen Kaiserhof gereist ist, um sich von dort seine Verhaltungsbefehle für Oesterreich und Italien zu holen, befand sich im vorigen Jahre auch in Plombières, als Louis Napoleon dort in den schönen warmen Quellen seine Glieder erfrischte und schmeidigte. Auch die Gräfin Giustiniani soll zu dieser Zeit mit geheimen politischen Aufträgen aller Art eingetroffen sein, und es wird ihr eine gewisse Mitwirkung beim Abschluß der Verlobungs-Präliminarien, welche mehr oder weniger auch die politische Allianz in ihrem Schooße tragen mußten, zugeschrieben. Als vertraute Freundin und Rathgeberin Cavour's konnte sie leicht diesen Einfluß geübt haben, da sie in manchem Betracht wie die Nymphe Egeria seines Cabinets angesehen wurde und mehrere ihrer genialen Einfälle in das Programm des sardinischen Ministerpräsidenten übergegangen sein sollen. Auch einige nebenhergehende Privat-Interessen des Königs Victor Emanuel sollen bei dieser Gelegenheit in Plombières zur Geltung gekommen sein, denn die Pariser Schauspieler-Truppe, welche in jener Zeit nach dem

normalen Unterhaltung zeigt die meiſten und geläufigſten Formeln, auch in grammatiſcher Hinſicht, auf, in denen ſich die deutſche Umgangs- und Höflichkeitsſprache auf ihrer gegenwärtigen Stufe bewegt. Sie iſt zu dieſer abenteuerlichen Pedanterie erſt allmählich gelangt, und der Sprachforſcher, welcher eine geſellſchaftliche Grammatik zuſammenſtellt, müßte nothgedrungen zum Satiriker werden, wenn er nicht zu bedenken hätte, daß der innere Geiſt der Nation ſelbſt geſünder und kernhafter iſt, als ſein äußeres Umgangsleben, das hinter dieſen verſtauchten Formen einer gemüthloſen Gutmüthigkeit und einer gutmüthigen Gemüthloſigkeit ganz andere Menſchen und Herzen verhüllt. Zwar dürfte es immer etwas Verdienſtliches ſein, die hypochondriſche Höflichkeit der deutſchen Sprache mit einigen Salzdoſen friſchen Spottes zu reizen, verdienſtlicher gewiß, als einen poſitiven Beitrag zu ihr zu liefern im Sinne des anſtandsvoll lächelnden Freihern von Rumohr, der ſich in ſeiner Schule der Höflichkeit aus vornehmer Ferne mit der deutſchen Höflichkeit vornehm herumcomplimentirt und uns unſern Weichſelzopf in eine gewiſſe

Badeort berufen war, enthielt einige perſönliche Lieblinge des Königs, die ihm ſchon bei ſeinem früheren Aufenthalt in Paris ſehr am Herzen gelegen hatten. Man kennt die, alle gewohnten Gränzen überſteigende Großmuth, mit welcher der König von Sardinien die Verdienſte der Pariſer Actricen, wenn auch nicht gerade die künſtleriſchen, zu belohnen pflegte, namentlich in einem früher vielbeſprochenen Fall, wo die Danaë eines Boulevard-Theaters in Paris einen ſo ſtarken goldenen Regen von Seiner piemonteſiſchen Majeſtät empfing, daß danach eine gewaltige Hauſſe an der Pariſer Börſe für die ſardiniſchen Fonds eintrat, indem man nach ſolchen Verausgabungen den Finanzen am Po die größte Blüthe zuſchreiben zu müſſen glaubte. Der König hat ſeitdem mehrere franzöſiſche Damen nach Turin gezogen, von welchen einige in ſeiner vertrauteſten Nähe wohnen, und zu denen auch eine reizende Schauſpielerin, die im vorigen Sommer in Plombières ſpielte, hinzugekommen ſein ſoll. Auch in dem anmuthigen Luſtſchloß des Königs, La Veneria, in deſſen herrlichem Park unter dem Schatten der Ulmen und Oliven die franzöſiſchen Allianz-Myſterien vielfach gefeiert worden, haben franzöſiſche Damen oft die ſchönſten Sommerwohnungen erhalten. Es ſcheint allerdings,

daß das franzöſiſche und ſardiſche Naturell viel Zuſammenſtimmendes mit einander haben, aber wie gefährlich iſt es, aus geſchlechtlichen Sympathieen politiſche Bündniſſe zu machen.

Die treueſte Freundin des Königs iſt jedoch ohne Zweifel die ſchöne Tambourstochter Roſine geblieben, die ſeit dem Tode ſeiner Gattin ihn mit den dauerndſten Banden umwoben, und den größten Einfluß auf alle ſeine Entſchlüſſe üben ſoll. Die innere Feſtigkeit ſeines Verhältniſſes zu ihr iſt durch drei Kinder, die ſie ihm geboren hat, und die der König beſonders zärtlich liebt, beſiegelt worden. Roſine war ein ſchönes piemonteſiſches Mädchen geweſen, und fiel durch ihre ſeltenen Reize dem Herzoge von Savoyen ſchon im Feldlager auf, wo ſie, noch ein halbes Kind, mit ihrem Vater, dem Tambour, und ihrer Mutter, der Marketenderin, den lombardiſchen Krieg mitmachte. Durch ihre Luſtigkeit und Keckheit war ſie der Liebling des ganzen Lagers geworden, und ihre Blumen, die ſie für den Herzog von Savoyen zu pflücken verſtand, waren die ſchönſten, die gefunden werden konnten. Er hatte dieſe Lager-Idylle niemals wieder vergeſſen, und Roſine wurde, nachdem Victor Emanuel nach Turin zurückgekehrt und den Thron beſtiegen, aus ihrem Dunkel zu ihm

emporgezogen. Denn ſie bewohnt ſeitdem auf der Piazza Emanuele ein ſchönes, glänzend eingerichtetes Haus, in dem der König ſeine angenehmſten Mußeſtunden verleben ſoll. — —

Man war indeß bei unſerm Diner bis zur Anzündung der Cigarren gelangt, und faſt Jedermann holte jetzt aus ſeinem Portefeuille die kleinen ſchwarzknotigen Blätterröllchen heraus, denen man neuerdings den Namen Cavours gegeben hat, und die in der Lombardei als eingeſchmuggelte Symbole der Revolution mit ſo vielem Patriotismus geraucht werden, ja den Kampf gegen die Cigarren der öſterreichiſchen Regie nicht ſelten mit einer tragikomiſchen Tapferkeit aufgenommen haben. Die Wahrheit iſt, daß dieſe kleinen, mageren und übelriechenden Cavours, welche eben nur als Triebräder der italieniſchen Revolution dieſen Namen empfangen haben können, mit dem ſchönen und kräftigen Embonpoint des ſardiniſchen Premiers nicht leicht einen Vergleich aushalten werden, aber ſie haben der revolutionairen Bewegung in Ober-Italien zugleich einen kindiſchen Charakter aufdrücken helfen, der ſich ohnehin ſo leicht mit allen gewaltſamen Ausbrüchen dieſer Nationalität verbindet. Aber der Guerillakrieg der Cigarren iſt darum in ſeiner gefährlichen Bedeut-

ſamkeit nicht zu unterſchätzen, und es war zu fürchten, daß, je ſchlechter dieſe kleine piemonteſiſche Cigarre den Lombarden ſchmeckt, ſie deſto erbitterter auf die Situation werden müſſen, welche ſie ein Kraut vorziehen läßt, an dem wahrlich keine Freude herauszuſchmecken iſt.

Dieſe Dämpfe trieben uns denn auch, bei allem Intereſſe, welches die politiſchen Geſpräche um uns her dargeboten hatten, bald zum Saal hinaus, und wir waren gerade zur rechten Zeit auf dem Flur angelangt, wo ſich mehrere Menſchen erwartungsvoll aufgeſtellt hatten. Ein Wagen ſtand draußen vor der Thür, und es hieß, daß die Gräfin Giuſtiniani, deren Ankunft im Hôtel ſchnell ruchbar geworden ſchien, im Begriff ſtehe, herunterzukommen und einzuſteigen. Auch ein Theil der Tiſchgeſellſchaft trat jetzt eiligſt aus dem Saal heraus, um die berühmte Gräfin in Turin zu begrüßen.

Jetzt vernahm man ſchwere und rauſchende Gewänder und flüchtig ſchwebende Schritte die Treppe herunter. Es war die Gräfin Giuſtiniani, und wir erkannten, wie wir es ſchon geahnt hatten, daß dieſe glänzende Geſtalt, der man zu beiden Seiten mit großer Auszeichnung Platz machte, und die hier als eine Heroine der italieniſchen Bewegung geehrt wurde, Nie-

mand anders als unſere Reiſegefährtin vom Lago Maggiore war. Sie hatte jetzt eine reiche und ſtrahlende Toilette gemacht, durch welche ihre Schönheit und Jugend noch prächtiger und imponirender herausgetreten war. Mehrere junge Herren, mit langen ſchwarzen Bärten, geriethen bei ihrem Anblick in den Ausbruch eines enthuſiaſtiſchen Entzückens, und ſtimmten, als die Gräfin Giuſtiniani lächelnd und grüßend an ihnen vorüberſchritt, ein donnerndes: evviva la contessa! evviva Italia! an. Mit einem feurigen Dankesblick wandte ſie ſich noch einmal um, und ſtieg dann in den Wagen, während der Bediente, der den Schlag hinter ihr zumachte, dem Kutſcher ein Haus auf der contrada dei conciatori bezeichnete, wohin die Fahrt gehen ſollte. Jetzt wußte Jedermann, daß die Gräfin zum Miniſterpräſidenten fuhr, denn dort hatte der Graf Cavour ſein Hôtel. Man begann zu applaudiren, und den vorigen Vivats fügten ſich nun viele andere für den populairen Staatsmann hinzu, indem die Enthuſiaſten dazu ihre Cavour-Cigarren dampfen ließen.*)

Es war plötzlich ein großes, leidenſchaftlich bewegtes

*) Die bald darauf erfolgte Rückkehr der Gräfin Giuſtiniani nach Venedig bewies, daß ſie keine förmliche Ausweiſung von dort erfahren hatte.

Getümmel entſtanden, und auch der mecklenburgiſche Baron mit ſeiner jungen ſchönen Frau erſchien jetzt auf dem Hausflur, um zu erfahren, was ſich begeben habe. Er fühlte ſich aber ſo erſchreckt von dieſen heftigen Ausdrücken des Volks-Enthuſiasmus, daß er es für das Gerathenſte hielt, ſich ſogleich wieder zurückzuziehen. Ein dumpfes corpo di bacco! zwiſchen den Zähnen murmelnd, welchen nationalen Fluch er ſich bereits als einen Gewinn ſeiner italieniſchen Reiſe angeeignet hatte, eilte er mit ſeiner Gefährtin die Treppe hinauf, und ohne Zweifel wollte er auf ſeinem Zimmer nachſehn, ob ſein Koffer, der dem Baron von Wolff auf Wolffenfelde gehörte, nicht etwa durch dieſes aufgeregte Volk der Italianiſſimi ihm davongetragen wäre.

Der übrige Theil des Tages ließ ſich nur noch zu einer Wanderung durch die Stadt benutzen. Wir durchſtreiften einige Straßen und Plätze von Turin, um der Capitale des Königs von Sardinien, welche gern und bald die Central-Hauptſtadt von ganz Italien werden möchte, heut noch einige phyſiognomiſche Züge abzugewinnen. Turin iſt eine neue Stadt, ohne Vergangenheit und ohne Ruinen, und man wird im Anblick ihrer prächtigen Häuſer, und auf dem unvergleichlich ſchönen und bequemen Straßen-Pflaſter

unwillkürlich von Reflexionen über die heutigen politischen Zustände Italiens angezogen, welche auf diese aus eigner Kraft frisch emporsteigende Stadt angewiesen zu sein scheinen. Wer kann aber wissen, ob die neue Stadt zugleich den neuen Cäsar Italiens in ihrem Schooße tragen wird, jenen neuen König Italiens, den Dante zuerst verkündete und schon in Heinrich von Lützelburg gekommen glaubte, während Macchiavelli diese Rolle nur durch einen großen, eigens angelernten Volks-Tyrannen für besetzbar hielt. Ob die Fürsten aus dem Hause Savoyen-Carignan dazu geeignet sind, die Anforderungen Dante's und Macchiavelli's zu erfüllen und den italienischen Nationalkaiser in Scene zu setzen, ist eine Frage, welche die Tagesgeschichte zum Theil schon beantwortet hat, und deren letzte Entscheidung vielleicht nicht mehr lange auf sich warten läßt. Aber nach der damaligen Lehre Macchiavelli's, die er in seinem wunderbaren Buche über den Fürsten niederlegte, gehörte zu dieser Rolle ein Heros der Blut- und Mord-Politik, als dessen wünschenswerthesten Typus der Florentiner Demokrat ausdrücklich den entsetzlichen Cäsar Borgia bezeichnete. Macchiavelli glaubte ohne Zweifel, daß nur durch Krieg, Gewaltthat, Intrigue und Verbrechen die getrennten

Territorien Italiens ſich zu einer neuen und einheitlichen Herrſchaft auf dem Wege der Eroberung würden zuſammenbringen laſſen, und die Einheit Italiens, aus der die Freiheit des Volkes und die Unabhängigkeit von den Fremden ihm allein wiederzugewinnen ſchien, ſtand ihm dabei höher als die Moral, nach deren Maaß die großen und elementaren Bewegungen der Geſchichte freilich nicht abgemeſſen werden können. Dieſem Vorbilde des Nationalkaiſers haben aber weder Karl Albert noch ſein Sohn Victor Emanuel II., obwohl ſie beide ſtets tapfere und unternehmende Kriegsfürſten, wenn auch nicht im Sinne Machiavelli's und Cäſar Borgia's geweſen, nicht entſprechen können. Man möchte faſt ſagen, daß ſie ſtets noch zu tugendhaft und discret für dieſe Rolle waren, und wenn Karl Albert gerade in den entſcheidenden Augenblicken, wie ſie ſich ihm im Jahre 1848 darboten, immer zögerte, die allgemeinen Hoffnungen Italiens auf die Spitze ſeines Schwertes zu ſtellen, ſo iſt auch Victor Emanuel ſchwerlich ſchon mit ſich ſelbſt über die Tragweite ſeiner Unternehmungen einig, und die Heirath ſeiner Tochter mit dem Prinzen Napoleon läßt ihn kaum mit mehr Gewißheit von der italieniſchen Kaiſerkrone träumen.

Wenn die Fürſten auf dem Thron Sardiniens

einſtweilen noch zu tugendhaft und discret erſcheinen, um die Gedanken Dante's und Machiavelli's verwirklichen zu können, oder von den Mazziniſten und dem jungen Italien als ebenbürtig anerkannt zu werden, ſo ſcheint ihre Hauptſtadt Turin, die ſonſt mit ſo vielem Recht das Juwel Italiens (il giojello dell' Italia) genannt wird, doch faſt zu reinlich und ſauber zu ſein, als daß man ihr die wirklich hiſtoriſche Beſtimmung einer Welthauptſtadt, wie Paris und London, ſchon ſo bald zuerkennen möchte. Es klingt dies allerdings paradox, und zugleich undankbar, da ſich ſelten eine Hauptſtadt ſo angenehm und ohne Beſchwerden durchwandern läßt, als Turin. Auf eine höchſt wohlthuende Weiſe wird die Reinlichkeit der Stadt durch das Waſſer der kleinen Dora gehütet, eines in den Po fallenden Flüßchens, das jede Nacht durch Schleuſen in Turin eingeführt wird, und die Straßen blank ſpült und erfriſcht. Aber eine ſo neue und reinliche Stadt, in der jeder Winkel ſorgfältig ausgekehrt wird, und jeder Schmutz und übele Dunſt der polizeilichen Regelung unterliegt, hat nicht ſo leicht Ausſicht hiſtoriſch zu werden und eine geſchichtliche Rolle zu ſpielen. Paris, das als eigentliche Schmutzſtadt (Lutetia Parisiorum) aus den Moräſten der

Seine hervorſtieg, erlangte gerade in der Zeit, wo es noch am ſchmutzigſten und unflätigſten auf ſeinen Straßen war, die hiſtoriſche Iniative der neueren Welt. Selbſt unter Louis Philipp, wo der Parlamentarismus blühte, und noch Jedermann an den Straßenecken mit den intriguanten Schwätzern der Deputirtenkammer um die Wette ſich entladen konnte, ſtand Paris, in ſeinem Schmutz gewiſſermaßen naturwüchſig ſich ausdehnend, noch auf der Höhe ſeiner europäiſchen Einwirkungen. Louis Napoleon reinigte Paris, und ließ das enge Gewinde der Gaſſen durchhauen und abbrechen, in denen Jahrhunderte lang der furchtbarſte Koth und Unrath als ein Dünger der Geſchichte feſtgeſeſſen war. Seit dieſem Umbau wurde Paris mehr und mehr ein unhiſtoriſcher Ort, obwohl Schmutz und Geſtank nur aus den Gaſſen anderswohin verlegt worden waren und in die Schleuſen der Diplomatie hineingetrieben werden ſollten. Aber die Diplomatie kann keine Geſchichte machen, und die Initiative Frankreichs ſcheint damit ihr Ende erreicht zu haben.

Die moderne polizeiliche Verſehung, die auf den Straßen Turins ſo ſichtlich hervorſticht, hat auch die ſchmutzigen Masken des italieniſchen Straßenlebens,

Kunstform gestriegelt und verfestigt hat. Das Lakaienmäßige der deutschen Umgangssprache bezeichnete schon Herder so *), der überhaupt schon frühe, mehr als bekannt ist, einer gewissen antinationellen Opposition manche Stichwörter hingeworfen hat, die später auf anderm Grunde aufgenommen und zu einer systematischen Controverse versponnen wurden. Man muß aber vielmehr nie vergessen, daß eine wesentliche Verschiedenheit zwischen unserm Nationalcharakter selbst und seinen traditionellen Ausdrucksformen existirt, denn wäre unsere innere Nationalität ebenso schielend, gedankenlos kriechend und meinungsscheu, als unsere gesellschaftlichen Phrasen, so taugten wir wahrlich nichts bis in die Seele hinein, und jede Mühe wäre unnütz, durch Opposition solchen unterhöhlten Charakteren aufzuhelfen. Und in der That, wenn man die göttliche Gabe der Rede durch den schimmernden Gesellschaftssaal und seine Gruppen und Reihen hintönen hört,

*) Unter Anderm in einer seiner trefflichen Schulreden, von der Ausbildung der Sprache und Rede in Kindern und Jünglingen.

nämlich die Bettler, denen man ſonſt überall in Italien begegnet, fortgefegt. Es kann dies allerdings nur einen höchſt behaglichen Eindruck gewähren, aber gleichwohl iſt die Bettelei ſo ſehr ein Attribut der italieniſchen Nationalität geworden, daß man ſich unwillkürlich wundert, dieſen tollen Carneval des Elends, der im übrigen Italien ſtehend geworden iſt, hier nicht mehr anzutreffen. Es trägt dies gewiſſermaßen mit zu der Empfindung bei, daß man ſich in Turin nicht mehr recht unter einer italieniſchen Bevölkerung zu befinden glaubt, die hier eine Disciplin angenommen hat, welche ſonſt dem Italiener ganz und gar widerſtrebt. Die Bewohner dieſes Landes ſcheinen keine rechten Italiener mehr zu ſein, unter welchem Geſichtspunkt man ſie auch betrachten mag, denn es liegt ganz entſchieden ein mehr nordiſches Verſtandes-Element in ihnen ausgeprägt, das ſich zwar fähig erweiſt, auf jede Art organiſirt und disciplinirt zu werden, vor dem aber alle anderen Eigenthümlichkeiten der italieniſchen Nationalität zurücktreten. Mit dieſem Charakter ſtimmt das Klima ganz harmoniſch zuſammen, deſſen Rauhigkeit und Härte uns alle Augenblicke glauben läßt, in einem Schweizer Canton zu ſein, ſtatt unter dem milden Himmel Italiens das Glück des Südens hier

erwarten zu können. Oft ſcheint auch die ſchneidende und erkältende Zugluft, die aus den Alpen herunter die ganze Stadt durchſchauert, mehr an Rußland als an Italien gemahnen zu wollen, und ſchon das Klima deutet darauf hin, was die heutige politiſche Situation noch vorſichtig hinter den Couliſſen verhüllt, daß Rußland hinter Sardinien ſteht und ſeinen Fittig über das kleine, in ſeinem Ehrgeiz zu allen Unternehmungen brauchbare Land auszuſpannen ſucht. Turin iſt dadurch die Hauptſtadt des europäiſchen Katarrhs geworden, und wenn man ſie wegen der vielen Verſchnupften, die hier an dem Witterungswechſel und den Erkältungen kranken, vorzugsweiſe die rheumatiſche Capitale genannt hat, ſo weiſt dieſe abſchreckende Bezeichnung auch auf das politiſche Gliederreißen hin, das ſich hier aus ganz Europa zuſammenziehen möchte und vielleicht für alle heutigen Zuſtände den Ausbruch der Kriſis hierher verlegen will.

Der Turiner Rheumatismus, den ſich hier Jedermann am erſten Tage ſeiner Ankunft gründlich aneignen kann, wird aber auch der faſt durchgängigen Anwendung des grünen Holzes bei der Aufführung der Häuſer zugeſchrieben, und dadurch iſt in dieſe prachtvollen, glänzend erbauten Häuſer, die neuerdings

in ganzen Reihen in Turin emporgeſtiegen ſind, zugleich der Wurm der Krankheit hineingeſetzt worden. Wenn man an dieſen ſchönen, mächtig in die Höhe ſtrebenden Häuſern bewundernd vorüberſchreitet, die in ihrer ungemein gediegenen Conſtruction für alle Zeiten erbaut zu ſein ſcheinen, ſo erſtaunt man, zu hören, daß es in dieſen ſtolzen Prachtgebäuden kaum eine feſt ſchließende und ordentlich zugehende Thür giebt, und daß an den Fenſtern überall auseinanderſtehende Lücken und Ritzen ſich darbieten, durch welche die ſcharfen Lüfte, Kälte und Schneegeſtöber, worauf man hier ſechs Monate im Jahre mit Beſtimmtheit rechnen kann, ungehinderten Zugang finden. Es iſt dieſe Nachläſſigkeit überhaupt den Baumeiſtern in Piemont eigen, und die Unwirthlichkeit und Unbehaglichkeit, die dadurch entſteht, läßt den Paläſten, ungeachtet ihrer feierlichen Marmortreppen, die durch ſie emporlaufen, keine ſonderlichen Vorzüge vor den Hütten der Armuth übrig. —

II.

Das Königthum von Italien und der Carlo-Alberto Cultus.

Das Königliche Schloß zu Turin, welches einen Winkel der Piazza Castello bildet, ist ein schöner, in einem edlen und harmonischen Stil erbauter Palast, den man nicht betreten kann, ohne zuerst von der Erinnerung an den unglücklichen König Karl Albert, der die Krone der Zukunft Italiens schon als Dornenkrone auf sein Haupt gesetzt hatte, ergriffen und gerührt zu werden.

Karl Albert hatte dieses Schloß fast durchgängig restauriren und mit einer neuen prächtigen Einrichtung, in der es von Gold und Sammet strahlte, und gediegene Kostbarkeiten aller Art aufgewendet waren, ausstatten lassen. Er bewohnte das erste Stockwerk, wo man die Gemächer noch in derselben Ordnung erhalten findet, in der sie ihn bei seinen Lebzeiten um-

gaben. Dort wohnte dieſer Märtyrer der italieniſchen Revolution und Unabhängigkeit, dort wohnte Karl Albert, dem das Schickſal alle günſtigen Momente und alle perſönlichen Eigenſchaften verliehen hatte, um die Einheit Italiens an dem Thron des Hauſes Savoyen zu befeſtigen, aber Eines war ihm verſagt worden, und dies bereitete ihm den kläglichen Sturz, der im Jahre 1849 die ganze italieniſche Sache unberechnenbar mit ſich niederriß. Dies, was ihm fehlte, war eine ſtarke charaktervolle Feſtigkeit, die den Schwankungen des Augenblicks widerſteht, und, ohne Rückſicht auf alle Schwierigkeiten, zur rechten Zeit zu handeln und zuzugreifen weiß.

Das zweite Stockwerk dieſes Palaſtes bewohnt der jetzt regierende König Victor Emanuel II., der Sohn Karl Alberts, zu deſſen Gunſten der unglückliche Monarch auf dem Schlachtfelde von Novara, nachdem der blutige Krieg ſich ohne Sieg und Ehre über ſeinem Haupte zu Ende geneigt hatte, ſeine Krone niederlegte. Victor Emanuel hatte ſchon als Herzog von Savoyen dieſe Gemächer bewohnt, in denen er aber jetzt nur während einiger Wintermonate ſich aufzuhalten pflegt, es vorziehend, einen großen Theil des Jahres auf ſeinen Luſt- und Jagdſchlöſſern, namentlich auf Stupinigi, La Veneria

und der Vigna della Regina zu verweilen. Der König, den wir bei einer öffentlichen Gelegenheit von Person erblickten, bildet eine schöne, aber untersetzte Figur, mit einem unternehmenden und energischen Ausdruck, der durch das röthliche Haupt- und Barthaar und den weit dahinflatternden Schnurrbart ziemlich pikant herausgearbeitet wird. Eine gewisse Offenheit giebt dem Gesichte etwas Zutrauenerregendes, und nur die Nase bietet einige sociale Schattirungen dar, die nicht ganz angenehm sind und etwas bedenklich aussehen. Die Corpulenz, welche sich neuerdings an diesem König, gewissermaßen im Wettstreit mit seinem Premier, dem Grafen Cavour, herausgestellt hat, scheint eine zunehmende zu sein, und beeinträchtigt bereits etwas den Ausdruck der Jugendlichkeit in seiner Gestalt, auf welche der König, der noch nicht in das vierzigste Jahr getreten, wohl noch einigen Anspruch hätte.

Victor Emanuel ist ein thätiger, arbeitsamer und auf alle Angelegenheiten des Landes aufmerksamer Monarch, der militairischen Geist und persönliche Tapferkeit mit dem constitutionnellen Doctrinarismus verbindet, und sich dadurch eine gewisse politische Stellung und Haltung errungen hat, die ihm bedeutsame Entscheidungen für die nächste Zeit in die Hand legt.

Sein Ehrgeiz, Sardinien zu einer europäiſchen Großmacht emporzuheben, trifft mit dem politiſchen Teſtament zuſammen, das ihm ſein Vater Carlo Alberto hinterlaſſen, und das ihn nicht ruhig ſchlafen läßt, bis er das Königthum von Italien, das Carlo Alberto unſicher träumte, zu einer ſiegreichen Geſtalt gemacht haben wird. In dieſem Gefühl unterhält er auch den Cultus, den das ganze Land dem Andenken Carl Alberts widmet, mit einer wahrhaft ſchöpferiſchen Pietät. Die Feier, die ſich überall in Sardinien durch Denkmäler, Statuen, Bilder und Gedenktage für den Beſiegten von Novara erhebt, und von Victor Emanuel durch immer neue Werke im Schwung erhalten wird, iſt zugleich ein unaufhörliches Feſt, das in allen Schichten der Bevölkerung dem Gedanken der Wiedergeburt Italiens gilt, und alle Herzen mit electriſcher Kraft durchzuckt. Und doch iſt Der, welchen man noch heut auf allen Straßen und Plätzen Turins als den Genius der italieniſchen Freiheit und Unabhängigkeit feiern ſieht, nur ein tragiſches und wehevolles Bild, das die geſcheiterten Nationalhoffnungen darſtellt, und von dem auch für die neue Situation, in der man ſich heut befindet, wenig Ermuthigendes ausgehen kann.

Die neueſte Statue, welche in Turin (im October

1858) dem König Carl Albert gesetzt worden, ist von Gervaso in meisterhafter Kunstvollendung ausgeführt. Wenn man die schöne Straße Doria Grossa hinuntergeht, und bis zum Rathhause sich begiebt, tritt man in die Arkaden desselben ein, wo ein unaufhörliches Volksgetümmel, das vom Morgen bis zum Abend sich nicht verläuft, schon das neue, dem Andenken des unvergeßlichen Königs geweihte Standbild anzeigt. In bewundernswürdiger und rührender Schönheit tritt uns das Bild Carlo Alberto's entgegen. Es ist der Adel eines großen, für das Höchste erregbaren Herzens, welcher diese feinen ernsten Züge durchleuchtet. Ein gemüthvolles Sinnen, Redlichkeit und Träumerei umspielen den zartgeschnittenen Mund, die edle, klare, den Mann der Freiheit und Unabhängigkeit verkündende Stirn. Wie die Inschrift der goldenen Buchstaben auf der Marmortafel verkündigt, wird der König als Vorkämpfer der italienischen Unabhängigkeit, als Geber der Verfassung und als Glanzstern des savoyischen Throns in diesem Denkmal verherrlicht. *)

*) Diese Inschrift lautet: „Carlo Alberto il magnanimo splendore del trono sabaudo largitore dello statuto a suoi populi propugnatore dell independenza italiana di ogni fortuna ammirando. 31. October 1858.

Nicht weit von ihm in derſelben Halle erblickt man ſeinen ritterlichen Ahnherrn, den weltberühmten Prinzen Eugen von Savoyen, der uns aber heut auf eine überraſchende und betroffen machende Weiſe an dieſer Stelle gemahnt, denn der tapfere und unüberwindliche Degen des Prinzen Eugen war gerade dem Dienſte Oeſterreichs und der Größe des Hauſes Habsburg geweiht, und für die öſterreichiſchen Machtintereſſen kämpfte er in Italien gegen die Franzoſen, die er von den Thoren Turins vertrieb und aus Italien hinauswarf. Und heut iſt der Haß und die Erbitterung gegen Oeſterreich ein neues Princip des Hauſes Savoyen-Carignan geworden, das ſich mit dem napoleoniſchen Frankreich verbindet, um Oeſterreich aus Italien zu vertreiben. Der eigentliche Schöpfer und Sammler des politiſchen Haſſes gegen Oeſterreich iſt dieſer Carlo Alberto, der dort in der feierlichen Ruhe des Marmors, nachdem er in Unglück und Exil ſo ſchmerzlich geendet, vor uns ſteht. Dieſer Haß war ſchon die Leidenſchaft ſeiner abenteuerlichen und umherſchweifenden Jugend geweſen, und kaum hatte er im Jahre 1831 den Thron von Sardinien beſtiegen, als ihn ſchon die eiſerne Krone der Lombardei in ſeinen Träumen zu locken anfing, und er den

Krieg mit Oesterreich, wenn auch einstweilen nur auf dem Felde der Weine begann. Denn der Erhöhung des Zolls auf die piemontesischen Weine, welche die österreichische Regierung beliebt hatte, setzte Karl Albert eine Repressalie entgegen, welche die Ausfuhr der lieben Kaiserweine nach Piemont fast unmöglich machte. Schon im Jahre 1846 aber wurden auf der Universität in Turin feierliche Disputationen und Reden gegen Oesterreich gehalten, womit man sich dort akademische Preise und Doctorwürden erwerben konnte, und Karl Albert ließ eine Medaille schlagen, welche die Umschrift führte: attendo (ich warte), und mit ihren Arabesken auf den künftigen Krieg gegen Oesterreich hindeutete. Es konnte diese Münze an die Medaille erinnern, welche einst Potemkin auf die künftige Eroberung der Türkei durch Rußland schlagen ließ, und womit er die Einbildungskraft seiner Freundin, der großen Katharina, in mystischen Sinnbildern unaufhörlich zum Türkenkrieg anzustacheln suchte. Dies „ich warte" war auch seitdem die bedeutsame Devise der sardinischen Politik geblieben, und wenn Das, worauf Karl Albert wartete, einst in seinem vollen Umfange ausgebrochen ist, wird der Krieg zwischen Sardinien und Oesterreich einen nicht minder kritischen

und die Worte, wie eine vermummte Maskenschaar, durcheinanderflüstern, um immer Das auszudrücken, was man nicht ist und nicht meint, ein Assecuranzsystem gegenseitig verabredeter Täuschung, so könnte man glauben, in Deutschland gebe es keine Aufrichtigkeit, keine Gedankenfreiheit, keine Freundschaftsbrust, und keinen Nachtigallenschlag der Liebe! Denn welche Nachtigall, nachdem sie herrlich geschlagen, wird sich devot den Schnabel wischen, und sich ganz gehorsamst entschuldigen, daß sie Gedanken und Gefühle hat, sogar um Verzeihung bitten, daß sie überhaupt eine Nachtigall, und kein Wiedehopf, zu sein wagt! Ja selbst den Himmel scheinen sich diese Leute durch ihre Höflichkeit zu verderben, indem sie durch eine unerhörte Steigerung des Wortes *seelig*, die sich in keiner andern Sprache ähnlich wiedergeben läßt, Ständeunterschiede sogar in der Unsterblichkeit annehmen! Es fehlte nur noch die Höflichkeit jener wilden Völkerschaften, die von Zeit zu Zeit aus Artigkeit gegen einen neuen Herrn alle Wörter und Zeichen ihrer Landessprache gänzlich umändern, sodaß unter dem einen Herrscher Tisch heißt, was unter dem andern

Wendepunkt der neuern Geſchichte bezeichnen, als die Eroberungskämpfe um Conſtantinopel, und er wird auch nicht minder alle europäiſchen Mächte unter ſich ſpalten und neu alliiren. Als ſich Karl Albert im Jahre 1849, beſiegt und hoffnungslos, von dem Schlachtfelde von Novara davonſchlich und in's Exil wanderte, ſchien der piemonteſiſche Kampf gegen Oeſterreich bereits ſein Ende erreicht zu haben, aber die Brüthitze der franzöſiſch-ruſſiſchen Allianz, die ſich vorzugsweiſe über Italien und Oeſterreich gelagert hat, muß früher oder ſpäter dieſen Streit wieder entflammen, an dem die bisherige Landkarte von Europa in Stücke zerlodern wird. —

Dieſe Kriegsſucht gegen Oeſterreich iſt die Tarantella der Piemonteſen, an der ſie ſich von Zeit zu Zeit immer wieder abzappeln werden, und in der die italieniſche Bewegung, die italieniſche Frage, oder, wie man es auch genannt hat, die italieniſche Idee, ihre eigentliche Kriſis in der letzten Zeit auszudrücken ſcheinen. Alles, was in Turin ſeit zehn Jahren geſchehen, trägt die Signatur dieſes unruhigen Wartens, dieſer kribbelnden und prickelnden Thatenluſt, die beſtändig mit dem Säbel klappert, wenn der Feind auch noch weit hinter allen Bergen iſt. In einer ſolchen Po-

ſition iſt auch dort der Herzog von Genua, deſſen Standbild ſich nicht weit von dem Carlo Alberto's unter dieſer Rathhaushalle befindet, dargeſtellt worden. Dieſer heldenhafte junge Prinz, der jüngere Sohn Karl Albert's, der ſeinem Vater in dem Feldzuge von 1849 mit ebenbürtiger Tapferkeit zur Seite ſtand, erſcheint auch dort auf ſeinem Poſtamente mit gezücktem Säbel, den er ſoeben in der Begeiſterung eines kriegeriſchen Moments und mit flammender Kraft aus der Scheide gezogen. Dies ſchöne Denkmal, das dem Herzog Ferdinand nach ſeinem früh erfolgten Tode geſetzt worden, erhielt im Jahre 1858 ſeine Vollendung und Aufſtellung, und bezeichnet durch den kriegeriſch herausfordernden Schwung, in dem es gehalten iſt, die Tagesſtimmung Piemonts, die ohne einen neuen Krieg ſchwerlich wieder in gemeſſene Grenzen zurückzuleiten ſein wird. Am andern Ende der Halle, gegenüber von der Statue Carlo Alberto's, erblickt man eine Gedenktafel, welche für die in den Schlachten von 1848 und 1849 gefallenen Krieger Piemonts aufgerichtet iſt. Dieſe Jahreszahlen, die anderswo ſo unliebſame und bedenkliche Erinnerungen in ſich ſchließen, können am Rathhauſe von Turin in Gold und Marmor verherrlicht werden, und ſind hier ge-

wissermaßen officielle Ziffern geworden, welche den Hoffnungsstern des ganzen Landes bezeichnen, und das tägliche Gebet für die Wiederaufnahme des Kampfes gegen Oesterreich in sich schließen. —

In diesem Sinne hat auch der Carlo-Alberto Cultus in der Hauptstadt Sardiniens neuerdings sich immer eifriger entfaltet, und scheint sich in Bethätigungen aller Art kaum genügen zu können. Ein Jahr früher, als jenes Standbild von Gervaso, ist dem König Karl Albert auf der großen Freitreppe im Palazzo Madama ein prächtiges Monument von carrarischem Marmor errichtet worden, das wir mit lebhafter Bewunderung sahen. Man erblickt den König aufrecht stehend, in der Uniform der Carabiniers, in der einen Hand das Schwert, in der andern die Rolle des Gesetzgebers, als des Verleihers der Constitution, tragend. Es war ein tiefer, fast rührender Antheil, welchen uns dies Meisterwerk des Cevasco, eines genuesischen Bildhauers, erweckte, und wir waren, seitdem wir es zum Erstenmal gesehen, öfter in den alten Palast, der seinen Namen von der Madama Reale, der Herzogin von Savoyen-Nemours, hat, zurückgekehrt.

Das Schwert und die Verfassungsrolle, welche

der König in seinen Händen trägt, weisen den Beschauer bedeutsam auf das preußische Bewaffnungssystem und auf den englischen Constitutionalismus hin, auf welche Karl Albert die Größe seines Landes stützen wollte, und auf deren Fundament er das neue Italien, die künftige freie und einheitliche Nation, erbauen zu müssen glaubte. Aber ein dummer Junge hat dem Fürsten sein Schwert in der Hand entweiht und ihm ein Stück davon abgebrochen, weshalb jetzt das Bildwerk von einem Gitter umgeben ist und von einem daneben gestellten Militairposten bewacht wird. Es ist dies ein Beweis, daß der kannibalische Trieb, öffentliche Denkmäler zu verstümmeln, nicht bloß bei dem deutschen Pöbel angetroffen wird, wie einst Theodor Gottlieb von Hippel, mit einem wehmüthigen und zornigen Hinblick auf den Mangel an Nationalgefühl bei den Deutschen, in einer besonderen Abhandlung behaupten wollte.

Die Persönlichkeit des Königs tritt uns in diesem Standbilde von Cevasco bei weitem charakteristischer entgegen, als in dem Bildwerke, das wir in der Rathhaushalle von ihm sahen. Wir finden auf diesem Gesicht um Vieles schärfer die Wundenmaale der Seele ausgedrückt, welche ihm seine Zeit und die

Kämpfe ſeines Lebens geſchlagen, doch auch ein kaltes und zurückhaltendes Weſen, ein ſtrenger etwas finſterer Sinn, verbunden mit einer hochſtrebenden und würdevollen Haltung, liegen in dieſer Perſönlichkeit eigenthümlich hervorgehoben. Aber auch eine gewiſſe Schüchternheit, die Karl Albert niemals ganz an ſich überwand, und die ihn auf den bedeutungsvollſten Standpunkten ſeines Lebens oft ſchlaff und unthätig in ſich ſelbſt zurückſinken ließ, liegt in dieſen Zügen charakterſchildernd zu Tage. Zugleich ſieht man den kräftig zuſammengenommenen, in harten Lebensſchickſalen herangebildeten Mann, der in ſeiner erſten Jugend, um ſeinen Charakter und ſeine Ausdauer zu ſtählen, ſich oft längere Faſten bei Waſſer und Brod auferlegte und die Verweichlichung der Vornehmheit mit einer gewiſſen Schwärmerei von ſich wies.

Dabei erſcheint dies edele Geſicht ſo traurig und eingefallen, daß die Beſtrebungen um das Heil und die Wiedergeburt Italiens nur als Schmerz auf demſelben ſtehen geblieben zu ſein ſcheinen. Er war ohne Zweifel eine außerordentliche Natur, aber das Aufſtreben zu einer ſchaffenden Herrſchergröße, das ſeinem Geiſte eingeboren war, wurde ſtets durch die Furchtſamkeit ſeiner Nerven, die ihn in's Kleinliche und

Schwankende hinzogen, gebannt. Dies war um ſo ſeltſamer, da ſeine Erziehung, fern von dem Treiben des Hofes, manches Erkräftigende für ihn haben mußte, und er in Genua, unter der Leitung eines proteſtantiſchen Geiſtlichen, aufwuchs, wo mit der gründlichen Bildung ſeines Geiſtes zugleich ein friſches und ungebundenes Leben in der Natur ſich ihm erſchloß. In Genua, auf einem Spaziergang am Hafen, welchen er täglich machte, lernte Carlo Alberto einen jungen Offizier kennen, mit dem er durch einen zufälligen Anlaß, und weil ſie Beide mehrmals zu derſelben Stunde und an demſelben Ort ſich begegnet waren, in ein feſſelndes Geſpräch gerieth. Es war dies der junge Graf Ceſare Balbo, ein ſinnender philoſophiſcher Kopf, der auf mannigfachen, in einem glühenden Geiſtesdrang unternommenen Reiſen, die ihn durch den größten Theil von Europa geführt, alle Zuſtände der Fremde nur in dem einen Gedanken an Italien erforſcht hatte. Wie Italien geholfen werden könne, das war das einzige Ziel alles ſeines Strebens und Suchens geworden, und jetzt begegnete ſich ſein Geiſt mit dem Carlo Alberto's zu einem patriotiſchen Ideenbunde, der hier, am Geſtade des mittelländiſchen Meeres, an dem prächtigen Golf des ſtolzen Genua, ſeine Statuten entwarf

und beſiegelte, welche auf die Zukunft Italiens, auf ſeine Unabhängigkeit und Einheit, und auf ſeine ſchöpferiſche Umbildung zu einer repräſentativen Monarchie, deren Haupt Piemont ſein würde, hingewendet waren. In der Richtung, wo die heutige Straße Carlo Alberto in Genua liegt, wanderten die beiden Freunde oft noch in ſpäter Nachtſtunde zuſammen auf und nieder, und zu ihren begeiſterten Träumen und Hoffnungen, aus denen zuerſt die „italieniſche Idee" geboren wurde, donnerten die Meereswellen mit ihren erhabenen Accorden an das Ufer.

Hiermit ſchlug das ewige Warten auf den Tag der italieniſchen Freiheit ſeine Wurzel, und ſenkte dieſelben tief in das Herz des jungen Prinzen ein, der als Erlöſer Italiens (redentore d'Italia) ſchon lange, ehe er den Thron Sardiniens beſtieg, von den Dichtern der Nation gefeiert wurde. Schon in der Zeit, wo er, als Prinz von Savoyen-Carignan, nach der Thronentſagung Victor Emanuel's I. die Regentſchaft für deſſen Bruder Karl Felix geführt, hatte Karl Albert die ſpaniſche Conſtitution von 1812, die für die Muſter-Erfindung aller liberalen Verfaſſungen gehalten wurde, in Piemont ausrufen laſſen, und, nachdem er dieſe Conſtitution ſelbſt beſchworen, war von ihm eine pro-

viſoriſche Junta gebildet worden, die ſchon im Namen des „Königs von Italien“ handeln ſollte. Es war dies die piemonteſiſche März-Revolution des Jahres 1821, wo die geheimen Verſchwörungen, die bis dahin in der tiefſten Verborgenheit ſich am Herzen Italiens eingewühlt, plötzlich ihr Haupt erhoben hatten, und die Wiedergeburt des Landes zuerſt auf die Vernichtung der öſterreichiſchen Herrſchaft in Italien begründen wollten. Die Carbonari hatten dieſe Revolution in Piemont hervorgetrieben, und ſich mit myſteriöſen Mahnungen an den Prinzen Karl Albert gedrängt, deſſen Namen ſchon ganz Italien als den bedeutungsvollſten für die Sache der Freiheit und Einheit flüſterte. Die Carbonaria war in Calabrien entſtanden, und hatte ihren Namen von den Kohlenbrennern genommen, die dort in der Einſamkeit dunkler Wälder niſten und arbeiten, und urſprüngliche Sitten und Gebräuche des freien Naturzuſtandes ſich auf eine eigenthümliche Weiſe bewahrt haben. Der Fortgang der Revolution von 1821 war aber ein ſehr nichtiger und kläglicher, und ſchon damals trat in dem Charakter Karl Alberts die räthſelhafte Schattenſeite ſeines Charakters grell hervor. Der neue König Karl Felix hatte ſich im Geleite eines öſterreichiſchen Heeres den Gränzen Piemonts

genähert, und in der damaligen glücklicheren Conjunctur, in welcher Oeſterreich und Rußland noch alle ihre Intereſſen gemeinſchaftlich auffaßten, hatten auch die Ruſſen nicht geſäumt, nach Italien aufzubrechen. Der Prinz-Regent Karl Albert ſchrak vor dem Gedanken zurück, die hohe Fluth der Revolution zu entfeſſeln und ſich von derſelben an ſein Ziel tragen zu laſſen. Karl Albert entfloh bei nächtlicher Weile, und überließ die zum Kampf ſich erhebende Volkspartei ihrem Schickſal, und den Waffen der Gegner. Seitdem hatte Karl Albert zehn Jahre hindurch das Leben eines Verbannten geführt, bis ihn der Tod des Königs Karl Felix, mit dem im Jahre 1831 der Mannesſtamm des Hauſes Savoyen erloſch, auf den Thron Sardiniens berief.

Jene Verfaſſungsrolle aber, welche der ſchlanke magere Mann dort in ſeiner Hand hält, zögerte er jetzt lange Zeit, von ſeinem Throne herab zu entfalten. Obwohl die Ideale ſeiner Jugend, und die hochherzigen Schwärmereien am Golf von Genua, ſich an dieſes Ziel knüpften, ſo ſchien doch Karl Albert ſtumm und unentſchloſſen noch immer auf eine ferne Zeit warten zu wollen. Man glaubte erſt, daß Karl Felix, der ihn an ſein Sterbelager berufen, um die Erbfolge des Thrones auf ihn zu übertragen, ihm bei dieſer Gelegen-

heit das Verſprechen abgenommen habe, den piemonteſiſchen Thron, der ein zu ſchwaches Untergeſtell für die conſtitutionnellen Experimente ſei, mit dieſen Gefahren zu verſchonen. Aber oft ſchien es auch wieder, als ob er den Principien und Träumen ſeiner Jugend treu geblieben ſei, und nur das Vertrauen zu ſeinem Stern, die Zuverſicht, daß er noch Etwas glücklich und beſtimmt werde ausführen können, ſchien er noch nicht wiedergefunden zu haben. Aber auch die alten Freunde drängten ihn zuweilen mit heimlicher Mahnung. Der Graf Ceſare Balbo, der die letzten Jahre in Frankreich verlebt hatte, war wieder nach Turin zurückgekommen, und hatte den alten Feuereifer für die Freiheit Italiens und mehrere neue Arbeiten, darunter ſeine Geſchichte Italiens, mitgebracht. Durch ſeine vertrauten Rathſchläge ſuchte er bereits auf die Staatsgeſtaltungen einzuwirken, und nach einer Denkſchrift, welche er über den napoleoniſchen Staatsrath verfaßte, wurde der Staatsrath in Turin eingerichtet. Aber es gab eine im Dunkeln ſchleichende Partei in der Nähe des Königs, die ihn zuweilen durch allerhand Schreckmittel, welche auf ſeine nicht ganz feſte Phantaſie wirkten, unter ihren Einfluß zu bannen wußte, und dieſer Partei gelang es bald, den Grafen Balbo wieder

ein Stuhl gewesen, unter dem einen Esel, was unter dem andern ein Löwe, unter dem einen Bewegung, was unter dem andern Stillstand u. s. w. Die deutsche Bergmannsnatur aber, die lauter ungehobene Schätze und unabgelagerte Stein- und Metallklumpen in ihren Schachten verbirgt und somit ursprünglich aus Unbeholfenheit, treuherziger Grobheit und Wehmuth zusammengefügt ist, hat sich nur mit Gewaltanthuung hinter die herkömmlichen Höflichkeitsfalten verschleiert, sowie in einem umgekehrten Falle gerade die härtesten Menschen oft von Natur sehr weich sind, nach dem bekannten Wort: „ich bin zu weich, ich kann das Mitleid nicht vertragen!" So ist auch der Deutsche eigentlich zu grob, um die Grobheit vertragen zu können, und deshalb giebt er sich, durch sein allzugroßes Selbstbewußtsein ängstlich und peinlich gemacht, jener glacirten Höflichkeitssprache hin, die aus grammatischer Verdorbenheit und psychologischem Unsinn ein hinlänglich plattes Glatteis crystallisirt hat, um darauf ohne Anstoß und ohne alle Ecken der Meinung hinundherrutschen zu können. Die deutsche Höflichkeit macht in ihren unaufhörlich sich

aus der Umgebung des Königs hinwegzudrängen. Balbo kehrte wieder in ſeine arbeitvolle Einſamkeit zurück, und ſchrieb auf einem romantiſchen Unterwegs, in den Wirthshäuſern und zu Pferde, wie einſt Ulrich von Hutten, die Speranze d'Italia. In dieſem Buche wird es ſchon beſtimmter und klangvoller ausgeſprochen, daß die Ablöſung Oeſterreichs von Italien und ſeine Vernichtung als italieniſche Macht die Grundbedingungen wären, unter denen allein die nationale Reorganiſation Italiens gelingen könne.

Und wie lange wird es nun noch in dem Herzen Carlo Alberto's unſchlüſſig und trübe ausſehen? Er hielt ſich den Gefahren, die ſich von allen Seiten aufthürmten, noch immer nicht gewachſen. Er ſchwankte, berechnete und ſuchte vorzubereiten. Den Krieg gegen Oeſterreich und die Einſetzung des conſtitutionellen Regiments glaubte er nicht auf einmal wagen zu können. Die ganze europäiſche Situation war noch zu ſchwierig für dieſe unberechnenbare Unternehmung. Cefare Balbo hatte in dem Buche über die Hoffnungen Italiens auf Frankreich hingedeutet, er wollte, nachdem Oeſterreich aus dem Zenith Italiens hinweggedrängt worden, Frankreich an dieſer Stelle einſetzen und es, bis Italien ſich zu eigner Kraft geſammelt und geeinigt, zu der eigent-

lich führenden Macht (duce) der katholiſchen Welt erhoben ſehn. Carlo Alberto, der mit ſeinem Freunde Balbo ununterbrochen in einer geheimen Verbindung geblieben war, hörte dieſe Stimme auch aus der Ferne und folgte ihr. Aber es war noch kein Louis Napoleon da, dem es gepaßt hätte, an dieſem neuen Nagel das napoleoniſche Eroberungsprincip zu befeſtigen und damit der Intrigue der Univerſalmonarchie eine erneuerte Bahn zu ſchaffen. Es gab damals nur den König Louis Philipp auf dem franzöſiſchen Thron, und der Bürgerkönig, an den ſich Carlo Alberto in der That wandte, lehnte noch die Allianz mit Piemont gegen Oeſterreich ab, die jetzt Napoleon III. mit den weitberechnetſten Abſichten ergriffen hat. Es iſt die heutige Situation, die damals ſchon ganz beſtimmt in dem Geiſte Carlo Alberto's ausgeprägt lag, und der jetzt Victor Emanuel II. ſich überlaſſen zu müſſen glaubte, indem er ſeine Lieblingstochter als Unterpfand an die napoleoniſche Dynaſtie hingab, uneingedenk, daß Louis Napoleon nicht der Mann iſt, der je für einen Anderen die Kaſtanien aus dem Feuer holen wird.

Wenn Karl Albert aber mit Louis Philipp nicht ſo weit kommen konnte, ſo lag dies auch an dem Verhältniß Oeſterreichs zu Rom, das damals eine

ungeheure Gewalt über ganz Italien übte. Die öſterreichiſch-römiſche Ligue, die das ganze Entwickelungsgeſetz der Zeit beſtimmen und in unüberſchreitbare Grenzen bannen wollte, lähmte auch alle Bewegungen Piemonts. Die eigene Büreaukratie im Lande empörte ſich, im Einverſtändniß mit der auswärtigen Diplomatie, gegen den immer rathloſer werdenden, ſchon an allen ſeinen Lieblingsplänen verzagenden König.

Indeß hatten ſich auch die Freunde, die das Geheimniß ſeiner Beſtimmung kannten, an ſeiner Seite gemehrt und ihn mit der Gluth ihrer Ideen zu ſtärken geſucht. Zu Ceſare Balbo war im Jahre 1831 noch der Abbé Gioberti getreten, der philoſophiſche Prieſter, den man auch den italieniſchen Talleyrand genannt hat, der aber eine mächtig und ehrlich ringende Feuerſeele war, in der die italieniſche Idee verſchiedene Entwickelungsſtufen durchmachte, bis auch Gioberti, in begeiſterter Hingebung an Carlo Alberto, den piemonteſiſchen Conſtitutionnalismus zur alleinſeligmachenden Formel des Heils für ganz Italien erhob.

Karl Albert, deſſen ſprödes und kaltes Naturell ſich ſehr langſam erſchloß, hatte zuerſt eine eigenthümliche Abneigung gegen Gioberti empfunden, vielleicht

bloß, weil das Geſicht des jungen Prieſters ihm nicht gefiel, oder weil in dem Blick deſſelben ein ihn genirender Ausdruck lag. Doch war es Balbo gelungen, ihn zum Almoſenier des Königs zu machen und in die Nähe deſſelben zu bringen, und Vincenzo Gioberti hielt die Meſſe ab in dem Palais Carlo Alberto's. Aber die Geiſterſtimmen, die von Zeit zu Zeit in dieſem Schloſſe ſpukten, und durch Worte und Warnungen aller Art den erregten König irre zu machen wußten, warfen ſchreckliche Anklagen gegen Gioberti in das Ohr des Königs. Als der neue Almoſenier einſt (im Jahre 1833) das Schloß verließ, wo er dem König eben die Meſſe geleſen, ihn aber durch ein plötzliches kühnes Aufflammen ſeiner Augen erſchreckt hatte, wurde er auf offener Straße von zwei Carabiniers ergriffen, die ihm Handfeſſeln anlegten und ihn in's Gefängniß abführten. Die Hofpartei, welche durch einen der Bauchſprache kundigen Kammerdiener ihre Geiſter-Orakel in den Gemächern des Königs ausſtreute, hatte ſchon längſt einen Verhaftsbefehl gegen Gioberti erwirkt, deſſen Ausführung aber der König noch bis dahin beanſtandet hatte. Man klagte Gioberti geheimer Verſchwörungen und demokratiſcher Umtriebe an, doch mußte er bald ſeiner Freiheit zu-

rückgegeben werden, da man ihn keiner Schuld überführen konnte, und Gioberti begann sein Exil im Auslande, das ihm seine Freunde in Turin anriethen, und auf dem er erst zur eigentlichen Höhe seines Wirkens emporstieg.

Ich sah den Abbé Gioberti zuerst im Jahre 1837 in Paris, wo ich zuweilen in dem kleinen, mit Büchern überladenen Studierzimmer des Philosophen Ballanche mit ihm zusammentraf. Er war eine hohe, schlanke Figur, und das fein ausgearbeitete, in einem lebhaften Colorit strahlende Gesicht trug die Züge des subtilen Denkers, aber von dem Geistlichen war nicht leicht eine Spur in seinem Aeußern wahrzunehmen. Zwar erschien er stets nur in einer schwarzen Kleidung, doch hatte er auch in dieser nur das Ansehn eines eleganten Weltmannes, der noch dazu mit der außerordentlichsten Sorgfalt seine Toilette machte und namentlich auf das Arrangement seiner röthlich braunen Haare stets die größte Kunst verwandte. Die Tonsur auf seinem Scheitel hatte er gänzlich eingehen lassen. Sein Gespräch drehte sich nur um philosophische Streitfragen, die an den großen Ideen, welche Ballanche in seinen Schriften entwickelt hatte, sich entzündeten. Zuweilen erschien auch der kleine Lamennais in diesem

Kreiſe, welcher ſoeben in ſeinen Affaires de Rome den Papſt zu demokratiſiren geſucht hatte und aus dieſem Mittelpunkt der chriſtlichen Welt die Erneuerung von Volk und Geſellſchaft hergeleitet wiſſen wollte. Gioberti war dieſem Standpunkt noch entgegen, und beſtritt ihn mit der feurigen und glänzenden Beredſamkeit, die ſpäter ſeinen Schriften dieſen hinreißenden Schwung gab. Um ſo mehr mußte man ſich wundern, daß er einige Jahre nachher in ſeinem Buch del primato dell' Italia, das für die neuere Bewegung Italiens epochemachend wurde, dieſe Idee des Abbé de Lamennais wieder ergriff, und nun eine päpſtliche Hegemonie wollte, durch welche, nach einer politiſchen Umgeſtaltung des Papſtthums, die italieniſche Nationaleinheit dargeſtellt und verwirklicht werden ſollte. Bald unternahm er jedoch mit dieſer Idee eine neue Schwenkung und ſtatt des Papſtes wurde es Carlo Alberto und das conſtitutionnelle Element, denen er nun die Aufgabe zuwies, Italien zu befreien und zu einigen, und der ganzen Nation eine neue politiſche Geſtalt zu geben. Gioberti hatte ſich mit dieſer Schwenkung zugleich von den Republikanern und Mazzini losgeſagt, denn Mazzini wollte damals noch die italieniſche Republik auf dem Grunde der katholiſchen Kirche

aufführen und dem Gebäude der Demokratie eine religiöſe und theokratiſche Spitze geben. Aber im Rathe Carlo Alberto's, zu dem Gioberti wieder Zutritt gefunden hatte, war die katholiſche Demokratie abgewieſen worden, und die Einheit und Neorganiſation Italiens ſollte allein in dem conſtitutionnellen Princip ihren entſcheidenden Schwerpunkt finden.

Dennoch würde ſich Carlo Alberto ſchwerlich ſo beſtimmt zum Handeln entſchloſſen haben, wenn nicht der Papſt Pius IX. in Rom zuerſt die revolutionnaire Initiative ergriffen und ſich von dem Geiſt der Bewegung und Verneinung auf die Zinnen der Zeit hätte hinauflocken laſſen, wo ihm eine neue Zukunft des Papſtthums und der italieniſchen Nation glänzend aus der Ferne gezeigt wurde. Carlo Alberto athmete jetzt erſt mit einer leuchtenden Gewißheit ſeiner ſelbſt auf. So war das Jahr 1848 herangebrochen, und der König gab Piemont eine Conſtitution, um es, nach den Plänen, die er mit ſeinen Freunden gefaßt, dadurch zum Träger einer allgemeinen nationalen Bewegung geſchickt zu machen. Seine Freunde von 1821, die er damals in die Verbannung hatte wandern laſſen, rief er jetzt wieder zu ſich zurück. Aber drei Männer, welche den größten Einfluß auf ſeine Ideen gehabt,

wurden jetzt die herrſchenden in ſeinem Cabinet. Es waren dies Ceſare Balbo, Gioberti und der liebenswürdige Maſſimo d'Azeglio, der Schwiegerſohn Manzoni's, der durch ſeine Dichtungen wie durch ſeine auf die Erhebung des Nationalgefühls gerichteten Schriften ein in ganz Italien geſchätzter und gefeierter Charakter geworden war. Dieſe Männer waren die neuen Propheten der italieniſchen Bewegung geweſen, ſie hatten zuerſt von einem gemeinſamen italieniſchen Vaterland geſprochen, und ſie waren die Erſten, welche die Nation aus dem Zauberſchlaf der Vergangenheit, in dem ſie ſo lange gebannt gelegen, wieder zum Bewußtſein der Gegenwart und ihrer ſelbſt weckten. Balbo, der Vielverfolgte, wurde jetzt der Miniſterpräſident des conſtitutionnellen Königs, und Gioberti, der nun ganz Conſtitutionneller geworden war, der die conſtitutionnelle Monarchie laut für das Palladium der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens erklärte, Gioberti machte eine Rundreiſe durch das Land, um ſeinen ungeheuren Einfluß auf die Maſſen in Bewegung zu ſetzen, und dem König von Sardinien bei ſeinen eigenen Unterthanen Vertrauen zu erregen. Denn der plötzlichen Hinwendung des Königs zur Freiheit ſchien man nicht ſogleich trauen zu wollen.

Gioberti, der Philoſoph und der Mann des Volkes, mußte gewiſſermaßen gut ſagen für den neuen conſtitutionnellen König, und bald trat er auch als Miniſter in das Cabinet Carlo Alberto's. Der Philoſoph im Cabinet konnte freilich nicht lange ausdauern, und bald ſtand er dem König wieder als Demokrat gegenüber. Es kam jetzt der unglückliche Feldzug in der Lombardei, mit ſeinen traurigen Ausgängen, die ſo verhängnißvoll für die Perſon des tapferen und hochſtrebenden Königs wurden.

Wir nahmen für heut Abſchied von dem Marmorbild Carlo Alberto's, deſſen langes bleiches Geſicht mit einem wehmüthigen Ausdruck auf uns herabzublicken ſchien. Es war uns, als wenn auf dieſer hohen, von dem ſpärlichen und glattgeſchorenen Haar umfloſſenen Stirn tiefe Schatten des Unglücks ſich eingefurcht hätten, und um den Mund, mit dem vollen kriegeriſchen Schnurrbart, flammte etwas wie ein kühner Geiſterblitz, der aber nur den Untergang der Kraft, die Vernichtung der eigenen Perſon, tragiſch beleuchtete.

Carlo Alberto war in der That ein Kriegsheld, und der Genius Italiens ſelbſt ſchien ihm das Schwert in die Hand gedrückt zu haben. Er war im eigent-

lichſten Sinne der kriegeriſche Fürſt, den Macchiavelli wollte, der Fürſt mit dem blanken Schwert, das gezogen iſt, um mit Blut und Gewalt die Theile zum Ganzen zuſammen zu fügen und der Nation eine Spitze zu geben. Aber die Schlachten, die Carlo Alberto im Jahre 1849 in Ober-Italien ſchlug, zeigten nur den ehrlichen Soldaten, den tapfer darauf losgehenden Krieger, aber nicht zugleich, im Sinne Macchiavelli's, den Macht-Intriguanten, der mit rückſichtsloſer Energie, ohne Tradition und Moral irgend einer Art zu achten, ſeine Unternehmung unverwandt nur zu dem letzten Ziele hinführte, zu dem Ziele der Eroberung. Dieſer Zwieſpalt, der den Charakter Carlo Alberto's beherrſchte, und der ihn nicht ſelten als den Verräther an ſeinen eigenen Plänen erſcheinen ließ, machte ihn zuletzt zu dem armen ſchiffbrüchigen Mann, dem nichts mehr übrig blieb, als Abſchied zu nehmen und ſein Schwert in die Scheide zurückfallen zu laſſen. An dem Tage von Novara erlag er nicht bloß als Kriegsheld, ſondern auch als Führer der neuen Bewegung Italiens, als Bevollmächtigter der italieniſchen Idee, ſeinem unglücklichen Stern, und die Sache ſelbſt, der er ſein gutes Schwert geliehen, und die durch ihn eher, wie durch irgend einen Andern nach ihm, hätte vollendet werden

selbst bewachenden und entschuldigenden Wendungen die Capriolen einer Katze, welche nach dem Schatten einer für wirklich gehaltenen Maus schnappt, die ein Knabe durch ein Papierbild an der Mauer hervorgegaukelt. Sie würde nichts erreichen als ihre eigene Beschämung, wenn man sie beim Wort nähme und auf ihren Inhalt zurückführte!

Die Schlechtigkeit unserer Umgangssprache, die alles patriarchalische Herz für menschliches Vernehmen verloren und kein Lachen und kein Weinen der Seele auf ihren überstimmten Claviaturen hat, ist also, wie wir anzudeuten gesucht, durchaus keiner Entsittlichung des Nationalcharakters zuzuschreiben. Diese Sprache ist das Sündenkind der deutschen Gesellschaftlichkeit, welche bekanntlich etwas von den Interessen der Nationalität ganz Abgesondertes, eine für sich bestehende Kalksteinformation unserer gebildeten Stände ist. Die deutsche Gesellschaftlichkeit in ihrem gegenwärtigen Zustande ist die Selbstironisirung des deutschen Gemüths. Die deutsche Sprache aber war von jeher ein so tiefsinniges, Gedankeneinsamkeit liebendes, nachti-

können, verſank auf dieſem Schlachtfeld auf lange Zeit in den Schooß der Nacht. —

Wir erinnerten uns jetzt an ein ſchönes, ſehr ergreifendes Bild, das wir neulich im Palais der Herzogin von Genua ſahen, und welches uns die Geſtalt Carlo Alberto's auf dem Schlachtfelde von Novara zeigte. Hinten in bewölkter Ferne ſah man den Kampf in ſeinem wildverſchlungenen Gewühl, aber im Vordergrunde ſteht der König, leidend, bleich, ermattet, und man erkennt, daß der Moment über ihn gekommen, wo er ſein Haupt unter den Spruch ſeines Schickſals beugt und der Entſchluß der Abdankung in ihm zur Reife gelangt iſt. Es iſt dies der Augenblick der bitterſten und düſterſten Reſignation, der nur je einen hiſtoriſchen Wendepunkt der neueren Zeit bezeichnete.

Wir hatten ſchon öfter das Palais der Herzogin von Genua beſucht, welches an der Piazza Caſtello, gegenüber dem Palazzo Madama, liegt. Unter allen Sehenswürdigkeiten und Reichthümern, mit denen dieſes prächtige Haus der verwittweten Herzogin von Genua, im ächten Stil einer italieniſchen Hofhaltung, ausgeſtattet iſt, waren wir nur immer wieder zu dieſem tragiſchen Gemälde zurückgekehrt, das die größte Anziehungskraft auf jeden Beſchauer ausüben muß. Die

Säle dieſes Schloſſes ſind überhaupt mit vielen Darſtellungen aus der Geſchichte der Jahre 1848 und 1849 geſchmückt, und man kann nach Allem, was man ſonſt in Turin geſehen, nicht mehr darüber ſtutzen, wenn man auch in dieſen von höfiſchem Luxus ſtrotzenden Gemächern überall nur einer Feier jener revolutionairen Jahreszahlen begegnet, die hier freilich mit dem 23. März 1849 einen ſo unglücklichen Abſchluß fanden.

Es ſchien in der That der bedeutungsvollſte Moment für das neuere Italien gekommen, als Karl Albert, von der neuen Revolutionsregierung in Mailand zu Hülfe gerufen, ſeinen weißen Schimmel beſtieg, um an der Spitze der piemonteſiſchen Armee in den Krieg hinauszureiten, und den Kampf gegen Oeſterreich in die Hand zu nehmen. Ein Loſungswort dieſes Kampfes für die Unabhängigkeit Italiens wurde damals das: l'Italia farà da se — „Italien wird es durch ſich ſelbſt vollbringen" — welche Deviſe, von Karl Albert und Gioberti zuerſt ausgegangen, jetzt gewaltig und jubelnd überall wiederholt wurde, denn die italieniſche Nation wollte jetzt nur aus ihrer eigenen Kraft frei werden, und wollte durch keine fremde Hülfe das Joch der Fremden abſchütteln. Darin war die damalige Situation reiner und nationaler als heut,

wo Frankreich ſich als die eigentliche Schutzmacht Italiens einzudrängen geſucht hat, und das napoleoniſche Eroberungsprogramm auf die italieniſche Nationalbewegung ſtützen wollte.

Die Lombardei hatte ſchon ſeit Anfang des Jahres 1848, wenn auch nicht mit den Waffen in der Hand, doch durch Sammetröcke und Sammethoſen, die jetzt ausſchließlich das italieniſche Nationalkleid bilden ſollten, Revolution gemacht, denn durch die Enthaltung des Tuchs glaubte man den deutſchen Fabriken und den Einkünften der Douane ebenſo zu ſchaden als durch die Enthaltung von den Kaiſer-Cigarren, womit man ſchon im Jahre 1848 den revolutionnairen Widerſtand gegen Oeſterreich ausdrückte. Eine Bevölkerung, die ihren Revolutionstrieben auf eine ſo kleinliche und lächerliche Weiſe Genugthuung ſchafft, iſt weder muthig noch gefährlich, und die Mailänder haben auch in neueſter Zeit nie für eine beſondere Stütze der italieniſchen Revolution gegolten. Aber Karl Albert konnte damals ſeine Pläne gegen Oeſterreich beſſer und richtiger auf die Lombardei gründen, als heut ſein Nachfolger Victor Emanuel auf die zweideutige Hülfe des franzöſiſchen Machthabers. Denn die eiſerne Lombardenkrone, die ihn ſo lange in glühenden Träumen

gelockt, wollte Karl Albert ſich erſt auf ſein Haupt ſetzen, umd durch ſeine Weihe für das Königthum von Italien zu erlangen. Aber ſtatt mit raſcher und feſter Hand zuzugreifen, ging er auch hier mit einer Schüchternheit und Zartheit zu Werke, die nur ſchrittweiſe vorgehen zu dürfen glaubte, aber den Lombarden nicht einmal ſoviel Laſten aufzuerlegen wagte, als für den Unterhalt der Armee des Königs unerläßlich nothwendig war. Karl Albert war zu discret, um mit einem Handſtreich etwas an ſich zu reißen, während ihm die Lombardei gehörte, ſobald er ſie betrat. Er wollte Alles nur ſeinem tapfern und ritterlichen Schwert und der freien Darbringung des Volkes zu verdanken haben. Doch ſchon auf den blutgetränkten Schlachtfeldern von Goito und Peschiera ſchien ſich die Einheit Italiens unter dem Scepter Carlo Alberto's entſchieden zu haben. Im Lager des ſiegreichen Königs waren die erſten Jubellaute über die neue Zukunft Italiens mit rückhaltloſer Begeiſterung losgebrochen. Auf dem Schlachtfelde empfing Karl Albert die Abgeſandten aller Ortſchaften Ober-Italiens, welche die Schlüſſel ihrer Städte zu den Füßen des Königs von Sardinien niederlegten. Die ganze Armee, auf dem Gipfel ihres Enthuſiasmus, rief in dieſem größten

Moment des Triumphes, den Carlo Alberto erlebt hat, ihn zum König von Italien aus. In der Kathedrale von Monza ſetzte er ſich dann die ſchöne Krone von Eiſen auf, die einſt den lombardiſchen Königen gehörte, und die Vereinigung der Lombardei mit Piemont war zu einer Thatſache geworden. Der Deviſe des italieniſchen Unabhängigkeitskampfes: l'Italia farà da se, war man näher gekommen, und der neue Thron, der ſchon dieſe beiden bedeutenden Territorien Italiens einigte, ſchien bereits eine unerſchütterlich feſte Poſition in Europa darzubieten. Selbſt die Stadt Venedig hatte dem König die Fuſions-Acte mit Piemont überſandt.

Aber das Schlachtenglück wandte ſich bei den hereinbrechenden Wechſelfällen des Krieges, den Karl Albert, wenn er ſich mit dem Erlangten einſtweilen begnügt, damals leicht zu einem Stillſtand hätte bringen können. Aber der König war eine Soldatennatur ohne Gleichen, die ſich nicht mehr genugthun konnte, und die vor keiner Gefahr, vor keiner Strapaze zurückſcheute, bis das ganze Ziel gewonnen ſei. Er lebte im Felde wie ein gemeiner Soldat, kein Wetter, keine Entbehrung ſchreckten ihn, niemals ermüdete er, kaum bedurfte er des Schlafes zu ſeiner Stärkung.

Aber das Schlachtenglück wandte ſich ſogleich bei der Fortſetzung des Krieges, und der Tag von Novara war unheilvoll über dem Haupte des neuen Königs von Italien aufgegangen. Dieſes Schlachtfeld, auf dem Carlo Alberto an der Spitze der ganzen italieniſchen Armee den Streitkräften Radetzky's gegenübergeſtanden, vernichtete alle Hoffnungen des neuen Italiens, und brach das Herz des Königs, an dem dieſelben groß geworden waren. Das Bild, welches wir im Palais der Herzogin von Genua ſahen, hat dieſen Moment, welcher der Gipfelpunkt einer ungeheuern Tragödie iſt, zugleich mit einer hinreißenden pſychologiſchen Wahrheit in der Geſtalt Carlo Alberto's herausgearbeitet.

Da ſteht der in ſeinem innerſten Weſen getroffene, von dem Sonnenwagen, der zur Einheit und Freiheit Italiens führen ſollte, herabgeſtürzte König! Der Verrath, der ihn von allen Seiten umſchlichen, hatte lange an ſeinem Herzen genagt und ſein ganzes Weſen zerriſſen. Schon der erſte Feldzug des Königs in der Lombardei hatte mit einer Verzweiflung an ſich ſelbſt und an der italieniſchen Sache geendet. Bei der Vertheidigung von Mailand gegen die Belagerung Radetzky's hatte Karl Albert zuerſt geſehen, daß dem Volk der Lombarden nicht zu trauen war, und daß ſie

ihn feige und ſchwankend im Stich ließen, wo er darauf gerechnet, daß ſie hinter ihm kämpfen würden. Auf der andern Seite begannen ihn in dieſer Stadt, während er ſie mit allem Aufwand ſeiner Kraft zu behaupten ſuchte, die Mazziniſten und Republikaner, die jetzt zum Erſtenmal offen auf dem Schauplatz hervortraten, im Rücken zu drängen und nach ihren Zwecken vorwärts zu treiben. Damals erſah der König kein anderes Heil, als einen Waffenſtillſtand mit dem tapfern Marſchall Radetzky abzuſchließen, aber in ihm wühlte der Tod, und er ging in Mailand eigentlich mit dem Gedanken um, ſeinem Leben ein Ende zu machen. Der Selbſtmord ſchien jedoch ſeiner Natur widerſtrebt zu haben, und er konnte daher auch nach der Schlacht bei Novara nur das Mittel ergreifen, ſich verſchwinden zu laſſen. Von Mailand aber war Karl Albert mit ſeiner Armee nach Piemont zurückgekehrt. Das „Schwert Italiens", wie er ſich ſelbſt nannte, war in ſeine Scheide zurückgefahren, und Karl Albert ſelbſt ſchien zweifelhaft, ob der Krieg gegen Oeſterreich jemals wieder aufgenommen werden könne. Mindeſtens ſchien das „l'Italia farà da se" bereits eine banquerotte Phraſe geworden zu ſein, und die Blicke richteten ſich zuerſt nach Frankreich, auf deſſen

Hülfe ſich das auferſtehende Italien jetzt anweiſen wollte. Aber inzwiſchen war der December 1848 herangekommen, und Louis Napoleon, der Erwählte der Nation, hatte den Präſidentenſtuhl der franzöſiſchen Republik beſtiegen. Die an ihn gelangten Geſuche um bewaffnete Einmiſchung in die Angelegenheiten Italiens lehnte Louis Napoleon damals auf das Entſchiedenſte ab. Und Frankreich vereinigte ſich in jener Zeit mit England, um die Sarden vielmehr zum Frieden zu verpflichten und dem König ein gutes Einvernehmen mit Oeſterreich anzurathen.

Kaum war indeß das Frühjahr 1849 herangekommen, als Carlo Alberto, der ſich inzwiſchen Tag und Nacht mit einer Wiederherſtellung ſeines Heeres beſchäftigt hatte, ſeine Gedanken an den Krieg nicht länger zurückdrängen konnte. In ſeinem Miniſterium gab es eine demokratiſche Partei, an deren Spitze Gioberti ſtand, und die nicht aufgehört hatte, zum Krieg zu treiben. Man ſtellte dem König eine allgemeine Volkserhebung in der Lombardei in Ausſicht, die nur auf ihn und auf Piemont warte, um loszubrechen und die italieniſche Sache von Neuem in Bewegung zu ſetzen. Das ſardiſche Miniſterium, in dem die losgelaſſene Kriegsfurie tobte, brach den Waffenſtillſtand

mit Oeſterreich, faſt noch ehe der König es wollte, und obwohl ſeine beſten Generäle ſich noch gegen die Wiederaufnahme des Krieges erklärten. Von Neuem war Karl Albert an der Spitze ſeines Heeres in das Feld gerückt, eines Heeres, das keineswegs für den Kampf geſtimmt war, und deſſen Stärke ſich nicht viel über 60,000 Mann belief, denn dies wird überhaupt die höchſte Anzahl ſein, zu der es die piemonteſiſche Armee auch heutzutage in ihrer geſammten Aufſtellung gegen Oeſterreich wird bringen können.*)

In Novara, einer kleinen piemonteſiſchen Stadt, die in einer üppigen Gegend in der Agogna liegt, hatte Karl Albert ſein Hauptquartier genommen, und hier hatten ihn Boten von Frankreich und England getroffen, die ihm von dieſem Krieg gegen Oeſterreich dringend abrathen ſollten. Aber der König ſagte, der Würfel ſei geworfen, er könne nicht mehr zurück und überlaſſe ſich der Hand Gottes. Auch war ihm bereits die conſtitutionnelle Doctrin ſo ſehr zur andern Natur geworden, daß er, ganz und gar in dem Triebrade dieſer Maſchinerie ſich fühlend, die Abgeſandten

*) Souvenirs de la guerre de Lombardie 1848 et 1849 par Mr. de Talleyrand — Périgord p. 293.

Frankreichs und Englands an ſein Miniſterium verwies, das, nach der neuen Geſetzgebung ſeines Landes, allein für die Unternehmung des Krieges verantwortlich ſei. Wiederum aber war der König aus der Lombardei her als der Befreier Italiens jubelnd begrüßt worden.

Der Schlacht von Novara war aber bereits der unglückliche Kampf vorausgegangen, welchen einzelne Abtheilungen des piemonteſiſchen Heeres mit den Oeſterreichern bei Mortara beſtanden. Und dieſe unglückliche Epiſode ſtempelte das Zuſammentreffen aller Streitkräfte auf der Ebene von Novara zu einem Verzweiflungskampf, der im Herzen Karl Albert's ein für allemal über die italieniſche Sache entſcheiden ſollte. Der König hatte in dieſer Schlacht ein ſchwarzes Pferd beſtiegen, und der berühmte weiße Schimmel, der ihn in glücklicheren Schlachten getragen, war diesmal zurückgeblieben. Alles deutete von vornherein auf einen traurigen und verhängnißvollen Ausgang dieſer Schlacht hin. Als die Oeſterreicher ſchon das Heer Carlo Alberto's zu werfen begannen, focht der König noch im wildeſten Handgemenge mit einem perſönlichen Heldenmuth, in dem nur ſeine beiden Söhne, der Herzog von Savoyen und der Herzog von Genua, die an ſeiner Seite überall ihr Leben einſetzten, ihm gleich-

gallenartiges, deutſches Weſen, daß ſie ſich in Geſellſchaft nie gut befand, und die Salons floh, um in den Wäldern zu träumen oder auf den Dachſtuben der Poeten und Weiſen ſich heimlich zu geſtalten, gleich jenem ſchönen, ſcheuen, talentvollen Mädchen, das, hinter ihren andern weltluſtigen Schweſtern zurückgeſetzt, immer zu Hauſe bleibt, aus Liebe zur ſtillſinnigen Verborgenheit, in der ihre erſten Gedanken knospen. Deutſche Geſellſchaft und deutſche Sprache waren ſich lange Zeit zwei fremde und widerſtrebende Elemente. Zwar durfte ſich die deutſche Sprache einer ſehr frühen Periode rühmen, wo ſie, am Hofe der fränkiſchen Könige, ſogar Hofſprache geweſen, und (ſeit 486) im ganzen fränkiſchen Reiche für das vornehmere Organ galt,*) aber es kam eine Zeit,

*) Nach dem Vertrage von Verdün blieb ſie im deutſchen Reiche herrſchend, bis mit Konrad III. das ſchwäbiſche Zeitalter begann. Vgl. Grotefend, über Luthers Verdienſt um die Ausbildung der hochd. Schriftſp. (in den Schriften der frankfurt. deutſch. Geſellſchaft), welcher (S. 30) anführt, daß noch im Jahre 1531 zu Augsburg bei Steyner eine Ueberſetzung des Cicero vom Freiherrn

kamen. Der Ausgang dieſes Kampfes war um ſo übler, da die Wiederaufnahme des Krieges bei dem Kern der Armee durchaus keine Billigung gefunden hatte. Und nun ſtand Carlo Alberto, nachdem die Flügel ſeiner Armee plötzlich der Heftigkeit des Feindes gewichen waren, einſam und ermattet am Wege, der nach der Stadt zurückführte. Er hatte das Schlachtgewühl, das noch unfern von ihm weitertobte, und in dem ſeine Söhne, wenn auch ohne Hoffnung, die letzten Streitkräfte um ſich ſammelten, heimlich und ſchweigend verlaſſen. Dieſen Moment ſcheint das Gemälde für die Darſtellung aufgegriffen zu haben. Der hohe Ernſt, welcher die ganze Geſtalt des Königs überſchattet, bedeckt ihn mit der ganzen Schwere des Schickſals, das ihn getroffen hat. Der König ſoll in dieſem Augenblick die Klage ausgeſtoßen haben, daß der Tod ihn abermals nicht gewollt, und dieſe Klage zuckt mit einer unſäglichen Bitterkeit um ſeine Lippen. Der Entſchluß, die unglückliche Situation durch ſeine Abdankung zu löſen, leuchtet wie ein dämmernder Hoffnungsſchimmer auf ſeiner Stirn empor.

Das Unheil, in welches ſeine Hingebung für die Sache Italiens, für die italieniſche Idee, den König von Sardinien, ſeinen Thron und ſein Land hineinge-

zogen, glaubte er nur noch durch ein einziges Opfer bannen zu können. Dies Opfer bestand in seiner Abdankung zu Gunsten seines Sohnes, des Herzogs von Savoyen. Noch an demselben Abend der verlorenen Schlacht, nachdem er in Novara seine Söhne, seine Generäle und seine Minister wieder um sich versammelte, sprach er diesen Entschluß aus, und erklärte seine Person für das Hinderniß eines nothwendig abzuschließenden Friedens. Dann ging er still, und ohne Adieu zu sagen, ja ohne irgend Jemanden anzuvertrauen, wohin er sich begeben werde, in das Dunkel der Nacht hinaus. Keinem seiner Getreuen gestattete er, ihm in das Exil zu folgen, das er sich auferlegt hatte, und in dem er sein unglückliches Märtyrerthum für die Unabhängigkeit Italiens verbergen und baldigst endigen wollte. Um Mitternacht rollte ein Wagen, mit vier Postpferden bespannt, zum Thor von Novara hinaus, dem kein rauschendes Gefolge, kein Beifallsjubel nacheilte. Der Wagen gerieth unterwegs in die österreichischen Batterieen, und fast hätte man in der finsteren Nacht Feuer auf den armen Reisenden gegeben. Der König saß ganz allein in dem Wagen, der die österreichischen Vorposten plötzlich wie ein Gespenst erschreckte. Er gab sich für einen piemontesischen Obersten

aus, der nach der Schlacht ſeine Entlaſſung genommen, um ſich nun nach Turin zurück zu begeben, und den Namen eines Grafen von Barge legte er ſich bei. Aber man verhaftet ihn, und führt ihn zu dem commandirenden General, dem Grafen Thurn, der ſein Quartier auf einem in der Nähe gelegenen kleinen Schloſſe hatte. Die Treuherzigkeit des guten Oeſterreichers verläugnet ſich nicht, und der General bittet den nächtlichen Reiſenden, vor ſeiner Abfahrt eine gemüthliche Taſſe Thee bei ihm einzunehmen. Dies wird angenommen, und eine lebhafte Unterhaltung entſpinnt ſich, man ſpricht von der eben geſchlagenen Schlacht, und der General Thurn zählt Alles auf, was auf Seiten der Oeſterreicher gethan worden, wie der piemonteſiſche Oberſt Alles zuſammenſtellt, was auf der Seite der Piemonteſen geſchehen.

Mit Begierde und Verwunderung erlauſcht der brave öſterreichiſche General jedes Wort von den ernſten blaſſen Lippen ſeines Gaſtes. Verzeihen Sie mir, Herr Graf, bricht er dann heraus, aber ich kann es nicht begreifen, daß ein ausgezeichneter Mann, wie Sie mir zu ſein ſcheinen, in der piemonteſiſchen Armee ſo wenig vorwärts gekommen iſt, und durchaus keinen höheren Dienſtrang erſtiegen hat.

Ach, entgegnete der König, mit einem heftig aufflammenden Roth in seinem bleichen Angesicht, ich bin niemals glücklich gewesen, mein Herr. Nichts ist mir gelungen. So habe ich denn auch nach der Schlacht, nachdem ich auf der militairischen Laufbahn keine Zukunft mehr für mich sah, meine Entlassung aus dem Dienstgrad genommen, den ich bis dahin bekleidete.

Die Worte: „ich bin niemals glücklich gewesen", schienen indeß dem wunderbaren Gast alle schmerzlichen Gefühle, die er in sich trug, neu aufgeregt zu haben. Er gewann jetzt seine Haltung nicht wieder, es trieb ihn aufzubrechen und seine Reise fortzusetzen. Bald fuhr er wieder auf der Landstraße nach Turin dahin. Nach seiner Abreise erfährt der österreichische General durch einen piemontesischen Kriegsgefangenen, der sich im Lager befindet und welcher den König Carlo Alberto vorübergehen sah, daß es der König von Sardinien gewesen, den er zum Thee in seinem Quartier gehabt.

„Schaun's, das ist halt eine sehr wunderbare Geschichte", sagte der ehrliche Graf Thurn, aus langem Erstaunen emporfahrend. „Gott schütze Oesterreich! Denn wenn unsere Batterie aus Versehen Feuer auf den unglücklichen Fürsten gegeben hätte, so würden

unſere unverſöhnlichen Feinde da draußen uns nachgeſagt haben, daß wir den König Karl Albert in einem feigen Hinterhalte ermordet hätten. Danken wir Gott, daß er uns das Unglück erſpart und wir unſeren heldenhaften Gegner ſo in der Nähe ſehen und mit Hochſchätzung behandeln konnten! —

III.

Turiner Personen und Zustände.

Im Palast des Königs, den wiederholt zu besuchen es manchen Anreiz gab, war seit einiger Zeit eine ganze Reihe von Zimmern des zweiten Stockwerkes gesperrt, in denen gearbeitet und Vieles neu eingerichtet zu werden schien. Es war schon damals davon die Rede, daß der König Victor Emanuel sich von Neuem zu verheirathen gedenke, und von vielen Seiten her wurde behauptet, daß die schöne Tambourstochter Rosine, die der König schon so lange geliebt, doch noch dazu bestimmt sei, als angetraute Herrin in diese königlichen Gemächer einzuziehen. Man mußte an die schöne Apothekertochter von Dessau denken, welche jener deutsche Kriegsfürst einst ehelich gefreit, und an ähnliche Beispiele, welchen der rein militairische Victor Emanuel, dem alle socialen und standesmäßigen Rücksichten höchst

gleichgültig ſind, vielleicht nachzueifern trachte. Aber bald deuteten wieder andere Gerüchte nach dem hohen Norden hin, und man hörte, daß nicht für die Aufnahme der Tambourstochter, ſondern für die junge Prinzeſſin Maria von Leuchtenberg, die Tochter der Großfürſtin Maria von Leuchtenberg (welcher letztere ſeit einiger Zeit mit einem Herrn von Stroganoff zur linken Hand vermählt iſt) die Zimmer im Palazzo reale in neue prächtige Bereitſchaft geſetzt würden. Die neue Allianz, die in der ſardiniſch-napoleoniſchen Heirathsgeſchichte zuerſt ihre Fühlhörner gegen Europa herausgeſtreckt hat, würde ſich dann durch einen neuen Heirathsact, mit dem der Herr Schwiegerpapa nachfolgt, zur franzöſiſch-ruſſiſch-ſardiniſchen Allianz ausgebildet zeigen, und die gaukelnden Meerjungfern im Hafen von Villafranca würden den Hochzeitsreigen dazu tanzen.

Victor Emanuel II. iſt noch ein jugendkräftiger Herr, der eben erſt das neun und dreißigſte Jahr erreicht hat, und dem an perſönlicher Tapferkeit kaum irgend ein Kriegsmann oder Fürſt voranſtehen möchte. In der Schlacht ficht er mit der unbändigen Wildheit eines Indianer-Häuptlings, und auf ſeinem Geſicht liegt der Stempel einer unendlichen Kühnheit, die aber zugleich den braven, nur den Sieg wollenden

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.
3-598-52006-9
FN. 02241/044

Soldaten verräth. Von ſeinem Vater Karl Albert mit großer Strenge erzogen, hatte er von früheſter Jugend an ſein Herz vorzugsweiſe an das Waffenhandwerk gehangen, und Pferde und Jagd machten ſeine Lieblingsfreuden aus. Seine Verwegenheit, mit der er ſich kopfüber in alle Affairen hineinſtürzt, und in der er, ohne jede Rückſicht auf die Umſtände, leicht das Aeußerſte hervorruft, läßt ihm leicht daſſelbe Schickſal prophezeihen, das ſeinen Vater in derſelben Frage mit Ehre und Krone ſcheitern ließ. Die Situation, in die er ſich neuerdings mit Frankreich und Rußland eingelaſſen, und die von ihm mit aller Heftigkeit in ihre äußerſten Conſequenzen hineingeführt werden wird, trägt für ihn die Abdankung ebenſo ſicher in ihrem Schooße, als dieſelbe das unvermeidliche Loos ſeines Vaters geworden war. Victor Emanuel war der eigentliche Held der Schlacht von Goito geweſen, und heldenmüthig an der Seite Carlo Alberto's kämpfend, entſchied er hier durch ſeine unvergleichliche Bravour und durch ſeine Wunden, die er im heißen Kampfe empfing, den Sieg, und man wurde damals durch dieſen ritterlichen und mannskräftigen Prinzen an das berühmte Wort erinnert, welches einſt Philibert Emanuel geſprochen, indem er Italien eine Artiſchocke genannt

hatte, die man verſtehen müſſe, Blatt für Blatt zu verſpeiſen. Man ſagte damals, daß die Artiſchocke Philibert Emanuel's jetzt ihren Mann gefunden habe, dem es wohl gelingen werde, mehrere Blätter auf Einmal von dieſer koſtbaren Frucht zu verzehren. In der verhängnißvollen Schlacht von Novara führte er mit der tollkühnen Tapferkeit, die ihn überall auszeichnete, ſeine Brigade in das dichteſte Feuer, und wagte noch tauſendfältig ſein Leben, während Carlo Alberto, aus der Schlacht tretend, ſchon die ſchmerzensvolle Entſagung in ſeiner Seele bewegte. Ihm ſchien die ſchwierige, vielleicht unmögliche Aufgabe, an der Carlo Alberto ſich in dieſem Moment geſcheitert fühlte, nun recht eigentlich auf die Schulter gelegt zu werden, und es wird ſich jetzt bald zeigen, ob dieſelbe nicht auch ihn zu Boden drücken muß, oder ob jene berühmte Artiſchocke, zu haſtig gegeſſen, nicht eine lebensgefährliche Unverdaulichkeit zurücklaſſen möchte.

Etwas Theatraliſches und Hochfahrendes ſoll ſtets mit dem ritterlichen und kriegstapfern Weſen Victor Emanuel's auch in der Schlacht verbunden geweſen ſein. Seine Portraits, die man an allen Schaufenſtern im ganzen Lande aushängen ſieht, ſprechen dieſen Charakter ſämmtlich in den verſchiedenſten Nüancen des Hochmuths,

wo sie nicht nur aus den öffentlichen Verhandlungen, sondern auch aus dem gesellschaftlichen Leben wieder verstoßen wurde. In dem ganzen mittleren Zeitalter Europas eigneten die deutschen Laute nur den niederen Ständen, sowie heutzutage noch in Rußland in der Regel nur mit dem Gesinde und den Leibeigenen russisch gesprochen wird. Die unteren Stände waren es aber auch, welche unsere Nationalsprache wieder zu Ehren brachten und in ihre Lebensrechte einsetzten, denn aus der Mitte der deutschen Aristokratie, die so lange französisch gesprochen und sich gänzlich in die Manieren aus Ludwigs XIV. Zeit eingekleidet hatte, konnte jener neue Umschwung der deutschen Rede nicht hervorgehen, der namentlich unter Friedrich dem Großen und zu einer Epoche sich zeigte, wo die Höfe nicht mehr den alten Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten, und dagegen die Schriftsteller mehr als je auf diese einzuwirken begannen.*)

---

von Schwarzenberg erschienen, worauf stehe: „Alles in hoffränkisch teutsch gebracht."

*) S. Luden's Nemesis, 1818. Bd. 12. über das Verhältniß der deutschen Sprache zur französischen.

des selbstbewußten Stolzes, des Trotzes auf seine geschichtliche Bestimmung, aus, wobei der hintenüber zurückgeworfene, herausfordernde Kopf einen besonders eigenthümlichen Ausdruck giebt. In dieser trotzigen, sich durchaus nicht für überwunden bekennenden Stellung will man ihn auch nach der Schlacht von Novara, nachdem Alles verloren war, bei einer Zusammenkunft mit dem Marschall Radetzky, die auf einem Pächterhof von Vignale stattfand, beobachtet haben. Dorthin war Victor Emanuel auf einem wilden Roß hinausgeritten, und den Hut mit Reiherfedern geschmückt, stolz aufgerichtet, in ungarischem Costüm und die gewaltigen Schnurrbartflügel sich streichend, stand er dem alten gebückten Radetzky gegenüber, der die Schlacht gewonnen, der aber vor seinem besiegten und doch hochfahrenden Gegner beinahe das Ansehen gewann, als habe er demüthig um Verzeihung zu bitten, und dies durch sein liebenswürdiges Lächeln, das auf den Wangen des Heldengreises leuchtete, fast zu erkennen gab. Schlachtberichte von Augenzeugen versichern, daß Victor Emanuel damals, übermüthig und trotzig wie immer aussehend, nichts weniger als den Ausdruck des Geschlagenen gehabt habe, dessen Vater so eben die Krone seines Hauses eingebüßt und in Nacht

und Nebel hinaus, ein von ſeinem Schickſal gejagter Mann, entronnen ſei.

In der That war Carlo Alberto damals, wie der Dieb in der Nacht, davongegangen, ſelbſt ohne von ſeiner Familie Abſchied zu nehmen, ohne zu ſagen, welches Exil den König, der ſich ſelbſt verbannt hatte, aufnehmen werde. Erſt aus der Ferne her ſchrieb er an ſeine Frau, und bat ſie, ihn zu vergeſſen. Sein Exil aber nahm er in Oporto, der portugieſiſchen Stadt, die am Duero liegt, und in deren Stille er ſich nur zurückzog, um bald zu ſterben, was ihm ſchon am 28. Juli des Jahres 1849, wenige Monate nach der Schlacht, gelang. Die Todesſcene des Königs auf Oporto ſieht man in einem ſehr ergreifenden Gemälde dargeſtellt, welches ſich in einem der Zimmer des Königlichen Palaſtes in Turin befindet. Das Gemälde iſt von Gonnin und zeichnet ſich durch den innigen, feierlichen Ton aus, mit dem dieſe letzte Situation eines geſcheiterten und verlorenen Lebens behandelt iſt. Der König ſtarb an der Einheit und Unabhängigkeit Italiens, wie Jeder daran ſterben wird, der dafür kämpfend in die Schranken tritt. Sein Tod, den er auf dem Schlachtfelde vergeblich geſucht und den er jetzt auf ſeinem einſamen und friedlichen

Sterbebett an ſeinen geiſtigen Schmerzen findet, breitet eine Ruhe über ſein Lager aus, die ihn wie mit einem Feſtkranze ſchmückt. Heut ruht die Leiche Carlo Alberto's, in den Mantel des Großkreuzes des Maltheſer-Ordens gehüllt, in der Kirche La Superga, in einiger Entfernung von Turin, wohin ſie im Jahre 1850 aus Oporto gebracht worden. In einem von einer Kuppel überwölbten Rundbau ſieht man hier die Grabmäler der Fürſten aus dem Hauſe Savoyen vereinigt, von Victor Amadeus bis Karl Albert, deſſen Ueberbleibſel, vom Schmerz und Unglück des Vaterlandes heilig geſprochen, hier allen Patrioten zum Ziel der Wallfahrt geworden ſind. Es liegt dieſer Ort, den man bis zur Madonna del Pilone vermittelſt einer Barke auf einer maleriſchen Pofahrt und von dort durch einen Ritt auf Eſeln angenehm erreicht, auf einem ſteilen, aber die herrlichſten Ausſichten darbietenden Berge. Das Grabmal Carlo Alberto's iſt immer mit friſchen Blumenkränzen behangen, und unter den Wallfahrern, die ſich zu ihm aus allen Gegenden Italiens ſammeln, vertreten ſich noch immer alle Standpunkte der heutigen italieniſchen Bewegung, denn keinem Italiener iſt es jemals ernſtlich eingefallen, den König des Verraths an der Sache Italiens zu beſchuldigen. Selbſt die

republikaniſche Partei, welche in der albertiniſchen Propaganda einſt ihren eigentlichen Vorpoſten ſah, hat ſich mit dem Andenken Carlo Alberto's durch ſein trauriges Dulder-Ende verſöhnt. —

Auch in mehreren Sammlungen, die ſich auf den Schlöſſern zu Turin befinden, iſt man fortwährend bemüht, die Reliquien Carlo Alberto's zu mehren und als feierliche Denkzeichen für die Zukunft aufzuſtellen. In der prächtigen Waffenſammlung des Königeſchloſſes in Turin, die durch ihre vielen hiſtoriſchen Rüſtungen ſich auszeichnet, erblickt man auch den guten weißen Schimmel, welchen der König faſt in allen Schlachten von 1848 und 1849 geritten, und den man jetzt ausgeſtopft hat, um ihn unter den Erinnerungen dieſer Epoche fortleben zu laſſen. Einen geharniſchten Ritter hat man darauf geſetzt, um an die Geſtalt des tapfern Königs, die ſich ſonſt in dieſen Sattel ſchwang, lebhafter zu mahnen. Nicht weit davon hängen die piemonteſiſchen Fahnen, die auf der Krim geweſen und die, Sardiniens junge Kriegsſtärke verkündend, zuerſt auf ſeine ebenbürtige Zulaſſung in den Reihen der europäiſchen Mächte hindeuteten. Die widerſprechendſten Gedanken an die Zukunft des jungen Sardiniens, das die Mauſerungs-Triebe zur europäiſchen Großmacht kaum noch in ſich

bergen kann, befallen uns in dieſer glänzenden Waffenhalle, in der uns die Helme und Schwerter und Küraſſe aller Jahrhunderte bedeutſam entgegenblicken. Unter dieſen piemonteſiſchen Wahrzeichen ſieht man auch dort einen napoleoniſchen Adler, und das Schwert Napoleons, welches er in der Schlacht von Marengo geführt, von der Wand erglänzen. Die Erinnerung an Napoleon I. muß aber hier eigentlich alle Illuſionen ſtören, welche man auf der andern Seite mit der ſogenannten Zukunft Piemonts verbinden möchte. Denn Napoleon hatte an dem König von Piemont ſeinen treueſten Vaſallen und den Erſten gefunden, der ſich unbedingt ſeiner Macht unterwarf und der ihm ſogar ſeine beſten Feſtungen, Tortona und Aleſſandria, zur unbedingten Verfügung ſtellte. Und der große Napoleon zauſte dafür ſeinen ergebenen Freund bei den Haaren herum, wie es immer das Schickſal Piemonts ſein wird, wenn es ſich von der franzöſiſchen Politik umgarnen und auf die trügeriſchen Bahnen derſelben hinüber ziehen läßt. Denn es kam Napoleon nicht darauf an, Piemont erſt in eine Republik und dann in einen Anhängſel des franzöſiſchen Kaiſerreichs ſelbſt ſich verwandeln zu laſſen. Jenes ſcharfe Schwert von Marengo erinnert zwar an die denkwürdige, auf

ſardiniſchem Boden geſchlagene Schlacht am Ufer der Bormida, wo ein napoleoniſches Heer die Oeſterreicher warf und durch ſeinen entſcheidungsvollen Sieg das ganze Ober-Italien von Oeſterreich trennte. Aber die ſchönen Tage von Marengo ſind vorüber, und die hiſtoriſchen Reminiscenzen der damaligen Zeit fallen für Piemont um ſo mißlicher, als es ſich ſchon damals zeigte, daß es ſich bei dieſen großen Entſcheidungen, für welche Piemont nur der Amboß iſt, am allerwenigſten um die Exiſtenz dieſes kleinen Landes oder um ſeine Vergrößerung und Zukunft handelt. —

Die napoleoniſchen Erinnerungen, und den ruhmvollen, noch immer elektriſche Funken ſprühenden Namen Napoleon's findet man aber überhaupt in Piemont noch in allen Kreiſen feſtgehalten und gefeiert. Die jungen Prinzen des Königlichen Hauſes werden am allergenaueſten in der napoleoniſchen Kriegsgeſchichte unterrichtet, und ſelbſt der kleine Sohn der Herzogin von Genua, der, beiläufig geſagt, erſt vier bis fünf Jahre zählen kann, hatte in ſeinem Zimmer eine Bilderfibel liegen, in welcher die Schlachten Napoleons mit allen möglichen Details dargeſtellt ſind und zugleich mit ihren verſchiedenen Namen und Bezeichnungen zur Illuſtration für das prinzliche ABC dienen. Dieſer

kleine Prinz iſt aus der erſten Ehe der Herzogin von Genua, (Prinzeſſin Eliſabeth von Sachſen, Tochter des Königs Johann,) mit dem Herzog Ferdinand von Genua, dem zweiten Sohn Karl Albert's, entſprungen, und ſoll die größte Aehnlichkeit mit ſeinem tapfern, nach ſo kurzer Heldenlaufbahn dahingeſchiedenen Vater haben. Der Herzog, ein Heros vom Kopf bis zur Zehe, hatte ſich ſowohl bei der Eroberung von Peſchiera, die vorzugsweiſe ſein Werk war, als auch in der Schlacht bei Novara, die durch ſeine bewundernswürdige Tapferkeit nicht mehr zum Glück gewendet werden konnte, ausgezeichnet. Aber ſeine kriegeriſche Heldennatur, die zugleich mit der edelſten und ſchönſten Perſönlichkeit ſich verband, bleibt mit großen Zügen dem Andenken ſeiner Zeitgenoſſen eingeſchrieben. Vielleicht hinderte ihn nur ſein früher Tod, eine große Rolle bei der Entſcheidung der italieniſchen Angelegenheiten zu ſpielen, denn daß man ihn in ganz Italien dazu für berufen erklärte, bewieſen die ſicilianiſchen Abgeſandten, die während des lombardiſchen Feldzugs in das Lager des Königs Karl Albert kamen und ihm für den Herzog von Genua die Krone von Sicilien anboten, was ſich freilich erſt nach dem Ausgang der noch zu gewinnenden Schlachten entſcheiden ließ.

Sein wahrhaft prächtiges Palais in Turin, das von ſeiner jungen Witwe, der Herzogin, jetzt nur noch ſelten bewohnt wird, ſcheint nicht nur ſeiner glanzvollen Einrichtung wegen, ſondern auch in der unverlöſchlichen Erinnerung an den Herzog, welcher der Liebling der ganzen Bevölkerung geweſen und auf den hier noch ſo manche Gedenkzeichen hindeuten, noch immer ſo häufig beſucht zu werden. Unter dem Vielen, was es in Luxus und Kunſt hier giebt, intereſſirte uns immer ganz vornehmlich ein Bild, welches den Herzog auf einem Manöver darſtellt, und die glänzendſte und einnehmendſte Anſchauung von dem Prinzen darbietet, der in ſeiner ſchlanken elaſtiſchen Größe auf ſeinem Pferde ſich wiegt. Er ſtreicht ſich den lang herabflatternden und wohlgepflegten Knebelbart, und ſcheint ſeine blauen klugen Augen mit einem gewiſſen ahnungsvollen Ausdruck auf ſeinen Adjutanten zu richten, der, eine kräftige, muskelſtarke aber nicht ſehr edle Geſtalt, neben dem Herzog hält. Es iſt dies der Marcheſe Rappallo aus Genua, der den Herzog in den letzten Jahren vor ſeinem Tode viel und vertraulich umgab, und bald nach dem Eintritt deſſelben ſein Nachfolger in dem Ehebett der ſchönen Herzogin Witwe geworden iſt.

Wir ſahen die wunderſchöne Hand der Herzogin Eliſabeth, die, in ſchneeweißem, die Natur hier ſchwerlich überbietenden Marmor abgebildet, auf einem koſtbar verzierten Tiſch in dieſem Palais ausgeſtreckt liegt. Dieſe Hand hat ſie, kaum war ihr Gatte todt, an den Herrn Rappallo vergeben, der ſich ihrer Gunſt auf eine unwiderſtehliche Weiſe zu bemächtigen gewußt. Nicht weit davon erblickt man einen außerordentlich ſchön gearbeiteten Ständer, der, aus bronceartig behandeltem Holz gefertigt, mit lauter Hirſchgeweihen beſetzt iſt und unter den eigenthümlichen Kunſtgegenſtänden dieſes Palaſtes ſtets von Neuem unſere Aufmerkſamkeit feſſelte. Dieſer Anblick von ſo vielen Hörnern machte beſorgt und unruhig, und der uns herumführende Cuſtode, der unſern ängſtlichen Gedankengang zu bemerken ſchien, lenkte unſere Augen raſch auf einen prächtigen Stuhl, als auf einen Gegenſtand der Verſöhnung, denn dieſen Stuhl, der vor einem Schreibtiſch von Elfenbein und Moſaik ſtand, hatte die Herzogin Eliſabeth ſelbſt einſt in zärtlicher Aufmerkſamkeit und mit bewundernswürdigem Kunſtfleiß für den Gemahl geſtickt.

Die Herzogin von Genua bewohnt jetzt vornehmlich ihre ſchöne Villa Streſa, am Lago Maggiore, wo

ſie faſt den größten Theil des Jahres, fern von dem Hofe in Turin, zubringt und der Geſellſchaft des ihr ſeitdem heimlich angetrauten Marcheſe Rappalle genießt. Die Villa Streſa iſt ein großes bedeutendes Schloß von mehreren Stockwerken, hinter dem ſich ein ziemlich bedeutender Garten erſtreckt, und zugleich wird einer der hinreißendſten Punkte des Lago Maggiore durch dieſe Villa bezeichnet. Ihr ſchräg gegenüber liegt nämlich die einem lachenden Feenmärchen gleiche Iſola bella, auf welcher Fürſt Borromeo wohnt, einer der glücklichen Beſitzer dieſer ſchwimmenden Paradieſe, die in den dunklen Fluthen des See's ihre blüthenvollen, von der Pracht des Südens träumenden Häupter beſpiegeln. Die Villa Streſa iſt in dieſem reizenden Herüber und Hinüber des Lago Maggiore der Mittelpunkt des geſellſchaftlichen Verkehrs geworden, der ſich von hier über die umwohnende Ariſtokratie ausſpannt. Die Feſte von Villa Streſa und Iſola bella, auf denen die Herzogin Eliſabeth mit ihrem ganzen Liebreiz waltet, haben einen wahren Zauberklang gewonnen, und ſollen in ihrem Stil und Geiſt an die ſchönſten Zeiten der Ariſtokratie in Italien erinnern. Der Marcheſe Rappallo wird in dieſen Salons des Lago Maggiore, obwohl ein düſterer unheimlicher Hintergrund auf den

Man iſt jedoch meiſtentheils viel zu ungerecht bei der Beurtheilung jenes geſellſchaftlichen Gebrauchs, den man in Deutſchland von der franzöſiſchen Rede gemacht hat, und die beſchränkten Deutſcheiferer einer gewiſſen Zeit haben ſich dabei auf dem Steckenpferd ihres kleinlichen Franzoſenhaſſes recht heldenhaft zu tummeln gewußt. Einige Nachzügler galloppiren noch heut darauf herum. Es verſteht ſich, daß eine Nation nicht für eine civiliſirte gelten könnte, welche nicht die ganze Peripherie ihrer geiſtigen Bedürfniſſe mit ihrer Landesſprache vollendet zu umſchreiben vermöchte; aber es ließe ſich die Frage aufwerfen, ob nicht für das moderne geſellſchaftliche Leben, ſo wie es ſich heut bei uns gebärdet, die Vermittelung einer fremden Zunge immer von vielfachem Nutzen wäre? Während der Eichenwald der deutſchen Production in ſeinen landſchaftsgemäßen Blättern und Blüthenzweigen ausſchlüge und unaufhaltſam weiterwüchſe, könnte man der deutſchen Sprache durch Fernhaltung von den unnatürlichen Denkformen unſerer Geſellſchaftlichkeit eine urkräftige Aechtheit bewahren. Der geſellſchaftliche Verkehr ſelbſt kann aber durch

Verhältniſſen ſeiner Vergangenheit ruhen ſoll, ganz und gar wie der ebenbürtige Gemahl der Herzogin behandelt. Seine militairiſchen Verdienſte ſollen jedenfalls bedeutend ſein.

Der Königliche Palaſt zu Turin ſchloß früher eine bedeutende Gemälde-Sammlung ein, die aber, wie die meiſten andern Kunſtſchätze Turin's, auf den Befehl Carlo Alberto's im Palazzo Madama aufgeſtellt worden. Dieſe Gemälde-Gallerie zeichnet ſich durch die bedeutendſten Bilder italieniſcher Meiſter aus, und beſonders haben Gemälde, die in Rom und Neapel ihrer Ueppigkeit wegen nicht hätten aufgeſtellt werden können, hier in großer Anzahl ihren Platz erhalten. Aber auch an Meiſterwerken von Rafael, Tizian, Van Dyk, die durch ihre hohe Vollendung über jede Anfechtung irgend einer Art erhaben ſind, fehlt es dieſer Turiner Gallerie nicht, doch hat der Schalk Albano ſich hier in der Enthüllung ſeiner reizenden Nacktheiten faſt überſchlagen und plaudert mit der ſchelmiſchen Gelehrtheit ſeines Pinſels märchenhafte Geheimniſſe des weiblichen Körpers aus, die kaum ein anderer Maler, wie er, in Italien ſo aufzufinden und ſo auszuſtellen gewagt hat. Die Krone aller Ueppigkeiten aber auf dieſer Gallerie erlangt ein Bild von

Bonifacio Bembo, welches die drei Grazien darſtellt, und in dem es ſich um eine Transfiguration des hinterſten Körpertheils handelt, die nicht glänzender und tiefſinniger ausgeführt werden konnte. Die mythiſche Feier dieſes Körpertheils, welche die antiken Bildwerke in der Venus Kallipyges ausgedrückt haben, hat einen harmloſen Charakter gegen dieſe Darſtellung des Bonifacio Bembo, der mit einer gewiſſen chriſtlichen Feierlichkeit dieſen Gegenſtand malt und ihn in ſeinem ganzen Nimbus wie in ſeinen geheimnißvollſten Nüancen entwickelt. Ein Bild dieſer Art würde nirgend anders, als in Turin, von den katholiſchen Prieſtern geduldet werden, aber hier ſcheint die freiere kirchliche Richtung, welche ſich von Rom mehr und mehr zu emancipiren geſucht hat, auch dieſen ſinnlichen Ausartungen der Kunſt eine größere Duldung verſchafft zu haben.

Wenn man aber nach dieſen Eindrücken ſich ſogleich wieder in eine bußfertige Stimmung verſetzen will, ſo braucht man ſich nur aus dem Palazzo Madama in die nahe daranſtoßende Kathedrale Sanct Giovanni zu begeben, in deren hohen alterthümlichen Hallen uns ſtets ein düſterer, der Welt abgewandter Geiſt umfängt. Mit einer ernſten Erhebung des Gemüths

verweilt man hier beſonders in der königlichen Kapelle del Santo Sudario, welche einen Theil der Kathedrale ausmacht, und in die auch ein Gang aus dem Palaſte des Königs hinführt. Wenn man ſich in dem Innern dieſer Kapelle befindet, das mit dem ſchwarzen, in den Bergen von Chablais gebrochenen Marmor ausgelegt iſt, und aus der unten gelegenen Kirche der ernſte, ſchwere Klang der Orgel den feierlichen Pſalm zu uns heraufſteigen läßt, glaubt man in einer abgeſchiedenen, alles Zeitliche weit hinter ſich zurücklaſſenden Welt zu verweilen. An den Wänden dieſer wunderbaren Kapelle, die nach dem angeblichen hier aufbewahrten Leichentuch des Erlöſers ihren Namen führt, erblickt man rings umher Denkmäler und Standbilder, in denen die Ahnen des Hauſes Savoyen vor uns erſcheinen, und deren weißer, ſtrahlender Marmor wunderbar von dem ſchwarzen Hintergrund ſich abhebt. Das Dämmerlicht, welches von oben durch die Kuppel herunterfällt, verbreitet einen geiſterhaften Schein über dieſe Geſtalten, die hier in einem ſtummen Reigen mit abgeſchieden feierlichen Mienen in ihren Niſchen umherſtehen.

In der letzten dieſer Niſchen, unmittelbar an dem Rande, wo die Kapelle nach der unter ihr liegenden

Kirche ſich öffnet, erblickt man die ſitzende Statue der Königin Marie Adelheid, der im Jahre 1855 geſtorbenen Gemahlin des Königs Victor Emanuel, die hier von der Meiſterhand des Bildhauers Revelli in ihren von Schönheit und Anmuth leuchtenden Zügen und in der edelſten und ausdrucksvollſten Geſtalt feſtgehalten iſt. Dieſe liebliche Frau war eine öſterreichiſche Erzherzogin, die Tochter des ehemaligen Vice-Königs von Italien, Erzherzog Rainer, und ihre Tochter, die Prinzeſſin Clotilde, hat durch ihre Vermählung mit dem Prinzen Napoleon jetzt abermals das verwandtſchaftliche Verhältniß zwiſchen der napoleoniſchen Familie und dem Hauſe Oeſterreich begründet, obwohl, ſeltſam genug, in demſelben Augenblick, wo die napoleoniſche Politik ihren neuen Trumpf mit der Vernichtung Oeſterreichs in Italien ausſpielen zu können glaubte.

Es war ſo oft geſagt worden, daß die Prinzeſſin Clotilde, die jetzige Gemahlin des Prinzen Napoleon, in ihren Geſichtszügen die größte Aehnlichkeit mit ihrer Mutter habe, daß beim Anſchauen der trefflich gearbeiteten Statue dieſer Vergleich natürlich nicht unterlaſſen werden konnte, obwohl er, unter Rückerinnerung an die bekannte Ode des Horaz, mehr zum Vortheil der ſchöneren Mutter, als der ſchönen Tochter, ausfallen

mußte. Die Prinzeſſin Clotilde war der Liebling der ganzen piemonteſiſchen Bevölkerung, und in allen Kreiſen glaubt man mit ihr ein Kleinod an Frankreich abgegeben zu haben, das zu gut und edel für das Schickſal iſt, welches ihr dort aufbewahrt ſein könnte. Die Liebenswürdigkeit Clotilden's war überall im Lande gefeiert worden, und, obwohl ſie ſelbſt noch nicht das ſechszehnte Jahr erreicht hatte, wurde ſie ſchon die Mutter ihrer kleinen Geſchwiſter genannt, die ſie ſeit dem Tode der Königin, mit einer ſeltenen Charakterſtärke, unter ihre Leitung und Obhut genommen hatte. Während die kleine Prinzeſſin ihrem Vater gewiſſermaßen die Wirthſchaft führte, und trotz ihrer Jugend ſogar ſchon angefangen hatte, die Honneurs im Palaſte und bei den Hoffeſten zu machen, wirkte ſie zugleich hochherzig durch ihr Beiſpiel und ihren Einfluß auf die Erziehung ihrer jüngeren Geſchwiſter ein. Nicht minder war die junge Prinzeſſin die Wohlthäterin der Armen und Leidenden, ja ſie machte ſich mit ihren ſechszehn Jahren ſchon zur Patronin der Volksſchulen in Turin, denen ſie eine ernſte Fürſorge zu widmen verſtand. Dabei ſoll die kindlichſte Heiterkeit ſtets in ihr vorgewaltet haben, und der klare, praktiſche Zuſchnitt ihres ganzen Weſens ſcheint ſich von jenem idealen,

etwas ſchwärmeriſchen Ausdruck, der dort das Geſicht ihrer Mutter charakteriſirt, zu entfernen.

Wenn wir es aber in Turin vielfach bedauern hörten, daß dieſe von der geſammten Bevölkerung vergötterte Prinzeſſin jetzt die Bewohnerin des Palais Royal in Paris geworden iſt, ſo liegt darin zugleich das ganze Unbehagen und Mißtrauen ausgeſprochen, von dem das Publikum, wie blind es ſich auch ſonſt in ſeinem kriegeriſchen Enthuſiasmus gebärdet, gleichwohl hinſichtlich der neuen franzöſiſchen Freundſchaft ſich erfüllt zeigt. Das Palais Royal war der eigentliche Focus der neuen italieniſchen Agitation, die von Piemont aus, und auf Conto des leicht entzündlichen Königs Victor Emanuel, dem man Carlo Alberto's Zaubertitel als König von Italien gern wieder zum einſtweiligen Spielzeug überließ, über die ganze apenniniſche Halbinſel geblaſen werden ſollte. Die junge ſardiniſche Prinzeſſin erſcheint dann plötzlich als koſtbares Unterpfand, daß Victor Emanuel die ihm übertragene Rolle treugehorſamſt ſpielen werde, in dieſe Höhle der neu-napoleoniſchen Geſchichtsmacherei abgeliefert. Louis Napoleon hatte ſelbſt längere Zeit hindurch eine große Scheu vor den finſtern Geiſtern gezeigt, welche im Palais Royal bei ſeinem Vetter

Napoleon hauſten, und bei demſelben theils ihr natürliches Quartier haben, theils künſtlich und mit jeder Art der Geiſterbeſchwörung von ihm citirt werden. Man hat bemerkt, daß eine größere Annäherung zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Vetter erſt von dem Tage ab begonnen habe, wo Louis Napoleon das Teſtament des Felice Orſini empfing, welches derſelbe in dem Gefängniß de la Roquette in Paris niedergeſchrieben hatte. Der Kaiſer Napoleon ſoll einem Manne gegenüber, wie Orſini, der ihm mit einer heroiſchen Aufopferung ſeiner ſelbſt nach dem Leben getrachtet, zuerſt die Ueberzeugung geſchöpft haben, daß ſeine gefährlichſten Feinde, denen er früher oder ſpäter unterliegen werde, aus den geheimen Sendlingen der italieniſchen Revolution beſtehen. Es konnte ihm nie unbekannt geblieben ſein, daß ſein Vetter Napoleon dieſe unheimlichen Elemente eines neuen Weltaufſtandes längſt an ſeiner Hand hatte und im Palais Royal, das die Schmiede der Revolution von 1789 geweſen, ein offenes Haus für die italieniſchen und polniſchen Flüchtlinge hielt. Von dieſem Augenblick an begann er ſich mit den Umtrieben des Prinzen Napoleon zu verſöhnen und gemeinſchaftliche Sache mit demſelben zu machen. Während er bisher oft

darauf geſonnen, wie er den gefährlichen Vetter durch irgend eine weite Verwendung nach außen unſchädlich machen könne, verſprach er ihm jetzt noch eine junge Frau, die ſardiniſche Königstochter, und, wenn Alles gut ging, ohne Zweifel auch eine italieniſche Krone, woraus dieſelbe auch immer zuſammengefügt werden möchte. Louis Napoleon, der jetzt einen Meiſterſtreich des Machiavellismus in ſeinen unaufhörlich brütenden Gedanken trug, glaubte die Dolche der italieniſchen Freiheitsmänner von ſeiner Bruſt abwendig machen zu können, wenn er die Revolution durch die Revolution tödtete, und durch die Vertreibung Oeſterreichs aus Italien die Initiative ergriff, um den italieniſchen Stiefel nach den Wünſchen der Freiheitsmänner, aber mehr noch nach dem eigenen Machtbedürfniß, zu reformiren. Es verſteht ſich, daß der ſardiniſche Premier, Graf Camillo Cavour, der am meiſten eingeweihte Rathgeber bei dieſem vielumfaſſenden Plan wurde, und bei ſeinem letzten Aufenthalt in Paris und Plombières die Stichwörter ſeines Handelns auch in dieſer Beziehung empfing.

Ebenſo gewiß iſt aber auch, daß Cavour in dieſen Conferenzen ſeinen Einfluß bei den Häuptern der italieniſchen Revolution übertrieb, oder nicht bedachte,

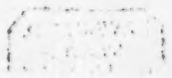
daß dieſelben ſich von ihm trennen und abwenden würden, ſobald er die italieniſche Nationalbewegung an die napoleoniſche Politik verkuppelte. Ob er überhaupt die Rothen von Italien ſo ſicher am Schnürchen hatte, als er es in Paris ohne Zweifel in Ausſicht geſtellt hat, mußte dahingeſtellt bleiben, und es war jedenfalls nur eine diplomatiſche Ausſprengung, daß man ſich mit dem Freiſchaarenführer Garibaldi, abenteuerlich-revolutionairen Angedenkens, verſtändigt und ihn zur Annahme einer Commandoſtelle im piemonteſiſchen Heere bewogen habe. Dieſe Ausſicht ſollte in Wien Schrecken und in Paris die Ueberzeugung verbreiten, daß es gelingen werde, mit den Stieren der Revolution den napoleoniſchen Acker neu zu pflügen. Aber die Stiere ſind bis jetzt noch ausgeblieben und haben jedenfalls Scheu getragen, ſich die Hörner umwickeln zu laſſen. Sollte der heilige Krieg der italieniſchen Unabhängigkeit („la guerra santa") jetzt daran ſcheitern, daß Louis Napoleon ſich an die Spitze deſſelben zu ſtellen beabſichtigte, ſo wäre dies der empfindlichſte Nackenſchlag, den der Kaiſer der Franzoſen ſeit der Aufrichtung ſeines Throns davongetragen. Es würde ſich dann ergeben haben, daß die europäiſchen Cabinette, welche die Herrſchaft Louis Napoleons bereit-

willigſt in ihre Mitte aufgenommen haben, um an ihm einen ſtarken Wall gegen jedes neue Heraundringen der Revolution zu beſitzen, die Koſten dieſer gewagten Freundſchaft jedenfalls ſehr unnütz auf ſich geladen hatten. Die auf die Länge unhaltbare Stellung Louis Napoleons, die gerade in der italieniſchen Frage ihren verwundbaren und lebensgefährlichen Fleck enthüllen ſollte, beſteht darin, daß er den Cabinetten gegenüber die Macht der Revolution, und der Revolution gegenüber die Macht der Cabinette zu repräſentiren angefangen. Die Revolution betrachtet ihn als ihren ausgeſtoßenen und treuloſen Sohn und wird keine Verbindungen mehr mit ihm eingehen, wohin auch immer das Ziel derſelben geſtellt werden möge. Die europäiſche Revolution hat vielmehr ein neues gemeinſchaftliches Ziel daran bekommen, ihn zu vernichten, und er kann dieſe Gefahr, die ihm in ſeinem eigenen Lande ſchon faſt auf den Fuß tritt, nur dadurch immer wieder von ſeiner Perſon hinweg escamotiren, daß er beſtändig neue Kriegsgefahren über Europa heraufbeſchwört und mit gewaltigen Stürmen die Gemüther beſchäftigt, die ſonſt nur in dem Angriff auf ſeine Perſon ihren Frieden wiedergefunden hätten. Die europäiſchen Cabinette müſſen ſich daher bitter getäuſcht

ein fremdes Organ in dem Element, worauf er doch einmal beruht, nur erleichtert und begünstigt werden. Ich verstehe unter der Gesellschaftlichkeit etwas Anderes als die ächte menschliche Geselligkeit, und daher werde ich dem Tadel entgehen, dies sei eine misanthropische Grammatik. Die Geselligkeit ist ein Liebesmal unserer Gedanken, Gefühle und gegenseitigen Eigenthümlichkeiten; die Gesellschaftlichkeit ist eine hermetische Verschließung derselben. Wie die armen Indianer sich schämen, in Gegenwart von Fremden ihre Muttersprache zu reden, so schämen wir uns in unsern deutschen Gesellschaften oft Dessen, was als das Beste und Schönste in uns steckt, womit wir aber alle Institutionen des Salons über den Haufen stürzen würden, wenn wir den in uns redenden Meinungen Worte geben wollten. Als Scheinbilder uns repräsentirend, würden wir oft eine Wohlthat darin finden, uns für die Chiffrirung Dessen, was wir nicht sind, einer fremden Sprache fortdauernd bedienen zu können. In fremder Mundart fühlt man eine größere Berechtigung zur Ostentation, man übt das Sprechen, um zu sprechen, mit leichtsinnigerer Freiheit, und

ſehen, wenn ſie in Louis Napoleon den Mann, welcher der Revolution gewachſen und ihr alle Mittel abgelernt hat, bisher zu halten ſuchten, denn ſie haben nur den Mann gehalten, der von Anfang bis zu Ende in einem beſtändigen Ringen mit der Revolution begriffen war, und ſie im beſten Falle doch nur zu ſeinem Werkzeug gegen den europäiſchen Frieden zu machen ſuchte. Sollte es aber wahr ſein, woran wir nicht zweifeln, daß die Lombarden und ihre geheimen Leiter auch nicht mehr einen Putſch haben daran wenden wollen, um die Intervention Louis Napoleons nach Ober-Italien zu rufen und dem Krieg Frankreichs und Piemonts gegen Oeſterreich ein drängendes Motiv zu geben, ſo würde es nicht mehr zu beſtreiten ſein, daß die italieniſche Revolution, die einzige, die noch ſtreitfertig geblieben, die guten Dienſte („les bons offices") des Kaiſers Napoleon ebenſo ſehr abgelehnt hat, als die Cabinette ihrerſeits mehr und mehr ſich dieſer Dienſte entſchlagen werden.

In dieſer Komödie der Mitſchuldigen, die ſo leicht in die Tragödie umſchlagen kann, oder dieſelbe ſchon in ſich birgt, hat der ſardiniſche Premier, Graf Camillo Cavour, ohne Zweifel eine der raffinirteſten Rollen geſpielt und jedenfalls den Knoten der Intrigue



weſentlich geſchürzt. Cavour iſt eine ganz moderne ſtaatsmänniſche Perſönlichkeit, wie ſie in dem ungewiſſen Zwielicht der heutigen Epoche vortrefflich gedeiht, und, da ſie aus induſtriellen Tendenzen hervorgegangen und zuſammengewebt iſt, und ihre Vortheile ebenſo ſehr bei der Revolution wie bei der Reaction zu gewinnen verſteht, jedenfalls mit ſich ſelbſt immer die beſten Geſchäfte macht. Er hat ſeinen Charakter ganz durch die Schablone der franzöſiſchen Miniſter in Louis Napoleons Cabinet gezogen, oder es ſind vielmehr dieſelben Einflüſſe der Politik und Machtintrigue, dieſelben Elemente der Parvenuſchaft und der um Geld und Vortheile ſich bewegenden Aventüre, wodurch ſich bei Cavour gerade die nämliche Individualität, wie bei den Miniſtern Louis Napoleons und ihresgleichen, herausgebildet hat. Dies iſt eine ganz neue Race von Staatsmännern, die man früher nicht gekannt hat, und die erſt mit der neuen napoleoniſchen Herrſchaft in Frankreich aufgekommen iſt, jedenfalls aber mit ihrer Entſtehung ſo ſehr in der heutigen Luft liegt, daß Exemplare dieſer Art jetzt überall und auf jedem Boden ausgebrütet werden können. Dieſe Staatsmänner der Ultimo-Abrechnung, aber nur der jedesmonatlichen, nicht derjenigen, welche auf die letzte

BAYERISCHE STAATS-

Entscheidung aller Dinge ihre Politik begründet, tragen nur die Natur des Kammerdieners an sich, der die Ereignisse des Tages zu drehen und zu wenden sucht, um die Toilette seines Herrn damit zu bestreiten und ihm daraus denjenigen Rock anzuziehen, der für den Augenblick die effectvollste Wirkung machen kann. Denn die rein stoffliche, manufacturartige Behandlung der Politik, die kein Princip irgend einer Art mehr in sich trägt, und die ebenso gut auf jedem Webstuhl in irgend einer Fabrik gemacht werden könnte, ist das einzige Geheimniß, mit dem diese Leute regieren. Und wie es in der ganzen Welt jetzt nur auf den Stoff, auf das Fabrikat, auf die Manufactur abgesehen ist, so sind auch diese neuen Politiker nur geschickte Stoffmacher, die Alles durcheinander kneten möchten, und ohne Moral und Princip in der Materie wühlen, um sie zu neuen Herrschaften, zu neuen Gränzen, zu neuen Nationalmischungen auseinander zu ziehen.

Camillo Cavour, der Sohn eines reichen Kornwucherers, ist ein richtiger Zögling dieser neuen Schule, die Niemand gegründet hat, als die materielle, nach Stoffwechsel lüsterne, aber jeder principiellen Schöpfungskraft entbehrende Zeit selbst. Sein Vater, der Korn-

wucherer, dem der Stoffwechsel so glücklich von Statten gegangen war, daß er aus einem Getreidehändler zuletzt sogar in einen Grafen sich verwandelte, wozu ihn Karl Albert erhoben hatte, muß seiner Zeit auch schon mit Politik und Gesinnung gehandelt haben, denn er erstieg bereits hohe Staatsposten, auf denen wir ihn gegen Ende seines Lebens erblicken. Camillo, der im Jahre 1809 in Turin geboren worden, hatte seine Studien besonders auf dem finanziellen und nationalökonomischen Gebiet gemacht und wollte die Wiedererhebung Italiens zuerst auf der Grundlage der materiellen Interessen anbahnen. Dies war immerhin eine bedeutende und fruchtbare Idee, obwohl sie die falsche Voraussetzung in sich birgt, welche freilich die ganze Zeit beherrscht, daß der materielle Wohlstand und der Aufschwung des Handels und Verkehrs auch die Entwickelung einer Nation zur Freiheit und Bildung von selbst in sich trage und gewährleiste.

Camillo Cavour wurde ein Genosse von Cesare Balbo, mit dem in Gemeinschaft er das Journal „Il risorgimento" gründete, in welchem das Freihandelssystem zugleich mit dem constitutionellen Staatselement als die beglückende Unterlage aller politischen

und gesellschaftlichen Entwickelung herausgearbeitet werden sollte. Die rein industriellen Grundlagen seiner Politik ließen ihn jedoch zugleich fern von jeder idealistischen Ueberstürzung erscheinen, und er ergriff den Gedanken der sardinischen Demokratie und des piemontesischen Primats über Italien anfangs mit großer Vorsicht und Mäßigung. Dagegen begann er, nachdem er 1851 ins Ministerium getreten war, eine bedeutsame Reaction gegen den alten Adel des Landes, der sich bisher fast ausschließlich in den höchsten Stellen des Staats eingenistet hatte. Er sammelte lauter neue Namen um sich, die früher nie an den Spitzen der Geschäfte gehört worden waren, wie Lanza, Bona, Deforesta, Colla, Marmora, und besonders war es die reiche Aristokratie von Genua, die gänzlich aus den obersten Verwaltungsstellen verdrängt wurde. Aber er selbst säumte nicht mit aller Hitze eines industriellen Parvenu sich auf einen hocharistokratischen Fuß niederzulassen, und sein Landgut Leri, das er sich in der Gegend von Vercelli kaufte, und das im prächtigsten Stil mit Schloß und Park von ihm eingerichtet wurde, scheint dazu bestimmt zu sein, ihm früher oder später einmal den Titel eines Herzogs von Leri abzugeben. Wenn man in dem Grafen Cavour gewöhnlich das

öffentliche und geheime Haupt der sogenannten Italianissimi erblickt, so hat er wenigstens das Losungswort dieser Partei, „Italien von den Fremden zu befreien“ (liberare l'Italia dallo straniero) in sofern nicht zu dem seinigen gemacht, als er es vornehmlich war, welcher die Allianz zwischen Piemont und Frankreich gründete, und, ohne Zweifel aus kurzsichtigem Haß gegen Oesterreich, zur Revision der italienischen Landkarte Frankreich in's Spiel zu ziehen trachtete. Dies ist der eigentliche Gedanke seines Ministeriums, und Dessen, was er wohl selbst seine politische Mission zu nennen pflegt. Die Erbschaft Carlo Alberto's, die er vor einiger Zeit in der Deputirtenkammer ein „melancholisches aber glorreiches Vermächtniß“ nannte, und wegen dessen enthusiastischer Annahme er den König Victor Emanuel pries, glaubt Cavour nur mit Hülfe des napoleonischen Frankreichs und der italienischen Revolution heben zu können.

Mißlingt ihm diese gefährliche Combination, so ist es um seine Stellung geschehen, und es wird ihm nicht der Nachruhm eines patriotischen und ideenvollen Strebens bleiben, wie er an das Andenken von Gioberti, Balbo, Massimo d'Azeglio, den Vätern der

heutigen nationalen Bewegung Italiens, ſich heftet. Man wird ihn dann nur als einen geſtürzten Intriguanten betrachten, obwohl er keine ſo ſchlimme Abfertigung von ſeiner Zeit verdient hat. Denn er bleibt doch in mancher Hinſicht den genannten Männern, die das heutige Italien im beſten Sinne feiert, ebenbürtig ſtehen, wie er ſelbſt zur richtigen Würdigung ihrer Beſtrebungen Vieles beigetragen hat. Seinem Freundeseifer iſt es beizumeſſen, daß dem Grafen Ceſare Balbo, dem Genoſſen und Mahner Carlo Alberto's, der im Jahre 1853 ſtarb, wegen ſeiner Verdienſte um das Vaterland das ſchöne Standbild in Turin errichtet worden iſt, welches von Vela in meiſterhafter Auffaſſung und Ausführung gearbeitet wurde.

Auch auf die Herausgabe des philoſophiſchen Nachlaſſes von Vincenzo Gioberti ſoll Cavour einen ſehr anerkennenswerthen Einfluß üben. Nicht minder ſcheint für Cavour zu ſprechen, daß der liebenswürdige Maſſimo d'Azeglio mit ihm in einer innigen perſönlichen Verbindung geblieben iſt. Denn der Marquis d'Azeglio, der zuerſt in ſeinen trefflichen Romanen auf die Wiedererhebung des italieniſchen Nationalgefühls wirkte, iſt eine von allen Parteiverläſterungen unberührte Geſtalt in Italien geblieben.

Als Präsident des Cabinets, welches der junge König Victor Emanuel II. sofort nach seiner Thronbesteigung um sich berief, wurde Massimo d'Azeglio der Mann, der die freien Institutionen Carlo Alberto's in dem Staatsorganismus Sardiniens tief und fest einpflanzte und dem jungen Staat auf diesem Grunde eine dauerhafte Haltung lieh, durch welche zum Erstenmal sich zeigte, daß die Italiener auch in freier Verfassung sicher regiert werden könnten. Wenn d'Azeglio, nachdem er sich ins Privatleben zurückgezogen, ein Freund Cavour's und seinen politischen Bestrebungen und Agitationen nahe geblieben ist, wie sich bei der letzten Tagessituation gezeigt hat, so war dies nicht wenig geeignet, das persönliche Ansehn Cavour's, das in der letzten Zeit in Turin sehr gelitten zu haben schien, wieder zu stärken.

In vorurtheilslos gewordenen Zeiten wird man dem Grafen Cavour vielleicht noch manches andere Gute nachsagen, denn auch um die Kunst, in neuester Zeit namentlich um die dramatische, hat er sich mehrfache Verdienste erworben. Sein Werk ist es, daß vom Jahre 1859 an eine Summe von 50,000 Francs auf das Budget des Ministers des Innern gesetzt worden ist, um zur Hebung der italienischen Bühne

und besonders zur Aufmunterung dramatischer Autoren von anerkanntem Talent, verwandt zu werden. Es soll von diesem Gelde zum Theil eine dramatische Gesellschaft begründet werden, an deren Spitze ein Comité, bestehend aus einem Präsidenten und sechs Mitgliedern, treten wird, um die geeignetsten Vorschläge zur Verbesserung des Theaters und zur Verwendung des neuen Fonds zu machen. Es ist bei einem Minister, der einen neuen Aufbau der Nationalität an die Spitze seines politischen Programms gestellt hat, gewiß eine anerkennenswerthe und diesem Programm entsprechende Idee, wenn er dem Verfall des nationalen Dramas entgegen zu wirken strebt und dieser Aufgabe, als einer ernsten und wichtigen, sich zuwendet. Aber vielleicht ist es charakteristisch für die ganze piemontesische Politik und deren nationale Luftschlösser, wenn man erfährt, daß das Nationaldrama durchaus keinen Boden in der Hauptstadt Sardiniens findet, und dort einer entschiedenen Kälte und Nachlässigkeit bei der Bevölkerung begegnet. Die Piemontesen ziehen Musik und Oper bei weitem der dramatischen Kunst vor, und im letztverflossenen Winter waren in Turin allein vier Opernhäuser eröffnet, die fast alle mit ihren Darstellungen glänzende Geschäfte machten. Das nationale

Drama blieb dagegen auf einige untergeordnete Theaterhäuser angewiesen, die schon durch ihre äußerst niedrigen Eintrittspreise ihr Bestehen auf einer höheren Stufe unmöglich zu machen scheinen, und dabei ein Publikum haben, das nur den geringeren Klassen der Bevölkerung angehört. Denn neben der Oper hat nur noch das französische Theater Anziehungskraft für das turiner Publikum, und die zwei französischen Schauspielergesellschaften, welche hier gewöhnlich zu bestehen pflegen, sammeln jeden Abend in ihren dicht gedrängten Logen die vornehmste und glänzendste Gesellschaft. Die großartigsten einheimischen Schauspieler-Talente, wie Salvini und die Ristori, haben es daher unter diesen Umständen vorgezogen, für ihre Talente in Paris und London eine neue Heimath zu beziehen, statt in Turin im Dunkeln und für wenig Geld, und nur als Rarität für einzelne Kunstfreunde, zu glänzen.

So wird es schwer sein, selbst mit Hülfe der 50,000 Francs, die Cavour in's Mittel zu ziehen gewußt hat, eine gute italienische Nationalbühne in einer Stadt emporzubringen, die durchaus keine wesentlich italienische Stadt ist, und in der das National-Element, man mag sich anstellen wie man will, mehr oder weniger nur die künstliche Maske einer ehrgeizigen Berechnung

giebt ſich mit mehr Beſchäftigung den geſellſchaftlichen Formen hin, die man auch in jeder andern Sprache kürzer und muthiger ausdrückt, als in der deutſchen. Man würde unſern Geſellſchaftsumgang dadurch noch entſchiedener von dem wahren Leben abzeichnen, und ihm ſein Phraſenhaftes als eine Symbolik der üblichen Repräſentation zugeſtehen, die darum auch in fremder Zunge laut wird. Wenn ſich die Deutſchen des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, bis in das achtzehnte hinein, franzöſiſcher Umgangsſprache bedienten, ſo war es für die nationale Geſinnung, die dadurch in den Schatten geſtellt wurde, eine Schmach und Schande, aber man könnte zugleich behaupten, daß ſie damals die geſelligen Beziehungen und Umgangsphraſen nicht ſo naturwidrig und gegen allen Sprachgeiſt ausdrückten, wie ſpäter, als die deutſche Sprache zur Geſellſchaftsſprache abgerichtet und in die Salons gezogen wurde.

Die natürliche und humane Höflichkeitsſprache der Franzoſen, mit deren leichtgeſchürzten Gewändern die deutſche Geſelligkeit ſo lange ihre beſte Toilette beſtritten, hat auf den deutſchen Geiſt

iſt. Indeß liegt auch in dem Ehrgeiz eine mächtige ſchöpferiſche Kraft, die ſelbſt nach Innen wirken kann, und ein ſchaffendes Genie wie die Riſtori, die zugleich vom italieniſchen Nationalenthuſiasmus erglüht iſt und mit der dramatiſchen zugleich die revolutionaire Leidenſchaft in ihrem Herzen vereinigt, würde große Dinge möglich machen helfen, wenn man ſie aus nationalen Intereſſen an dieſe Aufgabe zu feſſeln vermöchte. Ernſt iſt es Herrn Cavour jedenfalls damit, denn ſonſt würde er nicht in einem Augenblick, wo die ſardiniſchen Staatsſchulden ſich immer höher aufthürmen, und der Sarde unter ſeiner Steuerlaſt faſt erliegt, für die Zwecke der dramatiſchen Kunſt allein das Budget um 50,000 Francs jährlich belaſtet haben. Herr von Cavour kann freilich in dieſem Augenblick Alles in Sardinien, und man könnte ihn nicht mit Unrecht den conſtitutionnellen Dictator nennen, denn wie er jetzt alle Miniſterien in ſeiner Hand vereinigt oder durch ſeine Hand beherrſcht, ſo hat er ſich auch durch die meiſterlichen Praktiken, welche heutzutage jeden conſtitutionnellen Miniſter zieren, eine Deputirtenkammer zuwege gebracht, die nichts als der getreue Ausdruck ſeines Willens iſt. Die Volksvertreter auf der Piazza Carignano klatſchen dem Premier zu Allem, was er

will und thut, täglich ihren gehorſamſten Beifall, und des conſtitutionnellen Räderwerks iſt er deshalb ſicher. Aber nichtsdeſtoweniger kann und wird ihn der erſte Windſtoß, der die jetzige europäiſche Situation verändert, umwerfen. —

IV.

Der Hafen von Villafranca und die Ruſſen im Mittelmeer.

Am Ufer des mittelländiſchen Meeres, kaum eine Viertelmeile nordöſtlich von der Stadt Nizza, liegt, amphitheatraliſch am Fuße eines Berges ausgebreitet, die kleine Hafenſtadt Villafranca, mit einer geringen, vom Fang der Thunfiſche lebenden Fiſcher- und Schifferbevölkerung. Aber auch eine Schifffahrtsſchule und eine vortreffliche Rhede gediehen bisher an dieſem Ort, der überhaupt eine maritime Situation darbietet, auf die ein kundiges Auge nur den Blick zu werfen braucht, um die Abſichten Rußlands, welche ſich neuerdings auf den Beſitz dieſes Hafens gerichtet, im Licht einer großen bedeutungsvollen Zukunft aufzufaſſen. Die ganze Angelegenheit beſchreibt eines der merkwürdigſten Blätter der Tagesgeſchichte; und liefert

einen neuen Beitrag zu den Charaden, welche die piemonteſiſche Politik, die in ihren Räthſeln zum Theil ihre Wichtigkeit ſucht, aufgegeben hat.

Es handelt ſich dabei um eine plötzliche Entfaltung ruſſiſcher Beſtrebungen in Nord-Italien, die man, wie Alles, was von Rußland kommt, nicht wichtig und geheimnißvoll genug auffaſſen zu können glaubt, und man meint ſchon wieder den ſchickſalsſchweren Tritt der ruſſiſchen Weltherrſchaft an dieſen ſüdlichen Meeresgeſtaden hallen zu hören. Soviel iſt gewiß, daß Rußland, welches in dieſem Augenblick noch die geſundeſten hiſtoriſchen Organe in Europa hat, nicht leicht eine Sache ergreift, die unter ſeinen Händen ganz bedeutungslos bleiben könnte, und ſo möchte Villafranca, ein bisher nie in Betracht gekommener Meereswinkel, von dem man bei dieſer Gelegenheit zuerſt geſprochen, immerhin der neue Punkt ſein, auf dem die ruſſiſche Politik jene Organe anſetzen und zu ihren unabänderlich im Auge behaltenen Zwecken gebrauchen will.

Der Hafen von Villafranca, den die ſardiniſche Regierung bisher verkommen ließ, und jetzt auf vorübergehende Zeit und, wie man ſagt, unentgeldlich an Rußland abgetreten hat, wird jedenfalls mit den dort begonnenen ruſſiſchen Anlagen und Bauten nicht mehr lange

der unſcheinbare, von der Tagesgeſchichte unberührte Punkt bleiben. Alles, was Rußland, der jugendkräftigſte und zukunftsvollſte Staat, heut berührt, muß unter ſeinen Händen eine politiſche Thatſache werden, die bald nach allen Seiten hin ausſchlagen wird. Und ſollte es ſich dabei auch zunächſt nur um die Anlage ruſſiſcher Kohlenmagazine handeln, zu welchem Zweck Graf Cavour nach ſeinem an die Cabinette gerichteten Rundſchreiben*) lediglich den Hafen oder vielmehr das alte Bagno von Villafranca an Rußland abgetreten haben will, ſo würden dieſe Kohlenmagazine, und was ſo leicht dazukommen wird, doch jedenfalls den Anfang einer ruſſiſchen Station im Mittelmeere bilden, was zu den alten Wünſchen des Peterſburger Cabinets zählt und in das neue Programm der ruſſiſchen Politik zu gehören ſcheint. Rußland würde damit unter ſeinem jetzigen Czaren aus der einſeitigen Schwingung heraustreten, in der es durch das Teſtament Peters des Großen und das orientaliſche Projekt der zweiten Katharina an die Politik des ſchwarzen Meeres gebannt worden. Eine feſte Station Rußlands im Mittelmeere würde erſt die wahre Ausrun-

*) Vom 19. September 1858.

dung ſeiner traditionnellen Politik ſein und es auf den Höhepunkt führen, von dem aus es die Handelsbeziehungen Europas zugleich mit ſeinen politiſchen Intereſſen beherrſchen könnte.

Der Gedanke, einen ruſſiſchen Hafen im Mittelmeer zu erwerben, iſt in Petersburg nicht neu. Er war auch ſchon in dem providentiellen Geiſt Katharina's II., welche die Zukunft Rußlands nach allen Seiten hin überſchaute, aufgetaucht. Damals war es Frankreich, welches allen ſeinen Einfluß dagegen aufbot und die Unterhandlungen kreuzte, welche Katharina wegen Ueberlaſſung von Sechia mit der Republik Genua angeknüpft hatte. Als dieſe Abſicht fehlging, wandte ſich die nimmer raſtende Czarin an den Hof von Neapel, um an den Küſten dieſes Königreichs daſſelbe Ziel zu gewinnen, aber von hier ſowohl, wie von Turin und Venedig, wurde jede Mitwirkung abgelehnt, welche dieſen Zwecken förderlich ſein konnte. Denn man erblickte ſchon damals in einer ſolchen Poſition Rußlands nicht blos eine verſtärkte Aufſtellung gegen die Türkei, ſondern einen neuen Anſatz zur ruſſiſchen Univerſalherrſchaft.

Der Czar Alexander II. nahm jetzt, bald nach ſeinem Regierungsantritt, dieſe durchaus ruſſiſche Idee

wieder auf, und diesmal war es der früher widerſtrebende Hof von Turin, an den nun, bei der gänzlich veränderten Weltlage, das Projekt mit der größten Bequemlichkeit gelehnt werden konnte. Zuerſt ſollte ohne Zweifel der Verſuch mit dem Hafen La Spezzia gemacht werden, der an dem gleichnamigen Golf des Mittelmeeres gelegen iſt und den ſchon Napoleon zu einem feſten Kriegshafen dieſes Meeres zu machen beabſichtigte. Vor zwei Jahren begann Herr von Cavour plötzlich mit dem Ausbau der Befeſtigungen von La Spezzia ſich zu beſchäftigen, und einen alten Plan, den er ſchon lange gehegt haben wollte, nämlich die Verlegung der ſardiniſchen Marine nach dieſem, in der That großartigen Hafen, wiederaufzunehmen. Gleichzeitig erfuhr man aber auch, daß Rußland ſich in dem neuen Hafen und in der neuen Feſtung eine Station ausbedungen habe, und dieſes Abkommen war in Nizza getroffen worden, in demſelben Winter, wo die Großfürſtin Helena von Rußland ſich zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit dort aufgehalten und wo auch Graf Cavour daſelbſt im beſtändigen Verkehr mit hohen ruſſiſchen Perſönlichkeiten, namentlich mit dem Großfürſten Konſtantin, geſehen wurde. Aber Rußland muß auf Einmal an der Wahl dieſes neuen

Standortes irre geworden sein, und die Pläne wandten sich von La Spezzia wieder ab, obwohl hier der größte und sicherste Hafen Italiens mit einer alle Vortheile vereinigenden Küstenlage zu gewinnen war.

Auch der sardinische Premier schien seine Absichten mit dem olivenduftenden Spezzia wieder aufgegeben zu haben. Die Nähe, in der Spezzia an Oesterreich stößt, soll für Sardinien sowohl als für Rußland mancherlei Bedenken hervorgerufen haben, und das an die Stelle tretende Projekt mit Villafranca, das jetzt lebhaft ergriffen und in der diplomatischen Welt förmlich angekündigt wurde, schien sich den Absichten der russischen Regierung auch wegen der Lage dieses Orts nahe der französischen Küste zu empfehlen. Die russisch-französische Allianz wollte bei dieser Gelegenheit zuerst ein praktisches Fühlhorn herausstrecken, und man sagte, daß Napoleon III. selbst diesem neuen Handel nicht nur sein lebhaftestes Interesse geschenkt, sondern auch seine ausdrückliche Sanction ertheilt habe. Es gehörte diese Angelegenheit mit zu den wunderbaren Dingen, die im Spätsommer 1858, als sich Louis Napoleon in Plombières befand und Cavour dort wieder eine seiner geheimnißvollen Visiten abgestattet hatte, in Richtigkeit gebracht wurden. Man suchte die

Sache vor der Oeffentlichkeit so unbefangen wie möglich darzustellen, und Cavour verwies in seinem diplomatischen Rundschreiben sogar auf einen sehr harmlosen Präcedenzfall, indem er an das Kohlenwerft erinnerte, welches die Vereinigten Staaten im Golf von Spezzia gepachtet hätten. Die Engländer aber, die bei der russischen Uebereinkunft mit Sardinien nicht mit ins Geheimniß gezogen worden, fingen bald Zeter zu schreien an über dieses neu aufkeimende „Sebastopol des Mittelmeers," wie die englischen Blätter, vielleicht mit nicht ganz trügerischem Instinct, diesen neu vorgeschobenen Posten Rußlands im mittelländischen Meer bereits zu bezeichnen anfingen. Andere Mächte, wie Oesterreich, trösteten sich einstweilen mit der Unbedeutendheit des Vorfalls, und man war der Meinung, daß Frankreich, bei seiner bekannten Eifersucht auf das mittelländische Meer, und nach dem stolzen Ausspruch: la mer mediterranée sera un lac français, unmöglich so gute Miene zu diesem Spiel gemacht haben würde, wenn mit dem russischen See-Etablissement im Mittelmeer in der That so ernste und auffallende Pläne verbunden würden. Man glaubte auch, daß Herr von Cavour in seinem sanguinischen Temperament, das nicht minder seine gemüthlichen Anwand-

lungen zu haben scheint, den Bestand der neuen Allianz zwischen Frankreich und Rußland schon in einem zu übertriebenen Lichte betrachtet, und es als ein Opfer der jungen Freundschaft, welche die beiden Monarchen plötzlich für einander fühlen, angesehen habe, daß Frankreich neben England noch mit einem dritten Nebenbuhler seinen Einfluß im Mittelmeer theilen wolle. Es wäre aber auch möglich, daß Louis Napoleon, indem er den Handel von Villafranca unterstützte, damit einstweilen nur eine politische Demonstration gegen Oesterreich und Italien bezweckt, denn so durchdacht und tief in sich abgeschlossen auch die heutige napoleonische Kaiserpolitik sein will, so lebt sie doch ebenfalls, wie Alles heut, von der Hand in den Mund, und experimentirt Dinge, die einen großen Zusammenhang zu haben scheinen, aber auch nur Nothbehelfe der eigenen Existenz sind. Auch hat sich die Politik Sardiniens gegen Oesterreich neuerdings fast ausschließlich auf dem Gebiete der Demonstrationen bewegt, und dies ist so weit gegangen, daß Graf Cavour bei der Herausgabe der neulich erschienenen Correspondenz des Grafen Joseph de Maistre vornehmlich betheiligt erscheint. Denn in dieser Correspondenz des berühmten katholischen Politikers, der die Staatsdoctrin

selbst keine nachhaltige Wirksamkeit ausgeübt. Man könnte sich vielmehr wundern, daß die Höflichkeit unserer Nation, nachdem sie in den französischen Formen sich mit der Unbefangenheit und dem dreisten Selbstvertrauen der großen Welt auszudrücken gelernt, bald darauf mit ihrem landesthümlichen Organ in die gekünsteltste und geschraubteste Pedanterie des Ausdrucks zurückzusinken vermochte, und jenen timiden und bettelhaften Umgangston wieder anstimmte, in dem wir noch heut concertiren. Dabei ist unsere heutige Umgangssprache, trotz aller puristischen Stahl- und Schwefelbäder, doch keineswegs frei von dem Hange, sich wieder mit ausländischen Wörtern und Wendungen zu rekrutiren, und namentlich für piquante Bezeichnungen einer gewissen geistreich vornehmen Anschauungsweise französische Ausdrücke, die allerdings meist unübersetzbar sind, in Cours zu geben. Diese Neigung tritt immer sichtbarer wieder hervor, und hat sich auch literarisch abgezeichnet. Die Werke des Fürsten Pückler haben noch in einem tiefern, als dem gewöhnlichen Sinne, eine gesellschaftliche Bedeutung für unser Jahrhundert,

des Katholizismus auf einer großartigen Basis zu begründen strebte, kommen sehr starke Sachen gegen Oesterreich vor, und dies war der eigentliche Beweggrund für den sardinischen Premier, diese Publication zu unterstützen, der er durch seine Verbindungen bedeutende Beiträge zuzuwenden wußte, obwohl der Standpunkt des tiefkatholischen de Maistre, der das Buch vom Papste („du pape") geschrieben, durchaus nicht der Standpunkt der sardinischen Regierung ist.

Einen geheimnißvollen Hintergrund, der sobald noch nicht klar werden wird, trägt aber die Villafranca-Angelegenheit jedenfalls in sich. Es ist wahr, Sardinien hat einstweilen nichts weiter gethan, als daß es der russischen Regierung einen alten leer stehenden Kohlenschuppen in dem alten verlassenen Bagno geliehen, vielleicht ohne Miethe, aber auch mit dem vortheilhaften Vorbehalt, daß die neuen Hafengebäude und Magazine, welche Rußland in Villafranca errichten wird, der sardinischen Regierung gehören sollen, sobald dies eigenthümliche Vertragsverhältniß erlöschen wird. Und eine Kündigung desselben soll Sardinien zu jeder Zeit freistehen.*) Eine Thatsache ist aber

*) Nach andern Nachrichten wäre dieser Vertrag auf 20 Jahre zwischen Sardinien und Rußland abgeschlossen worden.

bereits, daß bei dem erſten Anſchein einer Kriegsverwickelung, die zwiſchen Frankreich und Oeſterreich über Italien auszubrechen drohte, drei Kriegsſchiffe ſich angeſchickt haben, in dem Hafen von Villafranca Station zu nehmen. Dies wäre immerhin ein Symptom, welches die Erwartung unterſtützen könnte, daß die europäiſchen Verwickelungen, ſo bald ſie wieder zum Ausbruch gekommen, eine ganz neue Lage finden würden, in der die Frage zwiſchen Italien und Oeſterreich, in welcher die unvermeidliche Kriſis einer neuen europäiſchen Bewegung ſteckt, durch eine thatſächliche Stellung Rußlands weſentlich bedingt und unberechnenbar entſchieden werden könnte.

Wonach aber Rußland durch die Aneignung des Hafens von Villafranca einſtweilen ſtrebt, mag nicht ſchwer zu erkennen ſein. Es kann ſich dabei zunächſt um einen Entrepôt und Landungsplatz für die ruſſiſche Handelsflotte eignen, die dadurch in den Stand geſetzt ſein würde, die Waaren aus dem Schwarzen Meere, aus Perſien und Indien auf dem kürzeſten Wege in das Innere von Europa zu führen. Um dieſem ruſſiſchen Landungsplatz die großartigſte Ausdehnung zu geben, ſoll an die Vereinigung der beiden Häfen von Nizza und Villafranca gedacht worden ſein,

von denen jeder die ausgezeichnetſten Verhältniſſe ſowohl in der Meereslage als auch in den Beziehungen zum Innern des Landes darbietet. Daß Rußland vorzugsweiſe dieſen Punkt, in dem eine große Perſpektive liegt, für ſeine Niederlaſſung in Italien in's Auge gefaßt hat, geht auch aus ſeinen gleichzeitigen Unterhandlungen mit dem Fürſten von Monaco um Abtretung dieſes unmittelbar neben Villafranca gelegenen Gebiets hervor.

Der Fürſt von Monaco, jetzt Karl III., iſt zwar auf ſeinem kleinen Territorium ein unbändig ſouveräner und abſoluter Monarch, aber Monaco hat doch ohne ein gewiſſes Schutzverhältniß nicht beſtehen können, in dem es von Sardinien, obwohl Monaco ſich am Buſen dieſer ſechſten Großmacht zuweilen ſehr wund gedrückt haben ſoll, rettend umfangen gehalten wird. Floreſtan I., der im Jahre 1856 verſtorbene Fürſt, hatte von dem revolutionnairen Geiſt des Jahres 1848 empfindlich zu leiden, und ſeine Unterthanen, obwohl ſie ſonſt nur mit Citronen handeln und für kühlende Limonade in ganz Europa ſorgen, hatten doch auch dem Rauſch des Zeitgeiſtes nicht widerſtehen können. Namentlich war in den beiden Miniatur-Gemeinden Mentone und Roccabruna der helle Aufruhr wider den Fürſten

erwacht, und der volksfreundliche König Carlo Alberto, ihren Beſchwerden die Hand bietend, ließ, mit Zuſtimmung der Einwohner, dieſe beiden kleinen Revolutionsſtädtchen mit ſardiniſchen Truppen beſetzen, woraus eine förmliche Vereinigung dieſer Territorien mit Piemont hergeleitet wurde. Aber obwohl Floreſtan I. durch ſeinen bei den europäiſchen Großmächten angebrachten Proteſt wieder dahin gelangte, alle Glieder ſeiner Monarchie ungeſtört um ſich zu ſammeln, ſo blieb doch der Aerger über das abtrünnige Mentone und Roccabruna in ihm haften, und ebenſo wenig konnte er ſich wieder mit ſeiner Schutzmacht Sardinien, die ihn ſo ſchlimm gerettet hatte, einverſtehen. Schon Floreſtan I. entſchloß ſich daher, ſein Fürſtenthum, das ihm nicht mehr gefiel, zu verauctioniren. Oeſterreich fand ſich auch als bereitwilliger Käufer ein, aber Sardinien beſtritt dem Fürſten von Monaco das Recht, zu verkaufen, und ſetzte ſein Veto dagegen durch die Cabinette von Paris und London durch. Die ſardiniſche Regierung war darin in ihrem vollkommenen Recht, denn die unbedingte Befugniß, Land und Leute für Geld loszuſchlagen, kann einem Fürſten unmöglich zuſtehen, da auch der kleinſte Staat immer noch etwas Anderes iſt, als ein Meierhof, den ſein Beſitzer will-

kürlich veräußern kann. Man darf jedoch billig zweifeln, ob die ſardiniſche Regierung daſſelbe Veto jetzt wiederholen wird, wo es ſich um die Veräußerung des Fürſtenthums Monaco an einen andern Käufer, nämlich an Rußland, handelt. Der jetzige Fürſt Karl III. ſoll die glänzenden Anerbietungen Rußlands bisher abgelehnt haben, aber die Unterhandlungen dauern noch fort, und die ſardiniſche Schutzmacht Monaco's wird jetzt gewiß Alles daran wenden, um Rußland Beſitz ergreifen zu laſſen von dieſem italieniſchen Fürſtenthum und von ſeinen gegen das Meer gelagerten ſtolzen Felſenmaſſen, die ſich mit Cactus und Feigen ſchmücken und auf ihrer Spitze ſtarke, vielleicht einſt bedeutſam werdende Befeſtigungen tragen.

Dieſer Küſtenſtrich des italieniſchen Meeres hat aber jedenfalls in einem weiten Umfange die Aufmerkſamkeit Rußlands auf ſich gezogen. Die ruſſiſche Handels-Geſellſchaft, die ſich einſtweilen in Villafranca niedergelaſſen, und dort die Vorarbeiten zur Ausführung aller Pläne der ruſſiſchen Regierung in die Hand genommen, hat freilich bereits das Kind mit dem Bade verſchüttet. Denn ſie ſoll um die Genehmigung zum Bau einer Eiſenbahn von dem Hafen von Villafranca über den Col di Tenda nach Cuneo

und ins Innere Piements angehalten haben, um dadurch für den Abſatz der Meeresladungen einen neuen und ſelbſtſtändigen Handelsweg zu gewinnen, der die ungeheure Productenfülle des Oſtens durch Piemont nach der Schweiz und Deutſchland hinübertragen könnte. Aber man hat mit Recht gefragt, warum Rußland ſeine Paſſagiere und Waaren nicht in Genua einſchiffen wolle, das ohnehin ſeine Bedeutung als Landungsplatz für dieſe Küſte behält? Die von Rußland erſonnene Bahn würde aber auch um deswillen überflüſſig ſein, weil die piemonteſiſche Regierung gleichzeitig einen Schienenweg von Turin nach der Hafenſtadt Savona beſchloſſen hat, und mithin die neue Bahn in gleicher Richtung nur als ein überflüſſiger Nebenläufer erſcheinen würde. Alles dies umſpinnt die neue ruſſiſche Station, die zuerſt nur Kohlendepôt und Reparaturplatz ſein wollte, mit einem mährchenhaften Schleier. Aber im geeigneten Augenblick werden die abenteuerlichen Umriſſe jedenfalls zu einem beſtimmten Bild ſich formen. Wenn es Rußland auch zunächſt nur auf die Begründung einer commerciellen Flotte in dem Hafen von Villafranca abgeſehen zu haben ſcheint, ſo laſſen ſich doch auch Handelsſchiffe bald zu Kriegsfahrzeugen umwandeln, und auch die Herbeiziehung

einer ganzen Kriegsflotte, für deren Aufnahme Villafranca hinlänglichen Raum darbietet, würde durch die Dardanellen und durch die Straße von Gibraltar sehr leicht ausführbar sein. Der russische Hafen an der milden mittelländischen Meeresküste würde den Schiffen Rußlands, die in den nördlichen Pontushäfen lagern, und dort im Winter wegen der tobenden Eismassen des schwarzen Meeres kaum einen haltbaren Standort besitzen, das wohlthuendste und nützlichste Asyl darbieten. Der Hafen von Villafranca ist geeignet dazu, um der Ausdehnung der russischen Dampfschifffahrt über das Mittelmeer, und allen etwa beabsichtigten Unternehmungen in demselben einen ausreichenden Stützpunkt zu bieten. Der ungeheuere industrielle Aufschwung, welchen die Dampfschifffahrt Rußlands von ihrer Centralwerkstätte in Odessa her in der letzten Zeit genommen hat, und der in Einem Lauf aus den Gewässern des Dnieper und Dniester durch das Schwarze Meer und den Archipelagus bis zur Westküste Italiens und den Gestaden der Seealpen hindringt, muß an sich schon das Erstaunen des Tages fesseln. Die russische Handelsflotte hat aber die Weltmeere niemals bloß um der Waaren willen befahren, sondern es hat, wie schon Peter der Große und Katha-

rina II. ſie gelehrt, ſtets auch das politiſche Eroberungsprincip den ruſſiſchen Pavillon gebläht. Die Aufſtellung in Villafranca ſieht einſtweilen nur wie ein ſpieleriſches Experiment aus, das mehr einer Laune als einem ſelbſtbewußten Plan gleichen könnte. Die Großmachtspolitik ſchleudert auch zuweilen auf gut Glück ihre Raketen aus, und läßt dann den Fleck, den ſie plötzlich zu beleuchten beliebte, in ein um ſo tieferes Dunkel zurückſinken. So iſt es auch möglich, wenn auch nicht wahrſcheinlich, daß aus der ruſſiſchen Station in Villafranca, über die ein ſo entſetzlicher Lärmen umgegangen, nichts wird, und man die ganze Angelegenheit wieder auf ſich beruhen läßt. Aber die Richtung, in der dieſe Operation ſich angekündigt hat, wird, wenn ſie ſich jetzt noch nicht auf dieſem Punkt fixiren ſollte, jedenfalls früher oder ſpäter ihr entſcheidendes Gewicht behaupten. Die neue Politik des Kaiſers Alexander II. wird ſich in ihren auswärtigen Schwingungen auf dem Mittelmeer entfalten, und dort neue Weltſtellungen entſcheiden, an denen alle Nationen Europa's ihre Zuſtände reformiren werden. Von den inneren Kämpfen der Länder, welche das mittelländiſche Meer beſpült, namentlich von Spanien, Frankreich, Italien, iſt kein heilſamer Abſchluß mehr

zu erwarten. In den Zuſtänden, die dort herrſchen, hat die revolutionnaire Epoche ihren Reſt geſetzt, und die politiſche und geſellſchaftliche Zerrüttung wird ſich dort auf keinem organiſchen Wege mehr bewältigen laſſen. Nur eine Nation des Weltkriegs, wie Rußland es iſt, kann noch eine heilſame Unterbrechung in dieſem innern Marasmus der europäiſchen Völker hervorrufen, und die neue Wahlſtatt des Kampfes wird das Mittelmeer ſein, das bei weitem umfaſſendere Beziehungen und Entſcheidungen in ſich trägt, als der Pontus Euxinus, an dem die alte traditionelle Politik Rußlands gefeſſelt blieb.

In dieſem Augenblick ſcheint allerdings das mittelländiſche Meer bereits der „franzöſiſche See“ zu ſein, zu dem es Frankreich gern und unter jeder Bedingung machen will. Louis Napoleon kommt ſich mit dieſer Poſition ſchon ſo ſicher vor, daß er ſich über die Tragweite, die eine Station der Ruſſen im Mittelmeer hat, einſtweilen noch zu täuſchen ſcheint, und ſich auch von den ſo ſtark ausgeſprochenen Befürchtungen Englands nicht warnen läßt. Die Engländer ſehen in dem Kohlenſchuppen von Villafranca das trojaniſche Pferd, in dem die Ruſſen, wie einſt der kluge Ulyſſes ſeine Kämpfer, heimlich ihre Macht verſteckt, um ſie dann

plötzlich loszulaſſen und in das Innerſte von Europa auszuſchütten. Aber Louis Napoleon wollte von ſolchen Beſorgniſſen nichts wiſſen, oder er irrte ſich in der Berechnung, was auch ihm, dem Meiſter der politiſchen Logarithmen, immerhin geſchehen kann. Die alle anderen Mächte weit überragende Anzahl der Schiffe, welche Frankreich im Mittelmeer hält, ſcheinen dem Kaiſer eine unabweisbare Bürgſchaft für ſeinen Beſitz des franzöſiſchen Sees zu ſein. Frankreich durchläuft bereits mit 230 Dampfern alle Linien des mittelländiſchen Meeres, auf denen es ſeine Flaggen nach Italien und Spanien, nach Algier und Tunis führt. Kaum nennenswerth iſt dagegen die Zahl der engliſchen Schiffe auf dem Mittelmeer, denn die Dampfer, welche monatlich zweimal von Southampton auszulaufen pflegen, um ſich durch die Straße von Gibraltar nach Malta und Alexandrien zu begeben, ſind kaum auf ein Dutzend anzuſchlagen. Faſt ebenſo viele Dampfſchiffe nur läßt Sardinien, deſſen maritime Entwickelung überhaupt nur noch auf einer ſehr untergeordneten Stufe ſteht, durch das Mittelmeer laufen, und ſeine Schiffe haben keineswegs den hohen Ruf der Zuverläſſigkeit in Bauart und Bemannung, durch den die franzöſiſchen Schiffe ſich zugleich von

doch ſpiegeln ſie zugleich in ihrer naiven und liebenswürdigen Selbſthingebung eine gewiſſe Sprachmengerei ab, wodurch ſie die heutige gäng und gäbe Ausdrucksweiſe unſerer höheren geiſtreichen Zirkel entſchieden charakteriſiren, und um ſo unmittelbarer, da ſie, nur mit individueller Originalität verſetzt, aus dieſen Elementen friſchweg und ungezwungen in die Literatur überſiedelt ſind. Wo eine geniale und ſinnreich leichtfertige Bewegung gemacht oder ein beſonders treffender Einfall markirt werden ſoll, iſt auch ſogleich nicht nur ein franzöſiſches Bonmot zur Hand, ſondern oft ganze Reihen und Sätze in fremder Zunge, die mit graziöſem Anſtand eingeſtreut werden; am häufigſten in den Briefen des Verſtorbenen, die unter allen Werken dieſes Autors der unabſichtlichſte Abdruck aller ſeiner Eigenheiten ſind. Dieſe Sprache, die in Schriften von rein literariſchem und künſtleriſchem Charakter meiſtenthells ein Gräuel wäre, in jenen Darſtellungen aber durch ihre ganze Tonart und Entſtehung eine gewiſſe Berechtigung annimmt, liefert den Beweis, daß die Liebenswürdigkeit franzöſiſcher Aiſancen und Nüancen noch immer eine

dieſer Seite her als die herrſchenden behauptet haben. Die Dampfer der übrigen Nationen, mit Ausnahme Oeſterreichs, kommen auf dem Mittelmeer gar nicht in Betracht, aber Oeſterreich beſitzt auf dieſen Gewäſſern faſt 200 Dampfer, die dem Lloyd und der Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft der Donau gehören und in der Zahl mithin nur unbedeutend den Herren des franzöſiſchen Sees nachſtehen. Gegen Oeſterreich, das noch eine großartige Zukunft in der Entwickelung ſeiner Marine hat, würde aber die Niederlaſſung der Ruſſen in Villafranca einen der erſten Schläge führen. Denn wie man in Piemont ſchon ganz laut ausſprechen hört, beabſichtigen die Ruſſen, bald nach ihrer Einrichtung in dem neuen Hafen, dem öſterreichiſchen Lloyd eine Concurrenz auf einer Linie zu machen, welche eine der wichtigſten Verkehrsſtraßen für Deutſchland, Oeſterreich und Italien geworden iſt. Es iſt dies die Linie nach Nikolajeff, der von Potemkin im Jahre 1789 gegründeten Stadt am Schwarzen Meere, die ſeitdem einer der blühendſten Handelsplätze Rußlands geworden iſt. Die Ruſſen denken mit 80 Dampfern ihre neue Concurrenzlinie zwiſchen Villafranca und Nikolajeff durch das mittelländiſche Meer zu bilden, und man ſieht bereits ruſſiſche Agenten in den Meereshäfen und auf

den Rheden umherziehen, um Dampfſchiffe anzukaufen oder zu beſtellen. Die Vermehrung der ruſſiſchen Dampfkräfte um 80 Schiffe iſt allerdings kein geringer und leicht zu bewerkſtelligender Aufſchwung, da Rußland in der letzten Zeit auf dem ſchwarzen Meere nur 17 Dampfer beſaß, die, von Odeſſa auslaufend, die regelmäßigen Verbindungen mit Konſtantinopel, Kertſch und Anapa unterhielten. Es müßte aber auch ein neuer Geiſt in die ruſſiſche Dampfſchiffahrt ſich ſetzen, wenn ſie dieſen höheren und weitverzweigten Abſichten mit Erfolg dienen ſoll. Denn die Ruſſen ſind niemals gute Seeleute geweſen und es ſcheint dafür das nationale Naturell keineswegs günſtig zu ſein, wie ſehr auch Peter der Große ſich bemühte, ſeinen Ruſſen dieſe Anlage einzuimpfen, ohne die er die große politiſche Weltbeſtimmung Rußlands nicht für erreichbar hielt. Aber auch in der Anwendung des Dampfes zur See ſind die Ruſſen zurückgeblieben, und es fehlen ihnen dabei die weſentlichen Fortſchritte, welche die Zeit in den Wiſſenſchaften der Mathematik und Mechanik gemacht hat. Sie werden aber dieſelben in ihrer neuen Aera, die auf dem Mittelmeer anheben will, um ſo leichter nachholen können, als die ruſſiſche Dampfſchiffahrt jetzt ohne Zweifel dazu

ſchreiten wird, auch fremde Ingenieurs in ihren Dienſt zu nehmen, was bei der Dampfſchiffahrt auf dem Pontus bisher ganz und gar ausgeſchloſſen war.

Wenn man dem Hafen von Villafranca, trotz aller gegentheiligen Betheuerungen der ſardiniſchen Regierung, ſchon jetzt eine ſolche Perſpective giebt, ſo begreift ſich allerdings der ungeheure Lärmen, den dieſe bisher noch ſo unſcheinbare Angelegenheit anrichten konnte. Die Sache wird aber ohne Zweifel zu einer europäiſchen Frage heranwachſen, ſobald die Entfaltung der Ruſſen in Villafranca ſo weitausgreifend geworden iſt, daß man den Rechtspunkt ihrer Niederlaſſung in dem piemonteſiſchen Hafen näher zu unterſuchen haben wird. Denn ſobald von einer förmlichen Abtretung von Villafranca an Rußland die Rede ſein kann, wird es jedenfalls England ſein, das ſeinen Proteſt dagegen an die große Glocke ſchlagen wird. Denn man ſcheint in England namentlich der Meinung, daß das Souverainetätsrecht in Europa nimmermehr ſo weit führen dürfe, um die Veräußerung irgend eines Gebietstheils an eine fremde Macht zu rechtfertigen. Vielleicht hat man, um dieſem Einwand zu begegnen, auch die Mähr verbreitet, daß die Abtretung von Villafranca an Rußland ohne Geld und

nur vorübergehend geſchehen ſei, während die engliſche Preſſe mit ganz beſtimmten Angaben hervortritt, und von einem fixen Pachtzins von 4 Millionen Francs jährlich ſpricht, wofür Rußland auf zweiundzwanzig Jahre dieſe prächtige Seeſtation ſich gemiethet habe. Es ſind dadurch die früher ſehr lebhaften Sympathieen zwiſchen England und Piemont, welche auf die Wahlverwandtſchaft des conſtitutionnellen Princips ſich ſtützten, ſo ſtark beſchädigt worden, daß dies Mißverhältniß ohne Zweifel nur zu Gunſten Oeſterreichs bei jeder kriegeriſchen Situation in die Waagſchaalen fallen kann. Zugleich jammern die Engländer, daß die Sache der conſtitutionnellen italieniſchen Freiheit unter der verderblichen Berührung mit den Rathſchlägen von St. Petersburg grauſamen Schaden leiden werde. Den Engländern mag man den Irrthum nachſehen, daß ſie in dem Conſtitutionnalismus noch immer ein ſchöpferiſches Princip für die Freiheit aller Völker erblicken und denſelben für die eigentliche Propaganda der modernen Freiheit und Staatsentwickelung halten.

Was Sardinien anbetrifft, ſo benutzt es Villafranca entweder nur als ruſſiſche Karbatſche, um damit Oeſterreich empfindlich zu treffen, oder es be-

darf in der That jener ruſſiſchen Rubel, um ſeinen zerrütteten Finanzen einige Stärkung zuzuführen. Es würde dies aber nur, wie auch die neueſten Anleihen, der Tropfen auf einen heißen Stein ſein, denn wenn Piemont fortfährt, in der begonnenen Weiſe kriegeriſche Demonſtrationspolitik gegen Oeſterreich zu treiben, und ſich zu einer durchaus nicht in ſeiner Natur liegenden Größe in Europa aufzublaſen, ſo wird es bald an einer innerſten Erſchöpfung darniederliegen, die durch immer neue Steuern und Auflagen ſchwerlich mehr geheilt werden kann. Die Anſtrengungen, welche man in Sardinien macht, um ſich zu einer Kriegsgewalt erſten Ranges emporzugipfeln, ſprechen in der That für eine ungewöhnliche nationale Energie, aber es kann dadurch die Unzufriedenheit nicht gebannt werden, welche unter der Bevölkerung über die Vernachläſſigung aller materiellen Intereſſen des Landes herrſcht.

In dieſem Augenblick ſind es auch die Arbeiten an den Feſtungswerken von Aleſſandria, welche mit großer Thätigkeit wieder aufgenommen worden ſind und koſtſpielige Opfer erfordern. Schon unter Carlo Alberto beſchäftigte man ſich hier damit, das verſchanzte Lager, welches einſt Napoleon I. in dieſer

herrlichen Ebene ſchuf, und das im Jahre 1815 von den Oeſterreichern zerſtört worden, wieder herzuſtellen, und jetzt hat man nicht nur dies Werk vollendet, ſondern auch die neuen Feſtungs-Anlagen, für welche bekanntlich ganz Italien hundert Kanonen liefert, in den gewaltigſten Stand geſetzt. Nicht minder ſind die Feſtungsbauten in Caſale, wo es ſich um gänzliche Wiedererneuerung der Feſtungswerke handelt, die einſt zu den ſtärkſten des Mittelalters gehörten, mit dem größten Eifer in Angriff genommen worden.

Man hat jedoch von kriegskundiger Seite her erſt neuerdings bemerkt *), daß die Feſtung Aleſſandria, deren Wichtigkeit zur Deckung verſchiedener Päſſe von Frankreich nach Italien zuerſt von Napoleon I. erkannt worden, ein zu großer Platz für die kleine Armee der Piemonteſen ſei, um von derſelben hinlänglich beſetzt und gehalten werden zu können. Die Piemonteſen haben ſich zwar in ihrer künſtlich erhitzten Phantaſie oft ſelbſt vorgeſchwindelt, daß ſie, ſobald ſie nur wollten, auch über eine Heeresſtärke von 100,000 Mann würden verfügen können. Der ge-

*) Ferdinand Pinelli in ſeiner kürzlich erſchienenen Brochüre: „Considérations sur la probabilité d'une guerre entre le Piémont et l'Autriche.“

ſammte Kriegsſtand der ſardiniſchen Armee würde jedoch nur bei äußerſter Anſtrengung zu einer Stärke von 60,000 Mann emporgebracht werden, da ſie im gewöhnlichen Zuſtande nur etwa 30,000 Mann mit ungefähr 6000 Reitern und 80 Geſchützen aufſtellt.

Die Ausbildung des piemonteſiſchen Heerweſens hat in der letzten Zeit immer bedeutendere Opfer verlangt, da man dabei vornehmlich dem franzöſiſchen Muſter gefolgt iſt, und bloß um dieſem ausſchließlich ſich anzupaſſen, koſtſpielige Veränderungen vorgenommen hat. Auch die ſardiniſche Marine, die jetzt nur erſt 40 Kriegsfahrzeuge mit 900 Kanonen und gegen 3000 Mann Flottenperſonal zählt, wird zu einer ſtärkeren Entwickelung geführt werden müſſen, wenn das Ideal der kriegeriſchen Großmacht, zu dem Piemont mit überſtürzter Eile unterwegs iſt, und die Befreier-Rolle Italiens nur einigermaßen annähernd erreicht werden ſollen. Es glaubt aber kaum Jemand anders, als Piemont ſelbſt, daß Italien jemals durch die bloße Militair- und Seemacht Sardiniens frei werden könne. Bei dem König Victor Emanuel und ſeinem Rathgeber und Leiter Cavour ſteigert ſich aber der finanzielle Leichtſinn zugleich mit dem kriegsſchnaubenden Enthuſiasmus. Man ſieht ſich freilich bereits

getrieben, an den Verkauf der piemonteſiſchen Eiſenbahnen zu denken, und die Bahn von Genua ſoll bereits einer Geſellſchaft, an deren Spitze Rothſchild in Paris ſteht, angeboten worden ſein. —

Als wir in Villafranca anlangten, umfing uns am Hafendamm ein lebendiges und höchſt eigenthümliches Gewühl, das uns plötzlich in eine ganz moskowitiſche Welt verſetzte und unſer Erſtaunen ebenſo ſehr wie unſere Neugierde feſſelte. Es wimmelte von Ruſſen, Franzoſen und Italienern, die zum Theil in Handelsgeſchäften miteinander begriffen ſchienen, oder man ſaß im fröhlichen Geſchwätz vor den neuen Café's und Reſtaurants, die am Strande im franzöſiſchen Stil ſeit einiger Zeit errichtet waren. Aber ruſſiſche Namen und Aushängeſchilder hingen über dieſen Etabliſſements, und erinnerten uns mit ihren grotesken Lettern daran, daß Rußland hier bereits ſeinen Sitz aufgeſchlagen habe, und ſich an dieſer italieniſchen Küſte wie auf ſeinem eigenen Grund und Boden behäbig niederzulaſſen anfange. In einem dieſer Etabliſſements befanden wir uns im „Café Kronſtadt," und hatten von dort aus eine erfreuende Ausſicht über den geräumigen wohlgeſchützten Hafen, der für eine große Anzahl von Schiffen einen bequemen und

günſtigen Platz darzubieten ſchien. Unter den Schiffen, welche bereits dort vor Anker lagen, waren das ruſſiſche Linienſchiff Retwiſſan und die Fregatte Gromoboi durch ihre prächtige und eigenthümliche Bauart der Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit, und die Fremden aus Nizza, elegante Herren und Damen, die ſtündlich in großen Zügen in Villafranca anlangten, ließen ſich neugierig zu dieſen Schiffen überſetzen, um ſie in der Nähe und im Innern zu betrachten, und die Anweſenheit Rußlands in dem vielbeſprochenen italieniſchen Hafen dadurch mit eigenen Augen beſtätigt zu ſehen. Die Ruſſen zeigen ſich ſo betriebſam und thätig bei der Beſitzergreifung des Platzes, wie man es nur von ihnen erwarten konnte. Die ruſſiſchen Ingenieurs ſtellten mit wichtigem Eifer Vermeſſungen an der Küſte an, und es ſchien ſich zunächſt um die Erbauung eines Molo gegenüber der Darſena und um ein Reſervoir für die der Ausbeſſerung bedürftigen Schiffe zu handeln. Auch an eine Befeſtigung des Hafens von Villafranca wird bereits gedacht, und es werden die Arbeiten daran nach der Beſtimmung aufgenommen, welche der Großfürſt Konſtantin, als er ſich zuletzt in Begleitung des piemonteſiſchen Geniemajors Rochi in Villafranca befand, ſelbſt ertheilt

haben ſoll. Danach werden die Ruſſen auch die Halbinſel Santo Ospizio, die ſchon längſt ein Fort von Villafranca war, und im Mittelalter den Sarazenen zur Station diente, und Montalbano, eine ſchon wohlbegründete Feſtung am Meere, von der herrlichſten Lage und in unmittelbarſter Nähe von Villafranca, in die Linie der feſten Werke hereinziehen, mit denen ſie ihre Niederlaſſung an dieſer Küſte umgürten und zu Schutz und Trutz ſichern wollen. Die Angelegenheit in Villafranca iſt daher bereits über das Stadium des Kohlenwerfts weit hinweggeſchlüpft.

gewisse Aufforderung zu haben scheint, sich in das gesellschaftliche Leben der Deutschen zu mischen. Dieselbe Erscheinung, nur auf einem geistigeren Grunde ausgeprägt, bemerkt man in den Briefen der an das großartigste Weltleben hingegebenen Rahel, die oft für die Bezeichnung ihrer witzigsten Combinationen, hinundwieder selbst für manche ihrer visionnairen Anschauungen, keine deutschen Wörter hat, sondern nur französische, welche aber dann äußerst treffend sind und mit blitzschneller Kürze schlagen. Aus vielen ihrer Briefe redet auch im ganz unmittelbaren Abdruck die Sprache des Familien- und täglichen Umgangslebens, wie es sich besonders in den berliner Kreisen von höherer Art und Bildung gesprächlich zu äußern pflegt, und auch darin tönt uns eine Mischung von fremden und heimischen Lauten entgegen, zum Beweis, daß dem Purismus in Deutschland nur Palliativkuren gelungen waren. Er hat auch seine zu einer gewissen Zeit so gewaltigen Bestrebungen gerade jetzt, wo er die mehrfachsten Herausforderungen hätte, zurückgezogen; wenigstens zieht er es vor, über das unabläugbare Factum, welches ihm in

V.

In Genua.

Man glaubt nicht mehr in dem Reich des Königs von Sardinien zu ſein, wenn man am Fuße des Apennin in das von den Bergen und dem Meer gebildete Amphitheater eintritt, in welchem das hohe Genua, zur Zeit ſeines Glanzes das ſtolze genannt, ſich hinlagert. Die Vereinigung Genua's mit Piemont, welche der Wiener Congreß ausſprach, iſt bis auf den heutigen Tag nur eine äußerliche geblieben, und die Charaktere der beiden Landſchaften ſtoßen ſich fortdauernd mit der größten Hartnäckigkeit ab, und wollen ſich ebenſo wenig zu einer Miſchung bringen laſſen, wie die Sitten und Intereſſen, die durchaus verſchiedenartig auseinandergehen.

Seinen alten Namen, Genova la Superba, erwirbt ſich Genua noch heut, wenn man von der

Meeresſeite aus zu ihm hinaufſchaut, wo es ſich mit ſeinen glänzenden Häuſer-Terraſſen, mit ſeinen bemalten Mauern und weißſtrahlenden Dächern, mit ſeinen unzähligen Paläſten, Caſtellen, Kirchen und Klöſtern, mit ſeinen blühenden Gärten und duftigen Bergfernen, in einer ſteil aufwärtsgehenden Stufen-Reihe, zu einem wunderbaren Bilde ausbreitet. Wenn man das Innere der Stadt durchwandert, zerſetzt ſich uns dieſes großartige Panorama in ſeine Einzelnheiten, die man von dem Verfall der Gegenwart mannigfach bedingt ſieht und die es an allen Straßen-Ecken ausſprechen, daß Genua, die einſtige Beherrſcherin des mittelländiſchen Meeres, der Mittelpunct und das Foyer des Welthandels, an den Wunden, welche ihm die Zeit geſchlagen, lebensgefährlich darniederliegt und ſich aus ſeinem Sturz ſchwerlich wieder zu ſeiner ehemaligen Bedeutung erheben wird.

Dieſe merkwürdige, in ihrem Innern ſo ſtill und traurig gewordene Stadt iſt ſich aber ihrer ſtolzen Größe und ihrer hohen Unabhängigkeit von ehemals bewußt geblieben. Der Adel träumt in ſeinen Prachtpaläſten von der Wiederherſtellung der ariſtokratiſchen Republik alter Zeit, in der ſein Rang und ſein Glanz ſprüchwörtlich bei allen Völkern war, und in der er

es nicht verschmähte, seine Reichthümer in den Handel der Nationen abfließen zu lassen und mit ungeheurem Gewinn darin zu verwerthen. Nur höchst selten, und mit wenigen Ausnahmen, sieht man den genuesischen Adel am Hofe zu Turin erscheinen, von dem er sich aus Abneigung gegen die piemontesische Herrschaft, aus altem Nationalhaß zwischen dem Hause Savoyen und der genuesischen Republik, und aus dem unbeugsamen Stolz ihrer alten großmächtigen Geschlechter noch immer fern hält. Unter dem Volke aber besteht zwischen den Genuesen und den Piemontesen der gegenseitige Widerwille, der sich in kleinen und großen Dingen bei jeder Berührung Luft macht und sich nie ausgleichen zu wollen scheint.

Der Genuese ist ernst, einsylbig, und für alle Dinge, die nicht den Handel und seine Geschäfte betreffen, verschlossen und unzugänglich. Der genuesische Dialekt, der etwas Kurzes und Schnelles, auch zuweilen Hartabgebrochenes hat, entspricht diesem streng kaufmännischen Charakter auf die angemessenste Art. Es drückt sich darin der stets geschäftemachende, handelseifrige Kaufmann aus, der zu einer behaglich ausgesponnenen Redeweise die Zeit nicht hat und jede Minute benutzen muß, um hier und dort seinen Vor-

theil wahrzunehmen. Mit dieſem ängſtlichen kaufmänniſchen Geiſt, der in der ganzen Bevölkerung ſich ausdrückt, und der ſelbſt bei Frauen und Kindern ſchon auf eine eigenthümliche Weiſe hervortritt, verbindet ſich bei ihm Sparſamkeit und Geiz, und ein haushälteriſches Weſen, die ein ſprüchwörtlich gewordener Zug des genueſiſchen Charakters ſind. In Piemont wird daher der Genueſe ſeiner Gewinnſucht wegen nicht anders als mit dem Namen eines Juden belegt und ein in ganz Italien verbreitetes Sprüchwort ſagt ſogar mit Uebertreibung: „In Genua vermag kein Jude zu exiſtiren!“

So haben dieſe Genueſen, welche einſt die Banquiers von ganz Europa waren, und deren Banken, namentlich die berühmte von St. Georg, allen europäiſchen Regierungen Geld liehen, ſich auch in der ſchlimmen Zeit noch den Ruhm der geſchickteſten Geldmacher bewahrt, obwohl die Umſtände, denen ſie jetzt unterworfen ſind, ihre Thätigkeit, Gewandtheit und Schlauheit bedeutend in Schranken halten. Der genueſiſche Kaufmannsſtand beklagt ſich allgemein und laut über die Höhe der Abgaben, denen er ſeit der ſardiniſchen Herrſchaft unterworfen worden iſt, und durch welche Arbeit und Verkehr ungemein beeinträch-

tigt werden ſollen. Es vermehrt dies die gedrückte Stimmung, welche ohnehin in geſellſchaftlicher Hinſicht in Genua einheimiſch iſt. Denn wenn hier niemals Luſtbarkeiten und Vergnügungen ſonderlich gedeihen und es nicht Mode iſt, ſich einzuladen oder auch dem beſtempfohlenen Fremden eine Geſellſchaft zu geben, ſo konnte dies früher bloß der ſtrengen Oekonomie zugeſchrieben werden, welche ſich die geizigen Genueſen einmal zur Lebensregel gemacht haben. Aber jetzt wirkt auch die allgemeine Erſchütterung des Wohlſtandes mit, von der Genua unter der ſardiniſchen Regierung ſich mehr und mehr betroffen fühlt, und das Leben iſt dadurch knapp und genußlos, wie kaum anderswo in Italien, geworden. Von der breiten, behäbigen, volksfriſchen Lebens- und Genußluſt, wie ſie in andern großen Handelsſtädten an der Tagesordnung iſt, wird man in Genua nicht leicht etwas wahrnehmen, obwohl hier und da Verſuche zu einem lebendigeren Aufſchwung gemacht werden.

Die vielen prachtvollen Paläſte, die uns in den ariſtokratiſchen Straßen von Genua, namentlich in der Strada Nuova, Strada Nuoviſſima, Piazza delle Fontane Amoroſe und Strada Balbi umgeben, dienen nur dem Glanz der Vergangenheit, obwohl die mehr-

fach verbreitete Annahme, daß dieſe Schlöſſer der genueſiſchen Ariſtokratie meiſt im Verfall ihrer Herrlichkeit dalägen, und zum größten Theil an Gewerbtreibende und armes Lumpenvolk vermiethet ſtänden, nur in wenigen Fällen begründet iſt. Dieſe Paläſte ſind zum großen Theil noch von den heutigen Erben dieſer ſtolzen Geſchlechter bewohnt, die auch jetzt noch zu den reichſten und begütertſten Familien Genua's gehören. Manche dieſer Herren wohnen nur im Winter auf einige Monate hier, wie z. B. der Marcheſe Brignole, der längere Zeit hindurch ſardiniſcher Geſandter in Paris war und ſich dort eine heimiſche Einrichtung geſchaffen hat. In ſeinem großartigen Palais auf der Strada Nuova, das wegen ſeiner tiefdunkelrothen Farbe gewöhnlich Palazzo Roſſo genannt wird, hält er ſich nur einige Wintermonate hindurch auf, und dies mag Urſache ſein, daß die innere Einrichtung ſeines Palaſtes ſehr vernachläſſigt worden iſt. Aber es beſteht in demſelben noch die herrliche Gemälde-Sammlung, welche ſehr ausgezeichnete Bilder von Van Dyk, Albrecht Dürer, Tizian, Paolo Veroneſe und vielen anderen großen Malern, aufzuweiſen hat. Namentlich hat Van Dyk den Marcheſe A. G. Brignole, einen Mann in ſchwarzer ſpa-

niſcher Tracht, in einem wunderbar ſchönen Bildniß zu Roß hingeſtellt, worin man ebenſo ſehr den ſtattlichen, feinen, mit graciöſer Hand ſein wildes Pferd bändigenden Ariſtokraten, als den ſo ſchöpferiſch portraitirenden Maler, bewundern muß. Gegenüber von dem Palazzo Roſſo liegt das neue Glanz-Café della Concordia, (ein Theil des ehemaligen Palaſtes Brignole-Sala,) das erſt vor einigen Jahren hier entſtanden, und einem fürſtlichen Boudoir an Pracht und Zierlichkeit gleicht, obwohl der feierlichen Stille nach, die meiſtentheils in demſelben herrſcht, man zugleich in einer prunkvoll erbauten Einſiedelei ſich zu befinden glaubt.

In derſelben Straße bewundern wir den Palaſt Parodi, der früher Palazzo Lercari Imperiale hieß, und ſeiner ariſtokratiſchen Natur inſofern etwas entfremdet worden iſt, als ſich jetzt in ſeinem erſten Stockwerk das Caſino befindet, welches aber vorzugsweiſe für die höheren Stände Genua's beſtimmt iſt, und im Winter einigen großen Feſten dient, die in dieſen Sälen gegeben werden. In der Strada Nuova liegt auch der Palazzo Serra, der wegen des ungeheuren Aufwandes, mit dem er ausgeſchmückt iſt, auch der Sonnenpalaſt genannt wird. Er hat ſich dieſen

Prachtnamen beſonders durch einen Saal verdient, der faſt ganz mit Lapis Lazuli und Gold ausgelegt iſt, und deſſen Wände vom Fußboden bis zum Plafond mit Spiegeln bedeckt ſind, welche alle Herrlichkeiten des Saales vervielfachen und wie in einer ganzen Reihe dahinter liegender Gemächer wiedergeben. Die Decke ſtellt in einem prächtig ausgeführten Gemälde den Sieg eines genueſiſchen Helden aus der Familie Serra über die Türken dar.

Unmittelbar hinter dieſen Straßen erheben ſich im nördlichen Theil der Stadt, wo ſich jetzt die faſhionableſte Gegend von Genua ausbilden zu wollen ſcheint, beſonders in der Via Caſſana und in der Via Aſſanotti, die ſchönſten Neubauten, mit großen, mächtig in die Höhe ſteigenden Häuſern, welche ſich die neue Ariſtokratie im glänzendſten modernen Stil aufführen läßt. Wenn wir uns aber an der hier liegenden Piazza Acqua verde vorbeibegeben, gelangen wir zu dem alten hochberühmten Palaſt des großen Andrea Doria, welchen ſich dieſer gewaltige Groß-Admiral des Mittelmeeres als Ruheſtätte für ſein Alter, und nachdem er, wie die Inſchrift beſagt, durch viele Arbeiten müde geworden, hier, am Rande des Meeres, erbauen ließ. Dieſer Palaſt, der ſich über den Terraſſen eines bis

zum Meere hinuntergehenden Gartens erhebt, und bis zu dem hinter ihm liegenden Berge von San Rocco ſich hinüberlehnt, macht, ungeachtet ſeiner noch friſchen Marmorpracht, den Eindruck der Verlaſſenheit, denn in ſeinen gänzlich leeren Gemächern iſt es öde und ſtill, Niemand wohnt darin, und ſelbſt die Möbel ſind ſeit einiger Zeit aus dieſen durch Stuccaturen und Fresken noch immer herrlich geſchmückten Zimmern hinweggenommen worden.

Die eigentlichen Erben der Doria's, die Fürſten Doria Pamphili, haben ſeit Jahrhunderten ſchon in Rom in ihrem dortigen Palaſt ihren Wohnſitz aufgeſchlagen, und nur ein Doria, welcher in Turin lebt, hatte früher hin und wieder in dem alten Doria-Palaſt in Genua gewohnt, was aber auch in den letzten Jahren aufgegeben worden iſt. Dann wohnten ſeit dem Jahre 1849 bis vor Kurzem emigrirte Lombarden hier, namentlich der Graf Tuffetti, Aneſe und der Marcheſe Dada, die hier angenehme Appartements, mit der entzückenden und tröſtlichen Ausſicht nach dem Meere, ohne Zweifel für Zahlung einer Miethe gefunden hatten. Der Caſtellan, welcher uns im Schloſſe umherführte, erzählte uns, daß man dieſe Zimmer auch jetzt wieder miethen könne. Die Beſtimmung des alten Palaſtes

ſchien ſich alſo verſchlechtert zu haben, und um ſo mehr mußten wir es bewundern, daß der Fürſt Doria Pamphili in Rom noch neuerdings etwas an dieſen Palaſt gewandt hat, indem er die in demſelben befindlichen Fresken, die von mehreren Schülern Rafael's herrühren ſollen, vor Kurzem durch einige römiſche Künſtler reſtauriren ließ, was denſelben auch in der That einen neuen Glanz verliehen hat. Von den Möbeln iſt in dieſem Palaſt nichts zurückgeblieben, als der goldene Stuhl Karls V., auf dem einſt dieſer Kaiſer, deſſen Admiral Andrea Doria geweſen, geſeſſen. Carl V. war ein Freund des alten Seehelden, der auf ſeinen Kreuzzügen gegen Türken und Mauren ſo tapfer geſtanden, und der Kaiſer ſchenkte ihm zum Zeichen ſeiner innigen Freundſchaft auch ſeinen Lieblingshund Rondan, deſſen Marmordenkmal noch heut in dem Garten des Palazzo Doria am Meere ſteht. Spuren ehemaligen Lebens im Schloſſe verräth jetzt außerdem nur noch ein ſchönes, ausdrucksvolles Portrait Napoleon's, welches über der Thür des grünen Zimmers hängt, in welchem der große Empereur einſt gewohnt hat.

Andrea Doria, der auch als genueſiſcher Admiral den Oberbefehl über die Galeeren ſeines Vaterlandes

unſern Tagen die gebräuchliche Geſellſchafts- und Umgangsſprache wieder entgegenhält, zu ſchweigen. Dagegen kann der Purismus den Triumph erleben, daß ſich in den literariſchen und poetiſchen Kunſtwerken der Nation, auch ſelbſt in ihren ephemeren öffentlichen Schriften, die Reinheit der Sprache fortwährend ſo ächt, als es nur möglich, zu behaupten ſtrebt, wenn ſie auch gerade nicht jede witzige und energiſche Bewegung des Gedankens an einen engherzigen Wörterpatriotismus feſſelt.

Die eingeſtändliche Meinungsloſigkeit, aus der unſere geſellſchaftlichen Phraſen hervorgegangen, trägt auch davon die Schuld, daß für viele Dinge des Umgangs ein franzöſiſcher Ausdruck vorgeſchoben wird, indem unſer Deutſches entweder noch nicht die Keckheit ſolcher Bezeichnung unter ſeinen Wörtern ausfündig gemacht, oder auch die Sache dadurch gemildert und ſchonend verhüllt werden ſoll, daß wir ſie dem Andern nicht gerade mit einem deutſchen Wort ins Geſicht ſagen. Beruhte unſere Converſationsſprache nicht auf ſolchen Rückſichten und Vorausſetzungen, ſo würden ſich für manche geſellſchaftliche Leichtfertigkeiten und Umgangsge-

führte, zählte ohne Zweifel zu den größten Staatsmännern und Helden, die sein Jahrhundert aufzuweisen gehabt. In seinen beständigen Kämpfen mit den Franzosen und Spaniern entfaltete er ein Waffenglück ohne Gleichen, das er nie für seinen persönlichen Vortheil, sondern immer nur für die Republik Genua zu ihrer Weltgröße benutzen wollte. Die Verschwörung des Fiesko, welche durch Schiller's Jugendtragödie einst den poetischen Enthusiasmus der Deutschen so glühend beschäftigte, hatte sich gegen den übermüthigen Gianettino Doria, welchen Andrea zu seinem Stellvertreter ernannt, gerichtet, und wollte die Vernichtung aller Doria's bezwecken. Es waren die in ganz Italien sich gegenüberstehenden Parteien der Guelfen und Ghibellinen, welche in der aristokratischen Republik Genua schon seit langer Zeit in den Geschlechtern der Doria und Fieschi miteinander gekämpft hatten. Aber Andrea Doria und sein Geschlecht überlebten diesen Schlag mit unverkümmertem Ansehn, während von Fiesco's Palast in Genua heut keine sichere Spur mehr ist, und auf seinen Trümmern wahrscheinlich jetzt Santa Maria di Carignano steht, jene der heiligen Jungfrau geweihte Kirche, welche hochoben auf ihrer Bergeshöhe das Amphitheater von Genua in wunderbarer Lage krönt.

Andrea Doria steht jedoch noch heut in seinem Garten am Meere, in dem er einst lustwandelte und ruhte, aber von Marmor ausgehauen, und in einer ganz prachtvollen mythologischen Figuration, denn der Neptun, mit dem meerbeherrschenden Dreizack, welcher dort über dem gewaltigen, mit Adlern und Delphinen gezierten Marmorbassin sich erhebt, ist Niemand anders, als Herr Andrea Doria selbst, der sein eignes würdiges Portrait in dem alten Herrscher des Meeres darstellen ließ. Er hat darin ein Selbstbewußtsein gezeigt, das ihm zugleich als eine zu große Bescheidenheit ausgelegt werden konnte, und dies mag er nachträglich selbst gefühlt haben, denn als er sich zum zweiten Male ausmeißeln ließ, wählte er nicht mehr den windigen Wasser-Gott, sondern den allherrschenden Götter-Vater Jupiter selbst, wie er in kolossaler Gestalt, von der Tracht des Kriegers umflossen, dort von der Felsenhöhe, welche unmittelbar an dem Palast emporspringt, zu uns herüberschaut. Dieser gewaltig thronende Gott ist abermals Andrea Doria selbst, und mit kühner Haltung beherrscht er die Herrlichkeit der ganzen Gegend, die sich hier mit Meer und Land zu seinen Füßen schmiegt. So erhaben konnte einem genuesischen Aristokraten damals zu Muthe sein, daß er ohne die geringsten

geiſtlichen Bedenken mit Hülfe des ſo gern zu Götter-Formen ſich ausſtreckenden Marmors, ſich unter jene olympiſchen Hochgeſtalten, und an die Spitze derſelben, verſetzen ließ. Es war der ſchwindelndſte Gipfel, zu dem ſich die Ariſtokratie Genua's, die hier überhaupt Alles und Jedes geſchaffen hat, erheben konnte.

Neuerdings hat aber die moderne Zeit ihre ſcharfe Pflugſchaar, die Alles nützlich machen will, auch durch dies ariſtokratiſche, von olympiſchen Götterträumen umſpielte Gebiet der Doria's gezogen. Die Piazza Doria iſt jetzt durch den Eiſenbahnweg, welchen man mitten hindurchgezogen, geſpalten und dadurch auch der Garten in zwei Theile getrennt worden. Sonſt war es ein altes Recht dieſer Familie, die Piazza Doria ſelbſt gegen den öffentlichen Verkehr abzuſperren, und, ſobald ſie wollte, den Frieden des ariſtokratiſchen Beſitzthums vor der ganzen Stadt zu wahren. Heute legt der benachbarte Eiſenbahnhof auf der Piazza dell Acqua verde, obwohl er in dieſem Augenblick noch ein armſeliger Holzſchuppen iſt, ganz rückſichtslos ſeine blanken Schienen über das Reich des Andrea Doria hinweg, und der unaufhaltſame Dampf, der triumphirend an dem alten Palaſt vorüberzieht, beſpeit den Neptun mit ſeinem meerbeherr-

schenden Dreizack nicht minder als den hochthronenden Jupiter dort oben, und versucht, den Marmor beider zu schwärzen, obwohl sie Götter, und, was noch vielmehr sagen will, Portraits des großen Andrea Doria sind.

Von dieser Stelle aus erblickt man auch den Palast der Pallavicini, der auf der Strada Carlo Felice liegt und durch seine Gemälde-Sammlung, in der einige gute Bilder von Van Dyck, Rubens, Franceschini, Luca Giordano und andern Meistern stehen, einige Anziehungskraft hat. Auch dieser Palast, an dem Orangenbäume und Cypressen stehen, und der in seiner Pracht noch keineswegs verfallen zu nennen ist, steht zu vermiethen, wie der Palazzo Andrea Doria. Der jetzige Besitzer, der Marchese Pallavicini, scheint diesen Miethszins nicht zu verschmähen, obwohl er einer der reichsten Cavaliere ist und große Besitzungen in Spanien ihm gehören. Auf einer andern Seite der Stadt läßt er sich jetzt eine Villa erbauen, deren Kosten auf einige Millionen Francs veranschlagt werden.

Zu den verfallenen Palästen Genua's kann man aber unbedingt den Palazzo Sauli zählen, einst wegen seiner herrlichen Architektur, die von Galeazzo Alessi herrührt, als eines der prächtigsten Bauwerke Italiens bewundert. In der Gegend der Porta del Arco, wo man

nach den beiden ſchönen Vorſtädten von Genua, St. Martino d'Albano und St. Francesco d'Albano, die mit ſchwebenden Gärten und mit den herrlichſten Villen prangen, hinausfährt, liegt dieſer von ſeinem Schickſal ereilte Palaſt. Er, der vielberühmte, hat den Tribut an die Zeit jetzt ſo ſtark bezahlen müſſen, daß man angefangen hat, an ſeine inneren Räume die umändernde Hand zu legen und ihn zu kleinen Miethswohnungen einzurichten. Denn der Rieſe, der ſich nicht mehr auf ariſtokratiſchem Fuß halten kann, ſoll ſich noch in ſeinen alten ſchwachen Tagen ſein Brot verdienen an dem Proletariat, das er nun für einige Francs in ſeinem Schatten ſchlafen laſſen wird. Ein Zimmer dieſes Palaſtes enthielt noch die wunderbar ſchönen Fresken von Pierino del Vaga, die wir aber bei unſerm diesmaligen Beſuch nicht wiederfanden, und wir erfuhren, daß es dem bekannten Advocaten Antonio Coſta (der zugleich Mitglied der ſardiniſchen Deputirtenkammer iſt) gelungen ſei, eine ſehr ſinnreiche und kunſtvolle Manier ausfindig zu machen, wodurch dieſe Fresken von römiſchen Künſtlern auf Tafeln übertragen worden ſind.

Eine ähnliche Anſchauung, wie verſchiedene Zeiten auf dem Grund und Boden eines großmächtigen Palaſtes

miteinander ringen und ſich tägliche Schlachten liefern, bietet der ehemalige Dogenpalaſt in der Stadt, der Palazzo Ducale, dar. Hier, wo einſt die Dogen Genua's reſidirten, erklingen oben in dem alten, großartigen Dogen-Saal die modernen Tanzmuſiken von Strauß, wenn die Stadt hier ihre Bankette und Bälle giebt, oder es verſammeln ſich unter ſeinen hohen Marmorſäulen die Conſcribirten, wenn ſie zu den Fahnen des Königs von Sardinien gerufen werden. Unten im Hauſe iſt die moderne Polizei eingezogen, die hier ihre Bureaux und Beamten niedergeſetzt hat und uns zur Legitimirung mit unſeren Päſſen, ungeachtet aller neuſardiniſchen Freiheiten, bereits vorforderte.

Wir betraten den Dogen-Saal mit der feierlichen Empfindung, welche die hier wohnenden hiſtoriſchen Erinnerungen unwillkürlich in uns hervorrufen mußten. Der erſte Doge von Genua war Simon Boccanegra, deſſen Bild uns dort von den hohen Wänden herab grüßt. Aber die Genueſer waren ſeit Anbeginn ihrer Entwickelung ſchwer zu regieren. Ein ſo kühnes und verſchlagenes, trotziges Volk, das einſt ſchon im Begriff geweſen, den Welthandel ausſchließlich an ſeine Flaggen zu feſſeln, und das ſich im dreizehnten Jahr-

hundert schon fast zum Herrn aller Handelswege des Schwarzen Meeres gemacht hatte, war nicht leicht in einem ruhigen Staatsorganismus festzuhalten, und wurde daher unaufhörlich als ein Spielball seiner Parteien, besonders der Aristokraten, hin und her geworfen. Die großen Männer Genua's standen einst in Marmorstatuen an den Wänden dieses großen Saales im Palazzo Ducale umher. Aber die Schreckensmänner der Ligurischen Republik, die im Jahre 1797 durch den Vertrag mit Napoleon als französischer Ableger aus Genua zurechtgemacht worden war, warfen diese Standbilder um und zerhämmerten sie, um mit ihnen die Feier des Ruhms und der Vorzüge zu stürzen. Die Gegenwart hat diesen Schimpf, welcher dem aristokratischen Element angethan wurde, noch nicht wieder gerächt, sondern eher aufrecht erhalten, denn man erblickt noch heut an den Wänden die abenteuerlichen Strohfiguren, durch welche man, aus Rücksicht auf die architektonische Schönheit des Saals, die leer gewordenen Plätze jener Statuen wieder ausfüllte. Es geschah dies, als für Napoleon ein großer Festball in diesem Saal gegeben wurde, und zur Erhöhung dieser Feierlichkeit machte man Strohpuppen zurecht, welche alle Wissenschaften und Tugenden, die es nur

irgend in der Welt giebt, allegorisch zu repräsentiren hatten. Es war leichter, an diesen biedern Allegorieen vorüberzutanzen, als an den Größen des alten freien Genua, deren Namen und Erinnerungen doch so viel Gefährliches und Bedenkliches für neue Gewaltmacher darbieten mußten. Die französische Revolution hatte der Unabhängigkeit Genua's den eigentlichen Todesstoß versetzt, und das französisch entartete Genua, das damals verrätherisch und zweideutig von den andern Italienern gescholten werden konnte, wurde zugleich das Untergestell, auf dem die Armeen Frankreichs sich bis in das Herz Italiens vorschieben konnten; aber Genua speiste mit seinem Gut und Blut, mit seinem Wohlstand und seiner Ehre die zur Unterjochung Italiens ausgerückten Soldaten Napoleons. Zuletzt, nachdem es Alles für Napoleon geduldet, mußte es noch seinen eigenen Dogen und seine Senatoren nach Paris senden, um bei Napoleon, dem neuen Kaiser der Franzosen, die besondere Gnade zu erbetteln, daß die Ligurische Republik in das Kaiserthum Frankreich einverleibt werden dürfe. Es war dies das Vorspiel der Beglückungen, wie sie Italien zu keiner Zeit anders von dem napoleonischen Frankreich zu erwarten haben kann. —

Wenn die Republik Genua in alten und neueren Zeiten Manches gesündigt und im Uebermuth ihrer Aristokraten und Patrizier sich vergangen hat, so hat die unabwendbare Zuchtruthe der Geschichte sie dafür oft hart genug getroffen. Der genuesische Stolz war freilich, als das Unerträglichste, was man sich denken konnte, in der ganzen Welt sprüchwörtlich geworden, und der Aristokratie war ein Spielraum vergönnt, wie sie denselben kaum in irgend einer anderen Staatsgesellschaft je zu erringen vermochte. Aber die Aristokratie hat auch die schöpferische Kraft, die ihr nicht abzusprechen ist, kaum anderswo so bedeutend und zusammenhängend entwickelt, als in Genua. Hier ist Alles Werk der Aristokraten und ursprüngliches Eigenthum derselben, was nur irgend an großen öffentlichen Gebäuden, an hervorragenden Instituten und Einrichtungen besteht, und selbst mehrere Kirchen erscheinen hier als Stiftung und Eigenthum reicher Adelsfamilien. Der Adel hat sich hier in das Geäder der ganzen Stadt als das schaffende Princip hineingesetzt, und wenn es zuerst seine Herrsucht war, die sich in Allem, was geschieht und entsteht, verkörpert und hineingebildet zeigen wollte, so war es doch zugleich seine Hingebung an alle ideellen Mächte der Gesellschaft,

die darin, oft höchst uneigennützig, wirkte. So ist das prächtige Universitätsgebäude, in dessen Vorhalle zwei marmorne Löwen die Wacht über alle Facultäten halten, ein ehemaliger Palast der Familie Balbi, welche der Stadt zu diesem Zweck ein Geschenk damit machte. Der Name Balbi gehört dem ältesten und berühmtesten Adel von Genua an, und es besteht noch ein anderer dieser Familie gehöriger Palast, auf der Straße Balbi, der Balbi-Piovera heißt, und durch einen Porticus von großer Schönheit zum Eintritt in seine auf das Sorgfältigste und Behaglichste erhaltenen Prachtgemächer und seine bedeutende Gemälde-Gallerie einladet. Diese letztere besitzt außerordentliche Schätze von Tizian, Rubens, Van Dyk, Caravaggio, Guido Reni, Correggio, Paolo Veronese, obwohl nicht alles unter diesen Namen Angeführte ächt sein mag. Ihm gegenüber liegt der Palast der Familie Durazzo, mit der herrlichen Säulen-Vorhalle und Treppe, die zu den schönsten architektonischen Ausführungen in Italien gehören. Dieselbe Familie gab einen andern ihr gehörigen Palast, der ebenfalls in der Straße Balbi gelegen ist, zum Palazzo reale her, um der Königlichen Autorität von Piemont eine würdige Vertretung in Genua zu gewähren. Sie entäußerte sich damit auch

wohnheiten, die sich französisch sehr geläufig sagen, schon mehr entsprechende deutsche Bezeichnungen von gleicher Leichtigkeit eingefunden haben. Aber aus dieser deutschen Voraussetzung, daß die größte Höflichkeit darin bestehe, dem Andern so wenig als möglich unmittelbar gegenüberzutreten, hat sich unsere Umgangssprache sogar grammatisch gebildet. Dies charakterisirt sich namentlich durch den gesellschaftlichen Gebrauch der Pronomina, der seine bestimmt nachzuweisende Geschichte in unserer Sprache hat, von den Zeiten natürlicher Unbefangenheit und Vertraulichkeit an bis zu dem extremen Zustande, in dem wir uns gegenwärtig mit diesen Anredewörtern (gewissermaßen den Vorposten des Gesprächs) befinden.

Man kann annehmen, daß bis ins funfzehnte Jahrhundert hinein das für alle Verhältnisse des Lebens gebräuchliche Anredewort in dem einfachen Du bestand, der natürlichsten und arglosesten Form, um eine Gegenseitigkeit zweier Personen, die miteinander in Beziehung treten, auszudrücken. *) Du

*) S. Schriften der kurfürstlichen deutschen Gesell-

der unvergleichlich ſchönen Terraſſe, die von dem Palazzo reale aus eine ſo ſchöne Ausſicht bietet.

Unter den Kirchen iſt es beſonders St. Maria di Carignano, das auf der äußerſten Höhe von Genua wunderbar gelegene Gotteshaus, welches ſeine Erbauung einer reichen genueſiſchen Ariſtokraten-Familie verdankt. Es ſind die Sauli, welche dieſe Kirche hier entſtehen ließen. Von der äußeren Gallerie der Kuppel hat man eine entzückende Ausſicht über Meer und Gegend bis in die weiteſten Fernen hin, und zuweilen ſieht man bei klarem Horizont die Inſel Corſika in den Fluthen des Mittelmeeres ſchwimmen. Die ganze Gegend von Genua, mit ihren dichten Olivenpflanzungen auf der Riviera di Ponente, und mit ihren Oelbäumen, Feigen und Cypreſſen, Orangen und Citronen, womit ſich eine beſondere Sphäre des italieniſchen Himmels hier ankündigt, liegt wie in einem Zauberprisma gefaßt vor uns. Von hier überſchaut man auch den halbmondförmigen Hafen von Genua, mit ſeinen in der blauen Meereswoge tanzenden und krachenden Schiffen, im Gewühl der laſttragenden Bergamasken und der unzähligen Facchini, welche ſich um die ankommenden Reiſenden drängen, und in dem zuſammenſchlagenden Concert der Wellen, der Maſten,

der brauſenden Dampfer, der abgleitenden Barken, der ſingenden und rufenden Matroſen.

Die heilige Maria von Carignano, der die älteſte und ſchönſte Orgel von Italien zugeſchrieben wird, ſoll von dem Architekten Galeazzo Aleſſi, der ſie baute, zum Theil nach dem urſprünglichen Plan, welchen Michel Angelo für die Peterskirche machte, gedacht und entworfen worden ſein. Sie kann aber in dieſer Beziehung doch immer nur für ein ſchwächliches und nüchternes Miniaturbild gelten, in dem kaum einige Züge und Riſſe an die Gedanken des großen Buonarotti erinnern können. Einer der Sauli hat auch vor der Kirche die merkwürdige Brücke Carignano erbauen laſſen, welche in der Länge von einigen hundert Schritten von dem Hügel Sarzano aus über die Straße hinweg zu der Höhe führt, auf der St. Maria di Carignano thront. Ungeachtet dieſes heiligen Schutzes, der über der Brücke Carignano ſchweben muß, iſt ſie die Brücke der Selbſtmörder geworden, denn es war früher eine Zeitlang förmlich in die Mode gekommen, ſich von dieſer Brücke auf die Straße hinabzuſtürzen, und noch jetzt ſollen Verzweifelte nicht ſelten ihren Tod auf dieſem wunderbar gelegenen Punkt ſuchen, der zwiſchen Himmel, Meer und Erde ſo feierlich gelegen iſt.

Auch die ſchöne Kirche St. Ambrogio iſt Eigenthum einer ariſtokratiſchen Familie, nämlich der Pallavicini, die ihren Reichthum und Geſchmack ſtets zu Zwecken des Gemeinwohles in Genua verwandt haben, und deren herrliche Villa in Pegli, einem nahe gelegenen Lieblingsort der genueſiſchen Villeggiatur, gelegen iſt. Dort hat der Marcheſe Pallavicini ſeinen die Villa umgebenden vielbeſuchten Garten, mit den koſtbarſten Anlagen und Waſſerwerken, und mit einer Prachtfülle der ſüdlichen Vegetation, die hier in allen Farben und Formen ſtrahlt.

Die Villen, welche ſich in Pegli, Seſtri, der Riviera di Ponente und dem wunderſchönen Thal von Polcevera hinlagern, zeigen den eigenthümlichen Trieb der Genueſen zum Landleben auf die liebenswürdigſte und eigenthümlichſte Weiſe. Das Polceverathal wird ſeit einiger Zeit von der nach Turin führenden Eiſenbahn durchſchnitten, und die Bewohner dieſer Landhäuſer haben dadurch den eigenthümlichen Vortheil gewonnen, mit der Stadt in beſtändiger Verbindung zu ſein. Auch iſt dadurch dies Thal noch mehr wie ſonſt der erleſene Wallfahrtsort aller Stände für gewiſſe Feſttage geworden. In den durch das Thal verſtreuten Kapellen wird dann erſt die Andacht ver-

richtet, und nachher lagern ſich luſtige Volksgruppen, in denen alle Stände ſich miſchen, auf den Feldern, im Graſe und unter anmuthig aufgeſchlagenen Zelten. Man tanzt, lacht und ſingt, und die ſchönſte Seite des genueſiſchen Naturells, das oft ſo verſchloſſen und trotzig in ſich ſelbſt ruht, kehrt ſich heraus.

Aehnliche Annehmlichkeiten der Villeggiatur bietet auf der weſtlichen Seite von Genua das Thal des Biſagno. Hier iſt es die reizende Ortſchaft Francesco d'Albari, welche die ſchönſten Landhäuſer der Ariſtokraten, Patrizier und reichen Kaufleute in ſich vereinigt. Zu dem Gebiet von Francesco d'Albari gehört auch der Palaſt Saluzzi, welcher das Paradies genannt wird, und wo einſt Lord Byron in ſtiller Zurückgezogenheit mit einigen geliebten Freunden wohnte, um die Ahnungen ſeines eigenen baldigen Todes (denn es war kurz vor ſeiner Abreiſe nach Griechenland) in den Armen der ſchönen Gräfin Guiccioli zu verträumen.

Neben dem ariſtokratiſchen Element iſt es das geiſtliche und pfäffiſche, welches in Genua am meiſten hervorſticht und dem Leben hier ſeinen abſonderlichen Ausdruck gegeben hat. Die Uebervölkerung mit Prieſtern iſt noch immer eine beſondere Eigenthümlichkeit dieſer Stadt und ſie haben hier noch weniger wie

anderswo ein Vertrauen erregendes Anſehn. Wenn man ihre meiſtentheils feiſten, großmächtigen Geſtalten erblickt, welche ſich ſo zahlreich durch die Straßen von Genua ſchieben, und bei allen Gelegenheiten ſich zeigen, mit Geſichtern, auf denen weder Intelligenz noch irgend ein gemüthlicher und zuverläſſiger Ausdruck ſich zeigen, ſo muß man erſtaunen, daß dieſe Klaſſe der Bevölkerung in einer Handelsſtadt, wie Genua, noch immer ſo reichlich und überwiegend gedeihen kann. Denn der Handel bläſt eine zu friſche und ſcharfe Luft durch alle Verhältniſſe, als daß dabei die Einmiſchung der Prieſter in das Leben einen ergiebigen Platz finden könnte. Aber die Frauen ſind es, welche in Genua am meiſten dazu beigetragen haben, nicht nur das bigotte Element in dieſer Stadt zu pflegen, ſondern auch den ſo alten Ruf Genua's als Hauptſitz der Prieſterherrſchaft aufrecht zu erhalten. Die ſchönen Genueſerinnen, mit ihren dunkeln prächtigen Augen und ihren kräftig ſchwellenden, geſättigt in ſich ruhenden Geſtalten, ſind zugleich von der größten Hingebung an die Kirche und ihre Diener, die geiſtlichen Väter, erfüllt. Der Prieſter iſt im Hauſe einer genueſiſchen Familie eine unentbehrliche Figur, und hier und da ſoll ſogar noch die alte Sitte herrſchen,

daß ſelbſt jede Familie ihren beſonderen, ihr gewidmeten Prieſter hat, welcher der Hausprieſter (il Prete di casa) genannt wird, und die Aufſicht über die Kinder, vielleicht auch über die Frau führt. Denn der fleißige genueſiſche Mann, der den ganzen Tag auf ſeinem Comptoir oder in ſeinem Magazin ſitzt, hat natürlich ſehr wenig Zeit übrig, um ſich mit ſeiner Familie zu befaſſen und ſeiner ſchönen Frau die ihr nöthige Sorgfalt auf allen ihren Wegen angedeihen zu laſſen. Der immer vorhandene, geſchäftige Hausprieſter wird dann das eigentliche Mittelglied des Ehemanns, er gewährt der auf ſich ſelbſt angewieſenen Frau Beiſtand, Troſt und Schutz, wo ſie deſſen bedarf, und ſteht bei ihr ein für die Vergebung ihrer Sünden. Daß bei ſo vieler Thätigkeit, welche der Prieſter für das Seelenheil der Frau aufwendet, auch eine Tantième an ehemänniſchen Rechten ihm gutgeſchrieben wird, mag mit zu dem richtigen kaufmänniſchen Calcül gehören, deſſen die genueſiſchen Handelsherren ſich von jeher gerühmt haben. Aber die Klagen, in welchen ſchon alte Dichter über den verderblichen Einfluß der Prieſter in den Familien ſich ergangen haben, können dieſe Sache auch wieder in einem bedenklichen Lichte erſcheinen laſſen.

Auf der andern Seite übt der Priester auch eine Art von Controle über das Leben der Frau im Interesse des Ehemanns aus. Denn die feurige Genueserin, für welche der nur seine Geschäfte bedenkende Mann durchaus keine Zeit übrig hat, ist von allen Seiten den größten Gefahren ausgesetzt. Neben dem Hauspriester steht ihr gewöhnlich auch noch der Patito zur Seite, eine ebenfalls von dem Ehemanne wohlgelittene Figur, zu welcher sich der ehemalige Cicisbeo, dessen Namen und Wesen altmodisch geworden, metamorphosirt hat. Der Patito ist nicht so süßlich und empfindsam, aber bei weitem praktischer, als es der Cicisbeo romantischen Angedenkens war. Der Patito ist ein guter, geschickter Jüngling, der oft gar nichts weiter davon hat, als die Ehre, der beständige Begleiter einer schönen, liebenswürdigen Frau zu sein, mit ihr zu essen und zu trinken, mit ihr spazieren zu gehen, sie in die Theater und in die Kirche zu führen, und bei ihren Einkäufen zu unterstützen. Oft ist der Patito der Handlungs-Associé des Ehemanns, der in diese Branche des Geschäfts eingesetzt worden, und der schönen jungen Frau an die Seite gegeben wurde, um sie als Procurist ihres Gemahls zu besorgen und Alles zu ihrem Dienste und ihrer

Bequemlichkeit zu thun. Der Patito, der nur die weltliche Anſtandsperſon zur Begleitung der Frau iſt, während der Ehemann auf ſeinem Comptoir rechnet, ſoll höchſt ſelten in einem zärtlichen Verhältniß mit ſeiner Dame ſtehn, er iſt der ſtets unterwürfige Sklave aller ihrer Launen und Bedürfniſſe, und er muß zugleich allen Verdruß, den ſie hat und den ihr entweder der eiferſüchtige Ehemann oder der ſchmollende Favorito bereitet, über ſeinem unſchuldigen Haupte ausſchütten laſſen. Denn der Favorito, der nicht im Hauſe verkehren darf und gewöhnlich nur im Hintergrunde operirt, iſt die dritte wichtige Perſon, welche im Leben der genueſiſchen Frau eine Rolle ſpielt. Der Favorito wird geliebt, der Patito kann es verrathen und hindern, der Prieſter kann ihr die Sünde vergeben, wenn ſie dennoch begangen worden iſt, und er muß es thun, um in den Augen der ſchönen Frau den Ablaß nicht zu entkräften, mit deſſen Hülfe er ſich ſelbſt in ihre Arme ſchmiegt.

Dies iſt das Luſtſpiel der ächten Genueſerin, in dem ſie, welche vielleicht die ſchönſte Frau Italiens iſt, mit aller ihrer Grazie und Leidenſchaftlichkeit als Meiſterin der Intrigue waltet. Den lieblichen Madonnengeſichtern, denen man in Genua ſo häufig be-

gegnet, ſollte man die muthwillige Kokeiterie nicht zutrauen, welche in der pikanten Verſchlingung dieſes Luſtſpiels von ihnen geübt wird. Beſonders in der genueſiſchen Nationaltracht, mit dem Pezzoto, dem weißen Schleier, der ſich in einem unendlich maleriſchen Faltenwurf über Kopf und Schultern ſchlägt, und in dieſer Ueberſchattung das intereſſante Geſicht nur um ſo eindrucksreicher hervortreten läßt, ſehen ſie ſo heilig und fromm aus, daß man ſie bei der erſten Begegnung nur als Andachtsbilder, die keine andere Annäherung zulaſſen, begrüßen möchte. Die Lieblingsfarbe, in der ſie ſich kleiden, iſt neben dem nationalen Weiß die blaue Farbe, und dies hängt mit der Andacht zur Madonna zuſammen, welche die ſchöne blaue Farbe bekanntlich für die ihrige erklärt haben ſoll. Die Genueſerin aber, welche ſich längere Zeit hindurch in Blau kleidet, erweckt zugleich die Annahme von ſich, daß ſie der Jungfrau Maria ein Gelübde abgelegt habe, und dies iſt gewöhnlich ſo gefaßt, daß ſie ſo lange ſich nur blau tragen wolle, bis ein gewiſſes Ziel ihrer Wünſche ihr gnädigſt gewährt worden ſei. Und wenn dieſe Wünſche nicht zu unheiliger Natur ſind, hilft die huldvolle Madonna ſie gewiß dieſen ſchönen blaugekleideten Damen erfüllen. —

Rom.

I.

Von Siena nach Rom.

Die Fahrt von Siena nach Rom bot ringsumher nur Anblicke der traurigſten Verödung des Landes und der ſchreiendſten Verkommenheit aller geſellſchaftlichen und volkswirthſchaftlichen Zuſtände dar. Der Kirchenſtaat kündigt ſich auf dieſer niederſchlagenden Fahrt in den abſchreckendſten Bildern an, und zeigt unabweislich, welche Reformen der Verwaltung hier nöthig ſind, um durch neue geſetzliche und ſittliche Normen vor dem völligen Untergang zu bewahren.

Schon die Reiſe durch Toscana ließ auf eine Erſtaunen erregende Weiſe die Verfallenheit ganzer italieniſcher Landſtriche bemerken, die, wenn nicht bald eine heilſame Lebenserneuerung durch ganz Italien geht und das neue Geſetz für die Wiederherſtellung der Zuſtände gefunden wird, den unabwendbaren Ruin eines ganzen

sagte man nicht nur im vertrauten Umgange, wie wir heutzutage ausschließlich; sondern auch an den Höfen, oder wosonst nur ein Ceremoniell die Verhältnisse hätte erschweren können, hörte man keine andere Anrede. Briefe und andere litterarische Ueberlieferungen aus jener Zeit bewahren die Zeugnisse davon auf, obwohl schon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts Veränderungen allmählig sichtbar werden. Bald mußte es für vornehmer gelten, die zweite Person des Pluralis Ihr als Anrede zu brauchen, Du war namentlich in den höheren Zirkeln nicht mehr fashionable, und nur den Subalternen wurde es noch von ihren Vorgesetzten im Umgange geboten.*) Die Aristokratie ihrte sich gegenseitig, und die Demokratie wurde von ihr geduzt. Bei größeren Anregungen des deutschen Lebens von Außen

---

schaft in Mannheim. (Mannh. 1787.) III. Bd. S. 251. fg. „Ueber das Sonderbare der deutschen Höflichkeitssprache im Gebrauche der Fürwörter"; von Professer Günther.

*) Vgl. Günther a. a. O. S. 263.

nationalen Organismus anzeigen. Toscana kann man heut mit allem Fug das italieniſche Kurheſſen nennen, und Territorien dieſer Art, die mit der Unterhöhlung ihrer politiſchen Exiſtenz nicht minder ihr ſociales und materielles Gleichgewicht zu verlieren anfangen, verurtheilen zugleich den ganzen Nationalzuſtand, deſſen Theil ſie ſind. Sobald man Mittel-Italien beſchreitet, glaubt man auf dem herrlichſten Boden, der für eine kraftvolle Ernährung ſeiner Geſchöpfe Alles gethan, und unter den wunderbarſten Reizen der Landſchaft, die den Sinn zum Höchſten und Edelſten beflügeln, doch nur in eine politiſche Krankenſtube, in der die Staaten und Menſchen gleich heftig leiden und darniederliegen, eingetreten zu ſein. Das hochtönende muſikaliſche Phraſenthum der Sprache, das uns in Toscana, dem Lande des reinſten Dialekts, ſo anmuthig umgaukelt, und oft aus dem Munde des Volkes mit ſo friſchen und luſtigen Accenten an unſer Ohr ſchlägt, kann uns doch nicht über den Gedanken hinwegbringen, daß wir es mit einer dahinſiechenden Nationalität zu thun haben, deren Leiden und Verwahrloſung jeden Augenblick die Kriſis erſteigen kann, und die nur aus einer gänzlichen, inneren und äußeren Umbildung aller ihrer Zuſtände wieder Geſundheit zu ſchöpfen vermag.

In Siena, der alten toscaniſchen Stadt, über der ein träumeriſcher Frieden lagert, hatten wir Gelegenheit, den liebenswürdigen Grundcharakter des italieniſchen Volkes kennen zu lernen. Man trifft hier faſt lauter feine, angenehme und freundliche Leute, und die Frauen, mit ihren florentiniſchen Strohhüten, die ſie maleriſch in den Nacken hinunterhängen laſſen, ſind heitere, harmoniſche Schönheiten, in deren dunklen Augen ein milder, offner, ächt weiblicher Sinn ſich ausdrückt. Man glaubt hier in dieſer ſtillen traulichen Gemeinſchaft, in der Alles gutartig und ſanft hergeht, in einer friedlichen Provinzialſtadt Süddeutſchlands ſich zu befinden, und dieſer Eindruck wird durch das in manchem Betracht germaniſche Ausſehen der Stadt beſtätigt, in der einige ihrer bedeutendſten Bauwerke den Charakter des germaniſchen Mittelalters an ſich tragen. Doch verſetzt uns zugleich die Großartigkeit der Paläſte und Kirchen, welche Siena aufzuweiſen hat, auf die Höhe des italieniſchen Städtelebens im Mittelalter. Hier, in Siena, wo jeder Facchino ein Grammatiker und Sprachmeiſter iſt, konnten wir zugleich unſere Ausſprache an der beſten und reinſten Quelle der italieniſchen Mundarten verbeſſern, und ſelbſt die alte Obſtfrau auf dem Campo,

dem muſchelförmig gebauten, höchſt eigenthümlichen Marktplatz, mit der wir um den Preis ihrer Pfirſiche in ein lebhaftes Geſpräch gerathen, konnte uns nicht nur ein Muſter italieniſchen Accents und Ausdrucks ſein, ſondern ſie belehrte uns auch mit einem freundſeligen Wohlwollen, dem wir nicht widerſtehen konnten, über unſere eigenen Sprachmängel, die wir in der Unterhaltung mit ihr vielleicht nur zu ſehr an den Tag gelegt hatten. Ihren reinen Eifer für die Sache bewies ſie zuletzt noch dadurch, daß ſie am Ende der Lection, die ſie uns ertheilt hatte, nicht etwa theurer mit ihren Früchten wurde, ſondern, alles Lehrgeld verſchmähend, plötzlich noch billiger damit losſchlug, als wir es ſelbſt begehrt hatten.

In der alten großmächtigen Kathedrale von Siena, deren Hallen von ſchwarzem und weißem Marmor uns feierlich umfingen, ſtatteten wir noch erſt der heiligen Maria, der dieſer Dom gewidmet iſt, einen Beſuch ab, ehe wir die Weiterreiſe nach Rom antraten. Es iſt dies die Maria, welche unter dem beſonderen Namen der „Anwältin der Sieneſen“ (Avvocata dei Senesi) von dieſer Bevölkerung angebetet wird, und deren ganze wunderthätige Wirkung uns erſt klar wurde, nachdem wir ihr Bildniß in der neuen

Kapelle geſehn, welche ihr Pius der Neunte vor zwei Jahren in dieſer Kirche erbauen ließ. Es iſt der Ablaß auf ewige Zeiten, den die Anbetung dieſer Madonna gewährt, und Pius hat es mit großen goldnen Buchſtaben über dem Eingang zu dieſer ſchönen koſtbaren Kapelle anſchreiben laſſen. Wir wunderten uns, daß die Schaaren der Anbetenden hier nicht die ganze Halle bedeckten, aber es war hier ſo ſtill und einſam, wie auf allen andern Punkten der Kirche, und man drängte ſich nicht dazu, dieſe gefährliche Gabe der Sieneſiſchen Madonna zu erflehen, denn es lohnt ſich ja kaum zu leben, wenn auch die künftigen Sünden ſchon im Voraus vergeben ſind, und dadurch ihren Reiz verloren haben, noch ehe ſie begangen worden.

Beim Hinausgehen warfen wir noch einen Blick auf die ſeltſamen Thiere, welche als Reliefs über dem Haupteingange der Kathedrale uns fragwürdig anblickten. Es ſind die Wappenthiere, welche als Erinnerung an die mittelalterlichen Kämpfe, die das ghibelliniſch geſinnte Siena mit ſeinen Nachbarſtädten führte, hier in ziemlich grotesker Ausführung an die Façade des Doms geklebt worden ſind. Darunter prangte Siena ſelbſt mit ſeiner Wölfin, die das Wappen der Stadt iſt, der Storch war Perugia, die Gans Or-

vieto, der Luchs Lucca, und der Elephant war Rom, welches Sinnbild ihm nur in der Zeit gegeben werden konnte, wo die römiſche Curie den Alles zermalmenden Elephantentritt, den ſie heut durchaus nicht mehr führt, über der ganzen Welt erdröhnen laſſen konnte. —

Das roſige Licht, in dem uns die Liebenswürdigkeit der Bewohner von Siena plötzlich den italieniſchen Nationalcharakter gezeigt, trübte ſich uns bald wieder, ſobald wir die Reiſe nach Rom angetreten, und über Monterone, Bolſèna, Orvieto und Viterbo den Weg über das alte Land der Etrusker in die römiſche Campagna hinein genommen hatten. Die Verfallenheit eines großen Landes und Volkes, die ſich uns hier von Station zu Station in immer abſchreckenderen Zügen entgegenſtellte, mußte bald einen Eindruck ſchneidendſter Wehmuth, bald ungeduldiger Empörung hervorrufen. Dieſes Volk iſt weit hinter ſeine Beſtimmung zurückgefallen, und Gauner und Bettler ſcheinen den Hauptbeſtandtheil dieſer Bevölkerungen auszumachen, die, ohne Arbeit und Ordnung, ohne Geſetz und Zucht, nur in der frechſten und verwegenſten Ausbeutung der Fremden ihren Beruf finden. Dieſes Geſchäft wird ſo ſyſtematiſch betrieben, und erſcheint ſo ſehr als eine allgemein anerkannte Nothwendigkeit,

daß ſelbſt die Ortsbehörden in dieſen kleinen Raubneſtern ſich auf jede mögliche Weiſe zu Mitverſchworenen gegen die Reiſenden machen, und ihnen durch Behelligungen aller Art auch noch ihrerſeits die Paoli aus der Taſche zu ſchwindeln ſuchen. Die Ausbeutung der Fremden iſt ein italieniſcher Nationalbegriff geworden, der, ſeit Jahrhunderten genährt durch die ganze geſchichtliche Lage des Landes, an deſſen Mark ſtets fremde Beſatzungstruppen geſogen haben, nun Alles, was einem Einzelnen geſchieht, als eine Art von Rache anſehen läßt, die Italien an den ihm zum ſchweren Verhängniß gewordenen fremden Nationen nimmt. Dieſe Anſchauung hat ſich unbewußt auch in dem niedrigſten und gaunerhafteſten Volke, das ſein Unweſen am Wagenſchlage und auf den Poſtſtationen treibt, feſtgebildet, und ſie drücken daſſelbe in einem Sprachgebrauch aus, der ſehr charakteriſtiſch iſt. Der Grad, in welchem der Fremde der Sprache mächtig iſt, und den Leuten gegenüber ſich mit Gewandtheit erklären kann, beſtimmt auch das Maaß, in dem man ſich an ihn macht und ihn auf jede Weiſe zu brandſchatzen ſtrebt. Die italieniſchen Bummler haben überhaupt das ſchärfſte Auge, um jeden Neuling zu erkennen, und wenn ſie, unter einander ſich anſehend, von

ließ ſich der Weg durch die dunkle Nacht in wenig ſicherer Gegend nicht fortſetzen. Hätte der Stallknecht, der uns ohne Zweifel unſere eigenen Lichter geſtohlen, ſich nicht auch ſogleich wieder unſerer erbarmt, ſo würden wir uns in einer ſehr unbehaglichen Verlegenheit befunden haben. Aber der edle Stalliero, der ſich ſo zuvorkommend erwies, bot uns ein Paar prächtige Lichter zum Kauf an, die wir zwar auf den erſten Blick für geſtohlene Altarlichter erkannten, für welche wir aber gern der Paoli mehrere an unſern nicht ſehr uneigennützigen Gönner bezahlten.

Noch mehr Schwierigkeiten machte uns die Wiederausbeſſerung unſeres zerbrochenen Hemmſchuhes, die wir in Ponte Centino, wo uns die päpſtliche Dogana erwartete, vornehmen laſſen mußten. Eine zahlloſe Menge des pittoreskeſten Geſindels hatte ſich um unſern Wagen geſammelt, und unſer Hülferuf nach einem Schmied wurde anfänglich nur durch ein dumpfes Geflüſter beantwortet. Man ſchien ſich zu berathen, wie man es am beſten anfangen ſolle. Endlich zertheilte ein kleiner, beweglicher Mann, mit dunkeln blitzenden Augen und eidechſenartigen Bewegungen, die Menge, und näherte ſich uns, indem er feierlich und gewichtig die eine Hand ausſtreckte und auf ſich hin-

deutend, ausrief: sono l'artista (ich bin der Künſtler!). Indem wir den wohlgelehrten und nur etwas von ſich eingenommenen Schmied des Dorfes in ihm zu erkennen glaubten, überantworteten wir ihm mit großem Vergnügen die Stücke unſeres Hemmſchuh's, und ſtiegen aus, um uns auf die inzwiſchen geöffnete Dogana zu begeben, da wir die päpſtliche Gränze gern raſch überſchreiten wollten, ohne unſere Reiſekoffer unterſuchen zu laſſen.

Hier ſaßen in einem engen räucherigen Zimmer drei Männer, die ſich hinter einem ſchmutzigen hölzernen Tiſch in einer ungemein feierlichen Haltung niedergeſetzt hatten, und die uns, wie der Richter ein Häuflein armer Sünder, zu erwarten ſchienen. Der Eine dieſer Männer, welcher das Haupt der Uebrigen zu ſein ſchien, redete uns jedoch plötzlich auf das Freundlichſte an, und begann ſich mit uns in einem ganz angenehmen Converſationston darüber zu unterhalten, wie wir es denn eigentlich mit unſerm Reiſegepäck zu machen gedächten. Er war ein großer ſchlanker Mann, mit langem ſchwarzen Bart, blaß, pockennarbig, und in einen kurzen, maleriſch um ſeine Schulter drappirten Mantel gehüllt. Nach ſeinem Anblick zweifelten wir keinen Augenblick, daß er in ſeinen Mußeſtunden,

nachdem er die Geſchäfte der päpſtlichen Dogana verſehen, als Räuberhauptmann in irgend einer Schlucht der Abruzzen ſich aufzuhalten pflege. Er ergriff jedoch ſogleich mit ſehr gütigen Vorſchlägen gegen uns die Initiative. Er meinte, es ſei doch ſehr läſtig für einen Reiſenden, die Koffer öffnen zu müſſen. Man ertheilt aber ſein Wort, ſetzte er ſehr nachdrücklich und eifrig hinzu, daß man nichts hat, und dann zahlt man einen Scudo und drei Paoli. Die drei Paoli ſind für den Facchino, warf er vornehm hin. Wir zählten das Geld auf, der Scudo wanderte ſogleich in ſeine Taſche und die drei Paoli für den Facchino ſtrich er mit der verächtlichen Fingerbewegung eines großen Herrn bei Seite. Inzwiſchen kam der Facchino, um unſere Sachen wieder aufzuladen, und forderte von uns ziemlich barſch ſeine drei Paoli, die inzwiſchen von ihrer Stelle auf dem Tiſch, wir wußten nicht wohin, entſchwunden waren. Der päpſtliche Beamte, deſſen Abruzzen-Geſicht ſich inzwiſchen wieder ſehr verdüſtert hatte, ſchien auch keine Auskunft darüber geben zu wollen, und ſo zogen wir es vor, der raſcheren Abfertigung wegen den Facchino noch einmal zu bezahlen.

Als wir draußen wieder anlangten, ſtellte ſich uns der Artiſt von vorher mit der pomphafteſten Gebärde

und vielfältigeren Mischungen des Nationalverkehrs wurde jedoch die Höflichkeit, die einmal vom Pfade der Natur zu weichen angefangen, immer mehr verleitet, sich auf Absonderlichkeiten und ausgesuchte Kniffe zu legen. Die Römer waren selbst in ihrer demoralisirtesten Periode, wo in genialen Köpfen Scharfsinn und Wahnwitz wetteiferten, um neue und unerhörte Typen der Schmeichelei für die Kaiser zu erfinden, nicht darauf gefallen, zum Triumph der Höflichkeit die Pronomina ihrer Sprache zu nothzüchtigen. Sie sagten Du selbst zu ihrem Tiberius, Caligula, Nero. Die Deutschen mißbrauchten aus Gutmüthigkeit, Taktlosigkeit und Unsicherheit des Welttons die erstaunliche Biegungsfähigkeit ihrer Sprache zu niedagewesenen Spiegelfechtereien. Die dritte Stadie der im Irrgarten der Pronomina umhertaumelnden Höflichkeit war die dritte Person des Singular: Er, worin das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert hindurch die gebräuchlichste Anrede im geselligen Leben bestand, zu einer Zeit, wo durch Interessen des Handels, der Politik und der erwachenden Wissenschaften die italienische Sprache an den deutschen Höfen und

dar, und zeigte ſtolz und zuverläſſig auf den Hemmſchuh, den wir aber zu unſerm nicht geringen Schrecken bloß mit einem Strick wieder zuſammengebunden fanden. Er vermaß ſich aber hoch und theuer, daß es nicht beſſer gemacht werden könne, beſonders da kein Schmied im Dorfe ſei, aber er garantire uns dafür, daß der Hemmſchuh jetzt bis Rom unbedingt aushalten werde. Dafür glaubte er aber auch einen ganzen Scudo in Rechnung ſtellen zu müſſen, und wollte ſich nur wenige Paoli abhandeln laſſen.

Der Artiſt hatte indeß Recht gehabt. Wir gelangten mit ſeinem zuſammengebundenen Hemmſchuh ohne alle Gefährde durch die Campagna di Roma und über ihr wellenförmiges Hügelland bis zu den Thoren der ewigen Stadt, die ſich beim Beginne der Nacht, unter den feierlichen und glücklichen Empfindungen, mit denen Jeder ſeinen Einzug in Rom hält, für uns eröffneten. —

II.

Pius IX. von Perſon.

Wenn man die bequeme Treppe hinaufſteigt, welche von der am Vatican liegenden Galerie des Petersplatzes zu dieſem alten Wohnpalaſt der römiſchen Päpſte emporführt, ſo gelangt man zuerſt in den großen Hof der Loggien, der mit ſeinem eigentlichen Namen Cortile di S. Damaſo genannt wird. Auf dieſem, ein unregelmäßiges Viereck bildenden Hof, der von drei Seiten durch die in drei Stockwerken emporſteigenden Loggien eingefaßt wird, herrſcht jetzt den ganzen Tag über ein eigenthümliches, den Charakter der tiefſten Stille und der ängſtlichſten Zurückhaltung an ſich tragendes Leben.

Rechts, ſobald man in den Hof getreten, liegt dicht an der Treppe das Hauptportal des Vatican, welches zu der im zweiten Stockwerk belegenen Woh-

nung des Papſtes hinaufführt. Im erſten Stock befinden ſich die Zimmer der päpſtlichen Kanzlei. Die dritte Etage bewohnt der Cardinal Graf Antonelli, der immer allmächtiger gewordene Staatsſecretair, der auch durch die enge Nachbarſchaft, in der er mit Pius IX. wohnt, ſeine unheimliche, faſt zu einem Verhängniß gewordene Stellung zu dieſem Papſt zu bekunden ſcheint.

Auf dem Hofe des Vatican wächſt zwiſchen den Steinen grünes Gras hervor, was der Abgeſchiedenheit, die hier ringsum herrſcht, einen noch charakteriſtiſcheren Ausdruck giebt. Nur von Zeit zu Zeit bewegen ſich einzelne Figuren auf und nieder. Einige Fremde, die ſich ihren Manieren nach meiſt als Engländer oder Deutſche ausweiſen, ſpazieren mit einer gewiſſen Feierlichkeit über den großen Hof, der dem Hauptportal geradeüber gelegenen Thür zu, welche zu den vaticaniſchen Gemälde- und Antiken-Sammlungen führt. An einer andern Stelle ſieht man zwei päpſtliche Ordonnanz-Offiziere ſtehn, die ihre Pferde, von denen ſie abgeſtiegen ſind, neben ſich halten laſſen und in leiſer Unterhaltung miteinander ihrer Aufträge harren. Vor dem Aufgang zur Reſidenz des Papſtes und auf der Treppe gruppiren ſich einige Schweizer Garden,

die in ihrer ſeltſamen, ſchwarz-roth-goldenen Tracht, mit einem Casquet auf dem Kopf, der dem preußiſchen Helm ähnlich ſieht, ſich wie ein in den deutſchen Farben arrangirter Harlekin mit der Pickelhaube ausnehmen. Einige dieſer Schweizer ſaßen auf den Treppenſtufen umher, und hatten ſich eifrig in die Lectüre eines Buches vertieft. Das bange, lauſchige, geheimnißvoll flüſternde Leben, das auf dieſem Hofe der Loggien herrſcht, und das ſeine Ereigniſſe nicht mehr in der Gegenwart, ſondern in der träumeriſchen Rückerinnerung an die Vergangenheit findet, ſcheint jeder Muße günſtig zu ſein, und fordert zum nachdenklichen Sinnen, noch mehr aber zum Betrachten und Vergleichen, und zum Vertiefen in die wunderbaren Gegenſätze und Wandelungen der Zeit, durch ſeine eigenthümliche Stimmung auf.

Alles iſt ſtill, geräuſchlos, und wie in eine leiſe, unbeſtimmte Erwartung getaucht. Zuweilen fahren einige Wagen vor, aus denen päpſtliche Beamte, welche ſich in Geſchäften in die Kanzlei zu begeben ſcheinen, ausſteigen. Aber die Räder des Wagens ſtreichen ſo lautlos und ohne Wiederhall über das Pflaſter, daß ſie den ſchattenhaften und geſpenſterlichen Charakter, der ſich hier ausdrückt, nur noch erhöhen.

Obwohl die Oertlichkeit ſo leicht und heiter iſt, ſo ſcheinen doch hier überall die nächtigen Dämmerungen der Vergangenheit zu weben und zu drücken, und jeden friſchen und neuen Aufſchwung des Lebens zu bannen.

Wir ſetzen uns auf einer kleinen, ſteinernen Bank nieder, welche an der Seite des Hofes, die nach der Stadt herunter von den Gebäuden freigeblieben, angebracht iſt. Die guten Schweizer, deren Zuneigung wir uns durch eine deutſche Unterhaltung mit ihnen erworben, haben uns dieſen angenehmen und kühlen Ruheſitz empfohlen, um die Rückkehr des Papſtes in ſeine Gemächer abzuwarten. Denn wir waren heut in den Vatican gegangen, um die Loggien des Rafael zu ſehen, eine Abſicht, die aber nur dann gelingt, wenn der Papſt entweder den Vatican verlaſſen hat oder ſich in ſeinen Gemächern eingeſchloſſen befindet. Da er ſich aber ſoeben in den Garten begeben hatte, der hinter den Gebäuden des Belvedere liegt, ſo blieb jetzt gerade die Gallerie der Loggien des Rafael, durch welche er nur in ſeine Wohnzimmer wieder zurückgelangen konnte, ſo lange für das Publikum geſperrt. Dieſe ängſtliche Rückſicht wird erſt ſeit den letzten Jahren geübt, während Pius in der erſten Zeit ſeiner Regierung, in der lauter ideale Anläufe

genommen wurden, eine persönliche Berührung mit dem Volke durchaus nicht vermied.

Der Papst läßt sich seit Kurzem in dem Boscareccio, wie der Garten des Vatican genannt wird, von einem römischen Maler portraitiren, was in dem berühmten Gartenhause Pius IV., dessen kunstgeschmückte Halle ein Lieblingsaufenthalt Pius IX. geworden, geschah. Er pflegt dort, während er sich malen läßt, auch die Besuche seiner vertrauteren Freunde anzunehmen, aus deren anregender Unterhaltung er dann die angenehmste und wirksamste Belebung seines Gesichts für den Maler schöpfen zu wollen scheint. Denn das Gesicht des Papstes, welches einst den glänzendsten Ausdruck eines schönen Mannes hatte, soll unter den politischen Stürmen des letzten Jahrzehnts sehr gelitten haben. Ein neues Bild, das wieder mehr Stärkung und ein neugewonnenes Selbstvertrauen blicken ließe, würde darum gewiß bei der Christenheit einen wohlthätigen Eindruck machen, und vielleicht wird darum so eifrig und angelegentlich seit einiger Zeit an diesem Portrait gearbeitet.

In diesem Augenblick fährt eine äußerst glänzende, von Gold strotzende Carrosse in den Hof. Es ist der Cardinal Antonelli, der von einer Ausfahrt nach

der Stadt zurückkehrt, und jetzt eilig aussteigt, um sich zum Papst zu begeben. Antonelli ist ein großer hagerer Mann, in dessen schwarzgelbem, tiefdunkel colorirten Gesicht ein wilder, dämonisch lauernder Ausdruck herrscht. Sein langer schmaler Kopf sitzt ihm habichtartig zwischen den Schultern, ein düster blitzendes, scharf umherspähendes Auge beunruhigt Jeden, den es anblickt, und die Schatten von Cäsar Borgia und Macchiavelli scheinen sich in der unheimlichen, wahrhaft diabolischen Gestalt Antonelli's vermählt zu haben. Die triumphirende Gewichtigkeit, mit der er einherschreitet, zeigt, daß er seinen Einfluß, welchem der unglückliche Pius IX. jetzt völlig unterlegen ist, zugleich mit der Herrschaft über die Situation selbst verwechselt.

Aber Pius ist ruhig geworden, seitdem er seine von Enttäuschungen zerfleischte Brust an den starken, wilden Antonelli gelehnt, dessen zweifelhafte Staatsklugheit sich über ihn ausgestreckt hat. Der Papst hält schwerlich Alles für das Richtige, was er in seinem Namen jetzt durch seinen Freund und Dämon Antonelli vollbringen läßt, aber er selbst findet jetzt nur Frieden und Sicherheit in Gemeinschaft mit dem schwarzen Cardinal-Staatssecretair, dem er nun Alles

anheimgegeben hat. Darum eilt Antonelli, der nirgend fehlen darf, jetzt auch in das Gartenhaus, wo Mastaï Feretti bei der schönen schlafenden Marmor-Nymphe, die dort an ihrem Wassergefäß eingeschlummert ist, sich neu portraitiren läßt. Antonelli wohnt diesen Sitzungen regelmäßig bei, und soll durch sein pikantes Unterhaltungstalent auch bei dieser Gelegenheit dem Papst unentbehrlich geworden sein, denn dem Cardinal Staatssecretair muß vor Allem daran liegen, auf ein gut und glücklich aussehendes Gesicht des Papstes, der sein politischer Zögling geworden ist, hinzuwirken.' —

Wir bleiben auf unserer Steinbank zurück, von der wir zugleich nach der einen offen gebliebenen Seite des Hofes hin einen Schimmer von der wunderbaren und zauberischen Fernsicht, welche um die Höhen Roms sich breitet, erlangen. Unsere Blicke wenden sich aber immer wieder in den Hof zurück, und hängen sich an die Anschauung der dreifach übereinander aufsteigenden Loggien, deren Bau schon der Papst Julius II. durch Bramante hatte beginnen lassen, und die Rafael unter dem Pontificat Leo's X. nicht nur vollendete, sondern auch mit Bibelgemälden von wahrhaft naiver Göttlichkeit schmückte.

Es war jetzt ſchon zum dritten Mal, daß wir zufällige Hinderungen fanden, in dieſe Loggien einzutreten, und die Sehnſucht nach der Anſchauung dieſer weltberühmten Bilder, deren Ruhm ſchon in den erſten Jugendträumen der Kunſt uns lockte, begann ſich gewaltig in uns zu ſteigern. Um wieder mehr Ruhe zum Warten zu gewinnen, faßten wir den Entſchluß, in die Gemälde-Sammlung des Vatican hinüberzugehen und dort die Rückkehr des Papſtes in ſeine Gemächer zu erharren.

Dieſe kleine, aber die größten Herrlichkeiten der neueren Malerei aufzeigende Sammlung, die noch immer im dritten Stock des Vatican aufgeſtellt iſt, beſteht faſt nur aus den Gemälden, welche von den Franzoſen einſt im römiſchen Kirchenſtaat, und zwar großentheils aus Klöſtern und Kirchen, zuſammengebracht und durch den Vergleich von Tolentino nach Paris geſchafft wurden. Es waren dadurch die bedeutendſten und glänzendſten Schöpfungen, in denen zugleich Rom als künſtleriſche und kirchliche Welthauptſtadt ſich verherrlicht hatte, von der Tiber zur Seine entführt worden, aber die verbündeten Mächte glaubten doch, dieſer Bedeutung Roms Rechnung tragen zu müſſen, indem ſie ſich bald für die Zurück-

führung dieſer Bilder nach ihrer Heimath verwandten. Rom und Paris, die beiden Centralſtätten der modernen Völkerentwickelung, wetteiferten in dem Beſitz um dieſe Gemälde, in denen die fundamentalen Thatſachen des chriſtlichen Glaubens ihre ſiegreichſte und hinreißendſte Geſtaltung erfuhren. Und die Diplomatie, welche den Centralpunkt der Kirche noch nicht verrücken zu dürfen glaubte, drang damit durch, daß Rom in dem vollen Schmuck ſeiner chriſtlichen Ehren und Kunſtwerke unverkürzt bleibe.

Die wunderbarſten, im Dienſt des römiſchen Kirchenglaubens am großartigſten wirkenden Bilder werden hier immer die des Rafael ſein, beſonders die Transfiguration Chriſti und die Madonna di Fuligno, vor denen wir uns wieder, wie ſchon oft, niedergelaſſen haben. In der Transfiguration hat Rafael gewiſſermaßen das Teſtament ſeiner Kunſt gemacht, und es wurde nicht nur als das letzte ſeiner Werke an ſeinem Sarge ausgeſtellt, ſondern der Künſtler legte auch darin den letzten Willen ſeines ſchaffenden Genius dar. Er malte in dieſer Verklärung Chriſti, welche der Cardinal Julius von Medicis, der nachmalige Papſt Clemens VII., bei ihm beſtellte, gewiſſermaßen den Unterſchied zwiſchen Chriſtus und ſeiner aus ihm entſtan-

in den gebildeteren Umgangskreisen sehr in Aufnahme gekommen war.*) Denn diese dritte Person des Pronomens im Singular war ohne Zweifel nur als eine Nachahmung der italienischen Sprachgewohnheit entstanden, obwohl man sich im Italienischen, mit noch weichlicherer Färbung, des Femininums dabei bedient und Jedem, den man anredet, die Galanterie erweist, ihn zum Weibe zu machen. So weit war es jedoch in Deutschland zu dieser Zeit, wenn auch schon Paul Flemming seine Geliebte sein „göttliches Mensch" nannte, nicht mit der chevalereskten Verehrung der Weiblichkeit gediehen, daß man es für höflicher hätte halten sollen, auch dem Manne ein zarteres weibliches Genus in der Anrede beizulegen.

Nachdem einmal die dritte Pronominalperson in unsere Höflichkeitsterminologie eingewandert war, lag, bei fortdauernder Leidenschaft zur immer größern Steigerung der Höflichkeit, der Uebergang nahe, in der dritten Person der Mehrheit statt Er nunmehr Sie zu sagen, auf welcher Stufe

*) Vgl. Günther a. a. O. S. 279.

denen Kirche, die in dem Oben und Unten des Bildes als zwei auseinanderfallende Gegensätze, nur verbunden durch den Zeigefinger eines der Apostel, sich darstellen. Denn während hoch oben in den Lüften, über dem Berge Tabor, der Heiland selbst in der Glorie seiner dahinschwebenden Verklärung erscheint, umgeben von den ihm zu beiden Seiten nachschwebenden Propheten Moses und Elias, zeigen sich tief unter ihnen auf den Höhen des Tabor die Apostel in einer wunderbaren Gruppe. Auf der Spitze des Tabor sieht man Petrus, Johannes und Jacobus neben einander hingeworfen, welche Mühe haben, ihre Augen vor dem blendenden Glanz zu schirmen, der von der Gestalt des Erlösers ausfließt. Am Fuße des Berges aber beginnt eine neue Handlung, welche mit der Hauptgestalt des Bildes zunächst in keiner Verbindung zu stehen scheint. Dort erblickt man die übrigen Apostel, zu denen in demselben Augenblick ein besessener Knabe von seinen Angehörigen hingeführt worden ist. Der von den bösen Geistern geplagte Junge schreit und grimassirt ganz entsetzlich, aber der Apostel, der am besten weiß, was helfen kann, streckt seinen Zeigefinger in die Lüfte empor, und verweist nachdrucksvoll auf den gen Himmel entschwebenden Christus. Es wird damit gesagt, daß

es allein Jeſus Chriſtus ſelbſt und in Perſon ſei, der den böſen Geiſt zu bannen vermöge, und von dem einzig alles Heil ausgehen könne. Die Apoſtel, welche ſchon die Kraft und den Organismus der Kirche in ſich tragen, weiſen die Macht, zu bannen und zu löſen, von ſich zurück, und ſchreiben dieſe Macht ausſchließlich dem Herrn zu, der ſoeben wieder reiner Geiſt und reiner Gott werden will.

Daß Rafael gerade in dieſen Moment der Verklärung des Heilandes die Geſchichte des Beſeſſenen hineingezeichnet, den die Apoſtel, nach der Erzählung von Marcus und Lucas, ihr eigenes Unvermögen bekennend, auf die Herrlichkeit Chriſti verweiſen, kann nicht aus rein künſtleriſchen Intentionen bei ihm entſprungen ſein. Denn ſein Gemälde iſt ihm dadurch faſt in zwei Hälften auseinandergefallen, die ſich äußerlich faſt gar nicht, und innerlich nur durch einen Gedanken verbinden, den man ſich gedrungen fühlt, zwiſchen den Linien der ganzen Compoſition herauszuleſen. Denn wenn der Künſtler bloß die Abſicht gehabt hätte, die Transfiguration des Heilandes in dieſem großen Triumph- und Verklärungs-Act zu malen, ſo hätte er den zweiten Theil des Bildes gar nicht gebraucht, der durch die Menge ſeiner Figuren, durch die Mannigfaltigkeit der Gruppen und

durch die lebhafte dramatiſche Action, welche das Auftreten des Beſeſſenen und ſeiner Angehörigen verurſacht, eine maſſenhaft überragende Stelle in der ganzen Compoſition einnimmt. Er würde ſich dann gehütet haben, dem auf eine ſo tranſcendente Wirkung berechneten Gegenſtande eine irdiſche Schwere anzuhängen, die bei dem erſten Anblick lähmend auf das Ganze zurückzufallen ſcheint.

Aber wie dies Gemälde in ſeinen Formen, in ſeiner Farbengebung und Beleuchtung die höchſte Reife und Vollendung der Rafael'ſchen Kunſt ausſpricht, ſo wird man auch geneigt ſein, in dem Ganzen der Compoſition den tiefſten und berechnetſten Zuſammenhang zu ſuchen und gelten zu laſſen. Rafael hat in ſeinen Stanzen, welche die päpſtlichen Wohnzimmer des alten Vatican-Palaſtes ſchmücken, bewieſen, daß er mit ſeiner Kunſt auch in den geheimnißvollen Hintergrund der Speculation hinabzuſteigen vermag, und nicht bloß das Reich der Geſtalten, ſondern auch die Welt der Ideen und die Kämpfe der Geſchichte ſeinem ſinnenden und ſchaffenden Genius erſchloſſen hat. Die Transfiguration, als das letzte und äußerlich vollendetſte Werk Rafaels, hat auch innerlich die ganze Schwere des Gedankens in ſich aufgenommen, und zeigt die letzte und reifſte Frucht des im Dienſte Chriſti und der Madonna lebenden

und ſterbenden Rafael auch in dieſem ideellen Abſchluß, den er für ſein ganzes Wirken geſucht. Es iſt dies ein ſkeptiſche Idee, welche ſich gegen die Allmacht der Kirche wendet und, entgegen der hierarchiſchen Anſicht, daß alle löſende und bindende Kraft des Heilandes an die Kirche abgegeben ſei, nur einzig und allein auf die Perſon Chriſti alle mögliche Heilsgewährung zu rückführen will. Mitten in dieſer großen Compoſition ſtarb Rafael, und ließ einzelne Theile des Gemäldes unvollendet zurück, die offenbar von einer ſpäteren Hand ihre jetzige Ausführung empfingen.

Rafael hatte überhaupt den Geiſt der Kirche, im Gegenſatz zu der auf das Tiefſinnigſte von ihm erfaßten Geſtalt des Heilandes ſelbſt, mehr als die Welt einer ſinnlich lebendigen und heiter ſchönen Gemeinſchaft zu erfaſſen geſucht. Die Geſtaltungen der Madonna tragen bei ihm alle vorherrſchend den Ausdruck der irdiſchen Schönheit und Anmuth, denn die heilige Jungfrau iſt es, welche in dieſer wunderbarſten Blüthe des Weibes die Krone der Göttlichkeit errungen hat. Mit Ausnahme der ſixtiniſchen Madonna, die in ihrer idealen Verſchwebung das Seitenbild zu der Transfiguration Chriſti iſt, hat Rafael, der Troubadour unter den Marien-Malern, ſeinen Madonnen den hei-

tern, ſinnlich blühenden Frauen-Charakter gegeben, der eine Art von ſocialer Vermittelung zwiſchen dem überirdiſchen Weſen des Chriſtenthums und der menſchlichen Gegenwart übernommen zu haben ſcheint.

Von der Transfiguration gingen wir zur Madonna di Fuligno hinüber, welche einige Schritte davon die Hinterwand des Kabinets einnimmt. Die Madonna di Fuligno iſt ein ſonnenheiteres, von allen Grazien und Ehren der Weiblichkeit umfloſſenes Frauenbild, deſſen Heimath die Erde, deſſen Wirkungskreis das Leben und die Familie iſt. Sie erſcheint nicht in dem überirdiſchen Glänzen der Mutter Gottes, ſondern ſie iſt das ſittige Weib, das in duftiger, klarer Leibesſchönheit erblüht iſt und in der vollen Wärme des Lebens, in der anmuthigen tiefgeſättigten Carnation der Wirklichkeit ſtrahlt. Auf ihrem Schooß ſchaukelt ſie den Bambino, der hier ein ganz munterer und geſunder Junge iſt, und dem das Geheimniß der Welterlöſung noch als reines Kinderglück aus ſeinen Augen lacht. Das ganze Gemälde erſcheint wie ein herrlicher Sommertag, der ſich auf den Flügeln linder Lüfte auf die Erde hinabgelaſſen hat, und in Farbe und Licht, in Form und Ausdruck, in wunderbarer Unſchuld und Reinheit, zauberiſch ſich ausmalt. Die übrigen Figu-

ren, welche auf diesem in seltener Einheit hingehauchten Bilde erscheinen, sind der heilige Franciscus, der sich in andächtiger, entzückter Hingebung in die Erscheinung der Madonna versunken zeigt, und Johannes der Täufer, in dessen bedeutungsvoller prophetischer Hinweisung auf das Christuskind auch der ideelle Hintergrund des Gemäldes sein Recht empfangen hat. Ein Engel dort, von der lieblichsten Kindergestalt, der tiefsinnig und harmlos in den Himmel hineinschaut, hilft Das, was Johannes durch seine Gebärde andeutet, zu allen Herrlichkeiten der christlichen Erwartung ausbilden. Aber die Madonna thront hier nur in der Unbewußtheit der Größe und Hoheit, welche sich an die Geburt ihres Schooßes knüpft, sie ist froh und glücklich in sich selbst geschmiegt, sie ist eingefriedigt in der Schönheit ihres Leibes und ihrer Seele. Doch hat sie sich den edeln Sigismondo Conti, den päpstlichen Geheim-Secretair unter Julius II., vorstellen lassen, welchen ihr der heilige Hieronymus in diesem Augenblick als ihren getreuesten und eifrigsten Verehrer empfiehlt. Sigismondo Conti, eine anziehende Gestalt, steht, durchleuchtet von tiefster Andacht, da, und widmet der Madonna seine Huldigung, die er ihr eigentlich durch dies Gemälde selbst dargebracht hat. Denn

er ist es, der es bei Rafael bestellte, um der heiligen Jungfrau damit sein Dankopfer für die Errettung aus der Gefahr, welche die Belagerung seiner Vaterstadt Fuligno ihm bereitete, darzubringen. Auch diese Thatsache hat der Maler im Hintergrunde seines Bildes hinlänglich angedeutet, denn man erblickt die Stadt, in welche die verderbliche Bombe hereingeworfen wird, aber über ihr geht auch in demselben Augenblick ein zart flammender Regenbogen als das Zeichen des Friedens und der Versöhnung mit Gott empor.

Rafael steht ohne Zweifel auf der Höhe seiner Schöpferkraft, wenn er seinem Genius diese sinnliche Naivetät der Gestaltungen verstattet, während er auf dem rein kirchlichen Boden leicht steif und schwerfällig wird und zu geistlosen Abstractionen seine Zuflucht nimmt. Sein im letzten Saal aufgestelltes Bild von den drei Cardinal-Tugenden, zu dem wir uns jetzt hinbegeben, stellte uns diese Sphäre der Rafael'schen Kunst in der abschreckendsten Weise vor Augen. Diese Composition der drei theologischen Tugenden besteht eigentlich aus drei kleinen Bildern, welche der Künstler in dem fröstelnden Gefühl der Allegorie grau in grau gemalt hat. Glaube, Liebe und Hoffnung sieht man in sinnbildlichen Zeichen und Figuren vorgestellt,

der noch mehrere Genien, zum weiteren Ausdruck des allegoriſchen Gehalts, zur Seite gegeben ſind. So ſtehen neben der Liebe zwei Genien, von denen der eine in ſeiner Hand eine Kohlenpfanne trägt, um die das Gemüth wärmende Eigenſchaft der Liebe damit auszudrücken, während der andere mit der freigebigſten Miene Geld ausſchüttet, um die Eigenſchaft der Liebe, die all ihr Hab und Gut für den Andern hinzugeben bereit iſt, zu kennzeichnen. Zu einer ſo ſchalen und ſtumpfen Symbolik verflacht ſich Rafael unter dem Einfluß des theologiſchen und kirchlichen Elements, und während er in der Transfiguration die Begründer des Kirchenſyſtems, die Apoſtel, als Menſchen hinſtellt, denen an ſich keine höhere Macht des Heils, und nicht einmal die Kraft innewohnt, ohne Verblendung der Augen den Glanz des reinen göttlichen Chriſtus zu ertragen, malt er die drei theologiſchen Tugenden vollends als ein lächerliches Charivari ab, das weder die Andacht noch die Schönheit mehr für ſich hat, und wobei man den lebenglühenden Genius Rafaels auf das Kläglichſte die Flügel hängen ſieht.

Betroffen von den Anſchauungen, zu denen uns heut dieſe Bilder Rafaels auf dem Vatican unwillkürlich beſtimmt hatten, wurden wir in dieſem Augen-

blick plötzlich von einem schallenden Läuten der Glocken überrascht, das von draußen hereindrang und in feierlichen Klängen sich aufschwang und fortsetzte. Wir erfuhren, daß es die Glocken des Hospitals di San Spirito wären, die man soeben in Bewegung gesetzt habe, weil das Oberhaupt der Kirche dort eingetroffen sei, um die Kranken des Hofpiz, wie er öfter zu thun pflegte, mit seinem Besuch zu erfreuen und mit seinem Segen zu stärken.

Der heilige Vater hatte also bereits die heutige Sitzung für sein Portrait beendigt, und das Gartenhaus Pius IV. wieder verlassen, während wir vor den Bildern des Rafael uns in den gefährlichen Gegensatz zwischen Kirche und Christusidee eingelassen hatten. In demselben Augenblick donnerte auch der Kanonenschlag von der benachbarten Engelsburg los, wodurch in Rom jedesmal die eingetretene Mittagsstunde mit dem einzig normalen Zeichen, nach dem sich in der Stadt alle Uhren regeln, angekündigt wird. Zugleich setzte sich unaufhörlich das wundersam klingende Läuten der Glocken fort, dem sich auch mehrere andere, in der Nähe befindliche Kirchthürme Roms zugesellt hatten.

Wir begaben uns wieder in den Hof der Loggien

hinunter, und da es hieß, daß der Papst bald wieder in den Vatican zurückkehren werde, und man ihn jetzt ohne alle Schwierigkeit von Person werde betrachten können, gaben wir alle unsere sonstige Sehenslust heut im Vatican auf, und beschlossen, uns dicht am Portal der päpstlichen Wohnung aufzustellen, wo uns die Protektion der schwarzrothgoldenen Schweizer schon vorher ein sicheres Warteplätzchen zugedacht hatte. Denn diese Protektion genügte uns für unsere Zwecke, den Papst in Rom zu sehn, vollständig, und wir nahmen sie statt jeder andern diplomatischen Vermittelung dankbar an.

Jetzt, nach langem Harren, hört man das Geräusch der zurückkehrenden päpstlichen Equipage. Zuerst sprengen vier Dragoner-Offiziere in den Hof, die, ganz schwarz gekleidet, mit schwarzen Handschuhen und hohen schwarzen Stulpen, und in schwarzen Helmen, mit den wallenden schwarzen Federbüschen darauf, einen ernsten wunderlichen Eindruck hervorrufen. Sie nähern sich in stürmischem Galopp dem Eingangsportal, und stellen sich an der einen Seite desselben in feierlicher Reihe auf, während zu beiden Seiten desselben hier sechs Schweizer und dort sechs päpstliche Gensdarmen Posto gefaßt haben. Nach ihnen erscheinen noch zwei bunt-

wir noch heutzutage stehen geblieben sind. Diese dritte Person des Pluralis zeigt sich als neue Mode des höchsten und elegantesten Welttons schon in deutschen Briefen vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wovon Günther (a. a. O. S. 267 fg.) aus Martin Zeiller's epistolischer Schatzkammer Beispiele anführet. Wenn jedoch in der genannten Abhandlung behauptet wird, die Wahl des Pluralis in der Anrede sei aus einer Nachahmung des Französischen hervorgegangen, so ist dies nicht wahrscheinlich, da es, nachdem das Du schon früher in die Mehrheit des Ihr sich ehrerbietiger umgesetzt hatte, sich jetzt auf dieselbe Weise wiederholte, statt des fashionable gewesenen Er abermals dieselbe dritte Person der Mehrheit: Sie als höchste Entwickelung der correspondirenden Formel in Mode zu bringen. Denn einmal entspricht diese Verhöhnung aller grammatischen und logischen Gesetze, einen uns Gegenüberstehenden mit der dritten isolirten und ihn gewissermaßen wieder von uns entfernenden Person anzureden, der Gesinnungsart unserer Höflichkeitssprache überhaupt, wonach sie die Tendenz hat: sich immer so fern

gekleidete Vorreiter, die hastig herangeritten kamen und denen unmittelbar der Wagen des Papstes folgte.

Unter dem unaufhörlichen schwungvollen Läuten der Glocken ist das sichtbare Oberhaupt der Kirche jetzt herangefahren. Die mit acht schwarzen Pferden bespannte Kutsche hat sich rasch, aber mit einem kaum hörbaren Rollen der Räder, genähert und hält vor dem Eingange-Portal. Sogen auf dem Bock glaubt man einen triumphirenden Kirchenfürsten zu erblicken, denn der Kutscher, eine ungeheuer feiste Figur, trägt purpurrothe Strümpfe wie ein Cardinal, und stellt sich in seinem schwarzen Rock mit den rothen Brandenburgs und in dem quergesetzten dreieckigen Hut überhaupt als eine ungemein gewichtige Persönlichkeit dar.

Jetzt steigen zuerst zwei Geistliche, unter denen sich Monsignore Talbot befindet, aus dem Wagen, und werfen sich zur Seite desselben auf ihre Kniee nieder. Jetzt fielen auch die Schweizer und die Dragoner und die gesammte Dienerschaft, welche sich auf dem Hofe befand, wie auch alle umherstehenden Fremden, auf die Erde hin, denn Seine Heiligkeit der Papst Pius IX. war im Begriff auszusteigen. An dem sich nicht ganz krümmen wollenden, steifen Rücken eines unermeßlich langen Engländers fanden wir ein bequemes Schirm-

dach, um die proteſtantiſche Widerſetzlichkeit unſerer Kniee etwas zu verſtecken, und zugleich konnten wir die ſich uns jetzt völlig offenbarende Erſcheinung des Papſtes von dieſer Stelle aus mit aller Unbefangenheit und Genauigkeit muſtern.

Pius der Neunte iſt eine kleine, unterſetzte, ziemlich ſtarke Geſtalt, die ein ſehr wohlbehäbiges Anſehn [illegible] den Eindruck eines waſſerſüchtigen und kränklichen Zuſtandes macht, den die Gerüchte und Zeitungen jedenfalls übertrieben haben. Er trat in einem ganz weißen Anzuge, mit einer weißen Capote über dem Kopf, heraus. Die weißen Schuhe, auf denen in Gold geſtickt das Kreuz prangte, erinnerten an die höchſten Huldigungen der Chriſtenheit, die der Papſt zu empfangen berechtigt iſt. Ein weiß und grau gemiſchtes Haar, welches, halb das Ohr bedeckend, hinter daſſelbe zurückfällt, umwallt die Schläfe des ausdrucksvollen, eigenthümlich anziehenden Kopfes. Auf ſeinen Wangen liegt ein faſt roſiger Teint, und das durch ſeine Regelmäßigkeit und Schönheit anſprechende Geſicht würde zugleich einen ſehr milden Eindruck machen, wenn nicht die ſehr markirt ausgeprägte Adlernaſe und der ſtechende, ſpähende Blick des länglichten, ſchmal geſchlitzten Auges

eine gewiſſe Strenge und Schärfe in dies Geſicht geworfen hätten.

Dies iſt Joſeph-Maria Graf von Maſtai Ferretti, der unter dem Namen Pius des Neunten im Jahre 1846 auf Petri Stuhl ſich ſetzte, und mit ſeinem ſchönen Geſicht und ſeinen bezaubernden Manieren alle Frauenherzen in Italien und in der ganzen Welt höher [illegible] welche er ſtets für Frauen hatte, floß faſt auf eine magiſche und geheimnißvolle Weiſe von ihm aus, und wirkte, wie viele Beiſpiele bewieſen, ſogar in die weite Ferne, wo die Züge des einſt ſo gefeierten Papſtes ſich vielleicht nur durch ein Portrait der Illuſtrirten Zeitung in das Herz einer ſehnſuchtsvollen norddeutſchen Poſtmeiſtertochter eingeſchlichen hatten. Die Zeichen eines ſolchen magiſchen Einfluſſes, welchen Pius IX. in der Nähe und Ferne auf weibliche Gemüther ausgeübt, ſind ihm gewiß von allen Seiten zugeflogen, beſonders in der Zeit, wo er die italieniſchen und europäiſchen Reformen wunderbar in ſeine Hand zu nehmen anfing, wo er das Prinzip der Guelfen und Ghibellinen in ſeiner Tiara ineinanderzuſchlingen ſtrebte, und wo ſein kühner Geiſt faſt ſchon im Begriff ſtand, die Allianz des Papſtthums mit der

Demokratie feierlich und unter dem ganzen Segen der Kirche zu erklären. Damals war er eine hochherzige, blendende und hinreißende Erſcheinung, und in den Taumel des römiſchen Volkes, der ihn unaufhörlich umjubelte, miſchte ſich der zärtlichſte Enthuſiasmus der Frauen, der ſich überall mit heimlichen Seufzern und lauten Bekenntniſſen an ihn drängte. Der Frauen-Enthuſiasmus bezieht ſich immer nur auf die Perſon, niemals auf die Idee, und das Weſen des Maſtai Feretti, der in ſeiner Jugend die größten Anlagen zum ſchönen Huſaren-Offizier gezeigt haben ſoll, mag auch von dieſer Seite her Etwas an ſich tragen, das ihm die Sympathien der Damen auf dieſe, an magiſche Einwirkungen gränzende Weiſe zuführte. In der That, der ſchöne Maſtai wäre glücklicher geworden, wenn er die Wünſche ſeiner Jugend, Soldat zu werden, woran ihn damals nur die Zartheit ſeiner körperlichen Conſtitution verhinderte, hätte erfüllen können, während er jetzt als ein unglücklicher, in ſeinen beſten Lebenstheilen zerſtoßener Torſo von 1848 daſteht, der zu leicht und kurzſichtig an die Wiedergeburt der Zeiten in dieſem Jahre glaubte und an dieſen Wahn ſeine Würde, ſeine Wirkſamkeit und auch heut noch ſeine Freiheit verlor. Aber ſeine Verehrerinnen nah und

fern ſcheinen ihn darum nicht aus ihren Herzen verſtoßen zu haben, und in Rom zählt er noch in allen Klaſſen der Bevölkerung begeiſterte Anhängerinnen, die, obwohl ihn die italieniſche Nationalpolitik verurtheilt und die Situation des Tages ganz und gar willensunfähig gemacht hat, doch in ihren Gebeten und in ihren Blicken ihn nach wie vor feiern. Und wenn man heut zu gewiſſen Stunden des Tages an der Fontana auf der Via de' Lavatori (an der Ecke der Via Nuova) vorübergeht, wo die anmuthigen Wäſcherinnen des Papſtes unter fröhlichem und vertraulichem Geſchwätz die Wäſche Seiner Heiligkeit an der friſch ſprudelnden Quelle reinigen, da kann man noch immer aus dem Munde dieſer Frauen, Mädchen und Kinder, die hier zuſammen arbeiten, manches feurig lobende Wort für Pio Nono erſchallen hören. Der Papſt, obwohl er in dieſem Jahre bereits in ſein ſechsundſechszigſtes Jahr eingetreten, wird von jenen kräftigen Römerinnen am Brunnen noch immer der ſchöne Papſt genannt, und Eine erzählt es der Andern mit glänzenden Augen, wann ſie ihn zuletzt geſehen und daß er ſie ſo wunderbar angeblickt habe, als er neulich vorbeigefahren und ſo recht eigens für ſie den Segen geſpendet habe.

Auch heut, wo Pius mit ſeinem noch immer kräftigen, ja faſt militairiſchen Schritt an uns vorüberging, und in die Treppenhalle eintrat, theilte er allen Umſtehenden ſeinen Segen mit. Seit einiger Zeit gingen auch die großen Glocken von St. Peter ganz in unſerer Nähe und läuteten den erhabenen Moment mit tiefen ernſten Klängen aus. Ich fand, daß der Papſt dem Publikum gegenüber einigermaßen befangen ausſah. Sein Geſicht trug den ſchneidenden Zug der Enttäuſchung, der alle bedeutenden Geſichter der heutigen Epoche markirt. In dieſe Enttäuſchung miſchte ſich bei ihm eine ſcharfe Nüance der Ironie, die um ſeine feingezeichneten Mundwinkel ſpielte. Wir blickten dieſer eigenthümlichen Erſcheinung betroffen nach, und lauſchten noch hinter ihm her, als wir ſeine heiligen Gewänder, welche die Schmerzensgewänder des Neſſus für ihn geworden, ſchon auf der oberſten Stufe der Treppe rauſchen hörten. —

Jetzt fuhren noch andere Equipagen heran, aus denen der Majordomus des Papſtes, der Herzog Borromeo (aus Mailand) und der Groß-Almoſenier, der öſterreichiſche Prinz Monſualo, ſowie einige Cardinäle ausſtiegen, um ſich ebenfalls in die päpſtlichen Gemächer hinaufzubegeben. Dieſe Carroſſen, die ſämmt-

lich vergeldet und mit verſchwenderiſcher Pracht verziert waren, unterſchieden ſich dadurch ſehr von der einfachen und ganz gewöhnlichen Kutſche, in der wir den Papſt hatten herbeifahren ſehen. Pius iſt aber ſchon ſeit dem Jahre 1848 nicht mehr anders gefahren, wozu ihn damals ein beſonderer Umſtand veranlaßte. Das römiſche Volk machte 1848 auf alle Staatscarroſſen des römiſchen Hofes Jagd und ſuchte dieſelben zu zerſtören. Um dieſen Gelüſten entgegenzuwirken, war die Geiſtlichkeit auf den Einfall gekommen, dieſe Wagen plötzlich zu einem ganz heiligen und kirchlichen Zweck zu benutzen und darin ein kleines, unter den Sculpturen des Capitols aufgefundenes Marmorbild, dem man die wunderthätigſten Eigenſchaften beilegte und das den Bambino vorſtellen ſollte, zu den Kranken herumzufahren. Die Wagen ſollten dadurch ebenſo geſchützt werden, wie gewiſſe Straßenwinkel in Rom, bei denen man, um ſie vor Verunreinigung zu bewahren, ſtatt jeder anderen Warnungstafel nur ein dreimal an die Mauer gezeichnetes Kreuz mit weißer Kreide angebracht. Das Volk gewöhnte ſich jetzt wieder daran, dieſe Wagen zu reſpectiren, aber Pius erklärte nun, daß er, aus Ehrerbietung gegen das Heiligthum, das in dieſen Wagen einhergeführt wor-

den, dieſelben jetzt nicht mehr für ſeine Perſon benutzen werde. Und, mit Ausnahme des Achtgeſpanns, das er beibehalten, zeigte er ſich ſeitdem den Römern ſtets nur in der anſpruchsloſeſten, jeder Auszeichnung entbehrenden Equipage.

Es ſcheint, daß der Papſt zu ſeinem heutigen Diner, das jeden Tag regelmäßig um zwei Uhr ſtattfindet, ſich einige Gäſte geladen hat, denn die Zahl der noch vorbeifahrenden Equipagen mehrt ſich, und man erwartet noch, wie es heißt, den ſeit einigen Tagen in Rom anweſenden Herzog von Modena, dem der Papſt ſchon wiederholt Feſtlichkeiten veranſtaltete. In der Regel ſpeiſt jedoch der Papſt ganz allein auf ſeinem Zimmer, nur umgeben von zwei Kammerherren, von denen der eine, Signor Angelini, im Beſitz der ſchönſten Tenorſtimme der Welt iſt, mit der er ſich in den vornehmen Dilettanten-Concerten in Rom häufig hören läßt. Signor Angelini pflegt auch die Suppe des heiligen Vaters zu koſten, ehe ſich derſelbe zum Eſſen anſchickt. Denn die ſchlimmen Zeiten haben auf dem Thron des heiligen Petrus noch immer nicht aufgehört, und die ringsum lauernden Feinde können ihr Verderben ſelbſt in die Suppe des Papſtes einbrocken. Dies weiß in Rom Jedermann, und nirgend

hört man eine verwunderte Aeußerung darüber. Bei diesen gewöhnlichen Mahlzeiten Seiner Heiligkeit soll es übrigens ungemein einfach und hausbürgerlich hergehen, denn die clericale Ueppigkeit der Tafel ist, wie jede andere Verschwendung eines fürstlichen Hofhalts, von Pius IX. auf das Strengste abgewiesen worden. Der Papst hat in dieser Hinsicht sogar eine sehr strenge Oekonomie herausgekehrt, der es an übeler Nachrede und ungnädigem Aufsehen in päpstlichen Palaste selbst nicht gefehlt hat. Besonders ist die Reaction gegen die Limonade, welche Pius in seinem Haushalt angeordnet, von den päpstlichen Beamten sehr schlimm empfunden worden, die sonst auf den Kanzleien und Bureaux, und bis in die Bedienten-Zimmer und Ställe hinein, einen gänzlich freien Verbrauch dieses nationalen Getränkes hatten, und nach Belieben sich desselben im Vatican bedienen konnten. Pius strich die 60 Scudi, welche früher für den täglichen Verbrauch von Limonaden auf dem Budget der Päpste standen, und sagte mit seiner halb gutmüthigen Ironie zu den sich darüber verwundernden Hofleuten: „Ich werde mir von jetzt an die Citronen zu meiner Limonade in meinem eigenen Garten pflücken.“ Man war der Meinung, daß der Papst nicht nöthig habe,

ein ſo knauſeriges Syſtem in ſeiner Hofhaltung einzuführen, denn obwohl allerdings für ſein Ausgaben-Budget nur etwas über 600,000 Scudi ausgeworfen ſind, wovon auch noch die Kardinäle unterhalten werden müſſen, ſo bezieht doch das Oberhaupt der Kirche ſo viele, bis in's Ungeheuere ſich verſteigende Neben-Einkünfte, daß ſeine Kaſſe die aller anderen fürſtlichen Souveraine, auch der reichſten, weit übertreffen dürfte. So mange engliſche Lady, die unter den Zaubern der Peterskirche ihr anglikaniſches Kirchenthum abgeſchworen, ſendet dem heiligen Vater wöchentlich, zur Erlangung einer Privatmeſſe für ihr Seelenheil, ſo ungeheuere Summen ein, daß davon ganz Rom, ſtatt jeder anderen Freiheit, ſich wenigſtens in der Freiheit der Limonade berauſchen könnte. Noch mehr bringen die Todtenmeſſen ein, die in manchen Jahren den Ertrag von einer Million Scudi dem Papſte abgeworfen haben ſollen. Pius IX. iſt aber nach andern Seiten hin ſo freigebig, namentlich mit Geſchenken und Penſionen, daß gegen dieſe Ausgaben ſeine Civilliſte nur ein kleines Taſchengeld iſt, das er für ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe ſtreng zuſammenhalten muß. Es iſt möglich, daß die frühere Volksthümlichkeit dieſes Papſtes zuerſt weniger durch ſeine Refor-

als möglich zu dem Andern zu stellen, statt der nächsten Gegenseitigkeit des Zweiten, die auch grammatisch die zweite Person sein würde, sich die entferntere Bekanntschaft in der dritten Person zu wünschen, und ihn deshalb in dieser auf Schrittweite gestellten Position sich respectvoll gegenüber bestehen zu lassen. Dann aber ist der Hang, diese dritte Person zuletzt sogar in der Mehrheit: Sie auszudrücken, ebenfalls aus dem allgemeinen Grundsystem der Höflichkeit herzuleiten. Eine einzelne Person gewissermaßen als eine Mehrheit von Personen zu behandeln und anzureden, dürfte die allergrößte Höflichkeit sein, die man nur immer in der Idee des Menschen erschwingen kann, und wenn das Sie eine Narrheit ist, so läßt sich doch, wie bei jeder, auch etwas Weisheit und metaphysische Ironie heraussophistisiren. Obwohl am Ende Niemand mehr sein kann, als „Er selbst allein", so stecken doch in einem Menschen immer mehrere und sehr verschiedene Personen, die allerdings bei der Anrede und im Umgange zu berücksichtigen sind, besonders da im letzteren oft eine ganz andere Person heraustritt, als im Hintergrunde verhüllt bleibt, und

men als durch seine beispiellose Freigebigkeit hervorgerufen worden ist. Seine Neigung, Geschenke zu machen und Jahrgelder auszusetzen, folgt jedoch in neuester Zeit auch nicht selten ausschließlichen und tendenziösen Gelüsten, die sonst nicht in seinem Charakter lagen. So fanden vor einigen Tagen in der Kirche St. Apollinare vor dem Papste die Redeübungen zweier Disputanten aus dem Collegio Pio statt, in denen aber die beiden jungen Männer mit ihrer Gelehrsamkeit und Zungenfertigkeit sich nur darin überboten, den Protestantismus als eine wirkliche Ausgeburt der Hölle zu schildern und seine verderbliche und teuflische Natur in allen Beziehungen nachzuweisen. Der Papst, der die Scudi für die Limonade spart, hat jedem dieser Herren ein Medaillon von hundert Scudi an Werth zustellen lassen und dazu eine lebenslängliche Pension von ebensovielen Scudi gefügt. Es ist dies zugleich eine dem Protestantismus erwiesene Ehre, die derselbe durch seine ihm heut noch gebliebene Stellung und Macht kaum zu verdienen scheint.

Auch für seine ihn zunächst umgebenden Diener, die er in rother Seide kleidet, sorgt Pius mit gütigen und gabenreichen Händen. Es bekommen sogar diejenigen, welche ihn bei schlechtem Wetter auf seinen täglichen

Spazierfahrten begleiten müssen, jedesmal eine besondere Gratification, die oft nicht geringfügig ausfällt, und einen bestimmten Posten auf seiner Civilliste bildet. Bei allen seinen maaßlosen Verausgabungen, mit denen Pius IX. seinem Herzen und seinem Eifer für die Kirche folgt, hat er doch zugleich eine weit bessere Ordnung in die Finanzverwaltung des Kirchenstaats gebracht, als sie je unter seinen Vorgängern, und namentlich unter dem letzten Pontificat Gregors XVI. bestanden, welcher Statthalter Christi eine Schuldenlast von 45 Millionen auf Petri Stuhl zurückließ.

Es sind dies Alles liebenswürdige Züge eines Charakters, der an den ungünstigen Umständen, in die sein Wirken fiel, und noch mehr an der Unmöglichkeit der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, märtyrerhaft zerschellen und in sich selbst zerrieben werden mußte. Pius IX. ist eine schöne Seele, die gern alle Menschen und Stände beglücken, alle Zeiten versöhnen und die leitenden Ideen der Geschichte anerkennen und zur Wahrheit machen wollte. Aber die schöne Seele ist den Stürmen, die sie heraufbeschwört, nicht gewachsen. Um eine Nation zu erneuern, um eine ganze Zeit in ihr richtiges Bett der Entwickelung

zu leiten, bedarf es mehr des Schwertes in feſter Hand, als der ſinnigen Spielerei mit Träumen und Gedanken, die Dem, welcher ſie nicht mit ſchaffender Gewalt zu meiſtern weiß, zu ebenſo vielen Gefahren über den Kopf wachſen müſſen. Vielleicht hätte Maſtai Feretti, als er ſeine Studien in Volterra machte, beſſer daran gethan, ſeinem ihn treibenden Inſtinct zu einer militairiſchen Carrière zu folgen, als daß er mit ſeinen unternehmungsluſtigen dreiundzwanzig Jahren und mit ſeinem thatenſtrotzenden ſchönen Körper die Regeln des Prieſterſtandes empfing und in die wilde Einſamkeit einer apoſtoliſchen Miſſion, die ihn damals nach Chili berief, abging. Charaktere ſeiner Art, die nicht Das ſein wollen, was ſie ſind, und nicht Das ſind, was ſie ſein ſollen, werden in der Regel die größte Geißel der Geſchichte. Sie verderben ihre Freunde, erhöhen ihre Feinde, und bringen die Sache, gegen die ſie kämpfen, zu einem unheilvollern Sieg als je. Sie ſelbſt endigen gewöhnlich in einer Apathie, welche der Inhaltloſigkeit entſpricht, bei der ſie zuletzt angelangt ſind. Dieſe Wahrnehmung beſchlich uns geſtern im Caſtel Gandolfo, dem ungemein reizend gelegenen kleinen Dorf am Albaner See, wohin wir, um die

päpſtliche Sommerreſidenz kennen zu lernen, unſern Ausflug gerichtet hatten. Ein Blick in die dortigen Wohnzimmer Pius IX. verrieth uns auch die vielen kleinen Gegenſtände des Intereſſes, welche die Mußeſtunden des Statthalters Chriſti dort in ſeiner Zurückgezogenheit auszufüllen ſcheinen. Manches ſchien darunter in der That einer apathiſchen Spielerei anzugehören, die zuweilen auch noch einen andern Beigeſchmack hatte. So fiel uns beſonders eine Reihe chineſiſcher Frauenbilder, welche die Galerie eines koſtbaren Schreibtiſches ſchmückten, auf. Dieſe ſchönen Frauenzimmer aus dem himmliſchen Reich der Mitte hatten zwar nicht gerade etwas Ueppiges, aber ſie ſahen doch ſo aus, daß man ſich darüber verwundern konnte, ſie hier zu finden, beſonders in einer Nachbarſchaft, welche uns an die unbefleckte Empfängniß erinnerte. Denn daneben auf dem Schreibtiſch Seiner Heiligkeit lag ein Pracht-Exemplar des officium immaculatae conceptionis*), verſehen mit ſehr ſchönen Stahlſtichen von den Compoſitionen, welche der berühmte Maler Steinle von dem Myſterium der un-

*) Regensburg bei Manz.

befleckten Empfängniß gemacht hat. Der Maler selbst hat das Werk dem Papste als Huldigung dargebracht, und ihn auf einem Blatt vor dem Titel als den „erhabenen Promulgator des Mariamischen Dogma's" (von der unbefleckten Empfängniß) bezeichnet. —

III.

St. Peter zu allen Zeiten.

Wenn man auf der mit Engeln geſchmückten Brücke von Sant Angelo den ſtill darunter liegenden, von alten Tagen und von den Geſängen des Horaz träumenden Tiberſtrom überſchreitet, tritt man zuerſt der gewaltigen Engelsburg, dem Mauſoleum des Kaiſers Hadrian, entgegen. Hier, in den ehemaligen Kaiſergärten der Domitia, hatte einſt dieſer römiſche Kaiſer, nachdem er ſeine weltberühmte Fußreiſe mit entblößtem Kopf durch alle Provinzen ſeines Reichs vollendet, das prachtvolle Grabmal für die Aſche der Imperatoren gebaut, die in dem übervoll gewordenen Mauſoleum des Auguſt keinen Platz mehr finden konnten. Die verfallenen Grabeskammern der Cäſaren würden uns nicht locken, hier einzudringen, aber die andere Beſtimmung, die Kaiſer Hadrians Mauſoleum

im Lauf der Zeiten empfing, wodurch es zur Hauptfeſtung Roms und zum Staatsgefängniß wurde, hat einen viel geheimnißvolleren Reiz über dieſe wunderbaren Steinmaſſen gebreitet. Ein Geheimniß iſt das Innere der Engelsburg ſchon ſeit vielen Jahrhunderten, und die Kenntniß des Zuſammenhanges der inneren Wendelgänge und Kammern iſt durch die hier eingeniſtete Staatsintrigue ebenſo verloren gegangen, als die Anſchauung des urſprünglichen Bauplans, den ſo viele hiſtoriſche Schickſale und Zerſtörungen verändert haben, verloren gegangen iſt. Seitdem die Engelsburg zum Staatsgefängniß dient, ſind von jeher viele Myſterien der päpſtlichen Politik darin untergebracht worden, und auch die Galeerenſklaven des Kirchenſtaats, die in Rom beſchäftigt werden, verhauchen die Seufzer ihrer Verzweiflung gegen dieſe räthſelhaften Mauern.

Wir ſchritten an den gewaltigen, zu einem ungeheuren Viereck aufgethürmten Quadern dieſes Caſtells, das ſich keinem freiwilligen Beſuch öffnet, eilig vorüber, und bogen links in den Borgo ein, um die Baſilika von St. Peter, die das Ziel unſerer heutigen Wanderung war, zu beſuchen. Wir verfolgten den Weg, welcher an dem bedeckten Gang vorüberführt,

den Alexander VI. von der Engelsburg nach dem Vatican anlegen ließ und durch den ſich die Statthalter Chriſti in der Stunde der Gefahr, wenn äußere Bedrängniſſe für ſie ausgebrochen waren, aus ihren Gemächern zu retten pflegten, wie Clemens VII. that, als der tapfere Connetable Carl von Bourbon ſein Heer zur Belagerung Roms geführt hatte. Plötzlich ſtanden wir jetzt auf dem Petersplatz, und hörten die Springbrunnen rauſchen, die zu beiden Seiten des Obelisken ihre ſprudelnde Waſſerſäule auf ihre Granitſchaalen herabfallen ließen.

Vor unſerm Angeſicht hatten wir die Peterskirche, den Wunderbau der neuen Welt, deſſen erſtem Anblick man mit Herzklopfen entgegengeht, wie dem erſten Anblick des Meeres, von dem man ſtets die ungeheuerſten Erwartungen genährt, die nur enttäuſcht oder übertroffen werden können. So trägt auch Jeder ſeit ſeiner früheſten Jugend eine Peterskirche in ſeiner Phantaſie, und ihr märchenhafter Prachtbau, in dem ſich die Namen Bramante, Rafael, Michel Angelo und Leo X. verſchlingen, hat uns zuerſt in der friſchen und eindrucksreichen Zeit beſchäftigt, in der man uns die erſten Urſachen der Reformation in den auf jene Baukoſten verrechneten Ablaßbriefen Tetzels kennen

lehren wollte. Wie vom Meere, ſo hat man ſich denn auch von St. Peter, dieſem zu einer Kirche von Marmor und Gold zuſammengefaßten Ocean, die verſchiedenſten Vorſtellungen gebildet. Man zittert, wie dieſe Vorſtellungen zur Wirklichkeit des Baues ſich verhalten werden, und man behält ſein erſtes Bild von ihm oft noch eine Zeitlang nachzitternd in ſeiner Seele, wenn man, unter den Säulen der Kirche umherwandelnd, ſchon im Begriff iſt, die wirkliche Geſtalt, entkleidet von allen mitgebrachten Träumen und Vorſtellungen, aufzufaſſen. Aber auch dann noch, wenn wir zu einer Klarheit und Beſtimmtheit der Anſchauung durchgedrungen, tritt leicht ein Moment der Verwirrung ein, und man kann ſich überwältigt fühlen von der künſtleriſchen, wie von der hiſtoriſchen Allmacht eines Bauwerks, in dem die antiken Schönheitsformen ſich den Tiefen des chriſtlichen und katholiſchen Geiſtes geſchmiegt und dienſtbar gemacht haben, und an welchem zugleich das dritte Weltalter, das reformatoriſche, ſchon bei der Entſtehung dieſer die ganze Chriſtenheit beherrſchenden Baſilica ausgebrochen iſt.

Der Petersplatz, auf dem man umſchauend gern noch verweilt, ehe man ſich in die marmorne Unendlichkeit von St. Peter einſchifft, breitet ſich in zwei

Theilen, die eine mit einem Quadrat verbundene Ellipse bilden, in einem dem Auge faſt unermeßlichen Umfange vor der Peterskirche hin. Die bedeckten Säulengänge und Gallerieen, die zu beiden Seiten des Petersplatzes einherlaufen, und als ein Meiſterwerk Bernini'ſcher Baukunſt erſcheinen, geben dem Platz eine ungemein feierliche und würdige Umfaſſung. Es ſind dreifache bedeckte Säulengänge, deren Radien auf einem Travertin zwiſchen den beiden Springbrunnen und dem Obelisk vereinigt erſcheinen und dadurch die Illuſion einer einzigen Reihe gewähren. Man glaubt hier ſchon in einem wunderbar gefeiten Kreiſe zu ſtehn, in dem man allen gewöhnlichen Lebensberührungen entzogen iſt. Die Straßen Roms, welche hinter der Piazza del Ruſticucci herauf ſich bis hierher ſchlängeln, ſcheinen einer andern fernabliegenden Welt anzugehören. Hinter uns liegt St. Petri Dom, der für ſich allein die Reſidenz des Katholizismus, die hohe Zwingburg des welterobernden Kirchenſyſtems iſt. Wir wenden uns jetzt endlich, bang entſchloſſen, in dieſen Kampf der Betrachtung und Bewunderung mit ihr einzugehen, nach der Peterskirche um, und grüßen ihre Rieſenkuppel, die dort hoch und gewaltig über den Zinnen des Gebäudes ſchwebt.

man, für unvorhergesehene Fälle, gut thut, mit einem einzigen höflichen Schlagwort alle in einem Menschen befindlichen Personen zu gleicher Zeit zu becomplimentiren. Dieser Pluralis dient auch zur Bezeichnung von äußerer Macht und Ansehn nachdrücklich, schon bei den Alten. Römischem Consularstolz und Patrizierpomp gehörte das allumfassende **nos** für das einzelne **ego** gewissermaßen zur Purpurverbrämung der toga praetexta, doch wurde es zu Cicero's Zeit auch selbst im engeren freundschaftlichen Verkehr gehört. Durch die Anrede in der Mehrheit bezeichnest Du eine Person mit Allem, was an ihr darum und daran hängt, mit Sack und Pack, mit Gut und Geld, mit Orden und Connexionen, mit schöner Frau und einflußreichem Vetter, kurz mit Allem, was Werth und Verdienst an ihm ausmacht, ausmachen könnte oder ausmachen sollte; und so ist es kein Wunder, daß der Pluralis als das vieldeutigste Symbol der Höflichkeit, worunter er alle vergangene, gegenwärtige und zukünftige Aufmerksamkeit in Raum und Zeit, im Aeußern und Innern zusammenfaßt, endlich die Oberhand und Höhe der deutschen Höflich-

Von der einzig daſtehenden Großartigkeit und Majeſtät des Baues muß man jetzt ſchon den vollſten Eindruck empfinden, obwohl derſelbe nicht ſo überwältigend und alle Kritik zurückdrängend iſt, als ihn die beiſpielloſe Maſſenhaftigkeit des Gebäudes, und die Gewalt der dieſe Maſſen durchdringenden Harmonie, ſonſt hervorrufen müßte. Je näher man aber der Peterskirche ſelbſt entgegenſchreitet, und die Hauptfaçade des Gebäudes ſich vorſtellig macht, deſto auffallender tritt die Wirkung der Kuppel zurück, die, *nach Michel Angelo's Plan, den Haupteffect des ganzen* Baues bilden und krönen ſollte. Die einen größeren Umfang der Façade herbeiführenden Zuſätze, welche Maderno zu dem Bauplan Michel Angelo's hinzufügte, haben dieſes ungünſtige Verhältniß hervorgerufen, durch das die Kuppel von St. Peter nur, wenn man ſich auf einem ſehr entfernten Standpunkt von ihr befindet, in ihrer wahren Größe und Ganzheit ſich dem Auge des Beſchauers darſtellt. Es iſt dies ein architektoniſcher Fehler, der von vornherein die künſtleriſche Maſſenwirkung von Sanct Peter wieder in ſich ſelbſt zuſammenſchrumpfen läßt und auf ein anderes Mißverhältniß vorbereitet, das, ſobald man durch die prachtvoll geſchmückte Vorhalle in das Innere

der Kirche eingetreten, den wunderbaren Zwieſpalt des Ganzen mit ſeiner Größe hervortreten läßt.

Wenn man, nahe beim Haupteingang ſchon, in Erſtaunen und bewunderndem Anſchauen, auf der runden Porphyrplatte ſtehen bleibt, die noch aus der alten Peterskirche entnommen worden, und auf der einſt die Kaiſer des heiligen römiſchen Reichs vor ihrer Krönung knieend ein Gebet über ſich ſprechen laſſen mußten, wenn man dann ſeinen Blick auf dieſe hohen, von Marmor, Broncen und Moſaiken ſtrahlenden Hallen, an allen dieſen Säulen, Capellen, Monumenten, Altären und Bildſäulen vorüber, bis zu dem von der großen Kuppel überwölbten Hauptaltar und der dahinter liegenden, die ungeheure Perſpective abſchließenden Tribüne hinuntergleiten läßt: ſo kann man in demſelben Augenblick noch zweifelhaft über die Größe des Raums ſein, den man mit ſeinen Blicken durchmeſſen hat. Denn die Größe der Peterskirche iſt gewiſſermaßen ein Geheimniß, das ſich bei der erſten unmittelbaren Anſchauung ihres Innern uns nicht ſogleich offenbart, indem die jeden bekannten Maaßſtab überragende Ausdehnung aller Verhältniſſe erſt allmählig, und durch das Vergleichen und Combiniren aller Einzelnheiten, ſich uns erſchließt. Die Größe des Gan-

zen liegt aber hier in der Harmonie bezwungen, durch welche die einzelnen Theile mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit aneinander gerückt und zu einer einheitlichen Gesammtwirkung verarbeitet worden sind. Man bemerkt daher die Unermeßlichkeit dieser Größe erst, nachdem sie über unserm Haupte die Riesensittige zusammengeschlagen hat und wir uns in ihrem Labyrinth gefangen finden. Aber diese eigenthümliche Situation, in welche wir hier eintreten, scheint die Ueberschwänglichkeit eher auszuschließen, als in sich zu begreifen, denn der combinirende Verstand ist es, der zunächst durch den Anblick von St. Peter herausgefordert und in Thätigkeit gesetzt wird, und der die Größe, die der Gesammteindruck des Ganzen wunderbar verheimlicht, aus der Berechnung aller zusammenwirkenden Theile nachzuweisen unternimmt.

Man hat über diesen Eindruck St. Peters gestritten, in dem zunächst ein Wunder der architektonischen Idee und Gestaltung vorliegt, denn wir würden uns nicht entschließen können, einen Mangel des Kunstwerks darin zu erkennen. Das Kunstwerk ist an sich von der Größe des Raums, den es beschreibt, unabhängig, und es erfüllt seine Zwecke unter allen Raumverhältnissen, unter denen es auch immer geboren

werden mag. Die Baumeiſter von St. Peter hätten es leichter gehabt, eine Kirche der unendlichen Größe, der unermeßlichen Ausdehnung darin entſtehen zu laſſen. Vielleicht hätte ein ſolcher Bau mehr auf das Gemüth eingewirkt, als es die Peterskirche jetzt vermag, die, als ein Werk des berechnenden Verſtandes, auch wiederum nur den Verſtand in Bewegung zu ſetzen vermag, und der Combination jedenfalls mehr Nahrung bietet, als der Phantaſie, die hier ihren Flug nur ſehr gemeſſen und ruhig ausſpannen kann. Aber dies ſeltſame Verhältniß einer Größe, die ſich in ſich ſelbſt verbirgt, und die nur aus einer genauen Betrachtung ihrer Theile wiedergefunden wird, kann nicht ein Fehler am Kunſtwerke ſein, ſondern ſie iſt die wahrhaft künſtleriſche Geſtalt dieſer in den Geſetzen ihrer eigenen Harmonie ſchwebenden Schöpfung.

Wir können darum auch Denjenigen nicht Recht geben, welche die Peterskirche als den Sitz der die Phantaſie berückenden Elemente des Katholizismus haben auffaſſen wollen. Dieſe Elemente, die in anderen Kirchen Roms ſo reichlich quellen, und mit aller Pracht des ſinnlichen Ausputzes ſich verſtärkt haben, ſind in Sanct Peter vor der gediegenen Plaſtik der Ausführung ganz und gar zurückgewichen. Es iſt keine tranſcen-

dente, im Halbdunkel ſchwelgende, mit den koſtbaren Geſchenken für die Madonna und alle Heiligen prunkende Romantik, ſondern es iſt eine reine, kunſtvoll aufgebaute Verſtandesſphäre, in welche man im Sanct Peter eintritt, und in der man die Idee des Katholizismus zwar in ihrer großartigſten plaſtiſchen Ausgeſtaltung, aber keineswegs in ihrer Gemüth und Urtheil hinreißenden Magie walten ſieht. Die Peterskirche hat zwar bei den Nordländern immer vorzugsweiſe für die Kirche der Proſelytenmacherei und für den eigentlichen Venusberg des Katholizismus gegolten, dem man, einmal in ihn eingegangen, nicht mehr entrinnen könne. Aber wir müſſen offen ſagen, daß, wer in Sanct Peter den Verſtand verliert, ſchon bei ſeiner Ankunft in Rom keinen mehr zu verlieren haben konnte. Der geiſtig und ſinnlich verwilderte Proteſtantismus, der ſchon erſchöpft und zerfallen vor den Pforten Sanct Petri anlangt, mag in dieſen Hallen eines majeſtätiſchen Friedens, einer heitern klaren Selbſtgewißheit, leicht haltungslos in ſich zuſammenkriechen, und in der Hingebung an das Syſtem, das dieſe unerſchütterliche Veſte des Katholizismus geſchaffen hat, ſeine letzte Stütze ſuchen, oder den letzten Reſt ſeiner Vernunft dahinfahren laſſen. An der Bekehrung

der meiſten Proteſtanten in Rom iſt die Peterskirche ebenſo unſchuldig, als in alten Zeiten das Capitol an der weisheitsvollen Beredſamkeit ſeiner Gänſe war. Wenn Zacharias Werner, der Verfaſſer der „Weihe der Kraft", und ſo viele andere ſeiner Richtung, hier vor den Altären ihren Proteſtantismus abſchworen, ſo war dieſer ſchon lange vorher im romantiſchen Genußprincip entzwei gebrochen, und war zu ſchwach geworden, um ſeinen Freund zu verſtehen, der in dem hellen lichten Verſtandesprincip, das den ganzen Bau von Sanct Peter durchdringt und charakteriſirt, ihn hätte erheben und wieder zu ſich ſelbſt bringen können.

Wie große Menſchen der Geſchichte zu verſchiedenen Zeiten einer verſchiedenen Beurtheilung und Ausdeutung ihres Charakters, ihres Lebens und ihrer Thaten unterliegen können, ſo mag dies auch mit großen Gebäuden, die ebenfalls handelnde Figuren in der Weltgeſchichte ſind, der Fall ſein. Sanct Peter muß uns erlauben, heut neue Anſchauungen von ihm zu haben. Seine gewaltige Architektur iſt zugleich die berechnetſte und verſtandesklügſte von der Welt; ſie weiß unter ihren lichtvollen Bogen, in ihrer ganzen ſich künſtleriſch ausgleichenden, den Raum dialektiſch vertheilenden Compoſition, den Verſtand vielmehr zu

schärfen und herauszufordern, anstatt ihn einzulullen und zu umnebeln. Hier ist keine in duftigen Rauchwolken emporwirbelnde Phantasmagorie, es ist eine klare, marmorhelle und marmorfeste Wirklichkeit, die uns umgiebt und die uns vor Allem zur Erkennung ihrer künstlerischen Gesetze, zum Studium ihrer tief berechneten Wirkungen, auffordert. Es ist nicht die Idee des Katholizismus, sondern es ist das tiefdurchdachte und weitberechnete System der Hierarchie selbst, das in der Architektur von Sanct Peter, in diesen perspectivischen Täuschungen und Verkürzungen, und in dieser unbegreiflichen Beherrschung des Ganzen durch eine an das Wunder gränzende Combination des Einzelnen, seinen Ausdruck erhalten hat. Darum ist Sanct Peter, weit entfernt davon, die Kirche der schwärmerischen Glaubensinbrunst zu sein, vielmehr der naturgemäße Wandnachbar des Vatikan, wo die Päpste wohnten, wo sie die Geheimnisse ihrer Herrschaft ausdachten und mehrten, und ihre Machtpolitik wie ihre Bannblitze schmiedeten.

Das allem Mysterium entgegengekehrte Verstandes-Element, welches die Architektur von Sanct Peter bestimmt hat, erscheint in dieser Basilika wesentlich durch die Combination mit der antiken Plastik getragen. Als

Rafael Sanzio, nach dem Tode Bramante's, von dem Papſte Leo X. zum Baumeiſter der Peterskirche ernannt worden, entwarf der große Maler einen neuen Bauplan, den er beſonders auf den Gedanken begründete, daß die Schönheit der Antike zur Grundform der neuen Peterskirche erhoben werden müſſe. Leo X. war ein Lebemann im großen Stil, und die heitere Antike ſagte ihm jedenfalls mehr zu, als die tranſcendente Romantik der gothiſchen Dome, die ſeinem luſtigen, etwas ironiſch gefärbten Geiſt am wenigſten entſprach. Es iſt ein großer Unſinn der Machthaber, wenn ſie ſich mit der Antike einlaſſen, in der ſie ſtets ein der Gewaltherrſchaft feindliches Princip an ihrem Buſen nähren. Der heilige Vater, der die Bedeutung des reformatoriſchen deutſchen Mönches in dieſer Zeit nicht einzuſehen vermochte, ergriff den Gedanken Rafaels, welcher die erſte Kirche der Chriſtenheit mit der Schönheit der Antike vermählen wollte, mit großer Begeiſterung.*)

*) Rafael ſchrieb darüber in einem, an ſeinen Freund Caſtiglione gerichteten Briefe aus Rom (Bottari lettere Pittoriche I. 83): „Unſer Herr hat mir, indem er mich beehrte, eine große Laſt auf die Schultern gelegt; dies iſt die Beſorgung des Baues der Petrikirche. Ich hoffe zwar nicht zu unterliegen, und um ſo mehr, da das von mir verfertigte Modell Sr. Heiligkeit ge-

Die uralte Baſilica, die ſchon im vierten Jahrhundert von Conſtantin auf der Märtyrerſtätte des Apoſtels Petrus im Circus und Garten des Kaiſers Nero erbaut worden, ſollte jetzt, nachdem das Mittelalter dieſen Bau hatte verfallen laſſen, nach den Grundgeſetzen der antiken Schönheit wieder aufgebaut werden. Es war dies eine Combination, die, obwohl der antiplaſtiſchen Idee des Chriſtenthums widerſtreitend, doch ſchon mit der Entſtehung der römiſch-katholiſchen Kirche im Grunde auf das Genaueſte zuſammengehangen hatte. Die chriſtliche Kirche Roms war ja recht eigentlich in die Ruinen des römiſchen Alterthums hineingewachſen, und die Tempel der alten Götter haben, wie man noch heut ſieht, überall ihre Pfeiler und Säulen, ihre Geſimſe und Grundſteine hergegeben, um die chriſtlichen Altäre einzufaſſen und die neue Kirche ſo raſch und feſt als möglich mit den Mitteln des alten Schönheits-Cultus aufbauen zu helfen. Da hat die Madonna von der Minerva und

---

fällt, und von vielen ſchönen Geiſtern gelobt wird. Aber ich hebe mich höher in dem Gedanken. Ich wünſchte die ſchönen Formen der antiken Gebäude aufzufinden; nur weiß ich nicht, ob das nicht der Flug des Icarus ſein wird. Vitruv giebt mir großes Licht, aber nicht ſo viel als hinreicht."

Veſta, ſelbſt von der Venus, die alte, von der ſchönſten Kunſt geheiligte Stätte geborgt, und hat dieſe halb verfallenen Hallen durch ihren neuen Dienſt neu zuſammengefügt und befeſtigt. Jeſus Chriſtus hat ſein Reich der Gläubigen in einem alten Apollo-Tempel aufgeſchlagen, und derſelbe hat ſich um ihn auf den alten Pilaſtern zur Kirche des Kreuzes wunderbar zuſammengeſchloſſen und erhöht. Man weiß nicht mehr, ob die bronzene Bildſäule des heiligen Petrus, die dort am letzten Pfeiler des Mittelſchiffes von Sanct Peter ſteht, eine antike Jupiter-Statue iſt, oder ob ſie wirklich nach der Leibesgeſtalt des Apoſtels geformt worden. So ſahen wir auch, als wir neulich das prachtvolle Forum Trajans beſuchten, den heiligen Petrus ſelbſt auf der Spitze dieſer Säule ſtehen, die einſt dem Kaiſer Trajan nach der Eroberung von Dacien vom römiſchen Senat errichtet worden. Der Apoſtel hat ſich gerade auf die Spitze dieſer Säule hinaufgeſtellt, und in einer feierlichen energiſchen Haltung beherrſcht er von dort das in wunderbaren Säulen-Trümmern zu ſeinen Füßen ruhende Forum.

Dieſe Syntheſe des Chriſtenthums mit der Antike, die von vornherein in der Entwicklung der chriſtlichen Kirche liegt, bewegte auch den Geiſt Rafaels,

keitssprache behaupten mußte. Dagegen bemächtigt sich die vertrautere Rede der Liebe, der Religion, des altberechtigten Umgangs, des vergeistigten Gesprächs mit entfernten verehrten Personen, immer ausschließlich der einfachen Zahl. Wer uns in der einfachen Zahl mit Du anredet, geht auf unsere Einfachheit, die Monas in uns, los, er appellirt an den einfachen Kern in uns, den die gesellschaftliche Höflichkeit in die faltenreiche Mehrheit einwickelt, und wir stehen mit ihm, es mag so kurzweilig klingen als es will, auf einem ganz andern Fuß der Hingebung und Mittheilung, weil wir auf dem Fuß des Singularis mit ihm stehn.

Die vielfältige Zahl in der Anrede ging Hand in Hand mit dem Gebrauch gewisser abstracter Sammelbegriffe, wie man die ehrerbietigen Personenumschreibungen: Euer Liebden, Euer Gnaden u. s. w. nennen könnte, die schon sehr früh aufkamen, und mit denen sich auch jene argen Schönpflästerchen auf dem natürlichen Antlitz unserer Sprache: Dero, Ihro, als Nachahmungen des Italienischen loro, vostro verbanden. Zur Erfindung solcher Abstracta hatte sich zwar die

als er den neuen Dom von St. Peter in den Gesetzen des antiken Schönheits-Ideals entstehen lassen wollte. Es war ein Gedanke, in dem die Versöhnung der kämpfenden Weltalter sich ausdrückte, daß hier über dem Märtyrergrabe des Apostels Petrus, der an dieser Stelle den schmählichen Tod erlitten für die neue Gotteslehre, und wohin auch die Ueberreste seiner Gebeine aus den Katakomben gebracht sein sollen, ein Tempel der heiteren und klaren Schönheit, ein christliches Gotteshaus in Maaß und Form der antiken Lebensherrlichkeit, sich wölben solle. Dieser Gedanke blieb dem Bau von Sanct-Peter als plastisches Gesetz eingegraben, wenn auch Rafael's Tod andere Baumeister mit anderen Plänen und Entwürfen in die Schranken rief. Unter diesen waren Michel Angelo und Maderno diejenigen, welche die Peterskirche, wie sie heut vor uns steht, in ihrer ganzen Composition abgeschlossen und geschaffen haben. Michel Angelo befand sich schon in seinem vorgerückteren Greisesalter, als er von dem Papst Paul III. die Ernennung zum Baumeister der Peterskirche annahm. Unter seinen gewaltigen Händen empfing der Bau nun seine entscheidendsten Feststellungen, und die Form des griechischen Kreuzes, welche die Kirche jetzt wieder

erhielt, muß auf Michel Angelo zurückgeführt werden, nachdem Rafael den ursprünglichen Plan des Bramante in die Gestalt des lateinischen Kreuzes zu verändern gesucht hatte. Besonders aber war es die Kuppel von St. Peter, mit welcher sich der titanische Geist Michel Angelo's am sorgfältigsten beschäftigte, und deren schwungvollem Gewölbe er eine größere Festigkeit zu verleihen trachtete. Nach seinem Plan hatte nun erst das eigentliche Wachsthum des Wunderbaues begonnen, an dem die folgenden Jahrhunderte unermüdlich fortbauten, abänderten und umgestalteten, je nachdem Verhältnisse und Zeitgeschmack dazu mitwirkten.

Wir setzten jetzt unsere Wanderung durch die Kirche zuerst bis zu dieser Kuppel fort, welche sich über dem Hauptaltar von St. Peter in einem unermeßlichen Schwunge und mit ebenso viel inniger Harmonie als ernster feierlicher Größe erhebt. Die wunderbare Illusion des Raumes, welche die ganze Peterskirche beherrscht, befällt uns auch, wenn wir unter dieser Kuppel stehn, die uns mit ihren Pfeilern und Nischen und mit ihrer darüber gebauten, von herrlichen Mosaiken verzierten Wölbung in einem harmonisch abgeschlossenen Raum umfängt, und nur allmählig erst

und durch eine angestellte Probe die ungeheuere Ausdehnung fassen läßt, in die wir hier durch den Zauber der Architektur eingetreten sind. An dem Rand der Kuppel umher laufen die bedeutsamen Worte: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et tibi dabo claves regni caelorum.*) Um diese an der ganzen Wölbung fortlaufende Inschrift lesen zu können, muß man innerhalb der Kuppel von einer Stelle zur andern hinübertreten. Die geraume Zeit, die dazu erforderlich ist, um in dieser scheinbar sehr bemessenen Rundung herumzukommen, liefert erst den Beweis, welcher ausgedehnte Umfang, welches überraschend ausgreifende Raumverhältniß an dieser Stelle der Kirche waltet.

Jetzt aber hat in der großen Capelle des Querschiffes die Messe begonnen, die heut, am Sonntag, mit einem hohen Aufwande aller ihrer Mittel gefeiert wird, und schon erhebt die Musik ihre festesfröhlich rauschenden, die Andacht und die Freude beflügelnden Klänge. Wir ließen uns zu den Füßen des heiligen Petrus dicht unter seiner Bildsäule nieder, die am letzten Pfeiler des Mittelschiffes auf der rechten Seite

*) „Du bist Petrus, und über diesem Fels werde ich meine Kirche erbauen und Dir die Schlüssel des Himmelreichs geben."

ſteht, und wo eine Bank uns zum Ausruhen und Verweilen einlud. Wir konnten hier bequem ſchauen und hören, und zugleich einem großen Theil der Kirche, die ſich jetzt ſchon mit einer großen Menſchenmenge angefüllt hatte, unſere fernere Betrachtung widmen. Wie bedeutend aber auch die Zahl der Gläubigen ſich mehren mag, welche zu dem glänzenden Schauſpiel des Hochamts ſich eingefunden haben, man bemerkt es kaum, daß die Räume ſich mit Menſchen angefüllt haben. In St. Peter iſt man immer einſam, und das größte Menſchengewühl ſchwindet unter dieſen jedes Maaß überbietenden Hallen und Pfeilern zu Schattenbildern zuſammen, die in ſich ſelbſt verſchweben, und deren Bewegungen ſogleich zu erſterben ſcheinen an den Alles überwältigenden, Alles zwiſchen ſich zerreibenden Marmormaſſen.

Die Muſik des Hochamts hat ſich aber in jauchzenden Harmonien emporgeſchwungen, und das Sängerchor fällt mit klangvollen, begeiſtert aufſteigenden Stimmen ein, um der Andacht zu dem Erlöſer den melodieenreichſten Ausdruck zu leihen. Wie ſchmetternde Lerchen wirbeln einzelne Soli, die um den Effect der Oper buhlen, und zur Verherrlichung des Heiligſten, wie es ſcheint, auch das frohe Entzücken der Sinne,

das umflatternde Ergötzen auf bunten Blumentriften, auszudrücken wagen. Nun hört man auch die Caſtraten ſchlagen, welche aus dem früheren Glanz des römiſchen Caſtraten-Inſtituts dieſer Capelle noch übrig geblieben. Es giebt heut noch drei ſolcher Sänger in der Kapelle von St. Peter, und ihre vorgerückten Jahre haben ſich bereits an ihnen geltend zu machen angefangen. Zwei andere jüngere laſſen in der Privatcapelle des Papſtes dieſe wunderſamen Accente und Miſchungen des Tons hören, welche aus dem Opfer des geſchlechtlichen Lebens des Mannes entſtehn, wie der indiſche Gott Wiſchnu ſeine Geſchlechtstheile in's Waſſer fallen läßt und dadurch die gottduftige Lotosblume, die in ihrer gewürzreichen Blütenkrone den Gott ſchaukelt, erzeugt.

Ringsumher auf dem Fußboden knieen viele Damen, die Geſichter dem heiligen Bilde über dem Altar zugewandt, aber leiſe bebend von der geheimnißvollen und alle Nerven durchdringenden Wirkung, welche die Caſtratenſtimmen beſonders auf die weibliche Natur ausüben. Weniger feierlich und bewegt ſcheint die Haltung der Geiſtlichen ſelbſt, die innerhalb des abgegitterten Raumes vor dem Altar neben einander auf Bänken ſitzen und ſich oft auf das Leb-

hafteſte unterhalten, hier und da auch ein vertrauliches Lachen und eine Priſe Taback unter ſich austauſchen.

Während das Hochamt zu ſeinem feierlichſten Gipfelpunct aufſtieg, ſahen wir zuweilen betrachtend zu dem heiligen Petrus empor, der in ſo bedeutſamer Haltung dicht über unſerm Haupte thronte. Er ſtreckte uns ſeine rechte Hand zum Segnen entgegen, und in ſeiner Linken zeigte er uns die Schlüſſel vor, die über ihm in der Rundung der Kuppel als die Schlüſſel des Himmelreichs bezeichnet worden. Faſt noch hinreißender, als dieſe rauſchende Andacht der Meſſe, erſchien uns der Anblick der Füße des Apoſtels, die von den Küſſen der Andächtigen ſchon faſt ganz aufgeſogen ſind. Beſonders den rechten Fuß hat die Inbrunſt der Gläubigen, die ihre Lippen darauf preſſen, ſchon ſo verzehrt, daß die Zehen ſämmtlich hinweggeſchwunden ſind. Dieſer Glauben, der ſich nicht mit ſeiner vorſchriftsmäßigen Aufgabe begnügt hat, Berge zu verſetzen, ſondern der hier wirklich Erz geſchmolzen hat, ſcheint der Anfeuerung durch jene Rhythmen des Sängerchors, die auf den Flügeln Bellini's und Verdi's Gott beſſer erreichen zu können meinen, wahrlich nicht zu bedürfen.

Petrus ſelbſt ſitzt ganz befriedigt auf dem weißen

Marmorsessel, welchen ihm erst spätere Jahrhunderte, man nennt das funfzehnte, hier als Sitz untergeschoben haben. Die Bildsäule selbst, die in ihrer Ausführung durchaus den antiken Stil verräth, hat Zweifel erweckt, ob ihr Ursprung ein ächt christlicher sei, oder ob die antike Kunst und Mythologie sich auch hier zur Folie der christlichen Gestaltungen aufgedrängt habe. Man hat auch behauptet, daß hier eine alte Statue aus dem heidnischen Götterkreis, vielleicht ein Jupiter, dazu benutzt worden sei, um den Gläubigen als Bild des Apostels Petrus zu gelten. Der Kopf und die Hände müßten dann freilich für die christliche Epoche neu hinzugefügt worden sein, denn solche segenspendenden und den Hausschlüssel des Himmels mit sich nehmenden Hände hatten die Götter des Olymp nicht, und das ewig thronende, ewig heitre Haupt des Jupiter konnte diese ernsten Schatten eines nur durch Kampf und Noth zu erwerbenden Himmels nicht an sich tragen. Aber wenn Alles, besonders die Einheit in der Manier der ganzen Arbeit, dafür spricht, daß diese Bildsäule des heiligen Petrus in einem der ersten christlichen Jahrhunderte selbständig gefertigt worden, so ist es doch möglich, daß sie aus dem Erz des Jupiter Capitolinus umgegossen worden sei, wie

man vielfältig behauptet hat. Dagegen wird man nicht läugnen können, daß die ſitzende Haltung des Apoſtels in dieſer Weiſe durchaus antik und heidniſch iſt. Denn die abgeſchloſſene, in ſich ſelbſt thronende Ruhe war der einzige Heiligenſchein der alten Götterwelt, während das chriſtliche Weſen überall nur in der Unruhe, in der ſchwebenden Bewegung, in dem tranſcendenten Schwanken ſeinen heiligſten Ausdruck findet.

Wir wandern von dieſer Bildſäule des heiligen Petrus hinweg zu der Confeſſion, an deren Vorderſeite unter einer Niſche die Gebeine des großen Apoſtels beigeſetzt ſind. Hier ſollen noch die wirklichen Ueberbleibſel des Stifters der römiſchen Kirche ruhn, wie ſie zur Zeit der erſten Gründung von St. Peter aus den Katakomben an dieſe Stelle herbeigeſchafft wurden. Hierher locken uns mit rührender Feierlichkeit die neunundachtzig brennenden Lampen, die dort unausgeſetzt und jederzeit an dem Geländer der Confeſſion brennen, und aus den goldenen Füllhörnern, in denen ſie ſtehen, ihre wunderbaren kleinen Flammen zu uns ausſenden. Hier iſt Alles prächtig, koſtbar und heilig. Die doppelte Treppe von weißen Marmorſtufen führt innerhalb jenes Geländers und zwiſchen

den leise strahlenden Lampen hindurch zu einer Tiefe abwärts, deren Geheimnisse von den herrlichsten Mosaiken und von prachtvollen, edelsteingeschmückten Wänden umschlossen sind. Wir stehen hier auf dem eigentlichen Kernpunct des ganzen Gebäudes, von dem seine kirchliche Bedeutung wie seine entscheidendsten architektonischen Wirkungen ausgehn. Seine Bedeutung liegt in den hier wirklich noch ruhenden Gebeinen des heiligen Petrus, und diese Annahme, welche die Kirche von St. Peter auch in dieser Beziehung als den Centralort der römisch-katholischen Kirche überhaupt motivirt, schließt kein größeres Wunder in sich, als alle übrigen sind, die man in Marmor und Mosaik, in Farben und Klängen, in der Peterskirche verstreut und verewigt sieht.

Wir stehen hier zugleich an dem großen Hauptaltar, der die Krone aller Altäre der römischen Christenheit ist und wo nur der Papst selbst das Hochamt abhalten darf. Hier feierte einst die Republik von 1849 ihre revolutionairen Ostern, während Pius IX. dem Aufruhr der ewigen Stadt flüchtig den Rücken gekehrt hatte. Als Priester der Revolution ertheilten diesmal Ventura und Gavazzi dem Volke das heilige Sacrament, aber oben in der Loggia, aus welcher

ſonſt der Papſt am grünen Donnerſtag und zu Oſtern den Segen zu ſpenden pflegt, ſaß an dieſem Tage der Triumvir Mazzini, der neue Herr Roms und der Kirche, welcher ſich zu der Volksmaſſe herunterbeugte, die ihn auf ihren Knieen anbetete. Die Clubs, welche an dieſem Oſtertage den Dom von St. Peter füllten, flüſterten dem räthſelhaften Mann ihre [illegible] Bietige Bewunderung zu, und wie Robespie[illegible] das Feſt des höchſten Weſens feierte, um die Republik durch Gott zu krönen, ſo ſtand Mazzini damals hochaufgerichtet und mit ſeiner ſchwärmeriſchen Gebärde, die nur auf Gott emporzuweiſen ſchien, in der Loggia von St. Peter, indem er die inbrünſtigen Huldigungen der Republikaner zu ſeinen Füßen empfing. Auch dieſe Zeit mußte ihre Bekenntniſſe in der Peterskirche ablegen, damit alle Epochen der Welt, alte wie neue, hier ihre Thaten und Erinnerungen niedergelegt hätten. Darum ſtehen auch die Beichtſtühle für alle Sprachen Europa's an den Wänden von St. Peter umher, denn Alles verſteht und würdigt man hier, von woher es auch immer in den Schooß der Kirche gebracht werden möge. Die Kirche von St. Peter nimmt alle Standpuncte, alle Abweichungen und Verirrungen, alle Helden und Sünder, alle Völker und Sprachen, mit der gleichen

Schmeichelei der Römer unter ihren Kaisern schon verstiegen, aber ohne dabei die Gesetze der Sprache zu fälschen, denn zu der Anrede, Tua majestas gesellte sich noch immer der Singularis, während, aus oben angegebenen Gründen, das Gefühl deutscher Höflichkeit die Mehrheit verlangt. Aus derselben Anschauungsweise entstanden auch die Abstracta des Briefstils: Ew. Hochwohlgeboren, Ew. Wohlgeboren u. s. w., deren Abschaffung sich sogar der Liberalismus einmal zum Gegenstande der Opposition machte, womit es aber ebenso wenig glücken wollte, wie mit jener Revolte, welche in einer kleinen Stadt gegen den Gebrauch des Hutabnehmens ausbrach, die bekanntlich durch den Patriotismus der Hutmacher wieder vereitelt wurde. Jene Formeln sind uns einmal ans Herz gewachsen und entsprechen unserm ganzen gesellschaftlichen Treiben und Denken. Abstract ist diese Höflichkeit, weil sie völlig davon absieht, daß die Person, die sie gewissermaßen nur mit abgewandtem Gesicht sich anzureden getraut, sich ihr in unmittelbarster Nähe und zu allem freien Gebrauch der Gegenseitigkeit gegenüberbefindet. Indeß von Abwesenden"

Willfährigkeit in ſich auf, und wölbt ſich über ihnen mit der unerſchütterlichen Harmonie, in der es keine Sünder mehr giebt, weil ſich Alles ſymmetriſch in ihr auflöſen muß.

Ueber dem großen Hauptaltar wölbt ſich das erſtaunlich hohe und rieſenhaft geformte Tabernakel, deſſen baldachinartiges Dach, aus vergoldeter Bronce aufgeführt, von vier gewundenen koloſſalen Säulen mit feierlichem Stolz und in großartiger Harmonie emporgetragen wird. Dieſe vier Säulen haben ihr Metall, aus dem ſie geformt worden, aus der Vorhalle des Pantheon erhalten, wodurch auch hier eine Combination des antiken Stoffs mit dem chriſtlichen Zweck ſich vollbracht zeigt. Dieſer eigenthümliche Hochbau theilt aber zugleich das ganze Gebäude der Peterskirche, und wirkt weſentlich darauf hin, alle ihre Dimenſionen zu verkleinern und zuſammenzudrängen, indem ſchon beim Eintritt die Perſpective des ganzen Längenraums durch das Tabernakel geſchloſſen erſcheint und man den dahinterliegenden Theil der Kirche, der in der Tribüne ſchließt, nicht vollſtändig anzuſchauen vermag.

Wir gehen jetzt an den vaticaniſchen Grotten vorüber, zu denen in den vier Pfeilern der Kuppel marmorne Treppenſtufen hinunterführen. Der Pfeiler, an

welchem die Bildſäule der heiligen Veronica ſteht, bezeichnet den gewöhnlichen Eingang zu dieſen Tiefen, die unterhalb der Peterskirche eine zweite unterirdiſche Kirche mit vielen Gängen, Kapellen, Grabmälern, heiligen Bildſäulen und Gemälden einſchließen. Ein junger Mönch mit einer Fackel, der ſoeben aus der Sacriſtei herüberkommt, und eine Geſellſchaft von Engländern in die Grotten hinabführen will, wozu man jedesmal eine beſondere Erlaubniß beſitzen muß, geſtattet uns, an derſelben uns zu betheiligen, nachdem wir uns von unſern Damen getrennt haben. Denn auch an den beiden Tagen im Jahre, wo die Grotten für den Eintritt geöffnet und erleuchtet ſind, am St. Peterstage und am Montage nach Pfingſten, iſt der eine Tag ausſchließlich für die Männer, der andere für die Frauen, beſtimmt. Ueberall, wo dunkele und enge Räume ſind, dürfen Männer und Frauen nie gemeinſchaftlich in Italien eintreten. Es ſcheint, daß in einem Lande, wo äußerlich ſo viel Drang und Zurückhaltung zwiſchen den beiden Geſchlechtern obwaltet, doch in ſolchen Fällen Berührungen und Vorkommenheiten befürchtet werden, die mit dem öffentlichen Anſtande nicht gerade im Einklang ſtehen. Aber dieſe Furcht, der gewiß ein übertrie-

benes Mißtrauen von Seiten der die menſchlichen Schwächen allzu genau kennenden Geiſtlichkeit zum Grunde liegt, könnte doch unmöglich noch hier unter der Erde Platz greifen, wo man nur an den ſchauerlichen Reliquien alter vergangener Zeiten, an chriſtlichen und antiken Sarkophagen und Grabmälern ſich ſtößt, und unter den Trümmern und Ueberbleibſeln der älteſten Peterskirche, auf alten Blutflecken blutſchwitzender Madonnen, unter den Werkzeugen der Märtyrer und vor lauter feierlich rührenden Bildern und Grabſchriften einherwandelt.

Mit trübem Sinnen, ſtumm und lautlos, und nur zuweilen einige ſcheue, einſylbige Worte der Erklärung uns zuflüſternd, leuchtete der Mönch mit ſeiner Fackel über die alten Sarkophage, Altäre und Bildniſſe hin, unter welchen letzteren uns einige wunderbare, farbenreich blitzende Gemälde des alten Giotto entgegenſtrahlten. Auch ſahen wir hier wieder die Statue des heiligen Petrus, in derſelben Geſtalt in der wir ihn oben in der Kirche von Bronce geſehen, aber in weißem Marmor ausgeführt, deſſen falbes geiſterhaftes Licht ſeltſam aus der im Fackelſchein aufgehenden Dämmerung des Gewölbes heraufſchlug. Es war überhaupt eine wunderbare Geſellſchaft von ſtei-

nernen Heiligen in dieſen grabesſtillen Grotten, und der junge Mönch legte eine faſt unheimliche Eile an den Tag, mit der er uns aus dieſer heiligen Polterkammer, in der die Geheimniſſe aller Zeiten durcheinandergeſtürzt lagen, wieder an das Licht der oberen Kirche zurückführte.

Jetzt wieder oben angelangt, nahten wir uns den alten Porphyrſtufen, auf denen man zu der großen Haupttribüne von St. Peter hinanſchreitet. Hier, an der Hinterwand dieſer Tribüne, ſteht der Altar, welcher der Jungfrau Maria und allen heilig geſprochenen Päpſten geweiht iſt, und dies iſt zugleich die Stelle, wo Pius IX. das von ihm neu geſchaffene Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Madonna auf einer großen, feierlichen Marmortafel verkündigt hat. An der linken Seitenwand der Tribüne lieſt man auf dieſer Tafel die Inſchrift: „daß der Papſt Pius IX. am 8. December 1854 die dogmatiſche Definition über die unbefleckte Empfängniß der gottgleichen? Mutter Maria gegeben und unter feierlicher Weihe verkündigt hat, wodurch er die Wünſche der geſammten katholiſchen Welt erfüllt habe.“ Gerade über, auf der entgegenſtehenden Seitenwand der Tribüne, lieſt man, ebenfalls auf einer Tafel eingeſchrieben, die Namen der

Cardinäle und Biſchöfe, welche jener Feierlichkeit beigewohnt und dieſelbe durch ihre Gegenwart bezeugt und beſtätigt haben.

Vor dieſen Protokollen in Marmor — denn ein anderes bildlicheres Denkmal konnte dieſem neuen Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau allerdings nicht geweiht werden — blieben wir nachdenklich ſtehen und der Fuß zögerte, ſich ſobald wieder von dieſer Stelle zu entfernen, wo eine der merkwürdigſten Thatſachen der neueren chriſtlichen Welt ihre Verkündigung gefunden hat. Aus der Ferne her tönten noch die Kehlen der Meß-Caſtraten herüber, die zu unſern Gedanken über die unbefleckte Empfängniß, die ſich hier mächtig in uns aufdrängten, jetzt gewiſſermaßen einen begleitenden Chor angeſtimmt hatten.

Die Caſtraten, die durch ihre jetzt ſo jubelvoll ſich aufſchwingenden Töne unſern ſchlechten Glauben an die phyſiſche Möglichkeit einer unbefleckten Empfängniß aufmuntern zu wollen ſchienen, ſchwiegen jetzt wieder. In der That, wenn der heilige Joachim, wie der Vater der Maria nach den apokryphiſchen Evangelien geheißen haben ſoll, irgend ein vollſtändiger Mann geweſen, ſo konnte, nach der ſündhaften Anlage der

menſchlichen Natur, nur eine befleckte Empfängniß von ihm ausgehen, da die Keime der Erzeugung den ganzen Fluch in ſich aufgenommen haben, mit dem unſer erſtes Elternpaar nach dem Sündenfall aus dem Paradieſe entlaſſen worden. Denn es handelt ſich hier nicht die um wunderbare Empfängniß, durch welche Jeſus Chriſtus im Schooße ſeiner Mutter entſtand, ſondern einen andern Streit, der ſeit ſechs Jahrhunderten die ganze Chriſtenheit geſpalten und der noch niemals zu einer gültigen Entſcheidung hatte gelangen können, hat Pius IX. jetzt durch dieſes Machterkenntniß löſen wollen. Dieſer Streit griff weſentlich auf Anna, die Mutter der Jungfrau Maria, zurück, und Zweifel und Glauben der ganzen Chriſtenheit drehten ſich dabei bisher um den Punkt, ob die Jungfrau ſchon in dem Augenblick ihrer Empfängniß ſelbſt von der Erbſünde ausgenommen worden, oder ob ſie erſt, als ſie ſchon im Schooße ihrer Mutter ſich auszubilden anfing, durch den hinzutretenden heiligen Geiſt davon gereinigt wurde. Das Letztere hatte die katholiſche Kirche ſtets als gewiß angenommen, und die reine und ſündloſe Maria war der ſchönſte Gedanke des Feſtes geweſen, mit dem die Kirche ſeit alter Zeit die Geburt der Jungfrau beging. Aber der Eifer der Gläubig-

ſten konnte ſich dabei nicht genug thun und zufrieden geben. Die Königin des Himmels ſollte nicht nur als die reine und ſündloſe gefeiert werden, ſondern es ſollte auch ſchon ihre Empfängniß unbefleckt geweſen ſein, und ſchon oft hatte man aus allen Ländern die Päpſte um die Erlaubniß gebeten, die Meſſe der Empfängniß abändern und den Litaneien der Jungfrau einen neuen Vers hinzufügen zu dürfen, nämlich: „Königin, ohne Erbſünde empfangen!“ (Regina sine labe originali concepta.)

Als aber die Domherren von Lyon im zwölften Jahrhundert in ihre Kirche das Feſt der unbefleckten Empfängniß eingeführt hatten, ging ihnen der Abt von Clairvaux, der heilige Bernhard, mit einer naiven Frage zu Leibe, die jeden Andern, als dieſe Domherren, hätte erſchüttern können. In einem Briefe,*) welchen er aus ſeinem geliebten Jeruſalem, wie der Abt von Clairvaux dieſen ſeinen Kloſterſitz bei Langres zu nennen pflegte, an jene marieneifrigen Domherren richtete, fragte er ſie, ob ſie dann nicht auch ähnliche Feſte anſetzen müßten, um auch Vater Joachim und Mutter Anna, die Eltern der Maria, und ebenſo auch

*) Epistol. 174. Edit. Mabillon (Par. 1696.)

die Großeltern und die Urgroßeltern, und so fort in's Unbegränzte, mit der Feier ihrer unbefleckten Empfängniß zu ehren? Denn was dem Einen Recht sei, würde und müsse auch dem Andern billig sein. Dann erklärte der heilige Bernhard das Fest der unbefleckten Empfängniß für eine Erfindung, welche nicht nur der Vernunft, sondern auch der kirchlichen Ueberlieferung widerstreite.

Wie war nun der Papst Pius IX. zu dieser seltsamen Bulle gekommen, durch welche er in einer so delikaten Frage den Machtspruch that, daß die Jungfrau Maria schon im Augenblick ihrer Empfängniß selbst für ein geheiligtes Wesen angesehen werden müsse? Seine Vorgänger auf dem päpstlichen Stuhl hatten niemals diese unumwundene Entscheidung gewagt, obwohl sie, namentlich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, dem Glauben an die unbefleckte Empfängniß stets den größten Vorschub geleistet hatten. Aber dies durch eine besondere Bulle der Christenheit einzuschärfen, dünkte ihnen ein zu gewagtes Unternehmen. Pius IX. wagte es aber, die Frage von der unbefleckten Empfängniß zu entscheiden, in demselben Augenblick, wo er die Frage von der italienischen Freiheit als unlösbar aus seinen Händen hatte fallen

laſſen müſſen. Zerquält, zerrieben, enttäuſcht, mit Schmach und Unglück überhäuft, war Er, der die Freiheit Italiens, die Reformen Europa's zuerſt an ſeiner menſchlich warmen Bruſt hatte wieder aufleben laſſen, aus der Revolution hervorgegangen. Er hatte an die unbefleckte Empfängniß der Freiheit bei einer Nation, von der urſprünglich alle Bewegungen der europäiſchen Freiheit und Bildung ausgegangen waren, geglaubt. Aber das unglückliche Jahr 1848 ließ alle Erwartungen, die es erregte, in ihr Gegentheil umſchlagen. Nachdem Pius IX. Unſägliches um die Freiheit geduldet, legte er ſeinen Glauben an die unbefleckte Empfängniß der Revolution vor dem Altar der Madonna nieder. Wie andere Gläubige ihren kranken Fuß in Gold oder Silber ausprägen laſſen, um ihn der heiligen Jungfrau zum Geſchenk zu weihen, und dafür von ihrer Gnade einen nicht mehr ſchmerzenden Fuß wiederzuerhalten, ſo machte es Pius jetzt mit der unbefleckten Empfängniß der Freiheit. Der Glauben an dieſelbe hatte ihm ſein Herz krank gemacht, und die Menſchen, die jetzt Alles nur auf das Kleinlichſte und Materiellſte auffaſſen, ſagten ihm nach, daß er an der Herzwaſſerſucht leide. Aber dies kranke Herz, mit ſeiner Hingebung an die unbefleckte Empfängniß

der Freiheit, hing ſeinen Glauben und ſeine Enttäuſchungen an dem Altar der heiligen Jungfrau auf, und empfing dafür zu ſeiner Labung und Heilung den Glauben an die unbefleckte Empfängniß Maria's zurück. Es iſt der Myſticismus, dem ſich ein von ſolchen Täuſchungsſchmerzen gemartertes Herz in die Arme wirft. Pius IX. ließ eine Anzahl von Biſchöfen aus allen Gegenden der Welt in Rom zuſammen kommen, um unter ihrem Beiſtande die bedenklichſte Frage der Chriſtenheit zu einem nun nicht mehr zu beſtreitenden Dogma feſtzuſtellen. Dort, neben dem Altar der heiligen Jungfrau, hat er die Verkündigung jener Bulle in den Marmor einſchreiben laſſen. Und über dieſem Altar der Madonna erblicken wir dort unter den vier Kirchenvätern, die daſelbſt aufgeſtellt ſind, auch den heiligen Auguſtinus, an den Pius nicht gedacht hat, als er ihm in's Angeſicht das neue Dogma aufſchrieb. Der heilige Auguſtinus war in ſeiner Zeit ein Hauptkämpfer gegen die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau geweſen, denn dieſer Kirchenvater, der, wie ſeine berühmten Bekenntniſſe zeigen, ein großer Verehrer der Frauen geweſen, und die weibliche Natur bis in ihre innerſten Gründe kannte, behauptete, daß es kein angenehmer Vorzug

entweder in der dritten Person der Mehrheit oder mit der Abstraction zu sagen: „der Herr Geheimerath *sind* ausgegangen"; „*Seine Hochwürden haben* gestern den Arzt rufen müssen", sollte als lediglich *bedientenhaft* aus dem Sprachkatechismus jedes Gebildeten verschwinden *). —

Wie die deutsche Höflichkeitssprache mit den wunderlichen Sprüngen eines Tanzbären sich allmählig zu constituiren gesucht, haben wir angedeu-

*) Wie man jedoch aus Höflichkeit auch zur gänzlichen Auslassung aller Pronomina kommen konnte, blos der umschreibenden Abstracta sich bedienend, davon führt Günther a. a. O. S. 269 Proben an, indem er bemerkt: „Ganze Briefe (aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) kann man lesen, in welchen kein einziges Fürwort, weder Er noch Sie, vorkommt, z. B. „des Herrn günstiges Schreiben habe ich erhalten und daraus ersehen, daß der Herr das Büchlein zurückbegehre, welches ich von dem Herrn geleihet habe" u. s. f. Um nur nicht Er zu setzen, welches damals schon zu gemein schien, aber auch, um nicht zu viel zu vergeben, und Sie zu gebrauchen, welches nur noch für die fürnehmsten Personen bestimmt war, bequemte man sich lieber einstweilen zum steifsten Unsinn". — Das abstracte Ceremoniell unseres heutigen Briefstils droht jedoch ebenfalls allem freien Gebrauch der Pronomina den Garaus.

für die Madonna oder ihre Mutter sein könne, allein unter allen Frauen ohne Sünde empfangen zu haben.

Wir kehrten uns endlich von diesen gefährlichen Betrachtungen wieder ab, und blieben, um auf andere Gedanken zu kommen, vor dem prächtig schönen Grabmal des Papstes Paul III. stehen, welches in der einen der zwei großen Nischen, die sich zu beiden Seiten des Altars der Tribüne befinden, dem Beschauer sich darbietet. Man hat dies in vieler Hinsicht bemerkenswerthe Monument stets als eines der schönsten und künstlerisch vollendetsten Grabmäler der Peterskirche bezeichnet, und diese Composition des Guglielmo della Porta übte auch auf uns in diesem Augenblick eine mächtige Anziehung aus. Dieser Papst, aus dem erlauchten Hause der Farnese stammend, der im Jahre 1534 den Thron der Statthalterschaft Christi bestieg, sitzt, in meisterhafter Ausarbeitung von Bronce, auf seinem Sarkophag. Der hohe weltenbannende Herrschaftsgeist der päpstlichen Politik, der diesen Farnese mächtig bewegte, drückt sich hier in seinem Bildniß edel und charaktervoll, und zugleich in einem reinen und kräftigen Stil des Kunstwerkes aus. Wir erblicken ihn in einer interessanten Gesellschaft, denn am Fuße des Sarkophags stehen die Klugheit und

die Gerechtigkeit, zwei weibliche Frauen, die von weißem Marmor in den anziehendsten Formen dargestellt sind. Die Klugheit ist schon eine alte Frau, wie sich das von selbst versteht, denn in der Regel wird man nur dann erst klug, wenn man nichts mehr zu verlieren hat, und obwohl sie noch einen Spiegel in der Hand hält; so sieht man doch, daß derselbe keinen anderen Zweck mehr hat, als die ernste prüfende Selbsterkenntniß zu lehren. Dagegen erscheint die junge Frau, in welcher die Gerechtigkeit verstellig gemacht ist, als eine junge Person von besonderer Schönheit und von einem üppigen und wollüstigen Gliederbau, wie man ihn der Gerechtigkeit eigentlich niemals zugetraut hat. So wird wenigstens von dieser verführerischen Figur erzählt, denn heut sieht man sie nur noch von dem broncenen Gewande bedeckt, welches der Papst Pius VI., in seinem Eifer für die Wiederherstellung eines ehrbaren Lebens der Geistlichkeit, ihr um Schulter und Hüften hatte schlagen lassen. Darunter ruhen nun alle Geheimnisse ihrer Nacktheit, denn der Künstler hatte sie ursprünglich ohne alle und jede Gewandung hingestellt, vielleicht um den unbestechlichen Charakter der Gerechtigkeit zu zeigen, die über alle Bedürfnisse und Eitelkeiten der Welt erhaben sei. Aber er war

bei seiner anderen Figur, der Klugheit und deren Spiegel, schlecht in die Schule gegangen, denn er merkte nicht, wie die Moral des Nackten hinkte, indem er die Schönheit des Weibes so dringlich und voll unter seinen schöpferischen Händen hervorsteigen ließ. Aber die Besucher der Peterskirche, und die Geistlichen selbst, die Tag und Nacht zu ihrem heiligen Dienst bestellt waren, sollen diese Reize zur Störung ihrer Andacht heftig empfunden haben, und gewaltige Leidenschaften entzündeten sich selbst zu dem kalten Marmor. Die nächtliche Verirrung eines jungen Mönchs, der in dem Feuer seiner lange zurückgedrängten Phantasie die Gerechtigkeit für die Göttin Venus hielt und von ihr gelockt, sich in ihre Arme stürzte, soll den allerdings sehr unkünstlerischen Befehl des Papstes Pius VI. hinlänglich gerechtfertigt haben. Der unglückliche Mönch, der seine Begierden an dem eiskalten Stein kühlte, zog sich selbst die schwersten Klosterstrafen zu, seiner Mitschuldigen aber verschaffte er dieses broncene Büßergewand, in welches sie seitdem die schwelgerisch schönen Glieder hineinstecken mußte. Man würde aber diese reizende „Gerechtigkeit", zu der Julia, die schöne Schwägerin des Papstes Paul III., als Modell gedient haben soll, auch jetzt noch, wo man

nur noch den herrlichen Kopf ungestört betrachten kann, sehr leicht für eine Venus zu halten geneigt sein, wenn ihr nicht die Fasces als Attribut beigegeben wären. Die vor ihr spielende Flamme soll aber nur das Symbol der göttlichen Liebe sein, welche das Wesen der Gerechtigkeit durchdringt. In der andern Figur, der Klugheit, soll dagegen das Bildniß der Mutter Pauls III. darstellig gemacht worden sein, was, indem es zugleich die Pointe in sich schließt, daß die Klugheit die Mutter dieses Papstes gewesen, eine schmeichlerische Inschrift an diesem Monument vollkommen ersetzt. Dagegen hätte auch die Venus sehr gut das Grabmal Pauls bezeichnen können, denn er war mit einer Menge natürlicher Söhne gesegnet, die ihm zum Theil großes Leidwesen verursachten. Unter diesen war der lasterhafte Pietro Ludovice, der zu Piacenza herrschte und beim Nachmittagsschlaf in seinem Lehnstuhl ermordet wurde, nachdem seine Verbrechen den Adel der Stadt zu einem Aufstande gegen ihn gereizt hatten.

Auf der andern Seite der Tribune, zur rechten Seite des Beschauers, erblickt man das Grabmal Urban's VIII., welches der Ritter Bernini, der eigentliche Hofkünstler dieses Papstes, mit noch schlechterem

Geschmack als gewöhnlich ausgeführt hat. Er feierte damit auf eine nicht sehr dankbare Weise das Andenken seines Wohlthäters, der ihm eine besondere Anstellung zur Verschönerung der Peterskirche gab. Seine wasserfüchtige Plastik (wie Winkelmann die Figuren des Bernini charakterisirte) wurde dadurch überall in den Hallen von St. Peter ausgestreut, und verschonte auch das Grabmal Urban's VIII. nicht, eines Papstes, der wenigstens als Poet ein besseres Schicksal verdient hätte, denn seine Gedichte, die er in starken Quartanten und Folianten herausgab, hatten viel Witz und Formgewandtheit, obwohl er es darin nicht verschmähte, die heiligen Gegenstände, und besonders die Spruchweisheit des alten und neuen Testaments, in den Versmaaßen der horazischen Oden zu behandeln. Die Vermischung der christlichen mit den antiken Formen machte ihm aber, wie allen Päpsten, nicht die geringste Sorge. Urban VIII. war ein gewaltiger und kriegerischer Herr, und neben seinen Gedichten gehörten Fortificationspläne und Artilleriestudien zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Dieser Papst, Herr Maffeo Barberini, der aus diesem zu unerhörten Reichthümern gelangten florentinischen Hause hervorgegangen war, hatte die

größte Neigung dazu, die Statthalterschaft Christi in eine souveraine Weltherrschaft aufzulösen, und dieser seiner fürstlichen Machtentwickelung die ganze geistliche und kirchliche Seite des Papstthums unterzuordnen. Unter ihm hallte daher die ewige Roma von unaufhörlichem Soldatenlärmen wieder. Die Engelsburg versah er mit einer neuen Befestigung, die Säle der vaticanischen Bibliothek wurden in ein Arsenal umgewandelt, auf dem alten Forum der Römer sah man Munitionskarren auf und niederfahren, und in dem schönen friedenathmenden Tivoli begann eine großartige Gewehrfabrik zu arbeiten. Diese plötzliche Umwandelung des Kirchenstaats in einen Militairstaat hatte aber zugleich ihre lächerliche Seite, denn der Lärmen erbrauste, ohne daß ihm Thaten folgten. Mit allen seinen Anstrengungen vollbrachte Urban VIII. kaum etwas Anderes, als daß er das Hinstreben Frankreichs zur ersten katholischen Macht Europa's stärkte, und dagegen den österreichischen Kaiserthron, der sich als die eigentliche Schutzmacht des Katholizismus hinstellte, zu schwächen suchte. Er scheint aber doch mit diesen Erfolgen so zufrieden gewesen zu sein, daß er sich noch bei seinen Lebzeiten eine Statue setzen ließ, indem er einen früheren Beschluß

des römiſchen Volkes, daß keinem Papſt, ſo lange er lebe, eine Bildſäule errichtet werden dürfe, mit den Worten aufhob: „daß dies einem Papſte nicht gelten könne, wie Er einer ſei.“ Dies ungeheure Selbſtgefühl, das ihn beſeelte, verbunden mit einer ſtrotzenden Kraftfülle, ſpricht auch in ſtarken charakteriſtiſchen Zügen aus der Figur, welche der Ritter Bernini dort von Urban VIII. hingeſetzt hat.

Wir ſchritten weiter, um den Erinnerungen zu folgen, welche die Denkmäler der Päpſte in der Peterskirche um uns her ausbreiten. —

Die Reaction gegen das Nackte, welche Pius VI. an jenem Denkmal der Peterskirche begonnen, gehörte zu den halben Maaßregeln, durch welche dieſer Papſt in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das damals ſchon ſo tief geſunkene geiſtliche und kirchliche Weſen von Rom zu reformiren trachtete. Dieſer ſchöne Papſt, aus dem Hauſe der Braſchi, der die unvermögende Eitelkeit der ſogenannten ſchönen Männer hatte, wollte auch als Reformator der katholiſchen Geſellſchaftszuſtände glänzen, die er bereits in ihrer größten Zerrüttung vorfand. Die ſchwer lösbare Verwickelung der katholiſchen Kirche mit dem Heidenthum, die im Bau und in den Denkmalen von

St. Peter einen so herrschenden Ausdruck gefunden, dachte er zuerst durch die Verbesserung der Sitten des römischen Clerus zu heben. Aber er schritt mit diesem schwierigen Werk ebenso wenig vor, als mit der Austrocknung der pontinischen Sümpfe, die er zwar mit Aufwendung ungeheurer Summen begann, aber ohne irgend einen allgemein nützlichen Erfolg dieser Arbeiten zu erzielen. Er ließ nur ein einziges großes Terrain aus diesen Sümpfen aussondern, das er seinem Neffen, dem Herzog von Braschi, zum Geschenk machte. Es gefiel aber dem jungen lebenslustigen Herzog sehr wenig, in dieser Wüstenei sich anzubauen. Er baute sich lieber das prächtige Schloß auf der Piazza Navona in Rom, das noch heut zu den schönsten und großartigsten Gebäuden der Stadt gehört, und an dessen einer Ecke die räthselhafte Steinfigur des Pasquino, jenes wunderlichen Orakel-Gottes der öffentlichen Meinung bei den neueren Römern, sitzt. Zur Erbauung dieses Palastes zog der Herzog Braschi das Geld aus den verschiedenen Monopolen, welche ihm sein päpstlicher Onkel auf den Getreidehandel verliehen hatte. Der Ackerbau des Kirchenstaats litt darunter, und Noth und Hunger der Armen schwollen zu drohenden Gefahren an. Man ersieht daraus, daß Pius VI., welcher der

Gerechtigkeit auf dem Grabmal Pauls III. die Blößen zudecken zu müssen glaubte, doch sonst kein gewissenhafter Beschützer der Gerechtigkeit war. Die Eitelkeit war die einzige Triebfeder seiner Handlungen auf dem päpstlichen Stuhl, und ihr verdankt auch die Peterskirche die Erbauung der heutigen Sacristei, die sehr viel architektonische Schönheiten, aber auch eine Bildsäule Pius VI., die Agostino Penna in weißem Marmor ausgeführt hat, darbietet.

Dort, vor dem Eingange der Sacristei, steht die eigenthümlich anziehende Figur dieses Papstes, dessen reine, schöne Formen ihm auch heut das Vergnügen verschaffen würden, sich den schönsten Mann des Kirchenstaats nennen zu hören, was er einst so sehr liebte. Seine Schönheit bestand, wenn die Bildsäule treu ist, mehr in der harmonischen Regelmäßigkeit seiner Formen, in dem glänzenden und feinen Ausdruck der Gesichtszüge, als in irgend etwas Charaktervollem und Eigenthümlichen. Er war auch in allen seinen Handlungen nur der päpstliche Beau, der immer blos auf den äußerlichen und augenblicklichen Effekt arbeitete, und dies Vertrauen auf seine anmuthige und hinreißende Persönlichkeit bestimmte auch alle seine Schritte in der Politik. Seine berühmte Reise nach Wien zum Kaiser

Joseph II., der eben mit gewaltig reformirender Hand an dem kirchlichen Verhältniß seiner Unterthanen zu Rom rüttelte, entsprang aus derselben Meinung, daß man ihm persönlich nicht widerstehen könne. Aber der große Kaiser hatte zu klar erkannt, was er sein wollte, nämlich der weltliche Fürst an der Spitze der Kirche, als daß ihn der Eindruck des schönen Mannes mit der Tiara hätte an seinem so tief und fest angelegten Werke irre machen können. Joseph behandelte seinen Gast mit der unnachahmlichen Zuvorkommenheit, die so oft nur eine feingeschliffene Form seiner Ironie war, und er begleitete denselben noch ein Stück Weges auf der Rückreise nach Rom. Aber das Kloster, bei dem Papst und Kaiser unterwegs so feierlich und zärtlich von einander Abschied nahmen, wurde unmittelbar darauf, nachdem der Chausséestaub hinter dem Wagen des Papstes kaum verflogen war, zur Aufhebung bestimmt, und vermehrte bloß um so rascher die Zahl derjenigen, welchen Joseph schon früher die Existenz genommen oder die er aus ihrem Verbande mit Rom herausgehoben hatte. Als Pius VI. wieder im Vatican angelangt war, bemerkte er erst, was er in Wien ausgerichtet hatte, und bald mußte er sogar auch die Besetzung der bischöflichen Stellen in Italien

tet. Wäre sie den bekannten Worten Yoricks gefolgt, die man offenbar für die beste Geselligkeitstheorie halten muß: life is too short to be long about the forms of it, so hätten wir einen Ausdruck unseres Umgangslebens, der auf eine ganz andere Grammatik und Logik begründet sein müßte. Was aber die Ausbildung unserer Umgangssprache gehindert und von dem eigentlichen Ideengehalt unseres Wesens abgesondert hat, ist zugleich der vorherrschend geistige Charakter unserer Sprache überhaupt, die nicht, wie die französische, die Fähigkeit besitzt, die eigensten Gedanken sogleich in courante Weltmünze, à la portée de tout le monde, umzusetzen. Man höre zu, wenn ein gebildeter und geistreicher Gelehrter, der wenig aus seinen Ideenkreisen herauszutreten geübt, in den Fall kommt, einem gewöhnlichen Bürger oder Handwerker etwas auseinanderzusetzen, was irgendwie einen ideellen Bezug und keine äußerliche Vorstellbarkeit hat; man wird finden, daß er sich bei weitem zu geistig für seinen Zuhörer ausdrückt, zu seiner eigenen Verlegenheit. Diese Trennung der intellectuellen Anschauung und der populairen Umgangssprache liegt

dem reformatorischen Kaiser überlassen. Es schien ein verhängnißvoller Moment für die römische Kirche hereingebrochen, der prophetisch den bald darauf folgenden Ausbruch der französischen Revolution verkündigte. Pius fand seinen Trost in der alten Sculptur, und in dem Ruhm, sich um die Antike verdient gemacht zu haben. Seinen Nachgrabungen und Erwerbungen verdankte das Museum des Vatican, das nun nach ihm den Namen des Pio Clementinum empfing, die bedeutendsten Schätze. Jedem Stein aber, jeder Venus, jedem Apoll, den er schenkte, jeder alten Ruine, die er herausarbeiten und stützen ließ, fügte er seinen Namen mit einer von großen goldenen Lettern strahlenden Inschrift bei. Auch ließ er von jetzt an den Göttinnen ihre schwellenden Glieder unbedeckt, und griff nicht mehr mit Schürzen von Bronce oder Blech in das Heiligthum ihrer Reize ein.

Diese Schürzen der Reflexion hat auch erst sein heutiger Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhl, Pius IX., wieder reichlich und mit besonderem Eifer in der Peterskirche vertheilt. Wir nahten uns soeben dem prachtvollen Grabmal Alexanders VII., das über einer Seitenthür, die nach Piazza di S. Marta führt, von der Hand Bernini's mit einer ebenfalls etwas üppig ge-

rathenen Allegorie ausgeführt ist. Unter den Figuren, die das Monument dieses guten aber bedeutungslosen Papstes schmücken, war es die Frömmigkeit, welcher der Künstler einen so schönen Busen gegeben, daß Pius IX., dem dies zuerst eigenthümlich aufgefallen sein mußte, es nicht länger aushalten zu können glaubte. Er ließ einen Faltenschleier von kühlendem Blech über die wunderbaren Formen dieses Busens ziehen, und schnitt damit den berückenden Anblick ab, den die christliche Frömmigkeit wider ihren eigenen Beruf zum Besten gegeben. Man hat es zu bedauern, daß die glühende Pracht einer solchen Brust seitdem unter dem engen Blech ihre Seufzer ersticken mußte, aber zugleich will es uns auch schmerzlich erscheinen, daß der Pietà dies von einem der freisinnigsten und geistreichsten Päpste begegnen konnte. Denn es war übereilt, den Kampf gegen das Nackte und Sinnliche in der römischen Kirche zu beginnen, da dieser Kampf hier durchaus nicht mit einiger Consequenz zu Ende zu führen ist. Vielmehr muß die Verlegenheit groß sein, wo derselbe eigentlich begonnen werden sollte, um einigermaßen zu einem bestimmten Ziel gebracht zu werden. Es kann keine Religion, die zugleich Cultus sein will, ganz ohne das Princip der Schönheit be-

ſtehen, und die Schönheit iſt einmal nicht in der Lage, den Geiſt vom Leib zu trennen. Die Madonnen und Magdalenen der chriſtlichen Maler haben darum die Verklärung der göttlichen Idee ſtets mit den Reizen der irdiſchen Frau auf das Reichhaltigſte und Anſchaulichſte verbunden, wenn auch bei den Magdalenen der üppige Körper gewiſſermaßen nur den hiſtoriſchen Grund und Boden des Geſchehenen bildete und überzeugend die Wahlſtatt nachwies, auf welcher die Schlachten, die jetzt zur Buße geführt, hier einſt ſo heiß geſchlagen werden mußten.

Aber die Nacktheit iſt bei den Chriſten zu tendenziös geworden, als daß ſie nicht doch in ihrer Verbindung mit dem Heiligen einige Unruhe erregen könnte. Die nackte Geſtalt hat den ruhigen und reinen Naturfrieden verloren, den ſie in der Antike beſaß, während das Nackte im Chriſtenthum leicht an den verloren gegangenen Genuß der Erde erinnert oder denſelben wieder einzufordern ſcheint. Ein Mißgriff des Ritters Bernini war es daher jedenfalls, der kirchlichen Frömmigkeit den tendenziöſen Buſen einer Magdalena zu leihen. Aber wenn Pius IX. in ſolchen Fällen mit einem Stück Blech fertig wurde, ſo wird er ruſſiſche Cenſurſchwärze anwenden müſſen, um auch den großen

Malern Alles zu überſtreichen, was ſie in ihren Bildern den nackten Körperformen zugutgethan haben. Denn dieſe Barbarei gegen den fleiſchtrunkenen Pinſel eines Tizian oder Correggio würde nicht ſchlimmer ſein als das, was der Sculptur durch dieſe Vernagelung der Schönheit mit Blech angethan wird.

Aber nicht nur der leichte manierirte Bernini, ſondern auch der liebenswürdige und anmuthige Canova erfuhr die plötzlich ſo rauh und ſtrenge gewordene Hand des Papſtes. Denn dort auf dem Grabmal des Prätendenten Jacob III. von England und ſeiner beiden Söhne, des Eduard Stuart und des Cardinal von York, welches von Canova errichtet worden, hat den ſchönen Engel das Mißgeſchick betroffen, ſich nachträglich einen Rock von Blech anziehen laſſen zu müſſen. Pius IX. war es abermals, welcher die ihm zu üppig erſchienenen Formen zu dieſer engen Haft verurtheilte, in der ſie nicht mehr geſehen werden können. Canova hätte um ſo weniger verdient, daß man ſeinen rein künſtleriſchen Intentionen ſo mißtraute, da ſeine Arbeiten in der Peterskirche weſentlich dazu beitragen, den höheren Kunſtgeſchmack unter ihren neueren Bildwerken und Denkmälern aufrecht zu erhalten, während ohne ihn leicht der geſchmackloſe und überladene Stil

einer früheren Epoche in demselben geherrscht haben würde. So ist sein Grabmal des Papstes Clemens XIII., welches dort am zweiten Pfeiler der großen Kuppel steht, eine der schönsten und vollendetsten Kunstschöpfungen in St. Peter, und beweist das ächte Streben, welches Canova aufwandte, um die Bildhauerkunst wieder auf einer reineren und idealeren Höhe festzustellen und ihr eine neue Geltung im heutigen Zeitalter zu erwerben. Die auf dem Sarge knieende Figur des Papstes und die beiden Löwen sind vortrefflich und lebenswahr dargestellt. Man sieht, Canova war ein großer schaffender Künstler, der sich in diesem Monument auch durch die Verbindung des Kolossalen mit dem Einfachen und Natürlichen eigenthümlich auszuzeichnen suchte. Eine schöpferische Leichtigkeit fehlt der Figur der Religion, die von den langen Strahlen und dem riesengroßen Kreuz fast erdrückt wird, während in dem Genius wieder die lieblich reizende Manier, welche bald die eigentliche Richtung Canova's wurde, fast in zu flacher Behandlung hervorsticht. Aber die ganze Composition hat eine große künstlerische Bedeutung.

Wenn das Ansehen eines Künstlers, wie Canova, ihn nicht vor der Maaßregelung mit dem Blechhemde schützen konnte, so muß diese Ausmärzung alles sinn-

lich Reizenden aus der Peterskirche einer ſehr ernſten Tendenz bei Pius IX. angehört haben. Beim römiſchen Volke zog er ſich dadurch eine Zeitlang den Namen des Hemdenmachers zu, ein humoriſtiſcher Beiname, welcher an den des Hoſenmachers erinnert, der dem Daniel von Volterra beigelegt wurde, nachdem er in der Sixtiniſchen Kapelle gewiſſe pikante Blößen der heiligen Katharina und des heiligen Blaſius mit einer ſichernden Gewandung übermalt hatte. Die Angſt vor dem Nackten, die das der modernen Geſellſchaft angeborene Mißtrauen gegen ſich ſelbſt iſt, verräth meiſtentheils, daß auch der Geiſt gebrochen iſt und ſeinen Frieden wie ſeine innere Stärke verloren hat.

Dagegen ſind noch immer einige ſonderbare Dinge in St. Peter ſtehen geblieben, die uns bei näherer Betrachtung in das höchſte Befremden verſetzen müſſen. So iſt auf dem bronzenen Grabmal Sixtus IV., welches ſich dort unfern von dem Altar der Kapelle des heiligen Sacraments auf dem Fußboden befindet, die Theologie höchſt ſeltſamer Weiſe als eine bis über die Schenkel hinauf entblößte Frau vorgeſtellt worden. Sixtus IV., deſſen Bildſäule hier auf ſeinem Grabe liegt, war einer der eitelſten und hoffährtigſten Päpſte,

welche jemals auf dem heiligen Stuhl geseſſen, und um ſo mehr muß man ſich wundern, daß der freigebige Künſtler nicht nur die ſämmtlichen moraliſchen und theologiſchen Tugenden auf ſeinem Grabſtein hat Platz nehmen laſſen, ſondern daß er auch die perſonificirten Figuren der Theologie, Philoſophie, Rhetorik, Perſpective und mehrerer andern Künſte und Wiſſenſchaften in Haut-Reliefs daran vorſtellig machte. Darauf aber konnten wir nicht gefaßt ſein, daß die Theologie hier mitten in der Peterskirche ſich ſolche Blößen geben durfte. Doch nicht nur die ſchönen üppigen Schenkel, die ſonſt gar nicht ihre Sache ſind, fielen uns an dieſer Theologie auf, ſie führt außerdem Bogen und Köcher in ihrer Hand, und wenn nicht ihr Name beigeſchrieben wäre, wonach dieſe Frau in der That Theologie heißt, ſo würden wir ſie für eine Göttin der Jagd oder für eine alte, menſchenfeindlich gewordene Venus, die ſich hier beim heiligen Peter bekehren ließ, erklärt haben. Dieſe myſtiſche Abbildung der Theologie mit bloßen Schenkeln und Jagdgeſchoſſen mag der alte Antonio Pollajuolo, der dieſe Compoſition im Jahre 1493 fertigte, verantworten. Wie Petrus der Menſchenfiſcher genannt wurde, ſo ſcheint die Theologie mit Bogen und Köcher auf die Gläu-

bigen Jagd machen zu ſollen, um mit ihren heiligen Pfeilen, deren Verwundung geſund macht, die empfänglichen Herzen zu treffen. Hat ſich das Antonio Pollajuolo gedacht, ſo ſind wir wegen des Attributs zufriedengeſtellt, aber die ſchönen Beine dieſer Theologie, welche ſelbſt das päpſtliche Blech verſchonte, werden uns noch lange zu ſchaffen machen.

Wir begeben uns zu einer andern ſchönen Frau, die dort, in der Nähe der Kapelle des heiligen Sacramentes, auf ihrem Grabmal ſteht und in fragwürdiger Geſtalt, wie Hamlet ſich ausdrückte, uns an die alten großen Zeiten des Papſtthums und an die welterſchütternden Kämpfe zwiſchen Papſt und Kaiſer erinnert. Das iſt die Gräfin Mathilde, die berühmte Groß-Gräfin und Markgräfin von Toscana, die Freundin Gregors VII. und ſeine mächtige Kampfgenoſſin im Streite gegen die weltliche Kaiſergewalt, die, wie alles Irdiſche, dem geiſtlichen Scepter ſich beugen ſollte. Der hochfliegende, charaktervolle, die größten Ideen faſſende Geiſt dieſer Frau blickt uns auch aus ihrer Bildſäule entgegen, die eine künſtleriſch wohlgelungene Arbeit Bernini's iſt und von ihm mit eigener Hand in einem faſt tadelloſen Stil ausgeführt wurde. Das Relief des Monuments ſtellt den großen Gre-

gor VII. Hildebrand in dem Augenblicke vor, wo der deutsche Kaiser Heinrich IV., nachdem er sich der erniedrigendsten Buße im Schloßhofe zu Canossa unterzogen, dort, auf dem Schlosse der Gräfin Mathilde, die Absolution Gregor's empfing.

Sanct Peter, der zugleich das Mausoleum der Hierarchie ist, hat hier sein tendenziösestes Denkmal aufgestellt, welches dem Grund-Ideal der römisch-katholischen Kirche errichtet ist. Gregor VII. und seine schöne Freundin Mathildis hatten in ihrem innigen und Alles mit einander theilenden Seelenverhältniß dies Grund-Ideal der Kirche zusammen ausgetragen. Ihr Verhältniß, das schon von ihren Zeitgenossen verleumdet und in seiner gänzlich platonischen Reinheit nicht recht anerkannt worden zu sein scheint, war auf nichts Sinnliches gerichtet, obwohl Mathilde, nachdem sie ihren ersten Gemahl, Gottfried den Buckeligen, Sohn des Herzogs von Lothringen, verloren, erst eine junge Wittwe von dreißig Jahren war, die in dem blühendsten Stadium ihrer weiblichen Reize sich befand. Von diesem Augenblick wurde sie Gregor's unzertrennlichste Gefährtin, und es war ein Bund der Herzen und Geister, der Beide mit einer wunderbaren Uebereinstimmung in allen Dingen um-

fing. Mathilde hatte ſchon durch ihre Mutter, die Markgräfin von Toscana, dieſen Papſt als einen Heiligen lieben gelernt, und ſtand ihm anbetend, vielleicht aber auch anregend und anfeuernd zu den großen Dingen, mit denen er ſich trug, zur Seite. Denn die Heiligen werden durch Diejenigen, welche zu ihnen beten, erſt zu ihrer wahren Macht erhoben. Was aber Gregor und Mathildis zuſammen erzeugten, war nichts als die Idee der Theokratie, zu welcher dieſer großſinnige Papſt den römiſchen Stuhl erheben wollte, um ihn in die wahre Univerſalherrſchaft der Erde hinüberzubilden.

Wenn das Papſtthum eine ideelle Bedeutung hat, wenn die Kirche ein nothwendiges göttliches Geſetz in ſich trägt, ſo kann es nur die Theokratie, die Herrſchaft Gottes und des Göttlichen ſein, die der Mühe werth zu ſtiften wäre. Denn unter welchem Regenten könnte ſich die Geſellſchaft glücklicher befinden, und wer hätte ein größeres Recht dazu, ſie zu beherrſchen? Dann müßte aber auch Gott geradezu in der Welt zur Erſcheinung und zur Geltung gebracht werden können. Dieſer umgekehrte titaniſche Gedanke, der die Welt vom Himmel aus erobern möchte, während die Titanen den Himmel von der Welt aus erobern

bei keinem andern Volke in einem so ungeheuern und beispiellosen Conflict. Deutsche Volksredner, die den populairen Ton zu treffen ein Talent haben, wie es im Durchschnitt bisher unentwickelt unter uns geblieben, würden am besten die Schwierigkeit zu beschreiben wissen, welche ihnen bei augenblicklichen Ideenerörterungen das metaphysische Temperament der deutschen Sprache, ihr tiefsinniger Anflug, ihr Hang zu abstracten Bezeichnungen, entgegenstellen. Die französische Sprache ist dagegen schon als allgemeines Umgangsmittel und Volksorgan gedacht und gemacht; sie kennt gar nicht einen so ausgebildeten Unterschied zwischen populairem und ideellen Ausdruck. Diese Sprache verbindet die Stände bei weitem gleichartiger, als die unsrige, welche sie vielfach trennt. Die öffentliche Debatte hat dort eine Vermittelung zwischen dem tiefsinnigsten Franzosen und seinem ungebildetsten Zeitgenossen geschaffen, die nicht ohne Einfluß auf die Sprache der Dichter und Denker, der Wissenschaft und der Idee, verbleiben konnte. Jede Gedankenäußerung erscheint sogleich mitten hineingestellt in den allgemeinen Verband der Nation, und die Production

wollten, hatte den großen Gregor ergriffen und ihn zum eigentlichen Bauherrn dieſer gewaltigen römiſchen Hierarchie gemacht. Er wollte den Papſt wirklich zum Statthalter Gottes auf Erden und zu dem Regenten machen, von dem Staat und Kirche gleicherweiſe in allen ihren Gliederungen abhängen ſollten. Rom wurde durch ihn zu dem großen hierarchiſchen Spinnennetz angelegt, das ſich mit ſeinen vom Vatican aus gewobenen Fäden über die ganze Welt ſchlingen und Alles in ihr bindendes und zwingendes Centrum herrinlecken ſollte.

Die neuen Blitze der päpſtlichen Machtherrſchaft ſchmiedete er in heimlicher Gemeinſchaft mit ſeiner Freundin Mathilde, deren Grabesſtätte dort er jetzt mit ſeiner ernſten bedeutſamen Geſtalt ziert. Mathilde hatte einen jungen Vetter in Deutſchland, der dort auf dem römiſch-deutſchen Kaiſerthron ſaß, und der ihr ſchon manchen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Dies war der Kaiſer Heinrich IV., ein Mann, dem es anfänglich nicht an Unternehmungsluſt und kriegeriſchem Sinn zu gebrechen ſchien, und der eine Zeitlang ſogar dem gewaltigen Gregor zu trotzen wagte, indem er, als derſelbe ihn wegen ſeiner Händel mit den Sachſen zur Verantwortung ziehen wollte, die

deutſchen Biſchöfe beweg, dem Papſt den Gehorſam aufzukündigen. Dies mag den Haß ſeiner Couſine in Italien, die ihrem zärtlich verehrten Freund ſo ſchnöde begegnet ſah, aufs Aeußerſte gereizt haben. Darum half ſie die Blitze des Vaticans in Gregor's Hand ſchüren und der päpſtliche Bannſtrahl brach den Muth des unglücklichen Kaiſers. Im Büßerhemde und barfuß mußte er drei Tage hindurch im Schnee vor dem Schloßthor von Canoſſa ſtehen, und die Gnade des Statthalters Chriſti und ſeiner Freundin Mathilde erbitten. Dies war die große Probe, welche Gregor von ſeiner neuen Theorie machte, die er auf das Gleichniß von Sonne und Mond geſtützt hatte. Wie der Mond nur leuchtet durch die Sonne, ſo ſollten von jetzt an Kaiſer, Könige und Fürſten nur durch den Papſt ihr Licht und ihre Exiſtenz haben. Um das geiſtliche Syſtem der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft überlegen zu machen, ſprach er das Verbot der Prieſterehe durch ein unumſtößliches Cölibatgeſetz aus, das ſeitdem einen der ſtärkſten Grundpfeiler der römiſch-katholiſchen Kirche bildete. Denn Gregor ſah in der Ehe nur ein Mittel, die Geiſter zu knechten und den niederen Bedürfniſſen des Hauſes unterthan zu machen. Deshalb ſuchte er auch ſeine Freundin von einer zwei-

ten Vermählung zurückzuhalten, die erſt unter ſeinem Nachfolger Urban II. mit Wolf von Baiern zu Stande kam. Ein Grund, weshalb Gregor die Gräfin unvermählt erhalten wollte, mag auch in dem ungeheuren Güter-Complex dieſer Dame gelegen haben, die ſchon zur ſelben Zeit, als der Vetter Heinrich in Canoſſa büßte, und gewiſſermaßen zur Verherrlichung dieſes Ereigniſſes, ihr geſammtes Länder-Eigenthum nach ihrem Hintritt dem apoſtoliſchen Stuhl vermacht hatte. Die ungeheuren Beſitzthümer der Gräfin, welche ſie von ihrem Vater, dem Markgrafen Bonifacius, ererbt, bildeten ein Fürſtenthum, das den vierten Theil von Italien einnahm. Ganz Toscana und Parma, die Städte Modena, Reggio, Ferrara, Mantua und Brescia, das Herzogthum Spolete, die Markgrafſchaft Camerino, nebſt den ausgebreitetſten Allodialgütern, gehörten zu dieſem Fürſtenthum, und es war der Mühe werth, ſich der mathildiniſchen Schenkung zu verſichern, durch welche die alte fabelhafte Schenkung des Kaiſers Conſtantin, der dem Papſte Sylveſter ſchon damals ganz Italien zum Cadeau dargebracht haben ſoll, wenigſtens zu einem annähernden Theil der Wahrheit gemacht wurde. Die Conſtantiniſche Schenkung, gegen welche ſchon Dante losſtürmte, iſt von der Geſchichte

in das Reich der Fabeln verwieſen worden, aber die Gaben der Mathilde wurden von dem päpſtlichen Stuhl als Wirklichkeit feſtgehalten, und wie viele Streitfragen auch ſpäter aus dieſer Hinterloſſenſchaft hervorbrachen, ſo diente ſie doch weſentlich den Zwecken, aus dem Papſtthum zugleich eine länderbeſitzende und weltbeherrſchende Souverainetät zu machen.

Dort ſteht ſie auf ihrem Grabe, in dem ewigen Marmor feſtgehalten, die fromme und hochherzige Groß-Gräfin, die Egeria des Papſtes Gregor, dem ſie die Machtherrlichkeit der ganzen Welt an den päpſtlichen Stuhl ketten wollte! Ihre Gebeine haben hier erſt im ſiebzehnten Jahrhundert ihre Ruheſtätte gefunden, nachdem man ſie im Kloſter S. Benedetto bei Mantua gefunden hatte, von wo Urban VIII., in dem richtigen Gefühl ſie hierher bringen ließ, daß der Gräfin Mathilde ihr Platz in der Peterskirche, in dem Groß-Arſenal der römiſchen Hierarchie, gebühre. Weisheitsvoll und ſinnend blickt ſie noch auf uns herab, und in ihren Zügen drücken ſich Treue, Standhaftigkeit und Begeiſterung in einer anſprechenden Harmonie aus. Man erkennt die tüchtige, für ihren Freund Alles unternehmende Frau, welche ſelbſt die gefahrvolle und leidenreiche Belagerung auf der Engelsburg

mit ihm theilte, nachdem der Vetter Heinrich eines Tages mit einem wohlgerüsteten Heere nach Italien zurückgekehrt war und den Papst Gregor seine Rache für so viel Schmach empfinden ließ. Die Groß-Gräfin blickt heut aus ihrem Marmor auf eine Zeit herab, in der die gewaltige Aussaat der damaligen Epoche nicht in Erfüllung gegangen ist. Die Jahrhunderte haben sich seitdem unendlich verwärts bewegt, an wie viele einst heiß verschossene Bannstrahlen auch die uns hier umgebenden Papstgräber auf allen Seiten erinnern mögen. Das ungeheure Gebäude der Hierarchie steht zwar noch, wie man an dieser Stelle mit Ueberzeugung behaupten darf, in seinen Grundvesten da, und hat die Macht des deutschen Kaiserthums, mit dem sie einst den Kampf zwischen Geist und Welt ausfechten wollte, überlebt. Aber die Hierarchisirung der ganzen Welt, die Gregor an dem Busen Mathildens ersonnen, ist nicht gelungen. Die Blitze des Vatican zünden nicht mehr. Erst war es der Geist, dann ist es die Dampfmaschine, welche der Welt eine veränderte Stellung gaben, in der die Hierarchie ihre alten Bahnen mehr und mehr verlieren mußte. Pius IX. wollte im Jahre 1848 der römischen Hierarchie eine neue Stütze geben, indem er die Tiara mit der politischen

Freiheit umſchlang, aber dies gefährliche Experiment hätte faſt den ganzen Bau über den Haufen geworfen, und unter den Trümmern deſſelben den reformatoriſchen Dulder ſelbſt begraben.

Aber das Papſtthum hat noch eine große Folgezeit, die ihm nicht abzuſprechen ſein wird. Noch hat ſich das letzte Denkmal nicht über dem Grabe des letzten Papſtes in der Peterskirche gewölbt. Die Zwecke dieſer ungeheueren Inſtitution ſcheinen in der Weltgeſchichte noch nicht ganz erfüllt worden zu ſein, und die Peterskirche hat noch nicht, wie der deutſche Kaiſerſaal in Frankfurt, ihre letzte Wand zur Aufſtellung eines Herrſcherbildniſſes hergegeben. Dort ſteht der Sarg Gregors XVI., des zuletzt verſtorbenen Statthalters Chriſti, noch ohne ſeine feierliche Beiſetzung in der ihm beſtimmten Kapelle, die ihre Einrichtung und Ausſchmückung erſt dann empfängt, wenn der nächſtfolgende Inhaber von Petri Stuhl nach ihm das Zeitliche geſegnet hat. So lange wartet der geſtorbene Papſt noch auf den Eingang ſeines Nachfolgers und ſcheint außerhalb der Gruft die Thaten und Schickſale deſſelben zu überwachen. Nachdem dieſe Erwartung ſich erfüllt hat, läßt er erſt ſein Monument über ſich bauen, und verſchließt ſich in den For-

men von Marmor und Bronce, die ſeine Kapelle umkleiden. Nach dem Raum, welchen die Hallen von St. Peter darbieten, wird ſich hier noch lange Begräbniß an Begräbniß für die päpſtlichen Herrſcher reihen können, und wer weiß, welchen Einſchlag die Zeiten dazu liefern werden. — —

Unſer heutiger Beſuch bei St. Peter konnte ſich nicht länger ausdehnen. Wir eilten raſch an den übrigen Kapellen und Grabdenkmälern vorüber, um für heut den Ausgang aus dieſem Ocean von Eindrücken und Erinnerungen zu gewinnen. Das Individuum würde an dieſen ungeheuern Maſſen in ſich ſelbſt zuſammenſchwinden, wenn nicht der hohe mathematiſche Geiſt, der dieſen Bau im Innern und Aeußern durchdrungen hat, auch das Bewußtſein ſo ſcharf anregte, daß es nicht anders als mit heller Klarheit, und ohne ſich verwirren zu laſſen, dieſer wunderbaren Welt von St. Peter Herr bleibt. Die Abſchnitte, die auf dem Fußboden ſelbſt gemacht ſind, um unter den Schritten der Dahinwandernden die jedes andere Maaß überflügelnde Ausdehnung des Gebäudes nachzuweiſen, tragen nur dazu bei, kühl zu bleiben und den Eindruck des ganzen Wunders durch Abrechnung zu zerſtreuen. Denn wenn man jetzt er-

fährt, daß bis zu dieſer Stelle die londoner Pauls-kirche in dieſe Peterskirche hineingehen würde, und wenn man dann wieder auf dem Markſtein angezeichnet ſieht, daß bis hierher der Dom von Mailand bequem hineingeſetzt werden könnte, und man nun noch immer das ungeheuere Längenmaaß der ganzen Kirche, bis zur Tribüne hinten, vor ſich erblickt, dann vermehrt ſich zwar noch das Staunen über dieſe beiſpielloſe Architektonik der Verhältniſſe, man kommt aber ſogleich wieder zu ſich ſelbſt durch das Lächeln, welches uns dies Protokoll, das die Kirche über ihre eigene Größe führt, abnöthigt. Dieſe Zeichen ſind wie die Schönpfläſterchen, welche ſich die Damen an den Stellen aufheften, wo ſie die überraſchendſte Wirkung ihrer Reize erwarten konnten.

Wir ſtanden wieder draußen, und hörten die großen Springbrunnen rauſchend und plätſchernd in ihre Granitſchaalen fallen. Ein heiter ſpielender Sonnenſchein lag auf dem Petersplatze, und die friſche gewürzige Luft, die uns umfing, befreite die Bruſt wie von einer drückenden Spannung. Wir ſchritten die großen Treppen hinunter und grüßten die zu beiden Seiten derſelben ſtehenden Apoſtel Petrus und Paulus, deren Statuen dort, aus alter Zeit überliefert, die

Wacht zu halten ſchienen an den Pforten der Kirche. Am ägyptiſchen Obelisk, der gewaltig auf ſeinen vier bronzenen Löwen ruhte, wandten wir unſere Blicke nochmals zu dem ſeltſamen Kuppelbau von St. Peter zurück, und das Wort Michel Angelo's: „ich will das Pantheon auf die Peterskirche ſetzen!“ ergriff uns in ſeinem ebenſo kühnen als bedeutungsvollen Sinn. Es war die Syntheſe der Antike mit der Herrſchaft der chriſtlichen Kirche, welche Michel Angelo ausdrücken wollte und die den Charakter des ganzen Bauwerks entſchieden hat.

IV.

Ein Feſt auf der Villa Borgheſe.

Die italieniſchen Ariſtokraten ſind von jeher ein ſehr volksfreundliches Geſchlecht geweſen. Das Volk zu bewirthen, ihm Feſte und Spiele zu veranſtalten, die ſchönen Gärten, Villen und Paläſte ihm zu öffnen, es in ſeine koſtbaren Galerien und Sammlungen eintreten zu laſſen, hat ſtets zu den Manieren der reichen Nobili in Italien gehört. Kein Adel iſt weniger excluſiv als der italieniſche, er miſcht ſich ſelbſt in die Reihen des Volkes auf die ungezwungenſte und liebenswürdigſte Weiſe, und die kaufmänniſche Abſtammung dieſer Ariſtokratie, die ihre ungeheuren Beſitzthümer dem ehemals betriebenen Welthandel verdankt, ſcheint dieſe ungezwungene und bewegliche Verkehrsluſt in ihr zurückgelaſſen zu haben. Der italieniſche Ariſtokrat iſt mit größerer Leichtigkeit als anderswo auch

bringt die Grillen der Einsamkeit und Absonderung, in der sie entstand, wenigstens auf ihrem Antlitz, in ihrer Sprache, nicht mit auf den Markt. Wird dadurch die Wissenschaft oft verflacht, das Gefühl entheiligt, so gewinnt doch auf anderer Seite das Umgangsleben an Geist und Gefühl, oder vielmehr es entsteht eine wohlthätige und für das wirkliche Leben ersprießliche Mischung, ein allgemeineres Verständniß durchzieht und umfaßt das Land, und wenn man einen gemeinen Franzosen über Ansichten und Maximen, über Interessen der Allgemeinheit, mit seinem bewußtvollen Anstand reden hört, vergißt man meistentheils gern, daß er nach den bekannten statistischen Berechnungen vielleicht gerade zu Denen gehört, die weder lesen noch schreiben können. Dafür kann er hören und sprechen.

Das Verhältniß der deutschen Sprache zum wirklichen Leben ist ein noch unausgebildetes, und daher die künstliche Zwittergestalt unserer Umgangssprache, die, wie wir gesehen, für ihre heimathliche Verlegenheit immer neue fremdländische Wendungen und Verstecke aufsuchte. Unsere Sprache

für die gemiſchteren Geſellſchaftskreiſe zu gewinnen, der Principe und die Principeſſa ſind ſtehende Figuren auf den Diners der Banquiers und bei den Zuſammenkünften der Gelehrten und Künſtler, und dieſer Adel ſcheint auch noch dadurch bevorzugt zu ſein, daß ihn ein volksthümliches Band mit allen anderen Kreiſen der Geſellſchaft verbindet.

Die Revolution von 1848 hat jedoch in Rom auf dieſen volksthümlichen Anſchein der italieniſchen Adelsgeſchlechter wenig Rückſicht genommen. Als wir den ſchönen Garten der Villa Borgheſe vor der Porta del Popolo betraten, ſahen wir in vielen Alleen Nichts als junge kleine Bäume, die als eine neue Anpflanzung ſeit dem Jahre 1849 erſchienen und die Stelle der großen ſchönen Pinien, mit den fächerartig gewachſenen Kronen, welche das Volk damals zu Barrikaden auswählte und zerhieb, vertraten. Der geheimnißvolle Werkmeiſter der italieniſchen Revolution, Mazzini, und der Fürſt von Canino, wieſen hier in eigener Perſon die ſchönſten Stämme an, um daraus den verhängnißvollen Feſtungsbau für den Straßenkampf zu beſtreiten. Das gute ſociale Verhältniß, das zwiſchen Volk und Ariſtokratie beſteht, ſcheint alſo die kritiſche Stunde doch nicht überdauern zu können. Vielmehr

ſchlug das Volk damals in dem volksgaſtlichen Garten des Fürſten Borgheſe, der ſich ihm ſo oft zu glücklichen Spielen geöffnet, in den zerſtörendſten Haß um, der ſich auch auf die im Garten gelegene Villa Rafael's (die Villa Olgiati) erſtreckte. In dieſer Villa, von der wir jetzt nur die Trümmerhaufen am Wege umherliegen ſahen, wohnte einſt Rafael Sanzio mit der ſchönen Fornarina, deren prächtiger Gliederbau ſo oft ſeinem Pinſel diente und mit der er hier die höchſten Verzückungen der Liebe und der Kunſt bis zur Selbſtvernichtung feierte. Einſt war dieſes Landhaus mit Arabesken und kleinen Wandbildern von Rafaels Hand geziert, die man in der letzten Zeit abgenommen und anderweitig aufgeſtellt hat. Jetzt, nachdem die Revolution von 1848 ſich auch an dem alten Muſen- und Liebesſitz des großen Malers vergriffen, ſieht man nur noch aus den durcheinander geworfenen Steinhaufen eine Treppe hervorragen, die durch das Haus emporging und vielleicht zu den innerſten Heiligthümern des Künſtlerlebens führte. Es war an den Wänden dieſes Landhauſes, wo Rafael mit dem liebenswürdigſten Pinſel die ſchalkhaften Fresken von der Hochzeit Alexander's und der Roxane, bei der die kleinen Amoretten mit Alexander's Helm an der Erde

ſpielen und in ſeinem Stiefel umgeſunken ſind, hinmalte. Auch ſeine anderen, von derſelben ſeelenvollen Laune durchhauchten Fresken, die Hochzeit der Flora und das Scheibenſchießen, ſtanden früher an den Wänden dieſer Villa und wurden mit der Hochzeit des Alexander abgenommen und in das Palais Borgheſe gerettet, nachdem durch die Revolution, oder vielleicht auch durch die Franzoſen, wie von anderer Seite her behauptet wird, das Haus des Künſtlers zerſtört worden. So wird auch das Niederhauen jener herrlichen Pinien im Garten in mehreren zeitgenöſſiſchen Berichten den Franzoſen zugeſchrieben, welche bei ihrer Belagerung Roms in der Nähe der Villa Borgheſe eine Hauptſtellung genommen hatten.

Wir durchſchritten heut den Garten der Villa Borgheſe im Geleite bedeutender Volksmaſſen, die ſich ſchon in der Mittagsſtunde den Corſo herunter durch die Porta del Popolo ergoſſen, um zur rechten Zeit zu dem Feſte der Tombola, dem der Fürſt Borgheſe heut ſeinen Garten geöffnet, einzutreffen. Die Tombola iſt eine Lotterie, die zweimal im Jahre, im September und October, öffentlich veranſtaltet wird, und deren Ziehung eines der großartigſten römiſchen Volksfeſte geworden iſt. Seitdem die Octoberfeſte, die frü-

her Sonntags und Donnerstags im Monat Oktober die Bevölkerung Roms zu heiteren Aufzügen und Spielen, namentlich am Monte Testaccio, vereinigten, verblüht und aus der Mode gekommen sind, ist das Tombola-Fest in dieser Zeit der bedeutendste Sammelpunkt des römischen Volkslebens geworden, das sich bei dieser Gelegenheit in einer wahrhaft bewundernswürdigen Entfaltung seiner Massen, in den interessantesten Gruppen und in der schönsten Laune darstellt. Es ist das zugleich ein Fest der Wohlthätigkeit, die durch einen von dem Fürsten Borghese geleiteten Verein, der für die Erhaltung der Cholera-Waisen besteht, ausgeübt wird, indem der bedeutende Ertrag der Tombola diesen armen Kindern zufließt.

Es war ein schöner, sonnenwarmer Oktober-Sonntag, der wunderbar erquickende Frühlingslüfte durch die Pinien und Lorbeerbäume des Gartens Borghese hinwehen ließ. Die Bevölkerung von Rom schien sich, wie in alter Zeit zu den circensischen Spielen, aufgemacht zu haben. Aus den dunkeln, still flammenden Augensternen der Römerinnen leuchtete die Freude des Tages, der Belustigungen aller Art und gewinnreiches Herauskommen der besetzten Zahlen versprach. Mit rascheren und beflügelteren Schritten als sonst

eilte der römiſche Bourgeois, die ihm eigene Schwerfälligkeit vergeſſend, neben ſeinen Frauen und Töchtern her, um noch einen guten Platz für das heutige Schauſpiel zu erwerben. Das eigentliche Publikum deſſelben iſt der römiſche Bürger- und Mittelſtand, der ſich bei dieſer Gelegenheit in die feinſte und eleganteſte Toilette wirft und ſeine ungemeine Sauberkeit, verbunden mit dem unverkennbarſten Wohlſtand, der ſich in ſeinem Anzug, wie in dem reichen und ächten Schmuck ſeiner Frauen bemerklich macht, bewundern läßt. Auch die unteren Klaſſen betheiligen ſich in mehr und mehr anwachſenden Schaaren, obwohl im beſten und reinlichſten Aufzuge und in einer ſtillen, faſt feierlichen Haltung, die in Erſtaunen ſetzen kann. Der unvermeidliche Prieſter, der in Italien bei allen Gelegenheiten und Vorgängen als Zeuge und Mitſpieler erſcheint, bildet einen ſchwarzen Einſchlag in dieſe bunte, in hellen Farben ſtrahlende Volkswoge, die ſich dem Theil des Gartens, welcher Piazza di Siena genannt wird und den Schauplatz des Tages hergiebt, in einem munteren aber gleichmäßigen und taktvollen Rhythmus zuſchiebt. Die Kohlenſäcke, wie das Volk in Rom die Geiſtlichen nennt, würden aber auch am allerwenigſten bei dem Tom-

bola-Spiel fehlen, und die Regel ihres Standes, die ihnen in Rom überhaupt die freieſte Beweglichkeit nach außen geſtattet, verbietet ihnen auch nicht, ſich in den an allen Straßen-Ecken aufgeſchlagenen Lotteriebuden einen mit funfzehn Ziffern beſchriebenen Tombola-Zettel oder auch mehrere, zu elf Bajocchi das Stück, zu kaufen, und damit auf die Piazza di Siena, auf der heut die Mirakel der Amben, Ternen u. ſ. w. verkündet werden ſollen, zu wallfahrten. Denn die Tombola vollbringt ſicher ein ebenſo großes Wunder, indem ſie die gewinnenden Zahlen ausſchwitzt und überhaupt Jemanden gewinnen läßt, als wenn ein wunderthätiges Bild an irgend einem berühmten Wallfahrts-Orte den Gläubigen Erhörung zuwinkt.

Die Spielwuth der Italiener, namentlich im Zahlen-Lotto, nimmt auch in der That faſt den Anſtrich eines religiöſen Fanatismus an. Das Lotterieſpiel iſt die einzige Freiheit, die den Italienern noch übrig geblieben iſt, und der einzige Glauben, von dem ſie noch Vortheil und eine Verbeſſerung ihrer Lage zu erwarten ſcheinen. Ein politiſch und kirchlich verkommenes Volk kann zuletzt nichts Beſſeres thun, als ſein Heil in der Lotterie auszuſpielen, und ſeine Chancen, die ihm anderswo gänzlich abgeſchnitten, in dem Her-

auskommen einiger elenden Zahlen zu ſuchen. Myſtik und Aberglauben, die ſich ſonſt als poetiſche Elemente im italieniſchen Leben geltend machten, richten ſich hier jetzt vorzugsweiſe auf die Kunſt, die gewinnenden Zahlen und Zahlengruppen ausfindig zu machen und aus irgend einem Umſtand oder einer unter beſonderer Mitwirkung des Schutzheiligen vollbrachten Berechnung auszuwählen. Manches innig geflüſterte Gebet zu den Füßen der Madonna in der Kirche St. Agoſtino, welche das in ganz Italien am volksthümlichſten gefeierte Marienbild iſt, gilt der Auffindung der beſten Zahlen für die nächſte Ziehung des Lotto, oder der Erlangung eines Nummernzettels bei der Tombola, von dem es Amben, Ternen und Quaternen regnet, oder deſſen funfzehn Zahlen ſich vielleicht ſogar vollſtändig erfüllen und damit den höchſten Triumph und Gewinn der Tombola über den Glücklichen ausſchütten würden. Der Verkauf der Nummernzettel bildet darum auch einen Hauptverkehrszweig auf den Straßen Roms, und die Verkaufsſtätten, mit den auf großen Tiſchen ausgelegten oder in langen Streifen ausgehangenen Zahlen, die des Abends mit bunter Beleuchtung illuminirt werden, bleiben oft bis zu einer ſpäten Nachtſtunde offen und rege. Während das

Straßenleben Roms ſchon früh erliſcht und ſelbſt in den Hauptſtraßen ſchon um 9 Uhr und früher die Magazine ſich ſchließen, herrſcht in den Lotteriebuden noch bis Mitternacht ein geſchäftiges Treiben und Volksgeſtalten aller Art, bald in feierlichem Schweigen, bald im Trällern einer Opern-Melodie von Verdi, gehen aus und ein, den Glückszettel löſend, für den ſie vielleicht ihre letzten, irgendwie noch ſpät zuſammengebrachten Paoli umgetauſcht haben. Dies Treiben mehrt ſich, wenn es ſich um die Ziehung einer Tombola handelt, deren Glücksrad ſich ſo ſelten und ſo reichlich dreht.

Auf der Piazza di Siena haben ſich gegen zwei Uhr Nachmittags bereits ungeheuere Volksmaſſen angeſammelt. Dreißig bis vierzigtauſend Menſchen haben ſich hier ſchon eingefunden, und unaufhörlich ſetzt ſich noch der Zug der aus der Stadt herbeiſtrömenden Menge fort. Die Piazza di Siena iſt ein ovaler Raſenplatz von unermeßlicher Ausdehnung, von Taxushecken und Steinterraſſen maleriſch eingefaßt. Die franzöſiſche Beſatzung von Rom hält hier von Zeit zu Zeit feſtliche Carrouſels ab, unter denen das bei der Anweſenheit des Generals Oudinot veranſtaltete noch immer als eines der glänzendſten Ereigniſſe ge-

ſchildert wird. Für die Tombola ſieht man aber heut beſondere Vorrichtungen auf dieſem Platze gemacht. Am Ende deſſelben erheben ſich mehrere nebeneinander befindliche Tribünen, die, mit rothen Teppichen behangen und mit allerlei feſtlichen Flaggen und Zeichen geſchmückt, den Sitz des Glücksrades und ſeiner Opferprieſter, der Lotterie-Directoren und des Waiſenknaben, abgeben. Zu beiden Seiten um das Oval des ungeheuren Raſenplatzes erſtrecken ſich die Zuſchauer-Tribünen, deren Sitze theils als Ehrenplätze dienen, theils für einen Paoli verkauft werden, was die Einnahmen des Tages bedeutend ſteigert. Auf den Terraſſen und Steinen, die vor dieſen Zuſchauer-Tribünen am Rande des Platzes umherlaufen, lagert ſich das Volk in bunten, farbenſchillernden Gruppen und in heiterer, behaglicher Lebendigkeit. Auf der Mitte des Platzes iſt ein thurmartiger, viereckiger, mit rothem Tuch überhangener Bau zu ſehen, der dazu beſtimmt iſt, die gezogenen Nummern, die plötzlich und wie durch einen Zauberſchlag auf ſeinen vier Wänden hervortreten, nach allen Seiten hin dem Publikum ſichtbar werden zu laſſen. Etwas weiter herunter ſteht die Cocagna aufgerichtet, die mit grüner Seife beſchmierte Kletterſtange, auf deren Spitze eine mit vielen glän-

zenden Sachen ausgeſchmückte, wohlbekleidete Strohfigur ſteht, die durch ihren verlockenden Ausputz auffordert, zu ihr heraufzuſteigen und, nach Beendigung der Tombola, die kühnſte Heldenthat des Tages an ihr zu vollziehen.

Auf dieſem Platze wimmelt es ebenfalls von den auf- und niederwogenden Volksſchaaren, die auf den Tribünen und Stein-Terraſſen keinen Sitz mehr erhalten haben. Mitten über den Platz herüber liegen viele Männer auf den Bauch ausgeſtreckt, und erwarten in träumeriſcher Ruhe den Augenblick, wo der Glückstanz der Zahlen ſeinen Anfang nehmen wird. Der in ihrer Hand feſtgekniffene Nummerzettel deutet auf die Erwartungen hin, welche dieſe Schläfer beſeelen. Anderswo gehen Frauen umher, die ſehr geſchäftig und mit wichtigen Mienen Bleiſtifte zum Verkauf ausbieten, damit ſich Jeder die Nummern aufſchreiben oder auf ſeinem Zettel anſtreichen könne, welche heut der Tombola entfallen. Mit ſchmetternden Stimmen fahren die Cigarren-Ausrufer dazwiſchen, die den Rauchern zu verſchiedenen Preiſen ihre Waaren feilbieten. Auch Kürbiskörner, kleine Kuchen und dergl. hört man häufig ausrufen, und kleine ambulatoriſche Limonaden-Buden verrichten ihren wohlthuen-

fühlt und gebraucht ihre tiefſten Lebenskräfte in der Ausarbeitung unſeres ideellen Menſchen, ſie iſt ein Monolog unſerer Gefühle, eine Selbſtbetrachtung unſerer Gedanken, ein Gebet unſers Herzens; aber in alle die äußerlichen Verbindungen unſerer Wirklichkeit iſt ſie uns bisjetzt ſo verdroſſen und nachläſſig gefolgt, wie mancher große Mann, der im Bewußtſein ſeines innern Werthes wenig bekümmert iſt, ob ihm in einer Geſellſchaft lauter geiſtreiche oder lauter triviale Reden entſchlüpfen, ſich am liebſten aber ſchweigend darin verhält. So befänden wir uns denn in dieſem Augenblick mit unſerer Sprache auf der umgekehrten Bildungsſtufe, als auf welcher Leibnitz zu ſeiner Zeit in den „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache" ſie am geeignetſten für das wirkliche und gewerkliche Leben, am ungeeignetſten für den Gedanken und Gemüths-Ausdruck bezeichnete, indem er ſagte:*) „Ich finde, daß die Teutſchen ihre Sprache bereits hoch bracht,

*) S. Leibnitii Opera, ed. Lud. Dutens. (Genev. 1768.) Tom. VI. Pars II. p. 959.

den Dienſt, den das italieniſche Volksfeſt nicht entbehren kann. Die Feinheit und Ordnung, mit welcher ſich die Volksmaſſen hier aufſtellen und durcheinander bewegen, trägt auch die ganze harmoniſche Temperatur dieſes Getränkes an ſich, das als Volksgetränk die angenehmſten Wirkungen ausübt.

Eine beſondere Feſt-Tribüne, die auf der andern Seite des Platzes uns gegenüber lag, ſahen wir heut für den Herzog von Modena und ſein Gefolge mit reicher Ausſchmückung aufgerichtet. Dieſer Herzog, der ſich ſeit einiger Zeit in Rom befindet, ſoll es als ſeinen lebhaften Wunſch zu erkennen gegeben haben, einmal das Feſt der römiſchen Tombola mitanzuſehen, und es ſoll ſogar um ſeinetwillen der Tag deſſelben etwas früher angeſetzt worden ſein, da der Herzog, den jetzt eine politiſche Miſſionsreiſe durch ganz Italien führt, ſeine auf morgen feſtgeſetzte Abreiſe nach Neapel zum König Ferdinand nicht verſchieben kann. Es iſt ein großes Geheimniß, um das es ſich handelt, das aber, wie es in der Regel geht, bereits alle Welt weiß, denn politiſche Myſterien halten ſich in der heutigen Zeit nicht mehr. Der Herzog von Modena, ein ſchöner, ſchlanker Mann von kaum vierzig Jahren, der eine große Beweglichkeit in allen ſeinen

Manieren verräth, kam nach Rom und begiebt ſich nach Neapel, um, wie man allgemein hört, als Agent des Wiener Cabinets, dem er ſchon durch bindende Verträge ganz und gar angehört, die Grundlagen einer umfaſſenden Allianz oder Ligue zwiſchen Oeſterreich und den italieniſchen Staaten, namentlich Toscana, Rom und Neapel, vorzubereiten. Es entſteht dadurch eine ganz neue Perſpective für die Geſtaltung der italieniſchen Verhältniſſe unter dem ſich immer umfaſſender ausdehnen wollenden Einfluß Oeſterreichs. Aber dieſe Geſtaltung iſt noch ebenſo wenig zu berechnen, als der Zahlen-Fall der Tombola, die jetzt bald ihr Glücksrad drehen und ihre Looſe ſchütteln wird. Der Herzog von Modena hat ſich dort auf ſeiner Tribüne pünktlich und eifrig genug eingeſtellt, und man wird doch wohl nicht länger mit dem Beginne des Feſtes zögern wollen.

In einer bewundernswürdigen, feſten Gliederung hat ſich auch jetzt die geſammte, ohne Zweifel bis auf fünfzigtauſend Köpfe angewachſene Volksmaſſe bereit gemacht. Jeder hat ſeine Looſe und ein großes Verzeichniß von Nummern, mit dem wohlgeſpitzten Bleiſtift, in der Hand. Die ſchönen rothen Lippen unſerer Nachbarin nagen ungeduldig an dem Bleiſtift und be-

feuchten ihn unaufhörlich, denn die Leidenſchaft für Spiel und Gewinn übertrifft bei den Italienerinnen noch bei weitem alle Virtuoſität und Romantik der Liebe, in der man ihnen viele Vorzüge mit Unrecht eingeräumt hat. Schöne und meiſterhaft geformte Frauen des römiſchen Bürgerſtandes umgeben uns überall, und ſchauen uns von allen Plätzen mit raſchen Feuerblicken und mit ſüßen lebhaft geſpannten Mienen, die aber nur die rege gewordene Gewinnluſt ausdrücken, entgegen. Unter den Frauen aller Stände, die ſich auf dem Platze und auf den Tribünen miſchen, erblickt man auch Bäuerinnen aus der Umgegend von Rom, namentlich aus dem Heimathlande der italieniſchen Frauenſchönheit, aus Albano, wie auch viele derbe, aber wundervoll gebaute Schönheiten aus Frascati und Tivoli, und die ganze weibliche Crême des Campaner-Gebirges. Aus dieſen Gegenden ſind auch noch die maleriſchen, ungemein kleidſamen Volkstrachten herübergekommen, die in ihren dem ſchönſten Körper ſich anſchmiegenden Formen und in ihrer blühenden Farbenpracht auf die reizendſte Weiſe das Auge verlocken. Während auch in Italien mehr und mehr die nationalen Volkstrachten zu verſchwinden anfangen und dem Alles nivellirenden franzöſiſchen Modegeiſt, dem

kleinen, in den Nacken fallenden Hut und der Crinoline, verfallen ſind, hat ſich in der Gebirgsumgegend Roms noch fortdauernd ſehr viel von dieſen Coſtümen und Trachten erhalten. Die Römerin ſelbſt aber iſt in den bürgerlichen und unteren Kreiſen ſichtlich bemüht, mehr und mehr Alles abzuſtreifen, was ihr einen volksthümlichen Schnitt geben und ſie in einem auffallenden Unterſchied von den Damen der höheren Stände erſcheinen laſſen könnte. Bei dem heutigen Volksfeſte ſind die römiſchen Bürgerinnen ſämmtlich in dem geſchmackvollſten, franzöſiſchen Dameputz erſchienen. Die Crinoline, welche jetzt ihr höchſtes Uebermaaß in Italien erreicht zu haben ſcheint, verhüllt in einem weiten Bogen alle Umriſſe und Formen eines Körpers, der nur für die Plaſtik geſchaffen iſt und dem Marmor der Antike ſiegreich nacheifern würde. Außerdem erſcheint die Frau der römiſchen Bourgeoiſie mit ſo vielen ächten und werthvollen Schmuckſachen, mit goldenen Ketten und Ringen, Korallenſchnüren und dergleichen behangen, daß die naturvolle Schönheit auch von dieſem glänzenden Kram eher gedrückt als gehoben wird. Auch der runde römiſche Kamm, den die Mädchen durch ihr ſchönes ſchwarzes Haar geſteckt tragen, iſt von ächtem Gold oder Silber, und bildet, ſo wie

die langen silbernen Nadeln, welche sich häufig hinzufügen, einen Lieblingsschmuck, den man auch in der Kirche häufig auf diesen anmuthigen Köpfen erblickt. Er beweist zugleich am meisten die Wohlhabenheit Derer, die sich damit geschmückt haben, und die nicht in die Lage gerathen, Lasten auf ihrem Kopfe zu tragen.

Jetzt aber erschallt plötzlich ein schmetternder Trompetentusch, dem ein allgemeiner Jubel, eine fröhliche Bewegung auf allen Plätzen entspricht. Dann folgt eine rauschende, wie zum Beginn einer Schlacht herausfordernde Musik, unter welcher die Loose in das Glücksrad eingezählt werden. Der in eine Art von Priester-Kostüm gesteckte Waisenknabe hebt feierlich seinen Arm in die Höhe, und streift denselben empor, um sein Werk zu beginnen. Die erste Nummer wird gezogen, und von dem Ausrufer in der ungemein feierlichen Modulation eines Kirchengesanges laut und vernehmlich verkündigt. Man glaubt sich einen Augenblick lang in eine Messe versetzt, in der die vollönende, recitativisch singende Stimme eines Priesters die Formeln des Heils erschallen läßt. Die Tombola wird zwar nicht unter priesterlicher Mitwirkung gezogen, wie dies bei der eigentlichen Zahlen-Lotterie der Fall ist, deren Ziehung auf dem Balcon des Finanzministeriums,

auf der Piazza di Madama, in Gegenwart des im ſchwarzen Ordenskleide erſcheinenden Groß-Treſorier des Papſtes, ſtattfindet. Aber die Kirche ſucht auch bei der Tombola durch dieſe eigenthümlich modulirte Stimme des Zahlen-Ausrufers ſich geltend zu machen, und der kleine Waiſenknabe, der ſich dort eben anſchickt, die zweite Nummer aus dem ſich drehenden Rade herauszugreifen, ſieht in dem weißen Talar und dreieckigen Hut, womit man ihn koſtümirt hat, nicht minder wie ein geiſtlicher Charakter aus.

Die gezogenen Nummern werden zugleich in koloſſaler Zifferſchrift auf einer Drehſcheibe herausgeſtellt und vor Aller Augen ſichtbar gemacht. Zur ſelben Zeit treten ſie auch mit einer bewundernswürdigen Geſchwindigkeit auf der in der Mitte des Platzes errichteten Tafel nach allen vier Seiten hin heraus. Eine Ambe iſt jetzt fertig, und nun geht ein Rauſchen und Murmeln durch die ganze Volksmenge, denn dieſe erſte Poſition des Glücks wird noch mit Leichtigkeit von Vielen erobert. Auf allen Seiten theilt ſich plötzlich die Maſſe, und Einzelne brechen mit großem Ungeſtüm hervor, und begeben ſich, begleitet von dem Schreien, Jauchzen und Pfeifen aller Uebrigen, auf die Directorial-Tribüne hinauf, wo jeder entfallene

Gewinn ſogleich auf dem Looſe notirt werden muß. Soldaten, Bauern, ſtattliche Bürger, Prieſter, viele Frauen und Mädchen, auch einige von den phantaſtiſch koſtümirten Schönheiten des Albaner-Gebirges, und einige Damen, welche durch ihre eleganten Toiletten hervorragen, machen ſich durch die Menge Bahn, um ſo raſch als möglich die Tribüne der Tombola zu erreichen. Es ſind fünfzig Piaſter, mit denen die Ambe ausgezahlt wird. Das Heulen, Pfeifen und Ziſchen der aufgeregten Menge dauert unaufhörlich fort. Viele Soldaten der franzöſiſchen Beſatzung, die jetzt bei allen Dingen in Rom im Vordergrunde erſcheinen, ſind unter den Gewinnern der Ambe, und es ſcheinen auch Aerger und Mißvergnügen darüber im Spiele zu ſein, wenn das gellende Toſen und Lärmen, das uns faſt die Ohren zerreißt, kein Ende nehmen will. Auch hält dieſe langſame Conſtatirung der Gewinne den Fortgang des Spiels auf, und der Italiener, der beim Spiel noch kindiſcher und leidenſchaftlicher als ſonſt iſt, läßt ſeine Ungeduld darüber auf jede mögliche Weiſe aus.

Je länger man warten muß, deſto unruhiger gehen auch die Fächer der Damen auf den Tribünen hin und her. Jetzt eilen noch nachträglich einige zu

ſpät gekommene Landleute mit ihren Looſen hinauf, und ſie müſſen es ſich gefallen laſſen, von der geſammten Menge auf das Fürchterlichſte ausgepfiffen und ausgeziſcht zu werden. Man fängt mit den Nachbaren zu plaudern an, wobei der Römer auch gegen Fremde ſich ſehr zuvorkommend und zugänglich erweiſt. Zuweilen wird das natürliche Vertrauen ſogar weiter getrieben, als man es ſonſt in irgend einem andern Lande ſo leicht ſich ausſprechen hört. Nicht weit von uns auf derſelben Tribüne ſaß ein Fremder, allem Anſehn nach ein Hamburger, der ein Bouquet kleiner gelber Feldblumen, wie ſie in Rom häufig auf den Straßen zum Verkauf angeboten werden, und die einen narkotiſch ſtechenden Geruch ausſtrömen, in ſeinem Knopfloch trug. Neben ihm ſaß eine junge ſchöne Römerin, die ſchon ſeit einiger Zeit ängſtliche und unruhige Blicke auf ihren deutſchen Nachbar warf und dann mit ihrem Mann, der auf der Bank hinter ihr ſaß, auf das Lebhafteſte geſticulirte und flüſterte. Der Mann dieſer reizenden, intereſſant ausſehenden Frau ſchien ein kleiner Kaufmann oder feinerer Handwerker zu ſein, während die Frau, eine hohe, in prächtigen Formen ſich darſtellende Geſtalt, den vornehmen, herrſchenden Ausdruck hatte, der den Römerinnen in allen

Ständen eigen iſt. Es ſchien zwiſchen Beiden etwas verabredet zu werden, und in Folge deſſen wandte ſich jetzt der Mann mit einer ſehr dringenden und ernſten Gebärde an den deutſchen Fremden, indem er ihn erſuchte, den kleinen Blumenſtrauß aus ſeinem Knopfloch zu entfernen und von ſich zu thun. „Die Signora, meine Frau", ſetzte er mit einem lauten pathetiſchen Ausdruck hinzu, „kann den ſtarken Geruch dieſer Blumen durchaus nicht vertragen. Sie iſt ſehr reizbar und würde Krämpfe davon bekommen, denn es iſt jetzt der dritte Monat, daß ſie ſich in andern Umſtänden befindet."

Der erſtaunte Blick des ehrlichen Hamburgers ſtreifte unwillkürlich an der Taille ſeiner ſchönen Nachbarin herunter, und obwohl die Crinoline ihn verhinderte, eine augenſcheinliche Beſtätigung jener Angaben zu ſuchen, ſo nahm er doch ſeine Blumen ſogleich hinweg und warf ſie über den Rand der Tribüne. Seine Nachbarin ſchien ihm dafür mit einem ſtolzen Neigen des Kopfes zu danken, ging aber jetzt, als der Hamburger ſie verbindlich anzureden wagte, mit vieler Zuvorkommenheit auf eine Unterhaltung mit ihm ein, ohne ſich über die Enthüllung ihres geheimen Zuſtandes im Geringſten befangen zu zeigen. Die ganze

Tribüne hatte dieſe öffentliche Enthüllung der ſchönen Römerin vernommen, aber während bei einem deutſchen Publikum ohne Zweifel ein lautes Gelächter darüber ausgebrochen wäre, ſchien hier Niemand etwas Auffälliges daran zu finden oder auch nur zu einer ſpöttiſch verzogenen Miene Veranlaſſung zu haben. Der ängſtliche Ehemann hinter ihr ſchien aber fortdauernd jede ihrer Bewegungen zu überwachen und Sorge zu tragen, daß ſie nicht geſtoßen oder irgendwie beläſtigt würde, und im Hintergrunde der Tribüne lehnte ein junger, blaſſer Mann mit ſchwarzen Locken und ſchwarzem Bart, der ſeine brennenden, vielbedeutſamen Blicke unaufhörlich auf dieſe Römerin richtete, mit deren unmerklich zurückgewandten Blicken er ſich zuweilen elektriſch zu begegnen ſchien. Der Ehemann und der Cicisbeo theilten ſich ſichtlich in die Wacht ihrer gemeinſchaftlichen Freundin, und bildeten in dieſer Gruppe ein Dreieck, deſſen geheimnißvolle Bedeutung leicht zu entziffern war. —

Jetzt aber ſtimmte die Muſik wiederum ihre ſchwebenden reizenden Rhythmen an, die zum Wiederbeginn des Kampfes anzuſpornen ſchienen. Unter dieſen anfeuernden Tönen begann das Glücksrad, gleich einem Kunſtreiterpferd, das beim Schall der Muſik

in allen dem, so mit den fünff Sinnen zu begreiffen, und auch dem gemeinen Manne fürkommt; absonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunst- und Handwerkssachen, weil nemlichen die Gelehrten fast allein mit dem Latein beschäfftigt gewesen, und die Mutterſprache dem gemeinen Lauff überlassen, welche nichtsdesto weniger auch von den sogenannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. Und halt' ich dafür, daß keine Sprache in der Welt sei, die (zum Exempel) von Ertz und Bergwerken reichlicher rede, als die Teutsche. Dergleichen kann man von allen andern gemeinen Lebensarten und Professionen sagen, als von Jagt- und Waid-Werk, von der Schifffahrt und dergl.. Wie denn alle die Europäer, so auffem großen Welt-Meer fahren, die Namen der Winde und viel andre Seeworte von den Teutschen, nehmlich von den Sachsen, Normannen, Osterlingen und Niederländern entlehnt. — Es ereignet sich aber einiger Abgang bei unserer Sprache in denen Dingen, so man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kann; als bey Ausdrückung der Gemüthsbewegungen, auch der

ſeinen Eifer und ſeine Anſtrengungen zu verdoppeln ſcheint, von Neuem ſeine Drehungen, und die Zahl Otto! die von dem feierlichen Baß des Ausrufers mit geſteigertem Pathos abgeſungen und auf der letzten Sylbe mit bewundernswürdiger Kraft des Athems geſchaukelt und ausgehalten wurde, half die Terne zur Welt bringen. Die Terne wird bei dieſem Spiel mit 70 Piaſtern bezahlt, aber zur Erlangung derſelben ſcheint ſchon eine beſonders gute Laune des Glücks zu gehören. Denn nur vier oder fünf machen ſich jetzt aus der Menge auf den Weg, um ihre Looſe einzureichen, und die beiden Erſten kehren ſogar auf der Stelle zurück, denn es ergab ſich, daß ſie ſich in den Zahlen geirrt haben. Ein ungeheures Toben, Pfeifen und Ziſchen bricht auf dem ganzen Platze los, und empfängt die armen Opfer ihrer Glücksgläubigkeit mit einem fürchterlichen Lärmen. Unter dieſen irrthümlich Hinaufgeſtiegenen befindet ſich auch ein Prieſter, der mit ſeinem Zettel ebenfalls auf der Directerial-Tribüne, und zwar mit ziemlich rückſichtsloſen Worten und Gebärden, abgewieſen worden iſt. Das breite, nicht ſehr kluge Geſicht des geiſtlichen Herrn rettete ſich erſt in ein pfiffiges Lächeln, und dann in eine mild ergebene ſalbungsvolle Miene, die viel Erbauliches hatte, aber

das Volk nicht abhielt, das unwillige Getöſe gegen ihn noch eine Zeitlang fortzuſetzen. Auf einer anderen Stelle des Platzes hat ein frommer Vater noch zu einer anderen bewegten Scene Anlaß gegeben. Der Padre, ein großer ſtattlicher Mann, hat ſich längere Zeit auf das Angelegentlichſte mit einer Dame unterhalten, deren Aufmerkſamkeit er durch ſein lebhaftes Geſpräch ganz und gar zu feſſeln gewußt hatte. Es iſt eine junge, mit den üppigſten Reizen ausgeſtattete Bürgerfrau, die ihrem Schmuck, ihrem Anzuge und ihrer Haltung nach eine Marcheſe ſein könnte, und deren ſchöne, flammenſprühende Augen ſich von Zeit zu Zeit auf die bedeutſamſte Weiſe zu ihrem geiſtlichen Freunde aufſchlagen, der ihr gewiß ſehr viel Beherzigenswerthes ſagt. Auch ſie läßt ſich in einem unaufhaltſamen Strom von Worten gegen ihn aus, ein heißes, fliegendes Roth bedeckt ihre Wangen, ſie ſcheint Alles um ſich her vergeſſen zu haben, am meiſten aber ihr Kind, das ſich von ihrer Hand unvermerkt losgemacht und bald in die auf- und niederwogende Menge ſich verloren hatte. Jetzt ſchrak die Mutter plötzlich zuſammen, denn ſie hatte das Verſchwinden ihres Töchterleins bemerkt, und nun begann ein athemloſes, verzweifeltes Suchen, ein angſt-

volles Auf- und Niederrennen mit Thränen und Schluchzen, aber nirgend wollte ſich eine Spur von dem Kinde ergeben. Mit großer Liebenswürdigkeit zeigte man ſich jetzt auf allen Theilen des Platzes beeifert, ihr ſuchen zu helfen, nur der Prieſter hatte ſich zurückgezogen und war raſch im Gedränge verſchwunden.

Ehe man von einem günſtigen Erfolg dieſer Bemühungen hört, zieht die neue, unter den ſchmetternden Tönen der Muſik wieder begonnene Schwingung des Glücksrades die Aufmerkſamkeit Aller auf ſich. In den nächſten Zügen werden Quattrinen und Cinquinen hervorgebracht, aber ſehr wenige Perſonen ſind es, deren Zahlen noch zutreffen. Bald handelt es ſich nun um die Tombola ſelbſt. Wenn alle funfzehn Zahlen, die ſich auf einem Zettel befinden, herausgekommen ſind, ſo hat der Inhaber die Tombola gewonnen, die ihm ſechshundert Piaſter einträgt. Ein rothhoſiger franzöſiſcher Soldat iſt es, der ſich jetzt meldet, ſein Loos hoch in der Hand ſchwingend, unter dem losbrechenden Jubelgeſchrei ſeiner zahlreich auf dem Platze vertretenen Kameraden, aber nicht minder unter dem heftigſten Pfeifen und Ziſchen der neiderfüllten Italiener, die vielleicht auch bei dieſer Gelegenheit ihr Müthchen an der franzöſiſchen Beſatzung kühlen wollen.

Hinter der großen Tombola giebt es auch noch eine kleine, hundertundfünfundſechzig Piaſter gewinnende, zu der nun ſchon das Rad in Umſchwung geſetzt wird. Aber in der Gegend des Platzes, wo die Cocagne aufgerichtet iſt, ſcheint ſchon kein rechter Sinn mehr für die Tombola zu herrſchen. Dort bereitet ſich ein anderes Schauſpiel vor, das heut den Schlußpunkt des ganzen Feſtes bilden wird. Eine ganze Schaar von kräftigen und unternehmungsluſtigen Männern, die meiſt in Matroſentracht gekleidet erſcheinen, iſt mit einem wilden Sprung von dem Hügelrand des Platzes zu dieſem neuen Glückskampf herabgeſtürmt, und hat ſich, lüſtern und trotzig zu der Kletterſtange hinaufſchauend, jetzt am Fuße derſelben aufgeſtellt. Inzwiſchen iſt auch der letzte Wurf der Tombola gefallen. Es iſt der Zahlenzettel eines Fremden, der ſich noch erfüllt hat. Man ſcheint dieſem letzten Ausgang der Tombola gar keine Aufmerkſamkeit mehr zu ſchenken. Das olympiſche Spiel dieſer kletterluſtigen Bande, die nicht länger mehr zurückzuhalten iſt, nimmt nun unter allgemeiner Heiterkeit ſeinen Anfang.

Einer hat ſchon mit beſonders fröhlichem Muth den dritten Theil der Kletterſtange zurückgelegt, und er würde ohne Zweifel bald bis zur Spitze gelangen,

wenn nicht die entſetzliche grüne Seife, mit welcher der ganze Schaft von oben bis unten beſchmiert iſt, das Gelingen faſt unmöglich zu machen ſchiene. Vergebens wird alle Augenblicke eine Hand nach der andern an den Kleidern abgeſtrichen und mit erneuerter Anſtrengung weiter geklettert. Der kühne Steiger fängt ſchon an mehr zu rutſchen, als in die Höhe zu kommen. Dicht unter ihm dringen aber bereits Andere nach, die des Sieges und Preiſes ſich vermeſſen zu können glauben, und der Jubel dieſer neuen Kämpfer erfüllt die Lüfte. Die Muſik, die auch das Spiel der Cocagne unaufhörlich mit aufreizenden und gefällig lockenden Melodien begleitet, geht jetzt in ſtürmiſchere, feurigere Wendungen über. Ein rauſchender Beifall von allen Tribünen und Plätzen belohnt die Anſtrengungen der ſich ſeltſam ineinanderſchlingenden Gruppe, welche ſich auf der Kletterſtange gebildet hat. Der Erſte fühlt die Nähe ſeiner hinter ihm heraufkletternden Nachfolger zuerſt als eine Art von Halt und Stütze unter ſich. Seine Füße ſcheinen ſich auf den Schultern ſeines Nächſten, der ſeinerſeits auch wieder einen Halt unter ſeinen Füßen gefunden hat, einen Augenblick lang ruhen zu können, aber jetzt gleitet er plötzlich und unaufhaltſam herunter, und alle An-

deren fallen gleichzeitig mit Blitzesgeschwindigkeit ab und liegen zusammen in einem lustigen Knäuel an der Erde. Ein unbeschreiblicher Jubel, ein donnerndes Lachen begleitet von allen Seiten des Platzes her ihren Sturz. Neue Pyramiden von zappelnden, kriechenden und ringenden Gestalten bilden sich auf der Kletterstange, zerstieben aber ebenso rasch und unter demselben Vergnügen aller Zuschauer wieder in sich selbst. Ein junger Matrose setzt mit frischem und fröhlichem Anlauf an, klettert rasch und ohne zu rasten bis zur Mitte der Stange hinauf, schwenkt dort unter lustigen Grüßen nach allen Seiten hin seinen Hut, und rutscht dann mit der größten Eile, und von einem unauslöschlichen Gelächter begleitet, wieder auf die Erde hinab. Nach ihm aber kommt ein Mann, dem man es schon bei seinem ersten Anlauf ansieht, daß er fest entschlossen ist, das Ziel zu erreichen. Mit sichern, kraftvollen Bewegungen dringt er weiter und weiter, bald hat er die Spitze erklommen und nun steht er hoch oben auf der Stange, in dem daselbst angebrachten Mastkorb, neben dem Strohmann, den er jetzt mit einer herzlichen Umarmung begrüßt. Dieser innige Freundschaftsgruß hindert jedoch nicht, daß er bald darauf die vollständige Entkleidung des Stroh-

manns unternimmt. Er zieht ihm Rock und Beinkleider aus und erobert ſich dadurch einen weſentlichen Theil des Siegespreiſes, den neuen Anzug, den er ſich mit dem ausdrucksvollſten Wohlgefallen anlegt. Dazu wird mit triumphirendem Jubel, den die ganze Zuſchauer-Maſſe theilt, die goldene Uhr gefügt, welche an der Spitze der Stange in einem Netz bunter Bänder ausgehangen. Jetzt, mit der vollen Siegesbeute geſchmückt, ſtellt er ſich unter poſſierlichen Tanzbewegungen, welche die Muſik auf dem Platze begleitet, noch einmal dem ganzen Publikum dar. Dann ſtürzt er die Strohmanns-Puppe, gleich der enträthſelten Sphinx, vor ſich herunter auf die Erde, und ſteigt nun ſelbſt herab, nachdem er noch zuvor zwei junge Hühner und einen Schinken, die ebenfalls zu den ausgeſetzten Preiſen gehören, vor ſich hinabgeworfen hat. Auch mit Geld iſt er belohnt worden, denn die Summe von 20 Piaſtern klingt in hellen, blanken Stücken in ſeiner Taſche.

Wie ein Kind freut ſich das italieniſche Publikum an dieſem Schauſpiel. Händeklatſchend, unter herzlichem Gelächter und mit den heiterſten Ausrufungen, bricht es jetzt auf. Das Feſt der Tombola iſt heut beendet, und wer nichts gewonnen, hat wenigſtens ge-

lacht und ſich gut unterhalten. Mit mehr Anſtand, Genügſamkeit und guter Laune kann kaum irgendwo in der Welt ein Volksfeſt begangen werden. Sonſt fanden zum Schluß der Tombola auch Wettrennen und Wagenrennen, letztere auf dem zweirädrigen Geſpann der antiken Biga, ſtatt, aber die volksthümlichere Cocagne, welche zugleich auf die Lachluſt der Italiener berechnet iſt, ſcheint in der letzten Zeit jenen ritterlicheren Vergnügungen ganz und gar den Vorrang abgewonnen zu haben.

Das Bewundernswürdigſte an dieſem Feſt war aber nach ſeiner Beendigung die Ruhe und Ordnung, mit der eine Maſſe von funfzigtauſend Menſchen ſich wieder zur Stadt zurückzog. Ohne jedes Gedränge, ohne irgend einen rohen Laut, in der größten Wohlanſtändigkeit und Harmonie ſchritten die aus allen Klaſſen der Bevölkerung beſtehenden Maſſen den Ausgängen des Gartens zu, und ergoſſen ſich dann in dicht verſchlungenen Reihen, bei denen es anderswo kaum ohne lebensgefährliche Colliſionen abgegangen ſein würde, in einer friedlichen, edeln und feierlichen Haltung durch die enge Porta del Popolo in die Stadt zurück. —

V.

Ein Geiſterſeher in Rom.

Neulich ſah ich in Rom auch den bekannten Amerikaner Home, der durch ſeine Geiſtertreibereien am Hofe Louis Napoleons ein pikanter Name in der heutigen franzöſiſchen Geſellſchaft geworden, und dem ich ſchon in Paris zu verſchiedenen Zeiten meines dortigen Aufenthaltes begegnet war. Mr. Home hatte in dem neukaiſerlichen Frankreich die Klopfgeiſter entfeſſelt, die den Napoleonismus in einen mächtigen Zuſammenhang mit dem Geiſterreich zu rücken trachteten, und jetzt ſchien er in der Siebenhügelſtadt einen noch gewaltigeren Reſonanzboden für ſeine Geiſter finden zu wollen.

Wir trafen Mr. Home im Atelier eines amerikaniſchen Malers, Mr. Brighton, der ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren in Rom wohnt, und deſſen Bekanntſchaft wir ſeiner Tochter verdankten, einem

jungen liebenswürdigen Mädchen, die wir auf dem Dampfſchiffe von Genua nach Livorno getroffen. Mit dem unbefangenen und praktiſchen Weſen, das den Amerikanern eigen iſt, hatte das junge Mädchen ganz allein, und nur in Begleitung eines Bedienten, die Reiſe von Rom nach München gemacht, um die Bilder der dortigen Kunſtausſtellung zu ſehen, und mit demſelben heiteren Gleichmuth, der nur durch die Seekrankheit auf das Empfindlichſte unterbrochen wurde, hatte ſie ſich auf die Rückreiſe begeben. Für den Beiſtand, welchen wir ihr auf dem Schiffe bei den heftigen Anfechtungen des Seeübels geleiſtet, hatte ſie uns dankbar die Bekanntſchaft der Bilder ihres Herrn Vaters verſprochen, von deſſen bedeutenden Verdienſten als Maler ſie uns Vieles recht anmuthig zu erzählen wußte. Beſonders ſollte er ſo täuſchende Copien nach Rafael und Guido Reni gefertigt haben, daß man eine derſelben einſt in Florenz als das Original anhielt und mit Beſchlag belegte, um ein ſolches Meiſterwerk nicht aus dem Lande zu laſſen. Wir erfreuten uns ungemein an dieſer geſchickten Reclame, die im Munde der ſchönen Miß ſo ſinnig und faſt andächtig klang. In Rom aber fanden wir bei unſerm nicht lange aufgeſchobenen Beſuche den würdigen

Tugenden und Laster, und vieler Beschaffenheiten, so zur Sitten-Lehr und Regierungskunst gehören; dann ferner bei denen noch mehr abgezogenen und abgefeimten Erkänntnissen, so die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denk-Kunst, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Nahmen der Logick und Metaphysick auff die Bahn bringen; welches Alles dem gemeinen Teutschen Mann etwas entlegen, und nicht so üblich, da hingegen der Gelehrte und Hoffmann sich des Lateins oder anderer fremden Sprachen in Dergleichen fast allein und insoweit zu viel beflissen; also daß es denen Teutschen nicht am Vermögen, sondern am Wollen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben. Denn weil alles, was der gemeine Mann treibet, wohl in Teutsch gegeben, so ist kein Zweiffel, daß dasjenige, so vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkommt, von diesen, wenn sie gewolt, auch sehr wohl, wo nicht besser, in reinem Teutsch gegeben werden können." —

Karl V. sagte, er wolle Spanisch reden mit dem lieben Gott, Französisch mit den Damen, Deutsch mit seinen Pferden. Diese durch die historische

Brighton damit beſchäftigt, das Portrait ſeines Landsmannes, des Geiſterbeſchwörers Home, zu machen, der ihm mit großem Eifer zu dieſem Bilde ſaß. Denn daſſelbe war für einen zarten Zweck beſtimmt, wie wir erſt ſpäter erfuhren.

Mr. Home iſt noch ein ziemlich junger Mann, der eine intereſſante, träumeriſche Geſichtsbildung beſitzt, und einen ſehr angenehmen und vertrauenerregenden Eindruck machen würde, wenn nicht zugleich ſein krankes und kataleptiſches Weſen auf eine etwas unheimliche Weiſe den Hintergrund ſeiner Perſönlichkeit ſchattirte. Er kam vor einigen Jahren aus New-York nach Paris, um ſich dem Studium der Medizin zu widmen, aber eine eigenthümliche myſtiſche Organiſation, die ihn bald zu bemeiſtern anfing, hinderte ihn an jeder zuſammenhängenden und praktiſchen Beſchäftigung. Damals nahm ihn der polniſche Graf Branicky zu ſich, mit welchem er in eine intime, jedenfalls auf dem Geiſterglauben beruhende Verbindung gerathen war, und bei dem er dann in einer ganz unabhängigen Lage lebte und wohnte. Home blieb längere Zeit in dieſem Verhältniß, auch nachdem ihn die Protektion der Prinzeſſin Mathilde auszuzeichnen anfing und er unter ihren Auſpizien in die vertrauteſten Zirkel des

napoleoniſchen Hofes eintreten durfte. Freilich vermehrten ſich dadurch ſeine Napoleonsd'or nicht, die nicht mit derſelben Zuvorkommenheit, wie ſeine Geiſter aus dem Tiſchkaſten, ſich aus ſeiner Taſche hervorklopfen laſſen wollten. Denn der ſeltſame Amerikaner verſtand es überhaupt nie, mit ſeiner eigenthümlichen magiſchen Begabung ein Geſchäft zu treiben und finanzielle Vortheile daraus zu ziehen, obwohl ihm dieſelben hinterher, und namentlich bei alten reichen Damen, zugutkamen. Ein Haupteffect ſeiner myſteriöſen Einwirkungen beſtand nämlich darin, daß Home den im Kreiſe umherſitzenden Damen plötzlich von innen her wie durch eine unſichtbare Geiſterhand ihre Kleider ganz leiſe und dann immer dringlicher aufzubauſchen und zu blähen verſtand. Es ſoll das jedesmal eine ungeheuere Wirkung bei dieſen Damen hervorgebracht haben, und in der That kann dabei nur die übernatürliche magnetiſche Kraft des Herrn Home im Spiele geweſen ſein. Einer alten Engländerin wurde durch dieſe myſtiſchen Erregungen und Lüftungen ein ſo unglaublicher Reiz verurſacht, daß ſie ihm aus Dankbarkeit in ihrem Teſtament eine Jahresrente von 6000 Francs vermachte, durch welche Home ſeitdem in die behaglichſte Stellung gerieth.

Mr. Home ist sehr liebenswürdig, wenn er auf seine eigene Begabung zu sprechen kommt, und man sollte dann kaum glauben, daß man es mit einem Charlatan zu thun hat. Er pflegt selbst zu sagen, daß er seiner ungewöhnlichen Gaben nie ganz gewiß ist, und oft läßt er mehrere Monate vergehen, ohne daß er irgend eine Probe seiner übernatürlichen Befähigung abzulegen vermag. In den Gesellschaften, wo man auf ihn eingeladen hat, bemerkt er schon oft beim Eintreten, daß man sich heut nicht auf ihn werde verlassen können. Auch stört ihn die Anwesenheit mancher Personen, von denen er behauptet, daß ihr Naturell nicht günstig auf seine Unternehmungen wirke. Früher gehörte zu diesen Personen auch der Kaiser Napoleon III. selbst, der aber in der letzten Zeit, wo sein eigenes Innere mehr als je in eine mystische Verschlossenheit sich zurückgezogen, eine besondere Hinneigung zu Home zu empfinden anfing. So wurde er einst sehr ungehalten, als eine Hofperson Herrn Home mit Robert Houdin, dem Taschenspieler der Boulevards, verglich, und er sagte: Er verlange, daß in seiner Gegenwart nicht anders als mit Hochachtung von einem Manne wie Home gesprochen werde.

Wir trafen seitdem öfter mit Mr. Home in Rom bei

dem Maler Brighton und ſeiner geiſtreichen Tochter auf dem ſpaniſchen Platz zuſammen. Wir erfuhren, daß Home ſeit ſeinem Aufenthalt in Rom zum Katholicismus übergetreten ſei. Die innerſte Richtung ſeines Gemüths hatte ihn ſchon längſt dahin gedrängt. Er erzählte, daß der Papſt, der ihm eine beſondere Audienz bewilligt hatte, ſich ſehr theilnahmvoll um ihn bekümmert und ihn bei ſeinem Uebertritt zur Kirche mit einer wahrhaft väterlichen Sorge um ſein Heil geleitet habe. Aber ein eigenthümlicher Charakterzug Pius IX. hatte ſich dabei geäußert. Der heilige Vater hatte es abgelehnt, etwas von den geheimnißvollen Wirkungen Home's zu ſehen, und er zeigte dabei auf die Monſtranz hin, indem er hinzufügte: Dies ſei das einzig wahre und ächte Geheimniß, das es gäbe! Sein Geſicht ſoll dabei in einem milden, faſt überirdiſchen Glanz geleuchtet haben, und Home that das Gelübde, von jetzt an nie wieder die Geiſter zu rufen und in Unkoſten zu verſetzen. Man wird es ſehen, ob er Wort zu halten im Stande iſt. Denn wenn ſeine früheren magiſchen Leiſtungen, nach dem Ausſpruch des Kaiſers Napoleon ſelbſt, Wahrheit bedeuteten und keineswegs dem Atelier eines Taſchenſpielers angehörten, ſo kann

es doch nicht ganz von ihm abhängen, der Geister wieder ledig zu werden.

Eigentliche Geister citirte Mr. Home freilich nicht, aber er zeigte in Paris oft plötzliche Einwirkungen der Geister in der Mitte der ihn umgebenden Gesellschaft, welche das höchste Erstaunen hervorriefen. Nicht selten ließ er auch Geisterschriften an der Wand entstehen, die gewiß sehr wunderbare Dinge verkündeten, aber nur an einem unorthographischen Französisch krankten, was den Pariser Herren und Damen natürlich die Illusion bedeutend verderben mußte. Am verwunderlichsten sind aber immer die Einwirkungen gewesen, welche Home auf die leblosen Dinge hervorzubringen wußte. Wenn er die Finger ausstreckte, begann Alles um ihn her zu tanzen, die Gegenstände im Salon bewegten sich wie in einem zauberhaft aufgestiegenen Reigen, die Blumensträuße verließen ihre Vasen, und wandelten von Einem zum Anderen in der Gesellschaft umher, um ihn zu grüßen oder sich an seinen Busen zu schmiegen. Ein alter Admiral, der lange ungläubig gewesen, befand sich einst in einer solchen Geister-Soirée, in der die Bouquets wie von Geisterhänden auf- und nieder getragen wurden, aber keiner dieser Sträuße kam zu ihm, und in

ſeinem Herzen ſtieg der Wunſch auf, daß doch auch Er eines ſolchen Wunders, das ſchon Jeder als eine Ehrenſache für ſich zu betrachten anfing, gewürdigt werden möge. Kaum hatte er das gedacht, als er ſchon ein Bouquet in ſeiner Hand hielt, das auf die unbegreiflichſte Weiſe zu ihm heranſpaziert war. Der Admiral ſah in dem Umſtand, daß ſein geheimſter Gedanke ſchon beachtet und erfüllt worden war, das größte Unterpfand für die übernatürliche Kraft des Mr. Home, und er wurde jetzt ein fanatiſcher Parteigänger des amerikaniſchen Wundermannes.

Mr. Brighton malte ſehr fleißig an dem Portrait des Mr. Home, das zu einem beſtimmten Tag vollendet ſein ſollte. Miß Brighton hatte es mit ihrem weiblichen Spürvermögen herausgebracht, daß Home ſich mit der Schweſter der ruſſiſchen Gräfin Koſcheleff zu verloben gedenke und daß er als Brautgeſchenk ſein Portrait darbringen wolle. Der Graf und die Gräfin Koſcheleff verweilten ſeit einiger Zeit in Rom, aber es war ihnen nicht gelungen, in der heiligen Siebenhügelſtadt daſſelbe Aufſehen hervorzurufen, welches ſie in dem letzten Winter in Paris durch ihre ungeheuren Reichthümer und durch die bizarre Verwendung derſelben gemacht. Die Lotterien von ächten Schmuck-

ſachen, welche ſie in ihren Salons veranſtalteten, und ihre koloſſalen Diners, welche ſie bei den frères provençaux allwöchentlich zu geben pflegten, und für die der Reſtaurant dem Haushofmeiſter des Grafen bei der Abreiſe von Paris ein Douceur von 4000 Francs zahlte, konnten auf dem geſellſchaftlichen Boden von Rom keine Stätte finden. Rom iſt keine Stadt für die Viveurs von Paris, denn der Genuß des Augenblicks hat keinen Werth in einer Stadt, die nur von ihrer Vergangenheit lebt, und die ihre Zukunft ängſtlich wie ein großes Geheimniß behütet. Auch wird der Luxus der römiſchen Prälaten immer noch ſchwer zu übertreffen ſein von dem diaboliſchen Prunk der heutigen Lebemänner, die in dem kaiſerlichen Paris gelernt haben, ſich durch einen immer geſteigerten Genuß-Aufwand um die Zukunft, die nur noch die Bedeutung eines univerſalen Katzenjammers für ſie hat, möglichſt lange zu betrügen.

Die prächtige Equipage des Grafen Koſcheleff erregte anfangs während der Stunden des Modeſpaziergangs auf dem Monte Pincio ein gewiſſes Aufſehen, man würde ſie aber in Paris in den Champs-Elyſées bei weitem länger und eifriger bewundert haben. In Rom verglich man ſie bald mit den gol-

denen Carroſſen der Cardinäle, die man täglich in großer Menge auf allen Straßen der Stadt fahren ſieht, und dann fand man den Wagen der ruſſiſchen Excellenza kaum noch des Betrachtens werth, obwohl im Fond deſſelben zwei junge Damen von der auserleſenſten Schönheit zu ſitzen pflegten. Es war die Gräfin Koſcheleff, die in Paris immer von dem geheimnißvollen Reiz des Abenteuers auf das Pikanteſte und Anmuthigſte umſchwebt war, und neben ihr ihre Schweſter, die ein träumeriſches Madonnengeſicht mit einem ſchalkhaften Genre zu verbinden ſchien. Ihr gegenüber ſahen wir dann auch eines Tages Mr. Home im Wagen, der ſich mit allem Aufwand ſeiner Beredſamkeit mit der jungen Dame, die ſchon in Paris eine ſeiner gläubigſten Schülerinnen war, unterhielt.

Die Paſſeggiata auf dem Monte Pincio, die ſich auf dieſem herrlichen Höhenzuge an den nordöſtlichen Grenzen der Stadt von Porta Salara und Piazza Barberini an bis zur Porta del Popolo erſtreckt, iſt einer der angenehmſten Spaziergänge, beſonders in den Stunden vor Sonnenuntergang, wo die Luft am kühlſten und durchſichtigſten iſt, und in balſamiſcher Friſche weht. Auf dieſen wunderbar ſchön gelegenen Abhängen, die über Rom und die Umgegend die herrlichſten

Ausſichten gewähren, ſtanden in alter Zeit die groß-artigſten Gartenanlagen Rom's, unter denen die welt-berühmten Gärten des Lucullus, in welchen ſpäter die berüchtigte Meſſalina ihre tollſten Orgien feierte, durch ihre Wunderpracht hervorragten. Wir waren heut, begleitet von der liebenswürdigen Miß Brighton, die wir aus dem Atelier ihres Vaters abgeholt hatten, den Monte Pincio hinab bis zur Porta Salara ge-fahren, wo der Eingang zu der ſchönen Villa Ludo-viſi, in der Gegend der alten Gärten des Salluſt, ſich befindet, zu deren Gallerie uns heut durch eine beſonders günſtige Veranlaſſung der lange vergebens erharrte Eintritt geſtattet ſein ſollte.

In dieſer gegen den Beſuch der Fremden faſt ab-geſperrten Villa, die von dem Cardinal Ludovico Ludo-viſi, dem Neffen Gregors XV., angelegt worden und jetzt dem Fürſtengeſchlecht Piombino gehört, war es unter den dort aufbewahrten Antiken die von der ganzen Welt gefeierte Schönheit der Juno Ludoviſi geweſen, nach deren Anblick wir uns ſeit unſerer An-kunft in Rom täglich geſehnt hatten. Die gegenwär-tigen Beſitzer der Villa Ludoviſi haben von ihrem, vor einigen Jahren verſtorbenen Vater das ſeltſame, aber in den ſtrengſten Formen in ſeinem Teſtament

niedergelegte Vermächtniß erhalten, daß ſeine Villa dem Beſuch der Fremden, namentlich der Engländer, ſo unzugänglich als möglich erhalten bleiben ſolle. Die unangenehmen Erfahrungen, welche der alte Fürſt Piombino während ſeines Aufenthalts in England machte, wo ihm die auf ihre Kunſtſchätze eiferſüchtigen Lords vielfach den Zutritt zu ihren Villen und Schlöſſern verſagten, ſollen dieſen Act der Rache in ſein Teſtament gebracht haben. Der Fürſt war aber ſchon bei ſeinen Lebzeiten ſo erpicht darauf geweſen, ſeine Gallerie vor Jedermann zu verſchließen, daß er eines Tages dem Cuſtoden derſelben anbefahl, er ſolle Niemand mehr einlaſſen, und wenn der Papſt ſelber käme. In der That fuhr Pius IX. an dieſem Tage unerwartet bei der Villa Ludoviſi vor. Der von ſeinem Herrn eingeſchüchterte Cuſtode weigerte ſich nun ihn einzulaſſen, und beſtellte jene Aeußerung des Fürſten Piombino, obwohl voller Zittern und Zagen. Der Papſt, der augenblicklich wieder in ſeinen Wagen ſtieg, beruhigte ihn mit der größten Liebenswürdigkeit, und ſagte, dann dürfe auch der Papſt in keinem Fall eintreten, denn ein treuer Diener müſſe einmal immer ſeinem Herrn gehorchen.

Die Juno Ludoviſi wäre es aber werth geweſen,

Situation seiner Zeit sehr richtig begründeten Sprachunterschiede haben heut keine Geltung mehr. Die deutsche Sprache hat sogar angefangen, mehr als je in geschichtliche Berührungen zu treten, und in dem weltliterarischen Verkehr, den Goethe prophezeiht und in Gestaltung begriffen sah, tönen uns bereits auf den wichtigsten Plätzen Europas ihre eigenthümlichen Laute zurück. Der höhere Weltverkehr, die allgemeineren Nationalbeziehungen, in die sofort die geistige Production unaufhaltsam hineingerissen wird, müssen auch auf die Sprache ihre Rückwirkung ausüben, und namentlich die deutsche wird davon noch neue und nicht unwesentliche Anflüge zu empfangen haben. Die Pedanterieen unserer Gesellschaftssprache, die durch Entschuldigungsformeln persiflirte menschliche Gegenseitigkeit, werden in der nächsten Weltbildungsepoche von selbst ausscheiden, und wenn sich auf dieser Stadie größerer Vereinheitlichung des innern und äußern, nationellen und ideellen Menschen nicht gerade patriarchalische Elemente in den Umgang wieder einfinden, so doch gewiß frischerer Naturausdruck, und, bei allgemein gesunden und geraden Situa-

daß man ſich ſogar einige Male zur Thür hinauswerfen ließ, um durch eine Hinterpforte zu der coloſſalen Schönheit dieſer Juno zugelaſſen zu werden. Das herrliche Haupt der Göttin, mit dem die reinſte und erhabenſte Stirn krönenden Diadem, mit den großmächtigen, die Hoheit des Himmels herabwinkenden Augen, und mit dem allen Welten gebietenden, eigenthümlichen Herrſcherzug um den Mund, ſteht hier in ſeiner bewundernswürdig vollendeten Bildung vor uns. Die großen, rund gewölbten Augen, die nur dieſer Göttin eigen ſind, drücken mit ihren hohen Bogen eine Erhabenheit und einen Frieden, eine Götterkraft und eine Frauenmilde zugleich aus, und beflügeln und reinigen jede Anſchauung, um der höchſten Ideale der Kunſt und des Lebens ſich würdig zu fühlen. Dieſer majeſtätiſche Kopf, bekränzt mit den Inſuln, die zu beiden Seiten des Halſes herabhangen, und auf einem Cippus ſtehend, der mit Adlern und Widderköpfen geſchmückt iſt, blickt uns mit einem überwältigend ſchönen Ausdruck entgegen, und entläßt uns wieder mit einer Feierlichkeit, welche die wunderbare Illuſion in uns erweckt, als wären wir in der That des Zutritts in den olympiſchen Hallen ſelbſt gewürdigt worden. Ob dieſer Kopf der Juno nach ihrer coloſſalen Statue zu

Argos, welche Polyclet von Elfenbein und Gold gefertigt, nachgebildet worden, wie neuerdings vielfältig behauptet werden iſt, möchte ſchwerlich zur Gewißheit erhoben werden können. Aber der dichteriſch ſchaffende, die Schönheit aus ihren reinſten Götterquellen offenbarende Genius, der alle Figuren des Polyclet durchdringt, bezeichnet auch dieſen, jedenfalls dem alten Cultus ſelbſt angehörig geweſenen Kopf der Juno Ludoviſi mit einer göttlichen Vollendung.

Von dieſem Eindruck erfüllt, widmeten wir den übrigen antiken Bildwerken, die in den beiden Caſino's der Villa und im Garten aufgeſtellt ſind, nur noch eine flüchtige Beſchauung, obwohl ſich auch die berühmte Bildſäule des Mars darunter befindet, welche Winkelmann für die ſchönſte aller Statuen des römiſchen Kriegsgottes erklärte. Mars ſitzt, das Schwert in der Hand, auf einem Felſen, ſeinen linken Fuß hat er auf einen Helm geſtützt, und zu ſeinen Füßen erblickt man einen ungemein liebenswürdigen Amor. Die Gruppe iſt ſchön und von harmoniſchem Leben bewegt, aber nach der Juno Ludoviſi vermag in dieſer Gallerie kein anderer Gott mehr den Beſchauer zu feſſeln.

Als wir den Rückweg über die Paſſeggiata des Monte Pincio nahmen, war die Promenade der ſchönen

Welt von Rom noch in ihrer glänzendſten Bewegung. Die Equipagen drängten ſich einen Augenblick lang in bunter Fülle, obwohl hier niemals auch nur ein entfernt annäherndes Bild von dem Treiben der Pariſer Boulevards erreicht wird. Miß Brighton zeigte plötzlich mit einer muthwilligen Gebärde auf einen raſch vorüberfahrenden Wagen, in dem wir den Grafen Koſcheleff und ſeine beiden Damen erkannten, aber auf dem Rückſitz, der Schweſter der Gräfin Koſcheleff gegenüber, fehlte heut Mr. Home, und Miß Brighton konnte ſich nicht enthalten, darüber ſofort die pikanteſten Vermuthungen aufzuſtellen. Sie legte den Finger mit einer ſehr drolligen Verwunderung an ihre feine, ſchlanke Naſe, und behauptete keck, daß dies etwas zu bedeuten habe.

Einige Tage darauf erfuhren wir in der That, daß ihre ſcharfſinnige Divinationsgabe ſie nicht getäuſcht hatte. Der Mann der hohen Geiſterwelt hatte ſich mit der jungen ruſſiſchen Gräfin entzweit, und die ſchon in Ausſicht geſtandene Verlobung war ganz und gar rückgängig geworden. Mr. Home war im Atelier ſeines Landsmannes erſchienen, und hatte ihm mit einem ziemlich verlegenen Ausdruck angekündigt, daß er die Sitzungen zu ſeinem Portrait unterbrechen

müſſe, weil er aus zwingenden Gründen im Begriff ſtehe, Rom zu verlaſſen und eine Reiſe nach Petersburg anzutreten. Als wir Mr. Brighton wieder beſuchten, fanden wir ihn gerade damit beſchäftigt, das faſt vollendete Bild von der Staffelei abzunehmen und vorläufig in einem Winkel ſeines Atelier, wo es nicht ſtören konnte, unterzubringen. Bald hörten wir, daß Home in der That abgereiſt ſei, und die weite nordiſche Reiſe nach der Czarenſtadt angetreten habe, während Graf Koſcheleff mit ſeinen Damen ſich wieder nach Paris zurückbegeben. —

Dies war die Veranlaſſung, welche den Geiſterſeher Home nach St. Petersburg führte, wo er, wie bekannt, in dortigen hohen Kreiſen, in denen ihm ſein wunderbarer Ruf und die bedeutendſten Empfehlungen aus Paris ſehr leicht Eingang verſchafften, das größte Aufſehen erregt hat. Faſt war man verſucht, bei der Rolle, welche er jetzt in den Salons der ruſſiſchen Ariſtokratie zu ſpielen begann, an das Treiben des Grafen Caglioſtro in Petersburg zur Zeit der großen Katharina und ihres Günſtlings Potemkin ſich zu erinnern. Vielleicht war es dem energiſchen Arm des Herrn Home vorbehalten, die Geiſter der ruſſiſch-franzöſiſchen Allianz aus ihren geheimnißvollen Tiefen

weiter herauszuklopfen und wirklich in Scene ſetzen zu helfen. Denn ſtarker Geiſterbeſchwörungen bedurfte es wohl noch, um dies öffentliche Geheimniß, das bisher nur erſt in den diplomatiſchen Kanzleien zu ſpuken angefangen, einigermaßen zu einer Geſtalt zuſammenzuflicken. Ein Klopfgeiſt konnte aber die ruſſiſch-franzöſiſche Allianz jedenfalls nur werden, und Mr. Home's Zauberkräfte eigneten ſich daher beſonders dazu, um in dieſem politiſchen Geheimniß zu arbeiten. Freilich hatte Freund Home nun ſchon wieder vergeſſen, was ihm Papſt Pius IX. geſagt, der ihm offenbart hatte, daß es nur ein einziges, der Mühe werthes Geheimniß in der Welt gebe, und das ſei die Menſtranz. Zwar gab es noch die ſibylliniſchen Geheimniſſe der Freiheit und der Revolution, mit denen ſich Pius im Jahre 1848 hinlänglich befaßt hatte, aber an dieſem Geheimniß hatte er gerade ſeinen Schiffbruch erlitten. Und wer kann wiſſen, ob das Geheimniß der ruſſiſch-franzöſiſchen Allianz ihm günſtiger ſein wird, wenn es ſich, was ſeine nächſte Beſtimmung zu ſein ſcheint, zuerſt auf den Bahnen der italieniſchen Politik entladen ſollte.

Druck von C. Gutzſchmidt & Comp. in Berlin, Lindenſtraße 81.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Italieniſche Zuſtände.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Theil.

Rom und Pius IX.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

Rom und Pius IX.

Von

Theodor Mundt.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhalt.

Rom. I. **Lebensbilder aus der heutigen römiſchen Geſellſchaft.** — Aleſſandro Torlonia, der Fürſt und Banquier. Sein Palaſt auf der Piazza di Venezia. Die Parvenus in Italien. Die Familie Torlonia und ihre Schätze. Der Bandhändler auf der Piazza di San Marco. Der ungeheuere Beſitzſtand des Fürſten Aleſſandro Torlonia. Das Tabaksmonopol. Die Geldmacherei iſt unter die noblen Paſſionen der römiſchen Ariſtokratie aufgenommen. Die Principi als Wohnungsvermiether. Die fürſtliche Familie der Altieri. Torlonia's Geſellſchafts-Palais in Traſtevere. Das Quartier Traſtevere in Rom. Der Salon Torlonia's. Signor Angelini, der Liebling des Papſtes. Die wahnſinnige Fürſtin Thereſe Torlonia aus der Familie Colonna. Die Gedichte der Vittoria Colonna, herausgegeben von dem Banquier Torlonia. Eine Scene im Theater Torre di Nona. Die Villa Torlonia vor der Porta Pia. Die ſelbſtgemachten Ruinen Torlonia's. Alles gehört dem Fürſten Torlonia. Torlonia's Obelisk und ſeine Hieroglyphen-Inſchrift. Torlonia und die Eiſenbahnen in Italien. Die römiſchen Ariſtokraten als Wucherer. Die Reform der Wuchergeſetze in Rom, und das neue Civilgeſetzbuch. Die Torlonia-Kapelle im Lateran. Merkur in der chriſtlichen Kirche. — Don Giovanni Torlonia, der Dichter und Volksfreund. Der Titel Don in Italien. Don Giovanni's Gedichte. Die Erhebung der italieniſchen Nation durch den Volksunterricht. Seine Schule für die armen Winzerkinder auf dem Monte Mario. Die Lage des Monte Mario. Der Pfarrer von S. Maria del Roſario. Don Giovanni's Schule im Gartenhaus der Villa Madama. Erinnerungen an die alte Villa Madama. Papſt Clemens VII. und der

Cardinal Pompeo Colonna. Die geistlichen Intriguen gegen den Herzog Giovanni Torlonia und seine Schüler. Verbot seines Gedichts zum Geburtstage der ewigen Roma. Aufhebung der Herzoglichen Volksschule auf dem Monte Mario. Das Zeichen des Kreuzes auf dem Monte Mario. Der Sieg des Kaisers Konstantin über das Heer des Maxentius. Der Tod des Don Giovanni Torlonia. — Die neue lyrische Dichterschule in Rom. Giovanni Torlonia, Costagnola, Maccari, Nannarelli. Die römische Dichterin Teresa Gnoli. Der nationale Weltschmerz und die Lyrik des Grafen Leopardi. Der Musenalmanach Strenna Romana. Der Selbstmord des Schriftstellers Biscara. — Die Verkommenheit in den niederen Volksschichten in Italien, und die bessere Erhaltung der höheren Klassen. Einfluß des geistlichen Regiments auf den Volksunterricht. Antonelli. Der Palast der Prinzessin Louise Charlotte von Sachsen auf dem Quirinal. Reorganisation des Liebhaber-Theaters auf dem Corso durch den Cardinal-Staatssekretair Antonelli. — Die industriellen Geschäfte der italienischen Aristokratie. Der Marchese Campana, als Direktor des römischen Leihhauses. Campana's Verdienste um die Ordnungspartei 1849. Das Museum Campana's in der Via del Babuino. Die criminalistischen Schwindeleien des Marchese Campana. Der Monte di Pietà. Die alten Aristokratengeschlechter Roms. Guelfen und Ghibellinen. Der Herzog und die Herzogin Scoti an der Table d'hôte der „Minerva." Französische Occupations-Offiziere. Der Wirth des Hôtels della Minerva, und sein franzosenfreundliches Hôtel. Die Prinzessin Fonseca und ihr republikanisches Journal la Minerva. Die Rolle des Hôtels Minerva in der Revolution. — Die Engländerinnen in der vornehmen römischen Gesellschaft. Die Baronesse Kimsky (Friederike Hähnel). Ihr Einfluß in Rom und bei der katholischen Propaganda. Ihre Pflegetochter Giovanna, und deren Entführungsgeschichte. Der Jesuiten-General Beck. Die Bestrebungen der katholischen Propaganda in Dessau und Mecklenburg, und Frau von Kimsky. Schicksal der persönlichen Denkwürdigkeiten Hardenberg's. Der Jesuitismus und die italienische Revolution. Pius IX. und die Gesellschaft Jesu. Die Verdammung der Philosophie Anton Günther's, und Franz Baader's. — Die Disputationen gegen den Protestantismus in der Kirche S. Apol-

tionen, ungeheuchelte Freigebung des Inhalts an das Wort. Denn die Verrenkung der Umgangssprache entspringt nur aus der Verrenkung der ächten Situation, aus der inneren Unbefriedigung der Gegenseitigkeit, in der Ich und Du sich zu einander verhalten. Die deutsche Umgangssprache hat schon sehr verschiedene Tonarten angenommen, sie wird neue nicht von sich weisen, die aber aus dem socialen Leben von selbst heraustreten müssen. Ihre Conversationsgewandtheit mit Pferden, die Karl V. rühmte, ihre Unentbehrlichkeit im Munde der Handwerker, Schiffer und Bergleute, die Leibnitz hervorhob, ferner die fromme und erbauliche Anfärbung, mit der zu einer gewissen orthodoxen Zeit in Deutschland auch der Ausdruck des täglichen Familienumgangs bezeichnet war, dann die ganz treu abgeprägte bürgerliche Conversation, wie sie aus Iffands Stücken noch zu uns redet, alle diese Tinten sind heut in einer pointirten Geistreichigkeit aufgegangen, die, mit ästhetischem Anwurf, am meisten unsere gesellschaftliche Mittheilung übersirnißt. Die Geistreichigkeit unsers Zeitalters, die man sich ebenso wahr als wohlfeil zum Stichblatt sa-

linare. Der Eifer Pius IX. zur Bekehrung des Proteſtantismus. Der Eintritt der Fürſtin Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen in den Nonnenorden zu St. Ambrogio. Der Papſt beſchenkt und beglückwünſcht die Fürſtin. Seine Anrede an die neue Nonne, und ſeltſame Hindeutungen auf die Königliche Familie in Berlin. Der Fürſt von Hohenzollern-Sigmaringen in Berlin. Die Civiltà cattolica und ihre Leitartikel über die Verhältniſſe der Katholiſchen in der heutigen Regierungsperiode Preußens. Die Mißſtimmung der Civiltà cattolica über den Miniſter Flottwell. Der Kriegsminiſter Bonin. . . . . S. 1—95.

II. **Eine Fahrt zu Peter und Paul.** — Peter und Paul vor den Thoren. Die Straße von Oſtia vor der Porta San Paolo. Der Monte Teſtaccio und die Pyramide des Ceſtius. Die Capelle am Bimzerhaufe. Abſchied der beiden Märtyrer Petrus und Paulus von einander. Die große Märtyrerſtraße. Der geheimnißvolle Bach Almo. Die Charaktere von Petrus und Paulus. Die Abtei alle tre fontane. Die Schädelſtätte des alten chriſtlichen Martyriums. Die Kirche S. Maria Scala Coeli. Der Kerker des Apoſtels Paulus. Die Kirche der drei Quellen, die aus dem abgeſchlagenen Kopf des Apoſtels Petrus entſprungen. Paulus als Gott Mercurius. Idylliſches Stillleben auf dem Hof der Abtei. Die Tochter des Caſtellans mit ihren Roſen. Die Kirche S. Vincenzo und Anaſtaſio. Die Figuren der zwölf Apoſtel nach den Zeichnungen des Raſael. Das Begräbniß des Paulus. Die Kirche St. Paolo fuori le mura. Der Brand der alten Paulskirche. Die alte und neue Paulskirche. Die Mönche des heiligen Caſtus. Die Appiſche Straße. Die Hirten der Campagna und die Denkmäler der Gräberſtraße. Ein Geſang der Piffereri. Das Grabmal der Cäcilia Metella. Der Circus des Maxentius. La Caffarella. Die Ausgrabungen Torlonia's. Erinnerungen an die alten Circusſpiele. Die chriſtlichen und heidniſchen Triumphatoren. Der Tempel des Bachus. Der Hain der Egeria und des Numa Pompilius. Der Bach Almo. Die Grotte der Egeria. Römiſche Künſtler und engliſche Fuchsjäger im Hain der Egeria. Das Grabmal der Scipionen. Ein auf die Antike dreſſirter Bummler. Die Aſche der alten Helden. Die Kirche Do-

mine quo vadis? Begegnung des Petrus mit Chriſtus an der Appiſchen Straße. Die Märtyrerſchaft des Petrus. Der Kerker des Petrus in Rom. Das Mamertiniſche Gefängniß. Die Ketten des Petrus in S. Pietro in Vincoli, und der Herzog von Modena. Ein Blick auf die geiſtlichen Zuſtände Roms. Die Leidenſchaften und Verbrechen des römiſchen Clerus. Die Landdiſtricte in Rom. Der Chriſtus des Michel Angelo. Petrus und die päpſtliche Machtkirche. . . . . S. 96 — 161.

III. **Pius IX. und die Männer der italieniſchen Revolution.** — Pius IX. ein Kind des revolutionnairen Jahrhunderts. Joſeph Maria Graf von Maſtai-Feretti. Pius IX. der Anempfinder der Revolution. Die neue Bewegung der Ideen in Italien. Die Einheit Italiens. Pius IX. der Prieſter-König. Der Anfang ſeiner Herrſchaft. Die auf ihn gerichteten Erwartungen. Sein Verhältniß zum Volke. Der Quirinal. Der Monte Cavallo. Die Dioskuren. Die Einrichtung des Quirinal zur Papſtwohnung. Napoleon I. und der Quirinal. Gregor XVI. Das Conclave. Die einfache Einrichtung Pius IX. Seine Spaziergänge auf dem Monte Pincio. Die epileptiſchen Leiden des Papſtes in ſeiner Jugend. Die Amneſtie. Pius IX. und die Eiſenbahnen. Der Retter Italiens. Volksenthuſiasmus für Pius IX. Der Carbonaro Giuſeppe Maſtai, der Bruder des Papſtes. Wirkungen und Wanderungen des Papſtes unter dem Volke. Wie er dem Begräbniß eines Armen folgt. Die Revolution und die Freude. „Das Volk muß in Italien erſt geſchaffen werden," eine Doctrin des jungen Italiens. Die Geheimlehre Mazzini's. Cicernacchio, der Volksmann. Pasquino und Marforio, und ihr Einfluß in der Revolution. Die Pontiniſchen Sümpfe. Pasquino und der Herzog von Braſchi. Die Entſtehung der italieniſchen Zeitungspreſſe unter Pius IX. Zwei Hauptparteien in Rom: die Conſtitutionnellen und die Republikaner. Die Jahresfeier der Begründung Roms. Das patriotiſche Banquet in den Thermen des Titus. Die Römerinnen. Orioli und Maſſimo d'Azeglio. Lebensbild des Marquis Maſſimo d'Azeglio. Das Papſtthum und die politiſche Freiheit. Die Einberufung der Staatsconſulta. Der Theatiner-Mönch Ventura. Seine Leichenrede am Sarge Daniel O'Connells.

Die katholische Demokratie des Abbé Lamennais. Gioberti. Sein Buch über das Primat Italiens. Die Conföderation der italienischen Staaten unter Leitung des Papstes. Das junge Piemont. Oesterreich und das Concordat. Oesterreichs Mission als germanische Civilisationsmacht in Italien. Metternich und Italien. Lord Minto und Cicernachio. Wirkungen des Papstes Pius in Piemont. Karl Albert und Cesare Balbo. Die speranze d'Italia. Die Rettung Italiens durch fremde Hülfe: ein Nationalunglück. Italien und die orientalische Frage. Das Wahlgesetz für Piemont. Der Krieg gegen Oesterreich. Der Rückschritt Pius IX. und ein Calembourg. Wirkungen der Consulta. Ein Schreiben Mazzini's an Pius IX. Die Constitutionen in Piemont, Toscana und Neapel. Die römische Constitution vom 14. März 1848. Parlament, Bürgergarde und Civilliste in Rom. Die weltliche Gewalt des Papstes. Ein neues weltliches Königreich in Rom. Pius IX. sagt sich von der Sache der italienischen Unabhängigkeit los. Uebergewicht der österreichischen Partei in Rom. Stellung des Papstes zu Frankreich, Oesterreich und Deutschland. Seine ersten Fluchtgedanken. Die Austreibung der Jesuiten und Mazzini. Pius IX. und die Jesuiten. Das Ministerium Mamiani. Die Niederlagen Karl Alberts. Pius IX. hat die Fahne der Revolution eingesegnet. Beginn der Rivalitäten-Politik zwischen Frankreich und Oesterreich in Italien. Eine Spazierfahrt Pius IX. nach Frascati. Das Ministerium Rossi. Lebensbild Pellegrino Rossi's. Seine Ermordung. Sein Grabmal in der Kirche S. Lorenzo. Der Papst als Gefangener im Quirinal. Seine Flucht. Die Gräfin Spaur. Ein Bild Overbecks im Quirinal zum Gedächtniß der Flucht des Papstes. Ein Geschenk Louis Napoleons an Pius IX. Der Empereur und die Salbung des Papstes. Die Rückkehr Pius IX. nach Rom. Ein Gang durch den Garten des Quirinal. Der rothe Fuchsschwanz der Cardinäle. . . . . S. 162 – 264.

IV. **Franzosen und Oesterreicher in Italien.** — Die französischen Regimenter in Rom seit 1849. Bedeutung der französischen Besatzung in Rom. Gegensätze des französischen und römischen Naturells. Die künstliche und arglistige Position Louis Napoleons in Italien. Geltend-

machung des französischen Charakters in Rom. Die antiken Ruinen und die französischen Trommeln. Die militairische Morgenmusik auf dem spanischen Platz. Die nachtheilige Veränderung des französischen Charakters unter dem italienischen Klima. Prostitution und Völlerei im Geleite der Franzosen in Italien. Die Prostitution als Blüthe des zweiten napoleonischen Kaiserreichs. Die Civilisation als französische Kategorie. Die neunapoleonische Civilisation ist Prostitution. Der Wein von Velletri und die französischen Soldaten in Rom. Die Furia francese. Carrikaturen auf die Trunksucht der Franzosen. Die Boxereien zwischen den französischen Occupationstruppen und dem päpstlichen Militair. Anfängliche Berechnung des Kampfes zwischen Frankreich und Oesterreich auf einen Conflict in Rom. Piemont: der passendste Brückenkopf Frankreichs gegen Oesterreich. Louis Napoleon und die italienische Revolution. General Goyon. Charakter und Persönlichkeit. Die neunapoleonischen Generäle. Die Revue bei der Milvischen Brücke. Die päpstlichen Dragoner. Die übergreifende Stellung Goyons in Rom. Seine Tagesbefehle, und der Aerger des Cardinal-Staatssecretair Antonelli. Die Wohnung Goyons in dem ehemaligen Palast Rospoli. Aufhebung des Café nuovo. Einquartierung der französischen Soldaten in den Klöstern. Die französischen Scharfschützen und das Nonnenkloster di Campo Marzo. Die Belastungen der römischen Gemeinde durch die französischen Occupationstruppen. Herr About und la Question Romaine. Die Erhaltung des Papstes: eine Frage des heutigen napoleonischen Feldzuges in Italien. Die römische Politik Louis Napoleons. Die Reformen der römischen Verwaltung, von Louis Napoleon gefordert. Sympathie des Papstes für die Oesterreicher. Die Niederlassung Oesterreichs in Bologna, Ferrara und Ancona. Die napoleonische Machtintrigue gegen Oesterreich in Italien. Die Bemühungen der Franzosen um die Erziehung des päpstlichen Militairs. Die Soldaten des Papstes sind einer militairischen Organisation unfähig. Die Zustände der päpstlichen Armee. Die päpstlichen Offiziere. Zurücktreten der militairischen Standesehre im Kirchenstaat. Offizier und Priester. Die Generäle. Trefflicher Zustand des päpstlichen Militairs nach der Restauration von 1815. Der Wider-

stand der Italiener gegen das französische System der Conscription. Der Auswurf der Bevölkerung in dem Heer des Papstes. Das päpstliche Gouvernement will keine nationale Armee. Abneigung aller honetten Leute, in der Armee zu dienen. Die schlechte Gage. Der rein polizeiliche und ceremonielle Zweck des Militairs im Kirchenstaat. Die Schweizer Soldaten. Die Leser französischer Romane in den Arkaden des Vatican. Der gegenwärtige Effectivbestand der päpstlichen Armee. Die Carabiniers. Die Linien-Regimenter. Die Guardia nobile. Die militairischen Clubs in Rom. Das Casino der französischen Offiziere auf der Piazza Colonna. Abendliches Volkstreiben auf der Piazza Colonna. Der Zapfenstreich. Der Apostel Paulus auf der Säule des Marc Aurel. Die kriegerische Speculation der Franzosen in Italien. Die Wiederherstellung der kleinen Forts im Kirchenstaat. Widerstand des Papstes dagegen. Die neuen Befestigungsarbeiten in Civitavecchia. Die Franzosen in Civitavecchia, und die Russen in Villafranca. Die neuen Einigungen zwischen Rußland und Frankreich. Der Conflict mit Oesterreich und die Herrschaftsprojecte der Franzosen in Italien. Die heutigen Befestigungen der Franzosen in Rom. Die gegenwärtigen Parteien in Rom. Die österreichischen Sympathieen. Die Vertheilung der Helena-Medaillen im Kirchenstaat. Eine Scene auf dem Petersplatze. Die Inschrift im Hofe des Palastes Andrea Doria Pamfili. Die Theilung Italiens und das Machtprogramm Napoleons III. Die moderne Freiheitsidee und die Schicksalsidee des Alterthums.

S. 265 — 319.

Italieniſche Zuſtände.

Zweiter Theil.

Rom und Pius IX.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Rom.

I.

Lebensbilder aus der heutigen römischen Gesellschaft.

Auf der Piazza di Venezia erhebt sich einer der schönsten und prächtigsten Paläste Roms, der durch die großartige Einfachheit seines Baues ebenso sehr wie durch die Gediegenheit seiner inneren Ausstattung den Blick fesselt, und uns noch mehr in Verwunderung setzt, wenn wir erfahren, daß hier der reiche Fürst Alessandro Torlonia wohnt, der Fürst und Banquier, der ohne Zweifel der großartigste Parvenu von Europa ist und sich doch hier im reinsten Stil einer ächt aristokratischen Niederlassung einzurichten gewußt hat.

Es scheint, daß die Parvenus in Italien sich wenigstens in der Anlage ihrer Paläste vor den Lächerlichkeiten zu hüten wissen, mit denen dies eigenthümliche Geschlecht der Neuzeit an anderen Orten, besonders in Paris, Berlin und Wien, seine aufge-

blühete Existenz noch zu überladen pflegt. Der so vielfach aus der Industrie hervorgegangene italienische Adel hat hier freilich schon seit Jahrhunderten einen sichern und feinen Takt geschaffen, der nicht wieder verloren gegangen ist, denn der Adel ist in diesem Lande von jeher als Parvenu entstanden, und hat seine Eigenschaften dann rasch an der nationalen Liebe zu den schönen Künsten erhoben und veredelt. Die italienischen Emporkömmlinge sind fast immer ächte Beschützer der Kunst und Wissenschaft geworden, während anderswo das Parvenuthum sich nur mit dem gemeinen Modeluxus des Tages verbündete und in der Anbetung der Möbel und Stoffe die Herrschaft der Industrie über den Geist begründen half.

Es ist und bleibt aber immerhin eine bedenkliche Sache, ein Parvenu zu sein, und sollte man sich auch durch diesen Sprung der Aventure und der Spekulation auf einen Kaiserthron emporgeschwindelt haben. Man hat niemals ungestraft mit Band gehandelt, denn plötzlich kucken die Zipfel des ehemaligen Geschäfts selbst hinter dem goldgestickten Kragen des Herzogs-Mantels wieder hervor, und das verrätherische Band sitzt hoch im Nacken, ohne daß man weiß, wie es sich da hinaufgeschoben hat. Der Fürst Ales-

tirischer Anwandelungen zu nehmen pflegt, ungeachtet Jeder darin befangen, ist ohne Zweifel eine Uebergangsstufe zur Flüssigmachung des geistigen Fonds in der Nation, eine, wenn auch in ihrem Erscheinen widerwärtige Wendung zu derjenigen Periode, wo das Esoterische sich nicht mehr dem wirklichen und populairen Leben, als einer ihm ericht ebenbürtigen Form, gegenübersetzt. Die geistniche Schminke des modischen Umgangs ist daher bei weitem nicht so kränkend, als die damit verbundenen grammatischen Formen, welche wir an uns vorübergehen ließen, abgeschmackt und vernunftwidrig uns dünkten, und doch fordern diese letzteren, so lange sie noch nicht durch das Leben selbst widerlegt sind, eine nicht in allen Fällen zu weigernde Beobachtung. Die socialen Einflüsse werden aber auf die Gesellschaftssprache wie eine klimatische Nothwendigkeit einwirken. Die französische Sprache, obwohl sie das deutsche Mißverhältniß des Umgangsausdrucks zum innern Charakter nicht kennt, ist doch ebenfalls jetzt in denselben Bewegungen begriffen, die in einem Streiten für die unumschränkte Herrschaft des Gedankens über Wortform und gram-

ſandro Torlonia, der mit ſeiner ſchönen Frau einen Mittelpunkt der römiſchen Geſellſchaft bildet, ſoll in ſeiner äußeren Repräſentation ſelten Etwas von den ariſtokratiſchen Manieren vermiſſen laſſen, aber von Zeit zu Zeit ſtellen ſich doch auch wieder die Enden Band bei ihm ein, mit denen einſt ſein Vater, der im Jahre 1829 zu Rom als Duca di Bracciano verſtarb, in einem kleinen Magazin auf der Piazza di San Marco gehandelt. Der Parvenu macht dann im Ernſt und Scherz Dinge, die an das alte Band-Magazin erinnern, obwohl Torlonia's Vater, ein ſehr betriebſamer Herr, ſich ſchon mächtig emporſchwang, und namentlich durch eine Heirath mit der Wittwe des reichen Banquiers Chiaveri, in deſſen Geſchäft er eintrat, bereits eine ſehr glänzende Stellung erwarb. Jedenfalls legte er ſchon einen bedeutenden Grund zu den Reichthümern, die in den Händen des Sohns durch eine auf das Größte wie auf das Kleinſte gerichtete Spekulation ſich bis in's Ungeheuere vervielfältigt haben.

Die Volksunterhaltung hat ſich in Rom von jeher mit der Familie Torlonia und ihren an das Fabelhafte gränzenden Schätzen beſchäftigt. Einer Sage nach, ſtammt eine bedeutende Grundlage dieſes Ver-

mögens von einem franzöſiſchen General, der zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution durch Rom kam und ein beſonderes Vertrauen zu dem alten Giovanni Torlonia faßte, bei dem er ſeine Wohnung genommen hatte. Bei ſeiner Abreiſe übergab ihm der General vier Koffer, die mit vielem Geld und Koſtbarkeiten aller Art gefüllt waren, und vermachte ihm dieſe Sachen, die aus der Kriegsbeute des Generals ſtammten, zu ſeinem Eigenthum für den Fall, daß er nicht wieder zurückkehren und ſein Beſitzthum einfordern ſollte. Dieſer Fall war eingetreten und Torlonia glich dem Aladdin, dem die Wunderlampe in die Hand gedrückt worden, und für den es, nachdem er dieſe Schätze ſich angeeignet, nun keine Gränze mehr gab, um reicher und immer reicher zu werden. Es verſteht ſich, daß dieſe Sage, die unter dem Volke mit einem gewiſſen feierlichen Ernſt umherläuft, auch ihre verſchiedenartigen und höchſt pikanten Lesarten hatte, die zum Theil in die Criminaliſtik hineinſchimmerten. Aber ein außerordentliches Geheimniß glaubte man jedenfalls annehmen zu müſſen, um die beiſpielloſen Reichthümer des heutigen Fürſten Aleſſandro Torlonia zu erklären, die ſo groß geworden, daß er ſich faſt ſchon im Beſitz ganzer Stadttheile von Rom be-

findet, und wenn die ewige Stadt einſt zum Verkauf ausgeboten werden ſollte, ſie ganz gewiß um jeden Preis in die Taſche ſtecken würde.

Der Fürſt Torlonia beſitzt in der That bereits ſo viele Paläſte, Häuſer, Gärten, Wieſen und Straßen in und um Rom, daß ſich bald Märchen an eine Perſönlichkeit knüpfen werden, die ſo viel Beſitz in einer Hand zu vereinigen vermocht hat. Bedenkt man aber, daß er allein an dem Tabacks-Monopol (welches ihm erſt in der Republik von 1849 durch den damaligen revolutionairen Finanzminiſter Sterbini wieder entzogen wurde) eine Summe von zehn Millionen Piaſter verdient hat, daß er bei ſeinem in einem europäiſchen Umfange betriebenen Banquier-Geſchäft die höchſten Discontirungen, die es nur überhaupt giebt, zu erzielen weiß, und daß er nie müde wird, Speculationen und Unternehmungen jeder Art, ſelbſt bis zum Geſchäft des Wohnungs-Vermiethers herab, zu machen, ſo kann man ſich nicht wundern, daß ſein Reichthum in einem ſo rieſenhaften Maaßſtabe gewachſen iſt. Das Geldmachen ſieht man aber heut überall unter die noblen Paſſionen der römiſchen Ariſtokratie aufgenommen, und die Standesehre eines römiſchen Principe leidet keineswegs dabei, wenn er ſich ein Geſchäft

daraus macht, Häuser zu kaufen, dieselben auf die vortheilhafteste Weise zu Miethswohnungen einrichten zu lassen und daraus einen wucherisch hinaufgeschraubten Zins zu ziehen.

Die römischen Principi, deren jüngstes Mitglied der Fürst Torlonia ist, haben schon längst diesen Weg betreten, um ihren in der Regel ungemein zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, und die in Rom herrschende Wohnungsnoth begünstigt diesen Erwerbszweig auf die vortheilhafteste Weise. Besonders in den alten aristokratischen Palästen haben sich oft die ertragreichsten Wohnungen zum Vermiethen herausschlagen lassen, und eine Collision mit der Standesehre könnte nur darin entstehen, wenn die Principi auch zu der Steuer herangezogen werden sollten, welche das päpstliche Gouvernement seit einiger Zeit auch den Zimmer- und Wohnungsvermiethern auferlegt hat. Denn es würde allerdings eine Anomalie sein, wenn in Rom, wo alle Geschäfte mit der raffinirtesten Berechnung zur Steuer herangezogen werden, und wo selbst der Lumpensammler, der im Unrath der Straßen seine Existenz suchende Immondezzajo, seine Abgaben für diesen traurigen Erwerb zahlen muß, der zimmervermiethende Principe dafür unbesteuert bleiben sollte. Der Prin-

cipe würde aber, wenn man ihn als Gewerbetreibenden heranziehen wollte, über den Ehrenpunkt wahrscheinlich sehr bald hinwegkommen, denn in allen solchen Beziehungen scheint der römische Adel durchaus nicht delikat zu sein.

So hat auch neuerdings die fürstliche Familie der Altieri keineswegs Bedenken getragen, den Hammer der Auktion in ihren prächtigen Sälen erschallen zu lassen. Diese Familie ist, wie so manche andere, die den neuen Industrie-Adel eines Torlenia sich nicht einzuimpfen gewußt, in sehr schlimme Vermögens-Umstände gerathen, und der leere Geldbeutel hat die alten Ahnen schon mehrfach in's Gesicht geschlagen, bis endlich Rath geschafft werden mußte. Wie der lustige deutsche Student, wenn er eines Tages von der höchsten Unzufriedenheit mit seinem Etat hingerissen wird, seine Bücher unter den Arm nimmt und damit zu einem Antiquarladen wallfahrtet, so hatte der Fürst Altieri in einer gewissen Stunde den schmerzlich überraschten Blick auf die alte Familien-Bibliothek fallen lassen. Der Fürst Altieri hatte nur noch zu bedauern, daß er es nicht wie der Student machen konnte, der alle Herrlichkeiten der Literatur, die er besaß, unter den Arm nahm, denn ein römischer Prin-

cipe hat doch immer noch einige Rücksichten zu beobachten, und es war bitter, die Verauktionirung der alten Freunde in dem Palast selbst vornehmen zu lassen, in dem auf dem einen Flügel der Fürst selbst, auf dem andern sein Bruder, der Kardinal Altieri, wohnten. Aber es half nichts, man mußte endlich, nach langen Familien-Berathungen, abermals den Rath der Börse hören, da es jedenfalls einen bedeutenden Geldaufwand verursacht haben würde, eine so große Bändezahl in ein anderes Auctions-Lokal hinüberschaffen zu lassen. —

Unter den vielen Palästen, die der Fürst Alessandro Torlonia in Rom zu seinem eigenen Gebrauch besitzt, ist sein sogenanntes Gesellschafts-Palais in Trastevere von besonderem Interesse. In diesem eigenthümlichen Stadttheil Roms, der jenseits der Tiber gelegen ist und eine be sondere, sich charakteristisch unterscheidende Ortschaft bildet, stehen, in der Mitte eines sehr bösartigen, zu Zänken und Raufereien jeden Augenblick aufgelegten Volksschlages, einige sehr bedeutende Paläste, Kirchen und Klöster. Es mag nicht gerade sehr angenehm sein, hier bei dieser seltsamen, händelsüchtigen Bevölkerung zu leben, die, obwohl sie unter der strengsten Ueberwachung der päpstlichen Gensdarmen

ſieht, doch faſt jeden Sonntag die blutigſten Exceſſe begeht und die Leichname Ermordeter auf ihren Straßen findet. Dagegen iſt Traſtevere eine wahre Fundgrube von Madonnengeſichtern, die bei den durchweg ſchönen Frauen und Mädchen dieſes Orts ganz naturwüchſig angetroffen werden und dem Pinſel der Maler von jeher die größte Ausbeute gewährt haben.

Dort hat ſich der Fürſt Aleſſandro Torlonia ein glänzendes Palais einrichten laſſen, das er aber nur zur Aufnahme ſeiner Gäſte, wenn er große Geſellſchaften giebt, beſtimmt hat. Es eröffnet ſich hier eine Reihe prachtvoll geſchmückter Säle, und der Fürſt und die Fürſtin fahren hierher, um ihre Eingeladenen zu empfangen. Die römiſche Geſellſchaft verſammelt ſich in dieſem Palais zu Traſtevere in dem Stil, in dem die Pariſer Salons namentlich unter Louis Philipp blühten, wo es damals Häuſer gab, wie das Hôtel Caſtellane, welches die Soirée zugleich zu einem Cultus aller Künſte machte, und wo die verſchiedenen Säle, in denen man zuſammen kam, zu den mannigfaltigſten Unterhaltungen und Beſchäftigungen eingerichtet waren. Auf dieſe Weiſe eröffnete Torlonia hier Säle für die Unterhaltung, für die Muſik, für Malerei, Kupferſtiche und Handzeichnungen, und ſogar ein Liebhaber-

theater, auf dem vornehme Dilettanten, die der Gesellschaft selbst angehörten, ihre Talente als Dichter und Darsteller zu zeigen pflegten. Vornehmlich aber gewannen die Concerte, die hier veranstaltet wurden und an denen die Talente der höchsten römischen Gesellschaftskreise sich betheiligten, eine große Beliebtheit, und man drängte sich von allen Seiten zu diesen Einladungen, weil sie zugleich das besondere Vergnügen gewährten, die Nachtigallen-Triller irgend einer, auf den Flügeln Verdi's sich aufschwingenden Principessa zu hören. Hier konnte man auch oft den Kammerherrn und Liebling des Papstes, Signor Angelini, bewundern, der im Besitz der schönsten Tenorstimme der Welt ist, die aber in der letzten Zeit schon bedeutend gelitten haben soll.

Diese Soiréen bei Torlonia waren eine Zeitlang zugleich der Vereinigungspunkt der ganzen Fremdenwelt von Rom, denn wer, der nach der ewigen Stadt kam, hatte nicht einen Wechsel oder Creditbrief auf das Haus Torlonia, und solche Adressen haben zugleich die Kraft einer Einladungskarte, welche für sämmtliche Soiréen des klugen Banquierfürsten gilt. Bei der ungemeinen Kostspieligkeit eines Creditbriefes auf Alessandro Torlonia konnte er leicht aus dem Reisegelde

der Fremden, die er bei ſich ſah, den Aufwand ſeiner Feſte herausſchlagen, und es wurde ſogar behauptet, daß man es an der Art und Weiſe, wie ein Fremder in den Salons von Torlonia behandelt wurde, genau ermeſſen konnte, wie hoch ſich ſeine Creditbriefe und Wechſel für Rom beliefen. Die böſe Zunge, die auch in der römiſchen Geſellſchaft ihre Altäre errichtet hat, unterließ es nicht, auch hier manches Geſchichtchen anzuknüpfen, das jedenfalls die Wahrheit einer ächten Luſtſpiel-Komik für ſich hat. Der Fürſt ſtellte nämlich die ihm dermaßen empfohlenen Fremden ſtets auch ſeiner ſchönen Gemahlin vor, und er hatte dabei eine wunderbar ausgebildete Tonleiter der Stimme, die durch den Accent allein ſeiner Frau zu ſagen wußte, ein wie hoher Creditbrief ihr jedesmal vorgeſtellt wurde. Denn danach mußte auch das Soll und Haben geregelt werden, welches die Fürſtin dem Fremden in der Unterhaltung mit ihm gewähren durfte, und wenn bei einem Herrn, der vielleicht mehr Geiſt als Scudi hatte, die Fürſtin nicht gleich wieder abbrach, ſondern ein beſonderes Wohlgefallen an der Fortſetzung der Unterhaltung zeigte, ſo ſoll der ſehr genaue und filzige Gemahl nicht ſelten mit den Worten dazwiſchen getreten ſein: basta Teresa! basta! indem

er an ſeiner Hand einen andern Fremden heranführte, dem die Scudi ohne Zweifel beſſer in ſeiner Taſche gerathen waren. Dieſe und andere Geſchichten, die man in Rom häufig wiederholen hört, haben den Fürſten Torlonia zum Theil zu einer lächerlichen Figur gemacht, die ſich jedoch zugleich mit einer gewiſſen gutmüthigen Komik verträgt, und den pfiffigen und verſchmitzten Gauner, der im Naturell des gemeinen Italieners ſo leicht die Oberhand gewinnt, mit einer geſchickten Manier zum ächten Biedermann zu ſtempeln weiß. Das römiſche Volk nennt ihn jedoch den Taſchenſpieler vom Platz Navona (bagatteliere di piazza Navona), wo das Haus Torlonia jetzt ſein Geſchäfts-Comptoir hat, und man kann daraus wohl entnehmen, daß der neue Principe ſich nicht in dem Maße die Volksgunſt in Rom erworben haben muß, wie dies der alten Nobilità hier oft in ſo hohem Maaße gelungen iſt.

Aber das basta Teresa! basta! iſt jetzt nun ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr gehört worden, denn die Fürſtin erſcheint nicht mehr an der Spitze der Geſellſchaften ihres Gemahls in dem Palaſt zu Trastevere. Die liebenswürdige Teresa Torlonia iſt wahnſinnig geworden, und alle Aerzte Europa's haben bis

matiſche Verbindung eine eigenthümliche Sprachumwälzung vollbringen. Die neuromantiſche Sprache Victor Hugo's, Alfred de Vigny's und ihrer Genoſſen iſt als Symptom wichtig; noch merkwürdiger erſcheint uns, in unſerer Beziehung, die Sprache in den Romanen der Marquiſe Dudevant (G. Sand), worin die ſociale Speculation ganz neue Laute und Wendungen der Rede verſucht. —

jetzt vergebens ihre Kunst daran geübt, die schönste Gestalt, die ein Dämon plötzlich verdunkelt hat, wieder in den richtigen Lichtpunct ihres Geistes zu rücken. Die Fürstin Torlonia hatte in ihrem letzten Wochenbett eine schwere Operation zu bestehen, und leidet in Folge derselben an der fixen Idee, daß man ihr Kind vertauscht und ihr statt eines Knaben ein Mädchen untergeschoben habe. Ihre Vernunft hat sonst keine weitere Störung erlitten, doch bemächtigt sich ihrer eine an Raserei gränzende Wuth, sobald sie Jemand aus ihrer Familie erblickt, und alle Mitglieder derselben müssen sich von ihr entfernt halten. Der Fürst Alessandro selbst kann seine Gemahlin nur verstohlen und unbemerkt sehen, und er hat sich dazu eine eigene Gallerie in seinem Palais am Venetianischen Platz bauen lassen, um die Kranke desto sicherer in ihrem Zimmer belauschen zu können. Zuerst hatte er mit ihr Reisen durch alle Länder der Welt unternommen, um die Fürstin zu zerstreuen, aber kein Mittel hat bis jetzt fruchten wollen, und der Wahnsinn scheint um so unheilbarer, da er vorzugsweise in einer Idiosynkrasie gegen den Gemahl selbst besteht, und dieser, der kaum sechszig Jahre geworden, wohl nicht sobald das Feld räumen dürfte.

Neulich nahm es einen ſehr übeln Ausgang, daß der Fürſt es dennoch vermocht hatte, ſeine Gemahlin zu einem Beſuch im Theater Torre di Nona zu überreden. Dies Theater iſt ebenfalls, wie ſo viele Kirchen, alte Tempel und Paläſte in Rom, Eigenthum des Fürſten Torlonia geworden, und er hat ſich darin mit dem größten Koſtenaufwand eine Prachtloge erbauen laſſen, in der er unter einem Thronhimmel von Purpur und Gold mit dem größten Behagen ſich als Herr und Gebieter des Hauſes zeigt. Die Aufführung der Oper Lucrezia Borgia half ihm den Widerſtand beſiegen, welchen die unglückliche Fürſtin Thereſe ſonſt immer ſeinem Wunſch entgegengeſetzt hatte, und ſie entſchloß ſich, ihn diesmal in die Loge zu begleiten. Das ſchöne bleiche Antlitz der Fürſtin ſtrahlte auch in der That von einem neuen funkelnden Leben auf, als ſie die elektriſchen Takte dieſer ihrer Lieblingsmuſik wieder vernahm. Plötzlich aber erhob ſie ſich mit einer flammenden Gebärde, ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Wuth malte ſich in allen ihren Zügen, und jetzt ergriff ſie ihren Gemahl beim Kopf, indem ſie ihm eine Ohrfeige nach der anderen verſetzte und ihre kleine, heut ſo unbarmherzige Hand fort und fort auf ſeiner Wange ſpielen ließ. Das

hinreißende Duett, das eben auf der Bühne angestimmt worden, verstummte sprachlos vor diesen Ohrfeigenklängen, welche das ganze Haus durchflogen, und das Publikum erschütterten, dann aber in ein unauslöschliches Gelächter hineinzogen, das nicht mehr enden wollte und zuletzt die ganze Theatervorstellung auflöste.

Die schöne Fürstin Therese, geborene Fürstin Colonna-Doria, steht jetzt in ihrem fünf und dreißigsten Jahre. Sie war ein kaum erblühtes Mädchen, einer der schönsten Sprößlinge des allberühmten Fürstenhauses der Colonna, als der ihr um ein Vierteljahrhundert überlegene Torlonia sie heirathete. Er nahm die reizende Prinzessin Colonna ohne alle und jede Mitgift, und bewährte sich auch darin wieder als den taktvollsten Geschäftsmann, denn der Name Colonna, der eines der ältesten und glänzendsten Adelsgeschlechter Rom's bezeichnet, war für ihn eine weit ertragsreichere Mitgift, als jedes andere Capital. Diese Mitgift brachte ihm Zinsen an Ehre und Ansehen, die sein ganzes Capital, seine ganze Stellung, und mithin auch seine Geschäfte stärken mußten. Um aller Welt zu zeigen, daß nun auch der Fürst Alessandro Torlonia zu dieser Familie gehöre, die einst in weltgeschichtlicher

Bedeutung in Italien geblüht und aus der ein Papſt, Martin V., mehrere Cardinäle und Staatsmänner, und der große Steffano Colonna, der Freund Petrarca's, hervorgegangen waren, nahm der Fürſt-Banquier fortan die Säule in ſein Wappenſchild auf. Dann veranſtaltete er aber auch eine Prachtausgabe von den Gedichten der Vittoria Colonna, jener liebenswürdigen und ſchönen Dichterin, die im ſechszehnten Jahrhundert durch geiſtliche Reime („rime spirituali") glänzte, und ſonſt ihre ganze liedervolle Seele nur in den Gedichten aushauchte, welche ſie dem Andenken ihres in der Schlacht von Pavia gefallenen Gatten, des Marcheſe von Pescara, ſang. Dieſer hochberühmten Aeltermutter einer Colonna, die jetzt eine Torlonia geworden war, widmete der glückliche Gatte eine neue ſchöne Ausgabe ihrer Geſammtwerke, deren prachtvolle Ausſtattung ihm gewiß eine gute Anzahl römiſcher Scudi koſtete. Aber es war doch angenehm, zugleich für den Herausgeber eines ſolchen Werkes zu gelten, und damit die eigene Familie zu verherrlichen, zu der man nun auch gehörte. Das Geld iſt zwar Alles, aber es iſt doch nicht genug, Banquier zu ſein, wenn man zugleich Fürſt Torlonia ſein will. Man iſt Fürſt, man iſt Italiener, und man muß auch ein

Stückchen Mäcen ſein können, um ſeiner Ahnen — der Fürſt Aleſſandro Torlonia ſchrieb ſich hier bereits die Ahnen ſeiner Frau auf ſein eigenes Conto — ſich würdig zu beweiſen. Die blaſſe Tereſa, die an ihrem Hochzeitstage die Roſen ihrer Wangen verloren und ſeitdem immer bleicher geworden war, lächelte ihm für die Gedichte der Vittoria Colonna, die er ihr eines Morgens in ihrem Boudoir aufgebaut hatte, ihren erſten und letzten Beifall zu.

Torlonia hat aber auch ſonſt bewieſen, daß es ihm nicht bloß darauf ankommt, Procente herauszuſchlagen, ſondern daß er auch für die Ehre etwas thun will. Freilich hat er dabei nicht immer einen ſo guten Treffer, wie bei der Ausgabe der berühmten Familien-Dichterin. Als erpichter Parvenu hat er ſich dagegen wieder auf ſeiner Villa vor der Porta Pia gezeigt, wo er, des Sprüchworts gänzlich vergeſſend, daß man keine Eulen nach Athen tragen dürfe, künſtliche Ruinen aufgeſchichtet hat, die in der Ruinenſtadt Rom, in der die Hochtrümmer einer unüberwindlichen Vergangenheit überall naturwüchſig lagern, nur einen unbeſchreiblich lächerlichen Eindruck machen können. Indeß wollte der Fürſt Torlonia auch ſeine eigenen Ruinen haben, denn nur was man ſelbſt zu eigen

beſitzt und was man auch wieder verkaufen kann, hat in der Zeit der Realität, die zugleich die Zeit des allgemeinen Schachers iſt, noch Werth. Darum ſetzte er dieſe ſelbſtgemachten Ruinen, die ihm jetzt mehr gefielen als das Coloſſeum und die Thermen des Caracalla, welche er dem Staat bis jetzt noch nicht hat abkaufen können. Zwar hat Torlonia mit ſeinem Alles vermögenden Geld auch dieſen Handel zu machen geſucht, aber ſeine Ankäufe, die er von ganzen Liegenſchaften des Staats in und um Rom bewirkte, haben ſich bis jetzt noch nicht auf die Denkmäler erſtreckt, die auf ſolchen Territorien ſtehen, und auch die Antiken, die durch Nachgrabungen darauf jetzt oder künftig gewonnen werden können, ſind noch immer bei dieſen Kaufverträgen ausgenommen worden. Dies iſt zum Beiſpiel mit mehreren großen Strecken auf der Via Appia der Fall, die wir neulich auf unſerer Wallfahrt zur Grotte der Nymphe Egeria durchwanderten, und wo uns faſt bei jedem Schritt die Worte in Tiecks geſtiefeltem Kater einfielen: „Dies gehört dem Fürſten von Carracas.“ Denn überall hieß es: Dies gehört dem Fürſten Torlonia, und wir wunderten uns zuletzt nur noch darüber, daß es irgend Etwas geben konnte, das nicht ſein eigen zu nennen war.

So hat Torlonia auch das Feld gekauft, auf welchem der merkwürdige Circus des Maxentius, neben dem Grabmal der Cäcilia Metella, ſteht. Torlonia vermiethet dies Feld als Weideplatz für Ochſen, Pferde und Ziegen, die innerhalb der noch vollſtändig erhaltenen Umfaſſungs-Mauern des Circus die fetteſte Nahrung finden. Der Gewinn, welchen der Fürſt daraus zieht, kann doch nur unbedeutend ſein, und ohne Zweifel hat er die ganze Geſchichte nur in der Abſicht angekauft, um als Eigenthümer vom Grund und Boden ſpäter einmal, wenn die Gelegenheit ſich ſo traf, vielleicht auch auf den Circus des Maxentius Beſchlag legen zu können. Er erwarb ſich aber auch das eigennutzloſe Verdienſt, daß er den Circus großentheils auf ſeine Koſten ausgraben ließ und dadurch den Kunſtreichthum Roms um viele nicht unbedeutende Sculpturen vermehrte. Auch der große Obelisk, der hier früher ſtand, mag ihn zu dieſem Ankauf gelockt haben, aber man hat dieſen Obelisken ſeitdem auf der Piazza Navona in Rom aufgeſtellt, und der Fürſt Torlonia hatte das Nachſehen, denn nun wird ſich das Geſchäft wohl nicht ſo leicht machen laſſen. Einſtweilen hat aber Torlonia vor ſeiner Villa, derſelben bei der er ſich künſtliche Ruinen ſetzen ließ, ſich auch einen eigenen

Obelisken aufstellen lassen, dessen Anblick ihm nun die Freude gewährt, daß man für sein Geld doch Alles haben kann, selbst einen Obelisken. Aber daran hat er sich noch nicht begnügen lassen, sondern der Obelisk mußte auch seine eigene Hieroglyphenschrift haben, weil er sonst ja nur den halben Effect machen konnte. Torlonia gab den Alterthumsforschern ein Diner auf seiner Villa, um sich mit ihnen über diese wichtige Angelegenheit zu verständigen, und sein eigener Vorschlag, mit dem er in seiner halb gutmüthigen halb verschmitzten Weise herausrückte, fand die meiste Anerkennung der Gelehrten. Fürst Torlonia meinte, daß man seine Hieroglyphen — er sprach jetzt schon von seinen Hieroglyphen — nicht etwa nach irgend einer alten Inschrift entnehmen solle, sondern er wollte sie ganz neu und eigen zusammengesetzt haben, und zwar so, daß er den Inhalt derselben schon im Voraus wissen konnte. Denn er hatte zugleich den Entschluß gefaßt, eine Beschreibung seines Obelisken in den Druck zu geben. Sehr schlau setzte er hinzu, daß die Herren Alterthumsforscher so oft schon Dinge beschrieben hätten, von denen sie nichts wüßten, und nun wolle Er als Laie auch einmal den Vorzug genießen, Etwas zu erklären, das er sich selbst ausge-

dacht habe. Man rauſchte ihm Beifall zu, und es wurde eine Commiſſion ernannt, um die Zeichen der Hieroglyphen zuſammenzuſetzen. Der Fürſt Torlonia hielt Wort, und gab bald darauf das zweite ſeiner Prachtwerke heraus, worin er diesmal ſeinen Obelisken und die feierliche Aufrichtung deſſelben beſchrieb. Von dieſer Villa, die ihm beinahe zwei Millionen römiſcher Scudi gekoſtet, hat er auch für ſein Geld eine eigene Chauſſée nach Rom gebaut, die den Namen Chauſſée Torlonia führt, und ihm eine behagliche Empfindung gewährt, wenn er ſich auf ihr von ſeinem Prachtgeſpann arabiſcher Hengſte im Triumphe dahinziehen läßt.

Sonſt hat der induſtrielle Genius des Fürſten immer eine beſondere Abneigung dagegen an den Tag gelegt, die Eiſenbahnen des Kirchenſtaats zu fördern, die er ſonſt aus ſeinen ungeheuren Fonds mit märchenhafter Leichtigkeit hätte erſtehen laſſen können. Es ſcheint mithin nicht bloß dem Einfluß der Prieſter zuzuſchreiben, daß das Eiſenbahnweſen in Italien, namentlich aber in der Verbindung Roms, noch ſo kläglich darniederliegt, und daß ſelbſt der ſchon vor mehreren Jahren begonnene Schienenweg von Rom bis Civitavecchia, zum mittelländiſchen Meere hinab,

nach langem Stocken erſt jetzt vollendet worden iſt. Den römiſch-katholiſchen Prieſtern mußte es freilich gefährlich erſcheinen, wenn die ewige Stadt, der Sitz der alle Völker beherrſchenden und ſeligmachenden Kirche, in dieſe unwiderſtehliche und unberechnenbare Bewegung, in denen ſich jetzt die ganze Welt auf den Eiſenbahnſchienen ſchaukelt, hinabgezogen würde. Denn die magiſche Wirkung in alle Fernen und Weiten, mit der ſonſt die Blitze des Vatican von Rom her ausgeſandt wurden, kann ſich, ſelbſt wenn Dergleichen heutzutage noch fabricirt werden könnte, nicht mehr mit der ſauſenden Locomotive vergleichen, die heut mit einer viel durchdringenderen Herrſchaft alle Verhältniſſe der Welt und Zeit binden und löſen kann. Jedenfalls haben es die Prieſter ſogleich mit richtigem Inſtinct herausgefunden, daß die alte Kirche nicht mehr mit der neuen Dampfkraft an Wunderwirkungen würde wetteifern können, und daß ſie auf ihrem Terrain keine andere Maſchinerie zu leiden vermag, die mit mehr Präciſion und Kraft arbeitet als ſie ſelbſt, und die in der Kunſt, die Völker und Länder zu bezwingen, ſchon alle Geheimniſſe der Hierarchie überflügelt hat.

Aber auch die neuen Geldpäpſte der Zeit, wie der Fürſt Aleſſandro Torlonia, haben der Einführung der

6.

Die Satzbildung ist das gestaltete Leben des Gedankens, seine Gliederfülle, aber nicht ein Magisterrock mit besponnenen Knöpfen, in den er hineingesteckt und, mit Zubehör von Stiefeln und Stulpen, Rohrstock und Schnupftabakdose, absichtlich eingekleidet und ausstaffirt werden soll. Die deutschen Schriftsteller haben sich mit ihren Perioden viel zu große Mühe in äußerer, und viel zu wenig in innerlicher Beziehung gegeben. Stände ein höheres gesellschaftliches Element in Wechselwirkung mit unserer Schreibart, so hätte sie nie zu klagen gegeben über die meilenlangen Perioden, die man kaum auf dem Papier mit dem Auge, geschweige denn mit dem geistigeren Organ, dem Ohr, übersichtlich auffassen kann. Denn der menschliche Gehörsumfang, auf den bei der Satzbildung Rücksicht genommen werden sollte, ist beschränkt. Das

Eisenbahnen im römischen Kirchenstaat nicht das Wort geredet, sondern durch ihre Zurückhaltung von allen Unternehmungen dieser Art dazu beigetragen, die römische Kirche aus dem Mittelpunct der Weltverbindung herausfallen zu lassen, und auf einem Isolirschemel, wie der heutige Vatican mehr und mehr sich ausnimmt, in einer ebenso vergangenheitsvollen als zukunftslosen Einöde, niederzusetzen. Vom rein industriellen und finanziellen Standpunct aus wäre dies nicht zu begreifen, denn durch die Unterbindung der neuen Verkehrsadern, welche sich durch die Welt gezogen haben, kann für Italien die Krisis, die auch in allen seinen materiellen Zuständen wühlt und mit der politischen zugleich eine volkswirthschaftliche und sociale Revolution angekündigt hat, nur beschleunigt und unvermeidlich gemacht werden. Es geht aber daraus andererseits nur hervor, daß die großartigen Gesichtspuncte von Handel und Verkehr in dem heutigen Italien nicht mehr existiren, und daß die Geschäftsmänner und Banquiers, die hier auf den glänzenden Höhen der Gesellschaft stehen, eigentlich nur Zinswucherer und Schacherer und nichts weniger als große Handelsherren und schöpferische Unternehmer sind. Der Wucherer schlägt um so höhere und sichrere Procente heraus, je beschränkter

und abgeſchnittener der Kreis iſt, den er ausbeuten und ausſchöpfen kann, denn je freier und geöffneter das Terrain iſt, deſto weniger kann der Wucher auf demſelben niſten und mit Erfolg ſeine Saugpumpen anſetzen. Handelsfreiheit und unbedingter Verkehr tragen daher auch hier das einzige wirkſame Heilmittel gegen den Wucher in ſich.

Der Fürſt Aleſſandro Torlonia ſteht aber mit dem Wucher, der allerdings das Geheimniß ſeines unendlich herangewachſenen Vermögens iſt, durchaus nicht allein im Kreiſe ſeiner Standesgenoſſen da. Der Wucherzins iſt ein traditionneller Betrieb der römiſchen Nobili, und es giebt hier wenige Ariſtokraten, die das Geſchäftemachen in dieſer Beziehung verſchmähen möchten. Dieſe ariſtokratiſche Race iſt in Italien eine ſo entartete und verderbte, daß ſie die gemeinſten und ſchändlichſten Geldgeſchäfte nicht unter ihrer Würde hält, ſondern dieſelben mit einem Talent betreibt, in dem es die Juden dieſen römiſchen Nobili ſchwerlich auch nur gleich zu thun wiſſen. In Genua ſind es doch nur die chriſtlichen Kaufleute, die ihren natürlichen Standpunkt ſo ſiegreich behaupten, daß kein Jude mehr neben ihnen zu beſtehen vermag, aber in Rom ſind es die Nobili und Patrizier, welche den jü-

diſchen Geſchäftsgeiſt weit hinter ſich zurückgelaſſen haben. Ein volksfreundlicher Papſt, Paul III. gründete das römiſche Leihhaus (Monte di Pietà) vornehmlich aus der Abſicht, dem Armen einen Weg zu öffnen, auf dem er ſich Hülfe verſchaffen könnte, ohne dem Wucherzins der Reichen und Vornehmen in die Hände zu fallen. So hat man auch neuerdings bei der römiſchen Bank einen Credit mobilier errichtet, der aber ſeine Einwirkungen nach dieſer Seite hin bis jetzt nur ſehr unvollkommen zu entwickeln vermochte, denn dieſer Credit erfordert jedesmal bedeutende Bürgſchaften, um auf die Anforderung eines Nothleidenden für ihn einzutreten. Der Mangel an Bürgſchaften iſt es aber gerade, durch welchen der Bedrängte in die Hände des Wuchers getrieben wird. Auch eine Reform der Wuchergeſetze, auf die man jetzt in Rom wie anderswo hingearbeitet hat, würde nur dann zum Ziel führen können, wenn man die unbedingte Verkehrsfreiheit, die allein den Wucher tödten kann, an die Spitze dieſer Reform ſtellt. Die päpſtliche Regierung wird aber auch auf dieſem Gebiet der römiſchen Geſetzgebung ſchwerlich mit irgend Etwas fertig werden, denn ſchon ſeit acht Jahren wird dort an dem neuen Civilgeſetzbuch gearbeitet, in dem zu-

gleich die Wuchergesetze revidirt werden sollen. Es sieht in der That so aus, als wenn eine weltliche Reform der päpstlichen Herrschaft, die im Interesse von ganz Italien täglich dringender wird, nur noch durch die auswärtigen Mächte in die Hand genommen werden könnte.

Der Geschäftsbetrieb des Fürsten Alessandro Torlonia hat in den letzten Jahren immer gewaltigere Dimensionen angenommen. Es kann darin nur noch der Banquier Richetti in Rom mit ihm wetteifern, der freilich in jeder Beziehung der Nebenbuhler Torlonia's geworden ist und nicht minder einen der großartigsten Paläste in der ewigen Stadt bewohnt. Der Fürst Torlonia aber hat seine ungeheueren Geschäfte auch auf Neapel zu erstrecken gewußt, wo er ebenfalls längere Zeit hindurch die Salz- und Tabacksregie gepachtet hatte. Dann kamen die Staatsanleihen, die Banquiergeschäfte, Kauf und Verkauf von Grundstücken, und Unternehmungen aller Art, wodurch er sich zum römischen Crösus emporgipfelte und der von ganz Rom gefeierte und beneidete Mann des Tages wurde.

Ein gewaltiges Andenken hat der Fürst Torlonia seiner Familie in der Basilica des Lateran gesetzt. Wir sahen die prächtige Marmorkapelle, die er dort

Vater und Mutter errichtete, mit der größten Bewunderung. Er folgte dabei ohne Zweifel auch dem zum Geſchäftsgrundſatz erhobenen Glauben, daß es Dem gut gehen muß, welcher Vater und Mutter ehrt, und wie die Päpſte jedesmal nach ihrer Erwählung den erſten Akt ihrer heiligen Souverainetät darin begehen, daß ſie von jener uralten Mutterkirche Roms feierlich Beſitz ergreifen, ſo wollte auch Torlonia, ſobald ſeine unumſchränkte Banquierwürde ſich befeſtigt hatte, den Glanz des Namens Torlonia zuerſt in den Hallen der Lateranкirche eintragen laſſen. Die Kapelle Torlonia iſt eines der ſchönſten und koſtbarſten Denkmäler dieſer herrlichen Kirche geworden, und keinem Papſt iſt in Rom ein prachtvolleres Grabmal von Marmor und Gold gebaut, als hier dem Vater und der Mutter Torlonia's. Die Kapelle, die unter der Leitung Tadolini's aufgeführt worden, empfängt uns auf der einen Seite, die dem Vater Torlonia geweiht iſt, mit einer den Handel darſtellenden weiblichen Figur, welche uns den Stab des Merkurius entgegenſchwingt, und der parallel eine Charitas mit den liebevollen und weichen Zügen der chriſtlichen Liebe und Barmherzigkeit entſpricht. Darüber thront Vater Torlonia ſelbſt, in einem ſehr charakteriſtiſchen Bruſt-

bild, und man ſieht den Mann, der einſt auf der Piazza di San Marco mit Band gehandelt hat, nun wie er leibte und lebte vor ſich. Er hat es weit gebracht, mit dieſer kleinen, niedrigen Stirn, die doch ſo gut zu operiren wußte, daß ſie mitſammt dem Gott des Handels, der dort als ein ſo pfiffiger Schelm in die chriſtliche Kirche hineinlächelt, hier in dem neuen Zion des Lateran, freilich nur durch die Erlöſungskraft des Goldes, eingeſchmuggelt werden konnte, während ſo viele hohe und erhabene Stirnen in den Staub und das Elend der Welt hinabſinken mußten. Gerade gegenüber erblickt man in derſelben Weiſe die Mutter Torlonia abgebildet, welcher die andere Seite dieſer ſtrahlenden Banquiers-Kapelle gehört, und der nur die zarten Standbilder ihres weiblichen Herzens beigegeben ſind. Auf der Hinterwand der Kapelle ſieht man die Kreuzabnahme von Tenerani und an der Decke kann man die heiligen Evangeliſten von P. Galli ſchauen. Man begreift, daß dies Alles dem Fürſten Torlonia ſein Geld gekoſtet haben muß, und gewiß ſehr viel Geld, denn die Angabe, daß er eine halbe Million Scudi daran gewandt habe, erſcheint vielleicht noch zu gering, wenn man dieſes Aufgebot des Glanzes und Werthes um ſich her betrachtet.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.
3-598-52006-9
FN. 0224/045

Durch Marmorthüren, die ſich ſowohl links als rechts öffnen, tritt man in einen kleinen gewölbten, mit Stühlen und Divans ungemein elegant und behaglich ausgeſtatteten Salon, der aber nur ein Vorzimmer zu dem Grabe ſelbſt, in welches man von hier aus eingeht, vorſtellen ſoll. Während wir uns einen Augenblick in dieſer faſt wohnlichen Sphäre niederließen, vergaßen wir ganz, daß wir hier beim Tode ſelbſt antichambrirten, und der geflügelte Gott des Handels in der Kapelle Torlonia, der hier über alle chriſtlichen Heiligenbilder und Reliquien triumphirte, ſchien uns mit ſeinem Stabe zu berühren, um uns in Träume ſeltſamer Art einzuwiegen. Die zu uns dringenden Schauder der nahen Grabeskammern erweckten uns jedoch bald wieder aus den trügeriſchen Phantaſieen, mit denen uns Merkur ſelbſt an dieſem Ort zu verſuchen gedachte, indem er uns das einzige noch übrig gebliebene Heil der Welt in den materiellen Intereſſen zeigen wollte. Es war recht gut, daß Vater und Mutter Torlonia nicht mehr ſo rein in ihren Kammern hielten, und doch am Ende einige Gerüche von ſich gaben, denn wir mußten nun eiligſt aufbrechen und ließen die glänzende Handels-Kapelle, die doch nur die Verweſungsdünſte des Todes in ſich barg, hinter uns.

Dem großen Triumphator des Geldes, dem Alles gelingt, ſind aber auch die Schmerzen armer Erdenpilger nicht erſpart worden. Dem Kummer, welchen der Zuſtand der Fürſtin Tereſa ihrem Gatten verurſacht, iſt ein neuer Schmerz gefolgt. Es iſt dies der plötzliche Tod des jungen Herzogs Don Giovanni Torlonia, eines auf das Zärtlichſte von ihm geliebten Neffen, der das Herz Aleſſandro's neuerdings mit tiefer Betrübniß erfüllte. Don Giovanni war der hochbegabte Sohn eines Bruders des Fürſten Torlonia, des Herzogs Marino Torlonia, dem das alte Palais des Hieronymus Bonaparte auf der Via Condotti gehört, und welchem der Stammherr dieſer gefürſteten Banquierfamilie, der alte Torlonia, Duca di Bracciano, bei ſeinem Ableben im Jahre 1829 das Herzogthum Bracciano vermacht hatte. Dies kleine Herzogthum, das, eine halbe Tagereiſe von Rom entfernt, ſich um einen reizend gelegenen See gruppirt, iſt jetzt durch Verkauf an die Familie Odescalchi wieder zurückgelangt, in deren Beſitz es ſich ſchon früher befunden. Der Duca Marino, der älteſte Bruder Aleſſandro's, lebte dann in Rom, wo er mit ſeinem leicht hingegebenen und enthuſiaſtiſchen Weſen in die revolutionnairen Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 hineingerieth

und zu einer seltsamen Volksfigur gestempelt wurde, die unter dem Namen des „Ciceruacchio der römischen Fürsten" eine Zeitlang auf dem Corso und in den Clubs ihre großen Tage hatte.

Ein Sohn dieses Duca Marino war der liebenswürdige Giovanni Torlonia, einer der talentvollsten Dichter auf dem heutigen römischen Parnaß, und ein noch größerer Menschenfreund, der bereits eine Erinnerung an eine Wirksamkeit zurückgelassen, die ihn auf eine fast rührende Weise den größten Wohlthätern des armen unwissenden und verwahrlosten Volkes beigesellte. Der junge Mann wurde in Rom vorzugsweise „Don Giovanni" genannt, denn die Söhne italienischer Fürstengeschlechter erhielten beim Volke und in der Gesellschaft von jeher gern den Titel Don, bloß mit der Hinzufügung ihres Vornamens. Don Giovanni, der am 22. Februar 1831 geboren wurde, hatte erst ein Alter von 27 Jahren erlangt, als er am 29. November 1858 zu Rom starb. Er war ein herrlicher Jüngling, der durch einen großen Eifer für die Studien, durch ein bedeutendes Dichtertalent und durch seine Liebe zum Volke unter dem heutigen Geschlecht der Nobili in Rom eigenthümlich hervorragte. Eine Reise durch Deutschland, die er vor einigen Jah-

Ohr kann bekanntlich in einer Secunde nicht mehr als neun Töne von einander unterſcheiden, und verlangt folglich, daß ihm Das, was es klar aufnehmen und zu geiſtigen Eindrücken verarbeiten ſoll, in beſtimmt und gedankengemäß abgetheilten Pauſen überliefert werde. Dies iſt das innerliche Element von Muſik, der Muſik des Gedankens, worauf jede ächte Satzbildung ſich ſtützen muß. Die Perioden, die Pauſen des Gedankens, dürfen dieſem muſikaliſchen Geſetz nicht zuwider handeln, ohne auch des Gedankens Harmonie und Wirkſamkeit zu zerſtören.

Die innere Tonart einer jeden Darſtellung, die aus der melodiegebenden Seele des Inhalts entſpringt, muß vornehmlich die Satzbildung als das Nothwendige bedingen. Es giebt langſame und ſchnelle Tonarten des Gedankens. Im erſtern Falle finden ſich gehaltene, künſtlichere und verſchlungene Periodenreihen ein, das Epiſche und Pathetiſche herrſcht vor; im andern kürzere, gedrängte, ſchlagfertige mit wenigſtem Zwiſchenſatz, ein draſtiſcher Effect wird erſtrebt. Beiderlei Tonarten werden ſich faſt in jeder Darſtellung neben einander geltend machen,

ren unternommen, hatte er zugleich mit wissenschaftlichem Geist benutzt, um sich über den heutigen Gang der Studien zu orientiren und seinem eigenen Streben eine bestimmte Grundlage zu gewinnen. Es war merkwürdig, daß die Neigungen eines so jungen Cavaliers, dem es sonst auch an ritterlichem Leben keineswegs fehlte, sich doch am meisten für den Volksunterricht entschieden, den er in Deutschland genau und nach allen Seiten hin kennen gelernt hatte. In seinen Gedichten, deren mehrere gedruckt sind („Poesie" Florenz 1856), hauchte er kräftigen Schwunges seine Begeisterung für die Wiedererhebung der italienischen Nationalität aus, aber zugleich säumte er nicht, selbst Hand anzulegen und für die Erneuerung der Nation auf die am meisten innerliche und praktische Weise, nämlich durch den Volksunterricht, zu wirken. Es verstand sich von selbst, daß er mit diesen Bestrebungen unter seinen Standesgenossen völlig allein stehen mußte, denn die jungen römischen Nobili langweilten sich schon sonst genug in Rom, und es konnte von ihnen nicht verlangt werden, daß sie noch den Bestrebungen des seltsamen Don Giovanni für den Volksunterricht sich anschließen sollten. Der enthusiastische Jüngling hatte nämlich nichts Geringeres im Sinn, als einen Bildungs-Ver-

ein des jungen Adels in Rom zu ſtiften, der aber beſonders den Zweck haben ſollte, das niedere Volk zu bilden und für den Unterricht der armen Kinder zu ſorgen, die in den Vorſtädten und in der Umgegend Roms ohne menſchenwürdige Erziehung verwildern und verkommen. Man verſpottete ihn, und nur wenige begriffen, was Don Giovanni eigentlich wollte, und warum man ſeinem edeln Vorbilde ohne Säumen nacheifern müſſe.

Don Giovanni entſchloß ſich, ſein Werk allein in die Hand zu nehmen. Es war ein großer Gedanke, die italieniſche Nation zuerſt durch den Volksunterricht wieder erheben zu wollen, und Giovanni wurde Lehrer, um die armen Kinder der Winzer auf dem Monte Mario zu unterrichten. Dort, auf dem ſchönen, mit Garten-Anlagen und Cypreſſen bekränzten Hügel, welcher, der Engelsburg gegenüber, an dem ſteilen Ufer des Tiberfluſſes ſich anmuthig in die Höhe ſchlängelt, wächſt zwiſchen alten Ruinen, vornehmen Landhäuſern und dürftigen Winzerhütten eine ſehr verwahrloſte Bevölkerung empor, für welche das geiſtliche Regiment weder in materieller noch ſittlicher Hinſicht bisher eine Sorge empfunden hat. Es iſt dies der Monte Mario, deſſen Ausſicht auf die Umgegend Roms und die ganze

Siebenhügelstadt schon in alter Zeit berühmt war. Die herrliche Lage des Monte Mario hat schon Martial in den Epigrammen in einigen seiner schönsten Verse gefeiert. Man schaut von dort bis zu den wunderbar schönen, in duftiger Bläue sich lagernden Bergketten des Albanergebirges hin, und überblickt die Landstraße, welche durch die heut so öde Campagna in einem stillen schattenhaften Treiben, dem man die Nähe der großen Welthauptstadt nicht anmerkt, gen Rom führt.

Hierher pflegte sich mehrere Male in der Woche Don Giovanni Torlonia schon in früher Morgenstunde zu begeben. Ein fröhlicher, enthusiastischer Muth glänzte in seinen schönen Augen, seine schlanken Glieder bewegten sich mit der Schnelligkeit eines Rehes aufwärts, wenn er von der Porta Angelika her den Berg erstieg, um zu seinen armen Schulkindern, die er sich dort oben gesammelt hatte, zu gelangen. Er mußte dann jedesmal an der Kirche S. Maria del Rosario vorüber, die zwar zu seiner Linken Frieden und Segen winkend liegen blieb, aber in dem daran gränzenden Gebäude, das vielleicht zu dem ehemals hier gelegenen Dominicaner-Kloster gehörte und in dem jetzt der Seelsorger für die Bevölkerung des Monte Mario wohnt, sahen stets zwei böse zornige Augen aus dem

Fenſter auf ihn herunter, oder es ſchloß ſich auch dies Fenſter mit heftigem Klirren hinter ihm zu, ſobald er vorübergeſchritten war. Dieſe Augen und dies Klirren gehörten dem frommen Pater Calandi, welcher der Prieſter dieſer Pfarrkirche von Monte Mario war, und der ein großes Leid davon empfand, daß der vornehme junge Mann in ſeiner Gemeinde Handlungen ausüben wollte, die nur ihm, dem Seelſorger, zuſtehen konnten, die Pater Calandi aber überdies für unnütz, ja für gefährlich erklären mußte.

Dies hinderte aber unſern Don Giovanni nicht, jedesmal mit heiterer und ſorgloſer Gebärde an S. Maria del Roſario vorüber zu eilen, und nachdem er fromm ſein Kreuz geſchlagen, wie es ſich ziemt, zu der oben auf dem Berge gelegenen Villa Madama aufwärts zu ſchreiten. In dem faſt verfallenen Gartenhauſe, welches zu dieſer alten berühmten Villa gehört, hatte Don Giovanni einſtweilen ſeine Schule für die armen Winzer-Kinder eröffnet. Er hatte hier alle die kleinen Schwarzköpfe, die ſonſt zwiſchen den Ruinen bettelnd umherliefen oder lieber in den Taſchen der vorübergehenden Fremden, ſtatt in einem ABC-Buch leſen lernen wollten, unter ſeine Fahne geſammelt, und das war die Fahne des Un-

terrichts, die Giovanni, als wahrer Seelsorger des Monte Mario, diesen armen Kindern entfaltete. Zu den kleinen Schwarzköpfen mit und ohne Hosen — denn bei den meisten seiner Schüler hatte er die Menschenbildung damit beginnen müssen, daß er ihnen von seinem Schneider Hosen anmessen ließ — fügte er auch die kleinen, bisher wild herumgelaufenen Madonnen und Magdalenen, die unter Noth und Elend zu den schönsten Maler-Modellen heranwuchsen, oder deren aus dem zerlumpten Röckchen herausschauende Glieder wie lachende Erben der mediceischen oder capitolinischen Venus uns ansahen. Aber vielleicht konnte doch noch etwas Besseres aus ihnen werden, wenn unser Don Giovanni sie lesen lehrte, und wenn sie lesen konnten, lehrte er sie auch mehr, er wollte sie denken und urtheilen lehren. Er hatte mehrere Lehrer für seine Schule angenommen, aber er kam selbst, um darin zu unterrichten und als Lehrer zu wirken, denn für den jungen Herzog gab es seiner Meinung nach nichts Höheres, als Lehrer der Kinder und des Volkes zu sein.

Um das Gartenhaus der alten ruinenhaften Villa Madama für diesen Zweck zu erlangen, hatte er erst mehreren armen Winzer-Familien, die bisher in diesen

Räumen ein Obdach ſich angeeignet hatten, andere Wohnungen verſchaffen müſſen. Dann ließ er dies Gartenhaus, das einſt von Giulio Romano und Johann von Udine mit den herrlichſten Malereien und Stuccaturen geſchmückt war, in der letzten Zeit aber kaum noch die Spuren dieſer ehemaligen Pracht aufgezeigt hatte, für ſeine Zwecke nutzbarer einrichten. Es war überhaupt eine Lieblingsidee Don Giovanni's geweſen, gerade in die Villa Madama, mit der ſich eigenthümliche Erinnerungen für ſeine Familie verbanden, ſein Schulhaus zu verlegen. Dieſe Villa war von dem Papſte Clemens VII. erbaut worden, der durch Giulio Romano etwas beſonders Reizendes in Stil und Ausführung darin hervorbringen laſſen wollte. Clemens VII. nannte dieſe herrlich emporgeſtiegene Villa ſein Juwel und verlebte darin die glücklichen Mußeſtunden, welche ihm die Welthändel ſeiner Zeit, in die er verwickelt war, übrig ließen, bis er ſich vor den Soldaten des Kaiſers in die Engelsburg flüchten mußte. Unterdeſſen ließ ihm der mächtige Cardinal Pompeo Colonna, dem Clemens ſeine Burgen im Kirchenſtaat niedergebrannt hatte, aus Rache dafür die ſchöne Villa Madama in Brand ſtecken, und das Werk Giulio Romano's und Johanns von Udine

nahm einen beträchtlichen Schaden, aus dem es nur annähernd in dem früheren Glanz wiederhergestellt werden konnte. Dieſe Barbarei, die der große Ahn ſeiner Tante Tereſa an dieſer Stelle ausgeübt hatte, wollte der ſchwärmeriſche Jüngling hier ſühnen, indem er ſeine Schule der Volksbildung an demſelben Orte aufſchlug und das Werk der Cultur und milde Sitten von hier aus zu fördern gedachte.

Aber Don Giovanni ſollte keine Freude an ſeinen hochherzigen Beſtrebungen erleben. Schon in ſeinem eigenen Kreiſe blieb die Verdächtigung nicht aus. Man verſpottete ihn, daß er ſich mit dem Proletariat des Monte Mario eingelaſſen habe, und dichtete ihm zärtliche Verhältniſſe mit den Frauen und Töchtern der Winzer an, wo man es denn ganz natürlich finden wollte, daß er ſich um die fernere Ausbildung ſeiner eigenen Sprößlinge ſo eifrig bemühen wollte. Schlimmer aber noch ging der erzürnte Pfarrer von Santa Maria del Roſario gegen ihn zu Werke. Sein Vorgänger auf dieſer Pfarre war im Jahre 1849, wo der General Oudinot zur Belagerung Roms den linken Flügel der Franzoſen auf dem Monte Mario aufgeſtellt hatte, von einem franzöſiſchen Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und erſchoſſen worden, weil er

ein den Franzoſen nachtheiliges Einverſtändniß mit den Republikanern in der Stadt zu unterhalten ſchien. Dies hatte ſich der gute Pater Calandi zur Warnung gereichen laſſen, und es beherrſchte ihn ein Schauder vor Allem, was Volksfreund und Demokrat ſich nannte, denn daß der Herzog Don Giovanni Torlonia dieſen gefährlichen Richtungen angehörte, wurde in Rom ſchon längſt nicht mehr leiſe geflüſtert, ſondern in vornehmen und geiſtlichen Kreiſen ganz laut und drohend verhandelt. Es war ſogar, was den jungen Herzog bereits polizeilich zeichnete, ein ſtrenges Verbot gegen ſein letztes Gedicht ergangen, das er zum Geburtstage der ewigen Roma (di natale di Roma) bei der letzten Feier dieſes jährlich begangenen Nationalfeſtes gedichtet hatte. Denn an dieſem Tage, an dem alle Poeten von Rom ihr Talent in Liedern und Sonetten und nationalen Hochgeſängen in den Akademieen der Stadt geltend machen dürfen, hatte Giovanni geglaubt, ſein Gedicht auf die Gründung Roms einmal mit der patriotiſchen Flamme, die ſo oft aus ſeinem Herzen gewaltſam herausſchlagen wollte, durchleuchten zu dürfen. Und er ſchrieb ein Gedicht und trug es in der Akademie vor, ein Gedicht, das alle Schmerzen einer hohen italieniſchen Seele um den Untergang des Vater-

landes ſang und einer baldigen Wiedergeburt Italiens entgegen jauchzte. Der geiſtlichen Polizei, die für dieſe Dinge ein ſehr zartes Trommelfell hat, war dies zu viel geſungen und gejauchzt, und man fahndete auf dies Gedicht Giovanni's, nachdem er es, kühn wie er war, auch durch den Druck hatte verbreiten laſſen. Es hatte dies die Folge, daß bald auch die früheren Gedichte Giovanni Torlonia's für gefährlich angeſehen wurden und einem Verbot unterlagen. Es iſt dies immerhin eine bedenkliche Situation für einen römiſchen Nobile, und der Onkel Torlonia an dem Venetianiſchen Platz rang bisweilen ſchon die Hände und fragte ſich, was endlich daraus werden ſolle. Denn auch er, Fürſt Aleſſandro, hatte die humanen Beſtrebungen ſeines Neffen auf dem Monte Mario, und einige andere Anſtalten, die Giovanni in den Volksvierteln von Rom für die armen Leute zu begründen angefangen, von Herzen gern unterſtützt.

Bald darauf erlag auch die Volksſchule auf dem Monte Mario dem Eifer des Pater Calandi, der es zuletzt nicht mehr aushalten konnte, daß der Atheiſt, vielleicht der Teufel ſelbſt, die Kinder auf dem Berge lehre. Die Behörde hatte aus mehreren Gründen nicht unmittelbar dagegen einſchreiten wollen, denn es

lag doch zu ſehr zu Tage, daß den armen Kindern Gutes geſchah, und die Sittenverhältniſſe auf dem Monte Mario ſtanden beſſer, als zu der Zeit, wo bloß der Pfarrer von S. Maria del Roſario dafür geſorgt hatte. Da nahm der Pater Calandi die Eltern der Kinder beiſeit, und flößte ihnen eine große Angſt wegen des Seelenheils ihrer Kinder ein. In der Beichte drohte er ihnen mit den ewigen Höllenſtrafen, wenn ſie ihre Kinder ferner in den Unterricht des böſen Feindes in der Villa Madama ſandten, und er verweigerte ihnen die Vergebung der Sünden im Fall ihrer ferneren Bereitwilligkeit, den gottesläſterlichen Zwecken des Don Giovanni zu dienen. So blieben die kleinen Schüler und Schülerinnen aus dem Gartenhauſe der Villa Madama fort, erſt einige, dann mehrere, zuletzt alle. Die Furcht vor dem Pater Calandi war zu groß geweſen. Als Giovanni einſt wieder den Berg hinaufſtieg, um ſeine Schule zu beſuchen, blieb er ganz allein in dem öden Zimmer, und ſah ein, daß er nicht wiederzukommen brauche. Es drückte ihm das Herz ab, als er den Berg wieder hinunterſchlich, wie ein Miſſethäter, der ſich kaum noch ſehen zu laſſen wagte. Er nahm Abſchied von ſeinem geliebten Berg, dem Monte Mario, demſelben auf dem

obwohl von der organischen Verschiedenheit der Sprachen abhängig und bedingt. Der gesellschaftliche Charakter der französischen Sprache, ihre praktische Lebendigkeit, haben darin vornehmlich die kürzere, im raschen Moment wirkende Satzbildung begünstigt, weitaussehende Periodenverwickelung duldet der gesprochene Ausdruck der ganzen Darstellung nicht. Die deutsche Sprache, weil sie mehr eine geschriebene ist, neigt schon dadurch zu einer größeren Verschlungenheit, einer überlegten und planmäßigen Periodisirung hin. Ist der französische Satz ein leichtgebildeter Weltmann, so ist der deutsche Periodenbau ein geistreicher Sonderling, dem auf seinem Gesicht ein einsames und vielfältiges Brüten steht. In demjenigen Stil aber, der nur vom Gedanken beherrscht wird, kann die allzucomplizirte und gelehrte Periodenlagerung, der auch auf der gegenwärtigen Stufe der deutschen Sprache viel organisch Hinderliches entgegensteht, fortan kein gültiger Schematismus mehr sein, eben weil sie nichts ist als ein Schematismus. Einige Worte des Grafen Schlabrendorf, in seinen Bemerkungen über die Sprache, bezeichnen den allgemeinen Un-

einſt dem großen Kaiſer Conſtantin vor ſeinem Siege über das Heer des Maxentius das flammende Kreuz am Himmel erſchien, mit der Inſchrift: In hoc signo vinces! (In dieſem Zeichen wirſt Du ſiegen.) Aber das Kreuz, das über dem armen Giovanni auf dem Monte Mario aufgegangen war, bedeutete ihm keinen Sieg. Es drückte ihn zu Boden, und nach ſo vielem fehlgeſchlagenen Streben und Hoffen ſtarb er dahin, wie eine Blume, der plötzlich Licht und Luft zum Blühen entzogen worden. Mit ihm gingen alle ſeine Werke verloren, die er für das Wohl der unteren Klaſſen Italiens in ſeinem Sinne getragen oder ſchon auszuführen begonnen. Aber bei ſeiner Beſtattung ſah man alle die kleinen Schwarzköpfe vom Monte Mario herunterſteigen, und gegen das Verbot der Eltern und des Pfarrers ſündigen. Sie kamen, um Blumen auf das Grab ihres Wohlthäters zu ſtreuen, und die Immortellenkränze, welche die künftigen Madonnen und Magdalenen geflochten hatten, mit dankbaren Thränen für ihn aufzuhängen.

Es war eine ſehr ſchöne Idee des Don Giovanni Torlonia geweſen, daß er die italieniſche Nationalreform, für welche er erglüht war, mit einer neuen Erziehung der unteren Volksklaſſen beginnen und be-

gründen zu müſſen glaubte. Denn in Italien ſind es vorzugsweiſe die untern Volksſchichten, die verdorben und verkommen ſind, wodurch leicht die Meinung entſtehen kann, als ob die italieniſche Nationalität an ihrer Wurzel erſtorben ſei. Die Länder, die in ihren höheren und mittleren Ständen verdorben und entartet ſind, wo aber das Volk noch eine unverſehrte Kraft geblieben iſt, haben bei weitem mehr Ausſicht, zu einer lebendigen Wiedererneuerung ihrer politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände zu gelangen. Die bevorzugten Stände helfen gewöhnlich durch ihre Corruption das Verderben zeitigen, das endlich in Rettung umſchlägt, aber wo das Volk eine blöde, alles geiſtigen und ſittlichen Lebens baare Maſſe geworden, iſt bereits die natürliche Grundlage der Nationalität zuſammengeſchwunden, und der Boden liegt zerſtört, auf dem neue Früchte wachſen könnten.

Länder, wie Frankreich und Deutſchland, wo die unteren Volksklaſſen geſund und entwickelungskräftig geblieben ſind, könnten daher in ihrer politiſchen und geſellſchaftlichen Lage noch tiefer ſinken, und würden nicht ſo leicht verloren zu geben ſein. Aber in Italien iſt das niedere Volk tiefer entartet und heruntergekommen, als in irgend einem anderen Lande der Welt,

was als eine Folge der Pfaffenwirthſchaft und der kleinen despotiſchen Regierungen erſcheint. Ehrloſigkeit, Unverſchämtheit, Unwiſſenheit, diaboliſcher Hohn gegen alle Höherſtehenden und Beſitzenden, Aberglauben, Käuflichkeit für Alles und gegen Alles, ſind die eigentlichen Charakterzüge des italieniſchen Volkes. Die höheren Klaſſen haben ſich in ſich ſelbſt beſſer erhalten, und ſie beweiſen wenigſtens im Allgemeinen einen Reſpekt vor Bildung und eine gewiſſe Ehrenhaftigkeit, wodurch ſie ſich eine mit Recht bevorzugte Haltung bewahren, wie ſie auch durch die Liebenswürdigkeit, mit der ſie ſich im Umgang den übrigen Volksklaſſen gleichzuſtellen ſuchen, ſich ſehr klug und geſchickt einen großen Spielraum für ihre Geltung im Lande zu erhalten gewußt haben. Aber damit kann das Werk der Nationalreform nichts gewinnen. Denn die Nationalreform verlangt zu ihrer natürlichen und lebendigen Grundlage ein friſch und unverſehrt gebliebenes Volk, ohne das nichts mehr geſchehen kann. Das italieniſche Volk iſt aber nur noch eine Ruine ſeiner Vergangenheit, und jede Revolution kann deshalb nur noch zweifelhafte und trügeriſche Ausſichten für den Wiederaufbau der ganzen Nationalität darbieten.

Das geiſtliche Regiment hat Unterricht und Erziehung, namentlich der niederen Volksklaſſen, in Italien auf eine entſetzliche Weiſe darnieder liegen laſſen, und es herrſcht darin gerade im Kirchenſtaat, wo die Prieſter das ausſchließliche Privilegium des Unterrichts haben, eine noch ſchlimmere Verwilderung, als in irgend einem anderen Theile Italiens, ſelbſt Neapel nicht ausgenommen. Der milde, gebildete Sinn des Papſtes Pius IX. hat ſich gleichwohl der Wichtigkeit des Volksunterrichts verſchloſſen, und den alten Schlendrian in dieſen Dingen übel genug, und vielleicht noch ſchlimmer als früher wirthſchaften laſſen. Sein Kardinal-Staatsſekretair, der Alles bewirkende Antonelli, ſteht ihm auch hierin als ſein böſer Dämon zur Seite. Antonelli weiß ſehr wohl, daß der Volksunterricht zu einer ſicheren Erhebung der italieniſchen Nationalität führen muß, aber er gehört nicht zu den Leuten, die jetzt auf der anderen Seite wieder gutzumachen wünſchten, was auf der einen Seite in den Jahren 1847 und 1848 bei den Reformbeſtrebungen des Papſtes Pius verſehen oder auf noch unreifer Grundlage aufgeführt worden. Denn dieſe Reformen würden vielleicht in einem dauerhafteren Glück ſich verfeſtigt haben, wenn eine höhere geiſtige und ſittliche Bildung des

Volkes ſchon die Grundlage dafür abgegeben hätte. Aber Antonelli hält den Volksunterricht für den Atheismus und die Revolution ſelbſt, und er ſteht darin nicht höher als der Pater Calandi bei S. Maria del Roſario. Der italieniſche Freund, der uns die Geſchichte von dem edeln Don Giovanni Torlonia erzählte, berichtete uns auch den Refrain dieſer Begebenheit. Er war bald nach dem Tode Giovanni's auf dem Monte Mario ſpazieren gegangen, und hatte einen Winzer gefragt, wer nun die Kinder unterrichte. Der Winzer wollte erſt mit der Sprache nicht recht heraus, und ſagte achſelzuckend, mit einem ſcheuen Blick auf ſeine hinter ihm krabbelnden Kinder: Ach, jetzt unterrichtet ſie Niemand. Der Pfarrer ſagt, er könne ſich jetzt mit dergleichen nicht aufhalten, denn er habe viel wichtigere Dinge zu thun; wenn die Tage wieder länger würden, wolle er daran denken, aber jedenfalls ſolle kein Anderer auf ſeinem Berge Lehrer ſein, als er ſelbſt.

Als Dichter hatte Don Giovanni nicht minder darnach geſtrebt, ſich zum Führer einer neuen italieniſchen Nationalreform zu machen. Die junge Dichterſchule, welche er um ſich her gründete, wurde ein enger Verband gleichgeſtimmter Geiſter, die in einem

harmoniſchen Kreiſe zuſammenſtanden und die Ideale der Dichtkunſt wieder auf das alte Capitol zurückzuführen ſtrebten. Dieſer Dichterverein hatte faſt die Form einer freien und zwangloſen Akademie angenommen, er hielt förmliche Sitzungen ab, in denen ſich die Muſenjünger ihre Poeſien vortrugen und untereinander beurtheilten, und das Vorzüglichſte ihrer Gaben wurde in dem neuen Muſenalmanach, den ſie ſeit dem Jahre 1858 unter dem Titel „Strenna Romana“ herausgegeben, zu einem Kranz geflochten.

Dieſe neue lyriſche Dichterſchule, die ihr Haupt in dem jungen Fürſten Giovanni Torlonia verehrte, beſtand außer ihm vornehmlich aus den Dichtern Paolo Emilio Caſtagnola, Giambattiſta Maccari, Ciampi, Nannarelli, und einem weiblichen Mitgliede, der hochbegabten Tereſa Guoli, einer ſchönen Römerin, die ihre außerordentliche Begabung ſchon faſt in allen Dichtungsarten an den Tag legte. Es iſt die weltſchmerzliche Lyrik Leopardi's, zugeſpitzt in einem freiheitsbegeiſterten nationalen Ton, welche die Grundrichtung dieſer jungen Dichterſchule wurde. Der nationale Weltſchmerz, welchen der Graf Leopardi in ſeinen tiefergreifenden Canzonen und Geſängen ausſtrömte, war über den jammervollen Zuſtänden des

heutigen Italiens mit wunderbaren Klagen emporgeſtiegen. Der Schmerz um das zerrüttete Vaterland war nicht nur die Muſe des hochtönenden Dichters geworden, ſondern er ſollte auch der ganze Lebensinhalt der Nation werden, und Leopardi ſagte, daß Alles, außer dem Schmerz, eitel ſei („tutto fuorchè il duolo è vano"). Dies Wort wurde ſeitdem der Grund des Strebens für alle Dichter und Denker, die Italien helfen und, wie Hamlet von der ganzen Welt ſagte, wiedereinrenken wollten. Die Erbſchaft Leopardi's, der in Neapel in Kummer und Noth geſtorben war, hatte der ſinnende Don Giovanni angetreten, und ſeine poetiſchen Freunde, die ſich um ihn reihten, halfen ihm, den Schmerz als Altar der Freiheit und des Vaterlandes auf dem italieniſchen Parnaß aufzuſtellen. In gewiſſem Betracht gehörte dieſem Kreiſe Torlonia's auch der unglückliche Literat Biacara an, deſſen Selbſtmord in der Zeit, als wir in Rom waren, ein ſchmerzliches Mitleid in allen Kreiſen verbreitete. Er war ein junger Mann, der ſich ſowohl mit poetiſchen als hiſtoriſchen Arbeiten beſchäftigte, dem aber die Beſchäftigung mit der neueren Geſchichte zuletzt das Herz brach. Die Verzweiflung an ſeinem Vaterlande flößte ihm den bitteren Entſchluß ein. Eines Morgens

fand man ihn todt in ſeinem Zimmer, und vor ſeinem Bett ſtand ein halb geleertes Fläſchchen mit Blauſäure. Wer ſich unter Betheiligung ſeines Herzens der Beſchäftigung mit der neueren Geſchichte zuwendet, kann nur bei der Blauſäure als ſeinem unvermeidlichen Ziel anlangen. Es gereicht der italieniſchen Jugend zur Ehre, daß moderne Verzweiflungsſcenen dieſer Art, die in Paris aus dem Moder aller ſittlichen Zuſtände erblühen, hier auch die patriotiſche und nationale Pointe in ſich tragen können, und nur einen Beweis unglücklicher Vaterlandsliebe liefern. Der arme junge Mann hinterließ eine alte Mutter, für welche nun Giovanni Torlonia mit ſeinem edlen Herzen die Sorge übernahm.

Das bedeutendſte Talent neben Giovanni Torlonia war aber ſeine Freundin Teresa Guoli, die mit ihm den feurigen Enthuſiasmus für die Wiederbelebung der italieniſchen Nation theilte, aber in der Vielſeitigkeit der dichteriſchen Leiſtungen ihn faſt übertraf. Am meiſten unter ihren Gedichten ſind in Italien die „Begegnung der Beatrice und Laura im Paradieſe“ und die „Katakomben Roms“ berühmt geworden, welche letzteren ſie mit einer den Höllenfarben Dante's nacheifernden Phantaſie ſchilderte, in der ſich die

Schauder des Todes vereinigten mit der Melancholie wunderbarer Träume, die in den geſpenſtervollen Tiefen der Nacht den Aufgang neuer Sterne ſehen wollten. Auch ſchrieb Teresa ein lyriſches Drama: „Torquato Taſſo in Sorrent", auf das die Freunde wie auf ein Juwel der jungen Schule ſtolz waren.

Giovanni Torlonia, und neben ihm Caſtagnola und Maccari, waren beſonders groß in der politiſchen Canzone, in der ſtets eine ideale Verherrlichung der Nationalität den Grundton bildete. Es giebt dazu drei Gelegenheiten im Jahre, die dem Talent der Dichter verſtatten, ſich ſelbſt öffentlich vorzutragen und mit ihren Verſen auf einen großen Zuhörerkreis zu wirken. Dies iſt, außer dem alljährlich neu beſungenen Geburtstage der ewigen Roma, der Todestag des Taſſo, und dann die Preisvertheilung in der Akademie der bildenden Künſte. An ſolchen Feſttagen ſtrömen die Poeten Roms, denen ſich auch einige talentvolle Cardinäle anſchließen, von den größten Verbindlichkeiten für Nation und Vaterland in ſchönſter Sonettenform über, und ein großer Theil der Strenna Romana beſtand aus ſolchen Gelegenheitsgedichten. Nicht alle poetiſchen Angebinde für die Stadt Rom, zu denen ihr ſeltſamer Geburtstag veranlaßte, trugen jedoch einen

ſo ſcharfen und lebensgefährlichen Stachel für ihren Dichter in ſich, als das Geburtstagsgedicht des armen Giovanni Torlonia von 1857, das ihn ſeitdem um ſeine ganze Ruhe brachte. —

Giovanni Torlonia war mit Donna Franceſca, aus dem fürſtlichen Hauſe der Ruſpoli, vermählt, einer glänzend ſchönen Frau, die aber für die poetiſchen Schmerzen Giovanni's kein Verſtändniß gehabt haben ſoll. Ein kleiner Knabe von ſieben Jahren, Clemens, iſt der einzige hinterlaſſene Sohn Don Giovanni's.

Die idealen Richtungen der römiſchen Ariſtokratie, welche der edle Don Giovanni mit einigen Freunden im Bunde geltend zu machen ſtrebte, konnten beim päpſtlichen Gouvernement ſelbſt durchaus keine Aufmunterung finden. Denn die Regierung bewegt ſich in einer ſo großen Charakterloſigkeit und Schlaffheit, und macht ſo ſehr nur mit den ſchlechten Elementen in allen Klaſſen gemeinſchaftliche Sache, daß ſie an ſich ſelbſt den tiefen Verfall aller Zuſtände auf eine beiſpielloſe Weiſe darſtellt. Die Regierung der Statthalterſchaft Chriſti bietet darin kaum einen würdigeren und moraliſcheren Anblick dar, als die vielverſchrieene Tyrannenwirthſchaft in Neapel, welche von den europäiſchen Mächten längſt für reif zu einer gewaltſamen Ein-

terschied zwischen französischer und deutscher Satzbildung sehr treffend auf folgende Weise: „Die Kürze der französischen Perioden hat den Vortheil, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers, ohne ihn lange warten zu lassen, fast ebenso schnell befriedigt als erregt. Der Franzose fordert Klarheit. Da sich ihm ein größeres Ganzes nicht überschaulich darbietet, ein zu mächtiger Bissen seine Ungeduld reizt, hilft ihm die Sprache und giebt ihm die Sache theelöffelweis. Die längern deutschen Perioden fügen sich der Wißbegier des Hörers nicht so gefällig; aber sie haben den Vortheil, indem sie die Aufmerksamkeit festhalten, das Nachdenken zu vergrößern, und im gleichzeitigen Zusammenfall mehrer Gedanken einen Gesammtgedanken zu erzeugen, dessen der Franzose entbehrt. Ich möchte sagen, im Genius der deutschen Sprache waltet, um ein Bild von der Musik zu entlehnen, mehr die Harmonie vorwaltend; im Genius der französischen, die Melodie."

Die Harmonie, welche in der Musik eine Totalwirkung mehrerer einzelner Reihen von Sätzen und Gegensätzen, eine Combination der Accorde und Intervalle ist, dürfte jedoch, in aller Aus-

miſchung angeſehen wurde. Wenn man aber die Einſetzung von Reformen mit bewaffneter Hand durchaus für ein Recht halten wollte, das dem König von Neapel angethan werden müſſe, ſo konnte Rom ſchon ſeit längerer Zeit mit nicht minderer Dringlichkeit dazu auffordern.

In Rom wird gerade auf den Höhen der Geſellſchaft und auf den Spitzen der Behörden am meiſten gegaunert, betrogen und ein unwürdiges Spiel getrieben. Der Kardinal-Staatsſekretair Antonelli, und mit ihm viele andere Ariſtokraten und Würdenträger der Kirche, verſchmähen kein einziges Geſchäft und weiſen kein einziges Mittel von der Hand, wodurch Geld und Vortheil erlangt werden könnte. So vermiethen viele nicht nur in ihren Paläſten Wohnungen, oder kaufen, wie der Fürſt Torlonia, Häuſer an, um ſie in möblirten Zimmern auszuhökern, ſondern ſie fangen auch bereits an, Gaſthöfe für Fremde anzulegen, wozu ſie alte große Paläſte der Stadt oft für ein geringes Kaufgeld zu erwerben wiſſen. Der Kardinal Antonelli, der bald mit dem Banquier Torlonia um den Beſitz von Roms Häuſern und Straßen ſtreiten wird, hat jetzt auch noch einen der herrlichſten und geräumigſten Paläſte des Corſo angekauft, nämlich

den Palaſt Lozzano, den er bereits zu einem Fremden-Hôtel im größten Stil einrichten läßt. Es iſt dabei, wie dies in ſolchen Fällen öfter geſchieht, der Name eines anderen Käufers vorgeſchoben, aber Jedermann weiß es in Rom, daß es der allmächtige Antonelli iſt, dem die neuentſtandene glänzende Locanda auf dem Corſo gehört. Vielleicht wird auch noch der ſchöne Palaſt der Prinzeſſin Louiſe Charlotte von Sachſen auf dem Quirinal, welchen Antonelli im vorigen Jahre kaufte, zu Zwecken ähnlicher Art beſtimmt, da es in dieſem Stadttheil an Gaſthäuſern fehlt und es überhaupt faſt gar keine Lokale in Rom giebt, die umfaſſendere Vereinigungspunkte für Fremde darbieten und geſellſchaftliche Berührungen mit den Einheimiſchen möglich machen. Denn da die Gaſtlichkeit gegen Fremde auch in den beſten Häuſern nicht ſonderlich mit der italieniſchen Lebensweiſe zuſammentrifft, ſo wären doch Veranſtaltungen denkbar, die auf eine leichte Weiſe, und, da in Italien Alles bezahlt werden muß, ſelbſt für einen Eintrittspreis den Fremden in die Mitte der römiſchen Geſellſchaft bringen. Es heißt, daß der Kardinal Antonelli ſich mit einem ſehr glänzenden Plan dieſer Art beſchäftige und zur Ausführung deſſelben den Palaſt auf dem Quirinal be-

ſtimmen wolle. Wie wir heut anderswo hörten, ſoll es unter Anderm ſeine Abſicht ſein, das Liebhaber-Theater, das ſeit einiger Zeit in einem Hauſe auf dem Corſo beſteht und auf welchem vornehme Dilettanten Opern und Komödien mit ſehr vollendeter Kunſtfertigkeit ausführen, in jenem Palaſt aufzunehmen und damit die Eröffnung von Geſellſchaftsſälen zu verbinden, die während der Pauſen und nach dem Schluß der Vorſtellung zu einer Art von Foyer im Pariſer Stil, aber in der auserleſenſten Einrichtung, dienen ſollen. Schon bisher war es dem Fremden, der nur einige Verbindungen hier hatte, ſehr leicht gemacht, als Zuſchauer zu dieſen Vorſtellungen der vornehmen Dilettanten-Geſellſchaft eingelaſſen zu werden, und es war dabei nur die auch auf der Eintrittskarte bemerkte Bedingung auferlegt, in großer Toilette zu erſcheinen. Nach des Kardinal-Staatsſekretairs Plan würden künftig dieſe Einlaßkarten zum Theater und zu den Geſellſchaftsſälen für Fremde zu erkaufen ſein, jedoch auch wieder nur unter gewiſſen perſönlichen Bedingungen, die aber, wie Alles in Italien, durch eine Steigerung des Preiſes ſich leicht überwinden ließen. Es würden aber dafür auch Erfriſchungen in den Sälen herumgereicht werden, und

man würde sich wie in einer Soirée befinden, in der es, bei der Liebenswürdigkeit und Umgänglichkeit der italienischen Aristokratie, auch nicht an der Anknüpfung interessanter Bekanntschaften fehlen könnte.

Ueberhaupt wird man es der italienischen Aristokratie nicht gerade zum Vorwurf machen dürfen, daß sie industrielle Geschäfte zu machen sucht. Die Ackerwirthschaft ist dem italienischen Adel niemals eigen gewesen, und kann am allerwenigsten jetzt die materielle Grundlage seiner Existenz bilden. Die feudale Branntweinbrennerei und Schweinezucht liegt hier den Vornehmen nicht im nationalen Geblüt, wie es bei dem deutschen Adel der Fall ist; dagegen ist die Süßigkeit des Nichtsthuns, die hier alle Klassen beherrscht, in der italienischen Aristokratie am vollendetsten verkörpert, und nur selten wird in Italien ein Vornehmer, wie sehr ihn auch seine zerrütteten Finanzverhältnisse drängen mögen, in den praktischen Staatsdienst eintreten oder selbst die militairische Laufbahn wählen. Dagegen will das industrielle Element, das der ganzen Nation einwohnt, und dessen Adern nur noch von den Regierungen und der Geistlichkeit gewaltsam unterbunden werden, dem Adel durchaus als keine Verminderung seiner Standesvorzüge erscheinen. Wenn

es einſt Fabriken, ein umfaſſendes Eiſenbahn-Netz und, wozu der nationale Aſſociationstrieb der Italiener von ſelbſt dringlich hinzuweiſen ſcheint, große Actien-Geſellſchaften in Italien giebt, dann wird man gewiß die alten ariſtokratiſchen Namen Italiens überall an der Spitze dieſer Unternehmungen hervortreten ſehen.

Ausnahmsweiſe begegnet man aber auch im Staatshandbuche von Rom Perſönlichkeiten mit hohen Namen und alten ariſtokratiſchen Titeln, die bei der Verwaltung gewiſſer öffentlicher Inſtitute eingetreten ſind. Es erſcheint dies ſogar theilweiſe als ein Uebelſtand des römiſchen Verwaltungsorganismus, daß die päpſtliche Regierung von Zeit zu Zeit an Abkömmlinge altadeliger Familien das Nachfolgerecht, die sopravvivenza, für gewiſſe hervorragende Beamtenſtellen verleiht. Dieſer Nepotismus, durch welchen die Ariſtokratie weſentlich an die römiſche Curie gefeſſelt wird, dauert in Rom noch unverändert fort und hat oft nicht die beſten Folgen für die Wohlfahrt des päpſtlichen Staats. Auch als politiſche Belohnungen hat der Papſt ſeit dem Jahre 1848 nicht ſelten wichtige Aemter an Ariſtokraten verliehen. Unter dieſen Belohnten hat die Geſchichte des Marcheſe Campana ein beſonderes Intereſſe. Dieſer, einer der reichſten

Nobili von Rom, ſtand mehrere Jahre hindurch an der Spitze des Monte di Pietà, und richtete dies ſchon von Paul III. gegründete römiſche Leihhaus nach einem neuen Plan und mit einer großen Lebens- und Geſchäftskenntniß ein. Der Marcheſe Campana hatte ſich ſelbſt dieſe Stelle vom Papſt erbeten, obwohl ihre Einkünfte ihm gänzlich gleichgültig ſein konnten, und Pius IX., der eine gewiſſe Dankbarkeit gegen den Marcheſe wegen ſeines Verhaltens in der römiſchen Revolution zu erfüllen wünſchte, gewährte ihm gern den Poſten, welchen ſich der Marcheſe muthmaßlich zur Ausführung philanthropiſcher Ideen auserſehen hatte. Denn der Marcheſe Campana war während der Abweſenheit des Papſtes in Gaëta, als die Republik des jungen Italiens ſich in der ewigen Roma zu conſtituiren ſuchte, eine weſentliche Stütze der Ordnungspartei geweſen, und nachdem die Stadt von den Franzoſen eingenommen worden, hatte er ſich zuerſt, in Gemeinſchaft mit dem Fürſten Odeschalchi, der Aufgabe unterzogen, eine neue Gemeinde-Organiſation in Rom hervorzurufen und auf dieſem Grunde zur Wiederherſtellung der geſetzlichen Ordnung der Dinge zu wirken.

Der Marcheſe war aber auch ein leidenſchaftlicher

Kunſtenthuſiaſt und Sammler von Alterthümern, und ſein höchſter Ehrgeiz ging dahin, ein Muſeum in Rom zu begründen, das ſeinen Namen tragen und die bedeutendſte Sammlung darbieten ſollte, die je aus den Mitteln eines Privatmannes hervorgegangen. So entſtand das Muſeum Campana in der Via del Babuino, das zu den großartigſten Kunſtgallerien Roms gehört und beſonders durch ſeine Sammlung römiſcher und etruskiſcher Alterthümer, Vaſen und Terracotten hervorragt. Die Zuſammenbringung dieſer außerordentlichen Kunſtſchätze muß ungeheure Geldmittel erfordert haben, wie ſie zum zweiten Mal ſchwerlich von einem Privatmann zuſammengebracht werden dürften, und man war in Rom wohl von vornherein überzeugt, daß zugleich ein finanzielles Geheimniß dieſes wunderbare Muſeum umſchwebe. Denn in Rom, das nur in den Hallen der Peterskirche und im Vatican eine Weltſtadt iſt, in ſeinem inwendigen localen Getriebe aber auch Manches von dem Weſen einer kleinen deutſchen Stadt hat, kannte man die Vermögensverhältniſſe und Einkünfte des Marcheſe auf das Genaueſte, und wußte ſich zu berechnen, was er zu bezahlen habe und was er auszugeben im Stande ſei.

In derſelben Zeit ließ er ſich auch das wunder-

ſchöne pompejaniſche Haus in der Via di S. Giovani in Laterano bauen, an der wir geſtern vorübergingen, als wir vom Lateran kamen. In dem ſchönen Hauſe ſchien Alles ſtill und ausgeſtorben zu ſein. Der Marcheſe wohnte nicht mehr hier und ſeine Familie war verreiſt. Man wußte uns nicht zu ſagen, wohin ſie gereiſt war. Der Marcheſe Campana aber befand ſich ſeit einiger Zeit im Gefängniß, und es war dem Director des Leihhauſes ein unangenehmer Proceß gemacht worden, der jenes finanzielle Geheimniß betraf, von dem die klatſchſüchtigen Römer ſchon längſt das Muſeum Campana hatten umſchwebt ſehen wollen. Es wurde hinzugefügt, daß die Fonds des Leihhauſes und des Muſeums ſich, einer Schmerzensgruppe des Laokoon gleich, ſo vielfach ineinander verwickelt hätten, daß zuletzt nicht mehr herauszukommen geweſen ſei. Die Fonds des römiſchen Leihhauſes müſſen allerdings ſehr bedeutend ſein, was man ſchon aus der bloßen ſtatiſtiſchen Angabe ſchließen kann, daß die täglichen Anleihen auf 2 bis 3000 Scudi ſich belaufen können, was dem Andringen der nothleidenden römiſchen Bevölkerung oft kaum genügen ſoll. Außerdem iſt mit dem Monte di Pietà eine Art Gemälde-Gallerie verbunden, in der aber meiſt nur Bilder ausſtehen, die

zum Verkauf ausgeſtellt ſind und aus deren Erlös die Fonds des Leihhauſes ebenfalls bereichert werden.

Die Kataſtrophe, welche den Marcheſe Campana ereilte, iſt ſehr im Dunkeln gehalten worden, und die Rückſichten, die der Papſt gegen ihn genommen wiſſen wollte, haben dabei ohne Zweifel den Ausſchlag gegeben. Zuletzt kam aber noch ein neuer Prozeß gegen ihn hinzu, der die trügeriſche Unterſchiebung einer Anzahl copirter Gemälde für die Originale betraf. Auf dem römiſchen Leihhauſe werden nämlich häufig Gemälde alter Meiſter verſetzt, die ſich in dem Beſitz verarmter Familien, beſonders aus der Provinz, befinden. Campana ließ insgeheim die ausgezeichnetſten derſelben durch geſchickte Hände copiren, und brachte dann, wenn die Verfallzeit der Pfänder eingetreten war, die Copieen ſtatt der Originale zur Auction, indem er die letzteren in ſeinem eigenen Muſeum aufſtellte.

Die Anforderungen, welche an den Marcheſe gemacht werden, ſollen ſich auf eine Million römiſcher Scudi belaufen, und dies beſtätigte ſich aus dem öffentlichen Ausgebot des Muſeums Campana, das ſeitdem in den Zeitungen erſchienen iſt, und wonach, um des Beſitzers Verpflichtungen und Schulden zu tilgen, ein

Käufer für diese Sammlung gesucht wird, der gerade eine Million römischer Thaler zu erlegen im Stande sei.

Die römische Aristokratie, die meist in so stolzen und herrlichen Geschlechtern blühte, ist hier so wie überall von dem nivellirenden Zeitgeist getroffen worden. Einst, im Mittelalter, war fast ganz Rom in den Besitz der Aristokratie gegeben, und die Alterthümer der klassischen Welt waren unter diesen Adel vertheilt. Den mächtigen Frangipani, deren altrömische Abstammung von dem Geschlecht der Anicia mit Wahrscheinlichkeit behauptet wird, gehörte das Colosseum, der Triumphbogen des Titus, der Tempel der Venus, die ganze Gegend zwischen Palatin, Esquilin und Coelius. Aus den Steinen, die man vom Colosseum weggenommen, haben mehrere Aristokraten ihre Paläste erbauen lassen, die zu den großartigsten und glänzendsten Roms gehören. Das antipäpstliche Geschlecht der Colonna, das den Theil Roms vom Corso bis zur Porta del Popolo sein Eigenthum nannte, besaß das Mausoleum des August, das heute zu einem der besuchtesten Theater Roms geworden, und in dem zum Theil Feuerwerke und Volksbelustigungen aller Art abgehalten werden. Der Palazzo Colonna liegt noch heut auf dem Quirinal, welchen dies Geschlecht im

dehnung ihres Begriffs auf die deutsche Periodenbildung angewandt, meistentheils nur ein mißlautendes und verworrenes Concert abgeben. Wie große und imposante Wirkungen auch in manchen Tonarten der Darstellung durch weitumfassende Satzgebilde erreicht werden können, so hat doch unsere Sprache in ihren grammatischen Formen die Fähigkeit eingebüßt, etwas Vollendetes und Kunstgemäßes darin zu leisten. Die absoluten Genitive, die im Altdeutschen entschieden vorhanden waren, sind ein Verlust für unsere heutige Syntax, der nicht genug beklagt werden kann, denn ohne absolute Constructionen läßt sich kein freieres Satzgefüge aus vielverschlungenen Perioden bilden. Radlof schrieb im Jahre 1812 eine „Aufforderung an alle denkende Schriftsteller, die Wiedereinführung der absoluten Genitive aus dem Altdeutschen betreffend",*) doch wie soll man eine dem Leben der Sprache entwichene Form durch Verabredung oder

*) Zuerst im Literarischen Verkündiger, München 1812. Nr. 49—51. und dann in seinen Teutschkundlichen Forschungen und Erheiterungen, Bd. I. S. 41 fg.

Mittelalter zu einem festen Platz für sich eingerichtet hatte, denn diese aristokratischen Familien, die sich nach den Principien des ganzen Weltalters in Guelfen und Ghibellinen schieden, standen sich in Rom stets zu den furchtbarsten Kämpfen gegenüber. Mit den Colonna's kämpften die guelphisch gesinnten Orsini, ebenfalls den berühmtesten altrömischen Geschlechtern von hohem Adel angehörig, die auf dem Monte Giordano wohnten, und auf dem rechten Ufer der Tiber einen Palast bei St. Peter besaßen, wie sie auch in Zeiten ihres höchsten Kriegsglanzes die Engelsburg inne hatten. Es war ein großartiges, trotziges, selbstherrliches Gebahren, von dem die ewige Roma zu Zeiten in ihren Grundfesten erschüttert wurde, denn diese Herren hatten sich in ihren Wohnungen selbst wie in Festungen niedergelassen, und sperrten in ihren Kämpfen gegeneinander ganze Stadttheile durch Barricaden, Pfahlwerke und Gräben ab. Der Adel lehrte dadurch dem italienischen Volk den Straßenkampf, in dem es in der Revolution von 1848 und 1849 sogleich mit einem so eigenthümlichen Talent sich bewegte, wie man dies neuerdings kaum bei irgend einer anderen Bevölkerung gesehen. Heutzutage aber erinnert nichts mehr an diesen gewaltigen Charakter

der römischen Aristokratie, der einst in so ungeheuren Dimensionen sich in die ganze Stadt hineingezwungen hatte. Die großen, kriegerischen Geschlechter, die sich einst im Schooße der heiligen Stadt so wild bekämpften, haben ihre Waffen längst sinken lassen. Ihre Paläste und Burgen sieht man wohl noch auf denselben Plätzen herrschen, aber das moderne Leben, das darin eingekehrt ist, hat diese Edelleute dem heutigen socialen Gesetz überantwortet, und sie müssen sich in den Bedingungen der Zeit unterzubringen suchen, wie Unsereins.

Rom zählt in diesem Augenblick noch eine große Anzahl der ältesten aristokratischen Familien, unter denen sich einige vierzig Fürstengeschlechter befinden, deren Ursprung bis in die frühesten Feudalzeiten zurückreicht. Mit nicht so vielem Recht, als die Frangipani, leiten sich auch noch andere Familien von alten römischen Patrizier-Geschlechtern her, wie z. B. die Mattineos von den Fabiern, die Santa Croce von Valerius Publicola, aber der Stammbaum scheint hier doch mit einigen künstlichen Märchen sich umrankt zu haben. In neuester Zeit verschmähte jedoch das römische Aristokratenblut keineswegs die Vermischung mit den allermodernsten Stoffen, wodurch mit der Zeit eine ganz andere Temperatur dieses Adels hervorge-

bracht werden muß. Dazu gehört vornehmlich die neuerdings aufgekommene Mode der römischen Aristokratie, sich mit blonden und reichen Engländerinnen zu verheirathen, worin der Principe de Ruspoli (ein Geschlecht, welches das Erbamt der maestri del sagro ospicio bekleidet) vor einiger Zeit vorangegangen ist. Seitdem haben sich mehrere andere Principi damit versehen, und impfen dadurch ihrem welschen und antiken Stamm nicht immer bloß das Vollblut der Hochtories, sondern auch die jeden Stammbaum scharf anfressenden industriellen Säfte der Gegenwart ein. —

In diesen etwas weitführenden Gedanken kehrten wir zur Table d'Hôte in unsere Minerva zurück, und fanden dort heut eine interessante Gelegenheit, unsere Studien der italienischen Aristokratie, denen wir seit einiger Zeit obgelegen, auf die bequemste Weise beim Diner selbst fortzusetzen. Seit einiger Zeit wohnten der Herzog und die Herzogin Scoti aus Mailand im Hôtel, und die Herzogin hatte die liebenswürdige Laune geäußert, auch einmal eine Tgbled'hôte zu sehen, wo denn dem Herzog nichts Anderes übrig blieb, als den Herrn Ober-Kellner mit der Belegung von Plätzen bei der heutigen Mittagstafel beauftragen zu lassen.

Es wäre dies anderswo unmöglich gewesen, aber

bei der oft bemerkten volksthümlichen Leichtigkeit und Beweglichkeit, die den italieniſchen Adel ſelbſt auf ſeinen höchſten Stufen auszeichnet, konnten wir dieſe Mittheilung für glaubhaft annehmen, und meinten auch bald in unſerer nächſten Nähe die betreffenden Perſonen herauszufinden. Durch einen kleinen Knaben von vier Jahren, der einige Stühle weit von uns ſaß, glaubten wir zuerſt auf die richtige Spur geleitet zu ſein, denn hinter dieſem Kinde ſtand, mit ſorgſam freundlicher Servilität, ein Kammerdiener, der den Knaben beim Eſſen zu bedienen, und ihm vorzulegen hatte. Es geſchah dies aber großentheils auf Anordnung einer ausgezeichnet ſchönen Dame, die dem Kinde gerade gegenüber ſaß, und die durch Wink und Gebärde jedesmal zu beſtimmen ſchien, wovon der kleine Mann eſſen ſolle oder nicht. Neben dem Knaben ſaß ein Prieſter, der ſich ebenfalls um denſelben zu bekümmern hatte, ſich aber, wie es ſchien, bei weitem mehr um den beſſeren Wein bekümmerte, welchen der ihm gegenüberſitzende Herr, der zur Linken der Dame Platz genommen, hatte auftragen laſſen. Zu dieſer eigenthümlichen Gruppe gehörten offenbar noch einige andere Herren und Damen, die im Umkreiſe derſelben ſaßen, meiſtentheils ſtattliche und ele-

gante Geſtalten, die es uns ſchwer machten, den Herzog und die Herzogin Scoti, die wir eigentlich herauserkennen wollten, in dieſer Geſellſchaft zu unterſcheiden.

Die Dame, die mit ihren reizenden Handbewegungen über die Tafel herüber die Koſt des kleinen Prinzen beſtimmte, und deren ſtill gebietender Wink auch Urſache wurde, daß der Junge, obwohl mit einigem Widerſtreben, jetzt abgeführt wurde, ſchien doch die meiſte Anwartſchaft darauf zu haben, als Herzogin von uns anerkannt und gehuldigt zu werden. Sie war unläugbar von großer und auserleſener Schönheit, und obwohl ſie ſich nicht mehr in der erſten Jugendblüthe befand, ſo lagen doch in Kopf und Büſte die friſcheſten Reize ausgedrückt, und dunkelglühende Augenſterne wetteiferten an Strahlen mit dem großen Diamanten an ihrem Finger. Sie benahm ſich ſo einfach und harmlos, daß ihre Neugierde, das Treiben an der Table d'hôte eines Gaſthofes kennen zu lernen, nicht hervorſtach, ſondern, obwohl eine feine Beobachtung nach allen Seiten hin keinen Augenblick zu ruhen ſchien, doch ſtets in dem Maaß der vornehmen lächelnden Ruhe und Unabſichtlichkeit ſich zurückhielt. Sie ſah durchaus nicht verwundert und überraſcht aus,

und doch hätte die Herzogin Scoti, wenn ſie eine Reiſe in den Mond unternommen, dort kaum verwunderlichere Dinge entdecken können, als für ſie eine gemiſchte Wirthstafel dieſer Art darbieten mußte. Ebenſo ſchien der neben ihr ſitzende Herzog — denn der kleine, kränklich ausſehende und ſeltſam zitternde Herr an ihrer Seite war ohne Zweifel der Herzog Scoti — ſein ganzes Leben hindurch ſich nur mit franzöſiſchen Weinreiſenden unterhalten zu haben, ſo angelegentlich und eingehend hatte er ſich mit dem auf ſeiner anderen Seite ſitzenden Gaſt, der ſeines Zeichens ein Commis-Voyageur war, in ein Geſpräch eingelaſſen. Er entwickelte dabei ein ſehr gutes und geläufiges Franzöſiſch, und ſchien nicht minder eine bedeutende Sachkenntniß in allen Dingen, die einen Weinreiſenden intereſſiren können, zu zeigen, denn dieſer nickte ihm mehrmals mit der überlegenen Wichtigkeit eines Commis-Voyageur ſeine Uebereinſtimmung zu, und nahm auch mit ernſthafter aber ſehr kritiſcher Gebärde ein Glas Wein an, welches ihm der Herzog aus der vor ihm ſtehenden, beſonders beſtellten Flaſche einſchüttete. Die Herzogin unterhielt ſich indeſſen in der ihr eigenen liebenswürdigen Manier mit dem ihr gegenüberſitzenden Geiſtlichen, der ſoeben ein Stück

Biscuit recht tief in seinen Wein tauchte und mit einigem Witz begabt zu sein schien, denn die schöne Herzogin ließ bei seinen Bemerkungen ein leises, zauberisches Lachen erklingen.

Jetzt aber war am anderen Ende der Table d'Hôte eine Bewegung entstanden, welche unsere Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke von unserer interessanten Nachbarschaft ableitete. Die erwartete Verstärkung französischer Occupations-Truppen war nämlich heut Morgen über Civita-Vecchia in Rom eingetroffen, und eine Anzahl von höheren Offizieren dieses neuen Regiments — es waren Scharfschützen — hatten bis zur Anweisung ihres Quartiers, wie es schien, das Hôtel della Minerva zum ersten Absteigen gewählt. Man hatte heut den ganzen Tag über in Rom geglaubt, daß bei der Ankunft dieser neuen französischen Soldaten Unruhen ausbrechen würden, und es wäre dies einigermaßen wahrscheinlich gewesen, da der heimliche Grimm der römischen Bevölkerung gegen die französischen Besatzungstruppen in der letzten Zeit stark gewachsen zu sein schien, indem die immerfort steigenden Einquartierungsgelder der Municipalkasse zur Last fielen. Es war aber auf den Straßen und Plätzen Roms Alles so still wie sonst geblieben. Mit einer gespannten Auf-

merkſamkeit wurde jedoch jetzt das Benehmen der neu angekommenen Offiziere an der Table d'Hôte der Minerva beobachtet. Es beſtanden dieſe Herren meiſtentheils aus kleinen, faſt zierlichen, aber doch von einer elaſtiſchen Muskelſtärke und Energie belebten Geſtalten, wie ſie der franzöſiſchen Armee eigen ſind, und in denen eine ungeheuere Ausdauer und Sprungkraft auf die ſcheinbar harmloſeſte Weiſe ſich ankündigt. Bald war auf dieſem Flügel der Table d'Hôte die lebhafteſte und lauteſte Unterhaltung entſtanden, welche die franzöſiſchen Offiziere jedoch nur untereinander und mit ihren Damen, deren einige ihren Männern gefolgt ſchienen, führten. Es wurde aber nur von den mancherlei Zufällen und Abenteuern der bis Civita-Vecchia beſtandenen Seereiſe geſprochen, und vergebens harrte man auf ein anderes Wort, das politiſcher oder militairiſcher Natur geweſen wäre. Aber obwohl man in franzöſiſcher Manier ganz laut, ohne Rückſicht auf jede Umgebung und ſo, als wenn es keinen andern Menſchen in der Welt gebe, ſich unterhielt, ſo wurde doch mit derſelben Sicherheit Alles vermieden, was die heutige Situation der Franzoſen in Rom irgend hätte berühren können.

Der Wirth des Hôtels della Minerva, ein Franzoſe, Herr Sauve, und ein noch ziemlich jun-

ger, ſchwarzlockiger Mann, hatte ſich hinter die Stühle der Franzoſen geſtellt, und bemühte ſich, ſeinen Landsleuten eine angenehme Unterhaltung zu machen. Es iſt bekannt, daß dieſer Hôtellier der Jeſuitenpartei angehört, obwohl er als Gaſtwirth keineswegs Jeſuit iſt, ſondern allen Reiſenden ohne Unterſchied, die vortrefflich bei ihm aufgenommen ſind, die ehrlichſten Rechnungen ſchreibt. Die Jeſuiten waren aber ſeit längerer Zeit Beſitzer dieſes Hauſes, welches ſie aus der Hinterlaſſenſchaft der ſchönen und abenteuerlichen Prinzeſſin Fonſeca an ſich gekauft hatten, und aus deren Händen es zu dem gegenwärtigen Eigenthümer überging, der eines der beſten Hôtels von Rom darin einrichtete. Jetzt ſcheint ſich aber dieſer vielgewandte Wirth, auf deſſen Haus ſo viele merkwürdige hiſtoriſche Erinnerungen ruhen, ſehr ſichtlich um die Gunſt der Franzoſen zu bemühen, die, ſeitdem ſie im Jahre 1849 mit ihren Bajonnetten die römiſche Republik niedergeworfen, als freſſender Wurm der Zeit in der ewigen Stadt ſitzen geblieben und deren Aufenthalt hier eine fortwährende geheime Kriſis bedeutete.

Jene Prinzeſſin Fonſeca, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dies Haus bewohnte, war, obwohl von ſpaniſcher Familien-Abſtammung, eine leidenſchaft-

liche Parteigängerin der französischen Republikaner, und als diese im Jahre 1798 aus dem Kirchenstaat die Römische Republik gemacht hatten, schrieb die seltsame Prinzessin, deren Reize ebenso sehr wie ihr Geist gerühmt werden, ein politisches Journal, um republikanische Grundsätze darin zu verbreiten und die Römer wieder zu Republikanern zu erziehen, wie sie es in antiker Zeit gewesen. Das Journal der Prinzessin Fonseca, welches hier in ihrem Palast erschien, führte den Titel: La Minerva, vielleicht von der Kirche S. Maria sopra Minerva, welche hier dem Hause in unmittelbarer Nähe gegenüberliegt, und die auf dem Grund eines von Pompejus erbauten Minervatempels errichtet worden. Diese Kirche war der republikanischen Prinzessin eine Lieblingsstätte ihrer Andacht gewesen, und die darin aufgestellte gewaltige Statue Christi von Michel Angelo, welcher eine lasterhafte Decenz damals noch nicht das broncene Gewand um die naturvollen Hüften gezwungen hatte, sah die Prinzessin oft vor sich zu den Füßen des Herrn niedergeworfen, indem ihn die Schwärmerin angefleht haben soll, die Erlösung der Welt durch die Wiederherstellung der antiken Republik zu vollenden. Aber wie unbekannt uns auch sonst ihre genaueren Lebenszüge geblieben,

Vorsatz wieder bannen? Viele An- und Nachklänge von jenem absoluten Genitiv finden sich noch heut in unserm modernen Sprachgebrauch, z. B. unverrichteter Sache abziehen, stehenden Fußes, stante pede, ein Zeichen, daß es in der Natur unserer Sprache liegt, bei absoluten Constructionen den Genitiv zu wählen, obwohl der urkräftigen Biegungsfülle des Gothischen auch absolute Dative eigen sind. Von Beispielen absoluter Genitive, die Nadlof aus älteren Schriften, bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, und auch noch aus neuern Ueberbleibseln des Kanzleistils, gesammelt hat, mögen hier einige stehen: „Der Sündfluß Noá, da die ganze Welt ersäuft ward, ausgeschlossen Noá mit seinen drei Söhnen", Luther; „unangesehen desselben Vertrags, unterstund sich der Kunig", im Wiß Kunig; „abgerechnet der Offiziere und Unter-Offizieren, werden die Gemeinen dem 13. Regiment zugewiesen", bayerische Verordn. vom Jahre 1805—1806; „unerwogen aller Billigkeit verfahren", bei Schottel; „daß Christus von einer Jungfrau, unverletzt ihrer Jungfrauschaft, geboren worden", in

ſo kennt man doch das tragiſche Geſchick ihres Todes, der ihr Haupt auf dem Blutgerüſt in Neapel fallen ließ. Eng verbunden mit den franzöſiſchen Republikanern, deren Agentin und Feuerſeele die Prinzeſſin Fonſeca war, folgte ſie den Heeren der Franzoſen nach Neapel, und der große Admiral Nelſon, der ſich damals zum Helfershelfer der mörderiſchen Reactionspolitik des neapolitaniſchen Hofes erniedrigte, ließ die junge Heldin der Freiheit auf das Schaffot führen.

Dieſe Erinnerungen befielen uns jetzt in dem prächtigen Marmorſaal des ehemaligen Palaſtes, der im Wandel der Zeiten zum Speiſeſaal eines Gaſthauſes geworden war. Und dieſer Saal ſelbſt konnte uns tief in die geſchichtlichen Reminiscenzen der letzten Jahre führen, denn hier war in den Jahren 1848 und 1849 das Hauptrendezvous der römiſchen Republikaner geweſen, hier wurden die zündendſten Freiheitsmanifeſte und Aufrufe an das römiſche Volk redigirt, hier aßen Mazzini, Garibaldi und ſeine romantiſche Frau, Calandrelli, und andere berühmte Groß-Capitaine der Revolution. Von dem, über dieſem Saale gelegenen Balcon der erſten Etage herab, wo in dieſem Augenblick der Herzog Scoti mit ſeiner ſchönen Gemahlin wohnt, tönten die donnerndſten Reden von Frei-

heit und Gleichheit, und die flammendſten Verwünſchungen gegen die vor den Mauern Roms ſtehenden Franzoſen, was heut Alles verhallt iſt. Auf dem Platze vor der Locanda della Minerva ſtarb einſt der wunderbare Philoſoph Giordano Bruno den Flammentod. Dieſer große Denker und metaphyſiſche Dichter, deſſen gewaltiger Geiſt die Feſſeln der römiſchen Dogmatik zerbrochen hatte, beſtieg an dieſer Stelle, an der ſeitdem beſtändig die Gegenſätze und Wendungen der Zeitalter miteinander gekämpft haben, zur Strafe für ſeine anbetungswürdigen Ketzereien den Holzſtoß. —

Wir wandten unſere Aufmerkſamkeit wieder zurück zu der uns umgebenden Table d'Hôte, wo man inzwiſchen bis zu den Erdbeeren vorgerückt war, die es im Oktober in Rom noch in duftiger und farbenfriſcher Fülle gab, und der Herzog und die Herzogin Scoti ſchienen ſich bereits das Zeichen zum Aufbruch gegeben zu haben. Es dünkte ihnen doch Zeit, das immerhin bedenkliche Bivouac einer Table d'Hôte, in das ſie ſich aus der Wißbegierde, die einen Reiſenden ziert, geſtürzt hatten, wieder mit ihren ſicheren und excluſiven Appartements in der Bel-Etage der Minerva zu vertauſchen. Zuerſt war die Herzogin mit einer graciöſen Bewegung aufgeſtanden, und wenn wir zu

Anfang darüber geſtritten hatten, ob ſie in der That die Herzogin oder vielleicht nur die Kammerdame derſelben ſei, was uns bei der heiteren Natürlichkeit ihres Benehmens zuerſt ſehr wahrſcheinlich vorgekommen war, ſo konnten wir jetzt nicht mehr an ihrer eingebornen Herrlichkeit als Ducheſſa zweifeln. Nachdem ſie ſich von ihrem Platz erhoben, ſchwebte ſie alsbald mit einer gewiſſen vornehmen Feierlichkeit am Arme ihres Gemahls durch den Saal dahin, und ſie glaubte nun doch mit einer unnahbaren Hoheit aus dieſer Sphäre wieder ſcheiden zu müſſen. Schwerer wurde es dem Herzog Scoti, ſich bei ſeinem Abgange in dieſer überlegenen Haltung zu verabſchieden, denn die Epilepſie, an welcher er offenbar litt, begann jetzt plötzlich in den heftigſten Zuckungen und Grimaſſen auf ſeinem Geſicht auszubrechen, und das ſtarke Schielen ſeiner Augen, das uns ſchon anfänglich betroffen gemacht hatte, brachte nun einen faſt erſchreckenden Anblick hervor. Gleichzeitig mit dieſen Herrſchaften war auch der bisher zu unſerer Seite geſeſſene Prieſter aufgebrochen, der bisher wie jeder andere Menſch geſpeiſt und getrunken hatte, jetzt aber, nachdem er aufgeſtanden war, ſich feierlich bekreuzte und dann mit pathetiſchen Schritten dem Herzog und der Herzogin, welche

eben die Thür erreicht, nacheilte. In demſelben Augenblick waren auf einer anderen Seite der Tafel noch einige Herren und Damen aufgeſtanden, welche offenbar zu dem kleinen Hof gehörten, und nun mit einem gewiſſen Eifer durch dieſelbe Thür nachfolgten. Einen Augenblick entſtand wieder eine aufmerkſame Stille bei der ganzen Tiſchgeſellſchaft, und nur die unmittelbar darauf einfallenden ſchwatzenden und ſcharf artikulirten Stimmen der franzöſiſchen Offiziere, und die pikant modulirenden Redewendungen ihrer Damen deckten die Lücke wieder zu, welche durch die eigenthümliche Erſcheinung des herzoglichen Paares entſtanden war.

Am anderen Tage trafen wir den Herzog Scoti und ſeine Gemahlin, indem ſie beide zu Fuße eine der kleinen ſchmutzigen Straßen unweit des Pantheons durchſchritten, und mit einer durchaus bürgerlichen Gelaſſenheit und Unbefangenheit ſich zwiſchen allen Hinderniſſen des volkreichen Weges hindurchbewegten. Ebenſo harmlos traten ſie in einige Läden zu verſchiedenen Ankäufen ein, und zuletzt fanden wir ſie in dem Buchladen von Gallerini auf dem Monte Citorio wieder, wo ſich der Herzog den Almanaco Romano kaufte, und ich mir die wunderliche Schrift Roma

e Londra, von dem ſardiniſchen Prieſter Giacomo Margotti, die ich am Fenſter ausſtehen geſehn, erhandelte. Ich erfuhr hier, daß der Herzog Scoti in Rom eine oft und gern geſehene Figur war, und daß er einigen hieſigen Aerzten ſeine epileptiſchen Leiden anvertraut hatte. Es wurde von dieſem Buchhändler der humane Bürgerſinn, der den Duca wie die Ducheſſa auszeichne, ſehr rühmend hervorgehoben. Unter den hohen Ariſtokraten Italiens nennt man überhaupt jetzt mehrere, welche ſich auch in ihrer Lebensweiſe dem Volke zuzuneigen anfangen, und den Thron-Baldachin mit dem geſtickten Wappen, der als Zeichen ihrer früheren ſouverainen Herrlichkeit noch in dem Vorzimmer ihrer Paläſte ſtehen geblieben, gern mit einem allgemeinen italieniſchen Bürgerrecht, das ihnen ihre Stelle in der Mitte und in der Einheit der Nation giebt, vertauſchen würden.

Ein Bruder des Herzogs von Scoti war Biſchof geweſen und iſt vor Kurzem geſtorben. Wie wir hörten, war der Herzog Scoti diesmal beſonders in der Abſicht nach Rom gekommen, um die bedeutende Hinterlaſſenſchaft ſeines Bruders in Empfang zu nehmen.

Die vornehme römiſche Geſellſchaft nimmt ſehr leicht und gefügig fremde Elemente in ſich auf, die

ein vollgültiges Bürgerrecht in ihr erlangen. Es geſchieht das vornehmlich, wenn dieſelben unter beſonderer Protektion der hohen Geiſtlichkeit ſich eingeführt haben, und ein bedeutendes Vermögen im Hintergrunde ſpielt, was mit der geiſtlichen Empfehlung ziemlich gleichbedeutend iſt. Faſt in allen Cirkeln giebt es einige vornehme alte Engländerinnen, die ſich für ihre Vermächtniſſe, welche ſie der Kirche beſtimmt, eine glänzende und mächtige Stellung in der römiſchen Geſellſchaft erworben haben, und die Ehre genießen, die Prälaten des römiſchen Hofes als ihre Hausfreunde bei ſich zu empfangen. Eine der intereſſanteſten und berühmteſten Figuren dieſer Art iſt unſere deutſche Landsmännin, die Baronin Kimsky, die faſt ſeit vierzig Jahren in Rom lebt und in den höchſten geiſtlichen Kreiſen einen unbegränzten Einfluß behauptet. Die Entführungsgeſchichte ihrer Pflegetochter, welche ſich von einem Offizier der päpſtlichen Nobelgarde, Grafen Moroni, zu einem Abenteuer verleiten ließ, hatte eben die allgemeine Aufmerkſamkeit wieder auf dieſe Frau gelenkt, die in der letzten Zeit nur noch wegen ihrer dem Heiligengeruch verwandten Frömmigkeit und wegen ihrer unermeßlichen Wohlthaten, die ſie den Armen erweiſt, erwähnt zu werden pflegte,

und dadurch über ihre merkwürdige Vergangenheit den Schleier eines geiſtlichen Stilllebens gebreitet hatte. Jetzt iſt die Frage wieder auf ihr bedeutendes Vermögen gekommen, das ſeinen Urſprung ohne Zweifel aus Deutſchland und aus dem politiſch-romantiſchen Verhältniß der Frau von Kimsky, ehemaligen Friederike Hähnel, zu dem preußiſchen Staatskanzler Fürſten von Hardenberg gezogen hat, und die Väter Jeſuiten haben von Neuem Hoffnung geſchöpft, die einſtige reiche Hinterlaſſenſchaft, von der ihnen bisher nur einzelne, wenn auch anſehnliche Gaben zugewandt worden, doch noch ganz in ihre Hände zu bekommen.

Friederike Hähnel hatte dies Vermögen, das ihr nicht bloß aus den Liebesgeſchenken des Fürſten Hardenberg zugefloſſen ſein mag, ihrer Pflegetochter Giovanna, einem früheren Bauermädchen aus dem Albaner-Gebirge, in ihrem Teſtament vermacht. Friederike Hähnel, die einſtige Uhrmacherstochter aus dem mecklenburgiſchen Städtchen Neu-Brandenburg, ging, nachdem ſie ihre Sünden bereut, und von dem Schauplatz ihrer Thaten hinweg gen Rom gewallfahrtet war, dort faſt alle Tage nach St. Peter zur Verrichtung ihrer Gebete und zur Ablegung ihrer geheimſten Bekenntniſſe. Dort ſuchte die leidenſchaftliche, üppige

Mecklenburgerin in heißem Flehen zur Madonna, zu der sie sich bekehrt hatte, die wirren Bilder ihres vergangenen Lebens in einem steten frommen Opferdienst für die Kirche auflodern zu lassen. Einst die Somnambüle des Wiener Congresses, dann aus dieser frivol-mysteriösen Rolle durch den hohen klugen Geist Hardenbergs erlöst, der Gefallen an ihr fand und sie zu seiner täglichen Gesellschafterin machte, hatte sie eine Laufbahn durchmessen, auf der sie die geheimsten Triebfedern der wichtigsten Ereignisse in ihre Gewalt bekommen mußte, und ihr Wissen von vielen Dingen war sicherlich so groß, daß es für sich allein schon für eine Sünde gehalten werden konnte.*) Sie war nicht schön gewesen, Friederike Hähnel, aber die dämonische Häßlichkeit, die in den wunderbarsten Farben an ihr strahlte und die sich heut in dem Heiligenschein eines frommen und abgeklärten Lebens aufgelöst hat, war zu einer Magie aller Reize an ihr geworden. Es war gewiß viel abzubüßen, und dazu hatte St. Peter Raum und Altäre genug. Aber als sie eines Tages

*) „Napoleon in Deutschland" von L. Mühlbach nimmt die Gestalt der Friederike Hähnel, nachherigen Baronin Kinsky, in ihren merkwürdigsten Lebensschicksalen, und aus genauerem und eigenthümlichem Wissen, auf.

diesen frommen Werken am inbrünstigsten oblag, störte eine Erinnerung, die sie nicht los werden konnte, unaufhörlich Friederikens Andacht. Auf dem Wege zum St. Peter war ihr heut eine arme Bauerfrau aus Albano begegnet, die ein kleines Kind an ihrer Brust trug und auf dasselbe mit heftigem Ungestüm, wie es die italienischen Bettler gegen Fremde an ihrer Gewohnheit haben, ein Almosen forderte. Das Kind war dicht in bunte Lumpen gehüllt, aber seine glänzende Schönheit leuchtete aus diesen Lumpen wunderbar hervor, und traf das Herz der Friederike Hähnel wider ihr eigenes Wissen. Die gesteigerten Unverschämtheiten der Alten machten sie aber wieder abwendig von ihren Helfer-Gedanken. Jetzt, vor dem Altar St. Petri, konnte sie keine Ruhe mehr vor den Gedanken an das arme schöne Kind finden. In stürmischer Eile begab sie sich wieder hinaus auf die Straße, fand den Platz der Bettlerin unter dem Passionsengel an der Brücke S. Angelo wieder auf, und gewann ihr um jeden Preis das kleine Mädchen ab, das jetzt ihr Kind wurde.

Dies ist Giovanna, die so blühend an Schönheit und Anmuth heranwuchs, wie alle albanesischen Mädchen, und die sich Frau von Kimsky mit allen Lieb-

reizen einer feinen geiſtigen Bildung ſchmückte. Die Bade-Saiſon in Livorno, wo die Baroneſſe im Sommer 1858 die Seebäder gebrauchte, wurde für Giovanna verhängnißvoll. Man hat dieſen Umſtand aus den Zeitungen erfahren. Der Graf Moroni, der ihr aus Rom nachgereiſt war, wußte ſie zu einer heimlichen Flucht mit ihm zu bereden, und die beiden Liebenden begaben ſich in einer Verkleidung nach Rom zurück, wo ſie bei ihrer Ankunft ſogleich von einigen Polizei-Agenten in Empfang genommen wurden. Denn Frau von Kimsky, die dem Geheimniß dieſer Flucht auf die Spur gekommen war, hatte die Telegraphen-Dräthe, die jetzt ganz Italien durchziehen, in Bewegung ſetzen laſſen, und vermittelſt derſelben ſogleich die römiſche Polizei aufgerufen. Giovanna und der Offizier der päpſtlichen Nobelgarde wurden zur Buße in zwei Klöſter geführt, bald darauf aber, nachdem ſie ihrer Haft wieder entlaſſen, durch einen von der Behörde angeordneten Trauungsakt ehelich mit einander verbunden. Denn die Sittenſtrenge in dem heutigen Rom, wenn ſie auch nur ein heuchleriſcher Anſchein iſt, wird doch mit einer um ſo größeren polizeilichen Energie nach allen Seiten hin aufrecht erhalten. Aber die Gräfin Moroni wurde von ihrer Pflegemutter, die

hundert alten, besonders katholischen Erbauungsschriften; „unerforscht aller Umständ," Hans Sachs; „unverschont ihrer aller", derselbe; „er lässet die Kinder, unwissend der Mutter, aufziehen, Joh. Limberg v. Roden Reisebeschr. Lpzg. 1690. u. m. a.

Obwohl man anstehen könnte, diese angeführten Genitive für eine absolute Construction im Sinne der antiken Sprachen zu halten, eher behauptend, hier sei das Verbum adverbialisch oder wie eine Präposition, die den Genitiv nach sich zieht, gebraucht, so müssen doch solche und ähnliche Wendungen ohne Zweifel für eine schöne Bereicherung und Befähigung unserer Syntax zu prägnanten Satzgefügen gelten. Damit sei aber nicht ausgesprochen, daß ihre absichtliche Zurückführung in die laufende Production der Sprache gelingen könne, zu unternehmen sei, da man einmal an einer Sprache nichts retten kann und soll, was sie nicht selber festhält*). Aus der Umschreibung und Auf-

*) Wie es bei Radlof lautet, der die absoluten Genitive ganz in seine eigene Schreibart aufzunehmen ver-

ſich nicht mehr mit ihr verſöhnen wollte, aus dem Teſtament geſtrichen, und einige intereſſante Jeſuiten verkehrten ſeitdem wieder häufiger in dem ſtillen, von Gebeten durchflüſterten Hauſe der Frau von Kimsky. Die Summe, um die es ſich dabei handelt, iſt groß, und verlohnt wohl der Mühe, darum Tag und Nacht an der Seite der frommen Greiſin zu beten und ihre Extaſen und Erleuchtungen mit ſorgſam väterlicher Hand zu leiten. In Rom wird erzählt, daß dies Vermögen auch durch die bedeutende Abſtandsſumme entſtanden und vergrößert worden, welche Frau von Kimsky einſt für die Zurückhaltung und Auslieferung ihrer Memoiren von der preußiſchen Regierung empfing. Ich glaube, daß man in Berlin von dieſem Handel nichts weiß, aber die Memoiren der Frau von Kimsky wurden ebenſo gut geſchrieben, wie die des Fürſten Hardenberg, und werden ſich vielleicht einmal auf die lehrreichſte Weiſe ergänzen, wenn die Zeit ihrer Veröffentlichung erſchienen ſein wird.*)

*) Die perſönlichen Denkwürdigkeiten Hardenberg's befinden ſich noch verſiegelt in dem Staatsarchiv zu Berlin, wie ſie der König Friedrich Wilhelm III. dort niederlegen ließ. Das Verbot, dies Manuſcript zu öffnen, ſollte ſich jedoch nur bis zum Jahre 1850 erſtrecken. Dies Verbot ſcheint aber auf unbeſtimmte Zeit verlängert worden zu ſein.

Frau von Kimsky ſteht mit der römiſch-katholiſchen Propaganda, die in den letzten Jahren auch in das nördliche Deutſchland ſich vorgeſchoben, in der allergenaueſten Verbindung, und hat an den Triebfedern derſelben perſönlich mitgearbeitet. Ihrem Einfluß bei dem jetzigen General der Jeſuiten, dem Belgier Beckx, mit dem ſie auf dem vertrauteſten und freundſchaftlichſten Fuße lebt, will man es zuſchreiben, daß Deutſchland überhaupt mit beſonderem Eifer zum Ziel der römiſchen Bekehrungsverſuche auserſehen wurde. Frau von Kimsky, die ſchneidend kluge, erfahrungsvolle Frau, die auf dem Wiener Congreß die Freiheit der Völker zum goldenen Kalb machen half, das man unter ſchwelgeriſchen Tänzen ſtatt der Göttin aufrichtete, glaubte den Deutſchen einen Erſatz für alle ihre verlorenen Hoffnungen nur noch in dem alleinſeligmachenden Katholizismus bieten zu können. Sie unterhält mit allen Theilen von Deutſchland eine eifrige Correſpondenz, welche nur auf die Förderung dieſer Zwecke gerichtet iſt. Doch ſind in ihrem Vaterlande Mecklenburg ſelbſt alle Verſuche, dem Katholizismus eine Stätte zu gewinnen, an dem luſtigen und verſtandesnüchternen Materialismus dieſes Landes, der unter kein anderes Geſetz zu bringen iſt, geſcheitert. Dafür iſt neuer-

dings die katholiſche Niederlaſſung in Deſſau, die eine Lieblings-Unternehmung des Jeſuiten-Generals Beckx iſt, und bei der Frau von Kimsky thätig mitgewirkt haben ſoll, ein bedeutender Schwerpunct der katholiſchen Agitationen in Deutſchland und Preußen geworden. Die neue katholiſche Kirche in Deſſau iſt als das Wahrzeichen dieſer neuen Beſtrebungen, die künftig noch ſtark genug in's Gewicht fallen werden, mit hinlänglicher Bedeutſamkeit aufgepflanzt worden. Wenn Beckx, der Nachfolger Roothaans, von dieſem Punct aus die deutſche Propaganda weſentlich arbeiten läßt, ſo iſt dies theils ſchon eine alte Idee von ihm, die er bei ſeinem eigenen Aufenthalt als apoſtoliſcher Vicar in den anhaltiniſchen Ländern faßte, theils iſt es das Werk ſeiner Freundin und Rathgeberin, der Frau von Kimsky, welche mit ſcharfen und überall unterrichteten Blicken die confeſſionellen Zuſtände Deutſchlands verfolgt hat, und alle Wege vorzeichnet, die zum Ziele führen können. Der gegenwärtige päpſtliche Nuntius in Deſſau, Chigi, iſt ein genauer und ſehr ergebener Freund der Kimsky, der ſich zum feurigſten Werkzeug ihrer Offenbarungen und Inſtructionen gemacht hat. Wenn der Wiederausbruch der italieniſchen Revolution nicht von neuem den Jeſuitismus in ſeine Schlupf-

winkel und Höhlen zurückwirft, so wird sein Einfluß diesmal ausgreifender und mächtiger als je sich aufstellen. Sein Auftreten scheint jetzt um so gefährlicher, da er mit seiner alten dramatischen Gewandtheit und Energie zugleich eine Barbarei verbindet, die ihm früher nicht eigen war, und die ihn mehr denn je als offenen Feind und Zerstörer der Wissenschaft hervortreten läßt. Sonst entlieh er noch, um die Wissenschaft zu bekämpfen, von derselben ihre eigenen glänzendsten Waffen, mit denen er sie niederzumetzeln suchte. Aber jetzt, besonders seit dem Einfluß, welchen der von der Zeit gebeugte Pius IX. den frommen Vätern der Gesellschaft Jesu wieder verstattet, verhängen sie die Acht über Alles, was dem Gedanken noch irgend ein Recht, wenn auch nur ein poetisch gebrochenes, in dem System der Kirche übrig lassen wollte. Die Verdammung der Philosophie Anton Günther's, der die Vermählung der denkenden Vernunft mit dem römischen Kirchenglauben doch immer nur auf dem heiligen Boden der Tradition vollbringen wollte, ist eine charakteristische Thatsache für diesen Ideen-Banquerott, welchen die heutige römische Curie unter Pius IX. mehr als je erlitten hat. Und Anton Günther, einer der liebenswürdigsten und tiefsinnigsten Weisen, mit dem

ich einſt in Baden bei Wien in dem romantiſchen Helenenthal, unter ſeinen unvergeßlichen Ausſprüchen über die Zielpunkte der heutigen Geſellſchaft, den merkwürdigſten Ausflug machte, wollte mit aller Philoſophie doch keineswegs die Autorität des Papſtes umſtoßen. Er hatte zwar das Gelüſte, dem Papſte in das Paradies ſeiner Unfehlbarkeit die Schlange der Erkenntniß hineinzuſetzen, aber er wollte auch dies gewiſſermaßen nur unter dem Segen des Statthalters Chriſti thun. Es war nun allerdings kein Wunder, daß Pius IX., obwohl er im Jahre 1848 die Revolution eingeſegnet, ſich doch weigerte, ſeinen Segen auch über die Muhme Schlange zu ſprechen, die ſich als Philoſophie um ſeine Füße ſchlängeln wollte. Jetzt wird aber wahrſcheinlich auch die Philoſophie Franz Baaders an die Reihe kommen, des Münchener Neukatholiken, der es ſchon vor einigen Jahrzehnten unternahm, die römiſchen Dogmen auf Gedanken und Begriffe zu ſtützen, der aber neuerdings den Jeſuiten erſt recht als Pfahl im Fleiſche empfindlich geworden zu ſein ſcheint. Denn auf ihren Antrieb iſt jetzt eine Kommiſſion niedergeſetzt worden, um das Syſtem von neuem zu prüfen, und für die Verdammung deſſelben, mit der Pius IX. dann nicht zögern wird, die Motive zu bearbeiten.

Unter allen Denen, welche das Jahr 1848 geiſtig oder leiblich zu Grunde richtete, und dazu gehören faſt Alle, die eine hervorragende oder leitende Rolle darin geſpielt, wird der Papſt Pius IX., der als der eigentliche Vater von 1848 angeſehen werden kann, immer den größten Sturz bezeichnen, den ein Individuum an ſich ſelbſt erleben kann. Dazu rechnen wir auch, daß Er, der einſt ſo geiſtesfreie Mann, jetzt dem erneuerten Vernichtungskampfe der Jeſuiten gegen den Proteſtantismus nicht nur vollſtändig ſeine Autorität geliehen, ſondern in dieſem Kampfe auch die thätigſte und eifrigſte Wirkſamkeit übernommen hat. Seit einiger Zeit erſcheint er auch perſönlich bei jenen ziemlich ſcandalöſen Disputationen und Redeübungen, die in der Kirche S. Apollinare von Zeit zu Zeit gegen den Proteſtantismus ſtattfinden. In dieſer Kirche, die auf der Stelle eines alten Apollotempels ſteht, werden bei dieſer Gelegenheit förmliche Theaterſcenen aufgeführt, die mit aller dramatiſchen Action und unter einer über alle Maßen enthuſiaſtiſchen Betheiligung des Publikums vor ſich gehen. Die Disputanten thürmen dann mit allem Aufwand ihrer Beredſamkeit Pläne und Entwürfe auf, wie man von Rom aus den Proteſtantismus unfehlbar und für

immer zerſtören könne, und die Kirche hallt von den Bravo's und dem Händeklatſch wieder, das von allen Ecken und Enden mit fanatiſchem Jubel geſpendet wird. Der Papſt, der ſonſt bei Gelegenheiten dieſer Art niemals perſönlich zu erſcheinen pflegte, feuert jetzt durch ſeine Anweſenheit die Redner an, ihre höchſte Kraft gegen den Erbfeind der römiſchen Kirche loszulaſſen, und wenn Pius IX. auch nicht eigenhändigen Beifall klatſcht, ſo ſtellt er ſich doch durch alle ſeine Mienen an die Spitze der ganzen Agitation.

Pius IX. hat gerade in der letzten Zeit ſeinen faſt leidenſchaftlich gewordenen Eifer für die Bekehrung des Proteſtantismus bei einer ſehr eclatanten Veranlaſſung an den Tag gelegt. Es geſchah dies beim Eintritt der Fürſtin Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen in einen Nonnenorden zu Rom, ein Ereigniß, welches das größte Aufſehn erregte.*) Dieſe Fürſtin, eine geborne Prinzeſſin von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürſt, die Wittwe des Fürſten Karl, nahm nach kurzem Noviziat im Kloſter St. Ambrogio den Schleier und bekräftigte dadurch den ſtark katholiſchen

*) Im Herbſt 1858.

Geiſt ihrer Familie auf das Feierlichſte und Glänzendſte. Die fürſtliche Nonne, die ſchon nach äußerſt kurzem Noviziat zu den Weihen zugelaſſen worden, empfing bei dieſer Gelegenheit von dem Papſt Pius die höchſten Auszeichnungen, die er ihr nur ſpenden konnte. Er begab ſich ſelbſt, begleitet von dem ehemaligen Erzbiſchof von München, Kardinal Reiſach, der auf den Entſchluß der Fürſtin am meiſten eingewirkt hatte, in das Nonnenkloſter St. Ambrogio, welches er früher nie geſehen hatte. Hier machte er ihr ein koſtbares Reliquiarium mit Roſenkranz zum Geſchenk, und dann hielt er eine längere Anrede an die neue Nonne, in der eine ſeltſame Hindeutung auf die Königliche Familie in Berlin und auf die gegenwärtigen Verhältniſſe Preußens mit eingefloſſen ſein ſoll. Der Papſt ſoll darin die Hoffnung an den Tag gelegt haben, daß die römiſch-katholiſche Kirche bald auch in Preußen ihre Triumphe feiern werde, und wenn man ihn hörte, konnte es ſich ſo ausnehmen, als wenn in nicht mehr langer Zeit an hoher Stelle in der preußiſchen Königsfamilie ſelbſt ein wichtiger Uebertritt zum Katholizismus erfolgen könne. Es ſoll dabei beſonders die Hoffnung hervorgehoben werden ſein, welche die Katholiken auf den Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen

in Berlin zu ſetzen hätten, der in Wort und That ein ächter Katholik ſei und in ſeiner Stellung als preußiſcher Miniſter-Präſident gewiß auch für die Sache der katholiſchen Kirche wirken werde. Der Papſt ſchöpfte aus dieſer dem katholiſchen Geiſte der Familie Hohenzollern dargebrachten Anerkennung eine neue Wendung, um der Schweſter Caterina Glück zu ihrem jetzt betretenen Heilswege zu wünſchen, und ihren Eintritt in das römiſche Kloſter zu einem für die ganze katholiſche Chriſtenheit bedeutungsvollen Ereigniß zu ſtempeln.

Wie viel auch an dieſer immerhin merkwürdigen Rede des Papſtes durch das Gerücht übertrieben worden ſein mag, ſo deutete der heilige Vater doch bei dieſer Gelegenheit unzweifelhaft einen Gedanken-Nexus an, der im Vatican jetzt auf eine ſehr lebhafte Weiſe aufgenommen worden iſt und die hohe römiſche Curie ernſtlich beſchäftigt. Dies ſchien die Neujahrs-Rundſchau in der Civiltà cattolica zu beweiſen, worin die Bedeutung der fürſtlichen Familie Hohenzollern für die Ausbreitung der katholiſchen Kirche, welche Papſt Pius im Nonnenkloſter von St. Ambrogio ſo auffällig gefeiert, zu einer umfaſſenden Betrachtung aufgenommen und in Bezug auf die heutigen Verhält-

niſſe Preußens merkwürdig genug herangezogen wor, den iſt. Man weiß, daß in dieſer Zeitſchrift, von der am erſten und dritten Samſtag jeden Monats ein ziemlich ſtarkes Heft erſcheint, nur ganz genau und ausſchließlich diejenigen Anſichten wiedergegeben wer, den, die bei dem Papſt und ſeinen vertrauteſten Um, gebungen ihren Ausgangspunkt genommen haben, oder aufgetragene Verarbeitungen ſeiner eigenen Ideen ſind.

Der erwähnte Leitartikel der Civiltà cattolica be, ſchäftigt ſich auf eine ſehr eigenthümliche Weiſe mit den Verhältniſſen der Katholiſchen in der heutigen Re, gierungsperiode Preußens, die durch den Prinz-Re, genten und ſein neues liberales Miniſterium be, ſtimmt worden. Es werden über den Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen faſt dieſelben Worte wie, derholt, welche Pius im Nonnenkloſter geſprochen haben ſoll. Man hofft unter der Aegide des Für, ſten in der That die römiſch-katholiſche Propa, ganda mit größerem Erfolg als je durch die preußi, ſche Bevölkerung hindurchziehen zu können. Einiger, maßen beunruhigt zeigt man ſich freilich über die perſönlichen Geſinnungen des Prinz-Regenten von Preußen, die man der Sache der katholiſchen Kirche niemals zugethan wußte. Doch ſchöpfte man zugleich

lösung aller absoluten Fügungen, mit sobald, nachdem, als, wofern ꝛc, die besonders von Gottsched für eine klare Correctheit des Stils angesehen wurde, stammt aber die Partikel-Pedanterie und das Labyrinth der Zwischensätze, wodurch eine längere Periode in unserer Schreibart zu einem wahren Ungeheuer verzerrt werden kann. Versuche einiger Uebersetzer des Tacitus, namentlich Woltmann's, zur Erreichung tacitischer Kürze die absoluten Sätze auch deutsch mit einer Präposition zu geben, z. B. interfecto Lepido „nach ermordetem Lepidus" zu übersetzen, sind ebenfalls unwirk-

---

sucht hat, kann man z. B. an folgender Stelle (in seinen teutschkundl. Forschungen II. S. 68.) erproben: „Wiedererwachend des Eifers für Schriftenthum und Sprachen der alten, voran der gottbegeisterten Zeit, erwachte auch laut der Schmerz über die allgemeine Zerspaltung der Menschenzunge in so zahllose Sprachen, die, obwohl sie alle nur Eines und eben Dasselbe bezeichnen, dennoch je den einen Gedanken, z. B. Sonne, durch zahllose, sich ganz entfernte Wortlaute darstellen. Zerrissen der Sprache in Sprachen, des mächtigen allvereinenden Bandes, war auch aller Verkehr der Völker mit Völkern fremder Zungen und Zeiten unermeßlich erschwert worden." ꝛc.

wieder einigen Troſt daraus, daß der Prinz-Regent nunmehr die Einwilligung zur Erbauung der katholiſchen Kirche in Aachen gegeben habe, welche dort zu Ehren des neuen Dogma's von der unbefleckten Empfängniß Mariä ſeit längerer Zeit beabſichtigt worden. Dagegen äußerte die Civiltà cattolica einige Mißſtimmung über den Miniſter von Flottwell, dem es nicht zu vergeben ſei, daß er in Frankfurt für die Aufhebung des Cölibats geſtimmt habe, während der Kriegsminiſter von Bonin, der aus der Zeit ſeines Kommando's in Weſtphalen in gutem Andenken bei allen Katholiken zu ſtehen ſcheint, die Anerkennung eines edeln und hochherzigen Charakters empfängt.

Es ſind dies merkwürdige Illuſionen, die ſich plötzlich auf dem Thron des Statthalters Chriſti niedergelaſſen haben, die aber doch nur den beſchränkten und unklaren Geſichtskreis beweiſen können, der jetzt von dieſer Stelle aus genommen wird. Denn die neue Entwickelung in Preußen iſt am allerwenigſten den katholiſchen Intereſſen günſtig, und Pius IX. zeigt, daß er alle Witterung in ſeiner Zeit verloren, wenn er, nachdem ihm alle anderen Allianzen in ſeinem Leben mißglückt, auf die Lage der Dinge und Per-

ſönlichkeiten in Preußen neue Hoffnungen für den Katholizismus und für ſeine Rolle, die er noch an der Spitze deſſelben zu ſpielen gedenkt, begründen will.

II.

Eine Fahrt zu Peter und Paul.

Wir hatten heut, die maleriſche und erinnerungsreiche Straße von Oſtia vor der Porta San Paolo betretend, unſere Fahrt nach S. Paolo fuori le mura, und darüber hinaus, gerichtet. Die ſagenhaften Erinnerungen an die heiligen Apoſtel Petrus und Paulus, welche in dieſer Gegend von Rom auf eine ſo wunderbare Art fortleben, hatten uns ſchon lange hierher gelockt, und je weniger wir uns oft von dem Treiben der heutigen römiſchen Prieſter und von Allem, was wir von ihnen ſahen und hörten, angezogen gefühlt, um ſo lebhafter hatten wir uns oft nach Peter und Paul vor den Thoren geſehnt, wo noch alte rührende Mythen, voll unendlich reiner und ſinniger Anſchauung, ſich um jene alten heiligen Vertreter des Chriſtenthums, um die Erzväter der Kirche, rankten.

Vorüber am Monte Teſtaccio, dem alten gewaltigen Scherben- und Trümmerhügel Roms, der im Mittelalter der Centralpunkt herrlicher Volks- und Carnevals-Spiele war, und an der großmächtigen Pyramide des Ceſtius, ging die Fahrt vorüber. Kaum hatten wir aber eine Viertelmillie vom Thore zurückgelegt, ſo erblickten wir ſchon zur linken Seite des Weges, in der Nähe des kleinen Winzerhauſes, welches auf den Ruinen eines runden antiken Grabmals aufgeführt ſteht, die kleine Capelle, welche den erſten bedeutſamen Schritt der Sage auf dieſem von Wundern und Märchen blühenden Wege bezeichnet. Denn die Capelle iſt hier an der Stelle erbaut, wo die beiden Märtyrer Petrus und Paulus von einander Abſchied nahmen, und, ehe Paulus zum Tode abging, in herzlicher Umarmung die letzten Worte an einander richteten. Auf einem Basrelief iſt dieſer rührende Abſchiedsmoment in hinreißender Einfalt dargeſtellt, und die Worte, welche ſie ſich geſagt haben ſollen, ſind in italieniſcher Sprache an der Wand hinzugefügt.

Es nimmt damit die große Märtyrerſtraße ihren Anfang, welche von dieſer Capelle bis zur Paulskirche an der Straße von Oſtia, wo Conſtantin über dem Grabe des Apoſtels Paulus dieſe Baſilica erbauen

BAYERISCHE

ließ, ſich erſtreckt und von dort bis zu der Abtei alle tre fontane, mit den drei wunderbaren Kirchen, wo aus dem blutenden Kopf des Apoſtels bei ſeiner Enthauptung die drei Quellen entſprangen, weiter geht.

Auf dieſer Straße begegnet uns ein kleiner, von einem Seitenwege herauriefelnder Bach, auf deſſen ſtillen Wellen ſich Geſchichte und Sage ebenfalls in träumeriſchen Erinnerungen ſchaukeln. Schon das Alterthum nannte dieſen Bach als einen heiligen und geheimnißvollen, und die Prieſter aller Religionen zog ſein wunderbarer Waſſerſpiegel an. Die Prieſter der Cybele wuſchen in dieſem Waſſer alle Jahre das Bild ihrer Göttin, und die chriſtlichen Prieſter des Mittelalters glaubten auch mit ihrem Herrn und Heiland von dieſem myſtiſchen Gebrauch keine Ausnahme machen zu dürfen, denn das Wunderbild Chriſti in der Capella Sancta Sanctorum wurde von ihnen ebenfalls an einem beſtimmten Tag des Jahres, nachdem es in feierlicher Proceſſion in Rom umhergeführt worden, in die Welle des kleinen Almo getaucht. Dieſer Gebrauch wurde noch im ſechszehnten Jahrhundert geſehen. Zu allen Zeiten glaubte man, daß aus einem heiligen Urquell der Erde, in dem die höchſten Offenbarungen der Natur floſſen, das Waſſer des Almo

entſprungen ſei. Als ein Hauptquell dieſes Waſſers wird aber der hier in der Nachbarſchaft gelegene Brunnen uralter Naturgeheimniſſe und Weisheitskräfte, nämlich die heilige Grotte der Egeria, angeſehen, und darum hatten wir uns zum Schluß unſerer heutigen mythiſchen Wallfahrt, nachdem wir die Straße der chriſtlichen Heiligen und Märtyrer durchwandert, noch einen Beſuch bei der Nymphe Egeria, der ehemaligen Miniſterpräſidentin des Numa Pompilius, zum Ziel geſetzt.

Einen ſchmerzlichen Abſchied müſſen Petrus und Paulus jedenfalls an jener Stelle, wo die kleine Capelle, umzittert von der Morgenſonne und überweht von Cypreſſenzweigen, ſteht, von einander genommen haben. Beide waren gewaltige und feurige Charaktere, und doch von einer ſehr verſchiedenartigen Begabung, wodurch ſie ſich in ihrer großen Wirkſamkeit oft ſehr zum Heil der Sache ergänzten. Simon Petrus, der ein armer Fiſcher aus Bethſaida in Galiläa geweſen, und Saulus Paulus, der Zeltweber, beide als die Fürſtenapoſtel der katholiſchen Kirche angeſehen, ſollten durch ihren Märtyrertod die Lehre des neuen Gottes beſiegeln, und Petrus mußte ſich in dieſem Augenblick ſagen, daß ihm ſein großer Freund Paulus nur um kurze Zeit

in dieſer Martyrſchaft voraus wandele. Die flammende Natur des Paulus, die ihren leidenſchaftlichen Eifer zuerſt in der Verfolgung der Chriſten bethätigt hatte, welche er alle in's Gefängniß brachte und mit Ketten belaſtete, fand jetzt ihr Rom, wie ſie damals ihr Damascus gefunden. Bei Damascus hatte den heftigen Chriſtenverfolger plötzlich ein großes Licht vom Himmel angeblickt, und die Stimme von oben hatte ihn nach Damascus hineingeſandt, wo Saul zur richtigen Erkenntniß wiedergeboren werden ſollte. Wie Saulus ſein Ziel bei Damascus fand, ſo wurde dem Paulus ſein Ziel in Rom geſetzt, wo Nero, der römiſche Cäſar, für den gewaltigen Verkündiger des römiſchen Glaubens nur den Todesblock hatte, denn die Römer waren, durch die hohe Geiſteskraft des Paulus getrieben, in großen Schaaren zum Chriſtenthum übergetreten. Petrus, der Diplomat, widerſtand noch etwas länger ſeinem Schickſal. Der dreimalige Verleugner ſeines Herrn und Heilandes, wie man ihn, allerdings unbeſchadet ſeines treuen und wahrhaftigen Charakters, ſchon in Jeruſalem kennen gelernt, hatte gewiß Mittel und Wege gefunden, um zwiſchen den Verfolgungen, von welchen die Apoſtel in Rom heimgeſucht wurden, noch eine Zeitlang geſchickt

hindurchzuſchlüpfen. Die Diplomatie des wackern Petrus konnte nicht gerade Menſchenfurcht genannt werden, denn er war es ja, der geſagt hatte: man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen! Aber auf dieſen Ausſpruch allein würde er das Gebäude der katholiſchen Kirche nicht haben begründen können. Der diplomatiſche Geiſt, welcher dem Petrus eigenthümlich war, mußte mit dazu kommen, um ihn zum Petrus zu machen, das iſt: zum „Fels“ der Kirche, auf dem dieſer wunderbar genau bemeſſene Bau, der im künſtlichen Ausweichen gegen alle Zeitſtrömungen und gegen allen Inhalt des Dogma's ſeine eigentliche Haltung ſuchen mußte, ſicher thronen konnte.

Als Paulus, nach dieſem Abſchiede von ſeinem Freunde Petrus, zur Hinrichtung weitergehen mußte, wurde er, in der Mitte der Kriegsknechte, die ihn geleiteten, ohne Zweifel die alte Via Oſtienſis hinabgeführt, die jetzt im dampfenden Sonnenſchein vor uns liegt. Dann gelangte er auf einer Seitenſtraße links in ein kleines Thal, wo jetzt drei alte Kirchen in friedlicher Gemeinſchaft dicht neben einander ſtehen. Es iſt die Abtei alle tre fontane oder ad aquas Sylvias, und die dritte dieſer Kirchen, die vorzugsweiſe S. Paolo alle tre fontane heißt, iſt, der träumeriſch

hört und die in ihrem heutigen runden, mit einer Kuppel überdeckten Bau durch den Cardinal Pietro Aldobrandini im Jahre 1582 erneuert wurde, erhielt ihren Namen von dem wunderbaren Geſicht, welches der heilige Bernhard gehabt haben ſoll, als er in dieſer Kirche Meſſe las. Der fromme Mann hatte eben für die Befreiung der Seelen aus dem Fegfeuer recht inbrünſtig gebetet, und in dieſem Augenblick ſah er auch ſchon die Himmelsleiter ſelbſt vor ſich ausgeſpannt, und Engel erſchienen auf derſelben, welche die von dem heiligen Bernhard freigebeteten Seelen mit ſich zum Himmel führten. Die ganze Gemeinde wurde Zeuge dieſes Wunders. Das heilige Märtyrerblut, welches das ganze Thal düngte, in dem dieſe Kirche ſtand, war vielleicht Urſache geworden, daß ein ſolches Mirakel an dieſem Ort gelingen konnte. Aber auch an dem Martyrium des Paulus rühmt ſich dieſe Kirche, einen Antheil zu haben, denn man zeigte uns in den untern Gewölben ein entſetzliches Loch, welches dem Apoſtel Paulus zum Gefängniß gedient haben ſoll, und an der ſchwarzen, feuchten Wand ſah man noch die abgebrochenen Ringe einer Kette, welche den Apoſtel hier angefeſſelt hatte. Es iſt aber nicht wohl anzunehmen, daß Paulus gerade an dieſem Ort

sam geblieben und lächerlich geworden. Dagegen sind die sogenannten homerischen Genitive, „festen Tritts" „hochherzigen Sinnes", die trotz Adelungs Gegeneiferung sich immer mehr ausbreiteten, ein ursprüngliches Eigenthum der deutschen Sprache und geben der Satzbildung ein schönes Gepräge. Bürger begann in seiner Uebersetzung des Homer deren mehrere zurückzuführen, nach ihm Voß mit noch größerer Festigkeit und Ausdehnung, aber auch Klopstock hatte schon in eigenen Gedichten wirksamen Gebrauch davon gemacht. Man hat öfters den Irrthum begangen, diese Genitive für etwas Griechisches anzusehn, während sie bereits in den Minnesängern, bei Hans Sachs, und bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein, in deutschen Druckschriften sich finden, wie schon Radlof, in einem Aufsatz über Vossens Genitivfügungen, bemerkt hat. —

Die zweite Grundbedingung, neben dem eigenthümlichen Organismus der Sprache, ist die Einheit der intellectuellen Anschauung in der Periodenbildung. Man könnte sie auch die Einheitlichkeit der Scene im Satze nennen, unter welchem Namen sie besonders englische Rhetoriker,

ſeinen Kerker gehabt habe, denn er kam aus der Stadt, als er zur Hinrichtung geführt wurde, und dort an jenem antiken Grabmal, auf welchem heut das Winzerhäuschen und daneben die von Cypreſſen umwehete Capelle ſteht, ſahen wir ihn Abſchied nehmen von Petrus.

Der Widerſpruch, in den dieſe Sagen ſo oft mit einander gerathen, ſchadet jedoch ihrer Wahrhaftigkeit bei Denen, welche glauben wollen, nicht. Das Sagengebiet iſt das Blüthenfeld der Glaubensfreiheit, und dieſe Blüthen ſpringen an allen Ecken und Enden mit gleichem Recht und gleicher Luſt hervor. Die Legende erzählt, was ſie will, denn in der Glaubensſeligkeit, mit der ſie ſich an die heiligen Geſchichten anſaugt, kann ſie Alles geſchehen laſſen, was auch niemals geſchehen iſt.

Märtyrer hat es aber jedenfalls früher einmal gegeben, denn wie der antike Olymp der Marmorſtatuen bedurfte, um ſich zu offenbaren, ſo mußte ſich das Chriſtenthum durch die Märtyrer ausbreiten, welche in ihren Qualen und Wundern den eigentlichen Lebensbegriff der neuen Religion, die den Gott im Opfer der irdiſchen Exiſtenz fand, verkündigten.

Aber daß Paulus hier den Märtyrertod gefunden,

wird man der Legende dieſes Ortes ſicher glauben müſſen. Denn die Kirche zu den drei Quellen, welche die zweite Kirche in dieſem wunderbaren Thal der Märtyrer iſt, hat die ſichtbaren und handgreiflichen Spuren, daß das Haupt des Paulus hier gefallen iſt, noch heut aufzuweiſen. Dieſe Spuren ſind aber die drei Quellen, über welchen S. Paolo alle tre fontane gebaut worden iſt, und die ein unwiderlegliches Zeugniß des Geſchehenen für den Gläubigen liefern ſollen. Denn der abgeſchlagene Kopf des Apoſtels ſprang auf die Erde, und ſchlug, fortrollend, dreimal auf derſelben auf, an jeder Stelle aber, wo er den Boden berührte, ſprudelte in demſelben Augenblick eine friſche Waſſerquelle hervor.

Der Erdboden hatte dieſe ſchmerzhafte Berührung, mit welcher das blutige Haupt in ihn hineingeſchlagen war, nicht ertragen können, ohne jedesmal eine Thräne zu weinen, und dieſe drei Thränen blieben drei Quellen, die noch heut an dieſem Orte ſprudeln. Man hat ſie in der Kirche mit Marmor und Säulen von Verde antico überbaut, und hier fließen ſie, ein ſtilles, dunkles, geheimnißvolles Waſſer, aus welchem uns der Kirchendiener mit gläubigem Ernſt eine Schaale füllte. Wir tranken getroſten Muthes davon, aber

das Waſſer ſchmeckte weichlich und warm, und ſchien wenigſtens für den Trinker keine angenehmen Eigenſchaften zu beſitzen, wenn wir auch nicht läugnen konnten, daß die Legende ihre Beweiskraft gerade in dieſer Quelle verſteckt hatte. Das Haupt des Paulus mußte freilich an dieſem Orte gefallen ſein, wenn die drei Quellen, welche die erſchütterte Erde bei ihrer dreimaligen Berührung mit dem Kopfe heraufgeſandt, hier fließen konnten. Und die drei, das Blutgeheimniß bezeugenden Quellen mußten hier fließen, wenn der Kopf des Apoſtels hier gefallen war, denn woher ſollten dieſe ſeltſamen Waſſer hier im Thal der Märtyrer ſonſt entſprungen ſein? Die Legende beißt ſich, wie das Symbol der Ewigkeit, in ihren eigenen Schwanz, und ſchürzt mit kindlicher Sorgloſigkeit den Knoten, den man nachher nicht mehr anders löſen kann, als durch ein höchſt materielles Zerhauen, das immer auf Denjenigen zurückfällt, welcher der leichtgeflügelten Sage gegenüber die Unterſuchung unternimmt.

Die Sage hat aber für ihre Glaubwürdigkeit hier alles Mögliche aufgeboten, denn an der erſten der drei wunderbaren Quellen hat ſie ſogar die weiße Marmorſäule hingeſtellt, an welche Paulus, als man ihm hier ſein Haupt abſchlug, gebunden wurde. Es ſind

ſonach alle Beweisſtücke vorhanden, und man bedarf ihrer nicht, wenn man, angezogen von der ſchauerlichen Stille des Orts, und ſeiner rührenden Einſamkeit, ſich ganz an dieſe Eindrücke hingiebt, welche durch die Säulen von ſchwarzem Porphyr, die an den Altären dieſer Kirche ſtehen, zu einer wunderbar feierlichen Trauerſtimmung erhöht werden. Auch das Altarbild dort blickt uns ſeltſam an. Es iſt wahrſcheinlich eine Copie nach Guido Reni. Wir ſehen die Kreuzigung des Apoſtels Petrus, und das abgeſchlagene Haupt ſeines Vorgängers im Märtyrertode, des heiligen Paulus, liegt an der Erde in einer Ecke des Bildes. Die Mythe des Orts umfängt uns mit einer unabweislichen Gewalt. Die Geſtalten der Legende ſchließen ihren wunderbaren Kreis, in den ſie uns aufgenommen haben, immer enger um uns her.

Die drei Quellen ſchluchzten mit leiſem, kaum hörbarem Ton in ihren Marmorbecken, in denen ihr Waſſer aufgefangen war. Wenn ſonſt in dieſem Thal Quellen aus der Erde ſprangen, ſo fehlten auch die Nymphen nicht, die das Waſſer heiligten und behüteten, in dem ſie ihre holden Glieder badeten. Hier giebt es keine nackten Quellnymphen mehr, ſondern dieſe ſind abgelöſt durch die chriſtlichen Märtyrer,

welche die Wacht halten an diesen drei Fontainen, und der Apostel Paulus selbst, mit seinem vom Rumpfe geschlagenen Haupt, ist der Gott dieses melancholischen Quellengebiets, in dem sein Andenken und sein Namen geehrt werden. Schon bei seinen Lebzeiten hatte man ihn freilich als heidnischen Gott anbeten wollen, und als er mit seinem Freunde Barnabas in Griechenland reiste, und Wunder und Zeichen aller Art von den beiden Aposteln ausgingen, sahen die Griechen den Paulus, weil er das Wort führte, für den Mercurius an, und den Barnabas, der einen starken Bart hatte, nannten sie sogar Jupiter (Apostelgeschichte XIV. 12). Damals half es dem Paulus und Barnabas nichts, daß sie sich entsetzten und ihre Kleider zerrissen, und dem Volke begreiflich zu machen suchten, sie seien ebenfalls nichts wie sterbliche Menschen, und sie wollten das Evangelium predigen, das bekehren sollte von diesen falschen Göttern zu dem lebendigen Gott, welcher gemacht hat Himmel und Erde und das Meer. Schon begann das Volk, dem Paulus als Gott Mercurius zu opfern, aber als in demselben Augenblick die Juden von Antiochia und Iconien herüber kamen, beredeten diese das Volk anders, und nun begann es, den Paulus mit Steinen zu werfen. In S. Paolo alle

tre fontane ließ ihn aber die Legende den letzten Todesſtreich empfangen, und machte ihn zum chriſtlichen Quellen-Gott, den das leiſe ſchluchzende Waſſer offenbart.

Wir begaben uns wieder in's Freie hinaus, um Athem zu ſchöpfen, denn die Luft war uns in der kleinen, alten Kirche zu ſchwül geworden. Wir traten in den Hof zurück, in dem friſche, gewürzige Düfte aus dem kleinen Garten, welchen ſich der Kaſtellan dort angelegt hatte, uns zuwehten. Dieſer Hof wird durch einen alten Bogengang abgetheilt, der hier noch als Ruine eines alten Gebäudes ſtehen geblieben, das man für die Kirche Johannes des Täufers, welche einſt in dieſem Thal geſtanden haben ſoll, halten will. Faſt verloſchene Spuren alter Malereien erſcheinen noch an dieſem Bogengang, und man erkennt an der Decke die Züge des Heilandes und die ſymboliſchen Bilder der Evangeliſten. An der Hinterwand rankt ſich hoch herauf der Wein mit der Olive, die ihre Blätter innig und luſtig in einander geſchlungen haben. Ein Wagen mit üppig prangenden Gemüſen und Gräſern iſt in den Hof gefahren, der mit einem maleriſchen Kopftuch umwundene Knecht hält ſtill, und beginnt, mit anmuthiger Faulheit ſich ſtreckend und deh-

nend, allmählig und unter einem faſt feierlichen Geſang, den er anſtimmt, abzuladen. Ein kleines liebliches Mädchen kommt jetzt mit einem Strauß der ſchönſten Roſen zu uns heran, und ihre ſchönen, dunklen Augen begleiten die duftige Gabe mit einem unwiderſtehlichen Blick. Ihr Geſicht zeigt den reinſten Madonnen-Typus auf, und wer möchte es Geldgier nennen, was in ihren Augen bei Ueberreichung des Roſenſtraußes funkelt. Sie iſt die Tochter des Kaſtellans, der uns in der Abtei der drei Quellen umhergeführt, und nachdem er geſehen, wie die kleine Maria gute Geſchäfte mit ihren Blumen bei uns gemacht hat, ſieht er ungemein gnädig aus, und zeigt verheißend auf die dritte Kirche in dieſer Gruppe, die er uns jetzt zum Eintritt öffnen will.

Es iſt dies die größte der drei Kirchen, die den Namen S. Vincenzo und Anaſtaſio führt, und das hohe Alter, dem ſie ohne Zweifel angehört, ſcheint ſich auch in ihrem Ausſehn und in dem ſeltſamen Bau ihrer Fenſter, die aus Marmorplatten mit runden kleinen Glasſcheiben beſtehen, auszudrücken. Der verheißende Blick des Kaſtellans, der uns noch etwas Außerordentliches zu verſprechen ſchien, bewahrheitete ſich uns aber ſogleich, als wir das Innere der Kirche

betraten. Man erblickt hier an den Pfeilern, welche in zwei Reihen die ganze Kirche der Länge nach durchlaufen, die Gestalten aller zwölf Apostel, die hier in lebensgroßen Gemälden in ganzer Figur ausgeführt stehen. Der Kastellan behauptete zwar mit seiner triumphirenden Kennermiene, daß diese Apostelbilder, die uns plötzlich mit so überraschender Lebenswahrheit gegenüberstanden, von dem großen Rafael selbst gemalt seien, aber man weiß, daß sie nur nach Rafaelischen Zeichnungen, die auch anderweitig durch die Kupferstiche von Marc Antonio bekannt geworden, hier ausgeführt wurden. Es sind dies Gestalten von einer Größe und Wahrheit des Ausdrucks, welcher uns die auserwählte Natur der Apostel auch in ungewöhnlichen und zum Theil riesigen Formen des Leibes vorüberführt. Peter und Paul ragen darin vor allen übrigen durch eine lebenswahre, den tüchtigsten Charakter, den großartigsten Sinn ausdrückende Zeichnung hervor. Die breite, kraftvolle Figur des Paulus charakterisirt sich durch den Zug der leidenschaftlichen, einfaltvollen Heftigkeit, welche dem Walten dieses Apostels eigen gewesen. Mehr berechnet und erwägungsvoll sieht Simon Petrus aus, obwohl ihm der Maler eine besondere thronende Feierlichkeit der Gebärde gegeben,

die den Anfang und das Urbild der Bischöfe von Rom in ihm anzudeuten scheint.

Um den Weg der Märtyrer-Legende weiter zu verfolgen, gemahnte es uns jetzt, auch nach dem Grabe des Paulus zu wallfahrten, nachdem wir seine Todesstätte besucht hatten. Fast eine Millie von der Abtei der drei Quellen entfernt, hat Paulus sein Begräbniß gefunden, und über seinem Grabe wurde von Constantin dem Großen die gewaltige Basilica erbaut, welche „Paulus außerhalb der Mauern" (S. Paolo fuori le mura) heißt. Früher führte von der Abtei der drei Quellen aus ein unterirdischer Gang, zu dem man in der Kirche S. Maria Scala Coeli eintrat, zu dieser Paulskirche hin, und an gewissen Festtagen zogen die Mönche von S. Paolo in feierlicher Procession durch diesen Gang dahin, um den Kirchhof der Märtyrer zu besuchen.

Wir hatten die Basilika von St. Paul, die nach dem Brande vom 15. Juni 1823 eine ganz neue Kirche geworden ist, und in der strahlendsten und kostbarsten Pracht wieder aufgebaut worden, in rascher Fahrt sogleich erreicht. Diese Kirche liegt an der alten Straße von Ostia, wo die fromme Matrone Lucina, die sich der Lehre des Apostels Paulus zugeneigt hatte,

in jener Zeit ein Landgut beſaß. Lucina hatte der Hinrichtung des Apoſtels beigewohnt, und ſie nahm ſeinen Körper mit ſich, den ſie zu erlangen gewußt hatte, um ihn zu begraben. In den unterirdiſchen Gängen ihres Landgutes grub ſie dies Grab, das in ſeiner heimlichen Verborgenheit zum Heiligthum und Wallfahrtsort der erſten Chriſten wurde. Die über dieſer Stätte erbaute Kirche des Conſtantin wurde unter den Kaiſern Valentinian II., Theodoſius und Arcadius durch eine neue und größere Baſilica erſetzt, welche wohl der urſprüngliche Grundbau für die Pracht- und Glanzkirche von St. Paul wurde, die ſich in den folgenden Jahrhunderten unter dem Einfluß aller Päpſte immer reicher und gewaltiger ausbildete und als älteſte Kirche der ganzen Chriſtenheit geehrt wurde. Ein Porticus führte von der Kirche nach dem Stadtthore, am Flußgeſtade der Tiber entlang, und eine mächtige Säulenhalle umgab den Vorhof, welchen Symmachus mit einem großartigen Springbrunnen geſchmückt hatte.

Auf eine Zerſtörung dieſes älteſten Denkmals der chriſtlichen Baukunſt war es im Lauf der Jahrhunderte ſchon mehrfach abgeſehen geweſen. Nicht ſelten ſchlugen ſtarke Erdbeben ganze Theile der Kirche nieder, und

namentlich Home und Hugo Blair, zu einem Haupterforderniß ihrer Theorie gemacht haben. Es darf inmitten eines und deſſelben Satzes keine zu verſchiedenartige Scenerie vorgehen, ſondern es muß ſich vielmehr auch im feſten Geſchiebe der Perioden Scene aus Scene entwickeln und vor die Anſchauung des Leſers hintreten. Die geſchmackloſe Einſchachtelungsmanier des Stils iſt gewöhnlich auch ein Fehler der Logik, daß verſchiedene Gedanken, deren jeder für ſich eine beſondere Auffaſſung und Behandlung erfordert, in demſelben Satz verbunden und vermiſcht werden. Ein neuer Gedanke muß immer eine neue Scene des Stils eröffnen, und daraus ergiebt ſich von ſelbſt die Nothwendigkeit, bald in längeren, bald in kürzeren Perioden zu ſchreiben. Mit jeder Periode beginnt ein neuer Athem auch für den Gedanken, und langathmige Perioden werden nur dann Schönheit und Berechtigung für ſich haben, wenn ſie von der Einheit des Gedankens, der ſie gerade umſpannt, feſt zuſammengehalten ſind. Oft werden aber Gedanken zu Zwiſchenſätzen gemacht, die einen neuen Athem erfordern, alſo einen neuen Satz anfangen

die Sarazenen plünderten und verwüsteten die Basilica des heiligen Paulus. Obwohl die neueren Zeiten beständig daran besserten, wiederherstellten und Neues dazu schufen, so war der großartige Bau doch schon zu Anfang dieses Jahrhunderts im Begriff, in Trümmer zu zerfallen, und erhielt sich kaum noch auf seinen alten Fundamenten. Auch andere Beunruhigungen noch erwuchsen in Rom aus der alten Basilica. In dem großen Schiff der Kirche, oberhalb der Säulen, befand sich in der Mauer die lange Reihe der Bildnisse aller Päpste, die auf dem Thron der Statthalterschaft Christi geherrscht. Es war zur Zeit Pius VII., und das römische Volk hatte mit Unruhe und Sorge gesehen, daß es in der Reihe der päpstlichen Bildnisse in St. Paul keinen Platz mehr gab, um das Portrait des Nachfolgers des Papstes Pius, welcher der zweihundertfünfundfunfzigste Papst war, aufzunehmen. Es herrschte darüber seit längerer Zeit eine große Niedergeschlagenheit in der ewigen Stadt, und man glaubte, daß die Herrschaft des Papstthums ihr Ende erreicht hätte in der christlichen Welt. Da erschallte plötzlich in der Nacht vom 15. zum 16. Juni 1823 die Nachricht durch Rom, daß St. Paul draußen vor den Mauern in Flammen stehe. In derselben Nacht lag Pius VII.

im Sterben und ſah ſeiner irdiſchen Auflöſung entgegen. Unruhige Fieberträume warfen ihn auf ſeinem Lager hinundher, und mit einem lauten ſchmerzlichen Geſchrei fuhr er aus ſeinen Phantaſien empor, denn ein Geſicht hatte ihm ein großes Unglück gezeigt, welches der römiſchen Kirche widerfahre. Um ſeinen Zuſtand zu ſchonen, ſagte man ihm nicht, daß es die Baſilica von St. Paul ſei, die draußen von dem zerſtörendſten Brande ergriffen worden. Und Pius VII. ſtarb dahin, ohne daß er von dem Ereigniß etwas erfahren hatte. Das Feuer war durch einige Arbeiter ausgekommen, die an der ſchadhaft gewordenen Bleibedachung von St. Paul ausbeſſerten, und mit ihren Kohlenbecken, deren ſie ſich bei der Arbeit bedienten, die Balken, welche das Dach trugen, in Brand ſteckten. Dieſe Balken waren Cedern vom Berge Libanon, die, nach dem Zeugniß alter Autoren, zum Bau der Baſilica geſandt worden, und in ihrem ſeit Jahrhunderten ausgetrockneten Holze begierig die Gluth auffingen, welche ſie als unaufhaltſame Flamme zwiſchen die Säulen der Kirche hinabwarfen. So ſtürzten die hundert und zwei und dreißig Säulen zuſammen, die in majeſtätiſcher Pracht, wie ein Wald von Marmor, hier geſtanden und das Innere der Kirche in ihren

verschiedenen Abtheilungen in wunderbarer Symmetrie gegliedert hatten. Die großartigen Mosaiken hinter den Altären schwärzten sich durch das Feuer, und zerbröckelten, und die Altäre stürzten um mit ihren Heiligenbildern und Crucifixen. Am andern Morgen lag die Kirche in einem ungeheuern Trümmerhaufen umher, dampfende Balken erfüllten die alte Basilica, und die von oben bis unten gespaltenen Säulen hatten sich an den Boden niedergeworfen und thürmten sich dort in grotesken Fragmenten übereinander. Darunter befanden sich die weltberühmten vier und zwanzig corinthischen Säulen, die aus einem einzigen Block von violettem Marmor waren und früher zu dem Mausoleum des Hadrian, der heutigen Engelsburg, gehört hatten, von wo sie zu dem Bau von St. Paul entführt worden waren.

Zur Wiederherstellung der Basilica wurden gleich nach dem Brande die größten Anstrengungen gemacht, und man sammelte in allen Ländern der katholischen Christenheit Geldbeiträge zu diesem kostspieligen Werk. In diesem Augenblick kann St. Paul in seinem Neubau fast für vollendet angesehen werden, der aber, obwohl die Kirche eigentlich nach dem alten ursprünglichen Bauplan wiederhergestellt werden sollte, doch

die wesentlichsten Abweichungen von demselben darbietet. Es ist hier überhaupt, ungeachtet der alterthümlichen und kirchlichen Ueberlieferungen, welche auch bei dem neuen Bau die Grundlagen geblieben sind, ein moderner Prunksaal entstanden, der die Unfähigkeit unserer Zeit zum Kirchenbau, man kann sagen, auf die glänzendste und pomphafteste Weise darthut. Die Basilica hat sich in einen Salon verwandelt, und dieser Eindruck macht sich, trotz der großartigen Säulenhalle, die hier wieder in den prächtigsten Formen emporgestiegen, geltend. An strahlender Schönheit, an feierlichem und hinreißendem Glanz kann diese Halle durch nichts Aehnliches übertroffen werden, aber aus der Kirche ist eine Luxusschöpfung geworden, und man fühlt sich so fern von jedem Heiligthum, daß man eher den Ball- oder Theatersaal eines reichen Banquiers, als die Stätte des christlichen Gottes und seiner Niederlassungen betreten zu haben glaubt.

Die Kraft, Kirchen zu bauen, war eine, bestimmten Zeiten vorbehaltene, innerliche und schöpferische, die in der heutigen Epoche verloren gegangen und welche sich entweder durch künstliche theoretische Nachbildungen ersetzt, die einen peinlichen und frostigen

Eindruck machen, oder die ſich zu ſolchen eiteln und äußerlichen Prachteffecten vergreift, wie es in dem heutigen St. Paul in der That als der eigentliche Charakter des Baues ſich zeigt. Die Architektur bedarf nicht minder der ſchaffenden Begeiſterung, als das Drama. Man muß von dem Zweck eines Gebäudes durchdrungen ſein, will man es angemeſſen bauen können. Die Skepſis baut Paläſte, Salons, Börſen, Fabriken, aber keine Kirchen, und die Kirchen, die in ſolchen Epochen entſtehen, nehmen faſt immer von der ſalonmäßigen Architektur etwas an und ſtehen häufig zwiſchen Palaſt, Fabrik und Börſe in der Mitte.

Der heutige Neubau von St. Paul wirkt ebenſo, wie die alte Baſilica, vornehmlich durch ſeine majeſtätiſche Säulenpracht, die uns beim Eintritt mit einem eigenthümlichen Eindruck umfängt. Unter dieſen Säulen befinden ſich mehrere antike, die alten Tempeln Roms und der Umgegend angehörten. Vier Säulen, die den Hauptaltar umſtehen, hat der Vicekönig von Aegypten dem vorigen Papſt Gregor XVI. zum Geſchenk geſandt. Die reichlich ausgeſtreuten Maſſen von Malachit und Lapis Lazuli, die überall in der Kirche verwandt ſind, hat der ruſſiſche Kaiſer

Nicolaus beigesteuert, der auch den Vatican und einige andere öffentliche Gebäude Roms damit schmücken half. In sehr gut gemalten Fresken sieht man die Lebensgeschichte des Apostels Paulus an den Wänden dargestellt. Unter dem Hauptaltar liegt die Asche des Apostels begraben, die man aus der alten, den ursprünglichen Kern des Gebäudes bildenden Gruft genommen, worin die fromme Lucina einst den geliebten Leichnam gebettet hatte. Das Altarbild über diesem Hauptaltare, das, wie die ganze Kirche, auf den Glanzeffect gearbeitet, ist von Agricola, der, im Verein mit Camuccini, die künstlerische Ausschmückung der heutigen Paulskirche übernommen hat. Auch die berühmte Sammlung der päpstlichen Bildnisse, die Leo der Große zuerst begonnen, ist aus der alten Basilica wieder aufgenommen worden, indem man die durch das Feuer verletzten restaurirt und die lange wunderbare Reihe dieser Köpfe bis auf den heutigen Tag ergänzt hat. So prangen diese Portraits, die oft den seltsamsten Gesichtsausdruck zeigen, wieder oben über der Gallerie der Säulen. Man erblickt darunter nicht lauter heilige und menschliche Physiognomieen, sondern die Schrecken der Hierarchie, die Schauder der berüchtigten Bluttage, welche die Kirche

angezettelt hat, ſind auf den Geſichtern mehrerer Päpſte ganz rückſichtslos und in den wildeſten und grellſten Zügen von den Malern ausgepinſelt worden. Einige Bemerkungen, die ich beim Anblick dieſer, alle Geheimniſſe der Papſtgeſchichte illuſtrirenden Portraits in meine Schreibtafel einzeichnete, gab einem hinzutretenden Sergeant Veranlaſſung, mich daran zu erinnern, daß dies verboten ſei. Dieſer Mahnung mußte gehorcht werden, obwohl erſichtlich war, daß der päpſtliche Sergeant mich mit einem Maler verwechſelt und bei der Eintragung meiner Notizen mich in dem Verdacht gehalten hatte, ich wollte irgend Etwas in der Kirche abzeichnen. Dies iſt in den römiſchen Kirchen, zur Plage der fremden Künſtler, ſtreng verboten. —

Aus der Kirche begaben wir uns in das benachbarte Kloſter, in welchem der Orden des heiligen Calixt wohnt, und das beſonders durch den reizenden Kloſterhof, der einen Augenblick lang das Mönchsleben als die heiterſte und anmuthigſte Idylle erſcheinen laſſen könnte, ungemein anziehend iſt. Die guten Mönche des heiligen Calixtus genießen aber hier einer beſonders ſchlechten Luft, die in der ganzen Umgegend von St. Paul in einem oft höchſt verderblichen

Grade herrſcht. Sie ſind daher genöthigt, jährlich vom Monat Mai ab ihr Kloſter und den Dienſt in der Paulskirche zu verlaſſen, und auf mehrere Monate ihre Sommer-Quartiere zu beziehen, welche in der römiſchen Vorſtadt Traſtevere liegen. Unter dieſer unruhigen und ſittenverderbten Bevölkerung befinden ſich die geiſtlichen Herren ſehr wohl, denn Traſtevere iſt, ungeachtet des unmoraliſchen Charakters ſeiner Bewohner, der am meiſten päpſtlich und kirchlich geſinnte Stadttheil von Rom, und übertrifft darin noch das Quartier Monti, das ebenfalls im ſtrengſten Geruch der Heiligkeit ſteht. Ungefähr fünf bis ſechs Mönche bleiben zur Obhut des Kloſters zurück, und wir ſahen dieſe Unglücklichen im Kloſterhof auf und nieder ſpazieren. Das Fieber, der unvermeidliche Dämon, den die Aria cattiva gebiert, ſchüttelte ihre Glieder, ſie ſahen bleich und abgezehrt aus, und vermochten ſich kaum auf ihren Füßen zu erhalten.

Zuweilen werden aber doch ſchöne und friſche Tage dazu benutzt, um in dem ſehr angenehmen Speiſeſaal des Kloſters, welchen der Papſt ſeiner Ausſicht wegen beſonders liebt, Feſtdiners zu veranſtalten. So gab Pius hier vor einigen Tagen dem Herzog von Modena das Abſchieds-Diner, bei dem alle Groß-

würdenträger des heutigen päpſtlichen Hofes verſammelt waren. Man glaubt nicht, daß der Herzog von Modena, der jetzt überall für die Verbreitung der Herrſchaft Oeſterreichs in Italien gewirkt, mit greifbaren Reſultaten von hier nach Neapel abgereiſt ſein wird. —

Wir gingen wieder hinaus auf die Straße, um unſere Fahrt fortzuſetzen und auf die alte Via Appia, die früher die bedeutendſte und berühmteſte aller um Rom führenden Straßen geweſen, hinüberzubiegen, deren mannigfache Erinnerungen und Denkmäler wir heut noch aufzuſuchen gedachten. Wir verließen die wunderbare Region der Märtyrer, in der wir bisher verweilt, und die in den alten Zeiten Roms ohne Zweifel die Gegend der armen und nothleidenden Bevölkerung geweſen, unter der das Chriſtenthum, als die Religion des Proletariats, am ausgiebigſten willkommen geheißen wurde, weshalb auch die Apoſtel hier vorzugsweiſe wirkten und darum auch an dieſem Ort ihrem Schickſal anheimfielen. Auf der alten Appiſchen Straße, der wir uns jetzt auf einem querwärts führenden Feldweg zuwandten, hatten wir nicht mehr die Erinnerungen an das alte Proletariat und Märtyrerthum zur Seite, ſondern wir betraten jetzt

die alte Gräberstraße Roms, an der sich damals die reichen Leute begraben und ihre letzte Ruhestätte mit den herrlichsten Monumenten bezeichnen ließen. Die alten, oft höchst prachtvollen Denkmäler der Todten, die zum Theil die großartigsten Ruinen rings umher darbieten, geleiten uns heute noch auf dieser Straße bis Albano und weiter hinaus, und dazu kommen die Trümmer so vieler alten burgenähnlichen Gebäude und Thürme, die hier früher, von Räubern aller Art zum Aufenthalt genommen, am Wege lagen, um uns jetzt tief im Schutt der vergangenen Jahrhunderte wandern zu lassen.

Die Appische Straße, welche einst ungeachtet ihrer Gräber die lebendigste Verkehrsader des alten Roms war, steht heut verlassen und überschüttet von ihren eigenen Ruinen da, welche ihre Marmortrümmer in wehmuthsvoller Pracht weit über alle Felder und Hügel verstreut haben. Die Straße selbst ist verfallen, die Zeit hat ganze Stücke weggeschwemmt und hier Abgründe und dort Erhöhungen geschaffen, die den Weg oft nur mit der größten Mühe zurücklegen lassen. Es ist eine ganze Welt von Ruinen, die uns hier umgiebt, und deren verwitterte, von Epheu üppig umschlungene Steine unter unsern Füßen so wunder-

müßten, und dies ist eine sehr häufige und aller Schönheit nachtheilige Mißformung, von der es bei den besten deutschen Schriftstellern Beispiele in Menge giebt. Bürger bestritt sogar die Lehre von der Einheit der Scene im Satze als etwas Unwesentliches *). freilich zu einer Zeit, wo die deutsche Prosa nur wenige und spärliche Oasen in ihrer sonstigen Wüstenei aufzuzeigen hatte.

Der Athem des Gedankens ist der Beweger der Perioden, er muß sie abtheilen, gliedern, messen, verbinden, selbst ihren Klang bestimmen. Daher sind die bloß syntaktischen Satztheorieen, wie sie häufig aufgestellt werden, neuerdings besonders von Herling in seiner sonst so verdienstlichen und gründlichen „Syntax der deutschen Sprache", eigentlich sehr unfruchtbar und zu Wenigem nütze. Auf der andern Seite aber darf die freie Schreibart nach dem Gedanken nicht aller organisch gegliederten Satzbildung sich enthoben meinen, und an das Extrem eines geistreichen Sanscülottenstils sich hingeben. Schriftsteller, wie Heine, Gutzkow,

*) Bürger's Lehrbuch des deutschen Stils, S. 292.

bar erklingen, als wollten ſie von der fernen grauen Zeit erzählen, in der ſie hier aufrecht ſtanden zu Tempeln, Denkmälern, Gräbern und Villen, und Großes geſehen haben, das nicht mehr iſt. Dieſe unendlichen Trümmerhaufen, die noch heut eine unerſchöpfliche Fülle von Leben in ſich bergen, haben an einer Stelle, wo ſie ſich am dichteſten und großartigſten übereinander thürmen, den Namen Roma vecchia vom Volke erhalten, als wenn man hier unter dieſen Maſſen der alten Steine an dem eigentlichen Kern der alten Roma ſtände, die hier unter den ſich drängenden Ruinen ihrer Größe ihre Beſtattung gefunden hat. Im Hintergrunde dieſer wunderbaren Gegend ſieht man am weſtlichen Himmel die Höhenzüge der Campagna ſich abzeichnen, deren Hirten oft bis in dieſe Gegend ihre Anſiedelungen vorſchieben. Sie bauen ſich aber hier keine Hütten, ſondern ſie klemmen ihre arme, halbnackte Exiſtenz in den alten Marmorgräbern und Denkmälern feſt, in deren Spalten ſie ihre Wohnung gefunden haben. Dieſe Geſtalten beleben von Zeit zu Zeit dieſe abgeſchiedene, nur der ſchattenhaften Vergangenheit angehörende Stätte, und erinnern durch ihr flüchtig an uns vorübertreibendes Bild, wie ein ſcheuer Blitz des Tages, der durch

eine Ruine fällt, an die Gegenwart, die mit neuen Geſchlechtern vor uns liegt. Plötzlich ſchallt uns vom Grabe der Cäcilia Metella her ein ſeltſamer, aus friſchen Kehlen naturvoll hervorſprudelnder Geſang entgegen. An dieſem gewaltigen Grabdenkmal, das faſt einem Feſtungswerk gleicht, wozu es auch im Mittelalter von den Gaetani benutzt worden, lagern eine Menge eigenthümlicher Geſtalten, in bunter Tracht und maleriſchem Aufzuge, die während der Raſt, welche ſie hier auf einer Wallfahrt genommen zu haben ſcheinen, ein wunderbar ertönendes Lied angeſtimmt haben. Wir erfahren von unſerm Führer, daß dies jene ſeltſamen Geſellen aus der Gebirgs-Umgegend von Rom ſind, die unter dem Namen der Pifferari ein ganz eigenthümliches Geſchlecht bilden und als Pfeifenbläſer und Ziegenhirten ihren idylliſchen Berufskreis erfüllen. In dieſen Leuten wurzelt mit ihrer Armuth zugleich ein tief religiöſer Sinn, den ſie in ihrer ganzen Lebensweiſe und in ihren Geſängen zu erkennen geben. In ihrem eigenthümlich übergeſchlagenen Mantel und dem ſpitz zugehenden Hut, den prallen, bis zum Knie gehenden Hoſen, und der buntfarbigen, knapp anliegenden, mit reichen Troddeln verſehenen Jacke, deren blanke Knöpfe in der Sonne

blitzten, an den Füßen Sandalen, ſo waren ſie wie durch die Magie eines neckiſchen Zauberers plötzlich an dieſer Stelle vor unſern Augen erſchienen. In dieſem Aufzuge ſieht man ſie in Rom, wohin ſie ſich zu gewiſſen Jahreszeiten in großer Anzahl begeben, auf allen Straßen und Plätzen erſcheinen. Sie treten gewöhnlich paarweiſe auf und ſtehen mit Dudelſack und Pfeife vor jedem Madonnenbilde ſtill, dem ſie ihre Grüße darbringen, mit Liedern, die ſo rührend und hinreißend ſind, daß ihnen die reichlichſten Gaben nicht fehlen können.

Der Geſang, den ſie jetzt am Grabmal der Metella anſtimmten, war der folgende bekannte, den wir nachher von befreundeter Hand aufgezeichnet erhielten:

Tu Vergine e figlia di Sant' Anna,
Che in ventre tuo portasti il buon Gesù.
E 'l partoristi sotto capanella,
Dove mangiava il bue e l'asinella.
Gli angeli chiamavan: Venite, Santi!
Nato è Gesù bambino alla capanna.
E San Giuseppe e Sant' Anastasia
Si trovarono al parto di Maria.
Venite tutti quanti voi pastori,
Venite a visitar nostro Signore!
La notte di Natale è tempo santo
Al padre, al Figliolo, e Spirito santo.
Quest' orazione, che abbiam cantata,
A Gesù bambino è rappresentata.

Dieſer Geſang ſchallte von dem alten Grabmal her in ergreifenden feierlichen Klängen durch die Gegend dahin. Die ſeltſamen Leute, denen wir uns jetzt näherten, und die ſich in maleriſchen Stellungen um das Grab der Metella gruppirt hatten, ſchienen hier ihre letzte Probe zu den Geſängen, mit denen ſie jetzt in Rom einziehen wollten, abgehalten zu haben, und neben ihnen ſtanden die Ueberreſte ihres Pilgermahls, an dem ſie ſich während dieſer Raſt erlabt hatten. Nach einer freundlichen Begrüßung, die zugleich nicht ganz ohne Speculation auf unſere Anerkennung für ihre Geſangsleiſtung war, brachen ſie in einem fröhlichen Getümmel auf und zogen von dannen, indem noch aus der Ferne in mehr und mehr entſchwindenden Lauten der rührende Chorus ihrer friſchen Naturſtimmen zu uns zurückdrang.

Wir lenkten unſere Blicke noch einmal auf den coloſſalen, auf viereckiger Baſis thronenden Rundbau zurück, in dem die Tochter des Metellus Creticus hier, wo die eigentliche Via Appia in alter Zeit ihren Anfang genommen, ihre ſchönen Glieder ſo pomphaft, und als ob dieſelben noch im Tode einer Vertheidigung durch ein ſo ſtarkes Feſtungswerk bedurft hätten, niedergelegt hat. Der darin aufgefundene Marmorſarg

der Cäcilia iſt ſeit einiger Zeit herausgenommen, und ſteht jetzt im Hofe des Palaſtes Farneſe. Den Feſtungscharakter des Grabmals hat man aber im Mittelalter vollkommen zu würdigen verſtanden, da man es damals ſogar mit Zinnen bedeckte und die Burg eines damaligen Baronen daran anbaute, die aber an Dauer und Leben nicht mit dem unbezwinglichen Kernbau des Grabmals, das ſich allen Zeiten gewachſen und trotzig überlegen gezeigt, zu wetteifern vermochte, wie ihre längſt davon abgefallenen und maleriſch umhergeſtreuten Trümmer noch in dieſem Augenblick dem Wanderer bekennen. Noch immer aber haben Zeit und Barbarenthum dies eigenthümliche Monument nicht zu erſchüttern verſtanden, das ſich nur den Ausbruch einiger Quadern in ſeiner Baſis hat gefallen laſſen müſſen, aber in ſeiner gegen achtzig Fuß emporſteigenden Höhe noch ungebrochen daſteht, und ſeinen mit Blumen und Stierſchädeln geſchmückten Fries, wegen deren es im Volke auch das „Ochſenhaupt," (capo di bove) genannt wird, mit thronendem Stolz aufrecht trägt.

Die Sonne brannte in heftiger Mittagsgluth auf allen dieſen Trümmermaſſen und Steingeſchieben, die uns hier im Wege lagen und die Fortſetzung unſerer

Wanderung erſchwerten. Wir wandten uns jetzt hinüber über den weiten großen Platz, der unſere Schritte bald in hohes dichtes Gras einwickelte, welches hier über den Ruinen, die einſt den Circus des Maxentius bildeten, ſo wild und üppig emporgeſchoſſen iſt. Dieſer alte Circus, deſſen großartige und merkwürdige Ueberreſte hier lange tief im Schooße der Erde gelegen, verdankt ſeine Wiederauferſtehung als Ruine dem patriotiſchen Eifer des berühmten Bandhändlers Torlonia, der, nachdem er wegen ſeiner Reichthümer zum Herzog von Bracciano erhoben worden, auch etwas für die Herrlichkeit des Vaterlandes thun zu müſſen glaubte, ohne dabei gerade auf das Herausſchlagen von Procenten zu rechnen. Es war dies der Vater des heutigen Banquiers und Fürſten Aleſſandro Torlonia, der dies Feld wahrſcheinlich für ein Billiges von dem Herzog von Caſſarelli, welcher früher der Beſitzer dieſer ganzen Strecke Landes war, ankaufte. Das ganze Feld wurde damals la Caffarella genannt, und Niemand hatte Luſt, die bedeutenden Koſten zur Ausgrabung dieſes Terrains aufzuwenden, obwohl man wußte, daß daſſelbe die herrlichſten Architekturen und Bildwerke an das Tageslicht heraufſenden könne. Der Herzog von Bracciano that, was kaum bei irgend

einer andern Nation von einem Privatmann für öffentliche Interessen geschehen ist. Er ließ auf seine Kosten das ungeheure Feld durchgraben und holte aus einer Tiefe von funfzehn Fuß unter der Erde den ungeheuern Circus des Maxentius hervor, der seit dem Jahre 1825 in seinen staunenswerthen Dimensionen und Resten hier zu Tage liegt. Der heutige Banquier Torlonia, Fürst Alessandro, der noch Eigenthümer dieses von seinem Vater ererbten Feldes geblieben, hat doch einigermaßen den finanziellen Vortheil der Familie wiedereinzubringen gesucht. Denn der Circus des Maxentius, wie schön und merkwürdig er auch immer sein mag, bringt doch nun einmal nichts ein, und es läßt sich kein Agio daraus machen. Alessandro Torlonia vermiethet darum jetzt das Feld ringsumher als Weideplatz, und man sieht Kühe und Schafe zu den Füßen der stolzesten Begrabenen, der Cäcilia Metella, und auf des Maxentius Circus, wo einst die Rennwagen unter dem Jubel von mehr als zwanzigtausend Zuschauern um die Spina herum brausend einherstürmten, in dem vollen Behagen der Nahrung auf und nieder traben.

Dieser Circus war einer der größten und prächtigsten, die das Alterthum kannte. Seine Länge be-

trägt funfzehnhundert und vierundzwanzig Fuß, und die Breite zweihundert und vierundvierzig, in welchem impoſanten Raumverhältniß ſich zehn Sitzreihen auf den ſchönſten Marmorquadern übereinander erhoben. Die Mauern, welche einſt dieſe Marmorſitze trugen, ſind faſt ganz aufgedeckt worden, und ebenſo erblickt man die Eingänge zu beiden Seiten der Schranken, durch welche die Schaaren der Zuſchauer den Circus betraten. Ein großes Thor macht ſich am untern Ende ſichtbar. Ein dritter Eingang, an der rechten Seitenwand, wird für die Porta Libitinaria oder Sandapilaria gehalten, durch welche diejenigen, die in den Kampfſpielen des Circus ihr Leben eingebüßt hatten, als Todte hinausgetragen wurden. Denn dieſe Kämpfe, die nicht ſelten auch mit Crocodillen und anderen wilden Thieren ſtattfanden, ſteigerten ſich durch den Ehrgeiz der Circusſpieler wie durch die Leidenſchaft der Zuſchauer oft genug zu einem tragiſchen Ausgang. Aber der Todte hatte ſeine eigene Pforte, durch welche er dann die Bahn des Kampfes verlaſſen mußte, und durch die kein Anderer ſeinen Ein- oder Ausgang zu nehmen brauchte. Denn die Alten, die in dem Tod überhaupt nur einen Makel ſahen, welcher dem Individuum widerfuhr, verſtanden es noch nicht, in dem

Todten den eigentlichen Sieger zu ehren, was die chriſtlichen Märtyrer Petrus und Paulus erſt ſpäter dem römiſchen Volke verkündeten. Der Todte war im Alterthum der, welcher unterlegen war und ſeine Ehre verloren hatte, und dieſe Weltanſicht, die eigentlich eine Circusanſicht war, und das ganze Leben nur zu einem Schauplatz von Fechterſpielern, Ringern und Thierkämpfern machte, drückt ſich auch in der den Todten ausſchließlich vorbehaltenen Pforte des Circus aus. Durch die Pforte der Todten wollte kein Anderer gehen, denn man hielt es für ein ſchlimmes Omen, ſich auf demſelben Wege mit ihnen zu begegnen. Leben und Tod, Untergang und Triumph, wurden bei den ſtolzen Römern wie zwei himmelweit von einander geſchiedene Welten räumlich und zeitlich geſondert. Sie erbauten deshalb auch in ihren Circken ein anderes Thor für den Triumphirenden, der im Kampfe den Sieg gewonnen hatte. Er allein war der Mann, der mit dem Leben auch die Ehre und den Ruhm davon getragen, und er ging nicht da, wo die Todten gehen, denn das hätte ihn befleckt, das hätte ihn an ſeinen Würden gekürzt. So ſcheint auch dort jener vierte Eingang des alten Circus in der Mitte des Halbkreiſes, mit welchem der Circus

ſchließt, die eigentliche Triumph-Pforte (Porta triumphalis) geweſen zu ſein, durch welche allein die Sieger, die mit ihren Wagen oder im Kampfſpiel triumphirt hatten, hinausfahren durften. Glück und Unglück, Sieg und Untergang, mieden ſich in dieſer Zeit ſo ängſtlich, wie Ehre und Schande. O Paulus und Petrus, auf der blutigen Märtyrerſtraße, die wir drüben durchſchritten, habt Ihr andere Lehren durch Euere Leiden beſiegelt! Aus dem abgeſchlagenen Haupt des guten Paulus ſahen wir dort drei friſche lebendige Quellen entſpringen, die uns vor Kurzem ihr ſtilles Lied von dem neuen Zuſammenhang zwiſchen Tod und Leben entgegenrieſelten. Dort, auf der chriſtlichen Märtyrerſtraße, gab es Triumphatoren des Todes, die als ſolche ſich gerühmt hatten, das wahre Leben für ſich und für die Anderen erworben zu haben. Hier, im alten Circus der Römer, ſind die Todten und die Triumphatoren ganz verſchiedene Leute, und das Thor, zu welchem der Eine hinausgeht, darf der Andere, um Unheil zu vermeiden, nicht berühren. Und die antike Gräberſtraße, die wir bis zu dieſer Stelle hinabgewandert ſind, zeigt mit ihren Prachtmonumenten doch nur das Beſtreben, dem Todten Paläſte zu bauen, und ihm damit die Ehre zurückzugeben, die er im Tode

Laube, Wienbarg und einige andere verläugnen in ihren kurzathmigen, rhapsodisch hingestellten Sätzen allzusehr das deutsche Element, und verdünnen unsere Sprachdarstellung ohne Noth zu der unperiodischen Schlagmanier der französischen. Es fehlt mehreren der genannten nur die gebildetere Periodisirung, denn der Gedanke legt sich nicht in assertorischer Aufstellung, sondern im dialektischen Periodengeflecht, auseinander. —

verloren. Denn es war ein Schimpf, das Leben eingebüßt zu haben, und dem Schattenreich des Hades verfallen zu ſein.

Im Innern des Zuſchauer-Raumes ragen noch die Trümmer eines Balcons hervor, der vielleicht die Loge der Kaiſerlichen Familie in dieſem Theater vorſtellte. Auch die Spina erblickt man, durch welche der Circus in zwei ungleiche Theile zerlegt wird. In ihrer Mitte ſtand einſt der Obelisk, welcher jetzt die Piazza Navona ziert. Hier bewegten ſich zu den anfeuernden Tönen der ſtürmiſchen Muſik die wetteifernden Rennwagen ihren Zielen zu, die man noch heut an dem äußerſten Ende der Spina bemerkbar gemacht ſieht. Hier entbrannten Schauluſt und Parteileidenſchaft zugleich in einem fröhlichen, wogenden Getümmel, und nach den vier Farben, Blau, Grün, Roth und Weiß, welche Nero für die Bekleidung der Wagenführer angeordnet hatte, benannten und zeichneten ſich die Parteien, die hier, oft mit wahren Wuthausbrüchen, an der Entſcheidung des Kampfes ſich betheiligten.

Wir wandten uns jetzt ſeitwärts und ſchlugen eine anmuthige Baum-Allee ein, die uns in langſamer Erhebung zu einem Hügel hinanführte. Hier ſteht ein

alter, mit modernem Bauwerk ausgeflickter Tempel, der früher dem Gott Bacchus geheiligt gewesen. Dieser Tempel ist, seines hohen Alters müde, bereits ziemlich tief in die Erde eingesunken, und man hat ihn durch Strebepfeiler gestützt, die aber dem alten, mit den Resten unverkennbarer Schönheit prangenden Bau die abschreckendste Mißform verliehen haben. So machen auch die alten herrlichen Marmorsäulen, zwischen denen ein neues Mauerwerk von Backsteinen aufgeführt ist, nur einen häßlichen, traurigen Eindruck. In diesem Hause wohnt ein alter Bauer mit seiner Familie, der als Custos der Alterthümer, welche diese Gegend einfaßt, hier eingesetzt worden ist. Er stand mit seinen Kindern, einer neugierigen und zudringlichen Bubenschaar, vor der Thür, und gab uns freundlichen Rath, auf welchem Wege wir am besten zu dem jetzt vor uns liegenden Hain der Nymphe Egeria hinabsteigen könnten. Denn wir hatten uns jetzt dem uralten wunderbaren Heiligthum genähert, in welchem einst diese von Weisheit und Liebe strahlende Nymphe den römischen König Numa Pompilius empfing, um ihm in ihren begeisternden Umarmungen die ersten Staats- und Cultus-Einrichtungen Roms, die Tribus und Curien, und was er sonst Alles einsetzte, zu offenbaren.

Der kleine maleriſch gewundene Berg führte uns in einer ſanften Abſtufung zu dem Hain hinunter, den Sage und Geſchichte mit ſo wunderbaren Erinnerungen umweben. Es iſt dies der heilige Eichenhain der Egeria und des Numa Pompilius, in welchem der alte König mit ſeiner Nymphe, an deren Buſen er politiſche Weisheit ſog, in geheimnißvollen Spaziergängen ſich erging. Dieſer Hain, der mitten auf dem Felde ſteht, ſcheint noch heut ſeine Wipfel mit einer beſonderen Feierlichkeit zu tragen, und man glaubt ihn von einem mythiſchen Glanz umfloſſen zu ſehen. Das Volk behauptet, daß er im Winter und Sommer grün bleibe und ſeine Zweige und Blätter nimmer aufhörten, im friſchen Glanz des Blühens ſich zu zeigen. Und wenn man rings um ſich her die kräftige Vegetation, den üppigen Reichthum an Blumen und Gräſern, das lebensvolle Rauſchen und Flüſtern der Bäume, das Träumen der ganzen Gegend in ihrer ſonnigen Schönheit und Fülle wahrnimmt, ſo muß man ſich verwundert geſtehen, daß dieſe märchenhafte Oaſe, der man hier plötzlich in der Einöde der Campagna begegnet iſt, nur durch den Zauber guter Geiſter hier entſtanden und ſo lange in dieſer warmen, ſtrahlenden Frühlingspracht erhalten und gepflegt wor-

den ſein kann. Man glaubt hier an die Mythe von König Numa und der Nymphe Egeria, und man naht noch heute den uralten Heiligthümern dieſes Platzes mit klopfendem Herzen und mit einer geweihten, allen Wundern der Vorzeit geöffneten Empfindung.

Das Thal, das ſich hier vor uns ausbreitet, wird noch heut Valle della Caffarella genannt, obwohl Alles das Eigenthum des Banquiers Torlonia iſt, auf dem wir uns hier bewegen. Das kleine, von Schilf und Rohr und dem üppigen Blättergewinde der Canna faſt überdeckte Gewäſſer, welches langſam und ſanft rieſelnd durch dieſes Thal zieht, iſt der Almo, mit dem wir uns an dieſem feierlichen Ort, auf den er ein beſonderes Anrecht zu haben ſcheint, wieder begegnen. Dieſer ſeltſame Bach war ſchon in alter Zeit hier der eigentliche Herr des Heiligthums, und die Grotte, welche dort unten am Fuße des Berges in reizender Einſamkeit liegt, wurde auch das Heiligthum des Almo genannt, obwohl es die Grotte der Egeria geweſen, in der dieſe Nymphe wohnte, und in deren trauliches Dunkel ſie ſich mit Numa Pompilius zurückzog, nachdem ſich Beide oben im Hain müde gewandert und, mit der Politik fertig, das Bedürfniß nach koſendem Ausruhen oder nach tieferen Offenba-

rungen in dem geheimnißvollen Schatten des kühlen Nymphäums unten empfunden hatten. Dies Nymphäum oder Brunnengebäude bewohnte Egeria offenbar in ihrer Eigenschaft als Quellnymphe des Almo, und die hohe Weisheit, die sie als politische Rathgeberin des römischen Königs zeigte, mag ihr vorzugsweise aus diesem Wasser zugekommen sein, in welchem die Glieder der geheimnißvollen und unbegreiflichen Naturgöttin Cybele jährlich von ihren Priestern gewaschen wurden. Das Wasser des kleinen räthselhaften Almo nahm davon sicherlich Bestandtheile in sich auf, welche, durch den Mund der Nymphe Egeria in ihren Schäferstunden mit Numa Pompilius offenbart, auf die ersten Gestaltungen des alten römischen Cultus und Staatswesens einwirkten. Es war dies der erste Einfluß der Maitressen auf die Politik, aber dieser Einfluß war hier noch ein sehr heilsamer, und die religiösen, politischen und socialen Grundordnungen des römischen Staats gingen aus ihm hervor. Die höchst moralische Nymphe des Almo setzte durch ihren königlichen Freund sogar die Heilighaltung der Ehe in Rom ein, sowie Frau von Maintenon zu Ludwigs des Vierzehnten Zeiten die Frömmigkeit der Messe zum guten Ton bei Hofe erhob. Denn die priesterlich-

moraliſche Geſetzgebung der Nymphe Egeria wurde durch ihre eigene Perſon nicht ganz genügend bekräftigt, da ſie mit einem in Rom wohlverheiratheten Mann, wie Numa Pompilius, welcher die Tochter des Tatius zur Frau hatte, ein geheimes Verhältniß in ihrem Hain und ihrer Grotte unterhielt.

Numa mag ſich auf einem Spaziergang in den Umgebungen Roms befunden haben, als er eines Tages in dem kühlen einſamen Thal, durch welches er träumeriſch und gedankenvoll hinirrte, die heimlich verborgene Grotte entdeckte. Es mag ihm damals ebenſo wunderbar zu Muthe geworden ſein, wie uns heut, wenn wir uns durch die dichten Epheuverſchlingungen und die üppigen Pflanzengehege, von denen der Eingang der Grotte verhüllt iſt, hindurcharbeiten, und nun plötzlich vor der in den Hügel gewölbten Höhle ſtehen, in der Alles den Sitz eines höheren reizenden Weſens, das geheime Boudoir einer gottgleichen Nymphe, ankündigte. Damals, als Numa Pompilius dies Abenteuer erlebte, trat ihm ohne Zweifel ſogleich die Nymphe Egeria ſelbſt entgegen, denn ſie war es, welche ſich ihm in ihrer nackten Schönheit, wie es Nymphen zu thun pflegen, mit dem liebeverheißenden Blick und der weisheitkündenden

Stirn, ernſt, hoheitsvoll und doch in lockender Zärtlichkeit und Hingebung, jetzt vorſtellte. Sie ſah es, daß er ihr nicht Ziegen, Lämmer, Milch und Oel darbrachte, womit den Nymphen gewöhnlich geopfert wurde, ſondern ſie bemerkte wohl, daß es ein König war, der ihr ein großes Herz und einen für die politiſche Machtbegründung Roms ausgerüſteten Sinn entgegenbrachte.

Sie führte ihn gewiß ſogleich in ihre Grotte hinein, in der es damals noch wohnlicher und vielleicht auch geräumiger geweſen ſein mag, als heutzutage. Egeria zog den Numa Pompilius ohne Zweifel ſofort in ihr geheimſtes Cabinet, zu dem ſich die Thür, wie man noch heut erkennen muß, unmittelbar hinter dem Altar geöffnet hatte, und das in das Innere des Hügels tief hineingebaut war. Hier hatte die göttliche Nymphe ihr Lager, auf dem ſie ſchönen Fremdlingen weiſſagte, und den Gürtel aller ihrer natürlichen und politiſchen Geheimniſſe ſich löſen ließ. Das Waſſer des Almo, das jetzt noch in die Grotte herabrieſelt, begleitete mit ſeinem kühlen Plätſchern dieſe entzückenden Offenbarungen.

Der Altar, den man noch heut an der Hinterwand der Grotte aufgerichtet ſieht, iſt mehrfach zer-

trümmert. Auf ihm liegt die halb zerstörte Statue des Flußgottes, der einst in diesem Nymphäum seinen schönsten Cultus sah. Ringsumher befeuchtet Freund Almo, der sich von diesem Ort Jahrtausende hindurch nicht hat trennen können, noch immer mit seinem krystallklaren Wasser, das aus den grünbemoosten Marmor-Rinnen herabträufelt, die uralten Steine. An den Wänden umher sieht man Nischen und Consolen, deren Götterbilder, die offenbar einst hier gestanden, von ihren Plätzen verschwunden sind. Die Stelle der Statuen haben jetzt feine, grüne Schlinggewächse eingenommen, welche sich in dichter Fülle und zudringlicher Geschäftigkeit, als wenn es so leicht wäre, selbst einen Gott zu überwachsen und in Vergessenheit zu bringen, hier ausgesponnen haben. Aber das Kraut, welches an allen Ecken und Enden der Grotte am üppigsten und vorlautesten emporgeschossen ist und auf seinen unaufhörlich in der Luft zitternden, rothbraunen kleinen Stengeln immer und immer weht und sich neigt, ist das bekannte Venushaar, das in dem alten Heiligthum jetzt Alles überwebt und mit seinem poetischen Namen das schöne Haar der Nymphe Egeria noch heut feiern will. Das Venushaar schmückt heut noch allein diese Grotte, aus der alle Götter verschwunden

ſind, und in der einſt die Liebe ſich mit dem Diadem der Weisheit ſchmückte.

Numa Pompilius blieb ſeitdem in den Banden der Egeria gefeſſelt, mit welcher er in ihrer heimlichen Grotte die neue römiſche Verfaſſung erzeugte. Ob es noch ganz dieſelbe Grotte iſt, in der ſie ihrer Zeit in Politik und Liebe beiſammen ſaßen, wurde durch die Alterthumsforſcher ſehr ſtark angezweifelt. Man hat beſonders darauf hingewieſen, daß die Conſtruction des Netzwerkes und die Backſteine der Mauern, wodurch die Wände und die Wölbung dieſer Höhle gebildet werden, auf eine ſpäte und ſchlechte Zeit der römiſchen Baukunſt hinzeigen. Aber dies kann uns in unſeren Gedanken nicht ſtören, denn der Rendezvousort des römiſchen Königs und ſeiner Nymphe hat vielleicht erſt in der Kaiſerzeit die Einfaſſung durch dieſe Mauern erhalten, welche die heutige Grotte bilden. Aber heilig gehalten wurde dieſer Ort ſchon ſeit uralter Zeit im Sinne des Numa Pompilius und der Egeria.

Ein Feigenbaum wächſt jetzt heraus aus dieſer ſchönen, von Erinnerungen und Träumen umſchwebten Grotte, und ſeine grünen Zweige und Blätter rühren ſich mit einem leiſen, ſeufzenden Geflüſter, als wüßten

ſie recht viel zu erzählen von den alten Geſchichten, die ſich einſt hier zugetragen haben, und von denen die alten Kragſteine unter dem Waſſergerieſel des Almo zu plaudern ſcheinen. Draußen über der Höhle ſteht eine Gruppe der ſchönſten Ulmen, die ſinnig lauſchend den Platz behüteten und uns ihre Blüthenbüſchel entgegenſchüttelten.

Wir waren wieder aus der Grotte hinausgetreten, und ließen unſere Blicke über die herrliche Gegend hinſchweifen, die mit ihren ſanften, das Gemüth bewegenden Reizen ſich vor uns ausbreitete. Gegenüber lagen uns die maleriſchen Höhenzüge von Frascati, die in wunderbarer duftiger Bläue in den lieblichſten Formen mit dem Horizont zuſammenfließen. Es iſt der zauberiſch ſchöne Abhang des Sabinergebirges, das ſich in ſeiner anmuthigen Schönheit vor uns lagert. Rings um uns her prangen üppige Getraidefelder, die in der Laſt ihres Segens auf und nieder wogen. Weiter unten im Thal, wo in den ſaftigen braungrünen Wieſengründen unzählige kleine Blumen ſprießen, ſitzt am Fuße eines Hügels ein einſamer Maler, der hier über Anemonen und Maaßlieb ſein kleines Wandel-Atelier aufgeſchlagen hat, und

7.

Man könnte zweifeln, ob die heutige moderne Prosa, die bloß den Gedanken schreibt und durchaus keine rhetorischen Toilettenkünste mehr anwendet, noch um die Schönheit sich zu bekümmern habe? Was in den Handbüchern des deutschen Stils zur Gesetzgebung schöner Schreibart überliefert wird, ist allerdings ein unbrauchbarer Plunder geworden, aber auch von jeher gewesen. Die bisherige Stillehre war immer rhetorisch und oratorisch, und deshalb falsch,.. und vielmehr die Geschmacklosigkeit als den Geschmack bildend, Schönrednerei erzeugend, aber nicht schöne Darstellung. Unter allen Intentionen des menschlichen Geistes ist die Rhetorik die abgeschmackteste, besonders wenn sie, wie in Deutschland, nur einen

die ſchönſte Situation von Hain und Grotte für ſein Skizzenbuch aufnimmt.

Die römiſchen Künſtler haben dieſes Thal überhaupt zu ihrem Lieblingsaufenthalte erkoren. Im Carneval kommen ſie in Masken hierher, und ſchlagen im heiligen Hain der Egeria Tafeln auf, an denen ſie ſich zum luſtigen Mahl niederlaſſen. Nachher wird ein fröhlicher Umzug unter Scherzen und Geſängen durch den Eichenhain gehalten, und dann feierlich zur Grotte der Nymphe hinabgeſtiegen, wo das künſtleriſche Völkchen ihr phantaſtiſche Huldigungen aller Art darbringt. Es geſchieht dies gewöhnlich um die Zeit der Oſtern, zur Nachfeier des eigentlichen Carnevals von Rom.

Auch im Winter ziehen ſich gewiſſe Vergnügungen vorzugsweiſe hierher in das einſame Thal der Egeria. Die Engländer veranſtalten hier ihre ſchönſten Fuchsjagden, und Berg und Thal hallen dann wieder von dem Halloh der ſtolzen und vierſchrötigen Söhne Albions, die ſich kein Gewiſſen daraus machen, die Ruhe der Nymphe im Thal durch ihr fürchterliches Geſchrei und das Knallen ihrer Büchſen zu ſtören.

Wir begaben uns jetzt wieder zur Appiſchen Straße zurück, wo wir noch einige Beſuche zu machen

hatten, die uns längſt am Herzen gelegen. Zuerſt war es das alte Grabmal der Scipionen, das links von der Via Appia in der Vigna Saſſi ſteht, welchem wir uns zuwandten, und deſſen alte Heldengräber wir in dem nächtlichen Dunkel dieſer merkwürdigen Gruft aufſuchen wollten. Ein auf die Antike dreſſirter Bummler, der hier als Cuſtode eingeſetzt war, führte uns mit einem ziemlich ſpärlichen Licht durch die unterirdiſchen Gänge des alten Grabmals, in dem aber nur die Inſchriften zu finden ſind, welche auf die Stellen hinweiſen, wo hier einſt die Gräber der großen Scipionen geſtanden. Der Papſt Pius VI., nachdem er ſich der Ausgrabungen dieſer alten, zuerſt im Jahre 1780 geöffneten Gruftſtätte bemächtigt, gedachte nur die Leidenſchaft für ſein Muſeum mit den hier aufgefundenen Denkmälern und Sarkophagen zu befriedigen. Die altrömiſchen Helden aber, welche hier mehr als zwei Jahrtauſende hindurch im Frieden ihrer Marmorgräber geruht, ließ der chriſtliche Papſt auf die Straße hinausſchütten, und die Gebeine eines der anſehnlichſten und herrlichſten Geſchlechter des alten Roms, deren Namen und Thaten in der Geſchichte geglänzt, ſtäubten am Wege umher, den Lüften der neuen Zeit preisgegeben. Der Papſt hatte kein

chriſtliches Herz für die Aſche der antiken Helden, aber wie einſt die fromme Matrone Lucina die Gebeine des Apoſtels Paulus ſammelte, um ihnen in den Kellern ihres Landgutes eine Gruft zu wölben, ſo war es der venetianiſche Senator Quirini, welcher die Aſche der Scipionen ſorgfältig auflas und ihnen in ſeiner Villa zu Padua ein Denkmal errichtete. Aber die für das Muſeum entleerte Gruft in der Vigna Saſſi wurde, nachdem ihre Zerſtörung vollendet worden, von den Beſitzern des Weinberges wieder reſtaurirt, und ſelbſt die aus der Mauer weggenommenen Grabſchriften wurden in Copieen erſetzt, welche man, den alten genau ähnlich, an derſelben Stelle in der Mauer einfügte.

Unſer Bummler, eine Figur von ächt komiſchem Gepräge, kannte alle Scipionen, die einſt in dieſem labyrinthiſchen Grabdenkmal geruht, ganz genau, und er gebärdete ſich durchaus wie ihr perſönlicher Freund und Gönner, der von allen ihren Verhältniſſen wußte, und mit ihnen einſt auf dem vertrauteſten Fuß gelebt zu haben ſchien. Wir würden ihn für einen Alterthumskenner von Fach gehalten haben, wenn nicht Alles an ihm den Bauer verkündet hätte, der, zur Belohnung für ſeine eifrigen Dienſte in der Vigna,

nun mit der Aufſicht über das alte Monument betraut worden war. Aber die Umwandlung in einen tiefgelehrten Archäologen hatte er an ſich mit der täuſchendſten Vollendung vollbracht. Er kannte den Scipio Barbatus und ſeinen Sohn, den Eroberer von Corſica, ebenſo genau, wie den Scipio Aſiaticus und Scipio Africanus, und über Alles, was ſie betraf, wußte er mit dem Ausdruck der liſtigſten Schlauheit, die in ſeinen ſchwarzen Augen glänzte, Auskunft zu geben. Er bedauerte nur, mit einigen halbunterdrückten Flüchen, daß ihm die Aſche dieſer alten Signori abhanden gekommen, aber lachend und mit einer poſſenhaften Gebärde ſetzte er hinzu, daß er nun einmal nicht damit aufwarten könne, denn ein Schelm gebe mehr als er habe und ein Papſt ſei im Grunde mehr, als alle Scipionen zuſammen genommen.

Unſere Fahrt fortſetzend, gelangten wir jetzt vor der kleinen Kirche Domine quo vadis an, die auch den Namen S. Maria delle Piante führt und zur Linken der Via Appia ſteht, wo ſie uns plötzlich, die chriſtliche Märtyrer-Legende wieder aufnehmend, von der wir auf unſerer heutigen Wanderung ausgegangen waren, mit dem ſeltſamen Glanz ihrer Sage in den Weg tritt. Die Kirche: „Herr, wohin gehſt Du?“

iſt ihrer Bauart und ihrem geringen Umfange nach mehr eine Kapelle als eine Kirche zu nennen, aber je enger der Raum iſt, den man hier betritt, um ſo inniger fühlt man ſich darin von der eigenthümlichen Legende umfangen, die ihren eben ſo rührenden als zweiſchneidigen Sinn in dieſen alten Mauern ausgedrückt hat, und deren ſcharfe Bedeutung noch heut eine Wahrheit iſt, die ſich in allen Zuſtänden des römiſchen Kirchenweſens und Prieſterthums abſpiegelt und beſtätigt.

Auf dieſer Stelle an der Appiſchen Straße war es, wo Petrus einſt auf wunderbare Weiſe dem Heiland begegnete, und dieſer Begegnung wurde die Kirche: „Herr, wohin gehſt Du?“ gebaut und geweiht. Wenn man dieſe Kirche betritt, wird man ſogleich von den großen Frescobildern an den Mauern empfangen, welche zur Linken und Rechten des Eingangs Chriſtus und Petrus ſich gegenüber zeigen. Es war in der erſten Frühe des Morgens, als der Apoſtel Petrus fliehend auf die Landſtraße hinausgeirrt war und das Gefängniß, in dem er in Rom geſeſſen, verlaſſen hatte. Denn die Stunde des Petrus war gekommen, die auch ihn, wie ſeinen Freund Paulus, in den Märtyrertod jagen wollte. Und Petrus hatte

in einer kleinmüthigen Stunde gefühlt, daß er nicht im Stande ſein werde, dieſen Tod, den Paulus vor ihm geſtorben war, zu erleiden. Als der Hahn zu krähen begann, ein Ton, der für den Petrus bekanntlich etwas Gefährliches hatte und alle Angſt und Unſchlüſſigkeit ſeiner Creatur in ihm wachrief, brach Petrus ſeine Feſſeln und entfloh.

Als er vor den Thoren der Stadt auf der Via Appia angekommen war, trat ihm aus dem glänzenden Nebel des Frühmorgens Chriſtus entgegen. Es war der Herr und Heiland ſelbſt, den er in Jeruſalem hatte kreuzigen und gen Himmel fahren ſehen, und der jetzt mit eiligen Wanderſchritten auf ihn zukam. Der gute Petrus, ſich in ſeinem Gewiſſen ertappt fühlend, ſchrak heftig zuſammen, denn es kam ihm jetzt vor, als müſſe ihm der Herr ſelbſt zürnen wegen dieſer Flucht, durch die er ſich dem chriſtlichen Märtyrertode in Rom entzöge. Und Chriſtus ſah ihn ernſt und ſtrafend an, und der Jünger ſagte zitternd: Herr, wohin geheſt Du? (Domine, quo vadis?) Petrus fragte nicht: Herr, woher kommſt Du? Denn daß der Heiland ſeinen Himmel wieder verlaſſen, fiel ihm nicht ſo ſehr auf, als die Richtung, welche Chriſtus bei ſeiner neuen Wanderung auf

Erden eingeſchlagen hatte. Chriſtus ſchien ja geradewegs nach Rom zu eilen, von wo Petrus mit Zurücklaſſung ſeiner Feſſeln eben aufgebrochen war. Dies gerade machte ihn ſtutzig und ängſtigte ihn, und mit demüthig flehender Stimme ſagte er: Herr, wohin geheſt Du?

Chriſtus blieb ihm gegenüber ſtehen, betrachtete den Petrus, und ſagte: Ich gehe nach Rom, um zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden. (Venio Romam, iterum crucifigi!)

Beide ſieht man in dieſer Begegnung in lebensgroßen Frescogeſtalten dort an der Mauer ſtehen. Die Zeichnung iſt kräftig, großartig, und dieſem bedeutungsvollen Moment angemeſſen, und die Malerei iſt mit ihren ſtarken, wahrheitsgetreuen Zügen der wunderbaren Legende zu Hülfe gekommen. Jene Worte, welche Chriſtus und Petrus an dieſem Scheidewege miteinander gewechſelt, flattern als Inſchriften um ihre Köpfe.

Petrus ſoll von dieſen Worten ſeines Herrn und Heilandes ſogleich auf das Reuigſte ergriffen worden ſein. Er fühlte die ganze ſchwere Laſt des Vorwurfes auf ſeinem Herzen ruhen, und an dieſer Stelle kehrte er ſich um, denn es trieb ihn, nun

geradewegs wieder nach Rom zurückzukehren. Chriſtus wollte nach Rom gehen, um ſich zum zweiten Mal dort kreuzigen zu laſſen, und Er, Petrus, war vor dem Märtyrertode geflohen, durch den allein das neue Heil der Welt zu beſiegeln war!

Voll Scham und Schmerz trat er den Rückweg nach Rom an, und begab ſich von ſelbſt wieder in ſein Gefängniß, um ſich von neuem ſeine Feſſeln anlegen zu laſſen. Freudig und muthig ging er jetzt in den Märtyrertod ein, der ihn einige Monate ſpäter, als ihn Paulus erlitten, in demſelben Jahre 67 traf.

Die Legende hält immer auf Gründlichkeit, je kühner und ſeltſamer ſie gedichtet hat, und ſo blieben auch die Fußſtapfen, welche Chriſtus in den Stein eingedrückt, als er an dieſer Stelle dem Petrus erſchienen war, aufbewahrt. Der ächte Stein, an dem dieſes beweiskräftige Mirakel geſchehen, iſt aber nach der Kirche S. Sebaſtiano gebracht worden, wo er noch heut Jedermann gezeigt wird. Hier in Domine quo vadis erblickt man ſeltſamer Weiſe nur eine Copie davon, die, von einem eiſernen Gitter umgeben, für die Gläubigen ausgeſtellt iſt.

Wo eigentlich das Gefängniß des Apoſtels Petrus ſich befunden, in dem man ihn zu Rom gefangen

gehalten hatte, iſt vielfach Gegenſtand des Streites für die heilige Archäologie geweſen. Die Sage hat ſich für das Mamertiniſche Gefängniß entſchieden, das noch heut am öſtlichen Abhange des Capitols liegt und auch den Namen S. Pietro in carcere führt. Hier ſchmachtete der heilige Petrus in harter Kerkerpein, und wenn man dieſe ſchrecklichen Räume heut erblickt, kann man ſich nicht wundern, daß die Seele des Apoſtels heruntergedrückt wurde und er einen Augenblick lang die Größe des chriſtlichen Märtyrertodes nicht mehr faſſen konnte. Die kleine, niedere, von ſchwarzem Dunkel und entſetzlichen Dünſten erfüllte Kammer, welche ſich unter dem Dach des Mamertiner Gefängniſſes befindet, ſoll dieſer Kerker des Petrus geweſen ſein. Ein tückiſches Grauen umwebt noch heut dieſen Ort, obwohl das abſcheuliche Cabinet jetzt ein Oratorium geworden iſt, dem heiligen Petrus geweiht. Aber an den ſchwarzen Wänden hängen noch jetzt Dolche, Piſtolen, Meſſer und Marterwerkzeuge aller Art umher, neben frommen Sprüchen und Gelübden, die auf mehreren Votivtafeln niedergelegt worden. Aber Petrus hatte einen wackeren Kerkermeiſter, der in dieſer ſchauerlichen Todeskammer ein menſchliches Herz gegen ihn zeigte. Dieſer Kerker-

meiſter, der ein Römer war und ein Chriſt zu werden verdiente, mag den Ausbruch des Petrus aus ſeinem Gefängniß begünſtigt haben. Als aber Petrus, nachdem er dem Heiland an der Appiſchen Straße begegnet war, jetzt mit neuem Muth, und erkräftigt in der hohen Idee des Martyrthums, wieder zurückgekommen war in dieſe Zelle, ließ er ſich von ſeinem Freund die Ketten wieder anlegen, die ihm jetzt wunderbar leicht dünkten. Eine neue Kraft durchrieſelte alle ſeine Glieder, und wie im Entzücken berührte er mit dem gefeſſelten Arm die Mauer ſeines Gefängniſſes. Und von dieſer Berührung ſpringt eine friſche Quelle aus der Wand, die ihn heiter grüßt und mit ihrer Silberwelle den ſchwarzen Nebel des Kerkers durchbricht. Die chriſtliche Sage, die, wie ihre ganze Religion, gern unter Thränen lächelt, ſtrebt hier nach einer gewiſſen künſtleriſchen Symmetrie, mit der ſie die Legende von Peter und Paul abrundet. Der Märtyrer Petrus mußte auch ſeine Quelle haben, nachdem aus dem abgeſchlagenen Haupte des Paulus die drei Quellen, von denen wir im Märtyrer-Thal gekoſtet hatten, hervorgeſprudelt waren. Petrus aber tauchte jetzt ſeine Hand in dieſe Quelle, und taufte daraus ſeinen Kerkermeiſter, der längſt verdient hatte,

schulmeisterlichen Charakter, aber keinen öffentlichen an sich trägt. Die Bildung der Völker befindet sich auf einer Stufe des Bewußtseins, wo man sich nicht mehr durch stilistische Figuren und sogenannte Redekünste bereden, überzeugen und imponiren lassen kann, sondern nur durch die Sache selbst und ihre gedankengemäße Veranschaulichung. Die Redekunst ist heutzutage in die Auffassung übergegangen, und selbst die öffentliche Debatte, wo sie wirksam ist, sicht, statt mit der Rhetorik der Formen, mit der Diplomatik des Gedankens.

Eine solche Klingprosa, wie sie z. B. Engel schrieb, hat lange Zeit für ein Muster bei uns gegolten, und man ließ es sich gefallen, daß durch tönende Stellung der Wörter und kostbare Wendungen der Mangel an Gedanken gewissermaßen übertäubt wurde. Man bedachte nicht, daß ein Bettler, der sich in einen gefundenen Purpur einhüllt, kein Recht zu solchem Aufwand hat, sondern nur um so widerwärtiger an seine Blöße damit erinnert. Nur der Schmuck, den jeder Gedanke mit sich auf die Welt bringt, ist ihm zuständig

ein Chriſt zu ſein. Dieſe Quelle fließt noch am heutigen Tage dort in dem Mamertiniſchen Gefängniß.

Und wahr muß Alles geweſen ſein, denn vor einigen Tagen ſahen wir auch die Ketten und Banden, in welchen Petrus erſt in Jeruſalem, und dann in Rom gelegen. Dort, in der alten Kirche S. Pietro in Vincoli auf dem Esquilin, zu der uns neulich die vor der Thür ſtehende grüne Palme hineinlockte, werden die Ketten von Jeruſalem und von Rom aufbewahrt, die ſich durch ein nicht geringes Wunder zu Einer in einander verſchmolzen haben, als der Papſt Leo I. ſie beide zuſammen in ſeiner Hand hielt. Hier wird am erſten Auguſt das Feſt der Ketten des heiligen Petrus gefeiert, und die Ketten werden dann von den Gläubigen inbrünſtig geküßt. Feilſpähne von dieſen Ketten theilten früher die Päpſte reichlich aus, und machten damit den Fürſten, welche ſelbſt die Ketten Roms trugen, troſtreiche Geſchenke. Neulich ſahen wir hier den Herzog von Modena mit ſeiner Gemahlin, der auf einer Rundfahrt zu allen Reliquien Roms begriffen war, und hier in einer feierlichen Ceremonie die Ketten des Petrus küßte, nachdem er im Lateran die Schädel der beiden Apoſtel geküßt hatte.

Alle dieſe Märtyrer-Reliquien in Rom, zu denen ſich auch noch ein Stück Holz vom Kreuze Chriſti geſellt, erinnern uns beſtändig daran, daß hier die eigentliche Leidensſtätte von Chriſtus geweſen. Das Martyrium der chriſtlichen Religion, das der Qualen und Schmerzen bedurfte, um das neue Heil zu ſtiften, hatte in Rom ſeinen Mittelpunkt gefunden, und dies war die erſte Anwartſchaft auf die Herrſchaft Roms über die Chriſtenheit geweſen. Es ſchien deshalb auch nothwendig für die Sache des Chriſtenthums zu ſein, daß Petrus der Kreuzigung in Rom ſich nicht entzog, ſondern ebenfalls auf dieſem Theater der Märtyrer ſeine Rolle blutig beſiegeln ſollte. Darum trieb ihn Chriſtus, als er dem Fliehenden an der Appiſchen Straße begegnete, mit den wunderbaren Worten wieder zurück, daß er ſelbſt nach Rom komme, um zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden. Es war dies ſicherlich nicht bloß ein ſchneidendes Bonmot gegen den Jünger, welches ihn durch das Beiſpiel des hohen Meiſters beſchämen ſollte. Auch hätte die Sache, woran die Legende nicht gedacht hat, dem Petrus bei einigem Beſinnen unwahrſcheinlich vorkommen müſſen, denn zweimal konnte ſich der Herr unmöglich kreuzigen laſſen, da er ſonſt ſeine erſte Kreuzigung discreditirt

hätte, wenn ſie noch zum zweiten Mal nöthig und möglich geworden wäre. Aber daß Rom der Ort ſei, wo ſie den Herrn noch oft und vielmals an das Kreuz ſchlagen würden, gab Chriſtus durch dies merkwürdige Wort deutlich zu verſtehen. Das Wort trug zugleich eine prophetiſche Bedeutung in ſich, und zeigte im Geiſte auf die römiſche Hierarchie hin, die einſt in dieſer Stadt, mit dem Gefolge ihrer Prieſter und mit ihrer ganzen Pfaffenwirthſchaft, emporſteigen würde.

Jeder Blick auf die geiſtlichen Zuſtände Roms, wie ſie ſich ſeit der Gründung der römiſchen Kirche bis auf den heutigen Tag gezeigt haben, muß an das Wort erinnern, welches Chriſtus an der Appiſchen Straße zu Petrus geſprochen, indem er ſagte, daß er nach Rom komme, um zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden. Dante, Boccaccio und Machiavelli haben von der Lebensweiſe, den Sitten und dem religiöſen Geiſt des römiſchen Clerus ſchon in ihrer Zeit Schilderungen gegeben, die eine Verwilderung ohne Gleichen, wie ſie kein anderer Stand je in der menſchlichen Geſellſchaft dargeboten, vor Augen führen. Als Urſache, daß die Kirche von Rom dermaßen in Koth und Schmutz und Verfall verſunken („cade nel fango e se brutta e la some") führt Dante im Fegefeuer der Göttlichen

Komödie die an, daß dies Kirchenwesen zwei Herrschaften, die geistliche und die weltliche, in sich zu verschmelzen gestrebt habe. Aus der weltlichen Herrschsucht der römischen Kirche stammte auch die Verweltlichung ihrer Priester, die in sinnlicher Lebesucht und in der Kunst der Intrigue, durch welche sie sich alle Genüsse und Reichthümer der Erde zu verschaffen wußten, es bald allen andern Ständen in Italien zuvorthaten. Die Leidenschaften und Verbrechen des römischen Clerus, aus denen schon Boccaccio seine üppigsten und schneidendsten Novellen wob, sind seit vielen Jahrhunderten unverändert dieselben geblieben, und noch heut setzen sich die pikantesten Masken des italienischen Lebens aus den Gestalten der Priester, aus ihrer Weltlust und ihren Abenteuern zusammen. Mit großer Beweglichkeit und Energie haben es die Geistlichen verstanden, alle ihre Positionen in der Gesellschaft zu behaupten, die sie von Anfang an hier inne gehabt, und wenn auch ihre persönliche Autorität und die ganze kirchliche Weihe ihres Standes in Italien, und besonders in Rom, mehr und mehr gelitten, so haben sie doch als Männer der Intrigue, als Freunde und Beistände der Frauen, ihre Macht keineswegs verringert gesehen. Die Priester sind jetzt

die eigentlichen Viveurs von Rom, und wer die Pariſer Lebemänner auch in der ewigen Stadt wiederfinden will, kann ſie nur unter dem ſchwarzen Talar der frommen Patres ſuchen. Der wellheitere und höchſt behäbige Ausdruck auf dem Geſicht dieſer Prieſter, das in der Regel weit entfernt von dem ſalbungsvollen und heuchleriſchen Ernſt ſo vieler proteſtantiſchen Geiſtlichen iſt, ſpricht es offen genug aus, welchen freien Standpunkt zur Welt der römiſche Clerus inne hat. Nicht minder beweiſen aber auch die ſocialen Zuſtände in Rom, daß die Verbrechen des Clerus auf eine erſchreckende Weiſe zugenommen haben, und die kriminaliſtiſche Statiſtik des Landes täglich mit neuen, oft höchſt unnatürlichen und Schauder erregenden Thatſachen vermehren. Obwohl ſich die geiſtlichen Gerichte alle Mühe geben, Dinge dieſer Art mit einem Schleier zu umhüllen, ſo werden doch oft die größten Abſcheulichkeiten im Volke bekannt und werden ihrerſeits wieder Urſache, daß der Reſpekt gegen die Geiſtlichkeit immer tiefer ſinkt und aus ihrer Mißachtung auch Verbrechen aller Art gegen ihre Perſonen und ihr Eigenthum entſtehen. Beſonders in den Landdiſtrikten um Rom fallen jetzt täglich Gräuel aller Art vor, und während die Prieſter Unheil und

Unsitte und selbst Mord in den Familien verbreiten, fallen ihnen die Diebe in ihr Haus und rauben ihnen, von der Weihe des Priesterhauses nicht mehr zurückgeschreckt, alle ihre Geräthschaften und Kostbarkeiten, wovon noch heut ebenso seltsame und tragikomische Beispiele sich ereignen, als sie Boccaccio vor mehr als fünfhundert Jahren in den Novellen des Decamerone erzählte.

In diesen unwillkürlichen Erinnerungen beurlaubten wir uns von der großen, ernsten, strengen Gestalt, in der Christus an den Wänden der seltsamen Kapelle Domine quo vadis uns gegenüberstand. Das Frescobild schaute uns mit seinen starken, vielbedeutsamen Zügen an, und sein Wort, daß er sich zu seiner erneuten Kreuzigung nach Rom begeben, schien uns wie in einer düsteren Flammenschrift entgegenzuleuchten. Einen großen Kontrast zu diesem in der Unendlichkeit seines Leidens einherschreitenden Christus bildete der heroisch tapfere und siegbewußte Christus des Michel Angelo, von dem wir jetzt im Hintergrunde der Kirche das Modell stehen sahen, welches zu dem Originalwerk in der Kirche Minerva gedient hatte. Michel Angelo war kein Künstler des christlichen Schmerzes, und die herrliche antike Göttergestalt, zu der er seinen

Heiland geformt hat, konnte nicht durch Leiden und Schmach triumphiren, sondern die Glorie konnte ihr nur aus ihrer prallen, Alles besiegenden Gewaltigkeit und Muskulatur entstehen, in der sie der große Buonarotti dort geschaffen hat. Mit Ausnahme einiger Lineamente des Gesichts und der Gestalt, die vom Christenthum zerfressen und geistig durchgearbeitet scheinen, ist in diesem Christus nur das jauchzend schwellende Dasein eines sich Gott fühlenden Körpers ausgedrückt. Dieser triumphirende Christ des Michel Angelo und dort der Christ der Legende, mit dem ihn überschattenden Ernst des Kreuzestodes, stellen zu einander denselben eigenthümlichen Gegensatz dar, den die kleine Peterskirche, welche sich die Legende hier an der Appischen Straße gebildet, zu dem großen Riesen-Dom St. Peter beim päpstlichen Vatican bildet. Hier beim „Herr, wohin gehst Du" hat sich über dem Petrus und seinem Herrn die von Schmerz und Leid überströmende Sage zu einem kleinen Kirchendach gewölbt, das demüthig und entsagend an der Heerstraße trauert. In dieser Gestalt war Petrus noch der arme Märtyrer, der den Muth verloren hatte, und der sich zu dem schmählichen Tod erst entschließen konnte, nachdem sein Herr und Meister ihm noch einmal erschienen

war. Aber auf der Märtyrerſtätte ſelbſt, im Neroniſchen Circus, wo Petrus gelitten hatte, war dann S. Pietro in Vaticano, die großmächtige Kirche der Hierarchie, in der nur Herrſchaft und Triumph und Ueberwältigung verkündet worden, entſtanden. Hier war über den Gebeinen des Apoſtels Petrus die päpſtliche Machtherrſchaft in aller ihrer Pracht und in der heidniſchen Gliederung, in der Michel Angelo den Chriſt ſelbſt erſchuf, aufgerichtet worden. Als armer flüchtiger Knecht an der Heerſtraße war er uns viel liebenswürdiger erſchienen, als in ſeinem weltgebietenden Prunk, den er nachher am Vatican angezogen, und der ihn zum Erbauer der chriſtlichen Kirche und zum Herrſcher der Chriſtenheit gemacht hatte.

III.

Pius IX. und die Männer der italieniſchen Revolution.

Der Papſt Pius IX. iſt durchaus ein Kind des revolutionnairen Jahrhunderts, das ihn ſchon bei ſeiner Geburt mit ſeinen vollſten Wogen umrauſchte. Im Jahre 1792 war Joſeph Maria Graf von Maſtai Ferretti in Sinigaglia, einer kleinen, in der päpſtlichen Legation Urbino-Peſaro gelegenen Seeſtadt, geboren worden. Mit ſeiner Erhebung zum Papſte im Jahre 1846 war die erſte Stunde einer neuen Revolution für Italien und ganz Europa angebrochen. Vielleicht fand nie ein innerer und gedankenklarer Zuſammenhang zwiſchen Maſtai Ferretti und der Revolution Statt. Denn Pius IX. war kein politiſcher Kopf, ſondern er hatte eigentlich nur ein gutes Herz, das alle Menſchen glücklich machen wollte. Seine Gutmüthigkeit, den Klagen des Volkes abzuhelfen,

führte ihn zuerſt auf den Weg der Reformen, und die Reform iſt immer nur die Amme der Revolution, die ihren titaniſchen Säugling allmählig aufnährt. Pius IX. wurde der Anempfinder der Revolution, und er ſympathiſirte mit ihr, noch ehe er ſie kannte. Um die eigentlichen Staatsverhältniſſe hatte er ſich bis dahin ſehr wenig gekümmert. Aber dafür hatte er alle Mittel und Anſtalten der öffentlichen Wohlthätigkeit genau ſtudirt, er wollte Barmherzigkeit für alle Unglücklichen und Leidenden, und plötzlich ſah er erſt, daß die Barmherzigkeit, welche er übte, ſchon die Revolution ſelbſt war.

Die neue Bewegung der Ideen, die in Italien in dieſem Augenblick losbrach, kam hinzu, um ihn, den revolutionnairen Papſt, um den ſich alle für Freiheit und Glück Auferſtehenden ſammelten, in ihre ſtürmiſchen Kreiſe hereinzuziehen. Die Ideen, welche der philoſophiſche Abbé Gioberti und ſeine Freunde in's Feld führten, verſprachen dem Papſt noch eine ganz neue Glorie, wie ſie nie auf dem Stuhl Petri geſehen worden. Man umgaukelte ihn mit dem Gedanken, daß jetzt die Zeit gekommen ſei, wo Guelfen und Ghibellinen verſöhnt und vereinigt ſtehen ſollten um den Thron des Papſtes, wo der Papſt der lange

und seiner würdig, er darf in kein anderes Kostüm, keine andere Rolle sich stecken, um mehr zu gelten als er ist. Eine schöne Frau darf eher gefallsüchtig und absichtlich sein, als der Stil, der durch coquette Wendungen sich mehr erniedrigt als erhebt, sie bei reichem Inhalt nicht nöthig hat oder bei armem nur als Tünche aufträgt.

Es fragt sich daher, ob in der **Wahrheit** die alleinige Vollendung des Stils beruht, und nicht in der **Schönheit**? Die rhetorische Schönheit unserer Prosa hat sich überlebt, kein höher begabter Schriftsteller wird mehr danach trachten, kein inhaltreicher Geist kann eine Freude daran haben, sich mit Franzen und Tressen zu behängen. Ohne Schönheit wird darum keine ächte und aus ursprünglichem Leben entquillende Schreibart bleiben, die Schönheit der Wahrheit wird sie mit einem reizenden Duft und Hauch umziehen. Der Gedanke wird von Natur so viel Rosen treiben, als hinreichen, um den Namen seines Gegenstandes auf das Beet der Darstellung zu sticken, nicht zu überpacken. Denn um den Schatz des Gedankens aus seiner dunkeln Tiefe in die Erscheinung zu he-

erſehnte Cäſar geworden, in deſſen mächtiger Hand Staat und Kirche gleichmäßig und harmoniſch ruhten, und wo die Demokratie, unter dem Segen des heiligen Vaters, ihre neue volksbeglückende und welterlöſende Miſſion beginnen würde. Die Einheit Italiens, für die ſich im Lauf der vergangenen Jahrhunderte nie der rechte Cäſar hatte finden wollen, würde dann als Strahlenkrone von dem Haupt des neuen Souverains ausgehen, der weltlicher Fürſt und kirchlicher Weltherrſcher zugleich werden ſollte.

Dieſe Erwartungen, die ſich an den ſchönen und liebenswürdigen Maſtai Ferretti knüpften, durchdrangen bald alle Völker Italiens und regten ſie gewaltig auf. Von einer Küſte der apenniniſchen Halbinſel bis zur anderen verbreitete ſich auf Einmal wie mit einem Zauberſchlage das Gerücht, daß der italieniſche Nationalkaiſer, den man ſo lange geſucht, jetzt gefunden worden, und dies ſei der neue Papſt, Pius IX., ein milder und zarter Mann, mit ſchönen, träumeriſchen Augen, in deren ſinnigem Ausdruck man eine neue Zukunft Italiens wiedergeſpiegelt ſehen wollte. Das römiſche Volk, das ihm auf allen ſeinen Schritten jauchzend entgegenflog, nannte ihn damals nicht ſelten den Prieſter-König (Re sacerdote), und mit dieſem

ſeltſamen Wort, das aus einer ganz naiven Anſchauung der Dinge hervorging, wurde die ganze Bahn bezeichnet, auf der man Pius IX. ſeine neue hoffnungsreiche Herrſchaft über Rom und Italien ausbreiten ſehen wollte.

Pius IX. war gewiß tief betroffen geweſen über dieſen wunderbaren Anfang ſeiner Herrſchaft. Die Neigung, eine politiſche Rolle zu ſpielen, fand er durchaus nicht in ſich vor. Aber die meiſten Menſchen werden nicht das, was ihren Neigungen und ihrem Weſen entſpricht, ſondern ſie laſſen ſich zu dem beſtimmen, was die Welt, oft auf eine höchſt ungerechtfertigte Weiſe, von ihnen verlangt. Das Vorurtheil der Welt macht Helden, Triumphatoren und Märtyrer, wie es Unglückliche und Verbrecher macht.

Der Papſt, deſſen Herz nur für das Glück des ihm anvertrauten Volkes ſchlug, ſah nicht ſogleich, daß man ihm die revolutionnaire Fahne in die Hand gedrückt und ihn damit auf den Markt heruntergelockt hatte. Wenn der Jubelſchrei der Volksmaſſen auf dem Platz des Quirinal zu ihm heraufdrang in ſeine Zimmer, glaubte er nur den Ton aus den alten Träumen ſeiner Jugend, in denen er Glück und Heil für alle Menſchen auf der Erde geträumt, an ſein entzücktes

Ohr ſchlagen zu hören. Er wollte der Vater des Volkes ſein, und das Volk wollte frei ſein, was ſchadete es ihm? Dabei riefen ſie ſeinen Namen mit einer ſolchen Inbrunſt an, daß er ihnen gern die ganze Freiheit vom Himmel geholt hätte, wenn ſie durch die Macht des Papſtes auf die Erde zu verſetzen war. Aber das evviva Pio nono! ſchallte Tag und Nacht zum Quirinal zu ihm herauf, die Pius-Hymne, die Roſſini in Muſik geſetzt, brauſte zu ſeinen Füßen, die Jubelrufe für ihn und für ein neues glückliches Rom klangen bis zum frühen Morgen, und vermiſchten ſich mit dem Donner der Feuerwerke, die man dem Papſt zu Ehren abbrannte. Wie hätte er da widerſtehen können, die Rolle anzunehmen, die man ihm zugedacht hatte?

Als wir geſtern den alten Palaſt des Quirinal beſuchten, wurden wir, in der Erinnerung an den damaligen, die ganze Welt durchdringenden Jubel, von der Einſamkeit und Oede, die jetzt auf dieſer Stelle herrſcht, ſeltſam befallen. Das ganz Italien entzündende Treiben, welches, bald nachdem Pius IX. auf Peters Stuhl geſtiegen, hier vor ſeinen Fenſtern ſich ausbreitete, war einem ſtillen, düſtern Ernſt, der zum Nachdenken herausforderte, gewichen. Es giebt ſonſt

keinen Platz in Rom, der eine ſo heitere und freundliche Ausſicht gewährte, als dieſer Platz auf der Höhe des Quirinal, welcher nach den coloſſalen Roſſebändigern, die hier in den herrlichen Marmorgruppen aufgerichtet ſtehen, den Namen Monte Cavallo führt. Die Dioskuren, das ungeheuerſte Bildwerk des Alterthums, das im Mittelalter aus den Trümmern des alten Roms hervorgegraben worden, haben hier, unmittelbar vor dem päpſtlichen Palaſte des Quirinal, ihre Aufſtellung erhalten. Heut, wo der Streit kein Intereſſe mehr hat, ob dieſe Roſſebändiger alte Werke des Phidias und Praxiteles ſind oder nicht, müſſen die beiden Gruppen, zwiſchen denen man ſeltſamer Weiſe einen Obelisken aufgerichtet hat, doch noch immer durch ihren gewaltigen Lebensausdruck, durch ihre großartige und wahrhaft ideale Formenbildung und durch den Triumph der plaſtiſchen Musculatur, feſſeln. Die nackten Heroengeſtalten, welche ihre ſich aufbäumenden Roſſe bei den Zügeln feſthalten, überraſchen durch das Gegenſpiel der Kraft, das ſich in dieſer Gruppe ausdrückt, und im Ganzen derſelben aus der elementaren Wildheit des Kampfes zu einem leichten harmoniſchen Götterfrieden ſich auflöſt.

Wenn Pius IX. am Fenſter des Quirinal ſaß,

und ſeine träumeriſch ſinnenden Blicke hinunterfallen ließ auf die Coloſſe von Monte Cavallo, ſo mochte er, verführt durch die göttliche Leichtigkeit, mit der das Kunſtwerk der Antike alle Schwierigkeiten überwindet, ſich durch einen ſolchen Anblick noch mehr dazu hingeriſſen fühlen, in den Kampf mit den Elementen des Jahrhunderts einzutreten. Er ſah dort die Söhne des Zeus, welche ihre wilden Roſſe, die in ſtürmiſcher Bewegung neben ihnen emporſpringen, mit einer kaum merklichen Anſtrengung der Hand bändigen, und die leidenſchaftlichen Thiere mit ebenſo großer Anmuth als Kraft zügeln. Wenn es ebenſo leicht wäre, die Elemente der Revolution erſt frei gewähren zu laſſen, und ſie dann plötzlich wieder feſt, leicht und ſicher, als wenn Phidias ſelber ſeine harmoniſch ſchaffende Hand darüber ausgeſtreckt hätte, am Zügel feſtzuhalten, denn wäre die Revolution ein olympiſches Kunſtwerk, und der Verfertiger deſſelben müßte faſt die Kunſt verſtehen, Götter zu machen. Die alte Sculptur hat ſich aber bei dieſer Aufgabe ſtets eines Kunſtgriffs zu bedienen gewußt, durch den ſie große Vortheile erlangte. Die antike Kunſt pflegte in ſolchen Gruppen des Kampfes und Contraſtes die Thiere ſtets kleiner darzuſtellen, als ſie, ſelbſt im na-

türlichen Größenverhältniß zu den ihnen gegenüberſtehenden Heroen, hätten gebildet werden müſſen. Menſch und Gott behaupteten dadurch in dieſem Gegenſatz der Verhältniſſe von vornherein ihre überwiegende Größe, die nicht anzutaſten war, und darum leicht den Triumph des Hohen und Erhabenen über das Niedere und Sinnliche darſtellen konnte. Pius IX. war edel genug, in ſeinen Gedanken dieſen großartigen und idealen Schein auch der Revolution zu leihen, die ſogleich nach ſeinem Regierungs-Antritt vor ihm emporſtieg und ihm huldigen wollte. Aber die Revolution hat nie wie Phidias gearbeitet, ſondern das Thier behauptet in ihr leicht von vorn herein das Uebergewicht gegen den Menſchen, und das Heroiſche verliert in dem Maße an Größe und Bedeutung, als das Beſtialiſche die ganze Gruppe zu beherrſchen anfängt. Dies war es, was Pius IX. in demſelben Augenblick erleben mußte, in dem er ſich noch glücklich und gläubig von der Volkswoge tragen ließ.

Hier, auf den Höhen des Quirinal, wo eine geſündere und reinere Luft weht, als man ſie in den übrigen Stadtvierteln Roms einathmen kann, hatte Pius IX., gleich ſeinem Vorgänger Gregor XVI., ſeine Reſidenz aufgeſchlagen. Gregor XVI. war der

erſte Papſt geweſen, der im Quirinal regelmäßig gewohnt und ſich mit einer dauernden häuslichen Einrichtung in dieſen großartigen Prachtgemächern niederließ. Dieſen päpſtlichen Palaſt des Quirinal, der auch Palazzo di Monte Cavallo genannt wird, hatte ſchon Gregor XIII. wegen der geſunden Luft dieſer Gegend im Garten des Hauſes Eſte zu bauen begonnen.

Die Päpſte hatten ſich ſchwer von ihrer Wohnung im Vatican und von der Nachbarſchaft der Peterskirche, ungeachtet dort den größten Theil des Jahres hindurch eine ſehr ſchlechte Luft herrſchte, trennen können. Die Ausſicht auf den St. Peter iſt aber gerade von dem Berg des Quirinal aus die ſchönſte, die es giebt. Von keinem andern Punkt ſieht man in all ihrer Macht und Herrlichkeit die Baſilica des heiligen Peter ſo eindrucksvoll daliegen, als wenn man an der Eingangspforte des Quirinal ſteht, wo St. Peter, die Engelsburg und die Säule des Trajan aus blauer duftiger Ferne ſich herüberneigen. Es iſt eine feierliche Situation, wenn der Papſt von der Loggia aus, welche über dieſem Haupteingange ſich befindet, an die auf dem Platze verſammelte knieende Menge ſeinen Segen ertheilt, und der am Horizont ſchwebende St. Peter ſeine brauſenden Glockenklänge dazu herüber-

ſendet. Von dieſem Balcon aus wird auch das neuerwählte Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit dem Volke verkündigt, ſeitdem das Conclave in dieſem Palaſte abgehalten wird, wo im zweiten Stockwerke die Verſammlungszimmer für die Cardinäle eingerichtet ſind. Auf dem Platze von Monte Cavallo bildet ſich dann zuerſt rings um die coloſſalen, von Götterhänden gezügelten Pferde die Proceſſion der Cardinäle, die unter Vorantragung des Kreuzes hier eine in bedeutungsvollen Gruppen ſich durcheinanderſchlingende Ceremonie ausführen, ehe ſie in den Quirinal zur Vornahme der Papſtwahl hinaufſchreiten.

In dem erſten Stockwerk des Quirinal hatte zuerſt der Papſt Gregor XVI. die koſtbar geſchmückten Säle und Zimmer, welche früher unter der Herrſchaft Napoleons mit dieſem ungemeinen Prachtaufwand hergeſtellt waren, zu ſeiner Wohnung einrichten laſſen. Napoleon Bonaparte hatte den Siegeszug der franzöſiſchen Republik durch Italien im Jahre 1797 auch bis in die ewige Stadt hinein ausdehnen wollen, und ſchon ſtand er drei Tagemärſche von Rom, in dem alten Tolentino, an der Straße von Ancona nach Rom, von wo er ſeine donnernden Tagesbefehle in die zagende Stadt ſandte. Zu ſeiner Reſidenz in Rom

hatte er ſich bereits den Quirinal erſehen, und der zitternde Statthalter Chriſti, der ſchon die Flucht zu ergreifen dachte, aber für einen Frieden mit Bonaparte gern Alles daran geſetzt hätte, ließ den Quirinal zu einem glänzenden Hofhalt einrichten, wie ihn kein Kaiſer und Herr der Erde zu gering für ſich anſehen konnte. Aber Napoleon kam ſeltſamer Weiſe nie in die Stadt der Cäſaren, unter denen die ſpäteren Schmeichler das Urbild ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Größe hatten entdecken wollen. Der Sturz Roms paßte dem angehenden Univerſalkaiſer nicht in ſeine übrigen Pläne, und der harte Frieden von Tolentino kam zu Stande, obwohl das Directorium von Paris es auf eine Vernichtung der ganzen weltlichen Macht des Papſtes abgeſehen hatte. Napoleon Bonaparte hielt dieſe noch nicht an der Zeit, und trat den Rückzug an, ohne ſein ſchönes Quartier, in der Bel-Etage des Quirinal, geradeüber von dem weltherrſchenden Vatican, bezogen zu haben.

Gregor XVI., Mauro Capellari, ließ, als er nach ſeiner Thronbeſteigung in den Quirinal einzog, die koſtbare Einrichtung wieder wegnehmen, mit der man ſie zur Reſidenz des Generals Bonaparte und ſpäter, im Jahre 1818, zur Aufnahme des Kaiſers

Franz von Oeſterreich und ſeiner Gemahlin, ausgeſtattet hatte. Denn es ſchickte ſich nicht für die Einrichtung eines Statthalters Chriſti, ſo koſtbare Möbel um ſich zu haben, da der Etikette gemäß in den Gemächern, in welchen der Papſt wohnt, ſelbſt die Seſſel nur in der Form von Kirchenſtühlen zuläſſig ſind. Aber es blieb hier noch immer ſo viel ſtehen, um den Quirinal zu einem Prachtpalaſt erſten Ranges zu machen, der auch durch einige vorzügliche Meiſterwerke der Malerei, die er in ſich vereinigt, den bedeutendſten Sehenswürdigkeiten Roms ſich anſchließt. Beſonders hat Guido Reni mit ſeinen gelungenſten Schöpfungen, ſowohl in Fresken als in Oelgemälden, das Haus trefflich geziert, und ſein Altarbild, welches in der päpſtlichen Hauscapelle des Quirinal die Verkündigung der heiligen Jungfrau in einer Glorie von Engeln darſtellt, iſt mit vieler Innerlichkeit und Würde und einer kräftigen Anmuth des Pinſels ausgeführt.

Pius IX. hielt die päpſtliche Reſidenz im Quirinal feſt und bezog unmittelbar nach ſeiner Erwählung die Gemächer deſſelben. Das Volk, welches ſich während der Zeit des Conclave unruhig und neugierig auf dem Platz des Monte Cavallo auf und nieder zu bewegen pflegt, blickt dann erwartungsvoll nach dem Giebel

den, treten von selbst und auf dem Wege seiner innern Entfaltung Elemente ins Spiel, die ihn mit dem Licht der Schönheit übergießen. Kein Gedanke kann nämlich richtig dargestellt werden ohne die Phantasie.

Hier könnten wir zuerst mit der Philosophie in Widerspruch gerathen, welche die Phantasie als etwas bloß Sinnliches der reinen Gedankenentwickelung gegenüberstellt, statt beide in Verbindung miteinander zu wissen. Diese Trennung der Phantasie vom Gedanken ist jedoch für die fachmäßigen Sonderungen eines Systems ersprießlicher, als sie im concreten menschlichen Geist, wie er leibt und lebt, wirklich begründet ist. Wie die Sprache überhaupt, als ein Licht- und Scheinkörper des Gedankens, aus dem allgemeinen Geistigen durch eine individualisirende Phantasie gestaltet, so ist der Satz, in den ein lebendiger Gedankenzusammenhang sich einordnet, ebenso sehr die sinnliche Gestaltgebung des Gedankens, als auch die einzige geistige Genugthuung desselben. Kein Gedanke ist an sich schon klar, er wird es erst durch den gestalteten Satz. Bild und Begriff, Phantasie und Schönheit, wel-

des Quirinal hinauf, denn ſobald aus dem Schornſtein eine kleine Rauchwolke emporſteigt, erblickt man darin das Zeichen, daß die Wahl vollbracht iſt. Denn es beſteht die alte Gewohnheit, auf einem großen Feuer, welches im Kamin des Verſammlungszimmers angezündet wird, die Wahlzettel zu verbrennen, welche ohne Erfolg abgegeben worden. Aber als der Name Maſtai Ferretti laut wurde, der ſich den Namen Pius des Neunten beilegte, wurde zunächſt Alles ſtill, denn man hatte einen Anderen erwartet, und Niemand wußte von dem politiſchen Charakter des neuen Papſtes, auf welchen es den Römern in dieſem Augenblick vorzugsweiſe anzukommen ſchien, etwas zu erzählen. Der Ruf nach Reformen ſtand dem römiſchen Volke ſchon beim Tode Gregors XVI. auf den Lippen. Denn die mißlichen, jeden Halts entbehrenden Zuſtände des Kirchenſtaats ſchienen unter dieſem Papſt den äußerſten Grad der Verkommenheit und Verderbniß erreicht zu haben. Man traute dem Kirchenſtaat in dieſen allſeitig vermoderten und verfaulten Formen kaum noch ein längeres Fortbeſtehen zu, und das Ausland hatte jeden Tag Aufſtände und Revolution in Rom erwartet.

Pius IX. hatte aber kaum einige Wochen auf dem päpſtlichen Stuhl geſeſſen, als er ſchon die

gänzlich rechtlos gewordenen Zuſtände Roms laut bei Namen bezeichnete und ſelbſt ihre Abhülfe in Ausſicht ſtellte. Ehe er damit vorſchritt, glaubte er jedoch die Hand an den übertriebenen Luxus des päpſtlichen Haushalts ſelbſt legen zu müſſen. In den Ställen des Quirinal wieherten ſechszig Pferde von der koſtbarſten Race, die mit einem großen Aufwand gehalten wurden. Pius erklärte, daß ihm die Hälfte davon genüge, und ließ dreißig der ſchönſten Roſſe zum Beſten der Armen von Rom verkaufen. Das ungeheure Perſonal, das in ſeinen Vorzimmern und Küchen ſich drängte, ſchien ihm ebenfalls ſeine Bedürfniſſe weit zu überſteigen, und er behielt nur die kleinſte Anzahl dieſer Leute zu ſeiner Bedienung bei. Nicht minder zog er die gewaltigen Summen ein, welche bisher für den Unterhalt der päpſtlichen Güter beſtimmt waren, und die ſich ermäßigen ließen, ohne dem Gedeihen derſelben zu ſchaden. Seinen Haushofmeiſter berief er zu ſich, und ſagte zu ihm: ich bin nichts als ein armer Prieſter des Jeſus-Chriſt, und durchaus kein Lucullus. Und nur wie einen armen Prieſter ſollt Ihr mich künftig bedienen laſſen: drei Gerichte, ganz beſcheidener Art, und ein ganz gewöhnlicher Wein, werden mir für meinen Tiſch jedesmal genügen.

Es war den Römern zuerſt neu, einen armen Prieſter, der nur wie ein einfacher Mann des Volkes leben wollte, und der den größten Theil des Tages arbeitete, auf dem Thron der Statthalter Chriſti zu erblicken. Schon dachte Pius daran, nicht minder aus ökonomiſchen Beweggründen, ſeine Schweizer Garden, die einen bedeutenden Koſtenaufwand verurſachten, zu entlaſſen oder auf einen geringeren Beſtand zurückzuführen. Er wollte zeigen, daß er in der Mitte ſeines Volkes wie jeder andere Bürger leben könne. Oft verließ er auf der Promenade ſeinen Wagen, in dem er, nach ſeiner Lieblingsgewohnheit, auf dem Monte Pincio ſpazieren gefahren war, und dann miſchte er ſich ganz harmlos unter die ſchöne Welt des Monte Pincio, wo ſich zu einer gewiſſen Nachmittagsſtunde alle Klaſſen der Geſellſchaft ihr Rendezvous zu geben pflegen. Nicht ſelten ging er weiter zu Fuß, und betrat die Kirchen und Klöſter, die Schulen und Hoſpitäler, um überall ſelbſt zu beobachten und den Stand der Dinge zu erfahren. Zuweilen ging er auch ganz zu Fuß aus, in den kleinen kurzen und etwas kokett fallenden Mantel eines Abbé gekleidet, und nur begleitet von zwei Geiſtlichen, ohne jedes Abzeichen, das ihn unterſcheiden konnte. Aber

das Volk, das ihn bereits kannte, drängte ſich ſchon auf ſeine Spur und ließ die erſten Laute der Freude und Erwartung leiſe hinter ihm her vernehmen. Ein Papſt, der ſo gemüthlich auf dem Monte Pincio ſpazieren geht, konnte nur das beſte Herz für das Volk haben. Wo das Volk ſich nur einen menſchlichen Sinn gegenüber ſieht, fängt es auch bereits an, zu hoffen, und ſein Vertrauen, das Alles mit ſich fortreißt, wächſt ſogleich kühn und freudig bis in den Himmel hinein.

Pius war kein großer Mann, aber ſelten war eine Perſönlichkeit ſo ſehr mit dem wunderbaren friſchen Zauber bekleidet, der die Herzen des Volkes an ſich zieht, als dieſer Papſt. Wie es Männer giebt, die den Frauen unbedingt gefährlich werden müſſen, ſo war dies ein Mann, dem das Volk durchaus nicht widerſtehen kann, und dem es, wie dem Rattenfänger von Hameln, nachläuft, ohne ſich des Grundes bewußt werden zu können. Es war aber die ſchöne hinreißende Perſönlichkeit ſelbſt, welche, mit einer geheimnißvollen Magie wirkend, dem Papſte alle Herzen im Volke gewann. Pius, der in dieſer Zeit noch in dem lebenskräftigen Alter von einundfunfzig Jahren ſtand, ſchien jetzt faſt die blühende Geſundheit

wieder erlangt zu haben, die ihm in seiner Jugend zu dem ersehnten Eintritt in die päpstliche Nobelgarde gefehlt. Auch seine früheren epileptischen Krämpfe, an denen er fast seine ganze Jugend hindurch gelitten, schienen ihn in diesem Lebensalter verlassen zu haben. Vielleicht hatte ihm die heilige Maria degli Angeli geholfen, zu welcher der fromme Mastai Ferretti früher jeden Tag mit nackten Füßen und bloßem Kopf wallfahrtete, um sich vor der himmlischen Madonna niederzuwerfen und unter seinen strömenden Thränen sie um die Erlösung von dem unheimlichen Uebel anzuflehen. Der Papst Pius VII. soll damals dem jungen Mastai Ferretti diesen Rath ertheilt haben, und da Mastai fromm und glaubensstark war, und kein rechtgläubiges Gnadenmittel der Kirche je verschmähte, soll er lange sein Heil in diesen unablässigen Gebetübungen gesucht haben. Aber Pius IX. wurde im päpstlichen Stuhl ein schöner, kraftvoller, fast von üppiger Gesundheit strahlender Herr, den das römische Volk mit Wohlgefallen und Entzücken sah. Bald aber sollte die Begeisterung für ihn alle Dämme durchbrechen.

Schon einen Monat nach seiner Erwählung zum Papst sprach Pius IX. die Amnestie für alle politi-

ſchen Gefangenen und Verurtheilten aus. Sein Decret, worin er dies verkündete, klang ſo ſanft und innig wie ein Liebesbrief, den er an das ganze Volk gerichtet. Das Volk hatte den Namen des Papſtes ſchon zu einem Anagramm benutzt, das überall auf den Straßen umhergeſtreut wurde, und in dem man aus Giovanni Maria Maſtai Ferretti die Worte: Grati nomi, amnistia et ferrata via („Willkommene Namen, Amneſtie und Eiſenbahnen") gemacht hatte. Denn auch auf die Eiſenbahnen hoffte das italieniſche Volk wie auf ein neues Mittel ſeines Heils, das ihm widerfahren ſollte. Die Eiſenbahnen waren bereits durch den Volksinſtinct ſelbſt unter die revolutionnairen Heilsmittel des Jahrhunderts aufgenommen. Aber zur Förderung derſelben in Italien hatte auch Pio Nono nichts Durchgreifendes wirken können. Pius war zu ſehr orthodoxer römiſch-katholiſcher Prieſter, als daß er das ungünſtige Verhältniß der Kirche zu den Eiſenbahnen nicht am Ende getheilt und den Teufel der Bewegung in leibhafter Geſtalt darin geſehen hätte. Aber die Amneſtie, die er nur mit ſeinem Herzen überlegte, ſchien ihm durchaus keine politiſche Handlung zu ſein. Doch hätten ihn die ungeheueren Volksmaſſen, die ſeitdem den Quirinal belagerten, darüber ſogleich auf

andere Gedanken bringen können. Den Tag über, bis Ave Maria ertönte, und dann beim Fackelſchein die ganze Nacht hindurch bis zum tagenden Morgen, las ſich das Volk in immer ſich erneuernden Maſſen das Amneſtie-Decret vor. Pius IX. wurde als der Retter Italiens ausgerufen, unaufhörlich mußte er vom Balcon herab ſeinen Segen ertheilen, und vom Monte Cavallo bis zum Corſo hinab durch alle Straßen von Rom ſchallten die Lobeserhebungen für Pius IX. Man rühmte ſich, den größten und ſchönſten Mann der ganzen Welt zum Papſt zu haben, und auf dem Monte Pincio ſpannte man ihm den Wagen aus, und in Triumph und Jubel zog ihn das Volk von dannen, oder trug ihn auf ſeinen Schultern fort, unter den Geſängen und Fanfaren, die von allen Seiten zu ſeiner Feier ertönten. Auf einem dieſer Triumphzüge durch die Straßen Roms ſah man ſchon junge Leute aus den Marken und Legationen, die ſich mit dreifarbigen Fahnen am Wege aufgeſtellt hatten. Pius lächelte darüber mit ſeiner gewöhnlichen Milde. Als er nach Hauſe kam, ſtürzte ihm Einer der Cardinäle, welche ſich am meiſten gegen die Amneſtie erklärt hatten, nach, und erzählte Seiner Heiligkeit athemlos, daß das Volk bereits dreifarbige Cocarden in die

Straßen geworfen habe. Pius brach jetzt in ein lautes Gelächter über die geängſtigte Miene dieſes Cardinals aus.

Siehſt Du denn nicht ein, belehrte Pius den erbleichten Würdenträger, daß man dieſe Cocarden aus keinem andern Grunde in die Straßen wirft, als weil man ſie eben nicht mehr tragen will?

Pius hatte ſich bei den Cocarden nichts Arges denken können; er konnte ſich auch noch nichts Arges denken, als ganz Italien bei dieſen Rufen für Pius IX. ſich wie aus einem Todesſchlaf erhob und überall neue Bewegungen des Lebens machte. Pius IX. ſah nur die duftigen Blumendecken, die in Rom vor ſeinen Augen ausgebreitet worden waren. Und doch hätte ihn Manches auch die Schlangen, die bereits darunter lagen, erkennen laſſen ſollen. Unter Denen, welchen ſein Wort der Amneſtie die Kerkerthüren geöffnet hatte, befand ſich auch ein älterer Bruder des Papſtes ſelbſt. Dies war Giuſeppe Maſtai, der älteſte Sohn der angeſehenen ariſtokratiſchen Familie, aus welcher Pius hervorgegangen war. Giuſeppe Maſtai gehörte zu den italieniſchen Patrioten, die unter der Regierung Gregors XVI. das geſteigerte und vollendete Elend Italiens nicht mehr ertragen zu können

glaubten, und Widerſtand und Heil aus den geheimen Geſellſchaften ſchöpfen wollten. Der Graf Giuſeppe Maſtai war einer der Häupter der Carbonari geworden, und verfolgte lange, jedenfalls ohne Wiſſen ſeines frommen Bruders, die gefährlichſten Umtriebe, welche auf die Entfeſſelung der italieniſchen Revolution auf der ganzen Halbinſel gerichtet waren.

Der Carbonarismus, der ſeinen Urſprung zuerſt in Calabrien genommen und ſich mit vieler Philoſophie nach den armen Köhlern genannt hatte, welche dort in der Einſamkeit der Wälder ein wunderbares, der Freiheit und Unabhängigkeit gewidmetes Naturleben führten, war als der mächtigſte Geheimbund, der jemals beſtanden, durch ganz Italien und bald bis auf die entſcheidendſten Puncte Europa's vorgedrungen. Obwohl die Carbonari eine revolutionnaire Organiſation ohne Gleichen hatten, die religiös und politiſch zugleich wirkte, und auch die Prieſter und Militairs in großer Maſſe zu ihren Mitgliedern zählte, ſo hat dieſe Geſellſchaft doch ſehr wenig Einfluß auf die Ereigniſſe der italieniſchen Halbinſel gehabt. Doch bildeten die Carbonari den ſtarken Grundſtock der neuen, bei Weitem eingreifenderen Secte, die ſich unter dem Namen des jungen Italiens aus ihnen entwickelte und

von Mazzini bald nach der franzöſiſchen Julirevolution begründet wurde. Aber der Bruder des Papſtes Pius war ein alter Carbonari geweſen, welcher auch der neuen Geſellſchaft des jungen Italiens vielfach zum Lehrmeiſter gedient hatte, und der dafür in dem Mamertiniſchen Gefängniß zu Rom, in dem einſt der Apoſtel Petrus gelitten, lange Zeit ſchmachten mußte. Die Amneſtie ſeines Bruders förderte ihn wieder an das Tageslicht zurück, doch fühlte Giuſeppe Maſtai ſein Herz davon nicht gerührt, noch weniger konnte er in den Jubel des Tages mit einſtimmen, welcher den neuen Papſt umrauſchte. Er kannte ſeinen Bruder aus der früheren Gemeinſchaft mit ihm zu gut, als daß er den politiſchen Meſſias Italiens in ihm geſehen hätte. In einer trotzigen Abwendung hielt ſich der alte Carbonari von ihm fern, ohne den Dank für die Amneſtie, die er gleichwohl angenommen hatte, dem Papſte abzutragen. Er war nicht zu bewegen, ſeinen Bruder zu ſehen, und verließ Rom, um ſich in einer einſamen Gegend in den Abruzzen verborgen zu halten. Die dringendſten Liebesmahnungen des Bruders vermochten nicht, ihn zu ſich nach Rom zurückzuberufen. Dann ſtarb er plötzlich in ſeiner finſtern Zurückgezogenheit, *)

*) Im November des Jahres 1858.

che die Werkmeister bei der Entstehung der Sprache waren, sind es auch bei der Fügung des Satzes, der vorwaltend für die Anschauung herauszutreten berufen ist. Der Gedanke tritt durch den Satz in das Gebiet der Anschauung, und so wird der Stil die eigentliche Plastik des Denkens, das Schöne des Gedachten, weil dies in ihm erst an die Sonne hinaustritt. Auf der vollendetsten Stufe der Darstellung ist das logische Element der Ordnung, das der Verstand besorgt, zugleich eins geworden mit dem plastischen, das unter den bildenden Händen der Phantasie das Individuelle in Blüthe und Farbe treten läßt.

Der Satz ist ein vollständiger Lebensorganismus, ein bewegliches Charakterbild, das alle Vortheile äußerer und heiterer Erscheinung in sich vereinigen muß. Er soll keine paraphrasirende Umschreibung seines Gegenstandes sein, sondern eine concrete Gestaltung desselben, eine Gestalt, die in allen ihren Theilen sichtbar und beleuchtet wird. Der Satz hat Gebärden, Töne, Farben, er vermag fast die Wirkungen aller Künste zu verbinden, besonders die der Malerei, vor deren allzu absichtlichen Effecten er sich jedoch am besten hütet. Die einfache

in der ihn Pius nur durch ein heimliches Aufdringen seiner Wohlthaten vor dem größten Mangel hatte schützen können.

Indeß hatte doch Pius, der ein so stilles Gemüth besaß, das unaufhörliche Volksgewühl vor dem Quirinal nicht mehr lange aushalten können. Er war selbst ein zu fleißiger und arbeitsamer Mann, der sich bis in die Nacht hinein zu beschäftigen liebte, als daß ihm dieser unaufhörliche Müßiggang der armen Leute, die in beständigen Festlichkeiten für ihn ihr Geld verpraßten, und sich nur jubelnd und schreiend auf dem Monte Cavallo umhertrieben, hätte behagen können. Der Papst erließ deshalb eine höchst liebenswürdige Aufforderung an das Volk, worin er Alle ermahnte, nicht mehr so geräuschvoll zusammenzukommen, sondern zu ihrer Arbeit zurückzukehren und sich der Sparsamkeit in allen Ausgaben zu befleißigen. Dieser Mahnung wurde einige Tage lang mit der größten Pünktlichkeit nachgekommen, denn es schien eine geheime Ordre durch Rom zu gehen, daß man Alles thun müsse, was der heilige Vater verlange.

Pius schöpfte jetzt wieder freieren Athem, und mischte sich nun wieder mit um so größerem Vertrauen unter das Volk, um zu sehen, wo er ihm helfen könne. Er erschien nun wieder eifriger in den

Hospitälern und Kirchen, und reichte armen Sterbenden die heiligen Sacramente, wenn der Priester im rechten Augenblick zu kommen säumte. Als er einst in seinem kleinen einfachen Stadtwagen, in dem er ganz allein und ohne irgend eine Begleitung seiner Nobelgarde durch Rom zu fahren pflegte, sich zum Vatican begab, begegnete ihm auf der Straße der Leichenwagen eines armen Mannes, der ganz einsam und verlassen sich daher bewegte. Keine Angehörigen, keine Freunde, folgten diesem traurigen Zuge, nur ein Priester mit dem Kreuz schritt, die Psalmen singend, hinter dem Sarge einher. Dieser Unglückliche war also ganz allein auf der Welt, rief Pius, und ohne Thränen und ohne Bedauern führt man ihn jetzt zu seiner letzten Wohnung ab! Der Papst stieg aus seinem Wagen, und schloß sich, für sich allein das Leichengefolge bildend, dem Zuge an, den er bis auf den Kirchhof begleitete. Dort bestreute er die Gruft des armen Todten mit Weihwasser und schüttete ihm die erste Schaufel voll Erde auf sein Grab aus. Er pflanzte ihm selbst das Kreuz auf seinem Hügel, und ging nicht eher fort, als bis er an dem Grabe das de profundis mit seiner schönen Tenorstimme herzlich angestimmt hatte.

Solche Dinge gehörten gewiſſermaßen zum Tagewerke des Papſtes, und es entſtanden ihm daraus oft ſehr zeitraubende Geſchäfte. Zuweilen, wenn er in ſeinem Incognito durch die Straßen fuhr, ſtieg er aus dem Wagen, um mit einem armen Kind zu ſprechen, das er weinend an einer Straßen-Ecke ſtehen ſah. Es hatte vielleicht ſeine Flaſche zerbrochen, und den Wein verſchüttet, den es darin für die Mutter holen ſollte. Der Papſt ging ſelbſt, um dem kleinen Mädchen eine neue Flaſche zu kaufen, die er mit Orvieto füllen ließ, worauf er noch einen ſpaniſchen Thaler hinzufügte, um ſeinem Schützling den beſten Empfang zu Hauſe zu ſichern. Er unterhielt beſondere geheime Agenten für ſeine Barmherzigkeit, die überall in allen Kreiſen der Bevölkerung ausſpähen mußten, wo es Unglück zu lindern und Thränen zu trocknen gab. Dann ließ er oft wie durch ein Märchen-Wunder Goldſtücke und Hülfe aller Art durch Fenſter und Thüren herein fallen, und freute ſich an der Ueberraſchung der Armen, denen plötzlich geholfen war. Wenn er perſönlich dem Dank nicht ausweichen konnte, ſo nannte er ſich immer den armen Prieſter, der auf dem Quirinal wohnt, und bald wußte man auch überall, daß dies der Papſt Pius IX. ſei, der

als segnender und wohlthuender Geist an jedem Ort erschien, wo unglückliche Menschen sich nicht mehr zu helfen wußten. Die ganze Bevölkerung machte ihn bald zum Vertrauten ihrer Leiden, selbst gefallene und entführte Mädchen richteten Briefe an ihn, und nicht selten empfing er ihren Besuch auf dem Quirinal, um sie durch sein väterliches Wort auf den rechten Weg zu leiten oder die Versöhnung mit ihren Anverwandten zu bewirken.

Wie Pius die Leiden des Volkes mildern wollte, so hatte er auch bald die entschiedenste Absicht, das innere, fast gebrochene Leben des römischen Kirchenstaats neu aufzurichten, und die Schlüssel des heiligen Petrus und das Kreuz Christi, die durch den nothgedrungenen Schutz des Auslandes bisher mehr an Glanz und Sicherheit eingebüßt als gewonnen hatten, wiederum zu der alten Herrlichkeit zu erheben. Vor dem Namen und Begriff einer Revolution schreckte er schon nicht mehr zurück. Zu seinen ängstlichen Umgebungen sagte er bereits, er kenne nichts, das revolutionairer sei, als die festgewurzelten Mißbräuche, die zuletzt Alles zerstörten, während die Reformen jeden Staatskörper neu verjüngten und wiederherstellten. Aber sein herzlicher Wunsch, daß das Volk

ihm keine müßiggängeriſchen Feſte mehr feiern möchte, war doch nur auf kurze Zeit in Erfüllung gegangen. Das Volk kehrte bald wieder zu ſeinen koſtſpieligen Freudenbezeugungen und Feſtveranſtaltungen für Pius zurück, und wurde dazu ſichtlich durch ſeine Führer wieder hingetrieben, die geheim und offen, aber mit jedem Tage mächtiger und drängender, an die Spitze der Maſſen getreten waren. Man wollte den Papſt auf heitern und ſchmeichleriſchen Purpurwolken betten, um ihn in die Rolle, die man ihm zugedacht hatte, zuletzt unwiderſtehlich hineinzuziehn. Dieſe Führer waren zum Theil Zöglinge des jungen Italiens, welche durch ihre noch auswärts gebliebenen Oberen hier ihre Anweiſung erhalten hatten, der italieniſchen Revolution die erſten Wege zu bereiten. Es war ſeltſam, und höchſt charakteriſtiſch, daß das erſte Stichwort der Revolution in Italien dahin lautete, das Volk zu Feſten und öffentlichen Vergnügungen auf die Beine zu bringen, und es auf dieſe Weiſe zuerſt in ſeinem eigenen Kreiſe zu ſammeln und zu einem gemeinſchaftlichen Bewußtſein zu fördern.

Es liegt darin das merkwürdige Bekenntniß zu Tage, welches die Führer und Gründer der italieniſchen Revolution überhaupt nie verheimlichten, nämlich:

daß das Volk in Italien erſt geſchaffen werden müſſe, und nicht mehr als ein ganzes und zuſammenhängendes Element vorhanden und lebendig ſei!

Dies war ſogar bereits eine der Doctrinen des jungen Italiens geworden, und in den geheimen Statuten dieſer Geſellſchaft findet ſich als erſtes vorbereitendes Revolutionsprincip dieſe Aufgabe ganz beſtimmt bezeichnet. In einer Inſtruction, welche Mazzini unter dem 1. November 1846, alſo einige Monate nach der Thronbeſteigung Pius IX., durch ſeine Emiſſaire in Italien verbreiten ließ, *) erhält jenes Princip der italieniſchen Revolution, daß das Volk in Italien erſt geſchaffen werden müſſe, eine ausführlichere Erläuterung. Man ſollte es kaum der Mühe für werth halten, daß in einem Lande, in dem es kein Volk giebt, ſondern nur noch Geſindel und Carricaturen aller Stände, eine Revolution gemacht werden ſoll. Wie die Philoſophie, nach dem verzweifelten Ausſpruche Romeo's, keine Julie machen kann, wenn Julie todt iſt, und darum billig gehängt zu werden verdient, ſo kann auch die Revolution kein Volk machen, wenn es kein Volk mehr giebt. Das italie-

*) Mitgetheilt von Lucien de la Hodde in ſeiner Histoire des sociétés secrètes p. 208.

niſche Volk, das kaum jemals in organiſchen Nationalzuſtänden exiſtirte oder ſich für dieſelben fähig erwies, hat jetzt vollſtändig alle Eigenſchaften verloren, durch die es zu einem eigenthümlichen und in ſich geſchloſſenem Volksdaſein berechtigt ſein könnte. Italien würde vorzugsweiſe der Staat der Räuber und Gauner werden, wenn man es ſeiner angeſtammten Bevölkerung überließe, ſich ganz und gar nach ſeinen Neigungen und Trieben darin einzurichten. Die Männer der italieniſchen Revolution glaubten daher damit anfangen zu müſſen, erſt ein Volk zu machen, und dann nachher erſt die Revolution folgen zu laſſen. In der Inſtruction, welche Mazzini darüber gegeben, heißt es geradezu: „In Italien iſt das Volk erſt zu erſchaffen, aber es iſt bereit die Hülle zu zerſprengen, unter der es noch zurückgehalten wird. Man muß ihm aber oft, viel und überall von ſeinem Elend und ſeinen Bedürfniſſen ſprechen! Das Volk verſteht ſich nicht darauf, aber der handelnde Theil der Geſellſchaft muß ſich mit dieſen Gefühlen des Mitleids für das Volk durchdringen, und früher oder ſpäter wird daſſelbe in Bewegung gebracht und zu ſeinem Daſein erweckt werden. Es giebt Worte, die eine Erneuerungs- und Verjüngungskraft in ſich tragen, und die man dem

Volke oft wiederholen muß. Freiheit, Menſchenrechte, Fortſchritt, Gleichheit, Brüderlichkeit, Alles das wird das Volk begreifen und verſtehen, beſonders wenn man die Worte Despotismus, Privilegien, Tyrannei, Sklaverei u. ſ. w. als Gegenſatz hinzufügt. Die Schwierigkeit beruht nicht darin, das Volk zu überzeugen, ſondern es zu vereinigen. Der Tag, an dem das Volk mit ſich ſelbſt vereinigt ſein wird, wird der Tag der neuen Aera ſein."

So nahm auch die römiſche Revolution ihren Anfang damit, das Volk in beſtändigen feſtlichen Vereinigungen um den Papſt zu ſammeln, und Pius mußte ſich dies gefallen laſſen, als er den Reigen, welchen das Volk um ihn ſchlang, ſchon längſt unheimlich fand. Wie es zu Anfang einer Revolution immer zu geſchehen pflegt, gab es jetzt plötzlich niegeſehene Perſönlichkeiten, und ſeltſame kraftvolle Charaktere, die ſich an Pius drängten und ihm den Volksjubel täglich erneuert und in allen möglichen Formen entgegen trugen. Die Geheimlehre Mazzini's war auch dahin gegangen, daß das Volk durch die Freude revolutionnirt werden müſſe. Der große Agitator hatte den Grundſatz aufgeſtellt, daß man ein Volk auch aus ſich herausgehen laſſen müſſe, um es

dadurch desto sicherer zu sich selbst zurückzuführen. Als ein solches wahrhaft revolutionnaires Mittel empfahl er die Freude. Es ist wahr, daß eine trübsinnige und verdumpfte Bevölkerung bei weitem weniger dazu aufgelegt ist, einen revolutionnairen Umschwung seiner Verhältnisse zu unternehmen. Und darin hatte Mazzini R[illegible] daß die Freude den Menschen am besten wi[illegible]h zurückführen könne, und ihm den Zugang zu den höchsten Gütern des menschlichen Daseins erschließe.

Unter den Männern, welche nicht nur dem Volke, sondern auch dem Papste in diesem Sinne unaufhörlich Freude zu machen suchten, war Angelo Brunetti, genannt Ciceruacchio, eine besonders einflußreiche Figur geworden, die schon gleich unter den ersten Anzeichen der neuen Dinge zum Vorschein gekommen war. Er war der ächte Mann der römischen Plebs, und stellte alle Eigenschaften dieses Volksschlages in einem ausgezeichneten Grade an sich dar. Ciceruacchio war eine einfache, bäurische, aber zugleich stolze und großmüthige Volksnatur, und die Gesellschaft des jungen Italiens, deren politischer Zögling er geworden war, hatte ihn mit dem Dolch bewaffnet, den alle ihre Mitglieder als erstes Ordenszeichen führen mußten. Er war zuerst

ein einfacher Karrenvermiether aus dem römiſchen Stadttheil Traſtevere, wo es ſcharfe und ätzende Volksbeſtandtheile giebt, geweſen. Aber Cicerunacchio war bei aller ſeiner Volkseinfalt zugleich ein ſchlauer italieniſcher Geſell, der die beſten Geſchäfte zu machen wußte, und mit einer durchtriebenen Induſtrie ſich aus einem Karrenvermiether zu einem faſt reichen Kaufmann emporſchwang. Aber er behielt bei ſeinen geſteigerten Glücksgütern doch die Manieren und Gewohnheiten des niedrigſten Volksmannes bei, und ſein Hauptvergnügen war, Andern Gutes zu thun und etwas draufgehen zu laſſen, wobei ihm ſeine Frau, die ſtattliche Römerin, Signora Brunetti, mit einem Wohlwollen ohne Gleichen unterſtützte. Es begreift ſich daher auch aus dieſer löblichen Eigenſchaft des Cicerunacchio der Alles vermögende Einfluß, den er bei den Volksmaſſen Roms erlangte. Im eigentlichſten Sinne wurde er Maitre de Plaiſir der neuen Revolution, die ſich unter den Blumenkränzen, Teppichen und Fackeln, die jeder Tag neu für Pius IX. aufſtellte, ſchon hervordrängen wollte. Er war der Veranſtalter aller Feſte, die damals für den Papſt gefeiert wurden, und auf den Volksbanquets, die jetzt in die Mode zu kommen anfingen, war der biedere,

Situation von Subject und Prädicat ſtellt uns eine vollſtändige Lebensfigur vor Augen, das Verbum ſetzt ihre Schritte in Bewegung und läßt ſie handeln, der Zwiſchenſatz mit ſeinen Wendungen und Conſtructionen bringt ſie in eine pittoreske Gruppirung, die Fülle der Diction umkleidet ſie mit einer angemeſſenen Draperie, mit reizendem Faltenwurf, und ihr Gang, in dem ſie dahinwandelt, iſt Muſik, Zauber des Rhythmus. Dieſe Zuſammenfügung des Satzes macht ſeinen künſtleriſchen Charakter aus, der dem Inhalt von ſelbſt entquillen muß, ohne durch rhetoriſche und ſtiliſtiſche Meiſtelſchläge gefertigt zu werden. Denn es giebt keine andere Kunſt, als die Kunſt des Inhalts, welche unendlicher Formen des Stils fähig iſt. Wie richtig daher auch der berühmte Ausſpruch Buffon's: le stile c'est l'homme, ſo wäre es doch noch richtiger und umfaſſender, zu ſagen: der Stil iſt die Sache. In der Sache erhält denn auch der Menſch und alles Individuelle ſeinen eigenſten Ausdruck, und dies iſt die beſte Theorie des Stils, ihn an die Sache zu verweiſen. Manche Schriftſteller ſind zu ſubjectiv und darum zu einfarbig,

nur etwas ſchmutzige Ciceruacchio der natürliche Präſident. Er war der Volkstribun von Rom geworden, und bald drängten ſich ſelbſt die Vornehmen in ſeine Nähe, um ſich ſeiner Gunſt zu verſichern. In den Paläſten und höheren Bürgerhäuſern wurde es bald Mode ihn einzuladen, und eine Geſellſchaft war nicht mehr, wie ſie ſein mußte, wenn Ciceruacchio fehlte, der auch im Salon das geſtutzte Coſtüm und die derben, freimüthigen Manieren des Karrenvermiethers aus Traſtevere beibehielt, und als ein unvergleichlicher Kraftmenſch der neuen Zeit figurirte. Mit ſeinen ungeheuern Mitteln paukte er der römiſchen Bevölkerung den Enthuſiasmus für Pius IX. im eigentlichſten Sinne ein, und auf der Piazza del Popolo ließ er dem Papſt, als ſich derſelbe zum erſten Mal nach der Kirche S. Maria del Popolo begab, einen herrlichen Triumphbogen in der ſchönſten antiken Form auf dieſem Wege errichten. Das Material, aus dem dieſes Kunſtwerk des Volksenthuſiasmus beſtand, war zwar nur aus einem mit Gyps überkleideten Holz genommen, aber die Hände des Volkes hatten daran gearbeitet, und Ciceruacchio ſelbſt war der thätigſte und geſchickteſte unter dieſen Arbeitern geweſen. Es war deshalb kein Wunder, daß der

Papſt ſeinen ſchönſten und liebenswürdigſten Segen ſpendete, als er durch dieſes Triumphthor zur Kirche fuhr. Bald gewann auch Cicervacchio ungehinderten Zutritt zum Papſte, und man ſah ihn faſt täglich im Quirinal aus- und eingehen, da Pius ſich niemals einer Unterhaltung mit dem mächtigen Volksmann entzog. Es mußte der Mühe werth erſcheinen, dieſen ſeltſamen Volkstribunen zu gewinnen, der bereits über das Volk Alles vermochte, und dem die geheimen Leiter der Revolution nichts Geringeres eingeredet hatten, als daß er der directe Nachfolger von Cola Rienzi oder ein wiederauferſtandener Volkstribun aus der Zeit der Gracchen ſei.

Unter den Männern der italieniſchen Revolution, welche den Papſt bereits näher und näher umkreiſten, werden auch die Herren Pasquino und Marforio, dieſe alten, aus Stein gehauenen Vertreter des römiſchen Volksgeiſtes, nicht ungenannt bleiben dürfen. Jeder kennt Pasquino und Marforio, dieſe beiden Marmor-Narren der neueren Römer, die ſchon ſeit Jahrhunderten, ſobald ſich irgend Etwas in Rom ereignet, ihr ebenſo luſtiges als verfängliches Frage- und Antwort-Spiel darüber treiben und mit ihren ſcharfen Einfällen, die zugleich der naivſte Ausdruck

des römiſchen Volkscharakters ſind, die jedesmalige Situation kennzeichnen und klar machen. Sie führen ihre oft höchſt anzügliche Unterhaltung, an der dann die ganze Stadt theilnimmt, mit beſchriebenen Zetteln, die ihnen eines Morgens plötzlich aufgeklebt erſcheinen, oder auch mit einer charakteriſtiſchen Vermummung, die ihnen über Nacht irgend eine unbekannte Hand angezogen hat. Pasquino, er, der Vater der Pasquille, der ſeine ſeltſame, vielfach zerſtoßene Steinfigur noch immer an der Straßenecke des Palaſtes des Herzogs Braschi (an der Piazza Navona) ausſtreckt, iſt der fragende Narr, welcher durch ſeine fatalen Fragen oft die ganze Stadt in Bewegung ſetzt. Der antwortende Narr heißt Marforio, und liegt jetzt, einem koloſſalen Flußgott gleichend, (was er früher ohne Zweifel auch geweſen ſein mag,) im Hof des Capitols, wo wir ihm neulich unſern Beſuch abſtatteten. Dieſer fragwürdige Marforio, den zu fragen der Mühe wohl verlohnt, hatte ſeinen Poſten urſprünglich in der Straße Marforio, und wurde dann hierher in das Capitol gebracht, wohin neuerdings die Staatsgefängniſſe verlegt waren, und wo man ihn, vielleicht zur Strafe für ſeine vielen biſſigen und maliziöſen Antworten, zu einem ſtillen und ſoliden

Mann machen wollte, indem man ihn als Aufſatz eines Springbrunnens anſtellte. Aber der bekannte Satz, daß ein einziger Narr mehr fragen könne, als hundert vernünftige Männer zu beantworten wüßten, hat ſich hier nicht bewährt, da Freund Marforio auch in ſeiner jetzigen Situation noch keine einzige Frage des Narren Pasquino unbeantwortet gelaſſen hat. Vielmehr ſind ſich die beiden alten Schelme bis jetzt noch nichts ſchuldig geblieben; und bis in die neueſten Zeiten hinein, und was auch in der ewigen Stadt vorkommen mag, Pasquino und Marforio, Marforio und Pasquino haben noch jederzeit mit ihren Bemerkungen darüber den Nagel auf den Kopf getroffen, indem der Eine ſtets beantwortet, was der Andere gefragt hat.

Als aber Pius IX. den Stuhl Petri beſtiegen hatte, und die Anzeichen der neu aufgehenden Zeit in Rom und Italien ſich ſchon zu mehren begannen, gerieth der Narr Pasquino an ſeiner Palaſt-Ecke in eine wunderliche Bewegung. Kaum war die Sonne aufgegangen, ſo ſah man ihn plötzlich in einem vollſtändigen Reiſekoſtüm erſcheinen. Er hatte Stiefel und Sporen an, eine Reitpeitſche ſchwang ſich in ſeiner Hand, und man mußte glauben, daß er jeden

Augenblick bereit ſei, zu Pferde zu ſteigen. Auf dem alten zerſtückelten Helm aber, den Pasquino aus dem Alterthum mitgebracht, klebte eine große dreifarbige Kokarde.

Weiter ſagte und fragte Pasquino heut nichts. Aber die Nachricht, daß Freund Pasquino ſo unerwartet verreiſen wolle, war raſch bis in den Hof des Capitols gelaufen. Man ſtürzte hin, um zu ſehen, was Freund Fioro (wie die Römer mit vertraulichem Ausdruck den Marforio nennen) für ein Geſicht dazu machen möchte. Marforio war bereits von Allem unterrichtet; er ſah traurig, unruhig, ja im höchſten Grade beſtürzt über das Schickſal ſeines reiſefertigen Collegen am Palaſt Braschi aus, und folgendermaßen machte ſich ſeine beſorgte Seele in einem heut auf ſeiner Rieſenlende klebenden Zettel Luft: „Wohin — war darauf zu leſen — wohin, — Pasquino, mein Bruder, gedenkſt Du denn alſo aufzubrechen? Nimm Dich in Acht, beſonders wenn Deine Börſe rund und wohlverſehen iſt; die Zeiten ſind ſchlecht, um ſich auf die Reiſe zu begeben, Unruhen drohen von allen Seiten her, und wenn Du auch nicht für Deinen vielhundertjährigen Rumpf zitterſt, mein alter Freund, ſo mußt Du doch wenigſtens für Deine Börſe die ſchlimmſten Begegnungen gewärtigen.“

Freund Fiero ſprach heut in einem ſo altväteriſchen und trockenen Ton, daß man ſich die Sache noch weniger zu erklären wußte. Das Volk ſtürzte wieder zu Pasquino hin, dem bereits ein langer Zettel aus dem Munde hing, den er, ungeachtet ſeiner Eile, mit der er verreiſen wollte, doch noch zu beſchreiben Gelegenheit gefunden hatte. „Beruhige Dich, Freund Fiero — ſagte Pasquino — ich habe heut nichts zu fürchten, denn den Quirinal bewohnt jetzt der Papſt Pius IX. Niemals waren die Straßen um Rom ſicherer als eben jetzt; ſelbſt die Pontiniſchen Sümpfe ſind ſicherer geworden, als unſere Kirchen, und die einzigen Diebe, die es bald noch im Kirchenſtaat geben wird, ſtehen in unſerer Kirche hinter den Altären. Dort werdet Ihr ſie einſt alle auf einem Haufen finden. Ich aber reiſe heut fort, um es aller Welt zu verkündigen, daß in Rom der Tag der Freiheit und Gerechtigkeit für alle Völker anbrechen wird!“

Die Anſpielung, welche Pasquino auf die Pontiniſchen Sümpfe machte, bezog ſich darauf, daß Pius ſeit einigen Tagen den Befehl gegeben hatte, die Pontiniſchen Sümpfe mit Reis zu bebauen. Jene Sprache Pasquino's ſchlug aber bereits ſehr ſtark an, und hatte nicht den kurzweiligen Accent des Tages, den man

an ihm gewohnt war, und den der ehrsame und lustige Schuster Pasquino, der hier einst im sechszehnten Jahrhundert an der Ecke dieses Palastes seine Bude hatte, durch seine satirischen Einfälle damals in die Mode gebracht hatte. In der Bildsäule, welche später an dieser Stelle ausgegraben wurde, wollte das Volk den leibhaften Schuster Pasquino selbst wiedererkennen, obwohl es ohne allen Zweifel ein alter Menelaos war, der in der Situation dargestellt worden, wie er den Körper des vom Hektor erschlagenen Patroclus vom Schlachtfelde wegführt. Aber die Römer, in pietätvollem Muthwillen, stempelten ihn zu ihrem Pasquino, und benutzten die an der Palast-Ecke aufgestellte Bildsäule dazu, um witzige Zettel darauf anzukleben, welche im Geiste Pasquino's die Tagesbegebenheiten zu einer anzüglichen Frage zuspitzten. Gleichzeitig wurde es auch Mode, am andern Tage die Antwort darauf vernehmen zu lassen und dieselbe dem Flußgott Marforio, der zuerst neben dem Triumphbogen des Severus lag, auf seine zerstoßenen Marmorschultern zu heften. Das römische Volk unterhielt dadurch ein Selbstgespräch mit sich, das in den pikantesten Abwechselungen bis zum heutigen Tag gedauert hat, und worin die jedesmalige Situation des Tages oft mit

den schärfsten Strichen gezeichnet wurde. Pasquino und Marforio wurden dadurch oft sehr gefährliche und unbequeme Figuren für die Regierung, und da man sie als Straßen-Demokraten nicht in's Gefängniß werfen konnte, kam man auf den Einfall, sie bei wichtigen Vorgängen mit Schildwachen besetzen zu lassen und dadurch ihre aufregenden Gespräche zu verhindern. Besonders aber wurde der schlimme Frager Pasquino, der eigentlich Alles anzettelte, von den päpstlichen Gensdarmen bewacht, und dann war es eine Zeitlang unmöglich gemacht, Witz und Opposition auf die Schultern Pasquino's zu legen. Bei dem Tode mancher Päpste war man in der letzten Zeit vornehmlich zu dieser Präventiv-Maaßregel geschritten, weil Pasquino dann die öffentliche Meinung für die nächste Papstwahl zu beeinflussen strebte, und in neuester Zeit ist es besonders die französische Besatzung in Rom gewesen, welche zwischen Pasquino und Marforio in die Mitte genommen und, sobald sich beide nur einigermaßen frei befanden, von ihren satirischen Bemerkungen wahrhaft zerfleischt wurde. Oft war es nahe daran, den Pasquino förmlich aufzuheben, und durch ein französisches Standgericht seinem Wirken ein Ende machen zu lassen, und Pasquino lebte längst

nicht mehr, wenn sich nicht der Herzog von Braschi, der den an der Ecke seines Palastes stehenden braven Freund liebgewonnen, für ihn verbürgt hätte.

Die herzogliche Familie der Braschi, deren heutiger Abkomme, ein junger, kunstgebildeter Fürst, den großartigen, mit einer bedeutenden Gemäldesammlung versehenen Palast an der Piazza Navona bewohnt, ist ausländischen Ursprungs und verdankt, wie so viele andere Aristokraten-Familien, dem päpstlichen Nepotismus ihren Eintritt in die Reihen der römischen Nobili. Die Braschi zeichneten sich schon früher als freisinnige Aristokraten aus, und der Schutz, welchen der junge Herzog jetzt dem Volksliebling Pasquino angedeihen ließ, erneuerte die Popularität dieser Familie in Rom in einem hohen Grade. Es waren aber auch damit für den Protector Pasquino's manche Sorgen und Unbequemlichkeiten verbunden, denn der Herzog Braschi, um seinem Wort zu genügen, mußte jetzt jeden Morgen, ehe die Sonne aufging, den Schelm Pasquino von hinten und von vorn besehen lassen, ob nicht irgendwo ein bedenklicher Zettel an ihm klebte. Diesen ließ er dann sorgfältig abnehmen, ehe die Kunde davon in's Publikum kam und ehe noch Marforio oben auf dem Capitol hatte antworten können. Pasquino blieb da-

durch freilich an der Ecke des Palastes stehen und die Polizei krümmte ihm kein Haar, aber man sah doch bald, daß er sich eigentlich grämte, und in seinem verwitterten Antlitz traten neue Furchen des Trübsinns hervor, welche die Alterthumsforscher früher nie an ihm bemerkt haben wollten. Die Volksfreiheit, die unter aristokratischem Protektorat immer so leicht zu verkümmern droht, schien auch hier durch den ihr zu Theil gewordenen hohen Schutz fast ersticken zu wollen. Aber der Herzog von Braschi war doch kein gewöhnlicher Herr. Manchen über Nacht angehefteten Zettel ließ er gleichwohl an dem theuren Leib des Pasquino hängen, wenn eine Sache, auf die es gerade ankam, darin nützlich und treffend angeregt war. Er wußte sich dann jedesmal zwischen dem päpstlichen Gouvernement und dem französischen Ober-Commando geschickt hin und her zu drehen, und jedenfalls sind Pasquino und Marforio noch bis auf den heutigen Tag, wo sie oft die Preßfreiheit ersetzt haben, vor dem Kriegsgericht der französischen Besatzung sicher geblieben. Die schlagendsten Einfälle und Bezeichnungen, mit denen die heuchlerische Tyrannenwirthschaft Louis Napoleons in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt worden ist, haben neuerdings ohne Zweifel auf dem Hintern Pasquino's in Rom gestanden.

ihr Stil nimmt sich wie eine Livrée aus, an der man jeden ihnen zugehörigen Gedanken schon immer von weitem erkennt, z. B. Jean Paul, der, sonst ein großer Kenner und Künstler des Stils, doch das eigenthümliche Metall jedes Stoffes sogleich in dem Schmelztiegel der Subjectivität umgießt und einschmilzt.

Ueber die künstlerische Vollendung des Stils giebt es keine Regeln, weil sie mit jedem Gegenstand wechseln, und selbst der äußere Wohllaut und Rhythmus von dem inwendig leitenden Gedanken abhängig gemacht und nüancirt werden müssen. Jeder Stoff bringt einen andern Ton des Stils, eine andere Musik, eine andere Scala, mit sich, ja auch jede Zeit, könnte man in gewissem Sinne sagen, hat ihren besondern Rhythmus und Numerus, der zu dieser oder jener Epoche einen verschiedenen Tonfall der Schreibart hervorrufen wird. Es ist dies das eigenthümlich bewegende Pathos der Seele, das in den freien Rhythmen der Prosa gerade am bedeutungsvollsten walten kann.

Der Numerus der Prosa ist ihr etwas ebenso Nothwendiges nach Außen, als die logische Gliederung

Damals, als Pius IX. in den Flitterwochen mit der römischen Freiheit lebte, gehörten jene beiden Figuren zur liberalen Majorität des Landes, indem sie das neue Wirken des Papstes mit ihrer ganzen Macht unterstützten. Aber es kamen auch die Zeiten heran, wo Pasquino sehr schneidende Fragen auf den heiligen Vater abzielte und der colossale Marforio dieselben noch schneidender beantwortete.

Einstweilen aber, bis in das Jahr 1848 hinein, welches das Jahr war, in dem alle Ideen zu Grunde gingen, schaukelte sich Pius mit vielem Behagen auf den Wogen der Volksgunst, die ihn höher und höher trugen. Aber es war durch Pius noch ein anderes Instrument aufgekommen, welches von der Kirche, und namentlich von dem Tridentinischen Concil, früher ganz förmlich und feierlich verdammt worden war. Dies war die Presse, welche der Papst zwar den Gesetzen der Kirche gemäß nicht ganz freigeben konnte, deren Fesseln er aber jetzt so weit und unfühlbar als möglich machte, indem er in einem neuen Edikt der Censur fast alle ihre Giftzähne auszubrechen suchte.*) Unter seinem Vorgänger, dem Papst Gregor XIV., hatte es in

*) Farini Lo Stato Romano I. 207.

Rom nur ein einziges officielles Journal gegeben, das aber Niemand las, und man konnte ein Geheimniß nicht beſſer bergen, als wenn man es in dieſem Journal abdrucken ließ. Jetzt aber begann eine italieniſche Bewegungspreſſe ſich auf mächtigen Schwingen von Rom aus zu erheben. Den Reigen führte der Contemporaneo, ein Journal, das von Sterbini geſchrieben wurde, einem verdorbenen Arzt, der aber als aufregender Schriftſteller gewaltige Dienſte leiſten konnte, und die alte römiſche Geſchichte genau kannte, die er in ſeinen Zeitungsartikeln oft höchſt pikant nach den Stichwörtern der franzöſiſchen Revolution zurichtete. Bald flog ein ganzer Schwarm von anderen Zeitungsblättern hinzu. Der Felſineo, die Bilancia, der Italiano leiteten den Kampf der Ideen und Parteien mit mehr oder weniger Einfluß ein, und die erſten Spitzen einer neuen italieniſchen Nationalbewegung traten heraus.

Von dieſem Augenblick an ſtellten ſich ſchon zwei Hauptparteien, die von Rom aus ſich über ganz Italien zu verzweigen begannen, in ihren erſten treibenden Keimen einander gegenüber. Die Einen wollten die Staaten ohne jeden gewaltſamen Schlag reformiren und durch die allmählige Einführung des repräſentativen Syſtems das politiſche und ſociale Heil

gewinnen, indem ſie zugleich darnach ſtrebten, durch eine im conſtitutionnellen Prinzip begründete Liga der italieniſchen Fürſten, die im Widerſtand gegen Oeſterreich errichtet werden ſollte, die Kraft der nationalen Unabhängigkeit Italiens zu gewinnen. Die Anderen nahmen auch die Reformen und das conſtitutionnelle Syſtem an, aber nur als einen unmittelbaren Uebergang, um auf dieſem Wege zur Republik zu gelangen, die von dieſer Seite her ſchon mit ſehnſüchtigen Blicken angeſchaut und mit inbrünſtigen geheimen Lauten gerufen wurde. Dieſe Partei wollte die reine und ungetheilte Republik, aber nicht die italieniſche Föderation oder die Union der conſtitutionnell gewordenen italieniſchen Fürſten, in welcher Form die mäßig geſinnten Freiheitsmänner, welche offenbar die Majorität behaupteten, die Wiedergeburt des ganzen Vaterlandes am beſten erlangen zu können glaubten. Beide Parteien ſchienen ſich aber noch in einem einzigen Dinge zu begegnen, in dem ſie ſogar mit einander wetteiferten, und dies waren die Lobeserhebungen für Pius IX., den man fortdauernd von allen Seiten her pries. Der einzige Hoffnungsanker für alle Parteien war noch der Papſt, und die Conſtitutionnellen wie die Republikaner rechneten beide darauf, daß er ihnen die Ka-

ſtanien aus dem Feuer holen werde. Darum lobten und prieſen ſie ihn unaufhörlich. Dieſen mächtig lockenden Stimmen konnte er auch nicht widerſtehen, und zu einzelnen Staatsreformen im Sinne der politiſchen Freiheit hatte er ſich ſchon thätig bereit gezeigt. Er wollte aber auch das ganze Staatsgebäude, über dem er als weltlicher Herrſcher ſtand, jetzt mit ſchöpferiſcher Kraft in ſeine Hand nehmen. Dazu hatte er ſich einen den Römern beſonders bedeutſamen Augenblick auserſehen.

Die Jahresfeier der Begründung Roms war wieder herangekommen. Es war der 21. April 1847, wo dieſes Nationalfeſt der ewigen Stadt, deſſen Datum auf einem ſo mythiſchen Hintergrunde ruht, glanzvoller als je und unter dem bewegten Eindruck der neuen großen Zeit begangen werden ſollte. Ein großes feierliches Banquet wurde diesmal in den Thermen des Titus, in der Nähe des Coloſſeums, gegeben, wo man auf dem davor gelegenen Platz eine ungeheuere Tafel, an der tauſend Perſonen Platz nehmen konnten, aufgeſtellt hatte, während vierzig tauſend Zuſchauer auf den umher liegenden Höhen und Abhängen der Esquilien ſich gelagert hatten. Um dieſem Feſt ſogleich den Charakter einer hohen Ausnahmefeier zu

geben, wären zum ersten Mal auch Frauen zu diesem patriotischen Banquet zugezogen worden, was in Rom, wo die Vereinigung beider Geschlechter bei öffentlichen Gelegenheiten äußerst selten ist, stets eine ungemein feierliche und glänzende Bewegung hervorruft. Fünfhundert Römerinnen, in ihrer prächtigen, marmorfesten Schönheit, strahlend von Reiz und Schmuck, welchen letzteren die Römerin selbst im Uebermaaß anzulegen liebt, waren bei diesem Banquet erschienen, bei welchem eine kolossale Statue der Stadt Rom, welche an die Spitze der Tafel gestellt war, den Vorsitz führte.

An dem Fußgestell dieses gewaltigen Standbildes las man mit Riesenbuchstaben die Worte: „Ich bin Rom, die ewige Stadt; zwei Mal Königin, vollende ich heut meine sechsundzwanzig Jahrhunderte, aber ich besitze eine unsterbliche Jugend. Gott will, daß ich die Beherrscherin und Herrin der Völker sei. Ich drücke Euch an mein Herz, meine theuren Kinder, wenn Ihr als Nachfolger der Tugenden Eurer Vorfahren das neue Jahrhundert feiert, in welches ich heut eintrete; ich drücke Euch an mein Herz, auf daß dies für Euch ein Jahrhundert der Eintracht und des Ruhmes sei. Ich habe Euer Geschick in die Hände

des edeln Fürſten gelegt, zu dem ich das höchſte Vertrauen habe. Es lebe Pius IX.“*)

So war Pius als der neue Cäſar, der Cäſar des modernen Roms, in die große Kette der Herrſcher der ewigen Stadt eingeſchoben, die ſeit Romulus auf dieſem weltbeherrſchenden Thron geſeſſen, und jetzt, wo der Statthalter Chriſti zugleich mit den alten Cäſaren in dieſelbe Linie geſtellt wurde, glaubte man auch bald eine That, des alten Roms würdig, von ihm erwarten zu können. Viele mochten ſchon wiſſen, was der andere Morgen bringen würde, denn der Jubel und die Freude, welche in der ganzen Verſammlung herrſchten, waren ſchon von den Vorempfindungen eines großen Ereigniſſes bewegt, das man herangekommen glaubte. Redner und Poeten erhoben ſich, wie in alter Zeit auf dem Capitol, und verherrlichten den Moment, in welchem der antike Ruhm des alten Italiens ſich durch Pius IX. und ſein großes Herz wieder erneuern ſollte. Unter den Dichtern, die an dieſem Tage die Verjüngung des alten Roms durch die moderne Freiheit ſangen und verkündigten, erregten Orioli und Maſſimo d'Azeglio ſowohl durch

*) Balleydier 365.

den Schwung ihrer Verse wie durch das Erscheinen ihrer Personen den höchsten Enthusiasmus des Volkes. Beide, deren Namen an dem Horizont der italienischen Literatur glänzend leuchteten, waren lange verstummt gewesen und hatten auf ferner fremder Erde als Verbannte geweilt, von wo Pius sie beim Antritt seiner Regierung nach Rom zurückberufen hatte. Der Professor Orioli war ein bedeutender politischer Kopf, der seit seiner Rückkehr aus der Verbannung die Zeitung Bilancia in Rom schrieb und mehrere hinreißende Flugblätter über die neue politische Richtung des Papstes, die Pius oft erst selbst aus diesen Schriften in Erfahrung brachte, herausgegeben hatte.

Der Marquis Massimo d'Azeglio, einer der liebenswürdigsten Geister des neueren Italiens, war seit seiner Rückkehr nach Rom dem Papst persönlich sehr nahe getreten, und nahm unter Denen, durch welche sich Pius auf den Weg der Reformen geleitet und gedrängt sah, bald den ersten Platz ein. Massimo d'Azeglio hatte als Maler, Dichter, Musiker, Politiker und Publizist einen hochberühmten Namen in Italien gewonnen, und er hatte auf seine eigene Hand, mit seiner schönen Begeisterung, die auch seine Persönlichkeit so anziehend machte, Rundreisen durch alle italienischen Staaten

unternommen, um das nationale Element wieder anzufachen und zu einem neuen Leben zu treiben. Dieſelbe, das Nationalgefühl der Italiener anfeuernde und aufrichtende Kraft, welche Maſſimo d'Azeglio in ſeinen Romanen, namentlich im Ettore Fieramosco und im Niccolò de' Lapi bewieſen, trug er auch in das Leben über, und überall kannte ihn das Volk in Italien und jauchzte ihm zu. Die leiſen Freiheitsbewegungen, welche ſchon gegen das Lebensende Gregors XVI. durch ganz Italien gingen, waren weſentlich das Werk Maſſimo d'Azeglio's, der aber ohne jede Verbindung mit den geheimen Geſellſchaften arbeitete und zugleich in ſeiner mit Glacéhandſchuhen geführten Volksagitation die Extreme zu vermitteln ſuchte.

Er war zum Politiker Pius IX. wie geſchaffen, denn auch Pius machte nur mit dem Herzen Politik, ohne der heiligen Schrift eingedenk zu ſein, welche ſo viele arge und ſchlimme Dinge gerade durch das menſchliche Herz ihren Canal nehmen läßt. Der heilige Vater ſelbſt war der erſte Gothaer, der Denen, welche das Jahr 1848 ſpäter gebar, alle Familienzüge genau vorzeichnete, und ihnen ganz den Typus erſchuf, in dem ſie nachher, mit jener bewundernswürdigen Virtuoſität des Ausweichens nach allen Richtungen hin, ſich wirkſam zeigten. Es

war die Wiedergeburt des Juste Milieu, das in der Deputirtenkammer Louis Philipp's in Paris sich gerade um dieselbe Zeit kläglich zu Tode zappelte und dem liberalen Volksprincip nicht geringeren Schaden gethan hatte als dem konservativen und monarchischen Princip, indem es sich an beide gleichzeitig anzusetzen verstand und ihnen das Blut aussog. Louis Philipp selbst aber, der arme parlamentarische König, soll, als die erste Kunde von den Reformen des Papstes Pius und von der allgemeinen Aufregung in Italien zu ihm drang, einen Angstschrei ausgestoßen und entsetzt ausgerufen haben: „Wahrhaftig, dieser Papst wird mich noch zu Grunde richten!"

Und doch hatte sich Pius nur eine ganz vermittelnde Aufgabe gestellt, in der sein mäßiger Freund Massimo d'Azeglio sein Rathgeber und das Werkzeug bei den ersten entscheidenden Schritten wurde. d'Azeglio, als er am 21. April 1847 in den Thermen des Titus seine Gedichte auf die Wiedergeburt des antiken Rom durch die moderne Freiheit vortrug, wußte schon, was der Lendemain dieses Festes bringen würde. Er hatte einen großen Einfluß auf das Rundschreiben vom 22. April gehabt, welches am andern Tage der Kardinal Gizzi auf den Befehl des Papstes entsandte,

und wodurch eine berathende Verſammlung aus allen Provinzen zuſammenberufen werden ſollte, um eine neue Ordnung in allen öffentlichen Angelegenheiten und Bedürfniſſen herbeizuführen. Die Umarmung des Papſtthums mit der politiſchen Freiheit, von der ſo bedeutende Geiſter in Italien und ſelbſt in Frankreich geträumt, ſollte jetzt eine Thatſache werden. Es konnte dieſe Umarmung nur eine tragiſche Schmerzensgruppe ſein, gleich der des Laokoon, welche man ebenfalls unter den Trümmern dieſer Thermen gefunden hatte, wo man jetzt eine neue Aera Roms durch ein begeiſtertes Nationalfeſt ankündigte.

Das neue Edikt, welches eine Staats-Conſulta ausſchrieb, machte bekannt, daß ſich Pius IX. entſchloſſen habe, eine Verſammlung um ſeinen Thron zu berufen, die aus den beſten und erleuchtetſten Männern Roms und der Legationen zuſammengeſetzt werden ſollte. Alle Kardinäle und Prälaten ſollten dem Staats-Souverain, denn dieſer weltliche Charakter wurde jetzt plötzlich von dem heiligen Vater betont, jeder drei achtbare Männer, vorſchlagen, aus denen der Papſt für jede Provinz einen Conſultore ernennen würde. Es war dies eine Notablen-Verſammlung, wie ſie in Frankreich die eigentliche Revo-

nach Innen, und beide ergänzen und verstärken sich oft in ihren verschiedenen Wirkungen. Numerus haben sogar die Pferde in ihrem Trabe, der Wasserfall, der Vögelflug, jede Bewegung in der Natur; wie vielmehr nicht ein guter Stil, worin der Gedanke in der Mitte thronend, gleich dem den Wellenschlag abtheilenden Schwan, seine Harmonieen in Satz und Gegensatz ausführt. Rhythmus ist die Dialektik der Bewegung, und muß sich in seinen Wechselfällen der Dialektik des Gedankens anschließen, dessen innere Musik, dessen Contraste und Pointen er gewissermaßen in Noten setzt. Der Rhythmus der Prosa ist die feinste Tonschöpfung für das Ohr, weil er so ideell ist und bestimmte Versgänge zu vermeiden hat, ohne doch unbedingt und ungefärbt zu sein von Versmaß und Metrum, die über die Fläche der Prosa wie unsichtbare Luftmusik hinfahren. Nur die Folge vieler gleichartiger Metra hintereinander, besonders von Daktylen, stört die gehaltene Bewegung der Prosa.*) Die eigenthümliche Melodie des Stils besteht in der Tonwandlung der

*) Vgl. hierüber Herling, Syntax der deutschen Sprache (Frankfurt am M. 1830.) S. 129.

lution von 1789 eingeleitet hatte, und der auch in dem heiligen Rom die Revolution von 1848 auf dem Fuße folgte. Diese Consulta sollte in Rom tagen, und in Allem, was die politische Verfassung und Verwaltung, das Gemeindewesen und die öffentliche Wohlfahrt betraf, gehört werden. Es war eine Art Vereinigter Landtag, wie er der preußischen Nationalversammlung von 1848 unmittelbar hervorging. Solche Versammlungen, die auf einem aristokratisch-liberalen Boden gewachsen sind, führen rascher und entscheidender zur Revolution hinüber, als eine ganz unmittelbar und frisch aus dem Volke hervorgegangene Versammlung, die, so lange sie nicht durch administrative oder polizeiliche Intriguen gereizt oder corrumpirt wird, sich nur sehr schwer zu einem Bruch zwischen Freiheit und Ordnung entschließt.

Diese neue Kundgebung hatte die römischen Volksmassen mit ungeheuerem Jubel erfüllt. Man stand wieder Tage und Nächte lang auf dem Platz des Monte Cavallo, und sah in unermeßlicher Anzahl zu den Fenstern des Quirinal empor. Ein unendliches Rufen, in dem sich die Lebehoche für Pius IX. und Rom vermählten, durchdrang die Lüfte, bis Pius, umgeben von seinen Prälaten, auf dem Balcon des

Quirinal erſchien, und ſeine Hand erhob, um dem freiheitsbegeiſterten Volke ſeinen Segen zu ertheilen. In demſelben Augenblick ſtrahlte der ganze Platz des Monte Cavallo in vielen tauſend bengaliſchen Flammen auf, und Papſt und Volk ſtanden in feierlicher Umleuchtung da, indem ſie den Moment des höchſten Glücks, das einer Nation und ihrem Herrſcher beſchieden ſein kann, gekommen wähnten.

Hier in Rom hatte die Revolution, wie es natürlich war, durchaus die geiſtliche Schlangenhaut angelegt, und die Emeute ſchien bald der kirchlichen Einſegnung nicht entbehren zu können. Selbſt unter den wildeſten Männern der Revolution herrſchte noch einſtweilen die Hingebung an Religion und Kirche vor, und ſogar Prieſter waren in der Mitte des Volkes aufgetreten, um die Bedeutung der neuen Zeit der Freiheit zu predigen. Unter dieſen war der ſeltſame Theatiner-Mönch Ventura, in dem man einen neuen Savonarola gekommen glaubte, eine ſehr merkwürdige Figur. Er war aus ſeinem einſam gelegenen Kloſter nach Rom gekommen, um ein Buch über „Revolution und Kirche", das er in ſeiner Zelle fertig geſchrieben, auf den Markt der Tagesbewegung zu werfen und damit die Gemüther des Volkes wunderbar zu locken.

Inbrünſtig und gewaltig erklang jetzt die Stimme dieſes Theatiner-Mönchs in Rom, der nicht bloß in den Kirchen, ſondern auch auf dem alten römiſchen Forum und vom Capitol herab zum Volke zu ſprechen begann. Schon ſeine Leichenrede, die er am Sarge Daniel O'Connell's gehalten, war mit ihren gewaltigen Sätzen in die römiſchen Volksmaſſen eingedrungen und hatte für dieſelben in unzähligen Exemplaren abgedruckt werden müſſen. Es war darin das größte Lob für Pius IX. und die von ihm begonnenen Reformen enthalten, und zugleich verkündete er es auf allen Straßen und Plätzen, daß es die neue, durch Pius herbeigeführte Aera ſei, welche den Bund zwiſchen Freiheit und Religion ſchließen wolle. Er hatte dies zuerſt am Grabe des großen irländiſchen Agitators geſagt, deſſen Leben und Tod ein großartiges Beiſpiel für dieſe neue Lehre waren. Daniel O'Connell, der katholiſche Demagog, hatte in dieſer Zeit, der politiſchen Kämpfe in ſeiner Heimath müde, die Pilgerreiſe nach Rom unternommen, um noch vor ſeinem Tode die ewige Stadt zu grüßen und den Pantoffel zu küſſen, der als neuer Stern an dem Himmel Europas aufgegangen war. Aber er war in Genua von dem Tod ereilt worden, und nur das

Herz des großen irländiſchen Bürgers hatte man nach Rom bringen können, wo es in der alten Kirche S. Andrea della Valle feierlich beigeſetzt wurde. Dort hatte Pater Ventura die durch ganz Italien geklungenen Worte über dem Herzen des irländiſchen Freiheitsmannes geſprochen. Die Kirche und die Freiheit waren darin zu einem wunderbaren Bilde der Einheit und Unzertrennlichkeit ineinander geſchmolzen, und Pater Ventura erklärte hier den Papſt für den ächten und einzigen Propheten der Freiheit und für die wahre Bürgſchaft, unter der die Freiheit in der Geſellſchaft verwirklicht werden könne! „Einſt — rief der gewaltige Redner mit ſeinem großmächtigen Organ — wollten die heidniſchen Kaiſer, welche ſich zu Chriſten machten, das Chriſtenthum nicht begreifen, und gedachten, den heidniſchen Despotismus über die Kirche auszuüben, aber die Kirche entäußerte ſich ihrer und verließ ſie. Sie verſchwanden von dem Schauplatz der politiſchen Welt, und verdarben ohne Erben und Nachfolger. Wenn aber in neuerer Zeit wieder die Machthaber ſich von dem heidniſchen Element, das weſentlich despotiſch iſt, durchdringen ließen, indem ſie dem chriſtlichen Element entſagen, das weſentlich das Element der Freiheit iſt, weil es ganz und gar Liebe

und Barmherzigkeit ist, und wenn sie nicht mehr die Lehre der religiösen Freiheit der Völker und der Unabhängigkeit der Kirche begreifen wollen, so wird die Kirche sich abermals ihrer zu entäußern wissen. Die Kirche wird sich dann zur Demokratie wenden, sie wird diese wilde Königin taufen, sie wird sie zur Christin machen, und auf ihre Stirn das Siegel der konservativen Absichten Gottes drücken; sie wird zu ihr sagen: Herrsche, und sie wird herrschen!"

Pater Ventura hatte diese Richtung, die er nun unter ungeheuerem Zulauf in Rom predigte, ohne Zweifel von seinem ehemaligen Freunde in Paris, dem berühmten Abbé de Lamennais aufgenommen. Das Streben der italienischen Freiheitsmänner hat überhaupt seinen ersten Grund aus den Schriften des Lamennais gezogen, mit dem auch Ventura zuerst in einer sehr genauen persönlichen Freundschaft gestanden. Die Verbindung der Demokratie mit dem Katholizismus, worin die eigentliche Triebfeder der ersten italienischen Revolutionsbewegungen lag, war zuerst durch die Lehre des Lamennais zu einer bestimmten politischen Doctrin gemacht worden, die mit dem Papst, als der höchsten Autorität der Gesellschaft, anfing und mit dem souverainen Volke endigte, welches Lamen-

nais in seiner zweiten Periode an die Stelle des Papstes setzte. Die von dem französischen Abbé zuerst gelehrte katholische Demokratie, die zugleich ein demokratischer Katholizismus war, machte auf die denkenden Geister in Italien einen ungeheueren Eindruck, und man leitete eine neue Nationalbewegung Italiens daraus her, die anfänglich selbst die rein revolutionnairen Geister, wie Mazzini, in der religiösen Richtung fesselte. Doch war auch der Pater Ventura in einer Schrift gegen die demokratischen Extreme des Lamennais aufgetreten, wie es auch der Turiner Abbé Gioberti, der in Anknüpfung an Lamennais der eigentliche Begründer der katholischen Demokratie in Italien war, gethan hatte.

Es war natürlich, daß unter einer Nation, der die Kirche seit länger als tausend Jahren so tief in allen ihren Gliedern steckte, auch die politische und sociale Revolution nur mit Hülfe der Kirche und im innersten Zusammenhange mit derselben gedeihen konnte. Und es war merkwürdig, daß Gioberti, der kirchliche Revolutionsphilosoph, schon in seinen Schriften, die im Jahre 1844 im Druck erschienen, die nationale, päpstlich-demokratische Richtung, die im Jahre 1847 in Rom ausgebrochen war, vorgezeichnet und aus der

Idee heraus construirt hatte. In seinem glänzend und großartig geschriebenen Buche über das Primat Italiens*) erwartet er alles Heil für die italienischen Völker, denen er noch die größte Zukunft sichern will, nur von einer politischen Conföderation der italienischen Staaten, die er unter der leitenden und ordnenden Autorität des Papstes geschlossen sehen will. Der Papst, dessen universale Herrlichkeit er mit der Größe des alten Rom zu einem Wunderbilde zusammenfließen läßt, erscheint ihm als die einzige schaffende und vermittelnde Gewalt, der man die kräftige Erneuerung und Wiederherstellung eines freien und einheitlichen Italiens anvertrauen dürfe. Gioberti führte schon früh die italienische Conföderations-Idee in's Feld, während man in Rom, in diesen Vorhallen der Revolution, anfänglich bloß die Freiheitsideen dem Oberhaupt der Christenheit in den Pantoffel schieben wollte. Der italienische Völker- und Staatenbund, unter der Hegemonie des Papstes, war aber eine Idee, die Gioberti selbst bald wieder fahren ließ, denn, nach dem unglücklichen Verlauf der römischen Revolution, die dem Papstthum selbst gar keine Zukunft übrig

*) „Del primato morale e civile dell' Italia" 1844.

gelaſſen hatte, ſchien es eines neuen ſtarken Fürſten zu bedürfen, durch den Italien allein noch geeint und gerettet werden könne.

Und Gioberti hatte unter ſeinen prophetiſchen Geſichten der Zukunft jetzt das junge Piemont erblickt, das er zu dieſer Rolle weihte, die in den Händen Karl Albert's und ſeines Nachfolgers freilich nicht ſicherer und erfolgreicher ſein konnte, als in den Händen des armen Pius IX., mit dem die Roſſe der Zeit, deren Zügel er bald verlor, unaufhaltſam durchgingen. Die ferneren Schickſale dieſes edlen Mannes verdarben dem Papſtthum für immer die Fähigkeit zu einer politiſchen Rolle, und ſollte der einheitliche nationale Staatenbund eines freien Italiens noch jemals zu ſeiner Verwirklichung gelangen, ſo würde dem Papſt dabei nicht mehr die führende und organiſirende Rolle von irgend einer Seite her übergeben werden können. Oeſterreich hätte des Concordats nicht bedurft, um gegen dieſen Preis die erſten Anſprüche auf eine überwiegende Machtſtellung in Italien zu begründen. Die italieniſchen Nationalzuſtände ſind nur noch durch eine fremde ſtarke Macht zu reorganiſiren, aber es iſt dazu nicht mehr eine Macht nöthig, die ſich gleichzeitig als Gefangene von den äußerſten Konſequenzen der katho-

lischen Dogmatik binden läßt. Um diese Dinge handelt es sich jetzt nicht mehr in der sittlichen und politischen Welt, und Oesterreich braucht sich nur auf seine unanzweifelbare Mission als germanische Civilisationsmacht zu stützen, um, dem verrotteten Romanismus und Franzosenthum gegenüber, sein reorganisatorisches Recht auf der italienischen Halbinsel unbestreitbar zu behaupten.

Oesterreich wurde freilich gerade in dieser Zeit, als die Reformen des Papstes Pius in Italien begannen, für den eigentlichen Gegner aller constitutionellen Entwickelung, aller liberalen Reformen, von den Italienern angesehen. Oesterreich galt diesen neuen Richtungen gegenüber für eine beständige Gefahr, und bald sah es sich auch durch die Ausschweifungen der neuen römischen Presse hinlänglich gereizt, um nicht länger einen unthätigen Zuschauer dieser neuen Volksbewegungen abzugeben. Fürst Metternich, in seiner berüchtigten Anschauung, daß Italien nur ein geographischer Begriff sei und als nationaler und staatlicher Körper gar nicht betrachtet werden könne, glaubte den Papst erschrecken zu müssen, um ihn auf dem Wege seiner Reformen und Zugeständnisse einhalten zu lassen, und sandte österreichische Truppen nach Ferrara, um

die Stadt zu besetzen, obwohl das nach den Wiener Verträgen dazu eingeräumte Recht sich nur auf die Citadelle, aber nicht auf die Stadt erstreckte. Diese Truppen zogen auf die dringenden Vorstellungen des Papstes wieder ab, aber Metternich, welcher im Witttern der politischen Krisen und Wendepunkte unvergleichlich war, hatte zu bestimmt erkannt, daß in diesen neuen Bewegungen Roms ein Umschlag für die ganze Welt liegen könne, als daß er sich so rasch wieder hätte beruhigen sollen. Unter dem 2. August beklagte er sich heftig nach England, daß die Italiener eine einheitliche Republik bilden wollten, und erklärte, daß Oesterreich unter allen Umständen seine Besitzungen vertheidigen werde. Auch Lord Palmerston erwiderte damals, daß England die Verträge von 1815 aufrecht erhalten würde und daß dieselben nicht abgeändert werden könnten, als unter Uebereinstimmung aller dabei betheiligten Mächte. Aber Lord Palmerston, der es schon damals liebte, die diplomatischen und revolutionnairen Positionen gleichzeitig zu besetzen, sandte in demselben Augenblick den Lord Minto nach Italien ab, der als englischer Agent den Auftrag erhielt, die revolutionnaire Partei in Italien heimlich zu ermuthigen, und ihr Hoffnungen aller Art einzu-

ganzen Periode, in der Arsis und Thesis der Sätze, welche zugleich die Hebung und Senkung des Gedankens ist. Die Kunst einzelner rhythmischer Figuren kann im Verse viele Wirkung thun, und wird selbst in dem einfachsten Naturzustande der Metrik, bei Homer, gebraucht, der in den sogenannten ropalischen Versen kecke und wirkungsreiche Sylbenpyramiden aufführet, aber dem geistigen Charakter der Prosa entspricht die rhythmische Absichtlichkeit nicht, und was dort Kunst ist, wird hier zur mißklingenden Künstelei. Ebenso sehr als der entschiedene Verscharakter, ist jener gesuchte oratorische Numerus zu vermeiden, der den mit Pauken und Trompeten einherfahrenden Perioden des Cicero abgelauscht ist, und bei dem sich noch zweifeln ließe, ob er nicht bloß etwas Imaginaires unserer Philologen und Grammatiker? Denn wenn man davon ausgeht, daß die Elision der Vocale ohne Zweifel auch in der lateinischen Prosa, wie in der heutigen italienischen, stattfand, da sie sonst nicht hätte zum Grundelement der Metrik gemacht werden können, so würden die ciceronianischen Perioden, mit elidirten Vocalen gelesen, in

ſtößen. Lord Minto*) war ein ächt engliſches, mit grotesken Humor ausgeſtattetes Original, und paßte ſich vortrefflich zu dieſer Rolle. Er fraternisirte mit allen geheimen Geſellſchaften in Rom und beſuchte die Clubs und den Volkszirkel, in dem die Männer der Revolution ſich vereinigten. Auch in den Bureaux der Zeitungen wurde er eine ſtehende Figur, und erſchien alle Morgen auf der Redaktion des Contemporaneo, um Parolen zu vertheilen und die junge römiſche Freiheit der Gnade des conſtitutionellen Alt-Englands zu verſichern. Mit Cicernacchio ging ſeine Lordſchaft Arm in Arm auf dem Corſo ſpazieren, und nahm auch ein Frühſtück bei dem großen italieniſchen Volksmann an, ſcherzte ein wenig mit der ſtattlichen Signora Cicernacchio, und machte Verſe auf den Geburtstag des kleinen Cicernacchietto, für deſſen affenmäßige Drolligkeiten er das zärtlichſte Intereſſe gefaßt hatte. Bei den Roſſen des Monte Cavallo begann es in dieſer Zeit leer zu werden, denn das Volk ſtrömte nicht mehr ſo ſtark nach dem Quirinal, ſondern es hatte alle Hände voll zu thun im ſpaniſchen Viertel, wo es vor dem Hôtel d'Angleterre

*) Im Jahre 1831 Geſandter in Berlin.

dem Lord Minto allabendlich Serenaden brachte. In dieſer luſtigen Maske war England damals für die Verträge von 1815 eingetreten.

Unter allen italieniſchen Staaten, in denen das überraſchende Auftreten des Papſtes Pius IX. elektriſch gewirkt hatte, war Piemont allermeiſt von neuen großen Erwartungen dabei erregt worden. Der piemonteſiſche König Karl Albert und ſein Freund und Strebensgenoſſe Ceſare Balbo hatten erſt nicht an die Möglichkeit glauben wollen, daß aus dem päpſtlichen Rom etwas Gutes für die Freiheit der Nation kommen könne. Aber die Thatſache eines als Befreier auftretenden Papſtes, wie unerhört ſie auch in den Jahrbüchern der Geſchichte war, ließ ſich doch nicht mehr verkennen, und die Freiheit ſchien nur noch aus den Händen des Papſtes auf die italieniſche Nation herabfließen zu können. Karl Albert bot daher dem Papſte ſeine Dienſte und ſeine Truppen an, um gegen Oeſterreich „bis zu deſſen Vernichtung," wie es ſchon damals hieß, zu kämpfen, denn er hatte vernommen, daß das päpſtliche Gebiet in Ferrara durch die Oeſterreicher verletzt worden ſei. Piemont glaubte die Aufgabe der Wiederherſtellung Italiens mit Rom theilen zu können. Wenn die Freiheit vom

Papſte in Rom kommen ſollte, ſo ſchien die italieniſche Unabhängigkeit in die Hände Karl Alberts gelegt worden zu ſein, denn die Unabhängigkeit Italiens war ein Krieg, zu dem es eines tapfern Schwertes bedurfte, wie es in der Scheide des Königs von Sardinien blitzte. Cesare Balbo war wieder, den geiſtlichen Dunkelmännern zum Trotz, welche den König lange von ſeinem Jugendfreunde zu trennen gewußt, im Palais Karl Albert's zu Turin erſchienen, und verweilte Tage und Nächte lang in ſeinem Cabinet, um die Frage Italiens, den Moment des Losſchlagens, das mögliche Zuſammenwirken mit dem Papſte in Rom, zu berathen. In der Schrift des Grafen Balbo über die Hoffnungen Italiens, welche er ſchon im Jahre 1844 in Paris herausgegeben hatte *), war von dieſem philoſophiſchen Patrioten die nationale Zukunft Italiens ſchon nach allen Seiten hin in Erwägung genommen worden. Die Herrſchaft der Fremden in Italien, die freilich ein altes chroniſches Leiden der apenniniſchen Halbinſel war, wurde auch diesmal wieder, wie immer, als der erſte und eigentliche Ausgang alles Nationalunglücks erkannt.

*) „Delle speranze d'Italia." Parigi 1844.

Cesare Balbo knüpfte aber höchst eigenthümliche Erörterungen an diese traurige Lage eines einst so großen Volkes. Er entwickelte die Schwierigkeiten, die Nationalunabhängigkeit Italiens entweder durch Gründung eines italienischen Königreiches, oder durch eine ganz Italien umfassende österreichische Herrschaft, durch die Errichtung von kleinen Republiken, oder auch durch eine Conföderation der jetzigen italienischen Staaten, herzustellen. Obwohl Balbo ein guter Katholik war, so hielt er doch die Conföderations-Idee Gioberti's, mit dem Papst als Präsidenten an der Spitze, am allerwenigsten dazu geeignet, um Italien wieder zu einer freien und mächtigen Nation zu constituiren, und dies ist die Abweichung zwischen Balbo und Gioberti, welche diese Männer in einem sehr wesentlichen Punct getrennt hat. Auch eine Herbeirufung fremder Mächte zu dem Zweck, Italien frei, einig und glücklich zu machen, bezeichnete Balbo als das unheilvollste Mittel, das gewählt werden könnte. Er erinnerte warnend an alle Züge der italienischen Geschichte, durch welche sich zu verschiedenen Zeiten dargethan hat, daß die Einmischung der Fremden das schwerste Unglück über die italienische Nation brachte und alles Leid und Elend in derselben gewissermaßen verewigte. Darüber

war man ſich damals im Rathe des Königs von Sardinien klar, und der Bund zwiſchen Sardinien und Frankreich, zu dem ſich heut Karl Alberts Sohn durch die weitberechnete Intriguen-Politik Louis Napoleons verlocken ließ, gehörte wenigſtens nicht zu den urſprünglichen Grundlagen der piemonteſiſchen Politik, als dieſelbe ſich in der Unabhängigkeit und Einigung Italiens ihre Aufgabe ſtellte. Es iſt aber kein Zweifel, daß Cesare Balbo's Meinung auch heut in Erfüllung gehen, und das alte italieniſche Nationalunglück durch die franzöſiſche Hülfe nur vermehrt und vollendet werden kann.

Eine ſeltſame Hoffnung weckte Balbo damals auf den Fall des türkiſchen Reiches gründen. Er glaubte, daß ſich Oeſterreich am leichteſten von ſeinen italieniſchen Provinzen trennen würde, wenn man ihm eine Entſchädigung dafür gewähren und ihm eine Vergrößerung ſeiner Macht an der Donau zuführen könnte, wozu die Vertheilung der Türkei unter die europäiſchen Mächte die günſtigſte Gelegenheit darbieten ſollte. Es war neu, die orientaliſche Frage auch mit der Freiheit und National-Unabhängigkeit Italiens in Verbindung zu ſetzen, aber Balbo hatte ſchon damals genau erkannt, daß der Untergang der

Türkei das eigentliche Axiom für eine neue Aufſtellung der europäiſchen Welt ſei, und den entſcheidendſten Anſtoß in ſich trage, um die Zuſtände und Schickſale der neueren Völker zu verändern.

Für die innere politiſche Entwickelung der italieniſchen Staaten hegte aber Ceſare Balbo einſtweilen keine beſonders freiſinnigen Abſichten. Die Bildung eines tüchtigen Kriegsheers und einer bedeutenden Seemacht, und die Sorge für die Volkserziehung, ſchienen ihm das Erſte, wozu man ſich in Italien mit aller Anſtrengung wenden müſſe. Die conſtitutionellen Verfaſſungsformen für Italien ſchien er vor der Hand noch auf bloß begutachtende Stände beſchränken zu wollen. Aber in dem König Karl Albert, den die politiſchen Lorbeeren des neuen Papſtes nicht ſchlafen ließen, waren die innerſten Triebe ſeiner freiheitbegeiſterten Natur immer mächtiger geworden. Seine politiſche Schaffensluſt, wie ſie ihn im Jahre 1821 ſelbſt mitten in die Wogen der Revolution hineingetrieben hatte, erwachte wieder in aller Stärke in ihm. Schon zu Anfang des Februar 1848 hielt er es an der Zeit, ſeine alten Verheißungen, daß er in ſeinen Staaten eine Conſtitution geben wolle, zu erfüllen. Schon wurde die definitive Grundlage eines

conſtitutionnellen Statuts bekannt gemacht. Karl Albert ernannte ſeinen alten Freund Ceſare Balbo zum Präſidenten einer Commiſſion, die das neue Wahlgeſetz entwerfen ſollte. Dies wurde gerade in dieſem Augenblick eine ſchwierige Aufgabe, denn gleichzeitig war die Februar-Revolution in Frankreich losgebrochen, und der Gott und Herr, den ſie auf den erledigten Thron geſetzt, war das allgemeine Stimmrecht geweſen. Aber, obwohl ſich bereits drohende Anzeichen eines Aufſtandes in Genua und Turin erhoben, ſo konnten und wollten Karl Albert und Ceſare Balbo doch für Piemont kein anderes Wahlgeſetz geben, als das, welches einen Cenſus zu ſeiner Grundlage hatte. Und der Graf Ceſare Balbo wurde auch Conſeils-Präſident des neuen conſtitutionnellen Miniſteriums, welches den König von Sardinien umgab. Die einſt am Golf von Genua ausgetauſchten Jugendträume ſchienen jetzt glänzend in Erfüllung gegangen zu ſein. Gewöhnlich ſieht man ſeine alten Wünſche und Träume nur dann erfüllt, wenn man ſie nicht mehr brauchen kann, aber Karl Albert und Ceſare Balbo glaubten ſich jetzt auf die ſchönſten Höhen ihres Lebens geführt, und begannen nach allen Seiten hin kräftig vorzubereiten und zu geſtalten. In dem

miniſteriellen Programm, welches das Datum des 15. März 1848 trug, nahmen die Allianz mit England und die Vorbereitungen zum Kriege gegen Oeſterreich, letzteres jedoch „ohne Provocation," die erſte Stelle ein.

Das ganze piemonteſiſche Volk zitterte vor Freude und Bewegung. Mit dem ganzen Selbſtbewußtſein und Dünkel der piemonteſiſchen Nationalität ſah man auf den Papſt in Rom, deſſen Anregungen man zwar Alles verdankte, der aber inzwiſchen noch nicht ſo weit gekommen war, wie das ſtolze Piemont, wo man bereits ein Parlament eröffnete.

Es iſt wahr, Pius IX. ſchien in der letzten Zeit nicht mehr ſo eifrig vorwärts gehen zu wollen, als es die neue römiſche Demokratie wohl gewünſcht hätte. Man half ſich einſtweilen mit einem Calembourg, den man auf ſeinen Familiennamen machte, indem man ihm jetzt öfter, wenn er zum Segnen auf dem Balcon des Quirinal erſchien, mit ſehr gedehnter Ausſprache das Wort: Ma—stai zurief, was dann ſo viel bedeutete als: „Aber — Du ſtehſt ſtill," und auf dem ganzen Platz des Monte Cavallo flüſterte es bang und unheimlich: „Aber — Du ſtehſt ſtill!"

Zwar tagte die neu zuſammenberufene Conſulta in einem Prachtſaal des Vatican, aber dieſe Provinzial-Verſammlung war doch nur eine alte Inſtitution der Päpſte, die Pius den Bewegungen der Zeit wieder anzupaſſen geſucht hatte, und die das Volk ihm zwar gedankt, über die man aber auch bald wieder hinwegzukommen wünſchte. Auch hatte Pius eine römiſche Bürgergarde geſchaffen, und das Volk mit Waffen und militairiſchem Zuſchnitt verſehen. Es war dies nicht gerade ein Zugeſtändniß, welches der Papſt von neuem an den Geiſt der Revolution machte, denn er wußte ohne Zweifel, daß die Bürgergarde an ſich niemals ein revolutionnaires Inſtrument iſt, ſondern faſt immer nur dazu gedient hat, die Revolution in ihren eigenen Reihen zu verwirren, dem Volke die Bewegung zu verleiden, und die Reaction durch das erſte Hinterpförtchen hineinzubringen. Indeß war das Jahr 1848 auch in der römiſchen Bevölkerung tief empfunden worden, und die neuen Demokraten an der Tiber nahmen jetzt dringender als bisher den Schein an, als ob zwiſchen ihnen und Pius IX. durchaus kein Unterſchied mehr im Wollen und Handeln beſtehe. Und ſchon zu Ende des Jahres 1847 ließ Giuſeppe Mazzini, der in dieſer Zeit von Lon-

von nach Bern gegangen war und dort einen geheimen Congreß von Verſchworenen zuſammenberufen hatte, einen Brief an den Papſt ergehen, worin Pius IX. von ihm aufgefordert wurde, ſich an die Spitze der italieniſchen Nationalbewegung zu ſtellen, und den Kämpfen der europäiſchen Völker um ihre Freiheit ſeine hülfreiche Hand zu reichen.

Schon hatte Piemont eine Conſtitution erhalten, und der Großherzog von Toscana, Leopold II. hatte faſt gleichzeitig ſeinem Volke daſſelbe Geſchenk gemacht, denn auch in Toscana waren die neuen Verheißungen Pius IX. zündend ins Land gedrungen. Der König Ferdinand von Neapel war eigentlich der erſte Tyrann Italiens geweſen, den die Begebenheiten conſtitutionnel gemacht. König Ferdinand hatte noch kurz zuvor auf die Reformen des Papſtes Pius ſehr ſtark geſcholten, und jetzt trugen ihn ſchon im Jahre 1848 die ausgebrochenen Volksaufſtände in Sicilien und Neapel mitten in eine conſtitutionnelle Parlaments-Wirthſchaft mit zwei Kammern, Miniſter-Verantwortlichkeit und Nationalgarde hinein. Und ſollte ſich Pius IX. noch lange von ſeinen nächſten Nachbaren überflügeln laſſen?

In Rom ſelbſt hatte ſich inzwiſchen die geheime

vielen Fällen den Numerus und Tonfall einbüßen oder abändern, der nach ihnen als rhetorischer Prägestock eines recht wohlexercirten Stils nur allzu oft gehandhabt wurde.

Der Sinn für die Melodie des Satzes ist bei den deutschen Schriftstellern selten, zu ängstlich sind sie dagegen um den Wohllaut der Wörter bekümmert. Grimm sagt in der Grammatik (II. 610.) sehr richtig: „Allgemeine Gesetze über Sprachwohllaut sind ein Unding; wie viel ihm im Deutschen verstattet werden darf, sollte ordentlich untersucht werden.“ Das wilde Gestrüpp und Buschwerk der deutschen Wörterbildung erlaubt aber darin keine zu feinen Schmeicheleien des Ohrs, sondern fordert zur Gewöhnung an manche Klecksmalerei auf, in der sich freilich auch mehrere macchiatori der deutschen Prosa über alle Gränzen hinaus gehen lassen. Die Engländer, in der scharfkantigen, gebröckelten Einsylbigkeit ihrer Sprache, halten sich am wenigsten zu irgend einer Aufmerksamkeit für den Wohlklang verbunden, ihre besten Stilisten reihen ohne Sorge Wörter und Sylben dicht nebeneinander, die entweder durch Gleichlaut

revolutionnaire Stimmung mehr und mehr bloßgelegt, und die Volksſchreie am Quirinal klangen plötzlich ganz anders. „Wir wollen keine Prieſter mehr in der Regierung!“ riefen dieſe neuen, veränderten Stimmen zu dem Balcon des Papſtes hinauf, und der Papſt ertheilte jetzt nur noch bedingungsweiſe ſeinen Segen, indem er ſich vom Volke vorher das Wort geben ließ, daß es in Treue und Ordnung ſich verhalten wolle. Um ſich die Gemüther wieder mehr zuzuwenden, unternahm Pius eine öffentliche Promenade auf dem Corſo, die vielleicht nicht ganz freiwillig war, und wo er unter dem jauchzenden Gedränge des Volkes Zurufungen aller Art erhielt. Ciceruacchio ſelbſt ſtand vor St. Peter, und entfaltete eine ungeheure Fahne, auf der mit Rieſenbuchſtaben angeſchrieben ſtand: „Habe Muth, heiliger Vater, das Volk iſt mit Dir!“ Andere ſchrieen: „Wir wollen keine Polizei mehr!“ „Fort mit den Jeſuiten!“ „Tod Allen, die rückwärts wollen!“ Auch wollte das Volk einen Krieg mit Oeſterreich, und ſchrie dies ebenfalls dem heiligen Vater ins Geſicht.

Pius IX. befand ſich in der That in einer eigenthümlichen Lage. Noch keinem Papſt hatte das Volk mit ſolchen Zurufen in den Ohren gelegen. Pius

hielt es endlich für gut, ſich und die Cardinäle dem Schutze der Nationalgarde anzuvertrauen, und eine Conſtitution in Ausſicht zu ſtellen. Seitdem der große Hildebrand die Statthalter Gottes zuerſt mit der höchſten und unbedingteſten Herrſchaft über Staat und Kirche bekleidete, hatte man das Papſtthum nicht in dieſer wunderlichen Vermummung geſehen, in der es, umhangen mit Bürgergarde und Parlament, ſeine bisherige Unfehlbarkeit möglicher Weiſe einer Kammer-Abſtimmung unterwerfen und allen Teufeln der Majorität preisgeben ſollte. Aber die conſtitutionnelle Verfaſſung Roms kam durch das Decret vom 14. März 1848 zu Stande, und das Volk gerieth in ſolchen Jubel darüber, daß es ſelbſt der Reiterſtatue des alten Marc Aurel, der oben auf dem Platz des Capitol auf ſeinem bronzenen Roſſe Wacht hält, die dreifarbige Fahne in die Hand drückte. Die dreifarbige Cocarde, die von den Männern der Clubs anbefohlen wurde, hatte bald die Farben des Papſtes verdrängt.

Die Conſtitution des Papſtes Pius konnte freilich den Geſichtspunct nicht aufgeben, daß die Souverainetät des Papſtes ungetheilt und undurchbrochen erhalten werden müſſe, denn wie ſollten die Schlüſſel

Petri noch ſchließen, wenn das Schlüſſelloch verdreht war, durch welches ſonſt die ganze Maſchinerie des Himmels ſo bequem geöffnet werden konnte. Aber ein conſtitutionneller Papſt, wenn er ſich auch die abſolute Macht in allen Kirchenangelegenheiten vorbehielt, mußte doch einen großen Theil ſeiner Herrlichkeit einbüßen, wenn ihm nun zwei Kammern unter die Arme griffen, auf denen er, wie auf zwei Schwimmblaſen, vorwärts rudern ſollte. Die römiſche Verfaſſung von 1848 ſuchte zwar mit vielem Takt die kirchlichen Elemente von den politiſchen zu ſondern. Es gab einen Senat, welchen ſämmtliche Cardinäle bildeten, und der zugleich einen untrennbaren Theil von der Perſon des ſouverain gebliebenen Papſtes ausmachte. Den politiſchen Kammern gegenüber, mit denen ſich dieſer Senat nicht berührte, blieb er als das Allerheiligſte des Staatskörpers ſtehen, von dem aus die vorbehaltenen Gänge unmittelbar in den Vatican und St. Peter hineinführten. Die Kammern beſtanden aus einem Pairshauſe, deren Mitglieder der Papſt ſelbſt auf Lebenszeit ernannte, und aus einer Deputirten-Kammer, welche das Volk wählte. Pius, der jetzt bereits Alles mit ſich geſchehen ließ, mußte ſich auch auf das Procruſtes-Bett

einer Civil-Liste ausſtrecken, eine Behandlung, welche die verſchwenderiſchen und prunkſüchtigen Statthalter Chriſti vor ihm gewiß am übelſten empfunden haben würden. Aber der liebenswürdige Pius erklärte die kleine Summe von 600,000 Scudi für ausreichend genug, um davon ſeinen eigenen Unterhalt, den der Cardinäle, der Propaganda und des ganzen Kirchenregiments, ſowie auch die Legate, die Leibgarde, den apoſtoliſchen Hofhalt und die Sorge für die päpſtlichen Schlöſſer zu beſtreiten.

Ein neues Babylon ſchien den Altgläubigen um den Thron her, auf welchem einſt die Hildebrand, die Sixtus, die Julius geſeſſen, ausgebrochen zu ſein. Um dem Faß ganz und gar den Boden einzuſtoßen, hatte Pius auch die politiſche Cenſur abgeſchafft. Es war ein geringer Troſt für die den Einſturz des Himmels befürchtenden Gemüther, daß man die kirchliche Cenſur nicht auch abgeſchafft hatte. Aber wer wollte, da das Papſtthum ſeine innerſte Natur zu verändern begann, und unter die Conſtitutionellen gegangen war, noch ferner unterſcheiden, was in dieſer neuen Zeit des Papſtthums kirchlich, und was politiſch war. Der Widerſpruch zwiſchen dem Geiſtlichen und Weltlichen, der die päpſtliche Herrſchaft ſtets in eine

ſchwankende und der ganzen Welt gefährliche Lage gebracht, konnte durch eine Conſtitution im modernen ſkeptiſchen Sinne, nicht gelöſt werden, er mußte dadurch nur noch ſchneidender hervortreten, und Verwickelungen ſchaffen, die Den, welcher hier den Ausweg aus dem uralten Labyrinth geſucht, ins Verderben zogen. Die weltliche Gewalt des Papſtes war ſtets das größte Hinderniß für die Einigung und Einheit der italieniſchen Nation geweſen. Der Apoſtel Petrus hatte offenbar nur die geiſtliche Gewalt des Papſtthums gründen können, denn nur ſeine Lämmer und Schafe zu weiden, hatte ihm Chriſtus übergeben. Unter dieſen Lämmern und Schafen konnten nur die Biſchöfe und alle Gläubigen verſtanden werden, denn ein materieller Territorialbeſitz war aus dieſer erſten und urſprünglichen Vollmacht, die Petrus aufzuweiſen hatte, nicht herzuleiten. Die weltliche Gewalt des Papſtes, die als Intrigue der Hierarchie ſich bildete und ausrundete, hat dem Geiſt der Kirche ſelbſt am meiſten geſchadet. Pius IX. aber zerfiel dadurch auf das Unrettbarſte mit ſeiner ganzen Stellung, daß er im Begriff war, ein neues weltliches Königreich in Rom zu ſtiften, und ſich, getrieben von den Wogen der Revolution, dem Princip der politiſchen Freiheit

hingab, ohne gleichzeitig mit dem ausſchließlichen Prieſterthum und mit der orthodoxen Dogmatik ſeiner Kirche brechen zu können. Louis Napoleon, als er noch Präſident der franzöſiſchen Republik war, ſchmeichelte ſogar dem Papſt Pius IX. gerade in jener Richtung, durch die er die weltliche Gewalt des Papſtthums noch beſtimmter und ſpecifiſcher auszubilden ſtrebte, indem er damals jenen berühmten Brief an ihn ſchrieb, worin er ihm ſagte: „Die weltliche Souverainetät des verehrungswürdigen Oberhaupts der Kirche iſt innerlichſt verbunden mit dem Glanz des Katholizismus ſelbſt, wie mit der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens.“ *) Vielleicht waren dies nur die Worte des Verſuchers, welche Louis Napoleon an den liebenswürdigen Statthalter Chriſti, dem der Zeitgeiſt bereits die Tiara zerzauſte, richtete. Denn auf dem napoleoniſchen Programm ſteht die weltliche Souverainetät des Papſtes mit einem ſehr dicken, rothen Fragezeichen angeſtrichen, und wenn Louis Napoleon ſich jetzt, je nachdem der neue napoleoniſche Feldzug in Italien ausſchlagen mag, auch mit den inneren Re-

*) „La Souveraineté temporelle du chef vénérable de l'Eglise est intimement liée à l'éclat du catholicisme, comme à la liberté et à l'indépendance de l'Italie.“

formen Roms ernſthafter beſchäftigen wird, ſo dürfte der Papſt als weltlicher Souverain ſchwerlich dabei an Selbſtſtändigkeit gewinnen. Und auch die katholiſche Kirche wird bei Louis Napoleon auf nichts zu rechnen haben, denn ſie hatte bei ihm ſtets nur die Bedeutung, ihm die politiſchen Kaſtanien aus dem Feuer zu holen.

Die Unabhängigkeit Italiens war aber im Grunde niemals die Sache Pius IX. geweſen, und hier beginnen ſeine erſten Zweideutigkeiten, die ihn unfähig zeigten, an der Spitze einer neu ſich geſtalten wollenden Welt zu ſtehn. Pius war kein Papſt des Schwertes, wie es andere kriegeriſche Statthalter Chriſti vor ihm geweſen waren. Aber er glaubte auch aus diplomatiſcher Ueberlegung keinen Krieg gegen Oeſterreich unternehmen zu können, denn Oeſterreich ſchien ihm für die weltliche Machtſtellung des Papſtthums eine Grundſäule zu ſein, die nicht erſchüttert und hinweggenommen werden durfte. Allen Aufforderungen gegenüber, die ihn mit Oeſterreich überwerfen ſollten, ſagte ſich Pius bald ganz offen von der Sache der italieniſchen Unabhängigkeit los. Er befand ſich, wie dies immer ſein Loos geweſen, zwiſchen zwei Feuern, die ihn von beiden Seiten brannten. Die öſterreichiſche Partei in Rom, mit der er ſich prin-

cipiell nicht überwerfen zu dürfen glaubte, nöthigte ihm mit allen möglichen Beweismitteln den Frieden mit Oeſterreich auf, und die neuen römiſchen Republikaner, denen das angelegte Schafskleid des frommen Liberalismus jetzt ſchon am Ellbogen zu platzen anfing, zerrten ihn an der anderen Seite des Mantels, um ihn gegen Oeſterreich in den Krieg zu ſchleppen. Die Republikaner glaubten dann, daß bald der Tag kommen werde, wo ſie ſich von dem Druck der beiden legitimen Gewalten, Papſtthum und Oeſterreich, mit einem einzigen Schlage und gleichzeitig befreit ſehen könnten. Da erließ Pius die Allocution vom 21. April 1848, worin er ſich mit einer großen Entſchiedenheit gegen den Krieg und gegen jede Ligue und Conföderation, die unter ſeiner Präſidentſchaft zur Einigung Italiens abgeſchloſſen werden ſollte, erklärte. Die Ideen des philoſophiſchen Abbé Gioberti waren damit in den Brunnen gefallen. Pius ging in jener Anſprache ſo weit, die Conföderation, zu der er ſich nicht bewegen laſſen wollte, „eine Art von neuer Republik aller italieniſchen Völker" zu nennen, und er gehörte jetzt plötzlich zu den Menſchen, die in der Republik nur eine neue Verkleidung des Teufels ſehen können, obwohl der heilige Geiſt, der

den Kirchenstaat angeblich regiert, sich bei der Organisation desselben wesentlich auf ein republikanisches Element gestützt hatte.

Inzwischen hatte Piemont, obwohl es einen großen und unentbehrlichen Bundesgenossen an dem Papst verloren, den ungeheuern Kampf um die nationale Zukunft Italiens auf seine eigene Hand und mit dem patriotischen Instinct, der die stärkste Waffe Carlo Alberto's war, begonnen. Der Krieg gegen Oesterreich hatte aber auch nur mit einem getheilten Aufschwung der italienischen Völker seinen Anfang genommen. Der Papst sandte den General Durando mit einer Truppenmacht nach den Gestaden des Po ab, aber mit der strengen Ordre, nur zum Schutze des päpstlichen Gebiets die Waffen zu erheben. Dieser General konnte seine Truppen, die an dem Kampf gegen Oesterreich Theil zu nehmen begehrten, kaum in diesem Verlangen zügeln, aber Pius widerstand allen erneuerten Bitten, die deshalb an ihn gerichtet wurden. Guelfe und Ghibelline zugleich, wie es Pius nach dem von ihm ergriffenen System sein wollte, konnte er für einen eigentlichen Freund Oesterreichs nicht gelten. Aber dennoch schien ihm das Papstthum verloren, wenn es sich nicht

mehr auf Oeſterreich und Deutſchland ſtützen konnte. Dieſen ſtarken Hintergrund der päpſtlichen Macht wollte er bewahren. In ſeinem Herzen und ſeinem Naturell fühlte ſich aber der Papſt bei weitem mehr zu Frankreich, dem „älteſten Sohn der Kirche," hingezogen. Als ihn im Jahre 1846 der Sohn Louis Philippe's, der Prinz Joinville, in Rom beſuchte, ſagte Pius zu ihm: „Frankreich trägt vielleicht die Geſchicke der katholiſchen Welt in ſich; auch laſſe ich keinen Tag vergehen, ohne Gott zu bitten, daß er Denen, welche Frankreich regieren, ſtets die Weisheit des Königs Salomo gewähren möge!" Auch bei anderen Gelegenheiten ſprach er ſich ſtets über ſeine Vorliebe für Frankreich und die Franzoſen aus, und nannte Frankreich einſt den ſchönſten Diamanten in ſeiner Krone. Er kannte die franzöſiſche Literatur genau und ging in ſeiner Unterhaltung häufig auf ihre hervorragendſten Werke ein. Sein eigenes Naturell, das ſich beſonders durch feine Eleganz und anmuthige Beweglichkeit bezeichnete, ſchien mehr den franzöſiſchen Typus, als den verſchmitzten und geknifſenen italieniſchen Charakter zu haben.

Indeß hatte die Revolution in Rom ihre bis zum Quirinal hinaufſpritzenden Wogen immer gewaltiger

oder durch Wiederholung eine unangenehme Härte herbeiführen, aber keineswegs ihnen empfindlich scheinen. Dies entspringt aus der eigenthümlichen Accentuation der englischen Sprache, worin sich der Charakter dieses Volkes sehr nationalgetreu auslautet. Wilhelm von Humboldt bemerkt (in der Einleitung zu seinem Werke über die Kawi-Sprache S. 176.), daß der Betonungstrieb, oder der Drang, die intellectuelle Stärke des Gedankens weit über das Maaß des bloßen Bedürfnisses zu bezeichnen, im Englischen am allerstärksten vorhanden sei. So scheint die vorherrschende Richtung, durch den Accent im Ganzen eine scharfe und praktische Wirkung hervorzubringen, die Engländer stumpf und gleichgültig zu machen gegen die Beschaffenheit der einzelnen Sylben, ja oft gegen die Quantität derselben. „Nur mit dem höchsten Unrechte" — sagt Humboldt an der angeführten Stelle — „würde man dies einem Mangel an Wohllautsgefühl zuschreiben. Es ist im Gegentheil nur die, mit dem Charakter der Nation zusammenhängende, intellectuelle Energie, bald die rasche Gedanken-Entschlossenheit, bald die ernste

anſchwellen laſſen. Schon übten die Volksclubs, die zum Theil in den Ruinen der alten Welt ſich ſammelten, eine Gewalt aus, gegen welche weder Geſetz noch Autorität mehr aufkommen konnten, und die geheimen Geſellſchaften arbeiteten ganz offen mit allen ihren Werkzeugen und Stichwörtern auf den Straßen und Plätzen der ewigen Stadt. Pius IX. fühlte ſich vom Volke gequält und hin- und hergezogen, und ſchon erklärt er, als ſelbſt die Bürgergarde eine drohende Haltung gegen ihn zu nehmen anfing, daß er Rom verlaſſen wolle. Es war dies ein unheilvolles Wort, welches er ausſprach, und die Revolution ſchäumte noch toller auf, ſeitdem man wußte, daß der Papſt ſich mit heimlichen Entwürfen zur Flucht trage. Gleichzeitig hatte die Verfolgung und Austreibung der Jeſuiten in ganz Italien begonnen, und Mazzini, der aus der Ferne den Haß gegen die Geſellſchaft Jeſu als ein ſtarkes Zauberwort der Revolution und des Socialismus empfahl, hatte dieſes ungeheuer wirkſame Räderwerk auch in Rom in Bewegung geſetzt. Der fromme und kirchlich geſinnte Pöbel von Traſtevere zog in die Stadt, um die Jeſuiten und ihr Kloſter, gegen welches das Volk mit Fackeln und Brecheiſen herangezogen war, zu ſchützen. Da zeigte

ſich Pius IX. ſelbſt, er, der auf dem kirchlichen Gebiet der ſtrenggläubigſte Chriſt in Rom war, und der ſchon das Dogma von der unbefleckten Empfängniß in ſeinen Gedanken ausbrütete, als der anhänglichſte Freund und Beſchützer der Jeſuiten, und als er die verhaßten Mönche nicht mehr halten konnte, bahnte er ihnen heimlich die ſicherſten Wege zur Flucht. Dies verſchaffte ihm zum erſten Mal Ausbrüche des Volksunwillens, die ihn auf den Straßen durch ſeine Hauptſtadt begleiteten.

Die Wirbel der Revolution nahmen den Papſt jetzt bereits perſönlich in ihre Mitte. Keine Qual, die ein Souverain in der Mitte ſeiner aufſtändiſchen Bevölkerung zu erleiden haben kann, wurde dem guten Pius erſpart und er mußte den Kelch bis zur Neige leeren. Auch die Palliativmittel der verzweifelten Souverainetät, alle Augenblicke dem heulenden Volke ein anderes Miniſterium in den Rachen zu werfen, blieben von Pius nicht unverſucht. Seinem erſten conſtitutionnellen Miniſterium, welches Pius bald nach Einſetzung der Conſulta ernannt, und in das er einen neuen Freund, den Cardinal Antonelli, für die Finanzen hatte eintreten laſſen, mußte bald der Unzufriedenheit der Stimmung weichen. Dieſem Cabinet

war das Ministerium Mamiani gefolgt, welches dem Volke einige bessere Bürgschaften der Freiheit darzubieten schien. Denn der Graf Mamiani war einer der volksthümlichsten Männer Italiens, und ungeachtet seiner wissenschaftlichen und staatsmännischen Stellung, in der er sich aber stets als Bewegungsmann behauptet, ein Liebling der Massen. Seine Grundsätze, die er auch in seinen philosophischen und politischen Schriften*) aussprach, waren auch vornehmlich dahin gegangen, die Massen des italienischen Volkes wirksam zu einigen und daraus die Wiedergeburt Italiens auf volksthümlicher und nationaler Grundlage zu erschaffen. Er gehörte zu den Männern Italiens, die das Volk in diesem Moment erst erzeugen zu müssen glaubten, aber auf der Grundlage der Revolution und der Volksbildung, wie es Giuseppe Mazzini schon in das Programm des jungen Italiens hineingesetzt hatte. Aber sonst hatte Terenzio Mamiani gar keine Berührungspuncte mit dem jungen Italien, und seine Haltung war die der gemäßigten Liberalen, die schrittweise den Gang der neuen Nationalentwickelung ab-

*) „Dialoghi di scienza prima" (Paris 1846.) — „Del papato" (Paris 1851.)

meſſen wollten. Aber Mamiani trat wieder von ſeinem Miniſterium zurück, da er den Papſt nicht dazu bewegen konnte, den Krieg gegen Oeſterreich zu erklären. Das römiſche Volk begehrte dieſen Krieg ſeit einiger Zeit mit ſtürmiſcherem Drängen.

Die verderblichen Niederlagen, die der König Albert auf den Schlachtfeldern von Cuſtoza und Novara erlitten, hatten den Haß gegen Oeſterreich auch in Rom auf's Aeußerſte entflammt. Die Italiener, welche die Sache der Unabhängigkeit und Einheit Italiens auf ihre Fahnen geſchrieben hatten, ſahen in den Siegen, welche der Marſchall Radetzky über Karl Albert gefeiert, die Regeneration Italiens von neuem gebrochen. Aber auch die letzte Hoffnung, den Papſt zur Aufnahme des „heiligen Krieges" zu bewegen, ſchlug fehl. Zwar hatte der Papſt vor einiger Zeit, als ihn das Volk wieder einmal auf den Balcon des Quirinal hinausgeklopft hatte, die vor ihm ausgebreite Fahne der Revolution eingeſegnet und ihr ſeine beſondere Weihe ertheilt, wie uns wenigſtens in Rom von Augenzeugen dieſes Schauſpiels erzählt worden iſt. Im Gegentheil hatte aber der öſterreichiſche Einfluß ſich in der letzten Zeit noch mächtiger als ſonſt um die Perſon des Papſtes gedrängt. Seitdem Frankreich ſeine Ab-

ſicht an den Tag gelegt hatte, die römiſche Conſtitution gegen Oeſterreich zu beſchützen, hatte das öſterreichiſche Gouvernement ſeine Anſtrengungen verdoppelt, um ſich mit dem ſtärkſten Uebergewicht bei der immer paſſiver gewordenen Perſon Pius IX. zu vertreten.

Oeſterreich behauptete dieſen Einfluß in Rom damals miteiner unerſchütterlichen Feſtigkeit, und es bildete ſich hier ſchon, in der Mitte des Jahres 1848, die Rivalitäten-Politik zwiſchen Oeſterreich und Frankreich um Italien aus, die in unſeren Tagen dazu beſtimmt ſcheint, der Wendepunct einer neuen geſchichtlichen Aera zu werden.

Pius IX., zwiſchen Oeſterreich und dem jungen Italien in die Mitte genommen, trug damals durch ſein unglückliches, keiner Selbſtändigkeit mehr fähiges Verhalten die Hauptſchuld daran, daß Oeſterreich und Frankreich ſich in Italien das eigentliche Terrain erſehen konnten, das ſie ſich einſt um den Preis ihrer eigenen Exiſtenz ſtreitig zu machen und abzugewinnen haben würden. Das römiſche Volk wurde damals durch dieſe Stellung des Papſtes zur offenen Wuth hingeriſſen. Mit Fackeln in der Hand, durchzogen wilde Schaaren unter aufrühreriſchem Geſchrei das ewige Rom, und vor dem Quirinal ſtand

man still, und rief zu dem Balcon hinauf: „Tod den Priestern! Nieder mit dem Papst! Fort mit Pius IX.!“

Auf einer Spazierfahrt nach dem herrlichen Frascati, welche der Papst in diesen Tagen unternahm, um sich hier an den reinen und frischen Lüften des Sabinergebirges zu stärken, sah Pius den Grafen Rossi vor seiner Villa stehen, in welche sich dieser merkwürdige Staatsmann seit einiger Zeit zurückgezogen hatte. Pius stieg, seiner liebenswürdigen Gewohnheit gemäß, aus dem Wagen, um seinen alten Bekannten, der hier unter den reizenden Landhäusern von Frascati, in dem alten vielgefeierten Tusculum Cicero's, sein Asyl nach vielen Stürmen und Unruhen genommen hatte. Der Papst war sogleich von dem Gedanken durchzuckt worden, daß er hier den richtigen Mann der Situation gefunden. Er trug es dem Grafen Rossi an, ein neues Ministerium zu bilden, und dieser nahm es ohne Zögern an, in dem verworrensten Augenblick die Leitung der Geschäfte in die Hand zu nehmen.

Dies war jener Pellegrino Rossi, seines Zeichens ein Professor des Rechts, der, von Hause aus sehr französisch gesinnt, nach dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft Italien verließ, und erst in Genf, dann in

Paris, Profeſſuren des Rechts und der Nationalökonomie bekleidet hatte. Er war damals in Paris, zur Zeit Louis Philipp's und Guizot's, ungeachtet ſeines ſtarken italieniſchen Accents, mit dem er das Franzöſiſche ſprach, eine Celebrität des Tages geworden, und in keinem ausgezeichneten Salon ſah man Roſſi fehlen. Wir hörten bei ihm im Winter 1837 einige Vorleſungen an der Pariſer Rechtsſchule, in denen er das conſtitutionnelle Recht zu ſyſtematiſiren ſuchte, und waren erſtaunt, ſo viel Geiſt, Feuer und dramatiſche Action auf einen ſo dürren und häkeligen Gegenſtand verwandt zu ſehen. Roſſi hatte ein edles, feines, gedankenvolles Geſicht, und man glaubte an die Ehrlichkeit der Gedankenbewegung, die ſtets auf ſeinem Geſicht arbeitete. Auch Louis Philipp, der an der conſtitutionellen Balancirſtange über den Parteien ſchweben wollte, glaubte damals ſeinen Mann an ihm gefunden zu haben, wie jetzt Pius IX.

Louis Philipp machte den gewandten Italiener, ungeachtet ſeiner fremden Nationalität, zum Mitglied des Staatsraths und zum Grafen, und bald darauf ernannte er ihn zu ſeinem Geſandten in Rom, wo er, nach der Thronbeſteigung Pius IX., als ein Hemmſchuh ſich an die liberale Politik des Papſtes anzuſetzen ſuchte. Er

vollführte auch darin den Sinn seines französischen Herrn, der sich vor den Reformen in Rom fürchtete. Pius IX. wies alle Vorstellungen des Diplomaten zurück, die ihn am Vorwärtsgehen hindern sollten. Der Sturz der Juli-Monarchie hatte den Grafen Rossi im Februar 1848 um seine Stellung gebracht, und er zog sich in die Villeggiatur in Frascati zurück. Als Pius jetzt den Grafen vor seiner Villa in Frascati wiedererblickte, fiel ihm ein, daß diese Vorstellungen damals gleichwohl einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Rossi hatte so Manches gesagt, was in Erfüllung gegangen war. Er schien ihm der richtige Steuermann zu sein, der das den Klippen zu nahe getriebene Schiff am besten wieder flott machen und sichern konnte, denn als alter Diplomat verstand sich dieser Mann auf alle Winde, und als guter Nationalökonom hatte er doch auch wohl einiges Interesse für das Volk, von dem Pius sein Herz immer noch nicht ganz abgewandt hatte.

So hatte Pius IX. das Ministerium Rossi, das einen so unglücklichen Verlauf nahm, auf einer Spazierfahrt nach Frascati entdeckt. Rossi widmete sich mit großem Eifer den Verbesserungen der Gesetzgebung, und suchte den Papst zuerst aus den österrei-

chiſchen und clericalen Einflüſſen wieder herauszuarbeiten. Sein Beſtreben ging dahin, die Demokratie und die Camarilla gleicherweiſe niederzuhalten. Er legte Abgabe auf alles Grundeigenthum, und beſteuerte ſelbſt die Güter der Geiſtlichkeit. Die Gerichtsordnung geſtaltete er nach franzöſiſchem Vorbild um. Die Prieſter, die Demokraten, die öſterreichiſche Camarilla begannen ihn gleichmäßig zu haſſen, und die größte Gefahr umſchwebte ihn, bald nachdem er die Geſchäfte übernommen hatte.

Das Papſtthum hielt Roſſi für die einzig lebendige Größe in Italien, und inſofern ging auch er mit den Ideen Gioberti's, der ebenfalls darin den geſtaltenden Kern eines neuen und einheitlichen Italiens geſucht hatte. Um die Nation zu einigen, griff Roſſi den Gedanken einer italieniſchen Ligue wieder auf und ſuchte denſelben jetzt mit Uebereinſtimmung des Papſtes in's Leben zu führen. Aber das Mißtrauen gegen den Papſt war im übrigen Italien jetzt ſchon zu wirkſam geworden. Piemont verweigerte diesmal den Anſchluß, weil es weder einen abſoluten Papſt noch eine Republik zum Alliirten haben wollte. Denn das Rom Pius IX. hielt man bereits zu einem Umſchlag nach beiden Seiten hin für hinlänglich vorbereitet.

Die neuen parlamentariſchen Kammern ſollten endlich eröffnet werden, und der 15. November 1848 war dazu beſtimmt. In dem Palazzo della Cancelleria, einem ſchönen Gebäude, das aus Steinen des Coloſſeums errichtet worden, war der neuen conſtitutionellen Verſammlung ihr Sitz angewieſen. Graf Roſſi hatte ſich nicht ohne die dringendſten Warnungen, die ihm von verſchiedenen Seiten zugekommen waren, in dies Palais begeben. Er trug die wohlausgedachte Eröffnungsrede in ſeiner Taſche, in der er die große und unverlierbare Bedeutung Roms für die Zukunft und die großen Verdienſte, welche ſich der Papſt um die Römer erworben, hervorheben wollte. Zugleich wollte Roſſi den Römern verſprechen, daß er keine neuen Anleihen und Abgaben mehr, noch die Gründung von Papiergeld fordern werde. Er erklärte das Vaterland für gerettet durch die patriotiſchen Gaben der Geiſtlichkeit, auf die man ſich anweiſen werde. Dies war allein ſchon eine Pointe, die ihn lebensgefährlich treffen konnte.

Als Roſſi, umdrängt von wilden, pfeifenden und heulenden Volksſchaaren, die auf dem Platz und in dem ſchönen Hof der Cancelleria ſich geſammelt hatten, die im Innern des Flurs emporlaufende, große Treppe

Feierlichkeit, welche das durch den Sinn hervorgehobene Element auch in der Aussprache über alle andern überwiegend zu bezeichnen strebt. Aus der Verbindung dieser Eigenthümlichkeit mit den, oft in großer Reinheit und Schärfe aufgefaßten Wohllautsgesetzen entspringt der in Absicht auf Betonung und Aussprache wahrhaft wundervolle englische Wortbau. Wäre das Bedürfniß starker und scharf nüancirter Betonung nicht so tief in dem englischen Charakter gegründet, so würde auch das Bedürfniß der öffentlichen Beredtsamkeit nicht zur Erklärung der großen Aufmerksamkeit hinreichen, welche auf diesen Theil der Sprache in England so sichtbar gewandt wird."

Sprachsauberer im Einzelnen sind jedoch die Franzosen, die besonders mehrere gleichlautende Sylben neben einander für einen Schmutzfleck auf dem eleganten Rock ihrer Rede halten, den sie selbst dann gern verhüten, wenn es nur mit Beeinträchtigung und knapperer Bezeichnung des Gedankens geschehen kann, wie von Rousseau bekanntlich Madame Necker behauptete, daß er den römischen Senat bloß deßhalb cette assemblée de deux cents rois genannt,

hinaufstieg, fühlte er sich plötzlich von hinten gestoßen und geschlagen, und als er sich umwandte, bohrte sich ihm ein Dolch von geübter Hand tief in die Brust hinein. Der Minister bedeckte die Wunde mit seinem Schnupftuch, und schritt muthig die Treppe weiter hinauf, um noch in den Sitzungssaal zu gelangen. Aber an der Schwelle desselben stürzte er todt nieder.

Man ist nie klar darüber geworden, aus welchem Parteilager der Mörder Rossi's abgesandt war. Die Demokraten, die Priester und die österreichische Camarilla haben sich stets gegenseitig die Anklage, den Dolch geschliffen zu haben, zurückgegeben. Aber nicht minder tauschten sie ihre Freude darüber aus, daß es geschehen sei. Der stärkste Verdacht fiel auf die revolutionnaire Partei, die sich durch das regelmäßige Räderwerk eines wohlgeschulten Constitutionnalismus, wie es Rossi einführen wollte, am meisten in ihren eigentlichen Planen gekreuzt sah. Man sagte, daß Mazzini, der Rom noch immer aus der Ferne umkreiste, und erst nach Erklärung der Republik ihren Boden betrat, den Befehl zu diesem Morde in einem Briefe an die römischen Clubs ertheilt habe, in denen der Mörder durch das Loos bestimmt worden.

In der Kirche S. Lorenzo, welche unmittelbar an

den Palaſt der Cancelleria ſtößt, ſahen wir das Grabmal von Marmor, welches Pius IX. aus Schmerz und Dankbarkeit ſeinem unglücklichen Freunde ſetzen ließ, und das mit der darauf geſtellten Büſte Roſſi's erſt vor einiger Zeit vollendet wurde. Roſſi iſt darin mit einer lebendigen Treue wiedergegeben. Ernſt und Redlichkeit ruhen auf ſeinem Geſicht, das vom tiefen Schatten des Nachdenkens umſpielt wird. Eine einfache Inſchrift in lateiniſcher Sprache feiert das Andenken Pellegrino Roſſi's, deſſen Leben dem „Anſchlag der Gottloſen“ (impiorum consilio) erlegen ſei.

Sogleich nach dem Tode Roſſi's begannen ſich die Volksbewegungen ganz unmittelbar gegen die Perſon des Papſtes ſelbſt zu richten. Jetzt kam das Maskenſpiel der Deputationen, die von den neuen Kammer-Abgeordneten einſtudirt wurden. Man verlangte nun vom heiligen Vater ein demokratiſches Miniſterium, und die Zuſammenberufung einer conſtituirenden Verſammlung für ganz Italien. Damit verband man die eigenthümliche Forderung, daß der Papſt die italieniſche Nationalität proclamiren ſolle. Auch der Krieg gegen Oeſterreich befand ſich unter Dem, wozu das Volk jetzt den Papſt bewegen wollte. Der Papſt begehrte Bedenkzeit, das Volk wurde darüber immer

ungeduldiger und aufrührerischer, und die Emeute begann sich gegen den Quirinal zu organisiren. Nur der bigotte Pöbel von Transtevere glühte noch den Papst zu vertheidigen, aber er konnte keine Anführer dazu finden. Das römische Volk wollte den Quirinal stürmen, und es zog eine große Kanone herbei, die seltsamer Weise den Namen St. Peter führte. St. Peter wurde gegen die Pforten des Quirinal gerichtet, und bedrohte die Fenster des Papstes. Aus den benachbarten Häusern fallen Flintenschüsse, Kugeln dringen in die Zimmer des Quirinal, und der Monsignore Palma, zum Tod getroffen, haucht sein Leben zu den Füßen des Papstes aus. Da bewilligt Pius das neue Volksministerium, in welchem auch der Graf Mamiani wieder ein Portefeuille, das der auswärtigen Angelegenheiten, übernahm, und das auch aus revolutionnairen Tagesschriftstellern, wie Sterbini, bestand, der das Handelsministerium an sich nahm. Das Volk erklärte sich damit einstweilen zufrieden, und zog sich zurück. Bald kam es aber wieder, um den Papst nicht aus den Augen zu verlieren, und alle seine Schritte zu bewachen. Seine treuen Schweizergarden sind fortgetrieben und durch Bürgergarden ersetzt, die nur der Revolution dienen wollen. Die

päpſtlichen Nobelgarden ſtehen muthlos und betäubt im Hofe. Es gab keinen einzigen Mann mehr in der ganzen ewigen Stadt, der ſich für den Statthalter Chriſti zu erklären gewagt. Pius IX. war ein Gefangener im Quirinal geworden, und er dachte auf die Flucht, weil er, ein von ſeiner eigenen Heerde verlaſſener Hirt, von dieſer Stelle aus die katholiſche Welt nicht mehr regieren konnte. Seine Fluchtgedanken und Vorbereitungen theilte er mit der auswärtigen Diplomatie, die ihm treu zur Seite geblieben war, und unter welcher der bayeriſche Geſandte, Graf Spaur, und deſſen Gemahlin, Gräfin Spaur, die ein zärtliches Freundſchaftsverhältniß mit Pius IX. hatte, ſowie der franzöſiſche Geſandte, Herzog von Harcourt, eine thätige Rolle bei der geheimen Abreiſe des Papſtes von Rom übernahmen. Die franzöſiſche und öſterreichiſche Diplomatie geleiteten den in ſeiner ganzen Herrlichkeit geſcheiterten Statthalter Chriſti auf dieſer Flucht, um ihn in einem ſichern Aſyl in Gaeta, der reizend gelegenen Stadt des Königs von Neapel, unterzubringen. Denn der Graf Spaur war in dieſer Zeit, während der Abweſenheit des öſterreichiſchen Geſandten von Rom, zugleich der Vertreter Oeſterreichs beim päpſtlichen Stuhl, und hatte dem Einfluß und

allen Absichten, welche das Wiener Cabinet bei Pius IX. behauptet, mit dem größten Erfolg gedient. Die schöne Gräfin Spaur aber, eine begeisterte Katholikin und Römerin von Geburt, war zugleich dem Zauber erlegen, welchen die elektrische Persönlichkeit Pius IX. nah und fern auf alle schwärmerischen Frauenherzen ausübte, und Pius selbst schien ohne die Gesellschaft der Gräfin nicht mehr leben zu können. Sie war es, welche mit ihrem unwiderstehlichen Reiz den österreichischen Einfluß bei dem Papst aufrecht zu erhalten wußte, und in diesem Sinne unaufhörlich sein Herz bestürmte. Auch der spanische Dichter Martinez della Rosa, der damals Spanien beim päpstlichen Stuhl vertrat, hatte sich mit altcastilischer Hochherzigkeit beeifert, dem unglücklichen Statthalter Christi auf seiner Flucht beizustehen.

Eine dunkele Novembernacht war zur Ausführung des Planes bestimmt worden. Der Papst hatte seine weißen Gewänder abgelegt, und das schwarze Kleid eines einfachen Abbé angezogen, wie er es wohl in früherer Zeit gern gethan, wenn er sich, um das Zujauchzen des Volkes zu vermeiden, unerkannt durch die Straßen begeben wollte, um in Hospitälern und Kirchen oder unter dem Dach armer Leute seiner Barmherzig-

keitsluft nachzugehen. Heut mußte er fürchten, daß daſſelbe Volk, deſſen Enthuſiasmus ſich ſo fürchterlich umgewandelt hatte, ihn erſchlagen würde, wenn man ihn auf der Flucht betreffen möchte. Lange mußte er auf den Corridors des Palaſtes ſich verſteckt halten, ehe er, geleitet von dem Herzog d'Harcourt und dem Grafen Spaur, Schritt für Schritt dem Ausgang aus dem Quirinal ſich nähern durfte. Endlich gelangt er durch die Pforte, welche nach der Straße der Porta Pia hinausgeht, wo ein Miethswagen ihn erwartet. Der Graf Spaur ſetzt ſich auf den Bock und fährt als Kutſcher den in Ruhe ſeinem Schickſal ergebenen Papſt weiter. Es geht zuerſt nach dem Platz des Lateran, wo die Wagen gewechſelt werden ſollen, denn dort erwartet die Gräfin Spaur mit ihrer Equipage ihren Gatten und ihren Freund. Die Gräfin wird zuerſt von einer Patrouille von Carabiniers angehalten, aber die ſchöne Römerin, die Alles zu ihren Füßen hinreißt, weiß ſich mit dem Offizier in ein feſſelndes Geſpräch über tauſend Dinge einzulaſſen, und ſein Argwohn wird beſchwichtigt. Dann rollt der Wagen herbei, mit ihrem Gemahl und einem ſtillen, freundlichen Prieſter innen. Die Wagen werden gewechſelt, und der bezauberte Carabinier iſt ſo höflich,

der Gräfin selbst den Arm zu bieten, und sie in ihre Carosse zu heben, in welche nach ihr der Graf Spaur und der Priester einsteigen. Vorher schilt die Gräfin Spaur ihren Mann noch aus, daß er, wie immer, so lange habe auf sich warten lassen. Dann geht der Wagen in unbehinderter Eile weiter, und ohne alle Gefährdung wird die Gränze bei Terracina erreicht. Bald sind die Reisenden in Mola di Gaëta, im Gasthaus zur Villa des Cicero, glücklich angelangt. —

Zum Gedächtniß dieser Flucht, welche Pius IX. im November 1848 vor seinen früheren Anhängern und Verehrern ergreifen mußte, hat unser berühmter deutscher Landsmann, Friedrich Overbeck, im Quirinal einen Plafond gemalt, auf dem in beweglichen Zügen dargestellt ist, wie Christus seinen Verfolgern entgeht. Das Bild ist in der rührend einfachen, katholisch romantischen Manier Overbecks ausgeführt, und fesselt durch die schöne Gestalt des fliehenden Christus, auf dessen Antlitz eine wunderbare Ueberwindungsglorie in der Stunde der Bedrängniß aufgeleuchtet ist. Wir waren heute nicht in der Stimmung, uns in der Betrachtung der übrigen Kunstschätze des Quirinal, die zum Theil sehr bedeutend sind und besonders mit den Pariser Gobelins hervorglänzen, weiter zu ergehen.

Aber ein sehr schönes Bild von Caravaggio war uns sowohl um seiner selbst willen, als auch deshalb beachtenswerth, weil Pius IX. es als ein Geschenk Louis Napoleons aus Paris empfing. Louis Napoleon hat seine Zeit gehabt, wo er sich vorzugsweise zum Ritter des Katholicismus weihen wollte, und er diese Stellung durch die größte persönliche Hingebung an Rom zu begründen suchte. Nachdem er die napoleonische Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt, hätte er gern sämmtliche Bilder im Louvre dafür hingegeben, wenn er den Papst bewegen konnte, ihn zu salben. Die gesalbte Staatsintrigue schien ihm doch immer große Vorzüge vor dem bloßen Freibeuterthum zu haben, das sich von einem Tag zum andern mit den Waffen in der Hand behaupten muß. Aber als die päpstliche Salbe von einer unnachgiebigen Sprödigkeit sich zeigte, beauftragte er eines Tages den Moniteur, der dem Palast des Aeolus gleicht, einen seiner Winde gegen Rom auszuschicken. Damals behauptete der Moniteur, daß die napoleonischen Schlachtfelder und Weltsiege den Namen des Kaisers hinlänglich gesalbt hätten, und daß es für denselben einer Salbung des Papstes nicht bedürfe. Es ist daher anzunehmen, daß der Kaiser jetzt, wenn ihn die italienische Expedition nach Rom führen

sollte, sich schwerlich von Neuem um die Salbung bewerben, sondern nur mit der Einordnung des zerstückelten Kirchenstaats in die neue französische Organisation Italiens sich beschäftigen würde.

Das Bild von Caravaggio stellt Christus im Tempel dar, und ist von einer außerordentlichen Schönheit der Composition und von der wirksamsten Farbengebung.

Als Pius, nachdem die Republik Mazzini's und Garibaldi's im Jahre 1849 den Waffen der Franzosen erlegen war, wieder nach Rom zurückkehrte, wozu er sich jedoch erst im April 1850 anschickte, konnte er sich nicht mehr dazu entschließen, den Quirinal zu bewohnen. Er bezog den Vatican, die alte hochherrliche Residenz der römischen Päpste, und begann seitdem auch den Geist der kirchlichen Reaction in sich aufzunehmen, wie er im Quirinal, unter den rosigen Freiheitslockungen des Tages, allmählig die politische Reaction in sein vielenttäuschtes Herz hatte eindringen lassen. Aber in den Räumen des Quirinal konnte er es jetzt nicht mehr aushalten. Er hat seit seiner Rückkehr nur zweimal diesen Palast wieder betreten, aber die unheimlichen Erinnerungen des Jahres 1848 jagten ihn stets wieder von dieser Schwelle. Einmal

veranstaltete er ein großes Fest-Diner in diesen glänzenden Räumen, doch es schmeckte dem Papste hier nicht, und er soll seitdem an bedeutenden Unverdaulichkeiten gelitten hatten.

Wir verließen heut den Palast, und unternahmen nur noch eine Wanderung durch den daran stoßenden Garten des Quirinal, für dessen Eintritt es einer besonderen Erlaubniß des Maggiordomo des Papstes bedarf. Dieser päpstliche Garten ist ganz im französischen Styl angelegt, und macht einen ungemein heitern Eindruck, indem er uns in seine Gänge von Lorbeerbäumen und geschnittenen Myrthenhecken eintreten läßt. Der rothe Fuchsschwanz, in Italien auch Cardinalstresse (trina dei cardinali) genannt, der hier als großer Baum in die Höhe wächst und auf das Ueppigste in langen Flechten sich ausrankt, breitet sich in malerischen Gehängen am Wege hin. Die Pinie, die Aloe, der Pfefferbaum, gewaltige Cactusbäume, Feigen und Datteln, und die in Vasenform geschnittenen Cypressen, versetzen uns in diesem Garten auf die Wunderhöhen der italienischen Natur. Ein merkwürdiger Palmenbaum, mit vielfach gekerbtem Stamm, der hier auch im Winter im Freien stehen bleibt, feiert, mit andächtigem Ernst sich leise schüttelnd, die Zauber.

um das eigentlich richtige trois, das mit rois schlecht harmonirt hätte, zu vermeiden.*) Die deutsche Rede scheint darauf angewiesen, eine Mitte zwischen beiden Extremen zu halten, denn bei allem Reichthum von mannigfachem Laub und Zweigen, worin der deutsche Wörterwald ausschlägt, wird man ihn doch nie mit der Scheere so glatt und eben zurechtschneiden können, daß uns nicht immer einige rauhe Auswüchse, Wurzeln und Ruthen den Weg erschweren. Dazu kommt, daß die französische Sprache leichter fertig wird mit ihren Bezeichnungen, leichtsinniger ihren Gedanken Genüge thut, während der deutsche Gedanke eine gewisse Unersättlichkeit besitzt, sich auszudrücken und sich genug zu thun, für deren immer neu ansetzende Wendungen und Verschlingungen unsere Sprache noch bei weitem nicht genug Wortnüancen ausgebildet hat. Besonders wo es darauf ankommt, den Gedanken für die Anschauung auszuprägen, geräth man leicht in die Verlegenheit, Wörter zu wiederholen, für die man eines nur anders gekleideten Doppelgängers

*) Vgl. Jean Paul, Aesthetik, II. S. 723.

der Natur, deren wir hier gewürdigt werden, und auf deren genußvolle Benutzung sich auch die Statthalter Christi von jeher verstanden, wie das prächtig ausgestattete Palmenhaus Gregors XVI. in diesem Garten beweist. Die Aussicht auf Rom, das in einem entzückenden, feierlichen Bilde vor uns liegt, erhöht die angenehme Stimmung, in welcher man hier auf und nieder wandelt, und in der man die päpstliche Märtyrergeschichte des Quirinal, der mit seiner hohen düstern Mauer-Umgebung hinter uns liegen geblieben, gern wieder zu freundlichern Eindrücken verarbeitet. Wir wenden uns wieder von der tragischen Gestalt Pius des Neunten, der von den Rothen für einen Reactionair und von den Reactionairs für einen Rothen gehalten, in unsern Gedanken ab, und sehen dem rothen Fuchsschwanz der Cardinäle zu, der dort so lustig und übermüthig in den Lüften zappelt, und noch immer zappeln und blühen wird, wenn längst alle die armen Märtyrer an ihrer Idee zu Grunde gegangen sind. —

IV.

Franzosen und Oesterreicher in Italien.

Die französischen Regimenter, die ein buntes und groteskes Element in der heutigen Bevölkerung Roms bilden, blieben seit dem Jahre 1849 in der ewigen Stadt mit einem gewissen vertragsmäßigen Abkommen zurück, nachdem General Oudinot die neue römische Republik niedergeworfen, und nach vierwöchentlicher Belagerung mit seinen Truppen in die Thore Roms eingezogen war. Als die Fahne des Papstes, der noch in Gaeta unter dem Schutz des Königs Ferdinand von Neapel in seinem freiwilligen Exil verweilte, auf dem Capitol und auf der Engelsburg wieder aufgepflanzt worden war, erließ der französische General eine Kundgebung, worin er es feierlich aussprach, daß nur durch die Vereinigung des römischen Priesterthums mit der französischen Armee die Zukunft Roms gerettet werden

könne. Aber um dieſe Vereinigung dauernd zu ſtiften, wurde nach dem Abzuge Oudinot's eine franzöſiſche Beſatzung in Rom zurückgelaſſen, die auch ſeitdem nicht wieder gewichen iſt, aber mehr wie eine Fontanelle gewirkt hat, um die tiefe Wunde in dem Körper Italiens in einer beſtändigen Eiterung zu erhalten.

Das römiſche Volk küßte damals dem General Oudinot auf dem Petersplatz die Füße, und kniete mit derſelben Andacht, wie ſonſt vor der Monſtranz, vor ſeinem ſiegreichen Degen nieder, von dem die neuen Freiheitsträume zu Boden geſchlagen worden. Die Führer der römiſchen Republik waren abgezogen, Garibaldi hatte mit ſeinen wilden Schaaren Rom verlaſſen, und Mazzini war, wie immer, geheimnißvoll verſchwunden, ohne daß Jemand zu ſagen wußte, wohin er gegangen war. Aber in der Verborgenheit wirkten die Republikaner noch eine Zeitlang in Rom fort, und gaben zuweilen allerhand Lebenszeichen von ſich. Von ihnen aus lief eine heimliche Acht durch Rom, welche gegen die römiſchen Damen gerichtet war, die einen Franzoſen in ihrem Salon empfangen würden. Den Römerinnen, welche dieſer Ordre zuwider handelten, begegneten große Unannehmlichkeiten. Auch das Verbot, franzöſiſche Stoffe zu kaufen und

zu tragen, ging damals von diesen geheimen Revolutions-Comité's aus, die in ihrer tiefversteckten Organisation ohne Zweifel noch bis zur neuesten Zeit in Rom fortgedauert haben.

Dieser innerlichst politische Haß gegen die französischen Soldaten verlor sich seitdem mehr und mehr, und nur die täglichen Raufereien, die heut noch unausgesetzt zwischen dem päpstlichen Militair und den Franzosen stattfinden, waren davon übrig geblieben. Zum großen Theil war daran auch das französische Naturell Schuld, das für das römische Volk soviel Widerstrebendes hat, und welches auch manche Gewohnheiten auf fremdem Boden ansetzte, durch die sich die Franzosen viele Blößen gaben und den Haß und Spott der Römer von Tag zu Tag mehr reizten. Nur die künstliche und arglistig gemachte Position, in der sich Louis Napoleon neuerdings, allen napoleonischen und französischen Traditionen zum Trotz, zum Retter und Befreier Italiens aufgeschwungen, hat auch dem römischen Volke die Franzosen wieder in einem günstigeren Lichte erscheinen lassen.

Als Pius IX. von Gaeta wieder nach Rom zurückgekehrt war, schien ihm die französische Besatzung, die er dort antraf, keineswegs unlieb zu sein. Er

glaubte selbst dieses Schutzes dringend zu bedürfen, um unter dem noch dampfenden Schutt der Revolution wenigstens eine mechanische Ordnung wieder zu gewinnen, denn für die Wiederaufpflanzung der Reform hatte Pius nun allen Boden verloren. Hatte er in früherer Zeit mit seiner Liebe zu den Franzosen oft schön gethan, so konnte er diese Liebe jetzt auf die härteste Probe gestellt sehen.

Einst hatte er zu einem angesehenen Franzosen, der ihn besuchte, gesagt: „Wenn Frankreich wollte, wenn Frankreich es verstände, wenn es seinen ursprünglichen Glauben wiederfinden und offen und frei zu Gott zurückkehren könnte, so würde es die Königin und Herrin der Welt sein".*) Jetzt sah er sich unter der Huth französischer Regimenter, die mit ihrer lärmenden und anspruchsvollen Nationalität alle Straßen und Plätze von Rom erfüllten. Die Franzosen konnten sich zwar noch nicht als Könige und Herren der Welt gebärden, wozu ihnen Pius selbst die Aussicht eröffnet hatte, und auch ihre Rückkehr zu Gott offenbarte sich in ihrem Auftreten in der heiligen Stadt keineswegs so specifisch, als es der Papst gewünscht hatte. Aber als Eroberer von

*) Balleydier p. 194.

Rom ſchien ſich die franzöſiſche Beſatzung von Anfang an zu betrachten, und dieſe Anſicht verrieth ſich bis in die neueſte Zeit hinein in allerhand Kundgebungen und Maaßnahmen, die für die Aufrechterhaltung des politiſchen Gouvernements des Papſtes keineswegs ſchmeichelhaft ausfielen. Die Grundzahl dieſer Truppe war für Rom und Civita Vecchia auf ſechs- bis neuntauſend Mann angenommen, aber dieſe Zahl erwies ſich bald als ungemein dehnbar, und alle Augenblicke wurden Vergrößerungen dieſes Militairs, theils als Drohung gegen die einheimiſche Bevölkerung, theils als Signatur der kritiſchen Weltlage, in Ausſicht geſtellt.

Die Beweglichkeit des franzöſiſchen Charakters bewirkt gleichwohl, daß Rom, obgleich es nur dieſe verhältnißmäßig beſchränkte Anzahl der fremden Truppen in ſich aufgenommen hatte, doch plötzlich wie überſchwemmt von Franzoſen erſchien, und die erhabene feierliche Stille, welche ſonſt auf den ſieben Hügeln herrſchte, ſchien ſeitdem weſentlich zu leiden. In allen Theilen der Stadt wird man von dem franzöſiſchen Militair auf eine frappante Weiſe berührt. Selbſt das gedankenvolle Schweigen, das in den alten klaſſiſchen Ruinen herrſcht, wird durch das ſcharfe Geraſſel der franzöſiſchen Trommeln, das plötzlich hinter

einem alten Trümmerwerk emporwirbelt, unterbrochen. Auf dem alten römischen Forum und in der Nähe des Colosseums wurden wir neulich durch die schreienden französischen Commandostimmen, nach welchen die exercirenden Truppen sich auf und nieder bewegten, aus allen unsern Vergangenheitsträumen emporgeschreckt, und an die Gegenwart gemahnt, die so fragwürdig und zweifelhaft am Horizont der großen Tiberstadt schwebt. Die Trommel der Franzosen erweckt die Echo der alten Tempel und Paläste, die in denselben seit langer Zeit geschlafen hatte, und sich mißtrauisch von einer neuen Zeit, die über Rom aufgeht, wecken zu lassen scheint. Im Innern der Stadt schleppen die französischen Artilleristen mit ihren schweren Munitionswagen durch die Straßen hin, oder mit klingendem Spiel ziehen die Bataillone, an deren Spitze die kräftigen und unternehmend aussehenden Sappeurs voranschreiten, ihren Exercirplätzen zu. Oder man begegnet in der Mittagsstunde dem Musikcorps eines französischen Regiments, das sich auf dem Spanischen Platz vor einem Hause aufgestellt hat, in welchem der Colonel dieses Regiments wohnt. Ihm wird die übliche Morgenmusik dargebracht, und die frischen, schmetternden Klänge, die bis zur Höhe des

Monte Pincio hinaufdringen, locken eine Menge von Zuhörern herbei, die ſich in den verſchiedenartigſten Geſtalten vor dem Hauſe ſammeln. Es entſteht eine größere Menſchengruppe, was in Rom ein ſehr ſeltenes Ereigniß iſt. Manche aus dem Volke freuen ſich an den Franzoſen, was aus den lebhaften Bewegungen hervorgeht, mit denen ſie zuhören und den Takt begleiten. Ein großer Theil ſieht ernſthaft und wegwerfend über die Fremden hin, und nur die Römerinnen, die von Anfang an lebhafte Partei für die franzöſiſche Beſatzung nahmen, legen ihren übereinſtimmenden Enthuſiasmus jetzt auch als Zuhörerinnen an den Tag. Denn dieſe funkelnden, gluthvollen Augen, dieſe leidenſchaftlichen Bewegungen, drücken immer ohne Hehl aus, was im Herzen empfunden wird. In dem Nebenhauſe öffnen ſich jetzt auch die dunkeln Jalouſien, und obwohl die brennende Sonnenhitze noch keineswegs nachgelaſſen hat, hebt ſich der Kopf eines jungen Mädchens von wunderbarer Madonnenſchönheit leiſe zum Fenſter heraus und blickt mit einer ſinnenden Andacht, als wenn es Ave Maria läutete, zu den rothhoſigen Muſikern herunter, denen es nicht an Aufmerkſamkeit für ſolche Zuhörerinnen fehlt.

Wo man ſich auch ſonſt hinbegeben mag, in keinem Café, in keiner Weinſchenke, an keiner Tabledhôte, auf keinem Spaziergang, in keinem Buchladen und in keiner Kirche mangelt es an Franzoſen. Sie prägen ſich der römiſchen Bevölkerung überall mit etwas ätzenden Strichen ein, und es fehlt nicht viel, daß ſie die Rolle des eingeſetzten Zuchtmeiſters vollſtändig übernähmen. Die leichte Art zu leben, welche man den Franzoſen ſonſt, beſonders in ihrem eigenen Lande, zugeſtehen muß, ſcheint ihnen am allerwenigſten unter dem italieniſchen Himmel treu zu bleiben. Der Franzoſe nimmt unter dieſem Klima eine Schwerfälligkeit und eine finſtere Schroffheit an, die ihn zu einem harten Pfahl im Fleiſche der Bevölkerung gemacht hat. Auf der anderen Seite machen ihn die italieniſchen Weine, denen wenigſtens der franzöſiſche Soldat in Rom nicht widerſtehen kann, zu einem Trunkenbold, der in dieſem Zuſtande der abſcheulichſten Exceſſe fähig iſt. Die franzöſiſche Race, die ſich ſonſt leicht einer militairiſchen Disciplin fügt, welche ihr auch von Hauſe aus eigen iſt, verdirbt in Italien, und nimmt dort Einflüſſe des Klima's und der Genüſſe an, die den urſprünglichen Charakter ganz und gar zu verändern ſcheinen. Ein langer Krieg, welchen die Truppen

Frankreichs in Italien führen, wird daher immer verweichlichend und entſittlichend auf dieſelben zurückwirken und den Beruf der Franzoſen, in Italien zu herrſchen, ſehr zweifelhaft erſcheinen laſſen. Das ſociale und politiſche Verderben, welches der Franzoſe ſtets bei ſeinem Erſcheinen in Italien ausſtreut, fällt auch wieder auf ihn ſelbſt zurück, und läßt ihn mit der Zeit allen ſeinen anderen Aufgaben untreu werden.

Die Sphäre von Völlerei und Proſtitution, welche die Franzoſen jetzt überall um ſich her ausbreiten, hat bereits in Rom einen nachweislichen Niederſchlag auf alle Stände, und beſonders auf die unteren Volksklaſſen, geübt, und das erſtere Laſter, dem die Franzoſen hier unterliegen, hat ſich noch dazu in einem direkten Widerſpruch mit dem franzöſiſchen Volkscharakter ſelbſt dort entwickelt. Die Proſtitution, deren Blüthe dem zweiten napoleoniſchen Kaiſerreich eigenthümlich angehört, mag unter anderem Namen auch als die Civiliſation erſcheinen, welche Louis Napoleon auch jetzt wieder, als er in Italien einrückte, auf die Fahnen der franzöſiſchen Armee geſchrieben hat. Daß die Franzoſen eine ſogenannte civiliſatoriſche Aufgabe haben, iſt eine heutzutage veraltete Anſchauung, die unter Louis Philipp auf ihrer höchſten

bedürfte, oder man kann bei dem den Wörtervorrath überdrängenden Gehalt nicht Rückſicht nehmen, wenn ſich Sylben und Laute zu einem Mißklang berühren. Nur einer Sprache, deren Wörtergewandtheit alle Schwere des Inhalts ſogleich zerſetzt und umſchmilzt, werden reinliche Perlenſtickereien in der Wortverbindung gelingen. In dem Gedankenconcept der Deutſchen kommt es auf einige rauhe Nähte nicht an.

Stufe ſich ſchaukelte, und durch den großen Doctrinair Guizot zu dem eigentlichen franzöſiſchen Nationalbegriff ausgebildet wurde. Damals war bei den Franzoſen Alles, was es gab, Civiliſation, wie heut im zweiten Empire Alles, was es giebt, Proſtitution iſt. Die Bildung, die Religion, die Geſellſchaft, der Conſtitutionnalismus, das Parteiweſen, Alles dies war und hieß damals Civiliſation, und die Ausbreitung dieſer äußerſt buntſcheckigen Civiliſation wurde zu einer Miſſion des franzöſiſchen Volkes geſtempelt. Jedermann aber mußte überraſcht ſein, daß gerade Louis Napoleon dieſen Fratzenkopf wieder unter ſeine Deviſen aufnahm, und ihn, bei ſeinem Eintritt in Italien als Befreier, möglicher Weiſe als Eroberer, den italieniſchen Völkern in ſeinem Manifeſt entgegenhielt. Aber die neunapoleoniſche Civiliſation kann immer nur Proſtitution ſein, denn Proſtitution iſt die willenloſe Abtretung aller Rechte, die man an ſich ſelbſt hat, und wodurch man um ſich ſelbſt betrogen wird. Die Demi-Monde-Damen in Paris, dieſe eigenthümliche Species der Louis Napoleoniſchen Zeit, ſind daher nur die Prieſterinnen, die den Altar der neuen franzöſiſchen Civiliſation verſehen.

Die franzöſiſchen Soldaten in Rom haben jetzt

beſonders an dem weißen Wein von Velletri ſehr ſtark gelitten. Dieſer Wein, der auf den Höhenzügen der Appiſchen Straße in der Umgegend von Velletri wächſt, hat einen ſehr wohlfeilen Preis, und trinkt ſich ſo leicht wie Waſſer, aber ſeine Wirkung iſt bald darauf eine ungemein hitzige und aufregende, und bringt in den Köpfen der Franzoſen die furia francese hervor, wie die Römer den tobenden Zuſtand benennen, der ſich dann bei den Soldaten des neuen Kaiſerreichs auf eine wahrhaft ſchreckenerregende Weiſe erzeugt. Blutige Schlägereien, namentlich mit dem päpſtlichen Dragoner-Regiment, das deshalb ſchon mehrmals aus Rom hinwegverlegt werden ſollte, ſind ſtets die Folge davon geweſen, und nicht ſelten bleiben Todte auf der Wahlſtatt der Schenke zurück.

Das franzöſiſche General-Commando hatte deshalb ſchon öfter Tagesbefehle gegen den ſtarken Genuß des Weines von Velletri erlaſſen, die neuerdings mit großer Strenge von dem General Goyon eingeſchärft wurden. Das römiſche Volk hat große Angſt vor dieſem Zuſtand der Franzoſen, weicht ihm aus, ſoviel es kann, und rächt ſich nur zuweilen durch den Mund Pasquino's und Marforio's, die, wie Müller und Schulze in Berlin, ihre Betrachtungen darüber aus-

tauſchen müſſen. Neulich erblickte man auch an den Straßen-Ecken eine ſehr gut ausgeführte Caricatur auf die Trunkſucht der Franzoſen. Man ſieht einen in halbzerriſſener franzöſiſcher Uniform ſchlotternden Bummler, dem ein anderer Geiſtesverwandter eine große Flaſche Wein vermittelſt eines Trichters in den Mund ausſchüttet. Einige pikante Unterſchriften erläuterten die Scene auf eine für die franzöſiſchen Meſſieurs ſehr anzügliche Weiſe.

Aber auch im nüchternen Zuſtande hatten die Bozzereien zwiſchen den franzöſiſchen Occupationstruppen und dem römiſchen Volk, beſonders aber dem päpſtlichen Militair, in der letzten Zeit ſehr heftig zugenommen. Eine ernſthafte Verſchlimmerung war in dieſen Dingen durch die ſcharfen und übermüthigen Tagesbefehle des Generals Goyon entſtanden, und es ſah ſchon im vorigen Sommer 1858 ſo aus, als ob es die Abſicht des franzöſiſchen Ober-Commando's wäre, die Mißſtimmung der Bevölkerung ſo zu reizen, daß ein großer, folgenreicher Conflikt daraus hervorgehen müßte. Er ſchien aus dieſen Unruhen den Vorwand zu einer Truppenverſtärkung aus Frankreich ſchöpfen zu wollen, woran Goyon, ſeitdem er das Commando in Rom führt, unaufhörlich gearbeitet hat.

Vielleicht ſollte der Kampf gegen Oeſterreich zuerſt im Kirchenſtaat zum Ausbruch kommen, und unter der Maske, die italieniſche Revolution niederzuwerfen, mit einer vollſtändigen Ueberwältigung Roms und der Legationen beginnen. Im Vatican ſoll man darauf ſchon im Sommer 1858 vorbereitet geweſen ſein, und wir hörten ſelbſt aus dem Munde eines angeſehenen Fremden, der dem Cardinal-Staatsſekretair Antonelli einen Beſuch gemacht hatte, daß Antonelli geäußert habe, man erwarte in Rom jeden Augenblick von den vertrauteſten Bundesgenoſſen des excommunicirten Piemont angegriffen zu werden. Aber dieſe Waffenthat des kaiſerlichen Frankreichs wäre ohne jeden diplomatiſchen Beigeſchmack geweſen. Louis Napoleon, getreu ſeiner machiavelliſtiſchen Natur, zog es bald darauf vor, auf die entgegengeſetzte Art zu operiren. Hätte er von Rom aus losgeſchlagen, wie er ohne Zweifel lange beabſichtigte, ſo würde er gegen Oeſterreich und die italieniſche Revolution zugleich geſtanden haben. Piemont war ein bei weitem beſſerer Brückenkopf gegen Oeſterreich. Louis Napoleon konnte hier ſein Spiel ganz diplomatiſch einfädeln, und noch eine Zeitlang unter der Maske des friedliebenden Biedermannes bleiben, durch den der europäiſche Bourgeois

einſt ſeine Hypotheken geſichert ſah, während ihn die leichtſinnig gewordenen Großmächte als ihr Schooßkind hätſchelten, durch deſſen Anerkennung ſie ſich mit der Revolution abgefunden zu haben glaubten. Jetzt trat aber Louis Napoleon im Bunde mit der italieniſchen Revolution hervor, die ihm nun gegen Oeſterreich ſiegen helfen ſollte, während ſie früher, ſo lange ſie ihm feindlich gegenüberſtand, ihm den Sieg erſchwert oder unmöglich gemacht hätte.

General Goyon iſt ein ächter neunapoleoniſcher General, der mit einem bis zum Fanatismus gehenden Dienſteifer für ſeinen Herrn, den Kaiſer, Tapferkeit, Aventure und Induſtrie in ſeiner Perſon vereinigt. Eine finſtere Strenge, unterbrochen von einem aufflammenden Hohn, charakteriſirt ſein dunkelgebranntes, militairiſch gezeichnetes Geſicht. Wir ſahen ihn neulich auf der weiten Ebene bei der Milviſchen Brücke (in der Nähe des Berges Milvius, welches der jetzige Monte Mario iſt), wo das päpſtliche Dragoner-Regiment, jene feindſelige Truppe, die hier mit den franzöſiſchen Soldaten im beſtändigen Hader liegt, vor ihm manövriren mußte. Der franzöſiſche General, der auf jede Einzelnheit zu achten ſchien, ſpielte diesmal den Diplomaten, wie es ein guter neunapo-

leoniſcher General zu Zeiten auch im Stande ſein muß. Denn er ſtellte ſich mit der Haltung dieſer Truppen außerordentlich zufrieden, obwohl ſie, wie alles päpſtliche Militair, ihre Bewegungen mit ſehr geringer Gewandtheit ausführten. Dann hielt er in franzöſiſcher Sprache, ohne ſich im Geringſten darum zu kümmern, ob man ihn verſtand oder nicht, eine Anrede an das römiſche Regiment, worin er ihm ſein Lob ausſprach, und die Hoffnung hinzufügte, daß auch die gute Kameradſchaft zwiſchen den päpſtlichen Dragonern und ſeinen eigenen Truppen nicht wieder geſtört werden möge. Darauf gab er ſeinem Pferde die Sporen, und drehte ſich mit einer raſchen Schwenkung um, indem er vornehm und trotzig grüßte.

Dieſe Revue bei der Milviſchen Brücke, auf derſelben Ebene, auf der einſt Conſtantin den Maxentius ſchlug, war aber nur dazu geeignet, von Neuem böſes Blut unter den päpſtlichen Dragonern zu machen. Dieſe Leute waren ſchon darüber empört, daß ſie ſich vor dem franzöſiſchen General zur Revue hatten ſtellen müſſen. Denn General Goyon hatte ſich in der letzten Zeit das Anſehen gegeben, als wenn die päpſtlichen Truppen ebenſo gut, wie die franzöſiſchen, unter ſeinen Oberbefehl geſtellt ſeien, und er hatte ſich in ſeinem

letzten Tagesbefehl ſogar als „Commandeur beider Armeen“ unterzeichnet. Es war dies gegen alles Abkommen, und auch wieder nicht, denn über die eigentliche Stellung der franzöſiſchen Occupationstruppen zu der päpſtlichen Regierung war niemals etwas feſtgeſetzt worden. In allen Kreiſen erkannte man darin die Tragweite, welche die franzöſiſche Beſatzung in Rom hatte. Der General Louis Napoleons ging aber bald ſo weit, daß er in einem andern Tagesbefehl, welchen er an ſeine eigenen Truppen richtete, auf die bedauerlichen feindſeligen Conflikte zwiſchen dem franzöſiſchen und päpſtlichen Militair hinwies und dabei in den ſtärkſten Ausdrücken rügte, daß die römiſchen Soldaten es durchaus an jedem Reſpekt gegen das franzöſiſche Offiziercorps und gegen ihn, den General ſelbſt, fehlen ließen. Bei dieſer Gelegenheit bezeichnete er wieder ſeine eigene Stellung in Rom auf die übergreifendſte Weiſe. Er behauptete, daß man ihm dieſen Reſpekt aus Pflicht („par devoir“) ſchuldig ſei, während derſelbe dem Papſt und den Cardinälen nur gewohnheitsmäßig („par habitude“) dargebracht werde. Dies gab einen Sturm, der augenblicklich den ganzen Vatican erſchütterte, und die Eminenzen liefen hin und her, um für ihre dermaßen

angegriffene Würde eine Genugthuung zu ſuchen. Dem Cardinal-Staatsſekretair Antonelli gerieth ſein wildes Blut, das man aus ſeiner Abſtammung von Räubern und Banditen herleiten will, in eine ſiedende Bewegung. Er ſchwang ſich in ſeine goldene Staatscaroſſe, und fuhr zu dem franzöſiſchen Geſandten, dem Herzog von Grammont, der nicht ganz läugnen konnte, daß eine Urſache zur Beſchwerde da ſei. Der Diplomat verſprach natürlich, ſein Möglichſtes zu thun, und lud den General Goyon in einem ſehr verbindlichen Briefchen zu einer Beſprechung zu ſich ein. Aber der General entgegnete, daß er wegen dringender Geſchäfte keine Zeit dazu habe, und dabei blieb die Sache ſtehen. Einige Tage darauf aber übergab Goyon dem Papſt ein Memoire, worin er die Beſtätigung von 14 Artikeln verlangte, welche ihm für den etwaigen Ausbruch von Feindſeligkeiten in Bezug auf die Einwohner Roms freiere Hand geben ſollten. Wie man vernommen, hat Pius IX. ſich der Anerkennung dieſer Artikel nicht entziehen können.

Mit derſelben Entſchiedenheit und Energie hat ſich General Goyon auch bei mehreren anderen Gelegenheiten, ſowohl geiſtlichen als weltlichen Behörden gegenüber, in Rom benommen. Auf der andern Seite

hat er aber auch durch ſein kriegsgerichtliches Verfahren, durch welches er alle Conflikte und Raufereien zwiſchen Italienern und Franzoſen entſcheiden ließ, ſehr dazu beigetragen, den Haß zwiſchen beiden Nationalitäten zu ſchüren. Denn der franzöſiſche Obriſt, der die Zeugenverhöre bei ſolchen Verhandlungen zu leiten hat, pflegt die italieniſchen Zeugen, die gegen einen Franzoſen etwas ausſagen, zwar mit der größten Aufmerkſamkeit anzuhören, aber den Schluß der Sitzung macht er jedesmal mit den lakoniſchen Worten: „Ihr lügt Alle, denn wir wiſſen es ja, Ihr Römer könnt uns Franzoſen nicht leiden!“ Es kommt daher äußerſt ſelten zur Beſtrafung der Schuldigen, außer wenn es Römer ſind, die ſich gegen das fremde Militair vergangen haben.

Zuweilen drohte aber dem General doch der beſtändige Hader mit Papſt und Cardinälen über den Kopf zu wachſen, und er unternahm im Sommer 1858 eine längere Urlaubsreiſe nach Paris, um ſich auszuruhen und ſeinen Aerger über ſo viele Dinge in Rom zu vergeſſen. Der Kaiſer aber hieß Alles gut, was General Goyon in Rom gethan und drang in ihn, recht bald wieder in die ewige Stadt zurückzukehren, indem er ihn bat, irgend eine Gnade beim Abſchied

von ihm anzunehmen. Der General entgegnete, daß er ſich nur eine einzige Gnade von dem Kaiſer auszubitten wiſſe, und dieſe werde darin beſtehen, daß er eine neue militairiſche Verſtärkung in Rom erwarten dürfe, und daß ihm der Kaiſer mit derſelben ein vollſtändiges Bataillon Jäger ſchicken wolle. Der Kaiſer ſoll in dieſen Wunſch lächelnd eingewilligt haben, obwohl derſelbe wegen des diplomatiſchen Eiertanzes, in dem ſich Louis Napoleon damals noch mit möglichſter Grazie zu bewegen ſuchte, nur in einem beſchränkten Maße erfüllt wurde. Man ſieht aber aus dieſem anekdotiſchen Zuge, deſſen Richtigkeit verſichert wird, was General Goyon einſt in Italien leiſten dürfte, wenn er in die Action hineingezogen werden ſollte. Die heutige napoleoniſche Kaiſer-Armee zählt mehr als einen Colonel Carbonade, welchen nom de guerre ſich der jetzige Oberbefehlshaber der gegen Deutſchland gerichteten Obſervations-Armee, der Marſchall Peliſſier, Herzog von Malakoff, durch ſeine ſchauerlichen Kriegsthaten in Afrika erwarb.

General Goyon wohnt in Rom in dem ehemaligen Palaſt Ruspoli auf dem Corſo, in deſſen unteren Räumen ſich das Café nuovo befindet, eines der großartigſten und beſuchteſten Caféhäuſer von

8.

Mit der sogenannten Correctheit des Stils geht es wie mit der Tugend. Wo sie allzu absichtlich und bewußtvoll ihr Wesen treibt, wird sie zur Pedanterie und hat ihren Werth verloren, der in etwas Geheimnißvollem und Unverdüfteten beruht. Ein gar zu correcter Stil gleicht dem französischen Gartengeschmack, der glatte Laubwände schneidet, aber keine Natur duldet. Man geht an den nach schönem Maaß gestutzten Bäumen vorüber, die geraden Linien der Wege entlang, und sucht den Wald, aus dem eine Putzstube geworden. Durch diese künstlichen, hochgezogenen Hecken dringt selbst der Sonnenstrahl nur in matten Schlagschatten, bei aller Regelmäßigkeit der Vertheilung ist die Beleuchtung schlecht, und die Perspective dürftig. Freies Gehölz mit bewegten Zweigen, worauf Drossel und Finke schlagen,

Rom, wo es zugleich an einer ausgiebigen Lectüre von franzöſiſchen und deutſchen Zeitungen, in deren Auslegung in Rom eine gegen Florenz und Neapel ſehr abſtechende Liberalität herrſcht, nicht fehlt. Dieſes ſchöne Café war dem General Gohon, der darüber in der erſten Etage ſeine Wohnung genommen hatte, ſchon längſt ein Aergerniß geweſen, indem es ihn kränkte, unter ſich ein Local zu haben, das ſchon ſeit dem Jahre 1848 her einen ſehr ſcharfen revolutionnairen Hauch beſaß, und in welches damals Pietro Sterbini und der Monſignor Gazzola den Club der äußerſten Linken verlegt hatten. Das Café nuovo hat ſich ſeitdem ſeinen liberalen Ruf ganz ſpecifiſch erhalten, und es ſtrömt darin täglich eine Maſſe von Fremden und Einheimiſchen zuſammen, deren Unterhaltung oft bis in die Nacht hinein zu den Ohren des franzöſiſchen Generals hinaufdringen mag. Beſonders wurden in dieſem Caféhauſe von jungen Leuten, die den geheimen Polizei-Agenten längſt verdächtig waren, Aeußerungen und Reden aller Art gegen die Fortdauer der franzöſiſchen Occupation gehört, und die Bewegungen von 1848 ſchienen an dieſem Ort neue Nahrung zu finden. Der General ließ darum dies Caféhaus ſchließen, wodurch Rom, das

ſo arm an öffentlichen Orten iſt, eines ſeiner groß-artigſten Etabliſſements verlor. Drei junge Römer wurden, nach dem Urtheil des franzöſiſchen Kriegs-gerichts, erſchoſſen.

Während der General Goyon in dem alten Pa-lais Ruspoli dieſe Unannehmlichkeit erfahren mußte, befanden ſich ſeine Soldaten, die zu Anfang beſon-ders in die Klöſter von Rom gelegt waren, auch in dieſen heiligen Räumen nicht immer ganz frei von Anfechtungen aller Art. Denn die Prieſter und Mönche, die in Rom durchgängig der öſterreichiſchen Partei angehören, fanden doch manche Gelegenheit, den ihnen aufgedrungenen Gäſten Manches zum Schabernack zu thun, ohne daß eine Verantwortung davon auf ſie zurückfallen konnte. Beſſer erging es den Franzoſen dagegen in dem Nonnenkloſter di Campo Marzo, in deſſen Erdgeſchoß noch jetzt eine Compagnie franzöſiſcher Scharfſchützen wohnt, während die guten, frommen Schweſtern ſich die Zellen in der obern Etage des Kloſters vorbehalten haben. Die Nonnen üben aber die zärtlichſte Sorgfalt für ihre Scharf-ſchützen aus, und ſchließen ſie nicht bloß täglich in ihr inbrünſtiges Gebet ein, ſondern wiſſen ihnen auch irdiſche Leckerbiſſen und alle möglichen Annehmlichkeiten

zu bereiten. Oft hört man noch am ſpäten Abend, wenn man an dieſem Kloſter vorübergeht, herzliches und trauliches Gelächter, und glaubt dabei auch ſehr vergnügte weibliche Stimmen, die in dieſem Augenblick wenigſtens nicht die Hora abſingen, erſchallen zu hören.

Außer den Truppen, welche in den Kaſernen von Rom untergebracht ſind, beherbergt jetzt noch das Kloſter S. Agoſtino in ſeinen bedeutenden Räumlichkeiten mehrere franzöſiſche Compagnieen. Im Kloſter der Thermen des Domitian, wie in dem der Minerva, und in einigen andern Klöſtern und Paläſten, und unter den letzteren beſonders in dem Palaſt Piombino, ſind die übrigen franzöſiſchen Mannſchaften untergebracht. Die ſtolz flatternden Fahnen mit dem kaiſerlichen Adler, welche aus den Fenſtern heraushängen, zeigen, ſtets auf eine überraſchende Weiſe, die franzöſiſche Einquartirung an. Mehrere dieſer Häuſer empfangen eine Entſchädigung aus der Municipalkaſſe, welche die Einquartierungsgelder für die franzöſiſche Beſatzung aufzubringen hat, und darüber oft ſehr vernehmbare Seufzer erſchallen läßt. Denn es iſt zwar durch die Organe Louis Napoleons oft genug ausposaunt worden, daß die Franzoſen in Rom

ganz auf ihre eigenen Koſten dort leben, aber dies iſt nur in einem gewiſſen Umfange wahr, und außer den Quartiergeldern, welche die Stadt Rom für die franzöſiſchen Offiziere aufzubringen hat, giebt es noch manche andere Belaſtungen, durch welche die Gemeinde den Aufenthalt der franzöſiſchen Truppen ſchwer empfindet. Dies hatte die Stimmung der Bevölkerung um ſo mehr gereizt, als die Römer in der franzöſiſchen Beſatzung, welche ſie auch die Garde des Papſtes nennen, nur eine rein perſönliche Bewachung für Pius erblicken, die ihn in ſeiner unhaltbaren Stellung noch länger aufrecht erhalten ſoll. Es ſcheint den Römern zu ſtark, für eine ſo undankbare Sache noch ſo viel Geld verausgaben zu müſſen. Jene Anſicht hatte aber Louis Napoleon ſelbſt auf das Eifrigſte durch ſeine Journaliſten und Brochürenſchreiber verbreiten laſſen, neuerdings erſt durch Herrn About, einen Schriftſteller, der von dem geſellſchaftlichen Scandal des imperialiſtiſchen Frankreichs lebt und als Geſchichtſchreiber der kaiſerlichen Proſtitution, (beſonders durch ſein Buch über die Pariſer Loretten,) ſich ſeine erſten Sporen verdiente. Ein ſolcher Mann ſchien dem Kaiſer ganz beſonders geeignet, die Römiſche Frage zu behandeln, und das berüchtigte Buch:

La Question Romaine, das im speciellen Auftrage Louis Napoleons geschrieben wurde, erschöpfte alle Beweismittel, um die Nothwendigkeit der französischen Occupation und ihrer weitesten Ausdehnung über den Kirchenstaat aus den gänzlich gebrochenen Zuständen des päpstlichen Gouvernements selbst herzuleiten. Dies geht so weit, daß der kaiserliche Pamphletist in jenem Buche und in seinen Moniteur-Artikeln es ganz offen ausspricht: es hieße den Papst dem Henker überliefern, wenn der Kaiser die französischen Regimenter von Rom abziehen lassen wollte.

Ob diese Soldaten aber aus bloßer Zärtlichkeit für den Papst hier vorhanden sind, möchte gleichwohl auf keine ganz sichere Probe gestellt werden können. In diesem Augenblicke glaubt Napoleon III. wohl kaum noch, daß der Papst in Rom erhalten bleiben müsse, denn der heutige napoleonische Feldzug in Italien möchte weit über die Person Pius IX. hinweggreifen, wenn er überhaupt zu irgend einem Ziele führt. Der Eifer, welchen Louis Napoleon als Präsident für die Wiedereinsetzung des Papstes an den Tag legte, war nur die Politik einer ganz egoistischen Berechnung, denn das neue Kaiserthum, das dem Erwählten von sieben Millionen Stimmen zufallen sollte,

lag ſchon dem Präſidenten der Republik ganz beſtimmt in den Gliedern. Damals ſicherte er ſich aber ohne allen Zweifel die Stimmen aller gläubigen Katholiken, wenn er ihnen das Oberhaupt der Kirche wieder auf dem Stuhl Petri befeſtigte. Gleichzeitig hatte Louis Napoleon mit ſeiner römiſchen Politik auch die Männer der politiſchen Freiheit für ſich zu gewinnen geſucht, denn es waren nicht minder die weltlichen Reformen des Kirchenſtaats, auf welche er ſich ſchon damals bei der Wiedereinſetzung des Papſtes weſentlich bedacht zeigte. Pius IX. war gerade zu einem Beſuch bei dem König von Neapel in Portici anweſend, als ihn das Schreiben des Präſidenten Louis Napoleon traf, welches ihn aufforderte, gewiſſe ſchreiende Mißbräuche, die Louis Napoleon in dem römiſchen Verwaltungsweſen bemerken wollte, auszutilgen und durch einen verbeſſerten Organismus abzuſtellen. Der arme Papſt! Das zweiſchneidige Wort der Reform begann ihn abermals zu necken. Die Reformen hatten ihn aus Rom vertrieben, und nur die Reformen ſollten ihn wieder nach Rom zurückführen können. So verſprach er denn in dem Motu proprio aus Portici Reformen, und als er wieder in Rom eingeſetzt war, ſchleuderte er alle Reformen, wie eine

Natter. die ihn ſtechen wollte, weit von ſich zurück. Er war nun der eigentlich reactionnaire Papſt geworden, aber er hatte an Louis Napoleon einen gefährlichen Freund gefunden, der in ſeinem eigenen Lande eine Muſterwirthſchaft von Tyrannei eingerichtet, und für den Papſt eine beſondere Geißel zurechtgedreht hatte, die Reform hieß und ſeitdem von Zeit zu Zeit den vielgequälten Dulder in der Tiara heftig traf.

Als der Papſt am 12. April 1850 nach Rom zurückkehrte, empfingen ihn die franzöſiſchen Truppen, indem ſie am Wege mit den Waffen in der Hand knieend vor ihm niederſanken, und um ſeinen Segen flehten. Pius IX. that es und ſprach zugleich laute Segenswünſche für Frankreich und das neue napoleoniſche Oberhaupt deſſelben aus, und katholiſch-bonapartiſtiſche Schriftſteller behaupteten damals in der That, daß Gott dieſe Segenswünſche durch die ſieben Millionen Stimmen erhört habe, die den Präſidenten der Republik zum Kaiſer der Franzoſen erhoben. Die franzöſiſche Armee, welche inzwiſchen auch die ganze Civil-Regierung des Kirchenſtaats an ſich genommen, gab jetzt alle Gewalten wieder in die Hände des Papſtes zurück. Aber es war dies nur eine Ceremonie der Höflichkeit, die an der eingetretenen Sachlage

gar nichts änderte, denn die Franzoſen blieben ſeitdem die eigentliche Behörde von Rom, die ſich in dem ganzen inneren Geäder der Stadt unabweislich feſtgeſetzt hatte. Pius IX. hatte kaum noch mehr als ſeine alten liebenswürdigen Manieren übrig behalten, und ſo ſagte er auch in ſeinem damals bekannt gewordenen Dankbrief an den General Oudinot, daß die franzöſiſchen Waffen jetzt über die Feinde der ganzen menſchlichen Geſellſchaft triumphirt hätten.

Aber es kamen bald Gelegenheiten, bei denen der Papſt von neuem an den Tag legte, daß die Oeſterreicher beiweitem mehr ſeine Sympathieen beſaßen, als die Franzoſen. Während die Franzoſen nach wie vor Rom und Civita Vecchia beſetzt hielten, welche letztere Stadt ſie gleichzeitig zu befeſtigen anfingen, hatten die Oeſterreicher in Bologna, Ferrara und Ancona, in der gleichen vertragsmäßigen Anzahl wie die Franzoſen in Rom und Civita Vecchia, ſich niedergelaſſen, und in dieſen Theilen des Kirchenſtaats eine ſtarke Aufſtellung genommen, durch welche Oeſterreich ſeinen Antheil an allen Ereigniſſen und Bewegungen in dieſem Theil der Halbinſel behaupten zu müſſen glaubte. Die Hand Oeſterreichs war niemals ſo ſchwer auf Italien gefallen, als die Machtintriguen Frankreichs, und dazu hatten die beſtändig

wiederholten Phraſen, mit welchen die Franzoſen in Rom dem Papſt in den Ohren lagen, als da ſind: die Einführung des Code Napoléon, die Säculariſirung des Gouvernements und liberale Inſtitutionen, den Papſt und die Cardinäle immer unangenehmer berührt. Jetzt wurde im Vatican wieder mit ſehnſüchtigem Auge nach Oeſterreich hinübergeblickt, und man ſprach es dort bald laut genug aus, daß man in Rom keiner franzöſiſchen Armee mehr bedürfe, weil der Papſt ſich am beſten ſelber behüten könne, und auf die römiſche Bevölkerung ſelbſt und auf einige öſterreichiſche Regimenter geſtützt, ſich leicht gegen jede innere Gefahr vertheidigen werde. Die Vernichtung der öſterreichiſchen Herrſchaft in Italien war daher eine immer dringendere Aufgabe für die napoleoniſche Machtintrigue geworden, weil Frankreich durch die in Rom ſelbſt gepflegte Uebergewalt Oeſterreichs ſchon mehr und mehr ſeinen Grund und Boden in der italieniſchen Nationalſympathie zu verlieren anfing. Rom ließ ſich daher nicht zum Ausgangspunct der neuen Expedition machen, die von vornherein keinen andern Zweck hatte, als Oeſterreich aus Italien hinauszuwerfen, weil in Rom eine neue Concentration der öſterreichiſchen Macht in Italien zu gewinnen ge-

weſen wäre. Das von der römiſchen Kirche excommunicirte Piemont war viel geeigneter dazu, unter der Führung Frankreichs die revolutionnairen Elemente Italiens zu ſammeln und auf Oeſterreich zu werfen, das einer diplomatiſchen Hetzjagd ohne Gleichen ſich nur noch durch Ergreifen des Schwertes hatte entziehen können.

Die Franzoſen hatten ſich allerdings während ihrer zehnjährigen Occupation Roms mehrfach bemüht gezeigt, dem Papſt eine eigene nationale Streitmacht zu ſchaffen, und den Kirchenſtaat ſcheinbar aus ſeinen ſelbſtändigen Mitteln militairiſch zu organiſiren. Man hat ſich damit oft von franzöſiſcher Seite her einer beſonderen Großmuth gerühmt, denn es hat in der That immer ſo ausgeſehen, als wollten die Franzoſen den Papſt ſo bald als möglich in den Stand ſetzen, ſich ſelbſt vertheidigen zu können und der franzöſiſchen Beſatzungstruppen zu entbehren. Das Prieſter-Gouvernement konnte freilich nicht geeignet ſein, einen militairiſchen Geiſt in der römiſchen Kriegsmacht zu pflegen. Es wird ſogar von den Franzoſen häufig behauptet, daß mehrere Cardinäle ſehr abſichtlich bemüht ſeien, in der römiſchen Soldatesca den eigentlich militairiſchen Charakter möglichſt zu erſticken.

ſind unentbehrlich zum ſchönen Landſchaftsbild, zu einem guten Stil.

Die Correctheit der Schreibart wird vornehmlich in zwei Dingen zum Fehler, einmal, wenn ſie das Beſtreben nach Deutlichkeit zu offenbar werden läßt, und das andere Mal, wenn ſie in der Wahl ihrer Bilder und Beiwörter zu ängſtlich mit der Proſa der Wirklichkeit rechnet, ſich immer auf das ſtrenge Maaß derſelben zurückführend. Was die Deutlichkeit anbelangt, ſo ſoll man zwar mit der Abſicht ſchreiben, nicht undeutlich zu ſein, aber nicht mit der Abſicht, deutlich zu ſein, ſowie Quinctilian ſagt: — **non ut intelligere possit, sed ne omnino possit non intelligere curandum**; denn der Stil ſoll kein Interpret und Cicerone des Gedankens ſein, ſondern dieſer ſelbſt, und er darf nicht vorſätzlich noch hellere Lichter aufſtecken, als die innere Beleuchtung und Deutlichkeit des Inhalts ſchon hat. Die Correctheit der Beiwörter, beſonders was das bildliche Element daran betrifft, läßt ſich ſchwieriger abfertigen oder beſtimmen. Die Beiwörter ſind die Farbengebung der Diction, aber zugleich die Blüthenſitze für die ſchaffende

Aber die Erziehung und Ausbildung des römiſchen Militairs durch die franzöſiſchen Generäle, was ſich in neueſter Zeit beſonders General Goyon hat angelegen ſein laſſen, trägt doch unverkennbar einen zweiſchneidigen Stachel in ſich. Der Papſt beſitzt jetzt unter ſeinen Regimentern bereits vier, die durchaus franzöſiſch eingeſchult ſind, und, ſoweit es ſich mit den römiſchen Soldaten überhaupt hat machen laſſen, den franzöſiſchen Stempel aufgedrückt erhielten. Es lag aber auch ohne Zweifel der Gedanke im Hintergrund, den Truppen des Pontificats im Intereſſe der franzöſiſchen Machtbehauptung ſelbſt eine kriegeriſche Bedeutung zu geben und ſie dann wo möglich gegen Oeſterreich ſelbſt in Italien brauchen zu können. Denn über die Stellung des franzöſiſchen Ober-Commando's zu der päpſtlichen Militair-Macht, die er ganz als ſeine eigene behandelte, hat General Goyon keinen Zweifel übrig gelaſſen.

Aber ſoviel ſich der franzöſiſche General auch damit bemühte, indem er die Exercitien der päpſtlichen Truppen perſönlich leitete, und auf die Verbeſſerung ihrer Kleidung, ihrer Disciplin und ihres Geiſtes die größte Aufmerkſamkeit verwandte, ſo ſchien es doch nicht möglich, ſelbſt in dieſer Schule aus einem gänz-

lich zerlaſſenen und demoraliſirten Geſindel Soldaten zu machen. Die Soldaten des Papſtes ſind einer militairiſchen Organiſation ebenſowenig fähig, als es die vielberüchtigten Stadtſoldaten der früheren deutſchen Reichsſtädte geweſen, und wie es überhaupt in dem eigentlichen Leben des heutigen Rom, ungeachtet der Weltherrlichkeit ſeiner Paläſte und Ruinen, ungemein viel Krähwinkelei giebt, ſo braucht man nur römiſche Soldaten marſchiren und exerciren zu ſehen, um den greellen Anblick einer durchaus ſpießbürgerlichen Soldateska zu haben. Die Franzoſen werden es daher wohl bald aufgeben müſſen, auf dieſe Truppe für irgend eine Action zu rechnen.

Die päpſtliche Armee iſt beſonders auch durch die vielen Deſertirungen, die beſtändig in ihren Reihen ſtattfinden, demoraliſirt und entartet. Der Mangel an Mannszucht wird aber vornehmlich dadurch verſchuldet und unterhalten, daß es dieſen Truppen ganz und gar an tüchtigen und treuen Offizieren fehlt, durch welche allein eine militairiſche Organiſation in einem beſtimmten Geiſt erhalten werden kann. Die Offiziere erſcheinen hier als wunderliche Zwittergeſchöpfe, die weder den Ausdruck einer militairiſchen Standesehre, noch irgendwie eine höhere

Bildung an ſich tragen. Im Kirchenſtaat bildet nur der Prieſter den Ehrenſtand par excellence. Der Prieſter iſt der eigentliche Offizier in Rom, und dies hat hier das ſpecifiſche Offizierthum und das ganze Militairweſen hauptſächlich niedergedrückt und an jeder eigenthümlichen Ausbildung gehindert. Der unbedeutendſte und ſchäbigſte Landgeiſtliche, der mit dem Regenſchirm in der Hand auf das Mühſeligſte zu Fuß wandert, um das Sacrament von Dorf zu Dorf zu tragen, dünkt ſich ein viel höher ſtehender Mann zu ſein, als der Offizier jeden Grades, und in dieſer Schätzung hat er die geſammte Bevölkerung für ſich. Es iſt im Kirchenſtaat durchaus keine Ehre, Soldat zu ſein, ja es laſtet im Gegentheil eine Art von Geringſchätzung auf dem Soldaten, und ſelbſt der Bauer hält es gegen ſeine Würde, die Uniform zu tragen. Da, wie es dem geiſtlichen Syſtem entſpricht, alle Ehre und Würde nur von der Kirche ausgehen kann und von den Prieſtern verbraucht wird, ſo kann am allerwenigſten für das Militair etwas davon übrig bleiben, das für das neue Rom niemals eine weſentliche Bedeutung hatte. Denn das neue Rom hat ſeine weltgebietende Größe nicht aus ſeiner kriegeriſchen Wehrhaftigkeit, ſondern aus dem Syſtem der Kirche

gezogen, die einſt durch ihre Bannſtrahlen weithin wirkend Völker und Städte vor ſich niederwarf und ſelbſt alle Kriegsheere in die Flucht jagte.

Es giebt deshalb auch bei der päpſtlichen Armee keine Generäle, denn dies hieße dem Kriegsweſen eine viel zu große Ehre anthun. In Rom kennt man nur geiſtliche Ordensgeneräle, die an der Spitze gewiſſer heiliger Congregationen ſtehen, und dadurch dieſem Titel eine anderswohin ganz unveräußerliche Weihe mitgetheilt haben. Dieſe Orden, unter denen der Jeſuiten-Orden wegen ſeiner kriegeriſchen Bedeutung auf dem Gebiete der Kirche obenan ſteht, liegen ja beſtändig zu Ehren Gottes und Jeſu Chriſti im Felde, und ihr Vorſteher iſt daher ihr General, der ihre Waffenthaten leitet. An der Spitze der päpſtlichen Armee ſtehen nur drei Oberſte, die ſich an dieſem Range begnügen laſſen müſſen, und in dieſem Augenblick aus drei Ausländern beſtehen, denen einige Verdienſte um die beſſere Haltung dieſer Truppen zugeſchrieben werden. Die Uniform dieſer Offiziere hat zwar einige Auszeichnungen, die an den General anſtreifen, aber in das Allerheiligſte des Generals können und dürfen ſie niemals eintreten. Das päpſtliche Militair iſt weder in ſeinen Offizieren noch in

seinen Gemeinen jemals wieder zu der glänzenden Stufe heraufgestiegen, auf der es nach der Restauration von 1815 stand, wo es von den wehrhaftesten und stattlichsten Mannschaften, und zum Theil von lauter kriegsgedienten Leuten aus den Heeren Frankreichs und des Königreichs Italien zusammengesetzt war und fast lauter Offiziere, die aus Napoleons Schlachtenschule hervorgegangen waren, an seiner Spitze zählte.

Man kennt im Kirchenstaate die Conscription nicht, und das Widerstreben gegen dieselbe ist in der Bevölkerung ebenso stark, wie bei dem Gouvernement selbst, so daß die Franzosen, welche heut in Rom stehen, die vergeblichsten Anstrengungen gemacht haben, um das System einer regelmäßigen Aushebung einzuführen. Wenn das französische Ober-Commando in Rom eine zuverlässige und kernhafte römische Armee bilden wollte, auf deren militairische Kraft bei gewissen Wendepunkten zu rechnen war, so konnte es dabei des Mittels der Conscription nicht entbehren. Denn jetzt, wo die Soldaten nur als Freiwillige oder Angeworbene zu den Fahnen gebracht werden, sieht man nur den Abschaum und die niedrigste Hefe der Bevölkerung in den päpstlichen Regimentern vertreten.

Der confiscirteste Auswurf von Land und Stand, Hirten, Vagabunden, verdorbene Bauern, Heimathlose, welche die Polizei aufgegriffen hat, oder Verbrecher, die aus den Gefängnissen entlassen worden, haben sich hier unter den päpstlichen Fahnen gesammelt. Diese Leute haben oft ein äußerst martialisches Ansehen, und die feurigen bedeutsamen Augen, das glänzende schwarze Haar, die starken, malerisch auslaufenden Bärte, scheinen Helden, mindestens herzhafte Krieger anzukündigen. Aber dies sind auch die einzigen Symbole der Nationalität, welche ihnen äußerlich anhaften. Man klagt gerade über den Mangel an jedem nationalen Sinn und Gefühl bei diesen Leuten, und eher würde man sie zu irgend einem Räuberzug begeistern, als daß man ihnen ein Interesse für öffentliche nationale Angelegenheiten, die auch die ihrigen sind, einflößen könnte. Aber das Gouvernement findet es gefährlich für sich selbst, und allen Sitten und Gewohnheiten der Nation widerstrebend, wenn es den letzten französischen Aufforderungen folgen sollte, sich auf dem Wege der Conscription eine Armee zu schaffen. Man würde allerdings durch eine Aushebung, die auf dem Princip der Gleichheit beruhte, ein nationales Heer bilden, dem man die Vertheidi-

gung des Landes in den gefährlichsten Katastrophen sicher überlassen könnte, aber eine nationale Heerbildung hat zugleich viel Erschreckendes und Aengstliches für Pius IX. und alle seine Eminenzen. Seitdem Pius von seiner Fluchtreise wieder nach Rom zurückgekehrt war, sah und witterte er überall die Revolution, wie er vorher nie und nirgend die Revolution sehen und finden konnte. Ein nationales Heer schien ihm die conservativen Grundlagen des Kirchenstaats zu verrücken, denn die allgemeine Wehrpflichtigkeit, ohne Rücksicht auf alle Ausnahmen und Bevorzugungen, dünkte dem heiligen Vater ein demokratisches Institut, dem er seine Personen nicht mehr überlassen dürfe. Er hielt es darum für vortheilhafter, statt einer nationalen Armee eine durch Handgeld angeworbene Truppe zu besitzen, die keine höhere Bedeutung hätte, als den Polizei- und Sicherheitsdienst im Innern zu versehen.

Schon Napoleon I. fand während seiner Herrschaft in Italien die größten Schwierigkeiten im Volke, das von ihm eingeführte System der Conscription auf allen Seiten durchzusetzen. Louis Napoleon, der keine Nüance des Onkels unversucht läßt, glaubte durch seine Occupationstruppen in Rom freie Hand auch

in dieſer Sache gewonnen zu haben. Aber es giebt Punkte, auf denen italieniſcher Widerſtand nie zu brechen iſt. Die Abneigung der ehrlichen und honetten Familien, ihre Söhne in das Heer zu geben, ſteigerte ſich zum leidenſchaftlichen Fanatismus. Selbſt zu Offizieren iſt es ſchwierig, gebildete Leute von gutem Herkommen zu rekrutiren, denn das Epaulette bringt hier keinen Glanz und keine Auszeichnung, ebenſo wenig als es die Taſchen mit einer nur irgend auskömmlichen Gage füllt. Denn auch die Löhnung der Soldaten iſt im Kirchenſtaat ſo ſchlecht und erbärmlich, daß man begreifen kann, warum man nur zuſammengetriebenen Pöbel in dieſen Regimentern findet. Die Prälaten der Kirche haben zu viel geiſtliche Repräſentationskoſten, unter denen die gewiſſenhafte Sorge für ihren Bauch die erſte Stelle einnimmt, als daß ſie für den Kriegerſtand, den die Kirche ſtets entbehren zu können glaubte, mehr als chriſtliche Almoſen übrig haben ſollten. Es ſcheint ihnen genug dafür bezahlt, daß das Militair, und dies gilt dem Gouvernement neben der polizeilichen für ſeine Hauptbeſtimmung, bei allen Proceſſionen als Escorte mitwirkt, bei großen Feſten die Kanone zum Feuerwerk losbrennt, oder beim Tode eines Cardinals als feier-

liche Ehrenwache in Bärenmützen vor seinem Hause aufzieht. Einen anderen Zweck hat das Militair in den Augen der Kirche nicht. Aber auch Rom lebt nicht mehr in der Idylle des absoluten Kirchenglücks. Es kann jeden Augenblick wieder wichtig werden, wem die Soldaten des Papstes eigentlich gehorchen. Jetzt werden sie wieder halb französisch commandirt, denn General Goyon hat, bei seiner Revue über die päpstliche Armee, von neuem das Commando in französischer Sprache eingeführt, das in früherer Zeit von den römischen Befehlshabern selbst, wenigstens theilweise, gebraucht wurde. Wie leicht kann es kommen, daß das französische Commandowort durch ein österreichisches abgewechselt wird. Die Offiziere haben auch schon seit längerer Zeit den österreichischen Kleiderschnitt, mit der gelbweißen Leibbinde. Die Kirche selbst scheint kein eigenes Commandowort mehr übrig behalten zu haben, um sich zu vertheidigen.

Die alte kriegerische Race der Römer lebt jedenfalls in ihren jetzigen Abkommen nicht mehr fort, und mit den kriegerischen Gewohnheiten scheint sogar der Muth in der Brust der heutigen Italiener verschwunden zu sein. Darum sind die ausländischen Regimenter der Schweizer, mit denen auch Pius IX. sich

zahlreich umgeben hat, jedenfalls die besten und tüchtigsten in ihrer Haltung, und die zuverlässigsten und treuesten im Dienst. Der Papst besitzt 3500 Schweizer, die in zwei Regimenter getheilt sind, von denen das erste 2314 Mann, das zweite, dem zu seiner Vollständigkeit ein Bataillon fehlt, gegen 1200 Mann stark ist. Unter den Offizieren dieser Truppe, wie auch unter den Gemeinen, giebt es sehr viel gebildete und anständige Leute, die nicht bloß als gemiethete Söldlinge ihre Pflicht thun, und man sieht es ihnen an, daß sie sich eine Ehrensache daraus machen, dem Statthalter Christi treu und eifrig zu dienen. Ihr Dienst ist aber jetzt auch nicht sonderlich schwer, und wenn man durch die Arkaden des Vatikan geht, um die große Eingangstreppe hinaufzusteigen, sieht man sie in der Nähe ihrer Wache in behaglichster Muße und in halb liegender Stellung auf den Gesimsen und Treppenstufen sich ausstrecken. Viele erblickt man mit einem Buch in der Hand, und es scheinen nicht immer Gebetbücher und fromme Schriften zu sein, in welche sich die guten Schweizer vertieft haben. Zuweilen gleiten ihre Augen über ihr Buch hinweg, und fallen musternd auf die Vorübergehenden, besonders wenn plötzlich deutsche Laute an ihr Ohr schlagen, die hier

Productivität des Stils. Sie sind verwerflich, wenn sie bloß der Verschönerung oder Verzierung wegen dastehen, und nicht durch das Hauptwort nothwendig werden, dem bloßen ästhetischen Müßiggang der Rede angehörend; in welcher Weise freilich viele Schriftsteller sich mit Goldblech und Flittern behängen, und worin die sogenannte poetisirende Prosa, die nicht die wahre poetische ist, ihren Kostenaufwand bestreitet. Die Beiwörter, welche wesentlich die Zustände des Hauptworts malen, gewissermaßen die prismatische Ausstrahlung seines Begriffs, dürfen jedoch allen Farbenschimmer und Bilderglanz, der nur in die Tonart des darzustellenden Gedankens hineinpaßt, alsdann in Anspruch nehmen, und keine Poesie des Gegenstandes mag ihnen, mit dem eigenthümlichen Maaß, worin der Meister des Stils seine feinste Kunst verräth, auszudrücken gewehrt sein. Ihre Correctheit ist in der Richtigkeit der Bilder allerdings wünschenswerth, aber nicht zu übertreiben, da jedes Bild, wenn man es zu genau in seine Bestandtheile und Beziehungen zerlegt, am Ende aufhört richtig zu sein. Für den Verstand werden sich immer auch bei den

wie der Ton des Kuhreigens auf die gute Schweizer Seele zu wirken scheinen. Tritt man zu einem dieser Leser heran, da es zu Erkundigungen aller Art in der Nähe des Vatican nie an Stoff fehlt, so hat man auch wohl Gelegenheit, den Titel des Buches zu erfahren, in welchem der freundliche, halb schwermüthig lächelnde Offizier so eben gelesen hat. Aus wiederholter Befriedigung dieser Neugierde mußten wir aber wahrnehmen, daß hier im Erdgeschoß des Vatikan lauter französische Romane, und nicht vom besten Kaliber, gelesen werden. Die mit Verwesung parfümirten Romane der Pariser Demi Monde werden jetzt auch von den Schweizer-Soldaten im Vatican auf der Wache verschlungen, und wenn der heilige Vater vielleicht unversehens einmal herunter kommt, wie es wohl zu geschehen pflegt, kann sich die seltsame Scene zutragen, daß ein ängstlich zusammenfahrender Schweizer, indem er vor dem Papste auf seine Kniee niederstürzt, rasch etwas zu verstecken sucht, und möglicherweise ist es die Physiologie der Courtisane von Herrn About, von demselben, über dessen Question Romaine sich der heilige Vater vielleicht soeben schwer geärgert hat, und zwar so sehr, daß er durch seinen Cardinal-Staats-Secretair Antonelli sogleich den

Antrag auf Verbot dieſes Buches nach Paris richten ließ.

Der Geſammtbeſtand der ganzen päpſtlichen Armee ſoll ſich in dieſem Augenblick auf 16,977 Mann belaufen, wobei der Kirchenſtaat als Weltmacht allerdings ſtets auf die beſondere Gnade Gottes zu ſeiner Vertheidigung und zum Schutz ſeiner Grenzen zu rechnen hat. Zur Unterhaltung dieſer Truppen giebt das päpſtliche Gouvernement etwa über zehn Millionen jährlich aus, aber auch dieſe für ein ganzes Armee-Budget jedenfalls mäßige Summe iſt noch verſchleudert, wenn man dagegen erwägt, daß ſich Rom damit auch nicht die geringſte Unabhängigkeit von fremden Truppen zu erkaufen vermag.

Eine beſonders tüchtige Truppe des Papſtes ſind jedoch die Carabiniers, die den Dienſt der Gensd'armen im ganzen Lande verſehen, und bei einer ſtreng militairiſchen Haltung zugleich ein ſehr zugängliches und gemüthliches Weſen haben. Dieſe römiſche Gensd'armerie iſt in drei Legionen durch den ganzen Kirchenſtaat vertheilt, und zählt im Ganzen 3452 Mann zu Fuß und 918 Mann zu Pferde. Die traditionnelle, militairiſche Tüchtigkeit der päpſtlichen Carabiniers ſchreibt man dem Umſtande zu, daß dieſe

Truppe bei ihrer ersten Zusammensetzung aus ehemaligen Soldaten Napoleon's gewählt wurde, und dadurch gleich in ihrem Ursprunge den Stempel eines nicht leicht zu verwischenden militairischen Charakters empfing. Diese Carabiniers sind ebenso geachtet, als beliebt unter dem Volke, und wenn man sich bei manchen Gelegenheiten in eine Unterhaltung mit ihnen einläßt, kann man darauf rechnen, die angenehmste und bestimmteste Erwiederung zu erhalten. Ihre Volksthümlichkeit geht so weit, daß sie selbst mit den Galeerensclaven freundlich sprechen, wenn sie dieselben vom Straßenfegen, oder anderen öffentlichen Arbeiten in ihre Kerker in der Engelsburg zurückgeleiten. Diese Sympathie für Verbrecher und Sträflinge besteht freilich in ganz Italien, und der Räuber gilt hier leicht noch für einen interessanten und selbst achtungswerthen Mann. So hat es auch den päpstlichen Gensd'armen nicht geschadet, wenn man ihnen hier und da nachsagt, daß sie mit ihrer Sympathie für die Verbrecher zugleich keine so specifische Scheu vor dem Eigenthum der Privatpersonen verbinden, als man sonst wohl von Polizeisoldaten erwarten möchte.

Die beiden Linien-Regimenter sind jedes 2314 Mann stark. Diese Regimenter sollen die besten Offi-

ziere unter der ganzen päpstlichen Armee besitzen. Außerdem werden die päpstlichen Dragoner, deren Zahl sich übrigens nur auf 766 Mann beläuft, wegen ihrer militairischen Haltung und einiger ausgezeichneten Soldaten, die sich in ihrer Mitte befinden, sehr gerühmt, obgleich man ihnen die Raufluft mit den Franzosen und den Mangel an Manneszucht zum Vorwurf gereichen läßt. Ein sehr stolzes Corps ist die Guardia nobile, die den heiligen Vater gewöhnlich auf seinen Spazierfahrten begleitet und den militairischen Dienst bei seiner Person vorzugsweise versieht. Diese Nebelgarde besteht aus 100 Mann, unter denen selbst die Gemeinen aus der vornehmsten römischen Aristokratie gewählt sind. Außerdem giebt es ein Jäger-Bataillon von 982 Mann und zwei Veteranen-Bataillons, jedes von 811 Mann. Die päpstliche Artillerie ist nur 1008 Mann stark.

Ein freundliches Begegnen der päpstlichen Offiziere mit den Offizieren der französischen Occupations-Armee findet in den militairischen Clubs statt, deren seit einiger Zeit mehrere in dem heiligen Rom bestehen. Ein anderer Ort des Zusammentreffens ist das Casino der französischen Offiziere auf der Piazza Colonna, in dem man mit collegialischer Höflichkeit auch den Offizieren

des Papſtes den Zutritt geſtat tethat. In dem anſehnlichen, mit einer großartigen Säulenhalle geſchmückten Gouvernementsgebäude, welches die eine Seite des Colonna-Platzes ganz einnimmt, hat der Papſt die ſchönen Räume des erſten Stockwerks zum geſelligen Aufenthalt der franzöſiſchen Offiziere einrichten laſſen. Das Caſino nennt ſich den „Cercle de la division d'occupation," und beſteht aus Leſezimmern, Billardzimmern, den ſchönſten Geſellſchafts- und Speiſeſälen, und allen Comforts, die ſich nur für einen Zweck dieſer Art einrichten laſſen. Bei dem Mangel an allem eigentlichen Caféhausleben in Rom, und bei der troſtloſen Einöde, die Rom wenigſtens nach dem Pariſer Maaßſtab in ſocialer Hinſicht, ſowohl in den Straßen wie in den Häuſern, darbietet, mußte freilich für die Franzoſen ein Cirkel dieſer Art ſo glänzend als möglich geſchaffen werden. In dem Erdgeſchoß unter dem Caſino haben die Franzoſen ihre Hauptwache. Von dem Balcon herab flattert die dreifarbige franzöſiſche Fahne in aller ihrer Glorie.

Die Piazza Colonna iſt jetzt überhaupt durch die Franzoſen der Mittelpunkt beſonders des abendlichen Verkehrs in Rom geworden. Der Zapfenſtreich, den die franzöſiſchen Tambours hier jeden Abend um

9 Uhr mit ihren ſchallkräftigen Trommelwirbeln erklingen laſſen, lockt jedesmal die Volksmaſſe in bedeutender Anzahl herbei, und es ſieht dann einen Augenblick lang ſo aus, als wenn die abendliche Todtenſtille Roms einer Art von Straßenleben gewichen ſein könnte. Es ſchwirrt nunmehr auf dieſem Platz wie von Menſchengewühl, und die anmuthige Fontaine, die kühlungsvoll dazwiſchen rieſelt, ſammelt dann zugleich an ihrem Geländer vertraute Gruppen, die miteinander von den Mühen des Tages raſten. Sobald aber die franzöſiſchen Tambours den letzten Wirbel haben raſſeln laſſen, iſt die Menge ebenſo ſtill und ſchattenhaft wieder auseinander gefloſſen, als ſie vorher zuſammengekommen war. Dann erblickt man nur noch die hohe Säule des Marc Aurel in der Mitte der Piazza Colonna in ihrer einſamen Größe, und der goldbroncene Heiligenſchein des Apoſtels Paulus beginnt leiſe den Lichterſchein zu reflectiren, den die ſtark erleuchteten Fenſter des gegenüberliegenden Caſino's der Franzoſen auf ihn ausſchütten.

Wer in den letzten Tagen gaſtlichen Zutritt zu den militairiſchen Clubs und zu dem Caſino auf der Piazza Colonna gehabt hat, konnte in dem Cabinet, wo alle franzöſiſchen und engliſchen Zeitungen aus-

liegen, oder in den Unterhaltungsſälen, den lebhafteſten militairiſchen Debatten zwiſchen den franzöſiſchen und päpſtlichen Offizieren zuhören. Man bemerkte ſchon damals, daß die kriegeriſche Speculation der Franzoſen in Italien ſich irgend einer Kriſis zuwandte. Die franzöſiſchen Offiziere hatten ſeit einiger Zeit ein beſonderes Augenmerk auf die kleinen zerfallenen Forts gerichtet, die auf verſchiedenen Puncten im Kirchenſtaat umherliegen und in früherer Zeit ſehr ſtark befeſtigt waren. Die Wiederherſtellung dieſer Forts wurde von der franzöſiſchen Occupation plötzlich ſehr dringend gefordert, und bald ſollte die Sicherheit der Regierung dies unbedingt erfordern, bald würde das Militair die Ordnung und Ruhe im Kirchenſtaat bei hereinbrechenden Stürmen nur dann genügend aufrecht erhalten können, wenn es von ſolchen Stützpuncten aus operiren könnte. Es war aber dabei nicht ſchwer durchzuſehn, daß es ſich einzig darum handeln ſollte, einer neuen franzöſiſchen Expedition in Italien ſchon jetzt eine ſtrategiſche und fortificatoriſche Grundlage zu gewinnen. Dieſe koſtſpieligen Arbeiten ſollten noch dazu aus den Staatskaſſen des Papſtes beſtritten werden, und es war ohne Zweifel eine große Herzenserleichterung für Pius IX., daß er zur Abwehr aller dieſer zweiſchnei-

digen Projecte mit einem bloßen Achselzucken auf die Leerheit ſeiner Kaſſen hinweiſen konnte. Im Hintergrunde ſchwebten freilich ſchon die bedeutſamen Erkundigungen, welche der öſterreichiſche Geſandte in Rom, Graf Colloredo, bereits über die fortificatoriſchen Projecte der Franzoſen in Italien, wie auch über die beſtändig in Ausſicht geſtellte Verſtärkung der franzöſiſchen Beſatzungstruppen, bei dem Cardinal-Staatsſecretair Antonelli eingezogen hatte.

Am wichtigſten waren aber die neuen Befeſtigungsarbeiten, welche die Franzoſen auf den Befehl des General Goyon bereits in Civitavecchia begonnen hatten. Goyon hatte den großartigſten Plan dafür entworfen, der vorher ohne Zweifel die Billigung des Kaiſers in Paris empfangen, aber ohne bei dem päpſtlichen Gouvernement irgend anzufragen, hatte er ſchon mit der Ausführung beginnen laſſen. Hier geſchah es zum Erſtenmal, daß der Papſt mit großer Entſchiedenheit gegen den franzöſiſchen Ober-Commandanten auftrat, und ſeine Einwilligung zu dieſem Unternehmen ſo beſtimmt verweigerte, daß die bereits angefangenen Arbeiten wieder eingeſtellt werden mußten. Pius entging dadurch einer um ſo größeren Verlegenheit, da die neuen Feſtungsbauten in Civitavecchia den Vor-

wand hatten abgeben sollen, Verstärkungstruppen aus Frankreich, angeblich zu Mithülfe bei diesen Arbeiten, heranzuziehen.

Die Zahl der französischen Occupationstruppen in Civitavecchia, die gleichzeitig mit der Besatzung Roms hierher verlegt wurden, beläuft sich jetzt nur auf 800 Mann, Artillerie und Infanterie, die aber hingereicht haben, um eine große Lebendigkeit in diesem sonst ziemlich traurigen und unangenehmen Hafenort des Mittelmeers hervorzurufen. Als wir neulich in Civitavecchia waren, wohin man jetzt von Rom auf der nunmehr wirklich eröffneten Eisenbahn in einigen Stunden fährt, sahen wir dort auf der Piazza Francese, dem größten Platz der Stadt, die Franzosen unter ungeheuerem, die ganze Stadt durchschallenden Trommelgerassel exerciren. Diese Leute sahen meist bleich und herabgekommen aus, was der höchst ungesunden Luft, die in Civitavecchia weht, zugeschrieben wird. Es bedarf nur eines oberflächlichen Blickes über die Situation, in der Civitavecchia an den Gestaden des mittelländischen Meeres liegt, um den Eifer zu begreifen, mit welchem sich die Franzosen neuerdings dieses Ortes zu bemächtigen gestrebt. Der von dem General Goyon entworfene Plan ging in der That dahin, die alten Festungswerke, die

nach den Zeichnungen des Michel Angelo schon im sechszehnten Jahrhundert entstanden sind, in einen ganz neuen, großartigen Festungsbau hereinzuziehen, der nöthigenfalls eine Besatzung von 20,000 Mann in seinem Umfange aufnehmen könnte. Es würde dadurch das stärkste Bollwerk an der italienischen Küste des Mittelmeeres entstanden sein, und die Franzosen hätten einen neuen Schlüssel Italiens in die Hände bekommen, der ihnen die beabsichtigte Herrschaft auf der Halbinsel wesentlich gesichert haben würde. Es waren dies Alles Versuche und Vorzeichen, welche darauf hindeuteten, daß jenes Herrschaftsprojekt Frankreichs zuerst an einem ganz anderen Ende Italiens zum Ausbruch kommen sollte. Rußland und Frankreich wollten nach der damaligen Operationsidee gleichzeitig ihre Fangzähne an den Küsten Italiens wetzen, und sich, der eine in Civitavecchia, der andere in Villafranca, einen Standpunkt sichern, von dem aus sie, das Mittelmeer beherrschend, zugleich den stärksten Einfluß auf die jeden Tag bevorstehenden Kämpfe in Italien ausüben konnten. Die neuen Einigungen zwischen Rußland und Frankreich, denen, wenn die zwei Kaiser wollen und wenn Deutschland und Oesterreich nicht einheitlich mit einander zu handeln verstehen,

beſten Schriftſtellern Katachreſen auffinden laſſen, doch fragt ſich, ob z. B. laute Thränen weinen, als eine Katachreſe zu mißbilligen ſei? Nach ſtrengſter Wirklichkeit giebt es allerdings keine lauten Thränen, da der Tropfe im Auge keinen Ton hat, aber doch ließe ſich das Beiwort vollkommen vertheidigen, inſofern die ganze Anſchauung, in weiterer Ergänzung des Bildes, richtig iſt. Hier würde man die freie Beweglichkeit des Stils ſehr beeinträchtigen, wollte man ihn zu einer pedantiſchen Umſchreibung ſtatt des prägnant andeutenden Beiworts nöthigen. Mit der grammatiſchen Correctheit im Gebrauch der Adjectiven ſieht es in allen Sprachen ſchlecht aus, und die Grammatiker müſſen ſich entſchließen, dem productiven Bedürfniſſe des Stils allen Spielraum zu laſſen. Wenn König Lear von den Fürſten Frankreichs und Burgund ſagt (1 Akt, 1. Sc.): Long in our court have made their amorous sojourn, ſo iſt auch im Deutſchen ein verliebter Aufenthalt eigentlich eine Katachreſe, da der Aufenthalt ſelbſt nie verliebt ſein kann, ſondern

einſt ganz Europa zur Theilung verfällt, haben ohne Zweifel ſchon mit der Begründung des ruſſiſchen Hafens in Villafranca begonnen. Es wäre aber auf dieſem Wege vielleicht noch lange nicht zu dem erſehnten Conflikt mit Oeſterreich gekommen, das im Innern Italiens ſein Hauptaugenmerk auf die Austilgung aller italieniſchen Revolutionselemente gerichtet hielt und den europäiſchen Conflikten, die ſich um Italien entſpinnen konnten, mit der größten Vorſicht auswich. Es bedurfte eines wildgemachten Doggen, wie Piemont, das den Stier unmittelbar bei den Hörnern faſſen und ihn mit ſeinem hetzenden und betäubenden Bellen unmittelbar in die Jagd hineintreiben konnte.

Damals, im Herbſt des Jahres 1858, hatten die Franzoſen ohne Zweifel ſchon für alle künftige Wendepunkte in Italien Vorſorgen und Vorbereitungen aller Art getroffen. Selbſt die militairiſch wichtigen Befeſtigungspunkte um Rom, welche die Franzoſen in der heutigen Kriegsſituation gegen Oeſterreich aufzurichten begonnen, waren ſchon damals zu dieſem Zweck auserſehen und theilweiſe in Arbeit genommen worden. Es iſt dies der Monte Mario, der höchſte Punkt in Roms nächſter Umgebung, und S. Pietro in Mon-

torio am Janiculus, auf deſſen Anhöhen ein altes Kloſter ſteht, in dem bereits eine Compagnie franzöſiſcher Soldaten Platz gefunden hat. Im Beſitz dieſer Höhenpunkte um Rom beherrſchen die Franzoſen, was ſich auch ereignen mag, die ganze zu ihren Füßen ausgebreitete Stadt, und ſehen jedem Angriff entgegen, der von den von Ancona ausrückenden Oeſterreichern bei einer möglichen Wendung der Dinge erfolgen kann.

Die Sympathie der römiſchen Bevölkerung für die Franzoſen wird auch bei einer herannahenden großen Kataſtrophe, in der es ſich um das Fortbeſtehen der weltlichen Herrſchaft des Papſtes handeln wird, jedenfalls nur getheilt ſein. Es giebt hier eine öſterreichiſche, eine franzöſiſche und eine national-revolutionnaire Partei, von denen die beiden letzteren ſich auch in Rom nur künſtlich und vorübergehend vereinigen werden. Aber die öſterreichiſchen Sympathieen üben jetzt durch das Beiſpiel des Papſtes und der Cardinäle den ſtärkſten moraliſchen Einfluß aus. Pius IX. hat zwar mit der armen diplomatiſchen Klugheit, die der letzte Reſt ſeines Lebens geblieben, ſelbſt den napoleoniſchen Sympathieen, die noch in der römiſchen Bevölkerung leben, alle ihm nur möglichen Zugeſtändniſſe gemacht. Dies hatte ſich beſon-

ders auch bei der Vertheilung der Helena-Medaillen gezeigt, die Louis Napoleon zur Belebung des alten napoleonischen Zunders auch in den Kirchenstaat warf, wo in der That 300 Stück solcher Pulsfühler an den Röcken alter Krüppel aus der italienischen Armee Napoleons I. hängen blieben. Es waren dem Papst damals viele Vorstellungen in seinem Cardinals-Collegium gemacht worden, die darauf hinausgingen, daß er das Tragen der Helena-Medaille in Rom verbieten solle. Man wandte ihm ein, daß die Decorirten eigentlich nichts als Vaterlandsverräther gewesen, die einem Eroberer gegen ihre eigene Nation gedient, und einer ruchlosen Armee angehört hätten, die einst das heilige Oberhaupt der Kirche, Pius VII., in die Gefangenschaft abführte. Aber Pius IX., der noch immer gern mit Gegensätzen spielte, soll damals nichts als ein leichtes tempi passati! mit seinem liebenswürdigsten Lächeln geantwortet haben.

Beim letzten Frohnleichnamsfeste sollen sich, wahrscheinlich gegen ein gutes Douceur, welches der General Goyon bei seiner Commandokasse in Rechnung stellte, die dreihundert Helena-Männer aus dem ganzen Kirchenstaat in Rom zusammengefunden haben. Sie stellten sich auf dem Petersplatz in einer feierlichen

Gruppe auf, in demſelben Augenblick, als der Papſt mit der Prozeſſion, in der auch ſämmtliche franzöſiſche Generäle und Offiziere ſich befanden, ſich über den Platz hinüber bewegte, um in die Pforten von St. Peter einzutreten. Der Anblik dieſes Häufleins der napoleoniſchen Medaillen-Inhaber ſoll ein glükliches Lächeln auf das ſonſt ſo ſtrenggefurchte Geſicht des Generals Goyon gezaubert haben, und er zeigte ſich eine Zeitlang beeiferter als je, dem Gefühl des Papſtes die franzöſiſche Beſatzung ſo wenig drükend als möglich werden zu laſſen.

An demſelben Tage aber nahm das Volk wieder einmal ſeine Rache an der Inſchrift, welche ſich auf dem Hofe des Palaſtes Andrea Doria Pamfili befindet. Es iſt nämlich an dieſer Stelle, die ein Hauptbrennpunct des Kampfes im Jahre 1849 war, den hier gefallenen Franzoſen ein Denkmal errichtet worden, das zugleich auf ſeinem Marmor die Namen aller derjenigen Soldaten aufführt, die hier im Kampfe gegen die Revolution ihr Leben eingebüßt haben. Darunter ſteht die gute, einfache Aufforderung: „Volk, bete für ſie.“ Das Volk aber hatte dies abgelehnt, und dies dadurch zu erkennen gegeben, daß es dieſe Inſchrift beſtändig wieder auskratzte. Am Tage des

Frohnleichnamsfestes aber war dies, ungeachtet des hohen kirchlichen Feiertages, unter so unruhigen und bösen Kundgebungen geschehen, daß das päpstliche Gouvernement von diesem Tage an die Inschrift abändern ließ. Als wir die ausgezeichnete Gemäldesammlung, welche dieser schöne Palast in sich schließt, neulich zu besuchen gingen, sahen wir, daß es jetzt heißt: „Soldaten, betet für sie!“ und das Volk scheint der Meinung, daß damit diese Aufforderung jetzt an ihre richtige Adresse gelangt ist, denn es soll der Inschrift nun nichts Schlimmes mehr geschehen sein. —

Die Italiener haben von jeher den Einwirkungen der Franzosen auf Land und Nation zu wenig Gutes und zu viel Schlimmes verdankt, als daß die neue napoleonische Aera, die plötzlich wie ein mit Hagelschlag begleitetes Gewitter über ihren Häuptern aufgeht, von ihnen mit Vertrauen und nachhaltiger Anhänglichkeit aufgenommen werden konnte. Man weiß schon jetzt, daß die Herrschaft Napoleons III. über Italien nur eine neue Zerstückelung und Theilung des Landes bedeutet, die nach dem heutigen napoleonischen Machtprogramm, welches aber wahrscheinlich nur der fabelhafte Wehrwolf der neueren Zeit ist, auf der apenninischen Halbinsel zur Ausführung gebracht werden

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.
3-598-52006-9
FN. 0243/046

soll. Die Freiheitsidee scheint in der That für die modernen Völker Das zu bedeuten, was die Schicksalsidee für die Völker des Alterthums war. Beide Ideen beherrschten und umstrickten stets ihr ganzes Zeitalter nach allen seinen Richtungen und Entwickelungen hin. Auch die Freiheitsidee verwirrt, wie das antike Schicksal, ihre Kämpfer oft auf die unheilvollste Weise, indem dieselben im Gedränge des heiligen Kampfes nicht selten ihre Feinde mit ihren Freunden verwechselt haben. So würde den Italienern diesmal vielleicht der unrettbare Untergang beschieden sein, wenn sie mit Hülfe der napoleonisirten Franzosen, und unter Führung eines Mannes, der, wie Napoleon III., die Sünde gegen den heiligen Geist der Freiheit als Brandmal auf seiner Stirn trägt, ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen gedächten! —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von G. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstr. 81.

Italieniſche Zuſtände.

Von

Theodor Mundt.

Dritter Theil.

Rom und Neapel.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

Rom und Neapel.

Von

Theodor Mundt.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

nur aus Verliebtheit gemacht wird; aber diese grammatische Zersetzung würde Niemand für eine preiswürdige Correctheit halten, noch weniger zur Veranschaulichung des Sinnes, die in jenen beiden Wörtern sehr treffend ist, ihrer bedürfen. Aehnliches wäre an häufig vorkommenden Ausdrücken, wie verliebte Grillen, bedrückte Zeiten, u. dgl. m., jeden Augenblick auszusetzen und zu vertheidigen. Berühmt ist die wohlschlafende Nacht, die man sich in manchen Provinzen wünscht, und die zwar grammatisch leicht anzugreifen, aber nichtsdestoweniger dem Sinne nach wohl zu rechtfertigen wäre. Die Nacht ist gewissermaßen der Inbegriff und Sammelpunct aller Schlafenden, die Nacht mit ihrem Ruhegebot und Alles beendigenden, lösenden und einhüllenden Frieden, ist der Schlaf selbst, das Collectivbild des Schlummers, die athmende Vergessenheit der Müden. Eine schlafende Nacht kann man sehr gut sich denken und sagen, und daher auch eine wohlschlafende sich wünschen, die im Dialekt anmuthiger Lippen oft ganz lieblich klingt und wirkt. Dagegen muß wohl die vorhabende

Inhalt.

Rom. 1. **Capitol und Coloſſeum im Lichte der modernen Zeit.** (Das Capitol. Die Reiterſtatue Marc Aurel's. Die Republik Cola Rienzi's. Marc Aurel und Pius IX. Der Palazzo Senatorio. Die römiſche Republik von 1849 und das Capitol. Das Capitol und das Rom des ſouverainen Volkes. Die Bankett's Mazzini's im Saal des Capitols. Eine Rede Mazzini's auf dem Capitol. Die republikaniſche Theokratie. Das republikaniſche Verbrüderungsfeſt auf dem Capitol. Marc Aurel unter den Rothen. Napoleon I. und das Capitol. Die Götterburg Jupiter's und die Inſel Helena. Napoleon III. und die Donnerkeile Jupiter's. Das Urbild des antiken Cäſarenthums. Der Sturz vom tarpejiſchen Felſen. Das Muſeum des Capitols. Der ſterbende Fechter. Die Capitoliniſche Venus. Die Maßregelung mit dem Blechhemde. Die Capitoliniſche Venus und die Mediceerin. Die Ausſicht vom Palazzo Senatorio auf Rom. Graf Louis Antonelli, der neue Senator Roms. Der Palaſt der Conſervatoren. Die Municipalverhältniſſe Roms. Das Forum Romanum. Die Rednerbühne. Die Götter der Römer. Wanderung über die Viaſacra. Das Coloſſeum. Die Geſchichte des Coloſſeums. Die militairiſche Periode des Coloſſeums. Fabrikunternehmungen der Päpſte im Coloſſeum. Benedict XIV. weiht das Coloſſeum der Paſſion Chriſti. Die vierzehn Stations-Capellen. Der Freitagsabendgottesdienſt im Coloſſeum und die Römerinnen. Geſtalten der chriſtlichen Märtyrer und die alten Gladiatoren. Die Reſtauration des Coloſſeums durch Pius VII. und durch die napoleoniſche Kaiſerregierung. Coloſſeum und St. Peter. Das Coloſſeum als Hauptſchauplatz der römiſchen Revolution von 1848. Die Volksredner im Co-

loſſeum. Adam Mickiewicz begründet hier die polniſche Legion. Die Secte Towianski's. Fürſt Canino, Prinz Bonaparte übt im Coloſſeum die römiſchen Freicorps. Lebensbild des Fürſten Canino. Der junge Prinz Lucian als künftiger Papſt. Die Abſichten Louis Napoleons mit dem römiſchen Papſtthum. Die Signatur der napoleoniſchen Politik. Prinz Lucian von Canino als napoleoniſcher Agent. Der Palazzo Bonaparte am Venetianiſchen Platz. Das Napoleoniden-Haus in Rom. Madame mère und Cardinal Feſch. Die Weiſſagung der alten Napoleoniſchen Sibylle.) . . . . . S. 1 — 50.

II. **Mazzini und Garibaldi.** (Spaziergänge Mazzini's und Garibaldi's im Coloſſeum. Die römiſche Republik von 1849. Louis Napoleon und die römiſche Republik. Die neue Befeſtigung des Coloſſeums, ein Plan Mazzini's und Garibaldi's. Ihr Verhältniß zu den heutigen italieniſchen Kämpfen. Lebensbild Mazzini's. Die Mutter Mazzini's. Die Stiftung des jungen Italiens. Verhältniß der Mazziniſten zu den alten Carbonari. Die Organiſation des jungen Italiens. Mazzini's Wirkſamkeit in London. Seine Perſönlichkeit. Seine literariſche Thätigkeit in den Review's. Mazzini's Artikel über Göthe. „Das junge Europa.“ Die revolutionnairen Bewegungen von 1847. Pius IX., ein Werkzeug der Mazziniſten. Die „italieniſche National-Aſſociation,“ und ihr Hauptzweck: die Unabhängigkeit Italiens. Mazzini gegen den conſtitutionnellen Thron des Königs von Sardinien. Mazzini und die Theorie Machiavelli's. Mazzini und die Revolution in Mailand. Verhältniß Garibaldi's zur italieniſchen Revolution. Lebenszüge des großen Freiſchaaren-Capitains. Erinnerung an die Prinzeſſin Belgiojoſo und ihren Pariſer Salon. Die Stellung Carl Albert's zwiſchen allen Parteien. Der Anſchluß der Lombardei an Piemont und die Abſtimmung darüber. Die Zuſtände in Rom im Jahr 1849. Mazzini als Triumvir. Die Eroberung Rom's durch Oudinot. Der Rückzug Garibaldi's. Garibaldi's Frau, Anita. Der Fall Roms und die revolutionnaire Macht Mazzini's. Die Begründung des italieniſchen National-Comité. Das europäiſche Comité in London. Mazzini's Verbindung als Putſchmacher. Die Memoiren des Felice Orſini. Die Revolutionsverſuche

Mazzini's im Jahr 1857. Die revolutionnaire Wirksamkeit Orsini's. Orsini als Hauptvorbereiter der Revolution in Rom. Frau Emma Herwegh. Das Verhältniß Orsini's zu Mazzini. Das Bomben-Attentat gegen Louis Napoleon. Louis Napoleon's früheres Verhältniß zu den Carbonari. Geheime Impulse Louis Napoleon's zum Krieg gegen Oesterreich. Mazzini und das „l'Italia fara da se." Das System Mazzini's. „Gott und Volk." Mazzini und die deutsche Philosophie. Mazzini's neue Gesellschaft und neue Religion. Die Trennung des Geistlichen vom Weltlichen. Der Kaiser und der Papst der Zukunft. Die Schweizerwirthschaft hinter dem Colosseum.) . . . S. 50 – 99.

III. **Geistlich-weltlich oder Priester und Räuber im heutigen Rom.** (Die römischen Reformen. Der Brief Louis Napoleon's an den Obristen Edgar Ney. Die Forderungen Louis Napoleon's bei der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes. Die Rückreise des Papstes von Gaeta nach Rom. Regungen der kirchlichen Reaction bei Pius IX. Pius IX. in Neapel. Seine Angst vor den Reformen. Versunkenheit Rom's in seinen socialen, politischen und geistlichen Einrichtungen. Ein Vergleich Rom's mit Neapel zum Nachtheil Rom's. Die italienische Politik Louis Napoleon's und die Revolution. Verhältniß Frankreich's und Oesterreich's zu den römischen Reformen. Louis Napoleon und der römische Clerus. Das weltliche Königthum des Papstes. Die Qual, ein päpstlicher Unterthan zu sein. Die Motive Louis Napoleon's gegen die weltliche Wirthschaft des Papstes. Beginn der Reformgedanken bei dem Papst Gregor XVI. Das Memorandum vom Jahr 1831. Cosimir Perier's italienische Politik. Gregor XVI. und sein Barbier Moroni. Die acht Reformpunkte im Memorandum von 1831. Die Reformedicte Gregor's XVI. Die Rivalität zwischen Frankreich und Oesterreich um den Kirchenstaat. Die ersten Reform-Absichten Pius IX. Der päpstliche Constitutionnalismus. Der Wirrwarr der halbreligiösen und halbpolitischen Organisation des Kirchenstaats. Die päpstliche Gerechtigkeitspflege und der Code Napoleon. Der Widerspruch zwischen der weltlichen und geistlichen Souverainetät des Papstes Pius IX. als weltlicher Souverain. Das Volk von 1848 und das Gouvernement der Priester.

Joseph de Maistre. Die Theokratie und die Laien-Regierung. Die Priester als Organe der weltlichen Gesellschaft in Rom. Das weltliche Gebiet des Papstes. Bevölkerung der Klöster in Rom. Der Zudrang zu den römischen Klöstern. Die Mitgift. Die piemontesischen Geistlichen im Kirchenstaate. Pater Manning und die convertirten Engländerinnen Die Fortpflanzung der römischen Geistlichkeit. Schein und Heuchelei der Charakter des römischen Lebens. Das Trastevere und Quartier des Monti. Die Frömmigkeit der Mörder und Banditen. Die römische Prostitution und die Geistlichkeit. Die Verwaltung des Sittenwesens durch den Cardinal-Vicar. Das Leben der Prostituirten. Cardinal Gabrielli. Die kaiserliche Lorette und die Biche. Die Gefahren der römischen Prostitutions-Komödie. Die drei Formeln des Sitten-Tribunals. Die Prostituirte als Symbol des geistlich-weltlichen Regime's des Kirchenstaats. Das Walten des Priesters in der Familie. Die französische Occupation und die Sitten. Der Abbate und der Lieutenant. Sittliche Scandale in Rom. Die Kirchenzucht im heutigen Rom. Die canonischen Kirchenstrafen. Die Excommunikation. Die Beichtzettel. Ob Rom geeignet, an der Spitze des italienischen Staatenbundes zu stehen. Der Schaden des pontificalen Liberalismus. Gioberti. Die Jubiläumsfeier in Rom und Pius IX. Entwerthung des heutigen Ablasses in Rom. Rom hat die Kraft des kirchlichen Centrums in Italien verloren. Größere Verderbniß der Zustände in der Nähe von Rom. Die Wüste um Rom. Die Verbrechen des Clerus. Die Geschichte des Erzpriesters zu Giuliano. Der Abbé Negro. Die Geschichten von verbrecherischen Priestern. Der Priester Emmanuel Paletti. Die Räuber. Ihr Respect vor den Sacramenten. Verringerung des Ansehens der Priester beim Volke. Räuber und Priester im Conflict. Das Madonnenbild in Velletri. Der Kirchenstaat: das Land der Räuber. Berühmte Raubbanden. Ursprung des Räubergeschäfts in Italien. Der Räuber Galafredo. Räuber als Modelle. Das Portrait des heiligen Sarkander. Der Segen des Papstes für ganz Italien.)
S. 100 — 184.

IV. Cardinal Antonelli und die römischen Reformen.
(Antonelli über die Unmöglichkeit der Reformen im Kirchen-

staat. Geburt Antonelli's in Sesunino. Seine Abstammung aus einer Räuberfamilie. Practische Studien Antonelli's in seiner Heimath. Er bricht mit der Räuberlaufbahn und findet Aufnahme im Priesterseminar in Rom. Antonelli's Carriere in Rom. Antonelli als Günstling Gregors XVI. Antonelli als Reactionnair. Er erklärt sich für die Reformen mit Pius IX. Antonelli täuscht die Liberalen. Sein räthselhaftes Verhältniß zu Pius IX. Der Damenkreis auf Castel Gandolfo. Die Zerwürfnisse in der Familie Pius IX. Die Päpstlichen Neffen als Fürsten. Die ersten Reformen des Papstes. Die Verderbniß in der Verwaltung des Kirchenstaats. Die Douanen- und Paßquälereien. Die neue Organisation des Gerichtsverfahrens. Pius scheitert mit seinen ersten Maaßregeln. Das Exil in Gaëta und die Schule Antonelli's. Antonelli's Herrschaft. Antonelli als Minister-Staatssekretair für die auswärtigen Angelegenheiten nach der Rückkehr des Papstes. Antonelli Dictator. Worin sein Talent für die Geschäfte besteht. Sein Geheimniß. Pasquino und Marforio über das Verhältniß des Papstes zu Antonelli. Die Mordanschläge gegen Antonelli. Diplomatische Vorstellungen an den Papst, Antonelli zu entlassen.) . . . . . S. 185 — 205.

V. **Die Leiden Rom's.** (Der rechtlose Zustand des Kirchenstaats. Das römische Gerichtswesen. Die Durcheinandermengung des canonischen und bürgerlichen Rechts. Die heilige römische Rota. Die lateinische Gerichtssprache. Antonelli's Ansicht über den Code Napoleon. Die geistlich-weltliche Organisation des Kirchenstaats und das christliche Princip. Die Gefängnisse in Rom. Die Bestrebungen des Advocaten Marchetti. Das römische System und der Volksunterricht. Die heilige Congregation der Studien. Die Väter Jesuiten als Erzieher der Jugend. Die Universitäten und die Unterrichtsgegenstände. Die Medicin und die officielle Keuschheit. Die Unwissenheit der Aerzte in Rom. Die Apotheken. Die Volksschule. Die Kleinkinderschule. Die Unwissenheit, ein Grundzug in Volk und Gesellschaft. Die Geographie. Die Post. Bedeutung der Ingenieurschule in Rom. Das practisch-technische Talent des Italieners. Das diplomatische Naturell. Darniederliegen des Handels und der materiellen Interessen. Die Industrie in

Italien. Ein italienischer Zollverein. Das österreichische Zollsystem in Italien. Die Zölle und Steuern. Das Lasciapassare des Handelsministers für vornehme Herren. Die Luxuseinfuhren des Fürsten del Drago. Zustand der päpstlichen Finanzen. Die Nationalschuld des Kirchenstaats. Die Anleihen des Herrn von Rothschild. Die Juden. Zustand des römischen Ghetto. Druck der Juden. Der marmorne Springbrunnen im Judenviertel. Vermehrung der Lasten und Abgaben unter Pius IX. Die Staatsconsulta für die Finanzen. Die öffentlichen Gesundheitszustände. Die Schutzlosigkeit der Landbevölkerung gegen Banditen und wilde Thiere. Die Campagna. Die Verwaltung der Provinzen. Die Reaction des absolutistischen Beamtenthums. Absetzung mißliebiger Delegaten. Die Stellung Antonelli's im päpstlichen Verwaltungswesen. Seine Carrière im Finanzfach. Die Geldmacherei in rothen Strümpfen. Antonelli und Fürst Torlonia. Wie Antonelli für seine Familie gesorgt. Louis, Philipp, Gregor und Angelo Antonelli. Graf Dandini, Antonelli's Vetter. Dandini als Chef der geheimen Polizeiagentur von Rom. Die römischen Dienstboten im Solde Dandini's. Pietri und das neue Napoleonische Polizeisystem in Rom. Die Spionage. Die Unsicherheit in Rom. Die Crinoline der römischen Damen und die Gassenjungen. Der Jesuitenhaß gegen die Crinoline. Cardinal Antonelli als Protector der Crinoline. Das heilige Collegium und seine Hauptparteien. Die österreichische Partei und Antonelli. Pius IX. als Mitglied der liberalen Partei im heiligen Collegium. Pius IX., kein Freund Oesterreichs. Der österreichische Pilgerverein in Rom. „I buoni Tedeschi." Die nationale Partei im heiligen Collegium. Das Problem der Neugestaltung Italiens. Die neue Conföderation der italienischen Staaten und der Frieden von Villafranca. Säcularisation. Die Conföderation Italiens, eine alte Lieblingsidee Napoleons III. Der Papst und die Ehren-Präsidentschaft Italiens.) . . . . S. 206 — 248.

Fragmente aus Neapel. I. Der Golf. (Ansicht des Golfs von Neapel. Der Vesuv als Repräsentant des neapolitanischen Volkscharacters. Das Permesso der Polizei. Leben im Golf. Der kleine Volksmime und seine dramatischen Vorstellungen in der Barke. Rhythmische Gesänge der Ar-

heiter auf der Rhede. Neapel, ein „von Teufeln bewohntes Paradies.“ Die Bay und der Charakter des Volkes. Afrikanisches und Saracenisches Blut im neapolitanischen Volkscharakter Mischung diabolischer und komischer Elemente. Das Volk und der Tyrann.) . . . . S. 249 — 261.

II. **Geschichtsbilder aus dem Golf von Neapel.** (Die Schönheit der Natur und das Glück der Völker. Der Leichnam Caracciolo's im Golf von Neapel. Ferdinand I. Die Königin Caroline Murat. Das veder Napoli e poi morir.) S. 262 — 272.

III **Das Reich der Lazzaroni.** (Glück des Pöbels in der Tyrannei. Der Lazzarone und seine natürliche Berechtigung in Neapel. Der Lazzarone, eine selbständige Menschenrace. Der Lazzarone, der einzige freie Mann in der Tyrannenwirthschaft. Lebensart und Kostüm des Lazzarone. Eine neue Entwickelung der Lazzaroni. Der heutige Uebergang des Lazzarone in den Facchino. Der Lazzarone als Stütze der Monarchie. Die Gilde der Lazzaroni und ihr Oberhaupt. Joachim Murat und die Lazzaroni. Die Siesta der Lazzaroni auf der Treppe des Palazzo Reale. Die Lazzaroni als Ritter des Staatsstreiches von 1848. König Ferdinand II. Die Lazzaroni und das Piedigrottafest. Leben Ferdinands II. auf Gaëta und Caserta.) S. 262 — 293.

IV. **Die Lazzaroni und König Ferdinand II.** (Die religiöse Polizei-Maschinerie Ferdinands II. Die Zustände Neapels. Zug der Lazzaroni nach Caserta. Das Schloß in Caserta. Der Herzog von Calabrien. Krankheit und Tod Ferdinands II. Der Graf von Trani. Regierungsantritt Franz II.) . . . . . S 294 — 307.

Italieniſche Zuſtände.

Dritter Theil.

Rom und Neapel.

Spazierfahrt, die ſich Schiller einmal in ſeinem Geiſterſeher beikommen ließ, vor der gerechten Mißbilligung der Grammatiker ſich zerſchlagen.

In der Wahl der Beiwörter ſind die bildlichen mehr aufzuſuchen, als die abſtracten, denn die bilderſtürmeriſche Correctheit der Schreibart hat immer nur graue Regenwolken des Stils und Canzlei- und Compendienſprache erzeugt. Die Beiwörter müſſen das ſchöne feſte Fleiſch des Satzes, das Blühende und Jugendliche an ihm, ſein, aber nicht die fahle Runzel des reflectirten Nachdenkens über ſich ſelbſt, der welkmachenden Abſtraction. Jean Paul, ein großer Poet der Beiwörter, ſagt in ſeiner Aeſthetik ſehr bezeichnend: „die Beiwörter, die rechten und ſinnlichen, ſind Gaben des Genius; nur in deſſen Geiſterſtunde und Geiſtertage fällt ihre Säe- und Blüthenzeit. Wer ein ſolches Wort erſt ſucht, findet es ſchwerlich. Hier ſtehen Goethe und Herder voran, auch den Deutſchen, nicht nur den Engländern, welche jede Sonne mit einem Umhange von beiwörtlichen Nebenſonnen und Sonnenhöfen verſtärken. Herder

Rom.

I.

Capitol und Coloſſeum im Lichte der modernen Zeit.

Es giebt Gebäude und Plätze, auf denen es nie ganz geheuer iſt, und wo Götter, Heroen und Geſpenſter ſich in den verſchiedenſten Epochen auf und nieder getummelt haben, die immer wieder, von Zeit zu Zeit, zu demſelben Ort zurückkehren. Ein ſolcher Ort iſt das Capitol, auf dem von jeher, von den älteſten Zeiten bis auf den heutigen Tag, eine Götter- und Helden-Maskerade getrieben wurde, und wo Jupiter der Donnerer, die Scipionen und Cäſaren, die Heiligthümer und Triumphe der Nation begründeten; wo ſelbſt die heiligen Gänſe der Juno patriotiſch ſchnatterten, wo die Dichter mit dem Lorbeer der Unſterblichen gekrönt wurden, wo Genſerich, der König der Vandalen, ſeinen Plünderungszug durch Rom in ehrfürchtiger Scheu anhalten ließ und ſeine Barbarenhorden von den äußerſten Angriffen auf die Heilig-

thümer der Nation zurückhielt; wo Cola Rienzi wohnte, als er die neue römiſche Republik gründete und als Volkstribun in derſelben herrſchte, wo Mazzini und Garibaldi die Republik von 1849 verkündigten, und an dem heiligſten Ort des alten Rom, an dem Sitz der höchſten Götter, die Sieges-Bacchanalien der modernen Freiheit feierten.

Wenn man heut, von der Piazza d'Ara Celi her, den nördlichen Aufgang zu dem uralten, vielfach gezackten Felſen des Capitols nimmt, muß man die bequeme und ſchön ausgeſpannte Treppe hinanſteigen, welche die neuere Zeit hier angebaut hat und die nach der Angabe des Michel Angelo angelegt worden, als der deutſche Kaiſer Carl V., im Jahre 1536, ſeinen Einzug in Rom hielt. Wenn man dann, vorüber an den beiden waſſerſpeienden Löwinnen von Baſalt, in denen wir die ſchönſten Werke der altägyptiſchen Kunſt in Rom bewundern müſſen, und entlang an all' den Trophäen und Statuen, die das Säulengeländer ſchmücken, oben auf dem Platz des Capitols angelangt iſt, wird man zuerſt von der broncenen Reiterſtatue Marc Aurels empfangen, die dort in der Mitte des Platzes in kraftvoller und noch heut herausfordernder Geſtalt, auf einem hohen Poſtament von weißem

Marmor, ſich erhebt. Auch Marc Aurel, der philoſophiſche Kaiſer, mußte dem Zauber dieſes Orts, an dem man ihn hier vor dem Capitol aufſtellte, gehorchen, und alle die magiſchen Figuren mitmachen, welche der Zeitgeiſt auf dieſem Platz aufgeführt hat.

Marc Aurel ſtand früher vor dem Lateran, und an dem Tage, wo ſich Cola Rienzi, als Tribun der neuen römiſchen Republik, auf einem Volksfeſt im Lateran zum Ritter ſchlagen ließ, mußte auch der alte römiſche Kaiſer, oder vielmehr ſein braves Roß unter ihm, zur Feier dieſes Feſtes etwas beitragen. Denn es begann jetzt plötzlich aus ſeinen Nüſtern wunderbare Strahlen zu ſpeien, indem aus dem einen ſeiner Naſenlöcher Wein, aus dem andern Waſſer, den ganzen Tag hindurch ſich ergoß, um das die Republik bejubelnde Volk zu erquicken. Die neue Republik hatte dazu die Vorrichtung getroffen, zwiſchen den Hinterbacken des Pferdes ein beſonderes Loch anzulegen, das man noch heut gewahrt, und durch welches vermittelſt bleierner Röhren dieſe Volksſpende über den Platz ausgeſtreut wurde.

Das Pferd, das einen ſehr ſtarken, dickleibigen Körperbau hat und dem Lieblingspferd des Kaiſers, auf dem er ſeine Schlachten gewann, nach-

gebildet ſein ſoll, zeichnet ſich durch eine Wirklichkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks aus, die den Beſchauer noch heut faſt betroffen machen kann. Die ganze Reitergruppe wurde im Mittelalter auch das Pferd Conſtantin's genannt, weil man lange Zeit annahm, daß der kaiſerliche Reiter den erſten chriſtlichen Imperator Roms vorſtelle, und weil das Pferd, bei ſeiner volksthümlichen Beliebtheit, oft vorzugsweiſe angeführt wurde, um das Bildwerk überhaupt zu bezeichnen. Im früheren Mittelalter hatte es zuweilen auch als Galgen gedient, indem um das Jahr 966 der Revolutionnair Petrus, Präfect von Rom, wegen einer Empörung, die er gegen den Papſt Johann XIII. erregt, bei den Haaren an dem Hals dieſes Pferdes aufgehangen wurde. Der edle Marc Aurel überdauerte auch dieſen Anblick mit dem philoſophiſchen Gleichmuth, der dem Syſteme der Stoiker, zu dem er ſich bekannte, geziemte. Aber als Pius IX. als revolutionnaires Geſtirn an dem Horizont Roms und des Jahrhunderts aufgegangen war, ergriff Marc Aurel die dreifarbige Fahne, die man ihm zur Verherrlichung des Tages in die Hand gedrückt hatte, mit feierlichem Schwung, und entfaltete ſie auf ſeinem ausgeſtreckten Arm, der, nach der Compoſition des

Künſtlers, dem Volke Frieden und Gewährung zuzuwinken ſcheint. Es war zu derſelben Zeit, wo man noch in Pius IX. den wahren Nachkommen der römiſchen Cäſaren feierte. So ſchwang auch Marc Aurel die dreifarbige Fahne dem neuen Cäſar entgegen, in demſelben Augenblick, wo der Papſt über den Hof des Capitols fuhr, um ſich in den Palaſt des Senats zu begeben. Der Palazzo Senatorio bildet den Hintergrund des viereckigen Platzes, zu deſſen beiden Seiten zwei andere Paläſte, der Palaſt des Muſeums und der Palaſt der Conſervatoren, ſtehen, welche drei Gebäude zuſammen das heutige Campidoglio, oder die alte capitoliniſche Götter- und Helden-Stätte darſtellen. Im Palaſt des Senats aber hatte man dem neuen Papſt Pius IX. damals ein Concert veranſtaltet, in welchem die Pius-Hymne, die Roſſini zu Ehren des neuen Statthalters Chriſti componirt, zum erſten Mal geſungen werden ſollte. Es war dies der erſte Gruß der neuen Zeit, von dem das alte Capitol erklang.

Bald aber, nicht lange Zeit darauf, hörte man ſtürmiſchere und erſchütterndere Klänge dieſen Saal des römiſchen Senats durchraſen. Es war die neue römiſche Republik, welche am 9. Februar 1849 in

dieſem Saal von den Deputirten der conſtituirenden Verſammlung erklärt und ausgerufen wurde. Die dreifarbige Fahne war jetzt aus der Hand Marc Aurels hinaufgewandert zu dem Thurm des capitoliniſchen Palaſtes, auf dem ſie nun in ſtolzer Bläbung flatterte, und zu ihr hatte ſich noch die rothe Mütze geſellt, welche über der Fahne befeſtigt war und die Huldigungen des zu ihr emporjauchzenden römiſchen Volkes empfing. Das Capitol, in dem einſt die ſibylliniſchen Bücher aufbewahrt wurden, ſollte jetzt zum Sitz der neuen ſibylliniſchen Geheimniſſe der Republik werden, und dieſe Geheimniſſe ſchloſſen einen viel ſchwierigeren und gefährlicheren Sinn in ſich, als die alten, unbezahlbaren, welche die Sibylle von Cumä einſt zu Markte gebracht hatte und die man in den Kellern des Tempels des capitoliniſchen Jupiter niederlegte, wo ſie freilich bei dem Brande des Capitols mit zu Grunde gingen. An ihre Stelle wurde jetzt die neue Acte der römiſchen Republik von 1849 gelegt, nachdem dieſelbe bei ihrer Geburt, wie ein Prinz, mit 101 Kanonenſchüſſen empfangen worden.

Auf das Rom der Cäſaren und der Päpſte war das Rom des ſouverainen Volkes gefolgt, welches das Capitol von jeher für ſein eigentliches nationales

Heiligthum erklärt hatte, und es wurde damals in den Volksbanquets Mode, das Capitol als das Sanctuarium des Volkes zu feiern und es dem Vatican, der stets nur der Sitz der Päpste gewesen, als einen triumphirenden Gegensatz gegenüber zu stellen. Die Päpste sollten durch die Republik ersetzt werden, und in dem Decret vom 9. Februar 1849, durch welches die römische Republik begründet wurde, ward das Papstthum thatsächlich und rechtlich seiner ganzen weltlichen Gewalt im Kirchenstaat entkleidet, und nur in der Ausübung seiner geistlichen Macht, unter gewissen nothwendigen Garantien, bei seiner Unabhängigkeit erhalten.

Man feierte im Saal des Capitols diesen neuen Cultus durch colossale Banquets, bei denen der räthselhafte Mazzini, der mit Armellini und Saffi zusammen das Triumvirat der neuen Republik bildete, den Vorsitz führte. Giuseppe Mazzini war endlich in Person nach Rom gekommen, nachdem er die Mitglieder des jungen Italiens vorausgesandt, um ihm die Stätte zu bereiten, die er erst dann für würdig hielt, von ihm betreten zu werden, als der Boden hinlänglich für die Republik gedüngt und vorbereitet war. In einer seiner ersten Reden, die er als Triumvir auf dem Capitol hielt, citirte er Cromwell, und es schien da-

mals, daß er ſich den religiös ſchwärmeriſchen Protektor der engliſchen Republik zum Vorbild ſeines Handelns nehmen wollte. Denn Mazzini war damals nur von einem rein religiöſen Zweck bei ſeiner ganzen revolutionairen Wirkſamkeit erfüllt, und wie der Abbé Gioberti, hatte er von vorn herein nur Papſt und Kirche an die Spitze der Wiedergeburt Italiens ſtellen wollen. Den Papſt, der aus Gaetc gegen die ganze römiſche Revolution proteſtirte, hatte Mazzini freilich jetzt fallen laſſen, aber die republikaniſche Theokratie, die ihm vor Augen ſchwebte und die er mit allen romantiſchen Glanzfarben des Katholizismus ſich ausgemalt hatte, war in ſeinem tiefſinnigen Schwärmergeiſt die Fata Morgana der italieniſchen Revolution geworden, in deren entzückende Geſichte er ſich beſtändig verlor, und die ihn erſt in ſpäterer Zeit, wo er als rein praktiſcher Revolutionnair nur die Einheit und Unabhängigkeit Italiens auf dem Grunde der Demokratie wollte, wieder freigegeben haben.

Damals, von einem wunderbaren ideellen Feuer getrieben, veranſtaltete er, bald nachdem die Republik erklärt worden, ein allgemeines Verbrüderungsfeſt, bei welchem er von dem Gedanken der durch Jeſus Chriſtus geſtifteten Brüderſchaft aller Menſchen ausging. Dies

Feſt fand auf dem Platze des Capitol, im erhabenen Schatten der alten Götterburg, Statt, und zu den Füßen des Marc Aurels gruppirte man ſich in frohlockenden und begeiſterten Schaaren, die ſich als Brüder umarmten, und ſich alle gelobten, Italiener zu ſein, ohne ferneren Unterſchied der Provinzen und Stämme, der Formen und Einrichtungen, ja ſelbſt ohne Unterſcheidung der Dialekte.*)

Rom ſollte der Punct werden, auf dem man den Nationalbegriff der Einheit und Freiheit zu ſammeln und zu gründen gedachte, und es war merkwürdig, daß man auch die Einheit der Dialekte, die in Italien nicht minder einheitſtörend iſt als in Deutſchland, in die Geſtaltung des neuen einheitlichen Italiens hineingezogen ſehen wollte. Es war aber auch in ganz Italien dieſe Angelegenheit gleichzeitig mit der politiſchen Nationalbewegung aufgenommen worden, und man ſtritt damals überall darüber, welcher Dialekt in dem künftigen einheitlichen Italien ausſchließlich geſprochen werden ſolle. Die Sache ſchwebte aber noch immer ſehr in der Luft, denn das Römiſche, Toscaniſche, Bologneſiſche, Mailändiſche, Neapolita-

*) Orsini Memorie politiche p. 85.

sagt: das dicke Theben — der gebückte Sklave — das dunkle Getümmel ziehender Barbaren ꝛc. Goethe sagt: Die Liebes-Augen der Blumen — der silberprangende Fluß — der Liebe stockende Schmerzen zu Thränen lösen — vom Morgenwind umflügelt ꝛc. Besonders winden die goethischen (auch seine unbildlichen,) gleichsam die tiefste Welt der Gefühle aus dem Herzen empor; z. B. „wie greift's auf einmal durch diese Freuden, durch diese offne Wonne mit entsetzlichen Schmerzen, mit eisernen Händen der Hölle durch." Wie wird man dadurch dem gemeinen Gepränge brittischer Dicht-Vornlinge noch mehr gram. — So ergrauen auch Geßner's verwässerte Farben gegen die festern, hellern im Frühling von Kleist." —

Ein schöner und correcter Stil bestand sonst in der sorgfältigsten Beobachtung jener stilistischen Figuren, wie Repetition, Exclamation, Aposiopese, Ellipse, Annomination und vieler anderer, die, meistentheils der Rhetorik der Alten entnommen, in allen Lehrbüchern des deutschen Stils sich aufgezählt finden, und deren Erörterung bei

niſche, hatten ſich längſt in den Haaren gelegen und um die Oberherrſchaft miteinander geſtritten. Giuſeppe Mazzini ſchien aber auch darin Myſtiker zu ſein, daß er ohne Weiteres annahm, es werde ſich der einheitliche Nationaldialekt von ſelbſt aus der italieniſchen Freiheit und Unabhängigkeit gebären. Marc Aurel, deſſen friedenverheißende Hand über dem Verbrüderungsfeſt der neuen Republikaner ruhte, ſoll auch bei dieſem neuen capitoliniſchen Geſchichtsbild ſeine lebhafteſte Theilnahme zu erkennen gegeben haben. Zwar ſprützte ſein Pferd nicht wieder Wein und Waſſer aus ſeinen Nüſtern, wie bei der Republik des Cola Rienzi, aber Roß und Reiter trugen an dieſem Abend, von den Strahlen des Mondes getroffen, ſo entſchieden die Farbe der Republik an ſich, daß ſie vollſtändig eingekleidet erſchienen, um unter den Rothen Mazzini's ihre Stelle zu vertreten. Die frühere Vergoldung dieſes Kunſtwerks, von der ſich noch an mehreren Stellen die Spuren zeigen, ſcheint im Reflex des Mondenlichts einen ſo ſtarken rothen Schimmer über den philoſophiſchen Kaiſer ausgegoſſen zu haben, daß die jauchzenden Republikaner, die ihn in dieſem Augenblick umſtanden, ihn mit vollem Recht als einen der Ihrigen ausrufen konnten.

Es war ein genialer Gedanke Mazzini's, daß er seine Republik auf dem alten römischen Capitol weihen zu müssen glaubte. Er stellte sich dadurch in die Reihe der alten und neuen Heroen, die sich stets in den historischen Zauberkreis des Capitols gelockt fühlten, und den Weltruhm ihrer Thaten nur dann erst gesichert glaubten, wenn sie mit demselben auf den weltbeherrschenden Höhen des Capitols gestanden. Auch Napoleon, der nie nach Rom gekommen, obwohl er den Gedanken daran niemals aufgegeben hatte, gedachte sich auf dem Capitol eine Burg zu bauen, und dieser Plan soll ihn noch in der letzten Zeit seines Imperatorenthums lebhaft beschäftigt haben. Es war vielleicht der höchste Gedanke, zu dem die napoleonische Gewaltpolitik sich aufgeschwungen hatte, denn Napoleon wollte an der Stelle sich anbauen, wo der alte Tempel des capitolinischen Jupiter gestanden, und wo zugleich in den mythischen Urzeiten die Arx, die den Tempel bezeichnete aber auch eine Festung war, sich befand. Die Götterburg Jupiters wollte Napoleon für sich erneuern lassen, und als Welt-Cäsar über Rom schwebend, in dieser unvergleichlich großen Situation seine letzten und entscheidendsten Befehle für alle Völker und Länder dic-

tiren. Aber die Insel Helena machte dem Capitol den Helden ſtreitig, und die Burg des capitoliniſchen Jupiter wurde nicht wieder bezogen. Ob Napoleon III. die Begründung eines napoleoniſchen Weltſitzes auf dem Capitol mit in das napoleoniſche Programm aufgenommen, iſt noch nicht bekannt geworden, und vergebens haben wir nach einer Andeutung darüber in den Idées napoléoniennes geſucht. Vielleicht fürchtet der vorſichtige und kluge Mann, der Cayenne beſſer in ſeinem Syſtem gebrauchen kann als das Capitol, daß ſich dann zum zweiten Mal das Capitol mit einer wüſten Inſel um den Vorrang ſtreiten würde, einem Napoleoniden Logis zu geben. Denn Louis Napoleon iſt nicht der Titane, der mit den Donnerkeilen Jupiters tändelte und ſich daraus ein poetiſches Geſchäft machen zu können glaubte. Er iſt ein rein praktiſcher, rein verſtandesmäßiger Fürſt, der ſeine materielle Zeit ganz und gar begriffen hat, und ſeine Donnerkeile, mit denen er trifft, nicht mehr aus den olympiſchen Höhen herabſchwindelt, ſondern weit wirkſamer aus der philoſophiſchen Verachtung ſchöpft, welche er gegen die Fürſten und Völker der heutigen Zeit hegt. Louis Napoleon hat gar keine Romantik in ſich, und auch das Urbild des antiken Cäſarenthums,

mit dem Napoleon I. einigermaßen kokettirte, ſcheint ihn nicht locken zu können. Er iſt ein ganz moderner, blaſirter Rechner und Zähler, ein arithmetiſches Genie, das ſeine Probleme mit hoher Meiſterſchaft auf die Erbärmlichkeit der Menſchen berechnet. Auch kennt Louis Napoleon vielleicht das römiſche Sprüchwort: „es iſt nur ein Schritt vom Capitol zum tarpejiſchen Felſen.“ Denn die andere Seite des capitoliniſchen Hügels, wo der Palaſt Caffarelli, heut der Sitz der preußiſchen Geſandtſchaft, ſteht, führte ſeit der älteſten Zeit her den Namen des tarpejiſchen Felſens, von deſſen ſteiler Bergwand früher die zum Tode verurtheilten Verbrecher in den Abgrund hinuntergeſtürzt wurden. Den Sturz vom tarpejiſchen Felſen hatte aber Napoleon I. in demſelben Augenblick erlebt, wo er ſich ſchon auf den Höhen des capitoliniſchen Jupiters eingeſetzt glaubte.

Dagegen wurden die Götter und Heroen, die Napoleon als Kriegsgefangene von Rom nach Paris hatte transportiren laſſen, bald nach ſeinem Untergang wieder in ihre Heimath zurückgeliefert, und erhielten diesmal, obwohl ſie verſchiedenen Muſeen angehört hatten, ihre Aufſtellung auf dem höchſten Götterſitz, dem Capitol, den ihr Entführer für ſich

ſelbſt nicht hatte erlangen können. In dem linken Seitenpalaſt des Capitol, den das Muſeum einnimmt, ſind dieſe im Jahre 1816 aus Paris zurückgekehrten Kunſtſchätze in einem beſonderen, ihnen gewidmeten Saal zuſammengeſtellt worden. Es iſt dies der Saal des ſterbenden Fechters (stanza del gladiatore moribondo), in dem man heut dieſen wunderbaren Statuen, die zu den herrlichſten Denkmälern der Kunſt in Rom gehören, begegnet. Der ſterbende Fechter, nach welchem dieſe Stanza genannt wird, ehemals der Villa Ludoviſi angehörig, war ein Lieblingswerk Napoleons, das ihn oft zu lebhafter Betrachtung angezogen haben ſoll. Der ſterbende Fechter ſitzt auf einem ovalen Schild, das Blut fließt ihm aus einer Wunde unter der rechten Bruſt, und man ſieht es dem tapfern Krieger an, daß er bis zum Tode getroffen. Er hat ſein Haupt ſchmerzlich niedergeſenkt, das ſichere Gefühl des Todes, das ihn überkommen, hat ihn in ein ſtilles harrendes Sinnen verſenkt, einen Theil ſeiner Selbſt hat er ſchon abgedankt in dem Schwerte, das nun müßig und herrenlos neben ihm liegt. Das linke Bein hat er ausgeſtreckt, den rechten Fuß aber zum Körper heraufgezogen, auf deſſen Knie er, in ruhiger Hingebung

an das Sterben, und vielleicht auch in dem Drang, noch einen Halt zu gewinnen, ſeine linke Hand geſtützt hat. Die Geſichtsbildung dieſes Mannes hat nichts Ideales, und man hat ihn, ſeinem ganzen Weſen nach, als einen Barbaren bezeichnet, was auch durch die Phyſiognomie, den Knebelbart, das ſtruppige Haupthaar und ſeinen aus einem Strick gedrehten Halsſchmuck, beſtätigt zu werden ſcheint. Das ganze Kunſtwerk hat einen ungemein realiſtiſchen Ausdruck, der faſt in den Charakter des Genrehaften fällt. Der ſterbende Fechter ſtirbt nicht in der olympiſchen Glorie, das Fechten und Kämpfen war ſein Handwerk geweſen, und er verendet in trauriger Knechtsgeſtalt, nachdem der tödtliche Stoß ſeines Feindes ihm die Bruſt durchbohrt hat. Ihm glich der ſterbende Fechter auf Helena, dem ſein Geſchick zuletzt keine idealen Lineamente mehr übrig gelaſſen hatte und der, in dürftiger Haltung zuſammengeſunken, nur der Todeswunde nachgrübelte, die in ſeiner Bruſt ſtrömte.

An der Spitze dieſer gefangen geweſenen Kunſtwerke, die in der Stanza des ſterbenden Fechters wieder vereinigt wurden, ſteht eigentlich die berühmte capitoliniſche Venus, die ebenfalls glücklich aus Paris wiederkehrte, in der ganzen bewundernswürdigen Schön-

heit ihres Fleisches, in dem strahlenden Ausdruck ihrer üppigen Formen, worin sie mit der mediceischen Venus stets siegreich gewetteifert hat. Nach ihrer Rückkehr schien man aber in dem päpstlichen Rom oft in Verlegenheit mit diesen schwellenden Reizen, die seit ihrem Aufenthalt auf der hohen Schule in Paris noch gefährlicher und verführerischer als sonst geworden zu sein schienen. Man sperrte daher zeitweise die capitolinische Venus mit allen ihren vorn und hinten belegenen Herrlichkeiten in ein verschlossenes Zimmer ein, in welches man nur gegen eine besondere Erlaubniß vom Director des Museums den Zutritt erhielt, und nicht ohne einige Paoli zu zahlen, wofür Messen zu Gunsten des Seelenheils aller Dexer gelesen wurden, welche so unglücklich wären, an den Schönheiten dieser capitolinischen Venus Schiffbruch zu erleiden. Auch der Maaßregelung mit dem Blechhemde um ihre wunderbar geschwungenen Hüften war die Göttin der Liebe eine Zeitlang nicht entgangen. Wir aber sahen die Göttin, die jetzt wieder frei von jedem der Schönheit unwürdigen Zwang ist, mit allen den unsterblichen Habseligkeiten ihres Körpers vor uns erscheinen, und bewunderten die ausgiebige Vollendung ihrer Formen, die wie ein voller frischer Blü-

thenbaum ſich in ihrer eigenen Pracht zu wiegen ſchei-
nen. Dieſe reine und tadelloſe Schönheit in ihrer
Harmonie zu ſtören, hatte ſelbſt die Zeit nicht ge-
wagt, denn man fand dieſe Venus zuerſt in einem
Hauſe bei der Suburra in einem vermauerten Raume
auf, wo Alles, bis auf die kleinſte Nüance der herr-
lichen Glieder, ſich unverſehrt an ihr erhalten hatte.
Sie diente zur Zierde und Weihe der Bäder, welche
ſich in alter Zeit in dieſer Gegend befanden, und in
ihrer ganzen Darſtellnng, wie in dem Salbengefäße
und dem zum Abtrocknen beſtimmten Tuche, ſcheint der
Moment angedeutet, daß die Göttin eben aus dem
Bade hervorgegangen ſei. Der weiche, ſchwellende
Glanz des pariſchen Marmors, aus welchem dieſer
Leib gebildet iſt, erhöht die Feſtlichkeit der ganzen Er-
ſcheinung. Die capitoliniſche Venus iſt ein natür-
liches, volles, menſchliches Weib, mit einer etwas ſtark
ausgearbeiteten Muskulatur, und einem geiſtigen Aus-
druck des Kopfes, wodurch ſie ſich weſentlich von der
mediceiſchen Venus unterſcheidet. Die Mediceerin iſt
aber die bei weitem jugendlichere Göttin, gegen ihre
ſchöne Schweſter vom Capitol, ſie ſtellte den erſten Früh-
ling des jungfräulichen Körpers dar, während die Capi-
toliniſche das reife, ſommerlich aufgeblühte Weib iſt, durch

deſſen Reize zugleich ein heimliches, hohes Bewußtſein ſtrahlt, und das mit der Luſt der Schönheit in ſeinen Gliedern zugleich jede ſüße Erfahrung der Liebe, mit dem ſchwellenden Genuß die Erkenntniß und die Weisheit deſſelben, vereinigt zeigt. —

Als wir das Muſeum des Capitols wieder verließen, wandte ſich unſere Aufmerkſamkeit wieder dem in der Mitte ſtehenden Palazzo Senatorio zu, deſſen Anblick uns wieder in die hiſtoriſche Wirklichkeit zurückberief. Dieſer Palaſt, der vier Thürme, zum Theil im mittelalterlichen Bauſtil, an ſeinen Ecken trägt, die ſich um den in der Mitte befindlichen Glockenthurm gruppiren, wurde auf den Trümmern des Tabulariums des alten Rom erbaut, und diente ſchon im Mittelalter zum Sitz des römiſchen Senates. Man muß ſich jetzt in den Glockenthurm hinaufbegeben und das flache, von einem Säulengeländer umgebene Dach deſſelben beſteigen, um die ſchönſte und vollkommenſte Ueberſicht über die Stadt und ihre Umgegend zu genießen, die ſich nur von irgend einem Punkt aus darbieten kann. Wenn man bei der Statue der Roma ſteht, die ſich hier auf dem Dache erhebt, hat man die weiteſte und genußvollſte Ausſicht über die ewige Stadt, die ſich in allen ihren

wunderbaren Farbentönen, ein zauberartiges Panorama, das aus einer andern Welt her uns zu umschweben scheint, vor uns ausbreitet. Die Paläste und Ruinen, die Kirchen und Klöster, besonders aber Sanct-Peter, dessen Gebäude wir von hier aus in der klarsten und glänzendsten Auseinanderlegung aller seiner Details erkennen, schweben in dem mild und sanft gelagerten Horizont zu einer feierlichen Verklärung zusammen. Festlich und traurig, majestätisch und elegisch zugleich ist dieser Anblick von Rom, der sich rundumher in den malerischen Abhängen der Gebirge friedlich und heiter abschließt, aber in seinem Innersten eine unendliche Fülle von Melancholieen, einen beständigen Kampf der Vergangenheit mit der Gegenwart, eine Menge trübsinniger Schatten und ernster, grollender Dämonengestalten birgt. Die ewige Stadt ist sich selbst ein Räthsel, und dieser Gedanke drängt sich unwillkürlich dem Beschauer auf, der seine Blicke über dieses unendliche Labyrinth von Straßen und Wegen, von Gebäuden und Denkmälern aller Zeiten, von weißen Statuen und schwarzen Priestern, von Marmorpracht und Bettlerschmutz, hinschweifen läßt. Dies Räthsel, das schwül und drückend über Rom schwebt und in den wunderbaren Formationen von

ihrer völlig verloren gegangenen Bedeutung für uns überflüssig ist. Diese Figuren verhalten sich zur heutigen modernen Prosa, der Prosa des darstellenden Gedankens, wie die abgestorbenen Kategorien der formellen Logik zu dem Form und Inhalt ineinsgestaltenden Idealismus. —

Stadt und Landſchaft ſich charakteriſtiſch eindrückt, lullt ſich bald in ſchwermüthig flatternde Phantaſieen ein, bald fordert es hart und ſchneidend zu ſeiner Löſung auf, aber die Gegenſätze, aus denen Rom beſteht, jene in die antiken Ruinen hineingebaueten chriſtlichen Kirchen, der unaufhörliche und nie enden wollende Verfall, der doch das eigentlich ſchöpferiſche Geſetz der Gegenwart geworden iſt; dieſe alte Marmorzeit, die noch in ihrem Schutt unvergänglich zu unſern Füßen blüht, und dieſe neue Zeit, die vor unſern Augen wankt und fällt und bald zu einer unrettbaren Ruine in ſich ſelbſt zuſammengeſtürzt ſein wird: alles dies ſtellt uns das fragwürdigſte Lebensbild vor Augen, und wir geben uns träumend und ſinnend dieſen ſeltſamen Widerſprüchen hin, die wir nicht zu löſen vermögen. Und dazu die wunderbaren Lufttöne des italieniſchen Himmels, welche das ganze Märchenbild umſpielen, es in ſtill leuchtenden Duft einhüllen, und der großen Zauber-Königin, die am liebſten unter Ruinen herrſcht, das unſterbliche Haupt umkränzen.

Der Glockenthurm, durch den wir zu dieſem Anblick hinaufgeſtiegen waren, paßte in das ſeltſam phantaſtiſche Gemälde hinein, das ſich vor unſern Augen

aufgerollt hatte. Denn dieſe Glocke dient dazu, den Tod des Papſtes zu läuten und ebenſo gehört es zu ihrer Beſtimmung, das officielle Zeichen zum Beginn des Carnevals zu geben, indem die Maskenzüge auf dem Corſo nicht eher ihren Anfang nehmen dürfen, als wenn dieſe Glocke auf dem Capitol erklungen iſt. Es geht alſo auch der römiſche Carneval eigentlich vom Capitol aus, und das wichtigſte Ereigniß im hierarchiſchen Rom, der Tod eines Papſtes, wird vom capitoliniſchen Hügel herab den Römern kundgegeben. So concentrirt auch die heutige römiſche Bevölkerung noch immer ihre wichtigſten Stadtintereſſen im Capitol.

Der Senator-Palaſt war ſonſt zur eigentlichen Reſidenz des Senators von Rom beſtimmt, aber die Senatoren wohnen ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr in dieſem ſehr wenig freundlichen und behaglichen Gebäude, und auch der neue Senator Roms, wozu der Alles vermögende Cardinal-Staatsſekretair ſeinen Bruder, den Grafen Louis Antonelli, durchzuſetzen gewußt hat, iſt innerhalb der Stadt in ſeinem am Corſo belegenen Palaſte wohnen geblieben. Der Palazzo Senatorio enthält jetzt eigentlich nur die Tribunale des Senats in ſich, und dient außerdem in

neueſter Zeit zum Staatsgefängniß, wie auch ein Flügel des Palaſtes zu einer Pockenimpfungs-Anſtalt beſtimmt iſt. Der andere Seiten-Palaſt iſt der Palaſt der Conſervatoren, mit den durch ihre künſtleriſche Ausſtattung bemerkenswerthen Sälen, in denen dieſe Conſervatoren des Volkes, wie ſich die Municipal-Räthe in Rom nennen, ihre Sitzungen abhalten. Denn der römiſche Senat beſteht aus einem Senator und acht ſolchen Conſervatoren, welche durch einen aus hundert Mitgliedern zuſammengeſetzten Stadtrath gewählt werden. In dieſer Weiſe organiſirte Pius IX. ſchon vor dem Ausbruch der Revolution die Municipalverhältniſſe Roms, und dieſe Einrichtung hat ſich bis auf den heutigen Tag faſt unverändert fortserhalten. In den Sälen der Conſervatoren erblickt man an den Wänden eine Reihe intereſſanter Fresken aus der römiſchen Geſchichte, einige Statuen und Alterthümer, und die Inſchriften der capitoliniſchen Faſti, jene alten Jahresverzeichniſſe der Conſuln, die man unter dem Pontificate Pauls III. bei dem Tempel des Jupiter Stator gefunden hatte und die ein Eigenthum des römiſchen Magiſtrats geworden ſind. Im Hofe dieſes Palaſtes iſt es beſonders eine coloſſale Statue des Julius Cäſar, die unſere Blicke feſſelt,

und deren Ausführung, in der kriegeriſchen Gewandung, welche die ſtarken Heldenglieder umfließt, eine ſehr wirkſame iſt. —

Wir begaben uns jetzt zu der großen Treppe zurück, welche vom Capitol in die Ebene des römiſchen Forums hinabführt. Geleitet von einem ganzen Geſchwader von Bettlern, die hier im Viertel des Capitol eine Hauptniederlaſſung zu haben ſcheinen, ſtiegen wir die breiten Marmorſtufen hinunter, und befanden uns mitten unter den großartigen Trümmern, die das alte Forum Romanum und ſeine nächſten Umgebungen bezeichnen. Die umgeſtürzten Säulenſchafte, die eingeſunkenen Tempel-Ruinen, die zerfallenen Triumphbögen, der ganze wunderbare Schutt, in dem die alte Zeit der Römer ſich hier um uns her ausbreitet, laſſen uns hier das Centrum des römiſchen Volkslebens finden, wo die ungeheuer praktiſchen Richtungen dieſer Nation ſich in einem glänzenden und genau in einander paſſenden Syſtem aufbauten. Der Markt, welcher die eigentliche Grundlage des Forums war, bildete hier den erſten Anknüpfungspunkt für alle öffentlichen Lebensbewegungen. Der Markt und die Handelsgeſchäfte waren die erſten natürlichen Elemente der Volksverſammlung, in deren Mitte die Ge-

richtsbarkeit, das Staatswesen, die innere und äußere Politik behandelt und entschieden wurden. Am Eingange des Forums, in der Mitte zwischen dem Saturnustempel und dem Triumphbogen des Septimius Severus, stand die Rednerbühne (Rostra), auf einer halbkreisrunden Basis, die nebst den Postamenten zweier Säulen hier aufgedeckt worden, in der Nähe des heiligen Feigenbaumes, der hier einst zur Zeit des Romulus gestanden, und den der Brand des Nero verdorrte. Von hier aus entflog das freie beredte Wort, von dem die Gemüther des Volkes bewegt und geleitet wurden und das über die Meinungen des Tages, über Sitte, Recht und Gesetz durch seine Allmacht entschied. Die Beredsamkeit war die eigentliche Gottheit des Forum Romanum gewesen, und ringsumher, links und rechts vom Forum, die ganze Via Sacra hinunter, standen die Tempel der andern Götter, die von der Gewalt der römischen Volksversammlung ebenfalls umsponnen und in ihre Mitte gezogen zu werden schienen. Die Götter der Römer waren auch wesentlich Götter des Forums, denn sie hatten die Ideale von sich abgestreift, und waren mit allen ihren olympischen Herrlichkeiten in

dem praktiſchen Volkscharakter aufgegangen, der hier das ganze Leben umſpannt hielt.

Wir nahmen unſeren Weg am Tempel des Saturn vorbei, von dem freilich nur noch die acht korinthiſchen Säulen übrig geblieben ſind, die ſich von weißem Marmor unmittelbar am Clivus Capitolinus erheben. Und von dort ſchritten wir an dem gewaltigen Triumphbogen des Septimius Severus vorüber, der zu den wohlerhaltenſten Ruinen Roms gehört, und in ſeinen Reliefs und Frieſen die kriegeriſchen Begebenheiten darſtellt, zu deren Feier dieſer Triumphbogen errichtet war. Dann folgten wir der alten Via Sacra, die zwiſchen dem Forum auf der einen, und einer Reihe von alten Göttertempeln auf der andern Seite, in einer langen feierlichen Strecke ſich hinzieht. Während jenſeits des Forum die erſt in neueſter Zeit ausgegrabene Baſilica Julia, der Sitz der alten Centumviralgerichte, dann der Tempel des Caſtor und Pollux, und der Tempel der Veſta, liegen blieben, wanderten wir unmittelbar an der Aemiliſchen Doppel-Baſilica, am Tempel des Antoninus und der Fauſtina, in deſſen Ruinen die dahinter liegende Kirche St. Lorenzo in Miranda hineingebaut iſt, dann am Tempel der Penaten, der jetzt nur eine Vorhalle zu

der chriſtlichen Kirche S. Cosma e Damiano geworden, vorüber. An der Kirche war eine ſchmutzige Speiſewirthſchaft angeklebt, in der eine Frau an der Erde hockte und Kaſtanien briet, und durch ihre Geſchäftigkeit wie durch ihren Geſang eine ſeltſame Genre-Scene in die antike und moderne Götter-Nachbarſchaft einſtreute. Dann, wo die Via Sacra ſich höher zu erheben anfängt, gelangten wir zu der prächtigen Ruine des Forum Pacis, oder der Baſilica des Conſtantin, die ihre prachtvollen Trümmer mit ſtolzer Feierlichkeit vor uns ausbreitete. Neben dieſem ehemaligen Tempel des Friedens hat ſich jetzt eine moderne Eiſen-Manufactur niedergelaſſen, in der luſtig gearbeitet und gehämmert wurde. Dieſer ſeltſame Contraſt, durch den die induſtrielle Gegenwart mitten auf der antiken Götterſtraße ihre Rechte behauptete, konnte einen Augenblick lang die Stimmung der ganzen Gegend ſtören, aber die Welt der Ruinen war hier zu mächtig gegen alles Leben der heutigen Wirklichkeit, als daß auf der Stelle, wo ſie noch immer herrſchte, ihre Eindrücke hätten lange unterbrochen werden können. Gleich darauf unterlagen wir wieder der feſſelnden Wirkung, welche der Venus und der Roma Tempel auf uns ausübte, der einſt der präch-

tigſte unter allen Tempel-Paläſten Roms war und auch an Größe alle bekannten Tempel der ewigen Stadt übertraf. Es waren hier urſprünglich zwei Tempel zu einem ungeheuren Gebäude vereinigt, von deſſen Umfang und kunſtvollem Bau noch heute die großartigen Ruinen ſprechen, die hier auf dem Platze ſtehen geblieben ſind.

Von hier aus erblickt man bereits das majeſtätiſche Coloſſeum vor ſich, zu dem in früherer Zeit Treppenſtufen von Marmor aus jenem Tempel hinabführten und zu welchem wir jetzt in ſtaunendem Hinabblick auf ſeine vor uns liegende Herrlichkeit hinunterſchritten.

Es war ein ſchöner heiterer Herbſttag, und die Sonne ſpielte in träumeriſchem Behagen über den rieſenhaften Steinmaſſen, aus welchen ſich einſt dies größte Amphitheater, das jemals in der alten Welt errichtet worden, zuſammengeſetzt hatte. Auf der ganzen Wanderung über die Via Sacra, die wir bisher zurückgelegt, waren wir kaum einem menſchlichen Weſen begegnet, und dieſelbe ſchweigende und über ſich ſelbſt brütende Verlaſſenheit herrſchte auch bei dieſer wunderbaren und unermeßlichen Ruine, in welche wir durch den Haupteingang, über dem eine große weiße

Marmortafel die Verdienſte des Papſtes Pius VII. um die Herſtellung des Coloſſeums feiert, eintraten. Es wird noch immer ununterbrochen daran gearbeitet, dies Amphitheater, welches ſich auf ſeiner Außenſeite in vier Stockwerken den Blicken des Beſchauers darſtellt, mehr und mehr der Erde abzugewinnen und ſeine noch heut triumphirenden Reſte, die ſo ſtolz ihr Haupt wieder erhoben haben, vor dem weiter freſſenden Wurm der Zerſtörung zu ſchützen.

Der ungeheure Koloß hatte aber von Anfang an mehr Kraft und Exiſtenzmittel in ſich vereinigt, als alle nachfolgenden Jahrhunderte, die ihn zerſtören, ausbeuten und beerben wollten, jemals an ihm zu zerbrechen vermochten. Der Kaiſer Flavius Veſpaſianus wollte eine unſterbliche Erinnerung an ſeine Feldzüge gegen die Juden ſtiften, und begann aus dieſem Grunde dies ganz und gar von Stein aufgeführte Amphitheater zu bauen, an dem die kriegsgefangenen Juden unter den Schmerzensſeufzern ihrer Gefangenſchaft einen Haupttheil der Arbeiten ausführen mußten. Veſpaſian hatte dazu in der Mitte des alten Rom einen Platz beſtimmt, wo der berühmte Teich der Gärten des Nero ſich befand, die derſelbe im Umkreiſe ſeines goldenen Hauſes angelegt

hatte. Von dem Koloß des Nero, der damals nahe beim Eingange des neuen Amphitheaters ſtand, empfing dies Gebäude ohne Zweifel ſeinen charakteriſtiſchen Namen, aber der Bau wurde erſt von Titus vollendet, der es durch Spiele einweihen ließ, die hundert Tage dauerten, und bei denen 5000 wilde Thiere getödtet wurden. Es diente ſeitdem zu den hochfeſtlichen Circusſpielen der Römer, und auch Seegefechte, mit kämpfenden Pferden und Stieren, fanden auf dieſer Arena Statt, die durch einen Canal unter Waſſer geſetzt werden konnte. Das Amphitheater gewährte für 90,000 Zuſchauer bequeme Sitze, die in fünf Hauptabtheilungen, unter denen ſich eine bedeckte Säulenhalle für die Frauen befand, ſich bis zum höchſten Gipfel des Gebäudes gliederten.

Man rühmte von jeher die Unzerſtörbarkeit des Coloſſeums, das auch allen Angriffen der Zeit mit einer Widerſtandskraft ohne Gleichen Trotz geboten hatte, und erſt dann ſein hohes Haupt zu beugen begann, als die Eigenſucht und Zerſtörungsluſt der Menſchen ſich darauf zu werfen begann, um dem rieſigen Wunderbau das Rückgrat zu zerbrechen und es zu fremden Zwecken, die urſprünglich nicht ſeine

Beſtimmung waren, auszubeuten. So machte das Coloſſeum, nachdem die Gladiatoren, die Fechtſpiele und die Thierhetzen es verlaſſen, bis auf die neueſte Zeit verſchiedene Epochen durch, die theils zu ſeiner Zerſtörung, theils zu ſeiner Verunſtaltung dienten, ihm aber doch die Krone und den Demant der alten Ruinenwelt nicht ſtreitig machen konnten.

Das Mittelalter gab dem Coloſſeum eine durchaus kriegeriſche Beſtimmung, indem es das Amphitheater zu einer Feſtung machte und in ſeinen ſtarken Bau die Hauptvertheidigungskraft von Rom verlegte. Beſonders war es die ghibelliniſche Partei, welche ſich bei den inneren Kämpfen der Stadt im Coloſſeum feſtſetzte und verſchanzte. Das uralte Geſchlecht der Frangipani, welche die Hauptleute der Region des Coloſſeums waren, und die Annibaldi, die als Anhänger Kaiſer Friedrichs II. gegen die Päpſte kämpften, hatten das alte Amphitheater längere Zeit inne und ſtritten von ihm aus gegen die Kriegsmacht der Guelfen.

Dieſe militairiſche Periode des Coloſſeums mußte bereits zu ſeiner Erſchütterung und Zerſtörung Vieles beitragen. Schlimmer aber wüthete der Schacher, oder die merkantile Ausbeutung, welche ſich bald

darauf, unter Vortritt der Geiſtlichkeit ſelbſt, des Gebäudes bemächtigte, auf deſſen Arena nun plötzlich die finanzielle Speculation herabgeſtiegen kam. Es ſchien, als ob die gefangenen Juden des Vespaſian, welche die erſten Steine zum Bau des Coloſſeums gelegt, mit ihren Klagen und Seufzern, die ſie dabei ausgeſtoßen, einen Fluch auf das Gebäude geworfen, der nun endlich im ſpätern Mittelalter an ihm in Erfüllung gegangen wäre. Denn man kam jetzt auf Einmal auf den Gedanken, daß es wohl das Beſte ſein möchte, ein gutes Geſchäft mit dem Coloſſeum zu machen, und mit Vortheil zu verkaufen, was davon nur irgend verkauft werden könnte.

Man begründete mit den ſich mehr und mehr löſenden Quadern des Coloſſeums zuerſt einen Steinhandel, und der Biſchof von Orvieto machte während des Aufenthalts der Päpſte in Avignon (gegen das Jahr 1370) den Anfang damit, dieſe Steine zum Verkauf auszubieten. Aber der Gedanke ſchien nicht ſogleich populär, und nur die Frangipani, die eine Familien-Zugehörigkeit zu dem alten Coloſſeum fühlten, konnten der Verſuchung nicht widerſtehen, von dieſen Steinen zu kaufen, und ſich daraus einen neuen Palaſt in Rom aufführen zu laſſen. Es wurde dies

aber im Parteilager der Guelfen übel vermerkt, und bald wurde ein Vertrag abgeſchloſſen, der den beiden Parteien jener Zeit eine gemeinſchaftliche Benutzung der Steine des Coloſſeums geſtattete. Der Fluch der jüdiſchen Erbauer des Coloſſeums ruhte aber nicht. Plötzlich ſah das Coloſſeum wie eine Kalkgrube aus, denn man nahm ihm nun in Menge ſeine Steine ab, und verbrannte ſie zu Kalk, womit im funfzehnten Jahrhundert ein bedeutendes Geſchäft getrieben wurde. Bald aber begann man wieder große Paläſte in Rom aus den Steinen des Coloſſeums zu bauen, die zu dieſem Zweck nicht blos aus dem Trümmerwerk des Gebäudes, ſondern ohne Zweifel auch aus ſeinem noch feſtſtehenden Gemäuer mit Gewalt herausgebrochen wurden. Die Statthalter Chriſti ſelbſt waren es, welche ſich an die Spitze dieſer Unternehmungen ſtellten. Der Papſt Paul II. ließ aus dieſen Steinen den Venetianiſchen Palaſt erſtehen. Der Cardinal Riario führte daraus die Cancelleria Vecchia auf, welche der große Bramante bauete. Paul III. nahm die Travertin-Quadern des Coloſſeums, und ließ daraus den Palaſt Farneſe aufführen, der jetzt ein Eigenthum des Königs von Neapel iſt, und noch einige ausgezeichnete Fresken und Gemälde in ſich ſchließt. Auch

der Palaſt Barberini, den Urban VIII. Barberini erbaute, nahm ſein Material ganz und gar aus dieſer unerſchöpflichen Fundgrube des Coloſſeums, und das Wortſpiel, welches die Römer auf dieſe Familie gemacht („was die Barbaren nicht gewagt, haben die Barberini ausgeführt") ſcheint aus dieſem unverſchämten Griff in die Eingeweide des alten Gebäudes ſeinen Urſprung genommen zu haben. Man konnte jedoch überhaupt ſagen, daß die barbariſchen Horden des Mittelalters keine ſo grimmigen Verwüſtungen an dem Amphitheater des Veſpaſian anrichteten, als die Habſucht der geiſtlichen und weltlichen Großen und der chriſtliche Haß, mit dem es die Päpſte längere Zeit hindurch auf die Vernichtung alles Antiken abgeſehen hatten.

Einige Päpſte hielten das Coloſſeum vornehmlich zu einem Fabrik-Etabliſſement für geeignet. Sixtus V. wollte eine Tuchfabrik darin anlegen und hatte ſchon in dem Gebäude ſelbſt alle Vorbereitungen dazu treffen laſſen, als dieſen unternehmenden Papſt der Tod überraſchte. Auf einen andern enorm praktiſchen Gedanken war der Papſt Clemens XI. gekommen. Er machte aus dem Coloſſeum eine Salpeter-Fabrik, und ließ zu dieſem Endzweck die untern Bogengänge mit

Miſt anfüllen und zumauern, um hier den ſalpeterſauren Kalk ſich erzeugen zu laſſen. Unter demſelben Papſte geſchah es, daß ein Erdbeben einen Bogen an der Seite herunterriß, wo der Monte Celio mit ſeinen ſchwarzen Cypreſſen dem Coloſſeum gegenüberſteht. Auch dieſe Steine wurden ſogleich zu einem praktiſchen Gebrauch hinweggeführt, und man baute den Hafen der Ripetta davon.*)

Alles dies hatte die urſprüngliche Majeſtät und Stärke des alten Amphitheaters noch nicht gebrochen. Die Gewaltſamkeit der Zeiten und die Ausbeutung durch Spekulation und Induſtrie hatte zwar das Haupt der Königin ſchwer getroffen, und ſchon ließ ſie es traurig, und im Bewußtſein des Unterganges, dem ſie geweiht war, herabhängen. Alle Richtungen der neuen chriſtlichen Welt hatten ſich gegen das Leben der erhabenen Gebieterin verſchworen. Als Feſtung, als Steingrube, als Fabrik, als Salpeter-Anſtalt hatte ſie ſchon Vieles von ihrer alten Kraft und Herrlichkeit verloren, der moderne Schacher hatte ihr den Fuß auf den Nacken geſetzt, und im innerſten Leben der Ruine hämmerte der Todeswurm. Da kam, nach der kriegeriſchen und finanziellen Periode, eine chriſtliche

*) Bunſen, Rom III. 1. S. 322.

Periode für das Coloſſeum heran, und die katholiſche Kirche nahm jetzt das heidniſche Amphitheater in ihren heiligen Schutz.

Es war der treffliche Papſt Benedict XIV., der Mann der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, der in ſeinem gebildeten und guten Sinn die Enttrümmerung des antiken Gebäudes nicht länger mitanſehen konnte. Er weihte das alte Coloſſeum der Paſſion Chriſti, eine ſeltſame Idee, die ihm ein frommer Mönch, Leonardo de Porto Maurizio, eingegeben haben ſoll. Es wurden jetzt im Umkreiſe der Arena die vierzehn kleinen Stations-Capellen erbaut, die man noch heut dort erblickt, und wo die wöchentlichen Züge der Kreuzes-Wanderung mit großem Pomp unter dem erhabenen Eindruck der alten Ruine ſtattfinden. Eine Kanzel für die Predigt wurde hinzugefügt, denn an jedem Freitag Abend wird hier, nach Beendigung der Ceremonie der Via Crucis, von einem Capuciner-Mönch gepredigt, was ſtets eine große Anzahl Gläubiger aus Rom herbeizieht. Dieſer Freitags-Abendgottesdienſt im Coloſſeum iſt beſonders bei den Römerinnen beliebt und man trifft zu dieſer Zeit die ſchönſte und eleganteſte Geſellſchaft in dem alten Amphitheater, in welchem die Woche über die tiefſte Stille und Verlaſſenheit herrſcht.

Der Ort macht in dieſer chriſtlichen Beſtimmung, die er erhalten, und die ſich in die antike Ruine wunderbar hineingeſetzt hat, einen ſeltſamen, halb feierlichen, halb ängſtlichen Eindruck. Wenn man durch die öſtliche Pforte eintritt, gewahrt man zur Seite ſogleich eine Kapelle, in welcher die Meſſe geleſen wird. Dann erblickt man das in der Mitte der Arena aufgerichtete Kreuz, welches jetzt den ernſten Schwerpunkt des heidniſchen Amphitheaters bildet, und an dem kein Gläubiger vorüberſchreiten wird, ohne es zu küſſen, denn auf zweihundert Tage erwirbſt Du Dir dadurch den Ablaß für alle Deine künftigen Sünden. Und nun wird man von dem fremdartigen Gegenſatz, der uns hier umfangen hat, auf das Seltſamſte ergriffen, wenn man von hier aus ſeinen Blick auf die vierzehn hölzernen Bethäuſer zurückfallen läßt, welche als traurige Darſtellungen des chriſtlichen Calvariums in der Runde des Amphitheaters umherſtehen.

Die Ruine war ganz einſam, als wir in derſelben umherwanderten. Nur der fröhliche Schlag des Diſtelfinks, der in zahlloſer Menge an dem Geſträuch des verfallenen Gemäuers niſtete, hallte durch die wunderbare Einöde. Hier und da flatterten mit heftigem Geſchrei buntgefiederte Vögelſchwärme empor, wenn

man am Rande des Gemäuers hinging, und den wilden Blumen und Schlinggewächsen ſich näherte, die dort ihren dichten, grünen Teppich um die altersgrauen Steine woben. Die chriſtliche Paſſion, welche Beſitz von dem ganzen Amphitheater genommen, warf dunkle, träumeriſche Schatten in den Sonnenſtrahl, der eben über dem Boden der Arena aufgeblitzt war. Von uns wichen die Erinnerungen an jene alten Gladiatoren, die einſt in dieſem Circus gekämpft, und an die heidniſch jubelnden Volksmaſſen, die dort von den Sitzen herab dem unermüdlichen Fechter und dem zu Tode gehetzten Stier ihren Beifall klatſchten. Statt der alten Gladiatoren ſahen wir die Geſtalten der chriſtlichen Märtyrer vor uns erſcheinen, die man einſt hier in dem heidniſchen Amphitheater zuſammentrieb, und die hier für ihren treuen Glauben an den wahren Gott von Hunden und wilden Thieren zerriſſen wurden, um dann ihre zerfleiſchten Körper auf dem in der Mitte der Arena aufgeführten Holzſtoß in Flammen aufgehen zu laſſen. Dieſe Märtyrer waren die neuen Gladiatoren geweſen, die Gladiatoren des chriſtlichen Glaubens, aber das Gedächtniß an ihre ſchmerzhaften Wunden, aus denen ſie erſt das Himmelreich gewinnen konnten, verdüſtert uns den Platz, auf dem wir ſtehen.

Die Einführung der chriſtlichen Paſſion in das Coloſſeum friſtete aber der großartigen Ruine des Alterthums jedenfalls das Leben. Denn nun dachte man nicht mehr daran, das Amphitheater des Veſpaſian zu Bauſteinen zu zerbrechen oder Tuch und Salpeter darin fabriciren zu wollen. Die Mauern des Coloſſeums ſchienen den auf dem Stuhl Petri ſitzenden Herrſchern durch die Hymnen und Gebete der Paſſion geweiht, die jetzt hier jede Woche fromm und inbrünſtig erklangen und der Echo des Ortes, die ſonſt hier nur wilde ſchauerliche Todesſeufzer geflüſtert, ſanfte, feierliche und dankbare Klagen einſtudirt hatten. Darum begann auch jetzt die Reſtauration des Coloſſeums durch den Papſt Pius VII., der die umfaſſendſten Arbeiten dazu anordnete und ausführen ließ. Namentlich führte er einen Pfeiler auf, um einen Theil der äußeren Mauer, die längſt den Einſturz gedroht hatte, zu ſtützen. Sehr beeifert zeigte ſich darauf die napoleoniſche Kaiſerregierung, die begonnene Reſtauration fortzuſetzen, und namentlich wurde die vollſtändige Ausgrabung der Arena und die Herſtellung des Erdgeſchoſſes ihr Werk, wodurch die ungemein ſchönen und kunſtvollen Verhältniſſe dieſes Rieſenbaues, und die Wirkſamkeit ſeiner

elliptiſchen Formen und Linien, zuerſt auf entſcheidende Weiſe herausgehoben wurden. Seitdem haben faſt alle Päpſte bis auf den heutigen Tag an der unſterblichen Ruine fortgearbeitet, und auch Pius IX. hat der Herſtellung derſelben von Zeit zu Zeit einen großen Eifer gewidmet. Es ſcheint, als ob das Coloſſeum, das durch ſeine Größe und ſeine Beliebtheit bei dem Volke ein gefährlicher Nebenbuhler von St. Peter iſt, dieſem Dom einſt ſein Anſehn ſtreitig zu machen beabſichtige. Sollte einſt der Streit beider Bauwerke um den Vorrang ausbrechen, ſo wird St. Peter ſeine ſpecifiſch chriſtliche Bedeutung nicht für ſich in Anſpruch nehmen können. Denn in ſeiner Form, in allen ſeinen plaſtiſchen Conſtructionen beherrſcht ihn die Antike, und nur ſein Inhalt, mit dem man ihn angefüllt hat, iſt chriſtliche Kirche geworden. Und das Coloſſeum, der unermeßlichſte Bau der antiken Welt, hatte keine geringere Berechtigung, die Paſſion Jeſu Chriſti auf ſeiner heidniſchen Arena aufzunehmen, als St. Peter das ganze Chriſtenthum mit allen ſeinen Leiden und Entzückungen. Das Zuſammenwachſen des Chriſtenthums mit dem Heidenthum wurde ſchon in der Architectur der Hauptcharakter des römiſchen Kirchenthums, und die Ruinen

und Gliederungen, zu entfalten, als die abgeklungenen metrischen Formen der Poesie noch auf ihrem Tonregister haben. Dagegen ließe sich fragen, ob nicht für diese aller poetischen Freiheit sich bemächtigende Diction der Prosa Gränzen gefunden werden können und müssen? Ferner liegt die Frage nahe: ob das Piquante, Künstliche, Pointirte, Geistvolle, Poetische der heutigen Prosa nicht etwa eine Entartung derselben, ein Verfall unseres Geschmacks, sei, statt für eine Erneuerung und Ausbildung gelten zu können?

Eine genügende Antwort auf beide Fragen, die zugleich Kunst und Werth der modernen Prosa im gerechten Lichte erscheinen lassen muß, sind wir zu geben im Begriff, indem wir im folgenden Abschnitt zu der Entwickelungsgeschichte der deutschen Prosa übergehen, um in historischer Folge die nebeneinanderschreitenden Verhältnisse von Sprache, Literatur und Darstellung vorüberzuführen.

Jede Epoche bringt ihre Uebelstände mit sich, jeder Fortschritt hat seine Rückseite, wonach man ihn immer, vom umgewandten Standpunkt aus, für ein Verderben bezeichnen könnte. Die Einfachheit,

der alten und modernen Welt halten sich dabei schon lange mit wechselseitiger Zähigkeit umschlungen. Dieser Bund wird nur mit dem Untergang der römischen Kirche selbst wieder zu lösen sein. Und der Gedanke, die Ruine des Colosseums als Grundlage zur vollständigen Aufführung einer christlichen Kathedrale zu benutzen, soll schon den gelehrten Papst Gregor XVI. lebhaft beschäftigt haben. Rom würde dann zwei Kirchen besitzen, die in ihrer Riesengröße nur mit den Pyramiden Aegyptens verglichen werden könnten, und das Colosseum würde dann den Fluch der gefangenen Juden, die seine ersten Steine gewälzt, für immer von sich abgethan haben, indem es die verschiedenen Epochen des Schachers und der finanziellen und industriellen Unternehmungen, die es seitdem durchgemacht, jetzt als christliche Kirche beendigte.

Das Jahr 1848 zeigte aber, daß das Colosseum sein Schicksal noch keineswegs erfüllt und noch nicht dazu bestimmt sei, in den Hafen des christlichen Friedens einzulaufen. Das Colosseum wurde in diesem Jahre ein Hauptschauplatz der römischen Revolution, die ihre entscheidendsten Volksversammlungen auf der Arena abhielt und hier ihre wichtigsten Entschlüsse faßte. Hier standen die Volksredner auf, und er-

mahnten die Römer, wieder, wie früher, die Herren der Welt zu werden, und in der Sache der Freiheit ihre eigene Größe von neuem zu begründen. Hier wurden die ersten Nachrichten und Eindrücke der Revolutionen von Wien und Mailand als Zünder unter dem Volke verbreitet, und Ciceruacchio und Sterbini trieben zum Kriege gegen Oesterreich, und entflammten das Volk, in den Kampf der italienischen Unabhängigkeit zu ziehen. Hier, im Colosseum, predigte Sterbini zuerst gegen die Reichen und den Clerus, nahm aber die Reichen doch auch wieder zu Gnaden an, indem er sie zu Banquiers des neuen Unabhängigkeitskrieges der Nation erklärte. Hier war es, wo der polnische Dichter Adam Mickiewicz, der sich in dieser Zeit in Rom befand, die Idee polnischer Legionen, als Leibgarde jeder Revolution, ins Leben rief. Der liebenswürdige, großsinnige Dichter, der einst zur Erhebung seines eigenen Vaterlandes die unvergleichlich schöne „Ode an die Jugend" sang, sammelte hier, in der Ruine des Colosseums, seine in Italien umherirrenden Landsleute unter einer Fahne, die zuvor, wie wenigstens Mickiewicz selbst behauptet hat, von dem Papst Pius IX. eingesegnet worden war. Die polnische Legion spielte nachher eine nicht

unbedeutende Rolle in dem Kampf der römiſchen Republik gegen die Franzoſen, Mickiewicz aber nahm keinen Theil daran, denn ſeine Verbindung mit der myſtiſchen Sekte Towianski's, in dem ein neuer Meſſias der Menſchheit und Polens aufgeſtanden war, überwarf ihn mit vielen ſeiner Landsleute und ließ ihn Rom noch vor Errichtung der Republik wieder verlaſſen. Aber die vom Papſt geſegnete Fahne, welche er im Coloſſeum entfaltet, und zwölf Jünger, die der polniſche Poet in Rom für den Meſſianismus des Towianski gewonnen, nahm er mit ſich fort, um ſich wieder nach Paris zu begeben, wo er ſeinen ſchwärmeriſchen Cultus für Napoleon I. fortſetzte und dafür von Louis Napoleon bald darauf zum kaiſerlichen Bibliothekar ernannt wurde.

Wie Mickiewicz die polniſchen Legionen im Coloſſeum ſammelte, ſo pflegte auf dem Platz vor demſelben Fürſt Canino, Prinz Bonaparte, die römiſchen Freicorps, die er unter ſeiner Führung gebildet hatte, ihre militairiſchen Uebungen abhalten zu laſſen. Dieſe Legionen, an deren Spitze der gelehrte Napoleonide getreten war, brannten damals von patriotiſcher Kampfbegier, und begingen in dieſer Aufregung auf den Straßen Roms oft Unordnungen und Uebergriffe aller

Art. Der Fürſt Canino hatte dieſe wilden Schaaren zuſammengebracht, um ſie in den Krieg für die italieniſche Unabhängigkeit gegen Oeſterreich zu führen, und dem heiligen Vater auf dem Quirinal, der dieſem Gedanken durchaus widerſtrebte, das Herz noch ſchwerer zu machen. Der Fürſt Canino hatte ſich zwar in der erſten Periode der römiſchen Bewegung als ein aufrichtiger Verehrer der liberalen Politik des Papſtes gezeigt, aber ſchon gegen das Ende des Jahres 1848 war er an die Spitze der republikaniſchen Partei in Rom getreten, denn er, der freiſinnige Naturforſcher, der die gelehrteſten Abhandlungen über die italieniſche Fauna und über alle Fiſche und Säugethiere Europa's geſchrieben, hatte das monarchiſche Geſetz in der Natur nicht herausfinden können, und in demſelben Augenblick, wo ſein Neffe Louis Napoleon in Paris den Präſidentenſtuhl der franzöſiſchen Republik beſtiegen, glaubte auch der Sohn Lucian Bonaparte's in Rom das Heil der Welt nur noch von der römiſchen Republik erwarten zu dürfen. Zum Mitglied der conſtituirenden Verſammlung gewählt, die man in Rom nach der Flucht des Papſtes zuſammenberufen hatte, antwortete der Bürger Bonaparte Canino ſchon bei der Namens-Verleſung in der erſten Sitzung

nur mit dem Ausruf: „Es lebe die Republik!“ An diesem Tage war es nur erst Garibaldi, der bei dem Aufruf seines Namens erklärte, daß er Republikaner sei.

Der Fürst Canino aber, der Napoleonide, wurde die eigentliche Triebfeder zur Begründung der römischen Republik von 1849, doch hatte er sich damals keineswegs der Billigung seines Vetters Louis Napoleon zu erfreuen. Nachdem die Franzosen das republikanische Rom eingenommen hatten, und Canino nach Frankreich entfloh, verweigerte ihm Louis Napoleon schon bei der Landung in Marseille den Aufenthalt in Frankreich, und ließ ihn sogar verhaften, als Canino dennoch die Reise nach Paris fortsetzen wollte. Später fanden dennoch sehr freundschaftliche Ausgleichungen zwischen den beiden napoleonischen Vettern Statt, und Canino, der seit 1852 beständig in Paris lebte, sollte eben die für ihn eigens geschaffene Stelle als Director des botanischen Gartens in Paris antreten, als er im Jahre 1857 starb.

Ein Liebling des Kaisers Louis Napoleon aber war ein Sohn Canino's, der junge Prinz Lucian, geworden, der in diesem Augenblick päpstlicher Kämmerer und Secretair bei Pius IX. ist, und wegen seiner ausgezeichneten

Eigenſchaften längſt Cardinal geworden wäre, wenn dies nicht ſeine große Jugend bisher unmöglich gemacht hätte. Denn der fromme liebenswürdige Prinz hat ſoeben erſt ſein dreißigſtes Jahr erreicht, eine Jugend, die von den höchſten geiſtlichen Würden einſtweilen noch ausgeſchloſſen bleiben muß. Nichts deſto weniger wird er wahrſcheinlich einſt ſehr jung den Stuhl Petri beſteigen, denn in Rom bezeichnet man den Prinzen Lucian von Canino als den künftigen Papſt, beſonders deshalb, weil dies eine Idee Napoleons III. iſt, die er auch ohne Zweifel, wenn der Moment dazu gekommen, durchzuſetzen im Stande ſein wird. Die katholiſche Welt wird dann auch einen Napoleoniden zum Papſt haben, und damit wird auch die Zeit gekommen ſein, wo der Napoleonismus, als die Univerſal-Eſſenz aller knechtungsbedürftigen Völker, auch den großen, alle Jahrhunderte bewegenden Gegenſatz zwiſchen Ghibellinen und Guelfen in ſich ſchließen und zur Ruhe bringen wird. Die Abſichten, welche Louis Napoleon mit dem römiſchen Papſtthum hat, ruhen jedenfalls noch in einem ſehr bedeutungsvollen Hintergrunde. Einſtweilen giebt er ſich noch den Anſchein, als wenn er, ſelbſt in dem Fall, wo er einſt über die Neugeſtaltung Italiens unbedingt zu verfügen haben würde,

den Stuhl Petri in unveränderter Lage aufrecht erhalten wolle. Verlaſſen kann man ſich aber nicht darauf, denn es gehört zur Signatur der napoleoniſchen Politik, ſtets das Gegentheil von dem zu thun, wozu man ſich den Anſchein gegeben, und was man noch eben mit feierlichen Gebärden zu ſeinem unverbrüchlichen Symbol gemacht hatte.

Sollte nach dem einſtigen Ableben Pius IX., des „kranken Mannes“, der ſchöne Prinz Lucian wirklich den Thron der Statthalterſchaft Chriſti beſteigen, und wir zweifeln keinen Augenblick daran, ſo würde dann allen möglichen Arrangements mit Papſtthum und Kirchenſtaat mit Leichtigkeit und ſelbſt mit Grazie Folge gegeben werden können. Der Prinz Lucian von Canino ſoll ſchon in ſeiner gegenwärtigen Stellung beim Papſte vielfach als napoleoniſcher Agent gewirkt und der franzöſiſchen Partei in Rom, namentlich aber allen Intentionen, die Napoleon III. ſeit längerer Zeit in der ewigen Stadt verfolgt, den größten Vorſchub geleiſtet haben. Dafür wird ihn einſt die hohe Tiara mit den drei goldenen Kronen ſchmücken, und er wird darin eine der ſtattlichſten und imponirendſten Erſcheinungen abgeben. Wir ſahen ihn neulich im Palazzo Buonaparte, am Venetianiſchen Platz, wo er jetzt die

Gemächer ſeines Vaters, des Fürſten Canino, bewohnt, der zur Zeit ſeines Aufenthalts in Rom hier ſeine Reſidenz hatte. Es iſt dies das Napoleoniden-Haus in Rom, welches hier als Repräſentant des Anſehns und der Größe der napoleoniſchen Familie, ein fragwürdiges Monument dieſes unvermeidlichen Namens, daſteht, und die merkwürdige Gemälde-Gallerie in ſich ſchließt, in der man nur Darſtellungen aus der Geſchichte Napoleons, oft mit meiſterhaftem Pinſel, auf die Leinwand getragen ſieht. Hier lebte und ſtarb einſt Madame Mère, die großartige Napoleoniden-Mutter, welche nach dem Sturze Napoleons, den ſie prophetiſch vorhergeſehen, dieſen Palaſt in Rom bezogen hatte. In der Geſellſchaft ihres Stiefbruders, des Cardinals Feſch, verlebte Lätitia Buonaparte hier traurige Tage der Zurückgezogenheit von der Welt, die ſie aber als Kaiſer-Mutter mit imperatoriſchem Glanz aufzuputzen verſtand. Wir ſahen das Zimmer und das Bett, wo ſie in dieſem Palaſt geſtorben iſt, und wo am Schluß ihres Lebens die merkwürdige Weiſſagung von ihren Lippen floß, daß das Ende der Napoleoniden noch nicht gekommen, und daß ein neuer Sproß ihres Hauſes alle Schickſale deſſelben ruhmvoll rächen werde! Dieſe Weiſſagung der alten na-

poleoniſchen Sibylle, die ihren Michel Angelo noch nicht gefunden hat, war ein Fluch, der über die ganze Welt geſchleudert wurde, und der das eigentliche Vermächtniß Napoleons III. geworden iſt.

II.

Mazzini und Garibaldi.

Als wir jetzt unſere Wanderung durch das weite Amphitheater fortſetzten, ſtiegen noch andere Geſtalten, die hier einſt gewaltet, in unſerm Gedächtniß empor, und das Echo des alten Gemäuers, das unſere Tritte wiederhallte, ſchien ſelbſt darauf zu harren, daß wir ihm auch einige Erinnerungen an Mazzini und Garibaldi abfragen würden. Wer dächte auch nicht an Mazzini und Garibaldi, wenn man in Rom iſt, denn neben den antiken Statuen und Bildern, die hier alle Gedanken feſſeln, rufen uns auch die Figuren der Geſchichte hier auf allen Wegen an. Die ewige Stadt iſt nicht nur die Stadt der Steine, ſondern auch der Sitz aller Principienkämpfe, die auf dieſem Boden von jeher gegeneinander ſtießen und ſich tief und entſcheidend hier ausbluteten.

Die römiſche Republik von 1849 war wie eine natürliche Blüthe der Revolution emporgegangen. Denn

mit der Garve, Engel, Knebel schrieben, ist allerdings aus unserer heutigen Prosa gewichen, und wer will, mag den verlorenen Unschuldszustand unserer Schreibart daran beklagen. Jene Einfachheit gemahnt uns heutzutage fast wie Schulaufsätze aus unserer Jugend, wir haben bei verwickelteren Beziehungen des Lebens nicht mehr den harmlosen Sinn dafür. Zwar sind wir unverdorben genug, um das Schöne und sogar Große eines Stils zu empfinden, der bloß Das, was man gerade zu sagen hat, einfach walten läßt, ohne alles Faschingscostüm der Darstellung, aber Das, was wir heut zu sagen haben, ist eben ein Anderes, ein aus vielfärbigeren Richtungen, Gegensätzen und Meinungszerwürfnissen Zusammengesetztes, das nur in complizirteren Lauten, mit größerem Aufwand von Mitteln, mit künstlicheren Schattirungen, sich ausführen läßt. Wir sind auf einen Stil gewiesen, der unserm innersten Gemüth entspricht, die Anforderungen unserer Bildung und Richtung, das Dichten und Trachten unserer Persönlichkeit durch seine Ausdrucksformen befriedigt, und ein so hervorgebrachter Stil ist immer für jede Zeit der rich-

ein Volk, das einmal zu dem Entſchluß gekommen, nur in ſich ſelbſt alle Autorität aufzuſuchen und zu finden, kann, wenn es ganz ehrlich gegen ſich iſt, nur in der Republik ſein eigentliches Ziel finden wollen. Denn die künſtliche Feſthaltung des monarchiſchen Elements in revolutionairen Zuſtänden trägt dann ſchon wieder einen neuen Stachel der Revolution in ſich. Aber auf der andern Seite wird die Ehrlichkeit einer neuen Republik zugleich wieder der Anfang ihres Endes. Denn in der Politik kommt man nie principiell auf's Reine, und je ehrlicher und folgerichtiger man ſich bewegt, deſto eher entſteht die Gefahr, betrogen zu werden, und mit allen ſeinen Abſichten in das Gegentheil umzuſchlagen. Die römiſche Republik von 1849 begann mit einer ganz ehrlichen Geſtaltung aller Ideen, die in alter und neuer Zeit hier ihre claſſiſche Heimath hatten, aber dieſe Republik hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn der Papſt war draußen geblieben, er proteſtirte ſogar von Gaeta aus gegen dieſe Wendung der Dinge, und man konnte einen ſocialen und politiſchen Zuſtand nicht ſicher abſchließen, in dem die prieſterliche Gewalt bis dahin den erſten Einſchlag gebildet hatte.

Die römiſche Republik erſchien aber Niemanden

gefährlicher, als dem eben an die Spitze der französischen Republik getretenen Louis Napoleon, der sie sogleich bekriegen zu müssen glaubte. Denn die französische Republik war selbst nur der rothe Redouten-Mantel gewesen, in welchem sich die imperatorische Intrigue zuerst eingeschlagen hatte. Eine wirkliche principielle Republik in Rom entstehen zu sehn, konnte dem Louis Napoleon unmöglich behagen, denn die Wahrheit an der Tiber würde die Lüge an der Seine zu bald zu Schanden gemacht haben. Am meisten aber fürchtete er, daß die römische Republik den Oesterreichern Gelegenheit geben werde, sich im Kirchenstaat festzusetzen, und von dort ihre Herrschaft in Italien immer weiter auch über die Staaten Mittel-Italiens auszudehnen. Louis Napoleon erfand daher in seinen eigenen tyrannischen Träumen schon damals die freiheitschnaubende Phrase, daß er das italienische Volk vor Oesterreich retten wolle und ihm eine auf wirklich liberale Institutionen gegründete Regierung zu sichern gedenke, und mit dieser Etikette wurde die Expedition des Generals Oudinot gegen Rom bezeichnet.

In dieser Zeit sah man oft zwei Männer von eigenthümlichem wunderbarem Ansehn in der Ruine

des Coloſſeums erſcheinen, die architektoniſchen Verhältniſſe des alten Gebäudes mit prüfenden Augen beſchauen, und Ausmeſſungen und Anſchläge in demſelben machen, welche auf die erneuerte Umſchaffung des Coloſſeums in eine Feſtung, wozu es ſchon im Mittelalter gedient hatte, hindeuteten. Der Eine war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, und einer ſchlanken, kräftig in die Höhe ſtrebenden Geſtalt. Sein feines, olivenfarbenes Geſicht war leichenblaß, aber in den großen ſchwarzen Augen glänzte ein mächtiges Feuer, und auf der hohen ſtrahlenden Stirn, die einen gebietenden Ausdruck hatte, ſtanden ſchwärmeriſche und begeiſterte Gedanken. Das ſchwarze lockige Haar wallte ihm um Kinn und Schläfe und hing ihm herabwogend bis auf die Schultern nieder. Dies war Joſeph Mazzini, der geheimnißvolle Dämon der modernen Revolution, der unaufhörlich ſchaffende Genius der italieniſchen Freiheit und Unabhängigkeit, der Werkmeiſter aller Putſche und Aufſtände, die ſeit dem Jahre 1830 die beſtehenden Staatsordnungen beunruhigten und das italieniſche Volk in allen Schichten in einer unaufhörlichen thatbereiten Gährung erhielten. Der Triumvir der Republik, denn das war Mazzini ſeit ſeiner An-

weſenheit in Rom im Jahre 1849 geworden, trug zu dem breiten Republikanerhut noch den ſchwarzen genueſiſchen Sammtrock, in dem er als junger romantiſcher Menſch, meiſterlich und zauberhaft die Guitarre ſpielend, im Golf ſeiner Vaterſtadt Genua auf der Gondel umherfuhr und von Abenteuern der Freiheit, der Rache und der Liebe träumte.

Der andere ſtattliche Herr, der an Mazzini's Arme hing, und vielleicht um wenige Jahre jünger als dieſer ſchien, war Joſeph Garibaldi, ein Mann von kühnen und unternehmenden Zügen, der eine reiche, blitzende Militair-Uniform trug, denn die römiſche Republik hatte ihn zum Diviſions-General gemacht und an die Spitze ihrer ſchlagfertigen Truppen geſtellt. Er gehörte zu den praktiſchen Männern der Revolution, die ihr Leben unbedingt an jede Ausführung ſetzen, und mit einer Hartnäckigkeit und Tollkühnheit, die in der Gefahr ſelbſt ſchon ihre Belohnung findet, ihr Ziel verfolgen. Ein ſchöner ausdrucksvoller Kopf, der aber mehr Verwegenheit und Bravheit als Intelligenz bekundet, erſcheint Garibaldi als der ächte Typus eines Freiſchaaren-Capitains, der zwiſchen Lump und Held auf eine eigenthümliche Weiſe in der Mitte ſteht, dem man aber einen ächt militairiſchen Charakter,

der zugleich auf unerſchütterlicher Ruhe und Feſtigkeit beruht, nicht abſprechen wird. Damals ſann er, in Uebereinſtimmung mit Mazzini, auf Widerſtand und Befeſtigung gegen die heranrückenden Franzoſen, die unter General Oudinot ſchon in Civita-Vecchia zu landen anfingen. Der Triumvir Mazzini und die übrigen Mitglieder der republikaniſchen Regierung von Rom hatten es verſäumt, ſich gegen einen franzöſiſchen Angriff vorzubereiten, und der idealiſche Mazzini war Schuld an dieſer Säumniß geweſen, denn er hatte ſich jene franzöſiſche Republik nur als einen Bundesgenoſſen für den italieniſchen Volkskampf denken können, und ſelbſt als er an der napoleoniſirten Republik in Paris verzweifeln zu müſſen glaubte, hoffte er noch immer auf einen Wendepunct, der durch das franzöſiſche Volk ſelbſt zu Gunſten der italieniſchen Freiheit herbeigeführt werden möchte. Aber Garibaldi drängte ihn jetzt, nicht länger zu zögern. Doch wurde der Gedanke, das Coloſſeum wieder zu einem ſtarken Fort zu machen, wie es unter den Frangipani im Mittelalter geweſen war, bei weiterer Erwägung wieder aufgegeben.

Damals ſtanden Mazzini und Garibaldi, als ſie noch gemeinſam für die italieniſche Freiheit gegen Frank-

reich kämpften, in der kräftigſten Blüthe ihres Alters, und gaben ihrem Namen die geheimnißvoll magiſche Bedeutung, die ihn ſeitdem beſtändig umfloſſen hat. Heut, wo Beiden die ſchwarze Locke grau geworden iſt, focht der abenteuerliche Garibaldi mit ſeinen Schaaren, deren Kern ihm noch aus dem Jahre 1849 treu geblieben war, an der Seite Louis Napoleons für die italieniſche Freiheit und Unabhängigkeit, denn der Kaiſer der Franzoſen hatte es der Mühe für werth gehalten, aus dieſen koſtbaren Gütern der italieniſchen Nation die neue Schlinge zu drehen, die er im Sinne des altnapoleoniſchen Programms über Europa auswerfen wollte. Garibaldi, der aus Bornirtheit und phantaſtiſchem Heldenmuth zuſammengeſetzte Freiſchaaren-General, trennte ſich jetzt in ſeinen Wegen zum erſten Mal von ſeinem großen Freund und Meiſter Mazzini, und riß einen nicht unbedeutenden Theil der Rothen auf der großen Heerſtraße mit ſich hin, auf der die Sache Italiens von Louis Napoleon und Victor Emanuel zu einem ungewiſſen und gefährlichen Ziel fortgezogen wurde. Mazzini war jetzt vom Schauplatz zurückgeblieben und hatte ſich wieder in ſeine räthſelhaften Verſtecke zurückgezogen, aus denen er nur von Zeit zu Zeit in den von ihm geleiteten Journalen

Warnungsſtimmen vor dem napoleoniſchen Imperialismus erſchallen ließ. Die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens waren ihm viel zu heilige Begriffe, als daß die Nation ſie aus den Händen eines Louis Napoleon empfangen ſollte. Die vergifteten Geſchenke der Danae ſchienen dem alten Revolutionnair dabei vor Augen geſtanden zu haben. Das Zurückbleiben Mazzini's bewies aber zugleich, daß die italieniſche Nationalbewegung von Anfang an nur getheilt bei dem neuen franco-ſardiſchen Krieg vertreten war. Die neuen Revolutionen in Italien, welche Louis Napoleon als Vorſpann für einen neuen napoleoniſchen Triumphzug benutzen wollte, waren nur das Werk franzöſiſcher Agenten geweſen, das in einem Lande, wo man für tauſend Francs jeden Putſch beliebiger Art, gleichviel für oder gegen wen, hervorrufen kann, raſch und ſicher gelingen mußte. Die eigentlich nationalen Elemente der italieniſchen Revolution waren theils durch Garibaldi in den Wirbel hineingeriſſen worden, theils hielt ſie Mazzini, in ſeinem providentiellen Geiſt und mit ſeinem magiſchen Einfluß auf das Volk, auf den Puncten zurück, wo er ihnen ihre geheime Organiſation gegeben hatte. Es war dadurch eine Partei im Hintergrunde der heutigen Ereigniſſe geblieben, die

den Schauplatz wahrſcheinlich erſt dann betreten wird, wenn es ſich darum handeln wird, den Löwen-Antheil der Revolution zu beſtimmen. Dann wird dieſe Partei, die noch immer dem unwiderſtehlichen Zauberwort Mazzini's gehorcht, entweder rächend oder organiſirend hervortreten, und eine Stellung einnehmen, welche ſich die letzte Entſcheidung, aber im wirklich nationalen Intereſſe Italiens, vorbehalten hat.

Und wer iſt dieſer Mazzini, der ſeit dreißig Jahren faſt in der Revolution aller Länder eine Rolle ohne Gleichen geſpielt hat, und in dieſer langen Zeit, unter den verſchiedenſten Metamorphoſen ſeines eigenen Ich, die Revolution halb wie eine magiſche Kunſt, halb wie eine Wiſſenſchaft trieb und lehrte?

Wer iſt dieſes ſeltſame, ſchlangenhäutige Individuum, der geheimnißvolle Ueberall und Nirgends der Revolution, der in jeder Schlucht, in jedem Walde, in jeder Herberge und auf jedem Bauernhofe zu Hauſe iſt, und der Philoſoph, Mönch, Bandit und Schauſpieler zu gleicher Zeit ſein kann, der gefeit iſt gegen jede Polizei und jeden Gensd'armen, den noch nie ein Häſcher zu ergreifen vermochte, der in der Volksſchenke und unter den Armen und Arbeitern ſich ebenſo gewandt und

mit derſelben Anziehung aller Gemüther bewegt, als im vornehmen Salon und in den Schlöſſern der engliſchen Ariſtokraten? Wer iſt Mazzini, der ſeit dreißig Jahren in den verſchiedenſten Geſtalten Europa durchwanderte, der bald als Abbé, bald als Köhler, bald als engliſcher Kaufmann reiſte und überall elektriſche Spuren, aufziſchende Flammen von ſeinem Aufenthalt zurückließ, der, wohin er auch kam, ſich Volksaufſtände aus dem Aermel ſchüttelte, die Regierungen zittern machte, Alle beunruhigte und Alle täuſchte, und mit ſeiner beiſpielloſen Verkleidungskunſt, indem er mit einem andern Rock und einer anderen Perrücke zugleich ſein ganzes Weſen zu wechſeln ſchien, unkenntlich und unangreifbar durch Alle hindurchſchritt?

Joſeph Mazzini hatte die Revolution ſchon an der Bruſt ſeiner Mutter, einer ſtolzen, feurigen, republikaniſch geſinnten Genueſerin, gelernt. In Genua, wo Mazzini im Jahre 1809 geboren worden, hatte er ſeine Jugend verlebt, die nur in der Liebe zu einer ſchönen geiſtvollen Mutter, und in leidenſchaftlichen Träumen von dem ſchönen Italien, dem er einſt die Freiheit und Wiedergeburt erobern wollte, ſich bewegte. Die ſchöne Mutter und das ſchöne Italien hielten alle ſeine Gedanken und Träume gefangen.

Der Mutter brachte er an jedem Morgen die beſten Blumen, die es gab, und Abends ſang er ihr zu ſeiner Guitarre vor, in deren Behandlung er Meiſter war. Sein Vater war ein bedeutender Arzt in Genua, aber Mazzini wurde Juriſt, denn der mediciniſche Beruf widerſtrebte ihm unter allen Umſtänden. Ein Arzt mußte auch die Schuldigen, die Fürſten und die Ariſtokraten, heilen. Der Juriſt brauchte blos das Recht und die Wahrheit, gleichviel gegen wen, zu vertheidigen, und in dieſem Sinne wollte ſich Mazzini zum Rechtsanwalt des Volkes machen.

Faſt noch ein Knabe, knüpfte er revolutionaire Verbindungen an, und übernahm eine Rolle in dem Geheimbund der Carbonari. Bei allen ſeinen Unternehmungen, die er bald im weiteſten Kreiſe begann, ging er von der Vorausſetzung aus, daß wir in einer Zeit leben, in der jeden Augenblick eine Revolution möglich iſt, weil ſtets alle Elemente dazu gegeben liegen. Er hielt die heutige Zeit für eine Frau, die ſich ihrer Tugend niemals ſicher fühlt, und die jeder Ueberrumpelung und jedem Zufall erliegt, indem ſie ſich am meiſten über Das freut, was ihr gegen ihren Willen geſchieht. Seine Mutter war unerſchöpflich darin, Geldmittel für die Zwecke der italieniſchen Re-

tigſte und ächteſte, weil der nothwendigſte. Der Diction kann nur dann der Vorwurf zu großer poetiſcher Freiheiten oder zu geiſtreicher Prätenſionen gemacht werden, wenn dieſelben einzeln und unvermittelt an ihr daſtehen, und wie ein anmaßlicher Flitterprunk für ſich ſelbſt mehr bedeuten wollen, als die innere Schwere des Inhalts. In dieſer Weiſe ſcheinen allerdings jetzt viele Autoren zu entſtehen, die bloß Schriftſteller einer geiſtreichen Diction ſind, und die, ohne wirklich eigene Gedanken zu haben, doch mit einem Anſtrich des Gedankenvollen ſchreiben, der an den überlieferten und erwerblichen Reichthümern der deutſchen Diction haftet. Dies Geiſtreiche beſteht vornehmlich in den Beiwörtern, die überhaupt ſchon deshalb eine prägnantere und pointirtere Stellung in der neueren Proſa einzunehmen ſuchen, weil die Macht der Hauptwörter, durch ihre verloren gegangene Bildlichkeit, unwirkſamer geworden und gewiſſermaßen einer Verſtärkung durch die Adjectiva zu bedürfen ſcheint. Daß die deutſche Diction einmal auf ſolche Stufe gelangen würde, war ſchon ſeit Klopſtock vorauszuſehen, gegen deſſen kecken poetiſche Be-

volution herbeizuſchaffen, und dieſe Kunſt lernte er von ihr, indem er bis in die neueſte Zeit hinein auf die ſtaunenswürdigſte Weiſe ſtets über Capitalien zu gebieten hatte, die ihn in den Stand ſetzen konnten, eine Volkserhebung hervorzurufen.

Es verſteht ſich, daß Mazzini bald auf einer Feſtung ſaß. Es war Savona, am Golf von Genua, wo die piemonteſiſche Regierung den gefährlichen Jüngling einſperren ließ. Er mußte auch die Kerkerleiden kennen lernen, um ſich den Schwur zu leiſten, daß es niemals wieder gelingen ſolle, ihn lebend zur Haft zu bringen, und dieſen Eid hat er bis jetzt auf das Wunderbarſte gehalten. Sechs Monate ſaß er in den Kaſematten von Savona, und dann traf ihn die Verbannung aus ſeinem Vaterlande, wodurch ein entſcheidender Schritt für die italieniſche Sache geſchah. Denn in Marſeille, wohin ſich Mazzini begab, und wo die italieniſchen Patrioten und Exilirten damals in großer Anzahl zuſammenſtrömten, ſtiftete Mazzini die Geſellſchaft des „Jungen Italiens“, und begründete zur ſelben Zeit unter dem Namen la Giovine Italia ein journaliſtiſches Blatt (1831), in welchem er die Prinzipien der neuen, die ganze Nation umfaſſenden Verſchwörung mit einem leidenſchaft-

lichen Feuer, und zugleich mit jenem ſchwärmeriſchen und ſentimentalen Myſticismus, der ſeine erſte Periode charakteriſirte, erörterte. Poetiſch-bibliſch-prophetiſch war der Stil, in welchem das Haupt des „Jungen Italiens" die Einheit und Unabhängigkeit der Nation predigte, und zur That, zu jedem kühnen Wagniß trieb.

Die Mazziniſten verhielten ſich zu den alten Carbonari, wie die Jünger Rouſſeau's zu den Voltairianern in der erſten franzöſiſchen Revolution, die ſich von Anfang an nach dieſen beiden Richtungen hin theilte. Mazzini verehrte Ein höchſtes Weſen, wie Robespierre es verehrte, der dieſen Cultus von ſeinem philoſophiſchen Meiſter Rouſſeau aufgenommen hatte. Dies färbte von vornherein die politiſche und religiöſe Stellung des Jungen Italiens, unter deſſen Cypreſſen-Zweig, welchen der Bund zu ſeinem Symbol und ſeiner Deviſe angenommen hatte, ſich Alles zu ſammeln begann, was in Italien der Univerſitäts-Jugend, den literariſchen und akademiſchen Kreiſen und überhaupt den Sphären der Bildung angehörte. Nach der rein politiſchen Seite hin, ſtrebte und drängte das junge Italien der demokratiſchen und ſocialen Republik entgegen. Das eine und höchſte Weſen aber, wel-

ches Rouſſeau, Robespierre und Mazzini zur ausſchließlichen Anbetung aufſtellten, war die Volksſouverainetät ſelbſt.

Die Gliederung, welche die Aſſociation des Jungen Italiens in ſich ſelbſt empfing, war von Mazzini erſonnen worden, und diente ſpäter allen demokratiſchen und revolutionairen Organiſationen zum Vorbild. Es war die Gliederung in encycliſchen Kreiſen, von denen ſich einer im andern aufbaute und die aus höheren und niederen Stufen beſtanden, in der Weiſe ſich ineinanderſchlingend, daß die Mitglieder eines höhern Cirkels Präſidenten eines niedern wurden. Nur die Cirkel, welche den „großen Rath" bildeten, kannten die letzten Endzwecke und äußerſten Mittel der Geſellſchaft. Den bloß ausführenden Mitgliedern geboten ihre Eide abſolutes Stillſchweigen und blinden Gehorſam gegen die Oberen. Dieſe Organiſation griff ſo meiſterhaft zuſammen, daß ſie zugleich die Ausübung der unbarmherzigſten Blutgerichte über treuloſe und ungehorſame Mitglieder des Bundes ermöglichte.

Die Emiſſaire des Jungen Italiens bedeckten bald die ganze apenniniſche Halbinſel und arbeiteten auf eine allgemeine Volkserhebung hin, die zunächſt alle

Fürſten ſtürzen und Italien in eine Gruppe von Republiken umwandeln ſollte. Von allen Seiten ſtrömten die größten Summen für dieſe Zwecke zuſammen. Die Matroſen der Handelsſchiffe wurden die Hauptagenten des Jungen Italiens, denn ſie unterhielten die Verbindung der Mitglieder auf allen Punkten des Landes, und beförderten Gelder, Packete, Inſtruktionen auf die raſcheſte und geheimſte Weiſe nach allen Seiten hin. Indeß ſah es doch mit den erſten praktiſchen Verſuchen zur wirklichen Revolutionirung Italiens ſehr kläglich aus. Mazzini mußte noch für einen verſunkenen Träumer gelten, als er, in Gemeinſchaft mit dem wahrſcheinlich verrätheriſchen General Ramorino und einigen hundert Flüchtlingen, den Einfall in Savoyen anordnete (Februar 1834), um Piemont zu revolutioniren. Dieſer Zug war wie aus dem Monde auf die erſtaunte Bevölkerung heruntergefallen, und bewies doch, daß die bloße Vorſchiebung einer revolutionairen Couliſſe noch nicht genüge, um ein Volk ſogleich zur Action zu bringen.

Mazzini war über Genf nach London gereiſt, da die italieniſchen Regierungen bei Louis Philipp die Ausweiſung der Mazziniſten aus Frankreich durchgeſetzt hatten, und der König Karl Albert, welchen

Mazzini ſpäter ſehr treffend und ſehr mild den „Hamlet“ unter den Monarchen nannte, ſogar ſo weit gegangen war, Mazzini zum Tode verurtheilen zu laſſen. In London hatte das perſönliche Erſcheinen Mazzini's ungeheures Intereſſe erregt, in den bedeutendſten geſellſchaftlichen Kreiſen hatte er leichten Zutritt gefunden, und ſich mit der ihm in allen Dingen eigenen Virtuoſität als vollkommen ebenbürtig in literariſchen wie in diplomatiſchen Cirkeln eingeführt. Ich hatte im Jahre 1837 bei meinem erſten Aufenthalt in England mehrfache Gelegenheit, Mazzini zu ſehen, der in dieſem Jahre, auch aus der Schweiz vertrieben, zuerſt nach London gekommen war. Mazzini führte damals, jedoch nur in den Kreiſen der Conſpiration, auch den Namen Strozzi, deſſen er ſich mit Vorliebe zu bedienen pflegte und den man ihm erſt jetzt beigelegt zu haben ſchien. Die magnetiſche Anziehungskraft, die man ſeiner dunkeln, von einem geheimen Feuer durchloderten Perſönlichkeit ſo oft nachgeſagt hat, mußte ſich beſtätigen, wenn man die unaufhörliche geiſtige und nervöſe Fluctuation ſeines Weſens ſah. Er beſchäftigte ſich in dieſer Zeit auch ſehr viel mit Literatur aller Völker, deren Haupterſcheinungen er ziemlich genau ſtudirt zu haben ſchien,

wie auch mehrere Artikel, die er in den engliſchen Reviews lieferte, auf eine überraſchende Weiſe darthaten. Selbſt Zacharias Werner's vierundzwanzigſter Februar hatte ihn eigenthümlich beſchäftigt. Eine italieniſche Ueberſetzung dieſes vielgenannten deutſchen Dramas hatte damals Jacopo Ruffini geliefert, der innigſt geliebte Jugendfreund und Univerſitätsgenoſſe Mazzini's, der ſchon ein Jahrzehnt früher den Kampf zwiſchen der claſſiſchen und romantiſchen Schule, zum Theil in Gemeinſchaft mit Mazzini, auch nach Italien verpflanzt und dort ebenfalls die Gegenſätze der nationalen Tagespolitik daran angeknüpft hatte. Mazzini ſchrieb damals in London in der Foreign Quarterly Review über die Ruffini'ſche Ueberſetzung des Werner'ſchen Stücks, und reihte daran einige vortreffliche Ausführungen über die Bedeutung der Schickſals-Tragödie, die ſeinen tief durchdringenden, mit myſtiſcher Speculation genährten Geiſt auch auf dieſem Gebiet glänzen ließen. Sein Artikel über Göthe in derſelben engliſchen Review ging mehr auf die ethiſchen und formellen Seiten des deutſchen Genius ein, und offenbarte ein ſcharfes und ſinniges Verſtändniß auch für dieſe Nationalität, die Mazzini bald darauf ganz beſtimmt in den Zuſammenhang

ſeiner revolutionairen Entwürfe und Speculationen aufnahm.

Aus dem „Jungen Italien" war in jener Zeit ſchon das „Junge Europa" geworden, denn bereits im Jahre 1834, als ſich das „Junge Italien" durch den kläglichen Savoyerzug um allen und jeden Credit gebracht, hatte Mazzini das „Junge Europa" geſtiftet, welches ein Central-Bund der Revolutionirung aller Länder werden ſollte, und in dem das „Junge Italien," das „Junge Deutſchland," das „Junge Polen," und ſpäter auch eine „Junge Schweiz" als ſpecielle Abtheilungen vertreten waren.

Die Mazziniſche Ausſaat war es vornehmlich, welche in Italien in den revolutionnairen Bewegungen des Jahres 1847 endlich aufging. Pio Nono war lange, ohne es zu wiſſen, ein Werkzeug der Mazziniſten geweſen, die ſeine ſchöne weichgeſchaffene Seele dazu benutzten, ihre Signale wiederzutönen. Mazzini hatte ſich gegen Ende des Jahres 1847 nach Paris begeben, um dort eine Zuſammenkunft mit Gioberti, Mamiani und Anderen abzuhalten und für die Befreiung Italiens einen alle Parteien und Fractionen in ſich vereinigenden Plan zu entwerfen. Es war zu dieſem Zweck damals die italieniſche „National-Aſſo-

ciation" geſtiftet worden, der auch Mazzini beitrat, und deren ausgeſprochenes Ziel folgendermaßen gefaßt war: „Die einheitliche — freie — unabhängige Nation; der Krieg mit Oeſterreich; Verbrüderung mit den freien Nationen und mit den Völkern, die für ihre Freiheit kämpfen." Der Hauptzweck der neuen National-Aſſociation war daher die Unabhängigkeit Italiens, und in dem Programm war ausdrücklich darauf hingewieſen, daß es bei dieſem Kampfe noch nicht darauf abgeſehen ſei, für die eine oder die andere Regierungsform eine zwingende Entſcheidung herbeizuführen. Es waren jedoch Ceſare Balbo, Mamiani, Maſſimo d'Azeglio, Gioberti und andere Führer der conſtitutionnellen Partei, die ſich damals in Piemont ſchon ſehr feſt organiſirt hatte, ſofort auch mit der Anforderung hervorgetreten, daß ſich ganz Italien an Sardinien anſchließen müſſe, um unter deſſen Führerſchaft Oeſterreich aus Italien zu vertreiben und ſich um den conſtitutionnellen Thron des Königs von Sardinien in einer politiſchen Neugeſtaltung zu gruppiren. Dagegen hatte ſich jedoch Mazzini ſchon damals mit ſeinem ganzen Anhange erklärt. Denn Mazzini hatte ſich niemals der Theorie Machiavelli's gebeugt, der einem einzigen Tyrannen und allen egoi-

ſtiſchen Einzelintereſſen deſſelben die Hand reichen wollte, um durch ihn vor Allen die Einheit und Unabhängigkeit Italiens zu Stande bringen zu laſſen. Mazzini widerſtrebte damals jener Rolle Sardiniens ebenſo hartnäckig, als er ſich heut dem Doppelſpiel Sardiniens und Frankreichs an der Spitze Italiens widerſetzt hat.

Mazzini war wieder nach ſeinem ſchönen Italien zurückgekehrt und hatte ſich zuerſt nach Mailand begeben, wo inzwiſchen die Revolution, zum Theil im Bunde mit dem König Carl Albert, ihren Sitz aufgeſchlagen hatte. Mazzini, der aus langem Exil Heimgekehrte, war in Mailand von den ihm zujauchzenden Volksmaſſen im Triumphe empfangen und durch die Straßen geführt worden. Aber Mazzini konnte ſich mit der Rolle Carl Alberts und der in Mailand eingeſetzten proviſoriſchen Regierung nicht einverſtehen, er begründete vielmehr dort ein neues Centrum für die republikaniſche Partei, während er es auf der anderen Seite aus ſtaatsklugen Bedenken vermied, die Proviſoriſche Regierung, die er mit einem einzigen Schlage hätte niederwerfen können, zu ſtürzen. Durch dieſe letztere Schwäche lähmte er das Wirken ſeiner eigenen

Parteigänger, die ſich in Mailand in immer ſtärkeren Maſſen um ihn zu verſammeln anfingen.

Dort war auch der abenteuerliche Garibaldi angekommen, damals ein ächter Soldat Mazzini's, der ſchon den lächerlichen Maskenzug nach Savoyen, im Jahre 1834, mitgemacht hatte, der aber ſeitdem als Flotten-Offizier in den Dienſten des Bey von Tunis geweſen war und ſich dann nach Montevideo begeben hatte, wo er das Geſchwader der Republik Uruguay in den Kampf gegen Buenos Ayres geführt und als Guerillaführer in dem Landkriege gegen Roſas märchenhafte Thaten der Tapferkeit verrichtete. Jetzt war er nach Mailand gekommen, um eine Verwendung für die Sache Italiens zu finden, aber die damaligen Gewalthaber nahmen ihn ſehr kühl auf, und kaum geſtattete man es ihm, daß er zur Bildung von Freiſchaaren mit ſeinem unwiderſtehlichen Feuereifer ſchreiten durfte. Auch die ſchöne Prinzeſſin Belgiojoſo erſchien damals in Mailand an der Spitze von 200 Freiwilligen, die ſie aus Neapel brachte, um ſie in den Unabhängigkeitskampf für Italien zu führen. Ihr glänzender Salon in Paris war einſt die Zuflucht der italieniſchen Emigration unter Louis Philipp geweſen, und zugleich ſah ich hier Alles, was den Muſen

handlung der Sprachformen damals Bürger in seinen akademischen Vorträgen über den Stil heftig eiferte, indem er am meisten auf populaire Faßlichkeit und Volksthümlichkeit der Schreibart drang. Doch steckte der Prosa auch Klopstock enge Gränzen und wollte derselben noch keine poetischen Zugeständnisse machen. In seinen grammatischen Gesprächen tadelte er selbst die poetische Voranstellung des Genitivs vor dem regierenden Worte in der Prosa sehr stark, und gewiß für viele Fälle mit Unrecht, obwohl jetzt diese Wendung, wie aller derartiger Figurenzierrath, in unserer mehr mit der Meinung beschäftigten Prosa wenig oder fast gar nicht gebraucht zu werden pflegt.

Der Inhalt, als einziger Meister, Schöpfer und Alleinherrscher des Stils, vermag auch der Diction allein Gränzen zu setzen, sie zu erweitern oder zu beschränken. Was der Inhalt gebietet, weil es für ihn nöthig ist, muß die Diction leisten, werde auch eine Tonart oder ein Stil daraus, welcher es wolle, und die deutsche Sprache hegt so viel Hülle und Fülle von Production, Witz und Gesinnung schon in ihrem Sprachhaushalt, daß sie

und Grazien angehörte, an ihrem, von so liebenswürdiger Hand behüteten, gastlichen Heerd vereinigt. Jetzt hatte die Freundin Heine's und Meyerbeer's den Helm der Kriegsgöttin aufgesetzt, aber die mißliche und trügerische Situation, in welche nun die nationale Bewegung Italiens eingetreten war, lähmte auch ihr Wirken, nach dem sie sich so lange in glühenden Träumen gesehnt.

Die Stellung Carl Alberts, welche sich neutralisirend und abschwächend zwischen allen Parteien niedergelassen, war es am Ende, welche der Nationalbewegung von 1848 diese schwache und ungewisse Haltung angekränkelt hatte. Es handelte sich damals in Mailand schon um den Anschluß der Lombardei an Piemont, auf welche der König Carl Albert angetragen hatte. Die provisorische Regierung ließ darüber auf ausgelegten Stimmlisten unter dem Volke abstimmen, wobei sich eine ungeheure Majorität für die Vereinigung der Lombardei mit Piemont ergab. Mazzini schüttete seinen Zorn über ein solches Verfahren in einem flammenden Manifest aus. Dann, an allem Gelingen verzweifelnd, verließ er Mailand und begab sich nach Bergamo, wo Garibaldi mit seinen neugebildeten Freischaaren stand. Mazzini hatte sich eine Flinte über die Schulter gehangen, und meldete sich, um als

einfacher Kämpfer in den Legionen Garibaldi's eingestellt zu werden. Dann forderte Mazzini auf, Barrikaden zu bauen und den Volkskrieg mit allen ſeinen äußerſten Mitteln zu beginnen. Aber inzwiſchen hatte Mailand capitulirt, und die öſterreichiſchen Soldaten waren in überwältigender Anzahl gegen die Schaaren Garibaldi's ausgezogen.

In Florenz hatte die damalige Revolution leichtes Spiel gefunden, und nach der Flucht des Großherzogs von Toscana war die Republik in vollſtändiger Organiſation eingeſetzt worden. Dorthin hatten ſich Mazzini und Garibaldi nach der verlorenen mailändiſchen Sache gewandt, und Mazzini war in Florenz ſogleich zum Mitglied der Proviſoriſchen Regierung gewählt worden. Zugleich übernahm er eine Miſſion nach Rom, wohin er ging, um der neuerrichteten römiſchen Republik den Brudergruß der Republik von Toscana zu überbringen. Hier in Rom wollte man eben zur Ernennung des Triumvirats ſchreiten, das an der Spitze der neuen Republik ſtehen ſollte, und man hielt Mazzini feſt, um ſich ſeiner im Volke faſt abergläubiſch verehrten Perſönlichkeit für die Leitung der römiſchen Angelegenheiten zu verſichern.

Mazzini hatte mit ungewöhnlicher Thätigkeit ſein

Triumvirat begonnen, das er mit Saffi und Armellini, zwei Männern, die zu einem ausdauernden und willenskräftigen Handeln nicht angelegt waren, theilte. Die Triumvirn hatten ihre Wohnung auf dem Quirinal genommen, und in den schönen glänzenden Gemächern, die der fliehende Pio nono erst vor Kurzem verlassen, war die neue Regierung der Republik eingerichtet worden. Aber Mazzini hatte sich in seiner Rechnung auf die Gesinnungen der französischen Republik für Italien getäuscht gesehen. Eines Tages spielte der Telegraph vom St. Peter zu dem Telegraphen des Quirinal hinüber, um die Triumvirn zu benachrichtigen, daß die französischen Truppen von Civitavecchia her im Anmarsch gegen Rom begriffen seien. Jetzt erst wurde in Rom an die Vertheidigung der Republik gegen den äußeren Feind gedacht, der mit bedeutenden Streitkräften die Belagerung der ewigen Stadt begann. Im Innern von Rom herrschte eine ungeheuere Bewegung, und fast wäre eine päpstliche Reaction, für die zwei Drittel der Nationalgarde in Trastevere und viele Mitverschworenen in Rom eintraten, losgebrochen. Mit sicherer diplomatischer Hand wußte Mazzini diese Regungen zu beschwichtigen, und Garibaldi, der mit seinen wilden Schaaren im Kloster

St. Silveſtro lag, und von dort aus die kriegeriſche Aktion gewaltig in die Hand nahm, riß bald die ganze Bevölkerung in einen flammenden Kriegseifer hinein.

In Rom war freilich ſeit Beginn der republikaniſchen Zeit ein Sturm gegen Kirche und Clerus entſtanden, wodurch ſich die mit dem geiſtlichen Regiment verwachſenen Gemüther ſehr verletzt gefühlt hatten. Man ſah plötzlich, daß Mazzini nicht mehr der religiöſe und kirchliche Mann war, wie früher, wo er bei der Stiftung des Jungen Italiens eine politiſch-religiös-ſociale Aſſociation auf dem Grunde eines durchaus myſtiſchen und chriſtlichen Romanismus angeſtrebt hatte. Jetzt konnte man nicht mehr glauben, daß Mazzini einen neuen Mahomet oder Cromwell ſpielen wolle. Unter ſeinem Triumvirat hatte die Confiscation aller Kirchengüter begonnen, und um die Stunde von Ave Maria blieb die ewige Stadt ſtumm, denn die Glocken der Kirche hatte man heruntergeholt, um Kanonen zur Vertheidigung Roms daraus zu gießen. Die Güter der Jeſuiten und der Inquiſition waren dem republikaniſchen Finanzminiſter Sterbini zur Verwaltung übergeben worden. Im Allgemeinen fand eine Vertheilung der Kirchengüter unter die Armen

ſtatt, und jede bedürftige Familie empfing davon ein Stück Land oder einige Hektaren von einem Weinberg, auf dem früher nur für die Klöſter die erquickende Traube gewachſen war. Gegen die Prieſter hatte ſich die Volkswuth entfeſſelt, die „Kohlenſäcke" durften ſich in ihrem geiſtlichen Koſtüm nicht mehr auf den Straßen ſehen laſſen, man plünderte die Klöſter, und auf der Piazza del Popolo ließ Ciceruacchio alle Beichtſtühle aus ganz Rom zuſammenſchleppen, um davon ein himmelhoch praſſelndes Autodafé zu veranſtalten. Zur Feier der Oſtern wurde zwar das Kreuz auf dem Dom von St. Peter glänzend erleuchtet, aber die Hochgeſänge der Sixtiniſchen Kapelle ſchwiegen, und der Papſt ſelbſt fehlte, ſtatt deſſen Mazzini in Perſon auf der Loggia St. Peters erſchien. Es war, wie es ſchon oft geweſen, als wenn die ganze Welt ſich umgedreht hätte, und doch ſind ſolche Momente, in denen ſich die Situation überſtürzt, oft nur das Symptom, daß Alles beim Alten bleiben wird.

Indeß ſtanden Rom und der franzöſiſche General Oudinot ſich auf Schußweite gegenüber. Rom war mit Barrikaden überdeckt, und Oudinot, der jetzt von Paris Befehl erhalten hatte, die ewige Stadt im

Sturm zu erobern, hatte ſeine Hauptſtellung auf dem Monte Mario genommen, wo ſein linker Flügel ſich ausbreitete. Endlich begannen die erſten Angriffe der Franzoſen, welche ſich gegen die Villa Pamphili und die Villa Corſini richteten, in welcher letzteren, die auch Quatro-Venti genannt wurde, jetzt Garibaldi mit ſeinen 4000 Mann ſtarken Legionen ſtand. Der Beſitzer dieſer mit den bedeutendſten Kunſtſchätzen geſchmückten Villa iſt der in Florenz lebende Fürſt Negri Corſini, Marquis von Lajatico, der bei der neueſten toskaniſchen Revolution eine dem Kaiſer der Franzoſen und dem König Victor Emanuel ſehr ergebene Rolle geſpielt hat. Jene Poſition ſchien den Franzoſen von großer Bedeutung, und es entſpann ſich um dieſelbe ein hartnäckiger und blutiger Kampf, der vom Morgen bis in die Nacht hinein dauerte, und der die Villa endlich in der Gewalt der Franzoſen ließ. Der Heldenmuth der Römer im Belagerungskampfe iſt ſelbſt von den dem Volke feindlichen Parteien anerkannt worden, aber ihrer Sache hatte von vorn herein der Untergang gedroht. Dieſer Heldenmuth offenbarte ſich auch darin, daß unter dem Sturm der Kugeln, die in die Stadt hereingeworfen wurden, die neue Verfaſſung der römiſchen Republik

ruhig, Paragraph für Paragraph, weiter berathen wurde.

In der Nacht des 21. Juni ſchritt Oudinot endlich zum Sturmangriff gegen Rom, und das Feuer der Belagerung ſpielte jetzt ſieben Tage und Nächte lang auf die Stadt herunter, die in der Nacht des St. Peterstages, als die Kuppel des Vatican noch von den Freudenfeuern des begangenen Feſtes glänzte, ihre Mauern den Feinden öffnen mußte. In dem Straßenkampf, der ſich jetzt entſpann, und in dem Haus für Haus genommen werden mußte, ragte die perſönliche Tapferkeit Garibaldi's auf eine wundergleiche Weiſe hervor. Neben ihm focht ſeine muthige und ſchöne Frau Anita, eine junge üppige Creolin aus Braſilien, mit ſchwarzglänzendem Haar und flammenden Augen, welche ſich Garibaldi aus Amerika mitgebracht hatte und die er bei der vierten Centurie ſeiner Legionen eingeſchrieben, bei welcher ſie in den Hauptmannsrang emporgeſtiegen war. An der anderen Seite Garibaldi's kämpfte ſein nicht minder berühmter Neger Andrea, mit der wilden und grauſamen Tapferkeit ſeines Stammes. Er war der beſtändige Gefährte Garibaldi's geweſen, den er wie ſeinen Gott verehrte, aber eine Kugel der Franzoſen ſtreckte ihn

in der Belagerungsnacht zerſchmettert zu den Füßen ſeines Herrn nieder. Mazzini, der erſt entſchloſſen bis zum äußerſten Vernichtungskampfe geweſen, legte jetzt mit ſeinen beiden Genoſſen das Triumvirat der römiſchen Republik nieder, und an die Stelle trat noch in den letzten Augenblicken der Republik ein neues, das ſich aus Mariani, Saliceti und dem tapfern Oberſt Calandrelli bildete, das aber nicht mehr in der Lage war, irgend eine Wirkung auszuüben.*)

Am 3. Juli zog Oudinot erſt in die eroberte Stadt ein, und es war ein merkwürdiger römiſcher Charakterzug, der faſt an die Stärke des antiken Römerthums erinnerte, daß in demſelben Augenblick vom Capitol herab, durch den Präſidenten der conſtituirenden Verſammlung, die fertig gewordene römiſche Ver-

*) Oberſt Calandrelli, der Sohn des bekannten und verdienſtvollen Bildhauers Calandrelli, wurde nach Wiederherſtellung der päpſtlichen Autorität im Kirchenſtaat in die Feſtung von Ancona geſperrt, wo er in einem elenden Kerker ſaß, in dem das Meereswaſſer oft bis zu drei Fuß Höhe eintrat. Er verdankte ſeine Befreiung nur der gütigen Verwendung des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV., der für den Vater Calandrelli und deſſen bildhaueriſche Arbeiten eine große Vorliebe hegte. Oberſt Calandrelli lebte ſeitdem in Berlin, mit hiſtoriſchen, auf die Geſchichte Italiens bezüglichen Arbeiten und italieniſchem Sprachunterricht beſchäftigt.

faſſung verleſen wurde. Das Volk, welches ſich dazu auf dem Capitol verſammelt hatte, brach in einem ungeheueren Jubel über dieſe Verfaſſung aus, durch welche die Umwandlung des Kirchenſtaats in eine demokratiſche Republik auf Grundlage der Volksſouverainetät verkündigt wurde. Obwohl ſchon geſchlagen durch die Soldaten Frankreichs, glaubte man jedoch ſeltſamer Weiſe die Republik retten zu können, und es wurde verlangt, daß die neue Conſtitution auf einer Marmortafel eingegraben und an dem Capitol befeſtigt werden ſollte. Statt deſſen wurde bald darauf die Büſte des Generals Oudinot auf dem Capitol aufgeſtellt, die unter der ausdrücklichen Anerkennung des römiſchen Senats, daß der franzöſiſche General die Stadt von den demokratiſchen Tyrannen befreit und die alten Denkmäler Roms geſchont habe, ihren Platz unter den großen Kriegern und Feldherren des Capitols empfing.

Garibaldi zog im ſchützenden Dunkel der Nacht, an der Spitze von Fünftauſend ſeiner Leute, die er ſich aus dieſem Kampf gerettet hatte, aus Rom ab. Neben ihm ritt ſein über Alles geliebtes Weib, die herrliche Anita, die auch auf dieſem gefahrvollen Rückzuge treu und muthig an ſeiner Seite blieb. Cice-

ruacchio diente der fliehenden Schaar als Wegweiſer, die ſich unter ſeiner Leitung in die Berge des Apennin warf, verfolgt von einigen franzöſiſchen Abtheilungen, die ihr unter Regnault de Saint Jean d'Angely nachgerückt waren. Unter Abenteuern, Entbehrungen und Qualen aller Art ſetzte ſich der Zug Garibaldi's nach San Marino fort. Aber unterwegs wurden die Schaaren auch durch öſterreichiſche Truppencorps gedrängt und umzingelt, und man beſchloß endlich, ſich als Maſſe zu zerſtreuen und in einzelnen Abtheilungen vorwärts zu dringen. Garibaldi ſelbſt reiſte allein mit ſeiner Anita weiter, er ſuchte auf den ihm bekannten Schleichpfaden den Weg durch Toscana nach Genua zu gewinnen. Aber Anita, die bis dahin alle Entbehrungen und Gefahren der Reiſe mit ungebrochenem Heldenmuth beſtanden, ſank plötzlich auf dem Wege zuſammen und hauchte ihre Seele in den Armen des untröſtlichen Garibaldi aus. Sie trug ihr viertes Kind in ihrem Schooße, und der Zuſtand der Schwangerſchaft, in dem ſie in der letzten Zeit ſo rieſenhafte Anſtrengungen gemacht, ſchien ihren Kräften ein Ziel geſetzt zu haben. Garibaldi begrub ſie im Sande des Meeresufers und ſetzte dann allein ſeine Wanderung in's Exil fort. Er ging über Genua nach

unter allen die biegſamſte ſein möchte für den Stil des Inhalts. Die moderne Literatur der Proſa bewegt vor allen Dingen den Inhalt, und des Inhalts bedarf der proſaiſche Stil immer, um ſchön und vollendet zu ſein, während in Verſen bei weitem leichter auch ein inhaltsloſer Gegenſtand Intereſſe und Reiz erhält, worüber auch Goethe einmal, in einem Geſpräch mit Eckermann (Thl. I. S. 80.) eine Bemerkung macht, während Tieck in ſeinen dramaturgiſchen Blättern den jungen dramatiſchen Dichtern anrieth, ihre aufgeblaſenen Jamben in Proſa zu zerlöſen, um ſich dadurch von deren Inhaltsloſigkeit zu überzeugen. Der Stil des Inhalts wird auch der Schönheit des Einfachen nicht entbehren, wo ein heiterer und beruhigter Himmel der Gedanken über ihm liegt. Von einer Zeit aber, in der Alles auf Inſtrumenten, bis zum Zerſpringen geſtimmt, ſeinen Lebenston abſpielt, wo unſere Sitten, unſere Speculation, unſere Exiſtenzfragen mit lauter noch unverarbeiteten Elementen geſchwängert und überfüllt ſind, da verlange man nicht ländliche Schalmeienklänge und Hirtenpfeifen mit Hintergrund friedlich ſtiller

Tunis, und wandte ſich dann wieder nach Amerika, wo mancherlei neue Kriegsabenteuer ihn erwarteten, die ihn als Capitain eines peruaniſchen Schiffs ſogar nach China führten, bis ihn die Hoffnungen auf den Losbruch einer neuen italieniſchen Bewegung wieder in die Heimath zurücklockten.

Nachdem Rom von den Franzoſen genommen war, verſchwand auch Mazzini auf dieſelbe geheimnißvolle und räthſelhafte Weiſe, in der er ſtets bei ſolchen Gelegenheiten den Schauplatz verließ. Es gelang ihm aber, auf einem italieniſchen Handelsſchiffe zu entkommen, auf dem er ſich zuerſt nach Marſeille begab. Seine Freunde verſichern, daß er gänzlich arm und mittellos aus Rom weggegangen ſei, denn bei ſeiner unbegreiflichen Leichtigkeit, für ſich und die Zwecke der Revolution Geld zu machen, war ihm nie daran gelegen geweſen, ſich aus den öffentlichen Kaſſen der von ihm verwalteten Republik zu bereichern. Von Marſeille begab er ſich nach Lauſanne, wo er eine Zeitlang die in Mailand begonnene Zeitſchrift Italia del popolo fortſetzte. Der Fall Roms, obwohl eine Thatſache von ungeheuerer Folgenweite für die nationale Sache Italiens, hatte doch Mazzini eigentlich erſt auf die Höhe ſeiner revolutionnairen Macht er-

heben, und er begann jetzt erſt im weiteſten Umfange ſeine Thätigkeit als leitendes Oberhaupt der europäiſchen Conſpiration, die er nun bis in das innerſte Gefüge der Nationen zu vertreiben wußte. Er organiſirte jetzt das italieniſche National-Comité (Comitato Nazionale Italiano), das einige Deputirte der conſtituirenden Verſammlung in Rom ſchon am andern Tage nach dem Einzuge der Franzoſen in einer geheimen Zuſammenkunft geſtiftet hatten, und dem ſich bald darauf in London auch das europäiſche Comité zur Seite ſtellte, in welchem Mazzini Italien, Ledru-Rollin Frankreich, Darasz Polen und Arnold Ruge Deutſchland vertrat.*) Der ausgeſprochene Zweck dieſer neuen Organiſation war die Herſtellung der univerſalen Republik und der Verbrüderung und Solidarität der Nationen. Mazzini wurde das abſolute Haupt dieſer weitberechneten Organiſation, die er auch auf Geldmittel von beträchtlichem Umfange zu ſtützen wußte. Er ſchrieb eine revolutionnaire National-Anleihe von zwei und einer halben Million Lire aus, und die Obligationen, die er für dieſe Summe ausſtellte, hatten ſogar eine Zeitlang Cours an der Lon-

*) Orsini Memorie politiche p. 94.

dener Börse, an der sie ohne alles Bedenken genommen wurden.

Mehr konnte Mazzini nicht verlangen, um sich auf dem geheimnißvollen Thron der Revolution, den er bestiegen hatte, anerkannt zu sehen. Aber die Rolle des großen Agitators hatte doch von jetzt an ihre eigentliche innere Bedeutung und die glänzende Schwungkraft verloren, mit der sonst Mazzini's Wirken sich zu entfalten suchte. Aus einem Großmeister der Revolution war er zu einem ganz gemeinen Putschmacher herabgesunken, und das handwerksmäßige Machen der Revolution, das oft auf so einfältige und trügerische Berechnungen sich stützte, war an die Stelle der großen Impulse getreten, die Mazzini sonst mit kühner Hand und mit ideellen schwärmerischen Aufrufen in die Mitte einer Bevölkerung zu werfen pflegte. Dies Putschmachen, das leider der typische Charakter aller revolutionairen Bewegungen und Versuche seit dem Jahre 1849 wurde, war eine revolutionaire Taschenspielerei, welche in der Ueberrumpelung der Situation ihren Effect erzielen wollte und dabei so leichtgläubig oder so verblendet über ihre eigene Wirksamkeit sich zeigte, daß sie das unerwartete Abfeuern eines Pistols

für hinlänglich hielt, um eine ganze Bevölkerung zum offenen Aufstande zu rufen.

Ueber den ganzen Apparat der Mazzini'schen Putsche wird man am besten durch die politischen Memoiren des unglücklichen Felice Orsini unterrichtet, der in den letzten Jahren das Hauptwerkzeug Mazzini's bei der unabläßigen Revolutionirung Italiens war. Orsini hebt selbst in seinen für die Zeitgeschichte ungemein interessanten Bekenntnissen die Armseligkeit und Lächerlichkeit dieser Mittel hervor, mit denen Mazzini oft von einer kleinen italienischen Stadt aus, durch Besetzung des Rathhauses mit zehn oder zwanzig Mann, durch Niederstechen einer Schildwache, oder durch Aufpflanzen einer dreifarbigen Fahne über den Stadtthoren, die ganze Nation zu einer plötzlichen Erhebung aufrufen zu können glaubte. Es entstanden dadurch ganz kindische und armselige Expeditionen, bei denen sich Mazzini gewöhnlich im Hintergrunde hielt und die er in der Regel von London aus einfädelte und leitete. Bei einigen dieser elenden Aufstandsversuche erschien aber auch Mazzini wieder in Person, und zeigte sich commandirend an der Spitze der Unternehmung, wie in dem Jahre 1854 bei dem Aufstand in Como, und bei der Expedition im Canton Grau-

bündten, aber dies trug wenig dazu bei, die übele Meinung, die man gewöhnlich von Mazzini's perſönlichem Muth hegte, wieder zu entkräften. Aber ebenſo wenig kam etwas Anderes dabei heraus, als ein Handgemenge mit Polizei und Gensd'armen, wobei die eigentliche Bevölkerung in der Regel einen neutralen Zuſchauer bildete, und eine Flucht in die Berge zuletzt immer das Ende jeder Aventüre war. So machte Mazzini noch im Jahre 1857, blos auf dem Wege des Putſches, den Verſuch, eine Revolution in Sardinien aus der Erde zu ſtampfen, die ſich von hier aus über den Kirchenſtaat, Toscana und Neapel verbreiten ſollte. Mazzini ging ſelbſt nach Genua, um von dieſem Punct aus das Netz dieſer neuen Revolution auszuſpannen. Mit einer kleinen Schaar von Anhängern, wie er ſie beim Beginn ſolcher Unternehmungen immer nur um ſich hatte, nahm er das Fort Diamant in Genua, und blieb richtig einige Nachtſtunden hindurch bis zum Morgen in dieſem Beſitz. Aber das Volk, welches ſich dieſer Bewegung anſchließen ſollte, blieb am Morgen aus. Nur einige Neugierige fanden ſich ein, um der Revolution eine ſtille Theilnahme auszudrücken. Mazzini verſchwand in ſeiner gewohnten geheimnißvollen Weiſe, und ſeine Ge-

noſſen, die er zurückließ, wurden in die Kerker von Genua abgeführt. Mazzini war in dieſer zweiten Periode ſeiner revolutionnairen Wirkſamkeit wie der Mondſüchtige, der zum Fenſter auf den Giebel des Daches hinaufſteigt; er hört auf den Namen der Revolution als auf ſeinen eigenen, aber ſobald er dabei gerufen wird, kann er nur vom Dache herunterſtürzen, und es gehörte die geſchmeidige und gewiſſermaßen unverwundbare Organiſation Mazzini's dazu, um dieſes lebensgefährliche Experiment ſo oft durchmachen zu können.

Zuletzt begannen ſeine Anhänger ſich in großen Maſſen von ihm abzuwenden, und der Haß gegen Mazzini war eine Zeitlang in den Reihen der Conſpiration an der Tagesordnung. Am längſten dauerte unter ſeiner Fahne Felice Orſini aus, ein junger Mann, der aus einer kleinen Stadt in der Romagna gebürtig war und ſehr früh und unabläſſig die Wege der Revolution beſchritten hatte. Orſini gehörte mit zu den Hauptvorbereitern der Revolution in Rom, und war Mitglied eines dazu niedergeſetzten revolutionnairen Comité's, das mit ſeinen verborgenen und weitgeknüpften Fäden niemals ganz aufgehört hat, in Rom zu exiſtiren. Orſini ſtand ſchon damals mit

Mazzini in Verbindung, und gehorchte ohne Zweifel den geheimen Instructionen aus London, mit denen Mazzini durch ihn auf den römischen Schauplatz hinüber zu wirken suchte.

Felice Orsini war das ächte revolutionnaire Individuum der Zeit. Die Idee der Revolution, die ihn wie der Geier des Prometheus beständig an der Leber fraß, jagte ihn von Ort zu Ort, von Kerker zu Kerker. Einen Theil seiner Revolutionsreisen durch Ober-Italien, zu denen er stets von seinem Sold- und Auftraggeber Mazzini Geld und Instructionen empfing, machte er in Gesellschaft der interessanten Frau Emma Herwegh, der unternehmenden Gattin des Dichters Georg Herwegh, auf dessen Paß Orsini im Jahre 1854 durch Piemont reiste.*) Diese nach einer revolutionairen Wirksamkeit brennende Dichterfrau, die talentvolle berliner Jüdin, die in den Putsch sich verliebt hatte, wie früher in den Verfasser der Gedichte eines Lebendigen, war zu einer Emissairin der Revolution wie geschaffen. Ihre erhitzte Phantasie glaubte es in ihrem neuen Kreise mit lauter Rittern und Helden zu thun zu haben, und zu einer Jeanne d'Arc der italienischen

*) Orsini Memorie politiche p. 156.

Revolution hielt ſich das Kind des berliner Schloßplatzes vollkommen geeignet. Eine Zeitlang beförderte ſie auch die Briefe Orſini's an Mazzini, die ſie unter ihrer Adreſſe in Zürich empfing und von dort auf ſicheren Wegen nach London gelangen ließ. So rettete ſie auch auf eine höchſt romantiſche Weiſe Orſini aus dem Gefängniß der Feſtung Mantua, als man ihn in Herrmannſtadt verhaftet und die fürchterliche Inſtruction Mazzini's zur Organiſirung einer Dolch-Revolution bei ihm gefunden hatte.

Das Verhältniß Orſini's zu Mazzini ſcheint ſich ungefähr gegen das Ende des Jahres 1857 gelöſt zu haben. Nach einer Zuſammenkunft in London trennte ſich Orſini von Mazzini, der die erfolgloſen Putſchmachereien, dieſe Irrwiſchtänze der Revolution, nicht mehr aushalten konnte. Orſini ſchritt jetzt mit feſtem und unerſchrockenem Entſchluß zur Ausführung des Bomben-Attentats gegen das Leben Louis Napoleons, wobei er ohne Zuſammenhang mit Mazzini und ganz auf eigene Hand und mit eigenen Mitteln gehandelt hat. Die Anklage, welche Louis Napoleon darauf auch gegen Mazzini wegen Mitheberſchaft dieſes mörderiſchen Attentats erheben ließ, entbehrte allerdings ihres Grundes. Mazzini hatte zwar da-

mals eben den Plan zur Organisirung einer Bande des Todes gemacht, wobei es aber nur darauf abgesehen war, die österreichische Armee durch eine geheime Niedermetzelung ihrer Offiziere kampfunfähig zu machen. Auf das Attentat gegen den Kaiser Louis Napoleon einzuwirken, war aber Mazzini damals durchaus nicht in der Lage gewesen. Dies Attentat gehörte einem anderen Kreis der revolutionnairen Bewegungen Italiens an, in dem es schon seit einigen Jahren darauf abgesehen war, jenen ersten Treubruch, welchen Louis Napoleon an der italienischen Revolution begangen, durch seinen Tod zu rächen. Orsini war nur das erste, zur That ausersehene Werkzeug, das von dem Comité der Verschworenen ausgesandt wurde, und zu den Bekenntnissen Orsini's, die schreckenerregend in das Ohr des Kaisers fielen, gehörte auch dies, daß noch viele Hunderte ihm nachfolgen würden, um einen abgelegten Schwur zu erfüllen. Denn die Thatsache scheint festzustehen, daß Louis Napoleon, während seines Aufenthalts in Rom im Jahre 1830, also als ganz junger Mensch, sich in den Bund der Carbonari aufnehmen ließ, und in demselben den Eid leistete, für die Sache der italienischen Revolution zu leben und zu sterben. Louis Napoleon wußte, daß alle Diejenigen, welche

dieſem Eid untreu geworden, den Tod des Verräthers ſterben müßten.

Dies war der merkwürdige Wendepunct geweſen, auf dem in Louis Napoleon der feſte Entſchluß ſich bildete, im Frühjahr 1859 den Krieg gegen Oeſterreich um Italien zu unternehmen. Dieſer Entſchluß reifte ohne Zweifel durch den Brief, welchen Orſini kurz vor ſeiner Hinrichtung an Louis Napoleon geſchrieben. Er ermahnte ihn darin, die Bahn ſeiner bisherigen Politik zu verlaſſen, und mit einer großen Unternehmung für die italieniſche Nationalſache einzutreten, wodurch er allein noch das Schickſal wenden könne, das ihm durch Tauſende italieniſcher Patrioten eidlich gelobt ſei.

Im Laufe des Sommers 1858 wurde dem Kaiſer durch einen italieniſchen Emigrirten, der zur Tafelrunde des Prinzen Napoleon im Palais Royal gehörte, der Brief des unglücklichen Felice Orſini auf das Dringlichſte beſtätigt. Nach den Mittheilungen, die dieſer Mann dem Prinzen Napoleon gemacht, empfing ihn der Kaiſer in einer geheimen Unterredung, und erfuhr von dem Aufrichtigen, daß 2000 Dolche für den Kaiſer in Italien geſchliffen ſeien, und daß einer nach dem andern ſich unaufhaltſam ihm nahen

Abendlandschaften, wie in den einfachen rein contemplativen Literaturepochen. Gäbe es Normen des Stils für alle Zeiten, so gäbe es keinen Tacitus, keinen Jean Paul, keinen Goethe, keinen Hippel, keine Rahel, keinen Sterne, keinen Swift, keinen Victor Hugo, keine Dudevant. Der Stil läßt sich ebenso wenig reguliren, wie die Weltgeschichte; er ist der schreibende Griffel der Klio, der immer neue Striche macht bei neuen Thaten und Bewegungen der Menschen. —

werde. Auf die nachdenkliche Frage Louis Napoleons, wodurch dies am beſten gehindert werden könnte, wurde ihm das Wort Orſini's wiederholt, daß dies nur durch einen Krieg für die Unabhängigkeit und Freiheit Italiens noch möglich ſei. Der Kaiſer verlangt beſtimmte namhafte Erklärungen, wenn er wirklich handeln ſolle. Der Emigrant verſpricht ſie aus Italien herbeizuholen, reiſt ab und kehrt nach Verlauf einiger Zeit wieder zurück, indem er Nachweiſe mitbringt, die den Kaiſer zufrieden ſtellen ſollen. Aber es wird verſichert, daß ihm die Friſt von 18 Monaten geſtellt worden ſei: ſo lange wollten die italieniſchen Patrioten geduldig warten und die Spitzen ihrer Dolche von ihm abwenden. So viel Zeit verfloß aber nicht, bis die neugefaßten Entſchlüſſe Louis Napoleons zur Ausführung kamen. Denn dem Kaiſer ſchien es plötzlich ein gewaltiger Ernſt mit der neuen kriegeriſchen Unternehmung zu ſein, und er traf mit gewohnter Meiſterſchaft der Intrigue ſeine diplomatiſchen Einfädelungen ſo glücklich, daß Oeſterreich ſelbſt es zu ſein ſchien, durch welches Frankreich im Frühjahr 1859 bei den Haaren in den Krieg hereingezogen wurde. Dieſe Geſchichte wurde in Paris überall erzählt, und trägt jedenfalls wohl einige Züge von Wahrheit an ſich.

Die italienische Revolutionspartei, in deren Kreisen diese Vereinbarungen spielten, ist offenbar diejenige, welche in dem franco-sardischen Kriege gegen Oesterreich unter der Führung Garibaldi's auf den Schauplatz getreten ist. Es ist die Partei, die unter jeder Bedingung Italien frei von Oesterreich machen will, und die über die Mittel dazu ebenso wenig bedenklich, als ängstlich hinsichtlich der Gränzen der Dankbarkeit war, zu der man sich gegen den despotischen Freiheitshelfer Louis Napoleon verpflichtet fühlen würde. Die Mazzinisten, denn einen eigenthümlichen und großen Anhang besitzt Mazzini in Italien trotz Allem noch immer, schienen sich das Nachspiel zu der franco-sardischen Blutkomödie vorbehalten zu haben, und diese eigentlich radicale Partei des heutigen Italiens wird ohne Zweifel in dem ihr richtig erscheinenden Moment handelnd hervortreten. Es ist die Partei, welche, wie Mazzini selbst es ausgedrückt hat, ein einheitliches Italien will, aber sich mit einem vergrößerten Sardinien niemals begnügen wird. Mazzini ist noch immer derjenige, der das „l'Italia farà da se" als einen unverbrüchlichen Grundsatz auf seinem Revolutions-Programm behalten hat, und der schon beim Beginn des Krieges in seinem neuen Wochenblatt „Pensiero e Azione"

ſich mit großer Energie gegen die franzöſiſche Allianz erklärte, und die Herrſchaft der Franzoſen in Italien unter keinem günſtigeren Lichte anſehen wollte, als die der Oeſterreicher.

Denn wie ſtark auch die Schwankungen geweſen ſein mögen, welche das Syſtem Mazzini's ſeit ſeinem erſten Auftreten erlitten hat, ſo ſind doch bis auf den heutigen Tag gewiſſe Grundelemente darin ſtehen geblieben, die ſich nicht verändert haben, und auf deren Erfüllung er noch immer ſicher harrt, als der von Gott geſandte Prophet, der die heilige Miſſion empfangen habe, Italien, und mit ihm das ganze Univerſum, zu erneuern und wiederherzuſtellen.

Die Formel, auf welche Mazzini von vorn herein ſein revolutionnaires Syſtem begründete, hieß „Gott und Volk.“ Dieſe ungeheure, weltumfaſſende und weltverſöhnende Formel hatte zuerſt Savonarola, der große myſtiſche Reformator, im Jahre 1489 aufgeſtellt. Mazzini trat zuerſt in den Fußtapfen Savonarola's auf, und wollte die Deviſe „Gott und Volk“ zum Ausgangspunct einer neuen Civiliſation für alle Völker der Erde machen. Im Anfang war dieſe Deviſe bei ihm eine rein katholiſche, die ſich mit dem beſtehenden römiſchen Kirchenſyſtem in Einklang zu ſetzen ſuchte.

Bald nachher aber wollte Mazzini eine neue Religion daraus begründen, die weder Katholizismus noch Protestantismus sein sollte, und als deren berufenen Propheten er sich selbst in allen seinen Schriften gebärdete. Er knüpfte dabei merkwürdiger Weise vornehmlich an die deutsche Philosophie an, und bezog sich auf die Systeme von Fichte, Schelling und Hegel, in denen es sich um die Einheit von Mensch, Gott und Natur gehandelt hatte. Mazzini führte den Begriff des Volkes in die Reihen der modernen Speculation ein, und erklärte sich an der Spitze seines Systems dahin, daß Gott sich mit der Menschheit ganz und gar durchdrungen, und daß darum die Formel „Volk und Gott" die Alleinheit der ganzen Welt und der menschlichen Gesellschaft insbesondere in sich begreife. Die Trennung der Dinge des Himmels von den Dingen der Erde, des Geistlichen vom Weltlichen, hielt er weder für moralisch, noch für logisch, noch für möglich. Er wollte daher in seiner neuen Gesellschaft und mit seiner neuen Religion zugleich ein neues Papstthum begründen, in welchem die tiefsinnige Ehe der geistlichen und weltlichen Gewalt auf der einen Seite durch ein Concil, auf der andern Seite durch eine constituirende Versammlung, dargestellt und verbunden werden sollte. Costituente und

Concilio, ſagte er, würden der Kaiſer und der Papſt der Zukunft ſein.

Aus dieſen Vorausſetzungen ſeiner Doctrin leitete er den ganzen Plan ſeines Wirkens her. Die Republik war die einzig zuläſſige und mögliche Geſtalt, in der er ſich Italien und Europa verjüngt und wiederhergeſtellt denken konnte. Die Formel: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit," welche von der „ſervilen franzöſiſchen Demokratie," wie er ſie nannte, angenommen worden, nannte Mazzini die bloß hiſtoriſche Formel. Seine eigene Beglückungsformel: „Volk und Gott" ſollte die religiös-ſociale Freiheitsformel der Zukunft ſein. Aus der religiöſen Miſſion, aus der Mazzini ſeine erſten Vollmachten zum Handeln ſchöpfte, leitete er auch die Forderung des unbedingten und blinden Gehorſams her, den er von allen ſeinen Parteigängern verlangte. Es war die Dictatur, die von Gottes und Volkes wegen in ſeiner Perſon gegeben lag, und deren Anerkennung zugleich das Ziel ſelbſt bedingte und erreichen half. — —

* * *

Wir hatten unſeren retroſpectiven Spaziergängen im Coloſſeum, das ſich uns zuletzt als Schauplatz der modernen Revolution gezeigt, heut ein Ziel geſetzt,

und verſprachen uns, bald wiederzukommen, um aus dem wunderbaren Kreis alter und neuer Geſtalten, die einſt im Coloſſeum gewandelt, noch andere uns heraufzubeſchwören. Jetzt wollte die zunehmende Tageshitze es vorziehen laſſen, den kühlen, duftigen Biergarten aufzuſuchen, der unmittelbar hinter dem alten Amphitheater ſich befindet, und zu dem man einige Schritte durch ein kleines, ſchattiges Bosquet hinaufſteigt.

Ein Schweizer wohnt hier dicht hinter dem Coloſſeum, und hat eine reizende Gartenwirthſchaft angelegt, welche unter Weingehängen, Oliven und Roſen die anmuthigſten Ruheſitze darbietet. Der Schweizer, ein braver, ehrlicher Mann, hat zwar nicht viel mehr als das Bier und den Käſe ſeiner Heimath aufzutiſchen, aber dieſer profane Contraſt, in den man ſich dadurch zur antiken Ruine ſetzt, wirkte nur im erſten Augenblick ſo entſetzlich auf unſere Einbildungskraft. Wir ſaßen hier recht behaglich, von der liebenswürdigen Familie des Wirths umgeben, die ſehr ſchöne anmuthige Töchter zu ihren Mitgliedern zählte. Nur fanden wir, daß dieſe netten, unterhaltungsluſtigen Leute ſämmtlich eine auffallende Bläſſe im

Geſicht trugen, und man erzählte uns, daß im Auguſtmonat an dieſer Stelle die böſe Luft ausbreche, welche der Schweizerfamilie ſtets Fieber und andere Leiden bringe. Aber das ihnen liebgewordene ſchöne Beſitzthum zu verlaſſen, hatten ſich weder Eltern noch Kinder entſchließen können, und die Familie wohnte das ganze Jahr hindurch an dieſem Ort, der zugleich für ihren Geſchäftsbetrieb ſehr einträglich zu ſein ſchien.

Ganz in der Nähe davon war ein Exercierplatz der franzöſiſchen Beſatzung, auf dem ſoeben durch den General Goyon ſelbſt eine Revue abgehalten wurde. Das Geraſſel der Trommeln dröhnte ſcharf und ſchwungvoll zu uns herüber, indem es zugleich das vielſtimmige Echo des Coloſſeums weckte. Wir warfen noch einen bewundernden Abſchiedsblick auf das Amphitheater des Flavius zurück, das in ſo großartiger und zäher Herrlichkeit vor uns ſtand. Es giebt ein altes, gegen die Ruine ſehr ehrfurchtsvolles Sprüchwort der Römer, welches ſagt: „Wenn das Coloſſeum fällt, wird Rom fallen; wenn Rom fällt, wird die Welt fallen.“ Die Welt ſcheint alſo, trotz Allem, noch immer ſtehen zu wollen, denn Rom iſt

noch nicht gefallen, und die ungeheuren Wände des Coloſſeums halten ſich dort noch immer ſo wunderbar aufrecht, daß an den Zuſammenſturz dieſer Quadern wohl nicht ſo bald zu denken ſein möchte! —

III.

Geiſtlich-weltlich oder Prieſter und Räuber im heutigen Rom.

Nachdem Louis Napoleon, als Präſident der franzöſiſchen Republik, die Republik Rom durch franzöſiſche Waffengewalt hatte niederwerfen laſſen, glaubte er ſogleich wieder den Schein des Freiheitsmannes retten zu müſſen, und er ſchrieb an ſeinen damaligen Adjutanten, den Oberſten Edgar Ney, unter dem 18. Auguſt 1849 einen angeblich vertraulichen Brief, der aber für die weiteſte Verbreitung in der Oeffentlichkeit beſtimmt war und dieſe auch ſofort erhielt. Es hieß in dieſem Briefe, daß die franzöſiſche Republik ihre Truppen nicht nach Rom geſchickt habe, um die italieniſche Freiheit zu erdrücken, ſondern im Gegentheil, um ihr die richtige Gränze zu ſetzen, ſie gegen ihre eigenen Uebergriffe zu ſchützen, und ihr eine dauernde Grundlage zu geben durch die Wiederherſtellung des Papſtes, des Fürſten, der zuerſt die Auf-

gabe der nöthigen Umgeſtaltungen muthig in die Hand genommen habe. Dann ließ er dem General Roſtolan, dem Nachfolger des inzwiſchen abberufenen Generals Oudinot, ſagen, daß man ſich im Schatten der dreifarbigen Fahne nichts erlauben dürfe, was den Charakter der franzöſiſchen Intervention entſtellen könnte. Zum Schluß ſprach er ſich noch darüber aus, daß er unter der Wiederherſtellung der weltlichen Macht des Papſtes nichts Anderes verſtehen könne, als eine allgemeine Amneſtie, eine freiſinnige Regierung, eine Laien-Verwaltung und die Einführung des Code Napoléon.

Dieſe Forderungen Louis Napoleons, die ihm ein ſchallendes Bravo bei den franzöſiſchen Republikanern eintrugen, richtete er bald darauf auch an den Papſt ſelbſt, der ſich noch nicht zur ſofortigen Rückkehr nach Rom hatte entſchließen können. Dem heiligen Vater fehlte noch das Geld zur Rückreiſe nach Rom, denn obwohl es ihm im Exil zu Gaëta während der neun Monate ſeines dortigen Aufenthalts durch die Großmuth des Königs Ferdinand von Neapel an nichts gefehlt hatte, ſo konnte er doch ohne bedeutende Geldmittel nicht wieder nach Rom gehen, um dort die neue Einſetzung ſeiner Gewalt zu vollbringen. Die

II.

Die Geſchichte der deutſchen Proſa.

Anerbietungen einer beträchtlichen Summe, welche ihm der Kaiser Nicolaus von Rußland hatte machen lassen, waren, als von dem Oberhaupt eines abweichenden Cultus, nicht angenommen worden. Dieser Umstand der Religions-Verschiedenheit hinderte aber den heiligen Vater nicht, das Geld von Rothschild zu empfangen, bei welchem der Cardinal-Staatssecretair Antonelli, wenn auch unter sehr schlechten Bedingungen, eine Anleihe verhandelte.

Das Gemüth des Papstes hatte in dem orangeduftenden Gaëta eine ganz eigenthümliche Richtung genommen. Pius IX. war schon immer der gläubigste und religiöseste Papst gewesen, der jemals auf dem Stuhl Petri gesessen. Es war wunderbar, daß es auffällig erscheinen mußte, gerade einen an Gott glaubenden Mann auf dem päpstlichen Thron zu sehen. Aber Pius, nicht zufrieden mit dem reinen Kinderglauben, der in ihm lebte, glaubte sich auch noch darin genugthun zu müssen, daß er in die grauenvollsten Katakomben der kirchlichen Reaction hinabstieg, und Gespenster daraus hervorholte, die er sich eigentlich erst ausklügeln und aus den Fingern saugen mußte. Wie konnte der Präsident der französischen Republik freisinnige Reformen von einem Manne verlangen,

der, um ſeinem wankenden Geiſt eine beſondere Stütze zu gewinnen, ſich in der letzten Zeit unausgeſetzt mit der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau beſchäftigt hatte, und alle Vorbereitungen traf, um dieſe hypochondriſche Grübelei als Dogma von der katholiſchen Kirche aufgenommen zu ſehen. Er richtete daher von ſeinem Exil aus das berühmte Rundſchreiben an die Biſchöfe der chriſtlichen Welt, in dem er ſie einlud, ihm, nachdem ſie recht fromm gebetet, die Wünſche des Clerus, die Anſichten des Volkes, und ihre eigene Meinung darüber darzulegen.

Der Papſt wollte ſich aber zuerſt nach Neapel begeben, um dem König Ferdinand ſeinen Dank und ſeinen Segen für die ihm gewährte Gaſtfreundſchaft zu ſpenden. In Neapel ſah er das Blut des heiligen Januarius ſpringen, und ertheilte dieſem unaufhörlichen Wunder der Neapolitaner durch ſeine heilige Gegenwart eine neue Weihe. Ein ebenſo großes Wunder, als dieſes Blut, ſchien es für die Gläubigen zu ſein, daß Pius ſich auf der Eiſenbahn nach Pompeji begab, der erſte Papſt, der auf einer Eiſenbahn gefahren. Nach einem rührenden Abſchied, den er von König Ferdinand und ſeiner ganzen Familie in Caſerta genommen, ſchickte er ſich endlich zur Rück-

reiſe nach Rom an, wo er von den drohenden Mienen der Republikaner, aber auch von unzähligen Freudenrufen der Bevölkerung empfangen wurde. Sein erſtes Gebet verrichtete er für Frankreich, das ihm Rom wiedergegeben, und für Louis Napoleon, das neue Oberhaupt der großen Nation. Aber mit der Ausführung der von ihm begehrten Reformen zögerte er von einem Tag zum andern, denn ſein Herz zitterte und zagte, wenn er dies Wort ausſprechen hörte.

Und doch war Rom auch in neuerer Zeit, wie früher im Mittelalter, in ſeinen ſocialen, politiſchen und geiſtlichen Einrichtungen nur eine heilige Cloake geweſen. Rom konnte ſich nie zu ſeinem Vortheil mit den in der ganzen Welt verabſcheuten und verdammten Zuſtänden Neapels unter König Ferdinand II. vergleichen. Die römiſchen Zuſtände ſind aber dadurch mehr in einem verſchwiegenen Dunkel ſtehen geblieben, weil ſich der Haß von ganz Europa in ſo leidenſchaftlicher Weiſe auf die Tyrannenwirthſchaft in Neapel concentrirte, und England und Frankreich einen diplomatiſchen und faſt ſchon einen kriegeriſchen Zwang auszuüben begannen, um die Regierung der beiden Sicilien auf einen menſchenwürdigen, zu Reformen geneigten Standpunkt zurückzuführen. Die Verkom-

menheit und Verderbtheit aller Lebensverhältniſſe in Rom war dadurch von einer ſchärferen Enthüllung verſchont geblieben, obwohl es nicht minder pikant und nützlich geweſen wäre, auch von Rom und dem Kirchenſtaat die Schleier hinwegzuziehen, die hier ein mit den grellſten Farben ausgeführtes Nachtgemälde bedeckten.

Die Reformen waren das Schwert des Damokles, welches Louis Napoleon über dem Scheitel des heiligen Vaters hängen ließ. Die italieniſchen Reformen, die von Rom ausgehen ſollten, waren ein neuer Köder der napoleoniſchen Regierung geworden, den der Kaiſer in der ſicheren Ueberzeugung, ſehr viele Fiſche daran zu fangen, begierig auswarf. Wenn auch die grauſamen und mörderiſchen Kerker Roms nicht gerade unglücklichere Menſchen hinter ihren dicken Mauern beherbergten, als Lambeſſa oder Cayenne, wohin der neue Kaiſer der Franzoſen ſeine ihm mißliebigen Unterthanen gegen alles Recht und ohne alle Unterſuchung abführen ließ, um ſie von dem peſtilenzialiſchen Klima und dem Fieber der faulen Sümpfe jämmerlich tödten zu laſſen: ſo erkannte Louis Napoleon doch eine große Gefahr für die „Civiliſation" darin, wenn Rom ohne die von ihm geforderten Reformen bliebe!

Er wußte ſehr gut, daß er die italieniſche Revolution, die ſchon einmal den Papſt entthront hatte, dadurch von Neuem auf die Bahn führen würde, aber die italieniſche Revolution unter dem Protektorat des neuen napoleoniſchen Kaiſerthums ſchien ihm eine wunderbare Schlinge zu ſein, die er früher oder ſpäter auswerfen wollte. Die Reformen, von denen der Papſt durchaus nichts mehr wiſſen wollte, und die durch einen Despoten im Namen der Menſchenrechte und der Freiheit eingefordert wurden, ſollten die erſte Breſche ſchießen, durch welche die Revolution in volleren Wogen als je ſich ergießen würde. Denn die italieniſche Politik Louis Napoleons konnte ſich, ſobald ſie an die Reihe kam, nur auf die Revolution ſtützen, ſowie er ſich in den Flitterwochen des Kaiſerthums nicht minder trügeriſch auf das conſervative und abſolutiſtiſche Princip geſtützt und damit allen Freiheitsfeinden und Philiſtern im nördlichen Europa als einen Rettungsanker vor der Revolution ſich angeboten hatte. Es würde dem Kaiſer Louis Napoleon deshalb am erwünſchteſten geweſen ſein, wenn die neue Bewegung von Rom aus ihren Weg genommen hätte, da hier, wo in der That die empörendſten Mißbräuche und der härteſte Druck ſtattfanden, die Revolution ohne

Zweifel gewaltiger als anderswo anſchwellen und ſich von dieſem Punct aus unaufhaltſam nach dem Norden und Süden Italiens ergießen mußte.

Frankreich hatte aber durchaus keinen Einfluß auf die Staatsgeſchäfte in Rom ſeit der Wiederherſtellung des Papſtes gewinnen können, und für die Frage der römiſchen Reformen und Conceſſionen trat eine Pauſe ein, in der dieſe zweiſchneidige Frage vollkommen ruhte, und auch mit dem öſterreichiſchen Cabinet nicht wieder angeregt wurde. Oeſterreich hatte ſich bis in die neueſte Zeit hinein in den hohen kirchlichen Kreiſen Roms eine ſo einflußreiche und faſt gebietende Stellung geſchaffen, daß es der Macht, welche Louis Napoleon durch die franzöſiſchen Occupationstruppen in Rom ausübte, vollſtändig das Gleichgewicht halten konnte. Unter dem römiſchen Clerus hatte ſich Louis Napoleon keinen eigentlichen Anhang bilden können. Die Aufrichtung ſeiner Herrſchaft in Italien ſchien daher nur auf dem revolutionnairen und militairiſchen Wege möglich. Man glaubte aber in Paris, bald auch mit anderen Mitteln vorgehen zu müſſen, und ehe der wohlberechnete Zuſammenſtoß zwiſchen Oeſterreich und dem kleinen, franzöſiſch dreſſirten Bulldogg Piemont losbrach, hatte man einen anderen Plan

ausgeheckt, bei dem Herr von Cavour auf einer seiner bekannten Dienstreisen von Turin nach Paris vornehmlich mit seinem Rath gehört worden sein soll. Man war auf den Gedanken gekommen, daß der französische Gesandte in Rom ebenso die Leitung der Civilregierung in die Hand nehmen könne, als der dort commandirende französische General bereits das ganze Militairwesen der heiligen Stadt, die päpstliche Armee mitinbegriffen, sich angeeignet hatte. Der Kirchenstaat würde dann wie durch ein Taschenspielerkunststück sogleich bis auf Weiteres in eine französische Provinz umgewandelt worden sein, und was wäre dem Papst Anderes übrig geblieben, als seinen Segen dazu zu geben? Dem Gesandten Louis Napoleons sollte aber damit zugleich das Recht verliehen werden, die gesetzlichen Beschwerden, welche die päpstlichen Unterthanen gegen ihre Regierung hätten, ganz offen und nachdrücklich zu unterstützen, wodurch die Zerfallenheit des ganzen römischen Staatswesens allerdings auf die schreiendste Weise an den Tag getreten wäre.*)

*) Dieser Plan wurde in der in Turin erscheinenden Opinione (Blatt vom 29. August 1857), dem officiellen Journal des Herrn von Cavour, ganz bestimmt und ausführlich erörtert.

An der Erkenntniß, daß der päpstliche Staat nicht ohne Reformen seiner weltlichen Existenz werde fortbestehen können, hatte es in Rom schon vor längerer Zeit nicht gefehlt. Das weltliche Königthum des Papstes konnte es immer nur zu einer zweideutigen und ordnungslosen Wirthschaft bringen. Es war eine Anweisung auf den Himmel, die mit Ruthenstreichen auf dem Rücken der päpstlichen Unterthanen ausgestellt wurde, was doch nur dazu dienen konnte, den Unglücklichen, die im Staate des Papstes lebten, Himmel und Erde gleichmäßig zu verleiden. Von der Qual, ein päpstlicher Unterthan zu sein, hat man nicht leicht einen Begriff. Die Priesterherrschaft, die zugleich Recht, Gesetz und Sitte in den wirklichen Verhältnissen des Lebens verwalten und bestimmen soll, zeigt sich dann leicht gegen die ehrlichen Leute grausamer als gegen die Diebe und Mörder, denn die ehrlichen Leute sind dem kirchlichen System eher gefährlich als die Verbrecher, an denen der Sieg und die Gnadenmittel der Kirche am besten offenbar gemacht werden können. Es war daher kein so übler Gedanke Louis Napoleons, die weltliche Wirthschaft des Papstes zu schließen, und ihn nur noch mit den Angelegenheiten des Himmels zu betrauen, die bei

weitem leichter zu verwalten ſind, als Wohl und Recht der Menſchen und ihre, unzähligen Conflicten preisgegebenen, irdiſchen Intereſſen.

Indeß hatte ſchon der Papſt Gregor XVI., Mauro Capellari, an Reformen auf ſeinem weltlichen Gebiet gedacht. Gleich zu Anfang ſeiner Regierung verhieß er Reformen in der Staatsverwaltung, die dazu führen ſollten, dem großen Scandal, welchen Rom als Staat bisher in Europa dargeboten, ein Ende zu machen. Dazu veranlaßte ihn das bekannte Memorandum vom Jahre 1831, welches dem Papſt Gregor XVI. am 21. Mai 1831 Seitens der europäiſchen Großmächte in Paris überreicht wurde, und das ihm die Nothwendigkeit adminiſtrativer Reformen einſchärfte, um den Ausbrüchen der Revolution in Italien zu begegnen, und dem Kirchenſtaat eine conſervative, Achtung gebietende Haltung zu geben. Dieſer Schritt, den Caſimir Périer, der Premier-Miniſter Louis Philipps, eingeleitet, hatte aber ohne Zweifel auch den politiſchen Zweck, den Zuſtänden in Rom endlich eine feſtere und ſelbſtändigere Organiſation zu verleihen, und dadurch den Einfluß Oeſterreichs in Italien zu ſchwächen oder demſelben allen Vorwand zu Einmiſchungen zu benehmen. Auch war die Volks-

ſtimmung, von der ſich Gregor XVI. in Rom umgeben ſah, von der Art, daß er ſelbſt eine Rettung darin ſehen mußte, ſich mit dieſem Gegenſtand zu beſchäftigen.

Er ließ daher ſeinen ehemaligen Barbier Moroni zu ſich rufen, den er für ſeine ihm früher geleiſteten Dienſte zum Ritter hoher Orden und Präbenden, ſowie zu ſeinem erſten Kammerherrn, gemacht hatte. Mauro Capellari, der früher Bäckerjunge und dann Camaldulenſer Mönch geweſen war, liebte die vornehme Geſellſchaft nicht, und zog ſich entweder in die abgeſchloſſenſte Einſamkeit zurück, oder, wenn er ſein Herz öffnen wollte, vertraute er es ſeinem Barbier Moroni an. Moroni, der zum Staatsmanne Anlage hatte, wie alle Barbiere, rieth dem Papſte, dem Andringen der Großmächte auf Adminiſtrativreformen ſich nicht zu widerſetzen, ſondern ſogleich Hand an's Werk zu legen, denn es laſſe ſich doch nicht läugnen, daß es in Rom ſehr übel ausſehe. Gregor XVI. war gewohnt, Alles zu thun, was ihm ſein Freund Moroni ſagte, und er ließ jetzt ſeine bekannten Reform-Edicte erſcheinen, welche beſonders Verbeſſerungen der Municipal-Verwaltung und der Rechtspflege in

Rom und in den Legationen zu ihrem Gegenſtande hatten. *)

Das Memorandum von 1831 hatte das Verdienſt gehabt, die Hauptpunkte zuſammenzuſtellen, auf denen die Reformen des päpſtlichen Staats ſich bewegen ſollten. Es waren beſonders neun Punkte, welche ſich in dieſem Memorandum aufgereiht fanden, und die in jedem vernünftigen ſocialen Zuſtande leicht ausführbar waren, nur nicht in einer Theokratie, in der eine nur dem Himmel verantwortliche Prieſtergewalt den ganzen Geſellſchafts-Organismus durchraſte.

Dieſe Reform-Verlangen begehrten: 1) einen neuen Rechts-Codex; 2) eine legislative Verſammlung in Rom; 3) aus Volkswahlen niedergeſetzte Communal- und Provinzial-Verſammlungen; 4) weltliche Richter und weltliche Verwaltungsbeamte; 5) Abſchaffung der Ausnahme-Gerichte; 6) keine Privilegien; 7) Befreiung von fremden Truppen; 8) eine Nationalgarde; 9) Freiheit der Preſſe.

Die Reform-Edicte Gregor's XVI. breiteten jedoch einſtweilen nur eine loſe Decke über die Revolution,

*) Einen Auszug aus dieſen Reform-Edicten Gregors XVI. findet man bei Guizot, Mémoires pour servir à l'Histoire de mon temps II.

die bald ihr Haupt wieder daraus hervorſteckte. Der Kirchenſtaat wurde der Schauplatz neuer Erſchütterungen und Volkserhebungen, und Gregor XVI. rief die öſterreichiſchen Truppen mit dringenden Bitten von Neuem in die Legationen zurück. Er glaubte nun durch die Bajonnette Oeſterreichs noch beſſer geſichert zu ſein, als durch die Ausführung ſeiner Reform-Edicte, und die letzteren ſpazierten einſtweilen wieder in die päpſtliche Rumpelkammer zurück. Die Rivalität zwiſchen Frankreich und Oeſterreich um die Beſetzung des Kirchenſtaats entbrannte jetzt ſchon in hellen Flammen, und im Jahre 1832 beſetzte Frankreich Ancona, Citadelle ſowohl als Stadt, um ſeinen Einfluß in Italien wenigſtens von dieſem Punkt aus in Bewegung erhalten zu können. Schon damals kreuzten ſich auch in dieſer Hinſicht dieſelben Fäden, aus denen die heutige Situation Italiens ſich gewoben hat. Kaſimir Périer, der tragiſche Held des Juſte-Milieu, hetzte Sardinien auf, um einen Gegenſchlag gegen die öſterreichiſche Beſatzung in Rom zu führen, und es wäre ſchon damals der franco-ſardiſche Krieg gegen Oeſterreich in Italien ausgebrochen, wenn nicht Karl Albert in jener Zeit noch von geheimen jeſuitiſchen Einflüſſen umſtrickt geweſen, und ihm dadurch eine Scheu

entſtanden wäre vor dem ihm durch die Jeſuiten ausgemalten Nimbus des öſterreichiſchen Cabinets. Es kam jetzt zu einem gemiſchten Syſtem, indem die Staaten des Papſtes bis zum Ende des Jahres 1838 gleichzeitig von öſterreichiſchen und franzöſiſchen Truppen beſetzt gehalten wurden. Der Kammerherr Barbier Moroni erklärte dies für das richtigſte Verfahren, das ſein alter Gönner Gregor einhalten könne, denn er war der weiſen Meinung, daß, wenn Zwei einen Dritten halten, damit ihn Keiner bekomme, ſie ſich dadurch zugleich gegenſeitig binden, und unſchädlich machen.

Als Pius IX. auf dem Stuhl Petri gefolgt war, traf die Reformbewegung mit den hochgehenden Wogen der neuen Zeit zuſammen. Die alten neun Puncte von 1831 wurden aus der Kanzlei Gregor's XVI. wieder herausgeholt, aus dem Bündel geſchnürt, und von der feinen Hand Pius IX. genau unterſucht. Es war merkwürdiger Weiſe ſchon ganz Daſſelbe geweſen, was die Revolution von 1848 an die Spitze aller Forderungen gehoben hatte. Das Herz des neuen Papſtes und ſein Geiſt ſtimmten gleichmäßig damit überein. Auch er kündigte bereits Verwaltungs-Reformen an, die ſich nach allen Seiten hin erſtrecken

ſollten, die aber am parlamentariſchen Conſtitutionalismus ſtrandeten, da in demſelben die päpſtliche Unfehlbarkeit und die Abſtimmung nach Majoritäten ſich hart in den Haaren liegen mußten, und die einſt gottgeſandten Blitze des Vaticans nicht mehr frei ausfliegen konnten, ohne ſich vorher mit einem Kammer-Votum verſtändigt zu haben. Eine halb religiöſe und halb politiſche Organiſation des Kirchenſtaats erwies ſich, erſt im Ganzen, und dann im Einzelnen als ein Ding der Unmöglichkeit, und Pius IX. ließ bald ſein ſorgenvolles und verzagtes Haupt ſinken, denn bei dem erſten Schritt in dieſes Labyrinth vermochte er ſich ſchon nicht mehr aus demſelben herauszufinden. In der Verwirrung, die ihn befiel, konnte er bald das Gewöhnlichſte, das von ihm zu fordern geweſen wäre, nicht zu Stande bringen, und der ewige Kampf zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht im Papſtthum ließ ihn nur als Beſiegten vor ſeinen zerbrochenen Idealen niederknieen. Selbſt die Idee der Gerechtigkeit, die ſonſt ſein ganzes Weſen durchdrang, half ihm nicht, auch nur mit einer einzigen glücklichen Reformthat vorzudringen. Bald nach dem Antritt ſeiner Regierung, begab ſich Pius in die ſchauerlichen Kerker der Engelsburg. Selten trat man in dieſe

Katakomben der Inquiſition und der päpſtlichen Gerechtigkeitspflege zum Beſuche ein, und noch ſeltener war es, daß ein menſchlicher Fuß wieder daraus hervorging. Pius ließ ſich alle Gefangenen in Perſon vorſtellen, und umarmte von dieſen Unglücklichen, die zum Theil ſchon halbe Menſchenalter hier zugebracht hatten, Einen nach dem Andern mit zärtlicher Theilnahme. Gewiß waren auch ſehr Viele darunter, deren Schuld ſtets zweifelhaft geweſen, und der neue Papſt verſprach ihnen Abhülfe der Gerechtigkeit. Aber nichtsdeſtoweniger konnte er ſich nicht entſchließen, die Verbeſſerung der Rechtszuſtände raſch und kräftig in die Hand zu nehmen. Selbſt ſein Vorgänger, Gregor XVI., hatte ſich eifrig mit dem Recht in den päpſtlichen Staaten zu ſchaffen gemacht, um einen neuen Codex für die Gerechtigkeitspflege zuſammenſtellen laſſen, der freilich nur dazu geeignet ſein mochte, das alte Unrecht weiter zu treiben, und die innerſte Unſchuld armer, unglücklicher Menſchen unbeweisbar zu machen. Aber Pius IX. hielt ſogleich wieder inne, ſobald er hier ernſtlich die Hand anlegen wollte. Selbſt als er im Jahre 1850 nach ſeiner Rückkehr aus dem Exil nach dem Willen und unter dem Schutze Frankreichs den Codex Gregor's XVI. ſehr leicht mit dem Code Na-

poléon hätte vertauſchen, und dadurch ſeine Unterthanen in einen höheren und ſittlicheren Rechtszuſtand hätte hineinheben können, entſank ihm der Arm, und er fand ſich mit einigen anderen nebenſächlichen Reformen ab, die nur als Schminke über den Flecken der Fäulniß dienten.

Was war es, das die Hand des heiligen Vaters lähmte, die zur Ausführung der größten Dinge in Italien berufen ſchien? Es war der Widerſpruch zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Souverainetät, mit dem er ſich nie auseinanderſetzen konnte, denn er wollte den weltlichen Thron in Rom auf der einen Seite ebenſo entſchieden behaupten, als er auf der andern dem Oberprieſterthum und deſſen Organen durchaus Nichts entziehen und vergeben zu dürfen glaubte. Zwei Geſetze, die ſich in ſeinen Gliedern plagten, das geiſtliche und das weltliche, zogen ihn ſtets nach den verſchiedenſten Richtungen hin und her. Pius IX. wollte vor allen Dingen weltlicher Souverain ſein, weltliche Macht und Gerichtsbarkeit für den heiligen Stuhl behaupten, und er hat ſich bis in die neueſte Zeit hinein vorzugsweiſe auf dieſen Standpunct geſtellt. Er ſprach es ſogar ganz offen aus, daß der Stuhl Petri einer weltlichen Herrſchaft benöthigt ſei, um

zum Wohle der Religion die geiſtliche Autorität in voller Freiheit ausüben zu können. Die Aufrechterhaltung ſeiner weltlichen Souverainetät war der wunde Fleck, der ihn ſtets gebrannt hatte, und ob er derſelben bei Louis Napoleon noch auf lange hin ſicher ſein wird, hängt von zufälligen Umſtänden ab, je nachdem die Machtpläne des Kaiſers der Franzoſen langſamer oder ſchneller reifen. Der päpſtliche Eid, der die Verpflichtung auferlegt, den weltlichen Beſitz des Patrimonii Petri ſeinen Nachfolgern unverkümmert zu hinterlaſſen, und jede Schmälerung des Territorialbeſitzes des Kirchenſtaats mit allen geiſtlichen und weltlichen Waffen abzuwehren, hat Pius dem Neunten bis in dieſen Tagen ſtets vor Augen geſchwebt.*)

Es war nur Schade, daß Pius IX., indem er ſeine weltliche Souverainetät vorzugsweiſe aufrecht zu

*) In der Allocution vom 12. Juni 1859, wie in dem gleichzeitigen Encyclicum, welches Pius IX. an die Biſchöfe der Chriſtenheit richtete, als in dem franco-ſardiſchen Krieg mehrere päpſtliche Städte in den Legationen abfielen, betonte der Papſt ſein lautes Jammern vornehmlich in der Beziehung, daß man ihm ſeine weltliche Macht und Gerichtsbarkeit, und das Erbtheil des heiligen Petrus, zerſtören und rauben wolle. Dieſe Klagen ſtieß er nicht einmal ſehr diplomatiſch gemeſſen aus, denn der heftigſte Zorn bewegte ihn gegen alle Perſonen, denen er die erſte Urheberſchaft dieſer neuen Revolution im Kirchenſtaat zu-

erhalten ſtrebte, dies nur durch die Prieſter ausführen zu können glaubte. Als das Jahr 1848 gekommen war, wollte das Volk kein Gouvernement der Prieſter mehr, aber Pius konnte der Prieſter ſelbſt zur Behauptung ſeiner weltlichen Souverainetät nicht entbehren. Selbſt Joſeph de Maiſtre, der Chef aller katholiſchen Politiker, die größte Autorität in der Theorie vom Papſte, verlangte in der organiſchen Einrichtung des römiſchen Staats eine vollkommene Unabhängigkeit der Civilgewalt von dem Prieſterthum. Auf dieſen geiſtesfreien Standpunct hatte ſich die dilettirende Freiheitsliebe eines Pius nicht erheben können. Er war ebenſo ſehr Prieſter, als es nur je Hildebrand und Julius II. geweſen war, und wenn er auch vor allen Dingen weltlicher Souverain ſein wollte, ſo hatte er doch zugleich die Naivetät, an die Unmöglichkeit einer Laien-Regierung zu glauben. Aus der Kirche ließ der gute Papſt erſt den wahren Staat ſich gebären, und der beſte Beamte in dieſem Staat war dann der geweihte Prieſter ſelbſt, der auch den

---

ſchreiben zu müſſen glaubte. Er bot deshalb ſeine ganze Kriegsmacht auf, um die aufrühreriſchen Städte in den Legationen ſogleich wieder zu unterwerfen, und dem päpſtlichen Territorialbeſitz keinen Abbruch geſchehen zu laſſen.

Staat am beſten erhalten würde, weil er die Kirche zu erhalten hatte. Die Theokratie, ein eitler Traum, hätte ſich durch eine Laien-Regierung zu compromittiren geglaubt, aber das Prieſterthum, das zugleich alle weltlichen Stellen bekleidet, ſchien ein Triumph ohne Gleichen zu ſein, welchen der Himmel über die Erde davonträgt.

Es kann aber keine ſchlimmeren Organe für die weltliche Gewalt geben, als die Prieſter es ſind. Denn die Prieſter der römiſch-katholiſchen Kirche ſind entweder Fremdlinge in der Welt und dreſſiren den Bürger auf ſeine Koſten und Gefahr für den Himmel, in dem er aber auch nur dann Einlaß findet, wenn er ſich zuvor gehörig ſchinden, zerſtoßen, übervortheilen, ſegnen und von ſeinen Sünden durch den prieſterlichen Beichtiger und Ablaßſpender losſprechen ließ. Oder ſie beuten mit der Ueberlegenheit, die ihnen ihre Privilegien geben, die Welt nach allen Richtungen hin aus, und braten ſich an den heiligen Flammen des Altars ihren Ochſen. Das Prieſterthum iſt daher der Ausgangspunct aller Würden, Rechte und Vortheile im Kirchenſtaat, und darum kann auch nur Der, welcher dem Prieſterſtande angehört, die Stufenleiter der Macht und Ehren hinanſchreiten.

Nichts hindert aber den Prieſter mehr, als ſein eigner Stand, die bürgerliche Geſellſchaft zu reformiren, zu verwalten und in guter Ordnung und Zucht zu führen. Das ſo gefährliche, beſtändig wankende und ſich ſelbſt in's Geſicht ſchlagende Königthum des Papſtes zählt keine ſchlechteren, dem Gemeinwohl ſchädlicheren Bürger zu ſeinen Unterthanen, als ſeine Prieſter es ſind. Als Rom und Modena im Jahre 1814 ſchlecht reſtaurirt wurden, herrſchten ſeitdem bis zum Jahre 1848 in dieſen beiden Staaten die abſcheulichſten Zuſtände. Aber während in Rom und Modena gleichmäßig Verfolgungen und Bedrückungen aller Art, und die nichtswürdigſten Polizeikniffe den achtbaren Bürger quälten, gewann doch die Wirthſchaft in Rom bald den Preis dieſer Unthaten. In Rom erſtieg die Unordnung und Verwilderung der Finanzen ihren Gipfel, die fremden Beſatzungen ſtürzten Alles kopfüber und durcheinander, was noch irgend geordnet und in einer rechtmäßigen Lage war, das Recht wurde hier nach prieſterlicher, dort nach fremdmilitairiſcher Willkür gebeugt und in Unrecht verwandelt, und der Untergang der geiſtlichen Würde, deſſen eigentlicher Schauplatz von jeher Rom geweſen, vollendete ſich dadurch zu einer ſchreienden Thatſache, daß die Prieſter

1.

Die Bibel und die Canzlei sind die beiden hauptsächlichsten Lebensquellen deutscher Sprache und Darstellung, die Ausgangspuncte ihrer Geschichte, die leitenden Sterne, die bei ihrer Geburt geleuchtet haben. Das religiöse Element der deutschen Nation bildete am meisten auch ihre Sprache, und von der Bibelübersetzung des Ulphilas bis zu der Luther's, in welcher sich die verworrene Völkerwanderung deutscher Mundarten zuerst in ein festes und einheitliches Bett ergoß, hat das Christenthum vorzugsweise unsere Sprache und Literatur in Bewegung gesetzt. Die Reichsverhandlungen und die Landesgesetze halfen zuerst die Sprache des wirklichen Lebens herausbilden. So entstand jene Mischung von wichtighuendem, gründlich auseinandersetzenden Canzleiton und körniger, erbau-

ſich in alle öffentlichen und privaten Angelegenheiten der Laien hineinſetzten, daß ſie alle Stellen im Staat ausſchließlich vergaben und bekleideten, und die Unfehlbarkeit des Papſtes und die Kraft der Sacramente dazu mißbrauchten, um ſich, ohne die geringſten Zugeſtändniſſe an die neue Zeit, ohne das Recht, das Eigenthum und die Sitte zu achten, die alte mittelalterliche Univerſalſtellung in der heutigen Geſellſchaft wieder zu erobern.

Der Geiſtliche iſt jetzt wieder Alles in Allem in Rom, und kein Papſt hat zu dieſer heilloſen Durcheinanderwirrung des Geiſtlichen und Weltlichen ſo ſtark die Hand geboten, als Pius IX., der zuerſt wohl eine ſchwärmeriſche, mit Gott liebäugelnde Idee damit verband, indem er die Prieſter, und nichts als die Prieſter, als Organe der weltlichen Geſellſchaft arbeiten laſſen wollte. Die Prieſter ſollten die wahren Diener des freien Staats ſein, träumte Pius, und darin ſah er ſchon die alte katholiſche Welt mit dem Geiſt der modernen Freiheit ſich vereinigen. Aber niemals betrachtete er mit klarem Auge in der Nähe, wie die heutigen Prieſter von Rom der Mehrzahl nach beſchaffen waren, welche auffallende, weder im Himmel noch auf Erden zuläſſige Geſtalten ſich in ihren Reihen befanden, welche Verbrechen und

Laſter im Schooße des heutigen römiſchen Klerus wütheten, und welchen verderblichen Einfluß ſie in der Mitte der Familie, im Umgange mit den Frauen, und als Lehrer der Kinder ausübten. Niemals hatte Pius ſich über ſeine Geiſtlichen beklagt, gegen welche während ſeiner Herrſchaft oft die ſcandalöſeſten Unterſuchungen anhängig gemacht, aber auch ebenſo verſchleiert und niedergeſchlagen werden mußten.

Der Papſt herrſcht als weltlicher Souverain, als welcher er ſich auf einem Areal von 800 Quadratmeilen ausbreitet, jetzt nur etwa über drei und eine viertel Million Menſchen, unter denen aber auch die Geiſtlichen, welche jeden Winkel des Kirchenſtaats bevölkern, ſich befinden. In den Klöſtern der Stadt Rom befinden ſich nach der neueſten Zählung 2404 Mönche und 1872 Nonnen, (im ganzen Kirchenſtaat gegen 30,000) welche Zahlen aber in der letzten Zeit in einem ſtarken Zunehmen begriffen geweſen. Beſonders ſeit dem letzten Jahre hat ſich der Zudrang zu den Klöſtern in Rom ſo bedeutend geſteigert, daß der Papſt Schwierigkeiten anzuordnen begann, um dieſen Andrang einigermaßen zu mindern. Pius IX. befahl nämlich, daß von jetzt an keine Novizen mehr aufgenommen werden ſollen, welche nicht die zum

Eintritt in's Kloſter erforderliche Mitgift (la dote) in baarem Gelde mitbringen. Dieſe Mitgift beträgt aber ſelten weniger als 2000 Thaler, und überſteigt dieſe Summe bei Klöſtern für adlige Nonnen oft um das Fünffache. Früher wurde unbemittelten Nonnen, die ſich zum Eintritt meldeten, nicht ſelten ein Theil der Mitgift von den wohlhabenden Klöſtern erlaſſen. Aber jetzt, wo überall Leute mit großem Vermögen ſich zur Aufnahme in die römiſchen Klöſter drängen, wird dieſe Vergünſtigung Niemanden mehr gewährt. Die Klöſter im Kirchenſtaat haben ſich auch durch die Einwanderung ſo vieler Nonnen und Mönche aus Piemont, die ſeit dem dort eingetretenen Bruche mit dem Papſte in Schaaren ihr Land verlaſſen hatten, ſo bedeutend überfüllt. Dieſe piemonteſiſchen Geiſtlichen wurden im Kirchenſtaat vorzugsweiſe gern aufgenommen, und leicht auf der hierarchiſchen Stufenleiter emporgetragen, da ſie bei weitem gebildeter ſind, als der römiſche Klerus, und ſich wegen ihrer Kenntniß der franzöſiſchen Sprache auch zur Anſtellung bei der päpſtlichen Verwaltung geeignet gezeigt haben. Auf der andern Seite ſorgt ſeit einiger Zeit der bekannte Pater Manning, der convertirte anglikaniſche Geiſtliche, dafür, die römiſchen Nonnenklöſter mit jun-

gen blonden Engländerinnen zu füllen, was ihm ſchon bis zu einem auffallenden Grade gelungen ſein ſoll. Der Herzensſpleen, an dem die junge Miß oft leidet, führt ſie entweder zu den tollſten und liederlichſten Streichen, oder in's römiſch-katholiſche Kloſter, und Pater Manning treibt dieſe Rekrutirungen, an denen bedeutende Vermögen hängen, mit ſo großem Erfolg, daß ihm leicht eine Tantième bei dieſem Geſchäft bewilligt werden könnte.

Der Kirchenſtaat, der überhaupt das verhältnißmäßig bevölkertſte Land in Europa iſt, gewinnt vornehmlich auf der geiſtlichen Seite und aus dem Clerus heraus einen unerſchöpflichen Zuwachs ſeiner Bevölkerung. Die Fortpflanzung der römiſchen Geiſtlichkeit gleicht faſt einer generatio aequivoca, und ſie tragen einen ſo ſtarken Bevölkerungsſtachel in ſich, daß ſie nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch die Familien, in denen ſie aus- und eingehen, unaufhörlich zu vermehren wiſſen. Nach dieſer Seite hin verweltlicht der Prieſter unausgeſetzt ſeine Funktionen, und wenn Pius IX. bis in die letzte Zeit hinein unaufhörlich der Meinung geweſen iſt, daß Geiſtliches und Weltliches in ſeinem Reich ebenſo untrennbar zuſammengefügt ſein müſſen, wie die Siameſiſchen Zwillinge

es ſind, ſo ſind ſeine Prieſter nicht immer dieſer Theorie gefolgt, ſondern ſie haben von jeher ihre Sinne und ihre Leidenſchaften ſäculariſirt, und dadurch den Prieſter in zwei Stücke auseinandergeriſſen, welche zum Schein wieder zuſammenzufügen, die ganze kirchliche Diplomatie erforderlich iſt. Es geht von den Prieſtern aus, daß ſich das ganze römiſche Leben nur auf den Schein begründet hat. Das ganze Leben in Rom iſt nur Schein und Heuchelei, die von oben bis unten durch alle Volksklaſſen gehen, und nur allein im Stande ſind, den Kirchenſtaat aufrecht zu erhalten. Der Schein iſt ein innerſtes Bedürfniß der römiſchen Welt, das aus der geiſtlich weltlichen Theorie des Ganzen wie von ſelbſt entſpringt, denn wo dieſe beiden, von Natur auseinander liegenden Sphären nicht mehr ineinander feſtgehalten werden können, vermag nur der Schein ihren Gegenſatz zu verdecken, vermag nur die Heuchelei dieſen tiefinnerſten Bruch des Lebens als eine Einheit und Harmonie zu faſſen. Die Heuchelei, tugendhaft, fromm, reich und vornehm zu ſein, iſt das einzige Band, welches alle Stände aneinander kettet, die Heuchelei iſt die einzige Grundlage, auf welcher die päpſtliche Verwaltung ſteht, die einzige Handhabe, durch welche ſie regieren und ad-

miniſtriren kann. Fromm und kirchlich iſt am meiſten das diebiſche und mörderiſche Geſindel in Traſtevere und im Quartier de' Monti, wo in den engen und ſchmutzigen Gaſſen die treueſten und gehorſamſten Zöglinge der Prieſter wohnen. Hier bewegt ſich, gaukelnd und gaunernd, mit Schlechtigkeiten und Schelmereien aller Art, den Fremden anbettelnd und beſtehlend, eine bei weitem ſchlimmere und gefährlichere Volksmaſſe, als ſie in den ſchmutzigſten Abgründen von Paris und London irgend zu finden iſt. Aber dieſe fürchterlichen Leute, die faſt alle Verbrecher von Profeſſion ſind, werfen ſich ſanft und fromm, wie ein Lamm, vor jedem Madonnenbilde nieder, das ihnen von einer Straßen-Ecke winkt, und kein Prieſter geht in ihrem traurigen Stadtviertel vorüber, ohne daß ſie ſich tief vor ihm neigten und ihm mit glückſelig ſtammelnden Lippen ſeine Gewänder küßten. Sie verzehren regelmäßig am Freitag nur Faſtenſpeiſe, wenn ſie auch alle übrigen Tage der Woche nur in Völlerei und Trunkenheit ſich umhertreiben. Ihre Frömmigkeit iſt bei der Polizei ſo wohlgelitten, daß man ihnen dafür gern in anderen Dingen durch die Finger ſieht, und die Meſſerſtiche nicht zählt, welche dieſer

religiöſe Pöbel ſich und Anderen in den teufliſchen Schenken dieſer Stadttheile beibringt.

Wie es mit der Frömmigkeit in Rom geht, die ſelbſt mit dem Banditenhandwerk auf das Vollkommenſte beſtehen kann, ſo iſt es auch mit der Tugend und Keuſchheit beſchaffen. Denn wie ſelbſt die Mörder fromm ſind und den Dienſt der Kirche und der Sakramente niemals verabſäumen, ſo iſt die Tugend und Keuſchheit, und wer übte ſie nicht in Rom, doch am allermeiſten und ganz ſpecifiſch in denjenigen Sphären zur Schau geſtellt und verbreitet, in denen ſonſt der ägyptiſche Cultus der Proſtitution getrieben wird. Ueber die Sphäre der Proſtitution, die in anderen Städten das diaboliſche Autodafé der geſellſchaftlichen Leiden geworden iſt, breiten Geiſtlichkeit und Polizei einen dichten Schleier aus, unter dem ſie nur ſelbſt als die eigentlich Eingeweihten und Zugelaſſenen erſcheinen. Man kann aber auch hier an das ſeltſame Wort Caſanova's denken, der die Prieſter mit den Beamten der Tabacksregie verglich, welche umſonſt ſchnupfen, während Andere ihre Priſe außerordentlich theuer bezahlen mußten. Dies kommt daher, weil die Proſtituirten, die in einer Theokratie doch unmöglich eine privilegirte Kaſte bilden können, äußer-

lich durchaus die Geltung tugendhafter und anſtändiger Töchter der Kirche behalten haben, denn vor den Augen der Welt ſind ſie fromm und ehrbar, und nur ein Uebermaaß von Geſchäften könnte ſie daran verhindern, in die Meſſe zu gehn. Dies kann die ſchlimmſten Folgen mit ſich bringen. Denn wer bei einer Frau getroffen wird, kann ſehr leicht geiſtlich und polizeilich gezwungen werden, zur Vermeidung des Aergerniſſes und böſen Beiſpiels, ſich mit ihr trauen zu laſſen und mit der Verirrten auf der Stelle in den Glückshafen der Ehe einzulaufen. Der Charakter der Proſtituirten, der in Rom mehr eine Privateigenſchaft als ein bürgerliches Gewerbe iſt, wird dabei nicht hinderlich, ſondern es kommt dabei bloß der Grundſatz zur Geltung, daß die Kirche keines ihrer treuen und gehorſamen Kinder verläßt, daß ſie ſelbſt die Entarteten wieder zu ſich ruft, wenn ſie nur fleißig die kirchlichen Gnadenmittel gebraucht haben, und daß ſie, wie Chriſtus aus Waſſer Wein machte, ſo auch aus Proſtituirten vollſtändig ehrenhafte und tugendliche Ehefrauen hervorzubringen vermag.

Die Proſtitution iſt deshalb eine ſo ſtreng und geheimnißvoll abgeſchloſſene Sphäre in Rom, die faſt niemals in das übrige Leben der Stadt und Geſell-

ſchaft übertritt, und darum Rom dem äußerlichen Anſchein nach als ein Bild der ſtrengſten Sittlichkeit und Decenz erſcheinen läßt. Den franzöſiſchen Occupationstruppen iſt es aber neuerdings ſehr gelungen, den Schleier zu heben, der über der römiſchen Proſtitution liegt und dieſelbe aus allen Verſtecken aufzutreiben, beſonders aber auch durch neu hinzugefügte Elemente zu rekrutiren. Die weiblichen Dienſtboten, die bisher in Rom eine ſehr wenig hervortretende Rolle ſpielten, ſind namentlich ein Opfer der in Italien wieder vordringenden franzöſiſchen Civiliſation geworden, und zwar haben ſich gleich ſo ſtarke Reſultate davon ergeben, daß das römiſche Findelhaus San Spirito bereits baulich erweitert werden muß, um den Ueberfluß der neuen Baſtarde darin aufnehmen zu können.

Die Verwaltung des Sittenweſens iſt in Rom dem Cardinal-Vicar und ſeinen Aſſeſſoren, in den Diöceſen jedem Biſchof, übergeben. Dadurch iſt die Geiſtlichkeit unmittelbar und auf die intimſte Weiſe an die Spitze der Proſtitution geſtellt, und hat Nachforſchungen und Verfolgungen zu unternehmen, die der prieſterlichen Würde durchaus nicht angemeſſen ſind, bei denen ſich aber beide Theile ganz wohl zu befinden ſcheinen. Die Vereinigung der geiſtlichen und

weltlichen Gewalt im römiſchen Prieſterthum hat hier ihre ſchlimmſte und gefährlichſte Probe zu beſtehen. Das Prieſterthum ſchweift hier zugleich als Polizei unter den proſtituirten Frauen und Mädchen umher, es iſt in allen Geheimniſſen der ſchmutzigen Venus vertraulich eingeweiht, es kennt die Kuppler und Verkuppelten, die Männer, welche ihre eigenen Frauen und Töchter auf den Markt bringen, die Frauen, welche ihre Depits an ihren Männern ausüben oder die ſchmalen Toilettengelder derſelben auf ihre eigene Hand zu erhöhen wiſſen. Dazu kommen die Gefahren der eigenen Verſuchung, die auch dem prieſterlichen Fleiſch, das nach dem heiligen Auguſtinus die ſündhafte menſchliche Natur oft am ſtärkſten in ſich ſpürt, ſtets auf Schußweite, und noch mehr, nahe treten. Die Pfarrer haben ſpecielle Berichte über dieſe Sittenzuſtände ihres Sprengels an das Vicariat einzuſenden, und die Spröden oder Widerſpenſtigen, die ſich dem geiſtlichen Zuſpruch nicht recht zu beugen wiſſen, werden leicht als proſtituirte Perſonen angezeigt, und müſſen dann Wolle im Zuchthauſe von S. Michele ſpinnen. Ihre Anerkennung als Proſtituirte empfangen ſie erſt, wenn ſie im Zuchthauſe ſitzen; ſo lange ſie frei umherwohnen und mit dem Pfarrer ihres Sprengels ſich im Einklang be-

licher, patriarchalischer Bibelsprache, die so lange der Charakter und Ausdruck des deutschen Lebens war, ebenso wichtig für die Gestaltung der ersten Prosa, worin sich diese Elemente vornehmlich abzeichneten, als für die Entwickelung der Sprache und ihrer Formen überhaupt.

Das Verhältniß der deutschen Sprache zur Kirche, welches ihre erste Bildungsstufe im carolingisch-fränkischen Zeitalter ist, wurde jedoch durch eine mächtige Nebenbuhlerin, die lateinische, theils an einer ganz originellen Entfaltung gehindert, theils mit fremden Stoffen durch sie gefärbt. Die griechische Grazie und Wortschönheit des silbernen Codex, aus dem vierten Jahrhundert, ging, unter Karl dem Großen, in latinisirende Wendungen und Nachahmungen über, und Karl selbst, als er statt des Schwertes die Feder nahm, machte in seinen deutschen Schriften und Uebersetzungen unsere Sprache zur Sclavin lateinischer Constructionen. Alle Eigenheiten derselben, die lateinische Wortfolge, die Partizipien, die Auslassung der Artikel und Hülfswörter, selbst die Flexion der Endungen, wurden mit ängstlicher Be-

finden, können ſie wenigſtens bürgerlich auf alle Geltung ehrenhafter Perſonen Anſpruch erheben, wie ſchlimm ſie auch immer den guten Sitten und der Moral der Geſellſchaft mitſpielen mögen. Sie können ihre Beſuche ganz offen auch am Tage empfangen, ohne daß ihnen die geringſte Gefahr daraus erwächſt, und die Canarien-Vögel, welche ſie als Symbol ihres Handwerks gewöhnlich draußen vor ihren Fenſtern aufhängen, pfeifen mit ganz hellen und ungenirten Stimmen die Vorübergehenden zu ſich herauf. Es trägt dies Alles den Schein der größten Wohlanſtändigkeit und Decenz an ſich, und Geiſtlichkeit und Polizei reichen ſich darin oft die Hand, daß ſie der Schande die ſicherſte und anmuthigſte Niederlaſſung zu geſtatten wiſſen. So wird erzählt, wie es der Cardinal Gabrielli durchgeſetzt habe, daß in der Straße, in welcher er ſich eine verlorene Schöne eingemiethet hatte, erſt um zwei Uhr nach Mitternacht die Laternen angezündet wurden, weil Seine Eminenz ſeit vielen Jahren jeden Abend hier fuhren und dann noch im verſchwiegenen Schatten der Nacht den Schauplatz ihrer geiſtlich-weltlichen Thaten wieder verlaſſen konnten.

Der ehrbare und ſittſame Anſchein, welcher der

Proſtitution in Rom von der Geiſtlichkeit und Polizei ſelbſt umgehangen wird, läßt auch bei den Proſtituirten ſelbſt noch manche romantiſche Illuſion aufkommen, die aber jedes Verhältniß zu ihnen ziemlich gefährlich machen ſoll und auch auf die Gerechtigkeitspflege in dieſer Sphäre eine eigenthümliche Einwirkung ausübt. Die Damen von Mabille und Chateau des fleurs in Paris ſind in ihren Formen im Allgemeinen nicht weniger ſittſam und anſtändig, als jene ſchönen, kräftigen und breitſchulterigen Römerinnen, die unter dem Krummſtabe ihre Tugend verwerthen. Aber die kaiſerliche Lorette in Paris, das ächte Kind des Banquierthums, hat bei allen ihren Aventuren ſtets nur das reine Geldgeſchäft vor ſich, und jedenfalls liegt ihr der Gedanke nicht ſo nahe, daß ſie noch einſt geheirathet werden könnte. Mit dem Sturz des Banquierthums ſind heut auch ſchon wieder die von Louis Napoleon creirten Loretten unter dieſer Firma verſchwunden, an die Stelle der Lorette iſt in neueſter Zeit die Biche (Hündin) getreten, die jetzt mit dieſem ſchauerlich ſchönen Namen den vornehmſten Rang der Pariſer Proſtitution bezeichnet. Aber die Biche, welche die geſchlechtliche Pointe des ganzen Geſchäfts auf eine ungeheuerliche Weiſe herausarbeitet, macht ſich

noch weniger, als die Lorette, Heirathsgedanken, denn der unaufhörliche Kreislauf der Biche läßt ſich nie durch eine feſte Niederlaſſung geſchloſſen denken. Dagegen giebt es in dem heiligen Rom eine Proſtitution mit Heirathsgedanken, die hier im eigentlichſten Sinne zu Hauſe iſt, und Geiſtlichkeit und Polizei unterſtützen den Ehetrieb dieſer ſeltſamen Geſchöpfe mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln. Die römiſche Biche ſpricht daher auch in den gewöhnlichſten Verhältniſſen, die ſie anknüpft, ſogleich vom Heirathen, und weiß die Sache ſo zu wenden, daß auch das laufende Geſchäft in den Schleier einer romantiſchen Intrigue ſich kleidet und als geheimnißvolle Aventure anfängt, um als legitime, von den wohlwollenden Prieſterhänden eingeſegnete Ehe zu ſchließen. Das pfäffiſche Element, das der römiſchen Proſtituirten einwohnt, und das durch das viele Segnen der geiſtlichen Herren ſo tief bei ihr eingedrungen iſt, macht ſie nicht bloß auf eine ſolide Heirath ſo ausſchließlich verſeſſen, ſondern es giebt auch dieſer Proſtitution einen jeſuitiſchen Grundzug, der ſich namentlich in ihren Kunſtgriffen verräth, mit denen ſie zur Ehe zu gelangen ſtrebt. Jeder Beſucher, der bei ihr aus- und eingeht, erſcheint ihr nur wie ein Heirathskandidat, den ſie durch ein geſchicktes

Volteſchlagen ſchon in dieſe Rolle hinübertreiben wird, und ihre ganze Intrigue iſt daher nur darauf gerichtet, daß ſich ihr Freund ſoviel als möglich mit ihr compromittire. Mit ihm geſehen zu werden, ihn überall bei Namen zu nennen, und öffentlich zu grüßen, in zweideutigen und verbotenen Situationen mit ihm ſich von der Polizei betreffen zu laſſen, ihm, wenn auch nur im vermeintlichen Scherz, ein Eheverſprechen vor andern Zeuginnen abzunehmen, dem Crinoline zum Trotz Symptome froher Hoffnung auszubilden, oder ihre Canarienvögel als Zeugen anzurufen, daß der Freund ſie in einer unbewachten Stunde gewaltſam überfallen hat, alles das ſind Scenen dieſer gefährlichen Proſtitutions-Komödie, die um jeden Preis mit einer geſetzlichen Heirath zu ſchließen ſtrebt. Wird die Sache dann, worauf es abgeſehen iſt, vor das Tribunal des Cardinal-Vicars in Rom oder des Biſchofs in der Diöceſe gebracht, ſo kann der Richterſpruch nur im höchſten Grade ungünſtig für den Unglücklichen ablaufen, und derſelbe thut in der Regel beſſer, ohne Weiteres ſogleich als Ehemann einzutreten, als den vernichtenden Ausſpruch des geiſtlichen Tribunals über ſich ergehen zu laſſen. Das Tribunal hat drei Formeln, in die es bei ſolchen Gelegen-

heiten ſeinen Spruch kleidet. Es heißt: 1. er muß ſie mit einer Mitgift ausſtatten (dotet), oder 2. er muß ſie heirathen (aut nubat), oder 3. er ſoll auf die Galeeren geſchickt werden (aut ad triremes!). In den beiden letzten Strafen iſt keine Steigerung enthalten, aber die Gewährung einer Ausſtattung wird in der Regel ausreichen, um es nicht zu einem ſolchen Prozeß kommen zu laſſen.

Die römiſche Geiſtlichkeit macht aber dadurch die Ehe zu einer Art von Botanybay, in dem ſie die verbrecheriſchen Elemente der Geſellſchaft abzuſetzen ſucht. Den römiſchen Prieſtern liegt daran, daß in der Geſellſchaft keine Sphäre ſtehen bleibt, die nicht ganz und gar von der Kirche ausgefüllt und beherrſcht würde. Wie ſie daher die Proſtituirten leicht und gern in die Familie hineinbefördern, in welcher die Geiſtlichkeit ſich mit ihren tiefgreifendſten und verderblichſten Einflüſſen feſtgeſetzt hat, löſt ſie die Familie auf der anderen Seite auch wieder in Proſtitution auf, indem durch die Rolle, welche der Prieſter im Hauſe ſeiner Beichtkinder ſpielt, wie auch durch die außerordentlich glückliche Carrière, die vorzugsweiſe Männer ſchöner Frauen im Kirchenſtaat zurücklegen,

der innerſte Organismus der Ehe wieder zerrieben und unterhölt wird.

Die Geiſtlichkeit, dem Grundprincip des Kirchenſtaats getreu, das überall nur die Einheit und Verbundenheit der geiſtlichen und weltlichen Gewalten zulaſſen will, ſucht die Giftſtoffe der Geſellſchaft nach Innen auf die Organe zurückzuwerfen, und freſſen dieſe Gifte ſich dadurch in alle edleren Theile des ſocialen Körpers hinein. Die Proſtituirte iſt daher das ſchlagendſte und zuſammenfaſſendſte Symbol dieſes geiſtlich-weltlichen Regime's des Kirchenſtaats geworden, und ſie iſt die eigentliche Nymphe in dieſem heiligen Hain, welche durch ihr Locken und Rufen zugleich die gefährlichen Stellen bezeichnet, unter deren grüner, bunter Decke die unentrinnbaren Moräſte lauern. Die ſchönen, verführeriſchen Nymphen der alten Welt waren Naturgottheiten, die in den Quellen, Grotten und Bäumen wohnten, deren Schutzgeiſter ſie waren. Zwar fingen ſie auch Abenteuer aller Art mit den vorüberziehenden Fremdlingen an, die nicht ſelten ihre Habe und ihr Leben bei ihnen einbüßten, aber man konnte ihnen nicht geradezu nachſagen, daß ſie ausſchließlich im Dienſt der Prieſter arbeiteten, obwohl ſie den Zeus ſelbſt an ihrer Bruſt genährt haben

ſollen. Ihre Nachfolgerinnen auf dem klaſſiſchen Boden der heutigen Proſtitution in Rom haben zwar den Zeus nicht geſäugt, aber ſie ſind die eigentlichen Nymphen der römiſchen Pfaffenwirthſchaft geworden, und nähren das ganze Syſtem an ihren freigebigen Brüſten. Die römiſch-katholiſche Kirche hatte den Proſtituirten daher auch ſchon früh eine eigene Schutzpatronin, die heilige Afra, geſtellt, und einige Päpſte, wie Julius III., forderten ſogar einen Milchzins von ihnen ein, wodurch die geiſtliche Nutznießung des Weltlichen, die in den Gliedern dieſer Mädchen wirken ſollte, erſt ihren erſchöpfendſten Ausdruck erhielt.

Das Leben und Walten des Prieſters in der Familie, in welcher er Mann und Frau in allen möglichen Nöthen zu tröſten kommt, für den Unterricht der Kinder ſorgt, und ſeine geiſtliche Intervention in allen nur irgend denkbaren Zweigen des Ehelebens ſpielen läßt, bietet die Kehrſeite ſeiner geiſtlichen Beſtrebungen in der Sphäre der Proſtitution dar. In den unteren Kreiſen Roms hat es ſich oft am nachweisbarſten gezeigt, wie Entſittlichung und Auflöſung des ehelichen Bandes den eifrigen Bemühungen folgen, welche der Hausgeiſtliche in der kleinen Familie anſtellt. Zuerſt fühlt ſich das Haupt derſelben, ein

armer Handwerker, unendlich ſicher vor der ewigen Verdammniß, und vor allen kirchlichen und himmliſchen Strafen, weil der junge Prieſter ſo eifrig bei ihm ein- und ausgeht, ihm jederzeit ſeinen Segen ertheilt, und ſich um ſeine Frau und um ſeine Nachkommenſchaft ſo angelegentlich bekümmert. In dieſer Sicherheit fängt er bald an, ſeine Arbeit zu vernachläſſigen, er bringt ſeine Zeit ſo viel als möglich außer dem Hauſe zu, geht dem Vergnügen nach, und macht die Volksſpiele in den öffentlichen Gärten mit. Bald kommt er herunter, dann aber kommt er plötzlich wieder herauf, denn ſeine Frau iſt ſchön und jung, und der Hausgeiſtliche hat ſie ſelbſt einigen Cardinälen empfohlen, mit denen er in Verbindung ſteht. Nun ſtrömen dem armen Handwerker Geld, Arbeit, Geſchenke, Protektion im reichlichſten Maße zu. Der Mann iſt gerettet, aber was wird aus ſeiner jungen, ſchönen Frau? Wenn die Prieſter nicht durch ihren Segen und ihren Ablaß Alles wieder gut machen könnten, ſelbſt was in ihren eigenen Armen verbrochen worden iſt, ſo würde ſie wohl längſt eine Verdammte ſein, ungeachtet ihrer dunkelglühenden Madonnen-Augen, und aller beſeligenden Reize, welche ſie mit der heiligen Jungfrau gemein hat. Aber ſie ſcheint

noch immer gänzlich unverſehrt geblieben zu ſein, und nur Das fällt dem Manne auf, daß die geiſtlichen Herren, welche ſeine Frau beſuchen, ſich mehren, und daß ſie bald nicht mehr in ihrem ehrwürdigen Prieſterhabit, ſondern in einer feinen Laienkleidung, in der ſie ſich vermummt haben, in ſeinem Hauſe erſcheinen, gleichſam als ob ſie einen Anſtoß daran finden könnten, in demſelben geſehen zu werden.

Nicht ſelten deckt aber auch der Geiſtliche, der in einem Hauſe aus- und eingeht, gerade durch ſeinen regelmäßigen Beſuch den Mantel über manches Schlimme, was in dieſer Familie, und beſonders von dem weiblichen Theil derſelben getrieben wird. Die Offiziere der franzöſiſchen Occupation haben hier in der letzten Zeit ſehr dazu beigetragen, auch das römiſche Familienleben zu corrumpiren, aber die Monſignori, die den ſchönen Römerinnen in allen Nöthen beiſtehen, helfen ihnen auch oft über dieſen Scandal hinweg, und wiſſen mit diplomatiſcher Gewandtheit und mit der Kraft des Amtes zugleich den Schleier der Wohlanſtändigkeit auch hierüber auszubreiten. Der Prieſter iſt darum auch wegen dieſer moraliſchen Bequemlichkeit die Lieblingsfigur der Römerinnen. Ueberhaupt aber giebt es nichts, was ihnen willkommener und vor-

züglicher erſchiene, als der Abbate, und derſelbe erſetzt hier in allen ſeinen ſocialen Leiſtungen vollkommen Das, was in anderen Ländern der Lieutenant gewährt. Es iſt daher zu bewundern, daß der Sprachgebrauch hier nicht conſequent geblieben iſt. Denn man ſagt hier zu Lande von der Italienerin, die in gewiſſe regelrechte monatliche Zuſtände tritt: „ſie hat ihren Marcheſe," während die Landesſitten auch hier bei Weitem ſpecifiſcher den Abbate zu erfordern ſcheinen.

Zuweilen begegnen aber auch den Prieſtern ſelbſt aus ſolchen Verhältniſſen Aergerniſſe, die auf eine ihnen ſchwerlich ſehr angenehme Weiſe in den öffentlichen Scandal hinüberſpielen. So wurde der erſt vor kurzer Zeit creirte öſterreichiſche Cardinal de Silveſtri neulich auf eine ſehr ſchneidende Weiſe beſchimpft, wie es eigentlich nur in Rom vorkommen kann. Am frühen Morgen fand man auf der Treppe des Palaſtes, welchen der Cardinal unweit der herrlich ſprudelnden Fontana di Trevi bewohnt, in einem Korbe ein todtes Kind, das alle Anzeichen an ſich trug, von ſeiner Mutter ermordet worden zu ſein. Und nicht nur die Verzweiflung des Unglücks, ſondern auch die leidenſchaftlichſte Rache ſchienen bei dieſem tragiſchen

fliſſenheit nachgebildet.*) Rom's gebrochene Weltherrſchaft bemächtigte ſich doch noch mit unabweislichem Einfluß der erſten Keime einer neuen Stammſprache, und impfte ſich begierig in die Natur derſelben ein, während ſie im Dunkel der deutſchen Klöſter, wo ſich die antike Gelehrſamkeit feſtſetzte, noch gefährlichere Intriguen gegen die Entwickelung der modernen Urſprache ſpann. Die Geiſtlichen ſuchten die deutſche Sprache, die von ihnen nur eine lingua agrestis genannt wurde, in Verachtung zu bringen und zu erhalten, und Karl der Große, der eine deutſche Grammatik ſchrieb oder ſchreiben wollte, that doch nichts für die ausſchließliche Aufnahme der deutſchen Sprache in den öffentlichen Gottesdienſt.**) Das lateiniſche Element hatte ſich aber zu tief in die chriſtliche Kirche ein-

*) S. L. Meiſter's Preisſchrift über die Hauptepochen der deutſchen Sprache ſeit dem achten Jahrhundert (in den Schriften der mannheimiſchen deutſchen Geſellſchaft. Bd. I. S. 271.)

**) Auf der Kirchenverſammlung von Tours wurde nur feſtgeſtellt: daß die Biſchöfe entweder in lateiniſcher oder in deutſcher Sprache predigen ſollten.

Ereigniß im Spiele geweſen zu ſein. Denn man hatte das todte Kind in ein rothes Cardinalmäntelchen, das ihm recht zierlich zu dieſem Zweck zurecht gemacht war, eingewickelt. Die fürchterliche Satire, die in dieſem Bilde ſich ausſprach, ſchien von allen Umſtehenden hinlänglich aufgefaßt zu werden, und man beeilte ſich keineswegs, den Scandal von der Straße zu bringen. Vielmehr ſtellte ſich eine Wache von Carabinieri davor auf, welche mit feierlichem Ernſt den kleinen Leichnam im Cardinalsmäntelchen gegen das Andrängen des murrenden Volkes behütete, aber Alles ruhig mit anhörte, was in dem Volkshaufen für beleidigende Vermuthungen über den ohne Zweifel geiſtlichen Papa des kleinen Rothmantels aufgeſtellt wurden.

Solche ſchneidende Berührungen der Geiſtlichkeit mit dem Volke wiederholen ſich von Zeit zu Zeit in den mannigfachſten Variationen. Es kann auch nicht fehlen, daß das religiös-ſittliche Anſehn der Prieſter dadurch mehr und mehr in ſeiner Wurzel vernichtet wird, und die Lauheit des Volkes gegen die Kirche und die kirchlichen Gnadenmittel iſt bereits bis auf's Aeußerſte geſtiegen. Die Kirchenzuſtände ſind auch hier mit den Prieſtern ſelbſt verdorben, und es würde

noch mehr öffentlicher Scandal daraus entſtehen, wenn man ſich nicht jetzt in Rom von Oben herab zu einem ungeheuern laisser aller entſchloſſen hätte, durch welches der Kirchenſtaat mehr, als durch jede andere Organiſation, einſtweilen noch zuſammengehalten wird. Die Excommunication, wie die canoniſchen Kirchenſtrafen alleſammt, haben darum in dem heutigen Rom bereits ihre ganze Zugkraft verloren, und es iſt namentlich der Wille des Papſtes Pius IX., daß dieſe alte Donnermaſchine des Vaticans nur noch äußerſt ſelten losgelaſſen werde. Es war dies aber ſchon um deswillen die klügſte Wahl, weil ſich in neueſter Zeit Niemand mehr von dem Effect dieſer Maſchinerie getroffen fühlen wollte. Zwar bildet es in Rom noch immer einen ſehr ſtreng feſtgehaltenen Theil der Kirchenzucht, daß Jeder in der Quadrageſimalzeit einem Prieſter beichten und zur Communion gehen muß, worüber er eine gedruckte Quittung empfängt, die ihn gegen alle Anforderungen des geiſtlichen Regiments ſicher ſtellt. Der geiſtliche Obere jeder Pfarrei fordert dann in der Woche nach Oſtern, wo er von Haus zu Haus geht, von jedem Individuum, welches Ranges und Standes es auch immer ſein möge, den Beichtzettel ein. Wer ſeine Quittung nicht aufzuweiſen hat,

wird excommunicirt und ſein Name wird an die Kirchthür des Sprengels mit dieſer ſchlimmen Bezeichnung angeſchlagen. Wer aber fortgeſetzt bei ſeiner Weigerung verharrt, zur Communion zu gehen, wird alsdann zu weiterem Verfahren der Inquiſition überwieſen. Aber neuerdings iſt das Chaos in dieſer Beziehung ſo ſtark über Rom hereingebrochen, daß es das Faß der Danaiden ausſchöpfen hieße, wenn man es mit dieſen Excommunicationsliſten und ihren Folgen noch immer ganz ernſthaft nehmen wollte. Denn man nimmt an, daß dann wenigſtens drei Viertel der Bevölkerung zu excommuniciren ſein würden. Pius IX. hielt deshalb neulich in dieſer Angelegenheit eine Congregation von 54 römiſchen Pfarrern ab, und verbreitete ſich in der Anrede, welche er an dieſelben hielt, über die Worte Jairi: „meine Tochter iſt geſtorben!“ Er empfahl dabei, die Veröffentlichung der Excommunicationsliſten zur Vermeidung des öffentlichen Aergerniſſes künftig zu unterlaſſen, und nur noch die Mittel des heiligen Geiſtes und der überführenden Rede zu wählen, um der kirchlichen Gleichgültigkeit in der Stille entgegenzuarbeiten. Bereits ſoll man aber auch in Rom, wenigſtens in mehreren Pfarreien, davon abgeſtanden ſein, die Beichtzettel überhaupt noch einzufordern, da

die Ausbeute von einem Oſtern zum andern immer geringer wurde.

Die Lauigkeit und Verachtung gegen das eigentliche Kirchenweſen iſt aber nicht ſowohl innerlich gegen die Religion ſelbſt gerichtet, als ſie vielmehr aus dem Mißcredit entſteht, in welchen die römiſche Maſchinerie überhaupt ſelbſt bei wahrhaft Gläubigen der katholiſchen Chriſtenheit gefallen. Die Fäden ziehen nicht mehr, welche ſonſt von dem heiligen Rom ausfloſſen, und an das Centrum der kirchlichen Welt Jeden, der den Glauben in ſich trug, banden. Rom iſt daher auch in politiſcher Hinſicht nicht mehr geeignet, an der Spitze des italieniſchen Staatenbundes zu ſtehn, wenn dieſe Form, Italien in nationaler Einheit darzuſtellen, in der That das Reſultat des letzten, von Louis Napoleon geführten Unabhängigkeitskampfes der Italiener werden ſollte. Dieſe Idee war aber von Gioberti ſelbſt, der ſie zuerſt aufgeſtellt, wieder aufgegeben worden, und Gioberti ſtarb, indem er noch auf ſeinem Todbette ſeine Illuſionen über den Papſt verwünſchte. Der pontificale Liberalismus, ein Geſpenſt, das mit Gioberti, mit Ceſare Balbo begraben wurde, hatte auch der inneren Kraft und Gewalt der römiſchen Kirche einen unend-

lichen Schaden zugefügt, und die Desavouirung des ſterbenden Gioberti, der ein guter Katholik, wenn auch ein dialektiſcher Philoſoph war, mochte ſich nicht bloß auf die Perſon Pius IX., ſondern auch auf die gebrochenen, nicht mehr lebensmächtig greifenden Organe des Papſtthums überhaupt und ſeiner losgelöſten Stellung im heutigen Italien, beziehen.

So ging auch in dieſem Jahre die große Jubiläumsfeier in Rom, die in früherer Zeit ungeheure Menſchenmaſſen aus allen Ländern der katholiſchen Welt hierherzog, faſt ſpurlos und in leerer Stille vorüber. Es iſt dies das vom Papſt ausgeſchriebene Ablaßjahr, in welchem ſonſt der eigentliche Welttriumph des Papſtthums gefeiert wurde, und wo noch zum Jubiläum Benedict's XIV. eine halbe Million Menſchen aus allen Theilen der Welt, wenn auch meiſt nur Arme und Bettler, zuſammenſtrömten. In früheren Zeiten aber waren es zugleich die reichen Spenden der frommen Pilger, welche die Säckel und Schatzkäſten der Kirche ſo bedeutend füllten, daß Rom als Auffaugerin ſo großer Geldſummen Gegenſtand heftiger Klagen bei den weltlichen Fürſten wurde. Diesmal konnte man es kaum auf den Straßen bemerken, daß einige Leute zu dieſem Jubiläum nach

Rom gekommen waren, und ſelbſt die fremden Bettler und Gauner, die noch am längſten den römiſchen Ablaß in Anſehn erhielten, waren diesmal von der ewigen Stadt fern geblieben.

Pius hatte ſich alle Mühe gegeben, um durch gewiſſe Erleichterungen, die er bei der Bußfeier diesmal einführte, und wodurch er die frühere ſtrenge Disciplin derſelben milderte, dem letzten Jubiläum wieder eine größere Betheiligung des Volkes zuzuführen. Das Jubiläum ſchrieb nämlich bis dahin vor, daß Jeder, der ſich den vollſtändigen Sünden-Ablaß erwerben wolle, die drei Patriarchal-Kirchen Rom's wenigſtens einmal, oder eine von ihnen drei Mal an verſchiedenen Tagen beſuchen müſſe, um für die Erfüllung aller Wünſche des Papſtes, alſo ſelbſt derjenigen, die der fromme Pilger gar nicht kannte, zu beten. Nun kommt Pius IX. mit ſeiner Dispenſation und ſagt: man brauche nur eine der drei Baſiliken beſuchen, aber nach dem erſten Gebet, das man darin verrichtet, müſſe man ſich zur Kirchthür hinausbegeben, und einige Schritte vor der Kirche auf- und niederſpazieren, dann aber wieder zur Fortſetzung des Gebets in die Baſilica eintreten und das ganze fromme Ceremoniell zum zweiten Mal wiederholen.

Dann ſei Alles erfüllt, was man nöthig habe, um ſich den Ablaß in vollem Maße zu verdienen. Guter Pius, welche kindliche Gläubigkeit einer Seele, die durch alle ihre politiſchen Leidensſtationen, die ſie erlitten, nicht erſchöpft, durch alle Enttäuſchungen, die ihr bereitet worden, nicht irre gemacht werden konnte an ſich ſelbſt und ihrem Beruf, und der noch ſo viel Glauben in Zion übrig bleiben konnte, um von einem künſtlich ausgedachten Tempo, das zwiſchen zwei Gebeten in der Baſilica und Spazierengehen vor der Kirchenthür abwechſelte, das Seelenheil und den Ablaß der Sünden abhängig zu machen! Wenn es ſo leicht iſt, den Willen Gottes und der ewigen Gerechtigkeit zu beſtimmen, warum wurde nicht auch für das politiſche Glück der Völker ein kirchliches Ceremoniell vom Papſte Pius vorgezeichnet, warum konnte man nicht durch Gebet und Spazierengehen eine ſichere Freiheit der Völker gründen, ohne ſich die Finger zu verbrennen und das Herz zu verwunden, wie es Pius IX. gethan?

Es beweiſt dies aber auch zugleich, daß der Ablaß in Rom heutzutage um Vieles billiger geworden iſt, und daß das Volk ſich nicht mehr danach drängt, ihn gerade in der heiligen Stadt ſelbſt zu erwerben, weil

Jedermann in ſeiner biſchöflichen Diöceſe, in der er zu Hauſe iſt, ſich heutzutage mit viel größerer Bequemlichkeit dieſelben Vortheile im Himmel und auf Erden ſichern kann. Rom hat überhaupt die Kraft des [illegible] Centrums in Italien verloren, man glaubt nic[illegible] ſich einen Stein im Brett bei den himmliſchen Heerſchaaren erworben zu haben, wenn man Rom beſucht, und damit möchte es auch die Kraft eingebüßt haben, einſt das politiſche Centrum der ganzen italieniſchen Nation werden zu können. Schon ſeit längerer Zeit hat der Italiener ſich daran gewöhnt, die Menſchen und Zuſtände für glücklicher und wohlbehaltener zu achten, die fernab von der heiligen Stadt und ihren Einwirkungen ſich befinden. Was Macchiavelli und Dante in ihrer Zeit geſagt, iſt heutzutage ein gängundgäbes Sprüchwort in Italien geworden; es heißt: „je weiter von Rom und vom Vatican entfernt, deſto beſſer iſt das Volk!“ Wie in Rom ſelbſt um St. Peter und den Vatican herum die ſchlechteſte und verdorbenſte Luft herrſcht, welche den Aufenthalt in dieſen Stadttheilen zu manchen Zeiten ſehr ungeſund und gefährlich macht, ſo übertragen ſich von hier, wo die eigentlichen Einflüſſe der Kirche und der verrotteten päpſtlichen Verwaltung ausgehn, die böſen Ausdün-

ſtungen auch auf das geiſtige und ſittliche Gebiet, und man ſchätzt den moraliſchen Werth, den Charakter und die Bildung eines Italieners höher, der nicht in der ewigen Stadt wohnt, ſondern auch nur um einige Lieues weiter von ihr niedergelaſſen iſt. Die römiſche Pfaffenwirthſchaft hat dieſe merkwürdigen Unterſchiede geſchaffen, die nicht bloß zwiſchen Rom und dem nördlichen Italien, ſondern auch zwiſchen Rom und allen übrigen Städten des Kirchenſtaats, in den auffälligſten Erſcheinungen hervortreten. Wie das Land, ſo ſind auch die Leute in dieſen allſeitig hervortretenden Unterſchieden wie gebannt. In der unmittelbaren Nähe von Rom ſtehen die Felder und Saaten am ſchlechteſten, und obwohl die Natur hier einen Segen ohne Gleichen in die Erde gelegt hat, der auf den Höhen und in der Ebene in der wunderbarſten Fruchtbarkeit heraustritt, ſobald man dieſen Segen nur einigermaßen durch Arbeit und Fleiß zu locken und zu verdienen verſteht, ſo iſt doch von dieſem koſtbaren Lande ſtets nur der allerkleinſte Theil angebaut, und es wächſt nur Das auf dieſen Flächen reich und üppig empor, was das herrliche, ſanfte Klima ſelbſt erzogen und wozu es der Menſchenhände nicht bedurft hat. Aber obwohl der

Kirchenſtaat eines der bevölkertſten Länder in Europa iſt, und in Italien ſelbſt vielleicht nur gegen Toscana darin zurückſteht, ſo iſt doch die menſchliche Arbeitskraft hier zu träge und zu wenig gebildet, um dieſe von der Vorſehung ausgeſtreuten Schätze zu heben, und wo ein Paradies ſich ausbreiten könnte, ſcheint jeden Augenblick die Wüſte fertig zu ſein. Aber dieſe künſtliche Wüſte um Rom, in welche nur der ſchwarze Rock des dahinwandelnden Prieſters einige Abwechſelung der Farbe bringt, bietet zugleich ein Bild tiefergreifender Wehmuth dar, denn die traurige Einöde liegt in der beſtändigen Umarmung eines lachenden, ſeligen Himmels da, der ſeine ganze wunderbare Feier über ſie ausgießt, und den von den Menſchen verwahrloſten Fluren doch kein helles Lächeln mehr zu entlocken vermag. Zwiſchen Himmel und Erde iſt hier der Prieſter getreten, der die menſchliche Hand gelähmt hat, um den mütterlichen Boden zu bebauen, und welcher der Erde ſelbſt die Glorie mißgönnt, mit der ſie in den ſonnigen Armen des Himmels liegt. Denn die Schönheit der Welt, von der die Natur das entzückendſte Bild hier ausſpinnen wollte, paßt dem römiſchen Prieſter nicht in den Rahmen ſeines kirchlichen Syſtems. Der Roſenkranz und der Pflug

geäzt und mit dem Aberglauben und der Unwiſſenheit des Volkes, das ſeine Andacht in unverſtandenen Lauten myſtiſch und ſchwül befriedigte, zugleich die Macht der Pfaffen befeſtigt.

Das lateiniſche Muſter, das unſerer Sprache in dieſer frühen Periode aufgedrückt wurde, brachte ihr jedoch auch manchen Vortheil, weckte die ſchlummernden Fähigkeiten ihrer Biegung und Wandelung, und ließ ihre unendliche Elaſtizität ſchon damals hervortreten. Jede Sprache nimmt in der Weichheit ihres Kindesalters die Eindrücke einer andern, bereits gebildeten, die zugleich im Zenith der herrſchenden Weltanſchauung ſteht, mit offenem Sinne an, und was ſie ſich auf dieſem Wege zueignet und in ihr Fleiſch und Blut verwandelt, gehört ihr unbeſtritten wie ein Theil ihrer ſelbſt. Die erſten Sprachverſuche der Völker entbehren aller beſtimmten Wortfolge, die Gedanken fügen ſich noch mit dem Vertrauen, durch die ſinnliche Gebärde ergänzt zu werden, elliptiſch und ohne alle grammatiſche Verknüpfung aneinander. Diejenigen geiſtigen Elemente, an denen ſich dann zuerſt das Bewußtſein bildet, beſtimmen auch die Grammatik der Sprache,

paſſen nicht recht zuſammen, und die Erde mag verdorren, damit das Beichtkind Zeit hat, zu beten und in die Meſſe zu gehn. Und die Natur ſchafft doch noch immer auf ihre eigene Hand üppiger und unaufhaltbarer, als es dem Prieſter lieb iſt. Auf den Höhen um Rom blühen, unbekümmert um Menſchen und Prieſter, die prächtigſten Oliven, der Maulbeerbaum und der Weinſtock, und die vernachläſſigten und verwilderten Felder ſind hier und da durch ſich ſelbſt Weidenplätze geworden, auf denen die herrlichſten Viehheerden ſich auf- und niedertummeln. Der Kirche gelingt es doch nur theilweiſe, dem Menſchen die Natur zu verkümmern, aber die Macht der Prieſter hat ſich dadurch ohne Zweifel befeſtigt!

Der Prieſter geht mit den Schritten des allmächtigen Herrn durch das ganze Land, und unter ſeinem gewichtigen Tritt zittern alle Verhältniſſe, die er berührt, die Natur verwelkt unter ſeinen Füßen, denn er zertritt in ihr die gefährliche Concurrentin der Kirche, weil die Natur es iſt, welche den Menſchen auf ſich ſelbſt und auf ſeine eigene Arbeitskraft ſtellen will. In dem Hauſe und in der Familie iſt er mit ſeiner Kraft, zu löſen und zu binden, der eigentliche Mann der Frau, der Vater der Kinder, der Herr des Mannes geworden. Es giebt

gewiß auch ſehr viele brave Leute unter dieſen Prieſtern, und mancher Phyſiognomie unter ihnen iſt in der That der Zug der Biederkeit und eines ächten menſchlichen Wohlwollens aufgedrückt. Aber nicht nur die breiten, knochigen, klar und feſt ausgearbeiteten Geſichter, die das unerſchütterliche und gutartige Selbſtbewußtſein der prieſterlichen Würde und Berufsſtärke an den Tag legen, flößen oft ein gewiſſes Intereſſe ein, es ſind auch die bleichen, ſcheuen, unendliche Seelenkämpfe ausdrückenden Geſichter, mit ihren kaum zugedeckten Abgründen von Leidenſchaft und Haß, mit ihren ſchmerzlich irrenden Streiflichtern übrig gebliebener Sehnſucht und Liebe, mit ihren heraufzuckenden Blitzen von Geiſt und Weltverſtand, worin große anziehende Geſchichten der Prieſterlaufbahn, wunderbare Bekenntniſſe über Kirche, Welt und Natur zu leſen ſind. Aber es giebt auch entſetzliche Phyſiognomieen, welche die diaboliſche Machtſtellung des Prieſterthums in grotesken Zügen, in wilder unbändiger Frakturſchrift, in Trotz und Härte und Ueberhebung ohne Gleichen, ausſprechen. Das ſind Männer, welche nicht zurückſchreckten, als der böſe Feind ſie auf die Zinne des Thurmes führte, und auf die ganze vor ihnen liegende Welt ſie verwies, die ihnen mit allen Herrlichkeiten

und Schätzen zu eigen gegeben werden ſollte, ſobald ſie den Teufel anerkannt hätten. Dieſe Prieſter haben die Herrſchaft über die Welt in der That aus den Händen des Teufels angenommen, aber ſie ſind dadurch dem Verbrechen, nicht blos an dem Geiſt und der Freiheit der Völker, ſondern auch dem Verbrechen gegen das Eigenthum und die Sicherheit der Geſellſchaft, verfallen. Die Verbrechen des Clerus beſchreiben ein großes, fürchterliches Blatt in der Geſchichte des römiſchen Kirchenſtaats, und die Welt würde ſich mit noch größerem Schauder darüber erfüllen, wenn die geiſtlichen Gerichte nicht eine ſo ſtrenge Verſchwiegenheit beobachteten, und die verurtheilten Prieſter in den geheimnißvollen und undurchdringlichen Kerkern der Engelsburg, die kein Licht und keine Zeugen dulden, hingerichtet würden.

Vornehmlich iſt es der Landclerus im Kirchenſtaat, der oft die ſchauderhafteſten Beiträge zur Criminalſtatiſtik des Landes liefert. Obwohl auch der Prieſter in Rom durch Ueppigkeit und Habſucht oft auf die ſchlimmſten Stufen der Entartung und des Verbrechens geführt wird, ſo werden doch ſeine Unthaten nicht leicht mit der wilden Barbarei vollbracht, welche dem oft jeder Bildung entbehrenden Landgeiſtlichen,

deſſen rohes Gemüth zugleich von Unwiſſenheit verdüſtert iſt, eigenthümlich angehört. Die Geſchichte des Erzprieſters zu Giuliano, der in dieſen Tagen nach Rom eingebracht wurde, liefert dazu die grellſten Beläge, die nur in irgend einer civiliſirten Geſellſchaft gefunden werden können.

Dieſer Prieſter lebte in Giuliano, einem kleinen, ungefähr 2000 Einwohner zählenden Ort, der zehn deutſche Meilen von Rom in der Diöceſe Ferentino, in einer wilden unheimlichen Gegend, liegt. Ebenſo wild und unheimlich war das Gemüth des Erzprieſters, eines Genueſers von Geburt, der ſchon ſeit längerer Zeit einen geheimen Groll gegen eine Familie im Orte hegte, die ihm die anmaßende Einmiſchung in ihre innerſten Verhältniſſe ſtreitig gemacht hatte. An dieſer Familie, einer der erſten und angeſehenſten des Orts, ſeine Rache auszuüben, war ſchon längſt das Dichten und Trachten des böſen Erzprieſters geweſen, und es gab einen kleinen Knaben in Giuliano, der, wenn er bewogen werden konnte, ein falſches Zeugniß abzulegen, dadurch jene braven Leute in die ſchlimmſte und verderblichſte Lage gebracht haben würde. Aber der Knabe, der gegen ſeine eigenen Wohlthäter gebraucht werden ſollte, widerſtand allen

Zwangsmitteln und Drohungen, mit denen ihn der rachedürstende Priester bestürmte. Eines Tages, als schon der Abend hereinzudämmern begann, begegnete der Erzpriester dem kleinen Knaben in einer stillen, öden Gegend, in der in einer Felsschlucht das Gräßlichste vollführt werden konnte. Er ergriff das Kind, wie ein Wolf, der sich blitzschnell auf den Liebling der Heerde stürzt, und als der Knabe sich abermals weigerte, jenes Zeugniß abzulegen, riß er ihm mit einem Messer die Pulsader auf, und warf ihn in die Felsschlucht, damit er sich dort schnell verblute. Aber dies ging langsam und der Knabe begann mit seinem Wehegeschrei die ganze Gegend zu erfüllen. Der Erzpriester holte ihn wieder in seinen Armen herauf, aber nicht, um ihn als guter Hirt seiner Heerde doch noch an seinem Busen zu behüten, sondern um ihm sogleich den Tod zu geben. Er durchschnitt ihm mit seinem Messer die Kehle, und ohne seine Hände segnend auf ihn zu legen, wie es ein guter Priester thun muß, ohne ihn, bevor er ihn so grausam tödtete, auf das Heil seiner Seele aufmerksam gemacht und ihn der Vergebung der Sünden zum Himmel empfohlen zu haben, scharrte er die kleine Leiche am Fuße des Felsens ein. Aber eine arme Frau, die im Walde

Reiſer ſuchte, hatte dem im Prieſter-Talar fungirenden Henker heimlich zugeſehen, und zeigte am andern Morgen den Eltern des Knaben die gräuelvolle Begebenheit an.

Als der Erzprieſter vor dem Tribunal in Rom ſtand, ſoll er ſogleich ſein Verbrechen bekannt haben, und zwar ohne alle Milderungsgründe, die er für ſich hätte beibringen können, denn er ſagte, daß es keineswegs die aufgeregte Leidenſchaft des Augenblicks geweſen, die ihn zur Ermordung des Knaben getrieben, ſondern daß es ſeine feſte Abſicht war, den Knaben bei fortgeſetzter Weigerung zu tödten. Er wird wohl bereits den Tod des Schuldigen in ſeinem Kerker in der Engelsburg erlitten haben, wo vor einigen Jahren auch der berüchtigte Abbé Annibale Negro im tiefſten Geheimniß enthauptet wurde. Auch dieſer Abbé war ein Genueſe von Geburt, der einen Knaben jahrelang zu unnatürlichen Lüſten mißbrauchte, dann, als er ſich ſeiner entledigen zu müſſen glaubte, ermordete und in einen Brunnen warf. In Rom geht heut noch das Gerücht, daß der Abbé Negro noch immer auf der Engelsburg gefangen ſitze, denn die Römer ſcheinen nicht recht daran glauben zu wollen, daß auch die Verbrechen des Clerus von der ganzen Strenge der Geſetze heimgeſucht werden könnten.

Die Geſchichten von verbrecheriſchen Prieſtern bilden einen unheimlichen Hintergrund des italieniſchen Lebens. Ueberall flüſtert es von Gräuelthaten, die ein Geiſtlicher vollbracht haben ſoll, und die Phantaſie des Volkes iſt unaufhörlich damit beſchäftigt, ſolche Geſchichten auszubilden und, erregt von dem Abenteuerlichen und Gräßlichen, das einmal die Sphäre des italieniſchen Prieſters iſt, vielleicht noch ſchrecklicher zu erfinden. Es kommen aber auch ganz gemeine Diebereien vor, die von Prieſtern ausgeführt wurden, und von denen Jedermann ganz offen ſpricht, obwohl man in Rom noch nicht ſo weit gekommen iſt, wie in Piemont, wo die Journale ohne alle Rückſicht auch die Miſſethaten berichten, die ſich prieſtergeweihete Verbrecher haben zu Schulden kommen laſſen. So wurde neulich von dem Prieſter Emmanuel Paletti Vieles erzählt, der in Turin zu zehn Jahren Zwangsarbeiten verurtheilt worden iſt. Dieſer junge, erſt fünfundzwanzig Jahre alte Prieſter, der aus Sarzana gebürtig iſt, war bis jetzt Hauslehrer in der Familie des Grafen Garelli de Roſſana. Der geweihete Mann ſtahl hier ein goldenes, mit Diamanten beſetztes Armband, das einen Werth von 50,000 Francs hatte, und das er in Ermangelung anderer verbotener

Früchte, welche der schönen Gräfin nicht abzugewinnen waren, sich aneignete. Sein Urtheil stand in Turin an allen Straßenecken angeschlagen, und das Volk drängte sich in großen Massen, um es zu lesen. Der Priester-Dieb war in contumaciam verurtheilt worden, und man sagte daß er sich nach Rom geflüchtet habe, wo man in gewissen einflußreichen Kreisen geneigt wäre, ihn zu schützen und ein Verbrechen, das in dem excommunicirten Piement begangen worden, mit dem Mantel der christlichen Liebe und der priesterlichen Autorität zuzudecken.

Auf der anderen Seite sind es auch wieder die Räuber selbst, welche vor manchen heiligen und kirchlichen Dingen, die in anderen Kreisen Roms längst ihre Geltung eingebüßt haben, noch immer einen großen und unbezwinglichen Respect an den Tag legen, z. B. vor dem Sacrament der Beichte. Dies zeigte sich neulich bei einem Räuber-Anfall in der Campagna gegen eine Gesellschaft von Reisenden, in der sich auch ein junger Italiener von sehr entschiedener kirchlicher Gesinnung befand. Nachdem man eine Zeitlang gegen die mit Dolchen bewaffneten Räuber gefochten, und der Italiener, schon erliegend, dem Augenblick entgegensehen mußte, wo man ihn nieder-

ſtechen würde, rief er emphatiſch aus: „Im Namen Jeſu Chriſti, tödtet mich nicht, denn Ihr würdet meine Seele geradeswegs zur casa del diavolo ſchicken; ich habe noch nicht gebeichtet, und habe doch eine Todſünde auf mich geladen.“

„Das iſt etwas Anderes, Signore,“ erwiederten die Räuber, indem ſie mit ſcheuer Ehrfurcht die Spitzen ihrer Dolche ablehrten. „So geht denn, Euch zu reinigen, und nehme der liebe Gott Euch in ſeinen heiligen Schutz, vor allen Dingen aber behüte er Euch, jemals wieder in unſere Hände zu fallen.“

Damit liefen die Räuber wie entſetzt querfeldein, und zogen es vor, das ganze Geſchäft im Stich zu laſſen.—

Der myſtiſche und unheimliche Grund, auf welchem das römiſche Prieſterthum ſteht, hat zugleich dazu beigetragen, daſſelbe in ein zweifelhaftes und trügeriſches Dunkel zu verſetzen, in dem leicht auch das Verbrechen gezwöhnt und begangen wird. Die Unfehlbarkeit des geiſtlichen Regime's, die in der Geſtalt des Papſtes ihre höchſte Spitze gefunden, erſcheint auch in dem einzelnen Prieſter als eine Ausnahmeſtellung, die ihn mit der Macht über Alles, was es giebt, über die Geiſter und die Leiber, über Eigenthum und Beſitz, zu bekleiden ſcheint. Der Un-

fehlbarkeit ſteht die allbeherrſchende Kraft der Sacramente zur Seite, die hier der Zügel der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft geworden ſind, und an welchen Recht und Unrecht, Freiheit und Beſitz, Eigenthum und Sitte, ſchweben und hängen, je nachdem ſie die mächtige Prieſterhand daran ſchweben oder hängen laſſen will. Welch ein außerordentlicher Menſch muß ein Prieſter ſein, in deſſen Hand ſo viel gelegt worden, und der das Geſetz, dem Alle gehorchen müſſen, ſo leicht und ſicher handhabt, wie er die Falten ſeines Talars ſich über ſeinem Bauche zurecht legt. Eine ſolche Ausnahmegeſtalt muß das Entzücken der Gläubigen und Guten, und der Troſt der Ungläubigen und Schlechten ſein. Die Gläubigen halten den Prieſter, der über Recht und Unrecht ſteht, ſelbſt für einen Gott; die Schlechten halten ihn für einen Räuber, der nicht beſſer iſt als ſie ſelbſt, und der nur einen beſſeren Dietrich, wie ſie, zur Oeffnung aller Schlöſſer beſitzt, nämlich den Ablaß. Kann der Prieſter, ſo raiſonniren die Schlechten, Unrecht in Recht, Sünde in Tugend, Diebſtahl in Eigenthum verwandeln, ſo iſt er ein ſehr wichtiger und gefährlicher Mann, er gebe uns ſeinen Segen, denn das Geſchäft verträgt ſich ſehr gut mit ihm!

und ſo tönten aus der Sprache des Ulphilas ebenſo deutlich griechiſche Laute, Wendungen und Wortfügungen wider, als zur Zeit Karls des Großen, wo die Mönchsbildung der herrſchende Typus der Cultur wurde, die lateiniſchen Einflüſſe ſich verriethen. Dieſe älteſte Geſtalt unſerer Sprache weiſt daher alle Vortheile der antiken Conſtructionen an ſich auf, die Wortfolge iſt ebenſo elaſtiſch und beweglich, als die griechiſche und römiſche, das Pronomen kann dem Hauptwort nachgeſtellt, das Adjectivum vom Subſtantivum durch Einſchiebſel getrennt werden, der Artikel konnte ausbleiben, das Zeitwort ſtellte ſich mit volltönendem und abrundenden Laut meiſtentheils an das Ende des Satzes, und die nachſchleppenden Hülfszeitwörter waren unbekannt: lauter Begünſtigungen der Darſtellung, welche die folgenden Jahrhunderte der Sprache wieder entriſſen. Die Ueberſetzung des Iſidoriſchen Tractats de nativitate Domini, Kero's Verdeutſchung der Regel des H. Benedict, Otfried's gereimtes Evangelienbuch, Notker's Ueberſetzung der Pſalmen, und Willeram's hohes Lied wirkten am bedeutendſten auf die Ausarbeitung dieſes früheſten Sprach-

In der That aber hat der Prieſter in den niederen Kreiſen der römiſchen Bevölkerung, beſonders bei den Verbrechern, mehr und mehr an ſeinem Anſehn eingebüßt. Seitdem die Laſter und Verbrechen des Clerus ſo offenkundig hervorgetreten, daß ſelbſt die Geſetze des Kirchenſtaats ſie wohl noch mit einem Schleier bedecken, aber nicht mehr ganz ungeahndet laſſen konnten, drängt der Räuber ſich mit größerer Vorliebe als ſonſt an den Prieſter, und beſtiehlt ihn, als wolle er „halb Part!“ von ihm fordern, nicht ſelten am geweihten Orte ſelbſt! So wurde dem Pfarrer des großen Kirchenſprengels San Tomaſſo in Parione vor einigen Tagen ſeine Taſchenuhr aus der Sacriſtei geſtohlen, während der Prieſter ſelbſt vor dem Altar Meſſe las. Unzählige ſolcher Fälle beweiſen ſeit einiger Zeit, daß der Räuber weder die Geiſtlichen, noch den geweiheten Ort der Kirche mehr reſpectirt, ſondern daß er jetzt am liebſten ſein Handwerk an ihnen ausübt, während er ſonſt in ſeinen Gewiſſensängſten und Polizeinöthen ſeine Zuflucht hierher richtete. So erbrachen vor einigen Tagen, wie das Giornale di Roma berichtet, freche Diebe das Haus des Pfarrers Bonſervizi zu Rocca di Agliano im Diſtrict S. Severino, und ſtahlen ſämmt-

liche kupferne und andere Geräthſchaften, welche der ehrwürdige Vater erſt neulich zur Bereitung des Moſts und Weins angeſchafft hatte.

Der Räuber, deſſen eigenes Handwerk ſich unter den Geſetzen des Kirchenſtaats mehr und mehr zu einer gewiſſen Anerkennung und ſocialen Geltung erhoben hat, und der überhaupt in Italien eine, anderswo gänzlich unbekannte, geſellſchaftliche Stellung genießt, hat ſich jetzt, faſt als eine beſondere Macht, der Kirche wie den Geſetzen gegenüber conſtituirt. Gewohnheitsmäßige Anſchauungen, die im Volke und in der Geſellſchaft liegen, und welche die Kirche leicht anerkennt, begünſtigen dieſes beiſpielloſe Verhältniß, zu dem im Kirchenſtaat, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, ſich das Räuberweſen ganz offen, und mit ſtolz emporgehobenem Haupt, entwickelt hat.

Die Geſchichte, welche ſich in Velletri, einem kleinen Ort in der Nähe von Rom, vor Kurzem ereignete, hat mit Recht die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ſich gezogen, und iſt beſonders dadurch merkwürdig, daß ſie das Räuberweſen in einem ſo gebietenden und ſelbſtändigen Verhältniß zu Kirche und Staat zeigt, wie es ſonſt kaum in irgend einem Lande der Welt anzutreffen ſein möchte.

Velletri iſt eine kleine, von Wein und Oliven umhegte Stadt, an der Appiſchen Straße, in einer Legation des Kirchenſtaats gelegen, und war in früheren Zeiten nicht ganz ohne Bedeutung, jetzt aber iſt ſie ein kirchenſtaatliches Krähwinkel geworden, in dem es oft nicht recht geheuer iſt, und in dem Diebe und Geſpenſter aller Art umgehen. In der Kathedrale San Clemente aber giebt es ein Bild der Jungfrau Maria, das im Geruche beſonderer Heiligkeit ſowohl in Velletri als in der Umgegend ſteht. Es fließen daher reiche und koſtbare Geſchenke von allen Seiten dieſem Bilde zu, mit Ausnahme des Geſichts iſt es ganz mit Gold, Juwelen, Ringen, Perlen und Ex voto's bedeckt, und ſo wird es an gewiſſen Feſttagen in einer Proceſſion dem Volke zur Anbetung entgegengetragen. Gewöhnlich aber ſteht es mit einem violetten Schleier verhüllt, der erſt für die Ceremonie abgenommen wird. Am Morgen des Grünen Donnerſtags aber, als die Prieſter kamen, um das heilige Bild abzuſtäuben, war es unter ſeinem Schleier verſchwunden. Am folgenden Tage, dem Charfreitag, erhielt der Erzprieſter der Kathedrale einen Zettel folgenden Inhalts: „Ich, der Unterzeichnete, kenne den Dieb und den Ort, wo das Muttergottesbild

verborgen worden, und will unter drei Bedingungen Alles entdecken: 1) Strafloſigkeit für mich ſelbſt; 2) Freilaſſung meines Bruders, der zum Tode verurtheilt wurde, und 3) eine Penſion von 10 Scudi monatlich. (gez.) Vendetta." Statt über den wunderbaren Briefſchreiber ſofort geeignete polizeiliche Nachforſchungen anſtellen zu laſſen, wurde nach Rom berichtet, und um Verhaltungsbefehle gebeten in dieſem ſeltſamen Handel. Der heilige Vater zeigte ſich ebenſo betrübt über den Verluſt des heiligen Bildes, als über die Schwäche der Behörden von Velletri, aber er war geneigt, die erſte Bedingung, welche der Dieb geſtellt, zu erfüllen, dagegen befahl er, die beiden andern nachdrücklichſt zu verwerfen. Unterdeſſen ſchwieg die Behörde von Velletri über den ärgerlichen Vorfall. Dem Dieb aber ſchien jetzt ſelbſt daran gelegen, die Mähr von dem geſtohlenen Madonnenbilde zu verbreiten. Gleichzeitig aber verſuchte Vendetta auf neuer Baſis zu unterhandeln, und forderte jetzt nur noch Strafloſigkeit und 500 Scudi Einfürallemal. Sonnabend Morgens wartete die aufgeregte Menge mit Ungeduld auf den Augenblick des „Gloria." Aber der violette Schleier blieb unbeweglich, und keine Madonna enthüllte ſich, wie ſonſt, aus demſelben.

Als aber auch am Oſterſonntag das geliebte Heiligenbild verſchleiert blieb, brach ein furchtbarer Tumult los, kühne Männer ſtiegen auf den Altar, riſſen den Vorhang weg, und ſahen, daß das entſetzliche Gerücht wahr geſprochen habe. Die große Madonna von Velletri war fort. „Die Jeſuiten ſtahlen die Madonna!“ ſchreien die Freunde und Raubgenoſſen Bendetta's, welche ſich heut unter das andächtige Publikum der Kathedrale gemiſcht hatten. „La Madonna Nostra!“ „La Madonna Nostra!“ ſchrie und heulte die tobende, verzweifelte Menge, und ſtürzte ſich unter dieſem Ruf auf das Kloſter der Jeſuiten, das unmittelbar an die Kathedrale ſtieß. Hier begannen ſie zu zerſtören und zu plündern, Alles durcheinander zu werfen, und die heiligen Väter der Jeſuiten ſelbſt zu mißhandeln. Der Weihbiſchof erſchien in Perſon, berief das Volk in die Kathedrale zurück und wollte von der Kanzel herab zu ihm reden, aber man wollte ihn nicht hören, man tobte von Neuem wild und wüthend durcheinander. Da ereignete ſich etwas Wunderbares und Unglaubliches, das dieſer ſeltſamen Geſchichte ihre charakteriſtiſche Spitze giebt.

Es ſteigt ein Mann auf die Kanzel, ein rieſenhafter, verwegen ausſehender Mann, der mit einem

Dolche bewaffnet iſt, welchen er, als er oben auf der Kanzel angelangt iſt, hoch über ſeinem Kopfe in die Luft ſchwingt und dann wie zum Gruße gegen die ſtaunend zu ihm hinaufblickende Menge zückt. Auch er begann damit, wie der Herr Weihbiſchof gethan, das Volk zur Ruhe zu ermahnen, und dann ſagte er, ſeinen Dolch ſchwingend: „Die guten Väter ſind wahrlich unſchuldig, denn ich, ich bin es geweſen, der die Madonna geſtohlen hat! Aber ich werde ſie gern zurückgeben, wenn das Gouvernement, dem ich bis Montag Abend Friſt bewilligt habe, auf den vorgeſchlagenen Pakt eingehen will. Alſo abbiate pazienza, ſchreit nicht mehr ſo, denn hier ſehe ich viele meiner alten Gefährten, die bewaffnet ſind, wie ich.“ Jetzt ſtieg der kühne Räuber langſam und pathetiſch wieder von der Kanzel herunter, von mehreren Seiten her murmelte man ihm Beifall und Bewunderung zu, und der Name des Signore Vendetta wurde mit ehrfürchtigem Geflüſter unter der Menge wiederholt. Niemand wagte Hand an ihn zu legen, obwohl er ſich durch die überfüllte Kirche nur allmählig den Weg bahnen konnte. So ſehr reſpektirte man in ihm den Charakter des großen Räubers, dem kein Italiener

ſeine Bewunderung, und wenn er gefangen wird, ſein tiefes herzliches Mitleid verſagen kann.

Die Behörden von Velletri aber zitterten und wußten ſich nicht zu rathen. Eine Deputation von Municipal-Mitgliedern und Geiſtlichen eilte nach Rom, und Pius IX. ließ eine Compagnie von Schweizer Infanterie und einen Trupp berittener Gensd'armerie nach Velletri abmarſchiren. Wie die Sache ſchließlich beigelegt wurde, darüber weichen unſere Quellen von einander ab. Das officielle Giornale di Roma, das eine authentiſche Mittheilung dieſer Begebenheit lieferte, verſichert, daß der Räuber, die allgemeine Entrüſtung fürchtend, dem Biſchofe das heilige Madonnenbild freiwillig zurückgeſandt habe. Denn ein Räuber hält in Italien Etwas auf die öffentliche Meinung, und wird nicht leicht in directem Widerſpruche mit derſelben eine bedeutende Raubthat begehen. Das officielle Journal der päpſtlichen Regierung ſchweigt aber von den Bedingungen, unter denen das Madonnenbild von Velletri von dem Räuber wiedergegeben worden.*) Denn Signore Benvetta

*) Eine durchaus wahrheitsgetreue Erzählung dieſer merkwürdigen Begebenheit lieferte ſogar der Pariſer Univers, ohne irgend ein ultramontanes Schönpflaſterchen, woran es dieſem Blatt ſonſt in Bezug auf Rom nicht fehlt, aufzuſetzen.

ſcheint uns kein Mann zu ſein, der eine Beute wieder aus den Händen fahren läßt, ohne ſich dabei einige ſolide Bratenſtücke herausgeſchnitten zu haben. Wie man uns ſagte, bezieht Vendetta doch eine Penſion von der Behörde in Velletri, und er iſt nicht der erſte Räuber im Kirchenſtaat, der ſich den Penſionnair einer päpſtlichen Behörde nennen kann. Die wilden Sitten, welche der Kirchenſtaat des Mittelalters darbot, ſind noch nicht verſchwunden, und wenn die Colonna's und Orſini's auch nicht mehr in kampfentbrannten Schaaren in den Straßen Roms gegeneinander zu Felde ziehen und die öffentliche Sicherheit der Geſellſchaft bedrohen, ſo ſetzt es doch faſt noch ſchrecklicher erſchütterte und noch mehr von innen gebrochene Zuſtände voraus, wo ein Bandit über einen von ihm ausgeführten Raub zu öffentlichen Unterhandlungen mit dem Gouvernement hervortreten kann, und Bedingungen ſtellt, für deren Erfüllung er das geſtohlene Gut als Unterpfand betrachtet.

Der Kirchenſtaat iſt daher jetzt zugleich das Land der großen Räuber in einem ſo coloſſalen Maaßſtabe geworden, wie es kaum je der Fall geweſen ſein mag. Und es ſind dies keine erdichteten Helden der Landſtraße, wie ſie meiſtentheils in den deutſchen Räuber-

Romanen ihrer Zeit figurirten, in denen früher ein Theil der revolutionnairen Phantaſie der Deutſchen ſich abzulagern ſuchte, und der Rouſſeau'ſche Naturſtaat und die böhmiſchen Wälder zu einer tollen Phantasmagorie ineinander floſſen. Die Räuber im Kirchenſtaat ſind ganz leibhafte und ſehr wohlbekannte Perſonen, die in ihrem Heimathsort oft wie ächte Biedermänner angeſeſſen und geachtet ſind, die einen herzlichen Familien-Umgang mit ihren Nachbarn unterhalten, vielleicht auch mit dem Herrn Pfarrer zuſammen einige Nummernzettel in der römiſchen Zahlen-Lotterie ſpielen, aber auch Verbindungen mit vornehmen und mächtigen Herren in Rom ſelbſt unterhalten, und allem Anſchein nach ganz gute Bürger, Hausväter und Beichtkinder ſein würden, wenn ſie nicht zufällig an einer Monomanie für den Poſtwagen, beſonders wenn er auf der einſamen nächtlichen Landſtraße dahin rollt, litten. Die unſicherſte Gegend des Kirchenſtaats war in der letzten Zeit die zwiſchen Bologna, Ferrara und Ravenna geweſen, und wir hatten hier die Poſtſtraße nur unter einer bedeutenden Bedeckung von Gensd'armerie und Dragonern zurücklegen können. Hier hauſte der gefährliche Räuberhauptmann Querzi, der eine Bande von wenigſtens

30 Individuen um ſich geſammelt hatte. Aber vor einigen Tagen wurde Querzi in einem Streite mit mehreren Bauern in Codera erſtochen, und die Provinzen Ferrara und Ravenna ſollen nun wieder einer größeren Ruhe genießen, obwohl, den neueſten Nachrichten zufolge, aus der Bande Querzi's ſich ſchon wieder ein neues, nicht minder fürchterliches Individuum hervorgebildet haben ſoll. Aber auch manche Gegenden in und um Rom ſind oft ebenſo unſicher, als die Landſtraßen in den Legationen, die nächtlichen Straßen-Anfälle und Beraubungen, deren der Polizei-Bericht von Rom oft zweiunddreißig in einer einzigen Woche aufführt, ſind hier ganz gewohnte Ereigniſſe, und vor einigen Tagen wurde eine ganze Geſellſchaft von Engländern, die ſich beim Beſuch des Coloſſeums verſpätet hatte, von acht Gaunern angefallen, und unter Mißhandlungen aller Art ihrer Kleider, Börſen und Uhren beraubt. In Umbrien allein jagen ſich in dieſem Augenblick die päpſtlichen Gensd'armen mit vier Räuberbanden umher, die als völlig organiſirte Schaaren beſtehen, und von deren Thaten die vielen Raubanfälle auf fremde und einheimiſche Reiſende täglich ſprechen. Zuweilen bringt die wohlthätige „Brüderſchaft des Todes“ (Compagnia della morte),

charakters. Einige Wörter und Redensarten, namentlich aus dem achten und neunten Jahrhundert, mögen als Farbenspectrum der damaligen Diction dienen: Oblatz uns skuldi unsnero (aus dem allemannischen Vaterunser.) — unlustidet mi, es verdrießt mich. — der piteilta, der beraubt hat. — arbluhitos, du entbranntest. — ci leipu, die übrig bleibenden (leipon, λείπειν) — gimiscemes, laßt uns vermischen. — luitlichun, öffentlich, vor den Leuten. — ni bist pihabet, du wirst nicht ergriffen. — casinde sine, sein Gesinde. — werchmahtigi, Werkmächtigkeit, (wie Notker magnificentia übersetzte). — durahsuinlih, durchsichtig, (Uebersetzung von perspicuum est in den S. Blasischen Glossen) — anastantantlih, inständig, (Uebersetzung von instanter, bei Kero.) — daz pimurmilotin (bemurmelten) die eristen, darüber murmelten die ersten (aus der Predigt eines ungenannten Mönchs im zehnten Jahrhundert. — Fater unser, thu in himilon bist, Wih si namo thiner. Biqueme uns thinaz richi. Gi willo thin hiar nidare so ser ist uf an himile, beginnt das Vater unser bei Otfried; bei Notker, ungefähr

die den Hauptzweck ihres Wirkens in der Beſtattung armer Geſtorbener oder unnatürlich Gefallener ſucht, an einem Tage drei bis vier Leichen Ermordeter aus der nächſten Umgebung Roms hier ein. Neulich wurden ſechszehn Mitglieder einer Raubbande hier eingebracht, welche in der Delegation von Viterbo bis in die toskaniſchen Maremmen hinein die Straßen in Belagerungszuſtand verſetzt hatten.

Aber dies Alles wird von der einheimiſchen Bevölkerung ſelbſt von einem ganz andern Standpunkte angeſehn, als es der Fremde, der nicht das Glück hat unter dem Krummſtabe zu wohnen, anzuſehen vermag. Das italieniſche Volk klagte ſogar über die Grauſamkeit der Oeſterreicher, die in den Gegenden, wo ſie ihre Beſatzungen hatten, jeden Banditen auf der Stelle niederſchoſſen, den ſie bei einem Verbrechen ertappt hatten. Die Declamationen der Italiener gegen die Rohheit und Tyrannei der Deutſchen ſchienen auch daraus ihre Beweisgründe zu ſchöpfen, daß die in den Legationen ſtehenden Oeſterreicher eine ſo wilde und grauſame Verfolgung der Räuber betrieben und einer Bevölkerung, die gar keinen Schutz bei ihren eigenen Behörden fand, und wo die Landbewohner ſich nur mit ſchwerem Gelde von den Banditen frei-

kaufen konnten, in der That die Sicherheit ihrer Straßen und ihres Eigenthums wieder verſchaffen wollten. Ein Bandit iſt ja in dieſer kirchenſtaatlichen Räuberhöhle, nach der von Oben herab gebildeten Anſicht des Volkes, ebenſo gut ein Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft als ein Beamter und ein Geiſtlicher, und das Volk erſchrak, daß ein ſolcher Mann ohne Weiteres von den Oeſterreichern niedergeſchoſſen werden konnte. Der Cardinallegat von Bologna ſelbſt hatte damals einen Judenknaben geraubt und durch päpſtliche Karabiniere aus dem Hauſe ſeiner Eltern wegnehmen laſſen. Dieſer Raub des kleinen Mortara ſollte freilich der alleinſeligmachenden Kirche einen Rekruten bringen, aber ein Eingriff in das Recht und Eigenthum der Familie war es nicht minder, als wenn der Räuber bei nächtlicher Weile in den Schaafſtall des Bauern einbricht, und ihm die beſten Stücke ſeiner Heerde entführt.

Der Namen eines großen Räubers hat bei der italieniſchen Bevölkerung einen mächtigen Klang und er wird in Hütten und Paläſten mit einer gewiſſen Bewunderung und Anerkennung genannt, die oft für die bedeutendſten Männer der Nation ſchwer zu erlangen iſt. Der eigenthümliche Urſprung des Räuber-

geſchäfts, der in Italien nicht zu verkennen iſt, und beſonders im Kirchenſtaat ſehr häufig wirkte, mag auch das Verhältniß der Bevölkerung zu den Räubern vorn herein ganz anders geformt haben. Die Oppoſition gegen die Schlechtigkeit der Regierungen brachte in Italien von jeher politiſch Mißvergnügte hervor, die zuletzt außerhalb der ſtaatlichen Gemeinſchaft ihre Zuflucht in den Wäldern ſuchten und dort ihre Angriffe gegen das Gouvernement als freie und feſſelloſe Kämpfer fortſetzten. Es gab Zeiten, wo die Räuber die einzige politiſche Oppoſition ausmachten, welche gegen die ſchlechte Regierung der Päpſte geführt wurde, und es konnte darum nicht fehlen, daß ein Metier leicht noch für ein ehrenhaftes und ſogar rühmliches angeſehen wurde, das ein Mann ergriff, den ſein muthiger Kampf gegen Ariſtokraten und Prieſter nicht länger in dem Frieden ſeines Hauſes ließ. Wenn er auf dieſer neuen Laufbahn zufälliger Weiſe auch ſtehlen mußte, um ſich vor dem Hunger zu ſchützen, ſo konnte dies ſeinen Glanz in den Augen einer Bevölkerung nicht mindern, die vor Allem ſeinen Muth, ſeine Entſchloſſenheit, ſeinen Widerſtand gegen Polizei, Regierung und Clerus bewunderte. Auf den italieniſchen Dörfern waren von

jeher die jungen Bauern, die ſich den Räubern verbanden oder „den Wald (la macchia) ergriffen", wie es im Kunſtausdruck hieß, bei weitem mehr von den hübſchen Mädchen geliebt und ausgezeichnet, als der andere Burſch, der Handgeld genommen hatte, um unter die Soldaten des Papſtes zu gehen. Oft erlangten auch die Räuber eine vollkommen kriegeriſche Organiſation durch politiſche Parteichefs, die ſich an ihre Spitze ſtellten und ſie zu einem regelmäßigen Kampf gegen die Truppen des Papſtes führten, wie dies einſt Alphons Piccolomini und Marco Sciarra gethan. Dieſe beiden Signori, die ein Heer von mehreren tauſend Mann unter ihrem Commando hatten, und mit dieſen die Romagna und die Campagna von Rom verwüſteten, organiſirten zugleich das Syſtem, wonach auch Mörder an reiche Leute vermiethet wurden, um zur Ausführung einer Privatrache zu dienen. —

Das Räuberweſen incarnirte ſich aber allmählig ſo ſehr in der italieniſchen Bevölkerung, daß es ſelbſt in den gebildeten und vornehmen Kreiſen der Geſellſchaft Perſonen giebt, welche der Verdacht umſchwebt, heimlich Räuber zu ſein, oder früher einmal einer Bande in den Wäldern bei Ravenna oder Terracina

angehört zu haben. Oft haben ſie auch ſchon als Räuber vor Gericht geſtanden, ſowie ein bekannter Zeitungsſchreiber in Turin, der zugleich ein Hauptkämpfer gegen Oeſterreich ſeit dem Tode Karl Alberts war. Er war, wenigſtens den Zeitungen zufolge, im Canton Teſſin des Diebſtahls und Raubes angeklagt worden, obwohl der Proceß, wegen mehrerer Formalitäten, noch ſchweben blieb, da der Angeklagte zugleich aus dem Teſſin ausgewieſen war.

Ein italieniſcher Räuber genießt, ſelbſt wenn er als Abgeurtheilter im Kerker ſitzt, noch immer einer großen Popularität im ganzen Lande, man wird nicht müde, ſich die wunderbarſten Geſchichten von ihm zu erzählen, und ſeinen Namen wie den eines allverdienten Mannes zu wiederholen. In ſeinem Kerker erhält er Beſuche von nah und fern, und man drängt ſich herzu, um auch dem gefangenen Banditen, der dem phantaſtiſchen Volke jetzt faſt als Märtyrer des Geſetzes erſcheint, ſeine Bewunderung und Theilnahme zu erkennen zu geben. Eine ſolche Geſtalt iſt der berühmte Räuber Galafredo, der ſchon ſeit längerer Zeit auf der Feſtung von Civita Vecchia gefangen ſitzt und dort im Kreiſe ſeiner Familie, die ihm in den Kerker folgen mußte,

eine Art von Hofhaltung führt. Er nimmt Beſuch von allen Reiſenden an, die ſich auf der Citadelle bei ihm melden laſſen, und er thut dies im vollen Gefühl ſeines Werthes und ſeiner Größe, denn Galafredo iſt eitel, wie nur irgend Jemand, der auf ein bewegtes, ereignißreiches Leben zurückblickt. Er hat ſeiner Zeit eine Reihe von Unthaten ausgeübt, die ihn zum Schrecken der Landſtraßen und Wälder machten, endlich aber mußte er ſich der päpſtlichen Regierung gefangen geben, die ihn mit den Seinigen auf die Citadelle in Civita Vecchia ſetzen ließ, wo er aus dem Fenſter ſeines Kerkers eine herrliche Ausſicht über das Toscaniſche Meer genießt. Er ſelbſt ſieht noch ſehr ſtattlich aus und trägt eine rothe Sammetjacke, die mit allen möglichen Troddeln und Schnüren aufgeputzt iſt, während die Seinigen ſich im elendeſten Aufzuge darſtellen. Er verwendet faſt Alles, was ihm ſeine zahlreichen Beſucher ſchenken, auf ſeine Kleidung, und ſeine Augen blitzen freudig auf, wenn man von ihm ſagt: Galafredo ſieht wie ein König aus! Seine große Volksthümlichkeit ſtammt auch aus der Art und Weiſe, wie Galafredo ſeine Thaten vollbrachte. Denn man ſagt ihm nach, daß er niemals einen Armen angegriffen, ſondern ſeine ganze Kunſt immer nur an

den Reichen ausgeübt habe. Man unterhält ſich mit ihm vornehmlich über die Methode, in der er ſeine berühmteſten Diebſtähle und Raubthaten ausgeführt, und er pflegt ſich darüber mit der größten Offenherzigkeit zu äußern, wobei man jedoch Fachkenner ſein muß, um ſein ganzes Syſtem genau verſtehen zu können. Man ſieht aber aus dieſen Mittheilungen erſt recht ein, wie ein Räuber in Italien noch immer einen beſtimmten Stand hat, der ſeine Geſetze in ſich ſelber trägt, und ihm eine ſociale Ausnahmeſtellung in ganz poſitiver Weiſe verſchafft.

Galafredo behauptete, daß er niemals Einen getödtet habe, der ihm nicht zuvor offenen Widerſtand entgegengeſetzt habe. Dagegen hat er jeden Geiſtlichen, der ihm in den Wurf kam, jedesmal getödtet, und dies iſt ein tragiſcher Zug, der in ſeine Lebensgeſchichte hineinragt, wie er auf der andern Seite beweiſt, daß die Elemente der Geiſtlichkeit und Räuberei ſich in Italien faſt überall berühren und leicht auf denſelben Wegen miteinander zuſammentreffen. Galafredo hatte nämlich in ſeiner Jugend eine Geliebte, an der er mit ſchwärmeriſchem Entzücken hing, aber er beargwöhnte ſie zugleich wegen eines heimlichen Verhältniſſes zu ihrem Geiſtlichen. Der gefährliche Pater

ſchien aber das Herz des Mädchens vollkommen berückt und abwendig gemacht zu haben, und eines Tages ſtach ihn Galafredo nieder, als er ihn in einer Umarmung mit ſeiner Cecchina überraſchte. Dann aber flüchtete Galafredo hinauf in die Berge, und ſchlug ſeinen Wohnſitz in den wilden Schluchten auf, in denen er zugleich das Handwerk, das ihm nur noch übrig geblieben war, auszuüben begann.

Galafredo hatte früher in ſeinem Dorf auch das Talent geübt, Zähne auszuziehen, und ſich dadurch einen hohen und weitverbreiteten Ruf gewonnen. Dieſer Ruhm concurrirte faſt mit ſeinem neuen Anſehen als Räuber, obwohl er auch in dieſer letzteren Eigenſchaft bald von ſich hören ließ, und aus den Bergen die ſchrecklichſten Erzählungen von ihm in's Thal herunterdrangen. Noch nie waren ſo viele Prieſter auf offener Landſtraße ermordet worden, als ſeitdem Galafredo dort geſehen wurde. Aber doch, wenn man in einem Orte Italiens wußte, daß Galafredo in der Nähe hauſte, und es Jemand mit ſeinen Zähnen nicht mehr aushalten konnte, entſchloß man ſich gern, den Galafredo holen zu laſſen. Der Hirtenjunge wurde dann ganz einfach in die Berge hinaufgeſchickt, und der gefürchtete Galafredo, an deſſen Namen ſchon ſo

viele Schreckniſſe hafteten, ließ ſich nun, fromm wie ein Lamm, von dem Hirtenjungen herunterholen, an deſſen Hand er plötzlich aus dem Dickicht der Berge heraustrat. Als Zahnauszieher war ihm dann wieder, als ſei er in die friedliche Idylle ſeiner Jugend zurückverſetzt, wo er noch an Cecchina's Tugend und Treue glaubte, und glücklich trat er in die Hütte des Landmanns und Bürgers, um den ſchadhaften Zahn mit ſeiner Meiſterhand zu entfernen. Er nahm auch dafür ſein Geſchenk, ganz wie früher, und dann ſtieg er mit behaglicher Friedensmiene wieder in ſeine Berge hinauf. Niemand dachte jemals daran, ihn auf einer dieſer ärztlichen Viſiten feſtzuhalten, und die Gens-d'armen, die vielleicht noch vor Kurzem auf den Räuber Galafredo gefahndet hatten, reſpectirten ihn vollkommen, wenn ſie ihm in ſeinem Berufe als Zahnarzt im Thal begegneten. Es iſt dies ein ſociales Culturbild aus dem heutigen Italien, das in allen ſeinen Einzelnheiten die Spuren der Aechtheit an ſich trägt!

Der Räuber iſt den Italienern beinahe ebenſo zu einer Univerſalfigur geworden, als der Prieſter. Der Räuber iſt in Italien Alles, auch beſitzt er Geſchick und Gewandtheit zu allen möglichen Geſchäften, und

wenn er nicht nebenbei Zahnarzt iſt, wie Meiſter Galafrede, ſo verſteht er ſich vielleicht auf irgend ein anderes ſolides Geſchäft, oder er nimmt zeitweiſe eine kleine Beamtenſtelle, beſonders bei der Douane, an, die er ſich durch einen ſeiner mächtigen Fürſprecher zu verſchaffen weiß. Es giebt Zeiten, wo die Geſchäfte auf den Landſtraßen ſtocken, und die Sehnſucht nach einem gefahrloſen Stillleben den Räuber überkommt. Dann findet man ihn auch nicht ſelten unter den Modellen, die in grotesken Gruppen vor der großen Treppe auf dem Spaniſchen Platz ſtehen, und durch ihre bemerkenswerthen Gebärden und Stellungen den vorübergehenden Malern ihre Dienſte anbieten. Das ausdrucksvollſte und gewandteſte Modell, das ſich zugleich am geſchickteſten in jede darzuſtellende Situation zu verſetzen weiß, gewährt in vielen Fällen der Räuber, deſſen ausgearbeitete, kraftvolle und nicht ſelten von allen Reizen der Plaſtik gehobene Geſtalt in neueren Werken italieniſcher Maler oft bedeutende Wirkungen gemacht hat. Zuweilen fertigt man auch Portraits von Heiligen nach ihnen an, welche die Kirche, ohne im Beſitz eines wirklichen Originals zu ſein, zu irgend einem Zwecke zu liefern die Abſicht hatte.

150 Jahre ſpäter, lautet dieſelbe Stelle: Vater unſir du in himile bist. Din Namo werde geheiligot. Din rich chomme. Din wille giskehe in erda also in himile.*) Die Nachſtellung des Pronomens hinter dem Hauptwort möchte ſich nur noch im Vater unſer bis auf den heutigen Tag im Munde der Deutſchen erhalten haben. —

Das poetiſche Blut und Gemüth unſerer Sprache trieb im Zeitalter der ſchwäbiſchen Kaiſer aus den frühlingsfriſchen Wortſtämmen einen Blüthenwald hervor, den wir heut nur noch mit ſtaunender Verwunderung aus den Minneſängern herüberrauſchen hören. Gegen unſere Ziſchlaute und Conſonantenhärten, unſere abgeſtutzten Endungen, unſere welken Conſtructionen und ausgeſchliffenen Wortfügungen, muß es uns vorkommen, als hätten unſere glücklicheren Altväter eine Sprache der Götter geredet, als ſei ihr ganzes Leben und Den-

*) Vgl. Meiſter a. a. O. S. 165. und W. Peterſen's Preisſchrift: Welches ſind die Veränderungen und Epochen der deutſchen Hauptſprache ſeit Karl dem Großen? S. 42 und 48 fg. (im 5 Band der Schriften der mannheimiſchen deutſchen Geſellſchaft.)

So wurde vor einiger Zeit von dem persönlich hier anwesenden Erzbischof von Olmütz die Seligsprechung des Pfarrers Johann Sarcander aus der Diöcese Olmütz, der im dreißigjährigen Kriege seines Glaubensfanatismus wegen getödtet wurde, bei der römischen Curie beantragt, und Papst Pius zögerte nicht, das betreffende Decret darüber auszugeben. Die Kosten, welche die österreichische Diöcese tragen mußte, beliefen sich auf 200,000 Thlr., aber dieser Punkt konnte, bei den ungeheuren Reichthümern des österreichischen Clerus, keine Schwierigkeiten machen. Eine größere Schwierigkeit bestand darin, ein Portrait des frommen Johann Sarcander zu beschaffen, das bei seiner Beatification, die im St. Peter erfolgen sollte, im Glanz der Weihen aufgestellt werden könnte, wozu es aber an jedem Original gebrach. Die Kirche kann bei Dingen nicht schwierig sein, bei denen es nur darauf ankommt, die persönliche Einbildungskraft zu einem guten Zwecke heranzuziehen, und nöthigenfalls hat sie auch die Macht, zu decretiren, wie ein gläubiger Pfarrer im siebzehnten Jahrhundert ausgesehen haben muß. Ein junger deutscher Maler, in Berlin durch einige ausgezeichnete Arbeiten sehr bekannt, der sich zu dieser Zeit in Rom befand, er-

hielt den Auftrag, das Beatificationsbild Johann Sarcander's zu malen, denn den Cardinal-Staatssecretair Antonelli, der die ganze Feier anzuordnen hatte, setzte der Mangel eines Originalbildes nicht in die geringste Verlegenheit. Seit einiger Zeit gab es unter den Modellen auf dem Spanischen Platze einen entlassenen Galeeren-Sklaven, der durch eine ungemein würdige Gestalt und Physiognomie sich bemerklich machte. Er verband mit einem sehr charakteristischen Kopf das vollständigste Ansehen eines Heiligen, und den Spitznamen des Heiligen führte er schon in den Abruzzen und auf der Galeere. Dieser schreckliche aber sehr geeignete Mann, welchen der vielbewunderte Scharfsinn Antonelli's sogleich als zweckdienlich aufgefunden hatte, wurde nun dem deutschen Maler in sein friedliches Atelier gesandt, und M. brachte, mit einem Enthusiasmus, in den sich zuweilen nur die unabweisbare Furcht vor seinem Modell gemischt haben mag, ein meisterhaftes Portrait des gläubigen Johann Sarcander zu Stande. Dies Bild wurde zuerst in der Laterankirche am Himmelsfahrtsfeste ausgestellt, wo es eingesegnet wurde, und der Papst selbst eine Anrede an die Geistlichkeit hielt über die bevorstehende Seligsprechung

Sarcander's und des franzöſiſchen Prieſters Labbré, den zur ſelben Zeit Frankreich zur Beatification vorgeſchlagen hatte. Es war dies der merkwürdige Act, welcher dem Ausbruche des Krieges zwiſchen Frankreich und Oeſterreich um einige Monate vorherging, und wobei der Papſt dieſe beiden Länder, als die Hauptſtützen des Katholizismus, ſegnete, dann aber, mit einer kraftvollen und begeiſterten Erhebung, wie man ihn lange nicht geſehen, ſeinen Segen auf ganz Italien ausdehnte!

IV.

Cardinal Antonelli und die römiſchen Reformen.

Das Eindringen des Geiſtlichen in das Weltliche, und das Zuſammenfaſſen dieſer beiden Sphären zu einer einzigen und ungetheilten Macht, hatte in Rom das Verbrechen erzeugt, und zugleich den Staat und die Geſellſchaft unfähig gemacht, das Verbrechen wieder von ſich auszuſtoßen, es zu rächen und zu heilen.

Ein ſolcher Staatskörper kann ſich nicht mehr reformiren, ohne vorher zu Grunde zu gehn. Und die Reformen, welche Louis Napoleon zu verſchiedenen Zeiten dem Papſte Pius IX. abverlangt hat und wahrſcheinlich noch öfter abverlangen wird, glichen immer nur der ſeidenen Schnur, welche der türkiſche Sultan eines Tages ſeinen Vezieren ſendet, um ſie in aller Form aufzufordern, ſich gefälligſt zu erdroſſeln. Denn Reformen können nur in einem jungen lebensfähigen Organismus glücken. Ein alter, in ſeinen Laſtern eingelebter Körper zerſpringt, wenn er plötzlich ein neues

Leben anfangen ſoll, und der ſtarken diaboliſchen Reizmittel ſeiner Exiſtenz entbehren muß, um nun von Unſchuld, Tugend und Wahrheit ſich zu nähren.

So oft Louis Napoleon den Papſt um Reformen drängte, hatte Pius IX. jedesmal zu ſeinem Cardinal-Staatsſecretair Grafen Antonelli geſandt, der zu ihm kommen und ihn tröſten mußte. Der ſchwarze Antonelli, der ſonſt gar keine Wahlverwandtſchaft mit dem Charakter des frommen Pius hatte und der im eigentlichſten Sinne ſein böſer Dämon geworden war, hatte doch einen ſo großen Einfluß auf den Papſt erlangt, daß Pius ſich nur dann ruhig fühlte, wenn er unter den Händen ſeines Lieblingsminiſters und in Uebereinſtimmung mit dem Rath deſſelben ſich befand.

Der mit allen Furien vertraute und auf alle Künſte eingeübte Cardinal-Staatsſecretair, an deſſen ſtarker Bruſt Pius IX. ſein zeitmüdes Haupt geborgen hatte, ſoll dann dem heiligen Vater jedesmal Folgendes geantwortet haben: „Reformen kann es im Kirchenſtaat nicht geben, denn die Theokratie kennt keine Irrthümer und Mißbräuche in ſich, und Etwas daran zu verbeſſern, wäre eine Anmaßung gegen Gott, wie Furcht vor den Menſchen, und ein Zugeſtändniß für die

Revolution, die jeden Tag nur darauf wartet, daß wir ihr die Thore öffnen! Sollten ſich einige Mißbräuche bei uns eingeſchlichen haben, ſo iſt es ſicherer, ſie zu behalten als ſie an uns ſelbſt auszutilgen. Die ächte Staatsweisheit beſteht darin, daß man mit Mißbräuchen regieren kann. Sie ſind der nothwendige Ballaſt auf einer guten Schifffahrt. Das können wir ſelbſt dem älteſten Sohne der Kirche nicht zu Gefallen thun, daß wir aus Liebe zu ſeiner Caprice unſern Ballaſt plötzlich auswerfen ſollten, um dann an den Klippen zu zerſchellen."

Und wer war Antonelli, der dem armen Pio Nono eine ſo freventliche Weisheit predigte, eine Weisheit, die ihm durch Mark und Bein ging, und die doch auch wieder unendlich viel Tröſtliches für ihn hatte? In manchen Lagen des Leben iſt es ſelbſt eine Wohlthat, wenn man ſich dem Teufel ergeben kann, der wenigſtens immer ein feſtes und ſicheres Wort für ungewiſſe und zweifelhafte Zuſtände bei der Hand hat. Dieſen Dienſt zu erweiſen, war Antonelli wie geſchaffen, und er hatte ſich dazu durch ſein ganzes vergangenes Leben die höchſte Meiſterſchaft erworben.

Wie die Geiſtlichkeit im Kirchenſtaat ſich ſo leicht mit den Elementen des Räuberthums und Verbrechens

verbindet, ſo war auch Giacome Antonelli geradezu aus einer Räuber-Familie hervorgegangen, die an der Gränze des Königreichs Neapel, in der unheimlichen Gegend von Terracina, wo in den dichten, finſtern Wäldern Raub und Mord zu Hauſe ſind, ſeit langen Jahren ihr Weſen getrieben hatte. Es wird ſchwer ſein, ihn als Staatsmann und Geſetzgeber unparteiiſch zu beurtheilen, denn ſchon ſeine Geburt in dem berüchtigten Dorfe Sonnino, bei Terracina, das nichts als eine unter dem Schutz des Waldes offen gelegte Räuberhöhle iſt, ſcheint ein Verdachtsgrund gegen ſeine Geſetzlichkeit zu ſein. Sein Vater, dem er in dieſer Räuberſchlucht entſtammte, ſoll ein einfacher Holzhauer geweſen ſein, ein Beruf, der in den Wäldern von Terracina gewiß nicht ganz idylliſch war, ſondern ſich leicht mit der wildeſten Schreckens-Romantik gefärbt haben mag. Dieſer Holzhauer gehörte aber einer alten Familie der Romagna an, die früher einige große Rechtsgelehrte und Geſchichtsſchreiber, aber auch mehrere berühmte Straßenräuber unter ihren Mitgliedern gezählt haben ſoll. Doch mußte ſie auch in der letzten Zeit noch einige höhere Verbindungen übrig behalten haben, denn der junge Antonelli, nachdem er unter den Räubern ſeiner Heimath nur ſehr praktiſche

Vorſtudien hatte machen können, hatte in dem großen Prieſter-Seminar in Rom Aufnahme gefunden. Es mußten viele Umſtände zuſammengetreffen ſein, um den kühnen, unternehmenden Giacomo, der das freie Leben in den Wäldern ſchon ſo muthig getheilt hatte und der manchen Strauß mit den päpſtlichen Karabiniers beſtanden, in die Prieſter-Laufbahn hineinzutreiben. Die Räuber-Laufbahn war aber keine ſo angenehme mehr, ſeitdem die franzöſiſche Occupation unter dem erſten Kaiſerreich Ernſt mit der Vernichtung der Banditen in Italien zu machen begann. Giacomo ſah ſeinen eigenen Onkel, der ein Vorbild aller Tugenden in ſeiner Familie geweſen war, eines Tages an einem Galgen hängen, und dieſer Anblick vermochte ihn, ſo eilig als möglich nach dem Seminar in Rom abzureiſen. Der Wald war ihm verleidet worden, und er wollte nun mit demſelben kühnen und verwegenen Sinn, den er ſich in der Schlucht gebildet, die hohe Stufenleiter der hierarchiſchen Würden raſch hinanſteigen. Aber der Zögling des Waldes hatte ſich ſchon zu Anfang ſeiner neuen Laufbahn ſeinen Plan vorgezeichnet, den er auch ganz genau durchführte. Antonelli gedachte ſich vor der eigentlichen Prieſterweihe zu hüten, er wollte die Ordination nicht empfangen,

denn Sinn und Gemüth ſtanden ihm nicht danach, und er hatte im Kampf mit den Gensd'armen und Zollwächtern an der Gränze mehr die eigene Kraft, den Muth, die Liſt und den Dolch ſchätzen gelernt, als daß ihm dabei Sinn und Luſt für die geheimnißvolle Bedeutung der Sacramente und ihre Ausübung geblieben wären. Antonelli wollte nicht Prieſter, ſondern nur Diacenus werden, und die Diaconen waren bei der katholiſchen Kirche, wie die Leviten bei den Juden, welchen Namen ſie zum Theil auch noch im römiſchen Cultus führen; ſie ſind nur die Beiſtände bei den heiligen Handlungen der Prieſter, aber es iſt nicht ihres Amtes, dieſelben auszuüben, und dies mußte einem Manne, wie Antonelli, die größten Vortheile gewähren. Er wollte alle Macht des Prieſterthums an ſich reißen, aber die Verantwortungen und Colliſionen des Geiſtlichen, der Meſſe hält und die Beichte abnimmt, wollte er, mit einer klugen Vorausberechnung ſeiner perſönlichen Laufbahn, und mit einem großartigen Mangel an Illuſion über ſich ſelbſt, von ſich fernhalten. Er glaubte ſich dann um ſo leichter auch alle diejenigen Vortheile aneignen zu können, welche den römiſchen Prieſtern, wenn auch überlaſſen, doch auch zum Vorwurf gemacht werden können. Ante-

nelli beſaß nur eine einzige Feigheit, er fürchtete die übele Nachrede der Welt, und dieſer dachte er zuvorzukommen, indem er zwar die Praxis der Wälder und Hohlwege aus ſeiner Heimath in die Hierarchie verpflanzte, aber doch zugleich den Vorwurf unmöglich machte, daß er die Pflichten des Prieſters gebrochen.

Die erſten Ritterſporen der Hierarchie erwarb er ſich unter dem Papſt Gregor XVI., denn er hatte das Glück, den ehemaligen Barbier Moroni, den allmächtigen Kammerherrn und Günſtling dieſes Papſtes, zu kennen und demſelben durch einen der Geſchäftsfreunde aus den Wäldern von Terracina empfohlen zu ſein. Auch Moroni, der freilich durch das Raſirmeſſer weiter gekommen war als durch den Dolch, hielt zu der geheimen Loge, die draußen im Walde arbeitet und war gewohnt, jede von dorther an ihn gelangende Ordre zu reſpectiren. Er nahm daher den jungen Antonelli unter ſeinen Schutz, verſchaffte ihm eine Audienz beim heiligen Vater, und lehrte ihn, wie man ſich der Gunſt deſſelben vergewiſſern könne. Gregor XVI. nahm an Giacomo Antonelli ſogleich ein beſonderes Intereſſe, der junge hochgewachſene ſchlanke Menſch, mit dem mohrenhaften Teint, den gluthvollen, betroffen machenden Feuer-Augen, der

ken in einen Jugendglanz, in eine Fülle von Dichtung und Schönheit getaucht, wozu sich unser Menschenalter wie das eiserne verhalte. Beleuchten wir diese grammatische goldene Zeit, diesen abgeblühten Sprachfrühling unserer Nation, an einigen Beispielen! Für die Wortbildung hatten sich in der erwachten Phantasie des Volkes neue Keime geregt, die wie Wunderpflanzen aufschossen. Die ernste, großartige Erhabenheit der Wortlaute, die in der carolingisch-fränkischen Zeit an dem religiösen und priesterlichen Element, an den feierlichen Eidleistungen, den Uebersetzungen und Paraphrasen der Evangelien und Tractaten sich heranbildete, in ihren dunkeln Klängen noch an die heiligen Schatten der Druidenhaine gemahnend, wandelte sich im Minnesang in sanftere, liebliche Flötentöne um. Ein fröhliches Naturleben, Sonnenschein, Wiesengrün, Morgenschmelz der Liebe, singender Frühlingswald, alles das überfiel das Herz der Menschen, erheiterte und klärte die religiöse Richtung, und machte sie weltlich oder vielmehr poetisch. Das Ritterthum, die poetischen Flegeljahre der deutschen Nation, machte die Sprache galant, höflich, keck in

kühnen Adlernase und den starken kräftigen Schultern, die er aus dem Leben in seiner wilden Heimath mitgebracht, gefiel dem Papste, und zwar um so mehr, weil Antonelli den Rath, den ihm Protektor Scheermesser gegeben, sich trefflich zu Nutze gemacht und als kirchlicher Reactionnair mit vieler Bravour bei ihm debutirt hatte. Obwohl Gregor XVI. in diesem Augenblick selbst mit einigen Reformen des so schmählich verrotteten Kirchenstaats schwanger ging, so war es ihm doch merkwürdig, einen jungen Mann zu sehen, der sich mit einer solchen fast liebenswürdigen Offenheit für den Absolutismus der päpstlichen Gewalt erklärte und ihm leidenschaftlich betheuerte, daß es nur ein einziges wahres Organisationsprincip in Welt und Gesellschaft gebe, und dies sei die Unfehlbarkeit des Papstes. Gregor XVI. war alt, und es war vielleicht aus Blasirtheit, daß er Reformen geben zu müssen glaubte, obwohl es ihm nie recht Ernst bei diesem Gedanken gewesen. Aber Antonelli war jung, mit aller Kraft und Gluth der Jugend Reactionnair, und Gregor mußte nach einer vertraulichen Unterredung mit Barbier Moroni gestehen, daß dies dem Kirchenstaat einst mehr nützen könne, als alle in Altersfurcht von ihm eingestandenen Reform-Ideen. Anto-

nelli wurde von ihm bald darauf in den Prälatenſtand erhoben, er wurde zum Beiſitzer beim Ober-Criminalgericht ernannt, zu mehreren anderen Würden und Stellen befördert, und auch als Delegat erſt nach Orvieto, dann nach Viterbo, endlich nach Macerata geſandt, in welchen letzteren Stellen er ſich bereits durch politiſche Verfolgungen und Inquiſitionen aller Art ſeinen Schreckensnamen gründete, der nun immer unheimlicher und drohender über Rom emporſtieg. Er ſah ſich alſo im beſten Zuge und hatte ſich nicht verrechnet. Bald wurde er auch Unter-Staatsſecretair im Miniſterium des Innern, General-Schatzmeiſter, Finanzminiſter an der Stelle Toſti's, der die unheilvollſte Unordnung in den römiſchen Finanzen zurückgelaſſen hatte. Man rühmte an Antonelli eine Thätigkeit, Energie und Genauigkeit in den Geſchäften, wie man ſie in der römiſchen Verwaltung kaum noch geſehen hatte, obwohl er das Talent, Geld zu ſchaffen, jedenfalls mehr für ſich ſelbſt als für die Staatskaſſen übte.

Kaum war Pius IX. auf den Stuhl Petri gelangt, als auch Antonelli nach der herrſchenden Tonart der neuen Zeit umſchlug, und ſeine Inquiſitions-Miene, die ſich ſchon ſo tief auf ſeinem Geſicht ein-

geätzt hatte, mit großer Virtuosität in liberale Falten zwängte. Antonelli apportirte jetzt plötzlich auf die Reform-Ideen, und Pius IX. mußte in ihm einen Mann ſehen, der die feinſten Schwingungen der Zeit verſtand, und der ſich auf eine ebenſo geiſtreiche als originelle Weiſe im Namen der Freiheit, des Rechts und der Menſchlichkeit in ſein Vertrauen zu drängen verſtand. Das weiche Gemüth des neuen Papſtes beugte ſich ſchon damals vor dem dämoniſchen Geſellen, der ihm wie der Verſucher zuzuflüſtern ſchien, daß er ihm alle Wünſche ſeines Liberalismus erfüllen werde, wenn Pius IX. dafür mit ihm zur Hölle fahren wolle!

Pius IX., der ihm durchaus nicht widerſtehen konnte, und ſich halb in Furcht halb in Bewunderung an dieſen ſtarken Charakter gekettet ſah, ſchenkte ihm bald darauf den rothen Cardinalshut und den Purpurmantel dieſer Würde, welche Antonelli mit einem Portefeuille in dem neugebildeten Miniſterium vereinigte. Antonelli begann plötzlich volksthümlich zu werden, und er täuſchte die Liberalen, wie er die Reactionnaires getäuſcht hatte. Später, im Fortgange der Revolution, der er lächelnd ihren Lauf gelaſſen hatte, wurde Antonelli auch Mitglied der Verfaſſungs-

Commiſſion, die am 14. März 1848 das berühmte Statut verlieh. Antonelli ſtellte ſich ſogar im Anfang, als träume er in Geſellſchaft mit dem Volke von dem „heiligen Krieg“ gegen Oeſterreich, und er war es, der den Papſt zu bereden ſchien, die römiſchen Milizen in den Kampf treten zu laſſen. Er war es auch, der den an die Gränze geſandten General Durando, als dieſer ſich wirklich zum Antheil an dem Kampfe hatte hinreißen laſſen, förmlich desavouirte und zur Verantwortung zog.

In dem Papſte Pius IX. war zugleich ein feiner geſellſchaftlicher Mann auf den Stuhl Petri gekommen, der auch hierin einen ſehr bedeutenden Contraſt zu ſeinem Vorgänger, dem aus dem roheſten Volksleben emporgeſtiegenen Gregor XVI., darbot. Pius war, obwohl in ſeinen Formen und Manieren ein ganz einfacher Mann, doch zugleich durch und durch Cavalier, liebt er es, einen geſelligen und traulichen Kreis um ſich zu ziehen, in dem beſonders die Frauen den Ton anzugeben haben. Der Cardinal Antonelli, obwohl er durchaus keine feinen geſellſchaftlichen Antecedentien hatte, verſtand es doch, auch in dem Damenkreiſe auf Caſtell Gandolfo, wo der Papſt gewöhnlich einen großen Theil ſeiner Familie,

beſonders der weiblichen Mitglieder, um ſich verſammelte, ſich beliebt zu machen und dadurch ſeinen täglichen und ſtündlichen Einfluß auf Pius IX. weſentlich zu verſtärken. Nur Eines gelang ihm nicht, wodurch er ſich den Papſt, der ihm freilich ſchon ſo viel gegeben, daß ihm nichts mehr zu geben übrig blieb, doch noch zu ſtärkerem Dank hätte verpflichten können. Es herrſchten nämlich ſeit der Zeit ſeiner Thronbeſteigung bedeutende Zerwürfniſſe in der Familie des Papſtes, und Antonelli, der Alles machen zu können glaubte, hatte ſich auch die Vermittelung dieſes Familienzwiſtes angelegen ſein laſſen. Aber derſelbe wurzelte zu ſehr in der verletzten Eitelkeit dieſer Verwandten, unter denen beſonders der Bruder des Papſtes, der Graf Gabrielle Maſtai und ſeine Gemahlin in Sinigaglia, ſich über eine Schmälerung ihrer Familienrechte bitter beklagten, als daß ſelbſt Antonelli hier mit Erfolg hätte vermitteln können. Pius IX. hob nämlich einen Gebrauch auf, der ſeit alter Zeit her an den Höfen der Päpſte beſtanden. Nach dieſem Gebrauch tritt jeder Neffe eines regierenden Papſtes in den Fürſtenſtand, aber Pius IX. unterließ es, dieſe glänzende Ceremonie an ſeinem Neffen, dem jungen Comthur Conte Luigi Maſtai,

vornehmen zu laſſen, obwohl dieſer ſein Liebling war und zu ſeinen täglichen Geſellſchaftern gehörte. Der junge Graf änderte auch darum ſein zärtliches Verhältniß zu ſeinem päpſtlichen Oheim nicht, aber ſeine Eltern, der Graf und die Gräfin Gabrielle Maſtai, waren über die entzogene Standeserhöhung ſehr zornig geworden, und hatten dem Papſte dafür ihre ganze Freundſchaft aufgekündigt, ſo daß ſie nie mehr zu bewegen waren, zu ihm nach Rom zu kommen, was das zarte Herz Pius IX. tief verwundete. *) Antonelli war nach Sinigaglia gereiſt, um den unſeligen Zwiſt zu bannen, er hatte ſich ſogar in einer Verkleidung zu dem alten Grafen Gabrielle Maſtai den Zutritt zu erliſten gewußt, aber die Verwandtenliebe, nach der Pius ſich ſehnte, brachte er ihm nicht wieder zurück.

Antonelli hatte ſich aber durch ſolche Vorgänge auch als Herzens-Vertrauter dem Papſte unentbehrlich zu machen gewußt. Um ihn immer feſter an ſich zu bannen, würde Antonelli ſogar das Leben eines heiligen Asceten für eine Zeitlang auf ſich genommen haben.

*) Der Graf Luigi Maſtai verheirathete ſich vor Kurzem mit der Tochter des verſtorbenen Fürſten del Drago, Donna Maria Teresa, und wurde bei dieſer Gelegenheit von dem Papſte mit einem ſehr bedeutenden Patrimonium ausgeſtattet.

Eben ſo begleitete Antonelli den Papſt bei ſeinen erſten ſchüchternen Schritten auf dem Wege der Reformen wie ein gehorſamer Schüler, der ſeinem Meiſter auch auf gefährlichen Bahnen überallhin folgt und ihm die Schleppe trägt, auch wenn es zum leibhaften Teufel vorwärts gehen ſollte. Hätte ſich aber Pius IX. auf dieſem Wege unverſehens nach ſeinem Cardinal-Staatsſecretair umgeblickt, ſo würden ihn die unwillkürlichen Grimaſſen ſeines Begleiters, und der Pferdefuß, der aus dem Purpurmantel des Cardinals hervorgeſtuckt, doch ohne Zweifel ſogleich belehrt haben, daß er hier einen Kumpan hinter ſich hat, der es nicht ehrlich mit ihm meint, und der ſchon darauf ſpeculirte, daß Pius, nachdem er ſich an den erſten Reformen die Finger verbrannt, dann die trügeriſche Fahne des liberalen Papſtes für immer aus den Händen ſinken laſſen werde.

Pius IX. war ſchon unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung mit kleinen Reformen vorgegangen, zu denen die Veranlaſſung gewiſſermaßen auf der Straße lag. Denn es gab von jeher Dinge in Rom, die ſo abſcheulich waren, daß jeder wohlgeſinnte Straßenjunge an ihnen hätte zum Reformator werden können. Zuerſt verſuchte er ſeine Hand an die römiſchen

Douanen zu legen, die zu Räuberhöhlen im eigentlichſten Sinne des Wortes geworden waren. Es gab keine Verwaltung im Kirchenſtaat, die ſo viel Mißhandlungen und Beleidigungen für den Fremden, ſo viel unverſchämte Geldſchneiderei, und ſo viel offen betriebene Verhöhnung von Moral und Geſetz darbot, als die römiſchen Zollſtätten, in denen die Beamten nur angeſtellte Wegelagerer zu ſein ſchienen. Dieſe Verhältniſſe ſind zwar im gegenwärtigen Augenblick wieder vollkommen auf ihren alten Standpunct zurückgekehrt, und man muß ſich, ſo wie man über die Gränzen des Kirchenſtaats tritt, geſtehen, daß ein Land, in welchem ſolche Douanen- und Paß-Quälereien möglich ſind, ſich ſchon dadurch aus der Reihe der civiliſirten Staaten ausgeſtrichen hat. Pius IX. ließ augenblicklich wenigſtens andere Formen an die Stelle der alten ſcandalöſen Praxis treten, um der neuen Zeit, die in Rom einziehen ſollte, auch gaſtlichere und reinlichere Gränzen zu zeigen. Dann wandte er ſich ſchon zu einer neuen Organiſation des Gerichtsverfahrens, die nicht minder Noth that, als eine ſittlichere Einrichtung der Douane, oder als ein Umbau der ſchlechten Dachtraufen, die bei Regenwetter zu Gießbächen für die römiſchen Straßen geworden

waren und auf deren Verbesserung Pius ebenfalls sein Augenmerk gerichtet hatte. Zugleich schwebte ihm eine Art von Jury vor, welche er in die Criminal-Gerichtsbarkeit einführen wollte. Dem Tribunal, welches über Verbrechen zu richten hatte, sollten zehn Geistliche beigegeben werden, um das Verdict zu fällen, während der Gerichtshof nur über die Anwendung des Gesetzes zu erkennen haben würde. Auf den Weg einer völligen Sonderung zwischen bürgerlichem und geistlichem Recht wagte er sich noch nicht zu begeben, denn hier trat der ganze Organismus des Kirchenstaats in Frage, und hier sah sich Pius von anderen Gewalten in die Mitte genommen, die ihn noch unberechnenbar umtobten, und die selbst noch nicht wußten, wie weit sie ihn treiben, wie viel sie ihm in dieser hochaufgegangenen Brandung der Revolution abverlangen würden!

Diese Brandung verschlug den vor seinem eigenen Werk entfliehenden Pius nach Gaëta. Hier, im nachdenklichen Stillleben der Verbannung, wurde Pius IX. unter den Händen Antonelli's der verhärtete Reactionnair, der er seitdem, allen äußeren und inneren Anforderungen gegenüber, geblieben. Antonelli befestigte jetzt seine Herrschaft über den Papst

mit eisernen Banden, und schmiedete um Pius die von der Kirche geweihte Kette der Reaction, die nicht mehr zu zerbrechen war. Er zeigte dem Papste, daß er nur dadurch den jämmerlichen Schiffbruch erlitten, weil er dem Geist des Verderbens, der in den Freiheitsideen gelauert, alle jene Zugeständnisse gemacht, von denen die Revolution sich genährt hatte und groß geworden war. Antonelli, nachdem er sein Opfer sicher gefaßt, erhob sich jetzt zu einer ungeheuren Thätigkeit, wie man ihn nie gesehn. Er trat mit allen auswärtigen Mächten in Unterhandlung, und stellte es ihnen als eine gebieterische Forderung des Himmels und als eine Sache ihrer Gewissen dar, zur Hülfe heranzuziehen und alle ihre Gewalt für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes aufzubieten. Er sendet die Donner seiner Beredsamkeit nach Frankreich, Oesterreich, Spanien und Neapel, und erinnert diese Mächte an ihre Aufgabe, die Garde der katholischen Kirche zu sein und den ihr zugefügten Schaden zu rächen. Die Begehren Louis Napoleons nach Reformen wußte er mit trügerischen Wendungen ausweichend zu beantworten, und dem Papst nahm er in einer jener dämonischen Stunden, in denen dieser ganz in die Gewalt des

ihren Ausdrücken und Wendungen, sangbar, schmeichlerisch für das Ohr, und im höchsten Grade biegsam für Alles, was die bewegte Phantasie in der Rede dichten und ausmalen wollte. Der wachsende Völkerverkehr, die Heereszüge nach Italien, die Wallfahrten, der immer stärker werdende Umsatz von Begriffen und Weltverhältnissen, entwickelten die Beziehung der Sprache auf Mittheilung und Umgang, und gaben ihr geschmeidige, rasche, prägnante, die Grammatik nach dem Sinn und Gefühl meisternde Fügungen und Wendungen. Am genialsten zeigt sich diese Behandlung der Sprache in der Bildung der Zeitwörter, die bald aus Substantiven, bald aus Adjectiven ganz nach dem productiven Bedürfniß geformt werden, und dann wieder mit ebenso großer Leichtigkeit neue Hauptwörter aus sich entstehen lassen, z. B. wie Reimar von Zweter sagt: diu liute sind gelandet wol, die lant niht wol geliubtet, die Leute sind mit Ländern wohlversehen, aber die Länder nicht wohlversehen mit Leuten. (Sammlung von Minnesingern, Zürich 1758. Thl. 2. S. 151.) Winkenberg nennt Gott sehr schön: der höhsten hoche über-

Schrecklichen gerieth, das heilige Verſprechen ab, ſich von dem böſen Geiſt der Reformen niemals wieder, in welcher Geſtalt es auch ſein möge, verlocken zu laſſen.

Nach der Heimkehr des Papſtes hatte ſich die Situation für ihn ganz und gar verändert. Es bemächtigte ſich ſeiner jetzt eine vollendete Apathie nach Außen hin, obwohl er ſeine freundliche und liebenswürdige Weiſe, ſelbſt den behaglich witzelnden und ſylbenſtechenden Ton, der ihm in der Unterhaltung eigen iſt, beibehielt. Er ließ die Welt jetzt gehen, wie ſie gerade ging, und verließ ſich in allen Dingen auf den Starken, der an ſeiner Seite ſtand, und der nach der Rückkehr nach Rom auch noch zum Miniſter-Staatsſecretair für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden war. Antonelli war jetzt Alles in Allem, und man nannte ihn mit Recht den Dictator des Kirchenſtaats, aber er war Dictator, nur um ſeinen eigenen Beutel zu füllen, und es gab kein anderes Princip irgend einer Art, für das er ſich geopfert oder auch nur den geringſten ſeiner Genüſſe preisgegeben haben würde. Auch beſtand ſein ganzes Talent für die Geſchäfte nur darin, auf die frechſte und unverſchämteſte Weiſe Alles immer ſchlechter werden zu laſſen, um es deſto beſſer ausbeuten

zu können, und ſein Vermögen daran zu vermehren. Als Diplomat und Politiker würfelte er Alles durcheinander, um ſich zum Herrn der Situation zu machen, und Alles ſo zu verwirren, daß nur ſeine eigene Hand ſich noch in dieſem Labyrinth von Intriguen und Schlechtigkeiten zurechtfinden konnte. Dies war zugleich das Geheimniß, wodurch er den Papſt gewiſſermaßen unauflöslich umſtrickt hatte, denn Pius kannte den Boden nicht mehr, den Antonelli ihm unter den Füßen ausgebreitet hatte, und bei jedem ſelbſtändigen Schritt, den er noch wieder wagen wollte, glaubte er den Sturz in den Abgrund befürchten zu müſſen. Wenn ihm ein anderer ſeiner Freunde, der zuweilen das Wort hat, zu denen beſonders der Cardinal Altieri gehört, Etwas gegen den Cardinal-Staatsſecretair ſagt, ſo zuckt Pius nur die Achſeln, und fügt ein reſignirt Ergebenes: „was ſoll man machen?“ hinzu.

Auch Pasquino und Marforio haben ſich ſchon oft über das wunderbare Verhältniß zwiſchen Pius und Antonelli miteinander unterredet. Einſt fragte Pasquino: „warum der heilige Vater ſeit ſeiner Rückkehr nach Rom ſo ſtill geworden ſei, und keine Reden mehr an das Volk halte?“ Marforio antwortete: „das kommt daher, lieber Bruder Pasquino, weil er

immer nur auf den Antonelli hört. Weil Antonelli Alles zu ſagen hat, ſchweigt der heilige Vater, und weil der heilige Vater ſchweigt, hat Antonelli Alles zu ſagen.“ Der Haß gegen Antonelli iſt ſeit zehn Jahren in Rom ein ganz allgemeiner geworden, und ſteigert ſich eigentlich von Tag zu Tag zu einer immer tiefern Leidenſchaft, die gegen das Leben Antonelli's ſchon mehrfach losgebrochen iſt. Die Mordanſchläge gegen ihn ſchweben beſtändig in der Luft, und ſchon einige Male, namentlich bei dem Attentat vom 12. Juni 1855, trug Antonelli eine leichte Wunde davon, obwohl die ausführende Hand des Mörders ihn nicht lebensgefährlich treffen konnte. Ein anderer Dolch, der ihn erſt im vorigen Jahre abthun ſollte, ſtieß gänzlich fehl, der Mörder wurde gehängt, aber Antonelli blieb am Leben und in ſeiner Alles beherrſchenden Stellung.

Im Frühjahr 1855 richteten Frankreich und England, von Sardinien dazu angeregt, eine diplomatiſche Vorſtellung an den Papſt, daß er ſeinen Liebling, der eigentlich ſein Tyrann war, aus ſeinem Miniſterium entlaſſen möchte. Aber die Diplomatie täuſchte ſich in dieſem Betracht ſehr über die Stellung des Papſtes zum Cardinal Antonelli. Wenn Pius im

Stande wäre, Antonelli zu entfernen, ſo würde er es ſchon längſt um ſeiner ſelbſt willen ausgeführt haben.

Was Frankreich und England, Sardinien mit inbegriffen, dem Cardinal Antonelli vorzuwerfen hatten, war im Grunde Daſſelbe, worüber das römiſche Volk ſelbſt ſich täglich und ſtündlich beklagte und weshalb ein ſo allgemeiner und glühender Haß gegen den Cardinal-Staatsſekretair in Rom herrſchte. Es war der Rückſchritt in allen möglichen Geſtalten, den Rom ſeit dem Jahre 1850 vertreten hatte. Antonelli hatte regiert, als wenn Rom noch in den Zeiten Hildebrand's, Sixtus V., Alexander's VI. lebte, und als wenn es weder eine europäiſche Civiliſation noch eine bei allen Völkern durchgedrungene Revolution jemals in der Welt gegeben hätte. England und Frankreich glaubten einen neuen Kreuzzug der abſolutiſtiſch-religiöſen Reaction, der von Rom aus vordränge, ebenſo fürchten zu müſſen, als wenn die Revolution ſich von neuem in Bewegung ſetzte, und die Stadt des heiligen Vaters mußte ihnen in dieſem Betracht noch gefährlicher erſcheinen, als die Tyrannenwirthſchaft des Königs Ferdinand von Neapel, dem jene beiden Cenſoren Europa's ebenfalls im Intereſſe der Civiliſation die zeitgemäßen Reformen abverlangten.

V.

Die Leiden Rom's.

Die Römer ſelbſt hatten alle ihre Uebel, alte und neue, an denen ſie litten, einzig und allein auf Rechnung des Cardinals Antonelli geſchrieben.

Der völlig rechtloſe, jeder geſetzlichen Ordnung beraubte Zuſtand, in welchem ſich der Kirchenſtaat befand, iſt, ſagte man, das Werk Antonelli's, denn, ſtatt den alten Mißbräuchen zu wehren, hat er noch neue und ſchlimmere denſelben hinzugefügt.

Nicht nur alles Recht, klagte man weiter, ſondern auch alle und jede Freiheit iſt unter und durch Antonelli verletzt und unterdrückt worden.

Noth und Elend ſind im Volke geſtiegen, ſtatt des öffentlichen Unterrichts wird nur die öffentliche

Unwiſſenheit gepflegt und ausgebreitet, und in Allem, wodurch es ſonſt hervorglänzte, in den Künſten und Wiſſenſchaften, iſt Rom auf die ſchmählichſte Weiſe herabgekommen!

Das Alles hat allein Antonelli gethan, der braune Mann mit der wilden Adlernaſe und den Wolfszähnen, die unheimlich aus ſeinem Munde hervorragen.

Er, der Alles verſchuldet hat, wird bald auch den Untergang Rom's verſchuldet haben!

Es iſt wahr, Antonelli hatte die Frage der Reformen ganz und gar in den Brunnen fallen laſſen, aber er geſtand es zugleich ganz offen und ſagte es Jedermann, daß das Glück Roms nicht in den Reformen beruhen könne.

Antonelli war im Grunde ein ſehr beſcheidener Mann.

Er wollte nicht durch etwas Neues glänzen, er wollte nur den alten Abſolutismus, in dem Rom groß und mächtig geworden, und er verband damit nicht die geringſte Heuchelei der Freiheit, mit der ſich abſolutiſtiſche Staatsmänner ſonſt noch ſo gern ſchmücken.

Er hatte den Römern niemals geſagt, daß er ſie frei und glücklich machen wolle.

Er verfolgt ruhig und geräuſchlos die Politik, daß Alles beim Alten bleiben müſſe, und daß man die Völker am beſten mit den Süßigkeiten ihrer eigenen Verweſung ernähre!

Am meiſten ſchien zu verwundern, daß ein praktiſcher Mann, wie Antonelli, das römiſche Gerichtsweſen, in welchem der Scandal der päpſtlichen Verwaltung am ſchreiendſten ausbrach, auf dem alten Fuße hatte belaſſen können.

Wie konnte man aber von ihm, der ſeine Freunde und Verwandten in den Wäldern von Terracina zurückgelaſſen hatte, verlangen, daß er die Gerichte fähiger machen würde, das Verbrechen zu ſtrafen und die Geſellſchaft von Mördern, Dieben und allen Miſſethätern zu reinigen?

Die Durcheinandermengung des canoniſchen und bürgerlichen Rechts hat allen Gerichtshöfen in Rom eine unſichere und nach allen Seiten hin zu drehende Baſis gegeben, welche durch die Beſetzung der Richterſtellen mit Geiſtlichen einer noch willkürlicheren Faſſung unterliegt.

Die heilige Römiſche Rota, die aus zwölf Prälaten zuſammengeſetzt iſt, ſoll oft ſehr geſchickte Rechtsgelehrte in ihrem Schooße vereinigen, aber die Länge

der Proceſſe, welche hier geführt werden, iſt erſtaunlich, und es dauert oft viele Jahre, ehe die einfachſten Fälle erledigt werden können. Jeder ſchon gefaßte Beſchluß kann wieder umgeworfen und zu erneuerter Verhandlung zurückgewieſen werden, ſobald Mitleid oder andere Intereſſen bei den geiſtlichen Herren in's Spiel treten, oder der Papſt ſelbſt durch einen geſchickten Fürſprecher für den Angeklagten gewonnen wird. Das Gerichtsverfahren entfremdet ſich aber auch dadurch noch jeder volksthümlichen und der Volksmeinung offen liegenden Rechtsgewährung, weil Vertheidigung und Urtheil nicht anders als in lateiniſcher Sprache gegeben werden dürfen. Die lateiniſche Phraſe ſteht zwiſchen dem Verbrecher und ſeinem Richter als das unheimliche Geſpenſt, das über Recht und Menſchlichkeit leicht jedes Dunkel ausſpinnt. Dem Verbrecher und der Geſellſchaft geſchieht in einer Sprache Genugthuung, die ſie nicht verſtehen, ſowie die Rechtsgründe nicht aus einem, den Principien von Staat und Geſellſchaft entſprechenden Geſetzbuch, ſondern aus einer Sphäre entnommen werden, in der nicht mehr bürgerliche und weltliche Gerechtigkeit iſt, als kirchliche und himmliſche in der Welt des Ablaſſes. Aber der Prieſter-Abſolutismus

will ſich hier auch im Rechtſprechen über die geſellſchaftlichen Conflicte offenbaren, und Antonelli hat Recht, wenn er einen Code Napoleon für unvereinbar mit der ganzen Organiſation des Kirchenſtaats erklärte, denn der Rechts-Codex erkennt eine rechtlich beſtehende Geſellſchaft an, von welcher er ausgeht, während der kirchliche Abſolutismus der Geſellſchaft von vornherein jede rechtliche Exiſtenz abſpricht, und die Theorie der Strafen und Gnaden ſich bei ihm ſo wunderbar durcheinanderwirrt, daß der Verbrecher an der Geſellſchaft allerdings oft der Gnadenliebling der Kirche werden kann.

Ein ſo diaboliſches Gebräu von Recht und Unrecht, wie es die geiſtlich-weltliche Organiſation des Kirchenſtaats mit ſich bringt, mag dem chriſtlichen Princip überhaupt entſprechend befunden werden können, aber eine menſchenwürdige Niederlaſſung in geſellſchaftlichen Einrichtungen iſt dabei nicht möglich, und Rom hat unter dieſem Geſetz keine größere Anwartſchaft erlangt, ein civiliſirter Staat zu ſein, als irgend einer der Raubſtaaten der Barbaresken. Wenn aber Antonelli, vielleicht in einer unwillkürlichen Rückerinnerung an die Intereſſen ſeiner Heimath, die Rechtszuſtände nicht gern geſicherter und verſchärfter ſehen

will, ſo hätte er doch, gerade aus Sympathie für ſeine Jugendfreunde, der Sache der Gefängniſſe in Rom ein milderes Herz zuwenden können. Rom liefert darin das Schauderhafteſte, was nur irgendwo von einem wahnſinnigen Tyrannen ausgegrübelt worden ſein kann, und die Anklagen, welche man neuerdings in dieſer Hinſicht beſonders gern gegen Neapel gerichtet hat, verlieren faſt ihren ganzen Stachel, wenn man die Kerker auf Niſita, in denen einſt Poërio und ſeine braven Schickſalsgenoſſen ſchmachteten, nur mit dem Gefängniß Paliano in Rom vergleichen will. Auch hier pflegen vorzugsweiſe politiſche Gefangene eingeſetzt zu werden, denn ihre Lage iſt hier ſo fürchterlich, daß nur die Hochverräther, welche ſich dem Regiment Antonelli's widerſetzt haben, ganz würdig für einen ſo entſetzlichen Aufenthalt erſcheinen können. Zuletzt ſaßen hier vor ihrer Abführung zum Tode Marſari, Bedeſchi, Mamini, Comandini und Roſſelli, der letztere ein Bruder des Generals, welcher die Truppen der römiſchen Republik im Jahre 1849 befehligte. Die Gefangenen hatten einen Fluchtverſuch gemacht, und man hatte davon, ohne ihre politiſchen Vergehen weiter zur Verhandlung kommen zu laſſen, Veranlaſſung genommen, ſie zum Tode zu verurtheilen. Um dies mit

höher. Aehnlich Marner von der heiligen Maria mit einem Verbum: din schöne git dem trone glast, Also das in din **schöne überschönet**; so beschönen, schön machen, überwizen, an Weiße übertreffen, überwundern, wie Walter von der Vogelweide von Christus: **Swas** er noch wunders ie begie Das hat er **überwundert** hie. In den Beiwörtern machen sich dreiste, dichterische Zusammensetzungen geltend: **sin wolkenloses** lachen bringet scharpfen snabel (Samml. von Minnes. Thl. I. S. 130.) **sturmemueden man**, sturmesmüden Mann, im Nibelungen-Liede.*) Der Artikel kann mit der freiesten Beweglichkeit gesetzt werden, bald nach dem Hauptwort, bald zwischen demselben und dem Beiwort, auch bleibt er gänzlich fort, oder wird zweimal wiederholt, wie es gerade die Energie der Rede verlangt. Der Reichthum an Partikeln, seinen materischen Nüancen, Vorsatzsylben, die zur Kürze, Sinnlichkeit und Belebung des Ausdrucks unendlich beitrugen, war unerschöpflich.

*) Vgl. Petersen, über die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache S. 64—87.

einigem rechtlichen Grunde thun zu können, wurde ein uraltes, unter Pius VI. erlaſſenes Geſetz hervorgeſucht, das zwar nur über die Galeerenſträflinge, welche ſich am Bord der Schiffe empören, die Todesſtrafe ausſpricht, welches aber doch für anwendbar auf den vorliegenden Fall erklärt wurde. Die Gefangenen haben in dieſem Kerker weder Tiſche noch Stühle, noch irgend ein Möbel, das zu ihrer Bequemlichkeit dienen könnte. Ihre Nahrung beſteht Einfürallemal aus einer Suppe von ranzigem Speck und Oel, zwei Laib ſchwarzen Brotes, von neun Unzen jedes, und einem ekelhaften Getränk, das für Wein ausgegeben wird. Ihr ganzes Geſchirr iſt ein blechener Becher und eine Schaale, worin man ſich Morgens wäſcht und Abends ißt. Die Zellen, worin immer mehrere Gefangene zuſammen wohnen, ſind ſo eng, daß, wenn Einige nur ein Paar Schritte zu ihrer Bewegung machen wollen, ſich die Uebrigen während dieſer Zeit auf ihre Strohlager niederſtrecken müſſen. Das Trinkwaſſer der armen Gefangenen wird aus den benachbarten ſchmutzigen Gräben geſchöpft, und iſt deshalb mit Würmern und Unrathſtoffen aller Art angefüllt. Statt der Fenſter ſind nur Löcher vorhanden, die man mit etwas grober Leinwand zuge-

deckt hat, welche aber weder vor Kälte noch vor Zugwind ſchützen, ſo daß die Gefangenen niemals frei von Zahnweh, Rheumatismus und allen möglichen Leiden ſind. Der Cardinal-Staatsſekretair fand aber eines Tages, daß Diejenigen, welche Rom noch freier und glücklicher ſehen wollten, als es ſchon unter der Regierung des Cardinals Antonelli iſt, noch bei weitem zu wenig gequält ſeien. Er ließ hundert gemeine Verbrecher aus dem Fort Urbano kommen, und vertheilte dieſelben als Mitbewohner in den Zellen der politiſchen Gefangenen, die von dieſer fürchterlichen Geſellſchaft nur durch das Henkerbeil wieder befreit wurden. Unter den anderen Gefängniſſen des Landes ſind es die in Ancona, welche mit menſchenmörderiſchen Einrichtungen, wie ſie ſonſt das Gefängnißweſen in keinem andern Lande der Welt kennt, das Streben nach beſſeren und würdigeren Zuſtänden der italieniſchen Nation zu ſtrafen wiſſen. Das Herz der regierenden Prieſter iſt hart gegen ſolche Leiden, und wenn man ſich auch im Intereſſe der Menſchheit ſagen muß, daß dies die letzte Papſtregierung ſein wird, der ſolche Macht, ein ganzes Volk zu verderben und zu peinigen, verſtattet iſt, ſo wird es doch ein Schandfleck für alle Zeiten bleiben, daß eine ſolche barbariſche Tyrannen-

wirthſchaft, wie ſie in dem heutigen Rom beſteht, von den Dienern und Trägern der chriſtlichen Kirche, und als dem eigentlich prieſterlichen Herrſchaftsſyſtem entſprechend, geführt werden konnte. Verbeſſerungen ſind auf dieſem Gebiete durchaus nicht anzubahnen, und es kann nur noch darauf ankommen, den ganzen Trödel auf Einmal niederzuwerfen. Das Prieſter-Gouvernement iſt aber auch ſo vorſichtig wie möglich, um jede Enthüllung über ihr arges Gebahren, namentlich auch auf dem kriminaliſtiſchen Gebiet, zu vermeiden. So wurde neulich dem Advokaten Marchetti, dem Verfaſſer einer ſehr lichtvollen Schrift über die Geſetzgebung des Kirchenſtaats, die Conceſſion zur Herausgabe eines periodiſchen Blattes unterſagt, das ſich vornehmlich mit der kriminellen Statiſtik des römiſchen Landes beſchäftigen ſollte. Das Programm wies auf den Nutzen hin, den in einem Lande, wo ſich die Verbrechen auf eine beiſpielloſe Weiſe mehren, eine amtliche Auskunft über Verbrechen und Strafen, ſowie über die ſittlichen Zuſtände des Volkes auch für den Clerus haben müßte. Aber die Furcht vor der Oeffentlichkeit überwog für den Clerus jedes andere Intereſſe.

Die ausſchließliche Grundlage und Bedingung die-

ſer Verwaltung, das geiſtliche Syſtem, wird aber durch ſich ſelbſt am ſchärfſten und vernichtendſten kritiſirt, wenn man ſieht, wie es zugleich nur mit der äußerſten Beſchränkung des Volksunterrichts und mit dem Niederhalten aller und jeder Studienfreiheit ſich zu behaupten und fortzuſetzen vermag. Der öffentliche Unterricht wird in Rom von der heiligen Congregation der Studien (Sacra congregazione degli studi), die nur aus Cardinälen und Prälaten zuſammengeſetzt iſt, geleitet und überwacht, und es iſt daher nicht zu verwundern, daß das Maaß des Zuläſſigen auf dieſem Gebiet ſich von Jahr zu Jahr mehr verringert und erſchwert hat. Ohne ein Patent der heiligen Congregation in Rom, oder eine beſondere Erlaubniß der Biſchöfe in den Diöceſen, darf kein Lehrer in irgend einer Schule oder in irgend einem Privathauſe lehren. In Rom ſind die Väter Jeſuiten ausſchließlich zu Erziehern der Jugend beſtellt, und dies zeigt hinlänglich den Umkreis an, in dem die Studien in der heiligen Stadt getrieben werden dürfen. Ueber todte grammatikaliſche Lehren, lateiniſche Phraſeologie und inhaltloſe metaphyſiſche Formeln, die nur der Teufel aus Hohn und Plaiſir in dem kirchenſtaatlichen Unterricht ausgeſäet haben kann, kommt auch die

höhere Bildung nicht hinaus. Auf den Univerſitäten des Landes ſind die Vorträge in der Nationalökonomie verboten, und die heilige Congregation hat durch dies Verbot die großen Keime von Freiheit und Glück geehrt, welche in dieſer Wiſſenſchaft der ſchaffenden Volkskraft liegen. Aus begreiflichen Urſachen wird auch die Jurisprudenz nur ſehr mangelhaft auf den Univerſitäten vorgetragen, denn wenn es hier eine wiſſenſchaftliche Jurisprudenz geben könnte, könnte es keinen Kirchenſtaat in der Welt geben. Die Wiſſenſchaft der Medicin wird aber entſchieden durch die Hand der Prieſter zurückgehalten, welche namentlich auch an der Spitze der anatomiſchen Inſtitute ſtehen, und die officielle Keuſchheit, die in Rom überall von dem Prieſter-Regiment angeſchlagen iſt, hindert die Studenten, den nackten menſchlichen Körper vollkommen frei zur Grundlage ihres Studiums zu machen. In einem Lande, wo ſeit Jahrtauſenden alle Götter und Göttinnen des Olymp nackt gehen, oder mit Allem, was ſie haben, ſich dem Marmor ungeſcheut anvertrauen, kann der Student der Medicin nicht einmal dazu gelangen, den Körper einer Magd, die im Hospital geſtorben iſt, ganz nackt zu präpariren, ſondern er muß ſich im anatomiſchen Amphitheater Schlagbäume

gefallen laſſen, die von Binden und Schleiern an gewiſſen, von der Geiſtlichkeit für beſonders gefährlich gehaltenen Stellen dem Körper aufgeheftet werden. Wo die Sündhaftigkeit der Erde ihren eigenthümlichen Sitz hat, kann auch das anatomiſche Meſſer des Studenten nicht ohne Vorbehalt der Kirche wirthſchaften. Ebenſo kann der praktiſche Unterricht in der Entbindungskunſt, um nicht unmittelbar auf das Terrain des Teufels zu führen, nur mit der größten Vorſicht ertheilt werden, und die Studenten lernen zuerſt Puppen entbinden, um an denſelben die Methoden zur Behandlung des lebendigen Frauenkörpers zu üben. Dies hat im Allgemeinen Wiſſen und Geſchicklichkeit der römiſchen Aerzte auf einer ſehr niedrigen Stufe erhalten, obwohl es auch nicht an ſehr ausgezeichneten Notabilitäten in dieſer Wiſſenſchaft hier gefehlt hat. Im Durchſchnitt iſt aber die Unwiſſenheit der Aerzte in Rom ſehr groß, und wenn man dazu die Unzuverläſſigkeit der römiſchen Apotheker rechnet, die ſehr häufig falſche Arzeneien anfertigen, oder gefährliche, ſelbſt giftige Stoffe darunter mengen, ſo muß der in Rom Erkrankende in der That ſeinen beſonderen Schutzheiligen haben, wenn er mit dem Leben davon kommen will.

Noch erbärmlicher ſieht es mit der Volksſchule aus, die in Rom eigentlich ſchon ſehr früh Wurzel ſchlug, und ſich hier auf natürlicher Volksgrundlage ſehr leicht und ſchön hätte entwickeln können, wenn nicht durch die ausſchließlich geiſtliche Auffaſſung der Volksbildung ein künſtliches Princip, das Alles hinderte und in Frage ſtellte, auf dieſer Bahn aufgerichtet worden wäre. Die Kleinkinderſchule hat eigentlich in Rom ihre erſte Heimath gefunden, wo ſie ſchon vor langer Zeit ihre Gründung erhielt. Es liegt aber nicht im römiſchen Syſtem, die Kinder als Kinder zu ſich kommen zu laſſen, wie es der große Stifter dieſer Religion gethan hatte. Das Syſtem, das alle Bildung nur in dem Gehorſam gegen die allherrſchende kirchliche Formel ſieht, kann die kleinen Kinder nur wie große Leute, und die großen Leute nur wie kleine Kinder behandeln. Es darf in Rom Jeder nur daſſelbe wiſſen, denn es giebt nur ein Wiſſen, das in dem Befolgen aller Vorſchriften und Regeln der Kirche beſteht, und die Volksſchule kann nur die Stätte des Böſen ſein, wenn ſie, vom Volke ausgehend, Menſchen erziehen will, was nur von der Kirche aus geſchehen kann. Dies koſtete ja dem armen Don Giovanni Torlonia das Leben!

Dem Namen nach fehlt es sonst nicht an Organen der Volksbildung und Volkserziehung in Rom, deren hier eine ganze Menge besteht und die mit der moralischen und geistigen Versunkenheit, die sich nichtsdestoweniger ringsum sie her ausbreitet, in dem wunderbarsten Contrast sich befindet. Das Räthsel wird nur dadurch gelöst, daß es überall Geistliche sind, welche an der Spitze dieser Volksbildungsanstalten stehen.

Die Unwissenheit ist überhaupt in Rom ein Grundzug in Volk und Gesellschaft, und dies zeigt sich nicht minder in allen Dingen, welche zum Leben gehören. Man hat die Franzosen häufig wegen ihrer Unkenntniß in der Geographie verspottet, aber die Römer leisten darin noch Absonderlicheres, als die unverschämteste Verläumdung je zu erfinden vermöchte. Nicht einmal die Geographie des Kirchenstaats in den allernächstliegenden Verhältnissen ist dem Gebildeten geläufig. Ueber die ferner liegenden Städte, sowohl in Italien als im Auslande, herrschen oft die abenteuerlichsten Vorstellungen, ungeachtet der neuen französischen Landkartenhandlung auf dem Corso. Am schlimmsten fällt dabei der Verkehr mit den Postbeamten aus, die von der geographischen Bestimmung

eines Ortes oft ebenſo wenig wiſſen, als ſie irgend einen fremden Eigennamen, der auf der Adreſſe befindlich iſt, deutlich leſen können. Die Poſte-Reſtante in Rom lieferte bei Vorzeigung unſerer Karte gewöhnlich eine ganze Menge von Briefen in die Hände unſeres Lohnbedienten, von denen nur der dritte Theil auf unſere Namen lautete, während die übrigen verſchiedenen Adreſſen Anderen angehörten und unſerer Discretion auf jede mögliche Weiſe anvertraut wurden. —

Von den Bildungsinſtituten in Rom iſt nur die Ingenieurſchule von einiger Bedeutung, und dies trifft mit dem am meiſten ausgebildeten National-Talent der Italiener zuſammen, welches ſich gerade in dieſer Richtung ſchon ſeit Jahrhunderten auf das Ausgezeichnetſte entwickelt hat. Die Italiener, die in praktiſch-techniſcher Geſchicklichkeit leicht alle anderen Völker hinter ſich laſſen dürften, ſind von jeher die bedeutendſten Ingenieurs geweſen, und ſie haben in ihren Canalbauten, in der künſtlichen Anlegung von Straßen und Wegen, und in allen anderen Arbeiten der Mechanik, nicht ſelten die großartigſten Werke zu Stande gebracht. Es iſt dies derſelbe Zug des italieniſchen Naturells, der dieſen Charakter vorzugsweiſe zu einem

diplomatiſchen gemacht und ihn beſonders befähigt hat, aus einem künſtlichen Ausbiegen und Abweichen mit genaueſter Vorausberechnung thatſächliche Stellungen hervorzurufen, die durch ihre Ueberraſchung ebenſo ſehr wie durch ihre kühne Berechnung wirken. Die Kunſt Macchiavelli's fand daher in Italien, dem Lande der Diplomaten und Ingenieurs, ihre eigentliche Heimath, und es iſt das wunderbarſte Geſchick, daß gerade eine ſo weltgewandte, durchtriebene, auf alle äußerlichen Kunſtgriffe ausgelernte Nationalität, wie die italieniſche, unter das, jede individuelle Entwickelung vernichtende Syſtem Rom's gebannt und gebeugt werden mußte. Aber der Charakter des Italieners iſt zum Theil auch wieder das Reſultat dieſes beſtändigen Kampfes zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Syſtem, der ſeinen argen Scheinfrieden in der päpſtlichen und prieſterlichen Herrſchaft geſchloſſen hat. Dieſer Frieden ſtiftet jedoch nur immer neue Zerwürfniſſe an, die von dem Menſchen, welcher ſich dabei aufrecht erhalten will, eine Gekniffenheit und Geriebenheit des Charakters und eine Virtuoſität in der Schelmerei verlangen und zu gleicher Zeit in ihm ausbilden.

Auf der Seite aber, wo große ſchöpferiſche Re-

In Hinsicht der Ellipsen kannte die damalige Sprache kaum eine Gränze, und bediente sich dieser Freiheit mit einer Wirkung, die der griechischen Attraction gleichkommt, wie wenn König Wenzel von Böhmen singt: **Swas ie kein man zer werlte wunne enphangen hat Das ist ein niht ich was gewert**, was nur je ein Mann in der Welt für Wonne empfangen, es ist ein Nichts (gegen die, deren) ich ward gewähret. Nur im Englischen findet man heutzutage noch eine Auslassung des Pronomens, die damit verglichen werden könnte; die deutsche Sprache hat die Fähigkeit für diese Kürze wieder eingebüßt. —

Die geschichtlichen Veränderungen, welche mit dem deutschen Leben vorgingen, ließen das schwäbische Zeitalter unserer Sprache, und mit ihm ihre poetische Jugend, schnell ablaufen. Die Sprache des Ulphilas war das geheimnißvolle Flüstern unserer Urwälder, die Minnesänger hatten die Wälder gelichtet, mit zierlichen, grünen Pfaden durchbrochen, den heitern blauen Himmel hereingelassen, und eine Harmonie in und mit der Natur, bevölkert von allen Genien der Phantasie, der Liebe,

ſultate für Wohlſtand und Landescultur zu erzielen geweſen wären, hat ſich die Verwaltung des Kirchenſtaats wohl gehütet, die ſo außerordentlich praktiſche Fähigkeit der Italiener in Anſpruch zu nehmen und auszubilden. In keinem Lande der Welt liegen der Handel und die materiellen Intereſſen ſo ſehr darnieder, als im Staat der Päpſte. Pius IX., der bald nach ſeiner Thronbeſteigung nach allen Seiten hin ſeine wohlwollend verſtändigen Blicke richtete, verſuchte Manches, um den ganz erſtorbenen Handel des Kirchenſtaats zu einem neuen Leben zu erwecken. Aber es fehlte hier ganz und gar an lebenskräftigen Organen, die mit Geſchick und Unternehmungsluſt eingegriffen hätten, und ſelbſt die Fortſchritte, die vor einigen Jahren erzielt wurden, konnten nur noch die niederſchlagendſten Reſultate gewähren.*) Die Regierung hatte ſeit langer Zeit die günſtigſten Handels-

*) Nach dem letzterſchienenen officiellen Jahresbericht (1856) des Finanzminiſters Ferrari war in dieſem Jahre für die Einfuhrartikel vom Auslande her die Summe von 13,078,826 Scudi 69 Bajocchi verzeichnet, wovon auf den Import der sostanze animali 1,446,080 Scudi 11 Baj., der sostanze vegetali 3,065,207 Sc. 91 Baj., der sostanze mineral. 863,833 Sc. 1 Baj., der manifatture 7,703,705 Sc. 66 Baj. kommen. Die Ausfuhr brachte aber für dieſelben Kategorieen nur 8,921,623 Sc. 47 Baj. ein.

wege ſich verſtopfen laſſen, und zur Oeffnung und Benutzung derſelben weiter nichts gethan, obwohl die Lage Italiens am Meere dazu geeignet geweſen wäre, den Mittelmeerhandel in den weiteſten Schwingungen hier zuſammenzufaſſen und zu feſſeln. Zu einem unvergleichlichen Aufſchwung der Induſtrie in Italien haben die Natur des Landes und der Charakter der Bewohner reichlich alle Mittel geboten, und wenn die Idee eines italieniſchen Zollvereins, die ſchon vor mehr als zehn Jahren in Italien auftauchte, ausführbar geweſen wäre, ſo würde Italien ohne Zweifel ſchon auf dieſem Wege an Einheit und Macht ein Bedeutendes gewonnen haben. Aber damals hinderte ſchon die überwiegende Machtſtellung Oeſterreichs und des öſterreichiſchen Zollſyſtems in Italien dieſen nationalen Aufbau, der ſchon durch die Wegräumung der unzähligen Zollſtätten im Lande eines der größten Hinderniſſe zur Einigung Italiens beſeitigt hätte.

Es war aber zugleich die nach allen Seiten hin auseinandergehende politiſche Organiſation Italiens, welche der Aufführung eines nationalen Zollverbandes hindernd in den Weg treten mußte. Die beſtehenden Zollverhältniſſe, die Höhe der Steuern, die verderblichen Mißbräuche bei ihrer Eintreibung hätten dann

mit Einem Schlage reformirt werden müſſen, was einer moraliſchen Ausmiſtung Italiens gleichgekommen wäre, jedoch als die ſchmerzhafteſte, alle Lebensverhältniſſe berührende Operation, ſowohl in den kleineren italieniſchen Staaten, wie auch im Kirchenſtaate und Neapel ohne Zweifel den heftigſten Widerſtand aufgerufen hätte.

Namentlich aber iſt es Rom, das hier durch ſeine geiſtlichen und ariſtokratiſchen Elemente, ſo lange dieſelben in ihrer gegenwärtigen Lage fortdauern, eine zeit- und nationalgemäße Regelung der Zölle und Steuern unmöglich machen würde. Es macht oft ein unangenehmes Aufſehen in Rom, beſonders bei der Mittelklaſſe, wenn die Prälaten und Principi große Sendungen von Luxus-Artikeln, welche ſie ſich zur Ausſtattung ihrer immer prachtvoller gewordenen Paläſte aus Paris kommen laſſen, ſteuerfrei einzuführen wiſſen. Es bedarf dann nur eines Laſciapaſſare, welchen der Handelsminiſter nicht leicht einer darum anſuchenden Notabilität geiſtlichen oder weltlichen Standes verweigern wird, um entweder halb oder ganz ihm den Einfuhrzoll für ſeine Luxus-Artikel zu erlaſſen. Neulich erregte es aber doch faſt einen kleinen Volksaufſtand, als ein Fürſt del Drago, gegenwärtig einer

der reichſten Principi in Rom, zur abermaligen Verſchönerung ſeines großartigen Palaſtes eine bedeutende Menge von Pariſer Luxus-Artikeln empfing, die auf dem päpſtlichen Zollamt ausgepackt und erſt zur vollen Verſteuerung beſtimmt wurden. Die Steuer wurde auf 6000 Thaler feſtgeſetzt, und das Volk drängte ſich gaffend und neugierig um das Zollhaus, um von all dieſen koſtbaren Sachen irgend Etwas zu erſchauen. Bald aber erſchien der Haushofmeiſter des Fürſten, mit einem Laſciapaſſare des Handelsminiſters in der Hand, wonach die Steuerſumme zu Gunſten des Fürſten auf die Hälfte herabgeſetzt worden war. Der reiche Fürſt war mit der Behauptung durchgedrungen, daß die angekommenen Sachen für ihn keine Luxus-Artikel, ſondern reine Bedürfniß-Artikel ſeien, und da der Handelsminiſter wahrſcheinlich öfter in dem Palaſt del Drago ſpeiſte, ſo hatte er ſich mit eigenen Augen davon überzeugen können, daß das Koſtbarſte und Schönſte hier gerade nur Bedürfniß ſei. Der Fürſt brauchte die halbe Steuer ſogar nur in beliebigen Raten abzuzahlen. Der Volkshaufen murrte, und auch die Herren im Zollamt machten ſehr mißvergnügte Geſichter, da auch ihre Gebühren und Douceurs ſich durch das Laſciapaſſare verkürzten. Auf dieſe

Weiſe wird es den Großen in Rom erleichtert, ihre Paläſte mit glänzenden Koſtbarkeiten zu ſchmücken. Es war dies derſelbe Principe del Drago, der kürzlich ſeine Tochter mit dem Neffen des Papſtes, Grafen Luigi Maſtai, verheirathet hatte, und da ſich der Zorn des Publikums nun einmal wegen des hohen Steuer-Nachlaſſes erregte, ſo ging es bald auch über die neuen Verwandten des Papſtes her, und es hieß, daß ſie ihre Stellung mißbrauchten, um ſich Vortheile zu erwerben, welche dem Bürger verſagt blieben.

Die geiſtlich-weltliche Verwaltung Roms konnte auch den päpſtlichen Finanzen nicht günſtig ſein, und obwohl die Prieſter ſonſt keineswegs die ſchlechteſten Financiers ſind, ſo hat es doch hier ſeit dem Jahre 1827 ein jährliches Deficit gegeben, wodurch die Nationalſchuld des Kirchenſtaats in dieſem Augenblick auf 66,800,000 Scudi, und zwar ohne alle Ausſicht, ſie jemals reducirt zu ſehen, herangewachſen iſt. Es wird zwar bei jedem Budget-Abſchluß verſprochen, durch die Anſätze des nächſtfolgenden Jahres die Ueberſchreitungen wieder einzubringen, aber dieſe frohe Botſchaft iſt noch niemals eingetroffen. Dagegen bieten die unaufhörlichen Anleihen bei Rothſchild ein bei weitem ſicheres Mittel dar, um die Löcher des Budgets zu-

zuſtopfen, und von dieſen Anleihen iſt in dieſem Augenblick bereits die zwölfte in Scene gegangen, als deren Zweck die durch die Zeitereigniſſe gebotene Vermehrung des päpſtlichen Militairs bezeichnet wurde. Die päpſtliche Regierung unterhandelt dieſe Anleihen gewöhnlich mit Herrn von Rothſchild in Paris, der ſich zu dieſem Zweck nach Rom begiebt, und ein ungeheurer Jubel herrſcht dann in dem traurigen, ſchmutzigen Ghetto, denn noch niemals hat ein Rothſchild die ewige Stadt betreten, ohne den Armen des Judenviertels große Gnadengeſchenke einer mehr als fürſtlichen Huld hinterlaſſen zu haben.

Dieſe Juden, welche hier in dem elendeſten Stadtviertel von Rom wohnen, ſind in der That ſehr gequälte Leute, ihr ſchlechter und ungeſunder Aufenthaltsort in dieſen Schmutzgaſſen ſcheint ſie niederzudrücken, und man erblickt in der jüdiſchen Gemeinde in Rom bei weitem nicht ſo ſchöne und ſtattliche Menſchen, als man ſie in anderen Städten Italiens, namentlich aber in Livorno, ſieht. Die frommen Katholiken in Rom meinen, daß die Hauptſtadt des Chriſtenthums ihren überwältigenden und genirenden Einfluß auf die armen Juden ausgeübt habe, und in der That hat ſich die jüdiſche Race hier gar nicht

entwickeln können, und ſie ſteht nicht blos in phyſiſcher Hinſicht, ſondern ſogar im Geldbeſitz weit hinter allen anderen Juden in Italien zurück. Die römiſche Municipalität bemüht ſich aber ſeit einiger Zeit ſichtlich, zu dem ſittlichen und moraliſchen Druck, unter dem die unglückliche Ghettobewohnerſchaft leidet, auch noch einen finanziellen Ruin hinzuzufügen, und hier hat die neuliche Anweſenheit des Herrn Guſtav von Rothſchild aus Paris, den die letzte Anleihe herberief, ein gutes Werk an den armen, ſtillen, beſcheidenen Juden des Ghetto geſtiftet. Das Ghetto iſt nämlich jetzt höchſt bizarrer Weiſe in die Verſchönerungspläne mit hineingezogen worden, welche die Municipalräthe, unter denen ſich jetzt mehrere Maurermeiſter und Architekten befunden haben, kürzlich für die Stadt entwarfen. Dieſe Municipalräthe hatten wahrſcheinlich Ausſicht, bei dieſen neuen Bauten und Anlagen, durch welche ſie die ewige Stadt jetzt verſchönern wollen, ſelbſt ein Erkleckliches verdienen zu können, aber die Klagen der Juden im Ghetto waren gränzenlos, denn auch ſie ſollten, in ihrem elenden und ſchmutztriefenden Winkel, in welchem die Prieſter der barmherzigen Religion ſie verſtoßen hatten, dieſe Verſchönerungsſucht nicht nur theilen, ſondern auch

aus ihrer Gemeindekaſſe theuer bezahlen. Dieſe arme jüdiſche Gemeindekaſſe, war ohnehin ſchon hart genug bedrängt, der Haushalt des Ghetto zeigte eine bedeutende Schuldenmaſſe auf, und man ſah keine Möglichkeit, die neuauferlegten Laſten aus dem jüdiſchen Säckel zu beſtreiten. Noch größer wurde der Schrecken, der in die Gemeindekaſſe des Ghetto gefahren war, als nun von der Municipalität auch noch der Befehl kam, die Mauern zwiſchen Piazza Cenci und Piazza Giulia niederzureißen, und an dieſer Stelle einen großen marmornen Springbrunnen zu erbauen, der den Juden, die ihn hier in ihrem Viertel bauen ſollten, wohl mindeſtens zwanzigtauſend Thaler koſten würden. Es war den Ghettobewohnern faſt zu ſchmeichelhaft, daß bei ihnen in der Höhle der Ausgeſtoßenen ein ſolcher Prachtbau entſtehen ſollte, hatte man ſie doch nie zu einem reinlichen und menſchenwürdigen Daſein für fähig und werth gehalten, und nun ſollte mitten unter ihnen ein großer Springbrunnen in marmornen Schaalen plätſchern, und zwar nicht anders als auf ihre eigenen Koſten. Das Geſchrei nahm kein Ende mehr im Ghetto, und ſchon entſchloſſen ſich viele Familien, dieſe Noth nicht länger mitanzuſehen und nach Sardinien oder Frankreich auszuwandern,

was man im römiſchen Ghetto ſchon früher in Maſſe zu thun beabſichtigt hatte. Da war Herr von Rothſchild aus Paris angekommen, und erfuhr das große Herzeleid des Ghetto. Das Geſchäft mit der neuen Anleihe zur Vermehrung des päpſtlichen Militairs war ihm gerade ſehr glücklich von Statten gegangen, und er hatte verdient, wie nur ein Rothſchild verdienen kann. Nun erbarmte ihn der Juden, und ſeinem gewöhnlichen Geſchenk an die Armen der Judengemeinde fügte er diesmal noch das fürſtliche Erbieten hinzu, den Springbrunnen im Ghetto auf ſeine Koſten erbauen laſſen zu wollen. Die armen Ghettobewohner würden es auch nicht vermocht haben, und das päpſtliche Budget, auf dem nur eine kleine Summe für die Verſchönerung der Stadt und für die Reparation der Kirchen ſich befindet, gewann auf dieſem Umwege einen Theil des Geldes wieder zurück, welches es an Gebühren für das Rothſchildſche Comptoir hatte verausgaben müſſen. —

Die öffentlichen Laſten und Abgaben und nicht minder die bodenloſe Durchlöcherung des finanziellen Haushalts, haben ſich in Rom unter dem guten Pius IX. ſehr vermehrt. Und doch war gerade Pius von dem beſten Willen beſeelt geweſen, der unverantwortlichen

Finanzwirthſchaft im Kirchenſtaat einen Damm entgegenzuſtellen. Es war ihm doch wohl etwas auf's Herz gefallen, daß gerade die Prieſter reich werden wollten in dieſem Staat, während man die armen Juden, die ſich doch niemals zur Religion der Armuth bekannt hatten, zwingen wollte, im Elend zu leben und Springbrunnen zu bauen! Schon in dem berühmten Motu proprio vom 12. September 1849 hatte Pius das Verſprechen gegeben, für die Finanzen künftig ein beſonderes Staatsconſulta in's Leben zu rufen, die von dem Papſt aus den ihm überreichten Liſten der Provinzial-Conſeils ernannt, die Beſtimmung haben ſollte, bei der Feſtſtellung des Budgets gehört zu werden, den Rechenſchafts-Abſchluß zu vollziehen, über Steuern und Abgaben und über die beſte Vertheilung derſelben ihr Gutachten abzugeben, über Verkehr und Handel zu wachen und die Intereſſen des öffentlichen Schatzes wahrzunehmen. Aber dieſe Conſulta trat auch damals nur um mehrere Jahre verſpätet in's Leben, und konnte begreiflicher Weiſe nie zu einer eigentlichen Wirkſamkeit gelangen.

Wenn aber in Rom nach wie vor und nach allen Seiten hin ſo viel Geld verausgabt, ſo viel untilgbare Schulden gemacht und ſo viel räthſelhaft blei-

des Traums, geschaffen. Jetzt verblich das Naturleben, als die städtischen Einrichtungen sich immer entschiedener auszubreiten begannen. Mit ihnen bildete sich die deutsche Canzleisprache und gewann eine eigenthümliche Bedeutung für unsere Literatur und Sprache überhaupt. Der Gebrauch der deutschen Sprache in den öffentlichen Verhältnissen erhielt erst mit Rudolf von Habsburg, der sie durch eine bestimmte Vorschrift bei der Canzlei einführte, einen feststehenden Charakter, wenn ihre Anwendung auch schon vor diesem Kaiser in diplomatischen Urkunden nachgewiesen werden kann. Die deutsche Canzleisprache war die erste Einwirkung, eine prosaische Gesammtsprache für die Nation und das bürgerliche und gesellschaftliche Leben hervorzurufen. Dieses Ziel wurde freilich damals noch nicht erreicht. Die provinzielle Zersplitterung der Deutschen verrieth sich schon durch das Chaos ihrer Mundarten, und obwohl das Oberdeutsche bis dahin stets eine geistige Herrschaft ausgeübt hatte über alle Nebendialekte, und auch durch Rudolfs Canzlei zur Sprache des Reichstags und der Landesgesetze erhoben war, so wollten doch damit die Mund-

bende Verſchleuderungen in den Finanzen getrieben werden, ſo muß man ſich wundern, daß von dieſem vielen Gelde doch nicht wenigſtens Einiges für die öffentlichen Intereſſen geſchehen und zum Nutzen des Volkes auch nur in den allergewöhnlichſten Angelegenheiten des Lebens verwandt werden konnte. Es fehlt aber im Kirchenſtaat geradezu an Allem, was den Intereſſen des Volkes dienen oder auch nur dem alltäglichen Verkehr zugutkommen könnte. Die Wege und Straßen im Kirchenſtaat ſind ſo ſchlecht, daß ſie an vielen Orten gar nicht mehr für paſſirbar gelten können, das Bett der meiſten Flüſſe iſt nicht geregelt, ſondern im Begriff zu verſanden, und das von einer Wüſte umgürtete Rom wird bald die letzten Spuren von Handel und Verkehr in ſeinem Sande verwehen laſſen. Die öffentlichen Geſundheitszuſtände liegen völlig im Argen und jede Kirche trägt dazu bei, die Luft in Rom mehr und mehr zu verderben, da das Beiſetzen der Leichen in den Kirchen, wenn es auch im Allgemeinen aufgehört hat, doch noch immer ein Privilegium der bevorrechteten Klaſſen bildet. In früherer Zeit pflegte man ſogar das Holz an den Todten zu ſparen, man ſenkte ſie ohne Särge in die unterirdiſchen Gewölbe der Kirche hinab, und verſchloß

die Gruft nur leicht mit einem Stein, der alle Dämpfe der Verweſung in die Kirche hinauf ließ, wo ſie ſich mit dem Weihrauch zu einer mephitiſchen Atmoſphäre gatteten.

So wenig bedacht, ihre Unterthanen auch nur vor Räubern und wilden Thieren zu ſchützen, hat ſich noch keine Regierung in irgend einem Lande der Welt gezeigt. Die Landbevölkerungen müſſen ſich nicht nur von den Banditen abkaufen, und durch förmliche Verträge und um vieles Geld für die Sicherheit ihres Eigenthums und ihrer Perſonen ſorgen, ſondern ſie müſſen ſich auch auf ihre eigene Koſten vor den Wölfen ſchützen, die zu gewiſſen Jahreszeiten, wo in den Abruzzen und nach der Seite der Herniker-Gebirge viel Schnee gefallen iſt bis in die nächſte Umgebung von Tivoli und Poli zahlreich herunterkommen und in den Schaafheerden der Campagna große Verwüſtungen anrichten. Die Landbeſitzer haben daher in dieſer Gegend auf ihre Koſten beſondere Wolfsjäger angeſtellt, um die Gefahren, in denen ſie täglich ſchweben, abzuwehren. Ein Land, das mit dem beſonderen Gedanken von der Natur ausgeſtattet wurde, es zum glücklichſten und geſegnetſten Aufenthalt der Welt zu machen, kann ſich jetzt in vielem Betracht kaum noch vor einem Vergleich mit Sibirien ſchützen. Dies iſt das

Gouvernement der Prieſter, die aus einer beſonderen Einſetzung Gottes ein Volk regieren, das ſie bald unfähig gemacht haben werden, glücklich zu ſein, und die neuerdings dreiſter und mit geringerer Selbſterkenntniß als je, behauptet haben, daß die päpſtliche Adminiſtration keiner Reformen bedürfe! —

Daß die Verwaltung der Provinzen, in denen es faſt noch ärger ausſah, nicht mehr lange ſo fortgeführt werden könne, hatte zuletzt auch Cardinal Antonelli eingeſehen. Hier war, durch die ſchändlichſte Reaction des abſolutiſtiſchen Beamtenthums getrieben, das Volk ſchon in mehreren Fällen in eine offene Widerſetzlichkeit übergetreten, die Zahl der Unzufriedenen ſteigerte ſich von Tag zu Tag, gegen Polizeimänner und Regierungsbeamte wurden Attentate aller Art begangen, und man ſah ſich in Rom endlich genöthigt, acht Delegaten aus ihrem Amte in andere Wirkungskreiſe zu verſetzen, weil der Haß und Widerſtand des Volkes gegen dieſe Perſönlichkeiten den äußerſten Grad erreicht hatte und ſonſt das Schlimmſte zu befürchten geweſen wäre. In der Provinz Spoleto, in der ſich in der letzten Zeit die Unzufriedenheit geſteigert, war es ſogar ſo weit gekommen, daß der verhaßte Delegat, Monſignor Guadalupi, die

ſchlimmſten Mißhandlungen des Volkes erfuhr, und ſich in ſeiner eigenen Wohnung Tag und Nacht von Carabinieri bewachen laſſen mußte, um ſeines Lebens ſicher zu ſein. Er legte endlich freiwillig ſeine abſcheuliche Amtsführung nieder, und an ſeiner Stelle ſandte Antonelli doch nur den Monſignor Perricoli, einen Prälaten von der größten polizeilichen Keckheit und Energie, der noch ſchlimmer als Guadalupi war, als neuen Delegaten nach Spoleto ab.

Die klügſte Stellung hatte in dieſem Labyrinth des päpſtlichen Verwaltungsweſens von Anfang an Antonelli eingenommen. Er hatte gleich damit begonnen, auf das Finanzfach ſeine eigentliche Carrière zu begründen. Als General-Schatzmeiſter war er zuerſt in das Miniſterium gekommen, und er zeigte bald, daß ſeine Taſche das eigentliche Portefeuille war, auf deſſen Verwaltung es ihm ankam. Die ungeordneten römiſchen Finanzen erhielten in ſeiner Taſche die muſterhafteſte Ordnung, und dazu geſellte ſich ſein großes induſtrielles Talent, mit dem er offene und heimliche Geſchäfte aller Art anzulegen verſtand. Er wurde dadurch der eigentliche Nebenbuhler des Banquier Torlonia in Rom, und die Geldmacherei in rothen Strümpfen, die Cardinal Antonelli betrieb,

ſchien den Banquier vom Venetianiſchen Platz bald weit hinter ſich zurückgelaſſen zu haben. Antonelli ſoll in kurzer Zeit ein ungeheures Vermögen geſammelt haben, welches ihm der Fürſt Torlonia, der auf die Freundſchaft eines Antonelli ſtolz iſt, mit großer Uneigennützigkeit verwaltet. Aber Antonelli hatte auch ein Herz für ſeine Familie, und beſonders ſeine vier Brüder, die er ſchon frühzeitig aus Sonnino hatte nachkommen laſſen, Louis, Philipp, Gregor und Angelo, waren ein Gegenſtand eifriger Sorgfalt für ihn geweſen. Er hatte nicht eher geruht, als bis ſie gleich ihm reich und vornehm geworden waren, und ſo hatte er ihnen allen eines Tages die Grafenkrone aufſetzen laſſen, um auch durch ihre Standeserhöhung ſeiner Liebe für ſie genug zu thun. Den Einen hatte er zum Gouverneur der Bank gemacht, und das iſt eine gute Stelle, die zugleich mit dem ganzen Finanzſyſtem Antonelli's trefflich zuſammengreift. Neuerlichſt ließ er ihn auch Director des römiſchen Leihhauſes werden, nachdem der unglückliche Marcheſe Campana jetzt in dem gegen ihn eingeleiteten Betrugsprozeß verurtheilt, obwohl vom Papſte begnadigt worden*). Graf Louis war erſt Conſervator von Rom,

*) Die päpſtliche Regierung hat die ungeheueren Muſeen,

und nachher ſo gut wie Senator geworden, deſſen Stelle er ſeit einiger Zeit mit großem Anſehen verwaltet. Der dritte iſt Direktor der Steuern und Zölle, der zugleich als Kornwucherer in Rom fungirt, und zugleich vermöge ſeines Amtes die Macht in Händen hat, die Ausfuhren zu hemmen oder zu geſtatten, je nachdem es der Stand ſeiner eigenen Geſchäfte ihm wünſchenswerth macht. Der vierte Antonelli, Signore Angelo, pflegt von der Familie als das räudige Schaaf angeſehen zu werden, deſſen man ſich längſt geſchämt hätte, wenn nicht das Oberhaupt der Familie, der Cardinal, auch ihn ſtets von Neuem wieder in die Höhe zu richten ſuchte. Angelo war im Jahre 1849 Republikaner geweſen, und hatte ſich dann einem unſtät umherziehenden Leben ergeben, das ihn faſt in allen Hauptſtädten Europa's umherwarf. Die unaufhörlichen Wohlthaten des Cardinals ſchützten ihn vor Mangel und Elend, und neuerdings iſt Car-

---

welche der Marcheſe Campana zuſammengebracht, an ſich genommen und werden dieſelben wahrſcheinlich im Lateran ihre Aufſtellung erhalten. Die Regierung machte ſich auf dieſe Weiſe für die von ihr erlittenen Schäden auch am beſten bezahlt, da aus dem Verkauf der Kunſtwerke in gegenwärtiger Zeit doch nichts zu gewinnen geweſen wäre. Vgl. Bd. II. S. 59 dieſes Werkes.

dinal Antonelli ſogar auf den Gedanken gekommen, den verlorenen Bruder in die diplomatiſche Laufbahn zu bringen und ihn durch dieſe Thätigkeit wieder ehrlich zu machen. Die Talente des Bruders Angelo ſollen dazu ſehr wohl geeignet ſein, und da dem Cardinal nichts fehlſchlagen kann, was er will, ſo dürfte Bruder Angelo doch wohl noch eines Tages als apoſtoliſcher Nuntius irgendwo erſcheinen.

Auch ein Vetter des Cardinals Antonelli, der Graf Dandini, ſpielt in dieſem Kreiſe eine nicht unbedeutende Rolle. Ohne Zweifel gehört auch Graf Dandini der heimathlichen Räuber-Idylle von Sonnino an, und Antonelli hat ihn deshalb zum Chef der geheimen Polizei-Agentur von Rom gemacht, bei welchem Geſchäft die alten Inſtincte von Sonnino ohne Zweifel am beſten zur Geltung gelangen konnten. Graf Dandini iſt die eigentliche Polizei-Creatur Antonelli's geworden, und alles polizeiliche Gift, welches der großmächtige Cardinal in ſich trägt, wird durch den Vetter auf die geſchickteſte Art verſprützt und in alle Canäle des politiſchen und ſocialen Lebens hineingetrieben. Die geheime Polizei-Agentur Dandini's iſt eine der gefürchtetſten und gehäſſigſten Einrichtungen im heutigen Rom geworden, und es fehlt jetzt ſogar an

Beamten auf dieſer Stelle, da die mit derſelben verbundene Gefahr und der Volkshaß, der darauf laſtet, neue Bewerber ſehr abſchrecken und das Bureau ſtets in einer mangelhaften Beſetzung laſſen. Seit dem Attentat, das im vorigen Jahre auf das Leben des Chefs dieſer Polizei-Agentur gemacht wurde, und welchem Graf Dandini nur mit der äußerſten Lebensgefahr entkam, iſt es faſt unmöglich, für dies Bureau neue Beamte zu bekommen, obwohl die Regierung die vortheilhafteſten Anerbietungen und Gehaltserhöhungen und ſelbſt die Zuſage gewiſſer Privilegien für alle Dienſtwilligen der Polizei nicht geſpart hat. Graf Dandini kam endlich auf den Gedanken, dieſe fehlenden Organe der Polizei auf einem ganz andern Wege zu erſetzen, und zwar unmittelbar aus dem Hauſe und aus der Familie heraus, in deren Mitte jetzt das furchtbarſte Spionirſyſtem für geiſtliche wie für weltliche Zwecke entſtehen ſollte. Graf Dandini nahm eine Anzahl Mägde und Bedienten in ſeinen Sold, die der geheimen Polizei-Agentur, ſowohl wie auch der geiſtlichen Vicariatsſtelle über die Familien, in deren Dienſt ſie ſtehen, Bericht zu erſtatten hatten. Alles, was in einer Familie gethan und geſprochen wird, gelangt auf dieſe Weiſe aus ganz unmittelbarer Quelle

zur Anzeige, und es ist dadurch eine ausgezeichnet exact arbeitende Maschinerie entstanden, welche für die Polizei Alles herauspumpt, was die Häuser und Familien in ihrem Innersten bewegen. Dandini hat sich auf diese Weise allmählig ein ganzes Heer von Polizeispionen in Rom gebildet, und er hat seine Mannschaften so trefflich einexerciren lassen, wie es in Petersburg und Warschau, den hohen Schulen der Polizeiwirthschaft, kaum jemals gelungen sein mag. Es ist bekanntlich eine russische Erfindung, die Dienstboten zur Ausspionirung der Bevölkerung in Sold zu nehmen. Vielleicht hat aber auch das neukaiserliche Polizei-System in Paris, welches das frühere russische System nach allen Seiten hin weit überholte und in eine gewisse Naivetät zurücksinken ließ, dazu beigetragen, die Kunst der geheimen Polizei-Agentur in Rom so stark zu fördern und auf eine höhere Stufe zu erheben. Denn Herr Pietri, das Hauptwerkzeug der neunapoleonischen Polizei-Inquisition, der nach dem Attentat Orsini's das System mit neuen Einschlägen zu reorganisiren hatte, war in derselben Zeit in Rom eingetroffen, in der Graf Dandini seine neuen Eingebungen für die römische Polizei hatte. Pietri befand sich damals ohne Zweifel auf einer Sendung in Rom,

um für die napoleoniſchen Polizeibeglückungen auch in Italien einen Boden zu gewinnen und namentlich Rom auch polizeilich zu napoleoniſiren. Es ſcheint, daß bei dieſer Gelegenheit Graf Dandini Einiges aus den Unterhaltungen des Herrn Pietri gelernt hat, und ſeine geheime Polizei, die er bald darauf aus den römiſchen Dienſtboten organiſirte, nahm bald darauf die ſchwungvollſte Entwickelung in der ewigen Stadt. Das Syſtem wurde mit der zutreffendſten Berechnung ausgebaut, und wenn die heimlichen Angeber eine Zeitlang in irgend einem Hauſe geweſen, ſorgte die Polizei für ihre Unterbringung in einer anderen Familie, und empfahl ſie durch beſondere Organe, die ſie ſich zu dieſem Zweck dienſtbar zu machen gewußt. So kriecht hier die Spionage gleich der großen Prozeſſionsraupe von Haus zu Haus, und benagt und zerfrißt das Leben der Familien, das Vertrauen des Hauſes, die heiligſten Bande der Geſellſchaft, um ſchließlich der Polizei und dem Vicariat doch keine weiteren Geheimniſſe zu verrathen, als daß die Herrſchaft der Prieſter in Rom alle menſchlichen und ſocialen Zuſtände untergraben und zu einer unerträglichen Eiterung gebracht hat.

Bei der überhandnehmenden Unſicherheit, welche

arten der Provinz, besonders aber das sehr feinorganisirte Niedersächsische, noch immer nicht aus ihren Rechten weichen. Vielmehr wurde durch die Land- und Stadtrechte die Trennung der Dialekte noch eher verfestigt als ausgeglichen, denn wie allgemein auch das Oberdeutsche als die Norm des gebildeten schriftlichen Ausdrucks anerkannt sein mochte, so konnte es nicht fehlen, daß die Gesetze im nördlichen Deutschland wieder in den Provinzialdialekten umgeschrieben und verbreitet wurden. Der Sachsenspiegel, der schon lange vor Kaiser Rudolfs Regierungsantritt, um das Jahr 1220 durch Eike von Repgow zusammengetragen wurde, zeigte zwar das Bestreben, sogar das sächsische Landrecht an die schwäbische Mundart zu fesseln, aber die Sprache war schwankend, gemischt und fand im nördlichen Deutschland keinen Anklang. Ein ausgebildeteres Denkmal der Prosa, die sich aus diesen ersten Bewegungen des bürgerlichen und städtischen Lebens erhob, war der im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts entstandene Schwabenspiegel. Der schwäbische Dialekt zeigt sich in diesem oberdeutschen Landrechte von einer außerordentlichen

in Rom herrſcht, iſt zwar die Polizei in der letzten Zeit mit außerordentlichen Vollmachten verſehen worden, aber geſchützt und behütet wurde dadurch bis jetzt noch nichts, als die Crinolinen der römiſchen Damen, die hier durch ihre Maaßloſigkeit faſt täglich einen oder den andern Straßenſcandal hervorrufen.“ Denn die römiſchen Gaſſenjungen haben ſich beſondere Lieder eingelernt, mit welchen ſie die bereifrockten Damen verfolgen, wenn eine derſelben durch ein zu großes Uebermaaß ihrer Ausdehnung ſie dazu reizt, und dieſe Volksgeſänge triefen dann von den ſchmutzigſten Infamieen, welche gegen die Tracht wie gegen das ſchöne Geſchlecht überhaupt losgelaſſen werden. Die Sache der Crinoline wäre in Rom verloren geweſen, wenn nicht Cardinal Antonelli ſelbſt ſich zu ihren Gunſten erhoben und den General-Direktor der Polizei veranlaßt hätte, ein beſonderes, mit harter Beſtrafung drohendes Edikt zum Schutz der Reifröcke zu geben. Antonelli hat ſich dadurch augenblicklich in eine gefährliche Controverſe mit den Jeſuiten begeben, denn die Väter der Geſellſchaft Jeſu haben ſich leidenſchaftlich ergrimmt gegen die Crinoline gezeigt, und einer ihrer berühmteſten Kanzelredner in Rom hat ſogar eine Reihe von Predigten gegen den franzöſiſchen Unterrock

gehalten. Der Pater ſchlug aber eine ſehr jeſuitiſche Taktik ein, um die ſchönen Römerinnen von dieſer Mode wieder abzubringen, denn er behauptete, daß die Crinoline den römiſchen Frauen außerordentlich ſchlecht ſtände, und daß es, abgeſehen von der geradewegs zur Hölle führenden Unſittlichkeit, ſie zu tragen, auch nicht einmal vortheilhaft für die ſchönen, wohlgeformten Geſtalten der Römerinnen ſei. Der Jeſuitenhaß gegen die Crinoline hat aber ohne Zweifel ſeine geheimnißvolle Seite, die nicht für Jedermann offen liegt. Jeſuitismus und Crinoline widerſtreben ſich auf die allerunvereinbarſte Weiſe, denn die Crinoline iſt zugleich eine feſte Schutzmauer gegen alle jeſuitiſchen Manipulationen, die in majorem dei gloriam an den Frauen gemacht werden könnten. Die Jeſuiten erſcheinen darum nicht bloß auf den Kanzeln, ſondern auch auf allen Straßen von Rom als die eifrigſten Parteigänger gegen die Crinolineträgerinnen, und man will oft bemerkt haben, daß ſie im Vorübergehen auf der Straße mit ihrem beſten Segen oder auch mit einigen Paoli diejenigen Gaſſenjungen belohnten, welche den ſchlimmſten Hohn den ſchönen Römerinnen in der Crinoline in's Geſicht ſangen. Und was ſagt man zu dem Cardinal Antonelli, der

als Anwalt und Ritter der Crineline hervortretend, sich ganz offen für den antijesuitischen Unterrock erklärt und denselben unter seinen hohen polizeilichen Schutz gestellt hat. Er zeigt dabei zugleich, daß er die Jesuiten nicht fürchtet. Was hätte Cardinal Antonelli aber wohl überhaupt zu fürchten, es müßten denn die Reformen sein, die ihm Louis Napoleon doch noch einmal über den Kopf hinweg einsetzen wird.

Der Cardinal Antonelli vertritt aber im heiligen Collegium noch immer unverwandt und unerschütterlich die Partei Oesterreichs, die er mit seinem starken Arm, so lange es noch irgend gehen will, mächtig emporhalten wird. Das heilige Collegium, als politischer Körper betrachtet, durch den die eigentliche Regierungsmaschine bewegt und geleitet wird, ist eigentlich aus zwei Hauptparteien zusammengesetzt. Die eine derselben ist die österreichische Partei, an deren Spitze der Cardinal Antonelli steht, was soviel sagen will, als daß sie im Besitz aller Macht und alles Einflusses sich befindet. Dies ist die absolutistische Partei in Rom, welche den heiligen Vater, mit seinen Träumen und Gesichten, zwar theilweise den Männern der Revolution überließ, aber doch auch wieder zur rechten

Zeit, als die Wogen der Revolution ihn zu verſchlingen drohten, ihn in ihren Armen auffing, und ſo feſt in denſelben zuſammendrückte, daß er ſich ſeitdem nicht mehr zu rühren vermocht hat. Dieſe Partei, welche durch Cardinal Antonelli die ganze Situation in Rom bis in die neueſte Zeit hinein beherrſchte, hat dem Papſte die Reformgedanken bis auf den letzten Grund ausgetrieben, und ſie hat den Haß gegen alle Reformen ſo volksthümlich auch im ganzen Kirchenſtaat zu verbreiten gewußt, daß ſie ſogar eine Zeitlang in den Provinzen gegen Pius predigen ließ, ſo lange derſelbe noch irgend Miene machte, auf den Seitenweg des Liberalismus irgendwie wieder hinüberzulenken.

Nichtsdeſtoweniger hat man dem heiligen Vater, um ihm doch einige Illuſion zu laſſen, verſtattet, ſich im heiligen Collegium noch immer zu der liberalen Partei zu zählen, welche hier auch mit ihrem eigentlichen Namen die franzöſiſche genannt wird und die, außer dem Papſt ſelbſt, von vier oder fünf Cardinälen gebildet wird. Es iſt ein Spielzeug ſeiner Erinnerungen, das man dem alten, ſchwach gewordenen Mann gewährt, und welches ihn über das drückende Gefühl hinausbringt, daß er in der That mit Allem geendigt habe, was er jemals wünſchte und ſtrebte.

Man hielt ihn aber um deſto ſicherer feſt, je mehr er glaubte, daß er ſich noch nach ſeinem Willen werde frei bewegen können, ſobald ihm nur erſt wieder danach zu Muthe ſei. Antonelli hatte aber den Papſt nach allen Seiten hin ſo zu iſoliren verſtanden, daß Pius IX. ihm unentrinnbar zufiel, auf welche Seite ſich auch der heilige Vater geſtellt haben mochte. Es war daher für Antonelli und ſeine Zwecke ganz gleichgültig, daß er ſelbſt an der Spitze der durch ihn mächtig gewordenen öſterreichiſchen Partei im heiligen Collegium ſtand, und Pius ſich ihm ſcheinbar gegenüber mit einigen Cardinälen gruppirte, die franzöſiſch geſinnt waren.

Pius IX. war eigentlich niemals ein Freund Oeſterreichs geweſen und er ſoll ſogar eine gewiſſe Abneigung gegen Alles, was öſterreichiſch war, oft an den Tag gelegt haben. Dies zeigte ſich auch im vorigen Jahre auf eine faſt befremdliche Weiſe, als große Abtheilungen des Pilgervereins, der in Oeſterreich in Folge des Concordats entſtanden, bei der Heimreiſe von Jeruſalem durch Rom kamen. Man hatte für dieſe frommen Pilgerſchaaren in Rom nie eine beſondere Beachtung gehabt, und als der Papſt die gläubigen Pilger diesmal zum Pantoffelkuß bei

ſich vorließ, hatte er nicht das geringſte freundliche Wort für ſie, ſondern ſagte nur, im Hinblick auf ihr wunderlich beſchränktes Weſen, mit dem ſich franzöſiſche Gewandtheit des Benehmens freilich nicht vergleichen ließ, lächelnd zu dem neben ihm ſtehenden Cardinal Antonelli: „i buoni Tedeschi“ (die guten Deutſchen!). Dies ſagte mit dem ironiſchen Lächeln mehr, als dem Cardinal Antonelli angenehm war, und dieſer unterhielt ſich nachher recht ausführlich und freundlich mit den öſterreichiſchen Pilgrimmen.

Neben der öſterreichiſchen und franzöſiſchen Partei giebt es noch eine nationale Partei in Rom, welche auch im heiligen Collegium ſelbſt noch mit einigen Stimmen vertreten ſein ſoll, und die an der Sache der Zukunft noch nicht verzweifelt hat. Aus welchen Händen ſie dieſe Zukunft einſt annehmen und als dauernde Bürgſchaft einer Neugeſtaltung Italiens empfangen wird, iſt noch ein großes Problem. Vielleicht führt die neue Conföderation der italieniſchen Staaten, welche der Frieden von Villafranca ausgeworfen hat, zu einer Auseinanderſetzung zwiſchen Pius und Antonelli, die dem Cardinal ebenſowenig als dem Papſt erſpart werden möchte, denn das perſönliche Verhältniß Beider dürfte dann einer großen Kriſis ent-

gegengehn. Das einzige Heilmittel, das es für die römiſchen Zuſtände giebt, heißt: Säculariſation, und der neue italieniſche Staatenbund, mit dem Papſt als ſogenannten Ehrenpräſidenten an der Spitze, würde dem Kirchenſtaat doch früher oder ſpäter, und wie von ſelbſt, den Dienſt der freien Abtrennung des Weltlichen vom Geiſtlichen leiſten müſſen. Es war dieſe Conföderation Italiens ſchon ſeit längerer Zeit die Lieblingsidee Napoleons III. geworden, die er von Gioberti aufgenommen, in welche er aber jetzt einen zweiſchneidigen Wendepunkt der italieniſchen Frage zu verlegen gewußt. An der Annahme dieſer neuen Ehren-Präſidentſchaft Italiens war von Seiten des Papſtes nie zu zweifeln, denn wenn er ſie verweigerte, würde er ſein Pontificat in Rom ſchwerlich haben fortſetzen können, ſondern es würde ſich dann wohl alles Ernſtes um die Fortverlegung des Papſtthums nach Jeruſalem handeln, ein eventuelles Project, von dem in weltlichen Kreiſen ſchon mehrfach die Rede war, und das vielleicht mehr als jedes andere, das wahre Heil Italiens heraufführen würde!

Fragmente aus Neapel.

I.

Der Golf.

Von Civitavecchia aus hatte uns ein franzöſiſches Dampfſchiff in raſcher, glücklicher Fahrt über das Meer dahin in den ſeligen Golf von Neapel geführt. Auf der Meerfahrt nach Neapel zu kommen, gewährt große Vortheile gegen die Landreiſe, die von Rom aus langſame und allmählige Uebergänge zu der neuen Vegetation gewährt und den Reiſenden bei ſeiner Ankunft ſogleich in dem düſtern Häuſerlabyrinth Neapels verſchwinden läßt. Sobald man in den Golf von Neapel einfährt, iſt mit Einem Schlage das Wunder vollbracht, alle früheren Anſchauungen von Natur und Volk ſind abgebrochen, und Auge und Sinn tauchen ſich entzückt in eine neue Welt, die in niegeſehenen Farben und Lichtern, in märchenhaftem Glanz der Berge und der Meereswellen, und in dem zauberiſchen Halbrund, den das aufſteigende Amphitheater der

Stadt beſchreibt, uns umſtrahlt. Die Natur ſcheint in dieſem tiefblauen, mit den violetten Bergen und Geſtaden umgebenen Golf einen ewigen Feſttag angeſagt zu haben, denn feierlich und luſtig zugleich iſt die ganze Stimmung, in die wir hier eingetreten ſind, die Atmoſphäre iſt rein und durchſichtig, wie man es unter keinem anderen Himmelsſtrich geſehen. Alles liegt wie mit einer leuchtenden Glaſur bedeckt vor uns, und die hohen, bis zu ihrem Gipfel in Grün gekleideten Berge, die den Golf abſchließen, ſtreuen noch neue, friſche Lichtpunkte in dies Gemälde ein, indem die vielen kleinen, weißſchimmernden Ortſchaften, die auf ihren Abhängen wie ausgeſäet ſind, nah und fern ein unendlich wallendes Leben zeigen.

Vom Cap Miſenä, wo der Golf von Neapel ſeinen Anfang nimmt, bis hinüber zu dem lachenden Golf von Salerno iſt Alles nur in zauberhafte, träumeriſche Lichter, in hohe, reine Schönheit, in eine ſtolze Pracht und in eine liebliche, milde Feier getaucht. Selbſt der Veſuv, der dort aus ſeinem rauchenden Gipfel ſeine Dampfwolken bis zum Meeresgeſtade herunterſendet, und der faſt greifbar nahe ſein ernſtes, aber edles und majeſtätiſches Haupt uns zuwendet, ſcheint von Zeit zu Zeit ſein ſtrenges Geſicht in dem

blauen Lichtmeer des Golfes, in dem er ſich ſpiegelt, zu klären. Seine ernſten Züge ſcheinen dann einen Augenblick lang froh und leichtſinnig zu ſein, wie Alles hier froh und leichtſinnig iſt, und man vergißt, daß er noch immer das Verderben in ſeinem flammenden Herzen trägt, welches er einſt mit ſeiner Lava über Herculanum und Pompeji ausgegoſſen.

Als Repräſentant des neapolitaniſchen Volkscharakters ſchwebt dieſer wilde, trotzige, verſchloſſene Geſell dort mit all den unendlichen Tücken, die in ihm ſchlummern, an dem lächelnden Horizont. Die Feuer, die in ihm ſchlafen, ſind unberechnenbar, denn jeden Augenblick können ſeine furchtbaren Ausbrüche die herrliche, fruchtbare Landſchaft ergreifen, die ſich ringsum ihn her ſo vertrauensvoll und üppig angeſiedelt hat.

Der Uebergang aus der tiefſten Ruhe in das gewaltſamſte, gefährlichſte Toben iſt der eigentliche Charakter des Veſuv, deſſen Feuerſäulen aufſteigen, ohne ſich durch irgend Etwas angekündigt zu haben, und der, um ſo friedlicher und harmloſer er ausſieht, in demſelben Augenblick um ſo ſchlimmeres Verderben ſinnt.

So tückiſch und zweifelhaft ſah nun freilich das bunte neapolitaniſche Menſchengewühl noch nicht aus, in deſſen Mitte wir uns bald nach unſerm Eintritt

Bildsamkeit für die Prosa, die schon Numerus und sinnreiche Satzfügungen annimmt.

Das Zeitalter der Prosa regte sich in der Sprache wie in den Zuständen. An den Deutschen änderte sich um diese Zeit Alles bis auf die Kleider, und steckte sich in die Tracht des bürgerlichen und geschäftlichen Lebens. Nur die Gewerbe und Zünfte blühten, und die poetische Blüthe des Lebens nahm in den Meistersängern einen gewerblichen und zünftigen Charakter an. Nachdem das dichterische Element der Höfe und der Aristokratie geschwunden war, mußte die Poesie in der Mitte der städtischen Verhältnisse sich einbürgern, und wurde ein schönes Handwerk. Der polizeiliche Anstrich, den das ganze Leben nahm, brachte auch in der Dichtkunst jene Tabulaturen der Meistersänger hervor, welche am besten die vorgegangene Umkehrung in der Sprache und Production des deutschen Geistes charakterisiren. Der Landfrieden, das Kammergericht, die Handelsinteressen, die reichsstädtische Behaglichkeit und steife Naivetät, die theologischen und scholastischen Haarspaltereien, die immer zunehmende Vermischung der Stände, die Bedürfnisse des praktischen

in den Golf von Neapel verſetzt ſahen. Die Ankunft auf der Meeresſeite hat nur darin ihre unangenehmen Nachtheile, daß das Schiff im Hafen einen mehrere Stunden langen Aufenthaltsort erfährt, ehe die am Bord befindlichen Paſſagiere landen dürfen.

Die Erlaubniß muß für jeden Reiſenden insbeſondere ertheilt werden, und es handelt ſich dabei, außer den Geſundheitszeugniſſen, zugleich um eine Paß-Regulirung, bei der die neapolitaniſche Polizei mit allem ihrem geheimen Wiſſen von Perſonen und Dingen eintritt, und erſt die zeitraubendſten Unterſuchungen anzuſtellen ſcheint, ehe das ſehnlichſt erwartete „Permeſſe“ zum Ausſchiffen vom Lande herübergebracht wird.

Es iſt dies der erſte widerliche Contraſt, in den man ſich bei der Ankunft von Neapel verſetzt ſieht, indem in demſelben Augenblick, in dem uns die ſchönſte Gegend der Welt mit ihren paradieſiſchen Reizen umfängt, Neapel zugleich ſein Viſier vor uns zurückſchlägt und uns die ſcheußlichſte Fratze ſeiner ebenſo argwöhniſchen als verbrecheriſchen Tyrannenwirthſchaft ſehen läßt.

Kaum hat man ſich am Anblick der beiſpielles ſchönen Landſchaft berauſcht, ſo hat ſich auch ſchon das Gift der menſchlichen Zuſtände in großen, ätzenden Tropfen darauf niedergelaſſen. Indeſſen war das

eigenthümliche Getümmel, in das unſer Dampfer bald von allen Seiten her gerathen war, noch immer im Stande, uns mit den ergötzlichſten Bildern zu unterhalten, und das Pikanteſte, was man ſehen konnte, vor unſere Augen hinzuzaubern.

Während auf der einen Seite des Schiffes ſich unzählige Barken vom Ufer her näherten, in denen die Facchini der Gaſthöfe ſaßen, welche mit lauten, ſchreienden Stimmen ihre Hôtels ausriefen oder ſchon die Beſtellungen der Reiſenden entgegen nahmen, huſchten auf der anderen Seite eine Menge von Barken herbei, die nahe unter unſerem Verdeck ſtillhielten, und mit ihren Guitarrenſpielern, Liederſängern, Farceurs und Volksmimen, die ſie herbeiführten, zu unſerer Unterhaltung während der langen Zeit des Wartens beitragen wollten.

Ganz allein in einem dieſer Boote befand ſich ein kleiner, von der Sonne ganz ſchwarzgebrannter Junge, der ſchon durch ſeine drollige, faſt geniale Erſcheinung vor allen Uebrigen die Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Sein Talent, mit dem er ſich anzuſetzen hören ließ, war auf die Komödie und Tragödie zugleich gerichtet, und ſeine dürftige, zerriſſene Kleidung, mit der er angethan war, hinderte den armen Jungen nicht,

Scenen, in denen Könige und Helden mitzuſprechen ſchienen, aus freier Hand und mit der beweglichſten Action vorzutragen. Er fuhr ſich dabei mit der leidenſchaftlichſten Verwegenheit in ſeine krauſen ſchwarzen Locken, zerrte ſich ſelbſt daran auf das Unbarmherzigſte umher, und beim Schluß der Scene, die er darſtellte, und die nicht anders als mit dem Tode von ſeiner eigenen Hand, vermittelſt eines hölzernen Dolches, endigte, ſtürzte er mit einer ſolchen Gewalt auf die Erde nieder, daß ein unwillkürlicher Angſtſchrei den Lippen unſerer mitleidigen Damen auf dem Verdeck entfloh. Mitten aus ſeinem ſchrecklichſten Todeskampfe riſſen ihn jedoch die ganzen und halben Carlinſtücke, welche die Damen jetzt auf ihn herabfallen ließen, wieder empor, nach denen er ſo begierig ſchnappte, daß er nicht mehr an der Erde liegen zu bleiben vermochte. Dies ermuthigte ihn aber zugleich zu einer neuen Scene in demſelben Genre, denn das Tragiſche ſchien nun einmal ſeine Hauptſtärke zu ſein. Mit ſchmachtenden und dann wieder feurig rollenden Blicken, die er zu den Damen auf dem Verdeck in die Höhe warf, begann er den Monolog eines ſterbenden Verliebten, der wegen des Todes ſeiner Freundin Gift genommen hat, und ſich nun in den entſetzlichſten

Qualen umherwirft, bis der Tod ſein Leiden geendigt. Dann folgten einige allerliebſt vorgetragene neapolitaniſche Volkslieder, die mit ihren zarten, ſüßen, wunderſamen Klängen den Schluß der ganzen Vorſtellung bildeten.

Hochſchallende Geſänge, die von einer andern Seite des Golfs zu uns herübertönten, zogen unſere Aufmerkſamkeit dorthin. Wir ſahen ein Schiff, das auf der Rhede lag, und auf dem von einer Menge von Schiffsarbeitern an einer Ramme gezogen wurde, was nach einem vollkommen muſikaliſchen Rhythmus, indem die in zwei Abtheilungen aufgeſtellten Arbeiter einen Wechſelgeſang ausführten, geſchah.

Die eine Abtheilung ſang einen Vers und zog dann den Bock der Ramme in die Höhe, worauf die andere Abtheilung den ihr zufallenden Vers anſtimmte und unter den melodiſch ſchwebenden Klängen deſſelben mit kräftigem Schwung den Fallbock wieder herunterglei-ten ließ.

Wunderbar tönte dieſer Doppelgeſang aus den wohlgeſtimmten, mächtigen Kehlen über den blauen Meeresſpiegel dahin, und die den Takten der Muſik vermählte Arbeit ſchien dabei ſelbſt ein leichtbeſchwingtes Muſenſpiel geworden zu ſein.

Im Golf von Neapel ſchien Alles Klang, Farbe, Licht, Muſik und Malerei zu ſein, und ungeachtet des unabläſſigen Gewühls in dem von Schiffen überfüllten Hafen löſten ſich alle ſchreienden und rufenden Stimmen ſogleich wieder in der feierlichen Stille auf, welche den Grundton des Ganzen bildete.

Die Sänger an der Ramme verſtummten jetzt auch, es ſchien die Zeit zu einem Imbiß herangekommen zu ſein, und für Geſang und Arbeit trat eine Ruhepauſe ein. Den auf dem Verdeck ſich lagernden Geſtalten konnten wir jetzt ihre ſeltſamen Phyſiognomien abgewinnen, und wir konnten uns in dieſem Augenblick nicht läugnen, wie Recht jenes italieniſche Wort hat, welches Neapel „ein von Teufeln bewohntes Paradies“ (un paradiso abitato da diavoli) nennt.

Unſere Sänger, die uns erſt in ihrer rhythmiſchen Arbeitsgruppe, unter ihrer jauchzenden und klingenden Beweglichkeit, wie die Bewohner einer ſchöneren idealen Welt erſchienen, ſchienen uns jetzt, indem wir ſie näher betrachten konnten, in dem Paradies der Teufel vollkommen eingebürgerte Figuren zu ſein.

Man glaubt ſich nicht in einer europäiſchen Stadt gelandet, wenn man in der Bay vor Neapel liegt, denn der Charakter des Volkes, von dem man ſich

hier bald in den auffallendſten Geſtaltungen umgeben ſieht, erinnert hier ſogleich an das afrikaniſche und ſaracenaiſche Blut, das ſeinen Niederſchlag in dieſer ſeltſamen Race gefunden.

Die frazzenhafte Häßlichkeit dieſer Phyſiognomieen iſt es nicht allein, die ihnen den unheimlichen, ſcharf geſchnittenen, ſchmutzigen und verworfenen Ausdruck zieht.

Es iſt zugleich der Zug einer ſchreckenerregenden, niedrigen Pfiffigkeit, welcher alle neapolitaniſchen Geſichter faſt übereinſtimmend zeichnet. Die Männer der Arbeit, beſonders diejenigen, welche man im Hafen erblickt, ſind überwiegend muskelkräftige, wohlgebaute Geſtalten, und in ihren Augen brennt ein wildes, verzehrendes Feuer, das ſelbſt mit dem Alter noch nicht zu verlöſchen ſcheint und nur Grimm und Hohn gegen Alles, was ihnen in den Weg tritt, ausſpricht.

Mit der nichtswürdigen Schlauigkeit iſt es zugleich der finſterſte Aberglauben, der ſo ſcharfe, groteske Einſchnitte in dieſe Geſichter gemacht hat.

Das von Teufeln bewohnte Paradies wird zugleich von Gläubigen des Teufels bewohnt, welche die Furcht vor allem Spuk der Hölle in ihren

Mienen tragen, und die wahnſinnigſten Zeichen und Amulete brauchen, um ſich damit die Gewalt des Böſen vom Leibe zu halten.

Man wird von einem Schauder über die Verirrungen der menſchlichen Natur ergriffen, ſobald man in die Mitte einer neapolitaniſchen Bevölkerung ſich begiebt. So entſetzliche Striche zur Ausführung des Menſchenbildes ſind onſt nirgend in der Welt gewagt worden, wie hier. Der gehaltene, zum Großartigen ſich neigende, ſtolz in ſich ſelber ruhende Charakter des Römers, und der herrlichen Römerin, tritt hier weit in unſeren Verſtellungen zurück, und wir treten in das Reich abenteuerlicher Frazzen und Larven ein, die bei den Vornehmeren ſich oft in ſehr noblen Formen moviſicirt haben, bei dem gemeinen Neapolitaner aber, und noch mehr unter den Frauen, welche hier den Auswurf der ganzen Race bilden, die ſchrecklichſten Carikaturen des Mannes und Weibes darbieten.

Es miſchen ſich jedoch in dem neapolitaniſchen Volkscharakter zugleich die diaboliſchen und komiſchen Elemente auf eine ungemein überraſchende Weiſe.

Der Neapolitaner iſt in demſelben Augenblick, in dem er als Gauner und ſchlechter Kerl ſich zeigt, auch noch Farceur und Poſſenreißer, wobei ihm ſein eigen-

thümliches mimiſches Talent, das er in einem beiſpielloſen Grade beſitzt, zu Hülfe kommt.

Als Verbrecher iſt er zugleich noch Luſtigmacher, und indem er den Andern betrügt, macht er dabei die tollſten Späße, bei denen man ihn vor Lachen und Hohn ſich ausſchütten ſieht.

Bei alledem wird dieſem Volke auf der andern Seite auch eine gewiſſe Gutmüthigkeit nachgerühmt, und wenn man in Neapel auch nicht ſelten einräumt, daß das niedere Volk ein ſehr verderbtes und nichtsnutziges ſei, ſo werden doch auch oft Züge von rührender und kindlicher Gutmüthigkeit hervorgehoben, die ſich hier in hülfreicher Aufopferung für Andere, in treuer und ehrlicher Geſinnung, und in Darbringung des letzten Gutes für einen noch Aermeren zeigen ſollen.

Aber dieſe Miſchung von Gutmüthigkeit und Schlechtigkeit liefert nur den traurigen Beweis, daß ſich die neapolitaniſche Bevölkerung ſchon durch ihren Charakter dazu eignete, einer Tyrannei ohne Gleichen zur Folie zu dienen, und dieſelbe in ihrer frechſten und maßloſeſten Entwickelung ſicher zu tragen.

Denn ein Volk, unter dem ein Tyrann ſein Haus bauen kann, muß gutmüthig und ſchlecht zu gleicher

Zeit ſein. Aus Gutmüthigkeit und Schlechtigkeit läßt es ſich zum Sklaven machen, aber es haßt ſeinen Herrn, vor dem es ſich gutwillig und ohne Widerſtand beugt, insgeheim nur um ſo heftiger. Ein ſolches Volk iſt ein gutes Material zu einer Tyrannenherrſchaft. Schon auf den Straßen in Neapel ſieht man oft die merkwürdigſten Beiſpiele von Unterwürfigkeit der Niederen gegen die Vornehmen.

Wenn ein Mann aus dem Volke ſeinem vornehmen Gönner begegnet, ſo wird er denſelben nicht nur mit der tiefſten Ehrfurcht begrüßen, ſondern auch einen Zipfel ſeines Gewandes zu erhaſchen ſuchen, den er mit einer wahren Inbrunſt an ſeine Lippen zieht.

Kaum iſt er aber einen Schritt weiter gegangen, ſo wird er mit der poſſirlichſten Gebärde von der Welt ein Schnippchen ſchlagen, und ſein Geſicht trägt den Ausdruck einer höhniſchen Verachtung an ſich, die den Herrn, welchem er noch ſoeben huldigte, mit der ſchneidendſten Grimaſſe trifft.

Dies iſt ebenſo ſehr ein Gleichniß des ganzen Verhältniſſes, in dem Volk und König in Neapel von jeher mit einander gelebt haben. Der Tyrann und ſeine Sklaven haben in dieſem Verhältniß ſtets ein leichtes Spiel mit einander gehabt, ſie ergänzen ſich

durch die Verachtung, auf der ihre gegenſeitige Stellung beruht, und die Art, wie es der Eine mit dem Andern treibt, ſieht zugleich wie ein gemüthliches Leben und Lebenlaſſen aus, weshalb in Neapel oft in den am ſchlechteſten und blutigſten regierten Zeiten ſich die zärtlichſten Neigungen des gemeinen Volkes für ſein Staatsoberhaupt kundgegeben haben. Auf der anderen Seite haben ſich gerade durch dieſen Volkscharakter die Blätter der neapolitaniſchen Geſchichte mit ſo viel grauſenhaften Zügen, mit ſo viel Schmach und Grauſamkeit und Entſetzen beſchrieben.

Verkehrs, färbten vorwaltend die beginnende Epoche der Prosa, und verscheuchten die schwärmende Aventüre weit aus den deutschen Gauen. Unsere Sprache schüttelte nicht mehr die goldnen Locken der Jugend, die sie bis dahin frei hatte fallen lassen. Die schönen sinnlichen Wortschöpfungen der Minnesänger kamen ausser Gebrauch, die poetische Bildung der Zeitwörter aus Hauptwörtern und Beiwörtern ging verloren, die Poesie der Sprache in Ausdrücken wie abenden, Abend werden, anhaupten, mit dem Haupt berühren, harten, einen Bart bekommen, guoten, sich bessern, gut werden, louben, Laub gewinnen, und unzähligen anderen,*) hörte gänzlich auf zu schaffen. Durch die an ihrer Stelle nöthig werdenden Umschreibungen ging die Kürze der Sprache verloren, die Ellipsen hörten auf, der Artikel und das Pronomen nahmen eine bestimmte Stellung vor dem Hauptwort ein und konnten nicht mehr, wie sonst, hinter demselben stehen. Die ganze Grammatik der Sprache rüstete

*) Vgl. Petersen über die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache S. 100. flgd.

II.

Geſchichtsbilder aus dem Golf von Neapel.

Es läge eine große Genugthuung für das Menſchengefühl darin, wenn man annehmen könnte, daß in einer großen, heitern, paradieſiſchen Natur nur glückliche und befriedigte Völker, mit milden, freien, harmoniſchen Entwickelungen wohnen ſollten. Aber die Geſchichte Neapels hat der herrlichen Natur, auf deren Boden ſie ſich bewegte, für Blüthenpracht und Himmelsſchönheit ſtets nur Schauder, Mord und Blut zurückgegeben, und zur menſchlichen Staffage für die zaubervollſte Landſchaft nur das Treiben hölliſcher Dämonen, und die höchſt erfinderiſchen Verkettungen von Leidenſchaft, Mordluſt und Verbrechen geliefert.

Die Schönheit der Natur iſt keine Bürgſchaft weder für Moralität noch für Glück der Menſchen, und in dem Augenblick, wo wir den Golf von Neapel noch einmal mit geſteigertem Entzücken hinabblicken,

drängen ſich auch mitten durch dieſe zauberiſche Lebensfülle ſo manche Schreckbilder der Vergangenheit zu uns her, welche ſich einſt mit blutigen Häuptern auf dieſen koſenden blauen Wellen ſchaukelten.

Eine der furchtbarſten Gräuelzeiten Neapels war der Sturz der Parthenopäiſchen Republik geweſen, welche der General Championnet im Namen des franzöſiſchen Directoriums aufgerichtet hatte.

Aber obwohl das Blut des heiligen Januarius, des neapolitaniſchen Schutzheiligen, in dieſem Augenblick floß und dadurch ſeine Zuſtimmung zu dieſer Republik auszudrücken ſchien, konnte die neue Demokratie in Neapel, wo der Pöbel ſtets royaliſtiſch war, doch keinen feſten Beſtand gewinnen.

Der Cardinal Ruffo hatte ein gewaltiges Heer zur Wiederaufrichtung des Thrones der Bourbonen geſammelt, dem auch die brittiſche Flotte unter Nelſon ſich als Helfer verbunden hatte, und König Ferdinand IV., der ſich ſpäter als König beider Sicilien den Erſten nannte, war wieder in den Golf von Neapel zurückgekehrt. Er lag noch mit ſeinem Schiffe im Hafen, während in Neapel das furchtbarſte Blutvergießen, Mord und Plünderung geſchah, die Wuth des Pöbels in beiſpielloſer Ausſchweifung raſete, und

die kämpfenden Parteien ſich gegenſeitig an das Meſſer lieferten.

Nelſon, der Held von Abukir, der aus Aegypten nach Neapel gekommen, war durch die ſchöne Lady Emma Hamilton, deren verführeriſchen Reizen er nicht widerſtehen konnte, zum Dienſt der ſchmutzigſten Blutthyrannei geweiht worden.

Die berühmte Schönheit, die zuerſt durch ihre plaſtiſch-mimiſchen Stellungen alle Welt berückt hatte und die aus der Proſtitution Londons zur Gemahlin des engliſchen Geſandten in Neapel emporgeſtiegen war, hatte von der Königin Caroline von Neapel den Auftrag erhalten, ſich auf Nelſon's Schiff zu begeben, und den tapfern Seehelden zur Ausführung aller Reactions- und Blutpläne des rückkehrenden Bourbonen geneigt zu machen. Nelſon erfüllte das zuerſt durch die ſchreckensvolle Hinrichtung des Admirals Caraciolo, eines der verdienteſten und ausgezeichnetſten Männer Neapels, der auch in der Zeit der Republik ſeine Thätigkeit im Dienſt des Vaterlandes fortgeführt hatte.

Nelſon verhängte ſelbſt das Todesurtheil über ſeinen ehemaligen Waffengefährten, ließ ihn mit Ketten belaſtet auf die Fregatte Minerva bringen, die Caraciolo

ſo oft zu den ruhmvollſten Seeſiegen geführt, und hier, an einer Segelſtange, wurde der unglückliche Admiral, der zugleich ein neapolitaniſcher Principe war, wie ein gemeiner Verbrecher aufgeknüpft. Man ließ ihn bis zur Nacht hängen, dann warf man den Leichnam, dem man ein ſchweres Gewicht an den Füßen befeſtigt, in's Meer.

Das Schiff des Königs hielt noch immer im Hafen, denn ihm ſchien der richtige Moment noch nicht gekommen, um an's Land zu gehen und die Zügel der Regierung wieder unmittelbar zu ergreifen.

Sein Schiff war ganz umringt von feſtlich bewimpelten Barken, in denen die alten Staatsbeamten des Königs, Höflinge, Stellenjäger und Gewaltſchmeichler aller Art zu dem König herangerudert kamen. Der König hatte bereits die ſtrengſten und härteſten Geſetze und Befehle erlaſſen, durch welche er alle eidlichen Verpflichtungen ſeiner Vorgänger auf dem Thron und ſeine eigenen feierlichen Zuſagen, die er früher für Verfaſſung und Verwaltung gegeben, wieder aufhob.

Ferdinand ſtand fröhlich auf dem Verdeck und ſchaute in das Meer hinaus, als er in dieſem Augenblick einen ſeltſamen Gegenſtand erblickte, der aus der

Ferne her von den ſpielenden Wellen zu ihm herangetrieben wurde.

Als er ſeine Aufmerkſamkeit näher darauf richtete, ſah er, daß es ein menſchlicher Leichnam ſei, welchen das Meer jetzt zu ſeinem Schiff heranführte. Aber dieſer Leichnam ragte auf die wunderbarſte Weiſe von den Hüften an über dem Waſſer empor, er war gerade aufgerichtet wie ein Lebender, ſein Geſicht ſtarrte aufwärts und ſchien unverwandt auf den König hinzublicken, ſein Haar hing ihm wild und waſſertriefend um den Kopf.

Jetzt ſetzte ſich dieſer Leichnam noch eiliger und haſtiger in Bewegung, und mit drohender Miene ſchritt er geradewegs auf das Schiff des Königs aus. Ferdinand, entſetzt über dieſen Anblick, erkannte jetzt die Züge des hingemordeten Caraciolo, der einſt ſein Freund und treuer Diener geweſen war, und den er dem Henkeramt Nelſons zugewieſen hatte.

König Ferdinand wandte ſich bleich und entſetzensvoll ab, und fragte die umſtehenden Hofleute: was das zu bedeuten haben könne? Er klammerte ſich an Nelſon an, der ſich ebenfalls auf dem Verdeck neben ihm befand, und mit ſtarrem Erſtaunen ſein Opfer, den Ermordeten, heranſchwimmen ſah. Alle ſchwiegen

beſtürzt, und nur der Caplan des Königs trat hervor und ſagte mitleidsvoll: „Das iſt der Fürſt Caraciolo; er kommt, um Ew. Majeſtät um ein chriſtliches Begräbniß anzuflehen.“ „Er ſoll es haben,“ ſagte der König, und betrachtete noch einmal den wunderbar emporgerichteten Leichnam, der jetzt ſchon an der Treppe des Schiffes ſtand und mit gebieteriſcher Gebärde den Einlaß zu begehren ſchien. Die Wellen des Golfs ſchienen ſich um dieſes fürchterliche Geſpenſterbild unruhig zu kräuſeln, ſtürmiſch anzuſchwellen und mächtig an das Schiff des Königs zu pochen. Der König war fortgegangen und hielt ſich den ganzen Tag über in ſeiner Kajüte verborgen.

Der Leichnam wurde herausgezogen, und als man die merkwürdige Erſcheinung näher unterſuchte, fand ſich, wie der Körper, obwohl man ihm ein Gewicht von 52 Pfunden angehängt hatte, doch im Waſſer ſo ſtark aufgeſchwollen war, daß er ſich in den Wellen wieder aufgerichtet hatte und in Folge des mechaniſchen Gleichgewichts mit dem Obertheil daraus hervorragte, während ihn der Landwind weiter in's Meer hineintrieb*). In der kleinen Kirche Sta. Maria la

*) Der Capitain Thomas Hardy, Befehlshaber des Schiffes,

Catma zu Santa Lucia beſtattete man dann den Leichnam Caraciolo's. Es ſchien anfangs, als ob König Ferdinand, durch Furcht und Schrecken erſchüttert, einen Mahnruf des Schickſals in dieſem Begegniß gefunden habe, aber wie ſtarke Gewiſſensbiſſe dem abergläubiſchen Mann vielleicht auch jetzt rege gemacht wurden, ſo änderte er doch das Syſtem der Tyrannei nicht, das durch ihn dauernd und ſtark über Neapel begründet, und in dem ſein Sohn Ferdinand II., der größte Staatsbetrüger auf einem Thron der neueren Zeit, ſein richtiger Nachfolger wurde.

Wenn der Golf hier in dem Zauberſpiegel ſeiner Wellen die düſtern Farben der Tragödie wiederſpielte, ſo half er auch komiſche Begegniſſe vermitteln, welche in neuerer Zeit aus den wechſelnden Kataſtrophen Neapels hervortraten.

Denn als nach dem erſten Zuſammenſturze der Herrſchaft Joachim Murat's über Neapel, die Königin Caroline Murat, die geiſtvolle Schweſter Napoleons, Neapel verlaſſen wollte, während ihr unglücklicher Gemahl, der ritterliche, romantiſch verwegene Murat, auf

---

erzählte als Augenzeuge dieſen Vorgang an P. Coletta, der ihn im zweiten Bande ſeiner „Geſchichte Neapels" mitgetheilt hat.

abenteuerlichem Zuge flüchtig auf den Wellen des Meeres umhertrieb, wurde die Königin auf dem engliſchen Schiffe, das ſie beſtiegen, noch im Golf von Neapel zurückgehalten.

Sie wollte eben abreiſen, als der zum zweiten Mal in den Golf von Neapel rückkehrende Bourbon, König Ferdinand, zu gleicher Zeit mit ſeinem Schiff ſich annäherte und dem ihrigen begegnen mußte.

Der Admiral ihres Schiffes, auf dem ſie abreiſen wollte, näherte ſich ihr jetzt und bat ſie, mit einer heuchleriſchen Miene der Schonung für ſie, daß ſie nicht erſchrecken möge vor den Kanonenſchüſſen, die er ſoeben angeordnet habe, denn dies ſeien nur Ehrenbezeugungen und Feſtgrüße zur Begegnung des wiederkehrenden Königs Ferdinand von Neapel.

Ich werde nicht davor erſchrecken, ſagte die ſchöne Schweſter Napoleons, welche die ſtrahlende Größe der Herrſcherin auch im Unglück auf ihrer Stirn trug.

Dann fügte ſie lächelnd hinzu: „Kanonendonner iſt ein Geräuſch, das den Napoleoniden weder neu noch unangenehm iſt; denn haben wir nicht die ganze Welt im Donner der Kanonen erbeben laſſen?“

Indeß zögerte König Ferdinand noch, ſich zu nähern, und ſein Schiff legte zuerſt vor Baja, an der

weſtlichen Seite des Golfs von Neapel an, wo früher die Römer Landſitze für ihre üppigſten Ausſchweifungen gegründet.

Die Frau Murat's wurde dadurch noch drei Tage im Hafen zurückgehalten, ehe ſie auslaufen durfte.

Jetzt aber wurde es rings um ſie her immer lebendiger in dem Golf, unzählige Barken, luſtig bewimpelt und mit wunderlichen Abzeichen aller Art behangen, kamen von der Stadt her angeſchwommen und ſammelten ſich ganz nahe um das Schiff der Königin.

In dieſen Barken ſaß der ſchlimmſte Pöbel Neapels, der unter Poſſen und Schimpf aller Art der Königin ſeine Spottlieder in die Ohren ſang, und ſie mit Gebärden, Mummereien und Witzworten aller Art verhöhnte. Dann begann ein furchtbares Lärmen, Pfeifen und Schreien, von den fürchterlichſten Stimmen hervorgebracht und von Inſtrumenten begleitet, die noch gräßlicher die Ohren der Königin verwundeten. Karoline Murat, die erſt in einer unbeweglichen Stellung, mit ſtolz übereinandergeſchlagenen Armen, auf dem Verdeck dageſtanden und den herandringenden Lazzaroni und Fiſchern Trotz geboten, hatte ſich endlich vor dieſem ſchrecklichen Toben in ihre Ka-

jüte geflüchtet. Das Charivari im Golf von Neapel dauerte die ganze Nacht hindurch, bis zum Morgen, dann erſt durfte das Schiff ſeine Anker lichten.

Inzwiſchen war König Ferdinand von Baja wieder aufgebrochen und hatte vor Portici Anker geworfen, wohin er ſämmtliche murat'ſche und bourboniſche Generale beorderte, um hier eine Revue über ſie abzuhalten.

Nachdem dies geſchehen war, brach König Ferdinand von Neuem auf, und im Begriff, jetzt ſeinen Einzug nach Neapel zu nehmen, begegnete er der in demſelben Augenblick unter Segel gegangenen Königin Murat, deren Schiff ihn mit dem mächtigſten Kanonendonner begrüßte, und die der Admiral unter einem Vorwande auf das Verdeck gelockt hatte, damit ſie durch ihre Erſcheinung den Triumph des heimkehrenden Bourbonen noch erhöhe.

Aber die Königin weinte jetzt. Und die Wellen des Golf ſpielten in fröhlicher Ausgelaſſenheit zwiſchen den beiden Schiffen hinundher, das Meer ſtrömte nur Heiterkeit und Glück aus, der ganze Himmel lachte, wie heut, in reiner Bläue und Verklärung, in ihrer wunderbaren Durchſichtigkeit zitterte und ſpielte die Atmoſphäre.

sich durch Wortstellung, Formenabschleifung und Verlöschung der Bildlichkeit, für das ruhige, umschreibende und deutlich demonstrirende Wesen der Prosa, die an den Anforderungen des wirklichen Lebens ihren Maaßstab hatte.

In dieser ersten Gegenüberstellung von Poesie und Prosa konnte eben der feindlichen Sonderung wegen noch keine Blüthe der Prosa, keine innerliche Bedeutsamkeit derselben, entstehen. Die deutsche Canzleisprache war eine gute Bildungsschule der deutschen Prosa, aber es bedurfte eines andern Inhalts, um die deutsche Darstellung zu heben oder nur eine Vereinheitlichung der Dialekte zu Stande zu bringen. Bedeutender hätte die romantische Prosa der Volksbücher, die vorherrschend schwäbischer Mundart war, auf den Geschmack wirken können, aber diese blieben, wie es schien, zu sehr entfernt von einem eigentlich literarischen Einfluß. Die Volksbücher stellen den unmittelbarsten Uebergang der Poesie in die Prosa dar, indem sie die Auflösungen der alten Ritterbücher in populaire Erzählungen sind. Je näher diese Novellen noch ihrer ursprünglichen poetischen Quelle stehn, wie

Der Glanz dieſer beiſpielloſen Schönheit, in welche ſich Neapel kleidet, lacht den Ankommenden, wie den Scheidenden, mit gleich hinreißender Magie.

Es iſt darum ebenſo überwältigend, in dieſem Golf anzukommen, als ihn zu verlaſſen. Das veder Napoli e poi morir, das auch im Munde des neapolitaniſchen Volkes ſelbſt oft gehört wird, und uns jetzt im Golf von allen Schiffen und Gondeln her aus den Ausrufungen der Angekommenen laut umſchwirrte, umſeufzte und umjubelte, iſt kein künſtlich gemachtes Wort, dem man mit Reflexionen über ſeine Entſtehung und Bedeutung auf die Spur zu kommen brauchte.

Es iſt nur das überſchwänglichſte Wort, das für die überſchwänglichſte Situation der Welt gefunden werden konnte.

Jetzt war auch für uns die Erlaubniß an Bord gelangt, an's Land kommen zu dürfen. Freilich ging es nun zuerſt auf die Polizei und auf die Dogana, zwei Dinge, die wir, umſtrahlt von den Alles verklärenden Lazurfarben des Golfs, bisher ganz vergeſſen hatten.

III.

Das Reich der Lazzaroni.

In einem Staate, wie Neapel, befindet ſich nur der Pöbel wohl. Dies iſt auch der am beſten ſituirte Stand im ganzen Königreich, und die anderen Stände, ſowohl der ehrlich arbeitende Bürger, als der vornehmere und gebildetere Mann, können ſich mit dem Pöbel nicht an Wohlbehagen, Sicherheit und Freude der Exiſtenz vergleichen. In einer Tyrannei muß man zum Pöbel gehören, ſonſt iſt man ſchlecht ſituirt.

Nur der Pöbel entwickelt ſich hier charaktervoll, eigenthümlich und lebendig, und bleibt in phyſiſcher wie in geiſtiger Hinſicht naturkräftig und friſch.

Dies iſt begreiflich, weil eine ſolche Monarchie gewiſſermaßen ganz auf den Schultern des Pöbels ruht, von ihm getragen und vertheidigt wird, und auf dieſer wahrhaft breiten Grundlage ſich principiell und natürlich aufgebaut und befeſtigt hat.

Die brutale Gewalt, die an der Spitze des Staats arbeitet, begegnet ſich in der Tiefe mit denſelben Geſinnungen und Kräften, und dadurch ſchließt ſich die Tyrannei oft auf lange Zeit zu einem feſteren Bau zuſammen, als ihm manche andere Staatsform zu gewähren vermag.

Es iſt der Charakter der Tyrannei, daß ſie nur durch den Pöbel und in demſelben ſich zu organiſiren vermag.

Man kann darum auch nur in Staaten, wie Neapel, von dem Pöbel als von einem beſonderen Stand ſprechen. Die eigentliche Blüthe dieſes Standes bildet der Lazzarone, der ſich ſo eigenthümlich und wie aus natürlicher Berechtigung in Neapel niedergelaſſen und fortgepflanzt hat, daß man ihn faſt für eine beſondere, unter den übrigen Volkselementen ganz ſelbſtändig hervorragende Menſchenrace anſehen könnte.

Der Lazzarone (ein ſeltſamer Name, den Viele von dem armen Lazarus aus dem Neuen Teſtament herleiten wollen) iſt der einzige freie Mann, den die Tyrannenwirthſchaft hervorgebracht hat und zuläßt.

Ein Mann, der keiner Wohnung und keines Obdachs bedarf, denn er ſchläft unter Neapels ewig

holdſeligem Himmel, oder ihn birgt gaſtlich jede alte Planke Holz, die irgendwo auf der Straße herumliegt; ein Philoſoph, der den ganzen Tag nur von einigen Früchten und etwas Eismaſſe lebt, und durch ſeine Verrichtungen ſtets mehr verdient, als er zur Deckung dieſer Bedürfniſſe gebraucht; ein geborener Feind des Luxus, der halb nackt auf den Straßen einhergeht, und in ſeiner bis zum Knie reichenden Hoſe und ſeinem an den Aermeln aufgeſchürzten Hemd ſich mit Allem, was er der Convenienz ſchuldig iſt, abgefunden zu haben glaubt, führt er das Leben des Naturkindes, des Weiſen und des Patrioten zugleich.

Man möchte kaum wagen, ein Regierungſyſtem zu ſchelten, in dem ſolche Männer den nothwendigen Einſchlag bilden, und das ſich auf Patrioten ſtützt, die, wie die Lazzaroni, den wunderlich erhabenen Charakter beſitzen, die Freiheitsmänner der Tyrannei zu ſein!

Der Lazzaroni befindet ſich jedoch ſeit einiger Zeit in einer neuen, ſehr bedeutungsvollen Entwickelung.

Er fängt an, ſich in einen großen Herrn umzuwandeln, und wenn man ihn in den Stadttheilen aufſucht, wie im Hafen und auf dem dem Meere nahe-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT, T.
3-598-52006-9
FN. 0224/047

gelegenen Mercato, ſo findet man das alte Charakterbild des Lazzarone bereits ſehr verändert.

Der Lazzarone droht, ſelbſt bis auf ſeinen Namen in Neapel zu verſchwinden, und man wird ihn ſich bald nicht mehr zeigen laſſen können.

Der Lazzarone will heutzutage auch ein nobler Menſch werden, er hat Paſſionen für den Luxus und die Anſtändigkeit bekommen und vor allen Dingen hat er ſich beſſer und ſorgfältiger als ſonſt bekleidet.

Nur an der beſonders geformten rothen und braunen wollenen Mütze, die ihm eigen geblieben zu ſein ſcheint, vermag man noch den ehemaligen Lazzarone, der jetzt keiner mehr ſein will, zu erkennen.

Seine Finger ſind mit mehreren Ringen bedeckt, ſeine Frauen, die neben ihm erſcheinen, zeigen ſich oft prächtig geſchmückt, und Alles verräth das Beſtreben, als feine Leute angeſehen zu werden.

Den Lazzarone mit dieſem Namen zu erfragen, darf man jetzt um ſo weniger unternehmen, da dieſer Name heutzutage nur noch für ein Schimpfwort gilt, und es nur im Zank geſchehen darf, daß der Eine den Andern einen Lazzarone nennt.

Der Lazzarone will heutzutage nur Facchino ſein, und damit bezeichnet ſich in ganz Italien, und auch

in Neapel, vorzugsweiſe der Begriff des freien Arbeiters, der zu der Dienſtleiſtung auf der Straße und im öffentlichen Verkehr bereit ſteht, und eine ſehr draſtiſche Maske des heutigen italieniſchen Lebens geworden iſt.

Man würde aber den Lazzarone doch immer wieder als ſolchen herauserkennen, denn ſeine Race iſt nicht zum zweiten Mal in Neapel vorhanden. Er iſt kräftig, groß und wohlgebaut, ſeine Muskelſtärke erinnert an die Naturheroen alter Zeiten, und in ſeinen ſchwarzen Augen glänzt es ſo hell und klug und verſtandesklar, wie man es in Neapel bei anderen Leuten aus dem Volke kaum gewahr wird.

Die Natur hat den Lazzarone geſchaffen, und warum will er jetzt die Sphäre verlaſſen, in der er groß und berühmt geworden, in der es nur ihn und nichts Anderes gab, und warum will er die Krone des richtigen Lazzarone in den Staub werfen und ein Facchino werdea, was Jedermann werden kann, während man als Lazzarone geboren werden mußte?

Der heutige Uebergang des Lazzarone in den Facchino iſt faſt eine geſellſchaftliche Kataſtrophe zu nennen, und wird ſicher nicht ohne Bedeutung für das ganze Königreich Neapel bleiben.

Wenn man Neapel einigermaßen kennt, muß man in der That die Monarchie für gefährdet halten, ſobald die feſte Unterlage derſelben, der Stand der Lazzaroni, ſich aufzulöſen beginnt.

Es liegt ein ſchlimmes Symptom für den Staat darin, daß ſeine ächt conſervativen Grundlagen, die Lazzaroni, dahinſchwinden wollen und Miene machen, ſich in den rein induſtriellen Facchino, der dem modernen, Alles nivellirenden Liberalismus ähnlich ſieht, aufzulöſen.

Um die Tyrannei der Ferdinande aber muß man bange werden, wenn man ſieht, daß der letzte Lazzarone kommen will, daß ſich damit eine neue Zeit ankündigt, welche der neapolitaniſchen Gewaltherrſchaft in die rollenden Räder fahren wird.

Gegen das Ende der Regierungszeit Königs Ferdinands II., des Abſcheulichen, begann ſich ſchon dies ſchreckliche Symptom anzukündigen, es gab nur noch wenige ächte Lazzaroni, die dem Leichenbegängniß dieſes Königs folgten, und die Feinde der Freiheit fürchteten, daß mit dem jungen König Franz II. eine andere Zeit herangekommen ſein möchte.

Der Lazzarone hat ſchon ſeit einigen Jahren allmählig die alte Gilde, in der er ſich früher ganz

eigenthümlich organisirte und abschloß, durchbrochen. Früher bildeten die Lazzaroni unter sich einen ganz selbständigen Verein, der manche Vorrechte und Privilegien genoß und sich sogar sein eigenes Oberhaupt wählen durfte, das den Namen des Capo Lazzaro führte. Die große Anzahl dieser Klasse, die zu manchen Zeiten in Neapel gegen funfzigtausend betragen haben soll, brachte schon Joachim Murat dazu, ihre Ausbreitung einzuschränken, er ließ ihre Schlafstätten, die sie mitten in Neapel in den Hauptstraßen aufschlugen, aufheben, und sie mußten sich in die entfernteren Gassen und Winkel der Stadt zurückziehen. Das Nachtquartier unter freiem Himmel gänzlich aufzugeben, schien ihnen nicht beigebracht werden zu können, und nur die verheiratheten Lazzaroni gewöhnten sich mit der Zeit daran, für die Nacht unter einem Dache zu schlafen, wie klein und erbärmlich auch der Raum sein mochte, den sie irgendwo in einem Hause auftrieben.

Joachim Murat hatte Recht, die Lazzaroni zu fürchten, denn sie trugen Viel dazu bei, seine Herrschaft in Neapel zu zerstören. Die Lazzaroni waren immer die treuen Freunde der Bourbons geblieben, und sie hatten ihr legitimistisches Herz niemals gegen

ihre angeſtammten Könige, dieſelben mochten im Glück oder im Unglück ſein, verläugnet. Das Königthum hatte an ihnen ſtets ein Heer, das ſich beſſer, als jede disciplinirte Truppe, für den Thron ſchlug, und im Jahre 1799 vertheidigten ſie Neapel zwei Tage lang gegen die eindringenden Franzoſen mit einem heldenmüthigen Widerſtand, der in der Geſchichte ſelten ſeines Gleichen gefunden. Nach ſolchen Kataſtrophen kehrten ſie dann ſtets wieder friedlich und gutartig in ihr wildes Naturleben zurück, das ſie mitten in Neapel, faſt ohne jeden Zuſammenhang mit der geſellſchaftlichen Civiliſation, und als lebten ſie im Dickicht der Wälder, führen. Aus Müßiggang und Arbeit ſetzt ſich das Leben des Lazzarone wunderſam zuſammen. Er erwirbt nur, um genießen zu können, und der geringſte Verdienſt reicht hin, um ihn nicht nur mit Allen, was er braucht, auf mehrere Tage zu verſehen, ſondern ihn auch in allen Genüſſen ſchwelgen zu laſſen, die auf den Wegen eines Lazzarone nur irgend möglich ſind. Außer dem Tragen der Laſten, wozu ſie im Hafen und anderswo Gelegenheit finden, bieten ſie ſich auch nicht ſelten dem Fremden als hülfreiche Begleiter und Wegweiſer an, und ſie geben etwas darauf, ihre Kenntniß von Allen, was

besonders die des vierzehnten Jahrhunderts, desto mehr zeigen sie den Reiz einer Prosa, welche die dichterischen Elemente, aus denen sie entstanden, als Substanz beibehalten, aber mit großer Leichtigkeit in einen einfachen, zierlichen, natürlichen Fluß der Rede hineingeleitet hat. Die kurze Satzbildung der Poesie ist ihnen ebenfalls noch eigenthümlich und verbindet sich mit einem bestimmten Tonfall und Wohllaut, den die Prosa damals nur von der Poesie aufnehmen und auf dem eigenen abgesteckten Gebiet noch nicht entwickeln konnte. Die Novellensammlung der Gesta Romanorum ist hier besonders zu nennen. — Diese Novellenprosa schlängelte sich neben der Hauptstraße der laufenden Literatur wie ein romantischer Seitenpfad hin, ohne in nähere Berührungen mit derselben zu treten. Man kann ihre lieblichen Erzeugnisse, die recht in den Hütten des Volkes und seiner Sympathie mit der poetischen Vergangenheit nisteten, bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein verfolgen, wo freilich ihre Spur in den Carikaturbildern der nun entstehenden Romane unterging. Die ganze romantische Unschuld dieser Prosa offenbart sich noch

es in Neapel giebt, ſogar in Sachen der Künſte und Muſeen, auszukramen. Sie thun dies mit ſo viel Stolz und Pfiffigkeit, ſogar mit einem Lichtſchimmer von Intelligenz, daß man leicht auf den Gedanken kommt, dieſe Volksklaſſe, die lebenskräftigſte, die es in dem ganzen vermoderten Staat giebt, könne einſt zu einer bedeutenden intellectuellen Entwickelung berufen ſein. Wenn ſeine Sprache nicht hinreicht, um Alles, was er weiß, ſofort auszudrücken, geht er in die Gebärdenſprache über, die ihm aus den Fingern, Geſichtsmuskeln und Augen wie ein elektriſches Fluidum herausſpritzt, und mit ſolcher Leidenſchaftlichkeit zu überzeugen ſucht, daß man nicht leicht wagen möchte, an ihr zu zweifeln.

Der Lazzarone iſt ein ſehr ämſiger und anhaltender Arbeiter, ſo lange er arbeiten zu müſſen glaubt. Sobald ſich aber ſeine Taſche wieder mit einigen Gran gefüllt hat, glaubt er ſchon ein unermeßliches Vermögen zu beſitzen, und er macht ſich nun auf, um einmal wie ein Mann vom Stande zu leben und die Herrlichkeiten des ſchönen Neapels zu koſten. Er unternimmt jetzt eine förmliche Entdeckungsreiſe durch die Stadt, Alles reizt und entzückt ihn hier, in einer Schenke nach der andern kehrt er ein, überall läßt er

es ſich vortrefflich ſchmecken, und unter der ſteinernen Vorhalle einer Kirche legt er ſich mit aller Grandezza nieder, um ſeine Sieſta abzuhalten.

Die Treppe des Palazzo Reale, wo die beiden Statuen des Tajo und des Ebro ſtehen, iſt ein beſonders beliebter Verſammlungsort der Lazzaroni, wenn ſie in die Stadt kommen, um ſich auszuruhen von der Arbeit, und von den Herrlichkeiten und Genüſſen Neapels zu träumen. Auf dieſen marmornen Treppenſtufen läßt er ſich mit Würde und Behagen in einer maleriſchen Stellung nieder, und es offenbart ſich darin zugleich der unwiderſtehliche Zug, der den Lazzarone in die Nähe ſeines königlichen Herrn und Gebieters treibt. Aber der royaliſtiſche Lazzarone fühlt nirgend, ſelbſt wenn er vor der Madonna kniet, eine ſo inbrünſtige Genugthuung, als hier, wo er oft ſtundenlang vor dem Palazzo reale liegt und ſich in bewundernder Anſchauung über dieſe ſtolze Pracht eines Königsſchloſſes ergeht. Zwar öffnen ſich die Pforten dieſes Palaſtes nicht mehr, um die Herrſcher Neapels aus- und eintreten zu laſſen, denn Ferdinand II., der in der erſten Zeit ſeiner Regierung noch in dieſem Schloſſe reſidirte, hatte, bald nachdem in Folge ſeiner Gewaltthaten im Jahre 1848 die Verwickelungen mit

ſeinem Volke begonnen hatten, den Königlichen Palaſt in der Stadt aufgegeben und wohnte ſeitdem vorzugsweiſe auf ſeinem ſchönen Luſtſchluſſe in Caſerta, oder auch zu Iſchia und Caſtellamare, im Winter auf Gaëta, was Niemandem weher that, als ſeinen vielgetreuen Lazzaroni. Dieſe hatten darum auch ihr altes Standquartier vor dem Palazzo reale nicht verlaſſen, und hielten dort bis zur letzten Zeit ihre Lieblings-Sieſta ab, indem ſie damit unausgeſetzt ihren Cultus des Königthums an dieſer Stelle begingen.

Die Lazzaroni waren ja die eigentlichen Ritter des Staatsſtreiches geweſen, mit welchem der König Ferdinand II. am 15. Mai 1848 die conſtitutionelle Verfaſſung Neapels, welche er kaum gegeben hatte, in Blut, Mord und Verrath wieder auflöſte und ſeinem Volke über ihren eigenen Häuptern entzweiſchlug. König Ferdinand hatte die neuen Kammern, der auf dem Papiere ſtehenden Conſtitution gemäß, einberufen, und ſah gewiß ſogleich zu Anfang ein, daß er die Königliche Macht mit dieſen Kammern nicht werde theilen können. Auf der andern Seite waren geheime Vorbereitungen für die Republik gemacht worden, welche an der franzöſiſchen Flotte, die im Hafen von Neapel lag, ihren Anhalt gefunden zu haben ſchienen. Die

Deputirten hatten ſich ſchon in ihrer erſten Sitzung über die Eidesleiſtung mit ihrer Regierung nicht einigen können, bald glaubte man ſich vom König verrathen und betrogen, in der Straße Toledo wurden Barricaden gebaut, und es begann ein Kampf, der Ströme von Blut hervorrief, zwiſchen den Truppen des Königs und der Nationalgarde.

In dieſem Augenblick rief der König ſeine alten Freunde im Hafen, die Lazzaroni, zu ſeinem Beiſtande auf, und dieſer Heerbann ſäumte nicht, in gewaltiger Anzahl ihm Folge zu leiſten. Die Lazzaroni ſchlugen ſich für ihren König gegen das Volk mit beiſpielloſer Tapferkeit, man rechnete, daß mehr als vierzehntauſend Menſchen allein von ihrer Hand gefallen und hingewürgt wären, und die Rhede wurde rothgefärbt von dem Blut, das aus den Straßen Neapels bis zum Meere herunterfloß. Die Lazzaroni waren niemals conſtitutionell geſinnt geweſen. Bald nachdem Ferdinand die Conſtitution von 1848 gegeben, war er durch die Straßen von Neapel geritten, um ſich dem Volke zu zeigen. In der Straße Toledo war er mit ungeheurem Jubel begrüßt worden, denn dort wohnte die höhere Bourgoiſie, die der Conſtitution zujauchte, weil ſie durch dieſelbe ihre Intereſſen gefördert zu ſehen

glaubte. Ebenſo war es ihm auf der Chiaja ergangen, wo die Ariſtokratie und die hohe Finanzwelt ihre prächtigen Häuſer beſitzen, denn auch dieſe Klaſſen waren für die Conſtitution, die ſie als einen Schutz für ihre beſonderen Rechte und Intereſſen gegen den Thron herbeigewünſcht hatten. Aber als der König in den Hafen hinabritt, fand er dort Alles ſtill, keine Freudenbezeugungen ließen ſich mehr auf ſeinem Wege vernehmen, und kein einziges Evviva ſchallte ihm von den Lippen der Lazzaroni. Dieſe Männer wußten zwar nicht, was eine Conſtitution eigentlich bedeuten ſollte, aber ſie ſahen es für ein ſeltſames, nebelhaftes Ding an, das zwiſchen ihnen und ihrem geliebten König ſtehen ſollte, und es war ihnen nicht wohl dabei zu Muthe geworden. Sie wollten ihren König, und nichts als ihren König, und dieſen ſahen ſie ſich durch das räthſelhafte Geſpenſt, welches Conſtitution hieß, beſchattet. Die Lazzaroni kehrten dem König ſtumm den Rücken, als er jetzt im Gepränge des Conſtitutionsgebers an ihnen vorüberritt. Einige Monate nachher aber, als König Ferdinand ſeine Abgeſandten in den Hafen ſchickte, um die Lazzaroni in den Kampf zu rufen, erſchienen ſie wie tobende Rachegeiſter, die den böſen Lindwurm der Conſtitution mit

ihren Händen erwürgen ſollten. Gerade in dieſen Tagen war das Blut des heiligen Januarius in ſeinen beiden Kapſeln wieder flüſſig geworden und empor geſprungen, und die Lazzaroni nahmen es für ein gutes Zeichen, daß der Schutzheilige Neapels wieder einmal blute. Ihre Leidenſchaft wurde dadurch zur Raſerei angefacht, und auch ihr Vortheil trat in's Spiel, denn es konnte nicht fehlen, daß ein Theil der Stadt auch ihrer Plünderung anheimfiel. Die Lazzaroni haben zwar die geringſten Bedürfniſſe, und leben Tagelang von einigen Gran, welche ſie ſich durch die kleinſte Handleiſtung verdienen können. Aber wenn ſie aus ihrer Ruhe aufgetrieben werden, um ſich bei öffentlichen Bewegungen zu betheiligen, haben ſie noch jedesmal die Plünderung der Stadt als ihren Löwen-Antheil verlangt. Sie haben ſich dann ſtets als die Wilden gezeigt, die, wie überhaupt die niedere Klaſſe in Neapel, außerhalb der civiliſirten Geſellſchaft ſtehn, und mit einem Wonneſchauder ohne Gleichen einmal ihren Beſuch in den Häuſern der Beſitzenden machen. Dieſem gefährlichen Gelüſte iſt aber nicht immer nachgegeben worden, und ſelbſt Ferdinand I. hinderte bei ſeinem Einzuge in Neapel ſogar, daß die Lazzaroni das Schloß Joachim Murats in Neapel plünderten,

das sie sich mit seinen Schätzen zur Beute ausersehen hatten. Ferdinand II. dagegen ließ die Lazzaroni am 15. Mai 1848 zum Lohn ihrer blutigen Thaten in ganz Neapel plündern, denn die Bevölkerung sollte es auch mit ihrem Eigenthum empfinden, was es heißt, ein constitutionelles Regime zu haben. Es war gelungen, den ersten vernichtenden Schlag gegen die neue Constitution zu thun, sie hatte die Lebensfähigkeit schon im Augenblick ihrer Geburt verloren, und in das ihr längst gegrabene Grab wurde sie im Februar 1848 schließlich hineingelegt. Die Kerker Neapels nahmen in ihren abscheulichsten Höhlen die Schaaren der Gefangenen auf, welche dem constitutionellen System zum Opfer gefallen waren, und unter denen der edle Poërio am qualvollsten die Schuld bezahlen mußte, der eigentliche Schöpfer und Rathgeber der neapolitanischen Verfassung beim König gewesen zu sein.

Den König hatte aber seitdem eine düstere, fast abergläubische Scheu vor seiner eigenen Hauptstadt befallen, und er entschloß sich jetzt nur noch höchst selten, Neapel zu betreten. Er vergrub sich das ganze Jahr hindurch in seinen um Neapel gelegenen Landschlössern, und zuletzt kam er nur noch zu dem großen Volksfeste Piedigrotta am 8. September nach Neapel.

Das Feſt von Santa Maria di Piedigrotta iſt das Feſt der ganzen Bevölkerung des Reichs, die an dieſem Tage von nah und fern zuſammenſtrömt, und mit tauſend Poſſen und dummen Streichen eine Art von Narrenfeſt feiert, das ſich an den Dienſt der Madonna in der Kirche am Poſilipp, welche die Königin der Madonnen iſt, anſchließt. Das Militair nimmt Antheil an dieſem größten aller neapolitaniſchen Volksfeſte, es wird zuerſt eine feſtliche Parade abgehalten, und dann bilden die Truppen vom Königlichen Palaſte bis zur Santa Maria di Piedigrotta ein feierliches Spalier, durch welches der König und die Königin in dem prachtvollen Gallawagen hinfahren, um ſich unter dem Donner der Kanonen, die auf den fünf Kaſtellen gelöſt werden, nach der Kirche zu begeben. An dieſem Tage kann und darf der König nicht fehlen, und auch Ferdinand II. verſäumte bis zu ſeinem Tode niemals das Piedigrottafeſt, obwohl er ſich auf demſelben ſeinem ganzen Volke zur Schau ſtellen mußte. Aber es mochte ihn auch wieder darnach verlangen, ſeine Freunde, die Lazzaroni, in Neapel um ſich zu ſehen, und ihnen den Beſuch zu erwiedern, den ſie ihm in Gaëta und Caſerta das ganze Jahr hindurch abſtatteten. Denn die Lazzaroni bildeten in

den bunten, von allen Volkstrachten durchwogten Menſchenmaſſen des Piedigrottafeſtes ſtets eine den Augen des Königs beſonders wohlgefällige Erſcheinung.

Nach dieſem Feſt zog ſich der König mit der Königin jedesmal nur um ſo ſtrenger wieder in die Einſamkeit ſeiner Landſchlöſſer zurück. Die Königin Thereſe, eine Tochter des Erzherzogs Karl von Oeſterreich, wird häufig als die Urſache angegeben, daß Ferdinand ſeit dem Jahre 1848 niemals wieder einen längeren Aufenthalt in Neapel nahm. Die Königin hatte ſeit den Begebenheiten dieſes Jahres einen unauslöſchlichen Haß gegen Neapel gefaßt, und ſie ſuchte die Kluft, die zwiſchen dem König und der Hauptſtadt entſtanden war, nur immer tiefer aufzureißen. Sie bot deshalb ſtets allen ihren Einfluß auf, um den König fern von Neapel zu halten, und dieſe Entfernung nahm bald einen principiellen Charakter an, und wurde dem König zum Verwurf gemacht, während in Neapel ſelbſt die Beamtenwillkür dadurch ihren höchſten Gipfel erreichte. Ferdinand II. hatte, trotz Allem, bei den Neapolitanern noch immer eine große Anhänglichkeit beſeſſen, aber darüber konnten ſie nicht hinwegkommen, daß der König die Hauptſtadt verlaſſen habe, und es wurde dies als eine Art per-

ſönlicher Ehrenkränkung in allen Kreiſen der Bevölkerung empfunden. Die politiſche Unzufriedenheit empfing davon ihre unaufhörliche Nahrung, und beſonders war es der Adel, von dem in den letzten Jahren die gefährlichſte Oppoſition ausging, und der eine Abdankung Ferdinand's herbeizuführen ſtrebte, um vermittelſt des jungen Thronerben die Conſtitution wiederherzuſtellen. Der beſondere Haß des Königs gegen den Adel hatte ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten kundgegeben, und ſelbſt ſeine Freundſchaft mit den Lazzaroni war weſentlich darauf berechnet, die Ariſtokratie zu ärgern und ihr ſchlimme Gegner aus dieſem Kreiſe der Bevölkerung auf den Hals zu hetzen. Der Adel wurde unter der Regierung König Ferdinand's faſt zum Leidensthier für die ganze Geſellſchaft gemacht. In einem der ſchönſten Stadttheile von Neapel wurde durch den kleinen Hügel von Sancta Maria degli Angeli ein Tunnel gegraben, der aber in Folge der Sorgloſigkeit, womit dabei zu Werke gegangen war, einſtürzte, und nicht nur die darauf ſtehenden Paläſte nach ſich riß, ſondern auch andere in der Nachbarſchaft bedeutend beſchädigte. Niemand zweifelte, daß dies Unglück einzig und allein die Schuld des Bau-Unternehmers ſei, und daß die Beſchädigten

in den Novellen des Buches der Liebe, (im Jahre 1587 in Frankfurt am Main von dem Buchhändler Feyerabend herausgegeben,) welches die reizenden Erzählungen von der schönen Magellone, dem Kaiser Octavianus, Flos und Blancheflos und m. a. enthält. *) —

*) Vgl. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Thl. II. S. 229 flgd.

Anſprüche auf eine Vergütung hätten, aber das Urtheil, welches von dem König perſönlich beeinflußt worden ſein ſoll, fiel ganz anders aus. Es wurden vielmehr die Eigenthümer dieſer Paläſte, deren Namen den bedeutendſten ariſtokratiſchen Geſchlechtern Neapels angehörten, dazu verurtheilt, den Tunnel reinigen zu laſſen, und dem Bau-Unternehmer Schadenerſatz zu leiſten, weil ihre Paläſte zu ſchwer ſeien.

In Gaëta und Caſerta, wo ſich der König in der letzten Zeit am liebſten verbarg, hatte er ſich eigentlich nur mit ſeinen religiöſen Uebungen, die von Tag zu Tag finſterer und härter wurden, und mit der geheimen Polizei, die ſeine Lieblingsangelegenheit geworden war, beſchäftigt. Der König hatte die geheime Polizei, die unter ſeiner Regierung ſo fürchterliche Männer, wie Campagna, Mazza und Deſpagnolis zu Chefs gehabt, ſtets als ein beſonderes Studium betrieben und zu einem ganz für ſich beſtehenden Regierungs-Organismus gemacht, der unabhängig von allen Miniſtern daſtand. Die Polizei war für den König Ferdinand eine andere Art heiliger Inquiſition geworden, als deren Großmeiſter er ſich betrachtete, und durch deren grauſamſte und nachſichtsloſeſte Ausübung er ſich nicht minder im Himmelreich anzukaufen

glaubte, als durch die Gebete, Kasteiungen und Qualen, die er sich auferlegte und die ihn beständig wunde Kniee von dem bußfertigen Herumrutschen in seinen Gemächern davontragen ließen. Religion und Polizei füllten die ganze Seele des Tyrannen aus und flossen zu einer einzigen Richtung in ihr zusammen. Schaarenweise waren die Priester stets um den unglücklichen König versammelt, außer den Lazzaroni war der Clerus der einzige Stand, welcher diesem König aufrichtig und inbrünstig anhing, und während die Geistlichen aller Art Tag und Nacht mit ihm knieten, und seinen Geist, dem es in früherer Zeit an Wissen und Energie nicht gefehlt, mehr und mehr verdunkelten, behielt er seine Intelligenz nur für die allergemeinsten Polizeikniffe übrig. Mit seinen Gebeten flogen zugleich die Sbirren nach allen Seiten hin aus seinem Cabinet aus, und wurden in's Land gesandt, um die zweifelhaft Schuldigen und offenkundig Unschuldigen zu ergreifen, und durch Trug und Gewalt aller Art Eigenthum und Familie, Ehre und Freiheit zu zerstören.

Es ist der Charakter aller Tyrannen, daß Religion und Polizei in ihnen zu einem und demselben Geschäft sich verbinden, denn auf der einen Seite wird die Furcht, auf der andern werden die Gewissensbisse durch

IV.

Die Lazzaroni und König Ferdinand II.

Es war lehrreich, zu ſehen, wie die religiöſe Polizei-Maſchinerie Ferdinand's II. ſich gegen ſein eigenes Land gekehrt hatte, um es zu verderben.

Die Sbirren wurden bald die gefährlichſten Mitſchuldigen der Diebe und Verbrecher, und erſt vor einiger Zeit entdeckte man in Neapel eine förmlich organiſirte Diebesbande, die unter der Leitung königlicher Beamten arbeitete und bei der mehrere Mitglieder höheren Chargen der Polizei angehörten. Die Beamten, welche ſich ſeit der Entfernung des Königs von der Hauptſtadt als die unumſchränkten Herren in Neapel zu gebärden anfingen, hatten doch mehr noch, als durch ihre Rohheit und Brutalität, durch ihre allgemeine Beſtechlichkeit zum Ruin und zur Entſittlichung des ganzen Landes gewirthſchaftet.

Keine Behörde that auch im Dienſtlichen mehr

ihre Schuldigkeit, die öffentlichen Anſtalten betrogen als wenn man in eine Diebesſchenke gekommen wäre, und der Verkehr im Innern des Landes war durch die Unfahrbarkeit vieler Straßen und durch ihre Unſicherheit faſt unterbrochen.

Die klugen Lazzaroni wußten wohl, daß Alles beſſer ſein würde, wenn der König ſich entſchließen wollte, wieder in Neapel zu wohnen, auf dem Königsſchloſſe, vor dem ſie am liebſten ihre Sieſta abhielten.

Sie beriethen ſich vor einigen Jahren mit ihrem Capo Lazzaro darüber, und kamen überein, daß eine Deputation aus ihnen erwählt werden ſolle, um ſich nach Caſerta zu begeben, wo ſich der König damals gerade auf ſeinem Sommerſitz befand.

Der König ſollte im Namen aller Lazzaroni gebeten werden, wieder in Neapel ſeinen dauernden Aufenthalt zu nehmen, und ſeine mächtigen Freunde im Hafen verſprachen ihr Leben dafür einzuſetzen, daß ihm kein Haar gekrümmt werden ſolle.

In Caſerta, das in der paradieſiſchen Ebene der Campagna Felice liegt, iſt das alte Schloß Karls III., ein Rieſenbau von dem ungeheuerſten Umfange, welchen dieſer Monarch, den man vielfach mit Ludwig XIV.

verglichen, hier aufführen ließ, um ſich ebenfalls eines Verſailles oder Escurial rühmen zu können.

Es iſt dies ein wahrhaft ſtaunenswürdiges Schloß, das durchunddurch von den koſtbarſten Marmorarten erbaut iſt, und durch ſeine Maſſenhaftigkeit ebenſo ſehr wie durch ſeine Symmetrie die größte Bewunderung erregt.

Die Monumente aus vielen zerſtörten Städten des Alterthums ließ Karl III. kunſtvoll zu dieſem Bau verwenden, und zu den 4232 Zimmern, die ſich in dieſem Schloſſe befanden, fügte Joachim Murat, der Mann der Prachtbauten, noch neue hinzu, indem er den rieſenhaften Vorſaal, auf den er eine Million verwandte, und den neuen Thronſaal, der aber nicht vollendet wurde, erbauen ließ.

Hier hatte Ferdinand II. mit ſeiner zahlreichen Familie ſeinen Lieblingsaufenthalt genommen, doch hatte er ſich ſelbſt in den am wenigſten prächtigen Gemächern des Erdgeſchoſſes auf der weſtlichen Seite des Palaſtes eingerichtet, wo er in den Zimmern wohnte, deren Fenſter nach dem kleinen engliſchen Park, den Karoline, die Gemahlin Ferdinands I., anlegen ließ, hinausliegen.

Die eigentlichen Prachtgemächer der erſten Etage,

die auf der Südſeite nach dem Schloßplatz führen, waren für die Prinzen des königlichen Hauſes beſtimmt, welche die Zeit, in der ſie nicht in Neapel auf Abenteuern umherflogen, oder auf ihren bei der Hauptſtadt gelegenen Villen verweilten, hier in der düſteren klöſterlichen Zucht des Schloſſes, unter den Augen des Königs und ſeiner Beichtväter, beſonders aber unter der ſtrengen Hut, welche die Königin dem Kronprinzen angedeihen ließ, zubringen mußten.

Der Aufenthalt in dieſem Schloſſe muß, ungeachtet ſeiner Pracht, etwas Schaudererregendes haben, und es ſchien nur ein Grab von Jaspis, Alabaſter und Porphyr zu ſein, das die Bewohner dieſes Palaſtes umhegte.

In den neuen Vorſaal Joachim Murats hatte König Ferdinand ſeine Audienzen verlegt, denn ungeachtet ſeiner finſtern Zurückgezogenheit von der Hauptſtadt nahm er noch immer Jeden an, der aus Neapel kam, und den König zu ſprechen begehrte.

Seine Audienzen, die er beſonders allen Leuten aus dem Volke bereitwilligſt gewährte, waren aber in einem eigenthümlichen Stil eingerichtet worden. Es mußten ſich Alle auf Einmal in einem Kreiſe in dem Saale aufſtellen, aber ſo, daß der Eine von dem An-

dern in einer ziemlichen Entfernung ſtehen blieb, und der König jeden Einzelnen genau überwachen laſſen konnte, und auch ſelbſt zu beobachten vermochte.

Der König ging dann von Einem zum Andern, und nahm mit düſterer Einſylbigkeit die mündlichen und ſchriftlichen Bittgeſuche entgegen.

An einem ſolchen Tage, wo Audienz auf dem Schloſſe zu Caſerta ſtattfand, waren auf der Allee, die von Neapel heranführt, ſchon am frühen Morgen ungeheure Staubwolken aufgeflogen, auf dem Schloſſe war man ängſtlich geworden, aber man erfuhr bald, daß es mehrere Tauſende von Lazzaroni ſeien, die ſich nach Caſerta heranbewegten.

Der König ſchien anfangs ruhig zu bleiben, da er von ſeinen alten Anhängern unmöglich etwas Uebles befürchten konnte, aber die Königin, die ſich bei der Kunde von den heranziehenden Lazzaroni entſetzlich erſchrocken hatte, ſteckte den König an mit ihrer Furcht.

Sie rief ihm die Schreckensſcenen von 1848 wieder ins Gedächtniß zurück, und Ferdinand begann zu erbleichen und zu zittern.

Die Königin fragte: „warum es nicht möglich ſein ſollte, daß auch die Lazzaroni, die alten Stützen des Throns, wankend geworden wären?“

Die Beichtväter, die rasch herbeigerufen worden, fügten hinzu: daß auf Erden Alles wankend sei, und daß nur die Gnade der Madonna, ohne zu wanken, ewiglich bestehn werde.

Inzwischen aber waren die Lazzaroni, wie eine wimmelnde Schaar von Heuschrecken, an der Landstraße heraufgestiegen, und hatten sich dem Schlosse genähert.

An ihrer Spitze befand sich, wie immer bei besondern Gelegenheiten, ihr Oberhaupt, der Capo Lazzaro, ein Mensch von riesenhafter Größe, der in der Tracht eines Fischers gekleidet war.

Schon hatte sich die ganze unabsehbare Masse herangewälzt, sie hatten friedfertige Mienen, sie schwenkten jubelnd ihre wollenen Mützen in die Höhe, zum Zeichen ihrer Ankunft, zum Gruß für König Ferdinand, den sie einmal in Caserta besuchen wollten.

Man wollte den König mit diesem Jubel herausrufen, um ihm eine wohlüberlegte Bitte vorzutragen. Ein Theil der Lazzaroni begann sich bereits zu lagern, um in aller Bequemlichkeit den König zu sehen und zu hören.

In den von Marmorsäulen getragenen Hallen, durch welche die Thore des Schlosses miteinander ver-

bunden ſind, ſaßen und lagen überall die Lazzaroni in den groteskeſten Gruppen umher, einige ſchaukelten ſich ſogar auf den Knieen der koloſſalen Herkulesſtatue, die dort aufgerichtet ſteht.

In den Zimmern des Königs wurde ein Familienrath abgehalten, in welchem die Königin und die Geiſtlichkeit dahin entſchieden, daß der König nicht hinaustreten, und ebenſo wenig eine Deputation der Lazzaroni empfangen ſolle. Denn man wiſſe nicht, was dieſe gefährlichen Leute im Schilde führen könnten.

Ein ſolcher Auszug aus Neapel nach Caſerta, den der König nicht befohlen, ſei an ſich ſchon eine Revolution.

Von den königlichen Prinzen war Niemand zugegen, als der erſte Sohn des Königs, der Herzog von Calabrien, während die übrigen Prinzen wie gewöhnlich in Neapel umherſchwärmten. Der junge Herzog von Calabrien konnte ſich aber mit der Meinung der Königin, die, wie immer, den Ausſchlag geben wollte, nicht einverſtehen.

Der Thronfolger Neapels und die Königin hatten ſich ſtets in allen ihren Meinungen und Stellungen widerſtrebt.

Franz war aus der erſten Ehe Ferdinands mit

2.

Was die Minnesänger für die Poesie der Sprache gethan, geschah für die Prosa durch die Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts. Man könnte den genialen Dominicanermönch Johann Tauler den Minnesänger der Prosa nennen. Die Sprache des Waldes, der Liebe, der Träume, der Nachtigallen war mit Conrad von Würzburg in Deutschland verklungen, da erhob sich die Sprache der stillen Zelle, der Andacht, der mystischen Gottinnigkeit. Die christliche Mystik wurde der bewegende Inhalt, der nicht nur die Prosa zu einer höhern Kunst ausbildete, als es die deutsche Canzlei vermochte, sondern auch an der Sprache ganz neue und höchst bedeutsame Elemente entwickelte. Dies war das speculative Wesen der deutschen Sprache, das plötzlich in ihr zu schaffen anhub. Die irdische Schön-

der Prinzeſſin Chriſtine Marie von Sardinien hervorgegangen, und hatte nie die Gnade ſeiner königlichen Stiefmutter gehabt. Sie gab ihm eine iſolirte und gequälte Stellung in der königlichen Familie, und man ſagte ihr ſogar nach, daß ſie ihn künſtlich und gewaltſam an einer Erziehung zu hindern geſucht, wie ſein ſtrebſamer Geiſt und ſeine Beſtimmung für den Thron ſie verlangten.

Sein Lehrer war ein alter unwiſſender Abbate von 85 Jahren geweſen, der, ſtatt Einfluß auf die Bildung des jungen Prinzen zu haben, vielmehr der körperlichen Wartung deſſelben anheimfiel, da er in den Lehrſtunden gewöhnlich vor Schwäche zuſammen ſank.

Namentlich auch von der Uebung in den ritterlichen Künſten hielt ihn die Königin zurück und nie ſah man ihn in Neapel auf einem Pferde erſcheinen.

Heut aber ſollte der Zwang, welchen die hartherzige Königin an dem Thronfolger geübt, zur Beruhigung der ganzen Familie dienen. Die Königin hatte nicht erlauben wollen, daß der Kronprinz mit ihrem eigenen Sohne, dem Grafen von Girgenti, einem dreizehnjährigen Knaben, welchen Franz ſehr liebte, einen Spaziergang unternahm, und ſo war er

zu Hauſe, als der ſeltſame Zug der Lazzaroni vor dem Schloſſe von Caſerta anlangte.

Der junge Herzog ſprach jetzt ſeine Meinung ganz feſt dahin aus, daß man doch erſt erfahren müſſe, was die Lazzaroni wollten, und daß man ihnen jedenfalls einen Beſcheid ſchuldig ſei.

Dies leuchtete endlich ein, und man übertrug die Verhandlungen mit den Lazzaroni dem jungen Prinzen ſelbſt, der ſich in freundlicher, feſter Haltung zu ihnen hinausbegab.

Es war ſchon ruchbar geworden, daß die Lazzaroni die Rückkehr des Königs nach Neapel begehren wollten, und der König, der ſich mit ſeinem Beichtvater in ſein Cabinet begab, um von neuem zu beten, beſchwor den Prinzen, das Volk in dieſer Sache Einfürallemal zur Ruhe zu weiſen.

Der Herzog von Calabrien hielt eine vortreffliche Anrede an die Lazzaroni. Er machte ihnen bemerklich, daß der König ſeit längerer Zeit leidend ſei, daß er der Ruhe auf dieſem ſtillen Schloß bedürfe, und daß ſie ihn ebenſo wenig heut in Caſerta ſehen könnten, als er zu ihnen nach Neapel kommen könne.

Der König werde aber Neapel nie vergeſſen, und noch weniger aufhören, an ſeine geliebten Lazzaroni

zu denken, denen er, ſobald er wieder nach Neapel kommen könne, zu allererſt ſeinen Beſuch abſtatten würde.

Unzählige Bravorufe der Lazzaroni, und ein unaufhörliches Schwenken der Mützen folgte dieſer Rede des Prinzen, der ihre Wirkung noch dadurch ſteigerte, daß er dem Capo Lazaro eine Summe Geldes zur Vertheilung unter den zu ihrem König wallfahrenden Pilgern übergeben ließ, um ihnen die weite Heimreiſe nach Neapel dadurch angenehm zu machen.

Nachdem es dem jungen Kronprinzen gelungen war, die Lazzaroni auf dieſe Weiſe zu einem fröhlichen Abzug zu bewegen, hatte er es eine Zeitlang beſſer, als ſonſt, bei der Königin, die ihm wegen ſeiner Unerſchrockenheit und Gewandtheit ihre Bewunderung nicht verſagen konnte.

Der Vorgang in Caſerta wurde übrigens Urſache, daß die Königin, die ſtets nur in Haß und Furcht an Neapel dachte, auch auf den Gedanken kam, daß die Sommer-Reſidenzen des Königs kriegeriſch bewahrt und befeſtigt werden müßten.

Der König, der ſchon damals in der That ſehr leidend war, gab dieſen ängſtlichen Vorſtellungen Gehör, und es wurde an den Feſtungswerken von Gaëta,

das zuerſt an die Reihe kommen ſollte, von neuem gearbeitet, um es zu einem der ſtärkſten Kriegsplätze von Europa zu erheben.

Auch in das ungeheure Schloß von Caſerta ſollte eine Beſatzung mit mehreren Kanonen gelegt werden, doch kam dieſer Gedanke nicht mehr zur Ausführung, da der König bald darauf den Aufenthalt in dem ſicheren Gaëta vorzuziehen begann.

Dagegen war der König in ſeiner letzten qualvollen Lebenszeit auf die ſeltſame Idee gekommen, ſich mitten unter den Ruinen von Pompeji ein Haus erbauen laſſen zu wollen.

Es ſollte dies in eigenthümlicher Ausbildung eines der neuerlichſt ausgegrabenen Ruinen-Häuſer geſchehen, und der König hoffte in dem paradieſiſchen Klima von Pompeji einen neuen Aufſchwung ſeiner Kräfte in den ſo ſchrecklich herangekommenen Tagen ſeiner Krankheit zu finden.

Aber die Königin widerſtrebte dieſem Plan, ſie glaubte den König in einer leichten Villa ganz in der Nähe Neapels nicht ſicher genug, und die Energie, mit welcher die Königin ſtets ihren Willen durchzuſetzen verſtand, hinderte die Ausführung.

Den König Ferdinand hatte eine Krankheit ge-

quält, die als eine Auflösung des Organismus in seinen eigenen verderbten Säften sich schon lange angekündigt hatte.

Diese Auflösung ist die eigentliche Tyrannen-Krankheit, die den Feind des Volks und der Freiheit zuletzt an seiner eigenen Schlechtigkeit platzen und sich vernichten läßt.

Zur Zerstreuung des Königs von seinem Trübsinn war seit dem Jahre 1848 Manches geschehen. Seine letzte Erheiterung war die neue Maitresse gewesen, eine junge hochgewachsene blonde Berlinerin, Fräulein B—r, die in Neapel zur Gräfin und zur tröstenden Freundin des kranken Königs geworden war.

Aber als endlich die Eiterungs-Processe in dem königlichen Körper ausbrachen, war auch diese Zerstreuung für ihn vorbei. Ferdinand II. regierte noch von seinem unsaubern Sterbebette aus, denn bis zu seinem letzten Athemzuge ließ sich der absolute Regent von seinen Ministern Alles vorlegen, was in Neapel geschehen sollte, während in allen Kirchen für ihn gebetet und gesungen werden mußte.

So lange es ging, wurde der sterbende König vor allen uneingeweihten Augen verborgen.

Die Königin verfolgte in der letzten Zeit offenbar

den Plan, den erſten Sohn ihrer eignen Ehe, den Grafen von Trani, durch eine unwiderſtehliche Kataſtrophe auf den Thron Neapels zu bringen und den Herzog von Calabrien von der Thronfolge auszuſchließen.

Die Gunſt, in welcher der rechtmäßige Erbprinz bei dem liberal geſinnten Adel und Bürgerthum ſtand, und die Ausſichten auf eine gewaltſame Thronveränderung, welche in der letzten Regierungszeit des Königs öfter von dieſer Seite her gedroht, hatten die Entſchlüſſe der Königin zur Reife gebracht.

Es ſchien auch aus dieſem Grunde der vorgeſchrittene Krankheitszuſtand des Königs ſo lange als möglich verheimlicht zu werden, um alle nöthigen Vorbereitungen zu vollenden.

Aber die Königin hatte keine Partei, auf deren Handeln zu rechnen geweſen wäre, und Franz II. ſtieg unbehindert auf den Thron Neapels.

Die Schwierigkeiten, welche ihm der Graf von Trani in der erſten Zeit durch meigenächtiges Vordrängen bei den Regierungshandlungen, namentlich bei den Verhandlungen des Staatsraths, bereiten zu wollen ſchien, traten bald vor der Energie des jungen Königs zurück.

Er nahm mit der jungen Königin ſeinen Sitz auf dem ſchönen Schloß Capo di Monte in Neapel, und die Lazzaroni hatten nun wieder einen König in ihrer Mitte. Es iſt aber ein König, von dem Adel und Bürgerſtand große Erwartungen hegen, und die Lazzaroni haben ſich darum noch keineswegs geneigt bewieſen, vor dem Schloß Capo die Monte ihre Sieſta abzuhalten. Sie geben noch immer dem Palazzo Reale, in dem einſt Ferdinand II., der Tyrann gewohnt, den Vorzug.

Druck von G. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstr. 81.

Italieniſche Zuſtände.

Von

Theodor Mundt.

Vierter Theil.

Berlin.
Druck und Verlag von Otto Janke.
1860.

Rom und Neapel.

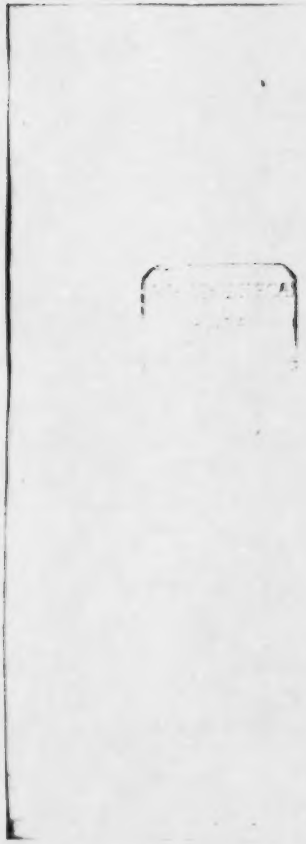
Von

Theodor Mundt.

Zweite Abtheilung.

Berlin.
Druck und Verlag von Otto Janke.
1860.

heit in den Minnesängern, die alle sinnliche Blüthe der Sprache hervorlockte, verging vor den trunkenen Augen der Mystiker in die Anschauung des Unsichtbaren, an das sich die hingebende Seele mit ihrer ganzen innern und äußern Existenz verlor. Für diese überirdischen Abstractionen, dieses Verlorensein der Gefühle in die unmittelbare Einheit mit Gott, mußte erst eine neue Diction geschaffen werden, denn für den Ausdruck des übersinnlichen Lebens, der Gedankenwelt, hatte die deutsche Sprache noch keine Töne, keine Wörter. Sie wurde zum ersten Mal in ihren metaphysischen Grundkeimen angeröhrt und entfaltete die wunderbarste Fähigkeit für den abstracten Gedanken. Diese Sprache der mystischen Anschauung wurde um so eigenthümlicher, da sie das Uebersinnliche, das sie auszudrücken hatte, doch wieder in das sinnliche Element der Poesie tauchte und die speculative Vorstellung am Ende nur in Bildern am vollständigsten anzudeuten wußte. Denn das Verhältniß zum Göttlichen, zu Christus, zur heiligen Jungfrau, hatte sich ebenfalls zu einem inbrünstigen Minneverhältniß gestaltet. Gott ist in der Sprache



Inhalt.

I. **Eine Fahrt auf dem Poſilip.** (Die Paläſte in der Riviera di Chiaja. Die Hôtels der Geſandten. Villa des Herrn von Rothſchild. Das neue diplomatiſche Verhältniß von Frankreich und Oeſterreich. Die Villa Reale. Herr und Frau von Rothſchild. Anecdoten von Charles von Rothſchild. Der Graf von Aquila. Die Mergellina. Erinnerungen an den Dichter Jacopo Sannazaro. Das Grabmal des Virgil. Dante, Petrarca und Boccaccio. Der Lorbeer Virgil's und Friedrich der Große. Das Schloß der Königin Johanna von Neapel. Die Villa des Duca Rocca Romana und ihre Geheimniſſe und Wunder. Giovanna, die Gärtnertochter. Die fliegenden Fiſche. Der Duca Rocca Romana von Perſon. Villa Salza. Lady Salza und der Lazzarone. Die Fürſtin Bagnano. Die Villa des Grafen Aquila. Villa der Markgräfin von Anſpach. Villa des Sängers Lablache. Der Golf von Neapel in ſeiner Wunderpracht. Die Inſel Niſita. Lucullus. Poerio. Die Inſel Procida. König Ferdinand II. und ſeine Kerker. Ischia und Sorrent. Die Grotte des Poſilip.) . . S. 1 — 42.

II. **Das Wunder des heiligen Januarius.** (Die Kathedrale San Gennaro. Das Blut des heiligen Januarius. Die Blutheiligen der Stadt Neapel. Die Capella di Teſoro. Die Phiole mit dem Blut des Märtyrers. Geſchichtliche Wirkungen dieſes Blutes. Die Ceremonie des Wunders. Die Couſinen des heiligen Januarius. Ferdinand II. und die Ausſtellung des Blutes. Die phyſiſche und chemiſche Erklärung des Wunders. Die Infuſorien des Profeſſor Ehrenberg und die Wundererſcheinung des Blutes. Die Purpur-Monade in der Weltgeſchichte. Die Wunderpredigten des neapolitaniſchen Clerus.) S. 43 — 89.

III. **Kirche und Prieſter in Neapel.** (Neapel und Rom in der Frömmigkeit. Einfluß der Heiligen auf die Beleuchtung der Stadt. Der Cultus in den neapolitaniſchen Kirchen. Vereinigung der antiken und chriſtlichen Elemente. Die Heiligen und die alten Götter. Die Neapolitaner ſchlagen und ſchimpfen ihre Heiligen. Der neapolitaniſche Prieſter. Der Prieſter auf dem Corricolo. Der Prieſter als Cavalier. Der Prieſter als Geigenſpieler und Zeitungsleſer. Domenico Scotti Pagliara. Die Volksprediger. Erinnerungen an den Dominicaner Rocco. Der geiſtliche Stand bildet das Drittheil der ganzen Bevölkerung. Die Moralität des neapolitaniſchen Clerus. Die Verbrechen der Geiſtlichen in Neapel. — Aufhebung des Lehnsnexus der Päpſte über das Königreich beider Sicilien. Pius IX. in Neapel und Ferdinand II. Der weiße Zelter und die zwölftauſend Ducaten. Verwandlung der zwölftauſend Ducaten in Fasanen. König Ferdinand I. und Pius VII. Das Concordat von 1818. Die ſelbſtſtändige Organiſation der neapolitaniſchen Kirche. Der neapolitaniſche Erzbiſchof. Die Könige von Neapel als Vorkämpfer gegen Rom. Die Decrete Ferdinand II. in Kirchenſachen. Die Frömmigkeit Ferdinand II. Seine Maßregeln gegen die Civiltà cattolica. Entſtehung und Einrichtung dieſer Zeitſchrift. Die Austreibung der Jeſuiten unter Ferdinand II. Der Jeſuit Bresciani. Die Leitartikel des Pater Tapparelli in der Civiltà cattolica. Die Schickſale der Jeſuiten unter Ferdinand I. Die Lazzaroni und die Inquiſition. Widerſtand der Prieſter gegen volkswirthſchaftliche Einrichtungen. Der kleine Prieſter im Café Nocera. Die Klöſter in Neapel. Das Leben in den Benedictiner-Klöſtern. Der geſchlechtliche Wahnſinn in den Klöſtern. Die Brüderſchaften in Italien. Die proteſtantiſche Gemeinde in Neapel.) . . . . . S. 90—160.

IV. **Das Leben in Neapel.** (Neapel das unglücklichſte und verwilderſte Land Italiens. Die uncultivirten Landſtriche in Neapel. Poetiſche Begabung der Neapolitaner. Literatur und Bücher. Popularität Kant's in Neapel. Ferdinand II. und das Muſeo Borbonico. Das Portrait des Maſaniello von Nicco Spadaro. Das Cabinetto riservato. Die Venus Kallipygos. Ferdinand und König Johann von Sachſen. Die neapolitaniſchen Unterrichtsanſtalten. Galilei und Keppler. Die Kommiſſion für den öffentlichen Unterricht. Die Univer-

sität in Neapel. Die öffentliche Bibliothek. Das Lesezimmer für Blinde. Der Aberglauben. Der Jettatore und die Hörnchen. Das Lottospiel in Italien. Die Gerichtssitzungen. Mitschuld der Regierung bei den Verbrechen. Die Unsicherheit der Straßen. Vergleiche mit Rom. Der Räuber Parameno. Die Galeerensclaven. Volks- und Straßenleben. Die Fremden in Neapel. Die Mimik des Volkes. Die Muli.)
S. 161 — 221.

V. **Die Schreckenswirthschaft in Neapel und die neapolitanische Politik.** (Der junge König Franz II. und seine Erziehung. Intriguen der Königin, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Neapel und die österreichische Politik. Kaiser Franz und Metternich. Das englische Kriegsschiff im Golf von Neapel. Ferdinand II. und Rußland. Die Hoffnungen auf Franz II. bei seinem Regierungsantritt. Agente: Louis Napoleons in Neapel. Die sogenannten constitutionellen Gesinnungen Franz II. Das Testament des Obristen Pisacane. Neapel und die italienische Conföderation. Die Königin Maria Theresia. Die Camarilla. Monsignore Hallo. Obrist Latour. General Pianelli. Minister Troja. Die Intervention Neapels in Rom. General Filangieri. Murena. Der neue Terrorismus in Neapel. Der römische Polizeichef Graf Dandini in Neapel. Die neapolitanische Armee als Avantgarde einer Coalition gegen Frankreich. Der Haß der verschiedenen Truppentheile gegen einander. Verdienste Ferdinands II. und Franz II. um die Armee. Die heutigen Rüstungen. Graf von Caserta. Die Truppen an der Grenze der Romagna. Die Abdankung des Königs. Bedeutung einer neuen Revolution in Neapel. Die Kerker. Die Amnestie. Die Attendibili. Das Schreckenssystem unter Ferdinand II. Die Gräuel auf Procida. Das Gefängniß auf Ischia. Baron Porcari. Das Verhaftungssystem. Die Priester verrathen die Geheimnisse des Beichtstuhls. Die Tracht der Gefangenen. Fürst Cassero und die illberalen Concessionen. Charakter Franz II. und die italienische Nationalbewegung. Die großitalienische Partei in Neapel. Die sotta l'unità italiana. Die Carbonari und das junge Italien. Neapel ein wichtiger Entscheidungspunct der italienischen Nationalangelegenheit. Die liberale Partei in Neapel. Die Constitution und die Rea-

politaner. Der Adel und die Bürgerklaſſen. Die Unmöglichkeit, Neapel zu reformiren.) . . . . . S. 222 — 289.

VI. **Die Muratiſten in Neapel.** (Der Prinz Joachim Murat und der Kaiſer Louis Napoleon. Die Rolle Joachim Murat's. Der Thron ſeines Großvaters Joachim Murat. Bisherige Wirkungen der Muratiſtiſchen Partei. Neapel und die Franzoſen. Das Pulvermagazin auf der Inſel Baja. Coalition zwiſchen den Demokraten und Muratiſten in Neapel. Erinnerungen an die Herrſchaft Joachim Murat's. Der Maccaroni-König. Der erſte Nationalfeldzug Joachim Murat's für die Einheit Italiens.) . . . . . S. 290 — 307.

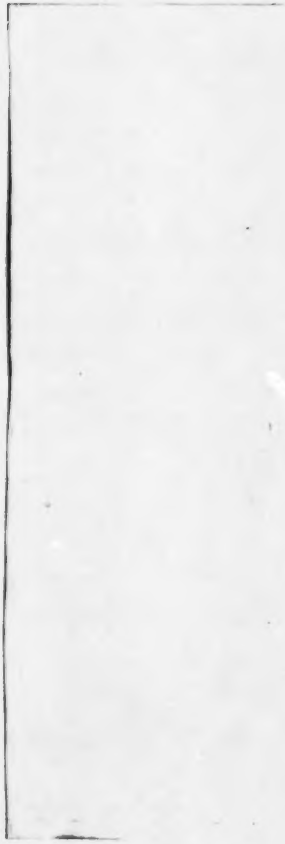
VII. **Römerinnen und Neapolitanerinnen.** (Der italieniſche Frauencharakter. Vergleich der Römerinnen und Neapolitanerinnen. Die Frauen und die öffentlichen Zuſtände. Italierinnen und Polinnen. Die Prinzeſſin Belgiojoſo. Die Einflüſſe der Italienerinnen auf Nationalität und Freiheit. Die Prieſter und die Frauen. Einwirkungen der Prieſter im Familienleben. Der Clerus und die Familie. Die Stunde der Prieſter in Italien. Der Aberglauben der Italienerinnen. Die Frauen in den mittleren Klaſſen. Die italieniſche Bourgeoiſie. Corruption der Frauen in den höheren und unteren Klaſſen. Der Beichtvater und der cavaliere servente. Die Proſtitution und die Volksfamilie. Die Erziehung der Italienerinnen. Die Kloſter-Penſionatrin. Die Erziehungshäuſer für Mädchen in Neapel. Eine Frau, die nicht ſchreiben kann. Die Italienerin und die Freiheit und Unabhängigkeit der Nation.) S. 308 — 318.

Italieniſche Zuſtände.

Vierter Theil.

Rom und Neapel.

Zweite Abtheilung.



I.

Eine Fahrt auf dem Poſilip.

Die Paläſte in der Riviera di Chiaja, wie die prächtige, vom Meeresufer bis zum Poſilip ſich erſtreckende Straße auf der Südſeite Neapels genannt wird, ſtrahlten heute im heiterſten Sonnenlicht, als wir in der Frühe des Morgens an ihnen vorüber fuhren, um die ſchon längſt beſchloſſene Spazierfahrt über den Poſilip auszuführen und das eigentliche Paradies der Ausſichten über Land, Stadt und Meer uns zu eröffnen. Die Riviera di Chiaja, welche die diplomatiſche und hocharistokratiſche Straße Neapels iſt, unterſcheidet ſich durch ihren ſtolzen Glanz und durch die feine und vornehme Zurückhaltung, die in ihrer ganzen Phyſiognomie liegt, ſehr weſentlich von der volkreich fluthenden Toledoſtraße, welche als die eigentliche Verkehrsader Neapels die Mitte der Stadt durchſchneidet, und vorzugsweiſe die Straße der gewerbſamen und kaufmänniſchen Bour-

geeiſie, des induſtriellen Lebenswirrwarrs in allen möglichen Richtungen und Maſken iſt. Neuerdings iſt aber die Riviera di Chiaja auch die Straße der hohen Finanz geworden, die ſich in allen Hauptſtädten jetzt mit der Ariſtokratie und Diplomatie miſcht und die negative Stellung zum Volke, die ſie mit jenen beiden Elementen gemein hat, auch durch das wahlverwandte Aufſchlagen ihrer Quartiere bezeichnet.

Dieſe ſchon oft gemachte Bemerkung drängte ſich uns auf, als wir jetzt an dem ſchönen Hauſe vorüberfuhren, welches Herr von Rothſchild, das jüngſte Mitglied der in ganz Europa herrſchenden Börſen-Dynaſtie, auf der Riviera di Chiaja bewohnt. Sein Haus, das nicht weit von dem prächtigen, durch ſeine wundervollen Gärten ausgezeichneten Palazzo Cellamare ſteht, iſt jedoch nur eine, von außen ſich ſehr einfach ausnehmende Villa, die in einem Garten zurückgebaut iſt und als Heimath ſo vieler Millionen ſich ungemein beſcheiden darzuſtellen ſcheint. Hier wohnt Herr Adolph von Rothſchild, der Sohn und Erbe ſeines unlängſt verſtorbenen Vaters Karl von Rothſchild, der das Geſchäft in Neapel gründete, und die Ehren und Gelder dieſes Familienzweiges bedeutend mehrte. Neben dieſer Villa Rothſchild ſteht ein faſt bürgerlich ausſehendes, zwei-

stöckiges Haus, in welchem die eigentliche Höhle dieser Millionenwirthschaft sich befindet, nämlich das Geschäfts-Comptoir, in dem das Rothschild'sche Geld in seiner kaninchenartigen Fruchtbarkeit mit allen europäischen Beziehungen buhlt. Ringsumher stehen, wie huldigend, die Paläste der auswärtigen Gesandten, deren Staatsgeheimnisse mit den Rothschild'schen Geldern und Wechseln so viel zusammenklingen.

Man sieht dort die französischen, österreichischen und russischen Gesandtschafts-Hôtels, und auf den Balcons stehen in eleganter Toilette die Damen der Diplomaten, wie es scheint, in die wunderbar herrliche Aussicht vertieft, die sich von hier aus über die Stadt, den Golf und die Landschaft darbietet. Vor den Thüren dieser Hôtels bläht sich der von Gold und Silber strotzende Portier, der sich jetzt nachdenklich auf den goldenen Knopf seines Stabes stützt, und recht nachdrücklich das Ei der politischen Weisheit, das drinnen in seinem Hôtel gelegt worden, auszubrüten scheint. Es ist der französische Portier, der sich dort so gewichtig und fragwürdig darstellt und offenbar jetzt der entscheidende Mann des Tages zu sein glaubt, wie schon aus dem halb gewogenen, halb übermüthigen Blick hervorgeht, mit dem er seinem Collegen und Nachbar, dem Portier

der Mystiker der „minniglíche Grund," in dessen Tiefe nicht nur mit dem Gemüth und der Abstraction hinabgestiegen wird, sondern aus dem auch die träumerische Verzückung alle Wunderblumen der Phantasie heraufsprießen und in allen Düften und Farben das Haupt des Schauenden umspielen läßt. So gestaltete sich die erste Prosa, die der Poesie ebenbürtig war, und doch auf einem ganz neuen und ihr eigenen Grunde ruhte. Das poetische Element dieser Prosa wurde zugleich die wirksamste Polemik gegen die scholastische Verstandesdürre des Jahrhunderts, und durch sie als Gegensatz hervorgerufen.

Das Haupt dieser Polemik war Tauler, der erste Philosoph in deutscher Rede. Er wurde um das Jahr 1294 in Cöln, nach Andern in Straßburg, geboren. Sein Leben ist dunkel, er scheint in Paris, wohin er noch als Dominicanermönch reiste, geistliche und gelehrte Studien in großer Ausdehnung gemacht zu haben. Nur sein Tod zu Straßburg am 17. Mai 1361 wird durch das sein Bildniß tragende Grabmal in jener Stadt ver-

des österreichischen Hôtels, der in diesem Augenblick ebenfalls unter seine Vorderhalle hervorschlendert, einen Gruß zunickt. Das neue diplomatische Verhältniß von Frankreich und Oesterreich, das sich uns in diesen Grüßen zu characterisiren schien, welche die beiden Portiers miteinander auswechseln, ist offenbar ein solches, an welchem dort der Portier der russischen Gesandtschaft keine Freude haben mag. Denn das Gebahren dieses Collegen scheint ein sehr trotziges und verachtungsvolles zu sein, und mit übereinandergeschlagenen Armen, ernst und zurückhaltend, sieht er den beiden diplomatischen Nachbaren auf der Riviera di Chiaja zu.

Wir fuhren weiter, nach der Villa Reale zu, die zwischen der Chiaja und dem Meeresufer mit ihren reizenden Gartenanlagen und Bosquets sich ausbreitet. Unsere Reisegefährten, mit denen wir die Fahrt gemeinschaftlich unternommen, hatten aber noch nicht wieder Sinn für neue Gegenstände, sondern verweilten noch in einer lebhaften Unterhaltung, die sich beim Vorüberfahren vor dem Hôtel Rothschilds über den jetzigen Besitzer desselben eben angeknüpft hatte.

Unser Freund, der an Herrn Adolph von Rothschild eine Empfehlung mitgebracht hatte, war noch er-

zürnt darüber, daß man ihm auf dem großartigen Comptoir deſſelben nicht einmal einen preußiſchen Hundertthalerſchein in die landesthümliche Münze hatte umſetzen wollen. Man hatte ihm geſagt, was ihm freilich in jedem kleinen Wechſelladen geſagt worden wäre, daß ſich in Neapel gar keine Gelegenheit biete, preußiſches Papiergeld wieder zu verwenden. Dafür hatte ihn freilich Herr von Rothſchild zum Diner geladen, auf dem man in prächtigen Räumen und in einer Geſellſchaft, in welcher der dritte Mann immer ein Principe und die dritte Dame immer eine Principeſſa geweſen, ſehr gut dinirt hatte. Aber dieſe Bereitwilligkeit der italieniſchen Ariſtokratie, eine Einladung bei Banquiers anzunehmen, hatten wir ſchon in Rom kennen gelernt, und unſer Freund verſicherte, daß das Rothſchild'ſche Diner darum nicht unterhaltender geweſen. Er fühlte ſich vielmehr noch jetzt darüber empört, daß Herr Adolph von Rothſchild faſt nur von ſeinen Pferden geſprochen habe, Frau von Rothſchild aber vorzugsweiſe nur auf Hunde und Affen, für welche ſie ſich beſonders zu intereſſiren ſchien, und von denen ſie ſelbſt eine ſehr koſtbare Auswahl beſaß, die Unterhaltung mit ihr hingelenkt habe. Indeß rühmte er die höchſt geſchmackvolle und glänzende Toilette der Frau von

Rothschild, deren kostbarer Schmuck in der neapolitanischen Gesellschaft berühmt geworden war. Allerdings schimmerte dieser Ruhm auch etwas in's Komische, denn Frau von Rothschild mußte jedesmal, wenn sie zu einer Gesellschaft ihren Schmuck anlegte, darüber ihrem Gemahl eine förmliche Quittung ausstellen, worin jeder einzelne Brillant, jedes Armband und jede Broche genau verzeichnet werden mußte. Es sind darüber die seltsamsten Geschichten im Gange, denn Herr von Rothschild soll oft, selbst vor Zeugen, einen wahren Höllenlärm erhoben haben, wenn die liebenswürdige Gemahlin, die in solchen Sachen nicht ganz ordentlich gewesen zu sein scheint, bei der Ablieferung diesen oder jenen Theil ihres Schmuckes nicht wieder beibringen konnte.

Dieser Schmuck soll freilich eine Art Nibelungenhort der Rothschild'schen Familie in Neapel sein, und vielleicht knüpft sich sogar ein finanzieller Aberglauben an den Besitz desselben, so daß er aus diesem Grunde, selbst ohne Rücksicht auf jede Galanterie gegen eine schöne Frau, wie ein unverlierbares Heiligthum von dem jetzigen Chef des Hauses gehütet wird. Doch scheint Herr Adolph allerdings nicht die großartigen Characterzüge an sich zu tragen, die seinem Vater, Herrn Karl von Rothschild, zu Zeiten nachgerühmt

wurden. Es war aber auch nur eine auf die Erbärmlichkeit der Welt wohlberechnete jüdische Schlauheit, mit welcher Herr Charles das eingeborene Knickerthum der Rothschilds hinter prunkenden Manieren zu verstecken und herauszuputzen wußte. So ging er öfter in Begleitung eines Factors, der einen ganzen Sack voll Grani hinter ihm her tragen mußte, in den belebtesten Straßen Neapels spazieren. Jeder arme Mann, der ihnen begegnete, erhielt einen Gran ausgezahlt, und Herr Karl von Rothschild pflegte dann mit einer höchst philosophischen Miene zu sagen: „Ich thue es blos, weil man sich Niemanden zum Feinde machen darf; denn wer weiß, wie mir dieser Mann, der sich jetzt für meinen Gran so freundlich bedankt, sonst einmal schaden könnte!“ Auf der andern Seite klebte aber auch Herr Charles von Rothschild auf die filzigste Weise an seinen Besitzthümern fest, und er sprach einmal sein schmerzliches Bedauern darüber aus, daß er einen silbernen Löffel, den er besonders liebte, nicht mit sich in das Grab hinübernehmen könne. Herr Adolph von Rothschild scheint seinem Vater ganz in diesen Fußtapfen gefolgt zu sein. Doch rühmt man ihm auch nach, daß er sich einige Verdienste um das Land zu erwerben angefangen, indem er in der Umgegend von

Neapel bereits mehrere Fabriken anlegen ließ, die für die Entwickelung der Industrie sehr belangreich zu werden versprechen. Vor einiger Zeit hat jedoch Herr Adolph von Rothschild ein gewaltiges Geschäft eingeleitet, indem er, gestützt auf den schlechten Ausfall der letzten Oliven-Ernte, alles Oliven-Oel im ganzen Lande aufgekauft und dadurch factisch ein Monopol in diesem wichtigen Ausfuhr-Artikel an sich gebracht hat. Die Oelpreise hängen jetzt in ganz Italien, und noch viel weiter greifend, von dem Ermessen des Herrn von Rothschild in Neapel ab.

Unter diesen Gesprächen waren wir der schönen Akazien-Allee gefolgt, welche uns von dem Haupteingange aus bis in die Mitte des Gartens, den man Villa Reale nennt, gelangen ließ. Indem wir vorwärts fuhren, sahen wir dort von der einen Seite das leise an seine Gestade pochende Meer, das durch den grünen Eichenhain, der sich am Ufer fortzieht, zu uns her schimmerte und uns mit seinen blauen Wunderaugen von fern grüßte. Dort aber, am Wege, strahlten uns weiße Marmorstatuen entgegen, die, zum Theil Copieen alter Meisterwerke der Kunst, uns daran erinnerten, daß wir auf klassischem Boden wanderten. Die modische Bevölkerung dieses Lustgartens, welche

ſich um die Mittagsſtunde in ihren glänzenden Equipagen hier zu verſammeln pflegt, hatte ſich bereits eingefunden, und wir ſahen die ſchöne Welt von Neapel im Putz auf die bunteſte und luſtigſte Weiſe und in den heiteren, raſchen, beflügelten Bewegungen, in denen ſich hier Alles charakteriſirt, ſich auf und nieder ſchieben. Auch hatten wir die Ehre, in dieſem Getümmel, das uns plötzlich ſo zauberiſch umfing, den Grafen von Aquila, den Bruder des verſtorbenen Königs Ferdinand II., in einem Cabriolet an uns vorüberfahren zu ſehen. Seine mannhafte und chevaleréske Perſönlichkeit hatte für uns einiges Intereſſe, denn dieſer Prinz, der jetzt an der Spitze eines neuerrichteten Admiralitätsrathes ſteht, ſoll ſich große Verdienſte um die neapolitaniſche Marine erworben haben, die ohne Zweifel einer bedeutenden Zukunft entgegen geht, und unter der Leitung des Grafen von Aquila, ſowohl durch den Bau vieler neuer Fahrzeuge als durch die neuen großartigen Arbeiten in dem ſchönen Hafen von Caſtellamare, ſich mächtig zu entwickeln angefangen.

Der Graf von Aquila ſaß ganz allein in dem leichten, zierlichen Cabriolet, in dem er ſelbſt die Zügel führte, und unterſchied ſich in ſeiner einfachen Civil-

kleidung nicht im Geringsten von den übrigen Spazierfahrern der Villa Reale. Ein kleiner lustiger Jockey mit pechschwarzen Haaren und Augen saß hinter ihm, und bildete seine einzige Begleitung. Das Cabriolet schlug den Weg nach dem Posilip ein, wo der Graf Aquila seit einiger Zeit eine reizende Villa besaß, die er sich nach seinen eigenen Angaben hatte erbauen lassen. Wir folgten jetzt dem Cabriolet im beschleunigten Laufe, da wir das eigene Ziel des heutigen Ausfluges nun rascher zu erreichen strebten.

Wir langten jetzt am Ende der Chiaja bei der in wunderbarer Schönheit daliegenden Mergellina an, wie der Theil des bewohnten Meeresstrandes genannt wird, der unmittelbar zu den Füßen des Posilip liegt und zu einem kleinen höchst idyllischen Wohnort von Fischern und Seeleuten geworden ist. Die entzückende Natur hat hier den Character der Idylle in den anmuthigsten Formen und Farben ausgeprägt, während die hier wohnenden Fischer mit ihrer eigenthümlichen und berühmt gewordenen Schönheit fast in das heroische Genre hinüberspielen.

Man begegnet in diesem Strandorf Männern und Frauen, die in wahrhaft antiker Körperbildung uns in die ferne klassische Zeit zurückzuversetzen scheinen. Hier

an dieſem Strande, beglückt in einem friedensvollen Naturleben, wohnte einſt, im funfzehnten Jahrhundert, der berühmte Dichter Jacopo Sannazaro, der hier ſeine wohllautende Liebe zu Carmoſina Bonifacia, die er in ſeinen Gedichten unter dem Namen Harmoſine und Filli verherrlichte, ſang. Sannazaro, der ſanfte, liebeglühende Sänger, war zugleich der königstreue Dichter Friedrichs II. aus dem Hauſe Anjou, den er auf ſeinen Reiſen und Feldzügen begleitete und dem er auch in die Verbannung folgte, als dieſer Fürſt, in Folge vieler Wechſelfälle des Glücks und des Krieges, auf den Thron Neapels Verzicht leiſten mußte. König Friedrich II. ſchenkte ſeinem Dichter die Villa Mergellina, welche ihm jedoch in ſeiner Abweſenheit, als er mit ſeinem König fortgezogen war, von Philibert von Oranien, dem General Kaiſer Karls V., gänzlich zerſtört und eingeäſchert wurde. Man begrub ihn, nachdem ihm das Leid um ſeinen König das Herz gebrochen hatte, dort beim Gabmal des Virgil, das unter der Grotte des Poſilip an einer düſtern, blätterverwachſenen Stelle gezeigt wird. Bei dieſem alten Columbarium, in welchem die träumeriſche Sage die Urne mit Virgil's Aſche niedergelegt ſein ließ, öffnet ſich zugleich die blühendſte Ausſicht über das Meer und die Stadt, und

in diese wunderbare Fernsicht sich vertiefend, fühlt man sich von dem heiligen Lorbeer angeweht, selbst wenn der Aschenkrug des Sängers niemals an dieser Stelle gestanden haben sollte. Denn hier ist Alles Poesie, Entzückung, Weihe und Offenbarung, und in jedem lauen Lüftchen, das sich neben uns in den Blättern kräuselt, scheint uns ein Dichter-Athem zu grüßen und uns einen Sitz der Musen und Grazien hier zu verkünden. Die Dichter haben darum stets, alte und neuere, vorzugsweise gern auf dem Posilip verkehrt, und hier Niederlassung und begeistertes Wandern und Träumen gesucht. Boccaccio schwur hier, im Angesicht des bläulichen Meeres, vor dem er hingerissen in Andacht niederkniete, den Kaufmannsstand ab, dem er sich hatte widmen müssen, und gelobte sich der Poesie, die ihm in seinem Herzen glühte. Dante und Petrarca verbrachten hier ihre Lieblingsstunden, und von dem Besuch, den Petrarca mit dem König Robert von Anjou beim Grabmal des Virgil machte, wird erzählt, daß König Robert, ergriffen von diesem Platz und von den daran haftenden Erinnerungen, die Urne mit der Asche des großen Dichters mit sich genommen, um sie der Barbarei der Zeiten und der Menschen zu entziehen und ihr auf seinem Schlosse Castel nuovo eine

ſichere Stätte zu geben. Geliebt und berühmt war auch bis in die neueſte Zeit hinein der Lorbeer, der hier an dem alten Columbarium ſproß und von allen Spaziergängern und Reiſenden ſo begierig gepflückt wurde, daß von Zeit zu Zeit immer ein neuer Baum angepflanzt werden mußte. Von dieſem Lorbeer Virgil's empfing auch Friedrich der Große von Preußen einen Zweig, welchen ihm ſeine Schweſter, die Markgräfin von Baireuth, an dieſer Stelle pflückte und zum würdigen Schmuck für den Helden wie für den Dichter ihm nach Sansſouci ſandte. —

Wir haben die herrliche und wunderreiche Strada nuova betreten, in welcher die Mergellina ſich fortgeſetzt hat und auf der wir, das Meer entlang fahrend, dem Muſenhügel ſeine ſchönſten Wunder und Geheimniſſe abgewinnen. Auf der andern Seite ließen wir die Strada di Piedigrotta mit Sancta Maria di Piedigrotta, der Kirche des wunderthätigſten und volksthümlichſten Marienbildes, liegen, welche durch die Grotte des Poſilip führt und ſich bei Bagnoli wieder mit der Strada nuova vereinigt.

Auf dieſer eigentlichen Straße des Poſilip, auf der wir mit einem höher ſchlagenden Herzen einherfahren, begegnet uns zuerſt, links an der Meeresſeite, das ſo-

bürgt. *) Er war ein wunderſames Bild der myſtiſchen Begeiſterung, die ſich ganz auf die innere Welt des Menſchen warf, und darin das Göttliche bis zur ſinnlichen Gemeinſchaft fixirte. Die dunkele Gewalt ſeiner Predigten zog das Volk in groſſen Schaaren zu ihm heran, doch begreift man nicht, wie ſeine metaphyſiſchen Zerlegungen, ſeine neuplatoniſchen und cabbaliſtiſchen Sätze, einen volksthümlichen Anklang finden konnten, wenn man nicht annimmt, daß auch in der Gemeinde damals das angeregte innere Leben und die Richtung auf das Ueberirdiſche einen ſpeculativen Sinn für Gedanke und Sprache erſchloſſen hatte. In ſeinen ſpäteren Predigten ſtimmte Tauler freilich einen populaireren Ton an, und ſchien die feinere wiſſenſchaftliche Argumentation aufgegeben zu haben. Tauler war ohne Zweifel ein groſſer Kenner des menſchlichen Herzens, ein Meiſter in der Ausmalung der innerſten Gemüthsbewegungen, und beſaß eine hinreißende

*) Vor Spener's Ausgabe von Tauler's Predigten, (Frankf. a. M. und Leipzig 1720. 4) findet es ſich abgebildet.

genannte Schloß der Königin Johanna von Neapel, vor dessen merkwürdigen Ruinen wir eine Zeitlang stillhielten. Dieses mit malerischen Trümmern in das Meer hineinliegende Schloß, welches richtiger das Schloß Donnanna genannt wird, ist aber fälschlich mit dem Namen jener schönen und üppigen, gegen ihre Liebhaber so grausamen Königin bezeichnet worden. Diese Bezeichnung mag zum Theil durch die romantische Lage der Ruine unterstützt worden sein, die auf ihrer nach dem Meer hinausgebauten Seite auf einen thurmähnlichen Vorsprung zeigt, von dem Johanna II. leicht ihre Liebhaber in das Meer hinuntergestürzt haben konnte, und man ging in der Romantik dieser Erinnerungen so weit, daß man in der Melancholie, welche bei nächtlicher Weile diese etwas schwermüthig sich hinlagernde Ruine umweht, auch noch die Gespenster der Ermordeten auf- und niedersteigen sieht, welche aus den heißen Armen des leidenschaftlich grausamen Weibes unmittelbar in die kalte Meeresfluth sich hinabbefördern lassen mußten. Denn es soll dies allerdings zu den Lieblingsmanieren der neapolitanischen Königin und zu ihrer eigentlichen Kunst zu lieben gehört haben. Aber die Sage hat diesen schönen Platz ohne Noth mit so grauenvollen Geheimnissen der Liebe gefärbt. Die

Gelehrten haben vielmehr bewiesen, daß diese Ruinen aus dem sechszehnten Jahrhundert stammen und zum Palast der Donna Anna, einer Fürstin aus dem Hause Caraffa, gehörten. Aber der Bau scheint schon in jener Zeit unvollendet geblieben zu sein. Dagegen waltet in dieser malerischen, an vielen Stellen mit üppigem Graswuchs überkleideten Ruine schon seit einer Reihe von Jahren eine Glasfabrik, die ein Franzose dort angelegt hat, und die ihren qualmenden Rauch unaufhörlich zu den Schornsteinen herausfendet, um den Azur des Himmels und die leuchtenden Farben des Meeres weithin zu verdunkeln.

Von diesen Dämpfen getrieben, setzten wir unsere Fahrt fort, und gelangten bald zu der seltsam anziehenden Villa des Duca Rocca Romana, die uns mit ihren grotesken Schönheiten und Wunderlichkeiten zu einem längeren Besuch einlud. Wir stiegen vor der Eingangspforte des Gartens ab, der zur linken Seite des Weges sich öffnet, und in malerischen, dicht bewachsenen, mit Bäumen und Blumengehängen aller Art eng bedeckten Terrassen zum Fuß des Meeres hinunterführt, während gegenüber auf der andern Seite des Weges das Wohnhaus sich erhebt, ein großes, einige Etagen hohes Gebäude, in welchem der alte Fürst, dem

dieſe merkwürdige Beſitzung gehört, mit ſeiner zahlreichen Familie wohnt.

Die Gartenpforte war auf unſere Klingel von einem großen, ſchlanken Mädchen geöffnet worden, welche ſich uns bald als Giovanna, die Gärtnertochter, zu erkennen gab, deren Führung wir auch durch dies wahrhaft magiſche Wunder- und Zauberreich, das ſich jetzt vor uns aufthun ſollte, anvertraut blieben. Giovanna war, obwohl die elaſtiſche Größe und ſanfte Fülle ihrer Glieder, wie der prächtige ſchlanke Wuchs, ſie mehr für eine Römerin anſehen ließen, doch ihrem ſcharfen und afrikaniſchen Geſichtsausdruck nach eine ächt neapolitaniſche Landesſchönheit. Ohne irgend freundlich und geſprächig zu ſein, aber doch mit jenem heimlichen, verſchmitzten Lächeln, das die Stelle der Koketterie bei ihr vertrat, hieß ſie uns ihr zu folgen, und geleitete uns nun durch die dichtverſchlungenen Laubgänge hinunter zu den Treibhäuſern, Grotten, Felſen-Anlagen und unterirdiſchen Höhlen und Hallen, welche dies märchenhafte Gebiet des Duca Rocca Romana bilden. Den eigenthümlichſten Eindruck machte der Tanzſaal, zu dem man eine in das Meer hinunterführende Treppe abwärts ſteigt, und der in dem von den Fluthen umſpülten Felſen ausgebaut iſt. Die Wände dieſes weiten

hohen Saales sind mit Muscheln und Korallen verziert, von der Decke hängen buntfarbige Ballons zu Lampen hernieder, Marmor-Statuen stehen groß und geheimnißvoll umher, oder der Blick fällt auf ausgestopfte Schlangen und Seeungeheuer, die im Hintergrunde in seltsam ausgestreckter Haltung lauern. Die in den Felsen gehauenen natürlichen Sitze sind mit Tigerhäuten und Wildschweinsfellen überhangen, und dies giebt der schauerlich grillenhaften Romantik, die uns hier umfangen hat, noch einen besonders unheimlichen Ausdruck. In dieser Halle giebt der alte Herzog Rocca Romana an bestimmten Tagen im Jahre einen Ball, der seine Nachbarschaft vom Posilip und die glänzendste Gesellschaft Neapels hier vereinigt. Draußen, unmittelbar an der Thür dieses Salons, wo an einen engen Felsengang sogleich die Meereswelle anspült, hängen verschiedene Fischbehälter, von denen der eine mit großen Riesenschildkröten, ein anderer mit den berühmten großen Forellen gefüllt ist, die aber von den Lazzaroni sehr häufig herausgestohlen werden sollen, was den alten Fürsten dann jedesmal bis zu Thränen bewegen soll.

In einer Felsenspalte, in welche das Meer eingeschlossen ist, und die von einem großen Stein verschlossen

gehalten wird, sahen wir aber dann eine der größten zoologischen Merkwürdigkeiten, die wir bisher oft in das Reich der Fabel versetzt glaubten. Es waren dies fliegende Fische, von denen der Duca Rocca Romana, welcher lauter Wunder um sich her zu gruppiren liebt, eine sehr bedeutende und zahlreiche Menge zusammengebracht hat. Diese Fische haben allerdings flügelartig gestaltete Flossen, die in einer wunderbaren Abschattirung blaugeründert sind. Das Naturell dieses Fisches scheint ein sehr lebhaftes zu sein, denn er hebt sich alle Augenblicke mit blitzenden Bewegungen über der Meereswelle empor, verweilt fast mit ganzer Gestalt über dem Wasser, und taucht dann in einem seltsamen Farbenspiel, das den ganzen kleinen Körper illuminirt, wieder unter. Daneben lag eine andere Felsgrotte, in der uns wieder neue Wunder empfingen, denn diese Grotte war ganz mit zertrümmerten Statuen angefüllt, in deren Mitte, aus Fels und Meerfluth, eine sehr wohlgebildete Venus Anadyomene feierlich emporstieg. Es mußte dies seinen eigenthümlichen Sinn aus den Lebensschicksalen des alten Duca ziehen, denn daß die dem Meer entstiegene Liebesgöttin, die sonst den Frühling und das Leben in die Schöpfung brachte, hier nur eine Welt von Trümmern zu ihren Füßen sieht,

und nur über kalte herzlose Marmorblöcke ihre Herrschaft antritt, konnte wahrscheinlich erst aus der Biographie des alten Herzogs seine Erklärung empfangen. Unsere ängstlich fragenden Blicke, welche wir auf unsere Führerin, die schöne schlanke Giovanna, richteten, blieben von dem einsylbigen Mädchen, die sonst mehr zu wissen schien als sie sagte, gänzlich unbeantwortet, obwohl ihr in beständiger Bewegung sich befindendes Mienenspiel in ein schelmisches und frohes Lächeln überging, als sie unsere verwundert umherblickenden Gesichter jetzt bemerkte. Wer Venus Anadyomene sei, wußte sie als Tochter des classischen Himmels wohl ganz genau, und sie schien, ihrem Amt als Cicerone getreu, uns keine Erörterung darüber schuldig bleiben zu wollen. Aber, schön und klug wie sie war, wußte sie ohne Zweifel auch manches Geheime aus dem Hause des Duca, doch über ihre ernsten, verschwiegenen Lippen floß keine Bemerkung, die unserer Neugierde irgend hätte entgegen kommen wollen.

Aus der Grotte dieser seltsamen Venus Anadyomene begaben wir uns auf ein in das Meer hinausgebautes Belvedere, wo wir von einer trefflichen Aussicht überrascht wurden. Es kann von diesem Belvedere zugleich

eine Schiffsbrücke ins Meer hinuntergelassen werden, wenn der Herzog zu Schiffe gehen will, um seine Spazierfahrt auf dem Meere zu machen. Er scheint aber auch ein literarischer Mann zu sein, und zwar in einem gewaltigen Maßstabe, denn auf der Felsenhöhe am Meere, auf der ein kleiner chinesischer Tempel klebt, hat er sich ein Lesecabinet erbauen lassen, zu dem eine einsame Wendeltreppe aus dem Tempel hinaufführt. Auf dem Lesetisch aber lag lauter verlegene Waare von Büchern, wie man sie bei Leuten findet, die mit der Literatur eigentlich keine Gemeinschaft haben, und zu denen jedes Buch nur auf eine zufällige Weise sich verirrt. Darunter befand sich auch eine französische Uebersetzung von Hammer's Geschichte des Osmanischen Reichs, die aber in noch nicht aufgeschnittenen Bänden umherlag, einige Textbücher zu Verdi'schen Opern, und Ségur's Geschichte des napoleonischen Feldzugs in Rußland und des Rückzuges und Unterganges der großen Armee. Dies letztere Buch schien sehr genau gelesen zu sein, und war mit vielfachen Randbemerkungen versehn. Wir erinnerten uns dabei, daß der Bruder des Herzogs, der bekannte General Rocca Romana, einer der angesehensten Parteigänger Murat's, den Krieg von 1812 in Rußland

unter den Fahnen Napoleons mitmachte und dort in der Schlacht sein Leben verlor. Aus einer jener handschriftlichen Randbemerkungen ersahen wir, daß dies Berichtigungen und Ergänzungen sein mußten, welche aus den Briefen des verstorbenen Generals an seinen Bruder entnommen waren.

Endlich aber, als wir wieder in den Garten hinaufgestiegen waren, und uns auch der wunderbaren Thierwelt, die der Fürst hier beherbergt, zugewandt hatten, sollten wir auch den Duca selbst in Person antreffen. Nachdem wir seine große, zum Theil nur mit ausgestopften Exemplaren angefüllte Menagerie durchwandert waren, und uns im Vorübergehen auch mit einigen sehr schönen lebendigen Adlern und Straußen zu befreunden gesucht, gelangten wir in ein anmuthiges, sehr geschmackvoll aufgeführtes Glashaus, wo, wie unsere Führerin uns mit einem ziemlich gleichgültigen Ton, und als ob es gar nichts Besonderes wäre, anzeigte, der Fürst selbst sich anwesend befand. Es schien durchaus nichts Bedenkliches zu haben, daß die Fremden, welche das seltsame Haus besuchten, sich hier auch ohne Weiteres mit dem Herrn desselben begegneten, und so schritten wir getrost vorwärts, den auffordernden Winken der schönen Giovanna folgend, die uns

keck voranschritt und gar keinen großen Respect vor ihrem Herrn und Gebieter zu haben schien.

Hier, in dem von Platanen und Palmen dicht umlaubten Glashause, zwischen den herrlichsten und seltensten Gewächsen, zwischen lautschreienden Affen und Cacadu's, saß der alte Fürst, wie ein Mandarin angekleidet, in einem bunten chinesischen Schlafrock, mit einer turbanartigen Mütze, ganz und gar vertieft in das gewiß sehr sinnreiche Spiel mit seinem Lieblingsaffen, der eben die Gnade genoß, von ihm auf den Schooß genommen zu werden.

Der Fürst bewillkommte uns wie alte Bekannte, fast ohne uns anzusehen, indem er uns in einem sehr geläufigen Französisch einlud, mit seinen kleinen Sehenswürdigkeiten vorlieb zu nehmen. Da er gar keine Formen beobachtete, gab es auch keine Gelegenheit, sie gegen ihn anzuwenden, und man fühlte sich so behaglich mit ihm, wie mit einer unterwegs gemachten Reisebekanntschaft, die man ohne alle Consequenzen unterhalten und wieder abbrechen kann. Dann machte er uns auf die lustigen Sprünge seines Affen aufmerksam, den er Hektor nannte, und der sich zugleich durch seine Grimassen auf die unwiderstehlichste Weise auszeichnete, so daß der Duca Rocca Romana alle Augenblicke in

ein schallendes Gelächter über ihn ausbrach. Er belehrte uns dann wieder in einem sehr humanen Ton über alle die merkwürdigen Eigenschaften seines Lieblingsaffen, erzählte uns einige besonders kluge Streiche Hectors, und setzte sich dann still nieder, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Er war ein großer hagerer Mann, mit einem seltsamen Gesichtsausdruck, in dem sich große Leiden des Gemüths abgebildet zu haben schienen. Er sah nicht mehr so aus, als ob er bei den neuen Muratistischen Umtrieben in Neapel betheiligt sein könne, obwohl sein Bruder einer der vertrautesten und ergebensten Anhänger Joachim Murat's war, und die Familie Rocca Romana für engverbunden mit den Muratisten gilt. Der alte Herr bekümmerte sich in dieser grillenhaften Einsiedelei, in die er sich zurückgezogen, wahrscheinlich gar nicht mehr um die Interessen der Gegenwart, doch schienen hübsche Mädchen, wie Giovanna war, der er mehrmals verstohlen zulächelte, noch Gnade vor seinen Augen zu finden.

In seiner Jugend soll er als Sonderling, und ritterlicher Aventurier zugleich, sehr viel Redens von sich gemacht haben, und man erzählt noch heut von mehreren sehr komischen Duellgeschichten, die er be-

Macht der Phantasie, der er selbst fast unterliegen mußte. Einmal verfiel er während des Predigens in ein anhaltendes Weinen, er konnte den Zusammenhang nicht wieder auffinden, mußte die Kanzel verlassen, und soll in diesem Zustande des Außersichseins zwei Jahre verblieben sein. Darauf scheint das Gerücht, daß er an Wahnsinn gelitten, zurückgeführt werden zu müssen. In Tauler finden sich die ersten Unterscheidungen des innern Lebens in die drei Grade der Reinigung, der Erleuchtung und der Vereinigung, und man kann in ihm den reinsten Typus dieser Mystik anerkennen, weil er meistentheils von den trüberen Elementen der Schwärmerei frei blieb, obwohl er sich auch nicht selten einem Uebermaaß süßlicher Spielereien in Gedanken und Ausdrücken hingab.

Tauler's Sprache charakterisirt ihn zunächst als den sinnreichen Wortbildner, der sich mit productiver Kühnheit für neue Gedanken neue Bezeichnungen schuf. So schwankend auch seine Grammatik im Einzelnen war, ein so festes und eigenthümliches Gepräge hatte ihr geistiges Wesen, das sich dem mystischen und abstracten Inhalt mit nicht geahn-

ſtanden haben ſoll. Mit einem franzöſiſchen Oberſten hatte er einen Streit, der durch ein Duell zu Pferde ausgeglichen werden ſollte. Der Colonel war zur rechten Zeit auf ſeinem Pferde auf dem Kampfplatz erſchienen; Rocca Romana, dem die Sache erſt ſpät wieder eingefallen war, nahm in aller Eile einen Fiacre, und langte in demſelben zum größten Erſtaunen ſeines Gegners an. Der franzöſiſche Oberſt erinnerte ſogleich an die erſte Bedingung des Duells, daß daſſelbe zu Pferde ſtattfinden ſolle. Rocca Romana entſchuldigte ſich mit ſeinem ſchlechten Gedächtniß, das ihm auch diesmal wieder einen dummen Streich geſpielt habe; er werde aber die richtigen Bedingungen des Duells ſofort wieder herſtellen. Dann beſann er ſich keinen Augenblick, trat zu dem alten klapperigen Gaul hin, der vor dem Fiacre angeſpannt war, und ſchirrte denſelben mit ſeinen eigenen Händen aus. Nachdem dies geſchehen, ſchwang er ſich hinauf, und ſtellte ſich mit gezücktem Säbel, denn dies ſollte die Waffe des Zweikampfes ſein, ſeinem Gegner gegenüber. Dieſe lächerliche Erſcheinung des Duca Rocca Romana, der auf dem hochbeinigen, dürren Fiacrepferde mit der darüber geſchwungenen Waffe eine höchſt komiſche Rolle ſpielte, konnte der Franzoſe nicht ertragen. Er brach in ein unauf-

haltſames, nicht enden wollendes Gelächter aus, wobei er ſich durchaus nicht mehr in der Lage fühlte, ſich zu ſchlagen. Da er fortwährend lachen mußte, je ernſter und erboßter ſein Gegner wurde, ſo blieb ihm zuletzt nichts Anderes übrig, als mit wahrhaft franzöſiſcher Chevalerie dem Duca die Hand zu reichen und unter Hinzufügung zufriedenſtellender Erklärungen um gütliche und freundſchaftliche Beilegung ihres Streits zu erſuchen, womit ſich alle Secundanten einverſtanden erklärten. Aber Rocca Romana, den dies Gelächter vollſtändig wild gemacht hatte, wollte von einer ſolchen Ausſöhnung durchaus nichts hören. Er legte ſich mit ſeinem Degen aus, und zwang den Colonel ſich zu vertheidigen. Bald aber ſtieß er demſelben den Degen tief in die Bruſt hinein, und er bereuete ſeine Grauſamkeit nicht, denn er glaubte die Spuren des fatalen Gelächters noch in den Mienen ſeines ſterbend zuſammengeſunkenen Gegners zu bemerken.

Giovanna war, als ſie uns zum Garten hinausbegleitete und ihren Führerlohn empfangen hatte, zufriedener in ihrem Ausſehen und redſeliger geworden. Sie erzählte uns, auf unſere Frage, ob der Duca vermählt ſei, daß er vor ungefähr zehn Jahren, als die Herzogin geſtorben, ſich wieder verheirathet und ſeiner

Köchin seine Hand geschenkt habe. Giovanna machte sich durch diese naive Offenherzigkeit zwar verdient um unsere Neugierde, aber sie verrieth uns damit zugleich den etwas desorganisirten Zustand, in dem sich das Reich des Duca zu befinden schien. Hatte sie nun aber so viel geplaudert, so konnten wir auch noch ferner in sie dringen, und sie erzählte, mit einem gewissen bedeutungsvollen Ausdruck, weiter, daß die Frau des Duca aber vollkommen wie eine Fürstin lebe und als solche von dem Duca anerkannt sei, wie auch die aus dieser Verbindung hervorgegangenen Prinzen und Prinzessinnen ganz und gar als legitime Kinder behandelt würden. Aber seit einiger Zeit, fügte Giovanna achselzuckend und mit einem leisen, seltsam bewegten Ton hinzu, ist die Herzogin Rocca sehr krank, und die Aerzte, die täglich aus Neapel heraufkommen, wollen keine großen Hoffnungen für ihre Genesung geben.

Wir beurlaubten uns von Giovanna, welche uns bis zur Gartenpforte hinauf ihr Geleit gegeben hatte. Wenn wir ihr einst wieder begegnen, mag sie längst Herzogin Rocca geworden sein, denn die Verhältnisse schienen allerdings von der Art, daß man ein solches Avancement der schönen Gärtnerstochter immerhin erwarten konnte. Der Duca Rocca Romana war zwar

alt und gebrechlich, aber er hatte in ſeinem Hauſe der Venus Anadyomene ausdrücklich einen Dienſt geweiht, in dem ſie über lauter Trümmern aufgehen mußte.

Wir brauchten draußen unſern Wagen nicht wieder zu beſteigen, ſondern ein kleiner Spazierweg führte uns jetzt zur Villa der Lady Salza, die dicht neben der des Duca Rocca Romana befindlich iſt. Wir erblickten die Villa Salza ſogleich vor uns, ein ſchönes, in Form einer Feſtung mit Wartthürmen und Mauerſchanzen in's Meer hinausgebautes Haus, das die bekannte engliſche Lady, welche ſich durch ihre ungeheuern Reichthümer und durch ihr großes Herz für das Volk in Italien einen Namen gemacht hat, noch in dieſem Augenblick bewohnt. Lady Salza, die einen Theil des Poſilip käuflich an ſich brachte und auf ihre Koſten bebauen ließ, iſt außerdem beſonders durch ihre romantiſche Heirath mit einem ſchönen neapolitaniſchen Lazzarone bekannt geworden. Die Liebe zur Natur und zum Volke hatte das Herz der alle geſellſchaftlichen Rückſichten verachtenden Lady dahin getrieben. Lady Salza gehörte zu den Engländerinnen, welche allein und ohne jede Begleitung die ganze Welt durchreiſen, und Geld genug mit ſich führen, um ihre Grillen zu Idealen ſtempeln zu können. Am Hafen von Neapel ſpazieren

gehend, sah sie oftmals den kräftigen, gliederstarken Giuseppe, der dort an der Erde lag, und mit einer wunderbaren Ruhe und Heiterkeit im Gesicht nichts that, als das Meer und den Himmel zu betrachten. Einige Male hatte sie ihn schon angeredet, nach Diesem und Jenem gefragt, und stets Antworten von ihm erhalten, durch welche sie sich entzückt fühlte. Zwar hatte Giuseppe nicht viel auf den Beinen, aber dies ächte Kostüm des Naturkindes schreckte die empfindsame junge Lady nicht ab, die in Alt-England ohne Zweifel über diesen Anblick noch in Ohnmacht gefallen wäre, aber, seitdem sie im Lande der Statuen weilte, ihren plastischen Sinn bedeutend ausgebildet hatte. Bald benutzte sie ihn zu Aufträgen und Commissionen aller Art, sie ließ sich oft von ihm durch die ganze Stadt begleiten und führen, und was die Lady unterwegs einkaufte, mußte er ihr in's Hôtel tragen. Giuseppe stand sich sehr gut dabei und wurde von allen Collegen am Hafen beneidet. Lady Salza aber erklärte ihm eines Tages, als er ihr wieder ihre Einkäufe auf ihr Zimmer gebracht hatte, daß er sehr bildungsfähig sei, worüber Giuseppe aus vollem Hause lachen mußte. Er zeigte dabei so wunderbar seine schönen weißen Zähne, und seine großen schwarzen Augen lachten und schimmerten

ſo treuherzig, daß die Lady ſich diesmal wirklich nicht enthalten konnte, ihm um den Hals zu fallen. Sie ſah die Göttlichkeit des Naturkindes in ihm verkörpert. So kam dieſe Ehe zwiſchen der ſchönen reichen Lady und dem armen Lazzarone zu Stande, die ihrer Zeit ein ſo großes Aufſehen erregte und in allen europäiſchen Journalen beſprochen wurde. Aber die Ehe war von Seiten der Lady zu ideal gedacht, als daß ſie anders als mit einer Enttäuſchung hätte endigen können. Sobald Giuſeppe Beinkleider angezogen und ſeine plaſtiſchen Formen damit zugedeckt hatte, hörte er auch auf, ein Ideal zu ſein, und die Lady ſah mit Entſetzen, was ſie angerichtet hatte. Auch die Bildungsfähigkeit Giuſeppe's war ein ſchwärmeriſcher Mädchentraum geweſen, die Ehe mußte endlich getrennt werden, und Giuſeppe erhielt von ſeiner Gemahlin ein bedeutendes Monatsgehalt ausgezahlt, wofür er ſich verpflichtete, außerhalb Neapels ſich aufzuhalten. Er lebt jetzt als Gentleman von ſeiner Rente in Florenz, und Lady Salza hat ihr volksthümlich ſchlagendes Herz jetzt ausſchließlich darauf gerichtet, den Armen auf dem Poſilip Gutes zu thun.

Es gab weiter keine Sehenswürdigkeiten in ihrem Hauſe, als den Bau der Villa ſelbſt, und da der Ein-

tritt in dieselbe gastlich offen stand, so säumten wir nicht, einen Spaziergang durch das Haus zu machen. Die Lady schien in ihrer Einrichtung überall das Erhabene und Colossale zu lieben, und hatte im Innern des Hauses, in Flur und Nischen und Treppen eine Marmorpracht verstreuen lassen, die, verbunden mit vielen ächten Antiken, welche in einer weiten Halle umherstanden, einen wahrhaft großartigen Anblick darbot. Nur darüber konnten wir nicht klar werden, warum sie den Theil ihres Hauses, der nach dem Meere hinaus lag, zu einem förmlich befestigten Castell, das mit seinen starken Mauern und Thürmen einem Angriff von Außen Trotz bieten zu sollen schien, gemacht hatte. Dieser kriegerische Vertheidigungszustand hinten contrastirte auf eine in der That räthselhafte Weise mit der friedlichen Plastik und Kunst, die im Vordertheil dieses Hauses so sorglos regierte. Da Lady Salza schwerlich eine feindliche Landung von der Meerseite aus zu fürchten hat, indem Giuseppe bei Verlust seiner Rente in Florenz bleiben muß, so kann ihr Vertheidigungszustand nach dieser Seite hin nur eine symbolische Bedeutung haben, indem die Lady, die ihr schmerzliches Liebesabenteuer mit dem Lazzarone

nicht vergessen zu können scheint, dadurch ihren festen Bruch mit Allem, was zum Meere gehört, erklären will.

Die Lady Salza muß sich übrigens jetzt schon in einem bedeutend vorgerückten Alter befinden, denn sie war schon einmal verheirathet gewesen, ehe sie ihr unglückliches Abenteuer mit dem Lazzarone gehabt. Aus dieser ihrer ersten Ehe stammte eine Tochter, welche sich mit dem Fürsten Bagnano vermählte, und die zu der Zeit, als Fürst Schwarzenberg Gesandter in Neapel war, wieder aus dieser Ehe geschieden wurde. Die Fürstin Bagnano, die eine der größten Schönheiten Neapels war, soll seitdem abwechselnd auf der Villa ihrer Mutter leben, und den Erinnerungen an ihren Freund Schwarzenberg in dieser Einsamkeit nachhängen.

Es war sehr still in dem schönen eigenthümlichen Hause, und von dem Walten der Lady Salza war keine Spur wahrzunehmen. Doch hörten wir plötzlich fröhliche, geschwätzige Kinderstimmen, und eine Schaar kleiner Mädchen, die zwar ärmlich aber ungemein sauber angezogen waren, kam aus den oberen Gemächern des Hauses die Marmortreppe herunter gestiegen. Wir hörten, daß dies die Lieblinge der Lady Salza seien, die sie sich aus den armen Kindern der Umgegend ausgewählt, und in jedem Monate einige Male um sich

verſammelte, um ſich von ihren Fortſchritten zu überzeugen, und ſie zu belehren und zu beſchenken.

Lady Salza ſorgt überhaupt für alle armen Kinder, die auf dem Poſilip wohnen, und für welche ſie eine eigene Schule bauen ließ, die nebſt den Lehrern ganz und gar auf ihre Koſten unterhalten wird. Zweimal im Jahre ſpeiſt ſie alle Armen, die zur Bevölkerung dieſes paradieſiſchen Hügels gehören und die, nachdem ſie geſättigt worden, noch ein bedeutendes Geldgeſchenk aus ihren Händen empfangen. Lady Salza hat ſich durchaus zur wohlthätigen Fee des Poſilip gemacht, und man hört ihren Namen überall in den Dankgebeten der Armen und der Leidenden flüſtern. Es muß ein menſchenfreundlicher, hoher Genius in dieſer Frau wohnen, denn auch für das Vergnügen der armen Leute iſt ſie beſorgt, und ſie veranſtaltet ihnen zu gewiſſen Zeiten des Jahres Volksſpiele aller Art, und beſonders die beliebten Kletterſtangenfeſte, bei denen ſie bedeutende Preiſe an Geld, Kleidungsſtücken, Uhren und Lebensmitteln auswirft. —

Wir ſetzten unſere Fahrt auf der Strada nuova di Poſilipo jetzt raſcher fort und kamen jetzt an der Villa des Grafen Aquila vorüber, einem einfachen Landhauſe mit grünen Jalouſien, auf deſſen Balcon, der

mit Damen angefüllt war, Graf Aquila eben heraustrat. Unter den Damen befand sich auch die Gemahlin des Prinzen, eine Schwester des Kaisers von Brasilien, und Schwägerin des dritten Sohnes Louis Philipps, des Prinzen von Joinville. Sie schien eine Frau von großer Anmuth und Lebendigkeit zu sein, und redete zu ihrem rückkehrenden Gemahl mit einem Eifer, der sich zugleich durch die ausdrucksvollste Gebärdensprache zu erkennen gab.

Wir eilten nun ohne Aufenthalt weiter, um auf die Spitze des Posilip zu gelangen, und den Gipfel unserer heutigen Genüsse zu ersteigen. Zuvor gelangten wir noch an der reizenden Villa der Markgräfin von Anspach (Lady Craven), der König Ferdinand I. hier auf einem der schönsten Puncte des Posilip das Terrain dazu verehrte, und an der Villa des Sängers Lablache vorüber, die jetzt nach dem Tode des ungeheuren Bassisten gänzlich leer und ödet steht. Lablache hatte sich diese Villa am Meere als Ruhesitz erbauen lassen, auf den er sich einst von seiner künstlerischen Laufbahn, wenn Alles verklungen und ausgesungen war, zurückzuziehen gedachte. Aber er brachte stets nur einige Sommermonate hier zu; vielleicht konnte er die Concurrenz der Meereswelle, die zuweilen noch stärker

ter Fügsamkeit anschmiegte. Besonders waren es die Wörter mit den Endsylben keit und heit, die den mystischen Vorstellungen auf eine neue Art dienten und zu schöpferischen Zusammensetzungen benutzt wurden, in denen Tauler mit großartiger Energie waltete. Solche Ausdrücke wie Befindlichkeit d. h. das Existirende, Alles was sich vorfindet; Liebmüthigkeit, die Neigung gute Werke zu thun, ein Charakter der zu Liebeswerken geneigt ist; Empfänglichkeit, ein zuerst von Tauler gebildetes Wort, welcher sagte, unser Geist sei lauter Empfänglichkeit; Ungeschaffenheit, Alles, was nicht erschaffen ist; Unversüchligkeit, der Zustand, der noch keine Läuterung und Prüfung durch Versuchungen erfahren hat, Gutdunkenheit, Unwandelbarkeit, Wesentlichkeit, Danknemigkeit, Innerheit, Ingossenheit, Abgeschiedenheit, Verborgenheit, Willenlosigkeit, mueterlich Verhafteigkeit (von der Jungfrau Maria) *) und viele andere, entsprangen der

*) Vgl. Petersen über die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache, S. 123 flgd. S. auch

brausen konnte als er, nicht recht vertragen. Immer aber zog es ihn wieder nach London und Paris in die gewaltigen Strudel des Gesanges zurück, in denen er mit dem länderbewältigenden Dreizack seines Basses als Stürme erregender und bändigender Poseidon herrschte. Aber der majestätische Ochs, wie man diesen Sänger in der höchsten Extase nannte und nennen mußte, hat sich jetzt ausgebrüllt, und seine Concurrenten, die Meereswellen, schlagen dort am Fuße seiner still gewordenen Villa mit elegischen Klängen zusammen.

Jetzt waren wir auf der Höhe angelangt, wo der Golf von Neapel in der Wunderpracht aller seiner Gebilde sich zu unsern Füßen streckte, und uns einen Zauberspiegel von berauschenden Farben und Formen der Landschaft, von einer unvergleichlichen Fülle des Lebens und der Gesichte entgegenhielt. Man ist hier in den Brennpunkt der größten Schönheiten Neapels getreten, und von allen Seiten her, in einem weiten, blitzenden, lachenden Panorama, neigen sich uns die Blüthenspitzen dieser paradiesischen Gegend, alle diese Inseln und Vorgebirge und Buchten, in einem leuchtenden Glanz und in einer hinreißenden malerischen Gruppirung entgegen. Die Landschaft und das Meer schweben an dem purpurnen Saum des Horizontes zu-

sammen; in wunderbaren, lauen, kosenden, farbenschillernden Lüften liegt das ganze vielgestaltige Bild eingesponnen, und zuweilen glaubt man Alles, was man sieht, zugleich tönen und singen, jubeln und jauchzen zu hören.

Dem Auge zunächst stellt sich die seltsam gestaltete Insel Nisita dar, die in geringer Entfernung von dem Festlande daliegt. Diese kleine Insel, die einst ein Eigenthum des berühmten Schwelgers Lucullus und seines Sohnes war, hat in alter wie in neuerer Zeit auch eine gewisse politische Bedeutung gehabt. Der Römer Brutus, der ein Verwandter des Sohnes des Lucullus war, verweilte hier oft, und kam hier einstmals mit Cicero zusammen, um eine politische Besprechung mit ihm abzuhalten. Die Königin Johanna I. von Neapel hatte hier ein Landhaus, auf dem sie sich verbarg, nachdem sie in einer politischen Katastrophe aus Neapel hatte entfliehen müssen. Auf der hochsteigenden, am reizendsten gelegenen Seite der Insel sieht man noch einige Ruinen dieses alten Hauses der Königin Johanna. Auch der verstorbene König Ferdinand II. faßte eine gewisse Vorneigung für die Insel Nisita, und ließ sich auf derselben ein Schloß bauen, das er aber im Jahre 1848, wo er sich nirgend hin-

länglich ſicher und ruhig fühlte, wieder zu bewohnen aufgab. Das alte Schloß, das auf der Inſel ſich befand, beſtimmte er zum Staatsgefängniß, und es wurden hier vorzugsweiſe die politiſchen Gefangenen untergebracht, die in den Kämpfen des Jahres 1848 auf der Seite des Volkes und der Freiheit geſtanden, oder, wie Ferdinands Staatsminiſter, der edle Poërio, ſogar den vom König befolgten Rath zu einer Verfaſſung gegeben hatten. Die niedrigſten Schandthaten, durch welche ganz Europa in Aufregung gerieth, wurden hier an den Gefangenen von Niſita verübt, deren Kerker beſonders ergiebig für alle Tücken und Bosheiten eines Tyrannenregiments waren und alle Schauder der Gefangenſchaft verdoppelt in ſich trugen. Auf der Inſel des üppigen, ſchwelgeriſchen Lucullus, der hier oft die Leckerbiſſen der ganzen Welt zu einem einzigen Gaſtmahl zuſammenholen ließ, hatte jetzt die Noth, die Entbehrung alles Menſchlichen, der Hunger und die ſchimpflichſte Ernährung mit Schmutz und Unrath ihren Sitz aufgeſchlagen. Hier ſaß Poërio, deſſen Geſundheit dieſe Kerkerleiden für immer zerſtörten, mehrere Jahre, bis die Amneſtie, die für ihn und ſeine Gefährten eine Deportation wurde, den nicht mehr zur Freiheit und zum Glück Fähigen aus dem ſchauder-

vollſten Kerker hervorrief. Ueber dieſem tiefen menſchlichen Elend ſchwebte hier wieder die Schönheit der Natur mit ihrem reizendſten und koketteſten Lächeln! In dieſem Augenblick ſollen es beſonders viele Geiſtliche ſein, darunter auch ein Biſchof, welche in den Gefängniſſen von Niſita ſchmachten, und dort meiſtens geſchlechtliche Sünden abbüßen, die niemals ganz zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gelangen.

Zwiſchen Niſita und der Spitze des Poſilip ſieht man noch einen Felſen hervorragen, auf welchem, nach der Peſt von Meſſina, der Herzog von Alba, unter König Philipp von Spanien, ein Lazareth für die Quarantaine errichten ließ, das ſich auch heut noch im Gebrauch befindet.

Hinter Niſita liegt, in Meer und Luft wie in einer roſigen Purpurwolke gebettet, die campaniſche Inſel Procida, deren Bevölkerung griechiſchen Urſprungs iſt, und auf der man noch an beſonderen Feſttagen die ſchönen Frauen von Procida im griechiſchen Koſtüm einherwandern ſieht. Dieſe ſchöne, glückliche Inſel wurde ſchon in frühen Zeiten für ein verzaubertes Eiland, für eine Art von Elyſium angeſehen, und ſelige Nymphen nahmen hier den Wanderer auf, und zogen ihn in ihre Muſen- und Liebesſpiele hinein. Auf der Höhe

dieſer Inſel erblickt man ein Schloß, das wegen ſeiner reizenden Ausſicht auf Baja und die Inſel Iſchia von den Königen von Neapel oft zum Wohnſitz beſtimmt wurde. Auch König Ferdinand II. verſuchte hier eine Zeit lang in dieſem Paradies ſeinen Aufenthalt zu nehmen, aber die trotzige und verzweifelte Melancholie, in welche das Tyrannengemüth des Königs ſich zuletzt kleidete, verfeindete ihn nicht nur mit der Menſchheit, ſondern auch mit der Natur. Er konnte es bald auf der heitern, zauberiſchen Inſel nicht mehr aushalten, und entwich von dem Schloſſe und deſſen entzückenden Ausſichten, die ſeinem Sinn entgegen waren. Aus Aerger über die Schönheiten, welche ihn dies Schloß hatte genießen laſſen, beſtimmte er, daß es fortan ein Gefängniß werden ſollte. Die Kerker wurden mit all der Grauſamkeit und Qual, die in Italien dazu erforderlich iſt, eingerichtet, und eine ganze Schaar von politiſchen Gefangenen, an denen es in Neapel keinen Augenblick fehlt, wurde auch hier eingeſperrt. Unter einem ſolchen Regierungsſyſtem kann nur jedes Stück Erde befremden, das nicht ein Kerker iſt, aber dennoch überwächſt hier die mächtige Blüthenfülle jede darin eingehüllte Pein mit ſtrahlender Pracht, und die Lüfte ſpielen und gaukeln ſo kind und unſchuldig, als ob ſie

nur die Seufzer lauter glücklicher und freier Menſchen in ſich aufgenommen hätten.

Auf der Spitze des Poſilip ſtehend, konnten wir uns von all dieſen beglückenden Fernſichten nicht ſo bald trennen. Unſere Blicke verweilten noch lange auf dieſen ſeligen Gebilden, die wie ſanftleuchtende Sterne am Horizont ſchwebten, und in's Meer gefallen, eine feſte Geſtalt in Land und Fels angenommen zu haben ſchienen. Dort, mit den Augen an dem herrlichen Baja vorüberſchweifend, ſahen wir hinter Procida die große Inſel Iſchia ſich erheben, welche die bedeutendſte und anſehnlichſte Geſtaltung im Golf von Neapel hat, und mit ihrem leuchtenden Glänzen und Glühen zu ihren uns wunderbar entgegenſchwellenden Reizen hinüberlockte. Ihr gegenüber lachte das tempelreiche Sorrent, mit ſeinen feenhaften Orangengärten und üppigen Weinhügeln, mit ſeinen blühend umrankten Ruinen, in denen die uralte Vergangenheit mit dem ewig neuen, unvergänglichen Leben der Natur um die Schönheit und Kraft wetteifert. Nicht weit davon ſenkt ſich das Auge auf die ſeltſam geſtaltete Inſel Capri nieder, die dort in der Figur einer ſchlafenden Ziege vor uns ruht, und gegen deren felſige Ufer und Klippen das Meer mit weißlich ſchäumender Brandung anſchlägt, während

ſonſt über den ganzen mild und friedensvoll daliegenden Waſſerſpiegel keine einzige kräuſelnde Bewegung geht. In der durchſichtigen, bläulich hellen Luft glauben wir auf der Höhe des öſtlichen Vorgebirges von Capri die Ruinen vom Palaſte des Tiberius zu ſehen. In einer wunderbaren, klingenden Feier verſchweben alle Bilder und Fernſichten. Die Lichter und Farben glühen, die Meereswellen kommen und ſchwinden in leiſen magiſchen Kreiſen, und was man feſthalten will, ſcheint nur ein glücklicher Traum zu ſein.

Bei der Rückkehr vom Poſilip nahmen wir den Weg, der nach der Grotte des Poſilip durch die Strada di Piedigrotta führt. Blitzend tauchte der Sonnenſtrahl auf einige Augenblicke in die Grotte nieder, als wir hindurch fuhren, und durchleuchtete die alte, ſonſt in nächtlicher Dämmerung eingeſponnene Höhle, die ſchon in frühen Zeiten hier durch den Tufffelſen gehauen worden, mit einer zauberhaften Magie. —

II.

Das Wunder des heiligen Januarius.

In San Lorenzo, einem wenig bevölkerten, aber wegen seiner vielen Kirchen und Klöster in besonderer Heiligkeit stehenden Stadttheile Neapels, hat der große Schutzpatron der Stadt, San Gennaro, der noch immer mit dem Wohl und Wehe Neapels genau zusammenhängt, seine ihm geweihte und seinen Namen tragende Kirche. Es ist dies die Kathedrale San Gennaro, deren Portal in einer sehr engen Quergasse der Tribunalstraße liegt. Diese Kathedrale hat zugleich ihre Nachbarin, die uralte Basilica S. Restituta, die hier auf den Trümmern eines Apollo- und Neptunus-Tempels erbaut stand, in sich aufgenommen, und sich mit derselben dergestalt zu einem Ganzen vereinigt, daß die Restituta nur zu einer großen Kapelle der den Platz behauptenden Kathedrale geworden ist. Es hat sich hier außerdem eine der großartigsten Combinationen

des christlichen Kirchenbau's mit der heidnischen Antike vollbracht, die man in Italien sehen kann. Die Säulen der alten Tempel sind an den Pfeilern bewahrt geblieben, und wie sie einst den Dienst der alten mythologischen Götter umschlossen, so bewahren sie jetzt ein Geheimniß in sich, das entweder viel mehr oder viel weniger als Neptun und Apollo ist, und das größte Wunder der modernen Welt wäre, wenn man es nicht für die größte Verhöhnung alles Wunderglaubens in Religion und Geschichte halten müßte. Denn in dieser Kapelle wird das Blut des heiligen Januarius aufbewahrt, und noch mehr: an gewissen Tagen des Jahres, namentlich im Mai und September, und auch sonst, wenn sich etwas Bedeutungsvolles in Neapel ereignen wird, geräth dies Blut in dem Flacon, in dem es gehalten wird, in eine seltsame Gährung, indem es flüssig wird und sich zu bewegen anfängt. Das Blut dieses heiligen Märtyrers, dessen wunderbare Thaten und Begebenheiten man an den Seitenwänden der Kapelle Maria del Principio in den Basrelief-Figuren dargebildet sieht, ist zugleich ein nationaler Besitz, auf den die Neapolitaner stolz sind, und den man ihnen nicht wieder entziehen könnte, ohne ihre Ehre zu kränken oder sie um eines ihrer liebsten und größten Feste,

das aus den Blutungen des heiligen Januarius hervorgegangen, zu bringen. Es entſpricht zugleich dem Volkscharakter, zu einem blutenden Heiligen zu beten und ſich von ihm beſchützen zu laſſen, denn der Neapolitaner, obwohl ihn auch viele gutmüthige und kindliche Züge charakteriſiren, iſt auch in ſeinem eigentlichen Weſen düſter, gewaltſam, und tränkt leicht mit Blut alle Entſcheidungen und Begebenheiten, um die es ſich für ihn handelt.

Neapel iſt darum ſtets mit Heiligen, deren Blut ſich in einem Wunderproceß wieder erneuerte und vor den Augen des Volkes von Zeit zu Zeit zu ſpringen begann, geſegnet geweſen, und es gab noch im vorigen Jahrhundert den heiligen Etienne, die heilige Patricia, den heiligen Pantaleon und mehrere andere Heilige, die in verſchiedenen Kirchen Neapels an gewiſſen Tagen des Jahres ihr Blut von Neuem quellen ließen und damit die wichtigſten und heiligſten Feſttage der Kirche färbten. Aber der heilige Januarius trug am Ende den Sieg über alle mit ihm rivaliſirenden Blutheiligen davon, die mit ihrem nicht zu beruhigenden Blut allmählig in die Rumpelkammer der Kirche zurückgelegt wurden. Es war ohne Zweifel zu viel des Bluts geworden, und die Autorität der Kirche ſelbſt ſchien ſich

Diction des Tauler wie von selbst als neue Sprachsymbole. Diese geistige Wendung der Sprache wurde allerdings schon vorbereitet durch die Verbreitung der aristotelischen Philosophie in Deutschland, die schon im elften Jahrhundert von Hermannus Contractus, im zwölften von Otto von Freysingen durch einzelne Uebersetzungen aus dem Griechischen und Arabischen eingeführt worden, und zuerst etwas Subtiles und fein Nüancirtes in das Deutsche legte. Aber als productiver Sprachbildner aus dem Gemüth heraus trat zuerst Tauler in dieser Richtung auf. Der Ton, den er angeschlagen, fand bald den vielfältigsten Anklang, und in den Schriften der in seine Fußtapfen tretenden Mystiker, und der Jünger der ewigen Weisheit, förderte sich immer mehr, wenn auch nicht mit gleich reinem Gepräge, eine Sprache zu Tage, die ganz metaphysisch gedacht und gebaut war. Ein damaliger Schriftsteller beschwerte sich sogar wegen des Ueber-

---

F. J. Beck, Disputatio de Jo. Tauleri dictione vernacula ac mystica (Argentor. 1786. 4.) und Wackernagel, Geschichte der deutschen Poesie, Thl. I. 489 flgd.

nicht am beſten dabei zu befinden. Der heilige Januarius aber war mit ſeinem Blut zu ſehr im Volksleben der Neapolitaner eingebürgert, als daß die Kirche, ſelbſt in ihrem innerſten Intereſſe, hätte wagen dürfen, Hand an dies einem lächerlichen Jahrmarktsſpiel gleichende Wunder zu legen. Der heilige Januarius, der zu Anfange des vierten Jahrhunderts unter dem Kaiſer Diocletian Biſchof von Benevent geweſen, und dann vielfach gemartert, zuletzt zu Puzzuoli enthauptet worden, hatte auch durch die Wunder-Ceremonie, welche ſich an dieſe Legende knüpfte, der Stadt Neapel von jeher bedeutende Schätze zugeführt und aus allen Theilen der Welt Gläubige mit reichen und glänzenden Gaben für die Kirche hierher getrieben. Der Blutſegen des heiligen Januarius war daher auch dem Verkehr von Neapel zugutgekommen, und außerdem hatte ſich in der ihm geweihten Kathedrale, in deſſen unterirdiſcher Halle die Gebeine des Heiligen unter einem Altar begraben liegen, eine förmliche Schatzkammer San Gennaro's gebildet, deren Reichthümer und Werthſachen auf eine Million Ducati geſchätzt werden.

Es iſt dies die Capella di Teſoro, im rechten Seitenſchiffe des Doms, deren Erbauung vom neapolitaniſchen Volk gelobt wurde, als die fürchterliche

Peſt des Jahres 1526 die Stadt heimſuchte. Das Frontiſpiz dieſer in einer beiſpielloſen Pracht ſtrahlenden Kapelle, die nach dem Bauplan des Theatiner-Mönchs Francesco Grimaldi in Form des griechiſchen Kreuzes aufgeführt worden, iſt mit zwei herrlichen Säulen von ſchwarzem geſtreiftem Marmor geziert, und mit einer bronzenen Thür verſehen, an welcher ſich zwei Büſten des heiligen Januarius befinden. Durch dieſe Thür ſchreitet man in dieſe Kapelle ein, die einem Bazar voll außerordentlicher Werthe und Koſtbarkeiten gleicht, obwohl dieſelben beim erſten Ueberblick ſogleich das Bedauern entſtehen laſſen, daß dieſer Schatz nicht auf eine fruchtbringendere Weiſe angelegt worden, als in dieſem heiligen Trödel, an den ſo große Summen weggeworfen worden. Der Schatz des heiligen Januarius beſteht nämlich beſonders aus zweiunddvierzig Bronzeſtatuen und ſiebenunddreißig ſilbernen Büſten von Heiligen, die zum Theil an den ſechs Altären und in den neunzehn Niſchen aufgeſtellt ſind, welche dort, eingefaßt von zweiunddvierzig Säulen von Brocatello, den reichſten und bewundernswürdigſten Anblick darbieten.

Ein vornehmlich prachtvolles und koſtbares Stück iſt der Hauptaltar, der ganz aus Porphyr beſteht, und

über dem zwei silberne Engel schweben, die ein Kreuz von Lapis Lazuli tragen. Auf der Vorderseite dieses Altars sieht man einen eigenthümlichen Zug dargestellt, nämlich den Transport des Körpers des heiligen Januarius, der durch mehrere Personen in einer feierlichen Prozession von Montevergine nach Neapel geführt wird. An der Spitze dieses Zuges befindet sich der Cardinal Oliviero Caraffa, ein recht stattlicher Mann, den man auch als knieende Statue (angeblich nach einer Zeichnung des Michel Angelo) in derselben Kirche bei der Confession des heiligen Januarius (Ipogeo di S. Gennaro) sieht. Hier aber reitet er auf seinem guten Pferde dem Leichen-Conduct des großen Märtyrers mit einer gewissen Wichtigkeit voran. Ihm vorauf schreitet die schöne Sirene Parthenope, welche Neapel unter ihren besonderen Schutz genommen und der Stadt auch ursprünglich ihren Namen geliehen hatte. Mit der Nymphe schreitet zugleich eine männliche Figur einher, die den Fluß Sebeto, an dem Neapel liegt, repräsentiren soll. Beide sind vorausgezogen, um die Ankunft des großen Schutzheiligen zu feiern und zu verkündigen. Aber in diesem Augenblick ergiebt sich noch ein anderes merkwürdiges Schauspiel. Gestalten, die offenbar einen großen Schreck bekommen

haben, und die ſich als den Hunger, die Peſt und den Krieg ſymboliſiren, ſchicken ſich beim Anblick des heiligen Märtyrers an, die Stadt zu verlaſſen. Ihre Blicke drücken wahres Entſetzen aus, denn ſie haben nun eingeſehen, daß es mit ihrem Regiment in Neapel zu Ende iſt, ſobald der heilige Januarius dorthin gekommen. Eine andere Geſtalt windet ſich gar auf eine klägliche Weiſe am Boden und wird unter die Füße getreten, es iſt die Ketzerei, der ſo arg mitgeſpielt wird. Freilich, in einem Lande, wo man den Körper des heiligen Januarius und ſein Blut beſitzt, da muß von Stunde an alle Ketzerei aufhören. Es kann dann nur lauter wahre Gläubige geben, denn wenn man ſich erſt einmal entſchloſſen hat, an dieſes Blutwunder des heiligen Märtyrers zu glauben, ſo iſt man zugleich niet- und nagelfeſt in jedem Glauben geworden, und wird ſchwerlich noch an irgend Etwas zweifeln können. Neapel iſt darum auch die katholiſcheſte Stadt Italiens geworden, und vertritt den Katholizismus in allen ſeinen Conſequenzen bei Weitem mehr und ſtrenger, als Rom ſelbſt. Der Proteſtantismus wird darum auch auf einem Gemälde von Domenichino, das in einer der Wölbungen dieſer Kapelle ſich befindet, ganz entſchieden abgetrumpft. Man erblickt auf dieſem Bilde

neben dem Caplan, der die Phiole mit dem Blut des heiligen Januarius trägt, einen bis auf die Zähne bewaffneten Jüngling, der die Reformatoren Luther und Calvin und ihre Werke mit Füßen tritt und ganz herzhaft auf denselben herumstampft. Er schwingt eine Fahne in seiner Hand, auf der man das Motto liest: „Semper virgo Dei genitrix immaculata“ (die Mutter Gottes, die unbefleckte Jungfrau, für immer!) Dieser streitfertige, die Reformatoren tretende Jüngling ist die ecclesia militans selbst, die jeden andern Glauben ausschließende und verdammende katholische Kirche, deren Sieg immer nur eine Vergewaltigung der Geister gewesen.

In der Sacristei hinter diesem Altar wird die aus vergoldetem Silber gefertigte Büste des heiligen Januarius bewahrt, und in einem Schrank mit silbernen Thüren befindet sich dort auch das Wunderbarste und Wunderthuendste unter allen katholischen Wundern, nämlich Haupt und Blut Sanct Gennaro's. Das Haupt des heiligen Märtyrers liegt in einem kostbaren silbernen Kästchen, welches mit Basreliefs aus der Geschichte des Heiligen ausgeschmückt ist. Das Blut des heiligen Januarius ist in zwei Phiolen eingeschlossen, die in einem silbernen Reliquiarium aufbewahrt liegen,

welches seltsamer Weise die Form einer runden Wagen-Laterne hat, die auf beiden Seiten mit einer Glasscheibe bedeckt ist. Die eine dieser Phiolen ist groß, die andere kleiner, und wenn man genau durch die Scheibe hineinblickt, gewahrt man darin allerdings eine rothe fleckenhafte Masse, die wie getrocknetes Blut aussieht.

Der Altar selbst ist mit einer prächtigen Balustrade von Bronce umgeben, deren Geldwerth sehr bedeutend angeschlagen wird. Das eigentliche Altargemälde, welches vom Spagnoletto (Joseph Ribera) gemalt ist, stellt den großen Januarius in leibhafter Gestalt dar, wie er ganz wohlbehalten und gesund aus einem brennenden Ofen hervorsteigt, während die aufprasselnden Flammen die Soldaten ergreifen, welche den Heiligen hierher geschleppt hatten, um ihn diese furchtbare Strafe erleiden zu lassen.

Ein so gewaffneter und gefeiter Mann, wie der heilige Januarius, der allen Elementen gebieten konnte, mußte wohl eine Zauberkraft in sich tragen, die nicht ganz gewöhnlich war, und die sogar in seinem Blut noch nach vielen Jahrhunderten Eigenschaften übrig ließ, welche auf die Schicksale einer ganzen Bevölkerung einwirken mochten. Das Blut des heiligen Januarius

hat ſich darum auch beſtändig mit den hiſtoriſchen und politiſchen Geſchicken Neapels verflochten, und wenn das Blut in den Phiolen an den Tagen, wo man es erwartete, zu ſieden und zu quellen unterließ, ſo bedeutete es gewiß ein ſchweres Unglück, das ganze Volk verlor den Muth zu leben und zu handeln, und erwartete in völliger Apathie den Untergang Neapels. Der Marſchall d'Eſtrées ſuchte daher das Wunder zu zwingen, als er im Jahre 1702 Philipp V., König von Spanien, zur Beſitzergreifung der Krone Neapels dorthin geleitete. Aber der Mitbewerber Philipps, der Erzherzog Karl, zählte unter der für ihn wirkenden Partei faſt alle Prieſter und die dem Einfluß der Kirche hingegebenen Leute. Als daher das Feſt des heiligen Januarius herangekommen war, verbreitete ſich wie eine Schreckenskunde das Gerücht durch die Stadt: daß die Flüſſigwerdung des Blutes diesmal nicht eintreten werde, was nur einen ſehr unheilvollen, der Sache Philipps V. verderblichen Einfluß auf die Gemüther des Volks hätte hervorbringen können. Der Marſchall d'Eſtrées ließ daher die Groß-Vicare und den Syndicus der Kathedrale zu ſich berufen und hielt an dieſe geiſtlichen Herren eine donnernde Anrede. „Es iſt mir zu Ohren gekommen, ſagte der berühmte

Marſchall, daß diesmal das Wunder ſich nicht vollbringen ſoll. Ich rathe Euch, meine Herren, ſich zu arrangiren. Wenn die Sache nicht ſo kommt, wie es mir paßt, ſo werde ich in der Nacht, welche auf das Feſt folgt, Feuer an alle vier Ecken Eurer Stadt und an das Haus jedes Chorherrn legen laſſen!"*)

Das Wunder ließ jetzt keine Minute auf ſich warten. Es vollbrachte ſich mit einer Pünktlichkeit und Präciſion, wie man es lange nicht hatte eintreten ſehn, und daß dies möglich war, konnte beweiſen, wie genau und ſicher die hier angewandte Maſchinerie arbeitete, ſobald die frommen Werkmeiſter des Wunders es wollten. Neuerdings hat man ſogar die Chemie und die Infuſorienkunde mit hineingezogen, um das Geheimniß zu erklären. Schildern wir aber zuerſt und vor Allem die heilige Ceremonie ſelbſt, welche unter Beiſtand der Gebete aller Gläubigen in Bewegung geſetzt wird, um an den Feſttagen des heiligen Januarius zum Wohl Neapels ſein Blut wieder flüſſig aufſchäumen zu laſſen.

Entweder iſt einer von dieſen, in den niedern Klaſſen Neapels ſtets herbeigeſehnten und herbeigebeteten Tage wiedergekehrt, oder es hat ſich eine andere öffentliche

*) Michon, l'Italie religieuse p. 104.

Veranlassung dargeboten, die wichtig genug ist, um das Blut des Schutzheiligen dabei zum Beistand aufzurufen. Seit dem Morgen um acht Uhr versammelt sich dann das Volk in dichten Schaaren in der Kathedrale, um dem wunderbaren Experiment beizuwohnen. Die Gläubigen werden in die geräumige Kapelle des Schatzes eingelassen. Die starke und reichgeschmückte Balustrade, welche den Hauptaltar umgiebt, trennt die Zuschauer von dem innern Raum, in welchem der Priester zuerst die Messe zu lesen beginnt. Die Musik schwebt in lustigen Opernklängen hin und her, und bereitet durch heitere, tanzbeflügelte Klänge zu dem freudigen Ereigniß vor. Am Eingang der Balustrade steht der Kirchendiener mit dem langen, von schweren Goldtroddeln umflochtenen Stab, mit dem er ernst und streng Alle zurückwehrt, die sich im Schauenseifer einen näheren Zutritt zu dem Altar erobern wollen. Von Zeit zu Zeit aber schmelzen die strengen Falten seines Gesichts vor dem raschen Händedruck eines Fremden oder irgend eines vornehmen Mannes, der einige Geldstücke daran wendet, um in die Balustrade eintreten zu dürfen und dem Mirakel näher zu sein. Das Volk macht ihnen, als den Begünstigten, ohne Weiteres Platz, denn die Kirche hat die Leute auch darin wohlerzogen,

daß ſie die Unterſchiede gern anerkennen, welche das Geld auch in der Seligkeit und in der größern Berechtigung zu allen kirchlichen Ehren und Wundern hervorruft. Nachdem die, welche gut gezahlt haben, oder ein privilegirtes Anſehen genießen, ganz nahe zu beiden Seiten des Altars aufgeſtellt worden ſind, verklingt nun allmählig die feierliche Handlung der Meſſe.

Die Gruppen der Andächtigen, die ſich ringsumher in der Kapelle aufgeſtellt haben, werden immer lebendiger und geſpannter. Man erblickt darunter Geſichter, beſonders von Frauen, die in der That eine hinſchmelzende Gläubigkeit in ihren ſchönen glühenden Augen und auf den vollen rothen Lippen tragen. Dieſe reizenden Frauen hoben mit faſt tiefſinniger Inbrunſt ihre Blicke zu dem Altar empor, und zwar gerade zu den nackten Engeln, welche dort am Altarblatt mit einer merkwürdig freigebigen Kunſt angebracht ſind. Dieſe ſehr ausdrucksvolle Nacktheit der jungen wohlgeſtalteten Engel ſchien unſere Andächtigen entweder gar nicht zu ſtören, oder ſie paßte mit allen dieſen üppigen ſchwellenden Gliedern ſehr wohl in ihre Gebete hinein. Oft aber ſah man auch aus dem Schleier der ſchönen Neapolitanerinnen einen muthwilligen Augenaufſchlag hervorblitzen, manche lachten ganz fröhlich miteinander

handnehmens der termini metaphysicales im Deutschen. *)

Die Sprache Taulers dünkte seinen Zeitgenossen so süß, daß sie ihn den Zuckerprediger nannten. Sie waren daher gewiß gewohnt, seine Rede in der heimischen Mundart von ihm zu vernehmen, und alle Zweifel, die darüber erhoben worden, ob die Sprache in Tauler's Predigten seine eigene und ursprünglich von ihm herrührende, dürfen uns in diesem Besitzthum nicht stören. Der Titel der ältesten Leipziger Quart-Ausgabe von 1498: „Sermon des großgelarten in gnaden erlauchten Doctoris Johannis Thauleri predigerr ordens, weisende auff den nehesten waren wegk, yn geiste zu wandern durch vberschwebenden syn, unvoracht von geistes ynnigen vorwandelt in Deutsch manchen menschen zu seilkeit", weist allerdings deutlich darauf hin, daß ein doppelter Text der Taulerschen Predigten mußte vorhanden sein. Man muß jedoch annehmen, daß, nach der Sitte seiner Zeit,

*) Vgl. Petersen a. a. O. S. 126.

und ſchienen das Wunder des heiligen Januarius wie ein Jahrmarktsſpiel zu erwarten.

Zunächſt hinter der Baluſtrade auf der linken Seite derſelben hatte ſich eine Reihe von funfzehn Weibern aus dem Volke aufgeſtellt, denen bei der Ceremonie eine beſondere Rolle angewieſen zu ſein ſchien. Es waren das, wie wir hörten, die ſogenannten Anverwandten des heiligen Januarius (parenti di San Gennaro), die durch ihre erſchütternden Gebete und Beſchwörungen die Erfüllung des Wunders herabflehen müſſen.

Dieſe Weiber werden alle aus dem Stadtviertel genommen, in welchem einſt San Gennaro, der Sage nach, in Neapel geboren worden ſein ſoll. Sie halten ſich ſelbſt für Seitenverwandte und Abkömmlinge ſeiner Amme und werden als ſolche ganz ernſthaft vom Volke geehrt. Es gab unter dieſen Frauen ſogar eine, die in gerader Linie vom heiligen Januarius ſelbſt abzuſtammen behauptete, und dieſer von Niemanden bezweifelten Verwandtſchaft ſogar eine Penſion von einem Piaſter täglich aus dem Schatze ihres Aeltervaters verdankte.

Noch aber ſchien der große Moment nicht eingetreten, wo den Anverwandten des heiligen Januarius ihr Stichwort gefallen war.

Der alte Prieſter, welcher die Meſſe celebrirt hatte, war jetzt plötzlich verſchwunden. Er war in die Sacriſtei zurückgetreten, erſchien aber bald wieder, gefolgt von zwei oder drei Acolyten, welche eine Coloſſalbüſte von vergoldetem Silber herbeitrugen, und dieſelbe zuerſt an einem verborgenen Ort hinter dem Altar aufſtellten. Es iſt dies die Büſte des heiligen Januarius. Der Kopf iſt noch mit einem Sack von rother Seide überdeckt. Der Heilige ſteht verhüllt hinter dem Altar, und man wird ihn eine Zeit lang nicht gewahr. Es iſt ganz ſtill in der Kirche geworden. Man fühlt, daß man dem großen Ereigniß um einen Schritt näher getreten. Stumm und athemlos ſcheint das Volk den ſich ihm nun bald offenbarenden Heiligen zu empfinden.

Inzwiſchen iſt der celebrirende Geiſtliche mit den beiden andern Prieſtern wieder in die Sacriſtei eingetreten, kommt aber nach kurzer Zeit wieder heraus und trägt in ſeiner Hand das Reliquiarium des heiligen Januarius, in welchem die beiden Phiolen mit dem Blut des Märtyrers enthalten ſind und jetzt offen aufgedeckt liegen. Er hält daſſelbe mit feierlicher Gebärde der ganzen Gemeinde entgegen, um es zu zeigen und von derſelben erkennen zu laſſen. Nun ſetzen die Couſinen des Heiligen dort an der linken Seite der

Baluſtrade zum erſten Male mit ihren tiefen kräftigen Stimmen ein, ihre Töne ſchwellen immer entſetzlicher an, und ſteigen dringender, begehrlicher, unaufhaltſamer empor, um San Gennaro zu rufen, um das nahende Wunder ſeines Bluts durch ſo inbrünſtiges Flehen zu beſchleunigen. Jetzt aber hebt der alte Prieſter das Reliquiarium mit den beiden Phiolen in die Höhe, und zeigt es zuerſt ganz nahe den Zuſchauern, welche in das Innere der Altarumhegung eingetreten ſind; dieſe Leute treten jetzt allmählig auf die oberſte Stufe des Altars hinauf, werfen ſich im Ueberſchwang der Empfindung auf ihre Kniee nieder und verſinken in ein langes anhaltendes Gebet. Das runde laternenartige Gefäß, das oben mit einer Krone von Silber bedeckt iſt, hat an ſeinem untern Theil zugleich einen langen Fuß, in den jetzt ein brennendes Licht hineingeſteckt wird. Als der Prieſter jetzt, vom Altar herunterſteigend, die Büchſe am Stiel haltend, damit an den Reihen der Zuſchauer die Baluſtrade entlang ſchritt, und Jedem, der draußen am Rande derſelben ſtand, oder ſich herzudrängte, das Reliquiarium zum Kuſſe entgegenhielt, entſtand eine allgemeine, feierlich rauſchende Bewegung in der ganzen Kirche. Wer zum Kuß des Gefäßes gekommen war, fühlte ſich zugleich

von dem Prieſter, der ihm mit raſcher Gebärde den Segen ſpendete, an Stirn, Mund und Bruſt mit dem Reliquien-Gefäß leiſe berührt, und Viele ſah man danach heftig zuſammenſchauern.

Man hatte dabei Gelegenheit, durch die Seitengläſer dieſer magiſchen Laterne, die in ihrem Innern außerdem durch das hineingeſchobene Licht ſcharf beleuchtet wurde, hineinzublicken und die darin befindlichen Gegenſtände aufzufaſſen. Die feſte Maſſe, die ſich in dieſen beiden Phiolen befand, und dieſelben ungefähr zu zwei Dritteln ausfüllte, war eine allerdings ſchwer zu beſtimmende, dunkelrothe, ganz und gar verdickte Subſtanz, und man mußte ſchon auf ein Wunder rechnen, wenn ſie durch ſich ſelbſt flüſſig werden ſollte. Der Prieſter hob jetzt das Gefäß noch einmal hoch in die Höhe, indem er es der ganzen verſammelten Gemeinde zeigte, und es dann plötzlich von Oben nach Unten umkehrte und heftig ſchüttelte. Mit einem triumphirenden Blick hielt er es dann wieder empor, um es von Neuem betrachten zu laſſen. Und ſiehe, trotz alles wiederholten Schüttelns war im Innern der Büchſe noch Alles in derſelben Lage geblieben, nichts hatte ſich an der rothen, ſchwärzlichen, klebrigen Maſſe verändert, nichts hatte ſich an dieſer Subſtanz verrückt oder bewegt,

was doch nothwendiger Weise hätte eintreten müssen, wenn diese Substanz schon von vornherein flüssig in der Phiole gesteckt hätte. Gewiß, dieser Priester war ein ehrlicher Mann, wir können seinem jetzt eben so bieder triumphirenden Gesicht trauen, und werden uns bald, bald an das Wunder gefangen geben müssen, denn die Masse ist dick und unbeweglich, sie ist das Blut des heiligen Januarius, und bald, bald wird es flüssig werden!

Der ehrliche Priester setzt nun den Fuß des Reliquien-Gefäßes in ein Loch, das in einem der Ornamente des Altars angebracht ist. Der inbrünstige Bittgesang der Cousinen geht jetzt in ein förmliches Heulen und Brüllen über. Ungestümer scheint man es zu fordern, daß der heilige Januarius auch diesmal wieder seine Schuldigkeit thue und die Gläubigen seines Wunders nicht so lange auf sich warten lasse.

Jetzt aber richtet sich die Aufmerksamkeit wieder auf eine neue Scene des Schauspiels. Die silberne Büste des Heiligen, die so lange hinter dem Altar verborgen gestanden, ist plötzlich von den Händen der Priester wieder hervorgetragen und mitten auf den Altar gestellt worden. Aber an der Stelle des Sackes, der bisher seinen Kopf verdeckt hatte, trägt der Heilige

jetzt eine Mitra von vergoldetem Silber, die zugleich mit den kostbarsten Edelsteinen, Diamanten, Smaragden und Rubinen, mehr als dreitausend an der Zahl, übersäet und durchwirkt ist. Dieser herrliche Kopfputz, der ein Werk des berühmten Goldschmiedes Mattheo Treglia ist, soll auf Kosten der Stadt Neapel und des Volkes für San Gennaro gefertigt worden sein. Der celebrirende Geistliche nimmt aber dem heiligen Januarius diese Mitra wieder ab, und setzt ihm einen noch viel reicher gestickten Cardinalshut auf, der noch von größeren Diamanten und Edelgesteinen strahlt. Denn der Heilige ist ein reicher Mann, er kann abwechseln, und mit seiner Garderobe scheint er alle Kaiser und Könige der Welt zu übertreffen. Dann bereckt ihm der Priester die Schultern mit einem rothen goldgestickten Chormantel, der von lauter ächten Perlen und großen Edelsteinen flimmert. Auch ein großes, breites, von Juwelen strotzendes Halsband legt der Priester, der als Kammerdiener des heiligen Januarius mit vielem Anstand und Eifer fungirt, demselben um den Hals. Dies Halsband fällt dem Heiligen bis auf die Brust herunter, und man muß es wegen seiner alles Andere überstrahlenden Pracht, besonders aber wegen seiner daran hängenden großen Diamantenkreuze,

die von verschiedenen Souverainen und Souveraininnen der Welt dem Heiligen dargebracht worden, bewundern. Darunter befindet sich auch ein Kreuz von Brillanten und Smaragden, welches Joseph Bonaparte, als ein Geschenk von außerordentlichem Werth, dem heiligen Patron Neapels dargebracht hat. Endlich treten auch noch zwei Priester mit Verbeugungen und Knixen heran, und schmücken die Brust des Heiligen mit zwei ungeheuren Bouquets, in denen Blumen aller Art schimmern und glühen.

Die Toilette des Heiligen ist nun fertig. Täuschen wir uns, oder ist es wirklich so? Die Gesichtszüge der silbernen Figur haben jetzt ungleich mehr Würde, ja Majestät angenommen, und von einem gewissen Schauer ergriffen, fangen wir an, zu wünschen, daß sich hier wirklich einmal ein Wunder ereignen möchte. Jetzt hat der Priester wieder das Reliquien-Gefäß mit den Blut-Phiolen abgenommen und auf die Mitte des Altars gesetzt. Zur Erfüllung des Wunders gehört auch der Umstand, daß das Blut in die Nähe der Büste des heiligen Januarius gerückt sein muß, um aus seinem harten Zustande sich wieder in einen flüssigen zu verwandeln und dem nach dem Mirakel schmachtenden Volke genugzuthun. Der Priester nimmt

aber jetzt das Gefäß wieder in seine Hand, schüttelt es, wendet es nach allen Seiten hin um, und stellt es jetzt mit der einen Glasscheibe dicht vor ein angezündetes Wachslicht, welches der Sacristan, der für diese Ceremonie ein fast zu schlaues Gesicht macht, recht emsig hält und fast gegen die Scheibe preßt. Der andere Geistliche fährt aber mit dem Umschütteln der Gefäße unaufhaltsam fort, eine halbe Stunde lang dauert es schon, und immer weiter und weiter wird geschüttelt. Aber noch ist in den Gefäßen nichts von seiner Stelle gewichen. Die Cousinen des heiligen Januarius schreien und kreischen immer höher, sie wälzen sich wie in Krämpfen auf ihren Knieen umher, Einige flüstern mit leisem Gesang das Ave Maria und Credo in sich hinein, Andere von diesen alten Megären zerren sich die Kleider von den Brüsten und zerschlagen sich diesen schönen Theil ihrer Weiblichkeit. Aus Angst, daß die Cousinen noch weiter im Herabziehen ihrer Kleider gehen möchten, fanden wir uns jetzt fast versucht, auch unsererseits den heiligen Januarius um die schleunigste Vollstreckung seines Wunders anzuflehen. Einige der entsetzlichen Weiber waren inzwischen in eine völlige Verzweiflung gerathen, die bald in Zorn und Erbitterung gegen den Heiligen selbst überschlug. Die

Beschwörungen gehen in Schmähungen, in Verwünschungen, in drohende und verachtungsvolle Gebärden über. Eine fürchterliche Stimme aus dem Volke ruft: Du bist crepirt, San Gennaro, wenn Du das Wunder nicht mehr machen kannst! San Gennaro, wo bleibt Deine Treue? Schläfst Du, oder bist Du todt, jämmerlicher Heiliger? Verflucht, wenn Du nicht das Wunder thust! (Sei crepato, se non fai il miracolo! San Gennaro, dove sta la tua fede? Dormi o sei morto, Santuccio? Maledetto, se non fai il miracolo!)

Einige Andere, besonders Frauen, glauben es immer noch durch Zärtlichkeit beim heiligen Januarius zu zwingen. Sie geben dem Heiligen die süßesten Worte und nennen ihn „San Gennaro, schönes Haupt" (San Gennaro, bella testa!) und werfen ihm Kußhände zu, und schleudern ihm so süß herausfordernde Blitze aus ihren funkelnden Augen entgegen, als wenn sie dem Heiligen das allerbeglückendste Rendezvous gewähren wollten. Eine einzelne singende, klagende Männerstimme aus einem äußersten Winkel der Kirche her ruft jetzt wiederholt und immer von Neuem: Ist es noch hart? (È duro ancora?) aber noch immer will von dem Altar her die ersehnte Kunde nicht er-

ſchallen. Die Prieſter ſtehen dort in ein ſtummes Gebet verſunken, und ſcheinen ſiegesgewiß die Sache abzuwarten. Nur zuweilen werfen ſie einen fragenden Blick auf den Sacriſtan zurück, der mit ſeiner Wachskerze unaufhörlich an die Scheibe des Reliquiariums hinanleuchtet, von Zeit zu Zeit emſig und genau in das Innere hineinblickt, und immer noch achſelzuckend den Kopf ſchüttelt, wenn die Blicke der Prieſter ihn befragen.

Jetzt ſtimmt der Hauptgeiſtliche mit feſter, mächtiger Stimme, die ſich faſt majeſtätiſch auf die Gemeinde niederläßt, eine Litanei an. Mit dieſem Geſange ſcheint er alle widerſprechenden Empfindungen, die ſich in der Kirche geregt haben, wieder zur Andacht zuſammenfaſſen und aufſchwingen zu wollen, und das Volk antwortet ihm jetzt mit einer zuverſichtlichen Inbrunſt, aber es miſchen ſich auch hier und da noch Accente der Verzweiflung ein, die den gewaltig aufgeregten Gemüthszuſtand verrathen, in den man verſetzt worden iſt.

Kaum aber iſt die Litanei mit ihren letzten Klängen in der Kirche verhallt, als ſich auf dem Altar und in der nächſten Umgebung deſſelben eine auffallende, freudige, ja entzückte Bewegung kundzuthun ſcheint. È fatto!

die auch später noch bei den Theologen üblich war, Tauler seine Predigten zwar lateinisch aufschrieb, auf der Kanzel aber ohne Zweifel deutsch gehalten hat. Viele seiner Vorträge sind in dem deutschen Text, in dem sie verbreitet wurden, von seinen Zuhörern nachgeschrieben, wodurch sich auch die Abweichungen und Verschiedenartigkeiten mehrerer Texte erklären. Auch giebt es ins Niedersächsische übertragene Texte, die unglücklicher Weise einigen Herausgebern deutscher Mustersammlungen als wirkliche Proben der Tauler'schen Originalsprache gedient zu haben scheinen. Der Uebersetzer der lateinischen Concepte des Tauler hatte aber in dessen weitverbreiteten mündlichen Vorträgen den sichersten Anhalt, seine Sprache auch deutsch in originalgetreuer Form wiederzugeben. Daß Tauler allein es war, der den merkwürdigen Umschwung der Sprache im vierzehnten Jahrhundert hervorbrachte, erhellt aus allen übrigen ihm verwandten, und in seinem Geist und Ton abgefaßten Schriften dieser Zeit, worin sich beständig Hinweisungen auf ihn finden. Die schöne und verzückte Nonne zu Maria-Medingen, Maria Ebnerin, und

klingt es bald von allen Seiten. Der Priester hat mit einer wunderbaren, triumphirenden, geheimnißvollen Handbewegung in die Gemeinde hinein gewinkt. Ja, das Wunder ist geschehen. È fatto! il sangue è liquefatto! (es ist geschehen, das Blut ist flüssig geworden!) ruft es zunächst vom Altar her, und dann schallt es brausend, vermischt mit den Klängen der Orgel, die einen stürmischen Freudengesang angestimmt hat, von allen Seiten und aus allen Gruppen der durcheinanderstürzenden Volksmenge wieder. Man drängt sich, so viel man kann, zu dem Altar heran, und die Balustrade vermochte bald nicht mehr den Altar abzusperren gegen die sich heranwälzende Volkswoge. Der Priester hat das Gefäß wieder an seinem Stiel gefaßt, und hält es hoch in die Höhe. Wem es gelungen ist, sich bis zu ihm Bahn zu machen, der küßt jetzt mit einer über alle Zweifel erhabenen Andacht das Gefäß mit den beiden Phiolen, in denen das Blut des heiligen Januarius ganz von selbst wieder lebendig geworden ist. Der Neapolitaner ist ein gläubiges, naives Kind, wenn er nicht eine wilde, tückische Bestie ist. Mit einer Gutmüthigkeit und Ehrfurcht ohne Gleichen schaut er jetzt in die Phiolen hinein, und macht sogleich mit seinen Fingern die fließende Bewegung nach, welche sich

seit Kurzem innerhalb des Glases erhoben hat. Die schwärzlich rothe Masse hat nämlich in beiden Phiolen sich von den Wänden des Gefäßes, an denen sie bisher ganz starr und hart festklebte, abzulösen begonnen. Der Inhalt des Blutgefäßes ist in eine sichtbare, quellende Bewegung eingetreten. Noch einmal schüttelt der Priester das Gefäß, und siehe, die aufgehende, fast gährende Masse tritt jetzt in den bis dahin leer gebliebenen Raum der Phiole über. Es ist keine Frage mehr, ein Wunder ist geschehen, und das Blut des Heiligen quillt wieder mitten unter seinen Gläubigen! Jubelnde Gesänge erfüllen jetzt die ganze Kirche, ein Te Deum laudamus spielt die Orgel, das ganze Volk liegt auf den Knieen, und draußen erschallen drei Kanonenschüsse vom Castel S. Elmo hernieder, das von seiner steilen Felsenhöhe herab das geschehene Wunder über Stadt und Meer hinaus verkündigt.

Das wieder flüssig gewordene Blut bleibt nunmehr in diesem Zustande acht Tage lang öffentlich ausgestellt, damit das ganze Volk des Anblicks dieses Mirakels theilhaftig werden kann. Die funfzehn Cousinen des heiligen Januarius verrichten so lange an dem Blut den Dienst, und halten unter beständigen Gebeten und Gesängen Tag und Nacht dabei die Wache. Es wird

dafür jede dieser alten Sibyllen mit drei Ducati täglich belohnt. Denn der heilige Januarius ist reich, er kann das bezahlen. Cumulirt er doch sogar mehrere Aemter, für welche er eine sehr bedeutende Besoldung von der Stadt bezieht. So ist er Capitano di Napoli mit 6000 Piastern Gehalt jährlich, das aus der Kasse der Stadtverwaltung pünktlich in seinen Schatz eingezahlt wird. Davon kann er denn sehr leicht seinen Cousinen etwas zu Gute thun, wenn er nicht etwa gerade abgesetzt ist und, in seinen Aemtern zur Disposition gestellt, seine vollen Einkünfte nicht mehr bezieht. Dies ist dem heiligen Januarius bekanntlich schon mehrmals begegnet, denn eines seiner wesentlichsten Amtsgeschäfte als Patron und Stadtcapitain besteht darin, den Besuv zu hüten und diesen gefährlichen Gesellen so zu bannen und im Zaume zu halten, daß die Stadt vor seinen Lava-Ausbrüchen sicher bleibt. Als dies einige Male fehlschlug, oder als der Stadt sonst durch Feindesgewalt Schlimmes widerfuhr, wurde San Gennaro vom neapolitanischen Volke für abgesetzt erklärt, und die Lazzaroni schlugen einer Bildsäule von ihm Arme und Beine entzwei. In diesem Unmuth über ihren Götzen, der freilich nicht immer regelrecht arbeitete, ernannten dann die Neapolitaner einige Male andere Heilige zu

seinem Nachfolger, die es aber doch bei weitem nicht so gut zu machen verstanden. San Gennaro war einmal der Liebling aller Klassen Neapels geworden, er war der alte gute Schutzpatron und Stadtcapitain, den das Volk seit Jahrhunderten geliebt und geehrt, ausgeschimpft, verwünscht und geschlagen hatte, und durch den doch ohne allen Zweifel der Ausbruch des Vesuvs oft genug verhütet worden war. Das Volk in Neapel kehrte immer wieder zu ihm zurück, und behauptete, Wohlthaten von ihm zu erfahren, die kein anderer Heiliger zu gewähren im Stande sei.

Der heilige Januarius ist aber vornehmlich der Heilige des gemeinen Volkes geblieben, und in dieser Klasse Neapels wurzelt er noch heut mit unerschütterlichem Ansehn und in der ganzen Vollbedeutung seines Wunders. Es bestätigte sich uns dies auch bei der Ausstellung seines Blutes, wo wir fast nur geringe Leute mit ihrer Gläubigkeit vertreten fanden. In den vornehmen Ständen Neapels soll wenigstens gegen dies Wunder schon eine Art von Skepsis eingetreten sein, oder die aristokratische Welt ist blasirt gegen eine Sache, die nicht mehr recht für vornehm und auch nicht für elegant und sauber gilt. Doch sind die höheren und unteren Stände in Neapel keineswegs so

ſpecifiſch durch ihre Verſtandesgaben unterſchieden, daß die höhere Einſicht der Vornehmen ſie dem Mirakel des heiligen Januarius abwendig gemacht hätte. Doch fanden wir bei der Darſtellung des Wunders ſelbſt, in der Kathedrale, auch viele Leute vornehmen Standes, beſonders Damen zugegen, die mit einer großen Aufmerkſamkeit und Andacht bei dem Vorfall betheiligt waren. Der Ausſtellung des Blutes pflegte der verſtorbene König Ferdinand II. mit der Königin und allen Prinzen des königlichen Hauſes jedesmal auf das Feierlichſte beizuwohnen. Das ganze Volk freute ſich dann an der Inbrunſt, mit welcher König Ferdinand die heiligen Blutphiolen küßte, und die Lazzaroni im Hafen brachten ihm dafür ſtürmiſche Lebehochs, die den frommen König über Alles feierten. Der ächte Tyrann kann und darf auch in Glaubensſachen immer nur auf dem Standpunkt des Pöbels ſtehn, denn die Gewaltherrſchaft ſtützt ſich nur auf den Aberglauben und die Gemeinheit, und wenn ſie den Götzen anbetet, wirkt ſie dadurch am beſten für das eigene Götzenthum auf dem Thron. Den heutigen Beherrſcher Neapels, König Franz II., hat man dagegen ſeit ſeiner Thronbeſteigung noch nicht bei den Blutwundern San Gennaro's erblickt, und es gehört auch dies vielleicht zu den halb-

liberalen Demonſtrationen, mit denen Franz II., anfänglich das Blutregiment ſeines Vaters verlaſſend, ſeine Regierung angekündigt hatte. Der heilige Januarius iſt aber als politiſcher Parteimann, wozu ihn die Prieſter nicht ſelten gebraucht haben, dem Liberalismus von jeher ſehr wenig ergeben geweſen, und wenn die Regierungstendenzen des Königs Franz einmal wirklich eine entſchieden liberale Färbung annehmen ſollten, ſo würde Gennaro ſein Blut wahrſcheinlich gar nicht mehr fließen laſſen und die Kraft ſeines Mirakels würde, zum Entſetzen des Volkes, erlöſchen. Die Andacht zum Blute des heiligen Januarius ſoll in der That ſeit einiger Zeit weſentlich in der Abnahme begriffen ſein, und dies würde eine Reform in dem ganzen Regierungsſyſtem Neapels bedingen.

Mit Ausnahme der Lazzaroni und ihres Königs Ferdinand, die ſtets allen Zeitideen unzugänglich waren, würden aber in der letzten Zeit kaum noch viele Perſonen in Neapel für die Unverbrüchlichkeit dieſes Wunders in die Schranken getreten ſein. Es war zu leicht, dies ſogenannte Wunder phyſiſch und chemiſch zu erklären, als daß es anders, als auf der Stufe eines thieriſch verdummten Pöbels und ſeines geiſtverwandten Königs, noch für baare Münze angenommen werden

könnte. Die Kunſtgriffe der katholiſchen Prieſter beruhen oft gerade bei ihren wunderbarſten und erſtaunlichſten Darſtellungen auf dem allergemeinſten Knalleffect, und werden durch Naturgeſetze hervorgebracht, die jedes Kind kennt und anzuwenden weiß, und die man auf der Stufe der ſchändlichſten Erniedrigung, auf welcher der Katholizismus das Volk zu halten bemüht iſt, bei ſehenden Augen ableugnen zu müſſen glaubt.

Es bedarf nicht erſt der Fortſchritte der Zeit in den Naturwiſſenſchaften, um das Blutmirakel des heiligen Januarius für eine ganz gewöhnliche Wirkung des Temperaturwechſels zu erklären. Die Beſchaffenheit der Subſtanz ſelbſt, welche die Phiolen füllt, iſt dabei gewiß eine ziemlich gleichgültige. Doch iſt es bis jetzt niemals erlaubt geweſen, dieſe Subſtanz chemiſch zu unterſuchen, oder überhaupt einer nähern Beſichtigung zu unterwerfen, da nur der König und der Erzbiſchof den Schlüſſel zu dem Schrank in Gennaro's Schatzkapelle haben. Die Chancen für das Mirakel würden aber ſteigen, wenn die Chemiker, nach freier und unbehinderter Unterſuchung des in den Phiolen eingetrockneten Stoffes, erklärt hätten, daß ſich darin wirklich Beſtandtheile des menſchlichen Bluts vorfinden. Da aber dies noch nicht geſchehen, und auch, mit Ueberein-

ſtimmung der Prieſter, niemals geſchehen wird, ſo kann man auch eine jede beliebige Subſtanz annehmen, die, wenn ſie längere Zeit an einem kalten Orte liegt, in ſich ſelbſt erſtarrt und in einen gänzlich harten und unbeweglichen Zuſtand verfällt, während ſie ſogleich, ſobald ſie in eine gewiſſe Wärme-Temperatur verſetzt wird, wieder zu fließen anfängt und in eine ſiedende Wallung geräth. Der ganze Prozeß, welcher bei der kirchlichen Ceremonie vorgenommen wird, deutet darauf hin, daß die Geiſtlichen, die dabei mitwirken, oder Derjenige, welcher den Hergang der ganzen Ceremonie zuerſt angeordnet hat, ſich vollkommen der phyſikaliſchen Einwirkungen bewußt geweſen, auf die es bei der Darſtellung des fließenden Blutes ankommt. Das herbeigebrachte Gefäß, das ſo lange in den kalten Mauern der Sacriſtei geſtanden, wird zuerſt mit ſeinem ganz verhärteten und ſteifgewordenen Inhalt der in der Kapelle herrſchenden Wärme unterworfen und ſteht dort, wie wir geſehen haben, eine Zeit lang, um in dieſer Atmoſphäre die Vorbereitungen zu ſeiner Erweichung zu empfangen. Dann treten die Einwirkungen der Kerze hinzu, welche ununterbrochen gegen die Glasſcheibe des Reliquiariums gehalten wird. Das Glas nimmt die von außen eindringende Wärme ſehr leicht

auf und concentrirt dieſelbe zugleich ſorgfältig in dem von ihm eingeſchloſſenen Raum. Ueber die Materie ſelbſt, welche zu dem Wunder am meiſten geeignet iſt, ſind die verſchiedenſten Vermuthungen aufgeſtellt worden. Die Phyſik hat von jeher Recepte gehabt, um Miſchungen zu bereiten, die, wenn ſie in ein Glas gefüllt werden und darin erkalten, ſich feſt verhärten, ſobald ſie aber erwärmt werden, wieder flüſſig auseinander laufen. Die allgemeinſte Annahme iſt aber wohl die, daß das Blut des heiligen Januarius aus Wallrath oder Spermaceti beſteht, einer an ſich ſpröden, fettartigen Subſtanz, die aus der Schädelhöhle des Potfiſches gewonnen wird und in der civiliſirten Welt ſo mannigfache Verwendung findet, namentlich zu Pomaden, Salben, Pflaſtern und Lichtern. Dieſe für den Zweck ſehr geeignete Maſſe, die ſich bei gewöhnlicher Temperatur leicht verdickt und beim geringſten Wärmegrad ſchon wieder zu fließen beginnt, erhält in der geiſtlichen Apotheke wahrſcheinlich noch andere Zuſätze, unter denen man namentlich Terpentinöl und geſtoßene Alkanna-Wurzel nennt, und durch welche das beabſichtigte Experiment, nämlich: es bald erſtarren, bald wieder flüſſig werden zu laſſen, erleichtert wird. Herr v. Rehfues hat, bei ſeinem Beſuch in Neapel, das Blut des heiligen Januarius einfach für Gefror-

nes oder rothes Fruchteis erklärt, was freilich eine noch ſchmackhaftere und den Neapolitanern vertrautere Subſtanz iſt, und noch viel leichter das fließende Blut ihres Nationalheiligen darſtellen kann. Woraus aber auch jene Maſſe beſtehen mag, ſo wird ohne Zweifel auch noch zu ihrer Färbung etwas beigemiſcht, das aus irgend einem roth colorirenden Pflanzenſtoff beſteht, und in dem vielleicht noch ein beſonderer Theil dieſes kirchlichen Wunders ruhen dürfte.

Denn es wird vielleicht noch auf andere Erklärungsarten des Mirakels Bedacht genommen werden müſſen, beſonders da man von einigen höheren Geiſtlichen behauptet hat, daß ſie das Wunder blos mit ihrer eignen Hand zu Stande bringen könnten, ohne daß ſie den Einfluß der warmen Temperatur irgend zu Hülfe zu nehmen brauchten. Es ſind dies ohne Zweifel die am meiſten eingeweihten Prieſter, welche im Beſitz der uralten Traditionen der katholiſchen Kirche ſich befinden, und dadurch auf Koſten der Aufklärung und des geſunden Menſchenverſtandes eine Magie treiben, die zugleich der Naturforſchung um Jahrhunderte zuvorgekommen war. Denn, wie es ohne Zweifel ehrliche und gläubige Prieſter giebt, die bei dem Blutwunder des heiligen Januarius ganz naiv verfahren und gewiß

ihr in geistlicher Liebe zu ihr entbrannter Freund, Heinrich von Nördlingen, der ihr eine Schaale sandte, worin sie die süßen Thränen ihrer Andacht und Himmelsberauschung für ihn einsammeln mußte, sind hier als die bedeutendsten Wahlverwandten Taulers in seinem Jahrhundert zu nennen. Sowohl die Selbstbiographie, die diese begeisterte Klosterjungfrau hinterließ (herausgegeben von P. Sebastian Schlettstetter zu Schwäbisch Gemünd 1662), als der mystische Briefwechsel, den Heinrich von Nördlingen mit ihr geführt hat (abgedruckt in Heumanni opuscula, Nürnberg, 1747. S. 351 — 404.) reden eine der tauler'schen in jeder Hinsicht ähnliche Sprache, und waren die am bedeutsamsten mitwirkenden Elemente, aus denen die Sprachumbildung dieser Epoche hervorging. Nach ihnen kann noch Otto von Passau, der Lesemeister der Barfüßer zu Basel, angeführt werden, der, verstandesnüchterner als Tauler, aber doch in seinem Sinn und von ihm angeregt, das Buch „Die vier und czweinczig Alten oder der guldin Tron" im Jahre 1386 herausgab. Dieser güldene Thron ist das erste Denkmal einer schönen, gediegenen, didak-

jedesmal von einem anbetenden Schauder durchdrungen werden, wenn unter ihren Händen die Verwandlung der Materie in quellendes Blut gelungen iſt, ſo giebt es auch in der Geiſtlichkeit die eigentlichen Meiſter der Maſchinerie, die mit einer umfaſſenden und überlegenen Kenntniß von jeher die geheimſten Triebfedern der Gaukelei gedreht und dabei ohne Zweifel alte, wohlgehütete Geheimniſſe des Clerus benutzen, die noch unerforſchlich ſein würden, wenn die leidige Wiſſenſchaft nicht inzwiſchen ſo Manches ausgeplaudert und das Reich der prieſterlichen Wunder um einige der Phyſik angehörige Thatſachen ärmer gemacht hätte.

Die neuen Forſchungen des gelehrten Profeſſor Ehrenberg in Berlin haben die Wundererſcheinung des Blutes, das in der Hoſtie, auf Brod und anderen Speiſen oder Stoffen plötzlich hervorquillt, ſehr entſchieden auf das Gebiet der Phyſik herabgezogen, indem ſie der Natur zurückgeben wollten, was die Kirche als ihr ausſchließliches Eigenthum und Heiligthum in Anſpruch genommen hatte. Die Aufmerkſamkeit des berühmten Naturforſchers war zuerſt im Jahre 1848 auf dieſen Gegenſtand hingeleitet worden, denn wie das Wunder des tropfenden Blutes häufig auf außerordentliche Weltbegebenheiten hingedeutet hat, ſo kamen

sogar in Berlin zur Signatur des Jahres 1848 Erscheinungen von Blut auf Speisen, und namentlich auf gekochten Kartoffeln, vor.*) Herr Ehrenberg zeigte dies seit alter Zeit so berühmte Prodigium des Blutes im Brod und auf Speisen in ganz frischem Zustande der Berliner Akademie der Wissenschaften vor, und erläuterte das Wunder durch die Existenz eines Thieres, die Purpur-Monade (Monas prodigiosa), welche in gewissen Substanzen unter Umständen zur Erscheinung komme und das Wunder des aus demselben herausfließenden Blutes einzig und allein bedinge. Die Infusorien müssen jetzt dazu dienen, die Wunder der Kirche dem gesunden Menschenverstande zu erklären, und es wäre damit jedenfalls ein Fortschritt auch für den Glauben gewonnen, denn es wird doch immer besser und heiliger sein, daß das Mirakel auf natürlichen Organismen beruhe, als daß blos die gemeine Gaukelei der Priester die einzige Grundlage des Wunders bilde. Diese Made, die im Mittelalter und bis in die neueste Zeit hinein so oft aus der Hostie blutete, wenn die letztere zerbrochen oder von unheiligen Händen frevent-

*) Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1848. S. 352.

lich berührt und zerschnitten wurde, die sich in Speisen und vegetabilischen Substanzen fortpflanzt und mit denselben schon bei einem starken Rütteln in Blut auseinanderfließt, diese Made ist am Ende das eigentliche Thier aus der Offenbarung Johannis, welches die Naturforscher jetzt glücklich als Infusorie wieder entdeckten, und das die Kirche als den Kern ihrer größten Wunder schon längst erkannt und aufgenommen hatte!

Es ist dies ein mit einer bestimmten Bewegung begabtes Thier, dessen Körperchen einen kleinen Rüssel nach Art der Monaden führen soll, und dieser Rüssel soll halb so lang als der Körper selbst sein. Die genauere Physiologie dieses Thieres hat Ehrenberg selbst noch nicht anzugeben vermocht, aber die wunderähnliche Wirksamkeit desselben ist in Italien schon seit längerer Zeit beobachtet worden. In Italien hat sich die Erscheinung fließenden Blutes besonders auf Polenta gezeigt, in der die Purpurmonade vorzugsweise gern ihren Sitz aufzuschlagen scheint, und ganze Bevölkerungen wurden oft in Aufregung und Extase versetzt, wenn auf diesem aus Maismehl bestehenden dicken Brei, sobald derselbe einen Augenblick gestanden, sich plötzlich Blutspuren ansetzten, die zu tropfen begannen, und oft den ganzen Brei mit Blut überzogen. In

Venedig bemerkte man ſchon vor längerer Zeit, daß dieſe Erſcheinung jedesmal auf Polenta vorkomme, ſobald dieſelbe in Gährung gerathen ſei. Naturforſcher erkannten dabei auch eine Subſtanz von Schimmel und Pilzen, die ſich mit Leichtigkeit auch auf andere Subſtanzen übertragen und ſich denſelben zur Fortpflanzung des Phänomens gewiſſermaßen inoculiren ließ. Ehrenberg übertrug dieſe Blutflecke, die auch in Flüſſigkeit zu ſetzen waren, mit Glück auf gekochte Kartoffelſchnitte, die auf feuchtes Papier in eine Blechbüchſe gelegt wurden und bald eine friſche, lebhaft rothe Blutflüſſigkeit an ſich hervortreten ließen. Nach dieſen Experimenten vom heutigen Tage können die Wundererzählungen der alten Schriftſteller und die Wunderthaten der Kirche ſelbſt kaum noch Kopfzerbrechen erregen. Die Flüſſigkeit dieſes heraustropfenden Blutes ſcheint in einzelnen Fällen ganz beſonders ſtark und ergiebig geweſen zu ſein, und Paulus Oroſius erzählt, daß in Aretium, beim Eſſen, aus dem Brode, das gebrochen wurde, Blut, wie aus der Wunde eines Menſchen, ganz lebendig hervorfloß. Wie Ehrenberg dieſe Erſcheinung auf Kartoffeln fortpflanzte, ſo iſt dies auch auf Schweizerkäſe und beſonders auf Weißbrod mit vielem Erfolg gelungen, und die Einwirkung der Wärme, um den Proceß zu

beſchleunigen, ſcheint dabei immer eine weſentliche Rolle geſpielt zu haben. Dieſes Phänomen, welches die neuere Naturforſchung ganz wiſſenſchaftlich auf die in ſolchen Subſtanzen nachgewieſene Exiſtenz der Purpurmonade zurückgeführt hat, mag zum Theil auch ausreichen, um das Blutwunder des heiligen Januarius zu erklären, wenn dieſe einfache Manipulation überhaupt noch einer wiſſenſchaftlichen Erklärung bedarf. Mag die Blutſubſtanz des heiligen Januarius nun für gewöhnlich aus einer Portion Erdbeer-Eis, aus Polenta, Wallrath, Schweizerkäſe oder irgend einer anderen blutfarbigen, in der Wärme leicht flüſſig werdenden Subſtanz beſtehen, ſo wird doch alles Wunderbare, das dabei vorkommt, am leichteſten auf eine Gaſtrolle der Purpurmonade in der katholiſchen Kirche gedeutet werden können. Und diejenigen höheren Prieſter in Neapel, denen nachgerühmt wird, daß ſie den Blutfluß des heiligen Januarius auch unabhängig von der Einwirkung der Wärme, an jedem beliebigen Ort, zu Stande zu bringen wiſſen, ſind vielleicht die Meiſter, welche die Spuren der Purpurmonade, die ſie auf irgend einer Subſtanz angetroffen, in dem Reliquien-Kaſten des heiligen Januarius auf den wirkſamſten Stoff zu verpflanzen gewußt haben, und dabei ſo geſchickt in der

Bearbeitung dieſes Materials zu Werke gehen, daß ſie das Wunder hervorbringen, auch ohne die Entwickelung durch die Wärme nöthig zu haben. Der Profeſſor Ehrenberg, der zuletzt am leichteſten auf Oblaten, am ſchönſten auf gekochtem Reis das Phänomen fortpflanzen zu können erklärte, fand zwar, daß das Wunder in zugedeckten Gefäßen durch Hinzutritt der warmen Luft (namentlich aber der Wärme durch eine Wachskerze) ſich am raſcheſten entwickele, aber er ſah auch ſchon vom bloßen Schütteln des Gefäßes, durch welches das rothe Thier der Apokalypſe auseinanderfloß, den gewünſchten Erfolg. Da es aber den italieniſchen Prieſtern ſchon in ſo früher Zeit gelungen war, das Blut aus den Hoſtien tropfen zu laſſen, ſo ſind ſie ohne Zweifel ſtets im Beſitz geheimer altüberlieferter Manipulationen geweſen, durch welche ſie ihre Kunde von einem natürlichen Phänomen im vermeintlichen Intereſſe der Kirche zu verwerthen wußten. Indeß giebt es ohne Zweifel auch in Neapel eine aufgeklärtere Partei unter dem Clerus, die wohl begriffen hat, daß der Kirche durchaus nicht gedient iſt mit einem Wunder, das, wie der Thron Neapels ſelbſt, nur noch auf den Pöbel ſich ſtützen kann, und das dem Glauben an höhere und wahrhaftere Dinge in der Religion nur zu ſchaden vermag.

Man hat deshalb auch bemerkt, daß die Wunder-Procedur mit dem Blut des heiligen Januarius in Neapel von Jahr zu Jahr mit einem geringeren Aufwand von Feierlichkeit begangen wird, und vielleicht, wenn die italieniſchen Verhältniſſe überhaupt zu ihrer nothwendigen Löſung gelangen, kommt bald einmal die Zeit, wo San Gennaro, zugleich mit dem Blutregiment im Staate ſelbſt, fällt und in dieſelbe Vergeſſenheit geräth, in der ſich bereits die Rippe Johannis des Täufers in der Kirche Santa Maria Donna Romita befindet, wo lange Zeit das bei ſeiner Hinrichtung aufgefangene Blut dieſes Heiligen ſtrömte, ſobald es an ſeinem Feſttage in die Nähe der Rippe verſetzt worden war. Hat doch auch die Milch der Madonna, die in einer andern Kirche Neapels von Zeit zu Zeit flüſſig zu werden begann, ſich überlebt. Die Franciscaner (in San Chiara) beſaßen zwei Phiolen voll Milch, die einſt aus den Brüſten der heiligen Jungfrau geſprützt war*), und wenn das Feſt der Maria kam, ſetzte ſich die Milch vor den Augen der Gläubigen wieder in Fluß. Dies Wunder iſt vor einiger Zeit

*) Das Hemd der Jungfrau mit einem Milchflecken beſitzt die Stadt Aachen.

eingegangen, vielleicht auch deshalb, weil die weißflüſſige Subſtanz, zu der uns noch die entſprechende Ehrenberg'ſche Infuſorie fehlt, noch ſchwieriger zu erklären und fortzupflanzen iſt, als alle die Stoffe, die ſo leicht in fließendes Blut übergehen, und die im Reiche des Wunderglaubens ſtets den Sieg davongetragen haben.

Dieſe Wundergattung war ja ſo entſcheidend für die katholiſche Kirche geworden, daß die Einſetzung des Frohnleichnamsfeſtes erſt nach dem berühmten, durch Rafael's Pinſel verherrlichten Wunder von Bolſena erfolgte. In dieſer nicht weit von Civita vecchia gelegenen Stadt, wo ſich damals der Papſt Urban IV. mit ſeinem Hofe befand, hatte ſich im Jahre 1264 das ungeheure, alle Gläubigen begeiſternde Wunder zugetragen. Als ein bayriſcher oder böhmiſcher Prieſter, der oft an der Wahrheit der Brodverwandelung gezweifelt, daſelbſt die Beſtandtheile des heiligen Abendmahls einſegnete, fielen plötzlich Blutstropfen auf ſeinen leinenen Ueberrock herab. Um ſie raſch zu verbergen, legte er in ſeinem Schreck ſeinen Rock in Falten, dadurch aber bildeten ſich mehrere blutige Geſtalten der Hoſtie auf dem Rock des Prieſters ab, den man noch bis in die neueſte Zeit hinein zu Civita vecchia als eine

Reliquie verzeigte. Urban IV. ordnete in Folge dieſes alle Gläubigen erſchütternden Mirakels noch in demſelben Jahre das Frohnleichnamsfeſt für die ganze katholiſche Kirche auf den Donnerſtag nach der Pfingſtwoche an. Es muß dies Mirakel damals ſo tief in die Gemüther der Menſchheit gegriffen haben, daß ſelbſt die Phantaſie eines Rafael, mit ihren ätheriſchen Schwingen und ihrem durchgeiſtigten Himmel, ſich dazu entſchließen konnte, ein ſo rein materielles Wunder, und, wie man heute glaubt, ein Wunder der mikroſkopiſchen Thierwelt, zu malen, wie dies auf Rafael's Miraculo di Bolsena mit einem ſo hinreißenden Zauber der Farben und der Compoſition geſchehen.

Der neapolitaniſche Clerus hat aber in neueſter Zeit wieder ganz beſonders angefangen, Wunder zu predigen und Wundererſcheinungen aller Art zu ſammeln, um damit eine Agitation auf die Gemüther der Menge, wir wiſſen nicht zu welchem Zweck, hervorzurufen. Selbſt in ihren Predigten beginnen die Prieſter jetzt hier von Wundern, die ſich kürzlich ereignet, dem Volke vorzuerzählen und verſchiedene Nutzanwendungen daran zu knüpfen. Die neueſten Wunder ſollen in der neapolitaniſchen Provinz Baſilicata geſchehen ſein, wo vor einiger Zeit ein Erdbeben die größten Verwüſtungen

anrichtete, und wo beſtändige Erſchauer auch jetzt noch täglich wahrgenommen werden. Im Augenblick der Erderſchütterung ſollen auf den Kleidern der Leute, beſonders auf ihren Mänteln, feurige Kreuze, öfters von ganz blutrother Farbe, geſehen worden ſein, und die Prieſter in Neapel beeiferten ſich bei dieſer Gelegenheit, dies Mirakel nicht nur zur Anfeuerung des unbedingten Glaubens an die Kirche auszubeuten, ſondern auch in ihre Predigten hiſtoriſche Beläge einzuflechten, um die Glaubwürdigkeit dieſer Wunder-Erſcheinungen darzuthun. Ein junger Prieſter, den wir in der neuen, prächtigen, dem römiſchen Pantheon nachgebauten Kirche S. Francesco di Paola predigen hörten, gab einen vollkommen geſchichtlichen Abriß von den Wundern, die ſich mit Feuerzeichen und rothen Kreuzen in der Welt zugetragen hätten. Er führte an, daß im Jahre 363 Julianus Apoſtata, der vom Chriſtenthum abtrünnige römiſche Kaiſer, blutrothe Feuererſcheinungen an den Kleidern der Arbeiter ſah, welche auf ſeinen Befehl den Schutt des ſalomoniſchen Tempels zum Wiederaufbau aufräumten. Ebenſo ſah Arcadius in einer Schlacht gegen die Perſer auf die Mäntel ſeiner kämpfenden Soldaten Feuerkreuze aus der Luft herabſteigen, was mit dem gelehrten Citat aus Prosper

tiſchen Darſtellung in Proſa, die zugleich einen durch Gelehrſamkeit compilirten Inhalt mit überſichtlicher Klarheit verarbeitet. Dem Verfaſſer iſt die ariſtoteliſche Philoſophie ebenfalls nicht fremd.

Die deutſche Sprache war damals im Zuge, ſich eine philoſophiſche Ausdrucksfähigkeit zu ſchaffen, die ihr theils in einer ſpätern Zeit wieder verloren ging, theils häufig an ihr bezweifelt wurde. Was Leibnitz in ſeinen Unvorgreiflichen Gedanken wünſchte und vermißte, daß die logiſchen Kunſtwörter völlig deutſch und ohne eine fremde Terminologie gegeben werden könnten, eine noch heutzutage unerreichte Anforderung, das ſchien ſich ſchon im vierzehnten Jahrhundert in ganz einfacher Weiſe aus unſerer Sprache zu ergeben und als erreichbar zu zeigen. Außerordentlich merkwürdig iſt in dieſer Beziehung die theoſophiſche Abhandlung eines ungenannten Verfaſſers, der in dieſer Zeit die verwickeltſten und abſtracteſten Begriffe, für die man ſonſt nur ſcholaſtiſche Formeln hatte, in einer unvermiſchten, ächt deutſchen Auseinanderſetzung und mit einer gewiſſen Eleganz der Darſtellung klar zu

Aquitanus umſtändlich belegt wurde. Der vielbewanderte Pater kam dann auch noch auf den Ausbruch des Veſuvs in Neapel im Jahre 1660 zu ſprechen, wo es damals vor den Augen Aller geſchehen ſei, daß blutrothe Feuerkreuze aus der Luft herabflogen, und ſich auf Gebäuden und Perſonen niedergelaſſen hätten. Der fromme Prieſter fügte mit einem ſehr ſchlauen Ausdruck hinzu, daß die Urheber ſolcher Wunder zuweilen Engel ſeien, zuweilen ſeien es aber auch die leibhaften Teufel, immer aber, wenn dergleichen geſchehe, bedeute es großes Unglück, und wichtige Weltveränderungen, die nur durch anhaltendes Gebet und durch fleißige Benutzung aller Gnadenmittel der Kirche zu überwinden wären.

Der katholiſche Clerus iſt alſo heut, mitten im Chriſtenthum, und auf dem Boden der Kirche ſelbſt, bereits wieder auf dem Punct angelangt, wo ſich ſchon die alten heidniſchen Völker befanden, deren Prieſter ähnliche Erſcheinungen auszufinden und auszubeuten wußten. Namentlich in der Geſchichte Alexanders des Großen ſpielten Blut im Brode und Blutregen eine große Rolle. Als Alexander in Syrien war, und Tyrus belagerte, wurde er, wie Diodorus Siculus (XVII. 41.) und Curtius Rufus (IV. 2.) erzählen,

ſehr erſchreckt. Denn ſeine Soldaten fanden in ihrem Brod, als ſie es brachen, Blut, und ſogar Tropfen fließenden Blutes, wie es Curtius ganz genau angiebt. Der Prieſter Ariſtander aber erklärte dies als ein gutes Wahrzeichen für die Macedonier, die Belagerung fortzuſetzen, denn weil das Blut inwendig im Brote ſtecke, ſei es nur auf das Unglück der in der Stadt Eingeſchloſſenen zu deuten. Auf der andern Seite deuteten ſich auch die Belagerten einen gefallenen Blutregen zu ihren Gunſten, und das Phänomen, dem man heutzutage die rein naturwiſſenſchaftliche Erklärung ſchwerlich mehr abſprechen wird, wurde mit Recht von Jedem nach ſeinem Bedürfniß aufgefaßt. Dann fehlte es das ganze Mittelalter hindurch nicht an feurigen und blutigen Erſcheinungen, die zum Theil bei neuen Weltbegebenheiten und Kriſen weſentlich mitwirkten, und auch Mohammed konnte, wie es ſchien, ſeine neue Religion nur unter dem Beiſtand jener rothen Infuſorien ſtiften, die im Blut- und Purpurregen vor dem Angeſicht des Propheten die Erde bedeckten, und die neue Offenbarung mit dem Glanz des Wunders ſchmückten. Beſonders aber waren es das ganze Mittelalter hindurch die feurigen und blutigen Kreuze auf den Klei-

dern der Leute, welche große Volks- und Gemüthsbewegungen hervorriefen und die Geſchichte mit dem Mirakel in die ſeltſamſte Verkettung brachten. Das, was neuerdings wieder in der neapolitaniſchen Provinz Baſilicata geſchehen, und von den Prieſtern Neapels jetzt ſo heftig im Intereſſe der Kirche ausgebeutet wird, ſetzt uralte Geſchichten nur mit einer merkwürdigen Conſequenz der Erſcheinungen fort, die ſeit ſo vielen Jahrhunderten ſich treu geblieben ſind, und darum das naturhiſtoriſche Princip zu ihrer Erläuterung ohne Zweifel bald einmal vollſtändig finden laſſen werden. Herr Ehrenberg ſelbſt hielt das von ihm neu entdeckte Infuſorien-Thier, dem er den Namen der Purpurmonade gab, nicht für ausreichend, um auch das Hervortreten blutiger und blutrother Kreuze auf den Kleidern der Leute, beſonders auf Mänteln, damit zu erklären. Die Schwierigkeit beruht dabei auch in der Form des Kreuzes, die man durch rothe Regentropfen auf groben Kreuzfäden der Zeuge jedenfalls nur mit einem ſehr mangelhaften Entſtehungsgrund bezeichnet hat. Die Prieſter, welche die Glorie ihrer Kirche jetzt von Neuem auf dieſen Wunder-Erſcheinungen aufbauen wollen, ſcheinen daher immer noch einen gewiſſen Spiel-

raum für ihre Operationen übrig behalten zu haben. Denn die Ehrenberg'sche Purpurmonade, die allen Wundergläubigen so große Gefahr drohte, hat zwar Manches erklärt, aber doch noch nicht Alles, und es dürfte danach immer noch das eine oder andere Wunder zu lösen übrig geblieben sein.

III.

Kirche und Prieſter in Neapel.

In Neapel iſt man viel katholiſcher als in Rom, und das alte Wort, daß, je näher an Rom, es deſto ſchlechter mit dem Katholizismus ſtehe, zeigt ſich auch hier in Erfüllung gegangen. Der Neapolitaner iſt ein frommes Naturkind, überall auf der Straße ſieht man ihn vor Muttergottesbildern knieen, und wenn ſich auch ſeine Religioſität oft mit luſtigen und lächerlichen Carnevalsmanieren vermengt, und er nicht ſelten als Spaßmacher und verteufelter Burſche mitten in ſeinen Andachtsverrichtungen ſich gebärdet, ſo iſt ſein Glauben, wenigſtens in den wirklichen Volkskreiſen, doch noch immer ſehr groß, und er wendet alles Mögliche an, um mit ſeinen Heiligen auf einem guten und vertrauten Fuß zu ſtehen. Namentlich ſpart er das Licht und die Flammen nicht, um ſich überall, wo es angeht, als

einen guten und aufmerkſamen Sohn der Kirche zu beweiſen und das Bild der Jungfrau und aller ſeiner Heiligen auf allen Straßen und in allen Hütten zu erleuchten. Der Neapolitaner, der überhaupt bei allen Veranlaſſungen ſeines Lebens der Fackeln und der Lichter nicht entbehren kann, und damit auf eine ſehr feierliche und pittoreske Weiſe umzugehen weiß, ſchmückt ſich auch alle ſeine Andachtsſtätten gern mit dem hellſten Lichterglanz. Den Heiligen und der Madonna hat man es zu danken, wenn die Nächte Neapels nicht finſter ſind. Denn überall, bald an den Straßen-Ecken, bald an den Häuſern, hängen vor den Marien- und Heiligenbildern brennende Lichter und Lämpchen, die von allen Gläubigen der Nachbarſchaft die Nacht hindurch unterhalten werden, und in der armſeligſten Volkshütte geht oft die Lampe niemals aus, die vor dem Bilde der Madonna wacht.

Soviel der Andacht und dem Glauben angezündete Lichter hatten wir in Rom nicht geſehen, der ernſtere, gehaltenere Römer war uns auch ſparſamer in ſeinen Verausgabungen für die Madonna erſchienen, während der Neapolitaner ſo leicht etwas drauf gehen läßt für ſeine Heiligen und ſich ſelbſt mitten in der Kirche auf den luſtigſten und gemüthlichſten Fuß mit ihnen ſtellt,

ja faſt wie mit Seinesgleichen mit ihnen umgeht. Denn in den neapolitaniſchen Kirchen zeigt ſich recht, wie dieſer Cultus, ungeachtet aller großartigen und glänzenden Formen, in die er ſich kleidet, doch zugleich ſo elaſtiſch iſt, um jede Jahrmarkts- und Faſchingsſtimmung mit Behagen und Grazie in ſich aufnehmen und verarbeiten zu können. Während eines Gottesdienſtes in Neapel glaubt man ſich oft auf der Börſe in Paris zu befinden, wo Jeder laut ſchreit und tobt oder mit ſeinem Nachbar nach Belieben und ohne alle Gêne ſchwatzt, während an den verſchiedenen Altären die Prieſter beten, predigen, Meſſe leſen oder die Beichte abnehmen, ſo wie an der Börſe Creditmobilier-Actien oder dreiprozentige Rente ausgerufen und gehandelt werden. Der neapolitaniſche Volkshumor geſellt ſich dazu, um dieſem Treiben, in das ſich hier und da auch ein zum Rendezvous zuſammengetroffenes Liebespärchen miſcht, den Charakter eines durchaus harmloſen, natürlichen und höchſt ausgelaſſenen Volksfeſtes zu geben. Das Volk macht gern mit dem Heiligſten ſeinen Spaß, ohne darum gerade an der Frömmigkeit ſelbſt einzubüßen, ein Zug, der durch das ganze deutſche Mittelalter geht, und in Italien, namentlich in Neapel, oft die wunderlichſte und luſtigſte Frazze in die Kirche ver-

pflanzt. Die neapolitanische Dogmatik ist oft von einem wahren Galgenhumor durchwirkt, und der Nationalcharakter, der sich seine Heiligen und Engel gerade so toll, possirlich, üppig, leichtsinnig und boshaft vorstellt, als er selbst es ist, macht dabei die possirlichsten Sprünge. Der Lazzarone, der nicht der schlimmste Kunde der Priester ist, tätowirt sich sogar mit den Köpfen und Namen der Heiligen auf seinen nackten Armen und Beinen, was ihn nicht hindert, im Angesicht des heiligen Antonius oder der heiligen Anna alles Mögliche vorzunehmen, und mit ihnen in die lustigste und lasterhafteste Kneipe zu gehen.

Es ist dies eine Art der Gemeinschaft mit den Heiligen, die überhaupt im Charakter des neapolitanischen Volkes liegt, und oft zu förmlichen Verträgen und Associationen führt, die namentlich mit der Jungfrau Maria selbst abgeschlossen werden. Es war eine Zeitlang Mode, daß sich angesehene Handelshäuser in Neapel förmlich mit der Madonna associirten und dadurch bessere Geschäfte zu machen glaubten. Nach Rehfues lautete ein Handels-Circular, welches der bekannte Kaufmann Giovanni Battista Marchetti an seine Handelsfreunde richtete, folgendermaßen: „Ich habe mich mit der heiligen Jungfrau unter der Firma Maria

Marchetti associirt, unterzeichne jedoch allein und erkenne keine andere Unterschrift an, als: Giovanni Battista Marchetti."

So pêle-mêle mit dem Volksleben und seinen allergemeinsten Bedürfnissen hat sich der Katholicismus kaum in irgend einem andern Lande der Welt durcheinander gemischt. Diese Fähigkeit, sich in das Volk und alle seine Bedürfnisse einzudrängen, und dadurch im eigentlichsten Sinne volksthümlich zu werden und zu wirken, hat die katholische Kirche stets auf die umfassendste Weise, wenn auch nicht gerade im Interesse der Religion, zu üben gewußt. Der Protestantismus, in dem eigentlich die Volkskraft selbst gähren und sich bewegen sollte, hat es nur zur Aristokratie der Geistreichen, zur schneidendsten Ausbildung der Bureaukratie und zur schärfsten und kleinlichsten Auffassung des Souverainetätsbegriffes der Fürsten gebracht. Der Katholizismus mußte freilich das Volk erst dumm machen, ehe er in alle Lebenskreise desselben so überwältigend eindringen konnte, und leider ist dies vorzugsweise das Geheimniß seiner Volksthümlichkeit. Dieses traurige Vorrecht, das Volk und die Gemüther zu beherrschen, hat die katholische Kirche in Italien stets auf das Ausgiebigste wahrgenommen, und das italienische Volk wird

ſich dafür einſt an dem Katholizismus rächen, wozu in Folge der neueſten Ereigniſſe ſich die Kriſis vor der Thür befindet.

Das gemeine Volk in Neapel iſt auf der ganzen appenniniſchen Halbinſel den verdummenden Einflüſſen des Katholizismus am meiſten unterlegen, und die Verlegenheit, die in ganz Italien herrſcht, daß das Chriſtenthum ſich nicht gehörig von der Antike zu ſondern vermocht hat, und vielmehr das Eine immer dem Andern über den Kopf zu wachſen ſucht, iſt in Neapel zu einem vollkommenen Wirrwarr der Ideen und Vorſtellungen ausgebrochen. Der Neapolitaner kann die antiken Götter und die chriſtlichen Heiligen durchaus nicht von einander unterſcheiden, er macht die alten Götter ohne alles weitere Federleſen auch zu Heiligen, und die Statuen des Alterthums heißen für den gemeinen Mann unbedenklich San Mercurio, Santa Diana, San Apollo. Die mythologiſche Seite des Chriſtenthums iſt den Neapolitanern im eigentlichſten Sinne in Fleiſch und Blut übergegangen, und ſie glauben in ihrem liebenswürdigen, gutmüthigen Leichtſinn alle ihre Schutzpatrone und Heilige ebenſo gut auf dem Olymp wohnen, als ſie die früheren Bewohner deſſelben bereitwillig in ihre Kirchen und Klöſter aufgenommen haben. Die Nea-

machen suchte.*) Eine Stelle daraus möge hier Platz finden: Ich sage, daz etwaz sei in der Sel, daz so edel sei, daz sein Wesen sein vernvnftig Wurkhen sei; ich spriche, daz dir seilich sei von Natur. Daz ist war, daz ein jeslech vernvnftlich Wesen muz seilich sein von Natur; darume heizet es dus, ein wurckende vernvnft. Vraget man nv, seit der Mensche hie inne seilich sei nach sinem hochsten Teil, warvmb er denne alzemal niht seilich sei? So antwortet man alsus darzv, vnd sprichet von einer andern Vernvnft, die heizet ein mvglich Vernvnft, die gemein ist dem Geist in der Weise, alz er zeit berurt in dem Leichname. Mohte nv .... daz die Vernvnft sich ainvaltich mochte keren sonder Mittel zu der wurckenden Vernvnft: so wer der Mensche hie alz seilich, als in dem ewigen Leben, wan daz ist Seilikeit des Menschen, daz er bekennet sin aigen Sein in der Weise der wur-

*) Diese Abhandlung ist in Docen's Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Literatur, Bd. I. S. 140. abgedruckt. Man vergleiche jedoch, was Gervinus in seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, Thl. II. S. 146, darüber bemerkt.

politaner ſind ganz gute, luſtige Heiden mitten im Chriſtenthum geblieben, und ſie haben ſogar in der Behandlung ihrer Götter und Heiligen manche ſeltſame Gewohnheiten von den Alten zurück behalten. Der Schimpfcultus, welchen die Griechen dem Herkules widmeten, und wobei ſie ihn auf ſeinem eigenen Altar weidlich auszankten, mit den ſchlimmſten Scheltwörtern bedienten oder auch gegen ſeine Statue losſchlugen, iſt in der Art und Weiſe der Anbetung, zu welcher ſich das neapolitaniſche Volk oft gegen ſeine Heiligen hinreißen läßt, vollkommen erhalten geblieben. In der That kann der Neapolitaner oft ſehr wüthend gegen ſeine Heiligen und ſelbſt gegen Chriſtus und die Mutter Gottes werden, und wenn ſchlechte Zeiten, Mißernten und Peſtilenz gekommen ſind, der Veſuv ſeine Ausbrüche gar nicht mehr ſtillen will und alles Flehen vor den Altären der Schutzpatrone durchaus zu nichts geholfen hat, dann überſchleicht den Neapolitaner oft mitten in der Kirche eine unbeſchreibliche Wuth. Alle Tücke und Wildheit in ſeinem Temperament beginnt zu ſieden. Er ſtößt nicht nur die mörderlichſten Flüche und Verwünſchungen gegen die ihm nicht mehr helfenden Heiligen aus, ſondern er rennt auch mit geballten Fäuſten gegen ihre Altäre los und ohrfeigt ihre ſchönen

geſchmückten Bildniſſe, weil ſich dieſe Heiligen gegen ihre Gebete ſo unfügſam und hartherig erwieſen haben. Der Lazzarone ſchimpft und ſpuckt oft alle Heilige und Schutzpatrone zuſammengenommen mit einem herzhaften Fluch in ſeine Mütze hinein, drückt dieſelbe dann in ſeinen Fäuſten gewaltig zuſammen, ſchleudert ſie an die Erde und trampelt dann eine Viertelſtunde lang mit ſeinen Füßen darauf herum. Zuweilen ſoll dies wunderbar geholfen haben, und die neapolitaniſchen Heiligen mögen vielleicht gewohnt ſein, in den Schlägen nur den Ausdruck der Liebe zu empfinden, gleich den ungariſchen Weibern aus dem Volke, die ſich von ihren Männern nur geliebt fühlen, wenn ſie von denſelben von Zeit zu Zeit ihre richtige Tracht Prügel empfangen. Es iſt dies derſelbe geheimnißvolle Zug der Geiſter, der den mecklenburgiſchen Gutsbeſitzer treibt, ſein Wetterglas zu prügeln, wenn es zur Zeit des Heueinfahrens immer und immer nur auf Regen gezeigt hat, und wegen dieſer ſpeciellen Malice des Barometers dieſer wichtige Theil der Feldarbeit von Tag zu Tag verſchoben werden muß. Es iſt dies zugleich der Grund und Boden, auf dem die Tyrannenwirthſchaft, ſei es großer oder kleiner Herren, am beſten und fetteſten gedeiht, denn derſelbe Neapolitaner, der ſeine Heiligen ſchimpft und prügelt,

küßt sie auch in besseren Tagen, wo er nur irgend kann, und weiß sich vor Zärtlichkeit mit ihnen gar nicht zu lassen, ja er würde selig sein, wenn er sie einmal mit Maccaroni füttern könnte. Ebenso hat er es schon oft mit seinen Königen gemacht, und er ist jedenfalls der Muster-Unterthan eines Tyrannenstaats. —

Wie der Neapolitaner ein guter, wenn auch sehr unartiger Zögling seiner Priester ist, so sind auch wiederum die Priester vom Kopf bis zur Zehe ganz und gar Männer ihres Volkes und tragen das neapolitanische Naturell eben so scharf und ächt ausgebildet, als jeder Lazzarone und jeder Bummler auf dem Molo, an sich. Verschmitztheit, Behaglichkeit, Weltgenuß und Lebensbeweglichkeit bilden den Charakter des neapolitanischen Priesters. Wenn man ihn sieht, wie er in der Kirche sogar im Beichtstuhl ganz behaglich sein Schälchen Kaffee schlürft, das ihm seine Haushälterin zur Erquickung in seinem angestrengten Dienst nachgeschickt hat, so zeichnet sich dadurch sein ganzes Bild schon in sehr charakteristischen Zügen ab. Der Priester ist hier zu Lande ein Naturkind, wie alle Anderen. Die Weihe der Kirche, die er besitzt und ausübt, hat ihn dem Volke und dessen Gewohnheiten nicht entfremdet, er verleugnet nie, daß er dieselben Bedürfnisse,

Leidenſchaften und Vergnügungen hat, wie nur irgend Einer aus dem Volke, überall iſt und lebt er mitten unter dem Volke, er ſchwatzt angenehm mit den Frauen und Mädchen, verkehrt mit den Männern in der Kneipe, auf den Spaziergängen und ſelbſt beim luſtigen Gelage, iſt in allen Caféhäuſern und bei allen Reſtaurants zu finden, wo er in der beſten Laune ſich niedergelaſſen hat. Der Prieſter (prete) iſt die eigentliche Allerweltsfigur in Neapel, der man überall, zu jeder Tageszeit und in allen möglichen Situationen begegnet. In keinem andern Lande der Welt erblickt man die Geiſtlichen in ſo großen Schaaren, und gewiſſermaßen auf einem Klumpen zuſammengeballt, als in Neapel, wo die Zahl derſelben, obwohl ſie ſich ſeit mehreren Jahrzehnten bedeutend vermindert hat, doch noch immer in einem ungewöhnlichen Verhältniß zur Bevölkerung ſelbſt ſteht. Man hat berechnet, daß von 108 Neapolitanern immer Einer dem Clerus angehört, und ohne dies würde es nicht möglich ſein, daß durch das Volkstreiben jeder Straße der an allen Ecken und Enden geſehene Prieſterrock ſeinen ſchwarzen Einſchlag zieht. Es giebt ſogar Städte im Neapolitaniſchen, wo die Geiſtlichen bei weitem mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung bilden, und der blaue Himmel von Prieſter-

rock und Mönchskutte, die unter ihm umherwimmeln, fast verdunkelt wird. In dem herrlichen Sorrento, das mit den schönsten und liebenswürdigsten Frauen Italiens gesegnet ist, sind zugleich die Geistlichen am fettesten und ausgiebigsten gediehen. Man zählt hier auf eine Bevölkerung von 6000 Einwohnern 1500 Geistliche, die also den vierten Theil der Menschenzahl in diesem kleinen, zu geistlichen Exercitien wenig auffordernden Paradies bilden.

Auf den Straßen Neapels erscheint der Priester mit seiner feisten, runden, verschmitzten und lebenslustigen Figur als der eigentliche Flaneur, der im dichten, buntgemischten Gedränge der Toledostraße einen Hauptbestandtheil bildet, und an dem man überall vorbeistreift, ohne ihn vermeiden zu können. Er ist der aufgeweckteste, beweglichste Bummler Neapels, mit den großen, schwarzen, klugen Augen Alles beobachtend und ausspähend, nach allen Seiten hin verbindliche, zärtliche, verstohlene, fromme Grüße spendend, wie es gerade paßt; und als wahrer Hans Dampf in allen Gassen, ist er zugleich der sicher und stolz einherschreitende Mann, der sich vollkommen bewußt ist, daß unter seinen Tritten, wo er sich zeigt, Heil und Segen hervor sprützen.

Auch vor den Thoren Neapels, besonders nach Portici hinaus, wohin an den Donnerstagen im Herbst der Corso geht, sieht man fast nichts als Geistliche, in den verschiedensten Aufzügen und bei jeder möglichen Gelegenheit. Hier begegneten wir sehr häufig Priestern, die in Fiakern fuhren, andere nahmen unbeschadet ihrer Würde, und nur zuweilen mit einiger Beeinträchtigung ihres Embonpoints, ihren Platz auf dem Corricolo, dem ergötzlichen neapolitanischen Volksfuhrwerk, ein, auf dessen erstaunlich kleinem, wunderbar berechneten Raum eine aus allen Ständen gemischte Gesellschaft so leicht, mit dem besten Humor und für ein kaum zu nennendes Geld über Land fährt. Der Corricolo ist ein seltsames, zweiräderiges Fuhrwerk, das einem einspännigen französischen Tilbury ähnlich sieht, und in dessen Kaleschkasten ursprünglich nur Raum für zwei Personen ist, wogegen aber gewöhnlich zwölf bis fünfzehn Personen sich auf diesem Wagen zusammendrängen, ohne daß die Bespannung weiter als bis zu zwei kleinen mageren Pferden ausgedehnt wird. Die Art und Weise, wie diese Menge von Personen auf dem Corricolo sich unterbringt, ist eben so malerisch als klug herausgefunden. Auf dem Hauptsitz in der Kalesche haben drei wohlzusammengedrängte, aber doch noch ganz an-

genehm ſituirte Perſonen Platz gefunden, und hinter ihnen eingefriedigt ſitzt noch auf einem Bänkchen im Fond ein einzelner Paſſagier, bei dem nur der Verbleib ſeiner Hände und Füße ein Räthſel zu bilden ſcheint. Außerdem aber hat ſich eine Reiſegeſellſchaft dazu gefunden, die mit Gefahr ihres Leibes und Lebens hinten und vorn auf den Wagenſtangen hinaufgeklettert ſind und dort umher hängen oder ſtehen oder mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit ſich auf der ſchmalen Stange oder einem daran befeſtigten Brett niedergeſetzt haben. Der Fuhrmann, ein vergnügtes und ſchlau lächelndes Geſicht, dem man die guten Geſchäfte anſieht, die er mit ſeinem wiederum ſo ſtark gefüllten Fuhrwerk macht, hat vorn auf einem kaum zu verwendenden Raum auch noch zwei Paſſagiere zu ſich genommen, von denen der eine, ein junger, flegelhaft dareinſtierender Burſche mit weißen Hemdsärmeln und einer Zipfelmütze auf dem Kopf dicht hinter dem Pferde auf der Geſchirrſtange reitet, während ſein Nachbar, ein Mann mit einer blauen Blouſe, vielleicht ein umherziehender Geſchäftsmann, der einen großen Bündel vor ſich auf dem Schooße hält, ſich zwiſchen ihm und dem in der Ecke ſitzenden Fuhrmann auf die unbegreiflichſte Weiſe eingeklemmt hält, ſeine beiden Arme aber, die er kaum

hervorzuſtrecken vermocht hat, wie gebunden und unbeweglich vor ſich in der Luft ſchweben läßt. Auch unter dem Wagen, wo ein angehangenes Netz auf- und niederſchwebt, ſind noch Paſſagiere untergebracht worden, denn in dieſem Netz zappeln zwei bis drei Kinder umher, welche ihre Füße lachend und ſingend heraushängen laſſen.

Auf dieſem Fuhrwerk, das ſeiner faſt unentwirrbar ineinander gedrängten Bemannung nach beinahe mit einem Rattenkönig zu vergleichen wäre, in welchem die ganze Gruppe mit den Schwänzen zuſammengewachſen iſt, bildet der Prieſter eine ſtehende Figur. Man wird kaum ein Corricolo in und bei Neapel erblicken, auf dem nicht zugleich ein Prieſter in aller ſeiner Wohlbeleibtheit und Behaglichkeit Platz genommen hätte. Wir ſehen ihn dort auf der erſten Bank in der Caleſche des Corricolo in der That wie ein höheres Weſen unter dieſer ganzen Sippſchaft thronen. Er hat einen Eckplatz inne, denn wer möchte dem ehrwürdigen Herrn einen ſolchen ſtreitig zu machen wagen. Mit einer gewiſſen Allmacht in Ausdruck und Haltung, und doch mit einem höchſt vergnügten und harmloſen Geſicht, hat der geiſtliche Herr dort ſeine feiſten Glieder niedergelaſſen. Auf ſeiner Bank ſitzen noch zwei Perſonen,

die ihn aber im Raum außerordentlich wenig zu beeinträchtigen ſcheinen. Denn ohne Zwang hintenüber gelehnt, kann er ſeinen gewaltigen Embonpoint mit ſo viel Nachläſſigkeit und Grazie vor ſich ausſtrecken, daß er mit der rechten Hand noch ſeinen Krückſtock ſich bequem zur Seite zu halten vermag, während die andere Hand, die auf einem der fetten, rundlichen Finger einen großen Siegelring trägt, nachläſſig und frei über den Wagen hinaus lehnt.

Unſer ehrwürdiger Herr iſt ein Weltgeiſtlicher, denn er trägt den langen ſchwarzen Oberrock von Wolle, der, ohne Kragen, oben am Halſe feſt zuſammenſchließt und nur von dem kurzen weißen Handkragen, der zierlich umgelegt iſt, ſchattirt wird. Mit kleinen Knöpfen iſt dieſer Rock von oben bis unten zugeknöpft, und er macht einen gewiſſen ſtattlichen Effect, indem er ſich um den Leib des Prieſters ſchmiegt. Auf dem Kopf ſitzt ihm der ſchwarze dreieckige Hut, dem eine pittoreske und kleidſame Form nicht gerade abzuſprechen iſt, und der dem fetten, pausbackigen Geſicht einen kühnen, unternehmenden Ausdruck leiht. Die Brille mit den großen Augengläſern, die den breiten, ſinnlich geformten Naſenrücken des geiſtlichen Herrn beherrſcht, wird von der linken Hand zuweilen unruhig

hin- und hergeschoben und überwiegend nach der rechten Seite hin gedreht, denn dort thut sich allerdings ein Anblick auf, der für den ehrwürdigen Priester etwas außerordentlich Bewegendes haben muß.

Neben ihm, in der Mitte der Bank, und ihm dicht zur Seite gepreßt, sitzt eine hübsche Bäuerin, auf dem Schooß ihren Säugling haltend, dem sie die frei geöffnete Brust mit eben so großer Anmuth als Unbefangenheit spendet. Die junge Frau hat die derbe Schönheit der Landbewohnerinnen aus der Umgegend Neapels, mit den kohlschwarzen brennenden Augen in dem harmonisch geschnittenen, nur von der Sonne scharf und dunkel gebräunten Gesicht. Es ist eine ländliche Madonna, frisch, naturderb, mit einer sittigen und sinnigen Miene, das glänzend schwarze Haar anmuthig gescheitelt. Mit einer heiteren Zufriedenheit blickt sie auf ihr Werk, den tüchtigen Jungen, herab, der halb nackt an ihrer braunen Marmorbrust hängt und mit vollen Zügen derselben seinen Nectar abgewinnt. Der muntere Säugling, der sich vor Wonne gar nicht lassen zu können scheint, stemmt sich mit dem einen Bein ganz herzhaft gegen den Bauch des geistlichen Nachbarn auf und die glückliche Mutter bemüht sich von Zeit zu Zeit, mit einem leise hingehauchten perdonate, wobei

ckenden Vernvnft. Diz ist hie niht mvglich der mvglichen Vernvnft, wan ez ist Mvglicheit ein lauter Niht, eller Dinch ze versten. Wan die Vernvnft daz werden mach sonder daz sie niht enist, dar vmb haizet sie ein mvglicher Vernvnft, wan dize ist . . dar vmme . . . Ewicheit der Genaden vnd Glorien, ofend irs aigen Sins von dem Wesen der Mvglicheit, vnd mvge enphahen Vberformvnge der wurckenden Vernvnft." — Bouterwek (Literaturgesch. IX. 487.) vermuthet, daß diese Abhandlung in ihrer Zeit nicht die einzige solcher Art geblieben sein möchte.

Diese Bestrebungen erscheinen zugleich als die bedeutendsten Vorarbeiten zur Entwickelung der neuhochdeutschen Prosa, die in Luther's Bibelübersetzung ihren Canon erhielt. Die besondere Vorliebe, welche Luther und Melanchthon für Tauler's Schriften hegten, ist bekannt. Luther vornehmlich hat den Dominicaner nicht nur oft gelobt und angeführt, sondern auch in seine eigenen Schriften manche Sprüche und Gedanken Tauler's aufgenommen. Die Wichtigkeit dieses Autors, welcher der Repräsentant einer ganzen Epoche ist,

das lieblichſte Erröthen ihre Wangen färbt, das Beinchen wieder zurückzuſchieben, ſie ſtreift aber dann wieder mit dem eigenen Ellenbogen ihres entblößten Armes den ſchwer zu umgehenden Embonpoint des Ehrwürdigen, und ruht unwillkürlich einige Augenblicke lang auf demſelben aus. Der Prieſter ſieht ungemein mild und zufrieden darein, er würde ſeine Nachbarin, die ſo viel Herrlichkeit ihrer Natur offen und freundlich zum Beſten giebt, in dieſem Augenblick von jeder Todſünde losgeſprochen haben, und er rückt öfter recht fürſorglich zuſammen, um Mutter und Kind nicht zu gefährden, während der Nachbar auf der andern Ecke der Bank, ein ſchwarzſchnauzbärtiger, mit einem gelben Strohhute bekleideter Contadino, ſich ganz trotzig und mißvergnügt von dem Schauſpiel abgewandt hat, und den großen Sonnenſchirm, den er über ſich ausgeſpannt hält, ſo mißgünſtig wendet, daß nur ihm der Schatten davon zugutkommen kann.

In dieſer Situation, in der wir den neapolitaniſchen Prieſter oft geſehen haben, erſcheint er nicht ſelten ſo menſchenfreundlich und volksthümlich, daß man ihm ein gewiſſes Anrecht auf Liebenswürdigkeit nicht abzuſprechen vermögen wird. Aber auch als Cavalier weiß er ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten zu zeigen. Und man

ſieht ihn, namentlich auf den Touren, die der Corſo in Neapel nimmt, nicht ſelten in einem höchſt eleganten Cabriolet dahin fahren; oft fährt der geiſtliche Herr ſelbſt, mit ebenſo vieler Sicherheit als Grazie, und er ſtellt ſich dabei vollkommen geſchult in den ritterlichen Künſten und noblen Paſſionen dar. Ein zierlich ausgeputzter Jockey ſteht hinter ihm auf ſeinem Cabriolet, und giebt dem ſeltſamen Aufzuge, der indeß Niemanden hier auffällt, die modiſche Weihe. Man kann in Neapel, wo Alles Carneval und toller Mummenſchanz iſt, nichts Anſtößiges daran finden, daß der Geiſtliche mit dem Stutzer um die Wette auf dem Corſo dahinrollt; der Neapolitaner weiß mit gutem Humor Alles ſo zu nehmen, wie es iſt, und ſeine Gläubigkeit würde nicht darunter leiden, wenn ſeine Prieſter auch mit Cabriolet und Jockey angefahren kämen, um die Meſſe abzuhalten. Der Neapolitaner iſt von ſeinen Prieſtern ſelbſt ſo erzogen, daß er das Heilige von der Poſſe nicht zu unterſcheiden vermag, und wie er in der Kirche ſelbſt kein Spielverderber iſt, ſo läßt und gönnt er auch ſeinen Prieſtern jede Maske, die ſie außerhalb der Kirche brauchen können und wollen, ohne dadurch den Glauben an ſie zu verlieren. Er glaubt auch nicht deshalb an die Prieſter, weil ſie ihm glaubenswürdig

ſcheinen, ſondern weil es doch einmal nicht anders geht, und weil man, ſo gut wie Maccaroni, auch eine Kirche und Prieſter haben muß. Der Prieſter kann und verſteht ja Alles, was dem Volke Troſt, Nutzen und Vergnügen gewähren kann; wenn er die Sacramente nicht reicht, oder für die begangenen Sünden den Ablaß gewährt, ſo ergreift er auf der Kirmeß die Geige, und ſpielt dem luſtigen Volke zum Tanze auf. Die prieſterliche Fiedel ſcheint dann beſonders Wunder zu thun, man ſpringt und hüpft noch viel beſſer und ausgelaſſener danach, und kein einziger der tollen und laſciven Sprünge, die den neapolitaniſchen Volkstanz faſt ebenſo üppig erſcheinen laſſen wie den ſpaniſchen, wird darum unterlaſſen, ja man verſteht es zuweilen, den Prieſter ſelbſt als luſtige Figur mitten in ein wildes Gelage hineinzuziehen.

Anderswo ſieht man den neapolitaniſchen Prieſter dann wieder als eifrigen Zeitungsleſer erſcheinen. In den Cafés und Reſtaurants von Neapel iſt es der Geiſtliche, der die Rolle desjenigen übernommen hat, den man an andern Orten den Zeitungstiger nennt. Bei ſeinem Eintritt ſchleppt er gewöhnlich alle Zeitungen, die im Café umherliegen, einheimiſche und auswärtige, auf ſeinem Platz zuſammen, und ſitzt halb

auf denjenigen, die er noch nicht lieſt, um ſich ihre Lectüre ausſchließlich vorzubehalten, während er ſich in das vor ihm aufgeſchlagene Blatt mit einem Behagen und Eifer, wodurch er ſich zugleich als einen beſonders Eingeweihten in den Händeln der politiſchen Welt erweiſt, vertieft. Wie vor dem Altar, ſo thut er es auch hier gewiſſermaßen für Alle, denn das Zeitungsleſen iſt keine beſonders ſtarke Seite der Neapolitaner, und die Geiſtlichen, welche in Neapel die ganze Cenſur in Händen haben, ſorgen auch ſelbſt dafür, daß nicht zu viel Zeitungen an den öffentlichen Orten aufgelegt werden dürfen. Der Geiſtliche iſt aber ſelbſt nichtsdeſtoweniger der Zeitungsleſer par excellence, die Zeitungen reizen ihn wie alle verbotenen Früchte, und er ſtudirt vielleicht auch deshalb jetzt ſo eifrig alle Vorgänge und Zeichen der Zeit, weil ſein ſcharfer Inſtinkt ihm ſagt, daß Prieſterthum und Kirche bald in eine hiſtoriſche Kriſis, wie noch niemals, gerathen werden.

Der neapolitaniſche Clerus iſt übrigens im Allgemeinen ſehr wenig unterrichtet, und es ſind auch von jeher nicht einmal gute Redner aus ſeinen Reihen hervorgegangen. Der berühmteſte unter den jetzigen Kanzelrednern Neapels iſt Domenico Scotti Pagliara, der

zugleich Professor am Seminar der Diöcese ist, und gewöhnlich in der kleinen Kirche der Gerolomini nach der Messe, wie es in Italien gebräuchlich ist, predigt. Wir hörten ihn, und wunderten uns über die Mittelmäßigkeit und Unbeholfenheit seiner Ausführungen, die nicht einmal in ihrer Ausdrucksweise einen gebildeten und geistig geschulten Mann verriethen.

Interessanter sind die Volksprediger, die in Neapel noch immer eine eigenthümliche Rolle spielen, obwohl der größte und merkwürdigste derselben, der Dominicaner Rocco, welcher der neapolitanische Abraham a Sancta Clara im ächtesten Stil war, heutzutage nicht mehr unter den Lebenden gefunden wird. Diese Volksprediger, die gewöhnlich mitten im dichtesten Volksgewühl auf öffentlichen Plätzen und unter freiem Himmel predigen, besteigen auch in verschiedenen Kirchen Neapels die Kanzel, und lassen sich über alle möglichen Gegenstände hören. Ihre Manier, die äußerlich etwas Hinreißendes hat, vereinigt das höchste Theaterpathos mit dem schwärmerischen, fast fieberhaften Aufschwung des Mystikers und den tollen Gebärden und Einfällen des Arlecchino. Freilich sollen die heutigen Volksprediger Neapels weit zurückstehen hinter dem witzigen Dominicaner Rocco, dessen groteske Predigten und Einfälle

noch heut im Volke unvergessen sind, und der in seiner Manier das Privilegium zu haben schien, selbst der Regierung auf das Derbste die Wahrheit zu sagen. Unter den Anekdoten, die über ihn noch im Schwange gehn, ist ohne Zweifel diejenige die charakteristischste, wie Rocco einst bei einer seiner Straßen-Predigten durch einen gleichzeitigen Zug des Pulcinella sich gekreuzt sah, der durch seine unwiderstehlichen Späße alle Aufmerksamkeit von der Predigt des Dominikaners ablenkte. Da hatte Rocco einen wunderbar schlagenden Einfall, er hielt das in seinen Händen befindliche Crucifix hoch in die Höhe und auf dasselbe hinzeigend, rief er mit seiner Mark und Bein durchdringenden Stimme: Ecco il vero Pulcinella! („seht, das ist hier der wahre Pulcinell!") Dies Wort brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor, das Volk brauste ihm einen ungeheuern Beifall zu, und die Predigt konnte unter der ungestörtesten Andacht seiner Zuhörer fortgehen. Es gehörte der ganze neapolitanische Volkshumor dazu, um den gekreuzigten Christus als den wahren Pulcinell aufzufassen, und nur der für alle Tollheiten und Schelmereien großartig ausgebildete Tact des Lazzarone vermochte diese Auffassung so zu würdigen, daß er sich dadurch vom Pulcinell ab zur Andacht Dessen, was ihm

geprediget wurde, hingezogen fühlte. Christus als Pulcinell ist der eigentliche Charakter der neapolitanischen Kirche, es giebt nichts Heiligeres als den tollen Spaß und die ausschweifende Posse bei diesen confiscirten, aus lauter Gaukelei zusammengesetzten Gemüthern, und wenn Christus selbst sich als der wahre Pulcinell dem Volke vorstellt, so hat der Erlöser dadurch in seinen Augen gewiß die vollste Berechtigung gewonnen, von den Lazzaroni gehört und angebetet zu werden.

Dieses burleske Element, das den neapolitanischen Clerus wesentlich charakterisirt, unterscheidet ihn auch ganz eigenthümlich von dem römischen, dem, bei gleichen Lastern und Charlatanerieen, doch eine gewisse äußere Charakterwürde oder ein Talent für das ernstere Fach nicht abzusprechen ist. Es bildet darum der neapolitanische Clerus, welcher den neuesten statistischen Zahlen zufolge den dritten Theil der ganzen Bevölkerung ausmacht, einen untrennbaren Bestandtheil des Volksgeistes selbst, dem er zugleich in Launen, Tücken und Tollheiten vollkommen entspricht.

Es macht sich dies Verhältniß auch um deswillen im Lande und in allen Zuständen desselben so charakteristisch geltend, weil der geistliche Stand nicht nur das hervorragende Drittheil der ganzen Volkszahl bildet,

ſondern auch der dritte Theil des Grundbeſitzes ſich in den Händen des Clerus befindet. Ein altes Sprüchwort drückt dies noch umfaſſender, vielleicht zu ſehr übertrieben aus, indem es ſagt: „Wenn Du das Königreich Neapel in fünf Theile getheilt haſt, ſo wirſt Du finden, daß vier Theile davon dem Clerus zugehören.“

Es mag auch ſehr viel ehrenwerthe Männer unter dieſen neapolitaniſchen Geiſtlichen geben, die in würdiger Zurückgezogenheit und Mäßigkeit von den wenigen Einkünften leben, welche auf einer kleinen Pfründe haften, deren Verwalter ſie ſind und die man bei dem allerbeſcheidenſten Lebensgenuß, der freilich in Neapel keine ſo große Entbehrung iſt als anderswo, die ſtrengſten Pflichten ihres Standes und der Kirche muſterhaft ausüben ſieht. Aber im Allgemeinen ſteht die Moralität und Würde der Geiſtlichen in Neapel wohl auf einer ſehr ſchlimmen Stufe, und beſonders iſt es die niedrigere Klaſſe des Clerus, bei der alle möglichen Vergehen und Laſter angetroffen werden, was vornehmlich in den entfernteren Landbezirken des Königreichs oft die äußerſten Grenzen überſchreiten ſoll. Dieſer Auswurf der Bevölkerung, der in dem Clerus ſich darſtellt, geht in ſeiner Verſunkenheit ſo weit, daß ſelbſt viele Polizeiſpione in Neapel, und zwar die gefährlichſten

und verderblichſten, dem geiſtlichen Stande angehören ſollen.

Wild, blutdürſtig und eher dem Räuberhandwerk als dem Prieſterthum verwandt, ſind auch die Sitten der Geiſtlichen in Neapel, ebenſo wie in dem heiligen Rom. Zur Zeit unſerer Anweſenheit in Neapel machte eine geiſtliche Mordthat großes Aufſehen, welche in der kleinen abgelegenen Kirche Maria del monte ſich zutrug. Hier erſtach vor dem Altar ſelbſt ein Prieſter den anderen, und zwar aus Motiven der Eiferſucht, denn die beiden Herren hatten ſich mit allen Waffen, die ſie führten, um das Seelenheil deſſelben ſchönen Beichtkindes bemüht. Man unterdrückte indeß die Sache, weil ſonſt die Kirche hätte geſchloſſen und vom Papſte von Neuem geſegnet werden müſſen, und ſo großen Weitläufigkeiten unterzieht man ſich doch nicht gern.

Ein halbes Jahr vorher hatte ein anderer Geiſtlicher den Ehemann ſeiner Geliebten erſtochen, auf den er ſehr eiferſüchtig geworden war. Denn die ſociale Fäulniß, welche die neue Pariſer Demimonde-Romantik ſo üppig hervorgetrieben, iſt nicht blos in den neuen Kaiſerzuſtänden Frankreichs, ſondern auch im Schooße der italieniſchen Kirche ausgebrütet worden, und der

Priester arbeitet mit den sogenannten Gnadenmitteln der Kirche, die er zu allen möglichen Zwecken auszubeuten weiß, nicht minder an der Auflösung der Gesellschaft, als der Viveur in Paris, der sich aus Egoismus, schlechtem Herzen, Sinnlichkeit und Schulden eine die Gesellschaft anfressende Philosophie der Verzweiflung zurecht gemacht hat. Der neapolitanische Priester wurde auf den rechtmäßigen Ehemann seines Beichtkindes eifersüchtig, wie in dem Pariser Roman „Fanny" von Feydeau sich der Liebhaber durch die an seiner Geliebten ausgeübten Rechte des Ehemannes erzürnt und beleidigt fühlt. So hatte jener Priester, der im Interesse der Kirche sein Beichtkind von allen Seiten in Beschlag genommen, es nicht dulden zu können geglaubt, daß noch ein Anderer uneingeweihter, und wäre es selbst der Ehemann, wieder aus rein weltlichem Standpunkt bei diesem Gegenstand Bresche schießen und ihm selber das Terrain verderben dürfe. Er senkte ihm deshalb in der eigenen Wohnung des Unglücklichen, wo er ihn Abends bei der Frau traf, einen wohlgezielten Dolch in die Brust, zerschnitt dann den Leichnam in Stücke, packte diese in eine Kiste, und begab sich damit in den Hafen hinaus. Er wollte die Kiste hier, als Mehl enthaltend, versteuern lassen, aber er konnte

veranlaßt uns zu einer ausführlicheren Probemittheilung seiner Sprache, die wir nach dem Text der oben angeführten ältesten Ausgabe seiner Predigten, auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindlich, geben und mit einigen Anmerkungen für die ungeübteren Leser begleiten.

es doch nicht abwehren, daß sie geöffnet ward, und er sich in Folge davon verhaftet sah. Er verbüßt seine Strafe aber nur in einem Kloster, wo er sich ganz vortrefflich befinden soll, und das ausgesuchteste Behagen genießt. Wahrscheinlich hat die geistliche Gerichtsbarkeit mildernde Umstände an dem Priester entdeckt. Auch die vielen Geistlichen, welche in den Gefängnissen auf der Insel Nisita zu sitzen pflegen, genießen, obwohl sie dort meist wegen unnatürlicher Verbrechen und wegen der schändlichsten Vergehen gegen Schaam und Sitte eingesperrt sind, noch immer einer sehr glimpflichen und bevorzugten Behandlung, während die politischen Gefangenen, die mit ihnen an demselben Orte sitzen, als die eigentlich Verdammten erscheinen, die alle Gräuel und Schauder dieser Kerkerhaft im höchsten Uebermaaß auf sich nehmen müssen.

Die Verwilderung des neapolitanischen Clerus, die in der letzten Zeit immer stärker hervorgetreten, wird von den in ächter Frömmigkeit der Kirche treu gebliebenen Katholiken nicht selten dem anomalen Verhältniß zugeschrieben, in welches Neapel mit seiner Kirchenverfassung seit sieben Jahren zu dem universalen Mittelpunkt Rom gerathen ist. Der alte Lehnsnexus, welchen die Päpste früher und lange über das Königreich beider

Sicilien beſaßen und feſthielten, iſt bekanntlich in Folge der revolutionnairen Ereigniſſe von 1848 von Rom ſelbſt theils aufgegeben, theils weſentlich illuſoriſch gemacht worden. Pius IX. ſelbſt war derjenige, der auch hier zuerſt die Hand dazu geboten, die Machtausdehnung der römiſchen Kirche zu ſchmälern. Denn er, der jetzt für die Forterhaltung des Patrimonium Petri in ſeinem unveräußerlichen Beſitzſtande alle ſeine Thränen und Gebete und die letzten Reſte ſeiner kirchlichen und weltlichen Stärke aufbietet, war damals, als er vor den Stürmen der Revolution und Republik ein ſo gaſtfreundliches Aſyl in Neapel gefunden hatte, noch nicht ſo ängſtlich darin, Rechte der römiſchen Kirche zu verſchleudern. Es drängte ihn, dem König Ferdinand II. von Neapel ſein dankbares, ſo leicht von Gefühlen überwallendes Herz auszudrücken, und da er in jener Zeit ſelbſt nichts hatte, ſondern nur ein armer, flüchtiger und verſprengter Hirt ſeiner Kirche war, ſo wollte er doch ein immerhin anſehnliches Gaſtgeſchenk zurücklaſſen, und bot dem König von Neapel ſeine Verzichtleiſtung auf jenen alten Lehnsnexus der römiſchen Päpſte an. Aber da Pius doch auch wieder der Meinung war, daß die Kirche nichts ſo ganz aufgeben dürfe, um ſelbſt den Rechtstitel auf irgend einen An-

ſpruch für ſich verloren gehen zu laſſen, ſo behielt er ſich vor, jene alte Berechtigung Roms in eine mildere Form umzuwandeln, und der König von Neapel, der als ſolcher immer ſehr ſelbſtſtändige Rechte in Kirchenſachen behauptet, ſtand nicht an, ein Anerbieten anzunehmen, das ihm wenigſtens mit ſeiner Unabhängigkeit vom päpſtlichen Stuhl von Neuem ſchmeicheln ſollte. Es kam aber erſt im Jahre 1852 zu einer völligen Feſtſtellung dieſer Sache, die doch nicht ſo ganz eine nur formelle Kleinigkeit betraf.

Der früher von den Königen von Neapel an den Papſt bezahlte Sanct-Peters-Canon, der am Vorabend des Peterstages zur Anerkennung der Oberherrlichkeit des Papſtes dargebracht werden mußte, beſtand urſprünglich in dem jährlichen Geſchenk eines weißen reichgeſchirrten Zelters und eines Beutels mit zwölftauſend Dukaten, worin das Verhältniß Neapels zu Rom jährlich vollwichtig ausgedrückt werden mußte. Dies Geſchenk wurde zuerſt unter König Ferdinand I. vollſtändig eingezogen, denn das Streben dieſes Königs, beſonders aber ſeiner Gemahlin Karoline, der unternehmenden und klugen Tochter Maria Thereſia's, der Schweſter Maria Antoinette's von Frankreich, ging dahin, alle Feſſeln abzuſtreifen, durch welche Neapel

nach außen hin gebunden gewesen. Ihr Minister, der nach freisinnigen Reformen strebende Marchese Tanucci, hatte die Gelehrten des Landes aufgeboten, um in weitläufigen Abhandlungen die Grundlosigkeit jener Ansprüche Roms aufzuzeigen, bis sich die Regierung des Königs plötzlich kurz entschloß, den weißen Zelter nicht mehr reiten zu lassen, und den Beutel mit Dukaten lieber im Schatze zurückzubehalten.

Es war die plötzliche Verweigerung dieses alten Lehns aber eine kühne Neuerung, über die König Ferdinand sich bald in seinem Gewissen beschwert fühlen mußte, wie er denn überhaupt gegen Ende seines Lebens krank und trübe zusammenbrach und ein neues Concordat mit dem Papste schloß, in dem eine jährliche Leistung von zwölftausend Ducati ausdrücklich wieder festgesetzt und auf die Einkünfte der neapolitanischen Bisthümer begründet wurde. Es gehörte das gute Herz eines Papstes wie Pius IX. dazu, um den Sanct-Peters-Canon in ein Geschenk von Fasanen umwandeln zu lassen. So bedeutender Einkünfte konnte sich die Kirche nur in der wahren Herzensangst ihres Oberhirten entschlagen, dem die Zeit so übel mitgespielt hatte, daß er ohne die Gastfreundlichkeit des Königs von Neapel nicht mehr gewußt hätte, wo er sein Haupt

hinlegen ſollte. Und nun, in dieſer wunderbaren Zeit, in der ſich Alles verwandelte, waren, ein Scherz der Verzweiflung, aus dem weißen Zelter und den ſchönen Dukaten lauter Faſanen geworden, die zwar als Gold- und Silberfaſanen noch an das edle Metall erinnert haben mögen, aber doch im beſten Falle nur als Braten verzehrt werden konnten. Sinnig, wie Pius immer war, beſtimmte er aber die Zahl dieſer Faſanen nach der Zahl der in Rom lebenden Kardinäle, denen ſie der Papſt jetzt zum Geſchenk macht, und ſo ſind die Faſanen glücklich in das römiſche Kirchenſyſtem ſelbſt hineinorganiſirt worden.

König Ferdinand I. hatte ſich ſchon zu Anfang ſeiner Regierung dagegen geſträubt, jene Geſchenke als eine förmliche Lehnsverbindlichkeit Neapels an den päpſtlichen Stuhl abzutragen, und wollte nur aus gutem Willen und aus freier Ergebenheit gegen die Kirche zahlen. Aber Pius VII. hatte noch die alte päpſtliche Kraft in ſich, den Ungehorſam des Hofes von Neapel deshalb zur Verantwortung zu ziehen, und als ein unbeugſames Recht zu fordern, was der König nur als ein freiwilliges Geſchenk hatte gewähren wollen. In der ſpätern Zeit ſeines Lebens aber, wo dem König vor dem Tode bangte und die Prieſter ſich ſeines

Geiſtes bemächtigt hatten, räumte er es in dem Concordat vom 16. Februar 1818 als eine völlig grundgeſetzliche Leiſtung ein, daß zwölftauſend Ducati jährlich an Rom bezahlt würden; nur das Lehnspferd weigerte er ſich in das Concordat aufzunehmen. Dies Pferd hatte den König bei einem früheren Vorfall ſehr geärgert. Dieſer Zelter wurde dem Papſte mit großer Feierlichkeit von dem königlichen Botſchafter zugeführt, und der Papſt pflegte denſelben in den Vorhallen des Vaticans mit den Worten in Empfang zu nehmen, daß dies der Lehenscanon ſei, der ihm vermöge ſeiner Oberherrlichkeit über das Königreich beider Sicilien gebühre. Es hatten ſich aber einſt bei dem Zuge, in welchem der neapolitaniſche Botſchafter, Fürſt Colonna, den Schimmel nach dem Vatican brachte, unangenehme Streitigkeiten wegen des Vortritts zwiſchen den Dienerſchaften des Botſchafters und des Gouverneurs von Rom erhoben, wodurch die ſchlimmſten Auftritte hervorgerufen wurden, und dies hätte faſt den Frieden zwiſchen beiden Staaten auf's Spiel geſetzt.

Ferdinand I. hatte aber in dem Concordat von 1818 zugleich die ganze Allmacht Roms an die Spitze der neapolitaniſchen Kirche geſtellt, und während er früher mit der Veräußerung der Kirchengüter und Aufhebung

der Klöster unbekümmert um jede Einwilligung des Papstes vorgegangen war, verzichtete er durch das Concordat für sich und seine Nachfolger für alle Zeiten auf jede Verfügung über ein geistliches Gut, welches er als heilig und un[illegible] anerkannte, stellte die geistliche Gerichtsbarke[illegible]her, und erweiterte die Befugnisse der vom Papste einzusetzenden Bischöfe mehr, als sie jemals bestanden hatten. Dafür glaubte sich der König von Neapel nun aber auch den Triumph und die Beruhigung einer Reise nach Rom zu den Füßen des heiligen Vaters gönnen zu dürfen, um dort nicht nur Segen und Ablaß, sondern auch alle Lobsprüche und Ehren wegen des Concordats zu empfangen. Bescheiden, wie es einem gläubigen und gehorsamen Sohn der Kirche geziemt, nur mit dem kleinsten Gefolge und ohne jeden Pomp, trat Ferdinand diese Reise an, auf der ihn nur die Königin Caroline begleitete. Außerdem aber brachte er den Römern den berühmten neapolitanischen Buffo Cafacciello mit, durch welchen er, ein ächtes neapolitanisches Gemüth, die Leute in der ernsten, ewigen Stadt zu lachen machen wollte. Diese liebenswürdigen Absichten wurden nur durch das Mißgeschick unterbrochen, daß das römische Publikum durchaus nicht über den Buffo des Königs von Neapel

lachen konnte, und der König faſt der Einzige blieb, der ſeinen Liebling im Theater beklatſchte. Wenn die Römer aber über den allen ihren Manieren und Gewohnheiten widerſtrebenden Buffo nicht lachen konnten, ſo lachten ſie deſto mehr über den König Ferdinand von Neapel, nicht blos, weil er alle Abende ſo herzlich über ſeinen Buffo lachte, ſondern weil er ſich nach ſo ſtolzen Vorgängen doch jetzt mit gebundenen Händen dem Papſte überliefert hatte.

Sein Nachfolger auf dem Thron Neapels, Ferdinand II., der ſogenannte Bombenkönig, hatte, obwohl er ſonſt nicht daran dachte, die Beſtimmungen des Concordats von 1818 zur Ausführung bringen zu laſſen, doch den Sanct-Peters-Canon, ſoweit er in demſelben feſtgeſetzt worden, immer regelmäßig auszahlen laſſen, bis ſein Gaſtfreund Pius IX. den unwiderſtehlichen Einfall mit den Faſanen gehabt hatte. König Ferdinand II. aber, der in ſeiner Perſon dem Einfluß und allen Manipulationen der Prieſter auf's Aeußerſte unterlegen war, widerſtrebte ſtets mit ſtarker Conſequenz der Ausübung einer päpſtlichen Oberherrlichkeit über ſein Königreich. Obwohl eine an ihren eigenen Kunſtgriffen verwilderte und abgeſtumpfte Tyrannenſeele, war er doch ſtolz darauf, das geborne Oberhaupt

der Kirche ſeines Landes zu ſein, welche Eigenſchaft ſich auch in den altvererbten Titeln der Könige von Neapel ausdrückte. Wenn er auch täglich und ſtündlich in Caſerta vor ſeinen Prieſtern und Beichtvätern und im unaufhörlichen Gebet mit ihnen auf den Knieen herumrutſchte und zuletzt Pflaſter auf denſelben tragen mußte, ſo konnte er ſich doch merkwürdiger Weiſe, ſelbſt in ſeiner tiefſten Zerknirſchung, niemals dazu entſchließen, die Selbſtſtändigkeit ſeiner Rechte dem Papſte gegenüber zum Opfer zu bringen.

An der Spitze der neapolitaniſchen Kirche ſteht der Erzbiſchof, der ſeit uralten Zeiten her vom Könige ernannt und eingeſetzt worden. Und auch Ferdinand II. hatte ſich dieſes alte Recht der Neapolitaner nicht aus den Händen nehmen laſſen wollen, obwohl das Concordat von 1818 ausdrücklich feſtſetzte: daß der König die Biſchöfe vorſchlagen, dem Papſte aber die Prüfung und Einſetzung zuſtehen ſolle. Ferdinand II. erhielt die Kirche des Landes wieder in ihrer ſelbſtſtändigen Organiſation und machte auch das alte Recht ſeiner Krone geltend, wonach die Bullen des Papſtes nur mit dem Willen des Regenten vollzogen werden können. Er erwarb ſich damit die große Zufriedenheit der Neapolitaner, die in der Mehrzahl dem Concordat abge-

neigt geweſen waren, denn dies Volk, dem ſonſt Alles, außer Sonnenſchein und Maccaroni, ziemlich gleichgültig iſt, hält doch etwas auf die nationale Selbſtſtändigkeit ſeiner Kirche. Man führt in Neapel die Reihe ſeiner Erzbiſchöfe bis in die urälteſten Zeiten hinauf, wo Sant' Aspremo der erſte der neapolitaniſchen Oberhirten geweſen, und man behauptet dann, daß ihn Sanct Peter ſelbſt auf ſeiner Reiſe nach Rom zum Erzbiſchof von Neapel eingeſetzt habe.

Die Unabhängigkeit Neapels von Rom war ein uraltes Privilegium, welches ſchon der Papſt Clemens XI. durch eine Bulle, welche er im Jahre 1715 dagegen richtete, zu zerſtören ſuchte. Nach jenem alten Privilegium waren die Könige von Neapel ſogar die Legaten des heiligen Stuhls für Sicilien, und in dieſer Eigenſchaft hatten ſie ein beſonderes Tribunal errichtet, deſſen Präſident vom König ernannt wurde, und wie der Papſt ſelbſt den Titel beatissimo padre führte. Die Beſchlüſſe dieſes Tribunals waren in Kirchenſachen von unbedingter Geltung, und es konnte dagegen keine Appellation erfolgen. Auch der Bulle Clemens XI. erlag dies Vorrecht noch nicht, Neapel wußte ſich auf Frankreich zu ſtützen, um ſeine Selbſtſtändigkeit zu behaupten, und das Pariſer Parlament trat mit ſolchem

Das Joch Christi.

Eine Predigt von Johann Tauler.

Die ewig wartheit vnſer lieber herre jeſus chriſtus hat geſprochen: mein joch das iſt ſuße, vnd mein burde die iſt leichte. Diſer wartheit widerſprechen alle naturliche menſchen alſo ſere, als ſie die natur tregt, vnd ſprechen, das gotes joch bitter ſey vnd ſeine burde ſchwere. Vnd muß es doch war ſein, wan es hat die wartheit ſelber geſprochen! Wan ein Ding, daz do ſere druckt, vnd das man ſchwerlich nach im tzeucht*), daz heiſt ein burden. Kinder, bey dem joch nympt man den inwendigen menſchen und bey der burden den auswendigen menſchen. Der inwendig edel menſch der

*) Das man ſchwer nach ſich zieht. —

Nachdruck ein, daß die Bulle des Papſtes wieder zurückgenommen werden mußte. Neapel ſpielte aber beſtändig eine ſiegreiche Rolle in dieſen Kämpfen, in denen eigentlich ſchon die Auseinanderſetzung zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Gewalt des Papſtes beginnen wollte. Denn ſo lange der geiſtliche Arm Roms auch in den Staaten weltlicher Souveraine regieren durfte, war damit die Suprematie Roms auch als einer weltlichen Macht ſelbſt entſchieden. Die Trennung der geiſtlichen Gewalt des Papſtes von ſeiner zeitlichen und weltlichen iſt darum vom römiſch-katholiſchen Standpunkt aus durchaus nicht denkbar, und wenn das ſogenannte Patrimonium Petri auch nur eine Fiction iſt, ſo darf doch der weltliche Beſitz des Papſtes allerdings nicht geſchmälert werden, wenn man damit nicht zugleich ſeine Bedeutung als Oberhaupt der Chriſtenheit antaſten und wegwerfen will. Es liegt in dieſer Conſtituirung Roms ein zweiſchneidiges Doppelſpiel der Gewalten, das aber den heiligen Stuhl ſeit langer Zeit gefährlich hin- und herzieht und ihn der verderblichen Conſtellation unterworfen hat, daß, wenn er einſt Nichts mehr hat, er auch nichts mehr zu ſagen haben wird.

Die Könige von Neapel waren, wie ſie auch ſonſt immer beſchaffen ſein mögen, doch in Italien ſtets die

Vorkämpfer in dieſer Machtverringerung Roms geweſen, und Neapel wird ohne Zweifel ſchon aus dieſen Vorgängen heraus bei der künftigen Neugeſtaltung Italiens eine eigenthümliche Stelle einnehmen, denn die eigentliche neapolitaniſche National-Politik wird den Papſt niemals an der Spitze Italiens wollen. Selbſt das Concordat, welches Ferdinand I. mit dem Papſte geſchloſſen, obwohl es der Kirche wieder ein unberechnenbares Terrain in dem ſicilianiſchen Königreich eröffnete, hatte doch durch die den Biſchöfen vorgeſchriebene Eidesformel, nach welcher dieſelben in Treue und Gehorſam ſich dem König verpflichteten, und jede andere, dem Wohl des Landes gefährliche Verbindung und Gemeinſchaft abſchwuren, wiederum eine den Staat ſichernde Schranke gezogen.

Ferdinand II. dagegen verließ wieder den Weg der Concordate, um das von Zeit zu Zeit immer von Neuem fraglich werdende Verhältniß mit Rom zu ordnen. Er war klug genug, um jede Unterhandlung mit einer ſo unberechnenbaren Macht, wie das Papſtthum iſt, aufzugeben. Dagegen erließ er zwei Decrete, durch welche er kraft ſeiner königlichen Gewalt die katholiſche Geiſtlichkeit ſeines Landes in eine gewiſſe Autonomie in Kirchenſachen verſetzte, und er wählte ſehr vorſichtig dieſe Form des Erlaſſes, weil er ein

Decret, wenn es ſein mußte, jeden Augenblick wieder zurücknehmen konnte, ein Concordat aber zugleich die öffentliche Meinung aufregte und feſſelte. Es war um ſo bemerkenswerther, daß der König ſich dieſen politiſchen Tact bewahrte, und dabei ſelbſt von Tag zu Tag ſtrenger und fanatiſcher in ſeinen Buß- und Andachtsübungen wurde, auch in ſeiner eigenen Regierung mehr und mehr Alles unterdrückte, was noch zu Anfang derſelben wenigſtens einen liberalen Schimmer zugelaſſen hatte. Denn ein ſehr kirchengläubiger Mann war dieſer König ohne Zweifel ſtets geweſen. Einſt, als eine theure Zeit in Neapel herrſchte und das Brod täglich kleiner wurde, fuhr Ferdinand durch die Stadt, und ſah ſich bald von einer Menge wüthender Weiber verfolgt, die ihn anhielten und unter verzweiflungsvollem Geheul ihre auf das kleinſte Maaß zuſammengeſchrumpften Brode dem König in den Wagen warfen. Die ganze Volksmenge brüllte ihm zu, er müſſe dafür ſorgen, daß die Brode nicht mehr ſo klein gemacht würden. Der König ſagte ihnen, ſie möchten in die Kirche gehen und ihre Bitte der heiligen Jungfrau Maria vortragen, welche die Brode größer machen werde, wenn ſie es wolle. Er ſagte dies ſo ruhig und mit eigener Ueberzeugung, daß das Volk ganz ſtill

zurückwich und ſeinen gläubigen König unbehindert weiter fahren ließ. Bei dieſem ſtarken Glauben, welcher der Jungfrau Alles überließ, verſtand er ſich denn auch gern dazu, lieber Faſanen als Dukaten nach Rom zu ſchicken, denn die Madonna konnte die Vögel dem heiligen Vater leicht in Gold verwandeln, ſobald ſie nur wollte.

Wie ſehr aber Ferdinand II., ungeachtet ſeiner eigenen Geiſtesfinſterniß, die politiſche Selbſtſtändigkeit ſeiner Regierung über alle Intereſſen der Kirche ſtellte, bewies er auch in ſeinem eigenthümlichen Verhältniß zu den Jeſuiten, denen er den Aufenthalt in ſeinen Landen mehrfach ſtreitig machte und zum Theil unterſagte. Im Jahre 1852 ſtattete der König ſeinem Bruder, dem Grafen von Syrakus, der krank geweſen war, ſeinen Beſuch ab. Der Graf von Syrakus entfernte ſich einen Augenblick aus dem Zimmer, und der König, um ſich inzwiſchen zu unterhalten, griff nach einem auf dem Tiſch liegenden Journalheft, und begann eifrig zu leſen. Es war die neueſte Nummer der „Civiltà cattolica“, eine Zeitſchrift, die vorzugsweiſe von den Mitgliedern der Geſellſchaft Jeſu geſchrieben wird, und in der dieſer Orden durch ſeine auserwählten Organe nach allen Seiten hin Debatten und Kämpfe

unterhalten läßt, beſonders aber oft die zerſetzendſten Mittheilungen aus den inneren Verhältniſſen aller europäiſchen Staaten bringt. Die Augen des Königs fielen beim Blättern auf einen Aufſatz, der die Zuſtände Neapels unter ſeiner Regierung betraf, und die nachdrücklichſten Beſchwerden darüber ausſprach, daß die Jeſuiten, die eigentliche Stütze der Kirche, in Neapel zu gar keiner Wirkſamkeit hätten gelangen können. Die Erbärmlichkeit der Regierung König Ferdinands, der Nichts für die Kirche thue, ſondern Alles gegen ſie, wurde als die einzige Urſache dieſes ruchloſen, allen Beglückungen des Jeſuitismus widerſtrebenden Zuſtandes angegeben und in weiteſter Ausführung erörtert.

Der König wurde davon ſo ergriffen, daß er auf der Stelle, ohne die Rückkehr des Grafen von Syrakus zu erwarten, ſich fortbegab und ſeinen Polizeiminiſter zu ſich beſcheiden ließ. Der König befahl die augenblickliche Ausweiſung aller fremden Jeſuiten, die ſich in ſeinen Landen befänden. Die eigenen wollte er noch einſtweilen behalten, denn ſeine Beichtväter ſelbſt, die er nicht entbehren konnte, und die ihn vor lauter Ablaß und Segen nicht zur Beſinnung kommen ließen, gehörten dem Orden an. Aber namentlich die römiſchen

Jeſuiten, die ſich in großer Anzahl in Neapel befanden, mußten auf der Stelle abreiſen, und die aus anderen Ländern folgten ihnen bald nach. Natürlich ſtellten ſich bald von bedeutendſter Seite her nachdrückliche Reclamationen ein, aber der König hatte ſich über jenen Artikel der Civiltà cattolicà zu ſtark geärgert, er blieb feſt, und auch die Zeitſchrift, die Anfangs ſogar in Neapel erſchienen war, erlag einem ſtrengen Verbote, das der König bis in die neueſte Zeit hinein nicht wieder zurücknehmen wollte.

Die Civiltà cattolicà war nicht nur eine Zeitlang in Neapel gedruckt und herausgegeben worden, ſondern Gedanke und Plan zu ihr war auch während des Aufenthalts Pius IX. in Neapel und namentlich in Portici, wo der Papſt im Winter 1849 bis 1850 in ſeinem exilartigen Stillleben verweilte, gefaßt worden. Auf der ſchönen Villa in Portici, die Ferdinand II. ſeinem heiligen Gaſtfreunde eingeräumt hatte, wurde das Programm zu dieſem großartigen Journal ausgearbeitet, in welchem Pius gewiſſermaßen alle Grundgedanken der katholiſchen Welt aus den Zeitſtürmen retten und das Reich des Katholicismus zugleich ideell und als einen mit Literatur, Kunſt, Politik, Geſittung und Rechtspflege tief verwachſenen Organismus wieder aufrichten

und begründen wollte. Wie der flüchtig gewordene Papſt auf neapolitaniſchem Gebiet, zur Zeit ſeines Aufenthalts in Gaëta, die alte Idee der unbefleckten Empfängniß wiedergefunden, und dieſe nun als neuen Keil in das Leben der katholiſchen Kirche hineintrieb, ſo war er in Portici auf den Gedanken gekommen, in einem Journal der katholiſchen Ideen den ganzen geiſtigen Zuſammenhang der katholiſchen Geſellſchaft zu concentriren und alle ihre Fäden in dem einen und unwandelbaren Mittelpunct zuſammenzudrehen. So entſtand die Civiltà cattolica, deren erſtes Heft zuerſt im April 1850 in Neapel herauskam, und von dem ſich König Ferdinand damals nicht träumte, daß ihm ein Kuckucksei damit in ſein königliches Neſt gelegt worden. Die oberſte Leitung war dem Pater Curci übertragen, der dem Orden der heiligen Väter Jeſu angehörte, und auch alle übrigen Mitarbeiter, ja ſpäter ſogar alle bei dem Druckbetrieb und den techniſchen Einrichtungen dieſes Journals betheiligten Perſonen, ſind ausſchließlich Jeſuiten. Der halbe Liberalismus führt immer nur zum Jeſuitismus, und Pius IX. hatte in den Wirren ſeines vielgeängſtigten Lebens dieſen Proceß ſo entſchieden durchgemacht, daß ihm als ſein einziger Character nur noch der des Jeſuiten übrig

geblieben war. Die Civiltà cattolica, seine Lieblingsschöpfung, wurde das eigentliche Denkmal dieser seiner Wandelungen, und unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Rom, sobald er sich dort einigermaßen wieder eingerichtet und befestigt hatte, ließ er die Civiltà cattolica dort weiter erscheinen, indem er eine eigene Druckerei im großartigsten Umfange für das Journal begründen ließ. In dieser Druckerei sah man nur Mönche, die das Journal der katholischen Gesellschaft setzten und druckten, falzten und hefteten, und als Expedienten den buchhändlerischen Vertrieb besorgten. So hat sich diese Zeitschrift bis auf den heutigen Tag in einer ungeheuren Betriebsamkeit forterhalten, und wie seine Mittheilungen stets aus den besten und intimsten Quellen geschöpft sind und aus allen Städten der Welt durch Ordensglieder eingesandt werden, so hat sich auch der Vertrieb des Blattes nach außen hin in den größten Dimensionen gestaltet. Ein Absatz von 20,000 Exemplaren bringt das Blatt in allen vier Welttheilen umher, und in allen Theilen von America, in Rußland, Indien, überall sind Niederlagen zu seiner Verbreitung gestiftet. Unter den Mitarbeitern ragt besonders der Pater Bresciani mit seinen interessanten, historisch-tendenziösen und zum Theil die neueren Begebenheiten

auf der apenninischen Halbinsel darstellenden Erzählungen hervor, in denen zugleich die eigenen Erlebnisse des Verfassers spielen. Denn dieser geistreiche und gelehrte Jesuit, der in seiner Jugend an den napoleonischen Feldzügen Theil genommen und darauf lange Jahre hindurch an jesuitischen Erziehungsanstalten in Rom lehrte, erlebte auch die römischen Revolutionsscenen in den Jahren 1848 und 1849 mit und konnte dieselben als Augenzeuge mit so trefflichem und eingeweihtem Pinsel schildern, daß ihn die Geschichtsschreibung besonders seine Enthüllungen über die geheime Revolutionsgeschichte Italiens, ohne Zweifel benutzen muß. Er ist ein wesentlicher Mitbegründer der Civiltà cattolica und stand dem Pater Curci bei der ersten Leitung derselben zur Seite. Die leitenden Artikel des Journals übernahm der blinde Pater Tapparelli, ein Bruder des früheren piemontesischen Ministerpräsidenten Massimo d'Azeglio. Dieser seit langer Zeit erblindete Jesuit war immer ein bedeutender politischer Denker gewesen, und die merkwürdigen Betrachtungen über die Zeitereignisse und alle damit zusammengehenden politischen, juristischen, staatsrechtlichen und religiösen Fragen, die er in seinen schlaflosen Nächten seinen Freunden dictirte, wurden die Leitartikel der Civiltà cattolica, und

trugen wesentlich dazu bei, die katholische Reaction der heutigen Zeit mit neuen Stichwörtern und Gedankenzusammenhängen zu bewaffnen.

Daß ein für die Zwecke des Clerus und der Papstherrschaft so wichtiges Journal einem Verbot des Königs von Neapel unterliegen konnte, war ein empfindlicher Schlag für die römische Jesuitenpartei, und eine recht tölpische Beantwortung des großen Wunders, welches der liebenswürdige Pius durch seine Verwandlung der neapolitanischen Ducaten in Fasanen vollzogen hatte. Es fand deshalb sogar noch im Jahre 1859 in Porto d'Anzo eine Zusammenkunft zwischen dem Papste und dem König von Neapel Statt, und mehrere hohe Prälaten, welche als die ersten Stützen des Jesuiten-Ordens bekannt sind, befanden sich in der Umgebung des Papstes. Man machte hier dem Könige die dringendsten Vorstellungen über die Wiederzulassung der Civiltà cattolica im Königreiche beider Sicilien, Pius IX. selbst soll dies als einen Act bezeichnet haben, der im allereigensten Interesse Sr. Majestät selbst auf das Dringendste geboten sei und empfohlen werden müsse. Pius glaubte, daß durch die Lectüre dieser Zeitschrift künftig jede Revolution verhütet werden könne, aber König Ferdinand widerstand auch jetzt

ist kommen auß dem edelen grunt der gotheit, vnd auch gebildet nach dem edelen lautern got, vnd do wieder eingeladen vnd geruffe, vnd wurt wyder eingezogen, alßo daz er alles gutes magk teilhafftig werden; das der minniglich grunt*) hat von natur, das mag die sele erkriegen von gnaden. Nun, kinder, wie der ewig got in dem inwendigen grunt gegrunt hat**), vnd verborgen vnd vordeckt leyt, welher mensch daz finden mochte vnd erkennen vnd beschawen, der were ewn allen zweifel selig. Vnd wie das ist***), daz der mensch seine inwendig gesicht der sele vorkeret vnd irre get, doch hat sie ein ewiges locken vnd neigen dartzu, vnd kan kein rue finden noch haben, wan****) alle ding

*) Spätere Ausgaben lesen got, was ohne Zweifel nichts als eine erläuternde Paraphrase des mystischen Ausdrucks minniglich grunt ist, weshalb wir der ächten, durch unsere Ausgabe gebotenen Lesart den Vorzug ließen.

**) sich gegründet, sich einen Grund erschaffen hat. —

***) S. v. a. obschon. —

****) Hier in der Bedeutung von weil, denn, doch kann diese Partikel, die sehr verschiedene Bezeichnungen an-

noch, er glaubte durch sein Schreckenssystem, und seine Polizei und seine tiefen fauligen Kerker die Revolution bei weitem besser unterdrücken und verhindern zu können, und wenn er auch den römischen Jesuiten selbst wieder mit gewissen Modificationen den Eintritt in sein Land verstatten wollte, so wollte er doch von ihrer Zeitschrift, vor der er ein wahres Entsetzen hegte, durchaus nichts mehr wissen, und der Papst mußte mit seinen Prälaten unverrichteter Sache wieder nach Rom zurückkehren.

Die österreichischen Cardinäle legten sogar eine besondere Fürbitte bei dem König für die Wiederzulassung der Civiltà cattolica ein, denn auch der hohe österreichische Clerus hat dies Hauptorgan der Presse der Jesuiten unter seinen Schutz gestellt, wodurch es die weiteste Verbreitung in Oesterreich gefunden. Aber König Ferdinand ließ sich einmal auf diesem Punct nicht beikommen. Es entstanden seitdem bei weitem häufiger Streitigkeiten zwischen der weltlichen Regierung Neapels und den Bischöfen, die der Partei dieses Journals angehörten, unter denen sich namentlich der Bischof S. Gallo von Bovino durch seine unaufhörlichen Kämpfe mit den weltlichen Behörden hervorthat. Daraus entstanden so vielfache Verwickelungen, daß der Bischof es zuletzt für das Gerathenste hielt, sein Amt nieder-

zulegen, um ſich und Andere nicht noch mehr zu compromittiren. Pius IX. aber ſäumte nicht, ihn zur Entſchädigung im Puncte der Ehre zum Erzbiſchof von Patracus in partibus infidelium zu ernennen. Die Jeſuiten in Neapel ſcheinen aber jetzt an der Stelle der Civiltà cattolica dort ein neues Blatt begründen zu wollen, eine Art jeſuitiſcher Volkszeitung, unter populairem Titel, wovon ſchon zur Zeit unſerer Anweſenheit in Neapel mehrfach die Rede war. Wir wiſſen aber nicht, ob dies Project inzwiſchen zur Ausführung gekommen.

Das neapolitaniſche Volk iſt nie ein Freund der Jeſuiten geweſen, wenn es ſich auch leicht mit allem ſeinem Denken und Handeln dem geiſtlichen Einfluß unterwirft. So durfte es ſchon Ferdinand I. wagen, die Jeſuiten aus ſeinen Staaten zu vertreiben, indem er dabei ganz einfach und ohne alle Umſtände zu Werke ging. Er ließ ihre Häuſer, Klöſter und Anſtalten, die ſie im Lande beſaßen, einfach von Gensd'armen beſetzen, und die Mitglieder des Ordens, mit allen ihren Schülern und Dienern, in Haft nehmen und alles ihres Eigenthums berauben. Nachdem er ihnen nichts als ihre Kleider auf dem Leibe gelaſſen, ließ er ſie ſämmtlich an den nächſten Hafen oder die nächſte Küſte

führen und mit der größten Geschwindigkeit eine ganze Schiffsladung von Jesuiten unter Segel gehen. Das Volk jubelte dem König dafür seinen Beifall zu, und es fiel dem Volke nicht ein, eine Sympathie für die Jesuiten an den Tag zu legen, obwohl man gerade aus Besorgniß davor das Geschäft mit solcher Eilfertigkeit betrieben hatte. Die ganze Zeit wollte damals den Jesuitismus ausspeien, der sich fast bei allen Völkern bis in die innersten Eingeweide eingedrängt hatte. In Portugal war der erste Schlag gegen die Jesuiten geführt worden. Ihre revolutionäre Verschwörung gegen das Leben des Königs Joseph I. war dem freisinnigen Marquis Pombal eine willkommene Gelegenheit geworden, um den gefährlichen Orden zu sprengen und die bedeutendsten seiner Mitglieder ihr Leben im Kerker endigen zu lassen. Ihm folgte darin Ludwig XV. von Frankreich auf Betrieb der jesuitenfeindlichen Marquise von Pompadour, und bald darauf ging Karl III. von Spanien mit den gleichen Maßregeln gegen den verhaßten Orden vor, indem er zugleich seinen Sohn, den König Ferdinand von Neapel, dringend veranlaßte, diesem Beispiel zu folgen. Der König Ferdinand wurde aber auch wieder der erste, der die Nothwendigkeit des Jesuiten-Ordens in einem wohlbefestigten Staatsleben von neuem

anerkannte, und dem Orden, mit dem der politiſche und menſchliche Character des Königs doch am meiſten wahlverwandt war, auch den Eintritt in ſeine Lande wieder eröffnete.

Vor einiger Zeit, gegen das Ende der Regierung König Ferdinands II., war auch die Rede davon, die heilige Inquiſition in Neapel wieder herzuſtellen, aber das neapolitaniſche Volk, das ſeinen grotesken Eigerſinn auch in den kirchlichen und religiöſen Dingen behauptet, hatte ſtets den größten Abſchen gegen ein heiliges Officium gehegt. Selbſt die Lazzaroni auf dem Molo, die ſonſt Allem zujauchzten, was der König that und wollte, ſammelten ſich in ſtürmiſchen Haufen vor dem Königsſchloſſe, als das Gerücht von der Wiederherſtellung der Inquiſition ſich durch Neapel verbreitet hatte. Sie gaben dem König durch drohende Anzeichen zu erkennen, daß ſie keine Inquiſition wollten und dulden würden. So war es ſchon früher im Jahre 1750 in Neapel geweſen, wo man dem damaligen Erzbiſchof von Neapel, dem Cardinal Spinelli, die Abſicht beimaß, ein Inquiſitions-Tribunal wieder aufzurichten. Ein Volksaufſtand ſchien ſich über das ganze Königreich zu verbreiten, der König ſah ſich genöthigt, mit den empörten Maſſen zu unterhandeln und ihnen Ver-

ſprechungen zu machen, und der Erzbiſchof, von dem Aufſtande verfolgt, mußte ſogar ſeinen biſchöflichen Sitz räumen und ſich nach Rom flüchten. Die Könige von Neapel konnten freilich auch ohne Hülfe der Inquiſition mit Allem fertig werden, und die Polizeigewalt, die im Laufe der Zeiten auch etwas zugelernt hat, verſieht in ſolchen Staaten, wie Neapel, und anderswo, den Dienſt eines heiligen Officiums nicht minder ſcharf und tödtlich, als es das aus dem religiöſen Verfolgungsgeiſt hervorgegangene Tribunal je gethan. Es wäre eine große Verkennung ihrer eigenen Leiſtungen, wenn die Polizeikönige der neuen Zeit noch der Inquiſition bedürfen ſollten, die für dieſe Herren lediglich eine veraltete Form iſt.

Auch zur Verbeſſerung gemeinnütziger und volkswirthſchaftlicher Einrichtungen der Geſellſchaft haben die Prieſter, wenn es ſich dabei um ihren Einfluß handelte, nur ſelten die Hand geboten, wenn ſie nicht vielmehr ihren ſchwer zu beſiegenden Widerſtand dagegen eingelegt. So ſind die Prieſter in Neapel das hauptſächlichſte Hinderniß geworden, um das geſundheitsgefährliche Beerdigen mitten in der Stadt und in den Grüften der Kirchen aufhören zu laſſen. Obwohl die Regierung ein Geſetz erlaſſen, worin der Bevölke-

rung eingeſchärft wird, ihre Geſtorbenen nicht anders als auf den Friedhöfen der Stadt beerdigen zu laſſen, ſo iſt doch in Neapel ein ſehr barbariſcher Gebrauch herrſchend geblieben, der weſentlich durch die Prieſter aufrecht erhalten und unterſtützt wird. Unempfindlich gegen das allen geſitteten Völkern tief innewohnende Bedürfniß, die Ueberreſte ihrer Abgeſchiedenen in einer eigenen und ſorgſam behüteten Gruft vereinigt halten zu können, beſtatten die Neapolitaner, auf Zureden ihrer Prieſter, noch immer ſehr häufig in den allgemeinen, oft ſehr übelriechenden und ſchlammigen Grüften der Kirchen, in denen Alles neben- und durcheinander, ohne Unterſchied der Individuen, beigeſetzt wird. Die Prieſter würden freilich den reichen Ertrag der Seelenmeſſen einbüßen und auch ihre Einkünfte vom Fegfeuer ſchmälern, wenn die Beſtattung auf den Friedhöfen zur ausſchließlichen Regel gemacht würde. Denn wer die Gruft ſeiner Angehörigen in der Kirche hat, wird gewiß geneigt ſein, dort, in der unmittelbaren Nähe einer geliebten Ruheſtätte, bei weitem häufiger für das Heil der Verſtorbenen die Meſſe leſen zu laſſen.

Bei den Neapolitanern hüllt ſich ihre Anhänglichkeit an die Kirche und den Clerus leicht in ein humoriſtiſches Gewand, wodurch ein freier Eindruck hervor-

gebracht wird, welcher der Absicht oft gar nicht entspricht. So wunderten wir uns bei unserm Besuche des Café Nocera an der Piazza S. Francesca di Paolo, wo wir alle Tage der Allgemeinen Zeitung wegen einkehrten, daß wir dort jedesmal einen kleinen Jungen sahen, der vom Kopf bis zu den Füßen vollständig als Geistlicher gekleidet war, und in dieser Tracht eine unendlich komische Wirkung machte. Dem kleinen, kaum vierjährigen Manne war das Haar ganz kurz geschnitten, statt der Tonsur trug er ein kleines schwarzes Käppchen auf dem Kopf und ein weißer Ueberwurf erhöhte die Täuschung des priesterlichen Costüms. Der Junge, der in dem Café auf- und niederlief und der die Stammgäste gern mit sich spaßen ließ, war der Sohn des Wirths und man brachte bald die Geschichte des kleinen vierjährigen Priesters in Erfahrung. Es ist nämlich in Italien, und besonders in Neapel, eine sehr verbreitete und beliebte Sitte, daß, bei der Krankheit eines ihrer Kinder, die Eltern ein Gelübde thun, wonach sie, wenn die Genesung recht bald und glücklich erfolgt, ihrem Schutzpatron oder irgend einem beliebigen Heiligen das Versprechen geben, ihr Kind entweder ganz dem geistlichen Stande zu widmen oder es wenigstens eine Zeitlang und bis zu

einem gewiſſen Alter die Kleider eines Prieſters tragen zu laſſen. Der letztere Fall war bei dem Sohn vom Café Nocera eingetreten, und wir freuten uns über die wichtigen und doch ſo drolligen Gebärden, mit denen das kleine Närrchen, ein hübſcher, ſchon wieder ganz pausbackig gewordener Junge mit pechſchwarzem krauſem Haar, in dieſen Falten der geiſtlichen Tracht ſich benahm. Dies iſt durchaus im neapolitaniſchen Charakter, denn es heißt dies, aus der Kirchengläubigkeit wieder eine wahre Komödie zum Lachen erzeugen. Dem Beſitzer des Café Nocera, einem ſehr wacker ausſehenden Mann, war es gewiß Ernſt mit ſeinem Gelübde und er glaubte zu Ehren der Kirche und der Geiſtlichkeit zu handeln, wenn er eine ſo lächerliche Mummerei mit ſeinem Jungen vornahm. Er wollte gewiß keinen Spaß machen, aber dieſer kam doch zuletzt lichterloh bei der Sache heraus und man lacht mit dieſem kleinen Prieſter leicht das ganze Prieſterthum aus. Der Clerus ſelbſt findet aber gar kein Arges daran, die Geiſtlichen verkehren gerade in dieſem Café ſehr häufig, und der Beſitzer deſſelben ſteht wegen ſeiner guten kirchlichen Geſinnung auch bei der Polizei in gutem Geruch, weshalb er auch die Allgemeine Zeitung auslegen darf,

was ein perſönliches Vorrecht in Neapel iſt, und keineswegs allen Caféhäuſern hier freiſteht.

In Neapel giebt es auch eine ſehr große Anzahl von Klöſtern, welche in dieſem Lande, wie überall, eine üppige Pflanzſtätte religiöſer Schwärmerei und Verkehrtheit wurden. Seitdem die verjagten Jeſuiten doch wieder Zutritt im Lande gefunden, begann auch das Kloſterweſen in Neapel ſich von neuem zu erheben und die verödet geſtandenen Klöſter füllten ſich von neuem mit den zurückkehrenden Mönchen und Nonnen, neue Klöſter erhoben ſich und wurden neue Vereinigungspuncte der verſchiedenen Orden, die ſich in Neapel ſtets in mehrere Parteien und Unterabtheilungen zerlegten. Die erſte Gemahlin Ferdinands II., eine Prinzeſſin von Sardinien, begünſtigte dieſe Richtungen, und an ihr rankte ſich die neapolitaniſche Pfaffenwirthſchaft zuerſt wieder üppiger empor. Die Niederlaſſungen der Benedictiner, in denen die vornehmen Elemente der neapolitaniſchen Geſellſchaft, beſonders die jüngeren Söhne ariſtokratiſcher Familien, ſich abſetzen, nehmen eine Hauptſtelle darunter ein, auch gehen von dieſem Orden am meiſten Einwirkungen auf den Unterricht aus. Eine gewiſſe volksthümliche Haltung und Beweglichkeit iſt auch den neapolitaniſchen Mönchen nicht

abzusprechen, und sie unterscheiden sich darin wesentlich von der steifen und anmaßenden Grandezza der römischen Pfaffen. Dies zeigt sich auch an den Festtagen der Klöster, deren jedes seinen eigenthümlichen hat, und die an den Tagen ihrer besonderen Heiligen und Schutzpatrone oft mit einem sehr glänzenden Effect nach Außen hin gefeiert werden. Gewöhnlich strahlt dann ein solches Kloster im Schmuck einer durchaus weltlichen Illumination, in der durch farbige Papierstreifen, die geschickt mit den erleuchteten Gläsern verbunden sind, die künstlichsten und wirksamsten Lichter hervorgerufen werden, wie wir bei einer Feier dieser Art, welche in die Zeit unserer Anwesenheit fiel, bemerkten. Auf dem Platz vor dem Kloster findet dann gewöhnlich ein sehr reges und lustiges Volkstreiben Statt. Man spielt eine Serenade, zu welcher den Mönchen die Musik eines Regiments für diesen Abend bewilligt wird. Die Mönche selbst, feiste und stämmige Figuren, augenscheinlich zu jener Klasse gehörig, welche die Neapolitaner porci del Signor Iddio (die Schweine des lieben Herrgotts) nennen, waren aus ihrem Kloster herausgetreten, und mischten sich mit vergnügt strahlenden Gesichtern unter das Volk. Manche sprachen freundlich und lebhaft mit den in ihrer Uniform blitzenden Soldaten,

mugen ym nit gnug ſein in allen auſern dingen, wan das hercze ym in das allerinnerſt an*) ſeine wiſſen. Wan diß iſt ein End.**) Als alle dingk raſten vnd ruen an yr eigen ſtat, als der ſtein auff der erden vnd das fewer in der lufft, alſo thut die liebe andechtige ſele ym got, yrem heil. Wem iſt nu diß joch ſuße vnd leicht, vnd diß ſchen und diß trahen? — niemandt ſicherlich, dan den menſchen, die yr gemuthe haben gekeret inwendig in den lauteren grunt gotes von allen creaturen! Kinder, die ſele iſt recht ein mittel zwiſchen zeit vnd ewigkeit. Keret ſie ſich zu der zeit, ſo vorgiſt ſie on zweifel der ewigkeit, vnd werden yr dann alle dingk ferre,***) die got zu gehoren. Alſo zu gleicher weiße alle dingk, die man ferre ſicht, die ſcheinen dem menſchen klein, vnd was do nahe iſt, das ſcheinet groß. Wan es hat wenigk mit-

---

nimmt, oft auch durch ſondern in Nachſätzen überſetzt werden, wie an dieſer Stelle gleich das nächſte Mal. —

*) an, ane, mittelhochdeutſche Präpoſition: ohne. —

**) S. v. a. Denn dies iſt das Ende aller Dinge.

***) fern, von ihr abgewandt.

welche ihre rauſchende Muſik mehr wie zu einem Maskenball als zum Feſt des Kirchenpatrons gewählt hatten. Alles wogte durcheinander, die Kinder begannen zu tanzen, das Volk neckte ſich und machte Späße, und brach von Zeit zu Zeit in lauten Jubelrufen aus. Durch alles dieſes Getümmel hindurch ſchritt die Geſtalt des Mönches in leichten, freundſeligen Bewegungen. Selbſt die lasciviſte Tollheit der Menge ſtörte ihn durchaus nicht in ſeinem Behagen, er war der eigentliche Mann des Volkes, er konnte Alles ertragen und mitmachen, er lächelte wohlwollend und aufmunternd zu Allem, und wenn es darauf ankam, war er aller dummen Streiche Meiſter und Angeber.

In das Kloſterweſen Neapels kann man leicht einen tieferen Blick thun als anderswo, da es hier Klöſter giebt, in denen auch weltliche Perſonen auf eine Zeitlang gaſtlichen Zutritt erhalten. Dies iſt namentlich in den Benedictinerklöſtern der Fall, wo Fremde, die ſich durch ihre Verhältniſſe dazu empfehlen, und eine gewiſſe Garantie in ſich tragen, auf eine Friſt von drei Tagen bereitwillig aufgenommen werden. Wird das Gaſtrecht auf eine längere Zeit in Anſpruch genommen, ſo tritt ein kleines Koſtgeld ein, das für Katholiken ſehr gering ſein ſoll, für Proteſtanten aber

auf das Doppelte ſich erhöht. Dafür nehmen dieſe Gäſte, die nur die feſtgeſetzte Kloſterordnung zu beobachten haben, an dem Zuſammenleben der Mönche, die in den Benedictinerklöſtern Don titulirt werden, in jeder Weiſe Theil, nur die Betſtunden brauchen ſie nicht mitzumachen, und im Refectorium ſpeiſen ſie an einer beſonderen Tafel. K. A. Mayer rühmt ſehr die Geſelligkeit und den guten Ton zu leben, welchen man in dieſen Benedictinerklöſtern findet, die nach Außen hin einen beſtändigen regen Verkehr unterhalten und mit der Literatur und Wiſſenſchaft des Tages ſehr genau vertraut ſind. Auch die eleganten und galanten Sitten der neapolitaniſchen Benedictiner ſind bekannt. Damen, die bei ihnen ſehr zahlreich, mit und ohne Begleitung ihrer Herren, zum Beſuch eintreffen, dürfen ihr Kloſter zwar nur bis zu einer gewiſſen Stelle betreten, wo in der Mitte des erſten Kreuzganges ein hölzernes Gitter angebracht iſt, aber die Benedictiner haben ein beſonderes, dicht an der Eingangspforte belegenes Zimmer für Damen, in denen ſie das ſchöne Geſchlecht, das zu ihnen kommt, ſehr reichlich und heiter zu bewirthen pflegen. Die Damen der Gaſtfreunde müſſen außerhalb des Kloſters ihre Wohnung nehmen. Die Benedictiner geſtatten ſich aber gern

ihnen die aufmerkſamſten Beſuche zu machen, und ſollen als feine und unternehmende Lebemänner viel Gutes zu genießen bekommen.

Die liebenswürdige Offenheit, mit der die Benedictiner ſich auch unter dem Zwang des einfriedigenden und von der Welt trennenden Kloſtergelübdes das Leben frei und genießlich zu erhalten wiſſen, verdient gewiß einen großen Vorzug vor der düſtern und heimtückiſchen Frömmigkeit, die ſonſt das Kloſterleben, namentlich in Italien und Frankreich charakteriſirt, und in deren Verſtecken die größten Laſter gedeihen. Der geſchlechtliche Wahnſinn, der ſonſt in den Klöſtern ſo leicht ſich ausbildet, wird bei den klugen Benedictinern, die ihrer Phantaſie einen lebendigen Ausweg zu ſchaffen wiſſen, nicht herrſchend gefunden. Der unglückliche Mönch, der trägen, ſchlotternden Ganges, bleich und mit tiefen, blauen Rändern unter den unheimlich glühenden Augen, durch die Kloſterhallen einherſchleicht, der plötzlich, erſt träumeriſch zuſammenfahrend und ſeufzend, dann wild aufzuckend, vor einer nackten Bildſäule der Jungfrau Maria ſtehen bleibt, und ſie dann leidenſchaftlich mit ſeinen Armen umfängt, ſeine heißen Lippen auf ihren Mund preſſend, mit ſeiner fiebernden Hand ihre Formen betaſtend, dieſer arme Schelm war gewiß

kein Benedictiner. Die katholische Kirche ist immer sehr streng gegen Verirrungen dieser Art gewesen, die in ihrem eigensten Schooße ausbrechen, aber eine Hauptschuld tragen daran alle ihre Einrichtungen, Symbole und Traditionen, die den Keim sexueller Aufregungen mitten in das Kirchen- und Klosterleben hineingepflanzt haben. Der verliebte Cultus der Jungfrau Maria, und die durch den Kirchendienst gebotenen frommen Galanterieen gegen so viele heilige Frauenzimmer, die entweder mit nackten Beinen und Brüsten, oder in einer verführerischen, üppigen und koketten Toilette in den Kreuzgängen umherstehen, haben manchen armen Teufel, der sich in dieser klösterlichen Abgeschiedenheit vergraben und abtödten mußte, und dessen Jugendtriebe zuletzt als Wahnsinn wieder aufbrechen, in Verzweiflung und Raserei gestürzt. Die Kirche geht dann mit ungeheuren Strafen gegen den Sünder los, der den kalten Marmor freventlich umarmt und mit der Wuth seiner taumelnden Sinne durchglühen und zu warmem Fleisch aufwecken wollte, aber er verdankt seinen Wahnsinn doch nur dem unnatürlichen Banne, welchen die Kirche wie einen eisernen Reifen um seine ganze Lebensidee gelegt hat. Wenn die Klöster einen Mittelweg finden könnten zwischen ihrer unvernünftigen Regel und dem

menſchlichen Verkehr mit der Welt, ſo würden ſie ſich wenigſtens davor bewahren, Anſtalten des Verderbens und Verbrechens zu ſein, und durch ihre geheimen Laſter jeden Anſpruch auf Zuläſſigkeit in dem geſellſchaftlichen Organismus einzubüßen.

Der Geſchlechtstrieb wird freilich durch die katholiſche Kirche, ihren Cultus und ihre Ceremonieen auf alle und jede Weiſe rege gemacht, oder er bringt die verſchiedenen Geſchlechter leicht in die Lage, ſich in der Kirche auf eine elektriſche Weiſe zu berühren. Es mag in Anbetracht der guten Lebensart ein Fehler des Proteſtantismus ſein, daß er nicht ſo viel zum Knieen und Knixen auffordert, wie dies der katholiſche Gottesdienſt thut, aber das galante Ceremoniell des letzteren iſt nicht nur gegen die Heiligenbilder und gegen die großen Namen, welche knieend in der Meſſe angehört werden, verbindlich, es wird auch oft zu einem folgenreichen Rendezvous der in dichten Reihen neben einander Knieenden, die ſich mit ihren Gewändern, ihren Gliedern und ihrem Athem berühren, woraus ſchon Boccaccio und die italieniſchen Novelliſten ſo viel Veranlaſſung zu den intereſſanteſten Verwickelungen und Abenteuern geſchöpft haben. Dahin gehört auch der Gebrauch, den Damen das Weihwaſſer zu reichen, den

wir beſonders in Neapel in den Kirchen ſehr häufig ausgeübt ſahen und der überhaupt in Italien zur guten Lebensart beim Kirchengehen gerechnet zu werden ſcheint. Wenn man in Begleitung einer Dame ſich befindet, bringt es durchaus die feine Sitte mit ſich, hierbei als Cavalier ſeine Dienſte anzubieten. Dies geſchieht, indem man zuerſt ſeinen Finger in das mit Weihwaſſer gefüllte Becken taucht, und dann von ſich auf die Hand ſeiner Begleiterin überträgt, die man dabei freilich nur an den äußerſten Fingerſpitzen flüchtig berühren darf. Sobald die Dame von dem Herrn das Weihwaſſer angenommen hat, macht ſie das Zeichen des Kreuzes. Die Ceremonie ſieht ſich ſehr gut an, und ſchließt doch immer einen gewiſſen Vorzug in ſich, der nicht Jedem gewährt zu werden ſcheint.

Ein wahrhaft wohlthätiges Element, welches neben den Prieſtern und Mönchen hergeht, ſind die Brüderſchaften (confraternità) in Italien, freigebildete Vereine, die jedoch auf gewiſſen Statuten beruhen, welche von der Regierung genehmigt worden ſind. Dieſe Brüderſchaften, die wir ſchon in Rom und Florenz in ihrer wunderbaren und ergreifenden Weiſe walten ſahen, ſind ein eigenthümliches Element, in dem ſich der rege Aſſociationsgeiſt der modernen Italiener, und ihre Be-

fähigung zu neuen socialen Entwickelungen, sehr überraschend für jeden Fremden ausdrückt. Man kann diese, ungemein viel Zukunft in sich tragende sociale Association in ganz Italien, besonders aber in Rom, Florenz und Neapel beobachten, und wir waren ganz erstaunt, auch in der Stadt der Ferdinande, wo sonst jede selbstständige, aus der Gesellschaft hervorgehende Lebensäußerung als ein strafwürdiger Aufstand erscheint, diese sogenannten Brüderschaften walten zu sehen.*) Diese frei Vereinten, zu denen Männer aus allen Ständen, oft aus der höchsten Aristokratie, sich zusammenfinden, suchen ihre hülfreiche Thätigkeit, die allen Leidenden und Hülflosen zugewandt ist, auf verschiedene Gebiete des socialen Lebens zu vertheilen. Wenn sie in Thätigkeit sind, legen sie Masken an, und hüllen sich in eine Vermummung, in der nur Augen und Hände sichtbar bleiben. Viele Brüderschaften tragen eine leinene Kutte mit Kapuzen, die Kopf und Gesicht bedecken und in die nur zwei Löcher geschnitten sind,

*) Neuerdings haben sich auch in Deutschland, namentlich in Stuttgart, hier besonders unter dem wirksamen und segensreichen Einfluß des Herrn Georg von Cotta (die „Johannis-Gesellschaft") ähnliche Bestrebungen gebildet und mit dem entschiedensten Erfolg in Thätigkeit gesetzt.

durch welche die Augenſterne ſeltſam herausſehen. Am Aermel oder über den Rücken herab hängen ihre hellgrauen Pilgerhüte, welche die Form von Cardinalshüten haben. In dieſer Erſcheinung, hinter der man eher teufliſche Dämonen, als Wohlthäter der Geſellſchaft vermuthet, gehen die Brüder hinaus, um ihre Arbeit zu verrichten. Die einen folgen den Leichenbegängniſſen der Armen, deren Koſten gänzlich aus der Kaſſe beſtritten werden. Andere gehen mit Büchſen in den Häuſern umher, und ſammeln Geld für alle mögliche Unglückliche, ſelbſt für die Seelen, die im Fegfeuer ſchmachten. Andere nennen ſich die Brüder der Erlöſung, und ſorgen dafür, gefangene Neapolitaner in der Barbarei loszukaufen. Eine andere Brüderſchaft hat ſich vorzugsweiſe aus Geiſtlichen ſelbſt gebildet, und ihr Zweck beſteht darin, den zum Tode verurtheilten Verbrechern in den letzten Tagen vor ihrer Hinrichtung beizuſtehen und ihnen noch alle möglichen Wünſche vor ihrem Ende zu gewähren. Dann ſorgen ſie für die hinterbliebene Familie des Hingerichteten, laſſen ſeine Kinder erziehen und übernehmen die Ausſtattung für ſeine Töchter.

Eine eigenthümliche Brüderſchaft dieſer Art, die beſonders in Neapel einheimiſch zu ſein ſcheint und

ſich durch die weiße Farbe ihrer Kutten (daher auch confraternità de' Bianchi genannt) von den übrigen unterſcheidet, iſt die Brüderſchaft der Friedensſtifter. Ihr ſehr nützlicher und rührender Beruf beſteht darin, daß ſie, meiſt paarweiſe vertheilt, in den Straßen umherſchweifen und an den Häuſern horchen, ſich oft auch in denſelben verſtecken, und auf jede darin vorgehende Bewegung Acht haben. Dringen Scheltworte aus den Fenſtern herunter, oder hören ſie an irgend einer Thür, daß man ſich zankt, ſo ſäumen ſie nicht, in die Wohnung einzutreten und in ihrer unerwarteten Erſcheinung ſich den Zankenden vorzuſtellen. Ihr Eintritt bringt gewöhnlich Wunder hervor, denn ſie werfen ſich ſtumm und mit einer ſchweigenden Gebärde den Streitenden zu Füßen, und beſchwören durch ihr ſtilles, geheimnißvolles Flehen alle Aufregung und Erbitterung. Es muß eine unbeſchreibliche Wirkung hervorrufen, wenn die in Streit und Leidenſchaft gegen einander Tobenden plötzlich zwei geſpenſterhaft vermummte Geſtalten zu ihren Füßen niederſtürzen ſehen, um ſie mit Zeichen und Gebärden an die Nichtigkeit jedes irdiſchen Zankes zu mahnen. Die Folgen davon ſollen ſtets hinreißend und überwältigend ſein, die Streitenden werfen ihre Meſſer fort, die ſie ſchon gegen einander erhoben hatten,

oder sie stürzen sich mit Thränen in die Arme, um ihren Frieden, oft auf immer, mit dem mißverstandenen Freund, der falsch beschuldigten Gattin, zu schließen. Die Wohlthat, aus der diabolischen Verwickelung eines Zankes sich durch diese Intervention der reinen Menschenliebe erlöst zu sehen, bringt in das ganze Gemüth einen erhebenden Schwung, und regt zu späteren guten Thaten an. Die Bettelmönche wissen davon zu profitiren, denn sie haben auch, vielleicht in Nachahmung jener Brüderschaften, die Maxime angenommen, am liebsten zu Zankenden zu gehen und dieselben fußfällig um eine Gabe zu bitten. Ist es ihnen gelungen, durch ihre Dazwischenkunft den Sturm zu beschwören, so schütteln sie unmittelbar darauf mit ihren Büchsen, und es fällt aus den Händen der Versöhnten gewiß eine bei weitem größere Gabe hinein, als zu einer anderen Zeit geschehen wäre.

Diese Brüderschaften haben der katholischen Kirche ein Element abgewonnen, das ganz eigentlich auf kirchlichem Boden wächst, und dem Geiste des Katholizismus und allen seinen Einrichtungen im innersten Wesen entspricht. Es ist dies das Element der Association, welches die Kirche ganz ursprünglich in ihrem Schooß trägt, und das die Brüderschaften in einer volksthüm-

teils, als die lauter sonne; wie nun die sonne zu sechzigk male grosser sei, dan das gantz ertreich, der aber ein beckenn nympt mit wasser zu sommerzeit, so sie hoch an dez himel stehet, vnd legt darcinne einen kleinen spigel, dorynne erscheinet die grosse sonne mit einander, vnd scheinet darinne kaume als ein kleiner bode*); vnd wie klein das mittel ist, das do zwischen dez kleinen spiegel vnd der grossen sonne keme, daz neme dez spigel das bilde der grossen sonne zuhande.**) Also zu gleycher weise ist es vmb den lautern menschen, der das mittel gelegt hat. Es sey was es sey, aber wie klein das ymmer gesein mag, das der mensch in dem grunt der warheit nit kan noch mag gesehen,***) on allen zweyffel, das mittel,

*) Boden, d. h. als kleines Grundbild. —

**) Es nähme dem Spiegel alsbald das Bild der großen Sonne hinweg. zuhandt (auch zehant geschrieben) bedeutet: alsbald, und ist in diesem Sinne von: zur Hand sein, abgeleitet. —

***) D. h. etwas Aeußerliches, das der Mensch nicht aus dem innern Grunde der Wahrheit in sich aufgenommen, und welches daher als ein fremdes Medium (Mittel) den Spiegel seiner Seele trübt. —

lichen Form aufgenommen und nach Außen entwickelt haben. Dieſe Wirkſamkeit konnte nur in und mit dem Symbol der katholiſchen Kirche und unter einer Bevölkerung, welcher die Ehrfurcht dafür in ihrem Herzen eingegraben iſt, ſo trefflich gedeihen. Die Bruderſchaften in Italien haben hier zum Theil den Geiſtlichen ihren Beruf abgenommen und üben denſelben in einer bei weitem freieren und die menſchliche Natur um Vieles tiefer treffenden Wirkung aus. Der unmittelbare Einfluß der Prieſter und Mönche auf das häusliche und geſellſchaftliche Leben hat ſich in Italien höchſt ſelten zu einer Anerkennung gebracht. Dieſer Einfluß iſt im Gegentheil meiſtens höchſt unglücklich und ſchädlich geweſen, und namentlich da, wo ſich die Prieſter, mit Anwendung der Grundſätze und Mittel der katholiſchen Religion, bemüht zeigten, Verſöhnungen in einem auseinandergefallenen und geſtörten Familienleben hervorzurufen. So haben die Prieſter in Italien beſonders dadurch unglückliche Ehen geſtiftet, und das Familienleben zerrüttet und vergiftet, daß ſie unaufhörlich darauf bedacht ſind, Jedem, der auch zu einer ſittenloſen und gemeinen Perſon in ein geſchlechtliches Verhältniß getreten, zu einer Ehe mit derſelben anzuhalten und dadurch eine eben ſo zweideutige als verderbliche Ver-

ſöhnung mit der geſellſchaftlichen Moral hervorzurufen. Das Familienleben iſt dadurch in Rom, wie in Neapel, oft auf das Abſcheulichſte befleckt worden, und bringt weitere Folgen mit ſich, welche die Criminalſtatiſtik des Landes nicht ſelten um die abſcheulichſten Beiſpiele bereichert haben. Es ſoll namentlich im Neapolitaniſchen häufig vorkommen, daß ein Sohn, getrieben von dem, beſonders in Süd-Italien, tief eingewurzelten Begriff der Familienehre und Familienrache, ſeine Mutter getödtet hat, weil dieſelbe nicht blos früher einem ſchimpflichen Wandel ergeben war, ſondern ihn auch in der Ehe ausgiebig fortſetzte.

Wenn es der Beruf der Kirche wäre, Einfluß auf die innerſten perſönlichen Verhältniſſe des Familienlebens und der Geſellſchaft zu üben, ſo wäre die ungeheure Thätigkeit, mit welcher der italieniſche Clerus, wie mit Polypenarmen, auch das ganze ſociale Leben umfaßt zu halten ſucht, eine bewundernswürdige und großartige Erſcheinung, vor welcher der Proteſtantismus mit ſeinem abſtracten, mehr einer Schule gleichkommenden Weſen erblaſſen müßte. Aber die Uebergriffe der katholiſchen Kirche in das häusliche und ethiſche Leben der Nation haben unter derſelben ſtets mehr Scandal als Segen verbreitet, und es ſpricht

mehr als alles Andere für die unzerſtörbare Nationalkraft der Italiener, wenn man ſieht, wie dieſes Volk, trotz aller geiſtlichen und weltlichen Mißhandlungen, die es ſeit vielen Jahrhunderten erlitten, noch zu jeder Wiederbelebung und neuen Conſtituirung fähig und friſch geblieben iſt, und jetzt einer neuen Phaſe ſeiner Geſchichte, vielleicht nicht der ruhmlichſten und thatenloſeſten, entgegenſchreitet.

Auch die proteſtantiſche Gemeinde in Neapel lernten wir während unſeres Aufenthalts kennen. Dieſelbe gliedert ſich in eine franzöſiſche und deutſche Abtheilung, welche letztere vorzugsweiſe eine preußiſche iſt. In der Kapelle, die ſich im preußiſchen Geſandtſchaftshôtel befindet, wird abwechſelnd deutſch und franzöſiſch gepredigt, und die preußiſche Regierung, welche die Sache des Proteſtantismus auch unter den fremden Völkern für ihre unabweisliche Miſſion anſieht, hat mit großer Bereitwilligkeit die Beſtreitung aller Koſten dieſer Kapelle und den Unterhalt des von ihr eingeſetzten Geiſtlichen, der ein Berliner iſt, übernommen. Den franzöſiſchen Geiſtlichen hat die franzöſiſche Regierung eingeſetzt, und wahrſcheinlich zahlt ſie auch das Gehalt deſſelben, während die franzöſiſche Geſandtſchaft ſich ſonſt mit dem Schutz begnügt, den ſie der proteſtan-

tiſchen Gemeinde in Neapel ausgeſprochen hat, indem ſie alles Andere, was zu zahlen iſt, Preußen überläßt.

Dieſe franzöſiſch-deutſche Proteſtanten-Gemeinde, die erſt ſeit dem Jahre 1826 in Neapel beſteht, und als ein kleines Häuflein zuerſt in dem Hauſe eines deutſchen Kaufmanns, des verſtorbenen Fellinger, ſich gottesdienſtlich zu ſammeln begann, zählt jetzt ungefähr 800 Mitglieder, zu denen auch die Proteſtanten gehören, welche in den in Neapel und Padua liegenden Regimentern der Schweizergarde ſich befinden. Denn Ferdinand I. ließ in dem Vertrag, welchen er mit den ſchweizeriſchen Cantonen über den Eintritt ihrer Landeskinder in ſeine Leibwache ſchloß, die Confeſſionsfrage ganz unberührt, während zur Leibwache des Papſtes in Rom ausſchließlich nur Katholiken geliefert werden dürfen.

Die kleine Kapelle im preußiſchen Geſandtſchaftshôtel macht einen ſehr freundlichen und anſprechenden Eindruck, und ſie wird bald bedeutend erweitert werden müſſen, wenn die mit dem Jahre 1859 neu aufgegangene Saat in Italien weiter zur Reife gekommen ſein wird. Ein Glockengeläut zu führen, iſt der proteſtantiſchen Gemeinde in Neapel natürlich nicht erlaubt, dagegen iſt ihr die Laſt aufgebürdet, den König von Neapel in

ihr Kirchengebet einſchließen zu müſſen, was freilich ein hartes Stück Arbeit ſein mag.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte der Kapelle eine kleine Orgel geſchenkt, um den Geſang zum Gottesdienſt zu begleiten. Dieſe iſt aber in letzter Zeit durch eine neue, ausreichendere Orgel erſetzt worden, welche J. Schreible, ein in Neapel lebender Würtemberger, verfertigte, und zu der die Koſten theils durch die preußiſche Regierung, theils durch andere milde Beiträge zuſammengebracht wurden. —

IV.

Das Leben in Neapel.

Neapel war den andern Staaten Italiens ſtets in der höheren geſellſchaftlichen Entwickelung, in der Verbeſſerung der Staatseinrichtungen, und in einer gewiſſen Pflege der Geiſtescultur, vorangegangen. Alle fruchtbaren Keime zu einem großen und mächtigen Italien lagen gewiß von alter Zeit her in den Boden Neapels eingepflanzt, und es fehlte nichts an der Anlage, um von hier aus die italieniſche Nationalität auf ihren wahren Gipfel zu erheben. Wenn die Ernte von dieſer vollen Saat ausblieb, ſo konnte dies nur in einem Lande geſchehen ſein, wo dem, Geiſt und Sitten verderbenden Einfluß der Prieſter ſich noch die Tyrannenwirthſchaft bösartiger, volksfeindlicher und in blöder Gewalt herrſchender Könige hinzufügte. So wurde Neapel das unglücklichſte und verwildertſte Land Ita-

liens, während es, durch Natur des Bodens und Begabung ſeiner Einwohner, dazu beſtimmt war, das glücklichſte zu ſein und als der wahre Stern Italiens, einigend und alle getrennten und zerſtückelten Theile zu ſich rufend, über der ganzen Nation zu leuchten.

In Neapel, wo von jeher die üppigſten Genüſſe Europa's und Aſiens vereinigt waren, hatte auch der Geiſt ſtets die kräftigſten Anſätze genommen, zu blühen und in eine bedeutende Entwickelung zu treten. Es ſchien hier in der That Alles auf ein Paradies der Erde angelegt zu ſein, denn die geiſtigen Kräfte ſchienen in Neapel noch bei weitem weniger zurückzudrängen, und zu verderben, als die Fruchtbarkeit des Bodens, der freilich in manchen Gegenden des Königreichs mit allen ſeinen in ihm verſteckten Schätzen ſo unverantwortlich verkommen, und unbebaut liegen bleiben muß. So viel uncultivirte Landſtriche, als in Neapel, giebt es kaum in irgend einem anderen Lande der Welt, und doch iſt überall Segen und Ueberfluß, wohin die Bevölkerung nur greifen will, und der Reichthum der Ernten ermüdet den Faulen, dem ſeine Genüſſe faſt über den Kopf wachſen. Die Abhänge der Gebirge, auf denen der Olivenbaum bis zum höchſten Gipfel hinauf prächtig gedeiht, würden mit einer wahren Wandercultur bis

in die Ebene herab blühen, wenn man den Anbau in Terraſſenform, wie er in Piemont ſo erfolgreich geſchieht, nur mit einiger Anſtrengung hätte verſuchen wollen. Man giebt ſich hier nicht einmal die Mühe, die von den herrlichſten Trauben ſchweren Weinſtöcke an den Bäumen aufzuſpannen, ſondern man läßt die prachtvollen Reben, unbekümmert um ihre Pflege, an der Erde herumliegen, denn in dieſem Alles überwachſenden Tumult von Genüſſen wird die Nachläſſigkeit und Sorgloſigkeit um den Genuß wieder zu einem ganz neuen Lebensreiz.

Der Leichtſinn und der Genuß mitten im Genuß, welcher der eigentliche Character der Italiener iſt, kann leicht ein günſtiges Element werden, den Geiſt zu beflügeln, und die Schwere des materiellen Daſeins zu überwinden. Die glänzende Begabung des neapolitaniſchen Volkes für Poeſie und Geſang, worin der Neapolitaner alle anderen Italiener weit übertrifft, hängt damit auf das Wunderbarſte zuſammen. Es iſt hier nur von dem Talent ſelbſt die Rede, und von einem blühenden und begeiſterten Sinn für das Schöne, der alle Volksklaſſen in Neapel faſt gleichmäßig durchdringt. Aber zur Ausbildung einer höheren Kunſtpoeſie fehlt es dem Neapolitaner an einer gewiſſen Gediegenheit

des Naturells, obwohl er in seinen Unterrichts-Anstalten sogar planmäßig darauf ausgeht, Poeten zu erzeugen, und die Poetik selbst in den Klosterschulen einen Gegenstand des Unterrichts bildet. Aber die eigentliche Form für die poetische Begabung der Neapolitaner ist die Improvisation, die in den niedrigsten Kreisen oft den bewundernswürdigsten Aufschwung nimmt. Diese Improvisationen entwickeln sich oft in der ungezwungensten Weise auf den Straßen und vor den Hausthüren, wo die unscheinbarsten Leute Abends plötzlich einen Zuhörerkreis um sich versammeln, und demselben in einem unabreißbaren Redefluß und in den tönendsten Versen alles Mögliche auf Bestellung vortragen, wobei ihre Mienen und Gebärden oft die größte theatralische Heftigkeit und die hinreißendste Naturwahrheit ausdrücken. Die Leistungen dieser Improvisationen können oft noch neben den höheren Kunst-Improvisatoren, an denen Neapel von jeher und bis in die neueste Zeit hinein so reich war, eine eigenthümliche Geltung in Anspruch nehmen. Es ist aber die poetische Volksproductivität selbst, die sich überhaupt in dieser Improvisation ergießt, und ein begabtes Naturell aufzeigt, das sich nur zu schütteln und in Bewegung zu setzen braucht, um auf die naivste Weise jedem Inhalt einen dichterischen

Schwung und einen farbenreich ſchillernden Ausdruck geben zu können.

Auf dieſer elaſtiſchen Grundlage des Volksnaturells ſcheint ſich viel leichter als anderswo eine allgemeinere wiſſenſchaftliche Bildung zu entwickeln. Man bemerkt dies in Neapel ſchon auf den Straßen, beſonders wenn man die unaufhörlich pulſirende Straße Toledo hinabgeht, wo in dem oft unentwirrbaren Getümmel auch die vielen wandernden Antiquare, die faſt an jeder Straßen-Ecke mit einem Kram von Büchern und Flugſchriften ſich aufgeſtellt haben, unſere Aufmerkſamkeit und Verwunderung feſſeln. Unter der Regierung der Ferdinande und einer unzählbaren Legion von Prieſtern doch ſo viele Bücher zu Jedermanns Gebrauch auf den Straßen feilgeboten zu ſehen, hatten wir wahrlich nicht erwartet. Man kann in Neapel bei weitem beſſer und leichter Bücher kaufen, als in Rom, wo die geiſtliche Hand ſich mit der größten Strenge und Genauigkeit über dieſe gefährliche Waare breitet und das Publikum möglichſt ſchon von dem Anblick eines Buches entwöhnen möchte. Faſt ſind es nur Gebetbücher, und die erlaubten Unterrichtsbücher, namentlich der Jeſuiten, untermengt mit einigen Romanen von Paul de Kock, oder einem verſprengten Exemplar von Geßner's Idyllen

wie kleine es ist, das benympt im daz, daz sich daz groß gut, das do got ist, in dez spiegel seiner sele nicht erbilden kann noch magk. Ja wie edel vnd wie lauter bilde ymmer sein, die machen alsesampt mittel dez vnverbildten bildes, daz do ist got selber.*) Nu, lieben kinder, wisset, in welcher sele sich der ewige gutige got erspiegeln sal, die muß bloß sein vnd lauter, vnd gefreyet von allen bilden. Vnd wo sich ein einig bild yn dyßem spiegel weiset vnd zeiget, do wirt die sele des worn bildes vormittelt,**) das do got lauter ist. Nun alle die menschen, die diser bloßheit in yn nicht warnemen, das sich diser verborgen grunt in yn nit entdecken vnd enthilden mag, inwendig der vornufft der sele, dise menschen sein alle kuchendirne***) vnd kuchenknechte, vnd denselben menschen ist das joch bitter. Vnd wer nye darin ge-

*) D. h. wie edel und lauter auch die in unserer Seele aufsteigenden Bilder immer sein mögen, so treten sie doch alle in den Weg (machen mittel) dem unerschaffenen Bilde in uns, welches Gott selber ist. —

**) D. h. durch ein Mittel (Medium) getrübt.

***) Küchendirnen. —

was man in den Antiquarläden in Rom und bei den kleinen Bücherkrämern auf den Straßen bemerkt. Aber in Neapel fanden wir auf diesen Stellen eine bei weitem reichere und freiere Auswahl, die uns schon deshalb in die höchste Verwunderung setzte, weil wir nicht geglaubt, daß irgend ein Buch, welches, nach der patriarchalischen Ansicht einer väterlichen Tyrannen-Regierung, doch mehr oder weniger ein gefährliches Schießgewehr für Kinder ist, hier offen anzutreffen sein würde. Noch mehr steigerte sich unser Erstaunen, als wir uns in die deutsche Buchhandlung des Herrn Albert Decken begaben, eines Landsmannes, der ein sehr schwunghaftes Geschäft mit deutscher Literatur auf dem Largo reale betreibt. Wir fanden bei ihm sehr viele Werke deutscher Wissenschaft vorräthig, die in Neapel nicht nur ganz unbehindert verkauft werden, sondern auch einen beträchtlichen Absatz finden sollen. Von den Werken des Königsberger Philosophen, Immanuel Kant, in der Ausgabe von Rosenkranz, verkaufte der Buchhändler binnen Kurzem acht Exemplare, sechs Exemplare von des großen Begriffsphilosophen Hegel gesammelten Werken, und nicht etwa an Fremde, sondern an das einheimische Publikum. Es giebt überhaupt in Neapel, mehr als in Rom, Leute, die bedeutende Studien

treiben, beſonders in der höheren Geſellſchaft, in der auch die Damen ſich häufig ſehr wiſſenſchaftlich beſchäftigen. In der Stadt des Papſtes, in der die Prieſterregierung die Wiſſenſchaft als ihren ärgſten Feind bekämpfen muß, haben die höheren Stände längſt aufgehört, eine Ehre der Ariſtokratie in der wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung zu ſuchen, wie es ſonſt zu den glänzendſten Vorzügen des italieniſchen Adels gehörte. Der römiſche Nobile hält ſich jetzt mit jeder Bildung für abgefunden, wenn er es nur wenigſtens dazu gebracht hat, eine erträgliche Gemälde-Gallerie zu beſitzen, was ihm ebenſo zum Stolz gereicht, als dem deutſchen Junker ſeine Pferde und Hunde. Man ſieht in Neapel, daß in einem abſoluten Tyrannenſtaat Bildung und Wiſſenſchaft immer noch beſſer und freier gedeihen können, als in einem Prieſterſtaat, der ſich ſelbſt umſtürzen und abſchaffen würde, ſobald er die Schlange der Erkenntniß in ſeinem Paradies nähren wollte. Dieſer gegen Geiſt und Bildung gerichtete Charakter des heutigen Rom iſt weſentlich ein Werk Pius IX., der ſelbſt ein gebildeter und geiſtig begabter Mann war, aber vor ſo vielen bedeutenden und großen Vorgängern, welche die Glorie der Kirche mit einem ſtrebſamen und unterrichteten Geiſt zu verei-

nigen wußten, kläglich in den Schatten der Geſchichte zurücktreten mußte. Charaktere, wie Pius, die nach allen Seiten hin organiſirt ſind, machen gewöhnlich an ihrer eigenen Vielſeitigkeit Banquerott, indem ſie, nirgend conſequent, zuletzt immer aus der Freiheit in die Reaction, aus der Bildung in die tiefſte Geiſtesfinſterniß ſich retten müſſen. Und dieſes Wahrzeichen ſeiner eigenen Schwäche und Perfidie hat Pius dem heutigen Rom, der Kirche, dem Clerus und der Geſellſchaft in allen Beziehungen aufgedrückt.

Da ſcheint es ein ganz anderes Leben in einer wirklichen, vollſtändigen, weltlichen Tyrannei zu ſein. *König Ferdinand* II. *von Neapel war zwar, wie man* weiß, durchaus kein Freund und Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, und auch ſein Nachfolger, der jetzige Inhaber ſeines Throns, Franz II., hat bis jetzt keine darauf hindeutenden Spuren an den Tag gelegt. Beſonders gegen die bildenden Künſte, die überhaupt in Neapel keine große Aufmunterung fanden, zeigte Ferdinand II. eher eine Abneigung, als daß er ſie jemals hätte fördern wollen. Die Plaſtik iſt ein zu offenherziges Princip für den Geiſt eines Tyrannen.

Man ſagte dem König Ferdinand ſogar nach, daß er niemals auf dem Muſeum geweſen ſei, obwohl die

großen Beſitzthümer deſſelben zu den bedeutendſten Kunſtſchätzen Italiens zählen. Es würde ſich dadurch beſtätigen, was oft von ihm behauptet worden, daß er ein Mann ohne alle Bildung geweſen, und was ſollte ein bloßer Gewaltherrſcher auch mit der Bildung anfangen, welche ihm die Rohheit ſeines königlichen Handwerks bald verleiden müßte. Indeß, wie wir aus gutunterrichteter Quelle entnehmen, hatte König Ferdinand II. bald nach ſeinem Regierungsantritt, wo überhaupt einige freiſinnige Schatten über ſeinen Weg liefen, auch die Kunſt ſich vorſtellen laſſen, um ihre Bekanntſchaft zu machen. Er ſoll damals in der That einen zweiſtündigen Spaziergang durch alle Räume des Muſeo Borbonico unternommen haben, und da er einmal hier war, ließ er ſich die Mühe nicht verdrießen, alle Winkel zu durchſtöbern und ſelbſt einige entlegene Cabinets in Augenſchein zu nehmen. Dort ſah er auch einige ſeit langer Zeit zurückgeſtellte Bilder, die aus den Sälen der Gallerie entfernt zu ſein ſchienen und in Staub und Vergeſſenheit umherlagen. Dem König fiel das auf, er befahl dieſe Gemälde aufzuheben, und die zitternden Cuſtoden zeigten ihm zwei ausgezeichnete Arbeiten von Micco Spadaro, die man aus politiſchen Gründen und Bedenken ſchon unter den früheren Regierungen

bei Seite geſtellt und aus dem Muſeum ſelbſt verbannt hatte. Der König betrachtete ſich dieſe Bilder genau, und ſie trugen im höchſten Grade ſeinen Beifall davon. Zwar war das eine das lebensgetreue Portrait des berüchtigten Maſaniello, und das andere ſtellte mit demſelben Pinſel des neapolitaniſchen Meiſters die entſetzlichſten, den Maſaniello verherrlichenden Blutſcenen der Revolution von 1647 dar. Nachdem der König ſich dieſe bisher verſtoßenen Gemälde längere Zeit mit ſichtbarem Wohlgefallen betrachtet hatte, befahl er, denſelben ſofort wieder den Platz zu geben, den ſie früher in dem Gemäldeſaal des Muſeo Borbonico innegehabt hätten.

So wurden dieſe merkwürdigen Bilder, vielleicht aus einer augenblicklichen Laune des Königs, vielleicht weil der Genius der Kunſt plötzlich die Tyrannenſeele mit einem milden Lichtſchimmer berührte, wieder in ihre alten Rechte eingeſetzt. Man deutete dies damals auf den Freiſinn der neuen Regierung, worin man ſich natürlich bald getäuſcht ſah. Die Bilder von Micco Spadaro (Domenico Garginlo), in denen wir zugleich die beſten Arbeiten der neapolitaniſchen Malerſchule vor uns haben, ſind gewiſſermaßen Meiſterſtücke der revolutionnairen und volksthümlichen Malerei, wenn auch ohne

die hohe und verſtandesvolle Technik, womit die neuere franzöſiſche Malerei Gegenſtände dieſer Art oft zu dem glänzendſten und wahrhaft künſtleriſchen Effect herausgearbeitet hat. Das Portrait des Maſaniello von Micco Spadaro iſt zwar etwas geſchmiert, aber es herrſcht doch darin eine unnachahmlich ſchöne und friſche Auffaſſung, die den König Ferdinand, der das gemeine Volk mehr als den Adel und den geſpreizten Bürger liebte, angeſprochen zu haben ſchien. Man ſieht auf dieſem in halber Figur gehaltenen Bilde den freiheitsbegeiſterten Fiſcher aus Amalfi, wie er eben ganz behaglich aus einer kleinen Pfeife raucht, und dieſe ſchmeckt ihm offenbar ſo gut, daß ſein verſchmitztes lächelndes Angeſicht bei weitem mehr an dieſen Genuß als an das Gelingen des Aufſtandes zu denken ſcheint. Das zweite begnadigte Bild von Micco Spadaro iſt jenes wunderbare Tableau, das die Revolutionsſcenen des Jahres 1647 auf dem Platz des Mercato in Neapel in der erſtaunlichſten Mannigfaltigkeit der Gruppen und Trachten darſtellt. Auf dieſem faſt großartigen Gemälde, welches in zwei Theile zerfällt, erſcheint Maſaniello zuerſt im Koſtüm der Lazzaroni, einer Tracht, die immer viel Gnade vor den Augen der neapolitaniſchen Könige gefunden, die aber diesmal freilich den Helden des Auf-

ſtanz es der neapolitaniſchen Volksviertel kleidete. Maſaniello trägt das Crucifix in ſeiner Hand, und hält in der Mitte der ihn umdrängenden Volkshaufen eine zur Empörung aufrufende Rede. Auch erblickt man das Piedeſtal einer umgeſtürzten Statue, welche den damaligen Vicekönig von Neapel, den Herzog von Arcos, gegen welchen der Aufſtand gerichtet war, darſtellt. An dieſem Piedeſtal hängen in doppelter Reihe die abgeſchlagenen Köpfe der Vornehmen, deren Opfer die Revolution bereits verlangt hat. Hier und da ſieht man auch Schaffotte und Räder aufgeſchlagen, die eben in voller Arbeit begriffen ſind, und die Schlachtopfer des Adels bedienen wollen, welche eine raſende Volksmaſſe, unter Mißhandlungen und Beſchimpfungen aller Art, zur Richtſtatt herbeiſchleppt. Die Gewaltthätigkeiten und Maſſacres, welche in den im Hintergrunde verſtreuten Gruppen das wahnſinnig tobende Volk ausführt, füllen das Gemälde mit dampfendem Blut und Mord über alle Gränzen hinaus. Auf dem andern Theil des Bildes ſieht man aber den Maſaniello im vollen Triumph des Revolutionshelden wiedererſcheinen; er hat ſich auf ein großes weißes Roß geſchwungen, einen prächtigen Renner, der ihn mit ſichtlichem Stolz trägt. Jetzt erblickt man den Maſaniello

in einem ſchönen reichen Kleide, das mit Gold und Silber gallonnirt iſt, den Kopf geziert mit einer Toque von carmoiſinfarbenem Sammet, überragt von einem weißen Federbuſch; auf ſeiner offenen Bruſt trägt er ein Portrait der heiligen Jungfrau, das an einer goldenen Kette aufgehangen iſt, wie man es bei den unteren Volksklaſſen in Neapel ſehr häufig ſieht. Unzählige Volksmaſſen drängen ſich um ihn auf ſeinem Wege, und man grüßt ihn mit den feierlichſten Zurufungen und Ehrentiteln.

Dies Revolutionsbild iſt mit ſo viel Naturwahrheit und dramatiſchem Ausdruck gemalt, daß ſeine Beſchauung auch den größten Feind aller Volksaufſtände feſſeln kann. Dieſe beiden Bilder hängen jetzt wieder mit einem dritten des Micco Spadaro, das nach Niederwerfung der Revolution den triumphirenden Einzug Don Juan's von Oeſterreich in Neapel darſtellt, in dem erſten Saal des Muſeo Borbonico.

Das Muſeo Borbonico, das ſo viele hohe Meiſterwerke der Kunſt in ſich ſchließt, hat auch noch eine beſondere, ſeit zehn Jahren abgezweigte Sammlung, die unter dem Namen des Cabinetto riservato beſteht und alle Gegenſtände des Muſeums in ſich aufnehmen mußte, in denen die Gebilde der Ueppigkeit antiker

Kunſt zu herausfordernd für das größere Publikum erſchienen waren. Auch bei dieſer Gelegenheit bewies König Ferdinand II., daß ſein Verhältniß zur Kunſt nicht ganz ſo barbariſch war, als es ihm nachgeſagt wurde. Denn die Anſtößigkeit gewiſſer Bildwerke von wunderbarer Schönheit war zuerſt durch den Papſt Pius IX. ausgeklügelt worden, der, als er ſich im Jahre 1849 in Neapel und Portici aufhielt, auch das Muſeo Borbonico geſehen hatte, und über mehrere ſeinem Sittlichkeitsgefühl anſtößige Statuen ſich nachdrücklich beim König beſchwerte. Ferdinand, der ſeinem heiligen Gaſtfreund gern etwas zu Gefallen thun wollte, und doch mit dem geäußerten Bedenken nicht recht übereinſtimmte, wußte ſich anfangs gar nicht zu helfen. Pius IX., der die nackten Engel in der Peterskirche in Rom ſchon durch Blechhemden um die Hüften unſchädlich gemacht hatte, glaubte auch dem König von Neapel im Intereſſe ſeines Seelenheils, wenn nicht eine ähnliche Procedur, ſo doch eine Verbannung gewiſſer Götter und Göttinnen aus dem Reich des Sichtbaren empfehlen zu müſſen. Er muthete dem König in der That nichts Geringeres zu, als die große Marmorgruppe des Satyriskos und des jungen Faun, den bacchiſchen Sarkophag, auf dem ſehr ſchöne über-

müthig quellende Glieder in den aufgeregteſten Stellungen ſich durcheinander wickeln, und faſt ſämmtliche Venusſtatuen, die bis dahin in dem Muſeum eine beſondere Halle der Venus gebildet hatten, zu verbannen. Unter dieſen herrlichen Liebesgöttinnen, die der Papſt gänzlich brach legen wollte, befand ſich auch die berühmte Venus Kallipygos, die Liebesgöttin mit dem ſchönen Hintertheil, die dem berühmten Bildhauer Cleomenes oder der Zeit deſſelben zugeſchrieben wird. Pius hatte dieſen Anblick unbeſchreiblicher Reize nicht ertragen können, und es ſchien durchaus nicht in ſeiner Natur zu liegen, ſtatt der vorwärts gehenden Freiheitsgöttin, mit der er zu nichts hatte kommen können, mit jener Venus Kallipygos ſich zu tröſten, die als rückwärts gekehrte und von hinten zur Geltung kommende Göttin, mit ihren an dieſer Stelle ſo wunderbaren Schönheitslinien, dem Princip der Reaction zu entſprechen ſchien. Den König Ferdinand jammerte es, daß gerade dieſe Theile in die Acht erklärt werden ſollten, aber er willigte ein, dieſe Ueppigkeiten des alten Olymp in einem beſonderen und reſervirten Cabinet aufſtellen zu laſſen, zu dem der Eintritt erſchwert ward, aber doch gegen eine beſondere Erlaubniß vom Miniſter des Innern oder dem Director und für einige Piaſter er-

sach,*) noch des grundes nit geschmeckt, das ist ein offnes zeichen, spricht Origenes, das er des ewiglichen nimer geschmecken noch enbeissen sal. Nun wisset, kinder, welcher mensch zum minsten yn tage eyns nit einkeret in seinem grunde nach seinem vermugen, der lebet nit en hwerffel als ein rechter warer christenlicher mensch. Aber, kinder, die menschen, die den grunt reumen**) vnd sich vm mussigen vnd die bilde ablegen, das sich die sonne in yrem inwendigen grunde der sele ergiessen magk, denselben menschen ist das joch gotes suße vnd vber alle suße. Vnschmecklich vnd bitter vnd widerzeme ist yn alles das, das gote nicht lauter ist, in yn selbs vnd in allen creaturen. Ja in der warheit, alles, das sie ye geschmecken oder entpfunden haben, den sein alle dise werck ein bitter galle. Wan wo diser edeler grunt geschmeckt wird, der heucht so sere den edelen menschen, er

*) D. h. nie angeschaut hat — von der mystischen Anschauung zu verstehen. —

**) reumen, auch raumen, bedeutet in der mystischen Sprache so viel als reinigen, säubern. —

langt werden konnte. In der letzten Zeit seiner Regierung, in welcher der Einfluß der Beichtväter täglich bei ihm stieg, wurde es freilich nicht mehr möglich, seinen ehemaligen Schützling, die Venus Kallipygos, in ihrem Cabinet zu besuchen, während man diese Venus auf dem Capitol in Rom jetzt sogar schon für einen französischen Franc besuchen kann, denn Papst Pius war niemals consequent gewesen. —

Auch die Philosophie mag König Ferdinand persönlich keineswegs geliebt haben, denn sie paßte nicht zu seinen sonstigen Verrichtungen, und seine geistlichen Umgebungen hatten gewiß bei Zeiten dafür gesorgt, daß ihm eine Wissenschaft, die weder der Kirche noch der Polizei gehorchte, als ein Auswurf der Hölle darstellig gemacht wurde. Eine Anekdote aus dem Leben des Königs ist in dieser Beziehung sehr charakteristisch. Als der jetzige König von Sachsen, damals Prinz Johann, der als Philalethes die göttliche Komödie des Dante übersetzt hat, in Italien reiste und auch in Neapel einen kurzen Aufenthalt genommen hatte, wurde er auch von dem König Ferdinand II. von Neapel in einer großen Audienz empfangen und dem Könige vorgestellt. Zur Verwunderung Aller sprach aber Ferdinand kein einziges Wort mit dem geistreichen und liebens-

würdigen deutſchen Fürſten, nachher aber ſagte er mit einem ſehr gewichtigen Ernſt zu ſeiner Umgebung: „Dies iſt Einer von jenen philoſophiſchen Prinzen, mit denen wir uns nicht einzulaſſen haben.“ Wahrſcheinlich hatten die Beichtväter Ferdinands Bedenken getragen, den Ueberſetzer des Dante in eine genauere Berührung mit Seiner allerkatholiſchſten Majeſtät treten zu ſehen, denn Dante gilt bei dem italieniſchen Clerus noch immer für einen ewiger Verdammniß angehörenden Hochverräther, dem man ſchwerlich zutraut, daß er ſeitdem den Weg vom Fegfeuer zum Paradieſe ſelber glücklich zurückgelegt haben werde.

Aber wo es ſeine Perſon nicht berührte, oder er dieſelbe gänzlich unbetheiligt glaubte, hielt ſich König Ferdinand wenig veranlaßt, der Literatur und den Wiſſenſchaften große Schwierigkeiten im Lande zu machen. Zuweilen kam er ſich ſogar wie der alte Dänenkönig Kanut vor, der ſich an das Meer ſetzte und ſeine Füße in die brauſenden Wellen hinausſtreckte, in der wahrhaft königlichen Ueberzeugung, daß die Woge nicht einmal ſeine Zehen zu netzen wagen würde. Zu Anfang ſeiner Regierung nahm er ſogar der Geiſtlichkeit die ausſchließliche Gewalt in Cenſurſachen, und ließ für Bücher von einem kleineren Umfange auch von der

Polizei die Druckerlaubniß geben. Er trotzte auf die Natur der königlichen Gewalt ſelbſt, wie jeder gute Despot, und erſt allmählig gelang es den Prieſtern, ihm Furcht einzuflößen, und die Furcht vollendet erſt den Despoten, indem ſie ihm Alles, was aus dem freien und ſelbſtſtändigen Gedanken entſpringt, als ſeinen Feind erſcheinen läßt.

Auf den neapolitaniſchen Unterrichtsanſtalten iſt jedoch, mit Ausnahme gewiſſer Lehrgegenſtände, die den katholiſchen Kirchenglauben und die darauf begründete Weltanſchauung berühren, ein verhältnißmäßig ziemlich weit ausgreifender Bildungsplan nicht zu verkennen. Dagegen iſt die Aſtronomie noch immer beim Jugendunterricht verpönt, und wir hörten von jungen Deutſchen, die ſich in Neapel auf einem Erziehungs-Inſtitut befanden, daß ſie von dem die Anſtalt beaufſichtigenden Geiſtlichen durchaus nicht die Erlaubniß hatten erhalten können, Privatſtunden in der Aſtronomie bei einem hieſigen Profeſſor zu nehmen. Die Lehre Galilei's und Kepler's, durch welche einſt die ganze Welt auf einen andern Standpunkt gezogen wurde, iſt in Italien noch immer nicht zu einer officiellen Anerkennung gelangt. Officiell glaubt man hier immer noch, daß ſich die Sonne um die Erde drehe, und es wird beim

Jugendunterricht, wenn man dieſen bei Kirche und Regierung mißbeliebten Gegenſtand überhaupt einmal berühren muß, wenigſtens als etwas ſehr Problematiſches hingeſtellt, daß es noch Meinungen der entgegengeſetzten Art gebe; gewiß wird aber zugleich mit dem tiefſten Ernſt hinzugefügt, wie darüber noch keineswegs endgültig entſchieden worden ſei, und auch wohl ſchwerlich jemals darüber beſtimmte Klarheit herrſchen werde.

In Rom ſahen wir kürzlich noch die Zimmer Galilei's, in denen er einſt im Vatican, im dritten Stockwerk, wohnte, und wo jetzt der Pater Theiner, einſt ein guter Schleſier, nachdem er zum päpſtlichen Archivar gemacht worden, ſein Quartier genommen. Hier, wo einſt einem neuen Sonnenſyſtem nachgedacht wurde, giebt jetzt der Oratorianermönch Theiner die Acten des Tridentiniſchen Concils, jene trügeriſchen Grundſatzungen des alten Kirchenthums, aus dem geheimen päpſtlichen Archiv heraus, und man traut ihm zu, daß er dieſe hiſtoriſchen Actenſtücke, an denen noch immer Vieles hängt, bedeutend verfälſcht haben wird, wie dies dem ſo gutmüthig ausſehenden Schleſier, der freilich ſeine nachherige Carrière unter den Jeſuiten gemacht, auch bei den von ihm veröffentlichten, auf Albrecht von Brandenburg bezüglichen, Documenten nachgewieſen worden iſt.

Man wird ſich deshalb nicht wundern können, wenn man vernimmt, daß die Commiſſion für den öffentlichen Unterricht (giunta dell' istruzione publica), welche in Neapel die Oberaufſicht über alle Bildungsanſtalten führt, faſt gänzlich, und jedenfalls dem überwiegendſten Theile nach, aus Geiſtlichen beſteht, die ſonach bei allen wiſſenſchaftlichen Inſtituten, der Univerſität, den Seminarien, dem Lyceum, wie bei der Volksſchule und dem Privatunterricht, das prieſterliche Bedürfniß und den Standpunkt der Kirche als alleinige und ausſchließliche Norm geltend machen. Es verſteht ſich, daß unter dieſen Händen abſichtlich nur die tiefſte Unwiſſenheit genährt und ausgeſtreut werden kann, denn die Könige und Prieſter von Neapel haben ſich ſtets nur durch eine ſorgfältige Abſchließung gegen die gebildete und wiſſende Welt halten zu können geglaubt. Demgemäß ſind auch hier die Elementarſchulen wie die höheren Unterrichtsanſtalten auf der niedrigſten und dürftigſten Stufe, obwohl doch immer, vielleicht aus dem lebendigen Volksnaturell heraus, Manches durchdringt und emporkommt, was ſelbſt die geiſtliche und polizeiliche Zügelung nicht ganz niederzuhalten vermag. Wenn früher in Neapel, wie faſt in allen Staaten Italiens, kein Schulzwang herrſchte, und Jeder ſeine Kinder unter-

richten oder ununterrichtet laſſen konnte, wie ihm beliebte, ſo ſind doch auch in den letzten Jahrzehnten beſſere Einflüſſe auf den Volksunterricht hervorgegangen, und die Zahl derer, die im Königreich Neapel weder leſen noch ſchreiben können, und die früher wohl drei Viertheile der ganzen Bevölkerung betrug, dürfte ſich jetzt, nach ſachkundigen Mittheilungen, ſehr verringert haben. Dazu haben die Bemühungen ausgezeichneter Neapolitaner Vieles beigetragen, und das Werk von Sabatini, das ein vollſtändiges Syſtem des öffentlichen Unterrichts aufzuſtellen ſucht*), ſo wie der von dem gelehrten Erzbiſchof Mazzetti in Neapel ausgearbeitete Schulplan**), geben bedeutende Fingerzeige auf künftige beſſere Bildungszuſtände des Sicilianiſchen Königreichs, indem ſie Ideen ausſtreuen, die in Rom, unter dem unmittelbaren Einfluß der päpſtlichen Curie, weder gefaßt noch verbreitet werden konnten. Früher herrſchte der ſeltſame Gebrauch, daß man nur den Schulunterricht der Knaben begünſtigte, und den Unterricht der Mädchen höchſtens

*) Sabatini Riflessioni concernenti un sistema d'istruzione publica collegato ai principii della legislazione e della politica. Napoli 1840.

**) Progetto di reforma pel regolamento della publica istruzione di Mazzetti. Napoli 1841.

auf das Leſen ausdehnte, den Schreibunterricht aber möglichſt ganz verbannte. Es ſtützte ſich dies auf die ſeltſame Befürchtung, die in Italien vielleicht nicht ganz ohne Anhalt iſt, daß nämlich die Mädchen, welche geläufig ſchreiben können, durch den dann unvermeidlichen Liebesbrief bei weitem leichter der Gefahr ausgeſetzt ſein würden, in das Netz von Liebesintriguen zu fallen. Obwohl ſeitdem eine Art von Zwang für den Beſuch der Gemeindeſchulen eingeführt worden, ſo ſoll doch noch immer das eigenthümliche Reſultat beobachtet werden, daß die weibliche Jugend in bei weitem geringerer Anzahl, als die männliche, in der Volksſchule erſcheint, um auch nur an dem nothwendigſten Unterricht Theil zu nehmen. Die Statiſtiker würden nun auch in ihren Tabellen nachzuweiſen haben, wie weit ſich die Liebesintriguen dadurch in Italien verringerten.

Die höheren Unterrichtsanſtalten unterliegen nicht minder dem beſchränkten Horizont, den die nationale Bildung in Italien überhaupt über ſich gebreitet hat, und den die Italiener mit Leichtigkeit und mit der ſiegreichſten Entwickelung von ſich abſtreifen werden, ſobald ſie nur einmal, dem friſchen Rufe der neuen Zeit folgend, zu einer ſelbſtſtändigen und freien Conſtituirung

ihrer politiſchen Nationalität wieder gelangt ſein werden. An der Univerſität in Neapel lehrten ſtets ſehr ausgezeichnete Männer, die faſt alle Disciplinen mit großer Umſicht und bis zu den Grenzen, die hier überhaupt dem Wiſſen geſteckt werden, vortragen. Dieſe Profeſſoren würden jedenfalls noch mehr leiſten, wenn ſie nicht wegen ihrer ſchlechten Beſoldungen genöthigt wären, ihre Zeit auf die Ertheilung von Privatunterricht zu verwenden. Am meiſten gedeihen hier, wie überhaupt in Italien, die Mathematik und die Naturwiſſenſchaften, wofür der italieniſche Geiſt eine ganz eigenthümliche Begabung beſitzt, die ihn von jeher zu glänzenden Leiſtungen auf dieſem Gebiet berufen hat. Daſſelbe iſt hinſichtlich der Rechtswiſſenſchaft der Fall, die, obwohl die Gerechtigkeitspflege im Lande die ſchlechteſte und mangelhafteſte von der Welt iſt, doch vorzugsweiſe die beſten Köpfe anlockt, ſich ihr zu widmen, weil auf der dadurch eröffneten Bahn allein die Gelegenheit gegeben wird, zu ehrenvollen und beſonders einträglichen Stellen zu gelangen. Neben der Univerſität giebt es in Neapel noch eine beſondere Privatſchule der Jurisprudenz, die ſehr beſucht und blühend iſt, und auf welcher das Recht in ſeinem ganzen Umfange getrieben wird.

Auch die Philoſophie wird an der Univerſität zu Neapel gelehrt, obwohl die Geiſtlichkeit, die in dieſer Wiſſenſchaft immer nur den gefallenen Engel erblicken kann, ſich alle Mühe giebt, daraus nur einen todten Formelkram von Metaphyſik und Scholaſtik zurecht machen zu laſſen. Aber es giebt bei den Neapolitanern einen gewiſſen Inſtinct für Philoſophie, der ſich unter andern Verhältniſſen gewiß einmal ſiegreich Bahn brechen wird. Namentlich grenzt das Anſehen, welches der deutſche Philoſoph Kant von jeher in Neapel beſaß, faſt an das Wunderbare, und es dünkte uns ein viel größeres Mirakel zu ſein, wie das des heiligen Januarius, daß der Mann der Kritik der reinen Vernunft, über den in Deutſchland ſeitdem ſchon ganze Berge von neuen Syſtemen gepackt ſind, in Neapel noch jetzt einen großen Einfluß auf alle Denkluſtigen übt, und immer wieder mit neuen Commentaren verſehen wird, unter denen der des Profeſſor Baron Pasquale Galuppi von Tropea, der vorzugsweiſe für einen kantiſchen Philoſophen gilt, noch immer eine gewiſſe Berühmtheit behauptet. Die Prieſter wiſſen aber dem philoſophiſchen Geiſt Riegel vorzuſchieben, auch wo ſie gar nicht unmittelbar dagegen einzuſchreiten ſcheinen. Sie haben in der Studiencommiſſion die Verordnung durchgeſetzt, daß Jeder,

der einen akademiſchen Grad erlangen will, erſt nachweiſen muß, daß er die Kirche beſucht und zur heiligen Meſſe gegangen iſt. Dies heißt, den Kantianer unterminiren, denn ein Philoſoph, der erſt Zeugniſſe über ſeinen Meßbeſuch beibringen muß, hat ſich ſchon halb ſelbſt vernichtet, und um die ſelbſtbewußte Glorie ſeiner Denkkraft iſt es geſchehen.

Daß das ſchöne Neapel ein Boden iſt, auf dem nicht nur die ſeltenſten Genüſſe aller Art gedeihen, ſondern auch die italieniſchen Studien eine neue Heimath finden würden, ſobald nur der Stern Italiens von Neuem aufgeht, wird auch durch mancherlei Einrichtungen beſtätigt, die man hier, wie nirgend anderswo, im Intereſſe der Wiſſenſchaft getroffen ſieht. Auf der öffentlichen Bibliothek in Neapel, die einen ſehr bedeutenden und reichen Theil des Muſeo Borbonico bildet, iſt ſogar ein beſonderes Leſezimmer für Blinde eingerichtet. Wenn dies auch nur darin beſteht, daß hier ein beſonderer Raum eingerichtet iſt, in dem blinde Perſonen ſich aus den verabfolgten Büchern vorleſen und ſelbſt Notate beſorgen laſſen können, ſo liegt doch darin eine zarte und faſt rührende Sorgfalt für Unglückliche dieſer Art und für ihre geiſtigen Bedürfniſſe, wie wir ihr in keinem andern Lande der Welt jemals

tzeucht das marck auß den beinen vnd das blut auß den oddern. Vnd wist, wo sich diß bilde yn der warheit hat gebildet, do vorleschen alle bilde yn scheidelicher weise.*) Nun, kinder, warumb hindern den menschen die ding, domit er vmbgheet in der tzeit? Daz ist: das du mit den dingen bist vorbildt mit eigenschafft. Werestu des bildes vnd der eygenschafft ledig vnd frey vnd vnbekommert, wusse yn der warheit, hettestu ein konigreich, es schadet dir tzumal nichts. Kinder, seyt on eigenschafft vnd bildeloß vnd ledig vnd frey vnd onbekommert mit allen creaturen, vnd hab, mit verlaub, wes du bedarffts mit eyner notdorfft, die gemischt sey mit demutikeyt yn gotlicher forcht, so gann dir der ewig got wol deiner notdorfft; on tzweifel, hastu seine nicht, so getraw dem herren, er sal vnd muß dich wol vorsorgen, vnd solds es durch vnvornufftige creatur gescheen; er vorlest der seinen nicht, als wenig als er die ewykeit lest. Kinder, man findt von einez altua-

*) D. h. Da verlöschen alle Bilder von schädlicher Art. —

begegnet ſind. Man erkennt damit zugleich das Leſen und die Studien als ein Lebensbedürfniß an, das Jedem wie ein Menſchenrecht gewährt werden muß: eine intereſſante Kehrſeite gegen das leſefeindliche Wirken der Prieſter, und zugleich die beſte Inſchrift für eine große Bibliothek, der keine höhere Ehre geſchehen könnte, als wenn ſie auf ihrem Frontiſpiz die Inſchrift führte: „Hier leſen ſelbſt die Blinden.“ —

Die vielen vortrefflichen Geiſtesrigenſchaften, welche die Neapolitaner unzweifelhaft beſitzen, haben freilich auch nicht gehindert, daß auf der anderen Seite der düſterſte Aberglauben nicht blos die unteren Volksſchichten beherrſcht, ſondern bis in die höheren und höchſten Kreiſe der Geſellſchaft vorgedrungen iſt. Es giebt namentlich einen wahrhaft nationalen Aberglauben in Neapel, von dem alle Individuen und Stände, gebildete wie ungebildete, gleichmäßig beherrſcht, und man kann wohl ſagen, beſeſſen ſind, und in dem eine ſchreckliche Nachtſeite des neapolitaniſchen Lebens und Charakters ſich oft auf die bizarrſte Weiſe abdrückt. Es iſt dies der allgemein verbreitete Glauben, daß es Menſchen giebt, die einen böſen Blick haben, und wenn derſelbe auf einen ihnen Begegnenden fällt, damit einen unwiderſtehlichen Einfluß auf ſeine Perſon und ſein

Schickſal ausüben, ihm jedenfalls aber Ungemach und Widerwärtigkeiten aller Art durch ihr ſchreckliches Anblicken zufügen.

Dieſer Aberglauben, der ſehr tief in das Leben des Neapolitaners übergreift, konnte gerade in Neapel ſehr leicht entſtehen und ſich ausbilden. Man ſieht in der That in Neapel ſehr viele Menſchen, denen man das, was man einen böſen Blick nennt (malocchio), wohl zutrauen darf. Dieſe oft ſo bizarr gezeichneten Geſichter, mit einem ſchrecklichen pſychologiſchen Ausdruck, der durch das Hinzutreten einer gewiſſen Laune in den Mienen oft nur noch greller markirt wird, ſcheinen oft alle Elemente zu verrathen, die dazu gehören, um ein jettatore, ein Schleuderer ſolcher böſen Blicke zu ſein, die Jedem, den ſie treffen, unvermeidliches Unglück bringen. Das verbreitete Sprüchwort, daß in Neapel Teufel ein Paradies bewohnen, ſieht man auf jeder Straße durch alle dieſe ſeltſamen und grotesken Geſtalten beſtätigt, bei denen man ſich oft eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren kann, und die häufig ſo ſehr mit einem diaboliſchen Zug gezeichnet ſind, daß man leicht in jedem Individuum einen Jettatore vermuthen könnte, und wohl thut, ſich gegen jede Perſon ohne Unterſchied

der in dieſem Falle üblichen und wirkſamen Abwehrmittel zu bedienen.

Dieſe Mittel beſtehen vornehmlich in dem Tragen von Hörnchen (corno), die in dieſem Betracht eine beſondere Specialität von Neapel bilden und in verſchiedenſter Verwendung bei der Toilette und aus den verſchiedenſten Stoffen angelegt werden. Bei allen Ständen in Neapel findet man es gleicherweiſe verbreitet, daß ſie ſich mit einem ſolchen Gegenzauber bewaffnen, an deſſen Kraft, die böſen Blicke zu bannen, Niemand zweifelt. Die feinere Art des Symbols iſt eine Hand, an der zwei Finger herausgeſtreckt ſind, ſo daß eine Figur von Stierhörnern entſteht. Die vornehmeren und eleganteren Leute tragen dieſen Talisman aus Gold, Schildpatt, Korallen oder Lava in irgend einer Weiſe an ſich, während die Leute aus dem Volke ein bloßes Hörnchen von Knochen oder auch von Korallen bei ſich tragen. Der Gebrauch dieſes Talismans iſt ſo alt, als der Aberglaube des böſen Blickes ſelbſt, der, ſchon in den Zeiten des früheſten Alterthums wurzelnd, noch heutzutage in Neapel alle Vorſtellungen beherrſcht. Schon bei den Begräbniſſen der heiligen Stiere in Aegypten, wo man die Hörner aus der Erde herausſehen ließ, um dadurch die böſen

Geiſter zu bannen, und die Stelle zu heiligen, diente dieſe geheimnißvolle Wirkſamkeit, welche die Hörner ausüben, als anerkanntes Symbol. Es iſt dies einer von den vielen Anklängen an die Zeit des Alterthums, die ſich auch in Neapel, wie in ganz Italien, in den Gewohnheiten und Anſchauungen des Lebens erhalten haben und mit denſelben ſich unaufhörlich fortererzeugen.

In dieſer Art, den vermeintlichen böſen Blick eines Menſchen von ſich abzuwehren, geniren ſich auch die feinſten und gebildetſten Neapolitaner in der Geſellſchaft gar nicht. Sie ſtrecken Jedem, der ihnen in dieſer Beziehung nicht recht richtig vorkommt, die Hand mit hörnerartig emporragenden beiden Fingern entgegen, und man hat nicht das geringſte Recht, ſich über dieſe etwas anzügliche Symbolik beleidigt zu fühlen. Nicht leicht vergißt ein Neapolitaner ſein Hörnchen, wenn er in eine Geſellſchaft oder auf die Straße ſich begiebt, und hat er den Talisman einmal zu Hauſe gelaſſen, und es nähert ſich irgend ein fremdartiges oder fascinirendes Geſicht (denn fascino iſt der eigentlich gebildete Ausdruck für dieſe Verzauberung), ſo greift gewiß die Frau, die ihn begleitet, dem Manne mit dem höchſten Eifer in die Taſche und macht ihm darin das Zeichen des Hornes zu jeder nöthigen Abwehr.

Es ſoll nicht ſo leicht ſein, einen Jettatore gleich bei der erſten Begegnung herauszuerkennen, denn hinter jeder Phyſiognomie kann ein ſo gefährliches Individuum ſtecken, und die Charaktermerkmale, die man an ihm ausgefunden haben will, ſollen nicht immer zutreffend ſein. Gewöhnlich iſt ein Jettatore, den die Natur zu dieſem ſchrecklichen Einfluß beſtimmt hat, ein ſehr magerer und blaſſer Mann, mit einer ſchnabelförmig gebogenen Geiernaſe, und großen funkelnden Augen, welche an die Kröte erinnern, der man die Eigenſchaft des böſen Blickes ſchon in der Naturgeſchichte beigelegt hat. Gewöhnlich aber trägt er, um dieſe Augen zu verbergen, eine weiße oder eine grüne Brille, doch ſind die mit einer grünen Brille bei weitem die gefährlichſten, und haben einen noch viel ſchlimmeren Einfluß, als die mit einer weißen. Wenn man einem ſolchen Mann auf der Straße begegnet, ſo iſt das Unglück ſchon fertig, iſt man zuerſt von ihm geſehen und von ſeinem Blick getroffen worden. Hat man ihn aber glücklicher Weiſe zuerſt geſehen, und hat man ſich noch ſo raſch ermannen können, um ihm entweder das Hörnchen am Uhrgehänge entgegenzuhalten, oder wenigſtens die eigene Hand in der Form des Talismans gegen ihn auszuſtrecken, ſo mag noch Alles gut gehen,

und der böſe Einfluß des Jettatore iſt gebannt. Aber hat dies nicht mehr gelingen wollen, ſo iſt durchaus nicht zu helfen, und irgend etwas Schlimmes wird gewiß in kurzer Zeit geſchehen.

Es charakteriſirt die ganze Teufelei des neapolitaniſchen Volkes, daß es, ungeachtet ſeiner kirchlichen Gläubigkeit, doch gerade, unter allen Geſtalten der Geſellſchaft, am meiſten den Mönch und den Prieſter im Verdacht der Jettatura hat, und es ſtets für eine ſehr ſchlimme Vorbedeutung hält, einem ſolchen, namentlich wenn man irgend etwas vornehmen will, zu begegnen. Welche beißende Ironie gegen die Kirche, die hier nicht blos das gemeine Volk, ſondern jeder Gebildete, aus allen Ständen, ausübt. Der Prieſter und der Mönch, die den Segen der Kirche austheilen, ſollen zugleich diejenigen ſein, in deren Perſonen vorzugsweiſe ein böſer und unheilbringender Zauber ſteckt. In einer Geſellſchaft, in der ein Geiſtlicher ſich befindet, pflegen ſich alle möglichen Unglücksfälle zu ereignen, das Eſſen iſt verdorben, die Lampen gehen ſämmtlich im Salon aus, oder ſie fallen vom Tiſch herunter und zerbrechen, und wenn die Wirthin, lange gebeten von den ſie bewundernden Gäſten, endlich an's Klavier tritt, um ihre zauberiſche Stimme hören zu laſſen, ſo detonirt ſie

gewiß dieſen Abend ganz gewaltig, und ihre Stimme ſchlägt mehrmals auf das Fürchterlichſte um, ſo daß ihr endlich nichts übrig bleibt, als recht verdrießlich vom Klavier zurückzutreten. Die Geſellſchaft aber giebt ihr nur einen um ſo enthuſiaſtiſcheren Beifall zu erkennen, denn man weiß es ja, daß nur die Gegenwart des Prieſters an dieſem Abend den Quell der Harmonie bei der ſchönen Signora ſo verunreinigt und verſtopft hat.

Ebenſo ergeht es dem Jäger, der Morgens in friſchem Muth auf die Jagd geht und unterwegs einem Geiſtlichen begegnet, der ihm eine glückliche Jagd wünſcht. Nun ſind an ſich ſchon alle guten Wünſche und alles Lob, die aus dem Munde einer nicht ganz unverdächtigen Perſon kommen, im Stande, vollkommen in ihr Gegentheil umzuſchlagen und das Mißlingen aller guten Pläne und Abſichten hervorzurufen. So wird der Jäger ganz gewiß keinen einzigen Haſen an dieſem Tage ſchießen, wo ihm ein Mönch die gute Jagd gewünſcht hat.

Kein Schiffscapitain wird zur Abfahrt die Segel lichten, wenn er irgend einen ſchwarzen Punkt, in dem ſich allenfalls die Geſtalt eines Abbé vermuthen ließe, auf der Rhede bemerkt. Vorſichtig legt er noch einmal

das Fernrohr an, um dieſe Stelle zu unterſuchen, und iſt es in der That ein Prieſter, ſo wendet er ſich gewiß mit einem wahren Schreckensausdruck zu der übrigen Schiffsgeſellſchaft hin, und beſchwört ſie, die Abfahrt bis zum nächſten Morgen verſchieben zu dürfen. Es werden Beiſpiele erzählt, daß in Fällen, wo ihm dies von den Paſſagieren verweigert worden, die Reiſe ſehr unglücklich wurde, und große Stürme hereinbrachen, die das Schiff faſt zertrümmert und Allen das Leben gekoſtet hätten.

Noch merkwürdiger ſcheint es, daß man auch im Kirchenſtaat ſelbſt, in dem die Segnungen der Prieſterherrſchaft wurzeln und über die Perſon des Geiſtlichen eigentlich alle und jede Weihe ausgegoſſen ſein ſollte, dieſem Aberglauben von Seiten des Volkes huldigt. Der Römer geht aber noch viel weiter darin, als der Neapolitaner, denn er hegt den ſehr verfänglichen Glauben, daß man dem Mönch, deſſen böſem Blick oder deſſen gefährlichen Glückwünſchen man begegnet, nur unverſehens einen Schlag, ſei es auch nur einen ganz leichten gegen die Kapuze, geben dürfe, um die Faſcination, die er ausüben könnte, zu verhindern. So zerſetzt der Aberglauben auch wieder Alles, was der Glauben ſonſt zu viel gethan, mit einer unah-

weislichen Kraft, und bringt das Verhältniß zwiſchen Volk und Prieſter wieder zu einer Art von Ausgleichung.

Das Volk führt in Neapel auch denſelben Schlag gegen die Ariſtokratie, und nimmt ſelbſt Prinzen und Herzöge, vielleicht ſogar einige Mitglieder der königlichen Familie, nicht von dem Verdacht aus, den böſen Blick zu haben und anderen Menſchen blos durch den Malocchio Schlimmes zuzufügen. So giebt es eine neapolitaniſche Herzogsfamilie, von der allgemein behauptet wird, daß eines ihrer Mitglieder immer erblich ein Jettatore iſt und vermöge dieſes Malocchio überall, wo es hinkommt, im Kleinen wie im Großen ſchlimme Wirkungen hervorruft. Man meidet es auf das Aengſtlichſte, einem Prinzen aus dieſer Familie zu begegnen, und wo er, ohne daß man es hat ändern können, in einer Geſellſchaft erſcheint, verunglückt gewiß Alles, was nur irgend unternommen werden mag. Schon bei ſeinem Eintritt in den Salon ereignet ſich ein Unglück, denn in demſelben Augenblick wirft der Lakai ein Plateau voll der koſtbarſten Gläſer und Taſſen auf die Erde nieder, und die Dame des Hauſes erſchreckt ſich ſo heftig darüber, daß ſie einer Ohnmacht nahe iſt. Unternimmt die Geſellſchaft einen Spaziergang durch den Garten, und iſt es der heiterſte Juniabend, der

in Neapel ſelten ſeinen paradieſiſchen Charakter verläugnet, ſo verdunkelt ſich doch plötzlich der Himmel, ſobald der Prinz an der Spitze der Geſellſchaft erſcheint, und unter fürchterlichem Donnern und Blitzen ſtürzt ein Wolkenbruch hernieder, der Alles überſchwemmt. Damen und Herren werden durchnäßt, noch ehe ſie das Haus wieder erreicht haben. Als man wieder in den Salon zurückgekehrt iſt, und der Prinz eben einen bewundernden Ausruf ertönen läßt, welcher dem prachtvollen Lüſtre gilt, der am Plafond ſtrahlt, hört man in demſelben Augenblick ein entſetzliches Krachen und einen von allen Anweſenden ausgeſtoßenen Schrei. Der Kronleuchter iſt nämlich auf die Erde herabgefallen und dort in tauſend Stücke zerborſten. Die liebenswürdige Wirthin kann es indeß doch nicht länger aushalten, der Ball ſoll beginnen, und ſie entflieht in das äußerſte Zimmer ihrer Wohnung, wo ſie, heulend und ſchreiend, ſich verſchanzt und verbarricadirt und Niemanden mehr zu ſich läßt.

Die Jettatura iſt in der neapolitaniſchen Geſellſchaft ein Ding, auf das ſich Jedermann gefaßt macht, und dem, da nichts davor ſchützt, Jettatore zu ſein, und Leute jeden Standes und jeden Alters mit dem Malocchio behaftet ſein können, alle nur möglichen Vor-

ter geschrieben, der was als bildloß vnd ledig vnd frey vnd vnbekommert mit allen creaturen, das ym nit nichte kein bilde bleib in seinez gemute. Nu fuget es sich, daz ein mensch kam, klopffet an seine gemach. Do kam er hervor. Do heischt im der mensch etwas, das er ym auß seinem gemach brengen solt. Do dyßer heilig altvater wider in seine gemach kam, alsbald do was diß bilde hinwegk, das er humall darumb nicht entwest, warumb yn dyßer mensch gebeten hatte. Dyßer mensch klopffet aber an, do kam der alvater, vnd sprach: Sune, gher selber hereyn vnd nym, wes du bedarffest, wan deine bilde kan ich so lange nicht behalden, das ich wysse, was du wollest, also ist meyn gemudt bloß aller bilde vnd ledig vnd frey. Kinder, in disen bildlosen menschen, do scheinet die gotliche sonne yn on vnderloß, vnd werden so adelichen getzogen auß ynn selber vnd auß allen dingen, vnd haben yren willen geben gefangen dem gotlichen willen yn allen dingen, vnd darzu lauter vnd bloß sich selber, in allen creaturen, in lieb vnd in leid, yn thun vnd in lassen. Kinder, dise menschen sein so gar vorstrickt ynn dem freien gotlichen willen,

kehrungen in jedem Geſellſchaftszimmer entgegengeſtellt werden. Im Salon ſieht man faſt auf jedem Spiegeltiſch, auf jedem Schrank Hörnchen aufgeſtellt, die als Nippſachen verarbeitet, oder in irgend einer ſchönen und koſtbaren Einfaſſung aufgeſtellt, das Zimmer, das ganze Haus gegen die Jettatura irgend eines Menſchen ſchützen. Selbſt zum Fenſter hinaus hängt man ſolche Hörner, denn wenn Jemand von der Straße aus das Haus mit einem böſen Blick anſehen könnte, ſo würden die Verwünſchungen gegen daſſelbe dadurch gehemmt werden. Auch durch das ganze gewerbliche Leben gehen die Hörnchen als Talisman, um den böſen Einfluß von dem Geſchäft abzuwehren. In jedem Magazin ſieht man ein Hörnchen über dem Ladentiſch, und beſonders auch über den Gewichten angebracht, denn ein mit der Jettatura behafteter Kunde könnte den Kaufmann leicht ſo verwirren, daß er ihm nach einem zu großen Gewicht die Waare zuwiegt. Viele Gewerbtreibende nehmen zu ihrem Schutz das Material, das ihnen in ihrem Beruf am nächſten liegt. Die Jäger nehmen Hirſchhörner, die Fiſcher Scheeren von Meerkrebſen, um ſie als Amulet gegen die Jettatura zu gebrauchen. Ein Reiſender, W. von Lüdemann, erzählt, daß er ſogar das Haus des Polizeichefs, als

er demſelben einen Beſuch machte, in allen ſeinen Theilen mit Hörnchen ausgeputzt gefunden habe. Denn, bemerkte ihm der Polizei-Präſident nicht ſehr verbindlich, ich habe hier mit ſo vielen und verſchiedenartigen Fremden zu verkehren, daß mir leicht ein Menſch mit einem böſen Blick in's Haus kommen kann.

Die Jettatura iſt nicht nur ein bis in die früheſten Zeiten des Alterthums hinaufreichender Begriff, ſondern ſie hat zugleich ihre allgemein menſchliche Entſtehung, die ſich in jedem Lande unaufhörlich wiederholen muß, und in Neapel nur mit der grellen Eigenthümlichkeit dieſer Bevölkerung ſich färbt und fortbildet. In der That iſt hier Alles ſo ſehr auf Jettatura abgeſehen, und das Walten dieſes düſtern Zaubers liegt ſo ſehr im Charakter der Einwohner, in den wechſelnden Einflüſſen der Natur und Landſchaft, in den hitzigen und ungeſtümen Wandelungen des Klima's und des Meeres, daß auch jeder Fremde, der zuerſt bei ſeiner Ankunft in Neapel den Aberglauben aller dieſer Leute belächelt und benaſerümpft, bald auch dieſen herrſchenden Vorſtellungen ſich unterwirft, welche der gemeinſte und vornehmſte Neapolitaner hier gleichmäßig hegen. Wer erſt einige Zeit in Neapel iſt, kann bald nicht mehr ohne einige Hörnchen fertig werden, die er auf irgend eine

Weiſe an ſeiner Toilette oder auch an einem Fingerring anzubringen gewußt hat. Denn unter den Neapolitanern leben und nicht an den böſen Blick glauben, wird auf die Länge der Zeit ein Ding der Unmöglichkeit.

Das Mißtrauen, aus dem überhaupt die menſchliche Geſellſchaft in ihrem heutigen Civiliſationszuſtande zuſammengeſetzt iſt, läßt dieſen Aberglauben leicht ſich begründen. Jeder kann für den Andern ſo leicht zum Teufel werden, und für Jeden giebt es Einen, deſſen Augen den Einfluß des böſen Blickes auf ihn haben. Dieſe Sache iſt ſo räthſelhaft und unbegreiflich, daß nur räthſelhafte und unbegreifliche Mittel dagegen angewandt werden können. In allen Theilen der Welt ſind ſolche Vorſtellungen verbreitet; überall unterlaſſen es die Spieler, zu pointiren, wenn ſich eine Perſönlichkeit mit unheimlichen und zweifelhaften Mienen in ihrer Nähe befindet. In Deutſchland giebt es unzählige Menſchen, die auf ihrem Wege umkehren oder jedes Geſchäft unverrichtet laſſen, wenn ihnen beim Ausgange ein altes Weib begegnet. Nur iſt man anderswo noch nicht ſo pfiffig geworden, wie in Neapel, wo man in dem Anlegen von Hörnchen ein Amulet gefunden hat, das jedesmal unbedingt hilft und dem Jettatore in der That jedes Opfer ſtreitig machen ſoll.

Der kindiſche Charakter der Neapolitaner hilft ihnen auch ebenſo leicht, als ſie überall Geſpenſter ſehen und fürchten, dieſelben zu bannen und für ſich unſchädlich zu machen. Der neapolitaniſche Volkscharakter iſt in der That die ſeltſamſte Zuſammenſetzung, die es geben kann. Diaboliſche und idylliſche, ſtürmiſche und zarte, poetiſche und thieriſch rohe Elemente liegen hier dicht bei einander und paaren ſich zu einem höchſt pikanten und oft ſehr komiſchen Lebensbilde. Dazu giebt es ſo viel Züge von Gutmüthigkeit, kindlicher Heiterkeit und einer zierlichen, gefälligen Manier, ſich bei gewiſſen Gelegenheiten darzuſtellen, daß man der Liebenswürdigkeit des Volksnaturells oft ſchwer widerſtehen kann. Man braucht nur auf den Markt zu gehen und die äußerſt zierliche und ſymmetriſche Anordnung der Feigenkörbe zu betrachten, die in Neapel von den Landleuten zum Verkauf geführt werden, um ein Bild von der heiteren Stimmung und Form zu haben, in die ſich unter den Händen des Neapolitaners leicht Alles kleidet. Wenn dies Volk nicht von ſeiner Regierung und ſeinen Prieſtern ſtets auf die unbegreiflichſte Weiſe vernachläſſigt und in die Verwilderung hineingezogen worden wäre, ſo würden ſeine Zuſtände vielleicht die glücklichſten und am meiſten harmoniſchen

in ganz Italien ſein, und namentlich die römiſchen an Zuverläſſigkeit, Sittlichkeit und innerem Gehalt weit übertreffen.

Ueberall aber, wo man in Neapel häßliche Verzerrungen des Volksgeiſtes in Sitten und Gewohnheiten ſieht, ſind gewiß die Prieſter dabei betheiligt, oder das Beiſpiel des Königs und der Regierung wirkt dazu mit, widerwärtige und unmoraliſche Bilder zu zeichnen. So wird das Lotteriewesen, dem in Neapel auf die abſcheulichſte Weiſe gefröhnt wird, zu einer wahren Hauptſache des neapolitaniſchen Lebens gemacht. Alle Straßen ſind dann mit Lotteriebuden bedeckt, in denen die Looſe, welche die beſten und glücklichſten Nummern enthalten ſollen, prächtig in Farben colorirt ausgeſtellt werden, und mit den wunderbarſten Inſchriften über den Buden die Vorübergehenden anlocken. „Hier iſt die wahre Sorte zu haben“ (ecco la vera sorte) heißt es mit einer gewaltig großen goldenen Schrift über jener Bude, und die dortige läßt ſogar den ſentimentalen Stoßſeufzer: Non mi lasciate (Mich laſſet ja nicht!) auf einer großen Fahne flattern, die über die ganze Straße herüberreicht. In großen Schaaren gewahrt man die Prieſter, welche an dieſen Buden mit lächelnden und liſtigen Blicken vorüberſchleichen und

die ausgeſtellten Nummern mit einem Sachverſtande, der ihnen in der That eigenthümlich zu ſein ſcheint, prüfen und überlegen. Bald ſieht man ſie aber auch ebenſo eifrig kaufen, und ſich für die bevorſtehende Ziehung verſorgen, denn die Prieſter, die zum Theil ewige Armuth geſchworen haben, und auf die Glücksgüter dieſer Welt gar nicht angewieſen ſind, werden doch ſtets als die eifrigſten Bewerber um die Gunſt der Glücksgöttin erblickt. Die meiſten Looſe fallen in ihre Hände, und einen großen Theil laſſen der König und der ganze Hof durch ihre Agenten aufkaufen. Das Volk ſtürzt dieſen Autoritäten in gewaltſamem Drange nach, und die Lazzaroni ſchlagen ſich blutig um die letzten Looſe, welche die Prieſter und der König noch übrig gelaſſen haben.

Wenn man den Neapolitaner in ſeiner ſchönſten und würdigſten Entfaltung ſehen will, muß man die Gerichtsſitzungen in Neapel beſuchen, wo man ein nationales Advocaten-Talent zu bemerken Gelegenheit hat, das oft den höchſten Aufſchwung der Beredſamkeit und Mimik nimmt, und in der praktiſchen und taktvollen Zergliederung eines Rechtsfalles das Bewundernswürdigſte leiſtet. Die Neapolitaner wenden ſich nicht nur aus Ehrgeiz der Jurisprudenz zu, ſondern ſie ſind auch

geborene Advocaten, die mit männlichem Ernſt und großer Würde eine ungemeine und draſtiſche Klarheit der Auseinanderſetzung zu vereinigen wiſſen. Das Muſterbild Niccolini's, der einſt als hochgeſtellter Juriſt, als Poet und Kunſtkenner glänzte, hat beſonders in Neapel viele Nacheiferer auf dieſer Bahn erweckt, und eine Schule von Juriſten und Advokaten eröffnet, in denen Recht, Poeſie und Bildung zu dem würdigſten Charaktertypus ineinander gefloſſen ſind.

Ein merkwürdiger Umſtand iſt dabei, daß in Neapel, wo es ſo ausgezeichnete Juriſten giebt, davon kein heilſamer Einfluß auf die öffentlichen Rechtszuſtände des Landes übergegangen iſt, ſondern dieſelben faſt ebenſo verderbt, trügeriſch und unſicher ſind, als es im Kirchenſtaat und in anderen Theilen Italiens nur irgend der Fall iſt. Es iſt eine Eigenſchaft aller tyranniſchen Staaten, daß die Polizei, die der eigentliche Ausfluß ſolcher Regierungen iſt, immer das Recht ſelbſt zu verderben weiß, und bald das Unrecht an der Spitze und inmitten aller Verhältniſſe begründet. Den muſterhaft ausgebildeten und vertretenen Rechtszuſtänden ſteht auch in Neapel, wie in dem übrigen Italien, ein vollkommen organiſirtes Räuberweſen gegenüber, das ſich mit einer ſelbſtſtändigen Macht und wie im eigenen Recht entfaltet,

und bei dem Regierung und Polizei nicht ſelten die Rolle des Mitſchuldigen oder des ſtillen Aſſocié übernommen haben. Viele eclatante Fälle dieſer Art gehören zu dem Merkwürdigſten, was je in der Welt geſchehen, denn daß eine ordentliche und geſetzlich feſtſtehende Regierung es für ihre Sache halten kann, bei Verbrechen gegen Eigenthum und Leben ihre Hand im Spiele zu haben, den Löwenantheil eines Diebſtahls zu nehmen, und mit Räubern Verbindungen und Verträge einzugehen, das ſollte man für ſchlechterdings unmöglich halten, wenn man überhaupt ein ſittliches Element verlangt, um ein Gouvernement für wirklich conſtituirt anzuſehen. Es ſind aber alle italieniſchen Behörden ohne Ausnahme mehr oder weniger ein ſolches Verhältniß zu dem Verbrechen und zu den Verbrechern eingegangen, wobei die größte Offenheit, wie die päpſtlichen Behörden und die neapolitaniſche Regierung ſie zu beweiſen pflegen, nur für einen Vorzug zu rechnen iſt.

Ein wunderbares Licht auf den Verfall aller ſittlichen und politiſchen Zuſtände in Neapel, die ſtets am meiſten von oben her bedroht waren, wirft der große Diamanten-Diebſtahl, der ſich gegen das Ende der Regierung Ferdinands II. hier ereignete. Es waren einer der erſten ariſtokratiſchen Familien des Landes ihre

ſämmtlichen Diamanten geſtohlen worden, die auf den Werth von dreimalhunderttauſend Thalern veranſchlagt wurden. Dieſer Diebſtahl erregte eine um ſo größere Senſation in Neapel, als es in der hohen Geſellſchaft ziemlich laut geflüſtert wurde und Jedermann ſich davon überzeugt hielt, daß die Regierung dieſem ungeheuren Diebſtahl keineswegs fremd war, ſondern ihn heimlich unterſtützt, jedenfalls aber veranlaßt hatte. Der König wollte damals alle großen Familien des Landes zwingen, ihre Diamanten auf der Bank niederzulegen, wobei der unausgeſprochene Hintergedanke ohne Zweifel der war, daß er an dem Tage, wo die Revolution ausbräche, alle dieſe Schätze auf einmal mit um ſo größerer Leichtigkeit bei ſeiner Rettung mit ſich nehmen könnte. Die Ariſtokratie hütete ſich wohl, in dieſe Falle zu gehen, aber der König hoffte einige Wirkung zu erzielen, indem er ihnen die Unſicherheit ihres Eigenthums in ihren eigenen Schlöſſern zu demonſtriren ſuchte.

Die Unſicherheit der Straßen Neapels gleicht faſt denen in Rom, und bei Mord- und Raub-Anfällen, denen man bei Nachtzeit in Neapel auf jede Weiſe ausgeſetzt iſt, hat ein Fremder weder auf den Schutz der einheimiſchen Bevölkerung noch der Polizei zu rechnen. Selbſt wenn in der Nähe einer noch volkreichen

Straße ein Verbrechen ausgeführt worden, ziehen ſich meiſt alle Vorübergehenden zurück, um nicht als Zeugen zu erſcheinen, und in dieſer Angelegenheit vor das Tribunal citirt zu werden. Am ſchlimmſten iſt es freilich, wenn das Herankommen der Sicherheitspolizei abgewartet wird. Denn die Schaarwachen nehmen ohne Unterſchied Alle mit, welche ſie bei dieſer Gelegenheit auf dem Platze finden, und die Banditen, alle Zeugen und der, an dem das Verbrechen begangen worden, müſſen ihnen ſogleich in das Gefängniß folgen. In der letzten Zeit, unter der neuen Regierung Franz II., begann es in den abgelegenen Straßen Neapels wieder von Raubanfällen aller Art zu wimmeln. Die Regierung hat deshalb eine Menge von Polizeiſoldaten beordert, die zur Abendzeit und bei Nacht ſich in den vielen engen Gäßchen, und an wenig bevölkerten Gegenden der Stadt aufſtellen müſſen, um die Räuber, Mörder und Banditen zu verſcheuchen. Dies iſt die Reſidenz des Königs von Neapel, in der Keiner dem Andern vertrauen und ſich ihm hingeben darf, und in der freilich die erſte Sünde von der Regierung ausgeht, woraus aber alle anderen Sünden folgen, und zuletzt der König der Figaro aller Barbiere iſt, der Alle

vnd werden ſo wunniglich gehogen ynn das joch gotes, das ſie dodurch vorgeſſen liebes vnd leides vnd aller dinge, vnd darumb ſo ſcheinen in alle dingk klein vnd wenig, wan ſie ſich in got vorgangen haben. Aber die ewigenn dingk ſcheinen yn naher vnd greß, wan ſie in yn allezeit inwendig gegenwertig ſein von yres adels wegen der tugende. Hirumb ſo vorgeſſen ſie inn der ſußen liebe gotes alles leidens, ab man ſie liebe oder haſſe. Des haben ſie ſteten fride mit allen creaturen, mit feinden aber mit freunden. Diſen menſchen iſt allezeit ſuße das joch unſers lieben herren, in lieb vnd yn leid ſteen ſie vnbekommert mit allen creaturen. — —

foppt, benachtheiligt, übervortheilt und ſeinen Gewinn aus ihnen herausſchlägt.

Da die Regierung eine ſolche iſt, der alle ſittlichen Grundlagen zu ihrer Kräftigung abgehen, ſo machen ihr auch große Räuber, die ihr in einer gewiſſen Eigenmacht gegenüberſtehen, ſehr viel zu ſchaffen, und es wird ihr ſchwer, derſelben Herr zu werden. So iſt es ihr mit dem bekannten Räuberhauptmann Parameno ergangen, der jetzt ganz friedlich auf Iſchia lebt, früher aber eine große Sorge der Regierung war, und alle Landſtraßen und Häuſer im ganzen Königreich beunruhigte, denn Parameno leitete nicht nur viele große und verwegene Diebſtähle, ſondern er hat auch vielen namhaften Perſonen eigenhändig den Kopf abgeſchlagen. Es war der neapolitaniſchen Regierung niemals gelungen, ihn einzufangen, oder ſeiner mit Gewalt habhaft zu werden, und es blieb ihr einem ſolchen Mann gegenüber nichts Anderes übrig, als ſich mit ihm zu arrangiren, was ſie nicht anders zu machen wußte, als daß ſie den Parameno mit einem Gehalt von 45 neapolitaniſchen Ducati monatlich penſionirte und ihm ſeinen Sitz auf der ſchönen Zauberinſel Iſchia anwies. Der fürchterliche Räuber lebt ſeitdem dort als Rentier, und bildet den Gegenſtand einer gewiſſen

unheimlichen Aufmerkſamkeit bei ſeinen Nachbaren, unter denen er wohnt. Die liebenswürdigen Leute von Iſchia verkehren natürlich ſchon aus Furcht mit ihm und halten den Herrn Nachbar in Ehren, aus dem doch leicht der penſionnirte Wolf wieder gegen ſie hervorbrechen könnte. Aber die italieniſchen Bevölkerungen, in denen ſtets eine gewiſſe Hochachtung vor dem Räuberhandwerk lebte, thun gewiß Alles, um ihm eine ausgezeichnete Stelle in ihrer Geſellſchaft zu überlaſſen, denn ein Mann, der für eine erbärmliche Penſion von 45 Ducati monatlich das intereſſante und einträgliche Räuberhandwerk im Stich laſſen kann, muß doch ein ſehr zur Tugend geneigter Ehrenmann ſein.

In Neapel iſt der Unterſchied zwiſchen ehrlichen Leuten und Räubern überhaupt nicht ſo ſcharf und feſt zu ziehen, als in andern civiliſirten Ländern Europa's. Es herrſcht in dem Verkehr zwiſchen beiden oft eine gewiſſe Gemüthlichkeit, die man nicht ohne Bewunderung betrachten kann, wenn man zu Zeiten in den Straßen von Neapel einem Trupp von Galeerenſclaven begegnet, die, ein Pfeifchen im Munde und ganz behaglich rauchend, in Begleitung ihrer Sergeants ſpazieren gehen, und mit vergnügten Geſichtern die Almoſen einſammeln, die ihnen von den Vorübergehenden

zugeworfen werden. Haben ſie, was nicht ſchwer zu halten ſcheint, einige Carlini zuſammengebracht, ſo wird vor einem der Volkscafés Halt gemacht, und die Galeerenſclaven bewirthen ihre Aufſeher, und einige Freunde der Straße, die ſich ihnen zugeſellt haben, mit einem höchſt ſplendiden Café oder mit dem herrlichſten Eiswaſſer (Acquajuolo), über dem Citronen oder Orangen in Fülle ausgedrückt ſind. Eine unendliche Luſtigkeit entwickelt ſich dann unter dieſer Schaar, und die Verbrecher toben mit den Tugendhaften und mit den Sicherheitswächtern um die Wette ihren Humor aus. Der lärmende Zug erſtreckt ſich oft viele Straßen weit, denn ſind nach Berichtigung der Zeche noch einige Grani übrig geblieben, ſo hält man wieder beim nächſten Maccaroni-Koch ſtill und leert mit den Fingern einige Schüſſeln dieſer delicaten Volksſpeiſe, der kein Neapolitaner zu widerſtehen vermag. Warum ſollten auch in dieſem wunderlichen und barocken Lebensgetümmel nicht Verbrecher und Tugendhafte, Gefangene und Schergen ganz gemüthlich und gleichberechtigt mit einander verkehren? Der Verbrecher ſelbſt iſt nur darin im Nachtheil, daß man ihm das Koſtüm des Uebelthäters angezogen hat, aber dies hindert ihn keinen Augenblick an ſeiner guten ſorgloſen Laune,

noch bringt es ihn um die Achtung ſeines ehemaligen Kameraden, des ſchelmiſchen Biedermanns, der dann erſt Ausſicht hat, unzerriſſene Beinkleider zu bekommen, wenn man ihn auch eines Tages in die ihm nicht entgehende Tracht eines Galeerenſklaven wird hinüberſchlüpfen laſſen. Dieſe neapolitaniſche Lumpenwirthſchaft iſt ohne Gleichen, es iſt ein unaufhörlicher, ausgelaſſener Carneval, in dem alle Intereſſen, Ehren und Würden ſich auf den Kopf ſtellen, durch die Gewalt der Frazze ſich alle Unterſchiede ausgleichen, und man nur zu ſingen, zu trällern, Grimaſſen zu ſchneiden oder müßig im Schatten einer Goſſe oder eines mit Orangenſchaalen beſtreuten Schmutzwinkels zu liegen braucht, um ſich als Herrn von Neapel und von der ganzen Welt, und als unumſchränkten Beherrſcher im Reiche aller Luſt und aller Genüſſe zu empfinden.

Dieſer Strom von Tollheit und Unverſchämtheit, in den man oft auf den Straßen Neapels mitten hineinrudert, iſt für den Fremden in der Regel ebenſo ergötzlich als beſchwerlich. Man darf aber nicht mit übler Laune kommen, ſondern muß herzlich aufgelegt ſein, jede Fopperei, jede närriſche Zudringlichkeit, jeden Verſuch, uns als dummen Teufel zu behandeln und zu prellen, als einen humoriſtiſchen Charakterzug, nicht

aber als einen ſpeciell gegen uns ſelbſt gerichteten Angriff zu betrachten. Zu Aerger und Verſtimmung ſcheint doch zuweilen einige Urſache ſich darbieten zu wollen, denn ſchon wie die Fiacres den Fremden einzufangen ſuchen, erſcheint vielen als eine unangenehme Zudringlichkeit. Zwei bis drei Fiacres machen gewöhnlich Jagd auf uns, wenn ſie uns aus unſerem Gaſthofe auf der Santa Lucia herauskommen und den Weg nach der Toledoſtraße hin einſchlagen ſehen. Sie biegen erſt aus der Reihe der übrigen Fuhrwerke heraus und folgen uns emſig, indem ſie bald langſam neben uns herfahren, bald uns um einige Schritte voraus ſind, immer erwartend, daß wir ſie rufen und bei ihnen einſteigen ſollen. Die Kutſcher ſehen ſich mit einer faſt ſentimentalen Kopfhaltung nach uns um, und ſcheinen uns inbrünſtig zu locken, und ſelbſt die Pferde gehen, uns zu Gefallen, koketter als ſonſt, auch ſie glauben uns durch ihr luſtiges und ſtrammes Ausſehen doch noch zum Einſteigen bewegen zu können. Zuweilen geſellte ſich auch noch ein dritter und vierter Fiacre hinzu, und wir waren völlig von Fuhrwerken umfahren und in die Mitte genommen, die mit einer merkwürdigen Geſchicklichkeit neben und hinter uns hin und her lenkten und uns umbogen. Sobald ſie aber unſere

Abneigung hinlänglich erkannt hatten, heut nicht zu fahren, ſondern uns dem Heil unſerer Füße zu überlaſſen, ſtoben ſie alle blitzſchnell und mit einem lauten und tobenden Gelächter auseinander. Sie ſchimpften aber zugleich ohne alle Scheu über die einfältigen stranieri, welche eine ihnen ſo bequem dargebotene Gelegenheit nicht benutzten.

Die neapolitaniſchen Fiacrekutſcher ſind ſonſt Leute, welche ſich, wie die Lazzaroni, zu civiliſiren anfangen, und auf dieſen Weg führt ſie ſogar die Polizei, welche ſo eben erſt eine Verordnung erlaſſen hat, die es allen dieſen Kutſchern zur Pflicht macht, ſich nicht anders als im Frack mit ihren Einſpännern auf der Straße ſehen zu laſſen. Die neue Regierung des jungen Königs Franz II. faßt die Reformen, nach denen man in ganz Neapel ſich ſehnt, zuerſt von dieſer greifbaren Seite bei den ſchmutzigen Rockſchößen der Fiacrekutſcher an, aber es ſcheint auch dieſen Reformen nur ſehr langſam und zögernd entſprochen zu werden. Man ſieht hier noch immer dieſelben zerlumpten Fiacrelenker wie früher, aber dafür ſind ſie auch hinſichtlich der großen Billigkeit ihrer Fahrpreiſe die Alten geblieben.

Bei Allem aber, was man in Neapel von uns will,

fordert und bittet, dieſelbe Unverſchämtheit, derſelbe Trotz, mit dem ſelbſt jeder Bettler unbeſtreitbare Rechte geltend zu machen ſcheint. Denn ſelbſt jedes Almoſen wird von den uns überall umdrängenden Bettlerſchaaren mit einem hitzigen Ungeſtüm eingefordert, als wenn dieſer Bettler eigentlich nur unſer Gläubiger wäre, und jede Gabe, die man, oft weil man in der That gar nicht anders kann, verabreicht hat, führt nur immer neue Bettler herbei, die mit verdoppelter Wuth hervorſchießen, und uns ihre ekelhafteſten Gebrechen zum Anfühlen hinreichen, um ſich für noch hülfsbedürftiger zu erklären, als ihr Vordermann, der etwas bekommen hat. Die wahrhaft diaboliſchen Geſichter dieſer Leute, die beim erſten Anblick oft nur ganz harmloſe Puppenſpielteufel zu ſein ſcheinen, könnten vielleicht ergötzen, wenn ſie nicht zugleich für den, der dieſe räthſelhaften und erſtaunlichen Frazzen näher und genauer anblickt, etwas Furchterregendes hätten und ihn wähnen ließen, daß er es plötzlich mit allen Dämonen der Hölle zu thun bekommen habe. Man iſt aber immer zwiſchen Lachluſt und Entſetzen getheilt, wo man ſich mit der grenzenloſen Unverſchämtheit und Ehrloſigkeit der niederen Klaſſen Neapels begegnet. Zuweilen wirkt die Ueberraſchung komiſch, wenn plötzlich Trinkgelder für angeblich

geleiſtete Dienſte gefordert werden, von Perſonen, die man niemals geſehen und denen man gar keine Gelegenheit dazu gegeben haben kann. Die Forderung wird aber mit ſolcher Beſtimmtheit und Heftigkeit geltend gemacht, Bitten, Betheuerungen und Flüche wechſeln, und der Unbekannte gebärdet ſich theils ſo ſehr beſchädigt und übervortheilt, theils geräth er mit ſeinen Ausdrücken und Gebärden in eine ſo raſende Aufregung, daß man ſich zuletzt gern entſchließt, ihn lieber zu belohnen, als ſein Schuldner zu bleiben. Eben ſo nahe liegt aber auch, daß bei ſolchen Gelegenheiten die widerwärtigſten Straßenſcenen entſtehen, zu deren Mittelpunkt ſich der Fremde gemacht ſieht, und ein ganzer Haufe von Gaunern fährt tobend und verwünſchend auf ihn ein, wenn er nicht ſogleich ſeine Börſe zieht, um zu zahlen. Was ihm aber auch geſchehen mag, auf den Schutz der Polizei wird er am wenigſten rechnen dürfen, und vielmehr kann er jedesmal froh ſein, wenn ihn die neapolitaniſche Polizei nicht zu retten unternimmt. Denn das Princip dieſes Gouvernements geht eigentlich dahin, dem Fremden den Aufenthalt in Neapel ſo ſchwer und widerwärtig als irgend möglich zu machen. Da man den Angehörigen anderer Staaten den Eintritt nicht verweigern kann, ohne dadurch eine

ſchlimme Gegenſeitigkeit hervorzurufen, welche zuletzt jeden Neapolitaner von dem Beſuch anderer Länder ausſchließen müßte, ſo iſt man von eben her wenigſtens zufrieden, wenn Neapel den Fremden gar nicht gefällt, und demſelben darin ſo viel Unannehmlichkeiten, ja Gefahren, als möglich bereitet werden. Ein tyranniſcher Muſterſtaat muß ſich auch abgeſchloſſen halten, damit keine fremden Anſchauungen in ſeinen eigenthümlichen Organismus eindringen, denn nur wenn er feſt und unberührt in ſich ſelbſt bleibt, mitten in ſeiner eigenſten und innerſten Verderbniß, glaubt er ſich eine ſelbſtſtändige Dauer verſprechen zu können. Die neapolitaniſche Polizei forſcht daher nicht leicht einer Mordthat nach, und wäre ſie unter den auffallendſten und beunruhigendſten Umſtänden vollbracht worden, ſobald es ſich um nichts Anderes als um das Leben eines Fremden dabei handelt.

Wenn man in Neapel, inmitten des tollſten Straßengetümmels, ſich der Zudringlichkeit der Bettler und Gauner nicht zu entledigen vermag, ſondern, je mehr man ſie mit Worten abweiſt, nur um ſo unabläſſigere und frechere Schaaren hinter ſich herzieht, ſo lernt man bald aus Noth den eigenthümlichen Kunſtgriff, deſſen es hier wie in ganz Italien bedarf, um ſolche Geſtalten

zu bannen und aus ſeinen Wegen zu ſcheuchen. Das Geheimniß beſteht darin, nicht mit derartigen Leuten zu ſprechen, ſondern ſich lediglich auf den Gebrauch der Gebärdenſprache mit ihnen zurückzuziehen. Es giebt dabei eine nationale Pantomime, die niemals ihres Zieles verfehlt, denn wenn man den Kopf ſtolz und abweiſend in die Höhe wirft, und ſich zu gleicher Zeit mit der Hand unter dem Kinn emporfährt, ſo iſt dies die ſtärkſte Verneinung, die man nur auszudrücken vermag. Mit Worten iſt jedenfalls in Italien keine entſchiedenere Verneinung geltend zu machen, gegen Worte laſſen ſich noch Betheuerungen und Vorſtellungen aller Art denken, aber wer mit dieſer höchſt draſtiſchen Mimik ſpricht, giebt damit zu erkennen, daß es ihm auf's Aeußerſte Ernſt iſt, und kein Bettler wagt auch nur um einen Schritt weiter zu folgen, wenn man ihm dieſe Grimaſſe mit allem darin liegenden Ausdruck geboten hat. Es gehört freilich die ungeheure Begabung des Italieners für die Mimik dazu, um mit dieſem Zeichen ſo wirkungsvoll und überwältigend zu ſprechen. Der Italiener, und namentlich der Neapolitaner, übt ſich den ganzen Tag im Geſichterſchneiden und Ziehen und Strecken aller ſeiner Glieder; ſeine unaufhörlichen elektriſchen Hand- und Fingerbewegungen, die mehr

3.

Langsamer und weniger eigenthümlich, als die Sprache der Zelle und der philosophischen Klause, bildete sich die Sprache der Städte, der Wirklichkeit. Aus den Chroniken und moralischen Tractaten des funfzehnten Jahrhunderts ersieht man noch am meisten, welchen Ausdruck das wirkliche Leben um diese Zeit gehabt. Johann Rothe, ein Mönch zu Eisenach, gab in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts eine thüringische Chronik heraus, welche für die früheste Erscheinung eines Geschichtschreibertalents in Deutschland gelten kann. Dieser Mönch, der sich auch als Dichter bekannt gemacht, bewies schon eine Feinheit und Anmuth historischer Darstellung, die besonders in Portraitzeichnungen auf eine merkwürdige Weise glücklich

oder weniger dramatiſche Stellung, in der er ſich jeden Augenblick befindet, ſein beſtändiges Singen, Schreien, Lachen und Raiſonniren, machen ihn zu einem der beweglichſten und ausdrucksvollſten Weſen der Natur, und geben ihm eine hinreißende Naturmimik, wie ſie ihm kein Schauſpieler ſo leicht nachzumachen vermag.

Es iſt ſeltſam, daß die antiken Lebensmanieren auch hier noch mitſpielen. Jene Verneinung, welche durch die Gebärde ſo ſtark in's Gewicht fällt, iſt eine weſentlich antike, denn die Alten gaben es ſtets durch das Fahren des Kopfes in die Höhe zu erkennen, wenn ſie ſich mit einer Sache nicht einverſtehen wollten. Eine moderne Zuthat ſcheint es zu ſein, wenn dieſe Negation dadurch verſtärkt wird, daß man ſich mit einwärts gekrümmten Fingern von unten nach auswärts über das Kinn fährt, was entweder nur einmal geſchieht, oder auch mit größerem Nachdruck zum zweiten Mal wiederholt wird. Im Beſitz ſolcher Mimik iſt nur der Einheimiſche, und der Gauner zieht ſich um ſo leichter davor zurück, weil er dann irre wird und nicht mehr glaubt, daß er es mit einem Fremden zu thun habe.

Die antiken Manieren der heutigen Italiener ſieht man beſonders in Rom und Neapel auf die blühendſte Weiſe fortleben. So hat ſich auch noch der eigenthüm

liche Gruß erhalten, den man beſonders zu einer noch in der Ferne befindlichen Perſon gebraucht, indem man, was beſonders die Neapolitaner mit großer Anmuth ausführen, die Hand blos gegen ſich ſelbſt, gegen Geſicht und Hals hin, bewegt. Die Art dieſes Grußes wurde bei den Alten ohne Zweifel durch den Gebrauch der Toga bedingt, und hat ſich auch ohne dieſelbe mit einer großen Anmuth forterhalten, die mit der graciöſen Leichtigkeit zugleich Charakter und Würde ausdrückt. Viele andere ſolcher Zeichen, die ſich auf Gewohnheiten und Anklänge aus der antiken Lebenszeit zurückführen laſſen, umſpinnen den Neapolitaner gewiſſermaßen vom Kopf bis zur Zehe, oder er erzeugt dieſelben, ein pantomimiſcher Dämon, unaufhörlich neu aus ſich ſelbſt und aus jeder Veranlaſſung, die ſeine Leidenſchaften, ſeine Bedürfniſſe, ſeine Habſucht in Bewegung ſetzt. Der eigentliche Zauberſtab, deſſen er ſich dabei bedient, ſind ſeine Hände. Das Spiel zwiſchen Daumen und Zeigefinger, wie er dieſelben ausſtreckt oder ineinander hängt, oder auch nach dem Geſicht und dem Munde führt, ſchließen oft eine ganze Welt von Begriffen und Abſichten in ſich. Aber man muß vollkommen eingeſchult ſein in dieſem Syſtem, um ſowohl die heitere und freundliche, als auch die unangenehme und belei-

bigende Bedeutung dieſer auf Alles anbeißenden Mienen und Gebärden zu verſtehen. Die Schimpfworte, welche man in Neapel blos durch die Mimik davontragen kann, ſind unzählige. Der Neapolitaner nennt Jeden, den er dieſer Ehrentitel für würdig hält, Schelm, Spitzbube, Eſel, Dummkopf, und er braucht dazu keinen weiteren Aufwand von Zeichen, als daß er ſich mit dem Zeigefinger den Augenwinkel herunterfährt, oder daß er ſich am Hals unter ſein eigenes Hemde greift, oder mit einem unvergleichlichen Mienenſpiel ſich den Daumen an's Ohr legt und davon ſeine Hand in größter Ausdehnung der Finger wie ein recht großes Eſelsohr abſtehen läßt. Man kann ſich von dieſer Symbolik verſpottet, verachtet und verwünſcht ſehen, ohne daß man ſie zur Rechenſchaft ziehen dürfte, und blos für Geld, womit man beim Neapolitaner Alles vermag, kann man in einem Augenblick jedes Zeichen in das entgegengeſetzte verwandeln. Für einige Grani klappt dann die ganze Maſchinerie wieder um, und ſpielt ſich in ganz anderen Läufen und Kunſtgriffen ab.

Eine Stadt wie Neapel, die jedenfalls die geräuſchvollſte unter allen europäiſchen Hauptſtädten iſt, muß die Ausbildung der Gebärden- und Grimaſſenſprache ſehr begünſtigen. Der Neapolitaner macht bei Allem,

was er treibt, einen ganz unvernünftigen Höllenlärm; bei allen Gelegenheiten ſchreit er, als wenn er am Spieße ſtäke, und er darf ſich nur mit einigen ſeiner Kameraden im beſten Sinne unterhalten, ſo ſcheint es ein Scandal zu ſein, bei dem das Leben auf dem Spiele ſteht. Zwei oder drei Fiſche, die ſich ein alter verwitterter Marinaro am Hafen eingefangen, und die er in einem Topfſcherben vor ſich auf der Straße ſtehen hat, genügen, um ihn dieſe geringe Waare ſo unaufhörlich und ſo fürchterlich ausſchreien zu laſſen, daß die ganze Straße herunter Niemand mehr etwas Anderes hört, und der mörderliche Kaufmann wie der böſe Feind hinter der ganzen Bevölkerung her zu toben ſcheint. Um ſich unter dem Lärm der neapolitaniſchen Straßen etwas ſagen zu können, iſt die keines Lautes bedürfende Gebärdenſprache ſchon faſt eine Nothwendigkeit. Man denke ſich einen Neapolitaner, einen geborenen Schreiteufel, der vor Lebendigkeit faſt platzt, und dieſer Mann iſt in der Lage, daß er einem Kameraden, mit dem er zu thun hat, oder einem Fremden, der ihm eben für eine geleiſtete Commiſſion zu wenig Trinkgeld gab, einige ſehr dringende und unaufſchiebbare Vorſtellungen zu machen hat. Der raſende Straßenlärm um ihn her iſt aber ſo groß, daß er, ſelbſt wenn er ſich zerreißen

wollte, ſich doch nicht auf der Stelle hörbar zu machen vermöchte. Er müßte in dieſem Moment zu Grunde gehen, wenn nicht Gebärden und Grimaſſen vorhanden wären, durch welche er ſich hinlänglich verſtändlich und geltend machen kann. Welcher Ausrufer, welcher raſſelnde Wagen, welcher ſingende und lachende Lazzarone kann ihn aber wohl hindern, mit Daumen, Zeigefinger, Augenbrauen, der Fläche ſeiner Hände, oder der geballten Fauſt zu ſprechen? Der Neapolitaner müßte oft den glücklichſten Moment verpaſſen, wenn er nicht verſtände, mit Zeichen zu reden und mit ſeinen ſtummen Gebärden Alles, ohne Unterſchied Alles zu ſagen.

Die Armuth und Noth der unteren Klaſſen in Neapel iſt aber faſt ebenſo groß und ſchneidend, wie der nationale Galgenhumor, den ſie mit ihren grotesken Geſtalten und Gebärden ausüben. Das Elend dieſer Bevölkerung iſt das ſchreiendſte, das man in einer großen Hauptſtadt ſehen kann, und es wird durch eigenthümliche Elemente erhöht, die ſich unaufhörlich in ſeine Mitte hineinſetzen und das Proletariat täglich mehren. Dies ſind die vielen unehelichen Kinder der Geiſtlichen, die in Neapel gewöhnlich muli genannt werden, und dieſen allgemeinen, eigentlich ſchimpfwörtlichen Ausdruck, der von Kindern einer gewiſſen fehlerhaften Abſtammung

gebraucht wird, vorzugsweise auf diejenigen Sprößlinge anwenden laſſen, welche den Geiſtlichen bei ihren geheimen und ſegensvollen Berührungen mit der Bevölkerung unverſehens entſchlüpft ſind. Es entſteht dadurch eine ſehr hülfloſe Klaſſe von Menſchen, die von ihren Angehörigen ſtets verleugnet und in dem tiefſten Schmutz der Geſellſchaft umhergeſtoßen werden. Dieſe Unglücklichen ſagen ſelbſt: siamo muli, wenn ſie, bleiche Schattenbilder des Elends, mit gerungenen Händen um eine Gabe flehen, und zur rechten Einſchärfung ihres Elends dieſen unendlich pittoresken Ausdruck gebrauchen.

V.

Die neue Schreckenswirthschaft in Neapel und die neapolitanische Politik.

König Ferdinand II., der Lazzaroni-König, hatte an der ekelhaftesten Krankheit, die ihn fast bei lebendigem Leibe in Eiter und Geschwüren sich auflösen ließ, das Zeitliche gesegnet. Das Gelüste, allein zu regieren, das nur im Verhältniß zur Kirche einige gute Folgen hatte, verdarb bald die wenigen guten Eigenschaften, mit denen er noch zur Regierung gekommen war. Von jedem Antheil an seiner Regierung, von jedem Verständniß für die eigentlichen Absichten und letzten Zwecke derselben, hielt er aber nicht nur sein Volk, das er stets haßte und fürchtete, sondern gleichmäßig auch seinen ältesten Sohn, den er nicht liebte, entfernt.

Unter diesen beständig zurückstoßenden und verdumpfenden Einflüssen war der junge König Franz II., der am 22. Mai 1859 auf dem Thron Neapels folgte,

nicht wie ein berechtigter Kronprinz, ſondern wie ein Ueberläſtiger, den man am liebſten verborgen gehalten hätte, erzogen worden. Man ließ ihn ſo wenig als möglich vor dem Volke ſehen. Faſt nie erſchien er zu Pferde, im ſtattlichen prinzlichen Aufzuge, von einem Adjutanten begleitet, wie es dem Thronfolger Neapels zugekommen wäre. Ebenſo wenig durfte er zu Fuß in den luſtigen Straßen Neapels und in der Umgegend umherſchweifen, wie es ſeine anderen Brüder, die Prinzen aus der zweiten Ehe des Königs mit der Oeſterreicherin Maria Thereſia, ſo häufig thaten, daß ſie, nächſt den Prieſtern, unter die größten Pflaſtertreter und Straßen-Aventuriers von Neapel gerechnet werden konnten.

Man ſchien den jungen Kronprinzen nach einem überlegten Plan nicht wie den Sohn eines Königs, ſondern wie den Novizen eines Mönchsklosters erziehen zu wollen. Die Königin war von Anfang an die Haupttriebfeder dieſes Erziehungs-Syſtems geweſen, und ſoll ſtets den Plan gehabt haben, ihren Stiefſohn von der Thronfolge auszuſchließen und dagegen ihren eigenen erſtgeborenen Sohn, den Grafen von Trani, zugleich mit der öſterreichiſchen Politik auf den Thron Neapels zu ſetzen. Gewiſſen engliſchen Blättern zufolge, die freilich nach der Parole Louis Napoleons zu

arbeiten pflegen, hat dieſer Plan bei der Königin von Neapel beſtanden und ſie ſoll denſelben noch am Sterbebett König Ferdinand's II., zu verwirklichen geſtrebt haben. Aber alle dieſe Abſichten ſcheiterten an den Verhältniſſen, an denen jeder Widerſtand, die rechtmäßige Thronfolge zu verändern, ſich brach.

Der junge König Franz II. hatte ſchon als Herzog von Calabrien, obwohl unſcheinbar hinträumend und wie ein Unberechtigter in den Hintergrund geſchoben, eine ſtarke und angeſehene Partei hinter ſich, zu welcher der ganze unzufriedene Adel des Landes gehörte. Die Ariſtokratie, gegen welche König Ferdinand II. ſtets eine ſichtliche Abneigung gezeigt hatte, war durch dieſe gegenſeitig gewordene Antipathie in die politiſche Oppoſition hineingetrieben worden, und hatte ihr Programm auf die Wiederherſtellung der vom Könige ſchmählich zu Grunde gerichteten Conſtitution von 1848 gerichtet. Die ariſtokratiſche Partei war in Neapel zugleich die conſtitutionnelle geworden; es war auch das in jeder Ariſtokratie, namentlich aber in der italieniſchen, ſtecken gebliebene Souverainetätsgelüſte, das ſich in dem conſtitutionnellen Regiment am beſten befriedigen zu können glaubte. Einige ehrgeizige und einflußreiche Advocaten waren die leitenden Chefs dieſer Partei geworden, die

ihre Hoffnungen an den jungen Herzog von Calabrien angelehnt und jedenfalls ſchon lange geheime Anknüpfungen an ihn verſucht hatten. Man ſah ihn für die Brücke an, um durch ihn wieder zur Conſtitution zu gelangen. Man wollte ihn zur Gewalt bringen, und darauf eine Regierungsveränderung gründen, durch welche die unerträglich gewordene Lage des Landes ſich nun entſcheiden würde. Es ſollte durch den mächtig und mit allen Mitteln arbeitenden Einfluß dieſer Partei die Situation ſo gedrängt werden, daß der König, in eine unhaltbare Lage verwickelt, ſich endlich zur Abdankung von ſeiner Krone zu Gunſten ſeines Thronerben entſchließen würde. Die unheilvolle Richtung, welche die innere und äußere Politik König Ferdinand's genommen, ſeine ſchweren Verwickelungen mit den europäiſchen Großmächten, beſonders mit England und Frankreich, die aus verſchiedenen Anläſſen dem neapolitaniſchen König ſchon faſt das Meſſer an die Kehle geſetzt und eine Reform ſeiner zum Scandal gewordenen Regierung unter beleidigenden Drohungen ihm abverlangt hatten, Alles dies war nicht geſchehen, ohne daß jene Oppoſitionspartei mit ihren weitreichenden Einflüſſen und Verbindungen darauf gewirkt hätte.

Dieſe Partei hatte ohne Zweifel ihre geheimen Ver-

iſt. In aller Einfachheit und auch wohl Trockenheit des Chronikenſtils entbehrt er doch einer leiſen poetiſchen Anfärbung nicht. Beſonders ſtrebt er danach, ſeinen Gegenſtand in einer gewiſſen maleriſchen Gruppirung zu behandeln und lebende Bilder zu zeichnen. Seine Proſa iſt gedrungen und nervig, zuweilen ſcheint er ſogar nach piquanten Wendungen zu ſuchen. Von dem thüringiſchen Landgrafen Ludwig VI. entwirft er folgendes Bild: „Deſſir Lantgrafe Lodwig waz gar eyn clater jungir forſſe, eyn liplicher jungeling und eyner zamelichen wanderunge, eynes heiligen lebins. Do her obir ſyne blumindin jogunt zcu vornunftigen aldir quam, do waz her zcu male gutlichen wedir eynin iclichin, man yn eyne luchtin alle toginde, her waz von libe eyn wolgeſicketer man, nicht zcu lang noch zcu korit, zcu male mit ſchonen forſtlichin geberdin, in gnediger zcuverſicht, ſin angeſich waz frölich, ſyn antlizce ſubirlich. Unde ez waz nymant der en ſach, her worde eme gunſtig. Her waz ſchemel mit ſyme wortin, geczuchtig mit ſynin geberdin, reynlich unde kuſch mit ſyme libe, warhaftig mit ſyner rede, getruwe in ſyner frunſchaft,

bindungen mit dem Auslande kräftig zu benutzen und einzuſetzen verſtanden, um die auswärtigen Verlegenheiten der neapolitaniſchen Politik auf's Aeußerſte zu ſteigern und ihren Schimpf ſo zu mehren, daß daraus im Innern die längſt erſtrebte Kataſtrophe eintreten ſollte. Wenn einſt die Geſchichte Neapels in dieſem Zeitraum aus ächten und unverfälſchten Quellen zu ſchöpfen ſein wird, ſo dürfte ſich zeigen, daß die engliſch-franzöſiſchen Einwirkungen ſchon dicht am Thron Ferdinands II. ſtanden und bis in die Mitte ſeiner Königsgemächer hinein durch mehrere bedeutende Perſönlichkeiten ſeines Hofes vertreten waren. Der Kampf zwiſchen den Weſtmächten und Oeſterreich in Italien hatte eigentlich in Neapel zuerſt begonnen, und war lange vorher, ehe er auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino ausgefochten wurde, in den geheimen Parteibewegungen, die den König in ſeinem eigenen Schloſſe umſponnen hielten, hervorgetreten.

König Ferdinand II. war das weſentlichſte Werkzeug der öſterreichiſchen Politik in Italien geweſen. Sein Regiment in Neapel und die Herrſchaft Oeſterreichs in Italien ſtanden auf denſelben Säulen, und es war eigentlich von Hauſe aus beabſichtigt, daß ſie miteinander ſtehen und fallen ſollten. Durch die Con-

vention vom 29. April 1815, welche Oeſterreich und die Regierung beider Sicilien miteinander abgeſchloſſen, hatte Oeſterreich ſeine Herrſchaft über Italien eigentlich in Neapel angetreten. Damals ſaß Ferdinand I. auf dem Thron Neapels. Es war dies ein Allianzvertrag zwiſchen beiden Mächten, der eigentlich zu dem Zweck abgeſchloſſen worden: „Den Friedenszuſtand und die innere und äußere Ruhe des Königreichs beider Sicilien und Italiens im Allgemeinen zu befeſtigen.“ Ein geheimer Artikel aber zu dieſem Vertrage beſtimmt: „daß Se. Majeſtät der König beider Sicilien keinerlei Aenderungen zulaſſen werde, die entweder mit den monarchiſchen Inſtitutionen oder mit den von dem Kaiſer von Oeſterreich für das Innere ſeiner italieniſchen Provinzen angenommenen Grundſätzen unvereinbar wären.“

Die öſterreichiſche Machtherrſchaft ſuchte ſich hier ſchon auf ganz gleichmäßigen Schwingen, und um ſo ſicherer, über Italien auszuſtrecken. Wie Oeſterreich in der Lombardei ſein Regiment geſichert hatte, wie es auf Florenz mit allem Gewicht ſeiner Bayonnette und ſeiner Prinzipien ſich niedergelaſſen, und mit Parma und Modena Verträge abgeſchloſſen, welche dieſe italieniſchen Staaten nur noch als kaiſerlich königliche Filial-Inſtitute beſtehen ließen, ſo hatte es ſich auch ſchon

seit 1815 tief und fest in den Staatsorganismus Neapels eingeklemmt und legte hier einen seiner Haupthebel, um die Geschicke Italiens einst ganz in seine Hand zu bekommen. Diese Politik, die bis in den heutigen Tag hinein die bedeutendsten Folgen gehabt, war von Kaiser Franz I. und Metternich mit weitberechneter Voraussicht gesponnen worden. Kaiser Franz und Metternich waren deshalb im Jahre 1819 selbst nach Neapel gereist, um zu sehen, ob Alles gut wäre, und Metternich war bei dieser Gelegenheit vom König Ferdinand zum Herzog von Portella mit reicher Schenkung ernannt worden. Neapel schien bestimmt, die Herrschaft Oesterreichs in Italien vorzugsweise zu tragen und in die Mitte der Nation hinüberzuführen, und nur der Tod König Ferdinand's II. im Mai 1859 konnte Ursache gewesen sein, daß Neapel, ohne sich weder um Oesterreich noch um den Papst zu kümmern, zuerst ganz und gar in neutraler Zurückgezogenheit die Anfänge des neuen italienischen Nationaldrama's beobachtete.

Es schien also in der That, als ob die Partei, welche in dem jungen Thronerben eine neue politische Aera Neapels gegeben glaubte, sich nicht getäuscht hätte. König Franz II. hatte als Kronprinz weder österreichische noch römische Sympathieen in sich empfangen können.

Das öſterreichiſche Element war ihm durch ſeine Stiefmutter, die Königin Maria Thereſia, ſchon frühe als eine Schranke ſeiner eigenen perſönlichen Entwickelung entgegengehalten worden, und den Clerus ſah er mit ſeinem Einfluß ſtets zwiſchen ihm und ſeinem Vater ſtehen, das übele Verhältniß, das der Kronprinz am Hofe ſeines Vaters hatte, eher verſchlimmernd, als zum Guten vermittelnd. Franz hatte zum Mönch erzogen werden ſollen, aber nicht um ſeiner religiöſen und kirchlichen Anlagen willen, ſondern um ihn der Regierung abzugewinnen und in der Kirche verſchwinden zu laſſen. Schon dadurch erſchien ihm die Kirche in einem trüben und zweideutigen Licht. Als zwölfjähriger Knabe hatte er den vor der Revolution fliehenden Papſt geſehen, der, niedergeworfen und gedemüthigt von den Ereigniſſen, angſtvoll und geächtet, im Königreich Neapel ſeine Zuflucht gefunden hatte. Dieſes ſchwankende Bild der päpſtlichen Herrlichkeit hatte dem jungen Prinzen keine großen Erinnerungen hinterlaſſen, und man konnte ihn, der ſo oft freiſinnige und unabhängige Aeußerungen gethan, nicht zu denen zählen, welche Neapel wieder unter die Botmäßigkeit des römiſchen Stuhls ſtellen möchten, von der es ſich ſchon frühe losgerungen.

Wer hätte freilich die Geſinnung des Prinzen bis

in ihre innerſten Gründe hinein erforſchen können. Er hatte das verſchloſſene und zurückhaltende Weſen aller durch den Zwang äußerer Umſtände unterdrückten Perſönlichkeiten, aber in einer ſtillen und zart beſaiteten Natur ſchien er mehr zu verbergen, als er äußerlich ankündigte. In einem oppoſitionellen Anſchein ſtand er ſchon deshalb, weil König und Königin ihn auf ſich ſelbſt zurückgewieſen hatten. Auch die große Hingebung, mit welcher der Kronprinz an ſeinem Lehrer hing, einem alten fünfundachtzigjährigen Abate, ſchien für die Freiſinnigkeit des jungen Franz d'Aſſiſi zu ſprechen. Denn dieſer Lehrer, der einer der aufgeklärteſten Mitglieder des neapolitaniſchen Clerus war, hatte ohne Zweifel im freiheitlichen Sinne das Gemüth des Prinzen an ſich gezogen und daſſelbe für eine beſſere Zeit zu bilden geſtrebt. Dafür ſank er einſt mitten in der Lehrſtunde, an der Seite ſeines Zöglings, nieder, und hauchte, über den Arbeitstiſch gelehnt, an dem er ſo viel Gutes lehrte, unter räthſelhaften Zuckungen ſein Leben aus. Seine geheimnißvolle Todesart ſoll nie erforſcht werden ſein. Der Verluſt dieſes alten Lehrers mag auf den Kronprinzen einen ſehr ſchweren Eindruck gemacht haben. Er ſtand jetzt wirklich unter allen ſeinen Umgebungen allein und einſam da. Der alte Lehrer war

ſein Troſt, ſeine Familie, ſeine Geliebte, ſein Alles geweſen. Vielleicht brachte dies einen Ruck in ſeinem Gemüth hervor, der nicht zu berechnen war. Seine Verſchloſſenheit blieb für alle Parteien undurchdringlich, aber daß er noch am Todestage ſeines Vaters den reactionnairen und öſterreichiſch-päpſtlichen Beſtrebungen der Königin abgewandt war, konnte man daraus erſehen, daß die Königin noch die letzten Stunden Ferdinand's II. dazu benutzte, um von ihm ein Decret zur Ausſchließung dieſes Thronfolgers zu erwirken, wozu aber Ferdinand, ſelbſt unter dem Beiſtand aller ſeiner Beichtväter, ſich nicht entſchließen konnte.

So war Franz II., unter den freudigen Erwartungen aller derer, die auf einen neuen Umſchwung der Verhältniſſe oder wenigſtens auf Reformen in der Verwaltung hofften, auf den Thron Neapels gekommen, und der Antritt ſeiner Regierung charakteriſirte ſich ſogleich dadurch, daß er die diplomatiſche Miſſtellung, in der ſich Neapel ſo lange nach Außen hin befunden, ruhen ließ und ein beſſeres Verhältniß namentlich zu England und Frankreich anzuſtreben ſchien. Unter Ferdinand II. hatte Neapel ſich ſo iſolirt, wie nur ein Tyrannenſtaat ſich zu iſoliren vermag, der am liebſten einſam auf der ganzen Welt bliebe. Unter den modernen

Staaten aber ist die Isolirung immer zugleich ein Angriff, und England und Frankreich hatten die Haltung Neapels nicht nur als einen Angriff auf die Civilisation, was eine der wohlfeilsten Redensarten der heutigen Politik ist, sondern auch als eine Feindseligkeit gegen sie selbst, aufgefaßt. Es war schon so weit gekommen, daß der Golf von Neapel sich fast unter der Aufsicht eines englischen Kriegsschiffes befand. Die englische Regierung benutzte dazu mit einer gewissen Sophisterei die Bestimmung der neapolitanischen Regierung, daß fremde Kriegsschiffe, die neu ankommen, immer einige Zeit in der Bucht vor Anker liegen können. Jenes englische Kriegsschiff mußte daher beständig zwischen Malta und Neapel hin- und hersegeln, so daß es in Neapel immer für ein neu angekommenes Fahrzeug gelten konnte. Dadurch hatte es aber die Bedeutung eines Wachtschiffes für die neapolitanischen Verhältnisse bekommen, und es schien bereit zu stehen für den möglicher Weise jeden Augenblick eintretenden Fall, daß der längst beschlossene gewaltsame Druck auf die neapolitanische Regierung ausgeübt werden sollte.

Eine große Consequenz, die fast an Ehrlichkeit gränzte, hatte man dem König Ferdinand nicht absprechen können. Unbekümmert um alle diplomatischen Stellungen der

Mächte, und um die Prinzipien der ganzen Welt, regierte er ſein Königreich, als wenn es oben im Monde läge und dort in ſeiner eigenen Schwerkraft unantaſtbar hinge. Wie er mit Frankreich und England, als dem Hort der neuen weſt-europäiſchen Cultur, gebrochen hatte, und wie er aus demſelben Grunde auch gegen Piemont, als den neumodiſchen Eroberungsſtaat, den liberalen Träger einer neuen nationalen Conſtituirung Italiens, ſich feindlich aufſtellte, ſo war er auch allen Anforderungen und Anerbietungen Rußlands mit derſelben Offenheit gegenüber getreten. Als das ruſſiſche Cabinet, in ſeinem räthſelhaften Umhertaſten an den Küſten Italiens, bei dem König von Neapel die Erlaubniß nachſuchte, auch in Brindiſi, einem verfallenen Ort am adriatiſchen Meere in der neapolitaniſchen Provinz Terra di Otranto, wo es wieder einen verſandeten Hafen ausſpionirt hatte, eine Kohlenſtation errichten zu dürfen, ſoll Ferdinand II. dem mit den Unterhandlungen beauftragten ruſſiſchen Geſandten ganz offen und freimüthig Folgendes geantwortet haben: „Meine Verehrung und Freundſchaft für den Kaiſer Alexander iſt nicht minder aufrichtig, als ſie für den Kaiſer Nicolaus war; was jedoch die jetzige Politik anbetrifft, ſo haben ſich dabei bedeutende Unterſchiede

ergeben. Eine Regierung, welche einem Staat, wie Piemont, den Hof macht, und gleichzeitig Neapel die Hand reichen kann, iſt jetzt in ihren Tendenzen und Abſichten eine gänzlich unklare. Beides läßt ſich nicht vereinigen; eine Schiffsſtation in Villafranca und eine Schiffsſtation in Brindiſi ſind zwei im Princip und in den Vorausſetzungen ganz verſchiedene Dinge. Die Niederlaſſung Rußlands in Villafranca muß die Aufnahme Rußlands in Brindiſi hindern."

So ließ ſich Ferdinand II. gegen Rußland vernehmen, und obwohl er in einer gewiſſen Zeit, in ſeiner von Frankreich und England bedrohten Stellung, vielleicht Vortheile durch ein kluges Einvernehmen mit Rußland hätte erzielen können, ſo ließ er ſich durch eine Reflexion dieſer Art nicht beſtimmen, ſondern verfolgte mit einer merkwürdigen Unerſchrockenheit den Weg, Neapel zu iſoliren und es mitſammt ſeiner öden egoiſtiſchen Politik und ſeinen Maccaroni und allen ſeinen Herrlichkeiten unerreichbar oben in den Wolken zu betten.

Als ſein Sohn Franz II., ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, die Zügel dieſer verhaßten Regierung in die Hand nahm, ſchien es einen Augenblick, als ob dieſe friſche unbefleckte Jugend auf einem Thron,

der ſo viele Verbrecher und Uebelthäter geſehen, ſchen die Kraft einer Erneuerung und Veredelung ausüben wollte. Die politiſche Luft Neapels ſchien plötzlich reiner und heiterer geworden, man hielt den jungen König faſt allgemein für einen Freund liberaler Reformen, man traute ihm die Abſicht zu, eine neue conſtitutionnelle Verfaſſung für das Königreich der Sicilien zu geben. Auch ein freierer und beſſerer Verkehr mit den andern Nationen ſchien ſich plötzlich wieder angebahnt zu haben. Seit langer Zeit hatte man nicht wieder ſo viel Franzoſen und Engländer in Neapel geſehen, als in der erſten Zeit nach dem Regierungsantritt Franz II. Beſonders waren es ſehr viele vornehme, dem Hofe Louis Napoleons nahe ſtehende und ihm vertraute Perſönlichkeiten, die ſich plötzlich um den neuen König von Neapel zu ſammeln begannen, um, wie es ſchien, ein neues freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen Frankreich und Neapel anzubahnen ſuchten. Der franzöſiſche Geſandte in Rom, Herzog Grammont, und der Commandirende der franzöſiſchen Occupationstruppen, General Goyon, erſchienen zu wiederholten Malen an dem Hofe des jungen Monarchen in Neapel, und hatten intime Aufträge, die ſie mit dem größten Eifer verfolgten.

forstlich mit seme rethe, unde menlich in seme widirsatze, vorbedachtin in seinen globedin, gerecht mit seme gerichte, milde mit seme belonen unde was man toginde gesagin kan, der gebrach eme nicht." *)

Johann Rothe hatte in seine prosaische Darstellung etwas von der Legendendichtung mit hinübergenommen, in der er sich auch sonst versuchte. Strenger und pragmatischer bildete sich die historische Prosa durch Johann Thurmayer, genannt Aven-

*) „Dieser Landgraf Ludwig war gar ein klarer, junger Fürst, ein lieblicher Jüngling und einer ziemlichen Wanderung (wahrscheinlich soviel als: eines geziemenden Wandels), eines heiligen Lebens. Da er über seine blühende Jugend zu einem vernünftigen Alter kam, da war er zumal gütlich gegen einen Jeden, denn ihm leuchteten alle Tugenden ein. Er war von Leibe ein wohlgeschickter Mann, nicht zu lang noch zu kurz, zumal mit schönen fürstlichen Gebärden, in gnädiger Zuversicht; sein Ansehen war fröhlich, sein Antlitz säuberlich; und es war Niemand, der ihn sah, er ward ihm günstig. Er war verschämt mit seinen Worten, züchtig mit seinen Gebärden, reinlich und keusch mit seinem Leibe, wahrhaftig mit seiner Rede, getreu in seiner Freundschaft, fürstlich in seinem Rath, und männlich in seiner Widersetzung; vorbedächtig in seinem Geloben, gerecht in seinem Gericht, milde mit seinem Belohnen, und was man Tugenden nennen kann, das gebrach ihm nicht." Petersen, a. a. O. S. 106. flgd.

Es verbreitete ſich damals das in jenem Moment ungemein bedeutungsvolle Gerücht, daß Frankreich in ſehr freundliche Beziehungen zur neapolitaniſchen Politik einzutreten anfange, und daß die letztere bald einen Umſchlag erfahren werde, der den Abſchluß eines beſtimmten freundſchaftlichen Verhältniſſes zwiſchen Frankreich und Neapel in nahe Ausſicht treten laſſe. Die, wie man vermuthete, guten conſtitutionnellen Geſinnungen des Königs Franz konnten es nicht ſein, welche den Kaiſer Louis Napoleon ſo ſehr angelockt hatten, obwohl es ihm unter Umſtänden auf Kleinigkeiten ſolcher Art auch nicht angekommen wäre. Aber als der Krieg von 1859 ſeine größeren Dimenſionen auf der italieniſchen Halbinſel anzunehmen begann und ſeinen ungeheuren Reſultaten ſich entgegendrängte, mußte die große Entſcheidungskraft ins Gewicht fallen, welche Neapel in dieſer Situation in ſeinen Händen hielt. Wenn es ſich bald um die Exiſtenz des Kirchenſtaats in ſeinem bisherigen Länderbeſitz, und vielleicht um die Exiſtenz des Papſtthums ſelbſt handelte, ſo war allerdings kein anderer italieniſcher Staat ſo geeignet, wie Neapel, um durch eine raſche und zutreffende Heeresaufſtellung einen Ausſchlag zu Gunſten des Papſtes und ſeiner bedrohten Provinzen hervorzurufen und die italieniſche

Frage einer Löſung im Intereſſe des Papſtes und Oeſterreichs entgegenzuführen. Es wäre daher von der größten Bedeutung geweſen, wenn Neapel, ungeachtet ſeiner eingewurzelten Abneigung gegen den Emporkömmling Piemont, für den franzöſiſchen Plan eines freien Italiens hätte gewonnen werden können!

Zu Anfang ſchien es in der That, als ob der junge König Franz ganz geneigt geweſen wäre, ſein Ohr den Franzoſen und den Agenten Louis Napoleons zu leihen. Auf die Verwendung einflußreicher Perſonen, die an ſeinen Hof gekommen waren, entſchloß er ſich ſogar zu Etwas, das ihn einen großen Kampf mit ſich ſelbſt gekoſtet haben ſoll. Er gab die politiſchen Gefangenen frei, die noch aus der Zeit des revolutionairen Oberſten Piſacane in den Kerkern Neapels ſaßen, und über welche die amneſtirende Hand ſeines Vaters noch hinweggegangen war. Daß Louis Napoleon ſich durch ſeine Agenten gerade für dieſe Gefangenen verwenden ließ, konnte in einem ſehr weiten Sinne gedeutet werden, denn ſeitdem das Programm des Kaiſers der Franzoſen ſich über Italien zu entladen angefangen, waren die alten Führer und Kämpfer der italieniſchen Revolution überall wieder aus ihren Verſtecken hervorgeſtiegen, und waren ohne

Bedenken in Reih' und Glied des neuen Kampfes eingeordnet worden. Louis Napoleon glaubte die italienische Frage nicht ohne Wiederanknüpfung an die früheren italienischen Revolutionen und deren Namen und Helden lösen zu können, und wie er in der Lombardei und Mittel-Italien den Händen Mazzini's und Garibaldi's die Organisation gewisser unberechnenbarer Volksschichten überlassen hatte, so glaubte er ohne Zweifel auch im südlichen Italien durch die Schaar Pisacane's einen neuen Saamen der Revolution ausstreuen zu können. Pisacane, dessen „politisches Testament" kürzlich unter seinen Papieren in Genua aufgefunden wurde*), und sein revolutionaires Vermächtniß an seine Zeitgenossen enthielt, war ein Revolutionnair von ungeheurer Tragweite; gleichgültig gegen alle Staatsformen und Verfassungen, wollte er nur den auf die Revolution und die Association gegründeten Socialismus, durch den er das Ziel, die Einheit Italiens, einzig und allein für erreichbar hielt. Die Kerker Neapels schlossen seit lange einige der bedeutendsten Anhänger und Zöglinge Pisacane's in sich, und die Rückkehr dieser allergefährlichsten Soldaten der Revo-

*) Mitgetheilt im Journal des Débats. Juli 1859.

lution in die Mitte des Lebens ſchien ein Wagſtück, wenn man nicht geradezu beabſichtigte, durch die Revolutionnirung Neapels, die in dem „politiſchen Teſtament“ des Oberſten Piſacane den eigentlichen Knotenpunct ſeiner Theorie bildete, das letzte und entſcheidende Stadium der italieniſchen Frage herbeizuführen.

König Franz II. war orientirt genug über die Lage der Dinge in Italien, als daß er nicht einen angeſtrebten Wendepunct dieſer Art ſogleich hätte begreifen ſollen. Aber ſo ſehr ſchien ihm zu Anfang an einem guten Einvernehmen mit Frankreich gelegen, daß er endlich, nach langem Widerſtreben, jenen Anforderungen nachgab, und ſehr gefährliche Leute frei in das Land entließ. Vielleicht dachte er durch eine treue und ehrliche Verfaſſung, welche die Conſtitutionnellen von ihm erwarteten, dem Lande jeden ferneren Impuls zu einer Revolution am beſten benehmen zu können. Aber die unberechnenbaren Fortſchritte der franzöſiſch-piemonteſiſchen Waffen in Italien und der abenteuerliche Friedensſchluß von Villafranca, wodurch die italieniſche Revolution eine neue Stellung zur Nation erhielt und das bedeutendſte Element bei der neuen Conſtituirung Italiens wurde, ſchienen plötzlich einen unwiderſtehlichen Einfluß auf ſein Gemüth hervorgebracht zu haben,

oder die Camarilla hatte jenen Moment geſchickt erſehen, um dem jungen Monarchen Furcht einzuflößen und ſeines ſchwankenden Gemüths ſich zu bemächtigen. Jedenfalls iſt ſeit dem Friedensſchluß von Villafranca, der die alten Geſetze in der Staatenexiſtenz Italiens veränderte und die Nation auf ſich ſelbſt zu ſtellen anfing, der verhängnißvolle Umſchlag in dem König von Neapel erfolgt, und die Ereigniſſe begannen ihn gegen ſeine eigene Neigung fortzureißen. Es ſtand im Cabinet des Königs feſt, daß Neapel, wenn ein Congreß zur Entſcheidung über die Geſchicke Italiens zu Stande gekommen wäre, nimmermehr ſeine Bereitwilligkeit zum Eintritt in eine italieniſche Conföderation erklären würde, die zuerſt als ein lächerlicher Schatten durch die Gedanken Louis Napoleons geflogen war. Darüber mochte ſich der junge König wohl klar geworden ſein, und darin befand er ſich jedenfalls ſchon mit der verwitweten Königin Mutter und der Camarilla, an deren Spitze dieſe energiſche und entſchloſſene Frau ſtand, in einiger Uebereinſtimmung. Aber ungeachtet der peinigenden Unſicherheit, in welche König Franz gerathen war, ſträubte er ſich doch noch immer, das eigentliche Programm der Camarilla zu dem ſeinigen zu machen. Denn die Königin Mutter, die mit großer Conſequenz

triguen und Beeinflussungen eingesponnen, denen er bei seiner großen Jugend, bei seinem unschlüssigen und scheuen Charakter, und bei seinem Mangel an Menschenkenntniß, indem ihn seine Erziehung zu einem Fremdling in der Welt gemacht, unmöglich lange widerstehen konnte. Bald schien es sogar, als ob er schon ein gehorsames Werkzeug der Camarilla seiner Stiefmutter geworden wäre.

Die Königin hatte seit dem Tode ihres Gemahls einen engen Kreis von Parteigängern um sich gebildet, welche die Politik der Reaction nach allen Seiten hin vertraten, und ihren eigentlichen Schwerpunct nach Rom hin hatten, in dessen Schooß sie gewissermaßen das reuige Neapel, das der Abhängigkeit von Rom selbst unter seinen frömmsten Königen widerstrebt hatte, zurückführen wollten. Diese österreichisch-päpstliche Partei, deren Seele die verwittwete Königin von Neapel ist, zählt besonders drei Männer zu ihren Führern und Werkzeugen, welche in kirchlicher, politischer und militairischer Hinsicht eine äußerste reactionnaire Politik, wie sie kaum unter Ferdinand II. bestanden hatte, zu begründen und durchzuführen suchen.

In diesem verhängnißvollen Triumvirat nimmt der ehrwürdige Monsignore Halle gewissermaßen den

erſte Stelle ein. Dieſer fromme Prälat, ein wahrhaft mönchiſcher Charakter, der ſich den Staat nicht anders als nach der Ordnung eines Kloſters regiert und verwaltet denken kann, war dem Herzen der verwittweten Königin ſeit langer Zeit beſonders theuer. Der Monſignore Hallo war der Beichtvater, der Freund, der Geſellſchafter und Rathgeber der Königin Marie Thereſe. Sie ließ ſich in allen Stücken von ihm rathen, und er rieth der Königin nur das, was ſie ſelbſt wollte und was ihrem Sinn angemeſſen war. Jetzt mußte es darauf ankommen, den Stuhl des heiligen Petri in Rom und das zu ihm gehörende unveräußerliche Patrimonium zu ſchützen, zu bewahren und gegen die Pläne der Gottloſen, welche Frankreich und Piemont in's Werk ſetzten, ſiegreich zu behaupten. Die Intervention wurde daher das Stichwort der neuen Politik, welche aus den intimen Berathungen und Gebeten der Königin mit dem Monſignore Hallo hervorging: Intervention mit allen Streitkräften Neapels, wodurch die italieniſche Frage ſowohl in ſich ſelbſt als auch den europäiſchen Mächten gegenüber allerdings eine andere Wendung gewinnen würde, welche auch auf die inneren Zuſtände Neapels weſentlich zurückwirken und dieſelben im Geiſte der Reaction verfeſtigen müßte.

Der Militair dieſer Camarilla iſt der Oberſt Latour, ein alter bramarbaſirender Haudegen, der zugleich eine Art von komiſcher Figur im Kreiſe der Camarilla zu bilden ſcheint. Alle Franzoſen zu Paaren zu treiben, oder in der großen Gallerie des Vatican Kopf für Kopf aufzuhängen, ſoll ſeine Lieblingsredensart ſein, aber wenn er zu arg flucht und wettert, werden ihm auch von der Königin und Monſignore Hallo fromme Bußübungen zudictirt, die der alte Herr dann mit großer Gewiſſenhaftigkeit ableiſtet. Denn er iſt nicht nur ein tüchtiger Corporal, ſondern auch ein gehorſamer Sohn der Kirche, der jeder frommen Ordre pünktlich gehorcht. Der Oberſt Latour bildet mit ſeiner Perſon und ſeinem Einfluß auf die Truppen das eigentliche Militair-Cabinet der Königin Mutter, wodurch das Cabinet des Königs und die in demſelben gefaßten Beſchlüſſe nicht ſelten gekreuzt und in ihrer Ausführung gehindert werden ſollen. Ein getreues Organ dieſes heimlichen Militair-Cabinets ſoll der General Pianelli ſein, der jetzt an der Spitze der activen Armee ſteht und durch den Einfluß der Königin zum Commando der Gränztruppen, welche gegen den Kirchenſtaat hin ſich aufſtellen mußten, ernannt wurde. Dieſe Militairperſonen, über welche der Wille der Königin unbedingt gebieten kann, ſtehen

zugleich in einer Art von romantiſcher und ritterlicher Huldigung zur Perſon der Königin, die nicht minder als ihr energiſcher Geiſt, auf alle ihr Naheſtehenden mit einem gewiſſen Zauber wirkt. Denn Maria Thereſia, die erſt in ihrem einundvierzigſten Jahre ſich befindet, iſt zugleich eine ſehr bedeutende Perſönlichkeit, die viel Eindruck macht und darum als Haupt der Camarilla um ſo weitergreifende Wirkungen verbreitet.

Das dritte Glied in dem Trifolium der heutigen neapolitaniſchen Camarilla iſt Herr Ferdinand Troja, der ſchon in der letzten Zeit der Regierung Ferdinands II. Miniſterpräſident war, und auch in dem heutigen Cabinet Franz II., das unter Filangieri zuſammentrat, ein Portefeuille bekleidet. Er gilt für einen gewandten und intellectuellen Staatsmann, den eigentlichen politiſchen Kopf der Camarilla, und wäre auch zu brauchen, wenn die Reaction noch in die Lage kommen könnte, eine Verfaſſung zu machen, wozu Troja ſchon ſeit einiger Zeit ein von ihm ausgearbeitetes Schema, das freilich ſehr nach dem Katechismus ſchmecken ſoll, in der Taſche mit ſich herumträgt. Es verſteht ſich, daß auch Ferdinand Troja ein ſehr päpſtlich geſinnter Mann iſt und über die Leiden des heiligen Vaters bittere Thränen vergießt.

tinus (von seiner Vaterstadt Abensberg), der in einer spätern Zeit des Jahrhunderts lebte und seine baierische Chronik erst lateinisch, dann deutsch herausgab. Sein gebildeter Chronikenstil verräth eine Kenntniß und durchdachte Musternehmung der antiken Geschichtschreiber, und besonders Tacitus scheint ihm bisweilen vorgeleuchtet zu haben. Neben ihm könnte noch die Chronik der burgundischen Kriege von Diebold Schilling genannt werden, um die historische Anschauungs- und Ausdrucksweise des funfzehnten Jahrhunderts zu umzeichnen.

Die Sprache des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens in diesem Jahrhundert redet in ihrer ganzen Naivetät, treuherzigen Derbheit und schalkhaften Ehrbarkeit aus dem Ehestandsbuch des Albrecht von Eybe (Ybe) uns an. Dies ist eines der merkwürdigsten und seltensten Denkmäler dieser älteren Prosa. Der Verfasser giebt sich in der Vorrede seines ohne Titel erschienenen Werkes als „in baidē recht doctor, Archidiacon zu Wirczburg vñ Thumherr zu Bamberg vnd Ayster" zu erkennen. Die ältesten Ausgaben sind von Nürnberg, 1472, in welchem Jahre der Verfasser sein

Gefährlich wirkte dieſer Staatsmann in der heutigen Situation Neapels beſonders auch dadurch, daß er in ſeiner Perſon den geheimen Zuſammenhang darſtellt, welchen die Camarilla mit dem Miniſterium gewonnen. Mehr oder weniger ſcheinen alle Miniſter, welche in dieſem Augenblick das Cabinet des Königs bilden, einer genauen und planmäßigen Verzweigung mit der Camarilla der Königin zu unterliegen, und es iſt kein Zweifel, daß dabei manche Komödie geſpielt wird, um die Blicke des jungen Königs zu verwirren, und ihn glauben zu machen, daß er ſich in der Umgebung von Männern befinde, die ihm ihren Rath ganz unabhängig und blos im Intereſſe der Sache ertheilen. Namentlich will die liberale Partei dem (ſeitdem abgetretenen) Miniſterpräſidenten General Filangieri, der ſchon unter Ferdinand II. das entſetzliche Cabinet bildete, beimeſſen, daß er ſtets ein falſches Spiel mit dem König getrieben, und nichts als ein vorgeſchobener Strohmann und ein gehorſames Inſtrument der Camarilla geweſen ſei, in deren Abſichten er den König oft hineinführte, ohne daß dieſer es merkte. Dagegen waren Troja und Murena*) ſtets die eigentlichen Führer des Wider-

*) Murena, früher Finanzminiſter, dann eine Zeit lang

standes gegen die Volkswünsche. Sie sind die Begründer des neuen Schreckenssystems, das in Neapel, unter einem jungen, noch unschuldigen König, und zum Theil wider Wissen und Willen desselben, aufgerichtet worden ist, und das jetzt den Terrorismus unter Ferdinand II. an Niederträchtigkeiten und Schrecklichkeiten aller Art fast überragt.

Dieser neue Terrorismus in Neapel, der dem König über den Kopf weggenommen worden ist, und in den man ihn auch allmählig mit seinen Leidenschaften und seiner Furcht hineinzuziehen sucht, geht aus der polizeilichen Musterwirthschaft hervor, welche die Camarilla der Königin in ihrem geheimen Zusammenwirken mit dem Ministerium eingerichtet hat. Dies System verrieth sich zuerst in den massenhaften Verhaftungen, die bei Tag und Nacht in Neapel vorgenommen werden und keine andere Ursache und keinen andern Zweck hatten, als ein räthselhaftes Entsetzen durch die Bevölkerung zu jagen. Um die ganze Hauptstadt durch den Schrecken zu lähmen und in die Bande einer unheim-

---

Professor an der Universität zu Neapel, dann zum Präsidenten des Zollausschusses und Vicepräsidenten der Consulta mit den Ehren und Einkünften eines Minister-Staatssecretairs ernannt.

lichen Angſt zu ſchlagen, hat ſich zu den Polizei-Dämonen, die überall geſchäftig umherfliegen, noch das Syſtem der Denuncianten in einer fürchterlichen Ausdehnung geſellt. Keine Familie, keine Geſellſchaft iſt mehr vor ihren eigenen Mitgliedern ſicher. Ueberall ſind Spione und Denuncianten, die theils für Sold, theils um ſich die Gunſt der Machthaber zu erwerben, Alles, was ſie ſehen und nicht ſehen, der in geheimen Regionen beſtehenden Inquiſition verrathen. In dieſer Raſerei der Schreckensherrſchaft, welche ſich plötzlich wieder auf ganz Neapel herabgelaſſen hat, traut Niemand dem beſten Freunde mehr, den Kindern iſt man beigekommen, um gegen ihre Eltern Etwas auszuſagen, die Bedienten und Mägde treten als Angeber und Zeugen gegen ihre Herrſchaften auf. Die vornehmſten Leute dienen dieſem allverbreiteten Angeber-Syſtem, das in dem heutigen Neapel eine Höhe und eine Ausdehnung erreicht hat, wie kaum in den entartetſten Zeiten des alten Rom und unter den ſchmachvollſten und verderbteſten Zuſtänden der Imperatoren. Prinzen und Herzöge hält man für verdächtig, Spione zu ſein, denn kein Menſch iſt in dieſer Lage der Dinge ſicher, und darum giebt ſich Jeder zu Allem her. Wenn der Herzog ſich nicht beſondere Verdienſte bei der Cama-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.
3-598-52006-9
FN. 02245/048

rilla zu erwerben verſteht, ſo ſtehen ſein Leben, ſein Vermögen, ſeine Freiheit ebenſo leicht auf dem Spiel, als es dem unbedeutendſten Mann des Staates geſchehen kann. Die Verhaftungen in gewiſſen Stadtvierteln, namentlich in den vornehmeren, und beſonders in der Chiaja, ſollen an manchen Abenden gegen hundert Perſonen auf einmal betroffen haben. Selbſt die vornehmſte Equipage, und wenn ſie blos Damen aus dem Theater nach Hauſe führte, iſt nicht ſicher davor, plötzlich angehalten, und auf das Genaueſte durchſucht zu werden. Die darin befindlichen Perſonen werden dann, gleichviel bei welcher Witterung, genöthigt, auszuſteigen, und müſſen ſich auf offener Straße die beleidigendſten Unterſuchungen ihrer Kleidungsſtücke gefallen laſſen. Nicht als ob beſtimmte Verdachtsgründe gegen dieſe Perſonen vorlägen, geſchieht dies Alles, ſondern es iſt in der Regel nur eine Polizei Komödie, die eben des lieben Schreckens wegen geſpielt wird. Eine Bevölkerung, der man das Gefühl der allgemeinen Unſicherheit wie ein alle Säfte durchdringendes Gift eingeflößt hat, wird zuletzt in ſich ſelbſt gebannt daſtehen, und keine ſelbſtſtändige Bewegung mehr zu machen im Stande ſein. Seit einiger Zeit werden auch viele Prieſter verhaftet, die der Camarilla dadurch anſtößig

und verdächtig geworden sind, daß sie sich, ungeachtet des ihnen von oben herab ertheilten Winkes, nicht entschließen konnten, auf ihren Kanzeln für die Intervention einzutreten und das Einrücken der neapolitanischen Truppen in den Kirchenstaat als eine heilige Pflicht Neapels zu predigen. Diese Priester, deren es in der That in der letzten Zeit mehrere in Neapel gegeben, haben sich dadurch einer Hinneigung zu Frankreich und Sardinien verdächtig gemacht, aber man begreift nicht, wie die Camarilla, welche in der unbedingten Autorität der Kirche ihr einziges Princip sieht, es unternehmen will, diese unabhängig gesinnten Priester zu strafen.

Fast ebenso schlimme Brutalitäten, als gegen die Neapolitaner selbst, werden seit einiger Zeit auch wieder gegen die Fremden geübt, und namentlich gegen die Engländer, die zu verletzen man sonst Seitens der neapolitanischen Regierung eine besondere Scheu trug. Bei dem brittischen Consulat und beim Ministerium in London ergingen darüber seit einiger Zeit die mannigfachsten Beschwerden. Einem Engländer waren seine sämmtlichen Briefe, die er in Neapel auf die Post gab, aufgebrochen und zuletzt ganz zurückbehalten worden. Er nahm deshalb einen eigenen Boten in seinen Dienst und sandte durch diesen

ſeine Briefe zu einem Bekannten, der auf dem franzöſiſchen Dampfer Paniſlippe abreiſte, und der die Briefe unterwegs in den Briefkaſten, welchen die Poſt auf jedem Dampfſchiff hat, werfen ſollte. „Aber auf dem Wege nach dem Hafen" — heißt es in der von dem Engländer eingegebenen Beſchwerdeſchrift *) — „und gegenüber der Wache wurde mein Bote von einem Menſchen angepackt, der ſehr gut gekleidet war und einen langen Schnurrbart trug, und in befehlendem Tone ihm zurief: Du haſt einen Brief von einem Engländer — gleich her damit! Der Menſch, der ohne Zweifel von der Polizei war, da kein Anderer es gewagt haben würde, am hellen Tage und vor den Augen einer zahlreichen Wachtmannſchaft einen ſo empörenden Act zu begehen, durchſuchte meinen Boten ohne weitere Umſtände, bemächtigte ſich des Briefes, den er bei ſich hatte, ſchlug ihn mit ſeinem Stock zu Boden, trat ihn mit den Füßen, und ließ ihn auf dem Pflaſter in einem ſolchen Zuſtande liegen, daß ich ihm einen Aderlaß geben laſſen mußte." Bald darauf wurde aber auch der unglückliche Bote des Engländers in das Gefängniß geworfen.

Nicht minder werden die Franzoſen, die in Neapel verweilen, jetzt häufig Gegenſtand der übelſten Behand-

*) Abgedruckt in den engliſchen Blättern.

lung, und die Anfechtung, die ſie erleiden, kann mehr oder weniger den Intentionen einer gewiſſen Regierungspartei beigemeſſen werden. Wie wenig die Behörden dabei auf Abhülfe bedacht ſind, zeigte ſich bei einem kürzlich hier verhandelten Proceſſe, der dadurch entſtand, weil ein Franzoſe durch einen neapolitaniſchen Soldaten, einen Capitain der Infanterie, getödtet worden. Der Proceß wurde zwar, da das Ereigniß zu großes Aufſehen erregte, bei den neapolitaniſchen Gerichten aufgenommen, aber mit einer ſo außerordentlich zögernden Langſamkeit inſtruirt, daß darüber faſt die rechte Zeit verging, um die Thatſache noch genau ermitteln und feſtſtellen zu können. Man ſah dabei die Abſicht der Behörden durch, die Sache allmählig verſchwinden zu laſſen. Seitdem ſind mehrere Male Franzoſen bei hellem Tage von neapolitaniſchen Soldaten angefallen und mehr oder weniger ſchlimm mißhandelt worden. Die Camarilla ſoll dafür zum Theil Belohnungen ausgeſetzt haben, denn dem König Verlegenheiten zu erwecken, ihn mit allen auswärtigen Mächten zu entzweien, und ihm beſondere Verwickelungen mit England und Frankreich auf den Hals zu werfen, lag in dem Syſtem der Camarilla, und ſollte die neue Stellung begründen, in welche man Neapel hinüber zu führen gedenkt. —

Durch einen Polizei-Terrorismus der ſchrecklichſten Art glaubten die Königin und ihr Triumvirat Neapel zu einer neuen päpſtlichen Politik und zu Zuſtänden, wie ſie der öſterreichiſchen Prinzeſſin als die günſtigſten für die innere und äußere Sicherheit des Staates erſchienen, am beſten reif machen zu können. Dem jungen König ſelbſt war ſchwerlich ganz geheuer zu Muthe bei der Richtung, in der er ſich fortgetrieben ſah, und bei der ſteigernden Verwilderung, die ihn in ſeiner Hauptſtadt zu umgeben anfing. Es war darauf abgeſehn, in der Hauptſtadt eine geängſtigte und ſchreckensvolle Stimmung hervorzurufen, als ob ſich jeden Augenblick das Entſetzlichſte ereignen könnte. Patrouillen durchziehen fortwährend die Stadt, als wenn der Belagerungszuſtand darin herrſchte. Man ſieht nichts geſchehen, aber das größte Uebel iſt immer das, wenn man Alles für möglich halten muß.

Seit einiger Zeit iſt auch der römiſche Polizeichef Graf Dandini nach Neapel gekommen, und ſoll bei der Camarilla eine ſehr ausgezeichnete Aufnahme gefunden, ja ſogar bei der neuen Handhabung der neapolitaniſchen Zuſtände in der angeſtrebten Richtung ſeinen Rath ertheilt haben. Graf Dandini de Silva war der Erfinder des neuen römiſchen Polizeiſyſtems, welches die

Spionage im Innern der Häuser und der Familien entfesselte, und besonders aus den Dienstboten eine vollkommen organisirte Schaar von Angebern im Dienste der Polizei bildete.*) In Rom hatte er von seiner Stelle zurücktreten müssen, und man gab ihm dort den Signor Pasqualoni zum Nachfolger in der Oberleitung der Polizei. Graf Dandini war auf seiner Stelle, obwohl er Ungeheures auf derselben gewirkt, nicht mehr zu halten, denn er war plötzlich ein zu nachsichtiger Polizeimann, aber gegen keinen andern Verbrecher, als gegen sich selbst, geworden. Der edle Graf hatte einen Kassen-Defect von 30,000 Scudi gemacht. Man konnte und wollte ihn zu keiner Untersuchung ziehen, denn Dandini de Silva hatte stets für den treuesten Diener des Papstes gegolten, und man vergaß ihm die Dienste nicht, welche er der Hierarchie namentlich im Jahre 1850 geleistet. Man ließ ihn daher ohne die geringste Schwierigkeit abreisen, aber die letzte Amtshandlung, die Dandini vornehmen durfte, war die, daß er sich seinen Paß nach Neapel ausstellte. Hier konnte ihn Troja so vortrefflich bei der Einrichtung des neuen Schreckenssystems brauchen, daß man den Römer vielleicht gern in den neapolitanischen Staats-

*) Vrgl. „Italienische Zustände." Band III.

Buch mit einer feierlichen Zueignung dem löblichen Magistrat und der Gemeinde der Stadt Nürnberg als Neujahrsgeschenk übersandte. Es ist in drei Theile getheilt und enthält dem Inhaltsverzeichniß nach Folgendes: Tytel diß büchlins des ersten teyls: Ob einem Manne sey zu nemen ein eelich weyb oder nit. Von lieb und keüscheit der eelewte vnd von vnordentlicher lieb und vnkeüsch. Von der schön vnd vngestalt der Frouwen. So ein ee frow fruchtbar oder unfruchtbar ist. Von lieb vnd sorgen der kinder vnd wie sy erzogen sullen werden vnd so die kinder oder die elter sterben. So die frow wolredende vnd zornig ist. Von dem Heyratgut vnd von reichtumb vnd armut. — Tytel des andern teyl's: Wie die welt vnd wie die menschen vnd warumb sie erschaffen seind. Die Antwurt das ein weyb zu nemen sey. Widerwertigkeit in der ee vnd sunst zu dulden. Das man Frouwen vnd junckfrouwen zu rechter zeytt mann geben sol. Wie sich ein frow halten sol in abwesen irs mans. Das lob der ee. Das lob der frouwen. — Tytel des dritten teyls. Wie die male und wirtschaft seind zu halten. Von ellende krancheyt vnd wi-

dienſt berufen hätte. Aber Graf Dandini de Silva erbat ſich nichts, als die Erlaubniß, ſich im Neapolitaniſchen ankaufen zu dürfen, was dem verdienten Manne natürlich mit Vergnügen gewährt wurde. Er hatte große Summen aus Rom mitgebracht und ſehnte ſich mit denſelben jetzt nach einer ländlichen Zurückgezogenheit.*)

Das Schreckensſyſtem, welches in dieſem Augenblick wieder ſeine düſteren Schwingen über Neapel ausgebreitet hat, ſcheint aber nicht blos die Maske zu ſein, welche ſich die Reaction vorgeſteckt hat. Es fällt nicht minder in die Augen, daß ſeit der Zeit, wo die Annexion Mittel-Italiens an Piemont den päpſtlichen Stuhl zu einem Zſolirſchemel zu machen anfing, und Pius IX. die Hülferufe um ſeine beerbte weltliche Souverainetät an die ganze katholiſche Chriſtenheit aus-

*) Dieſe ſollte indeß dem Grafen Dandini de Silva nicht zu Theil werden, denn der heilige Vater berief ihn vor Kurzem wieder nach Rom in ſeine frühere amtliche Stellung zurück. Pius IX. glaubte unter den neuen und unberechnenbaren Verhältniſſen, denen Papſt, Rom und Kirchenſtaat entgegengehen, doch den alten polizeilichen Schreckensmann nicht länger entbehren zu können: ein Beweis, daß er und Cardinal Antonelli mit Sicherheit annehmen, es werde in der nächſten Zeit für einen Dandini de Silva recht viel Arbeit bei ihnen geben.

ſandte, auch eine große militairiſche Bewegung und Thätigkeit in Neapel erwachte. Große Rüſtungen wurden begonnen, und auch hier ſchien die Königin Mutter die Seele einer neuen planmäßigen Wirkſamkeit zu ſein. Vielleicht kam auch hierzu die eigentliche Ordre aus dem öſterreichiſchen Cabinet. Aber König Franz II. ſcheint ſelbſt nicht ganz ohne Fähigkeiten und Anlagen zum Militair zu ſein, und dieſe Richtung iſt vielleicht die einzige, in der er ſich bedeutend hervorthun dürfte. Er entſchloß ſich daher ohne Zweifel ſehr gern dazu, als ihm von ſeinen Rathgebern und Leitern vorſtellig gemacht wurde, daß die Situation es erfordere, ſich mit dem Armeeweſen Neapels eifrig zu beſchäftigen und eine neue ſtärkere Entwickelung der Heereskräfte vorzunehmen.

Das neapolitaniſche Heer hatte ſchon unter den früheren Königen große Vorzüge gehabt, und beſtand aus außerordentlich ſchönen, disciplinirten und auf's vortrefflichſte geſchulten Regimentern, wie man ſie, mit Ausnahme des militairiſchen Eroberungsſtaats Piemont, ſonſt in keinem anderen italieniſchen Lande antreffen konnte. Die neapolitaniſche Armee, die in ihrer Stärke und Ausbildung unter allen Situationen einen ſehr bedeutenden Ausſchlag geben kann, würde, wenn ſie

in einer bestimmten Richtung und unter einer energischen Führung entwickelt und verwendet wird, die größten Angelegenheiten entscheiden helfen. Ferdinand II., der eigentlich ein sehr kriegerischer Fürst war, konnte sie früher mit einigem Fug dem Kaiser von Rußland als Avant-Garde einer Coalition gegen Frankreich anbieten.

Die neapolitanische Armee litt freilich von jeher an einem besonderen Uebel in sich selbst, das ihre Wirksamkeit gegen den Feind sehr beeinträchtigen mußte, und dies Uebel liegt in ihrer Composition. Die verschiedenen Theile, aus denen dieser Organismus besteht, waren sich nämlich unter einander von jeher so entgegengesetzt und feindselig gestimmt, daß ihre wirksame Vereinigung zu einem Ganzen auch dem größten Feldherrn schwer werden müßte. Der Haß der verschiedenen Truppentheile gegen einander war in dieser Armee von jeher so groß, daß in ihren eigenen Gliedern immer nur mit größter Mühe Eintracht und Zusammenwirken erhalten werden konnte. Es sind in dieser Armee lauter verschiedenartige Elemente neben einander gestellt, die sich niemals zu einer einheitlichen Masse haben verschmelzen wollen, und die jeden Augenblick lieber gegen sich selbst losgehen möchten, als gegen den ihnen gegenüberstehenden gemeinsamen Feind.

Die neapolitaniſche Armee beſteht aus Schweizern, Garden, der ſicilianiſchen Legion, den Linientruppen und der Gensdarmerie, die ſich zum Theil ſchon ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten wegen unter einander haſſen und widerſtreben, und zum Theil auch, wie die Schweizer und die Garden, Privilegien vor den übrigen genießen, die beſtändige Eiferſucht auf der einen, und Ueberhebung auf der anderen Seite hervorrufen. Am höchſten ſtehen in dem neapolitaniſchen Heereswesen die Schweizer, die als die Leibwache tyranniſcher Regierungen das traurige Vorrecht genießen, in ſolchen Staaten beſonders geehrt zu werden, und die in Neapel nicht nur einen höheren Sold als die übrigen Truppen, ſondern auch das Privilegium haben, in der Stadt den Säbel tragen zu dürfen. Es charakteriſirt den neapolitaniſchen Thron, daß die Garde, welche ſonſt in jeder Heeres-Organiſation den eigentlichen Kern darſtellt, neben den Schweizern, den eigentlichen Königswächtern, nur die zweite Rolle ſpielt, obwohl die Vortheile und Privilegien zwiſchen beiden Truppen ziemlich gleich getheilt ſind. Die Eiferſucht zwiſchen Garde und Schweizern iſt aber nichtsdeſtoweniger ſtets auf das Höchſte entbrannt und kann nie beſänftigt werden, weil die Garde jedenfalls nicht die erſte und ausſchließ-

liche Geltung hat, welche ſie ſonſt in einem königlichen Heer beanſprucht. Zugleich wirkt der Nationalitätenhaß, der auch die anderen Truppenkörper gegen die Schweizer beſtändig erbittert, wozu noch die eigenthümliche Stellung der ſicilianiſchen Legion hinzukommt, die als ein drittes, ſich durchaus nicht aſſimilirendes Element zwiſchen Schweizern und Garden in der Mitte ſteht, und denſelben die Privilegien beneidet, die ihr ſelbſt nicht gewährt worden ſind. Aus demſelben Grunde ſtehen die Linientruppen allen übrigen Körpern der Armee feindlich gegenüber, denn auch die Linie fühlt ſich zurückgeſetzt gegen Schweizer und Garden, und die ſicilianiſche Legion iſt der Linie ſchon deshalb zuwider, weil Neapolitaner und Sicilianer noch niemals freundlich und einträchtig neben einander geſtanden haben. Rechnet man dazu den neapolitaniſchen Charakter ſelbſt, ſo begreift man die inneren Mißſtände einer Armee, die ſo großen Schwierigkeiten unterliegen muß, ſich einheitlich gegen den Feind zu ſchlagen, weil ihre einzelnen Theile ſich lieber unter einander zerfleiſchen möchten und ſtets auf den geeigneten Moment dazu lauern.

Um die ſonſt unleugbaren Streitkräfte einer ſolchen Truppe wirkſam zu machen, würde eine große und

wahrhaft kriegerische Persönlichkeit an ihrer Spitze erforderlich sein, unter dessen hinreißenden, thatkräftigen Geist diese sich widerstreitenden Massen sich in eine einheitliche Composition fügen müßten. Aber schon Ferdinand I. und Ferdinand II. trieben das Armeewesen nur als eine persönliche Liebhaberei, und behandelten es als eine Ankleidepuppe, wie so viele andere Fürsten, die schon etwas Nennenswerthes für das Vaterland gethan zu haben glauben, wenn sie ihre Soldaten aus- und anziehen und eine neue Litze an den Uniformen zu erfinden wissen. So erfand auch Ferdinand II., nach langen militairischen Studien, einen neuen Czakot, der bei der neapolitanischen Armee eingeführt wurde, und brachte den Schnitt der Uniformen zu einer größeren Vollendung.

König Franz II. setzte, wie sein Vater Ferdinand, die Completirung der Cadres der Armee fort, und strebte unmittelbar nach seinem Regierungsantritt darnach, dem neapolitanischen Heere, das schon unter Ferdinand II. mehr als sechszigtausend Mann stark wurde, eine noch größere Ausdehnung zu geben. Er befahl sogleich eine neue Aushebung von 12,000 Mann, und erließ energische Befehle an die Provinzialbehörden, die er mit Absetzung bedrohte, falls sie an dem festgesetzten Tage

ihr volles Contingent nicht gestellt haben würden. Man mußte glauben, daß es ihm Ernst damit sei, eine große kriegerische Wendung in der italienischen Frage hervorzurufen, und bald konnte man nicht mehr daran zweifeln, daß der junge König entweder durch sein eigenes Gefühl oder durch die unablässigen klugen Bemühungen seiner Stiefmutter dazu getrieben, sein Schwert für den leidenden und bedrängten Papst in die Waagschale legen werde. Seine Truppenstärke so hoch wie möglich zu bringen, schien ihm einzig und allein am Herzen zu liegen. In einer Zeit, wo die Männer alle kleiner werden und das erforderliche Militairmaaß nur noch ausnahmsweise erreichen, ließ er auch dies Maaß um einige Centimetres herabsetzen, was ihm aus der kurzen neapolitanischen Bevölkerung sehr viele neue Recruten zuführen mußte. Auch die Loskaufungssumme vom Militairdienst ließ er um hundert Ducati erhöhen. Dies war gewiß eine weise Regierungsmaßregel, denn zu gleicher Zeit kamen dadurch mehr Soldaten in die Armee, und mehr Geld in die Staatskasse, was die Situation nach beiden Seiten hin erforderte. Dann vermehrte er die Cavallerie um ein zweites reitendes Jägerregiment; das erste, das mit gezogenen Büchsen und gezogenen Pistolen bewaffnet ist, hatte sich früher

in Sicilien als eine ſehr zweckmäßige und wirkſame Truppe bewährt. Seinen Stiefbruder, den Prinzen Alphons Grafen von Caſerta, ernannte er, auf Betrieb der Königin Mutter, und um derſelben einen rechten Gefallen zu thun, zum Chef der reitenden Artillerie.

Bei aller dieſer militairiſchen Energie, zu welcher ſich der König emporſchwang, ſchien er doch keineswegs aller Theile ſeines Heeres gleichmäßig ſicher zu ſein. Die Partei, die ihn noch immer für eine liberale Staatsentwickelung gewinnen zu können glaubt, bezeichnete es laut als einen Fehler, daß der König darein gewilligt, eine Truppenmaſſe unter den Befehlen des Generals Pianelli an der Grenze, zwei Schritte von der Romagna, zu entfalten. Man traute dieſen Truppen in Neapel nicht, da man ſie vorzugsweiſe von dem Geiſt der Camarilla getrieben wußte, und es für möglich hielt, daß ſie mit derſelben Bereitwilligkeit auch gegen Neapel marſchiren würden, wenn der König eine Stellung einnehmen ſollte, die der energiſch ihre Zwecke verfolgenden Königin Mutter nicht gefiel. Der durch künſtliche Aufreizungen unterhaltene Mißmuth, der ohne Zweifel in der Armee herrſchte, hatte vornehmlich die Garden ergriffen, die auch einen Theil der Aufſtellung

an den Gränzen des Kirchenſtaats bildeten und für die Partei der Königin leidenſchaftlich entbrannt waren. Der König hatte auch hier ſchon mit Strenge einzugreifen begonnen. Mehrere Officiere hatte er nach den Inſeln deportiren laſſen, und viele höhere Militairs ſitzen bereits auf dem Fort Sant Elmo eingekerkert, wo ſie der Beſtimmung entgegenſehen, welche der König mit ihnen treffen wird. Es iſt dies eine beiſpielloſe Situation, welche den Schreckenszuſtänden, die jetzt wieder in Neapel herrſchen, den unheimlichſten und zweifelhafteſten Hintergrund giebt. Auch das Wort von einer bevorſtehenden Abdankung des Königs fällt von Zeit zu Zeit immer wieder, man weiß kaum woher es kommt, in dieſe dunkle verworrene Lage der Dinge hinein. Die Stellung des Königs ſcheint ſo ſchwierig und unabſehbar zu ſein, daß er den Ausweg aus den ihm aufgebürdeten Verwickelungen vielleicht nicht mehr anders wird ſuchen können, als durch eine ſcheinbar freiwillige Abdankung. Damit würde aber das Signal zu einer neuen Revolution in Neapel gegeben ſein, in der die inneren Elemente dieſes Staates, die in einer unerhörten Spannung gegen einander aufgerichtet ſtehen, früher oder ſpäter einmal wieder losbrechen müſſen. Dieſe Revolution würde aber um ſo furchtbarer ſein,

da die Entſittlichung des neapolitaniſchen Volkes unter den heutigen Zuſtänden entſetzlich vorgeſchritten iſt, und es in den beſſern Klaſſen faſt nur noch Spione, in den niedrigeren Schichten faſt nur noch einen Pöbel giebt, der Demjenigen zufällt, der ihm die größten materiellen Genüſſe garantirt.

Unter dieſem geheimnißvollen, eigenthümlichen Treiben und Drängen überfüllen ſich die Kerker Neapels, wie es nur in der blühendſten Zeit der neapolitaniſchen Schreckenswirthſchaft unter der vorigen Regierung der Fall geweſen war. Die Zahl der ſeit zwei Monaten Verhafteten ſoll ſich im ganzen Königreiche auf 5000 Menſchen belaufen haben. In Longro hatte man nach dem Frieden von Villafranca gerufen: „Es lebe der König! es lebe der italieniſche Bund!“ Der letztere Ruf war aufrühreriſch befunden worden, und 43 begeiſterte Patrioten ſollten verhaftet werden. Ein Dutzend rettete ſich über die Gränze, ſechs andere wurden gefaßt und verurtheilt, die Uebrigen hatten ſich verſteckt. Um ſie zu fangen, wurden ihre Frauen und Mütter eingeſperrt und nicht eher wieder freigelaſſen, als bis die Männer ſich geſtellt hatten. Dies Syſtem, Alles zu verhaften, was ſich nur irgend dazu eignet, koſtet dem Lande bereits bedeutende Summen und ſollen

derwertikeyt der menſchlichen natur. Das keyn ſunder verzweyfeln ſol.

Man ſieht, dieſer ebenſo ehrbare als luſtige Archidiaconus hat kein Hauptcapitel aus dem ehelichen Leben und Wandel unberührt gelaſſen. Seine moraliſchen Nutzanwendungen verrathen im Allgemeinen ſtrenge Grundſätze, ohne pedantiſch und im Einzelnen läſtig zu werden. Man hat ihn nicht mit Unrecht den deutſchen Montaigne genannt. Hin und wieder laufen ſeine moraliſchen Tractate, wenn den Verfaſſer ſeine fröhliche Phantaſie von dem didaktiſchen Ton abführt, in kleine Novellen aus, die, in ihrer zierlichen und naiven Behandlung, an Boccaccio erinnern. Zuweilen hat er auch aus demſelben entlehnt, wie die Erzählung, mit der er beweiſen will, „das man frowen und junkfrowen zu rechter czeit menner geben ſoll.“ Die vortrefflich gehaltene Erzählung: „wie ſich ein frow halten ſol in abweſen irs mans“ zeigt ihn ſelbſt als Meiſter im naiven Novellenſtil. *) Manches ſcheint

*) Dieſe Erzählung findet ſich abgedruckt in L. Meiſter's Beiträgen zur Geſchichte der deutſchen Sprache, Bd. I. S. 143 — 153.

ſchon seit einigen Monaten dafür auf der Polizei-Präfectur mehr Mittel erfordert worden sein, als unter Ferdinand II. in einem einzigen Jahre für diesen Zweck ausgegeben zu werden pflegten. Mitten unter diesen Gräueln wird nichtsdestoweniger an eine Amnestie gedacht, die der König aus eigenem Antriebe beschlossen haben soll, und die wohl ein Zug seines innerlichst guten Herzens zu sein scheint. Man hat ihm, wie uns versichert wurde, eingeredet, daß die Ertheilung dieser Amnestie einen noch bei weitem glänzenderen Effect im Inlande und Auslande machen würde, wenn die Kerker in diesem Augenblicke hübsch gefüllt wären und er dann einer recht großen Anzahl von Gefangenen verzeihen könnte. So ist neuerdings sogar auf das Conto der Amnestie hin verhaftet worden. Zu Verhaftungen ist aber immer Stoff, da die ungeheuere Liste des schwarzen Buches, worin die sogenannten „Attendibili“ verzeichnet stehen, d. h. solche Leute, die beschuldigt sind, auf Umsturz und Revolution zu warten, nicht so leicht erschöpft werden kann. Wie sollte auch die Zahl der Verdächtigen nicht endlos sein in einem Zustande, in dem Keiner dem Andern trauen kann, und in dem sich Jeder nur auf der Stelle zu erhalten vermag, auf der er den Andern fortgedrängt hat.

Die Zahl der politischen Gefangenen unter Ferdinand II., welchen man den Nero des Katholizismus genannt hat, galt oft für eine übertriebene Angabe, denn sie wurde auf zwanzig bis dreißig Tausend Gefangener berechnet, die aus dem gesammten Königreich beider Sicilien in die schauderhaftesten Kerker abgeliefert wurden. Dies konnte allerdings fast unglaublich erscheinen, und die Angaben, welche Gladstone darüber in seinen beiden berühmten Briefen an Lord Aberdeen mittheilte, sind oft als unmöglich bezweifelt worden. Aber die Fortschritte, welche das Verhaftungssystem unter Franz II. schon in zwei Monaten zurücklegte, lassen den sichern Schluß ziehen, daß diese fürchterlichen Zahlen nur den wirklichen Zustand der Dinge bezeichneten und durch die heutige Wirthschaft leicht zu übertreffen sind. Denn die Fürsten, die eigentlich etwas Besseres wollen, die aber nicht die Kraft und den Charakter haben, es durchzuführen, sehen in der Regel weit schlimmere Folgen ihrer Handlungen, als der Terrorismus des ächten Tyrannen erzielen kann. Die starke Entschlossenheit, das Böse zu thun, richtet nicht so Uebeles an, als die halbliberale Schwäche, die auch noch dadurch verwildert, daß sie, von Anderen gezerrt und getrieben,

die Verantwortung für ihre Handlungen nicht ſelbſt zu tragen glaubt.

So ließ Franz II. unmerklich das ganze Schreckensſyſtem wieder eintreten, das unter ſeinem Vater den eigentlichen Charakter der Herrſchaft ausgemacht hatte. Dieſelben Kerker, die unter Ferdinand II. zum Entſetzen von ganz Europa gedient hatten, hielt auch Franz ohne eine Abänderung ihrer Gräuel für die Schaaren der Unglücklichen offen, die ihm als die richtigen Opfer bezeichnet worden waren. Die Schauder von Procida erneuerten ſich unter ihm mit geſteigertem Entſetzen. Die ſchöne Inſel Procida hat zugleich ein Bagno, in welchem Ferdinand II. die politiſchen Gefangenen in Reih' und Glied mit den Galeerenſklaven der fürchterlichſten Art, und zum Theil paarweiſe zuſammengeſchloſſen mit den fürchterlichſten Verbrechern und Mördern, ihre Kämpfe gegen die unerträgliche Tyrannei abbüßen ließ. In Procida war es, wo damals der ſchreckliche Aufſtand der Staatsgefangenen gemacht wurde, der mit einem beiſpielloſen Verderben für ſie endigte. Ferdinand ſchickte Soldaten, und ließ Granaten mitten unter die Gefangenen werfen, von denen fünfundſiebenzig dadurch getödtet und zerfleiſcht wurden. Darunter befanden ſich mehrere Kranke, die

in den Lazarethen lagen, und ohne an dem Aufſtand Theil genommen zu haben, in ihren Betten von den Granaten zerſchmettert wurden. Aehnliche Scenen ſollen ſich auch neuerdings wiederholt haben, indem ein geringfügiger Ungehorſam mit einer blutigen Niedermetzelung der Gefangenen beſtraft wurde. Die Gefängniſſe von Neapel haben auch in der Koſt, welche den Gefangenen verabreicht wird, unter der heutigen Regierung nichts an ihren Schreckniſſen eingebüßt. Die Opfer, welche in dieſen oft tief unter der Erde gelegenen Löchern eingeſargt ſind, ſollen zugleich in der beſtialiſchen Unreinlichkeit verkommen, die hier rings um ſie her aufgehäuft wird. Eines der entſetzlichſten Gefängniſſe iſt das auf der zauberiſchen Inſel Iſchia, wo der Baron Porcari ſaß, der angeklagt war, an dem Aufſtande in Calabrien Theil genommen zu haben. Der Kerker auf Iſchia iſt ein unterirdiſcher und befindet ſich 24 Fuß tief unter dem Niveau des Meeres. Hier ſaß Porcari in einer gänzlich lichtloſen Höhle, die er weder bei Tage noch bei Nacht verlaſſen durfte, ganz allein, ohne daß er den Beſuch irgend eines Freundes empfangen durfte, und nur ſeiner Gattin wurde es alle vierzehn Tage einmal erlaubt, in ſein furchtbares Gefängniß zu ihm einzutreten. Porcari hat neuerdings einen Erben ſeiner

Qualen in dieſer Höhle erhalten, es ſitzt dort jetzt ein Sergeant-Major, der entweder ein zu leidenſchaftlicher Anhänger des Königs oder eine zu unvorſichtige Creatur der verwittweten Königin und der Camarilla war und jedenfalls nach einer dieſer beiden Richtungen hin die Geſinnung der Armee zu bearbeiten und aufzuregen ſtrebte. Daß ſeine Schuld zweifelhaft iſt, liegt im Sinne des Syſtems, denn noch niemals hat Einer in dieſen Gefängniſſen geſeſſen, der nicht entweder ganz unſchuldig war, oder einer in den Urſachen zweifelhaften und unaufgehellten Anklage unterlag.

Auch die polizeilichen Schreckensproceduren, nach denen bei Verhaftungen, Hausſuchungen und Einbrüchen in das Haus und in die Familie verfahren wurde, waren unter Ferdinand II. nicht ſchlimmer geweſen, als ſie es heutzutage ſind. Das eigentliche Syſtem beſteht darin, daß die Polizei nicht blos denjenigen verhaftet, der ſich eines Verbrechens ſchuldig oder verdächtig gemacht hat, ſondern vorzugsweiſe alle diejenigen, deren Verhaftung ſie für nützlich hält. Ein Rundſchreiben des Polizeiminiſters an die Intendanten ſprach darüber neulich die unverholenſten Grundſätze mit aller Naivetät und Würde aus. Es genügte dann, einen ſolchen Menſchen, der nicht mehr in die Lage der Dinge

hineinpaßte, in ein Gefängniß gelegt zu haben, um alle Schuld, deren man an ihm bedarf, herauszufinden und zu bestätigen. Alle seine Papiere und Briefe sind weggenommen und untersucht, die Verhöre mit ihm finden im geheimen Dunkel des Kerkers ohne Zeugen statt, und da der Gefangene nicht das Recht hat, an ein höheres Gericht zu apelliren oder auch nur einen Advocaten zu Rathe zu ziehen, so sind alle seine Aussagen zu seiner Rechtfertigung gleich Null und der Inquisiter benutzt, was der Gefangene gesagt oder nicht gesagt haben mag, zur Begründung der Anklage und des Strafurtheils in dem Sinne, der ihm von oben her befohlen worden. Auch kommen oft geheime Aussagen der Priester hinzu, um einen Staatsgefangenen sogar mit allem Anschein der Gerechtigkeit verurtheilen zu helfen, denn man hört es überall sagen, daß die neapolitanischen Priester die Geheimnisse des Beichtstuhls verrathen, vielleicht auch verfälschen. Wer aber einmal in neapolitanischen Kerkern sitzt, hört gewiß selbst bald auf, an seine Unschuld zu glauben oder für die Anerkennung derselben sich irgend zu bemühen. Schon die Tracht des Gefangenen, in welche er bei seinem Eintritt in den Kerker gesteckt wird, zeichnet ihn bei aller seiner Unschuld als einen Verdammten,

der aus der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen worden, und der, wenn er ſich mit ſchauderndem Erſtaunen ſelbſt betrachtet, ſich kaum noch für geeignet halten kann, jemals wieder in das Leben und den Kreis der Seinigen zurückzukehren. Denn man hat ihn wie einen wahren Teufel angezogen, indem man ihm eine Jacke von grobem rothem Tuch, ein paar rothe, mit breiten ſchwarzen Streifen durchwirkte Beinkleider und eine rothe Mütze von ſeltſamer ſpitzer Form, angelegt hat. Die Beinkleider erſcheinen ihrer ganzen Länge nach geknöpft, um des Nachts abgelegt werden zu können, ohne die auf den Gliedern feſtſitzenden Ketten zu beeinträchtigen. Die Stimmung, welche dies Koſtüm den Gefangenen ſelbſt einflößt, ſoll ſo fürchterlich ſein, daß es mehr dazu beiträgt, als die Folter, um Bekenntniſſe jedes Verbrechens, das man nur irgend geſtanden ſehen will, auf die Lippen der Unglücklichen zu rufen. In dieſe Tracht hatte Ferdinand II. auch ſeine Miniſter ſtecken laſſen, als er ſich an ihnen dafür rächen wollte, daß ſie ihn zur Ertheilung einer Conſtitution für ſein Königreich getrieben.

Hätte Franz II. auch nur im Gemüth mit dem Schauderſyſtem ſeines Vaters aufrichtig gebrochen, und dann die Fähigkeit beſeſſen, ſeine Freunde und ſeine

Feinde richtig von einander unterscheiden zu können, so würde er Elemente genug um sich her wahrgenommen haben, auf die er sich zu einer vernünftigen und festen Neugestaltung seines Reichs nachhaltig hätte stützen können. Aber es ist nicht so leicht, Freunde und Feinde in seiner Umgebung zu sondern und richtig zu stellen, denn darin würde sich schon ein kräftiger und sicherer Charakter offenbaren, der dem jungen König freilich nicht gegeben war. Es fehlte bei seinem Regierungsantritt nicht an tüchtigen Männern, die bereit waren, ihm als feste Stützen zur Seite zu treten, und ihn auf dem Wege liberaler Reformen zu geleiten und mit ihrem Leben zu schützen. Ein solcher Mann war der Fürst Cassero, einer der würdigsten Charaktere Neapels, der zwar nicht zu den Constitutionellen im entschiedenen Sinne des Wortes gehörte, aber mit gemäßigten, ehrlichen Grundsätzen und mit vorsichtigen Concessionen an den Zeitgeist, zu denen er den jungen König aufforderte, das beste und sicherste Regiment in Neapel stiften zu können verhieß. Aber Franz ließ die treue und starke Freundeshand, die sich vertrauensvoll in die seinige legen wollte, sogleich wieder fahren; es tröstete ihn bei weitem weniger, einen solchen Freund gefunden zu haben, als es ihn auf der andern Seite ängstigte und beun-

ruhigte, was die verwittwete Königin, die er ſeine ganze Jugend hindurch fürchten gelernt hatte, und deren Macht ſich auch jetzt wieder mit großer Klugheit und Ueberlegenheit ihm gegenüber begründete, unternehmen würde. Die beſtändige Furcht vor der Königin beherrſchte ihn aber zugleich wie mit einem magiſchen Reiz, und ließ ihn durch die geheimnißvolle Wirkung, die den kleinen Vogel der Schlange gegenüber beherrſcht, ſich endlich rettungslos, und ſich ſelbſt aufgebend, zu ihr wenden.

Wäre Franz II. eine höhere Natur von politiſcher Schöpferkraft geweſen, ſo gab es für ihn noch eine ganz andere, ihm eigentlich ſehr nahe liegende Aufgabe, nämlich die, ſich unmittelbar, ſobald er den Thron Neapels beſtiegen, an die Spitze der italieniſchen Nationalbewegung zu ſtellen, und im Sinne der alten großen Traditionen Neapels die italieniſche Frage geſtaltend in die Hand zu nehmen. Auch dafür würde es ihm nicht an bedeutenden Anknüpfungspunkten gefehlt haben, die ſchon um ihn her vorlagen, denn in Neapel giebt es auch in der neueſten Zeit wieder eine Partei, die von einem großitalieniſchen Reich nicht nur im Stillen träumt, ſondern eine thatkräftige Begeiſterung dafür bereits lauter und lauter hervortreten läßt. Dieſe

Partei, der es an angesehenen und schwer in's Gewicht fallenden Mitgliedern keineswegs zu fehlen scheint, glaubte ebenso sehr wie die constitutionelle Partei, den König bei seinem Regierungsantritt als den Ihrigen begrüßen zu können. Die großitalienische Partei fand Franz II. in Neapel schon in einer bedeutend vorgeschrittenen Organisation vor, obwohl noch eine große Meinungsverschiedenheit in ihrem Lager herrschte, denn während die Einen sich vor der Hand begnügen wollten, allenfalls auch ein Anhängsel Piemonts zu werden, und sich annectiren zu lassen, meinten die Anderen, Entschiedeneren, daß Neapel der Vorrang gebühre, als leitender und führender Staat an der Spitze eines neuorganisirten Italiens zu stehen. Diese letztere Fraction, unternehmend, begeistert und reich an Mitteln, war jeden Augenblick bereit, den jungen König Franz II. auf ihren Schild zu heben, wenn italienischer Nationalsinn in dem jungen Monarchen zu entzünden gewesen wäre.

Die großitalienische Partei in Neapel stützt ihre Berechtigung, mit der sie auftritt, auf den historischen Beruf, den Neapel durch seine alte Größe, durch sein Ansehen und seine Macht in Italien empfangen und schon vor Jahrhunderten ausgeübt habe. In den geheimen Manifesten dieser Partei wird vornehmlich auf

er wörtlich aus andern Schriftstellern überſetzt zu haben, wie er überhaupt eine vielfältige Beleſenheit an den Tag legt. Seine feine Auffaſſung von Welt- und Lebensverhältniſſen iſt gerade dazu geeignet, uns das Privatleben ſeiner Zeit, wie es geredet und für ſeine eigenthümlichen Zuſtände Worte gefunden, auseinander zu legen. In ſeiner Sprache finden ſich einzelne Seltſamkeiten, die beſonders im Gebrauch des Hülfszeitwortes ſein auffällig ſind. So ſagt er: ward einen Brief ſchreiben, anſtatt ſchrieb einen Brief; ſie ward küſſen, anſtatt ſie küßte; ward ihr wolgefallen, ſtatt gefiel ihr wol; das Herz ward in ihr zittern, ſtatt das Herz zitterte in ihr; ward lieblichen anſehn, ſtatt ſah lieblich an, u. dgl. Sonſt hat ſeine Proſa eine gewiſſe duftige Lieblichkeit und iſt die Reſonanz einer heitern, gemüthlichen, wohlgeſtimmten Seele.

Ueber das Freien ſagt Albrecht von Eyde folgendes Beherzigenswerthe: „Vgolinus parmenſis ſchreibt, ich hab wohl geſehen das oft ein ſchicz (Schütz) ablaßt hundert pfeil von dem bogen ee er das zil mag getreffen, ſo kompt oft ein glik das im erſten ſchuß der ſchicz trifft das blatt, alſo ge-

zwei frühere Beherrſcher Neapels hingewieſen, Kaiſer Friedrich II. und König Manfred, welche den Gedanken der italieniſchen Einheit ſchon frühe von hier aus in die Hand genommen und denſelben auch unfehlbar zum Sieg geführt haben würden, wenn nicht die Päpſte und die Guelfen verſtanden hätten, dies große Werk ſtets wieder zu vereiteln.

Dieſer in Neapel urſprünglich geborne Gedanke der italieniſchen Einheit wurde hier auch mitten in den Bewegungen des Jahres 1848 durch die geheime Geſellſchaft der italieniſchen Einheit (setta l'unità italiana) wieder aufgenommen, eine Geſellſchaft, die, wie dies in neuerer Zeit bei allen revolutionairen Organiſationen, namentlich durch Mazzini eingeführt worden, ſich in verſchiedenen Kreiſen oder Zirkeln ineinander aufbaute und ſich dann concentriſch ineinander ſchob, dergeſtalt, daß die Mitglieder des Vorſtandes eines Zirkels zugleich die Präſidenten eines untergeordneten Zirkels waren, und an der Spitze des ganzen Vereins ein großer Rath ſich befand, der in letzter Inſtanz Alles genehmigen mußte und die fürchterlichſten Strafen über die zum blinden Gehorſam verpflichteten Mitglieder verhängen konnte. Der ausgeſprochene Zweck dieſes Bundes war: Italien von der Tyrannei ſeiner Fürſten

und von jeder Herrschaft einer fremden Macht zu befreien, und Land und Nation in einer auf sich selbst gestellten Unabhängigkeit neu zu constituiren.

In dieser Gesellschaft waren die Elemente der alten Carbonari und des jungen Italiens zusammengeflossen, denn die Revolution sollte einzig und allein die Grundlage sein, auf der man die Einheit der Nation gewinnen und aufbauen wollte. Die fremden Waffen und die Herrschaftssucht einzelner Fürsten sollten bei diesem aus sich selbst hervorgehenden Nationalwerk gleichmäßig ausgeschlossen bleiben. Mitglied dieser mächtig im Geheimen arbeitenden Gesellschaft war auch Carlo Poerio, ein Mann von unbedingt freien politischen Gesinnungen, der als constitutioneller Minister zu Anfang das größte Vertrauen Ferdinands II. besaß und durch seine großartige Beredsamkeit eine glänzende Stelle in dem neapolitanischen Parlament einnahm. Es ist möglich, daß die geheime Wirksamkeit Poerio's in dem Bunde der italienischen Einheit die hauptsächliche Ursache wurde, weshalb der König ihn eigentlich verdammen ließ. Denn die Freunde der italienischen Einheit wollten zu allererst nichts anderes, als die Revolution in Neapel. In Carlo Poerio war aber schon der Gedanke lebendig geworden, daß die Begebenheiten

in Italien in der Weiſe getrieben und geleitet werden müßten, um alle italieniſchen Staaten zuletzt unter einem und demſelben Scepter, nämlich unter dem Carl Alberts, einigen zu können. In dieſer Form und durch dieſe Mittel hielt er die Einheit Italiens einzig und allein für ausführbar. Wir wiſſen nicht, ob dieſer Gedanke auch ſchon in der setta l'unità italiana lebte, aber es fehlt nicht an Zeugniſſen dafür, daß der neapolitaniſche Miniſter Carlo Poerio ſchon im Jahre 1851 über dieſen Ideen und Plänen erglüht war. Es giebt aber oft kein größeres Verbrechen in der Geſchichte, als einen Gedanken zuerſt gefaßt oder angeregt zu haben. Poerio wurde zu 24 Jahren Zwangsarbeit in Ketten verurtheilt, und man ſagte, daß er auf dem Bagno, wo die unglücklichen Bewohner immer paarweiſe aneinander geſchmiedet werden, auf ausdrücklichen Befehl des Königs Ferdinand, mit ſeinem Angeber zuſammen gekettet wurde, einem gemeinen Verbrecher, auf deſſen Zeugniß hin Poerio verurtheilt worden war. Die im Jahre 1858 erfolgte Amneſtie Ferdinands war nicht weniger grauſam gegen ſeinen ehemaligen Liebling Poerio, denn ſie ließ den kaum noch Lebensfähigen auf ein Schiff packen, um ihn nach Amerika zu deportiren. Der kranke Poerio würde dieſe Fahrt

nicht überlebt haben, wenn ihn nicht der mitleidige Schiffscapitain an den gastlichen Gestaden Englands ausgesetzt hätte. Von hier blickt der sterbende Mann jetzt nach dem schönen Italien hinüber, wo durch die unwiderstehliche Macht der Ereignisse die Ideen Poerio's, welche er selbst mit seinem persönlichen Verderben büßen mußte, zu Thatsachen geworden sind und allem Anschein nach den neuen von ihm angestrebten Nationalzustand siegreich erzeugen werden.

Neapel ist ohne Zweifel ein wichtiger und vielleicht der wichtigste Punkt zur Entscheidung der italienischen Nationalangelegenheit geblieben. Dies scheint sich auch durch die neueste Haltung der Mazzinisten und ihrer Gesinnungsgenossen zu bestätigen, denn seitdem Mazzini wieder auf seinen alten revolutionnairen Dreifuß in London zurückgekehrt ist, und dort über neue Pläne und Anschläge brütet, ist es besonders der Süden Italiens, den Mazzini jetzt zum ausschließlichen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Thätigkeit gemacht hat. Den italienischen Süden zu revolutioniren und einen umfassenden Volksaufstand in Neapel hervorzurufen, durch den ein neuer Incidenzpunkt in die italienische Nationalbewegung treten müßte, scheint ein neuer Einfall der Mazzinistischen Partei und eine neue

Richtung ihrer Operationen zu ſein. Ob jetzt auch die Mazziniſten Neapel zu der Rolle beſtimmt haben, welche dem conſtitutionellen Piemont durch die Allianz mit dem Kaiſer der Franzoſen garantirt worden, iſt noch nicht ganz klar. Mazzini ſoll freilich neuerdings die Antipathieen aufgegeben haben, die ihn zu Anfang gegen die napoleoniſche Rettung Italiens beſeelten.

Und auch bei den Liberalen in Neapel, die noch immer auf ihre Zukunft hoffen, ſollen neuerdings einige Sympathien für den Kaiſer Louis Napoleon hervorgetreten ſein. Die Liberalen Neapels erklärten ſich auch bald für die italieniſche Conföderation nach napoleoniſchem Zuſchnitt, in der anfangs, nach Beendigung des Krieges von 1859, die beglückende Formel für die Einheit Italiens gefunden wurde. Die liberale Partei in Neapel neigte ſich dieſem weſenloſen und glücklicher Weiſe unausführbaren Project um ſo eifriger zu, als die Camarilla ſich mit der leidenſchaftlichſten Heftigkeit gegen ein Bundestags-Italien erklärt und den jungen König ſofort beſtimmt hatte, zugleich im Intereſſe Oeſterreichs und des Papſtes, jeden Anſchluß daran zu verweigern. Die Liberalen waren aber auch im Intereſſe des conſtitutionellen Prinzips der Conföderationsidee zugefallen, denn ſie glaubten, daß jeder italieniſche

Staat eine Repräſentativregierung bei ſich werde einführen müſſen, wenn das Bundestags-Italien zu ſeiner Verwirklichung kommen ſolle. Das conſtitutionelle Element iſt überhaupt an den Neapolitanern nicht ſo oberflächlich vorübergegangen, als man denken ſollte. Vielmehr iſt es im Sinne des Volkes vielfach haften geblieben, was man kaum geneigt wäre, bei einer ſo leidenſchaftlichen, zu keiner gründlichen Debatte geeigneten und in jedem Augenblick veränderlichen Bevölkerung anzunehmen, der man ſchon das parlamentariſche Sitzfleiſch, die erſte Grundlage einer conſtitutionnellen Regierung, nicht zutrauen möchte.

Schon die erſte Conſtitution von 1820, welche Ferdinand I. in Folge der damaligen Revolution einführte und die nichts Geringeres war, als die ſpaniſche Conſtitution von 1812, welche der geängſtigte König beſchwören ließ, hinterließ bedeutende Spuren in dem Volksgeiſte, und obwohl Ferdinand ſchon im Jahre 1821 mit Hülfe der öſterreichiſchen Waffen ſich dieſe Verfaſſung wieder vom Halſe ſchaffte, ſo wirkte ſie doch in Neapel mit beſtändig aufregenden Erinnerungen nach. Die geheime Geſellſchaft für die italieniſche Einheit forderte in ihrer Proclamation vom 1. Mai 1848 vor Allem dazu auf, mit den Waffen in der

Hand die Wiederherſtellung der Conſtitution von 1820 zu fordern. Es giebt in Neapel ſchon viele politiſche Leute, die Alles, was ihnen fehlt, und worin ſie Heil und Gedeihen zu finden hoffen, mit dem Namen der Conſtitution zuſammenfaſſen. Es iſt dies beſonders der Bürgerſtand Neapels, in dem ſchon die Ideen des Tiers-Etat merkwürdig Wurzel geſchlagen haben. Dieſer Stand, dem in den conſtitutionnellen Sympathien nur noch ein Theil der Ariſtokratie ſich zugeſellte, war es vornehmlich, von dem Ferdinand II., als Verfaſſungsgeber die Stadt durchreitend, den größten Dankesjubel empfing. Seitdem iſt der Ruf: „es lebe die Verfaſſung!“ auf den Lippen des neapolitaniſchen Bürgers geblieben, und bricht von Zeit zu Zeit von Neuem hervor, namentlich in der neueſten Zeit wieder, wo bei vielen Gelegenheiten, wenn ſich König Franz II. öffentlich ſehen ließ, ihn dieſer Ruf, in den verſchiedenſten Tonarten, bald heimlich ſeufzend und grollend, bald feurig aufflammend und auffordernd, empfing.

Auf der anderen Seite haben ſich die Hoffnungen der Camarilla, die den König täglich feſter umſtrickt hält, auch noch durch das Einverſtändniß mit Oeſterreich, das ſeitdem beſtimmter und thatſächlicher hervorgetreten, gehoben. Es war eine natürliche Wendung

der Situation, daß Oesterreich, um die verlorne Herrschaft in Italien wieder zu gewinnen, den einzigen Stützpunkt, den es dazu möglicher Weise noch in Neapel besaß, benutzen würde. Das neapolitanische Heer, das allen Einflüssen der Camarilla zu gehorchen schien, war das geeignete Instrument auch für Oesterreich, um mit dessen Kräften gegen Mittel-Italien zu operiren und der österreichischen Macht ihr Terrain in Italien wieder erobern zu helfen. Die österreichische Prinzessin, welche in Neapel eigentlich an der Spitze der Regierung steht, konnte am wirksamsten die Hand dazu bieten, ein geheimes Verhältniß zwischen Oesterreich und Neapel auch bis zu dem Punkt zu organisiren, wo die Streitkräfte beider Staaten fast ineinander fließen sollten. Oesterreich begann daher, an der Bildung und Verstärkung des neapolitanischen Heeres sich wesentlich zu betheiligen, und es wurden ganz offen österreichische Werbungen ausgeschrieben, durch welche Soldaten für die neapolitanische Armee eingeliefert werden sollten. Wenn Oesterreich auf diesem entgegengesetzten Ende den Kampf um Italien wieder zu beginnen wüßte, so würde damit der eine Act des großen noch nicht abgeschlossenen Nationaldrama's unter den unabsehbarsten Verwickelungen und in der zweifelhaftesten Constellation

begonnen haben. Es wäre dies ein neuer Brand, um die ganze italieniſche Halbinſel, und doch vielleicht ausſichtsloſes, in Flammen zu ſetzen. —

Es fragt ſich aber, ob die Camarilla in Neapel ihren Zweck erreichen, oder ob ihr nicht die Volksrevolution im ganzen Königreich zuvorkommen wird, die in Sicilien ſchon ihre erſten vulcaniſchen Erhebungen angezeigt hat? —

Zu einem neuen entſcheidenden Kampfe mit dem Volke war ſchon Ferdinand II. vollkommen vorbereitet. Noch kurz vor ſeinem Ableben hatte er ſich mit einer neuen Befeſtigung von Gaëta beſchäftigt. Es iſt dies ein altes Fort, das in der Geſchichte Neapels früher eine bedeutende Rolle ſpielte und ſchon im funfzehnten Jahrhundert von Alphons von Arragonien gegründet wurde. Auch die Ausdehnung der Caſernen durch die ganze Stadt, die jetzt faſt bis nach Portici hinaus ſich erſtrecken, wurde von dieſem unglücklichen König, der ſeinem Volke zuletzt noch weniger traute als früher, bewirkt. Auch ſtiegen gewaltige Militair-Etabliſſements zu beiden Seiten des Königs-Palaſtes empor, die unter der neuen Regierung Franz II. einen noch größeren Ausbau und eine verſtärkte Bewehrung mit Kanonen erhalten haben.

Neapel ſteht jetzt jedenfalls thatſächlich vor dem Ausbruch einer Revolution, mehr wie irgend eine andere europäiſche Hauptſtadt in dieſem Augenblick. Die Elemente, die ſich in dieſem Lande gegenüber ſtehen, ſind zu ſcharfer und zerreibender Natur, als daß hier noch an eine politiſche und ſociale Verſöhnung gedacht werden könnte. Nur unter einer fremden, machtvollen Occupation würde es möglich ſein, die Zuſtände noch in einer beſtimmten Ordnung aufrecht zu erhalten, aber es würde auch dies nur mit einiger Dauer geſchehen können, wenn die bourboniſche Dynaſtie ſelbſt damit beſeitigt würde. Dieſe Dynaſtie länger zu erhalten, erſcheint nur noch dem Pöbel und den Prieſtern in Neapel der Mühe werth. Das unterſte Volk in Neapel will und kennt die politiſche Freiheit nicht, und es würde Den nicht begreifen, der ihm verſpräche, Staat und Geſellſchaft zu verbeſſern und dadurch dem Volke ſelbſt eine glücklichere Exiſtenz zu verſchaffen. König und Pöbel aber fühlen ſich hier um ſo mehr auf einander angewieſen, denn Beide haben ſeit Jahrhunderten im Bunde mit einander gekämpft gegen das Ungeheuer der Feudalität, dem ſie Beide zu unterliegen in Gefahr waren, und in dieſem Kampfe gegen ihre gemeinſamen Feinde, den Adel, die Bildung, das ſelbſtkräftige Bürger-

ſchicht auch mit den Frouwen ſy wöllen hundert mal gebeten und gemüßigt ſein, ſo kompt oft ein glük das die frov in eim Tag gibt und gewert daz ſy ein ganez monat hat verſagt vnd abgeſchlagen. ſolche wort vnd gedenken ſol ſich ein veſter man nit übergehn vnd nahen laſſen. So ſullen auch die frouwen den mennern die ſy in vnordenliche lieb wöllen füren nit zu vil getrauwen, wann als ouch Vgolinus ſchreibt, ein frow ſol ir gütikeit in dem nit laſſen erkennen das ſy mit hüpſchen vnd gedichten worten vnd den zähern des mannes glauben gebe, vnd ſol nit erhören das da vnzimlichen iſt zu bieten vnd zu geweren, wann herfließende vnd ſchnelle lieb die gewinnt gemeinklichen ein böſen außgang vnd erkaltet bald, das geſchicht mer aus ſchulden des mannes dann der Frouwen. Ein Frow die ir lyeb im anfangk dem manne nit verſprechen will vnd ſchwerer macht alsbald ſye die lieb hatt zu geſagt vnd in ir Herez genommen, ſo iſt imbriſtiger vnd ſteter die lieb der Frouwen vnd überwindet den man in der lieb, aber der man als da ettlich Menner ſeind, alsbald er der Frouwen willen hat erlangt ſo gedenkt er im

thum, haben ſie ſich kameradſchaftlich kennen gelernt und zu Schutz und Trutz einander verbrüdert. Es iſt dadurch in Neapel das von Banditen vertheidigte Königthum entſtanden, wie man am beſten die Situation bezeichnen kann, welche in Neapel zwiſchen König und Volk unaufhörlich fortgedauert und jede höhere Entwickelung des Landes verhindert hat.

Aus dem Adel und den arbeitskräftig fortſchreitenden Bürgerklaſſen hat ſich dagegen der neapolitaniſche Liberalismus mit ſteigender Kraft hervorgebildet. Die liberale Partei in Neapel ſcheint nie ein ganz abgeſchloſſenes Programm gehabt zu haben, es iſt die Partei der Hoffnungen und Wünſche, die ihre ehrliche und kräftige Unterſtützung jeder Regierungsform leihen würde, in der es nur nicht ganz ſo erbärmlich und ſchändlich hergeht, als bisher unter dieſem ungezähmten Abſolutismus der Könige von Neapel. Dieſer Liberalismus dürfte als Geſinnung leicht die intelligente Majorität des Landes darſtellen, obwohl es beim Ausbruch eines entſcheidenden Kampfes noch zweifelhaft ſein möchte, auf eine wie große materielle Unterſtützung die liberale Bewegung zu rechnen haben würde. Der Liberalismus hat in Neapel die ſchwierige Aufgabe, daß er das Volk von vorn herein für ſeine Sache aufgeben und es dem

Zufall oder einer Intrigue anheimgeben muß, wodurch das Volk bei eintretender Kataſtrophe geſpalten und in einem mehr oder weniger großen Bruchtheil der Partei des Fortſchritts zufallen werde.

Die Unzufriedenheit iſt aber beſonders in der höheren und gebildeten Geſellſchaft in Neapel ſehr groß geworden, obwohl die Beſorgniß vor den polizeilichen Nachſtellungen, in denen auch die heutige Regierung ſo Beiſpielloſes leiſtet, jede zu laute und unvorſichtige Aeußerung vermeiden läßt. Das Gefühl der miſerablen und unglücklichen Lage des Landes bricht aber nichtsdeſtoweniger auch in der Geſellſchaft durch und läßt die Vorſicht vergeſſen, die unter der heutigen Regierung Franz II., wo die Polizeibehörde ſchon jeden erweckten Verdacht für eine Strafbarkeit erklärt hat, noch mehr als unter der ſeines Vaters geboten iſt. Je größer die Vaterlandsliebe namentlich unter den gebildeten Ständen Neapels iſt, welche ſonſt nicht müde werden, die paradieſiſchen Herrlichkeiten ihres Landes zu rühmen, um ſo ſchmerzlicher malt ſich in ihren lebhaften Augen das tiefe Bewußtſein, daß ſie Alles haben, nur kein Gouvernement, das ſie in Ehren regierte, und unter dem ſie in ſicheren und menſchenwürdigen Zuſtänden leben könnten. In den gebildeten Klaſſen

Neapels, namentlich aber in ſeiner ungemein liebenswürdigen Ariſtokratie, findet man daher einen ſehr verbreiteten, ausdrucksvollen Zug der Wehmuth, der unendlich viel ſagt, und die nationelle Heiterkeit des Neapolitaners ſeltſam färbt.

Dieſer Liberalismus der höheren und gebildeten Klaſſen in Neapel iſt aber ſo beſcheiden, daß er eigentlich nur langſame und allmählige Reformen verlangt und eine neue Conſtitution nur im Hintergrunde ſeiner abwartenden Wünſche ſteht. Die eigentlich Conſtitutionellen zeigen ſich bei dieſer Reformpartei nicht im Vorgrunde, denn ſie wiſſen, daß ſie ihr Programm erſt wieder durch einen neuen Kampf werden verwirklichen können. Aber das wiſſen ſie noch nicht, wer dann kämpfen wird. Die innere Politik Neapels iſt wie die äußere in eine Sackgaſſe getreten, aus der ſie ſich nur wieder mit der Gewalt ihrer Arme herausbauen kann.

Diejenigen, welche blos reformiren wollen, ſind, wie überall, liebenswürdige und gute Leute, aber wer es ſchärfer und genauer nimmt, muß ihnen doch ſagen, daß ſie ihr Waſſer nur in das durchlöcherte Faß der Danaiden ſchöpfen werden. Ein ganz ungeſunder und in ſeinem innerſten Organismus zu verdammender

Staatskörper läßt ſich nicht mehr reformiren, ſondern er gehört zu den Gliedern, die man vollſtändig abhauen muß, wenn ſie uns ärgern, welches eine Lehre iſt, durch die das Chriſtenthum ſelbſt eine radicale Politik vorgezeichnet hat. Es giebt auch in der Staatengeſchichte anſteckende Körper, denen man durch die Kur hinſchleppender Reformen ihr Leben nicht verlängern darf, weil ſich ſonſt ihre abſcheuliche Krankheit noch auf andere Staaten übertragen kann. Wenn man ihnen aber eine geſunde Vernichtung angedeihen läßt, handelt man gewiß zu Ehren der Menſchheit. Die reactionnaire Partei, die auch in Neapel ſtark vertreten iſt und ſehr bedeutende Organe, namentlich eine gefügige und verbreitete Preſſe und vieles Geld, zu ihrer Verwendung hat, iſt darin gewiſſermaßen immer ehrlicher geweſen, indem ſie ihre Todfeinde, die Freiheitsmänner, ſtets vollſtändig vernichten, aber nie bei halber Koſt noch länger erhalten wollte.

Ende Januar 1860.

VI.

Die Muratiſten in Neapel.

Als wir heute unſere Wanderung durch Neapel in der Toledoſtraße begannen, und zuerſt behaglich ſchlendernd vor einigen Bilderläden ſtehen blieben, wurden wir an einem der Schaufenſter durch ein Portrait angezogen, das wir ſchon früher in Neapel mehrmals erblickt hatten und deſſen häufige Ausſtellung uns um ſo mehr zu befremden anfing, da die in dem Bilde dargeſtellte Perſon, ein junger Mann in franzöſiſcher Offiziers-Uniform, durchaus keine Anziehung auf den Beſchauer üben konnte, ſondern in einer abſchreckenden, düſtern, nichts weniger als bedeutenden oder gewinnenden Phyſiognomie uns gegenüber ſtand. Da das Portrait keine Unterſchrift hatte, ſo erkundigten wir uns in dem Bilderladen ſelbſt nach dem Inhaber dieſes Geſichts, und erfuhren zu unſerer nicht geringen Ueberraſchung,

daß es der junge Prinz Joachim Murat ſei, der in dieſem Bilde dargeſtellt wurde, und der für ſeine Anhänger, deren es ſehr viele in Neapel geben ſoll, ſo oft an den Schaufenſtern der Kunſthandlungen aushing. Der Mann ſagte uns dies mit einem ſcharfen, bedeutungsvollen Ausdruck, und mit einem eigenthümlichen Accent, der uns auf die Lage der Dinge, wie ſie durch jenen Namen bezeichnet wurde, faſt dringend aufmerkſam machte.

Wenn dies der Prinz Joachim Murat war, ſo machten wir in ihm die Bekanntſchaft des Thronprätendenten Neapels, von deſſen Anſprüchen auf die Krone, welche ſein berühmter Großvater, der romantiſche, ritterliche, tolle Joachim Murat getragen, ſeit einiger Zeit wieder viel die Rede iſt. Der Kaiſer Louis Napoleon ſcheint ſich dieſen Mann, der früher als Offizier in der franzöſiſchen Armee in Algier focht, in Petto behalten zu haben, um zur rechten Zeit, wenn die ganze Situation es nützlich erſcheinen laſſen ſollte, mit dieſem Namen und dieſer Perſon einen eigenthümlichen Druck auf die Verhältniſſe in Neapel auszuüben, und der öſterreichiſch-päpſtlichen Camarilla gegenüber eine Bewegung, die einen ganz neuen Incidenzpunkt herbeiführen würde, auf die Bahn zu werfen.

Der kleine Prinz Joachim Murat bezeichnet ſomit das dritte Element, durch das es in Neapel, ſobald die Situation reif geworden, und ihren Umſchlag erlebt, zu einer entſcheidenden Kataſtrophe gebracht werden könnte. Sollte die Camarilla den öſterreichiſch-päpſtlichen Kreuzzug zur Ausführung bringen, und ſollte die Volksrevolution, die ſchon auf den Tag ihrer Erhebung lauert, nicht Widerſtandskraft und Mittel genug beſitzen, um die öſterreichiſche Camarilla mit allen ihren Plänen und Intriguen zu ſtürzen: ſo bleiben noch die Muratiſten in Neapel übrig, um unter ihrer Fahne eine neue Bewegung hervorzurufen, die, auf franzöſiſche Hülfe und Unterſtützung gebaut, und zuerſt mit der Volksrevolution ſich vereinigend, über den bourboniſchen Thron für immer hinweggreifen und mit dem Namen Murat die Untiefen der italieniſchen Frage im Intereſſe Louis Napoleon's ſchließen ſollte.

Der zweite Sohn des Königs Joachim Murat, der Prinz Napoleon Lucien, war der Vater dieſes in ſo große Pläne gehüllten Prinzen Joachim geweſen. Napoleon Lucien hatte zuerſt in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ſein Glück geſucht, war aber durch die Februar-Revolution von 1848 nach Paris gelockt worden, wo er ſich an der politiſchen Bewe-

gung betheiligte, und man ihn zum Repräſentanten in der conſtituirenden und legislativen Nationalverſamm lung wählte. Er war ohne Zweifel eine der geheimen Triebfedern des neuen Napoleonismus und Imperia lismus geworden, und wirkte weſentlich dazu mit, daß der Kaiſerthron Louis Napoleons in Frankreich auf gerichtet wurde. Louis Napoleon ernannte ihn deshalb auch ſpäter zum Senator, und dehnte ſeine Dankbar keit, die er für Lucien Murat fühlte, auch auf deſſen Sohn Joachim aus, den er die militairiſche Laufbahn in Algier hatte betreten laſſen, und für den er eine beſondere perſönliche Zuneigung an den Tag legte. Seitdem befand ſich der junge Prinz Joachim Murat vorzugsweiſe im Gefolge des Kaiſers und gehörte auch im italieniſchen Feldzuge von 1859 zu den beſtändigen perſönlichen Umgebungen des Kaiſers der Franzoſen, neben dem er auch in den Schlachten von Magenta und Solferino focht. Außerdem wurde der junge Prinz Joachim Murat bis in die neueſte Zeit hinein zu verſchiedenen napoleoniſchen Commiſſionen gebraucht, namentlich, wo es ſich darum handelte, den Kaiſer bei perſönlichen Ceremonien im Auslande zu vertreten und bei Hochzeiten oder Beerdigungen in ſeinem Namen zu erſcheinen.

Dagegen ſoll der Prinz Joachim Murat ſehr wenig Luſt zu der Rolle bezeigen, die ihm ſein Freund und Gönner Louis Napoleon in dem Königreich Neapel aufbehalten hat. Es ſoll ihm ſelbſt nicht ganz geheuer dabei zu Muthe ſein, daß er den Thron ſeines Großvaters Joachim Murat, der in Neapel faſt zu einer phantaſtiſchen Mythe geworden, wieder aufrichten und beſteigen ſoll. Er erklärte einſt in einem Kreiſe von Vertrauten, daß er mit einem Abſtandsgelde von einer halben Million jährlich ſich gern begnügen wolle. Es folgt daraus, daß er die Erneuerung des Murat'ſchen Throns für ein ſaures Stück Arbeit anſieht, deren er gern entledigt ſein möchte. Die halbe Million ohne Königthum dürfte dem Murat'ſchen Enkel jedenfalls ſicherer ſein, als wenn er ſie mit dem Königthum verlangte. Aber es wird für ihn in Paris gehandelt, und es beſteht eine fertige, vom Kaiſer Louis Napoleon gemachte Organiſation, an welcher der arme Joachim Murat nichts mehr ändern oder auslaſſen kann. Die ihn umgebende und drängende Partei hat ſogar ſchon die Stellen ſeiner künftigen Verwaltung theils an Franzoſen, theils an Italiener vertheilt, ohne daß der Prinz etwas dabei zu ſagen gehabt hätte, und er wird jedenfalls mehr als Zuſchauer denn als Han-

delnder ſein künftiges Reich wieder erſtehen ſehen, ſobald Louis Napoleon die Zeit gekommen glaubt, ihm die Thüren deſſelben wieder aufzuthun.

In Neapel ſelbſt wirkt die Muratiſtiſche Partei, die jedenfalls im Geheimen vorhanden iſt, einſtweilen durch Geldvertheilungen, durch Abfaſſung und Colportirung von Brandſchriften, und durch verſchiedenartigen moraliſchen und ſocialen Einfluß, der im Volke und in der Geſellſchaft durch Leute, die man oft wenig kennt, ausgeübt wird. Aber bis jetzt fließen noch keineswegs reichliche Mittel für dieſe Angelegenheit, und es ſoll mit dem Geldvertheilen noch ſehr knapp ausſehen, was darauf hindeutet, daß der Muratismus im Programm des franzöſiſchen Kaiſers noch nicht ſobald in der Reihe der italieniſchen Operationen folgen wird, es müßte denn der Ausbruch durch neue Thatſachen gezeitigt werden. Für den Muratismus ſind einſtweilen nur die niedrigſten Volkselemente in Neapel aufgewühlt, der gebildete Neapolitaner nimmt noch ſehr wenig Antheil an dieſer nur in den ſchmutzigſten Volksvierteln verbreiteten Bewegung, er ſpricht davon, daß ihnen nicht abermals ein fremder Abenteurer aufgedrungen werden ſolle, und ruft den Nationalſtolz gegen einen neuen Murat'ſchen Thron auf. Aber daß

alſe, die Frow hat nach meinem willen ganz gelebet vnd wirt es allzeyt tun, du willt auß gyen vogeln vnd wilt beſehen ob du ein andere auff den kloben bringen mügeſt vnd gefahen vnd will es für ein lob haben ye mer er an die czeteln mag bringen oder an die kerben, ſo die Frouwe gar für ſchentlicher achtet ir lieb mit merer Mannen zu teylen."

Einige der am meiſten charakteriſirenden Abſchnitte, die hier ſtehen könnten, müſſen wir in Betracht des veränderten modernen Geſchmacks unterlaſſen, da unſere Sitten heut nicht mehr rein genug ſind, um alles Natürliche, das unſere Altvordern friſch und fröhlich bei ſeinem Namen nannten, ohne Anſtoß hinzunehmen. Hier empfinden wir erſt recht die Corruption, die hinter den prüden Formen ſich birgt, wenn wir uns ſchämen müſſen, die unumwundenen Aeußerungen alter, körniger, ächt deutſcher Sitte unſern Zuſtänden wieder nahe zu bringen. Nur das harmloſe Lob, das der ehrliche Albrecht von Eye der Ehe ſpendet, mag hier noch eine Stelle finden: „Die Eee iſt ein Mutter vnd meiſterin der Kewſcheyt, wann durch die Eee werdent vermitten vnlauter frembd Begird vnd annder

neue Herrſchaften beſſer durch den Pöbel als durch die Gebildeten der Nation aufgebaut werden, hat ſchon Macchiavelli gelehrt, und Louis Napoleon blieb bei den Manipulationen, die ſeine Gewaltherrſchaft gründeten, durchaus dieſer Theorie Macchiavelli's getreu. Die Zeit wird uns unvergeßlich ſein, als das neue napoleoniſche Kaiſerthum in Paris gemacht wurde. Es waren faſt lauter Bummler und kleine Jungen in blauen Blouſen, die wir damals um das Elyſée, wo Louis als Präſident der franzöſiſchen Republik thronte, von Morgens früh bis Abends ſpät ſich umhertreiben ſahen. Wenn Louis Napoleon zu Pferde oder zu Wagen das Palais Elyſée Bourbon verließ, bildete ſich dann der Zug dieſer ſouverainen Straßenjungen vor ihm und hinter ihm, und ſelbſt dieſe Bande rief noch mit ſchüchterner und halblauter Stimme die erſten vive l'empereur! durch die Straßen. Es iſt dies aber, wie ſich gezeigt hat, viel ſicherer, als wenn ein neuer Herr zuerſt im Kreiſe der Vornehmen, Reichen und Gebildeten creirt wird. Die letzteren konnten nur aus Angſt vor dem Pöbel kaiſerlich werden. So ſcheint Louis Napoleon auch ganz richtig den Muratismus in Neapel berechnet zu haben. Wenn die Lazzaroni im Hafen denſelben zuerſt ausrufen, ſo

wird dieſer in den Paläſten auf der Chiaja ſchrecklich wiedertönen und dort jeden Widerſtand zurückſcheuchen, denn nur der Lazzaronikönig kann auf der breiteſten und ſicherſten Grundlage in Neapel herrſchen.

Auch würde es jedenfalls einen bedeutenden und günſtigen Eindruck auf die neapolitaniſchen Volksmaſſen hervorrufen, wenn ein neuer König Neapels aus der Hand Frankreichs ihnen gegeben würde. Denn wie ſehr ſich auch die Reaction und die Camarilla neuerdings bemüht haben, die Volksſtimmung gegen die Franzoſen zu hetzen, ſo iſt dies doch keineswegs urſprünglich im Sinne des Neapolitaners gelegen. Schon ſeit längerer Zeit hoffte das neapolitaniſche Volk nur auf die Ankunft der Franzoſen, um ſich am liebſten von ihnen aus den Händen ihres eingeborenen Tyrannen befreit zu ſehen.. Der Theil des Volkes, in dem die liberalen Ideen Wurzel geſchlagen haben, will durchaus alles Heil des Landes nur von Frankreich erwarten, und wenn die Regierung ſchlimme Dinge that, ſo lautete gewiß der erſte Stoßſeufzer des Neapolitaners: „wenn doch nur die Franzoſen bald kämen!“ Als der Conflict zwiſchen dem König von Neapel und den die Freiheit und Geſittung hier vertretenden Weſtmächten die äußerſte Spitze erreichte und die beiden Geſandt-

ſchaften Englands und Frankreichs bereits Neapel verlaſſen hatten, fanden große Volksaufläufe und die lebhafteſten Kundgebungen gerade vor dem Hôtel des franzöſiſchen Geſandten Statt. Laut wurde die baldige Ankunft der franzöſiſchen Flotten herbeigeſehnt, und man konnte annehmen, daß jedes franzöſiſche Kriegsſchiff, das unter Aufziehung der Tricolore in den Hafen eingelaufen wäre, nicht den geringſten Widerſtand ſeiner Landung gefunden hätte. Die Camarilla wollte ſogar eine geheime Verſchwörung entdeckt haben, in welcher der Plan beſtanden haben ſoll, Baja, welches an der weſtlichen Seite des Golfes von Neapel gelegen iſt, den Franzoſen zu überliefern und ihnen dadurch das Mittel in die Hände zu geben, ſich Neapels ohne allen und jeden Widerſtand zu bemächtigen. Dieſer Plan war jedenfalls ſehr praktiſch gedacht, denn alle Pulvervorräthe Neapels ſind in dem Magazin niedergelegt, welches auf dem Schloß von Baja ſich befindet. Man müßte dort um ſo mehr Herr der Poſition ſein, da den neapolitaniſchen Truppen dadurch alle Munition abgeſchnitten ſein würde. Neuerdings iſt die Garniſon auf Baja, die ſonſt ſehr klein war, bedeutend vermehrt worden. Auch hatte ſchon Ferdinand II. Baja gegen die Landſeite hin befeſtigen laſſen, um den Eintritt zu

erſchweren. Es haben ſich bei der Regierung wiederholt Befürchtungen geregt, daß ein Volksaufſtand es darauf abgeſehen haben könnte, ſich des leicht zu nehmenden Schloſſes auf Baja zu bemächtigen, und von dort die Hauptſtadt zu zwingen. Vor einigen Jahren war es ſogar vorgekommen, daß ein Menſch aus dem Volke, deſſen Verzweigungen niemals ganz klar geworden, es mit einer unerhörten Kühnheit unternahm, dies Schloß von außen her zu unterminiren. Er hatte von der Meeresſeite her ſeine an das Fabelhafte grenzende Arbeit unternommen, und von dort Nachts einen kleinen Weg gegraben, der gerade zu den Pulvermagazinen hinführte. Alles war vorbereitet und fertig, um die Exploſion zu Stande zu bringen, als eine Frau, die zu den Theilnehmern des Geheimniſſes gehörte, die ſich aber in ihrem Gewiſſen beſchwert fühlte, den verderblichen Anſchlag verrieth. Seitdem ſtehen zwei Schildwachen zu den Füßen des Thurmes, den die Meereswelle umſpült.

Louis Napoleon hat ſchwerlich jemals Luſt gehabt, ſich Neapels auf eigene Rechnung zu bemächtigen, obwohl er, ſobald er wollte, nur ſehr geringe Schwierigkeiten damit haben würde. Selbſt neapolitaniſche Generäle ſollen ſich dahin geäußert haben, daß ſie ſich,

wenn die Franzosen kämen, sogleich mit ihnen einverstehen würden, weil die neapolitanischen Regimenter doch nicht im Stande wären, einer französischen Armee Widerstand zu leisten. Aber die eigentliche Agitation, welche die klaffende Wunde Neapels stets offen erhält, ruht unmittelbar in den Händen des Kaisers der Franzosen, und sie ist vorzugsweise mit dem Namen Murat getauft worden, wenn sich auch noch andere Elemente der revolutionnairen Bewegung mit ihr verbunden haben sollten. Es scheint, daß neuerdings eine Coalition zwischen der demokratischen Partei in Neapel und den Muratisten sich ganz bestimmt abgeschlossen hat, wobei beide Theile sich gegenseitig für ihre Zwecke benutzen wollen. Ihre Uebereinstimmung besteht darin, den Thron der Bourbonen umzustürzen, der nur Unheil und Verwilderung über Neapel gebracht. So weit werden Demokraten und Muratisten zusammengehen, denn die Demokratie scheint für sich allein nicht die Mittel zu einer umfassenden und entscheidenden Unternehmung zu besitzen. Auch ist ihr die Dynastie Murats jedenfalls einstweilen die beste Auskunft, die sie auch für ihre Zwecke ergreifen kann. Von einem Franzosen, und wenn er selbst in der Schule Louis Napoleons abgerichtet worden wäre, wie Joachim Murat, glauben

die Franzosen doch wenigstens Etwas mehr gewinnen zu können, als ihnen unter ihren entsetzlichen Ferdinanden bis dahin möglich gewesen war.

Die Erinnerungen an die Herrschaft Joachim Murat's sind in den niederen Volksklassen in Neapel mehr und mehr aufgefrischt worden, und man konnte dabei Traditionen benutzen, die sich namentlich in dem Arbeiterstande aus dieser Zeit her erhalten haben. Gewisse Handwerker in Neapel pflegen zu sagen: „Zur Zeit des Königs Murat verdienten wir einen Piaster täglich; heutzutage müssen wir froh sein, wenn wir nur fünfundzwanzig Grani haben!" Dies ist hinlänglich, um die nächste Revolution in Neapel mit dem Stichwort: Joachim Murat zu machen.

Der König Joachim Murat besaß in der That sehr viele Eigenschaften, die dazu geeignet waren, gerade die Neapolitaner an ihn zu fesseln. Im Grunde war er der richtige Maccaroni-König für das neapolitanische Volk, und Napoleon bewies auch hier den großen Takt, mit dem er seine Leute kannte und verwendete, indem er ein Naturell dieser Art gerade in Neapel auf den Thron setzte, wo er dem Volkscharakter gewissermaßen wahlverwandt war. Denn Joachim Murat, schwach, kindisch, lustig, thöricht, abenteuerlich, ritterlich und treu-

losen Gemüths, wie er war, hätte gern mit den Neapolitanern die tollſten Poſſen getrieben, in demſelben Augenblick, wo er ſie beherrſchte und zügelte. Auch ſpielte Joachim Murat gern Komödie, und ſtatt ſeiner Räthe empfing er in ſeinem Cabinet bei weitem lieber die ausgezeichnetſten Künſtler des Theaters, von denen er ſich berühmte Scenen, den Monolog Hamlets, den er ſelbſt vortrefflich geſprochen haben ſoll, und die ſchönſten Tiraden der franzöſiſchen Dichter vordeclamiren ließ. Indem er ſich mit ſeinem ungeheuren Organ in die Declamation einmiſchte, entſtand dann oft ein ſolcher Höllenlärm, daß die Leute, welche draußen in ſeinem Vorzimmer auf eine Audienz warteten, davon auf das Fürchterlichſte aufgeregt wurden, und ſich alsvor etwas Unerhörtem zu ängſtigen begannen, bis ſich endlich die Thür öffnete und man die erſten Liebhaber und Helden des neapolitaniſchen Theaters auf ſtolzem Kothurn und in allem Bewußtſein ihrer unvergleichlichen Würde aus dem Kabinet des Königs herausſpaziren ſah. Die Neapolitaner amüſirten ſich ſehr über dieſe und ähnliche Dinge, und die Lazzaroni, denen ein guter Spaß über Alles geht, hatten ihn mehr in ihr Herz eingeſchloſſen, als vielleicht irgend einen andern ihrer eingebornen Könige. Dabei war er ein ſchöner, herr-

licher Mann, den ſie nicht anſehen konnten, ohne daß ihnen das Herz im Leibe lachte. Am meiſten bewunderten ſie ſeinen prächtigen Kopf, der auf einem Körper von den wunderbarſten und elegenteſten Formen ſaß. Wenn er auf ſeinem Pferde durch die Straßen Neapels ritt, glaubten die von ihm bezauberten Leute einen Helden aus alten romantiſchen Zeiten, einen neuen Ritter Bayard, oder einen ſchönen Prinzen aus irgend einem Feenmärchen zu erblicken, der nach Neapel gekommen ſei, um die Männer zu beglücken und allen Frauen die Köpfe zu verdrehen. Dazu ſah man ihn von einer Sphäre von Galanterie und Liebenswürdigkeit umfloſſen, der Niemand widerſtehen konnte. Beſtändig lachte er, wenn er nicht weinte, denn das Letztere begegnete ihm wie einem kleinen Kinde, und ſo oft ihn irgend etwas quälte oder ängſtigte, ſtürzten ihm auch ſchon die Thränen aus den Augen. Manche wollten zwar behaupten, daß er mit ſeinem wallenden Federbuſch auf dem Kopf und in ſeinem geſuchten romantiſch-militairiſchen Koſtüm ſehr ſtark dem Arlecchino gleiche, aber die reine Freude, welche die Neapolitaner an ihm hatten, überwog leicht alle anderen Bedenklichkeiten. Dazu ſah man ihm an, daß er ein guter Menſch ſein mußte, und die Lazzaroni ſagten:

Er ist ein guter Vater! und die Frauen fügten hinzu: er ist ein guter Gatte; ach, was muß er für ein zärtlicher Ehemann sein! Und wie reizend wußte er sich zu putzen, der schöne liebenswürdige Mann! Die Neapolitaner lieben es, wenn ihre Könige und Helden sich putzen, und selbst das theatralische Uebermaaß, welches Joachim Murat darin leistete, konnten sie niemals lächerlich finden.

Und das war der Schwager des großen Napoleon, sein tapferer, im Schlagen der Schlachten fast ebenbürtiger Waffengefährte, der aber auf dem Thron Neapels der Sache Napoleons nicht treu blieb, sondern leichtsinnig, treulos und zweideutig wie er war, auf den Sturz Napoleons auch seinen Abfall von ihm gründete und, wenn auch zu seinem eigenen Verderben, heimliche Bündnisse mit den Gegnern des Kaisers, namentlich mit Oesterreich, einging. Joachim Murat verlor aber dadurch keineswegs an den Volkssympathieen in Italien, vielmehr glaubte er sich jetzt auf die Höhen der italienischen Nationalpolitik emporschwingen zu können. Murat hatte im Jahre 1814 durch seinen Abfall von Napoleon die Herrschaft über ganz Italien erlangen zu können geglaubt, oder wenigstens meinte er, den Bau eines großen italienischen Reiches damit beginnen

zu können, daß er einstweilen den Kirchenstaat und Toskana mit der Herrschaft über Neapel vereinte. Er hatte von Neapel aus gewissermaßen die Rolle spielen wollen, welche Piemont später als die seinige in Anspruch nahm, und es ist im Grunde gleich, ob die apenninische Halbinsel vom Norden oder vom Süden aus geeinigt wird. Murat rüstete gewaltig, und verstärkte nicht nur seine Heereskräfte, um den nationalen Unabhängigkeitskampf mit vollem Gewicht zu beginnen, sondern er glaubte auch an die Freiheitsideen der italienischen Völker anknüpfen und die Elemente der nationalen Bewegung im weitesten Umfange entzünden zu müssen. Nicht minder suchte er mit einem sehr richtigen Takt den Carbonarismus für seine Unternehmung heranzuziehn, und machte sich plötzlich zum Schutzherrn der Carbonari, auf deren mächtige Schultern er sein Project stützen wollte, sich zum König von Italien zu machen. Auch darin war die damalige Situation der heutigen ähnlich, was zu beweisen scheint, daß der nationale Einigungskrieg in Italien nicht anders als mit Benutzung der revolutionnairen Elemente, die in diesem Lande tiefer und breiter als anderswo im Volke wurzeln, zu suchen ist. Nichtsdestoweniger glich sein ganzes Kriegsunternehmen für die italienische Einheit

schwär sünd der Unkewschheyt; die Eee ist eyn nucz heilsames Ding, durch die werdent die Land, Stet und Heußer gebauwet, gemeret vnd inn frid behalten. Manig streit, schwär krieg vnd veindschafft hinttergelegt vnd gestillet, gutt freündschafft vnd sipp vnder frembden personen gemachet vnd das gancz menschlich geschlecht geewigt. So ist auch die Eee eyn frölliches, luspers vnd süß Ding, was mag frölicher vnd süßer gesein, dann der nam des vatters, der Mutter vnd der Kinder, so die hangen an den Hälsen der eltern, vnd manigen süßen kuß von in empfangen, vnd so beyde Eeeleut solliche lieb, willen vnd freüntschafft zu eynander haben, was eynes will das ouch das ander wöll, vnd was eins redt mit dem andern, das es verschwigen ist, als hett es mit im selbst geredt, vnd in beiden gutz vnd übel gemeyn ist, das gut bester fröhlicher, vnd das widerwertig bester leichter."

Der Geschmack des Jahrhunderts war ein gemischter und erschien wie aus den verschiedenartigsten Gewürzen und Ingredienzien zusammengesetzt. Dies verräth sich in der Darstellungsmanier durch das nahe Aneinanderliegen von Ernst und Scherz,

nur einer tollen Aventure, von der ihm seine Gemahlin, die mit einem großen und klugen Herrschertakt begabte Schwester Napoleons, vergeblich abzurathen suchte. Im Frühlingsanfang des Jahres 1815 war Murat wie zu einem Freuden- und Jubelzuge mit zwei Heeren aufgebrochen, und mächtig erschallte seine Stimme durch ganz Italien, daß er die Italiener zur Unabhängigkeit vom fremden Joche rufe. Bald brauste ihm überall die ungeheuere Nationalbegeisterung entgegen, Murat wurde schon als Einheitskönig Italiens gefeiert, die Dichter besangen ihn, an allen Orten Italiens wurden Reden auf ihn gehalten, und jede Stadt gab Feste und Schauspiele zu seinen Ehren. Aber weiter geschah auch nichts aus der Bevölkerung heraus, und die beiden Heere Murat's, von denen er das eine nach Toscana, das andere nach Ancona bestimmte, blieben bei den Bevölkerungen selbst ohne die gehoffte Unterstützung. Aber die Heeressäulen Murat's drangen nichtsdestoweniger gewaltig vor, und obwohl er die heilige Stadt noch unberührt ließ, so war doch die Wirkung, die von ihm ausging, schon so gefährlich, daß die Herrschaft der dreifachen Krone in Italien zu wanken begann, und der Papst Pius VII. sich aus Rom flüchtete.

Murat würde vielleicht doch noch vermocht haben, die Italiener, denen er die Verjagung der Fremden verſprochen, und denen er ein großes einheitliches italieniſches Reich verkündigt hatte, unter ſeine Fahnen zu ſammeln. Aber das Schutz- und Trutzbündniß, welches Oeſterreich und England miteinander abſchloſſen, ſetzte allen ſeinem weiteren Vorſchreiten die Gränze, die feindlichen Heere bedrohten ihn im Rücken, und die verhängnißvolle Schlacht, die bei Tolentino im Kirchenſtaat geſchlagen wurde, löſte das Heer Joachim Murat's auf, und entſchied ſeinen Untergang. Joachim mußte wie ein Verlorener auf einem Handelsſchiffe in's ſüdliche Frankreich flüchten, und die Provinzen erklärten ſich für den Bourbonen Ferdinand.

Es ſollen jedoch gerade die Erinnerungen an die italieniſchen Einheitsbeſtrebungen Joachim Murat's weder in Neapel noch im übrigen Italien ganz in Vergeſſenheit gerathen ſein. Vielmehr fließt daraus noch eine Tradition in das heutige Italien herüber, welche es vorzüglich iſt, die dem neueren Joachim Murat und ſeiner ihm von Louis Napoleon noch vorbehaltenen Rolle zugutkommen dürfte. Die Nachfolger Joachim Murat's auf der Bahn der italieniſchen Einheitskönige, wie Carl Albert und Victor Emanuel,

haben zwar größere Thaten und Erfolge aufzuweisen, aber es lebt noch ein Gedächtniß dafür, daß Murat, der die ersten Elemente zu diesem Kampf in dem heutigen Italien sammelte, eigentlich der Ruhm der Initiative in demselben gehört. Sollte daher Louis Napoleon, durch einen möglichen Umschlag der Situation und durch das trügerische Wellenspiel seiner eigenen Politik dazu getrieben, den italienischen Kampf noch an einem anderen Zipfel wieder beginnen lassen wollen, nachdem er des für ihn nicht vortheilhaften Spiels mit Piemont überdrüssig geworden, so würde sich auch der junge Joachim Murat zu einem neuen Einheitskönig insofern eignen, als nicht ganz verächtliche Traditionen für ihn aus der Dynastie Murat auch in dieser Beziehung geltend zu machen wären! Italien würde sich auch von Neapel aus ebenso gut einigen lassen, wie von Piemont aus. Es fragt sich nur, welches Werkzeug sich dabei den Absichten und Erwerbungsgelüsten des heutigen Imperators gefügiger erweisen würde.

VII.

Römerinnen und Neapolitanerinnen.

Die Römerinnen und Neapolitanerinnen, obwohl gegen einander sehr verschieden, stellen den italienischen Frauencharakter auf der bedeutendsten Stufe seiner Entfaltung dar. Das prachtvolle Gebilde römischer Frauenschönheit scheint der höchste und vollendetste Typus des weiblichen Ideals in Italien zu sein, aber während das höchste plastische Gesetz dabei in Erfüllung gegangen, hat die Neapolitanerin, die eine bei weitem geringere Plastik und ein viel unbedeutenderes physisches Naturell besitzt, alle pikanten und scharfen Reize der Nationalität an sich entwickelt, und bereitet den glühendsten und verwirrendsten Zauber der Schönheit, selbst wenn sie bizarr und häßlich zu sein scheint. Die großen Züge, die glänzenden schwarzen Augen, die bogenförmig ausgespannten Augenbrauen, die herrlichen breiten Schul-

tern, verbunden mit der wunderbaren Schlankheit und Enge im Gürtel*), alle diese herrlichen Gaben der Schönheit, welche die Römerin wie eine Königin erscheinen lassen, sind den Neapolitanerinnen nicht eigenthümlich. Die schöne Tochter Neapels eignet sich nicht zu einer so glänzenden Schaustellung ihrer körperlichen Reize, wie sie der Römerin, die ein Kunstwerk von Fleisch und Blut ist, jeden Augenblick natürlich ist, und bei ihr gar keine Koketterie, keine Absichten zu gefallen oder zu siegen, erfordert. Die Italienerin ist überhaupt nicht kokett; sie ist zu natürlich und zu plastisch dazu, und sie überläßt die Koketterie den Frauen der nördlichen Himmelsstriche, die ihre Leidenschaften in ein künstliches Zwielicht zu rücken haben. Die Römerin zeigt sich ohne Bedenken und ohne Reflexion in allem Glanz ihrer Leidenschaften, welche nur ihre natürliche Strahlenkrone zu bilden scheinen. Das versteckte und intriguante Wesen der Neapolitanerin, und besonders ihre eigenthümliche Häßlichkeit, machen sie eher für die Koketterie geeignet. Denn diese Häßlichkeit übt den magischen Reiz gebrochener Lichtstrahlen,

*) „Larga di spalle e stretta in centurella," wie die Dichter die römische Mädchenschönheit feiern.

die in einem beſtändigen Irrlichteliren begriffen ſind. Die Neapolitanerin, der das Geheimniß und die Intrigue der Leidenſchaft auf dem Geſicht geſchrieben ſteht, iſt eine melodramatiſche Schönheit, die beſtändig reizende Unruhe iſt ihr Element, wo die Römerin auf dem marmornen Poſtament ihrer ſtolzen Reize ſtets mit einem ruhigen Ernſt thront.

Die Römerinnen und Neapolitanerinnen erſcheinen deshalb auch als die hervorragendſten Typen der italieniſchen Frauennatur, weil die Frauen überhaupt da am meiſten ins Gewicht fallen, wo die öffentlichen Zuſtände am verdorbenſten ſind, und der nationale Organismus durch Mißhandlung der Herrſchenden am tiefſten gelitten hat. Dies iſt in Rom und Neapel gleichmäßig der Fall, denn auf dieſen Puncten haben ſich die Leiden des italieniſchen Nationalkörpers vorzugsweiſe ausgebildet, und ſind, hier durch die Tyrannei der geiſtlich-weltlichen Herrſchaft, dort durch die niederträchtigſte Entwickelung des politiſchen Abſolutismus, in das äußerſte Verderben ausgelaufen, das nur einem Volke angethan werden kann. Die Frauen erſcheinen immer auf dem lockeren und ſchwammigen Grunde entarteter Verhältniſſe als die glänzendſten, alle Hoffnungen aufrecht erhaltenden Geſtalten. Die Frauen

gedeihen in ſchlechten nationalen Zuſtänden am ſchönſten und üppigſten; ſie bleiben friſch, lebensmuthig, und thatkräftig, wenn auch Alles um ſie her in Fäulniß, in phyſiſche und geiſtige Entartung verſinkt. Die Polinnen haben dieſe eigenthümliche Blüthenſtärke der Frauen, an der ſich das Unglück ihrer Nation immer wieder zu neuer Lebenskraft emporrankt, am bewundernswürdigſten bewieſen und zu heldenmüthigen Opfern für das Vaterland werden laſſen. Die Aufgabe, das Vaterland aus den Händen ſeiner Feinde und Unterdrücker zu erretten, iſt von den Polinnen gewiſſermaßen unter die Pflichten des Weibes aufgenommen worden, und wird van ihnen als die höchſte Beſtimmung der Frau angeſehen. In dem Vaterland der Porcia, Clelia und Cornelia ſteht dieſe hohe Aufgabe den Frauen nicht minder nahe, die in dem Herzen jeder ächten Italienerin mit einer heiligen Flammengluth lebt. Geſtalten, wie die Prinzeſſin Belgiojoſo, die in den Revolutionskämpfen Italiens eine ſo heroiſche Rolle ſpielte und im Jahre 1848 ſogar ein Heer warb, an deſſen Spitze ſie ſelbſt, ein edles, ſchönes, ächt weibliches Frauenbild, erſchien, gehen in Italien ganz natürlich aus der patriotiſchen Sphäre des Weibes, aus dem hochherzigen, tapfern, das Vaterland

und die Freiheit liebenden Sinn der Italienerin hervor. Die Frauen sind in Italien ein doppelter Trost unter den Leiden der unterdrückten und gemißhandelten Nationalität gewesen. Sie haben durch den unzerstörbaren, allen fremdländischen Einflüssen widerstrebenden Zauber ihres Wesens, durch ihre natürliche lebensfrische Heiterkeit und ihre trostreiche Schönheit das böse Schicksal der Sclaverei ertragen und vergessen helfen; sie haben aber auch, als Hüterinnen des heiligen Feuers der Vaterlandsliebe, den Blick der Männer für das künftige Morgenroth der Nation wach erhalten, und mit ihrem klugen, unabweisbaren, jeden Augenblick benutzenden Einfluß die Sache der Regeneration Italiens gepflegt. Ihre Reize wirken in ihrer Nation zu mächtig, als daß sie nicht lauter Begeisterte und Muthige in die Freiheitsschlacht treiben sollten!

Die Einflüsse der Frauen in Italien auf die Erhebung und Befreiung der Nationalität würden noch bedeutender und allgemeiner hervorgetreten sein, wenn nicht der unmittelbare Einfluß der Priester im Familienleben ein so starker, nicht blos der Moral, sondern auch der Sache der Nation unheilvoller und verderblicher gewesen wäre. Durch diese priesterlich-kirchlichen Einwirkungen, welche über jedes Haus ihr unentwirr-

bares Netz gesponnen haben, ist die Familie an sich in Italien so gut wie vernichtet worden. Nur der Sturz des Clerus kann in Italien die Familie vollkommen wiederherstellen, wodurch zugleich der eigentliche Nerv eines freien und unabhängigen Nationallebens seine Wiederherstellung empfangen muß.

Wie es scheint, hat die Stunde der Priester in Italien diesmal wirklich geschlagen. In Rom haben sie sich bereits zur Abreise vorbereitet, und jeder Mönch hat in seiner Zelle einen weltlichen Reiseanzug liegen, um an dem Tage des allgemeinen Auszuges in der Bekleidung desselben sicherer entkommen zu können. In Neapel herrschen bereits dieselben Besorgnisse, und der neapolitanische Prete, der sonst ein so guter Kamerad des Volkes ist, zeigt sich seit einiger Zeit mit größerer Zurückhaltung auf den Straßen und Plätzen. Das Volk wird auch hier die Priester an dem entscheidenden Tage, der ihnen bevorsteht, nicht schützen oder sicher geleiten, und auch bei den Frauen, welche der Clerus beherrschte, wird er in dieser Katastrophe kein Asyl mehr finden. Der Abbé, der sonst mit schüchternem und vorsichtigem Tritt zu jeder Stunde und Tageszeit sein schönes Beichtkind umschlich, ist bei der Italienerin abgesetzt, sobald er

ihr nicht mehr mit der lösenden und bindenden Macht der Sacramente bis in ihr Schlafzimmer dringen kann.

Die Frauen in Italien mögen selbst einen großen Theil der Schuld davon tragen, daß die Uebergriffe der Priester in Haus und Familie so weit vordringen konnten. Der Aberglauben, der bei diesem liebenswürdigen Geschlecht ein am stärksten ausgebildetes Element ist, führt sie über Hals und Kopf in die Abhängigkeit von den Priestern hinein. Der Aberglauben ist es, der hier den Glauben erzeugt, und demselben ein so stechendes und narkotisches Wesen mittheilt, daß zugleich alle Sinne davon berauscht und hingerissen werden müssen. In den unteren und oberen Klassen der Bevölkerung hat, namentlich in Rom und Neapel, diese Einwirkung der Priester auf das Frauenleben am tiefsten und folgenreichsten gegriffen, und die Corruption ist darum auch auf diesen beiden äußersten Endpuncten der Gesellschaft am weitesten vorgeschritten.

In den mittleren Klassen sind die Frauen, die hier auch den reinsten nationellen Typus bewahrt haben, sehr beschäftigt und mit praktischer Umsicht und Rührigkeit bei den Geschäften des Mannes betheiligt. Es fehlt hier an Zeit, um dem Beichtvater so viel Spielraum zu geben, als er zur Erreichung seiner stets sehr

von moralischer und burlesker Tonart. Es lag in der Stellung dieses Jahrhunderts, das ein aufnehmendes, allen möglichen Einwirkungen von außen sich hingebendes war, die verschiedensten Stoffe in buntschillernder Vermengung aufzuhäufen. Der Stil der Schriftsteller war eine scheckige Musterkarte aller der Elemente, welche die Zeit zu verdauen hatte, und trug das Gepräge einer wunderlichen Mosaikarbeit an sich. Albrecht von Eybe geräth, bei seiner einfachen Naivetät, doch oft von dem Hundertsten ins Tausendste, bald fällt er in den Ton einer lustigen Schnurre, wo er die ernsthaftesten Anstalten zu Moralbetrachtungen zu machen scheint, bald richtet er ein wahres Marktgetümmel von Citaten aller heidnischen und christlichen Autoren an. Noch ausgebildeter zeigt sich dieser burleske Mischcharakter des funfzehnten Jahrhunderts in dem Doctor der Theologie, Johann Geyler von Kayſersberg, diesem merkwürdigen Prediger, der seine Texte, statt aus der Bibel, aus dem Narrenſchiff seines Freundes Sebastian Brand wählte. Die hundertundzehn Predigten, die er im Jahre 1498 zu Straßburg über

weit gegriffenen Zwecke in einem Hauſe bedarf, und für die Ausbreitung der Kirche iſt hier in der Regel ſo gut wie gar nichts ſelbſt bei den Frauen zu gewinnen. Die Induſtrie hat auch in Italien der Kirche bereits ein gutes Stück Terrain abgewonnen. In dieſer rein werkthätigen und materiellen Entwickelung, wodurch ſich ein ganz neuer Lebenstypus erzeugt, hat die italieniſche Bourgeoiſie ſich bereits der franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen ſehr genähert, und auch die Frau hat ſich in dieſem Kreiſe bedeutend danach nüancirt.

In den höheren Ständen war der Umgang der Frau mit dem Beichtvater eine Modeſache geworden, die ſich mit den vornehmen Manieren und Bedürfniſſen innigſt verſchmolzen hatte. Der cavaliere servente, der in dieſer faſt officiellen Form in Italien nicht mehr exiſtirt und nur noch in den Romanen angetroffen wird, iſt durch den Abbé bei weitem wirkſamer und gefährlicher abgelöſt worden. Der Abbé iſt der eigentliche moderne cavaliere servente, der durch die ihm innewohnende Kraft der Sündenvergebung im Praktiſchen noch eine beſonders wichtige Rolle ſpielt, und auch der geiſtigen Bildung und Unterhaltung durch ſeine Vielſeitigkeit zu nützen weiß, denn wenn er nicht die Beichte

abnimmt, beichtet er ſelbſt in den zierlichſten Sonnetten, die er zu den Füßen ſeiner Herrin recitirt.

Die Wirkungen bleiben hier wenigſtens in einem abgeſchloſſenen Standeskreiſe, während die geſellſchaftliche Moral noch bei weitem tiefer berührt und erſchüttert wird durch den unheilvollen Einfluß, welchen der Prieſter in den unterſten Schichten des Volkslebens, und beſonders bei den Frauen in dieſem Kreiſe, ausübt. Der Mann des Cölibats ſucht und findet im Innern der Volksfamilie ſeine eigentliche Weide, denn der Aberglauben kommt ihm hier ſogleich zu Hülfe, und überliefert die Gattin, die Tochter der unbedingten, auch moraliſchen Abhängigkeit von dem Clerus. Der ſchreckliche Triumphzug, welchen der leidenſchaftliche Prieſter durch die Volksfamilie zurücklegt, endigt mit der Proſtitution, in welche die Volksfamilie unter dem Segen ihrer Prieſter ſich auflöſt.

Die mangelhafte Erziehung der Italienerinnen in allen Ständen iſt es vornehmlich, welche ſie dem ungemeſſenen, ſittlich und national verderblichen Einfluß der Prieſter überliefert. Man hat zwar in neuerer Zeit, namentlich in Neapel, ziemlich gute Erziehungshäuſer für Mädchen angelegt, aber, wie es ſcheint, hat ſich noch kein ſehr großer Theil der Bevölkerung dazu

entſchloſſen, durch die Benutzung derſelben den eigentlich nationalen Gang der Mädchenerziehung abzuändern. Es wurzelt einmal zu tief in der allgemeinen Lebensgewohnheit der Nation, daß die Italienerin ihre erſten Bildungsjahre unter der Leitung der Nonnen zubringen muß. Dem jungen Mädchen ſelbſt iſt es in der Regel kein ſo unangenehmer Aufenthalt im Kloſter, wo von einer ſtrengen Regel nicht im Geringſten die Rede iſt, und es herrſchte darin mehr Freiheit, als in einem wohlgeregelten Penſionat oder im Innern der Familie ſelbſt. Gewöhnlich führt die Kloſterpenſionairin ſchon ein ungemein bewegtes und frohes Leben, ungeachtet der Heiligkeit des Orts kann ſie doch an demſelben alle möglichen Beſuche empfangen, hier baut ſich ſchon die Welt der romantiſchen Rendezvous aus, und beim Austritt aus dem Convent iſt die junge Italienerin gewöhnlich um ein Talent reicher geworden, nämlich um das Talent der Liebesintrigue. Es iſt wahr, ſie hat dafür wohl kaum richtig ſchreiben gelernt, aber dies iſt ein organiſcher Fehler ſo vieler Italienerinnen, daß ein Italiener, der ſie liebt, kaum irgend einen Anſtoß daran nimmt. In Deutſchland vermag man kaum einzuſehen, wie es möglich iſt, eine Frau zu lieben, die nicht leſen und ſchreiben kann. Es würde

vielen Deutſchen unheimlich zu Muthe werden, ſo Etwas in ihren Armen zu halten. Aber obwohl es gerade in Italien ſtets ſo viele ausgezeichnete, auch in Literatur und Kunſt hervorragende Frauen gegeben hat, ſo iſt doch Italien immer auch vorzugsweiſe das Vaterland der Frauen geweſen, die nicht leſen und ſchreiben können, und ihre große Liebenswürdigkeit hat dadurch weder bei Laien noch Prieſtern gelitten.

Es wird aber die Zeit kommen, wo die Italienerin, in deren herrlichem Naturell die wahre Zukunft der Nation ſich forterhalten hat, auch an der Nationalbildung ihren unweigerlichen Antheil ſich einfordern wird. Wie die Italienerin die Freiheit und Unabhängigkeit der Nation in ihren Händen gepflegt hat, ſo wird ſie ſelbſt auch in der neuen Zeit, die auf der apenniniſchen Halbinſel vor der Thür iſt, bei weitem glänzender als jemals ihre wunderherrlichen Naturgaben entwickeln. Die Römerinnen und Neapolitanerinnen werden die höchſten Zierden dieſes ausgezeichneten Geſchlechts ſein, und von ihren Prieſtern erlöſt, werden ſie dem Vaterlande eine neue, unverfälſchte Generation freier und würdiger Männer, wie in alter, ſchöner Zeit, geben.

Czar Paul.

Von

Theodor Mundt.

Erste Abtheilung:

Der Großfürst.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.

Der Großfürst.

Von

Theodor Mundt.

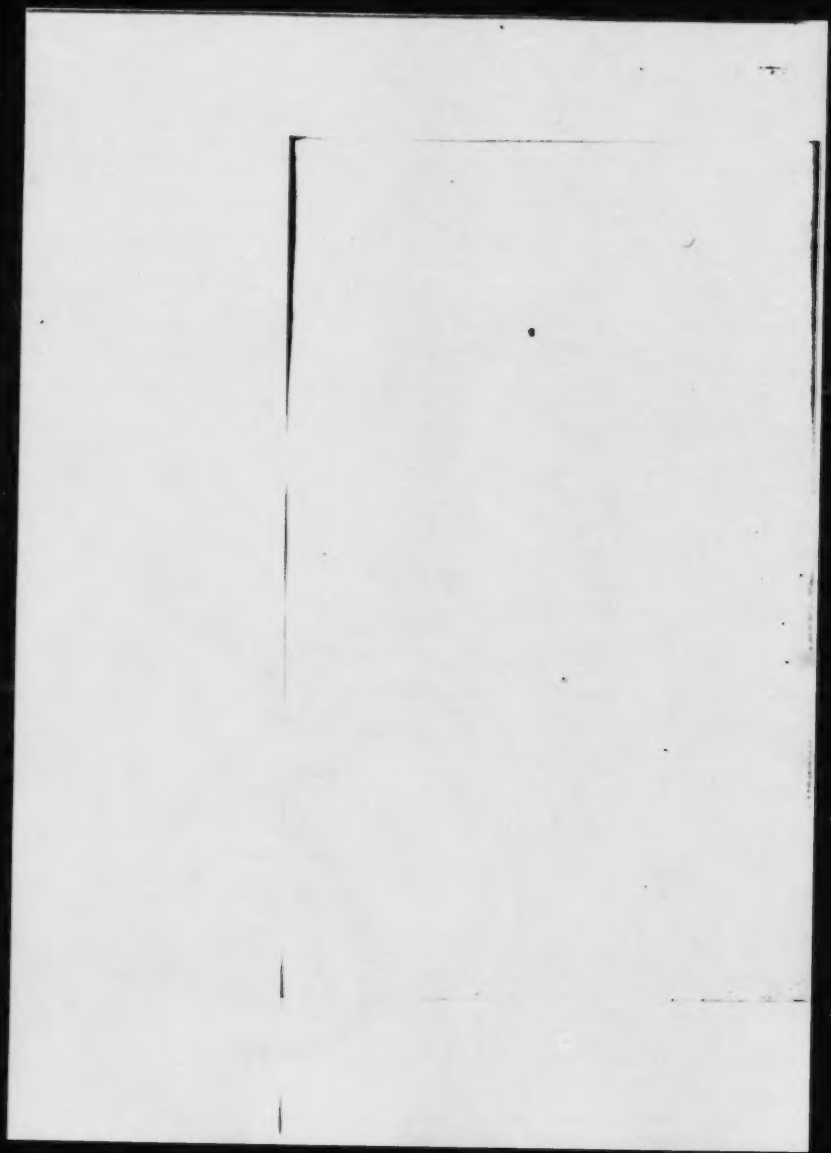
Erster Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.

BIBLIOTHECA
[illegible]
MONACENSIS.

Erstes Buch.

Die Großfürstin Natalia Alexiewna.



I.

Die Newa hatte im Jahre 1774 einen so reichen Wasserstrom, daß die von den deutschen Küsten herübergeschwommene Brigg „der Salamander" nicht in Kronstadt zu landen brauchte, sondern ihren eilenden Fuß, mit dem sie der Hauptstadt des russischen Reichs zustrebte, unmittelbar vor dem glanzvollen Petersburg ans Land setzen konnte.

Unter den Passagieren, die sich am Bord dieser Brigg befanden, hatte eine ältere vornehme Dame mit drei jungen liebenswürdigen Töchtern schon während der Ueberfahrt von Stettin nach Petersburg ein besonderes Interesse erregt. Es war die stattliche und wohlbeleibte Landgräfin von Hessen-Darmstadt, welche, wie schon das Gerücht verkündigt hatte, ihre drei schönen Töchter zur Brautschau nach Petersburg führte, denn man wußte, daß die große Czarin Katharina II. be-

das Narrenſchiff hielt, ſind als Denkmäler der Sprache wie der Zeitgeſinnung gleich ſehr zu betrachten. Sie ſind die originellſte Miſchung von freimüthiger Oppoſition, gewaltiger Redekraft, cyniſcher Ungebundenheit, moraliſcher Würde und einer Satire, die zwar das Schmutzigſte ſich nicht zu berühren ſcheut, aber doch faſt immer eine gewiſſe innere Erhebung verbreitet. Seine heftige Oppoſition gegen das Mönchsweſen iſt in dieſem Zeitalter, an der Schwelle der Reformation, merkwürdig. Als Sittenprediger ſchwingt er über die Thorheiten der Welt eine unerbittliche Geißel, die freilich durch die komiſche Miene und den ſcurrilen Witz, womit ſie gehandhabt wird, für uns wenigſtens meiſtentheils ihren bittern Stachel verliert. Bei Sebaſtian Brand, findet ſich folgende Stelle über die Modenarrheiten der Weiber in jenem Zeitalter:

Die Töchtern tragend ouch vezt das,
Was etwan Dirnen ſchändlich was,
Wyt ausgeſchnidten Schuh, Schuben, Röck,
Das man die Milchſäck nit bedeck.
Wickelnd vyl Hubeln in die Zöpf,
Groß Hörner machends auf die Köpf,
Als ob es wär ein wilden Stier,
Gahnd grad daher wie wilde Thier,

schlossen hatte, den jungen Großfürsten Paul, obwohl er kaum in das zwanzigste Jahr getreten war, an eine deutsche Prinzessin zu vermählen.

Jetzt schien sich dies sogleich zu bestätigen, indem die Ankunft des deutschen Schiffes am englischen Quai, dem Landungsplatze in Petersburg, Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit wurde. Es waren dort mehrere kaiserliche Hof-Equipagen aufgestellt, die zur Empfangnahme der erwarteten Gäste aus Deutschland bestimmt schienen, und unmittelbar, nachdem die Landungsglocke am Ufer ertönt war, hatte sich auch schon der kaiserliche Hofmarschall Fürst Bariatinsky, der aus einem dieser Wagen ausstieg, mit eilenden Schritten an Bord des „Salamander" begeben.

Die regierende Landgräfin von Hessen-Darmstadt war eine Dame von der würdevollsten Repräsentation, die an ihrem heimischen Hofe in Darmstadt gerade als Muster der feinsten höfischen Kunst zu leben glänzte. Sie war daher auch jetzt dem Fürsten Bariatinsky, der sie im Namen der Kaiserin zu beglückwünschen kam, mit jenem höchst souverainen Anstande entgegengetreten, der an den kleinen deutschen Höfen in dieser Zeit fast noch peinlicher und anspruchsvoller ausgebildet war, als an den größeren Hofhaltungen in Europa.

Mit großer Scheu aber schmiegten sich die drei jungen Prinzessinnen zur Seite ihrer Mutter, und blickten ängstlich zu der hohen mächtigen Gestalt des Fürsten Bariatinsky empor, der ihnen einen ganz außerordentlichen Eindruck machte.

Nachdem sich der Fürst der ersten Aufträge der Czarin entledigt hatte, geleitete er die ihm anvertrauten Damen von dem Schiffe herunter und übergab sie einer der harrenden Hof-Equipagen, durch welche sie in den ihnen von der Kaiserin zur Wohnung bestimmten Marmorpalast geführt werden sollten.

Mit einer stürmischen Eile ging es jetzt durch die Straßen von Petersburg vorwärts. Die jungen Prinzessinnen jauchzten auf vor Freude, als sie sich mit einer Schnelligkeit, von der sie bisher keine Vorstellung gehabt, von diesen sturmwindgleich brausenden sechs Rappen durch die neue große prachtvolle Stadt dahingezogen sahen. Die regierende Mutter verwies ihnen mit einer hoheitsvollen Gebärde diesen Ausbruch der jugendlichen Munterkeit, indem landgräfliche Gnaden bemerkbar machten, daß man in einem fremden Lande nicht gleich Alles so laut bewundern dürfe. Die Pferde in Darmstadt seien größer, und könnten darum begreiflicher Weise nicht so rasch ziehen.

Aber die russische Hauptstadt selbst trat, je mehr die Reisenden in ihre Mitte eingeführt wurden, immer prächtiger und großartiger, wie ein ungeheures Riesenbild mit colossalen Gliedmaaßen, hervor, und selbst die haltungsvolle Landgräfin schien sich einen Augenblick lang, als man an den großen Kirchen und Palästen vorüberfuhr, einiger Ausrufe des höchsten Erstaunens nicht erwehren zu können.

Da muß unser Darmstadt freilich etwas zurück bleiben! rief sie endlich halb wehmüthig, halb empfindlich, indem sie sich nur mit um so größerer Würde in den Wagen zurückwarf.

Prinzessin Wilhelmine, die jüngste und schönste der drei Schwestern, saß gedankenvoll an dem geöffneten Wagenfenster. Ueber ihr anmuthiges, von den blonden Locken umflossenes Gesicht war mit der Aufmerksamkeit, mit der sie Alles um sich her betrachtete, zugleich ein Zug sinnender, fast trüber Ahnung getreten. Ihr Busen hob und senkte sich in raschen, stürmischen Empfindungen.

Heiterer schienen die beiden anderen Schwestern, Elisabeth und Friederike, die in harmlosen Ausrufungen über Alles, was sie sahen, sich ergingen.

Ich glaube, die gnädige Mama hat Recht, rief die

Aelteſte der drei Prinzeſſinnen, die ſchwarzäugige Eliſabeth, mit einem poſſirlichen Ernſt. Unſer liebes Darmſtadt zu Hauſe iſt allerdings viel kleiner, als dieſes fürchterlich große Petersburg, aber in der Bauart ſcheinen mir doch beide Reſidenzen große Aehnlichkeit mit einander zu haben. Die Straßen ſind ſchön und breit, aber hat nicht auch Darmſtadt ſchöne regelmäßige Straßen, und viele großartige Palais? Nur der Bach Darm möchte mit der ſtolzen Newa nicht ganz zu vergleichen ſein. —

In dieſem Augenblick hielt der Wagen vor einem großen, prächtigen aber düſtern und zurückſchreckenden Gebäude ſtill. Es war ein hoher Palaſt, aus Granit und dunkelfarbigem Marmor erbaut, der an dem düſtern, trüben Gewäſſer der Newa, die ſich hinter ihm ausbreitete, ſich plötzlich mit ſeinen unheimlichen Mauern und Thürmen emporſtreckte.

Die goldbetreßten Lakayen waren aus dem Portal hervorgeſprungen, um den Schlag zu öffnen, während in demſelben Augenblick die Equipage des Fürſten Bariatinsky, die den Damen auf dem Fuße gefolgt war, vor dem Marmorpalaſt hielt. Er hob mit den ehrfurchtsvollſten Verbeugungen die Landgräfin und die drei Prinzeſſinnen aus dem Wagen, und kündigte ihnen

an, daß sie an dem Ort ihrer Bestimmung angelangt wären. Dann geleitete er sie feierlich in das Palais, und übergab sie den Händen einiger Ehrendamen, die zu ihrer Bedienung angewiesen waren.

II.

Die Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt ſaß mit ihren drei Töchtern in dem großen alterthümlichen Saal des Schloſſes, in dem ſich die Damen, nachdem ſie aus ihren Reiſekleidern in eine glänzendere Toilette übergegangen waren, wieder zuſammengefunden hatten. Die Kaiſerin hatte ihnen noch für denſelben Abend ihren Beſuch ankündigen laſſen, um ihre deutſchen Gäſte in Petersburg willkommen zu heißen, und ſie ſaßen jetzt alle Dreie mit ungewiſſen und ängſtlichen Empfindungen in den hohen alterthümlichen Lehnſeſſeln ſich gegenüber.

Es war, wie ſie von den ihnen beigegebenen Hofdamen erfuhren, der Palaſt Orlow, in dem unſere deutſchen Reiſenden ihre Aufnahme gefunden hatten. Dies war der frühere Conſtantins- oder Marmor-Palaſt, welchen Katharina II. einſt ihrem ebenſo ge-

liebten als gefürchteten Günstling, dem gewaltigen Grafen Gregor Orlow, zum Geschenk gemacht hatte. Aber schon seit längerer Zeit bewohnte Orlow, nachdem er die zärtlichen Gnaden der Czarin verloren, dieses Haus nicht mehr, und es war Mode geworden, die fremden Gäste des kaiserlichen Hofes auf einem dazu bestimmten Flügel des alten Marmorpalastes einzuquartieren.

Dieser Palast litt jedoch an melancholischen Eindrücken, die auch in dem öden, weitläufigen Saal, in dem man sich befand, nicht zu verwinden waren. Alle Augenblicke warfen die jungen Prinzessinnen ihre scheuen und besorgten Blicke in den nicht ganz erhellten Hintergrund des Saals, in dem ihnen allerlei Schatten und Gestalten auf und nieder zu schlüpfen schienen. Oder sie sprangen mehrmals erschrocken und mit leisen Schreien in die Höhe, denn sie glaubten die Thür sich öffnen zu hören, und bald sollte es ein Gespenst sein, von dem man einen Ueberfall befürchtete, bald wähnte man, die große Czarin sei schon angekommen, und werde jetzt zu ihnen eintreten.

Am meisten ängstigten sich die Prinzessinnen vor der Ankunft Katharina's, der sie jeden Augenblick mit stürmischem Herzklopfen entgegen sahen. Prinzessin

Wilhelmine, in der dieſe Eindrücke ſich am lebhafteſten abſpiegelten, hatte ſchon Thränen in den Augen, und Eliſabeth und Friederike lehnten ihre bleich gewordenen Geſichter an den Buſen der Mutter, an dem ſie ſich vor Allem, was um ſie her vorging, zu verbergen trachteten.

Die zarte Wilhelmine war indeß ohne Zweifel die entſchloſſenſte und gewappnetſte unter ihren Schweſtern. In ihren lieblichen blauen Augen trockneten ſich plötzlich die Thränen, und ein ſcharfer Anflug von Spott, der ihrem Geſicht zuweilen eigenthümlich zu ſein ſchien, trat in den Zügen hervor.

Mich dünkt, mütterliche Gnaden, ſagte ſie mit ihrer hellen, ausdrucksvollen Stimme zur Landgräfin, wir fangen hier in Petersburg an, eine äußerſt unglückſelige Rolle zu ſpielen? Wir ſind deutſche Prinzeſſinnen, und man ſchleppt uns wie Sclavinnen hier auf den Markt, um von einem fremden Fürſten, der nicht einmal ſchön und liebenswürdig ſein ſoll, beſichtigt, und nach dem Belieben des geſtrengen Herrn entweder zu ſeiner Ehegemahlin, vielleicht auch zu ſeinem blutenden Opferlamm, erkoren oder mit Proteſt wieder über das Meer zurückgeſchickt zu werden. Gnädige Mama, das hatte ich erſt vor Kurzem in der Geſchichtsſtunde, daß

die jungen Mädchen in Griechenland als Tribut fortgeschickt wurden, um vom Minotaurus gefressen zu werden. So kommt es mir jetzt grade hier vor. Und sage mir, Mama, wäre es denn nicht geziemender gewesen, daß der Großfürst Paul nach unserm Darmstadt kam, um dort unsere Bekanntschaft zu suchen? Ist denn unser schönes Darmstadt so wenig der Mühe werth? Und müßten wir nicht schon als Deutsche zu stolz sein, um mit unsern Personen den russischen Markt zu beziehen?

Elisabeth und Friederike hatten sich jetzt rasch aufgerichtet, und schienen fast erstarrt vor Erstaunen und Entsetzen über ihre jüngere Schwester, die mit solcher Dreistigkeit zu der gnädigsten Mama gesprochen.

Die Frau Landgräfin hatte der kühnen Sprecherin einen durchbohrenden Blick zugeworfen, und sagte dann, alle ihre Würde und Strenge zusammennehmend, indem sie sich in eine durchaus erhabene Haltung versetzte: Mein armes Kind, in welchen schrecklichen Irrthümern bist Du noch befangen! Ich hoffe jetzt, daß Du nicht die Erwählte sein wird, um hier zu bleiben, sondern daß ich Dich wieder zurücknehmen werde nach Darmstadt, um Deine Erziehung noch besser zu vollenden.

Nun, das werden wir noch sehen! entgegnete

Prinzessin Wilhelmine, indem sie mit einem schnippischen Ton emporfuhr. Eine Brautschau, wie sie über uns abgehalten werden soll, ist unangenehm und empörend, aber sie ist doch auch im höchsten Grade ungewiß!

Schon gut, erwiederte die Fürstin Mutter mit verweisender Miene, ich werde Dich jedenfalls noch lehren, wie man Dinge, die der hohen Politik angehören, vernünftig ansehen muß! Was Du mit Deiner gewöhnlichen Naseweisheit den russischen Markt nennst, das ist eine hohe Ehrenberufung, auf die jede deutsche Prinzessin stolz sein kann und muß! Als mir die Czarin Katharina von Rußland zuerst den Vorschlag machen ließ, mich mit meinen drei Töchtern am Kaiser-Hofe von Petersburg vorzustellen, um möglicher Weise ein enges Familienband zwischen unsern beiden Häusern dadurch zu stiften, da fühlte ich mich von dieser Gnade so durchleuchtet, und erhoben, daß ich mir selbst nicht mehr Landgräfin zu sein schien, sondern mindestens schon zur Großherzogin, vielleicht zur Königin, mich emporgegipfelt fühlte? Wir Deutschen sind recht gut, aber uns fehlt die Macht. Die Macht können wir uns nur von den fremden großen Höfen holen, sonst sind wir schutzlos, namentlich in Darmstadt. Und Du kleines dummes Ding willst Anstoß daran nehmen,

Werfend die Ougen hin und her,
Lachen, gaffen alle Winket an,
Und thut eins umbs ander traben,
Damit verführens die Knaben,
Die sye grüßen vnd gaffen an

Diesen weiberfeindlichen Text hat Geyler von Kayserßberg folgendermaßen in seinen Predigten commentirt: „Die dritte Schell der selzam Narren iſt das Haar zieren, geel, krauslicht und lang machen, auch frembdes Haar der Abgestorbenen unter ihres vermischen und dasselbig zum Schauspiel aufmutzen. Es ziehn die Weiber jezund daher wie die Mannen und hencken das Haar dahinden ab bis auf die Hüft, mit aufgesetzten Paretlin und Hütlin gleichwie die Mannen. Die Weiber ziehn in ihren Schlevern daher und haben sie aufgesprinzt neben mit zwo Ekken oder Spizen, gleich einem Ochßenkopf mit den Hörnern."

Solche Sprache der Kanzel, denn auf dieser wurden Geyler's Predigten über das Narrenschiff wirklich gehalten, tönte originell genug, und war dem Volksgeist durchaus angemessen. Ueber weltliche Gegenstände, ohne eigentlichen Bibeltext, zu predigen, war überhaupt nichts Ungewöhnliches in da-

daß wir den Wünſchen der großen ruſſiſchen Czarin, die Befehle für uns ſein müſſen, ſo folgſam entgegen gekommen ſind? Mein Gott, wer klein iſt, muß gehorchen, ſonſt kann er nimmermehr groß werden. Deine Thorheit geht aber ſo weit, daß Du ſogar davon zu reden wagſt, der Großfürſt Paul könnte häßlich ſein! Ein ruſſiſcher Großfürſt kann niemals häßlich ſein, merke Dir das, mein Kind!

Aber es iſt doch Alles ſo ſchauerlich und bange hier! wagte die junge Prinzeſſin in ihren oppoſitionellen Bemerkungen fortzufahren. Seitdem wir hier in dieſem alten gräßlichen Saale ſitzen, iſt es mir immer, als könnte der blutige Schatten Peters des Dritten jeden Augenblick dort aus einer Ecke emporſteigen!

Halt! rief die Landgräfin mit der erſchrockenſten Gebärde. Unbeſonnenes, gedankenloſes Mädchen! Wage es nicht, noch ein einziges Wort hinzuzufügen. Dann ſetzte ſie mit einer leiſen gedämpften Stimme hinzu: Weißt Du nicht, Unglückliche, daß in Petersburg Niemand von Peter dem Dritten ſpricht? Jedermann hütet ſich, dieſen Namen über ſeine Lippen zu bringen, und wer es wagt, hat noch jedesmal Strafe und Unheil davon getragen! O, Kinder, wir ſind ja in Rußland!

Dieſer letzte Ausruf kam ſo gepreßt und angſtvoll aus dem Buſen der Landgräfin Mutter hervor, daß man dabei recht wohl in ihr eigenes Herz ſehen konnte, das keineswegs ganz frei von furchtſamen Erregungen ſchien.

In dieſem Augenblick wurde raſch die Hauptthür des Saales geöffnet, und in ihren beiden Flügeln weit auseinandergethan, was einen ſchrillenden, pfeifenden Ton verurſachte.

Mit einem lauten Angſtgeſchrei fuhren die Prinzeſſinnen empor, und diesmal wurden ſie von der Frau Landgräfin nicht darüber ausgeſcholten, denn dieſe hatte ſich ſelbſt bedeutend erſchrocken, und ließ faſt noch ſtärker als ihre Töchter einen entſetzten Ausruf vernehmen.

Es war die Czarin, welche, von weiter keinem Gefolge begleitet, als der Gräfin von Branicka, die ſeit einiger Zeit die Favoritdame der Kaiſerin war, raſch in den Saal trat und mit einem freundlichen „Guten Abend! Guten Abend!“ auf die Aufgeſcheuchten und Erſchrockenen losſchritt.

Die Landgräfin hatte ſich zuerſt wieder gefaßt, und trat der Kaiſerin in einer tief huldigenden Stellung entgegen, die noch ziemlich geſchickt ergriffen war. Die drei Prinzeſſinnen aber ſchienen ganz und gar den

Kopf verloren zu haben. Sie hatten nur gefühlt, daß ſich die große Czarin genähert, aber ihre Befangenheit und Verlegenheit waren ſo groß, daß ſie weder rechts noch links geblickt hatten, und die beiden Geſtalten, die ſich jetzt unmittelbar vor ihnen befanden, gar nicht mehr recht zu unterſcheiden ſchienen. Plötzlich warf es ſie aber auf eine unwiderſtehliche Weiſe zu Boden nieder, und ſie waren alle drei, ohne zu wiſſen wie, der ſchönen Gräfin Branicka, welche ſie für die Czarin nahmen, zu Füßen geſunken.

Die Gräfin war eine ſehr heitere und liebenswürdige Frau, die ſich mit der größten Anmuth und auf eine für beide Theile verbindliche Weiſe der Pflicht entledigte, die jungen Prinzeſſinnen auf ihren Irrthum aufmerkſam zu machen.

Nun umfaßten Eliſabeth, Friederike und Wilhelmine mit lautem Schluchzen die Kniee der Kaiſerin, unter ſtrömenden Thränen küßten ſie ihr das Gewand und die Hände, und ſchienen wie angſtvoll flatternde Täubchen ſich unter den Fittigen des gewaltigen Raubvogels bergen zu wollen.

Katharina hatte ſich endlich zu ihnen herniedergebeugt, und hob die deutſchen Mädchen mit einer herzlichen Umarmung zu ſich empor. Dies verſcheuchte

die erſte Angſt, welche ſich der Gemüther bemächtigt hatte, aber es vermochte das geheime Herzklopfen nicht zu unterdrücken, welches in den jungen Prinzeſſinnen beim längeren Anblicken der Czarin immer heftiger aufſtieg und ihnen faſt das Athmen unmöglich machte.

Die Czarin Katharina war in dieſer Zeit ihres Lebens, wo ſie ungefähr in ihrem vierzigſten Jahre ſtand, noch immer eine ſchöne Frau, welche durch ihre auffallende und wunderbar feſſelnde Erſcheinung einen mächtigen Eindruck hervorbrachte. Sie begann aber damals ſchon ſtark zu werden, und die ſich immer mehr ausbreitende Fülle und Ueppigkeit ihrer Formen gönnte der Taille kaum noch die klaren Umriſſe. Aber die heitere, hinreißende Anmuth, welche das ganze Weſen der Czarin erfüllte und alle ihre Bewegungen meiſterte, überwog in dem Charakter der ganzen, auch mit aller gebietenden Hoheit ausgeſtatteten Geſtalt. Die ſtrenge kaiſerliche Majeſtät und der Ausdruck einer ächten, ſich liebenswürdig und leicht gehen laſſenden Weiblichkeit ſchienen bei der Czarin auf die natürlichſte Weiſe nebeneinander zu ſtehen und ineinander überzugehn. Die Liebenswürdigkeit ihrer weiblichen Natur bezeichnete ſich auch auf eine eigenthümliche Weiſe durch die Art, wie ſie ihr Haar trug, das immer mit einer

antiken Einfachheit und einem besonderen, anmuthigen Geschmack um den bedeutenden Kopf sich gruppirte.

Aber es gab in ihrem charaktervollen Gesicht zwei Elemente, welche sich auf die schneidendste Weise darin widersprachen. Der untere Theil dieses Gesichts hatte einen groben und fast rohen Ausdruck, besonders aber war es eine eigenthümliche Falte, die gerade an der Wurzel der etwas kurzen Nase stand und einen seltsamen, halb bösartigen, halb frivolen Ausdruck in das Gesicht zurückwarf. Es war dies der Grund gewesen, weshalb Katharina einst das Portrait verworfen hatte, welches der berühmte Lampi von der Czarin gemalt, und worin dieser verhängnißvolle, ihr die ganze Physiognomie verderbende Zug seine vollständige Auspinselung erhalten hatte. Durch den Zorn der Kaiserin bestimmt, hatte Lampi sein Portrait umarbeiten müssen, und nun war eine unschuldige junge Nymphe aus seinem Pinsel hervorgegangen, zu der sich die kluge Czarin noch weniger bekennen wollte.

Das unheimliche Element in dem Gesicht der großen Czarin schien auch den überwiegenden Eindruck auf die jungen deutschen Prinzessinnen hervorgebracht zu haben. Aengstlich und zagend standen Elisabeth, Friederike und Wilhelmine noch immer vor der allmächtigen

Herrin da und wagten noch nicht, einen freien Blick zu ihr zu erheben, obwohl sie sich beständig wie durch einen magischen Einfluß gezwungen fühlten, auf die überwältigende Erscheinung der Czarin immer und immer wieder ihre Augen hinzurichten.

Die Kaiserin machte aber jetzt die liebenswürdigsten Anstrengungen, ihren Gästen Muth und Vertrauen einzuflößen. Mit einer Grazie und Anmuth, die ihr unvergleichlich standen, hatte sie ein Gespräch angeknüpft, indem sie sich auf einen von ihr selbst herbeigeschobenen Sessel ganz gemüthlich zwischen die darmstädtische Landgräfin und ihre lieblichen Töchter gesetzt und auch der Gräfin von Branicka ihren Platz mit den Augen angewiesen hatte.

Die Kaiserin wurde immer leichter und hingebender, man begann die Czarin zu vergessen und schien nur noch die heiterste und vergnügteste Gesellschafterin vor sich zu haben.

So hübsch plaudert es sich nur mit deutschen Landsleuten! sagte Katharina, indem sie der Landgräfin nochmals auf das Zärtlichste die Hand schüttelte und mit ihren lichten grauen Augen, die zuweilen einen schönen, glänzenden Ausdruck hatten, den Prinzessinnen einer nach der andern freundlich und wohlwollend zu-

nickte. Plötzlich sah sie, die Hände übereinanderschlagend, mit einem verwunderten und schalkhaften Ausdruck die Aelteste unter den drei Schwestern an und rief: Mein Gott, welche Aehnlichkeit entdecke ich jetzt erst, und zwar eine Aehnlichkeit, die gar nicht abgeleugnet werden kann! Meine gute, liebe Prinzessin Elisabeth, wissen Sie denn, wem Sie ähnlich sehen? Mir, mir, mein gutes Kind! Als ich noch zwanzig Jahre jünger war, hätten Sie für ein vollständig gelungenes Portrait von mir gelten können. Meine liebe Branicka, Sie pflegen ja das Medaillon in Brillanten zu tragen, das ich Ihnen damals gab, und worin Sie mein Portrait empfingen. Lassen Sie es uns doch einmal zum Vergleichen sehen.

Die Gräfin Branicka beeilte sich, das Medaillon von der goldenen Halskette loszulösen und es geöffnet der Czarin darzureichen. Man drängte sich jetzt um die Czarin her, um das Bild zu beschauen, und es versteht sich, daß es von allen Lippen nicht an enthusiastischen Ausrufungen fehlte, welche sowohl die wundergleiche Schönheit des Portraits, als auch die zutreffende Aehnlichkeit mit der reizenden jungen Prinzessin Elisabeth behaupteten.

Elisabeth sah betreffen zu den mit ihrem Gesichte an-

gestellten Vergleichen und blickte erwartungsvoll zu der Czarin hinüber. Auf Wilhelminens Antlitz dagegen glänzte ein spöttischer Zug, und die Prinzessin, bei der die Wahrheitsliebe eine hervorstechende Charakter-Eigenthümlichkeit zu sein schien, bemühte sich gar nicht, den lächerlichen Eindruck, welchen dieser ganze Vorgang auf sie machte, zu verbergen.

Die Landgräfin aber sah plötzlich ungemein glücklich aus, sie glaubte jetzt den Sinn der Czarin errathen zu haben, und sah abwechselnd bald diese mit einem einverständnißvoll lächelnden, fast zu vertraulichen Blick an, bald nickte sie, gleichsam ermuthigend und triumphirend, der schönen Prinzessin Elisabeth zu, die offenbar die Lieblingstochter der hessen-darmstädtischen Landgräfin war. Der Landgräfin schien jetzt die Wahl ihrer Tochter Elisabeth zur Gattin des Cäsarewitsch gesichert und außer allem Zweifel gestellt, und dies war schon bei der Reise hierher im Geheimen ihr eigentlicher Wunsch gewesen.

Die große Czarin schien sich jetzt in der Mitte dieser guten deutschen Frauen, deren sie Eine nach der Andern mit sichtlichem Gefallen betrachtete, ungemein wohl zu befinden. Sie sprang jetzt mit einer heiteren Gebärde auf und sah so zufrieden und wohl-

gelaunt aus, wie man die Kaiserin seit langer Zeit nicht erblickt hatte. Ihre Munterkeit gab ihr fast den Ausdruck eines jungen Mädchens wieder, und sie schien so wohl angeregt zu sein, daß sie sich im Zimmer rasch auf- und niederbewegte und die auf den Tischen ausgestreut liegenden Sachen der Prinzessinnen, nebst den halb ausgepackten Reisekoffern, zu mustern begann.

Die Czarin ließ sich von der Landgräfin, welche sie mit ehrfurchtsvoller Dienstwilligkeit auf dieser Schau begleitete, Eins nach dem Andern zeigen und vorlegen, beurtheilte die Stoffe der Kleider und die Formen und Schnitte, in denen sich ihr dieselben darzustellen schienen.

Dann sagte sie mit liebenswürdiger Stimme, sich zu den drei Prinzessinnen wendend: Wahrlich, so reich war ich nicht gewesen, als ich zuerst nach Petersburg kam. Die damalige Prinzessin von Anhalt-Zerbst hatte nicht die Hälfte dieser schönen Kleider mit, als sie zuerst in Rußland landete. Nun, was ich damals an Kleidern und sogar an Hemden zu wenig hatte, habe ich mich bemüht, seitdem an Gebiet unserm heiligen Rußland hinzuzuerobern. Nicht wahr, Landgräfin, das ist auch eine ganz hübsche Art, sich zu revanchiren?

Die hessen-darmstädtische Landgräfin konnte sich nicht enthalten, die Hand der Czarin zu ergreifen und mit einer zärtlichen Unterwürfigkeit an ihre Lippen zu drücken.

Sie sind gut, liebe Landgräfin, sagte die Czarin, indem sie mit einer wohlwollenden Gebärde die dicken, rothen Wangen der Landgräfin streichelte. In der That, es ist mir außerordentlich angenehm, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich zweifle nicht, daß unsere Wünsche sich dabei auf eine für uns Beide genugthuende Weise begegnen werden. Ich danke Ihnen wirklich sehr, daß Sie gekommen sind. Aber noch Eins! Ich kann es nicht zugeben, daß Sie, gute Landgräfin, die bedeutenden Kosten dieser Reise ganz allein auf Ihre Börse übernehmen sollen. Die Reisekosten gehen mich an, und um so mehr, als ich selbst die Veranlassung dieser von mir so sehr gewünschten Reise bin. Die Frau Landgräfin wird mir daher gnädig gestatten müssen, daß ich ihr die Auslagen wiedererstatte, die ich unmöglich auf dem Etat eines Ländchens, wie Hessen-Darmstadt ist, sitzen lassen kann.

Katharina übergab der erschrocken zurückfahrenden Landgräfin hierbei ein Portefeuille mit Banknoten,

maliger Zeit; der burleske Ton Geyler's aber sagte dem gesunden, humoristischen Kern des Volkes zu und hatte eine außerordentliche populaire Wirksamkeit. Die mystische Andacht setzte sich in diese volksthümlichen und weltlichen Töne um, und die Erbauung nahm, unbeschadet der Frömmigkeit, die gewiß sehr ernstlich war im Herzen der Nation, ein fröhliches Wesen an. Von der Ursprünglichkeit der deutschen Prosa Geyler's gilt dasselbe, was von Tauler. Zwar sind doppelte Texte von den Narrenpredigten vorhanden, der lateinische, den Jacob Other, sein Schüler, herausgegeben, und die älteste deutsche Uebersetzung von dem Franziskanermönch Johannes Pauli, die im Jahr 1520 verbreitet wurde. Doch hat sie Geyler auf der Kanzel deutsch gehalten, und die ihm eigenthümliche Diction ist gewiß aus seinem Munde in die Uebersetzung übergegangen. —

Das funfzehnte Jahrhundert war das Jahrhundert der Vorbereitungen. Eine Menge weltlicher Anregungen stürmte unwiderstehlich auf das deutsche Gemüth ein, um eine neue Zeit aus neuen Elementen in ihm hervorzurufen. Diese ungeahn-

welches die Gräfin Branicka auf den Wink der Kaiserin in die Hände derselben gelegt.

Mein Gott, ich Aermste! stammelte die Landgräfin, indem sie den überreichen Inhalt des Portefeuilles vor sich erblickte.

Auf keinen Fall darfst Du das nehmen! flüsterte Prinzessin Wilhelmine, die plötzlich ernst und bleich aussah, heimlich der Landgräfin zu.

Die Czarin hatte das auffallende und hastige Benehmen bemerkt, mit welchem Wilhelmine sich zu ihrer Mutter gedrängt. Katharina warf dem kühnen Mädchen einen flammenden Blick zu, der sie aber nicht niederschmettern zu können schien. Wilhelmine erhob muthig ihre schönen und ausdrucksvoll leuchtenden Augen zu der Czarin empor und wagte es, den erstaunt fragenden Blicken derselben zu begegnen.

Mein Kind, sagte Katharina, ihre Hand in die ihrige nehmend, Du gefällst mir sehr. Aus Deinen klugen Augen spricht Verstand, Stolz und richtiges Gefühl. Du wärest vielleicht im Stande, mir eben die Leviten darüber zu lesen, daß ich der gnädigen Mama dies Anerbieten zu stellen gewagt. Ja, ja, Du siehst mir ganz so aus, als ob Du ein kleiner, waghalsiger Trotzkopf wärest und gar keine Angst

empfändest, Alles herauszusagen, was in Dir losspru-
deln möchte. Nicht wahr, mein lieber, blonder Wild-
fang?

Die Czarin streichelte ihr dabei mit einer sanften, wohlwollenden Gebärde das schöne, blonde Haar, was Wilhelmine, die sich seltsam und unheimlich dabei berührt zu fühlen schien, nicht ohne ein heimliches Zucken geschehen ließ. Aber der Eindruck, welchen diese Liebkosung der Czarin auf die Uebrigen machte, hatte eine athemlose Stille im Zimmer hervorgebracht, und die Ueberraschten betrachteten es als ein neues Merkmal, durch welches die Entschließungen der Kaiserin sich anzukündigen schienen. Man war jetzt überzeugt, daß nicht Elisabeth, sondern Wilhelmine die Erwählte für den Czarewitsch sein werde.

Diese Annahme, welche Wilhelmine jetzt rings um sich her auf dem Gesichte der Mutter und der Schwestern las, schien das eigenthümliche Mädchen in diesem Augenblicke zu verdrießen. Sie sagte zur Czarin mit einer Naivetät, die ebenso liebenswürdig war, als sie einen gränzenlosen Schrecken unter allen Anwesenden verbreitete: Nein, allergnädigste Czarin, so schlecht steht es mit uns nicht, daß wir uns die Reise hierher bezahlen lassen müßten. Wir sind zu unserm eigenen Vergnügen

hierher gereist, und die Börse, die Mama Landgräfin aus Darmstadt mitgebracht hat, sah ganz kugelrund und gar nicht so kläglich und jämmerlich aus. Wir werden auch davon ganz gut wieder zurückreisen können, und wenn es nicht reicht, schickt uns Papa neues Reisegeld aus Darmstadt. Aber es sähe ja aus, als wenn man uns hätte kommen lassen, wollte man uns das Reisegeld ersetzen.

Die Landgräfin, in Angstschweiß gebadet, rang die Hände bei diesen unerhörten Auslassungen ihrer jüngsten Prinzessin Tochter und schien eben im Begriff, laute Wehklagen darüber ausstoßen zu wollen; die Czarin aber fuhr rasch mit der Hand über die Stirn, auf welcher ein augenblicklicher Unmuth sich leise abgeschattet hatte, und sagte dann, sich mitten in den Kreis hinstellend, indem sie mit ihrer hochgebietenden Anmuth wieder freundlich über Allen thronte:

Au plaisir de vous revoir, meine lieben Freundinnen insgesammt! Euere gnädige Czarin wünscht Euch morgen früh im Winter-Palais in feierlicher Audienz zu empfangen und bestimmt die zwölfte Stunde des Vormittags dazu. Auch den Großfürsten Paul, den Czarewitsch, werde ich dann vorzustellen die Ehre haben. Ich wünsche, daß zwischen uns, als deutschen

Landsleuten, Alles recht gemüthlich hergehe, und darum habe ich es vorgezogen, meine Freunde hiermit mündlich dazu einzuladen. Morgen früh aber wird mein Hoffourier bei Euch erscheinen und Ceremoniel und Toilette anzeigen. Bis dahin adieu, adieu, mes amies!

Die Czarin schied mit einer Kußhand, welche sie flüchtig durch die Luft der Landgräfin zuwarf. Nur Wilhelmine war beim Abschied von einem strengen, ernsten Blicke gestreift worden, welchen Katharina auf sie zurückgleiten ließ. Mit einem tiefen, ahnungsvollen Seufzer sank die junge Prinzessin auf dem Fauteuil nieder.

Die Landgräfin hielt noch immer das Banknoten-Portefeuille, das sie nicht wieder abzugeben gewagt, in ihren zitternden Händen. Man befand sich in einer bangen, zweifelhaften, ja düsteren Stimmung. Der deutschen Familie kehrte heut ihr natürlicher Frohsinn nicht mehr zurück. —

III.

Auf dem Flügel des Winter-Palaſtes, auf welchem die Zimmer lagen, welche der junge Großfürſt Paul mit ſeinem Gouverneur, dem Grafen Panin, bewohnte, herrſchte heut ſchon am frühen Morgen eine ſehr rege Lebendigkeit. Der Czarewitſch war von dem Ereigniß des Tages, von dem ganz Petersburg ſprach, ſchon geſtern durch ein vertrautes Zwiegeſpräch mit ſeiner Mutter unterrichtet worden, und er hatte ſich heut, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, ſehr früh aus ſeinem Bett erhoben, um ſich zu der wichtigen und feierlichen Audienz vorzubereiten, in der er heut Mittag zu der längſt erwarteten Brautſchau vor der Czarin erſcheinen ſollte.

Paul war vor Kurzem zwanzig Jahre alt geworden, aber ſeinem ungemein jugendlichen oder wenigſtens unentwickelten Ausſehn nach, das weit unter dieſem Alter zu ſtehen ſchien, würde man ihm leicht mehrere

Jahre weniger gegeben haben. Der Großfürst Paul war weder jung noch alt, Beides schien ihm seiner ganzen Natur nach und durch alle Eigenschaften seines Wesens durchaus unmöglich gemacht zu sein. Seine kleine, zusammengeschrumpfte, widerwärtige Gestalt, die kalmückische und negerhafte Häßlichkeit seines Gesichts, der ganze seltsame, fast Abscheu erregende Ausdruck seiner Persönlichkeit schienen keinem Alter unterworfen sein zu können. Paul hatte niemals jung ausgesehen, und man konnte sich ihn ebensowenig alt denken. Tiefe, unsauber scheinende Runzeln hatten schon seit früher Kindheit das Antlitz Paul's bedeckt. Und doch lag auch über dieses eigenthümlich verzerrte Gesicht ein gewisser Zug ausgebreitet, der anziehen, fesseln und mit einer ungewöhnlichen Theilnahme für diesen jungen Prinzen erfüllen konnte.

Der kleine, schmale, gerade in die Höhe gehende Kopf, der zunächst einen ängstlichen und peinlichen Eindruck machen konnte, hatte zugleich etwas seltsam Rührendes, und man konnte dies Antlitz nicht ohne Betroffenheit und Bewegung ansehen. Das feingeschnittene, geradaus blickende Auge schaute bekümmert und forschend in die Ferne und schien das Verständniß einer dunkeln und zweifelhaften Zukunft mühsam zu

ſuchen. Die kleine, kurze Naſe, die ſonſt kaum aus dem Geſicht hervorgetreten ſein würde, war in ihrer Spitze auf eine höchſt auffallende Weiſe aufwärts gebogen und gab dem ganzen Geſicht einen ſtechenden, unruhigen Ausdruck, über den man nicht gleich mit ſich einig werden konnte. Zwiſchen dieſer Naſe und dem darunter liegenden, ungemein kleinen Mund war ein ungewöhnlich langer Zwiſchenraum, der einen merkwürdigen Charakter-Ausdruck hinzufügte. Dieſer auffallende Zug verdarb den edleren und ſinnigen Ausdruck, der in den ernſten, beſorgt in die Ferne blickenden Augen wohnte. Es begann hier ein rohes, wildes Element der ganzen Phyſiognomie, das durch den darunter liegenden feinen, ſeltſam gekniffenen Mund, deſſen Unterlippe ein wenig fett herunterhing, nicht wieder gutgemacht werden konnte. Das Geſicht lief in einem glatten, faſt anmuthig zu nennenden Kinn aus, während ſich oberhalb eine hohe, faſt die ganze Hälfte des Geſichts bildende Stirn wölbte, der ein edler, intellektueller Ausdruck nicht abzuſprechen war. Das ganze Portrait ſchließt mit einem zierlich gewundenen Zöpfchen, das nach der Sitte der Zeit dem jungen Prinzen aus einem wohlgeordneten Haarbeutel zwiſchen den Schultern herunterhing.

So war Paul, der künftige Thronerbe Rußlands, in ſeinem zwanzigſten Jahr. Der Ausdruck ſeines Geſichts war ein guter, unſchuldiger, faſt edler zu nennen. Auf geheimes Dulden und Leiden deutete Manches in ſeinem ernſten, ſchwermuthsvollen Auge, aber zugleich ſprach eine feſte Reſignation, eine charaktervolle Traurigkeit aus dieſem jungen Geſicht, auf dem ebenſo viel Empfindung als bizarre und wilde Häßlichkeit wohnte. Seine Phyſiognomie wäre auch nicht ganz ohne harmoniſchen Ausdruck geweſen, wenn nicht die ſtark hervorſtehenden Backenknochen ihr einen Zug trotziger Wildheit hinzugefügt, über den nicht hinwegzukommen war, und welcher der europäiſchen Racenbildung Hohn ſprach.

In dieſem Augenblicke aber, wo ſich Paul den Händen ſeines Kammerdieners zur Vollendung einer ebenſo feſtlichen als ausgeſuchten Toilette hatte übergeben müſſen, ſchien ein Zug von freudiger Erwartung, von lebhafterem Intereſſe, wie man es ſelten auf ſeinem Geſicht bemerkte, auf demſelben aufgeblitzt. Dieſer Ausdruck verſchönte ihn faſt, und machte ſeine ſonſt ziemlich farbloſen oder gelblichen Wangen höher und friſcher erglühen.

Es war das erſte Mal, daß ſich der Czarewitſch

bestimmt für Dieses oder Jenes erklärte, das er anlegen wollte und das ihn, seiner Meinung nach, heut besser kleiden würde. Mit großem Erstaunen bemerkte dies Iwan Paulowitsch, der Kammerdiener des jungen Großfürsten, der eine fast zärtliche Anhänglichkeit an seinen Herrn besaß und von demselben mehr als ein gleichalteriger Freund, denn als Sklave angesehen wurde. Die listig blinzelnden schwarzen Augen, mit denen Iwan jetzt dem jungen Prinzen forschend in's Gesicht sah, und wozu er nach seiner Weise höchst komische und possenhafte Pantomimen hinzufügte, begegneten daher bei Paul einem sehr freundlichen, ihm fast verschämt zunickenden Blick. Denn der junge Prinz konnte es nicht mehr bergen, daß der heutige Morgen ihn mit seltsamen, sein ganzes Gemüth bewegenden Empfindungen durchzitterte.

Meinst Du, Iwan Paulowitsch, daß ich mich auf diese Weise nicht allzu garstig ausnehmen werde? fragte der junge Prinz seinen mit dem größten Eifer um ihn beschäftigten Diener.

Iwan Paulowitsch machte einen fürchterlichen, mehrere Fuß hohen Sprung aufwärts und senkte sich dann wieder bis zum Erdboden vor seinem jungen Herrn, indem er seine Stirn bis vor die Füße desselben

neigte. Dann rief er, unter entſetzlichen Augenverdrehungen, mit einem ſeltſamen, näſelnden Ton: Wahrlich, die Sonne der Schönheit und der Frühling der Jugend ſind an unſerem holden Czarewitſch aufgeſtrahlt, und nur die Auserleſenſte wird würdig ſein, der Blume des Thrones ſich zu nähern und in den entzückenden Duft des Paul Petrowitſch emporſteigen zu dürfen!

Halt ein, Du einfältiger Iwan Paulowitſch Koutaitzow, ſagte der Prinz mit einiger Verdrießlichkeit. Du weißt, ich kann dieſe orientaliſchen Hundemanieren nicht leiden, die Dir noch von Deiner orientaliſchen Abſtammung her ankleben. Wenn wir Freunde bleiben ſollen, und, in der That, ich liebte Dich, Iwan Paulowitſch Koutaitzow, ſo haſt Du jetzt endlich aufgehört, Türke zu ſein, und läßt mich nun merken, daß man das Taufwaſſer nicht umſonſt an Dich verſchwendet, ſondern, daß aus dem Muſelſungen — denn ein Muſelmann warſt Du noch nicht einmal — auch wirklich ein ächter Moskowit geworden iſt.

Iwan ſtand plötzlich wie angedonnert da und neigte ſeinen Kopf mit einem ſchmerzlichen Ausdruck zur Seite. Eine wunderbare Träumerei flog über ſein ſchönes, intereſſantes Geſicht. Doch wechſelte wieder

ten Hebel der Weltgeschichte waren die Buchdruckerkunst, die Erfindung des Compasses, eine neue transatlantische Welt, die der neuen gegenüber urplötzlich erstanden; ferner das Schießpulver, die erwachenden Naturwissenschaften, und die Besitznahme Konstantinopels durch die Türken, welche gelehrte Griechen nach Italien und Deutschland auswandern machte, um dort die Ueberlieferungen eines vor allen bevorzugten Weltalters, die Geister antiker Kunst und Wissenschaft, sich wieder des Lebens bemächtigen zu lassen. Dies brachte nach allen Seiten eine praktische Regsamkeit, eine Bewegung in allen Verhältnissen, hervor. Während Handels- und Kriegsschiffe die Meere durchschnitten, um Völker und Welttheile zu verbinden, stellte die Presse noch wunderbarere Mächte der geistigen Communication, wirkend mit der Schnelligkeit des Gedankens, ins Feld. Die Drucke des classischen Alterthums, die Uebertragungen griechischer und römischer Schriftsteller, besonders des Aristoteles, Cicero, Sallust und die vorlutherischen Bibelübersetzungen, waren das erste und wichtigste Debüt dieser neuen magischen Kunst. Auch Uebersetzungen des Boccac-

eine wilde Gluth, ein blitzender Zug von Bosheit und Tücke, in seinen Mienen. Dann traf ein liebevoller, aus tiefster Seele aufflammender Blick seinen Herrn, und er stürzte jetzt auf ihn zu, seine Hand ergreifend und mit inbrünstigen Küssen bedeckend.

Iwan war ein gefangener Türkenknabe gewesen, welchen die Russen, wie dies in ihrer Gewohnheit lag, im Kriege aus der Heimath seiner Jugend mit sich genommen hatten. Ein glücklicher Zufall hatte ihn in den Palast der Czarin gebracht, wo er seines angenehmen Aeußeren wegen für den Dienst des jungen Großfürsten bestimmt worden, nachdem ihm die christliche Taufe seine jetzigen Namen beigelegt.

Paul sah ihn jetzt verwundert an und sagte, seine Hand unwillig zurückziehend: Iwan, Du hast es heut darauf abgesehn, Dich wie einen Hund zu benehmen, und ich fordere jetzt von Dir, vernünftig und klug zu sein, oder ungeachtet unsrer Freundschaft, die eine Sache für sich ist, dürfte sich doch mein Zorn endlich einmal ganz ernstlich mit Deinem Rücken berühren!

Die Augen des jungen Großfürsten strömten jetzt ein unheimliches, flackerndes Feuer aus, vor dem Iwan mit einer ängstlichen Bewegung zurückschreckte. Dann sagte der zitternde Sklave, der den Moment erkannte,

wo die rückſichtsloſe Macht ſeines Herrn ſich nicht mehr zu verläugnen pflegte, mit einem ganz leiſen, unterwürfigen Tone: Ich bitte bloß um die hohe Gunſt, dem Czarewitſch zu dem heutigen Tage Glück wünſchen zu dürfen! Möchten aber wir anderen Getreuen darum nicht vor den Augen unſeres geliebten Herrn verſtoßen werden! Es iſt dabei weniger Schade um den armen Knecht Iwan Paulowitſch Koutaitzow, der ſich im Schatten irgend eines Hundewinkels niederlegen kann, zufrieden, wenn er nur noch aus der Ferne zu ſeinem Herrn emporwedeln darf. Aber da giebt es noch andere Thränen zu trocknen, wenn der Czarewitſch heut die deutſche Braut heimgeführt haben wird. Was wird aus Sophie Czarnowska werden?

Wie kommſt Du dazu, mir grade jetzt dieſen Namen zu nennen? fragte Paul, emporfahrend, indem eine leiſe Röthe ſeine Wangen bedeckte.

Ich habe gewiß Strafe verdient, Prinz, erwiderte Iwan Paulowitſch, indem er demüthig ſeinen Rücken beugte; aber den unbeſchreiblich ſchönen Augen der Sophie Czarnowska iſt nicht zu widerſtehen, wenn ſie um etwas bitten. Sie möchte gern das holde Antlitz des Czarewitſch noch einmal ſchauen, ehe ſie den Anblick deſſelben für immer verlieren ſoll. Und

ich habe es unternommen, Prinz, dieſe Bitte an Euer Ohr zu bringen, ſollte auch darüber Euer Zorn in der That ganz ernſtlich ſich mit meinem Buckel berühren wollen.

Iwan machte dabei eine ſo komiſche Grimaſſe, daß Paul ſich nicht enthalten konnte, über ihn zu lachen. Beſänftigt, ſagte er zu ihm: Du ſetzeſt Dich einer großen Gefahr aus, mein guter Iwan Paulowitſch! Du weißt doch, daß meine Mutter, die allergnädigſte Czarin, es ſtreng verboten hat, den Namen Sophia Czarnowska noch je vor meine Ohren zu bringen? Mein treues Gedächtniß wird ſtets ihrem Namen und ihrer unvergeßlichen Perſon gewidmet ſein, ſage ihr das, guter Iwan, aber was die Czarin geboten hat, muß geſchehen. Wir dürfen uns nicht mehr ſehen, Sophia und ich, was wir uns auch zu ſagen haben mögen. Die Kaiſerin hat unſer Verhältniß gelöſt, nicht einmal den Abſchied mehr dürfen wir voneinander nehmen.

Iwan machte mit der Hand einen Streich durch die Luft und ſprang dann, ſeiner Gewohnheit nach, mit eng zuſammengehaltenen Beinen einige Male in die Höhe. Darauf ſagte er ganz leiſe, und vorſichtig den Zeigefinger ausſtreckend: Die Czarina befiehlt,

und wen ſie als ungehorſam befindet, iſt mit Recht des Todes ſchuldig. Aber Sache eines klugen und rechtſchaffenen Unterthanen iſt es, ſich nicht als ungehorſam betreffen zu laſſen. Es ſind alle Vorſichtsmaßregeln getroffen, Prinz.

Paul ſchreckte einen Augenblick zuſammen, und überließ ſich einem ſtillen hinbrütenden Nachſinnen. Iwan beobachtete ihn mit einem ſchlauen Lächeln. Dann ſagte der Prinz, ſich ihm nähernd, und ihm die Hand vertraulich auf die Schulter legend: Iwan Paulowitſch Koutaizow, iſt ſie hier in der Nähe, die holde, liebliche Sophia?

Iwan nickte geheimnißvoll und zeigte auf eine Tapetenthür, die an der Hinterwand des Saales verborgen war.

Paul wollte ſich eben dorthin begeben, als in dieſem Augenblick ein Diener hereintrat und meldete, daß der Graf Panin zu dem Großfürſten eintreten werde. Eine Minute darauf ſtand der Graf ſchon im Zimmer und begrüßte ſeinen Zögling, den Großfürſten, mit freundlicher Würde, aber zugleich mit einem etwas verweiſenden Blick, denn die Toilette des Großfürſten ſchien ſeinem Gouverneur noch nicht ſo weit vorgerückt, als er es erwarten zu dürfen geglaubt

hatte. Graf Panin zog daher seine schöne, prachtvoll mit Diamanten besetzte Taschen-Uhr heraus, betrachtete das Zifferblatt derselben lange mit prüfendem Blick und sah dann den jungen Großfürsten von oben bis unten an.

Graf Panin war einer der würdigsten und angesehensten Cavaliere des russischen Hofes, welchem der Ehrenposten des Ober-Gouverneurs des Großfürsten durch das Vertrauen der Czarin zugefallen war. Man konnte ihn in gewissem Betracht den tugendhaftesten und uneigennützigsten Mann Rußland's nennen, und zugleich war die Feinheit seiner Staatskunst bei so vielen wichtigen Gelegenheiten erprobt worden, daß ihn Katharina bei ihrer Thronbesteigung im Jahre 1762 auch noch zu ihrem Staatsminister ernannt hatte. Neben dieser großen Thätigkeit in den Staatsgeschäften hatte er auch die Erziehung des Großfürsten bis jetzt geleitet, wo er im Begriff stand, den Einfluß auf die Bildung seines Zöglings für vollendet zu erklären, und ihn nach seiner bevorstehenden Verheirathung einer neuen Periode seines Lebens zu überlassen.

Bei der sprüchwörtlich gewordenen Pünktlichkeit des Grafen Panin hatte er nicht umhin gekonnt, den

Großfürſten auf den Rückſtand aufmerkſam zu machen, in welchem ſich derſelbe augenſcheinlich noch mit ſeiner Toilette befand.

In fünfundzwanzig Minuten werde ich wiederkommen, Prinz, um Sie dann zur Vorſtellung in die Gala-Gemächer der allergnädigſten Czarin abzuholen, bemerkte Graf Panin ebenſo ruhig als beſtimmt. In dreißig Minuten müſſen wir an den Stufen des Thrones ſtehen, aber ich werde, wohlgemerkt, fünf Minuten früher hier erſcheinen, da wir ſo viel Zeit bedürfen, um in den andern Flügel des Palais hinüberzugehen. Es iſt dabei auf das Allerſtrengſte darauf gerechnet, daß Seine Kaiſerliche Hoheit ſich alsdann ganz und gar fertig mit Ihrem Anzuge betreffen laſſen werden.

Der Großfürſt, mit einem mürriſchen Seitenblick, obwohl noch immer mit dem Ausdruck von Ehrerbietung, den er ſeinem Gouverneur nicht weigern zu können ſchien, verſprach, um die anberaumte Zeit es nicht an ſich fehlen zu laſſen.

Aber noch Eins, Prinz, fügte Panin hinzu, indem er, ſchon mitten in der Thür, plötzlich wieder umkehrte und, dem Großfürſten mit freundlichem Ernſt die Hand darreichend, ſich ihm angelegentlich näherte. Ich habe noch Etwas im Vertrauen mit Ihnen zu ſprechen.

Hören Sie mich an, aber fahren Sie unterdessen fort, ich bitte Sie darum, Ihre Toilette zu Ende bringen zu lassen; sonst wäre es doch möglich, daß wir nicht zur rechten Zeit kämen. Setzen Sie sich schleunigst, lieber Prinz, und Du, Iwan Paulowitsch Koutaitzow, thue flugs deine Schuldigkeit. Iwan kann uns in Dem, was ich Ihnen zu sagen habe, nicht stören, denn der verschmitzte Bursch ist ja ohnehin der Mitwisser aller Geheimnisse im Palaste.

Der junge Großfürst saß jetzt wieder unter den Händen seines getreuen Iwan, der fleißig an ihm fortzuarbeiten begann, im Lehnstuhl vor dem Spiegel. Graf Panin ging noch einige Male mit feierlich abgemessenen Schritten im Zimmer auf und nieder, und dann, vor dem Großfürsten stehen bleibend, sagte er mit vielem Nachdruck:

Hören Sie, Prinz, ich habe Ihnen noch eine Mittheilung, betreffend die junge Sophia Czarnowska, zu machen. Für das Fortkommen dieser jungen Person ist jetzt durch die Huld der hohen Czarin auf das Beste gesorgt. Es entspricht dies sowohl der besonderen Gunst, in der sie, unter allen Ehrenfräuleins der Czarin, stets bei derselben gestanden, als es auch die Dienste belohnt, welche sie dem ganzen russischen

Vaterlande geleiſtet und worin ſie ſich auf eine nie genug anzuerkennende Weiſe ausgezeichnet hat.

Paul warf einen langen, fragenden, faſt flehentlich bittenden Blick zu Panin empor, während Iwan Paulowitſch, der grade an dem Zopfe des jungen Großfürſten mit beſonderem Eifer arbeitete, die ſeltſamſten, hin- und herzuckenden Schlagſchatten auf ſeinem Geſicht ſehen ließ, und mit einer geheimen Anwandelung von Lachluſt auf das Fürchterlichſte zu kämpfen ſchien.

Fräulein Sophia von Czarnowska, fuhr Graf Panin mit unerſchütterlicher Würde fort, verläßt morgen, den Befehlen der Czarin gemäß, Rußland und wird ſich an der Hand eines Gatten, den ihr die Czarin ausgewählt, nach Frankreich begeben. Es iſt der Graf Georg Raſtaptſchin, welchem dieſe Ehre aus den Händen der Kaiſerin zu Theil geworden iſt. Werden Sie ſich damit zufrieden erklären, Prinz?

Wie ſollte ich nicht? erwiderte Paul, erſchrocken auffahrend. Was bleiben mir für Rechte auf Sophia von Czarnowska, nachdem meine kaiſerliche Mutter meine Vermählung befohlen, und nun auch die ihrige? Wir ſind getrennt für immer, obwohl ein ſo enges Band uns verknüpfte, und nicht einmal den Abſchied hat uns die Czarin voneinander verſtattet.

Nein, entgegnete Graf Panin mit ſeinem feierlichen Ernſt, es darf nicht Abſchied genommen werden! Die Kaiſerin hat mir noch ausdrücklich aufgetragen, darüber zu wachen, daß ihrem Befehl in keiner Weiſe zuwidergehandelt werde. Ich will hoffen, daß ſich hier inzwiſchen keine ketzeriſchen und aufrühreriſchen Geſinnungen dagegen geltend gemacht haben werden?

Der Graf überflog mit drohenden und mißtrauiſchen Blicken das Geſicht des Prinzen und das ſeines vertrauten Kammerdieners; aber Beide beobachteten einen tiefen, unverbrüchlichen Ernſt in ihren Mienen.

Mein lieber Prinz, fuhr Panin fort, Ihre Gedanken müſſen ſich jetzt ganz und gar einer neu aufgehenden Sonne zuwenden. Eine der deutſchen Prinzeſſinnen, welche die Czarin hat kommen laſſen, wird heut über alle übrigen Verhältniſſe Eurer Kaiſerlichen Hoheit entſcheiden. Als die Czarina vor einem Jahre in ihrer allergnädigſten Fürſorge daran dachte, daß jetzt die Zeit gekommen ſei, Sie zu vermählen, Prinz, ging die erhabene Providenz der Kaiſerin noch weiter. Man hatte der Kaiſerin darüber Bedenken eingeflößt, ob Ihre phyſiſche Natur, mein Prinz, auch hinlänglich dazu geeignet ſei, den heiligen Boden der Ehe zu betreten; denn Euere Kaiſerliche Hoheit ſchienen

weder ſtark und kräftig genug dazu, noch mochte man Ihrem Temperament trauen, das bis dahin durchaus kein Feuer und keine zärtlichen Neigungen hatte an den Tag legen wollen. Erinnern Sie Sich auch, Prinz, daß es nicht Ihre eigene Neigung war, welche Sie plötzlich zu dem ſchönen Hoffräulein Ihrer gnädigſten Kaiſerin Mutter hinzog. Die hohe Weisheit der Czarin war es, welche Ihr Herz lenkte und Ihre Augen für die junge feurige Polin öffnete. *) Ja, ja, mein Prinz, um es gerade heraus zu ſagen, Sie ſollten erſt Ihre Probe-Ausarbeitung machen, ehe Sie zu einer ſtandesmäßigen und verantwortlichen Heirath zugelaſſen werden konnten; denn der Thronfolger eines ſo großen Reichs übernimmt unberechnenbare Verantwortlichkeiten, wenn er ſich verheirathet. Es wäre beſſer, ihn von der Thronfolge auszuſchließen, als das Reich den Schwankungen einer unſicheren Nachkommenſchaft auszuſetzen. Aber die erhabene Czarin Mutter bewies auch hierin ihren unübertrefflichen Genius, in den Staatsgeſchäften vorzugehen. Die Sophia Czarnowska rechtfertigte das Vertrauen, welches die Czarin in ſie geſetzt, mit bewundernswürdiger

*) Castera II., 92.

cio wurden schon im funfzehnten Jahrhundert gedruckt. Die Nation strebte in allen Richtungen nach einer allgemeinen Durchbildung, und versuchte wenigstens, in den Anfängen einer höhern Weltcultur ihr provinzielles Leben, an das sie sonst kleinlich verfallen war, zu überwinden. Unter diesen Anregungen wurde es Zeit und Bedürfniß, daß sich eine allgemeine Schriftsprache gründete, die, um den geistigen Verkehr der Nation ein einheitliches Band schlingend, die noch immer feststehende landschaftliche Trennung der Dialekte endlich verwischte. Diese allgemeine Sprache der Literatur und der Gebildeten mußte aus der Entwicklung der Prosa hervorgehen, für die sich in diesem Zeitraum die Sprache überhaupt immer entschiedener und realer ausgebildet hatte. So drängte Alles wie von selbst zu der hochdeutschen Gesammtsprache hin, die in Luther's Bibelübersetzung ihren Mittelpunct fand, um von da aus das deutsche Leben zu durchdringen. —

Pünktlichkeit. Sie gebar prompt nach neun Monaten und that dadurch die Berechtigung Euerer Kaiserlichen Hoheit, auch eine staatspolitisch sichere Ehe zu schließen, auf das Unzweifelhafteste dar. Jetzt erst konnte mit vollem Fug daran gedacht werden, Prinz, Ihnen eine ebenbürtige Gemahlin zu geben. Dieser wichtige Tag ist herangekommen. Richten Sie jetzt Ihre Gedanken auf nichts Anderes mehr, was vom Wege abführen könnte! Sie würden sonst Ihrer Person, Ihrer Stellung und Ihrer Zukunft die größten Schwierigkeiten bereiten! Halten Sie die Ohren steif, mein Prinz, thun Sie Alles, was die Czarina befiehlt, und Sie werden einst siegen und herrschen!

Der alte Staatskanzler schloß hier seine wohlüberlegte, mit der Gründlichkeit eines Actenstücks zum Besten gegebene Rede und sah den Großfürsten dann mit einer seltsam lauernden Miene an. Der Prinz blickte ihm unbefangen und ernst in's Gesicht, ohne irgendwie den Eindruck zu verrathen, welchen diese Auseinandersetzung seines Gouverneurs auf ihn gemacht. Dann erhob er sich, denn Iwan Paulowitsch hatte sein Werk an ihm vollendet.

Jetzt fort mit Dir, sagte Panin, indem er Iwan mit der Hand zur Thür hinauswies.

Iwan gehorchte mit einem höchſt widerwilligen Mienenſpiel und ſchlich ſich dann langſam zur Thür hinaus, einen wüthenden Seitenblick auf Panin richtend.

Der Großfürſt ſtand dem Miniſter jetzt allein gegenüber und ſah ihn kalt und fragend, faſt mit einem gehäſſigen Ausdruck an. Das Weſen des Grafen Panin ſchien ſich aber plötzlich ganz und gar verändert zu haben.

„Mein Prinz, begann er mit einer ſehr geſchmeidigen Freundlichkeit, die man bisher nicht an ihm bemerken konnte, indem er die Hand des Großfürſten ergriff, ich habe mich danach geſehnt, ein Wort mit Ihnen allein zu ſprechen. Die Anweſenheit des widerwärtigen Geſellen band mir die Zunge. Ich würde ſicherlich vorher Manches ganz anders ausgedrückt haben, wenn nicht dieſer Iwan doch am Ende der Spion der Kaiſerin wäre. Es iſt gut, ſolche Leute zuweilen auf eine ganz falſche Fährte zu locken und ſie irre zu machen über unſere Abſichten.

Paul blickte, ganz ſprachlos vor Erſtaunen, den Staatskanzler an. Iwan Paulowitſch ein Spion? fragte er, ſchmerzlich in ſich zuſammenzuckend. Laſſen wir das, mein lieber Prinz! erwiderte Panin, indem

er, den wider ſein Erwarten ſtarken Eindruck gewahrend, welchen der Großfürſt davon empfand, jetzt wieder mit einer leichten und gefälligen Wendung darüber hinwegzugehen ſuchte. Spion oder nicht, mein Prinz, es kommt am Hofe von Petersburg im Grunde Alles auf Eins hinaus. Wo ein einzelner, unumſchränkter Wille gebietet, da iſt Jeder Spion, der einen Vortheil aus dem Andern herauszuſchlagen verſteht.

Dem jungen Großfürſten entfuhr ein leiſer Schrei der Verwunderung, des Erſchreckens.

Graf Panin ſah ihn mit einem ſcharfen, prüfenden Blick an und ſagte: Prinz, ich ſetze voraus, daß Ihre heutige Brautſchau zu einem beſtimmten Ziele führen wird! Sie treten dann in eine neue, folgenreiche Periode Ihres Lebens ein. Sie werden mündig, Sie erhalten Ihren eigenen Hofſtaat, Sie werden eine politiſche Perſon, und vielleicht, ich hoffe es, ein neues politiſches Syſtem! Ich war bis jetzt ſtolz darauf, Sie meinen Zögling, meinen Schüler nennen zu dürfen, und wie würde ich die Gnade des Himmels preiſen, Prinz, wenn es mir dann, am Ende meiner Tage, vergönnt ſein ſollte, eine neue, beſſere Acta, wie ich ſie in meinen Gedanken ſtets an Ihre Perſon geknüpft,

über Rußland aufgehen zu ſehen! Dieſe Erwartungen ſind gerecht, ſie ſind heilig, und ich habe Ihnen oft auseinandergeſetzt, worauf ſie ſich nothwendig ſtützen müſſen. Prinz, glauben Sie es einem alten, im Dienſt ergrauten Staatsmann, die Zeiten ändern ſich, neue Bedingungen zum Leben und Handeln treten ein, und wehe uns, wenn wir den Umſtänden nicht thatkräftig und entſchieden voranſchreiten, ſtatt uns ſpäter willenlos von ihnen hinterherziehen zu laſſen!

Als der Prinz fortfuhr, ſchweigend und verſchloſſen, in einem düſtern Hinſtarren, ihm gegenüberzuſtehen und mit keiner Miene die Wirkung zu verrathen, welche dieſe Worte auf ihn gemacht, drängte ſich Panin noch lebhafter und vertraulicher an ihn und flüſterte ihm mit einer heimlichen, kaum vernehmbaren Stimme zu: Herr Großfürſt, das Vaterland verlangt nach Ihnen! Ihnen gehört der Czarenthron, ſchon ſeit dem verhängnißvollen Ende Ihres höchſtſeligen Herrn Vaters, unſeres glorreichen Czars Peters des Dritten! Sie werden ihn einſt wiederbeſteigen, der von Anbeginn Ihr Eigenthum war, der eigentlich nur in Ihrem Namen beſetzt und verwaltet werden konnte und der Ihnen von einer überlegenen, ſchwer abzuwendenden Macht bisher vorenthalten wurde!

Um Gotteswillen, Graf! fiel der Großfürſt ängſtlich ein, indem er die Hand deſſelben ergriff und ſich an derſelben, faſt bittend, anklammerte. Sprechen wir nicht von dieſen Dingen, ich bitte Sie! Ich kann es nicht ertragen, davon ſprechen zu hören.

Der junge Großfürſt ſah bleich und erſchüttert aus. Mit einer wahren Herzensangſt ſchien er zu beſorgen, daß Panin dies Geſpräch fortſetzen werde. Dann irrten wieder die entſetzten Blicke Paul's bis zum Hintergrund des Zimmers, wo ſie furchtſam verweilten und Lauſcher und Zeugen dieſes gefährlichen Geſprächs zu beſorgen ſchienen.

Erſchrecken Sie vor keinem einzigen Gedanken, der ſich Ihnen auch aufdrängen möchte! rief ihm Panin mit feſter, kräftiger Stimme zu. Haben Sie Vertrauen und Muth, Prinz, es giebt viele Männer in Rußland, die Ihnen mit Aufopferung ihres Lebens zur Seite ſtehen werden! Gebieten Sie beſonders über mich, Ihren treuergebenen Diener. Seit Jahr und Tag ſinne ich und trachte ich danach, die Partei des Großfürſten Paul zu bilden. Dieſe Partei iſt ſchon da, ſie hat ihr Programm, ſie ſteht in geordneten Reihen zu Ihrer Verfügung, Prinz, und wartet bloß auf den

entſcheidenden Augenblick, wo Sie den Befehl über Ihre Getreuen übernehmen werden! —

Der Prinz ging jetzt mit raſchen, immer haſtiger werdenden Schritten im Zimmer auf und nieder. Von Zeit zu Zeit ſchoſſen ſeine Augen wilde Blitze auf den erwartungsvoll und ehrerbietig vor ihm ſtehen gebliebenen Staatsminiſter Grafen Panin. Sein Geſicht hatte ſich zu einer grellen, abſchreckenden Miene verzogen. Jetzt aber trat wieder ein ſanfter, anſprechender Ausdruck in ſein Geſicht, und vor Panin ſtehen bleibend, ſagte er: „Laſſen Sie uns heut nichts beſprechen, Graf, was vor den Ohren der Kaiſerin, meiner Mutter, unſerer allergnädigſten Herrin, keine Gnade finden könnte! Die Czarin lebt, und ich wünſche nichts ſehnlicher, als daß, was mit mir alle guten Ruſſen wünſchen müſſen, ihr Leben auf dem Thron uns noch recht lange erhalten bleiben möge! Möge Alles ſo fortbeſtehen, Graf, wie es der hohe Wille der Czarin geſchaffen und befohlen hat! Ich darf keinen andern Gedanken jetzt hegen, Graf, und werde der Czarin gegenüber immer nur der gehorſame Sohn ſein, der ſich in Ehrfurcht vor ihr beugen wird. Sollte es nicht jetzt Zeit ſein, Graf Panin, uns hinüber in die Gemächer der Kaiſerin zu begeben? Ew. Excellenz beſtimmten uns

vorher nur noch dreißig Minuten Frist, und ich fürchte, daß dieselben nunmehr abgelaufen sein werden, besonders da wir, wie Ew. Excellenz zuvor ausdrücklich bemerkten, wohl fünf Minuten Zeit zum Hinübergehen bedürfen werden. Indeß will ich hierin gern der höheren Staatsweisheit des Grafen Panin mich fügen.

Graf Panin lächelte mit einem verschmitzten Ausdruck vor sich hin, und machte dann dem Großfürsten mit der freundseligsten Miene von der Welt eine tiefe, bedeutungsvolle Verbeugung. Dann sagte er: Eure Kaiserliche Hoheit werden den alten Panin schon kennen zu lernen Gelegenheit haben. Und Sie haben Recht, unser Uebergang war zu ernst und schroff. Wir werden sogleich für einen leichteren und lustigeren Sorge tragen. Kommen wir auf die schöne Sophia Czarnowska zurück, wenn es Ihnen gefällig ist, mein Prinz.

Wie? fragte Paul erstaunt. Sophie Czarnowska?

Panin nickte nachlässig. Aber verläugnen wir auch darum den alten Pedanten Panin nicht, sagte er mit einem schlauen Lächeln. Lassen Sie uns zuerst nach der Uhr sehen.

Paul sah mit den Zeichen der höchsten Ungeduld, wie Panin langsam seine Uhr herauszog und das

Zifferblatt unverwandt betrachtete. Was ſoll die Uhr jetzt? fragte er haſtig und ärgerlich.

Ja, entgegnete Panin, Ew. Kaiſerliche Hoheit meinten ja ſo eben, daß wir keine Zeit mehr zu verlieren haben würden, und daß jene dreißig Minuten längſt abgelaufen wären. — Aber was ſeh' ich? fuhr er fort, indem er den Zeiger verwundert anſtarrte und dann die Uhr gegen ſein Ohr hielt. Wahrhaftig, ich muß mich vorher um eine ganze halbe Stunde verſehen haben. Wir haben jetzt noch dreißig Minuten Zeit, Prinz, und wenn Sie wollen, können Sie dieſelben ganz nach Ihren Wünſchen verwenden. Sie werden ſehen, daß der Graf Panin kein Spielverderber iſt.

Er zeigte bei dieſen Worten auf jene Tapetenthür hin und mit einer Gebärde, die deutlich bewies, daß der Miniſter Panin das Geheimniß, welches an dieſer Stelle verwahrt worden, vollkommen kenne. Aber er nickte jetzt dem Großfürſten mit einem ermuthigenden Lächeln zu, das dieſer noch nicht ſogleich zu verſtehen wagte.

Ich hatte mir zuerſt vorgenommen, das Rendezvous zu kreuzen, bemerkte Panin. Denn da ich von Allem, was hier geſchieht, genau unterrichtet ſein muß, ſo wußte ich auch, zu welchem Zweck der verruchte Schelm

Iwan Paulowitsch, der sich gern zu jeder Intrigue hergiebt, dort die schöne Polin versteckt hatte. Aber Sie sollen jetzt sehen, Prinz, daß es mir Ernst damit ist, mich in allen Stücken ganz zu Ihrer Verfügung zu stellen. Die Partei Paul, für die ich von heut an mit meinem ganzen Leben eintrete, soll zugleich in allem Großen und Kleinen an mir ihr nie versagendes Werkzeug finden.

Der Großfürst sah ihn noch mit ungewissen Blicken an, aber Graf Panin zeigte sich sogleich bemüht, dem Prinzen jeden Zweifel an dem Ernste seiner dienstwilligen Anerbietungen zu nehmen. Panin bewegte sich selbst mit seiner würdigen Grandezza vorwärts jener Tapetenthür zu, die er mit Anwendung des Kunstgriffs, mit dem er vollkommen vertraut schien, öffnete.

Eine liebliche Frauengestalt von blendender Schönheit trat aus der Tapete hervor und schritt, sich keck umschauend, in die Mitte des Saales vor.

Panin war zurückgetreten und hatte sich hinter den Großfürsten gestellt. Diesem flüsterte er in's Ohr: Mein theuerster Großfürst, sprechen Sie jetzt ungestört mit Sophia Czarnowska Alles, was Sie ihr noch zu sagen haben möchten. Wie Recht hatten Sie vor-

hin, als Sie bemerkten, daß Sie der hohen Czarin gegenüber immer nur der gehorsame Sohn sein würden, der sich in Ehrfurcht vor ihr beugen müsse. Dies beruhigt mich in diesem Augenblicke vollkommen. Denn Sie werden auch jetzt den Befehlen der Czarin gehorchen, wenn Sie Sich auch über die Ausführung dieses Befehls Ihr Urtheil vorbehalten haben.

Panin grüßte ihn jetzt mit einem Lächeln, vor welchem der Großfürst seine Augen niederschlug. Sophia Czarnowska hatte sich ihm aber inzwischen rasch genähert und stürzte jetzt mit einem lebhaft aufjauchzenden Ruf auf ihn zu, indem sie sich ihm zu Füßen warf und seine Kniee umklammerte.

In diesem Augenblick war Graf Panin aus dem Zimmer verschwunden.

Stehen Sie auf, Sophie, sagte der Großfürst, indem er sie zu sich emporzuheben suchte.

Sie aber wollte sich von dem Platz, den sie zu seinen Füßen eingenommen, nicht hinwegziehen lassen. Ihre jetzt mächtig hervorstürzenden Thränen benetzten seine Hände, die sich um ihren Hals geschlungen hatten. Obwohl sie heiter und fröhlich aufgesprungen gekommen, so war sie doch jetzt plötzlich in eine unendliche Traurigkeit übergegangen, die ihr ganzes

4.

In dem landschaftlichen Wettstreit der deutschen Mundarten hatte das Oberdeutsche immer an Schönheit, Cultur und Nationalbedeutung den Sieg davongetragen. Das Niederdeutsche war gewissermaßen das Aschenbrödel der andern deutschen Mundarten geworden, vielfältig geschmäht und verachtet, und doch Herrliches und Anerkennenswerthes in sich tragend.*) Wenigstens wurde das Niederdeutsche mit seinen schönen leichtflüssigen Elementen ein ebenso nothwendiger Einschlag in die neuhochdeutsche Gesammtsprache, die sich im sechs-

*) Bürger behauptete sogar (in seinem Lehrbuch des deutschen Stils, herausg. v. K. v. Reinhard, S. 53), die niederdeutsche Mundart sei das Ueberbleibsel einer sehr frühen Cultur, welche über die Gränze unserer bekannten Erschichte hinausgehe.

Wesen mit einem gränzenlosen Schmerz zu durchziehen schien.

Der wunderbare Reiz ihrer Erscheinung hatte sich in diesen, sie fast überwältigenden Empfindungen plötzlich gedämpft und umschleiert. Die schöne und üppige Gestalt hing wie gebrochen vor dem Prinzen nieder, der sie mit großer Zärtlichkeit betrachtete und jetzt in einer innigen Umarmung an sich schloß.

Wir werden getrennt, mein Prinz! rief Sophia mit einer leidenschaftlichen Gebärde, indem sie ihre Arme innig um ihn schlang. Erst schließt man unsern Bund und dann reißt man uns wieder mit einer unerhörten Grausamkeit voneinander. Ja, ich soll niemals mehr im ganzen Leben das Glück haben, Euere Kaiserliche Hoheit zu sehen! Morgen werde ich mit einem alten häßlichen General getraut, dem ich noch an demselben Tage nach Frankreich folgen muß. Und was wird aus unserm Kinde werden, aus unserm kleinen, lieblichen Simeon Welikoi, wie man ihn uns getauft hat?*)

Der Großfürst hatte sie endlich zu sich emporgehoben und sie auf den Diwan geführt, wo er sie lange

*) Castera II. 92.

ſtill in ſeinen Armen hielt. Jetzt richtete ſie ſich wieder an ihm empor und blickte ihn mit ihren großen, leuchtenden Augen, die plötzlich ihren reinen Glanz wiedergewonnen hatten, an.

Sie ſchien wieder heiter geworden und ſagte in einem getröſteten, faſt luſtigen Ton: Weißt Du, Paul, man muß die Dinge nehmen, wie ſie ſind. Ich bin ſchon froh, daß ich wenigſtens Abſchied von Dir nehmen und Dich noch einmal herzlich umarmen darf. Was ſollte ich auch noch länger hier am Hofe von Petersburg machen? Die Czarin hat mich immer wegen meiner munteren Poſſen lieb gehabt und weil ſie meine polniſchen Lieder gern hörte, die ich ihr zuweilen in der Dämmerſtunde vorſingen mußte. Aber jetzt iſt es vorbei, der Großfürſt ſoll ſich vermählen, eine ganze Schiffsladung von deutſchen Prinzeſſinnen iſt ſchon in Petersburg eingetroffen, und die Sache iſt ungeheuer ernſthaft geworden. Sophia Czarnowska iſt überflüſſig. Sie wird jetzt in dem ſchönen Frankreich ihre polniſchen Lieder ſingen, und mein alter General ſoll ſehr die Muſik lieben. Aber wenn ich nur wüßte, was aus unſerm armen, kleinen Simeon Welikoi werden ſollte?

Er wird einſt ein guter Soldat werden, dafür

werde ich sorgen! entgegnete Paul, indem er ihr feierlich und mit einer gewissen Treuherzigkeit die Hand reichte. Ich werde nie vergessen, Sorge für ihn zu tragen. Ich werde ihn für die Marine bestimmen, der er hoffentlich einst Ehre machen wird.*) Schwer wird es mir sein, Dich zu missen. Sophia! Wir lebten wie gute Kameraden zusammen, und oft habe ich herzlich über Dich lachen müssen; denn Du warst stets lustig und drollig, und niemals haben wir uns erzürnt. Wenn Du mich mit Deinen seltsamen großen Augen ansahst, fühlte ich neuen Muth in meiner Brust und kannte den strengen und feindlichen Sinn meiner Mutter besser ertragen. Möchtest Du glücklich werden, Sophia, und Deinen guten Freund Paul niemals vergessen!

Diese Worte, die einfach, abgebrochen, zum Theil mit einem rauhen und finstern Ausdruck, aber doch mit einem unverkennbaren, innigen Gefühl ausgestoßen wurden, brachten eine neue Aufregung in dem Gemüthe der jungen Polin hervor. Sie begann fürchterlich zu schluchzen, ihr Busen hob und senkte sich mit einer leidenschaftlichen Gewalt, dann stürzte sie sich mit

*) Simeon Welikei wurde Schiffscapitain und diente in dem schwedischen Kriege unter dem Contre-Admiral Trewenen, in dem er sich auszeichnete.

einem lauten Schrei in die Arme des Großfürsten und hielt ihn fest umschlungen.

In diesem Augenblick klopfte es laut und nachdrücklich an die Thür, und Graf Panin trat wieder in das Zimmer zurück.

Sie sind fertig, mein Prinz, und haben gewiß schon lange auf mich gewartet? rief er, indem er sich den Anschein gab, die Anwesenheit des Fräuleins von Czarnowska nicht zu bemerken.

Paul kehrte ihm noch den Rücken und geleitete mit einer zärtlichen Handbewegung seine Freundin, die, in stummem Schmerz sich von ihm verabschiedend, wieder in die Tapetenthür zurücktrat.

Mit einem finstern Gesicht, das plötzlich eine wilde Verzerrung an sich trug, näherte sich Paul jetzt dem Grafen und sagte mit einer fast gebietenden Stimme: Vorwärts nun; denn es wird sich nicht für uns ziemen, die Czarin bei der heutigen Ceremonie auf uns warten zu lassen!

Das Zimmer füllte sich jetzt mit den Adjutanten und dem übrigen Gefolge des jungen Großfürsten. Der Zug bildete sich nun in einer gewissen feierlichen Ordnung, und man schritt zu den Gemächern der Czarin hinüber. —

IV.

Eben wollte ſich die Czarin anſchicken, ihr Kabinet zu verlaſſen und ſich in die Galerie zu begeben, wo die heutige feierliche Vorſtellung ſtattfinden ſollte, als die erſte Kammerfrau, Frau von Protaſow, die vor einigen Minuten nach Beendigung der Toilette der Kaiſerin hinausgegangen war, mit bleichen Wangen und allen Anzeichen eines ungewöhnlichen Schreckens, wieder in das Gemach ſtürzte und ſich, athemlos und unvermögend zu ſprechen, vor die Kaiſerin hinſtellte.

Er iſt wieder da! platzte die beſtürzte Kammerfrau endlich heraus.

Wer iſt da, Protaſow? fragte Katharina ruhig, und mit einem heitern Lächeln; denn die Kaiſerin befand ſich heute in einer ſo ſanft befriedigten und glücklichen Stimmung, wie man ſie nur ſelten an ihr ſah, und in ſolchen Augenblicken pflegte ſie Alles leicht und ſcherzhaft aufzufaſſen.

Der Graf Gregor Orlow iſt plötzlich angekommen, Majeſtät! erwiderte die Kammerfrau. Er ſteht draußen im Vorzimmer und bittet Euere Majeſtät, ihm einige Augenblicke gnädige Audienz zu bewilligen.

Die Protaſow ſchien erſtaunt über die ungemeine Freundlichkeit und Ruhe, mit welcher die Czarin dieſe unerwartete Nachricht empfing. Die Kammerfrau hatte den Zorn ihrer erhabenen Gebieterin gefürchtet und ſich darum ſelbſt nur mit ſolcher Angſt zur Ueberbringerin dieſer Botſchaft gemacht. War es doch Graf Orlow, deſſen ungeahntes Wiedererſcheinen am Hofe von Petersburg ſie anzumelden hatte, Graf Orlow, einſt der allmächtige Günſtling und Liebling Katharina's, mit dem zwölf Jahre einer innigen und zärtlichen Freundſchaft ſie eng verbunden und der durch ſeinen ungeheueren Einfluß auf den Willen der Kaiſerin während dieſer Zeit die Schickſale Rußland's weſentlich beſtimmt hatte. Aber dieſe Bande waren von der Kaiſerin ſelbſt entweder aus Ueberdruß der Freundſchaft, oder aus Beſorgniß, ihre eigene Freiheit ganz und gar an den gefährlichen Günſtling zu verlieren, zerriſſen worden. Und wie konnte es der Gefürchtete und Verabſchiedete wagen, ſich plötzlich wieder am Hofe zu zeigen und ohne alle Ankündigung, ganz in ſeiner

alten Weiſe ſiegreicher Ueberraſchung und Ueberrumpelung, der Czarin nahen zu wollen?

Katharina ſelbſt ſchien in dieſem Augenblick demſelben Gedankengange nachzuhängen; aber ihre Betrachtungen waren bei weitem friedlicher und verſöhnlicher, als die der geängſtigten Kammerfrau. Alte Erinnerungen ſchienen ſüß und träumeriſch auf dem Geſicht der Czarin aufzudämmern. Sie neigte ihr Haupt ſeitwärts und ſchien noch einen Augenblick lang bei ſich nachzuſinnen; dann ſagte ſie raſch: Meine liebe Protaſow, laß den Grafen Orlow zu mir eintreten! —

Die Protaſow unterdrückte einen Schrei und eilte fort, den Grafen herbeizuholen.

Graf Orlow ſtand vor der Kaiſerin in dem ganzen ehemaligen Glanze ſeiner Erſcheinung, die ſtets einen ſo mächtigen, unwiderſtehlichen Eindruck auf die Sinne der Kaiſerin geübt. Es war derſelbe Gregor Orlow, deſſen coloſſale Männerſchönheit ein ſo großes Uebergewicht über alle Entſchlüſſe und Gefühle der Kaiſerin behauptet hatte. Seine gewaltige Geſtalt, ſeine ſtrahlenden, blühenden Formen erſchienen der Czarin in dieſem Augenblick unwiderſtehlicher, hinreißender, als je zuvor, und ſie begriff nicht, warum ſie ſo lange von ihm habe getrennt bleiben können?

In dieſem ſie ganz und gar beherrſchenden Gefühle war ſie ihm auch jetzt wieder entgegengetreten. Katharina hatte plötzlich vergeſſen, daß Graf Orlow der verabſchiedete Günſtling war. Sie reichte ihm mit ihrem bezauberndſten Lächeln, mit jenem bedeutungsvollen, viel verheißenden Ausdruck in ihrem Geſichte, die Hand dar, welche Orlow mit der ihm ſtets eigen geweſenen Kühnheit zu küſſen und an ſein Herz zu ziehen wagte.

Katharina ſtrahlte und zitterte vor Freude, ihn zu erblicken.

Wir glaubten Euch in Reval, Graf Orlow, ſagte ſie mit entgegenkommender Huld, und nun überraſcht uns Eure Gegenwart, die Ihr uns ſo lange entzogen, ebenſo plötzlich als liebenswürdig an unſerem Hofe. Ihr trefft gerade zu einer recht wichtigen Stunde hier wieder bei mir ein, denn wir haben heut Morgen, ja in einer halben Stunde ſchon, eine feierliche Ceremonie, und ich lade Sie ein, Graf Orlow, derſelben mit dem vollwichtigen Recht, das Ihnen früher dazu gehörte, beizuwohnen. Der Großfürſt wird ſich heut ſeine Braut wählen, und zugleich wird die Verlobung dieſem längſtbedachten Akt auf dem Fuße folgen.

Graf Orlow ſchien entzückt über dieſen Empfang

der Czarin, den er so kaum zu erträumen gewagt hatte. Während er soeben noch sich demüthig, fast wie ein Bittender, vor der Czarin dargestellt hatte, blitzte jetzt wieder der ganze ungemessene Stolz Orlow's, der einen hervorstechenden Theil seines Charakters bildete, auf seinem Gesicht, in seinen großen, prachtvollen Augen, auf.

So vermochte mich denn mein guter Genius, mich wieder aus meiner entsetzlichen Einsamkeit herauszuwagen, Czarin, sagte er, sich auf ein Knie vor ihr niederlassend. Und die Sonne der höchsten und entzückendsten Gnade hat mir Glücklichen gleich wieder das Haupt getroffen. Nachdem ich so viel gelitten durch ihren Verlust, wird mir von Neuem das Leben geschenkt aus den wunderthuenden Augen meiner geliebten Czarin.

Katharina hatte ihm mit ihren Blicken geheißen, sich wieder von seinen Knieen zu erheben, und sie sah jetzt mit unverhehltem Wohlgefallen an seiner hohen Gestalt herauf, durch welche sie fast um eine Kopfeslänge überragt wurde. Sie neigte sich jetzt näher zu ihm, fast als wenn sie sich an ihn anschmiegen wollte, und sagte dann mit einer ihn bedauernden, zärtlichen Stimme: Also so schlecht ist es meinem alten Freunde Orlow in der Zwischenzeit ergangen? Wie kann man

auch ein ſolcher Trotzkopf ſein, der ſich aus Dépit in einer Einöde, wie die Stadt Reval iſt, vergraben mag. Man hat mir geſagt, daß Graf Orlow dort wie ein armer Garniſon-Lieutenant gelebt hätte und nicht wie Gregor Orlow, dem ich in Petersburg Paläſte und Denkmäler von Marmor gebaut und dem ich bei unſerer Trennung zweihundertundfünfzigtauſend Rubel Jahreseinkünfte gegründet. Schon darum war ich neugierig, Euch einmal wiederzuſehen, um auch einmal den abgehärmten Einſiedler Orlow, der aus toller Laune die Freuden der Welt abgeſchworen, kennen zu lernen. Aber meiner Treu, Graf Orlow, von Allem dem iſt in Eurer, noch immer höchſt ſtattlichen Figur durchaus nichts wahrzunehmen. Und warum habt Ihr Euch nicht längſt wieder in Petersburg bei mir gemeldet?

Orlow blickte der Czarin mit einem ungemein dreiſten, flammenden, vielſagenden Blick in die Augen. Wie konnte ich früher zu kommen wagen? entgegnete er mit einem ſeltſamen, vertraulichen Ausdruck. Ich konnte dieſelbe Luft nicht mit Herrn von Waſiltſchikow theilen, und Herr Waſiltſchikow, der mich einſt aus der Gunſt der Czarin verdrängte, iſt erſt vor fünf Tagen aus Petersburg abgereiſt.

zehnten Jahrhundert befestigte, als das Oberdeutsche, dessen unbedingte Alleinherrschaft mit der schwäbischen Epoche abgelaufen war. Diese beiden Hauptmundarten schmolzen in den geläuterten Guß des Neuhochdeutschen zusammen und bildeten den vereinigten Sprachschatz des deutschen Volkes, eine mit seinem Bewußtsein vorgenommene Blumenlese des Besten, was jeder Dialekt Eigenes hatte. Je stärker die nationalen Bewegungen wurden, je mehr hatten sich schon lange vor Luther die Mundarten einer Vermischung zugeneigt, die man mit dem Namen des Hochdeutschen bezeichnete. Die Canzleisprache des deutschen Reichstages wurde die erste anregende Veranlassung, konnte aber keine sichere Grundlage und Einheit dafür abgeben, weil sie selbst durch die politischen Verhältnisse etwas Unstätes und den verschiedensten Einwirkungen ausgesetzt war. Je öfter der deutsche Kaiserstuhl gewechselt wurde und in den verschiedenen Gauen des Vaterlandes umherging, um so mehr hingen sich bald von dieser, bald von jener Landschaft Farben und Einflüsse auch an die deutsche Hof- und Canzleisprache fest. So prägte

Katharina ſchwieg betroffen ſtill. Dann, nach einer etwas peinlichen Pauſe, trat ein ſpöttiſcher Zug in ihr Geſicht und ihr Auge blitzte. Nachdem ſie den Grafen Orlow lange prüfend gemuſtert hatte, ſagte ſie nachläſſig und mit einer gleichgültigen Bewegung: Ja, mon chêr, der Herr von Waſiltſchikow iſt vor fünf Tagen von Petersburg abgereiſt! Was beweiſt dies?

Dieſe Frage ſchien durch ihre ſeltſame Naivetät ſogar den Grafen Orlow in Verlegenheit zu ſetzen. Er ſchwieg und blickte die Kaiſerin mit einem zweifelhaften Lächeln an.

Was geht uns im Grunde Herr von Waſiltſchikow an? begann die Kaiſerin wieder, indem ihr raſch bewegliches Geſicht ſich plötzlich wieder verändert zeigte und eine volle ſtrahlende Heiterkeit auf demſelben Platz genommen hatte. Herr von Waſiltſchikow war ein guter Freund, der mich während Ihrer Abweſenheit, Orlow, ſehr gut von den Regierungsſorgen zerſtreut hat. Seiner einſchmeichelnden Luſtigkeit, die etwas Paſtorales hatte, werde ich ſtets in Gnaden eingedenk bleiben und er wird auch für ſeine Zukunft Sorge getragen ſehen, meine ich. Aber es iſt mir nie eingefallen, einen Waſiltſchikoff mit dem brillanten Orlow vergleichen zu wollen, und darum denke ich, daß Graf

Orlow auch früher hätte nach Petersburg zurückkehren können, ſelbſt wenn der kleine luſtige Waſiltſchikow noch hier verweilt hätte. Auch kenne ich meinen Freund Orlow, er iſt viel zu ſtolz, als daß er bloß deshalb, weil mein kleiner Paſtoraler nicht mehr in Petersburg iſt, hierher zurückgekehrt ſein ſollte.

Ich bin zurückgekehrt, rief Graf Orlow mit einer pathetiſchen Feierlichkeit, um meiner allergnädigſten Czarin von Neuem meine Kräfte und Dienſte anzubieten, weil Sie in einer großen Gefahr ſtehen, Majeſtät!

Seine Blicke hefteten ſich mit ihrer vollen Allgewalt auf die Czarin, und er entfaltete ſein ganzes mächtiges, rollendes, funkelndes Augenſpiel, dem die Czarin nie widerſtehen konnte, und das ſie ſtets in ſeine unbedingte Gewalt zu geben pflegte.

Welche Gefahr, Orlow? Sage mir, in welcher Gefahr ich ſtehe? Hörſt Du, Orlow, ich verlange von Dir, um unſerer alten Freundſchaft willen, daß Du mir genau mittheilſt, was Du weißt! rief Katharina, indem ſie ihn ernſt und dringend anblickte.

Czarina, entgegnete Orlow, indem er ihre Hand ſtürmiſch ergriff, der gefährliche Moment, der jetzt eingetreten iſt, wird durch die Verheirathung des Groß-

fürſten Paul bezeichnet. Schon in Reval hörte ich davon, daß dieſes längſt erwartete Ereigniß jetzt ſich erfüllen ſolle, und es ließ mir ſeitdem keine Ruhe mehr, dort zu verweilen. Ein treuer Ritter meiner Czarin, ſtürme ich hierher, wie auf Flügeln der Windsbraut, und lange gerade hier an, wo die Brautvorſtellung ſtattfinden ſoll. Czarin, Du legſt jetzt ſelbſt den erſten Grundſtein zu einer politiſchen Selbſtändigkeit des Großfürſten! Auf dieſen Augenblick hat der alte Fuchs und Schleicher Panin längſt gewartet, um ſeine Karte auszuſpielen, mit der er Dich ſtechen zu können glaubt, hohe Czarin! Du haſt längſt das Entſtehen einer Partei des Großfürſten gefürchtet; gieb Acht, vom heutigen Tage an wird ſie ihr Haupt erheben, und Panin, der ſich längſt zum Geburtshelfer dieſer Partei zu machen ſtrebte, wird ſein Spiel eröffnen können!

Ach, armer Freund, Eure Beſorgniß rührt und bewegt mich! ſagte die Czarin, ihn mit einem zärtlichen Ausdrucke anblickend, doch glaube ich, daß dieſe Befürchtungen noch zu früh kommen, und jedenfalls nicht vermieden werden können. Meint Ihr denn, Graf Orlow, daß man darum einen jungen Menſchen, auf dem die Fortpflanzung des Thrones beruht, lieber

gar nicht verheirathen und ſtets unter dem Zwange einer drückenden Vormundſchaft erhalten ſolle? Glaubet mir, das wäre nicht der Weg, um eine Gefahr abzuwehren, die ich allerdings früher oder ſpäter herankommen ſehe. Es iſt wahr, zu Beunruhigungen für die Zukunft giebt es Anläſſe die Hülle und die Fülle, und ich haſſe mit meinem ganzen Herzblut die Partei, die ſich einſt unter dem Namen des Großfürſten, eines in Rußland ſchon volksthümlich erklingenden Namens, ganz ſicherlich mir gegenüberſtellen wird. Aber ich halte es für ſicherer und nützlicher, den Feind ſich vollſtändig entwickeln zu laſſen, um ihn dann mit einem einzigen Handgriff für immer zu erſticken. Man droht mir ſeit einiger Zeit, Orlow, durch allerhand geheime Machinationen, und will mich ſelbſt für mein Leben zittern machen. Aber ſeitdem fühle ich mich nur noch heiterer und zuverſichtlicher in meinem Geiſte, als je zuvor. Vor einigen Tagen fand ich in meinem Cabinet einen Brief, worin man mir nichts Geringeres als meine baldige Ermordung vorausſagte, und nie zeigte ich mich ruhiger und glücklicher, als an dieſem Tage. Jedermann, der mich ſah, bewunderte die heitere Laune der Kaiſerin. Und ſo ſoll es auch ferner ſein, Orlow. Ich hoffe noch auf ein langes

Leben, mein Freund, und statt, daß ich fürchten sollte mich vom Thron gestürzt zu sehen, habe ich im Gegentheil grade in der letzten Zeit weite Entwürfe gefaßt, um meine Staaten noch bedeutend zu vergrößern! Auch habe ich in Bezug auf den Großfürsten Paul nicht so sehr aller Vorsicht entbehrt, als mein Freund Orlow annehmen zu müssen scheint. Ja, wir werden ihn jetzt vermählen und ihm seinen selbständigen Hofstaat geben, aber wir vermählen ihn einer kleinen unbedeutenden Prinzessin, aus einem gänzlich unbedeutenden deutschen Fürstenhause, woraus dem Großfürsten keinerlei Zuwachs an Macht, Hülfe und energischer Leitung hervorgehen soll. Denn der Gesinnung unseres Großfürsten wäre allerdings nicht zu trauen, und wenn sich ein stärkerer Kopf, als er, seiner zu bemächtigen verstände, so würden wir unsern eigentlichen Feind bald in Schlachtordnung vor uns erblicken!

Gott erhalte die Czarin, Rußland's und Orlow's höchstes Glück! rief der Graf, indem er sich abermals auf ein Knie vor ihr niederließ. Und nun bitte ich nur noch um die Huld, wieder in Gnaden entlassen zu werden, denn ich kehre wieder in meine Verbannung zurück. Ich sehe, daß die Czarin selbst Alles weise und zeitig

bedacht hat, wie immer, und daß Orlow thöricht war, wie so oft, wenn er sich vermaß, der Czarin rathen und helfen zu wollen.

Katharina hob ihren ehemaligen Liebling nicht zu sich empor, wie sie vorher gethan, aber sie neigte sich mit innigster Freundlichkeit so nahe zu ihm herab, daß sie einige Minuten lang fast in seinen Armen ruhte und in seinen Augen sich spiegelte. Dann, wie verklärt aussehend vor Freude und Glück, sagte sie, ihn herzlich an sich drückend: Mein Freund, Du sollst mich nicht so bald wieder verlassen. Deine Unterstützung wird mir darum nicht minder willkommen sein, wenn ich auch jetzt noch nicht auf sie rechnen zu dürfen glaubte. Bleibe bei mir, Orlow, und schirme Deine Czarin, wie früher so oft und so sehr! Ich weiß, Du gebietest über eine starke Partei in Petersburg, und wir wollen sie benutzen, Freund, wenn die Gefahr doch etwa früher bei uns eintreffen sollte, als wir geglaubt. Du hassest den Großfürsten, Du thust ihm sogar die Ehre an, ihn zu fürchten, nun gut, Orlow! Sehen wir zu, was sich ereignen wird, und dann laß uns als wackere und traute Bundesgenossen nebeneinander kämpfen! Willst Du wieder mein Bundesgenosse sein? In einer Viertelstunde erwarte

ich Dich drüben im Thronsaal zu sehen. Bis dahin Adieu, mein theurer Orlow!" —

Indem sie seine Stirn mit einem flüchtigen Kuß streifte, war die Czarin in ein Nebengemach zurückgetreten. Graf Orlow erhob sich jetzt rasch und richtete sich stolz und triumphirend in die Höhe. Dann eilte er mit dem strahlenden Ausdruck eines Siegers fort.

V.

Die Czarin hatte in dem goldschimmernden Saal auf dem Thronsessel Platz genommen. Der Hofstaat hatte sich ihr zu beiden Seiten in glänzenden Reihen aufgestellt, die höchsten Würdenträger des Reichs und die Vertreter der fremden Mächte fehlten in ihren strahlenden, von den Ordenssternen schimmernden Uniformen nicht, und Katharina ließ mit Wohlgefallen und Befriedigung ihre Augen auf den vielen bedeutungsvollen und anziehenden Gestalten ruhen, von denen sie hier in diesem glanzvollen Kreise umstanden war.

Der junge Großfürst stand mit dem Grafen Panin zunächst zu ihrer Rechten, hatte sich aber noch keines beachtenden Blickes von seiner erhabenen Mutter zu erfreuen gehabt. Es war überhaupt zu Anfang der Cour eine gewisse Beklommenheit und Mißstimmung

in dem ganzen Hofkreise fühlbar geworden, denn die plötzliche Erscheinung des Grafen Orlow, der wie ein Wunderbild aus der Erde entstiegen schien und dessen ungeahnte Rückkehr an den Hof Allen ein unlösbares Räthsel dünkte, hatte auf allen Seiten einen befremdenden, aufregenden und fast unheimlichen Eindruck verbreitet.

Der Graf Orlow stand, der Kaiserin gegenüber, in seiner alten prächtigen und stolzen Haltung da, die von Jedem Huldigung und Anerkennung zu fordern schien, und welche man an diesem Hofe, wo Orlow einst Alles beherrscht und sich unterworfen hatte, noch keineswegs vergessen. Die Czarin hatte grade ihn bis jetzt mit ihren Blicken ausgezeichnet, Graf Orlow schien, ohne daß Jemand zu sagen wußte wie, plötzlich wieder in seine ganze frühere Stellung eingesetzt, und je unerklärlicher dies Alles war, je verwirrter und betroffener man sich dadurch fand, desto mehr fühlte man sich veranlaßt, dem Grafen Orlow als dem neu aufgegangenen Stern des Hofes sich zu unterwerfen.

Nur Graf Panin theilte sichtlich diese Unterwerfung nicht, die sich bei den meisten Uebrigen schon in Mienen und Gebärden für Orlow zu erkennen gab. Sein Gesicht war beim Anblick Orlow's düster und unruhig

geworden, und nachdem er sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, zuckte auf seiner Stirn eine große Zornader, die immer höher anschwoll, je mehr Panin das volle Einverständniß durchschaute, welches sich ihm bereits wieder zwischen der Czarin und Orlow darzustellen schien.

Von allen diesen geheimen Fäden, die um ihn her spielten, schien Paul keine Ahnung zu haben, obwohl ihn Panin mit einigen leise zugeflüsterten Worten darauf aufmerksam zu machen schien, daß das Wiedererscheinen des Grafen Orlow am Hofe die Ankunft des gefährlichsten Gegners bedeute, der stets dem jungen Großfürsten feindlich widerstrebt, ihn mit der Czarin in Mißverhältniß zu setzen gesucht und Intriguen angesponnen habe, die verderblich für Rußland's Zukunft ebenso sehr wie für die Person des jungen Großfürsten ausfallen sollten! Ihn jetzt wieder in der Gnade der Kaiserin schalten und walten zu sehen, wie dies auch immer zugegangen sein mochte, hieß es nicht, einen Kampf erneuern, in dem es sich vielleicht um die Thronfolge Paul's handeln konnte? —

Aber Paul dachte in diesem Augenblick nicht daran, sich mit Gegenständen dieser Art zu beschäftigen. Es war ihm kaum der Mühe werth, Orlow zu betrachten,

sich in dieser allmählig eine hochdeutsche Mundart aus, die allen andern als etwas Verschiedenes und Eigenthümliches gegenüberstand, zugleich aber sehr viel Wesentliches von ihnen vereinigte, und damit die Vorbereitung zu ihrer organischen Einheit wurde. So knüpfte denn auch Luther, der nicht der Verfertiger, sondern nur der Reformator und Gesetzgeber der neuhochdeutschen Gesammtsprache ist, seine Bibelsprache an die deutsche Canzlei an, wie er selbst im 69. Capitel seiner Tischreden von sich sagt: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der Sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe, schreiben nach der Sächsischen Canzeley (oder vielmehr, die sächsische Canzeley schrieb nicht anders, wie alle Reichsstädte und Fürstenhöfe); darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache.“*)

*) Vgl. G. F. Grotefend, Dr. Martin Luther's Verdienste um die Ausbildung der hochdeutschen Schrift-

zu dem er sich zwar nie freundlich und vertrauensvoll hingezogen gefühlt, in dem er vielmehr mit richtigem Instinct stets seinen Feind erkannt hatte, den er aber jetzt an dieser Stelle vollkommen gleichgültig wiedererblickte.

Die Aufmerksamkeit des Großfürsten war ganz von der Erscheinung der drei deutschen Prinzessinnen hingenommen, die mit ihrer Mutter, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, vor einigen Minuten in dem um die Czarin versammelten Kreise durch den Fürsten Bariatinsky eingeführt und vorgestellt worden waren.

Während die Czarin mit der alten Landgräfin eine sehr verbindliche Unterhaltung begonnen hatte, und die drei jungen Prinzessinnen mit dem Ausdruck der größten Verlegenheit hinter der Mutter zusammengedrängt und fast sich verbergend standen, hatte sich Paul ganz in das ungestörte Anschauen der Prinzessinnen verloren.

Ihm zunächst, an der Seite, wo er mit Panin stand, war die älteste der drei Schwestern, Prinzessin Elisabeth, aufgestellt, und der Großfürst befand sich ihr so nahe, daß er sich fast mit ihrem Athem berühren konnte. Das schöne Mädchen, das die ihr vorzugsweise gewidmete Aufmerksamkeit des Großfürsten wohl

bemerkte, war darüber hoch erglüht, und ein dunkles Purpurroth zeichnete sich auf ihren anmuthigen, vollen Wangen ab, während ihre schwarzen, glänzenden Augen von Zeit zu Zeit seitwärts ihre Blicke auf ihn hinzulenken wagten. Ihr hochklopfender Busen verrieth, daß sie sich in der größten Aufregung befand, und Elisabeth schien in sich selbst nicht mehr im Zweifel, daß sie bereits vor ihren beiden andern Schwestern den Triumph, gewählt zu werden, davongetragen habe!

Neben ihr stand Prinzessin Friederike, die aber, obwohl von heiterem und angenehmem Ausdruck, doch mit ihrem gewöhnlichen, mittelmäßigen Gesichte gar keinen Eindruck auf den Großfürsten gemacht zu haben schien und deshalb auch nur flüchtig von ihm beachtet worden war. Dann folgte in der Reihe der Schwestern Wilhelmine, das schöne blonde Mädchen mit den ausdrucksvollen braunen Augen, die, je mehr man sie betrachtete, desto mehr an Eindruck gewann und sich in jeder Hinsicht als ein Wesen ausgezeichneter Art ankündigte.

Prinzessin Wilhelmine war schlank und blühend emporgewachsen und hatte zugleich in ihrer ganzen Erscheinung einen so freien und sichern Ausdruck, daß sie sich, obwohl die Jüngste unter ihnen, doch am

meisten unter den drei Schwestern mit einer gewissen charaktervollen Ueberlegenheit darstellte, und am wenigsten von der Schüchternheit der Uebrigen befallen schien. Sie stand daher ganz heiter und unbefangen still und beobachtete Alles, was um sie her vorging, mit der größten Schärfe und Genauigkeit. Da sie sich sogleich klar darüber geworden war, daß sie die Aufmerksamkeit des Großfürsten nicht im Geringsten auf sich gefesselt und daß Paul, der sie kaum bemerkt zu haben schien, auf eine schon auffallend gewordene Weise nur Elisabeth zu betrachten und zu bewundern schien, faßte sie sich um so mehr in sich selbst zusammen und blickte, ohne sich unruhig oder erregt zu zeigen, stolz und gerade emporgerichtet, mit ihren, die ganze Scene beherrschenden Augen im Kreise umher.

Paul schien in der That nicht mehr zweifelhaft, daß sich seine Neigung und Wahl, die nach wiederholten gnädigen Versicherungen der Czarin durchaus frei seien, für die Prinzessin Elisabeth erklären werde, und er deutete dies bereits dem Grafen Panin, dem er heimlich einige Worte in's Ohr geflüstert hatte, unumwunden an.

Inzwischen hatte sich Wilhelmine, in ihrer stillen, sinnenden Haltung, auch mit der Person des Großfürsten

beschäftigt, dessen Aeußeres sie einer genauen Prüfung zu unterwerfen schien. Die Resultate dieser Prüfung konnten unmöglich günstiger Natur sein, und die kecke, Wahrheit liebende Prinzessin gab durch ihren halb spöttischen und dann auch wieder entsetzten und Abscheu verrathenden Gesichtsausdruck zu erkennen, wie sehr der Anblick des Großfürsten sie ergriff, ja fast aufregte und in eine völlige Verwirrung versetzte. Nichtsdestoweniger war dieser Eindruck der wunderbarsten und eigenthümlichsten Gesichtszüge ein so fesselnder, daß die Prinzessin wider ihren Willen ihr Auge nicht mehr von ihm abwenden zu können schien, sondern immer von Neuem wieder dazu zurückkehrte, mit Staunen und Grauen diese Häßlichkeit, die sie nie in ihren schlimmsten Träumen geahnt, zu betrachten.

Bei weitem günstiger schien Prinzessin Elisabeth über den jungen Großfürsten zu urtheilen, der ihr keineswegs so häßlich und abstoßend erschien. Sie konnte ihn freilich nur mit einem raschen und scheuen Seitenblicke betrachten, aber sie war, wie es schien, bereits auf dem besten Wege, ihn hübsch und anziehend zu finden, was auch ihre Blicke an den Tag legten, in denen sie sich mit ihrer vertrauten Lieblingsschwester, der Prinzessin Friederike, von Zeit zu Zeit begegnete.

Elisabeth wurde aber in diesem Augenblicke aus den angenehmen Vorstellungen und Träumen, denen sie sich ergeben, wachgerufen. Die Reihe der Präsentationen war an die drei Prinzessinnen gekommen, und der kaiserliche Hofmarschall Fürst Bariatinsky hatte sich eben der Prinzessin Elisabeth genähert, um sie an die Stufen des Thrones zu führen, wo Katharina der jungen Prinzessin mit lächelndem Wohlwollen entgegensah.

Einige angelegentliche, mehr als gewöhnliche Huld ausdrückende Worte und Fragen, welche die Czarin an Elisabeth richtete, und die von derselben mit ebenso viel feinem Takt als Anmuth beantwortet wurden, ließen die große Vorneigung erkennen, welche Katharina grade für diese Prinzessin gefaßt zu haben schien. Elisabeth machte durch ihre Grazie und Schönheit auch im ganzen Hofkreise das entschiedenste Glück, und als sie wieder zurücktrat, konnte sie in den Blicken Aller, die ihr begegneten, nur Gratulation und Beifall lesen.

Weniger glänzend war die Vorstellung Friederiken's ausgefallen, aber jetzt näherte sich der Hofmarschall der Prinzessin Wilhelmine, um sie an den Thron zu führen. Wilhelmine, die bis dahin eine so kräftige

und bewußtvolle Haltung beobachtet hatte, schrak jetzt plötzlich in sich zusammen und fühlte eine gränzenlose Verwirrung über sich kommen. Sie wußte selbst nicht wie ihr geschah, und als der Fürst Bariatinsky sie vorführte, um sie der Czarin zu bringen, fühlte sie sich fast einer Ohnmacht nahe.

Paul hatte mit großer Ueberraschung diese dritte der deutschen Prinzessinnen, der er bis dahin noch gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, vortreten sehen. Es war eine herrliche, bedeutende Erscheinung, die jetzt vor seinen Blicken schwebte, und er mußte sich selbst ganz erstaunt fragen, wie so es gekommen sei, daß er sie bis jetzt noch nicht wahrgenommen, daß sie ihm gänzlich verborgen und unbekannt geblieben?

Aber während Paul noch verwundert bei sich nachsann, begann die liebliche Erscheinung plötzlich vor seinen Augen zu schwanken und sich zu neigen. Wilhelmine war bis zu den Stufen des Thrones vorgeschritten, hatte aber in der seltsamen Empfindung, die sie überwältigte, plötzlich alle Haltung verloren, und indem sie noch eine Bewegung nach vorwärts machte, trat sie so hart gegen eine Stufe des Throns, daß sie dadurch ihr Gleichgewicht verlor und ihrer ganzen Länge nach vor dem Thron niederstürzte.

Es war dadurch eine schreckensvolle Bewegung entstanden, welche sich Aller bemächtigte. Man rief, schrie und drängte sich durcheinander, man wollte von allen Seiten Hülfe und Beistand anbieten. Zu dem allgemeinen Getümmel machte sich eine Stimme hörbar, die am durchdringendsten klang, und die durch ihren gellenden Klagelaut alle andern Ausrufungen übertönte, ja fast zum Schweigen zwang. Es war die Stimme des Großfürsten, in dessen unmittelbarer Nähe die Prinzessin am Boden lag, und der sich zuerst über sie niedergebeugt hatte, um sie, die bewußtlos ausgestreckt war, in seinen Armen aufzuheben.

Ein anderer Vorfall hatte sich jedoch in derselben Zeit ereignet, der die Blicke Aller ablenkte und auf eine andere Stelle zog. Der Schreck über den plötzlichen Fall der Prinzessin Wilhelmine hatte die Czarin, vor deren Füßen das unerwartete Ereigniß unmittelbar geschah, am meisten betroffen. Katharina war bei diesem Anblick auf ihrem Sessel zusammengesunken, und sie wäre ebenfalls an den Boden niedergestürzt, wenn nicht Graf Orlow in demselben Moment zu ihr hinaufgesprungen wäre und sie in seinen mächtigen Armen erfaßt und aufrecht gehalten hätte. Nach einigen Augenblicken hatte die Czarin sich wieder erholt,

sie schlug die Augen auf und erblickte sich mit sichtlichem Vergnügen in den Armen Orlow's, der, nachdem er die Czarin vollkommen außer Gefahr sah, mit der größten Ehrfurcht sein Knie vor ihr beugte und dann wieder zurücktrat.

Katharina war indeß von dem Thron heruntergeschritten, um sich nach der armen Prinzessin zu erkundigen, welche inzwischen die lebhafteste Theilnahme und Bemühung des Großfürsten gefunden hatte. Der harte Fall hatte ihr gleichwohl nicht die geringste Verletzung zugezogen, und nur ein rother Fleck gerade in der Mitte der schönen Stirn verrieth noch, was geschehen war. Wilhelmine war mit Hülfe des Großfürsten wieder aufgestanden und blickte mit ihren glanzvoll leuchtenden Augen wieder frisch und keck, wie sonst, im Kreise umher. Nur schrak sie heftig zusammen, indem sie jetzt dem Auge der Czarin begegnete, die nahe vor ihr stand, und die, als sie sah, daß der Prinzessin nichts geschehen war, Blicke voll flammenden Unwillens auf sie richtete. Katharina hatte einen zu großen Schreck durch die arme Prinzessin erlitten, als daß sie ihr dies jemals hätte vergeben können, und die größte Ungnade stand mit einem fürchterlichen Ausdruck auf dem Gesicht der Czarin.

Mit dem Großfürsten Paul schien jedoch eine auffallende Veränderung vorgegangen zu sein. Er war neben der Prinzessin stehen geblieben und betrachtete sie fortwährend mit der zärtlichsten und innigsten Theilnahme. Er schien für Niemand mehr Sinn und Auge zu haben, als für sie. Mit großem Schmerz blickte er immer nach dem rothen Fleck, der sich auf ihrer Stirn zeigte und dort eine kleine Geschwulst zu bilden anfing. Ihr Unfall schien ihn bis zu Thränen zu betrüben.

Paul stürzte jetzt zu der Kaiserin hin und ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder.

Ich verstehe Dich, mein Sohn, sagte die Czarin, indem sie sich mit einem ungemein freundlichen und gnädigen Ausdruck zu ihm herunterbeugte. Du hast Dich entschieden und willst Dich jetzt über die getroffene Wahl aussprechen. Wir vertrauen, daß Dein richtiges Gefühl Dich leiten werde, und haben darum auf Deine Neigung durchaus keinen Einfluß ausüben wollen. So bekenne denn frei, wie Du Dich bestimmen willst, und sei unserer freudigsten Zustimmung gewärtig.

Katharina warf bei diesen Worten zugleich einen bedeutsam lächelnden Blick zur Prinzessin Elisabeth

hinüber und nickte ihr mit einem so innigen Ausdruck des Einverständnisses zu, daß Elisabeth sich dadurch in ihren glühendsten Hoffnungen bestätigt fühlte und ihr Entzücken kaum mehr zu bergen vermochte.

So erkläre ich denn, rief der Großfürst laut und mit kräftiger Stimme, indem er sich zugleich umwandte und zu der hinter ihm stehenden Prinzessin Wilhelmine hinblickte: so erkläre ich denn, daß ich mich um die Hand der Prinzessin Wilhelmine bewerbe und überaus beglückt sein werde, aus den Händen meiner allergnädigsten Czarin Mutter diese Braut, als die von mir erwählte, empfangen zu dürfen!

Wie? entgegnete die Czarin auffahrend, Prinzessin Wilhelmine lautet Deine Wahl? Ich hatte wahrlich einen anderen Namen zu hören gehofft.

Katharina war mit zornflammenden Augen einige Schritte zurückgetreten. Paul sprang entsetzt auf und stellte sich dann an die Seite der Prinzessin Wilhelmine, auf deren Wangen sich eine dunkelrothe Gluth gelagert hatte. Wilhelmine wagte nicht aufzublicken, ihr Busen pochte in stürmischen Bewegungen, ihre ganze Gestalt zitterte und schwankte. Und als die Hand des Großfürsten sie heimlich berührte, konnte sie sich eines heftigen Schauders nicht erwehren, und

Der Einfluß, der bei den andern modernen Völkern nur von einer tonangebenden Centralhauptstadt auszugehen und durch äußere politische Verhältnisse nöthigend zu wirken pflegt, konnte bei den Deutschen nur durch ein Buch, durch ein geistiges und gemüthliches Ferment, hervorgebracht werden. Nur die Bibel konnte es sein, welche die Einigung in der babylonischen Sprachverwirrung der deutschen Mundarten gründete. Radlof hat nicht mit Unrecht der Einwirkung der luther'schen Bibelübersetzung auf die deutsche Sprachbildung und die Bildung des Volkes überhaupt mit der verglichen, die Homer auf die Gesammtbildung der Griechen hatte. Wie das homerische Epos für alle griechischen Stämme eine Bedeutung gewann, so wurde die Bibel ein Canon für das moderne Leben, dessen sich vorzugsweise die deutsche Nation, als die eigentliche Weltträgerin des Christenthums, zu einem Nationaleigenthum bemächtigen mußte. Die deutsche Bibel mußte ein Volksbuch werden, das

---

sprache, im ersten Stück der Abhandlungen des frankfurtischen Gelehrtenvereins. (Frankf. a. M. 1818.)

fast wäre ein Schrei ihren angstvoll geöffneten Lippen entflohen.

Die Czarin wandte sich jetzt wieder zu dem Großfürsten hin und sagte mit einer wegwerfenden Handbewegung: Ich weiß, was es ist. Das weiche, empfindsame Herz des Großfürsten Paul hat ihm wieder einmal einen Streich gespielt. Hätte die Prinzessin nicht das Mißgeschick gehabt zu fallen, so würde das Herz des Großfürsten sich vielleicht ganz anders entschieden haben. So etwas rührt jedesmal den guten Großfürsten, und es ist nicht das erste Mal, daß sich seine Neigungen auf solche Art entscheiden. Es war insofern recht klug von Ihnen, Prinzessin, zu fallen. Aber es war auch nicht ganz liebenswürdig, daß Sie fielen. Es hätte ein recht schlimmer Schreck werden können, den Sie mir verursacht haben. Aber der Wille des Großfürsten soll erfüllt werden. Meine Herrschaften — fügte sie, zu dem Hofkreise gewendet, hinzu — ich habe die Ehre, Ihnen die Verlobung des Czarewitsch mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt zu proclamiren. Alles Andere wird offiziell bekannt gemacht werden! — —

VI.

Nach dieſem wunderbaren Verlobungstage hatte Prinzeſſin Wilhelmine ein ſtill reſignirtes Weſen gezeigt, dem aber ein ſehr feſter und charaktervoller Hintergrund nicht zu fehlen ſchien. Sie wußte ſich aber in dieſer Zwiſchenzeit, die ihrer Vermählung voranging und während der mancherlei vorbereitende Schritte ſtattfanden, mit einer ſo außerordentlichen Geſchicklichkeit zu benehmen, daß ſie überall nur die höchſte Gunſt und Bewunderung fand, und ſelbſt die Czarin ihr einige freundlichere Annäherungen an ſich verſtatten zu wollen ſchien.

Eine wachſende Liebe aber trug der Großfürſt Paul für ſie im Herzen. Sein Weſen hatte während dieſer Zeit etwas Zartes und Liebenswürdiges angenommen, wie man es an dem Großfürſten noch nicht geſehen, aber auch dies ſchien nicht geeignet, um ihn in den

Augen der Prinzessin Wilhelmine zu verschönern oder angenehmer zu machen. Er nahm sogar lebhaften Theil an ihren russischen Sprachstudien, welche sie sogleich mit großem Eifer ergriffen hatte, denn die Erlernung des Russischen gehörte mit zu den Erfordernissen, welche der künftigen Gemahlin des Großfürsten zur Pflicht gemacht worden waren, und worin sie zur großen Freude Paul's unglaublich rasche Fortschritte machte. Wilhelmine schien sich mit einer ordentlichen Leidenschaftlichkeit dieser neuen Beschäftigung hingegeben zu haben, mit der sie sich oft bis spät in die Nacht hinein abgab und bei der sie Trost und Ableitung für alle ihre inneren Unruhen und Sorgen fand.

Für Paul war es jetzt ein Vergnügen eigener Art geworden, wenn er ihr Vocabeln und die Grammatik überhören durfte, womit in der That ein großer Theil der Zeit, die sie allein miteinander zubringen konnten, hinging. Aber Wilhelmine nahm diese Unterhaltung so trocken und geschäftsmäßig als möglich und vermied jeden Aufschwung zu Scherz und Neckerei, der sich dabei ergeben konnte. Nur zuweilen gelang es der unabweisbaren Ader des Humors, die bei dem jungen Großfürsten oft auf eine merkwürdige

Weiſe anſchlug, durch dieſe Unterhaltung durchzubringen, und mit ſeinen unläugbar glücklichen und witzigen Einfällen, die freilich in der Regel etwas Bizarres und Phantaſtiſches hatten, ſelbſt den Ernſt Wilhelminens zu erhellen. Aber die Prinzeſſin kehrte immer bald wieder zu einer gemeſſenen, faſt ehrerbietigen Freundlichkeit zurück, die ſie fortdauernd mit großem Takt beobachtete, ohne weder eine innigere Hingebung zu verrathen, noch auch dem Großfürſten Anlaß zur Klage und Beſchwerde zu geben.

Auch die Religion war zu einer die Stunden ausfüllenden Beſchäftigung für die Prinzeſſin geworden. Wilhelmine mußte ſich in der griechiſchen Religion unterrichten laſſen, denn ein Wechſel ihres bisherigen Glaubens, wodurch ſie erſt Großfürſtin von Rußland werden konnte, mußte ihrer Vermählung vorangehen. Sie empfing daher jeden Tag den Beſuch des langbärtigen Biſchofs Sambourſky, der ſie in den Glaubensſätzen der griechiſchen Religion unterrichtete, und da es ein würdiger und aufgeklärter Mann war, in deſſen Hände dies fromme Geſchäft gefallen war, ſo hatten dieſe Stunden für die Prinzeſſin Wilhelmine viel Anziehendes gewonnen. Wilhelmine brachte freilich mit ihrem ſcharfen und unerbittlichen Verſtand

den alten Bischof oft auf eine ihn sehr beunruhigende Weise in die Enge; denn sie stritt sich über die neuen Glaubenssätze mit ihm herum und behauptete so lange ihre abweichenden und ketzerischen Ansichten, daß sie damit auf einen Punct gekommen war, wo sie es selbst nicht mehr für rö[illegible]elt, das Gespräch fortzusetzen.

Sie rettete sich und den armen verzweifelnden Bischof dann in ihr bezauberndes Lächeln hinein, mit dem der Streit abgebrochen wurde, und durch welches sich alle aufgeregten Zweifel plötzlich wieder geschlichtet zu haben schienen. Die Prinzessin schien dann Alles zu glauben und anzunehmen, wie ihr ehrwürdiger Lehrer es ihr so dringend an's Herz gelegt hatte, und Sambourskÿ gestand sich in seinen geheimsten Gedanken, daß er es mit der klügsten und gescheidtesten Prinzessin zu thun habe, deren Verstand vielleicht gleich hinter dem der Czarin selbst komme, und daß sie ohne allen Zweifel einen höchst wichtigen und folgenreichen Einfluß auf den Großfürsten üben werde.

Als nach sechs Wochen endlich der Tag herangekommen war, wo Wilhelmine auch im Russischen so weit vorgeschritten, um ihr neues Glaubensbekenntniß öffentlich hersagen zu können, glaubte daher Sam-

bourskp seinem Gewissen als Bischof der griechischen Kirche vollkommen zu genügen, wenn er die Prinzessin für reif und würdig erklärte, getauft zu werden und auf ihren nackten Armen und Füßen die heilige Salbung aus seinen Händen zu empfangen. Diese Arme und Füße, welche bei dieser Gelegenheit entblößt wurden, waren so schön, daß der Bischof Sambourskp schon darin Gründe genug zu finden schien, um diese Ceremonie nicht länger aufzuschieben. Wilhelmine empfing in der Taufe den Namen Natalia Alexiewna, den ihr die gnädige Czarin selbst ausgewählt hatte, und man glaubte am Hofe von Petersburg darin einen neuen Beweis zu sehen, daß Katharina ihrer Abneigung, welche sie anfangs gegen die deutsche Prinzessin bewiesen, keine weitere Folge geben wolle. Und unter dem Namen Natalia Alexiewna war die Prinzessin in derselben Ceremonie zugleich zur Großfürstin von Rußland erklärt worden.

Einige Monate später wurden die Vermählungs-Feierlichkeiten mit Festen von ungewöhnlichem Glanz und Pomp begangen. Schon vorher hatte zu ihrem größten Leidwesen die alte Landgräfin mit ihren beiden Töchtern, Elisabeth und Friederike, Petersburg verlassen müssen, weil sie das Klima nicht aushalten

konnte und ſonſt eine bedenkliche Erkrankung zu befürchten gehabt hätte. Es war dies ſehr ſchmerzlich für die gute Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt, und nur die große Gnade, mit welcher die Czarin ſie beim Abſchiede entließ, die der Landgräfin nicht nur eine längere, herzliche Umarmung widmete, ſondern auch mit reichen und koſtbaren Geſchenken um das Andenken von Eliſabeth und Friederike ſich bewarb, konnte einigermaßen tröſten. Dann folgte das Hochzeitsfeſt, das inmitten einer ungeheueren Verſammlung, welche Katharina zu dieſem Zweck um ſich berufen hatte, begangen wurde. Faſt alle Nationen, die dem Scepter Rußlands unterworfen waren, hatten ſich durch glänzende Deputationen bei dieſem Feſte vertreten. Die Czarin, in ihrer Herrſcherkrone von Gold und Diamanten ſtrahlend, ſpeiſte auf einem Thron, der ſich in der Mitte der übrigen Tafeln erhob, und von dem ſie mit heiteren und befriedigten Mienen ihre Blicke über die ganze Verſammlung hinſchweifen ließ. Große, enthuſiaſtiſche Huldigungen wurden für ſie und die jungen Neuvermählten laut. Paul und Natalia Alexiewna wurden von einem Jubel umrauſcht, der faſt zu lebhaft in die Ohren der Czarin tönen mochte und den Paul nur mit einem bedenklichen Geſicht, das ehr-

furchtsvoll und zweifelnd auf die Czarin gerichtet war, entgegenzunehmen wagte. Natalia erschien ganz strahlend und glücklich, sie hatte einen melancholischen Zug wieder abgestreift, der noch am frühen Morgen auf ihrer Stirn gelagert, und sah heiter, stark und fest aus. Sie gefiel bald ungemein in der ganzen Versammlung, und Paul gewann an ihrer Seite mehr und mehr eine zuversichtliche, freie Haltung, wie man sie bisher noch nie an dem seit seiner Kindheit stets gedrückten und benachtheiligten Prinzen wahrgenommen hatte.

Es schien ein glücklicher Tag für den Großfürsten, an dem er Natalia Alexiewna zur Gattin empfing. —

VII.

Einige Tage darauf ließ ſich beim Großfürſten der Graf Panin mit der Bitte um eine Audienz in einer dringenden Angelegenheit melden, und Paul, obwohl er ſich eben mit ſeiner jungen Gattin in einer ſehr intereſſanten Unterhaltung befand, beeilte ſich doch, ſeinen alten, würdigen Gouverneur, für den er noch eine gewiſſe dankbare Zuneigung empfand, ſogleich zu empfangen.

Panin war traurig, mit gebücktem Haupt eingetreten und ſchritt mit einer kummervollen Gebärde, die einem aufrichtigen Grame zu entſpringen ſchien, dem Großfürſten entgegen. Paul ſah ihn erſtaunt an, denn der feſten und ruhigen Haltung, in der man ſonſt nur den Staatskanzler zu ſehen gewohnt war, entſprach durchaus nicht ſeine heutige, ſo herabgeſtimmte Erſcheinung.

Die durchlauchtigste Czarin ist sehr gnädig gegen mich gewesen, begann Panin das Gespräch, nachdem ihn Paul an der Hand zum Divan hingeführt hatte.

Diese unerwartete Aeußerung wirkte fast auf die Lachlust des jungen Großfürsten.

Verzeihen Sie, Graf, Sie sehen mir heut nicht grade wie ein mit Gnade Ueberhäufter aus! sagte Paul, indem sein Gesicht sich zu einer grotesken Miene des Spottes verzerrte.

Und doch, Kaiserliche Hoheit, entgegnete Panin mit tiefem Ernst, hat mich die Czarin sehr belohnt, für die treue Erfüllung einer Aufgabe, die ihren Lohn freilich weit höher in sich selber trägt. Die Czarin hat mir heute, außer mehreren anderen Kostbarkeiten, siebentausend Bauern zum Geschenk gemacht.

Nun, entgegnete der Großfürst lachend, ein Bauer ist zwar nur ein Wesen von Fleisch und Blut, aber sein Werth läßt sich doch auch in Rubeln und Kopeken ausdrücken.

Die Czarin, fuhr Panin, trübe nachsinnend, fort, hat mir mit diesem Geschenk zugleich gnädigst angekündigt, daß sie die Dienste, welche ich bisher das Glück hatte Eurer Kaiserlichen Hoheit als Groß-Gouverneur zu widmen, für beendigt ansähe. Damit hat

mit Sprache, Leben und Sitte in den genauesten und umfassendsten Zusammenhang trat, woran sich die Nation in eine neue Epoche hinüberbildete. So kamen die Deutschen in den Besitz einer eigenthümlichen Bibelsprache, die sonst an keiner modernen Nation in diesem volksthümlichen Charakter sich zeigt. Die deutsche Bibelsprache wirkte aber national durch die Sprachvereinigung aller Stämme, und schuf somit die ersten sichern und allgemeingültigen Typen der Prosa für die Gesellschaft wie für die Literatur. Diese Bibelsprache, deren Bildner und Dichter Luther ist, war zugleich die erste Offenbarung der deutschen Sprache in ihrer ganzen gemüthlichen, religiösen und poetischen Stärke, in Donner, Blitz und lieblichem Gesäusel der Rede. Die dämonische Gewalt der Sprache erhob sich in Luther's Diction zugleich mit ihrer naiven Anmuth und dem Morgenhauch kindlicher, andächtiger, gottergebener Töne. Luther's Bibeldiction gab der Gemüthsseite des deutschen Lebens, den patriarchalischen Sympathieen der deutschen Häuslichkeit, Sprache und Ausdruck. Die

mir die Czarin zugleich ihren Befehl zu erkennen geben laſſen, daß ich meine Appartements, die ich bisher als Gouverneur Eurer Kaiſerlichen Hoheit im Schloſſe innegehabt, jetzt, nach Beendigung dieſes meines Auftrags, zu verlaſſen hätte. Und daher ſtammt ſich meine große Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit. Denn ich muß es geſtehn, mein theuerſter Prinz, es ſchmerzt mich, dieſe Appartements wieder verlaſſen zu ſollen, in denen ich ſowohl dem Dienſte der Czarin zu jedem Augenblicke ſo nahe ſtand, als ich auch Ihrer unmittelbaren Nähe, Prinz, mich dort herzlich erfreuen durfte.

Der Prinz reichte ihm jetzt die Hand und ſah ihn mit einer innigen, gerührten Miene an. In der That, ſagte er dann, lieber Panin, es wird mir und der Großfürſtin ſehr leid ſein, wenn Sie uns verlaſſen. Aber die Czarin hat unſern Hofſtaat ganz neu eingerichtet und beſetzt, verſchiedene neue Perſonen ſind eingetreten, und es iſt ohne Zweifel, Sie können Sich darüber vollkommen beruhigen, nur eine Frage des Raumes, welche meine allergnädigſte Mutter beſtimmt, über die Appartements des Grafen Panin hier im Palais anderweitig zu verfügen. Glauben Sie nicht, daß andere Urſachen dabei im Spiele ſind.

Mein theurer Großfürſt, entgegnete Panin, in-

dem er die Hand des Prinzen lebhaft und angelegentlich drückte, nicht der Wille der allergnädigsten Czarin hat dies über mich bestimmt, sondern, glauben Sie es und achten Sie gefälligst darauf, es ist der neue Einfluß Orlow's, der sich bereits wieder anzukündigen beginnt und der auch Ihnen, Prinz, nichts Gutes bedeutet. Der von Neuem mächtig werdende Graf Orlow fängt damit an, mich aus dem Palais zu verdrängen, um hier sein Reich wieder ganz unbedingt aufzuschlagen. Seien wir auf unserer Hut, Prinz, halten wir uns zu einem Kampfe bereit, in dem wir treu einander zur Seite stehen! Einstweilen habe ich von den Geschenken, mit denen mich die Gnade der Kaiserin heut bedachte, den besten Gebrauch zu machen geglaubt. Ich habe besonders die siebentausend Bauern unter die Adjutanten, Secretaire und übrigen Beamten vertheilt, welche mir als Groß-Gouverneur Eurer Kaiserlichen Hoheit zur Seite gestanden. Dadurch hat sich mancher verdiente Offizier den Grund zu besseren Glücksumständen gelegt, und das ist mir die größte Genugthuung, die ich mir bei dieser Gelegenheit erstreben wollte. Denn es scheint mir die Arglist Orlow's dahinter zu stecken, daß ich so glänzend abgelohnt werden soll.

Paul hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört und versank einen Augenblick lang in ein trübsinniges Grübeln. Unmuth und Zorn wechselten auf seinem Gesicht, auf dem sich so leicht leidenschaftliche Erregungen aller Art abschattirten. Dann sagte er, mit einem gutmüthigen Ausdruck Panin auf die Schulter klopfend: Ich habe einen guten Gedanken, lassen Sie mich nur machen! Ich werde zur Czarin gehen, und verspreche Ihnen Abhülfe, lieber Panin! Vertrauen Sie mir nur, vielleicht werde ich noch einst ein ganz einflußreicher Mann hier am Hofe, denn die Czarin Mutter ist jetzt sehr gnädig gegen mich, und sie stellt mir alle Augenblicke einen Wunsch zur Verfügung, den sie mir gern erfüllen möchte. Ich muß es gestehen, Panin, von den entgegengekehrten Einflüssen Orlow's habe ich bis jetzt noch nichts wahrgenommen. Und so wird sie mir auch diesmal meinen Wunsch erfüllen, daß Graf Panin hier im Palais wohnen bleiben soll! Aber ich habe von Euch gelernt, klug zu sein, Panin! Ehe ich zu meiner Mutter gehe, werde ich mich zu dem Grafen Orlow verfügen. Der Graf hat mir seinen Besuch abgestattet, und ich habe mich bis jetzt nicht entschließen können, ihm denselben zu erwiedern. Ich weiß, daß ich meiner Mut-

ter sehr entgegenkommen würde, wenn ich Orlow heut meinen Besuch machte. Der Czarin scheint in der That ungemein viel daran gelegen zu sein. Wenn ich ihr diesen Gefallen thue, kann ich um so mehr darauf rechnen, daß sie auch meinen Wunsch nicht unerfüllt lassen wird. Ihr seht, Panin, ich habe Anlage, noch einmal ein guter Diplomat zu werden und Eurer Schule Ehre zu machen. —

Graf Panin schien einigermaßen getröstet, als er vom Großfürsten sich wieder beurlaubte und sich hinwegbegab. Paul zögerte jetzt nicht länger, seinen gefaßten Beschluß auszuführen, und klingelte nach seinem Kammerdiener, um von demselben seine Toilette zur Ausfahrt vollenden zu lassen.

Iwan Paulowitsch Koutaitzow war mit einem empfindlichen und mürrischen Gesicht eingetreten und stand verdrossen an der Thür still, um die Befehle des Großfürsten zu erwarten. Der wunderliche Gesell war seit dem Tage, wo die Vermählung des Großfürsten mit Natalia Alexiewna stattgefunden, in seinem ganzen Benehmen und Aussehen wie umgewandelt. Was ihn plagte, schien die Eifersucht zu sein, die ihn gegen die neue junge Herrin erfüllte, welcher er es zuschreiben wollte, daß der Prinz sich nicht mehr wie

ſonſt vertraulich mit ihm unterhielt und ihn in den letzten Tagen kaum angeblickt und beachtet hatte.

Indeſſen ſtand er, tief in ſich verſunken, zugleich mit jener tief gebückten Demuth da, wegen deren ihn der Großfürſt ſo oft ausgeſcholten hatte, und womit ſich zugleich eine höhniſche und bösartige Grimaſſe bei Iwan Paulowitſch Kentaitzow verband. Paul aber ſchien ihn jetzt gar nicht zu beachten und rief ihm bloß mit einem rauhen und unfreundlichen Ausdruck zu: Wir werden ausfahren, Iwan! Erſt fahren wir beim Grafen Orlow vor, und dann kehren wir zurück in den Winter-Palaſt, wo ich der Czarin aufwarten werde. Du wirſt mich mit einer Toilette ankleiden, die für beide Zwecke zu gleicher Zeit paßt, denn Du weißt, daß ich mir dergleichen gern ſo bequem als möglich mache. Und nun tummele Dich, Iwan, und habe geſcheidte Einfälle; denn es ſcheint mir, als wenn Du in der letzten Zeit nicht mehr beſonders damit geſegnet geweſen wäreſt!

Iwan ſprang, wie aus einem ſchweren Traum erwachend, mit einem gewaltigen Satz in die Höhe und ſtürzte dann in einer feurigen Bewegung zu dem Großfürſten hin, indem er ſich faſt zu den Füßen des Prinzen niederwarf. Auf dem Geſicht des Sklaven

ſtand ein widerwärtiger, grinſender Unmuth ausgedrückt, aber als der Großfürſt ihn genauer betrachtete und ihm verwundert in die Augen ſah, bemerkte er, daß in denſelben, die ſich innig und flehend auf ihn richteten, eine große Thräne ſchimmerte. Der orientaliſche Jüngling ſah in dieſem Augenblicke ſchön und anziehend wie ein Mädchen aus, und der Großfürſt konnte ſich jetzt auch von ſeinem Zorn nicht beſtimmen laſſen, ihm den Fußtritt zu verſetzen, zu dem er ſchon ausgeholt hatte.

Dann ſagte Iwan, ſcheu zur Seite blickend, mit einem gekniffenen Lächeln: Es gab Zeiten, wo Graf Orlow mehr war, als die Czarin ſelbſt, und dieſe Zeiten, fürchte ich, werden jetzt wiederkehren. Aber es wird nicht ſo leicht ſein, bei dem Grafen Orlow Zutritt zu erhalten. Der Graf hat ſich eine häßliche, dicke Finnländerin mitgebracht, welche jetzt die Rolle der Ehrendame in ſeinem Hauſe übernommen hat. Die Vorzüge dieſer Dame beruhen in ihrem ungeheuren Fett, in dem Graf Orlow, der bekanntlich auch Naturforſcher iſt, zu Zeiten Forſchungen bis über die Ohren anſtellen ſoll. Sie behütet aber ſeine Thür und ſoll ganz verſeſſen darauf ſein, Keinen eintreten zu laſſen, deſſen Naſe ihr nicht vollſtändig gefällt.

Der Großfürst brach in ein lautes Gelächter aus. Nun, rief er lustig, indem er sich an seine eigene Nase faßte, auf diese Weise bleibt mir wohl wenig Aussicht, vorgelassen zu werden. Denn, wenn die Finnländerin streng ist und nicht mit dem guten Willen bei mir vorlieb nimmt, so wird sie mein bescheidenes Riechwerkzeug schwerlich für eine Nase gelten lassen wollen. Ich will indeß mein Glück versuchen bei der finnischen Gräfin oder Herzogin, oder was sie sonst für einen Rang haben mag, diese dicke Dame, die uns am Ende noch den Grafen Orlow streitig machen wird.

Keine Gräfin, keine Herzogin, entgegnete Iwan mit possirlichen Sprüngen. Sie war früher Küchenmagd auf einem in Finnland gelegenen Gute des Grafen, Graf Orlow entdeckte in ihr Geheimnisse der Natur, die er sonst nirgend wahrgenommen haben wollte, und welche Macht sie über ihn ausüben mag, beweist, daß er sie sogar in diesem Augenblick, wo Graf Orlow von Neuem bei der allergnädigsten Czarin erscheint, mit nach Petersburg zu bringen wagte.

Paul erröthete flüchtig und sagte dann, indem er sich mit einem sehr strengen und finstern Ausdruck in seinem Gesicht zu Iwan wandte: Entrige jetzt Dein

nichtsnutziges Schwatzen, confiscirter Bastard des Halbmonds, und lege mir den Degen und die Schärpe an. Dann geh' hinüber zu der Frau Großfürstin und frage an, ob ich Ihrer Kaiserlichen Hoheit jetzt auf einige Augenblicke willkommen sein würde; denn mich verlangt, sie noch zu sehen, ehe ich heute Morgen ausfahre.

Iwan Paulowitsch vollendete auf die anbefohlene Weise die Toilette des Großfürsten und stand dann noch einen Augenblick zögernd still, indem er fragend auf die Thür deutete, ob er jetzt gehen solle, und dann wieder heftige Grimassen machte und die seltsamsten Gesichter schnitt.

Was hast Du, Iwan? fragte der Großfürst, indem er über das auffallende Benehmen seines Kammerdieners stutzte.

Soll ich es grade jetzt wagen, zu der Frau Großfürstin hineinzugehen? fragte Iwan, indem er den Großfürsten mit einer bedenklich fragenden Miene ansah.

Und warum zögerst Du, meinem Befehle zu folgen? entgegnete der Großfürst, der über diese Frage betroffen zu werden anfing und auf dessen Stirn bereits ein dunkelflammender Zorn sich ankündigte.

Der Graf Razumovski hat sich soeben zur Großfürstin begeben, erwiederte Iwan, indem er mit einer seltsamen Miene seinen Kopf vor sich niedergebückt hielt und sich verlegen an seinen Kleidern zupfte. Und die Großfürstin liebt es dann nicht, in der Unterhaltung mit dem Grafen Razumovski gestört zu werden. Ich würde vielleicht meine Gnade bei der Frau Großfürstin verscherzen, wenn ich ihr während dieser Zeit eine Anmeldung zu machen käme.

Der Graf Andreas Razumovski? fragte Paul verwundert. Einfältiger Gesell, was giebt es dabei für dumme und bedenkliche Gesichter zu machen? Die gnädigste Czarin hat den Grafen Razumovski auf meine Bitte zum Ehren-Cavalier und Kammerherrn meiner Gemahlin zu ernennen geruht, und ich freue mich, daß die Großfürstin an der Unterhaltung des Grafen Geschmack finden will. Der Graf Razumovski ist einer der gescheidtesten Edelleute Rußland's, die wißbegierige Großfürstin klärt sich durch ihn über die Zustände des russischen Reichs auf, und er ist mein treuer, lieber Freund, denn wir haben uns ja von meiner Kindheit an geliebt und gekannt, und mithin der geeignetste Mann dazu, sie in ihre neue Heimath einzuführen.

Iwan Paulowitſch verbeugte ſich bis tief in die Erde hinein, kreuzte nach der ihm noch anhaftenden Manier ſeine Arme über der Bruſt und ſchlich ſich dann zur Thür hinaus. Der Großfürſt blickte ihm noch mit einem mißtrauiſch aufflammenden Blicke nach und verſank dann lange in ein düſteres Grübeln in ſich ſelbſt, bis er ſich entſchloß, in die Gemächer ſeiner Gemahlin, die auf demſelben Flügel des Schloſſes unmittelbar an die ſeinigen ſtießen, hinüberzugehn.

Paul war über ſich ſelbſt verwundert, daß er in ſo ſtürmiſcher Haſt forteilte, um ſo ſchleunig als möglich die Großfürſtin zu finden. Durch die Vorgemächer begab er ſich leiſe, faſt auf den Zehen; es war ihm, als denke er ſeine Gemahlin in irgend einer Weiſe zu überraſchen, und er riß jetzt die Thür zu ihr auf, ohne ſich Rechenſchaft über die Empfindungen geben zu können, die ihn trieben.

Eine ſeltſame Stille herrſchte, als Paul in das Cabinet ſeiner Gemahlin eintrat. Die Großfürſtin lehnte in der Fenſterniſche und ſchien mit großer Aufmerkſamkeit und Erregung in einem Geſpräch begriffen, welches ſie mit dem vor ihr ſtehenden Grafen Andreas Razumovski unterhielt. In dem Augenblick aber, wo die Thür ſich geöffnet und der Großfürſt

Volksbildung und das Umgangsleben erhielten einen biblischen und orthodoxen Anstrich, wie kein ähnliches Phänomen in der Geschichte sich aufweisen läßt. Zugleich tritt das Neuhochdeutsche, aus der Scheidungsepoche zweier Zeitalter geboren, mit aller historischen Berechtigung zur Herrschaft auf. Die Sprache der Reformation, welche der Protestantismus erzeugt, mußte die Sprache des modernen Weltalters werden. Jacob Grimm (Grammatik, I. Ausg. I. XI.) sagt sehr treffend: „Man darf das Neuhochdeutsche als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Unsere Sprache ist, nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge, in Lautverhältnissen und Formen gesunken; — was aber ihren Geist und Leib genähret, verjüngt, was endlich Blüthen neuer Poesie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als Luthern."

Wie sehr um diese Zeit die deutsche Sprache mit dem Protestantismus identificirt wurde, ersieht

in derſelben erſchien, war Natalia plötzlich verſtummt, und ſchien mit einer lebhaften Aeußerung, die ihr eben auf den Lippen ſchwebte, wie erſchrocken innezuhalten. Graf Razumovski ſelbſt ſchien ſich beim Anblick des Großfürſten in einiger Verlegenheit zu befinden und ſenkte den Blick ſcheu zur Erde nieder, als er den Prinzen begrüßte.

Paul hatte mit durchdringenden Augenblitzen die ganze Scene überflogen und ſich dann mit einem wunderbar fragenden Blicke zu der Großfürſtin gewandt. Natalia hob jetzt ihre ſchönen blauen Augen mit unendlicher Offenheit zu ihm empor und richtete ſich zugleich mit ihrem entſchloſſenen und ſtolzen Ausdruck in die Höhe, der ſeine große Gewalt über Paul auch in dieſem Augenblicke wieder ausübte.

Paul wußte eigentlich nicht, was er ſagen wollte, und noch weniger konnte er den Grund der Unzufriedenheit, die in ihm aufgeſtiegen war, bezeichnen. Faſt ſchien es, als ſuche er den Rath Razumovski's ſelbſt, ſeines alten Freundes, nach dem er ſich jetzt umwandte, und der in der ihm eigenen ehrerbietigen und liebenswürdigen Haltung dem großfürſtlichen Paar gegenüberſtand.

Graf Andreas Razumovski war ein ſchöner, hoch

emporgewachſener Mann, der zugleich in ſeinem ganzen Weſen und in allen ſeinen Manieren etwas höchſt Ausgezeichnetes und Bedeutendes verrieth. Seine ſtolze und glänzende Perſönlichkeit ließ nicht vermuthen, daß es eine Familie von ukrainiſchen Sklaven war, der Razumovski entſtammte, denn ein Freigelaſſener aus der Ukräne, der berühmte Groß-Hetmann der Koſaken, Marſchall Razumovski, deſſen Bruder einſt als Günſtling der Kaiſerin Eliſabeth emporſtieg, war der Vater der beiden Grafen Razumovski, die jetzt am Petersburger Hofe ſo viel Gunſt und Auszeichnung genoſſen. Und es wäre nur auf den Grafen Andreas angekommen, ſich um die Neigung der Czarin Katharina mit noch höher reichenden Erfolgen zu bewerben, wenn er es nicht vorgezogen hätte, ſtatt des Poſtens eines Favoriten lieber eine ehrenvolle, ſeinen vielfachen Kenntniſſen angemeſſene Thätigkeit zu erſtreben und dabei zugleich ſeiner großen Neigung für den Großfürſten Paul nachzuhängen. Er war daher zum militairiſchen Gouverneur des Großfürſten gemacht worden und hatte jetzt, entſchieden auch nur aus perſönlicher Zuneigung zu dem Prinzen, die Stelle des Ehren-Cavaliers und Kammerherrn bei der jungen Großfürſtin übernommen, während ihm ſein großes

Vermögen ohne Zweifel gestattet haben würde, jede Hofanstellung entbehren zu können. Aber Razumovski schien auch in diesem neuen Berufe bei der Großfürstin Natalie bereits, und wie von selbst, zu dem Range eines Vertrauten emporgestiegen zu sein.

Ich störte eine Unterhaltung, in die ich mich nicht einmischen darf? fragte Paul, indem er aus einem düstern Sinnen erwachte und nochmals bald seiner Gemahlin, bald dem Grafen Andreas Razumovski zweifelhafte und fast drehende Blicke zuwarf.

Wir sprachen von den Zuständen der Bauern im russischen Reich, nahm jetzt Natalie mit ihrer festen, klangvollen Stimme das Wort, indem sie ihre großen, herrlichen Augen so offen und klar hervorleuchten ließ, daß Paul vor der großen, geistigen Ueberlegenheit, die ihm daraus entgegenglänzte, sich scheu zurückwandte.

Der Herr Graf hatte die Güte gehabt, mir Alles auseinanderzusetzen, was in den Verhältnissen der russischen Bauern bemerkenswerth ist, und ich bin ihm sehr viel Dank dafür schuldig geworden, fügte Natalie mit einem leichten, eleganten Ton hinzu, indem sie mit einer verbindlichen Wendung auf den Grafen hinwies.

Die Bauern? wiederholte der Großfürst, laut auflachend. Kann man von diesen unglücklichen und verabscheuungswürdigen Geschöpfen sogar interessante Geschichten erzählen?

Er fuhr fort, darüber zu lachen, und sein Lachen klang so roh und erschreckend, daß die Prinzessin sichtlich in sich zusammenschauerte und flüchtig, kaum merklich für einen Dritten, einen verstohlenen, bedeutungsvollen Blick mit dem Grafen Razumovski wechselte.

Ich wollte bloß Adieu sagen, Natalie! bemerkte Paul, indem er der Großfürstin die Hand reichte. Sie dankte mit einer höflichen, förmlichen Verneigung, durch welche sich der Großfürst von Neuem gereizt und erbittert zu fühlen schien. Er blickte sie noch einmal finster und drohend an und verließ darauf mit einem heftigen Geräusch das Zimmer. —

VIII.

Graf Orlow hatte seit seinem erneuerten Aufenthalt in Petersburg ein kleines Palais bezogen, das seiner Familie gehörte, und das von ihm schon früher zu gewissen Zeiten als Absteige-Quartier benutzt worden war. Durch die Wahl dieses, mit geringen Bequemlichkeiten und gar keinem Comfort versehenen Palastes hatte Gregor Orlow andeuten wollen, daß es ihm bei seinem Wiedererscheinen am Hofe Katharina's keineswegs darum zu thun sei, seine frühere Stellung wieder einzunehmen. Denn sonst hätte er sogleich die Günstlingszimmer im Winter-Palast wieder beziehen müssen, in denen der schöne und gewaltige Orlow einst in mehr als königlicher Pracht und als Beherrscher der größten Herrscherin der damaligen Welt gewohnt hatte. Und diese, stets Katharina's Günstlingen bestimmt gewesenen Zimmer, die in dem Zwischen-

ſtockwerke des Winter-Palaſtes, grade unter den Gemächern der Kaiſerin, lagen, waren grade in dieſem Augenblick wieder leer geworden. Seitdem der Herr von Waſiltſchikow, der ſchöne Garde-Offizier mit den vielen Vorzügen und Verdienſten, dieſe Zimmer geräumt, waren ſie noch nicht wieder mit einem neuen, entſprechenden Bewohner beſetzt worden. Aber wie große Hoffnungen auch Orlow aus ſeiner erſten Wiederbegegnung mit der Czarin zu ſchöpfen gewagt, ſo hielt er es doch noch der Klugheit für angemeſſen, ſich zurückhaltend zu beweiſen, ſtatt, wie es in ſeiner früheren gewaltſamen und hochfliegenden Art lag, ohne Weiteres in dieſe Günſtlingszimmer einzuziehn und wie in einem raſchen Feldſiege die neue Gunſt der Czarin an ſich zu reißen.

Es war daher zugleich eine wohlüberlegte Koketterie des Grafen Orlow, daß er ſich zuerſt wieder in dieſem alten, roſtigen Palais niedergelaſſen, in dem er gewiſſermaßen jeden Augenblick wieder reiſefertig und im Begriff ſchien, Petersburg zu verlaſſen, und in dem er den erneuerten, dringenden Ruf der Kaiſerin erwarten wollte. Vielleicht wäre es ihm gelungen, wenn er die geheime, mit grünem Tuch beſchlagene Treppe des Winter-Palaſtes mit kühnem Muth, wie

ſonſt, hinaufgeſtiegen und dann unmittelbar im Schlafgemach der Kaiſerin vor ihr erſchienen wäre! So hätte er ganz in ſeinem Geiſte, im Geiſte des kühnen Orlow, gehandelt; aber Orlow war noch ſtolzer und anſpruchsvoller, denn je, nach Petersburg wieder zurückgekehrt; er wollte, daß die Czarin zuerſt die einleitenden Schritte thun ſolle, um das Verhältniß zwiſchen ihnen von Neuem auf das Beſtimmteſte und Glänzendſte feſtzuſtellen!

In dieſem Augenblick wurde ihm durch ſeinen Kammerdiener gemeldet, daß unten vor dem Palais die Equipage des Großfürſten Paul vorgefahren ſei, und daß der Großfürſt ſeinen Adjutanten heraufgeſchickt habe, um dem Grafen Orlow ſeinen Beſuch ankündigen zu laſſen. Orlow ſtutzte einen Augenblick. Dann rief er mit einem ſcharfen, nachdrücklichen Ton in ein offenſtehendes Nebengemach hinein: Talkuna!

Eine nicht mehr ganz junge Frau, von gewaltiger Leibesbeſchaffenheit und einem höchſt abenteuerlichen Ausſehen, vor der ſich der Kammerdiener Orlow's ſofort tief bis zur Erde verneigte, trat mit einigem Geräuſch in das Zimmer.

Talkuna war in ein lang herabwallendes, rothes Gewand, das an den Seiten herunter mit koſtbaren Goldſtickereien verziert war, gekleidet. Dazu trug ſie

einen turbanartigen Kopfputz, der aus gleichem Stoffe und noch reicher mit Goldverzierungen geschmückt war, als das Kleid, und von dem zwei glänzende Troddeln mit schwerem Gewicht auf den Nacken herunterfielen. Sie sah halb wie die Fürstin eines wilden Stammes, halb wie eine Sklavin aus, ihre großen, blitzenden Augen waren von unläugbarer Schönheit, aber der Ausdruck ihres Gesichts, mit dem sie jetzt vor den Grafen Orlow hingetreten war, hatte so viel Stolzes und Unverschämtes, daß man unwillkürlich den Grafen bewundern mußte, der mit einer so großen Innigkeit und Zärtlichkeit ihr entgegentrat.

Talkuna, sagte Orlow, indem er sie freundlich bei der Hand faßte, Deiner großen Geschicklichkeit habe ich mich in der letzten Zeit schon öfter anvertraut und habe es nie zu bereuen gefunden. Der Großfürst ist unten, und ich habe nicht die geringste Lust, diese Kaiserliche Hoheit zu sprechen. Wenn die Czarin mich selber mit Ihrem Besuche hätte beehren wollen, so wäre das etwas Anderes gewesen. Nicht wahr, Du verstehst mich, Talkuna, wie immer? Ich muß erst vollkommen wissen, wie ich mit der Czarin stehe, ehe ich mich darauf einlassen kann, daß sie mich durch ihren Jungen beschickt, der ein sehr unangenehmes

Subject ist und mit dem man kein vernünftiges Wort reden kann. Geh' Du also in die Staatsgemächer hinüber, wo der Großfürst in diesem Augenblick auf mich wartet, und empfange ihn statt meiner, Talkuna. Es wird dies eine Aufgabe von großer Schwierigkeit sein, und ich habe Niemand um mich, der geschickter und klüger wäre als Du, sie zu übernehmen. Wäre ich der Souverain Rußland's, worauf ich vielleicht mehr Anwartschaft habe, als irgend ein Anderer, so würde ich Dich längst zu meinem ersten Diplomaten gemacht haben. Aber wer weiß, was noch aus uns Beiden wird, meine Talkuna, mein stattliches Roß! Springe jetzt hin und sage dem Großfürsten, daß Graf Orlow als ein Sterbenskranker in seinem Bette liege. Ich sendete, mich zu entschuldigen, Dich, als meine treue Freundin und Wärterin; denn Du würdest am besten Auskunft geben können über das, was ich leide. Stelle Dich so an, als glaubtest Du, ich sei krank geworden, weil ich an der Erneuerung der Gnade der Czarin für mich zweifle. Ich überlasse Dir Alles, meiner einzigen Vertrauten, Du kennst die Situation des Tages, Du wirst kein Wort zu viel oder zu wenig sagen, und wirst den Prinzen sprechen lassen, was Du hören willst. —

Er kehrte sich um und verließ, ohne ein Wort weiter hinzuzufügen, das Gemach, indem er sich in sein Cabinet begab und dasselbe hinter sich verschloß. Die riesenhafte Diplomatie in dem rothen Gewande entfernte sich jetzt mit stolzen und gewichtigen Schritten, um den ihr gewordenen Auftrag zu vollziehen.

Der Großfürst Paul war inzwischen in die Staatszimmer des Orlow'schen Palais geführt worden und ging dort mit raschen, ungeduldigen Schritten auf und ab, um die Ankunft des Grafen Orlow zu erwarten. Es kam dem jungen Großfürsten seltsam vor, daß er sich hier befand, und mit einem bittern Lächeln betrachtete er Alles, was er rings um sich her wahrnahm.

Ich antichambrire also bei einem der Mörder meines unglücklichen Vaters! sagte der Großfürst mit einem leisen, dumpfen Ton in sich hinein. Hier, in diesen alten, düstern Sälen, sammelte sich zuerst die geheime Verschwörung, welche gegen Krone und Leben Peter's III., meines Vaters, gerichtet war. Die Czarin selbst kam auf nächtlichen Wegen hierher in das Haus ihres schönen Günstlings, des Grafen Georg Orlow, und wohnte den Zusammenkünften der Verschworenen bei. Ich weiß es, schon als Kind hatte ich Alles

man aus der Opposition der in ihren lateinischen Schlupfwinkeln aufgestörten Katholiken, welche das Deutsche als die Ketzersprache, zum Hohn auch „das lutherisch Deutsch" genannt, haßten und sogar mit Pamphlets verfolgten. Denn die katholischen deutschen Bibelübersetzungen hatten nicht mit dem Einfluß ins Volk dringen können, um die deutsche Sprache als ein nothwendiges Element mit dem Glauben und der Andacht zu verschmelzen. Dazu waren sie zu nüchtern, zu gottverlassen, ohne Begeisterung und Macht des Gemüths. Der Protestantismus dagegen, der durch die Bibelübersetzung seine Sache am durchgreifendsten verfocht, überwand jetzt die lateinischen Bestandtheile des kirchlichen Christenthums, indem er die Glaubensfreiheit mit der Nationalsprache als ineinsgeschlungenes Symbol, als siegreiches Banner verknüpfte. Die deutsche Sprache bestieg nun aller Orten die Kanzel und predigte und versah jede Anforderung des Cultus in den heimathlichen, für die Frömmigkeit ganz geschaffenen Lauten. Um nicht gegen die Volkssympathieen zu verstoßen, mußte bald auch die katholische Geistlichkeit ihrerseits anfangen, die Mut-

erfahren. Es iſt Alles wohl gemerkt und hier in mir eingeſchrieben, bis die Stunde des Handelns für mich herangenaht ſein wird!

Auf ſeinem Antlitz brannte eine düſtere, wilde Gluth. Seine Augen wandten ſich ſtechend und ſpähend nach allen Seiten hin, und ein tödtlicher Haß flammte in ihnen bei jedem Geräuſch auf, das ihm die Annäherung des Grafen Orlow anzukündigen ſchien.

Der Großfürſt ſtand jetzt vor zwei großen, glänzenden Bildern ſtill, die ihm gegenüber an der Wand hingen und ſchon in der Ferne ſeine Aufmerkſamkeit auf eine unheimliche und krampfhafte Weiſe gefeſſelt zu haben ſchienen. Es waren zwei Reiterbilder, die dem Großfürſten ſeit langer Zeit wohl bekannt waren, und von denen eines den Grafen Gregor Orlow, das andere ſeinen Bruder Alexis Orlow, den Admiral der ruſſiſchen Flotte, in einer ungemein kühnen und prahleriſchen Auffaſſung darſtellte. Es waren dies die Bilder, welche Katharina von den beiden, ihrem Herzen ſo theuer gewordenen Brüdern nach dem berühmten Carrouſel hatte anfertigen laſſen, welches vor einigen Jahren an dem Hofe von Petersburg eines der prachtvollſten Ereigniſſe geweſen war, und in welchem Alexis Orlow die Quadrille der Türken, Gregor die der

Römer geführt hatte. Der Eindruck dieser beiden majestätischen Männerschönheiten war damals ein so hinreißender und mächtiger auf die Phantasie der Czarin gewesen, daß sie in ihrem Entzücken über die Orlow's diese beiden Reiterbilder in Lebensgröße und im Costüm des damaligen Carrousels von ihnen malen ließ. Die Bilder waren damals in der kaiserlichen Eremitage neben dem Bilde der Kaiserin selbst aufgestellt worden. Während der letzten Abwesenheit Orlow's hatte sich Katharina dieser Bilder entledigt, und sie hierher in das Orlow'sche Familien-Palais schaffen lassen, was dem Großfürsten bisher noch unbekannt geblieben war. Paul erkannte aber jetzt mit einer ihn heftig durchzuckenden Erinnerung diese Portraits wieder.

Mit flammenden Blicken des Hasses vor den Bildern auf- und niedergehend, sagte der Großfürst leise: Das sind die Orlow's, das ist Gregor, der große Buhle meiner Mutter, der erste Verschwörer gegen meinen armen Vater, und das ist Alexis, genannt le Balafré,*) der seinen ruchlosen Arm aufhob, um den ersten Schlag gegen seinen kaiserlichen Herrn zu

*) „Mit der Schmarre."

unternehmen. Und doch bin ich dem Einen dieser Böſewichter, dem Grafen Gregor Orlow, gewiſſermaßen noch Dank ſchuldig. Er erklärte ſich dagegen, daß die Krone des ermordeten Czaren auf mein Haupt geſetzt werden ſolle. Er wollte den Thron Rußland's nur für die ausſchließliche Gewalt der Czarin, meiner Mutter, durch ſeine verruchte That erkämpfen! Wohl mir, daß ich aus den Händen dieſer großen Verbrecher nichts empfing! Wenn die rechte Zeit gekommen iſt, werde ich mein Eigenthum wieder in Beſitz nehmen, ohne die Hände dieſer Ruchloſen berührt zu haben. —

Der Großfürſt war im Begriff, ſich in dieſe ſchweren und düſteren Betrachtungen mehr und mehr zu verlieren, als er plötzlich bemerkte, daß er ſich nicht mehr allein in dem Zimmer befand, und daß hinter ſeinem Rücken Jemand leiſe herangeſchlichen und hinter ihm ſtehen geblieben war. Er wandte ſich um und erblickte unmittelbar neben ſich, mit einer ihn faſt erſchreckenden Annäherung, eine rieſengroße Frauengeſtalt, die ihn durch ihre Erſcheinung im höchſten Grade befremdete. Er ſprang einige Schritte zurück und glaubte gegen dieſe ſeltſame Perſon, die in einer von ihm nie geſehenen Tracht ſich darſtellte, auf ſeiner Hut ſein zu müſſen.

Die Finnländerin stand ihm in ihrem ganzen wunderlichen und grotesken Aufzuge gegenüber, und sah mit einer unverschämten Miene, die durchaus keine Ehrerbietung gegen den Czarewitsch ausdrücken wollte, auf die kleine, zusammengedrückte Gestalt des Großfürsten herab.

Paul, dem ihr Anblick unangenehm und bedenklich war, deutete mit der ausgestreckten Hand nach der Thür, um ihr damit die Weisung zu geben, daß sie sich schleunigst wieder entfernen solle.

Aber Talkuna zeigte sich weit entfernt davon, diesen Wink zu verstehen. Mit übereinander gekreuzten Armen, stolz und hoheitsvoll lächelnd, stand sie dem Großfürsten gegenüber und sagte zu ihm, nachdem sie ihn militairisch, zwei Finger an ihren Turban legend, gegrüßt hatte, mit ihrer rauh klingenden, beständig scheltenden Stimme: Graf Orlow läßt sich durch mich bei dem Großfürsten entschuldigen, denn der hohe Graf ist uns sterbenskrank geworden, ich kann es auf meine Ehre versichern, ich, die ich seine Pflegerin bin und bei ihm wache, und er findet sich durchaus nicht im Stande, irgend einen Besuch anzunehmen, und wenn es der unserer allergnädigsten Czarin selber wäre!

Talkuna machte dabei eine so fürchterliche Grimasse,

daß der Großfürst, der sie jetzt mit großer Aufmerksamkeit und wahrem Erstaunen betrachtet hatte, in ein anhaltendes Gelächter ausbrach. Er erinnerte sich in diesem Augenblick, was ihm Iwan Paulowitsch von einer häßlichen, dicken Finnländerin erzählt, die jetzt die Rolle der Ehrendame in dem Hause des Grafen Orlow übernommen habe, und diese Persönlichkeit glaubte er jetzt in der sechs Fuß hohen Dame vor sich zu erblicken. Aber er konnte mit den Nachrichten seines Kammerdieners insofern nicht übereinstimmen, als er die Finnländerin, die hier offenbar in einer diplomatischen Mission vor ihm stand, durchaus nicht so häßlich finden konnte, wie es ihm geschildert war. Es ist wahr, die ganze Erscheinung quoll in einem Uebermaaß des Fettes ihm entgegen, welches das rothe, goldgestickte Gewand fast zu durchbrechen drohte, aber das Gesicht, mit den großen, glänzenden Augen, hatte bald einen eigenthümlichen Reiz für den jungen Großfürsten gewonnen, und er mußte sich auch gestehen, daß diese ungeheuern Glieder, die ihm in der gewaltigsten Fülle des Fleisches entgegenlachten, doch Manches für sich zu haben schienen.

Talkuna schien sich jetzt von der großen Aufmerksamkeit, welche ihr der Großfürst durch Betrachten

aller Vorzüge ihrer üppigen Gestalt widmete, sehr geschmeichelt zu fühlen, ihre Stimmung für den Großfürsten wandelte sich plötzlich in ihr Gegentheil um, und sie begann nun auf eine ganz beherzte Weise und sehr verständlich mit Paul zu liebäugeln. Nachdem sie noch einige Minuten vorher ganz geschäftsmäßig und in den strengsten Formen des Diplomaten sich geberdet, worauf sich Talkuna nicht wenig einbildete, hatte sie es nun augenscheinlich darauf abgesehen, ihn den unwiderstehlichen Zauber ihrer Koketterie fühlen zu lassen.

Als der Großfürst das bemerkte, begann sich seine Lachlust von Neuem zu regen, und er brach in ein schallendes Gelächter los, das er eine Zeit lang ohne Unterlaß fortsetzte. Talkuna schien dadurch gar nicht irre gemacht zu werden, sondern sie hüpfte jetzt ganz vertraulich und mit einer gewissen kindlichen Naivetät zu dem Großfürsten hin, indem sie ihre breite, schwer zu bewältigende Hand in die seine legte.

Der Großfürst sah mit einem gewissen Grauen, in das sich aber bereits einiges Vergnügen mischte, wie Talkuna den ganzen Apparat ihrer gewaltigen Reize gegen ihn zu entfalten anfing. Er drückte ihr zärtlich die Hand, dieselbe aber sogleich und rasch

wieder loslassend, sagte er: Es kann mir nichts Angenehmeres begegnen, als die Unterhaltung noch eine Zeit lang mit Ihnen fortzusetzen. Aber werden Sie auch eben so wahrheitsliebend sein, als Sie schön sind?

Talkuna schmunzelte und heftete einen brennenden, vielbedeutenden Blick auf den Großfürsten.

Und sagen Sie mir, fuhr er fort, indem er ihr die Wangen streichelte, ist denn unser Graf Orlow wirklich so krank, daß er den Czarewitsch nicht zu empfangen vermag?

Talkuna sah ihn mit einiger Betroffenheit an, und sie schien einen Augenblick unschlüssig, wie sie sich bei diesem Zwiespalt mit ihrer Pflicht, in welchen der Großfürst sie versetzen wollte, benehmen möchte. Indeß siegten ihre strengen Geschäftsgrundsätze, durch welche sie Orlow's Vertrauen in so hohem Grade gewonnen, auch bei dieser Gelegenheit über alle ihre sonstigen Anwandlungen, zu denen sie vielleicht in diesem Augenblick Lust verspürt hätte.

Ja, Kaiserliche Hoheit, sagte sie mit einem tiefen Knix, ich selbst habe den Grafen Orlow in's Bett gebracht, und kaum vermochten ihn meine Arme zu tragen, denn der Herr Graf hat sich so erkältet, daß

ihm ſeine Glieder ſteif, wie ein gefrorenes Stück Wäſche, geworden ſind.

Paul ſah ſie mit einem ſo finſtern und ernſten Blick an, daß Talkuna erſchrocken innehielt und ganz aus ihrer Rolle fiel, denn ſie ſtand nun erröthend und ganz verwirrt vor ihm und hatte die wilde Keckheit, mit der ſie ihm zu Anfang gegenüber getreten war, ganz verloren.

Ein gefrorenes Stück Wäſche? wiederholte der Prinz mit einem komiſchen Ausdruck. Dies iſt ein ſchönes Gleichniß, das dem Verhältniß Talkuna's zu dem Grafen Orlow vollkommen entſpricht. Denn man ſagt, daß der Graf in einer Waſchküche durch Ihre ungeheuern Reize überraſcht worden ſei.

Talkuna kehrte ihm jetzt mit einer trotzigen Bewegung den Rücken und ſchickte ſich an, das Zimmer ohne ein Wort der Erwiederung zu verlaſſen. Den Großfürſten befiel in dieſem Augenblicke ein Zorn, der ihn nicht ſelten auf's Aeußerſte beherrſchte und ihn dann leicht jede Rückſicht vergeſſen ließ. Er eilte der mit großen, ſtolzen Schritten ſich entfernenden Zofe nach, erhob ſeinen Fuß und ſtieß ihr denſelben ſo heftig in einen gewiſſen Körpertheil, daß Talkuna

in ihrer ganzen Gewalt auf den Boden niederstürzte und sich auf demselben heulend und schreiend umherwälzte.

Gieb das Deinem Herrn, dem saubern Grafen Orlow! rief der Großfürst, der sich eiligst entfernte, und sich nun im glücklichsten Humor zu befinden schien. Denn auf dem Wege durch die Vorsäle und die Treppen hinunter lachte er fortwährend aus vollem Halse, und zuweilen mit einem so wilden und entsetzlichen Ausdruck, daß Jeder, der es im Hause vernahm, von *einem Schauder ergriffen wurde.* Als er den Domestiken an der Eingangspforte des Schlosses sich näherte, verstummte er, und auf seinen Wink fuhr die Equipage vor, um ihn in das Winter-Palais zur Audienz bei der hohen Czarin zurückzuführen. —

IX.

Der Czarin war es an diesem Morgen nicht sehr genehm gewesen, dem Großfürsten die von ihm dringend erbetene Audienz gewähren zu sollen, aber sie hatte ihrem Sohn, der höchst selten um Etwas bat und der ihr in der letzten Zeit so viele Folgsamkeit bewiesen, diesen Wunsch nicht abschlagen mögen, obwohl sie sich grade heut dadurch sehr gestört fühlte.

Der Philosoph Diderot aus Paris, einer der großen Geister und Gelehrten Frankreich's, mit denen Katharina seit längerer Zeit in einem sehr regen Briefwechsel stand, hatte sie vor einigen Tagen mit seinem längst erwünschten Besuch in Petersburg überrascht, und die Czarin versäumte keine Stunde des Tages, die ihr von ihren vielen Geschäften und Arbeiten übrig blieb, um sich mit ihrem berühmten Gast über Alles, was es in Frankreich gab und wozu die

terſprache zu pflegen und nach den in der Zeit entſtandenen Bedürfniſſen zu behandeln. So wurde auch der Katholizismus unverſehens von dem proteſtantiſchen Dialekt mitfortgeriſſen.

Um zunächſt den Unterſchied der Bibelſprache Luthers von ſeinen katholiſchen Vorgängern zu veranſchaulichen, folge hier eine Stelle aus dem Hiob, einmal nach Otmar's Ausgabe vom Jahre 1507 und dann nach Luther's Ueberſetzung von 1541, in welchen beiden die Rede Gottes folgendermaßen gegeben iſt:

Otmar. 1507.	Luther. 1541.
„Aber der herre antwurt job von dem windtſpreuel und ſprach. Wer iſt der, der da einweltzett die urtayl mit ungelerten worten. Begürte deine lenden als ain mann, ich frage dich und du antwurte mir. Wo wareſt du, do ich ſetzet die grundtfeſte der erde. Zay-	„Und der Herr antwortet Hiob aus einem wetter und ſprach. Wer iſt der, der ſo felet in der weisheit und redet ſo mit unverſtand? Gürte deine Lenden wie ein Mann; Ich will dich fragen, lere mich. Wo wareſtu da ich die Erden gründet? Sage mir's,

Wissenschaften und Künste in diesem Lande vorgeschritten, auf die vertraulichste Weise zu unterhalten.

Täglich zum Schluß des Diners pflegte ihre Lieblingsstunde zu sein, wo die Kaiserin mit dem berühmten Diderot philosophirte, und heut hatte er schon am Vormittag in ihr Cabinet kommen müssen, um ein wichtiges Gespräch fortzusetzen, das nach dem gestrigen Diner nicht hatte zu Ende gebracht werden können. In diesem Augenblicke wurde der Czarin grade gemeldet, daß der Großfürst Paul zu der ihm um diese Stunde bewilligten Audienz erschienen sei.

Katharina war, erhitzt und glühend von der Unterhaltung mit Diderot, aufgesprungen. Diderot hatte ihr freilich heut mit seiner hinreißenden Beredsamkeit die wichtigsten Dinge gesagt. Er hatte ihr ganz neue Grundsätze über die Freiheit und das Recht der Völker vorgetragen, er hatte von Philosophie, Gesetzgebung und Politik gesprochen, und der Geist der Czarin fühlte sich wie von einer glänzenden, rosigen Himmelswolke eingehüllt. Sie mußte sich die Augen reiben, als sie sich jetzt durch die unwillkommene Meldung ihres Sohns in die Wirklichkeit zurückversetzt sah.

Der Großfürst war auf ihr Geheiß in einen der anstoßenden Säle geführt worden, und Katharina richtete

die gnadenvolle Bitte an Diderot, so lange in ihrem Cabinet zu bleiben, bis sie, nach Empfang des Großfürsten, wieder zu ihm zurückgekehrt sei, denn sie hatte noch Manches auf dem Herzen, worüber sie heut aus Diderot's Munde Belehrung und Auskunft schöpfen wollte.

Katharina begab sich jetzt fort, um den Großfürsten zu finden. Unterwegs war sie noch immer mit den Gedanken beschäftigt, welche aus der Unterhaltung mit Diderot in ihr lebendig geworden waren. Zugleich hatte sie ein sehr unangenehmes Gefühl zu überwinden, welches jetzt in Erinnerung an das eben unterbrochene Gespräch in ihr aufsteigen wollte. Sie stand nachsinnend in dem Zwischengemach still, ehe sie zu dem Großfürsten in den Saal eintrat.

Es war Mehreres, das Diderot eben gesagt und gethan hatte, was ihr jetzt wieder auf das Herz fiel. Er hatte von Rußland gesagt, daß es ein „Coloß mit thönernen Füßen“ *) sei und darum den Fortschritten der neuen Zeit nur sehr langsam und zögernd werde folgen können. Dann hatte er, sich immer begeisterter aufschwingend, das baldige Herannahen einer neuen

*) „Un colosse aux pieds d'argile.“

Zeit förmlich geweiſſagt, und in ſeinem Enthuſiasmus hatte er, als wenn die neue Zeit ſchon gekommen ſei, mehrmals der Kaiſerin, an deren Seite er ſaß, mit ſeiner Hand auf das Knie geklopft oder daſſelbe auch lebhaft zu drücken und zu kneifen gewagt.*)

Katharina hatte erſt im Eifer des Geſprächs nicht darauf geachtet, und jetzt fiel ihr ein, daß der pariſer Philoſoph ſich dabei zu viel herausgenommen habe. Die ſonſt ſo leuchtende Majeſtät und Klarheit ihrer Stirn verdunkelte ſich einen Augenblick und in den tiefliegenden, blauen Augen ſchimmerte etwas wie Zorn und Unwillen hervor. Aber jetzt öffnete der Großfürſt, der die nahenden Schritte der Kaiſerin vernommen, die Thür des Saals, in dem er wartete, und ſtellte ſich ſeiner Mutter mit ehrfurchtsvoller Unterwerfung dar.

Die Czarin eröffnete ihm ſogleich, daß ſie nur einige Minuten Zeit habe, weil ſie durch den Beſuch des großen Diderot in Anſpruch genommen ſei. Sie blieb daher vor dem Großfürſten ſtehen, um ihn ſo raſch als möglich mit Allem, was er begehren möchte, abzufertigen.

*) Castera II., 95.

Paul kannte dieſe ihm knapp zugemeſſene und flüchtige Friſt, in der es ihm oft nur vergönnt war, ſeine Mutter zu ſehen. Er hatte dadurch den Takt gewonnen, bei ſolchen Gelegenheiten einen förmlichen Kriegsplan zu machen und mit den Dingen, die er durchſetzen wollte, in einer wohlüberlegten Schlachtordnung vorzurücken. Er begann daher mit Dem, wovon er glaubte, daß es die Kaiſerin in dieſem Augenblick am meiſten intereſſiren würde.

Ich komme ſoeben aus dem Palais des Grafen Orlow her, ſagte er flüchtig. Dem allergnädigſten Befehl der Czarin gemäß, glaubte ich dieſen Beſuch, zu dem ich mich, aufrichtig geſagt, nur mit großer Pein überwand, doch nicht länger verſchieben zu ſollen. Ich hoffe dadurch mir auf ein anderes Mal die hohe Gnade der Czarin zu ſichern. Aber es war unmöglich, den Grafen Orlow in ſeinem Palais anzutreffen, und ich erfuhr nur durch ſeine ſchöne Haushälterin, daß der arme Graf ſich wegen einer Erkältung in's Bett gelegt habe. Dies iſt das ganze Reſultat des mir anbefohlenen Beſuches geweſen.

Es ſcheint, daß der Großfürſt Mißtrauen hegt gegen die Nachrichten, die ihm im Palais Orlow geworden, bemerkte die Czarin, indem ſie den Groß-

fürſten durchdringend betrachtete. Ich hoffe, daß man den Großfürſten überall mit dem gebührenden Reſpect empfangen haben wird!

Oh, entgegnete Paul mit einem langgedehnten Accent, ich habe Niemand geſehn, als die ſchöne Finnländerin Talkuna, deren Herz ich auf der Stelle hätte erobern können, wenn ich nicht genöthigt geweſen wäre, ihr auf einen anderen Theil ihres Körpers einen Gruß für den Grafen Orlow zu ſchreiben. Sie belog mich, und darum mußte ich ihr aus gnädigſter Abſicht einen Stoß verſetzen.

Wie? fuhr die Czarin mit einer zornigen Gebärde auf. Herrſcht im Palais des Grafen Orlow ein ſo ſchlechter Ton? Und wer iſt dieſe Finnländerin, die im Hauſe Orlow's jetzt die Honneurs zu machen ſcheint?

Dieſe Finnländerin, entgegnete Paul in einem komiſchen Ton, iſt, wie es ſcheint, eine neue Freundin des Grafen Orlow. Sie war früher Küchenmagd auf ſeinen Gütern und ſcheint jetzt die Herrin und Gebieterin ſeines Herzens geworden. Denn der Alles goutirende Graf verſchmäht es nicht, ſich von den gröbſten wie von den feinſten Händen behandeln zu laſſen. Talkuna iſt ein ganz gemeiner, rothangezogener

Fleiſchklumpen, dem aber die Natur ein Paar ſchöner, kluger Augen eingeſetzt hat, mit denen ſie ohne Zweifel alle übrigen Geliebten des Grafen aus dem Felde ſchlug. Die aus dem Felde Geſchlagenen können ſich aber Glück wünſchen, daß ſie nicht mit einer finniſchen Küchenmagd zu rivaliſiren brauchen.

Die Czarin ſchrak heftig zuſammen und erbleichte. Einen Augenblick lang durchforſchte ſie die Mienen des Großfürſten mit einer ſcharfen, prüfenden Aufmerkſamkeit. Sie wollte offenbar in ſeinem Geſicht leſen, wie weit der Sinn geweſen, der ſich mit ſeinen vieldeutigen, ſchneidenden Worten verband, von denen ſich Katharina ſelbſt ſo ſeltſam betroffen fühlen mußte.

Paul, den Argloſen ſpielend, nickte ihr aber mit einem unbefangenen Augen-Aufſchlag ganz treuherzig zu. Die Czarin ſagte jetzt ärgerlich: Hören wir auf, mein lieber Großfürſt, uns mit der ſchmutzigen Kehrſeite des Orlow'ſchen Haushalts länger zu beſchäftigen. Wir ſehen nicht ein, warum wir nicht auch künftighin ſeiner Dienſte, die wir nie gemißt, ſollten entbehren können. Ich danke Euch, Großfürſt, und nun gehabt Euch wohl, denn ich kann den großen Diderot nicht länger in meinem Cabinet warten laſſen.

Ich wage noch eine Bitte vor den Thron meiner

allergnädigſten Czarin zu bringen! rief Paul, indem er die Hand der Kaiſerin zu ergreifen wagte. Es betrifft den Grafen Panin.

Was ſoll's? erwiderte die Kaiſerin mit einem drohenden Blick. Mit dem Grafen Panin haben wir uns vollkommen, und hoffentlich zu ſeiner Zufriedenheit, abgefunden.

Der Graf Panin hat einen Wunſch, dem ich mich auf das Angelegentlichſte und Ehrerbietigſte anzuſchließen wage! rief Paul, indem er der Czarin folgte, die ſchon einige Schritte zurückgetreten war.

Der Graf Panin, fuhr er dringlicher fort, wünſcht ſeine Wohnung im Palais zu behalten, die er bisher innegehabt. Der würdige Staatskanzler würde ſeine Entfernung aus derſelben grade im gegenwärtigen Augenblick für eine Ungnade anſehen, die er nicht um uns verdient haben kann.

Die Kaiſerin ſann einen Augenblick nach. Dann winkte ſie ihm mit der Hand und ſagte: Ich erinnere mich, daß Graf Orlow dies gewollt und uns deshalb angelegen hat. Dieſe Herren ſind alte Gegner, und Keiner will gern den Andern auf ſeinen Wegen treffen. Aber Ihr habt Recht, mein Freund. Grade, weil Orlow dies gewünſcht hat, ſoll Panin jetzt bis auf

Weiteres im Palais wohnen bleiben. Aber nun seid Ihr doch zufrieden, Großfürst? Ich habe Euch bewilligt, was Ihr erbeten, und nun laßt mich. Ich habe länger keine Zeit für Euch! —

Damit entfernte sich die Kaiserin jetzt mit raschen Schritten. Paul aber eilte mit einem frohen Gesicht fort. Katharina kehrte wieder in ihr Cabinet zurück, um mit dem Grafen, mit dem man einem schrecklichen Märchen zuhört, etwas Weiteres zu vernehmen von der Epoche glücklicher und freier Völker, die nach der Versicherung Diderot's im Anzuge sei. —

X.

Katharina hatte einige Tage großer Unruhe und Beſorgniß in ihren Gemächern zugebracht. Die Angelegenheit mit Orlow erregte ihr die unangenehmſten Gefühle. Sie kannte die unbezähmbare Heftigkeit und Wildheit dieſes einſt ſo zärtlich geliebten Freundes, und in der Erinnerung an manchen gewaltigen Vorgang, der ſelbſt die Blüthezeit ihres Verhältniſſes oft geſtört hatte, glaubte die Czarin jetzt von Neuem wieder erzittern zu müſſen. Eine unnennbare Furcht bewegte ſie jetzt vor dem Grafen Orlow, und in manchen Stunden beſchlich ſie eine wahre Herzensangſt vor ihm. Die neu aufgeblühten Hoffnungen, mit denen ſie ihn bei ſeinem plötzlichen Wiedererſcheinen in Petersburg begrüßt, hatten in ihrem Herzen nicht lange Stand gehalten. Es war ihr plötzlich verhaßt geworden, an den Grafen Orlow zu denken. Sie kannte

nur noch die Furcht vor ihm, und dieſe ging ſo weit, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr in den eigenen Gemächern ihres Palaſtes vor ihm ſicher glaubte. Gregor Orlow beſaß noch aus der früheren Zeit her einen eigenen Schlüſſel zu ihren Gemächern, und Katharina, die ihrem ehemaligen Günſtling Alles zuzutrauen ſchien, fühlte ſich, ſeitdem ihr dies wieder eingefallen war, nicht eher wieder ſicher, als bis ſie ſämmtliche Schlöſſer an ihren Thüren hatte verändern laſſen. Dennoch beſorgte ſie immer wieder, daß er eines Tages oder mitten in der Nacht plötzlich bei ihr erſcheinen und ſie nöthigen werde, ihm alle ſeine früheren Rechte wieder zurückzugeben.

Dann wurden ganz förmliche diplomatiſche Unterhandlungen mit ihm eingeleitet, die aber an der großen Kühnheit ſcheiterten, mit welcher Graf Orlow der Czarin gegenüberzutreten wagte. Katharina hatte ihm einſt in einer glücklichen Liebesſtunde ihr Portrait in Brillanten geſchenkt, das nur wenige Auserwählte erhielten und an ihrem Halſe tragen durften. Sie hatte ihm jetzt dafür eine Penſion von hunderttundfünfzigtauſend Rubeln und hunderttauſend Rubel zur Erbauung eines Hauſes auf einem ſeiner Güter angeboten; denn der Gedanke war der Czarin fürchterlich, daß

ge mir, ob du habst die vernunft. Wer satzt ir maßs, ob du es erkantest oder wer strecket über sy die linien, auff die ire grundtfesten seind gesterket. Oder wer leget iren winkelstain. Do mich lobeten die mórgenlichen steren mit einander und jubillierten alle sune gottes. Wer beschloß das móre mit den thüren. do es fürbrache all für gend von dem leybe. Do ich leget die wolken sein gewand und do ich es umwikkelet mit der tunklung als mit thüchen der kindheyt. Ich umbgabe es mit meinen enden und satze den rigel und

bistu so klug. Weissestu, wer jr das Maß gesetzt hat? Oder wer über sie ein Richtschnur gezogen hat? Oder worauff stehn ire Füsse versencket? Oder wer hat jr einen Eckstein gelegt? Da mich die Morgensterne miteinander lobeten, vnd jauchzeten alle Kinder Gottes. Wer hat das Meer mit seinen Thüren verschlossen, Da es herausbrach wie aus Mutter leibe. Da ichs mit Wolken kleidet, vnd in tunkel einwikkelt wie in windeln. Da ich jm den laufft brach mit meinem Tham, vnd setzet jm riegel und thür. Vnd sprach, Bis

ihr Portrait von der abscheulichen Finnländerin angefaßt oder getragen werden könne. Aber Orlow hätte nur die Brillanten an dem Portrait losgebrochen und dieselben der Czarin zurückgesandt; in einem hinzugefügten Briefe meldete er, daß er das Bildniß nur persönlich in die Hände seiner angebeteten Czarin niederlegen könne.

Dies war nur eine neue Schreckensbotschaft für Katharina, die aber nur immer erneuerte Versuche bei ihr hervorrief, um zum Ziel zu gelangen. Eines Tages, als sie sich am meisten vor seinem Wiederkommen fürchtete, sandte sie ihm in ihrer Angst das Fürsten-Diplom zu, mit einem allerliebsten Briefchen, worin sie ihn bereits „Durchlaucht" anredete und ihn bat, doch eines ihrer Lustschlösser zu seinem Aufenthalt zu wählen. Gregor Orlow hatte es sich nun in der That eine Zeit lang in dem schönen Sarskoe-Selo gefallen lassen, aber eines Tages war er wieder in Petersburg angelangt, und hatte der Kaiserin gegenüber dieselbe geheimnißvoll drohende Haltung angenommen, die sich in manchen Anzeichen kund that und durch welche die Czarin sich so unbeschreiblich geängstigt fühlte.

Heut hatte sich Graf Orlow auf einige Tage auf die Jagd begeben, und die Czarin begann freieren

Athem zu ſchöpfen. Sie wollte jetzt während ſeiner Abweſenheit ein Vorhaben zur Ausführung bringen, das ihr ſchon lange am Herzen gelegen und dem ſeit einiger Zeit alle ihre Pulſe ſtürmiſch entgegenklopften. Dieſe Angelegenheit war ſo wichtig, daß der Staats-Miniſter Graf Panin der Czarin am grünen Tiſch einen langen geſchäftlichen Vortrag darüber hielt, worin er ihr zu beweiſen ſuchte, daß es gegen das Intereſſe des Vaterlandes ſei, wenn die Günſtlingszimmer im Zwiſchenſtockwerk des Winter-Palaſtes ſo lange unbeſetzt blieben. Die Kaiſerin hatte es lange nicht ſo tief empfunden, welchen Schatz ſie an dem alten Panin beſaß und wie wohl ſie auf das Zureden des Großfürſten gethan, ihn der herrſchſüchtigen Laune des Grafen Orlow nicht aufzuopfern. Denn Panin hatte den meiſterhaften Takt, es in einem höchſt ernſthaften, officiellen Actenſtück niederzulegen, was die Kaiſerin in ihrem Herzen längſt als eine nicht mehr zurückzuweiſende Nothwendigkeit empfunden. Panin ſetzte nämlich auseinander, daß es nützlich für den Staat ſei, wenn die Favoritenzimmer im Zwiſchenſtockwerk des Winter-Palaſtes jetzt keinen anderen Bewohner erhielten, als jenen jungen Offizier, der ſchon an jenem Tage, wo Katharina den Thron ihres ermordeten Gatten

beſtieg, ihr ſowohl durch ſeine Begeiſterung für ihre Perſon, wie durch die kraftvolle, heldenmäßige Schönheit ſeiner Geſtalt, auf eine unvergeßliche Weiſe aufgefallen war. Es war dies Gregor Potemkin geweſen, damals ein ſechsundzwanzigjähriger junger Mann, der als Wache neben dem verſchloſſenen Wagen herritt, in welchem der unglückliche Peter III. ſeinem Schickſal entgegengeführt wurde und der, als Katharina in Uniform zu Pferde ſtieg, um an den Gliedern der Truppen entlangzureiten, bemerkt hatte, daß die Quaſte an ihrem Degen fehle. Da hatte Potemkin raſch die ſeinige losgeknüpft und ſie der Kaiſerin darzubieten gewagt, die bei dieſer Gelegenheit zum erſten Mal ſah, daß Potemkin in ſeinem coloſſalen Wuchs, in ſeinem intereſſanten, von Kühnheit blitzenden und zugleich träumeriſchen Weſen der ſchönſte Mann war, der ihr je nahe getreten.

Er hatte ſchon damals große Belohnungen von ihr empfangen und nicht nur eine Beförderung zu höheren militairiſchen Ehren, ſondern auch eine jährliche Penſion von zweitauſend Rubeln davongetragen. Aber eine weit höhere Belohnung hatte ihm die Czarin in ihrem Herzen beſtimmt, als Potemkin, der zuletzt im Heere des Generals Romanzow gegen die Türken gedient,

vor Kurzem wieder in Petersburg angelangt war, um als Courier der Kaiſerin eine Botſchaft aus dem Kriegslager Romanzow's zu überbringen. General Romanzew ſtand mit ſeinem gewaltigen Heere an der Donau und dem Pruth, wo er den Türken und Tartaren die offene Feldſchlacht anzubieten ſuchte. In ſeinem Lager war eines Tages der junge Potemkin angekommen, der die bedeutendſten Empfehlungen aus Petersburg mitbrachte, und von dem klugen Romanzew, der ein ebenſo bedeutender Hofmann als Soldat war, mit beſonderer Auszeichnung behandelt wurde. Romanzew witterte, daß dieſer junge, ſchöne Offizier, der ſich plötzlich im Lager eingefunden, einſt noch zu hohen Dingen beſtimmt ſein könne, und daß er vielleicht nur in den Türkenkrieg gegangen ſei, um dadurch eine glänzende Laufbahn am ruſſiſchen Hofe raſcher emporzuklimmen. Denn das neueſte und beliebteſte Stichwort in Petersburg war in dieſer Zeit der Türkenkrieg geworden, und Jeder, der ſich intereſſant machen oder der raſcher befördert ſein wollte, ſuchte ſich auf irgend eine Weiſe an den Türken die Sporen zu verdienen.

Der General Romanzow hatte zwar bemerkt, daß Potemkin ſich um den militairiſchen Dienſt im Lager

sehr wenig zu kümmern schien und nur als müßiggängerischer Träumer in demselben umherschlenderte. Wochenlang verließ er oft sein Quartier nicht und lag im Schlafrock eingehüllt auf seinem Bette, um hinbrütend seinen Gedanken und Träumen nachzuhängen, die ihn mit hochfliegendem Schwung in die Zukunft zu tragen schienen. Romanzow, der dies einige Wochen lang mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet, berichtete eines Tages an den Kaiserlichen Hof in Petersburg, daß ihm durch die Uebersendung dieses thätigen und ausgezeichneten Offiziers eine besondere Gunst widerfahren sei, und es kam darauf der Kaiserliche Befehl zurück, daß Potemkin wegen seiner, bei allen Gelegenheiten gezeigten Bravour und Kriegserfahrenheit zum dienstleistenden General-Major ernannt sei.

Romanzow hatte inzwischen die Türken und Tartaren am Pruth geschlagen, und die Türken waren dadurch zu Friedensunterhandlungen mit Rußland geneigt geworden; aber der Friedens-Congreß, der in Fokschani eröffnet worden, hatte noch zu keinem Ergebniß führen können. Potemkin, der nur Ein Ziel im Auge hatte, dem er seit lange unabläßig in allen seinen Vorstellungen und Phantasieen nachgestrebt, schien jetzt seines Aufenthalts im Kriegslager über-

drüſſig geworden, und trat eines Tages plötzlich vor den Grafen Romanzow hin, indem er von dem General verlangte, mit irgend einer Nachricht, am liebſten mit einer Siegesbotſchaft, als Courier nach Petersburg geſchickt zu werden. Potemkin, deſſen ganzes Dichten und Trachten nur auf Katharina gerichtet war, hatte aus Petersburg erfahren, daß in der letzten Zeit in den Umgebungen der Czarin bedeutende Veränderungen vorgegangen ſeien. Seitdem Orlow in Ungnade gefallen war, fühlte Potemkin den Boden unter ſeinen Füßen glühend geworden, und es duldete ihn nicht länger fern von Petersburg. Romanzow zeigte ſich auch diesmal ſo gefällig, als man es nur irgend von ihm erwarten konnte. Auch mit einer Siegesnachricht hoffte er den wunderlichen Potemkin für Petersburg ausſtatten zu können. Romanzow unternahm raſch einen Angriff auf die ihm gegenüberſtehenden Heeresabtheilungen des Feindes, und da es nur ein kleiner Sieg aus Gefälligkeit für Potemkin werden ſollte, ſo wurde er leicht errungen und Potemkin damit ausgeſtattet. Bei dem Abſchiede von Potemkin empfahl ſich Romanzow noch mit beſonderer Angelegentlichkeit ſeiner Gunſt.

Potemkin hatte bei ſeinem Wiedererſcheinen in

Petersburg eine sehr gnädige und fast feurige Aufnahme bei der Czarin gefunden. Schon unmittelbar nach seiner Ankunft wurde er zur Belohnung für seine im Kriege bewiesene außerordentliche Tapferkeit zum dienstthuenden General-Lieutenant befördert. Mit einem unendlichen Wohlgefallen betrachtete ihn die Czarin, als er sich ihr nach seiner Rangerhöhung, in der glänzenden Generals-Uniform, zum ersten Mal vorstellte. Aber obwohl sich Potemkin eine bevorzugtere Aufnahme sowohl bei der Czarin selbst, als auch in ihrem Gesellschaftskreise, nicht hatte wünschen können, so glaubte er doch jetzt rascher zum Ziel schreiten zu müssen. Er begann plötzlich unendlich traurig und fast trostlos auszusehn, wenn er den Blicken der Czarin begegnete, und dann zeigte er sich wieder so gleichgültig und kalt ihr gegenüber, als wenn er gar keinen Anspruch mehr auf die Neigung Katharina's zu machen wage. Und doch schien ein leidenschaftliches Feuer für die Person der Czarin den traurig gewordenen Jüngling zu verzehren. Er zeigte ihr dies in einzelnen Momenten, wo seine Aufmerksamkeit scheinbar auf ganz andere Dinge gerichtet war, durch seine hervorbrechenden Blicke voll Gluth und Schwärmerei, die Katharina nur auf eine ihrer Person gewid-

mete Hingebung deuten konnte. Dann war er plötzlich vom Hofe weggeblieben, was die Czarin mit einer unnennbaren Unruhe erfüllte.

Die Gräfin Bruce war die vertraute Theilnehmerin dieses Geheimnisses der Czarin geworden, und Katharina erwartete sie heut um eine bestimmte Stunde in ihrem Cabinet, wohin sie die Gräfin beschieden hatte, um ihr Bericht über eine ihr übertragene Botschaft zu geben.

Die Gräfin Bruce, eine der schönsten und elegantesten Damen des Petersburger Hofes, hatte es nämlich übernommen, näher auszuforschen, wo Potemkin geblieben, seine eigentlichen Absichten kennen zu lernen und ihm nach Umständen eine vertrauliche Mittheilung von der Czarin zu machen, wobei auf das erprobte Geschick der liebenswürdigen Unterhändlerin nicht wenig gerechnet war.

Die Gräfin Bruce, welche die Ehrendame der Czarin und zugleich ihre eigentlich vertraute Freundin war, hatte noch ein besonderes Interesse für Potemkin, weshalb es am Geeignetsten schien, ihr diese ebenso zarte als schwierige Aufgabe zu übertragen. Der Bruder der Gräfin war General Romanzow, der im Kriegslager so viel Gefälligkeiten für Potemkin gehabt

und es seiner Schwester und ihrem Gemahl jetzt zu einer unverbrüchlichen Pflicht gemacht hatte, bei der Anwesenheit Potemkin's in Petersburg ihm alle möglichen Rücksichten und Zuvorkommenheiten zu widmen. Dazu kam der überaus günstige Eindruck, welchen Potemkin bei seinem persönlichen Erscheinen auch auf die leidenschaftliche Gräfin Bruce hervorgebracht hatte. Sie war deshalb über das Verschwinden Potemkin's ängstlich geworden und sandte ihre Kundschafter und Boten in alle Theile von Petersburg aus, um den räthselhaften Flüchtling zu finden.

Endlich wurde die Gräfin Bruce der Czarin gemeldet, welche sie rasch zu sich eintreten hieß. Katharina empfing mit einer leidenschaftlichen Spannung ihre Ehrendame.

Nun, liebe Bruce? fragte sie mit einer zitternden Hast. Haben Sie den grillenhaften Schmetterling bei den Flügeln erhascht? Hoffentlich haben Sie ihn nicht zu stark angefaßt und den prachtvollen Farbenschmelz geschont, der auf den Fittigen dieses seltenen Vogels strahlt?

Die Gräfin erröthete, denn sie wußte, daß sie bei Katharina in dem Verdacht stehe, durch ihr glühendes und leichtsinniges Temperament leicht zu Abenteuern

mit Intriguen ſelbſt auf Koſten der Czarin hingeriſſen zu werden. Hatte Katharina ſie doch einſt in ihrem eigenen Zimmer überraſcht, als ſie eben, Alles vergeſſend, in dem Fauteuil der Kaiſerin ſelbſt in die Arme des Grafen Orlow ſich hatte ziehen laſſen. Die ſonſt ſo ſehr zur Eiferſucht geneigte Czarin hatte ſich aber diesmal wieder zur Vergebung ſtimmen laſſen, indem ſie die übrigen trefflichen Eigenſchaften der Gräfin, deren Dienſte ſie überdieß nicht entbehren konnte, dagegen in die Waagſchaale legte.

Verzeihen Euere Majeſtät, erwiederte die Gräfin mit einem leichten Ton, aber der Schmetterling, den wir ſuchten, hat ſich in einen Mönch verwandelt, und in dieſer räthſelhaften Geſtalt haben wir ihn jetzt endlich wiedergefunden.

Was wollen Sie damit ſagen, Bruce? fuhr die Czarin lebhaft und unwillig auf. Aus einem Potemkin kann doch nimmermehr ein Mönch werden?

Allergnädigſte Czarin, nahm die Gräfin wieder mit einiger Verlegenheit das Wort, es iſt ein Kloſter des heiligen Alexander-Newsky, wo wir ihn nach langem hoffnungsloſem Suchen endlich wiedergefunden haben! Ich ſelbſt fuhr in die entlegene Vorſtadt hinaus, um ein Geſpräch mit ihm zu ſuchen. Er

die thüren und sprach- | hieher soltu komen, vnd
Du kumpſt unz her | nicht weiter, Hie sollen
und du geest nit für- | sich legen deine stolzen
baß, unnd hie zerbricheſt | wellen."
du dein wülend flüß."

Luther's Bibelüberſetzung iſt ebenſo ſehr eine Hervorbringung des produzirenden Genies, als der mühſamſten und durchdachteſten Sprachforſchung. Wie Luther allmählig ſeinem Ziele entgegenſchritt, zeigt die Stufenfolge ſeiner Ueberſetzungen, die vom Jahre 1517 an in einzelnen Stücken der Bibel ſich aneinanderreihten und zuerſt 1534 zu dem vollſtändigen Bibelwerk zuſammengeſtellt wurden. Darauf erfolgte die umfaſſende Reviſion ſeiner Arbeit von 1541, und nach ihr eine Reihe von immer vollendeteren Ausgaben bis zu der von 1545, die, von Luther noch ſelbſt beſorgt, als die letzte Feſtſtellung und Organiſation ſeiner Sprache anzuſehen iſt. Man tritt in Luther's Werkſtatt, wenn man die Reihenfolge dieſer Ueberſetzungsverſuche durchmuſtert, und ſieht ihm mit Erſtaunen zu, wie er ſich ſelbſt nie genugthun und befriedigen kann, wie es alle Quellen der Sprache, die aus älterer Zeit wie

empfing mich in einer kleinen Zelle, in der er auf der Erde unter alten vermoderten Kirchenſchriften ſaß, in deren Lectüre er ſich ſo vertieft hatte, daß er mich Anfangs gar nicht wiederzuerkennen ſchien. Dann bat er mich feierlich, ihm Glück zu wünſchen, daß er jetzt endlich den höheren Frieden zu finden im Begriff ſtehe. Er klagte mir darauf ſo viel von ſeinen gränzenloſen Leiden vor, daß ihm und mir zu gleicher Zeit die Thränen aus den Augen ſtürzten. Wenn Ihr ihn geſehen hättet, Majeſtät, ſo würdet Ihr den gewaltigen Potemkin nicht wiedererkannt haben. Wild und lang hatte er ſich ſeinen Bart wachſen laſſen, und ſchon umſchloß die vollſtändige Tracht der ruſſiſchen Mönche ſeine ſchlanken Heldenglieder. Er ſagte, daß er, bevor das Mondenlicht ſich zum dritten Male gewandelt haben werde, in den Orden eintreten und dies öde, düſtere Kloſter zu ſeinem immerwährenden Aufenthalt erwählen wolle.

Und ſagte er Euch nicht, wodurch ſein ganzes Weſen ſich dermaßen umgewandelt, und was ihn zu dieſem höchſt ſeltſamen und erſtaunlichen Entſchluß hingeführt habe? fragte die Kaiſerin mit leiſer, faſt athemloſer Stimme.

Ach, entgegnete die Gräfin Bruce in großer Be-

wegung, er erzählte mir viel von den unendlichen Stürmen, die in seinem Herzen vorgegangen. Er habe es gar nicht mehr aushalten können. Sein Leiden habe sich fast bis zur Tollheit gesteigert, und dann sei er wieder in einen Tiefsinn verfallen, der mit der verzehrendsten Pein und Unruhe abgewechselt habe. Es sei ihm gewesen, als könne er es nirgends mehr aushalten, und als müsse er die ganze Welt fliehen. Da habe ihn das Kloster des heiligen Alexander-Newsky im Schatten seiner frommen Hallen gnädig aufgenommen und den Schlag seines Herzens schon wunderbar gelindert.

Die Gräfin Bruce schien jetzt abermals so gerührt, daß sich einige helle Thränen in ihren schönen, feurigen Augen ansammelten. Die Czarin selbst faßte an ihre Augen, die bei der Erzählung der Gräfin in einen nassen Schimmer sich eingehüllt hatten. Dann ging Katharina in großer Bewegung einige Male im Zimmer auf und ab, indem sie einen stummen, aber forschenden Blick auf die Gräfin zurückwarf. Der Busen der Czarin stieg in hochathmender Fülle auf und nieder, eine tiefe, sich mächtig emporarbeitende Leidenschaft war in den Ausdruck dieser ganzen Gestalt getreten. Auf ihrem Gesicht gingen in fliegenden

Schatten die heftigsten Empfindungen auf und ab. Dann spielte der Ausdruck ihrer Züge in das sanfte und anmuthige Lächeln über, das dem Gesicht der Czarin zuweilen eigenthümlich war und das auf demselben Platz nahm, wenn zarte und weiche Gefühle ihr Herz schwellten.

Und hat man denn nicht in Erfahrung bringen können, nahm Katharina wieder mit großer Angelegentlichkeit das Wort, was den Potemkin so unglücklich gemacht hat? Wahrlich, man sollte denken, daß es eine Amour eigener Art wäre, die den jungen Krieger beherrschte!

Oh, entgegnete die Gräfin Bruce, mit einem bedeutungsvollen Ausdruck in ihren Augen: der arme Potemkin bildet sich ein, hoffnungslos zu lieben. Er glaubt sich sogar eines großen Frevels schuldig gemacht zu haben, indem er seine Augen zu einer Höhe erhoben hat, auf der die Dame der höchsten Schönheit und Gnaden steht, welche der Unglückliche die Dame seines Herzens zu nennen wagt. Glauben mir, Euere Majestät, es ist eine wirkliche Leidenschaft, welche den Potemkin ergriffen hat. Er that mir von Herzen leid, und Euerer Majestät wird es ebenso ergehen, wenn Sie ihn sehn!

Nun, entgegnete die Czarin, indem ſie ihren Kopf mit einer triumphirenden Freude in die Höhe warf, ich ſollte denken, Bruce, wir hätten Euch bereits genügende Vollmachten ertheilt, um den General Potemkin zu beruhigen. Es thut meinem Herzen wohl, wenn meine Unterthanen ſich mir in Liebe nahen, und ſollte ein zu ſtarker Ausdruck derſelben ſich mir entgegenſtellen, ſo bin ich gern zur Vergebung geneigt. Und was haben Sie dem General-Lieutenant geſagt, gute Bruce?

Ei, entgegnete die Bruce, indem ſie einen ſchelmiſchen Ton einzuſetzen wagte, ich habe ihn auf heute Abend um zehn Uhr zum Souper bei mir eingeladen.

Brave, brave! rief die Czarin, indem ſie mit ihren ſchönen Händen ineinander klatſchte. Und habt Ihr ihm geſagt, wer zu dieſem Souper vielleicht zufällig eintreffen könnte?

Ich habe ihm nichts geſagt, Czarin, erwiderte die Gräfin, indem ſie ihr ſchönes Haupt ſtelz und ſinnend wiegte. Aber ich habe ihn ahnen laſſen, welcher hohen Gnade er theilhaftig werden könnte, wenn er ſich ihrer werth zu machen verſteht. Außerdem muß ich Euerer Majeſtät ſagen, daß der Potemkin ein ſehr komiſcher Menſch zu ſein ſcheint, welcher der

allergnädigsten Czarin gewiß viel Vergnügen machen wird. Denn kaum hatte ich die Einladung zum Souper ausgesprochen und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß bei demselben vielleicht unversehens eine hohe Person eintreffen könnte, so sprang der Potemkin mit einem lauten Aufschrei in die Höhe und schloß mich dann mit einer Heftigkeit in seine Arme, daß ich fast ohnmächtig zurücktaumelte. Dann aber rannte er wie ein Rasender im Zimmer umher und hatte endlich gefunden, was er so stürmisch zu suchen schien. Es war eine große Scheere, die er jetzt zu meinem Entsetzen in seinen Händen schwang. Aber er schnitt sich damit nur den langen Bart herunter, den er sich in seinem Mönchsgelüste bisher hatte wachsen lassen. Dann zog er mit einer entsetzlichen Hast, ehe ich noch Zeit hatte mich zu flüchten, seinen Rock aus, um den alten Mönchskittel wieder abzulegen. Schon wollte er im Ausziehen seiner mönchischen Kleidungsstücke noch weitere Fortschritte machen, als es mir endlich gelang, die Thür zu gewinnen. Schaudernd rief ich ihm noch durch die Thürspalte mein Adieu zu und schärfte ihm zugleich ein, mit der größten Pünktlichkeit heut Abend zum Souper in meinem Palais zu erscheinen.

Ihr habt Euch meines Auftrags wiederum sehr gut entledigt, Bruce, sagte die Czarin, ihrer Ehrendame gnädig zunickend. Ich werde Euch heut Abend nicht fehlen, und einige Minuten gern in Eurem Hause zubringen, wonach ich schon längst einmal das Verlangen trug. Wenn ich dann fortgehe und Ihr den verabredeten Blick von mir erlangt, dann richtet auf der Stelle Alles so ein, wie ich es Euch ganz bestimmt vorgezeichnet habe und wie es künftig in solchen Fällen als Gesetz dienen soll!

Damit entließ die Kaiserin ihre vielbewährte Ehrendame, die sich auch diesmal wieder um die Czarin verdient gemacht hatte. —

XI.

Potemkin war um die angesetzte Stunde im Palais der Gräfin Bruce zum Souper eingetroffen, und war dazu in allem militairischen Glanz des General-Lieutenants erschienen. Nichts an ihm erinnerte mehr an die schmutzige, eigensinnige Mönchskutte, die er mit so jauchzendem Frohlocken wieder in den Winkel geworfen hatte.

Also ein Tête-à-Tête mit der schönen Gräfin Bruce! rief Potemkin, indem er sich von der Gräfin Bruce aufgefordert sah, mit ihr in den Eß-Salon zu treten, wo eine große, prachtvoll geschmückte Tafel nur für zwei Gedecke hergerichtet war, was zu dem feierlichen Aufputz und zu der festlich strahlenden Beleuchtung des Salons den seltsamsten Contrast bildete.

Das Tête-à-Tête wird nicht gefährlich werden, entgegnete die Gräfin mit ihrer bezaubernden Leichtig-

keit, in der zugleich ſo viel Entſchiedenheit lag. Aber wir werden auch nicht allein bleiben, lieber General, denn wie ich Ihnen ſchon heut Morgen andeutete, wird der Beſuch nicht ausbleiben. Aber derſelbe wird nicht eher erſcheinen, als wenn wir zuſammen am Tiſche ſitzen und unſer kleines Souper begonnen haben. Darum laſſen Sie uns Platz nehmen, Herr General, und denken Sie zuerſt bei dieſer Roulade aux truffes nach, wie Sie recht klug und verſtändig die koſtbare Gelegenheit benutzen wollen, die ſich Ihnen heut darbietet.

Beim heiligen Rurik, ich würde der Glücklichſte aller Sterblichen ſein, wenn die hohe Czarin meine flammenden Wünſche, die für ſie ſo lange im Geheimen glühten, endlich anzunehmen würdigte!

Still! ſagte die heitere Gräfin, indem ſie ihren zierlichen Finger auf die roſigen Lippen legte. Wir dürfen hier keinen Namen ausſprechen, und was auch geſchehen mag, finden Sie Sich in Alles, aber, indem Sie Sich zugleich den Anſchein geben, nicht zu wiſſen, wo Sie ſind, und den Namen keiner Perſon zu kennen. Es wird Ihnen ſonſt gehen, wie dem Schatzgräber im Märchen, der Schatz wird Ihnen wieder in die Erde verſinken, ſobald Sie ein Wort dabei geſprochen haben werden!

Sie wollen mich also in die Märchenwelt verſetzen, meine liebe Gräfin? ſagte Potemkin nachläſſig, indem er ſich, der Gräfin gegenüber, die an der anderen Seite des Tiſches Platz genommen hatte, mit großer Ungenirtheit auf einen Stuhl hinwarf. Aber laſſen Sie mich nur machen, der Potemkin iſt kein dummer Kerl. Er haſcht ſich erſt mit der guten Gelegenheit herum, wie ein loſer Knabe mit dem Schmetterling, und dann ergreift er ſie und hält ſie feſt mit dem ſtarken Arm eines Herkules.

Er ſtrich ſich bei dieſen Worten mit behaglicher Sorgfalt ſeinen flatternden Schnurrbart und bemühte ſich, demſelben eine noch ſchönere maleriſche Form zu geben. Dann, plötzlich Alles vergeſſend, wandte er ſich mit einer ungeſtümen Haſt ſeinem Teller zu, auf dem ihm die Gräfin ſelbſt, da die Domeſtiken heut nicht zugelaſſen wurden, reichlich aufgefüllt hatte.

Es lebe die Trüffel und der Wein der Champagne! rief er, ſein Glas in die Höhe ſchwenkend, mit einem luſtigen, ausgelaſſenen Ton, der mehr der Wachtſtube als dem Salon angehörte. Aber ich fürchte nur, meine gute Gräfin, daß man mich heut nicht ganz comme il faut ausſehend finden wird! ſetzte er mit einer großen Naivetät hinzu, indem er die Gräfin Bruce

vertraulich bei der Hand faßte und mit den glänzenden Brillantringen, die ihre Finger bedeckten, zu spielen anfing.

Die Gräfin lachte und entzog ihm ihre Hand, an der er ihr alle Ringe beständig auf- und niederschob.

Er sprang jetzt auf, nachdem die erste Schüssel verzehrt war, und rannte mit eiligen Schritten einem der strahlenden Crystallspiegel zu, welche die Wände des Salons bedeckten. Dann betrachtete er sich von allen Seiten in dem Spiegel, zuerst mit einem gewissen Behagen, und dann auch wieder mit einer entschiedenen Unzufriedenheit, und der letztere Eindruck seiner eigenen Person schien doch am Ende der überwiegende bei ihm, denn er beschloß diese Musterung damit, daß er sich selbst im Spiegel allerhand abscheuliche Gesichter schnitt, und zuletzt sogar unter Begleitung einiger nicht sehr wohllautender Töne seine Zunge gegen sein Spiegelbild ausstreckte.

Zum Teufel, ich sehe ja heut ganz infam aus! rief er, langsam wieder zur Gräfin zurückschreitend. Die paar Tage in dem infamen Kloster haben mich doch fürchterlich mitgenommen, und wäret Ihr heut nicht noch zur rechten Zeit gekommen, Gräfin, um mich aus diesem geistlichen Hundestall zu erretten, so

aus dem Redegebrauch des wirklichen Lebens nur irgend abgeleitet werden konnten, für seine Diction flüssig zu machen sucht, und sein Sinn für Feinheit, Bezeichnung, Wohllaut, Regelmäßigkeit und Poesie des Ausdrucks sich immer mehr und mehr schärft. Wie sehr er sich um eine in allen Einzelnheiten zutreffende Darstellung, um das Detail der Sprache, bemühte, schildert auch Joh. Matthesius in Luther's Leben, in der dreizehnten Predigt: „Der Doctor übersah zuvor die ausgegangene Bibel und studirte bei Juden und fremden Sprachen Kundigen, auch fragte er bei allen Deutschen nach guten Worten, wie er ihm denn etliche Schöps abstechen ließ, damit ihm ein deutscher Fleischer berichtet, wie man ein jedes am Schaf nennt." Und Luther selbst sagt von sich: „Ich hab mich im Dollmetschen der reinen und klaren, deutschen Sprache beflissen; und hab oft vierzehn Tage, ja drei, vier Wochen ein einiges Wort gesucht und gefragt, und es doch bisweilen nicht finden können."

Das Grammatische in der Sprache Luther's stellte sich erst allmählig fest. In seinen frühern Schriften stößt man auf viele Härten, die beson-

würde ich bald einer Wassersuppe ähnlicher gesehen haben, als dem General Potemkin. Und dazu ist es mir noch nie so garstig vorgekommen, daß ich eigentlich ein Einäugiger bin, als in diesem Augenblick, wo es grade darauf ankommt, sich im Besitz von lauter gesunden Organen zu zeigen. Aber der Stoß, welchen mir der Gregor Orlow einst mit der Billardstange in das linke Auge versetzte, hat mich doch fast um den Gebrauch desselben gebracht, und man wird es ewig bemerken, daß ich auf diesem Auge keine Sehkraft mehr besitze! Es war dies der nichtswürdigste Handel, der mir je in meinem Leben gespielt worden.

Ihr irrt Euch, entgegnete die freundliche und gutmüthige Gräfin Bruce, indem sie ebenfalls, gewissermaßen im Dienst ihrer Gebieterin, das Aussehn des Generals musternd überflog. Auch muß ich aufrichtig gestehn, das Uebel, welches Ihr an Eurem linken Auge habt, würde ich nie bemerkt haben, wenn Ihr nicht davon spracht und nicht so viel in Petersburg davon die Rede gewesen wäre. Man sagt, daß Ihr in einem Streite mit dem Grafen Orlow, welcher um die Person der Czarin geführt wurde, diese Verletzung empfinget.

Ja, entgegnete Potemkin, indem er sich brüstend und mit stolzirenden Schritten im Zimmer auf- und

:bging und ſich dann raſch wieder an den Tiſch begab, :a die Dienerin, welche nur zum Auftragen der Speiſen :ugelaſſen wurde, ſoeben einen herrlich duftenden Gold-faſan aufgeſetzt hatte. Erſt nach einer längeren Pauſe, während welcher er nur aß und ſich gänzlich ſchweigend verhielt, ſetzte er das unterbrochene Geſpräch wieder fort.

Es war in der Revolution von 1762, liebe Gräfin, nahm Potemkin, noch nach dem Wohlgeſchmack des Faſans mit der Zunge ſchnalzend, wieder das Wort, wo ich mit dem Grafen Orlow öfter zuſammenkam. In ſeinem Hauſe fanden ja unſere erſten Zuſammenkünfte ſtatt, die auf den Sturz des widerwärtigen und blöden Czaren Peter's III. abzielten. Auch die Großfürſtin Katharina erſchien dort, man darf ja jetzt mit guten Freunden davon reden, und ich hatte die Ehre, dort zuerſt von ihr bemerkt zu werden. Ich kann nicht ſagen, Gräfin, daß ſie mich ſchon auszeichnete, denn ich war ja noch ein ganz junger Wachtmeiſter bei den Garden, aber ſie bemerkte mich doch, und das war einſtweilen genug für einen Träumer, wie ich war, denn von dem erſten Augenblick an, wo ich Katharina geſehn, Gräfin, hatte ich mich auch ſchon bis über die Ohren in ſie verliebt. Ja, es

war eine mächtige Leidenschaft für Katharina, die sich schon bei ihrem ersten Anblick in mir geregt! Meine eigenen Hoffnungen erhielten die glühendste Nahrung, als ich die Ehre hatte, der Kaiserin bei der Huldigung der Garde meine Degen-Quaste zu überreichen, da ihr die ihrige verloren gegangen war. Der Blick, mit dem sie mich in diesem großen Augenblick grüßte, fuhr wie ein Blitz des Himmels in alle meine Glieder, und ich kam mir vor, als seien mir schon alle Länder und Völker unterthan, und als gäbe es Niemand mehr, der sich mit mir vergleichen könne! Nach einigen Tagen kam ich mit Gregor Orlow wieder zusammen; denn wir pflegten miteinander Billard zu spielen. Ich war noch voll von Begeisterung für die Person der Czarin, bei Gott! es wogte wie Feuer und Flammen in mir, denn der Blick, welchen mir Katharina am 28. Juli 1762 zugeworfen, hatte mein Herz und Gehirn versengt. Ich spielte, ohne zu wissen, was ich that, und es mögen mir wohl einige leidenschaftliche Ausbrüche meines Enthusiasmus entschlüpft sein, welche die Eifersucht des guten Gregor zu erregen anfingen. Er war ja der Glückspilz, der sich schon als erklärter Günstling bei der Czarin eingenistet hatte, und ich that, vielleicht auch aus Malice, die

mich gegen Gregor erfüllte, sehr groß mit den Hoffnungen, deren ich mich rühmen zu dürfen glaubte. Im Laufe meines übermüthigen Geschwätzes sagte ich ihm, daß ich ihn keineswegs um seinen Platz bei der Czarin beneide, denn ich hoffe, denselben bald viel schöner und herrlicher einzunehmen, und das sei so gewiß, wie der Mond heut Nacht am Himmel stehen werde. Orlow antwortete mir mit Wegwerfung, und ein heftiger Wortstreit entbrannte zwischen uns Beiden, ungeachtet wir fortfuhren, unsere Partie Billard dabei zu machen. Da giebt Orlow seiner Billardkugel einen so verteufelten und wohlberechneten Stoß, daß sie abspringt und mir gerade in's Auge fliegen muß. Der Schuft hatte mich gehörig getroffen, denn mein Auge trug eine tiefe Verletzung davon. Erinnern Sie doch, ich bitte Sie, Ihre Gebieterin daran, wie ich mein mißgestaltetes Auge davontrug! —

In diesem Augenblick ließ sich im Hintergrunde des Saals ein leises Geräusch vernehmen. Die Gräfin hatte dasselbe schon beachtet und stand mit allen Zeichen der höchsten Ehrfurcht auf, während Potemkin, der nichts hörte und bemerkte, eben noch fortfuhr, seinen Erinnerungen an Orlow mit einigen kräftigen Flüchen Luft zu machen.

Jetzt trat die Czarin mit einer raschen, glänzenden Bewegung vor und stand dicht neben Potemkin, der vor Ueberraschung, die Kaiserin plötzlich wie der Erde entstiegen zu sehn, in seine Kniee sank und in dieser Stellung, zuerst sprachlos und ohne eines Wortes mächtig zu sein, zu den Füßen der Czarin verweilte.

Katharina sah strahlend und glücklich aus, wie man sie seit längerer Zeit nicht gesehen hatte. Sie hatte eine Art von griechischem Gewand angelegt, das seit einiger Zeit zu ihren Lieblingstrachten gehörte und an ihrem Hofe lebhaft in die Mode zu kommen anfing. Die lang herabwallenden, weiten Aermel, die den schöngeformten weißen Arm enthüllten, gaben der ganzen Gestalt der Czarin eine nachlässige Grazie, die zugleich einen wunderbaren, sinnlichen Reiz über ihr Wesen verbreitete. Ueber der Stirn trug sie ein von Brillanten funkelndes Diadem, ein goldstoffener Gürtel faßte die Mitte des Gewandes ein. Die Czarin war in dieser Zeit, wo sie in ihrem dreiundvierzigsten Lebensjahre stand, noch nicht ganz zu der gewaltigen Fleischesfülle gelangt, die später ihre Gestalt zu einer so kolossalen Unförmlichkeit ausarten ließ. Es war immerhin noch ein harmonischer Einklang in ihrer Erscheinung, und das eigenthümliche Feuer, das aus

ihren tiefliegenden blauen Augen sprach, schien die kleine, gedrungene Gestalt mit einem seltenen Reiz zu durchleuchten.

Katharina hatte die Hand mit einem huldvollen Wink erheben und damit Potemkin bedeutet, sich von seinen Knieen zu erheben. Sie schien über den tiefen Ernst zu lächeln, mit dem Potemkin diesmal nicht aufhören wollte, ihr seine feierliche Ehrerbietung darzubringen. Inzwischen hatte aber die Kaiserin auf einem von der Gräfin Bruce herangeschobenen Fauteuil Platz genommen und ließ Potemkin auf dem Sessel sich gegenüber niedersitzen. Katharina blickte nun mit freundlichem Behagen in diesem Kreise umher und versicherte mehrmals, daß sie nicht stören, nur sehen wolle, wie Alles geht.

Es ist dies einmal meine Gewohnheit so, sagte sie mit klangvoller, gütiger Stimme, daß ich plötzlich einmal bei meiner guten Bruce erscheine und einige Minuten mit ihr plaudere, ohne mich vorher anmelden zu lassen. Aber freilich, wie hätte ich ahnen sollen, daß ich auch die Ehre haben würde, den tapfern General Potemkin hier bei meiner Gräfin anzutreffen. Aber wohlgemerkt, ich bin hier niemals die Czarin, sondern nur die Freundin meiner charmanten Gräfin.

Und nicht wahr, Potemkin, es spricht sich gut mit meiner Gräfin?

Potemkin, sobald er sich nur wieder in eine behagliche Lage zurückversetzt sah, säumte nicht, auch wieder seiner guten und kräftigen Laune theilhaftig zu werden. Er sagte mit einem Lächeln: Die Gräfin ist recht charmant, aber ihr Hauptvorzug ist doch der, daß man solche Freundinnen bei ihr treffen kann, deren Huld uns himmelan erhebt, während wir wie gebannte Sklaven zu ihren Füßen niedersinken müssen! Wahrlich, wahrlich, ich möchte aufhören, der General Potemkin zu sein, und möchte lieber die Gräfin Bruce sein, wenn ich mir ihre Freundinnen dadurch eintauschen könnte, und namentlich die — ich will bei Leibe nicht sagen, die Czarin — oder wenigstens will ich sagen, die Czarin aller Liebe und Freundschaft, die Erste und Höchste aller Frauen, die Erste an Schönheit und Reiz, die Höchste an Geist, an Verstand und an unaussprechlichem Gnadenzauber, den sie auf Alle, die ihr nahen, ausgießt, und also auch auf den armen General Potemkin!

Ah, entgegnete die Czarin mit einer bezaubernden Freundlichkeit, der General Potemkin hat wohl vernommen, daß ich Frieden mit den Türken schließen

will, und nun denkt er sogleich, ich könnte seiner Dienste entrathen, und ihn als General entbehren, wofür der groteske Sonderling sich lieber in meine vertraute Freundin verwandeln möchte!

Katharina ließ dabei einen so glühenden und muthwilligen Blick auf Potemkin gleiten, daß dieser in einen Rausch des Entzückens zu gerathen schien, und im Begriff war, wieder aufzuspringen und sich zu den Füßen der Czarin niederzuwerfen. Zur rechten Zeit fiel noch sein Auge auf die Gräfin Bruce, die ihm mit einer dringlichen Gebärde zu verstehen gab, daß er seinen überfluthenden Eifer noch zügeln müsse.

Also Frieden wird in der Welt geschlossen werden? bemerkte er dann, mit einer tiefen Verneigung gegen die Czarin. Nun, der Potemkin wird ja immer ein guter General bleiben, der bereit ist, sein Herzblut für die große, schöne Czarin zu vergießen! Der arme Schelm Potemkin bittet um Verzeihung, daß er hier von der Czarin zu reden sich unterfängt, aber wir haben doch einmal eine Czarin, eine große und schöne Czarin, die wir anzubeten wagen, für die wir in den Tod gehen, und ich weiß es nicht, wo diese Czarin ist, da sie aber immer unter uns ist, wo gute Russen weilen, so wird sie auch am Ende hier sein, die schöne,

große Czarin, und wir werden ſie auch hier ſuchen dürfen, da wir ſie überall finden in unſern Herzen, auf unſern Wegen, denn es giebt für uns nichts ohne ſie.

Potemkin machte dabei ſo ſchelmiſche und drollige Augen, daß die Czarin ſelbſt über ihn laut zu lachen anfing. Die Bruce dagegen beobachtete die Czarin mit großer Spannung, indem ſie jeden Augenblick zu erwarten ſchien, daß der entſcheidende Blick aus den Augen der Czarin ſprechen würde.

Potemkin's Gedanken waren aber in dieſem Augenblick wieder auf den Türkenkrieg gerathen. Alles Andere um ſich her vergeſſend, wie ihm dies ſelbſt in den wichtigſten Situationen begegnete, war er plötzlich in Phantaſieen verſunken, und fing an, mit den Händen durch die Luft zu fechten.

Dann ſprang er heftig auf, und rief: Ei, der Frieden mag gut ſein, wenn er kommt, aber ich wünſche, daß er allen Türken den Hals koſten möchte. Ich begreife nicht, wie ein Türke und ein Ruſſe zu gleicher Zeit auf der Erde ſein können! Die Sonne Rußland's kann nicht eher vollſtändig aufgehen, als bis der Halbmond vollſtändig untergegangen ſein wird. Rußland muß viel dafür bekommen, wenn es mit den

Türken Frieden machen ſoll. Noch als ich im Kriegslager Romanzow's ſtand, bemerkte ich, was für ein Geſindel wir uns gegenüber hatten. Das war nicht mehr ein Heer, welches wir an der Donau warfen, das war eine Bande zuchtloſer, feiger Schufte, die gar keine militairiſche Disciplin mehr hatten, und denen wir durch Gewährung des Friedens das Almoſen des Bettelmanns zuwerfen. Wenn wir durch dieſen Frieden nicht wenigſtens die Herrſchaft über das ſchwarze Meer davontragen, ſo will Potemkin lieber in irgend einer Anſtalt Wolle ſpinnen, als länger General-Lieutenant ſein, oder er will von der hohen Czarin künftig zu Kammerzofendienſten in ihren Frauengemächern verwendet werden.

Katharina hatte ihn, während er ſich in dieſen lebhaften Ausrufungen erging, mit einer beſonderen Aufmerkſamkeit beobachtet. Es ſchien ihr heut zu gefallen, daß ſie einer ſo freimüthigen Sprache begegnete, die ſonſt nicht immer ihren Ohren angenehm und willkommen war. Sie nickte bei den Worten Potemkin's mehrmals mit lächelnder Zuſtimmung und man ſah ihr an, daß ihr beſonders die friſche und lebhafte Weiſe gefiel, in der Potemkin ohne alle Rückſicht ſich ausſprach. Sie heftete ſich dabei an jede ſeiner

ders durch eine unangenehme Ausstoßung des e hervorgebracht werden, sowohl bei den Dativendungen, dem Tag, dem Roß, als im Nominativ der einfachen wie der mehrfachen Zahl, der Frid, der Glaub, die Roff, die Tag. Ferner pflegte er die Adjectiven vor den Hauptwörtern meistentheils ganz unverändert zu lassen, und wie Adverbia zu gebrauchen; den Plural auf e statt auf er zu bilden, die Manne, die Weibe; rauhe und ungrammatische Formen, wie er tot für er tödtete, wunsch für wünschte, und ähnliches Schwankende und Mißlautende zu gebrauchen. Auch wies in seinen ersten biblischen Uebersetzungen die neuhochdeutsche Mundart noch keineswegs eine Einheit oder Sicherheit auf, vielmehr machten sich noch viele oberdeutsche Laute und Formen unbedenklich geltend, wie z. B. in folgender Uebersetzung der Schilderung Leviathans, aus dem Jahre 1523: „Wer kann die kinnbacken seines antlitz aufsthun? Schröcklich stond seine zern umbher, Sein leichnam ist wie schilt, vest und eng ineinander, Ains rürt an das ander, das nit ain lüfftlin darzwischen geet, es hanget ainer am andern und halten sich

Mienen und Bewegungen mit einer gewiſſen Innigkeit, und ſchien zugleich die ganze Geſtalt des ſchönen, heroiſch gebauten Offiziers noch einmal der genaueſten Muſterung zu unterwerfen.

Dann erhob ſie ſich von ihrem Seſſel und ſtand noch einen Augenblick mit glückverheißendem Lächeln vor ihm.

Ich werde meiner ſchönen Türkenſieger gedenken und nicht vergeſſen, was ich ihnen ſchuldig bin! ſagte Katharina mit einer ebenſo heiteren als liebenswürdigen Gebärde, mit der ſie ſich zugleich von Potemkin verabſchiedete.

Dann, ſich zur Gräfin Bruce umkehrend, warf ſie derſelben einen langen, ſtrahlenden Blick zu, der zugleich voll von geheimem Einverſtändniß war. Ein leiſes Ah! entſchlüpfte den Lippen der Bruce. Dann war die Czarin wieder, ebenſo raſch und geheimnißvoll als ſie gekommen war, aus dem Zimmer verſchwunden.

Potemkin, der ſich von ſeiner Ueberraſchung nicht ſogleich erholen konnte, ſtand einen Augenblick ſprachlos neben der Gräfin Bruce, die ſich jetzt tief vor ihm verneigte und ihn mit einem heitern, etwas neckiſchen Lächeln, das um ihre reizenden Lippen ſpielte, fragend anſah.

Der letzte Blick der Czarin hat Alles entschieden, flüsterte die Bruce ganz leise.

Sie glauben, man hat über mich entschieden? fragte Potemkin, indem er plötzlich ungemein lustig zu werden anfing, wie ein Kind im Zimmer umherhüpfte und allerhand dummes Zeug trieb.

Jetzt müssen wir dem Programm weiter folgen, wie es die gnädigste Czarin zum Erstenmal bei dieser Gelegenheit festgestellt hat! sagte die Gräfin Bruce, mit einem etwas stolzen Anstrich officieller Würde.

Das Programm? Was will das Programm? rief Potemkin, indem er mit offenem Munde und einer höchst komischen Grimasse vor der Hofdame stehen blieb.

Das Programm befiehlt, daß Sie jetzt mit mir in den Wagen steigen, der bereits unten vor der Thür hält, entgegnete die Gräfin, seinen Arm fassend. Ich werde die Ehre haben, Sie zu begleiten, Herr General, denn das neue Programm schreibt es so vor.

Nun gut, der Potemkin wird der Mann des Programms sein! entgegnete er mit übermüthiger Laune, nahm die Gräfin und zog sie rasch mit sich fort, indem er sie fast die Treppe hinuntertrug und unten mit stürmischer Hast in den Wagen hob.

Der Wagen jagte in großer Eile davon, und hielt bald bei seinem Ziel an.

Es ist der Winter-Palast, vor dem wir stillhalten, brummte Potemkin vor sich hin.

Die Diener öffneten den Schlag, und die Gräfin schob den noch verwundert sitzen-bleibenden Potemkin vor sich her aus dem Wagen.

Man trat in den Palast, und die Gräfin Bruce, welche jetzt die Führung übernommen zu haben schien, schlug mit Potemkin eine bestimmte Richtung in das Innere des Palastes ein. Potemkin folgte ihr jetzt mit größerer Ruhe, und schritt an ihrer Seite die Marmorstufen einer kleinen Nebentreppe hinauf, durch welche man in das Zwischen-Stockwerk des Palastes gelangte.

Hier war Alles still und lautlos. Nichts unterbrach das tiefe, geheimnißvolle Schweigen, das auf diesem Flügel des Palastes herrschte. Starke Wohlgerüche durchzogen den Corridor, über den man mit unhörbaren Schritten hinging.

Die Gräfin war mit Potemkin in einen kleinen Salon eingetreten, in dem durch einige herabhängende Ampeln ein buntes, magisches Dämmerlicht verbreitet war. Die Einrichtung war glänzend und eigenthüm-

lich, und hatte den myſteriöſen Charakter, der überhaupt auf dieſem Flügel herrſchte.

Wir ſind hier zur Stelle, Herr General! flüſterte die Gräfin leiſe in Potemkin's Ohr. Hier werde ich Sie wieder verlaſſen.

Ich bin in den Zimmern der Favoriten! rief Potemkin, träumeriſch vor ſich hinſtarrend. Und dort, nicht wahr, das iſt die Treppe, welche man hinaufgeht, um in das Schlafzimmer der Czarin zu gelangen?

Aber Potemkin empfing keine Antwort mehr von ſeiner Begleiterin, die bereits von ſeiner Seite verſchwunden war. Er warf ſich, behaglich ſeufzend, in einen der Polſter hin, die an den Wänden des Salons umherliefen. In ſeiner Weiſe nachläſſig und bequem ſich ausſtreckend, blickte er unverwandt nach der grün beſchlagenen Wendeltreppe hin, die am äußerſten Ende des Salons gerade in die Höhe gebaut war.

Je mehr Potemkin nach dieſer Stelle hinblickte, deſto feſter wurde in ihm die Ueberzeugung, daß dort auf den unterſten Stufen dieſer Treppe eine Perſon ſaß, deren Umriſſe, ſo weit er ſie bemerken konnte, ihm bekannt erſchienen. Er trat näher hinzu, und taumelte mit dem größten Erſtaunen, in das ſich faſt der Schreck miſchte, wieder zurück.

Graf Orlow? rief er entſetzt. Zum Teufel, wie kommt Ihr hierher, oder iſt es der Geiſt des verſchmähten Favoriten, der noch in dieſen Gemächern ſpukt?

Die dunkle Geſtalt richtete ſich jetzt groß und mächtig aus dem Hintergrunde empor. Es war Graf Orlow, deſſen rieſengroße, gewaltige Figur jetzt nicht mehr zu verkennen war. Er näherte ſich mit langſamen Schritten, und legte dann plötzlich ſeine Hand auf Potemkin's Schulter, indem er ein laut ſchallendes Gelächter aufſchlug.

Euer Erſcheinen in dieſen Gemächern will, wie es mir ſcheint, eine Art von offizieller Bedeutung haben, mein Freund? rief Orlow; und ich kann um ſo weniger daran zweifeln, da ich Euch von der Bruce hier einführen ſah. Aber Ihr ſeht, daß der Orlow hier noch vorhanden iſt, und darum rathe ich Euch, mir den Platz zu räumen, der mir gehört, und der nie in Eure Hände fallen wird, guter Potemkin!

Ah, erwiderte Potemkin, indem er mit einer energiſchen Bewegung Orlow's Hand von ſeiner Schulter entfernte, der Graf Orlow will hier die Polizei auf fremdem Boden ausüben, und vergißt, daß er hier längſt alle ſeine Macht verloren hat. Trügt mich

nicht Alles, ſo ſeid Ihr hier nur ein Eindringling, Graf Orlow, und Ihr habt Euch heute mit Gewalt in dieſen Zimmern einniſten wollen, in welche Euch der Wille der Czarin niemals zurückrufen wird. Und Potemkin verſichert Euch auf ſeine Ehre, daß Ihr nimmermehr die grüne Treppe dort hinaufſteigen werdet, auf deren unterſter Stufe ich Euch zwar wie einen Abbadonnah vor der Schwelle des Paradieſes hocken ſah. Hahahaha! Ihr ſeht, Graf Orlow, ich beluſtige mich über Euch!

Ich werde mit Euresgleichen nicht um den Vorrang ſtreiten! rief Orlow, indem er ſich mit einer wegwerfenden Gebärde hoch in die Höhe richtete. Ich mache Euch daher Platz, und denke Euch dafür ein anderes Mal zu treffen.

So gehabt Euch denn wohl, Graf Orlow! rief Potemkin, indem er auf eine nicht ſehr verbindliche Weiſe mit den Füßen ſcharrte, als wenn er dem Andern ſofort das Geleit geben wolle. Und es kann jetzt auch einigermaßen zu Eurer Genugthuung gereichen, daß ich ungeachtet Eurer Billardkugel, die mir das Auge zerſchlug, doch hier in dieſen Zimmern angelangt bin, in welche Ihr mit Eueren zwei großen flammenden Augen niemals wieder den Eingang finden

werdet! Ihr thut jetzt am besten, Euch wieder auf Euere Güter zurückzubegeben, und den Bauermädchen etwas auf der Geige vorzuspielen, auf der Ihr so excellirt!

Orlow hatte jetzt schweigend das Gemach verlassen, und Potemkin schritt triumphirend, mit übereinandergeschlagenen Armen auf und nieder. —

Am andern Morgen hatte Graf Orlow noch einmal eine Audienz bei der Czarin nachzusuchen gewagt, in dieser Unterredung, die sehr kurz wurde, aber nur einen Urlaub auf unbestimmte Zeit erbeten, der ihm sehr rasch gewährt wurde. —

XII.

Auf dem kaiserlichen Lustschloß zu Zarskoe-Selo, das drei Meilen von der russischen Hauptstadt entfernt liegt, fand heut ein großes Hoffest Statt, zu welchem die Czarin auch den Großfürsten Paul und dessen junge Gemahlin hatte einladen lassen. Der Zweck des festlichen Gala-Diners wurde am Hofe darin gesehn, den eben abgeschlossenen Frieden von Kainardsche zu feiern, durch welchen Rußland den Türkenkrieg mit großen Vortheilen für die Begründung seiner Weltmacht beendet hatte.

Die öde, sonst ziemlich verlassene Landstraße von Petersburg nach Zarskoe-Selo zeigte sich deshalb heut ungemein belebt von den glänzendsten Equipagen, die in langen Zügen in mühsamer Fahrt dem prächtigen Schloß zustrebten, das hier an den Duderhoff'schen Bergen, umgeben von reizenden und blühenden Garten-

Anlagen, gelegen ist. Das Schloß selbst ist ein ungeheures Steingebäude von düsterm und abschreckendem Aussehn, das nicht einladender geworden, obwohl Katharina II., seitdem sie Zarskoe-Selo zu ihrem Lieblings-Aufenthalt erwählt, die vielfachen äußeren Zierrathen des Schlosses hatte vergolden lassen, wodurch ein seltsamer, noch unheimlicher wirkender Widerspruch in dem Charakter dieses von der Kaiserin Anna angelegten Palastes hervorgetreten war.

Die Großfürstin Natalia sah mit furchtsamen, scheuen Blicken zu diesem Schloß empor, als der Wagen, in dem sie mit ihrem Gemahl, dem Großfürsten, gefahren war, vor dem Hauptportal stillhielt. Beängstigende Empfindungen der sonderbarsten Art, über welche sich die junge Prinzessin keine Rechenschaft zu geben wußte, ließen ihren Busen heftig auf- und niedersteigen, und ihr reizendes, liebliches Gesicht hatte sich mit einer von Grauen und Entsetzen erfüllten Miene verdüstert, als sie jetzt, an dem Arm ihres Gemahls, die hohe Marmorhalle durchschritt, durch welche der Eingang in das Innere des Schlosses führte.

Die Prinzessin war die unheimlichen Empfindungen, welche sie seit ihrem ersten Eintritt in Rußland beherrscht, noch nicht losgeworden. Alles, was sie

ſah, ſchien ſie nur mit mißtrauiſchen Blicken zu beobachten, überall war ſie geneigt, Verrath und Trug vorauszuſetzen, und von drohenden Geſpenſtern fühlte ſie ſich in einem gefährlichen Hintergrunde auf allen ihren Wegen umgeben. Da ihr eigentliches Naturell ſo viel Heiterkeit und ſelbſt Uebermuth in ſich trug, ſo erſchien ſie durch dieſe Zeichen von Mißtrauen und entſchiedener Furcht, die ſie bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, um ſo auffallender, und hatte am allermeiſten das offene Mißfallen der Czarin, die genau Alles wußte, was um ſie her vorging, auf ſich gelenkt.

Das Verhältniß zwiſchen ihr und Katharina war in der That von Tag zu Tag geſpannter geworden, und oft bebte Natalie unwillkürlich zuſammen, wenn ſie ſich plötzlich von den großen flammenden Augen der Czarin getroffen fühlte, deren forſchende Blicke ihr bis in das Innerſte drangen und dort, auf dem verborgenſten Grunde ihrer Seele, ihr ein gefährliches Geheimniß gewaltſam entreißen zu wollen ſchienen.

Das Mißfallen der Czarin ſchien ſeit einiger Zeit um ſo mehr auf der jungen Großfürſtin zu laſten, als die vortheilhafte Umwandelung, welche Katharina von dieſer Heirath für den Großfürſten Paul gehofft, keineswegs eingetreten war. Paul war ſeitdem nicht

zuſamen, das ſy nit von einander gethan mügen werden. Sein nyeſſen iſt wie ain glantzends licht. Die ſchleuderſtain feind im wie ſtupfel, den hamer achtet er wie ſtupffeln, er ſpottet der zitterden lantzen" ꝛc. An die Stelle ſolcher Formen traten allmählig ſächſiſche bei ihm ein, oft nach Wohllaut, Gefühl und Stimmung des auszudrükkenden Gedankens fein nüancirt. Obwohl die vollen, austönenden Laute des Oberdeutſchen, wie glanzen, offentlich, kurzlich u. a., in mancher Hinſicht erhaltenswerth ſcheinen, ſo haben doch die Umlaute, mit denen ſie Luther bald in die ſächſiſchen Formen glänzen, öffentlich, kürzlich, verwandelte, den leichteren Fluß der Rede, die geſchmeidige Bewegung für die Proſa, für ſich. So wurden auch die oberdeutſchen Flexionen: ich nimm, ich lies, ich gieb, ich iſſ, ich ſih u. ſ. f. von Luther ausgeſchloſſen, und gingen durch ihn in der ſächſiſchen Abwandlung ich nehme, ich leſe, ich gebe, ich eſſe, ich ſehe, in die allgemeine Schriftſprache über,*) da ſie in dieſer Form ebenfalls für

*) Vgl. Radlof, teutſchkundliche Forſchungen und Erheiterungen II. 225.

heiterer, umgänglicher und vertrauensvoller zu ſich ſelbſt geworden, als bisher, ſeine ſcheue und menſchenfeindliche Laune hatte ſich nicht aufgeklärt und gemildert, auch fand ihn die Czarin nicht ſchmiegſamer und zuvorkommender gegen ihre Wünſche und Befehle. Im Gegentheil ſchien er nach ſeiner Verbindung mit der deutſchen Prinzeſſin noch in ſich gekehrter und verdroſſener als ſonſt, und es quälte ihn ſichtlich ein geheimer Kummer, der ihn nach allen Seiten hin ſtarr und unzugänglich machte, für den er keinen Vertrauten beſaß und über den auch die Czarin ungeachtet ihrer meiſterhaften Späher und ihrer eigenen durchdringenden Spürkraft noch nicht klar geworden war.

Es war zuerſt, ehe das Diner begann, eine perſönliche Vorſtellung bei der Czarin, welche in dem ſogenannten Bernſtein-Salon ſtattfand. Es war dies ein kleiner, koſtbar ausgeſchmückter Saal im Schloſſe, der an den Wänden ganz mit Bernſtein bekleidet war, einem werthvollem Geſchenk, welches der preußiſche König Friedrich Wilhelm I. einſt der Kaiſerin Anna dargebracht hatte.

In dieſem Salon ſtand Katharina unter einem von Pracht ſtrahlenden Thronhimmel, den die Getreuen ihres Reichs und die ausgezeichnetſten Würden-

träger ihres Hofes in einem glänzenden Kreis umstanden. Der Eintritt des Großfürsten und der Großfürstin brachte keine Unterbrechung in einer feierlichen Ceremonie hervor, die hier eben begonnen zu haben schien. Es schien kaum bemerkt worden zu sein, daß Paul, seine Gemahlin am Arm führend, in den Kreis eingetreten war. Nur die Czarin, die eben begonnen hatte, einige Worte im Zusammenhange zu ihrem Kreise zu sprechen, stockte einen Augenblick, als sie die junge Großfürstin dicht vor sich stehen sah, mit deren Blicken sie sich ungern begegnete. Es legte der Czarin einen unerklärlichen Zwang auf, wenn sie sich in der Nähe Nataliens befand. Die Souverainin, vor deren leisestem Willensausdruck ein ganzes Reich von Sklaven zitterte, konnte vor dem Augen-Aufschlag eines zarten jungen Mädchens erschrecken, und es brachte sie in eine Verwirrung, wenn sie sich von diesen spiegelklaren, sonnenhell leuchtenden Augen beobachtet fühlte. Die Wirkung war so sehr eine gegenseitige, daß sie nur in dem sich unwillkürlich abstoßenden Naturell Beider beruhen zu können schien.

Indeß war dies nur ein flüchtiger, kaum merklicher Augenblick, und die Czarin kehrte sofort wieder in ihre feste, unerschütterliche Haltung zurück, mit der sie auch

jetzt die Mittheilung, welche sie dem um sie versammelten Hofkreise zu machen hatte, vollendete.

Der Gegenstand dieser Mittheilung stand in einer feierlichen, stolzen Haltung nahe zu ihrer Rechten. Es war Potemkin, der heut noch besondere Ehren aus den Händen seiner gnädigen Czarin empfangen sollte, welche, indem sich eine leuchtende Freude über ihr Antlitz ergoß, ihm soeben ein außerordentliche Rangerhöhung hatte zu Theil werden lassen. Der Staats-Kanzler Graf Panin verlas, auf den Wink der Czarin, das Diplom, durch welches der General Potemkin, zur Verherrlichung des eben abgeschlossenen, glorreichen Friedens von Kainardsche, die Würde eines Grafen des russischen Reiches empfangen hatte. Der Kaiserliche Befehl war in diesem Diplom ausdrücklich so gefaßt, „weil Potemkin zur raschen Beförderung des Friedensgeschäftes mit vielem guten Rath an die Hand gegangen." Zugleich empfing Potemkin einen prächtigen, mit Brillanten besetzten Degen, „wegen der tapferen und vielen, im verflossenen Kriege erwiesenen Dienste und Bemühungen."

Als Potemkin diese Auszeichnungen alle auf sich ausschütten sah und er den ihm überreichten Ehrendegen anlegte, nahm ein triumphirendes, zugleich mit

vieler Drolligkeit verſetztes Lächeln auf ſeinem breiten, fleiſchigen Geſichte Platz. Er war im Grunde ein zu kluger und feiner Kopf, um ſich wirklich dieſe Verdienſte alle zuzuſchreiben, welche ihm durch jene Gnadenbeweiſe der Kaiſerin feierlich beigelegt worden. Er wußte ſelbſt am genaueſten, wie viel der erlegten Türkenköpfe auf ſeinen Säbel gekommen waren, aber es beluſtigte ihn in dieſem Augenblick über Alles, die vom Aerger blaß gewordenen Geſichter der Hofleute rings um ſich her zu ſehn, die mit einer grinſenden Freundlichkeit die kundgemachten Rangerhöhungen und Auszeichnungen Potemkin's entgegennehmen mußten. Es fehlte nicht, ſo wäre Potemkin, ſeiner Gewohnheit gemäß, auch in dieſem Augenblick in ein lautes, tolles Gelächter losgebrochen. Da ihm aber der Moment doch ſchicklicher Weiſe nicht ganz dazu geeignet erſcheinen wollte, ſo war in ſeinen Geſichtsmuskeln zugleich ein Kampf entſtanden, der für Jeden, der ihn beobachtete, eine unwiderſtehlich komiſche Wirkung haben mußte, welche ſich namentlich dem Großfürſten Paul mittheilte. Denn der junge Großfürſt, der ſchon in ſeiner Kindheit an Convulſionen und Nervenzuckungen gelitten, hatte davon eine ſo große Empfindlichkeit zurückbehalten, daß er keine Grimaſſe ſehen konnte,

ohne sie sofort nachzuahmen und auf seinem eigenen Gesicht zu wiederholen. Man konnte daher auch in seinen Gesichtsmuskeln jetzt dieselben Grimassen und Muskelverzerrungen beobachten, welche Potemkin auf seinem Gesicht spielen ließ, und wenn dieser Effect noch länger fortgedauert hätte, stand der Ernst dieser ganzen Hofscene unrettbar auf dem Spiele, denn schon hatten einige junge, muthwillige Hofdamen in dem Kreise, die Alles beobachtet, sich eines heimlichen, aber immer bedenklicher anschwellenden Kicherns nicht mehr enthalten können.

Aber Potemkin's Gesicht hatte sich jetzt plötzlich verändert und damit war auch der Drang des Grimassirens, welches den Großfürsten unwiderstehlich in diesen Bann geschlagen hatte, wieder verschwunden. Potemkin hatte Furcht bekommen, daß, da die Veröffentlichung aller seiner Gnaden sich einmal im Zuge befand, auch bei dieser Gelegenheit das Gehalt möchte bekannt gemacht werden, welches er jetzt, wie ihm die Czarin heut Morgen eröffnet, als neu angestellter Favorit mit hunderttundvierzigtausend Rubeln jährlich empfangen und zwar in monatlichen Raten regelmäßig ausbezahlt erhalten sollte. Potemkin dachte dabei jetzt an seine vielen Gläubiger, die er in einer zahllosen Menge besaß, und

es beſchlich ihn die Beſorgniß, daß, wenn ſeine neuen großen Geldeinkünfte bekannt würden, die ungeheuere Laſt ſeiner Schulden, deren Bezahlung ihn nie kümmerte, erſt dann ſehr drückend und unbequem für ihn werden möchte, und einen Sturm ſeiner ſämmtlichen Gläubiger gegen ihn heraufbeſchwören könnte.

Er dachte jetzt mit einer ſehr ernſten, ſinnenden Gebärde darüber nach, und ſchien ſich ganz in dieſen Gegenſtand zu verlieren, indem er die Geſammt-Summe ſeiner laufenden Schulden bei ſich überrechnen mochte. Aber inzwiſchen löſte ſich der engere Kreis auf, welcher ſich um die Czarin gebildet, denn ſie hatte mit einem huldvollen Kopfneigen gegen die Geſellſchaft ſoeben ihre Mittheilungen beendet und trat jetzt aus dem Cirkel heraus, um ſich der Unterhaltung mit einzelnen Perſonen, auf welche grade ihr Blick traf, hinzugeben.

Eine Zeit lang hatte die Czarin mit ihren leuchtend umherfliegenden Blicken den Großfürſten und ſeine Gemahlin, die in einiger Entfernung ſcheu und zurückhaltend umherſtanden, betrachtet. Lange ſchien ihr der Entſchluß zu fehlen, ſich in ein Geſpräch mit denſelben einzulaſſen, endlich aber deutete ſie durch eine Handbewegung, die etwas Gezwungenes hatte, dieſe

Absicht an, worauf Paul und Natalie sich langsam und zögernd der Czarin näherten.

Ich entbehre ganz und gar noch Euere Glückwünsche, meine Kinder, sagte die Czarin, und ich möchte sie nicht gern grade am heutigen Tage mir fehlen lassen. Was hat der Großfürst Paul zu dem Frieden von Kainardsche gesagt, den ich im guten Glauben an die großen Vortheile, die er Rußland gewähren wird, abgeschlossen habe? Sehet immerhin freundlich und vergnügt darüber aus, Paul und Natalie, denn es ist ein neuer Schritt, den wir mit diesem Frieden vorwärts gethan haben, um die Macht und Größe unseres Reichs in Europa und Asien höher emporzuheben.

Paul verneigte sich, mit über der Brust gekreuzten Armen, in unterwürfiger Demuth, aber ein ironisches Lächeln, wie es die Czarin durchaus nicht liebte, umspielte seinen kleinen, schmalen, gekniffenen Mund. Ebenso blickte Natalie verlegen, aber keineswegs freundlich zur Seite und vermied es ängstlich, den Augen der Czarin zu begegnen.

Oh, fuhr die Czarin fort, ich bin überhaupt heut so glücklich, wie ich mich seit langer Zeit nicht gefühlt habe, und ich wünsche ernstlich, daß man mir heut nur glückliche Gesichter zeige.

Katharina ſprach dieſe letzten Worte ſo nachdrück lich und mit einer plötzlich hervortretenden Heftigkeit, daß Natalie zuſammenſchrak und ihre lieblichen Wangen bald bleich, bald roth ſich färbten.

Und weißt Du, Paul, warum ich mich heut ſo glücklich fühle? fuhr Katharina fort, indem ſie ſich jetzt ausſchließlich zu dem Großfürſten wandte. Nicht nur dem Halbmond haben wir Sieg und große Vortheile abgerungen, auch ein anderer meiner gefährlichſten Gegner, der Koſack Pugatſchew, iſt vor meinen gegen ihn ausgeſandten Truppen in den Staub gefallen. Es war Gefahr, daß dieſer Rebell, der die abſcheulichſten Mittel des Verraths und der Volksverführung gegen uns aufbot, den ſchönen Südoſten unſeres Reichs gänzlich von uns abfallen machen würde. Schon hatte dieſer wahnſinnige Koſack, der bereits an der Spitze eines ſtarken Heeres gegen mich heranzog, die Wolga überſchritten, und Moskau war auf das Ernſtlichſte von ihm bedroht, als es meinen Generälen Michelſon und Souworow jetzt endlich gelungen iſt, ihn auf's Haupt zu ſchlagen. Von Souworow gelangte heut Morgen die Botſchaft zu mir, daß er den Pugatſchew in Feſſeln nach Moskau gebracht und dort vor ein Kriegsgericht geſtellt habe. Er war mein ſchlimmſter

heftig aufgefahren war, hatte ihr Geſicht, auf dem ein dunkler Zorn glühte, jetzt gänzlich abgewandt, und ſchwieg, ohne der jüngern Großfürſtin das geringſte Wort der Erwiederung zu gönnen. Paul war bleich geworden, eine große Beſtürzung hatte ſich über ſein Geſicht verbreitet, zugleich ſah man einen tiefen Schmerz in allen ſeinen Zügen arbeiten. Mit Verzweiflung durchforſchte er bald das ernſte, flammende Antlitz ſeiner Mutter, bald drangen ſeine zürnenden, vorwurfsvollen Blicke zu Natalien hinüber, die zu zittern begann und faſt Thränen in den Augen hatte.

Es war eine wohlthuende Auskunft, daß die Czarin in dieſem Augenblick den General Potemkin gewahrte, der in einiger Entfernung ſtand, und jeden Moment auf das Glück zu harren ſchien, von der Kaiſerin angeredet zu werden.

Ein glückliches Lächeln überflog das Geſicht der Czarin, als ſie ihn erblickte. Sie winkte ihn zu ſich heran, und ſagte: Mein lieber General, beantworten Sie doch ſtatt meiner eine Frage, welche die Frau Großfürſtin ſo eben an mich zu richten die Güte hatte. Sie fragte, ob die Bevölkerung im Süden meines Reichs ſich deshalb für den Koſacken Pugatſchew erhoben hat, weil ſie durch ſeine wunderbare

die Prosa leichtfügiger und fließender scheinen. Sachsen hatte um diese Zeit ein blühendes und mannigfaltiges Leben gewonnen, durch die äußere Regsamkeit und Betriebsamkeit, durch Handel, Bergbau und Gewerke war auch die Sprache in diesen Landen ausdrucksfähig und für die Wendungen und Verhältnisse der Wirklichkeit geschickt geworden, und so war es natürlich, daß die beiden sächsischen Mundarten, die Luther gleicherweise benutzte, eine Hauptgrundlage für die Bildung der neuhochdeutschen Prosa abgeben konnten.

Die hervorstechendste Eigenthümlichkeit, die den eigentlichen Geist der luther'schen Sprachschöpfung ausmacht, ist aber die christliche Anschauung und Gesinnung, die seine Sprache so sehr als Lebensathem durchdringt, daß sie sogar wortbildnerisch und grammatisch den größten Einfluß ausübt. Durch gewisse Wörter und Zusammensetzungen glaubte Luther die deutsche Sprache gewissermaßen christianisiren zu müssen, und wir verdanken diesem Bestreben manche schöne Wortfügungen, die uns geblieben sind. Namentlich sind in unserer Sprache die häufigen Zusammensetzungen mit dem

Aehnlichkeit mit dem hochſeligen Czaren Peter III. hingeriſſen und getäuſcht worden ſei, und weil ſie ſeinem Wahnwitz glaubte, mit dem er ſich ſelber für den Czaren ausgab?

Potemkin ſchien einen Augenblick auf das Heftigſte zu erſchrecken. Dann ſagte er, mit einer tiefen Verneigung gegen die Großfürſtin, die in einer unbeſchreiblichen Verlegenheit daſtand: Oh, der Pugatſchew iſt ein Narr und ein Räuber! Kein ächter Ruſſe, ſo weit die Steppen des Don und die Gefilde des Ural reichen, hat dort an ihn geglaubt, denn man muß das ruſſiſche Volk kennen, um zu wiſſen, daß es ein Herz für ſeine Czaren-Familie hat, das nimmer getäuſcht werden kann! Ein guter Ruſſe weiß, was Czar iſt und was nicht Czar iſt, auf ein Haar, denn er zählt es an den Schlägen ſeines Herzens ab, und darum war es nur ſchlechtes Geſindel, dem man die Aehnlichkeit eines Räubers mit einem Czaren aufreden konnte, und das für dieſes lächerliche Phantom in den Kampf gezogen iſt!

Die Czarin klatſchte leiſe Beifall in ihre Hände, als Potemkin ſo geſprochen hatte, und belohnte ihn mit einem gnädigen und ſüßen Blick. Das heißt wie ein guter Ruſſe geſprochen! rief ſie, gewaltige Blitze

aus ihren Augen schleudernd, welche die arme Großfürstin zu vernichten drohten. Dann entfernte sie sich, um mit anderen Personen ihres Hofstaats zu sprechen, die mit den beiferstten Huldigungen ihren Kreis öffneten, um die hohe Gebieterin in ihrer Mitte zu empfangen.

Die Großfürstin, die jetzt einen Augenblick ganz allein gestanden hatte, blickte in einer traurigen Stimmung um sich her. Ein tiefes Wehegefühl, an dem sie seit ihrem Aufenthalt in Petersburg schon öfter gelitten, drohte ihre Brust zu sprengen. Es war wie eine Felsenlast, die sich seit kurzem auf ihr Herz gewälzt hatte. Die Empfindungen, welche sie in diesem Augenblick bestürmten, drangen so heftig auf sie ein, daß sie nicht mehr die Möglichkeit fühlte, es noch länger in diesem Saal aushalten zu können. Mit Sehnsucht blickte sie auf die hohen Gipfel der grünen Bäume, die von draußen aus dem Schloßgarten durch die Bogenfenster zu ihr hereinschimmerten. Es däuchte ihr, als ob der Boden hier unter ihren Füßen glühte, und es drängte sie hinaus, in's Freie, in die Luft, weil sie sonst fürchtete, den lauten Schrei, der ihr aus tiefster Brust emporstieg, nicht länger zurückhalten zu können.

An der Seite des Saales, wo sich Natalie eben befand, stand eine Flügelthür, die in eine Gallerie hinausführte, halb geöffnet. Natalie empfand die frische Sommerluft, die durch die Spalte zu ihr hereindrang, mit unendlichem Wohlbehagen, sie blickte rasch noch einmal in den Saal zurück, und, da sie sich gänzlich unbemerkt sah, schlüpfte sie eiligst hinaus.

Sie war hier in eine Colonnade hinausgetreten, die um den Flügel des Schlosses herumlief und aus einer hohen Marmorhalle bestand, in der eine Reihe von Büsten aufgestellt war. Diese Gallerie war von beiden Seiten mit großen Glasfenstern umschlossen, aus denen sich eine entzückende Aussicht auf den sich weithin ausbreitenden Park mit seinen dunkeln Eichenwäldern und lichten, blitzenden Seen darbot.

Natalie stand, von der überraschenden Aussicht gefesselt und alles Andere darüber vergessend, einen Augenblick lang betroffen da. Sie schob das Fenster in die Höhe und lehnte sich seufzend hinaus, indem sie ihr Haar den frischen Lüften preisgab, die mit dem schönen blonden Kopf zu spielen anfingen. Indem sie sich dabei mehr und mehr ihren stillen Gedanken überließ, strömten immer reichlichere Thränen aus ihren Augen hervor. Ein unendlicher Schmerz,

der ſich ihrer bemeiſterte, ſchien ihre zarte Natur auflöſen zu wollen.

Jetzt hörte ſie ein Geräuſch, das unmittelbar in ihrer Nähe ſich vernehmen ließ; ſie wandte ſich erſchrocken um, und es fiel ihr jetzt erſt ein, daß ſie einen gewiß ſehr ſchwer verzeihlichen Verſtoß begangen, indem ſie ſich eigenmächtig aus der Umgebung der Czarin entfernt und ſich hier in der Gallerie nach ihrer eigenen Laune und Wahl einen Platz gewählt hatte.

Ihre Beſorgniß, die bereits einen peinlichen Grad zu erreichen anfing, ſänftigte ſich jedoch in dieſem Augenblick, als ſie, ſich raſch umkehrend, den Grafen Andreas Razumovski, ihren Ehren-Cavalier und Kammerherrn, vor ſich erblickte, der mit einem bedeutungsvollen Blick die Großfürſtin grüßte.

Werde ich im Saal ſchon vermißt? fragte die Großfürſtin ihn leiſe entgegen. Euer ängſtliches Weſen, Graf, ſcheint mir faſt darauf hinzudeuten. Die Luft dort drinnen ſchnürte mir den Hals zu, und ich mußte hier die friſche Luft zu gewinnen ſuchen, wenn ich eine Ohnmacht vermeiden wollte.

Es war gefährlich, Kaiſerliche Hoheit, was Sie begonnen haben, aber Sie haben einen merkwürdig glücklichen Moment dafür gewählt, erwiderte Graf

Razumovski, mit einem Ton, dessen inniger Accent bewies, wie groß seine persönliche Hingebung für die Prinzessin war, und wie er durch das Recht, welches ihm Natalie verstattete, ihr Rathgeber und leitender Freund auf der schlüpfrigen Bahn dieses Hofes zu sein, bereits eine gewisse Sicherheit in der Begegnung mit ihr gewonnen hatte.

Er deutete jetzt mit seinen ernsten, feurigen Augen auf das Glasfenster, durch welches man den ganzen Saal überblicken konnte. Man sah die Czarin in einem äußerst lebhaften Gespräch mit dem Grafen Panin, mit dem sie niemals etwas Anderes als Politik zu sprechen pflegte. Bei der peinlichen Umständlichkeit Panin's, der in seinen weitschweifigen diplomatischen Falten die Czarin gefesselt hielt, war es vorauszusehn, daß dies Gespräch nicht so bald beendet sein werde, und da zugleich Katharina selbst äußerst lebhaft sprach, war alles Andere, was im Saal um sie her vorging, von ihr unbeachtet geblieben."

Es wird dort in diesem Augenblick etwas ganz Neues besprochen! sagte Graf Razumovski leise zur Großfürstin, indem er mit seinen großen ernsten Augen auf die Gruppe der Czarin im Saal hinüberdeutete. Die Czarin offenbart ihrem Staatsminister den Plan,

mit ihrem ganzen Hofstaat eine Reise nach Moskau anzutreten und dort eine große Nationalfeier zu veranstalten, um den Frieden mit den Türken und den Sieg über den Kosacken Pugatschew festlich zu verherrlichen.

Und werden wir Alle nach Moskau mitgehn? fragte die Prinzessin mit jugendlicher Lebhaftigkeit.

Es kann kein Zweifel darüber sein, entgegnete Razumovski, indem er sich tief vor der Prinzessin verneigte. Die Anwesenheit Ihrer Kaiserlichen Hoheit, der Frau Großfürstin, wird dies Nationalfest wahrhaft verschönen, und auch mir wird es dann vergönnt sein, in Ihrem Schatten, gnädigste Fürstin, dorthin zu folgen. Was sollte auch unterdessen aus Razumovsky werden, der vor Sehnsucht vergehen muß, wenn ihm nur einen Tag lang nicht gestattet ist, seiner huldvollen Gebieterin in's Antlitz zu schauen!

Graf Razumovsky sagte diese leise geflüsterten Worte mit einem so tiefinnigen Accent, wie man ihn sonst seiner ernsten, strenggemessenen Persönlichkeit kaum zugetraut haben würde. Der Graf war ein schlanker, hoch emporgewachsener Cavalier im kräftigsten Mannesalter, der, wenn man ihn zuerst sah, einen strengen, fast düstern Eindruck machte. Aber es drückte

sich in seinem ganzen Wesen ein solcher Grundzug von schöner, biederer Gesinnung aus, daß man sich schon bei der ersten Begegnung mit ihm vertrauensvoll angezogen fühlte. Seine Formen hatten leicht etwas Feierliches, mühsam Abgemessenes, aber Geist und Wissen, die ihn in einem sehr bedeutenden Grade auszeichneten, gossen auch so viel Grazie und Beweglichkeit über ihn aus, daß man auch seine Liebenswürdigkeit nicht verkennen konnte. Es war dadurch zwischen ihm und der wißbegierigen jungen Großfürstin ein Verhältniß eigenthümlicher Art entstanden, das bereits an die zartesten Empfindungen anstreifte, und obwohl Natalie sich dabei nur dem arglosesten Interesse überließ, doch in Razumovsky's Gemüth mehr und mehr mit leidenschaftlichen Flammen zündete.

In diesem Augenblick war ein tieferer Ausbruch seines Gefühls bei ihm hervorgetreten, als es dem kraftvollen, sich selbst streng beherrschenden Mann sonst begegnete, aber die Großfürstin war in einem dunkeln Purpur erröthet und schien über die letzten Worte Razumovsky's erschrocken zu sein. Dann flüsterte sie in ängstlicher Hast, indem ihre Blicke zugleich durch das Fenster die Czarin beobachteten: sagt mir doch, Graf, mit zwei Worten jetzt, was haltet

Ihr von dem Koſacken Puzatſchew, und wie war es möglich, daß das Volk an ihn glauben und den ermordeten Czaren Peter III. in ihm ſehen konnte? Hatte ſich dieſer Czar ein ſo dauerndes Anrecht auf die Liebe des Volkes erworben? Und war es denn bei ſeiner Todesart möglich, daß man den Czaren Peter noch jetzt am Leben glauben durfte?

Der Graf Andreas Razumowsky, der bei dieſen Fragen erbleicht war, preßte mit einem Ausdruck unendlicher Traurigkeit ſeinen Zeigefinger gegen ſeine Lippen und ſchien damit andeuten zu wollen, daß ſich von ſolchen Dingen an dieſer Stelle durchaus nicht ſprechen laſſe. Aber die junge Großfürſtin, deren ſchöne Augen von kühnen Blitzen leuchteten, ſchien über ſeine kleinmüthige Zurückhaltung zu lächeln. Sie wies verſtohlen mit ihrer kleinen Hand durch das Fenſter, wo man die Czarin ſah, die immer noch in demſelben Geſpräch begriffen war, und warf dann einen keck herausfordernden Blick auf Razumowsky zurück, der jetzt nicht länger mehr ſchweigen wollte.

Der Czar Peter war unſer lieber unglücklicher Herr, flüſterte Razumowsky noch leiſer als bisher, indem er näher zu der Prinzeſſin herantrat. Im Süden Rußland's war von Anfang an die Sage ver-

breitet geweſen, daß Czar Peter noch am Leben ſein könne, weil man meinte, der Czar ſei damals verkleidet entkommen, und man habe ſtatt ſeiner einen ihm ähnlichen Soldaten auf dem Todbette ausgeſetzt. Jetzt glaubte man, daß der Czar zuerſt wieder, nachdem er lange umhergewandert, unter ſeinen getreuen Koſacken erſchienen ſei, mit deren Hülfe er wieder um ſeinen Thron kämpfen wollte. Aber dies Geſpenſtermärchen, über deſſen weſenloſes Ende jetzt Katharina triumphiren will, hat niemals einen Halt in ſich gehabt. Es war leider nie daran zu zweifeln, daß dieſer Fürſt, der das Beſte wollte und konnte, den Mordanſchlägen ſeiner wider ihn verſchworenen Gegner wirklich erlegen iſt. Er hatte als Czar nichts Schlimmes gethan, obwohl alle Welt fürchtete, daß mit ihm Verbrechen, Trug und Tollheit auf den ruſſiſchen Czarenthron gekommen wären. Sein einziges Verbrechen war, daß er ſeiner Frau nicht mehr gefiel, und daß Katharina weder ihr Vergnügen noch ihren Ehrgeiz im Bunde mit ihm befriedigt finden konnte. Seine ausſchließliche Liebe für den preußiſchen König Friedrich II., mit dem er auch den vielgetadelten Frieden abſchloß, entfremdete ihn vollends den Neigungen Katharina's. Die Czarin machte aus ihrem Liebhaber,

dem Grafen Orlow, zugleich das erſte Werkzeug ihres Haſſes gegen ihren, ſein entſetzliches Schickſal nicht ahnenden Gemahl. Gregor Orlow wird es am beſten zu ſagen wiſſen, ob der Unglücklichſte aller Czaren mit dem Leben davongekommen. Denn Gregor Orlow hatte das Glas mit dem Gift gefüllt, das man den Czaren zu trinken zwang, und als das Gift zu langſam wirkte, war es Gregor Orlow, der den Czaren zu Boden warf und ihn an der Gurgel faßte, während Baratinsky und Teploff dem unglücklichen Mann eine Serviette um den Hals knüpften und ihn darin erdroſſelten. Und wiſſen Sie, Prinzeſſin, wo wir uns hier befinden in dieſem Augenblick? Es iſt die Galerie der Mörder, in der wir ſtehen. Hier ringsum an den Wänden ſtehen die Marmorbüſten der Männer umher, welche in das Verbrechen des Czaren-Mordes ſich getheilt haben. Katharina hat ihren Werkzeugen hier ein Andenken geſtiftet. Und ſeht, dort, an jenem Fenſter-Pfeiler, als Spitze der Marmorſäule, uns gerade gegenüber, das iſt der Kopf des Grafen Gregor Orlow, der mit ſeinem verwegenen Geſicht, mit ſeinem hochfahrenden, prahleriſchen Weſen, mit ſeiner glänzenden Stirn, die aber nichtsdeſtoweniger mit der Linie des Verbrechens gefurcht iſt, von dort zu uns herüberſchaut!

Worte selig durch Luther theils in Gebrauch gekommen, theils geschaffen worden. Den Engelsgruß bei Lucas (I. 28.) übersetzt Luther: gegrüßet seystu, holdselige! ein sehr glücklich von ihm gebildetes Wort, auf dessen Zusammensetzung ihn ohne Zweifel nur ein christliches Gemüthsbedürfniß brachte, obwohl gerade dieses Wort von seinen Gegnern sehr heftig angefochten wurde. Das κεχαριτωμένη der Urschrift war in der Vulgata mit plena gratiarum, und von Luther's Vorgängern voller Gnaden übersetzt worden. Die deutsche Sprache hatte überhaupt für Grazie bis dahin kein anderes recht gangbares Wort gehabt als Gnade, und Geyler von Kayserßberg spricht einmal in seinen Predigten über das Narrenschiff von den drei Gnaden, statt den drei Grazien. Luther, der sich über diese Uebersetzung des Engelsgrußes bei Lucas in seinem Sendschreiben vom Dolmetschen §. 14. ausführlicher äußert, machte sich mit der schönsten und bezeichnendsten Wiedergebung dieser Stelle besonders viel zu schaffen. Er nahm zunächst das Wort hold, das sich schon in den ältesten Sprachdenkmälern, bei Willeram und Otfrid, findet und

Indem der Graf mit der lebhafteſten Gebärde des Abſcheu's nach dem bezeichneten Gegenſtand hinwies, verſtummte er jetzt plötzlich, und ein heftiger Schrecken ſchien ſeine Zunge und alle ſeine Bewegungen gelähmt zu haben. Natalie, die der Richtung ſeiner Augen gefolgt war, ſchien jetzt ebenfalls von einer furchtbaren Erregung ergriffen zu werden. Sie ſtarrte unverwandt nach demſelben Punct, der in dieſem Augenblick Razumovsky's Aufmerkſamkeit ſo gewaltig gefeſſelt hatte. Dabei hatte ſich ein leiſer Angſtruf aus Nataliens krampfhaft gepreßter Bruſt hervorgerungen.

Es war der Großfürſt, der dort an der Säule lehnte, hinter der er ſchon ſeit einiger Zeit verborgen geſtanden, und das Geſpräch der Großfürſtin mit dem Grafen Razumovsky belauſcht hatte. Er war jetzt eben im Begriff geweſen, hervorzutreten, als die Aufmerkſamkeit ſich ſo plötzlich auf ihn gerichtet hatte. Er ſah bleich und entſetzt aus. Seine Arme hingen ihm ſchlaff und wie leblos am Leibe herunter, er ſchien zu zittern und ſich kaum auf den Füßen erhalten zu können.

Natalie hatte ſich von ihrer Verwirrung noch nicht wieder zu erholen vermocht, aber ſie nahm ſich jetzt gewaltſam zuſammen, und ſchritt ihrem Gemahl mit

einem liebenswürdigen Gruß entgegen. Paul überſah die ihm dargereichte Hand der Prinzeſſin, ſeine düſter blitzenden Augen waren nur mit einem ſtechenden Glanz auf den Grafen Razumevsky gerichtet, der mit einer ehrerbietigen Haltung zur Seite ſtand, und die Anrede des Großfürſten Paul zu erwarten ſchien.

Der Großfürſt trat jetzt näher zu ihm, und bewillkommte den Grafen mit einem freundlichen, etwas ſchmerzlichen Neigen des Kopfes. Dann gab er ihm die Hand, und ſagte mit einer weichen Stimme: Ich danke Ihnen, lieber Graf, ich danke Ihnen!

Razumevsky ſchien über dieſe freundliche Begegnung des Großfürſten hoch erfreut, und dies mußte um ſo mehr einen beſonderen Werth für ihn haben, da in der letzten Zeit offenbar ein Mißverſtändniß zwiſchen ihm und dem Großfürſten ſich eingeſchlichen hatte.

Seit mehreren Wochen hatte der Großfürſt keine ſo freundlichen Worte an ihn gerichtet, als in dieſem Augenblick, vielmehr ſchienen Freundſchaft und Vertrauen, welche Paul ſonſt in ſo hohem Grade für den Grafen Andreas Razumevsky empfunden, gänzlich erkaltet und einer an Abneigung gränzenden Zurückhaltung, einem ſchlecht verhehlten Mißtrauen gewichen zu ſein. Wer den Charakter des jungen Großfürſten kannte,

durfte nichts Räthſelhaftes darin finden, ſondern konnte aus der Situation, in der man ſich ſeit einiger Zeit einander gegenüber befand, ſogleich die nöthige Aufklärung ſchöpfen.

Denn Paul, ſo oft er ſich auch das Beſte vernahm, konnte das vertrauliche Verhältniß, das zwiſchen ſeiner jungen Gemahlin und dem Grafen Razumeroſky ſich mehr und mehr gebildet zu haben ſchien, durchaus nicht mehr mit unbefangenen Augen betrachten. Oft war es ihm ſogar vorgekommen, als wenn zwiſchen Beiden ein großes, dunkles Geheimniß obwalte, das der Großfürſt ſelber eine gewiſſe Scheu trug zu durchbrechen, und von dem er nach allen Seiten hin nur Gefährliches erwartete.

Nach langem Grübeln und Brüten, in dem er ſich verſchloß, hatte es Paul aber doch für das Gerathenſte gehalten, ſein zu Eiferſucht und Mißtrauen geneigtes Temperament zu bezwingen. Denn welches Geheimniß ſich auch hier enthüllen möchte, ſo beſorgte Paul, daß ſich der Zorn der Czarin auf eine fürchterliche Weiſe über dem Haupte der jungen Großfürſtin entladen könne, und dieſer Beweggrund, der zugleich bewies, wie theuer Natalie ſeinem Herzen geblieben, war es vornehmlich, der ihn in der letzten Zeit beſtimmt hatte,

ſich in ein undurchdringliches Schweigen zu hüllen. Namentlich hatte er faſt ganz aufgehört, mit der Großfürſtin etwas Anderes als das Unerläßlichſte zu ſprechen, und zu Razumovsky hatte er ſich ganz ſchweigen laſſen, da er den freundſchaftlichen Ton nicht wiederfinden konnte, in dem er ſonſt mit ihm, ſeinem wahren Freund, Rathgeber und Vertrauten, ſtets verkehrt hatte.

Jetzt fühlte ſich Paul von den Erinnerungen an ſeinen Vater ergriffen, die, wie er zu ſeiner Ueberraſchung gefunden, den Inhalt dieſes Geſprächs zwiſchen ſeiner Gemahlin und dem Grafen Razumovsky gebildet hatten. Er hatte Beide beobachtet, wie ſie in der mit dem Salon zuſammenhängenden Gallerie ſich zu einer Unterredung zuſammengefunden und eine Zeit lang ihr Geſpräch fortgeſetzt hatten. Paul konnte nicht widerſtehen, ſich unbemerkt zu nähern, und, hinter der Säule verborgen, ihnen zuzuhören, aber was er vernommen, hatte ihn nur mit der größten Freude erfüllt, ja faſt zu Thränen gerührt, denn Paul war im Innerſten ſeines Herzens weich, und es bewegte ihn tief, daß Razumovsky ſich mit ſolcher innigen Hingebung und Treue für ſeinen ſo ſchmählich dahingemordeten Vater ausſprach, für ſeinen armen Vater, an dem er mit einem ſchmerzlichen Angedenken und mit unverlöſchlichen Rache-

gedanken hing. Er erkannte in dieſem Augenblick, daß Andreas Razumovsky noch immer ſein Freund war, und darüber wollte ſein Herz wieder freudiger ſchlagen. —

In dieſem Augenblick wurde in ihrer Nähe die Salonthür leiſe geöffnet, und die Hofdame der Czarin, die Gräfin von Branicka, trat in faſt athemloſer Eile heraus, indem ſie ſich ſogleich der Großfürſtin näherte.

Um Gotteswillen, Kaiſerliche Hoheit! rief ſie, mit einer ängſtlichen und dringlichen Gebärde das Kleid der Großfürſtin berührend. Die Czarin hat längſt Ihre Abweſenheit bemerkt, und ſchon während ihres Geſprächs mit dem Grafen Panin ſah ich, wie die Czarin mit zürnenden Blicken überall umherſpähte, um Ihre Kaiſerliche Hoheit zu entdecken. Die Czarin liebt es nicht, daß man ſich bei ſolchen Gelegenheiten aus ihrer Umgebung entferne und ihr Gefolge verkleinere. Jetzt eben hat die Czarin aufgehört, mit dem Grafen Panin zu ſprechen, und es iſt der unerläßliche Augenblick gekommen, in den Saal zurückzukehren. Ich beſchwöre die Frau Großfürſtin, nicht länger zu ſäumen, und ſofort an dem Arm des Herrn Großfürſten ſich wieder zur Czarin zu begeben.

Natalie war tief erſchrocken, als dieſe mahnende Botſchaft zu ihr gelangte. Sie warf der Gräfin den

Branicka einen dankbaren Blick zu, und ſah dann zu dem Großfürſten in einer ängſtlichen, zweifelhaften Erwartung hinüber.

Die Gräfin von Branicka hatte für die junge Großfürſtin ſeit jenem Tage ihrer Ankunft, wo die Prinzeſſin ſie für die Czarin gehalten und ihr zu Füßen gefallen war, ein beſonderes Intereſſe behalten, und war für ſie eine wahre Freundin an dem von ſo vielen Intriguen zerriſſenen Hofe Katharina's geblieben. Außerdem beſaß ſie die Kunſt, mit einem liebenswürdigen Humor, dem man bereitwillig ſeine Geltung und Wirkung zugeſtand, überall vermittelnd einzutreten, und feindliche und ſtreitende Elemente auf die anmuthigſte Weiſe zu verſöhnen. Es kam ihr dabei nicht nur ihre anziehende Perſönlichkeit, ſondern auch die eigenthümliche Keckheit zu Hülfe, mit der ſie ohne Unterſchied der Perſon ſich Jedem näherte, bei dem die ſchöne Frau irgend Etwas bezweckte.

So ergriff ſie jetzt ohne Weiteres den Arm des Großfürſten, der noch zögernd und unſchlüſſig daſtand, und ſchob den ſeiner Gemahlin mit einer blitzſchnellen Geſchwindigkeit in den ſeinigen hinein. Nur Frau von Branicka konnte dies am Petersburger Hofe wagen, denn es wurde ſelbſt dem ihr Zürnenden unmöglich,

ihrem Lächeln, ihren hinreißenden Manieren, ihrer drolligen Koketterie zu widerstehen.

Der Großfürst, der stets eine große Vorneigung für die Gräfin Branicka gezeigt, und sich gern ihrer heiteren und angenehmen Leitung anvertraute, konnte auch jetzt nicht umhin, sich derselben zu fügen. Er führte seine Gemahlin, ohne ein Wort mit derselben zu wechseln, in den Saal und in die Umgebung der Czarin zurück.

Die ernsten drohenden Blicke der Czarin begegneten den Augen Nataliens. Diese Blicke waren so feindselig und unheilverkündend, daß die Großfürstin davor in ihrer innersten Seele zu erbeben anfing. Das Ceremoniel, und die Anordnungen des Fürsten Bariatinsky, denen man folgen mußte, indem man sich jetzt zur Tafel begab, erleichterten die peinliche Situation, in der beide Frauen sich einander gegenüber befanden. In dem beginnenden Festgetümmel und unter dem glänzenden Treiben der Tafel, berauscht von den lauten Huldigungen ihrer Höflinge, entzückt über die naiven und lustigen Einfälle Potemkin's, vergaß Katharina bald wieder die unangenehmen und unheimlichen Empfindungen, die ihr oft beim Anblick der Großfürstin aufstiegen. —

XIII.

Es waren noch mehrere Monate vergangen und der Anfang des Jahres 1775 war herangekommen, ehe Katharina II. zur Ausführung ihres großartigen Planes gelangen konnte. Die nationale Sieges- und Friedensfeier, welche sie in dem alten prächtigen Moskau begehen wollte, hatte noch einigen Aufschub erfahren, denn es waren darüber erst alle ihre Freunde und Staatsräthe in einer ausführlicheren, durch die verschiedensten Ansichten getheilten Berathung vernommen worden. Bei der Czarin hatte es aber den Ausschlag gegeben, daß ihr Freund Potemkin, an dem sie mehr und mehr die innersten Uebereinstimmungen und Sympathieen mit ihren eigenen Gedanken entdeckte, sich mit einer zujauchzenden Begeisterung für ihren Plan erklärte, und für denselben gegen alle Gegner dieser Reise im Cabinet stritt.

Potemkin hatte ſich ſelbſt an die Spitze aller Vorbereitungen geſtellt, die zu der Reiſe nach Moskau nöthig wurden und für welche er das glänzendſte und pomphafteſte Programm entworfen. Doch wurde der ſtürmiſche Feuereifer, mit dem ſich Potemkin dieſer Sache bemächtigte, noch auf einige harte Geduldsproben geſtellt. Die Czarin wollte erſt eine Komödie fertig ſchreiben, die ſie vor einiger Zeit zur Feier ihrer Siege über die Türken begonnen, und in welcher der große Gedanke der Eroberung der Türkei, den ſie an die Spitze des Feſtſtückes ſtellen wollte, gerade an dieſem Tage in Moskau eine glorreiche Deutung und Verherrlichung finden ſollte. Dann aber wünſchte die Czarin auch noch um deswillen einigen Aufſchub der Feier, weil ſie die gereizte Stimmung der Bevölkerung fürchtete, welche die vor Kurzem in Moskau erfolgte Hinrichtung des Koſacken Pugatſchew gegen den Czarenthron erregt hatte. Jemelian Pugatſchew, der im Januar des Jahres 1775 in Moskau nicht bloß hingerichtet, ſondern cannibaliſch von den Henkern zerſtückelt worden war, hatte große Sympathieen in Moskau und der ganzen weiten Umgegend zurückgelaſſen. Beſonders hing ihm das altgläubige Volk dieſer Gegenden, die Raskolniken der griechiſch-ruſ-

ſiſchen Kirche an, und die Erinnerung an ihn ſchien ein neuer Zündſtoff der Empörung in dieſem Theil des Reichs zu werden.

Endlich glaubte die Czarin das Blut Pugatſchew's in Moskau verdampft, und jetzt, nachdem zugleich alle Vorbereitungen zu dieſer Reiſe vollendet waren, wurde der Tag des Aufbruchs von Petersburg feſtgeſetzt. Alles war im Geiſte der Czarin und Potemkin's wohlbedacht zu dieſem großen Auszuge, zu dem auch eine bedeutende Anzahl kleiner Heiligenbilder, nebſt einem großen, das in einem beſonderen Wagen fuhr, miteingepackt wurde. Dieſe ſollten unterwegs in allen Kirchen und Kapellen, an denen der Zug der Kaiſerin vorüberführen würde, ausgetheilt werden, wovon die Czarin ſich in dieſen von der Herrſchaft der Popen gezügelten Provinzen ihres Reichs eine vortheilhafte Wirkung verſprach, welche zugleich geeignet wäre, die durch den Tod Pugatſchew's gereizten Gemüther des Volks wieder zu dem Czarenthron zurückzuführen.

An der Spitze des großen feſtlichen Reiſezuges, der ſich an einem ſchönen, ſonnig kalten Wintermorgen in Bewegung ſetzte, befand ſich die Czarin ſelbſt in einem Wagen, welchen nur Potemkin, der aber heut durchaus kein wohlgelaunter Geſellſchafter ſchien, mit

zunächſt Treue und Angehörigkeit, dann Freundſeligkeit und liebreiches Weſen, bezeichnet, ſowie unhold (was ſchon im ſilbernen Codex den Teufel, unhulto, benannt), das Gegentheil davon, erſt ungetreu, und dann feindlich, übelthätig, ausdrückt. Hold ſchien Luthern jedoch noch nicht genügend, um Das, was der Engel mit ſeinem Gruße an dem Weſen der Maria bezeichnen will, wiederzugeben. Es dünkt ihm noch ein zu äußerliches Beiwort, nur irdiſche Liebe und irdiſche Schönheit andeutend, und er fügte ſelig daran, welches Wort ſeiner Abſtammung nach (ſel, ſal, salus) auf das Heil hinzeigt, und in dieſem Falle beſonders die Heilsbotſchaft, welche der Engel der Mutter Gottes bringt, inſichſchließt. So erhielt unſere Sprache in dieſem holdſelig eines ihrer ſchönſten und lieblichſten Wörter, das von der heiligen Jungfrau Maria aus bald auch in den Sprachſchatz der irdiſchen Liebe und Zärtlichkeit überging. Luther ſelbſt aber hatte ſich mit dieſem Ausdruck eigentlich noch nicht genuggethan; er meinte, der Engel wolle an dieſer Stelle vorzüglich ſagen: Gott

ihr theilen durfte. Während Katharina von Glück und Zufriedenheit ſtrahlte, und ſich gern an dem Gedanken zu ergötzen ſchien, daß heut ein kluger und weitberechneter Plan von ihr zur Ausführung gelange, ſaß Potemkin mit einem ſchweigenden Hinſtarren ihr gegenüber, ſeufzte häufig, verdrehte die Augen und ſchien über den ſeltſamſten Dingen zu brüten. Zuweilen ſah er ſo aus, als wenn er heimlich ſtille Gebete auf ſeinen Lippen bewege, und wenn Katharina mit ihrer heut ſehr entgegenkommenden Laune ihn aus dieſer ſeltſam träumeriſchen Stimmung herauszulocken ſuchte, ſo begegneten ſich ihre freundlichen, brennenden Blicke nur mit ſeinen glanzloſen, ſtieren Augen, in denen ſich heut ein ihr unbegreifliches Räthſel zu bergen ſchien.

Katharina ſchien endlich einigen Aerger über dieſen ihr durchaus widerſtrebenden Zuſtand ihres Freundes zu empfinden. Sie ſchüttelte ernſt und mißbilligend ihr Haupt, und ſagte dann mit einer nachdrücklichen Stimme: Jetzt, mein lieber Graf, ſagen Sie mir doch, warum Sie heut lauter ſo abſcheuliche Geſichter ſchneiden, und gar ſo thun, als wenn Sie heut in der Geſellſchaft Ihrer Freundin und Czarin alle Ihre Sünden abbüßen wollten, wozu der Augenblick

nicht ſchicklich gewählt ſcheint, indem man auszieht, das Feſt des ſiegenden Rußland's über den Aufruhr der Ungläubigen zu begehn!

Durch den etwas herben Ernſt, mit dem die Czarin zu ihm ſprach, erweckt, und als führe er aus dem tiefſten Schlaf empor, begann Potemkin ſich erſt aus allen Kräften zu recken und zu dehnen, ehe er daran dachte, auf die Frage der Czarin eine genügende Erwiederung zu geben. Er verfuhr dabei in ſeiner Art ſo unachtſam, daß er, ſich mehrmals ganz rückſichtslos im Wagen ausſtreckend, die Czarin dabei auf eine keineswegs ehrfurchtsvolle Weiſe mit den Füßen berührte, was dieſelbe indeß durchaus nicht zu verdrießen ſchien.

Dann, nachdem er noch einige Minuten mit Recken und Gähnen zugebracht, ſagte er, die Hand der Czarin ergreifend: Nicht böſe ſein, Katuſchka, ſondern hören, den armen, guten Freund anhören, der ſein Leid klagen möchte, ſein ganzes Leid, das ihn bitter quält und ihm faſt ſein Herz abſtoßen will!

Katharina konnte nie böſe werden, wenn Potemkin mit ſeiner oft ſo drolligen Naivetät ſich des Schmeichelnamens: Katuſchka! oder Kathinka! zu ihr bediente, was er immer nur in den Augenblicken der

innigſten und leidenſchaftlichſten Hingebung zu thun pflegte, und was er ſich zur großen Freude der Czarin ſeit den Tagen, wo das Verhältniß zwiſchen Beiden immer vertraulicher und rückhaltloſer geworden war, verſtattete.

Sie munterte ihn deshalb durch das gnädigſte Lächeln auf, fortzufahren, und Potemkin ſagte, nachdem er noch einmal einen Seufzer aus tiefſter Bruſt hervorgeholt:

Meine huldvolle Gebieterin, ich fühle mich beängſtigt von Gewiſſensſkrupeln, die mir keine Ruhe mehr laſſen wollen. Czarin ſoll nicht glauben, daß der Potemkin ein Menſch ohne Religion und Heilige iſt, ſondern der Potemkin iſt ein ehrlicher Kerl, dem die Religion tief in ſeinem Herzen wohnt, und welcher unſerem heiligen Glauben genugthun möchte auf allen Wegen und Stegen, die er betritt. So, meine gnädigſte Czarin, habe ich jetzt wieder meine Zeit, wo mich wahrhaft der religiöſe Bock ſtößt, wo ich nicht aus noch ein weiß in meinen geiſtlichen Bekümmerniſſen und Anfechtungen, und wo mich zugleich alle Zweifel der Hölle, die nur in einer gläubigen Seele Platz nehmen können, plagen! So läßt es mich heute nicht ruhen, daß das Heiligenbild, welches wir heut mit uns ge-

nommen haben, und das für die Kathedrale von Moskau beſtimmt iſt, in dem zweiten Wagen des Zuges hinter uns herfährt, wohin es Ew. Majeſtät verwieſen haben. Ich verſichere, Czarin, daß dieſer Gedanke mir keine Ruhe mehr laſſen will. Es verſtößt doch gegen allen kirchlichen und religiöſen Reſpect, daß wir vorausfahren ſollen, während ein Heiligenbild von ſolcher Herrlichkeit in dem zweiten Wagen hinter uns herkutſchiren muß.

Die Czarin war bei dieſen Worten Potemkin's in ein lautes Gelächter ausgebrochen, das ſich noch beim Anblick des ſchwermüthigen und ängſtlichen Geſichts, welches Potemkin machte, ſteigerte.

Betrüben Sie Sich darüber nicht, mein theurer Freund, ſagte ſie, indem ſie ihn mit ſpöttiſchen Blicken betrachtete. In der That, ich weiß nicht, wie ein Mann, wie Sie, heut zu ſo ſchlimmen Befürchtungen ſich aufgelegt fühlen kann. Wir wollen die Kirche und die Heiligen ehren, Potemkin, aber wir wollen und dürfen auch nicht vergeſſen, daß in Rußland der Czar auch der Czar der Kirche und der erſte Oberprieſter der Gläubigen ſein muß. Mein alter Freund Voltaire in Ferney, der über unſer Geſpräch ſich jede Indigeſtion fortlachen würde, ſchrieb mir neulich: „wir

müſſen die Kirche beherrſchen, oder die Kirche beherrſcht uns". In Rußland aber giebt es keinen Czaren, der ſich beherrſchen laſſen könnte! Wir nehmen das Heiligenbild mit, denn wir wollen um unſerer guten Unterthanen willen die Kathedrale von Moskau damit ſchmücken, aber wir haben ihm einen beſonderen Wagen beſtimmt, indem es während der ganzen Reiſe, und auch bei unſerem Einzuge in Moskau ſelbſt, unmittelbar hinter dem Wagen, in dem ich mich ſelbſt befinde, einhergehen ſoll. Außerdem habe ich das Heiligenbild, um es zu ehren, in die koſtbarſten Gewänder gekleidet, und habe dieſe liebe gute Heilige mit einem Diamantſchmuck gekrönt, wie ihn die erſte Dame meines Hofes nicht zu tragen verſchmähen würde. Kann man mehr thun, Potemkin, wenn man Czarin von Rußland iſt?

Potemkin ſchien durch dieſe Frage ſeltſam berührt zu werden. Er ſchrak zuſammen, und ſchien ſich dann wieder in ernſte Träumereien zu verlieren, indem er den Kopf vornüber auf die Bruſt herabhängen ließ und ſo eine Zeit lang im tiefſten Schweigen verharrte, ohne die geringſte Aeußerung von ſich zu geben. Dann blickte er plötzlich wieder empor, ſah die Czarin mit ſeiner unwiderſtehlich komiſchen, halb dummen, halb verſchmitzten Miene an, und ſagte, ſchlau lächelnd:

Ich will mich darüber beruhigen, daß das liebe Heiligenbild in unserem Zuge dem Wagen nachfolgt, in dem meine allergnädigste Czarin thront. Aber passen wir einmal auf, was der Potemkin für ein Kerl ist, und wie er jetzt tief in das geistliche Fach hineingerathen wird, wovon er, unter uns gesagt, schon in früherer Zeit die merkwürdigsten Anwandelungen hatte!

Katharina sah ihn bei dieser Aeußerung betroffen an und schien von jetzt an unruhig zu werden, indem sie ihm mit der ernsthaftesten Aufmerksamkeit zuhörte.

Aber der Wagen, fuhr Potemkin eifrig fort, geht mit dem Heiligenbilde zugleich unmittelbar vor dem dritten Wagen einher, in welchem der Großfürst Paul und dessen Gemahlin, die Großfürstin Natalia Alexiewna, sitzen. Durch diese unmittelbare Nähe geschieht nach der anderen Seite hin unserem Heiligenbilde noch weniger die ihm gebührende Umfassung. Der Großfürst, verhehlen wir es uns nicht, Czarina, hat keine religiöse Erziehung empfangen, und wie konnte es auch unter den Händen eines Grafen Panin, der mit den Preußen sympathisirt und den Glauben der Heiden begünstigt, anders sein? Es kann dem Heiligenbilde der Rechtgläubigen nichts daran gelegen sein, daß es vor dem Großfürsten Paul her transportirt wird. Und dann,

seine junge Gemahlin, die Großfürstin Natalia Alexiewna? Haben wir sie nicht aus dem heidnisch-philosophischen Deutschland bekommen, und hat man jemals eine aufrichtige Hingebung an den griechisch-russischen Glauben bei ihr bemerkt?

Die Czarin, deren Stirn sich in Falten gelegt, nickte ihm mit einer sehr ernsthaften Gebärde zu, und sagte bedeutungsvoll:

Ihr habt wahrlich Recht, Potemkin, aber Ihr berührt eine wunde Stelle meines Herzens, die ich an dem heutigen schönen Tage, an dem Alles rein und klar in mir klingen soll, geschont sehen möchte! Es wird die Zeit kommen, wo wir uns ernster mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen haben werden, und dann werden viele schwere Bedenken, die in uns aufgestiegen sind, gleichzeitig mit der äußersten Strenge und ohne alles Ansehen der Person erledigt werden, verlaßt Euch darauf, Potemkin!

Man sagt, daß die Großfürstin Natalia Alexiewna sich sehr ungern und nur mit großem Widerstreben entschlossen hat, den Befehlen der Czarin zu dieser Reise Folge zu leisten? bemerkte Potemkin jetzt, indem er mit einem spöttischen Lächeln vor sich hinsah.

Die Großfürstin hat ihre Widerspänstigkeit natür-

lich auch diesmal beweisen müssen, versetzte die Czarin. Aber sie hatte diesmal noch einigen Grund, um ihre Oppositionslust zu maskiren. Sie schützte ihren Zustand vor, der allerdings bereits sehr vorgeschritten ist, und die tristigsten Einwendungen gegen eine Reise zuläßt. Sie hat sich dabei auf das Zeugniß ihres Leibarztes stützen können. Aber ich wollte mich nicht damit beschäftigen, ich wollte durchaus nicht. Es lag in meiner Absicht, der Nationalfeier in Moskau auch noch dadurch ihre besondere Bedeutung zu geben, daß sich die Kaiserliche Familie vollständig und in allen ihren Mitgliedern dem Volke darstellen sollte. Das Programm hat also durch den Zustand der Großfürstin nicht gestört werden dürfen.

Um so besser für das Programm! rief Potemkin, indem er aus vollem Halse lachte. Wenn die Großfürstin jetzt in Moskau niederkommen sollte, so könnte sie zugleich einen gläubigen Altrussen, einen Erz-Moskowiten, zur Welt bringen, und die Kaiserliche Familie würde dann noch vollständiger dem Volke dargestellt werden. Die guten Moskowiter würden zugleich die Thronfolge nach der legitimen Ordnung gesichert sehen, und alle Philister würden Bravo klatschen, und den Jubel zu den Füßen der erhabenen Czarin mehren.

Katharina ſchüttelte mit dem Kopf, und ſchien dieſe Bemerkungen Potemkin's mit einer ſtrengen, unwilligen Miene abzulehnen. Dann ſagte ſie, vor ſich niederblickend, mit einer leiſe gedämpften Stimme: Das würde keine legitime Ordnung der Thronfolge ſein. Ganz andere Gedanken könnten mich einſt bei Feſtſtellung dieſer Thronfolge leiten. Jedenfalls iſt die meines Sohnes Paul und der Kinder, die ihm eine Prinzeſſin von ſo zweifelhafter und ſo wenig ruſſiſcher Geſinnung gebären wird, noch keineswegs geſichert. Wir werden noch Gelegenheit haben, in beſſerer Muße darüber zu ſprechen, Potemkin. Aber von Ihrem neulichen Project, mein theurer Freund, wird und kann nicht mehr die Rede ſein. Es war zwar dies, ſoweit es meine Perſon anbetrifft, ungemein liebenswürdig, und ich verbleibe Ihnen dankbar dafür. Aber das Staatsintereſſe ſetzt ſich dagegen, mein Freund.

Die Czarin ſagte dies mit ſo großer Beſtimmtheit, daß es den Anſtrich einer feierlichen Erklärung annahm. Potemkin erbleichte und begann von Neuem in ſich ſelbſt zu verſinken. Die Czarin betrachtete ihn mit einem ſeltſamen Lächeln von der Seite, und ſah ihn lange und forſchend an.

Ein gewichtiger Wunſch, den Potemkin in der letzten Zeit mit ſeiner unermeßlichen Kühnheit anzudeuten gewagt, und an dem ſchon Graf Gregor Orlow geſcheitert, war der Grund der ſeltſamen Situation, in der ſich Beide in dieſem Augenblick einander gegenüber befanden. Die Czarin hatte gewiſſermaßen das letzte Wort in dieſer zwiſchen ihr und Potemkin anhängig gewordenen Angelegenheit geſprochen, während Potemkin es bisher nur ſcherzend und tändelnd in die Geſpräche der Liebe zu flechten gewußt, daß er um die Hand der Czarin werbe und einen ſelbſtſtändigen Platz neben ihr auf dem Throne Rußland's erſtrebe. Aber das Trachten Potemkin's nach dieſer Höhe war ein ſo ernſtes und feſtbeſchloſſenes in ihm, daß er faſt verzweifeln zu wollen ſchien, als er die Czarin für dieſen Wunſch durchaus nicht zugänglich fand, ſondern vielmehr ihr ſtarkes und unerſchütterliches Widerſtreben dagegen erkannte. Er glaubte deshalb in der Czarin ſchon ſeit einiger Zeit die Beſorgniß erregen zu müſſen, daß ſie ihn möglicher Weiſe ganz verlieren könne, weil er wußte, daß dies für Katharina ein unerträglicher Gedanke war und ſie lieber jedes andere Opfer gebracht haben würde. —

Potemkin hatte jetzt wieder dieſelbe Haltung an-

grüße Dich, du liebe Maria, und wenn er deutsch gesprochen hätte, würde er sie mit diesen Worten begrüßt haben, denn, fügt Luther hinzu, „wer Deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist, die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Fürst, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nicht, ob man das Wort liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge in das Herz, durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache.“*)

Die christliche Anschauung bildete auch das Wort gottselig, worin Luther das auch auf die heidnischen Götter bezügliche göttlich umsetzte. Andere Wörter, wie unglückselig, glückselig, armselig und ähnliche entstanden ebenfalls in diesem christlichen Sinn, dem keine andere Sprache wie die deutsche mit solcher ideellen Bezeichnungsfähigkeit nachkommen kann. Mit der Armuth

*) Vgl. Diederich von Stade, Erläuter- und Erklärung der vornehmsten deutschen Wörter Luthers (Bremen 1724). S. 517. und Grotefend a. a. O. S. 122 flgd.

genommen, durch welche er die Czarin bei der Abfahrt von Petersburg aufs Aeußerste gelangweilt und fast zur Verzweiflung gebracht hatte. Er lag mit schlaff herunterhängenden Gliedern im Wagensitz da, verdrehte die Augen, wie in einem Zustand der Extase, und ließ nur von Zeit zu Zeit einige laute schallende Seufzer aus seiner Brust hervorsteigen.

Jetzt sagte er, indem er sich plötzlich auf die Hände der Czarin niederbeugte: Kathinka, mein Entschluß ist gefaßt! Ich werde ihn, mit Euerer Erlaubniß, wahrscheinlich schon in Moskau zur Ausführung bringen. Denn mich treibt der Geist, dem ich in mir selbst nicht mehr Widerstand zu leisten weiß, und von dem man sich treiben lassen muß, wenn uns geistlich und ewig geholfen werden soll. Ja, Czarin, ich bin gewillt, die heiligen Weihen zu nehmen und denke mich zum Erzbischof salben zu lassen!

Aber diesmal schlug die beabsichtigte Wirkung fehl, oder sie wandte sich vielmehr in ihr Gegentheil um. Die Czarin begann in ein lautes Gelächter auszubrechen, denn Potemkin, indem er wie Einer, der gegen sich selbst Hülfe und Rettung sucht, sein von reichen, flatternden Locken umwalltes Haupt auf ihre Hände gelegt, sah in demselben Moment zugleich

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.

3-598-52006-9
FN. 02246/049

mit so drelligen und verschmitzten Augen zu ihr empor, daß sie ihren Ernst nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte.

Sie berührte seine Locken mit ihren Fingern, und sein Haupt, welches dieser electrischen Bewegung nicht widerstehen konnte, sank tiefer in den Schooß der Czarin herab. —

Ende des ersten Bandes.

Druck von J. Hoffschläger in Berlin.

Czar Paul.

Von

Theodor Mundt.

Erste Abtheilung:

Der Großfürst.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.

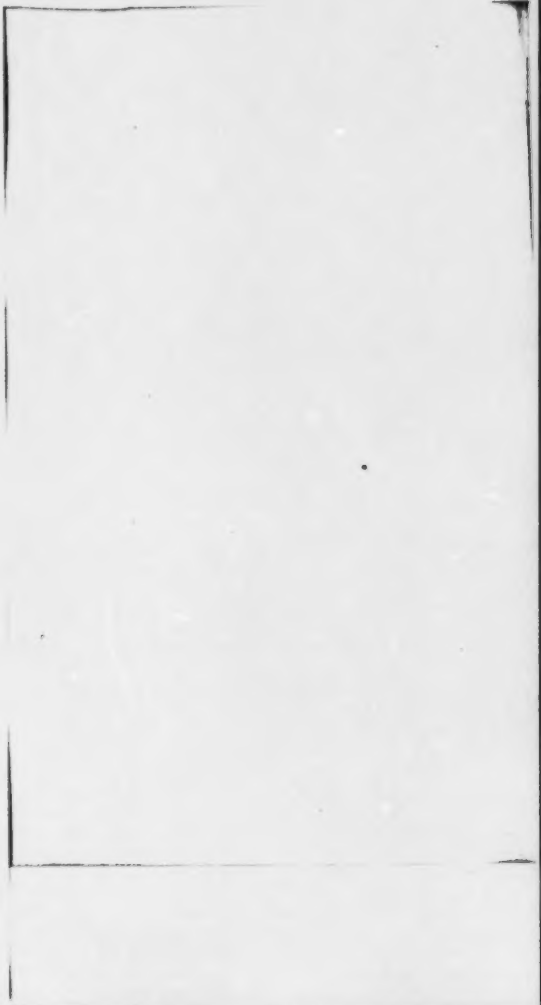
Der Großfürſt.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.



Zweites Buch.

Katharina II. und Natalia.

I.

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen, die in dem Wagen der Czarin ſich wiederholten, wurden die Reiſetage, trotz der Umſtändlichkeit des langen und weitläufigen Zuges, bald zurückgelegt, und die zahlreichen Thürme und Kirchen der alten Stadt Moskau, mit ihren zum Theil vergoldeten Kuppeln, zeigten ſich in der Ferne. Das Geſicht der Czarin veränderte ſich in dem Augenblick, wo man ſich den Thoren Moskau's näherte. Hatte ſie es ſich bisher auf der Reiſe zu ihrer Aufgabe gemacht, Potemkin von ſeinen wunderlichen Grillen zu befreien und ihn wieder zu ſeiner alten, ihr ſo unentbehrlich gewordenen Laune zurückzuführen, ſo fühlte ſie jetzt, als ſie bei den zum Empfang der Czarin an den Pforten der Stadt erbauten Triumphbögen angelangt war, nicht minder den großen Ernſt des Augenblicks ge-

und dem Unglück eine Seligkeit zu verbinden, spricht das Grundwesen des Christenthums aus, für das nur die deutsche Sprache sogleich einen eigenen Wörterhaushalt auszufinden vermochte. Bei Luther selbst blickt die Absicht hervor, diesen Charakter seiner Sprache immer entschiedener auszuprägen. In seinen frühesten Bibelübersetzungen stand in der Bergpredigt: benedeyt seid ihr u. s. w., wofür später glückselig und selig mit jener bezeichnenderen Färbung der Bibelsprache an die Stelle kam.

Das Wort hehr ist ebenfalls der biblischen Diction eigenthümlich und durch dieselbe in der deutschen Poesie verbreitet worden. Es ist ein altes deutsches Wort, das besonders der sächsischen Mundart angehörig scheint und von Luther zuerst in den Psalmenübersetzungen, wo die Vulgata terribile hat, gebraucht wurde, wie er selbst sagt: „Das Wort terribile heiße ich auf Deutsch hehr, das man zu Latein metuendum, reverendum nennt, als man ein Bild, Kirche, Fest, Heiligthum oder dergleichen schön und hehr hält.“ Offenbar wollte er damit ein aus Schauerlichem und Heiligem ge-

kommen, und ihre Züge nahmen den Ausdruck einer ernsten, feierlichen Erhabenheit an, worin Katharina das Bewußtsein ihrer großartigen Stellung stets so imponirend auszudrücken wußte.

Die Triumphbögen, durch welche die Czarin mit ihrem gesammten Gefolge in Moskau einzog, waren mit einer ungeheuren Pracht aufgerichtet, und die Stadt hatte zu ihrer glänzenden Ausschmückung keine Kosten gespart, die auf gewaltige Summen sich belaufen hatten. Hier hatten sich zahllose Volksmassen dichtgedrängt aufgestellt, und die Behörden der Stadt, die Popen an der Spitze der Geistlichkeit, das ganze Heer der Beamten und Würdenträger Moskau's, waren erschienen, um der Fest-Prozession der Czarin beizuwohnen. Aber in dem Augenblick, wo Katharina in herablassender Milde und Güte aus ihrem Wagen heraus die Menge begrüßte und an ihren undurchdringlichen Reihen vorüberzog, hatte sich ein tiefes Schweigen wie ein unheimlicher Bann weit und breit über den Massen gelagert. Von keiner Seite her erhob sich ein Laut, die officiellen Festträger schienen ihre Stichworte vergessen zu haben, keine Begrüßung, keine Anrede erschallte, als die Czarin schon den zweiten Triumphbogen zurückgelegt

hatte, und im Hintergrunde schien das unermeßlich versammelte Volk nicht minder zu einer leblosen starren Masse, die sich zu keinem Ton erweichen wollte, erstarrt zu sein.

Katharina sah ihren Reisegefährten Potemkin mit einem seltsamen Lächeln an, und hoffte auf seinem Gesicht die Lösung dieses Räthsels zu finden. Zu der stummen Einöde, in welche sie sich mitten in dieser ungeheueren Menschenwoge versetzt sahen, gesellte sich das feierliche Läuten der Glocken von allen Kirchen und Klöstern der Stadt, wodurch dies gewaltige Stillschweigen der ganzen Bevölkerung, unter dem Katharina einzog, von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde, um dann wieder mit desto größerer Schwere ins Gewicht und aufs Herz zu fallen.

Potemkin, der zuerst mit dem größten Erstaunen diesen ganzen Vorgang beobachtet hatte, schien im Begriff, in einen gewaltigen Zorn auszubrechen, worauf seine hoch angeschwollenen Stirnadern und das seltsame Zucken und Grimassiren seines Gesichts hindeuteten. Dann begann er auf eine so fürchterliche Art zu fluchen, daß Katharina ihn inständigst bat, dieser sie erschreckenden Auslassung seines Zornes Einhalt zu gebieten.

Aber Potemkin ergoß ſich in einen Feuerſtrom wilder, leidenſchaftlicher Worte, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er dieſelben zum Wagenfenſter hinaus an die ringsumher in einem ſo düſtern Schweigen verharrende Menge gerichtet. Katharina hielt ſeine Hand feſt, die ſich ſoeben geballt und drohend gegen das Volk ausſtrecken wollte, und ſuchte ihn mit den zärtlichſten Worten zu beſchwichtigen.

Und darum, rief Potemkin außer ſich vor Wuth, haben wir dieſem verrätheriſchen Geſindel die Steuern verringert, damit ſie jetzt wie blöde Maulaffen ſtehen ſollen, wenn das Flammengeſtirn ihrer Czarin über ihren Häuptern aufgeht, und ihnen die Ehre anthut, ihr elendes Daſein zu beſcheinen. Aber ſagte ich es nicht gleich, Katuſchka, als wir noch in Petersburg waren, wir hätten uns dieſen Ukas ſparen können, und es wäre wahrlich viel politiſcher geweſen. Auf die Dankbarkeit des rebelliſchen Geſindels kann man niemals rechnen. Wenn man ihre Laſten verringert, ſo glauben ſie, man fürchtet ſich vor ihnen und will ihre Gunſt gewinnen. Der Pöbel wird ſogleich ein Tyrann, ſobald man ſich um ſeine Gunſt bemüht, und mit ſeiner giftigen Zunge ſpeit er uns unſere Wohlthaten wieder in's Geſicht zurück. Aber nur wenn

man ſie mit glühenden Zangen kneift, erkennen ſie an, daß man ihnen Wohlthaten ſpendet, und jubeln und jauchzen uns deshalb zu, wo wir ihnen begegnen. — Aber horch, was iſt das für ein ſeltſamer Lärmen, der jetzt plötzlich hinter uns her losbricht? Ich glaube, das ungeſchickte Geſindel fängt jetzt noch zu jubeln und zu klatſchen an, nachdem es in ſeiner Dummheit die Czarin hat lautlos an ſich vorübergehen laſſen.

Die Czarin neigte ſich halb zu dem Wagenfenſter hinaus und horchte mit ſcharfer Aufmerkſamkeit in die Ferne. Dann ſagte ſie lächelnd zu Potemkin: Daran erkenne ich mein gutes Volk; erſt fühlte es ſich von dem Glanz unſerer Erſcheinung geblendet und hinterher bricht ſein vortreffliches Herz für uns los! Wir werden ſeiner auch künftig in Gnaden gedenken!

Verzeihung, Czarina, entgegnete Potemkin, der ebenfalls mit der größten Spannung zum Wagen hinaus gelauſcht hatte. Ich unterſcheide es jetzt ganz deutlich. Dieſe jubelnden Grüße gelten nicht uns, ſondern ohne Zweifel dem Heiligenbilde im zweiten Wagen. Das Volk von Moskau hat ſtets einen ſtarken Enthuſiasmus für Heiligenbilder gehabt. Und ſagte ich es nicht gleich, wir hätten das Bild an die Spitze unſeres Zuges ſtellen und unſerem Wagen voranſchreiten laſſen müſſen.

Dann hätte die Czarin von dieſer Begrüßung des Volkes noch etwas profitiren können.

Ihr irrt Euch durchaus, mein lieber Freund, entgegnete die Czarin, indem ſie ihr Haupt noch einmal umwandte und prüfend zurückſchaute. Der begeiſterte Zuruf wird nicht uns, er wird nicht Eurem Heiligenbilde geſpendet, denn horcht, erhebt er ſich nicht erſt jetzt recht laut und ſchallend, nachdem der Wagen mit dem Heiligenbilde längſt vorüber iſt, und das Volk ſich dem Wagen des Großfürſten gegenüber befindet? Und ſagt, Potemkin, vernehmt Ihr nicht auch den Namen des Großfürſten Paul, der ſich in dieſe brüllenden Rufe des Volkes miſcht? Ja, wenn mich mein gutes Ohr nicht trügt, erſchallt nicht auch neben dem ſeinen der Name der Großfürſtin in dieſem abſcheulichen Concert? Es iſt nur zu gewiß, Potemkin, das Volk brüllt Beiden mit einem Enthuſiasmus entgegen, als käme das Heil der Welt jetzt erſt zu ihnen herangeſchritten durch den Großfürſten und dieſe Großfürſtin! O es iſt ein nichtswürdiges Volk, es iſt boshaft und tückiſch, und wir werden ſeiner nach Verdienſt gedenken!

Ja, erwiederte Potemkin, indem er ſich wieder in ſeiner gewohnten ſchlaffen Haltung in den Sitz zurückfallen ließ, man hat gerufen: „Es lebe der geliebte

Großfürſt Paul, die einzige Hoffnung aller Ruſſen", und man hat gerufen: „Es lebe die Großfürſtin Natalia Alexiewna, einſt die Mutter des Landes!" Hm, was in aller Welt ſoll man davon denken? Man muß ſich nichts daraus machen, Czarina, denn dieſe Moskauer waren von jeher ein mechantes Pack, hier in Moskau iſt faſt jeder Bürger ein Verräther gegen den Kaiſerthron, der Adel führt die Unzufriedenen an und die Prieſter geben ihren Segen dazu.

Eben deshalb bin ich nach Moskau gekommen, entgegnete die Czarin mit hohem Ernſt, indem ſie ſich in dieſem Augenblick wieder ihrer ganzen Würde erinnerte. Große Reformen haben wir für unſer ganzes Reich vorbedacht, aber wir werden nicht eher damit beginnen, als bis wir den Geiſt dieſer Bevölkerung von Moskau reformirt haben werden. Wir werden daher unſern Aufenthalt in Moskau diesmal klug zu benutzen wiſſen, und es ſei Euere Aufgabe, Potemkin, uns darin rathend und fördernd zur Seite zu ſtehen. Ebenſo nehmen wir Euren guten Freundesrath dafür in Anſpruch, wie wir mit dem Großfürſten Paul und dieſer Großfürſtin verfahren werden? —

Eine nicht minder große Bewegung herrſchte in dieſem Augenblick in dem dritten Wagen dieſes großen

Feſtzuges, in welchem der Großfürſt Paul an der Seite ſeiner Gemahlin fuhr. Beiden gegenüber ſaß der Graf Andreas Razumowsky, dem ſeine Stellung als Hofcavalier der Großfürſtin und der eigne Wunſch des Großfürſten das Recht auf dieſen Platz gegeben hatten. Denn ſeit jenem merkwürdigen Vorfall in Zarskoe-Selo ſchien Paul die Zurückhaltung wieder aufgegeben zu haben, welche ihn in der letzten Zeit von ſeinem ehemaligen Freunde und Vertrauten abwendig gemacht hatte. Er ſprach wieder mehr mit ihm, und zeigte von neuem, daß er einen großen Werth darauf lege, das frühere vertraute und hingebungsvolle Verhältniß wieder herzuſtellen.

Nichtsdeſtoweniger ſchien Paul das Mißtrauen, das ihn erfüllte, nicht gleichzeitig aufgegeben zu haben, ſondern es quälte und beherrſchte ihn noch, oft bis auf's Aeußerſte. Dies hatte ſich auch auf dieſer Reiſe in der engen Gemeinſchaft gezeigt, in welcher ſich die Dreie im Wagen gegenüber ſaßen.

Es waren bisher, bis zur Ankunft in Moskau, der Worte nur ſehr wenige gewechſelt worden, und da der Großfürſt ſich faſt ganz ſtumm verhalten, ſo hatte ſich das Geſpräch immer nur in ſehr abgeriſſenen Lauten und Bemerkungen fortgeführt. Es herrſchte

eine gewiſſe ängſtliche Schwüle in dieſem Beiſammenſein, denn der Großfürſt ſchien ſeine ganze Aufmerkſamkeit nur darauf zu verwenden, daß er mit ſtieren Blicken unverwandt alle Mienen und Bewegungen ſeiner Gemahlin und Razumewsky's beobachtete. Er hing ſich mit ſeinen düſtern Augen ſo feſt an ihre Geſichter, als wenn ihm kein Zug, keine geheime Regung verborgen bleiben ſollte, und dabei wechſelte das wunderbarſte, bizarrſte Mienenſpiel auf ſeinem eigenen Antlitz.

Erſt bei dem Einzug in Moskau änderte ſich dieſe drückende Stimmung, in der man ſich im Wagen des Großfürſten einander gegenüber geſeſſen, plötzlich. Die begeiſterten Zurufe des Volks, die ihm ausſchließlich gegolten, hatten den Prinzen auf Einmal aus ſeiner düſtern Verſchloſſenheit emporgeſchüttelt und wachgerufen. Sein Geſicht erhellte ſich, blitzartige Zuckungen durchbrachen die düſtere Unbeweglichkeit ſeiner Züge, und ein wunderbarer Glanz überflog ſeine Stirn. Erſt war er erſchrocken zuſammengefahren, als er plötzlich ſeinen Namen vernommen, mit dem die am Wege aufgethürmten Colonnen des Volkes zu ihm emporgerauſcht waren, nachdem ſie beim Vorüberfahren der Czarin ganz ſtumm und bewegungslos ſich verhalten hatten.

Natalie hatte es zuerſt bemerkt, daß der Wagen der Czarin ganz ohne Begrüßung des Volkes vorübergegangen war, und ſie hatte eine Bemerkung darüber gewagt, die ſie mit der ganzen ihr eigenen Entſchiedenheit ausdrückte. Der Großfürſt ſchien abſichtlich dieſe Aeußerung ſeiner Gemahlin überhören zu wollen, aber er überſah auch die haſtigen und gluthvollen Blicke, die von der Großfürſtin und Razumovsky in dieſem Augenblick gewechſelt wurden, und die mit einem tiefen, feſten Ausdruck des Einverſtändniſſes einander zuflogen. Jetzt hörte Natalie draußen auf den Lippen des begeiſterten Volkes ihren eigenen Namen mit dem ihres Gatten ſich vermiſchen, und dieſem Moment, der viele ihrer geheimſten Träume ins Leben zu rufen ſchien, konnte ihr leidenſchaftliches Herz nicht widerſtehen. Mit einem ſtrahlenden Lächeln athmete ſie auf, ihr ganzes Weſen begann in eine zitternde Bewegung überzugehen, und ſie ergriff, was ſelten geſchah, aus freien Stücken die Hand des Großfürſten, indem ſie dieſelbe mit herzlichem Druck ſchüttelte und um einen freundlich zuſtimmenden Blick aus Paul's Augen ſich zu bewerben ſchien.

Jetzt brach auch Razumovsky das Schweigen, das bisher ſeine Lippen gebunden. Auf ſeinem Geſicht

flammte ein Strahl von Begeisterung auf, eine schöne edle Gluth malte seine Wangen. Prinz, rief er mit leuchtenden Augen, Sie sehen, wie Sie geliebt werden. Oh Prinz, wenn Sie wollten! Sie würden den Ihnen gehörigen Thron auf den Schultern Ihrer getreuen Völker schon jetzt besteigen können! Wenn Sie wollten! Wenn Sie wollten!*) — —

Kaum war dieses kühne Wort dem Grafen Razumovsky entfahren, als er erschrocken zusammenfuhr, indem er den Großfürsten betrachtete, dessen ganzes Wesen in diesem Augenblick eine ungeheure Bewegung verrieth.

Paul war bleich geworden, seine Mienen nahmen einen seltsam verstörten Ausdruck an, und die Freude, die noch soeben auf seinem Gesicht aufgeblitzt war, trat wieder wie erstarrt zurück. Seine Augen sprühten einen düstern unheimlichen Glanz aus. Die Häßlichkeit seiner Züge wurde in diesem Augenblick so fürchterlich, daß Natalie an seiner Seite schauderte, und von der vertraulichen Berührung seiner Hand, mit der sie sich eben ihm zugewandt, entsetzt zurückfuhr.

Es war aber zugleich eine unendliche Traurigkeit

*) Castera II, 145.

mischtes Gefühl der Ehrfurcht bezeichnen, etwas geheimnißvoll Erhabenes, wofür dieses Wort, das in seiner Abstammung ohne Zweifel mit herrlich, Herr, Ehre, zusammenläuft, sehr charakteristisch ist. Heiland, ein Participium von dem fränkischen Verbum heilan, heilen (heilant), ist durch Luther in der Sprache der christlichen Anschauung eingebürgert worden, womit er namentlich das griechische σωτηρ des neuen Testaments übersetzte, einen umfassenden und der evangelischen Bedeutung durchaus gemäßen Sinn damit ausdrückend. Diese und ähnliche Wörter und Wendungen zeigen, wie Luther bei seiner Arbeit ohne Zweifel die alten Sprachschätze vor Augen hatte und eifrig durchforschte. Schon Otfrid sagt von Jesus: Nu wizun in ala vuari thaz er ist heilari, nun wissen wir in aller Wahrheit, daß er ein Heiler ist. Luther bediente sich jedoch dieses Wortes auch im alten Testament, z. B. Richter, 3. 9. der Herr erweckt ihnen einen Heiland, oder Nehem. 9. 27. du gabest ihnen Heilande, die ihnen halfen.

Andere Eigenthümlichkeiten der luther'schen Sprache sind zum Nachtheil der heutigen Diction wie-

über Paul's Geſicht geflogen. Wer ihn genauer betrachtete, konnte einen tiefen Schmerz in allen ſeinen Zügen arbeiten ſehn. Dann ſagte er, leiſe vor ſich hin, weder Razumowsky noch die Großfürſtin anblickend: Mehr als auf Alles, lege ich einen Werth darauf, der erſte und getreueſte Unterthan meiner Mutter, der erhabenſten Czarin, zu ſein. Tollkühner Muth reizt mich nicht, obwohl ich in der Schlacht dem Tapferſten mich ſtellen werde. Warten wir Alles ab, wie es kommen wird, und übereilen wir nichts durch unnützes Drängen!

Bei dieſen Worten warf er ſich verdrießlich in die Ecke des Wagens zurück, und ergab ſich von neuem ſeiner tiefen Zurückhaltung und Verſchloſſenheit, in der er jetzt nichts mehr, was um ihn her vorging, zu hören und zu beachten ſchien. So erwiederte er auch nichts, als Natalie jetzt, mit einem bedeutungsvollen Blick auf Razumowsky, ſagte: Möge mir Ew. Kaiſerliche Hoheit verzeihen, wenn ich noch eine Bemerkung zu machen wage. Es will mich um ſo mehr freuen, daß uns dieſer Empfang bei unſerem Einzuge in Moskau entgegenfliegt, da ich gehört habe, daß in der Bevölkerung hier ein ſehr edles, hochherziges Freiheitsſtreben wohnt und daß hier die kräftigſten und ſtärkſten Elemente vorhanden ſind, um aus Moskau, dem eigent-

lichen Kern der ruſſiſchen Nation, einſt eine wahre Wiedergeburt des Reichs hervorgehen zu laſſen. Darum bin ich ſtolz und froh, daß gerade unſere Namen hier auf den Lippen der Patrioten leben und hoch erklingen, während andere Namen ein ebenſo bedeutungsvolles Schweigen überdeckte! —

Paul, tief und düſter in ſich verſunken, ſchien der Gegenwart ſo ferngerückt zu ſein, daß Razumowsky in dieſem Augenblick es wagen zu können glaubte, die kleine weiße Hand der Großfürſtin, die ſich im Eifer ihrer letzten Worte aus dem Reiſemantel hervorgehoben hatte, mit der ſeinigen zu ſtreifen, und ſich, anſcheinend nach etwas Anderem herunterbeugend, mit einem leiſen Kuß auf dieſe Finger zu neigen.

Eine dunkle Röthe war auf Nataliens Wangen geſtiegen, zugleich mit einem anmuthvollen, reizenden Lächeln, in dem ſich ihr Geſicht verklärte. Die unendliche Kühnheit des Grafen Razumowsky ſchien einen großen Eindruck auf ſie gemacht zu haben, denn das Schlimmſte wäre geſchehen, wenn der Großfürſt, aufmerkſam werdend, ſeine Blicke auf dieſen Vorgang gerichtet hätte. Aber Paul war in dieſem Moment mit ganz anderen Dingen beſchäftigt, als mit ſeinen nächſten Umgebungen, auf die er nicht im Geringſten achtete.

Er drückte ſich noch immer ſchweigend und theilnahmlos, faſt mit geſchloſſenen Augen, in die Wagenecke zurück, bald ließ er wieder ſeine Augen ſcheu und traurig zum Fenſter hinaus auf die am Wege verſammelten Volksmaſſen gleiten, in denen die enthuſiaſtiſchen Rufe jetzt allmählig verhallt waren.

Plötzlich hielt der Wagen ſtill, und der träumeriſch hinſtarrende Paul bemerkte jetzt erſt, daß der Zug der Czarin ſich inzwiſchen in die Straßen der Stadt hineinbegeben und bereits den Weg durch die gewaltigen Vorſtädte Moskau's zurückgelegt hatte. Dann war der Zug an der hohen altersgrauen Pforte angelangt, welche in das Innere des Kreml hineinführte, und wo die feierliche Proceſſion heut ihr Ende finden ſollte. Die Wagen der Czarin und des Großfürſten hielten vor dem Palaſt der alten Czaren ſtill, einem ungeheuren Gebäude, in welchem die Wohnung für die kaiſerliche Familie und ihre nächſten Umgebungen beſtimmt war. Das Heiligenbild war in die Krönungs-Kathedrale abgeführt worden, die dem Czaren-Palaſte auf dem Kreml gerade gegenüber lag und in der es in den nächſten Tagen ſeine feierliche Aufſtellung erhalten ſollte. Die übrigen Equipagen begannen ſich nach Auflöſung des Zuges zu zerſtreuen.

Als der Großfürst und die Großfürstin ihren Wagen verlassen hatten, trafen sie mit der Czarin zuerst in der großen alterthümlichen Versammlungs-Halle zusammen, in welcher Katharina, ehe sie sich von dem Fürsten Bariatinsky in die für sie eingerichteten alten Czaren-Gemächer geleiten ließ, sich niedergelassen hatte. Die Czarin schien von der Reise sehr ermüdet und klagte über ein heftiges Uebelbefinden, an dem die letzten Gemüthsaufregungen, von welchen Katharina bei ihrem lautlosen Einzuge in der alten Czarenstadt sich betroffen gefühlt, ohne Zweifel die eigentliche Schuld trugen.

Als Paul und Natalie in den Saal traten, um ihre pflichtschuldigen Erkundigungen bei der Czarin anzubringen, fanden sie dieselbe unter den Händen ihres Leibarztes und des mit einem stürmischen Eifer bemühten Potemkin, der nach allen Essenzen der Welt schrie und sich fast verzweiflungsvoll gebärdete. Die Czarin lehnte in der That bleich und ernst in seinen Armen, und schien eben die Anwandlung einer Ohnmacht überstanden zu haben. Als sie den Großfürsten mit seiner Gemahlin eintreten sah, schrak die Czarin plötzlich zusammen, und ein tiefer Purpur des Zorns überflog ihr blasses, leidendes Gesicht. Dieser sie aufreizende Anblick schien aber ihre Lebenskräfte eher

von Neuem wachgerufen zu haben. Sie erhob sich rasch von dem Divan, in dem sie bis dahin gelehnt, ihre Haltung war wieder stark, gerade und ungebeugt wie immer, und mit hoheitsvoller Strenge sah sie den zu ihr Heranschreitenden entgegen.

Paul befand sich sichtlich in einer peinlichen Verlegenheit, als er sich jetzt seiner Mutter näherte. Er schien es zu empfinden, daß die Czarin sich über Das, was ihr geschehen war, in der That sehr zu beklagen hatte, es that ihm leid, und da er sich von aller Schuld dabei frei fühlte, übermannte ihn fast sein gutes Herz, das sich oft mit seinen ungestümen leidenschaftlichen Regungen in einem Widerstreit befand. Er hatte sich demüthig genaht, und wollte eben die Hand der Czarin ergreifen, um sie an seine Lippen zu ziehen. Es war ihm in der That, als wenn er die Czarin um irgend eines Dinges willen um Verzeihung zu bitten hätte, aber Katharina schien seine Annäherung gänzlich unbeachtet lassen zu wollen sie reichte dem Großfürsten die von ihm begehrte Hand nicht dar, und richtete nur ihre strengen, höchst erzürnten Blicke auf die junge Großfürstin, die ganz in den entgegengesetzten Empfindungen, wie Paul, sich vor die Czarin hingestellt hatte.

Natalie hatte sich in diesem Augenblick um so mehr mit dem ihr eigenthümlichen kecken und freimüthigen Anstande dargestellt, als sie der Czarin gegenüber ein Gefühl des Triumphes in sich nicht hatte zurückdrängen können. Die Großfürstin war stolz auf die Huldigungen des Volks, welche ihr unterwegs zugefallen waren, und wie sie es niemals über sich gewinnen konnte, zu verbergen, was in ihr vorging, so zeigte sie es auch jetzt, durch eine heitere, feste und überlegene Haltung, mit der sie vor der Kaiserin dastand, daß sie sich von einer großen Zuversicht getragen fühle, und daß sie das, was der Czarin geschehen war, freudigen Sinnes als eine Niederlage betrachte.

Katharina hatte einen düstern, vernichtenden Ausdruck in ihren Zügen. Sie hatte nur mit einigen einzelnen abgerissenen Lauten die Erkundigungen beantwortet, welche Natalie bei ihrem Eintreten mit einer frohlockenden Freundlichkeit, die der Czarin so sehr mißfiel, an dieselbe gerichtet.

Es war gefährlich, der Czarin Katharina so gegenüber zu stehen, aber Natalie empfand die Beängstigungen nicht, die sie aus den unverwandt auf sie gerichteten Blicken der Czarin schöpfen mußte. Ihre

heitere Festigkeit verließ sie auch jetzt nicht, als Katharina, in deren Gesicht eine unheimliche Wildheit aufblitzte, ihre Gestalt von oben bis unten überflog und dabei mit einem unverhehlten Ausdruck des Hasses den schon bedeutend hervorgetretenen Zustand betrachtete, in dem sich die Großfürstin befand.

Natalie fühlte diese Blicke wie Dolchstiche sich in ihr Innerstes bohren, und eine flammende Röthe der Scham begann ihr das Gesicht und den Hals zu bedecken. Aber sie schwankte nicht, und blieb lächelnd und aufrecht in der starken Haltung stehen, die sie bisher über sich vermocht hatte. Ihre glänzende Schönheit nahm in diesem Augenblick einen heldenhaften Ausdruck an, und mit der Czarin Auge in Auge sich messend, schien sie sich siegreich auf dem Platze zu behaupten.

Katharina wandte sich endlich von ihr ab, und zu Potemkin sich hinkehrend, sagte sie in einem mühsam bezwungenen Tone: Wir werden uns jetzt Alle trennen müssen, denn wir bedürfen wahrlich sehr der Ruhe. Sehen Sie doch schleunigst nach, lieber General, warum der Fürst Bariatinsky nicht wiederkommt, um uns in die Czaren-Gemächer zu führen, die doch für uns bereit stehen müssen!

Gleichzeitig winkte sie mit der Hand dem Großfürsten Paul und seiner Gemahlin, sich nur halb wieder zu ihnen umkehrend, einen sehr wenig gnädigen Abschiedsgruß zu, der Beide veranlaßte, sich sofort in größtem Stillschweigen aus dem Saal zu entfernen.

Ebenso hatte sich Potemkin fortbegeben, um dem Befehl der Czarin zu gehorchen. Er kehrte aber sogleich wieder zurück, und durchschritt in seiner geräuschvollen, schlenderuden Weise, indem er mit dem Säbel auf dem Estrich aufstieß, den Saal, um zu der wieder auf den Divan zurückgekehrten Czarin zu gelangen.

Der Bariatinsky, berichtete er, hat die Luft in den alten, seit langer Zeit nicht bewohnten Gemächern verdorben gefunden, und da er weiß, daß unsere gnädigste Czarin am allerwenigsten der gesunden Luft entrathen will, so hat er die Gemächer von neuem lüften und dann wieder heizen lassen. In einigen Minuten wird Alles fertig sein, und dann wird der Fürst Bariatinsky kommen.

Damit setzte sich Potemkin zu der Czarin mit einer solchen Gewalt auf den Divan, daß Katharina hoch emporflog, während Potemkin sich unmittelbar

darauf einem fürchterlichen Gähnen hingab, das er ununterbrochen und mit den stärksten Lauten fortsetzte, ohne sich im Geringsten um die Anwesenheit der Czarin zu kümmern.

Man wird müde, rief er der Czarin zu, sobald man in dieses alte, schläfrige, feierliche Moskau kommt. Was in aller Welt werden wir nun hier machen, meine theuerste Czarin? Ich fürchte, hier wird mich die Langeweile ins Kloster treiben, wenn es meine Frömmigkeit nicht thut, mit der meine Czarin nicht einverstanden zu sein scheint.

O Potemkin, glaubet mir, entgegnete die Czarin, es wird hier viel zu thun geben! Ihr werdet nicht ins Kloster gehen, wenn Ihr mich lieb habt!

Potemkin schien jetzt von einer tiefen Traurigkeit befallen zu werden. Auf seinem Gesicht schattete sich eine große Trübsal ab, und die Augen mit jenem eigenthümlichen Aufschlag, der nie seine Wirkung bei ihr verfehlte, zu ihr emporhebend, sagte er langsam und schmachtend: Nur die unglücklich Liebenden gehen ins Kloster, Czarin! Aber dann ist es der einzige Trost, der ihnen geblieben. Wehe mir, wenn ich zu diesem Gang mich getrieben fühlen sollte. Doch wenn alle meine Wünsche bei Euerer Majestät scheitern,

wenn ich, um meiner angebeteten Czarin wirklich Dienſte leiſten zu können, meine Stellung bei Ihrer geliebten Perſon höher faſſen und geſtalten muß, und damit nicht zu dem einzig möglichen Ziele gelangen kann, dann fordert mich nur noch die Zelle des abgeſchiedenen Mönchs heraus, in der ich mich verbergen werde mit allen meinen Schmerzen und Leiden!

Mein lieber Potemkin, entgegnete Katharina, ihn aufmerkſam betrachtend, laſſen wir doch das! Ich fürchte, wir werden uns darüber nicht vereinigen können. Aber vereinigen wir zuerſt unſere Kräfte gegen den gemeinſamen Feind, der uns bedroht. Das wird vor allen Dingen das Nöthigſte ſein, Potemkin! Ja, wir haben einen gemeinſamen Feind, und Ihr wißt ſo gut wie ich, wen ich darunter verſtehe.

Die junge Großfürſtin? entgegnete Potemkin in einem gedehnten, halb wegwerfenden Tone. Ach, was hat die große Katharina von einem kleinen Vogel zu beſorgen, der mit ſeinem ſpitzen, ſcharfen Schnäbelchen an ihre Krone pickt?

Alſo doch? rief Katharina, heftig auffahrend. Alſo ſo ſieht man es doch bereits an, und ſelbſt Ihr, Potemkin, Ihr trefft ſogleich den entſcheidenden Punkt, ſobald Ihr von dieſer merkwürdigen Perſon zu ſprechen

der verloren gegangen. Dahin gehört unter Anderem die bei ihm übliche Auslassung gewisser Vorsatzsylben, wodurch sich ihm Doppelwörter bildeten, die in verschiedenen Fällen zur Abwechselung des Ausdruckes, selbst mit Hinsicht auf den Wohllaut, bald in ihrer einfachen, bald in ihrer zusammengesetzten Form, sich gebrauchen ließen; z. B. blösen und entblößen, sich fernen und entfernen, sich fleißigen und befleißigen, kehren und verkehren, kleinern und verkleinern, leichtern und erleichtern, niedrigen und erniedrigen, wintern und überwintern, Fahr und Gefahr, schäftig und geschäftig, Schmack und Geschmack, schwätzig und geschwätzig, Trügerei und Betrügerei, wendig und abwendig u. v. a. *) Mehrere solcher Wörter, die besonders durch Luther in Gebrauch gekommen, sind auch heut noch unserer Diction mehr oder weniger zuständig, wie

*) Vgl. ein ganzes Verzeichniß solcher Wörter bei Teller: Vollständige Darstellung der deutschen Sprache in Luther's Bibelübersetzung, I. S. 10—51.

anhebt. Ich fürchte wahrlich sehr um der Großfürstin willen. Denn der Wahnsinn hat sie ergriffen, daß sie sich mit mir messen zu können glaubt. Sie droht mir bereits mit ihrem Lächeln, sie macht Opposition gegen mich mit ihrer unverschämten Heiterkeit und Ruhe, und was soll am Ende daraus werden? Wenn ihre kleine Existenz sich der meinigen mit solcher Kühnheit in den Weg schiebt, so müssen wir dieses unbequeme Fahrzeug endlich in den Grund bohren. Und welchen abscheulichen Eindruck machte sie mir jetzt, indem sie in dieser Leibesstärke sich mir gegenüber blähte! Wahrlich, hätte ich gewußt, daß dieser Zustand, den ich im Interesse des Reichs so sehr herbeigewünscht, schon so weit vorgeschritten war, ich würde sie eher außer Landes verwiesen, als zu dieser Reise nach Moskau mit eingeladen und mitgenommen haben! So garstig darf eine russische Großfürstin nicht aussehen. Man ist russische Großfürstin, aber man ist keine derbe Bauermagd, die ohne Scheu ihre Entstellung zeigt, und sich damit frank und frei herumbewegt, als wenn sie sich in ihrer Bewegung gar nicht genirt fühlen könne. —

Rathen, helfen Sie mir, Potemkin! fuhr Katharina nach einer Pause dringender fort. Ich mag nicht, ich kann es nicht dulden, daß die Nachkommenschaft einer

Frau, welche mir ſo zuwider iſt, einſt auf dem Throne Rußlands ſitze! Ich könnte raſend bei dem Gedanken werden, daß dies einſt geſchehen ſollte, und ich würde mein ganzes Leben, und Alles, was ich gewollt und geſtrebt, verloren geben, wenn ich verurtheilt würde, dies einſt geſchehen zu laſſen. Meine Gedanken hören hier auf, ich muß es aufrichtig geſtehen, und ich bitte, ich beſchwöre Euch, Potemkin, laßt jetzt Euern guten Kopf für mich arbeiten, und erſinnt, ergrübelt Etwas, das geſchehen kann, um mir die unerträglichſte, ſchauderhafteſte Zukunft zu erſparen. —

Potemkin ſchien einen Augenblick lang nachzudenken. Dann warf er plötzlich den einen Arm hoch in die Luft, und knipſte mit den Fingern, wie Einer, der auf einen glücklichen Einfall gekommen iſt.

Dann rief er mit lauter, frohlockender Stimme: Ich hab's, Kathinka, ich hab's! Aber man muß nicht verſchmähen, zu Zeiten auch einmal im tragiſchen Genre zu arbeiten. Unſere theuerſte Czarin hat eine Komödie gedichtet zur Feier ihrer Siege über die Türken, die hier auf dem Theater in Moskau in dieſen Tagen geſpielt werden ſoll. Das Stück heißt: „Oleg", und auch der darauf brennende Potemkin wird ja wohl nun endlich ſo glücklich ſein, es kennen zu lernen.

Aber der großen Tragödie wird eine kleine Tragödie folgen müſſen, Czarina, wenn wir unſer Ziel erreichen wollen.

Er richtete bei dieſen Worten einen ernſten, durchbohrenden Blick auf die Czarin, die dieſen Blick, ohne zurückzubeben, mit einer eiſigen Kälte erwiederte, und ein unheimliches Mienenſpiel auf ihrem Antlitz hervortreten ließ.

Erlauben mir Ew. Majeſtät, Ihnen eine Geſchichte zu erzählen, begann Potemkin wieder, indem er einen Stuhl ergriff, und ſich in die vertraulichſte Nähe zu der Czarin rückte.

Erzählen Sie, Potemkin, ſagte die Kaiſerin mit einer leiſen, erwartungsvoll zitternden Stimme.

Vor fünf Jahren erlebte ich hier in Moskau, wo ich mich auf Urlaub aufhielt, um dieſe glorreiche Stadt kennen zu lernen, eine ſeltſame Geſchichte, begann Potemkin. Ich wohnte bei der Frau eines alten Wachtmeiſters, der im Türkenkriege getödtet worden war, und die, um ſich beſſer zu ernähren, das Gewerbe einer Hebeamme ergriffen hatte, für welches ſie eine außerordentliche Geſchicklichkeit und Kunſt bewies. Frau Eliſabeth Zoritſch, denn das war der Name meiner damaligen Freundin, war eine junge, lebhafte, hübſche

Frau, die es nicht unterließ, sich einem jungen Garde-Offizier, wie ich damals war, so angenehm als möglich zu machen. Sie nahm sehr viel Geld ein, ich hatte nichts, und wir lebten höchst vergnügt und lustig miteinander, bis auf Einmal ihre Einkünfte gänzlich stockten. Es hatte sich nämlich ergeben, daß alle Geburten unter ihren Händen starben und auch die Wöchnerinnen selbst unmittelbar darauf das Zeitliche segneten.

Die Czarin richtete in diesem Augenblick eine gespanntere Aufmerksamkeit auf die Erzählung Potemkin's. Mit düsteren lauernden Blicken heftete sie sich an das Gesicht ihres Günstlings.

Potemkin fuhr fort: Da sich in so vielen bedeutenden Häusern Moskau's sehr eclatante Beispiele dieser Art ereignet hatten, so war endlich die Medicinalpolizei darauf aufmerksam geworden, man zog die Frau in ein vorläufiges Verhör und brachte sie endlich zur Haft. Man hatte Mittel gefunden, ihr die wunderbarsten Dinge zu beweisen, oder sie wenigstens darauf anzuklagen und abzuurtheilen, und meine gute Freundin Elisabeth Zoritsch ward in's Zuchthaus gesetzt. Ich ward von dieser Geschichte so aufgeregt, daß ich keine Ruhe fand, bis ich Elisabeth Zoritsch gesprochen hatte. Ich sprach sie in ihrem Gefängniß, sie legte

mir die vollſtändigſte Beichte ab. Sie bekannte ſich des Mordes an den unter ihren Händen gefallenen Opfern ſchuldig, und die reine Mordluſt war es geweſen, welche ſie zu dieſen gewagten Experimenten getrieben hatte. Ein vom Teufel beſeſſenes Weib, ergötzte ſie ſich an den Qualen der unter ihrer ſchrecklichen Hülfe Sterbenden, und ſie hatte ſich ein eigenes Syſtem zurecht gemacht, um ihre diaboliſche Luſt befriedigen zu können, ſo daß es wie der Wille der Natur ausſah, was mit einer verbrecheriſchen Geſchicklichkeit von ihr künſtlich bewirkt wurde. Zum Mord der Kranken hatte ſich das ruchloſe Weib in einigen Fällen durch Geld und großen Lohn beſtechen laſſen, und dies hatte zuerſt zu ihrer Entdeckung geführt. Sie hatte namentlich in einigen Fällen gedient, wo die ungeduldigen Erben ein noch nicht fälliges Vermögen in ihren Beſitz bringen wollten. Die anhängig gemachte Criminal-Unterſuchung war auf die Perſon der Zoritſch geſtoßen, die ſich jetzt erſt als der bewundernswürdigſte Satan entfaltete. Sie leg ſich aus allen Anklagen und jedem Verdacht ſo meiſterlich heraus, daß Niemand durch ſie compromittirt wurde, und der Gerichtshof wegen Mangel an Beweis ſie nur auf funfzehn Jahre Zuchthaus verurtheilen konnte. Eliſabeth

Zoritsch, Czarin, befindet sich in diesem Augenblick noch auf dem Zuchthause in Moskau!

Katharina war nach dieser Mittheilung Potemkin's in eine merkwürdige Bewegung gerathen. Sie war aufgesprungen, mit leidenschaftlich flammenden Augen, mit einer wüthenden schrecklichen Gebärde. Dann schritt sie rasch, gewaltig, einige Male im Zimmer auf und nieder, und blieb dann wieder ruhig vor Potemkin stehen, indem sie zu erwarten schien, daß er seiner Erzählung noch das letzte und entscheidende Wort hinzufügen werde.

Potemkin zögerte sichtlich, dies zu thun. Endlich, da das eingetretene bange Stillschweigen ihm peinlich wurde, flüsterte er der Czarin, ganz nahe zu ihr hintretend, mit der leisesten Stimme ins Ohr: Soll ich diese Elisabeth Zoritsch kommen lassen?

Wie? fuhr die Czarin erschrocken auf. Kommen lassen? Was wollt Ihr damit sagen, Potemkin?

Ihr Busen begann in diesem Augenblick stärker zu athmen, und hob sich wie mit krampfhafter Gewalt auf und nieder. Sie schien mit einer fliegenden Angst jetzt der Antwort Potemkin's entgegenzusehen.

Potemkin hatte seine gewöhnliche, gleichgültige und nachlässige Ruhe wiedergewonnen. Es langweilte

ihn bereits, ſich ſo unausgeſetzt mit einem Gegenſtand beſchäftigen zu müſſen.

Indem er einige auf dem Tiſch liegende Etuis ergriff, die der Czarin gehörten, begann er dieſelben, wie zu ſeiner Unterhaltung, auf und zu zu klappen, und er murmelte ſchon wieder einige derbe Flüche zwiſchen ſeinen Lippen, als ſich eines derſelben nicht ſo leicht öffnen laſſen wollte. Dabei ſah er mit ſcharfen, bedeutungsvollen Blicken unverwandt zu der Czarin hinüber, deren Bewegungen und Mienen er ohne Unterlaß beobachtete.

Katharina ſah bleich aus. Mit einer zitternden Furchtſamkeit erwiederte ſie ſeine Blicke, die ſo feſt und unabläſſig auf ſie gerichtet waren.

Katuſchka! rief er endlich, indem er mit der zwiſchen ihnen herrſchenden Vertraulichkeit ſich wieder näherte und ihr die Hand reichte. Sein Ton hatte jetzt etwas Feſtes und Gebietendes, und er ſchien ſich auf den faſt herriſchen Einfluß, den er, ſobald er wollte, über die Czarin vermochte, ſtützen zu wollen.

Mit einer ſanften, fragenden Miene wandte ſich die Czarin ihm zu. Er ließ ſeine Blicke im ganzen Zimmer umherſchweifen, und entdeckte endlich, was er ſuchte, in einer Ecke deſſelben. Es war ein Schreib-

Bureau, das offen ſtand, und auf dem Papier, Tinte und Feder lagen.

Potemkin ergriff den Arm der Czarin, und bat ſie um die Erlaubniß, ſie zu jenem Schreib-Bureau hinführen zu dürfen. Katharina gehorchte mechaniſch dem Willen ihres Lieblings, und nahm in derſelben Weiſe die Feder, welche ihr Potemkin eingetaucht darreichte. Er faltete einen Bogen Papier, und erſuchte die Czarin mit einer tiefen unterthänigen Verbeugung, daß ſie jetzt niederſchreiben möchte, was er ihr dictiren würde.

Dictiren Sie! ſagte ſie mit feſter, ſicherer Stimme.

Potemkin nahm ein Licht, und hielt es hoch in die Höhe, um der Czarin zu leuchten, die ſich zum Schreiben in vollkommene Bereitſchaft geſetzt hatte.

Dann dictirte er: „Die Direction des Züchthauſes zu Moskau wird hierdurch auf Allerhöchſten Befehl angewieſen, die Sträflingin Eliſabeth Zoritſch unmittelbar in die Hände des Fürſten Potemkin zu übergeben, nach ihrem weitern Verbleib nicht zu forſchen und ihren Namen aus den Liſten der Straf-Anſtalt zu löſchen!“

Die Czarin ſchrieb, was er ihr vorgeſagt hatte,

rasch und in großen Zügen auf das Papier nieder, und verrieth nicht die geringste Betroffenheit über den Sinn dieser Zeilen. Ehe sie aber unterzeichnete, wandte sie ihren Kopf noch einmal zu Potemkin um, der, das Licht haltend, der Czarin über die Schulter geblickt hatte.

Was gedenken Sie mit ihr zu machen, Herr General? sagte sie kalt und fast gleichgültig. Sie hatte nur noch die Miene, als wenn sie einen sehr wenig erheblichen Geschäftsgegenstand zu erledigen gehabt hätten.

Dann warf sie flüchtig ihre Namenszüge auf das Papier, und reichte Potemkin lakonisch ihren Siegelring dar, der schleunigst den Lack flüssig machte, das Papier damit bedeckte und das Handsiegel der Kaiserin darunter drückte.

Was ich mit ihr zu machen gedenke? wiederholte Potemkin in demselben ruhigen, phlegmatischen Tone. Oh, mit der Elisabeth Zoritsch ist sehr viel zu machen. Würde sie nicht eine vortreffliche Hebeamme für die Großfürstin Natalie Alexiewna abgeben?

Schweigen Sie, General! rief die Czarin auf Einmal, heftig mit dem Fuße aufstampfend. Von solchen Dingen spricht man nicht.

Nun, erwiederte Potemkin mit einem listigen und flammenden Blick, indem er so that, als wenn er die Czarin versöhnen wolle, ich werde die Zoritsch als Kammerdiener in meine Dienste nehmen und mit nach Petersburg führen. Dazu lasse ich sie Manneskleider anziehen, Niemand kennt sie. Aus der Livrée des Kammerdieners soll sie sich dann wieder zur Hebeamme entpuppen, sobald der Moment gekommen ist. Lasse mich die Czarina nur Alles machen, und die sorgenschwere Brust unserer geliebten Herrin wird für immer erleichtert werden!

Sie sind wieder göttlich amüsant, Potemkin! flüsterte die Czarin, indem sie ihn lächelnd und verliebt anblickte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Flügelthür, und der Fürst Bariatinsky schritt herein, um der Czarin zu melden, daß ihre Gemächer jetzt in Bereitschaft ständen, und sie dorthin mit ihrem Gefolge zu führen.

Katharina nahm mit einem wunderbaren Blick von Potemkin Abschied, welcher sich jetzt dem Gefolge der Czarin anschloß.

fälſchen für verfälſchen, fehlen für verfehlen, fördern für befördern, gleichen für vergleichen (ich gleiche dich, meine Freundin, meinem reiſigen Zeuge, im Hohen Liede), mählich für allmählig, linde für gelinde, neiden für beneiden, u. dgl. Andere ſind ganz eingewohntes Eigenthum unſerer Sprache, Brauch und Gebrauch, ziemen und geziemen, mehren und vermehren ꝛc. doch verdienten auch die meiſten, die zurückgetreten und veraltet ſind, für die Bequemlichkeit Mannigfaltigkeit und Ausfüllung unſerer Schreibart wieder eingeführt zu werden.

Einige Wörter Luther's, die ganz in ſeinem Sprachgeiſt empfangen waren, ſind völlig vom Schauplatz verſchwunden, auch allmählig in den neuern Ausgaben der Bibel fortgelaſſen worden, z. B. webern, ſ. v. a. ſich regen, Pſalmen. 65. 9. du machest fröhlich was da webert. Der Ausdruck gehört übrigens der oberdeutſchen Mundart an, denn noch heutzutage kann man in Süddeutſchland hören: es webert, für: es ſpukt. Anderes Alterthümliche ſeiner Sprache tilgte Luther noch ſelbſt in der Ausgabe letzter Hand, z. B. ichtes für et-

II.

Potemkin dachte nicht, ſich ſobald zur Ruhe zu begeben. Er ging jetzt nur nach den ihm im alten Czarenpalaſt beſtimmten Gemächern, um ſeine Toilette etwas zu verändern und ſeinem Kammerdiener die raſche Herbeiſchaffung eines Wagens zu befehlen.

Es war ſchon ſpät am Abend geworden, als Potemkin in den Wagen ſtieg, um in eine der entfernteſten Gegenden Moskau's zu fahren, wo die für das ganze Land hier errichtete große Strafanſtalt lag.

In dieſem Theil von Moskau, am äußerſten Ende der Stadt, war es ſchon ſtill und öde geworden. Kaum bemerkt im düſtern Schatten der Nacht, war der Wagen Potemkin's vor dem grauen, rieſenhaften, mit ſpitzen Thürmen verſehenen Gebäude vorgefahren, das er dem Kutſcher als Ziel bezeichnet hatte.

Potemkin war in ſtürmiſcher Haſt ausgeſtiegen,

und zog die Klingel an der hohen, ehernen Pforte, durch welche sich der Eingang in das Gefängniß öffnete. Potemkin ließ sich zum Director der Anstalt führen, den die Vorzeigung des kaiserlichen Immediat-Befehls, sowie die Person des Generals selbst sofort zum eifrigsten Vollstrecker aller Dinge machten, die man nur irgend von ihm begehren wollte.

Bei der wunderbaren Ordnung, die im Reiche des Gefängniß-Directors herrschte, wurde es schon in einigen Minuten möglich, unter der großen Anzahl von Bewohnern dieser Anstalt die gesuchte Person zur Stelle zu schaffen und nach dem Befehl der Czarin den Händen des Generals Potemkin auszuliefern.

Potemkin befand sich einsam in dem großen öden Saal, der nur spärlich erhellt war, und in dem er auf das Erscheinen der Elisabeth Zoritsch zu warten hatte. Plötzlich stieß er einen lauten Schrei aus, indem er entsetzt nach der Thür hinblickte, welche sich soeben knarrend in ihren Riegeln geöffnet hatte.

Es war eine große weibliche Gestalt, von einem seltsamen, grausenhaften Ansehen, die sich dort in der Thür zeigte. Nur nachlässig wieder angekleidet in dem grauen Sträflings-Anzug, da sich die Gefangenen bereits in ihren Schlafsälen befunden hatten, ein in

langen Streifen umherflatterndes rothes Tuch um den Kopf geſchlungen, erſchien ſie wie ein fremdartiges, unheimliches Weſen, deſſen Annäherung man nicht ohne Scheu und Entſetzen gewahren konnte.

Du biſt Eliſabeth Zoritſch? fragte Potemkin mit einem faſt bebenden Ausdruck, indem er ſie auf ſich zuſchreiten ſah.

Eliſabeth Zoritſch war in ein lautes, höhniſches Gelächter ausgebrochen, als ſie jetzt Potemkin erkannte.

Ha, Potemkin, rief ſie, auf ihn zuſtürzend, und ſich mit einer wilden, frivolen Gebärde an ſeinen Hals werfend, lebſt Du noch, alter Junge?

Ich lebe, und bin gekommen, Dich frei zu machen und mit mir zu nehmen, erwiederte Potemkin, indem er ihre Arme mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit von ſich abzuſtreifen ſuchte. Zugleich betrachtete er ſie neugierig und ſuchte ihre Züge wiederzuerkennen, indem aufblitzende Erinnerungen der Vergangenheit auf ſein Geſicht traten.

Was höre ich? rief Eliſabeth Zoritſch, indem ſie mit einer jubelnden Bewegung hoch in die Höhe ſprang, und ſich von Neuem in ſeine Arme drängte. Du willſt, Du kannſt mich frei machen, und dazu biſt Du gekommen und haſt mich nicht vergeſſen, und ſuchſt die

arme Eliſabeth hier im Zuchthauſe auf? Es iſt alſo wohl ein großes Thier aus Dir geworden, und wenn mich nicht Alles in der Welt trügt, ſo haſt Du da die General-Epaulette's auf der Schulter ſitzen. Aber Teufelskerl, wart, mir fällt etwas ein, und ich kann mir ſchon denken, wie Du es angefangen haſt! Oh, beim Wolleſpulen hier erfahren wir auch noch zuweilen Etwas aus der Welt. Du biſt ein ſchöner Mann, Potemkin, und man ſagt, daß Du der Czarin gefallen haſt und dadurch zum erſten Mann am Hofe von Petersburg geworden biſt. Und davon läßt Du eine alte Freundin profitiren, der Du auch einſt ebenſo gefielſt, wie jetzt der Czarin? Das iſt brav, mein Junge, und ich werde es Dir nie vergeſſen, ich bleibe ewig, ja ewig, Deine Schuldnerin!

Sie ſtreichelte ihm dabei zärtlich die Wange, und ſchien geneigt, ihm Liebkoſungen aller Art angedeihen zu laſſen. Potemkin ſah ſie überraſcht an, und betrachtete jetzt erſt mit genauerem Eingehen ihre Erſcheinung, die ihm in längerer Zeit fremd geworden war.

Du biſt noch immer hübſch, Eliſabeth! ſagte er, nachdem er ſie aufmerkſam gemuſtert hatte. Zwar ſehe ich wohl, daß der Aufenthalt in dieſem Palaſt, in dem

Du Dich so lange befunden, Deinen Reizen nicht ganz zuträglich geworden ist, aber wie konnte das auch anders sein? Die einstige herrliche Fülle Deines Körpers ist ganz eingeschrumpft und nur in Deinen Augen schimmert noch ein glänzender Rest von dem damaligen Schelm, dem wir gar nicht widerstehen konnten und der ein liebenswürdiger Teufel par excellence war. Hahaha! es ist ordentlich lächerlich, was dieser Arm mager geworden ist, und diese Schulter, die einst blühte wie ein Hollunderstrauch, ist ordentlich eingetrocknet in diesem verdammten Käfig, in dem Du so lange gesessen hast. Und dazu kommt Deine Zuchthaus-Toilette, armes Kind, die nichts weniger als schmeichelhaft ist. Wahrhaftig, man hat Dich gut zugerichtet, und das Glück, das Dir nun aufgehen will, wird jetzt ordentlich Mühe haben, Dich wieder zurechtzubringen, und Dir Alles das zu erstatten, was Du verloren hast. Aber warte nur und vertraue, Elisabeth Zeritsch! Du wirst wieder schöner werden, als Du es jemals gewesen bist. Du sollst mein Kammerdiener werden!

Dein Kammerdiener? lachte sie aus vollem Halse, und begann mit widerwärtigem Jubel in ihre Hände zu schlagen. Ei, das wird prächtig werden, denn so

Etwas haben wir ja noch gar nicht zuſammen durchgemacht!

Sie tanzte bei dieſen Worten in der Stube auf und nieder, und Potemkin konnte ſich bei ihrem Anblick eines Schauders nicht erwehren, während zugleich ſein Gedächtniß für die früheren Reize von Eliſabeth Zoritſch mehr und mehr erwachte, und ihm das, was davon noch übrig geblieben war, in einem neuen Lichte erſcheinen laſſen wollte.

Sie ruhte jetzt wieder aus, indem ſie ſich hochathmend und keuchend auf einen Stuhl warf, der dicht neben Potemkin ſtand.

Du biſt alſo noch immer der alte Wildfang? ſagte Potemkin, indem er ſie lachend betrachtete. Ja, es war eine luſtige Zeit, als wir noch in der Gaſtſtube des Kaufmanns Ygor auf dem rothen Platze beim Kreml miteinander verkehrten! Wir hatten dort unſer eigentliches Standquartier, erinnerſt Du Dich noch, und wir zechten und jubelten da manche Nacht zuſammen, im vertrauten Kreiſe unſerer Kameraden und ihrer Mädchen? Der Ygor war ſtets mein guter und zuverläſſiger Freund, und ich werde Dich zu ihm bringen, er ſoll Dich im Geheimen beherbergen, bis ich

Dich bei meiner Abreiſe von hier mit nach Petersburg nehmen werde!

Ich vertraue mich Dir ganz an, ſagte ſie, aufſtehend und ihm ernſthaft die Hand reichend. Denn was ſollteſt Du darunter haben, mir nachzuſtellen und mich elende, armſelige Creatur zum Beſten haben zu wollen? Auf der andern Seite that ich Dir einſt manches Gute, und theilte mit Dir, ſo lange ich etwas hatte, um Deine ſchmale Offiziersgage zu verbeſſern. Niemals nahm ich ein Geſchenk von Dir. Und ſo wäre es ja möglich, daß Du zu den wenigen Menſchen gehörſt, die ſich dankbar der vergnügten Stunden erinnern, die ſie früher mit ihren Freunden genoſſen. Spotte alſo meiner nicht mit Deinen Verſprechungen. Denn wie kann ich Dein Kammerdiener werden, Potemkin?

Ich werde Dir nachher davon ſagen, wenn ich Dich zum Kaufmann Ygor führe, entgegnete Potemkin ruhig. Jetzt ſchicke Dich an, mit mir zu gehen, Eliſabeth Zoritſch! Nimm Abſchied vom Zuchthauſe, — oder verzeih', wenn ich in meiner gewöhnlichen Zerſtreuung dieſen undelicaten Namen gebrauchte — von dem Palais, das bisher Deine Reize beherbergte! Wenn Du Sachen haſt, ſollen ſie Dir zu-

ſammengelegt und in meinen unten ſtehenden Wagen gepackt werden. Du ſollſt ſehen, daß ich jetzt hier Alles vermag, denn ich habe einen Talisman mit mir gebracht, das iſt die Handſchrift der Czarin! Nun komm, jetzt geht ein neues Leben für Dich an, Eliſabeth Zoritſch!

Eliſabeth lachte mit einer häßlichen Grimaſſe und ſagte dann: Meine Lumpen laſſe ich beſſer in dieſem Palais zurück, ſtatt ſie in das neue Leben mitzunehmen, das Du mir bieteſt. Und ich bin ſehr neugierig, wie es ausſehen wird, dies neue Leben! Der Prieſter hier im Palais, wie Du es nennſt, hat uns ſchon öfter geſagt, daß wir einem neuen Leben nachtrachten ſollen. Und Du kannſt darauf vertrauen, Potemkin, daß ich daſſelbe Schandleben nicht wieder anfangen werde, welches ich draußen in der Welt verlaſſen habe. Ich werde eine ordentliche und vernünftige Perſon werden, und gedenke dem General Potemkin Ehre zu machen, ich, die Eliſabeth Zoritſch!

Potemkin drehte ſich zu dieſen Worten ſeiner Freundin mit großer Verlegenheit den Schnurrbart, und ſagte dann nach einer ſeltſamen Pauſe, indem er in ein ſchallendes Gelächter ausbrach: Daran iſt dem General Potemkin nun ganz und gar nichts ge-

legen, meine Gute! Es ſoll mir recht angenehm ſein, wenn Du auf eigene Hand keine Scandale mehr machſt, aber man muß nichts verſchwören in dieſer erbärmlichen Welt, in der man nie genau weiß, wie man ſeine Talente einmal wird brauchen können.

Eliſabeth zuckte zuſammen und ſah ihn betroffen an. Ueber ihr Geſicht fuhr ein ſpähender grinſender Zug, der für Potemkin etwas Erſchreckendes hatte. Nachdem ſie ihn eine Zeitlang durchbohrend betrachtet, ſagte Potemkin, welcher dieſen lauernden höhniſchen Blick, der ſich ſo feſt auf ihn gerichtet, nicht länger ertragen zu können ſchien: Begeben wir uns nun vor allen Dingen von hier fort. Es ſcheint mir nicht gut, hier länger zu verweilen, denn je länger ich Dich betrachte, deſto mehr will es mir vorkommen, als wenn der Aufenthalt hier in dieſem Hauſe ſehr ſtark die Phyſiognomieen verdirbt. Wahrhaftig, Du haſt einen Ausdruck in Deinem Geſicht bekommen, den ich früher niemals an Dir bemerkt habe. Es giebt eine gewiſſe Finſterniß in Deiner Phyſiognomie, vor der ich mich ſcheuen könnte. Und ſonſt warſt Du ein luſtiger, poſſirlicher Bruder, der blos eine falſche Anſicht von den Moralgeſetzen zu haben ſchien. Jetzt ſiehſt Du gelehrt und ernſthaft aus, wie ein Archi-

mandrit, und ich glaube, daß mit Dir nicht mehr zu ſpaßen iſt, Eliſabeth Zoritſch! Aber es ſoll Dir an nichts mehr fehlen, Du kommſt mit mir, und es ſoll Dir geholfen ſein. Laſſen wir nur dieſen Blick, meine Theuerſte, und kümmern wir uns um gar nichts mehr!

In dieſem Augenblick, wo Potemkin ſie beim Arm ergriff, um ſie mit ſich fortzunehmen, war der Direktor der Anſtalt wieder in den Saal eingetreten, und mahnte ſelbſt zum Aufbruch, um nicht durch ein längeres Verweilen ein noch größeres Aufſehen entſtehen zu laſſen. Es waren inzwiſchen alle Maaßregeln getroffen worden, um die Abführung der Strafgefangenen durch das Haus und in den vor der Pforte zurückgebliebenen Wagen ungeſtört bewerkſtelligen zu laſſen. —

Potemkin legte mit ſeiner Freundin den Weg durch die nächtlichen Straßen Moskau's in größter Eile zurück, und war bald auf dem rothen Platze gegenüber dem Kreml angelangt, wo er ſich in dem ihm aus alter Zeit wohlbekannten Hauſe des Kaufmanns Ygor ſogleich wieder zurechtfand, und bei demſelben auf das Zuvorkommendſte mit allen ſeinen Wünſchen und Begehren aufgenommen wurde. Der

was (woraus mit der Negation nicht, nichts gebildet worden). Manches, was sonst auffällig und eigenthümlich an seiner Bibelsprache erscheint, ist oft nur durch eine wörtliche Uebersetzung der Vulgata entstanden, z. B. der biblische Ausdruck erkennen vom fleischlichen Umgange, der eine unmittelbare Uebertragung des lateinischen cognoscere ist, was schon Adelung bemerkt hat. Dagegen kannte Luther, ungeachtet seiner gewandten Aneignung lateinischer Formen, seltsamer Weise das Wort Körper noch nicht, obwohl schon im Lobgesang des heiligen Anno: „der beide ist corpus unte geist" der Gegensatz von Körper und Geist sich ausgedrückt findet. In Luther's Bibel erscheint immer nur das Verhältniß von Leib und Seele mit einer gewissen verächtlichen Färbung des ersteren, der auch öfters, gerade in diesem Gegensatz, nur als Leichnam bezeichnet wird. Die räumliche Bedeutung des Körpers wurde erst durch Descartes als metaphysischer Begriff aufgenommen und aus der Mathematik in den modernen Sprachgebrauch übertragen. Dagegen reinigte Luther das Wort Geist von den sinnlichen Bestandtheilen

Kaufmann Ygor erhielt den Auftrag, den neuen Schützling Potemkin's nicht allein auf einige Tage ganz im Geheimen bei sich aufzunehmen, sondern auch für eine angemessene, den ehemaligen Sträfling am besten verbergende und schützende Bekleidung desselben zu sorgen. Potemkin wußte, daß er keinen zuverlässigeren, zu allen Dingen brauchbareren Mann zu finden vermochte, und Ygor versprach, selbst am andern Morgen in das Palais zu kommen, und bei dem General eine Kammerdiener-Uniform als Probe der neu anzufertigenden abzuholen.

III.

Am andern Morgen saß Katharina unter den Händen ihrer Kammerfrauen, um ihre große festliche Toilette zu vollenden, in der sie heut beim Beginn der Feierlichkeiten, zu denen ihre Anwesenheit in Moskau Anlaß geben sollte, zu erscheinen gedachte. Ein Theil ihres Hofstaats umstand die Czarin bei diesem bedeutungsvollen Geschäft, dem auch der Großfürst Paul mit seiner Gemahlin beiwohnte.

Die Czarin unterhielt sich sehr angelegentlich und ununterbrochen mit dem General Potemkin, der zunächst an ihrem Stuhle stand, und das Recht hatte, bei ihrer heutigen Toilette, durch welche die Erscheinung der Czarin in den außerordentlichsten und kostbarsten Rahmen hineingehoben werden sollte, mitzureden und seine sehr gnädig aufgenommenen Bemerkungen miteinflechten zu dürfen.

Die Czarin hatte sich heut, was sie nur selten zu thun liebte, und nur wenigen großen Gelegenheiten vorbehielt, mit allem Vorbedacht schmücken und in ein wahrhaft feenhaftes Prachtbild verwandeln wollen. Und solche Absichten wußte Katharina stets mit einem ebenso feinen als eigenthümlichen Geschmack an ihrer Person in Erfüllung zu bringen. Sie hatte heut ein Gewand angelegt, das ganz nach der alten moskowitischen Form geschnitten war und der Czarin mit einer wunderbaren Feierlichkeit ihrer Erscheinung zugleich einen großen, alle Herzen gewinnenden Reiz verlieh. Dieses mächtigen Eindrucks, den sie in dieser Tracht ausübte, war sich die Czarin vollständig bewußt, aber sie hatte heut die Zauber, welche von ihr ausgehen sollten, noch verstärken zu müssen geglaubt, indem sie das prachtvolle Gewand zugleich mit den kostbarsten Edelsteinen dicht übersäet erscheinen ließ. Dem General Potemkin war das ihm von allen Hofleuten angestaunte Vorrecht zu Theil geworden, sein Entzücken über diese wundergleiche Erscheinung der Kaiserin unmittelbar aussprechen zu dürfen, und er that dies mit der rücksichtslosen Naivetät, die den Hofleuten eigentlich einen beständigen Schrecken und heimlichen Schauder einflößte, ihm aber doch auch heut

nicht minder als ſonſt beneidet wurde, da er damit eben wieder das bezauberndſte und gütevollſte Lächeln auf die Wangen der Czarin hervorgelockt hatte.

Ihren bedeutenden Kopf aber hatte Katharina heut mit der welterobernden, mächtig ſtrahlenden Czaren-Krone geſchmückt, in welcher der weltberühmte Diamant der Czarin und jener Rubin, der als der unvergleichliche in der ganzen Welt galt, mit einem Alles niederwerfenden Glanz erſchimmerten.

Die Unterhaltung zwiſchen Potemkin und der Czarin hatte ſich in der letzten Zeit neben den zufälligen und mehr oder weniger geiſtreichen Bemerkungen, zu denen dieſe prachtvolle und ſchöne Toilette Katharina's Anlaß gab, auch um einen Gegenſtand gedreht, der von der Czarin ſichtlich nur mit großem Unwillen berührt wurde. Es handelte ſich um die Ankunft des Feldmarſchalls Romanzow in Moskau, den ſie hierher beſchieden hatte, um als eine Haupt-Säule des Türkenſieges in dieſer Feier der Czarin zu glänzen, und wobei zur Verherrlichung derſelben auf den großen, volksthümlichen Namen des alten Kriegers gerechnet war. Das von der Czarin befohlene Programm hatte aber die Beſtimmung enthalten, daß der Feldmarſchall zu derſelben Zeit mit ihr in Moskau eintreffen ſolle, und

daß er in demſelben Augenblick, wo die Kaiſerin unter den Triumphbögen anlangte, ihr zu Pferde entgegenzukommen hätte, ohne abzuſteigen, als der eigentliche Triumphator dieſes Tages. Aber geſtern bei der Ankunft in Moskau war Romanzow nicht erſchienen, der alte Held war ſpurlos ausgeblieben, und erſt am heutigen Morgen hatte er ſich mit ſeiner Perſon und ſeinen Entſchuldigungen bei der Czarin melden laſſen, war aber von ihr jetzt nicht angenommen worden, obwohl ſie ihn in einer Stunde wieder zu ſich herbeſtellt hatte, wo hier, vom alten Palaſt der Czaren aus, der feierliche Zug zur Meſſe nach der Kathedrale ſich bilden ſollte. Katharina klagte jetzt empfindlich gegen Potemkin über den Soldaten-Eigenſinn Romanzow's, dem ſie zum Lohn ſeiner Tapferkeit dieſen Triumph zugedacht, der ihr aber durch ſeine ſtörriſche Launenhaftigkeit alle ihre Abſichten verdorben und ſie dadurch bitter gekränkt habe.

Wen hätte Romanzow nicht bitter gekränkt? warf Potemkin, indem plötzlich trübe und zornige Erinnerungen ſein Geſicht überflogen, mit einer heftigen Bewegung der Hand hin. Erſt jetzt ſind mir Aeußerungen von ihm hinterbracht worden, die boshaft und biſſig hinter mir her liefen, als ich in ſeinem Haupt-

quartier am Pruth verweilte, und daſſelbe verließ, um die Couriernachrichten hierher an die Czarina zu überbringen. Wiſſen Ew. Majeſtät denn, was er damals von mir geſagt haben ſoll? Er ſei froh, meinte er, den unnützen Müßiggänger endlich aus dem Lager losgeworden zu ſein!

Die Czarina brach in ein helles Gelächter aus, das ſie fort und fort, ohne damit wieder einhalten zu können, erſchallen ließ. Katharina war oft luſtig und übermüthig wie ein junges Mädchen, und wenn ihre Lachluſt erregt war, ergoß ſich dieſelbe nicht ſelten ſtundenlang in einem friſchen, hellen Lauf. Das komiſche Geſicht, mit welchem Potemkin dieſe auf ihn bezügliche Aeußerung erzählt, hatte auf die Czarin einen unwiderſtehlichen Eindruck gemacht, und zugleich war einige Bosheit im Spiele, mit der ſie ſich an dieſer Beleidigung ergötzte, die ihrem Liebling widerfahren war.

Die Czarin war jetzt aufgeſtanden, ihre Toilette war vollendet, und ſie blickte ſich nach ihrem Hofſtaat um, der ſich inzwiſchen mehr und mehr im Hintergrunde des Saales angeſammelt hatte. Die ruhige Würde in der Erſcheinung der Czarin kehrte vollſtändig und mit all ihrer Gewalt zurück. Nur wenn ihre Blicke

denen Potemkin's wieder begegneten, schien Katharina in Gefahr, von Neuem ihre sichere Haltung zu verlieren.

Potemkin schien sichtlich bemüht, fernere Ausbrüche seiner Wuth gegen den Feldmarschall Grafen Romanzow in sich zu bekämpfen und zurückzudrängen. In diesem Augenblick wurde durch den diensthuenden Kammerherrn der Czarin gemeldet, daß der Graf Romanzow draußen im Vorsaal erschienen sei und den gnädigsten Befehlen der Czarin entgegen harre.

Katharina befahl, ihn sofort eintreten zu lassen.

Im ganzen Saal gab sich ein unwillkürliches Flüstern der Verwunderung, fast ein Ausruf des Erstaunens, zu erkennen, als der greise Graf Romanzow jetzt durch die geöffneten Flügelthüren hereinschritt und in steifer militairischer Haltung, jedoch mit der Würde und Ruhe, die ihm eigen waren, der Czarin sich näherte. Nicht die glänzende Feldmarschall-Uniform war es, welche, wie sonst, die kleine gedrungene Gestalt des tapfern Generals umfloß. Der Graf Romanzow Sadunaskoi war heut, am Tage der großen Nationalfeier in Moskau, in der Uniform des gemeinen Soldaten vor der gnadenvollen Czarin erschienen. Selbst alle seine Orden hatte er abgelegt, jeden Schmuck und jedes Triumph-

zeichen, das ihn vor den Uebrigen auszeichnen konnte, hatte er sorgfältig entfernt.

Ich kenne Sie in dieser Erscheinung nicht! rief ihm die Czarina mit einer Aufwallung von Zorn entgegen, indem ihre rollenden Augen hin und her flogen und den alten Helden vom Kopf bis zu den Füßen musterten. Ich vermisse den Feldmarschall Romanzow in Ihnen, den ich gestern schon an dem Triumphbogen vermißte, und der auch heut auf meinen Befehl, sich zur Bildung des Festzuges hierher zu begeben, nicht erschienen ist.

Potemkin lachte und biß sich auf die Lippen, indem er die Czarin wohlgefällig ansah. Romanzow aber hatte in der Mitte des Saales Halt gemacht und war dort mit seinem ernsthaften und strengen Gesicht, in dessen tiefen Furchen so viele ruhmreiche Schlachten eingegraben schienen, stehen geblieben.

Romanzow Sadunaskoi, welchen letzteren Namen er wegen seines glorreichen Ueberganges über die Donau empfangen, war eine ächte Kriegergestalt, die den Ausdruck der Tapferkeit und soldatischen Energie in allen ihren Zügen trug. Aber nicht minder war es ein schlaues, hofmännisches Lächeln, das auf dem Kriegerantlitz heimisch zu sein schien und das auch in

dieſem Augenblick, wo er der Czarin gegenüberſtand, auf ſein Geſicht trat.

Halten zu Gnaden, hohe Czarin, nahm Romanzow jetzt das Wort, wenn ich heut anſcheinend in einer argen Subordinationswidrigkeit vor Ew. Majeſtät beſtehe. Heut giebt es keinen andern Feldmarſchall auf der Welt, als die Czarin ſelber, und darum hat Dero getreueſter und unterwürfigſter Unterthan es für ſtreng geboten erachtet, gerade an dem heutigen Tage die Uniform auszuziehen und ſich nur als gemeiner Soldat unter die Fahne Euerer Majeſtät zu ſtellen. Wir haben die Türken beſiegt, es iſt wahr, und ihre Köpfe ſind um uns her geflogen, wie die Heuſchrecken in einer Sommerwolke. Aber wer iſt es denn eigentlich, der den Halbmond beſiegt und geworfen hat? Nicht der alte Feldmarſchall Romanzow iſt es, denn was hätte ihm all ſein Commandiren und Einhauen geholfen, wenn nicht der unüberwindliche Geiſt der hohen Czarin über uns geſchwebt und uns in die Türkenſchlacht geführt hätte? Romanzow iſt hier nichts als der Soldat der Czarin, und er will und kann nichts Anderes ſein. Darum iſt er auch ſchon geſtern nicht an den Triumphbögen erſchienen, wohin ihn die Gnade der Czarin einlud,

indem sie ihm befahl: Dort sollst Du eintreffen, Türkensieger, und an meiner Seite als Triumphator geehrt werden! Nein, Czarina, das durfte ein ehrlicher Soldat nicht wagen, und es durfte Keiner wagen, neben der Czarin zu stehn, und mit den Triumphen, die nur ihr gehören, triumphiren zu wollen. Heut giebt es nichts als unsere Czarin, und wer außer ihr und neben ihr noch etwas bedeuten zu können glaubt, der wird bald einsehen lernen, daß er sich nur in seinem eigenen Nichts geblähet hat!

Der alte Feldmarschall hatte, indem er diese letzten Worte so scharf und nachdrücklich betonte, zugleich seine Blicke mit dem entschiedensten Ausdruck auf Potemkin hingerichtet. Potemkin stand an der Seite der Czarin, und sah sich mit einem gebieterischen, Alles niederwerfenden Ausdruck und stolzen flammenden Blicken im Kreise umher. Zugleich hatte Romanzow seine Rede mit einem so biedern, wackern Ausdruck und mit der größten Gewandtheit des Hofmannes an die Kaiserin gerichtet, daß diese ihm nur mit Wohlgefallen zugehört zu haben schien, und Alles, worüber sie sich beschwert, ihm sofort wieder vergeben hatte.

Ein sonnenklares Lächeln überstrahlte jetzt das

der mystischen Terminologie, in der es das ausströmende Fluidum bezeichnet, das sich mit dem Fluidum der Gottheit zu einer wirklichen und realen Gemeinschaft zusammenschließt, weshalb es in der Bedeutung von Hauch, Odem vorkommt, ja selbst vom Winde nicht unterschieden wird, eine Vermengung, die sich noch bei Geyler von Kayserberg findet, der Joh. III. 8. „der Geist der geistet wo er wil, und du höreſt seine Stimme" übersetzt, wo Luther hat: „der Wind bläset wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl." *)

In der Bezeichnung der menschlichen Verhältnisse, der Stände, der Geschlechter, verräth Luthers Sprache manche glückliche Naivetät der Anschauung, manche zurückzuwünschende Anmuth und Harmlosigkeit des Ausdrucks. In den Anreden zeigt sich noch fast gar keine Unterscheidung der Stände, nur in Herren und Knechte, oder auch in Pöbel und Junckern, wobei jedoch jener nur das Volk ohne alle Nebenbegriffe bezeichnet, legen sich einfach die

*) Vgl. Gretefend, Luther's Verdienste um die Ausbildung der hochdeutschen Schriftsprache. S. 129.

Antlitz der Czarin, als sie dem Grafen Romanzow ihre Hand darreichte und ihm freudig erklärte, daß Alles so gut sein solle wie es dem Feldmarschall beliebt habe. Unterdessen stand Potemkin mit übereinander geschlagenen Armen ganz vertieft in seinen Aerger und Unwillen da, indem er, an der Unterlippe nagend, schreckliche Blicke auf Romanzow richtete.

Der Zug begann sich jetzt auf den ausdrücklichen Befehl der Czarin zu bilden, denn die Zeit war herangekommen, wo die Prozession sich von dem Czaren-Palast aus nach der Kathedrale von Moskau in Bewegung setzen sollte. Der große Versammlungssaal hatte sich jetzt mit allen Hofleuten und Würdenträgern und mit den ersten Offizieren des Czarenreichs angefüllt. Diese Gesellschaft sollte unter dem Vortritt der Czarin selbst, mit dem Großfürsten und der Großfürstin, dem General Potemkin und dem Feldmarschall Romanzow an ihrer Seite, an der Spitze des sich zu Fuß fortbewegenden Zuges erscheinen, nachdem sich unten, auf dem Platze vor dem Palais, die Regimenter der Garden und der am meisten im Türkenfeuer gestandenen Truppen angeschlossen hatten.

Während jetzt der Aufbruch unter dem Vorantritt der Czarin in einer vorherbestimmten Gruppirung

erfolgen sollte, stand der alte Feldmarschall umher und musterte die Personen, die in seiner Nähe sich befanden. In diesem Augenblick fühlte er sich selbst auf eine ziemlich heftige Weise von hinten auf die Schulter geschlagen, und als er sich überrascht und mit einem leisen Fluch zwischen den Zähnen umkehrte, war es der Großfürst Paul, der mit einer großen Freundlichkeit in seinem Ausdruck sich genähert hatte, und die Erneuerung seiner Bekanntschaft mit dem berühmten General begehrte.

Auch die junge Großfürstin war herzugetreten und reichte dem Grafen Romanzow mit einer liebenswürdigen Bewegung, die so viel Grazie und zugleich so viel Keckheit und Muth in sich ausdrückte, die Hand dar.

Sie verschmähen heut die Triumphe, Herr Feldmarschall, flüsterte Natalia, und Sie können deren ganz gewiß entrathen, aber die dankbaren Händedrücke Ihrer Freunde und Verehrer werden Sie nicht auf gleiche Art von der Hand weisen dürfen.

Nein, Frau Prinzessin, entgegnete Romanzow, indem über sein runzeliges, tiefgebräuntes Gesicht ein glückliches Lächeln flog, mit dem er die junge Großfürstin genau und lange, und, wie es schien, mit der

höchsten Befriedigung betrachtete. Die Triumphe eines solchen Händedrucks können auch einen alten Soldaten noch verjüngen. Aber wie konnte ich an dem Triumphbogen erscheinen, wo ich unserer allergnädigsten Czarin gewissermaßen Sonne und Wind fortgenommen hätte! Meiner Treu, der alte Romanzow war zu klug und zu bescheiden dazu, um diese Ehre so anzunehmen, wie sie eine augenblickliche Aufwallung der Kaiserin ihm zuerkannt hat.

Ihr seid nicht nur der tapferste, sondern auch der klügste Mann in ganz Rußland, Herr Feldmarschall! entgegnete der Großfürst. Und darum wißt Ihr geschickt die Auszeichnung zu vermeiden, bei der Ihr Euern Vortheil nicht ersieht. Allerdings lähmt es jedes Streben, wenn man sich in einem Lande nicht mehr auszeichnen darf, oder wenn es gefährlich für einen Mann wird, auch nur Das zu scheinen, was er wirklich ist. Aber ich gebe Euch mein Wort, Feldmarschall, daß dies einst anders werden soll, und daß Ihr Euch alsdann nicht mehr fürchten werdet, die Triumphe zu empfangen, die Euch, wie keinem Andern, gebühren!

Um Gotteswillen, Großfürst, schweigen wir davon, oder ich bin verloren! flüsterte Romanzow, indem er

erbleichte und ſeine Augen auf die Czarin richtete, die aber gerade mit Potemkin in einem ſehr lebhaften Geſpräch ſich befand, und ihre Aufmerkſamkeit nicht hierher gerichtet hatte.

Prinz, wir müſſen uns Alle für das Vaterland zu erhalten ſuchen! flüſterte Romanzow noch einmal, indem er ſich verſtohlen dem Großfürſten zuwandte. Ich kenne keine Gefahr, als die, unwirkſam gemacht zu werden für die große Sache, für die uns einſt zu kämpfen bevorſteht. Romanzow erſtrebt ja nur die Auszeichnung, der Sache des Großfürſten Paul zu dienen, und damit eine neue beſſere Zeit für Rußland heraufzuführen!

Natalia hatte während dieſes Geſprächs in der Nähe geſtanden, und die letzten Worte vernommen. Sie warf dem Großfürſten Paul einen glühenden, begeiſterten Blick zu, den dieſer aber nicht verſtehen zu wollen ſchien. In demſelben Augenblick aber wurde die Großfürſtin wieder kalt, und trat einige Schritte von dem Großfürſten zurück, der in einer finſtern Grübelei vor ſich hinſtarrte und dann ungewiſſe zweifelnde Blicke auf Natalie richtete.

Ich habe ja noch keine Sache! flüſterte Paul. Aber es iſt ſchon genug, Freunde zu haben, dann hat man

auch bald eine Sache! Ich danke Euch, ich danke Euch! —

Jetzt hatte die Czarin das Zeichen zum Aufbruch gegeben, und der Großfürst mußte sich beeilen, seine Stelle einzunehmen, die ihm in dem Zuge nach der Kathedrale bestimmt war. —

IV.

Der feierliche Zug der Czarin nach der Kirche hatte nur eine kurze Strecke zurückzulegen. Es war die alte großmächtige Kathedrale von Moskau, in welcher die Czare Rußlands gekrönt und gesalbt werden. An demselben Morgen war hier in den erhabenen, festlich geschmückten Räumen schon das alte Heiligenbild aufgestellt worden, welches die Czarin aus Petersburg mitgebracht und das jetzt Zeuge sein sollte der großen Friedensfeier, die Katharina hier mit einer feierlichen Messe und mit einem Te Deum kirchlich beginnen lassen wollte.

Die gewaltig brausenden Klänge der Messe erhoben sich sofort, nachdem die Czarin in der Mitte der Kirche unter dem Baldachin, der im festlichsten Prunke strahlte, umgeben von allen Vasallen und Würdenträgern des Reichs, ihren Sitz eingenommen hatte. Die übrigen

Räume der Kirche waren in allen ihren Theilen und Gängen überfüllt von den unzähligen Volksschaaren, die sich dort zusammengedrängt hatten, und durch welche beim Anblick der Czarin ein zitterndes Beifallsgemurmel hinlief. Noch höher schwoll dieses freudige Murmeln und Flüstern an, als der Großfürst, und an seiner Seite die Großfürstin, die sich zur linken Seite des Sitzes der Czarin niederließen, den Augen des Volkes sichtbar wurden.

Die Kaiserin hatte bei ihrem ersten Eintritt in die Kathedrale die leisen Jubelstimmen des Volks, die ihr, nur zurückgehalten durch die Heiligkeit des Orts, von allen Seiten entgegendrangen, mit einem geheimen Entzücken vernommen.

Es war dies dieselbe Bevölkerung, die ihr vor zwölf Jahren, als sie in Moskau in der Kapelle der Czaren sich hatte salben lassen, nur mit Kälte und heimlichem Widerstreben gegenüber gestanden, und unter der noch vor Kurzem der gespensterhafte Schatten ihres Gemahls Peter so willkommene und glühend aufgefaßte Täuschungen verbreitete. Heut schien das Volk von Moskau der Czarin wieder entgegenkommen zu wollen, und es schlugen lebhaftere, wärmere Klänge an ihr Ohr, für welche sie ein sehr geübtes Verständniß hatte.

Aber plötzlich flammte ein tödtlicher Haß in der Czarin auf, als sie, fast zusammenschreckend, vernahm, wie das Geräusch und die Stimmen, welche dem Großfürsten bei seinem Eintreten zuflogen, aus einem viel mächtigeren Hintergrunde heraufkamen, und noch mehr als gestern an den Triumphbögen, einen Gipfel des Enthusiasmus erstiegen.

Paul war unbeweglich, und, wie es schien, ohne jeden Eindruck bei diesem bedeutungsvollen Empfang geblieben, der sich für ihn aus der im Publikum entstandenen Bewegung herausfühlte. Natalie aber, die seitwärts von der Kaiserin saß, strahlte in einem leuchtenden Glück, das sie auf ihrem Gesicht und in ihrer Haltung nicht verbergen konnte, und das den Blicken der Czarin gegenüber sich nur um so mehr mit einer dreisten, herausfordernden Bewegung zu erkennen gab.

Zur rechten Zeit fielen jetzt die gewaltigen Klänge der beginnenden Messe ein, die heut im höchsten Prunk des griechischen Gottesdienstes in der Kathedrale von Moskau abgehalten wurde. Die Verstimmung, welche sichtlich auf dem Antlitz der Czarin Platz genommen hatte, wich sehr bald den friedlichen und feierlichen Wirkungen der Ceremonie, der sich

Katharina, ungeachtet ihrer freigeistigen Richtungen, um des guten Beispiels willen stets mit einem sehr andächtigen Ernst hingab.

Die Messe schien jetzt eine Zeitlang einen sanften Friedensbogen über allem innern Zwiespalt und allen so dicht neben einander gerückten Widersprüchen in der Versammlung aufgerichtet zu haben. Alles schien friedlich und frohbewegt, bis die Stimme der Priester und die Töne der Orgel ausklangen, und die eingetretene Stille die Aufmerksamkeit für einen neuen Vorgang erhöhte.

Der Schatzmeister der Czarin erhob sich jetzt in der Nähe des Altars, und las mit gewichtiger Stimme ein Verzeichniß von Belohnungen ab, welche die Kaiserin ihren Generälen, die sich im Türkenkriege verherrlicht hatten, bewilligten. Unter diesen Belohnungen ragten die dem Feldmarschall Romanzow zuertheilten durch ihren ungeheuern Werth hervor. Romanzow empfing ein Landgut mit fünftausend Bauern, hunderttausend Rubel baares Geld, ein kostbares Tafelgeschirr, einen Hut, an dem ein mit den werthvollsten Steinen geschmückter Lorbeerzweig befestigt war und der auf einen Werth von dreißigtausend Rubeln sich belief.

Romanzow ſaß unfern vom Altar in einer ganz beſcheiden zuſammengedrückten Stellung, während dieſe Belohnungen über ſein tapferes Haupt ausgeſchüttet wurden. Der alte Held ſchien keineswegs einer großen Freude über dieſe ihm widerfahrene Auszeichnung hingegeben. Er ſah vielmehr verwirrt und verlegen aus, und richtete zu der Czarin lange fragende Blicke hinüber, welche die Ungewißheit ausdrückten, ob Katharina aus aufrichtigem Herzen ihm dieſe großen Gunſtbezeugungen geſpendet oder ob zu befürchten ſei, daß ſie dafür, wie es ihm früher ſchon einmal widerfahren, ihn bei einer andern Gelegenheit um ſo härter empfinden laſſen werde, daß ſie es nicht liebe, unter ihren Unterthanen ſo hervorragende, in der Volksgunſt ſie faſt überbietende Männer von Ruhm und Anſehen zu haben.

Sein Erſtaunen wuchs, als die Czarin jetzt von dem Thronſeſſel, den ſie in der Kirche eingenommen, herabſtieg und dem Feldmarſchall, dem ſie aufzuſtehen winkte, mit einigen Schritten entgegenging. Romanzow empfing aus den Händen der Czarin einen Marſchallſtab, der mit einer Kette von Diamanten umgeben war und den ſie ihm mit ihrem gnädigſten und liebreizendſten Lächeln darreichte.

ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elemente auseinander. In der Benennung des weiblichen Geſchlechts iſt Luther's Wortgebrauch beſonders ſinnreich. Das ſchöne Magdthum hat ſich leider wieder aus dem heutigen Gebrauch entfernt, und wir haben nur noch das unbelicatere Wort Jungfrauſchaft an ſeiner Stelle. Magd und Jungfrau werden von Luther gleichbedeutend und abwechſelnd gebraucht, der Begriff des Dienenden iſt mit der erſteren noch nicht im niedrigeren Sinne verbunden und ſtreift nur hinundwieder in leiſer Schattirung daran. Folgende Phyſiognomie einer deutſchen Magd entwirft Luther ſelbſt einmal: „Es heißt im Deutſchen Magd ein ſolch Weibsbild, das noch jung iſt und mit Ehre den Kranz trägt und im Haar geht; ein jung Weibsbild, die nicht nur ihre Jungfrauſchaft noch hat, ſondern auch Tugend und einen fruchtbaren Leib. Darum heißt ſolches junge Volk Meide = oder = Maide = Volk, nicht Jungfrauen = Volk.“ Aus dieſer letztern Andeutung geht wenigſtens hervor, daß er in ſolchen Zuſammenſetzungen das Wort Jungfrau nicht für üblich und ſchicklich gehalten, obwohl er dem-

Ein mächtiges Beifallsgemurmel durchlief in dieſem Augenblick die Kathedrale von Moskau, und Romanzow, der ſah, daß es der aufrichtige Ernſt der Czarin war, ihn zum ausſchließlichen Triumphator des Tages zu machen, ließ eine große Thräne aus ſeinen Augen rollen, die in den grauen Locken ſeines Schnurrbarts ſich verlor.

Das Te Deum, welches jetzt angeſtimmt wurde, endigte in ſeinen mächtig emporbrauſenden Klängen das große Friedensfeſt von Moskau. Die Czarin, aus deren Antlitz alle Verſtimmung wieder gewichen war und die jetzt befriedigt, ja glücklich ſchien, brach an der Spitze des Zuges wieder auf und verließ die Kirche im Geleite ihres Hofſtaats, der ſich hinter den Schritten der erhabenen Gebieterin drängte. —

Als man im Palaſt der Czarin wieder angelangt war, entließ die Czarin raſch ihr Gefolge, indem ſie ſich mit dem General Potemkin in ihr Cabinet begab, in dem ſie ſich ohne Störung einem Geſpräch mit ihm überlaſſen konnte, zu welchem ſein Ausſehen in der Kirche während der Meſſe und namentlich gegen das Ende der Ceremonie ſie dringend aufgefordert zu haben ſchien.

Potemkin war ihr verdrießlich und zögernd gefolgt

und warf ſich ſogleich, faſt mit der ganzen Länge ſeines Körpers, auf den Divan nieder, indem er ſein Geſicht gegen die Wand kehrte und ſich um die Anweſenheit der Czarin durchaus nicht zu bekümmern ſchien.

Die Czarin ſtand vor ihm und betrachtete ihn lange mit zweifelhaften Blicken. Es ſchien ihr ſo wichtig, ſich mit Potemkin zu verſtändigen, daß ſie ſogar noch in ihrer Feſttoilette geblieben war und noch Niemand von ihrer Bedienung zugelaſſen hatte, um ſie der ſchweren Feſtgewänder des Tages zu entkleiden. Nur die Krone mit ihrem reichen Schmuck hatte Katharina abgelegt, und mit eigenen Händen ihr Haar wieder in eine feſte Ordnung zu bringen geſucht.

Es war ein ſehr anſtrengender und ermüdender Tag für mich, begann die Czarin, da Potemkin noch immer mißwillig ſchwieg. Auch hat es nicht an Aergerniſſen gefehlt, die uns freilich nimmer erſpart werden. Und ich fürchte, daß auch mein lieber Freund Potemkin nicht ganz frei von unangenehmen Eindrücken geblieben iſt. Denn geſteht mir nur, Ihr ſchnittet ſo fürchterliche Geſichter in der Kirche, weil Ihr die ganze Ceremonie nicht länger aushalten konntet und weil Euch Manches dabei zu verdrießen ſchien. Blos um Euretwillen gab ich daher ſo früh das Zeichen zum Aufbruch.

Bloß um meinetwillen? rief Potemkin in einem sehr verdrießlichen Ton, ohne sich von der Wand umzukehren. Sollte denn diese langweilige Komödie eigentlich noch länger dauern? Oder waren noch einige Landgüter, Marschallstäbe und Diamanten-Ketten mehr bestimmt, um dem alten Bären Romanzow in die Tatze gedrückt zu werden?

Also das ist es, was Euch so sehr verdrossen hat, mein lieber Freund? sagte die Czarin in einem langsam schleppenden Ton. Euer Sinn hat sich also noch immer nicht recht für die Höhen und Tiefen unserer Kaiserlichen Politik geschärft. Solche Leute, wie Romanzow, muß man feiern, denn man kann sie groß werden lassen, ohne daß sie unserer Herrschaft schaden. Aber auf der anderen Seite hängen sie durch ihr ganzes Wesen mit dem Volke zusammen, und indem man sie hochhält, nährt man dadurch den Geist, den man im Volke aufrecht erhalten und gekräftigt zu sehen wünscht. So ist der Name Romanzow mit der Führung des Türkenkrieges verwachsen, und die Idee des Türkenkrieges darf in Rußland nie aussterben noch ermatten. Der Türkenkrieg, mein Freund, ist die eigentliche Entwickelung unseres Landes, und man muß durch solche hohe Belohnungen die Leute anreizen, ihr ganzes Leben

dem Türkenkriege zu widmen und in ihm allein ihre Verdienste und ihren Lohn zu suchen.

Potemkin hatte sich während dieser längeren Rede der Czarin auf seinem Lager umgekehrt und starrte, den Kopf nachläſſig in den Arm gestützt, und sie unbeweglich und ausdruckslos anblickend, zu ihr empor. Dann gähnte er herzlich und sagte nach einer Pause: Es ist hübsch, daß die Czarin den Türkenkrieg fort und fort bedenkt, und zwar gerade in einem Augenblick, wo wir den Abschluß des Friedens mit den Türken hier in Moskau feiern. Denn wir in unserem Rußland dürfen nicht aufhören, den Türkenkrieg zu führen, und wir werden von Zeit zu Zeit immer wieder damit fortfahren, bis das Testament Peters des Großen in Erfüllung gegangen ist. Aber sagen Sie das dem armen Potemkin? Was geht es den Potemkin an, ob Krieg oder Frieden gemacht wird mit den Türken, und ob der Kosacken-Zögling Romanzow Landgüter, Bauern, Rubel, Diamanten, Lorbeerzweige, Marschallstäbe und Gott weiß was Alles aus den Händen seiner dankbaren Czarin empfängt? Ich frage nach diesem ganzen erbärmlichen Leben nichts mehr. Wahrhaftig, ich bin dieses jammervollen Daseins gänzlich überdrüssig geworden, und besonders langweilt mich jetzt

Alles, was vorgeht, so unaussprechlich, ja, so unaussprechlich!

Potemkin verfiel wieder in eine neue Modulation seines Gähnens, das er, ungeachtet der Anwesenheit der Czarin, immer klangvoller fortsetzte, bis er plötzlich wieder in sein stummes Hinstarren zurücksank, was auf die Czarin jedesmal einen sehr beängstigenden und beunruhigenden Eindruck machte.

Ich möchte Euch gern heiter und zufrieden sehen, Potemkin, begann Katharina wieder, mit einem ungemein milden und innigen Ton, indem sie ganz nahe zu ihm herantrat und sich zu ihm niederbeugte, um ihm ganz genau in's Antlitz zu sehen.

Kann man auf dieser Erde heiter und zufrieden sein, Katuschka? rief Potemkin, mit einem schweren Seufzer zu ihr hinaufblickend. Diese Dinge sind ja alle so erbärmlich und vergänglich, daß der Mensch, der auf etwas Höheres sein Verlangen gerichtet hat, sich zuletzt nur mit Schauder von diesem Lug und Trug der Erscheinungen abwenden kann, und seinen Sinn dahin flüchtet, wo allein das Unvergängliche und Erhabene thront.

Mein Gott! rief die Czarin erschrocken. Seid Ihr schon wieder bei diesen unglücklichen Gedanken, Po-

temkin? Wenn Ihr Euch wieder auf die Welle Eurer geiſtlichen Schwärmereien ſetzt, und mir auf derſelben zu entſchweben gedenkt, ſo bin ich verloren, denn dorthin vermag ich Euch nicht zu folgen.

Wer weiß, Katuſchka, ob Ihr mir nicht dorthin folgen würdet, und ob es nicht ein Entzücken ohne Gleichen ſein wird, mit Euch und in Euerer Geſellſchaft einen beſſeren Weg, den Weg der heiligen und frommen Dinge, zu wandeln? entgegnete Potemkin, der die ſchöne Hand der Czarin ergriffen hatte und träumeriſch mit ihren Fingern zu ſpielen begann.

Wie meint Ihr das, Potemkin? fuhr Katharina heftig auf, indem ſie ihm ihre Hand entzog und ihn ängſtlich forſchend anblickte.

Potemkin richtete ſich jetzt vom Divan auf, und trat vor die Czarin hin, gebückten, demüthigen Hauptes, bleich, mit einer gänzlich veränderten Miene. Als Katharina ihn genauer anblickte, glaubte ſie eine Thräne in ſeinen Augen ſchimmern zu ſehen.

Um der Wunden Chriſti willen, die Czarin ſoll mir einen Gefallen thun, begann Potemkin, die Hand der Czarin an ſein Herz drückend. Einige Werſte von hier mitten im Walde liegt ein Kloſter, das frommen und gläubigen Pilgern von jeher heilſam geworden iſt!

Brechen wir morgen dorthin auf, Czarina, zu Fuß, im ſchlechten, dürftigen Gewande, auf alle Bequemlichkeit und Leibespflege verzichtend, wie es zwei guten Pilgern geziemt, die im Herrn dahin wandeln wollen, und nur nach der Erquickung des geiſtlichen Segens trachten.

Die Czarin dachte einen Augenblick lang betroffen nach. Der ſpöttiſche Zug, der ſich anfangs um ihre feinen Lippen gebildet hatte, verſchwand hinter einem ernſten, gedankenvollen Nachſinnen, und ihr Ausdruck wurde jetzt mild und freundlich.

Ihr ſeid ein ſonderbarer Menſch, Potemkin, ſagte Katharina nach einer längeren Pauſe. Wie ſeltſam muß es in Eurem Kopfe ausſehen, daß Ihr ſo ganz aus heiler Haut auf ſolche Gedanken zu kommen vermöget. Aber Euer Einfall hat einen Hintergrund, aus dem ich mich in der That aufgefordert fühlen könnte, ihn zu beachten, vielleicht ſogar zu befolgen.

O wie entzückend iſt die Czarina! rief Potemkin, indem er, ganz mit dem Ausdruck eines armen Sünders, ſeine Arme über der Bruſt kreuzte und ſich tief und unterwürfig vor der Czarin verneigte. Wallfahrten wir zuſammen zu dem heiligen Madonnenbilde in dem Kloſter Troizkei-Sergiew, und die Felſenlaſten, die

auf unſeren Herzen drücken, werden von uns abſpringen wie leichte Federn, die in der Luft zerflattern. Ich muß dahin, Czarin, es zieht mich mit wunderbarer Allgewalt zu den Füßen der Madonna, und unterwegs, auf den ſtillen und verſchwiegenen Waldpfaden, werde ich Euch klagen und geſtehen, was mir ſeit Kurzem fort und fort das Herz beängſtigt und mir nach Allem, was Ihr mir geſagt und befohlen, doch keine Ruhe mehr laſſen will.

Ich werde bald fürchten, daß Ihr mich zu Allem bereden könnt, was Ihr wollt, Potemkin, verſetzte die Czarin, ihm theilnahmvoll die Hand reichend. Wiſſet denn, daß dieſe Wallfahrt nach dem Kloſter Troizkoi-Sergiew durchaus nicht ſo ſehr gegen meinen Willen iſt, als Ihr nach Eurem Dafürhalten annehmen zu müſſen glaubt. Euch will die Frömmigkeit, der Ihr ſeit einiger Zeit unterliegt, mich will die Staatsklugheit, und das wohlverſtandene Intereſſe für das Heil meiner geliebten Unterthanen, zu dieſer Wallfahrt treiben. Denn es iſt nicht zu läugnen, daß dies Unternehmen im Sinne der Mehrzahl der hieſigen Bevölkerung ſein würde. Man ehrt in dieſem Theil meines Reichs noch mehr als anderswo die frommen Gebräuche unſerer heiligen Religion, und das Vertrauen, welches

mir dadurch unter dem rechtgläubigen Volke erwächst, dürfte mir für Alles, was ich sonst will und befehle, zugutkommen. Auf denn nach Troizkoi-Sergiew, mein Freund! Wann wollt Ihr, daß unsere Pilgerfahrt morgen beginnen soll?

Potemkin war auf die Czarin zugesprungen, und bedeckte ihre Hände mit unzähligen Küssen. Dann rief er mit einer ihm aus den Augen leuchtenden Begeisterung, die fast den Schein der Wahrheit trug: Wir werden also morgen Mittag, sobald die Czarin den Aufbruch befiehlt, unsere fromme Pilgerreise beginnen, nachdem wir an demselben Morgen streng gebeichtet und unsere Sünden dem lösenden Geheimniß des Sacraments anvertraut haben. Meine Fasten haben schon seit gestern begonnen, denn sie sind die nothwendigste Vorbereitung zu der Wallfahrt, und ich werde bis morgen keine Speisen genießen, welche unsere Kirche nicht an den großen Fasttagen gestattet. Es sind dies aber nur meine Vorbereitungen, die keinen Einfluß auf die hohen Entschließungen der Czarin haben können.

Wir müssen gleichzeitig darauf bedacht sein, den Gang des Festes von Moskau nicht zu stören, versetzte Katharina, nach einer ruhigen Ueberlegung. Ich möchte

darum nichts unternehmen oder geschehen lassen, was unsere sonstigen Anordnungen in Bezug auf dieses Fest kreuzen oder schwächen könnte. Denn wir haben für heut Abend einen großen Ball, den uns die ehrenwerthe Stadt Moskau dargeboten hat, angenommen, und es wird nicht anders möglich sein, als daß wir uns den glänzenden Freuden, die Ball und Bankett gewähren wollen, dankbar überlassen. Auch wißt Ihr ebenso gut, daß dem Ball eine Theatervorstellung vorhergehen wird, bei der ein Stück zur Darstellung kommt, welches ich selbst gedichtet habe. Das Stück heißt Oleg, und wird heut Abend mit außergewöhnlichem Pomp und mit einem Aufwand der prachtvollsten Decorationen auf dem Theater in Moskau gespielt werden. Dieser Aufführung muß ich doch beiwohnen, denn außerdem daß ich die Czarin bin, bin ich auch der junge hoffnungsvolle Autor, der sich die Sporen seines Talents als Dichter vor dem großen Publikum erwerben will.

Natürlich, ganz natürlich! rief Potemkin mit einer freudigen Bewegung. Es kommt Alles darauf an, wie man eine Sache ansieht, und darum kann man sehr wohl auf einen Ball und in's Theater gehen, und doch am andern Tage eine Wallfahrt zur heiligen

selben sonst nicht gerade einen vornehmeren Anstrich beilegt. Mädchen kam erst später aus dem Niederdeutschen in Aufnahme, und wurde von Luther noch nicht gebraucht, der dafür Mägdlein hat. Dirne kann bei Luther auch eine Verheirathete bezeichnen, solange sie sich in einem gewissen jugendlichen Alter befindet, und drückt noch durchaus keine Geringschätzung mit dieser Benennung aus. Man sieht, die Frauen haben zu Luther's Zeiten eine schöne Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen besessen, die ihnen heut fast gänzlich verloren gegangen. Mehrere damals übliche sind jetzt sogar anrüchig und unanständig geworden, und das äußerst zartsinnige und poetisch gebildete Wort Weibsbild, womit Luther das ganze Geschlecht benennt, ließe sich nicht so leicht wieder zu Ehren bringen. Statt des Bildes, unter dem Luther das Frauengeschlecht anschaulich und lieblich zusammenfaßte, hat man jetzt die allgemein gebräuchliche Zusammensetzung mit Zimmer, wodurch die Frauen zu einem bloßen Gemach, zu einem Frauenzimmer entarten, ein Wort, das allmählig durch eine unbegreifliche Ideenassociation für Weibsbild in Auf-

Madonna von Troizkoi-Sergiew unternehmen, ohne daß die Seele dabei Gefahr laufen könnte. Der wahre Fromme hat ja einen Straußenmagen, der Alles durcheinander vertragen kann, ohne sich im Geringsten zu verderben. Der Theatervorstellung und dem Balle werde ich beiwohnen, denn die Anwesenheit meiner hohen Czarin, die ja selbst das erste Oberhaupt unserer Kirche ist, wird mich, obwohl in der Vorbereitung zu einer heiligen Handlung begriffen, von der Begehung jeder Sünde dispensiren. Aber bei dem Bankett werde ich auf meinem Platze fasten, was doch wahrhaftig meinen guten Willen beweist, mich zu einem heiligen Manne zu machen und mir im Himmel einen Stein im Brette zu erwerben.

Ueber das Gesicht der Czarin flog ein geistvolles Lächeln. Eigentlich fürchte ich mich vor meinem Freund Voltaire, sagte sie nachsinnend. Wenn er aus den Zeitungen erfährt, daß in Moskau eine Pilgerin aus mir geworden ist, die nach einem Kloster wallfahrtet, so wird er mich in seinem nächsten Briefe gut durchhecheln. Und ich kann ihm doch nicht gestehen, daß ich es bloß meinem Freunde Potemkin zu Gefallen thue. Aber nun Ihr wißt wie ich denke, so sagt mir auch mit aller Offenheit der Freundschaft: welcher

böſe Genius treibt Euch, Potemkin, daß ihr mir abermals abirrt und mir wieder in die Kloſterphantaſieen verfallt, von denen ich Euch ſchon wieder zurückgekommen glaubte.

Ich werde Euch das morgen ſagen, gnädigſte Czarina, entgegnete Potemkin, indem ſein Geſicht wieder die traurigſte Miene annahm, und er von Neuem vertieft in die bitterſte Melancholie erſchien. Wenn ich an Eurer Seite morgen hinpilgern werde durch den ſtillen großen Wald, der uns in das Kloſter führt, werde ich Euch mein ganzes Herz aufſchließen und Euch in alle ſeine Untiefen und gefährlichen Strudel hineinblicken laſſen. Dann werdet Ihr mir endlich rathen und dauernd helfen wollen. Aber dem Oleg werde ich heut Abend nichtsdeſtoweniger die größte und ungetheilteſte Aufmerkſamkeit widmen. Ich bin um ſo begieriger, dies Stück meiner erhabenen Gebieterin zu ſehen, als ich noch nicht einmal weiß, wer Oleg iſt?

Oleg, erwiederte die Czarin, indem ſie feierlich den Zeigefinger in die Höhe hob, Oleg iſt ein alter Heerführer und Fürſt der Ruſſen, er hat die Stadt Moskau gegründet, und mein Stück beginnt mit dieſer merkwürdigen Handlung. Oleg unternimmt dann einen

Kriegszug gegen die Griechen, und man sieht seine gewaltige Armee vorbeidefiliren und mit ihrem Führer an der Spitze sich einschiffen. Im dritten Act erscheint nun Oleg in Constantinopel, wo der Kaiser Leon genöthigt wird, einen Waffenstillstand mit ihm zu unterzeichnen. Zur Feier dieser Begebenheit wird ein herrliches Fest gefeiert, bei dem Knaben und Mädchen die Tänze des alten Griechenlands in verführerischen Stellungen vor ihm ausführen. Zuletzt erblickt man den Hippodrom, wo dem Oleg die olympischen Spiele vorübergeführt werden. Im Hintergrunde aber erhebt sich ein zweites Theater, auf welchem man Scenen aus dem Euripides in griechischer Sprache spielt. Darauf nimmt Oleg seinen Abschied vom Kaiser, und hängt feierlich seinen Schild an einer Säule des Palastes auf, um damit zu bekräftigen, daß er in Constantinopel gewesen, und zugleich durch dies Zeugniß seine Nachfolger einzuladen, daß sie immer und immer wieder nach Constantinopel zurückkehren möchten.*) Seht Ihr, Potemkin, da habt Ihr den Grundgedanken der russischen Politik für alle Folgezeiten in einem Drama aufgestellt, an dem sich zugleich das Volk ergötzen soll.

*) Masson, Mémoires secrets I. 96.

Da habt Ihr Griechenland, da habt Ihr Conſtantinopel, da habt Ihr alle Ziele, denen Rußland nachſtreben, die es ſich aneignen muß, um herrlich zu werden vor allen Völkern und Ländern, und das Diadem der ganzen Welt in die Czaren-Krone zu ſchlingen.

Potemkin hatte dieſer Erzählung der Czarin mit der größten Aufmerkſamkeit gelauſcht. Er begann ſich plötzlich wieder zu erheitern, und ein übermüthiger, luſtiger Ausdruck nahm auf ſeinem Geſicht Platz. Dann rief er aus, indem er mit den Fingern durch die Luft knipſte: Ei, Czarin, das muß ja ein prächtiges Stück ſein, denn prächtig iſt die Sache, die darin vorgeſtellt wird, und prächtig iſt der Autor, der nicht nur der Autor der Komödie iſt, ſondern der das Alles einmal großmächtig ausführen wird, wovon die artige Komödie das Spiegelbild der Vergangenheit und Zukunft uns enthüllt. Juchhe, welch' ein Glück, Ruſſe zu ſein, und zu den Füßen der ſchönſten und erhabenſten Czarin der Welt zu leben!

Katharina beobachtete mit der angenehmſten Ueberraſchung dieſe Umwandelung, die plötzlich wieder mit dem lebendigen, von jedem Eindruck raſch beherrſchten Potemkin vorging.

Ich bin ein glücklicher Autor, ſagte Katharina mit

einer triumphirenden Miene. Mein Oleg hat ja den Potemkin plötzlich wieder gesund gemacht. Und nicht wahr, nun brauchen wir morgen nicht nach Troizkoi-Sergiew zu wallfahrten? Es war dies eine ganz hübsche Idee, aber im Grunde verzögert dies doch unsere Rückkehr nach Petersburg um einen ganzen Tag, und ich würde herzlich froh sein, wenn Ihr Euch auch ohne dies für genesen erklären wolltet.

Potemkin starrte nachdenkend vor sich hin, und schüttelte traurig den Kopf.

Nein, sagte er, indem seine Züge wieder denselben unglücklichen und verzweifelten Ausdruck annahmen, die Madonna in Troizkoi-Sergiew läßt uns nicht, und weder Griechenland noch Constantinopel können uns der Wallfahrt zu ihr entziehen. Wir müssen pilgern, denn wir müssen unser Herz ausschütten, und Potemkin muß es der Czarin wie der Madonna vertrauen dürfen, was ihn so entsetzlich quält. Und wenn Beide ihm seine Wünsche befriedigen wollen, kann er erst genesen, der arme Potemkin!

Er sah jetzt wieder so jämmerlich aus, daß die Czarin von neuem in die größte Unruhe zu gerathen anfing, und ihn ermahnte, ja nicht an der pünktlichen Erfüllung ihres Versprechens zu zweifeln.

Ich werde Alles für morgen vorbereiten laſſen, ſeid verſichert! rief Katharina jetzt mit einer wirklichen Angſt. Ich werde mir eigens ein recht ſchönes Pilgerkleid dafür anfertigen laſſen, und bei der erprobten Geſchicklichkeit meiner Kammerfrauen wird Alles zur rechten Zeit fertig ſein. Zagt nur nicht deshalb, mein armer Potemkin. Aber wie habt Ihr es Euch gedacht, daß wir dieſe Wallfahrt unternehmen wollen? Wie ich es Euch geſagt, habe ich Eile, denn die wichtigſten Geſchäfte warten in Petersburg auf unſere Rückkehr.

Unſer Pilgern beginnt erſt, wenn wir bei dem Walde von Troizkoi-Sergiew anlangen, erwiederte Potemkin dringend. Bis dahin bedienen wir uns der Equipage, die wir verlaſſen, ſobald wir den Saum des Waldes erreicht haben. Von dort wandern wir wie zwei gute Pilger, andächtig geſinnt und unſer Heil erſtrebend, zu dem Kloſter hin, das uns in ſeinen heiligen Mauern aufnehmen und erquicken wird.

So mag es ſein, verſetzte die Czarin, ich werde dieſe Partie mitmachen, aber ich wünſchte auf derſelben von meinem ganzen Hofſtaat begleitet zu ſein, um dieſer Wallfahrt den Charakter eines bedeutenden und umfaſſenden Ereigniſſes zu geben.

Wie, entgegnete Potemkin, der ganze Hofstaat? Der Großfürst also und die Frau Großfürstin? Nun, sie haben zwar keinen Glauben und ihre Gesellschaft ist nicht angenehm. Man weiß nicht, was hinter ihnen steckt, ihr schönstes Lächeln könnte immer noch vergiften, und Gift wird jedenfalls von ihnen gebraut. Wir werden ja sehen, wer es einst wird trinken müssen, Czarin? Aber meinethalben, nehmen wir den Großfürsten und die Großfürstin mit! Man kann ihnen ja doch keinen Augenblick trauen, und es ist besser, sie immer unter Aufsicht zu behalten. Und dann der Graf Andreas Razumovsky, der Unzertrennliche? Dies Kleeblatt muß schon beisammen bleiben. Es ist besser, sie immer miteinander zu haben, um sie einst miteinander fangen zu können.

Was sagt Ihr, Graf Potemkin? rief die Czarin verwirrt und erschrocken. Habt Ihr wieder neue Anzeichen des gegen uns gesponnenen Verraths? Seid versichert, daß Eure Warnungen nicht in ein taubes Ohr gefallen sind, und daß ich keinen Augenblick meine Aufmerksamkeit von dem gefährlichen Treiben Jener abgelenkt habe.

Ich weiß es, Czarin, entgegnete Potemkin, sich ehrfurchtsvoll verneigend. Sie werden einst alle Drei

gleich ſchuldig befunden werden müſſen, und es wird ſich nur fragen, ob Einer von ihnen am Leben erhalten werden kann. Es kommt Alles darauf an, wie Ihr die Thronfolge des Reichs zu ordnen gedenkt? Da Ihr mir den höchſten meiner Wünſche nicht befriedigen wollt, und noch immer zaudert, mich ebenbürtig an Euere Seite zu rufen, ſo wird Euch dieſe Frage bald große Schwierigkeiten ſchaffen, die ich Euch, wenn Ihr wollt, mit einem einzigen Handgriff, mit der Gewalt der That, löſen würde.

Katharina wich ſeinen mächtig dringenden Blicken aus, mit denen er ſich zu ihr gewandt hatte.

Es iſt Euch alſo recht, daß wir den ganzen Hofſtaat nach Troizkoi-Sergiew mitnehmen? entgegnete die Czarin zerſtreut.

Mir iſt Alles recht, meine hohe Gebieterin! rief Potemkin mit einer ärgerlichen Gebärde. Nehmen wir den Großfürſten und die Großfürſtin, den Grafen Razumovsky, den Fürſten Bariatinsky, nehmen wir meinetwegen das ganze Hofgeſchmeiß mit, nur Einen wollte ich inſtändigſt bitten, zu Hauſe zu laſſen, nämlich den Grafen Panin, denn was ſollen wir mit einem Panin auf einer frommen Pilgerreiſe?

Ei, gerade darauf habe ich gerechnet, auch den

Panin mit uns zu führen, rief die Czarin mit einem leichten Lächeln. Da ich nichts Geringeres als einen Staatsact beabsichtige, so wollte ich auch gern meinen ersten Minister mit mir nehmen.

Nein, das geht nicht! entgegnete Potemkin, indem er laut zu lachen begann. Seine Excellenz den Staatsminister Grafen Panin können wir auf unserer Pilgerfahrt nicht brauchen. Sein trockenes schlaues Gesicht würde uns jeden Aufschwung unserer Gedanken hemmen. Die Madonna von Troizkoi-Sergiew würde an diesem Tage, wo sie den Grafen Panin vor sich erscheinen sieht, gewiß kein Wunder verrichten, weil sie befürchten müßte, daß der Staatsminister sogleich ein ganz officielles Protokell über das Wunder aufnimmt und die Contrasignatur von Euerer Majestät dafür verlangt. Und dann sein Gesicht! Das Gesicht dieser officiellen Staatsmaschine, die rostig in ihren Angeln knarrt, und statt der Seele nur eiserne Stifte hat, von denen sie mühsam getrieben wird! Nein, Czarin, dann ziehe ich auch diesen letzten Wunsch, den ich noch an Euch habe, zurück. Ich lasse das Pilgern Pilgern sein, und bleibe lieber zu Hause, mit meinem Schmerz und mit allen meinen quälenden Gedanken.

So soll der Panin lieber zu Hause bleiben, dächte

ich! entgegnete die Czarin, indem sie einen Augenblick nachsann. Es ist wahr, es steckt ein arger Weltmann in ihm, und man glaubt nicht mehr an die Macht der Heiligenbilder, wenn man seiner sich so frostig schüttelnden Staatsperücke ansichtig wird. Außerdem weiß ich ja, daß Ihr mehr als je der Gegner des Grafen Panin an meinem Hofe seid. Lassen wir ihn darum, ich gebe Euch in dieser Person vollkommen nach. Denn auch ich freue mich darauf, einmal einen Tag stiller und andächtiger Einkehr mit Euch zu verleben, Potemkin, und darin sollen uns profane Gesichter nicht stören, am allerwenigsten das Panin's. — —

---

nahme gekommen. Zu Luther's Zeit kannte man dies Wort, das um jeden Preis wieder außer Umlauf geſetzt werden müßte, nicht anders als in dem Sinne eines wirklichen Frauengemachs, z. B. Buch Eſther, 2. 13., wo Luther überſetzt: „Alsdann ging eine Dirne zum Könige; und welche ſie wollte, mußte man ihr geben, die mit ihr vom Frauenzimmer zu des Königs Hauſe ginge", und ſo an mehreren Stellen. Dagegen iſt das Wort Dirne wenigſtens der deutſchen Balladenpoeſie nicht ganz fremd geworden, obwohl es doch im Ganzen ſein edles Gepräge eingebüßt.

Was Luther's Bibelſprache zu ihrer hohen Bedeutung und dem unabweislichen Einfluß auf das Volk gelangen ließ, iſt am allerwenigſten der poetiſche Schöpfergeiſt, das dichtende Gemüth, welches in ihr waltet, und der deutſchen Rede mit neuer Zeugungskraft ſich bemächtigte. In Luther's Diction zerfielen zuerſt die Schranken von Poeſie und Proſa oder ſie traten als eine in Geiſt und Formen verſchmolzene Einheit auf, von der ſich nicht mehr nachweiſen läßt, wo die dichteriſchen und wo die proſaiſchen Elemente anfangen und aufhören. Nur

V.

Das Kloſter von Troizkoi-Sergiew iſt das größte, prächtigſte und reichſte in Rußland. Es iſt mehr eine Kloſterſtadt, als ein einzelnes Kloſter zu nennen, denn es ſchließt neun von Stein und Marmor erbaute Kirchen in ſich, neben denen ein kaiſerlicher Palaſt, ein Prieſter-Seminar, eine große Bibliothek und mehrere Wohngebäude zur Aufnahme der frommen Pilger in dem Umkreiſe einer halbmondförmig gezogenen Mauer beſtehen. Unmittelbar hinter dem Kloſter öffnet ſich ein kleiner Flecken, in dem eine ſtille ländliche Bevölkerung wohnt, welche von den pilgernden Fremden und von den großen Weideplätzen lebt, die der tiefe dichte Wald, der das Kloſter mit dem wunderthätigen Marienbilde umgiebt, hier offen gelaſſen hat.

Die kaiſerlichen Equipagen, in welchen der fromme Pilgerzug der Czarin ſich zuerſt auf den Weg begeben

hatte, hielten an dem Rand des Waldes ſtill und die gläubigen Wallfahrer, die von hier aus den Weg durch den Wald zu Fuß zurücklegen wollten, ſtiegen an dieſer Stelle aus, um ihren feierlichen Zug unter dem Vorantritt der Czarin zu ordnen.

Katharina hatte einen wärmenden Pelz über das leichte Pilgerkoſtüm gebreitet, denn es war ſeit geſtern ein harter Winterfroſt eingetreten und Schnee und Eis lagen wie eine feſte Kryſtalldecke über den Wegen des Waldes. Die ganze Hofgeſellſchaft hatte ſich, dem Beiſpiel der Czarin folgend, in Pelze gehüllt, und ſchlug, über die unbegreifliche Laune ſeufzend, welche die Kaiſerin, wie man meinte, zu dieſem Unternehmen getrieben, den Pfad ein, den die Czarin unter Führung des Generals Potemkin als den jetzt einzuſchlagenden bezeichnet hatte.

Potemkin, der in einer ſehr ernſten und innerlich bewegten Stimmung ſich zu befinden ſchien, hatte auch in ſeinem Aeußern am meiſten dem Zweck dieſer Reiſe Rechnung getragen, denn er hatte über die Uniform ein förmliches Pilgerkleid gezogen und ſich außerdem mit Reliquien, Kreuzen und Heiligenbildern ſo vollſtändig behangen, daß er am meiſten den Eindruck eines Tabulettkrämers auf einer Maskerade machte.

Seinen Wangen hatte er aber die kranke Farbe nicht anhauchen können, von der sein Inneres bedeckt schien. Denn die erfrischende Kälte hatte seinem Gesicht einen prächtigen Purpurschimmer geliehen und der blühende Heros schritt, mit elastischen Schritten und in der Fülle seiner Kraft sich wiegend, neben der Czarin auf dem hartgefrorenen, knisternden Fußboden einher.

Hinter ihnen folgten zuerst der Großfürst und die Großfürstin, in Begleitung des Grafen Razumovsky und einer Hofdame der Großfürstin. Diese Gruppe, die für sich einen mehr abgeschlossenen Kreis zu bilden schien, gehörte sichtlich nicht zu den Zufriedenen dieses seltsamen Pilgerzuges. Der Großfürst Paul wanderte stumm und in sich gekehrt neben der Großfürstin einher: man sah es ihm an, daß er nur gezwungen und wider seinen eigenen Willen der Theilnehmer dieses Zuges geworden, dem er in düsterer Gleichgültigkeit folgte. Den blitzenden kecken Ausdruck in den Augen seiner jungen Gemahlin bemerkte und verstand er nicht, oder er fühlte sich durch die spöttische Heiterkeit, die auf dem Gesicht der Prinzessin erglänzte, noch mehr gereizt und verstimmt.

Natalie blühte, angehaucht von der sonnigen Winterfrische, wie eine Rose, die eben ihr Haupt aus der

Knospe hervorgesteckt hat. Auf ihrer Stirn ruhte ein sorgloses Lächeln, um die feinen, frischen Lippen spielte ein sinniges Nachdenken, das zugleich mit einem leuchtenden Spott sich mischte. Sie schien zu triumphiren, indem sie die Czarin in feierlicher Würde, und neben derselben den wunderbar vermummten Potemkin, der jetzt ungeachtet seiner frommen Tracht in lebhafter Unterhaltung allerhand seltsame Sprünge und Gebärden zu machen schien, vor sich einherschreiten sah. Es kam der Prinzessin vor, als habe die Czarina sich in diesem Augenblick etwas vergeben, und als sei es geeignet, darüber zu frohlocken und der klugen und großen Czarin sich gewissermaßen überlegen zu fühlen. In dieser angenehmen Empfindung schaute sich Natalie nach allen Seiten hin um, sie spielte und lächelte mit den im Sonnenschein blitzenden Schneeflocken, die von den knarrenden Aesten der Bäume auf ihren Hut heruntergeworfen worden, sie blickte den wild umherflatternden Vögeln nach und hielt sich in ihrem aufschäumenden Uebermuth kaum zurück, den Krähen nachzumachen, die schreiend und krächzend über den Häuptern dieses Pilgerzuges einherflogen. —

Obwohl es keine große und ausgedehnte Strecke mehr war, die bis zu dem Kloster zurückzulegen blieb,

ſo bot doch der Weg für die ſolcher Schwierigkeiten ungewohnten Fußgänger Mühen und Beſchwerden genug dar, die der Czarin manchen Seufzer entlockten. Katharina, die zur Ertragung körperlicher Anſtrengungen in keiner Weiſe ausgerüſtet war, konnte kaum die leichteſten Beſchwerden auf ſich nehmen, und mußte ſich oft auf den Arm ihres Begleiters Potemkin lehnen, um auf dem glatten ſchlüpfrigen Boden des Waldes ſich zu halten oder vor den mit Schnee gefüllten Schluchten ſich zu ſchützen.

Potemkin, ſagte ſie, einen Augenblick ſtillſtehend und in ſeinem kräftigen Arm ruhend, Ihr ſeht, ich vergehe faſt unter dieſen abenteuerlichen Schwierigkeiten, zu denen Ihr mich verleitet habt. Aber für den Preis, Euch, mein Freund, wieder heiter und zufrieden zu ſehen, unterziehen wir uns gern dieſen ungewohnten Mühen, für welche wir den Lohn nur in Eurem Herzen beanſpruchen.

Aber Potemkin ſchien dieſe freundliche und liebevolle Rede, welche die Czarin an ihn wandte, kaum zu vernehmen. Er blickte ſtarr vor ſich nieder auf den Boden, und antwortete der Czarin nicht. Dann ſtieß er einen entſetzlichen Seufzer aus, und ermahnte die Czarin mit einſylbigen Worten, den Weg fleißig

fortzuſetzen, denn bald werde ſie ſich am Ziel des Heils befinden, und ſchon erblicke man in nicht weiter Ferne die wunderbar geformten Thürme des alten Kloſters Troizkoi-Sergiew!

Die Czarin entſchloß ſich, ihre letzten Kräfte zuſammenzunehmen und mit verdoppelter Anſtrengung die Wallfahrt zu vollenden. Sie waren dadurch jetzt etwas raſcher vorausgekommen, und fingen an, den Großfürſten und die Großfürſtin, deren allzu große Nähe der Czarin auch hier peinlich erſchien, eine ziemliche Strecke hinter ſich zurückzulaſſen.

Man ſah es der Czarin an, daß ſie jetzt erſt wieder freier und leichter zu athmen begann. In dieſer froheren Stimmung verſuchte ſie es noch einmal, ihren Begleiter Potemkin aus ſeiner düſter träumeriſchen Laune zu wecken, in welche er von neuem mehr und mehr zu verſinken anfing.

Die Annäherung dieſes Kloſters macht mir zu ſchaffen! begann Potemkin jetzt, mit einer ſeltſamen wehklagenden Stimme, ſein Herz vor der Czarin auszuſchütten. Je näher wir unſerem Ziel kommen, deſto mehr fühle ich die traurigſten und quälendſten Gedanken in mir entſtehen, die ſelbſt im Hinblick auf meine geliebte Czarin keine Linderung, ſondern, wun-

derbarer Weise, nur die bitterste Steigerung in mir erfahren. So sei es denn meiner allergnädigsten Czarin bekannt und gestanden, daß jenes Kloster, welches uns dort mit seinen ernsten traurigen Kuppeln entgegenblickt, den Potemkin in sich aufnehmen, aber niemals wieder entlassen wird aus seinen hohen, der Welt abgekehrten Mauern. Ein alter, seit meiner frühen Jugend mich beherrschender Entschluß, der mich treibt, Mönch zu werden, ist wieder in mir erwacht, und ich kann und werde ihn diesmal nicht besiegen. Mein Triumph ist, daß es mir noch vergönnt wurde, an der Seite der hohen Czarin selbst diesen Gang in's Kloster zurückgelegt zu haben, aber die Czarina wird es mir, im Andenken aller meiner Verdienste um Rußland und meiner, Ihrer Person gewidmeten gränzenlosen Liebe, verzeihen, wenn ich nicht wieder mit ihr zurückkehre in die Welt, in diese verwünschte nichtswürdige Welt, in der die großen Herzen trauern und zurückstehen müssen, und die kleinen Seelen emporgehoben werden und triumphiren. Die Czarin hat mir keinen höheren Platz an ihrer Seite zugestehen wollen, sie hat mir aber die schmerzliche Genugthuung zugestanden, an ihrer Seite in's Kloster gehen und Buße thun zu dürfen!

Er ergriff die Hand der Czarin und preßte seine Lippen und Augen mit einer heftigen Bewegung auf dieselbe herab.

Katharina zog erschrocken ihre Hand zurück, die sie mit einem Strom von Thränen durch ihn benetzt sah. Dann gingen Beide wieder eine Zeitlang still und lautlos neben einander her, indem sie ihren Weg schleuniger und ununterbrochener fortzusetzen schienen.

Nach einer Pause nahm die Czarin wieder das Wort und bemerkte, indem einiger Unwille durch ihre Stimme zitterte: An meiner Seite geht man nicht in's Kloster, Potemkin. Wer an meiner Seite steht, und diesen Platz zu würdigen und zu behaupten weiß, wandert mit mir durch alle goldenen Triumphpforten der Welt, aber nicht durch die Pforten des Klosters. Und was wollt Ihr, Potemkin? Unsere Geister haben sich in einem hohen Streben begegnet, wobei der Eine von uns den Andern fortreißen und beflügeln wird. Als Freund und Rathgeber habt Ihr bisher an meiner Seite gestanden, und Krieg und Frieden, das Heil Rußlands und den Untergang unserer Feinde haben wir in trauten Stunden miteinander besprochen. Ihr könnt nicht mehr Einfluß auf die Geschicke der Welt, nicht mehr Gewalt über mein Herz, nicht mehr Hoheit,

Macht und Liebenswürdigkeit erlangen, wenn Ihr auch einen anderen und viel höheren, ja den höchsten Namen an meiner Seite behauptetet. Bleibt, wie Ihr seid, Potemkin, und jede Herrlichkeit der Welt soll Euch krönen. Aber was soll ein Potemkin in einem Kloster? Die Klöster sind nicht für die Potemkin's da. In der räucherigen, öden Zelle des Mönchs trauert die menschliche Vernunft um ihren Untergang. Seine Kutte ist das Narren-Kostüm, in welches die Thatkraft des Mannes geschlüpft ist, weil sie schmählich das Schlachtfeld verlassen, noch ehe der Sieg sich entscheiden konnte. Der Mann, der das Schwert seiner Vernunft in den Staub wirft, und von dem stolzen Roß der Thatkraft sich abwerfen läßt, hat sich all seines Rechtes in der Welt begeben. Er wird auch ein schlechter Mönch sein, sowie er ein schlechter Czar geworden wäre!

Potemkin stand, auf das Höchste überrascht von dieser letzten Wendung in der Rede der Czarin, still. Seine Augen funkelten in einem freudigen Glanz, und fast schien seine frühere Lustigkeit wieder über sein Gesicht zu ziehen. Eine glühende Frage drängte sich auf seine Lippen, doch hielt er noch unschlüssig inne, und überlegte, was er der Czarin erwiedern solle.

Katharina betrachtete mit Erstaunen diese Um-

wandelung, die plötzlich wieder in ihrem Freunde vorzugehen ſchien. Der übrige Zug der Wallfahrer war etwas weit zurückgeblieben und erſt in einiger Entfernung erblickte man an der Spitze des durch die Schwierigkeiten der winterlichen Pfade aufgehaltenen Zuges den Großfürſten und die Großfürſtin, die ſich jetzt eiliger näherten. Die junge Großfürſtin ſchien beſonders ungeſchickt, die ſchlimmen Stellen des Weges, welche durch Schnee und Eis mehrmals geſchaffen wurden, zu überwinden, aber jetzt hatte ſie wieder einige Sicherheit unter ihren Füßen erlangt, und ſie ſchritt nunmehr mit der ihr eigenen kecken Fröhlichkeit und Zuverſicht, die immer etwas Triumphirendes hatte, vorwärts, um durch verdoppelte Eile das Verſäumte wieder einzuholen.

Katharina wandte ſich ab, um dem muthwillig blitzenden Geſicht nicht zu begegnen, und veranlaßte jetzt ihren Begleiter, den Weg fortzuſetzen.

Eilen wir doch nicht ſo entſetzlich, gnädigſte Czarin, bemerkte Potemkin jetzt in einem humoriſtiſchen Tone. Man kommt immer noch zeitig genug in's Kloſter. Den Potemkin kann wohl zuweilen der Teufel plagen, der ihn fromm machen möchte, aber ein Eſel wird Potemkin nimmer ſein. Ein Eſel wäre er, wenn er

eine dichterische Uebertragung konnte die Bibel zu einem deutschen Volksbuch machen, da immer nur das Poetische sich am innigsten mit der Nationalität durchdringt. So wurde diese an religiöser Begeisterung entsponnene Einheit von Poesie und Prosa zugleich die Grundlage der neuhochdeutschen Gesammtsprache, die aus der Bibelsprache hervorging; und die ganze moderne Darstellung der nachfolgenden Literatur, auf einen Nationalcanon von so universaler Bedeutung sich zurückführend, läßt keine wesentliche Zerlegung in einen poetischen und prosaischen Sprachgebrauch mehr zu. Luther hatte sich ein sehr entschiedenes Schönheitsideal der Sprachdarstellung vorgezeichnet, dem er nicht nur in der Wortbildung, sondern auch im Numerus und Tonfall seiner Sätze zu genügen strebte. Bei allem hinreißenden Gefühl in seiner poetischen und rhythmischen Behandlung scheint er doch eines sehr feinen und sichern Taktes sich bewußt gewesen, womit er immer ein die Prosa einfriedigendes, gehaltenes Zeitmaaß von dem wirklich metrischen zu unterscheiden verstand. Nur zuweilen hat er darin

ſich nun über Hals und Kopf in dies abſcheuliche Mönchs-Kloſter hineinſtürzen wollte, vor dem ihm doch auch ein Weniges graut. Aufrichtig geſtanden, die Mönche waren mir bisher keine viel liebere Bekanntſchaft, als die Fledermäuſe. Ich mochte ſie nicht leiden, denn ich fürchtete mich vor ihren zottigen Kutten und den faulen Bäuchen, welche das Mühlrad ihrer Gebete ſind. Ein ſolcher gleißneriſch ſich neigender Wicht iſt der eigentliche Schuft in der Schöpfung dieſes lieben Gottes, der die Sonne ſcheinen läßt, und in deſſen Weltplan die dummen Dunkelmänner in den Klöſtern offenbar nicht hineingehören. Aber wenn ich die Wahl habe zwiſchen Mönch und Czar, werde ich doch kein ſo ausgemachter Dummkopf ſein und lieber unter die Eulen und Dohlen in die Mauerſpalte eines Kloſters kriechen.

Er ſah dabei die Czarin mit einem ſo dummpfiffigen Geſicht an, daß dieſe aus dem großen Ernſt, der ſich ihrer bemächtigt, dadurch faſt herausgefallen wäre. Aber Katharina glaubte die Gelegenheit wahrnehmen zu müſſen, um dieſen empfindlichen Streitpunct, der zwiſchen ihr und Potemkin ſeit einiger Zeit ſo viel Unruhe und Mißſtimmung hervorgerufen, endlich erſchöpfend durchzuſprechen und zu Ende zu bringen.

Mon chèr Potemkin, begann ſie wieder, es giebt Dinge, mit denen man ſich Einfürallemal abfinden muß. Des Höchſten und Herrlichſten dürft Ihr Euch vermeſſen, mein Freund, und die Czarenkrone würde immer noch ein geringer Schmuck für Euer Verdienſt und Eure Liebenswürdigkeit ſein. Aber ich möchte Euch nicht unter der Laſt dieſer Krone erblicken, die ich nicht mit Euch theilen kann und werde, und die blutige Riſſe in Eure ſchöne Stirn eindrücken würde. Es würden Euch Verpflichtungen durch dieſe Krone erwachſen, die mir ſehr viel entziehen müßten von unſerem gemüthlichen Herzensverkehr, in dem ich mit Euch ſtehe und der mein wahres Lebensglück ausmacht. Ihr würdet gewiß ein großer Czar werden, aber ich würde aufhören, eine gute Czarin zu ſein. Ich würde meinen einzigen Freund verlieren, und dies müßte meine ganze Kraft brechen, es würde all mein Wollen und Vollbringen lähmen. Um meinetwillen alſo beſchwöre ich Euch, Potemkin: laſſet unſere Gefühle für einander uns nicht durch dieſe Nachtgeſpenſter verwirren! Und bedarf es denn zwiſchen uns eines Pactes, der uns beſtimmter und ſicherer Einen auf den Andern anweiſen und uns die Gewißheit des Beſitzes garantiren könnte? Nein, bleibet der allmächtige Po-

temkin an meiner Seite, und ich werde an Euerer Seite Euere gehorſame Czarin bleiben! —

Dem freundlichen, liebkoſenden Ton, mit welchem die Czarin dieſe letzten Worte flüſterte, ſchien Potemkin jedoch keineswegs ein gutwilliges Ohr zu leihen. Seine Mienen hatten ſich von Neuem verfinſtert, er ſchwieg und ſtarrte trübe vor ſich hin auf den Weg. Plötzlich fing er an zurückzubleiben und ſchlenderte in den Gedanken, die ihn quälten, ſeitwärts vom Wege ab, ohne ſich weiter um die Czarin zu bekümmern. Katharina wandte ſich lächelnd nach ihm um, und ſtreckte ihm die Hand entgegen, indem ſie ihn erwartete.

Nach einer Pauſe, als ſie noch eine Strecke ſtumm nebeneinander fortgegangen waren, begann Potemkin in einem düſteren, dumpfen Ton: Die Wahl zwiſchen Czar und Mönch iſt nicht mehr ſchwer, ſobald wir ſie durch die Gottesfurcht entſcheiden laſſen. Und in dieſem Augenblick wird es mir erſt klar, daß es Empfindungen in mir giebt, die vor allen Dingen ihr Recht behaupten wollen. Nein, die Welt iſt für mich verloren, und ich bin der Welt verloren! Ich verabſcheue das nichtsnutzige, erbärmliche Treiben, ich will nur noch Frieden, Frieden in Gott, Frieden in der verborgenen Zelle, Frieden im Gebet und in der Kaſteiung!

Hört, jetzt beginnen die Glocken von Troizkoi-Sergiew in der Ferne zu läuten! Es iſt ein Wunderton, der mich mächtig dorthin ruft, ein Wunderton, auf dem ſich meine gläubige Seele emporſchwingt, um nicht mehr da zu weilen, wo ich ich mich bisher gebannt fühlte!

Er hielt mit einem tiefen Seufzer inne, und die Czarin konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren, mit dem ſie ihn von der Seite betrachtete. Denn als er zuerſt aus der Deutung ihrer Worte neue Hoffnungen für ſich und ſeinen ſo ſtürmiſch gehegten Lieblingswunſch zu ſchöpfen gewußt, war er wieder ſo heiter und übermüthig geworden, wie es nur immer in ſeinem Sinne lag. Aber kaum hatte die Czarin ihre Meinung beſtimmter und unzweideutiger ausgeſprochen, ſo ſah ſie ihn jetzt wieder alle ſeine Abneigung gegen das Kloſter widerrufen und abermals in dieſen ſchwärmeriſchen und bigotten Ton verfallen, der ihm ein ſo ſeltſames Anſehen gab. Seine Mienen und Gebärden hatten zwar dabei unläugbar einen ächten und wahren Ausdruck, aber Katharina, die ihren Liebling auch als Meiſter im Komödieſpielen kannte und ſich zur rechten Zeit ſeines Talents erinnerte, hatte ſich davon nicht rühren laſſen. Sie wäre jetzt beinahe in ein lautes

Lachen ausgebrochen, als ſich ihre Blicke mit denen Potemkin's begegneten, und ſie denſelben in ſeiner immer ſtärker aufgetragenen Melancholie neben ſich auf und nieder ſchwanken und zuſammenbeben ſah.

In dieſem Augenblick vernahmen ſie hinter ſich einen lauten durchdringenden Schrei. Die Czarin unterſchied ſogleich die Stimme der Großfürſtin Natalie, die in eine augenſcheinliche Gefahr gerathen zu ſein ſchien. Sie wandte ſich haſtig nach ihr um. Die Großfürſtin war auf dem ſchlüpfrigen Pfade ausgeglitten und in eine Schneegrube geſtürzt, die unmittelbar am Wege ſich befand, und tief genug war, um die Großfürſtin auf einen Augenblick in der leichten Fülle des Schnee's verſchwinden zu laſſen.

Man war jetzt von allen Seiten hinzugeſtürzt, um ſich zu bemühen und der Prinzeſſin beizuſtehen, die durch den unglücklichen Fall, den ſie gethan, bewußtlos geworden zu ſein ſchien und ohne ein Zeichen der Bewegung dalag.

Der Großfürſt hatte nicht geſäumt, ſeiner Gemahlin ſogleich mit einem energiſchen Entſchluß zu Hülfe zu kommen, indem er ihr nachgeſprungen war und ſie in ſeinen ſtarken Armen emporgehoben hatte. Graf Razumovsky war unterdeß thätig geweſen, unter

Hülfe einiger Cavaliere des Hofes eine Tragbahre zu bereiten, auf der man die Prinzessin auf dem noch zurückzulegenden Wege bis Troizkoi-Sergiew fortführen wollte. Denn es war ersichtlich, daß die Großfürstin, die zwar jetzt die Augen wieder aufgeschlagen und augenscheinlich gar keine Verletzung davongetragen hatte, doch von dem erlittenen Schrecken zu sehr ergriffen und hingenommen war, um den Weg der Pilger zu Fuß weiter fortsetzen zu können.

Die Czarin und Potemkin waren im Hintergrunde dieser Scene stehen geblieben, die sogleich einen sehr stürmisch bewegten Charakter angenommen hatte. Denn im ersten Schrecken waren Alle durcheinander gelaufen, der ganze bisher so wohlgeordnete Zug hatte sich aufgelöst, und die Verwirrung wuchs, indem Jeder sich beeiferte, seine Hülfe anzubieten oder einen Rath für die Pflege und Fortschaffung der Prinzessin zu geben.

Die Czarin sah mit gesteigertem Unwillen diese Unterbrechung, welche durch den Unfall der Prinzessin entstanden war, und Potemkin murmelte ungeachtet seiner frommen Zwecke, mit denen er sich auf der Wallfahrt befand, einige starke Flüche zwischen seinen Zähnen, die er sich kaum bemühte, dem Ohr der Czarin zu verbergen.

Natalie hatte ſich aber jetzt ſchnell wieder erholt und ſtand mit kräftigem Auftritt auf ihren eigenen Füßen. Ihre Augen, die in demſelben friſchen und unverkümmerten Glanz wieder leuchteten, flogen wie immer keck und herausfordernd im Kreiſe umher, ſenkten ſich aber raſch wieder, als Natalie gegenüber die Geſtalt der Czarin bemerkte, die ernſt und düſter daſtand und von der kein freundlicher Antheil an ihrem Mißgeſchick ausging. Aber als die Großfürſtin jetzt den Arm ihres Gemahls annehmen wollte, fuhr ſie mit einer heftigen Zuckung zuſammen und faßte nach ihrem Fuß, der ihr den Dienſt verſagen zu wollen ſchien. Es war keine ernſte Beſchädigung entſtanden, aber der Fuß hatte durch den Fall eine Verſtauchung erlitten, und Natalie mußte ſich nun entſchließen, die Tragbahre anzunehmen, welche ihr Graf Razumovsky mit feuriger und beſorgter Beredſamkeit als unerläßlich empfahl.

Auf das Zureden des Grafen willigte Natalie endlich ein, die aus ſtarken Baumzweigen geſchickt zurechtgelegte Tragbahre zu beſteigen.

Die Czarin hatte wieder begonnen, den Weg fortzuſetzen, und der fromme Zug der Pilger ordnete ſich von Neuem, indem die Tragbahre, auf welcher die

liebliche helle Geſtalt der Prinzeſſin anmuthig ſchwebte, und die der Großfürſt, der Graf Andreas Razumovsky und zwei Hof-Cavaliere auf feſten Schultern trugen, in den Zug aufgenommen wurde.

Die Czarin hatte jetzt ihre Hofdame, die heitere Gräfin Bruce, zu ſich herangerufen, um ſich von ihr einen Bericht über den eigentlichen Hergang erſtatten zu laſſen. Die Hofdame, die jetzt eine Zeitlang neben der Czarin hergehen mußte, konnte jedoch keinen weiteren Aufſchluß über das Vorgefallene geben, dagegen ſchien ſich die Czarin ungemein an den Klagen der Gräfin Bruce zu ergötzen, die halb erfroren ſchien und die Strapazen der Wanderung nicht mehr für länger aushaltbar erklärte.

Die Czarin ſuchte ſie in gutmüthigſter Weiſe zu tröſten und ſagte ſcherzend zu ihr: Ei, meine liebe Bruce, ſie iſt doch ſonſt nicht ſo erſtaunlich froſtig, wovon wir die intereſſanteſten und liebenswürdigſten Beweiſe haben. So nehme Sie ſich doch endlich zuſammen, wie wir Andern thun, und Sie wird dafür die Madonna von Troizkoi-Sergiew zu ihrer guten Freundin bekommen, die Sie ſicherlich nicht im Stiche laſſen wird. Denn unſere luſtige Gräfin Bruce bedarf auch der Fürbitte im Himmel, ſie hat viel geliebt,

und es wird ihr darum auch viel vergeben werden müſſen!

Ach, Czarin, entgegnete die Gräfin Bruce, ich habe ja alle meine Sünden ſchon abgebüßt auf dieſer ganz abſcheulichen Fuß-Promenade, auf der mich der unerträglichſte Froſt quält. Haben wir wohl jemals ſchon eine ſo gräßliche Partie gemacht, als dieſe hier iſt? Ich habe mich bereits ganz entſetzlich erkältet, und kann meine Füße nicht mehr rühren. Es kann nicht Jeder es ſo gut haben, wie die Großfürſtin, die dort auf ihrer amüſanten Tragbahre durch die Lüfte reitet, und keinen Kummer weiter hat, als daß der Graf Razumovsky ſich unter ihr zu Tode tragen möchte. Sie wirft darum von Zeit zu Zeit die beſorgteſten und innigſten Blicke zu ihm herab, und erkräftigt dadurch den armen Grafen, ihren Ritter, der mit ihr gern in den Tod traben möchte! Aber verzeihen Ew. Majeſtät, mich ſchüttelt der grimmige Froſt ſchon wieder, und mir wird ganz unausſprechlich elend zu Muthe!

Bei dieſen Worten ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen und die ſonſt ſo luſtige Gräfin begann herzlich zu weinen.

Mein Gott, ſagte die Czarin, wie kann man ſo frieren, wenn man doch ein ſo heißes Temperament

hat, wie die Gräfin Bruce? Trete Sie nur wieder in die ihr bestimmte Reihe zurück, und bereite Sie sich auf die Madonna von Troizkoi-Sergiew vor, bei der Sie vielleicht noch einmal Gnade findet sowohl für Ihre schon halb erfrorne Nase, die mir in der That sehr bedenklich aussieht, als auch für Ihr leichtfertiges Herz, das nicht einmal zum Mitleid gelangen kann für die arme Großfürstin, sondern unehrerbietigen Spott häuft über eine in den Schnee gefallene Prinzessin Rußlands. Die Großfürstin liebt einmal zu fallen und honny soit qui mal y pense. Es giebt Personen, die alle Augenblicke ein kleines Unglück haben müssen. Man sagt, was ich aber nicht glaube, daß ihr Schicksal sie dadurch vor jedem großen Unglück bewahrt. —

Die Gräfin Bruce war jetzt mit der ehrfurchtsvollsten Verneigung in die Reihen der Uebrigen zurückgetreten. Die Czarin wandte sich wieder zu Potemkin, der in seinen trüben Gedanken jetzt an Allem, was um ihn her vorging, keinen Antheil mehr zu nehmen schien.

Was denkt Ihr von der Prinzessin, Potemkin? fragte Katharina jetzt mit einem leisen, geheimnißvollen Ton.

geschwankt und sich versähnlichen Bewegungen der Sätze, ja selbst Reimen, die nicht für unabsichtlich gelten können, überlassen. Zwar muß man anstehn, die Hexameter, die man in Menge aus Luther's Bibel gesammelt hat, wo die meisten der Art sind, wie der berüchtigte in der Genesis (XXVI. 8.) „daß Isaac scherzet mit seinem Weibe Rebecca" für wirkliche Verse zu halten, oder wann sie es sind, der bestimmten Absicht Luther's beizumessen. Die Hexameter in der Bibelübersetzung hat Luther gewiß unbewußt hervorgebracht, mit Fleiß schon deshalb nicht, weil man zu seiner Zeit noch nicht daran dachte, dieses Versmaaß in deutscher Sprache zu produziren, und erst später Fischart bekanntlich den ersten Hexameter an die Deutschen richtete. Der hexametrische Gang ist jedoch der deutschen Sprache, wie der Tonwandlung der Prosa überhaupt, so angemessen, daß er sich überall ohne Mühe unwillkürlich entdecken läßt, und von jeher hat man, bei alten und modernen Autoren, die Spielerei getrieben, sie auf Hexametern ertappen zu wollen. Daß Luther zuweilen Reime in seine Darstellung aufnahm, läßt sich dagegen nicht läug-

Potemkin ſchrak zuſammen und ſchien ſich plötzlich zu beſinnen. Dann warf er einen flüchtigen Blick hinter ſich auf die Prinzeſſin und ſagte mit einem leichten wegwerfenden Ton:

Was ſoll man von der Prinzeſſin denken? Sie iſt immer wohlauf und trotzig, man mag ſie ſehen wo man will, und ich glaube, daß ihr Unfall mehr uns als ihr geſchadet haben wird?

Wie verſteht Ihr das, Potemkin? entgegnete die Czarin haſtig. Erklärt Euch darüber deutlicher, ich bitte Euch, Freund!

Nun, verſetzte Potemkin mit phlegmatiſcher Ruhe, ihr Fall in die Schneegrube kann ihr nicht ſehr nützlich geweſen ſein in ihrem intereſſanten Zuſtande. Es iſt zu befürchten, daß ſie hier auf der Stelle ſich ihrer Hoffnungen entledigt, Czarin, und uns mit ellenlangen Geſichtern dabei ſtehen läßt. Denn wenn dieſe Kataſtrophe, auf die wir unſern ganzen Plan gebaut, jetzt ſo beſchleunigt eintreten ſollte, ſo wären wir dupirt, und müßten ohne Widerſtand Alles geſchehen laſſen, wie es geſchieht. Denn wir haben hier im Walde keine Eliſabeth Zoritſch, auf die wir rechnen können. Wohlverſtanden, Czarina? Es würde alſo für uns Alles ſchief gehen, während für die Großfürſtin Alles

ganz gut ablaufen kann. Sie ſetzt uns hier einen ganz geſunden Thronfolger mitten im Schnee ab, und wir Beide haben das Nachſehen. Ja, wir müſſen den Jungen noch auf der nächſten Station, ich meine in der Kirche von Troizkoi-Sergiew, taufen laſſen, denn was ſollen wir machen, Czarin?

Katharina ſah ihm mit ängſtlichem Forſchen in's Geſicht, aber es beherrſchte ihn ein ſo tiefer, unverbrüchlicher Ernſt, daß ſie ſelbſt erbleichte und in ein ſorgenvolles Nachſinnen verſank.

Ihr habt mir von dieſer Eliſabeth Zoritſch nicht wieder geſprochen? ſagte die Czarin leiſe und kaum hörbar, indem ſie raſcher ihren Weg neben ihm fortſetzte.

Es war in der letzten Zeit ſchwer für Ew. Majeſtät, ſie zu ſprechen, erwiederte Potemkin. Die Gelegenheit muß ausgeſucht ſicher ſein, um Perſonen dieſer Art ſich nahen zu laſſen. Aber Eliſabeth Zoritſch iſt da, und iſt der Dienſte gewärtig, die ſie leiſten ſoll. Ich habe ſie in Begleitung meines vertrauten Kammerdieners voraus nach Troizkoi-Sergiew geſandt, und dort im Pilgerhauſe verborgen einquartieren laſſen. Sie ſelbſt hat die Uniform eines meiner Bedienten anlegen müſſen, und eine Rückſprache mit der holden Verbrecherin wird

dort eher unbeobachtet bleiben können, als in dem Kaiserpalast zu Petersburg.

Ei, das ist klug von Euch, Potemkin, fuhr die Czarin fröhlich auf. Uebrigens denke ich diese Person nicht zu sprechen. Ich überlasse es Euch, meine geheimsten Gedanken in Eure Absichten zu verflechten, Potemkin. Richtet Alles so ein, wie Ihr es mit Eurem so oft von mir bewunderten Verstande für das Beste erachtet. Aber fragt mich nicht so viel. Wer weiß denn, ob wir uns überhaupt verstehen?

Wer kann das wissen? erwiederte Potemkin mit einer kalten Gleichgültigkeit. Aber klug war es jedenfalls von mir, daß ich die Elisabeth Zoritsch vorausgesandt habe. Hält sich die Großfürstin nur noch eine kleine Viertelstunde, so sind wir geborgen. Denn dann werden wir im Pilgerhause von Troizkoi-Sergiew angelangt sein, und die Großfürstin Natalia Alexiewna wird dort ihre richtige Behandlung finden. Die Gefahr ist also nur, daß es hier im Walde auf der Stelle losgeht, obwohl die junge Großfürstin allerdings noch keineswegs danach aussieht.

Die Czarin, die den seltsamen Drolligkeiten ihres Freundes Potemkin nicht so leicht widerstehen konnte, wäre fast in ein lautes Lachen ausgebrochen, aber eine

eigenthümliche Bewegung, die den ganzen Pilgerzug jetzt zu durchlaufen schien, fesselte ihre Aufmerksamkeit.

Es hatte sich nämlich plötzlich die Meinung verbreitet, daß in der unermeßlichen Waldung ringsumher das Heulen der Wölfe erschollen sei, und der Großfürst selbst hatte die Veranlassung dazu gegeben, denn er hatte bei Gelegenheiten dieser Art stets ein scharfes Ohr bewiesen, und war als guter Jäger geübt in der Unterscheidung solcher Töne.

Bald konnte auch kein Zweifel mehr übrig bleiben, denn die Wölfe, die sich jetzt genähert und vermehrt hatten, und die in diesem Walde in großer Anzahl vorhanden waren, schlugen jetzt von Neuem an, und durchhallten mit heiseren schrecklichen Tönen den Wald. Ein große Bestürzung schien sich aller Pilger und Pilgerinnen seitdem bemächtigt zu haben.

Der Großfürst schien am meisten durch diesen Vorgang in Bewegung gerathen, er winkte seinen Adjutanten herbei, und befahl demselben, seinen Platz einzunehmen und statt seiner die Schulter unter die Tragbahre der Großfürstin zu breiten.

Dann fühlte er hastig nach seinen Waffen, die er auch unter dem Pilger-Anzuge mitgenommen hatte, und von denen er sich nie zu trennen pflegte. Aller-

dings fand er sich bloß mit einem Hirschfänger und mit einem Paar Pistolen bewaffnet, aber Paul war ein tollkühner, unerschrockener Jäger, bei dem die Leidenschaft oft schon die genügende Bewaffnung ersetzt hatte und der unerschrecken und spielend sich in die schlimmsten Gefahren stürzte.

Seine Augen blitzten von einem dunkeln, wilden Feuer, sein Haar hatte sich hoch emporgesträubt, in seine ganze Gestalt war eine heftige convulsivische Zuckung getreten, als er jetzt, jede andere Begleitung ablehnend, und ohne ein Wort der Beurlaubung an die Großfürstin zu richten, mit geschwungenem Hirschfänger in den Wald hineinstürzte. Kaum begann er sich im Dickicht zu verlieren, als man schon seine Stimme erschallen hörte, die mit dem stürmischen Halloh der Jagd durch den Wald brauste.

Mit dem finstersten Unwillen hatte die Czarin diesen ganzen Vorgang beobachtet. Der flammende Purpur des Zorns war auf ihr Gesicht getreten. Sie ertheilte mit einer heftigen Handbewegung ihren Befehl, daß kein Aufenthalt entstehen dürfe und daß der Zug sich ungesäumt wieder vorwärts bewegen solle.

Potemkin schien sich durch das, was geschehen war, fast erheitert zu fühlen. Eine verwetterte Courage ist

dem Großfürſten nicht abzuſprechen, murmelte er vor ſich hin. Er kann der Wolfsjagd nicht widerſtehen, und würde bei ihrem Klang querfeldein in den Wald traben, auch wenn er gerade vor dem Altar ſtände, um den Segen des Prieſters zu empfangen. Auch ich war einſt ein ſo wilder und toller Kerl. Jetzt fange ich an, ein ruhiger Mann zu werden, und der Frieden der Kirche iſt mein einziges Trachten geworden. —

Der Pilgerzug hatte ſich jetzt wieder in Bewegung geſetzt, und der Graf Razumovsky begann, zu der Großfürſtin hinaufſchauend, einige deutſche Worte an ſie zu richten, worauf Natalie mit einem leiſen Erröthen einging. Razumovsky hatte ſeit einiger Zeit die deutſche Sprache vollſtändig erlernt, und war in derſelben um ſo leichter zu einer großen Geläufigkeit des Ausdrucks gelangt, als dieſe Sprache zugleich das Organ der geheimen und innigen Mittheilungen zwiſchen ihm und der Großfürſtin geworden war. Sobald ſich Paul auf eine ſo plötzliche Weiſe entfernt hatte, wagte daher der Graf, dieſen Ton anzuklingen, mit dem ſich zugleich ein vertrauteres Geſpräch zwiſchen Beiden eröffnen konnte, da die übrigen Herren, welche den Tragſeſſel führen halfen, der deutſchen Sprache nicht kundig waren.

In der That, ein seltsames Abenteuer, Prinzessin! begann Razumovsky, indem er sich bedeutungsvoll mit den Blicken der über ihm schwebenden Großfürstin begegnete. Man könnte es fast einen genialen Streich des Großfürsten nennen, daß ihn die Wölfe mehr reizen, als die fromme Wallfahrt und das süße Glück, die liebenswürdige Gemahlin auf seinen Schultern tragen zu dürfen. Wissen Sie, wie ich unseren Großfürsten am liebsten charakterisiren möchte? Der Großfürst Paul ist ein Kind der Natur, und hat alle guten und schlimmen Eigenschaften dieser Menschen. Wenn Rußland eine einzige Bärenhöhle oder Wolfsschlucht wäre, würde er mit großem Erfolg darin wirthschaften. Könnte es einst gelingen, aus ganz Rußland einen Kerker zu machen, so würde Paul der pflichtgetreueste Kerkermeister sein, wenn er nicht etwa anfinge, sich zu langweilen, und dann dumme Streiche zu machen, die ihn selbst zum würdigsten Einsassen seiner eigenen Kerker geeignet erscheinen ließen. Aber hört, die Wölfe schreien in der Ferne auf, als wenn sie bereits ihren Meister gefunden hätten, der ihnen seinen Hirschfänger in ihrem Pelze umkehrt. Denn der Großfürst ist gewohnt, gleich darauf loszugehen, es schreckt ihn keine Gefahr, und nie sah ich einen Jäger, der sich so kühn

und glücklich mitten in die entsetzlichste Gefahr hineinstürzt!

Natalie neigte sinnend ihr schönes Haupt, und dachte den Worten ihres Freundes, der bereits ihr ganzes Vertrauen besaß, einen Augenblick lang nach. Dann sagte sie leise: Wenn ich dem Großfürsten nicht vermählt wäre, würde ich sehr bald einen Standpunkt gewinnen können, um ihn richtig zu beurtheilen und ihm vor allen Dingen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Als Gemahlin des Großfürsten kenne ich aber nur die angstvolle Stimmung meines Herzens, die sich von dem ersten Augenblick bis zu dem gegenwärtigen meiner bemächtigt hat, sobald ich dem Großfürsten nahe bin.

Es ist sonderbar, entgegnete Graf Razumovsky, daß gerade ich es sein muß, der sich für den Großfürsten Paul bei der Großfürstin selbst verwendet! Ich, der jedem Luftzug grollen möchte, der um das göttliche Haupt meiner Großfürstin weht, und sich erlauben darf, ihre Wange zu streifen, bitte doch um Duldung für den Großfürsten Paul, den wir noch keineswegs entbehren können, Natalia Alexiewna! Wir können nicht für uns allein handeln, wir bedürfen nicht nur von unten herauf der Unterstützung zum Gelingen unserer Pläne, sondern wir bedürfen auch von oben

herunter eines Namens, einer Fahne, unter der wir ſtreben, kämpfen und ſiegen können. Wir müſſen die Partei Paul ausbilden, bewaffnen und für uns marſchiren laſſen, ſonſt können wir nichts beginnen, weder für uns noch für Rußland!

Aber der Großfürſt iſt es ſelbſt, welcher der Bildung ſeiner Partei noch immer am meiſten widerſtrebt! unterbrach ihn Natalie mit ungeduldig herausfahrenden Worten. Wenigſtens wären wir ſchon viel weiter unſerem Ziele entgegengetreten, wenn der Großfürſt ſeine Abſichten und Alles, was man von ihm zu erwarten hat, nicht in eine ſo ungewiſſe, bizarre Wolke hüllte! Er verkleidet ſich in den Gehorſam des Sohnes gegen die Mutter, um nichts zu thun, um ſeine Gattin mehr und mehr in die allerſchlimmſte Situation gerathen zu laſſen, und ſie einer ſo furchtbaren Frau preiszugeben, die er ſelbſt nur mit geſpenſtiſchem Grauen ſeine Mutter nennt, und vor der mein Leben nicht mehr lange ſicher ſein dürfte. Denn glaubt mir, Razumovsky, die Czarin trachtet mir nach dem Leben, und ich fühle es jedesmal beſtimmt und deutlich an ihrem entſetzensvollen Blick, wenn derſelbe dem meinen begegnet, und ſich tief und ſchneidend, wie ein Henkersſchwert, in meine Augen und in mein Herz hinabſenkt!

Zwiſchen uns und der Czarin ſteht der Großfürſt! entgegnete Razumovsky mit einem bedeutungsvollen Ton. Nur, wenn wir ihn noch erhalten, können wir vollſtändig gegen die Czarin ſiegen. Ich kenne den Großfürſten ſeit den Tagen ſeiner Kindheit. Er hat ein Naturell, in dem das Beſte und Größte wohnt, neben dem Schrecklichſten, deſſen er jeden Augenblick fähig iſt. Wenn man ihm geſtattet, ein Kind zu ſein, findet man einen Engel an ihm. Reizt man ihn auf, ſo wirkt er als Teufel der Zerſtörung, ſogar gegen ſich ſelbſt. Gute Gedanken hat er über Rußland, in ſeinem verborgenſten Sinn liebt er das Volk, und da er Kraft haben wird zu herrſchen und zu gebieten, ſo wird er ſich auch für ſtark genug halten, um das Volk in den Kreis des Staats eintreten zu laſſen. Jedenfalls, Prinzeſſin, kann eine neue beſſere Zeit für Rußland nur dann heraufgeführt werden, wenn der Großfürſt Paul zur Herrſchaft gelangt und den ihm gehörenden Thron, der ihm nur durch das Verbrechen Katharinas entzogen worden, endlich beſteigt! Streben, wirken wir alſo einſtweilen nur für ihn, Prinzeſſin! Bilden wir die Partei Paul, die im Stillen unendlich gewachſen iſt, immer weiter aus, bewaffnen wir ſie und laſſen wir ſie im verhängniß-

nen. In dem Bestreben seiner Sprache, auch jeden malerischen und drastischen Effect auf das Gemüth hervorzubringen, ließ er sich dazu verführen, in dieser Weise auch auf das Ohr zu wirken. Es scheint uns eine Geschmacklosigkeit seiner Darstellung, aber man kann annehmen, daß er es zugleich im Sinne der patriarchalischen und altväterlichen Naivetät seiner Gemälde, namentlich im alten Testament, gethan. Das hervorstechendste Beispiel dieser Art befindet sich in der Geschichte der Susanna, wo auf die Aussage des einen Zeugen: „unter einer Linden", Daniel antwortet: „O recht, der Engel des Herrn wird dich finden, dem andern Zeugen aber, der aussagt: „unter einer Eichen", erwiedert: „O recht, der Engel des Herrn wird Dich zeichen. Die Absichtlichkeit, hier einen Reimklang hervorzurufen, erhellt wenigstens daraus, daß Luther in seiner Uebersetzung zwei andere Bäume gewählt hat, als im Originaltext an dieser Stelle stehn, bloß um darauf reimen zu können.*) In einigen neueren Ausgaben der

*) Vgl. Geotzend, a. q. O. S. 133.

vollen Augenblick losschlagen! Wir haben in der letzten Zeit gute Fortschritte gemacht. Panin ist in die vordersten Reihen unserer Leiter getreten, und selbst Romanzow wird sich mit allen seinen Tapfern für Paul erklären, sobald die rechte Zeit gekommen sein wird. Auf die Petersburger Garden dürfen wir rechnen, ich weiß es gewiß, oder es trügt mich Alles! Unser Feldgeschrei ist darum Paul, Czar Paul! Bald wird es dann ein anderes geben. Das heißt: Natalie Alexiewna! —

Die Großfürstin senkte ihr Haupt, und schien von einer unendlichen Traurigkeit befallen. Ihr habt meisterlich auf Alles gerechnet, Graf Razumovsky! sagte sie dann mit einem ihre Brust erschütternden Seufzer. Ihr habt Rußland verstanden, ausgekundschaftet, vorbereitet, aber nicht mein Herz. Mein Herz kann diesem Feldgeschrei nicht folgen, es schlägt einem rascheren Ziel entgegen, oder es stirbt unter diesem Mangel an Bewußtsein, an Gerechtigkeit, an Menschenwürde, unter den es von einem grausamen Schicksal gestellt worden ist! Schwingt Euch zu kühneren Plänen auf, Graf Razumovsky, zu einem hochherzigen Unternehmen, zu einem raschen Handeln ... Oder Ihr findet mich nicht mehr im Stande, Eure Siege zu begrüßen und Eure Hand zu erfassen, die Ihr dann

einer entſeelten Märtyrerin entgegenſtrecken werdet! Auf, Razumovsky, rettet mich und Rußland zu gleicher Zeit, aber laßt es nicht darauf ankommen, daß ich, Eure Freundin, in demſelben Augenblick verdorben und verloren bin, in dem Rußland glücklich und frei geworden iſt! Wenn Ihr nicht wäret, würde ich, ſchon einige Wochen nachdem ich in Rußland angekommen, querfeldein davon gelaufen ſein, wie eine Abenteurerin, und würde mich lieber nach Deutſchland zurückgebettelt haben, um nicht in der Atmoſphäre dieſes fürchterlichen Throns zu erſticken. Aber Ihr habt mich aufgerichtet, Ihr habt meinen Geiſt erhoben, Ihr habt mich die Dinge in mir und um mich her aus einem höheren Geſichtspunkte betrachten gelehrt; ich bin durch Euch freier, weiſer, glücklicher geworden. Und Ihr habt mich zugleich ernſter, ſchärfer, gedankenreicher und unduldſamer gegen Das gemacht, was mich hier quält und verzehrt. Unſere Geiſter ſind ſich begegnet, ich bin froh darüber, und habe Hoffnungen für die Zukunft darauf gegründet. Dieſe Hoffnungen können aber doch den Haß nicht mildern, der auf der andern Seite in mir täglich heftiger emporflammt, und von dem ich bald geſund werden muß, denn ſoviel Haß vermag die Natur nicht länger in mir zu tragen, —

Während dieſes leiſe geführten Geſprächs hatte ſich der Zug der Pilger, der ſich jetzt der wunderbaren Kloſterſtadt faſt genähert, unabläſſig weiterbewegt. Die Czarin, die Alles bemerkte und der nichts entging, was um ſie her oder in ihrer Nähe vorging, hatte das geheime Geſpräch, welches zwiſchen der Prinzeſſin und Razumovsky ſich entſponnen, ſehr wohl beobachtet und ſchien darüber in eine eigenthümliche Bewegung und Unruhe gerathen zu ſein. Zu wiederholten Malen hatte ſie ihre Augen zornig zurückgewandt, und ihre Blicke durchbohrten voll flammenden Argwohns das achtloſe Paar, das ſich kaum bemüht hatte, die vertraulichen und ernſthaften Mittheilungen, in denen ſie mit einander begriffen waren, zu verdecken.

Potemkin war den Blicken und Gedanken der Czarin gefolgt, und beeilte ſich mit aufblitzender Schadenfreude, ſeine Bemerkungen darüber mitzutheilen. Seht, Czarin, rief er, was das für eine poſſirliche Situation iſt! Er ſpricht hinauf und ſie ſpricht herunter, und man glaubt Pyramus und Thisbe zu ſehen, die eines ihrer idylliſch komiſchen Abenteuer mit einander beſtehen. Aber das ſüße Abenteuer dürfte für ſie eine bittere und giftige Frucht in ſich ſchließen. Ich fürchte, es wird hier zwiſchen den Beiden ein ganz

verwünſchtes Unheil ausgeheckt. Wahrhaftig, da könnte eher noch eine Czarin einen gewiſſen lieben General heirathen, der ihr von ganzer Seele bis zu ſeinem letzten Blutstropfen ergeben iſt, als daß eine ruſſiſche Großfürſtin ſich mit einem ihrer Cavaliere verſchwört, und ihn zum Verrath gegen ſeine erhabene Herrin und Gebieterin anſtiftet. Es iſt Schade, der Razumovsky war ſonſt ein anderer Kerl, der nur Sinn und Gedanken für die Czarin und für Rußland hatte. Aber dieſe Fremde, die den ruſſiſchen Thron verdunkeln wird, ſieht ſie nicht aus, wie Eine, die ſchwarzen Verrath in ihrem Herzen bewegt und mit den ſchlimmſten Dingen droht? Dieſe weißen blondlockigen Frauenzimmer taugen nicht viel. Ungeachtet ihres weißen Fells haben ſie doch den ſchwärzeſten Teufel im Leibe, und laſſen ihn unverſehens heraus, in demſelben Augenblick, wo man noch ſo dumm war, die zierlichen Geſchöpfe zu bewundern! —

In dieſem Augenblick vernahm man einen lauten durchdringenden Schrei, der den Lippen der Großfürſtin entflohen zu ſein ſchien.

Natalie hatte plötzlich ihren Gemahl am Rande des ſchneebedeckten Waldes wieder heraustreten ſehn; und ſein Anblick, der ſie plötzlich überraſchte und in

ihr geheimnißvolles Gespräch mit Razumovsky gleichsam drohend und mahnend hineinfiel, hatte ihr diesen Schrei ausgepreßt, in dem sich ihr ganzes bebendes und erzürntes Herz verrieth.

Paul schien seine Jagdabenteuer im Walde rasch bestanden zu haben. Die Jagd hatte sich in die Tiefen des Waldes zurückgezogen, das dröhnende Geheul der Wölfe war verstummt.

Doch bewies der blutgetränkte Hirschfänger des Prinzen, und sein zerrissenes Kleid, daß er in seiner wilden raschen Laune, die stürmisch Alles ergriff und ebenso hastig wieder fahren ließ, seinen vorübergehenden Antheil an der Jagd wohl wahrgenommen hatte.

Sein Haar war emporgesträubt, eine entsetzliche Wildheit drückte sich in seinen Zügen aus. Seine Blicke hatten sich zuerst auf seine Gemahlin und den Grafen Razumowsky gerichtet, bei deren Anblick er heftig zusammenzuckte. Ein furchtbarer Ernst lagerte über seiner tiefgefurchten Stirn.

Es war zugleich das Ziel der Wallfahrt erreicht, als der Großfürst Paul wieder in die Prozession eintrat. Die heilige Klosterstadt lag mit ihren grauen ehrwürdigen Gebäuden vor den Pilgern da, die an

der Pforte, durch welche man hineinſchreiten mußte, von einem feierlichen Aufzug der Mönche, an deren Spitze ſich ein Biſchof befand, in ſtummer, ehrerbietiger Haltung empfangen wurden.

Die Glocken des Kloſters und der übrigen Kirchen, welche hier in einem unregelmäßig geformten Kreiſe neben einander umherlagen, erhoben ihr glaubensvolltönendes ſanftes Läuten, mit dem ſie den Pilgern ſchon von Weitem einen frommen Gruß entgegengeklungen hatten, von Neuem. Die Czarin verneigte ſich in tiefer, hochbewegter Andacht vor dem Zeichen des Kreuzes und den übrigen heiligen Symbolen, die ihr von dem Biſchof und ſeinen Prieſtern entgegengetragen wurden. Es war ein feierlicher Augenblick, der das ganze Herz der Czarin zu erfüllen ſchien. Potemkin lag vor dem Biſchof auf den Knieen, und hatte in der Erregung, die ſich ſeiner bemeiſterte, alles Andere um ſich her vergeſſen.

Zuerſt begab ſich der Zug der frommen Pilgrimme jetzt in die Kirche, in welcher die Madonna, die das Ziel der Wallfahrt geweſen, vor Allem begrüßt und geehrt werden ſollte. Es geſchah dies in einem langen unabläſſigen Dienſte, der die Gebete der Czarin und ihres gehorſamen Gefolges kaum er-

ſchöpfen konnte, und an deſſen Ende Katharina, auf's Tiefſte ermüdet und faſt nicht mehr ihrer Haltung mächtig, ſich an dem Arme Potemkin's erhob.

Die Czarin hatte, den kaiſerlichen Palaſt, der ſich im Troizkoi-Sergiew befand, verſchmähend, nur das Pilgerhaus zu ihrem Nachtquartier annehmen wollen, in dem die frommen und armen Wallfahrer dieſes Orts einzukehren pflegten, und in das ſie jetzt mit ihrem geſammten Gefolge einzog. Die Czarin wollte heut nur wie jeder andre Pilgrim gelten, und auch mit allen ihren Großen nicht beſſer aufgenommen und verpflegt werden, was, wie ſie zu Potemkin ſagte, einzig und allein ihrem in ſich gekehrten Gemüthszuſtande entſpräche. —

VI.

Der Tag in Troizkoi-Sergiew, welchen die Czarina und Potemkin dem andächtigen Verweilen in dem heiligen Wallfahrtsorte bestimmt, war rasch und in der wunderbarsten Spannung der Gemüther vorübergegangen und Katharina drang darauf, die Rückkehr ungesäumt vorzunehmen. Die Equipagen waren diesmal unmittelbar nach der Klosterstadt hinbeordert, denn die Rückfahrt nach Moskau sollte jetzt rascher vor sich gehen, weil die Czarin sowohl als ihr gesammter Hofstaat die nachdrückliche Erklärung abgaben, daß bei der eingetretenen schlechten und stürmischen Witterung der Pilgerzug durch den Wald nicht wiederholt werden könne.

Die Czarin hatte gegen Potemkin ihre Befriedigung ausgesprochen, daß er sie zu dieser Wallfahrt verleitet, die, wie sie behauptete, ihrem Gemüth wohl-

gethan habe. Ich kehre recht friedlich und harmoniſch geſtimmt wieder zurück, ſagte ſie zu ihm, mit einem huldvollen Lächeln. Nur Eines will mich noch immer beunruhigen, und verdirbt mir auch in dieſem Augenblick die Freude der Abreiſe, nach der mich doch ſonſt, trotz Allem, recht herzlich verlangt hat. Es iſt, weil ich meinen Freund Potemkin noch immer nicht ganz frei und heiter in ſeiner Stimmung erblicke, und die Furcht hege, daß ihn die fatalen Grillen keineswegs ſchon losgelaſſen haben?

Czarina, entgegnete Potemkin, mit einem ruhigen ernſten Ausdruck in ſeinem Geſicht, es wird nun bald die ächte Freiheit und Heiterkeit zu mir wiederkehren. Denn ich bitte heut, wo wir ſcheiden, mich auch in Gnaden von Euch zu entlaſſen, ich kehre nicht wieder mit Euch zurück in die böſe garſtige Welt, ich bleibe hier zurück in dem Kloſter Troizkoi-Sergiew, und Potemkin wird von jetzt an der glücklichſte und ſorgenloſeſte Menſch in ganz Rußland ſein. Ziehet daher ohne mich weiter in dem Geleit aller Heiligen, meine gnädige Katuſchka, und laſſet Euren armen Potemkin fahren, an dem nichts mehr daran iſt und der nur noch die Kraft in ſich behält, fromme Gebete für ſeine ewig geliebte Czarin zum Himmel zu ſenden.

Ihr wollt nicht wieder mit mir zurückkehren, Potemkin? fragte die Czarin erſchrocken. Ihr tragt es mir noch immer kleinen Sinnes nach, daß ich Euch die Erhebung nicht zugeſtanden habe, die Ihr als Preis unſerer Liebe von mir gefordert habt. Nun gut, wenn Ihr mich nicht verſteht, ſo liebt Ihr mich auch nicht. So gehet denn hin und trennet Euch von mir, Gott weiß aus welcher Argliſt! Ihr werdet es wahrlich bereuen, ein Euch ergebenes Herz verlaſſen zu haben, Ihr werdet es bereuen und ich werde es beklagen!

Ihr werdet Euch bald darüber getröſtet haben, daß ich Euch fehle, Czarin! entgegnete Potemkin, indem er einen langſamen ehrerbietigen Kuß auf ihre Finger drückte, der ſo kalt zu ſein ſchien, daß Katharina fröſtelnd zuſammenbebte. Er faltete dann ſeine Hände ineinander, ſeine Lippen ſchienen ein ſtilles Gebet zu flüſtern, und er ſtand einige Augenblicke bewegungslos und in ſich verloren da.

Es wird nicht lange dauern, begann er von Neuem wieder mit einer feierlichen Erhebung ſeiner Stimme, und ich prophezeihe Euch dies in dieſer ernſten Abſchiedsſtunde: ſo werden die beſeligenden Gefühle, die Ihr für mich hegtet, einem glücklicheren Nachfolger

Bibel ſind aus philologiſcher Genauigkeit die von Luther ſingirten Bäume gefällt und dafür die des Textes wieder eingepflanzt worden, wodurch man denn auch den Reim mit ausrodete. Dies möchte hier hingehen, wenn man nur nicht fortführe, in dieſen modernen Ausgaben aus philologiſchen Rückſichten, durch Einſchiebſel und Correcturen aller Art, immer mehr an der eigenthümlichen rhythmiſchen Bewegung und Schönheit der luther'ſchen Sprache zu zerſtören. Daß ſie, in ihrer Ueberlieferung von Jahrhundert zu Jahrhundert, von den ſich fortgeſtaltenden grammatiſchen Formen moderne Rückwirkungen und Nüancirungen empfing, war nicht zu vermeiden und konnte unbeſchadet ihrer noch dauernden Bedeutung als Grundſtock der modernen Proſa geſchehn. Aber ein univerſales Volksbuch, das wie eine alle Himmelszeichen durchwandelnde Sonne die Geſchichte einer Nation auf ihren verſchiedenſten Bildungsſtufen begleitet, muß mit volksthümlichem und poetiſchem Takt in ſeinen äußern Formen von Zeit zu Zeit abgeſchliffen, aber nie nach der Mode umgekleidet werden. Der rhythmiſche Charakter der luther'ſchen Proſa bedarf

gehören, und Potemkin iſt es, der hier in Troizkoi-Sergiew den ſchönſten Segen für Euch vom Himmel herabflehen wird.

Catharina hatte ihn nachſinnend angehört und ſchüttelte mehrmals ihren Kopf. Wie, fuhr ſie mit einer zornigen Stimme heraus. Ihr geht ſo weit, mir einen Nachfolger zu empfehlen?

Ich werde von jetzt an nur im Geiſte bei Euch ſein, gnädigſte Czarin, erwiederte Potemkin, und lebe nur in der Geſtalt der Erinnerungen fort, die bei mir gewaltig ſind, bei Euch aber bald verblaſſen werden. Stützet Euch auf ein gutes friſches Herz, und die alte Liebe wird fortleben in der neuen, und wird wieder auferſtehen in roſenrothen Flammen.

Von wem ſprecht Ihr, Potemkin? fragte die Czarin, aufſtehend, indem ein Unwille ihre Stirn überſchattete und zugleich in ihren Augen ein heller Zug von Neugierde aufblitzte.

Nun, verſetzte Potemkin mit einer eifrigen, verſchmitzten Gebärde, ich möchte bei Euch, o Czarina, in Vergeſſenheit gerathen, erſt dann würde ich vor mir ſelbſt ſicher ſein, und mich der Pflege meines Seelenheils, hier in der Verborgenheit, ungeſtört von Weltgedanken, hingeben können! Denn Ihr

könnt Euch darauf verlaſſen, Czarin, ich bin zu nichts mehr nütze in der Welt, der Gebrauch meiner Kräfte hat täglich mehr und mehr abgenommen, Potemkin zehrt ab wie ein Schatten, und bald wird nichts mehr von ſeiner ganzen einſtigen Herrlichkeit übrig geblieben ſein, als ein einziger andächtiger Seufzer, hinter den ich mich zurückziehen will. Was ſollen Ew. Majeſtät mit einem Seufzer machen? Eure Freunde müſſen darauf bedacht ſein, Euch wieder mit lebendigen Geſtalten zu umgeben, denn Katuſchka bedarf des ewig pulſirenden Lebens, und dann iſt ihr Handeln am größten, wenn ihr Fühlen und Empfinden am ſtärkſten iſt!

Warum ſprecht Ihr all dies dumme Zeug, Potemkin? entgegnete die Czarina mit einem ſeltſamen Ausdruck.

Meine theuerſte Gebieterin, entgegnete Potemkin, ich wünſchte, daß Euch Freunde bleiben, wenn ich Euch verlaſſen muß, und Freunde, die Euch genügen können, die Euch vollſtändig begreifen und die Euch in jedem Betracht erſetzen können, was Ihr an Eurem bis in den Tod Eurer gedenkenden Potemkin verlieren müßt. Denn ich könnte Euch einmal plötzlich entzogen werden, ohne daß ich noch Zeit und Gele-

genheit dazu hätte, für Euch zu ſorgen, wie ich es jetzt mit zärtlichſtem Bedachte thun will.

Wenn dies Alles Ernſt ſein ſoll, verſetzte die Czarin, indem ſie ihn forſchend anblickte, ſo iſt, ſehe ich, das größte Weh über mich verhängt, und Ihr führt mich an den Rand des Verderbens, Potemkin!

Bei dieſen Worten ſtürzte ein reicher Thränenſtrom aus den Augen der Czarin, und ſie bedeckte ſie einen Augenblick mit ihren beiden Händen.

Potemkin ging einige Male ſchweigend im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er plötzlich wieder vor der Czarina ſtehen, und ſich zu ihr wendend, ſagte er mit einem ganz ruhigen, faſt geſchäftlichen Ton: Im Gefolge des Grafen Romanzow in Moskau ſind mir zwei junge Männer aufgefallen, die mir durch ihr ganzes Weſen den vortheilhafteſten Eindruck machten. Es ſind dies die Herren von Sawadowsky und Besborodko, zwei ganz charmante junge Leute, die in der Canzlei des Grafen Romanzow angeſtellt ſind, und bereits durch eine große Geſchäftskenntniß, aber zugleich durch eine bedeutende männliche Schönheit hervorragen. Namentlich möchte ich mir erlauben, die Blicke Ew. Majeſtät auf den Aelteren dieſer beiden liebenswürdigen jungen Männer, auf den ſchönen

Peter Sawadowsky hinzulenken. Er ist der Sohn eines russischen Geistlichen in der Ukraine und spricht darum lateinisch, wie ein Mönch, was jedenfalls für seine gründliche Bildung spricht. Aber er hat sich auch im Türkenkriege als Soldat durch Tapferkeit ausgezeichnet, und dies setzt seinen großen Verdiensten die Krone auf. Er hat viel Bildung, aber keinen sehr großen Verstand, und solchen Leuten kann man viel mehr und viel inniger vertrauen, als wenn sie einen durchdringenden, selbstständigen Geist besitzen. Mit einem Wort, Herr von Sawadowsky ist eine schöne Seele in einem großen, starken Körper, und dies wird der Czarina Vertrauen abgewinnen. Gleichzeitig ist er Meister des Stils. Bisher faßte ich zuweilen diese oder jene Depesche in Eurem Cabinet ab, aber wenn Ihr den Sawadowsky habt, werdet Ihr den Potemkin nicht mehr vermissen. Aber eine Eigenheit hat er, er wird seinen unzertrennlichen Freund, den Herrn von Besborodko, nicht lassen, und darum werdet Ihr sie zugleich alle Beide als Cabinets-Secretaire in Eure Dienste nehmen müssen. Die Leute sind aber so brauchbar, daß man niemals genug von ihnen haben kann, und es ist sicherer zweispännig zu fahren, da ein einzelnes Pferd oft versagen kann,

und mit zwei guten Kennern man jedenfalls weiter kommt.

Die Czarin hatte ihn mit der größten Aufmerksamkeit angehört. Als er jetzt schwieg, warf sie ihm einen langen leuchtenden Blick zu, aus dem Potemkin bereits eine gewisse Zufriedenheit mit seinen Vorschlägen zu schöpfen glaubte.

Sie stand noch einen Augenblick, verloren im Nachsinnen, da. Dann sagte sie, mit einer milden, gütigen und fast schmeichelnden Stimme:

Hört, Potemkin, Ihr habt offen, und ich glaube, ohne Hinterhalt, wie ein wahrer Freund, zu mir geredet, und ich will Euch zeigen, daß kein Moment des Lebens zwischen uns eintreten wird, wo ich die Sprache der Freundschaft nicht mehr verstehe und Euch aus ganzem Herzen zu erwiedern weiß. Ihr wollt mir ein Opfer bringen, Freund, ein großes Opfer, und obwohl ich nicht weiß, warum ein Opfer zwischen uns gebracht werden soll, erfüllt es mich doch mit der tiefsten aufrichtigsten Rührung, daß Ihr so denkt, ja, ich wäre im Stande, unter gewissen Bedingungen ein solches Opfer anzunehmen. Denn ich darf ja überzeugt sein, Potemkin, daß Ihr mir stets und immer nur das Beste rathen werdet. Vernehmt

alſo meine Anſicht, meine Wünſche, Potemkin! Geht wieder zurück mit mir nach Petersburg, und bleibt bei mir, ſo nahe oder ſo fern, wie Ihr immer wollt, bleibet bei mir, und laſſet mich Euren Rath und Eure Freundſchaft finden, ſo oft ich ſie ſuche. Ihr ſollt gar keine beſtimmten Funktionen bei mir haben, und ich nehme die Anſtellung der Herrn von Besborodko und Sawadowsky, welche Ihr mir ſo dringend empfehlt, bereitwillig an. Denn ich erinnere mich, die beiden jungen Männer in Moskau geſehen zu haben, und ſie haben mir durchaus den angenehmen Eindruck gemacht, den Ihr beſchreibt. Da Ihr über zunehmende Kränklichkeit Euch beklagt, ſo ſoll Euch in allen Stücken die größte Erleichterung widerfahren. Denn nie werde ich Eurer Dienſte vergeſſen, und niemals aufhören ſie zu belohnen. Giebt es denn nichts, was Euch Vergnügen machen könnte, wenn auch die europäiſchen Verhältniſſe mir noch nicht geſtatten, Euch, ſo wie ich wünſchte, mit der Czarenkrone geſchmückt zu ſehen. Glaubt mir, Potemkin, es iſt dies eine Enthaltſamkeit, die ich üben muß, und die keinem Herzen ſchwerer fallen kann, als dem meinigen. Denn Euch im höchſten Glanz der Wür-

den zu erblicken, ist von jeher mein süßester Lieblingswunsch gewesen!

Potemkin dachte einen Augenblick nach, und die Czarin folgte begierig dem, in seinen Zügen arbeitenden Gedankengang Potemkin's. Ein Lichtblitz schien auf seinem Gesicht empor zu dämmern und ein freudiges Aufzucken in dem Antlitz der Czarin verrieth, daß sie bereits genau wußte, was in ihm vorging.

Wollt Ihr Fürst werden, Potemkin? fragte sie ihn jetzt nach einer Pause mit einer leichten lakonischen Wendung.

Fürst? wiederholte Potemkin in demselben Tone achselzuckend. Fürst statt Czar? Wie wird man Fürst, wenn man nicht Czar werden kann?

Stürmer, Dränger, rief Katharina mit ihrem lieblichsten Lächeln, man wird Fürst aus Laune, wenn man Gefallen daran findet, sowie man sich einen kleinen Brillantring an den Finger steckt, dessen Farbenspiele man gerade leiden mag. Potemkin, ich werde Euch in den deutschen Fürstenstand erheben lassen, wenn Euch dies nur irgend Vergnügen machen könnte, und sobald Ihr dies ernstlich wollt, werde ich mit dem Kaiser Joseph II. Unterhandlungen deshalb an-

knüpfen, die auch ohne allen und jeden Zweifel zum Ziele führen werden.

Ich glaube es, Czarin, erwiederte Potemkin mit einer gutmüthigen Gebärde. Denn in Deutschland sind die Leute froh, wenn der allzugroße Ueberfluß, den sie dort an fürstlichem Stoff haben, etwas verbraucht wird. Man erstickt dort fast vor lauter Fürsten und wird gewiß recht zufrieden sein, wenn ein mitleidiger Ausländer sich entschließt, sich von diesem Pockenstoff etwas einimpfen zu lassen, um das fressende Geschwür dieser Würde etwas weiter zu vertreiben.

Ich erkenne die Rückkehr Eurer guten Laune, rief Katharina lachend.

Ein deutscher Reichsfürst gar? fuhr Potemkin, zwischen den Zähnen murmelnd, fort. So Etwas mag am Ende auch nicht ganz übel sein, aber er hat kein Geld, das ist die Sache. Ein deutscher Fürst hat leere Taschen, und er kann nur seine Unterthanen hineinstecken, wenn er sie füllen will. Wo kriege ich aber Unterthanen her, wenn ich in Petersburg bei meiner lieben Czarin bleibe, zu deren Füßen ich allerdings ausharren möchte, bis an der Welt Enden? Sagt, wo kriege ich Unterthanen her, um meine, Gott sei's geklagt, leeren und ewig leeren Taschen zu füllen?

Denn das iſt einmal nicht meine Sache, Geld zu haben, Ihr wißt es ja, Czarin!

Ich ſchenke Euch das Anitzſchkow'ſche Palais in Petersburg, verſetzte die Czarin, indem ſie ihm mit liebevoller Freundlichkeit die Hand darreichte. Ich kaufte es vor einiger Zeit für hunderttauſend Rubel an mich, und dazu gehören Ländereien, von großer Ausdehnung, die ich ebenfalls mit hunderttauſend Rubeln bezahlt habe. Wie würde Euch das gefallen?

Ich habe gegen das Anitzſchkow'ſche Palais nichts einzuwenden, entgegnete Potemkin, indem er bedächtig zu rechnen ſchien und ein lauernder, habgieriger Zug, der ſeinem Geſichte eigenthümlich war, ſich auf demſelben auszuprägen begann. Aber das Anitzſchkow'ſche Palais in Petersburg ſteht ſeit dem Tode ſeines Beſitzers wie ein verödetes und verzaubertes Schloß da. Es giebt keine Möbel, kein Hausgeräth, keine Einrichtung mehr darin, und die Ratten haben ſogar die Teppiche und die Fenſtervorhänge zernagt. Da würde ich ſchöner wohnen, wenn ich hier im Kloſter von Troizkoi-Serziew bliebe, wo es gewiß keine Ratten giebt, denn die frommen Mönche ſind ſich ſelbſt genug, und man braucht hier nicht zu repräſentiren, wie ein ungeladener Fürſt es nöthig haben würde.

So füge ich noch dreimalhunderttausend baare Silberrubel hinzu, lieber Potemkin, und bitte Euch, den Anitschkow'schen Palast davon ganz neu einrichten und möbliren zu lassen, auch sollen alle Eure übrigen Einkünfte, die auf meine Chatulle angewiesen sind, Euch um das Doppelte erhöht werden! sagte die Czarin mit schmeichelnder Stimme.

Die Augen Potemkin's begannen mächtig zu funkeln. Eine große, strahlende Heiterkeit war plötzlich über sein ganzes Gesicht geflogen. Er streckte seine lange gewaltige Hand aus, und seine Finger schienen in der Luft die Beträge zu zählen, welche ihm die zärtliche Gnade der Czarin nun zugeworfen hatte.

Werdet Ihr nun zufrieden sein, mein lieber Freund? fragte Katharina, indem sie, um ihn aus seinen Träumen zu wecken, ihn leise auf die Schulter schlug.

Czarin, entgegnete Potemkin, indem er ihr plötzlich mit der ausgesuchtesten edelmännischen Tournure die Hand küßte, es ist mir zu schmeichelhaft, daß Ew. Majestät mich auch ferner in Ihrer Nähe behalten müssen, als daß ich nicht Alles daran setzen sollte, um Ihren Befehlen zu genügen. Ich kehre also wieder mit Euch zurück nach Petersburg, und bitte Euch nur inständigst, daß Ihr die Verlockungen meiner

aber einer besonders leisen und geschickten Berührung, weil er eine der Haupteigenthümlichkeiten ist, durch welche sein Bibelübersetzung von der klang- und melodielosen Steifheit der ihm vorangehenden sich unterschied. Das tonreiche Gefälle der luther'schen Bibelsprache, das sich an Ohr und Gemüth festheftet, trug ohne Zweifel sehr wesentlich dazu bei, ihr die volksthümliche Wirksamkeit zu verschaffen, deren seine Vorgänger entbehren mußten, weil ihre geleimte und geklebte Sprache von vorn herein jeden Anknüpfungspunct mit dem Herzen des Volkes verfehlte. Dagegen muß man sich wundern, daß die moderne Prüderie und Pietisterei mit Luther's arglosser Bezeichnung des Natürlichen und Sinnlichen, die in der Bibel so unumwunden heraustritt, nicht schon in einen förmlichen Bruch gerathen. Die gesunde Züchtigkeit des luther'schen Gemüths war um so unbefangener in aller Benennung des Unzüchtigen, dem er keine grelle Farbe der Ausmalung zu ersparen gesonnen ist, obwohl man nicht sagen kann, daß er sich jemals einem wirklich ekelhaften Bild überläßt. Wie soll aber heutzutage, wo auch das Unanstößigste anstößig

armen Seele, die nur nach dem Gebet ſchmachtet, nicht zu weit ausdehnen wollet. Mit dem elenden Geld muß man keinen Potemkin locken. Das Geld iſt des Menſchen ärgſter Feind, und ſobald man ihn allzu ſehr mit dieſer gefährlichen Nahrung ſättigt, wird er Hungers ſterben.

So können wir, um des Heiles Eurer armen Seele willen, den Baufonds kürzen, der, wie ich mich erſt jetzt erinnere, ebenfalls für das Anitzſchkow'ſche Palais angewieſen iſt und der noch jährlich an zwanzigtauſend Rubel beträgt, warf die Czarin mit einem anmuthig ſpöttiſchen Lächeln hin.

Der Baufonds iſt durchaus nöthig, verſetzte Potemkin haſtig, denn es wird in dem Anitzſchkow'ſchen Palais viel gebaut werden müſſen. Ich denke dort eine große Centralkanzlei der Geſchäfte zu bauen, und dafür habe ich einen eigenthümlichen Plan, den ich der Genehmigung der Czarin unterbreiten werde. Nach der Anſtellung der Herren von Besborodko und Sawadowsky werde ich natürlich die Zimmer im Zwiſchenſtockwerk des Winterpalaſtes verlaſſen und werde mich perſönlich und geſchäftlich ganz auf das Anitzſchkow'ſche Palais zurückziehen. Ich werde dort eine Halle in dem erhabenſten Styl der Baukunſt errichten laſſen,

mit ſoviel Bureaux, als es verſchiedenartige Abtheilungen der Staatsgeſchäfte in Rußland giebt, und dieſe ſollen ſich dann um meine Perſon gruppiren, als um den erſten Freund Rußlands und ſeiner Czarin. Es ſoll der eigentliche Staatspalaſt Rußlands werden, und zugleich der erſte Vergnügungs-Palaſt der erlauchten Czarin ſelbſt, denn von hier aus werden inskünftige alle Directionen ſowohl für die Geſchäfte als auch für die Vergnügungen unſerer angebeteten Czarin ausgehen. Ich werde dieſen ganzen Organismus verwalten, ich werde der Chef der Staatsgeſchäfte und der Vergnügungen der Czarin ſein, und ich werde dazu noch eine Zulage zu den Büreaukoſten bedürfen, die ich ebenfalls nicht unter zwanzigtauſend Rubeln jährlich werde veranſchlagen können. Dies, Czarin, iſt das neue Programm, das ich unmittelbar nach meiner Rückkehr in Petersburg zur Ausführung bringen werde. Was die Herren von Besborodko und Sawadowsky anbetrifft, ſo wird mit ihnen die neue Maſchinerie eröffnet werden, ſobald Ew. Majeſtät Ihre definitive Ernennung dafür ausgeſprochen haben werden.

Es geſchehe alſo, rief die Czarin jetzt, kurz abbrechend. Mich verlangt, daß wir uns jetzt ſchleu-

nigst auf den Weg machen, um zuvörderst unsere Hauptstadt Moskau noch bei guter Zeit zu erreichen. In Moskau werden Sie mir sogleich die Herren von Besborodko und Sawadowsky vorstellen. Unter dem Gesichtspunct, den Sie dabei ins Auge fassen wollen, werden diese Herren eine ganz neue Bekanntschaft für mich sein. Aber Sie wissen, daß ich hierin bloß Ihrer unbegreiflichen Laune nachgebe, mein Freund Potemkin. Sonst hoffe ich und will ich, daß wir in allen Stücken dieselben Leute und dieselben Freunde mit einander bleiben werden, und nichts sei anders, als bisher, zwischen uns, Sie mögen nun künftig das Anitzschkowsche Palais, oder die Zwischenstockwerke des Winterpalastes in Petersburg bei mir bewohnen. Aber jetzt lassen Sie dafür sorgen, daß wir in einigen Secunden die Abreise nach Moskau antreten können, denn wir müssen aufrichtig gestehn, von der guten Madonna von Troizkoi-Sergiew haben wir nun genug. —

Potemkin begab sich jetzt eilig fort, stieß die Flügelthür auf und rief einige Worte zum Corridor hinaus. Bald darauf erschien ein Kammerdiener Potemkin's, der mit auffallend dreisten Schritten in den Saal eintrat und sich sogar auf eine nicht ganz

ziemliche Weise der Czarin selbst zu nähern wagte, die davon sogleich beunruhigt zu werden schien.

Was sind das für Leute, die Ihr jetzt in Eurem Dienst haltet, Potemkin? rief Katharina auffahrend, indem sie ängstlich Potemkin's Arm ergriff und sich auf denselben stützte.

Es ist mein neuer Kammerdiener, den Ihr da seht, entgegnete Potemkin lachend. Es ist kein ganz hübscher Mensch und seine Nase ist allerdings nicht ganz in Ordnung. Solche Physiognomieen bilden sich oft höchst wunderbar im Zuchthause aus. Aber Ew. Majestät haben ihm Gnade geschenkt, und haben ihn jetzt vollkommen wieder zu einem ordentlichen Menschen gemacht, indem Sie ihm gestatteten, vor der Czarin selbst zu erscheinen, deren sonniger Strahl auch den Verbrecher entsündigt. Denn dies ist Elisabeth Zoritsch, welche ich hiermit die Ehre habe, Ew. Majestät vorzustellen.

Wie? rief die Czarin entsetzt. So habt Ihr es doch gewagt, Potemkin? Ich bat Euch ganz besonders darum, mir dies zu ersparen.

Ich bitte um Verzeihung, aber es wollte sich geschäftlich nicht anders thun lassen, versetzte Potemkin leise, indem er sich zu dem Ohr der Czarin neigte.

Sie wollte das Stück Arbeit nur unternehmen, wenn sie sich überzeugt hätte, daß die Czarin wirklich um die Sache wüßte, und sie selbst sich dadurch vor der ungeheuren Verantwortlichkeit gesichert fühlte. Diesem Andringen war schwer zu widerstehen. Aber ich habe sie darum nur in meiner Kammerdiener-Livrée vor den Augen der gnädigsten Czarin erscheinen lassen wollen. Denn auf diese Weise ist es ja nicht Elisabeth Zoritsch, welche Ihr vor Euch seht, Katuschka. Es ist mein Kammerdiener Nicolas, dem Ihr die augenblickliche Gnade gewährt, Euer Antlitz zu schauen.

Nein, rief die Czarin außer sich vor Aufregung, nein, nein!

So soll er gehn? fragte Potemkin mit einer begütigenden Gebärde.

Als die Czarin hastig nickte, wandte er sich zu der Verkleideten, und sagte mit einem drollig gutmüthigen Ton zu ihr: So, mein Sohn, nun begieb Dich wieder von dannen; man hat Dich gesehen, man ist mäßig vergnügt darüber, Dich gesehen zu haben, und man hofft Dich später einmal wieder zu sehen, wenn Du etwas gethan haben wirst, Dich dieser Gnade würdig zu erzeigen. Dann sollst Du

aber zugleich in den Adelstand erhoben werden, und ein Landgut mit sechshundert Bauern schenkt Dir die allergnädigste Czarin! Du erhältst dies Alles, bloß weil Du ein so prächtiger Kerl geworden bist!

Die Czarin, die in einer fortdauernden Beängstigung sich zu befinden schien, und unaufhörlich abwehrend ihre Hand ausgestreckt hatte, konnte sich in diesem Augenblick nicht enthalten, zu nicken, und mit hastiger, heftiger Gebärde ein Zeichen der Zustimmung von sich zu geben. Es war ihr dies so unwillkürlich entfahren, daß sie selbst darüber erschrak, aber sie hatte der so ungemein bedrückenden Scene dadurch rascher ein Ende zu machen geglaubt. Zugleich hatte sie ihren Sinn verrathen, und in ihr leidenschaftliches, rachebrütendes Herz tief hinein blicken lassen.

Elisabeth Zoritsch stand noch immer mit ihrer kalten wegwerfenden Miene, die sich selbst der Czarin gegenüber nicht verändert hatte, unbeweglich in der Mitte des Saales da. Sie hatte ihre Arme trotzig und verwegen übereinander geschlagen, und wandte ihre düstern, unheimlich blickenden Augen bald der Czarin, bald Potemkin zu. Das graue, erdfahle Gesicht, das bald in ein schmutziges Gelb überging, und eine düstere, leidende Stimmung ausdrückte, bald in

einem flammenden Roth triumphirend und verwegen aufblitzte, spielte unaufhörlich in den seltsamsten Schatten und Zuckungen.

Nun geh', Du dummes Gesicht, redete Potemkin sie an, indem er sie, wie einen Hund, mit dem man zu schäkern aufgelegt ist, leise mit dem Fuße berührte. Geh', und bestelle schleunigst, daß die Wagen vorfahren sollen, denn die allergnädigste Czarin will in diesem Augenblick und ohne Säumen die Rückreise antreten.

Elisabeth Zoritsch wollte sich jetzt mit einem feierlichen Gruß gegen die Czarin entfernen, indem sie sich anschickte, sich auf ihre Kniee vor ihr niederzulassen, aber Potemkin faßte sie jetzt an die Schulter und führte sie unter lautem Lachen der Thür zu.

In demselben Augenblick hatte sich die Thür von außen geöffnet, und der Großfürst Paul mit seiner Gemahlin, und einigen Herren seines Gefolges, unter denen sich der Graf Rozumowsky befand, traten in den Saal, um sich der Czarin zur Abreise vorzustellen.

Es war dieser Saal des Pilgerhauses, in dem man sich befand, zugleich dazu bestimmt, die allgemeine Andacht darin zu verrichten, worauf die Altäre,

die in der Mitte und an den Wänden deſſelben umherſtanden, zugleich mit vielen Heiligenbildern und Crucifixen hindeuteten.

Etwas Seltſames begegnete der Großfürſtin beim Eintreten in den Saal. Das Geſicht der Eliſabeth Zoritſch, das ihr unmittelbar an der Thür ſogleich aufgefallen war, machte ihr einen ganz unerklärlichen Eindruck, und feſſelte ihre Schritte an dem Boden, ſo daß ſie ſich nicht ſogleich vorwärts zu bewegen vermochte, und ein unwillkürlicher Stillſtand der mit ihr eintretenden Perſonen in der Thür entſtand.

Ihre hellen glänzenden Augen waren ſich mit den finſtern, drohenden Blicken der Eliſabeth Zoritſch in einem raſchen blitzartigen Moment begegnet und hatten ſich betroffen und wild in einander geheftet. Die Prinzeſſin fuhr mit einem leiſen Aufſchrei nach ihrem Herzen und zuckte heftig zuſammen. Der Glanz ihrer Augen hatte ſich verfinſtert, eine namenloſe räthſelhafte Angſt ſchien ſich ihrer bemächtigt zu haben. Als ſie an der Perſon, deren Geſicht eine ſo unerklärliche Wirkung auf ſie machte, ſchon vorübergeſchritten war, fühlte ſie ſich auf eine unwiderſtehliche Weiſe getrieben, ſich noch einmal nach derſelben umzublicken, um dieſer düſten, entſetzlichen Geſtalt ihr Geheimniß

abzufragen. Elisabeth Zoritsch stand unbeweglich ihr gegenüber und starrte sie mit einem fürchterlichen Ausdruck von Hohn und Wildheit an. Dann entfernte sie sich mit pathetischen Schritten durch die Thür.

Die Prinzessin, die sich ihre innere Bewegung und Unruhe, welche sie befallen, durchaus nicht zu erklären wußte, war in eine grenzenlose Verwirrung gerathen, in der sie sich nicht sogleich zu fassen vermochte.

Dabei fühlte sie die Blicke der ganzen Versammlung auf sich ruhen, und in sich zusammenschauernd, empfand sie tief in ihrem Herzen das seltsame Verlangen, daß sie sich möchte verbergen und retten können. In dieser namenlos ängstlichen Empfindung sank sie, bange aufseufzend, auf den Stufen des Altars nieder, bis zu dem sie in der Mitte des Saales eben vorgeschritten war. Sie ließ ihr Haupt auf die Brust herabsinken, und ihre Lippen flüsterten leise Worte, die man nicht verstand. Einige Minuten schien sie Alles um sich her vergessen zu haben. In dem Saal war eine athemlose, ängstliche Stille eingetreten.

Seht, sie betet! sagte die Czarin leise zu Potemkin, indem sie das schwüle Stillschweigen unterbrach. Aber

wir dürfen es unmöglich geſtatten, daß ſie hier den Ton angiebt, und uns durch ihr eigenmächtiges Benehmen beherrſche!

Potemkin betrachtete mit übereinander geſchlagenen Armen und einem eigenthümlichen, nicht ganz gefühlloſen Lächeln, das um ſeinen Mund ſpielte, die Scene und flüſterte der Czarin ins Ohr: Das Gefühl der Gefahr hat ſie übernommen. Sie hat den Raubvogel geſchaut, der in den Augen dieſer vermaledeiten Eliſabeth Zoritſch auf ſie hernieder blitzt, und ihr iſt wie einem armen Täubchen zu Muthe geworden, das dem Tode die Flügel entgegenſtreckt, es weiß nicht wie. Nun laſſen wir ſie immerhin noch ein wenig beten. Das ſchadet uns nichts, und kann ihr nichts nützen.

Natalie ſchien wirklich in ein tiefes anhaltendes Gebet verſunken zu ſein, in das ihre geängſtigte, das Walten des Schickſals ahnende Seele ſich unwillkürlich verloren hatte. Plötzlich erwachte ſie aus ihrem andachts- und gedankenvollen Sinnen. Im Gefühl der Situation, das ſie überkam, ſchrak ſie heftig zuſammen und blickte erſtaunt um ſich her. Ihre Blicke trafen auf die Czarin, auf Potemkin, auf ihren Gemahl, auf den Grafen Razumovsky. In gränzen-

wird, seine schonungslose Naturkraft ertragen werden? Niemand möchte es indeß wagen, hier die Gränze oder Norm für eine der Gesinnung, der Stimmung und den Nerven des Jahrhunderts sich anschließende Modernisirung der Bibelsprache anzugeben, weil man sich in diesem Verhältniß lieber den Bruch nicht gesteht, wie er anderwärts zu Tage liegt. Diese Derbheiten der luther'schen Sprache benutzten schon die Katholiken seiner Zeit zum Stichblatt der Opposition. In einer Ausgabe von Emser's Uebersetzung des Neuen Testaments, die nichts als ein etwas umgeschriebener Abdruck der luther'schen war, heißt es in einer Nachschrift, man habe „vm der Jungfrawen vnd vnschuldigen Herzen willen, die frechen vnd ärgerlichen wörter (der sich Luther in seinem Testament viel gebraucht, vnd der Eraser zu zeyten, vielleicht aus überheuffung der arbeyt oder beleſtigung seiner schwachheit vorsehen vnd also stehen lass:n hat) in züchtigere wörter verandert vnd zu zeiten vmschrieben." Diese vermeintliche Reinigung hat sich jedoch nur auf wenige Wörter erstreckt, als: Hurerei, Hure u.

loſer Verlegenheit richtete ſie ſich langſam auf, und faßte an ihre Stirn, von welcher der Schweiß in hellen großen Tropfen herniederperlte.

Die Czarin, um jetzt raſch dieſer ihr unangenehmen Scene ein Ende zu machen, hatte es vorgezogen, den Großfürſten Paul zu ſich heranzuwinken, und begann ein lautes Geſpräch mit ihm, das die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft von der Großfürſtin ablenkte.

Ich hoffe, daß der Großfürſt jetzt zur Abreiſe fertig iſt, ſagte die Czarin in einem ſtrengen Ton, indem ſie ſich den Anſchein gab, die Großfürſtin weder zu ſehen, noch irgend Acht auf ſie zu haben. Mein Sohn wird gewiß einen recht langweiligen Tag hier in Troizkoi-Sergiew zugebracht haben, denn wir waren hier nur da, um eine ſtrenge Andacht zu verrichten, und da würde es unſchicklich geweſen ſein, auf die Wolfsjagd zu gehen. Inzwiſchen hätten wir doch in unſerer Nähe Wölfe genug jagen können, denn wir empfinden oft an Perſonen in unſerer nächſten Umgebung, daß ſie uns keineswegs eine freundliche und ergebene Geſinnung hegen, ſondern, daß ſie Alles thun, um unſer Wohlgefallen zu kreuzen und mit ihrer ausgeſuchten Bosheit in unſern Frieden einzufallen.

Katharina wandte dabei ihre Augen voll leuchtenden und grimmigen Zorns zur Großfürstin hinüber, die noch auf derselben Stelle daſtand und in einem Anfall von Ohnmacht hin und her ſchwankte. Graf Razumovsky, der bisher in einer ehrerbietigen Entfernung geſtanden, wo er nicht aufgehört hatte, die Prinzeſſin auf das Aengſtlichſte zu beobachten, näherte ſich ihr jetzt, mit einem alle Rückſichten vergeſſenden Eifer, und ſtreckte ihr die Hand entgegen, um ſie zu ſtützen.

Natalie hatte raſch dieſe ihr befreundete Hand ergriffen, denn ſie zitterte heftig, und ſchien dem Umſinken nahe. Jetzt, indem ſie ſich von Razumovsky aufrecht erhalten fühlte, veränderte ſich plötzlich ihr Ausſehen, eine liebliche Röthe war auf ihren Wangen zurückgekehrt, und ſie ſchien ihre ſichere kräftige Haltung von neuem wiedergefunden zu haben.

Katharina hatte mit einem ſpöttiſchen Ausdruck und dem fürchterlichen wegwerfenden Zug um ihren Mund dieſen Vorgang beobachtet, und wandte dann einen fragenden Blick auf den Großfürſten, der aber noch den zuvor an ihn gerichteten Worten ſeiner Mutter betroffen und verſtört nachgrübelte. Er war bleich geworden, als ihn die Czarin vorher mit ſo bittern Worten angeredet, gedankenvoll nagte er an

ſeiner Unterlippe, und ſchien einen heftigen Entſchluß mühſam in ſich niederzukämpfen.

Dann ſagte er mit einer großen Ruhe, die es über ſich gewonnen, aber mit einem trüben Lächeln, das grinſenhaft ſeine Züge verzerrte: Der Wille der hohen Czarin befiehlt über die Herzen, wie über die Geſichter. Selbſt die Wölfe würden nicht den Willen behalten, in Ew. Majeſtät Nähe ihrer Natur zu folgen, denn wo die Czarin thront, wohnet nur Gehorſam und Frieden zu ihren Füßen. Ich kenne keine reißenden Wölfe in der Umgebung Ew. Majeſtät. Und nur ich bin der Tadelnswerthe, aber nicht der, welchem zu mißtrauen iſt. Wenn ich geſtern meine wilde Gewohnheit nicht meiſtern konnte, und mich in den Wald hineinſtürzte, gelockt von der Jagd und dem Geſchrei des Waldes, ſo bedurfte ich gewiß, wie immer, ſehr der Verzeihung der gnädigſten Czarin. Aber weder ich noch die Großfürſtin haben abſichtlich gefehlt. Die Großfürſtin hat nicht das Talent, ſich Gunſt zu erwerben. Ihr Herz iſt hart und ſpröde, wie ein ächter Edelſtein, aber wer ihr nicht mit Liebe entgegen kommen kann, reißt ſich an ihren ſcharfen Ecken blutig.

Wirklich? fragte die Czarin in einem gedehnten

Ton zurück. Dann iſt es alſo ſehr gefährlich, mit der Großfürſtin Natalie Alexiewna zu verkehren? In der That, da werden wir uns Beide ja recht ſehr hüten müſſen, guter Großfürſt. Aber wie kommt es, daß Ihr mir heut mit Euren Worten ſo ſchmeichelt, wie es weder in Euren Mienen noch in Euren Sitten liegt? Ich liebe es nicht, Euch diplomatiſch gekniffen und befliſſen zu ſehen. Lieber mag ich noch den unzeitigen Wolfsjäger in den Wald abſpringen ſehen, als wohlgeſchnitzte Redensarten von Euch empfangen!

Der Großfürſt zuckte erſchrocken zuſammen, und ein ſtiller Seufzer rang ſich aus ſeiner Bruſt hervor, welchen die Czarin nicht vernahm. Denn in dieſem Augenblick war Graf Razumowsky zu ihr herangetreten, um ihr eine Bitte der Großfürſtin vorzutragen, welche dieſe, von einem erneuerten Unwohlſein befallen, und auf einen Stuhl niedergeſunken, nicht ſelbſt an die Czarin zu bringen vermochte. Die Bitte der Großfürſtin lautete, daß ihr die Czarin gnädigſt geſtatten möchte, ſich noch auf einige Augenblicke auf ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen.

Die Czarin neigte zum Zeichen der Zuſtimmung ihren Kopf, ohne zu der jungen Großfürſtin einen Blick hinüberzuwerfen. Natalie hatte ihre Augen mit

der Hand bedeckt und ſchien ſich nur noch mit Mühe aufrecht erhalten zu können. Sie ſchien Mehreres von den letzten Aeußerungen der Czarin vernommen zu haben, und dies hatte ohne Zweifel dazu beigetragen, ihr ſchlechtes Befinden zu ſteigern und ſie in die ängſtlichſte und unbehaglichſte Stimmung zu verſetzen.

Als Razumovsky zur Prinzeſſin zurückkehrte, rief ihm die Czarin noch mit lauter Stimme nach: ſie ertheile die Erlaubniß unter der Bedingung, daß die Pünktlichkeit der Abreiſe nicht darunter leide, denn in einer Viertelſtunde müßte Jedermann ohne Ausnahme bereit ſein, in den Wagen zu ſteigen!

Dann, ſich mit Stolz und Strenge umdrehend, ſo daß ſie der Großfürſtin ihr Antlitz nicht mehr zuwandte, rief die Czarin den Großfürſten zu ſich heran, und befahl ihm, ſie in ihr Cabinet zu begleiten, weil ſie etwas Wichtiges mit ihm zu reden habe.

Der Großfürſt ſah ſich dadurch der Sorge für ſeine Gemahlin enthoben, und konnte nur noch einen unruhigen Blick auf die Großfürſtin zurückwerfen, die in Begleitung ihrer Hofdamen, und von dem kraftvollen Arm des Grafen Razumovsky geführt, ſoeben in der Thür verſchwand.

Paul folgte jetzt ſtillſchweigend ſeiner Mutter, die,

nachdem ſie jede andere Begleitung zurückgewieſen, mit ihm allein ſich in ihr Cabinet begab.

Graf Razumovsky hatte die Großfürſtin, die ſich ſchon unterwegs an ſeinem Arm wieder zu erholen begonnen, zu den im Pilgerhauſe von ihr bewohnten Zimmern zurückgeleitet.

Dieſe Zimmer lagen abſeits am Ende eines langen Corridors, deſſen geöffnete Fenſter die friſchen und ſtarken Düfte des Waldes in das öde, unwirthliche Haus hineintrugen. Von dieſem belebenden Hauch angeweht, athmete die Prinzeſſin tief auf, und richtete dankbare und befriedigte Blicke hinaus in den Wald.

VII.

Die Großfürſtin entließ an der Thür ihrer Gemächer ihre Hofdamen, unter der Verſicherung, daß ſie ſich wieder vollkommen wohl befinde, und mit der Aufforderung, daß ſie mit den Vorbereitungen zur Abreiſe ja nicht ſäumig ſich zeigen möchten, wobei, in der Erinnerung an die letzten Worte der Czarin, ein bitteres Lächeln über ihre Wangen flog. Die Damen entfernten ſich, und die Großfürſtin trat, in der Begleitung des Grafen Razumovsky, in ihr Zimmer ein.

Dort warf ſich Natalie erſchöpft auf den Divan, und ſchloß die Augen. Razumovsky kniete vor ihr an der Erde nieder, und beobachtete mit der ängſtlichſten Beſorgniß die Prinzeſſin. Er legte ſeine Hand auf ihren Puls, der in fieberhafter Aufregung ſich bewegte.

Plötzlich aber ſchlug die Prinzeſſin ihre Augen wieder auf; die Berührung ſeiner Hand, die ſo lange

auf der ihrigen geruht, ſchien ihr neues Leben und einen wohlthuenden Frieden eingeflößt zu haben. Mit frohem Erſtaunen blickte ſie um ſich, und ſah ihren Freund, in deſſen Nähe allein ſie ſich ſeit einiger Zeit ſicher und beruhigt fühlte, in unmittelbarer Nähe vor ſich. Bei ſeinem Anblick aber erwachte zugleich die Erinnerung an ihre letzte Begegnung mit der Czarin, und an die erſchreckende Lage, in der ſie ſich hier befand.

Sie reichte ihm die Hand und flüſterte: Ihr bleibet doch bei mir, Graf Razumovsky? In Eurer Nähe habe ich noch Vertrauen zu mir und den Umſtänden. Ich glaube, daß noch Alles gut werden kann, wenn ich Euch ſehe, Graf Razumovsky. So ſind auch Eure Briefe, die ich von Euch empfange, mein einziger Troſt, meine einzige Zuverſicht, die mir noch geblieben. Ich ſchöpfe daraus ſtets meine Erhebung, die mich mit ſtärkender Lebensgluth durchdringt, die mich erleuchtet und erwärmt und mir die Hoffnung einflößt, daß ich vielleicht doch noch nützlich werden kann auf der Stelle, auf die mich mein Schickſal gerufen.

Ihre Augen ſtrömten dabei einen wunderbaren feurigen Glanz aus, der ſich weich und mild auf ihn herabſenkte. Auf der zarten, durchſichtig blaſſen

Wange war ein flammendes Roth emporgeſchoſſen, um ihre feinen Lippen irrte ein flüchtiger Zug, der leidenſchaftlich und traurig zugleich war, und einen ſchmachtenden begehrlichen Ausdruck hatte. In einem träumeriſchen Hinſtarren lag ſie hintenüber gelehnt auf dem Divan da, und betrachtete ihn unverwandt, jeden ſeiner Blicke erhaſchend und feſthaltend, indem ihr Buſen ſich ſtürmiſch auf- und niederhob.

Euer letzter Brief war etwas trocken, Freund, begann ſie nach einer Pauſe wieder mit einer leiſen zitternden Stimme. Aber er hat mich ſehr intereſſirt, und mir viele ganz neue Aufſchlüſſe gegeben. Ihr nennt Rußland das große unſterbliche Land der Zukunft, und gebt die Mittel an, durch welche es allein zu der ihm beſtimmten Höhe hinaufgehoben werden kann. Euere Ideen ſind hinreißend, meinen Geiſt beflügelnd, und ich ſehe mich durch Euch in eine lichthelle Region verſetzt, in der ich wie in einem Zaubergarten wandele und großen bedeutenden Geſtalten begegne, die mich in ihren Reigen aufnehmen und die ich durch Euch mehr und mehr begreifen werde.

Razumovsky hatte ſich mit ſeinen Lippen auf ihre blendend weißen Finger niedergelaſſen, auf denen er eine Zeitlang ſchweigend ruhte. Dann zu ihr empor-

ſchauend, fragte er mit dem innigſten Ausdruck: Und doch war dieſer Brief, von dem Ew. Hoheit ſprechen, trocken und unerquicklich?

Er war zu glänzend an Geiſt, und wurde dadurch zu beſcheiden an Gefühl, wollte mich bedünken, erwiederte die Prinzeſſin, mit einem feuchten, faſt von Thränen umſchleierten Blick.

Und gebotet Ihr mir nicht, das Gefühl zu unterdrücken, und ihm nicht mehr die ſtolze Richtung zu gönnen, mit der es ſonſt, dem hochſtrebenden Pinienbaume gleich, zwiſchen Allem, was ich Euch ſchrieb, ſich hervordrängte, und mit mir und allen meinen Gedanken zur Sonne ſich ſchwingen wollte, erwiederte Graf Andreas Razumovsky, ihre Hand kühner zu ſeinen Lippen führend.

Es iſt wahr, verſetzte die Prinzeſſin raſch, wir mußten auf Vorſicht bedacht ſein, denn wir ſind von unſern Feinden eng umſtellt, und der Buchſtabe wird ſo leicht Verräther ſeines Herrn, des Geiſtes! Aber ich werde Euch antworten, Freund, und Ihr ſollt diesmal recht tief in mein Herz blicken, das betrübt und ſorgenvoll iſt. Ich will es Euch endlich ganz offen und unumwunden darlegen, wie es in mir ausſieht, denn dieſe letzten Tage mit ihren bittern Erleb-

ſ. w., die man in Unkeuſchheit, Bulin udgl. verändert findet. *)

In den eigenen Schriften Luther's, beſonders in denen, wo ihn die Polemik ſeines Zeitalters fortriß, miſchte ſich bei weitem mehr Verletzendes ein, ſowohl in der Decenz des Ausdrucks, als auch ſonſt in ſprachlicher Hinſicht. Sie haben nicht das Gediegene, Durchbildete und Abgerundete ſeiner Bibelſprache, und verrathen oft, im wilden Drang des Augenblicks, die Heftigkeit ſeines Charakter's auch im Stil, der dann rohen, aus dem Klotz geſchlagenen Figuren gleicht. Selbſt ſeinen Predigten fehlt nicht ſelten aller begeiſterte Aufſchwung, oder ſie entarten in die bigotten Kanzelſpielereien, die zu ſeiner Zeit Mode waren. So heißt es in ſeiner Predigt über die letzten Poſaunen an einer Stelle: „So geht's zu zu Felde in der Heerſchlacht. Wenn man die Schlacht anfehet, ſo bleſet man die Poſaunen oder Drometen, ſchlegt die Trommel vnd gehet daher die Taratantara. Man macht ein Feldgeſchrey, Her, her, her,

*) Vgl. Grotefend a. a. O. S. 62.

niſſen, mit ihren ſchreckensvollen Andeutungen haben mich in Erfahrung und Weisheit unendlich weiter gebracht. Mir ſchaudert davor, wie klar ich jetzt Alles ſehe, und von dem ſchwarzen Gewölk, das ſich über mir aufgethürmt hat, fühle ich mich bereits tief und unrettbar umfloſſen. Ach lieber Freund, wir werden bald etwas Großes und Ungeheures wagen müſſen, um den Schlag, der unſere Perſonen und alle unſere Hoffnungen niederwirft, noch zur rechten Zeit abprallen zu laſſen. Sie ſcheinen noch der Meinung, daß wir ruhig warten ſollen, bis der in Eigenſinn, Unverſtand und Stumpfheit niedergehaltene Großfürſt uns endlich erkennen und auferſtehen wird an unſerer Spitze?

Ihre flammenden Blicke, die ſie auf ihn richtete, begegneten ſich mit den Augen Razumovsky's, der ſchnell aufgeſprungen war, denn in dieſem Augenblick hatte ſich hinter ihnen eilig die Thür des Zimmers geöffnet, in dem man ſich befand. Es war die Gräfin Bruce, welche ſich mit haſtigen Schritten näherte und durch ein dringliches Zeichen der Großfürſtin zu erkennen gab, daß die vertrauliche Unterhaltung abgebrochen werden müſſe. Mit einem eigenthümlichen Lächeln, das aus den Augen der Hofdame dem Grafen Razumovsky zuflog, dem ſtets ihre beſondere Gunſt ſich dargeboten hatte, meldete

ſie, daß der Großfürſt ſoeben das Cabinet der Czarin verlaſſen, und mit allen Anzeichen einer ſehr übeln Laune den Gang herunter geſchritten komme und ſogleich hier eintreten werde.

Graf Razumovsky trat mit einiger Eile in ein Nebenzimmer zurück. Die Großfürſtin ging mit aller Unbefangenheit auf ein Geſpräch über ihre Reiſetoilette ein, welches die Gräfin Bruce ſogleich mit einer großen Menge von Details begann. Mitten in dieſen Verhandlungen, welche die Hofdame ſehr eifrig und mit lauter Stimme führte, trat der Großfürſt ein, deſſen Ankunft von der Prinzeſſin nicht ſogleich bemerkt wurde, während die Gräfin Bruce, die ſein Eintreten allerdings bemerkt hatte, nur um ſo eifriger, und ohne ihn zu beachten, in den Auseinanderſetzungen fortfuhr, welche ſie eben der Großfürſtin machte.

Plötzlich ſchrak Natalie heftig zuſammen, denn ſeine rauhe, haſtige Stimme erſchallte ganz unmittelbar hinter ihrem Ohr. Ein dunkler zuckender Blitz aus ſeinen mißtrauiſchen Augen fuhr ihr entgegen, und verweilte einen Augenblick lang forſchend auf ihren unruhigen, ungewiſſen Zügen.

Der Großfürſt Paul ſchien in einer großen Verſtimmung das Cabinet ſeiner kaiſerlichen Mutter ver-

lassen zu haben. Mißmuth und Zorn standen auf seiner Stirn geschrieben, und zugleich deutete ein schmerzliches Zucken um seinen Mund darauf hin, daß ihm im Cabinet der Czarin und aus dem Munde derselben Mittheilungen geworden, die ihn im höchsten Grade beunruhigt, betrübt und in Aufregung versetzt hatten.

Die Czarin hatte in ihrem Cabinet nur über die Großfürstin Natalie mit dem Großfürsten gesprochen, und ihm ihre Unzufriedenheit mit derselben so entschieden und nachdrücklich, wie noch niemals, eröffnet. Zugleich hatte sie Warnungen und Anklagen ausgesprochen, die den Großfürsten bestürzt machten, und ihm einen Schreckensblick in Verhältnisse eröffneten, die er bisher wohl schon mit dem erzürntesten Argwohn betrachtet, von deren gewaltsamer Entscheidung aber, wie sehr es ihn auch dazu drängte, er bis jetzt noch aus einer eigenthümlichen Scheu, hier gefährliche und widrige Dinge zu berühren, abgestanden hatte.

In seiner wilden Bewegung ging er jetzt heftig im Zimmer auf und ab, nachdem er die Großfürstin rasch und obenhin begrüßt und sie einige ängstliche Minuten lang mit seinem strengen, finstern Blicke gemessen hatte.

Natalie hatte inzwiſchen ihre ganze Feſtigkeit und Ruhe wiedergewonnen, und ihre Augen begegneten den ſeinen mit einem ſo milden, bittenden und rührenden Ausdruck, daß Paul, der ſich davon verwirrt und betroffen fühlte, ſich raſch abwandte und einige unverſtändliche Worte vor ſich hinmurmelnd an [illegible] Zimmer ſchritt.

Die Großfürſtin ſank in tiefer Bewegung auf einen Seſſel nieder und bedeckte angſtvoll ihr Geſicht mit den Händen.

Arme Großfürſtin! rief die Gräfin Bruce, zu ihr herantretend, und das ſchwankende Haupt der Prinzeſſin an ihren Buſen legend. Ich ahne Schlimmes, denn ſchwarze, unheimliche Wolken haben ſich über Ihrem edlen, ſchönen Haupte aufgethürmt!

Die Prinzeſſin ſeufzte, und hing ſich mit ihren Armen um den Hals der mit aufrichtiger Empfindung zu ihr niedergebeugten Hofdame feſt. —

VIII.

Inzwiſchen hatte ſich Großfürſt Paul in ſeine Zimmer zurückbegeben, die in dem Pilgerhauſe nicht weit von denen der Prinzeſſin gelegen waren. Zugleich hatte er ſeinen treuen Kammerdiener, Iwan Iwanowitſch Koutaitzow, zu ſich gerufen, deſſen Händen er ſeine Reiſevorbereitungen und die Aenderung ſeines Anzugs übergeben wollte.

Der kleine Türke, der ein ſo inniges und dankbares Herz für ſeinen Herrn hatte, zeigte ſich außerordentlich erfreut, wieder vor das Angeſicht deſſelben gerufen zu ſein, und jauchzte in ſeiner Weiſe in frohen und tanzenden Bewegungen um ihn her, bis er ſich zuletzt dem Großfürſten vor die Füße warf, und unter dieſelben ſeinen Kopf, als Zeichen ſeiner tiefen Ergebenheit, breitete.

Du haſt mich wohl recht lieb, und biſt mir ge-

wiß auch treu, mein guter Iwan Iwanowitſch? ſagte Paul, indem er das Gebahren des frohen, mit ſeinem ganzen Gemüth an ihm hängenden Knaben mit Wohlgefallen betrachtete, und ſich dabei einiger Rührung nicht erwehren zu können ſchien.

Treu? wiederholte Iwan Iwanowitſch nachſinnend. Ich verſtehe wahrlich nicht recht, was das wird heißen ſollen, mein erhabenſter und liebſter Herr und Gebieter! Man iſt treu der Sonne, weil man ihre Wärme nicht miſſen, weil man ohne ihr Licht nicht ſehen, ohne ihre Strahlen nicht leben, nicht ernten, nicht die Zeit meſſen kann. Aber iſt das Treue? Wenn man thut, was man nicht laſſen kann, ſo iſt das Pflicht, ſo iſt das Gebot, und man erwirbt ſich damit einen Lohn, der nicht ſüßer ſein kann!

Du hältſt alſo die Treue doch für etwas ſehr Gutes und Schönes? fragte Paul, traurig und in ſich ſelbſt verſinkend, indem er mit der einen Hand in dem lockigen Haar ſeines Lieblings ſpielte.

Gebieter, entgegnete Iwan Iwanowitſch, und ſah mit ſeinen offenen, klaren Augen verwundert zu dem Großfürſten auf, ich halte die Treue gar nicht für eine Kunſt, denn Jeder kann ſie ganz von ſelbſt üben, und muß ſie verſtehen, der ein ehrliches

Herz hat, und nicht von den böſen Teufeln beſeſſen iſt.

Du hältſt alſo Denjenigen von den böſen Teufeln beſeſſen, der kein treues Herz hat, und in dem Argliſt und Falſchheit wohnen? fragte Paul wieder, ſeiner ſeltſamen Laune, die ihm ergriffen, weiter folgend. Antworte mir hierauf, mein Freund, denn ich halte außerordentlich viel von Dir, und Dein Wort gilt mir mehr, als das der hochweiſen Staatsmänner und Rathgeber am Hofe der Czarin! Da Du aber ſo viel Treue in Dir haſt, ſo habe ich ſchon daran gedacht, Dich zu verheirathen, Iwan Iwanowitſch, damit die treuen Ehen in Rußland, die ſo Noth thun für Staat und Geſellſchaft, wieder mehr gefördert und ausgebreitet werden! Was meinſt Du, Iwan Iwanowitſch? Ich denke Dich zu verheirathen. Und zwar mit dem kleinen Fräulein Willamow, einem Kammerfräulein der Großfürſtin. Sie ſieht gerade ſo aus, wie Du, ebenſo niedlich und ebenſo empfindſam, und ich glaube, Ihr Beide würdet gut zu einander paſſen. Damit es wieder einmal eine gute Ehe in Petersburg giebt, denke ich Euch zum Muſter aller Hohen und Niederen zuſammen zu geben, mein Freund!

Iwan Iwanowitſch war bei dieſen Worten des

Großfürſten aufgeſprungen, und hatte ſich mit einem einzigen Satz bis in die entgegengeſetzte Ecke des Zimmers geflüchtet, wo er ſich auf der Erde niederkauerte, und die Hände zu dem Großfürſten ausſtreckend, wie in höchſter Angſt um Gnade flehte.

Der Großfürſt war, ungeachtet der trüben und ſchmerzlichen Laune, die ihn beherrſchte, bei dieſem Anblick in ein lautes Gelächter ausgebrochen.

Alſo ſo ſehr fürchteſt Du Dich vor der Ehe, Iwan Iwanowitſch? fragte er, zu ſeinem Diener hinſchreitend und ihn ſcherzhaft an den Ohren zupfend. Nun, beruhige Dich, mein Freund. Fräulein Willamow, der ich etwas Gutes anthun möchte, kann noch warten, bis Du mehr zum Manne gereift und inzwiſchen auch ein größerer Freund der Weiber geworden biſt, als Du mir noch zu ſein ſcheinſt. Ich ſtatte Euch dann aus mit einem hübſchen Landbeſitz, der Euch auf meinen Gütern gehören ſoll.

Ach, ein Freund der Ehe werde ich wohl niemals werden, mein huldvollſter Gebieter, rief Iwan Iwanowitſch mit einer kläglichen Miene faſt weinerlich aus. Was ich davon geſehen habe, iſt leider genug, und Iwan Iwanowitſch Koutaitzow verlangt nicht darnach, noch mehr zu ſehen!

Und was hast Du denn gesehen? fragte Paul trotzig und düster. Seine Züge wurden von Neuem von einer drohenden Verfinsterung überflogen.

Ich habe Nichts gesehen, entgegnete der Kleine, indem er mit einer nachdrücklichen Gebärde seine Finger auf den Mund legte. Aber man weiß oft, was man nicht sieht, und dann sieht man wieder, was man nimmer gewußt hat.

Du giebst mir schon wieder von Deinen türkischen Weisheitssprüchen etwas zum Besten, versetzte der Großfürst. Du weißt, daß ich mich daran nicht recht erbauen kann, und wie oft habe ich Dir schon verboten, mir von Deinen alten Arien aus dem Koran etwas vorzupfeifen. Auch das ist der Grund, weshalb ich Dich bald verheirathen will, mein Bursch, damit Du mir ein ordentlicher Christ wirst in deinen Gedanken, und Dir nicht immer noch der Muselmann in den Gliedern tobt.

Ach, wenn Ihr mich durchaus verheirathen wollt, dann möchte ich lieber, Ihr hättet mich damals auf dem Sclavenmarkt in Adrianopel gelassen, von dem ich durch Eure Großmuth erlöst worden bin! rief Iwan; Ihr scheltet die Weisheit meiner schönen Heimath, und doch hat der Prophet gesagt: Willst Du

Dein Leben behalten, ſo hüte dich vor dem treuloſen Weibe! Ihre Umarmung iſt ein Schmerz, ihre Augen ſind der Dolch, der über Deinem Lager zückt, ihr Athem iſt das Schwert, das in Dein Herz gedrungen!

Paul ſchrak zuſammen, und ſchwieg einen Augenblick lang betroffen ſtill. Dann ſagte er mit einem bittern Lächeln: Dein Prophet iſt doch ein armſeliger Wicht. Er beſchreibt einen Zuſtand, in den jeder Ehrenmann gerathen kann, aber er vergißt die Mittel anzugeben, wie man ihn verbeſſern und von ſich abſchütteln möge!

Nein, das vergißt er nicht, rief der kleine Iwan, indem er wieder von ſeinen Knieen aufſprang und ſich mit einer feierlichen Gebärde vor den Prinzen hinſtellte. Es heißt da im Koran: Was Dich an Dir ärgert, das haue ab mit einem ſcharfen Schwert, ſonſt wird Allah Dich ſtrafen, und Dich ſelbſt zum großen Aergerniß werden laſſen für alle Gläubigen.

Das iſt türkiſch! erwiederte Paul finſter und nachgrübelnd. Wer kann aber wiſſen, mit welcher Weisheit man endigt, wenn man mit einer Thorheit angefangen hat.

Höre, lieber Freund, fuhr Paul nach einer Pauſe

her. Der oberſte Leutenant oder Heübtmann vermahnet das Kriegsvolk, die Feinde ritterlich anzugreiffen, Hui, Hui, Hui, Hui. Und das Kriegsvolk ſchreyt zu, Friſch an ſie, Friſch an ſie, Friſch an ſie, Schlag Tod, Schlag Tod, Schlag Tod. — — Als Sodom vnd Gomorrah vnterging, da waren in einem Augenblick alle Einwoner der Stedte, Mann vnd Weib, Kind vnd Kegel tod vnd verſenkt in Abgrund der Höllen. Da war nicht Zeit Gelt zu zelen, noch mit der Metze herumb zu ſpringen, ſondern in einem Augenblick war alles, was lebet, tod vnd verſunken. Das war Gottes Poſaune vnd Dromet; da gings: Pummerle pump, Pliz, Plaz, Schmi, Schmir. — Das iſt nu vnſers Herrn Gottes Pauken, oder, wie es St. Paulus hie nennet, die Stimme des Erzengels vnd Poſaune Gottes. Denn wenn Gott donnert, ſo lauter's ſchier wie ein Pauken, Pommerle pump, vnd die Donnerſchläge ſcherzen nicht. — Das wird ſeyn das Feldgeſchrey vnd die Taratantara Gottes, das der ganze Himmel vnd alle Luft wird gehn Kir, Kir, Pummerle pump."

Feiner und angemeſſener trifft Luther zuweilen

fort, ich wollte doch lieber, ich hätte Dich auf dem Sclavenmarkt in Adrianopel gelaſſen, ſtatt ſo ſchrecklich viel Geld für Dich und Deine Unglücksgefährten ausgegeben zu haben. Denn von heut an fängſt Du mir an gefährlich zu werden mit Deinen Koranſprüchen, die Dir noch von Deiner Heimath her im Halſe ſtecken geblieben ſind. Das Zeug, das Du da vorbringſt, fängt an mir ins Blut zu laufen und miſcht ſich mit meinen Gedanken wie ein ſchwarzer Teufelstrank, den man nicht glücklich in ſich verdauen kann.

Iwan Iwanowitſch Koutaizow ſtand mit einer traurigen Miene da, und betrachtete den Großfürſten lange flehend und ſchmerzlich.

Ach, ſagte er dann, aus ſeinem Nachſinnen erwachend, auf dem Sclavenmarkt zu Adrianopel ſah es übel aus! Der Sclavenhändler war ein ſehr häßlicher Mann, ſeine Prügel erfolgten regelmäßig, aber oft verzingen zwei Tage, ehe ich meine Portion Eſſen erhielt.

Du ſaheſt auch ſehr ausgehungert aus, als ich Dich zum Erſtenmal erblickte, ſagte Paul, indem er zur Zerſtreuung ſeiner Gedanken gern dem Zuge der Erinnerungen zu folgen ſchien, welche ſein Lieblingsdiener angeſchlagen hatte. Ich bereiſte damals die

türkiſche Gränze, um die dortigen Gegenden kennen zu lernen, die, wie ich glaubte, bald zum Schauplatz des Krieges werden ſollten. Ich kam nach Adrianopel, und ſah den Sclavenmarkt, der mein ganzes Herz empörte. Ich konnte es nicht begreifen, wie die Menſchen ſo niederträchtig ſein können, mit Ihresgleichen die vollkommen dieſelben Rechte auf die Welt mitgebracht haben, welche dieſelben Anrechte, wie ſie, auf Lebensgenuß, auf den freien Gebrauch ihrer Kräfte beſitzen, einen ſo empörenden Handel zu treiben! Ich ſchritt an Dir vorüber, mein armer Schelm, der Du eben von der Peitſche Deines Prinzipals eine bedeutende Züchtigung auf Deinen zarten, mädchenhaften Gliedern erlebt hatteſt. Ich liebte Dich damals ſogleich, als ich Dich leiden ſah. Denn Du hatteſt eine Stimme, die mir wahrlich zum Herzen drang, Dein Ton war rührend und kam aus einem guten Gemüth, und die Thränen, die Du ſogleich vergoſſeſt, feſſelten mich an Deiner Seite.

Ja, rief Iwan, mit einem begeiſterten Leuchten ſeiner Augen, Ihr ſahet mich, Prinz, und Ihr ſprachet mit mir, nimmer werde ich Eure milde und gütige Rede vergeſſen, die Ihr an mich richtetet. Wie

ein wundervolles Geſtirn, das am Himmel plötzlich aufgeſtrahlt iſt, ſtandet Ihr vor mir da, und ich mußte mich anbetungsvoll vor Euch neigen. So wie ich Euch ſah, wußte ich, daß jetzt das Ende aller meiner Leiden gekommen ſei. Ihr ſprachet türkiſch mit mir, und auch das erfüllte mich mit großer Verwunderung, als ich meine Sprache aus dem Munde eines Fremden an mein Ohr ſchlagen hörte.

Ja, ich verſtand damals ſehr viel türkiſch, fügte der Großfürſt hinzu, denn ich hatte dieſe Sprache vollkommen erlernt, und ich liebte ihren Klang, ihre Ausdrucksweiſe noch heute. Aber es war doch nicht ſo leicht, Dich frei zu machen, mein guter Iwan Iwanowitſch, wie ich mich jetzt erinnere. Denn ich wollte zugleich Deinen ſämmtlichen Unglücksgefährten die Freiheit erkaufen, die doch das höchſte Glück des Menſchen auf der Erde ausmacht. Aber Dein Sclavenhändler forderte dafür eine ſo ungeheure Summe von mir, daß meine ganze Reiſekaſſe, die ich bei mir trug, zu ihrer Bezahlung nicht ausreichen wollte. Denn ich war ja der Großfürſt, der Sohn der Czarin, und nicht viel war es, das ich bei mir führte. Aber da faßte ich einen großen, einen rieſenhaften Entſchluß, der mich heut noch erfreut und beluſtigt.

Wie ein luſtiger Student, der Alles durchgebracht hat, zog ich Wechſel auf meine Mutter in Petersburg, und die Aventure gelang ganz prächtig. Ich berief einige der vornehmſten und reichſten Kaufleute in Adrianopel zu mir, und ſie wagten dem künftigen Thronerben von Rußland nicht den Ankauf dieſer Wechſel abzuſchlagen, obwohl es leicht ein gefährliches Ding damit hätte ſein können, und vielleicht ihr Kopf auf dem Spiele ſtand. In einer Stunde hatte ich das ganze Geld, und nun konnte ich Dich als mein Eigenthum an mein Herz drücken, denn Gott weiß, wie es kam, ich liebte Dich ja, Bürſchchen!

Ja, fuhr Iwan Iwanowitſch Koutaitzow jubelnd dazwiſchen, ich empfing drei Küſſe auf Stirn, Wange und Mund von Ew. Kaiſerlichen Hoheit, und nie werde ich dieſen ſeligen Augenblick vergeſſen. War es mir doch, als wenn meine ſchöne liebe Mutter, die ſchon lange todt war, plötzlich wiedergekommen wäre, und hätte mir alle ihre Küſſe aus dem Paradieſe des Propheten wieder mitgebracht. Ich armes Wurm jubelte und bebte, denn ich konnte es nicht gleich begreifen, daß man noch geküßt wird, bloß weil man unglücklich iſt. Die Chriſten ſind doch nicht ſo ſchlechte Leute, dachte ich bei mir ſelbſt, und ihr

Gott taugt vielleicht ebenſo viel und noch mehr, als unſer Prophet!

Närriſcher Kerl, lachte der Großfürſt plötzlich dazwiſchen, und darum nahm ich Dich wie ein Kind an, und brachte Dich mit mir nach Petersburg, um Dich erziehen zu laſſen. Auch ſonſt hatte ich noch viel Freude von dieſer ſeltſamen Begebenheit, und ich kann noch heut nicht ohne Rührung an dieſe curieſe Geſchichte zurückdenken. Durch den Gouverneur von Adrianopel erfuhr der türkiſche Sultan, was geſchehen war, und wie Du den Gott der Chriſten liebgewannſt, ſo mußte ich plötzlich den Sultan der Türken hochſchätzen, was mir in der That ungemeines Vergnügen machte. Der Großherr befahl, mir unter den höflichſten Redewendungen das Kaufgeld zurück zu erſtatten, und ließ mich zu einem Beſuch in Conſtantinopel einladen. Aber als ich wieder in Petersburg ankam, hatte ich eine noch ſchönere Ueberraſchung. Die Czarin erwartete mich mit Thränen in den Augen, und ſpendete mir für meine Handlungsweiſe mehr Lobſprüche, als ich in der That verdient hatte. Auch hatte ſie die Wechſel der Kaufleute von Adrianopel bezahlt, woher es kam, daß ich mich in dieſer Zeit ſo gut bei Caſſe befand, wie es mir weder vor-

her noch nachher jemals geſchehen war. Die große Czarin that noch mehr. Sie wies funfzigtauſend Rubel an, um dafür alle von mir Freigekauften mit Ländereien zu verſehen, ſie an ihren Beſtimmungsort bringen zu laſſen und ſie dort auszuſtatten mit jeder möglichen Hülfe. O, ich war damals ſehr glücklich, lieber Iwan! Nimmer wieder wurde ich ſo glücklich, wie damals! Und jetzt, was bin ich jetzt? —

Der Großfürſt wandte ſich ſeitwärts, und ſchien in eine tiefe Bewegung zu gerathen. Der junge Iwan ſah ihm mitleidig zu, und eine Thräne ſtürzte aus ſeinen Augen hervor.

In dieſem Augenblick ließ ſich ein Geräuſch an der Thür vernehmen. Es war der Graf Razumovsky, der eintrat, und den Großfürſten um die Erlaubniß bat, ſich in einem Auftrage nähern zu dürfen. Paul zuckte bei ſeinem Anblick heftig zuſammen, und empfing ihn mit einem Ausdruck der Wegwerfung und des Zorns, die ſich unmittelbar gegen Razumovsky zu wenden ſchienen.

Graf Razumovsky ſchien dieſe heut zum Erſtenmal ſo auffallend gegen ihn hervortretende Verſtimmung des Prinzen nicht zu beachten. Er hatte ſich ihm mit derſelben unbefangenen Ehrerbietung genaht,

die immer in ſeinem Ausdruck gegen den Großfürſten lag und die zugleich mit ſoviel inniger und wahrhaft freundſchaftlicher Anhänglichkeit verbunden war, daß Paul, ſo oft er ſich auch ſchon in einer leidenſchaftlichen Aufwallung gegen Razumowsky befunden, doch jedesmal wieder darin verſöhnt und umgeſtimmt wurde.

So geſchah es ihm auch in dieſem Augenblick, wo Paul, ungeachtet ihn ſoeben die zornigſten und gehäſſigſten Empfindungen beherrſcht, doch den Ton nicht finden konnte, der den in ſeinem Innern wühlenden Eindrücken entſprach. Razumovsky erſchien ihm gegenüber wieder ſo ſehr in ſeinem ganzen liebenswürdigen Charakter, in dem anziehenden und imponirenden Ausdruck einer durchweg edeln und braven Perſönlichkeit, daß der Großfürſt ſich davon gleichſam beruhigt fühlte und mit einiger Verlegenheit ſeine Augen zur Erde ſenkte.

Razumovsky begann mit einer ſehr ſchmeichelhaft ausgedrückten Empfehlung der Großfürſtin Natalie, die um ihre Verhaltungsbefehle bitten ließ, ob ſie auf ihrem Zimmer den Befehl des Großfürſten erwarten und die Gnade haben werde, von ihm an den Wagen hinuntergeführt zu werden?

Paul ſah ſich damit zugleich erinnert, daß die von der Czarina befohlene Stunde der Abreiſe herangekommen, und nicht länger ausgeſetzt werden dürfe. Kaum konnte er ſich enthalten, dem Grafen Razumovsky freundlich die Hand zu reichen, indem er ihn verſicherte, daß er ſogleich zu ſeiner Gemahlin hinunterkommen und ſie geleiten werde.

Mit Mühe ſchien er ſich die Kraft abzuringen, dem Grafen nur mit einem trotzigen Zurückwerfen des Kopfes zu antworten. Dann ſchritt er ihm haſtig, mit ſtürmiſchem Gange, voran, indem er ſich in das Zimmer der Großfürſtin begab, die er ebenfalls nur mit einer ſtummen Gebärde begrüßte. Nun reichte er ihr den Arm, um ſie zu dem Wagen hinabzuführen.

Die Czarin hatte mit Potemkin ſchon den erſten Wagen beſtiegen, und war eben im Begriff, das Zeichen zur Abfahrt zu geben, als der Großfürſt erſt herangeeilt kam, und kaum noch Zeit hatte, auf eine gemeſſene Weiſe mit der Großfürſtin, dem Grafen Razumovsky und der Hofdame ſeiner Gemahlin den Wagen zu beſteigen.

Die Rückreiſe nach Moskau wurde mit einer gewaltigen Geſchwindigkeit zurückgelegt, da die Czarin

noch an demſelben Tage die Weiterreiſe nach Petersburg beſchloſſen hatte. In Moskau wurden auch ſofort die ſchon bereit ſtehenden Schlitten beſtiegen, denn mit dieſem raſchen Fuhrwerk wollte Katharina nun den Weg nach ihrer Reſidenz zurücklegen.

Den erſten Schlitten nahm die Czarin mit Potemkin ein, den man wieder im innigſten und heiterſten Einvernehmen mit ſeiner Gebieterin ſah. Er kannte die großen Belohnungen, die ihn jetzt in Petersburg erwarteten, und ebenſo genau wußte er, daß die Czarin nie etwas unerfüllt ließ, das ſie ihm einmal zugedacht hatte.

Bei der Abreiſe von Moskau umſtand eine ſtumme und wieder vollkommen nüchtern gewordene Bevölkerung die prächtigen, hochgeſchmückten, mit lieblichem Feſtgeläute und bunten Fahnen rauſchenden Schlitten.

Es hatte ſich in den letzten Tagen ein Umſtand ereignet, der ſeines tiefen Eindrucks auf das Volk von Moskau nicht hatte verfehlen können. In dieſer Stadt herrſchte der allgemein verbreitete Glauben, daß die große Kathedrale in einem beſtändigen Sinken begriffen ſei, und daß dies jedesmal ſichtbar werde, wenn irgend ein bedeutendes und unheilvolles Ereigniß ſich zutrage oder der Feind in die Mauern Mos-

kau's eingedrungen ſei. Während der Anweſenheit der Czarin ſollte die alte Kathedrale ſich wieder um viele Metres in den Boden hinabgeſenkt haben, das Volk hatte ſich mit ſchrecklichen Geſichtern den ganzen Tag über in unzähligen Schaaren auf dem Platz vor der Kirche verſammelt, und ſah jetzt der Abfahrt der Czarin mit einem dumpfen Stillſchweigen zu. Kein Ruf ließ ſich vernehmen, kein Laut der Freude erſchallte aus den unbeweglich ſtehenden Maſſen, welche der düſtere Aberglauben gebunden hatte.

Nicht minder hatte eine ſeltſame Geſtalt, die für ſich ganz allein in dem letzten Schlitten des kaiſerlichen Reiſezuges Platz genommen, die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden gefeſſelt. Es ſchien eine von den zur Bedienung gehörigen Perſonen zu ſein, die aber durch eine abenteuerliche Vermummung, welche ſie über die Livrée geworfen, ein abſchreckendes und frazzenhaftes Anſehn gewann. Man betrachtete ſie mit einer Art von abergläubiſcher Scheu, und umringte den Schlitten, in dem dieſe düſtere unheimliche Perſon noch aufrecht ſtand und mit übereinandergeſchlagenen Armen und frechen, herausfordernden Mienen Alle muſterte, die in ihre Nähe traten, bis endlich der Klang der Peitſchen und das Geläute der Schlitten ankündig-

diesen scherzenden und spielenden Ton in seinen Briefen. So schreibt er an Salatin von den vor seinem Fenster versammelten Dolen und Krähen, auf den Reichstag von Augsburg anspielend: „Da ist ein solch zu- und abrent, ein solch Geschrey Tag und Nacht, als wären sie alle trunken, voll und toll; da gelt jung und alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lang währen können und möchte gerne wissen, ob auch solches Adels und reisigen Zeuchs auch etliche noch bei euch wären. — Ich habe ihren Kayser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und grossen Hansen immer vor unsern Augen, nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerley Farbe alle gleich schwarz und alle gleich grauaugig, singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der alten und der jungen, grossen und kleinen. Sie achten auch nicht der grossen Pallast und Saal, denn ihr Saal ist gewölbet mit dem schönen weiten Himmel. Ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen. So sind die Wände so

ten, daß der Zug ſich in Bewegung geſetzt habe. Eliſabeth Zoritſch beurlaubte ſich von den Gaffern, denen ihre Geſtalt einen ſo ſchauerlichen Eindruck gemacht, mit den tollſten Gebärden und einem ſo frazzenhaften Geſichterſchneiden, daß ſie ein allgemeines Entſetzen hinter ſich verbreitete, und ein langes Murmeln die Menge durchlief. Die rückſichtsloſen Spötter in dem Haufen meinten, es ſei der leibhafte Teufel ſelbſt geweſen, der den Reiſezug der Kaiſerin beſchloſſen, und in ihrem Geleite angekommen und wieder abgefahren ſei.

Nach dem ausdrücklichen Befehl der Czarin ſollte der Weg von Moskau nach Petersburg in vier Tagen zurückgelegt werden. Die Eile der Schlitten mußte verdoppelt werden, da auf den Wunſch Potemkin's, dem Katharina, nach der kaum eingetretenen Verſöhnung mit ihrem Freunde, um ſo weniger entgegentreten wollte, noch ein Umweg über Tula zu machen war.

Dort, in der berühmten Gewehr-Fabrik, wollte Potemkin gern noch unterwegs ſeine Waffenſammlung mit einigen neuen koſtbaren Stücken vermehren, was er auch mit der größten Geſchwindigkeit ins Werk ſetzte, indem er, in ſeiner Weiſe zugreifend, in einem einzigen Augenblick ſeine Sammlung um einen Werth

von mehreren tausend Rubeln vermehrte. An dem naiven Behagen, welches er darüber ausdrückte, ergötzte die Czarin selbst sich ungemein, und der Rest dieser merkwürdigen Reise verging ihr dadurch in der angenehmsten und frohesten Stimmung.

IX.

Prinzeſſin Natalie befand ſich ſogleich nach ihrer Rückkehr nach Petersburg auffallend leidend, und zuerſt ſchienen es die Folgen der vorangegangenen anſtrengenden Reiſe zu ſein, an denen ſie in den erſten Tagen ihrer Wiederanweſenheit in Petersburg heftig erkrankte. Bald darauf trat ihr eigener Zuſtand, in dem ſie ſich jetzt ſchon ſeit faſt neun Monaten befunden, weſentlich dabei in Frage, und die Aerzte glaubten nichts Anderes annehmen zu müſſen, als daß die natürliche Kataſtrophe, der man ſchon längſt mit den ſorgfältigſten Vorbereitungen entgegengeſehen, jetzt im Anzuge befindlich ſei.

Der Großfürſt zeigte ſich in dieſer Zeit von einer tiefen innern Bewegung ergriffen. Eine große Milde und Innigkeit begann in ſein ganzes Benehmen gegen ſeine Gemahlin zu treten, ein hoher

Ernſt beſchattete ſeine Züge, und er ließ es an der rührendſten Aufmerkſamkeit und Fürſorge für ſeine Gemahlin nicht fehlen. Mit einem Hochgefühl von Stolz und Freude blickte der junge Fürſt jetzt in die Zukunft, ſeine Züge hatten einen ſtrahlenden Charakter angenommen, er ſchien alles Uebrige, mit dem er ſich ſonſt trug und an dem er litt, vergeſſen zu haben, und man betraf ihn in einer unaufhörlichen Geſchäftigkeit, in einem beſtändigen Sorgen und Laufen und Veranſtalten, was aber immer nur den Sinn und den Zweck hatte, der Prinzeſſin ſeine innigſt zurückgekehrte Liebe, ſein über Alles gehende Intereſſe und ſein in ſeinem Herzen ſchwellendes Glück zu beweiſen.

Die Großfürſtin bemerkte dies mit einer ſeltſamen Empfindung. Seitdem ſie wieder das Palais in Petersburg bewohnte, hatte ihr Sinn einen wunbar ernſten Schwung erhalten, und ſie ſchien oft ſtundenlang in ein grübelndes Nachſinnen verſenkt. Zwar ſchien es ſie oft zu ängſtigen und zu beunruhigen, daß der Großfürſt ſie ſo viel mit einer ſo unabläſſigen Geſchäftigkeit umgab, aber ihre ſchönen großen Augen hatten für ihn jetzt einen viel milderen und friedlicheren Ausdruck, ſie betrachtete ihn oft lange, bis eine aufſteigende Thräne ihre Blicke verdunkelte.

Nur einen einzigen Gegenstand des Schreckens und der wahren Angst gab es für sie seit einigen Tagen, worüber sich die Prinzessin gar nicht wieder beruhigen konnte. Es war eine lange hagere Frauensgestalt, die seit dem Beginn ihrer Krankheit jeden Morgen vor ihrem Bett saß, in einer unbeweglichen lauernden Stellung, den Tag über nur auf einige Stunden sich von ihr entfernte, und jetzt, zum höchsten Entsetzen der Prinzessin, sich auch anschickte, die Nachtstunden an dem Krankenbette zu verweilen.

Heut hatte die Prinzessin diese Frau mit dem schrecklichen Gesicht fortgeschickt, da sie ihren Anblick nicht länger zu ertragen vermochte. Sie hatte den Großfürsten mit einer fast unerklärlichen Dringlichkeit gebeten, zur Czarin zu gehen und sich bei derselben dafür zu verwenden, daß jene Frau nicht mehr zu ihr zurückzukehren brauche, da sie des Beistandes derselben sich durchaus nicht benöthigt, sondern durch die Persönlichkeit sich sehr beunruhigt und im höchsten Grade aufgeregt fühle.

Denn die Czarin hatte seit dem Beginn der Krankheit der Prinzessin ihr diese Frau mit dem gemessenen Befehl gesandt, die Dienste derselben ausschließlich und vorzugsweise anzunehmen, und sich ihrer

als einer renommirten Krankenwärterin und Hebeamme zu bedienen, welche durch ihre Kunst berühmt sei und die man ausdrücklich aus Deutschland verschrieben habe, um der Prinzessin in ihren schweren Leiden die hülfreichsten Dienste leisten zu können. Der Leibarzt der Kaiserin hatte diese Frau selbst bei der Großfürstin einführen und empfehlen müssen, und es war schwer, gegen ihre Zulässigkeit etwas Begründetes vorzubringen.

Dennoch hatte der Großfürst, in seinem jetzt so brennenden Eifer für seine Gemahlin, es unternommen, der Czarin diese Bitte auf das Allerdringlichste vorzutragen, aber Katharina, die ihren Sohn plötzlich so heftig und glühend für seine Gemahlin sich erheben sah, hatte ihm nur mit einem ironischen Lächeln geantwortet, und ihn wegen Mangel an Zeit aus ihrem Cabinet verabschiedet, indem sie ihn versicherte, daß sie die zuverlässigste Sorgfalt, die auch für ihn selbst am besten bedacht sei, in der Wahl jener ihr vielfach empfohlenen Frau habe walten lassen.

Die Czarin sah dabei ernst und bewegt aus, ein wildes Feuer blitzte aus ihren Augen. In der seltsamsten Stimmung kehrte Paul in das Krankenzimmer

zurück. Unmittelbar hinter ihm war Eliſabeth Zoritſch eingetreten, die ſogleich wieder zu dem Bett der Großfürſtin hinſchritt und mit ihrem lauernden Geſicht und ihren ſchrecklichen unheilbedeutenden Mienen denſelben Platz wieder einnahm.

Die Unterſuchungen, welche ſie an der Kranken von Zeit zu Zeit vornahm, und bei denen ſie mit einer meiſterhaften Sicherheit und Kunde verfuhr, ängſtigten zwar die Großfürſtin unbeſchreiblich, führten aber doch bald zu einem beſſern Befinden der Leidenden, welche nun die ihr dargereichten Mittel und Getränke aus den Händen dieſer Wärterin mit größerem Vertrauen entgegennahm.

Die Großfürſtin litt an den heftigſten Schmerzen, welche unter den Händen der Eliſabeth Zoritſch alsbald eine wunderbare Linderung erfuhren. Wenn dieſe Frau dann mit ihrem ſtarren, geſpenſterhaften Ausſehn ſich über ſie herabbeugte, glaubte Natalie den Todesengel ſelbſt zu ſehen, der ihr die Scheideſtunde brachte, und die Schreckniſſe derſelben mit ſeiner Allesvermögenden Hand mildernd, ſie argliſtig und doch gütevoll über den fürchterlichen Moment hintäuſchen wollte.

Eines Abends, als der Großfürſt, der den ganzen

Tag über in unermüdeter Sorge an dem Bett ſeiner Gemahlin verweilt, ſie auf einige Augenblicke verlaſſen, befand ſich Natalie allein mit ihrer räthſelhaften Wärterin. Die halbdunkle Beleuchtung des Krankenzimmers ſpann ſchwarze irrende Schatten über das Bett der immer noch leidenden, ſchmerzlich ergriffenen Prinzeſſin hin, und über ihr bleiches abgezehrtes Geſicht irrte ein unendlich trauriger, wehmuthsvoller Ausdruck.

Von der ſtrahlenden Jugend der Prinzeſſin, die noch vor Kurzem in ſo friſcher Anmuth geblüht, war nur noch in ihren unvergänglich ſchönen Augen ein glühender Funken zurückgeblieben, der mit einem wunderbaren Feuer brannte, und in dem alle ihre Hoffnungen und Erinnerungen, denen ſie in dieſem Augenblick in einem ſtillen ſchmerzlichen Hinträumen nachgehangen, von Zeit zu Zeit aufſchimmerten und ſich dann wieder in langſam dahinfließenden Thränen löſchten. Auf den Wangen, die einſt der Sitz des ſchönſten muthwilligſten Lebens waren, wechſelte dann in raſchen Uebergängen ein fieberndes Roth in hellen Purpurfarben mit dem bleichen Schimmer des Todes.

Plötzlich fuhr Natalie mit einem lauten Schreckensruf aus ihren hindämmernden Träumen und Phantaſien empor. Sie hatte zuletzt, indem ſie mit ihren

Augen umherirrend einen Gegenſtand nach dem andern im Zimmer betrachtete, ihre Blicke aufmerkſamer auf die dunkle Geſtalt fallen laſſen, die noch immer unbeweglich an ihrem Bett zu ſitzen ſchien, und ihrer Meinung nach jetzt noch ſchärfer und greller, als bisher, ſie beobachtete. Dieſe Blicke, die auf ſie niederfielen, erregten ihr faſt Schmerz, und ſie mußte ſich die Augen reiben, die ihr weh thaten von den fremden ſtrengen Augen, welche ſie auf ſich ruhen fühlte.

Sie glaubte noch zu träumen, und richtete ſich jetzt mit einer gewaltſamen Anſtrengung in die Höhe, um das Schreckbild, das ſie plötzlich vor ſich zu ſehen glaubte, genauer ins Auge zu faſſen, und den Wahn von der Wirklichkeit ſicher unterſcheiden zu können. Denn die Prinzeſſin hatte geglaubt, Niemand anders als die Czarin ſelbſt an der Stelle, wo ſie ſonſt ihre Wärterin zu ſehen gewohnt war, zu erblicken. Je länger die Prinzeſſin in angſtvoller Erregung auf dieſen Platz hinblickte, deſto deutlicher ſchien es ſich zu beſtätigen, was ihre erſchreckte und aufgeregte Phantaſie wahrgenommen, und Natalie glaubte ſich jetzt überzeugt halten zu können, daß es die Czarin war, die dort ſaß und die mit der Wärterin vor einiger Zeit den Platz getauſcht haben mußte.

Die Großfürstin wagte ſich unter dieſem neuen Einfluß, dem ſie ſich unterworfen fühlte, nicht zu regen. Sie hielt faſt den Athem an, und ſchloß die Augen, als wenn ſie hoffen dürfe, ſich der Czarin noch zu entziehen und unbeachtet von ihr zu bleiben, wenn ſie jede Bewegung und Lebensäußerung ihrerſeits vermeide. So lag ſie ſtill und bewegungslos da, und ſelbſt dem entſetzlichen Schrecken, der ihre Bruſt durchzitterte, wehrte ſie, mit einer rieſenhaften Gewalt über ſich ſelbſt, jeden Ausdruck, jeden leiſen Seufzerlaut, durch den ſich ihr armes Daſein hätte verrathen können.

Aber die Czarin, denn ſie ſaß ſeit einigen Minuten in der That auf dem Platz der Eliſabeth Zoritſch da, hielt ihre Blicke unverwandt und durchdringend auf die angſtvoll in ſich zuſammengeſchmiegte Prinzeſſin gerichtet. Dann ſagte ſie leiſe, während beim Ton ihrer Stimme die Großfürſtin langſam die Augen in die Höhe ſchlug:

Ich kam hierher, um mich nach dem Befinden der Frau Großfürſtin zu erkundigen, und mit eigenen Augen das Leiden zu ſehen, das ich ſo ſehr bedauere, und deſſen erſte Nachricht mich faſt bis zum Tode erſchreckte. Ich beſorge aber ſehr, einer Leidenden entweder die Wohlthat des Schlummers zu ſtören,

weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Roſſen und Harniſchen, ſie haben gefiederte Räder, damit ſie auch den Buchſen entfliehen und ihren Zorn entſitzen können.“

oder eine Uebelgelaunte zu beläſtigen, die es vorzieht, ihr Herz der freundſchaftlichen Zuſprache zu verſchließen.

Die Prinzeſſin lag noch immer ſtill und lautlos da, ohne ſich zu rühren, aber ſie hatte ihre Augen weit und offen aufgeſchlagen, und erwiederte den zürnenden Blick der Czarin mit einem unendlich ruhigen, klaren und feſten Ausdruck. In ihren Augen drängte ſich ihr ganzer Schmerz, ihr tiefes Leiden, aber zugleich eine große Entſchloſſenheit der Seele zuſammen, die vor der Uebergewalt, von der ſie gebannt wurde, nicht zurückſchrecken zu wollen ſchien.

Die Czarin fühlte ſich betroffen, und ſchwieg einen Augenblick. Dann ſagte ſie, mit einer ſtärkeren Stimme, durch welche, wie aus der Ferne, einige drohende Accente hinfuhren: Man ſcheint mir nicht antworten zu wollen, und es begegnet mir nicht zum Erſtenmal, daß meinem wohlgemeinten Entgegenkommen, das immer nur das Beſte will, ein halsſtarriger Sinn, ein eigenmächtiges Beſtehen auf vorgefaßten, unberechtigten Meinungen, ein Trotz, welcher nur der Mangel an richtiger Selbſterkenntniß und der Mangel an gutem Willen und feinem Takt iſt, in den Weg tritt.

Mein Gott, ſeufzte die Prinzeſſin leiſe vor ſich hin, ich bin ja krank, und Ew. Majeſtät, ſcheint

es, ſind nicht gekommen, um mich geſund werden zu ſehn!

Wie meint Ihr das? fuhr Katharina mit einer gewaltig donnernden Stimme empor, indem ein furchtbares Mißtrauen auf ihrem Geſicht ſich dunkel abſchattete. Ich hoffe, Ihr werdet während Eurer ganzen Anweſenheit in Petersburg die Sorgfalt nicht verkannt haben, die ich Euch ſtets gewidmet, und die, wenn ihm durch Euer Vertrauen ebenſo ſehr entſprochen worden wäre, gewiß zu dem erfreulichſten Verhältniß zwiſchen uns geführt haben würde. Was hätten wir Alles zuſammen erreichen können, wenn Ihr mich verſtanden hättet, Großfürſtin Natalie Alexiewna!

Natalie ſchauerte in ſich zuſammen, und richtete einen matten hülfeflehenden Blick auf die Czarin, als wenn ſie dieſelbe beſchwören wolle, Mitleid mit ihr und ihren Schmerzen zu haben, und den ſtrengen, ſie ängſtigenden Ton dieſes Geſprächs fahren zu laſſen!

Aber Katharina ſchien ſich beim Anblick des unglücklichen Opfers, das ſich jetzt faſt zu ihren Füßen krümmte, nicht zu ſanfteren und milderen Empfindungen geneigt zu fühlen. Ihre Augen ſchleuderten vernichtende Blitze auf die Kranke herab, auf ihrem

Geſicht trat wieder jener ſeltſame wilde und ſchreckensvolle Zug hervor, durch deſſen allzu getreue Feſthaltung der Maler Lampi die Gnade der Kaiſerin verloren hatte.

Die Prinzeſſin zitterte unter dieſen Blicken, welche ſich ſchneidend in ihr Herz gebohrt hatten. Dann fragte ſie leiſe und kaum hörbar: Ich wußte es nicht, daß ich vertrauen ſollte und durfte, ſonſt hätte ich mich wie eine Schiffbrüchige angeklammert an dieſes Vertrauen, und hätte daran die rettende Hand gefunden, die mich aus den Abgründen emporhob.

Ihr kommt Euch alſo wie in einem Abgrunde vor, nachdem wir Euch freundlich an unſerm Hofe aufgenommen, Euch zu unſerer Schwiegertochter erhoben und Euch ein Glück zugeſtanden haben, das Euch von der ganzen Welt beneidet worden iſt und das einer deutſchen Prinzeſſin die Strahlenkrone aller Ehren aufs Haupt ſetzen mußte.

Ich war nicht ehrgeizig, als ich an den Hof von Petersburg kam, erwiederte Natalie mit einem feſten Ton ihrer Stimme. Aber ich hatte mir in meiner Heimath ein Ideal gebildet, das ich tief in meinem Herzen trug, ein Ideal, Freiheit und Glück vom Thron herab zu verbreiten. Damit fühlte ich mich

hier in allen Stücken abgewieſen, und ich ſah, daß die arme deutſche Prinzeſſin nur eine Thörin war, welche, wo ſie gehorchen mußte, auch lieben und verehren wollte, und wie viel Mühe ſie ſich auch gab, es doch nicht weiter als bis zur Furcht und zum Entſetzen brachte. Ach, und ich glaube, Furcht und Entſetzen werden mich tödten! Denn mir iſt unausſprechlich bange zu Muthe.

Es entſtand eine augenblickliche Pauſe in dem Zimmer. Die Czarin hatte ſich von ihrem Sitz erhoben, und ſchritt jetzt einige Male mit übereinandergeſchlagenen Armen und langſamen Schritten vor dem Bett der Kranken auf und nieder, welche ängſtlich den Bewegungen der Czarin folgte.

Katharina ſtand jetzt wieder nahe vor dem Bett der Prinzeſſin ſtill, und ſagte, mit dem ſtrengſten Ausdruck ihres Geſichts: Die ganze Entartung Ihrer Stellung, Prinzeſſin, iſt daher gekommen, weil Sie, ſobald Sie nur angekommen waren, Ihr Vertrauen nach einer falſchen Seite hin richteten, und, faſt in Verkennung aller Ihrer Pflichten, es beſonders da anwandten, wo es nur mit dem Hochverrath ſelbſt ſich begegnen konnte und wo es nur Gefahr und Verderben für Sie heraufführen mochte. Sind Sie Sich

deſſen klar bewußt, Großfürſtin, ſo werden Sie keine Urſache mehr finden, uns zu zürnen und ſich über Ihre Czarin zu beklagen.

Katharina richtete ſich in aller ihrer Würde, flammend von Zorn und Leidenſchaft, empor und beugte ſich mit Schreckensaugen zu der Prinzeſſin hinunter, um auf den immer bleicher gewordenen Wangen derſelben den Eindruck zu beobachten, welchen dieſe Worte auf ſie hervorgebracht.

Natalie ſchwieg einen Augenblick betroffen und verwirrt ſtill. Dann ſagte ſie mühſam: Ich bin mir keines Verraths bewußt, denn ich ſtrebte nur immer nach dem Beſten, ich wollte das Höchſte erreicht ſehen, das es in meinem neuen Vaterland, wofür ich Rußland hielt, zu erreichen giebt.

Nein, erwiederte die Czarin mit donnernder Stimme, indem ſie die Leidende heftig am Arm ergriff und ſchüttelte, Sie kannten das Beſte und Höchſte nicht, das es in Rußland giebt, Sie kannten nicht den Gehorſam, ohne den man in Rußland nicht athmen, ohne den man nicht herrſchen und gebieten, ohne den man nichts Beſſeres und Edleres geſtalten kann. Wer nicht zu gehorchen verſteht, hat keinen Platz in Rußland, und verdorrt hier wie der Strauch, dem von

Innen her ſeine Lebenskraft ausgegangen, und was von ihm bleibt, iſt ein trauriges und ruhmloſes Andenken. Der Ungehorſam wurde das Geſetz in allen Euren Gliedern, Ihr wagtet es, mir, Eurer Czarin, zu trotzen, Ihr wagtet es, mein Wort, das Euch allein die Richtſchnur vorzeichnen konnte, zu überhören und, in kindiſchem Uebermuth, Eurer eigenen kleinen Klugheit hinten anzuſetzen. Daraus entſtanden alle Eure andern Mißgriffe, Fehler und ich darf ſagen, Verbrechen! Aus dem Ungehorſam gegen die Czarin entſtand der Ungehorſam gegen den Großfürſten, Euren Gatten, der durch das unglückliche Verhältniß mit Euch betrübt, und mir für meine Abſichten mit ihm verdorben wurde. Gehorſam waret Ihr nur gegen Den, zu dem Ihr auch Euer falſches Vertrauen hinwandtet und der, vorausgeſetzt daß Eure eheliche Treue bewahrt blieb, doch Eure mit dem Verrath buhlende Seele mit ſeinen wahnwitzigen Ideen vergiftete.

Natalie ſtieß jetzt einen lauten durchdringenden Schrei aus, und fuhr mit der Hand krampfhaft nach ihrem Herzen. Furchtbare Zuckungen traten in ihrem ganzen Körper hervor. Dann ſchien ſie in eine unendliche Mattigkeit zu verſinken, nachdem ſie mit einer

heftigen unwilligen Bewegung ihren Arm, an welchen die Czarin noch immer ihre Hand gelegt, aus dieſer harten Umfaſſung gezogen hatte.

Still blickte ſie dann vor ſich hin, in ihre ſchönen Augen trat ein wunderbarer Glanz, auf ihren Wangen waren wieder rothe Roſenknospen wie von jugendlicher Friſche aber mit einem rührenden ſchmerzlichen Ausdruck aufgegangen.

Dann ſagte die Großfürſtin, nach einer langen unheimlichen Pauſe, die zwiſchen beiden Frauen eingetreten war: Es iſt gut, daß Ew. Majeſtät mich nicht ſo hart am Halſe gezerrt hatten, wie an meinem Arm, ſonſt würde ich wahrlich erſtickt ſein! Mein Arm ſchmerzt mich ſehr, mich dünkt, er iſt hoch aufgeſchwollen und geröthet.

Die Prinzeſſin rieb jetzt angelegentlichſt ihren Arm, was die Czarina, die ihr mit einer höhniſchen Gebärde zuſah, ſehr zu verdrießen ſchien.

Ihr ſeid und bleibt eine Unverſchämte! rief Katharina, in die größte Heftigkeit ausbrechend. Man weiß nicht mehr, in welchen Zuſtand Euch das Schickſal wird verſetzen müſſen, um Euch Beſcheidenheit, gute Sitte und Ergebung in das Nothwendige

und Rechte zu lehren! In der That, Prinzeſſin, ich glaube, Ihr ſeid verloren!

Katharina hatte dieſe letzten Worte mit einer ſo fürchterlichen Gewalt ihrer Stimme geſprochen, daß Natalie entſetzt in die Kiſſen zurückſank, und mit einem tiefen ächzenden Seufzer ihre Augen ſchloß. Auf der Stirn der Czarin ſchien in dieſem Augenblick eine triumphirende Freude aufzuglänzen. Sie trat von Neuem dicht zu ihr heran, beugte ſich zu ihr nieder und, ohne den gefährlichen Zuſtand der Leidenden zu beachten, rief ſie ihr mit einem fürchterlichen Ton in die Ohren:

Unbeſonnene, Ihr fühlt alſo jetzt, daß ihr in der Gewalt der Czarin ſeid! Wie mochtet Ihr glauben, daß man mir trotzen kann! Man trotzt der Czarin Katharina von Rußland nicht, oder man greift, wie ein thörichtes Kind, in die Speichen der Räder, die Jeden zermalmen, der ſich ihnen in toller Selbſtvergeſſenheit genähert hat!

Es iſt genug! ſchrie die Großfürſtin, ihr Haupt unter der Decke des Bettes verbergend. Gnade! Gnade! Ich vermag es nicht mehr auszuhalten, ich bitte um Gnade! Gnade!

Unter dieſen ächzenden Lauten, welche die Großfürſtin mühſam hervorſtieß, wand ſie ſich qualvoll auf ihrem Lager umher.

Gnade! Gnade! ſtöhnte ſie noch unaufhörlich, und in leiſe erſterbenden Accenten.

X.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und der Großfürſt Paul trat wieder in das Zimmer zurück. Erſchrocken und erſtaunt eilte er an das Bett der Großfürſtin, von deren Lager in dieſem Augenblick ſo entſetzliche Töne zu ihm herüberdrangen.

Was iſt hier geſchehen? fragte er mit feſter Stimme, indem er die Prinzeſſin prüfend betrachtete, und forſchende und argwöhniſche Blicke auf die Czarin richtete.

Die Czarin war von dem Bett der Kranken zurückgetreten und hatte ſich auf einen Lehnſtuhl im Hintergrunde des Zimmers niedergeſetzt.

Ihr leidet viel, ſagte Paul zu ſeiner Gemahlin, vor ihrem Bett ſtehen bleibend, mit einer weichen, innigen Simme, wie ſie dieſelbe faſt noch nie aus ſeinem Munde vernommen. Ich hörte Euch zuvor ſo

5.

Die Vereinheitlichung der deutschen Mundarten in Luthers Bibelsprache wurde durch die Reformation, mit der sie sich verknüpfte, zu einer entschiedenen geschichtlichen Thatsache. Ein einzelner Dialekt konnte niemals wieder zur literarischen Oberherrschaft gelangen, und die verschiedenen Entwicklungen, welche nun noch die deutsche Diction erlebte, mußten auf dem Grund und Boden des aus der Reformation hervorgegangenen Gesammtdialekts geschehen. Die neuhochdeutsche Prosa Luther's wurde die eigentlich literarische Sprache, die Mundart der deutschen Literatur. Der bloß schriftliche Charakter unserer Literatur mußte sie eher dazu geneigt machen, sie an ein einheitliches Organ des Ausdrucks hinzugeben, und der nationa-

ſeltſam rufen, Prinzeſſin, daß mir noch alle meine Pulſe ſtarren. Ich will nicht hoffen, daß es irgend Einer auf der Welt gewagt hat, Euch Ungebühr anzuthun, denn bei meiner Seele, ich würde keine Rückſicht mehr nehmen, wie hoch der Platz wäre, auf dem ich die ſchuldige Perſon ergreifen müßte!

Er hatte ſich dabei unwillkürlich nach der Stelle umgewandt, wo hinter ihm die Czarin ſaß, deren Bewegungen ihn erſt daran erinnerten, daß ſie noch im Saale anweſend war.

Paul hielt betroffen inne, und legte ſtill ſeine Hand auf die fieberhaft brennenden Hände der Prinzeſſin. Natalia erfaßte begierig dieſe Hand ihres Gemahls, und hatte ſie ſeine Finger, ehe er ſich deſſen verſah, an ihre Lippen gezogen. Dann drückte ſie, mit rührender Gebärde, einen lebhaften Kuß auf ſeine Hand.

Was macht Ihr, ſtammelte Paul verlegen. Natalie aber behielt ſeine Hand feſt in der ihrigen, und es ſchien ihm unmöglich, ſie zurückzuziehen, was er mit der ſeltſamſten Empfindung mehrmals verſuchte. Die Prinzeſſin aber hatte ein neues Gefühl der Sicherheit in ſich erlangt, als ſie ſich wieder in der Nähe des Großfürſten ſah, die ihr nach den ſchrecklichen

Augenblicken, welche ihr der Beſuch der Czarin auferlegt, wie eine Rettung dünkte, und ſich wie ein tröſtender und ſtärkender Schutz um ihr Lager auszubreiten ſchien.

Die Gefühle mit denen ſie ihm die Hand geküßt hatte, waren aber zugleich von der ſchmerzhafteſten Art. Sie verlor ſich dabei in ein trübes, wehmüthiges Nachſinnen, eine große Thräne rollte über ihre Wangen. Auf ihrem Geſicht ſtand ein tiefer Ausdruck von Reue, von tiefem Bedauern.

Ihr dürft mir nicht die Hand küſſen, Großfürſtin Natalie Alexiewna! ſagte Paul dann plötzlich, indem er verwirrt und tief erröthend die Hand an ſich nahm und in ſeinen Buſen ſchob.

Warum wollt Ihr jetzt ſo gut gegen mich ſein? fügte er mit zitternder Stimme hinzu. Seine Blicke wandten ſich wieder furchtſam nach der Czarin zurück, die in dem halberhellten Hintergrunde des Zimmers ſtumm und regungslos wie eine Marmorſtatue daſaß.

Wir ſind nicht immer ſo miteinander geweſen, Natalie Alexiewna! fuhr er leiſe zu ſprechen fort, als die Prinzeſſin ſchwieg, und ſich, von neuen Schmerzen ergriffen, zuſammenſchauernd in ihre Decke einhüllte.

Es iſt wahr, entgegnete ſie jetzt mit einem ſtillen ſchmerzlichen Aufleuchten ihrer Augen, wir kannten uns nicht, und wir fehlten Beide darin ſehr, daß wir uns nicht die Mühe geben wollten, uns kennen zu lernen. Vielleicht wäre dann Alles, Alles beſſer gekommen.

Wie ſo? fragte der Großfürſt in banger, athemloſer Erwartung zurück.

Wie ſo? wiederholte Natalie Alexiewna. Ich wünſchte von ganzer Seele, ich hätte Euch früher ſo erkannt, wie Ihr mir jetzt erſcheint! Denn ich glaube, Ihr habt ein gutes Herz gegen mich, Prinz, und wer auf Euch zu bauen weiß, der baut auf einem edlen Felſengrund! Verzeiht mir, ich verkannte Euch, und all mein Unheil iſt mir daraus entfloſſen.

Euch darf kein Unheil treffen! rief der Großfürſt, wild auffahrend, indem er mit einer drohenden Bewegung an den Griff ſeines Degens faßte. Ihr überſchätzt mich zwar jetzt; denn ich habe lange noch kein Verdienſt erworben, aber da ich Euch vom erſten Augenblick an liebte, ſo hätte ich längſt mehr für Euch thun müſſen, als ich gewagt und vermocht habe. Ich bin mir immer ein unnützer Träumer und Grübler geweſen. Die Gefahr aber ſoll mich ſtark und muthig

antreffen. Sagt mir die Gefahr, die Euch bedroht, und ich will mich mit der Welle des Meeres verbinden, um sie zu Euren Füßen zu ebnen!

Es droht der Prinzessin keine andere Gefahr, als die in ihr selbst gelegen, und die aus ihr selbst kommt! rief jetzt eine Stimme dicht hinter ihnen. Es war die Czarin selbst, die inzwischen ihren Platz verlassen und sich unbemerkt, mit kaum hörbaren Schritten, aus dem Hintergrunde genähert hatte.

Mit einem leisen Schrei fuhr Natalie empor, und griff wieder nach der Hand ihres Gemahls, an der sie sich jetzt krampfhaft anklammerte. Aber die tief Leidende war schon so erschöpft, daß sie jetzt in einer Anwandlung von Ohnmacht auf ihr Lager zurückfiel.

In diesem Augenblick hatte sich noch eine andere Gestalt, ohne daß man ihr Herannahen wahrgenommen, plötzlich herzugefunden. Es war Elisabeth Zowitsch, die plötzlich vor dem Bett der Prinzessin stand und sich mit einer unheimlichen, erschreckenden Gebärde zu derselben niederbeugte.

Die Czarin selbst schauerte in diesem Augenblick zusammen beim Anblick dieser furchtbaren Erscheinung. Die Großfürstin schlug die Augen auf, als sie sich von ihrer Nähe berührt fühlte, und zuckte heftig zusammen.

Katharina trat in das Zimmer zurück und winkte der widerwärtigen Wärterin der Großfürstin, ihr dorthin zu folgen.

Während die Czarin sich jetzt in ein geheimnißvoll geflüstertes Gespräch mit Elisabeth Zoritsch einließ, war Paul wieder zu dem Bette der Prinzessin näher herangetreten und hatte von Neuem ihre zitternden, bleichen Hände gefaßt.

Unterdessen sagte die Czarin zu Elisabeth Zoritsch: sagt jetzt deutlich und bestimmt, wie Ihr den Zustand der kranken Großfürstin betrachtet und welchen Verlauf Ihr demselben gebt.

Die Prinzessin wird bis zum Morgen ein todtes Kind geboren haben, entgegnete Elisabeth Zoritsch grinsend und geheimnißvoll. Aber ihre Entbindung kann und wird nicht glücklich sein, und die Kranke wird in Folge derselben bald darauf ihren Tod finden. Es kann aber auch geschehen, daß die Prinzessin schon vorher, in dem qualvollen Zustande, in dem sie sich jetzt befindet, und in den Schmerzen, die ihre Eingeweide zerreißen, vergeht und stirbt. Denn das Aussehen der Prinzessin wird mir in diesem Augenblick höchst bedenklich; es muß eine große Gemüthsbewegung hinzugetreten sein, durch welche eine ge-

waltſame Erſchütterung hervorgerufen worden. Wahrhaftig, ich gebe der armen Großfürſtlichen Gnaden nur noch wenige Augenblicke zu leben! —

Die Czarin winkte ihr mit der Hand zu ſchweigen und legte einen Finger auf den Mund. Eliſabeth Zoritſch ſchickte ſich eilig an, das Zimmer zu verlaſſen, indem ſie, mit einem lauernden, Verderben blitzenden Blick auf die Kranke, der Czarin noch leiſe zuflüſterte: Sie ſchläft! Dieſer Schlaf trägt die Kriſis in ſich! Verläuft derſelbe ruhig und ungeſtört, ſo kann der Tod noch einige Zeit fern bleiben, obwohl es mich bedünken will, als habe er ſich ſchon mit ſeinen ſchwarzen Fittigen dort über dem Lager der Prinzeſſin niedergelaſſen und brüte unmittelbar an ihrem Herzen!

Mit dieſen Worten war ſie raſch zur Thür hinausgeſchlüpft und ließ die Czarin, die in die größte Aufregung gerieth, in einer unbeſchreiblichen Bewegung zurück.

Einen Augenblick lang war jetzt Alles ſtill und lautlos in dem öden, düſtern Saal geworden. Man hörte den ſchweren, röchelnden Athem der Prinzeſſin gehen. Bald machte ſich auch ein anderes Geräuſch vernehmlich. Es waren die lauten Thränen, welche

der Großfürst an dem Lager seiner Gemahlin, über das er sich trostlos und verzweifelnd gebeugt hatte, stärker und stärker weinte.

Die Czarin vermochte diesen immer heftigeren Ausdruck des Schmerzes nicht länger mit anzuhören. Es ergriff sie wie eine fürchterliche Mahnung, und vom Schrecken getrieben, der ihre ganze Gestalt schwanken machte, schien sie die Flucht zu nehmen und war mit einigen Schritten blitzschnell, wie von den Furien gejagt, durch das Zimmer gelaufen, um den Ausgang aus demselben zu gewinnen.

Um das Bett Natalien's war wieder eine tiefe Stille eingetreten. Die Athemzüge der Schlummernden begannen leiser und ruhiger zu gehen. Es war, als wenn die bisherige Gegenwart der Czarin und der zu ihrem grausamen Werkzeug bestimmten Frau ihre Brust auch im Schlummer so schwer und mit so entsetzlicher Angst belastet hatte, und als ob, nach der Entfernung dieser Personen, sie sich wieder von einer inneren Beruhigung, in der alle ihre Pulse friedlicher gingen, durchzogen fühlte.

Der Großfürst kniete an ihrem Bett und lauschte in leidenschaftlicher Spannung dem sanften, aber zuweilen stockenden Athem ihres Mundes. Die oft

hinter äußerer Rauhheit und Wildheit künſtlich verſchloſſene Herzensweichheit des Großfürſten hatte ſich in dieſem Augenblick ſeiner ganz und gar bemächtigt, und die ſüßeſten und bitterſten Empfindungen quollen unaufhaltſam in ihm über.

Der Gedanke ſchien ihm unerträglich, daß ihm die Großfürſtin gerade jetzt, wo er den Werth ihres Beſitzes auf das Höchſte zu fühlen und anzuſchlagen begann, vom Schickſal ſtreitig gemacht und entzogen werden ſolle. Er ſchalt ſich ſelbſt mit den bitterſten Namen, daß er ſo lange durch ein unverzeihliches Mißkennen irre geleitet worden ſei, dieſen ſeltenen Schatz nicht zu achten und ſich über ſeine hohe koſtbare Bedeutung unendlich zu täuſchen.

Er betrachtete die vor ihm Daliegende, die in ihrer wunderbaren Schönheit jetzt für immer gebrochen zu ſein ſchien, mit überſtrömenden Augen des Schmerzes, und in dieſem Schmerz flog zugleich ein heimliches Entzücken durch ſeine Bruſt. Der Ausdruck des tiefſten Leidens, der in ihrem bleichen Geſicht und in ihren halb aufgelöſt danieder hängenden Gliedern ſchwebte, war nicht im Stande geweſen, jene harmoniſche, ſeelenvolle Schönheit der Prinzeſſin zu zerſtören, die Paul ſchon bei der erſten Begegnung mit ihr empfun-

den hatte, und die ihm jetzt leuchtender entgegentrat als jemals.

Der anmuthige Kopf, der wie gebrochen auf die Bruſt herunterhing, ſchien ihn zu ſich zu locken, und er empfand die größte Sehnſucht, ihn mit den Fingern berühren, ihr lockiges Haar ſanft ſtreicheln zu dürfen. Die glänzenden ſchneeweißen Schultern, die ſich aus dem Nachtgewande hervorgehoben hatten, rührten ihn durch ihre friſche Schönheit, die mit der düſtern, gelblichen Farbe, welche ſich bereits unter den Augen und in den Wangen eingeätzt hatte, in einen ſeltſamen Contraſt traten. Er hätte ſie in ſeine Arme ziehen, ihr Alles abbitten mögen, worin er ſie verkannt, worin er ihr durch geheime und laute Beſchuldigungen, die er ihr gemacht oder die er von Andern, wer es auch ſein mochte, über ſie angehört, Unrecht gethan, oder auch nur einen einzigen trüben Moment ihres koſtbaren Lebens hatte entſtehen laſſen.

Von dieſen Gedanken überwältigt und fortgezogen, umſchlang er in dieſem Augenblick den Hals Nataliens mit einem brennenden, ſchmerzlichen Ungeſtüm, aber er hatte ſie zu ſtark berührt, und Natalie ſchlug, mit einem tiefathmenden, langtönenden Seufzer die Augen auf. Die Ruhe des Schlummers war ent-

flohen, und das Uebel der Krankheit begann ſich in dem Moment des Erwachens von neuem aufzurichten, und mit der Stärke eines Feindes, der in die eroberte Stadt eingedrungen, jetzt alle Zinnen zu beſetzen und alle Ausgänge ſtreitig zu machen.

Als Natalie den Großfürſten wieder vor ſich erblickte, rief ſie ihm ein wunderbares Ach! entgegen, das freundlich ſein ſollte, aber in einer ſchmerzhaften Zuckung ſogleich wieder auf ihren Lippen erſtarb, und ſeinen guten Sinn nicht mehr deutlich auszudrücken vermochte.

Euch iſt beſſer geworden, nicht wahr? fragte ſie der Großfürſt mit einer bebenden Stimme in athemloſer Erwartung.

Natalie ſchüttelte traurig mit dem Kopf.

Mir wird auch nicht mehr beſſer werden, flüſterte ſie kaum hörbar. Der Schlummer war ſchön, Ihr hieltet mich in Euren Armen, Prinz, und ich träumte, daß Ihr mir vergeben hättet, und daß ich ohne Unruhe und Beſchwerniß in meinem Herzen von Euch ſchied. Aber das Erwachen hat Alles wieder ſchlimmer gemacht, durch meine Eingeweide fährt ein Schwert von Flammen, und ſelbſt Euer Geſicht erſcheint mir anders, es lächelt mir nicht mehr ſo ermuthigend

len Beweglichkeit der Stämme, die ſich in der griechiſchen in bunter und bedeutſamer Mannichfaltigkeit erhalten konnte, keine Stätte mehr in ihrem Hauptlager zu gewähren. So lange es noch keine deutſche Literatur gab, ſondern eine Poeſie, die weſentlich im Volksleben wurzelte, konnte entweder ein einziger Dialekt, wie der oberdeutſche, zum allgemeingültigen Typus werden, oder auch bei Gelegenheit in dem Vielerlei der Stämme hier und da zugleich ein dichteriſches Blühen ſich regen. Die neue Epoche der deutſchen Geſchichte legte ſich vorzugsweiſe in das norddeutſche Lebenselement hinein, und wie früher das Oberdeutſche das Grundbett der poetiſchen Sprache, ſo wurde das Niederdeutſche, wenn auch nicht in derſelben Weiſe die einzige Grundlage, doch die hauptſächlichſte Anknüpfung und Bildungsſtätte der literariſchen Sprache in Deutſchland. In dieſem Uebergang iſt es eine bemerkenswerthe Erſcheinung, daß die neuhochdeutſche Verſchmelzung des Ober- und Niederdeutſchen zuerſt eine Proſa hervorbrachte, die zugleich die dichteriſchen und proſaiſchen Elemente der Darſtellung in einem verbundenen Guß aufzeigte. Die einzel-

und barmherzig, wie in dieſem ſchönen Scheidenstraum!

Du wirſt nicht von mir ſcheiden, Natalie! flüſterte Paul ganz leiſe mit einer kummervollen Gebärde.

Ich ſcheide, aber ich möchte wohl in allen Deinen guten Gedanken mit Dir fortleben, erwiederte Natalie, ihm wunderbare, leuchtende Blicke zuwerfend.

Wozu ſollte ich noch gute Gedanken haben, wenn Du nicht mehr bei mir biſt, Natalie, erwiederte Paul. Dann giebt es keinen guten Gedanken mehr, dann hat Alles für mich aufgehört.

Er verhüllte mit einer verzweifelnden Bewegung ſein Haupt und ſchien troſtlos einige Minuten lang in ſich ſelbſt zu verſinken.

Als er wieder zu ſich ſelbſt erwachte, umgab ihn eine tiefe, lautloſe Stille. Die Todesſeufzer der Prinzeſſin waren plötzlich verſtummt. Die letzten Angſtlaute ihrer Lippen ſchienen noch um ihr trübes, einſames Lager zu irren.

Paul war ſchreckensvoll und entſetzt aufgeſprungen, jetzt ſah er, daß in den ſtarr vor ihm liegenden Gliedern der Prinzeſſin kein Leben mehr wohnte. Ihre weißen Glieder lagen ſeelenlos, aber in einer ſüßen harmoniſchen Ordnung und Ruhe vor ihm, nur ihre

Geſichtszüge waren verzerrt von dem heftigen Krampf, welcher den Lebensfaden Natalien's entzwei geriſſen hatte.

Mit einer gewaltigen Klage hatte ſich Paul über den entſeelten Körper ſeiner Gemahlin geſtürzt, aber ſeine Rufe nach ihr vermochten ſie nicht mehr zu ihm zurückzubringen. Er betrachtete ſie lange und unverwandt, der ernſte, ſtrenge Ausdruck ihres Geſichts ſchien ihn nicht loszulaſſen und bannte ihn faſt mit einer geheimnißvollen Inbrunſt, aber jetzt trat um ihren frommen ſeelenvollen Mund, den ſonſt ſo oft harte Züge des Spottes oder das ſchmerzlichſte Gefühl des Unglücks gezeichnet, eine friedliche Milde ein, die auf ein verſöhntes Gefühl deutete, in dem die Prinzeſſin ihre letzten Augenblicke ausgeathmet hatte.

Dieſe Verſöhnung ſchien zuletzt ihr ganzes Herz beſchäftigt und bewegt zu haben, und ſie hatte darum den einſamen Todeskampf um ſo glorreicher beſtanden, und jeden Laut ihrer entſetzlichen Qualen mit einer heldenhaften Ueberwindung zurückgedrängt, um den Großfürſten, deſſen verzweifelter Schmerz ſie rührte, und der ganz verſunken in ein tiefes Leid über ihrem Lager hing, zu ſchonen und für ſich allein zu Ende zu kommen, ohne ihn aufzuſchrecken.

In Paul's Augen zitterte eine große Thräne, als er ſich jetzt ſtill und langſam erhob und das Lager Natalien's verließ. Ihm war eingefallen, daß er nach den Aerzten ſenden und daß er die Czarin benachrichtigen müſſe. Ueberzeugt, daß ein unwiederbringlicher Verluſt ihn betroffen, der ihm durch Nichts in der Welt mehr erſetzt werden könne, ſchlich er ſich, wankend, mit einem heftigen, ſchmerzlichen Zucken in allen ſeinen Geſichtsmuskeln, von dannen.

Noch einmal kehrte er ſich an der Thür nach ihr um und warf ihr einen unendlich wehmüthigen Scheideblick zu.

In dieſem Augenblick bemerkte er nicht, daß in der Thür eine dunkele, haſtig eilende Geſtalt an ihm vorübergeſtürzt war, um ſich der Großfürſtin zu nähern.

Es war Graf Razumovsky, den ſeine wachſende Beſorgniß um das Leben der Großfürſtin und unheimliche Ahnungen, die ihn in der letzten Zeit beſchlichen, hierher getrieben hatten, um ſich endlich ſelbſt von dem räthſelhaften Zuſtand zu überzeugen, in dem ſich die Prinzeſſin, nach den bereits aufſteigenden dunkeln Gerüchten, befinden ſollte.

Razumovsky ſank beſinnungslos und mit einem

lauten Aufſchrei an dem Lager nieder, auf dem er die einſam daliegende Todte erblickte.

Der Großfürſt, der ſich in demſelben Augenblicke zur Thür hinausbegeben, hatte von dieſem Vorgang nichts wahrgenommen.

Bald erfüllten ſich aber draußen alle Gänge und Zimmer des Czaren-Palaſtes mit wirrem Durcheinanderruf. Die Nachricht von dem plötzlichen und ſchreckensvollen Tode der Großfürſtin verbreitete ſich mit einer beflügelten Geſchwindigkeit und drang blitzſchnell durch den Palaſt in die Stadt, unter fabelhaften und entſtellenden Zuſätzen, welche Unruhen und Befürchtungen aller Art in Petersburg verbreiteten.

Der Großfürſt hatte ſich in das Cabinet der Czarin begeben, ſeine Meldung war aber nicht angenommen worden, da ſich Katharina mit dem Fürſten Potemkin ſo eben in einer wichtigen Staatsberathung, wie dem Großfürſten zurückgeſagt wurde, eingeſchloſſen hatte.

Es war der 26. April des Jahres 1776, an dem ſich dies zugetragen hatte.*)

*) Castera Vie de Catharina II. T. II. 161. La Duchesse d'Abrantes: Catharina II. p. 150.

XI.

Die Czarin hatte den Großfürſten erſt am andern Tage nach Zarskoe-Selo berufen, da ſie ihn geſtern, unmittelbar nach dem Tode der Großfürſtin, in ihrem Cabinet nicht hatte annehmen können. Denn ſie war, faſt in demſelben Augenblicke, wo die unglückliche Nachricht durch den Winterpalaſt ſich verbreitete, nach ihrem Luſtſchloß abgefahren, ihre Equipage hatte ſie ſchon ſeit einer Stunde unten an der Pforte des Palaſtes erwartet, und ihre wilden ſchwarzen Renner ſchlugen ungeduldig auf das Pflaſter, bis die Czarin zum Einſteigen erſchienen war.

Paul hatte nicht nur ſeinen großen Schmerz, ſondern auch ſeine tiefen Klagen, die, er wußte ſelbſt nicht recht wie, ihn innerlichſt in der Seele drängten

und bestürmten, vor die Czarin bringen wollen. Sein raschestes Pferd hatte ihn in fliegender wilder Eile nach Zarskoe-Selo getragen. Als er endlich vor der Czarin erschien, konnte er vor der ungeheuren Aufregung, die sich seiner bemeistert hatte, nicht sprechen und fühlte sich von der klaren Ruhe und Majestät, mit der ihn die Czarin empfing, fast niedergebeugt.

Katharina saß auf einem Divan, umgeben von einer Menge von Papieren und Briefen, in denen sie bis dahin, wie es schien, mit dem größten Eifer gelesen hatte. Beim Eintritt des Großfürsten, nachdem sie ihn mit einem ernsten bedeutungsvollen Neigen des Kopfes gegrüßt und ihn neben sich auf einen Sessel gewinkt hatte, war sie zuerst beschäftigt, die vor ihr ausgebreiteten Blätter wieder in eine gewisse Ordnung zusammen zu legen. Dann heftete sie ein schwarzes Band, mit dem diese Papiere umwickelt gewesen, wieder um dieselben und schob dann das ganze Packet unmittelbar vor den Großfürsten hin.

Paul betrachtete eine Zeitlang mit stummer Verwunderung diese vor ihm liegenden Blätter. Nachdem er einen scharfen Blick auf dieselben gerichtet, glaubte er die Handschrift der Großfürstin daran zu

erkennen. Es durchſchauerte ihn eine ſeltſame Ahnung, und er blickte in banger Erwartung zu der Czarin hinüber, deren zornig aufleuchtende Blicke ihm jetzt endlich eine Löſung dieſes dunkeln Räthſels zu verheißen ſchienen.

Mein Sohn, ſagte ſie, der Tod der Großfürſtin, Deiner Gemahlin, hat Dich ſchwer ergriffen, wie ich ſehe, denn Du haſt ein weiches Herz und zarte Empfindungen beherrſchen oft Deine Seele. Aber höre mich, Paul, und laß Deinen Muth wieder aufſteigen. In der Großfürſtin Natalia Alexiewna haſt Du Deine Gemahlin, aber wir Beide haben zugleich in ihr unſere größte und gefährlichſte Feindin und Rußland hat in der Großfürſtin ſeinen eigentlichen Verräther verloren. Man mag trauern, wenn man ſeine Angehörigen verliert, die uns menſchlich nahe ſtanden, und ich will es Dir nicht verdenken, Paul, wenn ſich Deine Augen mit Thränen gefüllt haben, und ſtürmiſche, qualvolle Seufzer Deine Bruſt durchziehen. Beweine, mein Freund, die Gemahlin, aber laß Deine Augen wieder trocken werden, wenn ich Dir zeige, daß die, welche geſtorben iſt, zugleich Die war, welche uns ſo bitter haßte, die uns nach dem Leben trachtete, und die, indem ſie an Deiner Ehre den Raub

ihrer ſchnöden und geſetzwidrigen Gelüſte beging, zugleich den Thron Rußlands zur Mitgift für ihre Schande erſtrebte. Dieſe Briefe, welche Du hier vor Dir erblickſt, ſind das Vermächtniß Deiner Gemahlin für Dich, wie für mich. Ich ließ ſie ſchon vor einigen Tagen aus ihren Portefeuilles zu mir herbringen, und es befinden ſich darunter auch die entſetzlichen Briefe, welche ſie dem Grafen Razumovsky an ſie zu richten verſtattete. Wenn es ſich im Intereſſe des Staats um Verrath und Verbrechen handelt, ſind wir berechtigt zuzugreifen, und wir dürfen es nicht ſcheuen, die Geheimniſſe der Schuldigen an uns zu reißen, wo wir ſie finden. Es ſcheint, daß die Großfürſtin, aus wohlbegründeter Beſorgniß, ſich die doppelt und dreifach hochverrätheriſchen Briefe wiedergeben ließ, welche ſie an ihren Buhlen Razumovsky richtete. Denn ihre Briefe ſind ſämmtlich in dem Paquet vorhanden, zugleich mit den Antworten, die ihr ſauberer Freund ihr ſchreiben durfte.

Der Großfürſt war aufgeſprungen, und in der ungeheuren Verwirrung, die ſich ſeiner bemächtigte, wiederfuhr es ihm, daß er die Hand an ſein Schwert legte und einen Augenblick in drohender Stellung gegen die Czarin vortrat.

Mit einem wunderbaren Lächeln betrachtete Katharina dieſe Bewegung ihres Sohnes, ſie winkte ihm freundlich mit der Hand, als wenn ſie ihn beſänftigen und ihre ſchönſten und friedlichſten Abſichten für ihn verſichern wolle.

Dann ſagte ſie, näher auf ihn zuſchreitend, und ihm ihre Hand reichend: Paul, der Moment iſt eher gekommen, daß wir uns verſöhnen, als daß wir uns entzweien ſollten. Nimm dieſe Briefe, entferne Dich mit ihnen auf einige Stunden von mir, lies ſie, wenn Du allein biſt, mit der größten Aufmerkſamkeit, mit allem, allem Bedacht. Dann wirſt Du ſehn, daß wir einen guten Fund gethan, und wirſt mir danken, daß ich und meine Agenten die Wahrheit, die ganze Wahrheit, unumſtößlich ans Licht gebracht haben! Dieſer deutſchen Prinzeſſin fehlte es an nichts als an der Zeit, um ihre hochverrätheriſchen Unternehmungen gegen mich auszuführen. Wäre die Gerechtigkeit nicht in der Geſtalt ihrer Krankheit über ſie gekommen, ſo würde ſie vielleicht den Sieg über uns davongetragen haben, und wir krümmten uns jetzt als Ueberwundene zu den Füßen der Schändlichen! Dir, mein Sohn, würde ſie vielleicht erlaubt haben, noch eine Zeitlang zum Deckmantel ihrer Verbrechen zu dienen, und ſie

hätte Dich mit ihr auf den Thron Rußlands gehoben, wenn Du gegen den Genossen ihres Verraths und ihre Lüste Deine Blicke noch verschlossen hättest. O lies diese Briefe, ich bitte Dich jetzt darum!

Die Czarin legte dem Großfürsten dabei das Paquet der Briefe in die Hand, und war dann rasch aus dem Zimmer geschritten. Paul blickte entsetzt um sich her, und starrte die Papiere an, die er in seiner Hand hielt. Todesbleich und seiner Sinne kaum noch mächtig, sank er in den Stuhl, der neben ihm stand. Der Inhalt der Lektüre, zu der er sich mit krampfhafter Eile anschickte, begann ihn zuerst wieder zu sich selbst zu rufen, indem sein schwankender, taumelnder Kopf sich an dem Zorn und den Rachegedanken wieder aufrichtete, die, nachdem er die Briefe sämmtlich und mit einer wunderbaren Ruhe durchgelesen, ihn bestürmten.

Er stand auf, steckte die Briefe zu sich, und faßte zuerst den Entschluß, auf der Stelle nach Petersburg zurückzukehren. Aber er fühlte, daß seine Kräfte ihn verlassen hatten. Mühsam schleppte er sich durch das Zimmer fort, und er trat in dieselbe Gallerie hinaus, von der man in den Schloßgarten blickte, und auf welcher er erst vor einiger Zeit mit Natalia Alexiewna gestanden.

nen deutschen Stämme aber, wie sehr auch historische und intellectuelle Verschiedenheiten sie an diese Einzelung fesselten, gaben sich in ihrem Verhältniß zur Sprache der Literatur, die fortan als ein allgemeines Band alle umschlingen sollte, fast zu sehr mit ihrem ganzen Naturell auf, und traten sämmtlich, nur mit umgeschmolzenen Bestandtheilen, in diese allgemeine Schriftsprache über. Die charakterthümliche Trennung des deutschen Lebens bedurfte freilich immer dieser geistigen Vermittelung, um durch eine Sprache der Nationalliteratur die provinzielle Existenz in einem Heimathsgefühl zu erhalten, aber es war für gewisse Gattungen des Stils und der Darstellung nicht vortheilhaft, daß alle literarische Anwendbarkeit der Dialekte mehr oder weniger damit verschwand. Anderen Sprachen, obwohl sie eine Hauptmundart gebildet haben, stehen noch die landschaftlichen Dialekte mit außerordentlichem Erfolg für die Production zu Gebot. Der beredte Lautwechsel der Mundarten in der Tragödie der alten Griechen gewinnt auch eine innerliche Bedeutsamkeit, und charakterisirt verschiedene Momente des Gefühls und der tragischen

Es war die Gallerie der Mörder ſeines Vaters, er blickte verwirrt und ſchmerzlich um ſich her, die Marmorbüſten der Mörder umgaben ihn.

Unter der Büſte Gregor Orlows ſank er an der Erde nieder, und kauerte ſich an der Säule in einem grenzenloſen Schmerz zuſammen.

Alſo betrogen durch ein Weib, das ich gern noch mehr geliebt hätte mit aller Kraft und Inbrunſt meiner Seele! ſeufzte er dumpf in ſich hinein. Höre denn auf für immer, Vertrauen zu den Menſchen! Ich Narr, daß ich Wölfe jagte, die mir nichts gethan! Die Menſchen hätte ich jagen und erlegen ſollen, um ein nützliches Werk zu ſtiften, und die Welt zu erleichtern, die beſchwert iſt mit dem nichtswürdigſten Geſindel! Es iſt Alles ſchlimm in der Welt, und wo noch etwas gut iſt, ſieht es nur in der Thorheit der Menſchen ſo aus. O welch ein Narr ich geweſen bin, aber man hat mich dafür gründlich beſtraft, man hat mich ſchändlich und lächerlich betrogen? O ich kenne jetzt einen Weg, ich werde ihn gehen, er iſt ſicherer und beſſer!

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, vor welcher er lag, und der Kopf der Czarin, welcher plötzlich in derſelben erſchien, blickte zu ihm herunter.

Der Großfürst sprang rasch empor und stellte sich in einer chrerbietigen höflichen Stellung vor der Czarin auf. Katharina sah ihm forschend und prüfend ins Gesicht, er schien ihr eine seltsame Fassung und sogar eine Festigkeit wieder gewonnen zu haben, die sie sonst in seinem ganzen Wesen nicht gekannt. Nur die zurückgebliebene Bläße seines Gesichts erinnerte noch an Das, was ihn eben betroffen hatte. In seinen Augen funkelte eine Entschiedenheit und Kraft, welche die Czarin betroffen und fast niedergeschlagen machten. — —

Ende des zweiten Bandes.

Druck von A. Hofschläger in Berlin.

Czar Paul.

Von

Theodor Mundt.

Erste Abtheilung:

Der Großfürst.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.

Der Großfürſt.

Von

Theodor Mundt.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.

THECA
NSIS.

Drittes Buch.

Paul's Hochzeitsreiſe.

I.

Am andern Tage hatte die Czarin den Großfürſten wieder vor ſich beſchieden, um die vertrauliche Unterredung mit ihm fortzuſetzen. Sie hatte ihn ſeit ihrer Rückkehr nach Petersburg, die, unmittelbar nach jener verhängnißvollen Zuſammenkunft in Zarskoe-Selo, erfolgt war, genau beobachten laſſen, und die Czarin ſchien höchlich zufrieden mit der ganzen Haltung, welche ihr Sohn ſeitdem an ſich hatte bemerken laſſen.

So erſtaunte Katharina jetzt ſelbſt über den freien, ſeiner ſelbſt gewiſſen Anſtand, mit dem Paul in dieſem Augenblick vor ſeine erhabene Mutter hintrat. Nur ſeine wilde Häßlichkeit ſchien ihr in einem erſchreckenden Grade zugenommen zu haben, und obwohl kaum vierundzwanzig Stunden verfloſſen waren, ſeitdem ſie ihn nicht geſehen, ſo ſchien ihr doch ſein ganzes Ausſehen wunderbar verändert. Das gelbe runzlige Geſicht

des Großfürsten sah noch düsterer und verzerrter aus als sonst, und der Mund hatte sich auf eine seltsame Weise verzogen, so daß die weißen spitzen Zähne aus demselben hervorragten. Katharina mußte fast erschrocken den Blick zur Seite wenden, als sie den Großfürsten auf sich zuschreiten sah, der den ganzen abstoßenden Ausdruck seiner Züge gegen sie kehrte, aber dabei so gewandt und mit einem sichern, fast gefälligen Auftreten sich darstellte, daß alles verlegene und ungelenke Wesen, das ihn sonst bedrückt hatte, aus seiner Erscheinung gänzlich verschwunden zu sein schien.

Die Czarin bemühte sich, ihm mit dem freundlichsten und unbefangensten Ausdruck entgegen zu treten, und reichte ihm ihre Hand dar, welche Paul mit einer verbindlichen Wendung küßte.

Ich muß den Großfürsten rufen lassen, wenn ich ihn sehen will, begann Katharina mit einem zärtlichen Vorwurf. Und doch, dünkt mich, hätten wir uns Mancherlei zu sagen, Paul, seit den entsetzlichen Dingen, die wir zusammen erlebten, und ich hatte gehofft, daß Euer Herz Euch von selbst wieder zu mir hertreiben würde.

Ein spöttisches Lächeln überflog das Gesicht des Großfürsten. Dann sagte er trocken: Die Vorbereitungen zu der Begräbniß-Ceremonie haben mich heut

Erhebung. Eine ähnliche Vielgestaltigkeit des Ausdrucks läßt das indische Drama in seinen Nüancen des Sanscrit und Pracrit ertönen. Während die Helden und Hauptpersonen des Stückes das Sanscrit reden, ist für die Frauen der weichere und sanftere Dialekt des Pracrit bestimmt, der so sehr für milde Empfindungen geeignet, daß zuweilen sogar die Klage der Helden in diese Mundart verfällt. In dem Lustspiel der Italiener reden ebenfalls die landschaftlichen Mundarten nicht selten durcheinander. Auch Shakspeare benutzt Dialekte und sprachliche Verschiedenheiten zu originellen Wirkungen. Die deutschen Mundarten haben sich nur noch auf Volkstheatern oder in den Volksliedern, in bestimmter geographischer Vertheilung, lebendig erhalten, aber in der Mitte des neuhochdeutschen Gesammtdialekts selbst haben sie keine individuelle Geltung erlangen können, in der Weise, daß sie als wechselnde Charakterformen des Stils nach Sinn und Gelegenheit einzustreuen wären. Und doch haben einige derselben die bestimmteste Individualität, wie z. B. das Niederdeutsche, das für komische und witzige Darstellungen in einem

Denn unter unſerm Volke und bei der Welt ſoll nichts als Bewunderung und Staunen von dieſer uns ſo tief berührenden Begebenheit zurückbleiben. Wir wollen nicht, daß auch nur ein verdächtiger Schatten davon ſich unter die Maſſe verliere, und im dichten Gedränge des Volkes Dinge ausplaudere, die zur Ehre der Czarenkrone ein tiefes und unverbrüchliches Geheimniß bleiben ſollen. Und dies iſt der Grund, mein Sohn, weshalb ich den Grafen Razumowsky zu keinerlei Rechenſchaft wegen des ihm zur Laſt liegenden Verbrechens zu ziehen gedenke.

Ihn, den Verbrecher, den Verräther, zu keinerlei Rechenſchaft? fragte der Großfürſt, indem er erbleichte und ſeine Geſichtszüge ſich zu einem fürchterlichen Ausdruck verzerrten. Und wo bleibt die Wahrung meiner Ehre, wenn der Nichtswürdige ſtraflos entkommt? Geſtern und heut lebte er nur noch, weil meine Entſchlüſſe über ihn ſich nicht einigen konnten.

Die Klugheit iſt oft die beſte Wahrung der Ehre, entgegnete die Czarin mit ruhiger Würde. Seine Ehre vertheidigen, wo man es nicht nöthig hat, heißt oft, ſeine Ehre preisgeben. Der Eclat ſchadet uns mehr, als die Beleidigung ſelbſt. Wir wollen dem Beleidiger nicht vergeben, mein Freund, nein, wir wollen ihn im

Auge behalten, aber fern von uns wird ihn einſt, ſobald die Zeit gekommen, und Niemand mehr weiß warum, unſere Rache treffen. Jetzt gleich aber wollen wir ihn befördern und erhöhen, und ſein geheimes Verbrechen, das Niemand wiſſen ſoll, in eine Glanzwolke hüllen. Ich habe den Grafen Razumowsky zu meinem Geſandten und bevollmächtigten Miniſter in Venedig ernannt, und er wird noch heute Abend auf ſeinen Poſten abreiſen.

Ich begreife, ſagte der Großfürſt nach einigem Nachſinnen. Ew. Majeſtät wollen keine Unterſuchung über das Vorgefallene angeſtellt ſehen, und vor der Welt lieber den Anſchein aufrecht erhalten wiſſen, daß es keinen Verräther gegen die Krone Rußlands geben kann. Statt ihn in die Verbannung nach Sibirien zu ſchicken, darf ſich der Sohn des Hetmanns nach Venedig begeben, um in der ſchönen Lagunenſtadt auf Staatskoſten ſich auszuruhen von ſeinen verrätheriſchen Umtrieben, und für dieſelben neue Gedanken und Pläne zu ſammeln. Hahaha! Ich merke, daß meine Einſicht in den Staat zu reifen beginnt, und daß ich jetzt erſt ein guter Politiker zu werden anfange!

Der wilde und rohe Ausdruck ſeines Lachens ſchien die Czarin erzürnt zu haben. Mit einem flammenden

Zornesblick, den sie auf ihn schleuderte, wandte sie sich von ihm ab, und kehrte ihm den Rücken zu. Aber in demselben Augenblick schien sich die Czarin rasch zu besinnen, trat einige Schritte auf ihn zu, und reichte ihm mit ihrem freundlichen, unwiderstehlichen Lächeln ihre Hand dar.

Ihr habt das Richtige getroffen, Großfürst, sagte sie. Dem Vater des Grafen Razumowsky schulde ich große Dankbarkeit, und ich wünsche einen Theil der Verpflichtungen, welche der große Hetmann der Kosaken durch seinen herrlichen Diensteifer mir auferlegt, an den Sohn abzutragen. Auch will ich nicht, daß gerade aus dieser Familie ein Verräther gegen den Thron hervorgegangen sein sollte. Es hieße ein schlimmes Beispiel statuiren, wenn in diesen Familien, die meinen Thron und meine Person am nächsten umgeben, die Schuldigen und die Aufrührer gefunden werden könnten. Die Anklage muß es daher vermeiden, diesen gefährlichen Weg zu betreten. Und ich bin froh, daß der Großfürst mich darin bereits verstanden hat. Wahrhaftig, seine mir theure Ehre soll dabei nicht leiden, und nicht von einem Sonnenstäubchen beschwert werden.

Ah, meine Ehre ist der Czarin theuer! rief Paul mit einem ironischen Ausdruck. Nun, dann ist es gut,

und ich kann mich, wie immer, mit Allem zufrieden geben, was geſchieht. Ich entnehme daraus zugleich das Recht, künftig immer meiner Ehre gemäß handeln zu dürfen. Denn ich bin nicht mehr das Kind, wofür mich Ew. Majeſtät halten wollen. Ich, als der Mann mit der theuren Ehre, werde mir darum auch von jetzt an herausnehmen, meinen beſcheidenen Antheil an den Regierungshandlungen zu fordern, für deren Folgen ich doch einſt verantwortlich ſein werde.

Wie, erwiederte Katharina auffahrend und mit einer wegwerfenden Handbewegung, Ihr wollt Eurer Souverainin, neben der keine Rechte für Euch beſtehen, den unkündbaren Gehorſam aufſagen? Greift nicht mit der Hand eines fürwitzigen Knaben in dieſe große Staatsmaſchine ein, dieſe würde Euch ergreifen und zerſchlagen, und nur Euren Leichnam wieder ausſpeien aus ihren gewaltig wirbelnden Rädern!

Ihre Augen ſchleuderten verderbenleuchtende Blitze, ein tödtlicher Haß flammte in allen ihren Zügen, und ſchien ſich über dem Haupte des jungen Großfürſten mit furchtbarem Gewicht entladen zu wollen. Faſt hatte ſie die Hand emporgehoben, als wenn ſie den zerſchmetternden Donnerkeil aus derſelben entlaſſen wolle.

Der Großfürſt Paul war erſchrocken zuſammengefahren, eine tiefe Bläſſe bedeckte ihm Stirn und Wangen. Dann richtete er ſich langſam und gerade in die Höhe, und ſah mit einer unerſchütterlichen Ruhe, in welcher zugleich die entſetzlichſte Entſchloſſenheit lag, zu der Czarina hinüber.

Es iſt der Moment zwiſchen uns gekommen, den ich lange fürchtete, Czarin! ſagte er. Ich werde nie vergeſſen, daß Ihr meine Mutter ſeid, die den Thron meines Vaters inne behalten hat und beſitzt, oder ich will Euch lieber beſchwören, mich dies nie vergeſſen zu laſſen. Denn dunkle geſpenſterhafte Schatten, die meinen Geiſt zu verwirren drohen, ſchleppen ſich her zu mir aus der Vergangenheit, und verdunkeln den Zwiſchenraum, den ich zwiſchen mir und Euch hier geöffnet vor mir ſehe. Etwas Schauderhaftes würde geſchehen, wenn ich nicht mehr klar um mich zu ſehen vermag, und ich denke oft, daß es gut wäre, wenn ein gerechter Schiedsrichter zwiſchen uns gefunden werden könnte.

Wie meint Ihr das? fragte die Czarin, aufſchreckend indem ſie ihn lange prüfend betrachtete. Seine Nähe ſchien ihr im höchſten Grade peinlich geworden zu ſein, und bedrückte ſie um ſo mehr, je feſter und unerſchüt-

terlicher die Haltung war, in der ſich Paul ihr gegenübergeſtellt hatte.

Man ſpricht davon, daß die Ankunft des Prinzen Heinrich von Preußen in unſerer Hauptſtadt bevorſtehe, ſagte der Großfürſt nach einer Pauſe in einem ſonderbaren Ton.

Ja, entgegnete Katharina, ich erwarte den preußiſchen Prinzen, der vielleicht heut Abend in Petersburg eintreffen wird. Sein erlauchter Bruder, mein guter Alliirter, der König Friedrich II. von Preußen, will ihn mir zum zweiten Mal ſenden, um in der Frage über die Theilung Polens alle Mißverſtändniſſe, namentlich mit Oeſterreich, durch ein directes Einverſtändniß abzuſchneiden. Der Prinz Heinrich iſt mir ſchon bei ſeiner erſten Anweſenheit in Petersburg ein ſehr werther und lieber Freund geworden, er iſt es, der die Grundlagen dieſes großen Theilungsvertrages entworfen und feſtgeſtellt hat, und der dabei zugleich die Freundſchaft zwiſchen mir und dem König von Preußen zu einem feſten Einſchlag aller Verhandlungen machte. Wir ſehen ihm darum von Neuem mit Freuden und mit Dank entgegen, aber wir wiſſen nicht, was der Großfürſt für ſeltſame und ungehörige Erwartungen mit der Ankunft des Prinzen Heinrich verbinden mag!

Ich habe es gelernt, alle meine Erwartungen zu zügeln, zu bescheiden und zu beschränken, erwiederte der Großfürst mit einem bittern Ton. Aber ich habe Grund anzunehmen, daß der Prinz Heinrich auch mir einige Freundschaft widmet, und mir die Liebe etwas vergilt, die ich zu ihm gefaßt habe. Ich habe in ihm den militairischen Charakter eines tüchtigen Preußen bewundern gelernt. Und da auch Ihr ihm Achtung und Gerechtigkeit widerfahren lasset, so wäre der Prinz vielleicht der geeignete Mann dazu, den man in den Mißverständnissen zwischen der Czarina und dem Großfürsten anrufen könnte. Vielleicht seid Ihr ungerecht gegen mich, und haltet mich mit rauher Hand von allen Ansprüchen zurück, die ich als Großfürst Rußlands zu machen berechtigt bin. Vielleicht habe ich, Euch mißverstehend, noch mehr gefehlt, und habe durch Trotz und Starrsinn die große Kluft, die zwischen uns bestanden, noch tiefer gerissen. Ich möchte wissen, wie weit ich Rechtens bin, und ich möchte, daß es Jemand sagte, wie weit mir Unrecht geschieht, damit sich daraus ein sicheres Maaß des Einvernehmens gewinnen lasse zwischen uns, meiner allergnädigsten Czarin und ihrem gehorsamsten Sohn, dem Großfürsten! Ich habe gedacht, daß dazu der Prinz Heinrich von Preußen, dem

wir alle Beide vertrauen, der geeignete Mann sein möchte, denn ihm wird nur daran liegen, die Czarina und den Großfürsten versöhnt zu sehen.

Die Czarina bedarf keiner Versöhnung mit dem Großfürsten, erwiederte Katharina rasch und heftig. Nimmermehr werde ich in einen so widersinnigen, meiner Würde durchaus widerstreitenden Vorschlag willigen. Der Großfürst ist nur Großfürst, so lange er seiner Mutter und Souverainin unbedingt gehorcht. Einen andern Großfürsten kenne ich in Rußland nicht, denn ein Großfürst, der widersetzlich ist und sich gegen die einzige und ausschließliche Autorität des Staats auflehnt, wäre ein Phantom, das vor dem bloßen Hauch meines Mundes wieder zerstieben müßte. Ich kann Euch daher nur den Rath geben, Paul, Euch auf das bescheidenste Maaß Eurer Wünsche geduldig zurückzuziehen, und auf diesem Standpunkt abzuwarten, was Euch von meiner Gnade gewährt werden kann. Denn entreißen läßt sich diese Hand nichts, die stark genug ist, die Herrschaft, die ganze Herrschaft, unerschütterlich in ihren Fingern zu tragen. Wie wir keiner Versöhnung mit einander bedürfen, mein Freund, so bedürfen wir auch keines Schiedsmannes, und am allerwenigsten würde es der Prinz Heinrich von Preußen wagen, ein

ſolches Amt uns gegenüber zu übernehmen. Deinen Mangel an Menſchenkenntniß, an Kenntniß der Verhältniſſe der Welt, Deinen durchaus kindiſchen Sinn und Trotz, haſt Du nie bedachtloſer und unverſtändiger zu erkennen gegeben, als in dieſem Augenblick. Du haſt mir damit das ſtärkſte Beweismittel in die Hände geliefert, daß ich Dich noch für ein Kind, für einen unreifen Knaben zu halten habe. Schiedsrichter kann es nur zwiſchen gleichberechtigten Perſonen geben, aber zwiſchen ihrem Unterthan und der Czarin giebt es keinen Schiedsſpruch, wie es zwiſchen Beiden kein anderes Recht giebt, als das, welches aus dem Willen und der Gnade der Czarin herfließt!

Paul hatte in den Augen der Czarin, die ſtrafende Blitze gegen ihn ſprühten, faſt ſein Vernichtungsurtheil geleſen. Er ſah aber dem Haß, der in allen ihren Mienen arbeitete, ohne zu erſchrecken, zu, und ſeine Züge drückten eine lächelnde Gleichgültigkeit und Ruhe aus. Aber es verbarg ſich in ſeinem Geſicht ein Zug, den die Czarin ſehr wohl bemerkte und dem ſie erſchrocken mit einem grübelnden Argwohn nachſpürte.

Wann wird mein Freund, der Prinz Heinrich, in der Hauptſtadt eintreffen? fragte Paul jetzt äußerſt gelaſſen.

gewissen Genre äußerst eigenthümliche Farben herzugeben vermag, in welchem Sinne es noch der Satiriker Laurenberg im siebzehnten Jahrhundert schlagend und in ächt volksthümlicher Art benutzte. Solche künstliche Wiederbelebungen der Dialekte sind später noch mehrmals mit Glück aufgetreten, wie in Hebel's allemannischen Gedichten, aber wie sehr durch die Gewöhnung an eine literarische Gesammtsprache die Deutschen den Sinn verloren für die poetische Auffassung der Mundarten, für das Frische, Blühende und Launige der landschaftlichen Eigenthümlichkeit, geht daraus hervor, daß man neuerdings sogar den Schwabenstreich beging, diese allemannischen Gedichte wieder ins Neuhochdeutsche zu übersetzen. Ein durchgreifendes und gewaltsames Bemühen, die Einheit des neuhochdeutschen Dialekts durch landschaftliche Mannigfaltigkeit wieder zu unterbrechen, wie Einige den Plan gehabt, muß jedoch als widersinnig erscheinen, nachdem durch und seit Luther die neuhochdeutsche Combination der Mundarten die übrigbleibenden Bestandtheile der deutschen Dialekte gewissermaßen von dem mitlebenden Antheil

Wenn Eure Hoffnungen auf ihn ſich ganz enttäuſcht und herabgeſtimmt haben werden, erwiederte die Czarin in einem ſcharfen Ton, ſo dürft Ihr vielleicht morgen ſchon ſein Eintreffen in Petersburg erwarten. Der König ſchrieb mir aus Berlin, daß er den Prinzen Heinrich ſo an mich beorrern werde, um ihn ſchon zur Zeit der Oſtern in Petersburg erwarten zu können. Da der preußiſche Hof in allen Dingen, die er vornimmt, äußerſt pünktlich iſt, und wir morgen ſchon den erſten Tag des heiligen Feſtes begehen, ſo iſt unſern Wünſchen ein nahes Ziel geſetzt, obwohl wir nicht läugnen wollen, daß gerade die Zeit dieſes Beſuches perſönlich etwas Störendes für uns hat. Denn morgen werden wir die Begräbniß-Feierlichkeiten für die Großfürſtin Natalie Alexiewna abhalten, mit deren Gedächtniß wir uns dadurch für immer abfinden wollen. Wir mögen es nicht, daß dieſe Todte länger über der Erde verweile, denn der Luftzug aller dieſer Erinnerungen trifft mich ſcharf und wird erſt aufhören, wenn wir der Nähe dieſer unglücklichen Prinzeſſin gänzlich enthoben ſein werden. Es gehört mit in die Reihe dieſer fatalen Ereigniſſe, die uns ſeit längerer Zeit umſtrickt hatten, daß wir den preußiſchen Prinzen gerade mitten in einer Begräbniß-Feierlichkeit werden zu

empfangen haben. Aber wir können und wollen darum dieſe Ceremonie nicht verſchieben. Den übrigen Theil des morgenden Tages werden wir in der Kirche in ſtiller Einkehr in uns ſelbſt und im Gebet verbringen. Die Erlebniſſe der letzten Zeit haben zu ſchwer unſer Gemüth betroffen, wir werden uns erſt wieder aufrichten müſſen durch langes Zwiegeſpräch mit unſern Heiligen, und durch eine erquickende Läuterung unſerer Seele. Ihr werdet darum morgen bei dem Empfang des Prinzen Heinrich in Petersburg meine Stelle zu vertreten haben, damit der neue Ankömmling dann nicht ganz allein ſei. Ihr möget ihm dann von Eurer Seite ſagen was Ihr wollt, denn Ihr ſeid unbedingt frei in Euren Aeußerungen, mein Sohn. Aber hütet Euch, die Czarin von Rußland in Eure Klagen hineinzuziehen.

Mit dieſen Worten hatte Katharina das Gemach verlaſſen, ohne den Großfürſten eines weiteren Grußes zu würdigen. Paul hatte die letzten Worte ſeiner Mutter aufmerkſam angehört, und war nachſinnend zurückgeblieben. Sein Auge leuchtete mit einem wilden, höhniſchen Ausdruck auf.

II.

Unter den feierlichen und feſttägigen Bewegungen des heiligen Oſterfeſtes machten die großartigen Veranſtaltungen des Begräbniſſes der dahingeſchiedenen Großfürſtin einen ſeltſamen und traurigen Eindruck. Durch die Feſtlichkeiten und Volksluſtbarkeiten dieſes Tages ging der glanzvolle Leichenzug wie ein fremdes, räthſelhaftes Ereigniß hin, das Jeden geheimnißvoll erſchreckte. Die ſchrecklichſten Gerüchte hatten ſich bereits ſeit dem Tage des Ablebens der jungen Prinzeſſin erhoben, und durchzogen wie brauſende Sturmwellen, die ſich ſeltſam durcheinander kräuſelten, die ganze Hauptſtadt. Die leiſe murmelnden Stimmen im Volke, die von den ſtattgefundenen entſetzlichen Dingen ſich erzählen wollten, wagten aber nicht laut zu werden und verhallten wieder in ſich ſelbſt, in dem großen Feſtjubel des Tages, der den düſtern unbegreiflichen

Katafalk sofort wieder überrauschte und zudeckte, sie verhallten in den unzähligen andern bangen Befürchtungen und Erwartungen, welche sich in der Volksmenge umhertrugen und mit der Feststimmung des Volkes abenteuerlich sich mischten.

Mitten in dieser unendlichen, räthselvollen Bewegung der Hauptstadt war der Reisewagen des Prinzen Heinrich von Preußen durch die Straßen von Petersburg, fast genau um die Stunde, wie er sich hatte ankündigen lassen, eingefahren. Der Wagen mußte große Vorsicht und Mühe aufwenden, um die gewaltigen Menschenmassen zu theilen, welche sich in den Straßen angesammelt hatten und auf- und niederschoben, bis endlich der russische Postillon, der den Wagen führte, vor der großen Pforte des Winterpalastes stillhielt, um den Reisenden hier aussteigen zu lassen.

Der Prinz Heinrich von Preußen sah sich an dem Schlage durch die vornehmen Hofbeamten der Czarin mit allen ihm gebührenden Ceremonieen begrüßt, und in die ihm zur Wohnung bestimmten Gemächer des Winterpalastes geleitet. Die Abwesenheit der Czarin wurde für den ganzen Tag mit dem eben stattgefundenen Begräbniß der Großfürstin und mit dem Ostertag ent-

ſchuldigt, den die Kaiſerin nicht andere als in der Kirche und im Gebet zuzubringen pflege.

Prinz Heinrich ſchrak bei dieſer Nachricht von dem Tode der Großfürſtin, die unterwegs noch nicht hatte zu ihm gelangen können, heftig zuſammen. Sein feines, edles Geſicht überſchattete ſich einen Augenblick lang mit einer wehmüthigen Trauer. Er hatte ein beſonderes Intereſſe für die dahingeſchiedene Prinzeſſin gehabt, zu deren Ehebunde mit dem Großfürſten Paul er auch ſeinerſeits gewiſſermaßen beigetragen hatte, indem er denſelben auch um deswillen eifrig betrieben, um durch dieſe Heirath einer gegen Preußen verpflichteten Prinzeſſin die Allianz Rußlands mit dem preußiſchen Hofe gefördert und neubefeſtigt zu ſehen.

Jetzt war das Erſte, was ihn hier empfing, die Nachricht von ihrem Tode, der, wie der Prinz aus der ſeltſamen Aeußerungsweiſe des Fürſten Bariatinsky ſchloß, nicht unter ganz gewöhnlichen Umſtänden erfolgt zu ſein ſchien.

Prinz Heinrich war jedoch ein zu wohlgeſchulter Diplomat, als daß er von der Befremdung, die plötzlich in ihm aufgeſtiegen war, ſich irgend Etwas hätte merken laſſen ſollen. Er entließ den Fürſten Bariatinsky und die übrigen Herren, die ſich bei ſeiner

Ankunft zu seiner Verfügung gestellt hatten, mit der ihm eigenen liebenswürdigen Feinheit und Freiheit des Tons, und befahl seinen Kammerdienern, einzutreten und ihm bei der Umänderung seiner Toilette behülflich zu sein.

Prinz Heinrich war in dieser Zeit ungefähr ein Mann von funfzig Jahren, aber seine kleine und zierliche Gestalt schien noch einen weit jüngeren Eindruck zu machen. Auf seinem Gesicht, das die merkwürdigste Aehnlichkeit mit Friedrich dem Großen aufwies und oft zu Verwechselungen mit der Person des großen Königs geführt hatte, lag ein ungemein kluger, sinnender Ausdruck, der in den großen, ernsten Augen sich eigenthümlich vertiefte. Zugleich aber waren seine Manieren so leicht, geschmeidig und gefallsam, daß dadurch ein überaus angenehmer und anziehender Eindruck aus seiner ganzen Persönlichkeit hervorging.

Diese beiden Elemente der Klugheit und der Liebenswürdigkeit, welche sich in dem Wesen des Prinzen Heinrich so geschickt verschmolzen, hatten ihn auch bei der Kaiserin Katharina in den früheren Verhandlungen, in denen er zu ihr nach Petersburg gekommen war, diesen Grad der Hochschätzung und fast Zuneigung gewinnen lassen, die zwischen ihm und der Czarin seit

dieſer Zeit beſtanden. Und dieſe Perſönlichkeit des Prinzen war es, in welcher die Beweggründe Friedrichs des Großen vornehmlich wurzelten, indem er zur Abwendung ſchlimmer Verwickelungen, welche unter den europäiſchen Mächten über die Theilung Polens auszubrechen drohten, ſeinen am Petersburger Hofe ſo willkommenen und gern geſehenen Bruder abermals dorthin entſendete.

Die Veranlaſſung dazu hatte ſich um ſo leichter dargeboten, da die Czarin, bei dem letzten Beſuch des Prinzen in Petersburg, ihm auf ganz beſtimmte Weiſe das Wort abgenommen hatte, dieſen Beſuch in einiger Zeit zu wiederholen, und König Friedrich II. in Berlin daran ſehr leicht und ungeſucht die politiſchen Zwecke knüpfen konnte, die in Petersburg zu verfolgen ihm ſeit einiger Zeit ſo wichtig geſchienen.

Denn die allzu heftige Begierde der Theilung hatte die Mächte, welche ſich dazu das Recht gegenſeitig verſtattet, ſchon in Verſtimmungen und Empfindlichkeiten aller Art gegen einander hineingetrieben. Jeder ſchien dem Andern ein beſtimmtes Maaß des Raubes an dem niedergeſchlagenen Leib Polens gegönnt zu haben, aber indem ſich die Adler auf dem herrlich ſchönen Aas ſammelten, konnte es nicht fehlen daß

die Beutelüsternen Jeder den Andern von der Stelle wegzubeißen trachteten, auf der er sich mit dem größten und weitgreifendsten Heißhunger angesogen hatte. So waren die vorher festgestellten Grenzen des Raubes bald von allen Seiten überschritten worden, als der Hof in Wien plötzlich eine ganz veränderte Stellung annahm, und besonders Rußland gegenüber eine heuchlerische Mäßigung zeigte, die auf eine Wirkung auf den Stolz der Czarin Katharina berechnet war. Die Kaiserin Maria Theresia in Wien hatte auf Einmal fromme Thränen über das beispiellose Unglück Polens vergessen und sich über die vermeintliche Habgier Preußens und dessen Haltung in dieser Sache beschwert. Aus diesen Thränen machte Kaunitz arglistige Depeschen, welche alle Absichten der Politik Preußens zu verdächtigen und anzuschwärzen suchten, und die Gefahr war nahe, daß Katharina diesem Einfluß nachgegeben und ihrer Verstimmung gegen den König Friedrich freien Lauf gelassen hätte.

Friedrich glaubte diesen gegen ihn im Werke befindlichen Intriguen nicht anders als durch eine geschickte Wendung ausbiegen zu müssen. Er hatte sich entschlossen, friedlich und versöhnlich aufzutreten, und um die Erhaltung des europäischen Friedens ein gutes

Wort an die Czarin zu richten. Dies war eigentlich die Sendung, mit welcher Prinz Heinrich aus Potsdam anlangte, und wobei einzig und allein auf die Motive, die in der Person des Prinzen lagen, gerechnet war. Der König konnte sich dabei mit einem unbegrenzten Vertrauen auf seinen Bruder verlassen, in welchem der Gedanke einer festen Allianz zwischen Rußland und Preußen zu einem wahren Glaubensartikel geworden war, und der für das Gedeihen und die Sicherheit Preußens nie etwas Besseres und Heilsameres anzurathen gewußt, als sich auf ein festes Bündniß mit der allmächtigen Czarin zu stützen.

Der Prinz hatte sich jetzt seine Staatsuniform anlegen lassen, denn ungeachtet der Hindernisse, welche an dem heutigen Tage obwalteten, hoffte er doch der Czarin noch am Abend sich vorstellen zu können, sobald Katharina aus der Kirche zurückgekehrt sei. Er gab viel auf eine sorgfältige und stattliche Toilette, und heut hatte er auch seine sämmtlichen russischen Orden, die er fast alle besaß, an seine Brust heften lassen. Ueber denselben strahlte nur noch der große Stern des preußischen schwarzen Adler-Ordens auf seiner Brust, welche zugleich von dem großen breiten Bande dieses Ordens umschlungen ward.

In dieſem Augenblick hatte ſich leiſe die Thür geöffnet, und der Großfürſt Paul war hinter dem Rücken des Prinzen eingetreten, ohne von ihm bemerkt zu werden. Er wollte den Prinzen überraſchen, und ſtellte ſich jetzt raſch und unmittelbar vor denſelben hin, indem er ihm mit einem aufrichtigen Ausdruck der Neigung die Hände entgegen ſtreckte. Prinz Heinrich umarmte den Großfürſten mit einem herzlichen Ausruf, erſchrak aber, als er ihn näher betrachtete und ihm in's Geſicht ſah.

Mein theurer Großfürſt, ſagte Prinz Heinrich bewegt, ich verließ Euch heiterer und glücklicher, als ich Euch wiederfinde. Als wir das letzte Mal Abſchied von einander nahmen, wurde die Freundlichkeit und Gnade, die Ihr für mich hattet, auch durch Eure eigene Fröhlichkeit gewürzt. Aber ich weiß, es iſt ein ſcharfer Wetterſtrahl des Unglücks an Euch heruntergefahren, mein armer lieber Prinz; verſchmäht die ſtützende Hand des Freundes nicht, die ſich Euch in dieſer Heimſuchung, die Euch widerfährt, darbieten möchte! Mein Gott, die Großfürſtin Natalie Alexiewna iſt geſtorben!

Das iſt nicht das ſchlimmſte Unglück, welches mich betraf, ſeit wir uns nicht geſehen haben, Prinz Heinrich,

an der Nationalcultur ausschloß, und sie in das Einzelleben der Gaue nach Willkür zerstieben ließ. —

An der Gränzscheide dieser Epoche, die durch Luther's Sprachschöpfung bezeichnet wird, ist auch noch das Unternehmen des Johannes Agricola, die Sprüchwörter der Deutschen zu sammeln, für diese Betrachtung denkwürdig. Diese Sammlungen, deren erste im Jahre 1528, die zweite 1529 und die dritte 1548 erschienen, sind als ein aus der Mitte des Volkslebens herausgehobener Sprachschatz der deutschen Nation sehr wichtig. Man hat darin den in unmittelbarster Einheit mit der Sprache schaffenden Volksgeist vor sich. Agricola selbst handhabt in den Auslegungen dieser Sprüchwörter eine treffliche und körnige Prosa, und zeigt sich von Begeisterung für seine Absicht, ein Nationaldenkmal deutscher Sprache und Sitte hinzustellen, erfüllt. Seine Zueignung der ersten Sammlung, die er an den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen gerichtet hat, enthält für den damaligen Zustand der deutschen Sprache einige interessante Aeußerungen. Es heißt unter Anderm: „Es bewegen mich (zur Bekanntmachung dieser Sprüch-

erwiederte Paul, indem er traurig und ſchlaff die Hände an ſeinem Körper herunterhängen ließ. Ich habe bittere Erfahrungen ſeitdem gemacht, von denen ich mich vielleicht niemals wieder erholen werde. Aber es fängt mir bereits an, Alles gleichgültig zu werden, und ich denke einſt wieder geſund und kräftig danach aufzuſtehen.

In dem düſtern gelben Antlitz des Großfürſten ſchoſſen einige flammende rothe Flecke auf, die den fieberhaften Zuſtand, in dem er ſich befand, anzeigten. Sein ganzes Weſen hatte etwas Wildes, Verworrenes, Haſtiges, und fiel dem Prinzen Heinrich, der ihn unverwandt betrachtete, ungewöhnlich auf.

Ich wünſche von Herzen, daß Ihr Euch von einem ſo großen Unglück bald wieder vollſtändig aufrichten möchtet, mein lieber Großfürſt, ſagte der Prinz. Denn ein unendlich niederbeugendes Unglück muß es doch ſein, eine Frau von den liebenswürdigen Eigenſchaften Euerer Gemahlin verloren zu haben. Dieſer entſetzliche Verluſt wird auch in Berlin ſehr empfindlich treffen.

Die Frauen ſind oft nicht ſo liebenswürdig, als ſie ausſehen, entgegnete Paul in einem ſonderbaren Ton. Und gegen wen dürfte ich dies offener bemerken, als gegen meinen lieben Freund, den Prinzen Heinrich,

der mich am beſten verſtehen wird, wenn ich gerade in dieſem Augenblick, wo ich eine Frau begraben habe, ihm geſtehe, daß ich mich zu ſeinen Anſichten über die Weiber zu bekennen anfange.

Wie, entgegnete Prinz Heinrich erſtaunt und mit einer höchſt ungewiſſen Empfindung, Ihr ſagt mir dies im gegenwärtigen Augenblick, und überlaßt mich der ſeltſamſten aller Verlegenheiten, nämlich der, ob ich Euch jetzt beklagen oder beglückwünſchen ſoll? Ich muß Euch aber bitten, Prinz, daß wir bei dieſem traurigen Fall, der ſo tief in unſere Empfindung einſchneidet, nicht ſogleich ein Princip an die Spitze ſtellen, über das wir uns früher oft freundſchaftlich miteinander geſtritten, ich will ſagen, geneckt haben. Und beklagen Sie denn den ſo frühen und plötzlichen Hintritt Ihrer erlauchten Frau Gemahlin nicht?

O ja, entgegnete Paul raſch, indem er ſich in düſterem Unmuth mit der Hand über die Stirn fuhr. Wer ſollte ſich nicht beklagen, wenn ihm ſo viel geſchehen iſt, wie mir? O, mein Freund, ich war an der äußerſten Gränze des Leidens angelangt und ſtand auf dem Punct, wo man ſich leichter zur Tollheit hinaufgipfelt, als daß man einen vernünftigen Troſt über ſich gewönne! Kaum ſeht Ihr mich noch mit

gesundem Leibe allen den abscheulichen Dingen entkommen, die in der letzten Zeit auf mich eingestürzt waren.

Ich warte, bis der richtige Moment Eurer Bekenntnisse gekommen sein wird, Prinz, erwiederte Prinz Heinrich, indem er den Großfürsten jetzt mit einer gewissen officiellen Feierlichkeit herzlich umarmte. Dann setzte er vorsichtiger hinzu: Klagen muß ich, mein hoher Freund, denn unsere dahingeschiedene Frau Großfürstin war zugleich eine Perle der preußischen Familie. Ich weiß nicht, wie man die Nachricht von ihrem Tode in Berlin ertragen wird. Die Prinzessin Louise, die Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm, des preußischen Thronfolgers, wird in Natalie Alexiewna den Verlust ihre Lieblingsschwester heftig beklagen.*) Bei ihrer überaus zarten Constitution ist mir um die Prinzessin Louise bange, und ich möchte nicht, daß sie diese Nachricht, die sie überaus schmerzlich berühren wird, zuerst von mir empfange.

Der Courier ist schon gestern nach Potsdam abgegangen, entgegnete Paul, der plötzlich wieder ganz ruhig geworden zu sein schien. Sprechen wir von

*) Prinzessin Louise, die Schwester der unglücklichen Großfürstin Natalie Alexiewna, war die Mutter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

etwas Anderem, wenn es Euerer Königlichen Hoheit gefällig iſt. Wir ſind von alter Zeit her gute Freunde, ich liebe Sie, Prinz Heinrich, und nichts konnte mehr beitragen zu meinem Troſt und zu meiner Aufrichtung, deren ich in der That ſehr bedürftig bin, als daß Sie gerade in dieſer Zeit wieder nach Petersburg gekommen ſind. Ich weiß zwar, daß es viel wichtigere Angelegenheiten ſind, welche Sie hierher berufen haben, denn um meinetwillen macht kein Menſch eine Reiſe, ich müßte es denn nächſtens ſelbſt ſein, indem ich der mütterlichen Weiſung der Czarin endlich Folge leiſten muß und mich gehorſamſt nach Sibirien begebe. Aber von der großen Annehmlichkeit Eueres Beſuchs in Petersburg werden doch auch einige Brocken Nutzen und Vergnügen für mich abfallen. Ja, ich habe ſchon auf Euch gehofft, Prinz, und Euere Anweſenheit wird mir ſicherlich Gutes bringen.

Prinz Heinrich antwortete nicht ſogleich. Er ſtand einen Augenblick in ſtummer Verwunderung und faſt verwirrt da. Alles, was er bisher vernommen, ſchien ihm ſo ſeltſamer und außergewöhnlicher Natur, daß er ſich von ſeinem Erſtaunen darüber noch nicht zu erholen vermochte. Etwas Ungeheueres, das ſich mit ſeinen Erwartungen und mit der gewohnten Lage der

Dinge gar nicht vereinigen ließ, mußte am Hofe in Petersburg geſchehen ſein. Es mußten ſich Dinge ereignet haben, die einen noch viel tieferen und räthſelhafteren Hintergrund hatten, und die auf den Prinzen um ſo peinlicher und wahrhaft beunruhigend wirkten, als ihm jeder Schlüſſel fehlte, welcher ihm dieſe dunklen Geheimniſſe öffnen konnte.

Erlaubt Ihr mir, Prinz, Euch einen Rath zu ertheilen? fragte Paul jetzt plötzlich, indem er mit einer gutmüthigen, faſt zutraulichen Geberde den Arm des Prinzen Heinrich faßte. Wenn Ihr die Czarin ſeht, und ſie dürfte bald hier zu uns eintreten, ſo ſprecht nicht von der Großfürſtin Natalie Alexiewna zu ihr. Ihr werdet dann alle Eure anderen Zwecke, um die Ihr nach Petersburg gekommen ſeid und die ich nicht kenne, vielleicht ahne, um ſo eher und ohne Schwierigkeit erreichen. Vielleicht lenkt ſie ſelbſt das Geſpräch auf dieſen wunderbaren Todesfall, und dann gebt mit der größten Bereitwilligkeit zu erkennen, daß Ihr Alles wörtlich ſo glaubt, wie es Euch die hohe Czarin mittheilt.

Und wie ſollte es auch anders ſein, mein Freund? fragte Prinz Heinrich, in der äußerſten Verwunderung. Es ſchien aber, als habe ſich in demſelben Augenblick

ein Mißtrauen ohne Gleichen ſeiner bemächtigt. Sinnend und grübelnd ſtand er einige Minuten da, und heftete ſich mit ſtarrer Aufmerkſamkeit an die Züge des Großfürſten, die ihm aber unklar und unverſtändlich blieben.

Iſt die hohe Czarin jetzt in keiner guten und zugänglichen Stimmung? fragte Prinz Heinrich weiter, nachdem ſich Beide noch eine Zeitlang ſtumm gegenübergeſtanden hatten.

Die hohe Czarin ſcheint mir augenblicklich ganz zufriedenen Gemüthes zu ſein, verſetzte Paul, indem ſein Geſicht ſich gehäſſig verzerrte. Aber auch ſie hat ſehr gelitten durch die letzten beiſpielloſen Ereigniſſe, die uns hier betroffen haben. Es gab Verrätherei, Abfall, Treubruch, alles Mögliche, mein Freund! Die Großfürſtin Natalie Alexiewna iſt nicht gerade als eine Heilige entſchlummert. Und auch die hohe Czarin hat nicht gerade als eine Heilige an ihr gehandelt. Nun, meiner Treu, Prinz, es ging ſchlimm und niederträchtig her, und ich habe alle Urſache anzunehmen, daß Alles, was wir geſehen haben, nicht mit rechten Dingen zugieng. Zudeß die hohe Czarin hält ſich dazu beſtimmt, das Schickſal im Lande zu ſpielen. Ihr Schickſal iſt der giftige Pfeil, der vom Bogen fliegt und Jeden

trifft, der einmal in ſeiner Richtung ſich befindet. Es giebt dabei Räthſel, die nicht zu rathen ſind, mein Freund, und an denen ſich Der, welcher ſie gerathen hat, am meiſten den Kopf zerbrechen würde. Jedoch die Großfürſtin war nicht ſchuldlos, aber die Czarin iſt ſchuldig, man mag es nehmen, wie man will! Doch verzeiht, daß ich mich von meinem Trübſinn fortreißen laſſe, Euch dergleichen Dinge, die ſich für Euer Ohr nicht eignen, vorzuſprechen. Ich fürchte, mein kranker Kopf, der jetzt zuweilen ganz erbärmlich mit mir ſchwankt, hat mir eben einen Streich geſpielt, und ich habe Euch ſehr ſchlecht unterhalten, Prinz Heinrich!

In dieſem Augenblick öffnete ſich ganz leiſe die Thür, und die zierliche flüchtige Geſtalt eines jungen Pagen ſchlüpfte eilig und mit ſeltſam unruhigen Geberden herein. Es war dies Iwan Paulowitſch Koutaitzow, der kleine türkiſche Freund des Großfürſten, der faſt immer in der Nähe ſeines Herrn ſich befand, und denſelben überall wie ſein unſichtbarer Wächter umgab, auch wo der Prinz gar keine Ahnung von ſeiner Anweſenheit hatte.

Iwan Paulowitſch Koutaitzow hatte ſich jetzt mit einer zitternden Eile dem Großfürſten genähert, und

ſchmiegte ſich an die Seite deſſelben, mit dem Anſchein als ob er ihm etwas ſehr Wichtiges und Dringendes mitzutheilen habe. Dann flüſterte er ſeinem Herrn, der ihn zum Sprechen ermunterte, mit großer Aengſtlichkeit in's Ohr: Um Gotteswillen, Kaiſerliche Hoheit, die hohe Czarin iſt in der Annäherung begriffen! Sie iſt bereits unten vor dem Palais ausgeſtiegen und ſchreitet mit raſchen Schritten herauf. Sie kommt gerade zu dieſem Zimmer her, denn man hat Ihrer Majeſtät bereits mitgetheilt, daß ſich der fremde Prinz hier befinde. Ich beſchwöre Euch, Kaiſerliche Hoheit, nicht mehr ſo laut zu ſprechen, und zu Euerer Unterhaltung mit der Königlichen Hoheit Dinge zu wählen, die für Jedermann hörbar ſind und auch von dem Ohr der hohen Czarin gelitten werden können. Denn Ihr wißt, die hohe Czarin hat das Ohr des Rennthiers in der Wüſte, und ſie vernimmt draußen auf den Corridoren oft Alles, was drinnen in den Zimmern geſprochen wird.

Es iſt gut, erwiederte der Großfürſt, leiſe erſchreckend, indem er dem treuen Iwan den Mund zuhielt. Deine Warnung ſoll nicht verachtet werden, Kleiner, obwohl mir ſcheint, daß Du unſere Gebieterin, die Czarin, unrecht beſchuldigſt. Du ſelbſt biſt uns vielmehr oft des

Horchens an der Wand verdächtig geworden, mein guter Paulowitſch, und jetzt, nachdem Du gehorcht haſt, was Du nicht hören ſollſt, kommſt Du noch obenein, Dich bei mir weiß zu brennen.

Der Großfürſt zupfte ihn bei dieſen Worten freundlich, faſt zärtlich an den Ohren, und drehte ihn herum, um ihn dem Prinzen Heinrich vorzuſtellen, der den anmuthigen, ſchöngeſtalteten Knaben ſchon ſeit einiger Zeit mit beſonderem Wohlgefallen und ſehr genau betrachtet hatte. Iwan blickte mit ſeinen ſchelmiſchen ſchwarzen Augen ganz treuherzig zu dem Prinzen hinüber und erging ſich dann in jenen ehrerbietigen feierlichen Begrüßungen und Verbeugungen, die ſein Herr gewöhnlich nicht leiden konnte.

Ich habe die Ehre, Euch hier Einen meiner treueſten Freunde in ganz Petersburg vorzuſtellen, Prinz Heinrich, ſagte mit einem poſſierlichen Ernſt der Großfürſt, in dem plötzlich eine ganz gute, faſt muthwillige Laune wiedergekehrt zu ſein ſchien. Dies iſt Iwan Paulowitſch Koutaizow, mein Diener und noch mehr mein Freund, der, nachdem ich ihn aus der Gefangenſchaft und aus den Feſſeln des Loraus erlöſte, mein unzertrennlicher Gefährte und mein Vertrauter geworden iſt. Seht ihn nur recht genau an, denn er iſt nicht

nur ein guter, ſondern auch ein ſchöner Kerl, oder vielmehr, ſeht ihn mir nicht ſo ſcharf an, er ſchämt ſich ſonſt, mein kleiner Iwan Paulowitſch Koutaitzow, der noch vor Kurzem ein Kind geweſen. Wahrhaftig, Prinz, Ihr geht ja um den armen Jungen herum, und betrachtet ihn Euch mit Kennerblick von allen Seiten, als ob es ein neues Reitpferd wäre, das Ihr in Augenſchein nehmen wollt.

Ein flammendes Roth war auf den Wangen Iwans empergeſchoſſen, als er die ſtechenden Blicke des Prinzen Heinrich auf ſich ruhen fühlte. Der Prinz betrachtete den jungen Menſchen mit ruhig übereinandergeſchlagenen Armen und ſchien ihn fortwährend in prüfenden Augenſchein zu nehmen.

Iwan Paulowitſch hatte ſich jetzt auf den Wink ſeines Herrn wieder entfernt.

Nun, wie finden Ew. Königliche Hoheit den Burſchen? fragte der Großfürſt, indem er ſich dem Prinzen näherte und ihm mit einem grinſenden Lachen die Hand reichte. Es iſt in der That ein ſchönes Kerlchen, aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich ihn um deswillen mir engagirt habe, obwohl Ihre neckiſchen und verwunderten Blicke mir das ſagen zu wollen ſcheinen. Nein, Prinz, auf dieſem Punkt wird ſich weder unſere

wörter) fürnemlich zwo urſachen: die erſte, das, wer dieſe ſpruche haben wurde, der wurde die ganze deütſche Sprache haben, welche ſprach wir Deutſchen ſo gar für nichts achten, das ſie auch faſt gefallen iſt, vnd niemands, oder gar wenig leut ſind, die deütſch reden konnen. Alle Nation haben yhre zungen und ſprachen ynn regeln gefaſſet, auch ynn yhre Cronicken und Handelbücher verzeichnet, wo etwas ehrlichs und mandlichs handelt, oder etwas künſtlichs und etwas höfflichs iſt geredt worden von yhnen. Alleine wir Deütſchen ſind Deütſche, haben ſolchs vergeſſen, das unſer geringe geachtet, wie ehrlich es auch geweſen, und auff anderer Leütt und fremder Nation weſen, ſitte und gebehrde gegaffet, gleich als hätten unſere alten nie nichts gehandelt, geredt, geſezt und geordnet, das yhnen ehrlich und ruhmlich nachzuſagen were, ſo doch, wie diſe Sprichwortter aufweiſen, unſere Forfaren gar erbare, tapfere vnd weiſe Leütte geweſen ſind. — Die andere, ſyntemal gemeyniglich mit der Sprache auch die Sitten fallen, iſt zu beſorgen, der Dewtſchen trewe vnd glauben, beſtand, wahrheit werden auch fallen: denn wir Deütſchen

Theorie noch unſere Praxis jemals begegnen. Ich bin und bleibe hierin ein Ketzer, und werde mich nie zu dem Grad eines Eingeweihten emporſchwingen.

Ich weiß nicht, worauf Ihr anſpielt, mein lieber Großfürſt, entgegnete Prinz Heinrich mit vollkommener Gleichgültigkeit. Es erfreut mich aber, zu ſehen, daß Ihr zu Eurer guten Laune wieder zurückzukehren anfangt. Es iſt Euch Vieles geſchehen, mein theurer Großfürſt, aber ich bemerke zu meinem wahren Troſt, daß Euch darüber der Witz, den ich ſonſt an Euch bewunderte, noch nicht ausgegangen iſt. Und ſollte es auch auf meine Koſten ſein, daß ſich Euer Witz jetzt wieder einzuexerciren ſucht, ſo habe ich ganz und gar nichts dagegen.

Paul lachte über dieſe Art, wie der Prinz jedes weitere Geſpräch in dieſer höchſt delicaten Richtung zu vermeiden ſuchte, und ſchien ſich mit einiger Bosheit an der augenblicklich eingetretenen Verlegenheit des Bruders Friedrichs des Großen zu ergötzen.

Wir ſtritten uns ſo oft über dieſes Kapitel, Prinz, bemerkte er dann mit einem gewiſſermaßen begütigenden Ton, daß Ihr es mir wohl gönnen könnt, wenn ich Euch immer und immer wieder auf dieſem Punkt zu erforſchen ſuche, und Euch auf den Zahn fühlen möchte,

ob Euer Geſchmack noch immer in derſelben Weiſe beſteht? Denn verzeiht es mir, ich kann mir nun einmal nicht denken, daß ein Mann in dieſer Sache conſequent zu ſein vermag.

Laſſen wir das, mein Kaiſerlicher Freund, erwiederte Prinz Heinrich jetzt, mit einem Ausdruck von Unbehagen. Ich muß Euch übrigens ſagen, daß Ihr durch Eure Lobpreiſungen des Knaben Euch mir zuerſt verdächtig gemacht habt. Ich hielt Euch von Eurer ausſchließlichen Vorliebe für die Frauen geneſen, die Euch doch wahrlich Leides genug angethan haben. Aber zur Sache bemerke ich Euch, daß das kleine Individuum, auf welches Ihr meine Aufmerkſamkeit hinlenktet, keineswegs dieſen Vorzug verdient. Der Knabe iſt nichts weniger als gut gebaut, und wenn Ihr ihn genau betrachtet, werdet Ihr ſogar finden, daß er ganz ſchlecht geſpalten iſt.

Ach, entgegnete der Großfürſt aus vollem Halſe lachend, jetzt ſehe ich erſt recht ein, wie ich Euch in dieſe höhern Regionen der Feinſchmeckerei nimmermehr werde folgen können. Ihr ſeid mir zu gelehrt, mein Freund, und ich bin nichts als ein einfacher Naturburſche, der die Frauen lediglich aus dem Grunde liebt, weil er ſelber ein Mann iſt. Und an dem Hofe meiner

Mutter, glaubt es mir, fehlt es nicht an Anlaß, sich als Mann zu zeigen, wem nur irgend daran gelegen ist.

Ich wünsche Euch Glück zu allen Eroberungen, die Euch hier noch bevorstehen mögen, sagte Prinz Heinrich, dem Großfürsten einen mißtrauisch prüfenden Blick zu werfend. Der Prinz schien jetzt mit Betroffenheit zu bemerken, daß Paul sich in einem außerordentlich aufgeregten und verwirrten Zustande befand, worauf das Aussehen des Großfürsten in einer befremdenden Weise hindeutete. Dieser plötzliche Uebergang von anfänglicher Traurigkeit und Klage in eine ausgelassene Frivolität erschien selbst dem Prinzen Heinrich, der Alles mit Kälte und ohne Vorurtheile zu überlegen gewohnt war, das Zeichen eines allzu sehr erschütterten, fast zerrütteten Gemüths zu sein.

In diesem Augenblick erinnerte sich der Prinz, fast mit Erschrecken, daß die Ankunft der Czarin gemeldet worden sei, und daß der Eintritt derselben jetzt jeden Augenblick hier erfolgen könnte. Er theilte dem Großfürsten hastig diese wegen eines besonderen Umstandes ihn beunruhigende Erwartung mit, und Paul, der bei der letzten, seltsamen Erörterung ebenfalls die Annäherung der Czarin vergessen hatte, eilte nach der Thür, um draußen den Corridor hinunter zu blicken.

Die Czarin kommt, in einer Minute iſt ſie hier! rief Paul, indem er zu dem Prinzen zurückkehrte.

Prinz Heinrich war plötzlich in eine ſonderbare Bewegung gerathen. Er hatte, um vor der allgefürchteten Souverainin Rußlands ohne jeglichen Fehl zu erſcheinen, noch einmal mit der größten Genauigkeit ſeine Uniform gemuſtert, und zu ſeinem Schrecken bemerkt, daß unter den Orden, welche er für dieſen feierlichen Moment angelegt, noch der koſtbare ruſſiſche St. Annen-Orden auf ſeiner Bruſt fehle.

Verlegen und faſt erzürnt über dieſe Verſäumniß, deren Schuld ſeinen Kammerdiener traf, eilte Prinz Heinrich, vor dem Eintritt der Kaiſerin, in das Nebenzimmer, wohin ſein Kammerdiener abgetreten war.

III.

Die Czarin ſchien erſtaunt und unwillig, als ſie, durch die Thür hereinſchreitend, den preußiſchen Prinzen nicht bemerkte, deſſen Anweſenheit in dieſem Saal ihr gemeldet worden war.

Katharina hatte die Kirche eine Stunde früher verlaſſen, als ſie ſonſt an dieſem Tage zu thun pflegte, um den Prinzen Heinrich, für den ſie ſtets eine beſondere Zuneigung gehegt, nicht länger warten zu laſſen.

Ihre ernſten, ſcharf durchdringenden Blicke hatten raſch das Zimmer überflogen und blieben verwundert auf dem Großfürſten haften, der ſich an das Fenſter geſtellt hatte, und, ſich ſtellend, als habe er den Eintritt der Czarin gar nicht bemerkt, einen ſtürmiſchen Marſch an den Scheiben trommelte.

Der Großfürſt hängt wieder zur Unzeit ſeinen muſikaliſchen Phantaſieen nach, rief die Czarin, indem ſie

ungeduldig einige Male im Zimmer auf und nieder ſchritt.

Der Großfürſt drehte ſich ſcheinbar überraſcht um, und ſtellte ſich der Czarin in einer mehr trotzigen als unterwürfigen Verbeugung dar.

Ich glaubte den Prinzen Heinrich hier zu finden, bemerkte die Czarin verdrießlich, und ich finde nichts als den Großfürſten Paul, der Sturm auf der Fenſterſcheibe trommelt, aber hoffentlich ſonſt durchaus keine kriegeriſchen Abſichten hegt?

Ich blickte zerſtreut auf den Platz hinunter, bemerkte der Großfürſt wie zu ſeiner Entſchuldigung, und ſah einen ungeſchickten Reiter, der ſein Pferd nicht vorwärts zu bringen vermochte. Da fuhr mir die Ungeduld in die Fingerſpitzen und zugleich in die Beine, und ich bekam eine unwiderſtehliche Luſt, mich noch heut auf meinen guten Araber zu ſchwingen und ein wenig an der Newa ſpazieren zu reiten. Und ſeht, da iſt der Prinz Heinrich.

Der Prinz trat in dieſem Augenblick aus dem Nebenzimmer heraus. Er hatte den Fehler in ſeiner Toilette wieder gut gemacht, und ſtellte ſich nun im vollen Schmuck ſeiner Orden, und zugleich mit dem

vollendeten und hinreißenden Anſtande, der ſeinem Weſen ſo viel Gefälligkeit verlieh, der Czarin dar.

Die Czarin reichte ihm die Hand und bewillkommnete ihn mit einer ausgezeichneten Herzlichkeit, die etwas Bezauberndes für den Prinzen zu haben ſchien, denn ſeine Augen leuchteten ihm in einem höheren Glanze auf, als er ſich von der Czarin ſo gütereich und faſt zärtlich empfangen ſah, und er wagte es, auf ihre ihm wiederholt dargereichte Hand einen eben ſo ehrerbietigen als inbrünſtigen Kuß zu drücken.

Katharina hatte nach dieſer erſten Begrüßung mit einiger Ceremonie auf dem Divan Platz genommen und den Prinzen ſich gegenüber auf einen Fauteuil gewinkt. Den Großfürſten, der noch unſchlüſſig im Hintergrunde ſtehen geblieben war, entließ ſie mit einer beinahe gebietenden Handbewegung, indem ſie, zu dem Prinzen gewendet, ganz flüchtig ſagte: Ihr werdet die Güte haben, den Großfürſten zu entſchuldigen, er iſt mir ſeit einiger Zeit gar zu leidend, und er darf ſeinen gewohnten Abendſpazierritt, der ihm von den Aerzten zur Pflicht gemacht worden, auch heut nicht verſäumen.

Prinz Heinrich erhob ſich und ſagte zu dem Großfürſten, der ſich bereits der Thür genähert hatte, mit

ſeiner chevaleresken, ihn nie verlaſſenden Verbindlichkeit: Das nächſte Mal darf ich vielleicht die Ehre haben, den Großfürſten auf ſeinem Spazierritt zu begleiten, denn dies würde eine große Ehre und eine höchſt angenehme Satisfaction für mich ſein.

Paul nickte ihm mit den Augen einen einverſtändnißvollen Gruß zu und verließ dann eiligſt das Zimmer.

Die Czarin ſchien jetzt freieren Athem zu ſchöpfen und ſich behaglicher zu fühlen.

Nun erſt noch recht herzlich einmal willkommen, mein lieber Prinz Heinrich! begann ſie jetzt das Geſpräch. Euer Beſuch in Petersburg iſt immer zugleich eine Erfüllung meiner Lieblingserwartungen, und zugleich iſt mir immer, wenn ich Euch ſehe, als ob wir gerade die wichtigſten Dinge mit einander zu beſprechen hätten, die ohne gegenſeitigen Austauſch unſerer Gedanken und Meinungen ſonſt gar nicht zu erledigen wären. Und ſo dünkt mich auch heut wieder, als hätte ich Euch ſehr Vieles zu ſagen und über Vieles Euren Rath zu hören. Und was läßt mir mein treuer Freund und Alliirte, der König Friedrich, durch Euch Schönes ſagen? Er iſt doch noch immer mein treuer Freund und Alliirte, der König Friedrich II.? Faſt habe ich gefürchtet, daß die polniſche Sache, in

welcher Euer Königlicher Bruder einen zu ſtarken Appetit beweiſt, noch alles Ernſtes ein Zerwürfniß zwiſchen uns bringen würde.

Der König wünſcht und erſtrebt in allen Dingen nur das genaueſte und innigſte Einverſtändniß mit Euerer Kaiſerlichen Majeſtät, erwiederte der Prinz mit einer liebenswürdigen Beiſerung. Wenn Euere Majeſtät geneigen, ſeine ehrfurchtsvollſten Grüße durch mich entgegen zu nehmen, ſo ſoll ich dieſelben zugleich als ebenſo viele heilige und verbindliche Verſicherungen, daß wir nur unter Uebereinſtimmung und Billigung der hohen Czarin weiter vorgehen wollen, verdolmetſchen.

Ei, das iſt charmant, entgegnete die Czarin, freudig in ihre Hände ſchlagend. Dann werden wir auch über die neuen Bedenken, welche meine weiſe und tugendhafte Schweſter, die Kaiſerin Maria Thereſia in Wien, erhebt, leicht hinwegkommen. Maria Thereſia ermahnt jetzt fortdauernd und ohne Aufhören zur Mäßigung, und ſucht mir das Benehmen des Königs von Preußen im übelſten Lichte darzuſtellen. Und ich bin deshalb bereits auf den Gedanken gekommen, die Gränzen feſtzuſtellen, bis wohin und nicht weiter die betheiligten Souveraine ihre Bereicherungen an dieſer doch immer-

hin grauſamen Beute werden ausdehnen dürfen. Die ſtarke Verdauungskraft Ihres Königs wird mich dazu nöthigen.

Prinz Heinrich biß ſich auf die Lippen. Er war zuerſt verwundert geweſen, daß die Czarin ſogleich mitten in die Staatsgeſchäfte ſich einließ und jeden anderen perſönlichen und freundſchaftlichen Uebergang vermied. Einestheils glaubte er daraus zu entnehmen, wie lebhaft die Gedanken der Czarin mit dieſem Gegenſtand beſchäftigt waren und daß die darüber herrſchenden ängſtlichen Vorſtellungen am preußiſchen Hofe keineswegs irrig und übertrieben geweſen. Anderntheils maß er dieſe auffallende Haſt, das Geſpräch ſogleich auf die Geſchäfte zu lenken, dem Beſtreben der Czarin bei, die letzteren Ereigniſſe in Petersburg gegen den Prinzen gänzlich unberührt zu laſſen und alle Erörterungen darüber zu vermeiden.

Die Czarin ſaß ihm in dem feierlichen Trauer-Anzuge gegenüber, in dem ſie bei dem heutigen Begräbniß der Großfürſtin erſchienen war. Sie ſah in dieſem Koſtüm ſtrenger und düſterer aus, als man ſie ſonſt zu erblicken gewohnt war, und ein bitterer feindſelig brütender Ausdruck, der bei der erſten Begegnung mit

tragen nun forthin Welſche, Hiſpaniſche vnd Franzoſiſche Kleidung, haben Welſche Cardinal, Franzoſiſche und Spaniſche krankheiten, auch Welſche praktiken, derhalben hab ich gedacht, die weiſe Rede vnſer alten Deütſch an den tag zu geben, auff das doch etliche vnter vnſern Deutſchen gereizt werden, yhrer voreltern Fußſtapfen nachzuwandeln."

Agricola's Vorzüge als Proſaiſt ſind um ſo höher zu ſchätzen, da er zum Theil in einem Zeitpunkt ſchrieb, wo Luther noch nicht mit der höchſten Vollendung ſeiner Sprache vorleuchtete, ſondern erſt im Ringen danach begriffen war. Die Poeſie der luther'ſchen Schreibart, die begeiſterte Beherrſchung der Sprache erreichte freilich der didaktiſche Agricola nicht, aber ſeine Hinweiſung auf den volksthümlichen Kern der deutſchen Sprache und ſeine Anregung des Nationalſinnes für die Ausbildung derſelben waren verdienſtlich genug. Das Jahrhundert der Reformation war jedoch zu ſehr mit vielen gemiſchten Elementen verſetzt, die aufſtrebende Cultur war noch zu vorwaltend durch Philologie und gelehrten Schwereſtoff bedingt, als

dem Prinzen gewichen zu sein schien, hatte wieder auf ihrem Antlitz Platz genommen.

Prinz Heinrich würde nicht den Muth gehabt haben die räthselhaften Dinge, die in der letzten Zeit in Petersburg geschehen waren, auch nur mit einem einzigen Worte zu berühren, auch wenn ihm Katharina, die heut sogleich über Geschäfte sprach, nicht dadurch selbst den Weg vorgezeichnet hätte, auf dem sie einzig und allein mit ihm sich bewegen zu wollen schien. Er beschloß daher, in die Verhandlungen, welche die Czarin eröffnet hatte, jetzt ungesäumt und ohne weitere Zurückhaltung einzutreten, obwohl er dies zu rasche Heranziehen der Geschäfte nicht ganz für schicklich erachten konnte.

Die Regierung meines Bruders, gnädigste Czarin, begann er mit einem gewissen Aufschwung, kann unmöglich darauf berecht sein, sich in ein fremdes und zärtliches Verhältniß zu der Kaiserin Maria Theresia hineinzuempfinden, selbst wenn die hohe Czarin auf dem Throne Rußlands in ihrem weicheren, weil göttlichen Herzen einiges Mitleid für diese beschwesterlichen Heuchlerthränen übrig haben sollte.

Die Czarin brach bei diesen Worten in ein lautes

Gelächter aus, in dem sich ihr ganzer bisheriger Ernst wieder abstreifen zu wollen schien.

Prinz, Ihr seid heut ganz unvergleichlich, rief sie mit einem höchst vergnügten Ausdruck. Ich weiß es ja, Ihr Preußen seid höchst stramme Leute und Euer großer König, wenn er auch Dichter und Philosoph zugleich ist, hält nicht viel von der Galanterie gegen die Frauen, noch darf man ihm zumuthen, daß er sich in Weiberlaunen hinein empfinden soll. Eure Ausdrücke sind in der That höchst ergötzlich, Prinz.

Prinz Heinrich hielt sich jetzt auch für verpflichtet, in das frohe Gelächter, das für ihn so schmeichelhaft war, einzustimmen, und fuhr dann heiterer fort: Preußen, meine allergnädigste Czarina, zeigt sich wahrlich nicht über die Maßen ländergierig, wenn es bei der Theilung Polens, über welche es sich mit Rußland und Oesterreich verständigt hat, seine höchsten Staatsinteressen wahrzunehmen und sein eigenes Gebiet fester in sich abzuschließen trachtet. Man hat ihm Mancherlei, aber immer doch um Vieles weniger bewilligt, als die Souveraine Rußlands und Oesterreichs von dieser fetten Beute für sich in Anspruch genommen haben. Preußen hat Pomerellen, den Netze-District, ganz Polnisch Preußen zugetheilt bekommen, es ist wahr, aber

die Städte Thorn und Danzig hat man ihm mit einer unverkennbaren Mißgunst gegen Preußens höhere Bestimmung vorenthalten.*) Es wäre der Zuwachs dieser Städte für Preußen um so wichtiger, als sich das preußische Staatsgebiet dadurch stärker in sich verbinden lassen würde, und ihm an seinen bisher offenen Gränzen eine Vertheidigungslinie entstehen würde, deren ungeheure Bedeutung nicht zu verkennen wäre. Ein wohlgegliedertes und wohlbefestigtes, nach allen Seiten starkes Preußen wird auch für seine Freunde und Nachbarn die Bedeutung einer wesentlichen Lebensfrage gewinnen müssen. Die Allianz zwischen Rußland und Preußen wird, ich fühle es, eine unvergängliche und ewig folgenreiche sein, sie darf sich aber nicht blos auf das Herz des Königs von Preußen stützen, das in treuer und glühender Anhänglichkeit schlägt für die größte Souveraine Europa's, die auf dem Thron aller Reußen sitzt. Diese Allianz muß auch die Allianz der Stärke, der zusammenwirkenden Kraft, der gegenseitigen Machtentwickelung sein, und ein starkes und wohlorganisirtes Preußen sollte nicht nur ein Freundschaftsinteresse, sondern auch ein Machtinteresse des verbün-

*) Der Besitz von Thorn und Danzig kam erst durch den zweiten Theilungsvertrag über Polen an Preußen.

reten Rußlands bilden. Man liebt nur Den wahrhaft, für den man auch handeln kann, und so müssen Ew. Majestät Preußen in den Stand setzen, auch einmal für Sie handeln zu können. Und wir lieben Sie, Czarina, das Ideal alles Schönen und Guten, alles Fortschrittes und aller wahren Aufklärung sehen wir in der großen Katharina, an Ihren holden Augensternen hängt für uns die ganze Welt, und möchte es keine unglückliche Liebe sein, welche für die Czarina in unserm Innersten brennt!

Prinz Heinrich war im Feuer dieser letzten Worte von seinem Stuhl aufgesprungen und näherte sich mit einer emphatischen Bewegung der Czarin, die ihm ihre Arme öffnete, um ihn mit zärtlichem Wohlwollen an ihr Herz zu drücken.

Ihr seid sehr liebenswürdig, Prinz, sagte Katharina, indem sie aufgestanden war und noch eine Zeit lang ihre Hand in der seinigen ruhen ließ. Eure Ergebenheit für meine Person rührt mich tief, und gehört zu den schönsten Freuden, die mir mein vielgequältes Leben noch bieten kann. Eure Anmuth hat etwas so Gefälliges, daß ich Euch am liebsten für einen Franzosen hielte, und den Potsdamer in Euch oft gar nicht begreifen kann. Zur Sache selbst bemerke ich Euch,

daß wir uns Alle vorläufig darüber ganz ruhig halten wollen. Die frommen und arglistigen Thränen der Kaiserin Maria Theresia sollen uns nicht irre machen, verlaßt Euch darauf. Wir werden auf eine gute Vermittelung sinnen, und ich werde meinen Gesandten in Warschau, der ein anschlägiger Kopf ist und am besten weiß, wie weit man in diesen Sachen vorgehen kann, beauftragen, mir darüber einen Bericht zu erstatten, und möglicher Weise etwas zu erfinden, was zum Vortheil Preußens benutzt werden kann. Indeß, wir sprechen uns noch darüber, mein lieber Prinz. Wir hoffen und bitten, daß Ihr Euren Besuch an unserm Hofe ausdehnen wollet, so lange es Euch irgend möglich ist. Nur möget Ihr dann vorlieb nehmen mit einem stillen Zusammensein, wie es auch meinem Herzen und meiner Gesinnung für Euch am liebsten entspricht, und wozu wir genöthigt sein werden, da das Unglück, welches uns betroffen, wie Ihr wißt, in der nächsten Zeit keine Feste und keine Lustbarkeiten in Petersburg uns verstatten kann.

Es war das erste Wort der Czarin, mit dem sie die dunklen Ereignisse der Zwischenzeit berührte, und indem sie dabei den Schein annahm, als ob sie den Prinzen Heinrich bereits für unterrichtet von allem

Vergefallenen halte, glaubte derſelbe um ſo mehr, der ihm von dem Großfürſten ertheilten Warnung eingedenk ſein zu müſſen.

Er ſchwieg daher, und begleitete die leichthin gefallene Aeußerung der Czarin mit einer Miene voll Traurigkeit und Beſtürzung.

Und nun ſagt mir aufrichtig, fuhr die Czarin fort, wie Ihr den Großfürſten gefunden habt? Ich muß Euch geſtehen, daß ich ſehr beſorgt für ihn bin, denn der plötzliche und unſelige Tod ſeiner Gemahlin, mit dem ſich viele unglückliche Nebenumſtände verbanden, hat ihn faſt zerſchmettert. Habt Ihr ihn ſehr verändert gefunden, und hat er Euch nichts über ſein Leid vertraut? Denn ich weiß, er hing ſtets an Eurer Perſon mit großer Liebe, und was er Niemanden ſagt, würde er Euch, ſeinem verehrten Freund und Rathgeber, gewiß eröffnen.

Ich bitte um Verzeihung, Czarina, ſagte der Prinz, ſich tief verneigend, der Großfürſt hat ſich keineswegs gegen mich geäußert. Sein Herz ſchien mir ſehr verſchloſſen und belaſtet, und ich ſah, daß der Kummer, der ihn drückte, ſehr tiefer und außerordentlicher Natur ſein mußte. Er ſtellt ſich ſogar heiter und übermüthig, um jede Erörterung über ſeinen Schmerz ab-

zuſchneiden, und das iſt das Schlimmſte, was mir an dem Zuſtand des Großfürſten aufgefallen iſt. Ich glaube, es wird Etwas für ihn geſchehen müſſen, um ihn zu zerſtreuen, um durch fremde und neue Eindrücke ſeinem Gemüth eine andere Richtung zu geben. Eine Reiſe des Großfürſten dürfte ſich zu dieſem Zweck ſehr empfehlen. Wenn Ew. Majeſtät geruhen wollten, mir den Prinzen nach Berlin mitzugeben, wo ihm Alles neu iſt und wir ſchon für ſeine Aufheiterung ſorgen wollen, ſo würde die Czarina dadurch zugleich den König Friedrich zum größten Danke verpflichten, denn der König würde äußerſt gern dieſe Gelegenheit ergreifen, um die von ihm ſo lange gewünſchte perſönliche Bekanntſchaft des Großfürſten zu machen.

Die Czarin ſann einen Augenblick nach. Dann ſagte ſie: Ich habe einen andern Plan mit dem Großfürſten, der ihn vielleicht am beſten wieder aufrichten und ſeinen Seelenzuſtand ſtärken und befeſtigen wird. Der Großfürſt hat ſich für den Anfang als ein ganz guter Ehemann bewieſen, ich glaube, er liebt die Frauen und hat Sinn für ein häusliches Glück. Eine tüchtige, charaktervolle Frau, die ihn zu nehmen weiß, die ſeine Grillen zügelt und auf eine richtige Bahn zu

leiten verſteht, würde ſicherlich bald den bedeutendſten Einfluß auf ihn gewinnen. Was meint Ihr dazu, Prinz? Rathet mir ganz offen. Ich denke meinen Sohn, den Großfürſten, ſogleich wieder zu verheirathen.

Verheirathen? fragte Prinz Heinrich verwundert. Verzeiht, Czarina, wenn ich dieſen Gedanken nicht gleich zu faſſen vermag. Ich in meiner untergeordneten Einſicht würde dieſen Schritt für zu raſch gehalten haben. Ich würde erſt verſucht haben, einen andern ruhigeren Einfluß auf das ſehr gereizte und bewegte Gemüth des Großfürſten wirken zu laſſen. Mich dünkt, der Großfürſt bedarf einer ſtätigen Beſchäftigung, und dieſe würde ihn gewiß am kräftigſten in ſich ſelbſt wieder emporrichten, vielleicht ihn ganz und gar von vielen Vorurtheilen und Eigenheiten geneſen laſſen, wenn mir geſtattet iſt, mich ganz unterthänigſt ſo auszurücken. Die Beſchäftigung iſt es, welche dem Großfürſten Paul jetzt fehlt. Und darf ich mit Kühnheit ſagen, was mir dabei ganz zufällig durch den Kopf geht?

Sprechen Sie, Prinz, ſagte die Czarin, ihm einen mißtrauiſchen Blick zuwerfend. Ich habe Sie aufgefordert, mir Ihre Meinung zu ſagen, und nur der Rath

hat einen Werth, der ganz offen und rückhaltlos ertheilt wird.

Ich meine, fuhr Prinz Heinrich fort, der treffliche Großfürst würde an Kraft und Haltung gewinnen, wenn man ihm recht viel zutraute, und ihm Gelegenheit geben wollte, in einem bedeutenderen Umfange thätig zu werden und einen Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu gewinnen. Der Großfürst leidet daran, daß Ew. Majestät ihm nichts Ordentliches zu thun geben, und ihn zu entfernt von sich stellen, um ihm die Entfaltung seiner immerhin bedeutenden Kräfte auf eine Weise zu gestatten, die zugleich seinem künftigen Beruf entsprechen würde. Nehmen Ew. Majestät den Großfürsten inniger an sich, vertrauen Sie ihm auch einmal Wichtiges an, lassen Sie ihn in den laufenden Staatsgeschäften mit seiner Einsicht und Thatkraft sich versuchen, vergönnen Sie, daß auch einmal Etwas von seiner Bestimmung, von seiner Entscheidung abhängt, und Sie werden die Früchte davon sehen, Sie werden den Großfürsten binnen Kurzem ganz verwandelt finden, Sie werden, meine gnädigste Czarina, den tüchtigen Mann, den hingebungsvollen Freund, den gehorsamen Sohn, beleben, der sich aus dem unklaren Jüngling, aus dem scheinbar unzuverlässigen und verworrenen

Geiſt, aus dem ſtarren, unbedacht widerſtrebenden Sohn, wie die Aloe über Nacht, entwickelt hat.

Oh, entgegnete die Czarin mit einem ſarkaſtiſchen und vieldeutigen Lächeln, welche geiſtreiche Mühe ſich der Prinz Heinrich giebt, mir zu beweiſen, daß es weit zuträglicher für einen Mann iſt, ſich in eine Arbeitsſtube einzuſperren und einen Stoß Acten zu ſchreiben, als ſich zu verheirathen und dem Einfluß einer liebenswürdigen Frau ſich hinzugeben! Hier ſieht man wieder den ganzen Weiberfeind Prinz Heinrich, mit ſeiner ſyſtematiſchen Abneigung gegen uns arme Frauenbilder, aus der Sonderlings-Kapuze hervorblicken. Nun gut, mein Prinz, immerhin achten Sie die Frauen gering, aber verzeihen Sie es einer Mutter, wenn ſie ihren Sohn beſſer kennt als Sie. Nein, mein Herr, dem Großfürſten, deſſen düſteres und widerſprechendes Weſen mich ſeit einiger Zeit mit Bangigkeit erfüllt, iſt nur durch eine neue und baldige Heirath zu helfen. Bei den Staatsgeſchäften iſt er nicht zu brauchen. Er hat überhaupt keinen Begriff von den Geſchäften, und würde durch ſeine Unruhe, ſeine Uebereilungen und ſeinen Eigenſinn jedesmal Alles verderben. Ihm iſt eine Frau nöthig, die ihn beherrſchen kann, und die ihn noch mehr den Geſchäften entfremdet, als ich es

daß ſchon alle Ausſtrahlungen des intellectuellen Lebens eine durchbildete nationale Ausdrucksform hätten finden können. Die gelehrten Sprachen behaupteten immer noch das größte Uebergewicht in allen Culturäußerungen der Deutſchen. Agricola ſelbſt, der Lobredner der deutſchen Sprache, will ſie am Ende keineswegs ausſchließlich empfehlen, ſondern ſie ſoll Hand in Hand gehen mit dem Lateiniſchen, Griechiſchen, Hebräiſchen, damit die Erlernung der Mutterſprachen und der fremden Sprachen ſich gegenſeitig erleichtern und fördern möchten. So ſagt er in der zweiten Sammlung ſeiner Sprüchwörter: „Es iſt ein großer erbermlicher Irrthum yetz und yn alle land kommen, alſo das man maint, man wölle andere Lewte kennen leren allain durch die Tewtſchen ſprach, vnd kompt lander darzu, das nyemand der Kunſt achtet, dardurch man reden vnd leren lernt, Got hat zu dyſen letzten Zeyten Tewtſch geredet und zuvor nie nicht. — Es iſt die Bibel, das eddel Buch, auff dem plan vnd raine, Es ſind darnebenn vil guter Bücher zu tröſten vnd zu leren, von vilen Gotsfreünden geſchryben, vnnd iſt alſo vil guts Lichts hie durch zu der

ſchen zu thun geſucht habe. Meine Wahl iſt noch nicht ganz beſtimmt getroffen, und ich würde es gern ſehen, Prinz, wenn Ihr mir dazu einen paſſenden Vorſchlag machen könntet!

Der Prinz ſann einen Augenblick nach und ſagte dann raſch: Ich werde ſtets alle meine Kräfte aufbieten, um den Befehlen Eurer Majeſtät gehorſam zu ſein, und laſſe meine eigenen Anſichten gern in den Hintergrund treten. Auch war es nur meine aufrichtige Freundſchaft für den Großfürſten, die mich wagen ließ, meine Wünſche für ihn ſo rückhaltlos auszuſprechen. Soll er ſich wieder vermählen, ſo bin ich auch dann beglückt, um ſo mehr, wenn ich die Erlaubniß der Czarin erhalte, einen vielleicht annehmbar befundenen Vorſchlag zu wagen. Ich liebe den Großfürſten, ich möchte gern ebenſo ſein Herz, wie ſeinen Kopf und ſeine trefflichen Anlagen zu ihrem vollen Recht gebracht ſehen. Und an der Braut wird es ihm wahrlich nicht fehlen, wenn ihm nur die hohe Mutter nicht fehlt, die geneigt iſt, den großen Schatz kindlicher Sohnesliebe zu heben, die im Herzen Pauls wohnt, und die geeignet iſt, die herrlichſte Entwickelung aller ſeiner Eigenſchaften zu tragen. Ja, Czarina, ich weiß die Braut, aber ich möchte mir auch gern einen

großen Kuppelpelz damit verdienen. Könnte dieser nicht darin bestehen, daß Ew. Majestät mir versprechen, den Großfürsten Paul ein wenig zu lieben, ihm an dem erhabenen und großmüthigen Herzen der Czarin eine kleine Freistatt zu schenken, und ihn aufzurichten durch eine getreue Mutterhand, die Sie seinem verdüsterten Wesen entgegenstrecken?

Katharina sah ihn verwundert und bestürzt an. Dann trat ein schönes Lächeln auf ihr Gesicht, und sie sagte, mit einer fast bewegten Stimme: In der That, Prinz, Ihr seid unwiderstehlich, und ich muß Euch sogar danken, daß Ihr für meinen Sohn ein so beredter Fürsprecher seid. Ich werde das nie vergessen, und werde jedesmal an Euch denken, wenn ich dem Großfürsten Paul wieder zürnen möchte. Dann werde ich mich zusammennehmen, und ihm rasch meine Arme öffnen, um in Gedanken an Euch ihm zu verzeihen und ihn an mich zu drücken. Der Kuppelpelz ist Euch alle gesichert, Prinz, und nun geschwind, nennt mir den Namen der künftigen Braut.

Unter den deutschen Prinzessinnen, erwiederte Prinz Heinrich jetzt mit einer gewissen ceremoniellen Feierlichkeit, giebt es gegenwärtig nur Eine, deren Schönheit, Geist und Verstand im Einklang stehen würden mit

dem hohen Glück, zu dem ſie berufen werden ſoll, und die dazu die vollkommen Würdige genannt werden könnte. Es iſt eine Prinzeſſin Sophie Dorothea von Würtemberg, [illegible] Größ Nichte, welche ich hiermit die Ehre habe, Euerer Majeſtät zu nennen.

Ei, entgegnete die Czarin mit einer angenehmen Ueberraſchung, von dieſer würtembergiſchen Prinzeſſin habe ich in der That ſchon vieles Gute gehört, und ich danke Euch herzlich, daß Ihr meine Aufmerkſamkeit auf dieſes liebe Kind hinrichten wollt. Nicht wahr, ſie iſt die Tochter des Bruders des gegenwärtig regierenden Herzogs von Würtemberg, und ihre Mutter iſt die Prinzeſſin Friederike Dorothea von Brandenburg-Schwedt, eine Tochter der erlauchten Schweſter des Königs Friedrich II. Ihr ſeht, ich weiß immer noch ganz gut Beſcheid in der Genealogie der regierenden Familien Europa's.

Die Czarin hörte ſich gern wegen der merkwürdigen Kenntniſſe, welche ſie in der Genealogie beſaß, loben, und auch der höfliche Prinz Heinrich verfehlte nicht, ſein Erſtaunen über die Genauigkeit dieſer Angaben in einem hohen Grade auszudrücken.

Katharina fuhr darauf fort und ſagte: Dieſe Prinzeſſin würde mir um deswillen ſehr angenehm

ſein, weil ich ſie gewiſſermaßen wieder aus der Hand meines theuren Alliirten, des Königs von Preußen, zu empfangen hätte. Und ich wünſche einmal, daß mir alles Gute und mich Verbindende nur durch Preußen komme. Aber dürfte ſie nicht zu jung ſein, die gute Prinzeſſin Sophie Dorothea von Würtemberg, denn wenn mich mein Wiſſen und mein Gedächtniß nicht ganz und gar trügen, ſo zählt die Prinzeſſin ſchwerlich mehr als ſiebenzehn Jahre.

In der That, rief Prinz Heinrich, indem er ſein Erſtaunen noch ſtärker auftrug, die Prinzeſſin hat ihr ſiebenzehntes Jahr noch nicht vollendet. Ihr Mangel an Jahren wird aber durch das Gewicht ihres Charakters reichlich aufgewogen. Denn Sophie Dorothea iſt nicht nur eine der liebenswürdigſten und ſchönſten Prinzeſſinnen Deutſchlands, ſie beſitzt auch eine bedeutende Bildung, die den gewöhnlichen Frauen-Charakter weit überragt. Sie iſt klug, voller Einſicht und Urtheil, und ihr ſcharfer Einblick in die Staatshändel der Zeit iſt bewundernswürdig. Es verbinden ſich aber dieſe Eigenſchaften auf eine ganz naturgemäße Weiſe, und ohne irgendwie ſchroff und läſtig herauszutreten, mit ihrer ſchönen und durchaus harmoniſchen Perſönlichkeit. Sie iſt zart und ſtark zugleich, und mehr

noch für die Liebe geſchaffen als für den Thron, obwohl ſie dem größten und glänzendſten in Europa Ehre machen würde!

Euer beredter Eifer kleidet Euch ſelbſt ſo ſchön, ſagte die Czarin zu dem Prinzen, deſſen Wangen ſich in dieſem lebhaften Geſpräch faſt zu röthen anfingen. Wohlan, Prinz, laſſen wir die Unterhandlungen in's Leben treten, und darf ich alle meine Vollmachten dabei in Ihre Hände legen?

Das Vertrauen der hohen Czarin macht mich ſtolz, erwiederte Prinz Heinrich, aber das Terrain iſt noch nicht ſicher genug geſtellt, um es ſogleich ohne Weiteres betreten zu können. Erlauben mir Ew. Majeſtät, Ihnen fürerſt bemerklich zu machen, daß die Prinzeſſin von Würtemberg bereits mit dem Erbprinzen von Heſſen Darmſtadt verlobt iſt, und daß eine wirkliche Herzensneigung dabei im Spiele zu ſein ſcheint.

Was höre ich? rief Katharina, überraſcht die Hände zuſammenſchlagend. Alſo verlobt? Nun, da können wir uns die Mühe der Bewerbungen ſparen, wahrlich! Und wie in aller Welt konntet Ihr uns eine ſchon Verlobte für unſern Zweck empfehlen? Ha ha ha, Prinz, verzeiht mir, aber ich muß lachen! Ich habe Euch ſonſt immer für einen höchſt praktiſchen Herrn

gehalten, und vor Euren ſcharfſinnigen Berechnungen ſtets einen hohen Reſpect gehabt. Dieſer wird auch der nämliche bei mir bleiben, aber ich muß lachen, Prinz, ich muß lachen! Wir haben uns alſo ganz vergebens über dieſen Gegenſtand unterhalten?

Die aufgeregte Lachluſt der Czarin konnte ſich aber nicht ſo leicht wieder beruhigen. So oft Katharina den Prinzen wieder anſah, brach ſie immer von Neuem wieder in ein muthwilliges Lachen aus, wobei die Czarin nicht ſelten eine Art von Koketterie bewies, um ihre noch immer ungemein jugendfriſche Stimme hören zu laſſen und gewiſſe ſehr anmuthige Nüancen ihres Geſichts zur Geltung zu bringen.

Prinz Heinrich ſtand ganz ruhig und ehrerbietig da, und wartete mit der beſten Miene, bis der Sturm der Heiterkeit, welchen die Czarin losgelaſſen, ſich über ſeinem Haupte erſchöpft haben werde. Dann nahm er mit einer beſcheidenen Würde wieder das Wort und ſagte: Was kann eine Verlobung mit dem Erbprinzen von Heſſen-Darmſtadt zu bedeuten haben? Mit ſo Etwas verlobt man ſich nur, wenn keine andere Gelegenheit da iſt, ſich an den Mann zu bringen. Es bedarf ja nur, die Intention zu erkennen zu geben, daß Rußland für ſeinen Großfürſten Paul an die junge

Prinzeſſin von Würtemberg denke, und der Erbprinz von Heſſen-Darmſtadt wird es ſich zu ſeinem höchſten Ruhm gereichen laſſen, zurückzutreten und ſeine Leidenſchaft zu opfern. Den Wünſchen Rußlands widerſtrebt man in Deutſchland nicht, und es wäre ſchlimm, wenn nicht gerade die deutſchen Fürſten hierin mit gutem Beiſpiel vorangingen. Wenn die deutſchen Fürſten in die Sonne Rußlands treten wollten, ſo würden ſie bald für immer im Schatten ſtehen müſſen. Ihr wollt mich in dieſer Angelegenheit zu Eurem Bevollmächtigten ernennen, Czarina, und ſo laßt mich nun auch ganz nach meinem Ermeſſen hierin handeln. Mit Eurer Erlaubniß werde ich noch heut einen Courier nach Potsdam zu meinem Bruder abſenden. Ich werde den König von Preußen benachrichtigen, daß Ihr der von mir vorgeſchlagenen Vermählung für den Großfürſten geneigt ſeid, und ich werde den König fragen, ob er zur Ausführung dieſer Abſichten ſeine Hand bieten und ob er die Vermittelung mit den Eltern der Prinzeſſin und mit dem Prinzen von Heſſen-Darmſtadt übernehmen wolle? Glaubt mir, Czarin, der König Friedrich wird dieſe Sache in kürzeſter Zeit zu Aller Zufriedenheit geordnet haben. Der König wird in dieſer Verbindung, die ich Euch vorzuſchlagen gewagt,

eine neue Gelegenheit ſehen, um das Band zwiſchen Rußland und Preußen immer enger zu ſchließen, und ſo wird er es weder an Energie noch an Liebe fehlen laſſen, um hierin zu wirken. Und die Anſtrengung wird der Mühe werth ſein, denn ich kann verſichern, es giebt keine andere Prinzeſſin, die der Stelle, welche ſie einnehmen ſoll, ſo würdig wäre, als die Prinzeſſin von Würtemberg. Und wir werden ſie feſthalten müſſen, weil wir nichts Beſſeres, nichts Schöneres und Würdigeres finden können.

Die Czarin, auf deren Geſicht ihr ganzer gehaltvoller Ernſt zurückgekehrt war, hatte ihm jetzt mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört und wiegte eine Zeit lang nachſinnend ihr Haupt. Dann ſagte ſie raſch, ihm die Hand reichend: So ſei es denn, Prinz! Ich habe Euch ſchon gebeten, ganz und gar meine Vollmachten in dieſer Sache zu übernehmen, und dabei ſoll es nun auch gern ſein Bewenden haben. Sendet darum Euern Courier ab, ich werde mit dem größten Vertrauen den zurückkommenden Nachrichten entgegen ſehen. Prinz Heinrich, Ihr dürft verſichert ſein, daß wir Euch dieſen großen Dienſt, den Ihr dem ruſſiſchen Czarenhauſe leiſten wollt, niemals vergeſſen werden. Seid unbeſorgt um die Stellung zwiſchen Rußland und

Preußen. Dieſe wird und kann nie erſchüttert werden, und niemals ſoll es den Intriguen Oeſterreichs gelingen, Etwas zwiſchen Rußland und Preußen zu ſchieben. Ich bitte Euch, durch Euern Courier auch dies ſagen zu laſſen, daß ich den Vexationen Oeſterreichs gegen Preußen niemals, auch in der polniſchen Theilungsfrage nicht, beitreten werde, daß König Friedrich in dieſer Sache nur auf mich rechnen ſolle und daß er getroſt erwarten könne, es werde künftig, vielleicht recht bald, Alles nach ſeinen Wünſchen geſchehen.

Man trennte ſich für heut und ſchied in einer durchaus friedlichen und faſt zärtlichen Stimmung von einander. Der Prinz empfing beim Abſchied noch die Einladung, ſich mit der Czarin und ihrem Hofſtaat nach Czarskoe-Selo zu begeben, wohin Katharina unmittelbar nach dem Oſterfeſte ſich zu begeben gedachte, um dort einige Wochen in ſtiller Zurückgezogenheit zu verleben.

Prinz Heinrich ſchien von einem ſtolzen Selbſtgefühl gehoben, als er jetzt der Czarin Lebewohl ſagte und ihre Hand zum innigen Abſchiedskuſſe empfing. Er war mit ſich ſelbſt ſehr zufrieden, daß es ihm gelungen war, durch den klugen und rechtzeitigen Einfall, den er mit der Prinzeſſin von Würtemberg gehabt,

seiner eigentlichen Mission, in der er sich hier befand, sogleich auf das Vortheilhafteste gedient und den Absichten Preußens bei der Theilung des unglücklichen Polens rascher, als es sein Bruder selbst erwarten konnte, genützt habe. Er mußte sich frohlockend sagen, daß er seine Sendung nach Petersburg schon am ersten Tage seines hiesigen Aufenthalts für beendigt ansehen konnte.

heyligen Schrift kummen, das, wo Auguſtinus, der doch unter allen Lerern an Mittel der beſte iſt, yetzund auffſtunde, ſo würde er ſagen, Lieben Herren, wie habt yhr ein Licht, Ich will gern weichen, vnd ewrem Licht folgen, Got geb, daß wir ſeyn wol brauchen! Solches Licht ſollt vns nun eine Raytzung ſein, die ſprachen deſter leichtlicher zu lernen, die die wiſſen müſſen, welche andere Leüte leren ſollen, denn das alte Teſtament iſt Hebräiſch geſchryben, vnd das neü Griechiſch, die Juden, die der ſprachen verſtand haben, beckennen ſelbs, wie die Verdolmetſchung des alten Teſtaments auß dem Hebräiſchen, yhnen mehr helffe zu Moſes vnnd anderer bücher verſtand, denn alle yhre Commentarii vnd gloſen, Warumch lernt man denn die ſprach nicht? Hebrea Lingua eſt Lingua Theologorum. Wer die ſchryfft handeln ſoll vnnd leren, vnd kann ſich hie nicht behelfen, der trette ab, vnd befelch es dem ders beßer kann. Das newe Teſtament iſt alſo wol verdolmetſcht, daß es ye nicht beßer ſein künde, warumb lernet man denn griechiſch nicht? darzu eine ſolche brayte han durch tewtſche Verdolmetſchung gemacht iſt." u. ſ. w.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT,T. FN. 02247/650

IV.

Der Hof befand ſich ſeit mehreren Wochen auf dem Luſtſchloß Czarskoe-Selo, wo ein ſehr harmloſer Ton herrſchte und man ſich in den vergnügteſten Unterhaltungen erging, wie tief und ſchneidend auch die Gegenſätze waren, in denen man ſich mannigfach gegenüber befand.

Auch Fürſt Potemkin kam nach Czarskoe-Selo und zeigte ſich von einer ſtrahlenden Heiterkeit, wie man ihn in der letzten Zeit nicht oft geſehen. Er wollte der Czarin ſeinen Dank für die ihm jetzt wirklich ertheilte deutſche Reichsfürſtenwürde ausdrücken, wofür Katharina mit all ihrem Einfluß bei dem deutſchen Kaiſer eingetreten war, der das erſehnte Diplom ſeeben in Potemkins Hände hatte gelangen laſſen.

Nun, ich gratulire, Herr Fürſt, ſagte die Czarin mit ihrem reizendſten Lächeln. Ihr könnt mir zwar durch dieſe Euch zu Theil gewordene Auszeichnung nicht

näher treten, aber es iſt doch immer eine anmuthige und leichte Form, Euch zu nennen, und drückt am angemeſſenſten den Rang aus, der Euch in meiner Nähe gebührt. Denn mit Euren hohen militairiſchen Titeln Euch immer zu nennen, fällt der Zunge bei weitem nicht ſo bequem, obwohl ich mich gern immer wieder daran erinnert ſehe, daß jetzt mein geſammtes Kriegsheer in allen ſeinen Waffengattungen unter Eurem Oberbefehl ſteht. In der That, Fürſt, ich fange an neidiſch zu werden, daß man Euch jetzt von allen Seiten mit Auszeichnungen überhäuft und damit meinen unveränderlich beſtehenden Verbindlichkeiten gegen Euch zuvorkommt. Auch Prinz Heinrich, der jetzt als lieber Freund bei uns verweilt, hat Euch, wie ich höre, ein angenehmes Angebinde aus den Händen des Königs von Preußen überbracht, worüber ich mich herzlich gefreut habe.

Ach ja, entgegnete Fürſt Potemkin lachend, der König Friedrich II. von Preußen iſt ſehr gütig gegen mich geweſen. Er hat mir durch den Prinzen Heinrich ſeinen ſchwarzen Adler-Orden überſandt, und das dünkt mich, mit Eurer Erlaubniß, gnädigſte Czarin, etwas mesquin zu ſein. Sein Orden kann nur dadurch geehrt werden, daß ihn Fürſt Potemkin an ſeiner Bruſt

trägt, und es iſt ein Ding, das dem König von Preußen nicht mehr als einige Louisd'ors koſtet. Dieſer geizige und ökonomiſche Monarch verlangt meinen Beiſtand für die Pläne der preußiſchen Politik, und möchte mich zu ſeinem Klopffechter gegen Oeſterreich dingen. Dafür wirft er mir einen Orden in's Knopfloch, und läßt mir durch das Anerbieten ſeiner Protection ſchmeicheln, indem er mir zu verſtehen giebt, daß er alle meine Wünſche kenne, und daß er für mich eintreten werde, um mich einſt zum Herzog von Kurland oder meinetwegen auch zum König von Polen zu machen. Man kann nicht ſchäbiger ſein, als dieſer Friedrich der Große, dieſer tabackſchnupfende Cyniker, der im durchlöcherten Philoſophen-Mantel auf ſeinem Thron kauert und die Lage der Welt nach ſeinen Verdauungs-Beſchwerden und ſeinen ſchöngeiſtigen Lucubrationen entſcheiden möchte. Dieſer Monarch hat kein Geld, und denkt mich, den Potemkin, mit leeren Verſprechungen ködern zu können.

Ich finde Euch über die Maßen erzürnt auf den König von Preußen, Potemkin, erwiederte die Czarin mit einigem Erſtaunen. Euren ätzenden Bemerkungen haben mein Ohr und Herz ſtets nur allzu ſehr offen geſtanden, aber auf der Waagſchale meiner beſten und

wohlbedachtesten Entschließungen neigt sich das Zünglein jetzt mehr als je zu Preußen hin. Rußland wird einstweilen mit Preußen gehen, wenn sich die Lage der Dinge nicht gewaltig ändern sollte, denn darum können wir nicht anders über den österreichischen Hof denken, weil Ihr durch die Gunst desselben den deutschen Fürstentitel empfangen habt.

Potemkin biß sich mit einer empfindlichen Bewegung auf die Lippen und schwieg. Nach einiger Zeit sagte er: Die Czarin wird den Potemkin doch nicht für einen solchen Thoren halten, daß er sich auf einen deutschen Fürstentitel etwas einbildete. Ein Titel ist nur der bestgewählte Domino, in dem man sich auf die alberne Redoute dieses Lebens begiebt, oder er ist nur der nothwendige Lappen, mit dem man sich seine Blöße deckt. Wenn ich auf irgend einen Rang, den ich bekleide, stolz bin, so ist es der, seit Kurzem der Chef Euerer persönlichen Angelegenheiten geworden zu sein, meine gnädigste Czarin! Obwohl ich mich früher zärtlicherer Titel bei Euch rühmen durfte, so ist mir doch das beneidenswerthe Vorrecht geworden, Euch nahe zu bleiben, und den nothwendigsten Zerstreuungen der Czarin eine feste Organisation geben zu dürfen. Aber ich muß Euch bei dieser Gelegenheit doch gestehen, daß

mir das Favoritat in diesem Augenblick nicht mehr ausreichend besetzt scheint. Wir werden den jungen Sawadowsky durch einen Andern abwechseln müssen, denn dieser junge Herr, der immer nur ein eleganter Bureaukrat und Geschäftsmann war und dem von Natur allen Genialen fehlte, muß mit der Zeit langeweile einflößen und dadurch sehr ermüden. Ich würde Eure Majestät um die Erlaubniß bitten, Ihnen einen andern Vorschlag machen zu dürfen.

Fürst Potemkin ist und bleibt ein feiner Kopf, entgegnete die Czarin mit einem schmeichelhaften Ausdruck für ihn. Gewiß habt Ihr schon davon gehört, daß ich den Herrn von Sawadowski zum Geheimen Rath in meinem Cabinet habe ernennen lassen, und ihn nicht mehr als Privat-Secretair in meiner unmittelbaren Nähe zu behalten gedenke. Daraus habt Ihr Euch einen Vers gemacht und mir denselben jetzt mit der Miene eines treuen Schäfers vorgesungen. Nicht wahr, ich durchschaue immer noch Eure durchtriebenen Listen, mit denen Ihr mir Eure allerliebsten kleinen Gaukeleien vermacht.

Potemkin lachte in seiner drolligen Weise und entgegnete: Nun, Czarin, mir ist es ziemlich gleich, wenn Ihr den Herrn von Sawadowsky zum Geheimen Rath

gemacht habt, vorausgesetzt, daß Ihr mit demselben nicht mehr arbeiten wollt. Denn Herr von Sawadowsky neigte sich in der letzten Zeit zu sehr der preußischen Partei hier am Hofe zu, als daß ich ihn noch länger in einem so nahen Einfluß auf Eure erhabene Person sehen möchte. Da ich aber einen bessern Mann zu der erledigten Stelle Eures Privat-Secretairs bereits gefunden habe, so ist es meine Pflicht, Euch mit diesem Vorschlag, selbst auf Kosten Eurer mir unverlierbaren Gnade, nahe zu treten.

Die Czarin sah ihn ungewiß und zweifelhaft an. Dann trat eine sichtliche Spannung in ihren Mienen hervor, ihre Augen blickten feuriger umher und blieben auf Potemkin mit einem seltsamen Ausdruck haften.

Potemkin stellte sich jetzt ruhig vor die Czarin hin und bat um die Erlaubniß, sich auf einen Augenblick in das Vorzimmer entfernen zu dürfen, wohin er eine Person bestellt habe, die er gleichzeitig der Czarin vorzustellen wünsche.

Katharina nickte ihm flüchtig zu und trat an das Fenster, in dessen Nische ein kleiner, halb arrangirter Schachtisch stand. Die Czarin, nachdenklich in sich versenkt, begann sich jetzt mit dem Schachbrett zu beschäftigen und auf demselben die Figuren vollständig

aufzusetzen, was ihr Vergnügen machte, selbst zu besorgen. Sie schien heut Morgen eine Partie Schach, worin sie eine große Meisterschaft besaß, mit dem Fürsten Potemkin beabsichtigt zu haben, und harrte darum jetzt der Rückkehr des Fürsten mit einiger Ungeduld entgegen.

Potemkin hatte im Vorzimmer die Personen angetroffen, die er suchte. Es war ein junger Mann in der Uniform eines Husaren-Offiziers, der sich ihm dort mit einem sehr unterwürfigen Wesen vorstellte, und den Potemkin mit übermüthiger Protection willkommen hieß, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte und sein Aussehen wie das eines Rekruten musterte. Im Hintergrunde stand eine Dame in der ausgesuchtesten und vornehmsten Toilette, die sich jetzt mit einigem Geräusch näherte und den Fürsten Potemkin auf eine ziemlich derbe Weise bei der Hand ergriff. Ungeachtet der kostbaren und überreichen Stoffe, in denen diese Dame gekleidet erschien, trat doch das abstoßende fürchterliche Gesicht der Elisabeth Zoritsch, mit welcher Potemkin in einem heimlichen und so grauenhaften Verhältniß stand, unverkennbar hervor.

Hier bringe ich Euch nun meinen Neffen, den lieben Peter Zoritsch, sagte Elisabeth, dem Fürsten mit einer

großen Vertraulichkeit nahe tretend. Ihr habt ihn schon bei mir gesehen, den schmucken Jungen, und nicht wahr, er sieht jetzt noch besser aus, seitdem wir ihn zum Husaren-Offizier gemacht und ihm die stattliche Uniform angezogen haben. Seht nur diese Taille, welche der prächtige große Kerl in der Uniform hat, und wodurch Alles, was er Schönes an sich hat, so ausnehmend hervorgehoben wird. Stellt ihn jetzt nur der Czarin vor, mein liebes Fürstchen, und Ihr werdet sehen, daß er angenommen wird. Der hübsche Junge kann es hier noch weit bringen und kann uns Allen nützen, auch Euch mit inbegriffen, Potemkin, denn wenn Ihr auch hoch steht, so kann man doch auch sehr hoch herunterfallen, wie die Erfahrung in Rußland alle Tage gelehrt hat, und man kann einen guten Jungen brauchen, der seinen Einfluß auf die Czarin tüchtig zu behaupten weiß.

Ich habe allerdings einen Posten bei der Czarin, für welchen ich Euch, Peter Zoritsch, empfohlen habe, und die Czarin hat gnädigst eingewilligt, Euch heut zu sehen, sagte Potemkin, indem auf seinem Gesicht einige Schatten des Unmuths heraufzogen. Denn es schien ihn sehr zu verdrießen, daß Elisabeth Zoritsch in ihren Bemühungen fortfuhr, ihm zuvringliche Vertraulichkeiten

zu erweiſen und ſich ſo zu gebärden, als wenn ſie die innigſten und nächſten Anrechte auf den Fürſten hätte.

Ihr hättet nicht mitkommen ſollen, Eliſabeth Zoritſch, ſagte Petrukin ſtreng, indem er ihre Hände von ſeinem Arm abzuſtreifen ſuchte. Es iſt dies ſogar wider die Abrede, die wir mit einander getroffen hatten, denn ich erwartete, den Herrn Peter hier allein eintreffen zu ſehen. Euere Begleitung kann Allem ſchaden, was wir zu erreichen hoffen. Ihr wißt, die Czarin liebt es nicht, Euch zu begegnen, und Ihr gehört zu denjenigen Erinnerungen, die ſich nicht aufdrängen dürfen. Wir haben darum ſo gut für Euch geſorgt, und Euch ein ſchönes Haus in der Vorſtadt von Petersburg geſchenkt, damit Ihr es angenehm finden ſollt, zu Hauſe zu bleiben, und uns nicht ſo viel über den Weg zu laufen, meine gute Eliſabeth Zoritſch. Ihr müßt doch geſtehen, daß Ihr jetzt um Einiges beſſer wohnt, als damals im ſichern Hauſe zu Moskau, in dem Ihr doch Sitzfleiſch genug hattet, zum auszuhalten, und in dem Ihr noch immer ruhig ausharrtet, wenn ich nicht gekommen wäre, Euch abzuholen. Werdet Ihr aber wieder ſo unruhig und läufiſch, ſo müßten wir allerdings darauf Bedacht nehmen,

Während die Reformation das erbauliche, gemüthliche, wissenschaftliche und rednerische Element der deutschen Sprache in Bewegung setzte, blieb auch ihr speculativer Charakter nicht unberührt von dieser Zeit. Die merkwürdigen Schriften des Sebastian Franke, aus Donauwörth in Schwaben, über dessen persönlichem Leben ein Dunkel liegt, bildeten die philosophische Diction aus und bereicherten sie mit Manchem, was ihr noch heut für die subtile Gedankenbezeichnung geblieben. Durch seine metaphysische Behandlung des Christenthums, mit dem er neuplatonische Ideen, besonders die Lehre von der Weltseele, zu verschmelzen suchte, verhielt er sich eigentlich in einem feindlichen Gegensatz zu den Reformatoren. Dies Bestreben brachte auch in seine Sprache eigenthümliche Combinationen, obwohl der Geist Tauler's, der unverkennbar auf ihn wirkte, auch darin seinen Einfluß auf ihn geübt hat. Franke war ein gewandter und witziger Kopf, wie er in seinem sehr prägnant geschriebenen Commentar deutscher Sprüchwörter, die auch er gesammelt, beweisen, und sein feinsinniger Takt bemeisterte sich der deutschen Sprache besonders in

Euch wieder auf ähnliche Weise, wie in Moskau, Ruhe finden zu lassen.

Elisabeth Zoritsch erblaßte bei dieser ihr so unverholen ausgesprochenen Drohung, sie faßte sich aber bald wieder, und sagte lachend: Der Potemkin ist ein Narr und durchtriebener Spaßmacher, haben wir ihn doch schon vor Jahren so gekannt, als er noch Fähnrich zu sein geruhte, und ganz gern ein warmes Abendbrot bei mir einnahm. Mit dem Jungen hier mußte ich aber mitkommen, da der Peter, obwohl er sich schon Manches in der Welt versucht hat, sich gar nicht hineingetraut hätte in das Palais. So wollte ich ihn denn wenigstens selbst in Eure Hände abliefern, Fürstchen, und nun habt Ihr ihn, und nun mögt Ihr mit ihm machen, was Ihr wollt. Jetzt aber trolle ich mich auch flugs wieder, und Ihr dürft überzeugt sein, daß Ihr mir sobald nicht wieder begegnen werdet.

Potemkin mußte es sich gefallen lassen, daß sie abermals ihm ganz nahe trat, und ihm mit ihren rauhen, nicht ganz saubern Händen zärtlich die Wangen streichelte. Du bist ein leckerer Zeisig, Potemkin, sagte sie. Wie weit wirst Du es nicht noch bringen in Rußland. Jetzt sorgst Du schon dafür, daß die Czarin nur immer die schönsten Männer in ihren Diensten

habe. Man sagt, daß das ein verteufelt gutes Geschäft sein soll, und Du bekämest 400 Silber-Rubel baar von Jedem, dem Du zu einer solchen Anstellung bei der Czarin verholfen hättest. Diesen Appetit wirst Du Dir nun bei uns vergehen lassen müssen, mein guter Schlucker. Wir sind arme Leute, und mein Neffe hat nichts als seine schönen, prächtigen Glieder maßen, die ich ihm indeß, als er ganz elend und verfallen zu mir kam, erst habe durch gute Kost wieder herausstaffiren lassen müssen. Er kam ja von der Galeere in Constantinopel, wo er lange als Gefangener gesessen, und die bösen Menschen ihn gottesjämmerlich zugerichtet haben.*)

Fürst Potemkin legte erschrocken seinen Finger auf den Mund, und zog dann seine Börse hervor, welche er seiner unangenehmen Freundin überreichte.

Da, nehmt, sagte er. Ihr findet in dieser Börse in Goldstücken mehr als 400 Silber-Rubel, und diese Summe soll Euer sein, Elisabeth, wenn Ihr mir versprecht, Euch zusammenzunehmen, endlich vorsichtiger zu werden, und Eurer Zunge, die wie ein tolles Roß mit Euch durchgeht, einen Zaum anzulegen. Unser Freund,

*) Masson: Mémoires secrets sur la Russie I. 156.

der Peter Zoritsch, ist jetzt ein ganz anständiger Cavalier geworden, und man spricht nicht vom Bagno in Constantinopel, wenn man es mit einem Biedermann zu thun hat, wie Euer Neffe ist, für den ich mich verbürge. Seitdem ich Euch zuerst zufällig sah, Herr Peter Zoritsch, und Eure glänzenden Gaben betrachtete, die sich in Eurer herkulischen Figur ausprägten, dämmerte mir sogleich der Gedanke auf, daß Ihr zu gewaltigen Dingen berufen sein könntet. Heut ist nun der große Tag erschienen, wo ich Euch unserer gnädigsten Czarin vorstellen will. Die Papiere, die ich über Euch vorlegen will, sprechen es auf das Allerbeste aus, daß Ihr ein Serbier von vornehmer Abstammung seid, der seit seiner Kindheit von dem Wunsche glühte, in die Dienste der Czarin zu treten. Ich würde diesen Umstand gern verschwiegen haben, denn die Czarin liebt es eigentlich nicht, Ausländer in ihren Diensten zu haben. Aber man darf unserer angebeteten Gebieterin nichts vormachen, sie hat einen untrüglichen Sinn, ich möchte fast sagen, einen Instinct für Nationalitäten, und sie kann es von Weitem riechen, was ein Franzose, ein Deutscher, ein Serbier oder ein Russe ist. Und nun komm, und spitze die Ohren, mein Sohn! Du sollst jetzt mit mir zur Czarin hinein-

geben! Habe nur Muth und Vertrauen zu Dir selbst, denn Du bist wahrhaftig ein schöner Kerl, und stelle Dich recht stramm und ein bischen breitbeinig vor der Czarin auf, und thue recht kühn und trotzig, als wenn Du die ganze Welt verschlingen könntest, sobald Du nur wolltest.

Peter Zeritsch brach bei dieser Aufmunterung, welche ihm Fürst Potemkin zu Theil werden ließ, in ein lautes Gelächter aus, das ziemlich albern und roh erklang, und den Fürsten Potemkin einen Augenblick stutzig machte.

Nein, sagte er kopfschüttelnd, indem er an dem jungen Manne, der sich wie zur Probe in Positur gestellt hatte, mit prüfendem Blick einige Male vorüberschritt und ihn genau betrachtete, auch die Haltung seines Kopfes durch eigenhändiges Hin- und Herrücken desselben zu verbessern suchte. Ein so dummes Gesicht darfst Du nicht machen, wenn Du auf die Czarin einen guten Eindruck machen willst. Lächele nicht so einfältig, Du dummer Esel, oder Du verdirbst Alles wieder, was Deine Gestalt gut gemacht hat, oder Gutes hoffen läßt. Leute, wie Du, kleidet ein tiefer Ernst bei weitem besser. Man denkt dann Wunder, was dahinter steckt, und die Czarin ist selbst eine der ge-

scheidtesten Frauen, die es je auf der Welt gegeben hat. Verkneife Dir also, mein Freund, die unsägliche Albernheit, die Du in Deinem Gesicht trägst, und sieh etwas pfiffig, meinetwegen auch malizièS aus. Das wird Dir immer noch mehr den Anstrich eines vernünftigen und auch respectabeln Kerls geben, als dieses erbärmliche Lächeln, in dem sich Deine Mundwinkel noch immer verziehn. —

Nachdem der Chef des Favorisats, gleich einem General, der zu seinem Rekruten spricht, diese energische Anrede an Peter Zoritsch gehalten, schüttelte er denselben noch einmal vor der Brust, und gab ihm dann die Weisung, unmittelbar hinter ihm zu folgen, indem Potemkin jetzt rasch voranschritt. Dabei fiel der Blick des Fürsten im Vorübergehen noch einmal auf Elisabeth Zoritsch, die ungeachtet der vornehmen und von Schmuck strahlenden Kleidung, die sie seit Kurzem angelegt hatte, in der Stellung eines gemeinen Bettelweibes an der Erde kauerte, und die Börse Potemkins in ihrer Hand hielt, aus der sie die darin enthaltenen Goldstücke auf dem Boden aufgezählt hatte.

Sie zählte und betrachtete dieselben mit gierig blitzenden Augen, als der strenge, zürnende Blick Potemkins sie traf, den Elisabeth Zoritsch sehr wohl ver-

stand. Sie sprang rasch empor, und raffte die ausgestreuten Goldstücke an sich, indem sie dieselben sorgfältig wieder in die Börse steckte. Denn sie begriff, daß der Fürst sie nicht länger an diesem Ort sehen wollte, und daß es seinen ganzen Zorn wagen hieß, wenn sie diesem Willen widerstrebte; wozu Elisabeth Zoritsch sich um so weniger entschloß, da sie die glänzende Freigebigkeit des Fürsten gegen sie soeben erst wieder erfahren hatte. Es verging daher keine Secunde mehr, und Elisabeth Zoritsch hatte die Thür gewonnen und sich ebenso rasch zum Palais hinaus entfernt.

Inzwischen war Potemkin mit Peter Zoritsch in das Cabinet der Czarin eingetreten, und hatte sich der Person Katharina's genähert, nachdem er seinen Begleiter, der etwas zu zagen anfing, unweit der Thür in einer ziemlich guten Haltung aufgestellt hatte.

Die Czarin war eben damit fertig geworden, die Schachfiguren auf dem Brett zu ordnen, und kehrte sich jetzt mit einiger Neugierde den Eintretenden entgegen. Sie nickte dem Fürsten einverständnißvoll zu, und ließ ihre Augen dann langsam und genau prüfend an der großen, prächtigen Gestalt des Peter Zoritsch heruntergleiten.

Jetzt, wie in einer wunderbaren Ueberraschung, von der sie sich getroffen fühlte, faßte sie sich plötzlich an die Stirn, und hielt ihren rechten Zeigefinger eine Zeitlang sinnend über den Augen still. Nun trat sie mit einer raschen, fast pfeilgeschwinden Bewegung näher zu dem jungen Mann hin und betrachtete ihn noch aufmerksamer und genauer.

Peter schien in einige Verlegenheit und Unruhe über dies unverwandte Anstarren zu gerathen, und machte, der Anweisung des Fürsten sich erinnernd, ein sehr ernstes und fast böses Gesicht dazu. Inzwischen hatte ihn Potemkin als den jungen vornehmen Serbier vorgestellt, der nichts sehnlicher begehre als in die Dienste der Czarin eintreten zu dürfen, und für dessen frühere Verhältnisse er, Potemkin, die sprechendsten Zeugnisse in Händen habe, wie er auch alle und jede Verantwortung für ihn übernehme.

Peter Zoritsch schien einen ungemein günstigen Eindruck auf die Czarin hervorgebracht zu haben, welche ihm dies durch ein nochmaliges freundliches Anblicken und durch ein gnädiges Berühren seiner Hand mit ihren Fingern zu erkennen gab.

Ihr haltet Euch geeignet, um die erledigte Stelle eines Secretairs in meinem Cabinet zu übernehmen?

fragte dann Katharina, mit ſichtlicher Mühe in einen officiellen Ton übergehend.

Der junge Mann hatte ſich jetzt geſammelt, und ſagte mit einer feſten, zuverſichtlichen Haltung: Ich bin bis jetzt Soldat geweſen, Majeſtät, und habe dem Feinde gegenüber immer ſicher, und ohne zu weichen und zu fehlen, auf dem Poſten geſtanden. Wenn ich dem Feinde gegenüber zuverläſſig geweſen, wie ſollte ich es nicht noch mehr der angebeteten Czarin gegenüber ſein? Zu der Czarin ſtreben alle meine Gedanken, alle meine Wünſche, und auf unſerm Dorf hat es mir eine Zigeunerin prophezeit, daß mir einſt ein ungeheures Glück geſchehen und ich zu den Füßen der ſchönen großen Czarin niederknieen würde, um ihre Gnade auf meinem Haupt zu empfangen.

Donnerwetter! rief Fürſt Potemkin, ſich ſelbſt vergeſſend, indem er mit einer erſtaunten und verblüfften Miene den Andern anblickte.

Er kann ordentlich eine geſcheidte Antwort geben, murmelte er weiter zwiſchen den Zähnen. Das hätte ich dieſem Rhinozeros nicht einmal zugetraut! Ich glaube, ma foi, es giebt Leute, die auch aus Dummheit kluge Antworten geben, und dies iſt hier ſo ein

Strick. Es iſt einmal eine infame Welt, wo auch die einfältigen Leute glänzen können.

Die Czarin hatte nichts von dieſen vor ſich hin gemurmelten Aeußerungen Potemkins vernommen. Sie ſtand noch immer vertieft in die Anſchauung ihres neuen Privatſecretairs, und konnte ſich noch nicht entſchließen, ihre Augen von der ſie wunderbar reizenden Erſcheinung des jungen Mannes wieder abzuwenden.

Endlich ſagte ſie, ſich zuſammennehmend: Mein Herr Peter Zoritſch, melden Sie Sich ſogleich bei meinem Staatsminiſter, dem Grafen Panin, und berufen Sie Sich auf Alles, was Ihnen der Fürſt geſagt hat. Der Miniſter ſoll mir noch heut einen Vortrag über Sie abſtatten, denn wir müſſen unſer Verhältniß ganz geſchäftsmäßig nehmen, mein Lieber. Adieu, adieu, ich wünſche Sie recht bald bei mir zu ſehen, ſagen Sie das dem Grafen Panin.

Damit entließ ihn Katharina, unter ſprechenden, ihre ganze Zufriedenheit ausdrückenden Blicken.

Dann ſagte ſie, nachdem Peter Zoritſch abgetreten war, zu Potemkin, ihm die Hand reichend: Brave, Fürſt! Diesmal haben Sie Sich ſelbſt übertroffen. Mein Gott, das iſt ja ein wahrer Adonis, den Sie da aufgetrieben haben. Wie in aller Welt iſt Ihnen

denn das möglich geworden? Und wenn ich Reisende in alle Welt ausgesandt hätte, sie würden mir ein solches Exemplar nicht angeschafft haben, wie Ihr es, mein Fürst, so rasch, mit so vieler Grazie und mit einer gewissen spielerischen Liebenswürdigkeit gethan. In der That, Fürst, ich sehe, daß Ihr mein wahrer Freund seid, und daß ich nur Euch habe, auf den ich mich wahrhaft verlassen kann an diesem ganzen großen Hofe!

Sie breitete dabei ihre Arme aus und zog den Fürsten mit einer stürmischen Inbrunst an sich, indem sie ihn lange umfaßt hielt. Potemkin konnte nicht auf eine Abkürzung dieses Genusses dringen, obwohl ihm in der allzustark pressenden Umarmung das Athmen schwer wurde. Aber er gestand sich insgeheim, daß er triumphiren könne, weil er jetzt eine so richtige, kluge und einzig und allein vortheilhafte Stellung bei der hohen Czarin einzunehmen gewußt. Denn seitdem er darauf verzichtet, der Czarin Favorit zu sein, und er nur als administrativer Chef des Favorisats sich thätig zu zeigen strebte, hatte er die wechselnden und quälenden Launen Katharina's nicht mehr zu erdulden, vielmehr war sie abhängiger von ihm geworden, und er durfte annehmen, daß seine Stellung bei ihrer Person ihr jetzt erst ganz unentbehrlich sei, und weder durch

der Auffindung neuer Wörter für abstracte Vorstellungen mit großem Glück. Wörter wie *außdruck*, *gemainnützig*, *selbsſtändig*, *ſpizfindigkeit*, *aigenthumb*, *zeitlos*, *begirdlos*, und viele ähnliche, wurden durch ihn zuerſt in Umlauf geſetzt und ſeitdem durch keine treffenderen Bezeichnungen verdrängt. Auch durch geniale Wendungen des Stils zeichnet ſich Sebaſtian Franke hin und wieder aus. Seine theologiſchen Abhandlungen, ſeine Ueberſetzungen des Lobes der Narrheit von Erasmus von Rotterdam, der Eitelkeit menſchlicher Künſte von Corn. Agrippa, ſind das Wichtigſte, was für uns hieher gehört, doch hat auch ſeine Weltchronik oder Geſchichtbibel, die vom Anbeginn der Dinge bis zum Jahre 1591 fortgeführt iſt und auch in dieſem Jahre zuerſt gedruckt erſchien, manche Verdienſte der Darſtellung, und iſt ſchon als die erſte in deutſcher Sprache geſchriebene Univerſalgeſchichte dieſer Art merkwürdig. Leſſing beſchäftigte ſich viel mit Frankens Schriften, auch ihres Inhalts wegen, und es wäre zu wünſchen, daß neuerdings einige ausführlichere Auszüge in irgend einer Form von ihm gegeben würden. Hier kön-

Liebesconflicte noch durch Hofintriguen mehr erschüttert werden könne.

Katharina war wieder von ihrem ehemaligen Günstling zurückgetreten, und schaute in der schwärmerischen und träumerischen Extase, welche sie noch beherrschte, umher. Ihr Blick war auf das Schachbrett gefallen, das in der Fensternische stand und mit den von ihrer eigenen Hand aufgebauten Figuren ihr zuzuwinken schien.

Die Czarin zeigte mit ihrer weißen Hand auf das Schachbrett hin und sagte zu dem Fürsten: Was meint Ihr, Potemkin? Ich hatte Euch schon heute Morgen einladen wollen, sich mit mir einmal wieder zu unserm geliebten Schach niederzusetzen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man bei dem Schach sich am meisten abkühlt und beruhigt, und die Phantasie, die zu übermächtig in uns werden will, auf ein gewisses Maaß wieder zurückbringt. Außerdem wißt Ihr, daß ich ein großes Wohlgefallen daran finde, mit Euch so oft als möglich auf den Feldern des Schachbrettes mich zu messen.

Man setzte sich um den Tisch, und die Czarin, die vor Aufregung heftig athmete, knöpfte sich noch einige Busenschleifen los, um sich zu erleichtern, worauf sie ruhiger dem Spiel sich hingab und den von ihr ent

worfenen Plan mit ausſchließlicher Aufmerkſamkeit verfolgte.

Es war dies das einzige Spiel, welches der Fürſt gut und mit einiger Aufmerkſamkeit ſpielte, und wobei er die beſtändige Unruhe ſeines Weſens bis zu einer meiſterlichen Berechnung zu überwinden wußte.

Die Czarin wird nun wieder mit ihrem getreueſten Knecht Potemkin recht viele Nachſicht üben müſſen, ſagte der Fürſt nach einigen Zügen, indem er zerſtreut zu werden anfing. Mit der meiſterlichen Ruhe, mit der Euere Majeſtät das Schach ziehen, kann der Potemkin nun einmal nicht aufwarten. Der Potemkin ſpielt bekanntlich das Schach, als wenn er ſich mitten im Türkenkriege befände, und wenn es nicht gleich Kopfab hergeht, fängt ihn das Ding zu verdrießen an.

Katharina, mit dem größten Eifer nur an ihr Spiel denkend, ſtützte ihren Kopf nachdenklich in den Arm und ſagte dann: Sie drängen alſo ſchon wieder zum Türkenkriege, Fürſt? Aber ich fürchte, Sie haben Ihre Königin zu früh herausgezogen und dadurch exponirt, indem ich ihr ſchon jetzt durch meinen offen gewordenen Läufer Schach bieten kann. Sie ſehen, man kann den Krieg nur anfangen bei großer Vorſicht,

und wenn man ſich erſt vollſtändig zum Herrn der Situation gemacht hat.

Ei, entgegnete Potemkin, der jetzt raſch ſeinen ganzen Schacheifer wiedergefunden hatte, ich tauſche Ihren Läufer mit dem meinigen ab, meine Königin wird dadurch wieder frei, was ſagen Sie nun, meine allergnädigſte Czarin?

Die Czarin ſchwieg, und that mit allem Anſchein einer großen Ueberlegtheit einen neuen Zug.

Potemkin bemerkte nach einigem Zögern: Ew. Majeſtät nehmen mir zwar jetzt meinen Läufer mit Ihrem König hinweg, aber meine Königin erhält dadurch die erſehnte Gelegenheit, Ihrem König auf eine eclatante Weiſe Schach zu bieten. Hurrah, der Krieg geht jetzt los, der Halbmond zittert. Wanke nur gleich einen Schritt zurück, mein guter Muſelmann, denn ſobald meine chriſtliche Königin nur will, kannſt Du Dich nicht mehr halten in Deiner übermüthigen Poſition!

Katharina ſchien jetzt dieſer eingeſtreuten Pointen Potemkins überdrüſſig zu werden und ſagte mit einiger Empfindlichkeit im Ton: Warum mein armer unſchuldig verfolgter König gerade der Muſelmann ſelbſt ſein ſoll, will mir nicht recht einleuchten. Laſſen Sie ſich durch meinen Springer, der jetzt meine Königin ſchützt

und Ihrer Königin ein gardez zuruft, davor warnen, die Politik auf das Schachbrett zu verpflanzen, denn, mein Herr, es dürfte Ihnen mit allen Ihren scharfsinnigen Combinationen übel ergehen!

Ein Springer schreckt mich nicht, rief Potemkin, der jetzt auch immer eifriger wurde. Und wenn es der wackelköpfige Panin selber mit seinem politischen Weisheitszahn wäre. Das kleine Paninchen hat sich die Erhaltung der Türkei in den Kopf gesetzt, aber meine große Czarin, in Ihrem angebornen göttlichen Muth, läßt sich durch diese Position der Philister nicht irre machen, sie tauscht dort ihre Gegen-Königin ab, und gewinnt dadurch den Schlüssel, um verhängnißvoll in das Land des Feindes einzufallen, gleich als ob wir die Krim nähmen, um dann mit Einem Schlage die Herrschaft über das schwarze Meer zu haben und dem faulen Muselmann in Konstantinopel das Garaus zu machen.

Die Czarin brach jetzt in eine ärgerliche Laune aus und sagte heftig: Spielen Sie doch endlich ernsthaft, Fürst, das Schach kann uns sonst unmöglich Vergnügen gewähren. Da Sie meinen König zum Muselmann gemacht haben, so muß ich Ihnen sagen, daß der Muselmann nicht so verlassen und hülflos dasteht,

als Sie wähnen. Er wird Bundesgenossen um sich herumziehen, die Ihnen den Zugang wehren und Sie mit Aufgebot aller Kräfte wieder nach Hause senden werden.

Oh, rief Potemkin lachend, indem er den Zug der Czarin abwartete, die hohe Czarin denkt an Frankreich und Preußen, aber beim heiligen Rurik, die Allianz Rußlands mit Frankreich, Preußen und der Pforte, von der jetzt Viele behaupten, daß sie in der Luft schwebe, und wozu man vielleicht bald Euere Majestät zu überreden wagen will, ist nur eine Seifenblase, die von einem kindischen Verstand in die Höhe gewirbelt wird. Sollte König Friedrich jetzt oder später etwas vorzuschlagen sich erkühnen, was die Erhaltung der Türkei bezweckt und was der Bestimmung Rußlands in's Gesicht schlagen würde, so möchte die ganze Sache freilich nur bald mit der Zerschmetterung der ganzen preußischen Herrlichkeit endigen können!

Ich mag dergleichen jetzt nicht, entgegnete die Czarin mit gedämpftem Zorn. Ich sprach von meinem Läufer und meinem Thurm, aber nicht von Frankreich und Preußen.

Katharina that jetzt ihren längst erwogenen Zug, und ergötzte sich sichtlich an der Ueberraschung, die

darüber auf dem Geſicht ihres Schachgegners hervortrat. Der Zug ſchien in der That k bedeutend, daß Potemkin jetzt in ſeiner höchſt drolligen Weiſe zu knurren und laut zu lamentiren anfing.

Dann fuhr er, ſich von Neuem in das Spiel vertiefend, nach einiger Zeit fort: Aber auch ich, Czarin, bringe jetzt einen Bundesgenoſſen heraus, der weſentlich in's Gewicht fallen wird. Es iſt mein Thurm, den ich hier die Ehre habe, in's Feld zu führen. Denn ohne eine gute Allianz kann man allerdings in gefährlichen Zeiten nichts machen. Ich nenne meinen Thurm nicht Preußen, ſondern ich nenne ihn Joſeph, Kaiſer von Oeſterreich, wenn es Euren Kaiſerlichen Majeſtät gefällig iſt.

Katharina hielt ſich jetzt nicht länger. Sie ſtieß die Schachfiguren dem Fürſten vor der Naſe um und ſprang heftig auf.

Man kann heut nicht mit Ihnen beſtehen, Fürſt Potemkin! rief ſie, einige Schritte auf- und niedergehend. Auf eine Mußeſtunde mit Ihnen hatte ich mich herzlich gefreut, aber, wie es mir ſcheint, war es Ihr Entſchluß, mir heut mit Ihren beſtändigen Inſinuationen die gute Laune zu verderben. Nun, laſſen wir es gut ſein, an der Partie war nichts Vernünfti-

ges mehr daran geblieben, und wir entſchädigen uns leicht ein anderes Mal für die verlorene Mühe!

In dieſem Augenblick wurde gemeldet, daß der Prinz Heinrich von Preußen draußen in den Vorgemächern der Czarin erſchienen ſei und der Audienz, zu der er befohlen worden, entgegen harre.

Auf dem Geſicht der Czarin glänzte bei dieſer Meldung ein heiterer und zufriedener Zug auf. Sie näherte ſich dem Fürſten und reichte ihm mit einer herzlichen Bewegung die Hand.

Soyons amis, Cinna, ſagte ſie dann gutmüthig, ihm die Hand ſchüttelnd.

Fürſt Potemkin begriff, daß Katharina in der Audienz mit dem Prinzen Heinrich allein zu bleiben wünſche und ihn deshalb auf eine ſo gefällige Weiſe verabſchiede. Er folgte ſogleich dem erhaltenen Wink und grüßte die Czarin beim Abtreten mit dieſem Gemiſch von Unterwürfigkeit, Drolligkeit und Komik in ſeinem Weſen, welche auf die Czarin niemals ihre Wirkung verfehlte und ihre Stimmung immer wieder ſofort zu ſeinen Gunſten lenkte.

V.

Jetzt trat Prinz Heinrich herein, bewillkommt von den freundlichen und erwartungsvollen Grüßen der Czarin, die ihm rasch entgegen trat.

Sie bringen etwas Neues, Prinz, ich sehe es an Ihrem Blick, rief die Czarin freudig, und wies, sich niedersetzend, ihm seinen Platz in dem Lehnstuhl neben sich bei der Ottomane an.

Allerdings, meine allergnädigste Czarin, erwiederte Prinz Heinrich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. Mein Courier aus Potsdam ist angekommen. Die Nachrichten, welche er von meinem Bruder, dem König, mitgebracht hat, sind von der allergünstigsten Art und entsprechen ganz und gar den Erwartungen, welche die hohe Czarina hegen durfte.

Und nun? fragte Katharina begierig. Kann ich auf die Unterstützung des Königs Friedrich rechnen, um diese Heirath zu Stande zu bringen, die mir in der That am Herzen liegt?

Der König, mein Bruder, entgegnete Prinz Heinrich, ganz erfüllt von dem Gedanken, Alles zu ergreifen, was die Bande zwischen Rußland und Preußen irgend bestätigen, befestigen und womöglich noch inniger schlingen könnte, ist zu jeder vermittelnden Thätigkeit nach dem Wunsche der hohen Czarin nicht nur bereit, sondern er hat dieselbe, wie er mir meldet, schon sogleich begonnen. Er wird Alles daran setzen, die Heirath, die auch Er im höchsten Grade billigt und glücklich findet, zu Stande zu bringen. Er wird selbst mit dem jungen Prinzen von Hessen-Darmstadt sprechen, dessen Liebe für die Prinzessin von Würtemberg der König kennt, und er hält sich überzeugt, daß, wie die Liebe überhaupt leicht gegen die andere Waagschaale wiegt, auf welcher die politischen Interessen ruhen, so auch die nothwendigen Entschlüsse des jungen Prinzen keinen Augenblick lang schwanken werden. Zugleich habe ich die Ehre, im Namen meines Bruders Euerer Kaiserlichen Majestät die Mittheilung zu machen, daß die Einigung mit den hohen Eltern der Prinzessin von

Würtemberg bereits erfolgt ist. Diese sehen natürlich in der bevorstehenden Erhebung ihrer Tochter das höchste Glück, dessen sie je für sich und die Prinzessin Tochter theilhaftig werden zu können hoffen. Zugleich ladet der König, mit Eurer Majestät Erlaubniß, den Großfürsten Paul auf das Angelegentlichste ein, nach Berlin zu kommen und, ehe feste Entscheidungen getroffen würden, die ihm bestimmte Prinzessin am preußischen Hofe persönlich kennen zu lernen. Der König ist hocherfreut, von dieser Gelegenheit zugleich den Vortheil ziehen zu können, daß ihm die persönliche Bekanntschaft des Großfürsten, die er sich so lange gewünscht, und von der er sich das Schönste und Bedeutendste verspreche, endlich zu Theil werde.

Ich selbst, endigte Prinz Heinrich mit seiner innigsten Betonung seinen Bericht, erbiete mich, auf dieser Reise nach Berlin, wenn Eure Majestät dieselbe genehmigen werden, den Großfürsten zu begleiten, und ich bitte dann inständigst, ihn meiner Freundschaft anzuvertrauen und mich dieser Ehre, und dieses wahren Glückes für mich, gnädigst theilhaftig werden zu lassen.

Die Czarin erhob sich jetzt mit einer gewissen Feierlichkeit und sagte würdevoll: Ich bin dem König

nen nur einige Proben seiner Diction Platz finden. In seiner Abhandlung vom Baum des Wissens Gut und Bös, die als Anhang hinter seiner Uebersetzung des Erasmus steht, heißt es vom menschlichen Willen: „Hie erwig, was unser will kunst und wissen ist, damit wir so hoch daher fahren und dringen, ja für Gott zu kommen vermainen, so es doch nicht dann der laidig Tode ist, und ain frucht des verbotnen baums. Wer ist ißt under allen Menschen, der diß wiß, der seinen willen, anmut*), und wig lerne verleugnen, außziehen, forchten, tödten, verkochen? Ja wol verkochen. Wir hayen und heben diß allein auff, wie sein

*) Dies Wort ist an dieser Stelle in seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht, die es heut völlig abgeworfen hat. Anmuth heißt hier so viel wie Neigung, Alles, was Einem anmuthet, wozu man Muth und Lust verspürt, in welchem Sinne besonders das Adjectivum anmuthig früher allgemein gebraucht wurde. Vgl. Petersen, die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache, S. 159, welcher bei dieser Gelegenheit die Abstammung des Wortes Anmuth von Muth gegen die widersinnige Behauptung Adelung's, Anmuth sei ungeschickt nach dem Lateinischen amoenitas gebildet, vertheidigt hat.

von Preußen und Euch, Prinz, auf das Angelegentlichste verbunden. Ein so treues und freundschaftliches Eingehen auf meine Wünsche hat etwas Wohlthuendes für mein Herz, etwas Anregendes für meine ganze Politik, und für kein anderes Haus in Europa fühle ich eine so tiefe Verpflichtung, als für das preußische Königshaus. Es giebt keine Frage mehr in der Politik, die Preußen und Rußland künftig trennen könnte. Und nun, mein theurer Prinz, ich darf sagen, mein Freund, lassen Sie Ihren Courier sogleich wieder zurückgehen, und melden Sie dem großen König, daß ich beglückt über Alles bin, was seine Gnade und Fürsorge in dieser Angelegenheit beschließen und bewirken wird. Ich lasse die ganze Sache, die mir so wichtig ist, jetzt vertrauensvoll und ausschließlich in den Händen des Königs und meines liebenswürdigen Prinzen Heinrich. An den König von Preußen selbst werde ich einen ausführlichen Brief richten und Euch um die persönliche Uebergabe desselben ersuchen. Doch darf dadurch Euere Abreise nicht verfrüht werden, das erlaube ich mir als Bedingung zu stellen, denn unter allen meinen Wünschen wird sich immer der obenan befinden, daß Ihr Euere uns so erfreuende Gegenwart an unserm Hofe verlängert.

Prinz Heinrich ſah ſich damit auf die allerverbindlichſte Weiſe entlaſſen, und entfernte ſich, froh geſtimmt über die günſtigen Wendungen, an denen ſeine diesmalige Miſſion am Hofe Katharina's ſo reich zu werden ſchien.

VI.

Katharina ſank in einer nachläſſigen Stellung auf der Ottomane nieder und ſchien ſich einem träumeriſchen Ausruhen überlaſſen zu wollen. Der ganze Tag hatte, wie immer, ſo viel des Anſtrengenden und Ermüdenden für die Czarin gehabt und ſie fühlte ſich heut beſonders ergriffen und ruhebedürftig, da auch die neue perſönliche Bekanntſchaft, welche ihr Potemkin vorgeführt hatte, einen großen Eindruck auf ihr Gemüth gemacht und ſie jetzt zu beſchäftigen und zu beſtürmen anfing.

Wenn die Czarina ſich in einer ſolchen Bewegung ihres Innern befand, pflegte ſie ſich die ungeſtörteſte Einſamkeit zu wählen, in welcher ſie dann oft ganze Stunden lang unbeweglich in ihrem Lehnſeſſel verweilte und am liebſten mit geſchloſſenen Augen in Gedanken und Träume aller Art ſich verſenkte.

Ein ſolcher Moment war auch jetzt über Katharina gekommen. Auf der Ottomane ruhend, ließ ſie ihren Kopf hintenüber gleiten, und ihre Glieder ſchienen in einem ſüßen Frieden ſich behaglich und müde auszuſtrecken. Zuweilen brach ſie in heftige Seufzer aus, und einzelne Ausrufungen entglitten irrend ihren heißen, brennenden Lippen.

Welch ein wunderbares Bild! flüſterte ſie dann in ihrer geheimnißvollen Bewegtheit vor ſich hin. War es ein von den Göttern geſandter Traum, war es eine wirkliche Erſcheinung, die ſich mir, dem glücklichen Weibe, offenbarte, als ich ihn ſah, den einzig Schönen, der heut plötzlich vor mich hintrat, und wie der glänzende Tag, der mit den Sonnenroſſen Apollo's flammend am Horizont heraufgefahren kommt, vor mir aufſtrahlte. „Peter Zeritſch" nannte Potemkin dieſes unbegreifliche Weſen, zu dem ich erſtaunt und zitternd hinaufblicken mußte. Warum nannte er ihn nicht Adonis, den göttlichen Königsſohn, um den ſich einſt in einem glücklicheren Zeitalter Venus und Proſerpina ſtritten? Iſt dieſer Götter-Jüngling heut wieder erſchienen und hat er ſich in rauherer Zeit in den mannhaften Krieger verwandelt, der die ſtählerne Kraft des Mannes vermählt hat mit der weichen Schönheit des

Knaben. Ach, ach, das ſind Formen des Olymp, die ich wieder vor mir aufdämmern ſehe, und die mich wieder begeiſtern wollen für alte Gedanken, für alte Träume. Wir glühten längſt für die Wiederherſtellung des alten Hellas in unſeren politiſchen Phantaſieen! Und nun kommt dieſer einzige, niegeſehene Menſch und will uns lehren, Götterbilder vom feſteſten und härteſten Marmor anzubeten? — —

In dieſem Augenblick ſah plötzlich das ſchlau lächelnde Geſicht Potemkins zur Thür herein. Die nicht ganz geräuſchlos aufgegangene Thür hatte ſeine Anweſenheit der Czarin verrathen, die ihm jetzt mit einigem Unwillen über dieſe Störung entgegentrat, denſelben jedoch ihrem allmächtigen Günſtling und Vertrauten nicht zu erkennen zu geben wagte.

Der Fürſt war zwar auf eine kurze Zeit wieder in ſeine Zimmer zurückgekehrt geweſen, die er noch immer in den Gemächern des kaiſerlichen Favoriſats in dem Zwiſchenſtockwerk des Winterpalaſtes einnahm, doch ſobald er die Equipage des Prinzen Heinrich wieder hatte abfahren hören, hielt er es auch an der Zeit, zur Czarin zurückzukehren.

Aber er hatte inzwiſchen wieder jene Umwandlung in ſeiner Toilette hervorgebracht, an welche ſich Katha-

rina noch immer nicht ganz hatte gewöhnen können. Der Fürst war in seinem buntgestreiften, vielgeblümten, weitbauschigen Schlafrock bei der Czarin wieder erschienen, in dem ihm einzig und allein wohl war, und den er, wenn er eine behagliche Stunde genießen wollte, nicht leicht entbehren konnte. Er selbst nannte es seine größte Leidenschaft, im Schlafrock zu sein, und auch die Czarin, gegen die er keineswegs der Rücksichtsvollste ihres Hofes war, hatte sich an diese vertrauliche Form seines Erscheinens bei ihr gewöhnen müssen. Sie war schon froh, wenn er nur mit diesem Kleidungsstück angethan, und nicht gar ohne dasselbe, in bloßen Hemdsärmeln, zu ihr eintrat, wie er es oft bei den Audienzen machte, welche er den vornehmsten Personen des Hofes, Generälen und Ministern, ertheilte. Diese ließ er meist in dem Augenblick zu sich eintreten, wo er eben im Ankleiden begriffen war, und indem er dann mit possenhafter Nachlässigkeit, unter neckischen Redensarten aller Art, vor einem ganzen Zimmer voll bestornter und geschmückter Hofleute, die Beschäftigung mit seiner Toilette fortsetzte, oder dieselbe auch unterbrach, um sich wieder in den über Alles geliebten Schlafrock hinein zu strecken, sah man ihn dann plötzlich zum allgemeinen Erstaunen aufbrechen und in derselben gemüth-

lichen Gewandung des Schlafrocks den Weg nach den Zimmern der Czarin hinüber antreten.

Es ſchien der Czarin jedoch auch diesmal wieder empfindlich, den Fürſten im Schlafrock vor ſich zu ſehen, aber die Erinnerung an den neuen Günſtling, deſſen auserleſene Bekanntſchaft ſie wieder nur den Bemühungen des Fürſten Potemkin verdankte, ſtimmte ſie heut milder als je, und ſie reichte dem Fürſten faſt mit dem verſchämten Lächeln eines jungen Mädchens die Hand dar. Denn die neue Neigung, welche in dem Herzen der Czarin zu keimen begann, gab ihr wieder die ungewiſſe, träumeriſche, roſig angehauchte Haltung, welche ihr bei jeder jungen Liebe, als wenn es ihre erſte geweſen, von Neuem eigenthümlich zu ſein pflegte.

Mein lieber Freund, ſagte ſie jetzt zu Potemkin mit einer weichen zitternden Stimme, habt Ihr auch wohl ſchon daran gedacht, welche Ausſtattung wir Eurem neuen Freund, dem Herrn Zoritſch, beſtimmen werden? Um Euerer Wahl Ehre zu machen, Fürſt, wünſchte ich diesmal wohl etwas ganz Außerordentliches geſchehen zu ſehen. Ich habe dem Herrn von Zoritſch außer den gewöhnlichen Geſchenken, die Ihr ihm noch heut überreichen werdet, ein Landgut im

Werthe von hunderttundzwanzigtausend Rubeln bestimmt, mit dem er anfangen soll, sich standesmäßig einzurichten. Ihr, Potemkin, empfangt heut einstweilen zur Vermehrung Euerer Einkünfte das große und einträgliche Gouvernement Nowgorod, das ich Euch als ein neues Zeichen meiner Freundschaft aus meinen Händen anzunehmen bitte.

Potemkin verneigte sich überrascht auf die weißen Hände der Czarin und rief mit Extase: Empfanget, großmächtige Katuschka, den Dank Eueres getreuesten Knechtes, den ich jetzt nur zu Euren Füßen stammeln kann. Wie unvorsichtig von mir, gerade jetzt, wo mir so Großes geschieht, mich im Schlafrock zu befinden, in dem ich mich unmöglich mit der jetzt nöthigen Feierlichkeit und Würde bedanken kann. Aber wartet nur, hohe Czarin, ich komme sogleich wieder zurück, ich eile nur auf den Flügeln des Windes in meine Appartements und will mir meinen goldgestickten Gala-Rock anziehen, denn es ist gar zu abgeschmackt von mir, im Schlafrock das Geschenk eines Gouvernements, des Gouvernements Nowgorod, entgegennehmen zu müssen. Der Schlafrock ist ein Institut voll Gemüth und Wärme, in dem man gegen die elenden Formen dieser Welt sein Asyl und sein behagliches Versteckplätzchen

ſucht. Aber wie gemüthlich man auch immer iſt, man behält den Schlafrock nicht an, wenn man das reiche Gouvernement Nowgorod aus den Händen ſeiner gnädigen Czarin empfängt. Mein Gott, wie war es möglich, daß ich im Schlafrock hierherkommen konnte? Sogleich, ſogleich werde ich dieſen unverzeihlichen Fehler gut zu machen ſuchen.

Potemkin war jetzt in einen ſo ſtürmiſchen Eifer hineingerathen, daß er ſich nicht mehr zu halten wußte, und unaufhörlich an ſich zerrend und reißend, ſchon hier im Begriff ſchien, den ihm verleideten Schlafrock von ſeinen Schultern ſtreifen zu wollen.

Die Czarin, die das Schlimmſte befürchtete, hielt ihn mit ängſtlicher Gebärde zurück und ſuchte ihn mit Aufwand aller ihrer Beredſamkeit zu beruhigen.

Es freut mich, ſagte ſie in ihrer heutigen weichen Stimmung mit dem ſanfteſten Ausdruck, es freut mich unendlich, lieber Fürſt, daß ich es einigermaßen nach Ihren Wünſchen getroffen habe. Aber machen Sie ſich doch keine Umſtände mit dieſer kleinen Aufmerkſamkeit, die Sie Ihrer alten Freundin ſchon erlauben müſſen. Und noch Höheres beabſichtige ich für Sie, Potemkin. Sie ſollen jetzt ſogleich eine Huldigungsreiſe nach Ihrem Gouvernement unternehmen und dort

von allen Behörden Ihren schuldigen Tribut empfangen. Wollen Sie, Fürst?

Potemkin stutzte und sah der Czarin verwundert in die heut von einem feuchten Glanze schimmernden Augen.

Ew. Majestät wollen mich auf eine Reise schicken? fragte er mit dem scharfen mißtrauischen Zug, der leicht auf seiner Stirn hervortrat. Würde es der Czarina etwa aus irgend einem Grunde angenehm sein, mich jetzt von Ihrem Hofe entfernt zu sehen?

Nicht um meinetwillen, entgegnete Katharina achselzuckend. Aber ich beabsichtige, im Palais einen Bau vornehmen zu lassen, der dem Fürsten Potemkin vielleicht beschwerlich fallen könnte. Ich werde die Appartements im Zwischenstockwerk des Winterpalastes neu ausbauen lassen und kann nicht dafür stehen, daß Ew. Durchlaucht nicht davon lästig berührt werden sollten. Da Sie noch immer gezögert haben, das Anitzkow'sche Palais zu beziehen, das ich für Sie angekauft, und zu dessen Möblirung Sie außerdem die Güte hatten, achtzigtausend Rubel aus meiner Schatulle anzunehmen, obwohl es noch immer wie ein verzaubertes Schloß ohne Tisch und Stuhl dasteht, so erlaube ich mir auch im Hinblick auf diesen Umstand meinen freundlich ge-

goldt und das ewig leben, welches doch der ewig Tod iſt."

Von der Verderbtheit der menſchlichen Natur ſagt Franke: „Nu aus dieſem magſtu leichtlich ſchlieſſen, was des natürlichen menſchen wiz, frumkait und kunſt ſei — ferrlich eittel todt, thorhait, ſünde und gotsfeindſchaft, weil alles flaiſch im gemtail Gotes ligt und mit dem Teuffel laicht, ganz ſeiner art, weſens, willens und geburt, ja ſein blut und flaiſch, das ſie nicht dann wie ſein vatter Gotes feindt iſt, nichts göttlichs verſtehen kan, alles ſein wil en got, ja ſein ſelbs got ſein und alles ſich annimpt, das gotes iſt, wie Adam und Lucifer ir Vater. Diſs ſind eittel früchte des verbotnen baums. Der Chriſt aber iſt aus Gott geboren, eittel gaiſt und leben, ganz göttlicher art und nicht dann ein geſchürr und aufdruck gottes, ja nichts dann ein ſichtbarer leiblicher gott, der mit gott vereint, aller ding ſeiner art iſt, leidgirig, gemainnüzig en alles annemen, wie got frei, ſtark, en aigenthumb" u. ſ. w.

An einem andern Orte entwickelt Franke den metaphyſiſchen Begriff der Natur: „Die Natur iſt

meinten Vorschlag. Oder noch etwas Ehrenvolleres biete ich Euch an, Potemkin. Der Großfürst Paul wird sich in den nächsten Tagen in Gesellschaft des Prinzen Heinrich nach Berlin begeben, um an dem Hofe des Königs von Preußen um die Hand der Prinzessin von Würtemberg zu werben. Es ist dies eine Partie, die ich sehr wünsche und über welche schon zwischen mir und dem König Friedrich durch Vermittelung des Prinzen Heinrich die einleitenden Verhandlungen gepflogen worden sind. Und nun meine Bitte, Fürst! Stellen Sie sich an die Spitze der Reisebegleitung, mit welcher wir den Großfürsten nach Berlin senden wollen. Die Reise meines Sohnes würde durch Ihren Namen und Ihre Person einen besonderen Glanz empfangen, und würde in allen ihren Zwecken bedeutend erhöht und im Interesse meines Sohnes, dieser erlauchten Stütze meines Thrones, ansehnlicher gemacht werden.

Potemkin blickte nach dieser Eröffnung mit einem schlauen Lächeln vor sich nieder und sagte dann: Ehe ich mich entscheiden kann, wünschte ich von der Gnade der Czarin nur zu wissen, wer die übrigen Mitglieder dieser hochansehnlichen Reisegesellschaft sein werden?

Nun, entgegnete die Czarin, nachdenklich den Kopf

auf einige Wochen von Petersburg zu entfernen, um gewiſſe Veränderungen, welche die Czarin im Winterpalais vorzunehmen beabſichtigte, deſto ungeſtörter ausführen zu können, glaubte die Reiſe nach Nowgorod am beſten mit ſeiner Bequemlichkeit vereinigen zu können. Er begriff, daß es ihm nicht länger möglich ſein werde, ſeine Wohnung in jenen vertrauten Günſtlingszimmern zu behaupten, welche er in der letzten Zeit, obwohl als Verwaltungs-Chef dieſer Angelegenheit, doch ohne praktiſchen Beruf und ganz gegen die Gewohnheit des kaiſerlichen Hofſtaats, noch immer eingenommen hatte. Darum hielt er als einen auch für ſich bequemen Uebergang die Reiſe nach Nowgorod feſt, durch welche er zugleich Berlin, vor dem er eine gewiſſe Scheu gehegt, vermeiden wollte.

Die Czarin nickte ihm dankbar für ſeine an den Tag gelegte Bereitwilligkeit zu und ſah ihn mit einem vergnügten und glücklichen Lächeln an. Dann ſagte ſie mit einem ſanften ſchmeichelnden Ton: Und nun ſollt Ihr mir noch einen Gefallen thun, lieber Potemkin! Begebt Euch zu meinem Sohn, dem Großfürſten, und beſprecht mit ihm dieſe neue Heirathsangelegenheit in dem allergünſtigſten Sinne. Der Großfürſt iſt ſchon durch den Prinzen Heinrich mit meinen Wünſchen, die

ich für ihn hege, vertraut gemacht werden. Der Prinz hat ihm mit seiner liebenswürdigen Beredsamkeit alle Umstände und Beweggründe auseinander gesetzt, welche für diese Heirath mit der Prinzessin von Würtemberg sprechen, eine Heirath, welche außerdem unter der besonderen Protection des Königs von Preußen, des von dem Großfürsten so sehr geliebten Königs von Preußen, steht. Suchet darüber das Gemüth des Großfürsten Paul weiter zu erforschen und zu bekräftigen. Und dann, mein alter Freund, wenn Ihr den Großfürsten zu dem erwünschten Entschluß sich hinneigen sehet, sagt ihm, daß ich ihn dringend zu sprechen verlange, daß ich mit ihm ein mot du coeur zu reden wünschte, und daß ich hier seinem Besuch entgegen harrte, jetzt, augenblicklich!

Der Fürst beeilte sich, diesem Befehl der Czarina sogleich zu gehorsamen, nachdem er einen vertraulichen und fast zärtlichen Abschied von der alten gnädigen Freundin genommen.

Katharina sank seufzend und wie erschöpft in den Lehnsessel zurück.

Wenn nur die Geschäfte nicht wären, flüsterte sie müde vor sich hin. In der That, es hat mich heut angegriffen, alle diese Sachen zu verhandeln. Mein

Gott, wie gequält iſt die Exiſtenz auf einem Throne! Und doch wünſche ich mir nichts, als heut nur einige Stunden lang ungeſtört meinen Träumen nachhängen zu können und mit den koſenden Stimmen in meinem Herzen plaudern zu dürfen! Und dieſe Träume ſind ſchön und unwiderſtehlich, ach, ſie locken mich auf und nieder, ich zittere und bebe, und ich komme mir jung und unerfahren vor, wie in früheren bangen Mädchenjahren.

Die Czarin hatte ſich bei dieſen innig herausgeſtöhnten Worten allmählig ganz in den Fauteuil zurückfallen laſſen und lag jetzt eine Zeit lang ſtill und unbeweglich da. Sie ſchien in einen träumeriſchen Schlummerzuſtand verſunken zu ſein. Man hörte ihren Athem nicht mehr gehen, und nur zuweilen unterbrach wieder ein heftiger und tief entzückter Seufzer, der aus ihrer Bruſt hervordrang, die Ruhe der Czarin.

VII.

Plötzlich wurde Katharina durch ein starkes Geräusch emporgeschreckt. Es war ihr, als wenn starke rücksichtslose Männertritte durch das Zimmer zu ihr herschritten. Sie blickte sich um und sah den Großfürsten vor sich stehen, der inzwischen zu ihr eingetreten war und zur Entschuldigung für seine sichtlich unwillkommene Störung sich auf den Befehl der Czarin selbst berief, welche ihn durch den Fürsten Potemkin herbeordert habe.

Und der Großfürst bringt mir hoffentlich gern seine Einwilligung, sich mit der Prinzessin von Würtemberg zu vermählen? fragte die Czarin, indem sie ihm mit forschenden Blicken entgegensah.

Die Prinzessin von Würtemberg und die Vermählung dabei sind mir die gleichgültigeren Umstände, rief

Paul mit einer höhnischen Grimasse. Aber es interessirt mich, einmal nach Berlin zu kommen und den König Friedrich zu sehen. Fände die Verlobung an einem andern Ort und an einem andern Hofe statt, so würde ich meine Einwilligung verweigern. Was liegt mir daran, eine Frau zu haben? Eine Frau kann Jeder haben, und er fährt am besten, wenn er keinen Werth darauf legt, mit ihr glücklich zu sein. Ich werde Euch also in dieser Hinsicht stets der gehorsame Unterthan sein, gnädigste Czarin, den Ihr in mir zu sehen begehrt. Wie gesagt, ich füge mich in Alles, denn auf eine Frau mehr oder weniger, heut oder morgen, kann es mir gar nicht mehr ankommen. Auch kann man einen solchen Artikel ja immer, auf die eine oder die andere Weise, wieder los werden, wenn man ihn nicht mehr brauchen kann. Nicht wahr, Czarina?

Katharina vermied es, seinen trotzigen Blicken zu begegnen, mit denen er ihr keck ganz nahe in die Augen sah.

Sie sind also entschlossen, zu reisen, mein lieber Großfürst? sagte sie ausweichend und in einem begütigenden Tone. Und Sie haben vorläufig dem Prinzen Heinrich, als dem eigentlichen Vermittler in dieser An-

gelegenheit, Ihre zuſtimmende Erklärung abgegeben? Und auch Ihre Reiſegeſellſchaft, die ich Ihnen beſtimmt habe, iſt Ihnen ſo recht?

Mein Gott, Czarin, welcher ungewohnte Glanz umdämmert plötzlich meine Schläfen? rief Paul, aus vollem Halſe lachend. Ich werde ja ordentlich um Etwas gefragt, und man thut ſo, als ob es auch darauf ankomme, daß mir eine Sache recht ſei. Wahrhaftig, wenn das ſo fortgeht, wird am Ende noch ein ganz gehöriger Großfürſt aus mir, und wer weiß, was dann Merkwürdiges geſchieht. Ja freilich iſt mir auch die Reiſegeſellſchaft recht, die mich nach Berlin begleiten ſoll. Ich freue mich ſchon jetzt auf die wunderlichen Sprünge des alten Feldmarſchalls Romanzow, über den ich immer lachen muß, während ich ihn doch eigentlich aus purer Liebe und Bewunderung umarmen möchte. An dem Grafen Nicolaus Soltykow liebe ich blos den Namen Soltykow nicht, ſonſt iſt er mir eben ſo angenehm, als alle übrigen.

Und warum liebt Ihr den Namen Soltykow nicht? fragte die Kaiſerin, deren Stirn ſich plötzlich mit einer großen Zorneswolke überſchattet hatte, mit ſtrenger Stimme.

Weil ich noch ein einfältiger Großfürſt bin, der

sich noch immer nicht in der Welt und in Rußland zurecht finden kann, erwiederte Paul in einem rauhen Ton. Aber, fügte er wieder einlenkend hinzu, ich bin ja, wie gesagt, mit Allem zufrieden. Ich reise mit Allen und Jedem, und ich heirathe Alle und Jede, ganz so wie die gnädigste Czarin es mir befehlen werden. Oh, der Großfürst Paul ist ein gehorsamer Sohn, und dann wird er es wohl noch weit bringen. Ich bin schon froh, daß mein Freund, der Prinz Heinrich, immer an meiner Seite sein wird. Aber eine Bedingung stelle ich. Die Reise nach Berlin muß schon in dieser Nacht angetreten werden. Denn das Pflaster in Petersburg brennt mir einmal wieder unter meinen Füßen.

Und gerade diese einzige Bedingung, die Ihr stellt, soll und kann Euch nicht bewilligt werden! rief die Czarin, indem sie sich jetzt aus ihrem Fauteuil erhob, und mit einem schrecklichen Ausdruck in ihrem Gesicht ihm gegenüberstand. Ihr werdet erst morgen Mittag mit Eurer Reisegesellschaft aufbrechen, Mittag um Ein Uhr, keine Minute früher und keine Minute später. Ich werde Dir einen ausführlicheren Brief an den König Friedrich mitgeben, den ich erst in dieser Nacht zu schreiben gedenke. Morgen Vormittag habe ich noch

den Prinzen Heinrich vor der Abreiſe in einer feierlichen Abſchieds-Audienz zu empfangen, und Vieles, ſehr Vieles habe ich ihm noch zu ſagen und zu bekräftigen. Mit dem Schlag Ein Uhr werdet Ihr dann abreiſen, mein Sohn!

Paul verbeugte ſich ſchweigend.

---

nichts dann die eingepflanzt kraft aines jeden dings von Gott, beide zu wirken und zu leiden. Als die Natur des Feurs ist warm machen oder hitzen. Nun sintemal dise kräft von Gott eingeben sindt, sindt sie gantz Göttliches Willens. Welchs vrlach von vns vnbewißt sindt, wie wol sie groß, werß vnd gerecht sindt. Nun in ainem yeden ding ist sein Natur ins Werk gesetzt. Es hat der Himmel sein Natur. Er ist ein außgossen krafft über den ganzen Erdboden. Es hat alle ding sein Gesätz, also, daß auch im gemainem das aigen oder aigenthumb würt behalten, wie vnder denen, so in ainem schiff werden geführet. Dann dieß hat auch allen die Natur eingeben, das nichts aigens mag lang bestehen oder glückhälig bleiben. Wie ain Maister ain werk, Müll oder Vr zuricht, das sie selbs gehet vnd jeen befelch außricht, also hat Gott die Natur zugericht, die alle ding treibt, lait, wie das Gewicht ain Stünd, allain ist dieß die Underschaidt, das der Werkmaister von seinem Werk ablaßt vnnd abweicht, aber Gott nimmer, so wenig als der Schein von der Sonnen."

Diese Sprache des philosophischen Gedankens

VIII.

König Friedrich, dem seine Heldenthaten im Siebenjährigen Kriege den Beinamen „der Große“ gegeben, den seine Soldaten, wie die Berliner Straßenjugend, vertraulich und liebevoll zugleich „der olle Fritz“ zu nennen pflegten, König Friedrich war heute ungewöhnlich verstimmt und mißmuthig.

Die warme Junisonne mochte noch so glänzend und schön durch die Fenster des runden Bibliothekzimmers herein schauen, die blühenden Gesträuche, die da draußen in herrlicher Sommerpracht auf der Terrasse von Sanssouci prangten, mochten noch so oft, vom Winde bewegt, mit ihren köstlichen Blüthendolden an die Scheiben klopfen, — der König achtete nicht darauf. Sein Antlitz war so ernst und nachdenklich, wie die marmorene Büste des Philosophen Plato, welche da oben, neben der Büste des Voltaire, auf dem Ge-

ſims des einen der Schränke ſtand, und ernſt und nachdenklich hernieder zu ſchauen ſchien auf den Philoſophen von Sansſouci.

Zu den Füßen des Königs lag das Windſpiel Corinne, welches ſeit dem Tode der „Biche“ ſich der beſondern Gunſt ſeines königlichen Herrn erfreute, und neben ihm auf dem Tiſch ſah man im geöffneten Kaſten ſeine Flöte, die Freundin ſeiner Jugend, die langjährige Vertraute ſeiner Schmerzen und Kümmerniſſe. Aber in den letzten Jahren hatte der König dem ſchönen Zwiegeſpräch mit dieſer verſchwiegenen und doch ſo beredten Freundin faſt entſagen müſſen, und ſie war ihm verſtummt. Die Mühen und Laſten des Lebens hatten mindeſtens auf den Körper des großen Königs ihren Einfluß geübt, und ſchon während des ſiebenjährigen Krieges ſchrieb er an eine alte Freundin, die Gräfin Camas: „Mein Geſicht iſt ſo faltig wie das Falbelas an einem Weiberrock und in meinem Munde ſieht es aus, wie in einer Feſtung, in welche der Feind Breſche geſchoſſen.“

Dieſe „Breſchen“ oder Zahnlücken waren es, welche den König des Umganges mit ſeiner Freundin, der Flöte, beraubten, und um derentwillen auch die Abendconcerte, welche ſonſt zwei Mal in jeder Woche in

Sanssouci stattgefunden, seit einem Jahr ganz aufgehört hatten. Nur zuweilen, wenn der König ganz allein war, hörten die Lakaien von fern her aus dem Bibliothekzimmer leise Flötenklänge, und wie Geister der Vergangenheit zogen sie dahin durch die öden schweigenden Säle, die einst so oft von frohem Lachen, und heitern Scherzen wiedergehallt, und die jetzt nur zuweilen noch unwillkommenen Gästen sich öffneten.

Aber wenn die Diener und Lakaien diese Flötenklänge hörten, verstummten sie im angefangenen Gespräch, oder dämpften ihre Stimme doch zu leisem Geflüster, und gingen nur vorsichtig auf den Zehen umher, denn sie wußten dann, daß ihr königlicher Herr von irgend einem Schmerz oder einem Aerger sich bewegt fühle, und daß er die Wogen seines Zorns oder Kummers mit den Zaubertönen seiner Flöte zu beschwichtigen trachte.

Heut indeß hatte der König noch nicht zu der Freundin seine Zuflucht genommen, und nur in einer Art Zerstreuung hatte er vorhin den Deckel des Kastens geöffnet, als wolle er darin die Auflösung des Problems suchen, das seinen Geist heut beschäftigte und seine Stirn umdüsterte.

Es ist und bleibt eine fatale Geschichte, seufzte

er ärgerlich vor ſich hin. Will dieſes junge Volk mit ſeinen Phantaſtereien und ſeinen Empfindſamkeiten mir nicht das kunſtvolle Gewebe der Politik zerreißen, und über'n Haufen ſtürzen, was ich mit großer Mühe mir aufgebaut! Aber ich werde es nicht dulden, und der Eigenſinn verliebter Kinder ſoll mir die Mannesarbeit nicht zerſtören. Muß mich ſchon der unangenehmen Arbeit unterziehen, bei dem jungen verliebten Volk den Mentor zu ſpielen, und mit meiner Staatsweisheit ihre Herzensſpielereien zu Eis erſtarren zu machen. Ach, die Menſchen, die Menſchen, was ſind ſie doch für arme Kinder und Narren!

Ein leiſes ſchüchternes Klopfen an der Thür ſtörte den König in ſeinen Gedanken.

Wer wird denn das ſein? fragte er mürriſch, indem er aufmerkſam mit ſeinen großen blitzenden Augen der Corinna folgte, die ſich ſchnell von ihrem Kiſſen zu den Füßen des Königs erhoben hatte, und nach der Thür geeilt war, um mit ihrer langen, ſchlanken Schnauze durch die Thür zu ſchnüffeln.

Es iſt jemand Bekanntes, denn die Corinne bellt nicht, ſagte der König beifällig nickend, und als das Klopfen ſich jetzt leis und ſchüchtern wie das erſte Mal wiederholte, rief der König mit lauter Stimme: herein!

Sofort öffnete sich die Thür und in derselben erschien die lange hagere Figur des Generals von Lentulus, des Ober-Stallmeisters Sr. Majestät.

Na, Lentulus, sagte Friedrich mißmuthig, was macht Er denn für närrische Umstände, und warum tritt Er nicht sogleich, nachdem er geklopft hat, hier ein? Ich weiß ja, daß Er in Geschäften kommt, und erwartete Ihn hier. Wie steht's mit den Vorbereitungen in Berlin?

Sire, es nimmt Alles seinen guten Fortgang, und wird Alles superb werden, erwiderte der General ehrfurchtsvoll, indem er in feierlicher, militairischer Haltung neben der Thür stehen blieb.

Friedrich winkte ihm mit der Hand näher zu kommen; General Lentulus eilte dem königlichen Befehl zu genügen, und schritt zu dem Stuhl hin, den das blitzende Auge des Königs ihm zum Sitz angewiesen. Aber in seinem Eifer beachtete er es nicht, daß das Windspiel noch immer seine Füße umspielte, und sein breiter Fuß setzte sich jetzt schwer und gewichtig auf die schlanke kleine Pfote des Thieres. Corinne brach sofort in ein lautes Jammergeheul aus, und hinkte hülfeflehend zu seinem Herrn hin.

Aber so nehm' Er sich doch in Acht, Lentulus, rief

der König heftig. Sieht Er denn nicht, daß die Corinne Ihm die Ehre anthut, Ihn willkommen zu heißen? Tret' Er die Menschen, so viel Er Lust hat, und sie's Ihm erlauben, aber laß Er mir meine Hunde in Ruh!

Und der König nahm mit zärtlicher Sorgfalt das winselnde Windspiel, legte es sanft auf den Fauteuil, der neben ihm stand, und dessen verblaßter, blauer Atlasbezug hier und da in seinem zerrissenen und beschmutzten Polster Zeugniß davon ablegte, daß er schon oft den vierbeinigen Favoriten des Königs zum Ruhesitz gedient.

Jetzt sprech' Er, Lentulus, sagte Friedrich dann mit sanfter Stimme, und mit einem gütevollen Blick, der den armen General für die Scheltworte schien entschädigen zu wollen. Er war also in Berlin, und man ist rüstig und thätig dort, und trifft die passenden Anstalten, um den Herrn Großfürsten von Rußland gebührend zu empfangen?

Ew. Majestät zu Befehl! Die ganze Stadt ist in Bewegung, und es ist ein Laufen und Rennen, und Schaffen, daß man denken sollte, Preußen sei im Begriff ein großes Nationalfest zu feiern. Am Eifrigsten und Wichtigsten zeigt sich das Schlächtergewerk, das, dem alten Herkommen gemäß, den Vorzug genießt,

die Honneurs der Stadt zu machen, und den hochfürstlichen Besuch an den Grenzen des Weichbildes von Berlin einzuholen. Sie lassen sich gold- und silbergestickte Gewänder von Sammet und Seide machen, und kaufen die schönsten Pferde auf, um dem Großfürsten entgegen zu reiten.

Der König nickte wohlgefällig und nahm mit den zwei Fingern seiner Rechten bedächtig eine Prise Spaniol aus seiner Westentasche und beförderte sie langsam und behaglich in seine Nase.

Das ist mir sehr lieb, sagte er, ich liebe es, wenn das Geld unter die Leute kommt, statt im Kasten zu verschimmeln. Nur muß es im Inland bleiben und soll mir nicht von den Gourmands und den alten Weibern für elenden Kaffee in's Ausland geschickt werden. Mögen die Schlächter sich herausputzen wie die Affen oder Kammerjunker, aber sie müssen die Condition, die ich ihnen gestellt habe, einhalten, sie müssen den Sammet und die Seide aus den inländischen Fabriken nehmen und die Pferde aus den königlichen Gestüten kaufen.

Sie sind genau dem königlichen Befehl nachgekommen, entgegnete der General feierlich. Die Seidenwirker arbeiten Tag und Nacht und können doch kaum

den ungeheuren Bestellungen genügen, die von allen Seiten ihnen gemacht sind. Denn alle Gewerke sind ja in Bewegung und wollen in festlichen Zügen sich aufstellen, und keines will dem andern nachstehen in Pracht und Herrlichkeit der Erscheinung. Es ist ein förmlicher Wettstreit unter der Bürgerschaft, und auch die Kaufmannschaft nimmt daran Theil und läßt sich kostbare Anzüge und Schärpen und Fahnen sticken, um bei der Einholung damit Parade zu machen. Euere Majestät sehen daran nur, mit welchem Enthusiasmus die Berliner an Euerer Majestät hangen, denn ohne Zweifel thun sie dies Alles nur, weil sie wissen, daß Euere Majestät gewünscht haben, es möchte bei der Einholung und dem Empfang des Großfürsten von Rußland Alles recht glänzend und festlich hergehen.

Da irrt Er sich sehr, Lentulus, sagte der König ruhig. Die Berliner sind gar keine so guten Royalisten, als Er denkt, vielmehr sind sie naseweise, superkluge und vorlaute Schwadroneurs, die immer gern Oppositien machen und sich einbilden, sehr klug und gelehrt zu sein. Wenn sie aber jetzt sich putzen und ihr Geld für die Einholung mit vollen Händen ausgeben, so kommt das daher, weil sie eitle windige Gesellen sind, die froh sind, eine Gelegenheit zu haben,

wo ſie ſich herausputzen und ausſtaffiren können. Hat Er mir den Stadtpräſidenten Philippi herbeſtellt, damit der mir die Inſchriften vorlege?

Zu Befehl, Majeſtät, Er iſt mit mir zu gleicher Zeit hier angelangt und wartet im Vorſaal auf gnädige Audienz.

Der König nickte und nahm wieder aus ſeiner Weſtentaſche eine Priſe. Na, ſagte er dann langſam und zögernd, na, und wie ſteht's denn mit unſern eigenen Vorbereitungen? Hat Er die Staatscarroſſen und das vergoldete Geſchirr hervorholen und abſtäuben laſſen?

Ja, Sire, ſeufzte der General, aber ich darf Ew. Majeſtät nicht verhehlen, daß ſich Alles in ziemlich deſolaten Zuſtänden befindet, und daß die Wagenbauer, ſo wie die Vergolder, Tapezierer, Decorateurs und Seidenwirker Nacht und Tag werden arbeiten müſſen, um die Staatscarroſſen und das Staatsgeſchirr einigermaßen wieder repräſentable zu machen.

Was? rief Friedrich auffahrend. Wir haben den Plunder ja faſt gar nicht gebraucht, und Er will behaupten, Lentulus, daß die Wagen ſchon abgenutzt ſind? Red' Er mir nicht ſo Etwas. Die Wagen und das Riemenzeug halten ſich länger wie die Menſchen,

und es laufen doch noch viele Menschen umher, die nicht jünger sind, wie die Staatscarossen. Mein Großvater, der König Friedrich I., hat sie damals Anno siebenzehnhundert zu seiner Krönung bauen lassen, und sie sind seitdem meines Wissens nur zwei Mal gebraucht bei den Krönungsfesten seiner beiden Nachfolger.

Das ist eben das Unglück, Majestät, der seltene Gebrauch hat die Sachen mersch und rostig gemacht. Die Schrauben und Schnallen, das ganze Eisenzeug ist verrostet, die Vergoldungen sind vollkommen verschimmelt und erblindet, die Polster und das Lederwerk sind von den Ratten zerfressen, denn seit fünfunddreißig Jahren stehen die Carossen in den Remisen und kein Mensch hat sich darum bekümmert.

Na, ich merk's schon, wo Er hinaus will, sagte Friedrich verdrießlich. Er will mir schon wieder Geld abzwacken. Geld bekommen wollt Ihr immer Alle, aber Geld geben niemals. Na, sag' Er's nur heraus. Wie viel Geld verlangt Er, um die Staatscarossen und das Geschirr, nebst den königlichen Livréen wieder in Ordnung zu bringen?

Majestät, sagte Lentulus leise und schüchtern, es sind an Staatscarossen, Caleschen und Vis a Vis zwölf

war so bestimmt, ausdrucksvoll und fast elegant, daß die deutsche Speculation auf dieser Grundlage einer heimathlichen Terminologie mit Leichtigkeit hätte fortbauen können. Es schien, als strebe der Gedanke in diesem Jahrhundert, das deutsche Wort zu finden, das sich ihm später wieder hinter fremden und barbarischen Formen verhüllen sollte. So sind auch aus dieser Zeit die Bestrebungen Cosmin Wasserleiter's merkwürdig, der sich bemühte, in seiner Logica oder Vernunftkunst, die im Jahr 1590 in Erfurt erschien, die Bezeichnung logischer und abstracter Begriffe durchgängig mit deutschen Wörtern zu geben. Schon früher hatte Albrecht Dürer in seinen mathematisch kunsttheoretischen Schriften strenge wissenschaftliche Vorstellungen in einem gediegenen, reinen und klaren Deutsch behandelt, und eine eigenthümliche Diction deutscher Künstlersprache geschaffen, für die auch die erste Uebersetzung des Vitruv von Streff nicht unerheblich mitwirkte.

Eine sehr wichtige und originelle Sprachquelle des sechszehnten Jahrhunderts ist aber noch zu erwähnen übrig. Dies ist jener echt deutsche Schimpf

Wagen, sie müssen alle neu gepolstert, neu vergoldet, neu decorirt, mit neuen Atlas- und Sammet-Ueberzügen versehen werden. Die beiden großen Staatscarossen werden mit acht Pferden bespannt, die übrigen alle mit sechs Pferden, das Staatsgeschirr für sechsundsiebenzig Pferde ist zwar da, aber es ist in sehr desolatem Zustande und muß ganz aufgearbeitet werden. Außerdem müssen Livréen angefertigt werden für zwölf Kutscher, zwölf Vorreiter und vierundzwanzig Laufer.

Na, ich merk' schon an Seiner langen Vorrede, daß Er glupsch sein will. Mach Er's kurz. Wie viel will Er haben?

Sire, ich muß Euere Majestät gehorsamst ersuchen, mir zum Allermindesten zehntausend Thaler zu verwilligen.

Zehntausend Thaler! rief der König lebhaft auffahrend. Vraiment, eine allerliebste Summe, die Sr. Excellenz dem Herrn Generallieutenant von Lentulus alle Ehre macht. Ja, ja, Er ist ein sehr genereuser und magnifiquer Herr, und Er liebt es, das Geld mit vollen Händen auszustreuen. Aber zum Unglück ist es Mein Geld, welches Er ausstreuen will, und da ich ein armer alter Kerl bin, der sich nur durch Sparsamkeit und Oeconomie aufrecht erhalten kann,

ſo darf ich leider Seinem großmüthigen Beiſpiel nicht folgen. Aber was mich beruhigt, iſt, daß Se. Excellenz der Herr Generallieutenant Lentulus außerdem ein induſtrieuſer und ſchlauer Kopf iſt, und daß, wenn es aus ſeinem eigenen Beutel ginge, er ſeinen ganzen Witz anſtrengen würde, um die Sachen etwas billiger herzuſtellen. So genier' Er ſich nicht, ſondern ſtrenge Er ſeinen Witz an, und ich bin überzeugt, daß Er Alles, was wir zur feſtlichen Einholung bedürfen, mit ſechstauſend Thalern wird beſchaffen können. Sechstauſend Thaler, das iſt das Aeußerſte, was ich Ihm bewilligen kann, keinen Groſchen mehr. Was drüber iſt, muß Er aus Seinem Beutel bezahlen. Aber ſorg' Er dafür, daß Alles recht glänzend und prachtvoll iſt, und daß nirgends etwas fehlt.*) So, nun kennt Er meinen Willen! Nun geh' Er und handle Er darnach.

Und indem er den General, der ſich rückwärts gehend der Thür näherte, mit einem raſchen Kopfnicken und einem gnädigen Wink ſeiner Hand entließ, fügte der König hinzu: Sag' Er im Vorbeigehen dem Stadtpräſidenten, daß er herkommen ſoll.

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Thiébault, Souvenirs de vingt ans. Vol. III. 29.

Sechstausend Thaler, brummte der König vor sich hin. Es ist ein Jammer um das schöne Geld, das ich da für elenden Firlefanz hingeben soll. Na, aber es muß sein, denn die Kaiserin liebt die Pracht, und ihre Spione werden ihr Alles genau berichten.

IX.

Eben ward die Thür leise geöffnet und der Stadtpräsident, Geheimrath Philippi, trat ein. Er war in feierlicher Amtstracht, und um seinen Hals hing die große mit goldenen Medaillons verzierte Kette, welche ihm in seiner Würde als Stadtpräsident gebührte. In der Hand hielt er eine große Rolle Papier, und wie er sich jetzt tief verneigte, schlugen die großen Medaillons der Kette klirrend aneinander und weckten Corinne aus ihrem Halbschlummer, daß sie laut bellend empor sprang.

Aber der König drückte sie sanft wieder in die Polster nieder.

Beruhige dich, Corinne, sagte er lächelnd, es ist kein Feind, der da mit Waffengeklirr anrückt, sondern nur der Stadtpräsident von Berlin, der uns seine

Pracht zum Besten giebt. Na, Herr Stadtpräsident, komm' Er näher und laß Er uns Seine Herrlichkeit anschauen. Er bringt uns die Inschriften und das Festprogramm, nicht wahr?

Zu Befehl, Majestät. Ich habe ein ganz genaues Festprogramm entwerfen lassen, und es bedarf nur noch der Genehmigung Eurer Majestät, um gedruckt und überall vertheilt zu werden.

Na, so trag' Er mir die Sachen vor, sagte der König freundlich. Aber setz' Er sich, Philippi, und da wir Geschäfte haben, lasse Er die Devotion und rede Er kurz und bündig, wie mit Seines Gleichen. Es muß Alles seine Zeit haben, die Complimente und das Hofiren auch. Na, nun spreche Er, Philippi. Sind alle Vorbereitungen, alle Gedichte und Inschriften fertig?

Ew. Majestät zu Befehl, es ist Alles bereit, und ich bringe auch alle Gedichte mit. Die Herren Poeten haben sich über die Maßen angestrengt und ihre ganze Imagination in Bewegung gesetzt.

Ich hoffe, sie haben recht mit Emphase von dem Großfürsten gesprochen und nicht vergessen, in allen Gedichten mit Entzücken die große Kaiserin Katharina zu loben?

Sire, sie haben das nicht vergessen. Ueberall wird der Großfürst Paul als das Entzücken und die Wonne der Welt geschildert, als ein Engel an Geist, Schönheit und Güte, als das herrliche und genaue Ebenbild seiner erhabenen Mutter, der großen Katharina.

Das laß Er lieber weg, sagte der König hastig, und mit einem leisen Lächeln. Lobet und preiset den Großfürsten so viel als möglich, machet ihn zu einem Engel, einem Halbgott, und lobet und preiset noch mehr die Kaiserin, aber Beden apart und für sich besonders. Sagt niemals, daß der Großfürst der Kaiserin ähnlich sieht, denn das würde Ihre Majestät vielleicht für eine Beleidigung halten. Nun sag Er mir, in welcher Ordnung der Zug stattfinden soll?

Sire, das ganze Schlächtergewerk, als die Stadt-Cavallerie von Berlin, wird sich in köstlichen Anzügen mit fliegenden Fahnen und Standarten nach Weißensee begeben, ebenso die löbliche Schützengilde in prächtiger Galla-Uniform, und die junge Kaufmannschaft von Berlin. An der Grenze von Malchow werden diese drei Corps zu beiden Seiten des Wegs sich aufstellen und bei Annäherung des Großfürsten und des Prinzen Heinrich werden die Pauken und Trompeten ihre schmetternden Fanfaren anstimmen. Sobald auf An-

ſuchen der Anführer der Schlächter, Schützen und Kaufleute Se. kaiſerliche Hoheit genehmigt hat, daß dieſe drei Corps die kaiſerlichen und königlichen Prinzen nach Berlin escortiren, ſetzt ſich der Zug unter klingendem Spiel und freudigem Jauchzen in Bewegung und bricht nach Weißenſee auf. Dort nehmen Se. kaiſerliche Hoheit das Mittagsmahl ein, und an der dort errichteten Ehrenpforte erwartet der ganze feierliche Zug nebſt den Staatscarossen den Herrn Großfürſten, den Prinzen Heinrich und das ganze erlauchte Gefolge. Sobald der Zug ſich der Stadtgrenze von Berlin nähert, wird dieſes durch hundert Kanonenſchüſſe der Stadt verkündet. Der Magiſtrat tritt aus dem auf der Grenze errichteten Zelt hervor zur feierlichen Begrüßung und Anrede, und geleitet den Großfürſten nach der Ehrenpforte, woſelbſt ſechszig als Schäferinnen und Gärtnerinnen gekleidete Jungfrauen ihn erwarten, und ihm ein Gedicht überreichen.

Und die Ehrenpforte iſt doch recht prächtig anzuſchauen?

Majeſtät, ſie iſt ein wahres Kunſtwerk und zeugt von dem ſchönen Geiſt ihres Erfinders, des Herrn Baumeiſters von Strack. Ueber dem Mittelportal ſieht man den Ruſſiſchen und den Preußiſchen Genius

in innigſter Umarmung. Jeder von ihnen hat ein Füllhorn im Arm, Waffen, Helme und Rüſtungen liegen zu ihren Füßen; darunter ſteht: „Wechſelſeitige Treue," und weiter unten: dem ankommenden Großfürſten von Rußland rufet der Magiſtrat und die Stadt Berlin freudig entgegen: Willkommen den 21. Julius 1776.*)

Die Inſchrift iſt doch nicht deutſch? fragte der König ganz erſchrocken.

Nein, Majeſtät, ſie iſt im wohlgeſetzten ſchönſten Latein von dem Rector des Gymnaſiums zum grauen Kloſter angefertigt.

Ah, Er meint nur, daß ich das Latein nicht verſtehe, und er überſetzt es mir, ſagte der König lächelnd. Nun, es iſt wahr, es iſt mir nicht viel Zeit geblieben, den Tacitus und den Cäſar in ihrer Urſprache zu tractiren, weil —

Weil Ew. Majeſtät ſelber ein Cäſar und ein Tacitus waren, unterbrach ihn der Stadtpräſident lebhaft. Nachdem Ew. Majeſtät als ein zweiter Cäſar

*) Ausführliche Beſchreibung der Reiſe des Großfürſten Paul Petrowitz von St. Petersburg an den Königl. Preuß. Hof nach Berlin. S. 78.

gekämpft und gesiegt, haben Ew. Majestät Geschichte geschrieben, wie Tacitus.

Sieh, sieh, der Herr Stadtpräsident von Berlin machen mir alten Mann ja ordentlich Fleuretten, sagte der König trocken, unterbrechen mich sogar vor Begeisterung in meiner Rede! Nun sag Er mir nur: wo steht die zweite Ehrenpforte?

An der Königsbrücke, Sire, und an derselben werden dreißig junge Kaufmannstöchter als Gärtnerinnen aufgestellt. Sie streuen Blumen, und die Anführerin überreicht dem Großfürsten ein Gericht. Auf der Ehrenpforte sieht man den russischen und den preußischen Adler, und darunter stehet zu lesen: Ex Amicitia Felicitas.

Was, wie es mich bedünkt, so viel heißt, als: Aus der Freundschaft entspringt Glückseligkeit! Und die dritte Ehrenpforte?

Sie wird auf der langen Brücke aufgerichtet und ihre Inschrift lautet: Vota Matris Patrisque et Patriae Exaudita.

„Die Wünsche der Mutter, des Vaters und des Vaterlandes sind erhöret," sagte der König leise für sich, und wieder umspielte einen Moment ein spöttisches Lächeln seinen Mund.

Na, fuhr er dann laut fort, das sind ja Alles schöne und poetische Inschriften, und ich zweifle nicht, daß die Gedichte ebenso schön und schmeichelhaft sein werden. Ich will sie lieber allein für mich lesen, und ebenso das Programm, und werde Ihm morgen Alles durch den Generallieutenant von Lentulus zurückschicken. Vor allen Dingen sorge Er nur dafür, daß Alles recht schön und prächtig sei. Suche Er nichts zu sparen, sondern bedenke Er, daß die Ehre Berlins auf dem Spiel steht, und daß man nicht knauserig und knickerig so hohen Gästen gegenüber treten darf. Wie viel hat denn die Stadt Berlin für die Einholungsfeierlichkeiten bestimmt?

Majestät, der Magistrat und die Bürgerschaft haben sich geeinigt, aus der Stadtkasse die Summe von zehntausend Thalern zu entnehmen.

Nun, das ist im Grunde genommen nicht viel, aber bei weiser Eintheilung läßt sich wohl damit auskommen, sagte der König sein Haupt neigend. Der Magistrat muß übrigens bedenken, daß Alles, was verausgabt wird, ja auch wiederum der Bürgerschaft von Berlin und den einzelnen Zünften und Gewerken zu Gute kommt, und daß es daher gar nichts schadet, wenn auch ein paar tausend Thaler mehr aus der

und Scherz, jene burleske Gemüthlichkeit und perlenhafte Altklugheit, jener geldene Muthwillen einer sich Alles erlaubenden Laune, die in diesem Jahrhundert lebendig aus dem Herzen des deutschen Volkes sprudelten, und, bei sonstiger Sitte und Zucht eines strengzeingefriedigten Familienlebens, arglos auch an die äußersten Einfälle in Rede und Schrift sich hingaben. Hier grub der Stachel des Humors erst das fruchtbarste und eigenste Erdreich der deutschen Sprache auf. Die ganze Stimmung der Reformationszeit, welche namentlich das Mönchswesen an die Satire ausliefernte, mochte die geeignete Atmosphäre sein, um auch den humoristischsten Uebermuth der deutschen Diction entsprießen zu lassen. Einen patriarchalischen Cynismus könnte man die humoristische Richtung dieses Jahrhunderts am besten nennen, denn selbst die spielerischen Unflätigkeiten, welche die Sprache dabei ausgebrütet hat, bleiben immer noch durch ein gewisses anmuthiges Band an die altväterische Treuherzigkeit gefesselt. Der wahre Volkstribun und Repräsentant dieses altdeutschen Spaßes ist Johann

Stadtkaſſe in die Taſchen der Bürger fließen. Ja, es wär' etwas Anderes, wenn das ſchöne Geld in's Ausland kommen ſollte, dann wäre es eine Sünde und Schande. Das iſt auch der Grund, weshalb ich durchaus das Kaffeetrinken nicht leiden kann, und warum ich es nimmer zugeben kann, daß die Leute ſich an dies fremdländiſche Getränk gewöhnen. Es ſind ja allein im vergangenen Jahre über eine Million Thaler für Kaffeebohnen ins Ausland gegangen,*) und das iſt der Grund, warum ich das Kaffeetrinken durchaus nicht in meinem Staate dulden will. Na, wie ſteht's denn jetzt in Berlin? Haben die naſeweiſen Leute ſich mit der neuen Verordnung ausgeſöhnt, und ſehen ſie es ein, daß es zweckmäßig war, die Steuer auf das Pfund Kaffee noch um zwei Groſchen zu erhöhen? Eh bien, warum antwortet Er nicht? Hör' Er, ſprech er offen und frei heraus, ſag' Er mir die Wahrheit! Ich befehle es Ihm als Sein König und Sein Herr! Wie ſteht's in Berlin? Murren die Leute noch immer?

Ja, Majeſtät, ſie murren noch immer, platzte der Stadtpräſident heraus, ſie murren noch mehr als ſonſt.

---

*) Preuß: Friedrich der Große. Eine Lebensgeſchichte. III. 29.

So? Was ſagen ſie denn? fragte der König, indem er langſam eine Priſe nahm. Vergeß' Er nicht, daß ich ihm befohlen habe, mir die Wahrheit zu berichten? Alſo, was ſagen die Leute?

Sie behaupten, es ſei eine Tyrannei, daß Ew. Majeſtät Ihren Unterthanen ſogar nicht erlauben wollen, zu eſſen und zu trinken, was ihnen beliebt.

Tyrannei? rief der König lebhaft. Das iſt immer das Stichwort der Schreier und Aufwiegler. Alles, was nicht in ihren Kram paßt, das nennen ſie Tyrannei. Und iſt es denn nicht etwa meine Pflicht, für das Wohl meiner Unterthanen zu ſorgen? Bin ich nicht ihr Vorgeſetzter und ihr Vater?

Ew. Majeſtät haben es mit tauſend und tauſend Wohlthaten bewieſen, daß Sie der Vater Ihres Volkes ſind, rief Philippi begeiſtert.

Das ſind nichtsnutzige Fleuretten, ſagte der König unwillig. Er ſieht wohl, daß das Volk nicht Seiner Meinung iſt, daß es immer Oppoſition macht. Erlaubte ich ihnen den Kaffee, ſo würde Niemand ihn trinken wollen, aber weil ich den Gebrauch einſchränke, weil ich eine Steuer darauf lege, ſo will Jedermann das ſchale braune Waſſer trinken, und thut als wenn es Nektar wäre.

Verzeihung, Majeſtät, aber es ſcheint, daß wirklich etwas Kräftigendes und Erfriſchendes in dem Kaffee liegt, bemerkte Philippi ſchüchtern. Zum Mindeſten behauptet es alle Welt.

Und Er iſt auch überzeugt davon, wie ich ſehe. Ich ſage Ihm aber, es iſt nur die Mode, und die Oppoſition, welche den Kaffee ſo beliebt macht. Es hat in Preußen ſehr viel kräftige und geſunde Leute gegeben, noch ehe der elende Kaffee erfunden war, und es iſt weder für die Geſundheit noch für den Verſtand nothwendig, daß man Kaffee trinke. Ich ſelber bin in meiner Jugend mit Bierſuppe erzogen, mithin wird es meinen Unterthanen wohl nicht ſchaden, wenn ſie auch Bierſuppe eſſen. Das iſt viel geſunder als Kaffee, und es wird dabei kein Geld in's Ausland geſchleppt, denn das Bier wird im Inlande gebraut. Wer alſo die Steuer für den Kaffee nicht zahlen will, der ſoll Bierſuppe eſſen,*) dabei bleibt es, und das ſage er den ſuperklugen Berlinern! Somit Gott befohlen, Herr Stadtpräſident. Sorge Er vor allen Dingen dafür, daß die Empfangsfeierlichkeiten recht glänzend ſind, denn wir haben es mit einem Prinzen

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Preuß III. 30.

zu thun, der an Pracht und Herrlichkeit gewöhnt ist, und dem man daher schwerlich genug thun kann. Es darf also bei dieser Festlichkeit kein Geld gespart werden, vielmehr muß Berlin durch den höchsten Glanz und Luxus zu erkennen geben, wie hoch es die Ehre zu schätzen weiß, daß es den erhabenen Sohn der großen Katharina in seinen Mauern empfangen darf.

Mit einem gnädigen Kopfnicken und einem raschen Wink nach der Thür hin, entließ der König den Stadtpräsidenten, der sich schnell, und ehrfurchtsvoll gebeugt, nach der Thür hinschlich.

Friedrich schaute ihm nach mit einem langen sinnenden Blick. Also einen Tyrannen nennen sie mich, sagte er nach einer langen Pause. Was kann ich dafür, daß sie Sclavenseelen sind, die man zu ihrer Wohlfahrt und ihrem Glück zwingen muß! Alles Gute, das ich thun will, muß ich mit Gewalt durchsetzen, und mein Lohn ist doch immer nur der, daß sie mich ausschimpfen. Um Sclavenseelen zu beherrschen, muß man freilich ein Tyrann sein, und sie machen's mir zum Vorwurf, daß ich ein Tyrann bin, ohne zu bedenken, daß sie mich dazu machen! Aber, fuhr der König lächelnd fort, indem er aufstand, was kümmert mich das Gerede der Thoren! Wie sagt doch Epiktet?

„Sagt man was Böses von Dir und ist es wahr, so bessere Dich; sind es Lügen, so lache darüber." — Nun, man lügt, also lache ich! Nach gerade bin ich ein gutes Postpferd geworden, das seine Station zurücklegt, und sich wenig um die Bullenbeißer bekümmert, die an der Landstraße bellen.*)

In diesem Moment ward die Stille da draußen durch das laute donnernde Geräusch eines heranrollenden Wagens unterbrochen.

Ach, das wird der Erbprinz von Hessen sein, murmelte der König vor sich hin. Na, der arme alte Philosoph von Sanssouci wird also versuchen müssen, dem Herzen des jungen Mannes Vernunft zu predigen. Ein undankbares Stück Arbeit freilich, mais il faut faire de necessité une vertu!

Se. Durchlaucht, der Erbprinz von Hessen-Darmstadt, meldete der eintretende Kammerhusar. Soll eintreten, sagte der König, und er that einige Schritte nach der Thür hin, in welcher so eben die hohe, schlanke Gestalt des jungen Prinzen sichtbar ward.

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres de Frederic II. Lettres à Voltaire.

X.

Der Erbprinz von Hessen-Darmstadt war einer Einladung des Königs zufolge von Berlin, woselbst er als Obrist bei der königlichen Garde stand, nach Potsdam herüber gekommen. Wie er jetzt in der Bibliothek des Königs eintrat, und in militairischer Haltung neben der Thür stehen blieb, flog der scharfe leuchtende Blick des Königs hinüber zu ihm, und glitt prüfend und forschend von seinem energischen, und doch sanften Angesicht zu seiner kräftigen schlanken Gestalt nieder.

Er ist in der That ein sehr schöner junger Mann, sagte der König zu sich selber, viel mehr dazu geeignet, das Ideal eines Mädchens zu sein, als der Affe von Großfürst. Es wird nicht leicht sein, die arme Prinzessin zu bekehren, wenn nicht der Prinz selber mir zu Hülfe kommt, und Raison annimmt.

Und wieder hefteten sich die großen flammenden Augen mit einem forschenden Blick auf das Antlitz des Prinzen.

Der junge Mann hielt diesen Blick aus, ohne das Auge niederzuschlagen, ohne nur mit den Wimpern zu zucken. Nur eine kleine Wolke flog über seine Stirn hin, und seine Züge nahmen einen ernsten, fast trotzigen Ausdruck an.

Kommen Sie näher, Prinz, sagte Friedrich, ihm freundlich zunickend. Ich habe Sie zu mir einladen lassen, nicht in ihrer Eigenschaft als Garde-Obrist, sondern als Erbprinz von Hessen-Darmstadt, als den zukünftigen souverainen Fürsten eines deutschen Landes. Vergessen wir also hier in meiner Bibliothek, unter meinen Freunden, den Philosophen und Dichtern, die militairische Devotion, welche der Obrist vor seinem Kriegsherrn haben muß, und sprechen wir zu einander wie Unsers Gleichen, wie Fürsten.

Ew. Majestät erweisen mir da eine Gnade, welche mich fast erschreckt, denn ich weiß nicht, wie ich mich derselben jemals würdig zeigen kann, rief der junge Mann lebhaft.

Nun, wenn es Ihnen darum zu thun ist, so kann ich Ihnen vielleicht die Gelegenheit dazu geben, sagte

Friedrich raſch. Kommen Sie, Prinz, ſetzen wir uns, und plaudern wir ein wenig!

Prinz Leopold von Heſſen-Darmſtadt näherte ſich ſchüchtern und mit faſt ängſtlicher Beklommenheit dem Stuhl, den der König ihm mit einem Wink ſeiner Hand, ſeinem Fauteuil gegenüber, angewieſen hatte.

Plaudern wir, ſagte der König noch einmal, indem er dem Prinzen, der jetzt Platz genommen hatte, freundlich zunickte. Sprechen wir von Ihnen. Wie alt ſind Sie, Prinz?

Ich bin vierundzwanzig Jahre, Majeſtät.

Mein Gott, wie jung, ſagte Friedrich lächelnd. Das iſt in der That ein beneidenswerthes Alter, und bei ſo jungen Jahren wollen Sie ſich ſchon in den Ruheſtand begeben, und für invalide erklären? Ich erhielt geſtern Ihr Schreiben, in welchem Sie um Entlaſſung aus meinen Dienſten nachſuchen und Ihren Entſchluß zu erkennen geben, in Ihr Erbland zurückzukehren. Dies iſt der Grund, weshalb ich Sie zu mir bitten ließ. Ich wollte Sie fragen, weshalb Sie auf Einmal quittiren wollen, da Sie doch ſonſt ein ſo eifriger und leidenſchaftlicher Soldat waren, der wegen ſeiner Promptitude und ſeines Fleißes von ſeinen Vorgeſetzten ſtets das beſte Lob erhielt, und den ich ſelber

immer mit Stolz meinen Schüler nannte? Und jetzt auf Einmal will mein Lieblingsschüler seinem armen alten Meister aus der Schule laufen? Weshalb denn?

Weil mein Vater seit einiger Zeit kränklich ist, und meine Heimkehr wünscht, sagte der Prinz zögernd, weil ich selber glaube, daß es für mich nothwendig und nützlich ist, wenn ich mich in die Geschäfte meines Landes einweihe, und meinem Herrn Vater zur Seite stehe.

Das ist ja nicht wahr, mon ami, rief der König mit einem sanften Lächeln. Ihr Gesicht versteht noch nicht zu lügen, und es widerspricht Ihren Worten. Ich will Ihnen sagen, warum Sie mich und meinen Dienst verlassen wollen. Weil Sie mir zürnen, weil Sie glauben, Grund zu haben, sich über mich zu beschweren. Sagen Sie ehrlich und frei, wie es einem Manne und einem Soldaten geziemt, ist es nicht so?

Nun denn, Majestät, ich will die Wahrheit sagen, rief der Prinz lebhaft. Ja, es ist so, ja, ich habe Grund mich über Sie zu beschweren, und ich will mich von hier entfernen, weil ich es nicht ertragen kann, meinen Heldenkönig, den ich so glühend verehrte, so innig liebte, des Egoismus und der Grausamkeit zeihen zu müssen. Ew. Majestät haben von mir als Soldat

und als Mann die Wahrheit gefordert; ich werde sie jetzt sagen, und wenn Ew. Majestät mich deshalb zerschmettern mit Ihrem Zorn. Ja, Sie haben egoistisch und grausam an mir gehandelt, denn um Ihres persönlichen Vortheils willen wollen Sie mich elend und unglücklich machen, um Ihres persönlichen Vortheils willen wollen Sie mir die Braut entreißen, die ich liebe, die sich mir verlobt hat mit der Uebereinstimmung unserer Familien, wollen Sie zwei Herzen trennen, die sich ewige Liebe und Treue geschworen, und deren Schwüre Gott gehört und angenommen hat.

Ah, woher wissen Sie, daß er das gethan hat? fragte der König. Wenn er Ihre Schwüre angenommen hätte, so würde ja, da Gott allmächtig ist, keine Macht der Erde Ihnen die Braut entreißen können? Aber, mein armer junger Freund, Gott wird am Ende wohl nicht Zeit haben, die Schwüre aller Verliebten zu beachten und in seinen Büchern der Weltbegebenheiten aufzunehmen. Er verzeichnet darin nur die wahrhaft großen und edlen Thaten der Menschen, die Thaten, zu deren Vollbringung es des höchsten Opfers, der Selbstüberwindung, bedarf, die Thaten, die wir uns abringen mit unserm Herzblut, indem wir unsern besten und schönsten Wünschen und Hoffnungen ent-

Fiſchart, der Mentzer genannt, der unter verſchiedenen Namen die zahlreichen Geſchöpfe ſeines zügelloſen Genius in die Welt ſchickte.*) Die bunte Narrentracht, in welche er die deutſche Sprache ſteckte, war zugleich die ſinnreichſte Narrenweisheit, die jemals in ihren Tönen laut geworden. An Keckheit und productiver Laune, die ſelbſt mit der Grammatik der Sprache groteske, aber bewundernswürdige Sprünge vornahm, giebt es keine ähnliche Erſcheinung vor und nach Fiſchart in der deutſchen Literatur. Bei aller gränzenloſen Ausgelaſſenheit ſeines Humors, der ihn mänadenhaft fortreißen konnte, ſcheint er doch ein feines und ſchöpferiſches Bewußtſein gehabt zu haben über die Sprache, in der er ſeine burleske Laune ergoß. Seine Diction gleicht einer Redoute, auf der er ſeine Gedanken in zahlloſen Wörterco[illegible]lumen, in den verwegenſten und frechſten Masken des Ausdrucks, in allen nur

*) Vgl. Flögel, Geſchichte der komiſchen Literatur, Bd III. S. 330. fg. wo auch die erſten vollſtändigen Nachrichten über Fiſchart's Schriften und Zuſammenſtellungen über ſeine unſicheren Lebensumſtände gegeben werden.

sagen, weil die Vernunft und die Ueberlegung es von uns fordern. Ich weiß nicht, ob ich mit einer einzigen meiner Schlachten in diesem großen Buche Gottes verzeichnet stehe, aber mit Einer That, hoffe ich, hat mich Gott doch aufgezeichnet, mit dem Opfer, welches ich meinem Vater brachte, als ich mich seinem Willen beugte, und gehorsam die Braut, die er mir bestimmte, aus seinen Händen annahm. —

Ew. Majestät trugen wenigstens keine andere Liebe im Herzen, Sie opferten den Befehlen Ihres Vaters wohl Ihre Freiheit, aber nicht Ihre Liebe!

Wer sagt Ihnen das? fragte Friedrich mit einem traurigen Lächeln. Doch reden wir nicht von diesen längst verklungenen Tagen! Reden wir von Ihnen, und von den Vorwürfen, die Sie mir gemacht. Sie sagen, ich handle nicht blos grausam an Ihnen, sondern auch egoistisch, und um meines persönlichen Vortheils willen beabsichtigte ich, Ihnen die Braut zu entreißen?

Und zu meinem Unglück habe ich die Wahrheit gesagt, rief der Prinz aufgeregt. Ganz Deutschland weiß bereits, daß der Großfürst von Rußland nach Berlin kommt, um sich hier eine zweite Gemahlin zu suchen, nachdem meine arme geliebte Schwester sich in

den Tod gerettet hat vor dem grauſamen Glück: die Gemahlin Pauls, die Schwiegertochter Katharina's zu ſein! Ganz Deutſchland weiß, daß es Ew. Majeſtät iſt, welcher der Kaiſerin die Nachfolgerin meiner armen Schweſter ausgewählt hat, und daß dieſe Nachfolgerin Niemand anders iſt, als die Prinzeſſin Sophie Dorothea von Würtemberg, das heißt die Prinzeſſin, welche durch die Verträge meiner und ihrer Eltern mir verlobt war, die Braut, die ich liebe, und von der ich geliebt werde!

Das Alles iſt wahr, und ich widerſpreche nicht Dem, was ganz Deutſchland behauptet, ſagte der König ſanft. Ja, der Witwer Ihrer Schweſter, der Großfürſt Paul, kommt nach Berlin, um ſich hier mit der Prinzeſſin von Würtemberg zu verloben, welche früher Ihre Braut war.

Sie iſt es noch, rief der Prinz glühend vor Bewegung. Ja, Sophie Dorothea iſt meine Braut, ich gebe ſie nicht auf, und ich werde es nicht dulden, daß man ihr Zwang auferlegt. Man wird vergeblich verſuchen uns zu trennen, ich ſage es Ihnen, Majeſtät, vergeblich!

Armer junger Freund, man wird das ja gar nicht mehr nöthig haben. Denn ſind Sie nicht ſchon ge-

trennt? Iſt die Prinzeſſin nicht ſchon ſeit drei Tagen mit ihren Eltern in Berlin, und haben Sie ſeitdem nicht vergeblich verſucht, ſie zu ſehen? Hat man Sie nicht immer abgewieſen, und hat die Prinzeſſin Ihnen nicht immer Ihre Briefe unerôffnet zurückgeſchickt?

Nein, nicht ſie hat das gethan, ſagte der Prinz zuverſichtlich, nicht meine Braut hat ſo ihrer Liebe und ihrer Pflicht vergeſſen. Man hält ſie als eine Gefangene, ich weiß es, und meine Briefe gelangen nicht einmal zu ihr. Sie erwartet mich, ſie iſt überzeugt, daß ich ſie erretten werde, indem ich meine Rechte an ſie aufrecht halte, mein Gott, und ich kann nicht einmal zu ihr, ich muß es dulden, daß ſie vielleicht ſogar an meiner Liebe, meiner Treue zweifelt!

Und der junge Mann, nicht mehr im Stande ſeine Aufregung, ſeinen Schmerz zurückzudrängen, ſchlug ſeine Hände vor ſein Angeſicht, und ächzte laut.

Weinen Sie, Prinz, ſolche Thränen ſchänden ſelbſt den Helden nicht, ſagte der König weich. Es ziemt Ihnen wohl zu weinen, denn Sie ſtehen Ihrem erſten Schmerz, Ihrer erſten Enttäuſchung gegenüber, und ſolche erſte Wunden ſind ſehr tief und ſchmerzhaft.

Und daß Sie, mein Held, mein Ideal, die Schuld

tragen müſſen an dieſen Qualen, das iſt es, was mich doppelt ſchmerzt! ſeufzte der junge Mann.

Ja, es thut weh, Ideale zerſtört zu ſehen, ſagte Friedrich ruhig. Ich kenne das, ich habe das Alles auch erduldet. Man tritt in das Leben mit ſo vielen Idealen, und am Ende ſeiner Tage ſieht man, daß Einem nicht Eines derſelben übrig geblieben iſt. Das Leben iſt nichts, als eine Schule der Widerwärtigkeiten, aber man ſoll in derſelben ſich zur Weisheit, Mäßigung, zur Ausdauer und Geduld erziehen laſſen. Es iſt freilich eine harte Erziehung, indeß, wenn man ſie überſtanden hat, wird man wenigſtens ſich den innern Frieden erworben haben.*) Sie, mein junger Freund, haben jetzt Ihre erſte Lehrſtunde gehabt, und ſind im Begriff, Ihr erſtes Ideal zu verlieren. Sie haben mich für einen Helden, einen Philoſophen, einen edlen Fürſten gehalten, und jetzt finden Sie, daß ich nicht blos ein ganz gewöhnlicher Menſch bin, ſondern ſogar, wie Sie vermeinen, ein herzloſer Egoiſt, der ſeinem perſönlichen Vortheil die Herzen und die Liebe anderer Menſchen opfern will.

Und habe ich nicht Recht? rief der Prinz mit

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Lettres au Marqui d'Argens. Oeuvres posthumes. X. 300.

bleichen Wangen und düstern Blicken. Haben es Ew. Majestät nicht selbst gesagt, daß Sie es sind, welcher mir die Braut entreißen, und sie dem Großfürsten von Rußland vermählen will?

Ich habe das gesagt, und ich wiederhole es Ihnen. Aber ich thue es nicht aus Egoismus, und nicht um meines persönlichen Vortheils willen, sondern ich habe mich dazu entschlossen, indem ich das Mitleid meines Herzens besiegte, und nur der Stimme der Vernunft, der Politik Gehör gab!

Ach, die Politik, seufzte der Prinz. Sie ist eine schlechte Rathgeberin für Menschenherzen.

Ich gebe es zu, daß sie nicht sehr weich und empfindsam ist, sagte der König milde, aber in der ernsten kalten Ruhe, mit der sie ihre Zwecke verfolgt, will sie doch am Ende auch nur der Menschheit dienen und ihr Wohl fördern. Freilich kann es ihr, wenn sie das Wohl und Glück von Tausenden fördern will, nicht darauf ankommen, das Glück des Einzelnen zu zerstören, und sie macht sich kein Gewissen daraus, sich zu dem Gebäude, welches sie aufrichten will, ein paar gebrochene Herzen als Fundament zu nehmen. Nur muß die Politik keine egoistischen, selbstsüchtigen Zwecke verfolgen, sie muß immer auf das Ganze ge-

richtet ſein, ſie muß das Große wollen, das Glück der Völker erſtreben. Ich darf von mir ſagen, daß dies meine Politik iſt, und daß, wenn ich jetzt wünſche, meine Großnichte, die Prinzeſſin von Würtemberg, an den Großfürſten von Rußland zu vermählen, ich dabei wahrlich keine eigennützigen Abſichten hege, ſondern nur das große Ganze im Auge habe. Denn, ſagen Sie ſelbſt, Prinz, was für perſönlichen Vortheil könnte es mir wohl gewähren, daß die Tochter meiner Nichte, der Herzogin von Würtemberg, Großfürſtin von Rußland wird? Ich denke wohl, der Philoſoph von Sansſouci, wie man mich nennt, wird gerade nicht damit prahlen wollen, daß ſeine Großnichte einſt Kaiſerin aller Reußen ſein wird. Er iſt König von Preußen und das iſt ihm vollkommen genug. Aber als König von Preußen, und als deutſcher Fürſt hat er die Wohlfahrt und die Sicherheit ſeines Volkes zu bedenken, muß ihm daran gelegen ſein, daß Deutſchland endlich in geordneter, Achtung gebietender, nach Außen und nach Innen ſtarker Stellung ſich präſentire. Es iſt endlich genug der innern und äußern Fehde, Deutſchland ſowohl, wie Preußen bedarf der Ruhe, und ihm dieſe zu geben, das iſt der Zweck, um deſſentwillen ich die Prinzeſſin von Würtemberg, die Nichte

des Königs von Preußen, mit dem Großfürſten von Rußland, dem Sohn der Kaiſerin Katharina, verbinden will. Mein Prinz, Sie haben mir gezürnt als ein junger Mann, der noch den phantaſtiſchen Glauben hat, daß das ganze Leben eine Herzensfrage iſt. Ich bitte Sie aber jetzt, daß Sie mich anhören wollen in Ihrer Eigenſchaft als der zukünftige Erbe eines deutſchen Landes, als der Fürſt, der, wenn er einſt über Menſchen herrſchen will, es zuerſt lernen muß, über ſein eigenes Herz zu herrſchen. Wollen Sie mich in dieſem Sinne anhören?

Ich höre, Sire, flüſterte der Prinz, ſich leicht verneigend.

Ich will nicht verſuchen, Ihr Herz zu gewinnen, ſondern ich will nur zu Ihrem Kopf reden, ſagte Friedrich ſanft, ich will an Ihre Vernunft appelliren, wenn Ihr Herz mich verurtheilt. Sie waren der Bräutigam, der öffentlich anerkannte Verlobte eines jungen ſchönen Mädchens, welches Sie liebten. Sie ſchauten in die Zukunft mit den freudigſten und ſchönſten Hoffnungen. Und plötzlich kommt der König von Preußen als eine Art Knecht Ruprecht her und zerſtört Ihre Hoffnungen und Ihre leuchtenden Feenſchlöſſer, indem er Ihnen die Braut entreißt. Aber

warum thut er das? Weil er dem Minotauren, welcher Deutſchland bedroht, ein Opfer hinwerfen will, weil er der Welt den Frieden geben und erhalten will. Prinz, ich muß Ihnen ein Geheimniß ſagen: ich bin des Krieges überdrüſſig. Ich möchte meinem Nachfolger einen geſicherten Staat und volle Kaſſen hinterlaſſen, denn die vollen Kaſſen eines Fürſten ſind die beſte Garantie für das Wohlergehen der Völker. — Wenn ich aber die Dinge gehen ließe, wie ſie wollten, oder vielmehr wie Oeſterreich es wollte, ſo hätten wir binnen Kurzem einen Krieg, der ganz Deutſchland, ganz Europa erſchütterte, der auf viele Jahre hinaus meinen Unterthanen Noth und Elend gebracht, meine Kaſſen geleert, meine Finanzen in Unordnung gebracht hätte. Sie ſind noch zu jung, Sie haben den ſiebenjährigen Krieg nur als Knabe erlebt, Sie wiſſen daher nicht, wie viel Jammer, Elend und Zerrüttung der Krieg in ſeinem Gefolge hat. Ich aber weiß es, ich habe die Klagen und die Verwünſchungen der Sterbenden, die Thränen und die Noth der Ueberlebenden geſehen, ich habe immer noch wieder auszubeſſern an den Wunden, welche der Krieg meinen Landen geſchlagen, und ich wäre ein ſchlechter Arzt, wenn ich ſelber neue Wunden ſchlagen wollte, bevor noch die alten ge-

heilt ſind. Oeſterreich aber will den Krieg; es ſieht mit eiferſüchtigem Auge das Wachſen und Gedeihen meines jungen Königreiches, und es ahnt in mir den Rivalen ſeiner eigenen Macht. Es wendet daher alle Mittel der Intrigue, der diplomatiſchen Pfiffigkeit an, um mich zu iſoliren, um mir meine Bundesgenoſſen abwendig zu machen, ſie zu ſich hinüber zu ziehen und dadurch mich zu ſchwächen, ſeine eigene Macht aber zu verdoppeln. Wenn es ihm gelänge, Rußland zu gewinnen, eine Allianz zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Frankreich zu Stande zu bringen, ſo würde es ſeine alten Pläne auf Schleſien vielleicht verwirklichen können, indem es Rußland geſtattete, ſeine Pläne auf die Türkei auszuführen. Aber dieſes Bündniß von Rußland, Oeſterreich und Frankreich wäre nicht blos das Verderben Preußens, ſondern auch der ſichere Untergang für ganz Deutſchland, das in den vereinten Händen der drei Mächte zerdrückt würde zu einer öſterreichiſchen Provinz, deren einzelne Fürſten nur noch Statthalter von Oeſterreich ſein würden. Indem ich alſo kämpfe gegen dieſe Pläne Oeſterreichs, kämpfe ich zugleich für die Unabhängigkeit Deutſchlands, für die Souverainetät ſeiner Fürſten. Oeſterreich ſuchte die Meinungsverſchiedenheiten, welche ſich unter unſern Bevollmächtigten

bei den Verhandlungen über die polniſchen Erwerbungen bildeten, geſchickt dazu zu benutzen, um mich in den Augen der ruſſiſchen Kaiſerin der Habſucht, des Machtgelüſtes, der heimlichen Feindſchaft zu verdächtigen. Es wünſcht mich alſo mit Rußland zu brouilliren, indem es ſich ſelber den ſcheinheiligen Anſtrich der Mäßigung und Genügſamkeit giebt, und ſich dabei im Stillen ſo viel als möglich zu fiſchen ſucht. Die Kaiſerin Katharina von Rußland iſt eiferſüchtig auf ihre Macht, und in ihrem Ehrgeiz genügt es ihr nicht, andern Mächten blos Provinzen zu geben, ſondern ſie will auch die Gränzen derſelben beſtimmen. Oeſterreich möchte ihr, gewandt und hinterliſtig wie es iſt, die Ueberzeugung einflößen, daß ich mich dieſer Ambition der großen Katharina opponire, und daß ich mich zum Meiſter über ſie machen, daß ich dominiren will. Sie fing daher ſchon an, mir zu mißtrauen, und ich mußte nach einem Mittel ſuchen, welches die Pläne Oeſterreichs parirte und ihm eine Contremine legte. Das Schickſal ſelber begünſtigte meine Bemühungen. Die Gemahlin des Großfürſten ſtarb, und die Kaiſerin Katharina wendete ſich an den Prinzen Heinrich, den ich nach Petersburg geſandt hatte, mit der Bitte, ihr eine zweite Gemahlin für ihren Thronfolger zu bezeichnen. Mein

erdenklichen Bizarrerieen der Sprache, zum Tanz führt. Mit tobendem Geschrei schlingen und wirren sich diese Gruppen durcheinander, sie erschöpfen sich in kühnen Wendungen und Ausgeburten der wilden Phantasie, alle Instrumente werden aufgeboten zu einem unerhörten Lärmen, gesichterschneidende Frazzen und Larven steigen gespensterhaft aus der Erde, Hexenflämmchen und Irrlichter leuchten höhnend auf. Aber der Meister dieses tollen Faschings scheint besonnen geblieben, oder er erlustigt sich selbst dabei wie ein Kind, das harmlos und unwissend mit den Nachtkobolden tändelt.

Fischart war ohne Zweifel ein groser Sprachkünstler, der bedeutendste und productivste neben und nach Luther, der die deutsche Prosa, welche dieser auf den reformirten Dialekten aufgebaut hatte, in das tausendfarbig erschimmernde Gewand des Nationalhumors kleidete. Sein Reichthum an Wörtern und Wendungen, an geistreichen Zusammensetzungen und neugebildeten Bezeichnungen, an Ausdrücken, die er sich nach der Phantasie geschaffen und aus dem Urquell einer originellen Anschauung heraufgeschöpft hat, wäre noch bei weitem hö-

Bruder kennt alle meine Pläne, er wußte, daß Alles darauf ankam, Oesterreich keine Zeit zu lassen, um der Kaiserin Katharina die Prinzessin einer mit Oesterreich verbündeten Macht, vielleicht sogar eine Erzherzogin selber, zu offeriren, daß es vielmehr für Preußen von der höchsten Wichtigkeit sei, seine Allianz mit Rußland durch die Bande der Verwandtschaft noch enger zu knüpfen. Es gab aber nur Eine Prinzessin, welche heirathsfähig und ganz geeignet war, den Wünschen und Plänen Preußens zu entsprechen. Diese Prinzessin, das war die Tochter meiner Nichte, die Prinzessin Sophie Dorothea von Würtemberg.

Meine verlobte Braut, schaltete der Prinz ein.

Nun ja, Ihre Braut, sagte Friedrich sanft. Aber mein Bruder, der Prinz Heinrich sowohl, als ich selber, waren überzeugt, daß Sie, die Umstände wohl erwägend und erkennend, daß diese Verbindung für Preußen wie für Deutschland eine Nothwendigkeit sei, den höheren Anforderungen der Politik die Wünsche Ihres Herzens zum Opfer bringen würden, und im Vertrauen darauf proponirten wir der Kaiserin von Rußland das Ehebündniß zwischen ihrem Sohn und unserer Großnichte. Und jetzt, mein Prinz, jetzt frage ich Sie, — nicht den verliebten jungen Mann, sondern

den zukünftigen Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, — wollen Sie das Vertrauen, das ich in Ihre Einſicht, Ihren Verſtand ſetzte, nicht rechtfertigen? Wollen Sie nicht ſich meine höchſte Achtung, meine Liebe und Dankbarkeit erwerben, indem Sie der höheren Pflicht die Wünſche Ihres Herzens zum Opfer darbringen? Wollen Sie nur ein empfindſamer Schwächling ſein, da Sie ein weiſer kluger Fürſt ſein ſollen, da es in Ihre Hand gegeben iſt, durch Ihre Entſagung und Ihre Großmuth ſich die Anerkennung und Bewunderung aller denkenden Köpfe und aller fühlenden Herzen zu verdienen? Prinz, im Namen Ihres Volkes, im Namen Deutſchlands fordere ich von Ihnen, daß Sie mir Antwort geben: wollen Sie nur ein Verliebter, oder wollen Sie ein Mann ſein?

Oh mein Gott, mein Gott, murmelte der Prinz mit bleichen Lippen, mit ächzender Bruſt. Ich leide, ich leide fürchterlich.

Und indem er ſprach, rannen zwei große, einzelne Thränen langſam und kalt aus ſeinen Augen über ſeine bleichen Wangen nieder.

Des Königs große leuchtende Augen ruhten auf ihm mit dem Ausdruck unausſprechlichen Mitleids. Er

ging zu ihm hin und legte ſanft ſeine Hand auf das Haupt des jungen Mannes.

Mein Prinz, ſagte er, dieſe Stunde macht Sie zum Manne, und meine alte Hand giebt Ihnen dazu den Segen, den Segen eines Mannes, der gelitten hat, was Sie leiden, und der ſich ſelbſt überwunden hat, wie Sie ſich überwinden werden.

Der Prinz ſchauerte in ſich zuſammen und eine tödtliche Bläſſe überzog ſein Angeſicht. Und meine Braut, meine Sophie? fragte er bebend.

Sie weint und kämpft gleich Ihnen, aber ſie wird ſich fügen, wenn Sie ihr dazu das Beiſpiel geben.

Der Prinz begrub ſein Antlitz in ſeinen Händen und ſaß eine Zeit lang ſchweigend und ſeufzend da. — Auf einmal richtete er ſein Haupt empor, und der Ausdruck unausſprechlichen Seelenleidens malte ſich in ſeinen Zügen.

Nun wohlan denn, ſagte er tonlos, ich will mich der höheren Pflicht unterordnen. Ich will der Politik die Braut, die Geliebte opfern. Aber ich mache Eine Bedingung.

Sagen Sie Ihre Bedingung, und ich gebe Ihnen mein königliches Wort, daß ſie erfüllt werden ſoll.

Ich will nicht, daß meine Braut, — daß die Prin-

zeſſin von Würtemberg mich verachte, daß ſie mich für treulos halte. Ich bin bereit, ihr zu entſagen, aber ich will von ihr den letzten Abſchied nehmen. Ich will ihr ſelbſt ihre Briefe, ihr Gelübde zurückgeben, ich will eine letzte Unterredung mit ihr haben, eine Unterredung ohne Zeugen.

Der König neigte beiſtimmend ſein Haupt. Ich finde dieſen Wunſch begreiflich, ſagte er, und er ſoll Ihnen ohne alle Einſchränkung gewährt werden. Ich ſelber werde Ihnen die Gelegenheit dazu verſchaffen. Die Prinzeſſin hat gewünſcht, mein kleines Sansſouci kennen zu lernen. Ich werde ſogleich ſelbſt nach Berlin fahren und die Herzogin von Würtemberg mit ihrer Tochter, der Prinzeſſin Sophie Dorothea, einladen, morgen Vormittag ganz in der Stille und sans cérémonie zu mir zu kommen. Ich werde meiner Nichte dabei nicht verhehlen, welchen Zweck ich mit dieſer Einladung verbinde, und ich weiß, daß ſie Ihren Wünſchen keine Hinderniſſe in den Weg legen wird. Kommen Sie alſo morgen Vormittag hierher, aber Incognito. Ich wünſche nicht, daß die Kaiſerin von Rußland von dieſem Rendezvous erfahre, und ſie hat ihre Spione überall. Kommen Sie alſo morgen in Civiltracht, in einfachem Ajuſtement hierher, und laſſen Sie

meinen Cabinetssecretair Müller rufen. Er wird von mir seine Instructionen erhalten und wird Sie unbemerkt in das Schloß und in die Zimmer führen, wo die Prinzessin Sie erwarten wird. Und jetzt, mein junger Freund, wollen Sie mir armen alten Manne nun vergeben, daß die Politik ihn zwingt, ein so harter gefühlloser Mensch zu sein?

Er reichte mit einem sanften rührenden Lächeln dem Prinzen seine Hand entgegen. Dieser nahm sie, und von einem unwillkürlichen Gefühl der Ehrfurcht, der Bewunderung überwältigt, drückte er die Hand des Königs an seine Lippen. Aber indem er es that, fielen zwei glühende Thränen aus seinen Augen auf diese in Schlachten und Kämpfen gehärtete Hand nieder.

XI.

Am andern Morgen, genau um die vom König festgesetzte Stunde, fuhr die Equipage der Herzogin von Würtemberg an der hintern Façade von Sanssouci vor, und zwei Damen entstiegen derselben und wurden von dem König am Anfang der runden Säulenhalle empfangen.

Mit einem freundlichen, verbindlichen Lächeln bot er der älteren der beiden Damen den Arm, und indem er mit ihr vorwärts schritt, wandte er mit vertraulichem Nicken das Haupt rückwärts zu der jungen Dame hin.

Ma chère grande nièce, sagte er heiter, Sie sind sans cérémonie gekommen und sollen auch so hier behandelt sein. Erlauben Sie mir, Ihnen als Page zu dienen, der Ihnen den Weg zeigt in die

Wohnung des alten Einſiedlers von Sansſouci, die jetzt durch Ihre Gegenwart in einen Tempel der Schönheit verwandelt wird.

Die Prinzeſſin beantwortete dieſe Schmeichelei nur mit einem leichten Kopfnicken, einem gezwungenen Lächeln und folgte dann langſam dem fürſtlichen Paar, das vor ihr herſchritt, in die mit Gemälden decorirte ſchmale Galerie hinein.

Dies hier iſt meine Winterpromenade, ſagte Friedrich zu ſeiner Nichte, der Herzogin. Wenn es draußen ſtürmt, ſchneit und regnet, gehe ich hier mit meinen Hunden ſpazieren und vergeſſe im Anſchauen der ſchönen Gemälde die kalte rauhe Wirklichkeit. Geruhen Sie, ſich dieſe Gemälde ein wenig anzuſchauen, es ſind einige Prachtſtücke der größten italieniſchen Meiſter darunter.

Und der König blieb hier und da vor den Gemälden ſtehen, um ſeine Begleiterin auf die Schönheiten und Vorzüge derſelben aufmerkſam zu machen.

Die Prinzeſſin Sophie Dorothea achtete nicht darauf. Sie ſchritt dahin wie eine Träumende, und man ſah es wohl, daß ihre großen dunkelblauen Augen, welche mit unverwandten großen Blicken vor ſich hinſtarrten, nichts außer ihr, ſondern nur nach innen

ſchauten auf ihr in Schmerzen zuckendes und ringendes Herz.

Ihre ſchlanke und große Geſtalt, deren ſchöne und volle Büſte von dem enganſchließenden, mit Blumen und Bändern verzierten Mieder von blauem Seidenzeug nur noch mehr hervorgehoben ward, ſchien ganz einer Kaiſerin, einer gebietenden Herrſcherin würdig zu ſein. Dagegen gehörte ihr ſanftes mildes Angeſicht mit ſeinem ſchönen zarten Oval, ſeinen jugendfriſchen, ſchwellenden Lippen, ſeiner feinen leicht gebogenen Naſe, und der breiten, von den Genien der Jugend und der Unſchuld umfächelten Stirn ganz und gar dem jungen Mädchen an, und kein Zug von Stolz und fürſtlichem Uebermuth, von Herrſchſucht und Eigenwillen war in demſelben. Nur zuweilen blitzte es in dieſen tiefblauen großen Augen auf mit einem energiſchen Leuchten, und dann umzuckte den kleinen feingeſchnittenen Mund ein Ausdruck von Entſchloſſenheit und Trotz.

Aber die Prinzeſſin ſchien dieſes wogende Feuer ihres Herzens immer wieder mit Gewalt in ihre Bruſt zurück zu drängen, und ſie neigte dann ihr Haupt, das auf dem ſchlanken weißen Halſe ſich ſchwankend wiegte, wie eine auf ihrem Stengel geknickte Roſe, tief

und demuthsvoll nieder, als ſei ſie bereit, den tödtlichen Schlag zu empfangen.

Endlich war das Ende dieſer langen „Winterpromenade“ erreicht. Der König hatte ſie mit der Herzogin plaudernd und ſcherzend zurückgelegt. Die Prinzeſſin war ſtill und theilnahmlos hinter ihnen hergeſchritten, und es hatte faſt den Anſchein, als ob der König über der eifrigen Unterhaltung mit der Herzogin ganz der Anweſenheit ihrer Tochter vergeſſen habe.

Jetzt indeſſen, als ſie aus der Galerie durch einige kleine Vorgemächer in das Wohnzimmer des Königs eingetreten waren, jetzt wandte ſich der König mit einem gütevollen Lächeln zu ſeiner Großnichte um.

Ma nièce, ſagte er, Ihre Frau Mutter hat mir ſoeben auf meine Anfrage mitgetheilt, daß Sie, wie es einer gehorſamen Tochter und Prinzeſſin geziemt, ganz einverſtanden ſind mit den Plänen, welche Ihre Familie für Ihre Zukunft entworfen hat.

Ich bitte Euere Majeſtät dann nur, mir zu ſagen, von welchen Plänen Euere Majeſtät ſprechen, ſagte die Prinzeſſin mit einem leichten Anfluge von Ironie. Es ſind, ſo viel ich weiß, von meiner Familie zwei verſchiedene Pläne für meine Zukunft entworfen worden. Der eine verlobt mich mit dem Freund meiner

Jugend, dem Erbprinzen von Heſſen-Darmſtadt, der andere will mich verhandeln an den Großfürſten von Rußland. Beide Pläne haben, wie es ſcheint, die Billigung meiner Familie erhalten, denn ich bin mit dem Erbprinzen von Heſſen-Darmſtadt ſeit vier Monaten öffentlich und förmlich verlobt, und wie ich höre, wird der Großfürſt von Rußland nach Berlin kommen, um daſelbſt auch öffentlich und feierlich von meinen Eltern die Zuſtimmung zu ſeiner Verlobung mit mir zu erhalten. Ich wiederhole alſo meine ergebenſte Bitte, mir zu ſagen, von welchen Plänen Euere Majeſtät ſprechen.

Von denjenigen Plänen, welche meine kleine Nichte zu einer großen und mächtigen Herrſcherin machen ſollen, ſagte Friedrich ruhig.

Ich erlaube mir zu bemerken, daß ich durchaus nicht ehrgeizig bin, ſagte die Prinzeſſin raſch. Es genügt mir vollkommen, dereinſt die regierende Fürſtin von Heſſen-Darmſtadt zu ſein, und es verlangt mich gar nicht nach dem zweifelhaften Glück, Großfürſtin von Rußland, oder vielleicht eines Tages Kaiſerin zu werden, das heißt, wenn nicht eine unvermuthete Krankheit meinem Leben ſo raſch ein Ende macht, wie dem

her und gewinnbringender anzuſchlagen, als der luther'ſche Sprachſchatz, wenn nicht meiſtentheils das Gepräge Fiſchart's zu ſubjectiv oder mit zu vielem Unflat des Zeitgeſchmackes behangen erſchiene, um in den allgemeinen Umlauf der Diction überzugehen. Den höchſten Taumel ſeiner phantaſtiſchen, witzſprühenden, cyniſch muthwilligen, gemüthlich frohherzigen, in Harlekinaden philoſophirenden, mit ſeiner Menſchenkenntniß ſpottenden, wie Trompetenjubel ſchmetternden Sprache, kann man in ſeiner Ueberſetzung oder vielmehr freien Nachphantaſirung des ihm wahlverwandten Rabelais belauſchen. Wir laſſen den Titel derſelben, der faſt auf allen Ausgaben verſchieden lautet, nach der vom Jahre 1617, die hier vor uns liegt und mit mehreren wunderlichen Holzſchnitten verziert iſt, folgen: „Affentheurliche Naupengeheurliche Geſchichtklitterung: von Thaten und Rahten der vor kurtzen, langen und jeweilen vollen, wol beſchreyten Helden und Herrn: Grandgoſchier, Gorgellanta und des Erteldürſtlichen, Durchdurſtleuchtigen Fürſten Pantagruel von Durſtwelten, Königen in Utopien, jeder Welt Nullatenenten und Nienen

meiner unglücklichen Schwägerin, der erſten beklagenswerthen Gemahlin des Großfürſten Paul.

Und ich, ſagte der König, ich erlaube mir, meiner äußerſt beredtſamen Nichte zu bemerken, daß die verſtorbene Großfürſtin von Rußland keineswegs Ihre Schwägerin war, ſo viel ich weiß.

Doch, Majeſtät, denn ihr Bruder iſt mit der Zuſtimmung meiner Eltern mein verlobter Bräutigam.

Nein, mein Kind, er war es, aber er iſt es nicht mehr, ſagte die Herzogin ſanft und mit faſt bittender Stimme. Ich habe Dir erſt heute Morgen klar auseinander geſetzt, daß dieſe Verbindung zu meinem eigenen Bedauern leider nicht ſtattfinden kann, daß wichtige Gründe dieſelbe unmöglich machen.

Aber ich habe die Wichtigkeit dieſer Gründe nicht einſehen können, rief die Prinzeſſin, und ihre Züge nahmen den Ausdruck tiefer Seelenpein, angſtvollen Schmerzes an. Nein, ich habe es nicht begreifen können, warum eine Verbindung, welche geſtern noch Ihren Beifall hatte, heute unmöglich iſt, warum der Prinz, von dem Sie wiſſen, daß ich ihn liebe, und von ihm geliebt werde, Ihnen heute nicht mehr der willkommene Schwiegerſohn iſt, welcher er Ihnen geſtern war.

So erlauben Sie mir, mein Kind, daß ich Ihnen

das erkläre, ſagte der König, indem er mild ſeine Hand auf die Schulter der Prinzeſſin legte. Sie können nicht begreifen, warum das Heute nicht dem Geſtern gleicht, warum Ihre edlen Eltern heute verwerfen, was ſie geſtern billigten? Ich will es Ihnen ſagen, ma nièce. Ihre Eltern fügen ſich der Nothwendigkeit, wie wir Alle es thun müſſen, und wie auch Sie es thun werden. Es iſt den Menſchen nicht beſchieden, ihren Willen zu dem alleinigen Geſetz ihres Handelns zu machen, vielmehr müſſen ſie gar oft denſelben dem höheren Geſetz der Nothwendigkeit unterordnen, und dies mit Ruhe und mit innerer Würde zu thun, das iſt die höchſte und die edelſte Aufgabe des Menſchen. — Mein Kind, Sie werden jetzt zum erſten Male in der ſchweren Schule des Lebens dieſe Aufgabe zu löſen haben, und ich bin überzeugt, daß Sie ſich beſtreben werden, es ſo zu thun, daß Ihre verehrungswürdigen Eltern und Ihr alter Großoheim ſich Ihrer freuen können. Sie haben einen ſchönen und lieblichen Jugendtraum geträumt, Sie haben ſich auf einige Wochen der Schwärmerei einer erſten Liebe hingegeben und ein glückliches junges Mädchen ſein können. Nehmen Sie dies dankbar als ein Geſchenk an, welches das Geſchick nur wenigen Prinzeſſinnen gewährt. Aber heute iſt

der Traum des jungen Mädchens zu Ende. Die Pflichten der Prinzessin treten mahnend an Sie heran, und fordern von Ihnen, daß Sie Ihrer Liebe und Ihrem jungen Mädchenglück entsagen, daß Sie, wie es einer Prinzessin geziemt, den Familien-Rücksichten Ihre persönlichen Wünsche opfern, daß Sie gehorsam und unterwürfig den Gemahl annehmen, welchen der Wille Ihrer Eltern und Ihrer Familie Ihnen bestimmt.

Oh, mein Gott, mein Gott, murmelte die Prinzessin, todesbleich, mit Thränen in den Augen, ich kann dieses Opfer nicht bringen, ich kann nicht!

Der König runzelte die Stirn und ein Blitz des Unwillens flammte in seinen Augen auf. Nur Schwächlinge und Ehrlose sagen: ich kann nicht! rief er heftig. Wir Andern, die wir den Beruf des Menschen erkannt haben, und unsere Ehre darein setzen, ihn treu und würdig zu erfüllen, wir Andern wissen, daß es dem Menschen seiner Pflicht gegenüber nicht geziemt, zu sagen: ich kann nicht, sondern daß wir derselben gegenüber immer muthig und tapfer sagen müssen: ich kann, und ich will!

Aber ist es denn meine Pflicht, mein Herz, meine Liebe zum Opfer darzubringen? rief die Prinzessin mit einem Aufschrei innerer Todesangst.

Ja, mein Kind, es iſt Ihre Pflicht als Prinzeſſin und als Tochter, ſagte Friedrich ernſt. Der hohe Stand, dem Sie angehören, erhebt Sie wohl über die Menſchen, aber nicht über die Geſetze der Menſchen. Und das Erſte dieſer Geſetze iſt, daß die Töchter ihren Eltern zu gehorchen haben. Die Politik Ihres Hauſes, Ihrer Familie verlangt, daß Sie dem Großfürſten von Rußland vermählt werden, und er iſt ſchon von Petersburg aufgebrochen, um hier in Berlin, unter der Garantie Ihres Großoheims, ſich Ihnen zu verloben. Ich habe, in Uebereinſtimmung mit Ihren Eltern dem Großfürſten gemeldet, daß ſeiner Bewerbung von mir, ſo wie von Ihren Eltern und von Ihnen ſelber, mit freudiger Zuſtimmung entgegen geſehen wird, und Sie werden gewiß mein Wort, das einen guten Klang hat in ganz Europa, jetzt nicht mit Lügen ſtrafen wollen.

Aber der Prinz? rief die Prinzeſſin, mit dem Ausdruck eines Ertrinkenden, der in ſeiner Todesangſt nach einem Strohhalm greift, der ihn erretten ſoll. Ew. Majeſtät haben nicht an den Prinzen Leopold gedacht. Er iſt mein Bräutigam, er hat das Wort meiner Eltern und er liebt mich. Er wird nicht zurücktreten, er wird mich nicht aufgeben wollen.

Der König schaute mit innigem Mitleid in der Prinzessin bleiches Angesicht, das sich jetzt mit einem Strahl der Hoffnung belebt hatte.

Ich habe gestern mit dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt gesprochen, sagte er nach einer Pause. Ich habe ihm die Gründe auseinandergesetzt, welche mich und Ihre Familie dringend wünschen lassen, daß Sie, die deutsche Prinzessin, die Nichte des Königs von Preußen, wie des regierenden Herzogs von Würtemberg, die Gemahlin des Thronfolgers von Rußland werden, und er hat ihnen seine Zustimmung nicht versagen können. Er hat daher, obwohl mit tiefem Schmerz eingewilligt Ihnen zu entsagen, nur —

Ach, er hat eingewilligt, rief Sophie mit einem lauten Schmerzensschrei, indem sie wie vom Blitzstrahl getroffen zurücktaumelte und auf einen Stuhl niedersank. Jetzt bin ich verloren, denn auch Er verläßt mich. Er hat eingewilligt! Aber ist das auch wahr, wirklich wahr?

Es ist wahr, und er wird es Ihnen selber bestätigen, sagte Friedrich. Der Prinz hat eingewilligt, Ihnen zu entsagen, nur stellte er die Eine Bedingung, daß er Sie noch einmal sehen, daß er von Ihnen Abschied nehmen könnte.

Und Ew. Majeſtät haben eingewilligt?

Ich habe eingewilligt in dem guten Glauben, daß Ihre Frau Mutter auch ihre Einwilligung zu dieſem letzten Begegnen gewähren werde, ſagte der König, indem er ſich an die Herzogin wandte, die traurig mit gefalteten Händen hinter ihrer Tochter ſtand.

Ew. Majeſtät wiſſen wohl, daß ich mich in dieſer ganzen Angelegenheit Ihrem Willen unterwerfe, ſagte die Herzogin leiſe, daß ich mich einzig und allein von Ihnen leiten laſſe, und mich Ihren Befehlen unterordne.

Sie wollen damit ſagen, daß nicht Sie es ſind, welche das Glück ihrer Tochter zerſtören und ſie ihrer Liebe entreißen wollen, ſondern daß ich allein dieſer böſe Dämon bin. Nun ja, ich nehme dieſe Schuld auf mich, und ich hoffe mich vor Gott und meinem Gewiſſen rechtfertigen zu können. Alſo, Prinzeſſin, da Ihre Frau Mutter nichts dagegen hat, ſo ſollen Sie mit dem Erbprinzen von Heſſen-Darmſtadt, wie er es begehrt hat, eine letzte Unterredung haben.

Wann? rief Sophie ungeſtüm, indem ſie ſich haſtig erhob. Wann ſoll ich ihn ſehen?

Jetzt! Sogleich! ſagte der König, indem er mit der erhobenen Rechten nach der Thür dort drüben

hindeutete. Er iſt dort in meinem Bibliothekzimmer, und er erwartet Sie!

Die Prinzeſſin ſtieß einen Schrei aus und wollte nach der Thür hineilen. Aber die Hand des Königs hielt ſie zurück.

Mein Kind, ſagte er, wir haben zu dieſem Rendezvous unſere Einwilligung gegeben, aber wir müſſen doch einige Bedingungen daran knüpfen.

Sprechen Sie, Majeſtät, rief die Prinzeſſin ungeduldig. Welches ſind Ihre Bedingungen?

Zuerſt, daß Sie in Ihrer Unterredung mit dem Prinzen nicht Einen Moment vergeſſen, daß Sie ſchon jetzt ſich als die verlobte Braut des Großfürſten von Rußland zu betrachten haben. Sodann, daß Ihre Unterredung nur in Gegenwart Ihrer Mutter und Ihres Großoheims ſtattfindet, und zuletzt endlich, daß ſie nicht länger als eine halbe Stunde dauert.

Eine letzte halbe Stunde des Glückes, und ſelbſt dieſe nicht ohne Zeugen, ſeufzte die Prinzeſſin traurig.

Aber dieſe Zeugen werden Sie wenigſtens nicht ſehr incommodiren, ſagte der König gutmüthig. Sie werden dort in dem Bibliothekzimmer den Prinzen treffen, und ſich mit ihm unterreden, und obwohl ich Sie bitte, der Dehors wegen die Thür weit offen zu

laſſen, ſo können Sie doch, indem Sie Sich mit dem Prinzen in die Fenſternische zurückziehen, es vermeiden von uns geſehen zu werden. Allerdings werden wir Sie auch nicht hören, denn da meine liebe Nichte, die Frau Herzogin, mir ſchon oft in großmüthiger Freundlichkeit den Wunſch zu erkennen gegeben hat, zu hören, ob der alte Fritz immer noch im Stande iſt, ſeiner Flöte einige Melodieen zu entlocken, ſo werde ich dieſe Zeit benutzen, um Ihrer Königlichen Hoheit etwas Muſik zu machen. Es wird das Accompagnement zu Ihrem Duett ſein, ma chère nièce. Nur bitte ich darauf zu achten, daß wenn mein Flötenſpiel beendet iſt, es auch Ihre Unterredung ſein muß. Sehen Sie dort die Pendule! Sie zeigt genau auf zwölf Uhr. Ich werde bis halb ein Uhr muſiciren, und wenn ich verſtumme, müſſen auch Sie verſtummen. Jetzt ma toute Belle, gehen Sie. Der Prinz wird ungeduldig ſein, Sie zu ſehen!

Die Prinzeſſin verneigte ſich leicht, und ſchritt dann der Thür des Bibliothekzimmers zu, aber nicht mehr, wie vorher, leicht beflügelt, mit ſtrahlenden Augen, ſondern langſam, zögernd faſt, das Haupt auf ihre Bruſt geſenkt.

Sie ſollte wohl ihren Geliebten ſehen und ſprechen,

aber bei offenen Thüren, vor den Augen Derer, welche sie zwangen ihm zu entsagen.

Der König, als habe er die Gedanken und das Bedauern der Prinzessin errathen, der König reichte der Herzogin die Hand, und führte sie nach dem letzten Fenster des großen Gemaches hin. Dort ließ er sie sich niedersetzen auf dem Fauteuil, der in der tiefen Nische des Fensters stand, und jeden Einblick in die offene Thür des Bibliothekzimmers da drüben unmöglich machte. Dann stellte er sich ihr gegenüber, den Rücken der Bibliothek zugewandt, und nahm seine Flöte, die neben ihm auf der mit schönster Marquetterie ausgelegten Kommode im offenen Kasten schon bereit gestanden.

In demselben Moment, in welchem der König die Flöte an die Lippen setzte und den ersten Ton blies, öffnete die Prinzessin die Thür des Bibliothekzimmers.

XII.

Sophie Dorothea trat in das Bibliothekzimmer ein, und ihre großen Augen, die mit einem hastigen suchenden Blick durch das Zimmer schweiften, fanden jetzt den Prinzen, der bleich, mit dem Ausdruck tiefer Trauer in seinem schönen Angesicht, dort in jener Fensternische lehnte, welche der König ihr bezeichnet hatte.

Er wollte ihr entgegentreten, aber sie winkte ihm schweigend zu, dort zu bleiben, und war zuerst vorsichtig, und fast mit einem Ausdruck stolzer Verachtung, bemüht, die Thür ganz weit zu öffnen, und bis an die Wand zurück zu lehnen.

Dann warf sie einen letzten prüfenden Blick hinein in das andere Zimmer. Ihre Mutter saß so tief in der Fensternische, daß die Prinzessin sie nicht sehen

Reich, Soldan der neuen Kannarien, Zäumlap-
pen, Diopfeder, Durſtling und Oudißen Inſuln
auch Großfürſten im Finſterſtall und Nudel Ni-
bel Nebelland: Erbvogt auf Nichilburg, und Nie-
derherren zu Nullidingen, Nullenſtein und Nie-
gendheim. Erwan von M. Franz Rabelais fran-
zöſiſch entworffen: Nun aber überſchröcklich luſtig
in einen Teutſchen Model vergoßen, und ungefehr-
lich obenhin, wie man den Grindigen lauſt, in
unſer Mutterlallen über oder drunder geſetzt. Auch
zu dieſen Truck wieder auf den Ambeß gebracht,
und dermaßen mit Pantadurſtigen Mythologien
oder Geheimnußdeutungen verpoßelt, verſchmidt und
verdängelt, daß nichts ohn das Eiſen Niſi dran
mangelt. Durch Huldrich Elloposcleron." Darun-
ter: Si laxes, erepit: Si premas, erumpit. Zu
Luck entkrichts: Eim Truck entziechts." Unter der
Holzſchnitt-Vignette: „Im Fiſchen, gilt's Miſchen.
Gedruckt zu Grenſlug im Säuſerreich. 1617."

Eine Stelle aus dieſem Buche hier auszuwäh-
len, iſt eine eigenthümliche Verlegenheit, nicht für
mich, ſondern für die heutigen Leſer. Ganz un-
verändert kann kaum eine Seite daraus an dieſem

konnte, der König hatte ihr den Rücken zugewandt und hatte ein Flötensolo zu spielen begonnen.

Sophie war also sicher, in diesem Moment wenigstens von Niemanden beobachtet, von Niemanden gesehen zu werden!

Raschen, geflügelten Schrittes eilte sie nun durch das Gemach nach der Fensternische hin, wo der Prinz mit geöffneten Armen, mit Blicken unendlicher Zärtlichkeit ihr entgegenschauete.

Sophie warf sich mit einer leidenschaftlichen Bewegung in seine Arme. Er drückte sie fest und innig an sich, und sie lehnte todesmatt und doch voll seliger Zuversicht ihr bleiches Angesicht an seine volle kräftige Mannesbrust.

Beide sprachen sie kein Wort, nur die leisen klagenden und ziehenden Töne der Flöte unterbrachen das tiefe, schmerzliche Schweigen.

Jetzt hob der Prinz langsam ihr Haupt von seiner Brust empor, und schaute in ihr von Thränen überfluthetes Angesicht mit einem Ausdruck tiefen Seelenschmerzes.

Sophie, sagte er mit leiser zitternder Stimme, Sophie, müssen wir so uns wiedersehen? Uns wiedersehen, nur um uns auf ewig zu verlieren!

Ein Schauder durchrieſelte ihre ganze Geſtalt, und ihr Geſicht ward noch bleicher. Du willſt es alſo? fragte ſie bebend. Du giebſt mich auf?

Und was hülfe es mir, wenn ich es nicht thäte, ſagte er düſter. Ich bin ein armer machtloſer Prinz, der keine Mittel hat, ſich ſein Recht mit Gewalt zu erkämpfen. Was hülfe es mir, meinen Jammer auszuſchreien in alle Welt, Niemand würde mir beiſtehen wollen gegen den König von Preußen, gegen die Kaiſerin von Rußland, und ich würde mit meiner Qual von den Böſen nur Spott, von den Guten nur Mitleid erringen. Oh, Sophie, Sophie, ich ſoll Dich miſſen, Dich, meines Lebens ſchönſten, einzigen Stern, Dich, die ich liebe, ewig grenzenlos liebe!

Ein Strahl des Entzückens verklärte das Antlitz der Prinzeſſin, als er ſo ſprach. Sie hob ihre hohe, ſchlanke Geſtalt aus ſeinen Armen auf, und indem ſie beide Hände auf ſeine Schultern legte, ſchaute ſie ihm mit einem langen leuchtenden Blick in das erregte, zuckende Angeſicht.

Leopold, ſagte ſie dann raſch und feſt, Leopold, lieben Sie mich wirklich? Iſt Ihre Liebe ſtark und felſenfeſt, daß ſie vor keinem Opfer zurückbebt, daß ſie freudig ſogar dem Tode zu trotzen vermöchte?

Er ſchaute mit gradem, ehrlichem Blick ſie an. Ich liebe Sie wirklich, Sophie, ſagte er, meine Liebe iſt ſtark und felſenfeſt, ſie ſcheut vor keinem Opfer zurück, und fürchtet den Tod ſelbſt nicht.

Sie neigte zuſtimmend ihr Haupt. Nun denn, ſagte ſie, ſo erretten Sie mich, erretten Sie Ihre Braut von dem Unglück, das uns gemeinſam bedroht. Ich kann den Großfürſten nicht heirathen, und ich will es nicht, denn ich bin Ihre Braut, und ich liebe Sie. Denken Sie an die Gemahlin jenes andern Großfürſten, an die Gemahlin des Czarewitſch Alexis. Sie entfloh der Größe und dem Thron, und rettete ſich mit ihrem Geliebten nach Amerika. Laſſen Sie uns Ihrem Beiſpiel folgen. Fliehen wir, retten wir uns nach Amerika. Oh, mein Gott, mein Gott, retten Sie mich vor dieſem fürchterlichen Großfürſten. Wenn Sie mich lieben, Leopold, ſo fliehen Sie mit mir!

Sie klammerte ſich mit dem Ausdruck tiefer Seelenangſt an ihn an, und blickte flehend zu ihm auf.

Der Prinz erwiederte nichts; er ſchaute ſie nur an, und ein tiefes Aechzen rang ſich aus ſeiner Bruſt hervor.

Lange blickten ſie ſo einander an, ſchweigend, nur mit ihren Blicken, ihren Gedanken zu einander ſprechend.

Die Flöte des Königs tönte bald klagend, bald aufjubelnd in Luft, weiter fort, und überwallte mit ihren Klängen die Seufzer und die ſchmerzlichen Klagen der Liebenden.

Ich ſchaue in das Paradies und darf es nicht erringen, ſagte der Prinz endlich leiſe. Die Zukunft thut ſich vor mir auf mit all ihrem Glück und ihrer Liebe, und ich darf ſie nicht mein Eigen nennen!

Sie wollen alſo nicht mit mir fliehen? fragte ſie athemlos. Sie wollen mich nicht erretten?

Ich kann es nicht, murmelte er dumpf in ſich hinein.

Die Prinzeſſin ſtieß einen Schrei aus. Ich bin alſo verloren? fragte ſie laut und ſchmerzlich — aber die Flöte hob ſich eben mit mächtigem Fortiſſimo tönend empor, als wolle ſie den Schmerzensſchrei und das Klagen mitleidsvoll überdecken.

Sie ſind nicht verloren, aber ich bin es, Sophie, ſagte der Prinz traurig. Sie haben eine große, eine glänzende Zukunft vor ſich. Sie werden eine Kaiſerin werden, Sie werden herrſchen über Millionen Menſchen, die flehend und hülfebedürftig zu Ihnen emporſchauen, und denen Sie ihr Schutzengel, ihr Vermittler zwiſchen ſich und dem Zorn des Czaren ſein werden. Oh, Sie

werden eine mächtige Kaiserin werden, Sie werden einen unvergänglichen Namen in der Weltgeschichte haben, man wird Sie preisen als das Muster der Schönheit, der Tugend, der zarten Weiblichkeit. Sie werden statt der Liebe wenigstens den Ruhm, statt des Glückes wenigstens die weltbeherrschende Macht haben. Aber ich, was werde ich sein? Was bleibt mir, wenn ich Sie verliere? Ich werde nichts sein, als ein kleiner deutscher Fürst, der seine Souverainetät entweder unter das Schutzdach Preußens, oder Oesterreichs stellen muß, wenn er sich nicht verlieren will, der sich begnügen lassen muß, still und unbemerkt dahin zu leben, und im Gefolge der großen deutschen Fürsten sein bescheidenes Plätzchen einzunehmen. Ach, und von all dem schönen, dem strahlenden Glück, das ich einst erhoffte, wird nichts Mein Eigen bleiben, nichts als die Erinnerung. Und ich kann's nicht ändern, fuhr er glühender, heftiger fort. Ich muß mich in das Unvermeidliche fügen! Muß mir mein Glück entreißen lassen, und darf nicht einmal versuchen, es fest zu halten.

Sie strich lind und leise mit ihrer kleinen zarten Hand über sein erregtes, schmerzzuckendes Antlitz hin.

Sie haben Dir Deine Zustimmung abgerungen?

fragte sie. Sie haben mit ihren jammervollen Vernunftgründen und ihrer nüchternen politischen Weisheit Dich bereden ruhig zuzuschauen, wie man unsere beiden Herzen auf dem Altar der Politik geopfert? Sie haben meinen Löwen gebändigt, daß er weich und lenksam geworden ist, wie ein Lamm?

Ja, ich habe mein Wort gegeben, daß ich mich der Nothwendigkeit ergeben will, seufzte der Prinz. Ich habe gelobt mich ruhig zu fügen, und um den Preis dieses letzten Wiedersehens habe ich meinen Ansprüchen auf Dich entsagt.

Aber ich, ich entsage Dir nicht, sagte sie fest und innig. Ich werde kämpfen für unsere Liebe bis zum letzten Moment. Sie haben mit den Trugschlüssen ihrer Weisheit meinen Löwen gezähmt, und ihn gefesselt, aber mein Herz sollen sie nicht fesseln, es wird sich wehren und mit seinen Flügeln schlagen, bis sie ihm die letzte Feder ausgerupft, den letzten Tropfen Blut entrissen haben. Höre also, mein Geliebter, und merke wohl auf, was ich Dir sage! Ich will meine Liebe und mein Glück vertheidigen bis zu dem letzten Moment. Du hast in zartsinniger Bescheidenheit Deinen Ansprüchen an mich entsagt, damit die kleine Prinzessin von Würtemberg eine großmächtige Czarin

werden könne, aber sie bebt schaudernd zurück vor diesem grauenvollen Glück, und will und wünscht nichts, als dereinst an der Seite ihres geliebten Fürsten die Landgräfin von Hessen-Darmstadt zu werden. Ja, Leopold, das ist mein Traum von Glück, und ich werde Alles versuchen, ihn zur Wahrheit und Wirklichkeit zu machen.

Und es wird Alles vergeblich sein, seufzte der Prinz. Sie haben die Macht und den Willen, uns zu trennen. Was bleibt uns, ihnen zu widerstehen?

Die Hoffnung und die Liebe, sagte sie innig. Es ist wahr, wir sind umgeben von Feinden, wir dürfen bei Niemanden auf Schutz, auf Beistand rechnen. Aber vielleicht errettet uns Der, welcher uns verderben soll, vielleicht gewinne ich mir den Großfürsten selber zu meinem Beistand, und er errettet mich, indem er mir entsagt. Es ist meine letzte Hoffnung, und ich werde mit aller Kraft meiner Seele streben, sie zu verwirklichen.

Der Prinz schüttelte traurig sein Haupt. Es wird Dir nicht gelingen, seufzte er. Der Großfürst kennt kein Mitleid und kein Erbarmen, das eigene Unglück hat sein Herz verhärtet, und es gefühllos gemacht!

Und dennoch soll ich sein Weib werden! rief sie

entſetzt. Aber ſtill, ſtill! Es iſt ja meine letzte Hoffnung und ich muß an ihr feſthalten, um nicht zu vergehen. Ich werde alſo jetzt Alles über mich ergehen laſſen, wie ein Gewitter, dem man nicht entrinnen kann. Ich werde warten, bis der Großfürſt kommt, bis es mir gelingt, ihn allein zu ſprechen. Warte auch Du ſo lange, mein Freund, mein Geliebter. Verlaſſe mich nicht, entferne Dich nicht!

Ich kann nicht bleiben, wenn der Großfürſt kommt, ſagte der Prinz mit düſterm Blick, mit gerunzelter Stirn. Ich kann ſeinem Hohn nicht das Schauſpiel meines Schmerzes gewähren!

Das ſollſt Du auch nicht, rief ſie raſch. Reiſe öffentlich ab; aber bleibe heimlich hier, unter irgend einer Verkleidung, unter irgend einem fremden Namen. Es ſtrömen ja zu den Feſtlichkeiten ſo viele Fremde nach Berlin. Wer wird den einzelnen, unbekannten Fremdling beachten?

Und was ſoll ich hier? fragte er heftig. Soll ich zuſchauen, wie man ihn beglückwünſcht als Deinen Verlobten? Ihm Feſte giebt und ihn feiert?

Nein, Du ſollſt warten, bis ich Dich rufe, wenn der Großfürſt mich frei giebt. Du ſollſt durch Deine Nähe mir Kraft und Stärke verleihen, Du ſollſt un-

ſichtbar und doch ſtets mir gegenwärtig mit Deinem Blick, mit Deinem Arm mich aufrichten, damit ich nicht zuſammenſinke. Oh, ſage mir, daß Du bleibſt, daß Du mich nicht verlaſſen willſt?

Nun wohl denn, ich bleibe, ich nehme die Qual auf mich, Dich an der Seite eines Andern zu ſehen, zuzuſchauen wie er neben Dir dahin ſchreitet, während ich dunkel und unbeachtet von fern ſtehe!

Sie ſchlang ihre beiden Arme um ſeinen Hals und drückte einen langen, innigen Kuß auf ſeine Lippen.

Ich danke Dir, mein Geliebter, flüſterte ſie dann, erröthend und beſchämt zurücktretend. Ich danke Dir für dies Opfer, das — Ach die Flöte verſtummt, die Zeit iſt um! Nur noch Eins! Noch ein letztes Wort! Schwöre mir, daß Du in meiner Nähe bleiben willſt ſo lange mein Fuß auf deutſcher Erde geht.

Ich ſchwöre es Dir, Sophie!

So iſt es gut! Denn ſo lange ich noch in Deutſchland bin, ſo lange hoffe ich noch! Und nun Lebewohl! Nicht Lebewohl für immer! Nein, nein, wir werden uns wiederſehen!

Ja, wir werden uns wiederſehen, ſagte er feſt. Uns wiederſehen, und ſei's auch nur zum letzten Lebewohl auf der Grenze Deutſchlands!

Bis dahin, Hoffnung und Geduld! hauchte ſie leiſe. Lebewohl! Oh, tauſend Mal, Lebewohl!

Und mit einem leuchtenden Blick ihn zum letzten Mal grüßend, wandte ſie ſich um, und ſchritt haſtig der Thür zu!

Der Prinz ſchaute ihr mit trüben Blicken nach, dann als ihre edle ſchlanke Geſtalt verſchwunden war, ſeufzte er tief auf, und ſchlug ſeine beiden Hände vor ſein Angeſicht.

Ort wiederabgedruckt werden, weshalb nur eine möglichſt decente Blumenleſe aus dem fünften Capitel, das von Grandgoſchier's Verheirathung handelt, und von Fiſchart ſelbſtändig herrühret, die Diction dieſes deutſchen Ariſtophanes charakteriſiren mag: —" warum ſolt anders das holdſelig weibliche Geſchlecht alſo anmuthig, zuthätig, kützlich, armfähig, bruſtlindig, anbiegig, ſanftliegig, mundſüßig, liebänglich, einſchwätzig, mild, nett, glat wie Marmelſtein, ſchön und zart erſchaffen ſein, wo nit wären, die ſich darinn erluſtigten? Was ſolt der Roſengeruch, wo nit wären, die ſie zur Quickung abbrechen? Was ſolt der gute Wein, wenn keine wären, die ihn zechten? Was wär der Thurnierring, wenn nit die Hofleut darnach ſtechen? — Derhalben führe mein Grandgauch biher ein Hauſſchwalm heim, die ihm eine Geſellin ſei in der Noth, ſeines Herzens ein Schel, ſeim Leib ein Küſſen und Ellenbogenſteuerin, ſeines Unmuths ein Geig, ſein Ofenſtüz, das ander Bein am Stul — die ſein Sparhäflin ſei, ſein Feuer im Winter, das mit geſotens und gebratens umgeben iſt, ſein Schatten im Sommer, ſeine Mit-

XIII.

Ganz Berlin war heut am einundzwanzigsten Juli 1776 in feierlicher Aufregung und Bewegung. Ueberall sah man geschäftige Hände, welche die Häuser mit Blumenguirlanden und Kränzen, mit Teppichen und Fahnen schmückten, überall begegnete man ganzen Schaaren von zierlich geputzten Leuten, kamen Züge von Bürgern daher, die je nach den Gewerken, denen sie angehörten, sich festlich gekleidet und uniformirt hatten, und jetzt mit den Emblemen ihrer Innungen und mit wallenden Fahnen und mit klingendem Spiel auf den Straßen und Plätzen die ihnen angewiesene Stelle einnahmen.

Junge Mädchen mit weißen Kleidern, mit Rosenkränzen im Haar, mit großen Blumensträußen in der Hand, eilten jetzt beflügelten Schrittes nach der Kur-

fürſtenbrücke hin, um dort neben dem coloſſalen Triumphbogen zu beiden Seiten deſſelben ſich aufzuſtellen. Wieder andere, als Schäferinnen und Gärtnerinnen gekleidet, kleine weiße Lämmchen am rothen Seidenbande führend, den grünen mit Blumen umwundenen Rechen über die Schulter lehnend, zogen in zierlicher Ordnung die lange Königsſtraße hinunter und poſtirten ſich auf der Königsbrücke, woſelbſt abermals ein köſtlicher Triumphbogen, über welchem flatternde Genien das ruſſiſche und preußiſche Wappen hielten, aufgerichtet war. Dazwiſchen ſah man hier und dort einige Herren vom Magiſtrat oder von den Stadtbeiſitzern in feierlicher Amtstracht, mit goldenen Ketten um den Hals, haſtigen Schrittes dahin eilen, um ſich nach dem großen Zelt zu begeben, welches außerhalb des Königsthores dicht vor der Stadt angebracht war, und in welchem der Magiſtrat und die Stadtbeiſitzer ſich verſammelten.

Es war heut ein Sonntag, aber Niemand hatte Zeit und Muße, heut den Gottestag feierlich zu begehen, und ſogar die Geiſtlichen hatten heut etwas Anderes zu thun, als in die Kirche zu gehen und von der Kanzel herab zu der Gemeinde zu ſprechen; ſie hatten ſchon in der Frühe des Morgens ſich in ihren

prieſterlichen Ornaten gleichfalls hinaus begeben vor das Königsthor zu dem Zelt, welches dem Zelt der Obrigkeit gegenüber lag, und in welchem der Lieblingsgedanke des Königs ſich für eine kurze Stunde verwirklichen ſollte, denn in dieſem Zelt waren jetzt die Prieſter der verſchiedenſten Religionen in freundlicher Liebesſeligkeit mit einander vereint; da war der katholiſche Probſt mit ſeinen Prieſtern und Chorknaben, der proteſtantiſche Biſchof mit den Superintendenten, Paſtoren und Küſtern, und endlich der jüdiſche Rabbiner mit den Prieſtern, den Vorſängern und den Tempeldienern, und das Pantheon für alle Religionen, welches der König ſtatt einer katholiſchen Kirche hatte bauen wollen, fand hier in dem großen runden Zelt für einen Moment wenigſtens ſeine Verwirklichung.

Am eifrigſten und geſchäftigſten aber war die muntere Straßenjugend von Berlin, welche den heutigen Tag als einen eigens für ſie arrangirten Feſttag zu betrachten, und durch lautes Schreien und Brüllen zu erkennen zu geben ſchien, daß ſie dieſen Feſttag beſtens acceptire. Ganze Schaaren luſtiger Buben durchzogen jubelnd die Straßen und machten ſich ein beſonderes Vergnügen daraus, durch die geordneten Reihen der aufmarſchirten Züge der Innungen mit wildem Geſchrei

hindurch zu brechen, andere zogen lärmend umher und spähten nach einem geeigneten Platz, um ihrer Schaulust genug zu thun, und bald gab es auf dem ganzen Wege von dem Platz vor dem königlichen Schloß bis zum Königsthor keinen Baum, keinen Pfeiler, kein Brückengeländer und keinen hervorspringenden Kellerhals, der nicht von einigen verwegenen Knaben mit Beschlag belegt waren.

Bald indessen gewannen die Straßen jetzt ein feierlicheres, ernsteres Ansehen, denn das Militair in glänzendem Paradeanzug kam mit klingendem Spiel daher und bildete Spalier zu beiden Seiten der Straßen, und je mehr der Morgen heraufkam, desto dichter drängte und hob sich hinter diesem Spalier das Volk, das neugierig aus allen Ecken und Enden der Stadt, aus allen Mauerritzen, Kellern und Dachkammern zusammengeströmt war, um seinen Antheil zu haben an dem großen Fest, das heut für die Armen sowohl wie für die Reichen gefeiert ward.

Dieses Fest war die Einholung des Großfürsten Paul von Rußland, der heut in Begleitung des Prinzen Heinrich von Preußen auf seiner Reise von Petersburg in Berlin eintreffen sollte, und zu dessen Be-

willkommnung ganz Berlin seit Wochen schon seine Vorbereitungen getroffen hatte.

Es war jetzt elf Uhr Vormittags, und das dicht gedrängte Volk hinter dem Spalier der Soldaten und die kühnen Leute, welche hoch oben auf den aufgedeckten Dächern der Häuser klebten und mit stoischer Ruhe die heißen Strahlen der Julisonne auf ihre Köpfe brennen ließen und die Bürgerinnungen, die nun schon seit zwei Stunden auf der Straße standen, und die Jungen auf den Laternen und Bäumen, kurz ganz Berlin empfing jetzt mit freudiger Genugthuung die Nachricht, welche soeben durch einen Courier angelangt war, die Nachricht: daß der Großfürst Paul und der Prinz Heinrich soeben mit ihrem Gefolge vor der Ehrenpforte von Weißensee angelangt seien, und daß sie daselbst die Kutschen bestiegen hätten, um ihren Triumphzug nach Berlin zu halten.

Jetzt, eine halbe Stunde später, hallte ein lauter Kanonendonner über Berlin hin; er verkündete der harrenden Stadt, daß der große langersehnte Moment gekommen sei, daß der Großfürst Paul, den die Inschrift auf der Grenze von Weißensee begrüßt hatte als „den Eroberer aller Herzen", mit dem preußischen Prinzen bereits das Weichbild der Stadt Berlin be-

treten hatte. Nun ordneten ſich haſtig alle Gruppen und Züge, nun verſtummte das Schreien und Lachen, die Gärtnerinnen, Schäferinnen und weißgekleideten Jungfrauen an den Ehrenpforten nahmen ihre Plätze ein und probirten mit gedankenvollem Ernſt ihr officielles Lächeln und ihren entzückten Geſichtsausdruck, die Fahnenträger der Innungen hielten ihre Fahnen ſtraffer empor, die Trompeter und Poſaunisten hielten ihre Inſtrumente niederwärts, um Staub und Feuchtigkeit aus denſelben hinaus zu ſchütteln, und aus den Zelten vor dem Königsther traten hier die Magiſtratsmitglieder, dort die Geiſtlichen hervor, um ſich in Zügen und Gruppen, dem Programm gemäß, ſchnell zu formiren.

Wieder, und jetzt ununterbrochen, begann der Kanonendonner und von allen Kirchthürmen begann das Läuten der Glocken, denn der große, der erſehnte Moment nahte, der Großfürſt Paul hielt ſeinen Einzug in die Stadt.

Aber der „Eroberer aller Herzen" ſchien wenig ergötzt von dieſer Feſtlichkeit, dieſem Jubel, dieſer rauſchenden Freude, mit der man ihn, ſeit er Petersburg verlaſſen, überall willkommen geheißen hatte. Er lehnte bleich und erſchöpft zurück in der prachtvollen, mit

gelbem Sammet ausgeschlagenen Staatscarosse, in welcher er neben dem Prinzen Heinrich saß, und während dieser fortwährend leutselig und lächelnd nach allen Seiten hin grüßte, nickte der Großfürst nur dann und wann müde und langsam ein wenig mit dem Kopf, und sein gelblich bleiches Gesicht hatte einen mürrischen, fast drohenden Ausdruck angenommen.

Während soeben der Stadtpräsident von Berlin seine feierliche Anrede gehalten, hatte der Großfürst seine kleinen Augen erstaunt und gelangweilt überall umherschweifen lassen, und besonders waren es die Equipagen seines Zuges gewesen, welche die Aufmerksamkeit des Prinzen in Anspruch zu nehmen schienen. Er hatte alle diese schönen Staatscarossen genau gezählt, und jetzt, als der Stadtpräsident seine Rede beendet hatte und eben seinen Mund schloß, wandte sich der Großfürst rasch zu dem Prinzen Heinrich hin.

Acht sechsspännige Caroſſen, sagte er, zwei vierspännige, ein zweispänniges Vis a Vis und dazu dieser Wagen mit acht Pferden, — in der That eine ganz stattliche Menge Wagen, um meine arme jammervolle Person, die wahrhaftig leicht genug wiegt, um von einem kleinen Steppenpferd getragen zu werden, hier herein zu fahren.

Euere Kaiſerliche Hoheit haben gewiß die Gnade, dem Herrn Stadtpräſidenten einige freundliche Worte zu ſagen, flüſterte Prinz Heinrich raſch und verlegen ihm in's Ohr.

Ach, es iſt wahr, ich vergaß das, ſagte der Großfürſt laut, und indem er ſich langſam dem Stadtpräſidenten zuwandte, fuhr er fort: Sehr ſchön, ſehr vortrefflich! Herrliche Rede! Ganz meine Meinung! Danke für Ihre frommen und guten Wünſche, und insbeſondere für all das Schöne und Herrliche, was Sie über meine Frau Mutter geſagt haben. Danke! Danke!

Dann lehnte er ſich wieder müde in die ſammetnen Kiſſen zurück, und ſeine kleinen grauen Augen ſtarrten trübe und gedankenvoll vor ſich hin.

Auf einmal, während der Wagen, umwogt von dem Volksjubel, der Muſik, dem Kanonendonner, dem Glockengeläut, den Menſchenmaſſen ſich langſam vorwärts bewegte, auf einmal richtete der Großfürſt ſich lebhaft aus ſeiner ruhenden Stellung empor, und ein ſeltſamer Ausdruck von Geiſt, Schlauheit und Bosheit blitzte jetzt in ſeinem gelangweilten Antlitz auf.

Lieber Prinz, ſagte er, indem er ſeine Hand zutraulich auf die Schulter des Prinzen legte, Sie haben

ſich mir auf der ganzen Reiſe als ein liebenswürdiger und gutmüthiger Herr, als ein wahrer und aufrichtiger Freund bewieſen. Ich will Ihnen deshalb auch einmal aufrichtig meine Gedanken ſagen, und Sie ein bischen zwiſchen die Falten meines Herzens hineinlugen laſſen. Sie forderten mich vorhin auf, dem Herrn Stadtpräſidenten freundliche Worte zu ſagen und ihm dafür zu danken, daß er uns eine ſo begeiſterte Lobrede zum Beſten gegeben auf die erhabenen Tugenden und herrlichen Thaten meiner Mutter. Nun will ich Ihnen etwas ſagen, mein Lieber. Sie ſind ſehr im Irrthum, wenn Sie vermeinen, es geſchähe der Kaiſerin ein Gefallen damit, wenn Sie mich anſpornen, den Liebenswürdigen zu ſpielen, um womöglich durch meine Herablaſſung und Freundlichkeit mir die Herzen zu gewinnen. Der großen Katharina iſt aber in der That gar nicht viel daran gelegen, wenn ihr Sohn und Thronfolger ſich die Liebe und Theilnahme der Menſchen gewinnt. Denn ſie iſt ein wenig eiferſüchtig, meine hochverehrte Frau Mutter, und wenn man von ihrem Sohn lobend ſpricht, ſo meint ſie ſogleich, man wolle ihr zu verſtehen geben, daß ihm eigentlich der Thron gehört, den ſie ſo ruhmvoll einnimmt, und daß es Zeit für ihn ſei, ihm denſelben zu geben. Jedes Lob, das

man mir ſpendet, vergrößert daher den Haß, den ſie gegen mich hegt. Glauben Sie mir, mein lieber Prinz, daß ich meiner Mutter auf keine zartere und willkommnere Weiſe den Hof machen kann, als indem ich mich möglichſt unausſtehlich und unliebenswürdig benehme. Wundern Sie ſich alſo nicht, wenn Sie mich wortkarg, grob und langweilig ſehen werden. Es iſt das eine ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit gegen meine Frau Mutter, die ſie mir Dank wiſſen wird. Im Uebrigen muß ich Ihnen noch geſtehen, daß ich ſelber es herzlich ſatt habe, auf unſerer ganzen Reiſe von Petersburg bis hieher immerfort in jeder Stadt, in jedem Dorf die langen Lobreden über die erhabene glorwürdige Kaiſerin Katharina anhören zu müſſen und ſtill zu halten, wenn man mich glückſelig preiſt, weil ich der große, herrliche und beneidenswerthe Sohn der großen Czarin bin. Sie ſollten's nur erſt einmal probiren dies beneidenswerthe Glück, der Sohn der Kaiſerin Katharina und ihr Thronfolger zu ſein!

Und der Großfürſt warf ſich mit einem lauten krähenden Gelächter in die Ecke des Wagens zurück.

Prinz Heinrich blickte faſt erſchrocken auf das krampfhaft zuckende Geſicht und die zappelnde Geſtalt Pauls hin, und legte, halb um ihn zur Ruhe und zum

zecherin — — Ist er grimmig, ist sie tüssinnig, ist er ungestümmig, ist sie stillstimmig, ist er stillgrimmig, ist sie treffstimmig, ist er wütig, so ist sie gütig: Er ist die Sonn, sie ist der Mon; sie ist die Nacht, er hat Tags Macht — wenn der Unwillen im Hafen zu viel will sieden, brütelt und grollen, so hebt sie den Deckel ab, schaft ihm Luft, giebt ihm ein lindes Erbsen-Brülein ein — Er wird ihr Abgott sein, das Bett ihr Altar, dabei man die Schuh stellt, darauf alle Versühnung geschicht. — Als wenn der lieben Ehgespiel etwan einmal ihr nachtspeisiger Haustrost, Hausfonn, Hausthahn, Ehegespan aus den Augen kommt, und über Feld ziehet, o wie sorgfeltig geleitet ihn die Andromache für die Thür, als sollt ihr Hector mit dem Achille einen Kampf antreten. Komt er alsdann wieder, da ist Freud in allen Gassen, da darf sie sich wohl verköstigen, und wie die Nörnbergischen Weiber ein Creutzer zum Botenbrode verschenken, und für einen Plappert Zwibelfisch kaufen zu dreien Trachten, da ruffet sie den Nachbauern, freuet euch mit mir, dann mein Groschen ist gefunden, meine Sau ist wiederkom-

Ernst zu ertragen, sah von unwillkürlichem Mitleid getrieben, seine Hand auf die Schulter des Großfürsten.

Ich glaube doch, daß Euere Kaiserliche Hoheit im Irrthum sind, sagte er freundlich, und daß Sie der Kaiserin in der That sehr Unrecht thun, wenn Sie sagen, daß sie ihren Sohn nicht liebt, sondern daß sie ihn sogar haßt. Vielmehr hat die große Kaiserin mit der größten Liebe und Theilnahme von Ihnen zu mir gesprochen, und es mir stets auf das Lebhafteste versichert, wie glücklich sie es machen würde, wenn ihr edler und vielgeliebter Sohn auf dieser Reise sich überall recht viele Liebe und Anerkennung erwerben möchte.

Der Großfürst hatte sich während dieser Worte des Prinzen wieder ernst und gerade auf seinem Sitz aufgerichtet und starrte jetzt den Prinzen mit einem wunderlichen Ernst und mit seltsam verzogenem Antlitz an.

Ja, sagte er dann langsam, jedes Wort schwer betonend, ja, Sie haben ganz recht, ich war in einem großen Irrthum, wenn ich vom Haß meiner Mutter sprach. Nein, nein, die Kaiserin liebt mich wirklich, sie liebt mich gerade so aufrichtig und herzlich, wie ich

[illegible] Ehrenpforte angelangt.

Der Zug hatte jetzt die dritte und letzte Ehrenpforte auf der Kurfürstenbrücke erreicht, und ein prachtvolles Gewoge von geputzten, festlich geschmückten Menschen, von bekränzten und beflaggten Häusern umgab hier den Großfürsten und sein glänzendes Gefolge. — Selbst die Spree, dieser sonst so trübe und melancholisch sich dahin kräuselnde märkische Fluß, war heut ganz stattlich anzuschauen, denn es bewegte sich auf derselben eine ganze Flotille von Gondeln, Böten und Kähnen, die mit ihren bunten seidenen Wimpeln und Flaggen und ihren zierlich gekleideten Matrosen einen gar stattlichen und angenehmen Eindruck hervorbrachten. Drüben auf der andern Seite der Brücke war der große riesenhafte Platz angefüllt mit ungeheueren Menschenmassen, die wie ein schwarzes Meer auf und nieder wogten, und durch welches nur eine einzige leere, von den goldblitzenden Uniformen der Königsgarden offengehaltene schmale Gasse von der Brücke bis zum Schloß sich hinzog. Das königliche Schloß selbst aber zeigte an seiner prachtvollen Fensterreihe, auf seinen vergoldeten Balkonen die herrlich geschmückten Damen der hohen Aristocratie und des Hofes, welche mit ihren

weißen Tüchern dem Großfürſten freudig ihre Grüße entgegen winkten.

Prinz Heinrich neigte ſich lächelnd zu dem Großfürſten hin. Schauen Euere Kaiſerliche Hoheit nur einmal dort hinüber nach den Eckfenſtern in der erſten Etage des Schloſſes, ſagte er. Dort wohnt die Prinzeſſin Sophie Dorothea von Würtemberg mit ihren herzoglichen Eltern, und ich möchte darauf ſchwören, daß die ſchöne Prinzeſſin ſoeben verſtohlen hinter den Gardinen hervor ſchaut, um ein wenig ihren künftigen Gemahl zu ſehen.

Das Geſicht des Großfürſten überflog eine glühende dunkle Röthe bei dieſen Worten. Dann wieder flog eine tödtliche Bläſſe über daſſelbe hin, und mit einem ſcheuen und doch trotzigen Blick ſchaute er hinüber zu den bezeichneten Fenſtern.

Wenn die Prinzeſſin zu ihrem Unglück ſcharfſichtig iſt, ſo wird ſie in dieſem Moment gerade nicht ſehr viel Freude in der Zukunft ſehen, ſagte er kurz und trocken.

Dann wandte er ſich mit einem ſeltſam grinſenden Lächeln dem jungen Mädchen zu, das ſoeben als Chorführerin von ſiebenzig jungen Veſtalinnen ſich dem Wagen näherte und dem Großfürſten auf geſticktem Sammet-

kiſſen ein auf Atlas gedrucktes Gedicht präſentirte, das ſie zugleich mit lauter Stimme zu declamiren begann.

Endlich war auch dieſe letzte Ehrenpforte mit ihren Reden, Huldigungen und Begrüßungen überwunden und durch die von den Garden gebildete Gaſſe fuhr jetzt der Feſtzug dem Schloſſe zu.

Der Großfürſt ſchien jetzt von einem lebhafteren und feurigeren Intereſſe, wie je zuvor, bewegt. Er richtete ſich mit militairiſcher Steifheit auf ſeinem Sitz auf, und aus ſeinen Zügen ſprach eine ſcheue Beklommenheit und zugleich eine freudige Unruhe.

Glauben Sie, daß der König, der große Friedrich, mich der Mühe werth hält, mir entgegen zu kommen? fragte er haſtig und tief erröthend.

Mein Bruder wird es ſich zur Ehre und Freude rechnen, erwiederte Prinz Heinrich, dem Großfürſten Paul, dem geliebten Sohne ſeiner erhabenen Bundesgenoſſin, der Kaiſerin Katharina, bis an die äußerſte Grenze ſeines Schloſſes entgegen zu kommen.

Ueber das Geſicht des Großfürſten flog ein ſchmerzliches Zucken. Ich wollte, ſagte er ſchmerzlich, ich wollte, der König käme mir nicht blos entgegen, weil ich der Sohn meiner Mutter bin, ſondern er käme auch ein wenig um meiner Selbſt willen, denn ich

liebe und verehre ihn sehr, den großen König von Preußen.

Jetzt fuhr der Wagen donnernd in das Schloßportal ein, und dort an der ersten Stufe der breiten mit Teppichen belegten Treppe diese kleine gebeugte Gestalt in der einfachen Soldatentracht, mit dem dreieckigen Hut auf dem wunderbar scharf liniirten mächtigen Haupt, mit den großen flammenden Augen in dem blassen runzlichten Gesicht — Paul erkannte ihn nicht blos mit seinen Augen, sondern auch mit seinem Herzen, den Heldenkönig von Preußen, den großen Friedrich.

Er sprang allem Ceremoniel zum Trotz hastig aus dem Wagen und näherte sich mit leuchtenden Liebesblicken dem König, der ihn zärtlich umarmte und ihm dann den Arm gab, um ihn die Treppe hinauf und in sein eigenes Gemach zu führen. Hinter ihnen her wogte die goldfunkelnde glänzende Suite der Prinzen, Generäle, Kammerherren, Adjutanten und Großwürdenträger die breite Treppe hinauf.

Endlich waren sie in dem Empfangssaal angelangt, und der Großfürst, der bis dahin stumm an der Seite des Königs dahingeschritten war, wandte sich jetzt auf einmal hastig und mit blitzenden Augen zu ihm hin.

Sire, sagte er tiefbewegt, was mich aus dem äußersten Norden in dieses glückliche Land führt, ist vor allen Dingen der Wunsch, Sie zu sehen, das Verlangen, Sie der Freundschaft zu versichern, welche Rußland und Preußen für immerdar mit einander verbinden soll, und endlich die Sehnsucht, die Prinzessin zu sehen, die dazu bestimmt ist, den Thron der Moscowiten zu besteigen. Indem ich diese Prinzessin aus Ihren Händen empfangen, wird sie mir und der Nation, über welche sie herrschen soll, nur noch theurer sein. Ich habe also endlich erreicht, was ich so sehnlich wünschte: ich erschaue den größten der Helden, die Bewunderung unsers Zeitalters und das Erstaunen der Nachwelt.*)

Ueber das Antlitz des Königs flog ein sanftes Lächeln und er schüttelte leicht sein Haupt. Ich verdiene nicht so viele Lobsprüche, mein Prinz, sagte er sanft. Sie sehen in mir nur noch einen alten Krüppel mit weißen Haaren. Aber glauben Sie mir, daß ich mich glücklich schätze, in diesen Mauern den würdigen Erben eines mächtigen Reiches, den einzigen Sohn

*) Des Großfürsten eigene Worte. Siehe: Castéra, Vie de Catherine. II. 169.

meiner beſten Freundin, der großen Katharina, zu begrüßen.

Dann wandte ſich Friedrich mit einer freundlichen Neigung ſeines Hauptes an den Feldmarſchall Romanzow, der unmittelbar hinter dem Prinzen ſtand.

Beſieger der Ottomannen, ſagte er laut, ſeien Sie mir willkommen, um ſo mehr, da Sie mich an den liebſten Freund meiner glücklichen Jugend erinnern. — Sie gleichen ganz außerordentlich meinem General von Winterfeldt.

Oh, Sire, rief Romanzow ſich tief verneigend, ich würde mich ſehr geſchmeichelt fühlen, wenn ich, ſei es auch nur unvollkommen, einem General gliche, der ſich im Dienſte Euerer Majeſtät ſo ruhmvoll ausgezeichnet hat.

Der König reichte ihm freundlich lächelnd die Hand.

Ach, ſagte er dann, die Beſcheidenheit ſteht Ihnen nicht wohl an. Sie dürfen ſtolz ſein auf Siege, welche Ihren Namen in die fernſte Nachwelt tragen werden. Aber kommen Sie jetzt, Kaiſerliche Hoheit, ich ſehne mich jetzt nach einer vertraulichen und freundſchaftlichen Unterhaltung mit Ihnen. — Haben Sie

die Gnade, mit mir in mein geheimes Kabinet einzutreten.*)

Er nahm den Arm des Prinzen und führte ihn unter freundlichem Gespräch mit sich fort.

*) Diese ganze Unterredung beim Empfange des Großfürsten ist historisch. Siehe: Castèra, Vie de Catherine. II. 170.

XIV.

Es war alſo geſchehen, der Großfürſt war da, und es gab für die Prinzeſſin Sophie kein Entrinnen mehr. Sie mußte ſich dem harten Gebot der Pflicht fügen, ſie mußte es geſchehen laſſen, daß man ihr Herz der Politik geopfert.

Gleich am erſten Morgen nach der Ankunft des Großfürſten fand die feierliche Anwerbung um die Hand der Prinzeſſin ſtatt. Prinz Heinrich von Preußen hatte als Bevollmächtigter und Stellvertreter der Czarin mit einem eigenhändigen Schreiben Katharina's ſich zu dem Herzog Eugen von Würtemberg, begeben, und feierlich bei ihm und ſeiner Gemahlin um die Hand ihrer Prinzeſſin Tochter angeworben.

Dann, nachdem dieſe Anwerbung angenommen worden, hatte der Großfürſt Paul ſich in feierlichem Auf-

zug, mit einer glänzenden Suite, zu dem König begeben, um bei ihm die Einwilligung zu seiner Vermählung mit seiner Groß-Nichte, der Prinzessin Sophie, nachgesucht.

Der König hatte ihm diese mit verbindlichen Worten gewährt; somit war die Verlobung als ein fait accompli zu betrachten, und sollte als solches auch an dem heutigen Abend mit einer großen Cour und Festvorstellung im Theater gefeiert werden.

Aber es blieb doch noch ein wichtiger Moment zu erledigen. Der Großfürst hatte wohl die Einwilligung der Eltern und des Oheims der Braut erhalten, aber es fehlte ihm doch noch das Jawort der Prinzessin, und dem vorgeschriebenen Ceremoniel gemäß sollte der Großfürst heut sich ganz allein und ohne Ceremoniel zu der Prinzessin begeben, um ebenso von ihr empfangen zu werden, und in stiller Abgeschiedenheit, wie es Liebenden geziemt, mit ihr seine Verlobung zu feiern.

Es war dies allerdings nur eine Form des Ceremoniels, mit welcher man den gezwungenen Act als einen freiwilligen darstellen, und der Braut vielleicht die Illusion gönnen wollte, daß es die Liebe sei, welche um sie werbe, und daß sie aus Liebe nur ihr Jawort gebe.

men, da rüſt man, da verbüſt man, da ſtreut man dem Palmeſel Zweig under, da macht man die Thor weit, daß der Hauß König einreit, lauft ihm mit zugethanen Armen entgegen, die Töchterlin ſitzen ihm auf dem Arm, wie die Meerkätzlin, die Söhnlin henken am Rock, wie die Aefflein, und ruffen alle Brodt, Brodt." — —

Dies war ein ächt nationaler Humor, dem Fiſcharts Genie Sprache gegeben. An ſolcher Satire erluſtigten ſich unſere Altvordern, ſo tändelten, lachten, ſcherzten und wortſpielten ſie. In der Fülle und ſinnreichen Gefügigkeit der Wortſpiele, wie ſie bei Fiſchart ſich finden, möchte keine andre Sprache mit der deutſchen einen Wettſtreit unternehmen können, wie abenteuerlich und kindiſch auch oft Fiſcharts Laune mit ſeinen tauſendfach durcheinandergehetzten Wörtern davonläuft. Nur gewiſſe humoriſtiſche Figuren Shakeſpear's haben einen ähnlichen Fluß unerſchöpflicher Stichwörter im Munde, zu deren deutſcher Wiedergebung man ſchon frühe in Fiſcharts Diction eine Grundlage gehabt hätte. Wie abſichtlich aber Fiſchart für den Ruhm und die Fortbildung der deutſchen Sprache

Aber Prinzessin Sophie wollte diese Form des Ceremoniels wirklich zu einer freien That erheben. Sie hatte auf diese geheime Unterredung, auf dieses Alleinsein mit dem Prinzen ihre letzte Hoffnung gesetzt, und ihr armes zitterndes Herz hatte sich mit der Todesangst der Verzweiflung an diese letzte Hoffnung angeklammert.

Bis jetzt hatte die Prinzessin den Großfürsten nur im feierlichen Ceremoniel, im Beisein ihrer Eltern und des ganzen Hofstaates gesprochen, und nicht ein Wort war zwischen ihnen gewechselt worden, das nicht von der Etiquette vorgeschrieben worden.

Jetzt, in dieser Stunde, sollte Sophie Dorothea zum ersten Mal dem Großfürsten allein gegenüber stehen, und was zwischen ihnen Beiden gesprochen ward, das sollte nur Gott zum Zeugen haben.

Diese wichtige Stunde war da; die Pendule auf dem Marmorkamin hatte so eben die fünfte Stunde angeschlagen. Das war die festgesetzte Zeit, in welcher der Großfürst kommen sollte, bei der Prinzessin seine Liebeswerbung anzubringen, und dann, nach erhaltenem Jawort, sich mit ihr, begleitet von dem ganzen Hof, in das Opernhaus zu begeben, um dort der Festvor-

ſtellung beizuwohnen, und ſich dem großen Publikum zuerſt als Neu Verlobte zu präſentiren.

Die Prinzeſſin hatte alſo zu dieſem Zweck große Galla Toilette gemacht. Sie hatte ein hellblaues, mit Silberſpitzen verziertes Atlasgewand angelegt, über welches hinterwärts die lange ſilbergeſtickte Hofſchleppe von blauem Sammet fiel und lang hinter der ſchönen königlichen Geſtalt niederrauſchte. Ihre ſchönen unverhüllten Schultern und Arme waren geſchmückt mit köſtlichen Perlenſchnüren von ſeltenem Werth, und durch ihr ſchönes dunkelblondes Haar zog ſich ein aus Perlen und Diamanten zuſammengeſetztes Diadem, das gerade über der Stirn ſich einigte in einem großen Stern von Diamanten, den der König Friedrich der Große geſtern ſeiner Großnichte zum Geſchenk gemacht hatte.

Das Opferlamm der Politik war alſo feſtlich geſchmückt zu der feierlichen Hingabe, aber es fehlte ihm die Opferfreudigkeit, es ſträubte ſich noch mit aller Kraft der ſelbſtbewußten Menſchenwürde gegen ſeinen Opfertod.

Todesbleich, mit bebenden Lippen, mit hochklopfendem Herzen lauſchte die Prinzeſſin daher auf jedes Geräuſch, auf jeden Ton, der ſich in dem Nebenzimmer

hörbar machte, und als ſie jetzt von dorther nahende Schritte, als ſie die Stimmen ihrer Mutter und ihres Vaters erkannte, legte die Prinzeſſin mit einem halb unterdrückten Schrei die beiden Hände auf ihr Herz, als müſſe ſie es halten und zuſammendrücken, daß es nicht zerſpringe.

Er kommt! Oh, mein Gott, er kommt! flüſterte ſie leiſe, — und allerdings, die Prinzeſſin hatte ſich nicht getäuſcht, die Thür des Nebenſaals ward jetzt geöffnet und in derſelben erſchien der Großfürſt Paul, begleitet von dem Herzog und der Herzogin von Würtemberg.

Die Prinzeſſin that einige Schritte ihnen entgegen, aber ihre Füße zitterten ſo heftig, daß ſie mitten im Zimmer ſtehen blieb, und ſich mit der Hand an dem runden Marmortiſch aufſtützte, der dort ſtand, geſchmückt mit einer prachtvollen Vaſe von orientaliſchem Achat.

Meine Tochter, ſagte jetzt der Herzog mit feierlicher Stimme, indem er ſich der Prinzeſſin näherte, der Herr Großfürſt Paul von Rußland hat geſtern mit der gnädigen Erlaubniß ſeiner Frau Mutter, der erhabenen Kaiſerin Katharina, bei Mir und Deiner Frau Mutter um Deine Hand angehalten, und uns ſeinen Wunſch ausgedrückt, Dich zu ſeiner Gemahlin

zu erheben. Wir haben dieſem Wunſch, der ſo ſehr mit unſern eigenen Wünſchen übereinſtimmt, unſere freudige Zuſtimmung gegeben, und den Großfürſten gern als unſern zukünftigen Schwiegerſohn willkommen geheißen. Aber Se. kaiſerliche Hoheit will es ſich nicht genügen laſſen an dieſer Einwilligung der Eltern, er begehrt von Dir ſelber zu hören, daß Du ſeine Liebeswerbung annimmſt, und aus freiem, freudigen Willen ſeine Gemahlin werden willſt. Se. kaiſerliche Hoheit hat daher bei Mir und bei Deiner Frau Mutter um die Erlaubniß nachgeſucht, mit Dir allein und ohne Zeugen ſich beſprechen zu dürfen, um Dir ſein Herz offenbaren zu können und Deine Antwort auf ſeine Anfrage frei und ohne Zwang zu vernehmen. Wir haben dieſer Bitte des Großfürſten gern unſere Zuſtimmung gegeben, und zum Zeichen deß, führen Deine Eltern ſelber Dir hier den Sohn ihrer Wahl und ihrer Liebe entgegen.

Die Prinzeſſin verneigte ſich ſchweigend; ihre bebenden Lippen fanden kein Wort der Erwiederung; ſie hatte noch immer die Hand auf den Tiſch geſtützt, und ſtand da mit niedergeſchlagenen Augen, todesbleich.

Jetzt trat die Herzogin, ihre Mutter, zu ihr, um ſie zärtlich zu umarmen und leiſe und ängſtlich einige

Worte der Ermuthigung, des Troſtes in ihr Ohr zu flüſtern. Die Prinzeſſin ließ es ruhig geſchehen, aber ſie erwiederte nichts, ſie ging bleich und ſtill aus den Armen ihrer Mutter in die ihres Vaters, aber ſie öffnete die Lippen nicht, — vielleicht fürchtete ſie, daß dieſe Lippen dann ertönen würden von dem Schrei der Angſt, den ſie ſo mühſam in ihrer Bruſt zurückhielt.

Jetzt war das herzogliche Paar ſtill und mit heimlichen Thränen hinaus gegangen. Das Zudrücken der Thür ſagte der Prinzeſſin, daß ſie jetzt allein ſei mit dem Großfürſten, allein mit ihrem zukünftigen Gemahl, und mit aller Kraft ihres Geiſtes ihrer Furcht gebietend, hob ſie langſam das Auge zu ihm empor, und ſchaute ihn an. Ihre Blicke begegneten ſich, und vielleicht hatte der Großfürſt den Ausdruck der Todesangſt, des Entſetzens verſtanden, der aus ihrem Blick zu ihm ſprach, denn er ließ plötzlich ein lautes höhniſches Gelächter erſchallen, und begann ſein Geſicht in wunderbaren Verrenkungen zu verzerren.

Prinzeſſin Sophie ſchauderte in ſich zuſammen, und trat raſch einige Schritte zurück, als wolle ſie entfliehen.

Bleiben Sie, Prinzeſſin, ſagte Paul mit ſeiner rauhen, krähenden Stimme, indem ſeine Geſichtsmus-

keln plötzlich wieder still standen und seine Züge einen ernsten, düstern Ausdruck annahmen. Bleiben Sie, und sagen Sie mir vor allen Dingen, warum Sie den schönen Katharinen Orden, den ich Ihnen gestern auf Befehl meiner Frau Mutter überreicht habe, heute nicht angelegt haben?

Die Prinzessin fühlte, daß sie mit der Beantwortung dieser Frage, welche der Großfürst so rasch und keck hingeworfen, zugleich den entscheidenden Moment, auf den es ihr ankam, herbeiführte. Sie schwieg daher einen Moment, um alle ihre Kraft, ihre Energie zusammen zu fassen.

Kaiserliche Hoheit, sagte sie dann mit fester, ruhiger Stimme, Ihre Majestät die Kaiserin hatte diesen Orden für die Braut ihres Sohnes bestimmt, und nur der Braut desselben gebührt es ihn zu tragen.

Ah, rief er hastig, Sie meinen, Sie sind nicht meine Braut, bevor nicht die ganze Farçe des Ceremoniels abgeleiert ist, bevor ich also nicht feierlich bei Ihnen selber um Sie geworben, und Ihr Jawort erhalten habe. Nun denn, ich bin ja dazu hier, und ich bitte Sie also, Prinzessin, daß Sie meine Wünsche krönen und mir die Erlaubniß geben wollen, Sie als

meine Braut zu betrachten. Ich liebe Sie, und ich bitte hiermit um Ihre Gegenliebe.

Er blickte mit ſeinen kleinen funkelnden Augen die Prinzeſſin mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Schlauheit und lauernder Tücke zugleich an, und als ſie jetzt den Blick auf ihn wandte, nickte er ihr mehrmals haſtig zu, als wolle er ihr damit verſichern, daß er ja ihre Antwort ſchon kenne und mit derſelben ganz einverſtanden ſei.

Ich habe darauf Ew. Kaiſerliche Hoheit nur Eins zu erwiedern, ſagte Sophie jetzt kalt und ruhig, nur dies: daß Sie mich durchaus nicht lieben, und daß Ihnen an meiner Gegenliebe durchaus nichts gelegen iſt!

Der Großfürſt machte einen Satz rückwärts und ſtarrte die Prinzeſſin ganz erſtaunt und mit rückſichtsloſer Beharrlichkeit an.

Ich liebe Sie nicht? fragte er endlich mit kreiſchender Stimme.

Nein, Sie lieben mich nicht, erwiederte die Prinzeſſin ruhig, und weil ich das weiß, habe ich den Orden der Kaiſerin nicht angelegt, denn ich will nicht, daß Sie ſich um meinetwillen Zwang auferlegen, ich will nicht, daß Sie auf Befehl Ihrer Frau Mutter mir Ihre Hand reichen. Nein, mein Prinz, Ihnen ſoll die Qual

und der Jammer einer gezwungenen Ehe, einer Ehe ohne Liebe und Sympathie, erſpart werden, Sie ſollen nicht dazu verurtheilt werden, Ihr Leben hinzutrauern an der Seite eines Weſens, das Sie nicht lieben. Unſere Aeltern haben dieſe Verbindung beſchloſſen, aber ich, ich will nicht Theil haben an dieſem Verrath, den man an Ihnen begehen will. Ich mache mich vielmehr zu Ihrer Bundesgenoſſin, und ich beſchwöre Sie: treten Sie zurück, denn Sie lieben mich nicht, und eine Ehe ohne Liebe iſt eine Hölle auf Erden. Treten Sie zurück, erklären Sie laut und feierlich, daß ich Ihnen mißfalle, daß Sie mich nicht lieben können, und ich verſpreche Ihnen, daß ich mich davon nicht beleidigt fühlen, daß ich ſelber meine Aeltern und den König Friedrich ſo lange anflehen und mit Bitten beſtürmen will, bis ſie Ihnen verzeihen und Ihnen Ihr Wort zurückgeben.

Der Großfürſt hatte ſie, während ſie ſprach, unverwandt mit ſtarren, ſtechenden Blicken angeſchaut, und auch jetzt noch, als ſie ſchwieg, ſtarrte er noch eine Zeit lang ſchweigend in ihr bleiches, bewegtes Angeſicht.

Dann ſagte er mit ſeiner krähenden, höhniſchen Stimme: Sehr ſchön und ſehr klug ausgedacht, wahr-

haftig. Ich ſoll der Sündenbock ſein, auf den der Zorn der Familie ſich entladet! Denn geſtehen Sie es nur, es bangt Ihnen gar nicht ſo ſehr darum, daß ich in eine unglückliche Ehe eingeſchmiedet werden ſoll, ſondern Sie wollen nur ſelber ihr gern entſchlüpfen? Frei und ehrlich, iſt es nicht ſo?

Nun ja denn, frei und ehrlich, es iſt ſo, rief Sophie mit leuchtenden Augen, ja, es iſt ſo. Ja, mein Herz zittert und bangt vor einer Ehe ohne Liebe, und alſo ohne Glück; ich möchte Sie, ich möchte mich ſelber vor ſolchem furchtbaren Unheil bewahren. Ich flehe alſo zu Ihnen, haben Sie Erbarmen mit Sich, mit mir. Ich bin nur ein Weib, ich muß mich fügen und unterordnen, denn eine Prinzeſſin iſt ja nichts weiter als ein Handelsgegenſtand der Politik ihrer Familie. Aber Sie ſind ein Mann, Ihnen iſt es erlaubt, einen Willen zu haben und dieſen Willen durchzuſetzen; Niemand darf Ihnen deshalb zürnen, Niemand darf Sie bedrohen. Handeln Sie alſo als Mann, retten Sie uns Beide! Erklären Sie, daß Sie meine Hand verſchmähen, daß Sie zurücktreten, geben Sie mich frei, und ich werde Ihnen meine Freiheit mit ewiger Freundſchaft und Dankbarkeit lohnen!

Das Antlitz Pauls hatte ſich mit düſteren Wolken

beſchattet, und ſeine Stirn ſich in drohende Falten gelegt.

Ehe ich darauf antworte, ſagte er, ſeinen kleinen Kopf in den Nacken werfend, ehe ich auf Ihr angſtvolles Flehen etwas erwiedere, beantworten Sie mir eine Frage. Sie lieben mich nicht, das iſt ſehr klar, und es bedarf deshalb keiner Frage. Aber begehren Sie von mir, daß ich Sie von den aufgedrungenen Feſſeln erlöſe, weil Sie einen Andern lieben?

Er trat ganz dicht an ſie heran, und in den Blicken, die er auf ſie heftete, lag etwas ſo Drohendes und Gehäſſiges, daß die Prinzeſſin im Innerſten ihrer Seele erbebte, und ein tiefes Grauen ſie beſchlich. Sie dachte an die unheimlichen Geſchichten, welche man ihr von der Grauſamkeit, der Rachſucht des Großfürſten erzählt, ſie dachte, wie viele Opfer ſchon dem Zorn, der Rachſucht Katharina's gefallen waren, und eine unausſprechliche Angſt um den Geliebten erfaßte ihre Seele.

Nein, ſagte ſie haſtig, nein, ich liebe Niemand. Es giebt Niemand auf der Welt, den ich dem Großfürſten Paul vorziehen möchte. Aber ich liebe auch den Großfürſten Paul nicht, und deshalb möchte ich frei bleiben, deshalb beſchwöre ich Ew. Kaiſerliche Hoheit —

bemuht war, geht auch aus seinem Versuch hervor, deutsche Hexameter und Pentameter einzuführen, wie er deren in seinem Rabelais, zu Ende des zweiten Capitels, eingestreut hat, und zwar in gereimten Distichen. Wie er selbst sagt, so hat er deshalb diese Sylbenmaaße versucht: „dieweil daraus die Künstlichkeit der teutschen Sprache in allerhand Carmina bescheint; und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechsmäßiger Sylbenstimmung, und siebenmäßigen Sechsschlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Muoß allein essen wollten) forthin weiche." „Wenn sie schon nicht, fährt er fort, die Prosodie oder Stimmmäßigung also abergläubig wie bey ihnen halten, so ist es erst billig, denn wie sie ihr Sprach nicht erst von andern haben, also wollen sie auch nit nach anderen traben: eine jede Sprach hat ihre sondere angeartete Tönung, und soll auch bleiben bey derselben Angewöhnung." —

Die Sprache des Reformations-Zeitalters stellt die Entwickelung der deutschen Prosa in Luther, Sebastian Franke und Fischart nach drei verschiedenen wichtigen Richtungen dar. Durch die

Der Großfürſt unterbrach ſie mit einem lauten, ſchallenden Gelächter. Meine liebe Prinzeſſin, ſagte er, Sie ſind empfindſam und ſchwärmeriſch. Sie wollen aus Liebe geheirathet werden und aus Liebe heirathen. Da hätten Sie aber klüger ſein müſſen und nicht unter einem Thronhimmel ſich geboren werden laſſen! Das bringt kein Glück, mein ſchönes Kind, ſondern es wirft einen dunklen Schatten über das ganze Leben hin. Aber man muß es ſich ſchon gefallen laſſen, in dieſem trüben Schatten ſein trübes Daſein hinzukrabbeln, denn dafür genießt man den hohen Vorzug, als etwas ganz Beſonderes betrachtet und mit Titeln und Orden und Sternen herausgeputzt zu werden. Machen Sie es alſo, wie wir es Alle machen müſſen! Fügen Sie ſich in das Unvermeidliche. Sie haben die zuvorkommende Güte gehabt, mir zu ſagen, daß Sie mich nicht lieben, und aller Wahrſcheinlichkeit nach mich auch niemals lieben werden. Nun, ehrlich geſagt, ich liebe Sie auch nicht, und Ihr Bekenntniß iſt eben nicht dazu angethan, mein Herz zu erwecken, — aber heirathen werde ich Sie doch. Und warum ſollte ich das auch nicht? Es iſt einmal meine Beſtimmung und auch mein Wille, mich zu vermählen. Warum ſollte ich Sie alſo nicht eben ſo gut heirathen wie irgend eine andere

Prinzeſſin? Lieben wird mich vielleicht keine, denn ich bin eben kein Adonis, in den ſich die Prinzeſſinnen vernarren. Ich muß es mir alſo ſchon gefallen laſſen, ohne Liebe, aus bloßer Spekulation geheirathet zu werden. Aber merken Sie ſich, Prinzeſſin, wenn Sie mich einmal geheirathet haben, ſo fordere ich von Ihnen unbedingte Treue, und ich möchte meiner Gemahlin nicht rathen, daß ſie es verſucht, mir noch einmal zu geſtehen, daß ſie mich nicht liebt. Ich würde das als eine Beleidigung und ein Verbrechen ſtrafen, und —

Eben öffnete ſich leiſe die Thür des Nebenſaals, und die Herzogin erſchien in derſelben.

Meine Tochter, ſagte ſie, der König iſt ſo eben angelangt, und wünſcht ſelbſt das Brautpaar in das Theater zu geleiten, und dem Publikum zu präſentiren.

Und wir ſind Beide bereit und einig, ſagte der Großfürſt raſch. Meine ſchöne Braut, reichen Sie mir die Hand, und gönnen Sie mir das Glück, Sie dem König entgegen zu führen. Nur haben Sie zuvor die Güte, den Katharina-Orden anzulegen, den meine erhabene Frau Mutter meiner ſchönen und geliebten Braut beſtimmt hat.

XV.

Die Manoeuvres der preußiſchen Truppen in Potsdam zu ſehen, war ſchon lange ein Lieblingswunſch des Großfürſten Paul geweſen, welchen der König durch ſein gütiges Verſprechen in ihm erweckt hatte. Paul fühlte ſich von dieſem zu erwartenden Schauſpiel mehr gereizt, als von aller bräutlichen Liebenswürdigkeit der deutſchen Prinzeſſin, die ſich bald immer freier und zuvorkommender gegen ihn zu entfalten begonnen.

An einem ſchönen heißen Julitage war der Aufbruch nach Potsdam in einem glänzenden Wagenzuge erfolgt. Der Großfürſt Paul und Prinz Heinrich ſaßen in einem prächtigen, mit acht Pferden beſpannten Wagen, und der Großfürſt zeigte ſich heiterer und geſprächiger, als man ihn in der letzten Zeit geſehen. Denn Prinz Heinrich allein beſaß ſein Vertrauen, und verſtand es, die Verſchloſſenheit des Großfürſten zu

brechen und ihn in ein ergiebigeres Gespräch zu ziehen, wo dann oft die schärfsten und boshaftesten Bemerkungen über Alles, was er sah, aus dem Großfürsten herauskamen.

Paul schien heut auch um deswillen fröhlicher gestimmt, weil er sich mit dem Prinzen Heinrich allein in diesem Wagen befand und der Herzog und die Herzogin von Württemberg mit ihrer Tochter, der Prinzessin Sophie Dorothea, in einer andern Equipage, einer unmittelbar hinter ihm folgenden achtspännigen Gala-Carosse, ihren Platz erhalten hatten. Der Großfürst sah sich dadurch der Mühe überhoben, in eine ihm lästige Conversation einzugehen und zwangsweise über Dinge sprechen zu müssen, die nicht das geringste Interesse für ihn hatten.

So war er auch herzlich froh, daß sein eigenes hohes Gefolge in einem anderen Wagen saß, der gegen das Ende des Reise-Zuges fuhr. In demselben befanden sich der General-Feldmarschall Graf von Romanzow, der General Graf von Soltykow und die Fürsten Narischkin und Kurakin, die dem Großfürsten fast sämmtlich unangenehme und lästige Gesellschafter waren und in deren Nähe er alle seine Eindrücke und Meinungen zu verschließen pflegte. Denn er hatte die

Mehrzahl dieſer Herren in Verdacht, daß ſie ihm nur als Beobachter ſeiner Perſon mitgegeben waren, welche der Czarin regelmäßige Berichte über ihn nach Petersburg zu ſenden hatten.

Es befiel den Großfürſten auf dieſer Reiſe in ſeiner ſteigenden Heiterkeit faſt eine ausgelaſſene Laune, denn er begann ſich freier zu fühlen, und Prinz Heinrich, der eine ſarkaſtiſche Bemerkung über die einheimiſchen Verhältniſſe nicht ſo leicht übel nahm, ſondern eher durch eigenen Witz verſtärkte, gönnte der Laune des Großfürſten eine immer muthwilligere Entfaltung. So vergnügte ſich Paul ausnehmend darüber, als bei der Ankunft in Potsdam die Schützengilde und das Schlächtergewerk am Berliner Thor aufgeſtellt ſtanden, um den Großfürſten feierlich zu bewillkommnen, und ihm auf ſeinem Durchzuge durch die Straßen Potsdams nach dem Schloſſe Sansſouci ein feſtliches Geleit zu geben.

Der Wagen des Großfürſten hatte hier Halt gemacht, da Paul an dieſer Stelle ein ihm von dem Schützencorps überreichtes Feſtgedicht entgegenzunehmen hatte, welches ihm die angelegentlichſten Begrüßungsworte und Glückwünſche ausſprach.

Der Großfürſt hatte mit einem ziemlich unartigen

Lachen das Gericht empfangen, das ihm auf einem rothſammetnen, mit goldenen Treſſen beſetzten Kiſſen unterthänigſt überreicht worden war.

Mein Gott, ſagte er dann verwundert zu dem Prinzen Heinrich, dies Gericht iſt ja auf weißem Atlas mit blauer Farbe gedruckt, und außerdem iſt es ganz im blauen Atlas eingebunden. Iſt denn das Mode bei Euch Deutſchen, daß man ſolchen Hokuspokus treiben darf, wenn man den Fürſten ſeine Ehrfurcht beweiſen ſoll? Bei uns in Rußland dürfen blos die Gaukler und Springer auf den Jahrmärkten und Meſſen mit ſolchen Schnurren aufwarten. Ich würde das verbieten an Eurer Stelle, denn der rechte Gehorſam kann unmöglich gedeihen, wo man ein ſo dummes Spiel mit den Zeichen der Ehrerbietung zu treiben wagt. Und ſeht, ich bitte Euch um Gotteswillen, Prinz, ſeht dort alle die buntſcheckigen Narren, die ſich am Thore aufgeſtellt haben, und die, wie Narren angezogen, doch dabei dieſe ſchrecklich ehrfurchtsvollen und unterwürfigen Geſichter machen! Sie ſitzen ganz ſteif und ernſthaft zu Pferde, und haben Alle braune Röcke mit ſilbernen Knöpfen an, ihre Hüte ſind mit goldenen Treſſen und rothen Schleifen geziert, auch tragen ſie rothe Ordensbänder, und in den Händen halten ſie entblößte Huſaren-

Säbel. In ihrer Mitte steht Einer, und schwingt eine rothe, mit Gold gestickte Standarte. Prinz, ich bitte Euch um Gotteswillen, sagt mir, was sind das für Völker?

Es sind ja keine Völker, entgegnete Prinz Heinrich lächelnd, es sind die Schlächter.

Die Schlächter? wiederholte der Großfürst, indem er in ein lautes Gelächter ausbrach. Und darum haben sie die rothe Fahne und die rothen Ordensbänder? Ihre Husarensäbel drohen dem nächsten Ochsen oder Schwein, das zum Besten ihrer Mitbürger in ihre Hände geräth. Mein Gott, das ist ja zum Kranklachen! Aber an Euerer Stelle, Prinz, würde ich alle diese Menschen verhaften lassen, denn so toll und dumm verkleidet man sich nicht, wenn man vor einem Souverain erscheinen will. Ich wette, dieses Volk, das so sehr darauf ausgelernt ist dummes Zeug zu machen, wird seinem Fürsten auch einmal mit derselben Unverschämtheit auf der Nase herumspielen. Es scheint mir ein sehr gefährliches Land zu sein, Prinz, in dem sich das Volk solche Maskeraden herausnehmen darf. Das Volk muß nur eine Farbe haben, und das ist genug! — —

Der Großfürst versank jetzt wieder in ein hinbrü-

tendes Schweigen. Inzwiſchen hatte ſich der Zug wieder in Bewegung geſetzt und die Kanonen, die in dieſem Augenblick über der ganzen Stadt Potsdam zu donnern begannen, ließen den Großfürſten ſeine weiteren Bemerkungen, zu denen er ſich beim Anblick der ihn umwogenden Volksmaſſen veranlaßt ſah, unterdrücken.

Die Wagen bewegten ſich jetzt raſcher durch die Straßen von Potsdam fort, um das Schloß Sansſouci noch vor Anbruch des bereits hereindämmernden Abends zu erreichen. Der König Friedrich war allein mit einem kleinen Gefolge von Berlin vorausgereiſt und ſchon gegen Mittag auf Sansſouci eingetroffen, woſelbſt er den jetzt anlangenden Großfürſten mit ſeinen Begleitern in ziemlich guter Laune erwarteten.

Die Ankunft des Großfürſten auf Sansſouci hatte ſich auch hier mit einigen bunten Feierlichkeiten verknüpft, die auf den Großfürſten wiederum den ſeltſamſten Eindruck zu machen ſchienen. Als ſich die Reiſenden faſt dem Schloſſe genähert, kamen aus den maleriſchen Gebüſchen, welche daſſelbe umgaben, eine Anzahl von feſtlich geſchmückten Tänzern hervorgeſprungen, die ſich mit Blumengewinden, welche ſie in den Händen ſchwangen, um den Wagen des Großfürſten gruppirten, und

demſelben dann unter Tänzen und Sprüngen und Jubelrufen das Geleite bis zu den Portalen des Schloſſes gaben.

Prinz Heinrich belehrte den erſtaunten Großfürſten, daß dies die Bauern der Umgegend ſeien, welche ſich zur Erhöhung der Feſtlichkeiten als Tänzer verkleidet hätten und auch ihrerſeits dem Großfürſten ihre Huldigung darzubringen wünſchten.

Wie, entgegnete Paul, das ſind Eure ſogenannten freien Bauern, oder wenigſtens nennt Ihr ſie nicht Leibeigene, denn Ihr ſeid darin nicht ganz ſo ehrlich wie wir. Aber ich muß Euch doch bemerken, Prinz, daß dieſe Leute mir bei weitem nicht ſo luſtig und wohlgenährt vorkommen, als unſere Leibeigenen in Rußland. Und wenn Ihr mich einmal als freimüthigen Reiſender toleriren wollt, ſo muß ich Euch auch ganz ergebenſt bemerken, daß mir die Tänze und Sprünge Euerer Herren Bauern gar nicht recht gefallen wollen. Die Knochen derſelben ſind ſo ſteif und ſchwer, daß ſie faſt die Luft beleidigen, welche ſie mit ſo unſäglicher Mühe durchſchneiden. Und vergnügt ſehen ſie gar nicht recht aus, dieſe halbfreien Männer. Und das ſoll tanzen, was ſo unglücklich ausſieht? Gebt ihnen doch einen Herrn, der ſie ordentlich ernährt, mitunter auch

prügelt, und der ihnen befehlen kann, glücklich und heiter zu sein. Ihr sollt einmal sehen, wie die Jungens dann springen werden, und wie sie sich mit einer Geschicklichkeit im Tanze drehen, als wenn sie bei dem ersten Tanzmeister in Paris ihre Lection gehabt hätten.

Prinz Heinrich, der für alle diese Bemerkungen des Großfürsten stets ein verbindliches Lächeln und eine gefällige Wendung bereit hatte, deutete jetzt ernsthaft mit dem Finger zum Wagen hinaus, der in diesem Augenblick vor dem Hauptportal des Schlosses Sanssouci stillhielt.

An dem einen halbgeöffneten Fenster stand der König und schien mit ernster Aufmerksamkeit die Ankommenden zu betrachten. Er sah bleich und vergrämt aus, doch flog über das tiefgefurchte Greisen-Antlitz jetzt ein leises Lächeln, als er den Großfürsten mit seinen hastigen, wilden Bewegungen aus dem Wagen steigen sah.

Paul hatte den großen König bemerkt, und in seiner ungezügelten Weise, in der es ihm nie auf die Etiquette ankam, hatte er sich nicht enthalten können, schon aus der Ferne, und im Augenblick des Aussteigens selbst, dem König seine inbrünstigen und fast leidenschaftlichen Grüße mit den heftigsten Geberden zuzuwinken. Er

Reformation hatte die Sprache eine neue Beziehung zum Nationalleben gewonnen. Die Skepsis, welche das ganze Daſein umſpann, und alle Gegenſtände des Meinens und Glaubens in Frage ſtellte, mußte auch in Ausdruck und Darſtellung eine beſondere Subtilität und Feinheit der Nüancirung erwecken. Die Glaubensſtreitigkeiten, die theologiſche Polemik, die Gegenüberſtellung der verſchiedenen Lehrſätze ſchärften die Fähigkeit, den Gedanken zu entwickeln und in der Sprache hinundherzuwenden. Auf den Ausdruck kam mehr als jemals an, und die möglichſt prägnante Feſtſtellung der Meinung bedurfte aller feinſinnigen Motive der proſaiſchen Satzbildung. Die Sprache zeigte ſich von zwei Seiten geſchäftig, dieſe leichte, beſtimmte und ſchlagende Bewegung der Proſa, eindringlich für das wirkliche Leben, hervorzubringen, einmal durch die Zuſammenſetzung und Wörterdoppelung, wodurch paraphraſirende Umſchreibungen durch ein einziges ſchöngebildetes Wort erſpart werden, z. B. großherzig, Halsherrſcher (für Tyrann), anäugeln, anſeufzen, erwuchern, erjagen, Springinsfeld, Streugütlein (für Verſchwender) u. dgl.; und dann

wartete auch nicht so lange, bis er durch die Thür sich dem König Friedrich nähern konnte, sondern den kürzesten Weg wählend, stürzte er sogleich mit einer ungestümen Seitenbewegung zu dem Fenster hin, an welchem Friedrich stand, und warf sich mit einer inbrünstigen Miene dort auf seine Kniee nieder.

Man sah es dem Großfürsten an, daß eine tiefe wahrhafte Verehrung ihn in diesem Augenblick für den großen Friedrich beseelte, Es war eine wirkliche Liebe und Hinneigung, die ihm jetzt glühend in die Wangen stieg und aus seinen Augen leuchtete, als er vor dem König auf den Knieen lag und grüßend und huldigend seine Hände zu demselben emporstreckte.*)

Friedrich hatte gewissermaßen bestürzt dieser ihm unerwartet widerfahrenden Huldigung zugesehen, und wußte in seiner Ueberraschung nicht sogleich den überschwänglichen Gruß abzuwehren, mit dem sich ihm der Großfürst Paul nähern wollte.

In diesem Augenblick war der Mond, gegenüber von den Anhöhen von Sanssouci, mit hellen goldigen Strahlen aufgegangen, und warf einen seltsamen Glanz

*) Ausführliche Beschreibung der Reise des Großfürsten von Rußland Paul Petrowitz von St. Petersburg an den Königl. Preuß. Hof nach Berlin. (Berlin 1776.) S. 109 folgd.

auf den kahlen Scheitel des Königs zurück. Von diesem Licht umflossen, stand Friedrich noch einen Augenblick sinnend und zögernd da, dann neigte er sein wehmuthsvoll lächelndes Antlitz etwas tiefer zu dem Großfürsten herab, und sagte mit lauter Stimme:

Euere Kaiserliche Hoheit stellen in diesem Augenblick mein Herz und meine Beine auf eine gleich gefährliche Probe. Mein Herz ist nicht so bombensicher wie meine Festungen es sind, denn es wird sogleich eingenommen und schmilzt dahin, wenn man ihm so viel Gutes thut und soviel Gnade erzeigt, als es Euere Kaiserliche Hoheit soeben wollen. Und was meine gar nicht mehr respectablen Beine anbetrifft, so sollten sie jetzt sogleich mit mir hinausgelaufen kommen, damit ich Sie dort auf der Stelle aufheben und umarmen kann, mein theurer Großfürst, aber diese Beine sind die ersten Rebellen Eueres alten Königs Friedrich geworden.

Der Großfürst war jetzt mit einem jubelnden Ausruf rasch aufgesprungen und eilte, sich um nichts weiter bekümmernd und nichts um sich her bemerkend, durch die Pforte in das Schloß herein, um zu dem König zu gelangen, zu dem ihn ein wunderbarer Zug seines

Herzens, den er ſich oft ſelbſt nicht zu erklären wußte, hintrieb.

In dem Großfürſten Paul wurde oft ein Ueberſchwang der ſeltſamſten Empfindungen lebendig, die mit ſeinem übrigen Thun und Treiben in gar keinem Zuſammenhang zu ſtehen ſchienen. So trieb es ihn auch jetzt mit einem Sturmesdrang in das Schloß zum König.

Die Prinzeſſ[illegible]e Dorothea, die mit ihren herzoglichen Aeltern und ihren Hofdamen lange hinter dem Großfürſten geſtanden, ohne von ihm bemerkt zu werden, mußte ſich jetzt entſchließen, dem Arm ihres kaiſerlichen Bräutigams zu entſagen und ohne denſelben in Schloß Sansſouci einzutreten. Sophie Dorothea that dies mit dem anmuthigen und klugen Lächeln, das jetzt wieder auf ihrem heiteren, klaren Antlitz Platz genommen und mit dem ſie ſich in der letzten Zeit, wo ihr Herz einen ſo tiefen Bruch in ſich ſelbſt erlitten, wieder vollſtändig zu waffnen gelernt hatte.

Paul ſtürzte indeß wie ein junges tobendes Füllen, das keine Regel annehmen konnte, durch den Corridor des Schloſſes fort. In ſeinem ſonderbaren Gemüthszuſtande war es ihm jetzt, als ob er zu ſeinem Vater ging, indem er ſich zu Friedrich dem Großen begab,

und dieſer Gedanke, der ihn jetzt mit einem Wehegefühl ohne Gleichen beſchlich, machte ſein Herz gewaltiger klopfen.

Als er aber jetzt nahe vor dem König ſtand, ſchien Paul wieder ganz kalt und ruhig geworden zu ſein. Seine Haltung dem Könige gegenüber war in dieſem Augenblick eine rein ceremonielle und faſt gleichgültige geworden. Die Worte traten wie immer zögernd und rauh von ſeinen Lippen und ſchienen ſelbſt da einen verletzenden Klang zu haben, wo ſie das Gegentheil beabſichtigten.

Auch Friedrich erſchien jetzt kalt und unbewegt. Die Umarmung, die er dem Großfürſten zum Fenſter hinaus verſprochen hatte, ließ auf ſich warten, und der König begnügte ſich, ſeinem Gaſt vielmals, aber mehr mit Ceremonie, als mit Herzlichkeit, die Hand zu ſchütteln. Der verdrießliche und grämliche Zug in der Phyſiognomie des Königs gewann wieder die Oberhand.

Der König gerieth erſt wieder in eine friſchere Laune, als die Prinzeſſin Sophie Dorothea, jetzt geführt von dem Prinzen Heinrich, mit den übrigen hohen Perſonen in's Zimmer trat. Die anmuthige junge Prinzeſſin ſchien mehr als je ein Liebling des Königs geworden zu ſein, der ſich im Geſpräch mit ihr an ihren treffenden und verſtändigen Bemerkungen ergötzte.

Der König machte ihr jetzt ſcherzhaft zum Vorwurf, daß ſie ihren Bräutigam nicht ſo zu feſſeln verſtehe, wie es einer klugen Braut gezieme, da der Großfürſt Paul, der Schule der Grazien entlaufend, ſchon vor ihr hier angelangt ſei, ſtatt, von ihrer Feſſeln umwunden, erſt mit ihrer höheren Genehmigung hier aufzutreten.

Die Prinzeſſin ſah mit einem ſchmerzlichen Zucken zu dem Großfürſten hinüber, der ſeine Verlegenheit hinter einem ſchallenden Gelächter verbarg, während der König bedächtig eine Priſe Tabak zu ſchnupfen anfing. — —

XVI.

Am andern Morgen fanden im Luſtgarten von Potsdam die großen Manoeuvres Statt, welche der König für dieſen Tag beſtimmt hatte, und die zu Ehren ſeiner ruſſiſchen Gäſte ein militairiſches Schauſpiel von unvergleichlichem Glanz werden ſollten. Die ganze Potsdamer Garniſon war zu dieſem Zweck aufgeboten, und von Berlin waren die herrlichen Garden des Königs herübergerückt, um zu dieſen Ausführungen mitzuwirken, bei denen es auf die Entfaltung der preußiſchen Truppenkräfte in ihrem bewunderungswürdigſten Kern und zugleich auf der Höhe ihrer ſtrategiſchen Geſchicklichkeit abgeſehen war.

König Friedrich hatte dabei nicht nur auf die Begeiſterung gerechnet, welche der Großfürſt Paul für das preußiſche Militair empfand und die der Prinz während ſeiner Anweſenheit in Berlin ſchon bei jeder Gelegenheit

mit den lauteſten Aeußerungen an den Tag gelegt hatte. Der König wollte auch dem alten General-Feldmarſchall Romanzow, für den er als Krieger und Feldherr eine große Bewunderung zeigte, beweiſen, was die preußiſche Armee ſei, und er hatte demſelben heut ſogar eine beſondere militairiſche Ueberraſchung zugedacht, die, wie er hoffte, dem alten weltberühmten Helden großes Vergnügen machen und ihm eine lebhafte Anerkennung der preußiſchen Armee abnöthigen würde.

Denn wie ſehr auch der Graf Romanzow-Sadunaskoi ein guter Hofmann war, der ſich mit Gewandtheit und Geſchicklichkeit in jede Situation zu fügen wußte, und mit ſchmeichleriſchen Huldigungen nicht leicht zurück hielt, ſo hatte er ſich doch bisher am Hofe Friedrich des Großen ſehr einſylbig und unergiebig bewieſen, ſobald es darauf angekommen war, die kriegeriſchen Kräfte und Leiſtungen Preußens anzuerkennen oder nur ein gewöhnliches Wort der Bewunderung für die Armee des großen Königs zu haben. Friedrich hatte daher jetzt mit einem ſeiner würdigen, genialen Einfall die Rolle tauſchen und ſich lieber ſelbſt zu einer Art von Schmeichler Romanzows machen wollen, um zu ſehen, wie ſich der berühmte Feld-

marſchall alsdann benehmen würde, und die heutigen Manoeuvres waren zur Ausführung dieſes Experiments beſtimmt worden.

Der Großfürſt Paul hatte mit ſeinem Gefolge im Neuen Palais übernachtet, das zu ſeiner Aufnahme in dieſer Zeit eingerichtet worden war. Er war in keiner ſehr liebenswürdigen Laune heut aufgeſtanden, er ſah finſter und trübe aus, und die Züge ſeines Geſichts, das an ſolchen Tagen gelber und gefurchter als ſonſt ausſah, hingen ſchlaff und widerwärtig herunter. Doch fühlte er ſich etwas beſſer und froher geſtimmt, als ihm jetzt ſein Pferd, ein auserleſenes Thier von ſeltener Schönheit und Race, das König Friedrich ſeinem Gaſt zum Geſchenk gemacht hatte, vorgeführt wurde, und er ſich mit dem behaglichen Gefühl eines guten Reiters auf den Rücken deſſelben geſchwungen hatte.

Die großen breiten Straßen von Potsdam waren ſchon mit dichten Menſchenmaſſen überfüllt, als der Großfürſt, und ihm zur Seite der Feldmarſchall Romanzow, durch die Straßen ritten, um zum Rendezvous im Luſtgarten rechtzeitig einzutreffen. Die übrigen Herren des Gefolges ritten hinter ihnen in einer glänzenden Suite, und es rief bald die lauten Jubel-

rufe der Volkshaufen hervor, als ſie dieſen Zug in ſtürmiſcher Eile dahinbrauſen ſahen.

Seht, das iſt der Bräutigam, der Großfürſt von Rußland! rief es von allen Seiten in der Menge. Einige rauhe, boshafte Stimmen im Hintergrunde eines Volkshaufens, an welchem der Großfürſt ſoeben nahe vorüberritt, ſetzten hinzu: Aber wie abſcheulich und wie häßlich iſt er, dieſer Großfürſt! Mein Gott, wie kann man ſo häßlich ſein, wenn man ruſſiſcher Großfürſt iſt! Man braucht doch nicht geradezu wie eine Tigerkatze auszuſehen, wenn man der Großfürſt von Rußland iſt!

Paul hatte mit ſeinem ſcharfen Ohr dieſe Aeußerungen vernommen, die in dem breiten märkiſchen Dialect ganz behaglich und ungeſcheut ſich dicht neben ihm ausklangen. Er ſah erſchreckt aus, ſein Geſicht begann auf eine unheimliche Weiſe zu zucken, eine fürchterliche Wildheit drückte ſich in ſeinen Gebärden aus, doch ſchien er ſich ſogleich wieder zu einer ruhigeren Haltung zwingen zu wollen.

Kaum war der Großfürſt einige Schritte weiter durch die wogenden und immer noch anwachſenden Menſchenmaſſen geritten, als ſich die murmelnden

und flüsternden Unterhaltungen um ihn her in derselben Art fortzusetzen schienen.

Diese Russen sehen Alle Einer wie der Andere aus, hörte er ganz deutlich hinter sich flüstern. Seinem untrüglichen Gehör entging nicht leicht irgend ein Laut, der in seiner Umgebung, auch in der Ferne, erklang.

Der neben ihm ist der große Feldmarschall Romanzow, sagten die Potsdamer weiter, ein kleines, feines Herrchen, dem man gar nicht ansieht, daß er ein paar tausend Türkenköpfe zu seinem Gabelfrühstück verspeisen kann. Und der hinter den Beiden, das ist der Graf Nicolaus Soltykow, ein Bruder des berühmten Soltykow, welcher der erste Günstling Katharinens war, und seht, damit hat es eine wunderbare Bewandtniß. Sieht der Großfürst nicht gerade so aus, als ob auch er ein Soltykow wäre? Diese Familien-Aehnlichkeit ist nicht zu verkennen, wenn man den Grafen Nicolaus Soltykow und den Großfürsten hier nebeneinander vergleicht. Haben die Leute nicht Recht, welche den schönen Großfürsten einen Bastard nennen und behaupten, daß er nichts als ein Sohn des ersten Liebhabers der Katharina ist? Denn bemerkt doch, wie dieser Soltykow dort und der Groß-

durch Abſchleifung und Verſchmelzung aller rauhen und provinziellen Laute, um die gewonnene Einheit der Dialekte auch zur Schönheit werden zu laſſen. Das Bewußtſein über die Sprache, das erſt im Zeitalter der Proſa beginnt, zeigte ſich auch in ihrer grammatiſchen und lexicaliſchen Behandlung, die ihr in dieſem Jahrhundert durch Laurentius Albertus, Albrecht Oelinger, Fabian Frangk, Georg Heniſch und einige Andere zu Theil wurde. Die proſaiſche Tonart des Zeitalters, in der die deutſche Sprache ihre Wiedergeburt ausdrückte, haftete auch den Gebilden der Metrik an. Rudolf Weckherlin zählte nur die Sylben in ſeinen Alexandrinern, er gab dem Verſe den geiſtigen Accent der Proſa, und bekümmerte ſich nicht um die Anforderungen der Quantität. —

fürſt ſich ähneln! Sie ſehen wie zwei Brüder aus derſelben Familie aus. Zwei ſo häßliche Menſchen ſah die Erde niemals ſo nahe neben einander!

Der Großfürſt war an allen dieſen Aeußerungen, die zugleich mit den überſchwänglichſten Jubelrufen und Hurrah's für ihn abwechſelten, ſchweigend vorübergeritten. Gerade dieſe letzten Worte aus der Menge hatten ihn tief getroffen, denn ſie berührten die verwundbarſte und ſchmerzlichſte Stelle in ſeinem Innern, auf der es nicht ſelten im Geheimen fürchterlich ſtürmte, und wo die ſchrecklichſten Kämpfe lagen, die den Großfürſten oft qualvoll in ſeinen einſamen Stunden heimſuchten. Denn die Vorſtellung, ein Baſtard zu ſein, konnte er nicht in ſich überwinden. Die Uebrigen in der nächſten Umgebung des Prinzen ſchienen von dieſer im Volke laut gewordenen Stimme nicht das Geringſte vernommen zu haben. Der Großfürſt wandte ſich jetzt halb ſeitwärts um und rief den Grafen Nicolaus Soltykow mit einem blitzenden Wink ſeiner Augen zu ſich heran.

Graf Soltykow ſprengte raſch mit ſeinem Pferde einen Schritt vorwärts und ritt dann auf der andern Seite des Großfürſten weiter, die Befehle des Prinzen erwartend.

Der Großfürſt aber blieb ſtumm und ohne ein Wort zu äußern. Aber ſein Geſicht drückte einen boshaft leuchtenden Hohn aus, mit dem er jetzt auf die Menge herunterblickte, als wenn er nunmehr ſelbſt aufforderu wolle, die Vergleichung zwiſchen ihm und dem Grafen Soltykow noch genauer fortzuſetzen.

Die Blicke des Großfürſten hatten ſich ſcharf und durchdringend, mit einer bittern grenzenloſen Verachtung, in die wogende, ſchreiende und murmelnde Menſchenmaſſe hineingewühlt und ſuchten jeden Einzelnen darin ergreifen und zur Verantwortung herausheben zu wollen. Dann ſagte er, ſich zu dem Feldmarſchall Romanzow wendend: Mich dünkt, es ſind recht ſchlimme Leute hier unter dieſem Haufen, und wenn mich nicht Alles trügt, ſind es dieſelben, die ich geſtern ſchon als Schützen oder Schlächter hier geſehen. Ich ſagte es geſtern gleich zu dem Prinzen Heinrich, daß dieſe Menſchen zu bunte und koſtbare Jacken anhaben, um gute Unterthanen ſein zu können. Sie ſind entweder verdorbene Harlequins oder hoffnungsvolle Hochverräther.

Dann wandte er ſich zu dem Grafen Soltykow mit einigen unbedeutenden Fragen, und betrachtete ihn dabei unaufhörlich mit erzürnten und mißtrauiſchen

Blicken von der Seite. Die verhängnißvolle Aehnlichkeit, die so oft hervorgehoben worden, trat ihm dabei wieder unabweisbar entgegen und kam dem Großfürsten selbst so unheimlich, wie er es früher nie gefühlt hatte, zum Bewußtsein. Theils loderte der entsetzlichste Zorn in ihm auf, theils drückten seine Mienen eine ungeheure Schadenfreude aus, denn es überkam ihn jetzt plötzlich beim Anblick des Grafen Soltykow ein Gedanke, der ihn außerordentlich zu belustigen anfing. Der Großfürst fand es nämlich sehr amüsant, noch einen Menschen zu sehen, der ihm ähnlich und mindestens so häßlich als er selbst war.

Nur wurde das heimliche Vergnügen, das für ihn in dieser Betrachtung lag, wieder durch die Erinnerung unterbrochen, daß die Leute in dem Volkshaufen ihn mit einem Namen genannt hatten, welcher der übelste für sein Ohr war und der seine ganze Seele stets mit Schauder erfüllte. Der Pöbel hatte ihn einen Bastard gescholten und Paul erkannte daraus mit Entsetzen, daß man auch in dem fremden Lande hier überall die schreckliche Mähr wußte und glaubte, die in Rußland über seine Geburt allgemein verbreitet war.

Der Graf Sergius Soltykow, der Abkomme einer der ersten Familien Rußland, war der erste Günstling

Katharinens noch in der Zeit geweſen, wo ſie Großfürſtin war und eben erſt die Hand ihres Gemahls, des nachherigen Peter III. empfangen hatte. Aber ſo verbreitet auch der Glaube in Rußland war, daß Sergius Soltykow der Vater Pauls ſei, ein Glaube, der am Petersburger Hofe kein Geheimniß bleiben konnte und der dem Großfürſten ſelbſt auf die verſchiedenſte Art nahe gebracht wurde, ſo hatte ſich doch Paul ſtets mit aller Entſchiedenheit dieſes Gedankens erwehrt und führte in ſeinem eigenen Bewußtſein gewiſſermaßen einen Kampf auf Tod und Leben für die Geſetzlichkeit ſeiner Geburt, die ihm über Alles am Herzen lag.

Von dem Grafen Nicolaus Soltykow, der jetzt neben ihm ritt, war es bekannt, daß er eine faſt wunderbare Aehnlichkeit mit ſeinem älteren, nur durch die ſeltene Prächtigkeit ſeiner Geſtalt hervorragenden Bruders Sergius hatte. Indeß der Großfürſt wies jetzt mit einem herzkräftigen Entſchluß alle dieſe widerwärtigen Grübeleien von ſich, die in dieſem Augenblick wieder auf ihn eindringen wollten. Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und ſagte lachend zu ſeinen neben ihm reitenden Begleitern, dem Feldmarſchall Grafen Romanzow und dem Grafen Nicolaus Soltykow:

Meine Herren, mich will bedünken, daß dieſer

deutſche Pöbel recht unverſchämt iſt, und daß Etwas hätte geſchehen müſſen, um ihm einen Zügel in ſein loſes Maul zu werfen. Wie die hohe Czarin mir bei meiner Abreiſe in Petersburg ſagte, hat ſie Euch, Ihr Herren, einen ganzen Koffer voll von Geſchenken und Rubeln mitgegeben, die Ihr hier unter dem Publikum vertheilen laſſen ſolltet. Es will mir nicht ſo vorkommen, als wenn von dieſer Vertheilung ſchon der gehörige Gebrauch gemacht worden wäre. Wo habt Ihr denn den Koffer mit den Geſchenken und den Rubeln gelaſſen? Ich wette, Ihr habt mir den Schlüſſel verloren und der Koffer meiner allergnädigſten Mutter befindet ſich noch unerö̈ffnet in Eurem Gewahrſam.

Romanzow warf einen erſchrockenen Blick zu Soltykow hinüber, auf deſſen Wangen ſich ein Anflug von Bläſſe abzeichnete. Dann ſagte er mit ſeiner ihn nie verlaſſenden Gewandtheit: In der That, Kaiſerliche Hoheit, dieſer in unſerm Gewahrſam ſich befindende Koffer iſt bis jetzt noch zu öffnen unterlaſſen worden. Wir mußten erſt kennen lernen, welcher Art das Geſindel iſt, mit dem man es hier zu thun hat, um ihm auf die beſte Weiſe Etwas in das Maul zu werfen.

Ja, nahm jetzt Graf Soltykow ſeinerſeits mit einer nicht ſo ſichern Stimme das Wort, wir haben es nicht

ſowohl unterlaſſen, den Koffer zu öffnen, als wir es vielmehr vergeſſen haben, dieſe Geſchenke und dieſe Rubel ſchon jetzt zu vertheilen. Wir werden jetzt, wo wir nun auch ſchon wiſſen, unter welcher ſeltſamen Geſellſchaft wir uns hier befinden, dieſen Fehler raſch wieder gut machen. Ich meine, daß wir beſonders an dieſe Schlächter und an dieſe Schützengilde die Geſchenke der Czarin ſogleich vertheilen laſſen müſſen. Denn dieſe Leute ſcheinen mir hier eine große Rolle zu ſpielen und vielen Einfluß in der Menge zu behaupten. Aber vielleicht geht es auch ohne Geſchenke. Denn horch, ſie ſchreien uns jetzt dort ganz vernehmliche Hurrahs entgegen, die ſehr gut klingen, und ich ſehe dort einen großen gewaltigen Schlächtergeſellen, der ſehr gut brüllte, indem wir an ihm vorüberkamen. — —

In dieſem Augenblick war die Cavalcade an dem Luſtgarten angelangt, wo König Friedrich bereits in der glänzenden Umgebung ſeiner Generäle an der Spitze ſeiner Garden hielt, und dem Herannahen des Großfürſten, der auf ſich hatte warten laſſen, mit etwas gerunzelter Stirn und einer gezwungenen Freundlichkeit in der Bewillkommnung entgegen ſah. Dagegen ſchien es ſogleich die Anerkennung des Königs zu fin-

den, daß der ruſſiſche Großfürſt ſo gut und in einer ſo ſchönen militairiſchen Haltung zu Pferde ſaß.

Während der König in dieſer Weiſe einige Worte der Begrüßung mit dem Großfürſten wechſelte, hielten Romanzow und Soltykow mit ihren Pferden neben einander und warfen ſich von Zeit zu Zeit verſtohlene Blicke zu, welche aber nur die ärgerliche und feindſelige Stimmung ausdrückten, die zwiſchen Beiden in Folge des zuletzt erörterten Gegenſtandes eingetreten zu ſein ſchien.

Die Geſchichte mit dem Koffer wird uns am Ende noch Verdrießlichkeiten bereiten, Excellenz, flüſterte Graf Soltykow dem Feldmarſchall zu. Hätte ich gewußt, daß der Großfürſt von dieſem Koffer Kenntniß gehabt, ſo würde ich nimmermehr auf Euren Vorſchlag eingegangen ſein, dieſe Bagatelle zwiſchen uns zu theilen.*) Denn was kann uns daran gelegen ſein? Wir ſind Beide reich.

Mein lieber Graf, erwiederte ihm der Feldmarſchall in einem hohen überlegenen Tone, wir haben ja nicht in unſerem eigenen Intereſſe dabei handeln wollen. Und Sie wußten ſo gut wie ich, weshalb wir es eigent-

*) Thiébault. III. 23.

lich thaten. Wir wollten ja der hohen gnädigen Czarin in Petersburg damit auch in der Ferne unsere Treue beweisen. Denn es wird der großen Katharina schwerlich angenehm sein, daß der Großfürst sich hier im Auslande so viele Freunde und Anhänger mache und sich gewissermaßen eine Partei erwerbe. Die hohe Czarin will das nicht, und wenn sie sehen könnte, wie es hier steht, würde sie uns sehr beloben, daß wir ihre reichen Geschenke, statt sie an dies Gesindel zu vergeuden, lieber zurückgehalten haben. Jedenfalls waren diese Sachen zu kostbar für solche Leute, auch war zu bedenken, daß ein russischer Silberrubel noch um Einiges mehr werth ist als ein preußischer Thaler. Ich werde aber aus meiner Tasche noch einige leichtere und nicht ganz so werthvolle Dinge einkaufen lassen, die wir an die Hofbeamten und an die Gewerke vertheilen lassen wollen.

Es versteht sich, daß ich dazu meinen Beitrag liefern darf, Herr Feldmarschall, entgegnete Graf Seltykow mit hohem Ernst.

Die beiden russischen Herren wurden aber jetzt in ihrem geheimen Zwiegespräch durch den Beginn der Revue unterbrochen, welche jetzt die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch nahm. Auf die Aufforderung des

Königs Friedrich war der Großfürst jetzt in Begleitung des Königs in die Mitte des Platzes geritten, um dort zuerst sämmtliche Truppenkörper an sich vorüberziehen zu lassen und die feierlichen Salutirungen der Regimenter zu empfangen.

Während Paul mit gezogenem Degen an dieser Stelle hielt, und mit einer scharfen ernsten Aufmerksamkeit dem militairischen Schauspiel folgte, das sich vor seinen Augen in einer bewundernswürdigen Vortrefflichkeit aller Erscheinungen zu entwickeln begonnen: fühlte er sich zugleich von einem andern Anblick angezogen, der seine Augen und seine Aufmerksamkeit fesselte.

Es waren ihm gegenüber an der Ecke des Platzes die Fenster des Stadtschlosses, welche die Blicke des Großfürsten in diesem Augenblick auf sich gezogen hatten. Er erkannte sämmtliche Prinzessinnen und Damen des Hofes, unter diesen auch seine Braut, die Prinzessin Sophie Dorothea, mit ihren hohen Eltern, dem Herzog und der Herzogin von Würtemberg, welche dort ihre Plätze eingenommen hatten, um die Manoeuvres des Königs von dieser Stelle aus mitanzuschauen.

Die Gesichtsschärfe, mit welcher der Großfürst als einer der geübtesten Jäger Gegenstände auch in wei-

terer Ferne leicht und genau erkannte, ließ ihn auch seine prüfenden Beobachtungen nach den Fenstern des Schlosses hin unverwandt fortsetzen, während er gleichzeitig die mit klingendem Spiel an ihm vorüberziehenden Soldaten Friedrichs des Großen mit einer bis in's Einzelnste gehenden Aufmerksamkeit verfolgte und von ihrer vollendeten schönen Haltung, von ihren kräftigen Evolutionen und ihrer musterhaften Bewaffnung seinen Blick nicht abzog.

Es wäre dem Großfürsten Paul im Grunde gleichgültig gewesen, zu sehen, wie die schönen und geschmückten Damen dort in den geöffneten Fenstern des Schlosses sich ausnahmen, aber es schien jetzt noch ein besonderer Umstand hinzugetreten, der ihn offenbar viel beschäftigte und immer von Neuem wieder sein weittreffendes Auge reizte, sich spähend und forschend dorthin zu wenden.

Der junge Prinz Alexis Kourakin, einer der Reisebegleiter des Großfürsten, der in seinem Gefolge mit aus Petersburg gekommen war, befand sich dort im Schlosse unter den Damen, und stand fortwährend und unveränderlich hinter dem Stuhl der Prinzessin Sophie Dorothea, die er in eine sehr lebhafte und

6.

Die Cultur hat in Deutschland immer die merkwürdigsten Schwankungen erlebt. Wenn sie sich bis zu einem gewissen Punkt entfaltet, von wo sie beglückend und vollkommen machend das ganze Volksleben durchdringen könnte, hält sie entweder inne, wie von jener augenblicklich hervorbrechenden Trägheit des Nationaltemperaments gebannt, oder sie bricht auf längere Zeit ab, und gerade in einem Moment, der die Ernte vorangegangener heißer Bestrebungen zu versprechen schien. Andere fremde Einflüsse treten verkümmernd und vernichtend zwischen das Ideal und die Erfüllung. Dieses periodische Auf- und Niedersteigen zwischen Erhebung und Verfall bezeichnet keines Volkes Geschichte so sehr, als die deutsche. Nach großen Grundsteinlegungen steht sie zaudernd halbe Jahrhunderte still, und scheint ihre Entwürfe wieder

nicht wieder endende Unterhaltung verwickelt zu haben schien.

Der Prinz Kourakin, einer der schönsten und interessantesten Männer am Hofe Katharina's, hatte dort sein großes Talent, die Damen zu unterhalten und zu fesseln, in einem seltenen Grade ausgebildet und hatte in seinem Kreise so sehr den feststehenden Ruf eines gefährlichen und verführerischen Cavaliers, daß der Großfürst, der beständig zur Eifersucht neigte, in diesem Augenblick offenbar unruhig zu werden anfing, als er den Prinzen in einer so unaufhörlichen und von beiden Seiten mit großem Eifer geführten Unterhaltung begriffen sah.

Prinz Kourakin war lediglich durch einen kleinen Unglücksfall, der ihm am vorigen Tage beim Ausreiten begegnet war, zu dieser Ehre gelangt, in den Zimmern der Damen den Manoeuvres des Königs beizuwohnen. Er hatte sich beim Absteigen den Fuß verstaucht, und war dadurch auch heut noch unfähig geblieben, sein Pferd zu besteigen und bei der Truppen-Revue zu erscheinen. Der Großfürst, den jetzt ein böser Argwohn plagen wollte, kam fast auf den Gedanken, daß der Prinz diesen Unfall blos vorgegeben, um sich auf diese Veranlassung in den Fenstern der

Damen einzuführen und namentlich zu einer Unterhaltung mit der Prinzessin von Würtemberg, seiner Braut, sich aufzudrängen. —

Den Großfürsten erfaßte ein heftiger Unwillen. Er glaubte schon früher bemerkt zu haben, daß der Prinz ohne allen und jeden Takt sich lästig und aufdringlich gegen die Prinzessin Sophie Dorothea erweise und daß die Prinzessin vielleicht eine allzu freundliche Rücksicht gegen ihn beobachtet habe.

Indeß saß die Prinzessin mit der unbefangensten und schönsten Heiterkeit an ihrem Platz. Auf ihrem Gesicht stand die reine Seelenschönheit, welche der Grundcharakter ihrer milden und sanften Züge war. Man konnte kein bescheideneres, freundseligeres und gütevolleres Antlitz sehen, als das der Prinzessin Sophie Dorothea war, aber der Großfürst vermochte es dennoch über sich, ihr in diesem Augenblick auf das Allerernstliche zu zürnen und Vorwürfe zu machen, weil sie seiner Meinung nach den faden Kourakin längst aus der Unterhaltung mit sich hätte entlassen müssen.

Diese Beobachtung begann ihn jetzt fast überwiegend zu beschäftigen, und er übersah dabei fast, was um ihn her in seiner Nähe vorging. Die letzten Regimenter der Garden waren in diesem Augenblick an dem Groß-

fürsten vorübergezogen und brachten ihm ihre Grüße und Hurrahs mit einer so lauten Ueberschwänglichkeit dar, daß Paul davon plötzlich aus seinen grübelnden und wühlenden Gedanken erwachte und jetzt erst wieder seine Aufmerksamkeit für das ihn umgebende militairische Schauspiel und an seine Pflicht gegen den neben ihm haltenden König erinnert wurde.

Indeß begann sich das glänzende Schauspiel jetzt zu verändern, und aus der Revue entwickelten sich unmittelbar die Manoeuvres, zu deren Mittelpunkt die lange Brücke bestimmt schien, welche unmittelbar am Lustgarten über den frischen blauen Strom der Havel hinüberführte.

Die Truppen hatten sich erst in verschiedenen Bewegungen, die bald eine gespannte Aufmerksamkeit erregten, zertheilt, und jenseits des Flusses und die Landstraße herunter Aufstellungen gesucht, deren Bedeutung sich erst nach und nach erkennen ließ. Es standen sich bald zwei feindliche Armeen in den ausgebildetsten Stellungen gegenüber, die auf verschiedenartig motivirte Positionen sich stützten, und deren eine offenbar die Aufgabe hatte, den Uebergang über den Fluß mit allen ihren Mannschaften zu erzwingen und

die andere aus den von ihr eingenommenen Lagerplätzen an der Havel zu vertreiben.

Es entspann sich jetzt zwischen beiden Theilen ein heftiger Kampf, bei dem es sich darum handelte, alle Kunst der militairischen Taktik aufzubieten und in den glänzendsten strategischen Stellungen zu wetteifern. Alle Truppenkörper, so wie ihre Anführer, thaten sich dabei durch eine bewunderungswürdige Gewandtheit und Sicherheit hervor, und der künstliche Kampf, dem sichtlich eine bedeutende militairische Studie zum Grunde lag, schien oft in ernster Leidenschaft zu entbrennen.

König Friedrich selbst schien sich von diesem Schauspiel, dem er mit einer unverwandten Aufmerksamkeit folgte, auf das Ernstlichste angezogen zu fühlen, doch wandte er häufig seine Blicke seitwärts von den Truppenbewegungen ab, um das Gesicht des Großfürsten, jetzt aber besonders den Feldmarschall Romanzow, zu beobachten und bei diesen einem zustimmenden und bewundernden Urtheil über die ausgezeichneten Leistungen seiner Truppen zu begegnen.

Romanzow schien jedoch diesen bedeutsam lächelnden und triumphirenden Ausdruck in den Mienen des Königs nicht zu verstehen. Aber er hatte nichts destoweniger mit der genauesten Aufmerksamkeit die

Manoeuvres der Truppen verfolgt, und als der König ihn jetzt mit einer sehr schmeichelhaften Aufmerksamkeit zu sich heranwinkte, in demselben Augenblick, wo von den jenseits stehenden Truppen in einer meisterlichen Ausführung der Uebergang über die Havel vollbracht wurde, glaubte der Feldmarschall den geeigneten Moment gekommen, um dem König seine Bewunderung über die treffliche Haltung seiner Truppen auszudrücken.

Diese Manoeuvres sind höchst bewunderungswürdig, Sire, sagte er, mit einer ehrfurchtsvollen Wendung zu dem König geneigt. Wie mir scheint, ist es die treffende Nachahmung irgend einer berühmten Action des Alterthums, was wir da von Ew. Majestät Truppen gesehen haben. Ich bitte, Sire, haben Ew. Majestät die Gnade, mir zu sagen, ob dies von Alexander, von Hannibal oder vom Cäsar ist?*)

Der König schrak bei diesen Worten auf eine eigenthümliche Weise zusammen, sein Gesicht verfinsterte sich etwas und er biß sich mit einem spöttischen Ausdruck auf die Lippen. Der Feldmarschall wurde ungewiß über diese Haltung des Königs, der ihm plötzlich, ohne ein Wort zu erwiedern, halb den Rücken zuge-

*) Thiebault. III. 24.

kehrt und dabei auf eine seltsame Weise die Achsel gezuckt hatte.

Der General Lentulus, welcher dicht hinter dem Feldmarschall hielt, beugte sich jetzt etwas zu demselben vor, und rief ihm zu: Aber mein Gott, Excellenz, haben Sie es denn gar nicht bemerkt, daß diese Manoeuvres eine Nachahmung der beiden großen Schlachten waren, die der Herr Feldmarschall Romanzow selbst den Türken geliefert, und in denen er diese Erbfeinde der Christenheit so glorreich in dem vergangenen Kriege schlug? Es ist eine Nachahmung, Herr Feldmarschall, die unsere Truppen sehr viel Mühe kostete, und womit Se. Majestät der König, meines Erachtens, Ihnen eine ebenso zarte als schmeichelhafte Aufmerksamkeit beweisen wollten.

Der Großfürst, der diese Worte des Generals Lentulus vernommen hatte, drehte sich rasch um, und brach beim Anblick Romanzows in ein lautes, schallendes Gelächter aus. Denn der alte Feldmarschall, nachdem er diese Aufklärung erhalten, war sichtlich in eine große Bestürzung gerathen, und machte ein dummes Gesicht, auf dem das Erstaunen und der Aerger über die ihm widerfahrene Täuschung mit dem schmeichel-

haften und glücklichen Eindruck, den ſeine Eitelkeit erhalten, ſich ſeltſam miſchten.

Der Großfürſt, deſſen Gelächter ſich noch eine Zeitlang ganz rückſichtslos und in ziemlich hohen Tonarten fortſetzte, weidete ſich mit großer Schadenfreude an der heimlichen Verlegenheit, die doch zuletzt für den alten Feldmarſchall übrig blieb und beſonders dem Könige gegenüber ſeine Situation bezeichnete.

Der Schluß der Manoeuvres, der jetzt herangekommen war, machte glücklicher Weiſe auch dieſer Verlegenheit des Grafen Romanzow ein Ende. In dem allgemeinen Aufbruch verbarg ſich die Lächerlichkeit dieſes Vorganges, und der gütige König, ſich bei den feierlichen Verabſchiedungen auch wieder zu Romanzow wendend, hatte wieder einen gnädigen Blick für denſelben, und ſagte ein geiſtreiches ſcherzendes Wort, mit dem er über die ungeſchickte Mißkennung, die dem Feldmarſchall begegnet war, wohlwollend hinwegzuführen ſuchte.

Indeſſen hatte der Großfürſt Paul, ſich ebenfalls anſchickend, den Platz zu verlaſſen, noch einen raſchen, blitzend ſcharfen Blick nach dem Fenſter des Schloſſes hinübergeworfen.

Die dort verſammelt geweſene Geſellſchaft der

Damen ſchien bereits aufgebrochen zu ſein. Nur in dem Fenſter, in welchem die Prinzeſſin Sophie Dorothea geſeſſen, bemerkte man noch eine aufrecht ſtehende Damen-Geſtalt, die nicht mehr ganz zu erkennen war und ſchon halb in den Salon zurückgetreten war, indem dabei eine lebhafte Unterhaltung mit einem Herrn ununterbrochen fortgeſetzt wurde.

Der Großfürſt blickte noch einmal mit ſchlecht verhehltem Zorn dorthin, und rief dann den Fürſten Nariſchkin, einen der Herren ſeiner Begleitung, zu ſich heran.

Fürſt Nariſchkin, ſagte er zu ihm, begebt Euch auf der Stelle zu dem Prinzen Kourakin, den Ihr noch dort im Schloſſe antreffen werdet. Da der Prinz das Unglück gehabt hat, ſich ſeinen Fuß zu verrenken, und mir dadurch das Vergnügen entzogen bleibt, ihn hier unter meiner Begleitung zu ſehen, ſo laſſe ich den Prinzen Kourakin erſuchen, auf der Stelle abzureiſen, und ſich in einen guten Wagen packen zu laſſen, der ihn wohlbehalten, und mit aller Schonung ſeines Fußes, wieder nach Petersburg zurückbringe. Ich rechnete aber ganz beſtimmt darauf, daß der Prinz auf der Stelle, und zur ſelben Stunde, abreiſt. Denn ich kann das Herumhumpeln hier bei den Damen nicht

leiden, ſagt ihm das, Fürſt, und ich bin Euch für die präciſe Ausrichtung meines Befehls in Gnaden und zu Dank verbunden.

Fürſt Nariſchkin ſprengte raſch mit dieſem gemeſſenen Befehl des Großfürſten nach dem Stadtſchloſſe von Potsdam hinüber.

XVII.

Endlich waren sie beendet alle diese Festlichkeiten, diese Präsentationen und Huldigungen in Berlin, Potsdam, und dann in Oranienburg und Rheinsberg! Endlich durfte man das officielle Lächeln, den Ausdruck freudiger Ueberraschung und gerührten Dankes verstummen lassen, und sich wieder ausruhen von dieser Parforce-Jagd des Vergnügens!

Rheinsberg war die letzte Station der officiellen Festlichkeiten gewesen, und in diesem so berühmten Lustschloß des einstigen Kronprinzen Friedrich, das jetzt dem Prinzen Heinrich gehörte, hatte das Brautpaar jetzt seine letzten Huldigungen und Feste gefeiert.

Heute am achten August endlich wollte der Großfürst seine Rückreise nach Petersburg antreten, auf welcher Prinz Heinrich ihm bis Schwedt das Geleite

verwittern, ihre Baustätten mit Unkraut überwuchern zu lassen. Dann aber, wo man ein anderes Volk längst als untergegangen in das Geschichtsbuch eingetragen hätte, streckt der Deutsche plötzlich wieder aus demoralisirten Zuständen eine lebendig gestaltende Hand heraus. Er ergreift sein Leben mit erneuter Kraft und Hoffnung, schüttelt die großen Keime der Vergangenheit durcheinander, arbeitet, combinirt und rechnet von neuem mit seinem Schicksal, und sieht aus wie Einer, der entschlossen ist zu ernten.

Das siebzehnte Jahrhundert trat den im vorigen angesetzten Kern der deutschen Bildung wieder zurück, und verschüttete namentlich in Sprache und Darstellung die Spuren der großen Geister, die darin epochemachend vorangingen. Die unglücklichen Verhältnisse und Ereignisse dieses Zeitalters brachten eine barocke Mischung von Lebenselementen hervor, die oft der Barbarei gleichkam und als solche verheerend wirkte. Das wüste Völkergetümmel des dreißigjährigen Krieges überdeckte den deutschen Boden mit einer babylonischen Verwirrung fremder Sprachen und Sitten, die den Na-

geben wollte. Drei Tage später sollte dann die Prinzessin Sophie gleichfalls die Reise nach Petersburg antreten, und ihre Aeltern sollten sie auf dieser Reise bis Memel, der letzten preußischen Stadt, begleiten.

Es hatte eben acht Uhr geschlagen, die zu der Abreise des Großfürsten bestimmte Stunde, und genau mit dem letzten Glockenschlage trat der Großfürst in das Gemach ein, in welchem die Prinzessin ihn erwartete.

Ich komme, um Abschied zu nehmen, sagte der Großfürst mit einem schnellen Kopfnicken, und ich habe mir deshalb von Ihrer Frau Mutter die Erlaubniß ausgebeten, Sie noch einen Augenblick ohne Zeugen sprechen zu dürfen. Denn wie man mir gesagt hat, nehmen Liebesleute nicht gern vor Zeugen von einander Abschied, und da wir doch einmal für Liebesleute gelten, müssen wir uns als solche benehmen.

Die Prinzessin antwortete nur mit einer stummen Verbeugung und mit einem matten Lächeln, das jetzt einen unendlich rührenden Ausdruck von Schwermuth über ihre Züge ausbreitete.

Sie sehen heute recht blaß aus, fuhr Paul fort. Sollte das etwa gar Betrübniß über meine Abreise sein?

Ich glaube nicht, ſagte Sophie kalt. Ich werde Euere Kaiſerliche Hoheit ja bald wiederſehen, da ja auch ich in drei Tagen abreiſe und Ihnen folge. Wir werden uns alſo bald in Petersburg begegnen.

Ja, und dann werden Sie meine Gemahlin werden, rief der Großfürſt mit einer komiſchen Grimaſſe. Ich bin überzeugt, Sie freuen ſich ſehr darauf. Aber hören Sie, meine ſchöne Prinzeſſin, Eines muß ich Ihnen doch noch ſagen, bevor ich abreiſe. Sie haben mir bekannt, daß Sie mich nicht lieben, und daß Sie froh wären, meiner los zu werden. Aber ich konnte Ihnen dieſe Freude nicht bereiten, Sie frei zu geben, und ich geſtehe Ihnen, daß ich jetzt ganz zufrieden damit bin, denn Sie gefallen mir, weil Sie ſchön und klug, und wie ich glaube, auch gut ſind. Aber Eins muß ich Ihnen jetzt noch ſagen, bevor ich ſcheide. Sie ſind meine Braut, Sie werden bald meine Gemahlin ſein, und ich vermuthe, daß ich ein ſehr eiferſüchtiger Gemahl ſein werde. Haben Sie die Güte, ſich darnach zu richten! Ich kann nicht von Ihnen fordern, daß Sie mich lieben, aber ich kann fordern, daß Sie mir treu ſind, und ich ſage es Ihnen ein für alle Mal: Je mehr Sie mir gefallen, deſto weniger werde ich es dulden, daß Sie auch Andern gefallen, Andern ge-

fallen wollen! Wenn wir erſt in Rußland ſind, ſo werde ich ſehr darauf halten, daß meine Frau Gemahlin Niemanden als mir gefällt, und ſollte es ſich noch Einmal begeben, daß ich der Stein des Anſtoßes bin, an welchem ſich andere Leute den Fuß verſtauchen, um ſich dafür von meiner Frau Gemahlin tröſten zu laſſen, ſo würde ich mich nicht damit begnügen, ihn blos in eine Reiſekutſche zu packen, ſondern ich würde ihn in eine Kibitke ſtecken und nach Sibirien ſpediren!

Die Prinzeſſin ſchien dieſe Anſpielung auf den Fürſten Kourakin ganz zu überhören, und die Drohung des Großfürſten gar keiner Antwort werth zu halten.

Ich werde in einigen Tagen von hier abreiſen, ſagte ſie, ich werde nach Petersburg kommen, um dort die Gemahlin des Großfürſten Paul zu werden. Da ich dieſer Wahl meiner Aeltern jetzt meine Zuſtimmung gegeben habe, ſo werde ich auch bemüht ſein, treu und redlich alle meine Pflichten zu erfüllen. Ich werde meinem Gemahl eine treue und ergebene Gattin ſein, ich werde mich bemühen, ihn zu lieben und ihn glücklich zu machen, ſo viel es in meinen Kräften ſteht, und ſicherlich kann er allezeit darauf rechnen, an mir eine treue Freundin zu finden, die es redlich mit ihm meint,

und ganz bereit iſt, in Ehrbarkeit, Würde und Treue ſein Schickſal mit ihm zu theilen.

Das iſt ein gutes Wort, rief Paul, ihr die Hand reichend, und ich will es als ein Liebeszeichen mit auf die Reiſe nehmen. Leben Sie wohl, meine Braut! [illegible] wir uns wieder, und alsdann werden wir uns nicht wieder trennen. Wenn wir Beide den guten Willen dazu haben, wer weiß, ob wir alsdann nicht, trotz meiner Frau Mutter, dem Schickſal doch noch ein bischen Glück abringen können.

Er nickte ihr lebhaft zu und ſprang dann mit einer komiſchen Grimaſſe durch das Zimmer nach der Ausgangsthür hin, die er heftig aufriß und dann hinaus ſtürmte.

Die Prinzeſſin ſchaute ihm trübe und ſinnend nach. Er iſt ſehr unglücklich, ſagte ſie leiſe zu ſich ſelber, ſehr unglücklich, denn er glaubt an Niemand, nicht einmal an ſeine Mutter. Nun, ſo will ich es denn verſuchen, ſein Unglück zu mildern und ſein armes verdüſtertes Gemüth mit einem Strahl des Lichts zu erhellen. Kann ich dann ſelber nicht glücklich ſein, ſo ſoll es mindeſtens mein heiliges Beſtreben ſein, Andere glücklich zu machen. Ich habe mein Geſchick angenom-

men, und ſo will ich es jetzt treu und feſt zu Ende führen!

Und mit hochgehobenem Haupt, mit ſtrahlenden Blicken ſchritt die Prinzeſſin durch das Zimmer in das anſtoßende Gemach zu ihrer Frau Mutter, der Herzogin hin.

Meine Mutter, ſagte ſie, ihr die Hand darreichend, Sie haben in dieſen Tagen viel um mich gelitten und viel um mich geweint, ich weiß es wohl. Aber jetzt ſollen Sie nicht mehr weinen! Ich bin entſchloſſen, mich freudig und ehrlich meinem Schickſal zu fügen und Alles, was kommt, ohne Murren hinzunehmen.

Der Himmel ſegne Deinen Entſchluß, mein theures Kind, ſagte die Herzogin, ihre Tochter zärtlich in ihre Arme ſchließend. Es iſt den Fürſtentöchtern einmal nicht vergönnt, ihrem Herzen zu folgen, Du mußt, wie wir Alle, dem höheren Geſetz der Familienpolitik Dich fügen.

Und ich will mich fügen, ſagte ſie feſt. Ich werde Ihnen jetzt gleich den Beweis davon geben. Haben Sie wohl den jungen Gärtner bemerkt, der jeden Morgen hier in Rheinsberg uns im Garten begegnete, wenn wir mit unſern Damen unſere Morgenpromenade machten?

Ja, ich habe ihn bemerkt, ſagte die Herzogin erſtaunt. Er überreichte mir jeden Morgen ein köſtliches Bouquet —

Das eigentlich für mich beſtimmt war, ſagte die Prinzeſſin mit einem traurigen Lächeln. Nun, meine theure Mutter, dieſer Gärtner iſt der Erbprinz von Heſſen-Darmſtadt. Niemand hat ihn unter dieſer Verkleidung erkannt, als ich allein, denn das Auge der Liebe ſieht ſcharf, und Sie wiſſen es wohl, ich lie — ich habe ihn ſehr geliebt. Der Prinz hatte mir feierlich ſchwören müſſen, mich nicht zu verlaſſen, in meiner Nähe zu bleiben, ſo lange ich mich auf deutſcher Erde befände. Aber jetzt, da ich entſchloſſen bin, mein Geſchick anzunehmen, jetzt da ich dem Großfürſten das Gelübde der Treue dargebracht habe, jetzt darf ich den Prinzen auch nicht einmal in der Ferne mehr ſehen, jetzt muß ich ihn von ſeinem Gelübde entbinden. Ich beſchwöre Sie alſo, meine theure Mutter, gehen Sie jetzt hinunter in den Park. Es iſt die Stunde, in welcher der Prinz uns immer dort jenſeits des Teiches zu erwarten und Ihnen das Bouquet zu überreichen pflegt. Laſſen Sie Ihre Damen zurücktreten, und ſagen Sie dem Prinzen: Sophie ſagt Ihnen ewig Lebewohl. Sophie entbindet Sie Ihres Gelübdes und

beſchwört Sie, in dieſer Stunde nach Darmſtadt abzureiſen. Sophie entſagt dem Glück, Sie auf Erden wieder zu ſehen, aber ſie hofft, daß dort oben im Himmel dereinſt eine Wiedervereinigung möglich iſt! — Ach, gehen Sie, meine theure Mutter, und ſagen Sie das dem Prinzen, und bringen Sie ihm meine letzten Grüße!

Sie drängte die Herzogin ungeſtüm nach der Thür hin, und dann, als ſich dieſe hinter ihr ſchloß, ſank ſie todesbleich, mit gefaltenen Händen auf ihre Kniee nieder.

Das Opfer iſt gebracht, flüſterte ſie, die großen, thränenloſen Augen zum Himmel erhebend. Das Opfer iſt gebracht, ſieh es gnädig an, mein Gott, und gieb mir Deinen Segen für meine düſtere Zukunft ohne Liebe und ohne Glück!

Drei Tage ſpäter, am elften Auguſt, verließ auch die Prinzeſſin Sophie Dorothea Rheinsberg, um mit ihren Eltern die Reiſe nach Petersburg anzutreten.

Ueberall, in allen Städten ward die Braut des Großfürſten mit feſtlichem Jubel empfangen, überall war man entzückt von ihrer Huld, ihrer Liebenswürdigkeit und Anmuth, von der freien und leichten Art, mit welcher ſie alle Feſtreden beantwortete, und für

jede Anrede eine ſinnige und geiſtvolle Erwiederung hatte.

In Memel nahm die Prinzeſſin von ihren Eltern Abſchied, und dort ward ſie begrüßt von ihrem ruſſiſchen Hofſtaat, den die Kaiſerin Katharina ihr mit feierlichem Pomp bis dahin entgegengeſandt, und an deſſen Spitze ſich die Gräfin Romanzow als die Ober-Hofmeiſterin der Prinzeſſin befand.

Auch in Rußland ward Sophie Dorothea überall mit Feſtlichkeiten und Huldigungen empfangen und unter dem weithin ſchallenden Jubel des ruſſiſchen Volkes langte ſie endlich am elften September in Zarskoe-Selo an, wo die Kaiſerin Katharina ihre neue Schwiegertochter mit einem gnadenreichen Lächeln und einer zärtlichen Umarmung willkommen hieß.

Einige Monate ſpäter fand der feierliche Uebertritt der Prinzeſſin zur griechiſchen Kirche ſtatt. Die Prinzeſſin, welche nun die Großfürſtin Maria hieß, ward am dreizehnten October 1776 die Gemahlin des Großfürſten Paul Petrowitſch von Rußland.

Druck von Otto Janke in Berlin.

Neueſter Verlags-Bericht

von

Otto Janke in Berlin.

Th. Mundt, Graf Mirabeau. 4 Bde. 6 Thlr.

— Daſſelbe. Zweite wohlfeile Ausgabe. 4 Bde. 1 Thlr. 15 Sgr.

— Paris und Louis Napoleon. 2 Bde. 3 Thlr.

— Pariſer Kaiſerſkizzen. 2 Bde. 2 Thlr.

— Robespierre. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.

— Kleine Romane. 2 Bde. 3 Thlr.

— Italieniſche Zuſtände.

Erſte Abth.: Piemont und Rom. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Zweite Abth.: Rom und Pius IX. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Dritte Abth.: Rom und Neapel. I. Theil. 2. Auflage. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Vierte Abth.: Rom und Neapel. II. Theil. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

— Niccolo Machiavelli und das Syſtem der modernen Politik. Dritte, neubearbeitete Ausgabe. Eleg. geh. 2 Thlr.

Eduard Breier, Joſef Kaiſer. 2 Theile in 1 Bande. 1 Thlr. 15 Sgr.

George Hesekiel, Von Jena nach Königsberg. 3 Bde. 4 Thlr.

— Ein Graf von Königsmarck. 3 Bde. 4 Thlr.

— Lux et Umbra. Ein großer Liebeshandel im 16. Jahrhundert. 3 Bde. 4 Thlr.

— Bis nach Hohen-Zieritz. 3 Bde. 4 Thlr.

tionalſinn der Deutſchen zu verwirren und auszuſaugen ſuchten. Die heimathliche Rede verſtummte wieder in den höher gebildeten Lebenskreiſen, und auch als Organ der Wiſſenſchaft und Speculation, die in einzelnen Köpfen weiterarbeitete, wurde ſie verſtoßen. Nur einige Lieblinge der deutſchen Muſe im grünen Schleſien pflanzten ſtillſingend den Heimathlaut weiter und trugen ihn in ihren Liedern zu beſſeren Zeiten hinüber. Deutſchland im Ganzen aber war zerbrochen, entvölkert, an fremde Beſtandtheile preisgegeben, und darum mußte ihm auch die Einheit ſeines Nationalausdrucks wieder verloren gehen. „Im Jahrhundert der Reformation — ſagt Leibnitz in ſeinen Unvorgreifflichen Gedanken — redete man ziemlich rein Deutſch; außer weniger italieniſcher, zum Theil auch ſpaniſcher Worte, ſo vermittelſt des kaiſerlichen Hofes und einiger fremden Bedienten zuletzt eingeſchlichen. Allein wie der dreißigjährige Krieg überhand genohmen, da iſt Deutſchland von fremden und einheimiſchen Völkern wie mit einer Waſſerfluth überſchwemmt worden und nicht weniger unſere Sprache als unſer Gut in die Rappuſe gegangen; und

Fanny Lewald, Das Mädchen von Hela. 2 Theile. 3 Thlr. 10 Sgr.

— Meine Lebensgeſchichte. 1. Abth.: Im Vaterhauſe. 2 Bde. 3 Thlr.

— Neue Romane. 4 Bde. 6 Thlr.

L. Mühlbach, Kaiſerin Joſephine. 3 Bde. 5 Thlr.

Max Ring, Roſenkreuzer und Illuminaten. 4 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.

Fr. Spielhagen, Problematiſche Naturen. 4 Bde. 5 Thlr.

Czar Paul.

Historischer Roman

von

Th. Mundt.

Zweite Abtheilung:

Czar Paul und sein Volk.

Erster Band.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Oben und an der Seite aufgeschnittene, gelesene, beschmutzte, so wie alle Exemplare, welche die Spuren des Lesens an sich tragen, werden unter keiner Bedingung zurückgenommen.

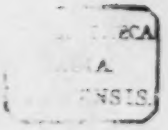
Czar Paul und sein Volk.

Von

Theodor Mundt.

Erster Band.

Berlin.
Druck und Verlag von Otto Janke.
1861.



Erstes Buch.

Gatschina.

I.

Paul und Maria Feodorowna.

Der Großfürst Paul war seit seiner Verheirathung mit der schönen und klugen Maria Feodorowna ein großer Freund des Landlebens geworden. Zu einer gewissen Zeit des Jahres pflegte er daher regelmäßig Petersburg und den Hof seiner Mutter zu verlassen, um mit seiner Gemahlin den Aufenthalt in Czarskoe-Selo oder auf dem anmuthigen Lustschlosse in Paulowsky auf mehrere Monate zu wählen. Es geschah dies gewöhnlich beim Eintritt des Herbstes, wo die Jahreszeit noch so schön war, um Natur und Landleben genießen zu können, und dann verblieb man bis zum nächsten Frühjahr in dieser stillen Zurückgezogenheit, in der die Großfürstin alle ihre liebenswürdigen Talente aufbot, um ihren Gemahl zu unterhalten,

ſeine düſteren Launen durch ihre unermüdliche, ſtets ſich gleich bleibende Heiterkeit und Anmuth zu beſchwichtigen, oder ihm, wenn er von ſeinen langen Jagden in der Umgegend auf das Schloß zurückkehrte, den Werth der ſorglich waltenden Hausfrau und der auf Alles eingehenden Freundin im ſchönſten Glanze zu zeigen.

Denn Maria, die ſeit dem Verlauf ihrer nunmehr achtjährigen Ehe mit Paul nur eine immer zärtlichere und aufmerkſamere Gattin geworden war, ſchien in jedem Betracht nur für ihn zu leben, und wenn man dieſer Ehe allen äußeren Anſchein des Glückes nicht abläugnen konnte, ſo mußte Jeder, der die junge Großfürſtin ſah, zu der unzweifelhaften Annahme gelangen, daß auch ihr Herz dabei keineswegs unbefriedigt geblieben oder eine widerwillige Rolle übernommen habe.

Maria war in dieſen acht Jahren nur lieblicher und glänzender aufgeblüht, und in der Reinheit und Friſche ihrer regelmäßig ſchönen Züge deutete ſich niemals auch nur ein leiſer Zug geheimer Trauer oder widerſtrebender Gefühle an. Sie ſchien die Aufgabe, welche ſie übernommen, mit einer wahren Schwärmerei des Herzens durchzuführen, und ihre

schönen blauen Augen hingen stets mit einem wunderbaren Ausdruck an dem Gesicht Pauls, dessen Mienen sie beständig beachtete, bei dem sie jeden Eindruck, jeden Wunsch und jedes Mißbehagen sorgfältig zu erspähen suchte, um ihm dann mit allem Aufwand ihrer Liebenswürdigkeit zu einer besseren Laune, zu einer behaglicheren Stimmung zu helfen.

Der Aufenthalt in Paulowsky war dem Großfürsten besonders angenehm geworden, und auch die Großfürstin liebte diese Villeggiatur vorzugsweise, weil sie hier zugleich Gelegenheit hatte, ihrer Neigung zur Landwirthschaft, welche sie aus ihrer Heimath mitgebracht, sich hinzugeben und hier zu schaffen und zu walten, wie sie einst als junge deutsche Prinzessin in Montbéliard, wo sie im ländlichen Stillleben auferzogen worden war, gewaltet hatte.

In diesen ländlichen, vom Petersburger Hoftreiben gänzlich entfernten Verhältnissen konnte Maria auch ihrer Liebe für Paul, die in der That grenzenlos geworden war, sich so innig und ausschließlich, wie ihr Herz es verlangte, hingeben. Ihn immer zu umgeben, niemals von seiner Seite zu weichen, war ihr beständiger, glühender Wunsch, den sie bei jeder Gelegenheit zu erfüllen strebte, dem sie auf allen Wegen und Stegen

ſieht man, wie die Reichsacta ſolcher Zeit mit Worten angefüllt ſind, deren ſich freilich unſere Vorfahren geſchämt haben würden. Nach dem Münſterſchen und Pyrenäiſchen Frieden hat ſowol die Franzöſiſche Macht als Sprache bey uns überhand genohmen. Man hat Frankreich gleichſam zum Muſter aller Zierlichkeit aufgeworffen, und unſere junge Leute, auch wohl junge Herren ſelbſt, ſo ihre eigene Heimat nicht gekennet, und deswegen alles bei den Franzoſen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung geſetzet, ſondern auch ſelbſt verachten helffen, und einen Eckel der deutſchen Sprach- und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachſenden Jahren und Verſtand behenken blieben; und weil die meiſten dieſer jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, ſo bey einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Anſehen und fürnehmen Aemtern gelangt, haben ſolch Franz-Geſinnte viele Jahre über Deutſchland regieret und ſolches faſt, wo nicht der franzöſiſchen Herrſchaft, doch der franzöſiſchen Mode und Sprache

nachsann. In der letzten Zeit hatte Maria auch angefangen, ihrem Gemahl auf die Jagd und zu den Ausflügen zu folgen, welche er fast täglich und ohne Unterschied der Witterung, bei Sturm und Regen, in die Umgegend von Paulowsky unternahm. Sie begleitete ihn dann auf ihrem Pferde, das sie meisterlich und oft mit großer Kühnheit ritt, und wenn sie von den Anstrengungen erschöpft, oder von Schnee und Regen ganz durchnäßt war, hatte sie immer noch ein freundliches und vergnügtes Lächeln für ihn, mit dem sie zu ihm aufschaute und ihm ihre Freude zu erkennen gab, sich bei allem diesem Ungemach an seiner Seite zu befinden. Und wenn es schien, daß Paul das Uebermaaß ihrer Aufmerksamkeit für ihn nicht recht ertragen konnte, und seine bösen Stimmungen stärker waren als ihre unendliche Liebenswürdigkeit und Sanftmuth, oder ihre niemals sich verläugnende Geduld, so wußte sie auch mit derselben Grazie sich zurückzuziehen und in der Stille ihrer Gemächer, wo sie von Niemanden sich treffen ließ, zu verschwinden. Dort vollbrachte sich ein ganz anderer Theil ihrer Existenz. Sie ergab sich dann einer Thätigkeit und Arbeitsamkeit ohne Gleichen und übte in dieser Stille ihre ausgezeichneten Talente, die ihr in ungewöhnlichem Grade

eigenthümlich waren, und von denen ihre Zeichnungen und Malereien glänzende Beweiſe lieferten. Oder ſie ſaß bei einer Stickerei und verbarg hinter derſelben ihre Träume und Sorgen, die aber niemals ſehr unglücklicher Art waren, und aus denen ſie der Anblick ihrer lieblichen Kinder, die dann ungehinderten Zutritt zu ihr hatten, ſtets wieder zur glücklichſten Frau aufrichtete. Denn die Kinder, welche ihrer mit Leibeserben geſegneten Ehe bisher in raſcher und regelmäßiger Aufeinanderfolge entſproſſen waren, bildeten zugleich das höchſte Glück der mit wahrer Schwärmerei an ihnen hängenden Mutter, die in der bis in's Einzelnſte gehenden Sorgfalt für ihre heranwachſenden Kleinen nicht wie eine Prinzeſſin, ſondern wie eine einfache Frau aus dem Volke verfuhr.

Wenn dann Maria Feodorowna wieder aus ihren Gemächern heraustrat, war es ein wunderbar milder und beſcheidener Glanz, der von ihrer Erſcheinung ausging, und der jeden Andern, wie den Großfürſten Paul, zu ihren Füßen niederwerfen mußte. Sie ſchien alsdann, indem ſie demüthig und mit ihren leuchtenden blauen Augen den Großfürſten wieder begrüßte und ſich ihm anſchmiegte, in dieſer Demuth doch die Triumphirende zu ſein, die blos durch ihr eigenes

Weſen Alles wieder gut gemacht hatte und jede harte Begegnung ihres Gemahls ungeſchehen ſein ließ. Denn wer in ſo himmliſcher Güte und Treue ſtrahlte, an wem eine ſo klare und ungetrübte Schönheit aufleuchtete, der ſah nicht ſo aus, als wenn ihm, ſelbſt von einem Paul, je hart und unfreundlich begegnet werden könnte. In ſolchen Momenten hatte Paul ſelbſt dieſe ihn überwältigende Empfindung bei ihrem Anblick, und er eilte oft zu ihr hin, um ihr die Hand zu küſſen, was dann bei ihm einem ſtillſchweigenden Gelübde glich, ſich immer von Neuem wieder unter ihre milde Herrſchaft zu bekennen.

II.

Auf der Terraſſe von Paulowsky.

Paulowsky war ein anmuthig gelegenes Dorf, das wegen ſeiner reizenden Umgebungen ſehr häufig von Petersburg aus beſucht wurde. Die Iſchora durchſtrömte mit ihrem ſanften, kräuſeligen Waſſer die grüne fruchtbare Ebene, in welcher dieſe kleine, von der Czarin ihm geſchenkte Beſitzung des Großfürſten lag. Das Schloß, das geräumige Wohnungen für ihn, ſeine Familie und die wenigen, ihm hierher folgenden Perſonen ſeines Hofſtaats enthielt, war in einem zierlichen und heitern Stil aufgeführt und ließ durch ſeine bequemen und behaglichen Einrichtungen im Innern die traurige Stille und Oede vergeſſen, welche ringsumher bei aller Mühe, welche ſich die Natur gegeben, auf der Gegend lagerte.

Dicht neben dem Schloß lief eine bedeckte Terraſſe hin, welche zugleich die Annehmlichkeit gewährte, von ihr aus die ganze Umgegend zu überſchauen und Alles zu bemerken, was ſich ſchon aus weiter Entfernung her dem Schloſſe annähern wollte. Dieſe Terraſſe war ein Lieblings-Aufenthalt des Großfürſten geworden, und er hielt ſich dort oft viele Stunden des Tages auf, die er damit zubrachte, in die Ferne zu ſtarren, oder die Schildwachen zu beobachten, welche er drüben an dem Rand des Waldes entlang in einem weiten Umkreiſe aufgeſtellt hatte, und die bei jedem fremdartigen Gegenſtande, den ſie gewahr wurden, mit lauter Stimme anrufen mußten. Zuweilen bewaffnete er auch ſein Auge mit einer Brille, um die entfernteren Punkte der Umgegend deſto genauer zu erſpähen und jede Bewegung, die auf den ausgeſtellten Poſten ſich zeigte, auf der Stelle richtig zu beurtheilen.

Heut, an einem ſchönen warmen Herbſttage, der zu dem gewöhnlichen Ausfluge in den Wald einlud, war Paul ſchon ſeit einiger Zeit mit allen Zeichen einer großen Ungeduld auf der Terraſſe auf und nieder gegangen. Denn bei ſeiner außerordentlichen Pünktlichkeit begann es ihn zu verdrießen, daß die Stunde,

in welcher der tägliche Spaziergang ſtattzufinden pflegte, faſt vorübergegangen war, ohne daß die dazu an jedem Tage befohlenen Perſonen ſich vor dem Großfürſten eingeſtellt hätten. Denn weder die Großfürſtin mit den Kindern, noch auch die Fürſten Kourakin und Reswitsky, welche an der Spitze des kleinen Hofſtaats von Paulowsky ſtanden, waren bisher auf der Terraſſe eingetroffen, wo jedesmal das Rendezvous zu dieſen gemeinſchaftlichen Ausflügen, deren Seele die Großfürſtin war, ſtattfinden ſollte.

Der junge Fürſt Alexis Kourakin, der dem Großfürſten damals in Potsdam ſo entſchieden mißfallen, hatte bald darauf wieder in die Gunſt Pauls zurückzukehren gewußt, ohne daß er gerade danach geſtrebt hätte. Denn obwohl Kourakin den Großfürſten gerade auf dem empfindlichſten Punkt, den es für denſelben gab, geärgert hatte, nämlich durch die allzu große und faſt innige Aufmerkſamkeit, welche er für die Großfürſtin an den Tag gelegt, ſo hatte doch Paul dieſen Aerger bald wieder überwunden, indem er den übrigen angenehmen Eigenſchaften des Fürſten Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußte.

Der junge Fürſt war in der That einer der unterhaltendſten Cavaliere des petersburger Hofes, und

zugleich unterſchied er ſich von der übrigen Geſellſchaft ſo ſehr durch eine ausgebreitete Bildung und die mannigfaltigſten Kenntniſſe, daß die Unterhaltung mit ihm für Jeden, der nicht blos von Hunden, Pferden und Maitreſſen zu ſprechen liebte, ſehr anziehend und anregend wurde. Dabei blieb Kourakin in keiner der ritterlichen Tugenden ſeines Standes zurück, und während man ihn am petersburger Hofe wie mit einem Spitznamen nur den Gelehrten nannte, ſtand ſeine Auszeichnung in allen ritterlichen Künſten und Tugenden doch nicht minder feſt, und er hatte bei verſchiedenen Gelegenheiten, auf der Jagd und in einigen Ehrenhändeln, unbeſtreitbare Beweiſe hohen Muthes und großer Tapferkeit an den Tag gelegt.

Dieſe Erſcheinung hatte auch für den Großfürſten Paul immer etwas ſehr Anziehendes gehabt, und es war ihm angenehm, auf der Jagd einen kühnen Gefährten zu haben, von dem er zugleich in einer Ruhepauſe auf dem Lagerplatz des Waldes ein vernünftiges Wort über Dieſes oder Jenes hören konnte oder der ihm durch eine ſpielende oder gelegentliche Aeußerung die Gebiete des Wiſſens aufſchloß und ihm Nachrichten gab von Dingen, von denen er vielleicht ſonſt nichts erfahren hätte.

Denn Paul war im Grunde von einer höchst wißbegierigen Natur. Die ernstesten Dinge hatten oft für ihn das größte Interesse, und wer es verstand, ihn davon auf eine ganz unabsichtliche und gelegentliche Weise zu unterhalten und ihm mitten unter den Abenteuern und Gefahren der Jagd etwas aus der Geschichte und der Natur zu erzählen und zu erklären, der hatte seine Zuneigung gefesselt und ihn innig an sich gekettet. Es war daher nicht auffallend, daß Paul, sobald er mit seiner jungen Gemahlin nach Petersburg zurückgekehrt war, den Prinzen Kourakin wieder zu sich zurückberief und ihn als seinen Cavalier und Gesellschafter an seinen neuen Hofstaat zu fesseln suchte.

Paul, im Bedürfniß nach einer solchen Umgebung, schlug sich dabei zugleich die trübe Reflexion aus dem Kopf, daß Kourakin einer der schönsten Männer Petersburgs war und daß er Bedenken haben konnte, einen Mann von so liebenswürdigem Aeußern und von so verführerischen Fähigkeiten in den vertrauten Zirkeln seines Hofstaats zu sehen. Aber die Haltung der Großfürstin war stets von der Art gewesen, daß Paul auch nicht dem leisesten Vorwurf gegen sie Gehör geben konnte, und jedesmal, wenn Paul irgend einen

Argwohn gegen sie hatte aufkommen lassen wollen, hatte er sich nachher, von der Nichtigkeit desselben überzeugt, sich nur um so bitterer beschämt fühlen müssen. Maria war in allen Beziehungen die Reinheit und Treue selbst, und repräsentirte die Würde des Weibes in seiner höchsten Erscheinung. Und mußte sich Paul nicht selbst gestehen, daß der an sich so unschuldige Vorgang im Stadtschloß zu Potsdam für keinen von beiden Theilen etwas zu bedeuten haben könnte?

Ganz anders war es mit dem alten Fürsten Neswitsky, der ebenfalls zu den vertrauteren Umgebungen des Großfürsten gehörte und in seinem besonderen Hofstaat eine gewisse Rolle spielte. Dieser alte, fast schon gebrechlich zu nennende Herr zeichnete sich durch ganz entgegengesetzte Eigenschaften aus, er war von einer unsäglichen Dummheit und Albernheit, die er mit dem größten Behagen an sich zum Besten gab, an welcher sich jedoch Paul in manchen Stunden sehr zu ergötzen pflegte. Wenn der Großfürst sich durch den Geist des Fürsten Kourakin so lebhaft angezogen und unterhalten fühlte, so bot ihm dagegen Fürst Neswitsky stets einen unerschöpflichen Lachstoff dar, den er bei jeder Gelegenheit ausbeuten konnte. Denn

Niemand ließ ſich beſſer auslachen, als der Fürſt Reswitsky, der dann ein ſo vollendetes Schafsgeſicht zu machen wußte, daß Paul einen eigenthümlichen Reiz daran fand und oft ſeine Lieblingsunterhaltung in den Neckereien mit dem alten Herrn ſuchte.

Indeſſen war die Großfürſtin noch immer nicht auf die Terraſſe herausgetreten, und doch war die gewöhnliche Promenaden-Stunde faſt ſchon überſchritten. Paul begann bereits wüthend zu werden und ging mit heftigen Schritten auf und nieder, indem er von Zeit zu Zeit zu den Fenſtern ſeiner Gemahlin emporblickte und einige murrende und gellende Töne ausſtieß, die bald in ein lautes, wildes Pfeifen übergingen. Paul glaubte damit die Großfürſtin aufmerkſam zu machen, aber ſeine Verſtimmung ſtieg, da ſich ſein Harren immer noch als ein fruchtloſes erwies. Und ſolche zufällig entſtandene Aergerniſſe pflegten oft unheilvoll für den ganzen Tag bei ihm nachzuwirken.

Sein Pfeifen war inzwiſchen von einem anderen Geſchöpf verſtanden worden, das ſeit einiger Zeit unten auf dem Platz vor der Terraſſe ſich ſeinen Blicken dargeboten hatte und die Zufriedenheit ſeines Herrn zu erregen ſuchte. Dies war Pauls Lieblings-

unterwürffig gemacht.“ — Anjezo scheinet es, daß bei uns übel ärger worden, und hat der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß die Prediger auff der Cantzel, der Sachwalter auff der Cantzley, der Bürgersmann im Schreiben und Reden, mit erbärmlichem Frantzösischen sein Deutsches verderbt; mithin es fast das Ansehn gewinnen will, wann man so fortfahret und nichts dagegen thut, es werde Deutsch in Deutschland selbst nicht weniger verlohren gehen, als das Engelsächsische in Engeland.“ —

Ein solches Gemälde der Sprachverwirrung seiner Zeit entwarf Leibnitz, das größte Genie dieses Jahrhunderts. Er selbst stand freilich mitten in diesen Einflüssen, ohne sie zu bezwingen, oder sein Talent für die Behandlung der deutschen Sprache, die er in seinen Unvorgreifflichen Gedanken mit so bedeutender Kraft und Energie handhabte, in seinen eigensten Geisteswerken auszuüben. Denn seine Klagen, daß die deutsche Diction der metaphysischen Bezeichnung entbehre, muß man für ungegründet halten, sowohl der großen Beispiele wegen, die uns in den früheren Abschnitten vorge-

pferd, ein schwarzbrauner Hengst von wunderbarer Schönheit und Feinheit der Formen, der, nachdem er in der letzten Zeit schwer erkrankt gewesen, heut zum ersten Male wieder vom Stallmeister ausgeritten wurde und dem Großfürsten, der dies Thier sehr liebte, vorgeführt werden sollte.

Der Hengst Marsyas gehörte zu jenen zwölf auserlesenen und prächtigen Sattelpferden, welche der König von Preußen damals dem russischen Großfürsten bei seinem Verlobungsfest in Potsdam zum Geschenk gemacht hatte. Unter diesen Pferden war der schwarze Feuerhengst Marsyas das Lieblingsthier des Großfürsten geworden, das er nicht nur beständig und bei allen Gelegenheiten ritt, sondern von dem ihm auch eine fast wunderbare Zuneigung entgegen gebracht wurde.

Als Marsyas die pfeifenden Laute seines Herrn erkannte, stand er still, spitzte die Ohren und begann mit dem Schweif eine fröhliche, fast lockende Bewegung zu machen. Der Großfürst war an den Rand der Terrasse herangetreten und betrachtete das treue Thier mit großer Aufmerksamkeit. Der Stallmeister ließ es jetzt alle möglichen Bewegungen unternehmen und die vollständige Schule reiten, um den Großfürsten

zu überzeugen, daß Marſyas wieder vollkommen geſund geworden und es auch ferner verdiente, der Liebling eines ſo kühnen und kundigen Reiters, wie der Großfürſt Paul war, zu bleiben. Paul, der mit ſichtlichem Entzücken allen Bewegungen des Pferdes gefolgt war und dieſelben wieder untadelig und muſterhaft fand, klatſchte laut in die Hände, um dem Marſyas ſeinen Beifall zu erkennen zu geben.

Während der Großfürſt ſich auf dieſe Weiſe höchlich vergnügte und ſeine Zufriedenheit mehrfach zu erkennen gab, bemerkte er nicht, daß ſchon ſeit einiger Zeit ſein beliebter Kammerdiener Iwan Paulowitſch neben ihm ſtand und durch ein vertrauliches Einſtimmen in das frohe Gelächter ſeines Herrn die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken ſuchte.

Der preußiſche Koller ſcheint ihm doch noch immer nicht ganz ausgetrieben zu ſein, bemerkte jetzt Iwan Paulowitſch Koutaitzow, indem er mit ſeinen liſtig blinzelnden Augen einen Blick ſeines Herrn zu erhaſchen ſuchte.

Es iſt gut, mein türkiſcher Naſeweis, ſagte der Großfürſt, indem er, ſeiner Gewohnheit nach, dem orientaliſchen Jüngling ziemlich ſtark an den Ohren zupfte, was jedoch den vertrauten Kammerdiener nie

mals abhielt, in seinen oft sehr boshaften Glossen über alle möglichen Dinge, die ihm gerade in den Mund kamen, fortzufahren. Durch diese Dreistigkeit, die oft in der liebenswürdigsten Form sich zeigte, und durch sein großes Spürtalent, mit dem er Alles in Erfahrung zu bringen wußte, was am Petersburger Hofe oder auch in der allernächsten Umgebung des Großfürsten und hinter dem Rücken desselben geschah, hatte sich sein mächtiger Einfluß auf den Großfürsten in der letzten Zeit nur noch bedeutend erweitert, denn Paul erfuhr von ihm jedesmal Alles, was er wissen wollte, aus den besten und geheimsten Quellen, und kam bald dazu, nichts mehr zu unternehmen, ohne sich vorher mit seinem Kammerdiener und ersten Rathgeber darüber besprochen zu haben. Zuweilen kam es freilich dem Großfürsten so vor, als wenn Iwan Paulowitsch vielleicht auch nach verschiedenen Seiten hin Spion gewerden sein möchte, denn die Nachrichten, welche er dem Großfürsten überbrachte, konnten oft nur auf eine Weise gewonnen sein, die den ehemaligen Türken im Besitz eines weitgehenden Vertrauens bei den bedeutendsten Personen des Hofes vermuthen ließ. Indeß wollte sich Paul dadurch in dem Vertrauen zu seinem Liebling nicht irre machen lassen, der ihm oft

ſo viel Zuneigung und wahre Liebe bewieſen, und deſſen geheime Mittheilungen ihm ſchon ſehr nützlich geworden waren, indem er daraus manchen Vortheil für ſeine eigene Stellung zur Czarin und zu den Miniſtern zu ziehen gewußt.

Und warum, Du aus dem Halbmond heruntergefallenes Mondkalb, warum nennſt Du das einen preußiſchen Keller, was den Marſyas allerdings noch immer ein wenig incommodirt und hier und da die Regelmäßigkeit ſeiner Bewegungen beeinträchtigt? fragte der Großfürſt jetzt, indem er einen ſtrengen Blick auf den luſtig hin und her zappelnden Iwan richtete.

Nun, entgegnete Iwan Paulowitſch lachend, haben wir nicht Seine Excellenz den Herrn Marſyas damals aus Peterdam mitgebracht? Den preußiſchen Keller haben wir uns aber jetzt Alle abgewöhnen müſſen, denn er iſt am Hofe von Petersburg ſchlechterdings nicht mehr in Mode. Der preußiſche Keller würde uns am Ende noch zu gehorſamen Vaſallen der Türken gemacht haben, und obwohl die Türken meine ehemaligen Landsleute ſind, ſo würde ich ihnen doch dies Vergnügen nie gegönnt haben. Haben ſie mir doch niemals ein Vergnügen gegönnt, als ich noch ein armer Teufel Mohammeds zu Hauſe war. Der König von

Preußen wollte dem ruſſiſchen Aar den Friedenszügel in den Schnabel werfen, und der arme Schächer Panin, der immer nur preußiſch flennte, hatte ſich zum Agenten dieſes ſaubern Geſchäfts gemacht. Aber wir gehorchen der Czarin, und die Czarin gehorcht dem Fürſten Potemkin, und der Fürſt Potemkin iſt ein Mann, der gewaltige Lungen hat, und der zu blaſen verſteht. Der hat den Krieg angeblaſen bei der Czarin, und darum iſt unſere hohe Czarin vor einigen Wochen nach Mohilew abgereiſt, um dort in der Dniepr-Stadt eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Joſeph zu halten. Denn dem preußiſchen Koller iſt jetzt der öſterreichiſche Dummkoller gefolgt, und darum iſt Se. Excellenz der Herr Marſyas, mit Verlaub zu ſagen, ſehr altmodiſch, wenn er jetzt, nachdem die größten Pferde-Aerzte ſo viel für ihn gethan, noch immer mit einigen Reſten von ſeinem preußiſchen Koller vor Ew. Kaiſerlichen Hoheit hier aufzutreten wagt.

Ich werde Dich doch noch einmal zu meinem Staatsrath machen müſſen, Iwan Paulowitſch Koutaitzow, ſagte der Großfürſt mit einem gutmüthigen Lächeln. Wenn ich meinen Kammerdiener nicht hätte, wüßte ich oft gar nicht, was vorgeht in der hohen Politik. Und Du, gemeiner Kerl, glaubſt wirklich, daß

jetzt wichtige Dinge abgemacht werden dürften in Mohilew am Dniepr? Was in aller Welt kann in Mohilew Großes geſchehen?

Nun, erwiederte Iwan Paulowitſch mit einer poſſenhaften Gebärde, man ſieht, daß Euere Kaiſerliche Hoheit eben ſo wenig in der Politik der Czarin, als im Czarenpalaſte in Petersburg, oder ich will ſagen, in Petersburg ſelbſt zu Hauſe ſind. Denn iſt es wohl recht, daß Sie hier in Paulowitſch ſpazieren gehen, oder auch nicht ſpazieren gehen, wenn die Frau Großfürſtin, wie heut, Sie aus wichtigen Abhaltungsgründen warten läßt, iſt es recht, daß Sie hier wie ein armer Landpächter leben, der von nichts weiß, was in der Welt vorgeht, während die Czarin die Hauptſtadt des Reichs verlaſſen hat und dort den Großfürſten zu ihrem Stellvertreter eingeſetzt haben müßte? Dem Herrn Großfürſten wird aber weder der Oberbefehl über die Hauptſtadt noch die Verwaltung irgend einer Angelegenheit anvertraut, und doch iſt er der geborene Generaliſſimus der ruſſiſchen Heere, und doch iſt er der Groß-Admiral der Baltiſchen Flotte, und wie oft hat ihn die Czarin nicht ihrer zärtlichen Mutterliebe verſichert!

Es ſind ſchmerzende Wunden, die Du heut be-

rührſt, mein Freund, ſagte Paul mit einem bittern Ausdruck in ſeinem Geſicht. Allerdings iſt der Großfürſt der geborene Generaliſſimus der ganzen ruſſiſchen Armee, und doch hat er noch niemals ein Regiment in den Kampf geführt. Allerdings iſt der Großfürſt der Groß-Admiral der Baltiſchen Flotte, und doch iſt es ihm noch kein einziges Mal erlaubt geweſen, die Flotte in Kronſtadt zu beſuchen und in ſeinen prüfenden Augenſchein zu nehmen! O laſſen wir das, Iwan Paulowitſch, und hüten wir uns, dadurch in eine gehäſſige Verſtimmung zu gerathen. Was die Czarin thut, das iſt wohlgethan, und ſo wird es auch gut ſein, daß, während der Abweſenheit der Czarin in Mohilew, der ehrliche Panin wieder die Zügel des Regiments in der Hauptſtadt führt, die ihm in ſolchen Fällen ſchon ſo oft übertragen worden.*)

Panin? rief Iwan Paulowitſch Koutaitzow mit einer kreiſchenden Stimme, indem er in ſeiner Weiſe einen hohen Sprung durch die Luft machte. Dann, als er wieder zur Erde niederkam, ſetzte er mit einer höhniſchen Gebärde hinzu: Euere Kaiſerliche Hoheit wiſſen alſo in der That nicht, was vorgefallen iſt?

*) Castera II. 244.

O wahrhaftig, das nenne ich einen Großfürſten! Ei, der Ehrenmann Panin hat es ja nicht länger aushalten können, und kaum war die hohe Czarin abgereiſt und hatte, wie immer, in ſeinen Händen die Ehre zurückgelaſſen, die Souverainin während ihrer Abweſenheit in Petersburg zu vertreten, als Freund Panin ſein Mißbehagen nicht länger überwältigen konnte. Dadurch, daß die Czarin die Bahnen der preußiſchen Politik verlaſſen und der Allianz mit dem König Friedrich jetzt den Rücken gekehrt, war das Herz des Herrn Panin ſchon krank und elend geworden, und er hielt ſich jetzt nicht mehr. Er war in einigen Tagen um zwanzig Jahre älter geworden, und man glaubte einen Mann zu ſehen, der ſeinem Grabe entgegen wankte. Darum legte er vor einigen Tagen ſein Commando in Petersburg in die Hände des Feldmarſchalls Michailowitſch-Gallitzin nieder, was von der Kaiſerin ſchon vor ihrer Abreiſe genehmigt war, für den Fall, daß Graf Panin erkranken ſollte. Und ſehen Euere Kaiſerliche Hoheit, ſo ſteht es in dieſem Augenblick in Petersburg! Der Potemkin hat den Panin beſiegt, das iſt wieder die ganze Geſchichte, und die klugen Leute am Hofe ſprechen jetzt alle, daß die Reiſe der Czarin nach Mohilew den Triumph

der Politik des Fürſten Potemkin bedeute. Die Czarin wird ſich jetzt in Mohilew mit dem Kaiſer Joſeph verabreden, ungeſäumt auf die Türken loszuſchlagen und die Beute des Kampfes zwiſchen Oeſterreich und Rußland zu theilen.

Wahrlich, rief jetzt der Großfürſt mit einiger Verwunderung und Ueberraſchung, mein Kammerdiener iſt beſſer in der Politik Rußlands unterrichtet, als der Großfürſt von Rußland ſelbſt! Aber ich weiß auch, daß Iwan Paulowitſch eigentlich zu den Liberalen gehört, und ich gönne es dieſer Partei, daß ſie nun auch einen verdorbenen Muſelmann zu ihrer Gilde zählt. Aber ich erſuche dieſe Herren blos, daß ſie nicht irgend eine Hoffnung auf mich ſetzen wollen. Ich paſſe ganz und gar nicht dazu, ich bin immer noch der gehorſamſte Unterthan der Czarin und finde meinen einzigen Ehrgeiz darin, es zu ſein und zu bleiben. Denn dieſe infame Welt wird eine Cloake, wenn der Gehorſam darin aufhört. Darum liebe ich Dich nicht weniger als ſonſt, mein Iwan Paulowitſch Koutaitzow. Ich liebe Dich, weil ich weiß, daß Du mir gut biſt, und weil mir Deine Augen täglich eine Anhänglichkeit verſichern, die ich, auf Ehre, nicht gering achte. Aber bleibe mir auch ſo freh und luſtig, wie Du es immer

geweſen, ſo recht ein kindlicher Geſell, wie ſonſt, und ſage nichts mehr auf die Czarina, hörſt Du, denn ich kann das nicht leiden und mag es nicht!

Die Worte des Großfürſten, die zu Anfang einen ſehr zürnenden und ungehaltenen Ausdruck gehabt, waren zuletzt in einen weicheren Ton übergegangen. Iwan Paulowitſch war aber jetzt, von dieſer Güte ſeines Herrn überwältigt, vor ihm auf ſeine Kniee niedergeſunken und ſchaute mit ſtrahlenden Blicken und einem unendlich dankbaren Ausdruck in ſeinem ſchönen, anmuthigen Geſicht zu dem Großfürſten empor. Paul gab ihm einen ſtrengen Wink, der ihn aufſtehen hieß.

In dieſem Augenblick vernahm man dort in der großen Laube auf der Terraſſe einige fröhliche Kinderſtimmen, die plötzlich laut wurden und die Aufmerkſamkeit des Großfürſten zu erregen ſchienen.

Sieh da, ſind das nicht die beiden Prinzen, welche da herunter gekommen ſind? ſagte er zu Iwan, indem ſeine Augen ſich klein zuſammenzogen, wie immer, wenn der kurzſichtige Großfürſt etwas in der Ferne erſpähen wollte.

Es war der vierjährige Prinz Alexander und der kleinere Conſtantin, die in Begleitung ihres Gouverneurs ſo eben aus dem Schloß auf die Terraſſe her-

kommen, als wegen der eigenen Gewandtheit, die Leibnitz in seiner Abhandlung über die Verbesserung der deutschen Sprache an den Tag legte, philosophische Kunstausdrücke deutsch zu geben. Die Ursachen, welche die Nationalität der Sprache untergruben, lagen in der Zeit, und nicht in der Sprache, und waren nöthigend genug, um selbst die Offenbarungen der Ideenwelt, die aus dem ächt deutschthümlichen Genius eines Leibnitz hervorgingen, in fremdes Gewand zu hüllen. Die schroffe Trennung der Stände ließ kein gemeinsames geistiges Band, auch nicht das der Sprache, in Deutschland mehr zu. Die Sprache wurde gewissermaßen etwas Zünftiges. Wie jeder Stand seine Vorrechte, seine Privilegien hatte, so schien er auch ein besonderes Organ des Ausdrucks für sich in Anspruch zu nehmen, das ihm vor den übrigen eigenthümlich war. Die Aristokratie sprach französisch, vornehmlich seit dem westphälischen Frieden, und das weltgebildete Idiom der Franzosen durchdrang, von den Höfen und Cabinetten kommend, immer ausschließender die höheren Klassen der deutschen Gesellschaft. Dagegen ertönte aus

ausgetreten waren und in der Laube bei den Blumen ſtehen geblieben waren. Ein außerordentlich munterer Sinn ſchien dieſen lieblichen Knaben im höchſten Grade eigenthümlich zu ſein, und beſonders zeigte ſich der kleine ſchwarzbraune Conſtantin, der erſt ſeit kurzer Zeit aus den Armen ſeiner Wärterin auf die Erde heruntergeſtiegen war, von einer ausnehmenden Wildheit. Er hatte eben ſeinen Bruder Alexander in die Haare gefaßt, der ſich auf eine Blume von beſonderer Schönheit niedergebeugt hatte und in dem Kelch derſelben träumeriſch ſein Haupt wiegte. Darüber war aber jetzt ein erklecklicher Zank zwiſchen den prinzlichen Brüdern ausgebrochen, obwohl der edle Alexander, wie es ſchien, nur nothgedrungen in den wilden und tobenden Ton ſeines kleinen Bruders ſich hatte hineinziehen laſſen.

Paul entfernte ſich von dieſer Stelle, da er im Augenblick nicht Luſt zu haben ſchien, ſeinen Kindern zu begegnen. Ein höhniſches Grinſen hatte ſich ſeiner Geſichtszüge bemächtigt, indem er eilig weiter ging und die Terraſſe, die um das ganze Schloß herumlief, hinunterſchritt. Iwan Pantowitſch Kontaitzow folgte mit gemeſſenen Schritten ſeinem Herrn, indem er bald zur Seite hinter demſelben zurückblieb, bald raſch

wieder etwas voranzukommen ſuchte, und dabei alle Mienen und Bewegungen des Großfürſten ſorgſam ausſpähte.

Paul rief ihn jetzt wieder zu ſich heran und befahl ihm, neben ihm an ſeiner Seite zu gehen.

Iwan Paulowitſch, Du biſt ein braver Junge, ſagte er zu ihm, und haſt mir noch immer nur die Wahrheit berichtet. Kannſt Du mir ſagen, warum die Großfürſtin Maria Feodorowna jetzt ſo zögert, herunter zu kommen und ſich zu dem um dieſe Stunde Einfürallemal befohlenen Spaziergang einzuſtellen?

Iwan Paulowitſch fuhr bei dieſer Frage wie erſchrocken zuſammen und ſchien die Beſtürzung, die er dabei zeigte, recht abſichtlich an den Tag zu legen. Dann ſagte er, ſeinen Kopf demüthig zur Erde neigend und zwiſchen den Schultern verſteckend: Ei, die Frau Großfürſtin geruht noch, in ihren Gemächern zu verweilen, weil ſie dort eine ſehr angenehme Unterhaltung gefunden hat. Der Fürſt Alexis Kourakin iſt ſeit einer Stunde bei ihr, und da iſt ein Zwitſchern von Gedanken und Erzählungen erfolgt, daß man darüber leicht die von Eurer Kaiſerlichen Hoheit Einfürallemal befohlene Stunde vergeſſen haben kann.

Das Ausſehen des Großfürſten zeigte ſich bei

dieſer Mittheilung plötzlich auf eine fürchterliche Weiſe verändert. Auf ſeiner Stirn war eine hohe Zornader angeſchwollen, ſein Geſicht begann einen dunkelfarbigen, grünlichen Schimmer anzunehmen. Es überfiel ihn ein Zittern, welches gewöhnlich der Vorbote heftiger Stürme bei dem Großfürſten war.

Und Iwan Paulowitſch iſt doch ſonſt nicht taub, wenn er irgendwo zwitſchern hört, bemerkte der Großfürſt mit einer rauhen Stimme vor ſich hin. Was zwitſchern ſie denn, Iwan Paulowitſch Koutaitzow?

Freilich, entgegnete Iwan mit einer verſchmitzten Gebärde, ich höre, wo ich etwas hören kann, aber ich höre nur mit dem Ohr des Herrn, damit dieſer erfahre, was die Vögel ſingen, die er auf ſeinem Eichbaum beherbergt!

Und was hörteſt Du mit dem Ohr des Herrn? fragte Paul raſch und begierig.

Es ſind gute Leute, verſetzte Iwan Paulowitſch, es war gar nichts Schlimmes, worüber ſie ſich unterredeten. Die Großfürſtin ſaß auf dem Sopha und erzählte, ſie ſah aus, als wenn ſie auf einem Throne ſäße und Gnaden ſpendete. Der Fürſt Kourakin ſaß ihr in ziemlicher Entfernung auf einem Stuhl gegenüber, und wahrhaftig, man müßte ein ſchlechter Kerl

ſein, wenn man es anders ſagen wollte, er ſah aus, wie ein Menſch, der das Bild der heiligen Maria anbetet und mit ſeinen Augen grüßt.

Was geht das mich an, nichtsnutziger Kerl? fuhr der Großfürſt auf, mit dem Fuße ſtampfend. Dadurch erfahre ich noch immer nicht, was der Kourakin zu ſagen wagte, und was die Großfürſtin anzuhören ſich erlaubte.

Der Fürſt Kourakin wagte gar nichts zu ſagen, erwiederte Iwan mit einem feierlichen Ernſt. Die Großfürſtin erzählte ihm fortwährend etwas, und es muß eine ſehr rührende Geſchichte geweſen ſein, die ſie ihm erzählte, denn die Thränen liefen ihr dabei mehrmals die Wangen herunter, und in demſelben Augenblick lächelte ſie auch wieder, was jedesmal geſchah, wenn ſie ein gewiſſes ſeltſames Wort ausſprach, das, wenn ich mich nicht irre, Montbéliard lautete. Und dann verneigte ſich auch der Fürſt Kourakin und ſah dabei ſo recht ehrerbietig und fromm aus, gerade als ob der Pope irgend ein heiliges Wort geſprochen hätte, vor dem man ſich bekreuzen muß.

Montbéliard? wiederholte der Großfürſt ſtirnrunzelnd, indem er ſich einigem Nachdenken überließ. So heißt ja das infame Neſt, das in Frankreich liegt, und

wo die Großfürstin, als sie noch Prinzessin von Würtemberg war, erzogen worden. Dort steht ein altes Schloß ihrer Ahnen, auf dem Maria Feodorowna allerdings einen Theil ihrer Jugend verlebte.

Ja, davon sprach die Großfürstin, rief Iwan Paulowitsch lächelnd, und ihre Stimme hörte sich an, als ob sie beim Mondenschein die Harfe spielte. Der gute Fürst Kourakin machte auch dazu ein ganz entzücktes Gesicht, er gilt ja auch für einen Dichter unter Seinesgleichen, und ich weiß jetzt, wie ein Mensch aussieht, der Verse machen kann.

Das ist es ja eben, was mich empört und was mir viel schlimmer zu sein scheint, als wenn hier grobe Excesse im Spiele wären, rief Paul. Diese abgeschmackten Empfindeleien verdrießen mich so sehr, und man weiß nie, was für Verrath und elende Tücke dabei herauskommen werden. Was ich sie hasse, diese Schwärmereien mit Heimaths-Erinnerungen! Das ist deutsch, wahrhaftig, das ist deutsch, und es ist mir höchst unangenehm, daß man hier so deutsch zu sein wagt.

Ja, deutsch! rief Iwan Paulowitsch, aus vollem Halse lachend. In Rußland muß ein jeder ordentliche Mensch ein guter Russe werden. Unsere große

Katharina, die herrliche Czarin, war auch eine kleine Deutſche geweſen, und wurde doch eine große Ruſſin, die größte vor allen, die auf dem Boden Ruriks geboren worden. Und Iwan Paulowitſch Koutaitzow ſogar iſt Ruſſe geworden, und zwar Ruſſe mit Leib und Seele, das arme Thier, der Koutaitzow, der in ſeinem Vaterlande kein Vaterland hatte und erſt in der Barmherzigkeit des Großfürſten ſeine Heimath fand. Und dieſe Heimath iſt das heilige Rußland, juchhe! Es lebe Rußland und ſeine Czaren!

Der Großfürſt hatte dieſe Jubeläußerungen ſeines Lieblings nicht vernommen, die ihn ſonſt ſehr erfreut haben würden. Aber ſein Gemüth ſchien von dieſem Aerger, der ihn jetzt über ſeine Gemahlin erfüllte, ganz hingenommen zu ſein. Er war, wie vom tiefſten Nachdenken befangen, in ſich ſelbſt verſunken, und ſtarrte in einer dumpfen Betäubung vor ſich hin, ohne noch, wie es ihm dann geſchah, irgend Etwas um ſich her wahrzunehmen. Das Blut ſchien ihm in die Augen getreten, er bedeckte dieſelben krampfhaft mit ſeinen Händen und ſchwankte einen Augenblick hin und her.

III.

Maria Feodorowna.

Jetzt öffnete sich das mittlere Portal des Schlosses, aus welchem die Großfürstin gewöhnlich auf die Terrasse hinauszutreten pflegte.

Es war Maria Feodorowna, welche bereits in der Toilette, wie sie dieselbe immer für diesen Nachmittags-Spaziergang mit dem Großfürsten anlegte, sich in diesem Augenblick näherte, begleitet von ihrem Hof-Cavalier, dem jungen Fürsten Kourakin, mit dem sie noch immer in einem sehr lebhaften und mittheilsamen Gespräch sich zu befinden schien. Hinter Beiden watschelte in seiner gewohnten lustigen und albernen Nachlässigkeit der alte Fürst Neswitsky einher, der, obwohl allem Anschein nach gänzlich unbeachtet, doch durch seine wichtige Miene, mit welcher er aufmarschirte,

zu erkennen gab, daß mit ihm endlich die Hauptperſon auf den Schauplatz getreten ſei.

Die Großfürſtin hatte nicht ſogleich die Anweſenheit ihres Gemahls auf der Terraſſe bemerkt, ſondern ſie ſchritt, im fortdauernden Geſpräch mit Kourakin, und ohne ſich umzublicken, nach der entgegengeſetzten Seite der Terraſſe hin, indem ſie mit ihrem raſchen graziöſen Gang eilig dahin ſchwebte.

Das laute dumme Gelächter, welches der Fürſt Neswitsky jetzt hinter ihnen her erſchallen ließ, machte die Großfürſtin zuerſt aufmerkſam, und ſie wandte ſich mit einem erzürnten Blick nach ihm um.

Neswitsky war ſtehen geblieben und deutete, vor Lachen faſt an ſeinem Krampfhuſten erſtickend, mit ſeinem Zeigefinger auf die Strecke Weges zurück, welche die Großfürſtin in ihrer ſchwebenden Eile vergeblich zurückgelegt hatte. Denn Seine Kaiſerliche Hoheit der Großfürſt befand ſich ja hinter ihr, an jener Stelle der Terraſſe mit übereinander geſchlagenen Armen ſtehend und ſie ſtill und bewegungslos ſchon ſo lange erwartend, und die Großfürſtin war ihm, ſtatt ihn endlich zu begrüßen, wieder von dannen geeilt.

Maria blickte überraſcht nach der ihr bezeichneten

Stelle hin, und auf ihrem Geſicht ſtrahlte ein ſeelenvolles und ungemein mildes Lächeln auf. Aus ihren ſchönen leuchtenden Augen richtete ſich ein wunderbarer Blick in die Ferne und ſuchte dort dem Großfürſten zu begegnen, dem ſie jetzt ſchon von Weitem mit einer zärtlichen Miene zunickte.

Der Großfürſt aber war in ſeiner unbeweglichen, ſtarren Haltung auf derſelben Stelle ſtehen geblieben und regte ſich nicht, um ihren Gruß zu erwiedern. Sein Geſicht drückte einen wilden, ſchreckenerregenden Zorn aus.

Maria aber hielt ſich jetzt nicht länger zurück. Sie ſetzte ſich plötzlich in eine unaufhaltſame Bewegung und begann, die ganze Etikette vergeſſend, ſo raſch zu laufen, als ſie es nur immer vermochte. Wie ein junges Mädchen, das ihrem Geliebten athemlos entgegenfliegt, halb ſchäkernd, halb ſehnſuchtsvoll, ſo war Maria gelaufen, um den Gemahl endlich zu treffen, ihn mit weit ausgebreiteten Armen zu umfangen. Kaum unterdrückte ſie ein himmliſches Jauchzen, das ſich aus ihrer Bruſt befreien wollte. Wie auf den Flügeln der Luft dahineilend, hatte ſie ihre beiden Begleiter, die erſtaunt zurückprallten, raſch hinter ſich zurückgelaſſen. Am meiſten hatte den Fürſten Nes-

witsky der Schrecken ergriffen, denn der alte wackelige Herr war von der dicht an ihm vorüberlaufenden, unaufhaltſamen Großfürſtin faſt umgerannt worden, und er verſuchte ächzend, ſich wieder auf ſeinen Füßen feſtzuſtellen.

Unterdeſſen hatte die Großfürſtin die Stelle erreicht, wo ihr Gemahl ſtand. Ihr Geſicht glühte, ihr Buſen ſchlug heftig, ſie ſah ſchön und friſch, wie eine volle Roſe, aus, in welcher der Athem des Frühlings pulſirt, und die ihren Kelch öffnen will, um in ihren Düften ihre ganze Seele auszuſtrömen.

Schon als ſie aus dem Portal des alten moskowitiſchen Schloſſes zuerſt herausgetreten war, ſchien von ihrem lieblichen, blonden Haupt, von der Schönheit und Reinheit ihrer klaren, heitern Züge ein erfriſchender und bezaubernder Hauch ausgegangen zu ſein. Jetzt aber, als ſie vor dem Großfürſten angelangt war, ihm mit einem herzlichen Ausruf entgegen fliegend, als ſie halb demüthig und halb beſchämt ſeine von ihr abgewandten Blicke ſuchte und nicht finden konnte, und doch in ihren Augen die Hoffnung glühte, ſeinen Unmuth wieder überwinden zu können, da ſah ſie ſchöner und liebenswürdiger aus als je, und es war der gute Engel Pauls, der ſich in dieſem

den Studirſtuben und Werkſtellen der Gelehrten die altklaſſiſche Latinität, deren die wiſſenſchaftliche Grandezza zu ihrem vollſtändigen Coſtüm, und um ihre Würde zu bewahren, nicht mehr entbehren durfte. Das Latein war ebenſo ein vornehmes und privilegirtes Organ für die Wiſſenſchaft, als das Franzöſiſche für die Geſellſchaft. Selbſt bei einigen deutſchen Dichtern, wie Jacob Balde, verſchwiſterte ſich die heimathliche Poeſie mit der Sprache der Gelehrſamkeit zu einem wahren Seelenbunde, und wenn man die Begeiſterung und den Gedankenſchwung ſieht, womit dieſer geniale Jeſuit ſeine lateiniſchen Poeſieen dichtete, ſo muß man erſtaunen über die Nüchternheit und lächerliche Armſeligkeit, der er ſich in ſeinen deutſchen Gedichten, z. B. in dem aus lateiniſchen und deutſchen Verſen gemiſchten de vanitate mundi, überlaſſen konnte. Fragt man, in welchen Winkel des Nationallebens zu dieſer Zeit das Deutſche zurückgedrängt war, ſo hört man es in dem ehrſamen Munde des Bürger- und Handwerkerſtandes treuherzig weiterreden. In dieſer praktiſchen Region blieb der Kern der deutſchen Sprache einſtweilen

Augenblick um ihn zu bewerben ſchien und an ſein Herz ſich wenden wollte.

Der Großfürſt jedoch blieb ihr ungerührt und finſter gegenüber ſtehen und ſchien ihre Annäherung gar nicht bemerkt, ihren Gruß, mit dem ſie zu ihm herangetreten war, nicht verſtanden zu haben. Endlich kehrte er ſich mit einer trotzigen, zornigen Bewegung zu ihr um, und Maria ſchrak heftig zuſammen, als ſie ihm jetzt in die Augen blickte, die gänzlich entſtellt waren und in ihren kleinen, engen Höhlen nur noch ein trübes, mit Roth unterlaufenes Weiß zeigten.

Erſt jetzt beliebt es Ihnen zu erſcheinen, Großfürſtin? ſagte er jetzt mit einer heiſeren, entſetzlich klingenden Stimme, in der ſeine inwendig lodernde Heftigkeit ſich noch verhüllte. Die Großfürſtin Rußlands muß pünktlich ſein, ſo gut wie der gemeinſte Soldat in unſern Regimentern. Sie gehen wahrlich mit ſchlechtem Beiſpiel voran, denn Sie haben mich auf eine ungebührliche Weiſe warten laſſen. Ein nichtsnutziges Geſchwätz mit dem Fürſten Kourakin ſteht Ihnen höher als die Erfüllung Ihrer Pflichten und die Beobachtung des Anſtandes, den Ihr Rang und Ihre Würde von Ihnen verlangen. Und kaum treten Sie heraus, ſo beherrſcht Sie immer noch dies

unabreißbare Geſchwätz, Sie verlieren die Richtung und ſind im Begriff, mit dem Fürſten Kourakin querfeldein zu traben, ohne um ſich zu ſehen, und der brave Fürſt Roswitsky muß Sie erſt darauf aufmerkſam machen, wohin Ihr Weg eigentlich gehen muß, um an die Seite Ihres Gemahls, des Großfürſten von Rußland, zu gelangen.

Ach, entgegnete Maria Feodorowna mit einem ſchmerzlich bittenden Lächeln — und die dann aus Leibeskräften ſogleich angelaufen kommt und ſich ihrem Herrn zu Füßen werfen möchte, nicht aus Furcht, ſondern aus liebender Ungeduld, um ſeine Verzeihung zu erhalten, weil ſie in alte Erinnerungen an die Heimath ſich verlierend, das Glück verſäumte, ihn früher zu ſehen.

Nicht aus Furcht? wiederholte der Großfürſt ſtirnrunzelnd und mit einem heftigen Zucken ſeines ganzen Körpers. Er ſchien jetzt den tobenden Ausbruch ſeiner Heftigkeit nicht mehr zurückhalten zu können.

Großfürſtin Maria Feodorowna! rief er mit einer donnernden Stimme. Ich verurtheile Sie zu einer Strafe, weil Sie gegen das unerläßliche Gebot des Gehorſams gefehlt, weil Sie die ſchuldige Rückſicht

auf Ihren Rang und Ihre Würde verabſäumt haben. Sie werden fünf Stunden Arreſt im Schloſſe haben.

Der Ton, in welchem der Großfürſt ſeiner Gemahlin dieſen ſeinen Willen ankündigte, ſchien zuerſt ihr Gemüth heftig zu erſchüttern, obwohl die Sache ſelbſt faſt ihre, nicht ſelten rege Lachluſt gereizt hätte. Aber ſeine Stimme und ſeine Gebärden hatten einen wahrhaft fürchterlichen Ausdruck angenommen. Maria ſah ihn erſtaunt an. Jede Spur des Lächelns war aus ihrem erbleichten Geſicht entſchwunden. Sichtlich begann ſie ſich vor ihm zu ängſtigen, und ſie nahm in dieſem Augenblick Gefühle in ſich wahr, die ſie früher noch nicht in ihrem Herzen gekannt hatte.

Sie ſah jetzt erbebend ein, wie ſehr ſie Unrecht gehabt, als ſie zuvor ihm geſagt hatte, daß ſie von keiner Furcht bewegt werde, und ſie begriff, daß ſein Zorn dadurch noch ſtärker gegen ſie gereizt werden. Denn ſein Anſehen war jetzt furchterregend zu nennen. Sie fühlte aber, daß ſie ihm nicht zürnen konnte. Sie betrachtete ihn vielmehr mit einem heimlichen Gefühl von Neigung, das aus ihrem thränenverſchleierten Auge hervorblitzte. Er war im Begriff, hart und rückſichtslos gegen ſie zu ſein, und zwar ſo ſehr, wie er es vielleicht noch nie gegen Maria geweſen war.

Mit einer unbeſchreiblichen Empfindung blickte ſie ihn an, ſpähte und forſchte ſie in ſeinen leidenſchaftlich bewegten Zügen. Nun faßte ſie den Entſchluß, ſeiner Wildheit gegenüber demüthig und gehorſam zu ſein und Alles über ſich ergehen zu laſſen, was ſein gereizter Zorn, vielleicht auch, hoffte ſie, ſeine empörte Liebe über ſie verhängen würde. Ihre lieblichen Züge ſchmolzen in dieſem Augenblick in einer unendlichen Weichheit und Zärtlichkeit dahin. In ſtiller Erwartung ſchaute ſie nochmals zu ihm hinüber und ſuchte mit ihren Blicken in ſein Auge einzudringen. Dann ſagte ſie, indem ihre ganze heitere und liebenswürdige Haltung wieder zu ihr zurückkehrte: Mein Gott, iſt es denn in Rußland Mode, daß man auch die Großfürſtinnen in den Arreſt ſetzt?

Paul antwortete nicht. Er ſah ſtumm und tückiſch vor ſich nieder und nagte unaufhörlich an ſeiner Unterlippe. Die Farbe ſeines Geſichts hatte ſich ganz in ein ſchmutziges Gelb verwandelt. Jetzt gab er dem Fürſten Reswitzoy einen Wink, der ſich mit ſeiner kriechenden Unterwürfigkeit zu ihm heran begab, und die Worte, welche ihm der Großfürſt jetzt in's Ohr flüſterte, mit einer Verbeugung bis zur Erde beantwortete.

Zu Befehl, Euere Kaiſerliche Hoheit! ſagte er dann halblaut und mit einer geheimnißvollen Gebärde. Ich bürge mit meinem Kopf für die Großfürſtin. Das Zimmer im Schloſſe, welches Euere Kaiſerliche Hoheit mir bezeichnen, kenne ich ſehr gut, es ſcheint ſich mir für dieſen Zweck vollkommen zu eignen, und ich werde, wenn Euere Kaiſerliche Hoheit es befehlen, die Großfürſtin jetzt ſofort dahin abführen.

Der Großfürſt nickte ſchweigend, wandte ſich aber jetzt ſeitwärts ab, indem er einige Schritte zurücktrat. Inzwiſchen hatte ſich der Fürſt Reswitsky mit gravitätiſchen Schritten, welche die Lächerlichkeit ſeiner Erſcheinung nur vermehrten, der Großfürſtin genähert, und er ſtellte ſich gerade aufrecht vor ſie hin, indem er mit ſeiner Hand bedeutungsvoll nach dem vor ihnen liegenden Schloſſe hinwies.

Maria kehrte ihm verachtungsvoll den Rücken und ſchickte ſich an, nach dem Schloſſe zurückzugehen, indem ſie den Fürſten Kourakin, der bisher in ſchweigendem Schmerz und Zorn dieſer Scene beigewohnt hatte, zu ihrer Begleitung mit ſich fortwinkte.

Jetzt aber kehrte ſich der Großfürſt wieder um und rief, in geſteigertem Zorn ſeiner Gemahlin nachblickend, mit einer fürchterlichen Heftigkeit: Ich befehle

dem Fürſten Kourakin, hier zurück zu bleiben! Die Großfürſtin wird ſich des Fürſten Neswitsky jetzt und immer zu ihrer Begleitung bedienen. Er ſoll die Großfürſtin von jetzt an überall umgeben, wo dieſelbe erſcheint. Er ſoll ſie bedienen, ihr aufwarten, ihr Geſellſchaft leiſten, mit ihr ſpazieren gehen und ausfahren, ihr Complimente machen und ſie unterhalten, mit ihr ſchwärmen und mit ihr die deutſchen Reminiscenzen feiern! Mit Einem Wort, ich ernenne den Fürſten Neswitsky hiermit zum officiellen Cicisbeo der Großfürſten, und befehle, daß er als ſolcher reſpectirt werde und auf der Stelle in ſeine Function eintrete!

Die Großfürſtin hatte, ohne noch einmal nach dem Großfürſten umzublicken, ihren Weg fortgeſetzt, und wandte ſich, gedankenvoll und ſinnig ihren Kopf vor ſich nieder neigend, dem Portal des Schloſſes zu. Im ſtolzen Bewußtſein ſeiner neuen, ihm übertragenen Würde ſchritt der Fürſt Neswitsky hinter ihr her, indem er kein Auge von der Prinzeſſin verwandte und jede ihrer Bewegungen nach links oder rechts hin ängſtlich mit ſeinem Körper mitmachte. So zog er, bald langſamer bald raſcher verſchreitend, bald hinter ihr her tänzelnd und geſticulirend, mit der Großfürſtin durch das Portal des Schloſſes ein.

Der Fürſt Kouratin war unbeweglich zur Seite des Großfürſten ſtehen geblieben. Jetzt, als die Großfürſtin in das Schloß zurückgetreten war, begegneten ſich unwillkürlich die Blicke Kouratins mit denen des Großfürſten. Kouratin ſchreckte zuſammen, als er die fürchterliche Wildheit gewahrte, die noch immer in dem ganzen Weſen des Großfürſten zuckte. Dann aber, eine feſte Haltung über ſich gewinnend, trat er vor den Großfürſten hin und ſagte mit einer ſchönen Milde: Ich bitte Euere Kaiſerliche Hoheit, mir die Entlaſſung aus den Dienſten Ihres Hofſtaates zu geben. Meine Geſundheit hat in der letzten Zeit gelitten, und die Aerzte rathen mir, die Bäder in Deutſchland zu beſuchen, was ich denn, mit der Erlaubniß Euerer Kaiſerlichen Hoheit, ſofort und ohne weitere Zögerung ausführen möchte.

Das Ausſehen des jungen kräftigen Mannes konnte nicht gerade dazu dienen, dieſe Bitte zu unterſtützen. Außerdem hatte die Aufwallung des Zorns und der Leidenſchaft in dieſem Augenblick ſeine Wangen hochroth gefärbt, und man konnte kein blühenderes und friſcheres Bild der Geſundheit und Kraft ſchauen.

Paul betrachtete ihn eine Zeit lang von der Seite, ohne ein Wort zu erwiedern. Dann ſagte er, höhniſch

auflachend: Ich begreife, Fürſt, daß Sie an den unaufhörlichen Reminiscenzen der Großfürſtin ſich endlich noch zu einer Reiſe nach Deutſchland begeiſtert haben. Säumen Sie nicht, einpacken zu laſſen, und reiſen Sie getroſt dorthin ab. Sie erhalten mit Vergnügen meine Entlaſſung von den zweifelhaften Dienſten, welche Sie mir bisher geleiſtet haben, und ich bin in der That recht froh, Sie los zu werden. Ich muß es Ihnen aufrichtig ſagen, Sie waren mir hier immer zu elegant in Ihrem ganzen Weſen und in allen Ihren Manieren, Sie waren mir zu ſchön und zu ſtutzerlich angekleidet und ſahen mehr wie ein Kupferſtich aus einem franzöſiſchen Modejournal, denn wie einer meiner ruſſiſchen Fürſten aus. Ich liebe dergleichen gar nicht, ich bin ein guter Nationalruſſe und halte mir die geleckten Modebären mit der ſchmachtenden Schnauze vom Halſe. Adieu denn, mein Lieber!

Kourakin hatte bei dieſer Abfertigung, die ihm zu Theil wurde, eine unwillkürlich zuckende Bewegung mit der Hand gemacht, die faſt ſo ausſah, als wenn der junge Fürſt zu einer Waffe greifen wollte, um eine Beleidigung ſelbſt des Großfürſten von Rußland mannhaft zurückzuweiſen. Aber der Großfürſt hatte ſich

raſch von ihm abgewandt und ſchien den Fürſten Kourakin gar nicht mehr zu bemerken.

Der Fürſt entfernte ſich jetzt ſtumm und ſchweigend mit raſchen ſtürmiſchen Schritten, Als der Großfürſt ſich wieder nach ihm umkehrte, um zu ſehen, ob Kourakin noch nicht vom Platze verſchwunden ſei, war derſelbe ſchon von der Terraſſe heruntergeſtiegen und hatte einen Diener beauftragt, ihm ein geſatteltes Pferd vorzuführen, auf dem er nach Sanct-Petersburg reiten wollte.

IV.

Fräulein Relidow.

Paul hatte ſich jetzt auf eine Bank vor dem Schloſſe niedergeſetzt, auf der er öfter zum Ausruhen Platz zu nehmen pflegte. Iwan Paulowitſch war in einiger Entfernung ihm zur Seite ſtehen geblieben und harrte mit liſtig ſpähenden Augen der Befehle ſeines Herrn.

Paul winkte ihn näher zu ſich heran und ſagte zu ihm: Und was wird aus uns nun werden, mein hochweiſer Iwan Paulowitſch Kontaitzow? Werden auch wir unſern gewohnten Spaziergang aufgeben? Ich meine nicht. Wir werden jetzt Beide mit einander ganz auf unſere eigene Hand ſpazieren gehen. Man muß Alles ausführen, was man ſich einmal vorgeſetzt hat. Nur Weiber und Narren ändern alle

aufbewahrt, und bildete sich tüchtig für die Anschauung des bürgerlichen und gewerblichen Lebens, welche Eigenschaften ihr bekanntlich Leibnitz am meisten nachzurühmen wußte. So verharrten freilich die deutschen Stände auf drei unterschiedenen Bildungsstufen einander gegenüber, und schon durch das Mittel der Sprache war der eine verhindert, von dem andern zu gewinnen, oder mit dem Eigensten, was er auf seinem Boden erzeugte, in das Allgemeine einzulaufen. Diese isolirte Stellung brachte auf der andern Seite auch wieder bizarre Vermischungen hervor. Im Umgangsleben schlugen die verschiedenen Sprachlaute eines und desselben Volkes oft höchst abenteuerlich aneinander. Der ganz einlatinisirte Gelehrte des siebzehnten Jahrhunderts, wenn er die Folianten auf seinem Pult verließ und in das gewöhnliche Leben hinaustrat, konnte nicht leicht drei Worte hintereinander reden, ohne ein lateinisches darunterzumengen, und da er selten Weltmann genug war, um des Französischen mächtig zu sein, so brachte er in seinem Kreise ein verdorbenes latinisirtes Deutsch in Umlauf, das selbst die Frauen in den deutschen Gelehr-

Augenblicke ihre Entſchlüſſe. So komm, Iwan Paulowitſch Koutaitzow, ich will mit Dir ſpazieren gehen. Wir haben die Stunde meines gewöhnlichen Spazierganges ſchon lange genug vorübergehen laſſen.

Damit ſprang der Großfürſt von der Bank auf und ſchickte ſich an, ſeinen Spaziergang jetzt anzutreten, während Iwan Paulowitſch ihm bald zur Seite, bald hinter ihm folgte, und durch ſeine launigen und poſſenhaften Bemerkungen die Stimmung ſeines Herrn wieder aufzufriſchen verſuchte.

Die eingeſchlagene Richtung führte den Großfürſten zuerſt die Terraſſe entlang durch die Lauben, in denen noch kurz zuvor die beiden kleinen Prinzen, Alexander und Conſtantin, unter der Aufſicht ihres Gouverneurs ſo fröhlich und geräuſchvoll geſpielt hatten. Jetzt ſaßen ſie ganz ſtill und traurig in der Laube umher, und der ältere Alexander hatte große Thränen in ſeinen blauen Augen, während Conſtantin trotzig und finſter die Fäuſte ballte und ſeinem Vater nicht wie ſonſt mit luſtiger und ſtürmiſcher Zudringlichkeit entgegen ſprang.

Die Kinder hatten aus der Ferne den ganzen Vorgang beobachtet, der ihre Mutter, die Großfürſtin, ſo eben betroffen hatte, und ſie ſchienen genau zu wiſſen,

was ſich zugetragen hatte. Als der Großfürſt jetzt zu ihnen in die Laube trat, ſtanden ſie nicht auf, ſondern blickten beide ſcheu und traurig vor ſich nieder.

Heut ſollt Ihr mit mir ſpazieren gehen, raſch, Jungen, macht Euch auf, ein braver Kerl, der zuerſt hinter mir iſt! rief der Großfürſt jetzt, indem er durch die Laube hindurch ſchritt und ſeinen Weg fortſetzte. Aber zu ſeinem Erſtaunen bemerkte er Niemanden hinter ſich, als er ſich jetzt nach den beiden Knaben umkehrte, die noch bewegungslos, und ohne ſich von der Stelle zu rühren, in der Laube ſitzen geblieben waren.

Wo bleibt Ihr denn, Ihr närriſchen Jungen? rief er, ihnen mit der Hand winkend. Aber die Kinder ſaßen unbeweglich ſtill, mit trotzigen und ſchmollenden Geſichtern.

Wollt Ihr heut nicht mit mir gehen? fragte der Großfürſt wieder mit einer böſen Stimme und zuckenden Augenbrauen.

Der weichere Alexander begann in laute Thränen auszubrechen. Prinz Conſtantin aber faßte ſich jetzt ein Herz und ſagte, indem er auf derſelben Stelle ſitzen blieb, mit einer trotzigen Stimme: Weil Mama

Großfürſtin heut nicht mitgehen darf, wollen wir auch nicht!

Der Großfürſt lachte und ſchien durch die Drolligkeit dieſer Demonſtration in ſeinem Zorn entwaffnet. Dann ſchickte er ſich an, mit ſeinem getreuen Iwan Paulowitſch den begonnenen Spaziergang fortzuſetzen. Die kleinen Prinzen hatten ſich raſch wieder beruhigt und ihre Spiele in derſelben lärmenden und luſtigen Weiſe fortgeſetzt. Ihre Stimmen klangen fröhlich und laut hinter dem Großfürſten her.

Kinder zu haben iſt auch eine dumme Illuſion! ſagte der Großfürſt nach einer Pauſe, indem er eben mit ſeinem Begleiter und Vertrauten die Terraſſe hinabſchritt, um den Fußſteig, der zu dem gegenüberliegenden Walde führte, zu betreten.

Andere Fürſten ſchätzen ſich glücklich, wenn ihre Nachkommenſchaft reichlich geſichert iſt, wie es der Thron verlangt! bemerkte Iwan Paulowitſch Leutaitzow, der wieder Luſt bekam, politiſche Bemerkungen zu machen und die Weisheit eines Staatsraths zum Beſten zu geben.

Sie ſchritten jetzt in den Wald, der ſie plötzlich mit hohen rieſigen Bäumen umgab und aus ſeinen grünen, dichten Gehägen erfriſchende Düfte zu ihnen

herſandte. Dem Großfürſten begann behaglich zu Muthe zu werden, er liebte den Wald, und die tiefe Einſamkeit, die in demſelben herrſchte, that ihm ſo unendlich wohl, daß er dann oft Alles vergaß, was ihn augenblicklich quälte und bedrückte, und er nicht ſelten in die luſtigſte und ausgelaſſenſte Stimmung gerieth.

Er ſetzte ſeinen Weg durch den Wald fort und ſuchte mit raſchen Schritten die innerſten Vertiefungen und Verſtecke deſſelben zu erreichen, in denen er heimiſch war und oft mehrere Stunden des Tages zu verbringen pflegte.

Jetzt aber gelangte er an einen der vielen Bäche, welche aus dieſem Wald hervorfließen. Mit ſeinem ſcharfen Gehör glaubte er ſchon in der Ferne ein eigenthümliches, plätſchelndes Geräuſch vernommen zu haben, und als er jetzt, von einem kleinen blumenbeſäeten Hügel herab, auf deſſen Spitze er eben die Waldöffnung erreicht hatte, den im Sonnenſchein heiter blitzenden Bach vor ſich liegen ſah, bemerkte er, daß er ſich in ſeiner Wahrnehmung nicht geirrt hatte.

Er ſah eine weibliche Geſtalt, die eben aus dem ſpiegelklaren Bach hervorſtieg, in deſſen Wellen ſie

gebadet hatte. Der Großfürſt ſtand einen Augenblick überraſcht da und brach dann in ein lautes Gelächter aus, welches ſeltſam über den Wald dahinhallte.

Wahrhaftig, ſagte Iwan Paulowitſch, das iſt ja die kleine Marfa Nelidow, die neue Hofdame der Kaiſerin, die ihre ſchlanken Glieder dieſem Bach anvertraut hatte. Das iſt ein luſtiges und wildes Frauenzimmer, dieſe Nelidow, und wenn ſie nicht ſo abſcheulich häßlich wäre, könnte man in der That verſucht ſein, ſie im höchſten Grade für liebenswürdig zu halten. Aber ſehen Sie nur, Kaiſerliche Hoheit, wie garſtig dieſe Perſon iſt, man ſagt nicht zu viel, wenn man ihr das Geſicht eines Affen nachrühmt, in dem Fall, daß man überhaupt noch ſo großmüthig ſein wollte, ihr ein Geſicht zuzugeſtehen, wofür man aber auch nirgends einen Erſatz an ihr findet. Kaiſerliche Hoheit haben ihr vorhin ſchon die Ehre angethan, ganz gehörig über ſie zu lachen, und das iſt in der That Alles, was ſich über die Nelidow ſagen läßt.

Oh, erwiederte Paul, noch immer in das Anſchauen der jungen Dame vertieft, die ſich jetzt wieder anzukleiden begann, ich lache nicht über ihre Häßlichkeit, denn ich begreife nicht, warum man über einen Menſchen lachen ſoll, der häßlich iſt! Ich lachte nur,

weil es mir im Augenblick ſo komiſch erſchienen war, daß der Wald von Paulowsky Nymphen hat, die dem Bach entſteigen und den harmloſen Wanderer zu einem Abenteuer verlocken. Uebrigens kann ich Dir nicht ganz Recht geben, Iwan Paulowitſch Koutaitzow. Ich finde dieſe kleine Nelidow keineswegs ſo abſcheulich. Ich muß Dir ſogar ſagen, ſie gefällt mir gar nicht übel, ja, ſie gefällt mir, beſonders in dieſem Augenblick, wo ſie ſich des Hauptvortheils begeben, dem die meiſten Weiber ſonſt ihre Triumphe verdanken, nämlich des Koſtüms, und ſich nackt und ſchmucklos unſern Augen preisgegeben hat. In der That, ich mußte lachen, dieſelbe Perſon, die ich ſonſt immer, in ſtrengſter Toilette verhüllt, am Hofe der Großfürſtin ſehe, und die mir dann immer höchſt reſpectvoll und züchtig begegnet, nun auf Einmal in dieſer höchſt natürlichen Erſcheinung zu erblicken und mir etwas vorexerciren zu ſehen. Das dreht ſich rund und weiß nach allen Seiten hin und her, das entblödet ſich gar nicht, Einem Dinge zuzukehren, die in der Geſellſchaft ſonſt keinen freien Zutritt haben, und die mit einer allerliebſten Dreiſtigkeit ihr Recht auf uns geltend machen!

Die Nelidow iſt darin gar nicht ſo ſchüchtern, entgegnete Iwan Paulowitſch lachend. Sie würde, auch

wenn ſie Euerer Kaiſerlichen Hoheit nicht gerade als Nymphe im Walde begegnete, auch ſonſt gern dieſe Dinge Ihnen entgegenſtrecken, in wie ſtrenger Toilette ſie auch gerade eingehalten ſein mögen. Denn die Nelidow iſt offenherzig und zutraulich, und ſie theilt gern mit, wenn ſie nur etwas mitzutheilen hätte.

Du ſcheinſt mir gegen das arme Kind ſehr eingenommen, Iwan Paulowitſch, bemerkte der Großfürſt. Gewiß hat ſie Dich ſchon einmal recht wacker ablaufen laſſen, denn ich habe immer gehört, daß ſie ein ſehr anſtändiges und tugendhaftes Mädchen iſt. Laß uns hinuntergehen zu ihr, ich hätte Luſt, ein Wort mit ihr zu reden. Wir werden ihr freilich einen kleinen Schreck einjagen, denn ſie hat ſich, wie wir ſehen, noch nicht ſehr beeilt, wieder vollſtändige Toilette zu machen. Es ſcheint der Mademoiſelle Nelidow ſehr daran gelegen, ſich noch den Buckel etwas in der Sonne zu wärmen, denn während ſie ſich nur um die Beine herum ganz loſe ein wenig zugedeckt hat, ſitzt ſie dort in dem hohen Graſe und ſingt ganz artige und ſchelmiſche Lieder, die verwetterte kleine Hexe.

Eine Hexe iſt die Nelidow gewiß, plauderte Iwan, indem er dem Großfürſten folgte, der jetzt in ſeiner Weiſe in ſtürmiſcher Eile den Hügel hinabrannte. Sie

kamen an einem Pferd vorüber, das im Gebüſch angebunden war.

Es iſt eigentlich ein tolles Frauenzimmer, dieſe Nelidow, ſagte Iwan zum Großfürſten, der beim Anblick dieſes Pferdes ſtutzte. Das iſt das Reitpferd der Nelidow, auf dem ſie den ganzen Tag umhergaloppirt. So, wie heut, macht ſie es faſt jeden Tag. Oft, wenn ſie mit der Frau Großfürſtin Euere Kaiſerliche Hoheit auf der Jagd begleiten mußte und der Zug an einem Bach vorüberführte, blieb ſie mit ihrem Pferde im Gebüſch zurück, warf ihre Kleider ab, ſtürzte ſich jubelnd in das Waſſer und plätſcherte in den Wellen, kaum einige Schritte entfernt von dem Jagdgefolge, das mit ſeinem Halloh und ſeinen Hörnern die Nelidow accompagnirte. Kaum ſind aber zehn Minuten vergangen, ſo erſcheint die Nelidow ſchon wieder auf ihrem Pferde am Saum des Waldes und jagt wie der leibhafte Teufel, daß man ſich vor ihr fürchten könnte, um wieder ihren Platz an der Seite der Großfürſtin einzunehmen. Die Großfürſtin thut dann, als hätte ſie im Getümmel des Jagdzuges die Abweſenheit ihrer wilden Hofdame gar nicht bemerkt, denn die Frau Großfürſtin iſt immer ſehr gnädig gegen die Nelidow, man ſagt, daß ſie dieſe Hofdame

zärtlich liebt und alle ihre Unarten und dummen Streiche ihr hingehen läßt.

Man war jetzt unten an den Ufern des Baches angelangt, als ein fürchterliches Kreiſchen und Schreien ſie empfing, womit die aufgeſcheuchte Hofdame, die den Großfürſten ſogleich bemerkt hatte, ihren Schreck zu erkennen gab. Sie hatte ihren Anzug noch nicht ganz wieder vollendet und befand ſich vielmehr ſtellenweiſe noch in großer Unordnung mit demſelben, ſo daß ſie bis zum Gürtel herab nackt und unbekleidet erſchien. Sie wollte ſich jetzt raſch hinter einer Bildſäule von altem verwitterten Stein verbergen, die hier, aus alten Zeiten her, am Waſſer ſtand, aber Paul war ſchnell und ohne Rückſicht herzugetreten und zog unter lautem Lachen die Nelidow an der Hand aus ihrem Verſteck hervor.

Kommen Sie nur dreiſt hervor, rief der Großfürſt ſcherzend. Sie verbergen ſich umſonſt hinter dieſem heiligen Mann von Stein, Mademoiſelle Nelidow, aber Sie werden doch nicht verlangen, daß man ein Heiliger von Stein bleiben ſoll, wenn man Sie ſo ſieht? In der That, Sie gefallen mir heut außerordentlich, Mademoiſelle Nelidow!

Marfa war zitternd und bebend hervorgetreten und

ſtand, mit hochgeröthetem, vor Scham flammendem Geſicht, die beiden Arme vor der nackten Bruſt übereinandergekreuzt, mit demüthig zur Erde geſenktem Haupt vor dem Großfürſten da. Die große Häßlichkeit ihres Geſichts, die beſonders in der widerwärtigſten Verzerrung der Züge und der gelblichen Schmutzfarbe einer runzeligen Haut beſtand, hatte in dieſem Augenblick der Ueberraſchung und glühendſten Beſchämung faſt in ein milderes Licht überzugehen begonnen. Ihr wildes und bizarres Ausſehen ſchien in einer milden Gluth geſchmolzen, und zugleich waren ihre enthüllten Körperformen ſo weiß und friſch, daß ein unſchuldvolles, faſt liebliches Mädchenbild dazuſtehen ſchien, dem man einen gewiſſen eigenthümlichen Reiz der Erſcheinung nicht abläugnen konnte.

Der Großfürſt fuhr fort, ſie mit einer unabläſſigen und höchſt genauen Aufmerkſamkeit zu betrachten, was die peinliche Verlegenheit, in der ſich die Nelidow ihm gegenüber befand, auf's Aeußerſte vermehrte. Dann ließ er einen fragenden Seitenblick auf Iwan Paulowitſch, ſeinen Vertrauten, fallen, der mit ſeiner Verſchmitztheit dieſen Blick ſehr wohl verſtand und dann dem Großfürſten mit einer eben ſo wichtigen als komiſchen Gebärde einverſtändnißvoll zunickte. Er drückte

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT,T. FN. 02203/006

damit aus, daß die leidenſchaftliche Neigung, welche der Großfürſt in dieſem Augenblick allen Ernſtes für die Nelidow zu faſſen ſchien, ſehr wohl zu begreifen ſei und alle und jede Zuſtimmung verdiene. Denn Iwan Paulowitſch wußte, daß ihm bei allen Schritten ſeines Herrn ein entſchiedenes Recht zuſtand, ſeine Anſichten und ſeine Willensmeinung zu erkennen zu geben, und daß der Großfürſt ſelten etwas that, ohne ſich ſeiner Uebereinſtimmung verſichert halten zu können.

In dieſem Gefühl ſeiner anerkannten Wichtigkeit wagte ſich denn auch Iwan Paulowitſch Koutaitzow jetzt in die Unterhaltung des Großfürſten mit der Nelidow einzumiſchen, wobei er es freilich nicht laſſen konnte, in ſeiner Art wieder einige boshafte Lichter aufzuſetzen.

Ja, ja, ſagte er, indem er ſich mit einer feierlichen Verneigung zu Mademoiſelle Nelidow wandte, Sie haben ſich hier in die rechte Schmiede begeben, denn dieſer Bach, in dem ſich das Fräulein gebadet, bietet, wie hier in der ganzen Umgegend geglaubt wird, den Badenden zugleich ein Schönheitswaſſer dar. Man behauptet allgemein, daß ein Mädchen, welches ſeine Glieder in dieſes Waſſer taucht, ſchön wie eine Göttin

wieder aus demſelben heraustritt. Die Häßliche wird eine verführeriſche Venus, die Buckelige wird die Göttin der Harmonie ſelbſt, wenn ſie ſich in dieſen Bach getaucht haben. Und man ſieht, daß es auf der Stelle geholfen hat, Fräulein Nelidow, obwohl wir geſtehen müſſen, daß Sie es eigentlich gar nicht nöthig hatten, dieſen Bach zu beſteigen, und daß Sie auch ohnedies immer die ſchönſte aller zarſtigen Frauenzimmer geweſen ſein würden.

Marfa Nelidow warf ihm aus ihren dunkeln blitzenden Augen einen vernichtenden Blick zu und kehrte ſich dann verachtungsvoll von ihm ab, indem ſie den Großfürſten, der ihre Hand angelegentlich ergriffen hatte und feſthielt, mit einem reizenden Lächeln anſah, worin die Bitte zu liegen ſchien, daß der Großfürſt ſeinem mächtigen Kammerdiener wegen der eben gethanen Aeußerungen nicht zürnen möge. Denn Paul hatte eben die Hand aufgehoben, um den Iwan Paulowitſch Koutaitzow wegen ſeiner unpaſſenden und höhniſchen Bemerkungen, die er ſich über das Ehrenfräulein der Großfürſtin erlaubt, zu ſchlagen.

Auf dem Geſicht der Nelidow war jetzt eine wunderbare Sanftmuth und Gutmüthigkeit hervorgetreten, deren freundlicher Ausdruck den Zorn des Großfürſten

auf der Stelle entwaffnete. Dann ſagte ſie mit einer ſehr anmuthigen Gebärde: Die Nelidow iſt es gewohnt, von dem Kammerdiener Iwan Paulowitſch verhöhnt und verſpottet zu werden, aber ſie macht ſich nichts daraus, denn ſie iſt weder häßlich noch ſchön, nicht häßlich, weil ſie von ihrer Liebe und Ergebenheit für die Frau Großfürſtin und den Herrn Großfürſten jeden Augenblick einen Glanz der Verſchönerung zurückempfängt und nicht erſt in dieſen Bach zu ſpringen braucht, um dieſes Glückes theilhaftig zu werden. Die Nelidow wird aber auch nie ſchön genug ſein, um dem Vorzuge Ehre machen zu können, den ſie dadurch genießt, daß ſie hier am Hofe des Herrn Großfürſten leben und athmen darf und die getreueſte Magd der himmliſch ſchönen Großfürſtin iſt, für welche ſie gern in ihrem Dienſt bis in den Tod gehen würde! Da die Nelidow alſo nicht ſo häßlich iſt, als ein Narr faſt und argliſtig ſein kann, und da ſie nicht ſo ſchön iſt, als der Narr unverſchämt und tückiſch iſt, ſo neigt ſie in tiefſter Beſcheidenheit ihr Haupt und bittet nur darum, den Narren ungeſtraft laufen zu laſſen.

Nach dieſer Rede, in der ſo viel Schalkheit und Schelmerei mit einem boshaften und pfiffigen Ausdruck ſich miſchten, machte Marfa Nelidow dem Großfürſten

einen höchſt anmuthigen Knix und ſtand, die Arme eng über der Bruſt gekreuzt, mit demüthig geſenktem Haupte vor ihm, wie Eine, die ihren Urtheilsſpruch erwartet, während aus den niedergeſenkten langen Wimpern die feurigen Strahlen ihrer liſtigen koketten Blicke hervorſchoſſen.

Der Großfürſt drückte ſein ſteigendes Wohlgefallen an ihr mit einem mehrmals wiederholten Neigen ſeines Kopfes aus, und dann ſtreichelte er ihr ſchönes ſchwarzes Haar, das wie ein Netz von ſeidenen Flechten ihr um die Schläfen herabhing.

Eine etwas verlegene Rolle, aus der er ſich aber ſogleich wieder zu erheben wußte, hatte inzwiſchen Iwan Paulowitſch Koutaitzow geſpielt. Seine anfängliche Abſicht, den Großfürſten von der beginnenden Neigung für die Nelidow wieder abzubringen, mußte er jetzt für geſcheitert anſehen, obwohl er den Spott zu Hülfe genommen, womit er ſonſt alle Entſchließungen des Großfürſten auf eine ihm ſelten fehlſchlagende Weiſe zu lenken verſtand. Jetzt ſah er an Allem, daß der Großfürſt eine nicht mehr zurückzudrängende Neigung für die Ehrendame ſeiner Gemahlin gefaßt, und je unerwarteter und plötzlicher dieſe Neigung gekommen war, um ſo mehr war anzunehmen, daß der

Großfürſt feſt darauf beharren und ſeinen Willen, der ihn zu bewegen ſchien, unabänderlich zur Geltung bringen werde. Iwan faßte daher ſogleich den Entſchluß, einzulenken und wieder gut zu machen, was er vorhin durch ſein keckes Wort Uebles angerichtet hatte.

Bei Gott und allen Heiligen der ruſſiſchen rechtgläubigen Kirche, begann Iwan jetzt mit vieler Emphaſe, dem armen Iwan Paulowitſch Koutaitzow iſt ein großes Unglück widerfahren, er iſt ſchrecklich mißverſtanden worden und iſt wieder einmal im Begriff, ein Opfer ſeiner ſchlechten Witze zu werden. Aber wie konnte man von mir denken, daß ich die ſchnöde Abſicht gehabt hätte, eine Dame von ſo untadeligem Werth, von ſo hohen Vorzügen, wie Fräulein Nelidow iſt, durch meine nichtsnutzigen Späße beleidigen zu wollen. Fräulein Nelidow iſt ſonſt immer die Schutzpatronin des guten Humors am petersburger Hofe geweſen und man konnte ſich ihre Gunſt erwerben, wenn man einen ordentlichen Einfall hatte, über den ſie nach Herzensluſt lachen ließ. Denn wer lachte ſchöner am ganzen petersburger Hofe, als Marfa Nelidow? Aber es war zugleich gefährlich, in ihrer Gegenwart einen Spaß zu wagen, wie ſich heut an dem unglücklichen Beiſpiel des armen Iwan Paulo-

witſch gezeigt hat. Denn bei dem ſcharfen Verſtand und dem auserleſenen Geiſt, deſſen ſich Fräulein Nelidow nicht minder rühmen kann als ihrer bezaubernden Luſtigkeit, wird man nur ſelten einen Witz machen, der ihr vollkommen gut erſcheint, und dem ſie die Huld erweiſen wird, ihn mit gütiger Nachſicht anzuhören. Aber man weiß zugleich, daß Fräulein Nelidow das ſchönſte und beſte Herz von der Welt hat, daß ihr Gemüth auch ſanft und mild wie Maienregen ſein kann, und holt und labend wie der Flug der Tauben, und darum hofft der unterthänigſte Knecht Iwan Paulowitſch, diesmal noch gnädige Verzeihung zu finden.

Iwan Paulowitſch machte dabei eine ſo tief ernſthafte Gebärde, die mit einem ſo drollig verſtellten Schmerz ſich verband, daß die Nelidow unwillkürlich in ein lautes Lachen ausbrechen mußte.

Auch der Großfürſt vergnügte ſich ſichtlich an dem komiſchen Ausſehen ſeines Lieblings, der jetzt, unter unaufhörlichen Verbeugungen ſowohl gegen ihn ſelbſt, als gegen die Nelidow, das Weſen eines alten verſchmitzten Hofmannes annahm, und eben ſo ängſtlich als kummervoll die Mienen des Großfürſten zu erforſchen ſuchte.

Inzwiſchen hatte die Nelidow raſch den Augenblick benutzt, wo Iwan die Aufmerkſamkeit des Großfürſten von ihr abgelenkt hatte. Ihr Obergewand und ihre Tücher, die bisher noch auf dem Raſen umhergelegen, hatte ſie mit blitzſchneller Geſchwindigkeit aufgehoben und ſich um Hals und Schultern geworfen, ſo daß ſie nun wieder in ganz züchtiger und vollendeter Toilette da ſtand. Dann wandte ſie ſich mit einer ungemein liebenswürdigen Haltung zu dem Großfürſten und bat ihn, daß er jetzt die Gnade haben möchte, ſie zu entlaſſen, weil ſie zum Dienſt der Großfürſtin nach dem Schloſſe zurückkehren müſſe.

Marfa Nelidow wartete aber nicht erſt die gnädige Erlaubniß des Großfürſten ab, ſondern ſie eilte jetzt raſch zu ihrem im Gebüſch angebundenen Pferd hin, band daſſelbe los und ſchwang ſich mit einer wilden Kraft, indem Muth und leidenſchaftliche Entſchloſſenheit hell aus ihren Augen blitzten, in den Sattel.

Auf dem muntern ſchwarzen Pferde ſitzend, das ſchon brauſend mit ihr davonjagen wollte, brachte ſie daſſelbe mit dem kraftvoll ergriffenen Zügel noch einmal zum Stehen und machte gegen den Großfürſten Front, indem ſie mit militairiſchem Gruß die Hand an ihren Strohhut legte und ſich ſo, mit einer unge-

mein kecken und ſchelmiſchen Gebärde, beim Großfürſten verabſchiedete.

Halt, rief Paul, ihrem Pferde in den Zügel fallend, mit froher Laune aus, Marfa Nelidow wird die Güte haben, ſich nicht eher hier von der Stelle zu entfernen, als bis ſie mit ehrlichem Handſchlag gelobt hat, dem Großfürſten künftig eine recht gute Freundin ſein zu wollen und wieder zu ihm zurückzukehren, ſobald er ſie ruft und wohin es auch ſein möchte. Was meint Fräulein Nelidow zu dieſer Bedingung, die mir wahrlich aus dem Herzen kommt und auf deren Erfüllung ich halten werde, koſte es auch, was es wolle. Marfa Nelidow ſoll aber dann in meine Arme zu mir zurückkehren und ſich mir zu eigen geloben mit einem treuen Eid, mit dem ſie mir alle Gewalt über ſich überträgt!

Dieſen Eid für Euere Kaiſerliche Hoheit habe ich ſchon lange geſchworen, entgegnete die Nelidow mit funkelnden Augen, indem ſie die zu ihr hinaufgereichte Hand des Großfürſten mit leidenſchaftlicher Heftigkeit berührte. Es iſt der Huldigungseid, den ganz Rußland längſt für den Großfürſten Paul in ſeinem Herzen trägt und den je eher je lieber die ganze Nation in Ihre Hände ablegen möchte, alſo auch die kleine zarſtige Nelidow, die es nie verſtanden hat, ihre Ge-

fühle zu verbergen und ihr Herz zu unterdrücken, ihr armes dummes Herz, das so gern dem Großfürsten huldigen möchte!

Sie gab dabei ihrem Pferde plötzlich einen heftigen Ruck mit dem Zügel, wodurch sie es, ehe der Großfürst sich dessen versehen konnte, herumriß, um jetzt ohne längeres Säumen den Rückweg anzutreten. Sie war jetzt mit Blitzesschnelle davongesprengt und im Waldpfade entschwunden, aber der letzte Gruß, den sie aus ihren Augen dem Großfürsten gespendet, war so bedeutungsvoll und vielsagend gewesen, daß Paul, den die letzten Worte der Nelidow überhaupt betroffen und nachdenkend gemacht hatten, jetzt ganz in sich versunken stehen blieb und träumerisch zur Erde niederstarrte.

Iwan Paulewitsch, der sich inzwischen damit belustigte, Steine vom Ufer aus in das Wasser zu werfen und dieselben in den von der Sonne leuchtenden Wellen schimmern und blitzen zu lassen, wagte es jetzt, seinen Herrn wieder zur Beachtung der Gegenwart zurückzurufen, indem er, scheinbar aus Versehen, ganz in der unmittelbaren Nähe des Großfürsten einen sehr gewaltigen Stein in den Bach warf, was nicht nur ein lautes Geräusch verursachte, sondern auch das Wasser hoch emporspritzen machte und den Großfürsten

ſowohl im Geſicht, wie auch an ſeinen Kleidern ſtark benetzte.

Paul fuhr zornig aus ſeinem Sinnen empor, in welches ihn die liſtigen und zweideutigen Hindeutungen der Nelidow verſetzt hatten. Denn der Gedanke, daß die ganze Nation der Ruſſen auf ihn hoffe und ihm ungeduldig entgegenharre, war für ihn ſtets ein ſehr verlockender geweſen. In dieſem Punct lag ſein geheimſtes Leben verborgen und es erſchreckte ihn oft ſelbſt, wenn er plötzlich daran rührte und dabei die innerſten Gedanken des Großfürſten an das helle Tageslicht ziehen wollte.

Dabei hatte die Erſcheinung der Nelidow einen ſehr angenehmen Eindruck in ihm hinterlaſſen, und er kehrte wieder zu ihrem eigenthümlichen Bilde zurück, als er ſich jetzt durch ſeinen Diener ſo muthwillig aus ſeinen Gedanken erweckt ſah.

Und Du findeſt wirklich die kleine Nelidow ſo häßlich? fragte er jetzt den Iwan Pawlowitſch Kutaitzow, indem er aus ſeinen Träumen emporfuhr und wieder im Begriff ſtand, ſich das eben Erlebte ins Gedächtniß zurückzurufen.

Ich für meine Perſon bin wohl am meiſten geneigt, der Kleinen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen,

tenfamilien anſtreckte, und ſo auch den geſelligen weiblichen Einfluß auf die Mutterſprache auf dieſer Seite verdarb. Dagegen war der Bürger, wenn er über ſeinen Stand hinaus gebildet und vornehm erſcheinen wollte, thöricht genug, ſich in ſeiner Umgangsſprache mit franzöſiſchen Brocken zu ſchmücken, die er ſich lappenweiſe, wie er ſie gerade erhaſcht hatte, anheftete. So kam von dieſer Seite ein franzöſirtes Deutſch in den Redeverkehr, das die Geſchmackloſigkeit des Zeitalters ebenſo widerwärtig abſpiegelte. Die Sprache des Adels gewann daher ſchon durch ihr einheitliches und beſtimmtes Element den Anſchein höherer Bildung und edleren Geſchmacks für ſich, und wie es in dieſem Stande der Fall iſt, daß die Befriedigung in der Form das Intereſſe des Inhalts an Wichtigkeit überbietet, ſo that man ſich mit der erborgten Gewandtheit und Eleganz des Ausdrucks ein Genüge, ohne die innere Nationalzerſplitterung dabei zu empfinden. Hervorragend und einzig iſt die Mittelſtellung Leibnitzens in den Verhältniſſen dieſes Jahrhunderts. Als Weltmann war er der Sprache der höheren Stände mächtig, als Gelehrter beherrſchte er die klaſſiſchen

erwiederte Iwan mit der ehrlichſten Miene von der Welt. Nicht ich, ſondern die ganze Welt nannte ſie ſtets die häßliche Nelidow. Wer wird aber der ganzen Welt Glauben ſchenken? Dies kann wenigſtens den Einzelnen nicht hindern, doch manchen eminenten Reiz an ihr zu entdecken.

Du haſt Recht, Iwan, ſagte der Großfürſt faſt freudig. Du biſt doch wahrlich ein grundgeſcheidter Burſch und gewinnſt Dir meine Sympathie für Dich immer von Neuem. Und ſage ſelbſt, Iwan Paulewitſch, iſt es denn ſo übel, häßlich zu ſein? Bin ich nicht auch von der Welt als der häßlichſte Mann verurtheilt, den ſie je geſehen haben will? Es lebe die Häßlichkeit, Iwan Paulewitſch Kontaizow! Was bei der infamen Schönheit herauskommt, haben wir ſattſam geſehen. Du biſt mein Freund und kennſt mich, Du weißt, Iwan, daß ich mir nicht viel daraus gemacht habe, ſchöne Weiber zu beſitzen. Die jetzige Großfürſtin iſt ſehr ſchön, es iſt wahr, aber ich haſſe bereits dieſe regelmäßige, glatte, ewig lächelnde Schönheit, bei der mir zu Muthe wird, wie den jungen Katzen, die jämmerlich nieſen müſſen, wenn ſie fortwährend in die Sonne ſehen! Ich habe wahrhaftig jetzt Langweile und Pein genug ausgeſtanden und ſehne

mich einmal nach etwas Anderem, als nach dem regelmäßigen Marmorbild, das ewig feierlich und festlich aussieht und immer mit lauter Herrlichkeit und Pracht um sich wirft.

Ei, erwiederte Iwan Paulowitsch nach einigem Besinnen und mit einer pfiffigen Miene, die Frau Großfürstin würde doch wohl einige Vorzüge vor dieser Nelidow behaupten können. Die Großfürstin Maria Feodorowna hat mich zwar nie begünstigt, aber für mich armen kleinen Kerl ist es schon eine Ehre, wenn eine Großfürstin mich nicht leiden kann oder mir vor dem übrigen Hofgesindel eine Zurechtweisung ertheilt, wie mir dies unaufhörlich geschieht. Aber meiner Treu, die Großfürstin ist doch immer schön, sie ist eine hohe liebenswürdige Frau, sie ist klug, sie ist fruchtbar, denn eifriger und prompter hat man noch keine Großfürstin gesehen, um dem Staate Kinder zu gebären und die Dynastie des hohen Kaiserhauses zu sichern.

Iwan Paulowitsch, dessen kleine Augen jetzt von Bosheit und Tücke schimmerten, sagte dies offenbar nur in der wohlberechneten Absicht, durch ein solches der Großfürstin gespendetes Lob, das, wie er wußte, dem Großfürsten nur sehr unangenehm in die Ohren fiel, die Verstimmung desselben gegen Maria Feodo-

rowna noch mehr zu reizen und der Großfürstin, die nie ſeine Gönnerin geweſen war, gerade in dieſem Augenblick zu ſchaden. Sein Mittel hatte auch bereits gewirkt, denn ein fürchterlicher Zornausbruch ſtand in glühenden Farben auf dem gelben, runzeligen Geſicht des Großfürſten.

Du fährſt fort, mir von lauter unangenehmen Dingen zu ſprechen, Burſch, ſagte Paul, indem er ſeinen Kammerdiener heftig am Ohr zupfte. Fruchtbar? Nun ja, darüber freue ſich der Schuſter, wenn Alles ſo hübſch regelmäßig nach dem Leiſten vor ſich geht. Ein ruſſiſcher Großfürſt, der befehlen und gebieten kann, macht ſich nicht von ſolchen Launen der Weiber abhängig. Fruchtbar? Wenn die Dynaſtie einen Nachfolger haben ſoll auf dem Thron, dann wird zur rechten Zeit einer da ſein, man verlaſſe ſich darauf. Es bedarf dazu dieſer übertriebenen Eile und ſogenannten Fruchtbarkeit nicht, denn was heißt Fruchtbarkeit, was in aller Welt heißt Fruchtbarkeit? Es iſt mir gar nicht angenehm, daß man immer auf der Stelle eine Quittung erhält über das, was man gethan hat oder vielleicht auch nicht gethan hat. Ich haſſe einmal die allzu große Regelmäßigkeit in allen Dingen. Und das iſt es ja gerade, was die Häßlichkeit für ſich hat, daß

ſie dem Geſetz der Unregelmäßigkeit folgt. Es lebe die Häßlichkeit, Iwan!

Der Großfürſt machte jetzt wieder ſein philoſophiſches Geſicht, mit dem er öfter ſeine ſeltſamen Grübeleien begleitete. Dann ſchickte er ſich an, ſeinen Spaziergang fortzuſetzen, indem ihm Iwan Paulowitſch Koutaizow, mit der größten Aufmerkſamkeit für jede Miene und Bewegung ſeines Herrn, zur Seite folgte.

Nach einiger Zeit ſagte Iwan mit poſſirlichem Ernſt, als ſie zuſammen in das Dickicht des Waldes eintraten: Die kleine Nelidow iſt in der That ſehr geeignet, Euere Kaiſerliche Hoheit zu unterhalten, und dann werde ich mich auch nie wieder unterſtehen, zu ſagen, daß die Nelidow häßlich iſt! Die Nelidow wird auch immer ſchöner werden, davon bin ich überzeugt, denn der Zauber der häßlichen Weiber beſteht darin, daß ſie immer ſchöner werden, während die Schönen oft von Tag zu Tag garſtiger werden. Darf ich der Nelidow ſagen, daß Euere Kaiſerliche Hoheit nicht blind für die Vorzüge des liebenswürdigſten, klügſten und pikanteſten Mädchens geblieben ſind?

Der Großfürſt nickte raſch mit dem Kopfe und ſagte: Du ſollſt mit der Führung der Unterhandlungen betraut werden, Iwan. Glaubſt Du aber, daß ſie

künftig die Ehrendame der Großfürstin bleiben kann? Es wäre mir lieb, wenn Du darüber gleich ganz bestimmte Festsetzungen treffen könntest, denn Du bist einmal mein diplomatischer und politischer Kopf und ich verlasse mich in Allem am liebsten auf Dich!

Ganz gewiß wird die Nelidow die Ehrendame der Frau Großfürstin bleiben, versicherte Iwan mit einer gewissen Treuherzigkeit. Sie ist der Frau Großfürstin unentbehrlich geworden und diese wird sie unter keinen Umständen von sich lassen wollen. Auch ist die Frau Großfürstin selbst noch klüger als die Nelidow. Sie wird nie bemerken, was sie nicht gerade bemerken soll. Die Nelidow wird dem Großfürsten nicht nur eine sehr ergebene und zärtliche Freundin werden, sondern sie wird auch von der Frau Großfürstin in keiner Weise gehindert sein, den Befehlen Euerer Kaiserlichen Hoheit zu gehorchen.

Nun gut, sagte der Großfürst nach einigem Besinnen, es wird also Alles gut gehen, wie ich es wünsche, und ich will nicht läugnen, daß die Großfürstin sich immer sehr gefällig und freundlich gegen mich bewiesen hat. Ich habe mich auch in keiner Weise über sie zu beklagen, und wenn sie nicht in meinen Augen das Unglück hätte, eine so regelmäßige und

glatte Schönheit zu ſein, würde ich ſie für ganz untadelhaft und fehlerfrei erklären müſſen. Ihre große Güte rührt mich öfters, wenn mich die zu große Regelmäßigkeit und Glätte in ihrer ganzen Erſcheinung verſtimmt. Schon als Kind hatte ich immer unwiderſtehliche Luſt, einen Stein in den See zu werfen, um ihn zu trüben, wenn er ſo in ganz regelmäßigem Wellenſpiel ſtill in der Sonne lag. Alſo ſprechen wir nicht mehr davon, Iwan Paulowitſch Koutaizow. Du wirſt Alles ſo einrichten, wie es am beſten paſſend iſt, denn Du weißt, was ich will, und Du kennſt die Verhältniſſe!

V.

Die Rückkehr der Czarin.

In dieſem Augenblick ſahen ſich die beiden Spaziergänger von einem Boten eingeholt, der ſchon ſeit einiger Zeit eilends und athemlos hinter ihnen durch den Wald gekommen war, um ſie zu treffen und, wie es ſchien, eine wichtige Botſchaft an den Großfürſten zu bringen.

Es war die dringliche Meldung, daß ſoeben ein Courier aus Petersburg auf dem Schloſſe in Paulowsky angelangt ſei, der die Meldung von der unerwartet erfolgten Rückkehr der Czarin von ihrer Reiſe überbracht und damit den Befehl Katharina's an den Großfürſten und die Großfürſtin ausgeführt hatte, die Czarin mit ihrem Beſuch zu erfreuen und auf der Stelle in Petersburg vor ihr zu erſcheinen.

Paul ſchickte ſich auf dieſe Nachricht ſogleich zur Rückkehr nach Paulowsky an und verdoppelte die Eile ſeiner Schritte, in ſeiner Ungeduld es heftig verwünſchend, daß er ſich in dieſem Augenblick ohne Pferd befand und nicht raſcher nach dem Schloſſe, von dem er ſich ziemlich weit entfernt hatte, zurückkommen konnte.

Was hilft Euerer Kaiſerlichen Hoheit dieſe große Eile? bemerkte Iwan Paulowitſch nach einiger Zeit, nachdem er mit ziemlicher Anſtrengung und Mühe verſucht hatte, mit dem ſtürmiſch forteilenden Großfürſten gleichen Schritt zu halten und nun einen Augenblick zurückbleiben mußte.

Ich bin begierig, zu vernehmen, was in Mohilew vorgefallen iſt, erwiederte der Großfürſt, indem er unaufhörlich vorwärts ſchritt. Ich bin neugierig zu erfahren, was die Czarin in Mohilew ausgerichtet hat und warum ihre Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Joſeph von Oeſterreich dort ſo früh abgebrochen wurde? Denn obwohl ich in der Politik der Czarin nichts zu ſagen habe, ſo bin ich doch um ſo mehr auf meiner Huth, mich über Alles zu orientiren, was geſchieht. Auch hat die Czarin unſeren Beſuch ſogleich befohlen und die ſoldatenmäßige Pünktlichkeit liegt mir einmal in den Gliedern.

Pünktlich werden wir aber diesmal doch nicht sein können, erwiederte Iwan Paulowitsch, indem er sich von Neuem neben dem Großfürsten in Bewegung setzte. Die Frau Großfürstin ist ja auf zwölf Stunden in Arrest gebracht, und ehe diese zwölf Stunden abgesessen sein werden, wird doch nicht daran zu denken sein, daß der Herr Großfürst reist, da die Frau Großfürstin ebenfalls zur Czarin nach Petersburg befohlen ist.

Iwan schlug dabei ein muthwilliges Gelächter auf, das fast wie aus dem Munde eines jungen übermüthigen Mädchens klang. Der Großfürst stutzte bei dieser Erinnerung, die ihn augenblicklich zu verdrießen schien, und nagte mit einer wüthenden Miene an seiner Unterlippe. Dann sagte er: Halbmond-Kalb, ich hätte wohl Lust, Dir einmal die Ohren etwas zu kürzen mit meinem Jagdmesser, denn Du fängst mir an ein zu tölpischer Gesell zu werden, den man stutzen muß!

Nur nicht an den Ohren, Kaiserliche Hoheit, entgegnete Iwan, indem er sich in seiner schelmischen Manier ungemein kläglich anstellte. Und meine Ohren sind doch zu etwas gut, sie haben wenigstens jetzt bereits den Schlag der Mühle vernommen, welche sich dort hinter dem Bach befindet und die gerade zehn

Minuten Weges von Paulowsky entfernt ist, woraus denn zu unserem Trost hervorgeht, daß wir diesen beschwerlichen Rückweg, den wir über Hals und Kopf antreten mußten, nun bald beendigt haben werden!

In diesem Augenblick stand man vor dem Schlosse von Paulowsky. Der Großfürst begab sich jetzt mit der größten Eile die Marmortreppe hinauf, gefolgt von Iwan, der nun sogleich errieth, wen der Großfürst zuerst im Hause aufsuchen wollte, und sein jederzeit richtiger Instinct täuschte ihn auch diesmal nicht.

Es war ein abgelegenes, im Entresol des Schlosses befindliches Zimmer, in welchem die Großfürstin Maria Feodorowna zur Abhaltung des ihr auferlegten Arrestes eingeschlossen war. Eine tiefe Stille herrschte auf dem öden einsamen Corridor, und die eilenden stürmischen Schritte des Großfürsten tönten in einem fast schauerlichen Wiederhall durch die Gänge des Schlosses.

Als man sich dem Zimmer näherte, in welchem die Großfürstin sich befand, brach der muntere Iwan Paulowitsch Koutaitzow, der das Privilegium zu allen tollen Streichen zu haben schien, schon von fern in ein lautes schallendes Gelächter aus. Den Grund davon erkannte man sogleich, als man jetzt den alten Fürsten

Formen, als Patriot schrieb er für die heimathliche Pflege und Ausbildung der Muttersprache. Er gab der Wissenschaft zuerst eine Stellung zur großen Welt, zum Adel und den Höfen, indem er die Werke seiner Philosophie und Forschung nicht bloß lateinisch reden ließ, sondern auch durch die französische Sprache jenen Kreisen der Gesellschaft annäherte. So zeigt er sich, wie jedes Genie, beherrscht und beherrschend, befangen und vermittelnd zugleich in den Einflüssen seiner Zeit, und stellt eben dadurch die ganze Eigenheit ihrer Richtungen unter dem höchsten Gesichtspunkt an sich dar.

Die Sprachmengerei führte der deutschen Sprache zwar manche neue und prägnante Wortgebilde zu, deren sie noch heut sich nicht entschlagen kann, aber das Verderben, welches namentlich die Französirung unseres Idioms anrichtete, ist größer anzuschlagen, als die Bereicherung, die ihm dabei widerfuhr. Die deutschen Endungen, statt kräftiger und gewichtiger um die Wurzel herum auszuschlagen, schwemmten sich unter diesen Einflüssen immer mehr ab, und verhallten in die stumme Auslautung der französischen Sylben. Das deutsche

Reswitsky erblickte, der sich gegenüber von der Thür auf dem Fußboden gelagert hatte und, halb aufgerichtet, sitzend, wie im Kriegslager am Wachtfeuer, den Eingang mit der Breite seines Rückens deckte.

Was macht Ihr hier, Reswitsky? fragte Paul in dem höchsten Erstaunen, indem er in seinem Ungestüm den Fürsten ein wenig auf die Seite stieß.

Ich habe die Ehre, den Auftrag Euerer Kaiserlichen Hoheit auf das Pünktlichste zu vollführen, ächzte der arme Fürst, indem er sich mühsam wieder ins Gleichgewicht zu bringen suchte und dann mit einiger Anstrengung aufstand, um dem Großfürsten die tiefste und förmlichste Reverenz zu machen.

Ihr habt die Großfürstin recht gut bewacht, sehe ich, sagte der Großfürst, der sich jetzt an dem halb ängstlichen, halb wichtig thuenden Aussehen des Fürsten zu ergötzen anfing. Es ist gewiß Niemand bei der Großfürstin aus- und eingegangen, denn er hätte sonst den Fürsten Reswitsky über den Haufen rennen müssen, und das würde mein guter Fürst gemerkt haben, ich zweifele gar nicht daran. Reswitsky war von jeher ein guter Artillerist, und ich denke ihm einst das Ober-Commando über alle russischen Festungen anzuvertrauen.

Wenn der efficielle Cicisbeo der Frau Großfürſtin nicht inzwiſchen ein wenig geſchlummert hat, ſo iſt gewiß noch Alles ſicher, rief Iwan Paulowitſch mit ſeiner luſtigen, neckenden Stimme. Es müßte denn Jemand im Fluge über ihn hinweggeſtiegen ſein, und das könnte nur die kleine Nelidow, die wie ein Gemsbock ſpringt, gewagt haben, denn wahrhaftig, Kaiſerliche Hoheit, es iſt die tiefe, kräftige Stimme der kleinen Nelidow, welche da eben drinnen im Zimmer bei der Frau Großfürſtin ertönt und zu uns heraus dringt.

Nimmermehr! rief Fürſt Reswitsky mit vieler Würde, indem er dem muthwilligen Iwan Paulowitſch verachtungsvoll den Rücken zuwendete. Man nimmt ſich heraus, Gelbſchnabel zu ſein, wenn man einmal für ſeine dummen Späße, die gerade zur rechten Zeit eintraten, gelobt worden iſt, aber man halte den Mund, wo es ſich um große wichtige Dinge handelt, wie hier. Denn man wird einem Manne, wie dem Fürſten Reswitsky, dem einſt das Ober-Commando ſämmtlicher ruſſiſcher Feſtungen anvertrauet werden ſoll, nicht nachſagen dürfen, daß ein einfältiges junges Frauenzimmer, ohne daß er es weiß und will, über ihn hinweggeſtiegen ſei.

Das Fräulein Nelidow nennen Sie ein einfältiges junges Frauenzimmer? fragte Iwan mit einer spöttiſchen Gebärde. Ei, dann kann ich Ihren Gelbſchnabel getroſt einſtecken, denn wenn man einen Glanzſtern, wie Fräulein Nelidow, zu verdunkeln und mit ſchmählichen Worten herabzuziehen wagt, dann iſt Iwan Paulowitſch Koutaizow gewiſſermaßen für vogelfrei zu erachten und zieht ſich beſcheiden in den Staub zurück.

Er machte dabei dem Fürſten Reswitsky eine komiſche Verbeugung und ſah mit einem ſchelmiſchen Seitenblick zu dem Großfürſten hinüber, der ſich ſichtlich über den Fürſten zu ärgern ſchien.

Der Fürſt Reswitsky, ſagte der Großfürſt dann mit heftigem Unmuth, hätte beſſer gethan, auf dem ihm übertragenen Poſten wachſam zu bleiben, als daß er ſich jetzt unberufener Weiſe herausnimmt, eine Dame von ſo untadelhaftem Werth, wie Fräulein Nelidow, und einen Ehrenmann in meinem Dienſt, den trefflichen Iwan Paulowitſch Koutaizow, mit ſolchen vorlauten Bemerkungen in meiner Gegenwart zu kränken!

Der Fürſt ſtand wie angedonnert von dieſem ihm widerfahrenen Verweis und machte ein dummes Geſicht, durch das ſich ein höchſt erſtauntes, faſt liebenswürdiges

Lächeln schlich. Sein Erstaunen stieg, als der Großfürst jetzt, der weiteren Verhandlungen überdrüssig, mit einem Fußtritt die Thür aufstieß, welche in das gegenwärtige Aufenthaltszimmer der Großfürstin Maria Feodorowna führte.

Aus dem Zimmer ertönte ein leiser Aufschrei, dem aber zu gleicher Zeit von anderer Stimme ein starkes, muthwilliges Gelächter folgte. Die lachende Stimme gehörte der Nelidow, die jetzt zur Thür herbeisprang und laut und verwundert nach der Ursache dieser plötzlichen Unterbrechung fragte. Als sie jetzt den Großfürsten erkannte, verstummte ihr Lachen und sie blieb mit einem wahren Schreckensausdruck in der Mitte des Zimmers vor ihm stehen, indem sie ihn mit einer ceremoniösen Verbeugung bewillkommnete.

Euere Kaiserliche Hoheit sprengen unsere Kerker thür? fragte die Nelidow dann mit dem liebenswürdigsten Ausdruck ihrer tiefen, klangvollen Stimme.

Sagen Sie mir erst, wie es Ihnen gelungen war, in diesen Kerker hineinzuschlüpfen? erwiederte der Großfürst mit einem Gemisch von ernstem und scherzenden Ausdruck, indem er der Großfürstin, die sich bei seinem Eintritt rasch vom Fenster erhoben, mit einer Gebärde einen förmlichen Gruß zuwinkte.

Die Nelidow war dunkelroth geworden, als der Großfürſt ſie jetzt bei der an ſie gerichteten Frage mit einer lächelnden Vertraulichkeit anblickte. Dann ſagte ſie, verlegen ihre Blicke niederſchlagend, indem ſie ſich in ihrer Haltung halb zu der jetzt näher herangetretenen Großfürſtin wandte: Ich konnte meine Sehnſucht nicht unterdrücken, die Frau Großfürſtin zu ſehen, die ich allein wußte und die meiner Dienſte entbehrte, die gewohnt iſt, ſo manchen Dienſt nur von mir anzunehmen. Aber es war ſchwer, zur Frau Großfürſtin zu gelangen, die ſich nicht in ihren gewöhnlichen Gemächern aufhielt. Nachdem ich zuletzt das Zimmer, in dem ſie war, ausgekundſchaftet, traten mir noch größere Schwierigkeiten in den Weg. Der Fürſt Neswitsky lag querüber vor der Thür und ſchlief. Er ſchnarchte ſo entſetzlich, daß ich mich zu fürchten begann und nicht wagte, ihn zu wecken und um Einlaß zu bitten. Da kam ich auf den Einfall, über ihn hinwegzuſpringen, um zu meiner geliebten und angebeteten Großfürſtin zu gelangen. Er ſchnarchte am fürchterlichſten, als ich gerade über ſeinem Rücken ſchwebte, um über ihn hinwegzuſetzen. Mir war zu Muthe, wie einem Vogel, der ſich über einem Wallfiſch ſchaukelt. Und nun war ich hinüber und er hatte mich gar nicht

wahrgenommen. Auf die Gnade des Großfürsten bauend, ſchlüpfte ich in das Gemach, in welches mein Herz und meine Pflicht mich zogen. Und wie glücklich war ich, die Frau Großfürſtin freute ſich, als ſie mich ſah, und reichte mir die liebe ſchöne Hand, die ich küſſen durfte.

Sie machte dabei mit einem allerliebſten Knix ihre Verbeugung gegen die Großfürſtin, die ihr mit lächelndem Wohlgefallen zuſah und ſich an ihren luſtigen und kecken Gebärden zu ergötzen ſchien.

Inzwiſchen hatte ſich Iwan dem alten Fürſten Neswitsky von der Seite genähert und ſtieß ihn an, indem er mit einem ungemein drolligen Ausdruck das beſtürzte und beſchämte Geſicht des Fürſten betrachtete.

Seht Ihr wohl, Herr Fürſt, ſagte er ſpöttend zu ihm, das einfältige junge Frauenzimmer iſt doch nicht ſo dumm geweſen, um nicht über den Feſtungs-Commandanten hinwegſetzen zu können. Der hübſche Vogel ſchaukelte ſich nur einen Augenblick über dem Wallfiſchbauch und dann iſt er in die Feſtung hineingeſchlüpft, und der wachſame Herr Feſtungs-Commandant iſt jetzt außer ſich vor Verwunderung, daß er nicht wenigſtens durch ſein ſchreckliches Schnarchen jeden Eindringling zurückſcheuchen konnte. Und darf der

Gelbſchnabel nicht dem Herrn Feſtungs-Commandanten einen Rath geben? Verlaſſen Sich der Herr Feſtungs-Commandant doch nicht mehr auf Ihr Schnarchen, denn den rechten Vogel ſchreckt das doch nicht zurück, und wahrhaftig, die Fräulein Nelidow iſt jetzt der rechte Vogel!

Der Großfürſt, der dieſe Worte des Iwan Paulowitſch Koutaitzow gehört hatte, brach darüber in ein unwillkürliches Lachen aus und verſäumte deshalb, der Großfürſtin, die ihm jetzt vom Fenſter her entgegentrat und ihn freundlich begrüßte, ein ſo böſes Geſicht zu machen, als es eigentlich in ſeinem Vorſatz gelegen hatte.

Maria Feodorowna näherte ſich mit ihrer ganzen Liebenswürdigkeit ihrem Gemahl und in dem Ausdruck ihres ſchönen und klaren Antlitzes lag Nichts, was einer Verſtimmung gegen den Großfürſten hätte ähnlich ſehen können. Wie ſie immer gewohnt war, jede Kränkung, die ihr widerfuhr, ſogleich zu vergeſſen und ihr eine unverändert liebenswürdige Unbefangenheit entgegenzuſetzen, ſo ſtrahlte ſie auch jetzt nur von Anmuth und Freundlichkeit, indem ſie zu dem Großfürſten herantrat und ſeine Hand ergriff.

Ich bitte Sie, mein Gemahl, ſagte ſie mit ihrer

klangvollen, immer herzlich tönenden Stimme, daß Sie weder dem guten Fürsten Neswitsky, noch meiner lieben kleinen Nelidow zürnen wollen. Beide haben gewiß nicht in der Absicht gefehlt, ungehorsam zu sein. Der Fürst hat es nicht der Mühe für werth gefunden, mich zu bewachen, denn er weiß, daß ich mich selbst am besten bewachen kann. Und die Nelidow ist lieb und treu, ich kann sie der Gnade Eurer Kaiserlichen Hoheit nicht dringend genug empfehlen, und sie ist mir aus einer Dienerin schon eine Freundin geworden, die ich vermisse, wenn ich sie nicht in meiner Nähe haben darf.

Den Großfürsten versetzte es fast in eine Verlegenheit, als er jetzt die eifrige Empfehlung der Nelidow vernahm, welche die Großfürstin an ihn richtete. Er warf einen scheuen, mißtrauischen Blick auf seine Gemahlin, um deren eigentliche Gesinnung zu erforschen, weil er besorgte, daß die Großfürstin bereits von seinen Absichten unterrichtet sein könne und deshalb mit einiger Ironie, die ihr sonst wohl nicht ganz fremd war, das Gespräch auf die Nelidow gelenkt hatte. Aber Maria sah ihn jetzt mit einem so treuherzigen und guten Ausdruck an, ihr Gesicht war so friedlich und gütig, wie immer, und er konnte nicht glauben, daß sie etwas

Anderes bezweckt, als ihm in der That die Verdienste der Nelidow zu empfehlen.

Den milden freundlichen Worten der Großfürstin hatte er jedoch diesmal nicht ganz widerstehen können. Wenn sie sein Gemüth und seine Absichten nicht umzuschmelzen vermochten, so verbesserten sie doch in diesem Augenblick seine Stimmung gegen die Großfürstin und gaben ihm fast ein höfliches und rücksichtsvolles Wesen, als er jetzt vor die Großfürstin hintrat, um ihr die Eröffnungen zu machen, die ihn eigentlich hergeführt hatten.

Ich muß bitten, sogleich die Reise nach Petersburg mit mir anzutreten, begann er mit keinem ganz so sichern Wesen, als ihm sonst eigen war. Ihre Majestät die Czarin ist soeben wieder nach ihrer Residenz zurückgekehrt und befiehlt uns, ihr noch heut in Petersburg unsere Aufwartung zu machen. Wir werden also auf der Stelle abreisen, der Wagen wird sogleich vorfahren, und ich bitte die Frau Großfürstin, sich zum sofortigen Einsteigen bereit zu halten. Was Fräulein Nelidow anbetrifft, so soll sie mit nach Petersburg fahren, damit die Frau Großfürstin ihre Lieblingsbedienung nicht entbehre!

Ei, mein Gemahl, entgegnete die Großfürstin mit

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.

3-598-52006-9
FN. 02248/651

Wort wurde erſtickt unter dem franzöſiſchen Schwall obligater Redensarten, und ſelbſt der Periodenbau ſtutzte ſich mit galliſcher Spitzzüngigkeit zu. Wie aber dieſe Sprachmengerei ſelbſt die Noten zu einer myſtiſchen Speculation abgeben konnte, zeigt die philoſophiſche Proſa Jacob Böhme's, des wunderlichen Philosophus teutonicus, der noch zum Theil in das ſechzehnte Jahrhundert fällt, aber auch die Kennzeichen des ſiebzehnten, in das er hineinlebte, an ſich trägt. Daß Jacob Böhme ein Schuſter war, erſcheint ebenſo einflußreich für ſeine Philoſophie und deren Sprache, als für Leibnitz, daß er ein Weltmann war. Als Schuſter ſchrieb Jacob Böhme Deutſch, die Sprache der Demokratie, aber er konnte ſich zugleich nicht enthalten, in ſeinen Gedankenoffenbarungen nach der Sprache der Gelehrten und Weltleute da draußen zu hören. Was ihm von ihren fremden Ausdrücken in die Ohren tönte, oder aus Büchern an ihm haften blieb, geſtaltete ſich in ſeinem nach Form ringenden Geiſte zu einer eigenen Bedeutſamkeit. Fremdländiſche, beſonders lateiniſche Wörter, die er nicht verſtand oder ſich nicht zu zerlegen wußte, wurden

einem lieblichen ſcherzhaften Zug im Geſicht, die Rückkehr der allergnädigſten Czarin, der ich mich ſo aufrichtig entgegenfreue, ſetzt uns doch diesmal in eine nicht geringe Verlegenheit. Denn ich befinde mich ja noch im Arreſt, wie ſoll das werden? Auf zwölf Stunden bin ich in den Arreſt geſetzt und ich werde in der That nicht eher abreiſen können, als bis mir erſt der Reſt meiner Strafe ausdrücklich in Gnaden erlaſſen worden iſt.

Maria blickte ihn bei dieſen Worten mit einer wahrhaft zärtlichen Innigkeit an und bohrte ihre glänzenden blauen Augen tief in die ſeinigen, um auf dem Grunde derſelben einen Funken von der Neigung zu treffen, welche ſie ſelbſt in einem ſo unverkennbaren Ausdruck dem Großfürſten entgegentrug. Aber Paul ſchlug die Augen nieder, ſein Geſicht hatte ſich verfinſtert und er ſchien mit einer augenblicklichen Verlegenheit zu kämpfen, die ihn bei den herzlich geſprochenen Worten der Großfürſtin befallen und welche er jetzt mit ſehr düſtern und gehäſſigen Gebärden zu übertrotzen ſuchte.

Dieſe peinliche Situation wurde durch einen eintretenden Diener unterbrochen, der dem Großfürſten meldete, daß der Reiſewagen ſoeben unten auf der

Schloßterraſſe vorgefahren ſei und des Befehls der hohen Herrſchaften harre.

Paul erwachte bei dieſer Meldung aus dem finſteren Hinſtarren, dem er ſich zuletzt überlaſſen hatte. Er näherte ſich ſeiner Gemahlin und verſuchte zu lächeln, aber dies gelang ihm nur mit einer häßlichen Grimaſſe, die in einer froſtigen Verbeugung gegen ſeine Gemahlin ſich auflöſte.

Maria Feodorowna ſchien in ihrer liebenswürdigen Haltung gegen den Großfürſten nicht irre gemacht werden zu können. Sie nahm vielmehr die erneuerte Aufforderung, welche in der ſtummen Verbeugung des Großfürſten ſich ausgeſprochen hatte, jetzt mit einer auf ihrem Geſicht emporblitzenden Freude auf und ſah ihn mit der liebevollſten und anmuthigſten Hingebung an, die einen ſo natürlichen Ausdruck hatte, daß man an ihrer Aechtheit nicht zweifeln konnte. Dann rief ſie die Nelidow zu ſich heran und ſagte mit dem frohen Ausruf eines Kindes: Kommen Sie jetzt, meine kleine Nelidow, in unſere Gemächer hinunter, damit wir raſch unſere Reiſetoilette beſorgen können. Auch muß doch wenigſtens etwas eingepackt werden, denn wir kommen wieder an den Hof der hohen Czarin, und ich werde unabläſſig danach trachten, mich

ihr wieder ſo oft als möglich vorſtellen zu dürfen, ich liebe ſie ja und bete ſie an, und ich glaube, daß auch ſie mich ein wenig lieb haben mag. Und nun fort, nicht wahr, mein Gemahl? Die Stunde der Freiheit hat geſchlagen, der Arreſt hat aufgehört, und die gefangene Großfürſtin breitet wieder einmal ihre Flügel aus. Nur bittet ſie, ihr den Fürſten Reswitsky auf ihren ferneren Wallfahrten durch's Leben zu ſchenken, denn man ſchnarcht nicht ſo entſetzlich, wenn man die Großfürſtin von Rußland bewacht. Und die gute Nelidow könnte ſich bei der nächſten Gelegenheit leicht ein Bein verſpringen, und das wäre doch Schade um ſie.

O weh, rief Iwan Paulowitſch Reutaitzow, indem er, vor Lachen ſchwankend, ſich an die Seite des Fürſten Reswitsky lehnte, um den Feſtungs-Commandanten der Zukunft iſt es geſchehen! Seine eigene Citadelle empört ſich gegen ihn und ſetzt ihm den Stuhl vor die Thür. Dem officiellen Cicisbeo bleibt kein Fort mehr übrig, und er wird ſich am Ende noch auf die Schulter eines Gelbſchnabels ſtützen müſſen, um ſich auf den Beinen zu erhalten, und dazu erbiete ich mich Euerer Durchlaucht, denn ich bedauere Sie aufrichtig, und Sie ſcheinen ſich vor Schreck in

der That nicht mehr auf Ihren Füßen halten zu können.

Fürst Neswitsky ſtieß den ihm verhaßten Liebling des Großfürſten mit einer grimmigen Gebärde von ſich, ſo daß Iwan faſt der Nelidow auf den Leib geſtürzt wäre, die in dieſem Augenblick an ihm vorbei ging, um der Großfürſtin, die ſich jetzt mit einem unendlich graciöſen Gruß fortbegab, hinüber in ihre Gemächer zu folgen. Die Nelidow warf ihm einen bedeutungsvoll lächelnden Blick zu, der mit einem glühenden, aber demüthig ergebenen Ausdruck auf den Großfürſten abirrte.

Sie iſt doch ſehr ſchön! flüſterte Iwan Paulowitſch dem neben ihm ſtehenden Großfürſten zu.

Wer? fragte Paul, verwundert emporfahrend.

Wer anders, als die Nelidow! entgegnete Iwan mit geheimnißvollem Ausdruck. Sie iſt, bei Gott, ein ſchönes Mädchen für jeden höheren Kenner, und ich weiß bereits, daß ſie den Großfürſten über Alles liebt, ja daß ſie ihn längſt heimlich angebetet hat.

Du gehſt heut mit mir nach Petersburg, Iwan! entgegnete der Großfürſt abbrechend. Und Ihr, Fürſt — fügte er hinzu, ſich zu dem unglücklich und verzweifelt daſtehenden Fürſten Neswitsky wendend —

Ihr geht auch mit mir und folgt mir nach Petersburg. Ihr sollt neben mir in meiner Equipage fahren. Bei mir steht Ihr nicht in Ungnade, und danach könnt Ihr Euch benehmen. Ihr seid ein treuer Freund und Diener unseres Hauses. Auch nehme ich Aufträge nicht wieder zurück, die ich einmal gegeben habe. Ihr bleibt zum ausschließlichen Gesellschafter und Begleiter der Frau Großfürstin ernannt und seid mir verantwortlich für Alles, was sie thut.

Damit stürzte der Großfürst heftig zur Thür hinaus, und der Fürst Resowitsky folgte ihm gravitätisch, nicht ohne einen eben so triumphirenden als verachtungsvollen Blick auf Iwan Paulowitsch Kontaitzow zurückzuwerfen.

Iwan schritt jetzt mit den possenhaftesten und lustigsten Gebärden hinter Beiden her.

VI.

Die Zusammenkunft in Mohilew.

Katharina hatte lange nicht so glücklich und strahlend ausgesehen, als in diesen Tagen, welche ihrer Rückkehr aus Mohilew gefolgt waren. Ihre gute Laune floß auch auf ihr Verhältniß zu dem Großfürsten über, mit dem sie sogar über die neuen politischen Aussichten gesprochen hatte, welche durch ihre Zusammenkunft mit dem Kaiser Joseph II. in Mohilew entstanden waren und die der ganzen Welt eine entscheidende Umgestaltung ankündigen zu wollen schienen.

Paul hatte auf alle diese Eröffnungen, welche ihm die Czarin freilich nur andeutungsweise gemacht, nur mit der festen ehrerbietigen Haltung gehört, die er immer in dem Verhältniß zu seiner Mutter beobachtete.

Es fiel ihm nicht ein, ſeine abweichenden Meinungen dagegen geltend zu machen, obwohl ſein Haß in der letzten Zeit täglich gewachſen war, und ihn die Nachricht, daß Kaiſer Joſeph zum Beſuch in Petersburg erwartet werde, mit Unruhe und Unmuth, ja mit einer Art von Beſtürzung erfüllte.

Aber das liebreiche und kluge Walten der Großfürſtin hinderte ſtets, daß dieſe Stimmung ſich der Czarin in irgend einer läſtigen Weiſe bemerkbar machte. Maria Feodorowna war im Begriff, der gute Genius des petersburger Hofes zu werden, denn ihr ſtets liebenswürdiges harmoniſches Weſen wirkte jetzt auch auf die Czarin und beſeitigte durch ſeinen hinreißenden Zauber, durch ſein vorſichtiges taktvolles Dazwiſchentreten, ſchon vorher, ehe ſie entſtand, jede Mißſtimmung, die zwiſchen der Czarin und dem Großfürſten hätte losbrechen können.

Sie hatte immer einen guten Einfall, ein geſchicktes Schmeichelwort bei der Hand, um die Czarin auf eine angenehme Weiſe abzulenken, wenn ſie eben bemerken wollte, daß Paul ihre Begeiſterung für das orientaliſche Weltproject, um das es ſich in dieſem Augenblick handelte, keineswegs theilte.

Bei der erſten Zuſammenkunft mit der Czarin

mußte der Großfürſt zugleich ſehen, daß die vorgehende Veränderung der Dinge, die einen neuen Krieg gegen die Türken in Ausſicht ſtellte, bereits vielen Hofleuten den Kopf verdrehte und ſie mit ungemeſſenen, ſchwindelnden Erwartungen erfüllte. Dazu gehörte vor Allem Fürſt Potemkin, der ſich gerade bei der Czarin in ihrem Cabinet befand, als der Großfürſt und die Großfürſtin zu ihrem Beſuch bei ihr eintraten.

Potemkin hatte eine ſehr vertrauliche Unterredung mit der Czarin gehabt, die haſtig abgebrochen und nur noch mit einem einverſtändnißvollen Zunicken beſtätigt wurde, als in dieſem Augenblick der Großfürſt mit ſeiner Gemahlin zu der Czarin eintrat.

Katharina empfing Beide mit lebhafter Freude und drückte einen zärtlichen Kuß auf die ſchöne glänzende Stirn ihrer Schwiegertochter, indem ſie die auf ihre Kniee Niedergeſenkte zu ſich emporhob. Mit Paul wechſelte ſie einen flüchtigen Händedruck und hieß Beide in den ihr gegenüberſtehenden Fauteuils Platz nehmen.

Während das Geſpräch zuerſt nur in freundlichen Erkundigungen und Verſicherungen verweilte und allmählig auf die neueſten Vorgänge in Mohilew überging, benutzte Fürſt Potemkin das Vorrecht, das ihm

überall, auch in den Gemächern der Czarin, bereitwillig zugeſtanden wurde, ganz nach ſeiner Bequemlichkeit und Laune. Man verlangte nämlich nicht von ihm, daß er einen feſten Platz zu einer regelmäßigen Unterhaltung einnahm, ſondern er durfte ungeſtört ſeinem Lieblingsvergnügen nachgehen und bald langſam, bald raſcher im Zimmer auf und nieder ſchlendern, ſich dabei mit Armen und Füßen recken und dehnen, wie er wollte, und auch zuweilen in ein herzhaftes Gähnen und in einen wunderſamen, lang nachhallenden Seufzer übergehen.

In allen dieſen Manieren und Tonarten erging ſich jetzt Fürſt Potemkin, indem er im Hintergrunde des Salons ſeine Spaziergänge ungeſtört und, wie es ſchien, in tiefe Gedanken verloren, fortſetzte. Zuweilen ſtand er auch wieder einmal ſtill, um dieſer oder jener Wendung des Geſprächs zuzuhören, und er wählte dann gewöhnlich ſeinen Platz hinter dem Stuhl des Großfürſten, der darüber kein ſonderliches Behagen zu empfinden ſchien. Denn der Fürſt lehnte ſich alsdann weit über den Stuhl des Großfürſten herunter und berührte faſt die Schulter deſſelben, indem er zugleich mit ſeinen Fingern auf die Lehne trommelte und durch ſtärkere oder leiſere Takte ſein Gefallen oder Miß-

fallen an der Unterhaltung, und selbst an den Worten der Czarin, zu erkennen gab.

Der Großfürst gerieth darüber in die unbehaglichste Stimmung, was er durch ein beständiges unruhiges Zucken seiner Schultern und seines Kopfes auf die verdrießlichste Weise zu erkennen gab. Denn das Wiedersehen mit dem Fürsten Potemkin hatte überhaupt manches Aergerliche für den Großfürsten gehabt. Potemkin war ihm heut im Vollgefühl seiner neuen Würden, die seit der Rückkehr aus Mohilew auf seinem Haupte gesammelt waren, entgegengetreten. Die Czarin hatte ihn jetzt zum Oberbefehlshaber des gesammten russischen Kriegsheeres ernannt, und Potemkin war damit auf den Gipfel seiner Herrschaft in Rußland versetzt worden. Die in Stolz und Glück strahlende Haltung Potemkins und der noch übermüthiger als sonst ausgeprägte, charakteristische Zug in seinem Gesicht, hatten dem Großfürsten sogleich verrathen, daß Potemkin den Augenblick für gekommen hielt, seine überragende Stellung nach allen Seiten hin geltend zu machen und selbst ihm, dem Großfürsten, fühlbar werden zu lassen, daß ihm der Oberbefehlshaber der ganzen russischen Kriegsmacht in der vollen Würde und Herrlichkeit eines Chefs gegenüberstehe.

ihm zu geheimnißvollen Symbolen, in die er die Wunder und Visionen seiner Begriffe kleidete. Manche Ausdrücke bildete er sich durch eine besondere mystische Etymologie, die nur in seinem Kopf Wirklichkeit hatte, zu einer eigenthümlichen Bezeichnung aus, oder er veränderte sie für die Zwecke seiner Speculation durch irgend eine umgestellte oder angefügte Sylbe, worin er bloß den Eingebungen seines schauenden Geistes folgte. So wurde in der That die Sprachmischung und Sprachverdrehung, die in andern Schriften dieser Zeit als Barbarei erscheint, bei Jacob Böhme als Mystik ausgebildet, und alle diese abenteuerlichen Zeichen und Wortgefüge setzten die Hieroglyphenschrift einer absonderlichen Speculation, die auch ihre eigene Grammatik haben mußte, zusammen. Die Sprache Jacob Böhme's gehört eigentlich nicht in unsere fortlaufende Geschichte der deutschen Diction hinein. Sie ist, wenn auch oft wunderbare Geister und Engel sich durch ihre verworrenen Accorde wühlen, und aus den offenstehenden Himmeln liebliche Sphärenmusik hereinklingt, doch zu sehr eine individuelle Phantasmagorie, um anders denn als

Die Czarin dagegen war ſehr gütig geweſen, ſie hatte ſich über Dieſes oder Jenes gegen ihre Kinder ganz offen ausgeſprochen, und die lebhafte, muntere Großfürſtin verſtand es, durch ihre naiven Fragen und Einwendungen Manches herauszulocken, was die Czarin ſonſt bei ſich zurückzuhalten pflegte.

Ja, rief Katharina jetzt, die Zuſammenkunft in Mohilew iſt eine ſehr entſcheidende geweſen. Es ſind große Verſtändigungen getroffen worden, und Rußland und Oeſterreich werden zuſammen an die osmaniſche Pforte klopfen, damit ſie ſich aufthue und der Civiliſation und den höheren Ideen der Menſchheit ſich öffne. Wenn Kaiſer Joſeph den Verabredungen in Mohilew ſo treu bleibt, als er es dort verſprochen, ſo wird der endliche Umſturz des Türkenreiches nicht mehr aufzuhalten ſein und wir werden unſere Trophäen an der Moſchee in Konſtantinopel befeſtigen.

Das wird ein herrlicher Kampf werden! rief die Großfürſtin, indem ſie lebhaft in ihre kleinen weißen Hände klatſchte. Die ganze Begeiſterung meines Herzens fliegt dieſem Plan der allergnädigſten Czarin entgegen. Rußland wird dann an die Spitze der Welt treten und die Herrſchaft über alle Völker in ſeine Hand nehmen, wozu es das Schickſal berufen hat!

Die Prinzeſſin ſah in dieſem Augenblick ſchön und hinreißend aus, mit ihren glühenden Wangen, mit ihren glanzvoll leuchtenden Blicken. Der Großfürſt dagegen ſchien mit großem Mißfallen die letzten Aeußerungen ſeiner Gemahlin vernommen zu haben. Er ſtarrte in einem finſteren Schweigen vor ſich nieder und heftete nur von Zeit zu Zeit einen düſteren drohenden Blick auf ſeine Gemahlin neben ihm, den dieſe aber bemerkte, ohne ſich dadurch in ihrem lächelnden Gleichmuth und in der geiſtreichen Heiterkeit, die ihr ganzes Weſen beſeelte, irre machen zu laſſen. Dagegen ſah ſich Maria Feodorowna von der höchſten Gnaden-Aeußerung der Czarin belohnt, indem Katharina in ihrer lebhaften Weiſe aufſprang, um die Großfürſtin herzlich auf die Stirn zu küſſen und einige Augenblicke lang innig umarmt zu halten.

Rußland will die große Beute des Orients gern mit Oeſterreich theilen, nahm die Czarin jetzt mit ſtrahlender Hoheit das Wort. Wir müſſen auch Andere leben laſſen, um nicht allein zu ſtehen in einer Welt voll Niedrigkeit und Tücke, und Kaiſer Joſeph iſt der Mann, dem ich am meiſten gönne, mit Rußland einſt in die Weltherrſchaft ſich zu theilen. Ich freue mich aber ſehr, meine liebe Großfürſtin ſo erfüllt

und begeiſtert bei einer neuen Erhebung der ruſſiſchen Politik zu ſehen! Ich habe immer geglaubt, daß wir nicht ſehr miteinander ſympathiſiren werden, Maria Feodorowna! Mein Kaiſer Joſeph wird Ihnen gefallen, Sie werden ihn ſehen, denn wir ſchieden in Mohilew mit dem Verſprechen, daß er mich in Petersburg beſuchen wolle, und er iſt ein Mann von Wort, er wird gewiß in nicht gar langer Zeit hier bei uns eintreffen.

Er ſoll ein ſchöner Mann ſein, fuhr die Großfürſtin in ihrer naiven Weiſe, ſich zu äußern, heraus.

Die Czarin lächelte nachſinnend und ſagte dann: Er iſt ein lieber und ganz natürlicher Mann, der Kaiſer Joſeph, und es gefiel mir in Mohilew von ihm, daß er ſich während unſeres Zuſammenſeins dort von jeder Förmlichkeit und jedem Ceremoniell entbinden ließ. Es machte mir wahres Vergnügen, wenn er bei mir ſelbſt in Stiefeln und Sporen erſchien, und wir ſaßen dann ſo gemüthlich bei einander, wie in einer deutſchen Reſſource, wenn wir von der Theilung der Weltherrſchaft zwiſchen Rußland und Oeſterreich ſprachen und ich ihn aufforderte, das Imperium des Weſtens an ſich zu nehmen und die goldene Frucht ſeiner Weltherrſchaft in Rom und Italien zu

pflücken. Dafür wolle Rußland die Krone des Oſtens auf ſein Haupt ſetzen, und wolle gern einwilligen, daß Kaiſer Joſeph der Hauptſtadt der alten Welt ſich bemächtige und ſich in Rom die Oberherrſchaft über den ganzen Weſten von Europa begründe, wenn man mir dafür geſtatte, meinen Plan gegen die Pforte auszuführen und Conſtantinopel in meinen Beſitz zu nehmen! Ich ſah, daß Rußland auf Kaiſer Joſeph zählen dürfe, denn aus ſeinen treuherzigen blauen Augen ſchimmerte mir eine begeiſterte Zuſtimmung für alle meine Gedanken entgegen.

Ich habe immer gehört, daß man den Oeſterreichern nicht trauen darf, bemerkte der Großfürſt jetzt, aus ſeinem düſtern Schweigen ungeſtüm emporfahrend.

In dieſem Augenblick trommelte der immer noch hinter ihm ſtehende Fürſt Potemkin mit geſteigerter Heftigkeit auf die Lehne des Fauteuils. Wahrlich, ſchrie Potemkin mit ſeiner heiſeren Stimme, den Oeſterreichern iſt doch bei weitem eher zu trauen, als den Preußen, die mißgünſtig und tückiſch gegen alle Welt ſind, und die immer nur falſche und hinterliſtige Freunde Rußlands waren! Hat uns der König von Preußen nicht erſt im vorigen Jahre zugemuthet, mit ihm und der Pforte zuſammen einen förmlichen Al

lianzvertrag abzuſchließen und damit dem vorwärts rollenden Siegeswagen Rußlands die Räder zu brechen, denn Rußland ſollte ſich in dieſer Allianz verpflichten, der Türkei das Leben zu erhalten und den Muſelmann als ein nothwendiges Glied der europäiſchen Staatenkette und als einen höchſt koſtbaren Zungen zu ſchützen. Hahaha, das war preußiſch und türkiſch zugleich, und man ſagte, daß der türkiſche Reis Effendi ſelbſt dieſen Plan ausgeheckt und dem preußiſchen Geſandten in Conſtantinopel in die Ohren geflüſtert habe. Der König von Preußen iſt ein kluger Mann, aber er rechnet zu ſehr auf die Dummheit Rußlands. Und dieſe iſt gerade kein Erbfehler bei uns, ſo lange uns Gott unſere große Katharina die Einzige auf dem Thron erhalten will. Was nachher aus uns wird, dafür mögen unſere Schutzheiligen Sorge tragen!

Fürſt Potemkin verfiel bei dieſen Worten wieder in ein langes anhaltendes Gelächter, das in ſeiner Weiſe ſich brüllend und tobend durch den Saal verbreitete und die Fortſetzung jeder anderen Unterhaltung unmöglich machte. Den Großfürſten beläſtigte dies ſichtlich und er ſprang von ſeinem Stuhl auf, um Potemkin hinter ſich los zu werden und die nahe und unangenehme Berührung mit ihm zu meiden. Indem

er jetzt dem Fürſten Potemkin gegenüberſtand, ſuchte er ihn mit ſeinen zornſprühenden Augen zu Boden zu ſchleudern, obwohl ihn das dumme, glotzende, faſt gutmüthige Geſicht Potemkin's beinahe wieder aus der Faſſung gebracht hätte.

Paul, der ſich der Czarin näherte, um jetzt von ihr ſeine Entlaſſung zu erbitten, winkte der Großfürſtin, ſich ebenfalls zu erheben. Maria Feodorowna aber ſprang mit einer liebenswürdigen Bewegung zur Czarin hin und warf ſich vor derſelben nieder, indem ſie mit kindlicher Anmuth die Kniee Katharina's umfaßte.

Und hat der Kaiſer Joſeph wirklich ſo ſchöne blaue Augen, als alle Leute ſagen, die ihn geſehen haben? fragte die Großfürſtin in ihrer allerliebſten kecken Manier, indem ſie mit einem drolligen Aufſchlag ihrer Augen die Czarin gerade und nahe anblickte.

Die Czarin lächelte über dieſe ſchelmiſche Haltung ihres neuen Lieblings und ſagte, indem ſie mit ihrer Hand wohlgefällig über den blonden Scheitel der Prinzeſſin hinabfuhr: Blaue Augen? Ich ſehe am liebſten die Augenſterne Maria Feodorowna's ſo gefärbt. Für einen Mann ziemt es ſich eigentlich nicht recht, blaue

Augen zu haben, ebenſo wenig als für einen guten General, Discant zu ſingen.

Die Großfürſtin brach über dieſen pikanten Einfall Katharina's in ein lautes muthwilliges Gelächter aus und wurde von der Czarin mit einem vertrauten Kuß auf ihre Wangen entlaſſen. Paul hatte mit einem leichten Kopfneigen ſeiner Mutter die Erlaubniß empfangen, ſich zu entfernen, und ſchritt raſch und ungeſtüm zur Thür hinaus, indem er kaum abwartete, daß die Prinzeſſin ihm folgen würde.

Er bemühte ſich auch nicht, der Großfürſtin draußen den Arm zu reichen, um ſie in ihre Gemächer zurückzuführen. Maria Feodorowna aber ſuchte auch hier mit ihrer fröhlichen Liebenswürdigkeit den peinlichen Moment zu überwinden. Sie rief, luſtig in die Hände ſchlagend: Ich wette, daß ich in zwei Minuten meine Thür erreicht haben werde!

Dann ſprang ſie mit den hüpfenden Schritten eines Kindes den Corridor hinunter, indem ſie ſo that, als ob der Großfürſt ihr auf dem Fuße folgen werde. Paul aber blieb verdrießlich und in der übelſten Stimmung zurück, und nur das, immer Gnade vor ihm findende, verſchmitzte und lächelnde Geſicht des Iwan Paulowitſch Kontaitzow, der im Vorzimmer der Czarin

auf den Großfürsten gewartet hatte und ihm jetzt folgte, vermochte ihn wieder einigermaßen zu erheitern.

Er rief ihn jetzt an seine Seite heran und flüsterte ihm eine Frage zu, die Iwan Paulowitsch, wie es schien, sehr gern und eifrig beantwortete.

Es lebe die Nelidow! erwiederte Iwan mit einer drolligen Gebärde. Ja, Euere Kaiserliche Hoheit können sich darauf verlassen, daß Alles mit dem guten Kinde in Ordnung ist. Ihr Herz schlägt sehnsuchtsvoll und mit Verlangen dem Augenblick entgegen, wo der Großfürst sie rufen lassen wird, denn sie huldigt Ihnen mit dem glühenden Herzen einer Patriotin und mit der ganzen Gluth eines leidenschaftlichen Weibes. Wenn Euere Kaiserliche Hoheit es nicht anders befehlen, so wird die Nelidow, was sie selber lebhaft wünscht, in den Diensten der Frau Großfürstin bleiben. Die Frau Großfürstin ist jetzt gütiger als je gegen die Nelidow, und bei ihrer ausnehmenden Klugheit hat sie gewiß schon bemerkt, daß der Großfürst seit Kurzem seine Aufmerksamkeit auf das Ehrenfräulein gerichtet hat. Aber die Sache ist jetzt geordnet, und Euere Kaiserliche Hoheit können gewiß sein, daß die Frau Großfürstin niemals eine Schwierigkeit in den Weg legen werde.

Es ſoll mir lieb ſein, wenn die Großfürſtin fortfährt, ſich liebenswürdig zu beweiſen, entgegnete Paul. Sie kann jetzt nur noch auf dieſe Weiſe für mich liebenswürdig ſein. Ich würde dann von dem Gedanken abſtehen, den ich heut gefaßt habe, mich von der Großfürſtin zu trennen. Mag ſie künftig für die blauen Augen anderer Männer ſich intereſſiren, ſo viel ſie will, es wird mir ganz gleichgültig ſein, während ich mich heut über dieſe Albernheit entſetzlich geärgert habe.

Nachdem er ſeinem Vertrauten dies mitgetheilt hatte, verdoppelte er die Schnelligkeit ſeiner Schritte, um den Corridor zu Ende zu gelangen. Die Großfürſtin war ſo eben in die Thür getreten, die zu ihren Gemächern führte. Als der Großfürſt vorüberſchritt, öffnete ſich dieſe Thür wiederum, und das ſchlaue lächelnde Geſicht der Nelidow ſteckte ſich heraus, um den Großfürſten zu begrüßen. Der Ausdruck ihrer Mienen war ſo drollig und zärtlich zugleich, daß der Großfürſt wie gefeſſelt vor ihr ſtehen blieb. Aber er hielt die Worte zurück, mit denen er ſie eben anreden wollte, denn er glaubte aus dem Innern des Gemachs die Stimme der Großfürſtin zu vernehmen. Er grüßte ſie daher nur mit einem bedeutungsvollen Wink und zeigte ſtillſchweigend mit der Hand zu ſeinen Ge-

mächern hinüber, welche man durch die nächſte Eingangsthür betrat. Dann entfernte er ſich eiligſt.

Einige Minuten ſpäter ſchlüpfte Marfa Nelidow über den Corridor. Mit leiſen haſtigen Schritten ſchwebte ſie davon und verſchwand dann in der Thür, welche ihr der Großfürſt mit einer ſo unwiderſtehlichen vielſagenden Gebärde bezeichnet hatte.

ein einzeln ſtehendes Meteor, das keine Geſetze mit andern Erſcheinungen gemein hat, betrachtet zu werden.

Die erſte durchgreifende Rückbewegung, die deutſche Sprache wieder zum Organ der deutſchen Wiſſenſchaft zu erheben, machte Chriſtian Thomaſius, der große Bekämpfer des mittelalterlichen Aberglaubens. Es war ſchon etwas gewonnen, daß durch ihn die Sprache des Katheders wieder national zu werden anfing und die Bildung der Jugend dadurch wieder an ein heimathliches Band geknüpft wurde. Freilich war die deutſche Schreibart des Thomaſius, deren er ſich in ſeinen Schriften häufig bediente, der Uebel noch nicht ledig, welche einmal die Sprache dieſes Jahrhunderts ſchwer belaſteten. Er ſprach und ſchrieb die buntlappige Miſchproſa, welche das deutſche Gewand mit allerlei franzöſiſchen und lateiniſchen Fetzen verbrämte. Aber die Gelehrſamkeit gewann doch wieder ein mehr volksthümliches Gepräge durch ſeine Ueberlieferung. Größere Einwirkung auf die Sprache ſelbſt hatte die wolfiſche Philoſophie, welche durch die klare und populaire Bündigkeit ihrer Begriffs-

VII.

Katharina und ihre Freunde.

Die Czarin war, nachdem der Großfürſt und ſeine Gemahlin abgetreten waren, mit dem Fürſten Potemkin allein zurückgeblieben. Potemkin ſchien noch etwas auf dem Herzen zu haben, und auch die Czarina, die unruhig und erwartungsvoll im Zimmer auf und nieder geſchritten war, ſah ſo aus, als wenn ſie auf einen Moment zu vertrauteren Eröffnungen harre.

Potemkin, der nicht ſo viel Geduld hatte, um eine peinliche Situation ruhig abzuwarten, trat endlich der Czarin auf ihren unabläſſig wiederholten Spaziergängen durch das Zimmer in den Weg, faßte ſie bei der Hand und zog ſie ohne Weiteres mit ſich fort, indem er ſie nöthigte, auf dem Divan Platz zu nehmen, ſich ſelbſt aber ihr gegenüber in einem Fauteuil niederließ.

Potemkin ergriff die kleine, weiße, etwas fette Hand der Czarin, und nachdem er eine Zeit lang mit derſelben geſpielt hatte, ſagte er in ſeiner halb träumeriſchen halb burlesken Weiſe: Wir haben ſeit einiger Zeit Unglück mit unſeren Freunden, Czarina. Sie wollen alle nicht mehr recht taugen und man muß Einen nach dem Andern fortſchicken, und der Nachfolger iſt immer noch weniger werth als der Vorgänger. In der That, dies Geſindel könnte der Czarin dienen, und ſich dadurch unſterblich verdient um das heilige Rußland machen. Aber ſie haben nicht ſo viel Feuer mehr, dieſe Kerle, daß man eine Vogelflinte mit ihnen anzünden könnte.

Von wem ſpricht Fürſt Potemkin? fragte die Czarin, mit einem matten, ſchmachtenden Ausdruck, den Fürſt Potemkin ſehr wohl kannte.

Von wem anders, als von den Herren, die das ewig beneidenswerthe Vorrecht haben, die Czarina unterhalten und zerſtreuen zu dürfen, entgegnete Fürſt Potemkin mit gewichtigem Ernſt und einer gewiſſen Gravität, die ſehr viel Komik hatte. Wir haben jetzt auch wieder den Herrn Korſakow auf Reiſen ſchicken und in's Ausland verbannen müſſen, und das war doch ein ganz allerliebſter Mann, als wir ihn kennen

lernten, er hatte eine ſchlanke Taille wie ein Apollo, und wunderbar gebaute, kräftige Glieder wie ein Kriegsgott. Wie ließen wir dieſen Menſchen nicht avanciren, vom Sergeant der Garden, wie wir den armen Teufel kennen gelernt hatten, ließen wir ihn zum General Adjutanten der allergnädigſten Czarin ſelbſt emporſteigen. Aber er war ein dummer langweiliger Kerl, und das brach ihm den Hals. Schon einmal haben wir einen Patron gehabt, an deſſen grenzenloſer Fadheit wir beinahe geſtorben wären. Es war der Zoritſch, der ſo dumm und ungebildet war, daß Euere Majeſtät plötzlich eine ſolche Geſellſchaft nicht mehr aushalten zu können erklärten. Ich habe es mir jetzt gemerkt, daß die einfältigen Tröpfe doch nicht die rechte Geſellſchaft für unſere große Czarin ſind. Die Czarina iſt ſelbſt zu geſcheidt, ja ſie iſt Gelehrte, Philoſophin und Dichterin zugleich, und wie kann man, wenn man ſelbſt beinahe eine Gottheit iſt, nur den Athem von ſo gemeinen und langweiligen Kerlen, die nicht mehr als den Verſtand eines Bauern haben, einſchlucken.

Katharina brach in ein herzliches Gähnen bei dieſen Erinnerungen aus. Dann ſagte ſie, den Fürſten anlächelnd, den ſie ſchon mehrmals mit beſonderer Auf-

merkſamkeit angeſehen und der ihr heut wieder einen ſehr gefälligen und erinnerungsvollen Eindruck zu machen ſchien: Ihr wißt doch immer ſehr liebenswürdig gegen mich zu ſein, Fürſt Potemkin. Glaubt mir, ich weiß das um ſo mehr zu ſchätzen, da ich in der letzten Zeit mit den andern Freunden ſo entſetzlich viel Langeweile ausgeſtanden habe. Oh, die Langeweile iſt eine fürchterliche Qual. Lieber krank ſein, als Langeweile haben. Der ſchlimmſte von Allen aber war doch der Rimsky Korſakow.

Ja, lachte Potemkin, dieſer Kerl hat uns doch am übelſten mitgeſpielt. Durch die Gnade der Czarin mit Wohlthaten und Ehrenſtellen überhäuft, hat er doch am Ende nur Sinn für die Reize der Gräfin Bruce, die plötzlich ihr Auge auf ihn geworfen hat. Die galante Schweſter des Marſchalls Romanzow hat einmal wieder eine ihrer verliebten Anwandlungen. Und der Korſakow iſt dumm genug, um ſich ködern zu laſſen. Ließ er ſich nicht auf dem eigenen Kanapee der Czarin überraſchen, indem er die ſchöne, ungeduldige Gräfin Bruce in ſeinen Armen hielt!*)

Schweigen wir davon, Potemkin! unterbrach ihn

*) Castera. Vie de Catherine II. 211.

die Czarin, indem ihr Geſicht ſich unheimlich verzerrte. Es wird Ihnen nicht gelingen, mich gegen den Marſchall Romanzow ungünſtig zu ſtimmen, wenn auch ſeine leichtfertige Schweſter, die ich auch einſt geliebt habe, ſich noch ſo ſehr gegen mich vergehen ſollte. Ich habe den alten Türkenſieger jetzt von Neuem in ſeiner ganzen Trefflichkeit ſchätzen gelernt, als er mir bei den Verhandlungen in Mohilew ſo charaktervoll, wie ein Fels, auf den ich mich ſtützen konnte, zur Seite ſtand. Laſſen wir die Bruce. Ich werde nie wieder eine Freundin haben, denn ich habe mit dieſem Artikel, wie es ſcheint, kein Glück. Auch einen Freund wünſche ich nicht wieder zu haben, Potemkin, obwohl mir dies ein unverſchämter Zug um Eure Mundwinkel ſagen zu wollen ſcheint.

Nun, Katuſchka, rief Potemkin, indem er die Czarin mit einer faſt cyniſchen Vertraulichkeit auf die Schulter klopfte, man muß nichts verſchwören in der Welt! Den Korſakow haben wir auf die Reiſe geſchickt, er iſt fort, und, meiner Treu, er kann ſich nicht beklagen. Er wird hinfort wie ein reicher Nabob leben auf den großen Landgütern, die ihm Euere Majeſtät trotz Allem zum Geſchenk gemacht haben. Aber es giebt bei weitem Würdigere, denen die Gunſt und

Gnade der Czarin zu gönnen wäre. Warum wollen Euere Majestät aufhören, Euere Unterthanen zu veredeln, indem sie dieselben zu Ihren Gnaden heranziehen? Es sind bei weitem noch nicht genug veredelt im großen russischen Reich. Und ich kenne einen lieben jungen Mann, der diesen Gnaden seit lange in der Stille entgegen schmachtet. Die auf ihn fallende Gunst der Czarin würde ihn zu einem bedeutenden Manne reifen, der dem Vaterland einst großen Nutzen bringen wird. Er ist noch ein zarter Jüngling wie von Milch und Blut, aber seine Gestalt läßt bereits den künftigen Helden ahnen, der sich aus diesen lieblichen weichen Gliedern eines Kindes mächtig und stark hervorheben will. Dabei ist er schön wie ein junger Gott, Jeder, der ihn sieht, liebt den Knaben, denn man hat nie etwas Anmuthigeres, Lieblicheres erblickt, als diesen kleinen, charmanten, rosigen Menschen, der, wie eine junge Granatblüthe, ganz aus Liebreiz besteht, und der noch keine andere Neigung je in seinem Herzen gehabt hat, als eine unbändige Liebe zu seiner großen schönen Czarin, zu der er wie zu einer Gottheit betet.

Die Czarin war endlich auf diese begeisterte Schilderung, in der sich Potemkin gefiel, aufmerksam ge-

worden und ſchien ihm zuletzt mit immer größerem Intereſſe zugehört zu haben. Dann ſagte ſie, indem ſie mit nachſinnendem Lächeln ihre Hand auf ſeinen Arm legte: Was für ein Wunder der Natur muß das ſein, das den Fürſten Potemkin faſt zum Dichter machen kann? Wahrlich, Fürſt, Ihr ſchlagt ja die Leier eines Troubadour an, oder es iſt ein Sirenengeſang, den Ihr anſtimmt, und der wenigſtens auf meine Neugierde lebhaft zu wirken anfängt. Und wo weilt denn dieſer ſchöne fabelhafte Vogel, kann man ihn nicht irgendwo flattern und fliegen ſehen? Ich erinnere mich auch nicht, jemals ſeinen Namen gehört zu haben.

Er verweilt hier im Palais, der junge Lanskoi, erwiederte Potemkin, der Czarin ſcharf in die Augen blickend. Er gehört zu der auserleſenen Compagnie der ſechszig Ritter, die hier im Innern des Schloſſes zum Schutz der Czarin die Wache haben. Sollte Euere Majeſtät niemals einen jungen Mann bemerkt haben, der durch ſeine große Jugend und ſeine ſeltene Schönheit faſt rührend anzuſehen iſt? Man kommt ſogleich auf den Gedanken, daß dies höchſt wahrſcheinlich ein Prinz aus einem Märchen iſt. Und wer weiß, was ſeine Vorfahren einſt geweſen. Denn Lanskoi

entſtammt einer uralten polniſchen Familie von hohem Adel.

So ſollſt Du mir Deinen Ritter vorſtellen. Und Du ſollſt nicht umſonſt für ihn gebeten haben! ſagte die Czarin ſchnell, indem ſie die Hand Potemkins wie vertrauensvoll ſchüttelte.

Potemkin wollte ſich eben mit einem triumphirenden Ausdruck entfernen, aber, als ob er ſich raſch auf etwas beſonnen hätte, kehrte er in demſelben Augenblick haſtig wieder um und ſtellte ſich mit der komiſchen Schafsmiene, in der er Meiſter war, vor die Czarin hin. Aber ich muß doch die ganze Wahrheit bekennen, ſagte er traurig und mit einer ganz demüthigen und unterwürfigen Miene, faſt mit der eines armen Sünders: Mir iſt etwas eingefallen. Der junge Lanskoi hat ja blaue Augen, die Euere Majeſtät nicht lieben. Aber es ſind blaue Augen von der ſchönſten und ſüßeſten Farbe, und ihr Ausdruck bezaubert Jeden, der ſie zu ſehen bekommt.

Blaue Augen? wiederholte die Czarin, mit großer Fröhlichkeit auflachend. Nun, mein Gott, wir wollen erſt ſehen, was Euer Lanskoi für Augen hat. Es gehört mit zu den Vortheilen des abſoluten Czarenthums,

daß Einem heut gefallen kann, was man geſtern nicht gewollt hat. Voyons, mon chêr prince!

Potemkin wurde jetzt von der guten Laune der Czarin angeſteckt und brach in ein wieherndes Gelächter aus. Dann eilte er haſtig fort, um ſeinen neuen Protegé Lanskoi zur Czarin hereinzuführen.

VIII.

Kaiser Joseph in Petersburg.

Es verbreitete sich heut, an einem schönen Junitage des Jahres 1780, durch ganz Petersburg das Gerücht, daß der deutsche Kaiser Joseph II., den man schon seit einiger Zeit erwartete, jetzt wirklich in der russischen Hauptstadt eingetroffen sei, aber, zum Entsetzen aller Großen und Vornehmen und zur größten Verwunderung des Publikums, nicht, wie man sich den Einzug des deutschen Kaisers glänzend und triumphirend gedacht hatte, sondern in dem unscheinbarsten und dürftigsten Aufzuge, in dem man unmöglich den jungen Monarchen Oesterreichs vermuthen konnte.

Es war nämlich vor einem der bescheidensten Gasthöfe Petersburgs, dem Hôtel de l'Orient, ein Reisender erschienen, welcher den weiten Weg von dem

unterſchiede der deutſchen Proſa Schärfe und Beſtimmtheit gab. Die philoſophiſchen Lehrbücher, die Wolf in deutſcher Sprache herausgab, ſetzten das durch Thomaſius begonnene Reinigungswerk der Univerſitäten, den Kampf gegen die ſcholaſtiſchen und fremdredenden Hexen und Geſpenſter, erfolgreich fort. Die wolfiſche Philoſophie konnte die Nationalſprache wieder zum Bewußtſein und zu Verſtande bringen, und die faßliche und logiſche Behandlung der deutſchen Schreibart anregen, aber ſie war kein Boden, um Geiſt und Schönheit der heimathlichen Darſtellung neu emporzutreiben. Eine Philoſophie, welche den Schönheitsſinn in das niedere Seelenvermögen des Menſchen verlegte, und aus dieſer Annahme heraus das erſte Syſtem einer Aeſthetik aufbaute, konnte in der Darſtellung, in der ſie ſich verbreitete, nichts Anderes als eine ſplitternackte Verſtandesdemonſtration bieten. Die deutſche Proſa zum Verſtande zu bringen, war jedoch an dieſer Philoſophie ſo lange löblich und dienlich, als ſie noch nicht in Gottſched einen Ritter von der traurigen Geſtalt ausgeſandt hatte, der mit Feuer und Schwert, oder vielmehr durch Waſ-

Poſtgebäude bis zum Hôtel zu Fuß zurückgelegt hatte, ohne alles weitere Gefolge als einen einzigen Bedienten, der einen kleinen, auf den dürftigſten Inhalt ſchließen laſſenden Mantelſack nachtrug. Mit vieler Mühe nur hatte ſich der Wirth bewegen laſſen, dem Fremden, der ungeachtet ſeiner höchſt beſcheidenen Manier, zu reiſen, doch eine ſehr ſtattliche und bedeutſame Erſcheinung war, zwei nach hinten belegene Zimmer in ſeinem Gaſthof einzuräumen, denn zuerſt hatte er ihm rundweg abgeſchlagen, ihn überhaupt bei ſich aufzunehmen.

Warum dieſer Fremde der Kaiſer Joſeph ſein ſollte, wußte eigentlich Niemand zu ſagen. Aber dies Gerücht hatte ſich in kurzer Zeit durch ganz Petersburg verbreitet und war auch an den Hof gekommen, wo die Czarin ſogleich Befehl ertheilte, etwas Näheres darüber zu ermitteln, womit der Fürſt Bariatinsky beauftragt wurde.

Der Fürſt hatte erſt große Mühe, den Kaiſer überhaupt anzutreffen. Denn Kaiſer Joſeph wollte die Zeit, in der es ihm noch vergönnt war, Incognito in Petersburg zu verweilen, ſeiner Gewohnheit nach zum Umherſchweifen in den Straßen benutzen, um ſich die Phyſiognomie der Stadt erſt vollkommen anzueig-

nen, und das Volksleben, dem er überall die größte Aufmerksamkeit schenkte, und für das er viel Sinn und Verständniß hatte, mit eigener Beobachtung sich anzuschauen.

Als aber der Kaiser nach einer langen Wanderung in seinen Gasthof zurückkehrte, konnte er dem Fürsten Variatinsky nicht mehr entgehen, der sich in seinem Zimmer aufgestellt und ihn erwartet hatte. Joseph legte sogleich sein ernstes Mißfallen darüber an den Tag und sagte zu dem hinter ihm stehenden Wirth: Warum führt Ihr denn Jedermann zu mir herein? Ich habe Euch schon gesagt, daß ich heut durchaus Niemand sehen will.*)

Damit machte er eine geringschätzende Bewegung gegen den Fürsten, dem er kaum die gewöhnlichste Höflichkeit des Empfangs bewiesen hatte.

Der Hötelwirth aber war darüber in ein förmliches Entsetzen gerathen, und indem er sich höchst ehrfurchtsvoll gegen den Fürsten verbeugte, sagte er zu dem Kaiser, der ihm noch immer eine sehr unklare Person war, in einer keineswegs respectvollen Weise, ihn fast scheltend: Das hier ist ja der Fürst Varia

*) Görz, Denkwürdigkeiten I. 167.

tinsky, der gekommen iſt, um einen Auftrag der Czarin an den unbekannten Herrn auszurichten. Und vor ſolchen Befehlen ſchließe ich hier jedes Zimmer in meinem Gaſthof auf, verſteht Ihr mich wohl, mein Herr?

Der Kaiſer richtete ſich jetzt in ſeiner ganzen Größe und Hoheit auf. Indem ſeine edele ſchlanke Geſtalt mit einer raſchen Bewegung vor den Fürſten hintrat, ſchoß aus ſeinen wunderbar blauen Augen ein leuchtender Blitz hervor, der den Fürſten Bariatinsky verwirrte und ihn in der Feſtigkeit ſeiner Haltung erſchütterte.

Nehmen Sie Platz, lieber Fürſt, ſagte er, indem er auf ein ſchlechtes Sopha hinwies, welches als der einzige Schmuck des Zimmers in der Ecke ſtand. Verſchmähen Sie es nicht, bei einem einfachen Wanderer, der auf der Reiſe gern ohne alle Anſprüche lebt, ſich niederzulaſſen.

Der Fürſt Bariatinsky, da er ſich jetzt in ſeinen Würden und vornehmen Eigenſchaften anerkannt ſah, veränderte ſein ganzes Weſen gegen den Kaiſer und ſtand nun in einer tiefen unterwürfigen Verneigung vor demſelben aufrecht, ohne von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Als ihn aber Kaiſer

Joseph mit strengen und fragenden Blicken zu mustern fortfuhr, entsann sich Fürst Bariatinsky jetzt des ihm gewordenen Auftrags der Czarin, nach dem er den Kaiser Joseph, so bald er sich von der wirklichen Anwesenheit desselben überzeugt, noch auf denselben Vormittag zum Besuch der Czarin in das Winter-Palais einladen sollte.

Meine allergnädigste Souverainin, die Czarin, setzte er hinzu, ist neidisch auf ihre Hauptstadt Petersburg geworden, der sie, trotz Allem, den Vorzug nicht gönnt, daß die Blicke des Kaisers von Oesterreich eher auf ihr verweilt haben, als sie sich mit den Augen der Czarin, die nach diesem Gruß sich sehnte, begegnet sind!

Nun wohl, erwiederte der Kaiser, sich ungeduldig mit der Hand über die Stirn fahrend, Euere Excellenz haben sich des allergnädigsten Auftrages sehr wohl entledigt. Da ich bei meiner großen Eile, Rußland zu sehen, eher hier ankam, als ich versprochen hatte, so wagte ich es nicht, mich so frühe bei der allergnädigsten Czarin melden zu lassen, und wollte als guter Pflastertreter, wie ich es immer auf der Reise bin, erst das schöne Petersburg nach allen Seiten hin durchlaufen. Nun ich die theuere Grade de-

ſitze, die mir ſoeben überbracht worden iſt, werde ich mich beeilen, zur feſtgeſetzten Stunde heut Vormittag mich dem huldvollen Befehl der Czarin zu ſtellen.

Er machte damit eine raſche Abſchiedsbewegung gegen den Fürſten hin, die nicht allzu ſchmeichelhaft für denſelben zu ſein ſchien.

Als der Fürſt ſich entfernt hatte, glaubte Joſeph ein wenig zur Verbeſſerung ſeiner Toilette übergehen zu müſſen. Denn wie in Mohilew, ſagte er zu ſich ſelbſt, darf ich doch wohl hier nicht zur Kaiſerin von Rußland kommen. Ich muß nothgedrungen das Feſtkleid anlegen, in dem man der Souverainin in ihrem eigenen Lande ſeine pflichtſchuldige Huldigung abſtattet.

IX.

Katharina und Joſeph.

Die Stunde war herangerückt, wo die feierliche Audienz Kaiſer Joſephs bei der Czarin, im Kreiſe aller hohen Würdenträger des Staats und in der Umgebung aller dem Thron zunächſt ſtehenden Perſonen, ſtattfinden ſollte.

Die Großfürſtin ſaß ſchon ſeit einiger Zeit auf ihrem Zimmer in Bereitſchaft und erwartete, daß ihr Gemahl, wie es dem Stil gemäß war, ſie zur Zeit, wo die Czarin hatte befehlen laſſen, abholen werde. Der Großfürſt ließ aber nach ſeiner Gewohnheit ſehr lange auf ſich harren, es wurde immer einſamer und ſtiller um Maria Feodorowna, und ſie verſank in Träumereien, indem ſie eine kunſtvolle Handarbeit, mit der ſie ſich zu beſchäftigen begonnen, vor ſich nie-

verlegte und ruhen ließ. Dann ſchauten ihre Augen träumeriſch und leuchtend zu den hohen Bogenfenſtern empor und ſchweiften zu den volksbelebten Ufern der Newa hinüber. Eine Zeitlang ins Weite ſtarrend, kehrte ſie endlich mit einem unbeſchreiblich milden und gütigen Lächeln, das in ihren ſchönen reinen Geſichtszügen aufſtrahlte und eine ganze Reihe von dunkeln und ſtürmiſchen Vorſtellungen friedlich zu beſchließen ſchien, zu ſich ſelbſt zurück. Das heitere blonde Haupt in den Arm geſtützt, ſaß ſie jetzt an ihrem Tiſch da und ſchien in ſtiller Harmonie, welche immer das Reſultat aller ihrer inneren Aufregungen und Quälereien war, ihre nach der Thür hin gerichtete Erwartung fortzuſetzen.

Bei jedem leiſen Geräuſch draußen ſprang ſie empor und öffnete haſtig die Thür, um verſtohlen den Corridor hinunterzublicken und nach dem Erſcheinen des von ihr ſo ſehr erſehnten Gegenſtandes zu ſpähen. Sah ſie alsdann, daß ſie ſich abermals getäuſcht hatte, ſo kehrte ſie traurig und ſinnend zurück und ſetzte ſich an derſelben Stelle nieder, aber ohne eine Ungeduld, eine Mißſtimmung irgend einer Art zu verrathen. Nur eine noch innigere und glühender gewordene Sehnſucht ſchien ihr ganzes Weſen zu durchleuchten und aus

ihren frohen, erwartungsvoll beglückten Augen zu brennen.

Er kommt noch nicht! flüsterte sie ganz leise vor sich hin. Und wenn er es vergißt, würde es ihm nicht leid thun, mich einer peinlichen Verlegenheit ausgesetzt zu haben. Denn er liebt mich nicht, ich weiß es, und ich darf nicht mehr hoffen, daß sich sein Herz einst noch zu mir wenden wird. Sein Herz? Ja, Paul hat gewiß ein Herz, ein gutes schönes Herz, aber es lebt tief verborgen und einsam in einer düstern Wildniß und stachelichte Schlinggewächse verwehren Jedem den Zugang zu diesem Herzen. Es zu belauschen, wie es in sich selber lebt, wäre Genuß der Götter; man würde sehen, welch' einen süßen und kostbaren Schatz dieses Herz birgt, das sich nur in seinem Trotz verstellt, um sich nicht beugen zu lassen von seinen eigenen Gefühlen. Mein guter Paul, er haßt und verabscheut die Welt und man darf sich nicht sehr merken lassen, daß man ihn liebt, sonst verhüllt er sich uns in sein Mißtrauen und will uns zeigen, daß er uns entbehren kann, weil er fürchtet, abhängig zu werden, wenn er uns mit seiner Neigung gehört. Ich kenne ihn, meinen guten Paul, und im Entsetzen vor ihm lernte ich ihn lieben. Seine liebenswerthen Eigen-

ſchaften alle zu ſammeln und mir zu einem Bild zu einen, wurde das Geſchäft meiner koſtbarſten Träume. Ich war wie ein vertrauensvolles Kind, das am Ufer des tückiſch brauſenden Meeres umherirrt und ſich die von der empörten Fluth ausgeſchiedenen Muſcheln ſucht, um ſeinen Hut damit zu ſchmücken. Auch die wilden, naſſen Blumen, die es am Strande erblickt, und deren Stacheln ihm die Füße und jetzt die Hände verwundeten, findet das arme Kind aufhebenswerth und ordnet ſie lächelnd zu dem Kranze, den es mit den Muſcheln vereint, um ſeinen Hut zu ſchmücken. Solche Kränze ſuchte ich mir in meinen Träumen aus allen den guten und wilden Eigenſchaften zuſammen, die ich an Paul bemerkte und die er aus ſich herauswarf, wie das tückiſche Meer die Muſcheln und die Blumen aus ſeinem ewig brauſenden Strudel. Nun kann er mir noch Schmerz machen, aber zürnen würde ich ihm nie. Zürnen würde ich ihm nie, denn das Meer iſt nicht böſe, wenn es ſchilt und tobt. Das Meer kann noch dem Mägdlein ſeinen Hut ſchmücken, indem ſich ſeine Wellen wüthend am Ufer brechen. An Paul ſchmiegen ſich jederzeit alle meine Gedanken an, die fürchtenden und die hoffenden, und dadurch bin ich ewig und immerdar an ihn gefeſſelt. Die fürchtenden

Gedanken treiben mich ebenſo ſtark zu ihm als die hoffenden, ich fürchte ihn ſtets, weil ich ſtets auf ihn hoffe, und ich hoffe ſtets auf ihn, weil über alle ſeine Härten und Tücken herüber ſo viel duftige und vielverſprechende Blüthen zu mir niederſchauen.

So erging ſich Maria Feodorowna in ſchwärmeriſchen Gedankenſpielen, während ſie ihr ſchönes Haupt nachdenklich in die Hand ſtützte. In dieſem Augenblick hatte ſich die Thür des Zimmers geöffnet und die Großfürſtin fuhr mit einer freudigen Bewegung empor, denn ſie nahm an, daß ihr Gemahl jetzt ſich nähern werde. Enttäuſcht und ſeufzend ſank ſie aber wieder auf den Stuhl zurück, denn es war ihr Ehrenfräulein, Marfa Nelidow, welche jetzt nach längerer Abweſenheit in das Zimmer getreten war.

Marfa erröthete tief, als die Großfürſtin ihr jetzt, ohne ein Wort an ſie zu richten, einen langen forſchenden Blick zuwarf und ſie aufmerkſam betrachtete. Dieſer Blick haftete ſo tief und feſt auf ihr, daß ſich die Nelidow unter demſelben in der bitterſten Verlegenheit herumwand und mit einem heimlichen Zittern, das gegen ihr ſonſt ſo frohes und keckes Weſen auffallend abſtach, der Großfürſtin gegenüber ſtand. Dann machte ſich die Nelidow im Zimmer umher zu ſchaffen, da die

ser und Dürre Alles vertilgte, was sich in Poesie oder Prosa, seien es Beiwörter, Metaphern oder irgend ein Blüthenschauer der Sprache, der Herrschaft des Verstandes nicht fügte.

Sieht man sich nach der productiven Literatur dieses Zeitraums um, so ist sie in einigen einzelnen Erscheinungen bedeutender, als man nach der ganzen verworrenen Physiognomie des Jahrhunderts erwarten sollte, obwohl das Innere der Nation nicht davon durchdrungen und erwärmt wurde. Man kann sich wundern, woher die erste schlesische Dichterschule den Muth und Geist empfangen, mitten im Getöse des damaligen Deutschlands so hell und lieblich zu singen! Martin Opitz ist zwar mit Unrecht der Vater der neueren Dichtkunst genannt worden, aber er war ein feiner Geist, der die deutsche Literatur in die Schule nahm und ihr eine neue Erziehung widerfahren ließ. Die Correctheit, zu der er die deutsche Darstellung zügelte, ist eine anmuthige Holländerei, eine Reinlichkeit und Sauberkeit in Worten und Gedanken, der sich sein Naturell offenbar durch seinen Aufenthalt in den Niederlanden zuerst andequemte. Zweierlei

Großfürſtin durchaus kein Wort und keinen Auftrag für ſie hatte und ſie auch nicht fragte, wo ſie inzwiſchen ſo lange zugebracht habe. Die Nelidow wandte ſich von Zeit zu Zeit mit einem ſtummen Blick, in dem eine Thräne ſchimmerte, nach ihrer Herrin um.

Jetzt öffnete ſich mit einem ſtärkeren Geräuſch die Thür, aber Niemand trat herein und nur der Kopf des Großfürſten, der plötzlich in ſeiner ganzen Häßlichkeit erſchienen war, ſah durch die geöffnete Thürſpalte herein. Sein Anblick hatte etwas Schreckenerregendes, über das gelbe runzelige Geſicht war ein ſeltſamer Schimmer von Hohn und Spott geflogen, und ohne der Großfürſtin im Geringſten freundlich zu zunicken, ſchien er ihr bloß ankündigen zu wollen, daß er da ſei und ſie zu der bevorſtehenden Vorſtellung bei der Czarin in ſofortiger Bereitſchaft zu ſehen hoffe.

Die Großfürſtin war ihm jetzt mit der heiterſten Anmuth entgegengetreten, und der Lieblichkeit und Freundlichkeit, mit der ſie ihn jetzt bei der Hand ergriff und ſanft und begehrlich ihn zu ſich in das Zimmer hereinzog, war kaum zu widerſtehen. Paul aber trat jetzt raſch und ſtürmiſch in die Mitte des Zimmers vor und erblickte hinter der Großfürſtin die Nelidow, die mit einer halb ängſtlichen, halb vertraulichen Ge-

bärde ſich zu verbergen ſuchte, worüber der Großfürſt in ein herzliches Gelächter ausbrach.

Maria Feodorowna ſtand mit einer ungemein ſtolzen Würde und Ruhe in der Mitte dieſer ſeltſamen Scene. Sie winkte jetzt die Nelidow zu ſich heran und ertheilte ihr mit lauter Stimme, aber dem gütigſten und freundlichſten Geſicht einen Auftrag, der ſie zum Zimmer hinausführen ſollte. Mit der demüthigſten Bewegung, den Kopf vor ſich niedergeſenkt, aber zugleich mit einem Blick, in dem ſich die tiefſte und anhänglichſte Ehrfurcht vor der Großfürſtin ausdrücken wollte, ſchlüpfte die Nelidow durch das Gemach und verſchwand lautlos hinter der Thür.

Maria Feodorowna trat dem Großfürſten mit dem vollſten Ausdruck ihrer liebreizenden Freundlichkeit näher, und ergriff ſeine Hand. Paul ſchien einen Augenblick in Verlegenheit zu gerathen, dann ging er in eine trotzige und brüske Haltung über, mit der er der Großfürſtin den Arm bot, um ſie zur Czarin hinüberzuführen.

Die Czarin, obwohl die Stunde der in dem großen Gala-Saal des Schloſſes angeſetzten feierlichen Audienz bereits herannahte und die Großen des Thrones ſich ſchon in dem anſtoßenden Saal zu verſammeln be-

gannen, befand ſich noch in ihrem Cabinet mit dem jungen Lanskoi eingeſchloſſen, in deſſen vertrauter Unterhaltung ſie ſich erſt überzeugen wollte, ob die glänzenden Empfehlungen, mit denen ihr Fürſt Potemkin denſelben vorgeſtellt hatte, ſich nicht nur bewahrheiteten, ſondern ob auch ihr eigener ſehr verwöhnter Geſchmack damit übereinſtimme.

Lanskoi war noch ein ſehr junger Offizier, der durch ſein gefälliges und überraſchend ſchönes Aeußere ſogleich den gewinnendſten Eindruck hervorbringen mußte. Er war ein großer, ſchlanker junger Menſch, der in der reichen, geſchmackvollen Uniform des Garde-Officiers, in welcher er ſich der Czarin zuerſt vorgeſtellt hatte, ſeine ſeltene, faſt blendende Schönheit wahrhaft ſtrahlend hervortreten ließ. Dabei war es zugleich ſeine große Jugend, die ihn mit einem faſt rührenden Zauber umgab. Seine Schönheit, ſeine Anmuth waren die eines Kindes, und die friſche Blüthe des Mannes entwickelte ſich eben erſt in den zarteſten und weichſten Lineamenten. Und zugleich war es der Zauber eines gebildeten und regen Geiſtes, welcher den jungen Mann auf die liebenswürdigſte Weiſe umfloß. Lanskoi war ein junger Mann, der keineswegs bloß in den Aeußerlichkeiten ſeines Standes befangen war und der nicht

nur einen wiſſenſchaftlich gebildeten Geiſt beſaß, ſondern auch viele Talente hatte, die ihn als einen begabten Muſenjünger erſcheinen ließen und ſeine Unterhaltung zugleich mit einem Inhalt erfüllten, welcher für die Czarin beſonders angenehm und feſſelnd war. Lanskoi hatte gründliche Studien und bedeutende Anlagen in der Muſik und Malerei aufzuzeigen, und dies überraſchte und entzückte die Czarin doppelt, da ihre letzten Freunde gerade ſo verwahrloſt an Geiſt und Gemüth geweſen waren und die Illuſionen der Czarin oft mit gränzenloſer Langeweile durchbrochen hatten.

Die Czarin war daher bereits bei der erſten Unterhaltung mit Lanskoi zu einer wahren Schwärmerei für ihn übergegangen und gab dem jungen Mann, der ſich in der That harmlos und unſchuldig wie ein Kind benommen hatte, durch allerlei unzweideutige Beweiſe ihrer Gunſt dies zu erkennen. Jetzt entließ ihn Katharina, da ſie aus dem Vorſaal her die ſchweren ſtolpernden Schritte Potemkin's vernahm, welcher ſich bereits einſtellen wollte, um die Czarin zu der Audienz im Gala-Saal abzuholen, was ihr zugleich anzeigte, daß Kaiſer Joſeph bereits im Palaſt erſchienen ſei und daß ihre feierliche Zuſammenkunft mit dem deutſchen Kaiſer jetzt eröffnet werden ſolle.

Die Czarin hatte dem jungen Lanskoi zum Abſchied eine goldene Kette, an deren Ende ihr eigenes Portrait in Brillanten hing, mit den huldvollſten Gebärden um den Hals geſchlungen, indem ſie ihn dann mit einer funkelnden Freude in den Augen betrachtete. Obwohl dies am Petersburger Hofe das höchſte und nie zu verkennende Zeichen der eingetretenen Gunſt der Czarin war, welches zu den weiteſten Hoffnungen berechtigte, ſo begnügte ſich doch die Czarin nicht damit, ſondern ſie drückte noch einen langen glühenden Kuß auf die weiße friſche Stirn des jungen Lanskoi, worüber dieſer wie ein junges Mädchen tief erröthete.

Wie in einem Traum befangen, war Lanskoi jetzt abgetreten und hatte es in der Aufregung und Verwirrung, die ihn beſchlichen, nicht bemerkt, daß er dem Fürſten Potemkin in der Thür begegnet war, der ihn in ſeiner Haſt faſt umgerannt hätte.

Nicht wahr, dieſes Kind muß man ſogleich liebgewinnen? begann Potemkin, auf den eben Hinausgegangenen deutend, indem er der Czarin mit einem bedeutungsvollen Blick ſich näherte.

Sie haben Recht, Potemkin, entgegnete Katharina mit einem glühenden Ausdruck, wie man ihn lange nicht in ihren Augen flammen geſehen. Das iſt ja

noch ein Kind, von Milch und Blut, friſch, zart und roſig, wie ein junger Frühlingstag, den linde und ſcharfe Lüfte, mit den Gewürzen des Oſtens auf ihren Schwingen, durchkoſen. Ja, Fürſt, Ihr habt mir mit dieſer neuen Bekanntſchaft eine große Freude gemacht, ich danke Euch. Ich gebe es, wie immer, ganz in Eure Hände, daß Ihr die nöthigen Arrangements trefft, um dem jungen Lanskoi eine angemeſſene Poſition in meiner Nähe zu geben.

Der Fürſt verneigte ſich und ſagte dann, mit ſeinen ſchlau lächelnden Augen: Wie freue ich mich, die Czarin ganz wieder im Beſitz Ihrer göttlichen Laune anzutreffen. O, dann wird auch wieder ein friſcher, mächtiger Geiſt alle Segel der ruſſiſchen Politik blähen. Wenn die Czarin glücklich iſt, werden auch unſre großen Herrſchaftspläne, welche die Zukunft Rußlands ſind, wieder gewaltiglich gedeihen und den höchſten Sieg davontragen. Ja, es wird mir jetzt gelingen, ich werde den großen Tag erleben, wo ich die Czarin von Rußland in Konſtantinopel krönen laſſen werde, wo ich mit dem Diadem der Welt ſchmücke diejenige Fürſtin, die dazu berufen iſt, einen Thron aufzuſchlagen, der die alte und die neue Welt wieder zu einer ganzen Herrſchaft, zu einem großen Univerſal-Reich verbinden ſoll!

Schon wieder ein ſo ungeſtümer Dränger! entgegnete die Czarin lächelnd, indem ſie ihre Hand mit einem ſanften, faſt zärtlichen Backenſtreich an die Wange Potemkins legte. Aber mich dünkt, es drängt jetzt der Augenblick, zu unſerm Kaiſer Joſeph hinunterzugehen, denn wir wollen es hier nicht an der größten Zuvorkommenheit gegen ihn fehlen laſſen. Ihr ſagt mir, daß Kaiſer Joſeph bereits in dem Saal der großen Gala-Gemächer drüben erſchienen ſei, und wir dürfen ihn jetzt nicht warten laſſen. Denn nur Hand in Hand mit dem deutſchen Kaiſer werden wir unſer großes Ziel erreichen, zu dem Eure Phantaſie ſchon ſo mächtig hinſtürmt und das wir weiſe vorbereiten müſſen, Fürſt Potemkin.

Damit ſtreckte Katharina feierlich die Hand aus, worin zugleich der Befehl an den Fürſten lag, die Czarin in den Audienz-Saal hinüber zu geleiten, was Potemkin mit aller Würde und Grazie, die ihm in ſolchen Fällen zu Gebote ſtanden, ausführte.

Die Wiederbegegnung der Czarin mit dem Kaiſer Joſeph war ebenſo herzlich und vielverſprechend geweſen, als vor einigen Wochen die Trennung zwiſchen Beiden in Mohilew. Die Czarin hatte ſogleich einen treuherzigen und gemüthlichen Ton gegen den Kaiſer

angestimmt und dies genügte, ihn sofort in die beste und ungezwungenste Laune zu versetzen, in der er auch sämmtliche Personen des Hofes, die ihm jetzt vorgestellt wurden, bewillkommte.

Eine besonders angelegentliche Aufmerksamkeit trug der deutsche Kaiser sofort dem Großfürsten Paul und der Großfürstin entgegen, die beide mit einiger Zurückhaltung in ihrem ganzen Wesen bisher neben der Czarin gestanden und sich kaum freudig zu der beginnenden Repräsentation zeigten, als Katharina jetzt ihrem Gast die Namen Pauls und Maria Feodorowna's nannte.

Der deutsche Kaiser bemerkte sogleich mit der ihm eigenen feinen Spürkraft, daß der Großfürst ihm keineswegs freudig entgegenkam, sondern eine große Zurückhaltung gegen ihn beobachten wollte.

Mir ist sehr daran gelegen, die Freundschaft des Großfürsten von Rußland zu gewinnen, begann er sogleich in sehr angelegentlicher Weise, indem er die Hand des Großfürsten herzlich schüttelte. Aber dies ist das Einzige, weshalb ich unsern Rivalen Preußen beneide, daß es die Neigung des Großfürsten Paul an sich zu ziehen gewußt hat, die zu besitzen ganz unschätzbar ist. Es ist möglich, daß die Allianz zwischen Rußland und Preußen für die Ruhe Europa's noth-

wendig ist, aber mein einziges Streben wird immer nur darauf gerichtet sein, mir die Freundschaft Rußlands zu erwerben*). Freilich werde ich immer meine Segel streichen müssen gegen die Person des Königs von Preußen, der ich überall das Vorrecht zugestehen werde, eine unbedingte Verehrung zu empfangen.

In den schönen blauen Augen des Kaisers schimmerte dabei ein treuherziger Glanz, der bald wieder mit einem Ausdruck von Spott wechselte. Auch die Großfürstin schien die kalte Zurückhaltung zu theilen, welche Paul, der nur mit einigen einsylbigen Worten erwiederte, gegen den Kaiser zu beobachten fortfuhr. In derselben Art bewies sich auch die Großfürstin, obwohl sie ihre anmuthige und liebenswürdige Haltung kaum verlieren konnte, fast abstoßend gegen Joseph, der sie auf die hervorragendste Weise auszeichnete.

Ich begreife, daß die Frau Großfürstin mir nicht Recht geben kann, bemerkte er mit sanftem Lächeln. Der König Friedrich der Zweite hat sich ein zu großes Verdienst um den Bund der großfürstlichen Herzen erworben, als daß ihm dies jemals in dem zarten und dankbaren Herzen einer Frau vergessen werden könnte.

*) Görz Denkwürdigkeiten I. 170.

Der Bund der Kaiſerlichen Hoheiten iſt ja am preußiſchen Hofe geknüpft worden, Preußen hat dies unſchätzbare Vorrecht genoſſen, das ihm Oeſterreich nur beneiden kann, und Preußen, ich ſehe es ein, wird darum ſtets an der Frau Großfürſtin einen beredten und liebenswürdigen Fürſprecher haben.

Maria Feodorowna ſchien von dieſer Bemerkung des Kaiſers ſehr unangenehm berührt zu werden. Sie erröthete im ſtärkſten Purpur und auf ihrem Geſicht trat faſt ein Anflug von Zorn und trotziger Geſinnung hervor, wie man es bei der ſonſt ſo gleichmäßig geſtimmten Prinzeſſin kaum jemals wahrgenommen hatte.

Als der Großfürſt jetzt ſah, daß ſeine Gemahlin dem Kaiſer kaum antwortete und ſich ſogar ſeitwärts ein wenig von demſelben abwandte, ſchien ihn dies plötzlich ungemein zu verdrießen und er ſann vergeblich nach, welches wohl die Urſache dieſes auffallenden Benehmens ſein möchte. Der Großfürſt wußte nicht, daß Kaiſer Joſeph zugleich mit einem Heirathsplan nach Petersburg gekommen war und daß ein zufälliger Umſtand die Großfürſtin von dieſen Abſichten, welche ſie ſelbſt nahe berührten, vorher unterrichtet hatte.

Joſeph hegte allerdings ſeit einiger Zeit den Plan, den Prinzen Franz von Toscana mit einer Schweſter

Richtungen machen die Gestalt Opitzens bedeutsam für das neue Werden der Literatur. Einmal, daß er als Weltmann vielfältigen Menschenverkehr genossen und auf Reisen, an Höfen und inmitten der höheren Gesellschaft sich freie Lebens- und Ausdrucksformen zueigengemacht hatte. Dann, daß er auf die Quellen der deutschen Sprache wieder zurückging, eifrige Nachgrabungen nach den versunkenen Schätzen der früheren Zeit anstellte und überhaupt mit klugem Blick Alles beherrschte, was nur im Bereich des Studiums lag. So arbeitete er einen geschmackvollen und tadellosen Typus in sich aus, der durch seine Sicherheit und Geschmeidigkeit wohl eine formelle Grundlage für die neuere Dichtersprache abgeben konnte, aber keine eigentliche innere Macht des Genius ausübte. In der poetischen Begabung übertrafen vielmehr seine Nachfolger und Schüler, besonders die naive Gemüthsherrlichkeit eines Flemming, den vernünftelnden, raisonnirenden und abgemessenen Opitz weit. Aber schon das Ansehen, welches sich dieser, das Scepter der Correctheit in der Hand, über seine Zeit erworben hatte, war etwas werth, und war nicht nur

der Großfürstin Maria Feodorowna zu vermählen und es war möglich, daß er diesen Plan, an dessen Ausführung ihm gelegen schien, am russischen Hofe anhängig machen und unter dem Beistand der Großfürstin von Rußland zur Ausführung bringen wollte, nicht ahnend, daß die Großfürstin gegen diesen Plan von vornherein sehr eingenommen war und nicht im Geringsten denselben zu unterstützen dachte. Besonders aus diesem Grunde hatte sie seinem Erscheinen mit großem Mißmuth entgegen gesehen, und es war ihr, als wenn der Kaiser schon sofort diesen ihr unangenehmen Gegenstand berühren wolle.

Den Großfürsten aber schien jetzt ein gewaltiger Aerger über das auffällige Benehmen seiner Gemahlin zu überkommen. Es empörte ihn, daß die Großfürstin sich herausnehmen wollte, Politik auf ihre eigene Hand zu treiben und dem deutschen Kaiser eine Zurückhaltung zu beweisen, zu welcher er sie nicht bevollmächtigt hatte.

Dies verdroß den Großfürsten so sehr, daß sein eigenes Benehmen gegen den Kaiser dadurch sichtlich umgestimmt wurde. Es kam ihm offenbar darauf an, seiner Gemahlin einen Possen zu spielen, und schon begannen seine wilden Augen einen milderen freund-

licheren Ausdruck gegen den Kaiser anzunehmen. Er trat jetzt mit einer raschen gefälligen Bewegung hervor, und die Hand des Kaisers lebhaft ergreifend, sagte er mit einer wohlklingenderen Stimme als sonst: Der Kaiser Joseph ist gewiß in Rußland bei Allen hoch willkommen, mögen dieselben nun gute oder schlechte Preußen sein, und wir machen das Verhältniß zu Preußen gar nicht zum Maaßstab unseres Verhältnisses zu Oesterreich. Ich für mein Theil bekenne mich jetzt gern und laut zu den eifrigsten Parteigängern Oesterreichs und biete mein Schwert und meine Dienste an für Alles, was die allergnädigste Czarin, was unser lieber Alliirter, der Kaiser von Oesterreich, Gemeinsames beschließen werden!

Diese Rede des Großfürsten Paul, in seiner Art mit einem gewissen Ungestüm ausgestoßen, brachte eine große Sensation bei allen Anwesenden hervor. Die Czarin warf dem Großfürsten einen dankbar leuchtenden Blick zu, der ihm mit einer Innigkeit, wie seit langer Zeit nicht, die Zufriedenheit ausdrückte, welche die Czarin heut über ihren Sohn empfand.

Eine fast lächerliche Figur aber spielte in diesem Augenblick der Minister Panin, der, nachdem der Großfürst gesprochen, seinen Ohren kaum trauen

wollte und die größte Bestürzung darüber in seinen Mienen und Gebärden ausdrückte. Denn er begriff nicht, wie sein Zögling, der Großfürst Paul, der die preußenfreundlichen Ansichten Panins vollkommen in sich aufgenommen hatte und der bis jetzt für die eigentliche Hoffnung und Zukunft der preußischen Partei in Rußland gegolten, plötzlich dazu gekommen war, alle Berechnungen und Erwartungen dieser Art umzustoßen und mit einem gewissen Jubelgeschrei in das österreichische Lager überzutreten. Der kluge Panin, der sonst das Gras wachsen hörte in der Politik, zerbrach sich fast den Kopf über diese ihm gänzlich räthselhafte Umwandlung des Großfürsten und schnitt Gesichter, welche der Czarin selbst, deren Blicke in diesem Moment auf ihn fielen, ein großes Vergnügen zu gewähren schienen und fast ihre Lachlust reizten.

Der Minister Panin hatte bei all seiner berühmten Staatsklugheit nicht bemerkt, welchen triumphirenden Blick der Großfürst, nachdem er gesprochen, auf die Großfürstin geworfen hatte. Aus diesem Blick war deutlich zu erkennen, wie sehr der Großfürst es eigentlich nur darauf abgesehen gehabt, mit seinen Aeußerungen, welche auch der Kaiser mit sichtlicher Genugthuung vernommen, seine Gemahlin zu ärgern und ihr

auf eine empfindliche Weiſe zu widerſtreben. Maria Feodorowna ſelbſt hatte dieſe Abſicht ſehr wohl verſtanden und ſah in dieſem Augenblick mit tiefer Beſchämung zur Erde nieder.

Es entſtand jetzt eine augenblickliche Stille, die aber Fürſt Potemkin ſogleich mit ſeiner rückſichtslos darein brüllenden Stentorſtimme unterbrach.

Potemkin hatte ſich bisher an der Seite der Czarin, neben welcher er ſtand, ziemlich ruhig verhalten und war nur ein aufmerkſamer Beobachter des um ihn her Vorgehenden geweſen. Er ließ nur von Zeit zu Zeit einen gewaltigen Brillantring, welchen er heut am Finger trug, gegen das Licht ſpielen, und ſchien mit ſichtlicher Freude an den blitzenden Farben zu erkennen, was für einen unbeſtreitbar ächten und bedeutenden Werth er dieſem Ringe, der ein Geſchenk des Kaiſers Joſeph war, beizumeſſen hatte. Um ſo mehr hatte er ſich aber zu gleicher Zeit gedrungen gefühlt, für das ganze Auftreten des Kaiſers Joſeph am Petersburger Hofe eine enthuſiaſtiſche Theilnahme an den Tag zu legen und Allem, was der Kaiſer jetzt that und ſagte, mit wahrhaft entzückten Gebärden zu lauſchen.

Es lebe Rußland unter der großen Czarin Katha-

rina! rief er jetzt plötzlich lärmend und tobend, indem er ſeine Arme hoch in die Luft ſchwenkte. Welches Heil für Rußland, eine Herrin und Gebieterin, wie Katharina, und einen Freund, wie den Kaiſer Joſeph, zu beſitzen! In der That, die ganze Welt gehört Rußland und Oeſterreich, wenn Katharina und Joſeph ſich die Hand reichen, denn unter dem Stern ihrer Freundſchaft ſammeln ſich alle Völker und werden ſich alle Reiche neigen!

Obwohl dieſes ſeltſame Intermezzo einen ſehr angenehmen Eindruck auf die Czarina hervorzurufen ſchien, ſo ſtreckte ſie doch zugleich ihre Hand wie beſchwichtigend gegen Potemkin aus, und ſchien, wenngleich mit einem liebenswürdigen Lächeln, ſeinen vorlaut hervorbrechenden Eifer dämpfen zu wollen.

Um Gotteswillen, ruhig, mein lieber Fürſt, ſagte ſie mit einem unendlich gütigen und milden Ausdruck. Die Politik von Mohilew iſt noch nicht dazu beſtimmt, zu eclatiren, obwohl wir ihr bereits das bedeutungsvolle Reſultat verdanken, daß wir Kaiſer Joſeph II., den edeln hochgeſinnten Monarchen Oeſterreichs, an unſerm Hofe haben ſo freundſchaftlich willkommen heißen dürfen. Dies iſt eine große Freude für uns geweſen und wir nehmen die Glückwünſche aller guten

und treuen Ruſſen zu dieſem bedeutungsvollen Ereigniß an. Aber die neue Freundſchaft, welche einſt die Welt aus ihren Angeln heben wird, ſoll ihre Blüthen erſt in unſerm ſtillen Herzen reifen, und dann erſt, Fürſt Potemkin, wenn der Wunderbaum erwachſen iſt, wollen wir noch lauter und ſtürmiſcher über denſelben jubeln.

Fürſt Potemkin verbeugte ſich ehrfurchtsvoll und ſagte dann in luſtiger Weiſe: Der Jubel ſitzt mir nun einmal im Herzen, und ich freue mich zu ſehr, daß den Türken nun bald das Garaus gemacht wird. Hier, meine allergnädigſte Czarin, habe ich es auf dem Papier nachgewieſen, daß das Türkenreich zuſammenſtürzen muß, ſo bald die vereinten Kräfte Rußlands und Oeſterreichs an die ottomaniſche Pforte klopfen werden. Und dabei wird und muß etwas herauskommen, meiner Treu, dabei wird und muß etwas für uns Alle herauskommen!

Potemkin begleitete dieſen Ausruf mit einem lauten herzlichen Gelächter, das faſt liebenswürdig klang, und auch den Kaiſer Joſeph, der überhaupt an Potemkin Geſchmack zu finden ſchien, fröhlich ſtimmte. Dann überreichte Potemkin der Czarin ein Papier, auf dem ſich einige Aufzeichnungen zu befinden ſchienen.

Katharina übergab das Papier dem Miniſter Panin, der es mit gravitätiſcher und bedenklicher Miene in ſeinem Portefeuille verwahrte.

Potemkin ſchien ſich aber einmal im Zuge zu befinden, und fuhr fort: Ha, es iſt jetzt eine wahre Luſt, Ruſſe zu ſein. Schon hat Rußland angefangen, ſich ſeine Füße im ſchwarzen Meere zu waſchen, und die Eroberung der Krim, zu der wir bereits die erſten Schritte gethan, wird das Vorpoſtengefecht unſeres großen Weltkampfes werden. Der Chan Sahim-Girai iſt bereits ſo gut wie ein ruſſiſcher Statthalter, den wir dort eingeſetzt haben, und er wird uns Tauris und das ganze Tartaren-Reich bald vollends in die Hände ſpielen. Das ſchwarze Meer wird dann zum ruſſiſchen See, in welchem der Czarenthron mit der Krone des Orients ſich ſpiegeln wird.

Still! Still! rief ihm jetzt die Czarin haſtig zu, indem ſie mit einer bedeutungsvollen Miene ihren Finger auf die Lippen preßte. Wir ſprechen heut keine Politik, denn es beſchäftigt uns in dieſem Augenblick einzig und allein der Gedanke, unſern erhabenen Gaſt, den Kaiſer, würdig hier in unſerer Reſidenz zu empfangen und uns der ausgezeichneten Ehre dieſes Be-

fuchs in allen Stücken werth zu machen. Der Kaiser hat, genialer Gewohnheit gemäß, unserm Petersburg bereits die Ehre gegeben, es zu Fuß zu durchstreifen, und wir würden sehr glücklich sein, wenn unserm Alliirten die Hauptstadt unseres Reiches nicht ganz mißfallen hätte.

Oh, entgegnete Joseph mit seinem wunderbar freundlichen Gesichtsausdruck, in dem sich immer so viel Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit mit einem befremdenden Zug von Spott und Ironie mischten. Wer Petersburg nicht gesehen hat, der weiß nicht, was Glanz und Pracht heißt, die von Menschenhänden gemacht werden. Oft mußte ich mir vor lauter Bewunderung und Ueberraschung die Augen zuhalten, und dann war mir einen Augenblick, als träumte ich nur, und ich fürchtete, wenn ich die Augen wieder emporschlüge, würde Alles um mich her verschwunden sein, und das galvanisch entstandene Leben würde nun still und bewegungslos um mich her daliegen. Aber wie sehr täuschte ich mich, Czarin! Als ich wieder zurückblickte auf die wunderbar mich fesselnden Gegenstände meiner Bewunderung, sah ich, daß dieselben wirklich lebten, daß diese colossalen Paläste, diese himmelhohen Kirchen, diese gewaltigen Menschenmassen nicht blos

Scheingebilde oder Malerei oder das Product eines rieſenhaft mächtigen Befehls ſeien, ſondern daß Alles ſchon aus eigener Kraft und nach Art dieſes Landes ſich ſo herrlich zu entwickeln angefangen, wie es daſteht.

Die Hofleute ſchnitten dumme und ſeltſam verblüffte Geſichter, als ſie dieſe ihnen völlig unbegreiflich ſcheinende Aeußerungsweiſe des Kaiſers Joſeph vernahmen. Sie betrachteten den Kaiſer, deſſen Erſcheinen am Hofe Katharina's vielen Vorurtheilen begegnet war, mit vermehrtem Mißtrauen, und ſchienen faſt der Meinung, als wenn er der Czarin etwas Unangenehmes über Petersburg geſagt hätte.

Gewiß ſehr ſublim, aber man weiß doch nicht recht, was er eigentlich ſagen will! brummte Fürſt Potemkin leiſe vor ſich hin, indem er der Czarin einen ſeiner ſchelmiſchen Blicke zuwarf, denen dieſe ſelten widerſtehen konnte.

Katharina aber, geiſtreicher als alle ihre Hofleute, war mit einem ſchönen Lächeln über Das, was Kaiſer Joſeph geſagt, hinweggeglitten. Sie verſtand ſehr wohl den Sarcasmus, der, wenn man wollte, in den Worten des Kaiſers gelegen, aber die hohe Weltbildung, in welcher die Czarin ſtets glänzte, ſchien es

ihr unmöglich zu machen, den Kaiser auch nur einen leisen Anschein von Verstimmung über das Gehörte bemerken zu lassen.

In diesem Augenblick lenkte sich die Aufmerksamkeit der Czarin auf die junge Großfürstin hinüber, auf deren sonst so klarer und heiterer Stirn sich eine dunkele, unbezwingliche Wolke gelagert hatte. Die Czarin konnte mißmuthige Gesichter nicht in ihrer Nähe leiden, und da die Prinzessin in dieser Beziehung nie ein böses Beispiel gegeben hatte, so wurde die Czarin theilnehmend und glaubte ein Mißbefinden der Großfürstin voraussetzen zu müssen.

Die Frau Großfürstin, bemerkte die Czarin jetzt mit ihrem vollen, der Prinzessin stets gewidmeten Wohlwollen, theilt heut unserer Aller Freude nicht ganz, während sie sonst immer die Seele derselben war. Was hat denn unserer lieben Großfürstin heut die gute Laune verdorben?

Maria Feodorowna schrak heftig zusammen, als sie jetzt plötzlich von der Czarin sich so angeredet hörte und zugleich die Blicke aller Uebrigen auf sich gelenkt sah. Ihre Wangen waren tief erröthet, ihre Augen irrten ungewiß von der Czarin zu dem Groß-

durch seine Gedichte, sondern auch durch seine kritischen Abhandlungen und Gesetzgebungen begründet. Die Prosa, welche Martin Opitz schrieb, ist bemerkenswerth durch eine gewandte Handhabung des Periodenbau's, Verschlingung der Zwischensätze und eine elastische Gliederung der Satztheile, die in dieser Zeit der Sprödigkeit der deutschen Darstellung beim ersten Blick auffällt. Auch das Detail seiner Wortbildung ist sehr zu beachten; in Zusammensetzungen, wie Strafamt, Sturmwind, Lehngeld, Hauszucht, Kirchhof, Vogelfang, Nothwehr, Dichtart, Spielart, Bilderwerk, Spottrede (Ironie), Denkzeit, Denkzettel, Wortmeister (Criticus), Donnerwort, Flickwort, ist seine Diction ebenso kühn als neu. Andere neue Ableitungen, wie Schalkheit, Weltling, Zärtling, Neidling, Klüglinq, Fündling, Freßling, Armsal, Jammersal, Irrsal, Scheusal, Bleibniß (Wohnung), Anhängniß, Begebniß, Begegniß, Fahrniß, Baarschaft, Endschaft, Gespielschaft, Kindschaft, Sippschaft, Abstrafung, Begnadung, und viele ähnliche finden sich bei

fürsten hinüber und blieben auf dem seltsam lächelnden Gesicht des Kaisers Joseph haften.

Dann schien all ihre heitere und feste Haltung wieder zu ihr zurückgekehrt, und sie sagte mit großer Unbefangenheit: Ich habe Alles mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit angehört, und die Belehrungen, die ich dabei empfangen, werden einen guten Einfluß auf mich ausüben.

Ihr sprecht immer für mein Ohr und mein Herz gleich angenehm, Großfürstin, entgegnete die Czarin, ihr mit einem huldvollen Ausdruck zunickend. In der That, einen so schönen Tag haben wir selten erlebt, als den heutigen, der uns durch die Ankunft unseres hohen Gastes zu einem unvergeßlichen für das ganze Leben gemacht wird! Vielleicht knüpfen sich daran noch Freuden und Genugthuungen anderer Art, denn der Kaiser, Großfürstin, wirbt zugleich für den Prinzen Franz von Toscana um die Hand der noch unvermählten Schwester der Großfürstin von Rußland.

Maria Feodorowna zuckte sichtlich zusammen, als sie jetzt auch diesen Gegenstand berühren hörte. Aber Kaiser Joseph, der es der Prinzessin sogleich ansah, daß damit kein ihr angenehmer Gegenstand berührt würde, näherte sich der Prinzessin jetzt auf die aller

verbindlichſte Weiſe und ſagte ſcherzend: Es wäre das Erſtemal, daß ich mit Heirathsprojecten läſtig fiele! Die Frau Großfürſtin dürfen ſich, wenn mein Project Ihnen nicht gefallen ſollte, beruhigen, denn noch niemals hat es einen ſchlechteren Heirathsſtifter gegeben, als mich. Die Heirathen kommen gewöhnlich nicht zu Stande, die ich unternehme, und man kann ſich darum meinetwegen für getröſtet halten. Das eigentliche Ziel der Reiſe iſt ſchon erreicht, wenn wir einſtweilen nur das Türkenreich unter die chriſtliche Haube bringen, und dies ſind die einzig preſſanten Heirathsgedanken, die ich habe, wie ich der gnädigſten Frau Großfürſtin auf meine Ehre verſichern kann.

Es war dem Kaiſer mit ſeiner liebenswürdigen Freimüthigkeit gelungen, wieder eine ganz heitere und ungezwungene Stimmung zu verbreiten, und in dieſer Tonart verlief die Audienz zuletzt auf die angenehmſte Weiſe, die Alle zufrieden ſtellte und auf allen Seiten die glücklichſten Erwartungen hervorrief.

Der Kaiſer Joſeph beurlaubte ſich von der Czarin unter den in ihre Hände abgelegten Verſprechungen, den Aufenthalt in Petersburg nicht abzukürzen, ſondern für den regſten und innigſten Verkehr der beiden neu

befreundeten Souverainetäten recht fruchtbar werden zu lassen.

Nachdem die Czarin den größten Theil ihres Hofstaats entlassen hatte, winkte sie dem Großfürsten mit einer freundlichen Bewegung zu, und als er näher trat, reichte sie ihm in freundlichster Gewogenheit die Hand und sagte lächelnd: Mein Sohn, Du hast heut sehr verständige Aeußerungen gethan, die mein Herz sehr erfreut haben. Mir ist sehr daran gelegen, daß der Großfürst auf denselben Wegen mit der Czarin geht, und ich bin dankbar für jeden Schritt, den man mir bereitwillig nachfolgt. Diesen mir kostbaren Augenblick, wo der Großfürst meine Ansichten in sich aufzunehmen anfängt und wo er meinen Gedanken eine willige Stätte bei sich bereitet, wünschte ich verherrlichen zu dürfen. Ich habe daher beschlossen, dieser Stunde ein angenehmes Gedächtniß zu stiften. Du hast längst den Wunsch gehegt, mein Sohn, eine größere Reise durch alle Theile Europa's zu unternehmen, und die verschiedenen Völker, Länder und Höfe nach Deinem Gefallen zu besuchen. Es sei Dir jetzt dieser Wunsch gewährt, denn da so viele Fürsten und Prinzen jetzt in Europa reisen und ihre Besuche austauschen, so will ich, daß auch der Großfürst von

Rußland in dieser neuen Mode der Zeit nicht zurück bleibe. Die Großfürstin wird den Großfürsten auf dieser Tour begleiten, die durch Italien, Frankreich, Holland, Oesterreich und ganz Deutschland sich erstrecken mag. Wir werden uns mit den Vorbereitungen zu dieser Reise beschäftigen, sobald die dringendsten Geschäfte und Veranlassungen uns die Zeit dazu vergönnen werden. Aber die Sache sei bestimmt beschlossen. Außerdem, mein Sohn, empfange heut aus meiner Hand ein kleines Besitzthum, das ich Dir längst zugedacht hatte. Gatschina, der kleine Landsitz, der aus dem einstigen Besitz des Grafen Orlow jetzt wieder an mich zurückgefallen ist, sei künftig der Deinige. Du liebst mit Deiner Gemahlin das Landleben, und ich werde Dir behülflich sein, eine ganz neue Schöpfung aus diesem kleinen Anfang hervorgehen zu lassen. Und damit, meine Kinder, entlass' ich Euch heut in vielen Gnaden. Gehabt Euch wohl für heut, und denkt, daß ich immer in liebevoller Huld Euere gnädigste Czarin bin!

Katharina reichte zur Linken und zur Rechten ihre schönen, huldspendenden Hände hin, die von Paul und Maria Feodorowna mit dankbarem Eifer geküßt wurden. Die Großfürstin sah ihren Gemahl mit zärtlicher

Freude an und ſuchte den Eindruck der empfangenen Gnaden auf ſeinem Geſicht zu erforſchen.

Paul aber ſah bleich und verſtört aus, denn die ihm ſo plötzlich bewieſene große Huld ſeiner kaiſerlichen Mutter begann ihn bedenklich zu machen, und wollte allerlei Zweifel und Beſorgniſſe in ihm hervorrufen.

X.

Gatschina.

Am Hofe der Kaiserin Katharina hatten sich in der letzten Zeit die Besuche und Zerstreuungen gedrängt. Kaum hatte sich Kaiser Joseph von seiner neugewonnenen Freundin beurlaubt, um, neuer Entwürfe voll, in seine Staaten zurückzukehren, so war, gewissermaßen zu seiner Ablösung, der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen in Petersburg erschienen, um, durch neue Anstrengungen, die Waagschale der preußischen Politik bei der Czarina wieder in die Höhe steigen zu lassen und dem behaupteten Einfluß des deutschen Kaisers entgegenzuwirken. In dieser Besorgniß vor Oesterreich hatte sich der König Friedrich der Große beeilt, seinen jungen Neffen und Thronfolger nach Petersburg abgehen zu lassen und ihn mit Auf-

trägen zu verſehen, die lediglich darauf berechnet waren, die Neigung der Czarin für Preußen zu feſſeln.

Der Prinz Friedrich Wilhelm war ein junger ſchöner Mann, von der angenehmſten Perſönlichkeit, der ganz dazu geeignet ſchien, einen günſtigen Eindruck für ſich und für Preußen hervorzurufen. Seine äußere Erſcheinung und ſein ganzes Auftreten in Petersburg entwickelten den ausgeſuchteſten franzöſiſchen Geſchmack und Luxus, denn vor ſeiner Abreiſe hatte der Prinz noch dreißigtauſend Francs nach Paris geſchickt, um ſich dafür nach den neueſten Muſtern der Welthauptſtadt auf einen ganz eleganten Fuß bringen zu laſſen. So ragten die Eindrücke, die von dem preußiſchen Prinzen in Petersburg ausgingen, in jeder Hinſicht hervor, und ſeine blühende Männlichkeit, ſeine ausgezeichnete Geſtalt, ſein leichtes anmuthiges Entgegenkommen machten ihn nicht nur beim ganzen Hofe ſogleich beliebt, ſondern erwarben ihm auch insbeſondere den lebhafteſten Beifall und die immer ſteigende Aufmerkſamkeit der Czarin. Glänzende Feſte und prachtvolle Veranſtaltungen aller Art, die zu ſeinen Ehren getroffen wurden, wechſelten ſich ſeitdem am Hofe ab, und ſehr oft unterhielt ſich die Czarin ganz allein mit dem Prinzen in ihrem Cabinet, wo dann

kein Zeuge ihrer Gespräche zugelassen wurde, und hier ließ sie es nicht an den ausgiebigsten Versicherungen fehlen, wie sehr sie dem großen König Preußens mit inniger Bewunderung und Freundschaft zugethan sei und in diesen Gesinnungen auch niemals eine Aenderung eintreten lassen werde. Der Prinz wurde entzückt über diese Betheuerungen, die ihm aus dem Munde der Czarin so angenehm in die Ohren fielen, aber je länger er in Petersburg verweilte, desto mehr mußte er doch sehen, daß seine Angelegenheit selbst gar nicht vorwärts rückte und daß die Czarina gänzlich stumm blieb oder mit einem einzigen Wort für immer abbrach, wenn der Prinz daran erinnern wollte, daß die Allianz zwischen Preußen und Rußland, die immer auf acht Jahre abgeschlossen zu werden pflegte, gerade in diesem Jahre noch der Wiedererneuerung bedürfe.

In diesen Tagen der Feste und der Zerstreuungen hatte der Großfürst eine ihm sehr willkommene Gelegenheit gefunden, sich von dem Treiben des Hofes entfernt zu halten und dadurch ein häufigeres Zusammentreffen mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm zu vermeiden, dem gegenüber er sich in einiger Verlegenheit befand. Denn Paul fühlte sich durchaus nicht mehr aufgelegt, den Erwartungen und Hoffnungen zu

entſprechen, welche man bisher in Berlin am Hofe des Königs Friedrich auf ihn geſetzt, und er ſah ſich dabei in einer Uebereinſtimmung mit der Czarin, die ſeinem eigenen Gemüth ſehr wohl that. Denn es zeigte ſich mehr und mehr bei der Kaiſerin, daß die gröſten Pläne und Hoffnungen ihres Lebens doch auf Seiten des Bündniſſes mit dem öſterreichiſchen Kaiſer ſtanden, und obwohl es bei der neulichen Abreiſe des Kaiſers Joſeph von Petersburg keineswegs zur Abſchließung irgend eines Vertrags zwiſchen ihm und der Czarin gekommen war, ſo glaubte doch Paul ganz beſtimmt zu wiſſen, daß die Czarina, nachdem ſie einmal auf dieſe Bahn hinüber gelenkt, nicht wieder zu irgend einem Zugeſtändniß für Preußen bereit ſein werde.

Katharina hatte ſich gerade in der letzten Zeit ſo zuvorkommend und freundlich gegen ihren Sohn bewieſen, daß Paul faſt ängſtlich und mit einem gewiſſen rührenden Eifer danach ſtrebte, ſich nicht in irgend einem Widerſpruche mit den Wünſchen der Czarin betreffen zu laſſen, und er hatte ſich deshalb auch vor jeder vertraulicheren Erörterung mit dem Prinzen von Preußen, wie ſehr dieſer es auch darauf abgeſehen hatte, gehütet.

Paul ſuchte, ſo oft es irgend möglich wurde, von Petersburg abweſend zu ſein, und ſeine Beſchäftigung mit Gatſchina, dem neuen Geſchenk der mütterlichen Liebe und Fürſorge, bot ihm dazu eine Veranlaſſung, die in dieſer Jahreszeit, wo man noch auf dem ſehr vernachläſſigten Gut Bauten vornehmen, Ländereien beſtellen und urbar machen konnte, durchaus nicht auffallend erſcheinen durfte.

Der Großfürſt hatte ſich mit vielem Behagen auf Gatſchina einzurichten begonnen, an das er bereits ſo viele neue Pläne knüpfte, und er brachte bald ganze Tage und Wochen hintereinander, in bewegter und vielbeſchäftigter Einſiedelei, auf dieſem ehemaligen Luſtſchloſſe des Grafen Orlow zu. Gleichzeitig hatte auch die Großfürſtin eine raſche und lebhafte Neigung für Gatſchina gefaßt, und wie ſehr auch Paul ſie anderweitig zu beſchäftigen und zu intereſſiren ſich bemühte, ſo wußte es Maria Feodorowna doch ſtets ſo zu veranſtalten, daß ſie immer bei ihm war, ſo oft er von Petersburg nach Gatſchina fuhr, und daß ſie, ehe er ſich deſſen verſah, mit großem Eifer und unläugbarem Geſchick ſeine Arbeiten und die Ausführung ſeiner Entwürfe mit ihm theilte.

Gatſchina, einſt von Gregor Orlow in der ſchönſten

ihm in überraschender Fülle und Wirkung.*) Im Jahre 1618 schrieb Opitz in lateinischer Sprache seinen Aristarchus sive de contemptu linguae teutonicae, worin er für die Reinheit und Aechtheit des Deutschen nachdrücklich kämpfte, die Ausländerei und Sprachmengerei brandmarkte, und zugleich das Studium der alten classischen Literatur empfahl. Von dem Zustande der deutschen Sprache sagt er an einer Stelle: „Diese bisher so reine und von fremdem Schlamm befreite Sprache beginnt nun zu sinken und artet in die seltsamsten Redeformeln aus. Es entstehen Ungeheuer von Wörtern und Wortfügungen. Unsere Sprache gleicht einem ekelhaften Behältniß, wo gleichsam der Unrath aller andern zusammenfließt. Fast nirgends eine Periode ohne ausländisches Beiwerk. Und so glücklich ist doch das Genie unsrer Sprache, daß sie weder an Majestät der spanischen, noch an Anstand der italienischen, noch an Zierlichkeit der französischen wei-

*) Vgl. ein Verzeichniß der in dieser Zeit neuaufgekommenen Wörter aus Schottel und Opitz in Heyse's deutscher Grammatik, fünfte Auflage, S. 68.

Zeit ſeines Lebens erbaut, ſeitdem von der Czarina zu ihrem Eigenthum erworben und jetzt zu einer Liebesgabe für den Großfürſten auserſehen, lag, ungefähr ſechs Meilen von Petersburg, in einer an ſich reizenden Gegend, an dem romantiſchen Gelände der Duderhoff'ſchen Berge, und an einem ſchönen, dunkelblauen See, welchen hier die rauſchende Iſchora bildet. Zugleich hatte die bekannte und gewohnte Nachbarſchaft dieſes Ortes ihn dem Großfürſten und der Großfürſtin ſehr zum Aufenthalt empfohlen. Denn ungefähr achtzehn Werſte davon lag das anmuthige Czarskoe-Selo, und faſt unmittelbar an Gatſchina ſtieß das geliebte Paulowsky, wo Paul auf Feld und Wald und in den zwangloſen Freuden des Landlebens bisher die ſchönſten und heiterſten Stunden ſeines Daſeins zugebracht hatte, und wo auch ſein erſtes Zuſammenleben mit Maria Feodorowna ſeine beſten Blüthen erſchloß und ihm Genugthuungen gewährte, welche die mit unaufhörlicher Liebe um ihn bemühte Großfürſtin noch keineswegs für beſchloſſen anſehen wollte. Denn die Großfürſtin wollte, trotz Allem, noch immer auf Paul vertrauen, und ſie hoffte, ihn einſt ganz ihrer Liebe und ihren Lebensanſichten gewonnen zu haben. Die Felſenhärte ſeines Weſens

hatte sie niemals abgeschreckt, sie blieb darum nur um so eifriger und inniger ihm zugewandt, und die neuen Begegnungen, zu denen Gatschina Veranlassung gab und die darum fast mit einer liebenswürdigen Zudringlichkeit von ihr aufgesucht wurden, schienen ihr ein thätiges Zusammenwirken mit ihm zu versprechen, auf welches Maria Feodorowna mit ihrem heiteren und vertrauensvollen Gemüth die größten Hoffnungen baute.

Denn die Pläne, welche sich an einen umfassenderen Ausbau von Gatschina knüpften, schienen bald in Pauls Gedanken einen ungeheueren Umfang angenommen zu haben, und es hatten sich schon im ganzen russischen Reich darüber die merkwürdigsten Gerüchte verbreitet.

Eines Tages, als Paul, um einem großen prachtvoll vorbereiteten Hofdiner zu entgehen, von Petersburg abgereist war und die Landstraße nach Gatschina hinabfuhr, fiel ihm unterwegs eine große Menschenmenge auf, die sich allmählig um seinen Wagen versammelte und die theils vor, theils hinter demselben, theils ihm nahe zur Seite, in immer anwachsenden Schaaren sich drängte.

Der Großfürst gewahrte in diesem Augenblick auch,

indem er ſich verwundert nach allen Seiten hin über die Landſtraße umblickte, daß er die Reiſe nach Gatſchina heut auch in anderer Beziehung nicht allein angetreten hatte. Denn ſeine Blicke fielen jetzt plötzlich auf den Wagen der Großfürſtin, die wieder, wie in letzter Zeit ſo oft, unmittelbar hinter dem ſeinigen herfuhr und ſich ſo genau und regelmäßig an denſelben angeſchloſſen hatte, als könne und dürfe es gar nicht anders ſein.

Es war nur zu gewiß, daß die Großfürſtin wieder ohne Weiteres ſeinen Spuren gefolgt und ihm nachgefahren war, ſobald ſie bemerkt hatte, daß es heut wieder nach Gatſchina ging, wo ſie noch vieles Gemeinſame mit dem Großfürſten anzuordnen und zu verabreden hatte. Die Großfürſtin hatte dann in der letzten Zeit immer ohne Weiteres ihre Equipage anſpannen laſſen und war oft von Paul erſt in dem Augenblick bemerkt worden, wo ſie dem Großfürſten in Gatſchina ſelbſt begegnete und wo ſie in dem Augenblick, wo er den Arbeitern ſeine Befehle ertheilte, plötzlich mit ihrem lächelnden, guten, zuverläſſigen Weſen zu ihm herantrat und gerade und beſtimmt ihre Meinungen und Einfälle ausſprach, die faſt immer, wie der Großfürſt nicht umhin konnte anzuerken-

nen, auf eine glänzende Weiſe das Richtige trafen. Es war dann ſchwer, der Großfürſtin ferner zu zürnen, beſonders da ſie es auf eine ſo unnachahmliche und unmöglich abzuweiſende Art verſtand, in der Unterhaltung mit dem Großfürſten in ihm ſelbſt Ideen zu erwecken und aufſteigen zu laſſen, die ſchwerlich ſonſt in ihm wach geworden wären, und die den Plan der neuen Stadtanlagen, welche er in Gatſchina bezweckte, ſogleich bedeutend und überraſchend zu fördern geeignet waren.

Als aber Paul jetzt zuerſt mit einem leiſen Schreck die hinter ihm herfahrende Equipage ſeiner Gemahlin gewahrte, ſah er zugleich, daß die Großfürſtin diesmal nicht ganz allein in ihrem Wagen ſaß, ſondern daß ihre Ehrendame, Fräulein Nelidow, ſich bei ihr befand, deren feurige und rollende Blicke bereits ausdrucksvoll genug zu ihm herüberdrangen. Dies entwaffnete ein wenig den ſchon gegen ſeine Gemahlin aufſteigenden Zorn und Mißmuth des Großfürſten, und er mußte ſogar jetzt herzlich lachen, als er die Nelidow raſch noch einmal anblickte, und ſie ihm durch das ſeltſamſte Mienen- und Gebärdenſpiel, das, zur Erhöhung des Komiſchen, zugleich vor den Blicken der Großfürſtin gehütet und verdeckt wurde, eben ſo ſchelmiſch und

muthwillig als vorsichtig aus der Ferne zu erkennen gab, wie sehr sie sich des Anblicks des Großfürsten freue, wie sie nach wie vor seine stets ergebene und gehorsame Dienerin sei, und wie sie immer lustig und guter Dinge seinen Befehlen entgegensehe.

Dies ergötzte den Großfürsten so sehr, daß er seinem Kutscher durch einen Wink befahl, langsamer zu fahren, weil er sich dem Wagen der Großfürstin und den Darinsitzenden zu nähern wünschte. Zugleich fiel ihm ein, daß er bei seinem heutigen Besuch von Gatschina mit seinem schon seit einiger Zeit gehegten Vorsatz sich ernstlicher und bestimmter habe beschäftigen wollen. Dieses Project bestand nämlich darin, in Gatschina ein eigenes Haus für Marfa Nelidow erbauen zu lassen, das in der Nähe des Schlosses bequem und versteckt gelegen sei, und welches die Nelidow alsbald als das ihr eigenthümlich gehörige Wohnhaus beziehen sollte. Denn den Großfürsten überkam es gerade in diesem Augenblick als ein sehr drückendes und ihn fast in Verlegenheit setzendes Gefühl, daß sich die Nelidow noch immer in der bisherigen Weise in dem Ehrendienst seiner Gemahlin befand, und daß die Großfürstin durchaus nicht die geringste Lust bezeigte, sie aus diesem Verhältniß entlassen zu

wollen, was er freilich bald anders zu bestimmen gedachte. Denn als die Großfürstin ihm jetzt wieder mit ihrem stets seligen und vergnügten Ausdruck entgegenlächelte, kam es ihm fast so vor, als wolle sie in ihrer überschwänglichen Freundlichkeit für ihn noch eine Art von Großmuth gegen ihn üben, indem sie unter ihren Flügeln die Nelidow mit nach Gatschina brachte. Dies verdroß ihn sehr, weil es ihn beschämte, und er beschloß, daß dies nicht länger so fortdauern solle.

Das seltsame Treiben auf der Landstraße hatte inzwischen ringsumher keineswegs nachgelassen, sondern es drängten sich in stets zunehmender Anzahl die verschiedenartigsten Gestalten an ihnen vorüber, die alle in großer Eile und lärmend fortzogen und durch ihre Reden und Gebärden zu erkennen gaben, daß sie etwas Seltsames und Außerordentliches im Schilde führten.

Diese Leute, welche der Großfürst mit dem lebhaftesten Erstaunen beobachtete, gehörten sämmtlich den untersten Volksschichten an und schienen aus allen Theilen des Reichs hier auf der Landstraße plötzlich zusammenzufließen. Man sah den Soldaten, vermischt mit dem Bauer und Schäfer, und den eiligen, betriebsamen Bürger der Städte, die alle, wie es schien, zu

demſelben Ziel ſich verbunden hatten und in ſtürmiſcher Eile zuſammen die Richtung nach Gatſchina einſchlugen. Die wilden Heldengeſtalten aus der Armee und der Schule Souvarows zogen in der friedlichen Uniform der Beurlaubten, mit dem lang herabhängenden Brodſack an der Seite, mit luſtigen Soldatenliedern im Munde, vorüber. Ihnen folgte eine Schaar von Koſacken im ſeltſamſten und abenteuerlichſten Aufzuge, die mit Horden von Tataren und anderem umherſchweifenden Geſindel ſich gemiſcht zu haben ſchienen. Der komiſch ausſehende Ziegenhirt des Ural führte den wilden Jäger der Kirgiſiſchen Steppe mit ſich am Arme fort und ſchien eine luſtige Verbrüderung mit ihm eingegangen zu ſein. Dann kam wieder ein Trupp von ruſſiſchen Prieſtern gegangen, die, mit ihren langen Bärten und in ihren geiſtlichen Kleidern, einen höchſt grotesken Anblick darboten und durch ihr ſeltſam luſtiges und lautes Weſen, das mit dem Prieſterſtande durchaus nicht zu harmoniren ſchien, noch wunderbarer auffielen. Man ſtimmte in dieſem Trupp die ausgelaſſenſten Geſänge an, die zügelloſeſten Ausrufungen wurden gehört, und nicht ſelten ſchien es, als wenn dieſe Mönche Betrunkene wären, was

freilich bei dem ruſſiſchen Prieſterſtande zur Tagesordnung gehörte.

Auf andern Seiten des ſich ſchon unabſehbar ausdehnenden Zuges vernahm man ernſt erklingende, in einem gewiſſen feierlichen Rhythmus erſchallende Geſänge. Dazu geſellten ſich jene merkwürdigen Hornbläſer, die der ruſſiſchen Armee gehörten und in einer großen Anzahl, vielleicht von funfzig Perſonen, ſich zuſammen gruppirt hatten, um in der ihnen eigenthümlichen Weiſe große, wunderbar wirkende Muſikſtücke auszuführen. Dieſe Weiſe der Nationalmuſik beſtand darin, daß ein Jeder der Muſiker beſtändig nur eine einzige Note blies, auf der er auszuhalten hatte und auf der die bewundernswürdige Reinheit, Größe und Tiefe ſeines Inſtruments ſich in feierlicher Stärke und Stätigkeit auslangen. Durch dieſe einzelnen Töne fügte ſich von allen Seiten her der große Wunderbau von Harmonieen zuſammen, die weithin über die ganze Gegend fortſchwebten und an der Spitze des merkwürdigen Marſches, zu dem ſo viele Tauſende auszogen, eine Art von Leitung vorzuſtellen und dem Zweck des Tages eine höhere Weihe geben zu wollen ſchienen.

Dann zielten wieder die am Wege ſtehenden Heiligenbilder den ganzen Zug auf und brachten eine

Stockung in denſelben, indem man ſich mit tauſend Zeichen des Kreuzes vor denſelben niederwarf und ſein Gebet verrichtete. Einen ungeheuern Lärm machten jetzt die Landleute, die, einmal in eine religiöſe Stimmung verſetzt, nun ihre eigenen kleinen Heiligenbilder, die ſie ſtets bei ſich trugen, aus der Taſche zogen und ſich damit freudig und heulend zu beſchäftigen anfingen. Nachdem die Bauern ihren kleinen, in einer Kapſel verſchloſſenen Gott aus ihren Hoſentaſchen hervorgezogen hatten, gab es zuerſt aus der Maſſe heraus einen ſcharfen, allgemein hörbaren Klang, mit welchem die Kapſeln aufſprangen, dann nahm der Bauer ſeinen Gott in die Hand, ſpie einige Male auf ihn, rieb und wuſch ihn mit der Hand, und dann ihn hoch an einem Baum vor ſich befeſtigend, warf er ſich vor demſelben auf ſeine Knie nieder, ſeufzte heftig und vielfach und ſtimmte dann wohl dreißig bis vierzig Male hintereinander das Gospodi, pomilö! (Herr, erbarme Dich meiner!) an. Dann erklang wieder das ſeltſame Zuſammenſchlagen der Kapſeln und der Gott ſpazierte mit denſelben wieder in die Taſche des Bauern hinunter.

Der Großfürſt ſchien ſich bei dieſem Anblick erſt ungemein zu ergötzen, dann überkamen ihn Zorn und Aerger und er beſchloß, jetzt eiligſt die Reiſe nach

Gatschina fortzusetzen, wohin sich die gesammte Volksschaar ihm voraus zu bewegen schien. Um rascher dort einzutreffen, befahl der Großfürst, daß die Wagen einen Landweg einschlagen sollten, auf dem sie ungehindert fortkommen und sich mit den die ganze Gegend bereits überschwemmenden Volksmassen nicht mehr berühren würden.

Bald erblickten auch die Reisenden die Duderhoffschen Berge vor sich und jetzt rollten die Wagen dem kaiserlichen Schlosse zu, das, ein Gebäude von ungeheurem Umfange, aber in einem einfachen und edeln Stil erbaut, in der Mitte des Ortes sich erhob und zur Erholung und Erfrischung einen auserlesenen anmuthigen Luftsitz darbot.

Der Großfürst bemerkte aber sogleich beim Einfahren in Gatschina, daß es in dem Ort keineswegs ruhig war, sondern daß dieselbe ihm durchaus noch räthselhafte und unverständliche Volksbewegung, der er bereits unterwegs begegnet war, sich auch schon hierher gewälzt und dem sonst so stillen Gatschina mitgetheilt hatte.

Paul sprang ergrimmt aus dem Wagen und wandte sich, ohne der Großfürstin irgend ein Wort zu sagen, oder sich nur im Geringsten um sie zu bekümmern,

chen darf. Zum Beweis hievon dürfen wir uns nur auf den verdeutschten Amadis berufen.“ — Der eigentliche Canon dieses neuen und geregelten Geschmacks, der die literarische Oberherrschaft Opitzens bezeichnete, ist seine berühmte Abhandlung von der deutschen Poeterey, später auch Prosodia germanica von ihm betitelt, die zuerst 1624 herauskam und bis zum Jahre 1668 in zehn Auflagen durch Deutschland vertrieben wurde. Im sechsten Capitel macht Opitz über Reinheit und Schönheit der deutschen Darstellung folgende Bemerkungen: „Damit man reine reden möge, soll man sich befleissen, Dem, welches wir hochdeutsch nennen, besten Vermögens nachzukommen und nicht derer Oerter Sprache, wo falsch geredet wird, in unsere Schriften vermischen, als da sind: Es geschach, für, es geschahe; er sach, für, er sahe; sie han, für, sie haben u. s. w. So steht es auch zum heftigsten unsauber, wenn allerlei lateinische, französische, spanische und welsche Wörter in den Text unserer Rede geflickt werden. Was die eigentlichen Namen betrift, dürfen wir nach Art der Lateiner und Griechen ihre Casus nicht in Acht

mit ſtürmiſchen Schritten nach einem Platz hinüber, auf dem ſich ſchon wieder eine ſeltſame Zuſammenrottung von Volkshaufen und Menſchen aller Art bemerken ließ, und wo er endlich durch ſeine perſönliche Dazwiſchenkunft zu erfahren hoffte, was dieſe Leute eigentlich bezweckten und worauf der Sinn ihrer lebhaften und geräuſchvollen Reden und Gebärden gerichtet ſei?

Der Großfürſt hatte ſeiner Gewohnheit nach nur eine kleine Jagdflinte über die Schulter geworfen und dieſe bildete ſeine einzige Bewaffnung, mit der er ſich jetzt in einen aufgeregten Volkshaufen ſtürzen wollte, in dem ſich eine Menge wilder, grotesker und keineswegs Vertrauen einflößender Geſtalten durcheinander bewegte.

Der Platz, auf dem dieſe Schaaren zuſammengefloſſen waren und jeden Augenblick durch neu hinzukommende Haufen ſich verſtärkten und vergrößerten, lag an den Ufern des rauſchenden Sees, welchen die Iſchora hier gebildet hatte, und hier befand ſich zugleich der Ausgangspunkt einer neuen Stadtanlage, welche der Großfürſt, ſeitdem er Herr von Gatſchina geworden, beabſichtigte, und die ſich hier, unmittelbar dem Schloſſe gegenüber, nach einem großartigen Plan

erheben und ausdehnen sollte. Hier und da stiegen schon neue Häuser in die Höhe und neue Straßen begannen sich anzudeuten, obwohl Paul über das, was er eigentlich aus Gatschina machen wollte, noch nicht mit sich übereingekommen war und eben erst weitaussehende Verhandlungen darüber angeknüpft hatte.

Aber die Axt des Zimmermanns erklang mächtig und bedeutungsvoll auf dieser Seite, die Maurer klopften lustig und fleißig an der Grundlegung neuer Gebäude, die Arbeiter tummelten sich mit ihren Werkzeugen in jubelnder Thätigkeit auf und nieder. Aber plötzlich waren alle diese frohen Laute der Beschäftigung und der Arbeit verstummt, die auf dem Platze sich durcheinander wühlenden Volksmassen schienen jetzt auf einmal Alles erfaßt und in einen einzigen Knäuel zusammengezogen zu haben, und die Arbeiter von Gatschina hatten angefangen, sich mit den fremden Schaaren zu verbrüdern und zu einem und demselben Zweck sich zu vereinigen. Bald erscholl ein allgemeines, ununterbrochenes Jauchzen, und dann vernahm man die Stimme eines einzelnen Redners, der eindringlich, mächtig und lange sprach und dem alle Uebrigen mit stillem Lauschen, fast lautlos und wie mit zurückgehaltenem Athem, zuhörten.

Der Großfürſt hatte ſich jetzt dieſem ſeltſamen Kreiſe genähert, indem er ſich hinter einigen breitſchulterigen Männern und Zimmerleuten verborgen zu halten gedachte, um zuerſt durch das Anhören des Redners ſich einen Begriff von dem zu verſchaffen, um das es ſich eigentlich handelte. Der Großfürſt befand ſich ſelbſt in einer ſichtlichen Aufregung, alle ſeine Pulſe ſchlugen gewaltig an, aus ſeinen Augen blitzte ein wildes, höhniſches Feuer, doch vergrub er ſeine zornigen, trotzigen Blicke in dem Boden, um keine Aufmerkſamkeit auf ſeine Perſon zu lenken und unerkannt zu bleiben.

Aber plötzlich ſchrak Paul heftig zuſammen, denn es war ihm, als ob er, nicht weit von ſich entfernt, ſeinen eigenen Namen flüſtern hörte, der ſich erſt ganz leiſe und noch wie fragend, auf den Lippen einiger Leute zu bewegen anfing und dann plötzlich immer lauter und lauter emporſchwell, bis ſich mit ungeheurer Gewalt, wie ein Donner unzähliger Geſchütze, ein die Luft erfüllender Ruf daraus bildete, dem alle Uebrigen, die ſich auf dem Platze befanden, mit einem ſchmetternden, jauchzenden, ſtürmiſchen, von Paul früher nie vernommenen Jubelklang einſtimmten.

Es lebe unſer Großfürſt Paul! rief und ſchallte

es jetzt von allen Seiten. Heil dem Großfürsten Paul, der Hoffnung der Ruſſen, dem Freunde des Volkes!

Paul ſah ſich mit einiger Beſtürzung von dieſen unerwarteten Jubelrufen in die Mitte genommen, mit welchen dieſe wilden, aufgeregten, aber zugleich ein fröhliches und kindliches Gemüth verrathenden Leute des Volkes ihn jetzt umringten und jubelnd, aber immer in ehrerbietiger Haltung, auf ihn eindrängten.

Der Großfürſt blickte finſter und mürriſch dazu, und wenn er ſeinem eigentlichen Gefühl, das ihn in dieſem Augenblick beherrſchte, hätte folgen wollen, würde er die Flinte von ſeiner Schulter genommen und ſie unter das auf ihn eindringende Volk abgefeuert haben.

Aber ſoeben hatte ein anderer Redner, deſſen Stimme dem Großfürſten ſeltſam bekannt erſchien, das Faß beſtiegen, welches auf dem Platz in der Mitte der Verſammlung ſtand und zur Rednertribune eingerichtet worden war. Seine Rede begann mit einem ſo mächtigen Klang und einem ſo hinreißenden, gewaltigen Schwung, daß der Großfürſt ſich der Nöthigung nicht entziehen konnte, aufmerkſam zuzuhören und die ganze Volksmaſſe ſammelte ſich bald an den Lippen des feurigen Redners zu einer lautloſen, faſt andächtigen Stille.

Je länger der Großfürſt zuhörte, deſto bekannter war ihm die Stimme und das Weſen des Redners erſchienen, in dem er jetzt zu ſeinem höchſten Erſtaunen und mit unumſtößlicher Gewißheit Niemand anders, als ſeinen vertrauten Kammerdiener, den wunderlichen Iwan Paulowitſch Koutaizow, erkannte.

In der That, es war Iwan Paulowitſch Koutaizow, der dort oben auf dem Faſſe ſtand und mit den ausdrucksvollſten Gebärden und den gewaltigſten Redensarten die Verſammlung zu bearbeiten angefangen hatte. Er ſchien dem Großfürſten der eigentliche Führer und Meiſter dieſer Verſammlung zu ſein, wie er ſowohl aus dem ungeheuren brüllenden Beifall ſchloß, mit dem alle eindringlicheren Stellen in der Rede Iwans von allen Seiten her aufgenommen und ausgezeichnet wurden, als er auch aus dem Inhalt dieſer Rede ſelbſt zu entnehmen glaubte, daß Iwan Paulowitſch ein beſonderes Recht zu einer ſolchen, den ganzen Unternehmungsgeiſt des Volkes aufrufenden Anſprache haben mußte.

Wir ſind hier zu einem großen Werk zuſammengetroffen, meine Brüder und Freunde! hatte Iwan Paulowitſch Koutaizow mit einer großen Emphaſe begonnen. Durch alle Theile von Rußland war die frohe

Botschaft gelaufen, daß der Großfürst in Gatschina eine neue Stadt anlegen wolle, die eine Stadt glücklicher und freier Russen werden solle. Diese Kunde verbreitete sich im Nord und im Süd, sie schlug bis hinauf an das Eismeer und weckte den erstarrten Lappländer aus seinem thierischen Schlaf zur ersten Ahnung seiner Menschenwürde, diese Kunde drang von dort in die Gebirge des Kaukasus hinüber und rief die Hirten aus den Steppen zur Wanderung nach Gatschina, nach Gatschina auf! Dann drang diese seltsame Kunde, von der Niemand wußte, woher sie kam, immer weiter und weiter und lockte die braunen Fischer der Wolga und die Anwohner des schwarzen Meeres mit diesen Verheißungen von Glück und Freiheit in einer neuen Stadt. Eine Stadt der Freiheit würde der edle, der hochherzige Großfürst Paul jetzt erbauen lassen, hieß es plötzlich überall in Rußland, und wer dorthin kommen würde, um da zu wohnen, der würde das Glück und die Freiheit erhalten aus den Händen des Großfürsten Paul von Rußland! So seid Ihr Alle hier zusammengeströmt, meine Brüder, meine Freunde, meine Russen von Nord und Süd und Ost und West, und die Liebe und das Vertrauen zu dem Großfürsten Paul hat Euch mächtig hergetrieben! Denn zu Wem können wir

größeres Vertrauen haben, von Wem können wir ſicherer und froher ein beſſeres und höheres Lebensloos, ein menſchenwürdigeres Daſein erhoffen, als von unſerm lieben, herrlichen Großfürſten Paul, der die Blüthe aller großen Hoffnungen in Rußland iſt? Die Czarin iſt groß, aber ſie kann nicht in das Herz ihrer Völker ſchauen, ſie iſt zu groß dazu, um den Sinn des gemeinen Mannes und das, was ihm und ſeiner Familie Noth thut, zu verſtehen! Wir wollen und müſſen uns um den Großfürſten ſchaaren, wenn wir unſeres Lebens ſatt und froh werden, wenn wir ein der edlen Söhne Rußlands würdiges Lebensloos gewinnen ſollen! Denn Rußland iſt ein vor allen andern Ländern ſchönes und herrliches Land, und es iſt der Mühe werth, einen Ruſſen glücklich zu machen! Wenn ein Ruſſe glücklich wird, kann ſich ein ganzer Welttheil freuen, denn das Glück des Ruſſen iſt das Glück der Welt, und ſo lange die Ruſſen Sklaven und Unglückliche ſind, wird auch die ganze Welt ein Sklave und unglücklich ſein! Der Großfürſt wird uns glücklich und frei machen, und aus ſeinen Händen ſteigt bereits eine neue Stadt empor, in der freie Ruſſen ſich glücklich niederlaſſen ſollen und in deren Grundſteinen die neue, ſchöne, große, ſtolze Zukunft Rußlands eingegraben wird! Und ſeht, der

Großfürſt hat es nicht verſchmäht, hier in Eurer Mitte zu erſcheinen, der Großfürſt Paul befindet ſich unter uns, er bewillkommt durch ſeine gnädige, durch ſeine erhabene Anweſenheit ſeine treuen Unterthanen, die im Namen Rußlands zu ſeinen Füßen eilen, die ihn im Namen Rußlands begrüßen als ihren wahren Herrn, als ihren Vater und Wohlthäter, als ihren Städte-Erbauer, der dem Volke die Stadt der Freiheit und des Glückes erbauen ſoll*).

Ein endloſer, brüllender Jubel verbreitete ſich nach dieſen aufregenden Worten des Iwan Paulowitſch Koutaitzow über den ganzen Platz. Man warf die Mützen in die Höhe, man gab ſeine Freude durch die luſtigſten und keckſten Sprünge zu erkennen, man miſchte den Namen des Großfürſten Paul in die glühendſten Ausrufungen, in die überſchwänglichſten Ausbrüche, mit denen man ſich von Neuem ihm zuwandte, ihn umdrängte und umringte und einen Blick von ihm, ein Wort oder auch nur einen Aermel und Zipfel ſeines Kleides, um ehrerbietige und herzliche Küſſe darauf zu drücken, zu erhaſchen ſuchte.

Der Großfürſt ſah ſich mit dem größten Mißmuth

*) Castera Vie de Catherine II. p. II. 296.

und Abſcheu zum Gegenſtand einer Scene gemacht, die ihn in ſeinem tiefſten Herzen verdroß. Ein wilder Zorn blitzte in ſeinen Augen empor, und er ſchleuderte zum Iwan Paulowitſch Koutaitzow, deſſen Argliſt und voreiligem Uebermuth er den ganzen Vorgang beimeſſen wollte, die entſetzlichſten Blicke hinüber.

Paul war ſchon im Begriff, die ihm Zunächſtſtehenden, welche aus der Maſſe nahe zu ihm herangedrungen waren, mit Fußtritten für ihren Eifer zu belohnen, als er ſich plötzlich von hinten mit einer leiſen Hand berührt und auf die Schulter geklopft fühlte. Er ſah ſich erſchrocken um und begegnete den ſanften, blauen Augen der Großfürſtin, die er unmittelbar hinter ſich ſtehend erblickte, und die ihn, wie immer, mit lächelnder Ruhe und ihrem freundlichen, ſeelenvollen und unendlich verſtändigen und klaren Ausdruck anblickte.

Den Großfürſten aber ſchien ihr Anblick in dieſem Moment auf das Unangenehmſte zu berühren. Er ſah, daß ſie ſchon eine Zeitlang, ohne ſein Wiſſen, hinter ihm geſtanden haben mußte. Die Großfürſtin war ihm ohne Zweifel, ſobald er den Wagen verlaſſen, auf dem Fuße nachgefolgt, um, ihrer Gewohnheit gemäß, ihn nie aus den Augen zu verlieren und bei allen

Vorkommniſſen unmittelbar in ſeiner Nähe zu ſein. Ihre Liebe für den Großfürſten ließ ſie dabei die Gefahr nicht achten, welche ſie gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten lief, denn der Großfürſt fand darin in der Regel eine haſſenswerthe Zudringlichkeit, und ſein Zorn ſtieg ihm empor, wie dies auch in dieſem Augenblick heftig genug geſchah, um ſo mehr, da ihn Alles, was ſeit Kurzem um ihn her ſich zutrug, ohnehin ſchon zum größten Aerger gereizt hatte.

Er bemerkte aber jetzt auch die Nelidow, die hinter ſeiner Gemahlin ſtand und ſich zuerſt mit einer muthwilligen Gebärde hinter einem Baum verborgen gehalten hatte. Ihr poſſenhaftes und neckiſches Mienenſpiel, das ſie ſogleich wieder insgeheim mit dem Großfürſten begonnen, war geeignet, dieſem alsbald wieder einen beſſeren Humor zu erregen und ihn in eine zugänglichere Stimmung zu verſetzen. Er mußte lachen und rieb ſich wohlgefällig die Hände, weil er in dieſem Augenblick die Nelidow auch lachen ſah.

Die Großfürſtin blickte ihn mit einem bedeutungsvollen Lächeln an, neigte ſich mit ihrem Haupt dichter zu ihm und flüſterte ihm zu: Nicht wahr, Euere Kaiſerliche Hoheit werden dieſen wahnwitzigen Zumuthungen energiſch entgegentreten? Oh, ich kenne

nehmen, sondern sollen sie soviel möglich auf unsere Endung bringen. Neue Wörter, welches gemeiniglich Epitheta und von anderen Wörtern zusammengesetzt sind, zu erdenken, ist Poeten nicht allein erlaubt, sondern macht auch den Gedichten, wenn es mäßig geschieht, eine sonderliche Anmuthigkeit. — Ein übel Aussehen haben bei uns die Epitheta, wenn sie hinter ihr Substantivum gesetzt werden. — So bringen auch die Franzosen neue Verba hervor, welche, wenn sie mit Bescheidenheit gesetzt werden, nicht unartig sind. — Der Pleonasmus, da etwas übriges (d. i. überflüssiges) gesagt wird, verstellet auch die Rede zuweilen nicht wenig. Sowie Pansa sagte, das Kind wäre von der Mutter zehn Monate im Leibe getragen worden, fragte Cicero: Ob andere Weiber die Kinder im Rocke trügen? Doch hilft bisweilen Das, was übrig hinzugesetzt wird, auch zu Aufmuzung der Rede. — Die Anastrophe oder Verkehrung der Worte steht bei uns sehr garstig; sie ist eine gewisse Anzeigung, daß die Worte in den Vers gezwungen seyen. — Das Ansehn und die Dignität der poetischen Rede anlangend, besteht dieselbe in

meinen hochherzigen Großfürsten, er verachtet die Schmeicheleien der blinden Masse und vertritt stets den Namen und die Sache der Czarin selbst mit Gefahr seiner Person und auf Kosten seiner Popularität, denn Alles liegt ihm daran, daß die Czarin geehrt werde und daß ihr Wille den Gehorsam des Volkes finde! Nicht wahr, Paul?

Maria Feodorowna hatte dies letzte „Nicht wahr?" mit einem so innigen Accent und zugleich mit einem gewissen begeistert ihn herausfordernden Ausdruck gesprochen, daß Paul diesem Vertrauen, das seine Gemahlin auf ihn setzte, sich heut durchaus nicht abwendig fühlen wollte, um so mehr, da er selbst, beim Anblick des um ihn her Vorgehenden, ganz von denselben Empfindungen und Entschlüssen bewegt war. In diesem Moment streiften seine Blicke an seiner Freundin Nelidow vorüber, die jetzt ein wenig hinter der Großfürstin hervorgetreten war und sich mit einer raschen Bewegung dem andern Ohr des Großfürsten genähert hatte.

Ich freue mich — flüsterte sie ihm von der andern Seite her zu — daß die Liebe des ganzen Volkes unserm herrlichen Großfürsten so entgegenfliegt! Nehmen Sie es an, Großfürst, was das Volk Ihnen an Liebe und Verehrung bietet, nehmen Sie doch

freundlich und gnädig dieſe Huldigungen an, welche den Beginn Ihrer Herrſchaft verkündigen wollen und die den Großfürſten Paul, ſo bald er es nur will, zur Höhe des Thrones von Rußland emporheben werden!

Es war mit einer ſeltſamen, halb erſchrockenen, halb zornigen Miene, daß Paul dieſe ihm von der Nelidow ertheilte Aufforderung entgegennahm. Seine Augenbrauen zogen ſich auf eine krampfhafte Weiſe in die Höhe und der Ausdruck des fürchterlichſten Mißtrauens, wie es nur in einzelnen ſchrecklichen Momenten auf ſeinem Geſicht lagerte, trat in ſeinen Mienen mit den entſetzlichen Anzeichen, die Jedermann fürchtete, hervor.

Nachdem er aber die Nelidow einen kurzen Augenblick lang, ſo ſeltſam und beunruhigend für ſie, angeblickt hatte, nickte er der Großfürſtin, deren ſonnige Augen noch ſo mild und hell auf ihm ruhten, mit einem raſchen, haſtigen, ſeltſam zuckenden Ausdruck zu, und ſtürzte dann eilends fort, indem er mit ſtarkem, unwiderſtehlichem Arm den ihn umdrängenden Volkshaufen theilte und ſich gerade in die Mitte der tumultuariſchen Verſammlung hinein begab.

Dies Alles war das Werk weniger blitzartig vor-

übergehender Minuten geweſen, und ehe man noch wußte, was der Großfürſt beginnen wolle, ſah man ihn ſchon oben auf dem Rednerfaß ſtehen, das er mit ſtürmiſcher Gewalt beſtiegen hatte.

Eine lautloſe, unendlich erwartungsvolle Stille verbreitete ſich ringsumher, als man bemerkte, daß der Großfürſt zu dem Volke ſprechen wolle.

Er aber begann mit ſcheltender, zürnender Stimme, indem er ſeine Jagdflinte neben ſich aufſtieß: Ihr Schafsköpfe, die Ihr Alle ſeid, wenn Ihr fortfahrt, Euch ſo dumm und einfältig zu benehmen, ſo wird Euch der Teufel eine Stadt bauen, aber nicht der Großfürſt Paul, der Euch dann gar nicht brauchen kann, und der lieber für die Schweine Hütten und Straßen in Gatſchina errichten wird, als für Euch, Ihr nichtsnutziges, treuloſes, hochverrätheriſches Geſindel! Wer hat Euch gebeißen, hierher zu kommen? Hier in Gatſchina iſt für Euresgleichen kein Platz, ich kann Euch hier nicht brauchen, denn ich werde niemals Leute brauchen können, die der erſten Eigenſchaft entbehren, welche ſie nur zu Menſchen machen kann, ich meine des Gehorſams gegen unſere allergnädigſte und erhabenſte Czarin! Denn was wollt Ihr in der Welt anfangen, Ihr Lumpenhunde, wenn Ihr die Hohe

Czarin gegen Euch erzürnt, wenn Sie Euch aus Ihrer Gnade verstößt, weil Ihr den Gehorsam und die Treue gebrochen. Rußland kann nur in den Armen seiner Czarin, meiner erhabensten Mutter, glücklich sein, und ich selbst gehöre zu diesem Rußland, das nur unter seiner Czarin glücklich sein kann. Und nun hört, was ich Euch noch sagen will. Ich werde allerdings auf dieser Stelle hier eine neue Stadt erstehen lassen, und die Schufte, die Euch aus arglistiger und böser Absicht hergetrieben, haben Euch eigentlich nicht falsch berichtet. Aber dieser Bau muß gründlich und ordentlich vorbereitet werden und es ist dazu noch ein Plan erforderlich, der sorgfältig und schön gemacht werden muß. Ich lasse jetzt erst einige Häuser und eine neue Straße bauen, zur Aufnahme einer Colonie, die ich aus einigen tüchtigen Handwerkern und Ackerbauern mir berufen habe. Aber ich trete binnen Kurzem eine große Reise an, ich reise nach Paris, wo es sehr geschickte Leute giebt und besonders berühmte Baumeister, von deren Einem ich mir den Stadtplan zum neuen Gatschina machen lassen werde. Wenn ich dann wiederkomme, wird sich erst von der ganzen Geschichte reden lassen, aber eher nicht, Ihr Narren, ich versichere Euch, eher nicht. Aber es wird dann auch darauf ankommen,

wie Ihr Euch inzwiſchen geführt habt. Und wenn Ihr mir dann Beweiſe beibringt, die mich überzeugen können, daß Ihr Euere Czarin liebt und ehrt und daß Ihr in mir ſelbſt nur den gehorſamen Unterthanen der Czarin erblickt, nicht aber den thörichten Mann, der dazu taugen könnte, Euch zu commandiren und Euer Anführer, ich weiß nicht wozu, zu ſein, dann verſpreche ich Euch auf mein Wort, daß ich Euch hier aufnehmen will und daß Ihr in dem neuen Gatſchina bei mir wohnen könnt, mit allem Schutz für Euere Perſon und Euere Rechte, mit allem Genuß Eueres Daſeins, wie ich es nur immer zu gewähren vermag. Jetzt aber packt Euch ſchleunigſt von hinnen, denn ich mag Euch hier nicht länger ſehen, ich mag nicht, daß Euere widerwärtigen Köpfe mir hier die Sonne in meinem Gatſchina verdunkeln, daß Euer ſchmieriger Athem mir hier die Luft in meinem Gatſchina verdirbt! Und nun fort mit Euch, fort, alleſammt fort, Ihr Hunde, Ihr Schafsköpfe, und wer noch länger auf dem Platze bleibt, den ſchieße ich eigenhändig mit meiner Jagdflinte nieder!

Paul war nach dieſen Worten von dem Faß, das zur Rednertribune gedient, heruntergeſprungen und drang mit einer wilden, trotzigen Gebärde auf die

ganze Verſammlung ein, indem er in hoch emporgehobener Hand die Jagdflinte ſchwang und damit anzugreifen drohte.

Die Schaar von Tauſenden, der er auf dieſe Weiſe ganz allein und nur mit einer einzigen Flinte bewaffnet gegenübertrat, begann in der That vor ihm zurückzuweichen. Anfangs ließen ſich einzelne Stimmen des Unwillens und der Empörung vernehmen, man ſchrie und tobte durcheinander, man ziſchte, höhnte, ſtieß Verwünſchungen und Flüche aus, aber jetzt legte der Großfürſt ſeine Flinte an, zielte mit einer fürchterlichen Ruhe gegen einen Koſacken, der ſich unweit von ihm am meiſten durch ſein Schreien und ſeine Widerſetzlichkeit bemerkbar machte, und ſtreckte den großen rieſenhaften Menſchen auf der Stelle mit ſeinem Schuß nieder.

Als der Koſack geräuſchvoll und brüllend am Boden zuſammengeſunken war und der Großfürſt darauf den nächſtſtehenden Mann, deſſen Ausſehen ihm ebenfalls nicht gefiel, mit der umgekehrten Flinte niederſchlug, ſchien ſich ein heimliches Grauen plötzlich durch die ganze Verſammlung zu ſchleichen. Es entſtand ringsumher eine lautloſe, faſt geſpenſterhafte Stille, man ſah mit Schweigen und beinahe abergläubiſcher Furcht

auf den Großfürſten, der mit einem raſenden Ausdruck von Wildheit und Zorn der Menge gegenüber Stand hielt und ſich ihr entgegenſetzte, als könne er ſie mit der größten Leichtigkeit zwiſchen ſeinen Fingern zerdrücken. Seine Augen rollten flammend und ſprühend in ihren Höhlen umher, er ächzte und ſtöhnte laut vor Wuth und Ingrimm, wie ein verwundeter Stier, und es ſchien ihm faſt leid zu thun, als die Menge jetzt, von einer wunderbaren Scheu vor ihm ergriffen, mit einer ungeheuren Angſt und Eile die Flucht vor dieſem entſetzlichen, bleichen und gelben, von Leidenſchaft dampfenden und zitternden Mann ergriff. Er hätte lieber gewünſcht, den Kampf mit ihnen, mit Allen und mit jedem Einzelnen, aufzunehmen und ſie ſammt und ſonders zu verderben und zu vernichten, aber Jeder floh jetzt vor ihm, und um ſeine letzte Strafe an ihnen zu vollſtrecken, verfolgte Paul noch mehrere der Geſtalten, die ihn am meiſten geärgert hatten, indem er ſie ſchreiend und fluchend vor ſich hertrieb und, wo er Einen erreichen konnte, ihm noch mit dem Fuße einen derben Stoß nachſandte. Er ſelbſt, mit emporgeſträubten Haaren, mit verzerrten Mienen, ſchelteud, lachend, fluchend und grinſend in demſelben Augenblick durcheinander, ſah wie ein ſchreckliches Meteor

aus, das der Luft entstiegen und bloß durch seinen furchtbaren Anblick Tausende vor sich her in die Flucht jagte.

Angstvoll und mit ehrerbietiger Scheu zugleich, schien die Versammlung sich jetzt rasch aufzulösen. Sie zerstob hierhin und dorthin, ohne noch irgend einen Laut von sich zu geben, indem mit ganz leisen, kaum hörbaren Schritten und Bewegungen sich Alles auseinander begab und nach allen Seiten hin spurlos verschwand. Doch erschallte nach einiger Zeit noch aus der Ferne her ein lautes Hurrahrufen, das sich gewissermaßen wieder von Weitem her demüthig zu den Füßen des Großfürsten herauwagte und ihm ein inbrünstiges, sich wieder anschmeichelndes Hoch nach rief. Paul antwortete mit einem langen, schmetternden Gelächter, welches ihm dieser Knechtssinn einer blöden Masse abnöthigte, die, je mehr sie mißhandelt wurde, nur um so lauter ihre Huldigungen ausdrückte.

Als sich jetzt der Platz fast gänzlich geleert hatte, sah sich Paul nur noch der Großfürstin und der Nelirow gegenüber, und im Hintergrunde zeigte sich Iwan Paulowitsch Lontaitzow, der aber noch scheu und unsicher in der Ferne stehen blieb und es nicht wagte, zu dem Großfürsten näher heranzutreten, obwohl ihn

dieſer bereits mehrmals zugewinkt und ihm mit aufgehobener Hand befohlen hatte, ſich zu ihm herzubegeben.

Als Iwan, der an dieſer Handbewegung den ſchrecklichen Zorn ſeines Herrn erkannte, dies gewahr wurde, ſchien er mit ſeinen Blicken nach einem Verſteck umher zu ſpähen, in dem er zu ſeinem Schutz ſich verbergen könne. Aber pfeilgeſchwind war jetzt der Großfürſt zu ihm herangeſprungen und hatte ihn, ehe Iwan Paulewitſch deſſen gewahr wurde, beim Ohrzipfel ergriffen, an dem er ihn mit einer wüthenden Anſtrengung, und ohne auf ſein ſchmerzliches Geheul Rückſicht zu nehmen, einige Schritte mit ſich fortzog.

Du biſt ein recht dummer und ungeſchickter Teufel! rief er dem zu ſeinen Füßen ſich Windenden zu, indem er ohne Unterlaß fortfuhr, ihn zu mißhandeln und ihn an den Ohren wie an den Haaren zu ziehen. Deine abgeſchmackte Idee, mich zum Anführer des Janhagels zu machen und mich mit Hülfe des Geſindels vorzeitig auf den Czarenthron zu erheben, habe ich mich ſtets vergeblich bemüht, Dir auszureden. Und nun ſchleppſt Du mir heut das ganze freiheitſtinkende Geſindel über den Hals und glaubſt, daß ich mich durch Ueberrumpelung doch noch dazu verſtehen laſſen würde, mit

den Aufrührern gemeinſchaftliche Sache gegen die Czarin zu machen und ſelbſt zum Czaren alles Lumpenpacks zu werden. Dafür habe ich Dich heut an Deinen Ohren geriſſen, Du ſchlimmer Eſel, und ich verbanne Dich auf zehn Jahre von meinem Angeſicht. Während dieſer Zeit will ich nichts von Dir ſehen und hören. Du wähnteſt, auf einen Treubruch des Sohnes gegen die Mutter, des Unterthanen gegen die Czarin rechnen zu können, und ſiehe, Du haſt Dich zu Deinem Nachtheil ganz entſetzlich verrechnet. Deshalb haben Dir jetzt Deine Ohren unter meinen Fingern geblutet. Einſt liebte ich Dich, aber jetzt haſſe ich Dich, Iwan Paulowitſch Koutaizow, den ich von den Türkenhunden rettete!

Iwan krümmte ſich unter den züchtigenden Händen ſeines Herrn mit einem tiefen, qualvollen Aechzen. Er war zu Boden geſtürzt und das Blut troff ihm in reichen Strömen über Geſicht und Hals. Der Großfürſt verſetzte ihm noch einen Stoß mit den Füßen und ließ ihn dann verächtlich an der Erde liegen.

Maria Feodorowna trat dem Großfürſten jetzt mit ihrem freundlichen, milden Gruß entgegen und reichte ihm ſtillſchweigend die Hand. Er ſuchte erſt ihren

den tropis und schematibus. — Dieser Figuren Abtheilung allhier zu beschreiben, achte ich darum für unvonnöthen, weil wir im Deutschen hiervon mehr nicht, als wie die Lateiner zu merken haben, und also genugsamen Unterricht hievon neben den Exempeln aus Scaliger's und anderer gelehrten Leute Büchern nehmen können. Dessen will ich nur erinnern, daß vor allen Dingen nöthig sei, höchste Möglichkeit zu versuchen, wie man die Epitheta, an denen bisher bei uns großer Mangel gewesen, sonderlich von den Griechen und Lateinern absehen und uns zu Nutze machen möge. Lezlich haben wir in unserer Sprache auch dieses zu merken, daß wir nicht vier oder fünf Epitheta zu einem Worte sezen, wie die Italiener thun." — —

Die Sprachgesellschaften, welche in diesem Zeitraum zum Theil nach Vorbild der italienischen Akademieen entstanden, hatten fast gar keine nennenswerthen Erfolge für guten Geschmack und Darstellung, und verwirrten und verdarben eher daran, als daß sie reformirten. Sie bewiesen, wie wenig Sinn der Deutsche für gesellschaftliches Zusammenwirken hat oder daß immer etwas Anderes

Blicken auszuweichen, denn er vermuthete, daß die Großfürſtin ihm wegen ſeiner großen Strenge begütigende Vorſtellungen machen wolle, und nichts war ihm eigentlich verhaßter, als dieſe, allerdings in der Gewohnheit der Großfürſtin liegende Milde, die auch ihn beſtändig zur Barmherzigkeit beſtimmen wollte. Aber wie erſtaunte er, als er jetzt, indem er doch ſeine Blicke zu den ihrigen glänzenden und ausdrucksvollen öffnen mußte, in denſelben nur eine Beipflichtung für ſich zu leſen glaubte. In Maria Feodorowna's Augen ſtrahlte ein wunderbares Feuer, ſie drückten dem Großfürſten eine entzückte und faſt triumphirende Freude aus.

Es iſt Recht, daß Euere Kaiſerliche Hoheit jeden Abfall von der Czarin ſogleich mit dieſer Strenge ahnden! rief ſie ihm mit ihrer ſchönen klangvollen Stimme zu.

Der Großfürſt blickte ſeine Gemahlin jetzt mit einem lebhaften Aufblitzen ſeines Gefühls an. In ſein Geſicht trat ein milder Ausdruck von Neigung und Dank, den die Großfürſtin mit lächelndem Entzücken zu gewahren ſchien.

Aber plötzlich hatte ſich auch wieder das Geſicht des Großfürſten umgewandelt und bittere trotzige Züge

angenommen. Denn er hatte jetzt auch die hinter der Großfürstin stehende Nelidow bemerkt, und gesehen, daß ihre Augen mit Thränen gefüllt waren. Als Paul sie jetzt näher betrachtete, stieß sie einen höchst schmerzlichen Seufzer aus und ein Strom von hellen Thränen entsprang ihren Augen.

Den Großfürsten ergriff eine fürchterliche Wuth bei diesem Anblick, denn er schien zu ahnen, was der Nelidow diese Thränen erpreßte. Nichts war ihm verhaßter, als Thränen zu sehen, die ihn oft in die zügelloseste Leidenschaftlichkeit versetzten. Er ergriff sie heftig am Arm und schüttelte denselben, womit er sie auffordern wollte, über die Ursache ihrer Thränen Rechenschaft abzulegen.

Ich bitte um Verzeihung, Großfürst, sagte sie, sich die Thränen trocknend. Aber ich kann es nicht sehen, daß man einen Menschen so schrecklich mißhandelt. Das Volk meinte es ja gut mit Euerer Kaiserlichen Hoheit, und der arme Iwan Paulewitsch Lopuchin, ich muß ihn wahrlich von ganzem Herzen bedauern. Er ist gewiß für die Zeit seines Lebens unglücklich geworden.

Sie zeigte dabei, indem ihre Wehklage sich wiederum erneuerte, auf den armen Iwan hin, der in

dieſem Augenblick den Verſuch gemacht hatte, ſich auf der Stelle, wo er zuſammengeſunken war, aufzurichten, dann wieder niederſtürzte und endlich hinkend und ſchreiend ſich über die Wieſe hin entfernte, wo er dann in dem dichten Gebüſch des anſtoßenden Waldes verſchwand.

Der Großfürſt wandte ſich wieder zur Nelidow zurück und ſagte, ſie mit rollenden Augen finſter anblickend: Fräulein Nelidow, Ihre Sympathie mit dem Verbrecher Iwan Paulowitſch Koutaitzow iſt mir im höchſten Grade anſtößig. Ich fühle mich darum gern bereit, Ihren Anblick auf einige Zeit zu entbehren. Sie werden uns deshalb auf der Reiſe nach Paris nicht begleiten, und ich werde die Frau Großfürſtin bitten, daß ſie ihr Ehrenfräulein ſo lange aus ihren Dienſten entlaſſe. Es verſteht ſich, daß die Nelidow, wenn wir uns wiederſehen ſollen, ſich bis dahin von jedem Verkehr mit den Aufrührern und Umbertreibern frei erhalten haben werde.

Die Nelidow ſank bei dieſen Worten mit einem lauten jämmerlichen Schrei zuſammen. Der Großfürſt aber ließ die Ohnmächtige ruhig liegen, ohne ſie eines Blickes zu würdigen. Dann bot er ſeiner Ge-

mahlin mit einer beſonders angelegentlichen Freundlichkeit den Arm und führte ſie an den Wagen, um ſchleunigſt mit ihr nach Petersburg zurück zu fahren.

XI.

Eine Soirée bei dem Ober-Stallmeiſter Nariſchkin.

Leo Nariſchkin war der Ober-Stallmeiſter der Czarin und man nannte ihn auch den erſten Buffo des ruſſiſchen Hofes, weil er durch ſeine ſeltſame und ſpaßhafte Perſönlichkeit eine Quelle des beſtändigen Vergnügens und Ergötzens für die Czarin und alle ihre Hofleute wurde. Er ward aber zugleich zu den geheimen Zuſammenkünften der Czarin zugezogen, die unter dem Namen der petite société in der Eremitage ſtattfanden und in denen die Luſt ohne jede Schranke und Form emporwirbeln durfte. Der Ober-Stallmeiſter verdiente ſich dann ſeinen Spitznamen als Buffo ganz beſonders durch die Rolle der komiſchen Figur, welche er in dieſem vertrauteſten Zirkel der Czarin, in welchem alle möglichen Tänze, Spiele und üppige

Unterhaltungen, unter Anderem auch die berühmten Händelspiele, aufgeführt wurden, übernommen hatte. Er erschien dann gewöhnlich in der Verkleidung eines umherziehenden Handelsmannes, der Spiel- und Tändelsachen aller Art, und darunter nicht immer die anständigsten, in den Taschen mit sich herumtrug und unter seltsamen Scherzen seine Waaren an die Meistbietenden verkaufte. Katharina hatte ihre beständigen Scherze und Neckereien mit ihm und kaufte dem drolligen Menschen seine Sachen oft zu ungeheueren Preisen ab.

Leo Narischkin wurde aber auch darin begünstigt, daß die allergnädigste Czarin nicht selten zu den prachtvollen Festen erschien, welche in dem gesellschaftlich ausgezeichneten Hause des Ober-Stallmeisters sehr häufig stattfanden, denn Narischkin strebte sehr danach, sein vieles Geld und seine originelle Erfindungsgabe auch zur Unterhaltung des Hofes verwenden zu dürfen.

Auch heut hatte die Czarin eine Soirée bei dem Ober-Stallmeister Narischkin angenommen, und obwohl der Großfürst und die Großfürstin soeben aus Gatschina zurückgekehrt waren und sich bei der Czarin zum Besuch hatten anmelden lassen, so wollte doch Katharina, da sie eben im Begriff war, in Narischkins

Soirée zu fahren, dieſe Abſicht nicht verſchieben, ſondern entbot den Großfürſten und ſeine Gemahlin, heut Abend bei Nariſchkin zu erſcheinen, und dort mit der Czarin zuſammen zu treffen.

In den glänzenden und goldſchimmernden Sälen des Ober-Stallmeiſters fand heut ein Maskenball ſtatt, zu dem nur die auserleſenſten Perſönlichkeiten des Hofes und mehrere hohe, gerade in Petersburg anweſende Fremde Einladung empfangen hatten.

Die Czarin, die heut in der heiterſten und ausgelaſſenſten Stimmung erſchienen war, hatte bisher nur eine Zuſchauerin des Maskenfeſtes abgegeben und verweilte noch in dem Spielſaal, wo ſich ein kleiner Kreis beiferter Favoriten, den Ober-Stallmeiſter und den Fürſten Potemkin an der Spitze, um ſie gebildet hatte. Auch der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen befand ſich in ihrer Nähe, aber die Kaiſerin wandte heut kaum ihre Blicke auf ihn und ſchien ihn gar nicht zu bemerken, obwohl er dicht neben ihr ſtand und ſich alle Mühe gab, von der Czarin beachtet und in ihr Geſpräch hineingezogen zu werden. Die Czarin ſchien heut geſtimmt, den feindlichen Entſchluß gegen das preußiſche Königshaus, der in ihrem Herzen mehr und mehr aufkam, dem Prinzen in jeder Weiſe zu zeigen

und ihn den Aerger empfinden zu laſſen, welchen ihr Friedrich der Große durch die Zumuthung bereitet hatte, mit der Pforte ein Schutzbündniß einzugehen.

Der Prinz, empfindlich gekränkt, und mit einer bitteren Empfindung bei Seite ſtehend, begriff gerade in dieſem Augenblick ſehr wohl, woher dieſer ungünſtige Wind eigentlich wehe, denn er ſah zugleich den Ritter Harris, den nachmaligen Lord Malmesbury, welcher damals Englands Geſandter am Hofe Katharina's war, neben der Czarin ſtehen, den Katharina heut auf eine ungemeine Weiſe auszeichnete und an den ſie mit ihrer hinreißenden Freundlichkeit faſt alle ihre Bemerkungen richtete.

Dieſer Engländer, deſſen übermüthiges und ironiſches Weſen den Prinzen in der letzten Zeit beſtändig geärgert hatte, erinnerte ihn an die Intriguen, welche der engliſche Hof in der letzten Zeit in Bewegung ſetzte, um die Abſichten, welche der Prinz von Preußen in Petersburg verfolgte, zu kreuzen und gänzlich aus dem Felde zu ſchlagen. Denn der Ritter Harris war im Begriff, für England ebenfalls um ein Bündniß mit Rußland zu werben, und für eine engliſch-ruſſiſche Allianz alle Hebel der Welt in Bewegung zu ſetzen. Der Prinz hatte ſogar erfahren, daß der ſtolze Ritter

Harris neuerdings versprochen, England werde der Czarin die Hand bieten, um die Türken aus Europa zu verjagen, wenn Rußland sich Preußen abwendig zeigen und den Bund der bewaffneten Neutralität zur See, dem auch der König von Preußen jetzt beitreten zu wollen schien, und den man in England als eine listige Ausgeburt der französischen Politik betrachtete, verlassen wolle.

Die Czarin blickte jetzt auf den Spieltisch hinüber, der ihr stets ein angenehmer Ruhepunkt in solchen Gesellschaften war. Es galt dann für eine sehr bedeutsame Ehre, von ihr zum Spieltisch befohlen zu werden, und Fürst Potemkin und der herrschende Günstling mußten jedesmal an demselben Platz nehmen.

Potemkin verstand schon den Willen der Kaiserin, noch ehe sie ihm gewinkt hatte, und er beeilte sich, den jungen Lanskoi, der verlegen im Hintergrunde des Saales dastand, hervorzuholen und zum Befehl der Czarin heranzuführen.

Ein mädchenhaftes Erröthen war auf dem zarten Gesicht des jungen Lanskoi aufgestiegen, als er sich plötzlich in nicht sehr sanfter Weise von dem Fürsten Potemkin aufgegriffen und in die unmittelbare Nähe der Czarin versetzt sah. Der junge Mann befand sich

bereits durch die Gnade der Kaiserin mit so viel Schmuck und Ordenszeichen beladen, als auf der neuen prachtvollen Uniform nur irgend hatten Platz finden können, aber ihm fehlte, allem Anschein nach, die stolze Sicherheit des Auftretens, zu der ihn seine neue Stellung am Hofe und in der Gunst der Kaiserin ohne allen Zweifel hätte befähigen können.

Der Fürst Potemkin betrachtete ihn mit einer ungemein komischen Gebärde von der Seite und flüsterte ihm dann lachend zu: Ein so blöder Schäfer, mein Sohn, ist auf der Weide der großen Czarin noch niemals gesehen worden. So fasset Euch doch einen Muth, Lanskoi, und erröthet nicht so bis über die Ohren, man hält Euch sonst noch für eine Jungfer, und das ist hier am Hofe der Czarin keine sonderliche Empfehlung! Tretet recht dreist und frech auf, und statt die Füße vorsichtig und feinsäuberlich zu setzen wie ein Tanzmeister, lärmt und poltert lieber, und schreit und flucht meinetwegen, und macht Euch aus Leibeskräften manneshaft lich, Ihr werdet damit der Czarin bei weitem mehr gefallen, als mit diesem schüchternen zarten Auftreten, das Euerer Mannheit kein günstiges Prognostikon stellt!

Lanskoi richtete seine schönen großen Augen mit

dabei herauskommt, als ursprünglich der Zweck der Association gewesen. Der deutsche Ernst, mit dem jeder Einzelne in seinem Hause seine Bestrebungen angreift, geht in unserm gesellschaftlichen Zusammenthun wieder auseinander, und zerrinnt durch unsere Gemüthseligkeit, durch Anbequemung des Einen an den Andern und durch eine Menge von philisterhaften Sympathieen, die sich in der Gemeinsamkeit pflegen, in läppische Spielerei. Spielerei und gemüthliche Albernheiten wurden der Charakter der deutschen Gesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Sie hätten für die Nationallitteratur denselben Mittelpunkt abgeben können, als die Universitäten für die wissenschaftliche Bildung, aber solche Concentrationen oder Vertretungen hat die deutsche Literatur jederzeit vergebens angestrebt. Die deutschen Gesellschaften waren in allen Schwächen ihres Zeitalters mitten befangen und verzierten dieselben noch mit allerhand phantastischem Aufputz und Gaukeleien, mit denen sie ihre Statuten behingen. Diejenigen, welche gegen die Verkehrtheiten des Geschmacks und namentlich gegen die Sprachmengerei des Jahrhunderts ankämpften, wie

einem wunderbaren fragenden Ausdruck auf den Fürsten, das heiße, fast fieberhafte Purpurroth seiner Wangen begann plötzlich zu verblassen, und um so greller und erschreckender erschien die bleiche Farbe, die sich jetzt über sein ganzes Gesicht ausbreitete. Inmitten dieser Bläße zirkelte sich auf seinen Wangen ein brennend rother Punkt aus, den man nicht ohne Betroffenheit und schmerzliches Mitleid gewahren konnte, und die Czarin, die eben auch ihre Blicke auf Lanskoi gerichtet hielt und ihn aufmerksam betrachtete, schien in diesem Augenblick von denselben Empfindungen bewegt zu werden.

Jedenfalls hatte Potemkin Unrecht gehabt, wenn er vorhin behauptete, daß dies zarte, leidende, mädchenhaft in sich erbebende Wesen ihres neuen Favoriten nicht dazu geeignet sei, das Interesse der Czarin lange und tief zu fesseln. Man sah es dem zärtlichen und fast schwärmerischen Ausdruck ihrer Augen an, daß sie an Lanskoi mit den innigsten Gefühlen hing und daß zugleich schon die tiefste Sorge um seine sehr zarte und bedenklich erschütterte, den Todeskeim in sich tragende Gesundheit sie quälte.

Die Czarin war auf Lanskoi zugeschritten und hatte ihm nun selbst ihren Wunsch, ihn an ihrem

Spieltiſch zu ſehen, mit einer Freundlichkeit, in der innige Liebe und eine faſt mütterliche Beſorgniß ſich miſchten, zu erkennen gegeben.

Zur vollſtändigen Beſetzung ihres Spieltiſches fehlte jetzt nur noch der vierte Mann, und der Prinz von Preußen, welcher ſich bis jetzt fortwährend und mit einer gewiſſen Hartnäckigkeit in der Nähe der Czarin aufgehalten, ſchien nun mit einiger Zuverſicht darauf zu hoffen, daß er zu dieſem noch leeren Platz auserkoren ſein würde. Aber die Czarin, die mehrmals an ihm vorüberſah und ihn nie zu bemerken ſchien, hatte eine ganz andere Wahl im Sinne, und ließ durch Potemkin den Ritter Harris herbeirufen, der in ſeiner engliſchen Ruhe und Abgeſchloſſenheit bis jetzt ganz ſtill und gleichgültig an der Thür geſtanden, nunmehr aber mit großer Emphaſe herbeieilte, als er ſich dazu berufen ſah, den vierten Spielgenoſſen der Czarin abzugeben.

Der Prinz von Preußen war mit einem betrübten und faſt ärgerlichen Geſicht zur Seite ſtehen geblieben und richtete zornige Blicke auf den Ritter Harris, der ihn mit einem triumphirenden Ausdruck fixirte und eine Genugthuung zu erkennen gab, die ſich beſonders

auf den glücklichen Erfolg seiner Geschäfte am russischen Hofe zu beziehen schien.

Das Whist hatte begonnen und die Czarin sah sich im Besitz der besten Karten, wodurch sie sich stets in die angenehmste Laune versetzt fand, die dann immer auch ihren Mitspielenden zugutkam. Lanskoi saß der Czarin gegenüber und war der Partner ihrer Partie, er war aber so ungeschickt im Spiel, daß er jedesmal die Vortheile wieder verdarb, welche seine guten Karten der Czarin gewähren mußten. Aber sie zürnte ihm deshalb nicht und behielt ihre heitere und gnädige Stimmung, obwohl ihr Spiel bereits einen sehr ungünstigen Verlauf nahm, und es sich voraussehen ließ, daß sie verlieren mußte, was der Czarin sonst unerträglich war. Aber mehr als Alles beschäftigte sie heut der Anblick des ihr gegenübersitzenden Lanskoi, und da der Jüngling seit Kurzem wieder viel besser aussah, und seine Wangen wieder eine frischere und beständigere Röthe gewonnen hatten, so schien dies auch die gute Laune der Czarin, trotz alles Karten-Unglücks, von Neuem zu beflügeln.

Die Partie war in der That für die Czarin verloren, aber da in demselben Augenblick die Ankunft des Großfürsten und der Großfürstin in den Sälen

Narischkins gemeldet wurde, so sah die Czarin ihre Aufmerksamkeit dadurch auf einen andern Gegenstand abgelenkt. Sie sprang auf und ließ ihre Karten auf den Tisch fallen, indem sie sich dem eintretenden großfürstlichen Paar entgegen bewegte und dabei sich so froh beeifert zeigte, wie man es kaum jemals in dem Verhältniß der Czarin zu ihrem Sohn gesehen.

Ich heiße den Großfürsten und die Großfürstin bei ihrer Rückkehr von Gatschina willkommen! rief die Czarin den Beiden entgegen, die sich jetzt rasch genähert hatten und die dargebotene Hand der Czarin berührten.

Ich bin schon unterrichtet von Allem, was in Gatschina vorgefallen ist! fuhr die Czarin fort, indem sie einen höchst zufriedenen Blick auf den Großfürsten richtete. Ich weiß jetzt, daß Ihr, mein Sohn, Euer Hauptbestreben nur darauf hinwendet, der erste Unterthan der Krone zu sein und sie durch Euer loyales, treues und mannhaftes Verfahren zu stützen. Nehmt heut meinen erfreuten Dank dafür und zählt bei allen Gelegenheiten darauf, daß ich diesen Dank abtragen werde! Uebrigens billige ich Alles, was Ihr in Gatschina gethan, und werde danach noch das Weitere veranlassen.

Paul wußte nicht, wie ihm bei dieser freundlichen Anrede der Czarin geschah. Er zitterte und fühlte sich von den heftigsten Empfindungen bewegt. Einestheils war er betroffen darüber, daß die Czarin schon von allen den seltsamen Ereignissen, welche sich soeben erst in Gatschina zugetragen, vollkommen unterrichtet schien, obwohl er wußte, daß die Czarin aller Orten Kundschafter unterhielt, welche ihr namentlich über alle seine Schritte fast stündlich Bericht erstatten mußten. Anderntheils war er es so wenig gewohnt, diesen guten Ton von der Czarina zu vernehmen, daß er fast ungewiß dadurch wurde und mit den widersprechendsten Gefühlen in sich kämpfte.

Die Czarin hatte sich jetzt mit dem Großfürsten und der Großfürstin in ein kleines Kabinet zurückgezogen, um, wie es schien, noch ein vertrauliches Wort mit ihnen zu sprechen. In der gnädigen Laune, in der sie sich nun einmal heut befand, streichelte sie der Großfürstin die frischen blühenden Wangen und sah ihr mit der angenehmsten Befriedigung in die heiteren klaren Augen, in denen die schöne Seele der Großfürstin sich stets so harmonisch spiegelte. Maria Feodorowna war aber auch immer von der anmuthigsten Liebenswürdigkeit gegen die Czarina und küßte derfel-

den jetzt mit einem wahrhaft zauberischen Ausdruck die Hand, der die Czarin von Neuem vergnügt machte.

Hört mich, meine Kinder, begann die Czarin jetzt, indem sie auch den Großfürsten freundlich anblickte, ich will Euch jetzt etwas Angenehmes sagen, und hoffe, daß Ihr mit mir zufrieden sein werdet. Die Vorfälle in Gatschina haben die Ueberzeugung in mir gereift, daß ich meinem Sohn, dem Großfürsten, vollkommen vertrauen darf, und daß die Unternehmung einer Reise in's Ausland ihm, mir und Rußland eher zu Nutzen und Vortheil, als zu irgend einem Bedenken gereichen wird. Bestimmen wir also heut bereits den Tag, wo diese Reise angetreten werden soll, der wir das größte Interesse und alle und jede Förderung widmen werden. Der Großfürst und die Großfürstin von Rußland sollen und dürfen nur mit dem höchsten Glanz im Auslande erscheinen. Ich habe dazu bereits alle nöthigen Vorbereitungen treffen lassen. Und nicht wahr, Euere Reise soll zunächst nach Italien gehen, wohin Ihr Euch durch Polen und Oesterreich begeben wollt? Nach Petersburg werdet Ihr über Frankreich und Holland zurückkehren, wie wir schon vor einiger Zeit besprochen haben. Wir wollen den Tag Euerer Abreise schon auf morgen ansetzen, denn Ihr sollt nun

auch nicht länger auf Euer Vergnügen warten dürfen. Die Czarin iſt dankbar, wo ſie es ſein kann. Zum Reiſebegleiter des Großfürſten haben wir den Grafen Nicolaus Solthkow beſtimmt. Er iſt verſtändig, gewandt und kennt die Sitten und Gewohnheiten der fremden Länder ſchon. Wir werden morgen noch eine Stunde finden, um Abſchied zu nehmen.

Die Kaiſerin ſchied mit einer leichten, graciöſen Bewegung, ohne den Dankes-Ausdruck des Großfürſten und der Großfürſtin abzuwarten, welchen dieſe in ihrer erſten Ueberraſchung nicht ſogleich zu erkennen zu geben wußten. Nur in den Augen der Großfürſtin flammte eine große leuchtende Freude auf, aber ſie richtete ihre Blicke zugleich unruhig und forſchend zu Paul hinüber, der den Eröffnungen der Czarin noch mit einer keineswegs befriedigten Miene nachzugrübeln ſchien und einen Augenblick lang ganz düſter und in ſich verſunken daſtand.

Warum gefällt meinem Großfürſten die plötzliche Ausführung des ſo lange gehegten Wunſches nicht? fragte Maria Feodorowna ganz leiſe, indem ſie dichter zu ihm herantrat und ihren Kopf nahe an den ſeinigen legte.

Den Großfürſten hatte nichts als der Name Sol-

tykow gestört, den er nicht gern nennen hörte. Aber er wußte, daß seine Einwendungen dagegen von der Czarin nicht gehört werden würden.

Dies verdirbt mir nun wieder fast die ganze Reise! rief er, heftig auffahrend. Aber ich ziehe es vor, Frankreich und Italien zu sehen, selbst unter der Bedingung, dabei einem Gesicht der mir verhaßten Soltykow zu begegnen. Halten wir uns also meinetwegen auf morgen bereit, dem Befehl der Czarin zu folgen. Nehmen wir jetzt unsere Masken vor, Großfürstin, und lassen Sie uns in den Ballsaal gehen. Die Czarin hat sich soeben auch maskirt. Wahrhaftig, sie hat auch wieder den Sir James Harris, den Liebling ihrer politischen Tageslaune, zu sich entboten, sie befiehlt ihm, ihr den Arm zu reichen, und der steife, scharfkantige Ritter soll die Ehre haben, die Czarin durch den Ballsaal zu geleiten.*) Dies langweilige, unausstehliche, hochmüthige England triumphirt bereits über alle anderen Absichten und Pläne an diesem Hofe!

Das darf uns nicht irre machen, mein Freund! rief Maria Feodorowna, indem ein wahres Entzücken

*) Raumer, Beiträge V. 457.

über die Erfüllung ihrer längſt gehegten Reiſehoffnungen ſich auf ihrem Geſicht zu malen anfing. Heil uns, wir werden das ſchöne Frankreich und das paradieſiſche Italien endlich ſehen! Aber eine recht freundliche Bitte wollte ich noch zuvor an das Herz des gütigen Großfürſten legen. Dies Herz iſt zu mild und ſchön, als daß es eine Perſon, die von der Ungnade Euerer Kaiſerlichen Hoheit getroffen, hier in Unglück und Verſtoßung zurücklaſſen ſollte. Ich bitte um Gnade für die Nelidow. Geſtatten mir Euere Kaiſerliche Hoheit, dieſelbe fernerhin in meinen Dienſten mit auf die Reiſe zu nehmen.

Der Großfürſt betrachtete ſeine Gemahlin mit dem höchſten Erſtaunen, und ſchien zugleich mit ſeiner unbändigen Lachluſt zu kämpfen, die bei dieſer Bemerkung ſeiner Gemahlin aus ihm herausſchlagen zu wollen ſchien. Dann zuckte es heftig in allen ſeinen Geſichtsmuskeln, und plötzlich fuhr ein ſcharfer Blitz des Mißtrauens aus ſeinen ſtarr auf Maria Feodorowna gerichteten Augen hervor. Paul ſchien zu argwöhnen, daß ſeine Gemahlin ihn foppen wolle. Er konnte ihre reinen, nur von der innigſten Empfindung beſeelten Züge nicht mehr ſehen, denn ſie hatte bereits ihre

Maske aufgeſetzt, um an ſeinem Arm in den Ballſaal einzutreten.

In dem Saal ſchallte der Jubel des Feſtes in brauſenden Klängen, und die reizendſten und prächtigſten Geſtalten, ſämmtlich der höchſten Ariſtokratie von Petersburg angehörig, drehten ſich im Tanz in wirbelnden, blitzenden Kreiſen umher, oder wogten in einzelnen Gruppen auf und nieder, welche ſich ehrerbietig und maaßvoll formten, als die Czarin jetzt am Arm des engliſchen Geſandten mit ihren ebenſo leichten als majeſtätiſchen Schritten ſich durch ſie hindurch bewegte.

Die Czarin ſtrahlte von dem liebenswürdigſten Frohſinn und der heiterſten, klarſten Laune, indem ſie jetzt von den bewegten Wellen der Geſellſchaft ſich tragen und ſchaukeln ließ, bald ſtill ſtand, um mit einer ihr gerade intereſſanten Perſon zu ſprechen, oder Leute, die ſie beſonders ehren wollte, ſich vorſtellen zu laſſen.

Sehr unangenehm ſchien es ihr zu ſein, daß in dieſem Augenblick ihr wieder der Prinz von Preußen begegnete, der ſich in ſeiner ſchmalen und kurzen Maske erkennbar genug zeigte, und kein Bedenken trug, ſich der Czarin auch hier in den Weg zu ſtellen,

die „deutschgesinnte Genossenschaft" des Philipp von Zesen in Hamburg, geriethen wieder in das entgegengesetzte Extrem der Pedanterie, und legten den Grund zu jenem abenteuerlichen Purismus in Deutschland, der den ganzen Bildungsgang unserer Sprache verkennt und Gespenster sieht bei Wörtern, deren Verbot das Deutsche seiner eigenthümlichsten Aneignungsfähigkeit und Ausbreitung berauben würde. Bedeutsamer in jeder Hinsicht war die „fruchtbringende Gesellschaft", die bei allen tändelnden Bizarrerieen, welche ihre Verhandlungen charakterisiren, in dem Bemühen für die Reinheit und Ausbildung der deutschen Sprache weniger ausschweifend zu Werke ging, obwohl sie in keinem Stück den Geschmack ihrer Zeit thatsächlich besiegte.*) Einzelne gute Köpfe, wie der gelehrte

*) Man höre, was ein Zeitgenosse, der Satiriker Johann Balthasar Schuppius, in seinem „deutschen Lehrmeister, oder Discurs von Erlernung und Fortpflanzung der freyen Künste und Wissenschaften in teutscher Sprache" über diese Bestrebungen der deutschen Gesellschaften sagt: „Die hochlöbliche fruchtbringende Gesellschaft lasse ich nach Standesgebühr salutiren, und

obwohl ſie nicht die geringſte Miene gemacht, ihn anzureden oder ihn anzuhören.

Sie beſtrafte ihn jedoch für ſein ihr nachgerade ſehr läſtig gewordenes Daſein durch die ſchneidendſte Gleichgültigkeit, mit der ſie ſeinen Gruß und ſeine Bemerkungen entgegen nahm. Noch kränkender war es für den Prinzen Friedrich Wilhelm, als die Czarin ſich jetzt mitten im Geſpräch von ihm abwandte und dem liebenswürdigen Fürſten Ligne, der ſich eben näherte, mit einem raſchen Schritt ungemein lebhaft und erfreut entgegen trat. Sie ließ den Prinzen von Preußen ſtehen, auf deſſen Geſicht ſich das bittere Gefühl ſeiner dermaligen Zurückſetzung malte.

Nun, lieber Fürſt, ſagte die Czarin zu Ligne in franzöſiſcher Sprache, haben Sie gute Nachrichten aus Wien erhalten?

Ich werde jetzt erſt gute Nachrichten aus Wien erhalten, erwiederte Fürſt Ligne mit einer gewiſſen Wichtigkeit und mit der ihm eigenen vollendeten Anmuth und Feinheit, die ſich auch in ſeiner ganzen Perſönlichkeit auf die glänzendſte Weiſe charakteriſirte. Er vereinigte in ſeinem Ausſehen den Hofmann, den Mann von Geiſt und den ausgezeichneten Militair in der glücklichſten Miſchung, und ſeitdem er am Hofe

Katharina's in einer beſonderen diplomatiſchen Miſſion ſeiner Regierung verweilte, hatte ihn die ſteigende Gunſt der Czarin ſtets ſehr hervorragend ausgezeichnet. Sie konnte dem Zauber ſeines Geiſtes und ſeiner hinreißenden Ausdrucksweiſe in der franzöſiſchen Sprache nicht widerſtehen, und hatte ihn erſt vor Kurzem mit dem Titel eines ruſſiſchen Feldmarſchalls und mit einem herrlichen Landgut in der Krim beſchenkt.

Warum werden Sie jetzt erſt gute Nachrichten aus Wien erhalten, lieber Feldmarſchall? fragte die Czarin, mit den Titeln wechſelnd.

Weil, erwiederte Ligne mit einem lächelnden und ſtechenden Blick auf den Prinzen von Preußen, der im Hintergrunde verlaſſen und verdrießlich ſtehen geblieben war, — weil Preußen jetzt ganz entſchieden in den Schatten der Kaiſerlichen Gunſt getreten und mit einem langen Geſicht daſtehen muß, während die Sonne der Czarin mit vollen, ungebrochenen Strahlen über Oeſterreich aufgeht, und ich, der Bevollmächtigte Oeſterreichs, heut das Glück habe, die Strahlen dieſer Gnade auf meinem unwürdigen Haupt einſammeln zu dürfen. Wenn ich dieſe hohe Freudenbotſchaft meiner Regierung melde, darf ich verſichert ſein, auf der Stelle die beſten Nachrichten in den beſten Depeſchen

wieder von ihr zurück zu empfangen. Dies ist ein Glück, auf das ich schon jetzt stolz bin, denn die Größe meines Vaterlandes wird mir jetzt auf dem schwermüthig verdutzten Gesicht des Prinzen von Preußen quittirt. Oesterreich bedarf zwar in der That solcher preußischen Quittungen nicht, aber sie gerade am Hofe von Petersburg einziehen zu dürfen, und sie gewissermaßen aus Fleisch und Blut unseres alten Rivalen herauszuschneiden, das ist immerhin ein nennenswerther Triumph für unser liebes Oesterreich!

Der beredte Fürst Ligne, der bei allem seinem berühmten Geist und Witz oft förmliche Anfälle von Geschwätzigkeit hatte, würde ohne Zweifel noch eine Zeit lang fortgefahren sein, sich über dieses Thema auszusprechen, wenn ihn nicht ein lautschallendes Gelächter der Czarin plötzlich darin unterbrochen hätte.

Verzeiht, Fürst, daß ich lachen muß, sagte die Czarin, indem sie mit großem Behagen um sich herblickte und zu dem entfernt stehenden Prinzen von Preußen hinüber sah, aber Euere diplomatischen Beweisführungen wollen mir doch heut gar zu drollig erscheinen. Doch, Apropos, Fürst, Ihr habt mir immer einen Brief von unserm gemeinschaftlichen Freund Voltaire versprochen, den er zwei Tage vor seinem

Tode an Euch geſchrieben. Denn er bevorzugte Euch in ſeinen Mittheilungen, das iſt nur zu gewiß. Ihr ſagt mir, daß man aus dieſem Brief ganz entſchieden die Stimmung erſehen könne, von welcher der große Voltaire in ſeinen letzten Augenblicken beherrſcht geweſen. Nun, ich bitte, haltet Euer Wort und ſchenkt mir dieſen Brief; ich kann Euch zum Gegengeſchenk vielleicht noch einige ſolcher Quittungen verehren, die wir Euch aus preußiſchen Geſichtern herausſchneiden wollen!

In dieſem Augenblick näherten ſich der Großfürſt und die Großfürſtin, die auf ihrem Spaziergang durch den Ballſaal, den ſie mit ziemlicher Eile zurückgelegt, jetzt in die Nähe der Czarin gekommen waren und mit einer ſichtlichen Beeiferung von derſelben zum Stillſtehen veranlaßt wurden.

Seid Ihr denn nun zufrieden, meine Kinder? fragte ſie in einem faſt gemüthlichen Ton, indem ſie die ſchlanken Finger der Großfürſtin zwiſchen ihren Händen feſthielt, und dem Großfürſten einen ſo wohlwollenden lächelnden Gruß, wie er ihn kaum jemals empfangen, aus ihren Augen ſpendete.

Iſt Dir Alles ſo recht, wie wir es jetzt beſchloſſen haben? fragte die Czarin ihren Sohn. Wir wollten Dir gern ein raſches Zeichen unſeres von Neuem auf

Dir ruhenden Wohlwollens geben, denn es hat uns in der That sehr erfreut, daß Du unsere Feinde auch zu den Deinigen rechnest, und so kräftig ein gewisses Gesindel von Dir gescheucht hast, das den Czarewitsch gegen die Czarin aufhetzen zu können glaubt, um in den Furchen dieses Zwiespalts eine vermuthliche Freiheit anzubauen, die für Leute dieser Art nie und nirgend ersprießen kann.

Euere Majestät werden in diesem Betracht stets auf mich rechnen können, erwiederte der Großfürst mit einem guten, ehrlichen Augen-Aufschlag. Ich habe zuweilen trübe Ahnungen, daß ein Gesindel in der Welt aufkommen will, welches seine Unordnung und seine tückische, aufständische Natur für das einzige Recht ausgiebt, das innegehalten und vollstreckt werden muß. Mein kleiner Türke, der Iwan Paulowitsch Koutaitzow, ist auch zu dieser Bande übergegangen und hat bei dem beabsichtigten Streich in Gatschina sich sogar zu ihrem Anführer aufgeschwungen. Ich habe ihn dafür auf zehn Jahre von meinem Antlitz verbannt, bitte aber Euere Majestät, es bei dieser Strafe bewenden zu lassen. Denn ich denke ihn doch einst wieder in meine Dienste zu nehmen, ich fühle, daß er mir in manchen Dingen nothwendig geworden ist.

Es geſchehe Alles nach dem Sinne des Großfürſten! rief die Czarin mit einem ungemein gnädigen Ausdruck.

Und dann habe ich noch eine Bitte, ohne deren gnädige Gewährung ich kaum von der Erlaubniß Gebrauch machen würde, ins Ausland zu reiſen! fuhr Paul fort. Ich muß auch hier offen und ehrlich ſein dürfen, wie Ew. Majeſtät mich in Gatſchina erkannt haben. Gern bin ich es zufrieden, den Grafen Soltykow, den Ew. Majeſtät zu unſerem Reiſebegleiter befohlen haben, mitzunehmen, aber ich wünſche vorher die beſtimmte Zuſicherung zu empfangen, daß der Graf Soltykow nicht dazu ernannt iſt, meine Schritte auszuſpähen und den Spion des Großfürſten von Rußland im Auslande abzugeben.

Die Czarin ſchrak einen Augenblick zuſammen, ihre Mienen veränderten und verfinſterten ſich und die flammenden Blicke, mit denen ſie den Großfürſten jetzt maß, verläugneten ganz die Milde und Güte, die ſich noch vor einigen Minuten darin ausgeſprochen hatten. Dann rief ſie mit lauter, heftiger Stimme: Der Graf Soltykow wird den Großfürſten und die Großfürſtin auf dieſer Reiſe begleiten, weil ich es ſo beſtimmt habe. Ich werde mir auch einige Berichte über den

Fortgang Euerer Reiſe durch den Grafen Solikow erſtatten laſſen, aber er iſt dann kein Spion, ſondern nur der treue Diener ſeiner Czarin. Hiermit äußere ich mich ebenſo offen und ehrlich, als es der Großfürſt in Gatſchina gethan. Es muß Jeder thun, was ſeines Amtes iſt, und dann werden wir Alle zufrieden miteinander ſein.

Die Czarin entfernte ſich dann ſogleich mit ſtolzen und majeſtätiſchen Schritten, ohne eine Erwiederung ihres Sohnes abzuwarten.

Werden wir dennoch reiſen? fragte Maria Feodorowna ihren Gemahl, auf deſſen Arm ſie den ihrigen gelehnt hatte.

Wir wollen reiſen! ſagte Paul, aus einem augenblicklichen dumpfen Hinſtarren erwachend. Was kann uns ein ruſſiſcher Spion in Frankreich und Italien ſchaden? Er erinnert uns höchſtens daran, daß wir Ruſſen bleiben ſollen, und das wird gut ſein. Denn keine mildere Schönheit eines Landes, keine größere Vortrefflichkeit eines Volkes wird mich je aufhören machen, mein Rußland über Alles zu lieben.

Unterdeſſen hatte die Kaiſerin mit ihrem Gefolge und am Arm des Ritters Harris eiligſt den Saal verlaſſen, aber beim Herausſchreiten aus demſelben

war ſie zu ihrem großen Mißmuth wieder dem Prinzen Friedrich Wilhelm begegnet, der in der letzten Zeit ſeines Aufenthalts in Petersburg zu einer wahrhaft unglücklichen Figur geworden war und ganz mit dem Anſtand einer ſolchen träumeriſch in der Thür lehnte, während die Czarin eben hindurchſchreiten wollte.

Katharina fuhr ärgerlich und heftig empor, als ſie den preußiſchen Prinzen hier wieder auf ihren Wegen erblickte. Sie ſchien jetzt einen entſcheidenden Entſchluß zu faſſen und ſtand vor dem Prinzen ſtill, indem ſie ihn mit einem nichts weniger als gnädigen Ausdruck, heftig an der Unterlippe nagend, einen Augenblick lang ſchweigend betrachtete.

Ich bedauere, Prinz, redete ſie ihn endlich ſehr ſpöttiſch an, daß der Tag Ihrer Rückreiſe nach Berlin nun ſchon ſo bald herangekommen iſt! Sie wollen alſo am nächſten Montag ſchon abreiſen? Mein Gott, wir haben ja heut erſt den Sonnabend und werden Euch alſo ſchon übermorgen von unſerm Hofe beurlauben müſſen. Nun, ſo reiſet denn mit Gott, mein Prinz, ich laſſe durch Euch meinem Freund und Bruder, dem König von Preußen, meine angelegentlichſten Grüße entbieten. Saget ihm zurück, daß ſich zu meinem Bedauern die Lage der Zeiten zu ſtark

verändert hat, um auf der ſchmalen und zweifelhaften Gränzlinie eines Bundes mit Preußen ſtehen bleiben zu können. Rußland iſt kein philoſophiſcher Staat, wie die Gedanken-Schöpfung des Königs von Preußen, Rußland iſt ein eminent praktiſcher Staat und muß es immer mehr werden: der Philoſoph von Sansſouci mag die Türken lieben, aber die Czarin von Rußland kann ſie nur verderben und ihren Untergang beſchließen. Das wird die ganze europäiſche Welt verändern, und das iſt der Scheideweg zwiſchen Rußland und Preußen, den ich jetzt verändern muß. Adieu denn, mein Prinz! Sollten Sie mit Ihren Reiſevorbereitungen bis Montag nicht gut zu Stande kommen können, ſo iſt der Fürſt Bariatinsky durch mich angewieſen, Alles auf das Schleunigſte für Euch beſorgen zu helfen und er wird dieſen ehrenvollen Dienſt für Euch ſchon heut beginnen.

Der Prinz Friedrich Wilhelm erblaßte, als er dieſe für ihn nichts weniger als ſchmeichelhaften Worte aus dem Munde der Czarin vernahm. Denn er hatte bis jetzt noch nicht daran gedacht, den Tag ſeiner Abreiſe zu beſtimmen, den er, ungeachtet er ſich in Petersburg zu langweilen anfing, noch ziemlich entfernt geglaubt hatte. Da ihm Katharina jetzt dieſen Termin

deutlich genug ankündigte, ſo wurde er faſt verwirrt über das, was ihm begegnet war, und ergriff endlich das einfachſte Auskunftsmittel, durch eine froſtige Verbeugung ſeine Zuſtimmung zu dem Befehl der Czarin auszudrücken.

Katharina war indeß ſchon weitergeſchritten, ohne eine Erwiederung des Prinzen zu erwarten, an dem jetzt die Höflinge, welche ſich im Gefolge der Czarin befanden, mit ſpöttiſchen und frechen Geſichtern vorübergingen. Der komiſche Leo Nariſchkin, der Ober-Stallmeiſter, der das Privilegium des Hofnarren vollſtändig genoß, näherte ſich ſogar dem Prinzen und klopfte ihn vertraulich auf die Schulter, indem er in ſeiner Rolle als Tabuletkrämer, die er beſtändig und mit ſo vielem Glück in der Umgebung der Czarin ſpielte, dem Prinzen von Preußen einen Kaſten präſentirte, in dem ſich verſchiedene höchſt ſeltſame Raritäten zu befinden ſchienen.

Euere Königliche Hoheit werden doch gewiß Etwas mitbringen wollen, wenn Sie ſo überraſchend ſchnell wieder nach Hauſe kommen? rief Nariſchkin in dem näſelnden, geſpreizten Tone eines ſeine Waaren ausbietenden Kaufmanns. Sehen Sie hier eine neue Flöte von türkiſchem Zucker, welche Sie getroſt Sr.

und gereiste Harsdörfer, welcher den Orden der Pegnitzschäfer in Nürnberg stiftete, hätten vielleicht

---

sagen, daß ich dafür halte, daß die Intention der hochlöblichen Stiftern dieser Gesellschaft gut gewesen sei; allein sie sollen selbst erwegen, ob die Mittel, die sie bisher gebraucht haben, die deutsche Sprache zu befördern, allenthalben dienlich seyn. Der dapfere Kriegsheld, der von R., hat seinen Esprit genugsam an Tag gegeben in Versezung des verfolgten David's und andern Schriften. Allein, daß er alle fremde Wörter, welche die Bauern nicht mehr für fremd halten, hat wollen deutsch geben, darüber hab' ich oftmals unter dem Lesen den Kopf geschüttelt. Unter Anderm nennet er sich an einem Orte Obergebietiger in Rostock. Wenn ich damahls alle Bauern in Mechlenburg gefragt hätte: wer ist Obergebietiger in Rostock? so würde es mir ergangen sein, wie jenem Superintendenten, der einen einfältigen Schulmeister fragte: wer der Kinder Noah Vater gewesen? — Ich versichere meinen hochgeehrten Herrn, daß darinn die Zierlichkeit der deutschen Sprache nicht bestehe, und wenn sie auch schon darinn bestünde, so frage ich die hochlöbliche fruchtbringende Gesellschaft, was mit diesen grammaticalischen Dingen, sonderlich mit der deutschen Orthographia, damit sich etliche Leute wollen groß machen, dem römischen Reich und der deutschen Nation gedient sei? Ich frage, wie die alten Deutschen geredet haben zu der Zeit, als Kayser Carol der Große das Schwerdt in Händen geführet und die Sachsen bezwungen hat? Im Hessenland ist ein Procurator

Majeſtät dem König von Preußen werden mitbringen dürfen. Da er ſich, wie man ſagt, einen Harem von preußiſchen Unteroffizieren anlegen will, ſo wird ſie der König mit dieſer Flöte ſehr leicht ins Bett blaſen können. Und hier iſt, ebenfalls aus Zucker gebacken, die ſchönſte Stelle an einer geliebten Freundin, welche der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, wie man ſagt, in Berlin zurückgelaſſen haben ſoll, und der er bei der Rückkehr beweiſen will, daß er auch in der Fremde ſtets an ſie dachte und ſich in den zärtlichſten Rückerinnerungen mit ihr beſchäftigte. Und dazu füget noch hier, aus Moskauer Zimmetkuchen und in Koſackenſchmalz gebraten, die lange Naſe, mit der Euere Königliche Hoheit jetzt von Petersburg abziehen müſſen und die Seiner Majeſtät dem König von Preußen am meiſten beweiſen wird, daß mit den Ruſſen nicht zu ſpaßen iſt. Wenn Ihr dies Alles für ein Paar lumpige Louisd'ors mir abkauft, ſo bekommt Ihr noch ganz umſonſt einen Troſt dazu, der Euch ſehr wohlthun wird und der aus dieſen drei Bonbons beſteht, auf deren Hülle Ihr das Bildniß des neuen Favoriten Lanskoi in einer hinreißenden Stellung zu den Füßen der großen Czarin erblickt. Daraus, daß Euere Königliche Hoheit gerade das Bildniß des jungen,

ſchönen Lanskoi zu allen jenen herrlichen Sachen zu bekommen, werden Sie mit Gewißheit erſehen können, daß es einzig und allein der junge ſchöne Lanskoi iſt, dem der Prinz von Preußen dieſe vorzeitige Abreiſe von Petersburg verdankt. Ja, ja, Prinz, es wird jetzt bald Alles reiſen müſſen, was in der Umgebung der Czarin hier am Hofe ſie irgend ſtören könnte. Denn die Czarin wünſcht mit ihrem neuen Günſtling am Hofe allein zu ſein, und ſie wünſcht ihn ſich recht pflegen zu können, weil er krank iſt, der liebe, zarte, ſüße Lanskoi. Liegt darum nicht ein Troſt für Euere Königliche Hoheit in dieſen Favoriten-Bonbons? Denn deshalb iſt es ja bloß, daß Euere Königliche Hoheit morgen ſchon reiſen und übermorgen treten der Großfürſt und die Großfürſtin die Reiſe nach Italien und Frankreich an. Iſt das nicht ein Troſt für Euere Königliche Hoheit?

Der Prinz Friedrich Wilhelm hatte anfänglich ſchon die Hand emporgehoben, um, ſeinem Zorngefühl folgend und aller Rückſicht gegen die Anweſenheit der Czarin vergeſſend, dem unverſchämten Tabulettkrämer, deſſen Humor zugleich mit ſo viel Gemeinheiten und Unanſtändigkeiten zu beleidigen wagte, eine Ohrfeige zu verſetzen.

Aber er hatte auch ſogleich wieder ſeine Hand ſinken laſſen und hörte aufmerkſam und mit ſichtlichem Nachdenken zu, als Nariſchkin jetzt mit dieſer unerwarteten Wendung auf Lanskoi übergegangen war und denſelben in eine Verbindung mit den letzten Vorfallenheiten des Tages ſetzte, wodurch der Prinz ſich etwas beſchwichtigt und in der That einigermaßen getröſtet fühlen konnte.

Der Prinz entſchloß ſich daher, auf den Scherz des zweideutigen Tabulettkrämers einzugehen und ließ eben einige Louisd'ors in den Raritäten-Kaſten Nariſchkins fallen, als die Czarin, die nur einige Schritte voraus ſich befand, ſich in dieſem Augenblick umſah und mit einem ſtrengen, zürnenden Blick den Ober-Stallmeiſter zu ſich heranwinkte. Nariſchkin ſchrak heftig zuſammen, und es war die Gefahr vorhanden, daß die Czarin, bei ihrem außerordentlich ſcharfen Gehör, mit dem ſie oft das entfernteſte Geſpräch auffaßte, Alles vernommen haben möchte.

Der Prinz Friedrich Wilhelm aber eilte jetzt ohne weiteres Zögern fort, um alle Veranſtaltungen zu ſeiner ihm wider ſeinen eigenen Wunſch ſo nahe gerückten Abreiſe jetzt ſelbſt zu regeln.

Am andern Tage ließ ſich der Prinz noch zu einem

letzten Abſchiedsbeſuche bei der Czarin melden, obwohl er wußte, daß die Czarin ſoeben den Großfürſten und die Großfürſtin empfangen hatte, die an dieſem Tage ſelbſt ihre Reiſe nach Italien antraten und ſich bei der Czarin, die ſich heut (man ſagte: aus Sorge um Lanskoi) ſehr unwohl befand, beurlaubten.

Die Czarin lag bereits im Bett, als ſie den Prinzen Friedrich Wilhelm, der ſein Geſuch um eine letzte Audienz ſehr dringlich zu erneuern verſtanden, endlich annahm. Sie ſtreckte ihm auf eine innige, faſt zärtliche Weiſe die Hand entgegen und brach ſogar in einen Strom von Thränen aus, indem ſie ihn mit der Verſicherung entließ, daß ſie ſtets die aufrichtigſte Freundſchaft für den König und den Prinzen empfinden werde.

Mochte nun bei dieſem überraſchenden Ausdruck ihres Gefühls ihre berühmte theatraliſche Verſtellungskunſt mitgewirkt haben oder in der That eine Anwandlung ihrer Gutmüthigkeit beim Anblick des liebenswürdigen und ſo mannigfach von ihr gekränkten preußiſchen Thronfolgers über ſie gekommen ſein, ſo hatte dieſe letzte Begegnung jedenfalls die Wirkung, daß der Prinz in größter Rührung die Zimmer Katharina's verließ.

Zweites Buch.

Maria Feodorowna's Leiden.

I.

Der Bau von Gatschina.

Seitdem der Großfürst und die Großfürstin, nach ihrer glücklich und genußvoll beendigten Reise, wieder an den Hof der Czarin nach Petersburg zurückgekehrt, waren mehrere Jahre vergangen, in denen Paul mit seiner Gemahlin ein fast ausschließliches Stillleben auf Gatschina gelebt und sich ganz auf diesen Ort mit Allem, was sich darin entwickelt und was er dort mit heftigem Eifer zu treiben angefangen, beschränkt hatte.

In Gatschina war jetzt eine völlig neue Stadt erstanden, an der seit der Rückkehr des Großfürsten mit einer gewaltigen Eile gebaut worden war und zu welcher Paul den eigentlichen Stadtplan, der nun zu Grunde gelegt und genau befolgt wurde, sich aus Paris mitgebracht hatte. Dieser Plan war von dem französischen

Architekten Collet ausgearbeitet worden, einem jungen Mann, bei dem Paul in Paris gewohnt und dem ſich, wie dies dem Großfürſten öfter mit ſolchen ganz unſcheinbaren Leuten aus dem Volke erging, ſein ganzes Vertrauen und beinahe ſeine freundſchaftliche Zuneigung zugewandt hatte.

Denn der Großfürſt hatte ſich, ſo lange er in Paris war, in der allerſeltſamſten Weiſe eingerichtet. Er wohnte nämlich dort in zwei verſchiedenen Wohnungen, von denen die eine gewiſſermaßen ſeine officielle war und ihn und ſeine Gemahlin in glänzenden Appartements, die er in dem erſten Hôtel von Paris gemiethet, aufgenommen hatte. Dagegen hatte er noch für ſich ganz allein, und getrennt von der Großfürſtin, ein ganz kleines Quartier genommen, das in einer der engen, düſtern Straßen des Faubourg Montmartre lag und das er bei einem jungen, ihm ſehr wohl gefallenden Baumeiſter, der mit ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern dort wohnte, gemiethet hatte. Der Großfürſt pflegte ſich hier in dieſem Stillleben von den Anſtrengungen und Aufregungen des Pariſer Aufenthalts, die für ihn keine geringen waren, auszuruhen, und genoß in der Unterhaltung mit ſeinem liebenswürdigen und redſeligen Architekten wahrhaft vergnügte

und ihm nie wieder aus der Erinnerung gekommene Stunden. Da wurde denn von ſo Manchem erzählt und geſchwatzt, was dem Großfürſten gerade am Herzen lag oder was er aus den Unterhaltungen mit Collet auf eine ganz einfache und mehr zufällige Weiſe (denn der Großfürſt liebte, Alles mehr zufällig und gelegentlich abzumachen) über Paris und die Pariſer erfahren wollte.

Dabei war auch das vertrauliche Geſpräch auf die Abſicht des Großfürſten gekommen, eine neue Stadt in Rußland anzulegen und auf einem neuen Terrain, wo bisher kaum ein Haus geſtanden, nach einem noch erſt ausführlich zu entwerfenden Plan, zu erbauen. Monſieur Collet hatte dieſe nur hingeworfene Mittheilung ſogleich mit großem Eifer und der ganzen Lebendigkeit des franzöſiſchen Künſtlers aufgefaßt. Als Paul wieder zu der gewöhnlichen Plauderſtunde Abends in ſein Zimmer trat, fand er den Monſieur Collet mit hellen Schweißtropfen auf der Stirn vor ſeinem Zeichnentiſch ſitzen. Der Stadtplan vom neuen Gatſchina, wie er ihn ſich gedacht, ſtand ſchon faſt vollendet auf dem Papiere da, und der Großfürſt ſchrie freudig auf, als er das Terrain von Gatſchina wiedererkannte, das Collet nach den genauen Schilderungen und Angaben, die

ihm Paul davon gemacht, mit ungemein treffender Wahrheit aufgenommen hatte und auf dem nun das Bild der neuen Stadt-Anlage sehr pikant und in einer ungemein ansprechenden und interessanten Ausführung sich erhob.

Der Großfürst schien zuerst sehr zufrieden mit diesem Plane zu sein, dann aber fuhr er rasch und heftig mit einer Bleifeder auf dem Plan umher, strich Vieles darauf durch, fügte Anderes aus seinen eigenen Entwürfen und aus seiner Phantasie hinzu und gab dann dem erstaunten Künstler sein Blatt wieder zurück, mit dem Bemerken, daß er seine sämmtlichen Abänderungen in den Plan aufgenommen zu sehen wünschte, und damit ein Ganzes geformt sehen möchte, das seinen Absichten und den Bedürfnissen des Ortes vollkommen entsprechen werde. Er verlangte besonders, daß der Künstler darauf Bedacht nehmen möge, dem neuen Stadtplan etwas Glänzendes und recht Großartiges zu geben und den ängstlichen Zuschnitt einer kleinen französischen Provinzialstadt, der für Rußland und die Nähe von Petersburg gar nicht passe, zu vermeiden. Denn was denkt Ihr von Rußland? setzte er dem erstaunten Architekten auseinander. Rußland ist ein großes herrliches Land, es ist ein Land der ge-

ohne die phantaſtiſche Symbolik dieſer Geſellſchaftskreiſe für ſich ſelbſt einfacher und förderlicher gewirkt. Sprache und Darſtellung in dieſem Zeitalter konnten am meiſten durch eine Annäherung der Stände gewinnen, weil deren Trennung und Gegenüberſetzung die Verworrenheit des deutſchen Ausdrucks zuwegegebracht. Aber obwohl eine Vermiſchung des Adels mit den Gelehrten der Nation durch mehrere dieſer Geſellſchaften, durch die fruchtbringende namentlich, bewirkt wurde, ſo durchdran-

---

geweſen, genannt der dicke Lorenz, welcher ſich der Zierlichkeit im deutſchen Reden ſonderlich hat befleißigen wollen. Einsmals hatte er zu ſeinem Jungen ſagen wollen: Jung, hole mir mein Meſſer. Damit er nun kund mache, daß ein Unterſchied ſei zwiſchen ihm und einem gemeinen Heſſiſchen Bauren, hatte er geſagt: Page, bringe mir mein Brodſchneidendes Inſtrument. Einsmals hatte er zu ſeiner Frauen ſagen wollen: Frau, es hat neun geſchlagen, gehe zu Bette, ich habe noch etwas zu thun. Damit nun die Frau wiße, daß er ein Heſſiſcher Cicero ſei, hatte er geſagt: Du Helffte meiner Seele, du mein ander Ich, meine Gehülfin, meine Augenluſt, das gegoßne Erz hat den neunten Ton von ſich gegeben, erhebe Dich auf die Säulen Deines Gebäudes und verfüge Dich in das mit Federn gefüllte Eingewende.“

waltigſten Zukunft, und nur auf Großes, Herrliches und Gewaltiges darf man in unſerm Rußland ſinnen. Denkt Euch nur bloß, daß unſere Newa viermal breiter iſt, als Euere Seine. Und Gatſchina ſoll eigentlich die Reſidenz des Großfürſten ſein, ſo lange derſelbe den Thron der Czaren noch nicht beſtiegen hat. In der Nähe eines ruſſiſchen Großfürſten darf es aber nicht ſo kleinlich und bettelhaft ausſehen, wie dies an einigen Stellen Eures Entwurfs ſich bemerkbar machen zu wollen ſcheint. Ein ruſſiſcher Großfürſt iſt doch ſchon ein gewaltiges Thier, — obwohl ich Euch aufrichtig geſtehen muß, lieber Freund, daß ich jeden Pariſer Ouvrier hier von Herzen beneiden könnte.

Der Großfürſt ließ bei dieſem plötzlichen Nachſatz, der erſt gar nicht in ſeiner Stimmung gelegen zu haben ſchien und der ihn ſelbſt ſichtlich überraſchte, mit einem Anflug von bitterer Wehmuth ſeine Stimme ſinken, was einen Augenblick lang einen ſchauerlichen Eindruck verurſachte.

Collet arbeitete jetzt Tag und Nacht an dem verbeſſerten Plan von Gatſchina, um den an ihn geſtellten Anforderungen diesmal auf das Vollſtändigſte zu genügen. Es war ihm dazu eine um ſo größere Eile geboten, da der Großfürſt den ſehr nahen Termin

ſeiner Abreiſe bereits feſtgeſetzt hatte und den fertigen und genau feſtgeſtellten Plan von Gatſchina durchaus mit ſich nach Rußland nehmen wollte. Der junge Baumeiſter war auch gerade erſt in der letzten Stunde fertig geworden, als Paul bereits in ſeinen Reiſekleidern in das Zimmer trat, um ihm die Arbeit abzufordern. Dieſe war vollendet, aber Collet vermochte kaum noch, ſie dem Großfürſten vorzuzeigen, denn die Anſtrengungen der letzten Zeit hatten ihm ein Nervenfieber zugezogen, und er ſank ohnmächtig nieder in demſelben Augenblick, in dem er den Plan des neuen Gatſchina in die Hände des erfreuten und zugleich den armen Künſtler ſehr bedauernden Großfürſten legte.

Paul hatte leicht ein ſehr theilnehmendes Herz für Unglückliche und Alle, die er wirklich leiden ſah, und er reiſte nicht von Paris ab, ohne für Collet etwas gethan zu haben. Der junge franzöſiſche Künſtler, der dem Großfürſten ſo entſchieden gefallen hatte, empfing von ihm nun eine Penſion von 300 Rubeln jährlich, welche Paul ſogleich bei dem ruſſiſchen Geſandten in Paris anwies, und niemals vergaß er in der Folge, an Collet fürſorglich zu denken.

Nach dieſem Plan, der mit vielem Guten und Nützlichen auch viel Seltſames und Phantaſtiſches ver-

einigte, war Gatschina entstanden und mit einer wunderbaren Energie und Schnelligkeit aus dem Erdboden heraufgestiegen.*) Der Großfürst lebte ganz in dieser Beschäftigung und die Czarin selbst wurde dafür allmählig so eingenommen, daß sie den neuen Bau mit den reichlichsten Geldmitteln unterstützen ließ.

So war diese wunderliche, in manchem Betracht lächerliche Stadt emporgewachsen, die, auf vielen kleinen Hügeln zerstreut, um den See oder um mehrere Bäche sich gruppirend, oder am Waldpfad entlang in einen Abgrund hinuntersteigend, in einer nicht geringen Anzahl von Straßen und Häusern sich ausdehnte. Aber die Stadt Paul's hatte durchaus kein gastliches und freundliches Aussehen gewinnen wollen, die Häuser sahen nicht recht geeignet für den Aufenthalt von Menschen aus und schienen hier und da wie Storchnester in der Luft zu schweben oder als Strafzellen für arme, des Lichtes für unwürdig befundene Gefangene dienen zu sollen.

Obwohl sich der Großfürst mit unablässiger Anstrengung bemühte, Menschen nach Gatschina hereinzuziehen, mit ganzen Familien dort ansässig zu machen und auch durch die Anlage von Fabriken und gewerb-

*) Masson mémoires secrets III. 387.

lichen Etabliſſements Leben zu verbreiten, es hatte ihm nie gelingen wollen, die traurige und unheimliche Oede zu bannen, die beſtändig über Gatſchina lagerte.

Ein ganzer Stadttheil von Gatſchina war außerdem mit einer Reihe großer, hoher, mehrſtöckiger Häuſer beſetzt, die ſich alle unter einander gleich ſahen und als Kaſernen zur Aufnahme der Regimenter dienten, welche der Großfürſt ſeit Kurzem nach Gatſchina gelegt hatte. Denn in Gatſchina, entfernt von den Einflüſſen Petersburgs und des Hofes, wollte Paul zugleich eine neue Pflanzſchule der ruſſiſchen Armee erſtehen laſſen, welche dort, unter der unmittelbaren Leitung des Großfürſten und mit gnädigſter Uebereinſtimmung der Czarin, die dem Wirken Pauls als Generaliſſimus der ruſſiſchen Truppen nicht länger widerſtanden, ſich entwickeln ſollte.

So hatte der Großfürſt zuerſt eine Compagnie Artillerie in die neuen Kaſernen von Gatſchina verlegt, die er dort nach den eigenthümlichen Begriffen, welche der Großfürſt von der Artillerie hegte, ausbilden laſſen wollte, und mit der er ſich ſchon in Paulowsky ſehr viel zu ſchaffen gemacht hatte.

Der ſehr komiſche General Meliſſino, welcher der einzige bedeutende Artilleriſt in Petersburg war, mußte

dazu öfter nach Gatschina hinauskommen und dem Großfürsten bei der neuen Ausbildung der Artillerie helfen. Dies wirkte zugleich erheiternd und belustigend auf den kleinen Hofstaat, welchen der Großfürst für sich und seine Gemahlin auf Gatschina eingerichtet hatte, und der in dem einsamen, von so schauerlicher Oede umgebenen Schloß fast vor Langerweile sterben wollte. Melissino veranstaltete dann gewöhnlich Feuerwerke auf Gatschina, in denen er Bewundernswürdiges und Erstaunliches leistete, und die durch ihren Glanz und ihre sinnreichen Erfindungen auch der Großfürstin Vergnügen zu machen schienen. Denn Maria Feodorowna's schöne Laune war durch den traurigen Aufenthalt auf Gatschina noch keineswegs gebrochen, sie wußte sich auf die verschiedenartigste Weise mit dem Großfürsten zu unterhalten, und da sie sah, daß es Paul angenehm war, wenn sie an den genialen Feuerwerken des alten Melissino ihr Gefallen äußerte, so gehörte diese neue Mode auf Gatschina auch bald zu den Lieblingsvergnügungen Maria Feodorowna's.

Neben und unter Melissino waren es besonders zwei Offiziere, Araktscheief und Ratikow, welche die Bataillone und Regimenter, die Paul auf Gatschina bildete und in seiner Weise einüben ließ, befehligten

und unter ihrer Aufsicht hatten. Unter diesen hatte sich Araktschejef vornehmlich die hohe Gunst des Großfürsten erworben, denn Araktschejef war zugleich der Mann der strengsten Disciplin im Sinne des Großfürsten, er verstand es, die Soldaten Tag und Nacht zu quälen, und eine wahre Wuth war es, mit welcher der treue Diener seines Herrn den Rekruten die neuen Exercitien einpaukte, die der Großfürst eingeführt sehen wollte und von denen er so Bedeutendes und Folgenreiches erwartete. Paul hatte alle diese Dinge, für deren Einführung in Rußland er jetzt die Zeit gekommen glaubte, damals in Potsdam bei Friedrich dem Großen gesehen und gelernt, und es war sein glühendster Lieblingswunsch geworden, der russischen Armee allgemach einen ganz preußischen Zuschnitt zu geben, und dies sowohl in den Uniformen als in dem ganzen Exercier-Reglement an den Tag legen zu können. Paul wußte sehr wohl, daß er dabei nur mit der größten Vorsicht und äußerst langsam zu Werke gehen könne, um die Eifersucht und Eigenmacht der Czarin zu schonen, die einige solcher Versuche zwar im Einzelnen hingehen ließ oder nur mit liebenswürdiger Laune kritisirte, aber jedenfalls dem Großfürsten auf das Strengste entgegengetreten wäre, sobald sie ge-

ſehen hätte, daß ſeine Abſichten auf einem ſo umfaſſenden und zuſammenhängenden Plan beruhten.

Indeß fuhren die dumpfen Trommeln, welche täglich zu einer beſtimmten Tageszeit und oft noch ſpät in der Nacht durch Gatſchina raſſelten und die Soldaten zu den militairiſchen Uebungen zuſammenriefen oder dieſelben mit ihrem Klang begleiteten, unaufhörlich fort, das ſeltſame und wunderliche Spiel, das hier wie aus einer Grabesöde geſpenſtiſch emporſtieg, zu bezeichnen. Der Exercierplatz, auf dem dieſe eigenthümlichen Regimenter Pauls, die unter ſeiner beſondern Pflege und Leitung gebildet wurden, ihre Bewegungen und Uebungen vornahmen, war gerade unmittelbar vor dem Schloſſe, zwiſchen dem See und dem alten, häßlichen, grauenhaften Gebäude, welches der Großfürſt mit ſeiner Gemahlin und ſeiner Familie bewohnte und auf deſſen Erker er gewöhnlich ſaß, um durch ein Perſpectiv Alles, was in Gatſchina und auf den entlegenſten Punkten deſſelben geſchah, überſchauen zu können oder auch an den Anordnungen, welche Araktſcheief und Ratikow mit den Truppen vornahmen, durch ſein von Oben herab dazwiſchen fallendes Machtwort ſich betheiligen zu können. Zuweilen geſellte ſich auch die Großfürſtin in liebenswürdiger Gemeinſchaft

zu ihm und ſtrebte, ihn durch ihr unermüdliches Unterhaltungstalent und ihre ſtets anregenden Einfälle dem finſtern Hinbrüten zu entreißen, dem ſich Paul beim Anblicken ſeiner militairiſchen Schauſpiele gewöhnlich überließ und wobei er oft ein ſehr unheimliches, die Großfürſtin ſchreckendes Anſehen gewann.

Heut, an einem ſehr trüben, ſtürmiſchen und regenvollen Tage, als ſich der Großfürſt eben wieder an ſeinem gewöhnlichen Platz auf dem Erker befand, und den Bewegungen ſeiner Soldaten unten vor dem Schloſſe und an dem Ufer des Sees tiefſinnig zuſchaute, ſtand Maria Feodorowna ſchon ſeit einiger Zeit hinter ihm und ſchaute mit ihrem lieblichen, fein beobachtenden Lächeln dem Großfürſten über die Schulter. Er bemerkte ſie nicht, ſondern ſchaute in tiefem finſtern Sinnen auf ſeine Bataillone hinunter, die eben im Begriff ſtanden, eine gelehrte ſtrategiſche Bewegung auszuführen, welche Paul ſehr mangelhaft fand und mit der er, nach ſeinen ungeſtümen und zuckenden Bewegungen zu ſchließen, ſich durchaus nicht einverſtanden erklären konnte.

Dieſe Leute wiſſen ſich weder zu vertheidigen noch anzugreifen, rief Paul, nachdem er noch eine Zeitlang in ſtummer Wuth zugeſchaut hatte. Sie haben keinen

Reiz des Angriffs, und darum geht Alles ſo ekelhaft lahm, ſo niederträchtig ſtumpf, ſo erbärmlich und einfältig da unten zu. Aber wartet, das wollen wir ändern, ich will ſchon Feuer und Leben in Euch hineinbringen, Ihr Talgſeelen, Ihr Hammelköpfe, Ihr jämmerlichen Wichte!

In dieſem Augenblick drehte ſich Paul um und bemerkte mit Ueberraſchung und Erſtaunen, daß die Großfürſtin dicht hinter ihm ſtand und ihn ohne Zweifel ſchon ſeit einiger Zeit beobachtet hatte. Er begegnete ihrem ganzen holdſeligen Lächeln, dem er ſelbſt in ſeinen trübſten und bizarrſten Stimmungen nicht widerſtehen konnte, und das ſich jetzt mit den ſchönſten Strahlen ihrer Augen vereinigte, um ihn aus vollem Herzen zu grüßen. Aber es ſchien doch etwas in dieſem Augenblick ihn zu verdrießen. Er ſagte plötzlich mit harter Stimme zu ihr: ſie möge mit ihm hinunterkommen auf den Platz, er habe dort eine Bitte an die Großfürſtin, die ſie ihm nicht abſchlagen dürfe.

Maria Feodorowna ſah ihn erſtaunt an und deutete mit der Hand auf den Regen, der in dieſem Augenblick in ſtarken Strömen aus den Wolken hernieder rauſchte und die Luft zu verfinſtern angefangen hatte.

Dieſes Wetter iſt gerade gut für meine Abſichten, erwiederte Paul ruhig, indem er unverwandt auf den Platz hinunterblickte und die Bewegungen ſeiner Soldaten mit der größten Aufmerkſamkeit beobachtete. Im Kriege muß der Soldat gerade darauf gefaßt ſein, bei dem widerlichſten und hinderlichſten Wetter die ſchwierigſten Operationen auszuführen, und jetzt, Großfürſtin, wollen wir unſern Leuten gehörig auf den Zahn fühlen und ſehen, ob ſie ſchon einer bedeutenden Aufgabe gewachſen ſind. Kommen Sie nur mit mir hinunter, Sie werden ſchon ſehen, was ich von Ihnen verlange, und ich erwarte von Ihnen ein unbedingtes Eingehen auf meine Befehle, denn Sie ſind nicht blos Großfürſtin von Rußland, meine Gnädige, ſondern Sie ſind auch Soldatenfrau, und ich erwarte von Ihnen das Beſte.

Er faßte damit die Großfürſtin ziemlich heftig am Arm und zog ſie mit ſich fort, indem er ungeſtüm auf den Exercierplatz am See hinuntereilte.

gen sich diese Elemente doch sehr wenig zum Gewinn für die Formen des Lebens, und am allerwenigsten wollte sich die verlorengegangene Einheit der Sprachformen daraus neugestalten. Die Aristokratie, oder was durch Bildung und Eleganz zu ihr gehören wollte, hatte einmal in ihrer Sprache die Mode über die Nationalität erhoben, und die Puristen dieses Jahrhunderts hatten schon deshalb ein schwieriges Werk, weil der reindeutsche Patriotismus mit seinen nackten und abgeschälten Wortstrünken einen zu demokratischen oder plebejischen Eindruck machen mußte.

Die Anregung, welche die literarischen Ordensgesellschaften im Allgemeinen gaben, sich mit der deutschen Sprache und ihren Fähigkeiten und Verbesserungen zu beschäftigen, ist indessen nicht allzu gering anzuschlagen. Das grammatische Bewußtsein über die Sprache erwachte nach mehreren Seiten, Sprachlehren und Wörterbücher wurden ausgearbeitet, und legten, zugleich mit den bedeutenden etymologischen Forschungen und Sammlungen von Leibnitz, die erste Grundlage zu einer neuen Wissenschaft in Deutschland. Als verdienstlich und

II.

Die Großfürstin als Ziel des Angriffs.

Hier stand der Major Lindener, ein Preuße, den Paul vor einiger Zeit als Lehrmeister und Instructeur an die Spitze seiner kleinen Armee gestellt hatte, und der ihm zu diesem Zweck von dem König Friedrich dem Großen aus Potsdam gesendet worden war. Der Großfürst war stets sehr zufrieden gewesen mit diesem preußischen Major, und er fand, daß durch den Einfluß dieses tüchtigen und strengen Mannes bereits eine außerordentlich günstige Umwandlung mit seinen Soldaten vor sich gegangen sei.

Die Großfürstin hatte jetzt wieder ihre ganze frohe Miene gezeigt und schmiegte sich gehorsam und zu Allem bereit, mit jenem sanften lächelnden Zug, dem nicht zu widerstehen war, an die Seite des Großfürsten,

obwohl der Regen mit immer heftigerm Ungeſtüm auf ſie eindrang und ſie in der zunehmenden Näſſe ſich keineswegs behaglich zu befinden ſchien.

Höre jetzt zu, Lindener, begann der Großfürſt nun, indem er ſeinen preußiſchen Major zu ſich heranrief: wir wollen heut ein kleines ſtrategiſches Meiſterwerk machen. Siehſt Du dort die Ruinen des alten, von Holz gebauten Schloſſes, welche hinter dem See mitten aus dem Walde hervorragen? Das alte ſeltſame Trümmerwerk hält ſich kaum noch zuſammen, und Du ſollſt es heut mit einer ganz regelmäßigen ſtrategiſchen Bewegung zu erobern ſuchen. Ich und die Großfürſtin, wir Beide werden es vertheidigen. An der alten Schloßruine oben klebt noch, einem Storchneſt ähnlich, ein offener Thurm, welchen die Großfürſtin beſteigen wird, um ſich in demſelben aufzuſtellen und Euch, die Ihr das Schloß angreifen und nehmen ſollt, zum Zalon oder zum Angriffspunkt zu dienen. Ich werde den Ort vertheidigen, Lindener, und nur um Dich recht anzuſpornen (denn Du ſollſt Dich heut auf den Gipfel Deiner Reputation bei mir ſchwingen) will ich Dir ſagen, daß ich meine Vertheidigung der Ruine auf das Kunſtgerechteſte und Gelehrteſte einrichten werde und einen ganz famoſen Vertheidigungsplan in

Anwendung zu bringen denke. Ich werde Dir die Hälfte der Truppen überlassen, welche sich hier auf dem Platze befinden, und Du sollst damit Deinen Angriff ausführen, der um so ehrenvoller für Dich ist, als meine Gemahlin selbst, die Frau Großfürstin, den Zalon Deines Angriffs abgeben wird. Du sollst die besten Leute haben, und wenn Du die Ruine nicht, trotz aller verzweifelten Gegenwehr mit der andern Hälfte meiner Armee, mindestens in einer Stunde einnimmst, so bist Du ein preußischer Schaafskopf, und verdienst nicht, die künftige Armee Pauls zu lehren. Außerdem würde ich Dich dann für einen höchst insolenten Kerl halten müssen, denn die Großfürstin steht um Deinetwillen, und um Dir als Zalon zu dienen, in dem alten Thurme, in dem sie jedem Ungemach dieses abscheulichen Wetters ausgesetzt ist, und je langsamer Du dazu gelangst, das Schloß zu nehmen, desto länger lässest Du die Großfürstin da oben im Regen stehen und naß werden, und wirst von mir nur noch für einen kleinen Soldaten und für einen großen Esel gehalten werden!

Der Major Lindener, ein großer, kräftig und stattlich emporgewachsener Mann, der noch vor Kurzem den Potsdamer Garden Friedrichs des Großen ange-

hört hatte, ſtand in der ehrerbietigſten Haltung vor dem Großfürſten da, den er mehr als um die Höhe eines Kopfes überragte. In preußiſcher Weiſe ſalutirend und die Finger an der Mütze haltend, drückte er dem Großfürſten durch ſeine Mienen ſeine lebhafte Bereitwilligkeit aus, dem an ihn ergangenen Befehl auf das Nachdrücklichſte zu gehorſamen.

Die ſeltſamſte und ſchreckenvollſte Verwunderung hatte ſich aber jetzt auf dem Antlitz der Großfürſtin gemalt, als ſie die grauſame und rückſichtsloſe Abſicht begriffen hatte, welche der Großfürſt mit ihr hegte. Schaudernd im Gefühl der Näſſe, welche der unaufhörlich herabpraſſelnde Regen bereits durch ihre Glieder verbreitet hatte, faßte ſie ſich mit dem Ausdruck beginnenden Leidens an die Stirn und ſchien einen Augenblick hin und her zu ſchwanken. Gewaltſam hielt ſie ſich aber dann wieder aufrecht, ja ſie vermochte es jetzt ſchon über ſich, wieder zu lächeln, und reichte dem Großfürſten mit der braven Innigkeit und Freundlichkeit, die ihr ſtets eigen blieben, wie zum Ausdruck ihrer Bereitwilligkeit, Alles gern für ihn zu thun, ihre beiden Hände dar.

Paul hatte gar kein Auge für die leidende Bewegung ſeiner Gemahlin, und noch weniger für die lie-

denswürdige Ueberwindung, welche von ihrer ſchönen Stirn herab leuchtete. Er befahl jetzt dem Major Lindener, die auf dem Platz befindlichen Truppen, und dabei die beſten und zuverläſſigſten Leute, mit denen er am ſicherſten ſiegen zu können hoffe, für ſich auszuwählen. Dann hielt der Großfürſt eine kurze befeuernde Anrede an die Truppen, die unter ſeinen Befehl geſtellt wurden, und commandirte, ſofort die alte Schloßruine drüben zu beſetzen und genau und eifrig den Anordnungen zu folgen, welche er ihnen zur Vertheidigung des Schloſſes geben werde.

Während die Truppen mit einem lauten Hurrah dieſem Befehl Folge leiſteten und ſich in einer raſchen luſtigen Bewegung nach dem Waldſaum zum alten Schloſſe hinüberſchwenkten, ſchritt der Großfürſt langſamer, und ſie alle ſorgfältig beobachtend und muſternd, hinter ihnen her, indem er die Großfürſtin, ohne ihr heut die geringſte Höflichkeit zu beweiſen, und ſelbſt ohne alle Rückſichten der Etiquette, neben ſich herlaufen ließ.

Maria Feodorowna begann jetzt ſchon ihre ganze Situation komiſch zu finden und verſuchte in ihrer Weiſe einige ſcherzhafte Bemerkungen, auf welche aber der ungemein ernſthaft in ſich verſunkene Großfürſt

gar nicht antwortete, indem er gleichzeitig seine Schritte mehr und mehr beschleunigte.

Maria Feodorowna legte jetzt unaufgefordert ihren Arm in den seinigen, und sich fest auf ihn stützend, nöthigte sie ihn dadurch, sie zu führen, weil sie sich bereits durch das tobende Unwetter, dem er sie aussetzte, und die immer stärkere Eile seiner Schritte, denen sie folgen mußte, ermattet und unterstützungsbedürftig fühlte.

Jetzt waren sie bei der alten Schloßruine angelangt, und Paul, nachdem er seine Soldaten zuerst in dem Schloßhofe versammelt, sie gemustert und ihnen die ersten Verhaltungsbefehle zu ihrer Aufstellung ertheilt hatte, nahm die Großfürstin jetzt bei der Hand und nöthigte sie, die enge, wackelige, kaum noch haltbare Treppe hinaufzusteigen, auf welcher man in den verfallenen, oben und von allen Seiten offenen Thurm gelangte.

Maria Feodorowna schauderte doch jetzt heftig zusammen, als sie ihre Lage überblickte, in der sie muthmaßlich mehrere Stunden würde ausharren müssen. Der Thurm gewährte den Regen und den Stürmen von allen Seiten ungehinderten Zugang, und die Großfürstin mußte um so mehr daran verzweifeln,

noch vielleicht in einer Ecke des alten Gemäuers, wenn sie sich dort verkriechen könnte, einen Schutz gegen das rasende Unwetter zu finden, als ihr Paul jetzt eine Fahne in die Hand steckte und ihr ungemein herrisch und trotzig befahl, mit derselben bis an den äußersten Rand des Thurmes hervorzutreten und unverwandt dort stehen bleibend, die Fahne unaufhörlich zu schwingen und hochzuhalten, um damit in weiter Ferne als leuchtendes Angriffsziel gesehen werden zu können.

Er fügte dann, in seiner Weise verbindlich, aber doch mit sehr rauhem und hartem Ton hinzu: Diese Position wird uneinnehmbar, wenn die Großfürstin von Rußland sie mit ihrer Person bezeichnet, und auf der andern Seite soll unsere Gegner der Teufel holen, wenn sie nicht durch dies hohe und herrliche Ziel, das ihrem Angriff in der Person der Großfürstin gesetzt ist, sich angefeuert fühlen, alle ihre Kräfte aufzubieten, und das Glänzendste zu leisten, was die militairische Belagerungskunst vermag. Denn es soll heut gezeigt werden, wie weit die kleine Armee des Großfürsten in ihrer Ausbildung gediehen, und ob sie schon einen großen wichtigen Platz zu belagern und zu vertheidigen versteht! Dazu muß Jedermann heut, selbst mit Auf-

opferung, beitragen, ſei er der Erſte und Schönſte im Reich, ſei er der Letzte und Häßlichſte.

Maria Feodorowna begriff vollkommen, daß ihr der Großfürſt, trotz Allem, etwas Angenehmes ſagen wollte, indem er dabei durchaus nicht bemerkte, daß er ſeine Gemahlin dem übelſten und nachtheiligſten Unwetter ausſetzte. Sie erhob jetzt mit einer muthigen leuchtenden Gebärde die Fahne in ihrer Hand und ſchwenkte ſie hoch in der Luft und durch die ganze Gegend hinaus, was die unten im Schloßhofe aufgeſtellten Soldaten zu einem lauten begeiſterten Jubelruf hinriß.

Als Maria Feodorowna jetzt mit einer köſtlichen Miene, in welcher Duldung und Liebe zugleich mit einem gewiſſen triumphirenden Stolz ſich ausdrückten, zu dem Großfürſten ſich umwandte, war Paul hinter ihr verſchwunden, und die Großfürſtin ſah ſich nun in dieſer peinigenden unglücklichen Lage ganz allein.

Paul hatte jetzt angefangen, das alte Schloß, auf deſſen kunſtgerechte Vertheidigung es abgeſehen ſein ſollte, nach allen Seiten hin zu durchlaufen und alle Punkte zu unterſuchen, auf denen der Angriff des Feindes zu erwarten ſein möchte. Mit einer wüthenden Eile und einer blitzenden Geſchwindigkeit, in der

ihm Niemand folgen konnte, am allerwenigſten der kleine kurzbeinige Lieutenant Araktſcheief, welcher den Großfürſten auf dieſer ſeiner Runde zu begleiten hatte, ſtürzte ſich jetzt der Großfürſt überall hin und ertheilte an jede Colonne, ja an jeden Einzelnen mit dem feurigſten Nachdruck und der größten Umſtändlichkeit ſeine Verhaltungsbefehle. Er wußte Jedem ſeine Aufgabe, die ihm in dem bevorſtehenden Kampf werden ſollte, ſo eigenthümlich und mit ſo feuriger Beredſamkeit zu bezeichnen, als wenn er ſelbſt die Stelle dieſes Soldaten verſehen würde.

Paul ſah ſtrahlend vor Freude und Stolz aus, als er ſich ſo in der Würde und Macht des erſten Kriegsherrn unverbewegen konnte und, mit einer ſichtlich hinreißenden Wirkung auf die Soldaten, ſeine wohlüberlegten, auf alle Regeln der Taktik und Strategie gegründeten Anordnungen gab. Der furchtbare Regen, der in rauſchenden Strömen niedergoß, hinderte ihn keinen Augenblick, und, ganz unbekümmert um das heftige Unwetter, traf er alle ſeine Veranſtaltungen mit dem ſichtlichſten Behagen, mit der bewundernswürdigſten Präciſion.

Nur ſein Pferd, ſeinen alten Liebling, ſchonte er, das man ihm hierher hatte nachführen müſſen, das er

aber jetzt nicht bestieg, um zu den Vorposten hinaus zu reiten. Er bediente sich dazu vielmehr eines alten steifen Soldatenpferdes, das er einem gemeinen Artilleristen abnahm, und das er eine vilaine Creatur nannte, obwohl er es mit vergnügtem Gesicht der Ehre würdigte, sich in seinen Sattel zu schwingen und darauf zur Besichtigung der Vorposten abzureiten.

Auf den Vorposten fand er zu seiner Zufriedenheit, daß zwar Alles in der besten Ordnung sei, daß aber einige dieser Posten noch einer Veränderung und Verstärkung der Mannschaften bedurften. Dann sandte er einzelne Trupps aus, um sich auf Kundschaft zu verlegen und vorsichtig zu erspähen, wo sich der Feind eigentlich aufhalte und ob und wie er seinen Angriff bereits eingeleitet haben möchte. Denn es begann dem Großfürsten bereits aufzufallen, daß sich von den Schaaren des Majors Lindener noch gar keine Spur zeigen wollte, und da sich ihm die Unternehmung des Preußen dadurch in ein völlig räthselhaftes Dunkel hüllte, so begann der Großfürst verdrießlich zu werden, und starrte ärgerlich und ungewiß in die Ferne.

Jetzt fiel ihm ein, daß er doch wohl einen Augenblick nachsehen müsse, wie es der Großfürstin dort oben auf ihrem Thurm ergehe. Denn seit einigen

bemerkenswerth ſind beſonders die Arbeiten von J. G. Schottel und Kaspar Stieler zu nennen. Schottel hob in ſeiner ausführlichen Arbeit von der deutſchen Hauptſprache vornehmlich die Bedeutſamkeit der deutſchen Doppelwörter heraus, und entdeckte die poetiſche Schönheit und philoſophiſche Bezeichnungsfähigkeit, welche in denſelben verborgen liegt. Sein Nachfolger Stieler, der unter dem Namen Spaten ſchrieb, gab im Jahre 1691 in ſeinem Werke: „der deutſchen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder deutſcher Sprachſchatz" die Reſultate tiefſinniger Unterſuchungen auf lexicaliſchem und grammatiſchem Felde zugleich, und machte darin zuerſt auf die Einſylbigkeit der deutſchen Stammwörter aufmerkſam. Ueber Wortfügung, Zuſammenſetzung und Accent der Sprache ſtellt er treffliche Beobachtungen an. Was er in ſeiner Vorrede gegen die Ausländerei und Sprachmiſchung ſagt, liefert noch intereſſante Farben zu unſerm Sprachgemälde dieſes Jahrhunderts: „Man ſollte erſt den deutſchen Buſch wohl ausklopfen und die Brunnquellen prüfen, ehe man verſpielt giebt und

Augenblicken hatte er sie nicht mehr daselbst bemerkt, obwohl er noch vor Kurzem zu seiner großen Zufriedenheit sie dort, die Fahne in ihrer Hand schwingend, im Vordergrunde gesehen und sich, fast wider seinen Willen, hatte gestehen müssen, daß sie sich von oben herab prächtig ausnahm und durch ihren wunderbaren Anblick eine wahre Begeisterung in allen seinen Colonnen erweckt hatte.

Er mußte sehen, warum Maria Feodorowna jetzt plötzlich seinen Befehlen ungehorsam geworden war, und schon begann sich ein heftiger Aerger auf der dunkelroth gewordenen Stirn des Großfürsten zu malen. Er stieg von der vilainen Creatur ab und rannte spornstreichs zu der Treppe, welche zu dem alten Thurm hinaufführte.

Maria Feodorowna, die sich ermattet gefühlt und ihre schreckliche Lage nicht mehr aushalten konnte, hatte sich einen Augenblick in den Hintergrund des Thurmes zurückgeflüchtet und lehnte halb ohnmächtig an einer verfallenen Hinterwand, indem sie gesucht, in einem Loch des Gemäuers ihre ganz durchnäßte Gestalt zu bergen. Die Fahne hatte sie sich um die Schulter geschlungen und sich darin einzuhüllen versucht, indem es ihr, obwohl die Fahne ebenfalls naß war, doch

eine beſondere Wohlthat gewährte, ſich damit zudecken zu können.

Als Paul jetzt ſtürmiſch zu ihr herantrat und ſie eben wegen ihrer Läſſigkeit ſchelten wollte, traf ihn ihr mattlächelndes Auge, das wehmüthig und doch freundlich auf ihn gerichtet war. Er erſchrak ſichtlich bei ihrem Anblick und unterdrückte das heftige und unmuthige Wort, mit dem er die arme Leidende ſoeben hatte anreden wollen.

Wie iſt Ihnen, Großfürſtin? fragte er jetzt mit einer ungewiſſen Stimme, in der faſt ein weicher Ton zitterte. Es iſt eine zu anſtrengende Probe, auf welche ich Sie geſtellt habe? Nicht wahr?

O nein, Paul! erwiederte ſie ſanft, indem ſie ſich ſichtlich und mit großer Anſtrengung bemühte, ſich wieder eine kräftigere Haltung zu geben und feſt und aufrecht vor ihm dazuſtehen. Bald fühlte ſich Maria Feodorowna auch wieder ſo ſicher auf ihren Füßen, daß ſie eiligſt zu ihm herangeſchritten kam und ihm mit einer Freudigkeit, die ihn faſt noch mehr zu erſchrecken ſchien, als zuerſt ihr leidender und ſchmerzvoller Anblick, ihre Hand darreichte.

Der Großfürſt konnte ſich nicht entſchließen, dieſe ſchöne weiße Hand zu berühren und ſtarrte ſie mit

einem finſtern, ausdrucksloſen Geſicht an. Maria Feodorowna aber ſagte, ſich innig an ihn ſchmiegend: Der Großfürſt kann ganz unbeſorgt um mich ſein. Ich werde Alles aushalten, was eine gute Soldatenfrau nur immer aushalten kann. Wenn ich ſo recht von Herzen zuſammenſchauern muß, ſo komme ich mir wie Soldatenliebchen im Bivouac vor und ich danke recht herzlich für die Gnade, daß ich Alles mitmachen darf! Aber nur gegen den anhaltenden Regen bin ich ſtets ſehr empfindlich geweſen. Wiſſen Sie noch, Großfürſt, als wir damals in Paris waren, wie ich von dem entſetzlichen, acht Tage und Nächte hintereinander fallenden Regen litt.

Ja, entgegnete der Großfürſt nachſinnend und ſie zweifelhaft von der Seite anblickend, in Paris giebt es ſehr viel ſchlechtes Wetter, und das iſt die gerechte Behandlung für ein ſo nichtswürdiges Volk, wie ich es dort kennen gelernt habe. In der That, ich kann nur noch mit dem größten Abſcheu an die Franzoſen zurückdenken. Es iſt ein Volk, das vor keinem Menſchen Reſpect und Achtung in ſich trägt, und nach Dem, was mir dort auf der Straße begegnete, konnte es mich nicht überraſchen, daß die ſchlimme Peſt dort ausbrach, welche ſeitdem unter dem Namen der Re-

volution ihre Geißel geſchwungen hat und deren verderbliche giftige Einflüſſe durch ganz Europa gehen werden.

Der Großfürſt hatte ſich jetzt auf ein vorſpringendes Gemäuer geſetzt und verſank nach ſeiner Art in ein träumeriſches Hinſtarren. Er ſaß der Großfürſtin jetzt faſt zu Füßen, denn ſie war hoch aufrecht neben ihm ſtehen geblieben und ſtreifte die vom Regen faſt verwaſchene Fahne wieder von ihrer Schulter herunter, um von Neuem, ſo gut es noch gehen wollte, ſie an der Stange aufzurollen. Sie wollte dem Großfürſten damit ihren Pflichteifer beweiſen und ſtellte ſich ihm nun, mit der ſtolzen, ſchwungvollen Gebärde einer Kriegsgöttin, die Fahne in der Hand erhebend und zu dem Schloßhof hinunterſchwenkend, gegenüber.

Die Regengüſſe hatten noch keinen Augenblick nachgelaſſen.

Paul ſchien kaum mehr ſeine Aufmerkſamkeit auf die Großfürſtin gerichtet zu haben. Er ſann und grübelte vor ſich hin und ſagte dann mit einer zuckenden Gebärde: Das, was mir auf dem Boulevard Saint-Denis in Paris begegnet iſt, werde ich wahrlich nie vergeſſen. Sie, Großfürſtin, litten doch nur von dem abſcheulichen Regen, der, während unſeres Aufent-

haltes in Paris, unaufhörlich Tag und Nacht hernieder floß. Aber nichtsdestoweniger bekam Ihnen Alles sehr gut, Sie wurden dick und fett in Paris, bekamen rothe Wangen und setzten in Ihrer ganzen Gestalt die angenehme Rundung an, die Ihnen am Hofe des Königs von Frankreich sehr viel Beifall verschaffte, und die auch mir immer sehr viel Vergnügen machte, ich muß es Ihnen aufrichtig gestehen, Großfürstin! Aber was mir in Paris begegnete, war sehr unangenehm und erfüllt mich noch jetzt mit Verwünschungen und mit Schadenfreude gegen die ganze französische Nation.

Ich weiß nicht mehr, was es war, wodurch sich das edle Herz des Großfürsten so gekränkt fühlen mochte, sagte Maria Feodorowna leichthin, weil sie wußte, der Großfürst würde sich noch mehr ärgern, wenn sie ihm zeigte, daß auch sie jenen Vorgang sehr wohl im Gedächtniß behalten.

Oh, entgegnete Paul, indem er mit der Hand ärgerlich durch die Luft fuhr, es war auch ein so verwünschter Regentag wie heute, und mich befiel die Lust, trotzdem einmal eine Fußpromenade durch die Straßen von Paris zu unternehmen. Ich schlenderte ganz allein und hatte Niemand von unserer Reisebe-

gleitung bei mir. Als ich an der Porte Saint-Denis angelangt war, bemerkte ich plötzlich, daß eine große Menge von Menſchen mich umringt hatte und mir auf Schritt und Tritt nachfolgte. Ich ſah mich mehrmals unwillig um, aber der Pöbel faßte mich jetzt nur um ſo dreiſter und frecher in's Auge, und bald vernahm ich auch, daß ſie etwas hinter mir her ſchrieen, dieſe unangenehmen Leute, mit ihren näſelnden, ſchnarrenden, trompetenden, kreiſchenden Stimmen. Voilà le singe, comme il est laid! rief ein unverſchämter Kerl, mit einer blauen Blouſe, der ganz dicht und nahe hinter mir her ging. Hat man je einen Menſchen geſehen, der ſo häßlich iſt? rief ein Trupp garſtiger Weiber, die dazu gekommen waren und aus Leibeskräften brüllten und heulten. Es iſt ja der Großfürſt von Rußland, der ſich hier den Grafen du Nord nennt! rief ein infamer Kerl, der hoch oben auf dem Dach eines Omnibus ſtand und wie ein Teufel auf mich herunter hohnlachte. Le coquin! le coquin! brauſte es dann aus dem ganzen durcheinandertobenden Haufen, und die niederträchtigſten Weiber und Kerle umringten mich immer näher, und zeigten nicht nur mit den Händen und mit drohenden Gebärden auf mich, ſondern es fehlte auch nicht viel, daß ſie mich

an den Kleidern feſtgehalten hätten. Erſt wollte ich das einzige Piſtol, das ich bei mir hatte, auf den raſenden Pöbel abſchießen, aber ein Fiaker, der jetzt unmittelbar in meiner Nähe hielt, nahm mich noch zur rechten Zeit auf und brachte mich, wuthſchäumend und halbtoll von dieſer Geſchichte, nach Hauſe. Du weißt davon kein Wort mehr, Maria Feodorowna?

O nein, entgegnete die Großfürſtin mit einem ſeltſamen, wunderbaren Klang ihrer Stimme, ich habe es nicht vergeſſen, aber eine Schmähung gegen Euere Kaiſerliche Hoheit behält mein Herz nicht, denn die Stimme des dummen Pöbels verfliegt im Winde, wenn ſie an großen und herrlichen Gegenſtänden ſich bricht. Dagegen fand der Großfürſt von Rußland in allen hohen Zirkeln von Paris damals eine ſo glänzende Aufnahme, daß ich noch heut nur mit Luſt und Vergnügen an die dort verlebte Zeit zurückdenken kann.

Es iſt wahr, entgegnete der Großfürſt gähnend, man mochte mich damals ziemlich gern am Hofe Ludwigs XVI. und in Chantilly gab man uns Feſte, welche durch die größte Pracht und den beſten Geſchmack ſich auszeichneten. Mit der Königin Marie Antoinette konnten wir nicht recht in den Zug kommen, ſie hatte offenbar eine gewiſſe Scheu vor uns, und

vermied es, wo ſie irgend konnte, mit uns allein zu ſein. Sie ſchien Furcht vor mir, wie vor einem Bären, zu haben, und um ſich gewiſſermaßen gegen mich zu ſchützen, empfing ſie mich nie anders, als mit dem ſtrengſten Ceremoniell, wie wir es ſelbſt am Petersburger Hofe nie geſehen haben. — Aber ſiehe da, Maria Feodorowna, ich glaube wahrhaftig, es hört jetzt auf zu regnen, und die Sonne beginnt dort durchzubrechen. Stellen Sie ſich wieder ganz hervor, hier, bis an den Rand des Thurmes hervor, und entfalten Sie die Fahne Rußlands in einer recht herausfordernden und kühnen Stellung. So, Großfürſtin! Ich muß Sie ſehr loben, denn Sie haben heut überhaupt eine wahrhaft männliche Bravour entwickelt. Wir werden in Rußland niemals eine Revolution haben, wenn der Thron ſo beſetzt iſt, wie wir ihn einſt beſetzen werden, Maria Feodorowna! Wer einen Thron behaupten will, muß Strapazen zu ertragen wiſſen, und darum ſetze ich meinen höchſten Ruhm darein, ein guter Soldat zu ſein, und ich ſehe, die Großfürſtin Maria Feodorowna wird mir darin würdig zur Seite ſtehen. Das war das Unglück Frankreichs, daß es eine Königin auf dem Thron hatte, die eine weichliche, citele und hochmüthige Närrin war, und die den Thron

nur für eine Anſtalt hielt, um ſich zu vergnügen und luſtig zu machen. Ein erbentlicher Thron, wenn er behauptet werden ſoll, darf nur eine Strafanſtalt ſein für die, welche ihn beſitzen, und für die, welche ihm gehorchen!

Oh, entgegnete Maria Feodorowna, indem ſie ſich ſehnſüchtig und aufathmend dem Sonnenſtrahl entgegenſtreckte, der eben aus den Wolken hernieder blitzte und mit einem purpurnen wonnigen Licht ihr mildes, wehmüthig reſignirtes Geſicht beleuchtete: eh, ich bedauere ſie doch ſehr, die arme Königin Maria Antoinette, die ſo ſchön war, wie ein Engel des Himmels und die unter den Händen des Pöbels und ſeiner Henker ihr Leben laſſen mußte! Und der arme gute König Ludwig dazu, wer kann ſeiner ohne Thränen gedenken, und wer hat jetzt noch Thränen übrig für ein anderes Ereigniß? Ich habe faſt Alles dadurch verloren, ſelbſt den Genuß meiner Träume, denn meine Träume, die ſonſt ſo ſchön waren, haben ſich ſeitdem in lauter Schreckbilder verwandelt, die mich von der Zukunft das Fürchterlichſte erwarten laſſen!

Sie haben Recht, Großfürſtin, erwiederte Paul, indem er mit einem zornflammenden wüthenden Geſicht aus ſeinem Hinſtarren ſich emporrichtete. Der König

war ein guter, braver Mann, und er erwies mir viel Freundſchaft, als ich an ſeinem Hofe in Verſailles bei ihm war. Aber darum ging er auch auf eine ſo jämmerliche Weiſe zu Grunde, weil er ein guter, braver Mann geweſen, denn wer unter lauter Canaillen ein guter braver Mann iſt, der iſt der eigentliche Verbrecher, und kann in der That auch viel Schlimmes anrichten. Wenn ihn die Canaillen eines Tages vor den Kopf ſchlagen, ſo kommen ſie ſich dabei ſelbſt noch als Biedermänner vor, das iſt ganz natürlich. Das ſind die Herren Jacobiner, welche der Krater der franzöſiſchen Revolution zuerſt über die Welt ausgeſpieen hat. Der gute brave Mann auf dem Thron, der iſt der eigentliche Vater der Jacobiner, ſie werden zum Vatermörder an ihm und ſchlagen ihn todt, weil ſie die einzigen ehrlichen Leute in der Welt ſein wollen. Das iſt dieſen verhaßten Franzoſen ſchon recht, daß ſie mit all ihrem Hochmuth und eitlem Weſen in dieſe Pfütze gerathen ſind. Ich habe wahrlich meine Schadenfreude an ihnen, denn ſie ſchimpften mich meiner Häßlichkeit wegen aus, vermuthlich weil ſie mich auch für einen guten braven Mann gehalten haben. Aber die Herren Franzoſen werden ſich in mir geirrt haben, ſie ſollen ihren böſen Mann an mir finden, und wahr-

vor fremden Thüren Brod sucht. Und eben um der Ursachen willen hat man zuweilen in diesem Buche etwas weit in das Alterthum greifen und die verlegenen Worte, als da sind: Agh, Ee, Gar, Ild, Kam u. s. w., wieder hervorsuchen müssen, damit man den Grund derer zwey- und mehrgliederichter Wörter anzeigen könne. Denn dieß ist gewiß und unzweifelich zu glauben, daß kein zwey- oder mehrgliederich Wort eine deutsche Wurzel sei, sondern die Stammwörter allzumal nur in einem einzigen Gliede bestehn. — Und ist hierum billig die deutsche Sprache vor die vornehmste Hauptsprache zu beehren, als welche einfach, selbsteigen, lauter und rein ist, und nicht allein Alles, was die Welt begreift, ohne Beyhülfe einer andern Sprache, deutlich nennen, sondern auch denjenigen Dingen, so noch täglich anderer Orten erfunden, oder erdacht werden, solch einen bequemen Namen geben kann, der so bald von den geringsten Menschen, Weibern und Kindern, wenn sie denselben nur einmal hören, verstanden werden mag. Die Römer, ob sie gleich den halben Theil ihrer Sprache denen Griechen, die andere Helfte aber uns

lich, wenn einſt die Macht in meine Hände kommt, ſo werde ich nicht eher ruhen, als bis ich einen ſtarken Bund der Rache geſtiftet, der Alles, was Franzoſe heißt, vom Erdboden vertilgen und ausrotten wird!

Der Großfürſt war in eine flammende, gewaltige Stimmung verſetzt, die ihm in dieſem Augenblick faſt einen Zug der Erhabenheit lieh. Maria Feodorowna ſah ihn erſtaunt an, denn die Strahlen des Haſſes und der Wuth, welche aus ſeinen Augen hervorblitzten, machten einen großen Eindruck auf ſie und ließen ihr den Großfürſten, faſt wie noch niemals, in einem bewundernswürdigen Lichte erſcheinen.

Jetzt aber wurde die Aufmerkſamkeit des Großfürſten und der Großfürſtin plötzlich auf einen andern Gegenſtand abgezogen. Man vernahm von unten her ein ſchweres Poltern und Stöhnen, und ſah bald die Perſon vor ſich, welche ſich mit dieſer ächzenden und geräuſchvollen Anſtrengung die Treppe zum Thurm heraufbewegte.

Es war der alte Fürſt Reswitsky, der, im vollſtändigen Generals-Coſtüm, und mit den Abzeichen eines befehlenden Commandeurs geſchmückt, heraufgeſtiegen kam, und der Großfürſtin, der er zuerſt eine tiefe und cavaliermäßige Reverenz zu machen geſucht,

die ſtrahlendſte und luſtigſte Heiterkeit auf ihr Geſicht zurückrief. Dann war Fürſt Reswitsky in ſteifer militairiſcher Dienſthaltung zu dem Großfürſten herangetreten und hatte, die Hand feierlich an ſeinen Hut legend, mit einem ſehr ernſthaften und bekümmerten Geſicht einen Bericht zu erſtatten begonnen, der den Großfürſten im höchſten Grade zu beſchäftigen und aufzuregen ſchien.

Hatten Euere Kaiſerliche Hoheit zu Gnaden, ſagte Reswitsky ängſtlich, aber man ſieht immer noch keinen Feind auf unſere Feſtung heranſtürmen. Auf drei Meilen in der Runde iſt kein Feind zu erblicken, was ich als der von Euerer Kaiſerlichen Hoheit heut hier eingeſetzte Feſtungs-Commandant pflichtſchuldigſt zu rapportiren komme. Der General Meliſſino und die Herren Araktſcheief und Ratikow ſind mir ſchon zu Leibe gegangen und verlangen von mir heftigſt und dringlichſt, daß ich ihnen einen Feind ſchaffen ſoll, denn auch dieſe Herren vermögen einen ſolchen nirgends zu erblicken. Sie haben ſich die größte Mühe gegeben, und nach den Befehlen Euerer Kaiſerlichen Hoheit das Schloß in den wirkſamſten und kräftigſten Vertheidigungszuſtand geſetzt. Und nun ſehen ſie keinen Feind, wer kann es ihnen verdenken, daß ſie darüber

außer ſich ſind, ſich ärgern und mißvergnügt zu werden anfangen. Weil ich durch Euere Kaiſerliche Hoheit heut zum Feſtungs-Commandanten gemacht worden bin, ſo fordern ſie mit einem mich ängſtigenden Ungeſtüm von mir einen Feind, einen Feind, einen Feind, und der unglückliche Reswitsky kann ſich doch keinen aus den Epaulettes ſchneiden. Ach, da war ich doch beſſer daran, als ich noch die Ehre hatte, der officielle Cicisbeo der Frau Großfürſtin zu ſein. Ich hatte freilich auf dieſem Poſten zu wenig zu thun, und Euere Kaiſerliche Hoheit gaben mir darum den neuen, aber was ſoll ich jetzt thun, ich Aermſter, wenn man von mir, weil ich Commandant bin, auch den Feind verlangt, den Feind, den Feind, und ich ſoll ihn ſchaffen, weil dies mit den Functionen eines Feſtungs-Commandanten unauflöslich verbunden ſei.

Der alte Fürſt ging dabei in ein ſo ſeltſames Jammern über, daß die Großfürſtin ſich nicht mehr halten konnte und in ihrer immer liebenswürdigen Weiſe in ein lautes, lang anhaltendes Gelächter ausbrach.

Der Großfürſt aber war bei der beweglichen Meldung des Fürſten Reswitsky aufmerkſam und ſehr nachdenklich geworden.

Da muß etwas geſchehen, lieber Fürſt, ſagte er dann haſtig, indem eine große Unruhe durch ſein ganzes Weſen fuhr. Laſſen Sie mir mein beſtes Pferd vorreiten, ich werde gleich hinunter kommen. Ich danke Ihnen, Fürſt Reswitsky. Ich habe Sie immer geliebt, und ſehe, daß Sie bei jeder Gelegenheit das Vertrauen verdienen, welches ich in Sie geſetzt. Die Zeit iſt nicht fern, wo ich Sie zum Feldmarſchall ernennen werde. Einen Feind können Sie allerdings nicht ſchaffen, und auch ich verwünſche bereits dieſen höchſt infamen Preußen, den Major Lindener.

Reswitsky entfernte ſich mit einem triumphirenden Blick gegen die Großfürſtin. Paul ſagte zu Maria Feodorowna: Ich empfehle der Großfürſtin, künftig freundlicher und gütiger gegen meine Getreuen und Bewährten zu ſein. Zugleich aber bitte ich ſehr, hier auf Ihrem Poſten zu bleiben und die Fahne keinen Augenblick aus Ihren Händen zu laſſen.

Die Großfürſtin machte ihm eine ſchelmiſche Verbeugung, und Paul ſtürzte jetzt fort, um über das befremdliche Ausbleiben des Majors Lindener nähere Erkundigungen einzuziehen. Unten beſtieg er ſein Pferd, und eilte auf demſelben im brauſenden Galopp davon.

Nach allen Seiten hin lenkte er ſein braves Pferd, und ſeine heftige Ungeduld, den Major Lindener zu finden, verwandelte ſich bald in die entſetzlichſte Wuth, mit der er in der ganzen Umgegend von Gatſchina umherraſte.

Unterdeſſen hatte Maria Feodorowna oben auf ihrem Thurm, den empfangenen Befehlen ihres Gemahls gemäß, treu und ſtandhaft ausgeharrt. Das heraufkommende ſchöne und ſonnige Wetter hatte ihre Kleider getrocknet, und ſie begann in behaglichere Empfindungen überzugehen, obwohl die anhaltende Näſſe, von der ſie ſo ſtark durchdrungen worden, ihr ein tiefes Leidensgefühl erweckt hatte. Als ſie, um den Großfürſten nicht zu kränken, ſich wieder in der befohlenen Stellung eingerichtet, und, die Fahne ſchwingend, ihren Standpunkt am Rande des Thurms mit recht kühnem Ausdruck eingenommen hatte, erblickte ſie plötzlich in der Ferne den Großfürſten, der auf ſeinem ſchäumenden Renner wieder herangejagt kam und mit einer wilden Gebärde, durch welche ſich Maria entſetzt fühlte, von unten zu ihr emporwinkte.

Mit großer Angſt ſah Maria Feodorowna der Wiederkehr ihres Gemahls entgegen, da ſich offenbar etwas Widerwärtiges inzwiſchen zugetragen haben

elendeſten und zerlumpteſten Zuſtande auf der Landſtraße umher, ihre Uniformen ſind ganz und gar zerfetzt, manche dieſer Kerle bluten und ſcheinen verwundet im Geſicht und an den Händen. Ich blicke wie raſend umher, aber den Major Lindener kann ich nirgends entdecken, er fehlt bei ſeinen Leuten und hat ſeinen Poſten verlaſſen, der Schändliche, der Verräther! Endlich erfahre ich die unerhörte Geſchichte, wie ſie ſich zugetragen hat. Lindener hat mit ſeiner Colonne ſchon am frühen Morgen ſich verirrt und iſt auf den Feldern Soltykows, wo er ſich unbegreiflicher Weiſe lange umhergetrieben, in Unordnung gerathen. Die Unkenntniß des Terrains konnte ihn als einen Fremden einigermaßen entſchuldigen, aber die grenzenloſe Ungeſchicklichkeit, die er dabei an den Tag legte, verrieth ihn auf ganz eminente Weiſe als einen erzdummen Teufel. Die eigentliche Confuſion war dadurch entſtanden, daß der Lindener mit ſeinen Soldaten in die Hecken der Gärten gerieth und ſich nicht mehr daraus loszumachen wußte. Da er einmal eine ſo große Menge Menſchen auf dem kleinſten und engſten Raum, auf dem es gar keine Auswege giebt, zuſammengehäuft hatte, ſo blieb ihm jetzt gar kein Terrain mehr übrig, um ſeine Colonne ordentlich auseinander-

rücken zu laſſen und eine Linie zu entwickeln. So blieben die Leute auf die kläglichſte Weiſe in den Hecken hängen, und da Lindener ſich gleichzeitig durch meine Boten gedrängt ſah, die ihn herbeiriefen, ſo verlor er plötzlich den Kopf, ſchützte eine grimmige Kolik vor, die ihn plötzlich befallen habe, und kehrte nach Hauſe zurück, indem er ſeine armen Soldaten ſich ſelbſt überließ. Es iſt wahr, dieſe Deutſchen, und beſonders dieſe Preußen, haben viel Kopf, aber ſie verlieren ihn auch eben ſo leicht mit Allem, was darin iſt. Da iſt es doch beſſer, wie meine Ruſſen, einen Kopf wie ein Bär zu haben, aber ihn bei jeder Gelegenheit feſt auf den Schultern zu behalten!

Der Großfürſt ſchlug bei dieſen Worten ein fürchterliches Gelächter auf, das von der Schloßruine herab weithin durch die ganze Gegend ſchallte. Maria Feodorowna blickte betroffen zu ihm hinüber und ſchien jetzt einer weiteren Beſtimmung von ihm entgegen zu ſehen.

Wir können jetzt auch nach Hauſe gehen, rief er leiſe und dumpf in ſich hinein. Die erbärmliche Komödie iſt aus, und es iſt kein Schluß weiter zu erwarten, als daß wir uns blamiren. Folgen Sie mir,

Großfürſtin! Wir wollen auf dem beſten und kürzeſten Wege nach Gatſchina zurück.

Maria Feodorowna, die jetzt wieder ihre Aufgabe gekommen glaubte, zu tröſten und zu erheitern, ſprang raſch zu dem Großfürſten hin und ergriff ſeine Hand, welche ſie unter allerhand ſchelmiſchen und drolligen Liebkoſungen an ihre Lippen zog. In dieſem Augenblick ließ ſich aber die engbrüſtige Stimme des alten Fürſten Reswitsky wieder huſtend und ächzend die Treppe herauf vernehmen, und bald erſchien er oben mit einem ſchreckensbleichen Geſicht, indem er am ganzen Leibe zitterte und ſich mit ſichtlicher Anſtrengung bemühte, einige Worte hervorzubringen.

Der Großfürſt ſtampfte endlich vor Ungeduld mit dem Fuße auf und befahl ihm, zu reden, oder ſich ſofort wieder aus dem Staube zu machen.

Halten zu Gnaden, Kaiſerliche Hoheit, begann jetzt Fürſt Reswitsky, aber ich komme als Ueberbringer einer traurigen und ſchreckensvollen Botſchaft. Dieſelbe iſt durch einen Courier ſoeben aus Petersburg hier angelangt. Die allergnädigſte Czarin iſt krank, ſehr krank, und eine Verſchlimmerung iſt eingetreten, die Alles, Alles befürchten läßt. Die Anweſenheit des Herrn Großfürſten und der Frau Groß-

fürſtin in der Hauptſtadt iſt dringend nothwendig geworden, und die Miniſter bitten flehentlich und inſtändigſt um Höchſtdero ſehr baldige Rückkehr nach Petersburg.

Der Großfürſt war bleich geworden und ſchien einen Augenblick zu ſchwanken. Die Nachricht hatte ihn auf das Tiefſte ergriffen, er bebte zuſammen und der Vorhang der Zukunft rollte vor ihm mit einem gewaltigen Schlag in die Höhe. Er ſah die Großfürſtin an und ſchien ſtillſchweigend von ihr einen Rath, eine Aeußerung zu begehren.

Maria Feodorowna ſtand, wie immer, in ihrer ebenſo ruhigen als ſtandhaften und feſt entſchloſſenen Haltung da. Dann rief ſie den Fürſten Reswitsky zu ſich heran und trug ihm auf, den Wagen des Großfürſten von Gatſchina ſchnell herüberkommen zu laſſen, um ſogleich die Reiſe nach Petersburg antreten zu können.

Es giebt jetzt kein Zögern mehr! ſagte ſie zu dem Großfürſten mit einer hochherzigen Stimme. Der Augenblick iſt gekommen! Der Großfürſt Paul, die Hoffnung Rußlands, muß handeln und herrſchen!

Deutſchen zu dancken haben, hätten dennoch ſich eher in einen Finger gebißen, als in einer öffentlichen Kunſtrede oder bey anſehnlicher Verſammlung ein griechiſch Wort eingelappet, und, da die Griechen ſchon von den Römern bezwungen worden, haben ſie dennoch kein lateiniſches Wort unter ihre Schriften gemengt. Der Franzos nimmet wol deutſche Soldaten an, er nimmt aber keine deutſche Wörter mehr an, iſt auch denenſelben dergeſtalt feind, daß er die in ſeiner Sprache von Altersher gebrauchte deutſche und celtiſche Wörter immer nach und nach ausmuſtert. Man hat ſchon eine geraume Zeit hier wider ſolche Neugierigkeit der Deutſchen geſungen und geſagt: Aber da hilft weder wahrnen noch weiſen, da muß employeren, engagiren, incaminiren, charge, parole u. ſ. w. mitunter partirt werden, es gerathe oder verderbe. Ja es hat das Anſehn, ob wolle ſogar noch das Uebele ärger werden, nachdem man bei fürſtlichen Höfen franzöſiſche Trachten, franzöſiſche Gebehrden, franzöſiſche Diener ſieht, und lieber franzöſiſch als deutſch reden hört. Wo es nur nicht ein Vorſpuck des franzöſiſchen Joches ſein möchte!" —

Der Großfürſt nickte ihr ſchweigend mit einem ernſten, faſt erhabenen Ausdruck zu.

Kurze Zeit darauf rollte ſchon der Reiſewagen mit dem Großfürſten und der Großfürſtin auf der Landſtraße der Hauptſtadt zu.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Erſtes Buch: Gatſchina.

I. Paul und Maria Feodorowna 3
II. Auf der Terraſſe von Paulowsky 9
III. Maria Feodorowna 32
IV. Fräulein Nelidow 45
V. Die Rückkehr der Czarin 72
VI. Die Zuſammenkunft in Mohilew 90
VII. Katharina und ihre Freunde 105
VIII. Kaiſer Joſeph in Petersburg 114
IX. Katharina und Joſeph 120
X. Gatſchina 150
XI. Eine Soirée bei dem Oberſtallmeiſter Narſchkin . 189

Zweites Buch: Maria Feodorowna's Leiden.

I. Der Bau in Gatſchina 221
II. Die Großfürſtin als Ziel des Angriffs 235

Czar Paul.

Von

Theodor Mundt.

Zweite Abtheilung:

Czar Paul und sein Volk.

Zweiter Band.

Berlin.
Druck und Verlag von Otto Janke.
1861.

Czar Paul und ſein Volk.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

Berlin.
Druck und Verlag von Otto Janke.
1861.

...ARCA
...ARTS.

Drittes Buch.

Der junge Czar.

I.

Der Tod Katharina's und Czar Paul.

Der Reisewagen rollte eilig und ohne Aufenthalt über die öde und traurige Landstraße fort, welche von Gatschina nach Petersburg führte. Der Großfürst hatte befohlen, den Weg über Czarskoe-Selo zu nehmen, der zwar einige noch beschwerlichere Punkte darbot, aber kürzer war und darum rascher in die Hauptstadt bringen mußte, wo, nach den eingetroffenen Nachrichten, in diesem Augenblick vielleicht schon das Entscheidendste sich ereignet haben konnte.

Paul und Maria Feodorowna saßen stumm neben einander im Wagen und hatten während der ganzen Fahrt nur wenige einsylbige Worte gewechselt. Als der Weg jetzt dicht an Czarskoe-Selo vorüberführte, waren die Blicke der Großfürstin auf ein hohes glän-

zendes Monument von Marmor gefallen, das unmittelbar an der Landstraße stand und erst jetzt enthüllt worden sein mußte, da bisher nur ein hölzernes Gerüst auf dieser Stelle am Wege gestanden. Es war eine hohe schlanke Säule, die feierlich und schön in die Luft emporragte, und von welcher in großen, goldenen Lettern der Name „Lanskoi" hernieder strahlte. Auf der Spitze der Säule stand eine goldene Krone, die in einem Blättergewinde von Lorbeeren und Immortellen sich wiegte.

Es war also ein Monument für Lanskoi, das hier gebaut worden! bemerkte Maria Feodorowna, indem sie mit einem stechenden Lächeln die Augen des Großfürsten suchte.

Sprechen wir nicht davon, sagte Paul düster vor sich hin. Er hatte es vermieden, zu dem Denkmal aufzuschauen, und als sie es jetzt hinter sich gelassen hatten, setzte er, aus seinem grüblerischen Stillschweigen auffahrend, hinzu: Alle meine Gedanken haben sich heut auf den Tod gerichtet, und auch dieser Lanskoi, den ich immer verachtete, hat dadurch sehr bei mir gewonnen, daß er todt ist. In der That, ich halte es jetzt fast für eine Ehre, todt zu sein. Denn die Czarina wird sterben, ich fürchte es, ich fürchte es,

In dieſer Epoche der deutſchen Literatur ſtanden ſich Poeſie und Proſa am getrennteſten gegenüber. Die Poeſie hatte in der Metrik feſte Schranken angenommen, innerhalb deren ſie ſich tummelte, und was nicht dieſe turnierfähige Rüſtung trug, durfte nicht darauf rechnen, für Dichtkunſt gehalten zu werden. Die Proſa ihrerſeits, die in die Sprachverwirrung des Jahrhunderts tief vergraben lag, hatte keinen Anlaß in ihren Stoffen, ſich zu einem Wetteifer mit der Poeſie zu erheben, und ihre Durchdringung mit dichteriſchen Elementen, die ſie ſchon durch Luther erfahren, war ihr an das ſteife und hartgelenke Leben dieſes Jahrhunderts verlorengegangen. Nur auf der Grundlage einer geebneten geſellſchaftlichen Bildung entſteht ein höheres Bedürfniß der Proſa. Die des ſiebzehnten Jahrhunderts war von geſchmackloſen und ſchwerfälligen Lebensformen abhängig, und der harte Unterſchied der Stände prägte ſich ab in dem ceremonievollen Kanzleiſtil, welcher den Grundton der herrſchenden Proſa darſtellte. Die weitſchweifigen Kratzfüße der Unterwürfigkeit ſcharrten in den unendlich langgedehnten Perioden auf-

und wir werden die hohe große Frau nicht mehr lebend in Petersburg antreffen. Sie werden es sehen, Großfürstin. Man ahnt es immer vorher, wenn etwas Ungeheueres geschehen soll.

Der Großfürstin stürzten die Thränen aus den Augen und sie verbarg ihr bleich gewordenes Gesicht in den Händen. Paul trieb den Kutscher zu immer größerer Eile an und befahl ihm unter den schrecklichsten Drohungen, die Pferde so lange zu prügeln, bis sie todt an den Thoren von Petersburg niedergestürzt seien.

Endlich war man in Petersburg angelangt, obwohl der Großfürst, dem die Pferde längst leid gethan, zuletzt noch ein gutes Wort für sie eingelegt hatte.

Als der Wagen durch das Stadtthor einfuhr, vernahm der Großfürst in diesem Augenblick, daß alle Glocken in Petersburg läuteten, und zwar mit einem festlichen Klang, den man nicht vereinbar mit den Nachrichten halten konnte, welche noch vor Kurzem über das schlimme und hoffnungslose Befinden der Czarin sich verbreitet hatten.

Paul ließ, im höchsten Grade verwundert und überrascht, am Thore halten, und betrachtete sich, zurückgelehnt in den Wagen, die gewaltig anschwellenden

Volksmaſſen, welche ſich die Straßen herauf bewegten und den Wagen, in dem das großfürſtliche Paar ſaß, mit ihrem heftigen Andrang faſt umzuſtoßen drohten. Es ſchien dem Großfürſten, der mit der größten Anſtrengung auf Alles lauſchte, was ihn ſo plötzlich umgab, durchaus kein Ton der Trauer in dieſer räthſelhaften Maſſenbewegung wiederzuklingen, auf allen Geſichtern las man nur Freude, Enthuſiasmus und ſtürmiſches Entzücken. Jetzt vernahm man noch das Donnern der Kanonen, welche in dieſem Augenblick auf mehreren Plätzen Petersburgs gelöſt wurden und mit ſtürmiſchen Schlägen die Luft erſchütterten.

Petersburg hat alſo noch nicht Urſache, um ſeine Czarin zu weinen! ſagte Paul, indem die ſanfte Trauer aus ſeinem Geſicht wieder verſchwand und ein trotziger und höhniſcher Unmuth auf demſelben Platz nahm. Aber bei allen Teufeln, wer hat es gewagt, uns dergeſtalt zu foppen?

Der Großfürſt hatte den Wagen auf einer unbemerkten Stelle an der Einmündung des Thores in die Stadt halten laſſen und ſtarrte fortwährend in die Maſſen, die er an ſich vorüberwogen ſah. Er ſchien jetzt unter dieſen allen Ständen angehörigen Leuten

eine Gestalt zu erkennen, die ihm auffiel, und die ihm ein besonderes Interesse zu erregen schien.

Plötzlich sagte er zur Großfürstin, die in dieser seltsamen Situation ängstlich und unruhig geworden war und seinen Blicken nach allen Seiten hin folgte: Sehen Sie einmal dorthin, Großfürstin, erblicken Sie nicht an jener Straßenecke den seltsamen Menschen, den Iwan Paulowitsch Koutaitzow, den wir einst aus unserer Nähe verbannten, und der seitdem unseren Blicken gänzlich entschwand, den wir seit vielen Jahren nicht gesehen haben? Ja, wahrhaftig, das ist Iwan Paulowitsch Koutaitzow, und ganz derselbe, wie ehemals. Mit was für Luchsaugen und Schlangenwindungen der Bursch sich dort unter dem Volke umhertreibt! Ich fühle, daß ich ihm längst vergeben habe, denn es freut mich wirklich, dieses längst vermißte Kerlchen einmal wieder vor Augen zu sehen. Er würde mir jetzt gewiß ganz genau sagen können, was vorgeht, und das wäre die beste Art, aus diesem Volkswirrwarr um uns her klug zu werden. Erlauben Sie wohl, Frau Großfürstin, daß ich den Iwan Paulowitsch Koutaitzow zu mir herein in den Wagen rufe?

Maria Feodorowna bat mit liebenswürdigem Eifer, dies ja nicht unterlassen zu wollen, aber der Großfürst

hatte, ohne ihre Erlaubniß abzuwarten, bereits ein wenig und ganz unmerklich die Thür des Wagens geöffnet, und ließ, auf seinem Daumend pfeifend, einen gellenden Ton durch die Luft fliegen, der auch sogleich die Aufmerksamkeit des betreffenden Mannes erweckt zu haben schien. Iwan Paulewitsch stand betroffen da und horchte. Dann reckte er den Kopf lauschend in die Höhe und richtete ihn nach allen Seiten hin, wie ein Hund, der die Witterung auszuspüren sucht. In diesem Augenblick hatte der Großfürst zum zweiten Mal seinen Pfiff ertönen lassen. Jetzt wußte Iwan Paulowitsch genau, daß sein früherer Herr in der Nähe war. Es war das eigenthümliche Signal, welches zwischen dem Großfürsten und ihm auf der Jagd und auf gemeinschaftlichen Wanderungen immer verabredet war, und wodurch Iwan stets seinen Herrn wieder aufzufinden wußte, wenn sie sich durch einen Zufall verloren hatten. Iwan schien jetzt schon ganz genau die Stelle zu kennen, auf welcher der Großfürst sich befand und seiner harrte. In einigen Minuten stand er vor dem Wagen und benahm sich dabei mit der größten Vorsicht, ohne irgend die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu lenken. So wurde es nicht bemerkt, als der Großfürst jetzt von innen

raſch den Schlag geöffnet hatte und Iwan Paulowitſch, auf die leiſe Aufforderung: „Herein mit Dir, Iwan Paulowitſch Koutaikow, komm herein!“ zu dem Großfürſten und der Großfürſtin in den Wagen ſtieg.

Der Großfürſt ſchlug ein ſchmetterndes Gelächter auf, als er jetzt ſeinen alten treuen Diener, den Iwan Paulowitſch Koutaikow, im Wagen ſich gegenüber erblickte. Er reichte ihm die Hand und drückte ihn in die Ecke des Rückſitzes vor ſich zurück. Dann betrachtete er ihn eine Zeitlang mit frohem Erſtaunen und rief, immer wieder lachend: Wahrhaftig, Du biſt es, und Du haſt Dich nur darin verändert, daß Du etwas dicker und fetter und um funfzehn Jahre älter geworden biſt. Denn ſo lange iſt es wohl her, daß wir uns nicht geſehen haben, mein alter Freund. Aber wo verweilteſt Du inzwiſchen, ſprich! Längſt hatte ich nach Dir ausgeſandt, aber nirgends war eine Spur mehr von Dir zu finden, Du ſeltſamer närriſcher Burſch! Du haſt mir ja ſtets am Herzen gelegen.

Iwan hatte ſeine Thränen nicht zurückhalten können, und neigte ſich, indem dieſelben ſeinen Augen entſtürzten, demüthig und inbrünſtig auf die Kniee des Großfürſten herab. Ich trieb mich ja inzwiſchen in aller Herren Ländern umher! ſagte Iwan Paulowitſch

Koutaizow, indem er faſt zärtlich zu ſeinem Herrn aufblickte. Ich wäre auch noch nicht wieder nach Petersburg gekommen, wenn ich nicht inzwiſchen vernommen, daß die große Czarin Katharina ſich bereits auf ihr Sterbelager geſtreckt hätte und daß das ſchöne glänzende Geſtirn des Großfürſten Paul am Horizonte Rußlands aufgehen will. Darum bin ich hier wieder eingetroffen, ſonſt wäre ich nach Aſien gewandert. Denn nur meinem Großfürſten Paul gehöre ich an, wegen meiner großen Liebe zu ihm hatte er mich in die Verbannung geſtoßen, und ich komme wieder, ſobald ich zu ſeinem aufgegangenen Geſtirn beten darf!

Iwans gutes ſchönes Geſicht ſtrahlte dabei in einem liebevollen Ausdruck, indem er zu dem Großfürſten hinüberſchaute. Iwan Paulowitſch Koutaizow hatte nicht mehr das liebliche Jugendgeſicht, mit dem er einſtmals faſt einem jungen Mädchen geglichen. In den Zügen des gereiften Mannes ſtand ein tiefer ſinniger Ernſt, der zugleich auf gewichtige Schickſale deutete, welche ſein Leben in der Zwiſchenzeit bewegt hatten.

So iſt es Dir wohl ſo ergangen, wie mir? ſagte der Großfürſt. Statt der Klagen und Seufzer über die geſtorbene Czarin, die ich in Petersburg erwarte,

und von denen, wie ich denke, die ganze Hauptſtadt überſchwellen wird, höre ich feſtliches Glockengeläute, und brauſende Kanonendonner ſchlagen an mein Ohr. Wie kannſt Du uns das erklären, Iwan Paulowitſch Koutaitzow?

Es wird ja heut die Einnahme Derbent's gefeiert! Sind denn Euere Kaiſerliche Hoheit nicht unterrichtet? fragte Iwan raſch und lebhaft.

Ich weiß wohl, daß die Czarin einen Krieg im Caucaſus führt, ſagte der Großfürſt dumpf und düſter vor ſich hin, aber mich, der ich wie ein Dachs auf Gatſchina und Paulowsky feſtſitze und an meinen eigenen Pfoten nage, treffen dort keine Nachrichten weder von Siegen noch von Niederlagen. Aber auch mich in meiner Einſamkeit durchleuchteten oft hohe Träume von Rußlands Herrſchaft am caspiſchen Meere. Doch verzagte ich an der Ausführung, als man mir ſagte, daß der Graf Valerian Zoubow zum commandirenden General der Armee im Caucaſus ernannt worden ſei. Der Mann hatte ja kein anderes Verdienſt, als daß er der Bruder des neuen Favoriten Platon Zoubow war und noch einen gewaltigeren Körperbau beſaß, als Platon, dieſer unverſchämte Günſtling, der jetzt den Czaren in Rußland ſpielt.

Aber halten zu Gnaden, Kaiſerliche Hoheit, bemerkte Iwan Paulowitſch mit einem gewiſſen Eifer, der Graf Valerian hat ſich im Caucaſus als ein ſehr guter Soldat bewieſen, und ſeine Waffenthat iſt es, daß die Ruſſen die alte Hauptſtadt Derbent eingenommen haben, wodurch ein Hauptſieg dieſes Feldzuges entſchieden iſt. Die hohe Czarin, in deren Krankheit dieſe Nachricht wie ein Lichtſtrahl hinein fiel, befahl, daß der Sieg am heutigen Tage im ganzen Reich gefeiert werden ſolle. Aber die Czarin befand ſich vor einigen Stunden ſo ſchlecht, daß man das Schlimmſte befürchten mußte, und die Aerzte verlangten die Abbeſtellung des Glockengeläutes und der Kanonen. Die Czarin hat es jedoch von Neuem befohlen, als ſie aus einem Krankheitsanfall wieder erwachte, ſie wurde ſehr zornig, als ſie hörte, daß ihr Befehl nicht ſchon ausgeführt ſei und er mußte jetzt vollſtreckt werden. Aber die Czarin befindet ſich darum nicht beſſer, wie ich drüben im Winterpalaſt gehört habe. Im Gegentheil, man ſieht jetzt in jeder Minute ihrer Auflöſung entgegen. Ich werde alſo doch nicht zur unrechten Zeit gekommen ſein, um für die neue Zeit des Großfürſten meine Jubelſtimme mit der des geſammten Volkes vereinigen zu dürfen.

Still! unterbrach ihn der Großfürſt, indem er ernſt und feierlich den Finger auf ſeinen Mund legte. Sprechen wir nicht von dem ungeheuren Ereigniß, das ſchon ſeinen Schatten auf uns herwirft. Ich ängſtige mich wie ein kleines Kind vor Geſpenſtern, und mir iſt, als würde das Firmament über Rußland zuſammenſtürzen.

Ei, erwiederte Iwan Paulowitſch mit einem raſch aufflammenden höhniſchen Ausdruck, wir hoffen, daß ſich im Gegentheil ein neues ſchöneres Firmament über Rußland erbauen werde, und daß die Ruſſen unter demſelben nach langer Zeit einmal wieder Athem ſchöpfen und friſche Luft holen können.

Du ſollſt mich begleiten! rief der Großfürſt. Wir werden in das Winterpalais fahren und ſelbſt zu erforſchen ſuchen, wie ſich unſere hohe Czarin befinde. Du ſollſt mich begleiten, Iwan Paulowitſch Koutaitzow, und ſollſt überhaupt von jetzt an wieder bei mir bleiben, es mag nun aus Deinem Großfürſten werden, was da wolle!

Iwan beugte ſich auf das Knie des Großfürſten herab und ſuchte die Hand deſſelben zu erhaſchen, um ſie mit einer inbrünſtigen Gebärde an ſeine Lippen zu ziehen. Die Großfürſtin, die nur mit einem ſehr

ſtrengen Geſicht die Anweſenheit des ehemaligen Kammerdieners im Wagen geduldet hatte, blickte zürnend und verächtlich um ſich, und warf ſich dann mit einem tief heraufgeholten Seufzer in den Hintergrund des Wagens zurück. Man durchfuhr jetzt im eiligen Trabe, ſoviel es die auf den Straßen zuſammengehäuften Menſchenmaſſen verſtatteten, die nach allen Seiten hin aufgeregte und von den verſchiedenartigſten Empfindungen bewegte und zerriſſene Hauptſtadt. Die ganze Bevölkerung ſchien nach zwei Richtungen hin in die äußerſte Spannung, in eine fiebernde Unruhe verſetzt. Die Siegesnachrichten aus Perſien hatten in einem großen Theil des Volkes einen wahren Taumel des Entzückens hervorgerufen. Märchenhafte Erzählungen hatten ſich dazu verbreitet, und es wurde lüſtern von den ungeheuren Schätzen erzählt, welche an der Küſte des caſpiſchen Meeres in die Hände der ruſſiſchen Krieger gefallen ſeien. Auf der anderen Seite ſtanden nicht minder bewegte Gruppen umher, in denen von der gefährlichen Krankheit der Czarin und von den Zuſtänden im Innern des Winterpalaſtes auf eine geheimnißvolle und ängſtliche Weiſe geſprochen wurde, mit ſcheuen, zum Theil freudigen, zum Theil angſtvollen Geſichtern, mit klagenden, aber auch wilden und

undnieder, und eine unübersehbare Pedanterie von Wendungen erschöpfte sich in dem pflichtschuldigen Eifer ausführlichster Auseinandersetzung. Diese Prosa nimmt sich aus, als stände sie immer, mit dem Hut unter dem Arm, einem vornehmen Gönner in unablässiger Verbeugung gegenüber, und weil zu rasch und bestimmt zu einem Schlußpunkt zu eilen, unhöflich erscheinen könnte, häuft sie in athemloser Interpunction Komma auf Komma. Neben diesem servilen Charakter der Prosa läuft in mehr gemüthlicher Färbung ein frommes und biblisches Element in dieser Zeit her. Der Stil entlehnte auch von der Phraseologie der Bibel ein hochzeitliches und feierliches Kleid, aber nicht den poetischen Geist. Dagegen konnte sich die Poesie mit Recht in ihre freieren und schöneren Regionen abschließen, und für ihre Eingebungen eine bestimmte Form sich vorbehalten, wie einfach auch und ohne Kunst gebildet diese in der damaligen Metrik vorhanden sein mochte. Das Reich der Poesie war ein geschlossenes auch für den Geist der Sprache, der nur in der dichterischen Diction sich lebendig forterzeugte.

höhnischen Ausrufungen, die schneidend genug bewiesen, was man im Volke bei dem Ableben der großen Katharina empfand.

Endlich hielt der Wagen des Großfürsten vor dem Winterpalast, dessen Pforten, um das vor demselben gelagerte und stürmisch andrängende Volk von dem Eintritt abzuhalten, sorgfältig geschlossen und gehütet waren.

Der Großfürst trat jetzt mit seiner Gemahlin, die vor Bewegung zitterte, in das Palais ein, in dem Alles in der größten Unruhe und Rathlosigkeit durcheinanderlief. Es schienen in diesem Augenblick so bedeutende und ernsthafte Dinge im Palais vorzugehen, daß selbst das Erscheinen des Großfürsten keinen Eindruck auf die durcheinanderstürzenden Hofleute machte und der alte Fürst Bariatinsky, welchem Paul im ersten Vorzimmer begegnete, die hastige Frage Pauls nach dem Befinden der Czarin, und ob er zu ihr eintreten dürfe, durchaus nicht hörte, sondern, den Großfürsten sprachlos anstarrend, wieder von ihm hinwegtaumelte, ohne nur eine Sylbe zu erwiedern.

Paul trat jetzt mit der Großfürstin in das zweite Vorzimmer, in dem schon mehrere Personen in einer stillen traurigen Gruppe, mit kaum unterdrückten Kla-

gen und Seufzern, und allen Anzeichen des größten Entsetzens, an den Wänden umherstanden und auf die ersten Nachrichten von der Czarin zu harren schienen. Als Paul und Maria Feodorowna eintraten, war eine feierliche Stille entstanden und kein Laut, kein Flüstern ließ sich mehr in dem immer stärker sich anfüllenden Saal vernehmen.

Iwan Paulewitsch, der den Großfürsten bis hierher begleitet, entfernte sich jetzt eiligst wieder aus dem Saal, nachdem er vorher beim Großfürsten leise die Erlaubniß erbeten, einige Gänge durch das Palais machen zu dürfen; er versprach dann, in Kurzem wiederzukehren und dem Großfürsten über die augenblickliche Lage der Dinge im Palais das Genaueste zu berichten.

Der Saal füllte sich inzwischen mehr und mehr mit den verschiedenartigsten Gestalten an. Paul stand ungeduldig in der Mitte des Gemachs und wurde nur durch die dringenden und ängstlichen Vorstellungen seiner Gemahlin davon abgehalten, in das Cabinet der Czarin einzudringen und das Recht des Sohnes am Sterbebett seiner Mutter zu wahren. Aber Maria Feodorowna wandte alle ihre Thränen und Bitten auf, um ihn zur Ruhe zu bewegen, da sich soeben die

Nachricht verbreitet hatte, daß die Czarin in ihrem Cabinet in einer gefährlichen Krisis liege.

Jetzt sahen sich Paul und Maria Feodorowna plötzlich von mehreren Gestalten umringt, die eben in den Saal getreten waren und mit großer Beeiferung auf sie zugestürzt kamen. Es waren die jungen Prinzen und Prinzessinnen, welche sich in dieser schmerzvollen Stunde genähert hatten, um die Wahrheit der in der Stadt plötzlich umlaufenden dunkeln Gerüchte zu erkunden und die jetzt zuerst ihrem Vater und ihrer Mutter hier begegneten.

Der Prinz Alexander war zugleich in Begleitung seiner jungen Gemahlin erschienen, der durch große Schönheit ausgezeichneten Prinzessin Elisabeth von Baden-Durlach, mit der er sich vor einigen Jahren verheirathet hatte, und deren holde Augen und Wangen in diesem Moment von den bittersten Thränen überfluthet waren. Maria Feodorowna liebte diese Schwiegertochter sehr, deren liebenswürdiges Wesen ihr sehr angenehm und verwandt war, und zog sie jetzt sanft und lange an ihre Brust, um ihre Thränen innig mit den ihrigen zu vermischen. Der Großfürst dagegen wandte sich jetzt beim Anblick seiner Kinder düster und erzürnt ab, die Gemahlin seines

Sohaos Alexander war für ihn immer eine Persönlichkeit gewesen, von der er sich auf das Bestimmteste abgestoßen und genirt fühlte, und er vermied es auch jetzt, sie anzureden, indem er mit seinen beiden andern Söhnen, Constantin und Nicolaus, welche die eigentlichen Lieblinge des Vaters waren und mit seinem Charakter stets die größte Uebereinstimmung gezeigt hatten, sich angelegentlich zu unterreden begann. Auch die kleineren Prinzessinnen, Helena und Maria, welche die jüngste, kaum anderthalbjährige Anna mit sich herbeigeführt, waren in dem allgemeinen Schreckenstaumel, der seit einigen Stunden Alles beherrschte, mitgelaufen gekommen, diese anmuthigen Enkelinnen der Katharina, welche, stets auf das Sorgfältigste gehegt und gepflegt von der für sie fast erfinderischen Gnade der Großmutter, den herannahenden Tod der Czarin nicht begreifen konnten und in ein lautes Wehklagen darüber ausgebrochen waren.

Der Großfürst war jedoch seit einigen Augenblicken zu zerstreut und seine Aufmerksamkeit auf einen fernen Gegenstand im Saal gerichtet, als daß er noch Zeit dazu gehabt hätte, seine Kinder anzuhören und zu trösten.

Er war plötzlich unruhig und wild auf und nieder gegangen, mit großen, heftigen Schritten, und mit

flammenden Augen, die unverwandt auf eine und dieſelbe Stelle gerichtet waren. Dann trat er eiligſt zu ſeiner Gemahlin heran, zog dieſelbe raſch aus der Unterhaltung mit der jungen Prinzeſſin Alexander hinweg, und nachdem er ſie bis in die Mitte des Saales vorgeführt, ſagte er zu ihr geheimnißvoll und ſehr erregt: Sieh dort jene Dame, welche, faſt bis an die Stirn in ein ſchwarzes Gewand gehüllt, in der Fenſterniſche ſteht und es ängſtlich vermeidet, ihre Blicke hierher zu richten? Iſt das nicht die Nelidow?

Die Nelidow? fragte Maria Feodorowna erſtaunt. Meine frühere Ehrendame Marfa Nelidow, die wir ſo lange nicht geſehen und die ich ſeitdem ſo oft vermißt habe? Ja, ſie iſt es, ich erkenne ſie trotz ihrer Vermummung, es iſt die Nelidow, und wenn Euere Kaiſerliche Hoheit nichts dagegen haben, ſo möchte ich ſie wohl zu mir heranrufen, und ſie fragen, wo ſie ſo lange geweſen iſt, nachdem wir ſie damals in Gatſchina entließen. Denn als wir von der Reiſe zurückkehrten, war ſie verſchwunden, und nirgend vermochten wir mehr eine Spur von ihr aufzufinden. Die Nelidow! Die Nelidow!

Die Großfürſtin ſchien ſich, unausgeſetzt hinüber

blickend, mehr und mehr von der Richtigkeit der Wahrnehmung zu überzeugen, welche der Großfürst gemacht hatte. In demselben Augenblick aber war Iwan Paulowitsch wieder in den Saal zurückgekehrt. Auf seinem Gesicht lag die tiefste Bestürzung, ein bleiches Entsetzen. Er hatte sich mit einer geheimnißvollen Bewegung hinter den Großfürsten gestellt und flüsterte demselben jetzt hastig und athemlos zu:

Es wird sich bald etwas Ungeheueres vollbringen, meine Kaiserliche Hoheit! Die Czarin liegt sehr krank in ihrem Cabinet darnieder und sieht unter den Händen ihrer Aerzte ihrer Auflösung entgegen. Ein schwerer Schlaganfall hat sie vor einer Stunde getroffen und man fand die Czarin in ihrem Cabinet auf dem Fußboden niedergestreckt. Die Aerzte haben gar keine Hoffnung mehr. Nur Lambro-Cazzioni ist der Meinung, daß noch Alles gut werden könne, wenn man die Czarina, die jetzt geistig zu sehr aufgeregt sein soll, in jeder Weise ruhig halten könne. Es ist deshalb auch davon abgestanden worden, Euere Kaiserliche Hoheit zu der Czarin zu rufen, es darf Niemand mehr zu ihr eintreten und Lambro-Cazzioni hat jetzt auch alle übrigen Aerzte aus dem Cabinet der Czarin hinausgejagt. Die hohe Czarin ist seitdem

in einen tiefen Schlaf verſunken. Alſo ſtill Alles, ſtill! Denn wer möchte es wagen, die Czarin aus dem Schlaf zu wecken?

Paul zog den Iwan haſtig einige Schritte mit ſich fort durch das Zimmer und blieb in einer abſeits gelegenen Fenſterniſche mit ihm ſtehen. Laß uns leiſer ſprechen, Iwan, wir dürften belauſcht werden! ſagte er dann mit einem dumpfen, ſchmerzlichen Ton. Haſt Du vielleicht eine Urſache erkundet, welche die Zufälle der Czarin wieder dermaßen geſteigert hat?

Es ſoll ſich allerdings ſeit Kurzem Mancherlei ereignet haben, antwortete Iwan mit einer wichtigen Gebärde ganz leiſe. Die Einnahme von Derbent iſt jetzt nicht mehr die letzte Nachricht, welche von den Geſtaden des caſpiſchen Meeres eingegangen. Es ſind ſeitdem die allerſchlimmſten Dinge von dort ruchbar geworden. Die Armee des Grafen Valerian Zoubow iſt jetzt gänzlich zerſtört und aufgerieben worden. Die geſchickten perſiſchen Reiter-Corps haben ſich mit den Gebirgsvölkern des Caucaſus vereinigt, um den Untergang eines der herrlichſten ruſſiſchen Heere zu vollenden. Der Graf Valerian Zoubow iſt in die Falle gerathen, welche man ihm geſtellt, und er hat ſich nachträglich doch als das bewieſen, was er immer

war, nämlich als einen erbärmlichen Feldherrn, und die Günſtlingswirthſchaft, welche den leichtſinnigen und unerfahrenen Jüngling an die Spitze dieſer Kriegsmacht geſtellt, hat ſich wieder einmal geräcbt: wie ich fürchte, zu ſtark, zu ſtark wenigſtens für das edle Herz des Großfürſten! Denn die Czarin wurde in dieſem Augenblick vom Schlage niedergeworfen, als man ihr die Nachricht von der Zerſtörung ihrer Armee überbracht. Von draußen hallten noch die Glocken und Kanonen über die Einnahme von Derbent in ihr Cabinet herein.

Auf dem Geſicht des Großfürſten malten ſich Beſtürzung, Trauer und Verdruß. Das ganze Heer zerſtört und aufgerieben? Dieſe beiſpiellos herrlichen Soldaten vernichtet? O dieſer elende Menſch, der Zoubow! Dieſe infame Hofwirthſchaft, die einem ſolchen Laffen, blos weil er wie ein Ochſe gebaut iſt, die ſchönſte Armee der Welt anvertrauen konnte! Und doch, und doch, was weit größer iſt als Alles, die Czarin! die Czarin! Der Großfürſt ſchlug wüthend mit geballter Fauſt gegen die Wand, aber er beſann ſich ſogleich wieder, daß der gegenwärtige Augenblick nicht dazu geeignet ſei, der leidenſchaftlichen Aufregung, die ihn ergriffen hatte, Luft zu machen.

Iwan Paulowitſch ergriff die Hand des Großfürſten und drückte ſie mit einer ernſten, feierlichen Gebärde, die unendlich viel zu ſagen ſchien. Paul ſah ihm mit der tiefſten Traurigkeit in's Geſicht, und es ſchien ihm wohlzuthun, als er den tiefen ehrlichen Schmerz in den Zügen des Iwan Paulowitſch Lopuchin erkannte.

Du weinſt auch um die Czarin? fragte er ihn mit leiſer Wehmuth. Und früher hatteſt Du gewünſcht, ſie durch mich vom Thron zu ſtoßen.

Ich wünſchte den Anfang der neuen Herrſchaft Pauls, ſo wie der Gefangene ſich dem Sonnenſtrahl entgegenreckt! flüſterte Iwan mit einer inbrünſtigen Emphaſe. Aber wenn die Czarin ſtirbt, muß ich dennoch weinen. Die Czarin war eine große Frau, und man ſieht jetzt erſt ein, was es heißt, wenn ein ſolches Leben ſtillſteht. Es verliert dann jeder Einzelne den Athem in ſeiner Bruſt und in ganz Rußland ſcheint einen Augenblick der Pulsſchlag zu ſtocken.

Es iſt ein ungeheurer Verluſt, den wir leiden! rief der Großfürſt mit einem ſchmerzlich zuckenden und flammenden Geſicht. Die Czarin wußte Alles ſo zu thun, daß man in die Hände der Vorſehung ſelbſt gerathen zu ſein glaubte, und das war gut. Darum

that Jeder ſeine Schuldigkeit um ſo gewiſſer, weil er Rußland diente, indem er der Czarin diente. Wir werden viel zu thun haben, ehe wir es beſſer machen, Iwan Paulowitſch Koutaitzow. Es iſt nichts als Schneider-Arbeit, das Thun eines Nachfolgers, der drei Lützen an die Uniform flicken läßt, weil man unter dem Vorgänger nur zwei daran kannte. Eine neue Regierung, die darurch hervorzuragen gedenkt, würde ſich um allen ihren Credit bringen. Und wir wollen das nicht, Iwan Paulowitſch Koutaitzow. Bleibe nur bei mir und verlaß mich nicht, Iwan! Ich mache Dich zu meinem Staatsrath, in demſelben Augenblick, wo ich den Czarenthron beſteigen werde. Aber was ſprechen wir, die Czarina iſt noch nicht todt, möchte ſie leben und immer leben, denn mir graut vor dieſem Czarenthron, ich habe keine Luſt, ihn zu beſteigen.

Euere Kaiſerliche Hoheit werden viele ſchwere Sorgen auf dieſem Thron finden! erwiederte Iwan Paulowitſch, die Hand ſeines Herrn drückend. Der Krieg in Perſien läßt jetzt auf dem Czarenthron Rußlands keinen Augenblick mehr ruhig ſchlafen. Und einen Gefangenen halten wir ſeit Kurzem in Petersburg, deſſen Nähe Rußland nur Unglück bringen kann. Es iſt der Pole Thaddäus Kosciuszko, der nach dem

Die Poesie der deutschen Diction erreichte in diesem Jahrhundert durch die zweite schlesische Dichterschule ihren höchsten Gipfel und drang jetzt auch in die prosaische Darstellung über. Hoffmannswaldau und Lohenstein wurden die ersten Urheber der pikanten und hypergenialen Schreibart in Deutschland, aber sie hatten mehr wahres Talent und Verdienste, als gewöhnlich in der Literaturgeschichte, namentlich von Bouterwek, anerkannt wird. Die üppig wuchernde Phantasie dieser Schule, die Alles, was sie behandelte, in ihren blitzenden Bilderstrom untertauchte, konnte auch die Trennung von Poesie und Prosa, in welcher die wahre Philisterhaftigkeit des Jahrhunderts sich charakterisirte, nicht fortbestehen lassen. In Lohenstein's Prosa, die seinen Gedichten bei weitem vorzuziehen, zeigte sich zum ersten Mal wieder eine Vereinigung von rednerischen und dichterischen Mitteln auf eine effectvolle Weise. Sein großer Roman Arminius und Thusnelda, der zuerst im Jahre 1689 erschien, hat ausgezeichnete Seiten der Darstellung, die sich an mehreren Stellen zu einer großartigen Energie erhebt, oft gedankenvolle und kunstreiche

letzten Untergang Polens hier eingebracht worden ist und in einem Kronhause in Petersburg fest verwahrt sitzt. Das sind schlimme Trophäen, welche sich das Rußland Katharina's hier aufgesteckt hat. Sie bringen Rußland kein Glück, und der blutige Schweiß dieses Gefangenen, der an der Czarenkrone kleben bleibt, wird ihren Glanz für ewig trüben und ihr Gold zerscheuern und zerreiben. Ein großes Land muß sich nicht mit den Trophäen über unterjochte Völker schmücken!

Iwan Paulowitsch schleuderte dabei dem Großfürsten einen so herausfordernden, wilden und heftigen Blitz aus seinen Augen zu, daß Paul fast zusammenschrak und einen Augenblick lang betroffen bei sich nachdachte. Dann rief er, beinahe zu laut für einen Saal, in dem so viele Leidtragende, eine große Anzahl hoher Hofbeamten und die meisten Diplomaten und Minister der auswärtigen Höfe sich befanden, mit zürnender Stimme aus: Der Krieg in Persien wird sein rasches und ungesäumtes Ende finden, und dem großen Feldherrn Polens werde ich selbst, sobald ich kann, seine Freiheit und sein Schwert zurückgeben. Es wird dies meine persönliche Angelegenheit sein und ich werde mich einer solchen Ehrenpflicht sogleich zu

entledigen wissen. Ich liebe die geheimnißvollen Maskenspiele nicht und werde sie in Rußland aus dem Wege scheuchen.

Euer großer Wille wird die Russen glücklich machen, erwiederte Iwan mit einer glühenden Begeisterung. Wir werden dann neue Menschen haben müssen, die Euch verstehen, und werden sie Euch fehlen können? Sobald Ihr aufsteht und sagt: Hier ist Paul! wird es immer eine ungeheuere Menge von Leuten geben, die dieses großen Wortes bedurft haben, um daran zu ihrer eigenen Existenz zu gelangen und sich selbst zu entdecken. Was habe ich nicht Alles sterben sehen auf meinen letzten Wanderungen und Umherzügen, die ich, entfernt von Euerer Kaiserlichen Hoheit, und ganz allein auf mich gewiesen, unternehmen mußte? Fast Alles, womit ich bis jetzt gelebt hatte, mußte sterben, und nun bekommen Leute Leben, die ich mir früher oft nie zu denken gewagt. Panin, z. B. der eigentliche Lebemann des alten Rußlands, konnte seine wahre Ruhe nur im Tode finden. Es war das Merkwürdigste, was ich in Moskau sah, und das größte Hoffnungsbild, daß eine neue Zeit für uns heraufziehen werde. In Moskau vernahm ich auch die letzten Wuthausbrüche, in welchen der phantastische Irrsinn Gregor

Orlows gegen die in diesem Augenblick hinscheidende Czarin sich abzeichnete. Er hatte mich zu sehen genehmigt, weil er mich für einen jungen Blutigel hielt, der einst im Schatten des Kaisers Peter III. gewohnt. Er erzählte mir eine lange Geschichte von diesem Czaren, der ihn seitdem alle Nächte hindurch in seinen Träumen verfolgte und ihm keine Freiheit mehr übrig ließ, als die, dumpf und schmerzvoll zu sterben. Auch zu dem Fürsten Potemkin war ich hingewandert, um Dienste bei ihm zu suchen, und er hatte mir die erste Führung seiner Geschäfte übertragen. In der Moldau, wo er auf einem verlorenen Schloß im seltsamen Kreise seiner Nichten wunderlam wirthschaftete, war ich sein Secretair geworden und arbeitete Tag und Nacht für ihn. Dann leistete ich ihm Gesellschaft und verbarg wichtige Bekenntnisse, die er mir bei verschiedenen Erinnerungen seines Leben machte, in meiner ihm ruhig zuhörenden Brust. Dann starb er wie ein Gläubiger an mich, und ich war unter Denen, die ihn begruben und seinen Gebeinen den Platz ordneten, auf dem sie sich die letzte Rast ausgesucht hatten.

Und Du warfst nicht Alles wieder heraus aus der Erde und verbliefest es in die Lüfte? rief Paul dazwischen, indem er, Alles um sich her vergessend,

mit einer heftig donnernden Stimme auffuhr. Nun, dies werde ich einſt noch beſorgen! Ich werde jetzt Vieles beſorgen, denn ich ſehe es, meine Zeit iſt gekommen!

In dieſem Augenblick begann die Großfürſtin ſich wieder dem Großfürſten zu nähern. Sie hatte ihn ſchon ſeit einiger Zeit mit geſpannten Blicken beobachtet, und ſchien nicht länger, gerade in dieſem bedeutſamen und ſpannenden Moment, ſeiner Nähe und der Erforſchung ſeiner Gedanken entbehren zu können. Zugleich befand ſich in ihrer Umgebung jetzt eine ſchwarzverhüllte Frauengeſtalt, die Paul mit großer Betroffenheit ſich nahe gegenüber ſah, und die im Anblick des Großfürſten, tief und leidenſchaftlich zuſammenzuckend, und einige, aber unverſtändliche und durch die Luft wieder zerrinnende Worte ausſtoßend, gewaltig aufathmete.

Ich bitte den Herrn Großfürſten, mich ſo, wie ich komme, freundlich aufnehmen zu wollen, ſagte Maria Feodorowna, ſich mit drängender Innigkeit an die Seite des Großfürſten preſſend. Dies iſt hier Marfa Nelidow, einſt meine Freundin und Helferin, die bisher in dem Alexander-Newski-Kloſter von der ganzen Welt zurückgezogen lebte und ſchon im Begriff war, Nonne zu werden. Das ſchauerliche Ereigniß des

heutigen Tages hat ſie wieder in die Welt zurückgetrieben, und ich bin entzückt, die Nelidow wieder zu ſehen. Wenn der Großfürſt es gnädigſt geſtattet, behalte ich ſie wieder und laſſe mir die Nelidow nicht wieder von meiner Hand gehen.

Der Großfürſt warf einen haſtigen, brennenden, fragenden Blick auf die Nelidow, deren Augen ſich mit einer leuchtenden Flamme an ihm feſtgehangen hatten. Er nickte mit dem Kopfe und ſchien befriedigt von dem ihm gemachten Anerbieten zu ſein, als in dieſem Augenblick haſtig die Thür geöffnet wurde, welche aus dem Cabinet der Czarin führte.

Es war Lambro-Cazzioni, ein Italiener, der in der letzten Zeit im Kreiſe der ſterbenden Czarin eine eigenthümliche Rolle geſpielt hatte und eigentlich ihr Arzt geworden war, obwohl ihn ſeine Vergangenheit unter den berühmteſten Piraten Rußlands geſehen und ſeine vielfachen Talente, welche der Czarin zuletzt einen ſtarken Zeitvertreib gewährt, ihm auch den Rang eines glänzenden Buffo in der Hauscapelle Katharina's einzunehmen geſtattet.

Er hatte die Czarin in dem letzten Uebel, von dem ſie niedergeworfen worden, mit ſeinen eigenthümlichen Mitteln, welche immer Katharina's Zufriedenheit er-

regten, und nicht ſelten eine beſondere Wirkung bei ihr fanden, behandelt. Aber die Czarin war heut bewußtlos und im Uebermaaß der auf ſie eingedrungenen Todesſchmerzen an der Erde zuſammengeſunken, und jetzt hatte Lambro Cazzioni, nachdem er ſich lange mit dem Körper der Czarin beſchäftigt, die nicht mehr zurückzuweiſende Entdeckung gemacht, daß die Czarina durch einen Schlaganfall betroffen worden und ihren Tod gefunden habe.

Vom heftigſten Schreck und Entſetzen ergriffen, war Lambro Cazzioni ſogleich fortgeſtürzt und die abgeriſſenen Töne ſeines Geſchreis verriethen die ungeheuere Begebenheit, die ſich jetzt feſtgeſtellt hatte. Er war jetzt ohnmächtig zu den Füßen des Großfürſten niedergeſunken, zu dem er mit der Nachricht von dem eingetretenen Ende der Czarina zuerſt hatte gelangen wollen.

Paul war bleich, aber von einer unbeweglich feſten und ſtarken Haltung. Er ſchritt langſam und feierlich auf die geöffnete Thür los, die Großfürſtin folgte mit feſten hochgemeſſenen Schritten unmittelbar hinter ihm drein, dann ſchloſſen ſich zuerſt die Perſonen an, welche ſich bisher in den engeren Kreis des Großfürſten und der Großfürſtin gefügt hatten. Damit

waren auch die übrigen zahlreichen Menſchen aller Art, welche dieſen Saal gefüllt, in eine leiſe Bewegung gerathen und es war jetzt Alles im Begriff, zu dem Sterbelager der Czarin zu wandern und die letzten Ehren zu erweiſen, die noch übrig geblieben waren.

Die Leiche Katharina's, deren Aufſtellung inzwiſchen auf einem hohen Poſtament geordnet worden, war eine düſtere, die unheimlichſte Folie in ſich tragende Betrachtung. Die Czarin hatte den Schlag des Todes, der ſie gebrochen und zerſchmettert, mit einer fürchterlichen Demuth über ſich anerkannt und war ſanft, faſt friedlich in den Dienſt deſſelben übergetreten. Sie lag wie in banger heimlicher Nachtsgeſtalt da und ihre Größe und Hoheit ſchien bewundernswürdig raſch an ihr ausgetilgt und verloren worden zu ſein.

Der Großfürſt Alexander mit ſeiner Gattin und die übrigen Söhne und Töchter Pauls ſtanden in einem Kreiſe umher und vergoſſen laute, mit tiefen Klagen gemiſchte Thränen. Paul durchſchritt dieſen Kreis mit einer wunderbaren Ruhe und legte ſeine Hände hinauf zu dem Leichnam ſeiner Mutter, indem ſeine ganze Geſtalt ſich krampfhaft nachſtreckte und ſtill, bewegungslos, wie in einen düſtern Traum ver-

loren, eine Zeit lang in dieſer einſamen, ſchauerlich in ſich gekehrten Haltung verweilte.

Als ſich Paul umblickte, ſah er eine ſeltſam zuſammengebrochene Geſtalt hinter ſich, die ſich kaum noch aufrecht erhalten zu können ſchien. Es war der Graf Platon Zoubow, der letzte Günſtling der dahingeſchiedenen Czarin, der jetzt das Ausſehen eines in ſein Nichts verſinkenden Bettlers hatte und mit unaufhörlich ſtürzenden Thränen ſeine ihn überkommende verzweifelte Lage zu den Füßen der großen Todten verkündigte. Er, der in der letzten Zeit die Zügel der kaiſerlichen Gewalt über Rußland geſchwungen, und vor dem die Großen des Reichs knechtiſch in den Staub geſunken waren, er zeigte eine jämmerlich verblaßte und in ſich aufgeriebene Erſcheinung, die faſt ein Grauſen um ſich verbreiten mußte. Es löſte ſich aber dieſe Vernichtung jetzt in die unterwürfigſte Huldigungsmiene gegen Paul auf, dem er bis jetzt alle und jede Rückſicht und faſt den Gruß verſagt hatte.

Paul ſah ſich durch dieſe bettelnden und niedrigen Augen, die ſo krampfhaft und feſt auf ihn gerichtet waren, in dieſem Augenblick im Innerſten ſeiner Empfindungen geſtört, und zugleich überfiel ihn der Eindruck des jämmerlichen Undings, das von ihm ſeine

neue Haltung erſtrebte. Paul fühlte ſich ſo ſchwach, daß er in demſelben Augenblick das Andringen dieſes Menſchen nicht von ſich zurückzuweiſen vermochte. Er drückte ſeine ihn berührenwollende Hand raſch an ſich herunter und ſagte raſch, leiſe: Ihr dürft über Alles ruhig ſein, Graf Platon Zoubow. Unverkürzt ſollt Ihr in allen Euren militairiſchen Ehren und Würden verbleiben, die Ihr bis dahin ausgeübt, und ich hoffe, daß Ihr mir eben ſo treu dienen werdet, als Ihr es meiner Mutter gethan habt! Damit aber wollet Euch für heut befriedigt halten.

Graf Platon Zoubow war faſt in einen jubelnden Ausruf verfallen. Paul aber ſchritt weiter, indem er, ſich nach allen Seiten hin umblickend, den Saal erſchend und prüfend durchmaaß, und eine innere Seelenſtimme ihm in dieſem Augenblick zuflüſterte, daß Er, Paul, jetzt der Herr Aller geworden ſei. Schon begannen mehrere Perſonen vor ihm niederzuknieen, denen er jetzt auf ſeiner Wanderung durch den Saal begegnet war, und die, wie er jetzt ſah, zu den höchſten Würdenträgern des Staats und zu den erſten Namen der heut abgetretenen Regierung gehörten. Er nickte Allen freundlich und mit einem vielverſprechenden Ausdruck zu. In dem Weſen Pauls, das

ſich in dieſen wunderbaren, ihn mächtig vorwärtstreibenden Augenblicken großartig in ſich ſelbſt befeſtigte, war es plötzlich wie ein Stern des Friedens aufgeglänzt, über ſo viel Ruhe und Faſſung hatte ſein Charakter noch niemals in ſich ſelbſt geboten, und er ſchritt, indem Maria Feodorowna's lächelnde Huld ihn zur Seite geleitete, langſam und feierlich durch den Saal weiter vorwärts. Aus einigen Worten, mit denen er die vor ihm knieenden Perſonen begrüßte, ſchien die Abſicht des jungen Czaren hervorzugehen, durchaus nach keiner Veränderung in den Perſonen der alten Regierung zu ſtreben, und das ſoeben aus den Händen ſeiner Mutter auf ihn gefallene Reich ganz mit denſelben Kräften und Perſonen, die es bisher getragen, übernehmen zu wollen.

In dieſem Augenblick aber ſah Paul einen Mann vor ſich knieen, deſſen Züge ihn ſehr erſchütterten und der die wunderbarſten Erinnerungen und Entſchließungen in ihm wachzurufen ſchien. Es war der junge Prinz Alexis Kourakin, der ſeit der Zeit, wo ſich Paul ſo feindlich von ihm getrennt und ihn von ſeinen Wegen gewieſen hatte, in ſeiner Zurückgezogenheit faſt verſchwunden war und keine Spur ſeiner Exiſtenz mehr nach irgend einer Seite hin von ſich gegeben hatte.

Wendungen einſchlägt, zuweilen ſogar der einfachen Würde eines Geſchichtſchreibers in den hiſtoriſchen Partieen nachſtrebt. Die poetiſchen Farben dieſer Proſa ſind noch nicht fein genug verarbeitet, um eine klardurchbildete Malerei des Stils zu gewähren, ſie liegen oft zu dick und unvermittelt obenauf, ohne gehörige Vertheilung von Licht und Schatten, aber doch iſt beſtimmter Charakter genug vorhanden, um die Darſtellung kräftig zuſammenzuhalten. Dieſer Roman, zu ſeiner Zeit vom Leſepublikum verſchlungen, für uns wegen ſeiner Weitbauſchigkeit und des unerträglichen Stoffes halber ungenießbar, iſt das werthvollſte Document dieſer zweiten ſchleſiſchen Schule, in der die Phantaſie ſich gänzlich aller Zügel der Sprache und Darſtellung bemächtigte. Hoffmannswaldau ſelbſt, ein Mann von großer, bewundernswürdiger, und doch verderbener Einbildungskraft, hatte durch ſeine ſchöpferiſchen und excentriſchen Poeſieen die erſte Grundlage zu dieſer Diction gelegt, die bald den Geſchmack ihrer Zeit beherrſchte, doch ſchmeichelte ſich Lohenſtein, namentlich durch ſeine Proſa, noch tiefer in die Sympathieen des Zeitalters ein, und

Er ſollte ſeitdem vornehmlich auf vielfältigen Reiſen im Auslande gelebt haben, und fand ſich in dem Augenblick heimgekehrt, der ihn ſo gewaltig ergriff und ihn jetzt zu den Füßen ſeines ehemaligen hohen Freundes ſo bedeutſam niedergezogen hatte.

Paul konnte die große Freude nicht unterdrückt zeigen, welche ihn jetzt beim Wiederanblick des ſtets ſo geliebten Kourakin, von dem er immer ganz Beſonderes und Eigenthümliches gehofft, ergriff. Er machte ſogar ſeine Gemahlin auf den Zurückgekehrten aufmerkſam, und Maria Feodorowna drückte in ihrer Unbefangenheit mit einem herzlichen: Willkommen, Prinz Kourakin! ihr frohes Gefühl über ſeinen Anblick aus.

Aus Freude über ſeine Rückkehr ernennen wir den Prinzen Alexis Kourakin zu unſerm erſten Staatskanzler! rief Paul jetzt mit einer lauteren Stimme als bisher, indem er ſich freudig die Hände rieb.

Alexis Kourakin konnte kaum für ein unbeſchreibliches Glück, das ſo raſch in ihm aufſtrahlte, einige Dankesworte finden, denn die Veranlaſſungen, welche der bedeutungsvolle Augenblick brachte, mehrten und drängten ſich bereits.

Jetzt waren zwei Offiziere in den Saal getreten,

die mit feierlicher Dringlichkeit herangeschritten kamen. Der eigenthümliche, etwas groteske Schnitt und grobe Stoff, welchen die Uniformen aus der Fabrik von Gatschina allmählig und wie von selbst angenommen hatten, verrieth sogleich den Ursprung der neu Angekommenen. Es waren die Spitzen der neuen Armee in Gatschina, welche dort unter Mitwirkung einzelner Generäle aus der lebhaftesten Fürsorge Pauls sich zu bilden angefangen. Der Eine war der General Melissino selbst, dessen hohes Alter ihn nicht verhindert hatte, den ersten Moment zur Begrüßung des neuen Czaren zu treffen und damit der neuen, in der Bildung begriffenen Artillerie von Gatschina den höchsten Ehrenglanz zu bereiten, beim Antritt des Czaren Paul in seiner Umgebung gesehen zu werden. Ihm war der junge Offizier Ratikow gefolgt, der stets mit einem wahrhaft schwärmerischen Entzücken an dem Anblick Pauls hing und, jetzt auffauchzend zu ihm, sein volles Herz zu den Füßen des neuen Czaren darbringen wollte.

Paul hatte mit großer Freude diese neu Angekommenen begrüßt, die als Zeugen einer so bedeutenden Periode seines Strebens und Vorbereitens jetzt vor ihn hingetreten waren und ihm an dem heutigen Tage

eine Huldigung ſeiner Vergangenheit entgegenbrachten. Sehr herzlich hatte er den alten General und den jungen Lieutenant in einer einzigen Umarmung zu ſich herangezogen. Ich werde heut um viele Jahre älter, meine Freunde, ſagte er mit einem ſehr heitern und friſchen Ausdruck. Wenn man Czar wird, muß Einem väterlich zu Muthe werden für Alle, die man neben ſich und unter ſich erblickt, und in dieſem Sinne ſehe ich freudig und hoffnungsvoll die junge Saat von Gatſchina hier vor mir ſich vertreten. Du aber, kleiner Ratikow, ſollſt auch an dem heutigen Tage um mehrere ſchöne Jahre älter geworden ſein. Denn ich ernenne Dich bereits heut zu meinem General-Adjutanten, und erkenne Dir das Ritterkreuz des St. Annen-Ordens zu, das Dir heut noch in aller Förmlichkeit überreicht werden ſoll.

Dann nickte er ſeiner Gemahlin mit einer innigen, faſt zärtlichen Freundlichkeit zu, um an ihrer Seite den Gang durch den Saal zu vollenden, in dem jetzt mehr und mehr eine Cour zur Begrüßung des neuen Herrn und zur Einweihung aller ſeine Herrſchaft verkündenden Umſtände ſich zu vollbringen ſchien.

Das Poſtament, auf welchem die bleichen, entſeelten Glieder Katharina's lagen, war ſchnell ein einſamer

Platz geworden, den die Lebenden zu berühren vermieden und auf dem ein dunkles räthſelvolles Geheimniß mit ſchwarzem, ſchwerem Fittig zu haften ſchien. Alles bewegte und drängte ſich dem jungen Czaren-Paare entgegen, in dem ein neu aufgegangener Lichtkörper ſich roſig und hoffnungsvoll den verſchiedenen Werbern um die Pracht eines neuen ruſſiſchen Kaiſerthrons darſtellte. Manche mochten dabei bereits ein tiefes Mißtrauen in ſich tragen, mit dem ſie ſeit Jahren dem Augenblick entgegengeſehen hatten, in dem Paul den Czarenthron beſteigen würde, aber der bedeutungsvolle Moment ſchien auch dieſen blaſſen zweifelhaften Geſichtern jetzt nur Ruhe und friedliche Erwartungen auferlegt zu haben, und dieſe erſte Verſammlung um den neuen Czaren Paul miſchte ſich nur aus ſolchen, die zu einer Hingebung für ihn Luſt empfanden oder einige Regung beſaßen.

Unter Denen, welche zuletzt in den Saal getreten waren, um den neu aufgegangenen Czaren zu grüßen, hatte ſich auch Iwan Paulewitſch Kontaitzow befunden. Der Czar war ſeiner ſogleich anſichtig geworden und hatte ihn mit einer äußerſt lebhaften und freundlichen Handbewegung zu ſich herangewinkt.

Mein guter Iwan Paulewitſch Kontaitzow, ſagte

Paul zu ihm, indem er ihn mit einem angelegentlichen Ausdruck ſeiner Gemahlin vorſtellte, Du biſt einſt der treue Kammerdiener des Großfürſten geweſen, aber dem Czaren mußt Du doch auch etwas ſein, denn dem neuen Czaren iſt an Dir gar viel gelegen. Ich ernenne Dich daher jetzt zu meinem Staatsrath, ich werde Deinen Rath vielfach bedürfen, und Du wirſt Excellenz ſein, Iwan Paulowitſch Koutaitzow!

Die Dankesworte des Iwan Paulowitſch verhallten in einem ungeheuren Huldigungsgruß, der ſich jetzt von den Lippen aller Anweſenden brauſend und Alles durchdringend für den Czaren Paul und ſeine Gemahlin löſte. Czar Paul und Maria Feodorowna waren in dieſem Augenblick der Thür nahe gekommen, welche zu dem großen Balcon des Hauſes hinausführte, und man hatte ihre Geſtalten von unten geſehen, wo gewaltige Menſchenmaſſen den Platz vor dem Schloſſe bedeckten. Es hatte ſich daraus das unendliche Jubelgeſchrei gebildet, das hinaufgedrungen war und im Saal ſelbſt von allen Seiten her einen feurig toſenden Wiederhall fand.

II.

Paul auf dem Czarenthron.

Der neue Czar hatte in dem großen vielumfassenden Winter-Palais seine ersten Einrichtungen genommen, die er nach seinem Charakter in einem großen Stil, aber in bewundernswürdiger Einfachheit und Schlichtheit treffen ließ. Es war merkwürdig in diesen ersten Momenten seiner Herrschaft, daß Paul fast nur mit seinen Kindern und seiner Gemahlin zu leben schien und sich auf den innigsten Verkehr mit seiner ganzen Familie, besonders aber mit Maria Feodorowna, anwies.

In dem kleinsten Zimmer des Winter-Palais saß er in diesem engen Kreise der Seinigen, friedlich in einen Lehnsessel geschmiegt, dicht neben ihm in traulicher Gemeinschaft die junge Czarin, um welche sich

die größeren und kleineren Töchter des Hauses anmuthig gesellt hatten, während die drei Söhne Alexander, Constantin und Nicolaus sich in würdiger und ernster Haltung auf der Seite des Vaters aufgestellt hatten.

Der älteste dieser Söhne, Alexander, ein hochgewachsener schöner und kraftvoller Jüngling, war soeben zum Czarewitsch oder regelmäßigen Erben des russischen Throns erklärt und ausgerufen worden, und Paul war selbst in den Senat gegangen, um gleichzeitig mit den ihm selbst widerfahrenden Huldigungen und Zuerkennungen diesen Akt zum Vollzug zu bringen. Denn es hatte ihn während des langen Lebens seiner Mutter oft genug gequält und verdrossen, daß seine eigene Lage zum Reich keine gesicherte schien, und daß es oft zweifelhaft aussah, als ob die Czarin vielleicht lieber einen seiner Söhne, als ihn selbst, damit beauftragen werde, ihr in der Regierung zu folgen. Paul hatte darin sehr gefährliche und zweifelhafte Dinge versteckt gefunden, und stolz und freudig in sich selbst, wollte er sein eigenes Herrscherthum am liebsten damit beginnen, daß er zugleich mit seinem erklärten Thronfolger an der Hand vor der Nation erschien und den Thron der Väter besteigen wollte.

Zugleich hatte er in demſelben Augenblick eine Anordnung getroffen, durch welche ſeine Gemahlin und ſeine Kinder mit bedeutenden Einkünften ausgeſtattet würden. Die Großfürſtin hatte bisher mit den geringfügigſten Summen für ihre eigenen perſönlichen Bedürfniſſe auskommen müſſen, und Paul hatte jetzt auch ihre Zahlungsmittel faſt um das Doppelte geſteigert, um ſie an den Vortheilen der neuen Situation gebührend Theil nehmen zu laſſen.

Es lag in dem Beſtreben des neuen Czaren, Alles, was ihn nahe umgab, jetzt mächtiger und erfreulicher als je hervortreten zu laſſen. Deshalb ſchien ihn, ſeitdem er Czar geworden, der Anblick ſeiner liebenswürdigen, ſeit geſtern ſchöner als je ſich ihm darſtellenden Gemahlin ganz beſonders zu entzücken. Maria Feodorowna hatte ſeitdem einen ganz neuen, überaus herrlichen Eindruck auf den Czaren gemacht. Ihre Schönheit war ihm vollendeter, reicher, faſt wie ein ſchlagender Sieg entgegengetreten, und er begann eine Bewunderung, ja faſt eine Achtung für ſie zu fühlen, die ihn ſelbſt überraſchten und ihn in ein leiſes Erſtaunen bei ſich verſetzten. In Maria hatte ſich zu dem anmuthigen Liebreiz ihres Weſens ſeit dem entſcheidungsvollen Moment eine Würde, ein Anſehen gefügt,

die von Paul nicht unerkannt blieben und ihn zu einem stillen aufmerksamen Verweilen bei ihr nöthigten.

Auch Maria Feodorowna konnte die innige Liebe, die sie stets für Paul gehegt, nur lebhafter angeregt und erhoben fühlen, als sie ihn jetzt in dem gewaltigen, aber auch ebenso stillen und friedlichen Aufschwung erblickte, den seine ersten Schritte als Czar ihm gegeben hatten. Der kleine, häßliche, gelbe, finsterblickende Mann, für dessen verborgenen Liebreiz sie immer eigenthümliche Augen gehabt, schien ihr jetzt als Czar eine wunderbare Höhe seiner Schönheit erstiegen zu haben. Besonders liebte sie seine Augen, in denen ein nachdenklicher Forscherblick sie stets angezogen hatte, und die so viel scharfes und durchdringendes Licht, seit gestern aber auch eine edle, wohlwollende Absicht, auf alle Gegenstände und Personen warfen. Er hatte seit gestern mit so vielen und verschiedenartigen Leuten aus allen Ständen und Klassen gesprochen, und war ihr dabei so gewandt, gerade und freimüthig erschienen, wie sie es stets in seinem Charakter gehalten und wie sie es jetzt im höheren und überwältigenderen Glanze bei ihm heraustreten sah, als sie es jemals zu träumen gewagt. Mit den höheren Personen hatte er sich ganz auf einem gleichen, freien Fuße bewegt, mit den

Geringeren und Armen aber war er faſt wie ihr naher Anverwandter, ihr Bruder oder ihr Vater umgegangen, ſo daß die Letzteren gerührt und erhoben, die Erſteren entzückt und bezaubert ſchienen, und Alle dankbar die Gleichheit der Liebe erkannten, welche der Czar ihnen ſchulden wollte.

Dies war Paul, der Sohn Katharina's, jetzt dreiundvierzig Jahre alt geworden, welcher der Nation bisher nur aus einer langen Kette von Schmach, Unbilden und Entbehrungen, die er unter der Herrſchaft ſeiner Mutter erlitten, bekannt geweſen war, und den man nur nach einem harten und bizarren Charakter, den er bisher gezeigt, beurtheilen gelernt hatte. Aus einer Schule des Unglücks ſchien er zu ſtammen, dieſer ſeltſame, ſchwer zu beurtheilende Sohn Katharina's, und mit keinen großen und frohen Erwartungen hatte man ihn geſtern zu dem Thron Rußlands heranſteigen ſehen. Aber heut hatte ſich ſchon, man wußte nicht wie, eine ganz andere Anſicht und Erwartung über Paul im Publikum zu verbreiten begonnen, und je öfter man ihn geſehen, um ſo ſchärfer und eindringlicher hatten Furcht und Hoffnung über den neuen Czaren gewechſelt. Man hörte und fühlte es heut auf allen Straßen in Petersburg, daß das ganze Volk

die ganzen Strebungen dieser Schule, die sich besonders in mehreren Romanen fortsetzten, wurden von den Gegnern vorzugsweise mit dem Parteinamen des „lohenstein'schen Schwulsts" belegt. Diese Schule verläugnete jedoch bei allen phantastischen Ausschweifungen der Diction keineswegs die Correctheit, die durch Opitz an die literarische Tagesordnung gekommen war, sie ließ sich in der Technik ihrer Erzeugnisse die Fortschritte nicht entgehn, die dieser ihr Vorgänger in der deutschen Poesie bewirkt hatte, und arbeitete außerdem erfolgreich der Sprachmengerei entgegen, eine Reinheit des deutschen Ausdrucks erzielend, die besonders den Roman des Lohenstein auszeichnet. Der bizarre Charakter dieser Schule hob sich jedoch bald noch stärker heraus durch den schreienden Gegensatz, in den sich die fortgehende Literatur selbst zu ihr stellte, die kurz darauf von der schwindelnden Höhe dieser Diction wieder auf den nüchternsten und plattesten Boden hinabstürzte. So bildet diese hoffmannswaldau-lohenstein'sche Diction ein merkwürdiges Intermezzo in der Geschmacksgeschichte der Deutschen. Sie gleicht, umgeben von dürrer Prosa

ein neues Glück erlebt zu haben glaubte und daß es sich in die Hände eines neuen Herrn gefallen sah, dem es sein Schicksal gern anvertrauen wollte, von dem es eine Lösung aller Gefahren und Schäden, ein neues Heil der Nation erwarten mochte.

Das gänzlich veränderte Leben, das seit gestern in Petersburg herrschte, hatte diesen Strom der Erwartungen und Meinungen, die in allen Klassen und Ständen des Volks auf und nieder schwollen, zu einem lebhaften Ausdruck gebracht. Von allen Seiten der Stadt drängte man in unaufhörlichen und immer wachsenden Zuzügen nach dem Palais zu, in welchem der neue Czar als solcher seine erste feierliche Niederlassung genommen hatte. Die höheren Stände hatten ihre Wagen bestiegen und saßen in denselben harrend und wartend auf den Straßen still, auf denen sich die Massen von allen Seiten so zusammengedrängt hatten, daß keine Bewegung mehr möglich war und der ganze Lebensbetrieb der Stadt wunderbar in sich zu stocken begonnen hatte. Um so mehr aber schien sich Alles darauf angespannt zu haben, das Verhältniß zwischen dem Czaren und seinem Volk zu erschöpfen, und zuerst kein anderes Interesse, keine andere Beziehung aufkommen zu lassen, als die in diesem ersten und Alles

entſcheidenden Verhältniß eingeſchloſſen lagen. Deshalb hatte man auch eine Zeitlang jeden Ausgang aus der Stadt unterſagt und die Thore geſchloſſen. Man war ſo vertieft in ſeine eigene merkwürdige Lage, daß man ſogar keine Nachricht von Außen empfangen, keinen Courier in die Stadt eintreten laſſen wollte.

Dann war auf den Straßen von Petersburg überall ein ungeheures militairiſches Gewühl und Geräuſch entſtanden, Lärm von Eiſen und Erz überhallte Alles, ein wildes Getöſe von Stiefeln und Sporen führte ſich wie ein regelmäßig heraufziehender Triumphmarſch durch, und gebietende Stimmen des Oberbefehls gliederten eine glänzende Gruppe von Regimentern, welche eben vor dem Winter-Palais ihre Aufſtellung nahmen. Es waren die Garden, die in dieſem Augenblick von dem Czaren geſehen und gewürdigt ſein wollten und den Eid ihrer Treue in ſeine Hände abzulegen begehrten. Sie ſtanden in geſchloſſenen Reihen und ernſter feierlicher Haltung unten vor dem Winter-Palais da und der Czar hatte eben vom Balcon herab ihre Vorſtellung, mit der ſie ſich bei ihm gemeldet, angenommen und die Worte ihrer Eidesleiſtung freundlich empfangen. Unmittelbar nach ihnen waren größere Abtheilungen der neuen Artillerie aus Pawlowsky und

Gatſchina an derſelben Stelle erſchienen, um dem neuen Herrn ihren Eid zu leiſten, an ihrer Spitze der ſeltſame Lieutenant Araktſcheief, der durch ſeinen derben und nie ſich verläugnenden Kriegsmuth das Vertrauen und die Liebe Pauls ſich im höchſten Grade gewonnen hatte, und nie von ihm geſehen wurde, ohne daß die ſichtlichſte Freude und Zufriedenheit auf des Czaren Geſicht emporglänzte.

Die dankbaren Erinnerungen an die Wuth und Leidenſchaft, mit welcher Araktſcheief bisher die Exercitien in Gatſchina geleitet, und die oft vor den Augen Pauls dieſem oder jenem unglücklichen Soldaten vermittelſt einiger Stockprügel das Leben gekoſtet hatten, waren auch in dieſem Augenblick in der Seele des Czaren aufgeſtiegen. Araktſcheief erhielt die Aufforderung von dem Czaren zugeſandt, in das Palais einzutreten und zu ihm in den Czaren-Saal herauf zu ſteigen.

Paul ſtrahlte in einer natürlichen und gutmüthigen Heiterkeit, als er hier ſeinen neuen militairiſchen Liebling, den immer ernſthaften und (wie der Kaiſer ſelbſt behauptete) von einem martialiſchen Dämon beſeſſenen Araktſcheief empfing. Der Czar hatte ihm bei ſeinem Eintritt ſogleich den St. Annen Orden überreicht, mit

dem ihm zugleich der Beſitz einiger Tauſende von Bauern zugeſichert wurde. Zugleich kündigte ihm der Kaiſer ſeine Erhebung zum Major bei den Garden mit Generals-Rang an, und dann rief er den Großfürſten Alexander zu ſich heran, um ihm den heut ſo vertraulich ausgezeichneten Mann in der verbindlichſten Weiſe perſönlich vorzuſtellen. Dann ſagte er mit einer Herzlichkeit, wie man ſie an dem neuen Czarer früher nie bemerkt: ‚Ich habe heut allen meinen Söhnen jedem ein Regiment der Garden zum Oberbefehl übergeben, und dem Großfürſten habe ich dazu noch die Würde des erſten Militair-Gouverneurs von Petersburg gefügt. Ich möchte den General Arakt ſcheef auch noch in dieſe meinem Herzen ſo nahe ſtehende Gruppe einführen. Ich ernenne ihn hiermit zum zweiten Militair Gouverneur von Petersburg, und bitte Euch, ihn im Angedenken an meine Perſon herzlich an Euerer Seite aufzunehmen und ihm in Euerer Mitte die ſchönſte Wirkung zu gönnen!‘

Auf dem ernſten ſchwärmeriſchen Geſicht des jungen Großfürſten war bei dieſer Eröffnung ein ſeltſamer Zug von Ueberraſchung und Befremdung hervorgebrochen. Vor den ihn ſcharf prüfenden Blicken ſeines Vaters hatte er dieſe Stimmung raſch wieder abgelegt,

aber ein flammender, zuckender Strahl, der seinen Augen entfahren war, hatte sich in dem breiten wilden Gesicht Araktscheiefs verloren und verweilte noch eine Zeitlang forschend und höhnend auf der Physiognomie dieses grotesken Kriegers.

Es wäre vielleicht eine Scene daraus geworden, wenn der Tag überhaupt dergleichen Vorkommenheiten zugelassen hätte. Aber in demselben Augenblick waren schon wieder andere Personen und Genossenschaften herangeschritten, welche den Raum einzunehmen suchten, um ihre Vorstellung zu bewirken, dem Czaren ihre huldigenden Gesinnungen darzulegen, und die pflichtmäßigen Worte der Treue und der Gelöbnisse vor ihm zu sprechen. So hatten die Chefs der verschiedenen Behörden und Collegien, der Departements und der Armee, der Hofämter und Staats-Collegien jetzt den Raum vor dem neuen Czaren gewonnen und sich bestrebt, den Augenblick, der ihnen zur Ableistung ihres Eides gegeben worden, im besten Sinne für sich und ihre Angelegenheiten zu benutzen. In den Senat hatte sich Czar Paul schon am frühen Morgen selbst begeben, um diesen hohen Staatskörper feierlichst zu empfangen und ihm die Aufmerksamkeit und Rücksicht

des Staatsoberhauptes und des ersten Nationalrussen zu bezeugen.

Zuweilen sah man auch den Czaren mit glühendem Eifer zu einem kleinen Arbeitstisch zurückkehren, welchen er sich in einer entfernten Ecke des Saals, mitten unter allen anderen Veranlassungen des Tages, aufgestellt und zurecht gemacht hatte. Nicht weit davon saß Maria Feodorowna, die, von den kleineren Prinzessinnen umgeben und in einer lebhaft belehrenden Unterhaltung mit denselben begriffen, sich, wenn der Augenblick sie gerade frei ließ, hierher begab, um entweder dem Czaren nahe zu sein und auf jede seiner Aeußerungen sogleich eingehen zu können, oder irgend einer weiblichen Arbeit, die selten in den Händen der Fürstin fehlte, einen Augenblick rasch und triumphirend sich zu widmen.

Auf diesem kleinen Arbeitstisch des Czaren lagen mehrere Bogen aufgeschlagen, denen er zu verschiedenen Zeiten etwas Neues, oft nur seine Unterschrift, hinzufügte. In seiner Tasche schien Paul schon seit dem frühen Morgen eine ganze Menge von Actenstücken und Documenten mit sich herumzutragen, die früheren Arbeiten bei ihm angehörten und in denen er oft seine Lieblings-Ideen in verschiedenen Zweigen der

Verwaltung niedergelegt und zu einer beſtimmten Form geſtaltet hatte. Dieſe Papiere hatte er jetzt allmählig aus ſeiner Taſche herausgezogen und in einer gewiſſen Ordnung neben einander vor ſich hingelegt, nachdem er ſie nachdenklich durchgeſehen und hier und da mit einigen Federſtrichen verbeſſert hatte.

Was er aber eigentlich in dieſem Augenblick ſchrieb, war ſein erſter Ukas, mit dem er noch an dem heutigen Tage der Nation eine überzeugende Vorſtellung von den in ſeinem Gemüth herrſchenden friedlichen Ideen geben wollte. Der Krieg hatte in den letzten Lebensmomenten Katharina's wieder einen ſehr hervorragenden Einfluß ausgeübt und war zu einem eigenthümlichen Drang und Trieb in den Richtungen der verewigten Czarina nach allen Seiten hin geworden. Beſonders war Katharina zuletzt entſchloſſen geweſen, gegen Frankreich handelnd aufzutreten, und gegen das neue Mutterland der Revolution in Europa mit einer großen kriegeriſchen Unternehmung vorzugehen, durch welche mit der ſchlagenden Gewalt der Waffen über das eigene Recht der Völker, ſich gegen ihre Fürſten ſelbſtſtändig aufzuſtellen und danach die Kraft und den Umfang Beider zu regeln, entſchieden werden ſollte.

Der Ausführung dieſer Idee, für welche die große

Czarin gerade in den letzten Augenblicken ihres Lebens noch ſchwärmte und glühte, war ſie kurz vor ihrem Tode ſchon um Vieles näher getreten. Sie hatte ſchon eine neue Aushebung von hunderttauſend Mann Recruten befohlen, wodurch jedem Mann des Adels immer ſein hundertſter Bauer genommen werden ſollte. Und dazu war eine finanzielle Maaßregel gefügt worden, welche ſchon im Begriff war, mit dem Ausbruch des Krieges zugleich den Staatsbanquerott zu verbinden. Die Kaſſen des Staats waren erſchöpft, und Katharina hatte den Entſchluß gefaßt, mit einem einzigen Schlage ihre ganzen beſtehenden Geldmittel zu verdoppeln, indem ſie jedem beſtehenden ruſſiſchen Geldſtück das Doppelte ſeines bisherigen Werthes zu erkennen ließ.

Paul hatte dieſe Sache gerade zu bearbeiten vorgenommen, nachdem er die Eidesleiſtung ſeiner Collegien und die Standeserhöhung Araktſcheiefs beendigt. Er ſaß jetzt mit dem heiligen Ernſt eines Tortenrichters, nichts um ſich her mehr wahrnehmend, an dem kleinen Arbeitstiſch im Saal, auf welchem die Bogen mit den wichtigſten Beſchlüſſen und Verordnungen ihn umgaben. Hier hatte er jetzt eben ſeinen erſten Ukas fertig geſchrieben, durch welchen er die

von der Czarin Katharina befohlene Rekruten-Aushebung wieder aufhob und vernichtete und sich damit zugleich einen lebhaften Anspruch auf den Dank des Adels schuf, den die Verfügungen der Czarin in erster Linie getroffen hatten. Paul prägte in diesem seinem ersten Ukas zugleich sein ganzes Herz als einen reichen Schatz aus, in dem die Liebe zur gesammten russischen Nation und zum Frieden wohnte, und der über alle Theile Rußlands in gleichmäßiger Liebe sich ergießen wollte.

Kaum hatte Paul unter diese erste bedeutende Kundgebung seines Willens seinen Namen geworfen, als er auch seinen neuen Staatsrath Iwan Paulowitsch Kontaitzow hinter sich erblickte, der inzwischen eingetreten war und sich ganz in die Nähe seines Herrn zu seiner Verfügung gestellt hatte.

Paul übergab ihm den Ukas, den Iwan schon kannte und jetzt zu seiner großen Befriedigung, die aus seinen schönen begeisterten Augen sprach, auf dem Papier ausgeführt und unterzeichnet erblickte. Es war dies der Gegenstand gewesen, über welchen noch vor einigen Tagen zwischen Beiden lebhafte Verhandlungen stattgefunden hatten und zu dessen unmittelbarer und

baldiger Ausführung der Freund des Czaren dringend gerathen.

Diesen Ukas sollte der Staatsrath jetzt sogleich zur Veröffentlichung bringen. Unter den neuen Reglements, welche er ihm gleichzeitig zur Ausführung in seine Hände legte, befand sich auch eines, das „Neue Militair Organisation" überschrieben war und das Paul schon in Gatschina und Paulowsky auszuführen begonnen hatte. Es waren darin die Grundzüge enthalten, aus denen die gesammte russische Armee später sich bildete.

Der neue russische Staatsrath schien aus diesen ersten hohen Aufträgen, die ihm geworden waren, einen ganz neuen Glanz für sein persönliches Erscheinen gewonnen zu haben. Er sah plötzlich stattlicher, bedeutender und einflußreicher aus, und der Czar selbst betrachtete ihn mit einer Aufmerksamkeit, die er früher nie für ihn empfunden.

Ich komme zugleich, um Euerer Majestät Bericht über den General Kosciuszko zu erstatten, setzte der Staatsrath Iwan Paulowitsch nach einer gemessenen Pause hinzu. In dem Maaße, wie Alles in Petersburg jetzt hell, glücklich und erwartungsvoll geworden ist, haben sich auch die Mienen des alten polnischen

und seichter Correctheit der Zeit, auf den ersten Anblick einer prangenden Oase, die aus vollen Blüthenhainen stechende Gewürze ausduftet, aber den auf diesen üppigen Moosen sich Verweilenden umraucht bald eine ungesunde Gluth, unter der bunten Vegetation der Bilder lauern Giftblumen, Pilze und Schlangen versteckt, Geschmacklosigkeit ruft in der höchsten Extase am Ende die Gemeinheit zur Hülfe, und mit Ermüdung und Ekel wendet man sich von dem ab, was Schönheit war oder werden konnte. Aber die besten Köpfe des Zeitalters standen unter dem magischen Zauber dieser Erscheinung.*)

Dieser deutsche Gongorismus überbot sich noch in den Nachahmern, unter denen Heinrich An-

*) Selbst der einfache Canitz singt:

„Durch Opitz stillen Bach gehn wir mit trocknen Füßen.
Wo sieht man Hofmanns Brunn und Lohnsteins Ströme fließen?
Und nehm' ich Bessern aus, wem ist wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippokrene kennt?" —

Generals gelichtet, und der Gedanke hat ihn entzückt, dem neuen Czaren Paul persönlich seine Huldigung aussprechen zu dürfen. Die ihm von mir überbrachte Erlaubniß dazu begrüßt er zugleich als eine Stimme der Gerechtigkeit für Polen, die in dem Herzen des Czaren aufgegangen sei. Er wird vielleicht noch in dieser Minute antommen, und bittet Euere Majestät nur, ihm die vernachlässigte Form zu verzeihen, in welcher er erscheinen muß. Denn während den edeln, braven Mann die Krankheit fast niederwirft, und ihm seine noch nicht geheilten Wunden kaum die Erhebung verstatten, wünscht er doch am heutigen Tage nicht zu fehlen, um die von Euerer Majestät ihm verstattete Erlaubniß genießen zu dürfen.

Er wird mir willkommen sein, wann und wie er erscheint, entgegnete der Czar mit einem sinnenden Lächeln. Man hat ihm hier bei uns Unrecht gethan, und wir müssen ihn befreien, der Kosciuszko mag nun Pole genannt werden, oder Franzose, oder Spanier. Sein Schicksal hatte mir immer am Herzen gelegen, so lange er hier in Petersburg ist. Wie hast Du ihn bei sich gefunden, Iwan Paulewitsch Kutaizow?

Wie sich Alles seit gestern hier angenehm verändert hat, ohne daß man eigentlich sagen kann, von

wem die Ordre in allen einzelnen Dingen ausgeht, ſo iſt es auch dem polniſchen General Kosciuszko plötzlich widerfahren, antwortete Iwan Paulowitſch mit verwundertem Nachſinnen. Er wohnt nicht mehr in dem Staatsgefängniß, wie geſtern noch, ſondern ich fand ihn heut in dem Hôtel des verſtorbenen Grafen von Anhalt, wohin man ihn plötzlich verſetzt hat. Zu ſeiner Hut fand ich nur einen alten Major, der höchſt behaglich mit ihm ſpeiſte. Ich ſah mehrere Zimmer zu ſeiner Verfügung ſtehen, in denen er ſich verſchiedenen Beſchäftigungen hingeben konnte. Er konnte leſen, zeichnen, drechſeln, wie es ihm gerade gefiel, und ich ſah mit Erſtaunen, wie die neue Stimmung des Tages, die Alles beherrſchte und erhob, hier an dem einzelnen, fremden, in's Unglück gerathenen Mann plötzlich und ganz unbegreiflicher Weiſe ein Wunder vollbracht hat. Das Glück, das jetzt über der ganzen Bevölkerung von Rußland liegt, hat auf allen Straßen und in allen Häuſern Träume ausgegoſſen, die ſich überall und ganz von ſelbſt verwirklichen zu wollen ſcheinen. Was Jedem zukommt, ſieht er ſchon um ſich her und an ſich ſelbſt ausgeführt, Jeder iſt durch ein Allen unerklärbares Wunder ein Anderer geworden und lebt in anderen Verhältniſſen als bisher, denn der Czar

ſelbſt iſt ein Anderer, als ihn die ganze Nation ſich erwartet hatte, ſeit geſtern hat ſein Auge ſich erſchloſſen, ſein Herz ſich entfaltet, ſein Geiſt hat zu reden angefangen, und Auge, Herz und Geiſt des Czaren, die über Allen walten, haben die große Veränderung durch das ganze Vaterland getrieben, die mit jeglichem Ding vorgeht, ohne daß man mehr zu ſagen weiß, wie und warum und wodurch. Ja, mein herrlicher Czar, Alles, was jetzt ſchön und angenehm wird und ſo, wie es werden muß und ſoll, wird es nur durch Euch, denn durch Euere Thronbeſteigung allein habt Ihr Alles ſo befohlen und ſo gemacht, wie es gekommen iſt! —

Iwan Paulowitſch hatte ſich jetzt mit Erlaubniß des Czaren entfernt, um den Ukas und die neuen Reglements ſofort zur Veröffentlichung zu bringen, er kehrte aber ſchon nach einigen Augenblicken wieder zurück, um die Meldung für den inzwiſchen eingetroffenen General Kosciuszko bei dem Kaiſer zu vollziehen.

Paul beſtimmte ein an den Saal anſtoßendes Cabinet, in welchem er den polniſchen General empfangen wollte. Maria Feodorowna, die ein Intereſſe

bezeugt hatte, den Gefangenen zu ſehen, begleitete den Czaren zu dieſem Geſchäft, das ihm aus einem ſeltſamen dunkeln Gefühl gerade an dem heutigen Tage in den Kreis ſeiner Verpflichtungen zu gehören ſchien. —

III.

Paul und Kosciuszko.

Der General Kosciuszko war in demſelben Augenblick in das Cabinet geführt worden, in welchem der Czar und die Czarin dort eintraten. Es war für Paul und Maria Feodorowna einen Augenblick lang ein wohlthuendes Gefühl, ſich allen den drängenden und ſtürmenden Momenten im Saal entzogen zu ſehen, und ſie wandten ſich mit um ſo größerem Intereſſe der plötzlich vor ihnen ſtehenden Erſcheinung des polniſchen Generals zu, der, wie unglücklich auch ſonſt ſein Aeußeres ſich zu erkennen gab, doch in der kühnen, ſtolzen Haltung des Kriegers hereingeſchritten kam, und mit dieſem ſtrahlenden Ausdruck, der beſonders in ſeinen Augen emporflammte, ſich dem Kaiſer gegenüber ſtellte.

Alles Uebrige war freilich nicht sehr dazu geeignet, den großen und ruhmvollen Freiheitshelden der Polen vor den Augen des russischen Czaren und seiner Gemahlin aufleuchten zu machen.

Kosciuszko war klein und sah bleich und verkommen aus. Sein Körper schien in einer bedeutenden Abmagerung begriffen, die fast schon ihr äußerstes Ziel gefunden hatte und der Kopf war ganz eingehüllt in Tüchern und Bandagen, die fast alle Formen verhüllten und seine Stirn vollkommen unsichtbar machten.

In dieser seltsamen, Bestürzen verbreitenden Erscheinung hatte er bei seinem Hintreten den Kaiser und die Kaiserin mit einer feierlichen Verneigung gegrüßt, die jedoch den Stolz, mit welchem der polnische General hier auftreten wollte, keineswegs zurückgehalten zeigte.

Der Czar hatte sich mit der großen entgegenkommenden Freundlichkeit, die heut überhaupt in seinem Wesen lag, dem General genähert und ihm die Hand dargereicht. Kosciuszko stotterte einige Glückwünschungen für den Czaren her, die den heutigen Tag und seine Hoffnungen zum Ausgangspunct heilsamer Erwartungen für die ganze Welt nahmen und dabei

natürlich auch den Namen Polens nicht einzuweben vergaßen.

Der Czar hörte ihn mit der größten Theilnahme an und ſagte darauf mit einer wahren Innigkeit: Mein lieber General, ich ſehe Sie heut nur, um Sie jetzt recht bald von mir ſcheiden zu laſſen. Ihr unglücklicher Aufenthalt in Petersburg mußte Sie ebenſo ſehr beleidigen als mich, denn er war für uns Beide drückend und entſprach den Vorausſetzungen nicht, welche wir an die Gefangenhaltung eines Kosciuszko knüpfen mußten. Dieſe Vorausſetzungen gehörten der verewigten Czarin, deren Politik ich heut nach allen Seiten hin verlaſſe, und in dieſem klaren und feſten Gefühl meiner neuen Pflichten rufe ich auch jetzt aus: Kosciuszko iſt frei!

Der polniſche General ſchrak bei dieſem Wort mit einer ſeltſam zuckenden Bewegung zuſammen, aber ſeine Augen waren aus den Tüchern, welche den verwundeten Kopf umhüllten, jetzt groß und ſtark hervorgetreten, und ruhten mit einem tiefen, ſchmelzenden, froh erſchrockenen Blick auf dem Czaren. Die Czarin war jetzt ebenfalls hinzugetreten, und hatte dem ſchmerzdurchſtoſſenen General, der in der erſten Auf-

regung noch keines Wortes mächtig geworden war, ſehr freundlich und gemüthlich die Hand dargereicht.

Herr General, ſagte die Czarin weich, ich habe nie begriffen, warum Sie bisher als Staatsgefangener unter uns leben mußten und ich bin froh, Sie in dieſer Zeit niemals hier geſehen zu haben. Wer für ſein Vaterland und ſeine Nation unglücklich kämpfte, iſt doch wohl kein Verbrecher? Nein, der iſt der tapferſten Edeln Einer, und unſer Czar, der jetzt Alles bei uns neu nennen und bezeichnen wird, hat es bereits ausgeſprochen: „Der General Kosciuszko iſt ein Freier!“ Vielleicht genehmigen Sie auch noch meinen beſten Glückwunſch dazu.

Ein Freier? wiederholte Kosciuszko, heftig in ſich zuſammenſchauernd. Aus ſeinen mattglänzenden Augen ſtürzten einige Thränen hervor, er ſchien ſich kaum noch aufrecht halten zu können, und ließ ſich auf einen Seſſel nieder, welchen ihm der Kaiſer mit lebhaftem Winken bezeichnet hatte.

Ein Freier? begann Kosciuszko mit einer tief ausbrechenden Wehmuth von neuem. Dies Wort paßt für Polen nicht, dem ich treu bleiben werde in allen Formen, die es auch gezwungen ſein wird, anzunehmen. Als ich damals auf dem Schlachtfelde von

Maciejonice niederſank und von meinem Pferde ſtürzte, gab es nur noch zwei Worte, die in meinem Bewußtſein lebten, und mir durch die Macht meiner Sinne aufflammten, ſie hießen: Finis Poloniae! Mit dem Ende Polens iſt mein Ruhm vertraut und eins geworden! Unmittelbar darauf gerieth ich in die Gefangenſchaft der Ruſſen, und die große Katharina ſchickte mich in das Petersburger Staatsgefängniß. Verbrecher aber waren wir Polen alle, die wir damals nach Petersburg kamen. Ein unglücklicher Pole iſt immer ein Verbrecher. Denn er hat den rechten Punct gefehlt, auf dem er ein braver Mann werden konnte. Mein Freund Ignaz Potocki wurde auch von der Czarin hier lediglich als ein Verbrecher behandelt. Sie ließ ihn ſogleich nach ſeiner Ankunft auf Schlüſſelburg abführen, wo er noch in dieſem Augenblick im ſtrengſten und härteſten Kerker ſchmachtet. Ich denke mir, nur der Dämon der Krankheit rettete mich vor einem ähnlichen Schickſal!

Der Graf Ignaz Potocki wird mit Euch in demſelben Augenblick frei werden und Petersburg verlaſſen können, ſagte der Czar, indem er ſich dann eilig in den Hintergrund des Cabinets zurückbegab, wo er einen Gegenſtand zu ſuchen ſchien.

Es war das Schwert Kosciuszko's, welches die Czarin Katharina bei der Gefangennehmung des Generals hatte an ſich nehmen laſſen und das bisher unter den Angelegenheiten ihres Verwahrſams, mit vielen andern Gegenſtänden, die Paul bisher ganz unbeachtet gelaſſen, aufbewahrt worden war.

Jetzt hatte es Iwan Paulowitſch in das Kabinet gebracht, wozu ihm vom Czar der Auftrag ertheilt worden.

Paul hatte dieſes Schwert, dem ſein ruhmglänzendes Walten in vielen denkwürdigen Schlachten nicht abgeſprochen werden konnte, jetzt mit großer Achtung aufgenommen, indem er damit zu Kosciuszko zurücktrat, und es ihm angelegentlich und freundlich darreichte.

Wollen Sie nicht Ihr Schwert wieder von mir zurücknehmen, mein tapferer General? fragte Paul mit einem faſt an Ehrerbietung gränzenden Ausdruck. Die große Czarin hat es Ihnen aufbewahrt, weil ſie ein ſo bedeutendes ſchlagkräftiges Schwert nicht mehr gegen Rußland gezückt ſehen wollte. Nehmen Sie es jetzt zurück und reiſen Sie damit als freier Krieger in Ihre Heimath, ſobald Sie es wollen. Denn für einen Krieger iſt das Schwert ſein Wanderſtab.

selm von Ziegler und Kliphausen ebenan stand. Seine Asiatische Banise oder blutiges und doch muthiges Pegu (1690.) veranlaßte zu seiner Zeit eine ganze Banisen-Literatur von Seiten- und Gegenstücken. Ziegler war ein phantasiereicher und feuriger Kopf, aber seine verwilderte Einbildungskraft ging mit ihm durch, und jagte sich in ungeheuern und beispiellosen Erfindungen umher. Seine phantastische Prosa, die noch einen Beigeschmack von Sentimentalität annahm, steht der Würde und Gemessenheit der Lohenstein'schen weit nach, auch ermangelt er der Sprachreinheit seiner Schule. Nicht geradezu einen Nachahmer dieser Manier kann man den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig nennen, der durch seine durchlauchtigste Syrerin Aramena und seine römische Octavia, das eine in fünf, das andere in sechs Bänden, das leselustige Publicum gewaltig electrisirte. Er hatte sich allerdings nach Hoffmannswaldau gebildet, aber die Sprache seiner Romane ist einfacher, naiver, gehaltener, seine Darstellung verirrt sich weniger weder in barocke Ausgeburten, noch in

Ich ſelbſt habe keine Bedingung dabei hinzuzufügen, und nur als Wunſch nehme ich auf, weshalb die Czarin Katharina das Schwert Kosciuszko's in ihrem Gewahrſam behielt. Ich wünſche nämlich von Herzen, daß General Kosciuszko ſein großes Schwert niemals wieder gegen die Ruſſen ziehen, niemals wieder gegen Rußland ſeine blanke Fläche heraustreten laſſen möchte!

Kosciuszko war einen Schritt zurückgetreten und ſtreckte ſeinen Arm abwehrend und bittend mit einer feierlichen Wehmuth aus. Ew. Majeſtät wollen zugleich meine ganze Perſon mit Ihrer Gnade erheben, ſagte er faſt demuthsvoll. Aber meine Perſon ſteht und fällt mit dem Begriff Polens, und es giebt keinen anderen Boden mehr für mich, als mein Vaterland. Da es kein Vaterland mehr für mich giebt, ſo giebt es auch kein Schwert mehr an meiner Seite. Aber wenn ich mein Schwert nicht mehr aus den Händen des Czaren Rußlands zurücknehme, ſo wird damit das eigenſte Schickſal bezeichnet, das mich und Polen getroffen hat. Was ich dann noch hinzuzufügen habe, wird nun nicht mehr als Anmaßung und Vermeſſenheit von mir gedeutet werden können. Ich verſpreche, nicht mehr gegen Rußland zu kämpfen,

aber dies Versprechen, das ich heilig halten werde, ist nur das Bekenntniß meiner künftigen unermeßlichen Schwäche, als das es von Eurer Majestät lediglich angenommen werden kann und als das ich es verbürgt zu sehen zufrieden bin. Ich bitte darum das Schwert Kosciuszko's zu behalten, aber die Erlaubniß, wieder aus Petersburg gehen zu dürfen, nimmt Kosciuszko mit einem Zubelseufzer des Dankes an. Er würde sie nicht annehmen, wenn Polen noch Lebenskraft und Existenz hätte, denn nach dem wirklichen Polen dürfen nur Leute zurückkehren, welche die unbestrittene Fähigkeit haben, ihr Schwert zu gebrauchen und seine blanke Fläche gegen jeden Feind Polens zu entblößen!

Czar Paul schien mit einiger Betroffenheit dem kranken, fast bei jedem Wort in sich zusammenschauernden General zuzuhören. Dann sagte er, indem sich seine Mienen sichtlich um einen heitern Ausdruck bemühten: Es würde mir und der Czarin sehr angenehm sein, wenn der General Kosciuszko sich selbst ganz offen entscheiden wollte, welchen Werth er unsern für ihn gehegten Gesinnungen beimißt. Ich biete ihm auf der einen Seite ein Paquet von 1500 russischen Bauern zum Geschenk an. Wenn er deren

Beſitz antreten will, ſo würde uns dies ſehr willkommen fallen, denn wir würden daraus mit Vergnügen entnehmen können, daß General Kosciuszko bei uns in Rußland bleiben will. Da einmal Polen in Rußland begraben liegt, obwohl ich geſtehen muß, daß dies niemals mein Wunſch geweſen, ſo kann auch Kosciuszko in Rußland bleiben, und als freier Pole dort beweiſen, daß die Regierung Rußlands niemals ſchlechte Abſichten mit einem ihm unterworfenen Polen gehegt. Wenn Polen nicht frei bleiben kann, indem es ſeine Hände in die Hand Rußlands legt, ſo kann doch Rußland einen freien Kosciuszko in ſeinen Gränzen haben, einen Kosciuszko, der ſich auf ruſſiſchem Landbeſitz angeſiedelt hat und der (ich verſpreche es ihm) große Beſitzungen in unſerm Reich ſich gründen wird.

Kosciuszko wurde bei dieſen großmüthigen Anerbietungen des Kaiſers ſo lebhaft, daß er vom Stuhl aufſprang und der Schwäche, die ihn bis dahin beherrſcht, ganz zu vergeſſen ſchien. Aber mit einem bekümmerten und demüthigen Ausdruck ſank er wieder zurück, und ſtöhnte ſchmerzlich vor ſich hin: Ich will ja nichts mehr als ein unglücklicher Pole ſein, und würde die 1500 ruſſiſchen Bauern Euch nicht ernähren

können, mein hochgesinnter Czar! Als unglücklicher Pole werde ich aber nach Amerika mich begeben, wohin ich von hier über Paris und London zu reisen gedenke. Ich besitze in diesem Augenblick kein bereites Reisegeld, und finde es meines Schicksals würdig, daß Kosciuszko nur mit einem ihm großmüthig bewilligten Reisegeld des Czaren von Rußland wieder in die Freiheit reisen kann. Das ist also meine Bitte, mit der ich in der That noch der großen Gnade des Czaren für mich beschwerlich fallen muß. Was der gütige Czar mir zu diesem Zweck leihen wird, werde ich nebst meinem Dank sogleich von London aus wieder zurücksenden, denn dort trete ich wieder in den ganzen Besitz meines Vermögens ein.

Ihr hättet nur den zweiten Theil meiner Anerbietungen abwarten sollen, und Ihr würdet Euch dann nicht mehr in der Lage gesehen haben, eine Bitte an mich richten zu müssen, entgegnete jetzt der Czar mit einem plötzlich abgekühlten, harten Ton, der sein ganzes Wesen verändert zeigte. Ich war im Begriff, Euch auch eine namhafte Geldsumme darzubieten, die meinen 1500 Bauern ebenso bestimmt gegenüber stand. Ihr sollt mit dieser Rußland verlassen und überall hingehen können, wohin es Euch

beliebt, um unabhängig und ſorgenfrei zu leben. Denn wer in Rußland ſo ſtark gelitten hat wie Ihr, dem muß man nachher anderswo einen froheren und reineren Aufenthalt zu bereiten ſuchen. Ihr ſeht, ich habe mich ſchon auf dieſen zweiten Fall meiner Anerbietungen eingerichtet, und bitte Euch, es in dieſer Art von mir annehmen zu wollen.

Der Czar zog bei dieſen Worten ein kleines verſiegeltes Paquet aus der Taſche, das er für dieſen Fall vorbereitet zu haben ſchien, und in dem ſich einige tauſend Goldſtücke eingeſchloſſen fanden. Er überreichte es jetzt dem General mit einer ſo freundlichen und vertraulichen Gebärde, daß Kosciuszko ſich dadurch nur aufgefordert fühlen konnte, das ihm in einem ſo guten Sinne Dargebotene erkenntlich anzunehmen.

Ich empfange es mit dem innigſten Dank gegen den gütevollen und edlen Czaren, und zugleich unter der huldreichen Gewährung meiner ſchon vorgetragenen Bitte: daß ich den ganzen Betrag von London aus an Euere Kaiſerliche Majeſtät zurückſenden darf! ſagte Kosciuszko mit einer tiefen, aber ernſten und feierlichen Verbeugung.

Thut nachher, was Ihr wollt und wie Ihr es

könnt! verſetzte Paul raſch, jedoch mit einem brüsquen und abweiſenden Ton. In England wird man ſich freilich wundern, ſo große Summen von London nach Petersburg wandern zu ſehen. Denn ich habe ſoeben den Subſidien-Vertrag gebrochen, der zwiſchen England und der Czaren-Krone von Rußland beſtand, und der mich hätte verpflichten können, zu gewiſſen Zwecken Geld aus England zu empfangen. Denn es iſt doch keine Manier eines Czaren von Rußland, gewiſſermaßen in der Gage eines Pitt zu ſtehen, und von demſelben Geld empfangen zu müſſen um ihm dafür das Blut der Ruſſen zu dieſer oder jener Unternehmung zu verkaufen. Ich bin ein großer Feind aller Geldgeſchäfte zwiſchen den Nationen, und auch eigentlich zwiſchen Männern von Ehre, bei denen die Achtung auf dem Spiele ſteht!

So werde ich es wagen dürfen, von Paris aus das Geld an Euere Majeſtät wiederzuſenden? fragte Kosciuszko mit einer heftigen Aufregung zurück, die faſt alle ſeine Glieder mit einem Schüttelfroſte ergriff und ſelbſt die Tücher der Schmerzen um ſeinen Kopf erzittern machte. Ich nehme das Geld weil ich ohne daſſelbe nicht zu reiſen vermag, aber mit meinem unausſprechlichen Herzensdank dafür muß ich zugleich

das Geld ſelbſt zurückerſtatten dürfen. Nur in einem einzigen Fall würde ich Alles behalten, was mir aus der Gnade des Czaren Paul zufallen könnte. Wenn dies gnädigſt geliehene Geld die Freiheit Polens wäre, ſo würde ich das Geſchenk tief und hartnäckig in mir verbergen, und nicht mehr zurückgeben, wenn man es mir auch aus meinem Herzen wieder herausſchneiden wollte! Aber die Freiheit Polens! Giebt es denn noch eine Münze, in der ſie jemals richtig und unbeſtreitbar ausgezahlt werden könnte?

Verderben wir uns unſern ſchönen Abſchiedsmoment nicht, mein lieber General Kosciuszko, durch die Freiheit Polens! entgegnete Czar Paul. Die Freiheit Polens iſt eine verwickelte Redensart geworden. Es giebt allerdings keine Münze mehr, in der ſie mit Uebereinſtimmung der Forderungen ausgezahlt werden könnte. Rußland muß deshalb auf ſeinem kalten Recht ſtehen bleiben, und Recht gegen Freiheit, das iſt die ſchlimmſte Gegenrechnung, die nur unternommen werden kann. Es hat mir darum leid gethan, daß ein edler, tapferer Mann, wie der General Kosciuszko, in einen ſo argliſtigen und verderblichen Kampf, der ohne Standpunct geführt werden muß, hineingefallen war. Er mußte dafür als Strafgefan-

gener in Rußland büßen, und das war ebenfalls kein Standpunct für einen Kosciuszko! Ich wollte, Kosciuszko ſendete mir auch aus Paris kein Geld wieder zurück. Ganz unter uns geſagt, kann ich das nicht leiden. Auch würde es mir nicht angenehm ſein, jetzt gerade aus Paris Geld zu empfangen. Ich habe jetzt dieſer elenden franzöſiſchen Republik den Frieden geſchenkt, weil es einſtweilen noch nicht in meinem Geſchmack liegen will, gegen dieſen Haufen von Unrath und Trümmern zu kämpfen. Vielleicht wird man in den fernen Kreiſen des Auslandes bald ſagen, daß Rußland im Begriff ſtehe, dieſes Schmachgebilde von Republik anzuerkennen, um ſich dafür Vortheile für den Verkehr beider Länder zu ſichern. Ich möchte darum jetzt nicht, daß bedeutende Summen von Paris nach Petersburg unterwegs laufen. Am liebſten würde ich die franzöſiſche Monarchie wieder aufrichten helfen, und für jedes Opfer, das ich dabei nur irgend zu bringen vermöchte. Aber die Zeit iſt dazu noch nicht gekommen, es ſieht noch nicht wieder monarchiſch und organiſch in dem unglücklichen gebrochenen Frankreich aus! Leben Sie wohl, General Kosciuszko! Vergeſſen Sie uns, wenn Sie keine Urſache finden können, uns zu lieben.

Der Czar wollte eben mit ſeiner Gemahlin, welche zum Abſchied die freundlichſten und beſorgteſten Blicke auf die traurige Geſtalt des polniſchen Generals fallen ließ, das Cabinet verlaſſen, als es Kosciuszko noch gelang, ſich ihm zu nähern und einige Dankes- und Abſchiedsworte auszudrücken.

Ich werde Alles aufbieten und thun, rief er bewegt, um mich der großen Gunſt würdig zu beweiſen, welche mir von dem hohen Czar Paul, dem aufgehenden Hoffnungsſtrahl Rußlands, widerfährt. Ich werde als dankbarer, aber auch als kluger und verſtändiger Mann zu handeln ſtreben, und nichts ſo einrichten, daß es die Rückſichten verletzen könnte, welche die neue politiſche Stellung des Czaren Paul erfordert. Als Dankbarer flechte ich zuerſt um dieſe meine innigſten, blühendſten und duftigſten Kränze.

Mit einer eigenthümlichen, wunderbar ausdrucksvollen Handbewegung hatte Paul dieſen hinreißenden Gefühls-Ausdruck des Generals Kosciuszko zugleich angenommen und zurückgewieſen. Dann war er, mit ſeiner Gemahlin am Arm, in den großen Saal zurückgetreten, in dem ſchon längſt neue, dringend aufgetretene Veranlaſſungen des Czaren harrten. Der General Kosciuszko hatte ſich durch ſeinen Begleiter

wieder in das Anhalt'ſche Hôtel zurückführen laſſen, wo er aber nun die Anſtalten zu ſeiner Abreiſe mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm vor ſich gehen ließ. Am andern Tage hatte Kosciuszko bereits Petersburg verlaſſen. —

unsittliche Anspielungen. Natur und gesunde Wirklichkeit ist auch in seinen Erfindungen nicht zu suchen, doch haben die genannten Romane eine moralische Bedeutung für ihre Zeit gehabt. Sie machten Mustertendenzen anschaulich, predigten Menschenkenntniß und Weltklugheit, und trugen zur Vermittelung der Gesellschaftskreise bei, indem sie Bilder des Hoflebens in die Interessen der deutschen Lesewelt brachten, wie auch dadurch, daß ihr Verfasser ein deutscher Fürst war, der sich eifrig mit den literarischen Dingen zu schaffen machte.

Die Romanenliteratur der damaligen Zeit ruhte in Erfindung und Behandlung vornehmlich auf dem französischen Geschmack von Scudéry und Calprenède. Der Geschichte der Romane muß es vorbehalten bleiben, die einzelnen hiehergehörigen Erscheinungen näher zu schildern. Der Wirkung des Romans auf den geselligen Ton und Lebensverkehr stand hier die allzu fremdartige Verkünstelung und Unnatur der Sprache entgegen, und es ist interessant zu hören, was ein scharfkritisirender Zeitgenosse, Gotthard Heidegger, in der Vorrede zu seiner Mythoscopia romantica, worin er

IV.

Die Leichenfeier Katharina's und Peters III.

Paul war seit seiner Thronbesteigung in eine so unaufhaltsame, nach allen Seiten hin überfließende Thätigkeit gerathen, daß man ihn kaum mehr sich selbst angehörig sah, und er auch die gewöhnlichen Stunden, welche er sonst dem Umgang und Verkehr mit seiner Familie schenkte und in denen er sich so leicht durch Nichts irren und stören ließ, zu anderen der Umgestaltung des Staatswesens gewidmeten Arbeiten zu verwenden anfing. Die Czarin aber wußte es mit ihrer großen leuchtenden Gewandtheit, mit der sie ihren Gemahl oft abzustoßen, aber noch öfter dauernd zu gewinnen und fast wider seinen Willen an ihr Wort und an ihre Mitwirkung zu Allem zu fesseln schien, doch wieder auf das Beste und Nütz-

lichſte zu geſtalten. Sie verſtand es, jetzt immer und jederzeit in der Nähe Pauls zu ſein, und während ſie ihn ſonſt oft Tag und Nacht nicht geſehen und geſprochen haben würde, verſtand ſie es jetzt, immer auf die nothwendigſte Weiſe ſich in ſeiner Nähe zu thun zu machen und ihn wichtige Dienſte, die er von Andern erſt befehlen und beſtellen mußte, ſchon in ihren Händen vorbereitet und fertig finden zu laſſen. Maria Feodorowna bewies dadurch die große ſchlagende Sachkenntniß, mit der ſie den gegenwärtigen bedeutungsvollen Moment überſchaute, und die ihr dazu diente, Alles zu wiſſen und zu überlegen, was in Pauls Gedanken kommen und ſeine Entſchließungen bewegen konnte. Damit verband ſie zugleich das bewundernswürdige Geſchick, ſich jeden Augenblick in dazu bereiter und eigentlich unabweislicher Geſtalt zur Ausführung ſchwerer und das größte Unterſcheidungsvermögen bedingender Dienſte darzuſtellen, und es konnte Niemand dazu geeigneter genommen werden, weil ſie ſchon Alles wußte, worauf es dabei ankam, und weil ſie beſſer, als es der Czar irgend Jemanden ſagen konnte und durfte, zur Ausübung von Vorſichten und Rückſichten entſchloſſen und vorbereitet war.

Die Czarin ſchien daher zugleich und wie durch

eine plötzliche Umschaffung eine gewandte und verschmitzte Dienerin des Czaren geworden zu sein, und während er Alles, wie es sich gerade traf, ihrer so unabweislich sich darbietenden und bequemen Besorgung überließ, staunte er zugleich befremdet, indem er sich heimlich der einverständnißvollen Hülfe anvertraute, die sich ihm gerade in dem Augenblick, wo sie nöthig wurde, schon so geschäftig darbot. Maria Feodorowna hörte aber auch in dieser eigenthümlichen Lage, in der sie sich jetzt thätig und eingreifend zeigen wollte, keinen Augenblick auf, die hochblickende, in eigener Macht und in selbstgewisser Klarheit wirkende Czarin zu sein. Während sie zur Ausführung des geringsten Dienstes sich erboten und dabei mit der äußerlichen Gewandtheit einer bloßen Creatur eintrat, schien doch Alles wieder zu einer holden Schelmerei auf ihrer heitern, schönen Stirn sich zu mischen, und aus den Augen blitzte ein hoher, flammender Strahl heraus, der plötzlich einmal verkündigte, daß hier der Genius einer bedeutenden, das Größte in sich tragenden Frau mitspielte.

Zugleich hatte sich die Czarin bei dieser jetzt eigenthümlich eingetretenen Art ihres Waltens mit einer dienenden und helfenden Begleiterin umgeben, welche dazu sehr paßte und vielleicht einigen Einfluß auf die

ihnen so rasch entgegengekommene Bereitwilligkeit des Czaren ausgeübt hatte. Es war dies Marfa Nelidow, welche jetzt wieder in voller Bestimmtheit, und zum Theil mit einer höheren Rangstellung, in die Dienste Maria Feodorowna's eingetreten war, und der Czarin darin von Neuem sehr wohlthätig und hülfreich wurde. Paul schien einen großen Gefallen an dieser Ausfüllung der ehemaligen Lücke zu finden, obwohl er sonst in keiner Weise an den Tag legte, daß ihm eine Wiederherstellung des früheren vertrauten Verhältnisses mit seiner Freundin am Herzen liege. Die zufällige Erneuerung der Bekanntschaft mit ihr war sogleich durch die Sorgen des neu bestiegenen Czarenthrons und durch die in Paul entstandenen neuen Richtungen und Triebe in eine andere Lage gekommen, in der Alles bei dem Czaren sich veränderte, und in der nur die Neigung zu seiner immer liebenswürdiger und großartiger gewordenen Gemahlin sich bedeutender als je aufzubauen schien. Doch bereitete es dem Czaren jedesmal ein sichtliches Vergnügen, die Nelidow im Gefolge seiner Gemahlin vor sich erscheinen zu sehen, und er hatte oft schon ganz ausführlich über mehrere Gegenstände mit ihr gesprochen, die aber sämmtlich und ausschließlich den neuen Interessen des für sein

Land beſorgten und um alles Mögliche bangenden und leidenſchaftlich erregten Czaren angehörten.

Aber auch einige Freunde mangelten dem Czaren nicht, welche ihn in dieſen erſten bangen und ſchweren Momenten ſeiner Herrſchaft mit nie ſchlendrer Treue umgaben und ſich jeden Augenblick bereit zeigten, ſeine Befehle zu empfangen oder auch nur den Keim zu einer neuen, in die großen weiten Beziehungen der neuen Herrſchaft eintretenden Anordnung in ihm zu entdecken. Es war dies vor Allen Iwan Paulewitſch Kontaitzow, der neue Staatsrath, der mit einer faſt unbegreiflichen Anſtrengung keinen Augenblick verſäumte, in dem er ſeine feurige, mit Allem anbindende Thätigkeit für die neue Epoche der Herrſchaft Pauls eintreten laſſen konnte. Sein ganzes Weſen hatte unter dieſen, am meiſten für den Czaren begeiſterten Beſtrebungen bereits eine ſchärfere, ernſtere Faſſung angenommen, er ſchien plötzlich um Vieles älter geworden zu ſein, und ſah nicht mehr ſo heiter und jugendkräftig wie ſonſt aus. Dabei aber hatte ſich die Gunſt der Czarin jetzt mehr als je ihm zugewendet, denn da ſie mit Erſtaunen und Bewunderung ſah, wie viel Iwan Paulewitſch leiſtete, und wie er dem Czaren ſchon fertige Ausarbeitungen vorlegte, wo derſelbe

kaum auf einen Gegenſtand hingedeutet hatte, ſo fühlte ſie auch ihren Dank und ihre Neigung dafür heranwachſen, und bemühte ſich demgemäß, ſeiner Perſon Aufmunterungen und Auszeichnungen aller Art widerfahren zu laſſen.

Die zweite Perſon, welche den Czaren jetzt den ganzen Tag und bei allen möglichen Gelegenheiten umgab, war der Prinz Alexis Kourakin, der ſoeben zum Vice-Kanzler des Reichs ernannt worden war, und der aus dem philoſophiſchen Stillleben, das er in der letzten Zeit geführt, jetzt zu einem neuen Anlauf großartiger Thätigkeit hervorgehen zu wollen ſchien. Er hatte dabei zugleich die perſönliche Aufgabe übernommen, den Willen des Czaren zu den alten Staatsbehörden zu tragen und im Schooße derſelben ſchon ſogleich die Veränderungen vorzubereiten, zu denen die neue Politik des Reichs überall, wie aus einem neuen Lebensdrange, hintreiben wollte. In dieſer Thätigkeit war Kourakin jetzt völlig aufgegangen, er ſchien für nichts Anderes mehr Sinn und Leben zu haben, und am allerwenigſten hatte er ſeine aufmerkſamen Huldigungen für Maria Feodorowna, die er ihr früher mit ſo großem Ernſt bewieſen, in dieſe neue Epoche ſeiner Thätigkeit bei dem Czaren mit herübernehmen wollen.

Die Czarin und er ſprachen niemals miteinander, und kaum blickten ſie ſich an, ohne wieder mit einem raſchen plötzlichen Entſchluß ihre Augen weit auseinanderfahren zu laſſen und auf andere Gegenſtände zu heften.

Dies waren die nächſten Umgebungen, die dem Czaren in dieſem erſten Beginn ſeiner Herrſchaft und in dem erſten bedeutſam angeſchwollenen Moment derſelben, wo neben einer unendlich aufgeblühten Thatenluſt zugleich Ideen und Träume der verſchiedenſten Art ſein Herz bewegten und zogen, zur Seite ſtanden. Es ſchien ein Regierungs-Comité zu ſein, das zugleich ein um den Czaren geſchloſſener, halb geheimnißvoller Bund der Freundſchaft und Liebe war, und in welchem die Czarin die erſte leitende, nach allen Seiten hin wirkende Stelle einnahm.

Heut hatte Maria Feodorowna, noch ehe die anderen Freunde des Czaren bei ihm erſchienen waren, ſchon bei der Einnahme des einfachen Frühſtücks eine Unterredung mit dem kaiſerlichen Gemahl, die denſelben bedeutend anzuregen ſchien und ihn zu lebhaften Mittheilungen veranlaßte.

Bin ich denn nun bereits Herr und Haupt von Rußland geworden? fragte Paul, indem er mit ſcharfen und zweifelhaft blinzelnden Blicken zu der ihm gegen-

überſitzenden Czarin hinüberblickte. Mich dünkt, es wird erſt noch Manches geſchehen müſſen, ehe ich mich zum Herrn Rußlands eingeſpielt haben werde.

Es iſt am geſtrigen Tage ſchon ſehr Wichtiges geſchehen, mein hoher Czar und Gemahl, erwiederte Maria Feodorowna, freundlich und zärtlich ihm entgegenblickend. Hat nicht Czar Paul geſtern der Armee und den Garden, der Hauptſtadt ſowohl als der Provinzen, den Eid der Treue abgenommen, und damit iſt ein neuer bedeutender Unterbau des jungen Throns vollbracht worden. Die Truppen haben ſich mit großer Begeiſterung dem Wort und Anblick ihres neuen Czaren gefügt, und die neue ruſſiſche Kokarde, welche der Czar befohlen, iſt mit rauſchendem Entzücken von allen Soldaten getragen worden. Alles das iſt der Anfang, Herr und Haupt von Rußland zu ſein.

Ja, entgegnete Czar Paul, wohlgefällig lächelnd, mit der neuen Kokarde haben wir bereits einiges Glück gemacht. Sie war früher weiß, und wir haben ſie jetzt ſchwarz mit einem gelben Rande einrichten laſſen. Es ſieht dies nicht nur würdiger und anſtändiger aus, als der kleine weiße Trödel, ſondern es ſchützt mir auch den Soldaten, deſſen neue dunkle Kokarde jetzt

mit der ſchwarzen Kopfbedeckung verſchmilzt. Ein ruſſiſcher Soldat iſt nicht dazu da, um jedem feindlichen Scharfſchützen einen ſichern Zielpunct darzubieten, an dem er ſogleich niedergeſchoſſen werden kann, wie die weiße Kokarde es ſo pünctlich gezeigt hat. Aber jetzt werde ich noch etwas weit Eingreifenderes thun müſſen. Ich werde dem Lande zeigen müſſen, daß der Czar einen Vater hat, den er feierlich, anſtändig und ehrlich begraben will, ehe er es wagen kann, ſich auf den Thron deſſelben zu ſetzen. Es herrſchten früher wilde Sitten, und der Vater konnte ſich herausnehmen, ſeinen Sohn zu verläugnen. Wir wollen aber jetzt ernſter, milder und ſittſamer werden. Der Sohn wird jetzt ſeinen Vater erſt anerkennen, ehe er ſich ſeiner Herrſchaft für würdig hält, und er wird ihn mit ſeiner Mutter zugleich in demſelben Augenblick, in derſelben Gruft jetzt beſtatten. Es wird dann ſo ausſehen, als ob auch meine Mutter ihren Gemahl, den Czaren Peter III., geliebt hätte und ſich nun mit ihm innig in dieſelbe Gruft legt. So ſoll die ſchlechte Vergangenheit in einer neuen friedlichen und verſöhnlichen Todtengruft für die Czaren-Familie von Rußland ſchließen, und ich werde dann meine Geſchäfte und

Pflichten ganz von vorn wie ein ehrlicher Mann besorgen!

Die Czarin war bei dieser Mittheilung in das höchste Erstaunen gerathen, das fast an Entsetzen zu gränzen schien. Sie folgte mit ungewissen, krampfhaft hin und her irrenden Blicken dem seltsamen Mienenspiel seines Gesichts, in dem die wunderbarsten und heftigsten Bewegungen seines Geistes sich auszudrücken schienen. Fast hätte sie Ehrfurcht haben mögen vor seiner mächtig ergreifenden Erscheinung, die in diesem Augenblick einen eigenthümlichen Zug von Erhabenheit angenommen zu haben schien und dabei nur zuweilen in düstern gespensterhaften Farben ausartete, welche die Czarin zugleich erschreckten und erzittern machten. Es stürzten ihr jetzt einige große, langsame Thränen aus den Augen, worin ihre tief erschütterte Natur sich von Neuem Haltung und Festigkeit zu erstreben schien.

Paul war einige Male mit starken, gewaltigen Schritten im Zimmer auf und nieder gegangen, dann stand er, zur Czarin zurückkehrend, wieder vor derselben still, und sagte mit einer plötzlich sanften und gemüthlich flehenden Stimme zu ihr: Maria Feodorowna, ich wünschte auf der Stelle einen Besuch im Alexander-Newski Kloster zu unternehmen, wo ich jetzt

ven den Romanen handelte*), über die Schreibart dieser Productionen bemerkt: „Wenn aber die vielfeltige Gottlosigkeit, so sich in den wollüstigen Romanen befindt, unsre heutige Esprits Forts nicht hindert, so nimmt mich nur Wunder, wie sie es machen, daß sie die schulerische, weibische Alamoderey der Worten und Strili, so durchgehends in den Romanen zischet und rauschet, übertragen und verdawen können. Ob sie so thöricht sein können, daß sie vermeinen, die Rede habe andre Zieraten als verständliche Flüßigkeit. Was könnte abscheulicher lauten als theils deutsche Romanen, da z. E. „Einer unter den dichten Fichten die Ruhe lächzenden Glieder ausdehnt"; item „da man die Kleider arm und die Bethe reich macht" (wenn man schlafen geht); item „da die klare Darthuung zu Tag steht", (wenn eine Sache offenbar ist); item, „da gar zu viel vorlustige Bezeigung auf eine Fehllust hinauslauft", und dergleichen halb zauberisch lautende Redensarten mehr. Dahin gehören die abenteuerlichen neuen Wörter,

*) Zürich, 1698.

große und ernſte Pflichten zu vollbringen habe, zu denen ich am liebſten an der Hand der Czarin ſchreiten möchte. Dort liegt mein armer Vater Peter III. begraben. Schon geſtern Abend ſandte ich den Befehl dorthin, für Peter und Katharina gemeinſchaftlich den Leichendienſt und die Beſtattungsfeier zu beginnen. Wer meine Anordnung geleſen, wird es nicht anders betrachten können, als daß die beiden Gatten jetzt in demſelben Augenblick und gleichzeitig bei einander ihr Leben ausgehaucht hätten. Ich ſelbſt habe es nicht anders empfunden, denn da ich jetzt zur Regierung gelange, ſo kann mein Vater, der zuletzt regierende Czar, auch erſt in dieſem Augenblick das Zeitliche geſegnet haben. Meine Mutter, ja, meine Mutter tritt ganz bequem in den Schatten dieſes Liebe-Begängniſſes mit ein, und wir begraben ſie nach ihrem Tode bloß als zärtliche Frau, um ſie als bittere und grauſame Mutter zu vergeſſen. Was meint meine Czarin? Will ſie jetzt mit mir fahren in das Alexander-Newski-Kloſter?

Maria Feodorowna erbleichte bei dieſem Gedanken, der ihr jetzt in ſo unabweisbarer Art und mit einer wunderbaren, faſt kindlichen Kraft der Rührung und der Innigkeit entgegentrat. Ich bin erfreut, daß der

Czar nicht ohne mich und ohne meine helfende Begleitung dieſe höchſt traurige Fahrt unternehmen will! ſagte Maria Feodorowna, indem ſie mit ihrer ſüßen Milde dem Czaren nahe trat, und, ſich tief verneigend, ihre Unterwerfung unter ſeinen Willen erklärte.

Das iſt Recht, Maria Feodorowna! rief Paul. So werden wir denn von jetzt an Alles zuſammen machen! Wir werden meinen Vater und meine Mutter mit einander beerdigen und wir werden ihnen in der kaiſerlichen Gruft der Peter-Pauls-Kirche der Citadelle eine gemeinſchaftliche Ruheſtätte ſuchen. Ich darf mir die Beiden nicht getrennt denken, und ich will ſie darum vereinigt behalten in der alten großen Czaren-Gruft auf St. Peter und Paul. Dann wollen wir nicht mehr ihrer gedenken.

Er ſah jetzt einen Augenblick lang heiter und glänzend aus, aber in Maria Feodorowna's Seele ſtieg der Schauder, mit dem ſie dieſen neuen Ausdruck auf des Kaiſers Geſicht betrachtete. Sie mahnte jetzt ſelbſt zur ſofortigen Ausführung dieſes Vorſatzes, da der Tag noch ſo viele andere Veranlaſſungen in ſich ſchließen werde.

Ach, meine liebe Maria Feodorowna, erwiederte Paul mit einem ſeltſam ſich verzerrenden Ausdruck

ſeines Geſichts, wir werden am heutigen Tage doch nichts Wichtigeres und Größeres vornehmen können, als dieſes. Uns damit zu beſchäftigen, wird die einzige Arbeit eines ganzen Tages ſein. Der Wagen wird aber ſogleich vorfahren, um uns nach dem Alexander-Newski Kloſter zu bringen. Es hat der Iwan Paulowitſch Koutaizow Alles beſorgt und auch in dem Kloſter die nöthigen Vorbereitungen getroffen.

In demſelben Augenblick trat der Staatsrath ein und brachte dem Czaren die Meldung, daß alle ſeine Aufträge jetzt vollzogen ſeien.. Paul führte jetzt ſeine Gemahlin ſogleich an den Wagen herunter, und zugleich empfing Iwan Paulowitſch, welchen der Czar jetzt bei keiner Gelegenheit mehr entbehren konnte, den Befehl, mit ihnen zu fahren und den Platz im Wagen hinter dem Czaren-Paare einzunehmen.

So ging es raſch und im lautloſen Schweigen dem Alexander-Newski-Kloſter zu, welches am äußerſten Ende des Newski-Proſpects und zugleich der Stadt Petersburg ſelbſt liegt. Es bedurfte einer langwierigen Fahrt, ehe man, dem Alexander-Newski-Kloſter ſich nähernd, die große, im reinen griechiſchen Styl erbaute Kirche vor ſich erblickte, in welcher der berühmte, aus maſſivem Silber gefügte Sarkophag

des heiligen Alexander Newski, einst des feigsten und niederträchtigsten Czaren unter allen Herrschergeschlechtern Rußlands, enthalten war.

In dem Kloster Alexander Newski hatte schon die ganze Nacht hindurch ein sehr reges und bedeutendes Leben sich entsponnen, indem man sich bemüht zeigte, sowohl die herrschenden Absichten des neuen Czaren zu ergründen, als auch bereits die denselben entgegenkommenden Vorbereitungen zu treffen. Das Alexander Newski Kloster war zugleich der Sitz des Metropoliten oder Erzbischofs von Petersburg, und der würdige Gabriel, einer der bedeutendsten und gebildetsten Kirchenfürsten seiner Zeit, hatte schon die ganze Nacht hindurch mit den zahlreichen Mönchen des Klosters gebetet und fleißigen Rath gepflogen. Es war dadurch zugleich für diese Nacht ein regelmäßiges und nüchternes Leben unter der Priesterschaft dieses Ortes entstanden und die wilde und tolle Lebensweise, die sonst bei dieser seltsamen Klasse der Bevölkerung in Rußland in jener Zeit herrschte, schien auf den Gesichtern und in den Gestalten der Mönche zurückgetreten zu sein. Sie sahen heut alle ordentlich, heiter und klar aus, und wenn man sie sonst bei der großen Procession, welche jährlich im Alexan-

der-Newski-Kloſter ſtattfand, nur mit lebhaftem Ergötzen in pontificalibus aufmarſchiren ſah, in welchen Character ihr luſtiger Sinn die groteskeſten Nüancen zu bringen wußte, ſo ſchienen ſie heute in ihren langen würdevollen Bärten und geiſtlichen Kleidern nach langer Zeit wieder zum Erſtenmal in die höhere Weihe ihres Standes zurückgekehrt und nur erhabenen Angelegenheiten hingegeben zu ſein. Die Erwartung, daß der Czar heut unter ſeinen erſten öffentlichen Schritten das Alexander Newski-Kloſter betreten und die in jenem verfallenen und vergeſſenen Winkel ruhende Geſtalt ſeines Vaters aus ſeinem Sarge heraufbeſchwören wolle, hatte dieſe ungeheure Wirkung auf Alle hervorgebracht. Und wie ſeltſam und aufregend war es, daß heut plötzlich der Name Peters III. im ganzen Kloſter ſo laut und ausdrucksvoll von Jedermann genannt und wiederholt werden konnte. Dieſen Namen hatte ſeit fünfunddreißig Jahren Niemand mehr auszuſprechen gewagt, und man hatte den alten Czaren ſelbſt darüber vergeſſen, man hatte, mit anderen Dingen beſchäftigt, nicht mehr daran gedacht, daß in jenem halbverfallenen Winkel des Alexander-Newski-Kloſters der Leichnam Peters III. ſelbſt beſtattet liege!

Jetzt waren Czar Paul und die Czarin mit ihrem Gefolge in das Kloſter eingetreten. Der Erzbiſchof Gabriel war ihnen an der Spitze der ſämmtlichen Kloſter-Geiſtlichen, die ſich hinter ihm in einer feierlichen Aufſtellung gruppirt, entgegengekommen, und hatte die Gelegenheit ergriffen, den Czaren in einer zuſammenhängenden Anrede, in welcher zugleich die Glanzſtellen auf den Clerus und die Kirche fielen, bei ſeinem Regierungs-Antritt zu begrüßen.

Der Czar bezeigte wenig Luſt, auf feierliche Erörterungen ſolcher Art mit dem Erzprieſter einzugehen. Er wandte ſich vielmehr an einen der älteſten Mönche, die um ihn her ſtanden, und wies ihn mit einer dringenden Gebärde an, ihm das Grabmal ſeines Vaters, des Czaren Peters III. in der Kirche zu zeigen.

Ich weiß es, daß dieſe Gebeine, welche die Ehre ihres kaiſerlichen Begräbniſſes noch nicht genoſſen haben, hier immer noch in wilder Vergeſſenheit neben der Sakriſtei in dieſer heiligen Kloſterkirche ruhen! ſagte Paul mit dumpfer, klangloſer, in ſich ſelbſt verlorener Stimme. Es iſt dies wahrlich ein großer Schatz Eures Kloſters bis heut geweſen, aber ich komme, Euch dieſen Euern bis jetzt vergraben geweſenen Schatz heut abzuholen, und Ihr ſollt ihn an

das Reich abliefern, dem er durch mich zurückgegeben werden wird!

Der Erzbiſchof Gabriel hatte ſich die Pflicht nicht nehmen laſſen, den Czaren zur Auffindung dieſer Stelle durch die große, weitgemeſſene Kirche zu geleiten. Die Mönche folgten dieſem merkwürdigen, bis jetzt noch unbegreiflichen Zuge in ſtiller Zurückhaltung nach und nur einige deuteten durch leiſe Anſtimmung bußfertiger, ſchmerzerfüllter Strophen die in ihnen aufgeſtiegene Erregung ihrer Gefühle an.

Man ſtand endlich an dem bezeichneten Ort vor einem in ſich faſt zerfallenen Grabmal da, welches mit keiner Inſchrift geehrt, mit keinem Bildzeichen irgend einer Art geſchmückt war, und das ſchon durch ſeine Unerkenntlichkeit dazu beſtimmt ſchien, die Ueberreſte eines verlorenen, in Unglück, Schmach und Vergeſſenheit geſtürzten Czaren in ſich zu tragen.

Es war die Grabesſtätte Peters III., vor der ſich Paul jetzt in einer wunderbaren Verwirrung ſeiner Gefühle und ſeines ganzen Weſens befand. Er hatte dem Erzbiſchof Gabriel in dieſem Augenblick leiſe, kaum hörbar den Befehl zugeflüſtert, daß er das Grabmal geöffnet und den Sarg mit den Ge-

beinen ſeines Vaters in ſeiner Gegenwart an das Licht herausgeſtellt zu ſehen verlange!

Der wunderbaren, halb durchgeiſtigten, halb in ſich verlorenen Erſcheinung des Czaren gegenüber hatte Niemand den Muth, eine Abmahnung auszudrücken oder eine von der ſeinigen verſchiedene Anſicht zu erkennen zu geben, und der Erzbiſchof war ſogleich als treuer Vollſtrecker des vom Czaren ausgegangenen Befehls hingetreten. Es bedurfte kaum einiger Minuten, um den Sarg Peters III. vor die Augen des Czaren hinzuſtellen und ihm mit ſeinem ganzen überaus traurigen Inhalt zu öffnen. Die Haltung Pauls brach zuſammen, als er ſich jetzt von dieſem zerreißenden Anblick überraſcht fand, und ihn die gräßlichen Dinge, die er in dem Sarge zu betrachten begann, zu erſchüttern und umzuwerfen drohten.

Eine Fluth bitterer und rührender Thränen war aus ſeinen Augen geſtürzt und floß in nicht wieder endenden Tropfen auf die düſtere und wild durcheinandergeſchüttete Aſche herunter, welche den Sarg mit den Gebeinen ſeines Vaters füllte. Dann hob er einen Handſchuh in die Höhe, der im Sarge über den verwitterten Knochen des Leichnams lag und ihn anfänglich, ehe er ihn zu erkennen vermocht, geſtört

hatte. Diesen Handschuh, das letzte Zeichen einer Lebensgestalt seines unglücklichen Vaters, küßte er mehrmals und immer wieder, und seine Thränen verdoppelten begierig ihre Fluth, um sich in dieses einstige Besitzthum des Czaren Peters III. einzusaugen.

Dann ließ er den Sarg seines Vaters durch die Klostermönche in die Mitte der Kirche tragen und dort, unter Begleitung würdevoller Chorgesänge, auf einer Erhöhung befestigen. Darauf fügte er, an den Erzbischof Gabriel sich wendend, mit leisem, geheimnißvollem Flüstern den Befehl hinzu: daß bei diesem Sarge von dem jetzigen Augenblick an derselbe fromme Dienst der Kirche beginnen solle, der bei der Czarin Katharina, die auf ihrem Paradebett im Palais ausgestellt liege, bereits vollzogen werde.

Ich habe den Entschluß gefaßt, morgen eine neue würdige Bestattung der Ueberreste meines theuern hohen Vaters zu begehen! begann Paul nach einer stillen nachdenklichen Pause mit lauter und kräftiger Stimme wieder, indem er sich, dem Erzbischof gegenüber, feierlich in die Mitte der Versammlung stellte und dieselbe bedeutungsvoll anredete: Der Leichnam meines Vaters, des Czaren Peters III., soll jetzt

aus ſeinem bisherigen Ruheplatz, wo er nicht an ſeiner Stelle ſich befand, hinweggenommen werden. Zuſammen mit meiner Mutter, ſeiner weiland Gemahlin, der hingeſchiedenen Czarin Katharina, werde ich ihn jetzt mit hohem kaiſerlichem Pomp in das Czaren-Begräbniß in der Kirche des heiligen Peters und Pauls der Citadelle hinführen laſſen. Mein Vater ſoll jetzt dort in der Gruft beigeſetzt werden, in welcher die Gebeine Peters des Großen und ſeiner glorreichen und theuern Nachfolger ruhen, denn ich würde meine Regierung nicht antreten können und wollen, wenn ein Mann, wie Peter III., von dieſer großen Gemeinſchaft, aus der er ſelbſt mit beſteht, ausgeſchloſſen bleiben müßte. Der Erzbiſchof Gabriel ordne jetzt die Dienſte an, welche die Kirche hier an dieſem Ort, und ſo lange er noch hier verweilt, dem Leichnam unſers lieben Czaren Peters III. widmen will. Andere Männer, welche in dieſem Dienſt neben den Geiſtlichen ſtehen und das feierliche Leichengefolge des Zuges bis zur Citadelle vermehren und geleiten werden, habe ich ſchon verordnet und beſtellt, und erwarte ſie in dieſem Augenblick im Alexander Newski-Kloſter eintreffen zu ſehen!

Der Czar hielt hier inne und ſeine Augen dran-

damit ſie unſere Sprache bereichern. Mein Temperament iſt auf ſauber deutſch meine Mengart; das Fenſter ein Tagleuchter; ein Rival ein Sammthoffer; ein Steuerruder ein Schiffzaum; der Wein verfault Waſſer in Rebholz u. ſ. w." —

Der phantaſtiſchen Welt der Romane, in der die durchlauchtigſte Sprerin, das Fräulein Valiska, und Herkules und Herkuladiska ſo wunderbar hauſten, ſtand die Wirklichkeit wie verlaſſen von der Poeſie gegenüber. Der eigentliche Reiz dieſer Romane war das Unmögliche, das gar nicht Exiſtirende, ſowohl in Geſtalten wie in Ereigniſſen, und die Deutſchen des ſiebzehnten Jahrhunderts hatten ihr Vergnügen daran, dieſe Abenteuer eines in die blaue Luft hineinſegelnden Lebens mitzuträumen. Das Wirkliche in dieſem Jahrhundert war das Wüſte und Unbehagliche, ein Getümmel von feindlichen Bildern, dem man zu entfliehen ſuchte, und ſo ſetzte man ſich dieſe weſenloſen Geſtalten einer romanhaften Weltordnung zuſammen und bevölkerte magiſch die fernen Räume hinter den Bergen. Dies verworrene Jahrhundert war gänzlich ohne Ideale. Sein Zerfallenſein mit der

gen in ſtiller träumeriſcher Gluth in die Ferne, indem ſie den unmittelbar vor ihm ſich öffnenden Weg, der zum Ausgang des Kloſters hinführte, gedankenvoll und lauſchend verfolgten. Jetzt glaubte Paul mit ſeinem wunderbar ſcharfen Gehör die Schritte einer mühſam heraufkommenden Perſon zu vernehmen, was einen ſo eigenthümlichen Eindruck auf ihn machte, daß er ſich raſch in Bewegung ſetzte und, ſich von den Uebrigen entfernend und allein einige Schritte vorausgehend, harrend und ſchauend in dieſen Corridor eintrat.

Wahrhaftig, das iſt ja mein alter Baron von Ungern-Sternberg, den ich da kommen ſehe! rief der Kaiſer einem alten ehrwürdigen Herrn entgegen, der ſoeben in die Kirche getreten war, und, mit ſchwierigen Schritten ſich bewegend, der ihm an der Thür gewordenen Weiſung, den Czaren zu finden, folgte.

Es war ein Mann vom höchſten Alter, aber von einer wunderbaren Feinheit und Würde der Erſcheinung, der ſich in dieſem Augenblick dem Czaren näherte und mit einer tiefen, glühenden, faſt zärtlichen Verneigung jetzt vor ihm ſtehen geblieben war, um ihn feierlichſt und dankend zu begrüßen.

Danket mir nicht, mein lieber guter General!

ſagte Paul mit einem herzlichen Ausdruck von Freude und Rührung. Es iſt wahr, ich habe Euch heut zum General en Chef ernannt, denn mir liegt daran, ſogleich Euch aufzunehmen auf den Wegen, die mir jetzt nach langem Warten eröffnet worden ſind. Ihr habt mir jetzt ſeit langen Jahren hier in Petersburg wie ein von der Welt abgeſchiedener Philoſoph gelebt und habt auch Eure unſchätzbare Weisheit nur in einem kleinen verborgenen Freundeskreiſe leuchten laſſen wollen. Und doch gehörtet Ihr zu den erſten und beſten Offizieren meines Vaters, und noch mehr, Ihr ſtandet ihm im Augenblick ſeiner unglücklichen und ſchmachvollen Kataſtrophe nahe, freilich ohne ihm Euere treue Hülfe widerfahren laſſen zu können. Ich konnte unmöglich Czar werden, ohne einen ſolchen alten Offizier meines Vaters General werden zu laſſen. Aber das iſt eigentlich nur das Geringſte, worauf es mir mit Euch angekommen iſt, mein lieber Ungern-Sternberg. Ich beſchied Euch hierher nach dem Kloſter um dieſe Stunde, und Ihr habt inzwiſchen gewiß gehört, was ich für meinen Vater zu thun im Begriff bin?

Oh, Majeſtät, erwiederte der alte General, indem

er noch ſtärker erbleichte, ich habe es mit dem höchſten Erſtaunen, mit der größten Verwunderung gehört.

Wie, mit dem höchſten Erſtarnen, mit der größten Verwunderung? fragte Paul faſt erſchrocken zurück. Iſt es denn nicht eine Pflicht, die ich zu erfüllen habe?

Der alte General lächelte mit einer beſcheidenen und rührenden Gebärde, und ſchien dann ſein gutes und ſinniges Antlitz wie ein bedeutſames Buch, auf dem die ausgiebigſten Antworten auf die dringendſten Fragen verzeichnet ſtanden, vor den Augen des Czaren aufzuſchlagen. Der Czar ſchien in der That weiter zu leſen auf dieſem alten Freundesantlitz, in das er ſeit ſo langer Zeit nicht geblickt hatte, aber es wollte ihm keine Ueberzeugung daraus entgegendringen, die ihn in ſeinen Entſchlüſſen umzuwandeln vermocht hätte.

Ich weiß, Du hältſt die Welt für ſchlecht, aber es wird doch der glücklichſte Anfang für den Sohn ſein, den Vater zu ehren! ſagte der Czar, in einer ſchauerlichen Gedankenfolge zuſammenzuckend und ſich ſchüttelnd.

Ungern Sternberg war ein feiner Cavalier von altem Gepräge, dem nur ein ſtrenges Soldatenthum

eine ſchärfere und unverrückbare Faſſung gegeben hatte. Er gehörte zu der Anzahl deutſcher Offiziere, welche Peter III. mit großer Vorliebe um ſich geſammelt, und unter dieſen hatte er immer ſeinen treu ergebenſten Diener und Freund, den Herrn von Ungern-Sternberg, der zuletzt ſein Adjutant geworden war, ſeiner wahren Freundſchaft für würdig gehalten. Das freimüthige Verhältniß, das zwiſchen dem Czaren Peter III. und ſeinem Adjutanten Ungern-Sternberg beſtanden, hatte auch den Manieren des alten Soldaten ein ganz eigenthümliches Gepräge gegeben, das auch in dieſem Augenblick, wo er dem neuen, ſich ihm ſo wohlwollend beweiſenden Czaren gegenüber ſtand, ſich in ſeinem ruhigen, mit ſtiller, zweifelhafter Beobachtung auf Paul gerichteten Antlitz zu erkennen gab. Denn eigentlich hatte ihm der neue Czar keinen Gefallen damit erwieſen, daß er ihn zum General en chef ernannt und ihn damit auf das große Theater der Welt zurückgerufen, von dem er ſeit langer Zeit ewig fern zu bleiben gewünſcht hatte. Jetzt waren ſeine Blicke zugleich auf den Sarg Peters III. gefallen, wie er in der Kirche einen neuen Standort gefunden, und dieſem rührenden und ihn gewaltig fortreißenden Anblick konnte er nicht wider-

ſtehen. Er brach in laute, jammervolle Thränen aus, indem er einen Augenblick lang ſeinen Kopf zurückwandte, und dem neu ihm aufgegangenen, ach, ſo wohlbekannten Sarge ſeines theuren Herrn ſich zukehrte.

Paul folgte der Bewegung des alten Soldaten mit einer wahren herzlichen Theilnahme, und trat näher zu ihm heran, indem er ihn in ſeine Arme ſchloß. Dann übergab er ihm das Ordenskreuz des heiligen Alexander, das er aus ſeiner Taſche hervorzog und ſchon für dieſe Uebergabe vorbereitet zu haben ſchien.

Und, ſetzte er dann mit einem ſtarken energiſchen Ausdruck hinzu, hiermit ſchmücke ich Dich zu dem Dienſt, welchen Du am heutigen Tage und in der ihm folgenden Nacht dort bei dem Leichnam meines lieben Vaters haben wirſt. Ich ernenne Dich für dieſe Zeit zu ſeinem Wächter, und Du ſollſt bei ihm bleiben und hüten, bis wir den todten Czaren morgen Mittag feierlich zuſammen begraben und in öffentlicher Begleitſchaftung mit dem Körper der Czarin Katharina in die Kirche der Citadelle abführen werden.

Ungern Sternberg nickte mit einer frommen würdevollen Gebärde, indem er ſeine Hände faltete, und

ſie zu der Erhöhung, auf welcher jetzt der Sarg Peters III. ruhte, emporneigte.

Und die Uniform, in welcher Du hergekommen biſt, will mir vortrefflich dazu beſtimmt erſcheinen! ſagte Paul weiter, indem er den Alten ſeit einigen Minuten aufmerkſam betrachtet hatte.

Ich bitte um gnädige Verzeihung, ſtammelte Ungern-Sternberg erſchrocken heraus, — daß ich die neue Generals-Uniform heut noch nicht angelegt habe. Meinem Sinne entſprach heut einzig und allein die Uniform, welche ich ſchon als General-Adjutant des Czaren Peters III. getragen, und die mir jetzt um ſo paſſender erſcheinen will, da mir Euere Majeſtät den ehrenvollen und theuern Wächterdienſt bei unſerm heiligen Leichnam anbefohlen haben!

Du biſt ein lieber einziger Menſch! rief Paul, indem er ihn fortdauernd von allen Seiten mit dem größten Intereſſe betrachtete. Dieſe Uniform hat den erhabenſten und rührendſten Reiz für mich, und es würde mir angenehm ſein, wenn Du vielleicht noch andere Offiziere, die im Beſitze einer ſolchen ſind, angeben könnteſt. Sie ſollten dann in dieſer dem Leichenzuge folgen, den wir morgen unternehmen wollen. Was Du weißt, mein Lieber, ſage dort dem

Staatsrath Iwan Paulowitſch Koutaitzow, und er wird Alles beſorgen, was nöthig ſein könnte.

Ungern-Sternberg ſann einen Augenblick nach und bejahte dann mit einer aufleuchtenden ſtolzen Erinnerung die Anfrage des Kaiſers.

Wenn es mir Euere Majeſtät gnädigſt geſtatten, ſagte er dann mit einer demuthsvollen Feierlichkeit, ſo denke ich dieſe theuere Reliquie einer Uniform Peters III. im Palais niederzulegen, ſobald ich ſie jetzt nach Vollendung des Dienſtes, welchen mir Euere Majeſtät bei der hohen Leiche angewieſen, ausgezogen haben werde.

Ei, Du beſchenkſt mich auf eine rührende Weiſe, wie es ganz meinen innigſten Wünſchen entſpricht, ſagte der Czar mit einer ungemein glücklichen und freudigen Miene. Aber ich möchte nicht als ein Unerkenntlicher Dir gegenüber beſtehen. Ich ſchenke Dir dafür dies Portrait meines Vaters Peters III. und bitte Dich, es von dieſem Augenblick an ſtets und unveränderlich auf Deiner Bruſt tragen zu wollen. Ich will, daß dies Portrait Peters III. Zeuge meiner Dankbarkeit ſein ſoll, welche ich von jetzt ab gegen alle ſeine treuen Freunde beweiſen werde. Ich ließ darum nach einem alten Bilde meines Vaters,

das in meinem Cabinet hängt, diese kleinen Portraits anfertigen, welche wir treuen Freunde und Anhänger Peters III. jetzt alle auf unserm Herzen tragen werden!

Der Czar nahm den kleinen rührenden Portrait-Schmuck, den er aus seiner Tasche gezogen hatte, und schlang ihn jetzt an der kleinen einfachen Goldkette, in welcher derselbe hing, um den Hals des alten Kriegers, der in eine heftige Freude darüber ausbrach.

Die Czarin Maria Feodorowna war jetzt auch näher getreten, um dieser Gruppe, in der so Bewegendes vorging, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ihre schönsten ergreifendsten Blicke belohnten den Czaren für seine gemüthvolle Freundlichkeit, mit der er das von ihm ersonnene Fest auszuführen suchte. Das Gesicht des Czaren hatte sich indeß jetzt plötzlich verändert gezeigt, ein furchtbares Unwetter war auf seiner Stirn heraufgezogen und ein gewaltiger leidenschaftlicher Zorn zuckte und bebte in seinen Augen und in allen seinen Mienen.

Die Czarin wurde im höchsten Grade erschrocken und entsetzt über diese Umwandlung, welche das ganze Wesen des Czaren in einigen Augenblicken erlitt.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.

3-598-52006-9
FM. 0249/052

Der Czar ſieht etwas Furchtbares nahen und beginnt darüber vor Erregung und Erſchütterung ſeine ganze Haltung zu verändern, ja es iſt zu beſorgen, daß die ungeheuren Qualen, die ihn jetzt ergreifen und die er tollkühn über ſein Haupt heraufbeſchworen, ihm vielleicht ein Leid zufügen werden! flüſterte Iwan Paulowitſch Koutaitzow, der hinter der Czarin ſtand, ihr mit haſtiger bebender Stimme zu.

Und was giebt es ſo Gewaltiges, das ſich nahen könnte? fragte die Czarin mit furchtſam zurückgehaltener Stimme zu Iwan Paulowitſch zurück.

Dort kommt Er ſchon heran! entgegnete der Staatsrath, den jetzt ſelbſt ein banger Schauder zu bewegen ſchien. Es iſt der Graf Alexis Orlow, den wir dort an der Seite des Fürſten Kourakin, der ihn auf den Befehl des Czaren herzugeleiten hat, zum Czaren ſchreiten ſehen. Meine ganze Seele hat dieſem Augenblick entgegengezittert. Ich ſah den Grafen Alexis Orlow Tſchesmensky ſchon vor einiger Zeit am Eingang dieſes Corridors ſtehen, und ſo lange hat er gebraucht, um zu uns heranzukommen. Denn ſeine Schritte ſchwanken ſichtlich einer großen Entſcheidung entgegen und er bebt immer wieder zurück, indem er doch ſeinem Entſchluß folgen will, den er merkwürdiger

Wirklichkeit führte es nicht auf eine ideale Welt, sondern auf eine phantastische hin, zu neuer Verwirrung der Lebensanschauung. Statt der Ideale, welche doch wieder nur eine Wirklichkeit erzielen, geriethen die Deutschen auf Phantasmagorieen, mit denen sie sich in ländereichen Romanen ihre Sehnsucht nach den bessern Zuständen hintäuschten. Dabei konnte sich die Sprache der Wirklichkeit, die schöne Prosa der Gegenwart, nicht bilden, sondern verzerren, und indem sie Lebensbildern diente, die niemals vorhanden waren, wurde sie selbst zu einer gaukelnden Phantasmagorie. Unter solchen Umständen sind einige Erscheinungen höchst merkwürdig, welche sich an die heimathliche Wirklichkeit dieses Jahrhunderts zu lehnen suchten. Der berühmte Roman vom Simplicissimus, den ein Musketier des dreißigjährigen Krieges, Samuel Greifenson von Hirschberg, mit frischem Soldatensinn verfaßte (Mömpelgart, 1669.), behauptet in diesem Sinne seinen eigenthümlichsten Werth. Hier erhob sich ein keckes Sittengemälde auf dem nächsten Grund und Boden der Gegenwart, und trat der erträumten und fremdartigen Romanenwelt mit ein-

Weiſe gefaßt hat, dem Entſchluß, den Czaren Paul hier zu begrüßen und mögliche Aufträge von ihm entgegen zu nehmen. Denn etwas Ungeheueres hat er jedenfalls von dem Czaren zu erwarten. Aber der Fürſt Kourakin hat da jedenfalls eine tüchtige Rolle geſpielt, er hat den großen Sieger von Tſchesme gut aufzumuntern und anzufeuern verſtanden, um nicht länger den Befehl unſeres Czaren auf ſich warten zu laſſen. Aber ich wundere mich bei Gott, daß Tſchesmensky nicht lieber den Degen in ſeine Bruſt rannte, als daß er eingewilligt hat, dem Czaren von Rußland gerade hier unter die Augen zu treten.

Das iſt der Graf Alexis Orlow? ſagte Maria Feodorowna mit dem höchſten Erſtaunen, indem ſie den langſam herangetretenen Mann betrachtete, der ſich jetzt von dem Arm des Fürſten Kourakin, der ihn geleitet hatte, losmachte und in dieſem Augenblick mit einem wunderbaren, gewaltſamen Ausdruck näher zu dem Czaren hintrat.

Der Graf Alexis Orlow war auch jetzt noch eine ungeheuere, ſchon durch ſeinen Anblick mächtig überraſchende Erſcheinung. Der einſt ſo gewaltige, weltberühmte Krieger und Held, obwohl er inzwiſchen ſchon in ein hohes Greiſenalter eingetreten war, ragte noch

immer durch ſeine rieſenhafte, wahrhaft gigantiſche Geſtalt hervor, die ihn einſt als einen Herkules des neueren Kriegsweſens ſo glänzend und unwiderſtehlich bezeichnete, und die jetzt faſt durch einen Schein von Würde und Gediegenheit ſich erhöht hatte. Dieſer Eindruck wurde auch durch ſeine eigenthümliche Kleidung unterſtützt, die er ſich in der letzten Zeit, nachdem er die Uniform des ruſſiſchen Generals abgelegt, nach ſeiner eigenen Wahl beſtimmt und die faſt die Form und Faſſung eines antiken Gewandes an ſich trug. Um ſeinen Hals prangte jetzt ein wunderbar ſchönes Portrait der Czarin Katharina, welches einſt ſein Bruder getragen, der große Gregor Orlow, mit dem Alexis einſt in früheren Jahren der Schönheit und Jugend ſeine Beſtrebungen, die Czarin zu zerſtreuen und zu beglücken, hatte genoſſenſchaftlich vereinigen dürfen. Er hatte in dieſer Zeit zu den geliebteſten und vertrauteſten Freunden der großen Czarin gehört, und als ſein Bruder Gregor Orlow geſtorben war, hatte Katharina ſelbſt ihr Portrait, welches er um ſeinen Hals getragen, an Alexis geſandt und ihn mit eigenhändigen Briefzeilen gebeten, es in Erinnerung an ſie jetzt um ſeinen Hals zu legen. Damals wohnte Alexis Orlow noch in Moskau, wohin er ſich

in eine durch ſeine Reichthümer großartig zubereitete Einſamkeit zurückgezogen, aber die Nachricht von dem Tode der Czarin hatte ihn nicht dort gelaſſen, und er war gerade in dem Moment in Petersburg eingetroffen, wo Kourakin den Befehl des Czaren erhalten, ihn zu ſuchen und ſich ſeiner zu bemächtigen, wo er ihn auch würde antreffen können. Statt daher nach Moskau abzureiſen, hatte Fürſt Kourakin ſich in Petersburg ſogleich mit Alexis Orlow verſtändigen können, der nicht das geringſte Widerſtreben bewies, ihm auf der Stelle nach dem Alexander-Newski-Kloſter vor den Czaren Paul zu folgen.

Paul hatte ſchon von Weitem den Grafen Alexis Orlow, als derſelbe zu ihm herangeſchritten kam, mit der ungeheuerſten Aufregung geſehen. Faſt ſchien ihn dieſer Anblick jetzt niederzuwerfen, als er den ſtattlichen erhabenen Mann, der doch zu den eigentlichen Mördern ſeines Vaters gehört, dicht in ſeiner Nähe vor ſich erblickte. Der Gruß des Mörders war dem Sohn Peters III. gegenüber freundlich, demuthsvoll und doch voll tiefer Verwirrung geweſen. Paul hatte ſeinen gewaltigen Ingrimm, der ihm in der Tiefe ſeines Buſens loderte, herausſchlagen laſſen wollen in ſeinen Gruß, mit dem er die tiefe geheimnißvolle

Verneigung, in welcher der Graf vor ihm ſtand, erwiederte. Aber dies gelang ihm nur halb, denn er konnte der wunderbaren und glänzenden Feſtigkeit, in welche ſich Alexis Orlow ſogleich wieder zurückgefunden hatte, nicht gegenüber ſtehen, ohne ihr wenigſtens durch den befremdeten und überraſchten Eindruck, den er von ihr empfand, ein Zugeſtändniß zu machen, ja ſich einen Augenblick lang gelähmt und gekreuzt zu finden. Der Czar fühlte jetzt, daß er vor den Uebrigen nicht mit Alexis Orlow werde ſprechen können. Mit einer rieſigen Kälte, die ſich ſeiner jetzt bemächtigte und in welcher der Czar erhaben und groß ausſah, warf er dem Grafen einen Blick zu und deutete auf einen mehrere Schritte von ihnen belegenen Winkel der Kirche hin, der hinter dem Hauptaltar durch einige große Begräbniß-Monumente von Marmor und Erz gebildet wurde und auf welchem in dieſem Augenblick tiefe dunkle Schatten ruhten.

Orlow verſtand ſogleich die Gebärde, mit welcher der Czar ihn aufgefordert, ihm dorthin allein zu folgen. Der Czar hatte den Andern gewinkt, von ihm zurückzubleiben, und war jetzt raſch und ſcheu in die Begräbniß-Kapelle getreten, in der er jetzt auch, ſobald

er ſich umblickte, den Grafen Alexis Orlow vor ſich ſtehen ſah.

Der Czar ſah den Grafen jetzt mit einer furchtbaren Miene der Entrüſtung und des Zornes an, und zugleich ſchien ein tiefes, ungeheueres, an ſeinem Herzen freſſendes Leiden über ihn zu kommen. Sein Geſicht hatte eine entſetzliche Bläſſe angenommen, und er ſchien leiſe in ſich zu erbeben.

Ich habe eine Bitte an den Grafen Alexis Orlow zu richten, ſagte er dann mit einer leiſen, unterdrückten, faſt furchtſam klingenden Stimme. Ich hoffe, der Graf wird mir nichts abſchlagen, was das Andenken und die Ehre des Czaren Peters III. angeht. Denn zuletzt ehrt man gern Die, welchen man die tödtliche Wunde geſchlagen.

Alexis Orlow biß ſich mit einem dumpfen Seufzer auf die Lippen. Die Art, wie der Czar ihn angeſprochen, ſchien einen tiefen, erſchütternden Eindruck auf ihn zu üben. Der hohe, gigantiſch aufgerichtete Greis, deſſen ganze Erſcheinung nur ungemeſſenen Stolz und einen wilden, glänzenden Trotz athmete, ſank auf eine ſchmerzliche Weiſe, tief in ſich niederzuckend, zuſammen. Dann wandte er ſich wieder in die Höhe und ſagte zu dem Czaren, mit der Gebärde

eines tiefergebenen Dieners: Man muß überall ſeine Schuldigkeit thun, wo man die Gelegenheit dazu erhält. Wer mir befiehlt, wie ich für das Andenken und die Ehre des Czaren Peters III. handeln kann, der macht ſich zu meinem Wohlthäter. Dieſer Czar war kein glücklicher Herr und er forderte die Leidenſchaften des Tages und die Wetbetriebe des ruſſiſchen Reiches gegen ſich heraus. Wer ſich an ihm verging, iſt aber gewiß der um Vieles Unglücklichere zu nennen. Er würde nie damit fertig werden können, gegen einen Czaren Rußlands gefrevelt zu haben. Der Czar iſt der ewig berechtigte Herr, und die gegen ihn fehlen, ſind ſeine falſchen Diener, welche ihre Sünde niemals wieder einbringen werden. O, Majeſtät, wie kann ich die Gnade finden, etwas zu thun, das für das Andenken und die Ehre des Czaren Peters III. in Betracht käme?

Ich werde dem Czaren Peter III. morgen eine Begräbnißfeier widmen, welche für den guten Anfang meiner Regierung der eigentliche Segen werden ſoll! erwiederte der Czar in einem ſtillen, freudigen Ton. Und Euch, Graf Alexis Orlow, befehle ich, ſich an dem morgenden Tage Mittags um 1 Uhr hier in dem Alexander-Newski-Kloſter einzufinden, und in der aller-

tiefſten Trauer, deren einzelne Theile Euch noch näher vorgezeichnet werden ſollen, dem Sarge zu folgen, den ich bereits dort aus ſeiner Gruft habe herausſtellen laſſen. Ihr werdet dann mit gemeſſenen Schritten und einem Gemüth, das Euch zu beſchreiben ich nicht wagen will, dem kaiſerlichen Leichnam folgen, der in dieſem Sarge liegt. Es iſt dies der Leichnam eines Czaren, der die ſchmachvollſte und nichtswürdigſte Behandlung von den Männern erlitten, die ſeine Unterthanen waren und ſich einſt ſeine heißen Freunde genannt hatten. Darunter befand ſich Einer, der ihm den Giftbecher reichte und den Czaren zwang, denſelben zu leeren. Dann warf er ihn zur Erde nieder und zertrat ihm die Bruſt, indem er ſich darauf zu ihm herunterneigte und ihm mit der einen gewaltigen Hand das Gehirn, mit der andern Hand die Kehle eindrückte. Dann gab es noch zwei andere Verräther und Schufte in dieſem Zimmer, welche ſich darauf zuſtürzten, ſich um das Verderben des armen lieben Czaren verdient zu machen. Es waren der Fürſt Bariatinsky und der damalige Lieutenant Téploff, die eine Serviette mit fliegendem Knoten anbrachten und dem ſchon den Tod leidenden Czaren Peter um den Hals warfen. So vollendeten die Mörder die Erdroſſelung des unglück-

lichſten Märtyrers, der auf dem ruſſiſchen Czarenthron geſeſſen. Der zuerſt angeführte Unterthan, der den Giftbecher miſchte, der die Bruſt des theuren Czaren zertrat, ihm das Gehirn eindrückte und ſeine Kehle zuſchnürte, ſtieg dann ſogleich zu Pferde und ſprengte mit vollem Zügel zu der Czarin Katharina hinüber, um ihr die Kunde zu hinterbringen, daß Peter III. nicht mehr athmete. Und könnt Ihr denken, daß wir nicht wiſſen, wer dieſer Unterthan und Czarenmörder war, der die entſetzlichſte Todesnachricht ſo guten Muthes der regierenden Czarin bringen durfte?*)

Czar Paul war von dieſer ihn tief ergreifenden und beſtürzt machenden Anführung ſelbſt ſo heftig erſchüttert, daß er ſich einen Augenblick an das hinter ihm befindliche Grabdenkmal zurücklehnen und in der feſten Marmorbrüſtung deſſelben ſich einen Halt ſuchen mußte. Dabei blickte er, das Geſicht des Grafen Alexis Orlow unaufhörlich betrachtend und mit wunderbaren, ſcharflodernden Blicken ſich in daſſelbe einbohrend, fortwährend zu ihm hinüber, und ſetzte das Geſpräch, zu dem er jetzt in einem geheimnißvollen Schauder kein Wort mehr hinzufügen zu wollen ſchien, mit ſeinen Augen fort.

*) Castera, Vie de Catharine II. T. I. p. 276.

Alexis Orlow hielt die Blicke des Czaren ruhig und mit einer gewissen Milde auf sich aus. Es war halb ein wehmuthsvoller Ausdruck, mit dem er sich jetzt zu Paul hinüber wandte und ihn tiefe und unnennbare Erschütterungen, die in seinem Herzen sich zusammendrängten, in seinen Mienen betrachten lassen zu wollen schien. Der Graf schwankte dann einen Augenblick hin und her, und hielt sich den Kopf in beiden Händen, weil er ein Hinschwinden seiner Sinne zu befürchten schien. Dann aber faßte er sich wieder in der hohen vornehmen Ruhe zusammen, die seinen Charakter am meisten bezeichnete, und die ihn auch in diesem schrecklichen Augenblick nicht mehr verließ.

Nach einigen Minuten, während welcher sie Beide jetzt geschwiegen, sagte Alexis Orlow mit einer leisen tonlosen Stimme, jedoch mit einem bedeutungsvollen ergreifenden Augen-Aufschlag zu dem Czaren: Für den Schuldigen giebt es vielleicht einen Moment, wo er selbst an seine Schuld nicht glaubt, und ihm das Verbrechen, das er beging, sich in glänzende und prachtvolle Schleier hüllte, die ganz etwas Anderes sehen ließen, als die traurige und entsetzensvolle Geschichte, in welcher der Schuldige damals dahinfloß. Die Leidenschaft, der Mißverstand und der Glaube, daß einem

großen Reiche, einem über Alles geliebten Vaterlande durch die Umänderung von Perſönlichkeiten geholfen werden könne, mögen manchen dunkeln Schritt beſtimmen, manches verwegene Herz lenken zu der in alle Verhältniſſe übergreifenden, ſpäterhin unfaßbaren That. Aber der Moment kommt, wo die richtige Erkenntniß des Vorgegangenen am allerwenigſten dem Schuldigen erſpart wird, und wo die richtige Erkenntniß zugleich die Reue iſt, von der waltenden Gerechtigkeit übergangen worden zu ſein. Der damalige Unterthan und Czarenmörder iſt gewiß ſeitdem recht oft ein unglücklicher Mann geweſen, wenn ihn auch die Pracht ſeiner Verhältniſſe darum nicht minder auf ihren ſtolzen Wogen ſchaukelte! Daß die Czarin Katharina ihn nicht von ihren Gerichten ergreifen ließ, war freilich zu begreifen, aber ſie würde doch ruhmvoller gehandelt haben, wenn ſie ſich dazu in der Lage geſehen hätte. Aber wenn Czar Paul ſo viel Schlimmes weiß, und es hoffentlich wird belegen laſſen können, ſo iſt von ihm die Vollziehung eines ſo lange gereiften Schickſals endlich zu gewärtigen. Der Unterthan und Czarenmörder wird niemals flüchtig werden vor dem gegen ihn aufſtehenden Recht!

Das habe ich nie zu thun geſucht und werde es

heimiſchen Elementen gegenüber. Die Phantaſie wurde in dieſem Roman mitten in die Geſchichte des Tages verſetzt, der Held iſt ein Abenteurer, der nicht mit Luftgebilden, ſondern mit den Formen der Wirklichkeit ſich herumſchlägt, und wenn es auch bizarr und ſeltſam hergeht, ſo ſoll damit gerade das Leben und die Zeit, wie ſie ſind, geſchildert werden. Demgemäß näherte ſich auch die Sprache dieſes Simpliciſſimus dem wirklichen Leben an, und war, bei aller ihrer ſchalkhaften und poſſirlichen Färbung, unvergleichlich vernünftiger, als die Sprache der phantaſtiſchen Romane. Das kurzweilige Buch bürgerte ſich auf lange Zeit bei der deutſchen Leſewelt ein und pflanzte ſich in unzähligen Nachbildungen und Fortſetzungen fort. — Auf einem andern Gebiete iſt der gelehrte und weltkundige Adam Olearius zu nennen, der in ſeiner orientaliſchen Reiſebeſchreibung die proſaiſche Darſtellung für die Anſchauung des Wirklichen bildete. Er ſchrieb die Geſchichte der bekannten Reiſe nach Perſien, die er mit der holſteiniſchen Geſandtſchaft unternahm, und der auch der Dichter Flemming folgte. Seine Darſtellung hält ſich auf

auch niemals unternehmen wollen, antwortete Paul mit einer finſter vor ſich hinbrütenden Miene. Das Recht iſt oft die lahmſte Maaßregel, die man eintreten laſſen kann. Das Recht ruht auf dem Beweis, und es giebt Dinge, die man nicht beweiſen laſſen darf, ohne das zweite Verbrechen mit ihnen zu begehen. Statt das Recht gegen Euch aufzubieten, werde ich Euch aber in die Pflicht einweiſen, morgen ganz ordentlich und angemeſſen in dem Leichenzuge des Czaren Peters III. zu folgen, wie weit und wie lange ſich derſelbe auch erſtrecken möge. Dadurch werdet Ihr auch eine treffliche Buße verrichten, wie ich mir denke, und werdet verſöhnen, was ſich noch verſöhnen läßt. Ich wünſche dies dem Grafen Alexis Orlow, von dem ich allerdings ſehr viel Schlimmes weiß, von dem ich aber auch den Ruhm kenne, den er nachher durch ſeine Expeditionen im Archipel erworben, und durch die gewaltige Schlacht bei Tſchesme, deren Held er geweſen. Und damit gut, Alexis Orlow! Morgen iſt auf Euch gerechnet!

Der Graf hatte jetzt alle inneren Bewegungen aus ſeinem Geſicht verbannt, und ſtand nur noch mit einer glatten höfiſcherischen Gewandtheit, die Alles verſprechen und geloben wollte, dem Czaren gegenüber,

der jetzt keine Aufmerkſamkeit mehr für ihn zu haben ſchien.

Paul hatte ihm jetzt raſch den Rücken gekehrt und ſah nach der andern Gruppe zurück, die mehrere Schritte von ihm entfernt an dem Sarge Peters III. ſtehen geblieben war.

Und wo iſt denn der Fürſt Bariatinsky geblieben? rief der Czar mit einer hellen ſchmetternden Stimme dem Fürſten Kouratin zu, der in demſelben Augenblick aufmerkſam und harrend zu dem Czaren hinüber-geſehen.

Auch die Czarin, die ihren Gemahl ſchon lange unausgeſetzt beobachtet hatte, ſchien es jetzt in dieſer Entfernung von ihm nicht länger mehr aushalten zu können, ſondern begab ſich nunmehr, da ſie ſeine Unterhaltung mit dem Grafen Orlow abgebrochen ſah, eiligſt zu dem Czaren hinüber. Paul aber beſaß jetzt kein Auge für ſie, denn er hatte es nur mit dem Fürſten Kouratin zu thun, den er zu ſich herangewinkt und der ihm über einen anderen Theil ſeiner Aufträge noch den genaueſten Bericht abzuſtatten hatte.

Verzeihen Euere Majeſtät, daß ich in Betreff des Fürſten Bariatinsky durchaus nichts habe ausrichten können, hatte Kouratin mit dem ihm eigenen großen

Eifer ſeinen Bericht begonnen. Aber der Fürſt Bariatinsky ließ ſich in ganz Petersburg nirgend auftreiben und ich erfuhr endlich, daß er ſich geflüchtet habe, in der Beſorgniß, perſönlich vor den Czaren beſchieden zu werden. Den zuverläſſigſten Berichten nach hat er in dieſer Nacht eine Reiſe angetreten, die ihn in die entfernteſten Gegenden von Aſien verſetzen ſoll und in ſeinem Hauſe zweifelt man an ſeiner Rückkehr nach Petersburg!

Um ſo beſſer! erwiederte Paul nach einer bangen, grübleriſchen Pauſe. Ich habe immer eine beſondere Scheu gehabt, dieſen Mann zu ſehen, und ſein fürchterliches Geſicht gehörte zu den Dingen, die meinen Augen widerſtreben. Zugleich legt er das ihn richtende Bekenntniß ſeiner Schuld ab, indem er gerade in dieſem Augenblick aus Petersburg entflieht. Er ſpielte freilich nur die zweite Rolle in der Mörderbande, welche den letzten Tag meines armen Vaters entſchied, und war nur ein ganz gemeiner Henker in dieſer Scene. Nicht wahr, Graf Alexis Orlow, darin hat der Czar Recht?

Der Graf hatte ſich eben um die Czarin bemüht, um irgend ein Wort der Anrede von ihr zu empfangen, und Maria Feodorowna hatte es nicht ganz über

ſich vermocht, ihr barmherziges Gemüth zu bezwingen. Sie warf ihm wenigſtens eine milde Frage über das Ergehen ſeiner Frau und ſeiner Töchter hin. Durch die Beantwortung derſelben ſah ſich Graf Orlow der großen Pein entzogen, die gleichzeitige Frage des Czaren hören und erwiedern zu müſſen.

Aber der Czar trat jetzt näher und mit großer Heftigkeit vor den Grafen hin, und ihn an der Bruſt packend, rief er mit flammender, jetzt zum Erſtenmal offen ausbrechender Wuth: Nicht wahr, Graf Alexis Orlow, der Fürſt Bariatinsky ſpielte nur die zweite Rolle in der Mörderbande, welche den letzten Tag meines armen Vaters entſchied? Darin hat der Czar Recht. Nicht wahr, Graf Alexis Orlow, darin hat der Czar Recht?

Der Graf verneigte ſich mit einer großen Beſtürzung und Haltungsloſigkeit, die ihn faſt niederwarf und ihn verhinderte, ein Wort weiter hinzuzufügen.

Stellen wir uns Alle morgen pünktlich und zur rechten Zeit hier ein! rief der Czar jetzt, indem er ſeiner Gemahlin mit einem verſteckten glühenden Zorn, der in ſeinem Geſicht brannte, und den dieſe

mit zitterndem Gemüth wahrnahm, ſchnell ſeinen Arm reichte.

Dann begab ſich der Czar mit ſeinem nächſten Gefolge eiligſt aus der Kirche.

V.

Der Begräbnißzug.

Am andern Tage fand um die vom Czaren befohlene Stunde das ungeheure Leichenbegängniß ſtatt, welches er aus tief betrübtem Herzen und zugleich aus zornvollem Gemüth angeordnet hatte. Schon ſeit den erſten Frühſtunden des Tages hatten ſich gewaltige Volksmaſſen auf allen Seiten des Alexander-Newski-Kloſters geſammelt, um ſich als Begleiter und Zuſchauer dem wunderbaren Begräbnißzuge anzuſchließen, über welchen in der ganzen Stadt ſeit geſtern die erſchütterndſten Nachrichten umherliefen, und dem man wie einem erſtaunlichen und beiſpielloſen Märchen entgegenſah. Auch viele Bewohner der nächſten Umgegend von Petersburg, ganze Städte und Dörfer, die nur irgend in der kurzen Friſt dieſes

Ereigniſſes ſchon in der Hauptſtadt hatten eintreffen können, ſtanden vor den Pforten des alten Kloſters und legten die gewaltigen Erwartungen an den Tag, die dieſem Augenblick entgegenflogen und die ſchon das ganze Reich zu durchlaufen begannen.

So hatten ſich dieſe unzähligen Schaaren draußen gebildet, die faſt lautlos und in einer ungeheuren tragiſchen Spannung umherſtanden und dem Heraustreten des geheimnißvoll gewordenen und von den dunkelſten Sagen umkleideten Kaiſerſarges entgegenharrten. Die auf dieſen Sarg gerichtete Erwartung war es, welche in dieſem Augenblick Alles durchzuckte und das Intereſſe, den Kaiſer und ſeine Familie zu ſehen, weit überflog.

Czar Paul war nämlich mit der Czarin und allen ſeinen Kindern ſo eben angelangt, wodurch die beſtimmtere Ausſicht entſtand, daß der feierliche, räthſelhafte Zug nun bald ſeinen Anfang nehmen werde. Aber das Volk hatte heut den Geſtalten der regierenden Herrſcher-Familie durchaus keine eingehendere Aufmerkſamkeit geſchenkt und den neuen Czaren mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, faſt ohne ſie zu betrachten, in das Kloſter ſchreiten laſſen. Denn man war träumeriſch geſtimmt über Das, was heut vor-

gehen ſollte. Alle Gemüther hatte eine tiefe, unheimliche Erregung beſchlichen, das Volk ſchien vor ſich hin zu ſtaunen und zu phantaſiren, und in düſtern geſpenſterhaften Vorſtellungen ſich zu verirren.

Jetzt waren die Pforten von Alexander Newski geöffnet worden, aus denen der mit unzähligen Seufzern erwartete Zug beginnen ſollte. Schon hatten die Trauermelodien mit gewaltigen, in das Volksherz einſchlagenden Klängen angehoben und den Zug angekündigt, der ſich im Innern des Kloſters ſo eben bildete und in fortſchreitende Bewegung geſetzt hatte. Ein tief ergreifendes, den Beobachter faſt niederwerfendes Ceremoniell hatte ſich raſch auf den Befehl des Czaren feſtgeſtellt und bald hatte man ſich mit dem Sarge und allen ſeinen Begleitern auf die Straße hinausbegeben.

Ein dumpfes, ſtarkes, ſich weithin tragendes Gemurmel drang aus den umherſtehenden, dichten Volksmaſſen heraus, als der alte Czaren-Sarg, der die traurigen Ueberreſte ſeines Herrn in ſich ſchloß, jetzt plötzlich draußen ſichtbar wurde und Jeden zwang, ſein Augenmerk auf ihn zu richten. Der alte, faſt modernde Sarg war mit friſchen Blumenkränzen umhangen, welche Czar Paul in voller und farbiger

Pracht hatte daran befeſtigen laſſen, um die bedeutungsvolle Spannung zu bezeichnen, mit welcher ſich die lebensfriſche Gegenwart jetzt an den wunderbaren Tod der Vergangenheit anhing. Dies Bild wirkte auch ſogleich auf Alle, die es wahrnahmen, mit einer ungeheuern Gewalt, und verſetzte bald die ganze umherſtehende Menſchenmaſſe in das tiefſte Stillſchweigen.

Als der Sarg des unglücklichen Czaren ſchon eine Zeit lang unter das Volk herausgetreten war, erblickte man erſt nach der Pauſe von einigen Minuten, während welcher ihm Niemand folgte, die Geſtalt eines Mannes, der dazu auserſehen ſchien, als der Erſte hinter dieſem Sarge, obwohl in einer geraumen Entfernung von demſelben, die Trauerbegleitung zu führen.

Aber es zeigte ſich in ſeinem ganzen Weſen kein Stolz über dieſen Vorzug, hier an erſter Stelle zu erſcheinen. Vielmehr war der Ausdruck dieſes erſten Leidtragenden ein ſo verzweifelter und gräßlicher, daß ein Schauder von ihm ausfloß, der Alle, deren Augen jetzt auf ihn fielen, mächtig und unwiderſtehlich ergriff. Er trug ein Bahrtuch in ſeiner Hand, welches dem Trauergeleit, das er hinter dem Sarge des Czaren

Peters III. ausübte, einen beſonders ernſten und pflichtmäßigen Ausdruck verlieh und ihn faſt als einen geſchäftlichen Leidtragenden erſcheinen ließ. Auch das einfache, ſchwarze Kleid, das er auf ſeinem hochgewachſenen gewaltigen Körper ohne irgend ein Abzeichen trug, ließ ihn als einen Mann ernſter, ſtrenger, troſtloſer, faſt angeſtellter Trauer erſcheinen.

Der Mann mit dem Bahrtuche ſchwankte in einer zuſammenbrechenden, troſtloſen Haltung, in der ihm ohne Zweifel genau angewieſenen Entfernung von dem Czarenſarge, hinter demſelben her. Der Czar hatte ihm in der Kirche dies Bahrtuch in die Hand gedrückt, und ihn dann mit einem leiſen Anſtoß ſeiner Hand fortgeſchoben, indem er mit dumpfer Stimme hinter ihm her flüſterte: Graf Alexis Orlow ſchreite dem Zuge der Leidtragenden voraus hinter dem theuern Sarge, den er mit dem großen Opfer gefüllt hat. Der Schmerz, der den Leidtragenden vernichten muß, iſt die größte Ehre für dieſen unſern Todten, mit dem wir unſer neues Leben beginnen wollen! Darum zuerſt hinaus mit Dir, Graf Alexis Orlow! Hinaus mit Dir!

Dieſe Worte des Czaren hatten vollends dazu beigetragen, den Grafen Alexis Orlow niederzuwerfen

eine merkwürdige Weise frei und rein von aller Manier seiner Zeit, sie hat einen natürlichen Fluß, männlichen Ton und Bestimmtheit, ohne weder der Genialthuerei auf der einen, noch der Pedanterie auf der andern Seite zu verfallen. Später übersetzte er auch das Gulistan des persischen Dichters Saadi und Lokmans Fabeln, und verpflanzte dadurch zuerst einige Blüthen der morgenländischen Diction in die deutsche Sprache. Jene Seite aber, das Interesse am Reiseleben, das er durch seine damals vielverbreitete Darstellung in der Zeit erregte, setzte sich erst zu Anfang des folgenden Jahrhunderts in den zahllosen Robinsonaden fort, die seit Defoe's Robinson Crusoe auch Deutschland in allen Gestalten überschwemmten, und worin sich wieder abenteuerliche Wirklichkeit mit dem Phantastischen mischte.

Die merkwürdigste Mischform des ganzen Jahrhunderts ist Abraham a Sancta Clara, in dem sich alle Elemente des Wirklichen und Phantastischen seiner Zeit zu einer originellen und halbwahnsinnigen Gestalt verkörperten. Geyler von Kaisersberg und Fischart schienen in diesem wiener

und faſt ſeiner Beſinnung zu berauben. Als er in dieſer zitternden heftig bebenden Geſtalt jetzt zum Kloſter hinaustrat und draußen von den unzählig verſammelten Volksmaſſen, die eben den Sarg des letzten Czaren betrachtet und jetzt mit Erſtaunen und ſteigender Aufregung ſeiner anſichtig geworden, geſehen wurde, verbreitete ſich zuerſt ringsumher, und bis in die weiteſten entfernteſten Kreiſe, ein tiefes, dem ungeheuerſten Schreck verwandtes Stillſchweigen. Man erkannte den Grafen Alexis Orlow nicht ſogleich, und am allerwenigſten in der heruntergebeugten, zuſammenſchlotternden Erſcheinung, in der man die ſonſt ſo prachtvolle und glänzende Geſtalt nicht wiederſah. Aber da er unter dem Volke ſehr bekannt war, ſo gab es doch bald Einige, die ſich ſeiner erinnerten, und bald flog der Name Graf Alexis Orlow mit einem ſeltſamen, erſchreckenden Klang durch die Maſſen dahin. Das plötzliche Lautwerden dieſes Namens, in einem ſolchen Zuſammenhange, und verbunden mit dem wunderbaren Leichenbegängniß des Czaren Peters III., deſſen neubekränzten Sarg man eben geſehen, brachte das Volk plötzlich auf die wunderbarſten durchdringendſten Vorſtellungen. In den Erinnerungen des Volkes und in ſeinen alten Träumen und Ver-

muthungen war der unglückliche Czar Peter III. ſtets mit dem ſtolzen, mächtigen, die Gunſt der Czarin Katharina an ſich feſſelnden Grafen Alexis Orlow zuſammengeklungen. Ganz Rußland wußte, daß es in der abgelaufenen Regierungsperiode ein großes, unſeliges Geheimniß gab, das nie ganz aufgedeckt werden konnte, und in deſſen verhängnißvollſten Falten auch der Graf Alexis Orlow geſtanden hatte. Jetzt glaubte man auf Einmal das ganze Geheimniß zu verſtehen. Hinter dem Sarge jenes Peter III. hatte ihn der neue Czar auf die Straße hinausgejagt, ganz allein mußte er hinter dem Sarge einhergehen — denn man ſah immer noch Niemand weiter aus der Kirche hervortreten — und er ſchien ſeinem Anblick nach jetzt bei weitem mehr ein Büßender als ein Leidtragender zu ſein. Man ſah den einſt ſo bedeutenden Grafen Alexis Orlow faſt in einer verzweiflungsvollen Erſchütterung dort hinter dem Sarge des Czaren einherſchleichen. Sein Auge ſchien ſich bald in zagender Furcht, bald unheimliche Flüche ſpendend, auf die Menge hinüberzurichten, und jetzt bemerkte man noch helle deutliche Thränen, die ſeine Wangen herunterliefen. Ein ungeheuerer Eindruck zog ſich durch die Menge. Man ſah und ſtaunte

und grübelte, man war froh, daß man etwas Neues wußte, man fühlte eine Bestimmtheit über den Tod Peters des Dritten entstehen, die man früher wohl geahnt, auf die man sich aber noch nie so hingewiesen gesehn, als in diesem merkwürdigen, unbegreiflichen Augenblick. Und Czar Paul hatte dies gestiftet. Der neue C[illegible] Er wird gewiß noch vieles Gute und Wünschenswerthe thun. Denn Katharina und Paul haßten sich, und man sieht es gerade in diesem Augenblick, daß der Czar seiner Mutter nichts vergeben hat, und daß er schon darum nicht in ihrem Sinne fortfahren wird, zu herrschen!

Es war jetzt schon einige Zeit vergangen, und der Graf Alexis Orlow war noch immer das einzige Menschenbild, das man hinter dem Sarge erblickte. Man wunderte sich im Volke, ob kein Anderer folgen würde, und man zögerte deshalb selbst noch, sich anzuschließen, worauf es das Volk auf dem Platze abgesehen hatte. Endlich öffneten sich die Pforten des Alexander-Newski-Klosters von neuem, und jetzt trat sogleich eine größere Anzahl von Leidtragenden heraus, die sich in einer und derselben Gruppe zusammengeschlossen hielten und langsam, mit würdigen Schritten und trauervollen Gebärden, dem Begräbniß

des Czaren folgten. Es war dies Czar Paul mit ſeiner Gemahlin Maria Feodorowna, hinter ihnen die ſämmtlichen Prinzen und Prinzeſſinnen der neuen Czaren-Familie, und in ihrem Gefolge die höchſten Staats- und Hofbeamten, die ſich nach dem vom Czaren empfangenen Befehl wie zu einer vorſchriftsmäßigen Trauer-Ceremonie in dem dazu gehörigen feierlichen Koſtüm eingefunden hatten. Der Czar ſelbſt und ſeine Familie waren in tiefe Trauerkleider gehüllt erſchienen. Sie hatten Alles, was einem Schmuck oder Ehrenzeichen ähnlich ſah, aus ihrer Kleidung entfernt, und ſchienen nur zu den einfachſten Leidtragenden zu gehören, die ihren Schmerz, unbekümmert um alle anderen Rückſichten der Welt, offen zu Tage bringen wollten. Graf Alexis Orlow, unmittelbar dem Sarge Peters III. zugeſellt, ſchritt ſo weit und entfernt vor ihnen her, daß er nun noch um ſo mehr nur als der vereinzelte Repräſentant des düſtern und verbrecheriſchen Hintergrundes, auf dem dieſe ganze Begebenheit ſtand, hinausgeſtoßen zu ſein ſchien.

Jetzt aber hatte man wie von ſelbſt auf den Zutritt des Volkes zu dem Leichenzuge des alten Czaren gerechnet. Wie mit einem Schaudergefühl, deſſen

heimliche Seufzer faſt laut zu werden anfingen, fügten ſich jetzt die lodernden, fliegenden Maſſen an dem ihnen zugeſtandenen Orte ein, und der wunderbare Zug, der immer mehr verſtanden und empfunden wurde, ſetzte ſich nun, von dem Volke gedrängt und getrieben, in dem weiteſten Maaßſtabe in Bewegung.

Der unvergleichbare Trauerzug war in die Hauptſtadt ſelbſt eingetreten, und bedeckte dort die Straßen von Petersburg mit der ungeheuren, ſchwermuthsvollen Fülle, welche aus dieſer Proceſſion heraustrat. Es wurde der Weg zum Palais eingeſchlagen, in welchem die todten Ueberreſte der Czarin Katharina aufbewahrt lagen, und wo ſchon ſeit der frühеſten Morgenſtunde der feierliche religiöſe Dienſt bei dem Leichnam der Czarin begonnen hatte. Dort ſollte auch Peter III., auf ſeinem neuen Zuge durch die Welt und bis zu einem andern Grabe, erſt ausruhen und eine friedliche Gemeinſamkeit mit der Czarin Katharina von neuem kennen lernen, ehe der Zug ſeinen Schluß finden konnte und die beiden Gatten nun zuſammen in die Kirche der Citadelle von Petersburg zu einer nie gekannten gemeinſamen Ruhe fortgeführt würden.

Als der Leichenzug mit ſeinen Leidtragenden die Straßen von Petersburg beſchritt, ſchien das dunkle

Geheimniß dieſer Begebenheit bereits in das ganze Volk übergefloſſen zu ſein. Alles war von der unheimlichen und erſchütternden Wirkung, die von dieſem Begräbniß ausging, umſponnen und überſchattet. Das Volk von Petersburg grüßte den Sarg mit den modernden Gebeinen des Czaren in dem ſeltſamen Aufſchwung, der es plötzlich ergriffen hatte, und in dem ſo viel Schrecken, Staunen und anhängliche und liebevolle Erinnerung ſich vereinigten. Hier und da lagen ganze Volksmaſſen auf den Knieen, als der Sarg vorüberſchwebte, und erhoben flehend und betend ihre Hände zu demſelben in die Höhe. Die friſchen Blumenkronen um den alten Sarg ſchienen auch bei Manchen wunderbare Erinnerungen erweckt zu haben, und ganze Gruppen ſtanden umher, in denen bereits ganz ernſthaft und eifrig über das Vorgehende geſtritten und berathſchlagt wurde. Aeltere Perſonen hatten daran erinnert, daß Peter der Dritte niemals gekrönt worden ſei, und daß dies nach ſeinem Tode eigentlich den Vorwand abgegeben habe, weshalb ihn die Czarin Katharina nicht zum Begräbniß in der Citadelle bei den andern ruſſiſchen Czaren zugelaſſen. Jetzt erkannte man unter den lebhafteſten und herzlichſten Aeußerungen für den

Czaren Paul die ſo rückſichtsvoll waltende Geſinnung deſſelben an, den Czaren Peter III. bei ſeiner Hinüberführung in die neue Ruheſtatt zugleich mit allen Erforderniſſen auszuſtatten, die im Namen der alten Geſetze verlangt werden konnten, und man glaubte, daß er lediglich deshalb mit den friſchen blühenden Kronen den Czaren-Sarg geſchmückt haben könne.

In dieſem Augenblick hatte ſich jedoch die Sonne am Himmel verdunkelt, und ſchwarze Regenwolken breiteten ſich mit zuckender Allgewalt über dem großmächtigen Begräbnißzuge aus. Der Zug war bisher ſo ſtill und lautlos einhergegangen, daß er ein tiefes Grauen um ſich her zu verbreiten angefangen. Der Czar hatte die Muſik, welche noch in der Kirche bei der Abholung des Sarges getönt, nicht mit auf die Straße nehmen laſſen, und es war darum dieſe ſchweigenstiefe, wehmuthvoll umrüſterte Prozeſſion entſtanden, die ſo viel Schwermuth und Schrecken auf die Straßen von Petersburg geworfen. Aber jetzt ſchienen die Wolken des Himmels es übernommen zu haben, den Zug unter einer feierlichen, gewichtigen Begleitung weiterzuführen. Der Regen ſtürzte bald in großen, rauſchenden Strömen herab, und es währte nicht lange, ſo ſpalteten ſich auch die

roth gewordenen zuckenden Wolken, und gewaltige Flammen ſtiegen heraus, denen furchtbar hallende Donnerſchläge folgten. Das losgebrochene Gewitter ſchien ſich mit dem Leichenzug vermählt zu haben, indem es in weltdurchdringenden Klängen Alles austönte, was der von ſeinen getreuen Ruſſen getragene Czaren-Sarg ſchwer und dumpf in ſich ſchloß, und was den innerſten Gedankenzug aller Leidtragenden bildete. Je ſtärker und klangvoller das Gewitter ſich ausbreitete, deſto freiere Athemzüge ſchienen durch die ganze Trauer-Prozeſſion zu gehen, oder es brach die innerlich in den Gemüthern arbeitende Rührung jetzt in hellen Thränen aus den Augen hervor, und das Volk ſtand an den Straßenecken und an den Häuſern ſtill und vergeß ſtille Tropfen des Schmerzes mit einer wunderbaren, ganz in ſich verlorenen Haltung.

Den Zug ſelbſt hatte das Unwetter mit ſeinen gewaltigen Donnerſchlägen und Regengüſſen nicht trüben und erſchüttern können, es hatte ſich Alles ruhig und ohne irgend ſtürmiſche Haſt weiter bewegt, und beſonders war der ungeſtörte Frieden, in dem ſich der Czar mit ſeiner Familie weiter begeben, ohne die geringſte Beläſtigung und Störung durch das Wetter zu

verrathen, die eigentlich herrſchende Regel für die ganze Prozeſſion geworden.

Jetzt aber war der Zug plötzlich vor dem Winterpalais angekommen, wo der Czar den erſten Stillſtand für die Leidtragenden und die Leiche anbefohlen hatte, und wo eine neue Anordnung der ganzen Scene ſich bilden ſollte. Man trug den Sarg Peters III. hinauf in das Palais, mit einer Entfaltung großer Feierlichkeit und Würde, mit welcher der Sarg beſonders an dieſer Stelle behandelt zu werden ſchien. Der Czar mit ſeiner Gemahlin und den kaiſerlichen Kindern hatten ſich ſogleich dieſem neuen Geleit angeſchloſſen, mit welchem der Sarg die Treppe des Palais hinaufgeführt und in den großen Saal geſetzt werden ſollte, in welchem der Körper der Czarin Katharina auf einer Eſtrade ruhte.

Die übrigen Leidtragenden des Zuges waren der kaiſerlichen Familie in den Saal des Winterpalais gefolgt. Das Volk hatte die Erlaubniß empfangen, in einzelnen Gruppen einzutreten und eine zugemeſſene Zeit zu verweilen. Auch der Graf Alexis Orlow war mit in den Saal getreten und verbarg ſich dort zur Seite eines Tempels, der neben dem Körper der Czarin Katharina aufgerichtet worden war, und in

welchen man den Sarg Peters III. jetzt hineingesetzt hatte. Alexis Orlow war durch den bisherigen Gang, den er in der ihm aufgetragenen Stellung zurückgelegt, fast vernichtet zusammengesunken. Die Scham und die Schande, in der er sich eingefangen gesehen, hatten einen dunkeln Wahn um seinen Kopf gebreitet, und auf seinem leichenblassen, tief erschöpften Gesicht irrten einige Funken umher, die den in ihm ausgebrochenen Verzweiflungskampf blitzend ankündigten. Kraftlos, fast bewußtlos war er jetzt hinter dem neu erbauten Tempel niedergesunken, und man hatte in diesem Augenblick so viel nie Erblicktes zu sehen, daß Keiner ihn mehr bemerkte.

Es war ein wunderbarer Moment, als man jetzt die beiden Gatten im tiefen Frieden neben einander ruhen sah. Sie sollten nachher zusammen auf die Citadelle geführt werden, nachdem sie hier einige Stunden lang den neuen Bund der Gemeinschaft, der ihnen nun bestimmt wurde, vorbereitet hatten. Der Sarg Peters des Dritten war nicht geöffnet worden, sondern man hatte ihn verschlossen gelassen. Aber sein Leichengefolge, und besonders der Czar und die Czarin an der Spitze, nebst so vielen Volksgestalten, welche den Eintritt in den Saal genossen, verließen

Hofprediger wieder auferſtanden. Seine Predigten und Poſſen ſind noch ſo wenig in Vergeſſenheit gerathen, daß man heut nur ſeinen Namen zu nennen braucht, um ein allbekanntes Charakterbild damit auszudrücken. Er kannte die Welt, die Verhältniſſe, das Volk, die Großen, und ſeine Darſtellung legt mit ihren tauſendfältigen Anſpielungen, Gleichniſſen und Beobachtungen das merkwürdigſte Zeugniß davon ab, aber er kleidete Alles zu abenteuerlich in die Hanswurſttracht ein und ſetzte ihm die Schellenkappe auf, wodurch oft ſeine ſchönſten Gedanken wieder in eine burleske Phantasmagorie zerrinnen. Seine Sprache iſt der Tummelplatz aller Elemente dieſer Zeit, ein wirres Schneeflockengewühl von Wörtern und Bildern, ein tumultuariſches Lager mit wüſtem Soldatenlärm, romantiſchen Waldhornsklängen, Kapuzinerweisheit und Marketenderwitzen, und hinter allem durcheinanderſchmetternden Getöſe oft ein zartes und liebliches Gemüth verborgen. Der ſatiriſche Genius dieſes Jahrhunderts brauchte ſo ſtarkes Nießwurz, um das apathiſch gewordene Volks- und Familienleben gewaltſam aufzuſchütteln. Die Satire mußte in die-

aum auf einige Augenblicke dieſen Sarg, und kehrten immer wieder zu demſelben zurück, um ihn mit ihren verebrenden und tief erglühenden Küſſen zu bedecken.

Zur Seite dicht daneben lag auf der Eſtrade der Körper der Czarin Katharina, die in ihrem prachtvollen Sarge mit einem ungeheuren Pomp umgeben war, und von dem glänzendſten und koſtbarſten Schmuck, den man auf ihren Leichnam gelegt, ſtarrte. Indeß waren Alle, die ſie jetzt erblickten, entſetzt, denn man vermochte die todte Czarin nicht mehr zu erkennen, und ſie ſchien in der kurzen Zeit ihres Todes faſt ihre ganze Geſtalt verloren zu haben. Man hatte ſie bald nach ihrem Hinſcheiden einbalſamiren laſſen, aber dies Geſchäft war ſo ſchlecht an ihr vollzogen worden, daß der Körper dadurch ganz entſtellt und verfallen wurde und die Hände, die Augen und der untere Theil des Geſichts nur noch als gelbe, blaue und ſchwarze Punkte ſich zeigten. Aus dem Sarge ſteckte eine Hand heraus, die bleich und bleifarbig herunterhing und von Allen, welche ſich zum letzten Anblick der Czarin hergefunden hatten, mit dem höchſten Schauder geſehen wurde. Doch gab es noch eine Menge von Hofbeamten und von Leuten aus dem Volke, welche die Treppe zur Eſtrade hinaufſtiegen, um auf dieſe Hand ihre

ehrerbietigen und heißen Küſſe zu drücken, und auf ihre Kniee ſich niederlaſſend, einige Augenblicke vor den letzten Reſten der großen Czarin zu verweilen. Nur mit der größten Ehrfurcht konnte man dann dieſen Ort wieder verlaſſen, aber man wagte nicht anders als rückwärts von der Eſtrade wieder herunter zu ſchreiten, indem man der zuſammengeſchwundenen und zerfallenen Geſtalt der Kaiſerin ſo lange als möglich ſeine dankbar und verehrungsvoll grüßenden Blicke zugewandt hielt.

Der Czar blickte mit großer Ruhe und Würde dieſen ſeltſamen und verworrenen Hinwendungen für ſeine Mutter zu, und er zuckte nur einen Augenblick ſchmerzlich zuſammen, als er jetzt auch die jüngſten ſeiner Kinder, die Prinzeſſinnen Helena, Maria und Anna, für welche die Leitung in dieſem ſtürmiſchen Augenblick fehlte, jene Treppe zu der Eſtrade hinaufſteigen ſah, um dort oben an der herrlich leuchtenden Bahre der Czarin anmuthig niederzuknieen und aus ihren lieben friſchen Kinderaugen reichlich perlende Thränen zu vergießen.

Jetzt gab Czar Paul den Befehl zum Wiederaufbruch des Zuges, denn der Moment ſollte nicht länger verſchoben werden, wo man nun die einſt feindlich

getrennten, jetzt wieder im Frieden von der ganzen Nation zusammengebrachten Gatten zu ihrer letzten und unveränderlichen Ruheſtatt auf der Citadelle gemeinſam abführen wollte.

Die beiden Czaren-Särge wurden jetzt von den damit beauftragten Perſonen feierlich in die Höhe genommen und zum Anfangs- und Mittelpunkt des ſich von Neuem bildenden und bewegenden, ſein Endziel erſtrebenden Trauerzuges hingeſtellt. Dieſelbe Ordnung, in der man gekommen war, hatte ſich raſch wieder hergeſtellt, und der Graf Alexis Orlow, der, nachdem er ſich von der Erde hinter dem Tempel erhoben, kaum noch athmen zu können ſchien, hatte in derſelben Entfernung, wie vorher, ſeinen Platz hinter dem Sarge Peters III. eingenommen. Der Muthes-muth dieſes Leidtragenden ſchien aber jetzt gänzlich gebrochen, und er wankte, als letzter Behüter des von ihm ermordeten Czaren, faſt bewußtlos, nur noch mit dem letzten mechaniſchen Aufgebot ſeiner materiellen Kräfte, ruhig mit fort.

So hatte man ſich bald, und in einem ungeſtörten Fortgang des Zuges über die Straßen, der Kirche des heiligen Peter und Paul in der Citadelle von Petersburg genähert. Hier war die ruſſiſche Fürſten-

gruft, in welcher die Gebeine Peters des Großen, und ſeiner glorreichen Nachfolger auf dem ruſſiſchen Czarenthron, ruhten, und wo der Czar Peter III. und ſeine einſtige Gemahlin Katharina jetzt ihre gemeinſame Einfriedigung in dem nationalen Ruheſitz durch den neuen Herrſcher und ſein ganzes Volk empfangen ſollten.

Die Einſetzung der beiden Czaren-Särge war an dieſem Ort mehr wie ein großartiges Geſchäft, dem man Bewunderung und Ehrfurcht zollte, als wie eine die Gemüther nochmals tief erregende Angelegenheit vollzogen worden. Der Czar ſelbſt, deſſen ungeheuere Bewegung jetzt nachgelaſſen, ſchien nur noch auf die letzte pünktliche Vollziehung ſeiner Abſichten Gewicht zu legen und den Abſchluß derſelben zu erharren. Der Fortgang dieſer ganzen ſo vielbedeutſamen Sache hatte lange gewährt und ſeinen Geiſt in einen Abgrund von Empfindungen und Berechnungen verſenkt. Dies war genug für Paul geweſen, und er ſehnte ſich jetzt danach, zu etwas Anderem überzugehen. Mit Peter III. und der Czarin Katharina hatte er ſoeben abgeſchloſſen.

Sein trübe verſchleiertes, brütendes Auge, in dem noch keine Ruhe leuchtete, hatte ſich aber nunmehr,

als das letzte feierliche Geſchäft ſeines heutigen Werkes ſoeben beendigt worden, auf die ſeltſame, ihm jetzt faſt Mitleid einflößende Erſcheinung des Grafen Alexis Orlow hingewendet. Doch fühlte er ſich nicht minder noch aufgelegt, Alles ſtreng zu vollenden, was er mit dieſem Mann des alten Staatsverbrechens und der alten Schande ſich vorgenommen hatte.

Er winkte ihn jetzt mit den Augen zu ſich heran, und der Graf Alexis Orlow war ſogleich mit der gänzlich niedergeworfenen Gebärde eines Sclaven zu Paul getreten, indem er ſich tief und kraftlos vor demſelben verneigte.

Jetzt haben wir es vollbracht, ſagte Paul mit einer feierlich erhobenen Stimme zu dem Grafen. Der Czar Peter III. iſt, wenn auch als Todter, wieder in die große Gemeinſchaft der ruſſiſchen Nation zurückgetreten. Wir haben ihn wieder, und er hat nichts mehr mit Dir zu thun, Graf Alexis Orlow. Daraus folgt, wie ich heut noch in einem Ukas feſtſetzen werde, daß Du nicht mehr in Petersburg anweſend ſein kannſt. Ich verbanne Dich, fortan auf Deinen Gütern zu leben, und Du wirſt noch vor Ende des heutigen Tages dorthin abreiſen. Nirgend anderswo

in Rußland ſoll der Graf Alexis Orlow mehr geſehen werden.

Der Graf zuckte in einer heftigen Bewegung zuſammen, die ihn aber wieder kräftiger und entſchloſſener geſtimmt zu haben ſchien.

Czar, ich bitte um die Gnade, Rußland überhaupt verlaſſen zu dürfen! rief Alexis Orlow feſt und nachdrucksvoll, indem er an allen ſeinen Gliedern zitterte, und zugleich ein neuer Entſchluß ſich in ſeiner Bruſt angeſetzt zu haben ſchien.

Du kannſt Rußland überhaupt verlaſſen und Dich nach jedem Ort im Auslande begeben, nur will ich nie wieder etwas von Dir hören! antwortete der Czar mit einem gleichgültigen kalten Ausdruck. Adieu, Orlow!

Die feierliche Scene in Peters des Großen Fürſtengruft war beendigt. Der Graf Alexis Orlow hatte ſich mit einer tiefen Verneigung gegen den Czaren und die Czarin haſtig entfernt, und es war ihm gelungen, als der Erſte aus der Kirche Peters und Pauls wieder auf die Straße zu kommen.*)

*) Tannenberg, Leben Pauls. I. S. 7. 9. Masson mémoires secrèts I. 196.

Viertes Buch.

Die neue Herrschaft.

I.

Der Volksfreund Paul.

In den erſten Tagen der neuen Czaren-Regierung, wo Paul mit einem leidenſchaftlichen Ungeſtüm in eine Fluth von Geſchäften und Anordnungen ſich verſenkte, ſchien das liebevolle Einverſtändniß zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin einige ſchlimme Veränderungen zu erleiden, die, man wußte nicht warum, aus dem Gemüth des Czaren hervorbrachen. Paul war in dieſer Zeit von der ungeheueren Thätigkeit, die er ſich durch ſeinen Regierungs-Antritt auferlegt fühlte, faſt gewaltſam hingenommen und überreizt worden. Es ſchien ihm eine unvergleichliche Sache, daß er jetzt ganz Rußland in ſeine Hand nehmen und die Pulſe des Reichs plötzlich an ſeinen eigenen Pulſen abmeſſen ſollte, und dieſer Augenblick hatte ihn mit einem furcht-

ser ganzen Zeit mehr einen fanatischen Besserungseifer als einen humoristischen Ton zeigen, weil die Stoffe, die sich ihr aus dem Charakter des Tages entgegenboten, zu roh, unbändig und gemein waren, um durch ein feineres satirisches Gift, mit Kunst und Grazie, auf sie wirken zu können. So stimmte auch der träumende Spötter Moscherosch, in seinen wunderlichen und wahrhaften Gesichten Philander's von Sittewald (Straßburg 1650), die er nach den Sueños des Quevedo originell bearbeitete, mehr eine strafende und ernstgrollende Satire an, als daß er auf die Lachlust damit gewirkt hätte. Sein Buch ist für die Sittengeschichte in den Jahren des dreißigjährigen Krieges, für die Schilderung der Soldatengräuel des damaligen Deutschlands, in manchen Partieen von culturhistorischer Wichtigkeit. Sonst traf dieses Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft im Ganzen mehr den Ton der gebildeteren und eleganteren Lebenskreise, als der Pater Abraham, und zeichnete diese in ihren Thorheiten mit seiner scharfen Beobachtung und Menschenkenntniß ab. Seine Prosa ist reich an körnigen Ausdrücken und piquan-

baren Gewicht überfallen und ihn mit einem flammenden Widerſpruch gegen Alles, was er um ſich her erblickte, erfüllt. Kleine Scenen des Mißbenehmens mit Maria Feodorowna, und daraus folgende ernſtere Zwieſpältigkeiten mit ihr, konnten darum um ſo leichter wieder in dieſen Zuſammenhang eintreten, als die Czarin es jetzt für ihre Aufgabe zu erkennen ſchien, der ſtürmiſch eingreifenden Haſt Pauls hemmend entgegenzutreten und ihn in einen ſtilleren, langſam und allmählich ſich bewegenden, die Maaßregeln nicht überreizenden Kreis der Thätigkeit zu bannen.

Maria Feodorowna hatte dies in ihrer unwandelbar liebenswürdigen und heiteren Weiſe auszuführen geſtrebt, aber wie ſchön ſie auch allen dieſen geheimen Widerſtand gegen die Reformleidenſchaften des Czaren in Scene zu ſetzen verſtand, ſo hatte ſich doch Paul gerade in dieſem Augenblick auf das Widerwärtigſte davon berührt gefühlt, und es war daraus ein neues Mißverhältniß zwiſchen ihm und Maria Feodorowna im Werden, das feindſelige Begegnungen zwiſchen dem Czaren und der Czarin wiedererweckte, wie ſie ſeit längerer Zeit aus dem Verhältniß Beider verſchwunden geſchienen.

Indeß war die Czarin jetzt von einem großen

Mißgeſchick betroffen worden, welches ihr auch von Seiten Pauls wieder eine herzliche und unzweifelhafte Theilnahme zuführte. Die Czarin hatte ihren Vater, den Herzog von Würtemberg, verloren, der in Stuttgart plötzlich verſchieden war, ohne vorher noch einen Gruß mit ſeiner Tochter, der Czarin in Petersburg, gewechſelt zu haben. Maria Feodorowna war darüber in die tiefſte Betrübniß gefallen, denn ſie hatte mit ihrem Vater ſtets in dem innigſten und zärtlichſten Verhältniß der Liebe geſtanden, und der Czar war nicht damit zurückgeblieben, ihr in ihrem Schmerz auf eine wahrhaft innige Weiſe zur Seite zu ſtehen und demſelben alles Mögliche zum Troſte gereichen zu laſſen.

Paul hatte ſogar die Abhaltung einer Trauerfeierlichkeit in der Kirche befohlen, bei welcher jedoch nur die Czarin in Perſon erſcheinen konnte, denn es hatte dazu wegen des kirchlichen Glaubens des Herzogs von Würtemberg nur eine ſchismatiſche Kirche beſtimmt werden können, in welcher der Czar, als Oberhaupt der griechiſchen Kirche, nicht gut ſich blicken laſſen durfte. Um aber ſeiner Gemahlin, für die er ſeit ihrem großen Schmerz wieder eine aufrichtige Zärtlichkeit hatte, zu beweiſen, daß er bei dieſem

Trauerdienſt am liebſten bei ihr zu verweilen gewünſcht, war er mit ihr zu dieſer Kirche hingefahren, hatte aber dann vor der Thür derſelben, nachdem Maria Feodorowna eingetreten war, ein Pferd beſtiegen und ſeinen Platz an der Spitze der vor der Kirche in Parade aufgeſtellten Grenadiere genommen, um hier die Wiederkehr ſeiner Gemahlin zu erwarten.

Der Intendant ſeines Marſtalls, ein junger Nürnberger, Namens Pfannenſchmidt, den Paul ſeit einiger Zeit mit großer Vorliebe in ſeine Dienſte genommen, ſtand ſchon dort, um den Czaren mit einem Pferde zu erwarten, welches der Czar ſtets gern zu reiten pflegte und das ihm ſchon ſeit einer Reihe von Jahren überaus angenehm geblieben war. Aber das ſchöne arabiſche Pferd ſchien heut bei der großen Hitze, welche in Petersburg herrſchte, ſeine Natur ganz geändert zu haben, und war, wie noch nie, in eine fürchterliche Unruhe gerathen, die den Czaren ſehr verdroß. Als kein Zureden und Liebkoſen mehr helfen wollte, begann daher der Czar jetzt, das Pferd zu einem unaufhörlichen Galopp zu zwingen, der ſich die ganze lange Fronte, welche die Grenadiere bildeten, hinunter bewegte. Es gab ihm dies eine angenehme Gelegenheit, ſeine Kunſt, der wildeſten Pferde Herr

zu werden, vor ſeinen Truppen und dem Volke blicken zu laſſen, wovon er ſchon als Großfürſt häufig die erſtaunlichſten Proben öffentlich gezeigt. Denn Paul ſaß nicht nur vorzüglich gut zu Pferde und wußte ſich dadurch den Petersburgern in einem wahrhaft bewundernswürdigen Lichte zu zeigen, ſondern er verſtand auch, die Natur dieſer Thiere auf eine merkwürdige Art zu meiſtern.

Die Grenadiere ſowohl als das Volk, das auf allen Seiten des Platzes in ungeheuren Maſſen unherſtand, waren durch dieſen Anblick bereits zur lauteſten Bewunderung hingeriſſen worden, die ſich ſelbſtſtändig durch Ausrufe und Töne aller Art und durch ein gewaltiges Hurrahſchreien, in dem ſich zugleich die Begeiſterung für den neuen Czaren auch bei dieſer Gelegenheit auszuklingen ſtrebte, Bahn brach. Der Czar ſchien ſich von dieſen beeiferten und ſo innig huldigungsvollen Begrüßungen ſehr angenehm treffen zu laſſen, und ſeine Blicke flammten in einem kühnen und glücklichen Glänzen auf, indem ſie ſich zu den jubelnden Volksmaſſen und zu den mit ihnen bewegt wetteifernden treuen Grenadieren hinüber ſenkten. In dem Herzen des Czaren war ein Wirbel des Entzückens aufgeſtiegen und er fühlte ſich von einer ſüßen

Herrlichkeit durchglüht, die ihn vor Glück faſt erzittern machte. Niemals noch hatten ihm die Stimmen des großen, weiten, unzählbaren Volkes ſo wohlthätig und ſo befeuernd zugeklungen, und er entdeckte in denſelben einen wunderbaren Grundton, der ihn mächtig zog und ihm das Glück, Czar zu ſein, mit einem unnennbaren Stolz zum Bewußtſein brachte.

In dieſem Augenblick machte es ſich dem Czaren bemerklich, daß auf einer Brücke, welche ſich dort über einem hinter der Kirche heranfließenden Kanal erhob, ein ziemlich großer Trupp von Leuten ſtand, die ſich ganz ſtill und ſtumm zu verhalten ſchienen, und von denen dieſe vielen Grüße und Bewegungen, in denen ſich die übrigen Volksmaſſen unerſchöpflich gezeigt, gar nicht getheilt wurden.

Wer ſind denn dieſe todten grauslichen Klötze da? fragte Paul nach einigen Secunden peinlicher und ſcharfer Beobachtung den General Araktſcheief, der jetzt am nächſten hinter ihm im Gefolge des Czaren hielt. Der Czar ſchien durch den Anblick dieſer ſeltſamen Menſchen in der That ein wenig beunruhigt worden zu ſein, und ſtarrte noch immer mit einem düſteren Unmuth und in einer wilden, aufgereizten Stimmung, in welche Glück und Stolz der vorange-

gangenen Minuten jetzt völlig übergefloſſen waren, nach der Brücke hinüber.

Araktſchejef zögerte erſt, dem Czaren zu antworten, dann ſtotterte er, ein komiſches Geſicht machend, und ſich hinter einer plötzlichen Bewegung ſeines ungeſtüm gewordenen Pferdes verſteckend, in ſeiner launigen Manier: Ja, Majeſtät, wir ſehen da allerdings eine Brücke voll Narren, ich möchte nicht ſagen, voll Feinde vor uns liegen. Feinde ſcheinen ſie aber jedenfalls des Grüßens gegen ihren Czaren zu ſein, denn während die übrigen Volksſchaaren ſich heut im Hut- und Mützenabnehmen gar nicht genug zu thun wußten, während man recht ſehen konnte, wie einem ordentlichen Kerl aus dem Volke ſein ganzes Herz erleichtert und aufgefriſcht wird, wenn ihm ſein Hut vor dem Czaren auf die Erde fällt: ſo herrſchte wirklich auf der Brücke dort eine ganz niederträchtige Dummheit und Stummheit. Ich glaube, man wird am beſten thun, dies lieber gar nicht zu bemerken. Wenn das Heer auf dem Marſch gegen den Feind in einen ſtinkenden Sumpf geräth, muß man ſich nicht erſt lange mit Riechen beſchäftigen, ſondern man muß ſogleich herauszukommen ſuchen, um die allein auf den Feind

berechneten Naſen und Beine ſeiner Soldaten nicht verkommen zu laſſen.

Nein! Nein! rief Paul mit einer ausbrechenden, ſein ganzes Geſicht durchflammenden Wuth. Dies böſe Geſindel, welches dort auf der Brücke ſteht und in armſeliger Tücke ſich zuſammengerottet zu haben ſcheint, ſoll ſogleich abgeführt werden, und man fühlt ſich nicht geneigt, die geringſte Schonung mit dieſen giftgeſchwollenen, hohnriefenden Ratten eintreten zu laſſen. Solche Feinde hat jede neue Herrſchaft, die ſich über Abgründen und Teufelsneſtern erhebt, in allen Winkeln gegen ſich beſtehen. Araktſcheief, reite hinüber zu unſeren Soldaten und ſuche ein tüchtiges Commando von Grenadieren zu bilden, und denſelben gieb den Befehl, nach der Canalbrücke abzugehen und das dort poſtirende häßliche Volk ſammt und ſonders zu verhaften. Man ſoll ſie in die Stadtgefängniſſe ſtecken und dort jeden Mann täglich mit funfzig Prügeln bei ſonſt anſtändiger Koſt möglichſt zu unterhalten und zu zerſtreuen ſuchen, auf vierzehn Tage von heut ab. So will es der Czar!

Araktſchejef faßte ehrfurchtsvoll an ſeine Mütze, um den Czaren zu grüßen, ſchien aber doch mit einer beſtürzten und bedenklichen Miene, die auf dem alten

braunen Kriegerantlitz ſich hervordrängte, ſich zur Ausführung dieſes Befehls anzuſchicken. Er ſprengte raſch zu den Regimentern hinüber und vollzog dort in einigen Minuten ſeinen Auftrag. Das zuſammengeſtellte Commando zeigte ſich auch ſogleich unter der Führung eines jungen, von Araktſchejef ſehr geſchätzten Lieutenants, der noch vor Kurzem unter den Garden von Petersburg geſtanden hatte, auf dem Wege zur Brücke, traf jedoch nicht mit einer ſolchen Heftigkeit und ſolchem Ungeſtüm dort ein, als es der Czar erwartet zu haben ſchien.

Paul, dem alle anderen Intereſſen in dieſem Augenblick entſchwunden zu ſein ſchienen, blickte in einer außerordentlichen düſtern Spannung und mit flammender Ungeduld auf das Getümmel hin, welches ſich jetzt nach dem Anrücken der Soldaten auf jener Brücke entſponnen. Der Czar vernahm von dort zuerſt laute, frohe, faſt jubelnde und ſcherzende Hurrahrufe, welche ſich immer heftiger zu ſteigern begannen, je mehr die Soldaten unter der dort verſammelten Menge vordrangen, und ſich mit den wildblickenden, ſeltſam aufgeregten Geſtalten derſelben berührten. Dieſe Berührung ſchien aber keineswegs eine feindliche und gewaltſame zu werden, vielmehr

erkannte Paul bald mit eben ſo großem Erſtaunen als Unwillen, daß die Soldaten, die er anfangs auch für gut ausgewählt gehalten, ſich mit den Leuten des Volkes in den Armen lagen, und eine gegenſeitige Begrüßung unter dem Ausruf: „Es leben die alten Garden von Petersburg!“ in der herzlichſten und überſchwänglichſten Weiſe gefeiert wurde.

Der Czar hatte den General Araktſchejef zu ſich herangewinkt, der ebenfalls mit entſetzten Blicken dem Vorgang auf der Brücke zugeſehen.

Was in aller Welt hat dies zu bedeuten? fragte Paul mit einer wilden, faſt erſchrockenen Gebärde.

Man ſieht, unſere neue Militair-Organiſation hat ſich noch immer nicht vollſtändig geordnet und geſchloſſen, Majeſtät, ſagte Araktſchejef mit einem ſchmerzlich bedauernden Zug in ſeinem Geſicht. Majeſtät, ich ſehe jetzt erſt, daß dies lauter ehemalige Garden ſind, die ich in der Eile auf die Brücke geſchickt habe. Der Teufel könnte ſelbſt einen alten Soldaten, wie mich, verblenden. Aber es iſt auch recht gut, daß wir bei dieſer Gelegenheit gleich ſehen, wie wenig unſere neue Zuſammenſetzung noch taugt und werth iſt. Dieſe alten Garden waren ein gefährlicher kranker Körper in Rußland geworden. Sie

hatten die Elemente der Untreue, des Ungehorsams und der Zügellosigkeit, welche jetzt von Frankreich her die ganze Welt beherrschen wollen, als ihre eigentliche Dienstordnung in sich aufzunehmen angefangen, und Czar Paul gedachte erst ihre ganze Existenz aufzuheben, als er endlich auf dem erhabenen Thron der russischen Czaren sich niederließ. Aber wir Alle vertrauten seinem großen Herrscherblick, als er seinen Entschluß änderte und die alten Garden in der ganzen Armee zu vertheilen begann, mehrere Garde-Bataillone aber unter neuen Führern, und besonders unter Offizieren, die wir in Gatschina gebildet, fortbestehen ließ. Das Letztere hat sich gut bewährt, denn die Schule von Gatschina ist das Heil Rußlands geworden, aber an der Einstopfung der Garden in den andern Regimentern fangen wir bereits heftig zu leiden an. Die Regimenter unserer tapfern und ehrlichen Grenadiere werden Schaden nehmen an diesem Gift der Garden, das wir in ihre Adern haben fallen lassen, und schon heut betrügt uns die Verwendung der Grenadiere, die wir soeben eintreten lassen wollten, bei dieser sehr wichtigen und einflußreichen Begebenheit.

Es ist gut, mein lieber Araktschejef, sagte der

ten Antitheſen, aber eigentliche Bildung und Charakter des Stils gebrechen ihm. Er verliert ſich in gelehrte Witzeleien und Wortſpiele, und Manches an ſeiner Schreibart würde man heutzutage für Pedanterie halten, wo er ſelbſt der Pedanterie ſpottet. Ihm verwandt iſt der Satiriker Joh. Balthaſar Schuppius, der in ſeinen „Lehrreichen Schriften" (Frankf. a. M. 1684. 8. 1462 Seiten) beſonders manche magiſterhafte Richtungen der Zeit und der damaligen Gelehrſamkeit luſtig, und in einer zwar nachläſſigen, aber doch friſchgefärbten Schreibart, verhöhnte.*) Seine ernſthaften Schriften ſind pedantiſch genug, um ſeinem eigenen Spott anheimfallen zu können. —

*) S. Auszüge aus dieſem wenig gekannten Schriftſteller in L. Meiſter's Beiträgen zur Geſchichte der teutſchen Sprache und National-Literatur, Tbl. I. S. 344 fgde; vgl. Flögel's Geſchichte der komiſchen Literatur, Tbl. III. S. 419.

Czar, ihn unterbrechend, mit einem sehr bösen Gesicht, und indem er mit einer ungemein ärgerlichen und fast boshaften Miene auf Araktschejef ruhte, der Czar wird diesen Schaden, welchen eigentlich nur Araktschejef gestiftet, sogleich verbessern. Wenn man eine Armee befehligt, wie Araktschejef, muß man die alten und neuen Elemente, die in diesem Organismus etwa noch streiten, mit der Vorsicht eines klugen Arztes, aber nicht mit der unbedachten Hast eines Neulings, zu würdigen und zu behandeln verstehn. So kann nur Gleichgewicht und vollständige Gesundheit wieder entstehen, aber wenn man zur Aufhebung einer widerspenstigen Volksschaar nur lauter alte Garden ausschickt, wie der General Araktschejef, so können uns nur die größten Mißhelligkeiten daraus entgegentreten. So hört mir jetzt aufmerksam zu, Araktschejef. Dort drüben an der Front der Grenadiere steht ein junger Mensch, den wir schon in Gatschina gekannt haben. Er war dort Lieutenant bei meiner Artillerie und ich habe ihn jetzt zum Capitain bei den Grenadieren ernannt. Der nette Junge heißt Constantenowitsch. Reite zu ihm hinüber, und überbringe ihm meinen Befehl. Er soll hundert der besten Grenadiere auswählen, die er kennt, und mit

ihnen dort das Volk auf der Brücke verhaften und in die Stadtgefängnisse abführen. Wenn es ihm ohne große Unbequemlichkeit möglich wird, soll er bei dieser Gelegenheit auch einige Dutzend der Garden, die dort mit dem gemeinen Volk in eine so seltsame Lust des Einvernehmens gerathen, mit oder ohne Kopf mitnehmen oder ihnen einige Zolle von der Gegend weghauen lassen, wo so schlechte, dem Kaiser und Reich zuwiderlaufende Regungen bei ihnen aufgekommen sind.

Bleich und zitternd, fast jeder Haltung beraubt, verbeugte sich General Araktschejef vor dem Czaren, und lenkte dann sein Pferd mit hastigem Ungestüm zu der Front der Grenadiere hinüber, um dort den Befehl des Czaren sogleich an den bezeichneten Mann gelangen zu lassen. —

Der Lieutenant Constantonowitsch, ein junger, leidenschaftlich beweglicher Mann, hatte kaum den ihm überbrachten Befehl des Czaren verstanden, als er sogleich in eine flammende Thätigkeit gerieth und sich in die Reihen der Soldaten stürzte, um von den ihm tauglich erscheinenden Leuten hundert Mann um sich zu sammeln. Es geschah dies in wenigen Minuten und so unbemerkt und lautlos, daß man kaum

davon etwas hörte und sah, und der Czar, der aus der Ferne höchst aufmerksam diesen Vorgang beobachtete, gerade darüber vor Freuden heimlich in seine Hände klatschte. Die so rasch gebildete Compagnie rückte dann, ihren jungen Führer an der Spitze, auf der Stelle aus und hatte mit fliegenden Schritten die Brücke erreicht, auf der sich bald die fast wunderbaren Spuren dieses Eintreffens zeigten. Der Czar folgte mit sichtlicher Freude dieser ganzen Entwickelung, und nur Das schien ihm unbegreiflich zu sein und mit einem unangenehmen Druck auf seinem Gemüth zu lasten, daß er auch den General Araktschejef mitten in dieser neuen Compagnie erblickt und den alten Krieger mit großem Eifer mitten in der von Constantinowitsch angeführten Schaar nach der Brücke ziehen zu sehen geglaubt hatte.

Auf der Brücke war aber jetzt schnell Blut geflossen, und bedeutende Verwundungen schienen in ungeheuerer Geschwindigkeit ausgetheilt zu werden. Der Ort, dessen tiefe und vieldeutige Stille vor Kurzem noch den Czaren so lebhaft geärgert, hallte jetzt von gewaltigem Geschrei und tobenden und klagenden Ausrufungen wieder, und bald schien die Sache vollständig dem Befehl des Czaren gemäß

geordnet und beigelegt worden zu ſein. Die Compagnie des Conſtantonowitſch hatte ſich in verſchiedenen Abtheilungen zerlegt, in deren jeder ein Theil des Volkes aufgenommen und fortgeführt wurde, und nur eine Menge Verwundeter und Erſchlagener ſchienen auf der Brücke liegen geblieben zu ſein. Auch die Garden, die alten Freunde des Volkes, waren gleichmäßig von dieſem Schickſal betroffen worden und wurden theils mit den Gefangenen abgeführt, theils gehörten ſie zu den auf der Brücke liegen gebliebenen Todten.

Es war jetzt auf dem Platze eine dumpfe, furchtbare Stille erwachſen, in der jedoch nur Gehorſam und Bewunderung für den neuen Czaren ſich ſtark und tiefgreifend auszubreiten ſchienen. In den von neuem entſtandenen frohlockenden und herzlichen Ausrufungen für Paul war der dunkle und raſche Vorfall ſogleich wieder vergeſſen worden und Paul, der jetzt nur an die Beendigung des Trauergottesdienſtes in der Kirche dachte und mit Ungeduld zu den noch immer geſchloſſenen Pforten derſelben hinüberblickte, wurde in dieſem Augenblick faſt erſchüttert, als er plötzlich, ſeinen Blick auf ſeine Umgebungen zurückfallen laſſend, den General Araktſchejef wieder neben

ſich ſtehen ſah, aber mit einer halbverbundenen Kopfwunde, aus der noch große Blutstropfen reichlich über ſeine Wangen und Kleider herniederfloſſen.

Araktſchejef hatte den Czaren mit einer ruhig-lächelnden Ehrfurcht gegrüßt, obwohl die neue Wunde, die er am Kopfe trug, ihn theils zu ſchmerzen, theils dem Czaren gegenüber ihn in eine gewiſſe Verlegenheit zu ſetzen ſchien.

Der General des Czaren Paul hat in den Pöbelhandel auf der Brücke hineingepfuſcht? fragte der Czar mit einem ungemein ſtrengen, faſt zornigen Geſicht, indem doch zugleich die Spuren einer heimlichen inneren Bewegung ſich in ſeiner Miene und in ſeiner faſt zitternden Stimme ausdrückten.

Ich bitte um Verzeihung und Gnade, Czar! rief Araktſchejef, ſich bis zu den Füßen des Czaren herunterneigend. Den alten Zaunkönig Araktſchejef hatte die Luſt befallen, ſich wieder einmal wie ein junger, für ſeinen Czaren in den Tod gehender Soldat zu benehmen, und wahrhaftig, lauter ſolche Leute hatte der niedliche Junge Conſtantinowitſch, den dieſer Befehl des Czaren verherrlichte, wie im Nu um ſich geſammelt. Ich ſtelle mich daher unter ſein Commando mit einem Stolz, als wenn mich weiland

Mars ſelber zum Abſchießen meiner Büchſe führen wollte, und kaum bin ich mit den übrigen Grenadieren, ganz wie ihresgleichen, auf der verfluchten Brücke angelangt, und helfe das Ding machen, als mir auch ſchon der ſcharfe Degen eines Gardiſten gegen den Kopf fährt, und mich faſt taumeln macht. Es war Einer von den Kerlen, die ich ſelbſt aus Unbedachtſamkeit und als alter dummer Eſel auf die Brücke geſchickt und wodurch ich Eurer Majeſtät, die jetzt ſo viel Beſſeres und Größeres zu thun haben, den Aerger eingeflößt. Zwar gab ich dieſer Canaille unmittelbar darauf den Tod, aber ich habe doch zugleich für die Thorheit, die ich begangen, meine nicht gerade ſehr ſchmeichelhafte Strafe gebüßt. Jetzt aber ſteht Alles wieder gut, hoher Czar, das Volk jubelt in ſeiner richtigen Erkenntniß ungeſtört weiter, und Rußland wird ein großes Land und eine große Nation werden! ſo klingt und ſingt es heut in jedem Ruſſenherzen.

Aus den Augen des alten Generals ſanken jetzt einige flüſſige Tropfen herab, deren Anblick den Czaren betroffen und bewegt zu machen ſchien. Eine innige Rührung war bei den letzten Worten Araktſchejefs auf ſeinem Geſicht hervorgetreten. Er ſtreckte

jetzt raſch dem Alten die Hand hin, und da Araktſchejef noch in ſcheuer Zurückhaltung zitterte, zog ihn Paul mit einer herzlichen Umarmung an ſich, und hielt ihn einige Augenblicke lang umfaßt. Die Zunächſtſtehenden und die Volksmenge auf dem ganzen weiten Platze ſahen dieſem ergreifenden Anblick mit einer tiefen Befriedigung zu.

In dieſem Augenblick hatten ſich die Pforten der Kirche geöffnet, und man ſah, daß die Czarin, nach der zu Ende gebrachten Feierlichkeit, im Begriff war herauszutreten. Bald erblickte man Maria Feodorowna, umgeben von den ſie begleitenden Damen, auf dem Platze, und ihre klare ſchöne Perſönlichkeit erregte wieder Bewunderung und Entzücken bei Allen, welche die Czarin ſahen. Maria hatte nie ſo glücklich und freudig ausgeſehn als in dieſen Tagen, in denen Paul endlich ſein Ziel erreicht und in ſo mächtiger und liebenswürdig befriedigender Art Kräfte und Fähigkeiten darlegte, die man früher nie in ihm erkannt, niemals von ſeinem Weſen hatte gewärtigen wollen. Von dieſen herausgetretenen Kräften und Fähigkeiten hatte ſich Maria Feodorowna jetzt entzückend angeregt und erhoben gefühlt, und ihre frohen, ſelig ſich auf

schlagenden Blicke suchten sogleich die Gestalt des Czaren, als sie jetzt aus der Kirche heraustrat.

Der Czar war bei ihrem Anblick von seinem Pferde abgestiegen und hatte dasselbe in den Händen seines Oberbereiters, des jungen Pfannenschmidt, zurückgelassen. Dann begab er sich mit einem angenehmen Behagen, wie es ihn selten erfüllt hatte, der Czarin entgegen, die in diesem Augenblick, wie ihm schien, einen so mächtigen und hinreißenden Eindruck auf das Volk hervorbrachte, daß es den Czaren selbst zu ergreifen und zu entzücken schien. So manche Aergernisse, die er grade in der letzten Zeit wieder an ihr genommen, wollten jetzt ganz von selbst wieder in sein Innerstes zurückfließen, denn er konnte sich jetzt nicht bergen, daß seine Maria Feodorowna eine überaus schöne, die Hoheit mit dem Reiz vermählende Czarin sei, und daß sie, seitdem sie mit ihm auf den Thron Rußlands erhoben worden, zugleich eine tiefe Würde in ihre Natur aufgenommen, die sich mit seinen eigenen Wirkungen und Absichten kräftig und ihn ergänzend verbinden wollte und dabei auf eine wahrhaft bezaubernde Weise so unendlich viel Anmuth und Heiterkeit zu entfalten strebte.

In diesen Empfindungen, die den Czaren unwill-

kürlich überraschten und umdrängten, hatte er mit einer so großen Innigkeit und Aufrichtigkeit, wie sie der Czarin selten von ihm entgegengetreten, ihr seinen Arm dargeboten und sie zu ihrem Wagen geführt, der schon zu ihr herangefahren kam. Er beurlaubte sich dann von Maria Feodorowna mit einer milden Herzlichkeit und sagte, ihr zum Abschiede leise und heimlich die Hand drückend: Wir werden uns heut Abend erst etwas spät im Palais wiedersehen, Czarin! Ich denke einen kleinen Spazierritt zu unternehmen und habe dann meine Wachtparade, verbunden mit einem andern Geschäft. Aber ich denke jedenfalls zur rechten Zeit für unsere heutige Abendgesellschaft zurückzukehren. Denn wir haben ja heut unsern ersten großen Cirkel, Czarin, oder vielmehr unsere Cour, um ordentlich in der Handwerkssprache zu reden. Da werden lauter große und geputzte Leute kommen, und es wird gut sein, daß ich vorher noch in die Luft reite, um einen recht aufgeräumten Kopf zu haben und ein recht vernünftiges Wort mitreden zu können. Interessanter wäre es mir freilich, die Hafenarbeiter von Petersburg bei mir einzuladen und mit ihnen Einiges von ihrem Geschäft zu sprechen, denn diese Leute sind angenehm und merkwürdig

und ich habe ſie lieber als die goldſchimmernden, hochmuthfleckigen, naſeweiſen Oelgötzen.

Die Czarin grüßte ihn jetzt bei ihrer Abfahrt mit einer liebevollen, faſt kindlichen Gebärde, auf welche jedoch die Trauer-Andacht, welche ſie ſoeben für ihren geliebten Vater gefeiert, einen leiſen Schatten breitete. Paul winkte jetzt dem jungen Pfannenſchmidt, ihm ſein nunmehr wieder ganz ruhig gewordenes Pferd, das ſich vielmehr dem Czaren lebhaft entgegenzufreuen ſchien, vorzuführen, und kündigte dem Manne zugleich an, daß er ihn auf einem Spazierritt nach dem Luſtſchloß Cacina, wo zugleich der kaiſerliche Marſtall ſich befand, unverzüglich begleiten ſolle. Der junge Oberbereiter, der ein Mann von äußerſt gewandtem und anmuthigem Weſen war, obwohl ihn zugleich eine große Verſchlagenheit kennzeichnete, pflegte dieſe große, ihm jetzt ſo häufig widerfahrende Gnade, den Czaren auf ſeinen Spazierritten begleiten zu dürfen, ſtets mit einem lebhaften und ſchwärmeriſchen Entzücken aufzunehmen, aber heut hatten Ton und Miene, womit ihm der Czar dies ankündigte, etwas ſo Sonderbares und Befremdendes für ihn, daß der junge Menſch faſt erbleicht

7.

Das achtzehnte Jahrhundert begann mit einer rationaliſtiſchen Aufklärungsperiode für den deutſchen Stil. Es war Frieden im Lande, die Geſpenſter des Kriegs- und Soldatenlebens waren von den deutſchen Fluren gewichen und man begann das erſchütterte Daſein einen Moment lang wieder einzurenken in regelrechte Formen. Die Verwilderung und Ordnungsloſigkeit aller Zuſtände des abgelaufenen Jahrhunderts ſuchte nun den Gegenſatz einer correcten und muſterhaften Exiſtenz in allen Dingen zu erreichen. Mit der Wohlhabenheit des Friedens erwachte wieder die Bequemlichkeit, der Genuß, und der Antheil an den Muſen, ſoweit derſelbe nicht etwa zu einem unbequem fallenden Pathos oder in die höheren Regionen führte.

war und mit einer Art von Beſtürzung den Czaren anblickte.

Jetzt waren auch noch, in dem Augenblick, wo der Czar ſein Pferd beſtieg, der General Araktſchejef und der Staatsrath Iwan Paulowitſch Koutaitzow um ihn herangetreten. Als der Czar dieſe beiden Getreuen erblickte, ſchien ihm raſch Etwas einzufallen, das von beſonderer Wichtigkeit für ihn war.

Hört, ſagte er, ich werde in einer Stunde wieder zurückkommen, und denke dann noch eine Wachtparade auf dem Hofe des Winterpalaſtes abzuhalten. Wir haben heut Morgen nichts Ordentliches gemacht, die Kälte und Rauhigkeit des Wetters mag allerdings faſt zu ſtark geweſen ſein, und Ihr ſeid mir Alle noch nicht recht dazu gewöhnt, ſolche Abgeſchmacktheit, die man kaltes Wetter nennt, als gar nicht vorhanden ſeiend zu nehmen. Meine neue Inſtitution, welche wir die Wachtparade genannt haben, wird Euch auch darüber bald die Augen öffnen und Ihr werdet mir daraus als kräftige, neue, geſunde Ruſſen, die im Geſetz und in ihrer eigenen Selbſtſtändigkeit und Freiheit erſtarken, erſtehen. Wir wollen darum heut Abend noch einmal eine Wachtparade abhalten, und ich trage Euch Beiden auf, bis zu mei

ner Rückkehr recht gründlich Alles dazu vorzubereiten. Mit den militairiſchen Angelegenheiten, die wir zu beſorgen haben, ſoll ſich dabei auch immer mehr alles Politiſche und Alles, was unſere neuen Einrichtungen im Staat betrifft, zu verbinden haben. Zur heutigen Wachtparade werdet Ihr mir auch den alten Marſchall Souvarow vorführen. Er erweiſt ſich nicht als ein Freund meiner neuen Militairmaßregeln und ſtatt mir zu helfen, könnte er leicht einmal auf den Gedanken kommen, mir zu ſchaden. Denn auf die Einfälle ſolcher alten Narren darf man ſich nie verlaſſen!

Der Czar nahm die tiefen und eifrigen Verbeugungen, mit denen Araktſchejef und Kontaitzow dieſe Befehle angehört, für genügende Rückäußerungen an, und ſprengte dann ſogleich auf ſeinem wie mit ſtarken Flügeln einſetzenden Pferde von dannen. Unmittelbar hinter ihm folgte dem Czaren genau in demſelben Trabe der junge Pfannenſchmidt, der ſeinem ganzen, plötzlich ſo auffallend heruntergedrückten Weſen nach noch immer über die eigentlichen Abſichten des Czaren beunruhigt ſchien.

Der Weg, der nach dem ſchönen Luſtſchloß Cacina führte, war eine den Wald raſch durchziehende

Straße, die mit großen, herrlichen Bäumen und Pflanzungen geſchmückt war. Kaum hatte Paul dieſe Straße erreicht, als er ſich mit einer halben Kopfbewegung umwandte, wodurch er ſeinen Oberbereiter Pfannenſchmidt zu ſich heranwinkte, um unmittelbar an des Czaren Seite weiter fortzureiten.

Der junge Mann ſenkte nachdenklich ſeine Blicke, als er jetzt an des Czaren Seite ritt und Paul noch immer mit keinem einzigen Wort ſich gegen ihn geäußert hatte. Pfannenſchmidt hatte ſich ſonſt der Gunſt ſeines Herrn in einem bevorzugten Grade rühmen können, und wenn er auch ſelbſt durch die große Liebenswürdigkeit und Gefallſamkeit ſeiner Perſon und durch ſeinen ſtets angenehmen und geſchmeidigen Charakter, wie auch nicht minder durch eine ihn zu vielen anregenden Geſprächen mit dem Czaren berechtigende Bildung ſeines Geiſtes, dieſe Gnade geſtattet hatte, ſo war doch zugleich und offenbar eine immer ſtärker werdende Liebhaberei des Czaren Paul dabei im Spiele.

Paul hatte erſt vor einiger Zeit den jungen Nürnberger, welchen der Fürſt Houſſoupow als einen meiſterhaften Bereiter ſich aus Deutſchland mitgebracht, bei einem Wettrennen in Petersburg kennen

gelernt, und ſogleich eine große Neigung für den wahrhaft ſchönen jungen Mann gefaßt, der in der Lieblingskunſt des Czaren ſo Ausgezeichnetes leiſtete. Seitdem Iwan Paulowitſch Kontaitzow dem Czaren in dem höheren Staatsdienſt abgegangen war, zu dem ihn ſeine plötzliche, nicht minder von dem Czaren beeinflußte Entwickelung aus einem Träumer und Wildfang ſo ſehr beſtimmt hatte, war dem Czaren keine Perſönlichkeit erſchienen, die ſo geeignet geweſen wäre, jenen früheren Iwan Paulowitſch bei ihm zu erſetzen und in deſſen gefällig erheiternde Wirkſamkeit bei ihm einzutreten.

Zugleich ergötzte den Czaren Manches in den Aventüren des jungen Pfannenſchmidt, der ſeit ſeinem Aufenthalt in Petersburg, und beſonders an dem für Liebe und Vergnügen ſo empfänglichen Czarenhofe, bereits Siege der wunderbarſten Art gefeiert hatte und faſt täglich neue Verlockungen erhielt, ſich auf die glänzendſte Weiſe bei berühmten Schönheiten von Petersburg und oft bei den bedeutendſten Damen des Kaiſerhofes belohnt und anerkannt zu ſehen. Faſt war Czar Paul dabei der Meinung geworden, daß die deutſche Natur ſeines neuen Lieblings in dieſen Angelegenheiten der Liebe eine ebenſo reiche und

feuerverbreitende Wirkung ausübe, als vorher die ottomanniſche Art ſeines guten, leider ſchon zu altern beginnenden Paulowitſch.

Wenn aber Paul über die vielfachen Verhältniſſe des intereſſanten Pfannenſchmidt mit den Damen ſeines Hofes niemals erhebliche Bedenken gezeigt, ſondern alle ihm darüber zugekommenen Nachrichten ſtets nur zu ſeiner großen Beluſtigung aufgenommen hatte, ſo war er dagegen zu gar keiner entſchuldigenden Nachſicht geneigt, als ſein vielſeitiger Oberbereiter ſeit einiger Zeit auch in die Häuſer des Volkes drang und die Familienverhältniſſe der kleinen Leute zu zerrütten begann. Pfannenſchmidt glaubte ſich daher auch in dieſem Augenblick in ſeiner Vermuthung nicht zu trügen, daß durch Aufſtände ſolcher Art die düſtere und faſt bedrohliche Stimmung des Czaren gegen ihn heraufbeſchworen werden ſei.

Wir reiten nach Cacina, Pfannenſchmidt! ſagte der Czar jetzt mit einem ſehr ernſten, mühſam und unangenehm hervorgebrachten Ton. Es iſt ein Ort, wohin Du früher wohl jeden Tag Dich begabeſt, und wo Du jetzt wohl ſeit mehreren Wochen nicht geſehen worden ſein ſollſt. Selbſt die Aufſicht über unſern dortigen Marſtall haſt Du ſeitdem liegen

laſſen und einen Andern zur Wahrnehmung Deiner eigenſten Dienſte dorthin geſandt. Daß das Pferd heut auf dem Platz vor der Kirche ſo ſchlecht ging, entſprang wohl aus ſeiner letzten mangelhaften Beſorgung, und könnte leicht als ein Dienſtverſäumniß des Pfannenſchmidt aufgeführt werden. Mich, den Czaren, will aber bedünken, als ob den Kaiſerlichen Oberbereiter Pfannenſchmidt eine noch viel härtere Schuld träfe, weshalb er ſeit Wochen nicht mehr nach Cacina geritten iſt. Es giebt noch bei weitem ſchlimmere Verſäumniſſe, als die des Dienſtes. Kennſt Du ſolche, Pfannenſchmidt?

Ein heftiger Schreck malte ſich auf Pfannenſchmidts Geſicht. Er ſah einen Augenblick bleich und bekümmert aus, ſchien ſich aber mit der ihm eigenen Gewandtheit raſch wieder gefaßt zu haben.

Es iſt wahr, Kaiſerliche Majeſtät, ſagte er, den Blick ſchlau zur Seite wendend, es giebt auch Verſäumniſſe des Herzens, bei denen man noch mehr verlieren kann, als bei den Verſäumniſſen des Dienſtes. Auf den innigſt Euch gehörenden Diener des Czaren würde indeß dieſe Philoſophie nie recht anwendbar werden können, denn Dienſt und Herz ſind für ihn ganz dieſelben und ſich zuſammenſchließenden

Begriffe geworden, und er würde, wenn er den Dienſt verſäumte, ſein eignes Herz zu Grunde richten.

Pfannenſchmidt glaubte ſich am beſten aus dem ihn erwartenden Sturm, wie er ihn befürchtete, herauszureißen, wenn er geſpitzte Wortmachereien verſuchte, die den Czaren oft anzogen, und, wenn es gelang, ihn damit in ein pikantes Widerſpiel philoſophiſcher Sätze hineinzuziehen, ihn von allen andern Abſichten plötzlich wegwenden konnten.

Der Czar war aber heut merkwürdig praktiſch und ſtreng. Wenn man ſoviel mit Frauenzimmern zu thun hat, wie Du, Pfannenſchmidt, ſagte er darauf faſt mit Heftigkeit, ſo weiß man doch nicht recht, wem der Dienſt, und wem das Herz gehört. Der Kaiſer kann dann ebenſo leicht um den Dienſt, wie das Frauenzimmer um das Herz des Galans kommen. So haſt Du es in Cacina gemacht, wohin wir jetzt reiten wollen. Was hilft uns die Philoſophie, Pfannenſchmidt, wenn man kein ordentlicher und ehrlicher Mann bleibt?

Der Czar ſchien jetzt in eine ſo leidenſchaftliche Erregung zu gerathen, daß er ſeine Sporen heftig in die Weichen ſeines Pferdes treten ließ, und dann ganz allein eine ziemliche Strecke Weges auf der

Landſtraße zurücklegte. Pfannenſchmidt beſtrebte ſich aber ſogleich, den Czaren wieder zu erreichen, und ritt mit einer Bitte um gnädige Verzeihung zu ihm heran. Dieſe Bitte wurde zunächſt ſo angebracht, als wenn ſich der Diener bei dieſer Entfernung vom Czaren verſchuldet fühle; ſie konnte aber auch die anderen vorliegenden Vergehen Pfannenſchmidts, welche der Czar im Sinne trug, betreffen.

Wir werden jetzt binnen einer Viertelſtunde in Cacina angelangt ſein, ſagte der Czar, nachdem er düſter in die Ferne hinausgeſpäht hatte. In einer Viertelſtunde kann oft eine große Schlacht gewonnen, eine große Sache im Rathe der Krone entſchieden werden. Denkſt Du von hier in einer Viertelſtunde verheirathet ſein zu können? Du würdeſt dadurch wieder ein ehrlicher Mann in Cacina werden, und auch Dein Czar hätte wieder einen ehrlichen Direktor ſeines Marſtalls in Cacina an Dir? Dann erſt wären wieder Dienſt und Herz, wie Du ſagſt, dieſelben und ſich zuſammenſchließenden Begriffe geworden. Die ehrbaren Frauen in Cacina könnten ſich wieder mit Sicherheit auf der Gaſſe zeigen, und meine Pferde würden wieder anſtändige Thiere wer-

den, um auf dem Platz vor einer Kirche auf ihnen reiten zu können!

Da ich Alles kann, was der Czar mir zu befehlen die Gnade hat, antwortete Pfannenſchmidt mit einem halben Lächeln, ſo würde ich auch wohl binnen hier und einer Viertelſtunde heirathen können. Aber die Kirche in Cacina iſt jetzt bereits geſchloſſen, und der Prieſter, den ich ziemlich gut kenne, ſitzt im Kloſter bei den Mönchen und leert mit ihnen einen guten Humpen.

Du wirſt Dich getäuſcht ſehen, Pfannenſchmidt, erwiederte der Czar, indem er über das ihm bereits wieder gefallende Weſen ſeines Oberbereiters lächelte. Ich habe den Prieſter beſtellen laſſen, die Kirche wird geöffnet ſein, wenn wir kommen, und die ſchöne Braut wird vor dem Altar ſtehen und Dich erwarten. Und Du wirſt dazu als glücklicher Bräutigam recht pünktlich bei Deiner Braut eintreffen. Ich gebe Dir mein Wort darauf, Pfannenſchmidt.

Die Braut? fragte Pfannenſchmidt mit einem halb erſchrockenen halb neugierigen Ton.

Die Braut? entgegnete der Czar raſch und heftig. Sie iſt ein ſehr anmuthiges blondes Kind, und ich habe ſelten ſo ſchöne blaue Augen geſehen wie die

ihrigen. Schlank, groß und ernſt, macht ſie einen erfreulichen und edeln Eindruck. Es iſt eine Schande für die Geſellſchaft, wenn ihr Unrecht und Gewalt geſchehen kann. Sie heißt Maria Metſchansky. Mein Gott, ſie iſt ja die einzige Tochter meines Hofgärtners in Cacina. Aber ſie ſcheint mir zugleich ein ſo ernſter und ſtrenger Charakter zu ſein, daß ich mich wundern muß über den Sieg, den Du über ein ſo ſtolzes und nichts weniger als leichtfertiges Mädchen davon tragen konnteſt.

Euere Majeſtät kennen dieſe Maria Metſchansky? fragte Pfannenſchmidt mit einem bangen ſchleppenden Ton.

Sie war heut bei mir im Palais, erwiederte der Kaiſer. Das arme Mädchen hatte Mittel gefunden, mir vorgeſtellt zu werden, und benutzte die ihr bewilligten Minuten, um ſich mit einer wahren Todesangſt über Dich zu beklagen. Du haſt nichtswürdig an ihr gehandelt, und ſie hat mir die ganze Geſchichte ihres Falles und Deiner Treuloſigkeit erzählt. Du haſt Dich nicht wieder in Cacina blicken laſſen, nachdem ſie Dir ihre Ehre geopfert hatte. Sie ſagte mir, daß Du in den Armen einer Andern ihres Unglücks geſpottet habeſt. Solche Diener kann und

In dieſer Zeit kam das Sprüchwort in Deutſchland auf, daß Ruhe die erſte Bürgerpflicht ſei. Die Cabinete gruppirten ſich in den Conſtellationen des politiſchen Gleichgewichtsſyſtems, in der Kirche ſchwiegen einen Augenblick die katholiſchen und proteſtantiſchen Antipathieen, und die allgemeine Weltanſchauung war durch die wolfiſche Philoſophie nicht minder zu einer erſprießlichen Schwebe, zu einer geſunden Diät des menſchlichen Geiſtes angeführt. Ordnung, Syſtem, Verſtandesklarheit, wurden die höchſten Begriffe und Potenzen des Lebens, Alles was man fühlte und dachte mußte fortan Methode haben, und dann war man ſicher vor den Gefahren und Abgründen, denen die regelloſe Willkür des Genies zutaumelt. Es ſchien, als hätte die Furcht vor dem Geiſt der Unordnung, dem das ſiebzehnte Jahrhundert erlegen war, um den Anfang des achtzehnten dieſe Epoche der Correctheit in den Gemüthern heraufgebracht. In der Literatur war auf die kommende Erſcheinung Gottſched's ſchon durch die Männer der ſogenannten galanten und geiſtloſen Partei, die ihr Weſen vornehmlich in Hamburg und Niederſachſen

werde ich in meinem Dienſt nicht leiden, wenn ſie mir auch ſonſt Angenehmes zu leiſten im Stande ſind. Es kommt ein neues Czarenreich heran, in dem die Leute nicht mehr leben und geehrt ſein können, welche ſich wie gemeine Hunde und grauſame Wölfe betragen wollen. Man muß gut und hülfreich gegen einander ſein, wenn man verlangen will, daß der Czar gut und hülfreich ſei. Schlechte Männer werden keinen guten Czaren haben können.

Schlechte Männer ſoll und wird es in einem Czarenreich nicht geben, das zu Paul dem Erſten, ſeines Glückes neuem Hort, ſich bekennt, entgegnete Pfannenſchmidt, mit einem langſamen, vorſichtig prüfenden Blick zum Czaren. Aber ſchlechte Frauen giebt es oft im beſten Reich und unter den außerordentlichſten Fürſten. Warum iſt man nicht immer gerade ein Schuft, wenn man eine Frau ſchlecht behandelt?

Der Czar ſtutzte und ſah ſeinen Günſtling einen Augenblick lang mit verwunderter Miene an. Es war dies wieder einer von den Sätzen, denen Paul mit ſeinen Gedanken nicht widerſtehen konnte, und auf die er ſogleich lebhaft eingehen mußte.

Es iſt wahr, Pfannenſchmidt, ſagte er nach einer

kurzen Pauſe, den Frauen gegenüber hat man immer eine ganz beſondere Stellung. Je mehr Rechte man ihnen einräumt, deſto leichter kommt man in die Gefahr, ſeine eigenen Rechte an dieſes wunderliche Geſchlecht zu verlieren. Es iſt eine Art Heimſuchung des Mannes, daß die Kapriolen der Frau für ihn exiſtiren. Es wäre beſſer, er hätte nur mit Beſtien zu kämpfen. Dann würde er ſeine Manneskraft behalten und ſich nicht an Weſen anſchließen, die ſchon mit ihrem Lächeln ihn umgarnen zu können glauben und ihn auf die Bank ſchöner Redensarten ſtrecken, auf der ſie ihn mit Freundlichkeit und Laune durchbläuen.

Pfannenſchmidt warf dem Czaren einen triumphirenden Blick zu und ſagte dann freudig lächelnd: Je geringer eine Frau ſteht, deſto nützlicher kann ſie eigentlich dem Manne werden. Die Frau iſt die beſte, welche man jeden Augenblick wieder von ſich fortjagen kann. Und am nützlichſten und ehrlichſten handelt man dann vielleicht gar, eine ſolche Frau lieber erſt gar nicht zu nehmen.

Wenn man es rein als Philoſoph betrachtet, möchte dies vielleicht ein ſehr kluger Streich ſein, entgegnete Paul mit einem ſeltſamen Lächeln. Es kann allerdings

Frauen geben, die man nur deshalb ſich zugeſellt, um ſie bald wieder von ſich zu jagen. Man wirft ſie plötzlich einmal zum Fenſter hinaus, und wenn man ſie nachher zufällig auf der Erde wiederfindet, machen ſie einen höchſt unangenehmen Eindruck auf uns, und man hebt ſie nicht wieder zu ſich empor. So ergeht es mir mit der guten Nelidow. Andere Frauen ſind Bildniſſe, die man ehrt und duldet, wenn ſie in einer Kapelle uns umgeben. Im Leben iſt man oft in der größten Verlegenheit mit ihnen, aber man würde doch etwas Eigenes in ihnen verlieren, das unſern Willen oft höchſt wunderbar beſtimmt und ſpannt, und uns, wir wiſſen nicht wie, in einer fortwährenden Bewegung und Befriedigung erhält. Das ſind Dinge, mit denen Jeder rechnen muß, ſoviel er kann. Man kann aber am Ende nicht Alles, was man will. Jedenfalls iſt es doch beſſer, eine Frau zur rechten Zeit von ſich zu jagen, als ſie lieber gar nicht zu nehmen. Es giebt Pflichten, denen ſich ein ordentlicher Mann nicht entziehen kann und darf. Man hat einer Frau zu nahe gethan, und wenn man kein Lumpenhund iſt, muß man ihr eine Art von Genugthuung erweiſen. Man geht in die Kirche, wie Pfannenſchmidt jetzt auf der Stelle thun wird. Man läßt

ſich durch einen Prieſter mit einem ſolchen Frauenzimmer trauen und nachher hat man erſt ein Recht, ſie wieder von ſich zu jagen. Der Mann iſt am allermeiſten der Sklave ſeiner Pflicht, aber was er um ihretwillen thut, wird ſeiner Freiheit und Unabhängigkeit eher helfen, als daß es ſie gefährde!

Der Czar ſchwieg. Es ſchien ihm ſichtlich wohl zuthun, daß er ſich einmal ſo recht im Zuſammenhange und ganz nach ſeinem Herzen hatte ausſprechen können. Und Pfannenſchmidt ſagte jetzt ganz ruhig und beſcheiden: Der Befehl des hohen Czaren ſoll jetzt von ſeinem getreueſten Diener ſogleich erfüllt werden. Dem Czarenwort zu gehorchen, wird mir erſprießlicher und lohnender ſein, als mir der überflüſſige Beſitz eines Frauenzimmers Schaden bringen kann. In derſelben Kirche wollen wir dann einige Monate ſpäter, denn ich glaube, die Zeit dazu iſt reichlich vorgerückt, auch Maria's zukünftigen Sprößling recht ſauber taufen laſſen. In dem neuen Czarenreich ſollen auch Kinder dieſer Art glücklich werden und ihren gerechten Namen erlangen. Es iſt wahr, wer ordentlich ſeine Pflicht thut, hat einen bei weitem ſtärkeren Halt in ſich und iſt vielmehr der rechte Mann dazu, bei der nächſten Gelegenheit

auch einmal wieder darauf losgehen zu können und den Baum zu fällen, wo er gerade im Wege steht.

Gerade in diesem Augenblick waren die Reitenden in Cacina angelangt, und der schöne, im Walde versteckte Luftort umgab den Czaren und seinen Diener plötzlich mit seiner schönen romantischen Natur. Paul ritt eiligst an dem Schlosse vorüber, in dem er sonst mit großer Vorliebe einzukehren und vorübergehenden Aufenthalt zu machen pflegte. Er begab sich sogleich an dem Schlosse vorüber, und ritt der nahestehenden Kirche zu, aus welcher ganz deutlich in diesem Augenblick festliche Glockentöne herüberklangen. Pfannenschmidt war dem Czaren mit dem Anschein der größten Ergebung gefolgt und sein interessantes anmuthiges Gesicht begann jetzt sogar eine Zufriedenheit auszudrücken, die dem genau darauf achtenden Czaren wohlgefiel.

Paul war an der Thür der Kirche von seinem Pferde herabgestiegen, und übergab dasselbe an Pfannenschmidt, der es mit dem seinigen an der Kirchhofsmauer festband. Dann traten Beide eiligst in die Kirche, in welcher die ganze Gemeinde des Orts feierlich versammelt zu sein schien. Vor dem Altar stand Maria Metschansky, in einem glänzenden Braut-

ſchmuck, der die große Schönheit des Mädchens noch prächtiger herausgehoben hatte. Nur die ſchmerzliche, leidenſchaftliche Unruhe, mit welcher Maria fortwährend nach allen Seiten der Kirche umherſpähte und beſonders den Eingang derſelben zu beobachten ſchien, ſtörte das herrliche Bild und ließ in ihr angſtvolles Herz blicken. Hinter ihr ſtand ihr greiſer Vater, der alte Hofgärtner des Czaren, in deſſen bleichen gramvollen Zügen Leid und Hoffnung heftig wechſelten, und der Gedanke an eine glückliche Löſung des entſtandenen Unglücks noch zweifelhaft zu ringen ſchien.

Jetzt aber ſtand plötzlich Pfannenſchmidt neben der Braut, die bis jetzt auf Befehl des Czaren ſo leid- und vertrauensvoll ſeiner geharrt hatte. Es wurde zwiſchen Allen kein einziges Wort gewechſelt. Orgeltöne und Geſang der Gemeinde hatten jetzt ſtärker anzuſchlagen begonnen. Der Prieſter hatte ſein Werk raſch begonnen und zu Ende geführt.

Der Czar war ſo lange in der Kirche geblieben, bis die Trauung des Paares vollzogen worden. Dann ſchien es ihn eiligſt zum Aufbruch zu treiben, und nur der Bräutigam und die Braut hatten noch einen die Zufriedenheit und die Wünſche des Czaren zu erken-

nen gebenden Gruß empfangen. Dann war Paul ſchon wieder draußen und beſtieg mit heftigem Ungeſtüm ſein Pferd. Allein, in raſender, leidenſchaftlicher Eile legte Paul den Weg nach Petersburg zurück. —

II.

Die Wachtparade.

In Petersburg hatte der winterlich frühe Anbruch des Abends ſich ſchon geltend gemacht, als Paul wieder in ſeine Hauptſtadt eingeritten war und die Straßen zurücklegte, welche ihn zum Winterpalais führen mußten. Es war finſter und bedeutend kalt geworden, indem der Czar von ſeinem Pferde herabſtieg und in das Palais eintrat, wo er nicht Ruhe ſuchen wollte, ſondern wo ihn eine ganze Fluth der neuen Geſchäfte erwartete.

Durch den hohen, ernſten Palaſt begannen ſchon die großartigen und kunſtvollen Beleuchtungen zu flammen, welche faſt jeder Abend hier erforderte und die ſich um Vieles vermehrt hatten, ſeitdem der neue regierende Czar, der mit jedem neu ausgeſtreckten

Finger etwas Beſonderes in's Leben gerufen, ſeinen Wohnſitz im Winterpalais aufgeſchlagen.

In den großen und weiten Höfen dieſes Palaſtes, die auf einer langhin ſich erſtreckenden Fläche mit ihren breiten Räumen ineinandergingen und einen unendlichen Raum für die militairiſchen Exercitien darboten, hatte man bereits Fackeln und Lichter aller Art angezündet, um dem Befehl des Kaiſers zu gehorchen, der die Wachtparade, und Alles was dazu gehörte, noch für den heutigen Abend angeſagt hatte. Da dies zum Erſtenmal ſeit der neuen Einrichtung ſtattfand, ſo hatten Araktſcheief und der Staatsrath Iwan Paulowitſch Koutaitzow ſich alle nur erdenkliche Mühe gegeben, die Schloßhöfe mit einer überſchwänglichen Kraft beleuchten zu laſſen und den neuen Schauplatz der Regierung in ein wahres Lichtmeer zu verſetzen. Denn nicht nur die neuen, vom Kaiſer angeordneten und zugleich von ihm ſelbſt gelehrten und in Gang gebrachten Exercir-Uebungen mußten genau geſehen werden, auch um viele einzelne Perſonen handelte es ſich bei dieſer Gelegenheit, die dem Czaren vorgeſtellt wurden, Berichte abzuſtatten hatten und Entſcheidungen, oft die wichtigſten, von ihm empfingen.

Paul begab ſich zuerſt in großer Eile die Treppen

ſeines Palaſtes hinauf und unterſagte dabei jede Begleitung ſeiner Diener, denn zur Abhaltung einer Wachtparade bedurfte er jedesmal der Anlegung eines andern Koſtüms, welches der Czar ſelbſt vorgeſchrieben hatte und das er faſt ganz allein, ohne irgend eine andere Hülfe, in ſeinem Ankleidezimmer anzuziehen pflegte.

Als der Czar jetzt die Treppe hinaufſtieg, konnte er an einer Menge Menſchen, die ſich auf den erſten Stufen haſtig und wild zuſammengedrängt hatten, nicht ſo raſch vorübergelangen, als es eigentlich in ſeinen Wünſchen lag. Dieſe ihm entſtandene Beſchwerniß ſchien ihn jedoch zugleich zu vergnügen, und man ſah den Czaren, wie er jetzt behaglich ſtillſtand und ſich höchſt aufmerkſam alle die Perſonen betrachtete, die ſich um einen großen büchſenartig geöffneten Briefkaſten drängten, der ſeit einigen Tagen an dieſer Stelle der Schloßtreppe befeſtigt war. Seit dieſen Tagen hatte das Volk offenen Zutritt im Winterpalais erhalten, und die Thürſteher ließen Jeden eintreten, der einen Brief oder ein Schriftſtück irgend einer Art in jenen Kaſten hatte legen wollen.

Denn der Czar wollte jetzt mit ſeinem ganzen Volke im Briefwechſel ſtehen, das hatte er gleich unter den erſten Gedanken und Einrichtungen ſeines Reiches

trieben, wie prophetisch hingewiesen worden. August Bohse und Hunold, die unter dem Namen Talander und Menantes schrieben, der Licentiat Postel und einige Andere, waren die ersten seichten Aufklärer der deutschen Diction, indem sie rückgängige Bewegungen aus der Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Manier in die nüchternste, aber galant sein sollende Correctheit unternahmen. Diese Schriftsteller, die eine Unzahl von Romanen, Gedichten und Theaterstücken zu Tage förderten, waren die ersten Typen industriöser Vielschreiberei in Deutschland. Sie kamen aus der Hoffmannswaldauschen Schule her, bekannten sich auch noch als Anhänger derselben, und legten für ihren Meister, in dem lächerlichen Federkrieg mit dem Epigrammatisten Wernike, eifrigst ihre Lanze ein, aber sie rühmten es sich zugleich nach, die Ueppigkeiten des Hoffmannswaldau-Lohensteinianismus auf das vernünftige Maaß der opitzischen Correctheit wieder zurückgeführt zu haben. Im Grunde aber war es die abgestandene Neige dieser Manier, die sie auf sorgfältig gepfropfte Flaschen zogen und als unschädlich gemachte Essenzen zur Blutreinigung feilboten.

festgesetzt. Jeden bei mir zu sehen und zu sprechen, werde ich wohl nicht erreichen können! hatte er damals gesagt. Aber die Briefe, welche man mir schreibt, werde ich alle lesen. Unter der Czarin Katharina wurde Jedermann in's Gefängniß geworfen, welcher die Kühnheit gehabt, ihr einen Brief unmittelbar zu ihren Händen zu überreichen. Ich will das abgestellt sehen, denn es ist doch immer eine gute Eigenschaft für einen armen Russen, daß er an seinen Kaiser einmal schreiben will und ihm ein unglückliches Herz ausschütten möchte. Ich denke mir, da müßte Merkwürdiges herauskommen, worauf man bei der neuen Erbauung eines Reiches sehr wesentlich Rücksicht nehmen könnte. Das Unglück des lebenden Volkes um uns her zu studiren, muß doch mindestens ebenso viele wichtige Resultate für eine Regierung abwerfen, als wenn man unzählige Bände alter Aktenstücke durchliest, und alle Politik der Verträge auswendig lernt. Ich werde das bekannt machen lassen, und werde in der Zeitung anzeigen, daß ich alle mir zugehenden Briefe und Papiere des Volkes lesen will.

Am andern Tage hatte eine solche Aufforderung des Czaren zum Briefwechsel mit ihm in der Zeitung gestanden.

Jetzt ſah Paul von Neuem, wie tief und reich dies in den Willen und die Bedürfniſſe des Volkes griff. Er hatte ſich nicht verſagen können, einige Augenblicke unter dieſen um die Spalte des Briefkaſtens ringenden Leuten ſtehen zu bleiben und ihr ganzes Weſen einmal recht genau zu beobachten. Er fühlte ſich dabei einige Male von ihnen geſtreift und gepreßt, und dies veranlaßte ihn, genauer ihre Hände zu betrachten, die vor ihm und über ihn hinweg nach dem Briefkaſten langten. Der Czar ſah bei dieſer Gelegenheit Hände, die ungemein grob und hart geformt waren, aber ihm auch wieder merkwürdig wurden durch einen gewiſſen thatkräftigen und ehrlichen Ausdruck, der ihm ungemein wohlgefiel. Mit ſolchen Händen muß man regieren, kämpfen und handeln! dachte er plötzlich bei ſich ſelbſt. Dann betrachtete er ſich einige Geſichter, die ihm noch beſſer gefielen und anfangen wollten, ihm Freude zu machen. Er mußte aber jetzt eilen, ſich die Treppe weiter hinaufzubegeben, denn das um ihn her ſtehende Volk begann ihn bereits zu erkennen und ſchon drangen einzelne ſtürmiſche Jubelrufe ihm nach, als es ihm ſchon gelungen war, ſich oben in ſeine Zimmer zurückzuziehen.

Der Czar eilte jetzt, ſeine Toilette zu verändern,

worin er eine große Leichtigkeit beſaß und nur der Hülfe eines einfachen Kammerdieners bedurfte. Es war hauptſächlich die neue dunkelgrüne Uniform, welche er ſich für die Wachtparade vorgezeichnet und die er bei einer jeden Art von Witterung, auch der härteſten und kälteſten, anzuziehen pflegte. Dazu kamen die groben, ſchweren Stiefel und ein großer gewaltiger Hut, um die Hauptbeſtandtheile der neuen Militair Erſcheinung des Czaren zu vollenden, in der er ſich frei, leicht und natürlich vorkam und in der er das Kriegshandwerk mit den einfachſten und nachdrücklichſten Manieren und zugleich mit ſo großer Beweglichkeit betreiben zu können glaubte, daß das Militairweſen ſich eigentlich nicht mehr von den übrigen und politiſchen Regierungs-Geſchäften ſchied. Denn alles Andere, was den Staat betraf, ſollte bei dieſen Zuſammenkünften zugleich mit vorgenommen und entſchieden werden. Der Czar wollte jetzt hier jeden Bericht empfangen, jeden Vortrag hören, jede Angelegenheit beurtheilen und endgültig abſchließen, und er wollte auf der Wachtparade nicht nur General, ſondern auch Staatsmann, allſeitiger Herr und Leiter ſeines ganzen Reichs, Chef aller ſeiner Bureaux und Kenner aller Dienſtzweige Rußlands ſein und in dieſem ganzen

Betracht angeſchaut und wirkſam werden. Gewiſſermaßen zur Vermittelung dieſer beiden, noch zu vereinigenden Hälften der Herrſchaft ſchien der Stock zu dienen, welchen der Czar bei dieſer Gelegenheit in ſeiner Hand ſchwang. Es hatte etwas Seltſames, daß Paul, obwohl ſonſt ſtreng militairiſch gekleidet, doch einen Stock gewählt, um die Kraft ſeines Willens und ſeiner Anſichten damit zu erkennen zu geben. Aber die Handhabung dieſes Stockes drückte Alles, was Paul bei ſeiner neuen Wachtparade eigentlich beabſichtigte, mit einer ſo großen Beweglichkeit und Eindringlichkeit aus, wie es der Czar mit keiner andern Waffe vollbringen zu können glaubte. Der Stock, mit welchem der Czar hier commandirte und Alles antrieb und bewegte, war kein ſo feſtes militairiſches Inſtrument, wie der an ſeiner Seite haftende, ſtreng angeſchnallte Degen, aber der Stock hatte nicht minder die Fähigkeit, ſich um Alles genau zu bekümmern, man konnte mit ihm, ohne ſogleich das Aeußerſte zu vollführen, Alles beunruhigen und Alles regeln, und dem Czaren war der Stock immer wie die Schreibfeder vorgekommen, die einen weſentlich geſchäftlichen und die Angelegenheiten vorbereitenden, langſam fördernden Charakter für ihn hatte.

Der Czar hatte jetzt auch den Stock in die Hand genommen und kräftig einige Male geſchwungen, als ſich die Thür öffnete und ſeine drei Söhne Alexander, Conſtantin und Nicolaus, mit dem General-Adjutanten des Czaren, in's Zimmer traten, um den Kaiſer zur Wachtparade abzuholen. Dieſe Abholung gehörte, nach dem Befehl des Czaren, bereits ganz beſtimmt zum Programm des Tages und Paul ſchien es angenehm zu ſein, jedesmal unter dieſer Begleitung zur Wachtparade hinunter zu gehen.

Die Söhne des Czaren waren faſt ganz wie er ſelbſt gekleidet erſchienen und nur, wie er ſelbſt, den Stock in der Hand zu führen, hatte ihre geringere Würde und Stellung in der Armee noch nicht verſtattet. Auch die übrigen Herren durften ſich bereits dieſer neuen Uniform der Wachtparade bedienen, die dazu beſtimmt war, bald die allgemeine und ausſchließliche Norm der militairiſchen Bekleidung in Rußland zu werden. Aber die ganze Sache war noch nicht vollſtändig klar und es war noch immer nicht gewiß, ob der Czar nicht noch einzelne Abzeichen, wiewohl man deren kaum an ihm bemerken konnte, für ſich ſelbſt aufbehalten wolle. Denn eigentlich hatte man an dem Czaren bis jetzt die Abſicht erkannt, daß alle

Ruſſen in ganz gleicher Kleidung ſich vor und neben ihm zeigen ſollten.

Der Czar hatte ſich jetzt mit beſonderer Vorliebe ſeinen prächtigen Sohn Alexander zu betrachten angefangen, der ihm ſtets ſehr am Herzen gelegen und der ihm jetzt in der Uniform der Wachtparade außerordentlich wohlgefiel. Denn obwohl Paul in früherer Zeit oft eigenthümliche Befürchtungen von ſeinem erſten Sohn Alexander gehegt und eine Zeitlang ſogar vermieden hatte, ihn zu ſehen und ihm Mittheilungen zu machen, weil er denſelben in einem beſonders innigen und vertraulichen Verkehr mit der Czarin Katharina wußte und ihm manches Verdächtige, zum Theil gegen ihn ſelbſt, dabei vorbereitet zu werden ſchien, ſo hatte ihn doch die Liebenswürdigkeit des jungen Mannes ſeit Kurzem wieder vollſtändig beſiegt und zu einem wahrhaft zärtlichen Freunde ſeines Sohnes gemacht. Beſonders ſeitdem Paul Czar geworden, hatte er die frühere Zurückhaltung gegen Alexander ganz vergeſſen, und er freute ſich jetzt nur, ihn ſo oft als möglich und recht genau und lange betrachten zu können. Die außerordentliche Schönheit ſeiner ſchlanken hoch heranwachſenden Geſtalt, die Milde und Grazie, die ſich auf ſeinem Geſicht und in

ſeinen Gliedern gelagert hatte, und worin Alexander ganz und gar das treue Bild ſeiner herrlichen Mutter Maria Feodorowna war, hatten ſtets für Paul einen wunderſam rührenden und bewegenden Zug dargeboten. Dieſe neue Liebe, welche ſich für ſeinen Sohn und Nachfolger im Herzen Pauls kundgegeben, hatte ſeitdem auch auf den Prinzen Alexander wunderbar zurückzuwirken angefangen, und der Czar konnte, wenn er ihn ſah, nicht mehr auf den Gedanken kommen, daß zwiſchen ihm und Alexander gar keine Sympathie und keine Uebereinſtimmung der Anſichten herrſche. Der Czar ſelbſt fühlte ſich offenbar, ſeitdem er auf dem Thron ſeiner Väter ſaß und regierte, höher emporgehoben und fand ſich darum mehr als ſonſt auf einer Linie mit ſeinem ſchönen, ſtrebenden, an Idealen und Träumen hängenden Sohn Alexander.

Der Czar hatte jetzt einen Bogen Papier von dem Tiſch genommen und übergab ihn dem Prinzen Alexander mit einer ſehr freundlichen Gebärde. Es war der Ukas, welchen Paul am heutigen Morgen gezeichnet hatte und der am andern Tage veröffentlicht werden ſollte. Der Czar ſchwang ſeinen Stock, welchen er in den Händen hielt, in die Höhe und preßte den Knopf deſſelben mit einem ſo herzlich innigen Ausdruck

auf das Papier, welches in den Händen des jungen Großfürſten zitterte, daß Alexander im höchſten Grade davon erregt wurde und mit freudeſtrahlenden Augen taumelnd den neuen Ukas las.

Es war der Ukas, welcher unmittelbar nach dem Regierungs-Antritt des Czaren Paul den Großfürſten Alexander zum Czarewitſch des Reiches ernannte und als feierlich anerkannten Erben des Thrones im Voraus beſtätigte. Was die Czarin Katharina ſtets zu thun verabſäumt hatte und was ſie bis auf ihren letzten Augenblick niemals zuließ, denn die Thronfolge Pauls war ſtets ungewiß geblieben und ſchon oft ſtand ſie im Begriff, ihren Enkel Alexander zu ihrem Nachfolger erklären zu laſſen: das wollte Paul jetzt gleich zu Anfang ſeiner Regierung entſchieden, feierlich und geſetzmäßig beſtimmen und er wollte damit auf der Stelle die ganze Hoheit und Feſtigkeit ſeiner Herrſchaft an den Tag geben, indem er gewiſſermaßen Arm in Arm mit ſeinem Nachfolger den Thron der Ruſſen beſtieg.

Der Großfürſt hatte zitternd und beſchämt die Augen auf ſeinen Vater fallen laſſen, und auf ſeine zarte Wange waren dunkelrothe, flammende Punkte herausgetreten. Er verneigte ſich in hinfließender De-

muth und wollte eben ſeine Lippen öffnen, um dem Czaren und Vater den Dank ſeines Herzens zu bekennen, als Paul in dieſem Augenblick auf ſeinem ganzen Geſicht eine ſehr veränderte Stimmung ausdrückte und dem Großfürſten einen Wink mit der Hand ertheilte, zu ſchweigen.

Es ſoll mir dafür nicht gedankt werden! rief der Czar in einem ſtrengen Ton. Ich halte es für anſtändiger, die ganze Herrſchaft des Hauſes auf Einmal hinzuſtellen und mit allen dabei vorkommenden Perſonen der Czaren-Familie zu erklären. Während der Herrſchaft meiner Mutter kam ich mir ſelbſt beſtändig wie ein aus dem Neſt fallender Vogel vor, und ich war oft in Gefahr, herauszuſtürzen und Jeden, der neben mir ſtand, mit mir auf die Straße hinunterzuwerfen. Ein ſolches Verhältniß ſchadet der Herrſchaft und dem Volke zugleich. Darum wollte ich auf dieſelbe Weiſe nicht wieder anfangen. Darauf aber konnte es nicht abgeſehen ſein, blos dem Großfürſten Alexander eine Freude zu machen.

Dies wurde auch keineswegs von mir erwartet, mein hoher Vater, entgegnete Alexander mit einer ſchüchternen Gebärde, obwohl ein leuchtender Stolz über ſeine Stirn heraufzuſchweben ſchien. Ich werde

unter Euerer Herrſchaft, welche der gütige Gott ſegnen möge, nur das eine große Streben haben, ein guter und gehorſamer Unterthan zu ſein und darin denke ich als Prinz des Czarenhauſes etwas Nützliches leiſten zu können. Weiter begehre ich auch keinen Antheil an der Herrſchaft zu haben, und bin deshalb nicht überraſcht davon, daß meine Ernennung zum Czarewitſch nicht mir, ſondern einzig und allein dem Begriff der Herrſchaft gilt. Ich würde es niemals anders und beſſer für mich gewünſcht haben.

Es lag in dieſer Erklärung zugleich eine ſo männliche und ſtarke Feſtigkeit, daß der Czar faſt einen Anſtoß daran nehmen zu wollen ſchien, aber die hinreißende und liebenswürdige Art, mit welcher der Großfürſt Alexander zu ihm herantrat und die Hand des Czaren an ſeine Lippen zog, beſiegte ihn ganz und gar und ließ ihn die Hand Alexanders länger und inniger, als ſonſt, in der ſeinigen halten.

Und jetzt, meine ich, wird es Zeit ſein, endlich an unſere Wachtparade zu denken! rief Paul nun mit einem frohlockenden Ton, indem ſeine Gebärden einen hohen, faſt triumphirenden Charakter annahmen. — Meine Herren, vorwärts marſch! Zur Wachtparade! Hinunter!

Als der größte Reiniger erschien aber bald nach ihnen der vielverspottete Gottsched, mit seiner ebenso correcten als tugendhaften Frau, Louise Adelgunde Victorie Gottsched. Dieses literarische Ehepaar und die deutsche Gesellschaft in Leipzig bezeichneten eine neue Epoche des Geschmacks, die nur durch die Gegenbewegungen, welche sie erregte, bedeutend und folgereich wurde. Gottsched ließ sich nicht erst mit wohlmeinenden Verbesserungen des Gongorismus seiner Zeit ein, sondern eröffnete sich seine Bahn durch eine nachdrückliche Polemik gegen die hoffmannswaldausche Manier, womit er in seinen Vorlesungen zu Leipzig debütirte. Die Pleißestadt wurde nun der Mittelpunct der correcten Literatur, mit der es Gottscheden ein bitterer Ernst war. Man kann ihm eine gewisse Größe der Persönlichkeit nicht abläugnen, wenn man bedenkt, welche Ausdauer, Charakterfestigkeit, Consequenz und Gelehrsamkeit er an die Aufgabe setzte, das ganze poetische Herz und Gemüth der Deutschen zu einer fehlerfreien Rechenmaschine abzurichten. Seiner Pedanterie, muß man sagen, fehlte es nicht an Begeisterung und Heroismus, um un-

Die großen weiten Höfe des Winter-Palastes strahlten bereits im Glanz der Fackeln und Lichter, die auf denselben überall und in großartigen Vorrichtungen angezündet waren. Eine große Menge Menschen standen bereits an verschiedenen Stellen umher, die Ankunft des Czaren erwartend, und anderswo sah man viele Regimenter Soldaten umherstehen, oder sich auf einem ihnen eingeräumten Platz auf und nieder bewegen, in allerhand Exercitien und Marschformen sich übend, welche dem neuen, vom Czaren eingeführten und lebhaft betriebenen Reglement entsprachen. Im Hintergrunde, auf einem etwas erhöhten Punkt, erblickte man eine Loge, die durch ihre ganze Anlage und feinere Ausschmückung sich als für die Czarin bestimmt erwies, und in welcher Maria der jetzt das Hauptinteresse des Tages bildenden Wachtparade regelmäßig beizuwohnen pflegte. Auch heut Abend war die Czarin, umgeben von ihren Töchtern und andern durch ihren Rang ausgezeichneten Damen, bereits in dieser von feierlicher Beleuchtung umstrahlten Loge erschienen und harrte sehnsüchtig dem Erscheinen Pauls entgegen, der jetzt mit einem heftigen Ungestüm und unter einem ungeheuren Jubelruf der ganzen sich zu ihm wendenden Versammlung aus dem Palais herausgetreten war.

Es war seit einigen Stunden eine fürchterliche Kälte ausgebrochen, die durch einen höchst unangenehmen und verletzenden Wind sich gesteigert hatte. Aber dies hinderte den Czaren nicht, die Mütze abzuziehen und in seinem nackten und kahlen Kopf, wie er es von Anfang an bei der Wachtparade eingeführt hatte, sogleich zu den Geschäften zu schreiten. Sämmtliche Generäle, die sich sogleich zu ihm gefunden hatten und den Czaren in einem großen Kreise umgaben, waren diesem von ihm gegebenen Vorbilde gefolgt und selbst die ältesten und schwächsten dieser Herren, die sonst durch Gicht, Rheumatismus und Husten zu allen möglichen Verbrämungen und Verhüllungen ihrer Uniform genöthigt gewesen, schritten jetzt neben Paul in einer der seinigen völlig gleichen Uniform und ohne den wärmenden Pelz, welchen die in diesem Betracht mildherzigere Katharina den alten Herren stets gestattet hatte, in ganz eiliger und munterer Beweglichkeit einher. Denn der neue Czar hatte es in dieser Zeit zu oft ausgesprochen, daß für einen ordentlichen Mann die Kälte gar keine Bedeutung haben dürfe und daß er Den für keinen rechten Ehrenmann, am allerwenigsten für einen guten Soldaten halten könne, der so friere, daß er es nicht mehr auszuhalten wisse und dabei

seine innere Feigheit und Schlechtigkeit durch eine armselige Nachgiebigkeit gegen die Kälte verrathe. Der Soldaten- und Mannesmuth wollte daher von jetzt an auf Befehl des Kaisers auch in der Verachtung der Kälte, die anständiger Weise nicht mehr wahrgenommen werden durfte, leuchten.

Der Czar war jetzt sogleich nach seinem Heraustreten aus dem Palais zu den Regimentern hinüber gegangen, denn die neuen Exercitien, die er selbst leitete, mußten allen andern Geschäften vorangehen und denselben gewissermaßen erst ihre würdige Unterlage und Einfassung ertheilen. Der Czar stand jetzt, umgeben von seinen Söhnen und seinen General-Adjutanten, vor den Soldaten, welche heut in der neuen, von Paul aufgestellten Methode, zu marschiren und zu exerciren, zuerst geprüft und geübt werden sollten. Ein gewaltiger Eifer hatte sich Pauls bemächtigt, als er jetzt an die mit allen seinen Lieblingsideen zusammenhängende Arbeit ging, die ihn zugleich auf das Leidenschaftlichste aufzuregen begann. Mit bloßem Kopf, das Gesicht frei und ohne Scheu dem tobenden Winde entgegengeboten, stand der Czar da und sammelte in seiner Person das Hauptinteresse der vorgehenden Handlung. Die eine Hand trug er ganz

ſteif und unbeweglich hinter dem Rücken aufgelehnt, mit der andern ſchwenkte er den Stock, der ſich taktvoll, und immer in beſonderer Bedeutung, bald hob bald ſenkte und die Befehle des Czaren mit eindringlicher und befeuernder Kraft in die Reihen der Soldaten trug. Auf den raſchen aber wohlgemeſſenen Flügeln dieſes Stockes ſchien das Commando Pauls zu ſeinen Soldaten zu gelangen, die in der neuen Art ſtehen, ſich bewegen und die Waffen ſchwingen lernten. Dabei ſchrie er fortwährend

raz, dwa; raz dwa,*)

und mitten in dieſem heiſer und furchtbar heulenden Ruf begegnete es ihm doch zuweilen, daß er mit den Füßen heftig aufſtampfen mußte, indem er genöthigt ſchien, ſeinen Körper durch eine raſche Bewegung zu erleichtern. Die aufmerkſamen und ſpöttiſchen Beobachter, welche der Czar in ſeiner Nähe hatte und die ihm bei ſeiner neuen und abſichtsvollen Stellung namentlich in der Armee nicht fehlen konnten, pflegten ſich dann mit einem heftigen Mienenſpiel untereinander anzublicken. Sie wollten damit an den Tag legen, wie mißlich es doch am Ende ſei, ſeinen Ruhm darin

*) Eins, zwei; eins, zwei.

zu ſuchen, daß man ohne Pelz einige zwanzig Grad Kälte ertragen könne, denn dieſe Herren wollten in dem plötzlichen Trippeln und Stampfen, das ſich durch die Beine des Kaiſers zog, doch nichts Anderes erblicken, als eine Wirkung des ſo heftig gewordenen Froſtes.

Merkwürdiger noch geſtaltete ſich die Scene nachher, als das Exerciren ganzer Abtheilungen aufgehört hatte und der Czar nebſt ſeinen Söhnen ihre Beſchäftigung jetzt mit den einzelnen Rekruten begannen, die eben erſt in den Dienſt eingeſtellt worden oder ſich bisher große Vernachläſſigungen bei der neuen Manier hatten zu Schulden kommen laſſen. Der Czar machte ſich dann ſelbſt auf das Lebhafteſte damit zu thun, dieſen armen Rekruten zu behandeln und ihn durch perſönliche Berührungen und Drehungen dem neuen Ideal der Kriegskunſt entgegen zu führen. Bald wandte er den Soldaten zur Rechten, bald zur Linken, bald ließ er ihn vorwärts, bald wieder rückwärts marſchiren, oder er hob ihm auf eine ſehr geſchickte und wirkſame Weiſe das Kinn in die Höhe, preßte ihm den Gürtel um den Leib enger zuſammen und drückte ihm den Hut von Neuem und in einer beſſeren Form auf dem Kopfe feſt. Darauf ertheilte er ihm

noch zum Schluß dieſer Bildungsſtunde einige kräftige Rippenſtöße in den Leib, wodurch ſich der Soldat oft mit wahrer Ehrfurcht als ein ganz neuer Menſch aus den Händen ſeines Czaren hervorgegangen fühlte. Nicht ſelten übernahm auch einer der Prinzen das eine oder das andere dieſes Bildungswerkes, wodurch die Wiedergeburt des ruſſiſchen Soldaten als eine gemeinſame Arbeit der ganzen Czaren-Familie erſchien, und vornehmlich waren es Nicolaus und Conſtantin, welchen der Czar zuletzt die Schluß-Operation des Rippenſtoßes faſt ausſchließlich übertragen hatte.*)

Jetzt begann die Angelegenheit der Wachtparade eine etwas förmlichere Geſtalt anzunehmen, denn es folgte nun die Vorſtellung der Offiziere, deren jeder, ſobald er ſich zu dieſem neuen Militairbund gemeldet und Aufnahme in demſelben empfangen hatte, dem Czaren perſönlich präſentirt werden mußte. Der Eintritt der Offiziere in die Wachtparade hatte nur allmählig erfolgen können, weil der Beſitz der neuen Uniform mit Allem, was dazu gehörte, dabei die vom Czaren vorgeſchriebene Bedingung war, über welche man nicht hinwegkommen konnte. Da ſich jeder Offi-

*) Masson mémoires secrets I. 244.

zier dieſe neue Militair-Kleidung auf ſeine Koſten anſchaffen mußte, ſo war ſchon dadurch ein gewiſſer Aufenthalt entſtanden, denn es mußten bereits bedeutend erhöhte Summen für die raſche Anfertigung dieſer Uniform gezahlt werden, da alle Schneider der Hauptſtadt damit beſchäftigt waren und hundert Rubel mindeſtens gezahlt werden mußten, wenn man in einigen Stunden den neuen, ſo ſtark wirkenden Talisman über ſeinen Leib ziehen wollte. Denn Jeder, der ſich dem Czaren darin zuerſt und auf eine recht wirkſame Art bei der Wachtparade vorſtellen konnte, durfte gewiß ſein, in dieſer neuen Form zugleich eine Beförderung oder ein Ordenskreuz von dem jedesmal überraſcht und freudig lächelnden Paul zu empfangen. Auf der andern Seite hatten alte Generäle, wie Meyendorf, die übelſte Begegnung des Czaren erfahren, wenn ſie ſich dennoch in der alten Uniform vor ihm zu zeigen gewagt. Der vielverdiente Meyendorf, der General der Cavallerie, hatte einen Courier von Paul empfangen, und hatte ſich in dem Eifer, raſch zu gehorchen, dem Czaren auf der Parade in ſeiner alten Uniform vorgeſtellt, was den fürchterlichſten Eindruck auf Paul machte, der den alten Offizier ſofort ſeiner Würden entkleidete, ihn ſchmähend einen „Soldaten Potemkins“ nannte und ihn

für immer auf ſeine Güter verbannte, mit dem Befehl, niemals wieder vor dem Czaren zu erſcheinen. Jene alte Uniform fing freilich auch bereits an, einem Scandal zu gleichen. Die Beinkleider von rothem Tuch, deren Enden ſich in Stiefeln von Kalbsleder verloren und die ſich in einem Gürtel unter einer rothen und grünen Weſte zuſammenſchloſſen, waren die Hauptbeſtandtheile geweſen. Dazu hatte ſich der kleine Helm gefügt, der einzig und allein etwas militairiſch Kleidſames für den Soldaten gehabt, und die eigenthümliche, die Sauberkeit leicht befördernde Tracht der Haare, die rings um den Hals geſchnitten waren und die Ohren gänzlich verbargen. Aber es war dem Soldaten durch dieſe leichte und eigentlich nur aus zwei Stücken beſtehende Uniform zugleich die Möglichkeit gegeben, ſich in einem einzigen Augenblick vollſtändig anzukleiden, und ſich auf dieſe Weiſe ſtets in einigen Minuten dienſtfertig zu machen. Dem Czaren Paul gereichte es zu einer lebhaften Freude, ſich mit dem Anblick dieſer ihm ſchwer verhaßt gewordenen Uniform bereits mehr und mehr und überwiegend verſchont zu ſehen und er begrüßte die überaus große Menge von Offizieren, welche ſich ihm heut auf der Wachtparade in der neuen, von ihm ſelbſt getragenen

Uniform vorſtellten, mit einer ſichtlichen, ſich faſt über ſchwänglich äußernden Zufriedenheit.

Unter den in dieſem Augenblick zum Vorſchein kommenden Offizieren, welche ſich dem Czaren in der neuen Uniform vorſtellen wollten, war ihm beſonders eine Gruppe von Herren aufgefallen, die ſich bisher ſtets zuſammen gehalten und die auch in dieſer Zuſammengehörigkeit ſich jetzt vor ihm dargeſtellt hatten. Paul erkannte unter dieſen Herren zuerſt den Fürſten Platon Zoubow, der, um ſich auf eine willkommenere Weiſe dem Czaren darſtellig zu machen, jetzt die neue Uniform der Wachtparade angelegt hatte und deſſen prächtige, große Mannesgeſtalt heut nur zu beweiſen ſchien, wie vortheilhaft die jetzt in Gnade ſtehende Bekleidung Pauls getragen werden konnte.

Den Czaren begann dieſe ſo überaus ſtattliche und glänzende Erſcheinung, die ihm nahe getreten war, jetzt faſt in Verlegenheit zu ſetzen. Es war dieſer Zoubow der letzte Günſtling ſeiner Mutter geweſen, er hatte kurz vor der Thronbeſteigung Pauls gewiſſermaßen Alles beherrſcht und niedergeworfen, was es in Rußland zu beherrſchen und niederzuwerfen gab. Der Czar hatte ihm bei ſeiner Thronbeſteigung günſtige Zuſicherungen gegeben und ihm das Ver

ſprechen ertheilt, daß er in Petersburg ungeſtört und durch nichts beeinträchtigt im Beſitze ſeines ungeheuren Vermögens ſolle weiterleben können. Paul erſchrak, als er dieſen Mann jetzt wiederſah, deſſen Anblick ihn an ſo viele ſchlimme und ſeinen Zorn jetzt von neuem aufſchüttelnde Dinge erinnerte und deſſen Herantreten in der neuen Uniform, die er ihm jetzt faſt mit Hochmuth und Wegwerfung zu tragen ſchien, ihn mehr und mehr zu ärgern begann. Er ſah den eiteln und ſeichten Laffen wieder vor ſich, mit jener kalten und albernen Phyſiognomie, die ihn früher ſo oft geärgert und verdroſſen, und auf der jetzt neue Spiele der Intrigue und des Hohns zu blitzen ſchienen, welche er ſchon mit dieſer den Czaren ungemein befremdenden Verkleidung begonnen. Der Czar hatte ſchon in den letzten Tagen angefangen, dem Fürſten Platon Zoubow ſeine veränderte Situation fühlbar zu machen, welche dieſer noch gar nicht begreifen zu wollen ſchien, aber auch in der Form einer Rückſicht und Höflichkeit, welche der Czar die Miene machte, ihm widerfahren zu laſſen. Der Czar hatte ihm nämlich ein großes, prächtiges Haus in Petersburg geſchenkt und ihn damit genöthigt, daſſelbe zu bewohnen und ſich endlich aus dem Winter-Palais zu entfernen, in welchem er

erschrocken, unter tausend Anfechtungen des beleidigten Nationalgefühls, das vorgenommene Werk durchzuführen. Das Revolutionstribunal der Correctheit, das er in Leipzig aufgeschlagen hatte, wirkte durch den Terrorismus der Richtigkeit gewaltig genug in die Nähe und Ferne. Unter Allen, die in seiner Manier geschrieben haben, war er selbst unstreitig der Genialste, und malte hübschausgeschnittene Frostblumen an den Fenstern des Kerkers, hinter dem er die deutsche Poesie gefangen hielt. Mit Schaudern überblickt man die Verheerungen, welche hier der gesunde Menschenverstand anrichtete, indem er durch sich allein zu schaffen wähnte. Gottsched war ein Wolfianer, und hatte aus dieser Schule die kategorische Behandlung der Sprache, die besonders auf die reine, deutliche und logisch bestimmte Fassung der deutschen Prosa von Einfluß gewesen war, in die Literatur mitgebracht. Sein Irrthum bestand nur darin, daß er diese Prosa, in der eine formalistische Philosophie ihr abstractes und körperloses Leben abprägte, für das Ideal ansah, nach dem auch die Poesie Deutschlands geregelt werden müsse. So gründete Gottsched gewisser-

die unter der Czarin Katharina eingenommenen Räume für sich selbst sowohl wie für die große, von ihm fortwährend betriebene Militair-Canzlei noch immer unausgesetzt behauptet hatte. Dieser Mann, welcher jetzt in der neuen Uniform der Wachtparade vor dem Czaren erschien, war zugleich der eigentliche Führer des verhaßten Krieges in Persien gewesen, denn Paul wußte sehr gut, daß Platon Zoubow aus seinen eigenen Reichthümern die Kosten des Krieges gezahlt, in einer Zeit, wo die Staatskassen die Mittel dazu nicht hergeben konnten. Alles dieses verdunkelte dem Czaren vor Zorn und Unmuth die Augen, als er jetzt den Platon Zoubow mit einer so hochfahrenden, fast spottenden Gebärde in der neuen Uniform vor sich erblickte. Der Czar beschloß, ihm jetzt das Ende seines Spiels zu bereiten.

Mein Fürst Platon Zoubow, sagte er zu ihm mit einer sehr verachtungsvollen Handbewegung, die fast vor die Brust des Fürsten hindrang, es scheint, daß wir Beide nicht recht miteinander in Ordnung kommen wollen. Da Rußland darunter leiden dürfte, wird es besser sein, daß der Fürst Platon Zoubow Rußland verläßt, und wir geben ihm auf, sich binnen drei Tagen zur Abreise von hier anzuschicken. Die an sich

gänzlich nichtige Kriegs-Canzlei, welche der Fürſt noch immer zu unterhalten wagt, ſoll noch heut aus dem Winter-Palais hinausgeworfen werden, und alle Beamten und Secretaire derſelben werden auf eine ſchimpfliche Art, wie es dieſes Geſindel verdient, aus Petersburg gewieſen werden. Die Offiziere Seines Etats und Seines Gefolges, die ſich auf die Anzahl von zweihundert Subjecten belaufen ſollen, werden ſogleich in ihre Regimenter zurückkehren oder ſie haben ihre Entlaſſung zu gewärtigen. Der Fürſt Platon Zoubow wird ſchon bemerkt haben, daß gewiſſe Gaukeleien meinem Regiment nicht entſprechen, und darum ſchloß ich den Frieden mit Perſien ab, ſobald ich meinen Fuß auf den ruſſiſchen Thron geſetzt hatte. Die Armee Rußlands in Perſien wird von ihren treuen Generälen und Offizieren regelmäßig über die Grenzen zurückgeführt. Euer Bruder, der nicht ſehr zuverläſſige General Valerian Zoubow, den Ihr zu dieſem argen Abenteuer ausgeſendet, ſcheint allein und verlaſſen in Perſien zurückbleiben zu müſſen. Nun fort mit Euch, Fürſt Platon Zoubow. Euere Gelder und Reichthümer ſollt Ihr alle unbehindert und unverkürzt mit Euch fortnehmen. Aber wir Beide werden uns niemals, niemals wiederſehen!

Der Czar machte eine ſcharfe, fortweiſende Bewegung mit der Hand. Fürſt Platon Zoubow war ohne eine Entgegnung, ohne einen Blick, ohne das geringſte Zeichen des Abſchiedes vor dem Czaren verſchwunden.

Paul hatte ſich zu der zweiten Geſtalt in der ihm auffallend erſchienenen Gruppe von Herren gewendet. Auch dieſer hatte allerdings die neue Uniform angelegt, um ſich dem Czaren wohlgefällig zu zeigen, aber auch er ſchien dadurch für den Czaren keinen freundlichen Anblick zu gewinnen. Es war der Senator Trosky, der bis jetzt einen ſehr übeln Einfluß in dieſer wichtigen Körperſchaft geübt, der Czarin Katharina aber bedeutende Dienſte geleiſtet hatte, über welche verſchiedene geheimnißvolle Verſionen gingen.

Ihr ſeid gerade zur rechten Zeit heut erſchienen, ſagte der Czar zu ihm mit einem boshaft höhniſchen Geſicht. Ihr gehört zu den Perſonen, welche der Czarin Katharina noch zuletzt in ihrem Alles bedenkenden Gedächtniß lagen und ſie hat Euch Verſprechungen hinterlaſſen, die ich, als von meiner Mutter ertheilt, gewiſſenhaft zu erfüllen haben werde. Ihr empfangt daher von mir dieſen Orden und die auf dieſem Papier verzeichneten Landgüter, welches Alles die hinge-

ſchiedene Czarin für Euch beſtimmt hat. Ich gebe es Euch, nicht weil ich Euch für einen ordentlichen und ehrlichen Kerl halte, ſondern weil der Sohn den Willen ſeiner Mutter in Vollzug zu ſetzen hat. Als Czar aber muß ich Euch für einen nichtswürdigen Schlingel anſehen, mit dem ich es nicht halten kann und werde. Ihr habt als Mitglied des Senats die Gerechtigkeit an den Meiſtbietenden verkauft und mit einer ſchreienden Schamloſigkeit Unrecht und Unfug aller Art um Geldesgewinn begangen. Indem ich Euch befehle, die genannten Gegenſtände hier aus meiner Hand zu empfangen, kündige ich Euch damit zugleich an, daß Ihr des Landes verwieſen ſeid, und daß es ſchlimm für Euch ſein wird, von meinen Behörden noch nach fünf Tagen in Rußland angetroffen zu werden. Und dieſe Uniform zieht ſorgfältig aus, ehe Ihr Rußland verlaßt! —

Der Senator Tresky beeiferte ſich, ohne zu erſchrecken, mit einer ganz pflichtmäßigen und ruhigen Gebärde der ihm vom Czaren gewordenen Weiſung Folge zu leiſten. Er nahm den Orden und die Güterverſchreibung aus ſeiner Mütze heraus, in welche ſie ihm der Czar mit einem fürchterlichen Ausdruck von Wuth und Verachtung geworfen, dann verbeugte er

sich ganz regelrecht und der Etiquette gemäß vor dem Czaren, preßte eine in aller Form gehaltene Danksagung heraus und entfernte sich sodann mit langsamen, gemessenen, fast feierlichen Schritten.

Der Czar schien ihn sogleich wieder vergessen zu haben, denn er sah sich bereits von dem dritten Herrn aus der unangenehmen Gruppe, in der sich gar nichts Gefälliges für Paul zu befinden schien, begrüßt und angegangen. Dieser Herr war der General-Procurator Samoilow, ein würdiger, stattlicher Mann, der sich mit einer feinen hofmännischen Bewegung vor dem Czaren aufgestellt, und eine umständliche, in den gewähltesten und respectvollsten Formen abgefaßte Danksagung an denselben zu richten begonnen hatte.

Der Czar unterbrach ihn sogleich in diesen feierlichen, schwungvollen Ausdrücken und sagte wegwerfend zu ihm: Es ist wahr, General-Procurator, ich habe Euch ein Geschenk von viertausend Bauern gemacht, und das mag nicht gerade eine Kleinigkeit sein, denn es repräsentirt einen Rentenwerth von mehr als zwanzig tausend Rubeln. Aber Ihr erhieltet diese Gabe in Folge einer Verordnung, die sich von der Czarin eigener Hand in ihren Papieren aufgesetzt und unterzeichnet fand, und ich durfte nichts unausgeführt lassen, was

die Schriftzüge unſerer großen, unvergeßlichen Czarin trug. Andererſeits habe ich ſeit meinem Regierungs-Antritt wohl gegen achtzigtauſend Seelen bald an Dieſen, bald an Jenen umhergeſchenkt, denn es liegt mir daran, dieſe Sclaverei, welche bei uns noch immer die Stelle der Arbeit vertreten muß, zu einem allbeweglichen Element zu machen, das gleichmäßig und wohlvertheilt im ganzen Lande niedergelaſſen iſt. Aber ich werde Dir jetzt beweiſen laſſen können, Samoilow, daß Du ſelbſt gerade in Deinem Amte der Sclave Deiner Lüſte, Deiner niedrigen Gewinnſucht, Deiner verrätheriſchen Hoffahrt, Deiner den Kleinen tödtenden Dienſtfertigkeit gegen die Hohen und Großen geweſen. Ich werde Dir auf der Stelle den Proceß machen laſſen, und Du wirſt Dich von hier unmittelbar in's Gefängniß zu begeben haben. Ich habe bereits vor einer Stunde dafür geſorgt, daß Dein Secretair, der Dein hauptſächlicher Mitſchuldiger iſt, auf die Feſtung geſetzt wurde.

Der Czar winkte jetzt den in der Nähe ſtehenden Wachen, welche den General-Procurator ſcharf umgaben und raſch hinwegführten.

Paul wollte jetzt mit einer ſcharfen wetterleuchtenden Miene, die wild über ſein ganzes Geſicht fuhr,

dieſe Stelle verlaſſen, auf welcher ihn nur Unangenehmes und Widerliches aufgeſucht und umgeben hatte. Aber in dieſem Augenblick ſah er plötzlich den Marſchall Souvarow vor ſich ſtehen, mit dem Koutaitzow und der Fürſt Kourakin ſoeben auf dem Hofe angelangt waren und der ſich jetzt mit einem lächelnd fragenden, höchſt drolligen Geſicht, jedoch zugleich mit der tiefſten Verbeugung, dem Czaren gegenübergeſtellt hatte.

Paul hatte mit einem ſeltſamen, halb zornigen, halb ſchmerzlichen Zuſammenfahren die Geſtalt des kleinen Alten, mit dem ſchmalen, welk zuſammengeſchrumpften Geſicht, das ihm heut runzeliger als je erſcheinen wollte, vor ſich auftreten ſehen. Und zugleich wollte den Czaren in ſeiner jetzigen Stimmung der ſchalksmäßige, poſſenhafte Uebermuth verletzen, der jetzt auch, nachdem er kaum eine Minute vor dem Czaren geſtanden, in dem ganzen Weſen des Alten unruhig aufblitzte und ihn ſogleich trieb, auf dem einen Fuß etwas emporzuhüpfen und einen kleinen Luftſprung mit demſelben zu verſuchen. Das war der alte wunderliche Held, der als Beſieger der Türken und der Polen einen ſo großen hiſtoriſchen Namen errungen und den Kriegsruhm Rußlands zu einer gewaltigen Höhe emporgeflügelt hatte. Dies war der Souvarow,

der mit ſeinen wilden, verſtörten und grauſamen Augen ſtets an die beiſpielloſen Erfolge und Schreckniſſe ſeiner Schlachten zu erinnern ſchien und deſſen wuthſchäumender und entſetzlicher Mund jeden Augenblick an die Morde gemahnte, welche er damals über die Bewohner von Prag verhängt. Und zugleich ſchien er auch jetzt, indem er eine Anrede des Czaren erwartete, wieder der alte, unaufhörliche Luſtigmacher zu ſein, wie er oft, mit jener närriſchen, faſt glücklichen Miene, auf die Straßen von Petersburg hinausging und ſich in einen Haufen wilder Straßenjungen ſtürzte, unter welche er einige Hände voll Aepfel warf, um dieſelben danach unter einander zum Prügeln zu bringen. „Ich bin Souvarow! ich bin Souvarow!“ pflegte er dann mitten unter den Jungen mit einer eben ſo luſtigen als fürchterlichen Stimme zu rufen, und faſt ſchien er im Begriff, denſelben, gewiſſermaßen nothgedrungenen Ausruf auch in dieſem Augenblick wieder anzuſtimmen, denn der Czar hatte ihn noch immer nicht angeredet und betrachtete, in einem ſtillen, dumpfen Hinſtarren das ihm niemals angenehm geweſene Geſicht des Marſchalls Souvarow.

Die Mienen Souvarows verzerrten ſich unheim-

lich und frazzenhaft, als der Blick des Czaren jetzt schärfer und immer länger auf demſelben ruhte. Ein affenhaftes Zittern und Bewegen durchdrang den alten Körper, der, wenn er nicht mit ſo komiſchen Seltſamkeiten begabt geweſen wäre, leicht den Eindruck eines wilden Ungeheuers von ſich hätte zurücklaſſen können, und deſſen grobe und zugleich burleske Manieren dem Czaren ebenfalls ſtets merkwürdig und betrachtenswerth erſchienen, weil er wußte, daß gerade dieſe es waren, welche den Soldaten ſtets das blinde Vertrauen zu ihrem Führer eingeflößt und den Erfolg ungeheurer Schlachten entſchieden hatten.

Der Czar ſchien auch deshalb ärgerlich auf Suwarow zu ſein, weil er denſelben nicht in der neuen Uniform erblickte, die er von ihm, dem erſten Führer und Vertreter der Armee und dem berühmteſten Krieger Rußlands, endlich angenommen zu ſehen erwartet hatte.

„Meine Uniform ſcheint immer noch nicht die Gnade des Marſchalls Suwarow gefunden zu haben?“ rief der Czar nach einiger Zeit mit einer lauten, ſchelten den Stimme, indem er jetzt das ſo lange ausgeſetzte Geſpräch mit Suwarow eröffnete.

„Ei,“ erwiederte der Marſchall, aus vollem Halſe

lachend und die von ihm angelegte Uniform ſelbſtgefällig ſtreichelnd, das kommt ja blos daher, weil dies hier die neue prächtige Marſchalls-Uniform iſt, welche ich damals aus den Händen der Czarin Katharina zu empfangen die Ehre hatte und die ich zu lieb gewonnen habe, um ſie wieder ablegen zu können. Es war nach der Einnahme von Warſchau, wo ich mich fürchterlich gequält, und wo mich die Czarin auf einige Tage nach Petersburg berief, um dort einmal in Ruhe und Freude meines Lebens genießen zu können. Da befahl mir die Czarin, im Tauriſchen Palais zu wohnen, wozu für mich, der ich mich ſonſt in einer Hundehütte am liebſten wohnhaft befunden, ſchon ein höchſt anſehnlicher Entſchluß gehörte. Aber der neue Marſchall gehorchte ſeiner Czarin, und als er ſich in ſeinen neuen Prachtzimmern zuerſt auf dem vergoldeten Kanapee niederließ, ſah er auf demſelben eine Uniform ausgebreitet, die für ihn beſtimmt war und der ein Briefchen beilag von unſerer großen Czarin Katharina. Dieſe ſandte dem Souvarow ſeine neue Marſchalls-Uniform, die er, wie närriſch geworden vor Freude, ſogleich anlegte. Nein, ich legte ſie nicht blos an, die Uniform Katharina's, ſondern ich ſchnitt tauſend luſtige Grimaſſen mit ihr, ich küßte ſie, ich lieb-

maßen eine neue Einheit von Poesie und Prosa, indem er Alles prosaisch machte, was bisher in der deutschen Sprache poetisch gewesen war, und jede Eigenmächtigkeit der dichterischen Diction, der Wortstellung, Inversionen und Machtwörter mit Todesstrafe belegte. Alle Bäume und Gesträuche, oder was den ernsten Mann sonst durch Laubschatten, Blüthenduft und romantisches Gesäusel geniren konnte, hieb er nieder, und machte aus dem Dichterwald eine Landstraße, auf welcher der breitspurige Postwagen der gottschedischen Muse sicher einhertrabte, seine bestimmt abgemessenen Stationen einhielt, und zur richtigen Stunde an seinem Ziel anlangte. Nachdem er dies undankbare Werk, Alles zu ebenen und richtig zu machen, vollendet, vergriff er sich aus Correctheit auch am Hanswurst, den er auf dem deutschen Theater nicht länger leiden mochte, und die Truppe der Madame Neuber in Leipzig half damals seine Pläne verwirklichen, nur correcte und hanswurstlose Stücke, wie sie Gottsched und seine Gattin meistentheils nach dem Französischen in ehelicher Gemeinschaft verfertigten, aufzuführen. Es war wahrlich schade um Louise Adelgunde Victorie,

koſte ihr und bedeckte ſie überall mit den Zeichen des heiligen Kreuzes. So etwas für unſern Körper heilig Gewordenes kann man doch nicht wieder ablegen und von ſich werfen, um ſich dafür in die erſte beſte Narrenjacke zu ſtecken, die durch ihre entſetzliche Kümmerlichkeit und Nüchternheit nicht einmal den Kindern Vergnügen gewähren könnte.

Haltet inne mit Euren loſen Redensarten, rief der Czar mit einem ernſten, weithin hallenden Grimm. Der regierende Czar wird jedesmal auch Euer Czar ſein, und wer eine andere Uniform der meinigen vorzieht, wird nicht mein Soldat ſein können, ſondern in dem Pracht- und Ehrenkleid einer Todten iſt er ſelbſt dem Tode verfallen. Weil er meiner Mutter gedient hat, züchtigen wir dieſen Todten ſonſt nicht, er iſt für uns ganz einfach dem Nichtſein verfallen, und damit holla!

Auf dem Geſicht des alten Suwarow ſtand noch immer das hellblitzende, halb ſpöttiſche und tückiſche, halb gutmüthig vertrauensvolle Lächeln, welches der feſte Ausdruck aller ſeiner Geſichtszüge zu ſein ſchien. Den Marſchall beſchlich nicht einmal die Ahnung, daß es dem Czaren in dieſem Augenblick in den Sinn gekommen ſein könne, ihn, die Zierde des ruſſiſchen

Heeres, den von dem ruſſiſchen Kriegsruhm untrennbar gewordenen alten Marſchall Souvarow, von ſich zu entlaſſen und in Ungnade zu ſetzen. Er ſchnitt darum immer lächerlichere Geſichter und ſchien es nicht zu beſorgen, daß der Czar durch die boshafte und zugleich plumpe Neckerei, mit der ihm Souvarow jetzt gerade in die Augen ſah, noch mehr erbittert werden könne.

Eine ſolche Uniform, wie ich ſie hier anhabe, ſagte der Marſchall jetzt, in ein träumeriſches Behagen verſinkend, hat doch ihre Bedeutung für das ruſſiſche Heerweſen und die Geſchichte Rußlands. In dieſer Uniform ſtand ich auch als Gouverneur von Katharinaslaw und der Krim an den Thoren von Cherſon, und an dieſe Thore hatte die große Katharina geſchrieben: „Dies iſt der Weg nach Conſtantinopel!“ Und als ich Praga erſtürmte und Warſchau nahm, trug ich auch dieſe Uniform, welche die große gütige Czarin bei dieſer ſchönen Gelegenheit durch einen goldenen Marſchallſtab mit einem Eichenkranz von Diamanten mir ergänzte.

Ich beurlaube Euch zugleich von der Verpflichtung, Euch dieſer alten Scharteken ferner rühmen zu müſſen, ſagte der Czar mit ſeiner dumpfen tiefen Stimme,

die immer in den Augenblicken großen Aergers ſo gewaltig bei ihm hervortrat. Meine neue Uniform, die Ihr mir gering zu achten ſcheint, obwohl Euch die eigentliche Sorge dafür obläge, kann allerdings mit ſo vielen Umſchweifen und ſelbſtgefälligen Dacapo's noch nichts von ſich erzählen. Aber es werden bald neue Helden ſich in ſie kleiden, denn ich führe meine Ruſſen in eine neue Zeit hinein. Die Suwarows, mit dem alten verſchoſſenen Putz, laſſe ich dann gern außerhalb unſerer Berechnung ſtehen. Adieu, Marſchall, es wird Euch nicht wundern dürfen, daß wir nunmehr getrennt von Euch zu leben wünſchen und Euch niemals wiederzuſehen hoffen.

Suwarow, der noch immer nicht begreifen zu können ſchien, was der Czar ihm eigentlich ſagte, ſah mit einer mehr neugierigen als erſchreckten Miene zu dem Czaren hinüber, und vielleicht ergötzte es ihn, daß Paul ſo heftig und erzürnt, wie er den Czaren noch niemals geſehen, zu ihm geredet hatte. Er machte einige hüpfende, ſpringende Bewegungen mit dem einen Fuße und knirſchte dann einen Augenblick lang mit den Zähnen, wie in einem Wuthanfall, unmittelbar darauf aber brach er in ein lautes Gelächter aus und

machte die ebenſo abſcheulichen als komiſchen Grimaſſen und Mienenſpiele eines Affen.

Eigentlich bin ich doch niemals ein ſo ganz nichtsnutziger Kerl geweſen! ſagte er dann mit einer etwas leiſeren Stimme, die faſt ſchmeichelnd zu werden verſuchte, obwohl man noch nicht recht unterſcheiden konnte, ob die ſchmeichleriſchen Abſichten den Czaren erreichen ſollten, oder auf den alten hochberühmten Marſchall ſelbſt zurückgingen.

O ja, Marſchall Suwarow, erwiederte Paul mit einem geraden ehrlichen Aufblicken zu dem alten Krieger, ich kenne Euch wohl, und mir war ſtets daran gelegen, in Euch nicht nur den beſten und größten Soldaten meiner Armee, ſondern auch den liebſten und treueſten Unterthanen meines Reichs zu ſehen. Es hat mich immer entzückt, an Euch einen General zu haben, der wie ein gemeiner Soldat zu Mittag ſpeiſt und ſeinen Tag um zwei Uhr Morgens damit beginnt, daß er einen Kübel voll eiskaltem Waſſer über ſeinen nackten Körper ausſchütten läßt. Das hatte mir immer ausnehmend von Euch gefallen, denn ich mag es leiden, daß der Soldat wie ein Naturkind lebe. Aber da Ihr Euch zugleich zum Gegner meiner neuen Militair-Einrichtungen zu machen ſcheint und

dieſelben ſo ſpöttiſch als unausführbar bezeichnen wollt, ſo richtet Ihr mir dadurch einen Schaden an, über dem wir uns nicht länger die Hände reichen können. Ihr habt mir noch nicht einmal Eueren Bericht darüber erſtattet, was Ihr in den letzten Tagen nach meinem Befehl für die neue Bekleidung gethan?

Oh, erwiderte der Marſchall Souvarow mit einem lauten Gelächter, das beinahe gutmüthig klang, da hat es mir wahrlich noch immer an Muth gefehlt, ordentlich vorzugehen und die Sachen im Einzelnen einzuſchärfen, die Ew. Majeſtät im Ganzen befohlen haben. Der ruſſiſche Soldat murmelt bereits ganz laut darüber, daß man ihm jetzt mit Gewalt einen falſchen Schwanz in den Nacken hängen will, und ich habe darum noch immer mit dieſen neuen Zöpfen nicht recht vorwärts kommen können. Jeder ruſſiſche Soldat iſt mein Bruder, und ich kann unmöglich dazu kommen, meinem Bruder einen Zopf zu drehen, wieviel Tolles und Aberwitziges ich auch ſonſt ausgeübt haben mag. Auch iſt der Marſchall Souvarow ein zu alter ſchwerlöthiger Soldat, um die kleinen Stäbe zu handhaben, die mir jetzt zur Ausmeſſung und als Modelle der Zöpfe und der Haarſchnallen überliefert werden ſind. Zu allen Teufeln, wie ſoll der alte

Souvarow es anfangen, um mit diesen kleinen Maßstäbchen für Zopf und Schnalle an dem Körper des gemeinen russischen Soldaten herumzuwirthschaften? Ich bin so dumm, daß ich mich zugleich vor Dem schämen muß, dem ich einen Zopf drehen soll. Der Puder des Friseurs und Perrückenmachers wird ja doch nun und nimmermehr ein ordentliches Kanonenpulver sein, und die Schnallen im Haar werden doch niemals für Kanonen gelten sollen. Oder sollte es wahr sein, daß die Zöpfe der Soldaten künftig ihre Bayonnette sein werden? Hu lu lu! Hu lu lu! Das wird sein lululu, lululu!

Der Marschall war im Begriff, mit diesen letzten Worten ein altes russisches Volkslied anzustimmen, in dem die von ihm gebrauchten Anspielungen auf die Zöpfe und Bayonnette als Verse vorkamen.*) Aber der Czar war jetzt mit einer fürchterlichen Gebärde ganz nahe vor den Marschall hingetreten und streckte zornig die Hand aus, um ihm Schweigen zu gebieten.

Endigen wir dieses unnütze Geschwätz! rief Paul mit einem flammenden Ausdruck. Wir trennen uns hiermit von dem Marschall Souvarow, der keine Stel-

*) Masson mémoires secrets I. 217.

lung in unserer Armee mehr hat! Seine Einkünfte sollen dieselben wie bisher bleiben, aber sein Commando und seine Verwaltung sind erloschen. Adieu!

Souvarow schien jetzt erst an den Ernst der vom Czaren in diesem Gespräch fortwährend angedeuteten Absichten zu glauben. Der Greis schrak heftig zusammen und eine tiefe Bläße bedeckte sein altes runzeliges Angesicht. Dann zeigte sich auf den grauen Wimpern eine einzelne verstohlene Thräne. Der Czar hatte dieselbe nicht mehr gesehen, da er sich bereits umgedreht hatte, um die Wachtparade heut zu schließen und sich zu andern Dingen zu wenden.

III.

Der Czar und die Czarin.

Paul hatte es nicht vergeſſen, ſich jetzt auch um die Czarin zu bekümmern, die noch drüben in der ihr errichteten Loge ſaß und des Czaren harrte, der ſie am Schluß der Wachtparade ſtets hier abzuholen pflegte, um mit ihr in das Palais zurückzukehren.

Paul fühlte ſich aber jetzt mit einem großen Unmuth belaſtet. Der unangenehme Vorfall mit dem Marſchall Suwarow ſchien ihn tief verdroſſen und geärgert zu haben, und ſeine düſter umherſchweifenden Gedanken beſchäftigten ſich ohne Zweifel noch mit dieſem Gegenſtande, als er jetzt haſtigen Schrittes der Loge zueilte, aus der er ſeine Gemahlin abholen wollte.

Sämmtliche auf dieſer Tribüne anweſende Damen erhoben ſich ſofort mit einer feierlichen Begrüßung, als der Czar hinauftrat, und in ihre Reihen ſich ſtellte. Die jungen Töchter des Czaren hatten ſich ſogleich in der ihnen herzlichen und enthuſiaſtiſchen Freundlichkeit um den Vater gruppirt und zeigten ſich bemüht, ihm durch ihre liebkoſenden Grüße und munteren Einfälle den Augenblick der Wiederbegegnung ſo angenehm als möglich erſcheinen zu laſſen.

Aber die Augen des Czaren irrten wild und fragend umher, denn es fiel ihm ſeltſam auf, daß er ſeine Gemahlin nicht ſogleich vor ſich ſah und ſie ungeachtet ſeines ſcharfen und durchdringenden Umherblickens noch immer nicht auf der Tribüne auffinden konnte. Endlich ſah er auf der letzten Bank in einer Ecke, die faſt verborgen ſchien, die Czarin ſitzen, die mit einem in einen Seſſel vor ihr gelehnten Herrn ſich in einem ſehr angelegentlichen und ganz leiſen Geſpräch befand.

Die Damen ringsumher ſchwiegen beſtürzt, als ſie jetzt ſahen, daß der Czar, alles Andere um ſich her vergeſſend, in hoher Aufgeregtheit jene Scene beobachtete und mit zornigen, leidenſchaftlichen Blicken

unausgesetzt und andauernd zu seiner Gemahlin hinübersah, die von ihrem Gespräch so sehr in Anspruch genommen, noch immer keine Ahnung zu haben schien, daß sich der Czar auf der Tribüne befand.

Paul hatte sich jetzt langsam, und unter dem tiefen ängstlichen Schweigen aller Uebrigen, der Stelle genähert, wo seine Gemahlin in diesem Gespräch saß. Der Czar erkannte jetzt zu seinem höchsten Erstaunen den Grafen Besborodko, den alten Günstling und Minister der Czarin Katharina, der den kaum erhörten Vorzug genoß, die Czarin an diesem Ort so vertraulich und leise unterhalten zu dürfen.

Maria Feodorowna hatte noch immer nicht aufgeblickt, um den schon fast ganz nahe zu ihr herangetretenen Czaren zu bemerken. Paul hörte aber jetzt einen Augenblick lang der näselnden, unangenehm und schwerfällig gezogenen Stimme des Grafen Besborodko, die gerade mit einem lauten Nachdruck hervortrat, aufmerksam zu, und schien sich jetzt fast zurückhalten zu wollen, um noch Mehreres vernehmen zu können.

„Ja, meine allergnädigste Czarin" — hatte Besborodko in diesem Augenblick mit Feuer und mit althofmännischer Eleganz gesagt — „Rußland wird jetzt

daß sie an Gottsched gerathen war! In ihr schlummerte mehr Poesie, als Gottsched an seiner Seite vertragen konnte, wie ihre nach ihrem Tode erschienenen Briefe beweisen, welche ein liebenswürdiges, feines, kluges, wißbegieriges Gemüth abspiegeln, und als Briefton aus damaliger Zeit trefflich genannt zu werden verdienen *). Aber Gottsched, der sie in Danzig kennen gelernt hatte, als sie noch kaum sechszehn Jahre zählte, leitete sie früh zur Correctheit an, er nahm ihren für damalige weibliche Bildung ungewöhnlich regsamen Geist in seine Schule, und zog, nachdem er sie geheirathet, die erste Gottschedianerin aus ihr. Sie wetteiferten nun Beide in einer musterhaften aber unfruchtbaren Ehe mit einander in der Correctheit, wie sehr auch gerade die Correctheit sie hindern mochte, sich herzinnig zu lieben.

Aber auch Gottsched's Verdienste, namentlich die Reinheit seiner Diction, mit der er sich der Sprachmengerei gegenüberstellte, dürfen nicht über-

*) Dresden, 1771. 3 Thle. Herausgegeben von ihrer Freundin Dorothea Henriette von Runkel.

auch in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen ganz ungeheuer, und Alles tief ergreifend umgeſtaltet werden. Die meiſten Behörden, Gerichtshöfe und Tribunäle, die noch vor Kurzem beſtanden, ſind bereits von dem allergnädigſten Czaren umgeändert und neu beſetzt worden und das herrliche Ekatherinoslaw, das durch dieſen Namen dem Ruhm der hingeſchiedenen großen Czarin geweiht worden, hat der Czar gänzlich aufgehoben. Mehr als zwanzigtauſend Edelleute haben in dieſem Augenblick ihre Anſtellungen verloren!“

Paul war in dieſem Moment der Czarin ſichtbar geworden, die erſchrocken und faſt mit einem lauten Ausruf ihrer Beſtürzung und Ueberraſchung aufgeſprungen war. Graf Besborodko hatte ſich, dadurch benachrichtigt, ebenfalls erhoben und taumelte entſetzt zurück, als er den Czaren ſo unmittelbar und nahe vor ſich erblickte. Die kugelrunde, ungeſchickte und faſt elephantenartig ſich wälzende Geſtalt des alten Besborodko, die ſich in dieſer ſtürmiſchen und angſtvollen Wendung faſt überſtürzte, erſchien dem Czaren in dieſem Augenblick ſo komiſch, daß er darüber in ein kleines Gelächter ausbrach, obwohl ſeine innerlich ſehr aufgebrachte Stimmung nicht gerade nach dieſer

Seite hin neigte. Besborodko hatte aber für den Czaren ſtets zu den komiſchen und lächerlichen Figuren der alten Zeit gehört, über deren Anblick er ſich beſtändig zu ergötzen pflegte und deren Dienſte er darum auch ferner annehmen zu wollen ſchien.

Er ging darum auch jetzt mit einer großen Leichtigkeit und gewiſſermaßen heiter über das Vorgefallene hinweg. Nachdem er aber jetzt der Czarin den Arm gereicht, um ſie in das Palais zurückzuführen, ſagte er unterwegs zu ihr mit einer ärgerlichen, ſcheltenden Stimme: Die Czarin hat ein großes und grobes Verſehen begangen, indem ſie einen Herrn auf der Damen-Tribüne zugelaſſen und ſich mit demſelben ganz leiſe und gewiſſermaßen verſteckt in eine vertrauliche und ſogar politiſche Unterredung geſetzt hat. Ich beſtrafe die Czarin dafür mit einem achttägigen Stuben-Arreſt, den ſie in ihren Gemächern zubringen wird, ohne irgend Jemanden empfangen und ſprechen zu dürfen. Auch wir werden uns in dieſer Zeit nicht ſehen, bis zu dem Tage, wo die Czarin mit mir nach Moskau zur Krönung abreiſen wird. In acht Tagen, Maria Feodorowna, werden wir zuſammen nach Moskau abreiſen.

Maria Feodorowna war tief erröthet, aber sie verbeugte sich mit einer schweigenden Unterwerfung, die zugleich mit dem anmuthigsten Lächeln ihrer Liebe zu dem Czaren geschmückt war. —

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch: Der junge Czar.

Seite

I. Der Tod Katharina's und Czar Paul 3
II. Paul auf dem Czarenthron 40
III. Paul und Kosciuszko 59
IV. Die Leichenfeier Katharina's und Peter's III. . . 75
V. Der Begräbnißzug 119

Viertes Buch: Die neue Herrschaft.

I. Der Volksfreund Paul 143
II. Die Wachtparade 181
III. Der Czar und die Czarin 221

Czar Paul.

Hiſtoriſcher Roman

von

Th. Mundt.

Zweite Abtheilung:

Czar Paul und ſein Volk.

Dritter Band.

Berlin, 1862.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Oben und an der Seite aufgeſchnittene, geriſſene, beſchmutzte, ſo wie alle Exemplare, welche die Spuren des Leſens an ſich tragen, werden unter keiner Bedingung zurückgenommen.

Czar Paul.

Von

Theodor Mundt.

Zweite Abtheilung:

Czar Paul und sein Volk.

Dritter Band.

Berlin.
Druck und Verlag von Otto Janke.
1861.

Czar Paul und sein Volk.

Von

Theodor Mundt.

Dritter Band.

Berlin.
Druck und Verlag von Otto Janke.
1861.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Fünftes Buch.

Der Krieg gegen Frankreich.

gangen bleiben. Herder, in den Fragmenten zur deutschen Literatur, nannte ihn in dieser Beziehung einen ruhmwürdigen Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Wortes im Englischen), der den Stall des Augias mit herkulischer Hand durchwässert und gereinigt habe. Seine bedeutende Kenntniß der altdeutschen Literatur muß jedoch Gottscheden eher zur Schmach, als zum Ruhme gereichen, wenn man bedenkt, daß er, im Besitz dieser alten Schätze, wie ein blödsinniger Geizhals lieber Hunger dabei litt, als sie für den Gebrauch des Lebens nutzbar und flüssig zu machen. Hierin ließ er gerade seinen Gegnern, den verdienstvollen Schweizern Bodmer und Breitinger, eine Waffe in den Händen, mit der sie den Sieg über ihn davontrugen.

Diese Schweizer führten den Kampf gegen das gottschedische Geschmacksverderben mit ebenso viel Patriotismus, als geistiger Ueberlegenheit der Kriegführung. Von den ältern deutschen Sprachdenkmälern, von denen Gottsched nur Sammlungen, aber im gottschedischen Sinne veranstaltet, machten sie den wirksamsten Gebrauch gegen Gottsched

I.

Fürſt Besborodko.

Seit der Rückkehr des Czaren und der Czarin aus Moskau, wo die feierliche Krönung Pauls mit allem Aufwand alter Pracht und hiſtoriſchen Ceremoniells ſtattgefunden hatte, war es im Winterpalaſt von Petersburg ſehr unruhig und lärmend hergegangen, und jeder Tag hatte neue Veranlaſſungen zu großen Feſten und glänzenden Zuſammenkünften aller Art dargeboten.

Heut hatte der Czar wieder einen großen Feſttag in ſeinem Palais anſetzen laſſen, der ihn beſonders im Schooße ſeiner Familie und ſeiner vertrauteſten Großwürdenträger zeigen und ein Familienfeſt mit politiſchem und ſtaatlichem Rahmen im höchſten und wirkungsvollſten Stil darſtellen ſollte.

Besborodko, der ſeit der Krönung in Moskau

Großkanzler und Fürſt geworden, und jetzt das höchſte Triebrad aller Staatsgeſchäfte und ſonſtigen Abſichten des Czaren war, ſchritt nun ſchon ſeit einer Stunde mit großer Geſchäftigkeit und den wichtigſten Mienen und Gebärden in den großen Staats- und Geſellſchaftsſälen des Palaſtes auf und nieder, und ſchien ſehr ſorgſam beſondere Vorbereitungen zu treffen, mit denen er irgendwie einer von ihm errathenen Abſicht des Czaren oder einem ihm unmittelbar zugekommenen und angedeuteten Befehl genugthun oder entgegenkommen wollte. Der alte Besborodko ſah in dieſer eifrigen Beſchäftigung heut faſt gewandter und zierlicher aus, als man ihn ſonſt zu erblicken gewohnt war, und die fürchterliche Ungeſchlachtheit ſeiner ſchwerfälligen, breit und plump in ſich niedergelaſſenen Geſtalt, in der zugleich ſo viel Unordnung und Liederlichkeit ſich ausprägte, fiel nicht mehr ſo widerwärtig an ihm auf. Vielleicht trug die neue Toilette, welche Fürſt Besborodko ſeit ſeinen letzten Standeserhöhungen angelegt hatte, heut Einiges dazu bei, ſeiner lächerlichen und frazzenhaften Perſon eine würdigere und vortheilhaftere Erſcheinung zu geben, was zum Theil wieder der eigenthümlichen Neigung widerſprach, durch welche Paul ſich in der letzten Zeit zu dem alten, ihn höchlich er-

götzenden Original hingezogen geſehen hatte. Es war dies beſonders in Moskau der Fall geweſen, wo Paul mitten in der ſteifen Pracht der vorgeſchriebenen Formen, die ganz regelrecht zu erledigen waren, einen ſo lächerlichen und ſeltſam aufreizenden Anblick, wie den Besborodko's, nicht hätte neben ſich entbehren können, um ſich bei dieſem ihm ganz und gar widerſtrebenden Gala-Schauſpiel einigermaßen eine behagliche und frohe Stimmung zu erhalten. Aus dieſen naiven Anregungen waren auch ohne Zweifel zunächſt die neuen Rangerhöhungen gefloſſen, mit welchen Paul gerade in dieſem Moment ſeinen neuen Liebling ſich zu ſchmücken geſtrebt hatte.

Der neue Fürſt Besborodko hatte es aber jetzt, ſeit ſeiner Rückkehr aus Moskau, gewiſſermaßen für ſeine ordentliche Pflicht gehalten, ſich in einem ganz neuen und zuläſſigeren Koſtüm am Czarenhof in Petersburg darzuſtellen. In der Tracht, die er ſich nach langem Grübeln auserwählt und die bei dem heutigen vertraulichen Hoffeſte zum Erſtenmal vorgeführt werden ſollte, ſpielte jedoch das Beſtreben, dem Czaren Paul zu gleichen und ähnlich zu werden, eine ganz beſondere und eigenthümliche Rolle, und vornehmlich war bei ſeinen Schuhen und Schnallen, die er jetzt plötzlich angelegt

hatte, der Trieb gar nicht zu verkennen, damit denſelben Schnitt und dieſelbe Manier einzuhalten, wie man ſie bis jetzt nur bei dem Czaren ſelbſt in Petersburg bemerkt hatte. —

In dieſem Augenblick ließ ſich ein kleines Geräuſch in der Nähe des Fürſten Besborodko vernehmen, er blickte ſich raſch um und eine junge Dame von großer Jugend und Schönheit, die ſchon ſeit einiger Zeit hinter ihm geſtanden zu haben ſchien, trat hervor und begrüßte ihn in ſehr angelegentlicher und lebhafter Weiſe, aber zugleich mit einem beſonderen Ausdruck, der eine heftige Unruhe und Beſorgtheit, in der ſie ſich befand, an den Tag zu legen ſchien.

Ah, das Fräulein Gabriele Lapuchin? rief Besborodko mit einem ebenſo heitern als wichtigen und bedeutungsvollen Ton der jungen Dame entgegen. Sie, die jetzt der Ausfluß aller Gnaden in Petersburg iſt, und wo ſie auftritt, herrſcht und ſiegt, erſcheint hier ſo zufällig und gelegentlich vor mir, als wenn ſie mir die Ehre erzeigen wollte, mich um Etwas zu bitten, was doch gegen den armen, von Ihrer Gunſt abhängigen Besborodko nur eine ſpöttiſche Ausflatterung Ihrer himmliſchen Laune und Ihres ſtets ſo heitern und gnadenvollen Seelenübermuths ſein könnte!

Der erſte Miniſter Pauls traf dabei in der allerverbindlichſten und unterthänigſten Weiſe Anſtalt, die Hand der jungen Dame zu ergreifen, indem er ſie zu einem an der Wand gegenüberſtehenden Divan, auf welchem in dieſem Saal nur die Czarin ſelbſt Platz zu nehmen pflegte, hinführen wollte. Gabriele Lapuchin lehnte dies freundlich und eiligſt ab und ſagte, vor Besborodko ſtehen bleibend, mit ganz verſtörter Miene zu ihm: Mein lieber Fürſt, Sie ſollen mir keine Complimente machen, ſondern mir helfen! Ich fange an zu leiden, ſeitdem ich in Petersburg bin, und wem verdanke ich es, hier zu ſein, als meinem guten, liebenswürdigen Fürſten Besborodko? Es wird daher Ihre Pflicht ſein, daß Sie hier ein wenig für mich ſorgen wollen, und die Gefahr iſt bereits dringend genug.

Beim heiligen Nicolaus! rief Besborodko mit erſtaunter und lebhaft erſchrockener Gebärde, indem er der Dame faſt zu Füßen ſtürzte und ſich in der ängſtlichſten Unruhe um ſie bewegte. Was muß ich hören? Die neue Sonne des Kaiſerhofes, zu deren Aufgang ich einige Wolken bei Seite ſchieben durfte, und mit der unſerm Czaren ein neues Lebensglück aufgeſtrahlt iſt, fühlt ſich bereits geſtört bei uns in ihrem göttlichen

Daſein und ſcheint widerſpenſtige Bewegungen gegen ihr und unſer Glück befürchten zu müſſen!

Gabriele Lapuchin hörte mit einer Traurigkeit, die zugleich ſehr viel Drolliges hatte, dieſen athemloſen Erſtaunensruf des alten Fürſten an, und ſchien, in einer prächtigen Gebärde die Arme über der Bruſt kreuzend, nachſinnend noch eine Zeit lang der Fortſetzung ſeiner immer ſeltſamen Redensarten zuhören zu wollen, wobei ſie ſich im Bewußtſein ihrer faſt wunderbaren und glühenden Schönheit gedankenvoll ſchaukelte.

Gabriele Lapuchin war ein großes ſtarkes Mädchen, deren zartes Jugendalter faſt durch eine kühne und gewaltige Entwickelung ihres blühenden Körpers überholt worden war. Ihre ſchwarzen, gluthvollen Augen ſtrahlten ein unendliches Feuer aus, in das zugleich ein leuchtender Schein durchdringender und überlegter Klugheit ſich miſchte. Während der idealſchöne Kopf in dieſer Art einen herrlichen und mächtigen Eindruck machte und große Elemente einer edlen, vornehmen, nur den höchſten Familien Rußlands eigenthümlichen Form zeigte: traten die großen Schönheiten des übrigen Körpers mit einer bei weitem derberen und ſtoffhaltigeren Fülle und in einem großen Ueberfluß der

ſeltenſten Ueppigkeit hervor. Gabriele ſchien in dem höchſten Typus nationaler Schönheit zu glänzen, indem ihre friſchen Reize zugleich einen Uebergang zu volksthümlicher Freiheit und Wildheit hatten, woraus ſich ein großer Zauber über ihre ganze Perſon verbreitete.

Der Czar hatte ſie zuerſt in Moskau geſehen, wo Gabriele Lapuchin im Hauſe ihres Vaters, des alten Generals Lapuchin, eines verdienſtvollen und dem Czarenhauſe ſtets ſehr ergeben geweſenen Militairs, lebte, im Augenblicke der Krönung aber der Einladung Besborodko's, eines alten Freundes ihres Vaters, in ſein Haus zu ziehen, gefolgt war. Denn Besborodko hatte die Gunſt empfangen, in ſeinem großen Familien-Palais in Moskau den Czaren und die Czarin während des Feſtes aufnehmen zu dürfen, und dazu bedurfte er der Mitwirkung einer Dame, welche ſo, wie Gabriele Lapuchin, im Stande war, ein höheres Hausweſen zu leiten und die dabei nöthigen Rückſichten und Maaßnahmen mit gewandter und gefälliger Form zu vertreten. Besborodko verfolgte dabei einen Nebengedanken, der ihn bald hauptſächlich beſchäftigte und der bei dem Czaren, auf den er aus vielſeitigen Abſichten berechnet war, wunderbar raſch und tiefgreifend einſchlug. Besborodko hatte den Plan gefaßt, die

reizende und bezaubernde Gabriele in ein Verhältniß zum Czaren zu bringen, wie es Fräulein Nelidow in der letzten Zeit immer mächtiger und einflußreicher, und sogar in Uebereinstimmung mit der Czarin selbst, eingenommen und woraus bereits manche Gefahren für Besborodko und seine Freunde und die von denselben betriebene und begünstigte Regierungsweise hervorzugehen schienen. Es war kein Zweifel, daß Herr von Lapuchin dem auf die Schönheit und Klugheit seiner Tochter begründeten Staatsplan vollkommen beigetreten war und sich ernstlich damit beschäftigt hatte, Gabrielens Sinn für diese Aufgabe vorzubereiten und zu stempeln und sie mit vollkommen gleichen Bestrebungen in dieses Unternehmen eintreten zu machen. Es kam darauf an, der Nelidow eine bei weitem fähigere und gewaltigere Nachfolgerin zu geben, durch welche man auf den Czaren wirken und ihn zu einer mäßigeren und besonneneren Politik, im Sinne der alten europäischen Ordnungen und Garantieen, zurückführen konnte. Es lag dies dem Besborodko, seitdem er der erste Minister des Czaren geworden war, heiß und unabänderlich am Herzen, und er glaubte damit zugleich die Entfernung des Fürsten Kourakin vom Czaren bedingen zu können, denn Kourakin war

zuletzt ein ſehr freiſinniger und nach Bewegung drängender Staatsmann geworden und ſuchte, die Wirkung der Nelidow dabei benutzend und ſich auf die ihn kräftig leitende Sympathie der Czarin ſtützend, den Czaren in einem Sinne vorwärts zu treiben, der ihn heftig beflügeln und faſt nach dem Muſter des neuen, in der Revolution aufgegangenen Frankreichs emporſteigen laſſen ſollte.

Der Czar hatte kaum Gabriele Lapuchin geſehen, als er ſchon ſeinen Entſchluß gefaßt, der mit einer faſt überraſchenden Genauigkeit in alle Wünſche der dazu Vereinigten eintrat, und den neuen Plan auf die glänzendſte und raſcheſte Weiſe in Vollzug ſetzen zu wollen ſchien. Gabriele hatte das Haus Besborodko's in Moskau in dieſen feierlichen und geräuſchvollen Tagen mit einem ſo bewundernswürdigem Takt und Geſchick geleitet, daß ſich die aufgeſtiegene Bewunderung des Czaren für ſie auf die allerbequemſte Weiſe zu erkennen zu geben vermochte, und ſich dabei leicht die Eindrücke geltend machten, die der Schönheit ihrer Perſon ſchon bei den erſten Begegnungen mit dem Czaren entſtiegen waren. Als der Czar von Moskau abreiſte, war ihm ſchon der Befehl nach Petersburg vorausgegangen, daß Fräulein Nelidow

ſofort eine Reiſe nach Stockholm anzutreten habe und die Rückkunft des Kaiſers nicht mehr erwarten ſolle. Nur das Verbleiben des Fürſten Kourakin in ſeinem bisherigen Amte und in der nahen Umgebung des Czaren ſchien noch ungewiß zu ſein. Besborodko ſchien ſeitdem jeden Tag von Neuem darauf gewartet zu haben, und als er in dieſem Augenblick die ſchöne Gabriele mit einem ſo verſtimmten, faſt ärgerlichen Geſicht vor ſich ſtehen ſah, glaubte er entſchieden, daß ſie nur deshalb gekommen ſei, um ihm noch bei guter Weile einen vollſtändigen Fehlſchlag in der Angelegenheit Kourakins zu berichten.

So ſprechen Sie doch endlich, meine Theuerſte und Gnädigſte! ſagte er jetzt faſt verwirrt, indem er mit Gewalt ihren prächtigen weißen Arm an ſich riß, und ihr durch dieſe heftige Berührung einen dringenden Anſtoß mitzutheilen glaubte.

Mein guter Fürſt, begann Gabriele zögernd, ich vernahm ſo eben aus gut unterrichtetem Munde, daß die Czarin heut Abend einen neuen Theatercoup beabſichtigt, der auf eine große ungeheuere Wirkung beim Czaren berechnet iſt. Sie gedenkt die heutige Soirée des Czaren mit einem gewaltigen Fußfall vor demſelben zu beginnen, und alle ihre Kinder, die ſämmt-

ſelbſt. Bodmer ſtudirte eifrig und mit Luſt die alte, herrliche Sprache der Minneſänger, und ſtärkte das ermattete Nervenleben der deutſchen Diction an dieſen Urquellen des ſchwäbiſchen Zeitalters. Dazu fügte er die hochtönende Dichterſprache Miltons, und überſetzte das verlorene Paradies, um die Hülfstruppen der engliſchen Poeſie gegen die franzöſiſche und gottſchediſche Correctheit ins Feld zu ſtellen. Gottſched fragte freilich auch nach Milton nichts, und erklärte ihn von Leipzig aus in den Bann, ſowie er ſich auch über das Wunderbare in der Poeſie, worüber Bodmer zur Rechtfertigung Miltons geſchrieben, gravitätiſch luſtig machte. Er wollte auch die Teufel und Dämonen austreiben aus der deutſchen Darſtellung. In dieſem Streite der beiden Parteien, der nun in helle Flammen ausbrach, glaubte Gottſched, auf ſeinen Profeſſor Schwabe und ſeinen Doctor Triller geſtützt, der ganzen Welt trotzen zu können. Aber Bodmer war ein heiterer und zugleich ſtahlgewappneter Mentor ſeiner Zeit, der ſich, ungeachtet der Blößen, die ſeine eigenen Mängel darboten, nicht aus der Faſſung bringen ließ, und mit klarem und ſcharfem Auge

lichen Prinzen und Prinzessinnen, werden sich dieser höchst absichtlich ausgedachten Ceremonie anschließen. Es soll dadurch das erste Erscheinen des Czaren als gekrönten Souverains an seinem eigenen Hofe und im Schooße der kaiserlichen Familie recht machtvoll und ausdrücklich gefeiert werden. Was sagen Sie dazu, Fürst Besborodko? Ist das nicht eine höchst unangenehme Intrigue der Frau Czarin, die zugleich darauf abgesehen ist, uns Uebrigen heut recht weislich und preislich in den Schatten zu stellen?

Mein Gott, rief Besborodko, gleichgültig die Achseln zuckend, verwundert aus — dies ist eine von den aufgetriebenen Weisheitsideen der Czarin, wie sie derselben so viele hat, und womit sie im Grunde nur gute Geschäfte zu machen denkt. Ihr Glück ist dabei, daß sie mindestens eine ebenso gute Schauspielerin als Rechenmeisterin ist und dadurch im Genre des Anmuthigen und Tugendhaften ebenso angenehm als nützlich zu arbeiten versteht. Lassen wir sie darum heut ihren Einfall ruhig ausführen. Wir werden ja nicht darunter zu Schaden kommen, engelgleiche Gabriele Lapuchin, denn meine Gabriele hat ganz andere Flügel an ihrem wunderholden Leibe, Flügel, auf denen sie über allen

Knieenden und Scharwenzenden wie eine Alles beſiegende Wunderfee himmelhoch emporragt!

Wir könnten uns doch in dieſem Contraſt recht ärgerlich ausnehmen, erwiederte Gabriele mit einem heftigen Ausdruck, indem ihre friſchen rothen Lippen zuckend und trotzend übereinander flogen. Heut Abend wird nur die Familie des Czaren vor dem erlauchten Herren knieen dürfen, und wer etwa in demſelben Augenblick dazu Luſt bekäme, weil er es nicht laſſen kann, der würde ſich wohl eines ſchweren Vergehens ſchuldig machen und etwa ſo ausſehen, als ob er ſich in die Familie des Czaren eindrängen wollte! Nein, nimmermehr, das geht durchaus nicht und Ihr müßt Sorge tragen, Fürſt, dieſe alberne Poſſe heut Abend zu verhüten, und etwas Anderes dafür an die Stelle zu ſetzen, wodurch ihre Aufführung unmöglich ſein wird. Ich kündige Euch ſonſt den ganzen Handel, den wir miteinander geſchloſſen haben, und gebe zu Euren ſchlimmſten Gegnern im Staat über, auf Ehre, Fürſt Besborotko, das verſpreche ich Euch hoch und heilig!

Besborotko begann jetzt doch über die launiſche Wildheit der ſchönen Gabriele einigermaßen unruhig und verlegen zu werden, und ihre lieblichen Drohungen,

die ſie gegen ihn ausgeſtoßen, ſchienen ihn mindeſtens zu ängſtigen.

Die Lapuchin kann freilich in Rußland befehlen, ſagte der erſte Miniſter jetzt, indem er mit einer ſcheuen Aengſtlichkeit die neue Freundin des Czaren in ihrer dermaligen ſeltſamen Aufgeregtheit betrachtete. Wenn die Richtung, der Rußland jetzt nothwendig entgegengeführt werden muß, eine Feindin erwerben ſollte, wie Gabriele Lapuchin iſt, deren Reize ſtärker wiegen und unbeſieglicher ſind, als alle Armeen unſerer Feinde, ſo würden wir uns lieber auf der Stelle für banquerott erklären können. Und was würde unſer Czar ſagen, wenn er erführe, welch ein bitterer Zorn heut den Liebling ſeines Herzens durchwühlt! Ei, ſo viel Vergnügen kann ihm niemals die Knierutſcherei ſeiner ganzen Familie verſchaffen, als ein einziger Leidensblick der göttlichen Gabriele werth iſt. Es muß daher natürlich ein Einſehen getroffen werden, und das rührende Kniestück unterbleibt entweder, wenn Gabriele Lapuchin nicht ebenfalls daran Theil nehmen kann, oder es wird ein Plan erſonnen, wonach Gabriele ebenfalls in die Lage gebracht wird, in derſelben Soirée dankerfüllt vor dem Czaren niederknieen zu dürfen.

Besborodko knipſte bei dieſen Worten ganz ver-

gnügt mit den Fingern, denn er ſchien in demſelben Augenblick einen Einfall zu haben, der ihn ſelbſt entzückte. Gabriele wurde aufmerkſam und ermunterte ihn mit ihren ſchönſten und günſtigſten Blicken, ſich jetzt weiter und ganz deutlich ausſprechen zu wollen.

Für unſere ſchöne Gabriele Lapuchin, begann Besborodko jetzt mit einem liſtigen Lächeln, ſind zwiſchen dem Czaren und mir neuerdings ganz beſondere Abſichten in Rede gekommen, und ich würde mich freuen, wenn unſer lieber guter Czar noch den heutigen Abend zur Ausführung derſelben finden könnte und wollte! Dadurch würden wir alle andern Umtriebe, die der göttlichen Lapuchin heut noch in den Weg treten wollen, ſchlagend und ſiegreich von ihr zurückweiſen. Der Czar iſt nämlich meiner Meinung geweſen, daß wir die Familie Lapuchin in Moskau in den Fürſtenſtand erheben ſollen und damit zugleich ſeiner jungen Freundin einen neuen Kranz ihrer Schönheit und Herrlichkeit aufſetzen! Der General Lapuchin in Moskau iſt ein bedeutender Freund des Czaren, er hat ſich in der Provinz große Verdienſte um die Sache Pauls erworben und ſein umſichtiges und tapferes Wirken für den Thron vollendete ſich auch noch dadurch zu ſeiner höchſten Höhe, daß der wackere General Alles

dazu beitrug, um seine Tochter im würdigsten Sinne die Stellung einnehmen zu lassen, welche die Liebe des Czaren ihr dargeboten. So steht er jetzt als einer der trefflichsten Männer Rußlands da, und adelt die ganze Angelegenheit, welcher er dient, wenn ihn nebst den Seinigen die Gnade des Czaren jetzt in den Fürstenstand eintreten läßt.

Gabriele stand hochathmend da und ihre schlanken leidbaren Glieder waren in ein leises banges Zittern gerathen, so sehr schien die Spannung, mit welcher sie der wohl auf sie berechneten Mittheilung des alten Besborodko zugehört, ihr ganzes Wesen aufzuregen und zu beflügeln. Aus ihren Augen glühte ein langer flammender Strahl, indem ihre Feuerseele auf- und niederzitterte und den ihr gesagten Worten in äußerster Erregung nachzudenken schien.

Für unsern alten Freund, den General, brauchen wir gar nicht besorgt zu sein, bemerkte darauf Besborodko mit einem ernsten Anstrich staatsmännischer Würde. Diese Rangerhöhung, die ihm nur die einfachste Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird seinem Wohlbefinden nicht schaden. Ich weiß es ja aus eigner Erfahrung, daß man gar keinen großen Ruck davon verspürt, wenn es Einem so plötzlich passirt, Fürst zu

Schauſpiel ziemlich langweilig finden, und das Vergnügen jedenfalls mit einem böſen Geſicht hinunterſchlucken. Dann aber, wie ich noch heut bei ihm durchzuſetzen hoffe, wird er die holde Gabriele Lapuchin vornehmen und ihre ganze Familie feierlich in den Fürſtenſtand erheben. Gabriele wird die ihr dann gebührende Dankbarkeit nicht beſſer äußern können, als daß ſie dem Czaren unmittelbar darauf zu Füßen ſtürzt und ſich dabei ſo innig als möglich in ſeine Nähe ſchiebt. Da Gabriele durchaus der Czarin den Vorzug nicht zugeſtehen will, in der heutigen Soirée vor dem Czaren knieen zu dürfen, ſo laſſen wir dieſe Gabriele ſelbſt als neuernannte Fürſtin faſt in demſelben Augenblick niederknieen und ſtreben dadurch ein neues diamantenes Band zwiſchen ihr und dem Petersburger Hofe zu ſchlingen.

Gabriele brach in ein fröhliches Lachen aus, womit ſie dieſer zuletzt in ganz officieller Würde und in der ſteifſten Haltung vorgetragenen Mittheilung des Fürſten Besborodko ihren Beifall auszudrücken ſchien. Sie hatte ſeine Hand ergriffen und ſtreichelte ſich mit derſelben ihre eigenen Wangen, die in den wunderbarſten Farben der Luſt und des Uebermuths emporſtrahlten. Dann ließ ſie ſeine Hand wieder mit

einem neuen unwilligen Ausdruck zurück, und ſagte, ihn zornig anblickend: Eigentlich iſt mir ſelbſt an dem ganzen einfältigen Spaß ſehr wenig gelegen. Ob ich Fürſtin genannt werde oder nicht, macht mir nicht den geringſten Unterſchied. Es wird meine Rechte und meine Vorzüge nicht mehren und nicht mindern. Die Fürſtenbeſcheerung iſt mir jedoch um meines Vaters in Moskau willen lieb, und darum werde ich ſie Euch danken, Besborodko. Mein guter herzlieber Papa hat in der letzten Zeit viel aushalten müſſen, auf allen Wegen ſtellte man ihm die größten Schwierigkeiten in den Weg, und da dies vom gütigen Czaren nicht kommen konnte, ſo mußten andere Leute dabei im Spiele ſein, denen mein Daſein hier am Hofe längſt böſes Blut gemacht hat. Ihr hättet das niemals wagen dürfen, Besborodko, aber ich vergebe Euch in dieſem Augenblick, da Euer Einfall, wenn Ihr ihn werdet durchführen können, jedenfalls meinem armen Papa einigen Troſt und einiges Vergnügen gewähren wird. Der General Lapuchin wird jetzt ſehen, daß der Czar ihn nur ehren will und damit am meiſten diejenigen beſtraft, die den hochherzigen Greis in der letzten Zeit zu quälen und um jeden Vortheil ſeiner Stellung zu bringen ſtrebten!

So ſei es, Fürſtin! ſagte Besborodko mit einer tiefen, ernſthaft feierlichen Verbeugung. Daß der General Lapuchin ſeit einigen Wochen in Moskau ſtark gequält wird, und ſich faſt wie einen Zuchthaus-Gefangenen behandelt ſieht, iſt ein Vergehen, dem die Fürſtin Gabriele Lapuchin am allerbeſten hätte entgegentreten können, wenn ſie nur die Güte gehabt, den Winken zu folgen, welche ihr getreueſter Knecht, der arme Schelm Besborodko, ihr mehrmals anzudeuten wagte. Denn wer der einzige Urheber jener gehäſſigen Umtriebe in Moskau iſt und wer noch immer als Vice Kanzler des Reichs neben unſerm Czaren ſteht, das iſt der Fürſt Kourakin, der ſeine Stärke darin gefunden hat, bald der Liebling, bald der Abſcheu des Czaren zu ſein, und der durch den geſchickten und raſchen Wechſel in dieſen Rollen ſich eine Art von Nothwendigkeit bei unſerm Herrn geſichert hat. Nur Gabriele Lapuchin hätte ihn gewaltig ſtürzen können, wenn ſie in den Sinn Besborodko's eingegangen wäre. Mit dem ſtolzen, hochmüthigen Kourakin haben ſich zugleich die Wirkungen der weiſen Czarin verbunden, die niemals eine gute Ruſſin ſein wird und welche eine flammende Abneigung gegen Gabriele Lapuchin ſchon während der Tage in Moskau

an den Tag legte. Aber dies befestigte gerade mein Vertrauen zu der Person und dem neuen Schicksal der Lapuchin, denn wenn die Czarin sich auch mit ihr in einen vertrauten Bund eingelassen hätte, wie sie es mit der Nelidow gethan, so würde dem Czaren bald auch diese Neigung herzlich verkümmert worden sein. Die gute Czarin wickelte sich die Nelidow zuletzt ganz tief in die Familiensippe ein und behandelte sie wie ihre vertraute Freundin, so daß der armen Nelidow darüber selbst angst und bange geworden sein mag. Der Czar konnte diese endlose Familienspritze, die auf ihn gerichtet war, zuletzt nicht mehr aushalten und verwies die Nelidow aus seiner Nähe. Eine Gabriele Lapuchin aber durfte er als seinen neu aufgegangenen Stern mit um so größerem Recht anschauen, als die Czarin diesem himmlischen Stern so heftig scheltend entgegentrat und Gabrielens Zukunft verbürgte, indem sie sich derselben entgegensetzte! Aber Gabriele muß dennoch und recht bald thätig sein in unserem Sinne, wenn sie den wahren Höhepunkt ihrer Stellung gewinnen will! —

In diesem Augenblick vernahm man plötzlich nahende Schritte, und Besborodko schien mit großem Interesse seinen in dem äußeren Corridor eiligst

das nothwendige Erneuerungswerk der deutschen Poesie erkannt hatte. Er steht vor der Sonnenwende dieser neuen Periode, wenn auch nicht als ein Kriegsgott, doch als eine anregsame polemische Gestalt da, die wetterleuchtend die neuzubetretende Bahn bezeichnete. Ihn unterstützte sein Freund und Mitarbeiter Breitinger durch ästhetische und philosophische Untersuchungen, besonders in seiner kritischen Dichtkunst, auf eine bedeutende Weise. Breitinger war ein scharfsinniger, gelehrter und gemüthlicher Mann, der nicht die joviale Keckheit der Bodmerischen Polemik an den Tag legte, aber dafür gründliche und geläuterte Beobachtungen anstellte, in einer Sprache, die meistentheils reiner und gediegener ist, als die Prosa Bodmer's, der sich in seinem Eifer oft nicht Zeit ließ, gut zu schreiben. Breitinger machte in seiner Poetik treffliche Bemerkungen über Sprache und Stil, namentlich über den Gebrauch der Kraft- und Machtwörter, die durch die Pedanterie der Gottschedianer, mit Ausnahme etwa der für ihre Polemik brauchbaren Kraft- und Schimpfwörter, fast ganzlich aus der deutschen Diction vertrieben waren.

heraufkommenden Freund, den Staatsrath Iwan Paulowitsch Koutaitzow, zu erblicken, der ihm, durch die in den Saal hereinführenden Fenster, an welchen er eben vorübergeschritten kam, schon einen sehr angelegentlichen und heitern Gruß zugewinkt hatte!

Seht, sagte Besborodko zur Gabriele, da kommt auch schon der rechte Mann, der zur Ausführung unsers kleinen Geschäfts der beste und zuverlässigste ist. Mit ihm werde ich sogleich Alles in Ordnung bringen, und er wird beim Czaren unser nöthiger Fürsprecher sein, durch den wir Alles in Ausführung bringen werden, was wir wünschen.

Gabriele erröthete und schien bei der Annäherung Koutaitzows in eine sichtliche Unruhe und Verlegenheit zu gerathen.

Ich wünsche jetzt nicht hier gesehen zu werden, sagte sie in flüchtiger Bewegung, indem sie dem Fürsten Besborodko die Hand reichte. Thut, was Ihr könnt, und Ihr werdet Alles nur für eine Dankbare und Erkenntliche gethan haben. Ich werde Euch nicht minder ausführen, was Ihr noch an mir vermißt.

Mit diesen Worten war sie in wenigen Schritten durch den Saal entschwunden und hatte rasch eine kleine Thür desselben erreicht, durch welche sie sich

nach einer andern Seite des Palaſtes entfernen konnte. Ihre reizenden, luftigen Bewegungen waren ſo geſchwind und unſichtbar dahingeflogen, daß der jetzt hereintretende Iwan Paulowitſch Koutaitzow keine Ahnung ihrer Gegenwart zu ſchöpfen vermochte, ſondern ſich ſogleich in die Arme Besborodko's ſtürzte, die dieſer mit einer fröhlichen Miene und ungemein herzlich gegen ihn ausgebreitet hielt.

Da kommt der Engel meines Lebens, den ich in meine Arme zu ſchließen wage, rief Besborodko laut, indem er den jungen Staatsrath heftig an ſich zu drücken und an ſeiner breiten Bruſt feſtzuhalten ſuchte.

Oho, als Engel habe ich doch nachgerade die vorſchriftsmäßige Taille verloren, ſagte Iwan Paulowitſch Koutaitzow mit ſeinem immer friſchen und wohlgelaunten Humor, indem er ſich mit ſeinen Händen wohlbehaglich an ſeinem Leibe herunterfuhr, der in der That in den letzten Monaten einen bedeutenden Umfang gewonnen und noch in einer anſehnlichen Steigerung aller ſeiner Formen begriffen ſchien.

Es iſt wahr, entgegnete Besborodko, mit der ihm eigenen Drolligkeit ſeinen Freund und Collegen betrachtend: Herr Iwan Paulowitſch Koutaitzow fängt an, einen dicken Bauch zu erzielen, und das iſt beſon-

ders ſeit der Krönung in Moskau geſchehen, wo Kou taitzow und Besborodko zuſammen ihren Bund ab ſchloſſen und ſich gegen einander verpflichteten beſtändig als treue Freunde ſich zu helfen und die Sache der Ordnung, Feſtigkeit und Stärke mit einander empor zuhalten gegen die Sache der Revolution und des neuen Franzoſenthums. Daß aber ein ſchlanker Jüng ling dabei ſo raſch einen dicken Bauch anſetzen würde, hatte ich auch nicht geglaubt, ich, der Besborodko, der ich ein alter Kenner der Menſchen und der Verhält niſſe bin, und mit großem Schmerz jeden Tag Eure Zukunft Euch auf dem Leibe heranwachſen ſehe.

Sorgt Euch nicht, erwiederte Koutaitzow, ſeinen alten Freund luſtig auf die Schulter ſchlagend, bei meiner neuen Aufgabe, zu der mich unſer Bund ver pflichtet, beglückt mich doch auch einige Ausſicht, mich ſo zu ärgern, daß ich bald wieder abmagern muß. Unſer Czar iſt dazu ſehr bequem, und alle Tage quält ihn der Drang, etwas Neues vorzunehmen, dem man ſchwer die richtige Stellung abgewinnen kann. Wer weiß, was heut Abend noch in der Hof Soirée vorgehen wird, denn ſeitdem der Czar ſeinen Frieden mit Perſien geſchloſſen, beſtürmen ihn noch allerlei andere neue Entwürfe, mit denen er jeden Augenblick

loszugehen brennt. Wir werden dabei ſehr aufmerkſam ſein müſſen, Besborodko!

Ihr werdet Euch in Allem, was Euch irgend zu Dienſten iſt, auf mich verlaſſen können, Freund Koutaïzow, entgegnete Besborodko mit ſeinem gemüthlichen, faſt biedern Ton. Dagegen rechne ich für heut Abend auf Euch, wo mir daran liegt, durch Euere Vermittelung und Anregung eine beſtimmte Angelegenheit vollbracht zu ſehen. Die Sache betrifft unſere Gabriele Lapuchin, die ſich treu auf unſere Seite geneigt hat, und der wir dafür bei Zeiten einen großen Gefallen erweiſen müſſen. Kommt, Staatsrath! Ich werde Euch auf Euere Zimmer begleiten, und bitte um die Erlaubniß, Euch dort Etwas erzählen zu dürfen.

Der luſtige Alte umfaßte ſeinen Freund, und begab ſich jetzt mit demſelben in der größten Eile fort.

II.

Die barbariſche Etiquette.

Es war bereits der ſpätere Abend herangekommen und Paul verweilte noch immer in ſeinem Cabinet, ohne daß er Zeit und Laune gefunden hätte, zu der ſchon in den größeren Sälen des Winterpalaſtes verſammelten Geſellſchaft hinüberzugehen. Er war mit dem Staatsrath Iwan Paulowitſch Koutaitzow, den er bisher in einer vertrauteren Unterhaltung bei ſich geſehen, in ein lange andauerndes Geſpräch gerathen, in dem er alle von Koutaitzow ihm vorgetragenen Wünſche und Anträge mit ſeiner oft ſo liebenswürdig hervortretenden Bereitwilligkeit genehmigt, aber auch wiederum viele Fragen und Aufträge ertheilt hatte, die den Staatsrath Iwan Paulowitſch Koutaitzow ſehr zu befremden und in Verwunderung zu ſetzen ſchienen.

Und noch Eins, ſagte der Czar, als er ſeinen Liebling Koutaitzow bereits entlaſſen hatte, indem er ihn jetzt mit einer dringenden Bewegung wieder zu ſich zurückrief, faſt hätte ich die Hauptſache vergeſſen, die Du mir noch heut Abend beſorgen mußt, Koutaitzow. Die heutige Soirée im Winterpalaſte wird jedenfalls eine ſehr bedeutende werden, und es wird an außerordentlichen Mittheilungen und Neuigkeiten nicht fehlen, die ich ſchon ſeit längerer Zeit vorbereitet habe. Aber ein Mann fehlt mir noch auf dem Platze, der mir heut gerade dazu gehört. Du ſollſt ihn mir mitbringen, Koutaitzow. Es iſt der General Souwarow, den ich heut durch Dich zu meiner Hof-Soirée einladen laſſe, und Du kommſt mir nicht in die Geſellſchaft, ohne den alten tapferen Herrn an Deinem Arm mit Dir zu führen. Mich verlangt ſehr, ihn wieder einmal zu ſehen, denn den beſten ruſſiſchen Degen wird doch der Czar nicht ewig von ſich fern halten können. Man iſt Czar, weil man Thaten verrichten muß, und Thaten ſind leichter und ſicherer zu verrichten, wenn man die alte Heldenfauſt eines Souwarow dazu gebrauchen kann.

Das Weſen des Czaren veränderte ſich in dieſem Augenblick ſo wunderbar, daß Koutaitzow, den dieſer

Auftrag im höchſten Grade überraſcht hatte und der verwirrt und ſtaunend vor ſich niederblickte, jetzt wieder mit einem freudigen und glühenden Zucken emporfuhr, als er den Czaren anblickte und einen glänzenden und ſtrahlenden Zug, der ſich plötzlich in ſeinem Geſicht ausdrückte, wahrnahm. Czar Paul erſchien ihm neu beflügelt, faſt verjüngt in ſeinem ganzen Ausſehen, in ſeinen Augen wölbte ſich ein hohes Feuer, ein weitreichender flammender Unternehmungsgeiſt, wie ihn Kontaitzow lange nicht an ſeinem Herrn herabblitzen geſehen, und faſt hätte es ihn gedrängt, ihm mit einem lauten Ausruf der Liebe und Verehrung zu Füßen zu ſtürzen und ihm zu bekennen, daß es für ihn, den Kontaitzow, nichts Entzückenderes und Begeiſternderes gäbe, als den Czaren in dieſer Geſtalt vor ſich zu ſehen! Aber Kontaitzow fühlte ſich in demſelben Augenblick doch auch von einem heimlichen Aerger beſchäftigt, der lebhaft an ihm zu nagen begann, und es verdroß ihn im Grunde, daß der Czar offenbar auf einem neuen Wege ſich befand, den er ohne irgend eine Beſprechung weder mit Kontaitzow noch mit Besborodko betreten zu haben ſchien, und den er mit irgend einer großartigen kriegeriſchen Unternehmung nach Außen hin bezeichnen wollte.

Den Grafen Souwarow werde ich, nach dem Befehle Eurer Majeſtät, einladen, obwohl ich in der That nicht recht weiß, wo ich ihn ſofort finden ſoll, ſagte Kontaitzow jetzt mit einer halb verdrießlichen, die Freude an dem Anblick des Czaren verwiſchenden Gebärde. Der edle Graf hat ſich in der letzten Zeit nicht anders als in der größten Zurückgezogenheit befunden, und ſeitdem der von ihm verdiente Zorn des Czaren ihn damals von ſeiner hohen Stelle in der Armee entfernte, hat ſich Souwarow einer Einſamkeit ergeben, die es oft ſeinen nächſten Freunden unmöglich gemacht hat, ihn aufzufinden. Der prächtige Souwarow iſt auch darin ein großer Ruſſe, daß er, von der Ungnade ſeines Czaren getrieben, ſich nicht anders mehr zu retten weiß, als daß er ſich vor der ganzen Welt in einem dunklen, nicht mehr aufzufindenden Loche verkriecht. Wie ſoll es mir möglich werden, dieſen ſeinen neueſten Ehrenplatz nun zu entdecken?

Du wirſt ihn finden, weil Dich ein dringendes Intereſſe des Czaren geleitet, ſagte Paul mit einem ernſten Geſicht, auf dem plötzlich einige Schatten emporſtiegen, die mit einem ſeltſamen Ausdruck den noch eben entwickelten Glanz ſeiner Züge überdämmerten.

Der Czar braucht den Souwarow, weil er gerade in diesem Augenblick einen alten großen Helden an die Spitze seiner Armee stellen will. Der Czar mag Unrecht gethan haben, daß er sich damals eines solchen Mannes entäußerte, ohne den man in einem Czarenreich, welches das Reich der Männer ist, nicht zu bestehen vermag. Aber der Czar wechselt seine Gedanken ebenso wie seine Thaten wechseln. Meine Gedanken wenden sich an den alten Souwarow, um eine neue That zu thun!

Ich bin überzeugt, daß jede neue That des Czaren Paul der Welt neues Heil bringen wird! sagte Koutaitzow, indem sich sein Haupt in der tiefsten Beugung vor dem Czaren niedersenkte. Ich bitte Eure Majestät jetzt, mir zu erlauben, daß ich mich von hinnen begebe, um den mir ertheilten Befehl zu vollführen!

Koutaitzow stand bereits in der Thür, als der Czar ihm von Neuem lebhaft winkte und ihn wieder zu sich zurückbeschied.

Mein guter Iwan Paulowitsch, sagte der Czar zu dem wieder mit einem verwunderten und erstaunten Gesicht zu ihm Herangetretenen, es liegt mir ja immer daran, von Dir, mit dem ich schon so lange zum

pathiſire, ein gutes Wort zu meinen eignen Entwürfen zu hören. Die ganze Sache werden wir noch miteinander beſprechen, mein alter Freund, aber in dieſem Augenblick liegt mir noch daran, von Dir zu hören, wie es eigentlich unter den in Petersburg angeſammelten franzöſiſchen Flüchtlingen ausſieht, was dieſe Leute in unſerer Hauptſtadt treiben, wie ſich das ruſſiſche Volk zu ihnen verhält und ob ſie unſere Regierung unterſtützen werden, wenn dieſelbe gegen das revolutionnaire Frankreich eine entſcheidende militairiſche Stellung einnehmen ſollte.

Der Staatsrath hörte dieſen Fragen mit der größten Aufmerkſamkeit zu, und ein ſchlaues Lächeln des Verſtändniſſes überflog ſein in der letzten Zeit ſchon ſehr faltenreich gewordenes, obwohl dick und behaglich ſich ausdehnendes Geſicht.

Mein Gott, das iſt wirklich eine in Verlegenheit ſetzende große Frage, erwiederte jetzt Reutaitzow dem ihn auf die Schulter klopfenden Czaren. Von einem Deutſchen in Petersburg weiß man genau zu ſagen, was er iſt: er iſt entweder Künſtler, Gelehrter oder Handwerker, und beſonders iſt er als Schuſter oder Schneider ein nützliches Mitglied der ruſſiſchen Geſellſchaft geworden. Der Engländer iſt an der Newa

Die ersten Schwalbenvorboten der schönern Poesie ließen sich auch schon in Haller und Hagedorn vernehmen. Die charaktervolle Sprache des ernsthaften Haller tönte für sich allein, unbekümmert um die Manieren und Parteien ihrer Zeit, und erhob in ihrer harten aber gedankenkräftigen Weise die Gemüther zur Anschauung der moralischen Weltordnung, die sich freilich auch oft mit juvenalischer Bitterkeit bei ihm ausmalte. Seine eigenthümliche, energische Behandlung der deutschen Diction belebt auch die Prosa in seinen drei politischen Romanen, Usong, Alfred und Fabius und Cato, welche, wenn auch nicht Schönheit, doch Reinheit und feste, gediegene Haltung verräth. Was in Haller das gesunde und wohlthätige Element inmitten der Verschrobenheiten seines Zeitalters ausmacht, ist einmal die Naturanschauung, die, wenn auch mit moralischen und didaktischen Tinten versetzt, doch mit frischen Lebensfarben bei ihm heraustritt, und dann ein edler kernhafter Menschensinn, erhellt durch großartiges Wissen und Denken. Leichter bewegte sich der elegante Hagedorn, in seinen Liedern den Lebensgenuß singend. Er wirkte durch seine epi-

gewiß Sattler und Kaufmann, der Italiener Architect, Sänger, Bilderhändler, aber was der Franzoſe iſt oder ſein wird, Majeſtät, das läßt ſich wahrhaftig nicht mit einem einzigen Wort bezeichnen. Ein Franzoſe kann Alles werden, was er gerade will und muß, und das iſt eine verteufelte Eigenſchaft dieſer Leute, die gerade von Denen, welche ihnen helfen wollen, ſehr in Erwägung gezogen werden muß. Ein Franzoſe in Petersburg iſt ſeit kurzer Zeit Muſiker, Kaufmann, Schauſpieler, Soldat, Gouverneur, Rechtsgelehrter und Lehrer geworden, und kaum iſt ein Jahr vergangen, ſo hat er auch ſchon wieder einen andern Stand ergriffen, den er ſo lange behält, als er ihn mit Vortheil auszufüllen weiß. So iſt es auch in der Politik. Wer das revolutionnaire Frankreich bekämpfen will, hat gewiß die Franzoſen für ſich, welche ſich dem Prinzip der Legitimität ergeben haben, und wird von dieſen einen Augenblick lang frohlockend verherrlicht werden. Aber wie lange kann es dauern, ſo beſteht das revolutionnaire Frankreich gerade aus den Legitimiſten ſelbſt, und man ſteht dann als Gegner derſelben Leute da, für welche man in den Kampf gezogen iſt. Es wird daher leicht unangenehm und nachtheilig ſein, an die Nation der queckſilberigen

Bewegung, die ſich jeden Augenblick neu um ſich ſelber herumdreht, eine ſtandhafte, feſte, auf ſich ſelbſt beruhende Stellung zu knüpfen.

Der Czar hörte ſeinen Staatsrath mit einer ſinnenden, nachdenklichen Aufmerkſamkeit an, und ſagte dann nach längerer Pauſe mit ſelbſtzufriedenem Lächeln: Die Revolution der Franzoſen hat doch bewieſen, daß dieſe Leute im Böſen allerdings verhärtet und conſequent ſind und damit ein Schauſpiel aufzuführen meinen, deſſen Schluß den Sieg des revolutionnairen Franzoſenthums über alle Völker der Erde, und auch über unſer Rußland, darſtellen wird. Die Republik der Schrecklichen hat namentlich auch in dieſem Augenblick den ſchlimmſten Wendepunkt ihres Charakters erſtiegen. Durch den General Bonaparte, welcher der neue Hexenmeiſter dieſes Unweſens und der Dämon aller böſen Lüſte der Republik iſt, hat die Sache ſich in ihre gefährlichſten Räthſel verloren. Der Schweiz und des ganzen Italiens haben ſich die ruchloſen Franzoſen jetzt wie mit einem einzigen Handſchlage bemächtigt. Die Giftſaat der franzöſiſchen Republik iſt jenſeits der Alpen wunderſam üppig aufgegangen. Was ſoll da der Czar der Ruſſen thun? Er kann nicht länger müßig von dem General Bonaparte träu-

men, und in demſelben halb frierend halb ſchnitzend den neugeborenen Teufel und Oberherrn der Welt bewundern. Nein, darum habe ich neulich mit vier andern Mächten dieſe Coalition geſchloſſen, die mich endlich auf einen kriegeriſchen Fuß hinaustreten läßt, um das heutige Frankreich zu zermalmen; die mich und meine Waffen jetzt in Bewegung ſetzen wird, um die alte verworfene Ordnung in dieſem Lande wieder herzuſtellen und damit der ganzen Welt ein flammendes Beiſpiel zu geben, daß die Völker nicht ohne ſtarke und vernünftige Herrſchaft und ohne feſtes Chriſtenthum mehr gedeihen können, und daß die Revolution und die Republik die beiden Marterſäulen der Menſchheit und zuletzt ihre eigentlichen Galgen ſind, an denen ſie in ihrer ganzen Jämmerlichkeit und Nichtswürdigkeit ausgeſtreckt wird. Darum reichte ich England und Oeſterreich die Hand zu dieſem Bunde, in den wir, wie Du weißt, jetzt auch den König der beiden Sicilien und ſogar den türkiſchen Kaiſer Selim III. eingeſchloſſen haben, denn auch die tapfere Türkenhand iſt gut, die den treulos und gottlos gewordenen Chriſtenſchädel ſpaltet. So wollen wir denn jetzt unſer Haupt mit dem Zauber eines neuen Kriegsruhms bekleiden, denn die Schlachten, die wir ſchlagen

werden, locken mich wie die ernſten Heiligenbilder einer Kirche, die unſere Gebete mit ihren ſchönſten Kränzen lohnen und kräftigen. Ich will Etwas thun, mein lieber Iwan Paulowitſch Kontaitzow, denn das Czarenleben ohne Thaten ſtinkt mich an, und wo keine Thaten ſind, geht der Czar zu Grunde und ſein Reich ſchlottert ihm um die Glieder wie eine Narrenjacke. Ich bin dem Hof zu Windſor und dem guten römiſchen Kaiſer in Wien ſchon recht dankbar geweſen, daß ſie meine Ernennung zum Großmeiſter des Maltheſerordens durchgeſetzt haben, denn ſie wollen mir dadurch Gelegenheit geben, auch auf dieſe Weiſe etwas Ordentliches zu vollführen, und eine neue kraftvolle Handlung, nach der ich ſelbſt begehrlich lechze, in den abgeſtandenen, faſt ſchon faulen Miſchmaſch der europäiſchen Politik zu werfen. Und ſiehſt Du, mein Kontaitzow, dazu will ich nun den Suwarow wieder an die Spitze einer großen ruſſiſchen Hülfsarmee ſtellen, die unter ſeiner Leitung aufbrechen ſoll, um Frankreich zuerſt in Italien auf das Haupt zu ſchlagen. Darum ſuche mir den alten Sohn Suwarow noch heut, denn ich kann ſeiner nun nicht länger entbehren! —

Der Czar hatte ſo lebhaft und aufgeregt geſprochen,

daß ſeine Wange bleich geworden war und die lebhaften Feuerſtrahlen, die aus ſeinen Augen ſchoſſen, dieſelben faſt verdunkelten.

Ich hatte das ſogleich begriffen, mein theuerſter und gnädigſter Czar, erwiederte Kontaitzow jetzt, der den Czaren noch mit einer zweifelhaften Bewunderung anſtarrte und ſein Bedenken nicht ganz zurückdrängen zu können ſchien. Um die Siege Suwarow's iſt mir nicht bange, denn er wird ſich als der große Ruſſe ſchlagen, welcher er immer geweſen iſt. Aber wen Graf Suwarow eigentlich ſchlagen wird, das ſcheint mir doch noch immer ſehr ungewiß zu ſein. Wer weiß, ob die revaliſtiſche Partei nicht inzwiſchen feſten Fuß gefaßt hat in Paris, wozu ſie ſchon vor einiger Zeit Miene machte, und dann ſchlagen wir in Italien ein Heer, das ſeine Waffen bald für die Sache der Monarchie einſetzen würde.

Paul mußte über die drollige Manier lachen, mit welcher der Staatsrath Kontaitzow jetzt wieder auf ſeine ſchon zuvor angeregten Zweifel das Geſpräch zurückzulenken ſuchte. Ich ſehe, ſagte er heiter und gutmüthig, daß mein Staatsrath von derſelben Stimmung angeſteckt worden iſt, welche das ganze ruſſiſche Volk jetzt gegen jeden Franzoſen mißtrauiſch und ihm

abgeneigt macht. Das ruſſiſche Volk, das ſonſt immer ſo friedlich, duldſam und gaſtfreundlich war, begünſtigte auch die armen Franzoſen ſehr, welche die Revolution aus ihrem Lande ausgeworfen und die bald in Schaaren von Tauſenden unſer Petersburg bedeckten. Dieſe Franzoſen waren ſehr talentvolle und bedeutende Leute, die wir bald im Lande brauchen konnten, und denen wir wichtige Stellen, ſelbſt am Hofe und in der Armee, übertrugen. Aber die Nachricht von dem Tode Ludwigs XVI. veränderte hier plötzlich Alles, und die Ankunft der franzöſiſchen Emigranten in Petersburg diente nicht dazu, die Stimmung zu verbeſſern, die hier ſchon faſt auf allen Straßen gegen die Franzoſen, die Königsmörder und Freiheitsgauner, losbrach. Seitdem ich zur Regierung gekommen, habe ich beſonders darauf gehalten, die in Petersburg lebenden Franzoſen zu regeln und ſie ihrer Religion und ihrem Königthum treu ſich entwickeln zu laſſen. Ich befahl, daß jeder in Rußland erſcheinende Franzoſe zuerſt den Eid der Treue und Zugehörigkeit für Ludwig XVII. und für die von ihm bekannte heilige Religion zu leiſten habe und damit zugleich die Grundſätze der Revolution, welche gegenwärtig Frankreich beherrſchen, feierlich abſchwören ſolle! Bald ließ

ich dieſen Eid ſogar von allen in Rußland lebenden Ausländern ſchwören, denn ich hielt es für gut, daß man in ganz Europa Frankreich und die franzöſiſche Revolution abſchwören lerne, und damit glaubte ich ſchon in meinem Petersburg den Anfang machen zu müſſen. Ich erreichte auch wohl, daß meine Ruſſen bereits wieder anfingen, mehr Achtung und Rückſicht den Franzoſen zu ſchenken, die ſie ſeit einiger Zeit wieder in guten Häuſern der Hauptſtadt finden, denn bereits auf allen Stellen arbeiten jetzt wieder dieſe geſchickten Franzoſen, die man ſich noch vor Kurzem als elende Frei- und Schmutzgeiſter ängſtlich vom Halſe halten zu müſſen glaubte. Wenn ich aber jetzt den Krieg gegen Frankreich erkläre und führe, was von ganzem Herzen geſchieht, ſo hoffe ich, daß die Franzoſen in Petersburg mich dabei um ſo mehr durch ihre ganze Haltung unterſtützen werden, ſie werden einſehen, und die Ruſſen mit ihnen, daß ich doch noch etwas von den Franzoſen halten muß, indem ich es unternehme, ſie zu bekriegen und ihren beſſern Theil aus den Händen der Revolution zu erretten!

Der Czar hatte, indem er dies ſagte, ein ſo unſchuldiges und naives Gepräge, daß er auf ſeinen getreuen Staatsrath Rentaitzow, der ihn mit ſeiner

ſcharfſichtigen Beobachtungsgabe unverwandt angeblickt hatte, in dieſem Augenblick einen ebenſo rührenden als lächerlichen Eindruck zu machen ſchien. Kontaitzow, jetzt mit den unterwürfigſten Bewegungen ſeine Entlaſſung nachſuchend, warf dem Czaren zuletzt noch einen Blick zu, in welchem Paul, wenn er nicht allzu ſehr in ſich ſelbſt vertieft geweſen wäre, leicht einen Anflug von Spott, der ihm jetzt in Einem ſeiner erſten Diener und Freunde gegenüberſtand, hätte verſtehen können. Kontaitzow konnte ſich ſogar nicht enthalten, in dieſem Augenblick ganz leiſe den Kopf zu ſchütteln, und damit den Widerſpruch anzuzeigen, in welchem er den Czaren hinſichtlich der Franzoſen und des neu zu unternehmenden Franzoſenkrieges befangen glaubte.

Der Czar aber ließ den Kontaitzow jetzt mit dem gutmüthig milden Ausdruck in ſeinem Geſicht, den er für ſeinen alten Liebling immer in den Zügen hatte, von hinnen gehen, und freute ſich über den lebhaften Eifer, mit dem Kontaitzow zuletzt noch verſprochen hatte, den General Suwarow herbei zu ſchaffen und heut Abend in die Hof-Soirée mitzubringen.

In demſelben Augenblick aber ſah Paul zu ſeiner, wie es ſchien, nicht ſehr angenehmen Ueberraſchung, daß ihm noch ein neuer Beſuch bevorſtehe, auf den er

heut nicht gerade gerechnet hatte. Es hatte ſich ſoeben raſch und leiſe die Thür geöffnet, welche aus dem Cabinet des Czaren in die Gemächer ſeiner Gemahlin hinüberführte, und jetzt trat auch Maria Feodorowna heraus, die im hohen Putz und in ihrer ganzen liebenswürdigen und heitern Beweglichkeit ſich darſtellte und ſofort auf den Czaren zutrat, um ihm mit allem herzlichen Wohlklang ihrer ſchönen Stimme einen guten Abend zu ſagen.

Als Paul ſie fragend und faſt erſchrocken anſtarrte, ſagte Maria Feodorowna mit einem ausdrucksvollen Lächeln: Ich bin gewiß recht unartig und rummreiſt, dem Czaren gerade in dieſem Augenblick meinen Beſuch zu machen, und noch mehr verdammt mich die Abſicht, in der ich geradezu zu kommen wage. Ich habe nämlich gehört, daß der Czar noch immer nicht geruhen wolle, in die heutige Soirée hinüberzukommen, und doch ſind alle Säle dort bereits wogend überfüllt von den höchſten Würdenträgern, von allen fremden Geſandten und den vielen Herren und Damen, die ihr einziges Heil nur in dem geliebten Czaren ſehen wollen. Aber wer heut gar nicht erſcheinen will, iſt der allgeliebte Czar, und ſeine erſte Unterthanin, die Czarin, beeilt ſich um ſo mehr, mit einem Ruf um

Gnade, um baldiges Kommen, zu ihm zu bringen, als ſich dieſelbe bereits ſeit einer Stunde im ſchönſten Putz, und mit einem ganz neuen Hut bewaffnet, befindet, den ſie glühend brennt, doch endlich drüben in den Sälen ſpazieren führen zu dürfen. Es iſt ja ein neuer Hut von einziger Schönheit der Form, und meine geniale marchande de mode aus Paris, die unübertreffliche Madame la Rose, die jetzt hier in Petersburg alle Ruſſen verzaubert, hat hier ein Meiſterwerk ihrer wahrhaft dichteriſchen Phantaſie auf meinen Kopf geliefert. Aber bitte, bitte, Majeſtät, wollen Sie denn nicht die Gnade haben, mich recht genau zu betrachten und dem wunderholden Blüthenbau, der heut meine Locken ziert, die Ehre Ihrer Blicke zu ſchenken?

Der Czar, welcher ſonſt für die Damen-Toilette, namentlich für die ſeiner Gemahlin, durchaus keine empfänglichen Augen hatte, konnte ſich doch jetzt nicht enthalten, den ihm ſo dringend vorgeſtellten neuen Hut der Czarin mit beſonderer Aufmerkſamkeit zu betrachten. Er beugte ſich aber mit einer ſolchen Gebärde des Abſcheu's zu demſelben hinüber, daß es faſt ſchien, als wolle er irgend ein zartſtiges Thier beobachten, das er für ſeine Jagdflinte auserſehen

kuräiſche Grazie verfeinernd auf den Geſchmack, und erweckte den Sinn für Anmuth und Scherz, ſoweit es zu einer Zeit, die einen Gottſched hatte hervorbringen können, nur irgend möglich war. Indeß nicht bloß dieſe zarten Vogelſtimmen der Lyrik deuteten auf die kommende beſſere Zeit, auch die Satire nahm ihr altes Recht wahr, die Pedanterie zu geißeln, und durch die Carikatur auf das Ideal hinzudeuten. Der übermüthige Poet Roſt ſchien vom Schickſal dazu auserſehen, Gottſcheden das Leben ſauer zu machen, ſowohl durch die Epiſtel des Teufels an Gottſched, die durch eine getroffene Veranſtaltung dem Letztern auf einer Reiſe bei jeder Station, wo er verweilte, überreicht wurde, als durch die ſatiriſche Epopöe das Vorſpiel, die zu dem Witzigſten gehört, was in dieſer Gattung die deutſche Literatur hervorgebracht. *) Auch Liscov, der größte Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts, der ſeinen ätzenden ironiſchen Genius in einer vortrefflichen Proſa leuchten ließ, kehrte

*) S. eine ausführlichere Notiz darüber in Flögel's Geſchichte der komiſchen Literatur, Bd. 3. S. 512.

und das er mit dem nächſten Schuß zu erlegen gedenke.

Maria Feodorowna blickte mit der größten Betroffenheit dieſem ſeltſamen Beginnen des Czaren zu. Denn Paul ſchien ſeine Augen gar nicht wieder von dieſem Hut abwenden zu können, der offenbar ſein Mißfallen und zwar im allerhöchſten Grade erregte und der, je länger Paul dieſen ihm ſonſt ganz fremden und gleichgültigen Gegenſtand betrachtete, ihm das dicke und finſtere Blut ſeines Zornes immer heftiger in die Wangen und über die Stirn trieb.

Die Czarin verſuchte vergebens zum Schutz ihres allem Anſchein nach ſehr bedrohten Hutes die Wirkſamkeit ihrer ſchönen Augen, die doch bei dem Czaren niemals ganz ihre Gewalt verloren hatten, aufzuwenden. Maria Feodorowna ſtand heut ohne Zweifel auf dem Gipfel ihrer eigenen Schönheit und dies verdankte ſie ſelbſt der glücklichen und befriedigten Stimmung, in welcher ſie ſich ſeit der Thronbeſteigung und Krönung befand, denn da ſie ſeit dieſer Zeit ihren Gemahl, den Czaren Paul, in einer ſo bedeutenden, ihn ſelbſt wahrhaft befriedigenden und beglückenden Thätigkeit und in der ſchönſten Entwickelung aller ſeiner Kräfte erblickte, gerade ſo wie ſie ſich ihn immer gedacht, wenn ſie ihn

früher, in ihren glühenden und begeisterten Träumen von ihm, auf der Höhe seiner Macht und seiner großen Bestimmung angelangt sehen wollte: so hatte dies auch auf Maria's ganzes Wesen den erhebendsten Einfluß geübt und gewissermaßen eine neue Blüthe ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit in ihrer ganzen Person hervorgerufen. Der seelenvolle, milde und süße Ausdruck ihres Gesichts hatte sich in seine eigene Anmuth vertieft und schien beredtsamer und gefälliger als je hervorgetreten. Und wenn die Bescheidenheit und Sanftmuth, die sonst in ungemein feinen und zarten Zügen ihren Hauptcharakter bildeten, jetzt in der frischer und kräftiger gewordenen Physiognomie etwas gewechselt und sich in vertrauensvollere, glückesstarke Züge umzusetzen angefangen hatten, so konnte dies ihrer Erscheinung nicht schaden, denn es war ja nur die Liebe zu Paul, die hohe Befriedigung, welche sie an dem neuen kräftigen Vorgehen ihres Gemahls genoß, wodurch Maria sich so emporgehoben und mächtiger als je zum Selbstvertrauen und zur Gewißheit ihres Glückes gestimmt fühlte. Und kaum sah man heut mehr in Maria die Leidende, Duldende, die sonst so oft mit schmerzhafter Mühseligkeit die Gefahren des täglichen Umgangs mit dem Czaren ertragen und oft

mit heimlichem Weh für sich geseufzt hatte, wenn sie ihn zu Pferde in furchtbarer Hitze oder Kälte durch die öden und traurigen Umgebungen von Gatschina oder Paulowsky begleiten mußte oder wenn sie von den entsetzlichen Strafen und Quälereien, die er für sie ersann, heimgesucht wurde. Seit einigen Tagen hatte sich Maria Feodorowna besonders selig und beglückt gefühlt, denn sie lebte jetzt auch mehr als je mit ihren Kindern, von denen sie bei Lebzeiten Katharina's sich fast gänzlich getrennt halten mußte, und sie konnte sich jetzt sogar mit ihrer Erziehung, mit manchen noch aufbehaltenen Einflüssen auf ihre geistige Bildung beschäftigen, was die Freuden, die sie jetzt von allen Seiten genoß, zum wahren Entzücken erhöht hatte. Die Künste und Studien, mit welchen sie sich sonst in ihrer traurigen Einsamkeit beschäftigt hatte, waren allerdings in den letzten etwas Tagen zurückgetreten, und Malerei, Musik, Lectüre, selbst der Kupferstich, der sonst ihre erheiternde und beruhigende Lieblingsbeschäftigung in trübseligen und verlassenen Stunden gebildet, schienen ganz aus ihrem Kreise zurücktreten zu wollen, denn Maria hatte schon seit drei Tagen nicht mehr in der Stille ihres Zimmers gearbeitet. Und doch war sie gerade in diesen Tagen so wohl

und ſo heiter geweſen und wenn ſie ſonſt an der Seite Pauls, mit dem ſie, bereckt von Schnee, tief durchnäßt von Regen, hinſinkend vor Erſchöpfung und Qual, wandeln mußte, ihm doch noch zauberiſch und herzensgütig entgegenzulächeln verſuchte, ſo koſtete ſie dies jetzt nicht die geringſte Anſtrengung mehr. Sie mußte freudig lächeln, wo ſie ihn nur ſah, denn ſie ſah in Paul jetzt das hohe Glanzbild ſeiner ſelbſt, den neuen Czaren, der Alles zu einer wahren Geſtalt machen wollte, was ſich bisher in der trüben und unbegreiflichen Erſcheinung des Großfürſten ſo ſeltſam angedeutet hatte. So war ſie auch heut wieder ſchön und ſchöner als je, ja ſie hatte ſogar heut, was ihr faſt noch nie begegnet war, einen Reiz in ſich empfunden, ſich zu putzen, und daher dieſer modiſche, ohne Zweifel geſchmackvolle und ſchöne Hut, den ſie auf ihren lieblichen Kopf geſetzt hatte und welchen der Czar noch immer mit einer entſetzlichen Wuth und mit dem ſchnödeſten, den nahen Ausbruch drohenden Mißfallen, aber noch fortgeſetzt ſtill und ſtumm, betrachtete.

Die Czarin machte in dieſem Hut allerdings einen ungewöhnlichen Eindruck, der ſich aber nur für Den, welcher mißtrauiſch und ungerecht gegen die ſchöne

Frau ſein wollte, zu einer ſo frazzenhaften Natur verzerren konnte, als Paul ſie jetzt vor ſich zu erblicken ſchien. Dies kam aber weniger aus dieſem Modegegenſtand ſelbſt her, als es vielmehr der lebhaften Aufregung und der geſteigerten Haltung entfloß, von der ſich die Czarin überhaupt heut ergriffen zeigte und die ihr in dieſem Augenblick einen faſt heldenhaften Anſtrich gab, welcher durch die eigenthümliche Phyſiognomie des Hutes in einen ſeltſam herausfordernden Charakter hinübergeleitet wurde. Maria machte jetzt überhaupt einen bedeutenderen und mehr herausfordernden Eindruck, als er ihr in der früheren Lebenszeit eigen geweſen. Sie war überhaupt ſehr groß und wohlgeſtaltet, und ſchien in dieſem Augenblick noch mächtiger durch dieſe glänzenden Eigenſchaften hervorzuragen. Dazu hatte ſich heut eine jugendliche Friſche des Anſehens gefügt, die ihrem ganzen Weſen etwas Entzückendes gab und auch von Paul, wenn er ſich nicht heut durch den plötzlichen Anblick der Czarin ſogleich in eine falſche Stimmung verſetzt geſehen, mit bereitwilliger Bewunderung anerkannt worden wäre. Sie erſchien aber dem Czaren in dieſem Augenblick ſo groß und anſehnlich, wie er ſie noch niemals vor ſich geſehen zu haben glaubte, und er ſelbſt mußte

ſich dagegen ſo klein und unanſehnlich erſcheinen, wie er in der That war, was er aber ſonſt, namentlich im Verhältniß zu ſeiner Gemahlin, ſich niemals einzugeſtehen und zuzugeben pflegte. Dazu geſellte ſich im Ausdruck der Czarin ein Zug von Majeſtät, der ſeit der feierlichen Krönung in Moskau ihr ganz eigenthümlich geworden und der an die Stelle der einfachen Grazie getreten war, welche ſonſt das Weſen Maria Feodorowna's ſo bewundernswürdig kennzeichnete. Dabei war aber das tiefe und herzliche Gefühlsleben, welches weit mehr als Geiſt und Klugheit in der Natur der Czarin waltete, keineswegs in ihr zurückgetreten, ſondern drückte ſich auch jetzt wieder auf die innigſte und überſchwänglichſte Weiſe in ihren Augen aus, welche ſie auf den Czaren, obwohl er mit einem ſo erklärten Abſcheu und mit einer geradezu beleidigenden Gebärde noch immer ihren Hut und dazu auch ihr Geſicht betrachtete, jetzt recht angelegentlich gerichtet hielt.

Der Czar, nachdem er jetzt lange genug und mit einer ſteigenden, immer bitziger gewordenen Aufmerkſamkeit den ihm anſtößigen Gegenſtand betrachtet hatte, ſagte jetzt, indem er von ſeiner Gemahlin wieder zurücktrat und gegen den Hut noch ein flammendes

Zeichen der Verwerfung ſchleuderte, mit der heftigſten Stimme: Mein Gott, das iſt ja ein ſo infamer runder Hut, gegen welchen mein Ukas, welcher doch der Czarin bekannt geworden ſein muß, ſo ausdrücklich gerichtet iſt! Oder ſollte Ihnen mein Ukas wirklich nicht bekannt geworden ſein, worin ich ausdrücklich verboten, fernerhin runde Hüte zu tragen, oder worin ich vielmehr befohlen, dieſe Hüte auf der Stelle zu vernichten, oder, wo ſie noch vorkommen ſollten, dieſelben allen Denen, welche ſie tragen, vom Kopf zu reißen, oder auf ihrem Kopf in ſchimpflicher Weiſe zu zerreißen?

Die Czarin ſchien doch von einem bedeutenden Schrecken durchzittert zu werden, als ſie jetzt die gewaltige Erzürnung des Czaren erblickte, die ſo heftig und rückſichtslos gegen ſie losgefahren war. Noch ſchien ſie die ihrer Liebe entſtammende Luſt behalten zu haben, die ganze Angelegenheit nur wie einen Scherz auffaſſen zu wollen, zu welchem ſich der Czar in dieſem Augenblick mit ihr aufgelegt fühle, und ſie ſchickte ſich zu einem eben ſo herzhaften als anmuthigen Gelächter an, mit dem ſie die Anklage des Czaren beantworten zu können glaubte. Ihr Ton war ſo friſch und bezaubernd, daß Paul ſelbſt darüber verwundert

ſchien und ſich faſt beſann, ob er in dieſer Sache im gleichen Tone fortfahren ſolle.

Jetzt aber ſchien die ſichtliche Wuth, die zuerſt aus ihm geredet, von neuem in dem Czaren mächtig zu werden. Denn Maria Feodorowna hatte jetzt in ihrer leichten und frohen Art zu ihm geäußert: Ich konnte doch nicht denken, Czar, daß Ihr herrlicher Ukas auch die Damen-Toilette betreffen mochte. Das Verbot der runden Hüte hielt ich in allem Ernſt nur auf die Herren in Rußland bezüglich, und ich meinte, daß der Czar damit ein Abzeichen vertilgen wollte, unter dem ſich die revolutionnairen Vereinsgelüſte der Zeit und die Genoſſenſchaften des Aufruhrs zu maskiren pflegen. Aber die Damen, mein theuerſter, gnädigſter Czar, die Damen? Die Hüte der Damen mögen genug Schauluſtige anlocken und es mag Vielen derſelben angenehm und erwünſcht ſein, wenn die Sucht, ſich zu vereinigen und zu geſellen, dadurch recht gefördert wird. Aber mein lieber, großer Czar Paul, wie ſoll den luſtigen, harmloſen Damenhüten wohl eine beſtimmte Form aufgenöthigt werden können? Sie ſind eben darum Damenhüte, weil ſie ihren Mangel an einer künſtleriſchen Form hinter einer intereſſanten Formloſigkeit zu verbergen wiſſen, und dies wird auch

der einzige Vorzug ſein, deſſen ſich hier mein kleiner runder Hut, der die Ehre genießt, von dem Czaren angeſehen zu werden, zu erfreuen hat.

Der Czar ſchien jetzt den ihn beherrſchenden Ingrimm nicht mehr zurückhalten zu können. Er trat der Czarin näher und faßte raſch an ihren Hut, als wenn er ſich jetzt mit ſeinen eigenen Händen von der ihm widerwärtigen Mißgeſtalt deſſelben überzeugen wolle. Maria Feodorowna kam ihm aber darin in der liebenswürdigſten und offenſten Manier entgegen, ſie nahm ihren Hut ab, und einen ſcherzhaft beſorgten und angſtvollen Blick auf denſelben richtend, überreichte ſie ihn jetzt in die Hände des Czaren, der ihn mit einer heftigen Gebärde, wie einen Gegenſtand des größten Vorwurfs und Abſcheu's, an ſich riß.

Nachdem Paul noch einmal den Hut genau und gründlich betrachtet hatte, ſchwieg er mit einem dumpfen Grollen und ſagte dann leiſe und gedämpft zu der Czarin: Können Sie mir wohl einige Stecknadeln geben, Czarin? Ich möchte Ihnen einmal zeigen, in welcher Manier die Anfertigerin Ihres Hutes hätte verfahren müſſen, um demſelben eine Form zu geben, die würdiger und ſchicklicher iſt, mit den erlaſſenen Geſetzen beſſer harmonirt und Den, welcher ihn trägt, nicht

der Gefahr ausſetzt, ſich im Beſitze eines runden, mithin anrüchigen und verbotenen, den revolutionnairen Geiſt unſerer Tage ausdrückenden Hutes zu befinden.

Die Czarin glaubte ihren Gemahl nun ſchon wieder auf dem Rückwege ſeiner Laune zu einer beſſeren Stimmung zu ſehen, und zugleich begann das ſonſt nicht ganz czarengemäße Begehren nach Stecknadeln, das ſie ſonſt noch nie aus dem Munde ihres hohen Gemahls vernommen, ſie höchlich zu ergötzen. Die Czarin vermied es aber, dies Ergötzen irgendwie auszudrücken, ſie nahm vielmehr jetzt plötzlich eine durchaus ernſthafte und feierliche Miene an und ſteigerte dieſen Ausdruck noch mehr, als ſie ihm jetzt in einer höchſt gemeſſenen Form einige Stecknadeln darreichte, die ſie inzwiſchen auf die zierlichſte und anmuthigſte Weiſe aus ihrer eignen Toilette zuſammengeleſen und die ſie jetzt wie zur Vornahme eines großen Staatsactes, der damit ausgeführt werden ſolle, dem Czaren präſentirte.

Paul war jetzt mit Allem verſehen, um ſeine Abſichten ausführen zu können. Er nahm den Hut nun ganz überſichtlich in ſeine Hand und ſpannte die ganze Fläche deſſelben in ſeinen Fingern aus, ſo daß die Czarin doch endlich wieder ängſtlich und beſtürzt zu

seine gefährlichen Waffen gegen den schlechten Geschmack. Niemals hat Gott für elende Schriftsteller eine größere Plage geschaffen, als diesen unerbittlichen Geist, der sich seine Opfer nur in der Literatur suchte und so grausam war, einen „gründlichen Erweis der Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit der elenden Scribenten" zu schreiben. Mit hohnlachendem Jubel schwingt er das Panier seines Spottes und saugt sich wie ein Vampyr an das bloße Fleisch seiner Gegner an. Dann ruht er nicht eher, als bis er die Leiche vor sich liegen sieht, und verläßt sie mit einem unangenehmen Lächeln. Dabei schrieb er selbst so vortrefflich, in einem kurzen, correcten, nachdrücklichen Stil, daß ihm Niemand etwas anhaben, noch sich darin mit ihm messen konnte. Hätte er das ganze Feuer seines Witzes, das er gegen einen Magister Sievers und Professor Philippi abbrannte, concentrirt, um einem Gottsched, dieser seltenen Gestalt der Satire, eine ewige Beleuchtung für die Nachwelt zu geben, so würde er sich damit ein dauerndes Kunstverdienst erworben haben, statt daß seine pamphletartigen Schriften bald die Vergessenheit überdeckte.

werden anfing und man ihr anſah, mit welchen Beſorgniſſen ſie dem weiteren, immer feindlicher werdenden Vorgehen des Czaren folgte.

Nachdem der Czar noch einmal die vollſtändig runde Fläche des Hutes mit gehäſſigen und giftigen Blicken überſchaut, kniff er jetzt mit den Fingern einige wellenförmige Abſätze und Hügelpunkte darin zuſammen, welche er mit den Stecknadeln befeſtigte und noch mehr in die Höhe emporrichtete, ſo daß jetzt eine ganz neue, wenn auch höchſt wunderliche und lächerliche Form zu entſtehen begann. Den ſo zugerichteten, durch viele nicht ganz manierliche Puffen emporgeblähten Hut gab er darauf an ſeine Gemahlin zurück, indem er ihr mit einer gewiſſen Emphaſe ſagte: Auf eine andere Art iſt dieſer Hut nicht zuläſſig bei uns, gute Czarin. Ich bitte mir aus, daß Sie ihn in dieſer Geſtalt jetzt auch tragen wollen, und namentlich heut Abend in der Hof-Soirée wünſche ich Sie bereits damit zu ſehen, was ich ganz beſtimmt erwarte und wovon ich durchaus keine Abweichungen oder Entſchuldigungen irgend einer Art annehmen werde!

Maria Feodorowna war heftig zuſammengeſchrocken, was nicht nur durch den eben vernommenen Befehl des Czaren, ſondern faſt mehr noch durch den Anblick

ihres Hutes, der jetzt einen fürchterlichen Eindruck auf sie zu machen schien, verursacht wurde. Die ganze Haltung der sonst so klugen und standhaften Czarin schien fast durch diesen plötzlichen und sie so hart überraschenden Vorfall erschüttert zu sein, und sie machte auf der Stelle nach Damen-Art das betrübteste und empörteste Gesicht über Das, was ihrem Hut, dem neu erforenen Liebling, widerfahren war, während man sie oft bei den größten und wichtigsten Dingen, in denen ihr Unrecht geschehen, mit einer heitern Klarheit und Festigkeit sich verhalten sah.

Mit einem solchen Hut soll ich in der heutigen Soirée des Hofes erscheinen? rief Maria jetzt mit einem wahren Ausdruck des Schauders, indem sie ihre ganz entsetzten, zürnenden und klagenden Blicke auf den in ihren Händen zitternden, ganz verunstalteten Hut richtete. Nein, das ist ja ganz unmöglich, beim Himmel, das kann und darf nicht sein! Die Gattin des Czarin darf und muß es vermeiden, lächerlich zu werden, und sie darf keine Formen zu ihrer Verunstaltung anlegen, selbst wenn eine unbegreifliche Laune des Czaren dieselben gebilligt oder hervorgerufen haben sollte! Ich kann daher diesen Hut, der mir einst gefiel, nicht mehr aufsetzen, obwohl ich ihn als ein Denk-

mal des liebenswürdigsten Scherzes des Czaren mit seiner sonst stets gehorsamen Gemahlin gerade in dieser merkwürdigen Form aufbewahren werde!

Nein, rief der Czar mit einer so trotzigen und gewaltigen Stimme, wie man sie sonst kaum bei den stärksten und fürchterlichsten Veranlassungen von ihm vernahm, nein! Ich werde die Czarin heut Abend in diesem Hut in der Hof-Soirée erwarten, und schon, wenn ich eintrete, hoffe ich sie damit im Saal zu sehen, oder ich nehme an, daß schlimme Gründe die Czarin feindlich gegen den Czaren auftreten lassen, und werde danach verfahren!

Gott erhalte den gnädigen Czaren! sagte Maria mit einer zitternden, schon in die größte Empfindlichkeit getauchten Stimme. Das neue Czarenreich, an dessen Gedeihen ich mit meinem ganzen Leben hänge, soll also auch in der Sorge für die Kleidungsstücke der Menschen zugespitzt werden? Wird das nicht schlimmer sein, als die ganze französische Revolution, an der sich Frankreich jetzt schon fast zu Tode geblutet hat? Ich glaubte, den Männern seien hier die runden Hüte verboten, und wir haben einen Czaren, der die Männer richtig zu würdigen versteht und der Alles zu befehlen weiß, was den Männern einzig gut

thun muß. Aber daß die unſchuldigen Köpfe der Damen auch davon betroffen werden könnten, das hatte ich ſelbſt nicht geahnt, und um ſo mehr nicht, da es gar keine beſtimmten Formen und Schnitte für den Putz der Damen geben kann. Was geſpitzt und gezackt iſt, erſcheint morgen ſchon rund, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil die geheimnißvolle Mode es ſo verlangt, die das Eckige morgen ſchon als etwas Rundes auffaßt und übermorgen wieder lauter Ecken daraus hervorſpringen läßt.

So bin ich denn heut die Mode ſelbſt geweſen, antwortete der Czar mit einem höhniſchen Blick, welchen er auf den in den Händen der Czarin ruhenden Hut richtete. Aus dem Runden, das ich durchaus nicht ſtaatsgemäß finden kann, habe ich ja jetzt ſo viele Ecken hervorgetrieben und aufgeſtechen, daß dieſer Hut auf dem ſchönen Kopfe der Czarin heut Abend in der Soirée ohne Zweifel Epoche machen und ſich den übrigen Damen Rußlands ſogleich als eine unentbehrliche Zierde mittheilen wird.

Es iſt möglich, entgegnete die Czarin jetzt mit einer ſtarken, heftigen Stimme, denn in dieſer Sache, die für mich ſonſt höchſt gleichgültig iſt, rechnet man auf alle Möglichkeiten, wenn ſie auch ſonſt ebenſo

viele Unvernünftigkeiten ſein ſollten. Ich habe jetzt nur noch eine Angſt, lieber Czar, und dieſe beſteht darin, daß der neue Ukas, welchen Ew. Majeſtät kürzlich gegeben, und der verbietet Frac, Weſte und Beinkleider zu tragen, nicht auch noch eines Tages auf die Damen bezogen werden könnte. Denn ſeht nur, mein theurer Czar, ich trage doch nun einmal keinen Frac und keine Weſte und keine Beinkleider, und was ſollte ich nun anfangen, um mich derſelben ſo zu enthalten, daß ich meinem geſtrengen Herrn Gemahl beweiſen könnte, ich hätte mich wirklich der verbotenen Kleidungsſtücke ehrlich an mir enthalten? Denn, da der Czar niemals Frac, Weſte und Beinkleider an mir geſehen, ſo würde er immer noch glauben können, daß ich ſie heimlich an mir trüge und würde mich am Ende dennoch verurtheilen wollen.

Beruhige ſich die ſchöne Czarin nur ganz liebenswürdig darüber, ſagte jetzt der Czar, mit einer ganz maliciöſen Scherzhaftigkeit. Ich würde die Czarin ſchon nach alter Art zu unterſuchen verſtehen und dann ſogleich entdecken können, wo ihr allenfalls noch Beinkleider und Weſte und der unſichtbare Frac ſitzen möchten.

Paul war im Ausgang dieſer Worte in ein ſo

wildes und rohes Gelächter verfallen, daß Maria tief erröthet zurückbebte und eine Zeitlang sprachlos und ganz ohne Bewegung in sich versunken dastand.

Es war jedoch heut Etwas in ihr, das sie nicht ruhen zu lassen schien und indem sie den Czaren jetzt wiederum mit verwunderten und keineswegs freundlichen Blicken ansah, sagte sie zu ihm mit einer so trotzigen und kühlen Stimme, wie man sie sonst nie zu dem Czaren reden gehört: Ich freue mich wenigstens, daß der hohe Czar für sich selbst Bedacht genommen hat, die eigene Würde seiner Person zu wahren und die Czarengestalt, Allem überlegen und immer mit Ehrfurcht umgeben, an der Spitze des Staats und der Gesellschaft zu zeigen. Wer dem Czaren jetzt begegnet, muß sich bei seinem Anblick sofort in den Staub werfen, wo er sich auch befinden mag, und muß aus seinem Wagen absteigen, um vor dem Czaren auf der Straße niederzuknieen. Das ist ein nützlicher und prächtiger Anfang, um den Herrscher selbst aus dem Schmutz des Volkes heraus zu krönen, denn man muß und darf das Glanzbild des Czaren niemals entstellen und verunstalten helfen. Die Macht und Stärke der Herrschaft selbst ist dabei im Spiele. Die Gattin des Czaren kann verstümmelte, zerschnittene und zerstochene

Hüte ſelbſt in einer Hof Soirée tragen, ſie kann dadurch ſelbſt der Lächerlichkeit verfallen und in den Schmutz gezogen werden, wenn nur der Czar obenauf in ſeiner reinen Lichthöhe bleibt und Alles ſich vor ihm in den Schmutz wirft, um ſeinen nie zu trübenden Glanz damit zu feiern.

Der Czar ſtarrte ingrimmig und finſter vor ſich hin und ſchien ſich noch einen Augenblick Zeit zu gönnen, ehe er auf dieſe ſpöttiſchen Hindeutungen ſeiner Gemahlin antworten wollte. Dann ſagte er, ſich heftig ſchüttelnd: Dieſer Brauch, den ich wieder eingeführt habe, betrifft die Wiederherſtellung der alten ruſſiſchen Etiquette, die ich in ihrer ganzen Strenge wiederaufzurichten gedenke. Es liegt darin die alte moscowitiſche Größe und Hoheit unſeres Reichs, auf die wir immer wieder ſtark und kräftig zurückgreifen müſſen, damit die Ruſſen fortwährend wiſſen und behalten, woher wir urſprünglich gekommen ſind und was wir werden und bleiben müſſen, nämlich große Barbaren im gewaltigen Stil! So wird Rußland der Welt Etwas bedeuten, wenn die Dinge und Menſchen in Europa einmal ganz zerfreſſen, von einer nichtswürdigen Cultur beleckt und ausgeſogen und in einem Moraſt der Civiliſation, wie ihn die Franzoſen

erfunden haben, verſchlammt ſein wird. Unter der feinen und hochgebildeten Herrſchaft meiner Mutter Katharina waren dieſe alten ruſſiſchen Nationalgebräuche ſchon verloren gegangen; die Czarin liebte zu ſehr das franzöſiſche Weſen, alle giftgedunſenen Phraſen Frankreichs gaben täglich ſtolze Prachtconcerte auf der Seele der großen Czarin, und die alltägliche nichtsnutzige gemeine Höflichkeit war der eigentliche Preis-Courant ihrer neuen Cultur geworden. Ich ſuchte daher, ſobald ich unſern alten Thron beſtieg, nach dem Heldenmuth in mir, lieber von neuem ein Barbar zu werden und einer franzöſiſch verſtauchten und zerfleiſſenen, in allen Intriguen und Lügen Frankreichs verſtrickten Welt lieber als ein unflätiger Bär, denn als ein lächerlicher und ehrloſer Affe gegenüberzutreten.

Bei der Muſter-Wahl zwiſchen dieſen beiden niedrigen und ſehr verwahrloſten Geſchöpfen würde ich mich auch am Ende für die erſtere Beſtie gefälligſt entſcheiden, ſagte die Czarin jetzt nach einer kleinen Pauſe, während welcher ſie zu einem tiefſinnigen Nachdenken in ſich ſelbſt verſunken war. Der Affe hat freilich noch niemals der Humanität genützt, aber die Bären-Natur, wenn ſie auch leichter große und ehrliche Züge annehmen kann, hat doch auch der Hu-

manität ſchon bedeutend geſchadet und mit der rohen Tatze entſetzlich in dem Allerheiligſten einer Menſchenſeele herumgewirthſchaftet. Es giebt in dieſer Beziehung bereits ſchlimme Geſchichten in Petersburg, die Athem und Luft benehmen, und doch möchte ich Euere Majeſtät um die Erlaubniß bitten, Ihnen eine Geſchichte erzählen zu dürfen, die jetzt ihren unglücklichen Schluß gefunden, und deren Anfang bisher nur dem Czaren bekannt geworden. Wenn der Beginn der Hof-Soirée noch einige Minuten länger auf ſich warten laſſen darf, ſo kann ich wohl einer gnädigen Gewährung dieſer Bitte entgegenſehen?

Der Czar nickte heftig mit einer mehrmals wiederholten Bewegung ſeines Kopfes, und ſagte dann ruhig: Auf den beſchleunigten Beginn der Hof-Soirée kommt es mir gar nicht an, und doch, dünkt mich, ſah ich vor Kurzem die Czarin ſelbſt herbeikommen, um ſich gerade dafür zu intereſſiren. Es mag ihr freilich jetzt, wo der Hut unter den Händen des Czaren eine regierungsfreundlichere Umgeſtaltung erlitten, die ganze Soirée aus dem Sinne geſchwunden ſein, und ich werde jetzt nur um ſo mehr darauf Bedacht nehmen müſſen, unſere heutige Soirée nunmehr des Baldigſten zu eröffnen. Aber ſprechen Sie.

Maria, die große Luſt zu der angekündigten Erzählung zu haben ſchien, ließ ſich von dieſer harten und rückſichtsloſen Manier des Czaren nicht abſchrecken und begann doch, obwohl mit einem feinen Lächeln, wie es Paul nicht liebte:

Ich wage es, das Geſpräch nochmals auf die arme Frau des Brigadiers Likarow zu bringen, deren beklagenswerthes Schickſal jetzt ganz Petersburg beſchäftigt. Dieſe Dame befand ſich auf dem Lande, in der Nähe von Petersburg, mit ihrem Gatten, der das Unglück hat, dort plötzlich zu erkranken und von einem gefährlichen Anfall niedergeworfen zu werden. Madame Likarow, eine ſehr beherzte und energiſche Frau, eilt ſelbſt nach Petersburg her, um dort die Aerzte und die nöthigen Hülfsmittel in Anſpruch zu nehmen. Sie ſtürmt auf ihrem Fuhrwerk, das ſie in ihren heftigen Drangſalen ſelbſt leiten und treiben hilft, durch die Straßen von Petersburg dahin, und vergißt, wie alle Leute vom Lande, die den neuen Czaren noch nicht ſo allgemein perſönlich kennen, die nöthige Vorſicht und die neuen Reglements, welche der Czar erſt vor Kurzem erlaſſen hat. Nur an die Krankheit ihres Mannes denkend, iſt ſie blos damit beſchäftigt, ihre Pferde ſo raſch als möglich anzutreiben, um des

Doch zucken auch viele Anflüge feiner und ächter Ironie um seinen Mund, merkwürdig in einer Periode, wo Sulzer in seiner Theorie der schönen Wissenschaften für das Wort Ironie noch keine eigenthümliche Bezeichnung kannte, sondern bloß Spott dafür setzte. —

Alle diese durcheinanderflackernden Lichter und Streifen am Literaturhimmel waren Zeichen, aber sie konnten noch nichts erfüllen. Der productive Genius, der sich jetzt des günstigen Zeitpuncts bemächtigen mußte, um neue Nationaltypen für Sprache und Geschmack hinzustellen, erschien in Klopstock, welcher der eigentliche Eroberer und Schöpfer der modernen Dichtersprache in Deutschland wurde, Eroberer, weil er die engen Gränzen erweiterte, welche ihm die Sprache seiner Zeit vorhielt. Was Opitz als verständiger Reformer begonnen hatte, vollendete Klopstock als umwälzendes Genie, auf einer tiefern und umfassendern Grundlage. Er ist das Genie der Sprache in diesem Jahrhundert, und wirkte nicht so sehr durch das Innere seiner Poesie, als durch die Formen derselben, mit durchgreifender Schöpfermacht. Klopstock

Eheſten zum Arzt zu gelangen. Unglücklicher Weiſe rollt die Carroſſe der guten Landdame jetzt, ohne ſich anzuhalten, ganz in der Nähe des Czaren Paul vorüber, der in dieſer Gegend der Stadt eben eine kleine Promenade zu Pferde unternimmt, und der, ſobald er dies Verfahren bemerkt, im heftigſten Zorn, der ihn ergreifen muß, ſeinen Adjutanten abſendet, um die Equipage arretiren zu laſſen. Die vier Dienſtboten, welche die arme Frau vom Lande mitgenommen, läßt der Czar unter die Soldaten ſtecken, die Dame aber, welche ſo unglücklich und frevelhaft des dem Czaren ſchuldigen Reſpects vergeſſen, wird in das Gefängniß im nächſten Polizeihauſe befördert. Die Unglückliche bleibt dort vier Tage lang eingeſchloſſen, die ſie unter einer fürchterlichen Behandlung verſeufzt, denn der verzweifelte Zuſtand, in dem ſie ihren Mann zurückgelaſſen, bricht ihr gänzlich das Herz und beginnt ihren armen Kopf zu verwirren. Sie fällt dann in ein hitziges Fieber. Man bringt ſie endlich in ein Gaſthaus, um ſie milder verpflegen und ſorgfältiger behandeln zu laſſen, aber es zeigt ſich jetzt, daß die Unglückliche für immer ihren Verſtand verloren hat. Zu Hauſe ihr verlaſſener kranker Gatte, der, ſeiner Frau und ſeiner Dienſtboten beraubt, der gänzlichen

Verzweiflung anheimgefallen, haucht ſein Leben in demſelben Augenblick aus, in dem die Frau geſtorben, von der er niemals wieder eine Nachricht erhalten. Seht Ihr, Czar, das ſind die unheilvollen und mich höchſt erſchütternden Verzweigungen, welche es für ſolche perſönlichen Czarengeſetze giebt! Die Wiederherſtellung der barbariſchen Etiquette bringt alſo auch ihre großen Gefahren mit ſich.

Der Czar brach bei dieſer Bemerkung, mit welcher Maria nicht ganz ohne Schärfe ihre Erzählung geſchloſſen, in ein lautes, ſehr wohlklingendes Gelächter aus und rief mit blitzenden Augen: Glaubt die Czarin, daß ich Das noch nicht gewußt haben ſollte? So ſchlecht dürfen wir doch von der Polizei unſerer Hauptſtadt nicht denken, meine gute Maria Feodorowna, daß ſie uns darüber nicht ſogleich den umſtändlichſten Bericht angefertigt haben ſollte, einen Bericht, der doch noch weit intereſſanter war, als die von Ihnen ſo effectvoll vorgetragene Erzählung. Auf ein paar unbedeutende Todesfälle dürfte es doch wohl nicht ankommen, wo es ſich um die Perſon des Czaren handelt. Solche Leute ſterben, weil es im Reich doch einmal darauf ankommt, daß man einen Czaren hat, der lebt und deſſen Perſon unverbrüchlich geachtet wird. Und für

die Wiederherſtellung der barbariſchen Etiquette habe ich doch auch ſonſt ſchon Manches zu thun verſucht, was nicht ſo ganz ſchlimm ſein kann, weil es nur dem Zwecke dient, an der Spitze des Reichs einen Mann zu zeigen, den man Czar nennt, und dem man durch ein würdevolles Benehmen gegen ihn den Dank ausdrückt, daß er ſeine Ruhe, ſein ganzes Behagen, ſein tägliches Vergnügen, dem Lande opfert, und nichts haben will, als was dieſem Lande Nutzen und Freude bringen kann! Und da iſt es ſchon zu viel, wenn zwei unbedeutende Menſchen hinſterben, es wäre ja freilich beſſer, wenn der Czar ſich lieber bis auf den Tod quälte! Geſetze werden allerdings immer auch ihr Schlimmes haben, denn es wird doch ſtets Einige geben, die daran glauben müſſen, indem ſie ihr Bischen armſeliges Leben laſſen!

Ich wünſchte nur, daß dieſe Gefahren von dem innerſten geſellſchaftlichen Leben abgewandt blieben, bemerkte die Czarin jetzt, mit einem hohen ernſten Ausdruck, der ſich zugleich mit einigen bitteren Zügen miſchte, welche um ihre lieblichen Mundwinkel flogen. Denn der Punct muß doch geſchützt bleiben, wo die Menſchen ſich mit Menſchen harmlos ergehen, und keine, auch die größte Czarenherrſchaft nicht, darf dieſen

Punkt gefährden, auf dem die menſchlichen Intereſſen verweilen. Aber Euere Majeſtät haben andere Befehle darüber, die ich, ich muß es geſtehen, noch nicht recht zu begreifen vermag. So ſagt man mir, daß jetzt auch die Hofbälle einer neuen Einrichtung unterworfen werden ſollen, welche nichts Anderes als die Wiedereinführung der barbariſchen Etiquette beim Tanz betrifft.

Nun ja, erwiederte Paul achſelzuckend, was iſt da anders zu thun? Ich will ein Reich, mit einem anſtändigen und geachteten Fürſten an der Spitze, und es verſteht ſich, daß dieſer große Zweck der Organiſation auch auf einem Ball nicht zu Schimpf und Schanden getanzt werden kann. Auch auf einem Ball will ich jetzt darauf gehalten wiſſen, daß, wenn der Czar dort vorhanden iſt, die Tänzer ihm immer nur ihr Geſicht zugekehrt halten dürfen, und ein Tänzer dem Czaren niemals den Rücken zeige, wo ſich derſelbe auch immer im Saal befinden möge. Man wird alſo niemals aufhören dürfen, mir Front zu tanzen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, und gewiß werden viele Verdrehungen und Quetſchungen der tanzenden Paare dazu gehören, um dieſer wahrhaft monarchiſchen Anforderung des Lebens zu genügen,

aber es kann doch nur die Kunſt und Weihe des Tanzes erhöhen, wenn demſelben eine Geſchicklichkeit abverlangt wird, die eine Bedeutung für Staat und Geſellſchaft gewinnen ſoll.

Ich bin freilich niemals eine große Tänzerin geweſen, erwiederte die Czarin, indem ſie ſich jetzt mit einer langſamen, etwas koſtbaren Bewegung in die Höhe richtete, aber für den Tanz, wie für jede Kunſt, giebt es doch nur ein Element, das Alles tragen und beſtimmen kann, und dies eine, Alles regelnde Element iſt die Freiheit, die das erſte Geſetz des Seins iſt, und zugleich die einzige Möglichkeit gewährt, ſich nach Herzensluſt und nach ſeinem ganzen Inhalt ausdrücken zu dürfen!

Der Czar ſchrie jetzt mit einem wüthenden brüllenden Ton auf, indem er ſich die Ohren zuhielt, und eiferte dann der Czarin zu: Habe ich es wohl erlaubt, daß man dies arge Wort Freiheit ſo ungeſcheut und voll in den Mund nehmen darf? Erſt vor einigen Tagen habe ich den Theaterdirectoren in Rußland, die ſonſt das Wort Freiheit auf ihre Komödienzettel zu ſetzen liebten, durch einen beſonderen Ukas befohlen, dies künftig zu unterlaſſen und ſich ſtatt deſſelben lieber des Wortes: Erlaubniß zu bedienen. Dies

drückt denſelben Umſtand aus, ohne den Leuten gleich das Gehirn zu verdrehen und ihre Eingeweide in einen revolutionnairen Brand zu verſetzen. Namentlich von einer Dame, wie die Czarin, mußte man doch erwarten, daß ſie ſolche Worte, die jetzt Gefäße einer ſchlimmen und giftigen Sauce ſind, nicht ohne die dringendſte Nothwendigkeit in einen reinlichen Mund nehmen werde! So habe ich auch der Akademie in Petersburg verboten, ſich bei Bezeichnungen über den Lauf der Geſtirne ferner des Wortes: **Revolution** zu bedienen, denn man muß dieſem nichtswürdigen, unheilvollen Wort jede irgend anſtändige Beziehung auf einen feſten, geſetzlichen, würdigen Gegenſtand in der Welt nehmen. Es iſt überhaupt nicht gleichgültig, wie in einem ordentlichen Reich eine Sache benannt wird, denn wie man einen Menſchen oder ein Ding nennt, ſo werden Beide leicht werden. Wir Alle hängen ja von den Worten ab, und können uns dann gar nicht mehr halten, wenn wir erſt in ihre Mache gerathen ſind. Wir würden gewiß weniger Betrunkene in Rußland haben, wenn eine Regierung feſtſetzte, der Branntwein ſolle Schmutzwaſſer genannt werden. Das Volk hängt von den Ausdrücken ab, mit denen es gegängelt wird, und damit muß man es gängeln, wenn man es erziehen will.

Maria hörte dem Czaren aufmerksam zu, und schien, sich in seine Worte und seinen Anblick still vertiefend, dem Gesprochenen bei sich nachzudenken. Doch zeigte sich jetzt eine hell und glänzend aufschimmernde Thräne in ihren schönen, empfindungsvollen Augen, über welche sie mit einer geschickten raschen Bewegung ihr Taschentuch hinwegführte, um dem scharf beobachtenden Czaren keine Kenntniß von ihrer inneren Bewegung entstehen zu lassen.

Paul schien sich aber jetzt selbst in einer unheimlichen Bewegung zu befinden. Er trat in diesem Augenblick aus der Nähe der Czarin zurück und begann mit einigen weiten Schritten das Cabinet zu durchmessen, indem er sich dabei stolz und bewußtvoll in sich selbst aufrichtete und zuweilen auch einen triumphirenden und lachenden Blick auf die Czarin hinüberwarf.

Maria Feodorowna schien aber jetzt dem innern Drang ihrer Gefühle, welche sie in diesem Augenblick überstürzten, nicht mehr Einhalt gebieten zu können. Ihre Thränen begannen von neuem mit einem heftigen und starken Sturz zu fließen, und die tiefen, ahnungsvollen Seufzer, welche ihre Brust durchzogen, fügten dazu einen schweren, geheimnißvollen Laut, der

auf den Czaren ſelbſt einen überraſchenden Eindruck zu machen ſchien. Er ſtand beſtürzt ſtill und wandte ſich ihr wieder mit ernſter Aufmerkſamkeit zu, indem er einen dringenden, fragenden Blick auf ſie richtete.

Die Czarin leidet? fragte er mit einem ganz leiſen, kaum hörbaren Tone, indem er wieder in die unmittelbarſte Nähe zu ihr herantrat.

Sie nickte ihm mit einem betroffenen, bewegten Ausdruck zu und ſagte dann mit einem ſtillen, faſt tonloſen Ausdruck zu ihm: Wo man innig liebt, hören die Befürchtungen niemals auf. Mich wollen beſtändig Beſorgniſſe quälen, die den geliebten Czaren betreffen. Sehe ich ihn ſo freudig und kraftvoll walten, ſo hingegeben an eine beſſere Zukunft des Vaterlandes, ſo verſtehe ich wohl, was Czar Paul eigentlich will, und ich weiß, daß er doch im Grunde nur einem neuen Lichte zuſtrebt, in dem die Geſtalt des großen herrlichen Rußlands von neuem ſich runden und bilden ſoll. Aber wenn unſer glänzender Herr, der zum Lichte ſtrebt, nur nicht doch in eine Verwirrung und falſche Beleuchtung eintritt, die ihn bald nur als den Dunkeln und als den trübe Gefürchteten erſcheinen laſſen werden. So erfüllte mich geſtern ein wahres Entſetzen, als Fräulein Nelidow, die bei

ihrer Abreiſe von mir Abſchied nahm, mich auf einige Bewegungen, die jetzt unter den Bürgern in Petersburg vorgehen, aufmerkſam machte. Es that mir ſchon ſehr leid, daß die treffliche Perſon von uns ging, die ſo viel wahre Neigung für uns hegte, und die mir immer wie ein guter Genius der Regierungszeit Pauls I. erſchienen war. Mit ihrer, der Rückkehr nach leider ungewiſſen Abreiſe hinterließ ſie mir nun zugleich den Schrecken, welchen ihre letzten Mittheilungen mir eröffneten. Sie erzählte mir nämlich, daß man unter dem Volke in Petersburg den Czaren bereits Paul Temnoï, den Finſtern und Dunkeln, zu nennen beginne, und dies, obwohl Eure Majeſtät jetzt eben ſo fröhlich darüber zu lachen beginnen, hat mich doch wahrhaft beſorgt gemacht und ſehr geſchmerzt. Ich konnte mich ſogar nicht enthalten, den Prinzen Kourakin darüber zu befragen, der ſich gerade zufällig in meiner Nähe befand.

Und was ſagte denn nur gar der liebe Prinz Kourakin? fragte Paul, der Czarin haſtig näher tretend, indem er ſich vergnügt die Hände rieb. Mögen mich die Volksaffen den Dunkeln und Finſtern nennen, darum bleibe ich doch aus mir ſelbſt heraus ein ganz illuminirter Menſch, und kann jeden Augenblick ſtrahlen,

als wenn mich der Teufel holen ſollte! Etwas Anderes wird es freilich ſein, wie der Kourakin ſich ausſpricht, denn da kann man doch ſchon etwas Ordentliches erfahren, weil dieſer Mann immerhin Etwas denkt, und nicht einmal handeln will, wo er nicht in ſeiner Art denken kann! Das iſt ja ſchon ein ganz gewaltiger Staatsmann, dieſer Fürſt Kourakin, mein guter Alexis, der mich bisher als Vice-Kanzler des Reichs umgeben!

Die Czarin ſchien verwundert und mißtrauiſch bei dem eigenthümlichen Ton, in welchem der Czar dieſe letzten Aeußerungen gethan. Sie hielt ſich aber um ſo mehr für verbunden, in ihrer Erzählung, zu welcher ſie auch jetzt der Czar dringend aufzufordern ſchien, ruhig fortzufahren.

Der Fürſt äußerte ſich für mich ſehr tröſtlich und ermuthigend über die Lage des Reichs, erwiederte Maria Feodorowna jetzt, indem ſie den Czaren mit einer ſcharfen Aufmerkſamkeit beobachtete. Er hob beſonders die gute Wirkſamkeit hervor, die er bei dem Czaren verfolge, und deren Ziel er in die Erhaltung des Friedens geſetzt habe, worin er auch für die Perſon des hohen Czaren ſelbſt den einzig richtigen Boden ſehe, auf dem ſich derſelbe herrlich und folgen-

tränkte seine Diction zuerst an den altdeutschen Quellen, besonders auch an Luther, und vermittelte dann durch eine etwas mühsame, aber feinsinnige und geistvolle Combination die deutschen Elemente mit den römischen und griechischen Sympathieen unserer klassischen Bildung. Diese aus modernen und antiken Vortheilen und Schönheiten combinirte Diction brachte er in einen kunstvoll berechneten Guß, und machte sie flüssig mit einer originellen Begeisterung, der an Ursprünglichkeit des Lebens und der Anschauung nichts fehlte. Aber wenn man das Wirken der andern Geister, die bald gleichmächtig neben ihm aufstanden, mit dem seinigen vergleicht, so ist es immer nur die Sprache seiner Zeit, die Klopstock vorzugsweise beherrschte, während Andern die Aufgabe zufiel, die Gesinnung, die Weltbildung, die Humanität und das Urtheil ihres Jahrhunderts neuzugestalten. Klopstock hatte herrliche Gefühle, ein reiches Dichterherz für Liebe und Freunde, schöne große Gedanken über Natur und Gott, doch brachte er es mit Allem diesen nur zu einem musikalischen Effect, zu einem tönenden Meisterstück der Sprache. Die Thränen,

reich entwickeln und behaupten werde. Der Fürſt ſetzte mir dies ganz ausführlich und in ſeiner gewohnten edlen und ehrlichen Manier auseinander, und ſchilderte mir auch ſeine Gründe, weshalb er ſich nicht dafür zu erklären vermocht, daß Rußland ſich an einem Krieg der Mächte gegen Frankreich betheiligen ſolle. Einen ſolchen Krieg wollte er für gefährlich für unſer Rußland halten, nicht blos inſofern, als Rußland dabei des ihm gebührenden Sieges entbehren könne, ſondern ſelbſt dann, wenn Rußland alle Sieges-Trophäen der Welt dabei an ſich reißen ſollte. Der Fürſt Kourakin glaubte es der inneren Entwickelung Rußlands ſelbſt nicht für nützlich halten zu können, daß es ſich zur Niederwerfung eines Landes verbinden ſolle, in dem ſich eine ganze Nation auf das Recht ihrer eigenen Conſtituirung geſtützt habe.

Ja, ja, unſer Fürſt iſt ganz erſtaunlich klug geworden, rief der Czar mit einem lauten Hohngelächter, in das er jetzt ingrimmig ausbrach. Aber unſere Czarin wird ſich doch fein beruhigen müſſen, wenn die Kourakin'ſche Staatsweisheit nicht zur Richtſchnur meiner Perſon und meines Thrones werden kann. Ich weiß zwar recht wohl, daß dieſe räudige Staatsweisheit eines überſtudirten ruſſiſchen Fürſten bei

unſerer Czarin ſich von jeher einer gütigen Ueber einſtimmung erfreuen durfte, aber man muß bei ſolchen Sympathien doch auch ſehen, was das für ein Ende nehmen kann. Die plötzliche Abreiſe des Fräulein Nelidow iſt der guten Czarin doch ſchon ſehr empfindlich geweſen, und ſie möge es nicht übel nehmen, am allerwenigſten aber auf ſich ſelbſt gemünzt glauben, wenn ſie nächſtens noch mehrere ſolcher Abreiſen, die zugleich unausbleibliche Verſtimmungen ſein werden, erleben muß!

Der Czar wandte ſich jetzt wieder von Maria Feodorowna ab und ging, ſtolz aufgerichtet, indem er ſeine Hände mit der Bewegung eines Siegers und Triumphators durch die Luft führte, einige Schritte im Cabinet auf und nieder. Dann ſtand er wieder, zu ihr zurückkehrend, vor der Czarin ſtill, und ſagte, ſie faſt vertraulich anſehend, mit einem Blicke, den Maria Feodorowna über alle Maßen köſtlich fand und faſt wie eine Liebkoſung freudig erzitternd in ſich aufnahm:

Ich bin ein Mann, der wenigſtens Das für ſich hat, daß er ein guter Ruſſe iſt, und daß er genau und ſicher anzugeben weiß, was für Rußland paßt und was nicht. Ich habe dabei die Freude, mit dem

Volke ſelbſt zu gehen, denn der gemeine Mann in unſerm Reich iſt ruſſiſch, er iſt der gute Ruſſe ſelbſt, während der Vornehme, der Edelmann und der Fürſt, beſonders der gelehrte und überſtudirte Fürſt, ein ausgeklebter Miſchmaſch iſt, der mit allen möglichen ausländiſchen Fetzen prangt, und in deutſchen und franzöſiſchen Eierſchaalen verkrochen ſitzt, um ſich darin als etwas ganz Beſonderes vorzukommen. Wie ſehr aber der gemeine Mann bei uns durch und durch Ruſſe iſt, geht ſchon aus der Schwierigkeit hervor, die ich noch immer habe, mein Verbot gegen die ruſſiſche Anſchirrung der Wagenpferde durchſetzen zu können. Ich ging von einem ganz richtigen Gedanken aus, indem ich befahl, daß man ſich jetzt deutſche Geſchirre für die ruſſiſchen Pferde und Wagen anſchaffen ſolle. Aber was hat mir das bereits für Mühe gemacht, die ruſſiſchen Wagen deutſch beſpannen laſſen zu wollen! Unſere Straßen begannen ſchon an Fuhrwerk zu veröden, weil Jeder jetzt vorzieht, zu Hauſe zu bleiben, um nicht mit ſeinem Wagen eine Veränderung vorzunehmen, die ihm durchaus läſtig und widerwärtig erſcheint. Noch ſchwieriger wurde es faſt, die Iſchwoſchtſchik*) deutſch zu kleiden, wie

*) Ruſſiſche Kutſcher.

ich befohlen hatte. Schon den langen Bart, und den Kaftan, und den runden Hut abzulegen, war eine Sache, zu der ſich ein ruſſiſcher Kutſcher durchaus nicht entſchließen konnte. Noch weniger konnte man ihn dazu beſtimmen, ſeinen verſchnittenen Pferden die falſchen Schwänze anzuheften, von welcher Vorſchrift ich natürlich bereits abſtand, um nicht die lächerlichſten Scenen und Aufzüge in der Stadt ſelbſt entſtehen zu laſſen. Ueberhaupt bin ich im Begriff, die ſtrengen Vorſchriften, die ich erließ, in eine faſt freundſchaftliche Einladung an mein Volk umzuwandeln, durch welche ich Jeden auffordern will, möglichſt zu thun, was ich in dieſer Angelegenheit für ſo wünſchenswerth halten muß! Was würden aber wohl meine vornehmen Ruſſen gethan haben, wenn man ihnen irgend einen fremden Modefetzen aufgenöthigt hätte? Gewiß hätten ſie ſich auf der Stelle zehnmal darin eingewickelt, und Jeder hätte der Erſte ſein wollen, um darin zu glänzen und auf Koſten des ruſſiſchen Nationalgefühls einen entſetzlichen Staat zu verbreiten!

Wird das Volk nun für einen Krieg Rußlands gegen Frankreich ſein? fragte die Czarin jetzt mit einer ſcharfen und bittern Betonung dieſer Frage. Die Franzoſen ſind zwar in Petersburg nicht ſehr

beliebt gewerden, aber ich glaube doch, daß ſehr verſchiedene Anſichten ſich darüber im Lande geltend machen werden.

Mir gleichviel, entgegnete der Czar, in ſeine frühere gewaltige Heftigkeit zurückfallend. Hierin folge ich meinem eigenen Geiſt, der mir in dieſer Sache ganz Beſtimmtes befohlen hat. Ich kann darüber gar keine frauenzimmerlichen Anſichten aufkommen laſſen. Und der gemeine Hund von Ruſſe, was er auch denken mag, er wird wenigſtens gegen die Franzoſen fechten, wenn ich ihn dazu commandiren laſſe. Und er wird mit Tapferkeit und großem Erfolg fechten, denn das liegt einmal in der Natur des Ruſſen. Das vornehme Geſindel zerfällt dabei ſeiner Anſicht nach in verſchiedene Parteien, aber ihre Ehre wird auf's Spiel geſetzt werden, und dann werden ſie den Befehlen des Czaren nicht ſo leicht widerſtreben. Laſſen wir doch Alles gut ſein, Czarin, ſo wie es iſt und ſo, wie ich es verordnet habe. Sie werden ſich um nichts weiter zu bekümmern haben, als daß Ihnen der Hut in der Soirée heut Abend recht wohl ſtehe. Denn dieſen Hut hat Ihnen der Czar ſelber nun zurecht gemacht, er iſt ſtolz auf die vortrefflichen und ganz loyalen Einſchnitte, welche er in der ſo abſcheulichen

und geſetzwidrigen runden Fläche deſſelben ſo eben hervorgebracht und zuſammengeſtochen hat, mit einem Wort, ich werde froh ſein, Czarin, Sie mit dieſem Hut auf dem Kopf heut Abend in der Soirée wiederzuſehen. Aber anders will und werde ich Sie nicht wiederſehen, wollen Sie ſich das recht beſtimmt bemerken!

Die Czarin verneigte ſich mit einem liebenswürdigen Ausdruck von Gehorſam, wie ſie ihn in dem rechten Moment immer wieder in ſich zur Geltung zu bringen wußte. Dann ſagte ſie mit einer ungemein beſcheidenen Gebärde und zugleich mit dem hohen Selbſtgefühl, das ſie niemals ganz verleugnen konnte: Die Anſichten des Prinzen Kourakin haben doch einen großen Einfluß auf mich Arme gehabt! Ich bin nun einmal ſeiner Meinung geworden, daß Rußland und Czar Paul ſelbſt des Friedens bedürfen werden, um ſich vortheilhaft und ihrer Würde gemäß in ſich ſelbſt abzuſchließen und auf eine ſolche Stellung ſicher und ruhig ihre eigene ſtätige Entwickelung zu gründen. Kourakin wird mir immer lieber ſein, wie die Herren Koutaizow und Besborodko, die in dem Czaren jetzt immer nur den Herrn ſehen, deſſen Bequemlichkeit und Bedürfniſſen auf die angenehmſte Weiſe gewill-

fahrt werden muß. Dazu ſteht mir Czar Paul zu hoch, als daß ich ihn nicht anders zu behandeln wüßte, wie die Vögel die große Strohpuppe behandeln. Paul I. iſt mir ein tiefblickender hochherziger Herr und Czar, den man innerlich verſtehen lernen muß, um ihm im beſten und größten Sinne zu dienen.

Paul machte mit der Hand eine leichthin flatternde Bewegung durch die Luft, um der Czarin damit den geringen Werth auszudrücken, welchen er ihren eben gehörten Aeußerungen beilege. Dann aber rief er, ſich hoch und ſtolz emporrichtend, mit einem merkwürdig durch ſein Geſicht zuckenden Feuerſtrahl innerer Bewegung: Man wird einem Czaren, der als guter Ruſſe gern nur mit ſeinem Volke gehen möchte, doch niemals die ihm gebührende Achtung verſagen können. Ich bin ja recht eigentlich gerade jetzt damit beſchäftigt, das ruſſiſche Volk zu erſchaffen, das bisher, zwiſchen Pöbel und Adel zertheilt, für kein vollkommen fertiges und ganzes Volk angeſehen werden konnte. Dies wird der edeln Czarin mein neuer, erſt vor einigen Tagen erſchienener Ukas bewieſen haben. Ich habe mit dieſem neuen Ukas gezeigt, daß ich eines Nationalzuſtandes überdrüſſig bin, in dem es auf der einen Seite nur Sklaven, auf der andern

Seite nur vornehme Leute giebt. Es ſoll auch in Rußland einen Bürgerſtand, einen eigentlichen dritten Stand, geben. Er braucht nicht erſt aus der Revolution hervorzugehen, wie in dem gottverfluchten Frankreich, ſondern in unſerm lieben, guten Rußland wird ein dritter Stand geboren aus den Gedanken ſeines Czaren, der ſich fortwährend mit ſeinem Volke beſchäftigt, das er aus ſeinem ganzen Herzen liebt. Durch meinen neuen Ukas hat ſich der ungeheuere Raum gefüllt und geſchloſſen, der ſonſt zwiſchen dem Sklaven und dem freien Mann und Edelmann fürchterlich offen lag. Wenn ſich ſonſt Einer im Civil oder Militair auszuzeichnen anfing, und einigen Geldbeſitz mit einer guten Erziehung vereinigte, ſo begann er bald danach zu ſtreben, daß ihm der Adel und die Privilegien deſſelben zu Theil würden. Es lag darin eine Erniedrigung und Herabwürdigung des Volkes ſelbſt, von der nur eine ſchlechte Regierung Vortheil ziehen konnte. Der neue Ukas will nun ein Volk, einen dritten Stand heranbilden helfen, der auf ſeine eigenen Rechte ſicher geſtellt ſein ſoll und der eine feſte Grundlage finden ſoll, auf welcher er ſich eigenthümlich und frei, als ein von dem Staate mit vollſtändiger Anerkennung aufgenommenes Element, ent

wickeln kann. Und damit wollen wir für heut unſere politiſchen Geſpräche ſchließen, meine gute Maria Feodorowna. Ich fürchte, daß wir dieſelben ſchon zu lange fortgeſetzt haben. Jetzt aber wird es in der That Zeit ſein, auch an unſere Soirée zu denken, und uns in Bereitſchaft zu derſelben zu ſetzen, denn wie die Czarin ſieht, ſtecke ich noch gar ſehr in dem Sauerteig meiner Toilette darin, und muß mich doch auch als Czar etwas ſauber und glänzend machen, wenn ich auch nicht gerade mit ſolchen Hüten, wie die ſchöne Czarin da, mich ſchmücken darf!

Die Czarin verfehlte nicht, den Czaren jetzt, wie ſie immer bei ſolchen Gelegenheiten that, mit einem ſorglich prüfenden und herzlich intereſſirten Blick zu betrachten, und ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ihn zu lenken. Aber Paul befand ſich noch in dem ziemlich unanſehnlich ausſehenden Hausrock, der in ſeiner nicht ſehr geſchmackvollen Einrichtung zwiſchen Militair und Civil in der Mitte ſtand und durchaus keinem Kaiſer anzupaſſen ſchien. Die Czarin ſah ſich dann oft in der Stimmung, bei der Toilette ihres Gemahls eine hülfreiche Hand übernehmen zu wollen, was dem Czaren dann nicht ſelten ſehr angenehm war, denn Maria Feodorowna zeigte dann eine ungemein kräftige und

geſchickte Hand, mit der ſie alles ihm Nöthige auf ſeinem Leibe anzuordnen und zu befeſtigen wußte. Er hielt dann gewöhnlich mit großer Aemſigkeit ſtill, und hatte ſogar artige und ſchmeichelnde Blicke für die Czarin, wenn ſie ihn auf raſche und bequeme Weiſe, ohne daß es der Zuziehung irgend eines Dieners bedurfte, die dem Czaren immer ſehr unangenehm war, in den Beſitz einer zuläſſigen und anpaſſenden Toilette geſtellt hatte.

Die Czarin, mit ihrem klugen, umſichtigen und liebevollen Blick hielt gerade den gegenwärtigen Moment für geeignet, ihre alte beliebte Wirkſamkeit bei Paul wieder einmal eintreten zu laſſen. Mit raſchen Schritten eilte ſie in das anſtoßende Cabinet, wo ſich die Kleider des Czaren aufgeſtellt fanden, und kehrte ſofort wieder mit einem lächelnden und liebenswürdigen Ausdruck zurück, indem ſie den Generals-Frac des Czaren, welchen er gewöhnlich in Geſellſchaften trug, über ihren Arm gelegt herbeibrachte. Es dauerte kaum einige Secunden, ſo hatte ſie dem Czaren ſchon dieſen Uniformrock, mit Beſeitigung des Hausrockes von ſeinem Leibe, angelegt, und dann eilte ſie wie frohlockend wieder von ihm hinweg, um ihm noch andere Dinge, deren Paul bei ſeiner vollſtändigen

welche Schmerz, Liebe und Andacht bei ihm ausſtrömen, erſtarren ihm unter den Händen zu Cryſtallen und Perlen, aus denen ſich funkelnde Kränze zuſammenſetzen, und mitten in der hingeriſſenen Bewegung fängt man an, mit dieſen ſchönen Steinen ſeines Gefühls zu ſpielen, oder ſie wie koſtbare Schmuckſachen zu behandeln.

Aber die Wirkſamkeit dieſer Sprache war gewaltig und beiſpiellos, und zeugte neues Leben in der ganzen Literatur. Die correcte Literatur hatte ſeit Opitz in der Trittmühle des Alexandriners am ſicherſten und regelrechteſten gearbeitet. Klopſtock ſchlug durch ſeine polymetriſche Behandlung der deutſchen Sprache den Weg zu ihrer Umwandelung ein. Die Anwendbarkeit unſerer Sprache auf den polymetriſchen Numerus der griechiſchen und römiſchen keck vorausſetzend, ließ er die deutſche Natur voll Begeiſterung in dieſen fremden Bewegungen walten. Zwar war er in der kunſtreichen Bildung des Hexameters, durch den er die Alexandriner verdrängte, nicht um Vieles glücklicher, als ſeine übrigen Zeitgenoſſen, die darin mit den Quantitätsfähigkeiten der deutſchen Sprache dilettirten,

Toilette jedesmal bedurfte, aus allen Ecken des Zimmers herbeizuholen. Jetzt überreichte ſie ihm zuerſt das ſpaniſche Rohr, das Paul mit einem ſehr ſichern und ſtolzen Ausdruck in ſeinen Händen zu tragen pflegte. Nun brachte ſie ihm die kleine Tabacksdoſe herbei, die dazu gehörte und von dem Czaren ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr entbehrt werden konnte. Dann holte ſie auch noch aus einer anderen Ecke des Zimmers einen kleinen dreieckigen Hut herbei, welcher die Lieblingsbedeckung des Czaren war und den Maria ihm jetzt faſt mit einer Art von ſchelmiſcher Koketterie, indem ſie einen höchſt liebenswürdigen und zierlichen Knix dabei machte und mit einem allerliebſten Lächeln zu ſeinem Haupte hinaufblickte, überreichte.

Der Czar wurde wieder ſehr froh und behaglich geſtimmt. Aus dem ſpielend zufriedenen Ausdruck der Czarin in ſolchen Momenten glaubte Paul dann ſelbſtvergnügt zu ſchließen, daß er Recht gehabt haben müſſe, wenn er ſich zuletzt immer für einen ſchönen Mann gehalten, denn er meinte dies immer beſtätigt zu ſehen, wenn er die Czarin in ſo freudiger Bewegung, wie ihr dies einmal eigenthümlich war, um ſich her beſchäftigt ſah. Auch blickte Maria, indem ſie

ihm zuletzt den Hut überreichte, gewiſſermaßen von unten herauf zu ihm empor, indem ſie dabei zu ihm aufſlächelte, daß er dadurch wiederum beſtätigt ſah, wenn er ſich auch für einen großen Mann, und keineswegs für einen kleinen hielt, was zu glauben für den Czaren eigentlich eine Herzensſache geworden war.

So haben wir denn unſern Friedrich den Großen wieder einmal fertig! ſagte Maria Feodorowna jetzt, indem ſie mit einem huldigenden und ganz ehrerbietigen Knix wieder ganz nahe zu dem Czaren herantrat und ſeiner kaiſerlich zurecht gemachten Geſtalt höchſt anmuthige und ſchmeichelhafte Grüße zuwarf.

Es iſt wahr, ſagte Paul, angenehm lächelnd, ich habe in der Art der Bekleidung mich immer an den preußiſchen Friedrich den Großen anzuſchließen geſtrebt, denn die Zeit, die wir damals bei dieſem großen Monarchen in Potsdam verlebten, war mir doch zu angenehm und hat unauslöſchliche Erinnerungen in meinem Herzen hinterlaſſen. Dieſer König war gegen uns Beide die Freundſchaft und die Güte ſelbſt geweſen, und man könnte faſt ſagen, daß er eifrig dafür ſorgte, unſern Bund wirklich zu Stande kommen zu ſehen. Das war ſchön und tüchtig von ihm, nicht wahr, Maria Feodorowna?

Die Augen Maria's glänzten jetzt halb erſchrocken, halb freudig zu ihrem Gemahl auf, und füllten ſich dann plötzlich mit einem Strom von Thränen, der bald rauſchend ihr ganzes Geſicht bedeckte.

O, daß dieſe Erinnerungen auch in dem hohen Czaren noch wohnen! hauchte ſie jetzt mit leiſer zitternder Stimme vor ſich nieder. Ihr ganzes Weſen ſchien tief in ſich zu erbeben, man wußte nicht zu ſagen, ob in Schmerz oder in Freude.

Der Czar aber blickte ernſt und nachdenklich vor ſich hin. Er ſchien bereits wieder zu ganz anderen Betrachtungen bei ſich übergegangen, die am allerwenigſten ſein Verhältniß zu ſeiner Gemahlin Maria Feodorowna betrafen. Aber in anderer Art, ſagte er, geht mein Sinn nicht gerade darauf, Friedrich dem Großen gleichkommen zu wollen. Unter den preußiſchen Königen, die ich allerdings immer geliebt und verehrt habe, iſt es vielmehr ſein Vater Friedrich Wilhelm I., den ich mir zum Muſter genommen und den ich ſtudirt habe*), auch in der Art, wie man ſich auf dem Thron zu halten und wie man die Herrſchaft im Lande zu führen hat. Dieſer König beſaß eine Härte und Un-

*) Masson, Mémoires secrets. II.

beweglichkeit des Charakters, die ich in allen ſeinen Handlungen immer bewundert habe, und wozu ſich eine Liebe für die Soldaten geſellte, welche das ſtärkſte und leuchtendſte Diadem ſeiner Krone war. So war er ein gewaltiger ſtarker Herr, blos durch ſich ſelbſt, wie es wenige gegeben hat, und ich hoffe ihm, durch beſtändige Betrachtung ſeines Lebens, noch das Geheimniß abzulernen, wie man, ohne ein ſogenannter großer Geiſt zu ſein, (was doch auch auf dem Thron viel Unangenehmes und Gefährliches hat) doch Herr ſeines Thrones, Wohlthäter ſeines Volkes und Landes und der Schrecken ſeiner Feinde ſein und bleiben kann. Und nun Adieu, Czarin! Ich hoffe Sie bald unten im Saal wiederzuſehen. Setzen Sie doch, ich bitte, ſogleich noch Ihren neugebogenen Hut auf, damit ich ſogleich ſehen kann, wie er Ihnen ſtehen wird, und nicht zur unpaſſenden Zeit dadurch außer Faſſung gerathe.

Der Befehl Eurer Majeſtät bleibt alſo unabänderlich? fragte die Czarin, die ſich offenbar in dieſem Augenblick wiederum getäuſcht ſah, denn ſie hatte, wie es ſchien, jedenfalls geglaubt, daß die Unterbrechung des harten und kränkenden Geſprächs durch die freundlichen Momente, welche die Ankleidung des Czaren

dazwiſchen geworfen, den heut ſo wilden Sinn des Czaren wieder in ſeine mildere und gerechtere Weiſe zurückgewandt haben werde, aber als ſie jetzt noch einmal einen tief forſchenden Blick auf den Czaren richtete, mußte ſie erkennen, wie ſehr ſie ſich abermals in demſelben geirrt habe. Paul ſah plötzlich wieder ſehr hart und grauſam aus und ſeine Blicke, mit welchen er die Czarin muſterte, hatten einen grimmigen und feindlich trotzenden Ausdruck.

Maria warf jetzt mit empfindlicher und ſtürmiſcher Eile ihren verſtümmelten Hut über den Kopf und ſagte dann, ohne den Czaren anzublicken oder ſich ihm noch zu zeigen, indem ſie der Thür zuſchwankte, mit gereizter und faſt wüthender Stimme: Es iſt wahr, ganz ſo würde es auch der preußiſche König Friedrich Wilhelm I. gemacht haben, denn dieſer Fürſt verſtand es auch nicht, ſich gegen die Damen als ein irgend gefälliger und galanter Herr zu betragen!

Damit verließ die Czarin, in großer Aufregung forteilend, das Cabinet ihres Gemahls, indem ſie ſich ohne irgend einen Gruß oder Blick faſt trotzig von ihm trennte. Der Czar ſank auf ſein Kanapee, düſter und unruhig in ſich ſelbſt verſinkend. —

III.

Die Czarin und ihre Kinder.

Kaum war die Czarin, in der ſich ſeltſame und mächtig drängende Empfindungen zu bewegen ſchienen, in das Vorzimmer hinausgeſtürzt, als ſie dort ſogleich in die Mitte einer glänzenden Geſellſchaft von Herren und Damen hineingerieth, unter denen ſich auch einige Kinder befanden und die plötzlich alle mit einem entzückten Jubelausruf die Czarin umdrängten und in ihre Mitte hereinzogen.

Maria Feodorowna ſah bald mit freudiger Ueberraſchung, daß ſie ſich unter ihren Kindern befand, und ſie erinnerte ſich jetzt ſchnell der mit denſelben getroffenen Uebereinkunft, wonach ſie die Prinzen und Prinzeſſinnen gerade um dieſe Stunde auf ihr Zimmer beſtellt hatte, um mit ihnen noch vor Beginn der

Soirée einige Arrangements und Gruppirungen zu beſprechen und einzuüben, welche heut Abend bei der Abſicht, den Czaren knieend zu begrüßen, und aus dem Schooße der Czaren-Familie heraus die Herrlichkeit ſeiner Herrſchaft in einer feſtlichen huldigenden Aufſtellung zu feiern, muſterhaft eingehalten und genau und ohne irgend einen Fehler dargeſtellt werden ſollten.

An der Spitze dieſer anmuthigen und liebenswürdigen Geſellſchaft, die ſich bereits in dem überaus feſtlichen und ſtrahlenden Geſellſchafts-Anzuge des Abends darſtellte, befand ſich der älteſte Prinz der Czaren-Familie, der Großfürſt Alexander, der mit ſeinem edlen und feinen Anſtande zu der Czarin herangetreten war, um ſie in den ſchönſten Formen zu begrüßen und ihr zugleich die Meldung zu machen, daß ſie ſich ſämmtlich um die befohlene Stunde vor dem Zimmer der Czarin Mutter befunden, daß ſie dort ſogleich erfahren, wie die Czarin noch im Cabinet des Czaren verweile, und daß man recht zu thun geglaubt, indem man der Czarin ſogleich nachzueilen ſich entſchloſſen, um ſie beim Czaren ſelbſt aufzuſuchen und, da die Zeit zum Beginn der Soirée ſchon ſo weit vorgerückt, dort ein entſcheidendes Wort von ihr zu empfangen.

Der Großfürſt Alexander, der ſich an der Spitze dieſes liebenswürdigen Zuges befand, war ſeiner Mutter jedesmal eine willkommene und ſie freudig aufregende Erſcheinung, und er begann auch in dieſem Augenblick, ſobald ſie ihn nur ſah, ſogleich einen wohlſtimmenden und angenehmen Eindruck auf ſie zu machen, der ſie faſt ſchon die eben erlebten übeln Vorgänge im Cabinet des Czaren wieder vergeſſen ließ. Aber in demſelben Augenblick wurde Maria Feodorowna auch wieder auf eine ihr ſehr läſtig fallende Weiſe daran erinnert, was ihr beim Czaren begegnet war, denn die kleine Prinzeſſin Katharina, die ſich ebenfalls unter den ſie umringenden Mädchen befand, brach jetzt in ein lautes, übermüthig losbrechendes Gelächter aus, indem ſie unverwandt nach dem Kopfe der Czarin blickte und zuletzt mit den kleinen weißen Fingern nach dem ſeltſamen Hut hinzeigte, welchen die Czarin trug und der allerdings einen höchſt ſonderbaren, die Lachluſt beflügelnden Eindruck machen konnte.

Die Czarin wurde ſich damit wieder ihres ganzen Begegniſſes bewußt, und ſie warf einen erzürnten, ſcheltenden Blick auf die kleine, kaum zehnjährige Prinzeſſin, die ſonſt wegen ihrer großen Schönheit und

Anmuth, durch welche ſie ſich auf eine wahrhaft glänzende Weiſe auszeichnete, den eigentlichen Liebling der Czarin in ihrer Familie bildete.

Die Czarin nahm jetzt raſch den heut ſo übel behandelten Hut von ihrem Haupte ab, und betrachtete jetzt noch einmal die fürchterliche Entſtellung, die an ihm ausgeübt worden, mit einem ſchmerzlichen, in einem bitteren Ausdruck ihn überſchauenden Blick. Dann ſagte ſie, ſich zu dem Großfürſten Alexander wendend: Ich bitte Euch Alle, mich doch in meine Zimmer begleiten zu wollen, wo ich noch gern ein Wort mit Euch reden möchte, Ihr Guten! Es thut mir herzlich leid, daß Ihr mich zuvor nicht dort angetroffen habt, aber ich mußte ja bei dem Czaren ſein und der Czar hatte auch die Güte, mir ſelbſt zu befehlen, wie ich heut Abend meinen Hut tragen ſollte. Nun kommt nur raſch, denn wir haben heut nicht mehr viel Zeit zu verlieren!

Die Czarin legte jetzt ihren Arm in den des Großfürſten Alexander, um damit das Zeichen zur Weiterbewegung zu geben, während ihre letzten Worte genügt hatten, um die Aufmerkſamkeit der fünf jungen Prinzeſſinnen, welche den weiblichen Theil ihrer Familie bildeten, im höchſten Grade zu feſſeln und auf

den berührten Gegenstand hinzulenken. Katharina hatte zwar aufgehört zu lachen, und betrachtete jetzt still und mit einem bedeutenden Erstaunen den an der Hand der Czarin schwebenden Hut, der zuerst ihre ganze Munterkeit so stürmisch aufgeregt hatte. Aber ihre andern Schwestern, Alexandra, Helena, Maria und die kleine drollige, erst einige Jahre alte Anna, begannen jetzt erst über diesen merkwürdigen Gegenstand miteinander zu flüstern und gingen so, eng ineinander gefügt, hinter den beiden Brüdern Constantin und Nicolaus her, während die Mutter am Arm des Großfürsten nun eilig voranschritt, um in kürzester Zeit die Zimmer der Czarin zu erreichen, wo sie jetzt in trauter Gemeinschaft mit ihren Kindern einige Augenblicke zu verweilen gedachte.

Auf der schönen Stirn der Czarin glänzte die Freude, mit ihrem Sohn Alexander zu gehen und denselben im frischen Laufe innig an sich zu drücken. Denn ein Zusammensein mit Alexander, den sie leidenschaftlich liebte, hatte den größten Reiz für sie, und sie betrachtete ihn sich jedesmal zuerst mit den bangen Zweifeln, ob er auch noch so schön und liebenswürdig wie sonst aussehe, und ob gewisse Züge und Aus-

denn das antike Gesetz der Quantität spielte auch in Klopstocks Hexametern eine schlechte Rolle. Aber das Neue waren hier weniger die Formen, als vielmehr die Diction, welche eigenthümlich an diesen Formen entstand, sowohl unter der Bedingung des Hexameters, als durch die hochfliegenden Sylbenmaaße der Oden, deren er zum Theil eigen erfundene, aber im antiken Sinne schuf. Herder bekämpfte zwar in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur die Meinung, als eigene der polymetrische Charakter jener alten Sprachen der Deutschen natürlich, aber er erklärte sich zugleich gegen die Literaturbriefe, welche mehrere selbstgebildete Sylbenmaaße Klopstock's nur für „künstliche Prosa" gelten lassen wollten. Herder verglich diese klopstock'schen Erfindungen mit dem Numerus der Hebräer, und wollte sie eher die „natürlichste und ursprünglichste Poesie" genannt sehen. Es mochten freilich im damaligen Publikum, eben wie im jetzigen, die Leute zu zählen sein, welche ein Odenmaaß, wie:

Leicht sanft, auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwissender Arm

drücke in ſeinem Geſicht, die ſie über Alles liebte, ſich noch immer in derſelben Friſche forterhielten?

Dies war beſonders ſeit ſeiner bereits vor fünf Jahren eingetretenen Verheirathung der Fall, wo ſich Alexander mit der Prinzeſſin von Baden vermählt hatte, die ſich mit einer großen beglückenden Neigung zu dem jungen Prinzen gefügt. Da ſich der Großfürſt ſeit dieſer Vermählung beſtändig kränklich befand, ſo war die Czarin dadurch noch mehr in Unruhe gerathen, und ſie konnte jeden Tag den Augenblick nicht erwarten, wo ſie den Sohn wiederſehen und in ſeinem Geſicht eine neue Nachricht über ſein Wohlbefinden leſen ſollte. Sie verweilte deshalb nicht gerade mit beſonderer Neigung auf dieſer Schwiegertochter, der Prinzeſſin Louiſe, und es erſchien ihr darum nicht gerade ſtörend, daß Louiſe ſich in der letzten Zeit ebenfalls fortdauernd kränklich befunden, weshalb auch bei der heutigen Abend-Soirée nicht auf ſie gerechnet war und ſie ſich auch nicht unter der jungen Geſellſchaft befand, die ſich, zu einer Rückſprache über die für die heutige Hofgeſellſchaft getroffene Verabredung, zur Czarin aufgemacht hatte. —

Aber heut, hatte die Czarin ſchon entzückt und mit ſeligem Herzklopfen geſehen, war der Großfürſt

Alexander wieder ein Bild der ſchönſten und blühendſten Geſundheit! Die einige Zeitlang ſo gedrückte und ſchlaff gewordene Figur des prächtigen Jünglings ragte heut wieder in ihrer ganzen elaſtiſchen Haltung und Friſche empor, und in dem vollendet ſchönen Geſicht, das ſo viel überraſchend ähnliche Züge mit ſeiner Mutter Maria darbot, waren wieder die ſchönſten und glücklichſten Farben aufgeblüht, was Maria in dieſem Augenblick mit feuriger Ueberraſchung bemerkte. Faſt wollte es der heut zu ſo großer Zufriedenheit geneigten Mutter ſcheinen, als wenn Alexander ſogar einen viel männlicheren und kühneren Ausdruck habe als ſie ſonſt an ihm zu bemerken gewohnt war, denn der Großfürſt hatte ſich ſtets zu einer großen Sanftmuth und beſcheiden gemeſſenen Haltung des Charakters geneigt und beſaß ſonſt gar keine Elemente dazu, um ein herzhaftes und entſchloſſenes Feuer in ſeinem ganzen Weſen auszuprägen. Aber heut fand die Czarin ihren erſten Sohn ſo ſchön, blühend und herrlich, wie ſie ihn noch nie geſehen zu haben glaubte, und faſt zärtlich flüſterte ſie ihm von der Seite zu: Alexander, Du gefällſt mir heut ſo ſehr! Und dies freut mich um ſo mehr, weil Du dann ſehr glücklich ſein mußt, denn Dein früherer Lehrer, der Oberſt

La Harpe, pflegte immer von Dir zu ſagen: Der Prinz Alexander ſieht jedesmal wohl und ſchön und kräftig aus, wenn er ſich recht glücklich fühlt, und glücklich fühlt er ſich ſchon, wenn er auch nur ein gutes und intereſſantes Buch geleſen oder den Homer überſetzt, der Geiſt und Seele des Prinzen ganz und gar einnimmt.

Alexander lächelte mit einem feinen ſinnigen Ausdruck, obwohl zugleich mit einem aufſteigenden ſchmerzlichen Zug in ſeinem Geſicht, denn die Erinnerung an ſeinen geliebten Lehrer La Harpe überfiel ihn noch immer von Zeit zu Zeit mit der tiefſten Erſchütterung. Dieſer geiſtreiche Franzoſe hatte, ſobald die Heirath Alexanders vollzogen war, ſeinen Abſchied genommen, um Petersburg zu verlaſſen, hatte aber nur die Abſicht gehabt, ſich einer grauſamen Kataſtrophe entziehen zu wollen, welche er von dem immer mehr ſich entflammenden Haß Pauls gegen die franzöſiſche Revolution und alle Franzoſen ſchon längſt zu erwarten gehabt.

Die Czarin hatte in ihrer großen Freude den traurigen Eindruck nicht bemerkt, der ſich nach ihrer letzten Aeußerung über das Geſicht ihres Lieblings gezogen, ſie ſah ſich vielmehr in dieſem Augenblick

nach dem Prinzen Conſtantin um, der, den ganz kleinen Nicolaus an der Hand führend, unmittelbar hinter ihnen ging und ſich eben durch ein lautes heftiges Wort in ſeiner Weiſe bemerklich gemacht hatte. Die Czarin wollte jetzt auch ihren Sohn Conſtantin genauer betrachten, ob auch er, wie ſie es wünſchte, zur Zufriedenheit ausſähe und ſich in ſeinem ganzen Weſen der beſten Haltung erfreue.

Der Prinz Conſtantin ſchritt aber gerade in der tollen und ungezogenen Manier einher, in der man ihn immer zu ſehen gewohnt war, und die ihn dann jedesmal ſo lebhaft beſchäftigte, daß er auch jetzt gar nicht bemerkt hatte, wie ſich die Czarin nach ihm umgeſehen und ihn noch immer mit einem ſo freundlichen und gemüthlich herausfordernden Lächeln betrachtete.

Prinz Conſtantin war in ſeinem ganzen Ausſehen nicht nur häßlich und unliebenswürdig, ſondern er ſcheuchte auch durch ſeine Alles übertretzende Wildheit, die im ſchmählichſten und nichts weniger als feinen Stil auftrat, jede freundliche und ihm zugethane Begegnung von ſich zurück. Er hatte durch die Tollheiten und Geſuchtheiten ſeines Weſens zugleich ſo viel Komik in ſich aufgenommen, daß man ihn kaum ohne eine ſolche Wirkung ſehen konnte und er dadurch

ſelbſt beim Volke eine Art von Beliebtheit davontrug, obwohl daſſelbe ihn keineswegs für einen Volksfreund hielt und in dieſem Sinne irgend eine Annäherung an ihn bezweckte.

Er ſah auch jetzt im höchſten Grade komiſch aus, als ihn die Czarin in's Auge gefaßt, um ihn wieder einmal, wie ſie ſchon ſo oft verſucht, recht ernſtlich zu erforſchen. Denn Maria, obwohl der ſchärfſte Witz über Conſtantin einſt von ihr ausgegangen, konnte ihn doch niemals mit einiger Heiterkeit betrachten, ſondern es war immer eine trübe und ſchmerzliche Bangigkeit, welche ſich bei ſeinem Anblick ihrer bemächtigte.

Einſt hatte ſie dieſen berühmt gewordenen Witz über den Prinzen gemacht, als Conſtantin, ſchon in ſeinem ſiebzehnten Jahre, wo ihn ſeine ſtürmiſche Natur bereits zu einer Ehe getrieben, die Heirath mit jener Prinzeſſin von Sachſen-Coburg geſchloſſen. Es ereignete ſich bei dieſer Gelegenheit der ſeltſame Vorfall, daß der junge Prinz die der Hochzeit folgende Nacht ſo merkwürdig abkürzte und ſchon um 4 Uhr Morgens aufſtand, um in den Hof ſeines Palaſtes hinunterzugehen und einen Trupp Soldaten, welche er dorthin beſtellt hatte, vor ſich exerciren zu laſſen. Es war dies das Detachement von Soldaten, welche

ihm früher die Czarin Katharina geſchenkt, um den Enkel zu ergötzen und ſeinen militairiſchen Sinn zu bilden, aber Conſtantin war ſo wild und grauſam mit dieſen armen Soldaten umgegangen, daß er die Offiziere beim Exerciren mit dem Stock hieb und den Gemeinen die Zähne entzweiſchlug. Damals waren ihm dieſe Soldaten wieder weggenommen worden und man hatte ſie ihm jetzt erſt als Hochzeitsgeſchenk von Neuem zu eigen gegeben, was ihn ohne Zweifel dazu trieb, dieſelben in ſeiner Hochzeitsnacht manoeuvriren zu laſſen. „Ich weiß nicht," — hatte damals Maria Feodorowna zu Paul geſagt — „ob dieſe Kriegsfurie einen guten General in ihm ankündigt, aber jedenfalls beweiſt ſie einen ſehr ſchlechten Ehemann, und das ſei Gott geklagt!"

Dieſe Aeußerung, über welche Paul damals mehrere Tage lang lachte, war der Czarin ſeitdem ganz wieder aus dem Gedächtniß geſchwunden und auch in dieſem Augenblick, wo ſie ihren zweiten Sohn mit ſolcher Genauigkeit betrachtete und würdigte, hatte ſie nur eine ernſte ſorgliche Theilnahme für ihn in ihrem Herzen, die aus ihren Augen mit einem wehmüthigen Glanz ſtrahlte.

Jetzt war die ganze Geſellſchaft vor den Zimmern

der Czarin angelangt, und Maria Feodorowna lud mit der liebenswürdigſten Freundlichkeit ihre Kinder zum Eintreten bei ſich ein. In ihrem Wohngemach gruppirten ſich ſogleich Alle auf die anmuthigſte und zutraulichſte Weiſe auf verſchiedenen und Jedem paſſenden Plätzen um die Mutter, und die Kleinſten, namentlich der Prinz Nicolaus und die Prinzeſſin Anna Paulowna, waren ſogar auf das Kanapee, auf dem die Czarin Platz genommen, hinaufgekrochen und hatten ſich einen ſchönen luſtigen Platz hinter dem Rücken der Czarin zu erwerben gewußt. Die beiden Kinder begannen bereits zu ſpielen und die Mutter fröhlich zu necken, was ſonſt ganz im Sinne der Czarin lag und von ihr ſehr gern geſehen und öfters auf das Lieblichſte herausgefordert wurde, aber in dieſem Augenblick ſtand die Czarin plötzlich, mit einer ſehr ernſten, nachdrücklichen Gebärde auf, die beiden Kinder hinter ſich zurückſchiebend, und ſagte zu Allen:

Ich muß Euch nun auch ſagen, daß ich den Plan, den ich für den heutigen Abend mit Euch hegte, jetzt vollſtändig wieder aufgegeben habe, und Ihr werdet darum Euererſeits in der Soirée gar nichts zu thun haben, als Euch recht würdig und ſchön zu benehmen und unſerm gnädigſten Czaren, wo ſein Blick auf Euch

fallen ſollte, recht gefällig und liebenswürdig ein ebenſo heiteres als ehrerbietiges Geſicht zu zeigen. Das wird dem Papa Czaren Vergnügen machen, aber unſere Abſicht, heut in einem feierlichen Auftreten vor ihm niederzuknieen und eine Scene der Begrüßung zu ſeinen Füßen auszuführen, wollen wir nun lieber dahingeſtellt ſein laſſen, denn ich glaube nicht, daß der Czar heut dazu geſtimmt ſein wird, dergleichen von uns freundlich und gnädig aufzunehmen. Ich war ſo eben bei dem hohen Czaren und habe ihn ungemein ernſt und mit den wichtigſten Dingen beſchäftigt angetroffen. Wahrſcheinlich wird er noch heut ſehr große Beſchlüſſe faſſen und gefahrvolle Unternehmungen einleiten wollen. Da wollen wir denn lieber ganz beſcheiden zurückbleiben, meine Kinder, wie es uns geziemt, und wollen uns nicht mit einer Huldigung aufdrängen, die unſerm Herzen entſprang, die aber heut vor ſeinen nur in die Zukunft ſchauenden Blicken nicht richtig würde beſtehen können, und die nachgeholt werden ſoll, ſobald uns wieder unſer des Czaren immer bedürftiges Herz dazu treiben wird!

Die jungen Prinzen und Prinzeſſinnen hatten dieſer Mittheilung der Czarin mit einem ſprachloſen Erſtaunen zugehört, das ſich jetzt auf die verſchieden-

artigſte Weiſe zu äußern begann. Der Großfürſt Alexander war aufgeſtanden, um der Czarin mit ehrerbietiger Grazie die Hand zu küſſen, indem er ſich dann ſo vor ihr aufſtellte, als wenn er ſogleich um ſeine Entlaſſung bitten wollte. In ähnlicher Weiſe, obwohl nicht ſo freundlich und geſchickt, hatte es Prinz Conſtantin gemacht, der faſt ſchon im Begriff war, ſich auch ohne nachgeſuchte Erlaubniß aus dem Zimmer der Czarin zu entfernen.

Inzwiſchen hatten aber die jungen Prinzeſſinnen jetzt untereinander ziemlich lebhaft und laut zu flüſtern begonnen, indem ſie ſich, eine nach der andern, dem Kanapee genähert, auf welches die Czarin beim Eintreten ihren Hut in einen Winkel geworfen hatte. Die Anführerin dabei war wieder die ſchöne kecke Prinzeſſin Katharina geweſen, die unmittelbar, nachdem die Czarin ihren Befehl kundgegeben, ſchon ihre glänzenden Augen ſehr bezeichnend auf jenen Hut in der Ecke hatte fallen laſſen und dadurch ſcharf genug die Richtung angegeben hatte, um die in der Luft ſchwebenden Beſchwerden der Czarin gegen den Czaren zu verſtehen. Die Kinder ſchienen in dieſem Augenblicke mancher anderen Dinge eingedenk zu werden, die ſich ſonſt wohl in ähnlicher Art zwiſchen dem Czaren und der Czarin ereignet hatten,

und da dies heut zugleich ein ſehr nachdrückliches und komiſches Bild lieferte, ſo hatten ſich viele fliegende Bemerkungen im Sinne der jungen Mädchen daran angeſchloſſen. Mit der liebreizenden Katharina wirkte dabei zuſammen die unvergleichlich ſchöne Alexandra, die unter den Töchtern Pauls und Maria's ſchon die größte und am vollſtändigſten ausgebildete war und deren feenhaft ſchöner Kopf in einem Kranz blonder Haare ſich reizend wiegte. Alexandra hatte beim Anblick des ſo grauſam verſtümmelten Hutes, wozu Alle zuſammengetreten waren, jetzt ohne Zweifel einen ſehr wirkſamen Witz gemacht, denn durch Geiſt und gute Einfälle hatte ſich dieſe Prinzeſſin ſtets vor Allen ausgezeichnet, was auch auf ihrer heitern, genialen Stirn glänzend angedeutet lag.

Aber Maria Feodorowna, die das Vorgehende leicht bemerkte, fühlte ſich doch dadurch in Verlegenheit geſetzt, und um die Scene zu ändern, entließ ſie jetzt ſogleich ihre acht Kinder, mit der Aufmunterung, ſich zum Wiederſehen jetzt ſogleich in den Sälen einzufinden, da der Anfang der Hof-Soirée bevorſtehe.

Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

anders denn als Prosa zu lesen verständen, da mehrere der lang angenommenen Sylben ebenso gut kurz gebraucht werden könnten, und umgekehrt. Auch hatte Gottsched seinerseits den Unterschied des Hexameters von der Prosa nicht einsehen können, was denn von dem Patriarchen der leipziger Correctheit nicht zu verlangen war, der sich schon deshalb mit der Messiade nicht einlassen konnte, weil auch Klopstock zu den Füßen Bodmer's gesessen hatte. Unter Denen aber, welche für Klopstock Partei ergriffen, befanden sich auch die Wolfianer, und der bekannte wolfische Vielschreiber G. F. Meier in Halle schrieb eine Beurtheilung der Messiade, die er einzeln erscheinen ließ. Denn obwohl Gottsched an der wolfischen Philosophie seinen Geist und seine Absichten genährt, so hatte diese Schule sich doch keineswegs mit ihm verschworen, und selbst seine Gegner, wie Breitinger, standen ihm mit wolfischen Ideen, die Kritik der Poesie darauf begründend, gegenüber. Gottsched konnte sich nicht mehr retten, noch half es ihm, seine Ohren zuzu-

IV.

Die Soirée im Winterpalaſt.

Die glänzenden Geſellſchaftsſäle des Winterpalaſtes hatten ſich ſchon ſeit längerer Zeit gefüllt, und die zu der heutigen Soirée bevorzugten Perſonen aus allen Kreiſen der Petersburger Welt drängten ſich bereits in allen möglichen Geſtalten und Koſtümen durcheinander, aber die Geſellſchaft konnte noch immer nicht für eigentlich eröffnet gelten, da der Czar und die Czarin noch gezögert hatten zu erſcheinen und immer länger auf ſich harren ließen.

Die Unterhaltung ſtockte jedoch dabei in den Czaren-Salons keineswegs, und die durch Rang, Geiſt und Stellung hervorragenden Perſonen, welche ſtets die Wortführer in der Hof-Soirée zu bilden pflegten, hatten Alles gethan, um eine lebendige Bewegung

unter den verſammelten, in ſteigender Unruhe und Ungeduld die Majeſtäten erwartenden Gäſten zu erhalten. Es konnte nicht fehlen, daß ſich auch üble und unangenehme Gerüchte über das Ausbleiben des Czaren und der Czarin in den Sälen verbreiten wollten, und zur Widerlegung derſelben ſah man jetzt beſonders den Fürſten Besborodko ſich anſchicken, der mit mehreren anderen Herren, unter denen man jetzt auch den Herrn von Raſtaptſchin und den Herrn Niéledinsky, den gegenwärtigen Secretair des Czaren Paul, erblickte, in ein ſich ſehr weit ausſpinnendes Geſpräch über dieſe und ähnliche Dinge gerathen war. Bald hatten ſich auch der junge Graf Schouwalow und der jetzige Hofmarſchall Fürſt Bariatinsky zu dieſer Gruppe geſellt, die in der Nähe des großen Einganges, zu welchem der Czar und die Czarin einzutreten pflegten, bei einander verweilte, und dieſe Angelegenheit nebſt vielen anderen Beziehungen des Tages zu einem ſehr lebhaften und eifrigen Geſpräch in ſich aufgenommen hatte.

Meine Herren, ſagte Besborodko in ſeiner vergnügten drolligen Laune, in welche ſich jedoch zugleich etwas miniſterieller Ernſt und ſteife ſtaatsmänniſche Würde hineinſetzten, meine Herren, es kann darüber

gar kein Zweifel obwalten, daß ſich der Czar und die Czarin nicht nur in beſter Geſundheit, ſondern auch in dem erfreulichſten und würdigſten Verhältniß zu einander befinden und bald zuſammen hier an dieſem Ort erſcheinen werden. Ich kann wahrhaftig auf meine Ehre verſichern, daß der Czar, ungefähr vor einer Viertelſtunde, als ich eben gerade vor ſeinem Cabinet vorüberging, aus demſelben heraustrat und mir zurief, er wolle ſich jetzt nur noch hinüber zur Czarin begeben, um ſie zur Soirée abzuholen und an ſeinem Arm hinunter in die Säle zu führen, wohin ich ihn dann auch auf der Stelle abgehen ſah. Dort wird er ſich wohl noch in eine angenehme Plauderei mit der Czarin eingelaſſen haben, und wird nun gleich herunterkommen. Sie wiſſen Alle, wie gemüthlich ich mit unſerem hohen Czaren ſtehe und daß er mir deshalb jene Nachricht nur der Wahrheit gemäß und aus lauterer Luſt der Mittheilung zugeflüſtert haben kann! Daraus geht nun auch unbeſtreitbar hervor, daß ſich der Czar und die Czarin heut durchaus nicht verunei nigt haben können, wie es ſeit einigen Augenblicken auf ſo gehäſſige Weiſe ſich im Palais verbreiten will. Denn der Czar, den wir Alle als einen ſehr ſtrengen und folgerichtigen Herrn kennen, würde die Czarin

nicht zur Soirée abholen gehen, wenn eine ſo ſchreckliche Verunreinigung wirklich ſtattgefunden hätte. Und fi donc, meine Herren, wie könnte denn das überhaupt möglich ſein, da Czar und Czarin nur in dem liebenswürdigſten Verhältniß miteinander leben? Wer hat es wohl geſehen, daß ſie einander je maltraitirt haben, meine Herren?

Das ſchlaue argliſtige Geſicht des Fürſten Bariatinsky blitzte bei dieſer kühnen Behauptung Besborodko's in einem ſcharf zuckenden Lächeln auf, mit welchem die kalt verwunderten Geſichter der übrigen Herren ſehr ſtark zu ſympathiſiren ſchienen. Jetzt aber trat der General von Raſtaptſchin, der ſeit Kurzem auch zu den erſten General-Adjutanten des Czaren gehörte, mit großem Geräuſch in die Mitte dieſer Gruppe vor und ſagte mit einer lauten, übermüthig polternden Stimme, indem ſich der übermüthigſte Hohn über ſein breites, ſchwarzes, pockennarbiges Geſicht herabzog: Klüger wollen und dürfen wir bei Leibe nicht ſein, als der erſte Miniſter Seiner Majeſtät des Czaren Paul, der Fürſt Besborodko! Aber wir werden doch wenigſtens ſo vernünftig ſein, zu wiſſen, daß wir am Hofe des Czaren Paul leben, beſonders wir alten Hof-Cameele, die wir ſchon die abenteuerliche blaßgelbe

hänflingsſchmutzige Großfürſts-Wirthſchaft in Gatſchina und Paulowsky auf unſern Schultern tragen mußten. Schon damals mußten wir oft ſehr ſchlimme Wäſche waſchen und trocknen helfen, und ich ſelbſt, der alte Trabhengſt, der immer gute Knochen aber zuweilen ein böſes Maul hatte, mußte ſogar meinen ganzen Aufenthalt an eines dieſer infamen Neſter verwetten, denn Ihr wißt, daß ich in Paulowsky habe wohnen bleiben müſſen, obwohl der Czar ſehr gern meine Dienſte von mir annimmt und gewiſſe Dinge von Niemanden lieber beſorgen läßt als von mir. Aber wenn ich ſie gethan und mir die Zufriedenheit des hohen Herrn von Neuem erworben, muß ich ſogleich wieder aufpacken und jeden Abend nach meinem ſchwarzen räucherigen Paulowsky zurückkehren. Nur heut Abend hat mir der Czar wieder einmal die unmenſchliche Ehre erweiſen wollen, in Petersburg bleiben zu dürfen, um dieſer großen Hof-Soirée beizuwohnen, und nun kommt Er wieder nicht, und iſt vielleicht für ſeine Perſon nach Paulowsky abgezogen, auf deſſen vertrackten Fluren ihn vielleicht wieder irgend ein Abenteuer lockt. Ich führe dies nur mit der größten Beſcheidenheit an, meine Herren, um zu beweiſen, welch ein infamer Strick ich bin, und wie man hier

immer fauler Geſchichten gewärtig ſein muß, ſo lange man in Paulowsky oder Petersburg oder überhaupt nur am ruſſiſchen Hofe zu Hauſe iſt!

Raſtaptſchin ſchnitt jetzt ſo ſeltſame Geſichter, die furchterregt und furchterregend um ſich ſtarrten, daß Alle, die ihn umgaben, in ein lautes Gelächter ausbrachen. Es ſchienen dadurch noch Andere zu dieſer Gruppe herbeigezogen zu werden, die ſich jetzt eilfertig näherten. Unter dieſen befand ſich auch der junge Graf Schouwalow, ein ſich immer in guter Laune befindender, liebenswürdiger Cavalier, der, nachdem er längere Zeit hindurch in Ungnade bei dem Czaren geſtanden, ſeit Kurzem wieder ſehr lebhaft in Gunſt getreten war, und zuletzt ſeine Ernennung zum Major bei den berittenen Garden von Paul erhalten hatte. Der Czar war ihm ſeines immer anregenden Unterhaltungstalentes und ſeiner glücklichen, oft ſehr ſcharfen Einfälle wegen ſeit Kurzem wieder ſo gewogen geworden, daß er ihm einen ſeiner eignen Anzüge geſchenkt hatte, um denſelben als Modell bei den berittenen Garden zu benutzen. Der junge Schouwalow hatte aber ungeachtet dieſer neuen Gnadenſtellung bei dem Czaren niemals aufgehört, ſeinen übermüthigen Einfällen auch in Bezug auf ſeinen Herrn Gehör zu

geben und fortwährend ſatyriſche Bemerkungen über ihn und die ganze neue Zeit Rußlands zu führen.

Ich wette, ſagte er jetzt, zu den Uebrigen heran tretend, mit einem ſtrahlenden Spott, der ſein männ lich ſchönes Geſicht bedeckte, daß der Czar noch mit ſeiner Toilette beſchäftigt iſt und darum ſo lange zö gert, unter ſeine nach ihm ſchmachtenden Verehrer und Unterthanen zu treten. Denn der Czar hat jetzt einen neuen Friſeur, der mit großem Eifer aber mit noch größerer Langſamkeit an ihm arbeitet und es bald un nöthig gemacht haben wird, daß der Czar neulich ver boten, ſich jemals wieder des Wortes kahlköpfig in unſerer Sprache zu bedienen. Da wir hoffen dürfen, daß unſer Czar bald kein Kahlkopf mehr ſein wird, ſo werden wir denn wohl ſeinen Kopf auch wieder auf den ruſſiſchen Münzen erblicken dürfen, die bisher in der neuen Prägung gar keinen Czarenkopf mehr auf ihren Flächen gekannt haben. Ich geſtehe, daß ich ſeitdem ein ordentlicher Feind des Geldes geworden bin und auch meine Schulden nicht mehr recht be zahlen kann, weil ich ein ſolches Geld gar nicht mehr in die Hand nehmen mag, auf dem ſich nicht einmal ein Bildniß unſers regierenden Herrn befindet. Unſer Czar Paul hat ſich jetzt aber auch noch, zum Erſtaunen

von ganz Europa, zum Großmeiſter des Maltheſer-Ordens erklärt, und da muß er noch ſorgfältiger an ſich Toilette machen laſſen, denn bei dieſer neuen höchſt delicaten Stellung wird es ihm ſehr darauf ankommen müſſen, ſich den Kopf warm zu halten; er wird ſich dadurch jetzt auch noch den Türken zum Feinde machen, in demſelben Augenblick, in dem er dem türkiſchen Kaiſer Selim III. vertraulich die Hand gereicht hat, zu einer Allianz, die einen Kampf des verbündeten Europa's gegen das revolutionnaire Frankreich heraufführen ſoll!

Ich bewundere den Herrn Grafen Schouwalow, ſagte jetzt ein neben ihm ſtehender älterer Herr, der mit etwas präciöſer Haltung und Würde ſich darſtellte. Der Herr Graf kennt ganz vortrefflich die neueſten und friſcheſten Staatsgeheimniſſe des Czaren, von denen nur wir Anderen, die wir in den Acten arbeiten, ſchon einige Anſchauung beſitzen, obwohl nicht äußern zu dürfen glauben. Aber man kann ja in der verſchiedenſten Geſtalt Patriot ſein, wie man auch Vielen für kahlköpfig gelten kann, wenn man auch noch einen ganzen Wald von Haaren auf ſeinem Kopfe haben ſollte. In dieſer Beziehung glaube ich den Ukas Seiner Majeſtät kräftig und ſiegreich vertheidigen

zu können, ich meine eben den Ukas, der den ferneren Gebrauch des Wortes kahlköpfig in allen seinen Abstufungen und Anwendungen so streng verboten hat. Denn die Auffassung der Menschen ist ihr eigentlich trügerischer und verderblicher Dämon in heutiger Zeit geworden, und alle Unruhen, namentlich aber die Revolution Frankreichs, sind daraus entstanden, daß die Menschen ihre Auffassungen, die oft so seltsam und zufällig entstehen, für die eigentliche Wahrheit halten und danach mit Gewalt verfahren zu müssen glauben. Es kann immerhin eine sehr künstliche und verkehrte Beleuchtung dazu gehören, wenn man sich in die Lage versetzt glaubt, Jemanden für kahlköpfig erklären zu müssen, der für den Vernünftigen vielleicht der stolzesten und fröhlichsten Blüthe des Haupthaares sich erfreut, und damit solche weitgreifenden Irrungen nicht entstehen können, ist es eine wahre Wohlthat für das Menschengeschlecht, wenn das Wort Kahlköpfigkeit überhaupt zu gebrauchen verboten ist. Die französische Revolution wäre vielleicht weder entstanden noch fortgegangen, wenn es von Anfang an verboten gewesen, sich des Wortes Freiheit auch in der Sprache zu bedienen. In Rußland aber darf das Wort Kahlköpfigkeit um so weniger existiren, als

das Land eine Czarin beſitzt, welche mit einem reichen Feenkranz der ſchönſten Haare geziert iſt, deren hehe Fülle genügen würde, den Czaren ſelbſt und jeden Ruſſen mit himmliſchen Locken zu bedecken und eben darum das Wort kahlköpfig zu einem unmöglichen in dieſem glücklichen Lande zu machen!

Der Mann, welcher unter dem höhniſchlächelnden Mienenſpiel der Anderen mit vieler Sicherheit und einem gewiſſen keſtbaren Weſen dieſe Bemerkungen zum Beſten gegeben hatte, war der Secretair des Czaren, Herr Nielevinsky, der in einer früheren Zeit Pauls Studiengefährte geweſen war und ſeit Kurzem ſeine Ernennung zum Privat-Secretair des Czaren erhalten hatte. Es hatten ſich an dieſe Ernennung manche Schwierigkeiten geknüpft, die nicht ganz leicht zu löſen waren, denn Nielevinsky war ein ſehr fruchtbarer Dichter, aber der Czar, der ſeine Poeſieen durchaus nicht liebte und gar keinen Geſchmack an den Verſen des ſonſt von ihm ſehr geſchätzten und bevorzugten Mannes finden konnte, hatte ihn zu ſeinem Secretair nur in der beſtimmten Erwartung angenommen, daß Nielevinsky mit ſeiner neuen wichtigen Amtsführung zugleich ſeiner Muſe den Hals brechen und ſeine langweiligen Verſe laufen laſſen werde.

halten, denn rings um ihn her summte und brauste es bald allgemein von antiken Versmaaßen und hochpoetischen Redensarten. Junge Prediger und Candidaten der Theologie hielten hier und da ihre Predigten sogar in Hexametern ab, und brachten Klopstock's Pathos und Odenschwung mit auf die Kanzel. Es war eine Bewegung entstanden, die national genannt werden mußte. —

Klopstock's poetischer Stil ist eine kunstvolle Vereinigung aller sinnlichen und geistigen Elemente der Sprache. Sein großer Takt, Bild und Gedanke in ein gleichberechtigtes Verhältniß zu einander zu stellen, brachte die feinsten und originellsten Nüancen der Diction hervor, schuf Wörter und Zusammensetzungen, in denen die Grammatik nach der ideellen Anschauung sich merkwürdig formen mußte, und wirkte selbst im Kleinen und Einzelnen durch überraschende Handgriffe der Sprache, durch die Kunst der Uebergänge, durch Partikeln, namentlich aber durch die Vorsatzsylben, mit denen er seine Zeitwörter bildete. So werden durch Wörter, wie niederdonnern, herunterhallen, zujauchzen und unzählige andere, die mit antikem Anflug geformt sind, ganze Be-

Mein lieber guter Herr Niélevinsky, ſagte jetzt der Graf Schowalow, indem er ſich in ſeiner liebenswürdigen aber immer etwas bedenklichen und leicht verletzenden Manier an den Secretair des Czaren wandte, ich muß Ihnen vor allen Dingen bemerken, daß Sie doch noch immer zu viel Poeſie und zu viel Anlagen von Gedichten in Ihren intereſſanten Reden durchſchlüpfen laſſen. Mein Gott, Sie kühner, hochherziger Mann, Sie ſprechen von dem Feenkranz der ſchönen Haare der Czarin, und machen damit gleich wieder ein Gedicht, das zwar erſtaunlich ſchön und ſchwungvoll klingt, wie alle die kleinen parfumirten Blaſebälge der großen Niélevinsky'ſchen Muſe, aber Sie müſſen doch bedenken, Wertheſter, daß Sie damit ſogleich wieder ein Gedicht erzeugt haben, und daß unſer hoher Czar Paul lieber eine Schlacht an die Feinde verliert, als von einem Niélevinsky'ſchen Gedichte hört, das er ſich eigentlich ausdrücklich verbeten und von dem er bekanntlich immer ſchwächenden Nachtſchweiß bekommt, worin er dann vierzehn Tage lang auf das Erbärmlichſte fiebert. Mein Würdigſter, ich freute mich unendlich, als Sie zuvor ſo liebenswürdig und umſtändlich das Wort nahmen und ſchon glaubte ich wieder einmal die Sprache der neuen

Ukase, in deren Abfassung Nielédinsky so Vieles leistet, an mein dankbares Ohr schlagen zu hören, als plötzlich der „reiche Feenkranz der schönsten Haare" über mir aufrauschte und ich mich zu meinem wahren Entsetzen wieder auf poetischem Gebiet angekommen sah. Ich hoffte etwa von einem neuen in der Geburt begriffenen Ukas zu erfahren, und hörte ein Nielédinsky'sches Gedicht heranpusten, das den Athem eines Brustkranken durch die Nase zieht und sich die Freiheit nimmt, ganz gottesjämmerlich zu schnüffeln und in seinem eigenen Schlamm zu ersticken. Mein lieber Nielédinsky, die Nation wird es Ihnen vergeben, daß Sie, sein Privat-Secretair, der die neuen Ukase abfaßt, und der eine so verflucht ukäserliche Sprache führen kann, noch in einen so rein dichterischen Rausch über die Haare der göttlichen Czarin zu gerathen vermögen. Ich bitte Sie dringend, fassen Sie sich doch besser zu halten, mein theuerster Nielédinsky, sonst muß Sie, beim barmherzigen Gott, der Teufel holen, und der neuen Ukasen-Wirthschaft rauscht ihre Haupt-Grundsäule unter dem verehrten Steiße fort.

Der übermüthige Graf Schouwalow hatte dies mit allem Aufwand seiner humoristischen Mimik und seiner drollig koketten Ausdrucksweise gesprochen und

damit, wie immer, in dieſem Kreiſe einen ſchlagenden Effect hervorgebracht. Selbſt Fürſt Besborodko konnte ſich nicht enthalten, zu lächeln, und während er ſonſt immer den Anſchein der Regierungswürde in den ſtrengſten und unzweideutigſten Formen aufrecht erhielt, trotz ſeiner das Burleske ungemein begünſtigenden Natur, ſo flog doch jetzt eine unüberwindliche Spottluſt über ſein Geſicht, der nur noch die Rede ausblieb, um ſich mit manchen pikanten Bemerkungen zum Beſten zu geben.

Jetzt miſchte ſich noch ein Anderer der umherſtehenden Herren in's Geſpräch, der bisher mit großer Gleichgültigkeit und Ruhe zugehört hatte. Es war Herr Pleſchtſchejeff, ein großer coloſſaler Mann von ungemein kaltem und würdigem Ausſehen, der ebenfalls in der Kanzlei des Czaren und in ſeinem täglich ihn umgebenden nächſten Geſellſchaftskreiſe eine Art von Rolle ſpielte, dabei aber zugleich ein erbitterter Gegner des Herrn Riéledinsky zu ſein ſchien. Zugleich war er die eigentliche Creatur des Fürſten Besborodko unter den gegenwärtigen Hofverhältniſſen, und er wollte offenbar im Intereſſe des erſten Miniſters ſprechen, indem er ſich jetzt mit einer ſehr höhniſchen und ganz rückſichtsloſen Gebärde zu Riéle-

dinsky wandte und zu demſelben ſagte: Da fällt mir doch noch zu rechter Zeit eine Auskunft ein, deren ſich der Czar mit großem Erfolg gegen die, wie es ſcheint, von Neuem um ſich greifen wollende Muſenſucht unſers alten Freundes Niéledinsky bedienen könnte! Der Czar ſollte dem Herrn Poeten befehlen, daß er künftig nicht mehr blos in ruſſiſcher Sprache dichten dürfe, ſondern nur noch in einer fremden Sprache, namentlich im Franzöſiſchen oder Engliſchen, ſeine Gedichte von ſich geben ſolle. Zur Beaufſichtigung der Gedichte und Bücher in fremden Sprachen iſt jetzt ein beſonderes Cenſur-Collegium eingeſetzt worden, worüber ein neuer Ukas ſich unterwegs befindet, der, wie ich erfahren, ſchon in der vorigen Woche die Feder des Herrn Niéledinsky verlaſſen hatte. Wenn ſeine Gedichte dann dieſem Cenſur-Collegium verfallen müßten, ſo würden ſie niemals das Licht der Welt erblicken, und der Czar wäre auf dem Wege, ein zufriedener und wenig geärgerter Mann zu werden, ſo daß Freund Niéledinsky es ſchon aus Liebe zu ſeinem Czaren unternehmen müßte, künftig in franzöſiſcher oder engliſcher Sprache, in der ihn Niemand lieſt, zu dichten! Man erzählt uns freilich, daß binnen Kurzem eine noch viel härtere Maaßregel bevorſtehen dürfe und

daß der Czar im Begriff ſei, alle Druckereien in ſeinem Reich zu verbieten und aufhören zu machen, mit Ausnahme von dreien, die blos noch fortbeſtehen ſollten, um die Ukas des Czaren und die Kirchenbücher zu drucken.*) Dieſe Maaßregel wird hart ſein, aber wir würden ſie doch am Ende blos der Furcht vor den Niéledinsky'ſchen Gedichten zu danken haben.

Die ſo perſönlich gewordene Unterhaltung dieſer hochgeſtellten Herren wurde jetzt unterbrochen, da Fürſt Besborodko ſich plötzlich ſehr raſch und ſtürmiſch aus der Gruppe entfernte, und die übrigen Herren zerſtreut wurden, indem ſie ſich bemühten, dem Fürſten nachzublicken und zu ſehen, wohin ſich derſelbe jetzt begeben werde.

Besborodko hatte ſich mit der Dringlichkeit, die ihn jetzt ergriffen, zu der erhöhten Galerie des Saales begeben, auf welcher in einem feſtlichen und hochgeſchmückten Kreiſe die Damen ſaßen und wo Fräulein Lapuchin, die eben in den Saal getreten war, jetzt in allem bezaubernden Glanz ihrer Erſcheinung ihren Platz genommen hatte.

Besborodko hatte ſich mit der größten Gewandt-

*) Dieſer Ukas erſchien im Jahre 1799 aus der Kanzlei de Czaren Paul.

heit dieſer ſchönen Dame genähert und wußte ſo geſchickt ihr Ohr zu gewinnen, daß er eine Unterhaltung mit ihr beginnen konnte, ohne von den Damen ihrer Umgebung gehört zu werden.

Die Kapuchin ſah ihm mit einem neugierigen, liebenswürdig verwunderten Blick entgegen, und ſtutzte jetzt, mit einem nachdenklichen Zug, der ſich befremdend über ihre friſchen blühenden Wangen ſchlich, als Besborodko ſagte: Es haben ſich inzwiſchen einige Veränderungen zugetragen, welche die heutige Situation in einen ganz andern Lichtpunct gerückt haben, und von denen ich Ihnen doch im Voraus einige Nachrichten geben muß, da Sie der eigentliche Genius unſers Lebens geworden ſind, mein theuerſtes und allergnädigſtes Fräulein! Dies Alles, was ich Ihnen erzählen will, iſt erſt wenige Minuten alt, aber Sie werden es noch immer zur rechten Zeit erfahren, denn früher hätte es vielleicht unſern Hauptplan aufzukommen gehindert. Der Czar und die Czarin hatten ſich hart erzürnt, es war ſo weit gekommen, daß der Czar mit eigenen hohen Händen den neuen Hut der Czarin zu Schanden bog und verſtümmelte, der ihm durch ſeine modiſche Form ein großes Aergerniß bereitete. Der Czar verlangte außer

dem noch, daß die Czarin in dieſem von ihm verun
halteten Hut heut Abend in der Hofſoirée erſcheinen
ſolle, und mit dieſer ſchrecklichen Ausſicht trennte ſich
die liebe Czarin von ihrem hohen Gemahl und Ge
bieter. Die Czarin war aber doch von einem ge
waltigen Aerger ergriffen worden, und ſie hatte gleich
darauf eine Zuſammenkunft mit ihren Kindern, den
Prinzen und Prinzeſſinnen, denen ſie die auf heut
Abend angeſetzte Begrüßungsſcene vor dem Czaren
abſagte, indem ſie ihnen ankündigte, daß das aufzu
führende Kunſtſtück jetzt gänzlich auf ſich beruhen blei
ben ſolle. Was aber geſchieht darauf? Der Czar
bleibt noch einige Minuten ganz allein in ſeinem Ca
binet zurück, da überkommt ihn der Geiſt der Finſter
niß und Einſamkeit, dem er nie widerſtehen kann, mit
einer den ganzen Mann erſchütternden Gewalt, der
Czar bricht dann in ſich zuſammen und er pflegt in
ſolchen Momenten Alles zu bereuen, was er kurz zu
vor gethan, es mag nun Gutes oder Schlechtes, Ge
rechtes oder Ungerechtes ſein. Er würde ſich dann
in Augenblicken dieſer Art ſeinem Erbfeind auf Gnade
oder Ungnade ergeben und vor einem Sklaven nieder
knieen, um ihn wegen einer demſelben zuerkannten
Strafe demüthig um Verzeihung zu bitten. Jetzt

erhebt er ſich aus dieſer qualvollen Stimmung, um zu der Czarin hinüberzueilen. So eben hat man mir von draußen berichtet, daß ihn die Czarin, wie immer, freundlich und liebenswürdig aufgenommen habe. Aber auch der Czar ſoll ſich plötzlich wieder wie ein Gentilhomme zu ihr benommen haben. Er hat ihr den abſcheulichen Hut erlaſſen, in dem ſie erſt in die Soirée herunterkommen ſollte, und hat ihr einen Aufſatz angeboten, in dem ſie ihm ſtets gefallen habe und in dem er ſie an dem heutigen Abend wieder zu ſehen wünſche. Der Czar und die Czarin werden nun jetzt gleich miteinander herunterkommen und ſich als ausgeſöhnte brave Eheleute in dem traulichſten Einverſtändniß darſtellen. Aber zugleich höre ich von dem Kammerdiener des Großfürſten Alexander, daß aus dem Kniefück jetzt durchaus nichts werden ſoll. Die Czarin hat dieſen ganzen Plan jetzt definitiv aufgegeben und nach ihrer jetzigen Verſöhnung mit dem Czaren nicht mehr in ihr heutiges Programm aufgenommen. Wir hätten uns alſo die ganze Wirthſchaft mit der Erhebung in den Fürſtenſtand heut noch ſparen können, mein verehrungswürdiges Fräulein Capuchin, doch können Sie ſich darauf verlaſſen, daß die Sache jetzt zur Ausführung kommt und vollſtändig

geſchehen wird. Fräulein Lapuchin wird aber jetzt allein vor dem Czaren knieen müſſen, denn Colleginnen wird ſie jetzt nicht mehr in dieſer Art der Huldigung für den Czaren haben.

Die Lapuchin hatte dieſe kluggeſetzte Rede des Fürſten Besborodko mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit angehört. Die roſig blühenden Farben ihres leidenſchaftlich bewegten Geſichts hatten zuweilen angefangen zu erblaſſen und in ein zweifelhaftes Licht ſich umzuſetzen. Zuweilen war ſogar ein heftiger, wüthender Ausdruck, der in einer ſchwarzgelben Farbe ſich ſchattirte, auf die zarten Wangen getreten, beſonders als Besborodko davon erzählte, daß der Czar und die Czarin ſich wieder verſöhnt hätten und in einem guten Einklang zu einander ſich verhielten. Zuletzt war dieſe Stimmung, von welcher die ſchöne Lapuchin ganz und gar beherrſcht zu werden ſchien, in einem vollſtändig feindlichen und bittern Ausdruck an ihr hervorgetreten, und ihre Hand mit einem ſtarken Ingrimm gegen Besborodko ausſtreckend, ſagte ſie mit Wegwerfung:

Es fällt mir jetzt gar nicht ein, vor dem Czaren niederknieen zu wollen. Ich werde das ganze läppiſche Poſſenſpiel weislich zu unterlaſſen wiſſen. Am liebſten

wäre es mir geweſen, wenn die ganze Fürſtenkomödie nicht hätte zur Aufführung zu kommen brauchen. — Aber mein armer Vater in Moskau, den ſie ſtark genug gequält haben, bedurfte es endlich, einen ſolchen Troſt von dem Czaren ſelbſt zu empfangen, und darum, lediglich darum mag es geſchehen. Mir ſelbſt iſt gar nichts daran gelegen, mein guter Fürſt. Und was kann mir überhaupt an einem Czaren gelegen ſein, der ſich mit ſeiner Frau verſöhnt hat und der nun in dem ſaubern, höchſt rechtmäßigen Eheglück ſehr rührend vor uns aufſtrahlen wird?

Fürſt Besborodko wollte eben in ein lautes Gelächter ausbrechen, indem er mit einem boshaften Lächeln die Dame betrachtete, als in demſelben Augenblick die in der Mitte des Saales befindliche Hauptthür, durch welche man ſchon lange den endlichen Eintritt des Czaren erwartete, geräuſchvoll und mit einem ſtarken Schwung geöffnet wurde. Der Czar trat ein, an ſeinem Arme die Czarin führend, und unmittelbar hinter beiden folgten die ſämmtlichen Prinzen und Prinzeſſinnen des Czarenhauſes in einem hochfeſtlichen ſtrahlenden Putz, der die jungen liebenswürdigen Geſtalten auf die anmuthigſte Weiſe kleidete. Hinter dieſen war der ganze Hofſtaat erſchienen, der ſich in

griffe plastisch vor die Anschauung geführt. Noch eigenthümlicher läßt er die Poesie in der Diction walten, indem er das Concrete für das Abstracte, und an andern Stellen auch wieder den abstracten Ausdruck für den concreten zu setzen versteht. Ferner ist seine Behandlung des ganzen Periodenbau's bedeutsam für die Sprache sowohl, wie für die Elastizität der deutschen Darstellung. Die Verschlungenheit seiner metrischen Strophen brachte ihn zu einer Verkettung der Redesätze, wie sie in dieser Freiheit und Kunstsinnigkeit bisher noch nicht geübt war, Zwischensätze, Participialconstructionen, Weglassung der Hülfszeitwörter und Pronomina, Abkürzungen und frappante Verbindungen wurden dabei ebenso kühn als wirksam benutzt, und auch die Wortstellung im Einzelnen gewann dadurch oft einen originellen Charakter. So sehr hier das Vorbild der antiken Sprachen mitwirkte, so wurde doch die Productionslust der deutschen Sprache dadurch in ihrem eigensten Grundwesen aufgeregt, und auch für ihre neue Befähigung zur Kunst der Prosa empfing sie durch diese keckpoetische Periodisirung bildende Eindrücke.

den bedeutendſten und hochgeſtelltesten Perſönlichkeiten mit vielem Glanz und in einem feierlichen Aufzuge darſtellte.

Wie Besborodko mit ſeinem ſpottenden und höhniſchen Geſicht unterwegs geblieben war, als er jetzt den Hof eintreten ſah und zu dem Czaren mit einer vollendet einſtudirten Miene der hinſterbendſten Ehrerbietung und Hingebung ſich hinwandte, ſo waren auch dem Fräulein Lapuchin der Trotz und die Empörung, die ſich noch ſoeben in ihren Augen und auf den vollen Lippen aufgeworfen, in dieſem Augenblick verflogen, und ſie blickte mit einer neuen, ſtrahlenden, unendlich verheißenden Heiterkeit zu Paul hinüber, der jetzt eben durch den Saal vorwärts geſchritten kam, und nachdem er die Czarin zu ihrem auf der Eſtrade ſtehenden Lehnſeſſel mit einer gewiſſen Feierlichkeit geleitet, ſich jetzt mit einer ungemein huldvollen und anſprechenden Miene durch die Geſellſchaft begab und Viele begrüßte, Viele angelegentlich anredete und fragte, Vielen ſchon durch die Beachtung, die er ihnen ſchenkte, das Herz löſte und ſogar jenen vornehmen Hofbeamten, die kurz zuvor in einer ſo bittern Abwendung und Gleichgültigkeit von ihm geſprochen, ganz

andere Mienen der huldigendſten Hingebung auf ihr Antlitz zauberte.

Paul mußte fühlen, daß ſeine Erſcheinung, obwohl er ſich niemals ganz über die Geſinnung ſeiner Hofgeſellſchaft täuſchte, doch heut in dieſem Kreiſe ſehr vielen ihm zugewandten und an ihm hängenden Gemüthern begegnete, und daß er unter den Herren ſowohl wie unter den Damen dieſer Geſellſchaft ſehr viele aufrichtige Freunde zählte, welche ihn, trotz ſeines bizarren und abſtoßenden Auftretens in dem neuen, von ihm erſonnenen Koſtüme, von ganzem Herzen ehrten und alle ihre Hoffnungen auf ihn begründet zu haben ſchienen. Wenigſtens hatten die ihm widerſtrebenden Geſichter alle ſich mit einem blitzenden Firniß bedeckt, der nur Huldigung für den Czaren abzuſpiegeln ſchien.

Die Czarin hatte inzwiſchen mit einer immer glänzender aufleuchtenden Heiterkeit ihren Platz eingenommen, und lächelte in ihrer ſinnigen Vertiefung, die zugleich Alles um ſich her mit ſcharfer und durchdringender Beobachtung auffaßte, den Damen entgegen, die ſich ſogleich befliſſen gezeigt, der Czarin ihre Grüße darzubringen und ſie mit einer nach allen Seiten hinausgreifenden und anregenden Unterhaltung

zu umgeben. Maria Feodorowna machte übrigens auch durch die glänzende und geſchmackvolle Toilette, welche ſie angelegt und die ihre herrlichen Körperformen ſo elaſtiſch umfloß, einen wunderbar anregenden Eindruck auf die ganze Verſammlung, und man fand ihren Anblick beſonders jetzt, wo alle ihre Kinder ſich um ſie her aufgeſtellt hatten, und mit ihren blühenden und friſchen Geſtalten um die Czarin ſich gruppirten, von ſo hinreißender Schönheit, daß Maria, obwohl ſie ganz ſtill und unbefangen in ihrem Seſſel ruhte, eine große Wirkung weithin durch alle Kreiſe der Geſellſchaft verbreitete. Auch ihr Aufſatz, den ſie ſtatt des runden Hutes über ihre Locken gelegt, ſchmückte ſie ſtrahlend und anmuthig zugleich, und ſchloß den Eindruck der ganzen Geſtalt in leuchtenden Edelgeſteinen und Diamanten ab, deren Lichter das ſchöne Haupt umflammten.

Der Czar hatte inzwiſchen, unter Begleitung ſeines Adjutanten und des Fürſten Besborodko, einen kleinen Spaziergang durch den Saal unternommen, und war auf demſelben in mehrere freilich ſchnell vorüber gehende Unterhaltungen mit Herren und Damen eingetreten, die ihm gerade irgend eine angenehme oder bemerkenswerthe Veranlaſſung darboten. Jetzt, auf

dem Rückwege durch den Saal, indem er ſich nach allen Seiten hin prüfend und aufmerkſam umſchaute, war er ſich plötzlich mit den Blicken der Lapuchin begegnet, die auf eine ihm ſeltſam auffallende Weiſe gerade aufrecht und faſt bewegungslos auf ihrem Platze ſtehen geblieben war, obwohl ſie ihm jetzt mit einer heimlichen Andeutung ihrer Augen einen Gruß zuzuwinken ſchien. Aber auch dieſe Art des Grußes hatte nichts freundlich Anregendes und Beruhigendes für den Czaren, ſie zeigte ihm vielmehr ein innerlich verletztes und grollendes Weſen an, das ihn bedeutend befremdete, und wie es ſchien, zu beunruhigen anfing. Er beeilte ſich von dieſem Augenblick an ſichtlich, den ferneren Weg durch den Saal raſcher zurückzulegen, und faſt mit einem Sprung war er jetzt bei der Galerie angelangt und hatte neben der Czarin ſeinen Platz eingenommen.

Man ſah es jetzt dem Czaren an, daß er der ganzen Geſellſchaft wieder einmal eine Mittheilung zu machen habe, denn Paul hatte ſeinen Hof daran gewöhnt, bei ſolchen ſocialen und feſtlichen Veranſtaltungen auch allerlei Nachrichten von ihm zu empfangen, die zum Theil in das ernſte Gebiet der ſtrengen Politik hineingehörten, oder auch eine Ver-

anlaſſung hatten, welche der Czar, indem er die Mittheilung davon in Perſon in die Hand nahm, auf die wirkſamſte oder vorſichtigſte Weiſe der ihm nahe ſtehenden Geſellſchaft vorführen wollte.

Der Czar hatte dieſe Gewohnheit um ſo lieber angenommen, weil es ihm gefiel, nachher über dieſen oder jenen Act der Regierung, den er damit ankündigte oder vorbereiten wollte, mit einer Perſon der Geſellſchaft, die ſich gerade dazu bequem oder vortheilhaft erwies, in eine Unterhaltung einzutreten und dadurch einen neuen, leichten und zufälligen Verkehr für die Staatsberathung zu eröffnen, wo dann Jeder ſagen konnte, was er wollte, und viel freier und ungefährdeter in ſeinen Aeußerungen war, als wenn er mit dem Czaren in der Miniſterſitzung ſich befunden hätte, in der doch oft der Willensernſt des Herrn von Rußland gewaltig und unbezähmbar herausſchlug. In der Geſellſchaft fühlte ſich der Czar gefügiger und leichter, die Zuſtimmung derſelben that ihm wohl und erheiterte ihn, und oft formte er, nach den in der Geſellſchaft vernommenen Aeußerungen, Dinge um, die er ſchon in der entſchiedenſten Abgeſchloſſenheit angekündigt hatte, und die er jetzt für nothwendig hielt, zu mäßigen oder in einer milderen Form

zu faſſen, je nachdem die Wirkung geweſen war, mit der ſeine Abſichten und Entſchlüſſe auf die Geſellſchaft gefallen waren.

Jetzt ſchien der Czar aber nur mit einer leichteren Sache vortreten zu wollen. Nachdem er die Geſellſchaft noch kurze Zeit mit aufmerkſamen und prüfenden Blicken durchflogen, begann er folgendermaßen zu ſprechen: Es iſt die größte Freude für den Czaren, wenn er Gelegenheit erhält, einen Theil der Würde, die er in ſich ſelbſt trägt, auf Diejenigen ausfließen laſſen zu können, die ſich als ſeine Getreuen immer dar zu erkennen gegeben haben, und die ſeit langer Zeit her mit ausgezeichneten Dienſten und Vorzügen ihm zur Seite geſtanden. Ein ſo verdienter Mann um mich iſt der General Lapuchin in Moskau, der bei der neuen Umgeſtaltung der ruſſiſchen Armee mir Außerordentliches leiſtete, und ſogar Manches, dem ich noch nicht ſo vertrauensvoll mich hinzugeben wagte, mit einer Sicherheit, Genauigkeit und Präciſion in's Leben rief, daß es ſogleich exiſtenzfähig war und mich im höchſten Grade überraſchte. Dieſer treffliche Mann hat den großen Vorzug, daß er dem Geiſte des Czaren ebenſo nahe ſteht und verwandt iſt, als dem Herzen des Volkes, und daß er den Czaren ausführt

indem er die ganze Luſt des Volkes dabei zu benutzen verſteht, und Das, worauf es ankommt, zu einer den Czaren mit dem Volke vereinigenden Schöpfung macht. Dieſen Mann bin ich jetzt gewillt, in den Fürſtenſtand zu erheben, ihn und ſeine ganze Nachkommenſchaft, mit allen ſeinen nächſten ihm zur Seite ſtehenden Verwandten, und er wird dieſer Ehre ſogleich theilhaftig werden, denn ich habe ſoeben den Prinzen Kourakin nach Moskau abgeſandt, um dieſe Standeserhöhung meinem theuern General zu verkünden und ihn deshalb feierlichſt zu beglückwünſchen. Dies ſoll noch eine beſondere Annehmlichkeit für Lapuchin ausdrücken, denn Prinz Kourakin war, wie ich erſt jetzt erfahren, ein ſchlimmer Gegner meines Generals geworden, und bereitete demſelben die größten Quälereien und Schwierigkeiten. Er ſoll darum ſelbſt hingehen, um ihm dieſe hohe Werthſchätzung des Czaren in die Heldenhand zu drücken. Auch ſoll Kourakin, wie ich hier noch gleich im Vorübergehen bemerken kann, in Moskau bleiben, denn er verläßt mit dem heutigen Tage gänzlich meine Dienſte, in denen ich eines Mannes, der ganz und gar nicht mehr mit mir übereinſtimmt, überdrüſſig geworden bin. Ich entlaſſe den Prinzen Kourakin in Ungnade, und werde einen An-

deren für die Stelle des Kanzlers von Rußland ernennen!

Der Czar hielt inne und begegnete zuerst den Blicken der neben ihm sitzenden Czarin, auf deren Antlitz sich eine große und keineswegs angenehme Ueberraschung und Verwirrung malte, und die dann in nicht mehr verhehlter Unzufriedenheit streng vor sich niederblickte. Ein ungeheurer Eindruck schien indessen von diesen Benachrichtigungen des Czaren durch den ganzen Saal zu gehen, und es entstand eine Bewegung, welche besonders der angekündigten Dienstentlassung des Prinzen Kourakin angehörte. Besborodko und seine Anhänger schienen eine heftige Freude, die ihnen darüber entstanden war, kaum vor einer lauten Kundgebung bewahren zu können. Andere drückten darüber Erstaunen und Mißvergnügen in nicht sehr zurückgehaltenen Mienen aus. Auch die bisher nicht geahnte Erhebung der Familie Lapuchin in den Fürstenstand hatte große Aufmerksamkeit und viele geheime Verwunderung in der Hofsoirée des Winterpalastes erregt. Doch kam man über diesen Eindruck sogleich hinweg, da Kourakin eine fast ausschließliche Theilnahme in Anspruch nahm. Gabriele Lapuchin war in derselben Stellung, in der man sie

zuvor geſehen, unbewegt ſtehen geblieben. Sie hatte ſich weder bewegt noch in ihrem ganzen Ausdruck verändert, obwohl die auch ihr zu Theil gewordene Rangerhöhung doch eine große Befriedigung über ihr ganzes Weſen zu verbreiten ſchien. Aber zu einem Ausdruck ihres perſönlichen Dankes gegen den Czaren hielt ſie ſich an dieſer Stelle um ſo weniger für zugelaſſen, da ſie ſehr gut fühlte, daß die aufgeregte Stimmung, von der jetzt die ganze Geſellſchaft durchzittert wurde, weit über ihre Perſon hinwegging und ſehr umfaſſend ausgriff.

In dieſem Augenblick wurde aber die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ganz andere Weiſe in Anſpruch genommen. Die große Hauptthür des Saals hatte ſich mit einigem Geräuſch geöffnet, und man ſah den Staatsrath Koutaitzow, an deſſen Arm ſich ein alter Herr befand, den man ſeit langer Zeit nicht im Hofkreiſe erblickt und überhaupt in Petersburg aus dem Geſicht verloren hatte, mit einer ſehr anſpruchsvollen und gewichtigen Bewegung hereintreten. In dem Begleiter Koutaitzow's erkannte man ſofort den alten Helden Suwarow, der in ſeiner gewohnten wunderlichen Manier, die man noch nicht vergeſſen hatte, hereingeſchritten kam, und ohne ſich um etwas

Anderes zu bekümmern, ſich ſogleich zu dem Czaren wandte und in demſelben Augenblick, wo er deſſen anſichtig geworden war, mit einem ſtreng militairiſchen Compliment vor ihn hintrat.

Paul ſchien ſelbſt einen Augenblick erſchrocken und unangenehm bewegt, als er den alten Marſchall in dieſer ſtarren und trotzigen Haltung, welche durch den Gruß gegen den Czaren nicht freundlicher geworden war, ſo nahe vor ſich ſtehen ſah und er nickte ihm zögernd und langſam zu, wurde aber heiterer und zutraulicher, je länger er das ſeltſame, ſchreckliche Bild, mit den wilden finſtern Augen und dem immer ſchäumenden ſchrecklichen Mund, betrachtete.

Soumarow ſchien es nicht der Mühe für werth erachtet zu haben, ſich zu dieſem Beſuch bei dem Czaren, zu dem er ſo plötzlich und unerwartet abgeholt worden war, in ein höheres militairiſches Koſtüm zu kleiden, oder nur etwas Anderes, einer hofmänniſchen Uniform Aehnliches, anzulegen. Er hatte damals ſogleich, nachdem ihn der Czar ſeiner Thätigkeit entſetzt, die Marſchalls-Uniform abgelegt, und nicht wieder angezogen, und war ſeitdem in ſeinem Hauſe, das er kaum wieder verlaſſen, nur in einer Art von militairiſchem Hauskleide gegangen, das ziemlich der

Es entstand eine allgemeine Sprachgährung, unter deren bedeutungsvollen Wehen sich ein Genie nach dem andern zur Erfüllung der neuen Epoche erhob. Wieland, Lessing, Herder, Winkelmann, Goethe traten auf verschiedenen Bahnen die Mission ihres Genius an. Das Bewußtsein, in eine die ganze Nation durchdringende Bildungsepoche der Sprache mit der Productionskraft der Ideen einzutreten, erleichterte das individuelle Schaffen und deren Erfolge. Herder beschäftigte sich in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur, die 1767 erschienen, vorzugsweise mit Bildung und Ideal der Sprache, und ruft im dritten Fragmente aus: „Unsere Sprache ist in der Zeit der Bildung! und das Wort Bildung der Sprache ist beinahe als ein Losungswort anzusehen, das heutzutage Jedem auf der Zunge ist, Schriftstellern, Kunstrichtern, Uebersetzern, Weltweisen. Jeder will sie auf seine Art bilden; und Einer ist oft dem Andern im Wege!" Wieland schlug in seiner Abhandlung über die Frage: „Was ist Hochdeutsch?" — (Werke, Supplementb. 6. S. 326.) vor: die älteren Dialekte als Gemeingut und Eigenthum der ächten deutschen Sprache

Tracht eines gemeinen Kosacken gleich und in dem die frazzenhafte Häßlichkeit und Ungestaltetheit seines Wesens noch schärfer hervorstach. Besonders sein pockennarbiges, mit den tiefsten und schwärzesten Runzeln bedecktes Gesicht ragte aus dieser schmierigen, halb zerlumpten und nichts weniger als anständigen Kleidung mit einem wahrhaft schrecklichen Ausdruck hervor, und man schien sich im ganzen Saal zu wundern, daß der Czar diesen Eindruck so rasch vergessen, und sich nun bereits mit freundlichem Entgegenkommen und einer fast herzlich dargebotenen Hand ihm zuwandte.

Ich freue mich, den Marschall Souwarow wieder vor mir zu sehen! begann Paul jetzt mit einer sanften, vertraulichen Stimme, welche dem Marschall mit allem ihrem Klang die Rückkehr der ihm verloren gegangenen Gnade verkündete.

Ich bedauere nur, daß Ew. Majestät gerade um die Abendstunde befohlen haben! sagte Souwarow, seinen Kopf stolz zurückwerfend, mit einer übermüthigen, unangenehmen Stimme. Man weiß, daß ich schon am frühen Abend mich in mein Bett zu legen pflege, denn um zwei Uhr in der Nacht stehe ich jetzt schon auf und mache meinen Morgen. Und da kommt

dieſer wie ein Zaunkönig heranhüpfende Staatsrath Koutaitzow und meldet mir ganz dringlich, daß mich der Czar hier im Winterpalais zur Stunde erwarte und mich einlade, hierher zu ihm zu kommen. Wenn ich es hätte genau nehmen wollen, ſo würde ich meinen Rock ausgezogen und mich in mein Bett gelegt haben, denn ich hatte ja ſchon längſt keinen Czaren mehr, um deſſen Gnade ich nicht ſchlafen könnte, und deſſen Befehle noch zu mir in mein Bett eindringen wollten. Aber ich werde doch ewig ein guter Ruſſe bleiben, wenn mir der Czar auch meinen Marſchallſtab über dem Kopf entzweigebrochen hätte. Und wahrhaftig, als guter Ruſſe komme ich, wenn ich auch einen noch ſchlechteren Rock angehabt hätte, als dieſer hier iſt, den ich, ſeitdem mir der Czar Commando und Regiment genommen, zu meiner Pracht uniform gemacht habe!

Souwarow fing bei dieſen Worten an, ein rohes aber herzhaft raſſelndes Gelächter auszuſtoßen, das auf den Czaren einen ſehr angenehmen Eindruck zu machen ſchien, und ihn plötzlich in eine heitere, faſt luſtige Stimmung verſetzte.

Mein Gott, Souwarow, rief er aus, Ihr ſeid doch nicht etwa der Meinung, daß wir auseinander-

gekommen ſind? Wenn ich Euch auch Commando und Regiment nehmen mußte (denn Ihr benahmt Euch damals nicht, wie ein guter Diener ſeines Czaren ſich benehmen muß), ſo ſeid Ihr doch noch immer der Marſchall Souwarow, und Ihr ſeid das Kleinod der ruſſiſchen Nation geblieben, auf das auch ich fortwährend Anſpruch zu haben glaube. Nicht wahr, Ihr ſeid doch noch immer der Souwarow, auf den jeder gute Ruſſe ſtolz iſt, und zu dem man immer wieder zurückkehren muß, ſo lange noch ein ganzes großes Rußland auf ſeinen Beinen ſteht?

Der Czar war jetzt lebendig und feurig von ſeinem Seſſel aufgeſprungen und machte zwei Schritte hinunter, ſo daß er jetzt gerade neben Souwarow ſtand, und faſt im Begriff ſchien, denſelben in ſeine Arme zu ſchließen.

Ja, ich bin der Souwarow! ich bin der Souwarow! ſchrie jetzt der alte Marſchall, mit einer hellen, trompetenden Stimme, indem er ſich mit einer komiſchen Gebärde mit ſeiner eigenen Hand ein Mundſtück vor die Lippen ſetzte. Zugleich begann er mit dem einen Fuß zu ſpringen und zu tanzen, was eine in ſeiner Gewohnheit liegende Bewegung war, die er bei jeder Gelegenheit mit vielem Effect auszuführen wußte.

Der Czar, der ihn mit immer ſteigendem Wohlgefallen anblickte, ſagte mit einem äußerſt gutmüthigen Ton: Einem Seuwarew, dem unaufhörlich Starken, wird es doch nicht ſchaden können, wenn er auch einmal etwas verſpätet zu Bett geht. Meinetwegen mag er ſonſt immer um 6 Uhr Abends ſich ſchlafen legen, aber wenn es einmal darauf ankommt, um dieſe Zeit ſich zu einer großen Schlacht zu verabreden, ſo wird der Czar gewiß den Marſchall Seuwarew dazu auffordern dürfen. Nicht wahr, mein lieber Marſchall Seuwarew, das darf der Czar?

Warum nennen mich Ew. Majeſtät denn ſo plötzlich wieder den Marſchall Seuwarew? fragte Seuwarow jetzt mit einer komiſch gekränkten Stimme, indem er den Czaren ſpöttiſch blinzelnd anſah und dann über ſeinen Finger in die Luft blies.

Ihr habt ja niemals aufgehört, der wahre Marſchall Rußlands nur des Czaren zu ſein! erwiederte Paul mit einer Emphaſe, die feierlich genug klang. Ich war in meiner Eitelkeit von Euch verletzt, nur darum mußte ich Euch einige Zeit von mir entfernen. Die Eitelkeit iſt nicht der ſchlechteſte Theil, an dem ein Herrſcher leiden kann. Aber ich bin jetzt wieder geſund, und weil ich geſund bin, kann ich auch einen

Marſchall Suwarow nicht mehr bei mir entbehren. Ihr müßt wieder zu mir kommen, Marſchall, und müßt den goldenen Marſchallsſtab wieder in die Hand nehmen, welchen Euch der herrliche Tag brachte, wo Ihr uns Warſchau einnahmt! Es ſind noch andere Warſchau's für Euch übrig geblieben, und das Warſchau, das Eurer bedarf, wird heutzutage Frankreich geheißen.

Suwarow ſchien freudig zu erſchrecken und eine zitternde Bewegung durchlief ſeinen ganzen Körper. Die ungeſchickte und häßliche Geſtalt des Marſchalls gewann in dieſem Augenblick eine Erhebung, die einen ſeltenen, faſt verſchönernden Glanz über ihn verbreitete, und auf ſeinem von Pocken und Einſchnitten aller Art zerfreſſenen, dem frazzenhafteſten Affen gleichenden Geſicht ſtand eine feine, faſt liebenswürdig zu nennende Röthe.

Ja, der Tag bei Warſchau war ein ſchöner, eigentlich ein entſetzlicher Tag! rief Suwarow jetzt mit einer ſtürmiſch in ihm erwachenden Luſt, indem er einen Augenblick lang ſeinen Kopf ſenkte und ſich in ſeine Erinnerungen zu verlieren ſchien. Dieſer nie zu vergeſſende Tag brachte mir den goldenen Marſchallsſtab ein, und fügte noch einen Eichenkranz von

Diamanten hinzu. Das sind Ehren, die sich zugleich tief in das Herz einschreiben und den Soldaten zu einem gewaltigen Menschen machen, in dessen Schwert die Entscheidung aller Länder und Völker ruht! Aber, Czar, ich bitte zu bedenken, daß es doch auch ein glückliches Leben war, in welches mich Ihre Ungnade versetzte. Lebte ich nicht in dieser Zeit fast immer auf meinem Landgute Kantschanok und hatte in meiner Einsamkeit keine anderen Arbeiten, als mit dem Ackerbau und mit dem Wohl meiner Bauern mich zu beschäftigen. Das ist auch kein Hundeleck, auf diese Art zu leben und das Behagen der ganzen Schöpfung in sich zu schlucken. Czar, ich war auf meinem Dorfe der wahre Teufelskerl geworden, Alles, was geschah, machte ich, ich läutete sogar mit allem Fleiß zur Kirche, ich stiftete Frieden, gab Rath, schloß die Ehen, vermittelte die Ehezwiste, und wenn ich keinen gescheidten Einfall mehr haben konnte und meine Worte nicht mehr ausreichten, so ließ ich meinen ersten Minister, den Kantschuk, arbeiten, und verrichtete damit oft die höchsten Wunder der Staatsweisheit! Ja, ja, Czar, so glücklich war ich doch in dieser schlimmen Zeit geworden, und oft lag ich auch den ganzen Tag auf dem Sopha, in Büchern und Landkarten vergraben, und

ſtand nicht eher wieder auf, als bis ſich die Nacht gerade am heftigſten mit der Sonne zankte und ich hinaus mußte in den Wald und auf Feld und Flur, um dort die Sonne zu erwarten und ſie in dieſem Kampf den Sieg feiern zu ſehen! Nur einen großen Aerger hatte ich auf meinem Lande, Czar, und hört nur! Es begann mich zu verdrießen, daß der Bonaparte in Italien und in Tyrol ſo unübertreffliche Feldzüge machte, und ich lag gerade auf meinem Sopha unter meinen Büchern und Landkarten, als mir im April des Jahres 1797 die Zeitung die Nachricht brachte, wie Bonaparte durch Kärnthen und Steyermark auf Wien loſtrang. „Ein Teufelsjunge das!“ rief ich damals. „Er ſollte mein Sohn ſein, Bonaparte, der Sohn Suwarows. Aber das geht ja nicht. Er dringt zu weit, man muß ihn aufhalten!“ So, lieber Czar, freute und grämte ich mich um die Wette auf meiner Landeinſamkeit in dem Kreiſe Borowizk im Gouvernement Nowgorod. Aber nun mag der Teufel ſogleich wieder einen Marſchall gegen die Franzoſen ſpielen!

Der Kaiſer hatte dem Marſchall mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört. Dann ſagte er, ſeltſam lächelnd: „Ich ſympathiſire mit Euch, Suwarow,

in Allem, was Ihr über den Bonaparte geſagt habt. Man iſt beſtändig in Zweifel über dieſen Mann, und indem man ihn bewundert, möchte man ihn niederwerfen und umgekehrt. Ihr habt gewünſcht, daß der Bonaparte Euer Sohn ſein möchte, und ich ebenſo, daß er mein General ſein möchte. Wir würden ihm dann das Ziel weggenommen haben, für das er kämpft und das ihn und ſeine Sache bald gänzlich zu Grunde gerichtet haben wird. Aber ſagt mir, Suwarow, was haltet Ihr denn eigentlich von den Franzoſen, für welche der Bonaparte zu kämpfen ſcheint, obwohl er doch nur für ſich ſelbſt und gegen die Franzoſen kämpft, gegen die ich auch jetzt den Marſchall Suwarow kämpfen ſehen will.

Ah, die verwünſchten Franzoſen! rief Suwarow jetzt, indem er am ganzen Leibe heftig zu zittern begann und eine fürchterliche Wuth in ſeinen Gliedern tobte. Ich kenne keine ſchmählichere Leidenſchaft in mir, als meinen Haß gegen die Franzoſen, der mich immer zu einem wahren Teufel macht vom Kopf bis zur Zehe, und an dem ich eine Zeitlang hinzuſterben glaubte wie ein blödes Vieh! Schon auf dem polniſchen Feldzuge, wenn ich an die große Czarin Katharina ſchrieb, beſchloß ich jeden meiner Briefe mit den

Worten: „Mutter, laß mich gegen die Franzosen marschiren!“ Und befand ich mich nicht schon in Gallizien, an der Spitze von 40,000 Mann, als in demselben Augenblick die Nachricht zu mir kam, daß der Tod unsere Czarin getroffen habe? Und wer will mich nun gegen die Franzosen marschiren lassen, gegen die ich doch einmal marschiren muß? Es ist mein lieber Czar Paul, dem ich immerdar folge, dem ich schon in's Hundeloch gefolgt bin und dem ich jetzt auch gegen die Franzosen folge, wohin er mich immer senden wird. Die Mutter ist todt, aber der Sohn lebt, und der Sohn läßt den alten Souwarow wieder marschiren! Majestät, ich bin jetzt achtundsechzig Jahre alt geworden, und da ist es Zeit, daß ich meine beste und letzte Arbeit thue!

Mein guter tapferer Marschall, sagte Paul mit blitzenden Augen, indem er seine Hand auf Souwarow's Schulter legte. Ich bin froh, daß ich meinen Marschall Souwarow wieder habe. Aber wir wollen unsere Sache nun auch recht glänzend machen. Mit 40,000 Mann fangen wir diesmal gar nicht an. Ich bestimme 70,000 Mann, Souwarow, mit denen ich Euch diesmal nach Deutschland und Italien absenden werde. Du wirst also einen weiten Weg anzutreten haben, mein

alter Marſchall, um gegen Deine Feinde in den rechten Kampf zu kommen. Die Franzoſen haben jetzt die Revolution über Deutſchland, die Schweiz und Italien wie ein zum Himmel ſtinkendes Waſſer ausgegoſſen, und in dieſer immer breiter gewordenen Pfütze wollen ſie ſich als große Kriegshelden zeigen, die überall mit Sieg und Eroberung angezogen kommen und ſich bald als Herren der Welt gebärden möchten, da ſie die Schande der Revolution an ihre Kriegsfahnen geheftet haben! Ja, ſo ſoll es ſein, Souwarow! Und nun zieht mir nur gleich, wenn Ihr jetzt nach Hauſe kommt, die Marſchalls-Uniform wieder an, für die wir im Laufe des neuen Krieges ſchon noch ein beſſeres und glänzenderes Erſatzſtück finden werden, und gewiß recht bald, mein Souwarow, gewiß recht bald!

Ja, rief Souwarow jetzt lebhaft und luſtig, indem ein gewaltiger Glanz aus ſeinen Augen ſtrömte, ich werde heut noch die herrliche Marſchalls-Uniform wieder anziehen, welche mir damals, nach meiner Einnahme von Warſchau, die große Czarin in das Tauriſche Palais ſandte, in welchem ſie mich damals in Petersburg hatte abſteigen laſſen. Ach, dieſe Uniform iſt ſchön, ich küßte ſie in jener Zeit tauſendmal, als ich ſie empfing, und machte die Zeichen des heiligen

anzusehn und als eine Art von Fundgrube, aus der man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache zu Hülfe kommen könnte. Ein Gedränge von neuen ausdrucksvollen Formen und Wendungen war allgemein zu sehen, selbst in den unbedeutendern Schriften. Man mußte erstaunen über Alles, was die Sprache aus ihren innersten Eingeweiden nun plötzlich herauskehrte, und was ihr doch ganz natürlich und eigen war. So hebt Petersen in seiner Preisschrift eine Fähigkeit der deutschen Sprache hervor, die in dieser Zeit besonders an ihr gepflegt und bemerkt wurde, nämlich die Erreichung eines Zwecks oder die Wirkung einer Handlung durch das bloße Verbum mit einer Präposition so stark und kurz auszudrücken, wie es im ähnlichen Fall keine andere Sprache vermöchte, z. B. Caffarelli hat sich zum Herzog gesungen, wo man fast in jeder andern Sprache umschreiben müßte: Caffarelli hat sich durch sein Singen ein Herzogthum erworben; oder, der Höfling hat sich zum Minister getanzt; der Schalk hat sich aus dem Gefängniß gelogen u. a. Diese poetische und sinnliche Stärke des Verbums, die abstracter Umschreibungen überhebt, weist auf ver-

Kreuzes darüber, und dann liebkoſte ich dieſe Marſchalls-Uniform wieder und machte ihr tauſend luſtige Grimaſſen, wie ich ſie nur immer zu ſchneiden verſtehe. Damals, als Ew. Majeſtät mich aus dem activen Dienſt entließen, hing ich dieſe Marſchalls-Uniform an der Pyramide von Trommeln und Pauken auf, die ich vor der Linie errichten ließ, um an dieſer Stelle Abſchied von meinen alten Waffengefährten zu nehmen. Ich hielt meinen Soldaten hier eine feierliche Rede, in der ich Abſchied von ihnen nahm bis auf Wiederſehen, zeigend auf meine an der Pyramide von mir aufgehangene Uniform, die ich in den Händen der Armee zurücklaſſen wollte, bis ich einſt zu ihr zurückkehren dürfte, nach einer neuen Ordre des Czaren Paul! Dieſe Ordre iſt jetzt da, und die Armee ſoll mir noch heut Nacht meine Uniform wieder herausrücken, damit ich wie ein anſtändiger Kerl, wenn ich gegen die Franzoſen losmarſchire, von Ew. Majeſtät Abſchied nehmen kann. Und die Armee wird das gern thun, Czar, ich kann es Euch verſichern!

Paul ſchien den Marſchall mit einem wahren Entzücken zu betrachten. Es wird einen heilſamen Einfluß auf die ganze Armee üben, daß der Feldmarſchall Suwarow wieder zu ihr zurückgekehrt iſt! ſagte der

Czar dann mit einer innig sich ausdrückenden Bewunderung. Ich weiß es, es ist Euere Person, Marschall, an welcher meine Soldaten so herzlich und unveränderlich hängen, und wenn mich nicht die große Nothwendigkeit bewogen hätte, mich Euerer als Geißel zur Züchtigung der Franzosen zu bedienen, so hätte mich leicht das immer stärker anschwellende Gemurmel der Soldaten, die Euch wiederhaben wollten, dazu nöthigen können. Ihr wißt, ich habe mich viel mit der Reform der russischen Armee beschäftigt, und es war das nicht immer gerade zu Euerem Labsal geschehen, Souwarow! Und ich gestehe es Euch heut: ein solcher Mann, wie Ihr, ein wahrer Krieger und Heros, zu dem die ganze Armee das ungeheuerste Vertrauen hat, ist mehr werth als jede Reform, in einem solchen Mann liegt eine Reformkraft, die Alles vermag, namentlich aber den Sieg über den Feind!

Ich werde Ew. Majestät zu Füßen fallen, und die Franzosen schlagen!*) antwortete Souwarow jetzt mit einer stürmischen feierlichen Stimme, indem er sich tief vor dem Czaren verneigte und fast im Begriff schien, sich in diesem Augenblick auf seine Knice nie

*) Wörtliche Aeußerung Souwarows bei dieser Gelegenheit. Hormayr, Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. III. 97.

derzulaſſen, was aber Paul dadurch eilig verhinderte, daß er den alten Marſchall raſch in ſeine Arme ſchloß und ihn kräftig an ſein Herz drückte, ein an dem Petersburger Hofe ſo ſeltenes Begegniß, daß ein gewaltiges Erſtaunen ſich durch den ganzen Saal verbreitete.

So iſt denn Alles heut recht ſchön, mein lieber Souwarow! ſagte Paul und zog jetzt ein Ordenskreuz aus ſeiner Taſche, das er ſchon für dieſen Augenblick bereit gehalten zu haben ſchien. Es war das Johanitergroßkreuz, das Souwarow mit einer ſichtlichen Genugthuung aus den Händen des Czaren empfing und das ihn in eine überaus luſtige Stimmung zu verſetzen ſchien.

Ich fühle mich heut ordentlich wieder jung, lieber Czar, und wüßte kaum noch, was mich jetzt ärgern kann! rief Souwarow frohlockend. Heut würde ich mich ſogar freuen, wenn ich plötzlich wieder einen Sohn hätte, wie damals, wo es die Czarin Katharina durchaus wollte, daß das garſtige Büblein, welches ſie mir in einer Wiege zuſenden ließ, mein leibeigener Sohn wäre, und da ſie es wollte, ſagte ich ſchlechtweg ja, obwohl ich nicht das Geringſte davon wußte und mit meiner Frau ſeit längerer Zeit im Unfrieden lebte.

Das iſt bekannt, mein guter Marſchall, entgegnete

ihm der Czar, und wir hoffen nun lieber bald Etwas von Euch zu erfahren, das wir noch nie gehört haben. Ihr verſteht mich wohl, es iſt ein ungeheurer Sieg über die Franzoſen, den ich von dem Marſchall Suwarow binnen Kurzem hören möchte.

Damit hatte Paul den Marſchall in der Erzählung ſeiner Lieblingsgeſchichte unterbrochen, die er ſtets und bei allen Gelegenheiten vorzutragen pflegte und bei der geſtört zu werden ihn auch in dieſem Augenblick, wo es ſich um ſo große Dinge für ihn handelte, zu einem ſehr verſtimmten und verſtörten Geſicht brachte.

Ihr werdet nun morgen zuerſt die Reiſe nach Wien unternehmen, mein theurer Marſchall, begann jetzt der Czar wieder, indem er durch einen Schlag auf die Schulter den Marſchall von Neuem zu ſich ſelbſt erweckte. Der Wiener Hof wird Euch ſehr gnädig empfangen, denn er wird Euren hohen Kriegsruhm ehren und ſchätzen, und zugleich wird es ihm willkommen ſein, daß ein großer General nach Oeſterreich kommt, der in der Frömmigkeitswirthſchaft ſo gut zu Hauſe und ſo eifrig iſt, wie der Marſchall Suwarow. Ihr werdet in Wien zugleich als mein bevollmächtigter Vertreter erſcheinen, um unſern Krieg nach der Schweiz und nach Italien zu führen, und

damit ſegne Euch Gott, der Rußland liebt und ſeinen Czaren ſchützt. Und ſo lebt wohl, mein Suwarow, auf glückliches Wiederſehen!

Der Czar warf dabei einen ſehr bezeichnenden Blick auf ſeinen Staatsrath Koutaitzow, der immer ganz nahe hinter Suwarow ſtehen geblieben war, und deutete ihm damit an, daß es jetzt darauf ankommen werde, den Marſchall, der ſonſt nie zur rechten Zeit ſich zu entfernen wußte, auf eine für denſelben überzeugende Weiſe hinweg zu führen. Koutaitzow faßte daher jetzt mit Entſchloſſenheit den Arm Suwarows, und nachdem er denſelben zugeflüſtert, daß man jetzt Abſchied von dem Czaren nehmen müſſe, und nachdem Suwarow ſich mit einer nochmaligen tiefen und höchſt ceremoniellen, wiewohl mit ſeinem komiſchen und boufſonartigen Ausdruck gemiſchten Verbeugung vom Czaren beurlaubt hatte, war er von Koutaitzow ſchnell ſo gefaßt und gedreht worden, daß er ſich auf der Stelle in Bewegung geſetzt ſah und mit dieſem geſchickten Begleiter ſofort die Thür des Saales gewonnen hatte.

Nach dem merkwürdigen Vorgang, der mit Suwarows Entfernung ſich entſchieden hatte, war die aufgeregte Stimmung in der Geſellſchaft ſogleich mit einer überlauten Unterhaltung eingefallen, und ohne

die Perſon des Czaren weiter zu beachten, ſprach man ſich einen Augenblick lang mit gewaltig hervortretendem Erſtaunen, und einem ſtürmiſchen Ausdruck der Einfälle und Meinungen, über das eben Vorgefallene aus.

In dieſem heftig aufſchäumenden Geräuſch hatte man den Czaren auf einige Augenblicke faſt aus dem Geſicht verloren. Er ſtand neben der Czarin, zu der er ſich hinuntergebeugt hatte, und mit der er gleich nach dem Abgange Souwarows in eine andauernde Unterredung eingetreten zu ſein ſchien, die ihn unaufmerkſam gegen alles Uebrige machte.

Die Czarin ſah ſehr ernſthaft und nachdenklich vor ſich nieder und ſchien dem Czaren nicht ſehr dankbar zu ſein für die freundlichen Fragen und Bemerkungen, welche er ſoeben an ſie gerichtet hatte. Die Verſtimmung, welche ſich der Czarin ſchon heut gegen Abend bemächtigt hatte, ſchien in dieſem Augenblick wieder mit einer faſt herben Gewalt bei ihr zurückgekehrt. Alles, was ſie während der Soirée vernommen, hatte darauf unwiderſtehlich bei ihr hingedrängt. Es war dies vor Allem der nunmehr ganz beſtimmt beſchloſſene Krieg gegen Frankreich, die Wiedereinſtellung Souwarows in die Armee und die Verſöhnung Souwarows mit dem Czaren geweſen, woran Maria Feodorowna

lebhaften Anſtoß genommen und was ſie ſonſt mit einer unheimlichen Bangigkeit erfüllte. Souwarow war ihr ſtets eine unangenehme Perſon geweſen und ſie hatte ihn ſchon in ſeiner Eigenſchaft als Liebling und enthuſiaſtiſchen Freund Katharina's gefürchtet, um ſo mehr, da Souwarow in ſeinem tollen Uebermuth niemals die geringſte Rückſicht gegen ſie einhielt und es ihm wirklich gelungen war, auf ihren vielumdüſterten Pfad noch manche böſe Wolke zu ſchieben. Dann ging es der Czarin doch ſehr nahe, daß, offenbar im genaueſten Zuſammenhange mit dieſen Veränderungen, Prinz Kourakin die Entſetzung von ſeiner ſo einflußreichen und wirkſamen Stellung erfahren und ſie dadurch einen Freund verloren hatte, der ſie ſo oft getröſtet und geſtärkt und der die Zügel der Regierung ſtets in einem auch ihr zuſtrebenden und verſtändlichen Geiſte zu lenken geſtrebt. Und die jetzt unaufhörlich zu ihr hinüberringenden Blicke der Lapuchin trugen nicht minder dazu bei, das Gemüth der Czarin zu erregen und zu ſtacheln und ihr den unangenehmſten Aerger fühlbar zu machen. Die Lapuchin war, ſeitdem ihre Standeserhöhung von dem Czaren ausgeſprochen worden, ganz ohne irgend ein Zeichen der Bewegung auf demſelben Platz ſtehen geblieben und

am wenigſten ſchien ihre Dankbarkeit gegen den Czaren dadurch erregt worden zu ſein. Sie verharrte vielmehr an derſelben Stelle, in einer Haltung, die immer übermüthiger und ſtolzer geworden war, und die ſchon faſt auf die neuerlangte fürſtliche Würde mit einer trotzigen Ueberhebung gegen Alle ſich zu ſtützen ſchien. Beſonders aber war die herausfordernde, höhniſche Miene, welche ſie fortwährend zu der Czarin hinüberrichtete, derſelben jetzt ungemein läſtig geworden. Maria konnte dieſe ſo künſtlich gemachte und ihr dabei muthwillig entgegentrotzende Hoheit nicht länger vor ihren Augen ertragen, ſie ſprang jetzt eiligſt von ihrem Seſſel empor und ſchien nur den einen Wunſch zu haben, ſich aus dem Saal entfernen zu dürfen. Der Czar war über dieſe plötzliche Bewegung erſchrocken, und zugleich entſetzte ihn das ſterbensbleich gewordene Geſicht der Czarin, welche in der Aufregung und Beklommenheit, von der ſie ergriffen worden, faſt zu vergehen ſchien, und nur mit unendlicher Mattigkeit taumelnd und ſchwankend ſich noch auf ihren Füßen erhielt.

Der Czar hatte ihr jetzt ſeinen Arm geboten und führte ſie mit einer beſondern Sorgfalt, indem er ſie zu ſtützen und aufrecht zu erhalten bemüht war, zum Saal hinaus. Draußen, in der veränderten kühleren

Luft und entfernt von der Geſellſchaft und den unangenehmen und peinlichen Erinnerungen derſelben, hatte ſich auch Maria Feodorowna ſogleich wieder beſſer befunden, und ſie lehnte, ſtärker und leichter athmend, mit einem gewiſſen herzlichen Vertrauen, das ihr ſogleich zum Czaren wiederkehrte, ihren Arm in den ſeinen.

Der Czar hatte noch geſchwiegen und betrachtete nur von Zeit zu Zeit mit einem ängſtlichen und beſorgten Seufzer das leidende und ſchmerzlich durchdrungene Weſen der Czarin. Dann ſagte er ganz leiſe zu ihr, indem er ſie mit feſter Obhut ſicher weiter führte: Die Luft erſchien auch mir nicht beſonders gut in der heutigen Hofſoirée. Es war ſchwül und häßlich dort. Davon hat ſich unſere Czarin ſo ſchlecht befunden. Ich möchte ihr nun gern einen ſie ausſöhnenden Gefallen thun, und Maria Feodorowna würde mich wahrlich zu Dank verbinden, wenn ſie mir eine kleine Andeutung machen wollte, was in Ihren Wünſchen ſteht?

Die Czarin zuckte heftig zuſammen und ihr Arm flog wie mit einer durchdringenden Gewalt aus dem Arm des Czaren hinweg. Aber ſie faßte ſich ſogleich wieder und ſchob ihren Arm mit verdoppelter Feſtig-

keit an die Seite des Czaren zurück. Nur eine kleine brennend rothe Stelle der Erregung blieb auf einer jeden der blassen Wangen ganz regelmäßig und abgezirkelt haften.

Die Czarin möge mich mit aufmerksamer Güte anhören, fuhr Paul jetzt mit einem sehr ruhigen und vorsichtigen Ausdruck fort. Ich wünschte gern die Jahreseinkünfte der Czarin zu erhöhen. Es ist mir schon aufgefallen, daß es doch eine gar zu geringe Summe ist, über welche die Czarin für Ihre Privatausgaben zu verfügen hat. Ich bitte, künftig die Summe von 800,000 Rubeln jährlich für diese Zwecke einziehen zu wollen, wenn es genehm fällt.

Die kleinen rothen Flecke auf den bleichen Wangen der Czarin hatten sich jetzt plötzlich weiter ausgedehnt, und die Wangen brannten jetzt ganz und gar in einem glühenden Roth, das sich fieberhaft und leidenschaftlich auf denselben ausgedehnt hatte. Aber sie schien zugleich in ein nicht zu brechendes Schweigen versunken und schritt, ohne eine Sylbe über die Lippen führen zu können, still und lautlos an seiner Seite weiter.

Und noch eine andere Bitte habe ich, Czarin, fuhr er, nach einer sinnenden Pause, mit einem ungemein

borgene Kräfte und Mittel der deutschen Sprache hin, die ihr eine unendlich auszudehnende Gewalt der Darstellung sichern. Was unsere Sprache allein durch die Mannigfaltigkeit der Accentuation zu erreichen vermag, zeigen ganz triviale Sätze, wie sie in den Rhetoriken gewöhnlich aufgeführt werden, z. B. den Ring hat er mir gegeben, u. s. w., wo der Ton, so oft er ein anderes dieser sechs Wörter trifft, jedesmal eine völlig veränderte Gedankenreihe und Vorstellung bezeichnet.

Ueberblickt man diese Bewegungen des Jahrhunderts, so muß man mit einem seltsamen Gefühl auch Friedrichs des Großen gedenken, der noch im Jahre 1780, als er seine merkwürdige Abhandlung de la litérature allemande schrieb, sich nur von einer halb barbarischen Sprache umgeben sehen wollte, und das sprühende geistige Leben in derselben nirgend gewahr wurde. Auf einer skeptischen Weltbildung fußend, für die der einheimische Zustand der Sprache und Literatur allerdings ungenügend und ohne Nahrung war, mühte sich der große Monarch noch am Ende seiner Tage auf eine fast rührende Weise ab, Verdesse-

ernſten und ehrlichen Ausdruck ſeines Geſichtes fort. Ich habe jetzt ein Kloſter für junge Mädchen hier in meiner Hauptſtadt errichten laſſen, und ich werde mir jetzt erlauben, die Czarin zur Priorin dieſes Kloſters zu ernennen. Dies wird ihr neue Beſchäftigungen geben, die würdig ihres Herzens und ihres Geſchlechtes ſind.

Die Czarin war jetzt vor der Eingangsthür zu ihren Gemächern angelangt. Sie ſtand ſtill und machte eine ſchweigende Gebärde gegen ihn, um ſich von ihm trennen zu dürfen. Aber auf ihrem Geſicht ſtand jetzt ein herrliches Lächeln, in dem die Czarin nunmehr alle ihre Leiden überwunden zu haben ſchien. Sie ſah den Czaren wunderbar und innig an, und zugleich traf ihn ein Ausdruck von ſtrenger Würde und Hoheit, wodurch er an ſeiner Abſicht, mit ihr einzutreten, verhindert zu werden ſchien. Auch auf ſeine beiden Bitten hatte der Czar keine Antwort empfangen, die er beſtimmt deuten konnte.

Sechstes Buch.

Des Czaren Tod.

I.

Alexandrine.

Czar Paul hatte in der letzten Zeit, wo ihn stets unruhige Gedanken und schwere Geschäfte, besonders mit den in der Ferne spielenden Kriegsereignissen, gequält, durchaus keinen Augenblick gefunden, wo er sich seinen Kindern mit der vertraulichen Zärtlichkeit, die er immer in so hohem Grade für sie gehegt, hätte nähern können. Um so größere Aufmerksamkeit erregte es im ganzen Palast, daß der Czar heut die junge Prinzessin Alexandra um eine bestimmte Zeit zu sich hatte entbieten lassen, indem er ihr befohlen, in dieser frühen Vormittagsstunde zu ihm zu kommen.

Da dies noch niemals vorgekommen war, so hatte auch Alexandra nur mit einem leisen Beben in ihrem Herzen sich dazu angeschickt, ihrem Vater diesen ihr

völlig räthſelhaften Beſuch abzuſtatten. Mit einer tiefen Bläſſe auf den reizenden Wangen, faſt zitternd und ſchwankend, war ſie jetzt vor den Czaren in ſeinem Cabinet hingetreten; da er ihr aber mit einem ſo freundlichen und ſie bevorzugenden Blick entgegen gekommen war, und ſie ſogleich bei der Hand ergriff, um ſie mit großer Innigkeit neben ſich auf einen Seſſel zu ziehen, was eine um ſo bedeutendere und glücklichere Veränderung ſeines Weſens gerade in dieſer Zeit war, die ihn faſt nur trübe und ärgerlich geſtimmt geſehen, ſo glaubte ſich Alexandra ſchon mit mehr Vertrauen und Zuverſicht ihrem Vater nähern zu dürfen.

Paul hatte dieſe ſeine Lieblingstochter wohl ſeit einigen Wochen nicht geſehen, und es ſchien ihm eine große Freude zu machen, daß ihn Alexandra wieder ſo nahe umgab und er ſie in ihrer ganzen Schönheit und allem ihrem Reiz wieder einmal vor ſich erblicken konnte. Alexandra war ohne Zweifel die ſchönſte und liebenswürdigſte unter den Töchtern Paul's, und es ſchien ſich beſonders heut ihr ganzes reizvolles Weſen von Neuem erhoben und gekräftigt zu zeigen, denn Alexandra war ſeit dem unglücklichen Jahre, wo ihre beabſichtigte Ehe mit dem jungen König von Schwe

den auf eine ſo ſchmerzliche und kränkende Weiſe für ſie auseinander gegangen war, faſt immer leidend und traurig geweſen, ſie hatte ſeitdem lange Zeiten einer inneren Zerſtörung und der gefährlichſten Melancholie durchlebt, denn ihr Bräutigam, jener König, war damals zugleich der wahrhaft Geliebte ihres Herzens geweſen, und ſie begann dieſem Schmerz mehr und mehr auch Schönheit und Jugend zu opfern, ja ſie war bereits in ein Kränkeln eingetreten, an das man keine guten Hoffnungen mehr knüpfen zu dürfen glaubte.

Um ſo freudiger und glücklicher war die Ueberraſchung geweſen, mit welcher Paul jetzt ſeine ſchöne Tochter angeblickt hatte, und da er noch immer ſchwieg und kein Wort weiter hinzufügte, ſo ſchien es faſt, als hätte er ſie nur deshalb rufen laſſen, um ſich wieder einmal an ihrer Liebenswürdigkeit zu erfreuen und nach der Fortdauer ihrer bezaubernden Schönheit zu ſehen.

Alexandra war heut wieder, wie ſonſt, von allen friſchen Grazien ihrer Jugend und ihres Geſchlechts umhaucht. Groß und anſehnlich war ſie ſchon immer, faſt ſchon als Kind, geweſen, und jetzt, wo ſie ihr ſechzehntes Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, war

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.

3-598-52006-9
FN. 0250/053

ſie plötzlich mit einer edelen und majeſtätiſchen Hal tung vor dem Czaren, der im höchſten Grade davon ergriffen wurde, aufgetreten. Die feinen, regelmäßi gen Züge ihres Geſichts und der blendend weiße Teint unterſtützten dieſen Eindruck mit einer bewun dernswürdigen Zugkraft. Auf der glänzenden Stirn ſchien die frohe kindliche Heiterkeit und die Reinheit und Unſchuld der Seele eine göttliche Schrift aus gegoſſen zu haben. Die herrlichen dunkelblonden Haare waren heut wie durch die ſchmeichelnde Hand einer Fee um das ſchöne Haupt geordnet, und außer dem ſah man es allen ihren Bewegungen und hin reißenden Gebärden an, daß man es mit einer be deutenden und hochbegabten Natur zu thun hatte, und daß Alexandra mit einer wunderbaren Trefflichkeit ihres Herzens zugleich einen lebhaften und friſchen Geiſt verband.

Meine theure Alexandra, ſagte jetzt der Czar zu ſeiner Tochter, indem er ihre Hand freundlich in der ſeinigen hielt, ich wünſchte wohl, daß ein gutes Wort von mir heut Deinen Willen beſtimmte. Du biſt noch ſo jung geweſen, daß wir bisher alle Heirathspläne ruhig unter Deinen Füßen ſchlummern ließen, und über alle unſere Vorſicht und Vorbereitungen tanzteſt

Du hinweg, wie ein luſtiger Vogel, der gar kein Ziel hat. Das unglückliche Abenteuer mit dem armen jungen König von Schweden haben wir überſtanden, mein Kind, und wir ſind, dies ſehend, froh, daß der Kummer, der Dich einſt ſo tief beherrſchte, ſich nicht länger mitgeſchleppt hat, und jetzt uns einigen Raum zu verſprechen ſcheint, auf dem wir in Deinem Herzen die Geſtalt eines neuen, hoffentlich nicht minder angenehmen Bräutigams aufpflanzen könnten!

Alexandrine hatte ihrem Vater mit einem tiefen Erſchrecken zugehört. Sie war tief und dunkel erröthet, ſie begann zu zittern und zu ſchwanken, und indem ſie jetzt zu dem Czaren einen haſtigen, ängſtlichen Blick hinüberwarf, perlten einige große Thränen langſam und ſchmerzlich aus ihren Augen nieder.

Mein Papa, ſagte ſie halb bittend halb ſchmollend, Du ſollſt mit mir nicht vom Heirathen ſprechen. Es iſt wahr, ich weine nicht mehr um den König Guſtav, aber die Stelle iſt doch verwüſtet, auf der ich eine neue Liebe pflanzen könnte. Ich habe den herzlichen Wunſch, unvermählt zu bleiben, und wünſche als Dienerin meines Vaters, des gnädigſten Czaren, zu ſterben.

Wir wollen keine ſchönen Redensarten machen,

rungsvorschläge für das Emporkommen seiner vaterländischen Literatur zu thun. Den ersten Anstoß nahm er an der Sprache, ihrer Rauhigkeit, und ihrer Trennung in verschiedene Mundarten, sodaß, was man in Schwaben schreibe, unverständlich in Hamburg sei u. dgl. Dabei konnte er jedoch den französischen Maaßstab keinen Augenblick fallen lassen. Er wünschte eine Art von akademischem Dictionnaire, um in einer Sammlung von ausgewählten Wörtern und Redensarten etwas Allgemeingültiges für die deutsche Sprache festzustellen. Er wußte nicht, daß die productiven Umwälzungen, welche das Deutsche allein gestalten und zu einem nationalen Canon hinführen können, bereits tiefe Wurzel im Volke gefaßt hatten. Diese Selbsttäuschung des großen Königs wurde mehr mit Schweigen als mit Klagen hingenommen, aber F. A. Wolf, der eine vortreffliche Schrift „über ein Wort Friedrichs des Großen von deutscher Verskunst" geschrieben, behauptet irrig, daß die Klagen über Friedrichs unpatriotische Sprachvernachlässigung erst dann lauter wurden, als man gelernt habe, in vernehmlicherem Deutsch zu klagen,

Alexandra, bitte! entgegnete Paul mit einem Anflug von Verstimmung, indem er ihr seine Hand nicht ganz sanft auf die Lippen preßte. Bei einem ordentlichen Frauenzimmer kann die Stelle nie ganz verwüstet werden, auf der man eine neue Liebe anpflanzt. Und Du wirst Ursache haben, mir zu vertrauen, wenn ich auch in solchen Sachen Neues will. Du weißt, wie wenig ich Dir damals mit dem König von Schweden Gewalt anthat, und wie ich Dich ganz nach Deiner Laune und Deinem Gefühl walten ließ. Wäre meine Mutter, die Czarin Katharina, nicht gewesen, welche in diese Partie sich selbst verliebt hatte, so würde ich für meine Person keinen Augenblick daran gedacht haben. Denn allein schon das Kostüm der Schweden konnte mich an diesem jungen Mann verdrießen. Diese Leute mit ihren kurzen Röcken, mit ihren wunderlichen Mänteln und Bändern und den vertrackten runden Hüten, flößten mir durchaus einen nicht zu besiegenden Abscheu ein, und so nur konnte ein Bräutigam aussehen, der Dir, mein Kind, diesen abscheulichen Streich zu spielen wagte. Und Du hattest sogar angefangen, das närrische Kerlchen zu lieben, als er plötzlich auf eine ganz infame Weise von der Verlobung wieder zurücktrat und den ganzen

Hof von Petersburg ſcandaliſirte. Das Schwedchen nahm Anſtoß daran, daß Alexandra Paulowna der griechiſchen Kirche treu verbleiben ſollte, und nun kratzte er ohne Weiteres aus, und hinterließ uns nichts, als den faulen Fiſchgeruch ſeiner ſchwediſchen Kleidungsſtücke.

Der Czar ſah ſich in der Verſuchung, jetzt in ein lautes ſchallendes Gelächter auszubrechen, obwohl ihm im Grunde nicht im Geringſten danach zu Muthe war. Aber Alexandra war, ganz hingeriſſen von ihren Gefühlen und Erinnerungen, dem Czaren in die Arme geſunken und hatte ihren Kopf leidend und lauſchend an ſeiner Bruſt geborgen.

Es iſt ein ſehr ſtattlicher Mann, den ich jetzt für Dich auserſehen habe, begann Paul wieder zu ſeiner Tochter. Ein öſterreichiſcher Prinz macht auf die Ehre Anſpruch, um die Hand von Alexandra Paulowna werben zu dürfen. Einen feſten Bund mit der öſterreichiſchen Familie zu ſchließen, will mir ſehr am Herzen liegen. Das alte Schweden iſt für Rußland nur eine ſchmierige Kammer, in die es am allerwenigſten ſeine Prinzeſſinnen hinabſteigen laſſen möchte. Dagegen ſind Rußland und Oeſterreich werth, ſich zu heirathen, und es können große Geſchichten aus dieſer

Partie folgen. Oesterreich kann einmal der Tanzsaal Rußlands werden, und da wir Beide schon vereinigt stehen mit unsern Waffen, um das revolutionnaire Frankreich zu schlagen und zu verderben, so können wir auch noch recht lustig und vergnügt miteinander leben, denn das kann man mit Oesterreich, wie mit keinem andern Ding auf Erden. Die Heirath, welche wir durch Euch stiften wollen, Alexandra Paulowna, wird ein neuer Handschlag für den Bund zwischen Rußland und Oesterreich sein. Versäumt darum nicht, Euch für diesen wichtigen und großen Augenblick mit allen Euren Wünschen uns bereit finden zu lassen. Es ist der Erzherzog Joseph, der mir zur Vermählung mit der Prinzessin Alexandra von dem römischen Kaiser angekündigt und empfohlen worden ist. Dieser junge Prinz des erlauchten österreichischen Hauses bekleidet jetzt die Würde eines Palatinus von Ungarn und vereinigt mit seinem erhabenen Range die liebenswürdigen Tugenden eines Fürsten und Edelmannes in hohem Grade. Der Erzherzog Joseph wird in nächster Zeit nach Petersburg kommen, um sich vorzustellen und seinen Antrag auszusprechen, sobald wir ihm nur einige Hoffnung auf Gewährung melden lassen können.

Alexandra ſchien mit einem großen Entſchluß in ihrem Herzen zu kämpfen. Ich erbitte mir eine Bedenkzeit, binnen welcher ich mich entſcheiden muß, flüſterte ſie dann mit einem demüthigen, aber entſchloſſenen Laut. Sie ſchien ſich in ihrem ganzen Weſen von Neuem zu erkräftigen und betrachtete den Czaren mit großen, ernſten, ruhigen, aber ganz thränenfrei gewordenen Blicken.

Ich bitte Dich, Kind, ſo raſch als möglich einen freien und mir entſprechenden Entſchluß zu faſſen, ſagte Paul jetzt, indem er nochmals mit einem innigen Druck die Hand Alexandra's berührte. Rußland und Oeſterreich haben ſchon auf den Schlachtfeldern Italiens große Hochzeiten zu feiern begonnen und der Nationalruhm hat ſich vermählt unter dem Schwerterklirr der beiden kriegsluſtigen Völker und ihrer großen Offiziere! Mein Suwarow hat vor Allen das Hochzeitbitten in Italien verſtanden, er hat ungeheure Siege um ſich geſammelt, und im Freudenſchein derſelben haben ſich die Oeſterreicher zu ihm gefunden und den Bund ihrer Zuſammengehörigkeit mit uns in glänzenden Waffenfeſten gefeiert. Der Erzherzog Palatinus von Ungarn und die Prinzeſſin Alexandra Paulowna werden jetzt dieſer Richtung beider Nationen folgen,

und als Mann und Frau werden ſie das Siegesbild vollenden, das die Häupter Rußlands und Oeſterreichs krönen ſoll!

O, das iſt herrlich, mein gnädiger Vater! rief Alexandra mit einem glücklich frohlockenden Ton, indem ſie den begeiſterten Reden und Handbewegungen des Czaren mit ihren Blicken folgte. Ich freue mich, daß der Krieg in Italien ſo ſehr Deinen Wünſchen und Erwartungen ſich gefügt hat, und ich danke Dir, daß Du unter dieſe großen Dinge, die Dich intereſſiren müſſen, auch die Angelegenheiten meines kleinen Lebens, und zwar gerade in dieſem Zuſammenhange, gereiht haſt! Daß Du mich auf dieſe Weiſe anſiehſt, fördert und reift meinen ganzen Entſchluß.

Ich habe meine Kinder immer geliebt! rief Paul mit einem ungemein herzlichen und biedern Ausdruck im Geſicht. Und wie ich meine guten, ſchönen Kinder liebe, ſo liebe ich auch mein Volk, die Ruſſen. Ich will ſtolz auf ſie ſein, und das iſt mein ganzes Streben, welches mich beſeelt. Der gute Kaiſer Franz II. iſt mir ſchon darin entgegengekommen, er hat meinen Souwarow ebenfalls zu ſeinem Feldmarſchall gemacht, als derſelbe mit Ruſſen und Oeſterreichern nach Italien gegangen iſt, und dort hat er wie ein allmäch-

tiger Gott den verruchten Franzosen Halt geboten und hat sie zerschmettert, wie eine Heerde Raubvögel in eine Feuersäule aufloderet, ohne daß noch irgend eine Spur von ihnen bleibt. Da haben die Russen und Oesterreicher die große Schlacht bei der Adda geschlagen, durch welche das Schicksal der Lombardei mit einem Schlage entschieden worden ist. Die Auflösung der erbärmlichen cisalpinischen Republik erfolgte wie auf den ersten Schuß der österreichischen und russischen Gewehre. Und so sah man wohl noch nie ein ganzes Heer aufreiben, als es dem französischen Heer geschehen ist, mit allen seinen Offizieren, Generälen und Gemeinen, von denen nur einige übrig blieben von den Streichen des alten Souwarow. Und mein Souwarow übertrifft sogar die Franzosen noch als der liebenswürdige Schwerenöther, der als der blutige Sieger an der Adda noch zu Aufmerksamkeiten für Damen den Sinn übrig behält. Dem gefangenen französischen General Serrurier, als er ihn vor sich kommen läßt, überzieht er eine bedeutende Summe Reisegeld, um sich damit nach Paris begeben zu können, und zugleich überreicht er ihm eine Handvoll duftiger Rosen, die er seiner Freundin in der französischen Hauptstadt mitbringen soll, als Huldigungsgabe eines Russen, der

den Franzoſen eben eine ungeheure Schlacht abgewonnen hat. Und da ſeht Ihr plötzlich den alten ſchmierigen Souwarow, der einer ruſſiſchen Dame noch nie ein Bouquet überreicht hat, und von dem man bei den ſtinkenden Parfüms, die er ausſchwitzt, doch niemals die Vorſtellung hatte, daß er noch einſt als Frühlingsgott mit einer Hand voll Roſen auf dem Schlachtfelde daſtehen würde, um ſie lächelnd, wie ein gefallſüchtiger Eber, durch den eben geſchlagenen General an eine Pariſerin abzuſchicken. Nein, da müßte man gar keinen Kopf mehr haben, wenn man nicht darüber in ein fürchterliches Gelächter gerathen wollte! Und wahrhaftig, ich lache, und muß immerfort lachen, ha! ha! ha!

Der Czar war jetzt in ein ſo gewaltiges Lachen übergegangen, daß er ſich gar nicht wieder zur Ruhe bringen zu können ſchien. Und die fröhliche Natur Alexandra's, die dann nicht leicht zurückblieb, mußte ebenfalls herzlich miteinſtimmen, und brach in ein friſches und übermüthiges Gelächter aus, das den Czaren, indem es ihn herzlich zu erfreuen ſchien, augenblicklich noch günſtiger für die junge Prinzeſſin ſtimmte.

„Freilich hat unſer guter Souwarow auch ſeine Noth mit den Oeſterreichern gehabt, fuhr der Czar

fort, der in eine behagliche Plauderſtimmung mit der Prinzeſſin Alexandra überzugehen ſchien. Wie er mir vielfältig und wiederholt berichtet, hat er mit den öſterreichiſchen Offizieren und Soldaten fortwährend Umſtände und Häkeleien gehabt, die ſich miteinander verſchworen zu haben ſchienen, dem Kriegsruhm des großen Souwarow irgend eine empfindliche Scharte zu ſchlagen, und ihn mit lauter thörichten Dummheiten, wie ſie die Oeſterreicher machen, zu ärgern und zu ſtören. Aber ein Mann, der in 32 blutigen Schlachten geſiegt hat, ein Souwarow, iſt durch ſolche Umtriebe nicht irre zu machen, noch aus ſeinem großen Heldenthum herauszuwerfen. Unter der Führung eines Souwarow mußte ſelbſt das Geſindel, das ihm ſeinen Ruhm vernichten und zerbröckeln wollte, ſich zu Helden machen laſſen, Souwarow ſiegte mit ihnen, und belohnte dann noch ſeine Neider und Beleidiger, indem er ihnen zum Lohn für die wider ihren Willen bewieſene Tapferkeit große Geſchenke machte, die er aus ſeiner eigenen Taſche ſpendete. So haben ſich Oeſterreicher und Ruſſen doch auch im Wege gelegen, indem ſie als Kampfgenoſſen miteinander ſtanden; es iſt dies gerade wie eine nicht ganz glückliche Heirath, Alexandra, in der Perſonen zuſammengekommen ſind,

die vielleicht am beſten gethan hätten, von einander zu bleiben, die aber doch in ihrer Vereinigung, indem ſie ſich mit Vernunft und Einſicht überwinden, viel Gutes thun und ihrer Sache große Dienſte leiſten werden, die ſonſt nimmermehr hervorgegangen wären. So geht es ja faſt in allen Ehen, mein Kind. Wenn man ſich verheirathet, ſo heißt dies doch eigentlich nichts Anderes, als daß Einer den Anderen zum Narren hat; und wer es am geſchickteſten verſteht und dabei einigermaßen leben bleibt, iſt ohne Zweifel der Geſchickteſte, und er fühlt am Ende auch die meiſte Liebe zu dem Andern. So ehrt der Czar die Czarin ganz beſonders, indem er ruhig einſieht, warum ſie nicht gerade ſeiner Meinung ſein kann, und warum ſie, ſich ſelbſt folgend, anders handeln würde, als er ſelbſt handelt. Es würde ihn dann nur herzlich ſtören, wenn ſie einmal ſeiner Meinung ſein wollte, und dann ſind ſie am weiteſten miteinander gekommen, wenn ſie ſich auch durch ihre Uebereinſtimmung nicht mehr ſtören und ärgern und Jeder in dem Anderen ſeinen ewigen Ureke ſieht, mit dem er doch Tag aus Tag ein zuſammen iſt, und mit dem er weiter lebt, ohne daß ſie ſich eigentlich vertragen können. Daß Jeder dies vom Andern aushält, iſt gerade der Triumph

Beider, und nun heißt es, die Leutchen müſſen ſich doch ſehr lieben, denn ſie haben ſich ja noch nicht einmal umgebracht. Weiter bringt es ja doch die höchſte Liebe nicht, als daß Einer den Andern nicht umbringt, und darin hat die Liebe ſchon Wunderbares erreicht, daß, wer den Andern umarmt, ihn noch leben läßt, und wer ihn küßt, ihn mit ſeinen Lippen nicht vergiftet. Darum höre, Alexandra, und faſſe wo möglich noch in dieſem Augenblick Deine Entſchlüſſe. Oeſterreich und Rußland haben ſich in der Schlacht Souwarows miteinander verheirathet gezeigt; ſie haben in dieſer Schlacht gegen einander geſchimpft und geſcholten, aber ſie haben doch auch wieder zuſammen geſiegt, ſie haben Sieg und Ehre zuſammen erworben. Deine Ehe mit dem Erzherzog Palatinus, die wir von Dir wünſchen, wird doch nicht weniger tapfer und ehrenhaft ſein, als eine Schlacht des alten Souwarow. Denn, zum Teufel, Du biſt ja eine ruſſiſche Prinzeſſin. Es wird alſo gut ausſchlagen, meine Tochter, und wenn Ihr Euch auch zuweilen entgegen ſein ſolltet, ſo ſchadet das ja gar nichts, ſo kommt es ja darauf gar nicht an, ſo könnt Ihr doch Sieg und Ehre zuſammen haben, und Ihr macht es gerade wie Souwarow'n ſeine Soldaten, die ſich untereinander

und sich nicht mehr schämen durfte, über Verachtung einheimischer Barbarei in barbarischen Tönen zu murren. Schon viele Jahre vor Erscheinen der Schrift über die deutsche Literatur hatte auch Klopstock seine Ode: Kaiser Heinrich (1764.) gesungen, und darin in seiner hochtönenden Weise fast zu hart beklagt, daß Friedrich nur

„um Gallus Pindus irrte."

Friedrich der Große schlug in seiner Abhandlung de la litérature allemande vor, die deutsche Rede durch Uebersetzungen der Alten gedrungener und energischer zu machen. Er tadelte mit Recht die weitschweifige Schreibart der deutschen Schriftsteller und ihre Sucht, durch Häufung von Einschiebseln die Sätze in die Länge zu ziehn; am Ende einer langen Seite finde man oft erst das Verbum, auf dem der Sinn des ganzen Redesatzes beruhe; sie seien, anstatt reichhaltig und mannigfach zu sein, so gedehnt, daß man eher das Räthsel der Sphinx als ihre Gedanken errathen könne. Durch Uebersetzung des Thucydides und Xenophon, des Demosthenes, Marc-Aurel, Cäsar,

verläſterten und verkleinerten, und doch die große herrliche Schlacht miteinander gewannen, in allen Kriegsehren, im Jubel des Gelingens. So ſprich Dich nun bald darüber aus, Alexandra, denn Du thuſt mir diesmal durch den beeilten Entſchluß zu Deiner Einwilligung einen um ſo größern Gefallen. Ich wünſchte den öſterreichiſchen Erzherzog gern ſchon in der allernächſten Zeit bei mir hier in Petersburg zu ſehen, denn ich hoffe davon eine gute Wirkung auf die Sinnesweiſe in Oeſterreich, und am Ende ſiegen die Souwarows doch noch leichter und umfaſſender, wenn Alles, was ſie führen, aus lauter einigen und ſich nicht widerſtrebenden Soldaten beſteht.

Alexandra war von dem hinreißenden und feurigen Ausdruck in des Czaren Geſicht ſo tief ergriffen worden, daß ſie ihm in der höchſten Erregung in die Arme ſtürzte, und längere Zeit hindurch mit ihrem freudig und ſinnig zu ihm emporgeneigten Köpfchen an ſeinem Halſe hängen blieb. Dann ſagte ſie plötzlich mit einer leiſen bebenden Stimme, indem ſie ſich feſter und ängſtlicher an ihn ſchmiegte: O Papa, ich mache gar keine Anſprüche weiter, als in dieſer Sache gehorchen zu dürfen. Möge der Czar für mich antworten und beſtimmen nach Wien, und Alexandra wird

immer thun, was der Czar befohlen hat! Es giebt für mich kein beſſeres Schickſal, als das, was in den Befehlen des Czaren, meines allergnädigſten Vaters, für mich liegt!

Alexandra ſah tieferregt und durchſichtig bleich aus, als ſie jetzt Alles, worauf es ihr noch ankommen konnte, in den Ausſpruch des Czaren, ihres Vaters, ſtellte. In dieſem Augenblick öffnete ſich raſch die Thür des Zimmers und Prinz Conſtantin trat in einer raſchen und heftigen Bewegung herein, obwohl ein tiefes Trauer-Coſtüm, in dem er ſich darſtellte, mit ſeinen leidenſchaftlichen Manieren und der Haſt ſeines Eintretens in einem ſeltſamen Widerſpruch zu ſtehen ſchien.

Der Czar ſchien unangenehm aufgeſchreckt, indem er den Prinzen Conſtantin jetzt eintreten ſah, und ſeine Mißempfindung ſchien um ſo erregter, da Conſtantin überhaupt ſelten eine willkommene Erſcheinung für Paul war, der dieſen Sohn wegen ſeines trotzigen und unverſchämten, zeitweiſe gegen den Czaren ſelbſt gerichteten Weſens ſelten bevorzugte, obwohl er ſich dann auch bei andern Gelegenheiten wieder ganz ausſchließlich mit ihm einließ.

Dazu hatte auch das feierliche Leichenbegängniß

gehört, welches von dem Czaren für den polniſchen König Stanislaus Auguſt auf den heutigen Abend angeſetzt worden war, und was den Prinzen jetzt veranlaßte, den Czaren abzuholen, wozu er noch an demſelben Morgen die ausdrückliche Erlaubniß und Aufforderung empfangen hatte.

Wenn ich zur Unzeit komme, bitte ich um Verzeihung, hatte der Prinz jetzt beim Eintreten herausgepoltert. Aber ich hatte zugleich die Aufträge des Czaren zu erfüllen, und mußte jetzt anzeigen, daß Alles denſelben gemäß beſorgt worden iſt. Wir werden dem alten König von Polen alſo jetzt ein höchſt prachtvolles Leichenbegängniß halten, und an der Spitze des feierlichen Zuges, den wir beabſichtigen, wird der Czar auf dem feurigen perſianiſchen Hengſt reiten, den ich zu dieſem Zwecke beſtellt habe, und der bereits unten vor der Thür des Palaſtes ſteht, um von Seiner Majeſtät beſtiegen zu werden. Es iſt Alles gut, Czar!

Nun wohl, entgegnete der Czar, indem er den Prinzen mit einem befremdeten Blick betrachtete und dann raſch und haſtig zum Fenſter hinanſchritt, um einen Blick auf die Straße hinunter zu werfen. Euer Erſcheinen, Prinz, iſt dennoch um mehrere Minuten

verfrüht. Zwar ſehe ich meinen geliebten perſiſchen Hengſt, nach dem mich heut allerdings ganz beſonders verlangt, dort unten vor dem Palaſt halten, aber der Zug iſt bei weitem noch nicht vollſtändig, um ſich bilden zu können, und ich ſehe mehrere Elemente noch gar nicht vertreten, deren Erſcheinen ich befohlen und auf die ich mit beſonderer Abſicht heut Abend gerechnet habe. Es erklärt ſich aber Alles durch den freilich unerklärten Umſtand, daß Ihr hierher zu mir zu früh gekommen ſeid, Prinz, und ein ordentlicher Soldat darf nie zu früh kommen. Merkt Euch das, Conſtantin, denn es iſt bei weitem nicht ſo ſchlimm für einen Soldaten, wenn er einmal zu ſpät kommt, weil dann immer eine kräftiger gemachte Handlung noch wirkſamer eingreifen kann, als zu früh, wo die eigentlichen Bedingungen noch fehlen, unter denen man handeln ſoll!

So will ich denn lieber bekennen, was mich zu dieſem Fehler brachte, Czar, ſagte der Prinz mit einem bösartigen Lächeln. Ich kam ſchon jetzt, um noch vorher Zeit zu haben, dem Czaren eine Bitte vorzutragen, die mir gewaltig am Herzen liegt, und darüber ein Wort reden zu können, wie es mir am beſten paßt. Ich habe einen großen, einen heftigen Wunſch, mein

Vater. „Ich möchte mich gern persönlich auf den Kriegsschauplatz in Italien begeben dürfen, und ich bitte um die gnädige Erlaubniß, Czar, daß Ihr mir gestattet, mich dorthin zu begeben und dem Grafen Suwarow zum Kriegsdienst bei der Armee zugeordnet zu werden. Für unser Vaterland und unsern Czaren geht jetzt so Großes vor dort im Süden, daß ich nicht mehr in Petersburg zurückzubleiben vermag, daß meine Hand Tag und Nacht zuckt, um sich zum Mitkämpfer Rußlands zu melden, und daß ich mit allen meinen Kräften um die Gnade des Czaren mich bewerbe, als Freiwilliger in die Armee Suwarows eintreten zu dürfen.

Der Czar schlug ein lautes Gelächter auf, womit er zuerst diese sehr dringlich an ihn gebrachte Bitte seines Sohnes beantwortete. Dann sagte er: Ich kann mir denken, was den unglücklichen Ehemann so eilig in's Kriegsbett treibt. Er befindet sich nicht eben allzu glücklich in den Armen der ehelichen Liebe hier in Petersburg, und nun möchte der gern einmal eine Extratour recht weit von hier im Lager des alten Suwarow versuchen. Nun, ich will in solchen Bedrängnissen meine hülfreiche Hand nicht entziehen. Aber Deine Reise, Constantin, soll zugleich in einen

Auftrag des Czaren ſich kleiden, und dadurch eine größere Sicherheit gewinnen, ein gutes Ziel zu erreichen. Du ſollſt dem Souwarow mein in Brillanten gefaßtes Portrait überbringen, welches ich ihn bäte, als Zeichen meiner dankbaren Gefühle auf ſeiner Bruſt zu tragen, denn ich wäre ſein ewiger Schuldner für die glänzenden Dienſte, welche er dem Vaterland geleiſtet, in dem er durch ſeine neueſten Thaten Rußland auf der Höhe Europa's befeſtigt. Ich will es geſtehen, Conſtantin, die glänzenden Fortſchritte meiner Waffen in Italien durch Souwarow haben mich wahrhaft glücklich gemacht, und da trifft Dein Wunſch, zum Souwarow abgehen zu wollen, gerade zur rechten Zeit bei mir ein. Ich werde daher zugleich ein Reiſegefolge von lauter bewährten und erprobten Freunden und Rathgebern für Dich bilden, und unter dieſem Geleit kannſt Du morgen ſchon nach Italien abgehen. Du wirſt den Grafen Souwarow in dieſem Augenblick noch in Turin antreffen, wo er aber wohl nicht mehr lange ſtehen wird, denn der Souwarow denkt ſchon wieder daran, ſich zu einer neuen Schlacht ein großes ergiebiges Terrain zu ſuchen. Und nun höre noch meinen ganzen Befehl über die Eigenſchaft Deiner Perſon, in welcher Du in den Krieg reiſen wirſt. Du ſollſt

nicht etwa als Mitſtreiter und Mitwirker im Kriege dorthin abgehen, denn das würde mir jetzt noch nicht von Dir paſſen; ich will, daß Suwarow und ſeine Generäle mit meinen Truppen allein ſtehen ſollen in dieſen Schlachten. Aber ich werde Dir einen Brief an Suwarow mitgeben, wonach er Dich als einen Lehrling in der Kriegskunſt und als einen ganz freien Beobachter mit der größten Sorgfalt aufnehmen ſoll.*) Er wird Dir den Aufenthalt im Heere ſo angenehm als möglich machen und Du wirſt jedenfalls mit vielen neuen Kenntniſſen und Erfahrungen zu uns zurückkehren, ohne Dein Leben gefährdet zu haben, deſſen die Familie des Throns noch nicht ſo ohne Weiteres entbehren kann.

So ziehe ich es vor, lieber nicht zum Suwarow abzugehen, verſetzte der Prinz, indem er ſich jetzt in einer feſten, trotzigen Haltung emporhob und höhniſch lächelnde Blicke gegen den Czaren richtete. Ich bitte vielmehr um die Erlaubniß, jetzt ganz ruhig hier in Petersburg bleiben zu dürfen, denn die Ehelatten, auf denen ich liege, ſind doch noch nicht ſo hart und drückend für mich geworden, daß ich es hier bei mir gar nicht

*) Tannenberg, Leben Pauls des Erſten. S. 132.

mehr auszuhalten wüßte, und mich lieber ſo weit fortbegeben ſollte, um als Lehrling und Schooßkind Souwarows an ſeinem grauen Bart zu zupfen.

Hier bleiben wirſt Du nun jetzt nicht mehr können, mein guter Conſtantin, entgegnete Paul mit einem boshaften Lächeln. Du haſt mich auf den Gedanken gebracht, dem General Souwarow mein Portrait ſenden zu mögen, und da weiß ich keinen beſſern und paſſenderen Boten, meinen Dank zu erkennen zu geben, als durch Dich. Mit Deiner, wie es mir ſcheint, nicht ſehr charmanten Ehe halte es wie Du willſt und kannſt. Unſer Haus iſt kein gutes Weizenfeld für die Ehen, aber vielleicht werden wir von dieſer Seite her jetzt beſſer beſtellt ſein, denn Du kannſt den Grafen Souwarow zugleich benachrichtigen, daß unſere Prinzeſſin Alexandra im Begriff ſteht, ſich mit dem Bruder des römiſchen Kaiſers, dem Erzherzog Joſeph, zu vermählen.

Prinz Conſtantin trat mit einer gemachten Theilnahme, die ihn aber zugleich aus den ferneren Berührungen mit dem Czaren herausbringen ſollte, raſch und lebhaft zu der Prinzeſſin hinüber, und ſprach derſelben mit mehr Intereſſe, als man es ſonſt an ihm zu ſehen gewohnt war, ſeinen Glückwunſch aus, den

Alexandra in der Ueberraſchung, durch die ſie jetzt aus einem träumeriſchen Hinſtarren erweckt wurde, mit einem faſt freudigen Seufzer aufnahm.

Der Czar beobachtete Beide mit einem durchdringenden ſcharfen Blick und ſagte dann: Dieſe neue Ehe wird ſehr raſch geſchloſſen werden, denn ich erwarte den Erzherzog Palatinus ſchon in der nächſten Woche in Petersburg eintreffen zu ſehen. Du aber, Conſtantin, entſchließe Dich jetzt eiligſt, von Deiner lebhaften und aufbrauſenden Frau Gemahlin Abſchied zu nehmen. Es wird recht gut für Dich ſein, einmal aus Petersburg wieder fortzukommen, denn lange hintereinander will man ſich hier niemals recht wohl befinden, und die Bewohner von Petersburg kommen mir oft gerade wie Menſchenfreſſer vor, die uns das letzte Stück Lunge, mit dem wir noch athmen, fort beißen möchten.

In einer ſolchen Lage kann man ſich nur als Czar befinden, erwiederte Conſtantin mit einer lauten, polternden Stimme. Ein Prinz lebt hier in einer zu unbedeutenden und machtloſen Stellung, als daß er, wenigſtens im Volke, ſo viel Feinde haben könnte, wie er vielleicht verdienen mag. Der Czar iſt dafür ein viel beſſeres Gabelfrühſtück. Mein Gott, auf alle

und jede Weiſe giebt der Czar Anſtoß und die Leute haben Luſt, über ihn herzufallen, und ſollten ſie nur auf dem Schatten ſeiner Naſe am Parquet treten können, ſo thun ſie es mit einem gewiſſen Ausdruck und wiſſen damit einige Gedanken zu verbinden, auf die man gar nicht gefaßt war.

Auf das Geſicht des Prinzen waren bei dieſen Worten einige ſo ſcharfe und höhniſche Lichter und Schatten getreten, daß der Czar ſelbſt ihn mit einem aufſteigenden Entſetzen zu betrachten ſchien, und ſeine Blicke ſchen von ihm abwandte, um nicht ſeinen glühenden und boshaft blitzenden Augen zu begegnen.

Was kann denn ein guter Ruſſe an ſeinem Czaren auszuſetzen haben? fragte endlich Paul, indem er ſeinem Sohn mit einer ſchrecklichen Grimaſſe den Rücken zukehrte, mit einer harten, fürchterlich hallenden Stimme.

Oh, erwiederte Conſtantin, laut ſchreiend und faſt frohlockend, es giebt wunderliche Kerls, und man müßte der Teufel ſelbſt ſein, wenn man immer geſchickt mit ihnen fertig werden ſollte. Der Czar thut heute Das, und morgen Das, und wodurch er die Einen erfreut hat, muß er die Andern ärgern. Bald thut er den Bauern die größten Wohlthaten an, und

Salluſt, Tacitus, und von den Franzoſen des Rochefoucault, der perſianiſchen Briefe, des Geiſtes der Geſetze, würde die Sprache genöthigt werden, alle müßigen Ausdrücke und unnützen Worte zu vermeiden; unſere Scribenten würden dann allen ihren Scharfſinn zur Zuſammendrängung der Gedanken aufwenden müſſen, um in der Ueberſetzung die an der Urſchrift bewunderte Kraft zu zeigen. Um aber die harten Laute in der Sprache ſelbſt zu ſänftigen und wohltönender zu machen, kam Friedrich auf ein gewaltſameres Auskunftsmittel, nämlich allen Zeitwörtern mit den unendlich monotonen Endungen auf — en ein A hinten anzuſetzen, Sagena für Sagen u. ſ. w., wodurch das Deutſche allerdings zu italieniſchen Melodieen ſich heranſchmeicheln könnte. *) Ihn wandelte freilich dabei ſogleich die richtige Beſorgniß an, daß, wenn auch der Kaiſer ſelbſt mit ſeinen acht Kurfürſten auf einem feierlichen Reichstag dieſe Ausſprache durch ein Geſetz einführen wolle, es doch

*) Oeuvres de Frédéric II. publiées du vivant de l'auteur T. 2. p. 87. (de la litérature allemande): „Il

ſcheint ſie zu dem erſten Stand in ganz Rußland er heben zu wollen; dann iſt er wieder ſehr ſtreng gegen ſie, und jede Bewegung unter ihnen, die er ſelbſt durch ſeinen neuen Ukas hervorgerufen, läßt er auf das Härteſte als Rebellion beſtrafen. Die gemeinſten Kerls, Lakayen ohne Scham und Zucht, erhebt ein ſolcher Czar täglich zu den glänzendſten und höchſten Stellen, und den General Meyendorf, einen der beſten Cavalerie-Offiziere in ganz Rußland, ſendet er auf die ſchimpflichſte Weiſe in die Acht, weil derſelbe aus Zerſtreuung und Eile auf die Parade in einer alten Uniform gekommen war. Dieſer Czar haßt und verachtet die Garden und ſie rächen ſich durch einen verfluchten Einfall, denn der infame Name Pruſſaki, welchen man den andern Soldaten des Czaren beilegt, iſt aus den Reihen der Garden herausgekommen. Allen Leuten werden die Köpfe verdreht, weil Niemand mehr weiß, wie ihm geſchieht oder geſchehen wird, und weil ſogar Fracs und Weſten und alle möglichen anderen Dinge verboten ſind, in die man einmal ein Glied hineinſtecken könnte, das Einem gerade friert. Ein armer Tapezier erhält die Baſtonnade mitten in der Kirche und unter der zu einer großen Feierlichkeit gerade verſammelten Gemeinde, weil er, wie ihn der

Czar in einer Ecke der Kirche auf einer Leiter geſehen, dort in Weſte und Beinkleidern ſtand, um an einer Decoration für das Feſt bequemer arbeiten zu können. Dieſer Tapezier ſoll allerdings ein Franzoſe geweſen ſein, aber da Souwarow, zu dem ich jetzt als Bote abgeſchickt werden ſoll, erſt jetzt die Franzoſen in Italien ſchlägt, wozu ſollten ſie ſchon damals in der Kirche ausgehauen werden? So giebt es denn jetzt kaum noch einen Winkel in Rußland, in dem man nicht Angſt und Grauen vor dem Czaren hätte, was ſich aber am meiſten im eigenen Hauſe des Czaren offenbart, wo nur die gränzenloſeſte Furcht den täglichen Dienſt verrichtet und wo die kleinen Prinzen und Prinzeſſinnen ſich gewiſſe Geſichter des Czaren einſtudirt halten, um ſich damit untereinander nach Bequemlichkeit graulich zu machen. Zuletzt hat nun in Rußland Jeder aufgehört, ſich ſicher zu fühlen, oder, was noch ſchlimmer iſt, es fühlen ſich jetzt nur noch Diejenigen unſicher, welche die Gunſt des Czaren empfangen haben und in den Beſitz ſeiner Gnaden gekommen ſind. Der allgemeine Schauder iſt jetzt größer als je, ſeitdem die Czarenfreunde den Schrecken vor der Perſon des Czaren durch alle Straßen von Petersburg verbreiten. Ein Freund entſteht ſogleich

dem Czaren, wenn er Jemand gefunden zu haben glaubt, der in seine sogenannten Ideen eingeht, und den der Czar dann sogleich für gefährlich hält, nachdem er ihm nur eine Zeitlang seine Gnade und sein Vertrauen geschenkt. Diese Menschen irren dann bald verstoßen und beschädigt im ganzen Lande umher und erfüllen alle Winkel mit ihren Klagen und Beschwerden, so daß auch von dieser Seite her die Luft in Rußland so ängstlich und ungewiß geworden, und Niemand mehr weiß, woran er glauben und sich halten soll. Alle Menschen in Rußland sind dadurch schier verdreht und toll geworden, und die Leute aus dem Volke, die dem Czaren begegnen, wissen nicht mehr, wem sie begegnet sind, ob ihrem Herrn und Czaren, oder ihrer Geißel, der sie zur Züchtigung für alle ihre vergangenen und zukünftigen Sünden unterworfen worden sind!

In dem Czaren schien jetzt eine merkwürdige Ruhe eingetreten, er stand kalt und unbewegt dem Prinzen gegenüber und betrachtete ihn mit einem stillen, durchbohrenden Ausdruck. Nur auf seine Wangen, bis hoch über die Stirn hinüber und über den kahlen Kopf hinweg, hatte sich eine fürchterlich schimmernde Blässe ausgebreitet, die auf mehreren Punkten in einen trü-

den gelben Schein überging und das Bild des Czaren in einem entſetzlichen Ausdruck hervortreten ließ. Zugleich hatte er dabei etwas ganz und gar Bemitleidenswerthes erhalten und er warf jetzt faſt einen bittenden und ſtumm flehenden Blick zu Conſtantin hinüber, der ihn fragend mit boshaft triumphirenden Augen anſah. Die ganze Perſon des Prinzen ſchien ſich vor den Blicken des Czaren vergrößert und ausgedehnt zu haben und ſchwebte ihm in einem dicken Dunſt entgegen, mit einem gehäſſig flammenden und leuchtenden Ausdruck, wie es dem Czaren niemals vorgekommen war. Paul wurde von einem Schauder ergriffen, der ihn heftig zu durchzucken anfing und ihn jetzt in gewaltſamen Bewegungen ſeines ganzen Körpers hin und her zerrte.

In dieſem Augenblick ging ein tiefer mächtiger Klageſeufzer durch das Zimmer, und der Czar, der erſchrocken dieſem neuen Klang lauſchte, der ihn in der großen Verlegenheit des Augenblicks wunderbar befiel, bemerkte jetzt, daß der Ton von Alexandra's Lippen gekommen, die ſich ängſtlich und ſcheu umherwand und dem ausgebrochenen Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn nicht länger in ruhiger Haltung beiwohnen zu können ſchien. Sie hatte ſich daher jetzt

zur Thür gewandt, und nachdem ſie dieſelbe erſt verſuchsweiſe mit vorſichtiger Hand geöffnet, ſchob ſie ſich endlich wie im angſtvollen Fluge durch die Thür hindurch und verſchwand.

Paul war jetzt ſeinem Sohn wieder näher getreten und betrachtete ihn mit einem langen wunderbar ruhigen Blick, der mächtig in die Seele des Prinzen niederzufallen ſchien. Dann ſagte er, noch näher zu Conſtantin herantretend und ihm die eine Hand ſtark auf die Schulter legend, ganz leiſe: Ich hatte doch nicht geglaubt, daß man mich mit meinem Streben in Rußland ſo ganz durchfallen laſſen würde. Es war freilich meine Abſicht, nicht Jeglichem zu gefallen, denn was hätte ich ſonſt für ein erbärmlicher Menſch ſein müſſen! Und Niemanden zu gefallen, darin liegt doch immer noch ein Stück Größe, denn man muß dann ruhig bei ſich ſelbſt aushalten und muß am Ende von ſelbſt danach trachten, der rechte Czar zu ſein, weil man keinen andern Freund mehr hat, als an ſich ſelbſt. Aber ich hatte doch wenigſtens geglaubt, daß man mit einiger Befriedigung die neue Lage Rußlands anblicken würde, welche durch unſern glorreichen Krieg gegen Frankreich in Europa entſtanden iſt! Wir ſchlagen doch einen ſehr rühmlichen und nachdrücklichen Kampf,

mein Liebſter, und dem Directorium in Paris iſt darüber ſchon angſt und bange geworden. Alle Franzoſen haben auf das Sehnlichſte den Frieden mit uns herbeigewünſcht, und nachdem unſer Souwarow Turin und Mantua eingenommen, alle übrigen Feſtungen erobert und das ganze piemonteſiſche Gebiet ſich unterworfen, hat das Pariſer Directorium bereits Kouriere über Kouriere hierher nach Petersburg geſchickt, um den Frieden mit uns zu haben. Selbſt unſer Souwarow gab dem Andringen der Franzoſen nach, ihre Friedensbewerbungen bei mir zu unterſtützen. Aber ich konnte auf die überwältigende Tapferkeit meiner Truppen in Italien keinen für Rußland nicht ziemenden Frieden bauen, ich hörte die Vorſchläge der Franzoſen nicht und blieb der einzige Herr über Krieg und Frieden durch den Fortgebrauch meiner Waffen. Indem die Ruſſen dieſe franzöſiſchen Friedensbitter mit langen Geſichtern wieder abziehen ſahen, mußten ſie doch rechtmäßig denken: wir haben immerhin einen ordentlichen Czaren, der uns Ruſſen etwas werth ſein muß. Das iſt der Czar, der ſeine Ehre in der Ehre Rußlands ſieht und trägt, und mag er ein Freund oder Feind der Bauern ſein, mag er die Druckereien verbieten und das Leſen der franzöſiſchen Zeitungen

unterſagen, und Beinkleider, Weſten, Fracs, alte Uniformen und die ruſſiſchen Fuhrwerke haſſen, ſo iſt er doch ein wahrer Freund der Ruſſen, ſo liebt er jeden Ruſſen wie ſich ſelbſt und lebt und ſtirbt nur in der Ehre Rußlands, in der allein er glücklich und groß iſt! Kommen dann doch Leute, die ihn mißzuverſtehen, zu verſpotten und zu ſchmähen wagen, ſo ſind das Hundejungen, die nicht wiſſen können, wie einem ernſtlichen Czaren zu Muthe iſt, weil ſie ſelbſt nur mit dem allergemeinſten Vieh ſympathiſiren, ſo ſind das Prinzen und Beutelſchneider Seelen, die ihren Hochmuth beweiſen wollen, indem ſie ſich auf das hölzerne Pferd eines ungezogenen Knaben ſetzen und thatkräftige Männer mit allerlei ſchmutzigen Redensarten anfallen.

Ausdruck und Miene des Czaren wurden bei dieſen Worten ſo fürchterlich und ſeine Augen drangen mit einer ſo niederſchmetternden Gewalt in das Geſicht des Prinzen ein, zu dem er ſich in die dichteſte Nähe hinübergebeugt hatte, daß Conſtantin von einem ſichtlichen Schrecken durchbebt zu werden ſchien und ſich gar nicht mehr zu faſſen vermochte. In der ihn jetzt überwältigenden Verlegenheit, richtete er ſeine Augen zum Fenſter hinunter, zu dem er ſich jetzt ganz nahe

hingepreßt ſah, und dann ſagte er mit einigen bange zitternden, dumpf verhüllten Worten, kaum hörbar: Ich ſehe, daß ſich unten auf der Straße die Dinge verändert haben. Die Züge, ſcheint es, haben ſich ſchon vollſtändig geſammelt und gebildet, man wartet ſichtlich auf den Czaren, und es wird jetzt nur darauf ankommen, daß der Czar hinuntertrete, um den befohlenen Trauerdienſt für den polniſchen König Stanislaus Auguſt zu beginnen!

Ja, ſagte Paul, froh, eine äußere Veranlaſſung zu finden, um zu etwas Anderem übergehen zu können, jetzt werden wir unſern Trauerdienſt, den wir in der katholiſchen Kirche für den unglücklichen König von Polen halten wollen, beginnen müſſen. Ich weiß nicht, ich habe immer eine beſondere Schwachheit für dieſen Stanislaus gehabt, und eine Zeitlang bewunderte ich ihn ſogar, obwohl ich mir ſagen mußte, daß es nur ſeine hinreißende Schönheit war, von der ich meine Aufmerkſamkeit nicht abwenden konnte. Er würde vielleicht nicht ein ſo liebenswürdiger König geweſen ſein, wenn er nicht ein ſo feiger und nichtswürdiger Menſch war. Dieſe beiden Seiten wirkten bei ihm auf eine glänzende Weiſe durcheinander, und warfen, ſich berührend, einen wahren Regenbogen von Reiz

und Intereſſe um ihn aus. Auch war er mir merkwürdig, weil alle Menſchen gegen ſeine Schönheit gerecht ſein mußten und ich Niemand hörte, der ihn für häßlich hielt, obwohl man doch ſonſt ſo häufig gerade auf dieſem Punkt bei den Menſchen verkannt wird. Die Czarin Katharina ſelbſt ſetzte die Krone Polens auf das Haupt ihres Lieblings, und er zog daher ſeine beſtändige Anhänglichkeit für Petersburg, weshalb er auch noch hierher kam, um wenigſtens in Petersburg, wenn auch in der Erniedrigung, zu ſterben. Denn eine Krone konnte er nicht bewahren, ebenſo wenig als den Ruf eines ordentlichen Mannes, und ſo ſtarb er wie ein ausrangirter Mops, den wir aber, vieler Beziehungen halber, nicht gerade in einem Winkel der Straße verrotten laſſen konnten. Wir haben ihm deshalb ſelbſt ſeinen Katafalk beſorgen laſſen und richten ihm heut einen gehörigen Leichenpomp an, um dabei die Ehre zu genießen, daß wir doch mit einem anſtändigen Menſchen und nicht gerade mit einem Lump zu thun hatten.

Der Czar möge gnädigſt verſtatten, daß wir ihn anſehen können, wofür wir wollen, rief Conſtantin mit einem höhniſchen Ausdruck, in den er jetzt wieder verfiel, obwohl er den Czaren zuletzt ſchon mit einem

einlenkenden und gewiſſermaßen reumüthigen Geſicht betrachtet hatte. Ich habe freilich noch immer eines der letzten Hoffeſte in der Erinnerung, es war ein ſolches, wo der Czar ſich auf einem feierlichen Durchzuge durch die Säle darzuſtellen pflegt, das Scepter in der Hand, die Krone auf dem Haupte, den kaiſerlichen Mantel über den Rücken flatternd, wie man die Könige der Juden oft auf alten Bildern dargeſtellt ſieht. An einem ſolchen feſtlichen Tage war es, wo der alte König von Polen Euerer Majeſtät folgte, aber ſich vor Alter und Erſchöpfung nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte. Er warf ſich daher im Winkel des Saals in einen Stuhl, um ſich ein wenig zu raſten und zu erholen, während der Czar umgeben von drei- bis vierhundert Hofherren ſtand, die im Begriff waren, dem Czaren die Hand zu küſſen. Der Czar vermißt jetzt plötzlich den König von Polen und gewahrt ihn auf dem Seſſel liegend, wie er in unvermögender Haltung dort hingefallen iſt und ſich nicht mehr in die Höhe heben kann. Wir Alle ſehen die höchſten Adern ſeines Zornes anſchwellen, er ſchwankt faſt vor Aergerniß in ſeiner Haltung, und endlich ſendet er einen ſeiner Adjutanten zum Poniatowski ab, der ihm befehlen muß, auf der Stelle aufzuſtehen und

aller Orten heißen möchte: Caesar non est super Grammaticos, und das Volk bei ſeiner hergebrachten Mundart verharren würde. Bei ſolchen Vorurtheilen und ſolchen Conflicten, in denen ſein fremdgebildeter Geiſt zu der einheimiſchen Nationalſprache ſtand, muß man Friedrich des Großen Individualität darin erkennen, daß er nicht in deutſchen Lauten ſeine geiſtigen Bedürfniſſe befriedigte. Schleiermacher ſagt einmal ſehr treffend über die ſprachliche Bildung Friedrichs: „Unſerm großen König wären alle feineren und höheren Gedanken durch eine fremde Sprache gekommen, und dieſe hatte er ſich für dieſes Gebiet auf das innigſte angeeignet. Was er franzöſiſch philoſophirte und dichtete, war

---

sera plus difficile d'adoucir les sons durs dont la plupart des mots de notre langue abondent. Les voyelles plaisent aux oreilles; trop de consonnes rapprochées les choquent, parcequ'elles coûtent à prononcer, et n'ont rien de sonore: nous avons de plus quantité de verbes auxiliaires et actifs dont les dernières sylabes sont sourdes et désagréables, comme sagen, geben, nehmen: mettez un a au bout de ces terminaisons et faites — en sagena, gebena, nehmena, et ces sons flatteront l'oreille."

an ſeinem Arm zu dem Cirkel des Königs heran zutreten.

So ſchlimm war es nicht gemeint, erwiederte der Czar, der in einen gewiſſen Eifer zu gerathen ſchien. Ich hatte ja damit blos die Abſicht gehabt, dem alten ſchwachen König eine Unterſtützung zu ſenden und ihn mit einer Hülfe zu umgeben, auf welche er ſich feſtlehnen konnte, denn ihm das Verlaſſen des Saals anzuempfehlen, würde den alten Mann gekränkt haben. Wenn er blieb und dabei wie ein halb Hingerichteter ſich gebärdete, ſo konnte ich nicht dafür, denn ich hätte gern ſeinen Zuſtand gemildert. Ich bin hier ſo mißverſtanden worden, wie vor einigen Jahren, als ich einmal eines Abends Euch Alle bei mir hatte und gerade die ſchrecklichſten Nachrichten von den Ereigniſſen der Revolution in Paris zu mir in's Zimmer kamen. Da ſagte ich: „Ihr ſeht alſo, meine Kinder, daß man die Menſchen wie die Hunde behandeln muß, um recht große Geſchichten aus ihnen zu machen!“ Dieſe Aeußerung von mir hat man mir ſeitdem nach erzählt und behauptet, ich hätte Euch an einem ſtillen Familien Abend gelehrt, daß man die Menſchen wie die Hunde behandeln müſſe! Es iſt aber nur die

Humanität ſelbſt, nach der ich jederzeit ſtrebe und nach welcher ich immer ſtreben werde! Human wollen wir ſein, Jeder gegen den Andern und Einer gegen Alle, und wenn wir auch Kriege führen müſſen und werden, blutige und gefährliche Kriege bis zur letzten Stunde unſeres Lebens, ſo wollen wir doch den Menſchen immer nur als Menſchen gegenüberſtehen, und wo wir gute Augen ſehen, ihnen gute Worte dazu machen. Du weißt wohl noch nicht, daß ich im Begriff bin, ſchon wieder einen Krieg zu erklären? Ich habe eine Kriegserklärung gegen den Hof zu Madrid entworfen, weil derſelbe eine falſche und trügeriſche Stellung zu uns gegen Frankreich vereinigten Mächten angenommen hat. Ich werde dieſen König deshalb gebührend durch meine Land- und Seetruppen zur Rechenſchaft ziehen laſſen. Mit dieſen Geſinnungen werden wir überall ſiegen und gedeihen, Conſtantin!

Conſtantin ſah den Czaren jetzt überraſcht und ehrerbietig an, indem er ſich faſt unwillkürlich mit einer tiefen Verbeugung vor ihm neigte. Die Blicke, welche ſich Beide jetzt zuwarfen, ſchienen faſt wider Willen einen geheimnißvollen Zug der Annäherung in ſich zu tragen. Paul ſchritt jetzt voran, um ſich zum Beginn

der großen Trauer-Ceremonie für den König von Polen hinunter zu begeben, und Prinz Constantin folgte ihm mit einem nachdenkenden, erstaunten und erschrockenen Gesicht, auf dem sich eine tiefe Bläße gelagert hatte.

II.

Die Czarenmörder.

Der Czar war in der letzten Zeit durch ein großes Bauwerk in Petersburg, das ihn überaus beschäftigte und interessirte, sehr stark in Anspruch genommen gewesen, und hatte zwischen diesem und dem Kriege in Italien seine ganze Aufmerksamkeit und alle Aufwendung seiner Mittel getheilt. Während ihn die glänzenden Siegesnachrichten von seinen Feldherren und Soldaten aus der Ferne beständig erfreuten und begeisterten, sah Paul gleichzeitig vor seinen Augen den stolzen und prachtvollen Bau emporsteigen, durch welchen er einen neuen Czaren-Palast in Petersburg schon seit fast vier Jahren auf eine wunderbare Weise in Angriff genommen hatte.

Dieser gewaltige Palast, auf den Paul plötzlich und wie durch einen zufälligen Einfall gekommen war

und in dem er, ganz aus seiner eigenen Phantasie und aus seinen Gefühlen heraus, das Größte und Merkwürdigste entstehen sehen wollte, was man bisher in Petersburg gekannt, hatte gerade in diesen Tagen das Ende seines ungeheueren Baues gefunden. Der Michailow'sche Palast, denn diesen Namen hatte Paul seinem in der That großartigen Lieblingswerk beigelegt, war jetzt fertig geworden, und zog durch seinen prachtvollen Geschmack, durch seine erhabenen und glänzenden Formen, in denen er strahlte, und durch ein gewisses wunderliches und geheimnißvolles Etwas, in dem man den Geist Pauls über diesem Bauwerk grübeln sah, die Bewunderung Aller an, die ihm nahe gekommen waren.

Der Palast hatte die Summe von zwanzig Millionen Rubeln gekostet, und dies war in einer Zeit, wo der im fernen Auslande geführte Krieg fortwährend so bedeutende Summen verschlang, ein ungeheures Opfer gewesen, das aber Paul mit der größten Leichtigkeit und mit einer glücklichen Berechnung aller Bedürfnisse des Staats zu bringen gewußt. Dieser Bau schien eine völlige Leidenschaft Pauls geworden, und wie er mit dem Baumeister über den Plan sich geeinigt und Mehreres dabei selbst ersonnen und ange-

geben hatte, ſo war er auch bei der Ausführung ſelbſt niemals fern und aus dem Spiele geblieben. Jeder Tag ſah ihn dort bei dem Bau erſcheinen und um alle Einzelnheiten bei dem Fortgange deſſelben, um jede Wand und jedes Zimmer und jede Treppe, mit dem größten Eifer ſich bekümmern. Er hatte ſchon mehrere Nächte ganz einſam in dem halb vollendeten Bauwerk zugebracht, und es ſchlichen unter dem Volke in Petersburg ſchon geſpenſtiſche Deutungen aller Art umher, die den Czaren in einem wunderſamen abergläubiſchen Verhältniß zu dieſem Bau erblicken wollten, und dieſe Annahme wurde durch ſein ſcheues, düſteres, leidenſchaftliches Weſen, in welchem er ſich immer dem Michailowskiſchen Palaſte gegenüber gezeigt, gewiſſermaßen beſtätigt, um ſo mehr, da es in Petersburg und deſſen nächſter Umgebung an Paläſten und Gebäuden jeder Art für den Czaren durchaus nicht gefehlt und das weitläufige und bequeme Winterpalais in der Reſidenz für den Czaren, ſeine Familie und ſeinen Hof jeden Neubau überflüſſig gemacht hatte. Zuweilen ſchien es auch, als ob der Michailowskiſche Palaſt zu nichts Anderem, als zu einem Denkmal für den großen und glorreichen Krieg in Italien beſtimmt ſein könne, da er gerade in dieſer Zeit vom Czaren

gebaut wurde, und der Czar Mancherlei, was dieſen Beziehungen angehörte, gerade für den neuen Palaſt zu beſtimmen ſchien, zum Beiſpiel: mehrere Schlachtenbilder aus Italien, ein mit großer Meiſterſchaft gemaltes Portrait Souwarows, das in der Reſidenz bereits bekannt und vielfach bewundert worden war, und ebenſo ein Portrait des neuen Generals Rimskoi-Korſakow, welchen Paul an der Spitze ſeiner zweiten Hülfsarmee zur Vereinigung mit Souwarow nach der Schweiz abgeſandt hatte.

Heut war endlich der Tag erſchienen, an welchem der Czar den vollendeten Palaſt durch ein gewaltiges und großartiges Feſt einweihen wollte. Es war der neunzehnte November des Jahres 1800, und Paul freute ſich, worauf es auch zum Theil berechnet war, daß Petersburg dem neuen Jahrhundert ſchon ſobald nach deſſen Eintritt einen Gruß von ſolcher Pracht und Herrlichkeit darbringen ſolle. Es ward beſtimmt, der Einweihungsfeier einen ungeheuren Pomp und Glanz zu verleihen. Der Czar wollte zuvörderſt ſeine erſte Mittagstafel darin abhalten, und dieſelbe einen noch nie geſehenen Umfang gewinnen laſſen. Für die Nacht war eine prachtvolle Maskerade beſtimmt, die einen volksthümlichen Charakter gewinnen

und durch Einladungen aus allen Kreisen der Hauptstadt einen großen Theil von Petersburg in den ungeheuren, geräumigen und weiten Sälen des neuen Palastes versammeln sollte. Und schon jetzt am frühen Morgen, wo der Czar noch in seinem Cabinet im Winterpalaste saß, um sich seinen gewohnten Beschäftigungen am Schreibtisch zu überlassen, arbeitete man drüben im Michailowski'schen Palaste laut und weithin dröhnend, um die unzähligen Zimmer zu lüften und die vielen tausend der anzuzündenden Wachslichter für die Nacht vorzubereiten.

Der Czar hatte heut noch eine geschäftliche Angelegenheit, die ihn so lange in seinem Cabinet zurückgehalten, und dies war ihm um so lästiger, da es ihn schon wieder drängte, nach dem Michailowski'schen Palast hinüberzufahren und dort noch einige Einzelheiten, deren Feststellung der Baumeister bis zum Mittag versprochen, in prüfende Besichtigung zu nehmen. Diese Angelegenheit, welche schon seit einiger Zeit spielte, betraf einen Stabsoffizier, einen Husaren, Namens Bauer, der bisher bei den Truppen in Italien gestanden, und von Suwarow eines Tages nach Petersburg zurückgeschickt worden war, mit der Meldung, daß sich derselbe vor den Offizieren seines

Regiments gerühmt habe, wie er wohl im Stande wäre, den Czaren zu ermorden, und längst die Gelegenheit ersehnt habe, ein solches Werk ausführen zu können!

Souwarow hatte dies für ein so merkwürdiges Ereigniß gehalten, daß er diesen Offizier nicht nur selbst arretirte, sondern sich auch für unfähig erklärte, ohne Mitwirkung des Czaren ein Gericht über denselben sprechen zu lassen. Er hatte ihn deshalb mit einem umständlichen Bericht über sein Vergehen nach Petersburg gesandt, wo der Czar die ihm nach dem Kriegsrecht zuerkannte Todesstrafe in immerwährenden Kerker verwandelte. Paul hatte aber seitdem ein beständiges Interesse für diesen Menschen behalten, das er nicht mehr loszuwerden vermochte, und das ihn auf eine fast unheimliche Weise umfing. Schon bei seiner Ankunft hatte er ihn zu sich kommen lassen, fand aber damals in demselben einen völlig rasenden Wilden, der in dem Augenblick, wo der Czar ihm mild, freundlich und verzeihend entgegentrat, fast einen Anfall auf ihn versucht und sich schmählich an seiner Person vergangen hätte. Bauer hatte seitdem zehn Monate hindurch im Gefängniß gesessen und es waren plötzlich Nachrichten aus dem-

ſelben zu dem Czaren gekommen, die ihn im höchſten Grade beſchäftigten und in Anſpruch nahmen. Es war nämlich dem Czaren berichtet worden, daß Bauer im Kerker und durch den Einfluß deſſelben ſich gänzlich verändert habe, daß er ſeitdem ein durchweg ſanftes und ſtilles Gemüth gezeigt und ſich beſonders in einem unaufhörlichen Ausdruck der aufrichtigſten Reue über ſeine gegen den Czaren bewieſenen Vergehen zu erkennen gebe. Der Czar hatte von dieſem Augenblick an den Wunſch gehegt, dieſen Menſchen wiederzuſehen und Manches von ihm zu erfahren, was ſein Wuthzuſtand das erſte Mal zu erfragen unmöglich gemacht hatte und was dem Czaren noch nicht aus ſeinem Gemüth entſchwunden war. Seit der ganzen Zeit her hatte es den Czaren durchaus verlangt, zu wiſſen, weshalb und wieſo Jemand die Neigung noch finden könne, ihn zu ermorden, und wie er ſich dazu, gewiſſermaßen wie von einer Pflicht, getrieben fühlen möchte.

Der Offizier Bauer war jetzt, nach der zuvor erhaltenen Erlaubniß des Czaren, erſchienen, und hatte ſogleich zu ihm in das Cabinet eintreten dürfen. Paul ging ihm mit einer großen Bewegung entgegen, und ſchien zuerſt ganz erſtaunt über das milde und gut-

er unfähig deutsch zu philosophiren und zu dichten. Wir müssen es bedauern, daß die große Vorliebe für England, die in einem Theil der Familie herrschte, nicht die Richtung nehmen konnte, ihm von Kindheit an die englische Sprache, deren letztes goldenes Zeitalter damals blühte, und die der deutschen um so Vieles näher ist, anzueignen. Aber wir dürfen hoffen, daß, wenn er eine streng gelehrte Erziehung genossen hätte, er lieber würde lateinisch philosophirt und gedichtet haben, als französisch." *) Das Urtheil, welches Friedrich in der Abhandlung de la litérature allemande, bei Gelegenheit des Götz von Berlichingen, über Shakespeare fällte, beweist freilich kaum die Möglichkeit einer wahlverwandten Hinneigung für das Englische. Dagegen gewährte Friedrich, wenn er auch in seinen Landen nichts für die Kunst deutsch zu schreiben that, doch Schreib- und Gedankenfreiheit, diese ersten Grundelemente alles guten Schreibens und Darstellens, und man

*) S. Schleiermacher's Abhandlung über die verschiedenen Methoden des Uebersetzens (in den Abhandl. der berl. Akademie 1812—13.) S. 165.

artige Anſehen, welches er an dem Sträfling wieder erkannte, ſo daß ſich der Czar dadurch faſt in Verlegenheit geſetzt fühlte.

Bauer war beim Eintreten in das Cabinet auf ſeine Kniee vor dem Czaren niedergeſunken und hatte mit einer rührenden, von ſtillen innigen Thränen begleiteten Bitte ſeine Hände zu Paul emporgeſtreckt. Paul war dann ganz nahe zu ihm herangetreten, um ihn, bei ſeinem kurzen Geſicht, deſto aufmerkſamer und genauer betrachten zu können. Er ſah jetzt einen noch ganz jungen Mann, der ihm durch die Feinheit und Grazie ſeiner Erſcheinung, an welcher kaum die mit der Offiziers-Uniform vertauſchte unglückliche Gefangenen-Tracht eine widerliche Entſtellung auszuüben vermocht, merkwürdig auffiel.

Sehen ſo Diejenigen aus, welche den Czaren Paul jeden Augenblick ermorden könnten? fragte Paul jetzt mit einer leiſen, erſchrockenen Stimme. Und wenn dieſe Leute ſo gut ausſehen, daß ihnen faſt mein Herz entgegenſchlagen möchte, ſo hätte ich wohl Luſt, ihnen auch einmal in ihr Herz blicken zu dürfen. Sagt mir doch, Bauer, warum habt Ihr mich denn dermaßen gehaßt, daß Ihr ſelbſt in Italien die Rei

gung faſſen konntet, mich ermorden zu wollen? Aber ſagt es mir auch ganz genau, ich befehle es Euch.

Ich bitte um Gnade, um die Gnade des vergeſſenden und verzeihenden Czaren, rief der tieferſchütterte Offizier, mit ſeiner Stirn auf das Parquet des Bodens ſchlagend. Ich war toll geworden und träumte in Italien, als es ſehr heiß wurde, von den Leiden Rußlands. Man denkt immer, daß es mit jedem Lande beſſer wird, wenn die Fürſten ſich ändern und eine Perſon an die Stelle der andern getreten iſt. So dumm geworden fühlte ich mich auch, als die Hitze in Italien ſehr ſtark wurde. Das trieb mir plötzlich Redensarten auf die Zunge, von deren Exiſtenz in meinem Buſen ich bisher nie etwas gewußt. Wäre der hohe Czar damals bei der Armee in Italien geweſen, ſo würde ich am liebſten immerfort zu ſeinen Füßen gelegen haben. Denn das Heer iſt auf allen Seiten für den Czaren. Nur in der weiten Entfernung von ihm können ſich die Gedanken ſeiner treuen Unterthanen verirren. Aber es iſt ein unendliches Leiden, wenn man von dieſer Täuſchung ergriffen wird, und es wäre beſſer und glücklicher, gleich zu ſterben, als nur einen Augenblick von einem ſolchen Wahn heimgeſucht zu werden.

Iſt es möglich? fragte der Czar, indem er ſich ganz verwundert und mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens zu Bauer hinüberneigte. Giebt es denn wirklich Gedanken, die, auf Czarenmord lautend, in einem Menſchen aufſteigen können? Mein Gott, wie kann man denn gerade darauf kommen, einen Czaren tödten zu wollen? Sage mir doch, wie iſt denn einem Menſchen eigentlich zu Muthe, der einen Czaren tödten will und muß? Wie iſt ihm zu Muthe und wie mag er wohl ausſehen, in dem Augenblick, wo ihn Triebe dieſer Art beſchlichen und wo er das Gelüſte empfindet, in der That einen Czaren ermorden zu müſſen?

Das wäre ein merkwürdiger Gegenſtand der Unterſuchung, Czar, erwiederte Bauer, heftig zuſammenſchreckend, indem eine tiefe Bläſſe ſich über ſein ganzes Geſicht zog, mit einer dumpfen, polternden Stimme, die den jungen Menſchen plötzlich um Vieles älter und faſt grauenhaft ernſt und ſtreng erſchienen ließ: wer einen Czaren ermorden zu müſſen glaubt, muß allerdings wichtige Urſachen deshalb in ſich beherbergen. Ich glaube, daß ein ſolcher Mann einen großen Verſtand und ein ſchreckliches Herz haben muß. Er muß weit den ganzen Horizont einer Zeit überſchauen und muß in größter Ferne und Verborgenheit den ſchwar-

zen Punkt entdecken können, auf dem der Tod eines Czaren als eine bedeutsame und unaufschiebbare Angelegenheit verzeichnet steht. Ob er anders aussieht, wie andere Menschen, das weiß ich nicht. Aber indem sein Herz ihm schon gestorben ist, ehe er seinen Entschluß gefaßt hat, müssen sich doch Teufel in seinem Gesicht eingenistet haben, die dasselbe auf allen Stellen bewohnen und ihre scheußlich ekelhaften Leiber in den Ringen der Wangen bergen.

Und das Alles, blos um einen Czaren zu ermorden? sagte Paul, der mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte, und jetzt von einem tiefen inneren Schauder erfaßt zu werden schien. Kann man denn leichter dazu kommen, einen Fürsten zu ermorden, als einen anderen Menschen? Was quält man sich nicht Alles, um ein ordentlicher Czar zu sein und zu werden; und was gehört nicht dazu, um ein solches fast unnatürliches Werk zu Stande zu bringen? Dann will es Vielen noch wie eine schwere Schuld erscheinen, wenn man dem Einen nicht so angenehm fällt wie dem Andern, und wenn man Handlungen macht, die schon deshalb auf der einen Seite als Verbrechen angeklagt worden, weil sie auf der andern Seite als Vorzüge und Herrlichkeiten gerühmt werden. Das ist

ja wirklich ein höchſt unvortheilhafter Stand, zu dem mich die Verhältniſſe und die Geburt verurtheilt haben. Und dabei ſcheint es noch beſondere Menſchen zu geben, welche einen eigenen Mordſinn für dieſe Czaren beſitzen und ein Talent dafür haben, ſie zu treffen, ſowie es Maler giebt, die Jeden treffen, der ihnen vor ihren Pinſel geräth. Das iſt ja ein ganz abſcheuliches nichtsnutziges Leben, welches ein Czar zu führen hat, und ich beneide Jeden, der wohlfeileren Kaufes in dieſer nichtswürdigen Lumpenwelt davonkommt!

Der Offizier ſchien mit einem theilnehmenden, mitleidsvollen Blick den armen erzürnten Kaiſer zu betrachten. Andern Leuten kann es doch auch leicht ſo gehen, ſagte er dann, indem er den Czaren mit einem feurigen Blick wie ermunternd anſah. Faſt ging es dem Heere ſo mit dem alten Marſchall Souwarow, oder mit dem Fürſten Souwarow, wozu ihn ja neuerdings Ew. Majeſtät gemacht haben. Als wir unter ſeinem Befehl den beiſpielloſen Marſch über den Gotthardt vollbrachten, waren Alle von der unerhörten That begeiſtert, die wir vollführten, und doch gab es dabei auch wieder Viele, die im Geheimen murrten und jeden Schritt, den ſie thaten, anders wünſchten,

als ihn der große Feldherr uns vorgezeichnet hatte. Unſer Suwarow, der ſiebzigjährige Held, der fortwährend wie ein junger Menſch zu Pferde ſaß und an der Spitze der Avantgarde ritt, hatte die kühnſte Stellung im Angeſicht Maſſena's genommen und die ungeheure Kampfesluſt, die bei den Truppen entbrannte, überfluthete den Berg und alle ſeine Gipfel und Abgründe. Wir ſchlugen endlich Maſſena's ganze Armee auf allen Punkten und rieben ſie durch ein entſetzliches Kartätſchenfeuer in allen ihren Brigaden auf. Ja, Suwarow hatte geſiegt, und wer hat ihn je beſiegt und überwunden geſehen, den großen unüberwindlichen Helden, vor dem ſelbſt der Gotthardt mit allen ſeinen Grauſen und Schreckniſſen ſich beugte. Aber jetzt traf ihn dennoch das härteſte Schickſal, das ein Soldat je erlebt hat. Er ſetzte ſeinen Marſch zwar als einen ſiegreichen fort, obwohl ihn die Feinde ſtets im Hintergrunde umlagerten und mit allen möglichen Anfällen quälten: aber ſein Weg führte ihn jetzt durch enge, unwegſame Fußſteige, auf denen oft Mann für Mann jämmerlich und halsbrechend klimmen mußten, über ſchreckliche Felſenklüfte, wo das Heer nur die Wolken zu ſeinen Füßen hatte, und neben ſich unabſehbare Abgründe und Waſſer, welche die größten Gefahren

bereiteten. Da vernahm man dann oft durch die Reihen der Truppen die erbärmlichſten Schimpfworte ſich hinſchleichen, welche dem Souwarow zu Leibe gehen wollten, dem großen Souwarow, der zuletzt noch die Wege hätte kehren ſollen, auf denen ein gemeiner Kerl ſtolperte, und dem man es zum Vorwurf machte, wenn man in die Schneeſtraße gerieth, und der ſo ſchlecht geſorgt hatte, weil zuletzt die Nahrungsmittel auszugehen anfingen. Das wurde in der That eine gewaltige Noth, Tag und Nacht kämpften wir mit den größten Entbehrungen und Schwierigkeiten, und der Hunger fraß uns zerſtörender, als es die Geſchoſſe der Feinde zu thun vermocht hatten. Aber da hättet Ihr unſern Souwarow ſehen ſollen, wie er, ungebeugt von jeder Gefahr und jedem Aergerniß, immer guten und fröhlichen Muthes vor ſich hinritt und ſelbſt die größten Opfer brachte, um nur die Hungrigen in ſeiner Nähe befriedigen zu können. Als alle ſeine Saumthiere umgefallen waren, ſah er heiterer und liebenswürdiger als je aus, und tröſtete Jeden, der ihn anblickte, mit ſeinem immer Rath und Theilnahme darbietenden Geſicht.

Ja, es iſt ein herrlicher Menſch, mein Souwarow,

rief jetzt der Czar, der dieſen Mittheilungen Bauers mit der größten Aufmerkſamkeit gefolgt war und dabei faſt alles Uebrige vergeſſen hatte. Aber wurde die Hungersnoth wirklich auf dieſem Marſche ſo groß und hatte ſie ſchlimme Wirkungen auf den Beſtand meiner Truppen?

Man litt ganz entſetzlich, Czar, an dieſer nichtswürdigen Krankheit, und ganze Abtheilungen des Heeres wurden davon weggerafft und ſanken aufgerieben in den Staub nieder, erwiederte Bauer mit trauriger klagender Stimme und einem Ausdruck, der dem Czaren ſichtlich immer mehr gefiel und ihm bereits deſſen ganzes Herz zugewandt erhielt. Aber es gab auch einigen Spaß, Czar, und wir mußten oft herzlich lachen. Als wir durch ein Dorf kamen, bot der Großfürſt Conſtantin, der vor Hunger zu einem ganz Verzweifelten geworden war, den Landleuten ganze Hände voll Dukaten um wenige Erdäpfel, die der Prinz blos verlangte, aber man konnte ſie ihm nicht herbeiſchaffen, und durch Prinz Conſtantins Augen ſtahlen ſich einige Thränen, die uns Allen höchſt verwünſcht vorkamen.

Der Czar brach bei dieſer Berichterſtattung über ſeinen Sohn in ein lautes ſchallendes Gelächter aus, welches zugleich die plötzliche Wiederkehr ſeiner guten

Laune zeigte. Mein Sohn wird jetzt an mich gedacht haben, rief er mit einem ſpöttiſchen Ausdruck. Ich ſtellte ihm erſt die Bedingung, daß er an dem Feldzuge ſelbſt durchaus keinen Antheil nehmen und auf der Stelle wieder zurückkommen ſolle. Aber er ließ mir ſelbſt von Italien aus keine Ruhe und beſtürmte mich mit faſt täglich ſich erneuernden Bitten um eine italieniſche Waffenthat. Sein Hunger nach einer That kann nicht ſtärker geweſen ſein, als dieſer Hunger nach italieniſchen Kartoffeln, für die er gern eine ganze Taſche voll Dukaten geleert hätte. Und das will viel ſagen bei meinem Prinzen Conſtantin. Aber er kommt mir doch nun als neuer Held zurück, wenn auch mit vor Hunger verſchrumpftem Magen! —

Der Czar betrachtete ſich jetzt noch einmal den vor ihm ſtehenden Gefangenen, den er zu ſich beſchieden hatte, um ihn kennen zu lernen, und reichte ihm mit einer lebhaften Gebärde der Zufriedenheit über ſein ganzes Ausſehen, das durchaus ſeine Billigung und faſt ſeine Sympathie gewonnen, die Hand. Bauer ſtürzte in dieſem Augenblick dem Monarchen zu Füßen und umfaßte, in ſich zuſammenzuckend und um Gnade bittend, mit einem heftigen Ausdruck ſeine Kniee.

Ja, mein Sohn, ſagte Paul, meine Gnade ſoll Dir gewiß ſein! Du ſcheinſt mir ein lauterer, tüchtiger Kamerad zu ſein. Stehe auf und richte Dich mit freiem Kopf zu meiner Gnade empor. Ich entbinde Dich von Deiner Gefängnißſtrafe, und Du ſollſt unter Deinem Rang, und mit Anrechnung Deiner Kerkerzeit für die Anciennetät, in die noch hier in Petersburg ſtehenden Garden eintreten. Hier meine Börſe nimm und laß Dir daraus eine kleine Genugthuung für Deine ſchweren Leiden entfließen.

Dem in jubelnder Dankbarkeit emporſtürmenden Offizier händigte der Czar darauf ſeine Geldbörſe ein und entließ ihn mit einem herzlichen, zufriedenen Blick. —

kann ſagen, daß er dadurch mehr und ruhmwürdiger für das Emporkommen der deutſchen Literatur gewirkt, als wenn er ſelbſt deutſch geſchrieben oder ſeine Beſſerungsprojecte mit der litérature allemande in Ausführung gebracht hätte.

III.

Die Ballnacht im Michailow'schen Palaste.

Der Ball begann in den neuen Prachtsälen des Michailow'schen Palastes wenige Stunden nach Beendigung des vorangegangenen Diners, das die erste gesellschaftliche Vereinigung des Czaren mit seiner Familie und den ersten Personen des Hofes und Staates auf eine ungemein festliche und glanzvolle Weise in dem neuen Palais gebildet hatte. Die Nacht war kaum mit ihren heftigen Novemberstürmen, welche draußen den Himmel peitschten, hereingebrochen, als sich die glänzende Ballgesellschaft schon zu sammeln und in den ungeheuren Räumen des Palastes in strömender Ueberfülle auszudehnen begonnen.

Paul zeigte sich am Abend von der liebenswürdigsten und freiesten Laune, und besonders schien es

ihm Vergnügen zu machen, ſeine Gäſte ſelbſt herumzuführen und ihnen die Schätze von Marmor und Bronce zu zeigen, welche er aus Rom und Paris zur Ausſchmückung ſeines neuen, wie durch den Schlag einer Zauberruthe entſtandenen Feenſchloſſes hatte kommen laſſen. Die entzückten Bewunderungen und Huldigungen, welche ihm dafür von allen Seiten ſo überſchwänglich entgegentönten, wechſelten nur mit gewiſſen erſchreckenen und ängſtlich erſtaunten Geſichtern ab, welche die meiſten Perſonen jetzt bei ihrer Rundſchau des Palaſtes an den Tag legten. Jeder Blick der ſich prüfend zu den Mauern hinauf erſtreckte und die in Kunſt und Luxus wunderbar ſtrahlenden Wände überflog, kehrte verdüſtert und betroffen und mit einem ſchrecklich fragenden Ausdruck auf den Czaren zurück, um ſich durch ſeine Miene zu überzeugen, wie er den ſonderbaren Umſtand gewürdigt habe, daß von den Mauern unter allen koſtbaren Zierrathen derſelben dicke Waſſertropfen herabfloſſen oder daß die goldenen Wände überall mit einem feuchten giftigen Hauch überflogen ſchienen.

Dieſe Empfindung war bald in den Sälen allgemein geworden und verbreitete mitten in den lauten Wirbeln des Entzückens und der Bewunderung, welche den Czaren von allen Seiten umfloſſen, eine faſt un-

heimliche Stockung, die in ein unwillkürliches, nur mit der größten Mühe zurückgehaltenes Grauſen überzugehen anfing. Es war dadurch ein ſcharf bemerkbarer Gegenſatz zwiſchen dem Czaren und ſeinen Gäſten hervorgetreten, die zuletzt mit allen ihren ſtürmiſchen Ausrufungen, daß nichts Aehnliches in der Welt exiſtire, und daß es nichts mit allen dieſen Schönheiten Vergleichbares gebe, völlig zurückhielten und ein ſeltſames düſteres Schweigen in der Umgebung des Czaren einzuhalten anfingen.

Während der Czar noch beſchäftigt war, mit gewiſſen bevorzugten Perſonen, die ſich auf ſeine Einladung um ihn gefunden, durch die Säle zu wandern und ihnen mit großer Selbſtgefälligkeit alles irgend Bemerkenswerthe zu zeigen und auseinander zu ſetzen, ſtand ein ganzer Kreis von Herren in dem Hintergrunde eines Saales zuſammen und ſchien eine aufmerkſam beobachtende, nur leiſe und zurückhaltend unter einander ſich mittheilende Gruppe der Geſellſchaft darzuſtellen.

Dieſe Herren, unter denen die höchſten Perſonen des Hofes und der Regierung ſich befanden, hatten ſich ebenſo wenig von den im Nebenſaale bereits aufrauſchenden Tänzen anziehen laſſen, als ſie es

vermieden hatten, von dem Czaren bemerkt und zu Theilnehmern ſeiner künſtleriſch betrachtenden und gewiſſermaßen patriotiſchen Wanderung herangezogen zu werden.

Unter dieſen Herren, die ſo ſeltſam zuſammen flüſterten, ſchien der Miniſter Graf von der Pahlen, der ſeit Kurzem auch Oberbefehlshaber der Truppen der Hauptſtadt geworden und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, das eigentliche Haupt des Kreiſes zu bilden und ſich in dieſer Weiſe ſowohl durch ſein allgemein zugeſtandenes Anſehen, wie durch den Einfluß, den er ſchon mit ſeinen Mienen und Gebärden ausübte, geltend zu machen.

Man ſehe nur, ſagte der Graf jetzt, indem er mit ſeinen ſchwarzen glühenden Augen in den anderen Saal hinüberzeigte, wo der Czar eben in eigenthümlicher Aufregung und Lebhaftigkeit mit den ihn umrauſchenden Höflingen einherſpazierte und von unaufhörlicher Mittheilungsluſt erglänzte: man ſehe nur, welche Mühe ſich Paul dort giebt, ſeinen Gäſten und Unterthanen die von ihm geſchaffenen Herrlichkeiten zu expliciren! Er dampft einmal ordentlich vor Freude über ſich ſelbſt, und es iſt blos Schade, daß die Wände dieſes Michailow'ſchen Palaſtes ſo ſchlecht darauf ant-

worten, und nicht dazu dienen können, dieſe Stimmung zu theilen, denn ſie ſtrömen in demſelben Augenblick eine Menge feuchter Dünſte aus, und verrathen durch das Waſſer, das in dicken Tropfen beſtändig von den Mauern herabfließt, die ganze gifthauchende Miſère, welche der Michailow'ſche Palaſt ſo prächtig und koſtſpielig umwölbt!

Man könnte, wenn man wollte, leicht ein Spiegelbild von ganz Rußland in dieſem vertrackten Palaſt erblicken, flüſterte ein Anderer der neben ihm ſtehenden Herren dazwiſchen, der Graf Bennigſen, einer der tapferſten Feldherren Rußlands, der ſchon unter der Czarin Katharina im polniſchen und zweiten türkiſchen Feldzuge bedeutende Kriegsthaten gethan, und den Paul, obwohl er ihn keineswegs liebte, doch vor Kurzem erſt zum General-Lieutenant ernannt hatte. Aber Bennigſen ſchien ebenfalls nicht zu den ergebenen Freunden des Czaren zu gehören, was ſich in dieſem Augenblick ſchon in dem harten erbitterten Geſicht ausprägte, mit welchem er ſtarr und ſtrafend, mit der Strenge eines zu Gericht ſitzenden Richters, die Bewegungen des Czaren in dem nächſten Zimmer überblickte. Der Graf Bennigſen, welcher noch nicht zu den älteren Offizieren der ruſſiſchen Armee gehörte,

hatte einen wunderbaren Ausdruck in ſeinem Weſen, der nicht mit großem Vertrauen zu ihm erfüllen konnte. Auf ſeinem Geſicht ſtand ein leichtſinniges und zerrüttetes Leben, mit dem er in ſeiner Jugend, als er noch in ſeiner hannöveriſchen Heimath gelebt, gekämpft hatte, und zu dem ſich nach ſeinem Eintritt in die ruſſiſchen Kriegsdienſte unter Katharina, die den Mann zur Ausführung ihrer Abſichten auf Polen in ihm ſah, die ganze düſtere Heftigkeit ſeines militairiſchen Charakters gefügt.

Was iſt denn ganz Rußland anders, als dieſer mit gewaltſamer Pracht aufgeputzte Palaſt, in dem das Verderben und die Verweſung durch den glänzenden Marmor hervorſtinken? ſagte Bennigſen weiter, ganz leiſe, indem er mit einer bedeutungsvollen Bewegung auf den Arm des Grafen Pahlen drückte. Ein ſolcher Staat wird und muß über dem Haupte deſſen zuſammenſtürzen, der ihn mit einer dem Verderben verwandten Weisheit und Kunſt an den Rand des unvermeidlichen Abgrunds hinangezerrt, ſo wie dieſer Palaſt einſt und bald über dem ſtolzen, nichtswürdigen, grauſamen, volks- und ſtaatsverrätheriſchen Haupte ſeines Erbauers und Prahlhanſen zuſammenfallen und in ſeinen Giftdünſten Denjenigen begraben

wird, der Schmutz und Gift in ganz Rußland auf gehäuft hat!

Graf Pahlen legte jetzt mit wahrem Entsetzen, das sich in seinem heftig zuckenden Gesicht und in einer Bewegung aller seiner Glieder ausdrückte, seine Hand auf die Schulter des Generals und sagte dann, nachdem er ihn eine Zeitlang sprachlos betrachtet hatte: Ich bitte Dich, lieber Freund, wie kann man so schreckliche Dinge über seine Lippen führen. Ist uns denn nicht durch Alles die größte Vorsicht und Zurückhaltung auferlegt? Wir streben nach großen Dingen, es ist wahr, aber wenn wir sie zu früh und zu weitläufig in den Mund nehmen, fürchte ich, daß sie sich verzerren und in eine Gestalt überschlagen werden, in der sie zu viel bedeuten müssen, und darum am Ende gar nichts. Mein Gott, Bennigsen, was redest Du denn? Du weißt, ich strebe nur nach der Abdication des Czaren, weil ich das einzige Heil Rußlands darin sehe, daß Paul den Thron verläßt. Aber sein Leben wünsche ich zu erhalten, und möchte um Alles in der Welt keinen Antheil daran haben, wenn sein Leben dabei verloren gehen sollte!

Der Graf ließ bei diesen Worten seine listig blinzelnden Augen forschend durch den ganzen Kreis

ſchweifen, der ſich in enger Umſchlingung um ihn und den General Bennigſen geſammelt hatte und in dem ſich viele bedeutende und ausgezeichnete Geſtalten befanden, dazu eine ganze Reihe von ruſſiſchen Offizieren, die ſowohl durch ihre militairiſche Perſönlichkeit hervorragten, als ſie auch durch ihre glänzenden Leiſtungen, welche ſie namentlich in den polniſchen Kriegen unter Katharina an den Tag gelegt hatten, die erſten und glänzendſten Namen im ruſſiſchen Kriegsweſen darſtellten.

Die heftige und doch angſtvoll bebende Rede des Grafen Pahlen ſchien in dieſem Kreiſe keinen beſonders zutraulichen und wirkſamen Eindruck hervorgerufen zu haben. Man ſah ihn mit zweifelhaft lächelnden Blicken an, ohne dabei die Achtung und Ehrerbietung zu verleugnen, die man dem mächtigen Staatsmann, der ſeit Kurzem die erſten Würden des Reichs in ſeinen Händen vereinigte, jederzeit ſchuldig zu ſein glaubte, um ſo mehr, da es nur durch ihn, ſeinen energiſchen Eifer und ſeine Alles durchdringende Klugheit, möglich geworden war, die geheime Verſchwörung, die ſeit einiger Zeit gegen Paul beſtand, zu einem entſchloſſenen Werkzeug vieler heißen und glühenden Wünſche heranzubilden. Man kannte

freilich auch das Spiel, in das sich Graf Pahlen beständig zu hüllen liebte, und wodurch er so lange als möglich frei und unverantwortlich bei einer Sache erscheinen wollte, die er eigentlich trieb und schürte, und die ohne ihn niemals auf den entscheidenden Weg gebracht worden wäre.

Pahlen, ein kalter, tief verschlossener Esthländer, dem die Treulosigkeit des Wesens auf seinem Gesicht ausgeprägt lag, hatte von dem Augenblick an, wo er sich bei dem Czaren auf den Höhen aller Gunst und Gnaden und im Besitz des unbeschränktesten Vertrauens befand, den Argwohn gefaßt, daß er dem Czaren verdächtig zu werden anfange und daß seine Stellung, vielleicht sein Leben, bei demselben gefährdet sein könne. Die ausgezeichnete Höhe seiner Würden hatte Pahlen erstiegen, seitdem, nach dem Tode Besborodko's, der Günstling Rastaptschin von dem Czaren Paul plötzlich aus allen seinen Aemtern entlassen und aus der Nähe des Czaren und vom Hofe entfernt worden war, und jetzt hatte Pahlen, mit einer übermäßigen Gunst des Czaren beehrt, fast alle Posten übernommen, die nur irgend ihm zugewiesen werden konnten. Polizei und Militair standen in Petersburg unter seiner höchsten Botmäßigkeit und Pahlen zeigte den Triumph seiner Kunst und Wissenschaft

gerade darin, daß er alle hochverrätherischen Versuche entdeckte und zur Strafe zu ziehen wußte, welche im Reiche gemacht wurden, um den Czaren zu entthronen und seiner Herrschaft und seinem Leben zu nahe zu treten. Bald darauf aber, als er sich selbst bei dem Czaren nicht mehr für sicher hielt, hatte er selbst eine geheime Gesellschaft gegen Paul gestiftet, die er auf jede Weise pflegte und ausbildete und mit der größten Berechnung zu ihrem tiefdurchdachten Ziel hinanschreiten ließ. Er hatte dazu viele Gleichgesinnte aus den höchsten Kreisen zu beordern gewußt, zum Theil aber auch aus den geheimen Quellen des Verbrechens geschöpft, die sich ihm durch seine Amtsführung geöffnet hatten und aus denen er sich einen auf den Czarenmord längst vorbereiteten gewaltigen Beistand heranzogen. In diese gefährliche Stellung zu seinem Czaren war Graf Peter von der Pahlen besonders seit dem Moment eingetreten, wo derselbe seine früheren Vertrauten, den seitdem geächteten Major Linderer, und den berüchtigten General Araktschejef, den Paul beim Antritt seiner Regierung zum Militair-Gouverneur von Petersburg gemacht, nachher aber aus der Hauptstadt verwiesen, wieder dorthin zurückberufen hatte, um sie abermals in seiner Nähe auf

8.

Die neue Dichterſprache, welche Klopſtock gegrün-
det, ſuchte ſich noch entſchieden von dem Sprachge-
brauch der Proſa zu trennen. Klopſtock wollte der
Proſa, die er beſonders in den Grammatiſchen Ge-
ſprächen ſo originell handhabte, keine eigentlich poe-
tiſchen Freiheiten weder in der Diction, noch in
der Wortſtellung einräumen, und ſchrieb mit ſtei-
nernem Griffel hartkantige, aber feſtausgebildete
Sätze. Sein proſaiſcher Stil hat die rauhe Größe
der Wahrheit, und ſieht es auf den Effect der
Ueberzeugung, nicht auf den Eindruck der Schön-
heit ab. Dieſe treffliche Proſa erſtarrt jedoch bald
in Monotonie und Einſeitigkeit, da ſich der Schrei-
bende kein ſubjectives Genüge, keine Befriedigung
von Phantaſie und Gemüth, nach Herzensluſt darin
verſtattet. Es fehlt ihr Licht und Schatten, Luft

gewichtigen Stellen zu verwenden. Pahlen ſah, daß dieſe gegen ihn ſelbſt als Werkzeuge ſeines Sturzes gebraucht werden ſollten, und hatte danach ſogleich ſeine verderblichen Entſchlüſſe gefaßt. —

Die drei Fürſten Zoubow ſtanden ebenfalls in der Mitte dieſes vertrauten, ſich mit großer Vorſicht abgeſchloſſen haltenden Kreiſes, zu deſſen Eingeweihten ſie zu gehören ſchienen, obwohl gerade ihre Gegenwart zu einigen Störungen führte, denn man hatte die Zoubows, welche Paul auf eine faſt ſchimpfliche Weiſe vom Hofe entfernt und die ſich bisher gezwungener Weiſe in Deutſchland hatten aufhalten müſſen, ſo lange nicht in Petersburg geſehen, daß ihr plötzliches Erſcheinen heute in dem neuen Ballſaal die größte Aufmerkſamkeit erregen mußte, und es jetzt an Perſonen aller Art nicht fehlte, welche ſich herzudrängten, um den einſt ſo gefeierten und jetzt wieder in die Gnade des Czaren zurückberufenen Männern ſich zu nähern und ihnen Glückwunſch und Freude über ihre Rückkunft nach Petersburg auszuſprechen. Es war dadurch die Unterhaltung wieder verſtummt, die unter den Vertrauten, welche ſeit einiger Zeit am liebſten bei öffentlichen Gelegenheiten und unter dem Schutze großer rauſchender Feſte ihre Mittheilungen

untereinander auswechselten und sich ihre Stichworte gaben, vor Kurzem so bedeutsam begonnen hatte.

Besonders war es der Fürst Platon Zoubow, dessen plötzliches Wiedererscheinen am Hofe eine ungeheure Wirkung auf die ganze versammelte Gesellschaft ausübte und der jetzt der Gegenstand aller Bemühungen und Bemerkungen im Saale geworden zu sein schien. Man strömte von allen Seiten schmeichelnd und huldigend zu ihm herbei, denn man konnte es sich nicht anders denken, als daß der letzte Liebling Katharina's, welchen der Czar Paul plötzlich wieder zu sich gerufen, zu einer neuen großen und mächtigen Rolle in Petersburg bestimmt sei. Zwar wurde in der Gesellschaft Manches über diese Rückberufung geflüstert, was nicht gerade angenehm und bedeutend klang, und am allgemeinsten wurde erzählt, daß der Fürst durch sein letztes Abenteuer in Kurland dazu die Veranlassung gegeben habe, denn Platon hatte sich dort zur großen Beschwerde des alten Herzogs längere Zeit aufgehalten, und war eben beschäftigt gewesen, die älteste Prinzessin von Kurland, ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit und von ihrer Mutter mit den größten Reichthümern begabt, mit offener Gewalt zu entführen, als der alte Herzog,

welchen Czar Paul seit längerer Zeit liebte, mit seinen Klagen und Beschwerden darüber in Petersburg durchgedrungen war, und die Rückberufungs-Ordre Pauls erging, welche den Platon mit seinen beiden Brüdern Valerian und Nicolai nach Petersburg zurückkommen ließ. Man glaubte ihn deshalb im Begriff, eine neue glänzende Laufbahn bei dem Czaren zu beschreiten, denn mit der meisterhaften Vorsicht, mit welcher Graf Pahlen den von ihm geleiteten Geheimbund führte, war noch Niemand auf den Gedanken gekommen, daß Platon Zoubow zu einem Instrument des Verderbens für den Czaren bestimmt und dazu von Paul selbst nach Petersburg zurückberufen sein könne. Platon war früher Ober-Befehlshaber der Armee gewesen und stand den Soldaten noch immer als eine sehr beliebte und vertraute Persönlichkeit nahe, die vielfach auf sie wirken konnte, und um so mehr ihr Vertrauen und ihre Hoffnung besaß, als die ganze Gesinnung des Heeres sich dem Czaren abzuwenden angefangen, seitdem er die Armee reformirt und durch die körperliche und lächerliche Behandlung so vieler Generäle und Offiziere, selbst durch sein unbegreifliches Verhältniß zu Souwarow, so schlimme Beispiele aufgestellt hatte. Darum hatte Graf Pahlen Alles

aufgeboten, um die Rückberufung des Fürsten Platon Zoubow, hinter der möglicher Weise eine Mitwirkung der Armee für die Zwecke der Verschwörung lag, zu erwirken: es war eben, um dies zu erreichen, eine Hülfe anderer Personen nöthig geworden, die für Platon schon wegen anderweiter Umstände das größte Interesse hegten.

Eine der Hauptpersonen dabei war die französische Schauspielerin Madame Chevalier gewesen, die sich auch in diesem Augenblick mit einigen andern Damen, mit denen sie im Gespräch umherging, der Stelle näherte, wo der Fürst sich befand, der auch jetzt nicht lange zögerte, mit der ganzen stürmischen Gluth seines Wesens, das noch immer sehr viel Anziehendes und Hinreißendes namentlich für die Frauen hatte, sich zu ihr hinüber zu begeben und eine recht beiferte und angelegentliche Unterhaltung mit ihr zu beginnen. Der Fürst hatte die schöne und geniale Schauspielerin, die als Mitglied des französischen Theaters in Petersburg wahre Zauber für die Kunst wie für die höhere Gesellschaft verbreitete, zuletzt in Teplitz gesehen, und dort einen innigen Bund der Freundschaft mit ihr geschlossen, der zugleich alle die ihr zu Gebote stehenden Hebel in Bewegung setzen sollte, welche Platon für

ſeine neuen Pläne in Petersburg benutzen zu müſſen glaubte.

Heil unſerer erſten Gönnerin, die wir jetzt hier am Hofe beſitzen! klang der verbindliche und faſt ehrfurchtsvoll geſtammelte Gruß, mit welchem ſich Zoubow der ſeit einigen Wochen in Petersburg allmächtigen Dame jetzt genähert hatte. Die Chevalier war ihm jedoch plötzlich mit einem ſehr zurückhaltenden Ausdruck entgegen getreten, denn der Czar ſchien eben im Begriff, mit ſeiner Begleitung in dieſen Salen einzutreten, und bei der noch immer nicht ganz gewiſſen Haltung, welche Fürſt Zoubow ungeachtet ſeiner Wiederzulaſſung am Hofe bei dem Czaren genoß, glaubte auch die ſchöne Schauſpielerin ihre aufleuchtende und verbindliche Koketterie, von der ihr Geſicht beim erſten Anblick Zoubows erglänzt war, ſogleich wieder verſchwinden laſſen zu müſſen.

Der Czar zögerte indeß noch mit ſeiner Abſicht, ſich dieſer Gruppe zu nähern, da er aus einer plötzlichen Begegnung mit dem Staatsrath Kontaitzow die Veranlaſſung genommen hatte, an dieſen einige Fragen oder Aufträge zu richten und deshalb an dem Eingang zu dieſem Salen mit ihm ſtehen zu bleiben.

Die reizende Chevalier mochte ſich dabei nicht ganz

behaglich finden, denn zugleich ſchien Koutaitzow, welcher jetzt der eigentliche Freund der Schauſpielerin war, bemüht, ihr beginnendes Geſpräch mit dem Fürſten Platon Zoubow zu beobachten und einen ſo ſcharf ſpähenden Blick auf daſſelbe zu richten, daß Madame Chevalier darüber faſt befangen und verlegen wurde und dem Fürſten Zoubow anfangs nur mit zerſtreuten und abgebrochenen Sätzen antwortete. Denn durch Koutaitzow, der ihr ganz und gar ergeben war und ſie mit leidenſchaftlicher Zuneigung liebte, hatte es die Chevalier eigentlich nur durchgeſetzt, daß Paul ſich für die Wiederaufnahme Zoubows an ſeinem Hofe entſchieden, da Koutaitzow ſich in unveränderlicher Gunſt bei dem Czaren behauptete und nicht leicht irgend einer Sache widerſprochen wurde, welche dem Czaren von dieſer Seite her entgegen kam. Der ſtets feſt und unerſchütterlich im Intereſſe Pauls befundene Koutaitzow war dem Czaren gleichbedeutend mit aller im ganzen Lande für ihn beſtehenden guten und treuen Abſicht geworden, und da derſelbe zugleich ganz entfernt von allen in Rußland rege gewordenen Parteibeſtrebungen lebte, ſo hielt es Paul für das Princip der heilſamſten Klugheit, Alles auszuführen, wofür

ſich ſein Kontaitzow, den er vor Kurzem noch zum Grafen erhoben, erklärt hatte.

Madame Chevalier glaubte aber ſchon ſeit einiger Zeit bemerkt zu haben, daß ihr mächtiger Freund die Zurückberufung Platon Zoubows bereuete, und an den verdrießlichen und beſorgten Blicken, mit denen Kontaitzow jetzt ihr augenblickliches Geſpräch mit Zoubow begleitete, meinte ſie jetzt auch den Grund dieſer plötzlich entſtandenen Abneigung erkannt zu haben. Kontaitzow ſchien ihr plötzlich auf die entſchiedene und leidenſchaftliche Neigung, welche ſie für die Wiederaufnahme des Fürſten in den Hofkreiſen an den Tag gelegt, eiferſüchtig geworden zu ſein!

Madame Chevalier hat lange keine neue Rolle auf dem franzöſiſchen Theater, hatte der ihr in der That dankbare Fürſt die Unterhaltung mit ihr fortgeſetzt. Die Poeſie ſelbſt leidet, wenn ſie in Geſtalten, wie die Ihrigen, in denen der Zauber der Schönheit die höchſte Form gefunden hat, ſo wenig eingekleidet wird. Die Franzoſen haben doch Stücke genug geſchrieben, in denen eine Chevalier Alles darſtellen kann, was ſie iſt und zu leiſten vermag, aber Ihr Theater-Director nöthigt uns mit den Berechnungen ſeiner Flickſchneider Seele eine Hungerkur auf, die uns um ſo mehr pei

nigt und herunterbringt, da die Fülle der Kunſt uns aus allen Erinnerungen an Madame Chevalier mit den höchſten Genüſſen durchdringt. Wahrlich, da iſt der Director des deutſchen Hoftheaters ein ganz anderer Mann. Er ſchreibt ſelbſt Stücke, um ſein Theater zu beleben, und neulich haben ſie wieder eines auf der Eremitage geſpielt, das durch die Verwickelungen des Lebens, die es darſtellt, höchſt merkwürdig war, und das ein unvergleichliches Meiſterwerk geworden wäre, wenn in dieſem „Menſchenhaß und Reue" eine Chevalier auch nur eine halbe Stunde lang hätte ſpielen können. Aber die deutſche Kunſt iſt leider eine Bettelmannsſuppe, bei welcher die höheren Genien des Lebens ſich nicht zeigen. Seht nur dort dieſen Herrn von Kotzebue an, wie er drüben im zweiten Salon, eifrig und geſchickt bemüht, ſich geltend zu machen, und doch mit der ſchwerfälligen und handwerksmäßigen Grazie eines Barbiers herumſpaziert. Denn der Kaiſer, der dieſen Menſchen auffallender Weiſe liebt und ſich für ihn intereſſirt, hat ihn auch zu dem heutigen Feſt einladen laſſen und will ſogar den Michailow'ſchen Palaſt von ſeiner merkwürdig wirkſamen Feder beſchreiben laſſen. Wie er ſich jetzt ſo komiſch abquält, um dem Czaren in die Augen zu fallen, und

bei der nächſten Bewegung zu einem Geſpräch heranbefohlen zu werden.

Der Czar hatte unterdeſſen ſeine Unterhaltung mit dem Grafen Kontaitzow in der ausgiebigſten und freundlichſten Weiſe fortgeſetzt und kaum noch beachtet, was um ihn her vorging. Selbſt den Herrn von Kotzebue, den er ſonſt nie unbemerkt ließ, ohne ſich mit ihm über das deutſche Theater oder über einige neue Stücke Kotzebue's zu unterhalten, ließ er jetzt ohne jede Theilnahme an ſich vorübergehen und ſchenkte den ſchwerfällig ernſten und gewichtigen Bemühungen des Dichters, einige Aufmerkſamkeit bei dem Czaren zu gewinnen, jetzt durchaus keine Beachtung. Den Czaren beunruhigte in dieſem Augenblick gerade die auswärtige Lage ſeiner Politik und Kriegführung, denn er war neuerdings über manche Sachen in Unklarheit und Verſtimmung gerathen, die ſein Verhältniß zu England betrafen und wodurch die Fortſetzung des bisherigen Krieges mit England gegen Frankreich plötzlich auf eine ganz zweifelhafte Baſis gerathen ſchien. Der König von England hatte vor einiger Zeit Beſitz von Valette und der Inſel Malta genommen und die engliſche Fahne dort aufpflanzen laſſen, wodurch die Behauptung jeder anderen Fahne, namentlich auf

Malta, auf welches ſich die eigenthümlichen Anſprüche Pauls immer mehr gerichtet hatten, faſt mit Gewalt ausgeſchloſſen wurde. Die Empörung, in welche Czar Paul darüber gerathen war, erſtieg einen ungeheueren Grad, und er hatte erſt am heutigen Morgen eine Note entworfen, die er den an ſeinem Hofe angeſtellten fremden Miniſtern mittheilen ließ und worin er ſeinen Unwillen über eine ſolche „Verletzung des Vertrauens", wie er es nannte, ausſprach, indem er zugleich anzeigte, daß er auf alle in ſeinen Häfen belegenen engliſchen Schiffe habe Beſchlag legen laſſen, was er nicht eher wieder aufzuheben gedenke, als bis alle die Clauſeln gänzlich erfüllt wären, welche in der im Jahre 1798 abgeſchloſſenen Convention feſtgeſetzt wurden.

Graf Kontaitzow, der immer mit großer Mäßigung vorzugehen liebte, ehe er ſeine letzte Karte ausſpielen wollte, bat den Czaren in dieſem Augenblick, für jetzt nichts Weiteres zu unternehmen und die folgenden Schritte genau in Betracht zu ziehen, was aber dem Czaren im höchſten Grade zu mißfallen ſchien, denn er ſchrie jetzt faſt laut auf und ſagte dann mit einem unheimlich blickenden Gebärdenſpiel: Nicht wahr, Kontaitzow, in dem Hafen von Peterburg befindet ſich

und Wärme, und man ſieht zuweilen die mühſamen Wendungen, mit denen der Stiliſt dem Dichter aus dem Wege geht. Inzwiſchen bildete ſich die Proſa auf populairem Wege wenn auch kunſtloſer, doch zu natürlicher Leichtigkeit in dieſer Zeit aus. Die literariſchen Bedürfniſſe waren im deutſchen Publikum unerwartet raſch geſtiegen, und ein gleichmäßigeres geiſtiges Intereſſe verbreitete ſich mehr als jemals durch alle Klaſſen der Geſellſchaft. Die Journaliſtik, die um dieſe Zeit ihre lehrreichen und kurzweiligen Wochenviſiten in Deutſchland begann, trug Vieles zu einer harmoniſchen Vertheilung von Sprache und Bildung bei, wie pedantiſch auch ſonſt noch der Zuſchnitt ſein mochte, in dem ſie auftrat. Dieſe Wochen- und Monatsſchriften, die bald als „Jünglinge", bald als „Greiſe", bald als „Aufſeher" und „Zuſchauer", „Freigeiſter" und Aerzte" das Publikum feſſelten, brachten eine gewiſſe Geſchmeidigkeit in den Ausdruck des wirklichen Lebens, und machten die Sprache der deutſchen Proſa flüſſig. Eines eigenen Genie's der Proſa aber bedurfte es, um in ihr einen höheren Charakter zu ſchaffen, der

in dieſem Augenblick nur ein einziges engliſches Schiff? Aber die Engländer, dieſe infamen Hunde, ſie ſollen ihre Freude daran erleben. Ich befehle, daß dies Schiff ſogleich verbrannt werden ſoll, und Euch, Reutaitzow, wird mein Befehl hiermit zur Ausführung anvertraut. Wenn ich heut Nacht gegen Morgen, ehe ich mich in's Bett lege, noch einmal, wie ich es gewohnt bin, zum Fenſter hinausſchaue, ſo ſollen die entzündeten Flammen aus der Newa zu mir aufſpringen und mich mit dem Aerger Englands, das meinen ganzen Unwillen empfindet, grüßen!

Ja, Ew. Majeſtät werden gerade um die befehlene Zeit die entzündeten Flammen aus der Newa aufſpringen ſehen und ſie werden Euch den Aerger Englands aus der empfindlichen Lohe eines engliſchen Schiffes blutroth verkünden! rief der Staatsrath Reutaitzow jetzt mit einer feierlichen Beſtimmtheit, die aus ſeinem Munde immer ungemein viel Beruhigendes für den Czaren hatte. Dem Staatsrath ſchien um ſo mehr daran gelegen, mit dem Czaren jetzt in keinen geſchäftlichen Weitläufigkeiten ſtehen zu bleiben, als ihn ſchon längſt der dringende Wunſch beſchäftigt hatte, zu den Damen hinübergehen zu können und namentlich das ſich jetzt vertraulicher anlaſſende Geſpräch zwiſchen dem Fürſten

Platon Zoubow und ſeiner ſchönen Freundin, der Madame Chevalier, ein wenig zu unterbrechen.

Er ſuchte daher in dieſem Moment den Augen des Czaren ganz ſcharf zu begegnen und den Blick deſſelben bedeutungsvoll zu feſſeln, worauf Koutaitzow mit nicht geringer Kunſt ſich verſtand. Es gelang ihm dadurch, den Czaren aufmerkſam zu machen, daß dort in jener Ecke des Saals ſich eine Perſon befand, die für den Czaren gerade in dieſem Augenblick ſehr in Betracht kommen könne, und auf welche man wünſchen müſſe, ihn ſeine Blicke hinlenken zu ſehen.

Das iſt ja Niemand anders als die Madame Bonoei? ſagte der Czar, der den raſchen, heißen Blicken Koutaitzow's durch den andern Saal mechaniſch gefolgt war. Scheint es nicht, als ob der Graf Koutaitzow mich gerade auf dieſe Dame gern hätte aufmerkſam machen wollen?

Koutaitzow hatte in der That mit ſeinen ausdrucksvollen klugen Augen auf die Madame Bonoei*) hingezeigt, die ſoeben zu den übrigen Damen dort herangetreten war und mit ihrer Landsmännin, der Ma-

*) E. v. Tannenberg, Leben Paul des Erſten. S. 361.

dame Chevalier, ein ſehr lebhaftes Geſpräch angeknüpft hatte.

Ich wollte durch dieſe liebenswürdige Perſon blos an den Erſten Conſul in Paris, den General Bonaparte, gerade in dieſem Augenblick Eure Majeſtät erinnern, ſagte Kontaitzow mit einem beſonderen bedeutſamen Accent. Denn wenn wir Schiffe der Engländer im Hafen von Petersburg verbrennen laſſen, ſo dürfte es wohl Zeit geworden ſein, ſich an den großen General Bonaparte zu erinnern, den Czar Paul ja eigentlich liebt, und der durch dieſe Madame Bonoei ſo zarte und feine Grüße für der Ruſſen Czaren hat beſtellen laſſen. Denn wir müſſen mit Frankreich gehen, wenn wir jetzt mit England brechen wollen.

Ehe wir mit Frankreich gehen, gehen wir doch erſt noch auf einen Augenblick zu der ſchönen Madame Bonoei hin, ſagte der Czar jetzt lächelnd, und ſchritt, indem ihm Kontaitzow befriedigt folgte, zu dem Damenzirkel hinüber, welcher die Annäherung des Czaren ſchon jeden Augenblick erwartet zu haben ſchien.

Madame Bonoei war eine intereſſante Franzöſin, die vor einigen Monaten mit bedeutenden und unabweisbaren Empfehlungen aus Paris an den Hof gekommen war und bei dem Czaren ſelbſt eine ſo aus-

gezeichnete Aufnahme gefunden hatte, daß er ſie ſogar aufgefordert hatte, auf ſeinem Luſtſchloſſe in Gatſchina in der Mitte der Czarenfamilie bei ihm zu wohnen und ihn täglich durch ihre Umgebung zu erfreuen, auf die er von Tag zu Tag mehr Gewicht zu legen ſchien. Man hielt dieſe Dame in den höchſten Kreiſen für eine Agentin des Erſten Conſuls von Frankreich, die deſſen beabſichtigte und ſchon vielfach begonnene Wirkſamkeit auf den Czaren Paul fortzuſetzen und in ihre ſchönen und geſchickten Hände zu nehmen hatte, was ihr ſchon dadurch ſehr gelang, daß ſie es verſtanden, ihm ihre Unterhaltung zu einem gar nicht mehr zu entbehrenden Bedürfniß zu machen, aus der er ſelbſt neue Richtungen in ſeiner Politik und ſeinen Handlungen zu ſchöpfen geneigt war. Denn die Benoci wußte ihm täglich neue und merkwürdige Mittheilungen aus Paris zu machen, ſie ſtand dort offenbar mit den bedeutendſten Perſonen in einer genauen und laufenden Verbindung, und erhielt von ihnen durch Couriere und Sendungen aller Art die wichtigſten Nachrichten über die neueſten franzöſiſchen Zuſtände und Ereigniſſe, die in der Art, wie ſie die Benoci auf den Czaren wirken ließ, ſich mit unableugbarem Erfolge ſeiner Seele bemächtigten. Das zweifel-

hafte Dunkel, welches die Bonoei seit ihrem ersten Auftreten in Petersburg umgeben, hatte sich dadurch auf eine fast geheimnißvolle Weise gesteigert, obwohl man im Ganzen ihr Wollen und Wirken in der Nähe Pauls richtig deutete und sie für nichts als eine geheime Unterhändlerin Bonaparte's erkannte, die das innige Verhältniß, welches der Erste Consul längst zu dem Czaren von Rußland durch alle möglichen Wendungen selbst während der Fortdauer des Krieges anzustreben gesucht, durch persönliche Wirkungen und Anregungen aller Art zu unterstützen und festzustellen strebte.

Die Bonoei stand gerade mit dem Fräulein Lapuchin in einem sehr lebhaften Gespräch, als der Czar sich näherte. Die Lapuchin trat sogleich wie erschrocken hinter die Bonoei zurück, weil sie die Absicht des Czaren erkannte, mit Madame Bonoei allein sprechen zu wollen, und weil Paul ihr schon öfter den Tadel ausgedrückt hatte, daß sie durch ihre überall andringende Geschwätzigkeit ihn selbst belästige und ihm gerade da im Wege stehe, wo er auftreten und sich aussprechen wolle. Auch hatte es den Czaren schon seit einiger Zeit mißtrauisch gemacht, die Lapuchin in einem eifrigen Gespräch mit irgend Jemandem zu er-

blicken, denn ſie hatte ſeit der kurzen Zeit ihres Lebens am Hofe ſchon viele Streitigkeiten und Verwirrungen hervorgerufen, und dadurch mannigfachen Aerger über den armen, durch ſo Vieles verbitterten und verſtimmten Czaren gebracht.

Als der Czar jetzt durch einen Wink ſeiner Augen, der von der Bonoci ſehr verſtändnißvoll und innig aufgenommen wurde, es veranlaßt hatte, daß er mit ihr einige Schritte von den Uebrigen zu einer vertraulichen Unterhaltung zurücktreten konnte, ſagte er lebhaft: Ich freue mich immer, die Madame Bonoci zu ſehen, denn ihr Geſicht erinnert mich an Frankreich, und da leben doch noch Leute, die mich zu ſchätzen wiſſen und an mir gut machen wollen, was das abſcheuliche England an mir gefehlt und gefrevelt hat. Es iſt keine Frage, daß Rußland mehr mit Frankreich als mit England übereinſtimmt, und dieſe Entdeckung hat mich glücklich, ich möchte faſt ſagen, ſtolz gemacht. Sie ſind nicht müde geworden, Madame, mir eine gewiſſe innere Verwandtſchaft Frankreichs mit Rußland ausdrücklich zu ſchildern, und ich danke Ihnen mehr und mehr dafür, es iſt ſogar ein Wort zu meinem Herzen, was Sie mir über den General Bonaparte geſagt haben. Solcher Worte bedarf man, denn ich verſichere Sie,

ich athme jetzt hier keine ganz gesunde und frische Luft mehr ein, die Gesichter der Leute wollen mir hier nicht mehr ganz gut gefallen, und wenn ich auch weiß, daß sie mich nicht gerade beißen werden, so darf ich auch niemals von ihnen erwarten, daß sie mich werden küssen wollen, es müßte denn mit dem vergifteten Kuß ihres Hasses sein. Da hat mir der Erste Consul eine große Freude gemacht, daß er mir durch Sie sein Portrait übersandt. Er ist zwar dafür schlecht belohnt worden, daß er bei diesem zarten Tausch der Gesichter das meinige für das seinige zurückempfing, aber sein Gesicht hat es mir in der That erst von Werth erscheinen lassen, daß ich seine mir so schmeichelhafte Aufmerksamkeit genieße. Ein Mann, der so aussieht, hat einen ungeheuern Ernst der Ansicht mit einer unermeßlichen Thatkraft in sich geeinigt, und seine Züge sagen, daß Alles wahr und recht ist, ja für heilig gehalten werden muß, was ein ordentlicher Soldat mit seinem Schwert ausgeführt hat! Hätte ich solche Leute an meiner Seite in Rußland gehabt, so würden wir zusammen ganz Europa und Asien an unsere Bahnen gekettet haben, und wir hätten eine Musik gemacht, nach der alle Völker der Erde, selbst die nichtswürdigen Engländer nicht ausgenommen, ge-

tanzt haben würden. Die Engländer hätten wir genöthigt, ſich in ihrem Canal und in jeder anderweiten Pfütze vor dem Geſicht Frankreichs und Rußlands zu verkriechen, und die ganze Welt wäre darüber glücklicher geworden. Dieſes engliſche Geſindel, mit dem mich meine gutwillige Thorheit in eine Coalition verlockte, hatte mir ſein Wort gegeben, an mich, als an den rechtmäßigen Großmeiſter des Ordens vom heiligen Jeruſalem, die Inſel Malta abzutreten, aber was iſt bei dem Geſindel ein Wort? Das Wort des Geſindels wird nicht gehalten, und ſo machte es England mit Malta, das mir jetzt plötzlich ſtreitig gemacht wird, und obwohl dieſer unfruchtbare Felſen nicht die Rubel werth iſt, die es koſten würde, um ihn nur von Seiten Rußlands ordentlich zu behaupten oder zu verwalten, ſo iſt es doch ein Aerger geweſen, welchen mir der Hof von Windſor durch Verſagung dieſer Inſel zugefügt hat. Aber ein Aerger iſt des andern werth. Durch dieſen Aerger hat die ganze Coalition, in der ich mich bisher befand, für mich an Intereſſe verloren, und ich habe bereits angefangen, ſie zu verlaſſen. Ich habe meine Heere ihren Rückzug antreten laſſen, und die durchdringende Sprache des Erſten Conſuls iſt gefälliger in mein Ohr und mein Herz

gedrungen. Was mir Madame Bonoei von dem General Bonaparte, von ſeiner Perſon und ſeinen freundſchaftlichen Geſinnungen für mich erzählte, hat mir eine neue Richtung vorgezeichnet, in der mir wohl zu Muthe wird und in der ich mich wie ein neuer Menſch, der mit Menſchen zu thun hat, befinden werde. Ich habe meine Armeen, die aus Deutſchland und Italien zurückkommen, an der Gränze Halt machen laſſen, und ſie ſollen dort in gerüſteter Stellung meine ferneren Befehle erwarten. Dieſe Befehle bilden ſich ſchon nach meiner Neigung, welche bei mir für den Erſten Conſul in Paris wächſt und die täglich ſich ſteigert, je mehr ich das Portrait betrachte, welches mir Madame Bonoei vom Erſten Conſul gebracht hat.

Die genannte Dame, die in einer hinreißenden Stellung neben ihm ſtand, warf ihm jetzt einen ihrer ſchmelzenden, leuchtenden Blicke zu, die ſie beſtändig wirkſam zu lenken ſchien, um die Aufmerkſamkeit des Czaren für ſich zu gewinnen, und ſeine Gedanken nach ihren Wünſchen zu beſchäftigen. Ihre eigene reizvolle und mächtige Geſtalt trat dabei auf das Glänzendſte und mit verführeriſchen Wirkungen aller Art hervor. Man würde die Bonoei für die erſte Salondame in den höchſten Kreiſen gehalten haben, wenn nicht ihr

blendendes Aeußere zugleich in manchen Eigenſchaften die franzöſiſche Schauſpielerin an den Tag gelegt hätte, die ihre Wirkungen im Vollgefühl der Herrſchaft, welche ſie auszuüben berufen iſt, mit weichen und jederzeit abſichtlichen Händen zu verſtreuen gewohnt iſt.

Ich bin überzeugt, ſagte ſie jetzt mit einer bezaubernden Stimme, daß unſer Erſter Conſul in Paris in dieſem Augenblick nicht geringere zärtliche Studien auf das Portrait Eurer Majeſtät verwenden wird! Bonaparte liebt ein ſolches Geſicht, wie der Czar Paul es hat, und Ihr beiden Herren ſeid Euch darin ähnlich und verwandt, daß es der Liebreiz der That iſt, der aus Eurem Innern ſpricht und der ſich auf eine unwiderſtehliche Weiſe mit der Schönheit des Helden, mit der Allmacht des Mannes, in Euch vermählt. Czar, ich bitte Euch, ſchickt doch einen Geſandten an den Erſten Conſul ab, und laſſet Euch von ihm ganz genau berichten, wie Bonaparte über Euch denkt, ja, ich kann ſagen, wie Bonaparte über Euch fühlt!

Dies hat mich ſchon beſchäftigt, entgegnete Paul nachſinnend, indem ſein Geſicht in ernſten Zuckungen ſich bewegte, woraus er es nur wieder durch einen

ſie an innerer Berechtigung nicht mehr hinter der Poeſie zurückſtehen ließ. Ein ſolches zeigte ſich in Leſſing.

Dieſer ſonnenhelle Kopf gewann ſeinen eigenthümlichen Einfluß auf die deutſche Literatur beſonders durch den Geiſt der Proſa, der ihn durchdrang und in Bewegung ſetzte. Das ſcharfgeſchliffene und zerſetzende Weſen ſeines Genius, dieſe ſtillangeglühte Begeiſterung des Verſtandes, dies heimliche Dichten der Combination, dieſe leuchtende klare Ruhe in immerbewegter Gedankendialektik, waren ſchon als ein höheres Element von Proſa charaktergemäß in ihm vorhanden. Eben als proſaiſches Genie wurde er der nothwendige Einſchlag in die Bewegungen des Geſchmacks und der Geiſtesbildung ſeines Zeitalters. Dieſe Gleichmäßigkeit der poetiſchen und proſaiſchen Bedürfniſſe ſeines Naturells ſtellt in ihm einen helldurchleuchteten Charakter der Proſa dar, in deſſen geſtählter und von innen her erwärmter Geſinnung alle Vorurtheile gegen das Proſaiſche verſchmolzen. Leſſing nahm alle dieſe Elemente ſeines Weſens in ſeine Darſtellung auf, ohne die Proſa poetiſch, oder die

neuen Anblick der ſchönen Bonaei, die immer erheiternd und anregend auf ihn zurückwirkte, zu einem ruhigen und harmoniſchen Ausdruck ordnete. Dann fügte er mit feſter Beſtimmtheit hinzu: Ich werde den General Baron von Sprengporten an den Erſten Conſul abſchicken, und er ſoll in ſeinem Gefolge noch mehrere andere diplomatiſche Perſonen mit ſich nach Paris führen. Sprengporten ſoll zuerſt über die in Frankreich befindlichen Kriegsgefangenen unterhandeln, welche die Soldaten des Czaren von Rußland ſind, und die das jämmerliche England ſich weigerte, auszulöſen.

Bonaparte wird ſie Euch ohne Löſegeld entlaſſen! fiel Madame Bonaei mit großem Eifer ein, indem ſie ihre Hände auf den Arm des Czaren legte. Der Erſte Conſul ſprach mir ja ſchon in Paris davon bei einer vorübergehenden Gelegenheit, und ich kann Euch demgemäß verſichern, daß Euere Mannſchaft Euch von der Republik gekleidet und bewaffnet wieder zurückgeſchickt werden ſoll.*) Habt nur Vertrauen zu Bonaparte, und alle Wünſche, die der Czar von Rußland hat, wird er erfüllen und krönen!

*) Die Entlaſſung der ruſſiſchen Kriegsgefangenen in Frankreich geſchah auf dieſe Weiſe. Tannenberg, a. a. O. S. 377.

Der Czar ſchien dies mit der innigſten Genugthuung zu vernehmen. Ein glänzender Schein von Freude legte ſich über ſeine dunkle Stirn, und er ſagte dann mit ganz ſanfter Stimme: Der Sprengporten ſoll nicht nur über meine gefangene Mannſchaft in Paris unterhandeln, ſondern auch das Herz des Erſten Conſuls über mich näher zu erforſchen ſuchen, denn daran liegt mir, es liegt mir mehr daran, als ich es ſagen kann. Und Sprengporten iſt mir gerade der Mann dazu. Bonaparte und Paul. Das wird die Loſung einer neuen Zeit ſein. Es iſt wahr, das Volk muß frei ſein. Aber ein freies Volk, durch eine große Gewalt beherrſcht, das ſoll künftig meine Loſung ſein, und dazu wird der Erſte Conſul von Frankreich dem Czaren von Rußland taugen! Das iſt ein Geſchäft, wenn wir das zuſammen ausführen, Bonaparte und ich, ſo wird vielleicht wieder aus der Welt verſchwinden, was man die Revolution zu nennen angefangen hat! —

Koutaitzow war unterdeſſen mit dem Fürſten Zoubow und der Madame Chevalier in ein lebhaftes Geſpräch eingetreten, das faſt einen herzlichen Anſtrich nahm, denn Zoubow war ihm ſogleich mit einer ſehr dringenden Frage nach Fräulein Koutaitzow, der Tochter

des gräflichen Staatsraths, entgegen gekommen, und Kontaitzow hatte dieſe Frage mit einer gewiſſen lauten Ueberſchwänglichkeit aufgenommen. Denn ſeit der Rückkehr des Fürſten an den Hof war davon die Rede geweſen, daß Zoubow es auf eine Verheirathung mit der Tochter des Grafen Kontaitzow abgeſehen habe, was der Fürſt auch jetzt wieder durch ſeine angelegentlichen und faſt glühenden Erkundigungen nach Katharina Kontaitzow an den Tag zu legen ſchien. Katharina tanzte zwar unter den Paaren in dem großen Mittelſaal des Palaſtes, und der Fürſt hatte bis jetzt noch keine Zeit gefunden, ſich um ſie zu bekümmern, aber er deutete doch abermals in dieſer Unterhaltung mit Kontaitzow ſeinen feſtſtehenden Wunſch, und faſt mit einem feierlichen Ausdruck, an, ſo daß Kontaitzow, der an dieſer Ausſicht ſehr zu hängen ſchien, in die fröhlichſte Laune darüber gerieth.

Der Czar war jetzt auch wieder von Madame Boncei zurückgetreten, hatte aber ſogleich wieder in der Begegnung mit der Czarin, die ihm aus dem nächſten Saal in all ihrer ſtrahlenden Herzlichkeit entgegentrat, einen Anlaß gefunden, zu verweilen und ſich mit den ziemlich gleichgültigen aber doch intereſſant und liebevoll vorgebrachten Fragen zu beſchäfti

gen, welche Maria Feodorowna in dieſem Augenblick an ihn gerichtet.

Indeſſen ſah man den Grafen Pahlen im Hintergrunde dieſes Saales unruhig auf und nieder ſpazieren, indem er Alles, was um ihn her vorging, mit der ſchärfſten Genauigkeit beobachtete, alle Perſonen und ihre Geſichter ausforſchte und bald Jemand zu erwarten ſchien, bald durch ſeine heftigen und ſtürmiſchen Gebärden den Unwillen ausdrückte, ihn nicht finden zu können. Pahlen hatte es ſich in der letzten Zeit ganz verſagt, mit ſeinen Abſichten, die er fördern wollte, ſich heimlich und verborgen zu ſchaffen zu machen, und er war dabei zu der eigenthümlichen Anſicht gekommen, die zuletzt ſein Grundſatz geworden war, daß es viel gefährlicher ſei, einen Plan, wie den ſeinigen, unter der Decke eines vollſtändigen Geheimniſſes zu hüten und auszuführen, als ihn auf eine ganz unabſichtliche und natürliche Weiſe mit einer gewiſſen ſcheinbaren Offenheit zu pflegen und gewiſſermaßen in Gegenwart der ganzen Welt darüber zu verhandeln, ohne daß man das Richtige herausfinden und noch weniger das Schlimme deuten konnte. Gerade in dieſer Weiſe hatte er die Verſchwörung bis jetzt mit der größten Sicherheit betrieben und geleitet,

und ſie war frei von jedem gefährlichen Mitwiſſer geblieben.

In dieſem Augenblick ſchien Graf Pahlen den von ihm ſo beharrlich erſehnten Gegenſtand entdeckt zu haben. Es war der Großfürſt Alexander, welcher ſich jetzt aus dem Saal der Tänzer hereinbewegte und in dieſen Salon trat. Anfangs ſchien er durch den Anblick des Czaren unentſchloſſen über ſein Verweilen zu werden, darauf aber wurde er durch den Gruß des Grafen Pahlen getroffen, der mit einer ſonderbaren und faſt vertraulichen Gebärde ganz nahe zu ihm heran trat, und ihn einige Schritte mit ſich fortzuführen verſtand wo ſich, entfernter von dem in der Mitte des Saales gebliebenen Czaren, ein bequemerer Platz darbot, um einige Worte mit Sicherheit und ohne Gefahr zu wechſeln. Der ſchöne Prinz war eben etwas aufgeregt von den Tänzen, die er verlaſſen hatte, und von denen er noch hochathmend glühte, indem er nach Ablegung der Maske ſich die Stirn mit ſeinem Taſchentuch wiſchte.

Erlauben mir Eure Kaiſerliche Hoheit kurz und ungezwungen zu ſein, hatte Graf Pahlen das Geſpräch begonnen. Sie wiſſen, Großfürſt, daß es ſich jetzt um die Wahrheit und um eine That für dieſelbe han

deln ſoll. Auf Bällen pflegt man zwar ſonſt keine Thaten für die Wahrheit zu thun. Aber die Zeit drängt einmal, und wenn wir jetzt keine Vorſicht gebrauchen, Prinz, ſo werden wir bald mit zerſchlagenem Schädel am Boden liegen, wir Alle, mein Prinz, wir Alle!

Der Großfürſt Alexander ſchien in die bitterſte Verlegenheit über dieſe Anrede zu gerathen. Zuleich erſchreckte ihn der Anblick des Czaren, der ſo ſehr in ſeiner Nähe verweilte, obwohl dieſer ſelbſt im Geſpräch mit den ihn umgebenden Damen ganz und gar gefeſſelt ſchien und durchaus nicht im Stande ſein konnte, von dem Geſpräch Pahlens mit dem Großfürſten etwas zu vernehmen.

Sie werden doch nicht glauben, Prinz, daß Sie unter Fortdauer der gegenwärtigen Verhältniſſe noch lange im Stande ſein werden, Ihr Leben und Ihre Stellung hier in Petersburg zu behaupten? nahm Graf Pahlen wieder das Wort, indem er ſich ganz dicht an den Großfürſten herandrängte und ihn mit unheimlich leiſer, faſt drohender Stimme zuflüſterte: Was dieſer unſer Czar für Abſichten nicht nur mit unſerm herrlichen Staat, ſondern auch mit ſeiner ganzen Familie hegt, iſt jetzt nur allzu bekannt ge-

worden. Der Czar hat es ſelbſt zu mancherlei Perſonen, und ich kann mich ſelbſt auch namhaft machen, geäußert, daß er eine eigenthümliche Verſetzung aller ſeiner Familienglieder beabſichtige, denn er wünſcht lieber für ſich allein zu ſtehen auf dem Thron, und die Gegenwart ſeiner Familie verdrießt ihn, ja ſie ſcheint ihn bange und ungewiß zu machen in ſeinem Gemüth. Ich glaube, er will die Czarin Maria Feodorowna nach Kalamagene im aſtrachan'ſchen Gouvernement, unſern Großfürſten Alexander aber nach Schlüſſelburg auf die Feſtung bringen laſſen. Wenn der treffliche und tapfere Prinz Conſtantin aus dem Feldzuge zurückkehrt, wird er ſeinen Aufenthalt, um ſich zu erholen, auf der Citadelle von Petersburg nehmen müſſen, denn er hat in den Schlachten mitgefochten, ohne die Erlaubniß des Czaren dazu gehabt zu haben.

Sagen Sie mir blos, warum Sie mir das erzählen wollen, Graf Pahlen? fragte der Prinz, in leidenſchaftlicher Angſt die Hand des Miniſters ergreifend, die er heftig an ſich zog und, als wenn er ihn damit um Schweigen und Zurückhaltung bitten wolle, gegen ſeine Bruſt drückte.

Ich erlaube mir ja nur, mit Ihnen zu ſprechen,

Großfürſt, um uns die gefährliche Lage, in der wir ſtehen, klar zu machen! erwiederte Pahlen mit einem flammenden Ausdruck, der ſein ganzes Herz zu verrathen ſchien, und mit einer Stimme, die, zum erhöhten Schrecken des Großfürſten, plötzlich laut und gewaltig zu tönen begann: Prinz, wir haben den ſchlimmſten Gipfel unſerer Schickſale erſtiegen, wir müſſen uns retten und das Land bewahren, und dazu bedürfen wir zuerſt der Einwilligung des älteſten Großfürſten von Rußland, ohne die wir nicht handeln können und wollen!

Alexander ſchrak heftig zuſammen, er begann zu zittern und eine furchtbare Bläſſe trat ihm über Stirn und Wangen. Ihr beabſichtigt doch nicht das Schlimmſte? fragte er dann ganz leiſe und mit einer tief geängſtigten Stimme.

Was nennen Ew. Kaiſerliche Hoheit das Schlimmſte? fragte Graf Pahlen mit einem verſteckten Hohn zurück.

Das Schlimmſte? — — erwiederte Alexander, nachdem er eine Zeitlang vor ſich hingeſtarrt, wie aus einer tiefen Betäubung erwachend. Ich kenne allerdings das Schlimmſte nicht, aber ich will es auch nicht kennen lernen.

Das Schlimmſte ſoll nun das Beſte ſein, ſagte

Pahlen jetzt, indem er die Hand des Großfürſten ergriff und mächtig in der ſeinigen drückte. Mir ſelbſt liegt das Schlimmſte außer aller meiner Berechnung, und es ſoll und wird von mir nicht herbeigeführt werden. Sprechen wir aufrichtig und ehrlich, Großfürſt. Ich will blos den Czaren vom Thron entfernen und ſeine Regierung ändern; ſeine Perſon ſoll nur in ſeiner Eigenſchaft als regierender Czar angefochten werden, wie ich es ſchon mehrmals anzudeuten verſucht habe. Dabei kann und wird er leben bleiben, und das Schlimmſte, mein Prinz, iſt durchaus nicht zu gewärtigen. Aber ohne die Einwilligung des älteſten Großfürſten wollten wir nicht handeln, denn wir ſind Leute der Ordnung und der Loyalität, und nur der geſetzliche Hergang wird uns leiten.

Und wer ſeid Ihr denn eigentlich? fragte Alexander jetzt mit einem gewaltig aufquellenden Seufzer, in dem ſich ſein ſtürmiſch zuckendes Herz zu öffnen ſchien. Ich kenne Eure Freunde noch nicht, Graf Pahlen, und darum habe ich Euch noch keine beſtimmte Antwort auf alle Euere drängenden Anfragen ertheilen können.

Wenn Ihr uns Alle kennen lernen wollt, erwiederte Graf Pahlen, ſo braucht Ihr Euch nur in dieſem

Salon hier umzuſehen, denn wir ſtehen hier Alle nicht weit von dem Czaren in einer ganz überſichtlichen Gruppe vereinigt, und blicken auf den Czaren und auf Euch, um aus dem Czaren und ſeinem Sohne das Recht zu einem großen, vernünftigen, geſetzlichen, das Volk und den Staat rettenden Handeln zu ſchöpfen! Erblickt dort zuerſt, ich bitte Euch, den Fürſten Platon Zoubow, der nicht weit vom Ofen, einige Schritte von dem Czaren, in einem ſehr heiteren und luſtigen Geſpräch mit dem Grafen Rentaitzow ſteht! Ohne ihn würde unſer Bund ſich nicht abgeſchloſſen haben, er iſt das gewandteſte und ſicherſte Werkzeug deſſelben und durch ſeine Hülfe wird das Ziel unfehlbar erreicht werden!

„Iſt es möglich? rief der Großfürſt, indem ſich das höchſte Erſtaunen auf ſeinem Geſicht malte. Der Fürſt Zoubow iſt mit dieſer Abſicht wieder an den Hof zurückgekehrt? Sollte ſeine Verbindung mit England und mit der Ariſtokratie dieſes Landes vielleicht einigen Antheil an ſeinen neuen Plänen haben? Der Salon der Frau von Gerebzoff in London ſoll ſehr antiruſſiſch ſein, und man nennt mir die Frau von Gerebzoff als eine Schweſter Zoubow's.*)

*) Bignon. I. p. 433.

Poesie prosaisch zu machen, aber eine fein nüancirte Mittelgestaltung ging daraus bei ihm hervor, die als Eigenthum einer besonderen Individualität zu betrachten ist. Als den poetischen Höhepunct seiner Prosa kann man die Sprache der Dramen, namentlich der Emilia Galotti, bezeichnen. Bei allen dichterischen Anlässen der Situation, die ihn auf das hohe Meer des Pathos und der Leidenschaft hinausweisen, behält doch die Diction stets ein gewisses prosaisches Maß, und zügelt die Bewegungen der Phantasie durch kluge Berechnung. Dagegen ist das Poetische oft in die innere epigrammatische Gedankenwendung verlegt, und steigt hervor aus lakonischen Wortblitzen und tiefgedachten Antithesen. Kühne Inversionen erschüttern zuweilen den ebenen Strom dieser Diction, leise Andeutungen sind auf eine umfassende Wirkung berechnet. In den kritischen, polemischen und didaktischen Schriften Lessings kehrt sich mehr die ätzende Kraft, die scharfe perspectivische Gedankenbeleuchtung in seiner Prosa, heraus, ohne selbst bei strengerer Wissenschaftlichkeit an der Genialität der Behandlung zu verlieren. In diesem Genre der

Von ſolchen Sachen weiß ich gar nichts, Kaiſerliche Hoheit, erwiederte Pahlen achſelzuckend, indem er ſich mit einer höhniſchen Gebärde verneigte. Ich bin in dieſer ganzen Angelegenheit nichts als ein guter Ruſſe, und will und werde auch nichts Anderes ſein. Auch der Fürſt Zoubow und ſeine Brüder, die Herren Valerian und Nicolai Zoubow, die ſich jetzt dort unmittelbar hinter den Czaren geſtellt haben, ſind mir in dieſer Sache nur als gute Ruſſen bekannt. Was die Brüder anbetrifft, ſo habe ich ſie nur deshalb zugelaſſen, wenn die bevorſtehenden Ereigniſſe in die niedrigſten Militair- und Volkskreiſe hinabſteigen ſollten. Da wiſſen dieſe beiden Herren ungemein Beſcheid, haben merkwürdige Verbindungen in dieſer Sphäre, und können jede Kehrſeite der Begebenheiten wirkſam meiſtern helfen. Es wird indeß ſo weit nicht kommen, und ich habe dafür geſorgt, daß die Ausführung der großen Handlung, der wir zuſtreben, nur in geriegenen und würdigen Händen bleibt. Sehen ſich Euere Kaiſerliche Hoheit nur einen Mann an, wie dort den General-Lieutenant Grafen Bennigſen, der ſeeben mit der Gewandtheit des liebenswürdigſten Hofmannes zu der Czarin Maria Feodorowna herangetreten, welche der Czar aus der Unterhaltung mit

ſich entlaſſen hat. Das iſt ein feiner ſtattlicher Herr, deſſen große Kriegsthaten in Polen und Perſien ebenſo ruhmvoll daſtehen, als die reine Höhe ſeines ehrenwerthen Charakters. Und nun habt die Gnade, von mir zu vernehmen, Großfürſt, daß dieſer Graf Bennigſen die Blüthe unſeres Bundes iſt, und daß, ſobald wir handeln werden, die Hand und die Stimme Bennigſens dabei die erſte Wirkung ausüben ſollen!

Auf ſolche Männer könnte man ſich faſt verlaſſen, erwiederte der Großfürſt in tiefe Gedanken verſinkend, mit einer leiſen, langſam zögernden, faſt zitternden Stimme. Habt Ihr weiter keine Militairs bei Eurem Bunde, dem ich noch immer von Herzen widerſtrebe?

Von Herzen, das kann Euch ſelbſt von mir nicht abgeſprochen werden, ſagte Pahlen mit einer heftig ausbrechenden Stimme, deren lauter, ungehüteter Klang den Großfürſten von Neuem zu entſetzen anfing. Das Herz läßt man zurückgleiten, wenn man die Rüſtung anzieht, in der man für die Ehre ſeiner Familie und für die Größe ſeines Vaterlandes kämpfen will. Der Mann von Herz wird dann ein ächter Mann, und das bringt alles Uebrige wieder ein. Und auch an Militairs fehlt es unſerem Bunde ſonſt nicht. Die Offiziere, die Ihr dort in dem nächſten Salon

tanzen ſeht — es ſind lauter ſchöne, vornehme, junge Leute — ich nenne Euch dort die Herren Tſchitſchakoff, Tartarinoff, Tolſtoy, Yaſchwell, Yeſſelowitſch und Uwaroff, — ſie bilden die eigentliche Jugendkraft unſerer Verſchwörung, und ihre Namen wie ihre Perſonen bürgen für die Reinheit unſerer Abſichten. — Hätten wir jetzt noch die unterzeichnete Proclamation, durch welche ſich der Großfürſt Alexander bereit erklärt, die Regierung Rußlands zu übernehmen, ſo würden wir unſer Werk morgen ſchon, im guten Glauben an die Trefflichkeit und Hochherzigkeit deſſelben, beginnen und dreiſt und tapfer den Erfolgen zuſtreben, die wir für unſer Rußland und für unſere herrliche Czaren-Familie einſetzen wollen! Denn ſo geht es nicht länger fort, Prinz, wir müſſen jetzt entweder neu erſtehen oder den eigenen Untergang wählen!

Der Großfürſt, der in der höchſten Aufregung daſtand, war eben im Begriff, noch einige Worte an den Grafen Pahlen zu erwiedern, als man jetzt plötzlich durch einen heftigen Aufſchrei, der von den Lippen des Czaren drang, und durch eine in der Nähe Pauls entſtandene Bewegung darauf aufmerkſam gemacht wurde, daß ſich etwas ganz Außerordentliches zugetragen haben mußte.

Es war ſoeben ein Cabinetsrath des Czaren in den Saal getreten, der dem Czaren die eben erfolgte Ankunft eines Couriers gemeldet, der eine Nachricht von der höchſten Wichtigkeit überbracht. Es war der Tod des Generaliſſimus Fürſten Souwarow, der von dem angekommenen Courier gemeldet werden und wodurch der Czar ſich in einen Schmerz und eine Erſchütterung verſetzt fühlte, die man in einem ſo heftigen Grade kaum noch an ihm bemerkt.

Der alte Souwarow war, auf den vom Czaren angeordneten Rückzuge, im Begriff geweſen, nach Petersburg zurückzukehren, aber Krankheit und Alter, die ihn quälten und die nach dem großartigen Zuge über den Gotthardt ihn mit vermehrter Pein heimſuchten, wollten ihm nicht mehr geſtatten, in einem regelmäßigen Zuge nach der Heimath und zu dem Czaren, mit dem er noch Vieles zu ſprechen hatte, zurückzukehren. Er war ſeiner Armee in Perſon vorausgeeilt, um wenigſtens auf vaterländiſcher Erde ſterben zu können. Unterwegs hatte ihn der Tod getroffen.

Paul war von dieſer Kunde ſo ſehr getroffen worden, daß er es in dem Ballſaal nicht mehr aushalten zu können ſchien. Plötzlich gab er den Befehl, daß wegen der eingegangenen unendlich wichtigen Todes-

nachricht, die den ganzen Staat mit Trauer erfüllen werde, die ganze Festlichkeit, in der man sich befand, unterbrochen werden solle, und nach einigen Minuten hatten sich alle diese glänzenden und wogenden Säle des Winterpalastes geleert.

IV.

Pauls Tod.

Der Czar hatte die letzte Zeit in großer Unruhe und sehr schlimmer Laune verlebt. Der innere Zwiespalt mit den Personen, die ihn umgaben, war auf's Aeußerste gekommen, und es hatte sich von dort aus eine üble Stimmung gegen Paul fast in allen Kreisen der Hauptstadt gebildet. So war der März des Jahres 1801 herangekommen, und die innere Rathlosigkeit, der man sich in Petersburg ergeben hatte, schien bereits auf der Stufe, offen hervor zu brechen, und sich gegen den Czaren zu wenden, der in tiefer Unlust an allen Verhältnissen, fast aufgehört hatte, zu regieren, und schon seit einigen Wochen nichts mehr entschied und besorgte. Aus seinen geheimnißvollen, düster verschlossenen Mienen schien man nur noch zu

ahnen, daß bald die Ausführung eines großen Schlages erfolgen werde, welchen man dem Czaren zutraute und der eine Umwälzung aller Verhältnisse und eine unerhörte Prüfung in allen Zuständen über das Land bringen werde.

Am Abend des dreiundzwanzigsten März ging Graf Pahlen schon seit einiger Zeit vor dem Michailow'schen Palast auf und nieder und schien aufmerksam und scharf die Fenster des Schlosses zu beobachten, vor denen er oft stillstand, indem er nach den dort verbreiteten, seit einiger Zeit auf und abgehenden Lichtern genau Alles zu berechnen und in Erwägung zu ziehen schien, was sich dort — es war das Zimmer, in welchem der Czar gewöhnlich kurz vor Schlafengehen zu verweilen pflegte — ereignete. Es war ein kalter stürmischer Frühlingsabend, und der stark gehende Nachtwind ließ die bleichen Locken des Grafen Pahlen in wilder Unordnung um seine Stirn flattern.

In diesem Augenblick empfand er plötzlich einen leisen Schlag auf seine Schulter. Er schrak zusammen, seine Blicke irrten von den Fenstern des Schlosses herunter, auf denen sie so lange in der größten Vertiefung verweilten, und trafen jetzt auf einen jungen Offizier, der dicht neben ihm stand und ihn schen

längere Zeit mit ſcharfer Aufmerkſamkeit beobachtet zu haben ſchien.

Mein Gott, Pahlen, was machen Sie zu dieſer Stunde auf dieſem Platz? fragte der Offizier, ihm die Hand darreichend, mit einer leiſen, in der Nachtluft faſt verklingenden Stimme.

Pahlen erkannte jetzt erſt den Großfürſten Alexander, deſſen feines, wunderbar bewegtes Antlitz ihm in dieſem Augenblick ſo nahe gegenüber ſtand, und der nicht minder erſtaunt über dieſe unerwartete Begegnung mit dem Grafen Pahlen auf dieſem Platze ſchien.

Es iſt jetzt eine unruhige und widerliche Zeit, begann der Großfürſt wieder, indem er ſich mit einem wahren Ausdruck von Schauder ſchüttelte. Es wurde mir heut beim Beginn der Nacht ſo unheimlich in dem Palais zu Muthe, daß ich es in meinen Zimmern nicht mehr aushalten konnte. Da jetzt ſo viele Perſonen in Petersburg verſchwinden, von deren Leben und Verbleiben man niemals wieder eine Spur erhält, ſo trug ich heut faſt Bedenken, mich in mein Bett zu legen, und folgte meiner inneren Stimme, die mich antrieb, noch beim Anbruch der Nacht das Freie zu ſuchen und lieber auf der offenen Straße mit den Lüften zu ſprechen, als in einem Bett des Michailow-

ſchen Palaſtes auf meine endliche Abführung lange zu warten. In dieſen niedlichen Gedanken treibe ich mich nun ſchon eine ganze Zeit lang hier umher, und habe doch endlich einen Vortheil davon gehabt, denn ich begegne jetzt dem Grafen Pahlen, der mir wahrſcheinlich noch etwas Intereſſantes zu erzählen hat und der gewiß in Erinnerung an irgend eine anziehende Geſellſchaft hier vorbeigegangen kommt.

Oh, was werden Euere Kaiſerliche Hoheit dazu ſagen, erwiederte Pahlen, bedeutſam lächelnd, ich komme erſt jetzt von einem Mittageſſen bei dem General Talizin, dem wackern Oberſten des Garderegiments Preobaſchewskoi, wo ich mit wenigſtens funfzig Offizieren, und auch dem General Tepreradowitſch, dem Oberſten des Regiments Semonowskoi, zuſammen geſpeiſt habe. Wir aßen, tranken und ſprachen ſo lange, bis die Nacht ihren Mantel um unſer Diner ſchlug und uns auf die Straße hinaustrieb, wo wir uns erſt von einander zerſtreuten, um uns nachher wieder allſammt zu einander zu finden und uns hier in dem Michailow'ſchen Palais unſer Stelldichein zu geben. Denn wir haben heut Nacht hier noch Viel zu thun in dieſem Palaſt, mein herrlicher Prinz. Die Stunde unſeres großen gemeinſchaftlichen Handelns

iſt endlich herbeigekommen, und wer war es wohl, von dem wir am meiſten und glühendſten ſprachen auf dieſem Diner bei dem General Talizin und für den noch zum Schluß unſere Gläſer zuſammenklangen, als unſer Diner ſich in der Nacht auflöſte? Ihr waret es, Großfürſt Alexander, denn wir hofften und hoffen noch immer auf Euch, und unſer Werk, das wir nicht unterlaſſen werden, krönt ſich noch immer nur in Euerer Perſon und Euerem Namen, Alexander! Wir waren lauter einverſtandene und entſchloſſene Leute bei dem General Talizin, und ich hatte noch ein Dutzend junger Männer mitgebracht, die zu Denen gehörten, welche Ihr auch erwähnt und die der Czar in tiefen und räthſelhaften Kerkern wollte verſchwinden laſſen. Die unglücklichen jungen Leute, die ſämmtlich aus hohen Familien ſtammen, hatten nur geringe Schuld auf ſich geladen. Sie hätten höchſtens einen Verweis erhalten können für Fehler, für welche ſie auf die grauſamſte Weiſe gepeitſcht und degradirt wurden. Ich ſelbſt begab mich heut Morgen in ihre Gefängniſſe, die ich allein kannte, und nahm ſie aus denſelben mit mir fort, um mit ihnen bei dem General Talizin zu eſſen, und wir fanden Alle, daß ſie uns tief und innerlichſt verbunden waren. Ihr Herz

Darſtellung vertritt bei ihm das Witzige die Stelle des Poetiſchen, und die kurze und einfach pointirte Satzbildung bringt Effecte hervor, die das Gemüth ſtärker feſſeln, als die blendendſte dichteriſche Diction. Die Klugheit gilt oft ſtatt der Schönheit, aber ſie befängt und beherrſcht uns ebenſo anmuthig, wie dieſe. Ein gewiſſer Uebermuth ſpielt mit ſeinen eigenen Gedanken, ſieht eine Zeitlang ruhig und kaltherzig ihren Verwickelungen zu, weidet ſich ſichtlich und mit bedeutſamem Lächeln an dem Schein der grauſamſten Conſequenzen, und faßt dann mit raſchem Griff alle ausgeworfenen Fäden zu einer Totalwirkung zuſammen. Die Oekonomie und Lichtervertheilung in Leſſings Stil iſt ebenſo bewundernswürdig, als die geiſtige Spannkraft in Worten und Wendungen, die Beſtimmtheit bei aller Leichtigkeit, die ironiſche Grazie, welche die eigentliche Seele ſeiner Darſtellung iſt. Daß ſich Leſſing in manchen Stücken nach Diderot's Schreibart gebildet, hat Karl Roſenkranz in einem Aufſatz über Diderot nicht mit Unrecht hervorgehoben. Seine Diction ſtärkte und bereicherte Leſſing aber beſonders aus den Fundgruben unſerer älteren Sprache,

erhebt sich mächtig für den künftigen Czaren Alexander, und sie hoffen, daß der theuere Herr sich doch endlich mit seinen Freunden befreunden werde! Lange Zeit dürfen Sie nicht mehr warten, Prinz, denn der Czar, immer thätig und niemals unentschlossen, hat in der letzten Zeit seine Maßregeln gut getroffen, und die fürchterlichen Menschen, die er sich wieder verschrieben hat, der Lindner und der Araktschejew, sind bereits hier in Petersburg angekommen, und werden gewiß bald die ersten Stellen des Landes einnehmen. Der Czar denkt sie zuerst zur Entfernung und Mißhandlung seiner Familie zu benutzen. Die Gedanken, durch welche Euere Kaiserliche Hoheit sich heut beim Anbruch der Nacht aus dem Michailow'schen Palast herausgetrieben fühlten, waren daher ohne allen Zweifel die richtigen. Der Czar wird Euch bald gefangen nehmen lassen, Prinz; die Festung Schlüsselburg ist und bleibt die Wahl, welche der Czar für Euch bestimmt hat, ebenso bestimmt als die liebenswürdige gute Czarin in Kolmogan, dem düstern, achtzehn Werste von Archangel entfernten Aufenthalt, jetzt gefangen gesetzt werden soll. Ich kann Euch ja das Alles actenmäßig beweisen, mein lieber Prinz, wer kennt denn diese Dinge so genau wie ich, durch dessen Hände sie

der Czar in unbegreiflicher Arglosigkeit gehen läßt? Und uns, Eueren Getreuen, habt Ihr noch immer die Proclamation vorenthalten, durch welche Ihr uns Euere Zustimmung gebt und Euch bereit erklären wollt, die durch uns frei gewordene Regierung zu übernehmen!

Es war in diesem Augenblick auf der Stelle, wo die Beiden standen, ganz dunkel geworden. Eine schwarze Wolke war über den Mond getreten und hatte den Glanz verhüllt, der bisher die Straße überflossen. In dem Großfürsten Alexander schien jetzt eine muthigere Bewegung emporzukommen. Er war jetzt ganz nahe zu dem Grafen Pahlen herangetreten und übergab ihm ein Papier, das er rasch und heftig aus seiner Tasche hervorgezogen hatte.

Pahlen ergriff es mit der größten Begierde, mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit und führte das Blatt hastig vor seine Augen, zog es aber rasch wieder zurück und wollte es in den sicheren Verwahrsam seiner Tasche versenken, denn der plötzlich verhüllte Mond ließ ihn die Schriftzüge nicht erkennen.

Das ist meine Proclamation, guter Graf, sagte der Großfürst jetzt ganz leise und mit einer innerlich bebenden Stimme. Nach langem Erwägen und Zagen

habe ich mich doch endlich entschlossen, diese Schrift aufzusetzen, denn ich sehe es wohl als guter Russe, daß die Umstände drängen, und daß schon heut oder Morgen ein Abschluß gefunden werden muß zur Ehre und Erhaltung Rußlands selbst! Doch willige ich in Alles nur unter der Bedingung, daß das Leben des Czaren, meines Vaters, dabei geschont werden müsse! Auch erkläre ich mich in dieser meiner Proclamation bereit und entschlossen, die erledigte Regierung zu übernehmen, sie aber ebensowohl mit allen Rechten und aller Gewalt wieder abtreten zu wollen, sobald es der Vorsehung gefallen werde, meinem geliebten Vater wieder Gesundheit und Kraft des Geistes und so viel klares und festes Bewußtsein zu verleihen, als zur Behauptung des Thrones ihm nöthig sein werden.*)

O, das ist vortrefflich und über alle Maaßen lobenswerth! rief Pahlen, indem er das Papier wieder aufschlug, welches das plötzlich wieder siegreich und unverhüllt aufstrahlende Mondenlicht jetzt vollständig erkennen ließ. Nachdem Pahlen es mit seinen Blicken durchflogen, schien er im Begriff, dem Großfürsten zu Füßen sinken zu wollen, was aber Alexander verhin

*) H. E. Lloyd Alexander I. of Russia. Chap. I.

derte, indem er ihn mit einem liebenswürdigen Ausdruck in seine Arme schloß und herzlich an seine Brust drückte.

So treten wir, mit allem Recht bewaffnet, an die große Entscheidung heran, die unserem Vaterlande Glück und Segen bringen soll! sagte Pahlen jetzt mit einer gewissen Feierlichkeit, indem er seinen Arm zum Himmel emporstreckte. Auch mir wird daran ernstlich liegen, daß das Leben des Czaren erhalten bleibe, und ich werde meinerseits nichts thun und zu nichts mitwirken, was den Tod Ihres unglücklichen Vaters herbeiführen könnte! Aber sagen Sie mir, Großfürst, wo Sie diese Nacht verweilen werden, damit ich Sie jeden Augenblick auffinden kann, um Ihnen mitzutheilen, was sich begeben hat, und was Sie auffordern muß mit Ihrem persönlichen Erscheinen in unsere Mitte zu treten. Ich komme, um es Ihnen zu sagen, wie unsere schwere Arbeit vorwärts gegangen ist. Jetzt aber werden wir uns trennen müssen, Großfürst, denn ich sehe dort unten schon den Fürsten Zoubow und den General Bennigsen herankommen, die sich mit mir hier begegnen wollten, damit wir jetzt zusammen in das Schloß zum Czaren eintreten. Die Handlung nimmt jetzt ihren Anfang, wir haben

die heutige Nacht dazu bestimmt, aus guten Gründen, weil das mit uns übereinstimmende Gardebataillon Semonowskoi, dessen Oberst der General Depreradowitsch ist, heute Nacht die Wache im Palast hat!

Ich werde mich jetzt von Euch trennen, rief der Großfürst mit einer fliegenden Hast. Ich werde die nächsten Stunden der Nacht bis zum Morgen in meinen Zimmern verleben, welche sich dort gerade unter den Zimmern meines Vaters befinden. Ich werde daselbst auf Euch warten, bis Ihr kommt, und bitte Euch dringend, die ersten Schritte, die Euch freistehen werden, zu mir zu richten. Adieu, Pahlen!

Damit eilte der Großfürst mit fliegender Hast fort, hinüber nach dem Palais, in dessen Pforte er sogleich verschwand. In diesem Augenblicke waren auch der Fürst Zoubow und der General Bennigsen zu Pahlen herangetreten und vereinigten sich mit demselben zu einer kurzen Unterredung, in der mit wenigen Worten Alles endgültig entschieden zu werden schien. Jetzt trat noch plötzlich der Adjutant Pauls, Arkamakof, der alle Meldungen beim Czaren hatte und deshalb für die Einführung im Palast ein wichtiger Mitverschworner geworden war, herzu, und mit ihm zugleich die größere Masse der Verschworenen,

vielleicht fünfzig bis sechszig Personen, die sich heute Mittag schon auf dem Diner des Generals Depreradowitsch zusammengefunden hatten und großentheils aus Offizieren bestanden. Pahlen bemerkte, daß die meisten derselben durch Wein entflammt zu sein schienen, worauf aber der einsylbige Arkamakow nur mit einem flüchtigen Achselzucken antwortete.

Man hatte sich jetzt über die zweckmäßigste Verwendung und Vertheilung dieses größern Trupps endgültig verständigt. Derselbe sollte auf den Treppen und Corridors im Palais eingesetzt werden und erst auf bestimmte Stichworte aufzutreten und mitzuwirken anfangen. Zoubow, Bennigsen und Arkamakow hatten sich dazu erboten, zu dem Czaren in's Gemach zu treten und den entscheidenden Vorgang mit ihm auszufechten. Graf Pahlen hatte es abgelehnt, den Czaren persönlich anzutreten, er wollte draußen außerhalb des Zimmers verweilen und es übernehmen, die im Gemach des Czaren Handelnden von Außen zu schützen und die Verbindung im Palaste sicher und frei zu erhalten. Zugleich theilte er mit, daß der Großfürst Alexander auf ihrer Seite sei und ihm die Proclamation übergeben habe.

Der Eintritt in den Palast geschah jetzt mit der

größten Stille und unter Begünstigung des befreundeten Gardebataillons, welches in dem Palaste lag. Der Adjutant Arkamakow hatte es übernommen, diejenigen Verschworenen zu führen, welche auf die entscheidenden Plätze in der Mitte des Palastes gestellt werden sollten. Er begab sich jetzt mit dem Fürsten Zoubow und dem General Bennigsen zu einer Treppe, welche unmittelbar zu einem Vorzimmer führte, wo zwei Husaren der kaiserlichen Garde und zwei Diener des Czaren schliefen. Als sie durch die Gallerie kamen, welche diese Thür eröffnete, drang ihnen plötzlich der unerwartete Ruf einer Schildwache entgegen, die mit einem lauten und heftigen: Wer da? auf sie losstürmte.

Still! — Du siehst, wohin wir gehen! antwortete Bennigsen mit einer bedeutsamen, feierlichen Stimme, die den Soldaten sogleich zu einem Verständniß dessen, was hier vorgehen mochte, bewog. Er trat zurück und rief mit gerunzelter Stirn: Patrouille, vorbei! wodurch er den Czaren, wenn er das Geräusch vielleicht gehört haben sollte, glauben lassen wollte, es rühre dasselbe von der Patrouille her.

Jetzt drang Arkamakow rascher vorwärts, hinter ihm seine Gefährten, die muthvoll und kräftig ihm

folgten. An der Thür des Kammerdieners hielten sie wieder still und diese wurde ihm jetzt auf das leise Klopfen Arkamakow's geöffnet. Der Kammerdiener verkroch sich bei ihrem Anblick, da er den Adjutanten Arkamakow mit dem Fürsten Zoubow und dem General Bennigsen, hinter denen noch einige Personen folgten, sämmtlich mit gezücktem Degen in der Hand, in das Zimmer treten sah. Einer der Husaren, die sich in dem Gemach des Kammerdieners befanden, erhob sich jetzt mit muthigem Widerstand, um ihr ferneres Eindringen zu hindern. Da hieb ihn General Bennigsen sofort nieder; der Husar stürzte ohne irgend einen Laut zusammen, und das letzte Hinderniß, zu dem Czaren einzutreten, war verschwunden.

Leise, aber fest und entschlossen, drang man jetzt in das Zimmer des Czaren ein. Fürst Zoubow war vorangeschritten, und als er jetzt den Czaren nicht in seinem Bett bemerkte, rief er zornig und mit leidenschaftlichem Ungestüm: Mein Gott, er ist schon entronnen!

Mit größerer Besonnenheit war der General Bennigsen vorgedrungen, er durchsuchte das Zimmer sorgfältig und nach allen Seiten hin und fand endlich den Czaren hinter einem Feuerschirm sitzen. Bennigsen

näherte sich dem Czaren, begrüßte ihn mit dem Degen und sagte zu ihm: Sie sind Gefangener auf Befehl des Czaren Alexander. Ihr Leben soll geachtet werden, aber Ihre Sicherheit erfordert unerläßlich, daß Sie uns keinen Widerstand leisten!

Paul erhob sich jetzt ganz mechanisch von seinem Platze, vermochte jedoch noch kein Wort der Erwiederung über seine Lippen zu bringen. Auf seinem ganz bleich und farblos gewordenen Gesicht malten sich Verwirrung und Schrecken in den heftigsten und fürchterlichsten Zügen.

Es war eine wunderbare, tief ergreifende Erscheinung, welche der unglückliche Czar in diesem Augenblicke darbot. Er stand in seiner Nachtmütze, ohne Schuhe und Strümpfe, und nur bekleidet mit einem Flanellwams, das er übergeworfen hatte, vor den Verschworenen da, die sich mit bedecktem Haupt, das Schwert in der Hand, ihm gegenübergestellt hatten. Es war eine seltsame Pause zwischen den Verschworenen und dem Czaren entstanden. In den nächsten Augenblicken schien Niemand bestimmt zu wissen, was er wollte.

Jetzt war Bennigsen dazu geschritten, das Zimmer des Czaren zu untersuchen, was er ungemein rasch

und mit einem großen Eifer ausführte. Die eine der Thüren führte in die Gemächer der Czarin hinüber, zwei andere Thüren, die offen standen, gewährten die Aussicht auf Räume, welche die Fahnen der Garnisons-Regimenter, sowie eine große Anzahl von Offiziersdegen enthielten, welche Bennigsen sofort durch die Begleiter in Beschlag nehmen und aus dem Zimmer tragen ließ. Der Czar griff darauf nach seinem Schwert, welches bisher neben ihm über seinen Stuhl gelegen hatte und er hob es, aber ohne jeden Ausdruck, in seine Hand. Nur war er mit der Spitze seines Degens dem Fürsten Zoubow näher gekommen, der darüber in eine eigenthümliche Bewegung gerieth und sich in wilder Hast gegen den Czaren aufrichtete.

Was wollt Ihr? rief ihn der Czar jetzt mit einer großen, fast unempfindlichen Ruhe an.

Was ich will? fragte der Fürst mit einem hohn lachenden Ausdruck zurück. Oh, ich will erklären, daß Paul Petrowitsch ein Wahnsinniger ist und unfähig, zu regieren! Sie sind auf Befehl des Kaisers Alexander unser Gefangener!

Wie? Gefangener? wiederholte der Czar, nachdrücklich, aber zugleich mit einer rührenden Sanftmuth und Innigkeit fragend. Kann der Czar ein

aus denen er viel Gold und Erz der deutschen Rede hervorzog und auf sinnreiche Weise in neuen Umlauf brachte. Auch in grammatischer Hinsicht wußte Lessing Rath, größeren Klang, Harmonie und Festigkeit in den deutschen Satz zu bringen, indem er besonders der oft unbequemen Hülfszeitwörter, namentlich in Zwischensätzen, sich zu entledigen wußte. Die eigenthümliche Prägnanz seiner Satzbildung zeigte sich vorzugsweise tauglich in der dialogischen Behandlung der Sprache, die ihm meisterhaft gelang, und auch auf die gesellschaftliche Bildung zurückwirkte. —

Die mehr kritische Schönheit und Vollendung, welche die deutsche Prosa durch Lessing erhielt, erhöhte sich zu einer plastischen und poetisch durchhauchten in den Kunstdarstellungen Johann Winkelmanns. Seine Sprache empfing von den Gegenständen, mit denen sie sich beschäftigte, die schönsten Eindrücke, und verräth die an den Kunstwerken eines glücklichen Menschenalters genährte und erheiterte Anschauung. Winkelmann gestaltete den deutschen Stil zu einem beweglichen Lebensgebilde, das, vor uns hintretend, einen

Gefangener ſein? Und ſagt mir, was habe ich Euch denn gethan?

Sie haben uns furchtbar gequält und thieriſch behandelt! rief Einer der Verſchworenen, der bis jetzt nicht hervorgetreten war.

In dieſem Augenblick verloſch die Nachtlampe auf dem Tiſch und ein düſterer, unheimlicher Schein durchzog das Cabinet.

Jetzt hörte man von draußen einen wilden Lärmen hereindringen, die Thür des Cabinets ward aufgeriſſen, und der Fürſt Tatſchwill, General-Major der Artillerie, drang mit mehreren Verſchworenen herein, die ſich in einem trunkenen Zuſtande zu befinden ſchienen und gewaltig und ſtürmiſch in das Gemach eindrangen, wozu ſie anfänglich gar keine Beſtimmung erhalten hatten.

Der Fürſt Tatſchwill faßte jetzt den Czaren mit einer heftigen Uebergewalt an und warf ihn auf den Boden. Es war jetzt eine gänzliche, tiefe Dunkelheit in dem Gemach eingetreten, da auch die Flamme in dem Kamin erloſch. Bennigſen hatte ſich dem Czaren wieder genähert, und rief ihm ängſtlich, mit einem unverkennbaren Accent der Theilnahme, zu: Um Got-

teswillen, Sire, ſuchen Sie nicht zu entrinnen, noch Sich zu vertheidigen, ſonſt werden Sie ermordet!

Jetzt war es dem Czaren gelungen, ſich wieder vom Boden aufzuraffen, aber er ſtand in einer ganz unbeweglichen Erſtarrung da, die ſich weder in einem Ton äußerte, noch zu irgend einem Widerſtand mehr entſchloſſen ſchien. Die wilden Genoſſen Tatſchwill's aber griffen in dieſem Augenblick abermals auf ihn los und riſſen den Czaren an die Erde nieder, der jetzt durch ſeinen Fall gegen einen Marmortiſch geſchleudert wurde und eine ſtarke Verwundung an der Seite und an den Wangen erlitten zu haben ſchien. Jetzt ſollte ein allgemeiner Kampf hereinbrechen. Bennigſen verließ jetzt das Zimmer, um ein Licht herbeizuholen. Als er wieder hereintrat, ſah er den Czaren Paul an der Erde liegen, zum Theil auf dem Schooße des Fürſten Zoubow, des letzten Günſtlings Katharina's, der den Czaren mit einer gewaltigen Anſtrengung ganz über ſich hinweggezerrt hatte, während Tatſchwill und Arkamakow, der Adjutant des Czaren, damit beſchäftigt waren, den unglücklichen Monarchen mit einer Offiziersſchärpe zu erdroſſeln, welche Arkamakow ſoeben von ſeiner Seite losgeknüpft hatte.

Um Gotteswillen, meine Herren, ſchonen Sie meiner — laſſen Sie mir Zeit, zu beten! rief jetzt eine erſtickende Stimme im kläglichſten, fürchterlichſten Ton. Es waren die letzten Worte, die der ſterbende Czar in franzöſiſcher Sprache gerufen.

In dieſem Augenblick öffnete ſich wiederum die Thür des Cabinets, und ein bleiches ſchreckensvolles Geſicht ſah vorſichtig und ſpähend herein. Es war Graf Pahlen, der bis jetzt draußen verweilt und ſich nun durch ſeinen eigenen genauen Anblick überzeugen wollte, ob der Schluß herangekommen und ob die Verſchworenen das erwählte Ziel gefunden hätten. Der Kopf zog ſich raſch wieder zurück und verſchwand, denn Pahlen hatte ſich ſogleich überzeugt, daß Alles gethan worden, wonach man geſtrebt hatte, und daß die letzten Seufzer des armen Paul ſoeben über ſeine Lippen gedrungen waren.

Bennigſen ließ jetzt den Leichnam des Kaiſers, in dem alle Zeichen des Lebens nachgelaſſen hatten, auf das Bett legen und bedeckte ſorgfältig den ſo fürchterlich entſtellten und verunſtalteten Kopf. Dann ertheilte er den Befehl, alle Zugänge in das Gemach des verſtorbenen Czaren zu beſetzen und Niemanden eintreten zu laſſen. Hierauf begab er ſich eilig fort,

um ſich zu dem Großfürſten Alexander zu begeben, bei dem er bereits den Grafen Pahlen eingetre ten fand.

Der Großfürſt befand ſich eben in der fürchter lichſten Bewegung, und rief in einem Strom von Thränen: Das Volk wird ſagen, daß ich der Mörder meines Vaters ſei! Sie verſprachen mir ja, ſein Leben zu ſchonen. O, ich bin der unglücklichſte Menſch auf Erden!

Pahlen erwiederte mit einer feſten, feierlichen Stimme, in der faſt ein Gefühl von Würde durch klang: Erinnern Sie ſich vor allen Dingen, Sire, daß ein Czar nicht ohne die Theilnahme des Volks Beſitz von der Gewalt nehmen kann. Ein ſchwacher Augenblick kann die unglücklichſten Folgen haben. Sie dürfen keine Minute verlieren, ſich von der ruſſiſchen Armee anerkennen zu laſſen. Ich habe dazu alle Vor bereitungen getroffen.

Und was wird aus meiner Mutter werden? fragte Alexander, mit der tiefſten Bekümmerniß in ſeinem Geſicht.

Sire, erwiederte Pahlen, ich werde ſogleich zu Ihrer Majeſtät eilen. Ich bitte den General Ben nigſen, mich zu ihr zu begleiten.

Beide Männer eilten jetzt zu den Gemächern der Czarin fort, und erſuchten die Gräfin von Liewen, eine ihrer erſten Hofdamen, Maria Feodorowna zuerſt auf die inzwiſchen vorgefallenen Thatſachen vorzubereiten. Es war merkwürdig, daß die Czarin noch im tiefſten Schlummer in ihrem Bett lag und von den Schreckensſcenen, die ſo unmittelbar in der Nähe ihrer Gemächer ſtattgefunden, nicht erweckt worden war.

Als die Czarin jetzt von der Gräfin Liewen geweckt worden war und von derſelben zuerſt vernommen hatte, daß ſich etwas Unglückliches in dieſer Nacht ereignet habe, fuhr Maria Feodorowna mit einer laut ſtöhnenden Klage zuſammen und rief: Dem Czaren iſt doch nichts begegnet?

Der Czar iſt ſoeben an einem Schlagfluß geſtorben! rief die Gräfin von Liewen mit ſtotternder entſetzter Stimme.

Nein, nein, ſchrie die Czarin, aus ihrem Bett ſpringend, ich will es Euch ſagen, der Czar iſt ermordet! Er war eine Natur, die Wenige gekannt haben! Ich liebte ihn und fühlte mich dadurch groß! Das Herrlichſte lebte in ihm, aber wenn er ſchlechter geweſen wäre, würde man ihn beſſer geachtet und verſtanden haben. Und nun, wo iſt er? Wo iſt mein

Gemahl, mein armer Czar Paul, wo iſt er? Wer hat ihm Etwas gethan? Ich muß ihn ſehen, man führe mich zu ihm! Laßt uns Alle ſehen, ob ihm nicht noch zu helfen iſt! Dem Czaren Paul muß allwege geholfen werden.

Die Gräfin Lieven war vor den ſchrecklichen Ausrufungen der todesbleichen Czarin entflohen, und hatte die Frauen geſchickt, um die Czarin anzukleiden. Maria Feodorowna war dann allein im ganzen Palaſt umhergeſchwankt, um den Eintritt in die Gemächer des Czaren zu gewinnen, von denen ſie durch die Wachen der Verſchworenen zurückgehalten wurde. Unterwegs begegnete ſie Pahlen, der jetzt die Erlaubniß von ihr erhielt, ſie zu ihrem Sohn Alexander führen zu dürfen, welcher ſchon auf ſie geharrt hatte und jetzt den erſten Eid der Treue von ihren zitternden Lippen empfing. Dann beſtieg Alexander denſelben Wagen, der den Czaren Paul möglichen Falls in die Feſtung zu bringen beſtimmt geweſen, und begab ſich in demſelben aus dem Michailow'ſchen Palaſt in den Winterpalaſt, wo er von den hohen Offizieren des Reichs den Eid der Treue entgegennehmen ſollte.

Ende.

Inhalt des dritten Bandes.

Fünftes Buch: Der Krieg gegen Frankreich.

Seite

I. Fürst Besborodko 3
II. Die barbarische Etiquette 27
III. Die Czarin und ihre Kinder 88
IV. Die Soirée im Winterpalast 103

Sechstes Buch: Des Czaren Tod.

I. Alexandrine 157
II. Die Czarenmörder 195
III. Die Ballnacht im Michailow'schen Palaste 212
IV. Paul's Tod 257

nes Stils erinnert auch in grammatischer Hinsicht an antike Maaßhaltung, und meidet alles Ueberflüssige und Schnörkelhafte, worunter die Einheit des Bildes beeinträchtigt werden könnte, mit feiner Würde.*) —

Auf dieser Stufe künstlerischer Ausbildung war die deutsche Prosa zum ersten Mal fähig gemacht, der poetischen Anschauung mit aller Freiheit zu dienen. Der Unterschied von Poesie und Prosa, der sich sonst im Inhalt ebenso sehr wie in der Form festgesetzt hatte, wich der Macht des Inhalts, welcher jetzt in allen Formen der Literatur sich gleichmäßig zu regen begann. Die deutsche Production arbeitete nunmehr auf die Einheit von Poesie und Prosa hin, und erreichte ihre vollkommenste harmonische Verschmelzung zuerst im Werther, diesem ursprünglichsten Naturerguß der modernen skepti-

*) Vgl. Goethe's Schrift: Winkelmann und sein Jahrhundert, S. 427 und 464; doch gehört die letztere Stelle einem eingelegten Aufsatz an, der, wenn wir nicht irren, von F. A. Wolf herrührt. Um die Würdigung der Schreibart Winkelmanns hat sich Joh. Schulze, der Mitherausgeber seiner Werke, verdient gemacht.

schen, Alles zersetzenden und assimilirenden Gemüthsstimmung. In diesem Product erscheinen zuerst die Schranken zwischen Poesie und Prosa völlig durchbrochen, und alles Pathos der Dichtung, alle Schmerzen und Herrlichkeiten der Gefühle, sind in das Uferbett der Prosa übergeströmt. Zwar hatte schon Herder, selbst in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen, eine gewisse poetische und poetisirende Prosa geführt, die jedoch mehr in einer träumerischen und phantasirenden Manier bestand, mit der sein unruhiger und unbefriedigter Geist überall Blüthen herauszuschlagen suchte, sogar aus gelehrter Forschung. Aber Herder war kein Meister der prosaischen Darstellung, und mit Ausnahme seiner vortrefflichen Schulreden und mehrerer Partieen in den Ideen zur Philosophie der Geschichte, schrieb er einen zerlassenen, verschwommenen, bald mit zu dicken, bald mit zu verwaschenen Farben getünchten Stil. Goethe bildete sein Naturell frei und ungezwungen in die deutsche Darstellung hinein, und gab seiner Sprache überall das productive Gepräge seiner Persönlichkeit. Sein großer Welt- und Lebenssinn drückte sich in seiner

Schreibart ebenso originell für die idealen Anschauungen wie für die Bezüge des wirklichen Lebens aus, und selbst im Werther ist neben aller poetischen und speculativen Extase auch der wohlgetroffene Ton deutscher Familienhäuslichkeit und Alltaglichkeit zu hören. Im Götz von Berlichingen und Egmont sind die volksthümlichen Laute und Kräfte der deutschen Sprache mit genialer Freiheit aufgeboten, und der energische Stil erscheint mit allen Kernausdrücken der Nation, bis auf jenen berüchtigten in der ersten Ausgabe des Götz, gewaffnet. Der gewöhnlichen Wirklichkeit ferner stehend, auf idealen Sonnenhöhen, wandelt die sanftgezügelte Sprache des Tasso und der Iphigenia dahin, während feinausgebildet, mit allen Rücksichten der Gesellschaft, die Wirklichkeit ihren angemessenen Stil im Wilhelm Meister und den Wahlverwandtschaften sich erschafft. Der Roman ist diejenige Kunstform, in welcher die Einheit von Poesie und Prosa schon durch die Idee des Kunstwerkes selbst geboten wird, indem die realen und gegebenen Lebensverhältnisse sich darin mit den höheren und allgemeinen Anforderungen der Weltan-

ſicht durchdringen. Die dichteriſche Proſa des Werther ſetzte ſich aber in den beiden andern Romanen Goethe's auf ein geklärteres und ruhigeres Maaß der Diction zurück und feſſelte die poetiſchen Ausſchweifungen durch den geſelligen Ton und Anſtand der Darſtellung, der eine bedeutſame Heranbildung auch des deutſchen Privatlebens bezeichnet. Das radicale Element im Werther, das auch im Stil allen frei umherſchwärmenden Natur- und Frühlingstrieben der Subjectivität folgt, ordnet ſich im Wilhelm Meiſter und den Wahlverwandtſchaften mit Grazie den Bedingungen der Geſellſchaft unter, die mit ariſtokratiſchen Einflüſſen die feingeſchliffene Schreibart behaucht. Doch nimmt die Proſa auch hier nach Maßgabe des Inhalts einen größeren oder geringeren Schwung, und verſagt ſich bei einer Erhebung ihres Gegenſtandes keine Blüthen und Farben der Sprache, obwohl ſtets innerhalb einer leiſen Nüancirung gehalten. Dieſe Nüance zu treffen, iſt die eigentliche Kunſt derjenigen Proſa, welche zur Form für das poetiſche Kunſtwerk geworden iſt, aber dieſe übrig bleibende Gränze zwiſchen Poeſie und Proſa iſt nicht anders beſtimm-

bar, als nach den Gesetzen der Individualität und des von ihr behandelten Gegenstandes, aus denen jedesmal der richtige Darstellungston hervorgeht. Die höchste Periode der Ausbildung für die Prosa beginnt aber dann erst, wann, wie jetzt, die dynamische Verschiedenheit der poetischen und prosaischen Formen sich aufgehoben hat. Die Prosa dringt nun in alle Gattungen der productiven Literatur ein, und wird jedes Inhalts in eigenthümlicher Weise mächtig, indem sie selbst, nach diesem Inhalt sich mannigfach wandelnd, unter den verschiedensten Aufgaben den größten Reichthum in Wendungen, Sprachtönen und Harmonie der Darstellung offenbart. Goethe aber belebte seine Prosa auch durch viele poetische Freiheiten der Grammatik, und die Kritiker jener früheren Periode klagten ihn namentlich wegen des zu häufigen Gebrauchs von affectirten Ellipsen an. —

III.

Die literarischen Gattungen der Prosa.

1.

Wilhelm von Humboldt ſagt in der Einleitung zu ſeiner Schrift über die Kawi-Sprache: „Die Poeſie kann nur einzelnen Momenten des Lebens und einzelnen Stimmungen des Geiſtes angehören, die Proſa begleitet den Menſchen beſtändig und in allen Aeußerungen ſeiner geiſtigen Thätigkeit. Sie ſchmiegt ſich jedem Gedanken und jeder Empfindung an; und wenn ſie ſich in einer Sprache durch Beſtimmtheit, helle Klarheit, geſchmeidige Lebendigkeit, Wohllaut und Zuſammenklang zu der Fähigkeit, ſich von jedem Puncte aus zu dem freieſten Streben aufzuſchwingen, aber zugleich zu dem feinen Tact ausgebildet hat, wo und wie weit ihr dieſe Erhebung in jedem einzelnen Falle zuſteht, ſo verräth und befördert ſie einen ebenſo freien, leichten, immer gleich behutſam fort-

ſtrebenden Gang des Geiſtes. Es iſt dies der höchſte Gipfel, den die Sprache in der Ausbildung ihres Charakters zu erreichen vermag, und der daher, von den erſten Keimen ihrer äußeren Form an, der breiteſten und ſicherſten Grundlagen bedarf." — Sobald wir in unſerer bisherigen Darſtellung die deutſche Sprache und Literatur auf dieſem Punct haben anlangen ſehen, begegneten wir auch einer vorzugsweiſe dazu ausgebildeten Kunſtform der Proſa, welche dann vorwaltend auftritt, und in der die Aufnahmefähigkeit der proſaiſchen Sprache für das wirkliche und geſellſchaftliche Leben ſich als poetiſche Gattung geſtaltet. Dies iſt der Roman, der eine ſo umfaſſende und elaſtiſche Formengebung hat, daß man zugleich die verſchiedenen Elemente der Poeſie, namentlich das Lyriſche und Dramatiſche, darin verſchmelzen ſieht. So erſtrebt er ein Totalbild der menſchlichen Richtungen in jeder Ausdehnung, und die Proſa erſcheint in ihm als das vereinende Geſammtorgan aller Zuſtände, ſie mögen poetiſch oder proſaiſch ſein. Die poetiſchen Elemente, welche den Roman hierhin und dorthin bewegen, muß die Darſtellung an eine Einheit der

Form zu fesseln suchen, die den eigentlich künstlerischen Charakter der Prosa ausmacht. Das Ideal in seiner mythischen Verhüllung ist das Märchen, welches der Aufzeichnung durch die Prosa von Natur kaum angehört, und aus so poetischer Anschauung erwachsen ist, daß man annehmen kann, die meisten Märchen seien ursprünglich in metrischer Form vorhanden gewesen, wenn sie nicht etwa bei ihrer schriftlichen Ueberlieferung absichtlich aus Poesie in Prosa umgeschrieben sind. Den schillernden lyrischen Farben des Märchenstils gegenüber muß der Romanstil seine stärkere reale Haltung zu behaupten suchen. Der Roman stößt in seiner Auseinanderlegung der Wirklichkeit auch auf das Ideal, bald tragisch, bald ironisch, aber er spielt nicht damit in lyrischer Trunkenheit, wie das kindische Märchen, der Roman bezeichnet das Mannesalter, welches von Bewußtsein erfüllt und mit bedachten Fortschritten auf das Höhere und Allgemeine, das vor ihm in der Ferne liegt, losgeht. Es wurde früher erwähnt, wie in den Romanen zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Phantastische die Stelle des Idealen wunderlich ge-

nug vertrat. Gellert bezeichnete in seiner langweiligen „schwedischen Gräfin" gewissermaßen die nüchterne Restauration dieser phantastischen Romanwelt, ohne zu einer idealen Behandlung gelangen zu können, da er nichts als das Muster eines eleganten und correcten Romanstils darin aufstellen wollte. Die Wirklichkeit des deutschen Lebens behielt lange ihr steifes und sprödes Zopfthum an sich, ehe sie in Goethe's Romandarstellungen der freiere Geist der Geselligkeit durchdrang. Rabener, dieser Satiriker im altfränkischen Menuettschritt, giebt die galante Conversationssprache seiner Zeit noch in aller Breite wieder, obwohl sonst sein prosaischer Stil wegen Schönheit und Regelmäßigkeit damals sehr beliebt war und nur einige tadelhafte Einflüsse des gottschedischen Geschmacks an sich trug. Welcher Abstand von dieser wohlgefälligen Sättigung in umständlichen Lebensformen zeigt sich aber plötzlich in den idealen Zerwürfnissen des Werther, dem alle bürgerliche Sprache und Einrichtung des Lebens zuwider ist! Der unklar begriffene Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit malt sich hier in der höchsten poeti-

ſchen Steigerung der Proſa ganz nach ſubjectivem Genüge aus. Der Werther hätte, ungeachtet ſeiner hohen poetiſchen Grundlage, nicht in Verſen geſchrieben werden können, das Element der Proſa, das ſeine Stellung zur bürgerlichen Wirklichkeit des Jahrhunderts feſthält, iſt ein nothwendiges in ihm. Die lyriſchen Fluctuationen dieſer Proſa bezeichnen aber ebenſo treffend den gebrochenen Zuſtand, in dem ſich Individualität und Wirklichkeit damit gegen einander abzeichnen. Der Wilhelm Meiſter, dem Novalis mit Unrecht das Proſaiſche als einen Mangel an Poeſie zum Vorwurf gereichen ließ, tritt aus der Mitte bürgerlicher Lebensproſa hervor, und die Darſtellung bewegt ſich darum in ruhiger Gleichmäßigkeit dieſes Elements vorwärts. Aber ein höheres ſoll zugleich in dieſem Roman erſtrebt werden, gewiſſermaßen eine ideale Proſa der Wirklichkeit, nämlich die ſchönſte Stufe menſchlicher und geſellſchaftlicher Bildung. Im Roman wird immer etwas geſucht, was noch nicht da iſt, Wilhelm Meiſter ſucht ſich ſelbſt ſogar erſt, d. h. er will ein Höchſtes ſeines Charakters hervorbringen. Er ſtrebt ſich von der Proſa ſeines

Herkommens und ſeiner Umgebungen los, und daß auf der Seite der idealen Proſa, die dafür gewonnen werden ſoll, ein ariſtokratiſches Element mit ſeiner bevorzugten Lebensgrazie ſich hinſtellt, bezeichnet die Conſtellationen des Jahrhunderts, dem der Roman angehört.

Dem Roman mit ſeiner Ausdehnung in die Breite und Ferne des Lebens ſteht die Novelle mikrokosmiſch gegenüber. Die Wahlverwandtſchaften mit ihren ſittlichen Conflicten, die ſich in die Gruppirung der Verhältniſſe verſtecken, tragen dem Stoffe nach mehr einen novelliſtiſchen Charakter an ſich, aber die epiſche Behandlung läßt das Gepräge des Romans hervortreten. Die Novelle, die weſentlich aus den Verhältniſſen ſich erzeugt, wie der Roman aus dem Charakter des Individuums, iſt eine prismatiſche Zuſammendrängung der Wirklichkeit, mit Abſicht eines beſtimmten und ſchlagartig hervorzubringenden Effects. Die Lebensanſchauung der Novelle iſt nicht ſo univerſal und allſeitig, wie im Roman, der deshalb einer gemeſſenen und ausführlichen Auseinanderlegung ſeiner Formen bedarf; die Novelle fängt ihre Ver-

hältniſſe in dem Brennſpiegel einer charakteriſtiſchen Abſicht, einer Zeittendenz, einer auf die Tagesbewegung berechneten Reflexion auf, und iſt nach ihren Gegenſtänden der verſchiedenartigſten Behandlung, der Vermiſchung des entgegengeſetzteſten Stils fähig. Dieſe Gattung kann alle Töne von Poeſie und Proſa mit genialer Willkür vereinigen, und iſt deshalb in neueſter Zeit der eigentliche Mittelpunct für die productive Literatur der Proſa, oder für die Poeſie überhaupt, welche ſich mit der Proſa identiſch gemacht hat, geworden. Die bürgerliche Lebensproſa des Romans hatte ſchon Jean Paul an der unaufhörlich wogenden Dichterbruſt ſeiner Subjectivität ſo voll mit Poeſie genährt und getränkt, daß Alles, ſobald er es darſtellte, ſchon durch ſeine Diction in einer poetiſchen Illumination der Wirklichkeit ſich zeigte. Die Romane von Jean Paul haben den neueren poetiſchen Novellenſtil in Deutſchland vorbereitet, der ſich von der jeanpaul'ſchen Diction nur durch eine piquantere Auslautung wirklicher Lebens- und Zeittöne unterſcheidet, und darum in vieler Hinſicht ſtraffer, materieller, und weniger in der Luft ſchwebend genannt werden kann. Tieck,

der die romantische Diction seiner ersten Period in die Novelle übertrug und mit rhetorischer Reflexion versetzte, gab den Ausschlag, die Novellengattung als eine Concentration aller poetischen Formen in der Prosa bestimmt zu gestalten. Das gesellschaftliche Leben der Zeit wurde darin nach allen Seiten hin aufgegriffen, nicht sowohl wie es war in seiner unmittelbaren und realen Erscheinung, als vielmehr wie es *schien*, unter dem Reflex individueller Meinungen und Combinationen. Das Unbefriedigende der Tieck'schen Novelle beruht aber darin, daß seine Lebensanschauung auf kein bestimmtes Ziel hinweist, sondern beständig in illusorischen und sophistischen Bewegungen schweben bleibt. Das Wesentliche in der Entscheidung seiner Novellen liegt entweder in der *Beleuchtung*, die ein grelles, wunderliches Licht erzweckt, oder im *Zufall*, in dessen Launen Tieck den eigenthümlichsten Abschluß für die Novellendarstellung sieht. Diese Grundansicht, die Wirklichkeit in der Novelle zu behandeln, erstreckt sich bei Tieck bis auf die sittlichen Verwickelungen, die er jedem poetischen Ungefähr preisgiebt, und worin, seinem eigenen Ge-

ſtändniß zufolge, das beſonders Charakteriſtiſche der Novellenform beruht. In der Einleitung zum elften Bande ſeiner geſammelten Schriften hat ſich Tieck umſtändlicher über das Weſen der Novelle erklärt, und dabei beſonders Folgendes bemerkt: „Strebt die Tragödie durch Mitleid, Furcht, Leidenſchaft und Begeiſterung uns in himmliſcher Trunkenheit auf den Gipfel des Olymp zu heben, um von klarer Höhe das Treiben der Menſchen und den Irrgang ihres Schickſals mit erhabenem Mitleid zu ſehn und zu verſtehn; führt uns der Roman der Wahlverwandtſchaften in die Labyrinthe des Herzens, als Tragödie des Familienlebens und der neueſten Zeit; ſo kann die Novelle zuweilen auf ihrem Standpunct die Widerſprüche des Lebens löſen, die Launen des Schickſals erklären, den Wahnſinn der Leidenſchaft verſpotten, und manche Räthſel des Herzens, der Menſchenthorheit in ihre künſtlichen Gewebe hineinbilden, daß der lichter gewordene Blick auch hier im Lachen oder in Wehmuth das Menſchliche und im Verwerflichen eine höhere ausgleichende Wahrheit erkennt. Darum iſt es dieſer Form der Novelle auch ver-

gönnt, über das gesetzliche Maaß hinweg zu schreiten, und Seltsamkeiten unparteiisch und ohne Bitterkeit darzustellen, die nicht mit dem moralischen Sinn, mit Convenienz oder Sitte unmittelbar in Harmonie stehn. Es läßt sich ohne Zweifel das Meiste und Beste im Boccaz nicht nur entschuldigen, sondern auch rechtfertigen, was Niemand wohl mit den spätern italienischen Novellisten versuchen möchte." *) — Dies Verhältniß der Novelle zur ethischen Weltordnung bleibt auf der einen Seite problematisch genug, um so mehr da Tieck selbst in seinen neuesten Erzeugnissen bewiesen hat, daß er Moralprobleme der Gegenwart keineswegs ohne Bitterkeit und Parteilichkeit in dem Novellenspiegel aufzufassen versteht;

*) In der Vorrede zu seiner Novelle: der junge Tischlermeister sagt Tieck ebenfalls: „er halte die Form der Novelle dazu geeignet, manches in conventioneller oder ächter Sitte und Moral Hergebrachte überschreiten zu dürfen, wodurch sie auch von dem Roman und dem Drama sich bestimmt unterscheide." — Vgl. über den Unterschied von Roman und Novelle auch Karl Rosenkranz, in seinen „poetischen und ästhetischen Mittheilungen" (Magdeburg, 1827.) S. 11 fg.

anderntheils legt die Novelle allerdings da, wo ihr diese Aufgabe zuläſſig iſt, das Poetiſche ihrer Natur dadurch an den Tag.

Tiecks Novellenſtil iſt im Einzelnen oft ſehr vernachläſſigt und ungleich, im Ganzen iſt er poetiſch durchhaucht, und beſonders in den redneriſchen und dialogiſchen Elementen eigenthümlich ausgearbeitet. Müllner machte ſich den Spaß, ihm märkiſche Provinzialismen in ſeiner Schreibart vorzuwerfen. Die Phantaſie erſcheint in Tiecks Proſa durch Reflexion gezügelt, und reißt nicht in dem Maaße die Alleinherrſchaft über das Proſaiſche an ſich, wie bei Jean Paul, der die griechiſche Einfachheit der goethe'ſchen Romanproſa in eine feſtlich gekleidete, abſichtsvoll ſich bewegende und mit orientaliſchen Perlen behangene Schöne verwandelte. Jean Paul bildete freilich das Plaſtiſche und Muſikaliſche des Stils mehr als irgend ein anderer deutſcher Schriftſteller aus, aber ſeine ſtiliſtiſchen Intentionen erſcheinen dabei oft zu gemacht. In Jean Paul's Geiſt und Gedankentracht, obwohl aus eigner Seelenquelle ſchöpfend, bewegt ſich ſein Wahlverwandter Leopold Schefer, der ſonſt,

was seine hastig durcheinandertaumelnde Schreibart betrifft, zu denjenigen Schriftstellern gehört, die den Stil bloß für ein nothwendiges Uebel anzusehen scheinen, der da sein muß, um die Gedanken schreiben zu können. Gedanke und Form leben bei ihm in einer wilden Ehe, der natürliche Bund zwischen Inhalt und Darstellung ist nicht geschlossen. —

Findet die Prosa im Roman und in der Novelle ihren eigensten poetischen Wirkungskreis, so schwankt dagegen das Drama in ihrer Anwendung, sowohl auf dem Kothurn des Trauerspiels, wie auf dem Soccus der Komödie. Das griechische Drama war gebunden an seine Rhythmen, es hatte an bestimmten Stellen seine angewiesenen Formen, die den Inhalt systematisch umspannten, und die Sprache der Prosa nirgends einließen. Nur das jambische Sylbenmaaß des Dialogs hebt die vorgehende Handlung gewissermaßen aus den lyrischen Grundbestandtheilen der Dichtung so heraus, daß eine Annäherung an die Prosa des wirklichen Lebens dadurch hervorgebracht wird. *) Diesen Ein-

*) Vgl. W. von Humboldt über die Kawi-Sprache, Einleitung, S. CCXLVIII.

druck der prosaischen Rede bewirkt der fünffüßige Jambus des modernen Dramas noch entschiedener als der antike Trimeter. Die moderne dramatische Dichtkunst hat überhaupt mehr oder weniger das Bestreben gezeigt, die metrische Gebundenheit zu durchbrechen. Shakspeare wechselte noch nach einer sehr bestimmten Methode Prosa und Poesie seiner Darstellung, und hatte entschiedene Absichten bei dieser Trennung, indem, selbst im Lustspiel, das höhere ideale und poetische Element bei ihm des Verses bedarf. Für die deutsche Bühne ist die Frage, ob in der Recitation der prosaische oder der metrische Numerus vorwalten soll, nicht entschieden worden. In der Blüthenzeit der Schauspielkunst herrschte der prosaische Accent vor, nur ging Iffland darin vielleicht zu weit, daß er ohne alle Nüancirung die Verse völlig wie Prosa sprach. Engel sagte sogar damals (Mimik II. 112.): „In Deutschland hat man das versifizirte Trauerspiel längst begraben; wenn es noch hier und da, und gemeiniglich auf Befehl, gegeben wird, hat es nur wenig Zuschauer mehr; man ist Feind jener Declamationen und Tiraden, welche die Versification

so natürlich mit sich führte, Feind jenes gespannten, stutzenden, übertriebenen Spiels, welches wiederum eine Folge von beiden, von Versification und rednerischer Ausbildung war." — Lessing's dramatische Prosa war freilich eine bessere Bildungsschule für die Schauspieler, als sie das abgekartete Tonmaaß des französischen Alexandriners gewähren konnte. Diese Prosa war nicht auf die Declamation, sondern auf prägnante Charakterdarstellung berechnet, und nahm, um mit allen Schlaglichtern ihrer raschzusammengedrängten Diction richtig wiedergegeben zu werden, das ächte Talent und die denkende Auffassung in Anspruch. Nur im Nathan, der ohne Zweifel weniger Poesie hat, als die Emilia Galotti, fand sich Lessing zum Jambus veranlaßt, gewiß in dem Gefühl, das didaktische Element der Dichtung dadurch theils in eine mehr poetische Sphäre zu erheben, theils auch, es durch den Vers eindringlicher und feierlicher in seiner Haltung zu machen. Iffland's Gemälde der bürgerlichen Wahrheit ruhten aber auf der Prosa als auf ihrem innersten Lebensgrunde, und konnten diesen daher auch in der Form nie ver-

lassen. Schiller ließ in der colossalen Kraftprosa seiner ersten Dramen, namentlich der Räuber, nicht bloß den ungestümen Naturtrieb des jugendlichen Genies sich entfesseln, sondern er bildete und bereicherte sie auch aus den älteren Sprachquellen, besonders aus Luther's Bibelübersetzung, aus der er viele Kernausdrücke, auch von dem weniger decenten Gepräge, sich aneignete. Später nahm er den jambischen Vers mit dem Bewußtsein auf, daß er der prosaischen Rede am natürlichsten entspreche und gleichkomme, doch verfiel er darin in das Rhetorische und Prunkrednerische, das er zum Glück seiner Poesie vermieden hätte, wenn er in der Prosaform seiner ersten Dramen, nur mit geläuterter Durchbildung und Ausschmelzung, fortgefahren wäre. Schiller begründete auf diese Weise durch seine metrischen Dramen wieder die declamatorische Unnatur der neuesten deutschen Schaubühne, der Lessing in der früheren Zeit durch seine dramatische Prosa kräftig zu wehren gesucht hatte. Und doch konnte die ganze Blüthenrhetorik der schiller'schen Diction selten bei der Bühnendarstellung bestritten werden; die Schauspieler und Regisseurs sahen sich

oft genöthigt, sie auf ein gewisses prosaisches Maaß zurückzuführen, um sie mehr dem Raum der scenischen Aufführung einzuordnen. Tieck streute in seine romantischen und mährchenhaften Dramen, die er zu Spielarten aller poetischen Formen und Maaße machte, nach Willkür auch die Prosa ein, doch traf er den Ton derselben oft vortrefflich, namentlich in dem kunstvoll durchgearbeiteten Blaubart. Goethe schwankte bekanntlich bei mehreren seiner Dramen, ob er sie in Prosa dichten solle. Die Iphigenia arbeitete er, ihrem hochpoetischen idealen Ton gemäß, aus früherem prosaischen Entwurf in Verse um, und stellte in ihr eine herrliche, gußfeste Einheit der Form dar, während im Egmont in mehreren Partieen die poetischen und prosaischen Elemente völlig auseinanderfallen und durch die nicht gelungene Verarbeitung beider unangenehme Fluctuationen des Tons entstanden sind. Dagegen war die coupirte Prosa im Götz von Berlichingen von außerordentlicher Kraftwirkung, und bewegt sich, ungeachtet ihres abgebrochenen und scheinbar nachlässigen Tons, in einer festen Charaktereinheit des Stils. In diesem dramatischen Schlagstil war

auch Lenz eigenthümlicher Meiſter, die Proſa ſeiner Schauſpiele iſt körnig und voll Energie, und überſtürzt ſich nur zuweilen in nachdrücklichen Effecten. Gegenwärtig wäre der deutſchen Bühne wieder nichts mehr anzurathen, als die Proſa, die bei der Schwierigkeit, ſie gut zu ſprechen, die Schauſpieler zu einem Charakterſtudium nöthigen würde, deſſen die neuerdings noch ärger gewordene Verſchlammung durch Raupach's Declamationshelden überhebt. —

2.

Der Ineinsbildung von Poesie und Prosa in der productiven Literatur ist an Bedeutsamkeit gleichzusetzen das Verhältniß, welches die Prosa oder die Sprache des wirklichen Lebens zur Weltbildung und den gesellschaftlichen Bedürfnissen aufzeigt. Nur wenigen Schriftstellern verdankt die deutsche Darstellung eine höhere Entwickelung des Welttons, eine weltmännische Freiheit und Feinheit der Bewegung, die schon deshalb eine seltene oder künstlich hervorgebrachte Erscheinung unter uns ist, weil nur Schriftsteller literarisch, aber keine andern Einflüsse darauf zu wirken vermögen. Die gesellschaftlichen Mittel, unsere Sprache zu bilden und geschickt zu machen, sind bei uns gering anzuschlagen. Unsere Frauen haben nie einen Einfluß auf die deutsche Sprache gehabt, was sehr zu beklagen ist,

wenn man sich denkt, was aus den Unterhaltungen mit einer Aspasia gebildete Griechen ihrer Zeit für Vortheile auch in dieser Hinsicht gezogen. Die höher gebildeten deutschen Frauen zeichnen sich meistentheils mehr in der Fertigkeit aus, irgend eine fremde Sprache zu erlernen und geläufig zu sprechen, als die deutsche Sprache auch nur richtig zu handhaben, vielweniger das weibliche Naturell in ihr abzuprägen. Die Schriftsteller hingegen gerathen da, wo sie eine gesellschaftliche Leichtigkeit und Ungezwungenheit der Darstellung erstreben, bei weitem eher in ein burschikoses Element hinein, und zeigen einen garçonartigen Charakter der Schreibart, einen ungebundenen Junggesellenstil mit offenem Hals und herausflatterndem Hemdkragen. —

Der Einfluß Wieland's und Thümmel's auf einen gewissen weltmännischen Atticismus der deutschen Darstellung ist in unserer Literatur zuerst zu nennen. Das französische Element, das sonst nur immer eine Trennung unserer Sprache und Culturzustände bewirkt hatte, erhielt seine erste productive Verarbeitung in der deutschen Bildung durch Wieland, der, nachdem er eine ziemlich schwer-

fällige und moralisch correcte Jugendperiode seiner Schriftstellerei überstanden, plötzlich den Weg der Grazien und der freieren spielenden Weltweisheit betrat. Wieland schrieb freilich meistens eine schlechte, weitschweifige und schwerverdauliche Prosa, die nicht einmal rein von französischen Wörtern war, aber sein stilistisches Verdienst ist hier nicht sowohl gemeint, als vielmehr der freibeweglichere Charakter und Schwung, den die deutsche Darstellung überhaupt durch ihn gewann. Viel höher und origineller in der Schreibart steht Thümmel da, dies wahrhafte Lebensgenie, dessen farbenstrotzender Pinsel sinnliche Lebendigkeit, gesellige Anmuth und einen feindurchbildeten Weltton in die Darstellung brachte. Thümmels Prosa hat meisterhafte Züge, voll poetischer Leidenschaft behält die Diction doch ihr harmonisches Maaß, und die Sprache schafft oft die treffendsten Bezeichnungen und Wendungen für neue Verhältnisse. Natur- und Reiseanschauungen fließen mit frischen Farben in seinen Stil über. Durch diese beiden Schriftsteller lernte die deutsche Sprache Vieles sagen, was ihr sonst fremd gewesen war, auch das Leichtfertige und Frivole, nicht

in Fischart's Manier, sondern mit dem feinen, lächelnden Anstand des Weltmanns. Diese Art des gebildeten Cynismus, wie sie in Thümmel sich äußerte, trat zum erstenmal in deutscher Sprache auf, in einem modernen Gewande sind wir ihm neuerdings wieder in der Gestalt des Verfassers der Briefe eines Verstorbenen begegnet. Fürst Pückler läßt sich in vieler Hinsicht mit Thümmel vergleichen, obwohl der Verstorbene ein höher entwickelter Typus des Reisenden im mittäglichen Frankreich ist, sowohl was die breitere Grundlage der Zeitbeziehungen als der Gesellschaftsverhältnisse betrifft. Der vornehme Cynismus des Verstorbenen redet die Sprache einer bestimmten sociellen Sphäre, die sich darin abdrückt, die Sprache der exclusiven Gesellschaft, wie sie in ihrer bevorzugten Nonchalance sorglos und doch mit einer gewissen gemessenen Haltung sich gebärdet. Als Prosaist ist Thümmel vorzuziehen, er hat eine gewähltere Sprache, poetische Kraft der Schilderungen, feine Motive und Melodie des Stils, aber Pückler zeigt eine größere Individualität in seiner im Einzelnen vernachlässigteren Schreibart. An Unschuld und Durchtriebenheit, Ironie

und Zartgefühl hält sich der Genius beider Schriftsteller vielleicht die Wagschaale, aber Pückler stellt charakteristischer und an bestimmten Gesellschaftszuständen dar, was Thümmel allgemeiner in den Regionen der Phantasie schweben läßt. Der Weltmann in Thümmel ist mehr Dichter als in Pückler, der Roué in Pückler ist auf geistvollerem Raisonnement gegründet als in Thümmel. Zwischen beiden Charakteren liegt die gesellschaftliche Bildung und Gesinnung, welche Goethe's Schreibart nach dieser Seite hin repräsentirt, mitteninne auf einer leise bewachten Gränzlinie. Thümmel und Pückler bewahren den Anstand in ihren Ausdrucksformen oder corrigiren seine innere Verletzung durch die äußere Grazie. Goethe behandelt das Zweideutige, wenigstens in seinen Romanen, lieber in Andeutungen mit unnachahmlicher Geschicklichkeit, als daß er seine Phantasie in Einzelausführungen glänzen ließe. Thümmel will oft glänzen, Pückler durch stimulirende Mittel reizen, Goethe will gefallen. Jene möchten die gesellschaftlichen Rücksichten ebenso gern durchbrechen im nämlichen Moment, wo sie ihnen schmeicheln, Goethe sucht sich immer in

einen lösenden Einklang damit zu setzen und das Widerstrebende an den Normen seiner Individualität auszugleichen. Das Normale in Goethe's Stil und Gesinnung giebt ihm eine größere Gleichförmigkeit, und haucht seiner Prosa zuweilen etwas von seiner Canzlei über, wo die andern regelloser mit ihren Sätzen umherschweifen. Goethe's Naturell kehrt in der Geselligkeit am meisten das Behagliche und Behäbige heraus, und schafft sich auf diesem Grunde auch manche charakteristische Sprachformen, die ihm eigenthümlich sind. Das Wort *behäbig* selbst, die häufige Verbindung der Adjectiva mit *gar*, Formen wie *hüben und drüben* und viele ähnliche, die eine bequeme Beschaulichkeit ausdrücken, sind durch ihn beliebt geworden. Auch fremde Wörter verschmäht Goethe in seiner Diction nicht, wo sie ihm in das gesellschaftliche Behagen des leichten Redeflusses hineinpassen. Die gesellschaftliche Schreibart der Deutschen leidet überall an Sprachmengerei, und wird, aller absichtlichen Mühe ungeachtet, viele ihr nöthigen Bezeichnungen sobald nicht darüber hinausbringen. Thümmel hat es in der Reinheit des geselligen Stils am weite-

sten gebracht, und wo er französische Ausdrücke einstreut, thut er es weniger aus Angewohnheit und Bequemlichkeit als im Fluge des Uebermuths, der nach den piquantesten Bezeichnungen hascht. Pückler dagegen überläßt sich in aller Naivetät dem Extrem einer Sprachmischung, die zuweilen barbarisch aussieht, doch verräth er auch oft einen feinen Takt dabei, daß er gerade die zweideutigen Partieen vorzugsweise mit französischen Wörtern färbt, und dadurch gefälliger und anständiger über das Anstößige weggleitet, wobei Einem mitunter eine Bemerkung von Leibnitz einfällt, der in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken" (§. 71.) sagt: — „ich habe es zu Zeiten unsrer ansehnlichen Haupt-Sprache zum Lobe angezogen, daß sie nichts als rechtschaffene Dinge sage, und ungegründete Grillen nicht einmal nenne (inepta ignorat.) Daher ich bei denen Italiänern und Franzosen zu rühmen gepflegt: Wir Teutschen hätten einen sonderbaren Probierstein der Gedanken, der andern unbekandt; und wann sie denn begierig gewesen etwas davon zu wissen, so habe ich ihnen bedeutet, daß es unsre Sprache selbst sey, denn was sich dar-

inn ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich sagen lasse, das sey wirklich was Rechtschaffenes." — In der französischen Sprache ist es jedoch vornehmlich die Fähigkeit, die Dinge leicht zu bemänteln, welche sie zur Sprache der Frivolität und Zweideutigkeit geschickter macht als die deutsche; an sich selbst kann man gewiß nicht behaupten, daß die deutsche Sprache keuscher sei und weniger aufgelegt zum Cynismus, als die der übrigen neueren Völker. Die derbe Schmiede deutscher Ausdrücke in dieser Sphäre macht vielmehr die Vermittelung des französischen Leichtsinns, der nur zu spielen scheint, wo das deutsche Wort schreckenerregend ist, wünschenswerth, und Leibnitz selbst bemerkt zu seiner Zeit, in der von ihm angeführten Schrift (§. 112.): — „daß einige Sinn-reiche Teutsche Scribenten, und unter ihnen der sonst Lob-würdige Herr Weise selbst, diesen merklichen Fehler noch nicht abgeschafft (den auch etliche Italiener behalten), daß sie etwas schmutzig zu reden kein Bedenken tragen, in welchem Punct ich hingegen die Frantzosen höchlich loben muß, daß sie in öffentlichen Schriften nicht nur solche

Wort und Reden, sondern auch solchen Verstand vermeiden, und daher auch in den Lust- und Possenspielen selbst nicht leicht etwas Zweideutiges leiden, so man anders, als sich gebühret, gemernet zu sein vermercken könne. Welchem löblichen Exempel billich mehr als bisher geschehen, zu folgen, und zumahl heßliche Worte, ohne sonderbare Nothdurfft, nicht zu dulden. Es ist freilich in der Sitten-Lehre mit Sauberkeit der Worte nichts ausgerichtet, es ist doch aber auch solche kein geringes." —

Unter den Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts, welche Weltbildung und feinen Gesellschaftston in ihren Werken ausprägten, ragte auch Justus Möser hervor, der Verfasser der osnabrückischen Geschichte und der patriotischen Phantasieen. Möser war zugleich Staats- und Geschäftsmann, und übertrug zuerst die Eindrücke eines ausgebreiteten Welt- und Menschenverkehrs, politischer und bürgerlicher Berührungen, in die deutsche Darstellung. Mit populairer Treuherzigkeit verbindet er die feinsinnigsten Motive, phantasiereiche Ausführung, witzige Beleuchtung, und iro-

nische Ueberlegenheit, die sich einen sorglosen Anstrich zu geben weiß. Der gelegenheitliche Charakter seiner Schriften, die er meistentheils bei städtischen und amtlichen Anlässen verfaßte, macht sie um so anziehender, indem sie dadurch dem Leben und den geselligen Verhältnissen näher stehen. Möser war ein heller und umfassender Kopf, mit scharfer Beobachtung durchdringt er die vaterländischen Zustände, wie die geheimen Winkel der menschlichen Herzen, und stellt seine lichtvollen Einsichten in einem sehr gehaltenen und graziös bewegten Stil dar. Seine Schreibart ist ebenso gebildet und besonnen wie seine Auffassung, rein und correct in ihren Formen, es ist die Schreibart ächt weltmännischer Bonhommie, die erste Verklärung des officiellen und diplomatischen deutschen Stils. In dieser Reihe kann auch Zimmermann, der über den Nationalstolz, über die Einsamkeit und über Friedrich den Großen geschrieben, genannt werden, obwohl der vornehme Weltton, dem er in seinen Schriften nachstrebte, mehr in einer krankhaften Ausartung bei ihm erscheint. Zimmermann steht als ein Opfer der Eitelkeit auch in

seinem Stil da. Es giebt Schriftsteller, welche ihre Subjectivität auch in der Schreibart mit einer prickelnden und äffischen Selbstgefälligkeit und Selbstbespiegelung zur Schau tragen, und Zimmermann's krankes Gemüth, das sich vor eigener Ueberschätzung nicht zu lassen wußte, zeigt den ausgebildetsten Typus einer solchen Erscheinung.

Bedeutsamer in jeder Hinsicht für die hier angeknüpfte Betrachtung ist Peter Helfrich Sturz, der zu seiner Zeit einen großen Ruhm der eleganten und feinen Schreibart besessen, und diesen noch heut in einem eigenthümlichen Grade behaupten kann. Sturz war ein Mann der guten Gesellschaft, der in der großen Welt und auf Reisen sich vielfältig gebildet hatte, wie besonders seine Briefe aus Frankreich und England, die er im Jahre 1768 geschrieben, beweisen. Seiner sehr absichtsvollen Schreibart merkt man die fremde und namentlich in französischen Einflüssen gewiegte Bildung an, durch die er sich seinen deutschen Gesichtskreis erweitert hatte, in glänzenden Antithesen reihen sich seine Gedanken aneinander, Effecte, ein piquantes Colorit, hinreißende Wendungen, auf-

fallender Ausdruck der Meinungen, werden erstrebt, aber alle diese Elemente sind mit außerordentlichem Takt und harmonischer Abrundung ineinandergearbeitet. Ein sicherer Weltblick, mit Wärme des Herzens und erregbarer Phantasie verbunden, schaut klug und umsichtig aus seinen Darstellungen hervor, am glücklichsten aber baute er in seiner Biographie des Grafen von Bernstorf ein bis dahin noch kaum betretenes Gebiet der Darstellung an. Man muß sich wundern, daß Friedrich der Große diesem Schriftsteller, dessen freigebildete Weltmanier ihm zusagen mußte, bei seiner Revüe der deutschen Literatur gar keine Aufmerksamkeit schenkte, was er jedoch, wenn er ihn gekannt, ohne Zweifel gethan haben würde.*)

In der hier verfolgten Richtung tritt Varn-

*) Vgl. indeß einen interessanten Brief über Sturz, im deutschen Museum, St. X. 1781. den der Staatsminister von Hertzberg auf Veranlassung einer Anfrage, warum Sturz in der Schrift sur la litérature allemande gar nicht erwähnt worden, geschrieben; wieder abgedruckt bei L. Meister, Friedrichs des Großen wohlthätige Rücksichten auch auf Verbesserung teutscher Sprache und Literatur (Zürich, 1787.) S. 85. fg.

hagen von Enſe mit höherer und bewußterer Kunſtvollendung ein, getragen von den reicheren Elementen, welche die moderne Anſchauung und Zeitbildung einem ſolchen Alles verarbeitenden Geiſt zuführen mußte. Varnhagen ſchreibt nicht nur ſchön, ſeine Conception und Anſchauung iſt zugleich immer ein Meiſterſtück der Berechnung und ordnet als der innere Werkmeiſter die Sätze wie zu einer taktiſchen Demonſtration. Möſer und Sturz ſind in dieſer Sphäre einer verklärten officiellen Darſtellung die wahlverwandten Vorgänger Varnhagen von Enſe's, aber er übertrifft ſie an künſtleriſcher Einfalt der Behandlung und an univerſeller Weltanſicht. Den Einflüſſen des Staats- und Weltmanns auf die Darſtellung hat ſich bei ihm ein goethe'ſches Element zugeſellt, das, auf dem Grunde ſeines eigenen Naturells charakteriſtiſch durchbildet, ſeinen Stil in der Mitte erhält zwiſchen poetiſcher und diplomatiſcher Wirkung. Dieſe Miſchung iſt ſo originell und fügt ſich ſo ſehr zu einer entſchiedenen Individualität zuſammen, daß man Varnhagen's Stil nur mit Unrecht unter die Nachahmungen des goethe'ſchen reihen kann, obwohl ihm

das öfters geschieht. Auch im Einzelnen ist mancher Unterschied in der Schreibart, wie viele Vortheile auch Varnhagen darin Goethen abgesehen, doch folgt Varnhagen in der reinlichen Sculpturarbeit seines Stils bis auf leise Wortschnitzereien seinen eigenen Motiven, die er nach dem Gegenstande und der damit beabsichtigten Wirkung abmißt. In diesem Schriftsteller sind Elemente gegeben, um eine ganz neue Seite der deutschen Literatur hervorzubilden. Ueber die Schule seines Stils hat er selbst, in einem Privatbriefe aus Ems (vom 6. August 1836.), einige merkwürdige Bekenntnisse gethan, bei Gelegenheit einer Aeußerung Gutzkow's, der, in seinen Bemerkungen über den deutschen Stil, die neueste Hinneigung Laube's zu dem vornehmen und goethisirenden Stil heraushebt, und diesen tadelt, daß er Goethen durch die dritte Hand d. h. erst durch Nachahmungen Varnhagen's, nachahme. Varnhagen von Ense sagt dagegen unter Andern Folgendes, das wir zugleich aus Interesse der allgemeinen Bildungselemente des modernen Stils, die dabei zur Sprache kommen, hersetzen: — „Welcher Art mein

Stil sei, wüßte ich schwer anzugeben, ich bediene mich seiner, wie er sich gerade bietet, und wenn ich beim Schreiben den Ausdruck besonders wählen und bisweilen suchen mag, so geschieht es gewiß nur, um der Sache gemäß richtig und klar zu sprechen, nicht aber des Schmuckes wegen. Daß aus Standpuncten und Gesinnungen, welche sich zu Goethe bekennen, auch dessen Schreibart einigermaßen hervorgehen könne, ist nicht zu verwundern, und welcher Deutsche hat nicht auf diese Weise mehr oder minder von Goethe gelernt und angenommen? Wenn aber, unter solcher Bedingung, auch mir sein Stil hat wohl gelingen können, und sogar bis zur Täuschung — wie denn einer seiner letzten kritischen Aufsätze, worin niemand eine zweite Hand unterschieden hat, zu einem starken Drittheil von mir ist*) — so dünkt

*) Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir hier, als Cicerone interpretirend, die Recension Goethe's über die Monatsschrift des böhmischen Museums nennen, die zuerst in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik abgedruckt stand, und nachher auch in der letzten Ausgabe von Goethe's Werken aufgenommen wurde. Th. M.

mich doch gar nicht, daß mein Stil überhaupt dem Goethe'schen sich anschließe. Absichtlich gebildet hat er sich nach ihm am wenigsten, und schon in frühester Zeit war nach ganz andern Mustern seine Richtung bestimmt. Denn, nachdem ich lateinische Prosa und deutsche metrische Versuche vielfach durchgeübt, waren zunächst Klopstock, Lessing und Voß meine Vorbilder, darauf eine Zeitlang — nicht eben zum Gewinn — Schleiermacher, endlich aber in einigem Betracht Fichte, in anderm Friedrich Schlegel, Gentz, und insbesondere noch Voltaire, Diderot und Montesquieu, denen, wie den Franzosen überhaupt, in solchem Betreff ich ungemein viel schuldig zu sein bekenne. Daß Goethe hiebei nicht ausgeschlossen sein konnte, ist schon zugestanden, allein zur bloßen Form ließ sein Wesen nicht füglich abgesondert sich verbrauchen; was ich ihm, und ebenso Rahel'n, auch in Hinsicht des Stils Belehrendes zu verdanken habe, gründet sich auf Nachahmung beider am wenigsten." —

Unter den Erscheinungen der neuesten Zeit, welche hieher gehören, ist auch die gesellschaftliche

Virtuosität in mehreren Darstellungen von Eduard Gans, namentlich in seinen „Rückblicken auf Personen und Zustände", hier zu nennen. Gans hat in diesen Skizzen einen ächten humanen Salonton getroffen, der mit anziehender Leichtigkeit Menschen und Verhältnisse behandelt, übersichtlich und fertig Alles gruppirt, was sich der Beobachtung darbietet und in treffender Kürze, ohne nach der einen Seite zu tief, oder nach der andern zu weit zu gehen, die Gestalten zusammenfaßt und abfertigt. Die Einfachheit und Unbefangenheit seiner Schreibart ist kunstvoller, als sie in ihrem leichten Hinwurf für den ersten Augenblick erscheint. Der Charakter der ganzen Mittheilung hält sich in der Tonart des Gesprächs, man sieht den sprechenden, nicht den schreibenden Autor. Mit mehr koketten Manieren erstrebt Rumohr in seiner Darstellung den Saloncharakter, aber er erreicht die vielseitige Beweglichkeit und Harmlosigkeit von Gans nicht. Rumohr hat den vornehmen Stil einseitig cultivirt, und das goethe'sche Behagen, das er dazu genommen, sitzt ihm etwas steif und ist nicht recht verarbeitet. —

Eine gesellige Seite des deutschen Lebens, die sich in der Literatur am reichsten erschlossen hat, stellt sich in den Briefen dar, in deren vielfältigen Sammlungen in der letzten Zeit ein wahrer Nationalschatz zu Tage gefördert worden. Seitdem Gellert als Reformator des deutschen Briefstils aufgetreten und ihn durch die Annäherung an das wirkliche und gesellige Leben von der Pedanterie des Ceremoniells möglichst zu emancipiren gesucht, begann die deutsche Subjectivität sich freier an dieser Form zu entfalten. Durch die Musterbeispiele, die Gellert aufstellte, würde freilich die Briefschreibekunst nie eine höhere Grundlage gewonnen haben, wenn es nicht in der nationellen Natur gelegen, mit mehr Ausführlichkeit und Behagen ihr Innerstes und Persönliches in Briefen zu ergießen, als es ihr im mündlichen Gespräch und Verkehr bequem ist. Die einzelne Gehaltlosigkeit vieler Briefsammlungen, deren Hervortreten unserer Zeit aufbehalten gewesen, kann im Allgemeinen die große Bedeutung nicht schmälern, welche diese Literatur der Briefe als Ueberlieferungen zu unserer Culturgeschichte, als Familiennachrichten aus dem innern

Hausweſen unſerer Nationalliteratur, zu behaupten berechtigt iſt. Man hat mit Recht bemerkt, daß die Briefe der Deutſchen die Stelle der Memoiren bei ihnen vertreten, doch wird, bei immer mehr entwickeltem Sinn für öffentliches und weltthümliches Bewegen, auch die Form, in der wir über uns ſelbſt zu ſprechen fähig ſind, ſich erweitern und plaſtiſcher ausbilden. Denn ſoviel iſt gewiß, daß unſere Nachkommen wenigſtens von der heutigen Generation keine ſolche Briefſammlungen überliefert erhalten werden, in der ſich alle unſere Lebensbezüge und jeder kleine Winkel unſerer Stuben- und Herzensverhältniſſe ebenſo abſchilderten, als in jenen zumeiſt aus dem vorigen Jahrhundert datirenden Briefen mit ſo behäbiger Ausführlichkeit und Redſeligkeit der Mittheilung geſchieht. Die Sitten ändern ſich hierin, und es ſcheint, daß wir heutzutage weder Zeit noch Laune und Stimmung mehr dazu haben, ſo viele und lange Briefe über uns und das Unſrige zu ſchreiben, als man ſonſt in Deutſchland gethan. Die einſame Stille der Brieſſituation im geſprächlichen Ergehen mit einem abweſenden Gegenſtande ſagte aber der ganzen

Anſchauungsweiſe des vorigen Jahrhunderts zu. Der unmittelbare und lebendige Dialog konnte dagegen nie eine recht eigenthümliche, natürliche Form gewinnen, am allerwenigſten, wo er mit künſtlicher Nachbildung Plato's zum Relief wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen dienen ſollte. Solger hat in ſeinem Erwin ebenſowohl wie in den philoſophiſchen Geſprächen, was die Form anlangt, nur todtes Maſchinenwerk geliefert. —

Eine andere Herausbildung des individuellen Nationallebens in der Darſtellung geſchieht durch die Beredtſamkeit, welche Wilhelm von Humboldt*) ſehr treffend eine Verknüpfung der Proſa mit dem Volksleben nennt. Doch ſteht das moderne Leben nach dieſer Seite abgeſchnitten da, wo im Alterthum große Zuſammenhänge ſtattfanden. Die antike Beredtſamkeit war allerdings mit dem Nationalleben ſo eng durchdrungen, daß man, wie in der Volkspoeſie, gewiſſermaßen eine mythiſche Periode derſelben annehmen kann, wo es keine literariſche Verbreitung der Redekunſt gab, ſondern

*) Ueber die Kawi-Sprache, Einleitung, S. CCLX.

dieſelbe rein inmitten der Bedürfniſſe der Geſellſchaft verbraucht und entwickelt wurde. Unter den modernen deutſchen Zuſtänden iſt es faſt nur die Kanzel, welche dies Talent weiterträgt und mit dem Volksleben in einer beſtimmten Verbindung erhält. Die Beredſamkeit der deutſchen Kanzel iſt aber für die Bildung der Sprache und Darſtellung ſelten von gutem Einfluß geweſen, und hat oft dazu beigetragen, den deutſchen Stil zu verderben, namentlich durch eine unnatürliche und unabſehbare Periodenverwickelung. Schon Herder eiferte in ſeinen Fragmenten zur deutſchen Literatur (dritte Sammlung S. 359 fg.) gegen die ciceronianiſche Affectation der deutſchen Kanzelredner. „Wo — ruft er aus — ſchleppt ſich die Sprache mehr als auf den Kanzeln? Hier, wo man das Verſtändliche des Vortrages ſo oft darein ſetzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu ſagen, den Perioden in ſeine fürchterlichen Glieder zu ordnen, um einen paniſchen Schauder einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach dieſem Zuſchnitt: „„Wenn wir uns umherſchauen — wenn wir — wenn wir weil es — ſo werden wir gewahr, daß die

Menſchen Sünder ſind" " —; dies iſt die gewöhnliche homiletiſche Schlachtordnung, die Bindewörter und Beiwörter und Hülfswörter und Synonymen und periodiſche Theile in Ueberfluß hat, um den Mangel an Gedanken zu verbergen; die das Ohr betäubt, um nicht die Leere des Verſtandes zu zeigen; dies iſt der fließende Vortrag, der vor dem Eſſen heilſamen Appetit und nach dem Eſſen einen ſanften Schlaf machet. Aber nicht bloß bei dieſen ſeichten Homileten, ſondern ſelbſt bei glücklichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Stil gleich von ſeiner zarten Jugend an ſich nach dem Latein gebildet, daß der periodiſche Ceremonienzwang, der in Schulen von lateiniſchen zu deutſchen Chrien ſteiget, noch manchmal bei den beſten Gedanken durchblickt." —

3.

Das Verhältniß der Prosa zur Wissenschaft ist noch zu bezeichnen übrig. Die Form der Wissenschaft steht ebenfalls in einem tiefen und eigenthümlichen Zusammenhang mit dem Geist der Sprache, und wenn sie sich demselben entfremdet und an zünftige Formeln und gelehrte Abstractionen verfällt, so ist es ihre Schuld. Der wissenschaftliche Geist ist auf seinem Gebiete einer ebenso hohen und ursprünglichen Diction fähig, als der poetische auf dem seinigen, nur gemäßigt nach den verschiedenen Elementen, auf denen beide ruhen. Plato und Aristoteles können die Begründer der wissenschaftlichen Diction genannt werden, obwohl sie Beide auf entgegengesetzten Polen die zwei

Gipfel derſelben bezeichnen.*) Das poetiſche Geſtalten der Erkenntniß und Forſchung bei Plato tritt zu entſchieden als Leiſtung des Talents und der Individualität auf, um als eine Norm wiſſenſchaftlicher Behandlung im Allgemeinen zu wirken, doch iſt das dialektiſche Weſen der Unterſuchung in den platoniſchen Dialogen beſtimmt ausgebildet worden und hat die Darſtellung der Wiſſenſchaft ſeitdem beſtändig bewegt. Ariſtoteles dagegen ſtempelt in ſeiner ſtrengen Aneinanderreihung des Thatſächlichen und Gedankenmäßigen die eigentlich wiſſenſchaftliche Epoche, in welche die Schönheit des griechiſchen Lebens auslief, und worin ſelbſt die Grazien der frei umherwandelnden Speculation, die ſonſt in Griechenland in Gärten und Hainen ihren Gedanken nachgehangen, methodiſch gefangen und in einen begriffsmäßigen Zuſammenhang eingeordnet wurden. In Ariſtoteles begründete ſich die ſtrenge Sprache der Wiſſenſchaft, die in deren Fortentwickelung als weſentliches und leitendes Ele-

*) S. W. v. Humboldt, über die Kawi-Sprache. Einleitung S CCL.

menz überging, und den Einfluß der aristotelischen Philosophie durch alle Jahrhunderte hindurch bis in die Formen der modernen Geistesbildung verbreitete. Die Reinheit und Ursprünglichkeit dieser wissenschaftlichen Diction des Aristoteles, die in spröder Gemessenheit ihrem Gegenstande anliegt, ist aber in der Geschichte der modernen Wissenschaft, namentlich der deutschen, selten getroffen worden. Bestandtheile aller Art haben sich der wissenschaftlichen Darstellung angehängt, und oft gleichsam einen Abzugscanal aller schlechten Formen und Stoffe der Sprache oder auch einen Tummelplatz mystischer und phantastischer Ausschweifungen aus ihr gemacht. Die Prosa der deutschen Gelehrsamkeit hat auf der einen Seite Extreme der Geistverlassenheit dargeboten, die man unter einer gebildeten Nation nicht für möglich halten sollte, auf der andern Seite hat die höher sich gestaltende Wissenschaft, von der Bahn der gegenständlichen Einfachheit abirrend, sich ganz in Poesie zurückgestürzt und den Kreis der auf sich beruhenden Forschung schwärmerisch durchbrochen. So könnte zu der wissenschaftlichen Abgränzung der aristotelischen Diction

kein größerer Gegenſatz in moderner Darſtellung gefunden werden, als die Proſa von Görres, in der die Wiſſenſchaft wie in eine brennende Zauberwüſte voll magiſcher Lichter und Schatten verſetzt ſtehe. Die Erkenntniß malt ſich hier in einer Fata Morgana von Erſcheinungen aus, die durch ein wunderbares, wenn auch auf dem Kopf ſtehendes Luftbild hinreißt, wo ſie nicht überzeugen kann. Dieſe trunkene Miſchung der Poeſie mit der Wiſſenſchaft iſt verwirrend für dieſelbe, weil ſie nicht, wie in Plato, zu einer plaſtiſchen Geſtaltung und Durchdringung kommt, ſondern gewiſſermaßen auf der Stufe ſubjectiver Verzückung bleibt. Einen modernen Ableger der platoniſchen Dialektik ſtellt dagegen die Sprache Schleiermacher's dar, in ihren rein wiſſenſchaftlichen Darſtellungen häufig peinlich und ohne den idealen Schmelz, den Plato's höhere poetiſche Natur ſelten verliert, aber in der Weihnachtsfeier, den Monologen und vielen Predigten, beſonders den frühern, oft meiſterlich und voll innerer Springkraft. Unabhängiger von beſtimmten antiken Einflüſſen, aber von dem Geiſt des Alterthums und dem erhabenen Sinn ſeiner

Darstellungskunst durchdrungen, ist die Prosa Wilhelm von Humboldts vielleicht die gediegenste und großartigste, zu der es die deutsche wissenschaftliche Diction bisher hat bringen können, und die selbst auf dem trockenen Felde grammatischer Untersuchungen eine immer rege Geistesbewegung verbreitet. Die Schreibart dieses tiefsinnigen Forschers ist ebenso würdevoll als natürlich und einfach, und weiß mit Leichtigkeit das Einzelnste in die höhere Verbindung mit dem Allgemeinen zu rücken. Als eigenthümlicher Meister, mit noch mehr poetischen und modernen Stoffen der Darstellung gefärbt, ist neben ihm sein Bruder Alexander von Humboldt zu nennen, der zugleich die Gewandtheit und den Faltenwurf des Weltmanns mit wissenschaftlicher Behandlungsart verbindet. Sein Stil besitzt viel originelle Grazie, doch hat er auch manche französische Einflüsse in sich aufgenommen. Eine wahrhaft poetische Bedeutung aber erreicht er in seinen Naturschilderungen, die oft wie mit neuen Sprachorganen reden. —

Die ächte Sprache der Wissenschaft wird sich nicht leicht unabhängig von der philosophischen

Speculation eines Volkes zu etwas Großem bilden können. Der Sprache der deutschen Philosophie fehlte aber meistentheils das nationelle Gepräge, sie steht als eine künstliche Maschine da, deren Bewegungen nur der im Besitz des Geheimnisses Befindliche verstehen mag. Unsere Speculation hat den Krebsschaden der scholastischen Terminologie, der sich in ihr innerstes Leben eingefressen, niemals ganz verwinden können. Leibnitz *) bemerkte, daß bei den Engländern und Franzosen die scholastische Methode zu philosophiren darum abgekommen sei, weil diese Nationen schon früh in ihrer eigenen Muttersprache philosophirt hätten, wodurch dem Volke und sogar den Frauen Zugang zu solchen Dingen eröffnet worden sei. Die strengere wissenschaftliche Speculation in Deutschland hat freilich die Stufe der freien Darstellungskunst, zu der sie Leibnitz hinüberführen wollte, nur in wenigen Ausnahmen erreichen können. Wilhelm von Humboldt sagt in seiner Einleitung zur Kawi-

*) in seiner Abhandlung de stilo philosophico Nizolii (Opera, ed. Dutens. Tom. IV. p. 43.)

Sprache über die philosophische Diction: „Die wahrhaft tiefe und abgezogene Philosophie hat auch ihre eigenen Wege, zu einem Gipfel großer Diction zu gelangen. Die Gediegenheit und selbst die Abgeschlossenheit der Begriffe giebt, wo die Lehre aus ächt schöpferischem Geiste hervorgeht, auch der Sprache eine mit der inneren Tiefe zusammenpassende Erhabenheit. Eine Gestaltung des philosophischen Stils von ganz eigenthümlicher Schönheit findet sich auch bei uns in der Verfolgung abgezogener Begriffe in Fichte's und Schelling's Schriften, und, wenn auch nur einzeln, aber dann wahrhaft ergreifend, in Kant. Die Resultate factisch wissenschaftlicher Untersuchungen sind vorzugsweise nicht allein einer ausgearbeiteten und sich aus tiefer und allgemeiner Ansicht des Ganzen der Natur von selbst hervorbildenden großartigen Prosa fähig, sondern eine solche befördert die wissenschaftliche Untersuchung selbst, indem sie den Geist entzündet, der allein in ihr zu großen Entdeckungen führen kann." Diese Durchdringung des allgemeinen productiven Geistes mit dem philosophischen und wissenschaftlichen Stil kann allerdings als der

Gipfelpunct deſſelben bezeichnet werden. Aber wo in der Geſchichte der modernen Philoſophie der Gipfel der philoſophiſchen Methode erſcheint, bei Hegel, ſind die ſcholaſtiſchen Beſtandtheile der Diction, wenn auch neu und originell verſchmolzen, wieder vorherrſchend. Wenn der redneriſche Fichte als der Rhetoriker, und Schelling mit ſeiner genialen Schreibart als der Dichter unter den Philoſophen erſcheint, ſo ſucht der ariſtoteliſche Hegel dagegen die ſtrengſte philoſophiſch gelehrte Behandlung auch im Stil zu behaupten. Dennoch erreicht er in ſeiner eigenthümlichen Manier auch eine großartige und erhabene Darſtellung, namentlich in der Phänomenologie, und in der Logik, wo die feſtgeſchloſſene und geharniſchte Sprache in markigen Gebilden auftritt. Andere Partieen ſeiner Philoſophie ſind ſchlotterichter ausgearbeitet, und am allerwenigſten gelingt es ihm, wo er verſucht, populaire Anſchaulichkeit für die Vorſtellung zu geben, wie an vielen Stellen ſeiner Vorleſungen. Unter ſeinen Nachfolgern, welche ſich die Miſſion haben angelegen ſein laſſen, ſeine Philoſophie zu verarbeiten, hat Karl Roſenkranz ein bedeuten-

des Talent für wissenschaftliche Popularität gezeigt und trägt in seinen encyclopädisch umsichtigen Schriften und Aufsätzen viel dazu bei, die Interessen der Wissenschaft und der Idee mit den fortlaufenden Zeitinteressen im Niveau zu erhalten.

Inwieweit die philosophische Darstellungskunst zu einer populairen Form für den Inhalt der Philosophie ausgebildet werden kann, stellt sich als die wichtigste Frage bei der Schreibart der Speculation dar. Die bedeutsamsten philosophischen Ideen sind am Ende geläufige Thatsachen des Bewußtseins geworden und haben sich in die currente Anschauungsweise unwillkürlich umgesetzt. Der Begriff durchbricht die Formeln des Systems, und verbreitet sich, auf die Fortbewegungslinie der Geschichte tretend, in die Vorstellungen des Lebens. Die ächte Popularität wird in der productiven Flüssigmachung des philosophischen Inhalts bestehen und auf diese Weise dürften wohl die abgezogensten Begriffe im Genius eines großen Philosophen eine populaire Form gewinnen können. Schelling war durch seine poetische Natur dieser philosophischen Popularität am nächsten gekommen, aber seine sinnlich lebensvollen

Auseinanderlegungen der Begriffe umflorten sich wieder auf der andern Seite mit Nebelschleiern der Phantasie, die auch den Gedanken selbst überschatteten. Die dunkelflammenden poetischen Blitze, mit denen Schiller in seinen philosophischen Abhandlungen die Sandsteppen der kantischen Kategorieen durchschoß, boten zwar oft ein prachtvolles, wenn auch schwer zu übersehendes Schauspiel, aber es war nicht die richtige Begegnung des productiven Geistes mit der Philosophie, um dieser die höchstvollendete Darstellung zu erringen. F. H. Jacobi war auf dem Wege, der Philosophie eine treffliche, ächt deutsche Prosa zu gewinnen, und in seinen klaren Gedankenentwickelungen bebten leise die geheimen Saiten seines poetischen Herzens durch, aber was ihm fehlte, war die wissenschaftliche Großartigkeit, deren der philosophische Stil nicht ermangeln darf, für die aber Jacobi ein zu weibliches Naturell hatte. Eine merkwürdige Mischung poetischer und philosophischer Natur stellt der sibyllinische Hamann dar, der alle Geheimnisse und Zauberkünste der deutschen Sprache kennt, aber sie mit allerlei fremdartigen und magischen Zuthaten

behängen muß, um seinen wahrsagerischen Gedankenspielen ein Genüge zu thun. In Hamann erscheint die philosophische Sprache auf der Stufe der Prophetie, und hat die Ekstase sowohl wie die spielende Dunkelheit derselben an sich, und nur sein Witz erleuchtet zuweilen mit räthselhaftem Kometenfeuer die Nacht seiner Darstellung. Hamann ist der auf tieferer wissenschaftlicher Grundlage ruhende Jacob Böhme auch hinsichtlich der Schreibart, mit Ausnahme des Humors, von dem der philosophische Schuster noch keinen Anflug hatte. Auf einem Gebiet, das mehr der Poesie als der Philosophie angehört, zeigt Hippel den Widerstreit eines zu gleicher Zeit poetischen und philosophischen Naturells, welcher sich in beständiger Fluctuation nach diesen zwei Seiten hin durch seine Darstellungen bewegt. Seine poetischen Schilderungen gerathen ihm oft zu philosophisch, der Gedanke hängt seiner Phantasie einen Schwerestoff an, und seine philosophischen Betrachtungen schlagen gern in die Region der Träume über; ein Conflict, der auch Herder's wissenschaftliche Sprache so schwankend machte. —

Die am Eigentlichſten populaire Form der Speculation iſt die Geſchichte, in der das Ideelle als Thatſächliches erſcheint. Die Darſtellung der reinen Ideen wird immer mit formaliſtiſchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ehe ſie zu einem productiven Guß und zu einer Einheit ſich verſchmilzt. Die Darſtellung der gegebenen Thatſachen aber ſteht von vorn herein in einer freieren und heitern Sphäre und läßt dem individuellen Talent der Behandlung einen größeren Spielraum. Die hiſtoriſche Proſa hat ſich in Deutſchland nur ſelten der höchſten Vollendung angenähert, und es fehlt ihr der ſichere nationelle Takt der antiken Geſchichtſchreibung, der nur aus einem großen und in ſich beſchloſſenen Volksbewußtſein hervorgeht. Dieſer charakteriſtiſche hiſtoriſche Ton durchzieht bei den Alten ſelbſt ihre Compendien der Geſchichte mit Lebensbedeutung. Für die Deutſchen iſt es ſchwer, überhaupt einen eigenthümlichen Ton in der Geſchichtſchreibung zu treffen, und wenn ſie der ſtreng-pragmatiſchen Langenweile oder der politiſch kannegießernden Manier aus dem Wege gegangen ſind, haben ſie ſich mit unnützen Raiſonnements das

historische Feld verrückt, oder zur Nachahmung der alten Historiker ihre Zuflucht genommen. Unsere Literatur hat kaum eine bedeutende Geschichtsdarstellung aufzuweisen, die ganz ohne Vorbild und Anflug des Alterthums entstanden wäre, besonders haben Tacitus, Thucydides und auch Xenophon einen großen Einfluß fast überall geübt. Eine kritisch zusammengelesene Mosaik von Darstellungstönen offenbart sich bei den meisten unserer Geschichtschreiber, namentlich bei Johannes von Müller, der in der historischen Behandlung für Viele den Ton angegeben. Müller bildete seine Schreibart mit außerordentlichem Studium und sehr genauem Bewußtsein, und man kann sie ein Mischproduct der Alten und der Engländer nennen, zu einer originellen Manier verbunden durch seine hinzutretende geistige Eigenthümlichkeit, doch hat auch die französische Sprache, in der er erzogen worden, einen wichtigen Einfluß auf seinen Stil gehabt, vorzüglich in der Satzbildung. Welche Mühe sich Johannes von Müller in der Bildung seiner Darstellung gegeben, ist interessant aus seinen Briefen, wo er sich mehrfach darüber äußert, zu ersehn. An

seinem Schweizerischen Geschichtswerk arbeitend, schrieb er (unter dem 10. Juni 1777.) an seine Eltern: „Ich muß euch sagen, daß ich meinem Werke seit meinem letzten Briefe noch eine andere Vollkommenheit zu geben gesucht habe. Die deutsche Sprache, die in den meisten Schriftstellern etwas schwerklingend ist, hab' ich durch geschickte Wahl und Stellung der Worte so melodisch und sanft zu machen gesucht, als die italienische Sprache; und soweit ist meine Sorgfalt gegangen, daß ich an den meisten Orten den übelklingenden Zusammenstoß solcher Consonanten, welche einander verschlucken, der v und f, der d und t, der ch und ck, vermieden habe." — Den Stil des Johannes von Müller lediglich auf den Tacitus zurückzuführen, ist ein ziemlich verbreiteter Irrthum, dessen er sich selbst häufig zu erwehren gesucht hat. Im Jahre 1781 schrieb er über seinen Stil Folgendes an seinen Bruder: „Seit mehr als fünf Jahren hab' ich Tacitum nicht gelesen; gleichwohl hat einer neulich gesagt, ich wäre Tacito Tacitior. Ich halte dafür, daß die Kürze meiner Schreibart von der Gewohnheit herkommt, Alles

in Auszüge zu bringen, und von der Begierde, viel zusammenzudrängen, um keine Langeweile zu erregen." — Merkwürdig ist auch folgende Aeußerung in seinem Aufsatz über Studium und Uebersetzungen des Tacitus *), in dem er Cäsar und Macchiavell für die größten Muster der Geschichtschreibung erklärt: „Die großen Muster der alten Geschichtschreibung deutsch zu liefern, ist ein wahrlich ungemeines Verdienst, eine Erneuerung dessen, welches sich Luther durch die Bibelübersetzung um die Sprache erwarb. Erst dann wird man erkennen, wie viel in ihr liegt, was sie auch hierin vermag. Nur würde ich vielleicht nicht mit Tacitus anfangen; er ist aus den Zeiten des von der ersten Einfalt schon ins Gekünstelte sinkenden Geschmacks. Ich fürchte, wir würden uns bald zu viel zieren, oder vielmehr Concetti in Bande pressen, bei denen dem Leser nie ganz wohl ist. Beginnen wir lieber mit Julius Cäsar's majestätischer Eleganz, mit Xenophon's goldreinem Honig, mit Herodot's Grazie;

*) Joh. v. Müller's sämmtliche Werke, 8. Thl. S. 412.

ja Thucydides in der Erzählung ist höchst würdig und kraftvoll klar; in Reden unvergleichlich vor andern, und Sallust ihm der nächste. Nicht bewahre Gott, als mißkennte ich die stolsche Größe der Seele des Tacitus, oder seinen Reichthum, seine Gluth, aber es kommt viel darauf an, daß die ersten Muster die vollkommensten, und von den herrschenden Fehlern die entferntesten seien." —

Indeß scheint Johannes von Müller doch, unbewußt oder geflissentlich, übersehen zu haben, was er dem Tacitus verdankt und worin dessen eigentliche Größe und ewige Bedeutung für die Geschichtschreibung beruht. Wenn es auch bei Müller nicht jene Anwandlung von Eifersucht war, in der man wohl öfter die Copie gegen ihr Original sich auflehnen sieht, so konnte ihn doch der Aerger über häufige und unverständige Vorwürfe der Nachahmung leicht bewegen, sich der tacitischen Schreibart gegenüber für eigenthümlicher zu halten als er war. Thomas Abbt hatte in seinem Fragment der portugiesischen Geschichte und einigen andern Aufsätzen dem Tacitus am genialsten nachgeahmt, und mit einer größeren Wahlverwandtschaft des Natu-

rells, als sie dem Johannes Müller zustand. In neuester Zeit hat Ranke in demselben Genre vortreffliche Töne angeschlagen, jenen coupirten Stil eigenthümlich und geistvoll handhabend, ohne im höheren Grade originell zu sein. Seine rasche pointirte Sprache ist für die historische Portraitmalerei geschickt, zu spröde aber für den Fluß und Zusammenhang der Begebenheiten. Mit genialem Raisonnement durchdringt und verbindet Leo die Thatsachen und stellt sie unter eine scharfe, aus dem Gedanken hervorgehende Beleuchtung, ohne sich im Einzelnen des Stils Mühe mit seiner Darstellung zu machen. Seine Schreibart hat zuweilen etwas Burschikoses und überläßt sich einem geistreichen Cynismus, dem man freilich oft die allertreffendsten Bezeichnungen nicht abläugnen kann, doch finden sich auch, namentlich in seiner italienischen Geschichte, objective Darstellungen von wahrhaft historischer Kraft und Würde. Zur Einfachheit und Ruhe der Alten, an Xenophon erinnernd, ist Varnhagen von Ense in seinen Biographieen und historischen Skizzen zurückgekehrt, dem Gegenständlichen sich anschmiegend, ohne in saubersten Ausmalung

des Einzelnen und Individuellen den allgemeinen Geſchichtsſinn zu verläugnen. —

Die politiſche Proſa konnte in Deutſchland noch bei weitem weniger dahin zielen, ſich einen Nationaltypus zu erſchaffen, als die hiſtoriſche, denn was in dieſer noch durch wiſſenſchaftliches Beſtreben erreicht und nachgeahmt zu werden vermag, muß für jene aus dem unmittelbaren Leben entſpringen, wenn es überhaupt wirkſam und charakteriſtiſch ſein ſoll. Die römiſche Proſa bildete ſich am meiſten zum Ausdruck eines politiſchen Volkscharakters. Die politiſche Proſa der Alten hat ihren nationellen Hintergrund an der öffentlichen Beredtſamkeit, die moderne müßte dagegen durch die Debatte gepflegt werden. Für die moderne Politik fehlt ein Volksbuch, wie ſie für die Religion in der Bibel gegeben iſt, wo ſie zugleich in der modernen Sprachſchöpfung, die ſich durch Luther an ſie knüpfte, die bedeutſamſten Ausdrücke des Nationallebens gründete. Friedrich der Große beabſichtigte auch im preußiſchen Landrecht ein politiſches Volksbuch, das nach dieſer Seite eine nationale Grundlage gewähren ſollte. Eine immer

höhere Ausbildung dieses Gedankens führt in der Abfassung der Gesetze zu einem wahrhaft volksthümlichen Stil. Die Verdienste Hardenberg's um eine schöne, klare und deutliche Gesetzabfassung wären bei einer umfassenderen Berührung dieses Gegenstandes vorzüglich herauszuheben. Die Klippen, an denen die Sprache der Gesetze noch immer scheitert, sind aber der Canzleistil, der so viel zähe Traditionen in sich hat, daß es ihm schwer wird, sich vernünftig reformiren zu lassen.*) Was jedoch die deutschen publizistischen Schriftsteller anlangt, so sind ihre Reihen dünn und ihre Gestalten meistens dürftig, und ich weiß keinen zweiten zu nennen, der so wie Friedrich von Gentz hervorragte, durch welchen die Prosa der Kabinette eine künstlerische und ideale Höhe erstieg. Auch in

*) Lesenswerth ist eine kleine, sehr gut geschriebene Schrift, die hier vor mir liegt, unter dem Titel: „Woher kommt es, daß der alte, dem Fürsten und Volke gleich schädliche Kanzleistil, welchen Friedrich der Einzige verwünschte, und Joseph der Einzige verbot, noch an vielen Orten herrscht, und wie ist er auszurotten? Von F. C. Chr. Link. (Nürnberg 1794.)

ſeiner „authentiſchen Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen England und Spanien“ (Petersburg 1816.) iſt ein ſeltener, merkwürdiger Stil, der mit aller Keckheit und Freimüthigkeit der Bezeichnung zugleich eine ſpeculative Entwickelung verbindet, in der er ſich ebenſo natürlich bewegt. Man leſe, was Varnhagen von Enſe (in der Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang I. 194.) über Gentzens Schreibart bemerkt, und was Gentz ſelbſt in ſpäterer Zeit, wo ihm eines ſeiner früheren Bücher wieder vor Augen gekommen, im Bewußtſein ſeines Talents (I. 248.) an Rahel darüber ſchreibt. —

Die Einflüſſe der politiſchen Verhältniſſe und Wirren auf den Stil haben ſich in der letzten Zeit vornehmlich in der kritiſchen Schreibart mehrerer Schriftſteller auf eine bemerkenswerthe Weiſe gezeigt. — Die äſthetiſirend kritiſche Manier, welche durch die Schlegel'ſche Schule begründet worden, genügt heutzutage dem Geiſt nicht mehr, der ſich an der Kritik einen Ausdruck zu geben ſucht. Der gleißende äſthetiſche Firniß, mit dem A. W. Schlegel ſeine Schreibart überwarf, iſt jetzt un-

wirksam für die praktischer gewordenen Bewegungen der Kritik, die sich mit den bloßen Formen weniger zu thun machen. Inhaltvoller und kernhafter in seiner Schreibart ist Friedrich Schlegel, der oft erhabene Großbauten des Periodenstils unternimmt und die seltene Länge und Fülle seiner Satzbildung doch zur Harmonie zu meistern versteht. In der ästhetisirenden Manier der Schlegel'schen Schule fuhr Franz Horn fort, ein sentimental humoristisches Naturell und jean-paul'sche Anflüge hinzufügend, auch in seinem Stil, der oft eine vortreffliche Durchbildung hat, mehr für ein Frauenpublikum der Kritik geeignet. — Die neueste Kritik befand sich meistentheils immer nur auf dem qui vive? und nahm dadurch einen unruhigen, die literarischen Zwecke überschreitenden Charakter an. Dagegen ist die feine Gränzlinie in Varnhagen von Ense's kritischer Behandlung als Studium zu empfehlen, dessen Einwirkung sich bei Heinrich Laube zeigt, der in seinen „modernen Charakteristiken" einen anziehenden, gesellschaftlich conversirenden Ton getroffen. Mehr didaktisch conversirend, ein moderner Peripatetiker, geht Karl Ro-

ſenkranz in ſeinen kritiſchen Abhandlungen zu Werke. Dagegen ſtrebt Gutzkow, nur zu ſehr aller Einflüſſe der Phantaſie und des Gemüths auf den Stil ſich enthaltend, Leſſing'ſchen Kraftwirkungen nach, und ſucht namentlich in ſeinem Buch „Goethe im Wendepunct zweier Jahrhunderte" (gedruckt in Berlin 1836.) eine ſtählerne Feſtigkeit der Darſtellung zu erreichen, der es bloß an Melodie gebricht. Eine elegante Mitte zwiſchen poetiſcher und kritiſcher Behandlung hält F. G. Kühne, die Eigenthümlichkeit ſeines Gegenſtandes tief ergreifend und die Tonart der Darſtellung danach abmeſſend. An redneriſchem und durchdringendem Feuer halten ſich Wienbarg, Gutzkow und Wolfgang Menzel das Gleichgewicht. Productiver iſt die kritiſche Schreibart von H. Heine, oft weniger im Einzelnen der Diction, als in der Behandlung und Auffaſſung. Am meiſten künſtleriſch ausgearbeitet aber zeigt ſich Börne's Stil, urſprünglich von jean-paul'ſcher Diction herkommend, die er merkwürdig mit einem ſkeptiſchen Naturell verſchmolz, ſpäter aber ſich vernachläſſigend. —

Thomas Müntzer.

Ein deutscher Roman.

Erster Band.

Thomas Müntzer.

Ein deutſcher Roman.

Von

Theodor Mundt.

Erſter Band.

Altona.
Verlag von J. F. Hammerich.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Dieſe Dichtung hat die treue Wahrheit und Einfalt der Geſchichte als ihren höchſten poetiſchen Reiz erſtrebt, und ſich darum bemüht, genau nach den Thatſachen zu geſtalten, und dieſe ſelbſt, wo ſie von der Forſchung noch nicht hinlänglich gewonnen ſchienen, aus den Quellen zu ermitteln. Die älteſten Geſchichtſchreiber des Bauernkriegs und Thomas Münzer's, aber auch einige für dieſen Zweck zum erſtenmal benutzte Urkunden, haben dem Verfaſſer dazu vorgelegen, und nicht minder iſt aus den verdienſtvollen Arbeiten von Strobel, Köhler, Sartorius, Oechsle, Benſen und Ranke Aufklärung geſchöpft worden. Die Schriften von Thomas Münzer ſelbſt, die noch auf ihren Herausgeber warten, haben für ſein Leben und ſeine Reden den treuen Eindruck und die einzelne Farbengebung vollenden helfen müſſen. Ebenſo iſt eine ſeltene Sammlung

von Flugschriften aus der Zeit der Reformation ersprießlich gewesen, die individuelle Stimmung der damaligen Zeit aus dem Frischen, und doch ohne alle moderne Willkür, zu zeichnen. Diese Darstellung, welche unsere wichtigsten deutschen Nationalüberlieferungen in einem gedrängten und allgemein anschaulichen Bild zusammenfassen will, suchte der Poesie vorzugsweise den vorurtheilsfreien und wahrhaft volksthümlichen Standpunct, der Geschichte aber die unumstößliche Begründung der Thatsachen zu verdanken. Als poetische Schöpfung muß sich daher das Buch durch sich selbst rechtfertigen, und von der Gunst des geneigten Lesers abhängig werden; über die historischen Ergebnisse aber, wenn es sich um dieselben handelt, müßte die Rechtfertigung auf einem anderen Boden nachgeholt werden.

Erſtes Buch.

Der

ſchwermüthige Kaiſer.

I.

Gegen den Herbſt des Jahres 1518 ſah man in einem Dorfe am Rhein Alles in lebhafteſter Bewegung. Obwohl die Zeit gekommen, in der die Weinberge von des Jahres Segen funkelten, ſo war es doch nicht das Herannahen der Weinleſe, ſondern ein ganz andrer und ungewöhnlicher Umſtand, welcher hier die Bewohner von Berg und Thal in eine unruhige und aufgeregte Stimmung verſetzte. Und dieſe Aufregung verbreitete ſich den ganzen Rheingau entlang, und von allen den benachbarten Ortſchaften ſtrömten Neugierige in das ſonſt wenig beachtete Dorf, das zum Schauplatz einer ſeltnen Feier werden ſollte. Aber je größer die Spannung der Bevölkerung und je eifriger ihr Treiben war, zu einer vollen Sättigung der Neugierde zu gelangen, deſto ſtärker malte ſich dann auf den Geſichtern Aller die Verwunderung, wenn ſie von all Dem, was ſie zu ſehen gekommen waren, gar nichts ſahen und vernahmen.

Es ſtand hier ein altes Schloß am Rhein, das mit ſeinen hohen grauen Thürmen weit über das Land hinaus ragte. Früher der Sitz berüchtigter Raubritter, war es jetzt lange unbewohnt geweſen, und nun erſcholl auf einmal die Kunde in dieſer Gegend, daß der Kaiſer ſelbſt, in aller Herrlichkeit ſeiner Hofhaltung, mit noch mehreren anderen ſeltenen und ſchönen Gäſten hier eingezogen ſei, um in dem unheimlichen Gemäuer, in dem man ſonſt nur Geſpenſter fürchtete, ein Feſt, ja ein Hochzeitsfeſt zu begehen. Aber in der Mitternachtsſtunde, in einer ſchwarzen Gewitternacht, wie man ſich ihrer kaum erinnern wollte, ſollte ſein Zug angelangt ſein, und am andern Tage war keine Spur von dieſem neu eingekehrten Leben in dem Schloſſe wahrzunehmen. Es ſah faſt noch ſtiller und verlaſſener aus als zuvor, und die Schaaren der verſammelten armen Leute ſtanden Tage lang umher, ohne einen Laut zu hören oder eine Geſtalt zu ſehen, die ſie ſonſt nicht ſchon gehört und geſehn hätten. Im Rheinſtrom unten, der fröhlichen Laufes vorüberzog, erblickten ſie das bemooſte Geſtein und die hochgewölbten Fenſterbögen, wie immer, ſich wiederſpiegeln, aber kein Hochzeitslärm durchbebte das Geſtein der räthſelhaften Burg, kein Halloh

erſcholl von den Zinnen, und aus den Fenſtern neigte ſich keine kaiſerliche Geſtalt heraus, die den Gruß empfangen und erwiedert hätte. War es eine Neckerei der Rheinnixen, oder bedeutete das Geheimniß, das in den Mauern des Schloſſes brütete, wirklich die Anweſenheit Maximilians, des Kaiſers, von dem Einige ſchon ſagten, er ſei geſtorben, Andere, er habe, müde des heiligen römiſchen Reichs, abgedankt vom Scepter? —

Entfernt von der ſich immer neu herzudrängenden Menge, ſtiegen zwei Männer, und in ihrem Geleit ein junges ſtattlich ausſehendes Mädchen, auf einem ſonſt unbemerkten Pfad zu der Anhöhe des Schloſſes hinauf. Sie waren Bewohner des zu dem letzteren gehörigen Dorfes, und an ihren wichtigen zum Theil ſorgenvollen Mienen, ſowie an dem Sonntagsſtaat, in den ſie ſich geworfen hatten, ſah man es ihnen an, daß ſie etwas Bedeutendes auf dieſem Gange im Schilde führten.

Der älteſte, ein hoher ſtämmiger Greis, war Michel, der Schenkwirth, der durch ſeinen ſtarken Geiſt und ſeinen noch ſtärkeren Knochenbau immer das Anſehen behauptet hatte, in ſeinem Dorfe der erſte und

unbestrittenste Wortführer zu sein. An seinem langen Stabe rüstig emporschreitend, so daß die beiden jungen Leute ihm kaum zu folgen vermochten, sagte er jetzt, indem er auf die sich nähernden Burgzinnen hinwies: Auf diesem verdammt steinigen Buschkleppervpfad, durch den wir uns wie das böse Gewissen hinschleichen müssen, steigen wir doch dem Herrn Maximilianus und seiner Sippschaft bald auf das Dach! Wir kommen mit tiefen Bücklingen, guten Worten, und Du, meine Dirne, mit einem gewaltigen Blumenstrauß! Aber was wird's uns helfen? Wir sind einmal arme Leut, so nennt man uns Bauern im ganzen heiligen römischen Reich, und unsere Armseligkeit ist unsere Schande nicht nur vor diesen großen Hansen, sondern, wie es scheint, auch vor dem lieben Herrgott selbst, denn wenn er sich nicht unserer schämte, würde er sich nicht längst unserer Noth angenommen haben? Und wie mit dem Herrgott, so ist es auch gerade mit dem Kaiser beschaffen. Er kann einmal das arme gemeine Volk nicht leiden, darum spielt er diesmal ordentlich Versteck mit uns hier in dem verwünschten Schloß. Giebt es doch für uns Bauern überhaupt eigentlich keinen Kaiser! Säße er uns nicht als Zins und Steuer wie das Zipperlein in allen Glie-

dern, fürwahr, wir ſpürten ſonſt nichts von Kaiſer und Reich!

Ich glaube auch, wir könnten uns den ganzen Weg ſparen, ſagte der jüngere Bauer. Ueberhaupt bin ich nicht der Meinung, daß der Kaiſer hier im Schloſſe anweſend ſein ſollte! Gebt Acht, wie ich Euch ſage, es iſt nichts als ein Spuk, von dem wir alle geäfft und bei der Naſe herumgezogen werden. Nicht Kaiſer Maximilian, ſondern ein alter Kobold wird hier in dem Drachenneſt ſein Hoflager aufgeſchlagen haben. Den Teufel verräth ſein Schweif, den Pfaffen verräth ſeine Glatze, den Kaiſer ſein Gehänge und Gepränge. Wie ſollte es denn kommen, daß man nichts von alle der glitzernden Herrlichkeit hier gewahr wird, wenn ſie wirklich bei uns eingekehrt wäre?

Du ſprichſt wie jeder Dummerjahn in unſerm Dorf, Berthold, und nicht, als wäreſt Du würdig, mein Schwiegerſohn zu werden! eiferte der Alte. Siehſt Du, das Schloß hat zwei Seiten, wie die Herren Geiſtlichen bei uns zwei Geſichter haben. Das eine Geſicht macht hohle und finſtere Augen, als hätt' es mit menſchlichem Leben und Wandel gar nichts zu thun, das andere aber, das verſteckte, gehört der Lu-

stigkeit dieser Welt an, und aus ihm lacht etwas, mag es nun Gott oder der Teufel sein. So nähern wir uns jetzt dem versteckten Gesicht des Schlosses, das uns armen Dorfbewohnern den Rücken kehrt, als verdienten wir nicht seine Lust zu schauen. Und da öffnet sich's in ein großes helles Thal, das durch Fels und Busch unsichtbar gemacht ist wie die Weltlust eines Pfaffen durch seine zottige Kapuze. Das abergläubische Volk meidet es, dies Thal und seine Umgegend zu betreten, weil böse Geister darin ihr Wesen haben sollen. Aber unter meiner Anführung, Kinder, habt Ihr nichts zu befürchten.

Und wo ist Micheline geblieben? rief der junge Mann plötzlich, indem er sich besorgt nach der hübschen Dirne umsah, die seine Braut war und welche seit einem Augenblick hinter den Gebüschen eines Seitenweges zurückblieb.

Sie sucht dort im Dickicht noch einige Blumen für die Kaiserstochter! erwiederte der alte Michel, und schwatzte weiter: Ja, Junge, unter meiner Anführung brauchst Du nun gar nicht blöde zu sein und sollst dort den Kaiser sehn, und seine Tochter, und ihren Bräutigam, den Herrn Grafen von Helfenstein, und all das andere erhabene und lustige Geschmeis! Na, ob der

Herr Kaiſer ſehr luſtig aus den Augen ſehen wird, iſt freilich noch die Frage. Der alte Herr ſoll gar trübſinnig und menſchenſcheu geworden ſein, denn im Reichsregiment geht's ihm ja ſchon lange nicht mehr nach Wunſch und Willen. Ja, ja, ſo eine Reichsverſammlung iſt ein kitzliches Ding, Herr Maximilianus! Schade nur, daß für uns gemeine Leute nicht mehr dabei herauskommt!

Ihr glaubt alſo wirklich, ſagte der andere, daß wir den Kaiſer ſehen werden?

Und wen denn ſonſt? brauſte der Alte wieder auf. Hat ein Kobold etwa Domeſtiquen mit einem Treſſenrock und dem kaiſerlichen Wappen darauf, und haben dieſe nicht bereits alles nur irgend Eßbare aus unſerm Dorf zuſammengeholt, daß kaum eine alte Henne mehr da iſt, die ich zu Eurer Hochzeit braten könnte, armer Berthold? Außerdem wirſt Du ſehen, daß man uns armen Schluckern nächſtens auch eine Doppelbede abfordern wird, denn der Bauer iſt einmal da um zu zahlen, und des Armen Taſche iſt des Reichen Handſchuh, ſo will's das Reich. Wir müſſen aber jedesmal eine Bede zahlen, wenn uns der kaiſerliche Hof beſucht, und wir müſſen eine Bede zahlen, wenn ein Fräulein von unſerer Gutsherrſchaft Hochzeit macht. Hier ha-

ben wir nun dieſe doppelte Beſcheerung auf Einmal. Der kaiſerliche Hof iſt da, und Fräulein Olympia, des Kaiſers uneheliches Töchterlein, iſt unſere Gutsherrſchaft, denn zu ihrer Ausſteuer hat der Herr Papa ihr uns geſchenkt, mit Allem, was viele Meilen weit in der Runde darum und daran hängt!

In dieſem Augenblick gewahrte man auf einer den Weg überragenden Anhöhe die vermißte Micheline, zu der ſich noch ein anderes junges Mädchen, die ihr Blumen ſuchen half, hinzugeſellt zu haben ſchien. Die Fremde war ſo klein und zart, daß man ſie noch für ein Kind halten mochte, und in ihrem ſchneeweißen Kleid ſchwebte ſie wie ein Lichtſtreif durch das Waldgebüſch, in dem ſie bald zu dieſer, bald zu jener Stelle hin, einem gaukelnden Schmetterling ähnlich, ſich bewegte. Dabei lachte ſie laut und fröhlich, daß es über die ſtillen Berge hin erſchallte, und Micheline, die ſehr heiter und ausgelaſſen war, ſtimmte ſogleich in die Scherze ein, welche die Kleine mit ihr trieb. Die beiden Mädchen haſchten ſich um eine ſchöne ſeltene Blume herum, welche das fremde Kind mit ſich getragen, und die ſie hoch emporhielt, um die andere bittend und lachend danach ſpringen zu laſſen. Dieſe Blume, hatte

die Fremde gesagt, sollte die Eigenschaft haben, Die, welchen sie überreicht würde, der Erfüllung eines jeden Wunsches geneigt zu machen. Und man kann sich denken, wie sehr die derbe Micheline alle ihre Kräfte in Bewegung setzte, um die Blume zu greifen. Aber die Andere hielt sie bald im Munde und blies auf dem Stengel ein lustiges Lied, bald ließ sie dieselbe spöttisch auf einem Finger im Gleichgewicht schweben, dicht vor Michelinens Nase, oder sie legte sie sich in ihr langes blondes Haar und tanzte damit gravitätisch vor der Erstaunten und Geärgerten herum, die mit aller Mühe nichts erreichen konnte. Endlich blieb Michelinen die Blume in der Hand, ohne daß sie wußte wie, und in demselben Augenblick sah man auch das fremde Kind nicht mehr, das wie ein weißer Schimmer über Wald und Berg sich verlor. Es war als wenn sie in den Rhein hinuntergeschwebt wäre, dessen Wellen sich dort einen Moment lang wie in einem hellen Lichtpunct kräuselten und dann in feierlicher Bewegung, den Accorden einer Musik vergleichbar, weiterzogen.

Micheline aber stürzte, außer sich vor Freude, und die Blume hoch in der Hand tragend, zum Vater und zu ihrem Bräutigam zurück. Die Wangen glühten ihr

wie ſonnenheiße Trauben, und dabei ſah ſie in der Erregung, die ſie noch kaum zu Athem kommen ließ, faſt ſtolz und gehoben aus wie über eine große Auszeichnung, die ihr widerfahren. Wer das ſchöne Bauermädchen ſo erblickte, mit den glänzenden Augen, die jetzt von Hoffnung und Glück trunken ſchienen, und in der kräftigen Lieblichkeit ihrer Geſtalt, die in dem knappanliegenden Sonntagsmieder ſich ſo vortheilhaft heraushob, der mußte durchaus nicht begreifen können, warum Berthold, der Bräutigam, nun ſo kalt und ſtumm blieb, und ſtatt eines gerechten Entzückens über dieſen Beſitz, vielmehr das längſte und dümmſte Geſicht, das er nur vorräthig haben mochte, in dieſem Augenblick zum Beſten gab.

Noch betroffener aber ſah Vater Michel aus, der zwei Schritte vor ſeiner Tochter zurückbebte, und im finſtern Nachſinnen die Hände faltete. Endlich ſchien er ſich wieder zu ermannen und ſich ein Herz zu faſſen. Mit lang ausgeſtreckten, krampfhaft zitternden Händen, als wenn man nothgedrungen nach einem Geſpenſt greift, griff Michel nach der Blume, die Micheline hatte. Dann war es das Werk eines Augenblicks und die ſchöne große Blume lag mitten entzwei geriſſen und

ganz und gar zerzauſt an der Erde da. Zum Ueberfluß trat Herr Michel noch aus Leibeskräften auf dem armen Leichnam der Blume herum, als gelte es in der That, einen Lindwurm zu zerſtampfen. Ein tiefes Stöhnen aus ſeiner Bruſt verrieth zuletzt, daß er ſein Werk vollendet glaubte und ſich in des getreuen Berthold's Armen, der den Schwankenden ſtützen mußte, ſo lange Erholung gönnen durfte, bis er wieder Kraft zu einer donnernden Anrede an Micheline gewann.

Unglückliches Kind! ſo klang ſein Zorn, wer heißt Dich mit der Nixe Kameradſchaft eingehn, und einen Tauſchhandel um Deine Seele treiben, für die ſie Dir die giftige Unheilsblume giebt? Iſt eines Menſchen wohlerworbene Seele ein Kinderſpiel, du leichtſinniges Ding, daß Du ſie verſchachern willſt an den Flußkobold, den man hier männiglich als ein böſes und neckiſches Weſen kennt weit und breit im Rheingau?

Nicht doch, Vater! weinte Micheline, und ihre Thränen floſſen von den rothen Backen herab auf die Trümmer der Blume, vor denen ſie kniete. Es war ja Rhenane, des alten Schmids Tochter, der hinten im Walde wohnt, und der alle die Mittel kennt, wodurch die armen Menſchen, wenn ſie ſo recht viele

Sehnſucht nach Glück haben, glücklich werden können. Und da mir nun auch ſo ſehr das Herz im Leibe ſprang, daß ich gern viel Glück haben möchte, weil das Lachen beſſer thut als das Weinen und man ſchöner ausſieht wenn man glücklich iſt, als wenn man flennen muß, ſo — ſo —

So nahmſt Du die Teufelsblume, fiel ihr der Vater ins Wort, die Jeden um den Verſtand bringt, der ſich auf ihre Zaubereien einläßt. Laß mich nicht den Schnack von des Schmids Tochter hören, es war ein wohlbekannter Kobold, der Dir hier am Kreuzwege erſchien. Ich muß das wiſſen, ich, der ich die erſte gedruckte Bibel hier im Dorfe hatte, vor allen Bauern, und daraus die erſte ordentliche Aufklärung mir anſchaffte, die ich von da an Jedem, der an meiner Schenke ſeinen Schoppen trank, umſonſt in den Wein ſchüttete und dadurch ſo ſehr für das Gemeinwohl wirkte. Ja, wir leben jetzt in einer Zeit der allgemeinen Aufklärung, wo der Bauer nichts Schwarzes mehr fürchtet, alſo weder den Teufel noch den Pfaff. Iſt jetzt auch vor einigen Monaten Einer aufgeſtanden, der ſelbſt mit dem Papſt zu Rom nichts mehr zu ſchaffen haben will, nennt ſich Luther, und ſoll ebenfalls eines

Bauern Sohn ſein, wie wir, obwohl er doch ſtudirt iſt da drunten in Wittenberg, das nicht einmal am Rhein liegt, ſondern nur ſchlechtweg an der Elbe. Das ſind die Zeichen der Zeit, das nennt man Aufklärung, und da muß der Bauer voran, und darf ſich nicht mehr, wie ſonſt, von den Kobolden und Niren ſeines Reviers bei der Naſe herumziehen laſſen, ſonſt bringt er es, ſowahr Gott lebt, ſein Lebtage zu nichts Beſſerem, als daß ihm die großen Hanſen das Fell über die Ohren ziehn, wozu ſie Privileg vom Kaiſer haben. Und wenn Ihr nun mit Eurem Grips das im Zuſammenhange verſtanden habt, was ich Euch auseinandergeſetzt habe, ſo werdet Ihr begreifen, daß es die neue chriſtliche Aufklärung nothwendig gemacht hat, dieſe tückiſche Kobold sblume da zu zertreten!

So geſteht Ihr doch zu, Vater Michel, daß es Kobolde hier im Revier giebt, bemerkte Berthold kopfſchüttelnd, und mit beſorgten Blicken auf den Buſch. Und doch ſcheltet Ihr uns andere Leute abergläubiſch, wenn wir dergleichen annehmen?

Larifari! brummte der Alte verdrießlich. Es kommt Alles darauf an, ob man mit Aufklärung abergläubiſch iſt, oder ob man es ohne Aufklärung iſt, und

darin beſteht der neumodiſche Unterſchied. Und jetzt vorwärts mit Euch Beiden, vorwärts Marſch, denn da ſeht Ihr ſchon die Hinterpforte zu dem Schloßgarten, in den wir uns ſacht hineinzuſchleichen haben. Sei ein Jeder darauf bedacht, daß er ſich auf's Beſte benehme!

Micheline warf noch einen Thränenblick zurück auf die Ueberreſte der Blume, in deren letzten Düften ſie einen ganz leiſen Klagelaut zu vernehmen glaubte, und dann folgte ſie ſchluchzend in den Park, welcher in dichtverwachſenen Baumgängen die drei auf ihr gutes Glück ſich Verlaſſenden aufnahm. Das Schloß ragte wie ein grauer Einſiedler daraus hervor, doch konnte man jetzt ſchon wahrnehmen, daß ein neues Leben ſich darin bewege, an welches der düſtere Ort ſonſt nicht gewöhnt war. Es dauerte auch nicht lange, ſo hörte man in der Ferne Schritte, welche haſtig auftraten, und bald ſich näherten, bald wieder weiterzogen. Weiße Frauengewänder ſchimmerten durch das Gebüſch, und eine junge Dame, die ſich mit ihrem Edelfalken beluſtigte, und dazu mit den Frauen, welche ihr folgten, allerlei Kurzweil und Scherze zu treiben ſchien, wurde einen Augenblick lang ſichtbar, dann entſchwand ſie wieder mit feenhafter Beweglichkeit.

Das iſt ſie! flüſterte Michel, indem er ſich mit den beiden andern hinter einen Strauch zurückzog. Hier laßt uns warten, bis ſie vorüber kommt. Dann treten wir mit einem herzhaften Fußfall vor, und Du, Micheline, nimmſt das Wort, und machſt Deine Sache brav, denn ſo vornehm ſie auch iſt, ſo biſt Du doch ihre Milchſchweſter, und haſt ein Wort bei ihr mitzuſprechen.

Ach, Vater, mir iſt jetzt aller Muth wie weggeblaſen! weinte Micheline. Da iſt kein Muth, zu hoffen, kein Muth, zu ſprechen, mehr da. Vor Kurzem ſaß mir noch das Wort auf der Zunge, daß ich es jeden Augenblick hätte können losfliegen laſſen wie einen Vogel; und das war in mich gekommen mit der Glücksblume, die Du mir zertreten haſt, und wodurch nun aller und jeder Segen ſich von mir abwenden muß. Jetzt bin ich von nichts als von Furcht beſeſſen und ich will und werde gar nichts ſagen zu Olympia, der ſtolzen Kaiſerstochter. Sie iſt vornehm, und ich bin gemein, was habe ich mit ihr zu ſchaffen, und wenn nun gar der Herr Kaiſer ſelber dazu käme, da müßte ich vor Angſt geradezu ſterben, denn das, glaub' ich, ertrag' ich nimmermehr, einen Kaiſer zu ſehn. Die Ma-

jeſtät ſoll für arme Leute ſein, wie wenn die Sonne den kleinen Kätzchen in die Naſe ſcheint, daß ſie ſich faſt zu Tode nieſen müſſen!

Wart, ich werde Dich lehren, tückiſch ſein! bedeutete ſie der Alte. Und was die Furcht betrifft, ſo kennſt Du meinen Rohrſtock zu Hauſe. Haſt Du mehr Furcht vor dem Rohrſtock, oder vor dem Kaiſer, ſprich? Dummes Ding, mit Deinen Gelbſchnabelgedanken über Vornehm und Gemein! Dieſen großen Unterſchied zu faſſen, dazu erfordert es Männer, welche, wie ich, die Welt kennen und der Zeit, ſo zu ſagen, in die Karten geguckt haben! Was vornehm, was gemein! Olympia's Mutter war auch nur eine gemeine Frau, und der Kaiſer hat ſie nicht um ihrer Vornehmheit willen geliebt, denn ſie war eines Uhrmachers Tochter. Als ihm einſt der Kopf recht wirr ſtand, dem Herrn Kaiſer, und der höhniſche Carl von Frankreich, der ihm ſeine Braut wegſchnappte, und die maliziöſen Italiener, die ihn nicht mehr als Kaiſer grüßen wollten, und das deutſche Reichskammergericht, und Alles in Allem, ihn ſo ſehr ärgerte, daß er ſelbſt nicht mehr wußte, was die Uhr geſchlagen habe in ſeinem Reich, da trat er eines Tages in ſeinem Mißmuth in die Stube eines Uhrma-

chers ein, um ſich ſeinen verſchobenen Suppenzeiger wieder zurecht rücken zu laſſen. Seine Uhr ging nach, und die Reichsuhr ging immer vor, darin lag der verteufelte Zwieſpalt, über den ſich der Kaiſer in den Armen der rothwangigen Uhrmacherstochter eine Zeitlang zu tröſten ſuchte. Und dieſe Reparatur der Zeiten brachte es zuwege, daß ein Kaiſer mit einer Uhrmacherstochter die kleine Olympia erzeugte, die damals ein gar purzeliges und ungeſchicktes Ding war, und deren Amme Deine Mutter wurde, ſodaß Du alſo die Ehre hatteſt, mit Fräulein Olympia um die Wette zu quarren. Was wirſt Du Dich jetzt vor ihr fürchten, und was wirſt Du den Kaiſer fürchten, der eher Urſach hat ſich vor uns zu fürchten? Wer weiß, Kinder, was noch aus Kaiſer und Reich wird, wenn die große Prophezeiung erſt in Erfüllung gegangen, daß die Bauern ihren Kaiſer aufſtellen werden, der dann das ganze Regiment in die Hand nehmen ſoll! Denn ſeht Ihr, es ſoll geſchrieben ſtehen in alten großen Büchern, daß einſt ein Bauernkaiſer in die Welt kommen wird, um über ſie zu regieren, und dann wird ſich als gemein ausweiſen, was vornehm war, und was gemein war, wird vornehm werden, und das Bauernwams wird

den Hermelin verdunkeln vor Gottes und der ganzen Welt Angesicht! —

Der redselige Alte gönnte jetzt seiner Zunge Ruhe, denn in diesem Augenblick ließ sich dicht in ihrer Nähe ein Kreischen weiblicher Stimmen vernehmen. Olympia kam mit ihren Frauen herangesprungen oder schien dieselben vielmehr in Kurzweil eigener Art vor sich herzutreiben. Sie suchte ihren Falken auf die großen Nasen der alten Damen abzurichten, welche, Scherz und Ernst nicht mehr unterscheidend, in ihrer Angst wirklich schon die Fangkrallen des Thiers an ihren ansehnlichen Organen verspürten und mit dem jämmerlichsten Geschrei die Flucht ergriffen. Zur Nasenjagd! Zur Nasenjagd! rief die übermüthige Olympia, indem sie den Geängstigten immer nachsetzte, den Falken hoch auf der Hand, den sie durch den üblichen Jagdzuruf anfeuerte, das edle Wild nicht entspringen zu lassen.

Diesen Augenblick wählte sich die Gesandtschaft unserer drei Freunde, um aus ihrem Hinterhalt hervorzutreten. Micheline kniete zunächst zu den Füßen des schönen vornehmen Fräuleins, die andern beiden hinter Michelinen, den Kopf auf die Brust gesenkt, in einer

demüthigen Stellung, die ſehr gegen den noch eben geäußerten Bauernmuth abſtach.

Ich bin Micheline, Deiner Amme Tochter, die Geſpielin Deiner erſten Kindertage! flüſterte Micheline kaum hörbar. Morgen ſoll meine Hochzeit ſein. Eine Gnade iſt es, die ich von Dir erbitte.

Was willſt Du, und wer hat Euch erlaubt, hier ſo ungebührlich einzudringen? fragte Olympia, indem ſie den Kopf trotzig zurückwarf, und ihren Zorn gegen die armen Bauern noch an einem Unfall ſteigerte, der ihr vorher beim Laufen zugeſtoßen war. An ihrem hohen weißen Hals war das Schloß eines prächtigen Schmuckes aufgegangen, und vielleicht dabei einer der ſeltenen Edelſteine Indiens, mit denen damals zuerſt die ſchöne Welt ſich ſchmückte, verloren worden. Indem ſie die Halsſpangen abnahm und ſich bemühte, ſie wieder zuſammenzufügen, während ihre Frauen im Saale umherſuchten, vertiefte ſie ſich dabei in Beſchauung und Betaſtung ihrer Koſtbarkeit dergeſtalt, daß ſie die Anweſenheit der ſie fußfällig umgebenden Bauersleute gänzlich vergeſſen hatte, und faſt mit einem Schrei aufſchrak, als jetzt Micheline von neuem die Stimme erhob, um ihre Bitte vorzutragen. Und dieſe

Bitte bestand freilich in nichts Geringerem, als daß Olympia die Hochzeit ihrer Milchschwester Micheline morgen durch ihre Gegenwart beehren sollte. Daran lehnte sich das Gesuch, den armen Dorfbewohnern die Doppelsteuer zu erlassen, deren Erhebung in diesen Tagen befürchtet wurde.

Mit einem wahren Ausdruck des Entsetzens hatte Olympia dies angehört und schien darin nichts Anderes als eine Beleidigung ihrer Person und ihres Ranges zu erblicken. Bei meinem Schutzpatron! rief sie entrüstet aus, diese Schmach, die Ihr mir anthut, werde ich Euch büßen lassen. Man hat mir immer gesagt, daß Ihr gefährliche und schlechte Leute seid und stets etwas Arges im Schilde führt! Nun versperrt Ihr mir hier den Weg wie Räuber, und fallt mich schnöden Hunden gleich mit Euern Zumuthungen an, die aus Ungehorsam und Aufruhr entspringen!

Wären wir Hunde und Räuber, so hätten wir es gut im heiligen römischen Reich! antwortete Michel. Denn die Hunde zahlen keinen Zehnten, und die Räuber besitzen, was nicht ihr eigen ist. Wir aber besitzen nicht einmal Das was unser eigen ist, denn man nennt uns die armen Leute im ganzen Land, und das

iſt ſchlimmer, als wenn wir Hunde und Räuber wären!

Dies ſagte der alte Bauer mit rauher und feſter Stimme, und dann richtete er ſich, als ſei das Knieen nicht mehr angewandt, an ſeinem langen Knotenſtock raſch in die Höhe.

Was wollt Ihr thun? ſchrie das vor ſeiner Bewegung erſchrockene Fräulein mit lauter Angſtſtimme. Himmel, ich glaube, er will mich ermorden!

Nun ſtimmte ſie aus Leibeskräften einen Hülferuf an, der noch an dem nicht minder angſtvollen Zetergeſchrei ihrer Begleiterinnen ſeine Verſtärkung fand und ſich ſo durchdringend in der ganzen Umgegend verbreitete, daß er ſelbſt das Echo in den alten Schloßgemäuern erweckte, welches damit in einem lange nachzitternden Ton bis an den Rhein hinunterellte.

In dieſem Augenblick war eine hohe Männergeſtalt unvermerkt aus dem Seitenweg getreten, und ſtellte ſich, mit übereinandergeſchlagenen Armen, die befremdende Gruppe muſternd, mitten unter die Aufgeregten hin. Seine Erſcheinung war ernſt, beinahe finſter und grollend, aber dies zeigte ſich nur wie ein Anſchein von Verſtimmung, welcher nicht das natürliche Weſen die-

ser edeln Gestalt war. Milde und Gutmüthigkeit schienen ihr vielmehr angeboren, und konnten sich auch hinter dem Schleier, mit dem Schwermuth und Kränklichkeit sie umzogen haben mochten, selbst in dem gegenwärtigen Augenblick des Unmuths nicht verläugnen.

Ach, mein kaiserlicher Herr und Vater, mir ist große Unbill widerfahren! rief jetzt Olympia, indem sie sich in ihrer noch immer andauernden Beängstigung an den hohen Mann anschmiegte.

Von diesen einfachen Leuten? fragte Maximilian, einen kurzen Moment lächelnd. Doch — setzte er, sogleich wieder ernst und trübe, hinzu: es sind Bauern! Der Bauernschuh wandelt nimmer gute Wege in dieser Zeit. Auf seinen hohen Absätzen stellt er sich bereits dem Ritterstiefel gleich. Trugen nicht die Empörer in Speyer den Bauernschuh in ihrer Fahne? Welch ein wunderliches Jahrhundert muß ich erleben! Fängt nicht sogar der Schuh-Händel an mit dem Stiefel?

Kaiser Maximilian konnte sich nicht erwehren, einen Augenblick lang sich an diesem Gedanken zu erheitern. Sein Antlitz, dessen natürliche Schönheit nur wenig vom Alter und Mißgeschick getrübt war, kämpfte mit dem Lachen, das sich in blitzenden Str:iflichtern darauf

ankündigte. Denn wie ihn auch das Schickſal der Zeiten verſtimmt und abgemattet hatte, in Maximilian ging die fröhliche poetiſche Natur nie ganz verloren, und gab ihm mitten unter den Widerwärtigkeiten der Welthändel, an denen er ſich gerade zu ärgern hatte, eine durch die Laune der Phantaſie ſich mildernde Anſchauung der Dinge.

In einem gütigeren Tone wandte er ſich darauf zu den Landleuten nach ihrem Begehren.

Die drei Abgeſandten des Dorfes hatten ſich aber von ihrer Betroffenheit noch nicht ſoweit erholt, um dem Kaiſer gegenüber, der ihnen plötzlich in ſolcher Ruhe und Hoheit erſchienen war, auch nur eines Lautes mächtig zu ſein.

Um ſo mehr Gelegenheit fand die ſtolze Olympia, ihre Beſchwerden gegen die armen Bauern vorzubringen, die ſie nicht lebhaft genug ausmalen konnte.

Armes Kind, ſagte der Kaiſer lächelnd, man hat Dich zu einer Bauernhochzeit einladen wollen! Sie würde aber nicht ſo ſchlecht ausfallen, als Du Dir vielleicht gedacht haſt. Dieſe Leute thun es jetzt in Prunk und Verſchwendung den Großen nach, und wetteifern mit dieſen im Luxus. Der unglückliche Hochmuth hat

ſich dieſer Bauern bemeiſtert, daß ſie keinem Stande mehr weichen wollen im Reich. An ihren Feſten ſchmücken ſie ſich daher wie die Edelleute, und vergeuden ihr bischen Habe in Koſtbarkeiten, und in den leckerſten Gerichten, die bei ihren Hochzeiten nicht fehlen dürfen. Iſt mir der Edelmann dieſer Zeit nicht mehr zu Sinne, weil er zu bäueriſch geworden iſt, ſo haſſe ich doch noch mehr den Bauer, der ſich ritterlich gebärden will. Mit dieſem Beſcheid geht denn nach Hauſe, ihr guten thörichten Leute! Lernt Euch erſt in chriſtlicher Demuth in Euer Lebensloos fügen, wie es Jeder muß, und dann werde ich auch für Euch ein barmherziger Kaiſer ſein, und für die Verbeſſerung Eurer Lage etwas geſchehen laſſen! Es dünkt mich aber nicht gut für Euch, daß jetzt auch nur das Mindeſte Euch von Euern Steuern erlaſſen werde! Dies hieße nur Eure Sucht zur Verſchwendung und zum Wohlleben noch mehr anſtacheln, und dem ausſchweifenden Sinn, der jetzt bei Euch ſo hoch hinausfahren möchte, Vorſchub leiſten! Die Armen müſſen arm bleiben, das iſt ihr Segen! Geht nun endlich von hinnen! —

Mit ſchlotternden Knieen erhob ſich jetzt der arme Michel, geſenkten Hauptes ſchien er ſich noch einmal zu

beſinnen, ob ihm nicht der Muth zu reden wiederkehren wolle, und nachdem er noch einen Augenblick lang vergeblich darauf geharrt, machte er dann raſch mit einem unbeſchreiblichen Kratzfuß Kehrt. Hinter ihm her ſchlichen traurig und bang Micheline und der Bräutigam. Bald fühlten ſich aber die armen Leute zu einer Beſchleunigung ihres Rückweges beſonders angeſpornt, denn ein Rudel auf ſie anſchlagender Jagdhunde ſaß ihnen plötzlich auf den Ferſen. Dieſe Hunde gehörten zu einem ſtattlichen, im ſchönſten Ritterkleide angethanen Herrn, welcher ſchon ſeit einiger Zeit unbemerkt zu der Scene hinzugetreten war. Es war der Graf Ludwig Helferich von Helfenſtein, der Verlobte der ſchönen Olympia. Auf einen unwilligen Wink des Kaiſers pfiff der Graf ſeine Hunde zurück. —

Maximilian ſchien ermüdet und traurig, und eine von den melancholiſchen Launen, deren er in der letzten Zeit ſeines Lebens ſo manche hatte, ſaß auf ſeiner Stirn. Dann ärgerte ihn oft das Kleinſte, wie ihn auch das Kleinſte, gemüthlich wie er war, wieder erheiterte. In dieſen Tagen hatte er wieder einigen Lebensreiz aus dem Umgang mit ſeiner Tochter geſchöpft, die er in ihrer aufgeblühten Schönheit erſt in dem An-

genblick wieder ſah, wo er ſie einem Mann, der durchaus kaiſerlich und adelig geſinnt war und in dem Maximilian eine der kräftigſten Stützen zur Wiederaufrichtung des Ritterthums erblickte, verheirathen wollte. Dieſe Tochter, einer flüchtigen Jugendneigung entſproſſen, war ihm in kurzer Zeit außerordentlich lieb geworden. Ihre kindiſche Luſtigkeit ergötzte ihn in den Stunden, wo er im Mißmuth über ein verfehltes Leben nicht mehr wußte woran er ſich anklammern ſollte, und dann ſpielte er mit ihr, ſelber wie ein Kind. —

Der Kaiſer hatte ſich in einem ſchattigen Bosquet niedergelaſſen und war mit dem Grafen Helfenſtein bald in ein Geſpräch übergegangen, das die ernſthafteſten Wendungen hatte. Olympia ſtand vor beiden und hörte mit einer ſonſt an ihr nicht gewöhnlichen Aufmerkſamkeit zu. Bald geſellte ſich auch noch ein Vierter hinzu, ein Mann von ſehr bemerkenswerthem Ausſehn, durch ſein Kleid den vornehmen Prieſter, durch ſeine Manieren den ausgebildetſten Hofmann verrathend, welchen Maximilian mit Eifer herbeirief, als er eben, auf einem Spaziergang, wie es ſchien, begriffen, ſich vorüberbegeben wollte. Dies war Matthäus Lang, der Cardinal, welcher zugleich am kaiſerlichen Hofe die

Stelle eines Unterhändlers und Miniſters in allen nur möglichen Beziehungen verſah, ein feiner Geiſt, der mit Ueberlegenheit die kirchlichen und weltlichen Händel der Zeit durchſchaute, ſeine Vorurtheilsloſigkeit aber mehr für den Genuß des Lebens, als zur wohlthätigen Einwirkung auf die ſtreitenden Parteien des Jahrhunderts verwandte. Er war bei dem Kaiſer ſehr beliebt, und hatte ihm in dieſe Abgeſchiedenheit folgen müſſen, um die Trauung des jungen Paares zu übernehmen, mit welchem Maximilian hier in aller Stille und entfernt von dem rauſchenden Zwange ſeines Hofes, zu ſeiner eigenen Raſt und Erquickung, einige Tage verleben wollte. —

Sie ſollen unſer Geſpräch und unſere Sorgen theilen, Cardinal! rief ihm der Kaiſer entgegen. Es ſind die Bauern in meinem Reich, die uns ſoeben die größte Noth verurſachen.

Kaiſerliche Majeſtät haben ja aber kein Schachbrett vor Sich! entgegnete Matthäus Lang, den Verwunderten ſpielend. Ich weiß, ein wie ausgezeichneter Spieler Ew. Majeſtät im Schach ſind, nur, wie ich mir immer zu bemerken erlauben mußte, mit zu geringer Berückſichtigung der Bauern, auf die Sie bei Ihren

Zügen durchaus kein Gewicht legen wollen. Der Bauer iſt eine wichtige Figur, von ihm gehen mit die größten Gefahren und die größten Vortheile für den König aus. Dagegen will mich dünken, daß Majeſtät zu viel mit dieſen Rittern oder Springern ziehen und damit oft übelberechnete Seitenwendungen einſchlagen. Dieſe Bemerkungen durfte ich als Ihr ehemaliger Lehrer im Schach wagen. Und wie ſteht denn die Partie, — die Ew. Majeſtät ohne Zweifel blind geſpielt haben, da ich gar kein Brett hier entdecken kann?

Hier war an keine Schachbauern zu denken! entgegnete Maximilian, halb verſtimmt. Auf den Bauernſtand, auf Bauern von Fleiſch und Blut, richteten ſich dermalen unſere Sorgen, und wir fanden, daß ſie nur zu viel Fleiſch und zu viel Blut in unſerm Reiche haben!

Ach, Bauern, zinspflichtige Menſchen, miseri! rief der Cardinal, indem er ein Blatt, welches er in der Hand gedreht, leichtfertig vor ſeinem Munde wegblies. Verzeihung, Majeſtät, wie konnte ich denken, daß das geringe und ſchlechte Bauernvolk nur einen Augenblick hier Sorgen verurſacht! Dem Bauern iſt ſein Loos von Gott gefallen, wie uns allen das unſerige! Dies Loos

hat ihn an die Schwere der Materie gebunden, und von dieser wird er nicht loskommen, macht er auch hundertmal Miene, sich dagegen aufzulehnen. Der Bauer soll keinen andern Leib und keine andere Seele haben als seinen Acker, an den ihn die Natur gefesselt hat, und den er nutzbar machen soll. Empört er sich gegen dies Naturgesetz, das ihn regiert, so verwüstet er damit auch seinen eigenen Acker, welcher sein eigener Leib und Seele ist. Die Bauern dürfen keine Sorge für Kaiser Maximilian sein. Sobald sie anfangen, Schaden zu thun, hören sie auch auf schädlich zu sein, denn das ist das Schicksal dieser Armen, daß sie immer nur sich selber schlagen müssen. Der Junker stopft ihnen dann gnädig diese Wunden wieder mit einem wenig Heu, das er noch überdies von ihren eigenen Feldern genommen hat!

Und der Pfarr mit der Oblate, die er noch überdies von ihrem eigenen Weizenmehl gebacken hat! fuhr Graf Helfenstein in seiner etwas derben und stolzen Weise dazwischen.

Nun, da hätten wir ja alle drei Reichsstände hübsch zusammengezählt, Junker, Pfarr und Bauer! lachte Matthäus Lang. Und des Kaisers Majestät beglückt

uns auch mit ihrer Nähe, um über allen Ständen als die einzig erwärmende und belebende Sonne dazuſtehn!

Der Cardinal beſchloß gern eine gute und ſcharfe Rede mit einer faden Anwendung, und ſah dann beſonders verſchlagen aus. Er ſchien es gewiſſermaßen als Pflicht zu betrachten, auf dieſe Art die durch den Anſtand erforderte Ausgleichung zwiſchen Denker und Höfling zu Stande zu bringen.

Inzwiſchen war unter dem jungen Brautpaar ein geheimer Wortwechſel geführt worden, den Olympia bald in laute Ausrufungen ausbrechen ließ. Sei es nun aus Neckerei, ſei es aus Eigenſinn, das übermüthige Mädchen verweigerte mit aller ihr eigenen Lebhaftigkeit, ihre Hochzeit hier Statt finden zu laſſen, wenn zur ſelben Zeit, wie die Leute im Dorfe beabſichtigten, auch die Bauernhochzeit gefeiert würde. Sie ſprach ſich dabei in ſolchen Eifer und Abſcheu hinein, daß ſie ſich unter den heftigſten Thränen beklagte, was das für eine Beſchimpfung, ihrer Meinung nach, für ſie ſein würde. Eine Bauernhochzeit! jammerte ſie mit komiſchen Gebärden. Wird nicht der Dudelſack dabei geſpielt, der ſo ſchrillt, daß man mehrere Meilen weit davon doch in Ohnmacht fallen muß! Und dazu wird

ſo gräulich mit den Füßen geſtampft, und ein Gebrüll erhoben, und der Hochzeitskuchen verpeſtet mit ſeinem Zwiebelgeruch die ganze Umgegend. Nein, ſollte am Tage meines Glücks der Ton des gemeinen Dudelſacks zu mir heraufdringen, ich würde untröſtlich ſein, und nach dieſer böſen Vorbedeutung an der ganzen Zukunft verzagen! —

Matthäus Lang erbot ſich mit einer galanten Wendung, dieſe Angelegenheit zur Zufriedenheit zu ordnen und ſelbſt ins Dorf hinabzugehn, um mit den armen Leuten zu ſprechen. Er hoffte ſie auf gütliche Weiſe dahin zu bringen, daß ſie von ihrem Vorhaben abſtänden und es bis nach der Weiterreiſe der Herrſchaften ausſetzten. Maximilian winkte ihm freundlich ſeinen Beifall zu, und ſagte zu ſeiner Tochter: Du fürchteſt Dich vor dem Hochzeitskuchen der Bauern, wie ich mich vor Jahren vor der Bauern Käſe und Brot zu fürchten hatte. Käſe und Brot erwieſen ſich aber damals in der That ſehr gefährlich. Käſe und Brot hielten mich gefangen in Brügge, und ich weiß nicht, was aus dem Aufſtand jener Käſebröter geworden wäre, wenn nicht der tapfere und raſche Albrecht von Sachſen noch zur rechten Zeit ſeine Waffen gebraucht hätte. Den

ganzen Rhein entlang bis Mainz waren wohl über dreißigtausend Bauern in Bewegung und ihre Fahnen, mit den Sinnbildern von Käse und Brot, verdunkelten fast den Strom. Nicht viel fehlte, so hätte die Bauernkost, die das Zeichen der Empörung geworden war, den Sieg errungen, ich bin aber überzeugt, daß Käse und Brot als Sieger sich bald in Braten und Wein verwandelt haben würden, und doch war es eigentlich nur der Braten und Wein des Adels, gegen welche Käse und Brot sich aufgelehnt hatten. Du hast daher wohl Recht, mein Kind, daß Du den Bauern, auch wenn sie Hochzeitskuchen essen, nicht trauen willst! —

Der Kaiser verabschiedete darauf das bräutliche Paar, das sich gern selbst überlassen blieb, und zog sich mit Herrn Matthäus Lang zu einer vertraulichern Unterredung in ein Zimmer des alten Schlosses zurück. —

Maximilian hatte sich am Fenster in einem Sessel niedergelassen und überschaute, den Kopf in den Arm gestützt, die weite Rheinlandschaft, welche, über alle Gränzscheiden der Nationen und Ländergebiete hinaus, dieselben Farben und Düfte des Frühlings verstreute und in dieser friedlichen Schönheit der Natur Versöh-

nung der Zeit und Eintracht der Völker zu predigen schien. Aber Maximilians Blicke waren wehmüthig und umschleiert, und man sah ihm an, daß er, mit sich selber uneins, an keinem Ding der Welt mehr Freude gewann. In ein Schweigen und Hinstarren versunken, erblaßte er plötzlich, und sein sonst so kräftiges Aussehen verrieth einen Augenblick die Anwandlung einer Ohnmacht.

Der Cardinal wollte sich mit rascher Hülfleistung um ihn bemühen, aber der Kaiser, sich schnell wieder stärkend, wehrte Alles ab und begehrte bloß ihm Ruhe zu gönnen. Unter allem Dargereichten nahm er nichts als Wasser an, von dem er mit hastigen Zügen eine ganze Flasche leerte. Darauf erhielt sein Gesicht in wenigen Minuten die gesunde und lebendige Farbe wieder, die dem Kaiser fast immer eigenthümlich war.

Das Wasser, sagte der Kaiser lächelnd zum Cardinal, hilft mir noch immer. Durch den reichlichen Genuß dieses Elements hat sich mein Leib stets in Freundschaft erhalten mit dem Genius der Natur, und meine Gebeine haben, durchrieselt von dieser elementaren Flüssigkeit, lange genug ein harmonisches Naturleben geführt. Aber mein Tod kommt mir nicht aus den Glie-

dern, er kommt mir aus dem Geiſt und aus dieſes Geiſtes ſatter Ueberdrüſſigkeit an allem Lebendigen. Satt bin ich, und doch iſt mir als hätte ich nichts genoſſen, am Ende der Mahlzeit fühle ich ſchmerzlichen Hunger und doch keine Luſt zur Tafel mehr. Dieſe Unverdaulichkeit meines innern Lebens wird wohl kein Waſſertrinken mehr herſtellen. Der grüne Frühling dort über den Rheingauen macht nicht mehr Eindruck auf mich, als es der weiße Winter thun würde. Nur zu geräuſchvoll iſt mir dies Leben des Frühlings, dieſe Blüthen da unten prahlen ſo ſehr, und die Blumen ſchreien mich mit ihren Lebenshoffnungen an, als wäre Wunder wie viel Ewigkeit in all dem Daſein, das doch dem erſten Sturm verfällt. Darum ſehnte ich mich eben, als ich mir dies Alles betrachtete, fort nach dem Winter, der mich ordentlich von Innen her zu ſich lockt, als ſäße er in meinem eigenen Herzen. Der Winter wird mich treffen, und der erſte ſtille Schnee fällt auf mein Grab. Mich dünkt, Matthäus Lang, das ganze Jahrhundert ſieht nach Winter aus. So wird denn der ſtarre Leichenmantel dieſes Jahrhunderts bald auch den Kaiſer, der viel gewollt und nichts gekonnt, verhüllen!

Matthäus Lang verſuchte an dieſer Melancholie alle ſeine Künſte der Beruhigung und Ueberredung, aber es gelang ihm nicht, den Kaiſer wieder zu erheitern. Dieſer wurde in ſolchen Augenblicken nur immer ſicherer in ſeiner Schwermuth, und that dann gewöhnlich ſo ſcharfe Blicke auf ſeine Zeit und ſeine Lage in derſelben, daß ihm nichts von Belang entgegnet werden konnte.

Wenn ich ſterbe, fuhr Maximilian fort, und das wird bald ſein, dann bin ich in meinem eigenen Reich wie ein Heimathloſer geſtorben. Unverſtanden werde ich ſterben, wie ich unverſtanden gelebt habe. Das heißt, mit Bitterniß in die Grube fahren, und doch wird mir der Tag ſüß ſein, wo ich das Scepter an den Tod abtreten, und laſſen werde von dieſem Regiment, das in einer kleinlichen und zwieträchtigen Zeit nichts Großes hat regieren können. Ach dies Regiment! Mit welchen glänzenden Jugendhoffnungen trat ich es nicht an, wie ein Zaubergarten lag mein Reich vor mir, und ich wanderte mit offenen Sinnen ein, jeder Schritt vorwärts ein Entzücken, jeder Blick um mich her eine Verheißung von Thaten. Indeß, was ich für einen Zaubergarten hielt, war ein Dornengebüſch, und meine

ſchönſten Träume blieben als Fetzen daran hängen, mit abgeriſſenem Kleidern konnte ich kaum meine Blöße noch decken. Die deutſche Kaiſerwürde ſollte durch mein Streben wieder die höchſte weltliche Würde der ganzen Chriſtenheit werden, wozu ſie Gott in ſeinem Gedanken ohne Zweifel berufen hat. Ich wollte in meiner Perſon das heilige römiſche Reich wieder ſo zuſammenfügen, daß es zu allen Kräften die Kraft, zu allen Rechten das Recht, zu allen Geſetzen das Geſetz in lebendiger Ausſtrömung ſein ſollte! Auf einem Roſſe ſitzend, wollte ich auch reiten, und da ich nicht römiſcher Papſt war, ſo wollte ich römiſcher Kaiſer ſein. Aber darauf hatte ich nicht gerechnet, daß ich keinen Boden unter den Füßen haben würde, um überhaupt etwas zu ſein. Wie war ich nicht erfüllt von dem heiligen und allumfaſſenden Beruf des deutſchen Kaiſerthums, als ich zuerſt meine Stände auf dem Reichstag in Worms zu mir verſammelte! Im Sinne lag mir die Rüſtung zu meinem Römerzug und das Verderben der Franzoſen, welche mir der hinterliſtige und heimtückiſche Carl von Frankreich wie Wegelagerer nach Italien hineingeſandt hatte. So erſchien ich zu Worms, und forderte alle Macht und Kraft der Nation heraus, zur gewaltigſten

Behauptung der deutſchen Kaiſerwürde, von welcher die weltliche Einheit der Chriſtenheit abhing! Und was ſchoben dieſe klugen Stände meiner Begeiſterung unter? Einen Schneemann, welchen ſie Entwurf zu einem Reichsrath nannten, und den ich zuerſt umarmen ſollte, ehe die Nation ſelbſt an mein ihr entgegenglühendes Herz fallen wollte! Und dieſer Entwurf, kleinlich mäkelnd an allen meinen Rechten und Hoheiten, hätte gern das bürgerliche Gemeinweſen zum König und den König zu einem bürgerlichen gemeinen Weſen gemacht, zu einem Schattenkönig, und zwar in dem Augenblick, wo er ſich nach Außen hin in aller Vollkommenheit und Fülle ſeiner Macht offenbaren mußte. Wer kann mich tadeln, daß ich ſolchen Schneemann wieder zu Dem zu machen ſuchte, was er war, nämlich zu Waſſer, was ich denn auch durch meine Abänderung, die ich ihm gab, redlich that. Indeß war dies der erſte Stoß gegen mein kaiſerliches Herz, das ſchon davon blutete. In ſolcher Gemüthsſtimmung geſtand ich nur noch mit Widerwillen jene feſteren Einrichtungen des Kammergerichts zu, und zwar hauptſächlich nur deshalb, weil mich das früher gegebene Verſprechen dazu gebunden hielt. Und ein Ritter hält ſein Wort, ſelbſt wenn er

darüber Schaden nähme, wie ich, der ich sonst als die Quelle alles Rechts mich betrachtete, und nun dem Kammergericht gab, was dem Kaiserthum gehörte. So vertheilte ich allmählig allen Besitz meiner Einbildung an den Bettler, welcher sich das Jahrhundert nannte, und den nach bürgerlichen Einrichtungen hungerte, welchen Hunger ihm der Kaiser durch Stücke von seinem eigenen Leib stillen sollte. Kaiser wollte ich sein, und ward der Narr des bürgerlichen Gemeinwesens, das mir seine Fußangeln legte. Ritter wollte ich sein, und statt meiner Genossenschaft von der Tafelrunde fand ich Stände um mich her, Stände, die über Bewilligungen, Gerichtssporteln und Reichsauflagen mit mir feilschten. Auch Dichter wollte ich sein, und statt der ewigen Harmonie der Empfindungen schaukelte mich die Politik hin und her, der ich keinen Rhythmus abzugewinnen wußte. Und da ich nicht Kaiser, nicht Ritter und nicht Dichter sein sollte, sondern nur ein träumerisches Luftbild von allen diesen Dreien, so kam mir in langen schlaflosen Nächten einstmals der Gedanke, daß ich meiner Zeit doch etwas sein möchte! In der Einsamkeit und Bangigkeit meines Gemüths vertiefte ich mich in den Geist dieses bürgerlichen Jahrhunderts,

das ſich mir ſo fremd und ſpröde ſtellte, und wie ich ſonſt auf Dichtungen ſann, ſo ſann ich nun auf bürgerliche Erfindungen, welche nach dem Sinne der Zeit wären! Denn dieſe Zeit war doch einmal mein, und was mein war, wollte ich gar zu gern beglücken. Aber was ich auch meiner Zeit und meiner Nation gab, es wollte mir nicht gelingen, beide an meine Perſon zu feſſeln, wie ein König es ſoll. Wer ein Fürſt iſt, muß auch der Fürſt ſeiner Nation ſein. Es muß kein höheres Recht und keine höhere Freiheit geben, als die Perſon des Fürſten und der Geiſt ſeines Hauſes, welche beide die höchſten Gewährleiſtungen für alles Recht und für alle Freiheit ſein ſollen. Nur ſo läßt ſich mit Ehren ein Fürſt und ein Kaiſer ſein. Stände, Gerichtskörper, Reichsverſammlungen, welche ſich zwiſchen Fürſt und Nation ſtellen wollen, was ſind ſie anders als irdiſche Zerſtückelung einer von Gott beſtimmten Einheit! Der wahre König iſt zugleich die wahre Nation. Sträubt ſich das Jahrhundert gegen dieſe Idee, ſo mögen die Könige abdanken! Und wollte Gott, ich hätte es gethan, wie es mir ſo oft mein Geiſt gerathen! Statt deſſen ſitze ich jetzt abgemattet am Ziel der gefahrvollſten Schifffahrt, und bin noch obendrein in Sorgen, wer

mein Nachfolger ſein wird an dem unſichern Steuer, und ob ich es mit dem Vertrauen, durch ihn wenigſtens nach meinem Tode Genugthuung zu erhalten, in ſeine Hände geben kann! Und ich bin um ſo mehr beſorgt, als die Zukunft der ganzen Menſchheit mir wie ein großes Unheil vor Augen ſteht. Es ſchleicht wie ein heimliches zehrendes Fieber Etwas umher, das ich nicht mit Namen zu nennen weiß. Und Niemand weiß es zu ſagen, was dieſem zerklüfteten Jahrhundert widerfahren iſt. In ſeinen Eingeweiden wühlen böſe Geiſter, und Kobolde tragen den Fluch der Entzweiung durch die Luft und in jedes Haus. Ein gräulicher Krieg iſt ausgebrochen, der Krieg des Menſchen gegen ſeine eigenen Einrichtungen und Gewohnheiten, und alle Stände und Klaſſen begeben ſich in dieſen Krieg, der auf Jahrhunderte hinaus begonnen iſt und niemals glücklich endigen wird. Vielmehr wird der Unfrieden des Herzens Länder und Völker verwüſten, und der Menſch wird am Menſchen irre werden. Ach, ich verhülle mein Haupt vor dieſer Zukunft! Im Wehe der Zeiten beiße ich meine eigene Bruſt, um den Tod aus mir ſelbſt zu ſaugen. — Sagt mir, Cardinal, giebt es denn auch in Euerer Kirche keinen Troſt mehr? In einer

Zeit, wo nichts mehr Einheit hat, ſollte doch wenigſtens die Kirche, wenn ſie wirklich unter Gottes unmittelbarem Schutz ſteht, ihre alte Macht über die Gemüther bewahren können? Und wenn der Kaiſer im heiligen römiſchen Reich verzagt, wird nicht wenigſtens der Papſt als Statthalter Gottes über alle Anfechtungen erhaben bleiben? —

Matthäus Lang hatte dieſe Fragen ganz überhört, und ſie konnten ſeinem Ohr um ſo eher entgangen ſein, als er in demſelben Augenblick, wo der Kaiſer ſeine Rede beſchloß, auch ſchon mit etwas Anderem beſchäftigt war, wovon er ſich einigermaßen Zerſtreuung für den kranken und verſtimmten Herrn verſprach. Es war ein ſtattlicher Foliant, welchen Herr Matthäus jetzt von dem Tiſch eines offen ſtehenden Seitencabinets herbeigeſchleppt hatte. Mit Grazie keuchend, als ob ihn das Tragen des Buchs wirklich angeſtrengt hätte, entfaltete er es vor dem Kaiſer, der mit einem blitzartig ihn erhellenden Intereſſe ſich zu den Blättern wandte.

Majeſtät haben dieſe Ausgabe noch nicht geſehen, ſagte Matthäus Lang mit ſeiner liſtigen Miene. Ich habe das erſte Exemplar davon mitgebracht, und wartete nur auf die Gelegenheit, es vorzuweiſen. Dieſer

herrliche Theuerdank konnte nun nicht schöner gedruckt werden, als es der geschickte Hans Schönsperger zu Nürnberg hier gethan. Wie geschmackvoll ist doch Alles und dem überaus kostbaren Inhalt angemessen!

Maximilian schien sichtlich erfreut, und betrachtete sich mit Wohlgefallen die saubern Holzschnitte, welche Hans Schäufelin zu dem Gedicht angefertigt hatte. Dann nahm er das Buch, welches die ritterlichen Thaten seines eigenen Lebens nach dem von ihm selbst vorgezeichneten Plan beschrieb, vor sich auf die Knie und blätterte lange und immer nachsinniger werdend darin. In solchen Augenblicken dachte er die ganze Vergangenheit und die ruhmwürdige Geschichte seines Stammhauses durch. Die Abendsonne, welche durch das Fenster hereinblitzte, zitterte ihm mit ihrem Gold über die Blätter, und Kaiser Maximilian, es nicht bemerkend, saß noch immer in seinen Träumen und Gedanken, die ihm jetzt wohler zu thun schienen, als die kurz zuvor ausgesprochenen Betrachtungen. —

II.

In der Bauernſchenke unten im Dorfe ſaßen viele junge Geſellen bei einander, aber der luſtige Verkehr wollte dieſen Abend nicht, wie ſonſt, zu Stande kommen. Herr Michel ſelbſt, der ſonſt gar keine Trübſal vor ſeinem Schenktiſch leiden mochte, hing noch gewaltiger die Unterlippe als ſeine Gäſte, denen er heut nur murrend begegnete. Inzwiſchen füllte ſich das ſchwarzräucherige Gaſtzimmer mit einer immer größern Zahl von Einkehrenden aller Art, und Jeder trat mit der ſtürmiſchen Frage herzu: ob es denn wahr ſei? worauf er nach dem Ja, welches ihm das dumpfe Gemurmel der Verſammlung antwortete, ſich gewöhnlich mit einem noch herzhaftern Scheltwort, als ſein Vorgänger, hinter ſeinem wohlgefüllten Krug niederließ.

Ja, es iſt wahr, ſagte Meiſter Michel zu dem Letzteingetretenen, welches der Schulmeiſter des Ortes und zugleich der Vater des Berthold war, mit dem die ſchmucke Micheline verheirathet werden ſollte. Unſere

Kinder dürfen nicht eher Hochzeit machen, als bis die hohen Herrschaften da oben das Schloß verlassen haben, und wenigstens drei Meilen weit von unserm Gebiet fürbaß gezogen sind. Hat uns doch der Herr Cardinal selber den Befehl überbracht, mit schönen Worten zwar, daß man sich alle fünf Finger danach hätte lecken mögen, aber war doch nichts als Pfaffenargliſt dahinter. Dies iſt ein feiner Kerl, der zierlich wie ein Tanzmeiſter mit der armen Seele umſpringt, die er hinter's Licht führen will. Es muß doch weit mit uns Bauern gekommen sein, daß man uns sogar verbieten kann, Hochzeit zu machen, wann uns und unſern Kindern der Sinn danach ſteht. Zu allem Guten in der Welt hält man uns für zu ſchlecht, aber zu allem Schlechten für gut genug. Nur etwas glänzt an uns und wird vom Reich anerkannt, das ſind unſere Guldenſtücke, die man noch nie verſchmäht hat, und die wir auch jetzt wieder, bei dieſer außerordentlichen Beſcheerung da oben, im pflichtigen Doppelzins erlegen ſollen!

Dabei ſtieß der vom Zorn übermannte Michel ſeinem Gevatter das volle Glas, welches er ihm darreichte, ſo heftig unter die Naſe, daß dieſer mit Schrecken zu-

rückzuwenden, und hinter dem mit Kannen überdeckten Tisch bei den andern Gästen seine Zuflucht suchte.

Gemach, gemach, junger Graubart! stöhnte darauf Liebold, der Dorfschullehrer. Ich bin ja nicht das Reich, daß mir Deine Wuth einen solchen Nasenstüber zu versetzen nöthig hätte, und doch wollte ich wieder, ich wäre das Reich, vielleicht könnte es dann durch einen einzigen Deiner Nasenstüber zurecht gestoßen und reformiret werden, während Du jetzt nur ins Blaue hinein, dadurch daß Du nämlich anderer Leute Nase blau stößest, reformirst und allarmirst!

Alle lachten bei dieser Rede des drolligen Alten, und Michel schlich mit gesteigertem Verdruß bei Seite, indem er seiner Tochter, die eben in die Stube hereintrat und sogleich zu dem alten Liebold mit freudigem Gruß sich hinwandte, einen unwilligen und verweisenden Blick zuwarf.

Michaline aber ließ sich nicht zurückhalten, dem Vater Liebold ihre anmuthigen Liebkosungen zu bezeigen, denn sie war dem silberhaarigen Alten, der ihr Schwiegervater werden sollte, ganz besonders zugethan. Fast schien sie zärtlicher gegen ihn, der im Schmuck seines weißen Haupts ein Bild der ächten menschlichen Würde

und des heiterſten Friedens war, als gegen ihren Zukünftigen, den ſteifen und unbeholfenen Berthold, mit dem ſie ſich nur verlobt zu haben ſchien, um dadurch ein Recht zur täglichen Pflege und Liebkoſung des Alten zu erlangen. Er hatte ſie als Kind unterrichtet, und war zugleich ſo oft ihr Schutz gegen die Launen einer böſen Mutter, zuweilen auch gegen die Heftigkeit ihres Vaters, des im Grunde wohlmeinenden und gutgeſinnten Herrn Michel, geweſen. Dadurch hatte ſich denn ein inniges Einverſtändniß zwiſchen dem Greis und der Jungfrau forterhalten, und die ſo ſehr entgegengeſetzten Lebensalter führten in dieſen beiden eine engverbundene Ehe, die fröhlich mitanzuſehen war. Micheline dachte nur darauf, was ſie dem Alten zur Luſt erſinnen könnte, und täglich hatte ſie kleine Geſchenke oder eine ſchalkhafte Ueberraſchung für ihn bereit. Er aber machte ihr artige Verschen, ſo gut und fein es Meiſter Liebold nur immer verſtand, auch wohl dann und wann ein frommes Lied, das er ſie lehrte, mit ihrer hellen und unſchuldsvollen Stimme recht taktmäßig abzuſingen.

Der greiſe Liebold hatte im Dorfe ein unbeſtrittenes Anſehn, und wenn Michel, der Schenkwirth, durch

ſeine freien Reden und ſonderbaren Gedanken die Maſſe der Bauern kräftig anregte, ſo bedurfte es doch immer der Beſtätigung Liebold's, des Dorfſchullehrers, wenn es wirken ſollte. Und hierin war er der Neſtor ſeines Dorfes, daß ſeine ſanfte und ſüße Rede bei allen Verſammlungen der Gemeinde am Ende den Ausſchlag gab. Der Frieden ſeiner Geſtalt waltete wie ein Segen über dem Leben dieſes Dorfes, und er hatte durch ſeine Sanftmuth die Gemüther in ſeiner Macht. Aber da er im Grunde nicht minder entſchieden, als ſein Gevatter Michel, gegen die Vorrechte des Adels und der Geiſtlichkeit geſinnt war, ſo war es oft eine ſtille Andeutung von ihm, eine ganz einfache und auf Gott ſich berufende Erwähnung menſchlicher Rechte und Pflichten, wodurch der glimmende Zunder unter dieſen Bauern mehr angefacht wurde, als durch jede empöreriſche Aufforderung.

Siehſt Du, Dirne, die großen Hanſen wollen Dich nicht heirathen laſſen! ſagte jetzt Liebold, indem er Michelinen die hocherröthenden Wangen klopfte. Es kommt nun Alles darauf an, ob Du warten kannſt oder nicht? Kannſt Du nicht warten, ſo wird es nicht anders helfen, als daß unſer Berthold, der freilich nur den Dreſch-

flegel tapfer ſchlägt, den Herrn Grafen Helfenſtein auffordert. Dreſchflegel und Ritterſchwert, das muß gut gegen einander prallen. Du lieber Gott, warum iſt der Frieden ſo ſchwer in der Welt zu finden? Alles wird jetzt unruhig weit und breit, und nichts ſcheint mehr auf ſeinem alten Fleck ſtehen bleiben zu wollen. Wunder's mich doch, daß die Erdkugel unter unſern Füßen noch ſo ſtill hält, und nicht auch anfängt, ſich in Bewegung zu ſetzen, und der Sonne ſtreitig zu machen, daß ſie Morgens auf Freiersfüßen ſteht und Abends ins Hochzeitsbette geht, wie ein Poet gleich lieblich als erbaulich ſingt. Und kann man der Sonne, die ſich in Liebesnöthen ſo recht feurig um die Erde dreht, das Heirathen nicht verwehren, ſo ſoll man auch unſern Bauerndirnen dies Recht der Natur nicht abſagen können. Unterſchiede müſſen ſein, Kinder, und ich will Euch rathen, ſie allwege zu reſpectiren. Man weiß zwar nicht, an welchem Schöpfungstage Gott der Herr den großen Unterſchied zwiſchen Graf und Bauernlümmel geſchaffen, aber beide kann der liebe Gott doch nur zu Menſchen gemacht haben. Laßt uns Menſchen ſein, gute, verträgliche, rechtliche und fromme Menſchen, dann wird Gott den Bauernlümmel unter den Händen

des Grafen nicht zu Grunde gehen laſſen, und wird uns beiſtehen, wenn wir einmal wirklich unſern Arm erheben müſſen!

Und dazu wäre jetzt die beſte Gelegenheit! platzte Berthold, der gekränkte Bräutigam, mit einer ſonſt an ihm nicht gewöhnlichen Heftigkeit los. Sind wir Bauernlümmel, ſo laßt uns auch zuſchlagen mit unſern Dreſchflegeln und Heugabeln, oder laßt uns das alte Schloß da oben in Brand ſtecken, und ſie Alle bei lebendigem Leibe zum Mürbſtück braten!

Junge, Du biſt von jeher ein großer Gutſchmecker geweſen! rief Vater Liebold kopfſchüttelnd. Leckermaul Du, nach ſolchem vornehmen Braten ſticht Dich Dein Gaumen? Aber halte Dich nur einſtweilen noch ruhig mit Deinem Appetit, Du gefräßiger Burſch! Willſt Du an ſo hoher Tafel ſpeiſen, ſo mußt Du, ehe Du an den Braten kommſt, auch die Suppe nicht vergeſſen, und es wird ſicherlich die Prügelſuppe ſein, die Du zuerſt einnimmſt, das verſpreche ich Dir!

Berthold hat Recht! ſchrieen jetzt mehrere junge Burſche auf einmal hinter dem Tiſch hervor und klapperten dazu gewaltig mit ihren Krügen. — Laßt uns jetzt endlich einmal einen guten Streich unternehmen!

ſetzte ein Einzelner hinzu, Hans der Rothkopf genannt, der lange und dünne Glieder hatte, aber mit ſeinem brennend rothen Haar und den unheimlich blitzenden Augen ſchon wie ein lebendiges Zeichen des Aufruhrs ausſah.

Jetzt trat ein großer, rieſenhaft ausſehender Mann unter die Verſammlung, bei deſſen Erſcheinen ſich alle Anweſende einen Augenblick lang ſchweigend und betroffen anblickten. Seine coloſſale Geſtalt wiegte ſich übermächtig in ihrer eigenen Schwerkraft, dazu war er finſter und ſchwarz von Geſicht, auf welchem ein ſeit undenklicher Zeit eingegrabener Ruß ſich gelagert zu haben ſchien. Es war Herr Henkmann, der Schmid, welcher ſeine Werkſtatt tief im Walde hatte, und zu dem jeder ſich nur ungern entſchloß, wenn er etwas bei ihm ausbeſſern laſſen mußte. Seine Abſonderung, in welcher er lebte, hatte es zu Wege gebracht, daß man ihm allerlei wunderliches Zeug nachſagte, und bald ſollte er hexen können, bald im Bunde mit dem wilden Heer Nachts das ganze Revier unſicher machen. Er hatte ein allerliebſtes Kind, von deſſen Mutter aber Niemand im Dorfe etwas wußte. Rhenane war ebenſo zierlich, weiß, und freundlich, als ihr Vater unge-

ſchlacht, ſchwarz und menſchenfeindlich ſchien. Aber man ſah beide nur mit ungewöhnlicher Liebe aneinander hängen, und das beide, kleine Mädchen kam auch jetzt wieder hinter ihm hergeſprungen, und geſellte ſich bald zu Michelinen, die ihre liebſte Geſpielin war.

Man ſah den Schmid ſo ſelten im Dorfe einſprechen, daß ſeine Perſon jedesmal ein ſonderbares Befremden unter den Bauern hervorbrachte. Einige prophezeiten jedesmal Hagelſchlag, wann er ſich in der Schenke blicken ließ, Andere leiteten aus den Runzeln ſeiner Stirn böſe Zeit, Krieg, Peſtilenz und Aufſtand her. Gewöhnlich kam er auch nur in das Wirthshaus, wenn er in einem beſondern Fall etwas Außerordentliches zu ſagen hatte, und ſo wenig ihn Alle liebten, ſo verfehlten ſie doch nicht, ihm jedesmal Recht zu geben und nach ſeinen Aufforderungen zu handeln. Wenn er ſprach, ſtreckte er dabei die Hand ſo eigen und ſo befehlshaberiſch aus, daß ihm kein Bauer widerſtehen konnte, und man wollte dann ſogar in ſeiner Hand eine Zauberart ſchimmern ſehn, die er unſichtbar immer geſchwungen hielt, und womit er ausrichten konnte was er wollte.

Henkmann war allerdings ein absonderlicher Kerl, der seine Gedanken für sich hatte, und mit der Lage der armen Leute in der Welt und im Reich sich unablässig beschäftigte. In einer vertrauten Stunde hatte er einmal den Dorfbewohnern offenbart, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo die Bauern Freiheit und Recht erlangen würden. Zwar bestritt Herr Michel diesen Satz durch einige scharfe Gegenbemerkungen, insofern er meinte, daß diese Zeit nicht so von selbst kommen werde, wie etwa im Schlaraffenland die gebratenen Tauben, sondern daß man etwas dazu thun müsse, aber da er im Grunde mit ganzem Herzen an derselben Aussicht hing, so hatte sein Einwand nicht viel zu sagen, und war bloß eine müßige Gegenrede, die er aus alter Gereiztheit gegen den Schmid geltend machte. Dieser war nämlich so rücksichtslos, den Wein des Wirthshauses zu verachten, und wenn er sich dort befand, ihn als etwas weit unter seiner Würde stehendes, mit einem gewissen überlegenen Lächeln, das man ihm nie verzieh, zurückzuweisen. Dagegen führte der begüterte Schmid in seinem eigenen Keller einen Wein, der so köstlich schmeckte, daß die, welche davon genossen, — und Herr Henkmann brachte zuweilen zum großen Aerger des

Herrn Michel einige Flaschen davon mit in die Schenke — ihn nur den Zaubertrank nannten. Auch wurde dies Getränk aus einem großmächtigen Weinfaß gezapft, das in des Schmids Keller lag, und von dem Einige behaupteten, es habe Henkmann den Leichnam seiner Frau hineingelegt, nachdem er sie ermordet. Aus diesem Bodensatz spende nun das Faß einen nie versiegenden, kostbaren Wein, dem besonders diejenigen, welche der Schmid nicht gern zu bewirthen pflegte, die Höllenkünste abschmecken wollten. —

Nachdem das unterbrochene Gespräch der Bauern wieder ins Geleis gekommen war, erhob sich der finstere Henkmann, welcher bisher seinen Platz schweigend unter ihnen eingenommen hatte, plötzlich mit folgenden nachdrücklichen Worten: Freunde, in der vorigen Nacht hat man große und sehr bedenkenswerthe Zeichen am Himmel gesehen! Ein ganz blutrother Stern stand über dem Schlosse, wo unser Kaiser mit seiner Sippschaft dermalen haust, und zerplatzte dann auf Einmal mit einem Knall in lauter kleine Feuerkugeln, die erst wie die leibhaften Irrwische am Himmel hin und her tanzten, und dann mit einem Seufzen, das weit und breit gehört werden konnte, einander verzehrten. Feuer durch

Feuer, worauf die Nacht wieder schwärzer und gräßlicher wurde, als sie jemals eines Menschen Kind gesehen. Und nun hört! Der im blutigen Feuer zerplatzte Stern, das bedeutet den Kaiser, der all seine Herrlichkeit wird lassen müssen an einen baldigen Tod, und die feurigen Irrwische, die sich aus ihm erheben, das sind wir armen Leute und Bauern, die nun eine Zeitlang im heiligen römischen Reich auf und ab tanzen sollen! Zwar weissagt uns die Himmelserscheinung, daß wir in diesem Tanz uns selbst auch wieder verzehren und aufreiben werden, aber unsere Lage ist einmal so schlecht, daß sie uns treibt jeden Tanz zu versuchen, der eine heilsame Veränderung mit uns bezwecken kann! Darum wollen wir uns rüsten, damit der große Kampf, der bald von allen Seiten losbrechen wird, uns nicht unvorbereitet antrifft. Und ich bin gekommen, Jedem von Euch zu sagen, daß er sich aus meiner Schmiede unentgeldlich eine Waffe abholen kann. Alles, was Ihr bedürfen werdet, um wackere Streiter für die uns niemals gehaltene christliche Freiheit zu sein, soll Euch meine Werkstatt liefern. Vorher aber versöhne sich, wer einen Feind hat, mit seinem Feinde, und wer einen Freund hat, bekräftige sich mit seinem Freunde, denn

mit Einigkeit müſſen wir in den Kampf ziehen gegen die Unterdrücker unſerer Menſchenrechte!

Nachdem der Schmid dies geſprochen, ſtand er auf, und näherte ſich dem alten Michel, um ihn von Herzen zu umarmen. Dieſe öffentliche Verſöhnung, welche beide Gegner in dieſem Augenblick ſchloſſen, machte auf die Verſammlung in der Schenke den ſichtbarſten Eindruck. Was im Anfang der Zorn über das Heirathsverbot an ihnen gethan, vollendete jetzt die Rührung, welche, unterſtützt durch den Genuß der Getränke, die Stimmung der Bauern zu einer immer größeren Aufgeregtheit ſteigerte. Der Schmid gewann durch dieſe Handlung, die man ihm nicht zugetraut zu haben ſchien, ein faſt ehrwürdiges Anſehn bei Allen. Und Michel ſelbſt, der durch dieſe Verſöhnung zugleich auch den guten Ruf ſeiner Weine wiederhergeſtellt ſah — denn der Schmid ließ ſich bald darnach auf ausdrückliche Beſtellung eins von Michel's beſter Sorte reichen — heulte wie ein Kind vor lauter Empfindſamkeit.

Dann ſich die Augen wiſchend, und mit der Hand kräftig auf den Tiſch ſchlagend, daß es wie ein Donner anzuhören war, begann Michel zu reden. Da nun einmal dieſe große Stunde gekommen iſt, hub er an,

dieſe Stunde, in der keine Feindſchaft mehr zwiſchen Michel und Henkmann beſteht, und wo jeder Bauer hier offenbar wie ein Menſch fühlt, und ein ganzer Menſch iſt, was unſere Gegner, die Stiefel- und Kuttenträger, ſo lange beſtritten haben; da nun auf Einmal gleich einem Maienregen die Hoffnung über uns gekommen iſt, daß auch die armen Leute, die verachteten, vom Druck erlöſt werden können, ſo laßt uns jetzt endlich unſere Glieder ſchütteln, gewaltiglich und krachend ſchütteln, daß Alle, die auf Polſtern ſchlafen, und von unterdrückten Bauern träumen, zu ihrem Schrecken erwachen ſollen! Aber werden wir unſere ſteifen Knochen, die ſo Vieles zu tragen hatten, auch noch raſch und zur rechten Zeit in die Höhe bringen können? Die Frohne hat unſere Knochen ſo ſteif gemacht, Freunde, Brüder und Unglücksgefährten! Nennt man uns auch nicht mehr leibeigen, ſo ſagt mir doch an, was an unſerm eigenen Leibe bisher noch uns eigen war? Müſſen wir nicht Alles verzinſen und verſteuern, was an uns drum und dran hängt, und kaum können wir Luft holen im heiligen römiſchen Reich, daß man uns nicht auch einen Zehnten abforderte für den Odem, den uns doch der liebe Herrgott ſelber eingeblaſen hat! Schreibt

alle Zinſe und Zehnten auf, welche wir von unſerm Gut und Blut zahlen müſſen, und Ihr werdet einen Zettel beſchreiben, der ſo lang iſt, daß er durch das ganze Land reicht, von unſerm Bauernpflug bis zum Kaiſerthron hinauf, der aber unterwegs von der Argliſt entzweigeriſſen und von der Verachtung zerknittert wird, daß er nicht mehr um Gerechtigkeit für ſich ſprechen kann! Der Bauer muß einmal die Zeche bezahlen für das ganze Reich. Wo er geht und ſteht, und wo er ein Glied rührt, muß er bezahlen. Mit ſeinem Vieh entrichtet er den Blutzehnten, mit ſeinem Wein, Heu und Korn den kleinen und den großen Zehnten. Selbſt das Leſeholz, das der Arme im Walde ſammelt, muß er verzinſen, und zahlt dafür ſeinen Holzhühnerzins. Und wofür erlegtet Ihr nicht Alles Euern Hühnerzins? Selbſt Euere eigenen Kinder, ihr Unglücklichen, müßt Ihr verzinſen, und für den volljährigen Sohn Euern Bubenhühnerzins abtragen! Und muß der Bauer zu Allem beitragen, was das Leben ſeines Gutsherrn erheiſcht, ſo muß er auch ſogar noch für das Sterben ſeines Peinigers bezahlen, und ſein beſtes Kleid oder ſeinen fetteſten Ochſen an den Hof liefern, wenn der Sterbfall eingefordert wird. Dazu kommen die immer drücken-

deren Laſten, welche die Kriegskoſten und die Söldnerheere im Reich dem armen Mann auferlegen! Und doch ſollte der Bauer, ginge es nach dem Recht, nichts zu ſchaffen haben mit den allgemeinen Reichslaſten weder im Krieg noch im Frieden, denn ſie, die von allem Antheil an der öffentlichen Sache und alſo von allen Rechten ausgeſchloſſen ſind, haben auch keine Pflichten gegen das Reich, und ſollten ſie dennoch Pflichten haben, ſo hat der Gutsherr dieſelben übernommen durch die Frohnen und Zehnten, die wir ihm leiſten, und wodurch wir zugleich alle Reichsſteuern und Kriegslaſten abgekauft haben. Aber wir ſind wahrhaftig der Sündenbock der ganzen Nation, und Niemand macht ſich ein Gewiſſen daraus, ob er einem Bauer Recht oder Unrecht thut. Wir ſind die armen Teufel, und lange ſcheint man in der Chriſtenheit gezweifelt zu haben, ob es ſelbſt einen Gott für die armen Teufel giebt! Wir aber wiſſen jetzt, daß es auch für uns einen Gott giebt, und man hat uns ſelbſt das gedruckte Buch in die Hände kommen laſſen, in dem es haarklein bewieſen ſteht, und das ſich jetzt jeder für wenige Groſchen anſchaffen kann. Ich meine das heilige Buch der Bibel, Kinder, wo ich mir alle Stellen, welche den Armen

und Gedrückten die Freiheit und die Seligkeit verſprechen, mit einem Eſelsohr eingekniffen habe, ſo daß Jeder, der bei mir einkehrt, hinter meinem Schenktiſch ſich die vollſtändigſte Einſicht davon verſchaffen kann! —

Michel blickte nach dieſer Rede auffordernd umher, und begegnete zuerſt dem Geſicht des Schmids, um deſſen Mundwinkel ein ſonderbares Zucken ſich bewegte. Faſt wäre Michel dadurch an der neugeſtifteten Freundſchaft ſofort wieder irre geworden, denn er nahm dieſe Zeichen für eine Mißbilligung ſeines Weins, von welchem der Schmid erſt auffallend wenig getrunken; während Andere, als Beſtätigung ihrer alten Meinung, es der Erwähnung der Bibel beimaßen, daß die Mundwinkel des Schmids ſich ſo unheimlich verzerrten.

Indeß nahm ſich Michel auf das Lobenswertheſte zuſammen, und nachdem er auf Herrn Henkmann einen faſt wehmüthig fragenden Blick gerichtet, fuhr er, unter großer Aufmerkſamkeit der Bauern, zu ſprechen fort. Wir Bauern, ſagte er, ſind rechtloſer im Reich, als jeder Hund in unſerm Dorf es iſt. Was für alle andern Stände Geſetzliches feſtgeſtellt worden, gilt nur für die Bauern nicht. Was die Andern ſchützt, das ſtellt uns bloß, und was die Andern ehrt, das be-

ſchimpft uns. Da haben ſie von dieſem Reichskammergericht ein ſolches Weſen gemacht, als würde wer weiß wie ſehr dadurch dem Volke zu Recht verholfen, und ſagt mir doch einmal an, was iſt denn das kaiſerliche Kammergericht? Ein Faſtengericht iſt es fürwahr, an dem ſich kein Menſch bis auf den heutigen Tag noch ſatt gegeſſen hat. Und wer von dieſem Gericht hat eſſen müſſen, dem wäre beſſer er hätte Steine gegeſſen, als daß er ſich mit dieſen Actionen und Exceptionen und Dilationen, und wie die andern Portionen alle heißen mögen, den Leib hat voll ſchlagen müſſen. Die deutſche Nation, Kinder, hat einen Straußenmagen, und was ſie all Schlechtes und Unnützes verſchluckt, das will ſie dann durch den Bauer, welcher der Abzugscanal für allen Unrath im Reich iſt, wieder von ſich geben. Und dieſer hochfahrende ſtolze Maximilian, was hat er denn für den gemeinen Nutzen und für die armen Leute insbeſondere gethan? Man rühmt ihm ſo ſehr nach, was er für dies Reichskammergericht, das im Gegenſatz nur ein Armenjammergericht iſt, gethan haben ſoll, und doch hat noch kein Menſch von dieſer Behörde, die ſich auch einen Ausſchuß nennt, Gerechtigkeit in ſeiner Sach bezogen, weil es immer zu lange

dauert, ehe ein Spruch von dort herunterkommt, und nachher koſtet es mehr Taxen und Sporteln, als die ganze Gerechtigkeit von Werth iſt! Ihr könntet mir vielleicht einwenden, Maximilian habe in ſeiner Kammergerichtsordnung vom Jahre 1500 doch auch an das Rechtsverhältniß der Bauern gedacht! Mag ſich dafür bedanken, wer etwas davon genoſſen hat. Ich für mein Theil kann nicht Proſit die Mahlzeit dazu ſagen. Und was hat denn der Kaiſer 1500 zu Augsburg für uns unglückliches Bauernvolk feſtgeſtellt? Allerdings hat er uns gleiche Rechte feſtgeſtellt mit allen Bevorrechteten, aber nur bei denjenigen Herren und Herrſchaften, denen wir nicht unterthan ſind. Dagegen hat man uns gegen unſere eigenen Herren, die über uns zu gebieten haben, ſchlechterdings keine Rechte eingeräumt und uns rechtlos belaſſen. Heißt das nicht, Freunde und Brüder, uns die Milch und den Honig ſchenken, welche im gelobten Lande fließen, und zugleich uns verbieten, jemals das gelobte Land zu betreten? Einen Lug- und Trugſack und Feind der chriſtlichen Freiheit nenne ich Den, welcher an dieſer Milch und dieſem Honig ſich den Durſt ſtillen läſſet! Lieber aus der Pfütze unſeres Elends uns ſatt bis zum Tod trinken! — Auch von

dem Landfrieden, den Maximilianus feſtgeſetzt hat, ſollt Ihr mir nicht Redens machen! Dieſer Landfrieden iſt für uns Bauern das Gegentheil von allem Frieden geworden, es iſt ein Landfrieden, aus dem der Bauer gezwungenerweiſe nur einen Landkrieg machen kann! Die Herren vom Adel ſind freilich nicht die alten Schnapphähne mehr, welche dem Kaufmann am Heerwege auflauerten, und ihr ſtolzes Ritterſchwert ſchwangen, um gemeinen Raub zu begehen, deſſen jeder Bauer ſich geſchämt haben würde! Dieſer Hohlwegs-Adel, der ſich ſo viel auf ſeinen Stand einbildet, hat ſich ſeit dem Landfrieden allerdings zur Ruhe geſetzt, aber dieſe Ruhe iſt dem Lande weit gefährlicher und ſchädlicher geworden. Kann der Adel nicht mehr im Ueberfall rauben, ſo raubt er jetzt in Ruhe und Frieden, und was er früher dem Kaufmann nahm, das nimmt er jetzt dem Bauer, in Zehnten und Abgaben, welche ſich ſeit dem Landfrieden ſo ſehr erhöht haben! Selbſt dafür, daß der Adel tugendhaft geworden iſt, müßt ihr Unglückſeligen bezahlen! Ja, die Laſter Eurer Peiniger zehren Euch auf, und die Tugenden Eurer Peiniger verſchlingen Euch! Was ſoll noch aus Euch werden? Wo ſollt Ihr Sicherheit hernehmen, wenn ſelbſt das Gute im

Lande für Euch zu etwas Schlimmem ſich wendet? Ihr Geſchlagenen, Zerſtoßenen, Geviertheilten, was ſeid Ihr denn eigentlich für eine Klaſſe von Geſchöpfen, daß man Euch ſo übel mitſpielen kann? Seid Ihr Ochſen und Kälber, ſo zahlt doch nicht länger Abgaben, denn das Vieh kennt und zahlt deren nicht! Seid Ihr Vögel, ſo fliegt doch auf aus Euerm Elend, und baut Euch Euer Neſtlein auf Höhen, wo keine Tyrannen ſind! Seid Ihr Bienen, ſo ſammelt Euch doch in einem Schwarm, und braucht Euern tödtlichen Stachel gegen Feinde und Unterdrücker! Seid Ihr aber Menſchen, warum duldet Ihr mehr, und warum vollführt Ihr weniger, als Euer Vieh? —

Noch nie hatte man Michel mit ſolcher Gewalt reden hören, wie ſehr er auch ſonſt immer als Wortführer in der Schenke geglänzt. Es war heut ein ganz anderer Geiſt über ihn gekommen, der ſichtlich aus ihm redete, und ihm für die Wohlfahrt ſeiner Mitbrüder eine Sprache lieh, welche nicht verfehlte, die heftigſte Aufregung unter der Verſammlung hervorzubringen. Alle erhoben ſich im wildeſten Getümmel, und ſtießen durch einander Flüche, Verwünſchungen, Schwüre der Rache und Aufforderungen zum Kampfe aus. Der alte

Liebold hing in Thränen am Halſe ſeines Gevatters, und der Schmid lachte aus vollem Halſe, daß faſt die Fenſterſcheiben davon erklirrten. Dazu ſchoß er aus ſeinen Augen, die ſonſt ſo düſter wie Kohlen waren, leuchtende Strahlen hervor, daß ihn Alle erſtaunt und entſetzt betrachteten. —

Laßt uns jetzt gleich auf das Schloß ziehen! ſchrieen die jungen Burſche. Dort, wo man uns zuletzt verhöhnt hat, müſſen wir zuerſt mit unſerer Rache anfangen!

Zur Rache gehören nicht bloß Arme und Beine! erſcholl jetzt eine ſcharfe und durchdringende Stimme, die man bis dahin noch nicht in der Verſammlung gehört hatte. Sie kam von einem fremden Mann, welcher ſo lange ruhig in einer Ecke der Schenke dageſeſſen und ſich um nichts bekümmert zu haben ſchien, als um ſeinen Krug Wein, der vor ihm ſtand. Neben ſeinem Sitz ruhte ein Spieß, der, ſo wie die eigenthümliche Tracht des Mannes, ihn ſogleich als einen Lanzknecht auswieſen. Er erhob ſich jetzt, und zeigte den Bauern eine mittelgroße, aber kraftvolle und gedrungene Geſtalt, die zu allen Dingen gewandt und unternehmend erſchien. Dem ſchwarzbraunen Colorit ſeines Geſichts

hatte der Sonnenbrand, unter dem es häufig geſtanden, noch ſtechendere Farben gegeben. Ein kohlſchwarzes Haar fiel in ſtarken Büſchen über die Stirn herab, und war zuweilen, wenn er es ſchüttelte, wie ein Verſteck, hinter welchem ſich die ſonderbaren und befremdenden Geſichtszüge verbargen. Die Naſe war nach unten zu eigenthümlich gebogen, und drückte in dieſer Krümmung Verſchmitztheit und Scharfſinn aus. Dem ganzen, noch ſehr jugendlichen Geſicht konnte man einen ungewöhnlichen Ausdruck nicht abſprechen, ja es hatte etwas Edles und Einnehmendes, wenn man es lange genug betrachtete, um den Grundzug dieſer Phyſiognomie zu erkennen.

Das iſt ein Lanzknecht! ſchrien mehrere Bauern mit zornigen Stimmen.

Ich bin Euer Freund! begütigte ſie der Lanzknecht, indem er mitten unter ſie trat, und ſich den angeſehenſten näherte, um mit ihren Krügen zuſammenzuſtoßen.

Seit wann wären denn die Lanzknechte unſere Freunde? nahm Michel, indem er das Anſtoßen verweigerte, das Wort. Der Bauern Plage ſind ſie, und iſt dies eine von den Plagen, die ich vorhin noch aufzuzählen vergeſſen habe. Darum kommt Ihr mir jetzt

gerade recht in den Wurf, Herr Lanzknecht, um an Euch ein lebendiges Beispiel zu statuiren. Also zum Beispiel, Herr Lanzknecht, wie wäre es, wenn Ihr Euere Knochen, ehe sie die Bauern Euch zu Muß zerstoßen, feinsäuberlich zu dieser Thüre hinaustrüget? Weiß ich doch eigentlich gar nicht, wie Ihr hier hereingekommen seid, was ich in der Hitze unserer großen Angelegenheit ganz übersehen habe!

Euere Angelegenheit soll auch die meine sein! rief der Fremde mit erhöhter Stimme. Und darum bin ich unter Euch aufgestanden, um Euch in dieser großen Sache meine Hülfe und meinen Verstand anzubieten! Uns Lanzknechte treibt unser Schicksal auf allen Wegen und Stegen, auf allen Gassen und allen Feldern, und durch dies Herumtreiben gewitzigt, sind wir die Seele aller Unternehmungen, und vollführen jedes gute Abenteuer, bei dem etwas herauskommen kann!

Ja, gewitzigt seid Ihr! entgegnete Michel verächtlich, und höhnte weiter. Ihr seid die Seele aller Diebereien und Räubereien im Lande, und wo Ihr mit Euerm Spieß oder Euerm Feuerrohr erscheint, glaubt Jeder den leibhaften Teufel zu erkennen. Für uns

Bauern ſeid Ihr bei weitem ſchlimmer als Hagelſchlag und Peſtilenz, denn Ihr verzehrt nicht nur die Frucht von unſern Feldern, Ihr bringt auch in den Frieden unſerer Hütten ein, Ihr ſchleppt unſer Vieh fort, und vergreift Euch ſelbſt an unſern Weibern und Kindern! Aller Welt iſt auch unklar, wo all Euer Schwarm auf Einmal hergekommen ſei, ob aus der Erde, ob aus der Luft, ganz gewiß aber aus der Höllen! Wer Euch aber zu Eurer teufliſchen Geburt verholfen hat, das iſt niemand anders als unſer Kaiſer Maximilian, und das nennt er den verbeſſerten Kriegsfuß, ein ſchöner Fuß fürwahr, zu welchem der Bauer als Ochſenpantoffel dienen muß, um gotteserbärmlich abgelatſcht und niedergetreten zu werden! Nun wimmelt und krabbelt und zappelt Ihr durch das ganze Land, in unzähligen Schaaren, ihr heilloſen Söldlinge, und wenn Ihr im Kriege nichts zu plündern habt, ſo plündert Ihr im Frieden, und ſeid, in Summa, das gefräßigſte Ungeziefer, das dermalen am Blut des armen Mannes ſaugt, zu Niemands Nutzen und zu Jedermanns Schaden!

Gemach, gemach, Herr Wirth! entgegnete der Lanzknecht mit einer freundlichen Ruhe, welche Alle um ſo mehr in Verwunderung ſetzte, als man ſich ſchen, wie

einige ausgehobene Schemelfüße bewieſen, auf eine ordentliche Prügelei gefaßt gemacht hatte.

Iſt das ſo Gebrauch bei Euch am Rhein, daß man fremde Gäſte dermaßen ſchnöde behandelt? fuhr der Söldling fort, indem er ſich mit kecken Blicken umſchaute und den Verwegenſten, die ihm bedenkliche Mienen zeigten, ganz nahe auf den Leib rückte. Wann werdet ihr Bauern klug werden, und Eure wahren Freunde erkennen? Spielt Euch der Lanzknecht zuweilen übel mit, und in allen Ständen giebt es ſchlimme Geſellen, ſo bedenkt doch auch, welcher Nutzen Euch von daher kommen kann, wenn Ihr ihn in Eurer erbärmlichen Lage wahrnehmen wollt! Gerade mit dem Lanzknecht muß der Bauer jetzt zechen und Freundſchaft machen, denn nur von ihm kann er ſich aneignen, was ihm dermalen Noth thut, nämlich die Führung der Waffen und die Luſt am Kriegshandwerk, das doch der Bauer in unſern Zeiten nicht länger wird entbehren können, will er endlich ſich zu ſeiner Menſchenwürde verhelfen! Ich für mein Theil habe der Bauern Sache lieb, es iſt die Sache der gerechten Dulder, und jetzt ſoll eine Zeit kommen, wo der Termin für alle Dulder abgelaufen iſt! Wir Lanzknechte haben auch kein Vater-

land, ſo wenig als ihr Bauern Ich bin aus einer heimathloſen Heerde zu Euch gekommen, und habe, wie Ihr, keine Stätte, wo ich mit Recht mein Haupt legen kann! Der Sold treibt mich, wie den Haſen der Hund, durch aller Herrn Länder als fluchbeladenen Fremdling, und Euch macht der Zehnte auf Euerm Grund und Boden zum fluchbeladenen Fremdling! Welches iſt der Unterſchied zwiſchen uns, und warum rühren wir nicht unſern Haß zuſammen, um an Denen, die reich und glücklich ſind in der Welt, uns zu rächen?

Er ſpricht gut, faſt wie ein Pfarr! ſchrieen einige Bauern. Laßt uns ihn hören!

Wenn Ihr denn auf mich hören wollt, nahm der Lanzknecht wieder das Wort, ſo will ich Euch zu einem guten Streich behülflich ſein, durch den Ihr für's erſte wenigſtens den Schimpf, welchen man Euch heut angethan hat, abwaſchen könnt! Ihr wißt, morgen iſt da oben auf dem Schloſſe Hochzeit, das Gräflein führt das Kaiſertöchterchen ins Brautgemach, das klingt anders als wenn Hanns die Grete freit, ſobald er ſie nämlich freien darf, der arme Hanns! Nun gut, da oben ſoll Hochzeit ſein, und damit ihr Bauern doch auch etwas von der Freude habt, ſo will ich Euch allſammt

um Mitternacht in die Brautkammer führen! Da ſollt Ihr am Bett des vornehmen Paars Euer Vivat bringen, und ihnen auf Euern Feldhörnern und Querpfeifen eine Feſtmuſik vormachen, daß nimmer ein Graf eine luſtigere bei ſeiner Hochzeit gehabt haben ſoll! Und ſoll allen angſt und bange da oben werden, und nur Ihr ſollt jubeln und Eurer Feinde ſpotten!

Die Bauern erhoben ein lautes Lachen über dieſen Vorſchlag, dann aber in der Meinung, daß der fremde Burſch ſie zum Beſten haben könne, fragten ſie ihn barſch, wie er das zu bewerkſtelligen gedenke?

Nichts leichter als das! antwortete der verwegene Lanzknecht, indem er mit ſeinen liſtigen Augen die Verſammlung gleichſam zu ermuntern ſchien, ihm zu vertrauen. Ich kenne ja jeden Winkel und Ecken in dem alten Schloſſe, in deſſen unterirdiſchen Gängen wir Lanzknechte häufig unſere Beute geborgen haben. Und als ich mich heut morgen dort auf Kundſchaft verlegte, um zu ſehen, ob Unſereins bei den Herrlichkeiten etwas abbekommen könne, erfuhr ich, daß die Brautkammer auf jenem Flügel liegen wird, der mir ſo wohlbekannt iſt wie meine eigene Taſche, in welcher, beiläufig geſagt, die letzten Pfennige mir klimperten. Da mir dieſe

genaue Ortskenntniß meiner Tasche eben sehr nahe ging, so versuchte ich bei dem Herrn Grafen, der mir gerade in den Wurf kam, das Kriegshandwerk zu grüßen. Wißt Du nicht, schnob er mich an, daß der Reichstag gegen Euch herrenloses Gesindel, das sich auf allen Landstraßen umhertreibt, die geschärftesten Verbote erlassen hat? — Wenn doch der Reichstag dem armen Gesindel auch den Hunger verbieten könnte! fiel ich ins Wort. Dann wäre es ein großer Vortheil, sich danach zu richten in diesen schlechten Zeiten! — Frecher Bettelbund! war die Antwort, und als Musik dazu knallte mir die hochgräfliche Reitgerte ins Gesicht, daß ich blutete. Hier seht Ihr noch die Striemen, welche ich dem Herrn Grafen als Quittung ausstellte für seinen Peitschenschlag. Aber eine andere Quittung habe ich mir noch ausgedacht, die ich ihm morgen Nacht recht unerwartet vor sein Brautbett bringen will, wenn er sich eben mit seinem Feinsliebchen in die weichen Polster drücken will! Dies soll der Hohn der armen Leute sein, der mit lustigem Zetermordio heulend in das Ohr dieser Stelzen und Vornehmen dringen mag! Wenn Ihr denn also wollt, so wird der Lanzknecht Euch Bauern zur Rache führen! Die Brautkammer ist mit einer ge-

heimen, durch eine Feder zu öffnenden Thür versehen, und diese stößt auf einen verborgenen Gang, welcher unter der Erde bis zum Ufer des Rheins führt, und dort in einer mit Gesträuch bewachsenen Felsenspalte sich öffnet. Ich will doch verdammt sein, zeitlebens zum Mittagsessen nur Fliegen zu schnappen, wenn ich Euch nicht sicher führe, und zu einem Spaß, über den noch einst Eure Kindeskinder lachen und jubeln werden! —

Traut ihm nicht, er ist ein Jude! rief jetzt plötzlich eine feine, wunderbar betonte Stimme aus dem Hintergrunde des Zimmers hervor.

Als man sich umsah, entdeckte man die kleine Rhenane, des Schmids Tochter, welche auf einen Tisch gesprungen war, und mit den feierlich schalkhaften Gebärden, die ihr oft eigen waren, dies Wort verkündet hatte, das auf alle Anwesende sogleich den unverkennbarsten Eindruck machte. Das Mädchen aber lief darauf kichernd zur Thür hinaus.

Unter den Bauern erhob sich jetzt ein anhaltendes und höhnisches Gelächter über diesen sonderbaren Fall, während der Lanzknecht mit erbleichendem Gesicht in seiner Rede verstummte, und verlegen zur Erde sah

Ja, ja, es iſt ein Jude! wiederholte man nun, bald mit Abſcheu, bald mit Spott. Habt Ihr es denn nicht gleich an ſeiner Naſe geſehn und an ſeiner Sprache gehört? Iſt das erhört, ein Jude ein Lanzknecht, und ein Lanzknecht ein Jude? Laßt uns ihn hinauswerfen, den ſeltſamen Kumpan, daß er uns nicht unſere Seele an Herrn Urian verſchachert!

Wir wollen ihn hinauswerfen, ſchrie Hanns der Rothkopf, aber wir wollen ſeinen Plan ausführen, der pfiffig war, wie Alles, was von den Juden kommt! Ich will Euch dabei anführen, denn ich kenne den unterirdiſchen Gang ſo gut wie Meiſter Lanzknecht da, der Knoblaucheſſer. Hab' ich doch als Bub oft Tage lang in der Felſenſpalte geſteckt, um Schätze zu ſuchen, und kein Menſch wußte wo ich war!

So ſei es, und nun angefaßt! ſchrieen die Andern, und ergriffen den Lanzknecht, der kein einziges Wort zu ſeiner Vertheidigung ſagte und auch keine Gegenwehr leiſtete, beim Wams, indem ſie ihn nicht ſehr ſanft und mit einer blitzartigen Schnelligkeit aus der Schenke auf die Straße hinaus verſetzten.

Das Getümmel und die Aufregung im Wirthshauſe ſteigerten ſich darauf immer mehr. Kaum konnte

noch Einer den Andern hören, ſo laut ging es zu, und nur das übermächtige und endloſe Gelächter, welches Herr Henkmann der Schmid über das Vorgefallene aufgeſchlagen hatte, herrſchte lange Zeit als donnernder Grundton vor.

Der Lanzknecht aber war voll Kummer in die ſtille Nacht hinausgeſchlichen. Einige Bauern wollten ihn weinen gehört haben. —

III.

Die Trauung in der Kapelle des Schloſſes fand gegen Abend Statt. Im feierlichen Kerzenlicht ſtrahlten die Diamanten und Perlen der ſchönen Braut einen magiſchen Glanz aus. Da gab es kaum ein Edelgeſtein, kaum eine Koſtbarkeit der durch die neuen Handelswege geöffneten fernen Welttheile, die in Olympia's Brautſchmuck gefehlt hätte. Und das hätte, nach der Sitte des immer prunkſüchtiger gewordenen Zeitalters, gar nicht anders ſein dürfen. Etwas weniger Pracht, wäre ſchon weniger Anſtand geweſen. Olympia verſtand aber dieſe Bürde des ausgeſuchteſten Putzes mit ſo vieler Haltung zu tragen, daß ſie nicht minder anmuthreich als ſtolz darin erſchien. In ihrer hohen kräftigen Geſtalt behielt die ſchöne Natur immer die Oberhand, und beſiegte alle Ueberladungen der Kunſt durch die einfache Harmonie aller ihrer Bewegungen. Dieſe Geſtalt gewann noch an ſtattlich ausgedehnten Formen durch den ſo umfänglich weiten Rock, deſſen

rother Atlas ganz und gar mit großen weißen Perlen gestickt war. Das nicht weniger prächtige und von Gold, Rubinen und Perlen schimmernde Mieder reichte hoch bis an den Hals hinauf, verhinderte jedoch ungeachtet der Fülle seines Schmuckes nicht, daß die herrlichen Wendungen des Halses ihre Freiheit hatten und die edle feine Wölbung der Brust vollkommen sich zeigen konnte. Der schöngeformte Kopf des jungen Mädchens, der in seinem natürlichen Liebreiz gewiß keiner Zier benöthigt war, durfte der kostbaren Perlengehänge, der starken goldenen Heftnadeln, und eines, den Hauptschmuck bildenden, überaus reichen Diadems ebenfalls nicht entbehren. In diesem seltenen und erlesenen Glanz stand Olympia ihrem Bräutigam zur Seite, der, als strenger Krieger sich zu einer größeren Einfachheit neigend, doch auch reicher Gold- und Perlenstickereien an seinem Wams nicht ermangelte. —

Nachdem Matthäus Lang in einer erbaulichen, aber kurzen Rede den Segen der Kirche über das junge Paar ausgesprochen, ward die Kapelle rasch verlassen, denn der Kaiser konnte, bei seinem zunehmenden Unwohlsein, die kalte Ausdünstung des Gemäuers nicht wohl ertragen. Maximilian hatte heut wieder seinen schlimmen

Tag gehabt. Nachdem er in diesem abgeschiedenen Aufenthalt, in dessen Stille er seinen innersten Herzensbedürfnissen ein Genüge hatte schaffen wollen, kaum zu einem minutenlangen Frieden mit sich selbst gekommen war, quälte ihn jetzt wieder das entgegengesetzte Bedürfniß, sich von neuem in die Welt hinaus zu stürzen, und die Zügel, die er so lange von sich gelassen, wieder in die Hände zu nehmen. Die Unruhe, die den Kaiser befallen hatte, wurde plötzlich so stark, daß sie ihn an diesem Orte keinen Augenblick mehr frei ließ und er auf den andern Tag bei erster Frühe seinen Aufbruch anberaumt hatte. —

Jetzt verließ er die Neuvermählten, jedoch mit dem Versprechen, ein kleines Festmahl auf den Abend mit ihnen theilen zu wollen. Nachdem er sich mit dem Cardinal in seinem Cabinet eingeschlossen, benutzten der Graf und die Gräfin in traulicher Umschlingung die Einsamkeit des Parks, um sich von den frohen Lebensaussichten ihrer Zukunft zu unterhalten. Der nächste Aufenthalt des jungen Paares sollte Würtemberg sein, denn Graf Helfenstein, ein Oesterreicher von Geburt, war jetzt unter sehr günstigen Verhältnissen in würtembergische Kriegsdienste getreten, und hatte

dete dort, bei jungen Jahren, bereits den Rang eines Obersten.

Indem Beide im lebendig angeregten Gespräch über ihre zukünftige Einrichtung von einem Gang des Parks zum andern lustwandelten, bemerkten sie nicht, daß ihnen seit einiger Zeit eine Gestalt nachgeschlichen war, welche nur die Gelegenheit abzulauern schien, um sich ihnen in den Weg zu stellen. Endlich, als Gräfin Olympia, seufzend vor Ermüdung, sich zu einer Rasenbank wandte, und der Graf, sie über ihre Hinfälligkeit zärtlich ausspottend, sich eben zu ihr setzen wollte, trat die fremde Gestalt mit einer dreisten Wendung aus dem Schatten hervor, und wurde gerade in dem Augenblick sichtbar, als der Mond die Wolkengehänge des Nachthimmels zertheilte und seinen ersten blitzenden Schein auf diese Figur warf.

Olympia schrie vor Schrecken laut auf und war einer Ohnmacht nahe, und der Graf, welcher den Gegenstand scharf ins Auge gefaßt und erkannt hatte, beruhigte seine Gattin, worauf er sich aber mit der heftigsten Entrüstung gegen den zu ihnen Herangetretenen wandte. Seinem Fußtritt ausbiegend, rief dieser: Mögen der Herr Graf doch zusehen, ob der arme Mann,

den Sie geſtern mit Ihrer Reitpeitſche ſchlugen, und heut mit Füßen treten, nicht zu etwas Beſſerem nütze iſt auf der Welt? Vielleicht iſt er dazu nütze, Ihnen einen wichtigen Dienſt zu leiſten, einen Dienſt, der Ihnen und der hochgräflichen Frau Gemahlin das Leben retten wird! Und was kann es Koſtbareres geben als ein Grafenleben? Dünkt mich doch, der Lanzknecht Lucius iſt kein ſchlechter Mann mehr, und wird ſelbſt ein ſchönes Anſehn bei Ihnen haben, wenn er, trotz der Schläge, gekommen iſt, ſolchen Dienſt zu leiſten!

Niederträchtiger, zudringlicher Kerl, wie wagſt Du es? rief der Graf, außer ſich vor Wuth. Was faſelſt Du von Dienſten, während Du doch der Welt keinen größern Dienſt leiſten kannſt, als den, Dich an dieſem Baum zu erhängen und Dich zur Hölle zu ſchaffen! Schon einmal zerſchlug ich Dir Dein hündiſches Angeſicht, und doch knurrſt Du mich ſchon wieder an mit Deiner heiſern Bettelhundsſtimme, und umſchleichſt mich wie ein Nachtgeſpenſt, Du unverſchämter Gauner!

Ich bin kein Hund, kein Nachtgeſpenſt, kein Gauner! antwortete der Lanzknecht ruhig. Aber ich bin

ein Menſch, und habe Sinn für menſchliche Behandlung. Der Herr Graf haben mich doch bloß geſchlagen, und das heißt noch menſchlich genug behandeln, denn es läßt ſich kein Grund einſehn, warum ein armer Menſch nicht von dem Reichen ſollte geſchlagen werden können. Ein Graf hat eine ſchöne weiße Hand, und wenn er damit den rauhen Leib des Armen ſchlägt, ſo kitzelt es doch beſſer das Fell, als wenn die plumpen Fäuſte der Bauern über uns herfallen. Die Bauern unten haben mich aus ihrer Schenke herausgeworfen, und haben mich gehöhnt und verſpottet, wie man keinen armen Menſchen höhnen und ſpotten ſoll' Darum bin ich wieder zum Grafen gekommen, wo doch noch mehr Menſchlichkeit iſt als bei den Bauern! Und ich will dem Grafen ſagen, was die Bauern wider ihn im Schilde führen.

Wunderlicher Kauz, ſo ſprich! entgegnete der Graf, einigermaßen beſänftigt. Lügſt Du nicht, und haſt Du mir in Wahrheit etwas zu vertrauen, ſo iſt Graf Helfenſtein nicht der Mann, welcher Dienſte unbelohnt läßt.

Lucius der Lanzknecht erzählte darauf das Vorhaben der Bauern, welches er ſelbſt zuerſt bei ihnen an-

geregt hatte, und das ſie in der That dieſe Nacht in der verabredeten Weiſe auszuführen gedachten. Eine Schaar der kühnſten Burſche, bei denen auch die Aeltoren als Anführer nicht fehlten, ſtand im Dorfe bereit, um mit dem Glockenſchlag der Mitternacht auf dem geheimen Wege ins Schloß einzudringen, und durch allerlei Veranſtaltungen, die man ſcharfſinnig genug ausgeſucht hatte, das gräfliche Beilager zu ſtören und zu beſchimpfen.

Lucius betheuerte die Wahrheit dieſes Umſtandes ſo dringend, und ſetzte ſein Leben zum Unterpfand ſeiner Ausſage ein, daß dem Grafen kein Zweifel mehr übrig bleiben konnte, und er ſich ſofort zu den wirkſamſten Verkehrungsmaßregeln entſchließen mußte.

Nachdem er Olympia, die vor Angſt und Beſorgniß wie im Fieber zitterte, unter möglichſtem Troſteintreten ins Schloß zurückgeleitet hatte, befahl er dem Lanzknecht, der mit der innern Einrichtung des alten Gebäudes ſo vertraut ſchien, ihm auf jenen Flügel deſſelben zu folgen, welcher der Schauplatz der nächtlichen That werden ſollte. Dies geſchah, unter

Begleitung mehrerer Diener, welche Fackeln vorantrugen.

So ehrenhaft und ritterlich Graf Helfenſtein in allen Dingen dachte und handelte, ſo war er doch zu ſehr in den Vorurtheilen ſeines Standes befangen, und überdies in einer zu aufgebrachten Stimmung, als daß er in dem Werk der Rache, welches er jetzt gegen die Bauern erſann, auch nur einen Augenblick menſchlicher Billigkeit hätte Gehör ſchenken ſollen. Vielmehr traf er die grauſamſten Veranſtaltungen, um eine Vermeſſenheit zu beſtrafen, die, nach ſeiner Anſicht, von Frevlern ausging, welche kaum den Namen menſchlicher Weſen verdienten, und daher auch ohne alle Schonung niedergemacht werden ſollten.

Der Graf war ein großer Kenner der neuerfundenen Schießwerkzeuge, und ein Meiſter im Gebrauch derſelben, wodurch er ſich nicht wenig die Gunſt des Kaiſers Maximilian, deſſen ſinnreicher Geiſt an dieſen neuen Erfindungen des Jahrhunderts ſo vielen Antheil genommen, erworben hatte.

Nachdem er das Nöthige dazu hatte herbeiſchaffen laſſen, belegte er den Saal, welcher erſt zu ſeinem

Brautgemach ausersehen war, mit Windschüssen von der stärksten Ladung, welche jedem Eintretenden den unvermeidlichen Tod bringen mußten.

Der Lanzknecht erbleichte, als er diese Anstalten einer Rache sah, die verderbenbringender ausfallen sollte, als er es sich vorgestellt zu haben schien. Der Graf aber beorderte ihn, in einem Versteck draußen auf dem Altan des Zimmers diese Veranstaltungen zu bewachen und zu leiten.

Graf Helfenstein selbst begab sich zu seiner jungen Gemahlin zurück, um mit ihr und dem Kaiser, welcher von dem Vorgehenden nicht unterrichtet werden sollte, inzwischen ruhig das Nachtmahl einzunehmen.

Lucius stellte sich mit den übrigen Dienern auf seinen Posten, und sagte schaudernd, obwohl er sich zu einem Lächeln zwang: diese neue Erfindung habe ich von gelehrten Leuten immer als ein besonderes Culturmittel der Zeiten rühmen hören. Was Wunder, daß die Bauern, die sich ja jetzt so gern cultiviren wollen, die erste Ladung dieser Cultur an den Kopf bekommen sollen, der ihnen danach sicher nicht mehr weh thun wird! Und was kann man mehr Cultur der Zeit verlangen, als daß Einem der Kopf nicht mehr weh thut!

Und dieſe Cultur iſt ſo wohlfeil, ſie koſtet nichts als den Wind, welchen der Herr Graf da in die Büchſen geladen haben! Es lebe die Windmacherei, welche ſo ſehr die Bildung und die Aufklärung dieſes Jahrhunderts fördert! — —

IV.

Sobald der erſte bleiche Schein den Morgen ankündigte, ſtand Graf Helfenſtein draußen auf dem Schloßhof, um ſeine Roſſe, die er zur Reiſe hatte anſchirren laſſen, zu muſtern. Eine Geſtalt, die er im Frühnebel nicht ſogleich erkannte, drängte ſich mit geheimen Zuflüſterungen an ihn. Es war Lucius der Lanzknecht, welcher dem Grafen ſeinen Bericht abzuſtatten kam.

Biſt Du es, Freund Lanzknecht? rief ihm der Graf zu, indem er ihn zum vertrauteren Geſpräch bei Seite nahm. So ſprich, wie der nächtliche Handel dort drüben abgelaufen, und ob Du Dir auf meine Zufriedenheit einen Anſpruch gewonnen?

Der Lanzknecht ſtand lange in ſich gekehrt und gebückt, ehe er Worte finden zu können ſchien. Dann nahm er ſich zuſammen, und obwohl ihm noch die Stimme zitterte, ſo bemühte er ſich doch in einem aufgeräumten Ton zu ſprechen. Die Brautkammer, be-

richtete er, iſt eine rothe Blutkammer geworden. Da iſt jetzt Alles roth und naß von Blut, Herr Graf, und halb verwundert, halb verzweifelt grinſen ihre Geſichter über den Tod, welchen ihnen da ſo unvermuthet der Wind an den Hals geblaſen. Es ging auch ritſch ratſch, ſo ſanken ihrer Zehn ganz zerſchmettert zu Boden, und im Nu, wie wenn ich mir auf dem Finger pfeife. Sobald die Schelme eingetreten waren, und ich von draußen aus meinem Verſteck die Flügelfenſter aufgeſtoßen hatte, platzte auch ſchon durch dieſen mörderiſchen Zugwind von allen Seiten die Beſcheerung los, dann gab es einen einzigen langen ſchauderhaften Schrei, und darauf wurde Alles ſo ſtill, daß ich mich zu grauen anfing. Als ich mit zwei Sprüngen über die Leichen wegſetzte, ſah ich beim Mondſchein, der in milchweißen Flocken auf der Diele ſpielte, mir die großen Schreihälſe an, die nun ſo ſtumm dalagen. Da ſah ich Hanns den Rothkopf, der nun noch röther war durch den Blutſtrom, in dem er ſchwamm, und ihn umfaßt hatte Berthold, der Bräutigam, dem nun auch noch der Tod verboten, ſein Lieb zu heirathen. Wie ſchwer doch manchen Leuten das Heirathen gemacht wird! Beide, dachte ich, prügelten Dich noch geſtern zum Wirthe-

haus heraus, und jetzt sind sie selber aus der Schenke geworfen, und haben ihr bischen Leben auf immer verknelpt! Da lag auch Michel der Schenkwirth selbst, und streckte seine großen Knochen in Frieden, denn ein Schuß hatte ihm den ganzen Schädel zerschmettert. Und bald kam ein großer Uhu draußen vom Gesims hereinspaziert, der schon die Leichen witterte. Er setzte sich gerade zu Häupten Michel's, und glotzte mich bald mit feurigen Augen an, bald heulte er wie toll vor Hunger. Da ließ es mich nicht länger weilen, Herr Graf, mit einer rasenden Geschwindigkeit machte ich mich fort, und rannte durch das Schloß, durch den Garten, über die Berge, immer fort und fort, bis ich ins Dorf hinunterkam. Dort unten fand ich Alles in Bewegung, denn die Uebrigen, welche durch den Gang wieder lebendig entkommen waren, hatten inzwischen das ganze Dorf aufgeweckt. Es herrschte aber die größte Niedergeschlagenheit, und Keiner that etwas Anderes, als jammern und klagen. Nun schlich ich mich ungesehen bis zu Michel's Haus, und hörte darin eine Dirne mit so sanfter Stimme beten, daß mir plötzlich alle meine Sünden wie ein dickes Pack vor die Füße fielen. Ich schaute von draußen hinein in ihr Kämmerlein, und da

lag ſie auf den Knieen, vor ihrem weißen Bett, und flehte und ſchluchzte. Noch wußte Micheline ihr Schickſal nicht genau. Da trat der alte Schulmeiſter zu ihr herein, und ſagte ihr den Tod ihres Vaters und ihres Bräutigams. Ach, das hätten der Herr Graf ſehen ſollen, um an das menſchliche Herz armer Leute zu glauben. Das Mägdlein ſank im hitzigen Fieber auf ihr weißes Bett. Die ſchöne Gräfin, dachte ich bei mir ſelbſt, mag ſich jetzt ſo warm in ihr Brautbett hüllen, und in der Bauerndirne Brautbett ſchläft wohl der kalte Herr Klapperbein mit der Hippe, ſtatt ihres Bräutigams. —

Ich verlange nicht zu wiſſen, was Du bei Dir ſelbſt gedacht haſt, Du fataler Kerl! unterbrach der Graf unwillig die Erzählung. Dieſe Verbrecher haben nur ihre gerechte Strafe erlitten. Nur durch die äußerſte Strenge iſt das Geſindel zu zügeln, das jetzt aller Orten mit einer niegekannten Anmaßung ſein Haupt erhebt, und es den höhern Ständen ſo ſchwer macht, das Gute im Reich zu ſtiften, zu dem ſie durch Geburt und Standesvorrecht vorzugsweiſe auserſehen ſind. —

Mit dieſen Worten, denen der Mißmuth und Ernſt auf ſeiner Stirn entſprach, entfernte ſich der Graf in

das Schloß zurück, um seine Gemahlin, deren stattliche buntgeschmückter Zelter so eben vorgeführt wurde, an den Aufbruch zur Reise zu mahnen.

Unterdeß kam die Sonne in all ihrem Morgenglanze herauf, und belebte die eben noch düstere Frühgegend, die mit einem schweren Geheimniß gerungen zu haben schien, durch fröhlichen Tagesschein und heiter blinkende Lichter.

Bald trat der Graf wieder aus dem Portal, und winkte dem Lanzknecht, der noch unschlüssig, ob er gehen oder bleiben soll, auf dem Hofe stand.

Ich will Dich in meine Dienste nehmen, eröffnete ihm der Graf. Du scheinst mir im Grunde ein anstelliger und verschlagener Bursch, und da Du Dich meines Auftrags gut und treu entledigt hast, so will ich etwas für Dich thun. Magst Du Reitknecht bei mir werden, so soll Dir sogleich ein Pferd gegeben werden, und Du kannst mit uns ziehn.

Welche Gnade, Herr Graf! rief der Lanzknecht, indem er sich fast bis zur Erde verneigte. Nur muß ich bedahern, daß es gegen meine Grundsätze ist, in einen bestimmten Dienst zu treten. Ich liebe die Freiheit!

So bitte Dir eine andere Gnade aus, aber raſch, daß ich Dich loswerde! ſchnob ihn der Graf an, indem er ſich von ihm abwandte, und zur Treppe hinaufblickte, auf welcher die Gräfin hinaustreten ſollte.

Ich habe in dieſem Augenblick kein anderes Bedürfniß als einen guten Trunk! verſetzte der Lanzknecht lächelnd. Ich bin noch nüchtern, und die Morgenſonne da ſcheint mir ordentlich ſchmerzhaft in den Magen hinein, daß ich mich vor ihr ſchaudern muß. Das kommt, weil ich ein gemeiner Kerl bin, und lange nichts Vernünftiges zu mir genommen habe. Laſſen mir der Herr Graf zum Abſchied einen guten Trunk Weins vom Beſten verabfolgen, und wir wollen miteinander abgefunden ſein. Was ich that, habe ich ohnehin nicht um des Lohns willen gethan, und wollte gerade nichts Beſonderes dabei verdienen, Herr Graf!

In dieſem Augenblick erſchien die Gräfin, im Gefolge ihrer Frauen, und ſchwebte die Stufen herunter. Die blaſſen Wangen der ſchönen Frau rötheten ſich ſogleich an der Friſche des Morgens und nahmen im lieblichſten Erguß die Farben der Sonne an, welche ihre Gluth über die ganze Geſtalt verſtreute. Der maleriſche Aufzug der Reiſetracht vollendete das Bild zu

einer eigenthümlichen Schönheit. Mit muthblitzenden Augen ſuchte ſie ihr Lieblingsroß, das ſeine Reiterin ſchon aus der Ferne freudig zu grüßen ſchien.

Bei Gott, murmelte der Lanzknecht vor ſich hin, die iſt ſchön, und mehr als ſchön! Ich möchte doch wiſſen, ob ſie auch Fleiſch und Blut hat, ſolche vornehme Frau, als armer Leute Kind!

Dann wandte er ſich eilig zu dem Grafen und ſagte: Ich will doch in Ihre Dienſte treten, Herr Graf! Ich fühle mich ſchon nicht mehr nüchtern, und kann meinen Morgentrunk entbehren. Aber ich will als Reitknecht mitziehen, Juchhe, und das ſoll ein luſtiges Leben werden!

Du biſt ein närriſcher Pilz! lachte der Graf. Haſt Du Dich beſinnen müſſen, ehe Du mir die Ehre anthun konnteſt? Nun, ſo ſei es! Aber ſage mir doch, was für ein ſeltſamer Geſell Du biſt, von wannen Du kommſt und ſtammſt, und ob Du nicht etwa aus dem Monde heruntergefallen biſt oder ein Mondkalb zum leiblichen Vater haſt?

So hoher Abſtammung bis zum Mond hinauf kann ich mich nicht rühmen! entgegnete Lucino. Das iſt

und bleibt nun einmal das Vorrecht der vornehmen Leute, die ihre Ahnen ſo weit her beziehen.

Wie gefällt Dir das drollige Ungethüm? wandte ſich Graf Helfenſtein zu ſeiner jungen Gattin, die hinzugetreten war, und mit ſpöttiſchen Blicken den neugeworbenen Diener betrachtete. — Willſt Du ihn als Narren zum Geſchenk haben?

Narren giebt's jetzt zu viele, als daß man noch ein koſtbares Geſchenk damit machen könnte! verſetzte Lucius, indem er ſich mit gutem Anſtand vor der Gräfin verneigte.

Und wo biſt Du her, wenn Du überhaupt ein Herkommen haſt? fragte ihn der Graf weiter, der ſich immer mehr an ihm zu beluſtigen ſchien.

Für ſein Herkommen kann kein Menſch, und ich auch nicht! war die Antwort des beredten Burſchen. Das meine verliert ſich in einen kleinen Winkel des thüringer Waldes, wo mein Vater auf einem Dorf eine elende Hütte hatte, in der gerade ſo viel Platz war, daß mich meine Mutter zur Welt bringen konnte. Und da ich nun einmal auf die Welt gebracht war, hatte ich einen guten Appetit, und wollte eſſen, auch wenn meine Eltern kein Stück Brot im Hauſe beſaßen, was

beiläufig geſagt, ſehr oft vorkam. Mein Vater haßte mich, weil ich ſeine Sorgen vermehrte, und doch konnte ich ihm ſchon etwas nützen, als ich nur erſt zu einem ganz kleinen Kerlchen herangewachſen war. Da mußte ich neben ihm herlaufen, und ihm ſeine Bündelchen und Päckchen tragen, denn mein Vater war ein Handelsmann, der auf den Dörfern herumwanderte, um ſeine kleinen Geſchäfte zu machen. Es war, weiß Gott, nicht der Mühe werth, denn wir humpelten uns die Beine entzwei und liefen doch nur dem Verhungern entgegen. Eines Tages waren wir auf unſern Geſchäftsreiſen bis in die Nähe von Braunſchweig gekommen, und hatten auf den letzten zehn Meilen auch nicht einen Groſchen verdient, mit dem wir uns in das elendeſte Nachtquartier hätten wagen können. Da ſaßen wir auf dem freien Felde im Schnee, und ich klapperte vor der Winterkälte ſo ſehr mit den Zähnen, daß mein Vater, der dieſe Muſik nicht wollte, mich ausſchalt und ſchlug. Vor Froſt, Hunger und Prügel fing ich armes Würſtchen endlich an zu gähnen, und ſchlief in ſüßer Ermattung ein. Mein Vater aber ſchlich ſich fort von mir und wollte mich erfrieren laſſen, um meiner dadurch für immer ledig zu ſein, denn ich koſtete ihm gar zu

viel, obwohl ich den ganzen Tag lang kaum für einen Heller zu verzehren bekam. Ich sah meinen Herrn Vater auch seitdem nicht wieder, denn als ich erwachte, stand ein fremder junger Mann vor mir, den ich an seinem Ansehn bald für einen Geistlichen erkannte. Das war Herr Thomas Müntzer, damals Pfarrer zu Braunschweig, der mich erfrornen Jungen auf seinem Abendspaziergang gefunden und in sein Haus hatte tragen lassen. Nun rieb und bürstete er mich so viel, daß ich mich gar nicht genug wundern konnte, warum ihm denn so sehr daran gelegen war, das Kind des Elends wieder ins Leben zu rufen. Im ersten Taumel, als ich noch meiner Sinne nicht recht mächtig war, glaubte ich, es sei der liebe Gott, der mich warm bürstete, und fing an in meiner Einfalt zu ihm zu beten. Nachher aber stärkte mich Herr Thomas Müntzer mit Nahrung, und da es mir so gut schmeckte, wie noch nie in meinem Leben, glaubte ich erst recht, schon im Himmel beim lieben Gott zu sein. Herr Thomas Müntzer aber, der grundgelehrte und weise Mann, belehrte mich, daß ich noch auf der Erde sei, und daß er mich zu seinem Stiefelputzer und Hausdiener behalten wollte, wenn ich artig thäte. So putzte ich denn Herrn Thomas Mün-

ter die Stiefel, und lernte nebenbei auch viel von ihm, sowohl was in Büchern stand, als was ich an der Thür mir abhorchte, wenn er sich so laut und heftig mit seinen Geistern unterhielt, was er oft die ganze Nacht hindurch that. Er war auch ein leutseliger Herr gegen mich, daß er mir oft Mancherlei erzählte, was in alten Schriften stand, und was in neuer Zeit noch für große und erkleckliche Veränderungen geschehen müßten, damit alle Leute ohne Unterschied schon auf Erden selig gemacht würden, womit sich denn Herr Thomas oft so eifrig beschäftigte, daß er Blut darüber schwitzte in all seinen Gedanken. Dann aber jagte er mich auf Einmal aus seinem Hause, weil er meinen Glauben sich doch nicht so reformiren konnte, wie er gewollt. Und nun ward ich Lanzknecht, und schlenderte eine Zeitlang durch die Welt, um auf meine eigene Hand nach Kräften selig zu werden, das heißt: mitzunehmen, was ich irgend kriegen konnte im Lauf dieser Zeitlichkeit. —

Die Gräfin gähnte am Schluß dieser Erzählung mit geringschätziger Miene, und ein Blick des Grafen verwies den Diener unter das Gefolge, das jetzt zur Reise aufbrach. —

Und von meinem kaiſerlichen Herrn Vater wirklich keine Spur mehr? ſagte Olympia in einem wehmüthigen Anflug, indem ſie mit ihren Blicken von dem alten Schloß Abſchied nahm. Noch in der Stille der Nacht, ehe der Morgen tagte, muß er von dannen gereiſet ſein, und wollte uns nicht geſtatten, ihn zu geleiten. Und obwohl dies ſeine Art iſt, ſo wird mir doch diesmal ſo bange zu Sinn über ſein plötzliches Entſchwinden, und meine Gedanken irren trübe in die Zukunft hinaus, der ich entgegengehe! Ach, wann werde ich ſein hohes Haupt wieder umfangen dürfen, wann auf des Kaiſers Hand mich mit den Küſſen der Tochter neigen? Ich weiß nicht, warum mich jetzt ſolche Angſt befällt, da ich zu dieſer Reiſe mich anſchicke. Mich ſchaudert ſelbſt vor meinem Roß, das ich ſonſt immer geliebt habe! —

Der Graf küßte ſeine ſchöne Frau, und hob ſie unter den freundlichſten Zuflüſterungen auf ihren Zelter. —

Der ſtattliche Zug bewegte ſich zu den Ufern des Rheins hinunter, und ward bald auf der Landſtraße nicht mehr geſehen.

Zweites Buch.

Thomas Münzer

in Allstedt.

I.

In der Nacht, welche dem Oſterſonntag des Jahres 1523 vorherging, war es im Hauſe des Herrn Thomas Münzer ſehr unruhig und lebendig geweſen. Man hatte dieſe ganze Nacht hindurch Licht im Pfarrhauſe geſehen, und in der kleinen Stadt, in der ſo leicht keine Räthſel ungelöſt blieben, wußte man wohl, was das zu bedeuten haben könne.

Herr Thomas ſelbſt, der junge Pfarrer, ging mit ſtarken Schritten in ſeiner Studirſtub. auf und nieder. In dem geſpannten Zuſtande, in welchem er ſich befand, ſuchte er bald dieſes, bald jenes vorzunehmen, um ſich für den Augenblick zu beſchwichtigen. Von den hohen Sterngruppen, die draußen den Nachthimmel bedeckten, ſchweifte ſein Auge wieder zurück zu dem Folianten, welcher aufgeſchlagen über ſeinem Pulte lag und auf deſſen geheimnißreichen Lettern der Schein der Nachtlampe ruhte. Neben dem Buche lag ein Manu-

script, an dem er selbst gearbeitet zu haben schien, und dem er von Zeit zu Zeit noch einige Federstriche hinzufügte. Aber von diesen Beschäftigungen zog es ihn dann wieder zu der halbgeöffneten Thür, an der er alle Augenblicke lauschte, um zu erfahren, wie es in dem nebenbefindlichen Gemach herginge. Dort ließen sich abwechselnd mehrere Stimmen vernehmen, dann wurde wieder Alles still.

Thomas Müntzer trat wieder zum Fenster und öffnete es, um an den scharfgehenden Lüften der Frühlingsnacht sich zu erkühlen, denn sein Kopf war ihm heiß und bewegt. Die Thurmuhr tönte in zwölf langgedehnten Schlägen erst die Mitternachtzeit, und die Stadt lag in tiefer Lautlosigkeit zu Müntzer's Füßen. Sein großes schöngeschnittenes schwärmerisches Auge versenkte sich in den Anblick der Nacht. Die gedankenvolle gerunzelte Stirn schien auf ereignißschwere Dinge zu sinnen. An diesem Gesicht waren besonders die großen geschweiften Augenbrauen bemerkenswerth, welche hochfliegende Plane und den Muth, sie auszuführen, verriethen. Der etwas aufgeworfene beredte Mund deutete eine weite Welt von Gedanken und Entschlüssen an, und milderte zugleich die Kühnheit und Heftigkeit der-

ſelben durch einen ſchönen lieblichen Zug, welcher die Mundwinkel belebte.

Herr Müntzer betrachtete nachſinnend die vor ihm ruhenden Gaſſen und Häuſer der Stadt, welche die Träume der Nacht ganz in ihr Schattenreich eingeſponnen zu haben ſchienen. Erſt ſeit Kurzem hatte er dieſe Pfarrſtelle in dem freundlichen Allſtedt angetreten, und war froh, an dieſem Ort, wo er der Freunde und Anhänger manche gefunden, mit einiger Sicherheit von ſeinem bisherigen wechſelnden Leben ausruhen zu können. Nachdem er zu Braunſchweig, Zwickau und Prag abwechſelnd ſich aufgehalten, um durch Lehre und That die beſſere Zeit anzuregen, und da er nirgend die Wirkſamkeit hatte erlangen können, die ihm nach ſeinem Verſtändniß des geiſtlichen und weltlichen Druckes, der auf der Menſchheit lag, Noth zu ſein ſchien, ſo faßte er jetzt, in ſeinem neuen Wohnort, günſtigere Hoffnungen, das Werk, das ihm vorſchwebte, anzufangen und zu vollenden. Und morgen, im Frühlingsſonnenſchein des erſten Oſtertages, wollte er öffen und vor aller Welt ſein neues Beginnen zeigen und eine freie große That thun, zu der ſich ſeit lange ſein ganzes Weſen geſpannt hatte. Dieſer That, die er in der Kirche, mit-

ten unter ſeiner Gemeinde, zu vollführen gedachte, jauchzte ſeine innerſte Seele entgegen, und es ſchien ihm von ſegensreicher Bedeutung, daß ſie am Auferſtehungsfeſt, unter den Feierklängen des heiligen Oſterſonntag, und beim erſten Grünwerden des jungen Jahres, ſich erheben und in die Welt treten ſollte.

Mit der verhallenden Mitternachtsſtunde trat jetzt auch das Bewußtſein, das große Oſterfeſt ſeines Wirkens ſei herangekommen, immer drängender in Münzer's Gemüth, und die leidenſchaftliche Ungeduld der Begeiſterung trieb in dieſem Augenblick Schweißtropfen auf ſeine Stirn. Er ſeufzte hoch auf in der Bangigkeit und Größe ſeines Gefühls, von dem ihn jedoch das Geräuſch, das in der anſtoßenden Kammer vorging, wieder abzog. Er eilte abermals zur Thür und lauſchte, denn es war das leiſe Wehklagen ſeiner Frau, das ihn ſo beſorgt machte, und ſeine Gedanken kreuzte. Nachdem er einen Augenblick in das Gemach getreten und ſeinem Weibe, das er innigſt liebte, in ihrem bedenklichen Zuſtand Troſt eingeſprochen, kehrte er wieder an ſein Studirpult zurück, und ſchrieb an dem Manuſcript, das er begonnen, einige Stunden hintereinander, ohne aufzublicken.

Unterdeß entſtand ſchon in dem Städtchen unten, obwohl die Nacht noch in aller Schwärze dunkelte, eine lebhafte Bewegung. Die Stadtthore wurden geöffnet, und mehrere Wagen raſſelten durch die Stille der Straßen, über das holperige Steinpflaſter. Eine größere Anzahl von fremden Gäſten aller Art kam bald darauf zu Fuß angezogen, und in den ſonſt ſo menſchenleeren Gaſſen von Allſtedt fand plötzlich, aller Gewohnheit und aller nächtlichen Ruhe zum Trotz, ein Hinundertreiben Statt, wie es keiner der Einwohner je erlebt zu haben ſich erinnern konnte.

Das ſind meine Freunde, meine Anhänger! rief Thomas Münzer, nachdem er der zunehmenden Bewegung gehorcht hatte und nun erhitzt von ſeiner Arbeit aufſprang. Sie kommen, ſie ſammeln ſich von Nah und Fern, und alle umliegenden Städte und Ortſchaften ſenden ihre beſten Männer, zu Zeugen des neuen Werkes, das ich morgen der Chriſtenheit aufſtellen will, und womit ich den Anfang machen will, um die wahre und ächte Anbetung des lebendigen Gottes auf Erden einzuſetzen!

Hier iſt mein Werk! fuhr er fort, indem er die Bogen, an denen er geſchrieben hatte, ergriff und feier-

ſich in die Höhe ſchwang. Dies iſt die deutſche Meſſe, das heilige Amt in unſerer deutſchen Sprache, in des Volkes Sprache, in der Sprache des Geiſtes, der aus dem Volke ſpricht, und in dem auch das Volk ſelig gemacht werden ſoll! Und morgen, zum Dienſt der Oſtern, werde ich ſie zum erſten Mal abhalten, die deutſche Meſſe, daß der geſammte römiſche Pfaffentroß darüber zu Schanden werden ſoll, die ganze deutſche Nation aber ſich daran erheben wird. Soll aus der deutſchen Nation noch etwas werden, ſoll ſie eine freie, geſunde und ſelige Nation werden, ſo muß ſie vor allen Dingen danach trachten, all die römiſchen Zauberformeln, mit denen man ſie in den Bann geſchlagen hat, von ſich abzuſchütteln! Zweierlei Fußangeln hat man dem deutſchen Mann ſo lange elendiglich gelegt, daß er ſich zu keiner ächten Chriſtenwürde erheben konnte, nämlich das römiſche Recht und den römiſchen Gottesdienſt. Dem gemeinen Mann, welcher zu den lateiniſchen Redensarten kein Verſtändniß in ſich trägt, hat es wohl ſchon manchmal das Herz abgeſtoßen, daß er gerichtet und erlöſet werden ſoll durch die fremden Bannformeln, die zwar äußerlich an ſein Ohr ſchlagen, aber nicht dringen können auf ſeines Geiſtes rechten menſch-

lichen Grund, auf dem Gott allein wachſen und lebendig werden kann! Das römiſche Recht hat uns die Erde verdorben, und die römiſche Meſſe den Himmel, welchen ſie dem Volke gewiſſermaßen mit Brettern zugeſchlagen hat. Und wenn die Bretter auch mit hübſchen bunten Figuren bemalt ſind, ſo ſind und bleiben es doch Bretter, und Rom iſt und bleibt Rom! Warum ſprichſt Du lateiniſch, Pfaff, mit dem Gott Deinem Herrn, der doch deutſch verſteht, weil er Alles verſteht, was wahrhaft aus Herz und Nieren kommt! Und die liebliche und herrliche deutſche Sprache iſt, wenn eine, die Sprache aus Herz und Nieren, und wird von Gott verſtanden und wohlgefällig aufgenommen werden! Wer es ehrlich meint mit ſeinem Volke, der gehe auch in ſeines Volkes Namen ein in das Himmelreich! Iſt es doch Zeit, daß wir endlich einmal auch als deutſche Nation mit Gott anfangen, damit er uns anerkennt als ſein eigen, als ein freies deutſches Gottesvolk, was wir nur durch ſeine Hülfe werden können! Denn noch ſind wir es nicht, und damit wir es werden in allen unſern Einrichtungen, habe ich zuerſt durch meine Meſſe dahin geſtrebt, daß wir zuvörderſt vor Gott als eine deutſche Nation anerkannt würden! Darum will ich morgen am Oſter-

feſt deutſch mit ihm reden, aus kräftiger und getroſteter Lungen, wie es einem deutſchen Mann geziemt, und Ihr alle, meine Freunde, die ich ſchon zeither durch meine Predigten dazu vorbereitet und eingeladen habe, und die Ihr jetzt in Schaaren heranwallt zu dieſer groſſen Feier des deutſchen Nationalgeiſtes, Ihr ſollt mit mir dahin trachten, daß uns Gott auch als Deutſche ſelig werden läßt, und uns zu der chriſtlichen Freiheit begnadigt, ohne die eine Nation lieber von der Erden vertilgt werden ſollte! Und in dieſer Schrift hier habe ich nun nach reiflicher Ueberlegung, und wie Geiſt und Gewiſſen es mir gerathen, das deutſche Amt, wie es ſein ſoll, und wie ich es morgen in der Kirche halten werde, zum Druck verzeichnet. Nur ein halbes Werk hat dieſer Luther mit ſeiner Kirchenreformation gethan, da er, außer ſo vielen andern Dingen, auch noch die lateiniſchen Meßpfaffen hat beſtehen laſſen, daß ſie ihre Männlein dürfen machen mit Gaukelworten, und Verſteck ſpielen mit Gott wie mit der Nation, als wären ſie ſelber Hexenmeiſter, und als wäre Chriſtus ein böſer Geiſt, den ſie mit all den bunten Formeln, Worten und Verbeugungen zu beſchwören hätten! Nun, ich will nicht länger in Redensarten fechten mit Dir, Doctor

Martin Luther, aber ich, Thomas Müntzer, will Dir den Weg zeigen, wie Deine Kirchenverbesserung zu einer Verbesserung der Nation ausschlagen muß, wenn sie etwas bedeuten soll! Ich will Dir den Weg der Nation vorangehn, Martin Luther, jetzt mit meiner deutschen Messe, die nach des deutschen Volkes Art, einfältiglich, bieder und freimüthig soll gehalten werden! Und was gilt's, Prophetlein von Wittenberg, bald wirst Du Messe halten wie Thomas Müntzer, dem Gott eingegeben hat, das deutsche Volk frei zu machen nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden! —

Aber ach, werde ich auch Glück haben zu meinem Beginnen? setzte er, nachdenklich in seinen Sessel zurücksinkend, hinzu. Sein Gesicht verfinsterte sich, und trübe Melancholie, die ihn oft in seinen kräftigsten Unternehmungen lähmte, spielte in allen seinen Zügen.

Das ist die schändliche Einrichtung in diesem Mikrokosmos, daß Unglück stärker ist als alle Stärke und spitzfindiger als alle Weisheit! fuhr er dann mit donnernder Stimme auf. Das Glück erhebt selbst die Thorheit zu einer Gottheit. Das Unglück aber macht das göttlichste Unternehmen zu einem Narrenstreich. Und ich bin nicht glücklich, ich weiß es. Glücklich ist der

Käfer, der seinen Flug dem Sonnenschein ausbreitet. Glücklich ist der Stern, der im Frieden der Natur gebettet, nicht aus seinem Gleichgewicht verrückt werden kann. Glücklich ist der Adler, der sein Aas wittert. Alle diese sind glücklich, weil das süße Verhängniß der Creatur sie bändigt, und weil sie durch all ihr Thun nie aus der Hand der Natur herausfallen. Aber der Mensch ist unglücklich, weil ihn gerade seine besten Thaten von dem Frieden der Creatur losreißen. Darum fühlt sich Jeder zuerst so einsam, der etwas Großes will, und verdient Strafe, daß er es will. Ihm wäre besser, er hätte sich mit den Schafen zu Bette gelegt, und wäre mit den Schafen wieder aufgestanden, als daß er das Verhängniß, welches alle Creaturen bindet, mit seines Geistes Vorwitz zu durchbrechen trachtet. Darum fühle ich mich jetzt der Natur entrissen, indem ich mein Werk beginnen will, weil ungewiß ist, was des Menschen Wille versucht. Und die Sicherheit der Creatur schwindet mir fernab, ich aber stehe einzeln und preisgegeben in der Schöpfung, und bange um den Sieg, um dessen willen ich mich vereinsame! —

Einem dumpfen Starrsinn sich überlassend, vernahm Thomas Münzer nicht mehr, was um ihn her vor-

ging. Selbſt ein lauter Schrei in der anſtoßenden Kammer ſchreckte ihn nicht auf. Sein Geiſt war ganz in innerliche Geſichte vertieft, wie ihm das öfter begegnete, und dann ſchien ſein Sinn wie in einer unendlichen Ferne feſtgehalten. Ein Klopfen auf die Schulter und Ziehen an ſeinem Aermel brachte ihn endlich, nach wiederholten Verſuchen, zum Beachten ſeiner Umgebung. Es war die Wärterin ſeiner Frau, welche lange hinter ihm geſtanden, um Herrn Münzer die Nachricht zu bringen, daß ihn ſeine Frau ſo eben mit der Geburt eines Sohnes beſchenkt habe.

Hinweg von mir! ſchrie der Auffahrende wie im wilden Traum ſie an. Was habe ich damit zu ſchaffen? Mir wird kein Sohn geboren, denn ich ſtehe einzeln und abgeriſſen in der Natur. Was ſoll mir ein Sohn, der ich nicht Frieden und Freude mehr an der Creatur habe! Hinweg, hinweg! Mich freut nichts eher wieder in der Welt, als bis ich geſehen habe, daß in dieſer Welt noch gute Gedanken zu guten Thaten werden können! Iſt dies nicht mehr der Fall, dann lohnt es auch nicht mehr der Mühe, in einer ſolchen Welt Vater zu ſein und das armſelige Geſchick der Creatur fortzupflanzen, von der ich mich dann losſagen will

von nun an und in Ewigkeit! Denn wie ſoll ſich die Hoſtie in den Leib Chriſti verwandeln, wenn ſich der Gedanke nicht mehr in die That verwandeln will? Gelingt's mir aber was ich will, gelingt mir des guten Gedankens Verwandelung in die gute That, dann, dann grüßt mich als Vater im Reich der gottbegnadigten Creaturen, dann nehmt mich wieder auf in die harmoniſche Kette der Natur, dann laßt mich herausſproſſen als grünen Zweig, der wieder Zweige trägt, aus dem allesbeſchattenden Baum der Schöpfung! Dann ſoll meine Seele zu einem donnernden Jubelpſalm werden, und durch alle Sphären ſoll mein Lied erklingen, mein Lobelied: daß der Geiſt nicht mehr allein und einſam ſteht, ſondern aufgenommen iſt in den Frieden der Schöpfung und in die Erfüllung der Natur, wie alles andere Geſchaffene! — So lange aber packt Euch noch wieder zum Teufel, von dem Ihr kommt, Ihr, die Ihr mir heut einen Sohn meldet, und entrinnt meinem Zorn über die Botſchaft, die mir jetzt keine Freude ſchenken kann! —

Mit wüthender Gebärde jagte er die Magd fort, und als er wieder allein war, ſteigerte ſich ſeine Heftigkeit noch immer mehr. Er tobte in ſeinem Zimmer

auf und nieder, und ward ſo unruhig, daß er ſich kaum mehr zu laſſen wußte. Sich zum Fenſter hinausbiegend, und beide Arme weit in die Nacht hinein ausbreitend, ſchrie er mit lauter, gewaltiger Stimme: Feuer! Feuer! auf die Straße hinunter. Und als es danach in einigen Häuſern der Nachbarſchaft ſich regte, und mehrere Menſchen vor der Thür ſich zu verſammeln anfingen, warf er klirrend das Fenſter zu, und ſagte erſchrocken zu ſich ſelbſt: nun werden die Thoren mit ihren Spritzen kommen, und doch brennt es nirgend, als in mir ſelbſt, eine Feuersbrunſt, die nicht mit Waſſer zu löſchen, denn es iſt eine Flamme, die alle Eingeweide frißt, und aus dem Geiſt eine Fackel der Zwietracht ſchafft! —

In dieſem Augenblick klopfte es von draußen mit einer gewiſſen Behutſamkeit an die Stubenthür, und auf Müntzer's ſcheltendes: Herein! zwängte ſich vorſichtig durch die nur halb geöffnete Thür ein kleiner ſchmächtiger Mann, in dem Müntzer, alsbald beſänftigt, ſeinen wohlgeſinnten Freund und Amtsbruder, Herrn Simon Haferitz, erkannte. Dieſer war der zweite Prediger in Allſtedt, und Müntzer hatte hier an ihm einen begeiſterten Genoſſen ſeiner Anſichten und

einen treuen Gehülfen in der Ausbreitung ſeines Werkes gefunden.

„Du kommſt ja mit einer Miene, als wollteſt Du mir den Teufel austreiben, Freund Simon! rief ihm jetzt Müntzer entgegen. Tritt getroſt näher, ich bin nicht beſeſſen. Du ſanftwandelndes Lamm in Zion, erſchrickſt Du, nun die heilige Brunſtzeit des Jahrhunderts gekommen, wo die Böcke ſtößig werden? Warte nur, bald ſind die Schatten dieſer Nacht verronnen, und der Hahn hat ſchon gekräht, und Thomas Müntzer hat ſein: Feuer! Feuer! in die Welt hinaus geſchrieen. Und aus dieſem Feuer, jetzt noch wild und dunkel in mir, wird ſich morgen eine Oſterſonne abklären, rein und lieblich, und wird ein Licht ausgießen, das ſo lange vermißt war von unſerer heilsbedürftigen deutſchen Nation! Ach, dieſe Nacht bis zum Morgen wird mir ſchwer und bang, geliebter Bruder, und eine ſolche Nacht, wie ſie Chriſtus auf dem Oelberge verbrachte, müſſen wir Alle nach ihm erleben, die wir uns zu einer guten That vorbereiten, denn jede gute That in dieſer Zeit iſt doch nur ein bitterer Kelch, der beſſer von uns genommen würde! Und ſiehſt Du den Blutſchweiß von meiner Stirn tropfen, Simon Haferitz?

Beginne doch nur mit Ruhe Dein groſses Werk, ſehr ehrwürdiger Freund und Amtsbruder! ſprach der zweite Pfarrer von Allſtedt. Ich habe die Nacht im Gebet für Dich hingebracht, und da ich Licht in Deinen Fenſtern ſah, vermuthete ich von Dir desgleichen. Nun aber trieb mich Dein Schreckensruf aus meiner ſtillen Klauſe herüber, und ſtatt des befürchteten Unglücks finde ich Dich ganz wohlbehalten, nur in einer nicht ganz chriſtlichen Aufregung, und höre im Gegentheil hier im Hauſe, daß Dir Urſache zur Freude geworden, dermalen Dir Dein vortreffliches und tugendſames Frau Gemahl in dieſer Oſternacht ein Knäblein zur Welt gebracht hat. Nun höre, Thomas Müntzer, dies iſt gerade jetzt eine heilſame Vorbedeutung, die Du mit Dank von Gott empfangen mußt! Als eines neuen Lebens Urheber erſcheinſt Du uns, Deinen Freunden und Anhängern, und wir glauben an Dich als an den wahren lebendigen Geiſt, welcher gekommen iſt, den todten Buchſtaben, der uns und der ganzen deutſchen Nation Gewalt angethan, zu vernichten! Und unſere Stadt iſt ſchon voll von Deinen Schaaren, Müntzer, und immer Mehrere ſtrömen herbei, um Gemeinſchaft an dem Heil zu haben, das von Dir ausgehen wird!

Aber nun zeige Dich auch als wahrer Heilspriester in der einfachen Gestalt des Friedens, des geistigen Friedens, den Du der Kirche und der Nation bringen willst, und scheuche die finstern Dämonen von Dir, die Dich jetzt zu einem heidnischen Tanz verlocken wollen, und deren wirbelndes Drehen schon Dein Haar emporgesträubt hat!

Ach, Simon, Du kennst nicht die Leidenschaft einer gottgetriebenen Seele, in welcher der Geist der Zukunft umgeht! rief Müntzer, milder werdend, und reichte seinem Freunde treuherzig die Hand hin. Du greifst lächelnd nach der Frucht, und Dich berühren die Stürme nicht, die sie Dir vom Baume geschüttelt haben. Du bist mir eine fromme und getreue Seele, und Deine Billigung soll mir immer zur Seite gehen. Was ich mit Aengsten schaffe, sollst Du in Ruhe genießen, und wenn ich als Sturmwind über die Haide fege, sollst Du in Deiner Hütte sitzen und den süßen Lohn davon verzehren. Aber stutze mir nur nicht zu früh die Schwingen nach dem Alltagsmaaß, mit der Traubaffenscheere, Simon Haferitz, daß mein Flug nicht so matt, niedrig und träge wird, wie der des Martin Luther! Dieser Luther, fängt er nicht an, dem deutschen Volk

mehr Schaden zu bringen, als je das Papſtthum ſelber geſchadet hat? Er will die Nation überreden, daß er eine hinlängliche Reformation zu Stande gebracht habe, und darunch lullt er ſälichlich die jungen Triebe des Volkes wieder in den alten Schlaf der Knechtſchaft ein! Er will Alles auf den bloßen Glauben ſchieben, ſeinen thatenloſen Glauben, durch welchen allein noch unſerer deutſchen Nation nicht geholfen werden kann! Allerdings hat er den Glauben gereinigt und verbeſſert, aber wenn Ihr näher zuſeht, hat er doch nur des Glaubens äußerliches Kleid Euch geflickt und etwas ſäuberlicher zurecht genäht. Vom Papſt in Rom hat er Euch losgekettet, aber den Papſt in Eures Herzens Herzen, die Unfreiheit, die an der Wurzel Eures Nationallebens nagt, hat er Euch gelaſſen und beſtätigt. Das Fegfeuer hat er beſtritten, und wen es gebrannt hat, der bedanke ſich dafür bei ihm, aber die Tyrannei der Fürſten, Junker und Pfaffen im Lande brennt hitziger denn alles Fegfeuer, und Martin Luther hat durch ſeine Predigt vom knechtiſchen Glauben, den er in des armen Volkes Wunden geſchmiert, noch ganze Holzſtöße zu dieſem Brand zugetragen. In Summa, es fehlt ſeinem Wirken der Stachel des Lebens, und darum iſt er nicht auf

den Grund gedrungen, ſondern an der Oberfläche hangen geblieben. Denn es iſt nicht genug, daß wir nicht mehr eine römiſche Kirche ſind, wir müſſen auch eine ächte und reine Kirche der Kinder Gottes werden, und nur der iſt ein wahres Kind Gottes, der zugleich ein wahres Kind ſeines Volkes iſt! Der frei gewordene Chriſt muß auch ein freier Deutſcher ſein, ſonſt iſt ſein Chriſtenthum all eitel, und ſeine Freiheit all eitel! Haben wir durch Lutheri Trachten aufgehört, eine römiſche Kirche zu ſein, ſo wollen wir doch auch als Kirche von Neuem wiedergeboren werden zu einem ganzen und friſchen Leben, was ſich Luther gar nicht in rechten Bedacht gezogen. Und unſere Wiedergeburt zu einer ganzen Kirche, zur Kirche der wahren Kinder Gottes, kann nichts anderes als zugleich eine Wiedergeburt der Kinder unſeres Volkes, eine neue nationale Erzeugung, ſein. Es iſt die chriſtliche Freiheit, die wir recht erfechten müſſen, um recht ſelig zu werden. Sind wir nicht mehr eine römiſche Kirche, warum ſind wir denn nicht eine deutſche, und was hat Luther gethan, uns als Deutſche ſelig zu machen? Ich aber will eine deutſche Volks-Kirche, denn ich will den lebendigen Gott, und trachte ſchon lange nach ihm mit all meines Her-

zens Haſern. Schon als kleiner Bub hab' ich ihm nachgetrachtet, und habe ihn begehrt, als ich noch auf den Schulen zu Halle und Aſchersleben war, und dort in meinem Knabenſinn eine Verſchwörung anzettelte gegen den Erzbiſchof von Magdeburg, es war damals Herr Ernſt, der hinterm das Zeitliche geſegnet hat. Was ich aber als Bube thun wollen mit noch vier andern Buben, nämlich das ganze Chriſtenthum reformiren, das will ich als Mann gemeinſam mit dem ganzen deutſchen Volk verſuchen, und wäre als Mann jetzt ein recht bübiſcher Bube, verſuchte und thäte ich es nicht! Denn Alles ſchreit und lechzt danach, und der allgemeine Nothſtand unſerer Zeit iſt zu arg. Schon vor zwei Jahren wandte ich mich darum in meines Geiſtes Drang nach Böhmen, wo ich vermeinte an den Huſſiten Unterſtützung zu finden. Und meine Trutz- und Schutz-Schrift wider die Papiſten, die ich zu Prag mit eigner Hand öffentlich angeſchlagen, war ein donnernder Wetterſtrahl, der auch in Dein Herz getroffen, Simon Haferitz! Denn nachdem Du von meinen Worten gehört, liebteſt Du mich, und ſchickteſt mir einen Brief als Liebeszeichen in die Ferne! Und warum liebteſt Du mich? Weil ich zu Prag den lebenden und to-

denden Gott, der in unſern Werken ſich offenbart, angekündigt, und den ſtummen und todten Gott, der Verſtockens mit uns ſpielt, als Götzen verworfen habe! Weil ich dort geeifert wider den unverſtändigen Glauben, der ſich zu hochmüthig hält um Rechenſchaft von ſich zu geben, und doch nicht Kraft genug in ſich hat, ein Grundpfeiler des öffentlichen Lebens zu ſein! Weil ich verkündet, wie das Unweſen der Kirche nichts Anderes als eine öffentliche Unzucht der Seelen, und daß eine rechte Zucht des ganzen Lebens unſeres Volkes daraus gemacht werden müſſe! Weil ich mich als einen Taglöhner des Himmels hingeſtellt habe, der gedungen iſt auf Erden um einen Groſchen, mit ſcharfer Sichel die Ernte abzuſchneiden! Weil ich die erneuerte apoſtoliſche Kirche geweiſſagt, die wieder erbaut werden ſoll aus unſeres ganzen Daſeins heiligſtem Leid und Blut, ächt, einheitlich und alle Gläubigen umfaſſend, und nicht mehr ein ſo vermiſchter und verdorbener Klumpen, wie die römiſchen Pfaffen daraus gemacht haben. Um des Allen willen, Simon Haferitz, haſt Du mir Dein Herz geſchenkt, und ich ruhte dankbar an ihm, denn ein geſchenktes Herz iſt Gottes Gabe! Und nachdem ſie mich aus Prag vertrieben und ich nirgend eine Stätte und

Heimath finden konnte für mein gottgetreues Streben, da kam ich um Deiner Liebe willen hieher nach Allſtedt, und ſiehe, es gelang mir, hier die erſte Gemeinde der Zukunft zu gründen! Nun habe ich die deutſche evangeliſche Meſſe ausgearbeitet, und habe dazu auch von Pſalmen und Geſängen, was mir paſſend ſchien, in unſere verſtändliche deutſche Sprache übertragen. Alles mit Deiner Hülfe, getreuer Bruder! Und nun wir ſo weit gekommen ſind, ſollſt Du mir auch nicht die Freude verderben durch Mißnehmen meines ſonderbaren Weſens. Wen der Geiſt treibt, den treibt er gewaltig, und der kann nicht zierliche Schritte meſſen, wie eine Jungfer, ſondern muß drauf und dran! Simon, wenn die Welt oft ſchreit: der Teufel iſt los! ſo heißt das nichts Anderes als: der Geiſt iſt los, und beginnt zu ſchaffen! So laß denn den Teufel los ſein, Simon, Simon!

Mein Vertrauen zu Dir iſt gränzenlos, Münzer! antwortete feierlich der gute Simon Haferitz. Nur in einem Dinge werden wir wohl nie zuſammenſtimmen, und das betrifft den großen Doctor Martin Luther in Wittenberg. Der iſt doch offenkundig ein erleſenes Werkzeug des Herrn, und Gott gab ſeinem Charakter

die gehörige Mischung von Tapferkeit und Demuth, darum wird er immer ein wohlthätiger Hebel sein für unsere neu werdende Zeit! Und Deine und seine Wege dürfen sich, zum Heil dieser Zeit, nicht trennen, Thomas Münzer! Du stehst ihm nicht nach in keinem Ding, dem Martin Luther, und gehst ihm in vielen voran, sogar in der Kenntniß der heiligen Schriften, in der Du so gelehrt, tief und gründlich bist, daß es Niemand ohne Erstaunen betrachten kann. Aber im Wesentlichen ist doch dieser Martin Luther, weil der Geist der Demuth über ihm ruht, Dein Meister, und soll Dein Vorbild sein, und nur Arm in Arm mit ihm wirst Du Dein Werk krönen. Du bist berufen, es mit Luther zu halten!

Nimmermehr! schrie Münzer, und in sein Gesicht trat ein unbeschreiblicher Ausdruck von Zorn und Erregung. Wüthend rannte er das Zimmer auf und ab, und blieb endlich, wie betroffen, und immer nachdenklicher werdend, vor dem großen Folianten stehen, welcher auf seinem Pult aufgeschlagen lag.

Sieh her, Haferitz, und lies! rief er dann seinem Freunde zu, indem er das Titelblatt umwandte.

Mit ſeiner ehrlichen Miene trat der Andere herzu und las gemeſſen und deutlich: Joh. Thaulerii Sermones. Augspurg 1508.

Ja, Thauler! rief Münzer mit dem ihm eigenen Jubelruf der Begeiſterung. Das iſt mein Meiſter, mein Vorbild, mein Lehrer! Mit ihm hebt das Reformationswerk der Chriſtenheit an, und Thauler iſt der erſte Rieſe dieſer Reformation, wie Luther der erſte Zwerg derſelben! Das iſt ein großer Philoſoph, ein großer Gottesliebling, ein großer Prediger in der Wüſten! In ſeinen Worten kommen die Urgewäſſer der wahren Erkenntniß herangezogen, und brauſen und ſauſen uns durch Mark und Bein, daß wir zuerſt gereinigt, dann erleuchtet, und zuletzt vereinigt werden mit dem wahrhaftigen Gott des Lebens! Und das ſind die drei Grade des Heils, deren ich durch meinen Lehrer Thauler theilhaftig geworden bin, und mit denen er mich gerüſtet und gewappnet hat vom Kopf bis zur Zehen! Durch Thauler bin ich in die ächte Einheit mit Gott hineingetreten, und dieſe Einheit, welche der Liebesgrund alles Daſeins iſt, will ich nun auch in die Nation verpflanzen, und will das deutſche Volk zu einem ächten Kinde Gottes machen, wie es bisher ein

Wechſelbalg der Fürſten und Pfaffen war! Das hat mich Johann Thauler gelehrt, von dem zuerſt ein reiner evangeliſcher Geiſt in die Welt ausgegangen. Aber nun ſage mir, was mich dieſer Martin Luther gelehrt hat? Er will mich lehren, aber er hat mich nicht gelehrt, daß wir den Fürſten und Obrigkeiten Gehorſam ſchuldig ſeien, auch wenn ſie uns an Leib und Seele verderben wollen! Er will mich lehren, aber er hat mich nicht gelehrt, daß die chriſtliche Liebe und Demuth ein knechtiſches Herz haben könne! Dagegen aber hat mich Johann Thauler die wahre chriſtliche Minne gelehrt, die Minne, welche keinen andern Zwang kennt als den Zwang der Liebe und nur aus freiem Herzen ſich zwingen läßt zu dieſem Zwang, aus dem alles Geſetz und alle Freiheit ſtammen. Und daß Thauler größer iſt denn Luther, weiß Niemand beſſer als Luther ſelbſt. Hat er doch in ſeinen eigenen Schriften ſo viel Worte und Gedanken vom Thauler entlehnt, daß man deutlich ſieht, womit der Haſe am liebſten geſpickt werden mag! Nun ſage mir doch noch einmal, Simon Haſerig, wer Münzer's Lehrer und Meiſter ſein ſoll?

Simon ſchüttelte ſein ehrenwerthes Haupt, denn er war noch nicht mit dem Freunde einerlei Meinung dar-

über, aber Thomas Münzer fuhr mit immer größerer Heftigkeit über diesen Gegenstand zu reden fort.

Und weißt Du, sagte er, was mich der große Thauler noch gelehrt hat? Er hat mich gelehrt, unsere liebe, tiefe und süße deutsche Sprache zu gebrauchen, und die göttlichen Dinge darin abzuhandeln, wie er denn selber zuerst im deutschen Ausdruck das Höchste ergründet und ihn für das Höchste gebildet hat! Darum ist er mir Vorbild gewesen bei meiner deutschen Messe, die ich in seinem Geist, nach dem Sinn der ächten deutschen Gottseligkeit, entworfen habe und ausführen werde! O Thauler, mein Vater, o Thauler, mein Freund, nahe Dich mir, und schenke mir Deinen Beistand! Bist Du nicht täglich bei mir im Geist, obwohl uns zwei Jahrhunderte trennen? Wie manche Stunde sitze ich nicht zu Deinen Füßen, Unsterblicher, und esse und trinke mit Dir von der Speise der Ewigkeit, und neige mein Haupt zu Deinem Haupt, und lasse mich mit Dir zusammen segnen von der geheimnißvollen Kraft, die in Dir lebte! Mir hat einmal geträumt, daß in der wichtigsten Stunde meines Lebens der große Thauler mir persönlich erscheinen würde! Erscheint uns doch Gott auch, wenn wir recht eins mit ihm sind, und offenbart

uns, Geist an Geist und Herz an Herz, die Grundherrlichkeit alles Lebens. Und bricht nicht mit diesem Ostermorgen die wichtigste Stunde meines Daseins an? Erscheine, erscheine, Dominicaner! Dominicaner, ich bin in Liebe gewaltig zu Dir hingezogen, denn ich will in Deine Fußstapfen treten! Dominicaner, Du Nachtigall Gottes, ich höre Deinen Gesang aus der Ferne der Zeiten, und mir hüpft das Herz im Leibe, zu singen wie Du! Nachtigall Gottes, Nachtigall des deutschen Volkes, komm herangeschmettert durch das Dunkel der Zeiten, und lehre mich singen von Freiheit und Liebe den weltererschütternden Gesang! Thauler, Thauler, ich höre Deine Thränen rauschen, die Du einmal in ununterbrochenem Weinen Jahre lang geweint hast über das Elend der Völker! Und der Pöbel nannte Dich wahnsinnig dafür! Komm, komm, denn auch mir ist das Auge naß von jahrelangen Thränen, mein Auge, das an der Betrachtung dieser Zeit fast erblinden möchte! Komm, und laß mich weinen und immer weinen zu Deinen Füßen, während der Pöbel mich wahnsinnig schilt! — Ha, bist Du es? — —

Münzer erbleichte, und starrte jetzt regungslos in die eine Ecke des Zimmers zunächst dem Fenster, durch

welches die erſte graue Dämmerung des Morgens hereinſtiel. Die auf und nieder zitternden Schatten der mit dem Tage kämpfenden Nacht ſchienen eine Geſtalt zu weben, die immer leuchtender, ausdrucksvoller und lebendiger wurde. Ein leiſer Windſtoß durchzitterte das Gemach, dann erblaßte die Erſcheinung, und an der Stelle, wo Thomas Münzer ſie erblickt hatte, ſpann ſich ein glänzender Nebel aus, welcher bald das ganze Zimmer erfüllte. In demſelben Augenblick war die Sonne am äußerſten Rand des Morgenhimmels emporgeſtiegen und ſtreute ihre erſten Gluthflecken aus. Münzer's Stirn wurde zuerſt von einem aufflammenden Schimmer der Morgenröthe getroffen, und das Feuer umloderte ſein Haupt wie mit einem blutrothen Kranz. Auf den Gehöften draußen krähte der Hahn. Thomas Münzer ſtund unbeweglich wie im tiefſten Traum, ſein Körper war in einer ſchwebenden Haltung vornübergebeugt, als ſei er einem Geiſt, der ihn heimgeſucht, in die Weite nachgeeilt.

Erſt die Stimme ſeines Freundes Haferitz, der ſich mit ängſtlicher Sorgfalt um ihn zu ſchaffen machte, vernahm er nicht. Erwache, erwache, Thomas! ſchrie ihm dieſer ins Ohr. Erwache von Deinem heidniſchen

Traumbild, das Dir die Sinne bethört und Dich durch die Kobolde der Phantaſie in die Gewalt des Böſen liefert. Schaue um Dich, ſiehe, hier ſind die Wärterinnen gekommen, und haben Dir Deinen erſtgebornen Sohn gebracht! Schließe ihn an Dein Vaterherz, und lerne in ſeinem Lallen wieder die einfache Natur verſtehen!

Das Kind, das von den Mägden dargebracht worden, regte ſich jetzt, und ſtieß einen gellenden Schrei aus, welcher Müntzer's Aufmerkſamkeit erregte. Freudig ſchrak er zuſammen, warf einen ſeiner durchdringenden Feuerblicke auf das Kind, und ſtürzte mit lautem Jubelruf zu ihm hin.

Du ſchreiſt, Du weinſt, Du lebſt? rief er aus, indem er es unaufhörlich küßte, und an Liebesbezeugungen ſich nicht genug thun konnte. Ja, jetzt freue ich mich, Du Kleines, ich freue mich Deiner Geburt, ich freue mich doch! Ich weiß, warum Du mir geboren biſt in dieſer Stunde, und ich nehme Dich an meine heiße Bruſt, wo Du mir die Sehnſucht nach neuem Werden, neuem Daſein durch Dein neues friſches Daſein ſtillſt und kühlſt!

Dann ſank er auf ſein Knie nieder, und faltete ſeine Hände über dem Haupte ſeines neugebornen Kindes.

Mein Kind, Dein neuer Lebensſchrei hat mich geheilt und geſund gemacht! ſagte er mild und weich. Du kleiner geheimnißvoller Wurm, du Funke von einem räthſelhaften Feuer, du holder Anfang ohne Ende, wie kannſt Du mir denn mein Herz ſo froh und leicht machen? Ach, Du lächelſt und weinſt zu gleicher Zeit, und ſo, lächelnd und weinend, iſt der Anfang alles Lebens, aller That, aller großen Unternehmung! Es iſt der in Schmerzen geborene Jubel, der auch mich jetzt zu meiner That treibt, zu meiner That eines neuen Lebens in unſerm Deutſchland! Mein Kind, mein Kind, eine neue Exiſtenz bricht mit Dir an, und eine neue Zeit! Sei mir geſegnet, und ſegne auch mich und meine That, Du Kind, das noch mitbringt auf ſeinem eben gebornen Haupt den Thau der göttlichen Gnade und den erſten Segen der ewig hervorbringenden Natur! Ja, von dieſem Segen bringſt Du mir etwas mit, und er allein kann mir helfen, der Segen des freien Werdens in der Natur! Und ich will Dich taufen, mein Kleines, mit Salz und Oel, mit dem ſcharfen und mit dem milden, mit dem anreizenden und mit dem geſchmeidigen-

den Element des Lebens, denn es thut jetzt der Welt, die erſchlafft und widerſpenſtig zugleich iſt, Noth, daß ſie in dieſer Miſchung von Neuem getauft und dadurch von ihrem Siechthum erlöſet werde! Und ſo will ich nach Dir alle Kindlein, die mir gebracht werden, mit Salz und Oel taufen. Du aber ſollſt mir heißen Felix Eleutheros Müntzer, denn Felix und Eleutheros ſollſt Du werden, wie die Zeit ſelbſt, der Du angehörſt, Glücklich und Frei, glücklich durch Freiheit und frei durch Glückſeligkeit! — —

In dieſem Augenblick entſtand unten vor den Fenſtern des Hauſes ein lautes und anhaltendes Getümmel. Müntzer's Name wurde von jauchzenden Stimmen wiederholt ausgerufen, und die Schaaren, die ihm dies feierliche Lebehoch brachten, mehrten ſich zuſehends, bis die ganze Straße von ihnen überfüllt war. Vivat, vivat Thomas Müntzer! Vivat, der Mann der Freiheit! ſchallte es donnernd die Straße herunter, und immer brauſender und vielſtimmiger wurde das Getöſe des zuſammengelaufenen Volkes.

Müntzer war aufgeſprungen, und nachdem er noch einen raſchen Kuß auf die Lippen ſeines Kindes gedrückt, ſtürzte er an's Fenſter, und ſtieß Herrn Simon

Haferitz, der bedächtig zu demſelben ausſchaute, in der Haſt eben nicht glimpflich bei Seite.

Ich komme, meine Freunde, ich komme! ſchrie Münzer mit gewaltiger Stimme zum Fenſter hinunter, und zeigte ſich der Maſſe, die nach ihm verlangte, indem er nach allen Seiten hin winkte und grüßte, ſoviel er nur vermochte.

Heiſa, heiſa, nun ſind die Oſtern da! fuhr er zu reden fort. Und heut will ich Euch predigen den wahren Gott, den Ihr anbeten ſollt in wahren und freien Formen, und mit deutſchem Wort, Ihr meine deutſchen Brüder! Ich komme, ich komme!

Jetzt begannen die Glocken der Kirche zu läuten, und den Beginn des heiligen Feſttages anzuſagen. Langſam ſchwebten die Feierklänge über der unruhig wogenden Stadt, der ſie diesmal ein ſo außerordentliches Ereigniß verkündigten.

Münzer war einen Augenblick ins Nebengemach getreten, wo er ſeinem Weibe einige freundliche Worte zugerufen, und erſchien nun wieder, in ſeinen Talar gekleidet, und zu dem wichtigen Gange bereit. In Begleitung ſeines Freundes Haferitz begab er ſich auf die Straße hinunter und wurde dort von den Haufen

seiner Anhänger noch einmal feierlich begrüßt. Es war ein ſchöner, friſch aufblühender Frühlings-Oſtermorgen, der ſeine Düfte ausſtreute und Thomas Münzer's Haupt fröhlich umrauſchte. Im Triumph wurde er von der Volksmenge, die ihn in ihre Mitte genommen, zur Kirche geleitet. —

II.

Ungefähr eine Stunde von dem thüringischen Städtchen Allstedt lag das Dorf Mallerbach, ein Wallfahrtsort, den das Volk häufig besuchte. Denn obwohl in diesen Gegenden, besonders unter dem Einflusse des edeln sächsischen Fürsten- und Brüder-Paares, des Churfürsten Friedrich und des Herzogs Johann, die neue evangelische, dem Bilderdienst feindliche Lehre schon sehr entschieden Wurzel gefaßt hatte, so stand doch Maria in ihrer Kapelle zu Mallerbach noch nicht verlassen, und der größte Theil der Nachbarschaft wallfahrtete zu ihrem schönen lieben Bild. Alle diese armen Leute hatten auch der Mutter Gottes schon so Vieles zu verdanken, und der von ihr ausfließende Segen wollte nicht enden, da er sich schon von den Vätern auf die Söhne und Enkel forterbte. Ihre holde Gestalt erschien dort jedem Gläubigen in Lebensgröße, und wer sie recht anschaute, der sah, wie ihr die Augen feucht wurden im himmlischen Glanz, und selbst ihr

Haupt neigte ſich mildgefällig zu dem Betenden. Da wurde denn ſo manches Herz danach froh, manches Glied danach geſund, mancher Wunſch beſtärkt und erfüllt. Und die heilige Jungfrau Maria von Mallerbach wurde darum unabläſſig in Ehren gehalten, und ſelbſt aus entfernteren Gegenden kamen oft Pilger zu dieſer Kapelle hergezogen. Ein frommer Klausner, der in einer darangebauten Hütte wohnte, war immer darauf eingerichtet, die Wallfahrer, die ihr Seelenheil hier ſuchten, durch Speiſe und Trank auch am Leibe zu erquicken. Dieſe Wallfahrten nach Mallerbach hatten in der letzten Zeit aus der Umgegend auffallend zugenommen, und es gab ſich darin nicht bloß die Andacht, ſondern auch der Parteigeiſt zu erkennen. Denn je mehr der freiere chriſtliche Glaube und Gottesdienſt durch Martin Luther auf der einen, und durch Thomas Müntzer auf der andern Seite unter dem deutſchen Volke ſich ausbreiteten, deſto eifriger wurden die noch den alten Formen Getreuen in dem Dienſt derſelben, und ſuchten ihm in jeder Art ſeine äußerliche Geltung zu erhalten und zu mehren. Und beſonders hatten in dieſer Gegend jetzt die Neuerungen des Thomas Müntzer und ſein immer wachſender Anhang ſtark gewirkt, und vor-

nehmlich den Bürger und Bauer in eine zwiespältige Gährung verſetzt, ſo daß, während die Einen ſich heftig an Münzer hingaben, die Andern nur eine deſto größere Angſt um ihr ewiges Heil bekamen, und daſſelbe nach mehr als zuvor von Rom und den Bildern erwarteten. —

An einem heißen Junitage des Jahres 1524 ſaß an dem hölzernen Schenktiſch vor des Klausners Hütte ein junger Pilgersmann, welchem der Trunk, mit dem der gute Einſiedler von Mallerbach ihm aufgewartet hatte, ebenſo zu behagen ſchien, wie der kühle Waldſchatten um ihn her. Sein Anſehn war von etwas wunderlicher Art, und auch das Gewand, das er trug, halb einem Pilgerkleid, halb der Tracht eines herumziehenden Handelsmannes ähnlich, ließ zweifelhaft über das Weſen des fremden Geſellen. Er aber raſtete voll Behagens in der Nähe der berühmten Kapelle und ſchaute ſich mit liſtigen und verwegen blitzenden Augen an dem Orte um. Zuweilen blickte er in die Fenſter der Kapelle hinein, mit Gebärden, als wenn er in einen Gucklaſten ſchaute, und lachte dann ſo ſeltſam vor ſich hin, daß es dem Bruder Klausner, der ihn ſcharf beobachtete, durch Mark und Bein ging. Auch

hatte der Fremdling bei ſeiner Ankunft jeden Gruß an die Jungfrau noch verſäumt, und nicht einmal zum erſten Willkommen an Maria von Mallerbach ſein Kreuz geſchlagen.

Laßt uns einmal anſtoßen, Bruder Eremit! rief der Fremde jetzt dem Alten zu, indem er ihm einen Becher aufnöthigte. Sagt mir, thut Ihr denn wirklich an das ſchöne Kind glauben, ich meine die Mutter Gottes, die Ihr da drinnen behütet? Hat ſie mit dem Nicken ihres Hauptes, das Ihr durch Euere Drahtfäden bewerkſtelligt, Euch wohl ſchon ein einziges Mal den Huſten oder Schnupfen vertrieben, den Ihr Euch doch da in Euerer feuchten und dunkeln Klauſe allaugenblicklich holen müßt? Seid Ihr nicht ein Narr, daß Ihr hier wie ein Hund lebt, während Ihr Euere Maria, die doch nur ein Holzbild iſt, wie eine Prinzeſſin kleidet und bedient? Wenn Ihr ein einziges Stück von ihrem Halsgeſchmeide verſchachert, bekommt Ihr ſo viel heraus, daß Ihr in jeder wohnlichen Stadt wie ein anſtändiger Kerl von Euern Zinſen leben, Tags über ſpazieren gehen und Abends im Rathskeller Euern Schoppen trinken und ein Wort mitſprechen könnt über Kaiſer und Reich! Seht, ſeht, das Kleid Euerer Maria

iſt ordentlich mit Perlen geſtickt, was ſage ich, überſäet mit ächten Perlen und Edelſteinen, und die Spangen alle von dickem Gold, das Schlechteſte, was an ihr iſt, iſt von Silber und Seide! Das Alles muß hier im Walde bei Wind und Wetter verkommen, bei Gott, es iſt Jammerſchade! Was meint Ihr, Freund Klausner, wenn wir Handels eins darüber würden? Ihr verkauft mir die ganze Beſcheerung unter der Hand, und ich zahle Euch ein hübſches Sümmchen, gleich baar, daß Ihr, wie geſagt, ein anſtändiger Kerl davon werden könnt!

Ihr ſeid wohl kein rechtgläubiger, chriſtlicher Mann! erwiederte der Greis zitternd, indem er raſch das Zeichen des Kreuzes machte, und den ihm dargebotenen Trunk verweigerte. — So wißt Ihr denn nichts von der Seligkeit des Glaubens, und von der ſüßen Gnade, in Mariä Dienſt zu ſtehen? Ach, und Ihr kommt aus der großen Welt, und habt die Taſchen voll, daß Ihr mir viel, viel Geld geben könntet, und ſeid doch ſo arm und leer an Gnade! Ich aber bin nicht arm und nicht häudiſch, denn jede Perle im Kranze der heiligen Jungfrau deutet mir nur den Reichthum des ewigen Lebens an, zu dem auch ich einſt eingehen werde als ein Ge-

ſchmückter! Und ſo iſt der Schmuck, gegen den Ihr ſo frevelt, mir ein Schmuck meiner Seelen, den Ihr nicht antaſten ſollt!

Baar Geld iſt doch beſſer, Alter! lachte der Geſell. Da hat man's gewiß, und kann ſich genau berechnen, wie man ſteht! Iſt's Euch bloß darum zu thun, für die Seele einen Schmuck vorräthig zu haben, ſo beruhigt doch Euer Gewiſſen. Denn was fragt die liebe Seele nach Schmuck, eine Seele braucht ſich ja gar nicht zu putzen, und wenn ſie nur etwas taugt, wird ſie doch einmal vor Gott dem Herrn als ſchmuck gelten! Darum dächte ich, Alter, Ihr ſchlüget los, und verkaufiet mir gegen ehrliche Zahlung, was Ihr doch nicht mehr lange behalten werdet. Denn ſie holen Euch das Alles doch noch heut ab, und wird kein Stein von dieſer Kapelle auf dem andern bleiben, und was Euch betrifft, ſo wird man Euch ſicherlich noch dazu todtſchlagen! Ihr müßt wiſſen, die Allſtedter haben ſich verſchworen, und als ich heut früh da durchgekommen bin, war ſchon die ganze Verſchwörung von Alt und Jung auf den Beinen. Sie nennen's den Allſtedtiſchen Bund, den ſie da aufgerichtet haben, und Thomas Münzer, der jetzt wie der leibhafte Teufel dort hauſet, iſt des Bünd-

niſſes Haupt, und Alle gehorchen ſeinem furchtbaren Regiment. Da iſt unſer allermächtigſter Kaiſer und Herr, Karl der Fünfte, doch nur ein kleiner Bub gegen dieſen Thomas den Einzigen, der die Welt nicht erſt zu erobern braucht, wie dieſer Karl, ſondern ſie ſchon in ſeinem Bauche hat, die ganze Welt, die ſich neu in ihm wiedergebären ſoll, wie er es ſelber ja ausposaunt. Auch Euerm Wallfahrtsort hier zu Mallerbach will er nun das Glück erzeigen, ihn zu verſchlingen mit Allem was drinnen und draunen iſt, denn Ihr treibt ihm hier zu arg den Bilderdienſt, und die Anbetung Euerer Mutter Maria kann er gar nicht vertragen. Gebt Acht, Bruder Eremit, nun werden ſie Euch auf die Kapelle rücken mit Brandfackel und Schwefelkranz, und kaum noch eine Stunde habt Ihr Friſt, ſo ſind ſie da! Mit der Pracht hier iſt es alsdann vorbei, und das ſchöne reiche Kleid dieſer Maria, mit all ihrem Schmuck, fällt in die Hände der plündernden Rotte. Ich brauchte mich daher gar nicht bei Euch zu bemühen, wenn ich nicht dächte, daß Ihr es mir aus erſter Hand billiger laſſen könntet, als ich es nachher erſtehe. So entſchließt Euch denn endlich, ehe die Aufſtedter kommen!

Für Euere Läſterung wird Euch der Herr ſtrafen! entgegnete der Klausner, ohne aus ſeiner milden Ruhe herauszugehn. Die Allſtedter aber, fuhr er mit gefalteten Händen fort, erwarte ich ſchon den ganzen Morgen, und Ihr ſeht, wie ich deshalb ohne Furcht und Zagen bin. Thomas Müntzer, obwohl ein Feind der Jungfrau Maria und der Heiligen, iſt doch kein ſo ſchlimmer Herr, wie Ihr ihn ſcheltet. In aller Frühe hat er mir heut einen heimlichen Boten herausgeſandt, und mich gewarnt, von hinnen zu ziehen, um mein Leben nicht zu verlieren durch die Wuth ſeines Anhangs. Ich aber bleibe hier, und werde der Mutter Gottes zu Füßen ſterben.

Ja, der Müntzer iſt eigentlich ein guter Kerl! erwiederte der Andere. Er hat ein Herz wie eine Jungfer.

Aber ich glaube, da kommen ſie ſchon, die verteufelten Allſtedter! fuhr er, aufſpringend, fort, und erſtieg einen Baumſtumpf, um in die Ferne zu ſpähen.

Der emporwirbelnde Staub des Weges und der heranbrauſende Lärmen verriethen ſchon, daß die Schaaren, welche von Allſtedt ausgezogen waren, ſich näherten.

Da kommt der Müntzer an der Spitze geritten, wie ein flammender Cherub! berichtete der ſich umſchauende

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT.T. FN. 0220 4/007

Geſell lachend. Er reitet wahrhaftig ebenſo gut ſeinen Gaul, wie jeder Junker; der liebe Gott hat einen ſtattlichen Leibtrabanten an ihm. Und hinter ihm her wälzt ſich das Volk von Allſtedt, da ſind ſelbſt Weiber und Kinder in dem jubelnden Haufen, Viele haben Stangen und Spieße, Andere ſchwingen Fackeln, Alle aber erheben ein gar mörderliches Geſchrei. Nun ſei auf Deiner Hut, holde Maria von Mallerbach! —

Der Klausner war ſtill in ſeine Hütte getreten und ließ ſich nicht mehr ſchauen. Auch der fremde Wanderer verlor ſich in das Dickicht des Waldes, als der Haufen nahe gekommen, und unter Jauchzen und Schreien die Kapelle umzingelte.

Es befanden ſich nicht bloß Männer aus Allſtedt, ſondern auch mehrere aus den benachbarten Ortſchaften unter dieſer Schaar, welche heut durch eine Aufſehen erregende That öffentlich zeigen wollte, wozu ſie ſich verbündet hatte. Es war hier ungefähr der Kern der Anhängerſchaft beiſammen, welche ſich Thomas Müntzer bis jetzt für ſeine Beſtrebungen gewonnen, und darunter ſah man einzelne ſehr ſtattliche und tüchtige Leute, denen es ein heiliger Ernſt damit war, für die Verwirklichung Deſſen, was ſie die chriſtliche Freiheit nann-

ten, und wozu sie jetzt die Zeit auf Erden gekommen glaubten, Alles zu unternehmen. Außer den Allstedtern bildeten vornehmlich Bürger aus Eisleben, Halle, Aschersleben, Mannsfeld, Sangerhausen, Eckartshausen, Querfurt, Frankenhausen, diesen lange verabredeten Zug. Auch die Reichsstadt Mühlhausen, in welcher Thomas Münzer viele Freunde besaß, die oft nach Allstedt kamen, um ihn predigen zu hören, war durch eine Zahl von Abgesandten vertreten. Neben Münzer stand auf der einen Seite Herr Melchior Ring, der Pfarrer von Eckartshausen, auch der Grieche genannt, weil er ein großer Gelehrter war und bei seiner steten Beschäftigung mit den Helden des Alterthums sich oft selber für Achill oder Hektor hielt, mit den Reden derselben in wüthender Begeisterung Jeden begrüßend, der ihm in den Weg kam. Er hatte sich mit seiner ganzen Gemeinde zu Thomas Münzer bekannt, die neueingerichtete deutsche Messe feierlich angenommen, und in jeder Art seinen Eifer für die neue Zeit an den Tag gelegt. Einen langen Speer hielt er heut in seinen Händen, von dem er behauptete, daß er schon im trojanischen Kriege gebraucht worden, und einige Figuren und Buchstaben, die sich darauf eingegraben fanden,

deutete er kühn im Sinne dieſes hohen Alterthums. Zur andern Seite Müntzer's ſah man ſeinen getreuen Simon Haferitz, der gewöhnlich den Feuereifer ſeines Freundes durch die ihm eigene Bedachtſamkeit und Ehrlichkeit zu mildern ſuchte.

Da ſeht Ihr den Götzen, und des Götzen Höhle! begann Müntzer jetzt zu dem um ihn verſammelten Haufen. Schaut, ſchaut das Prangen, und Funkeln, und Gleißen dieſes Götzenbildes, wie es ſich eitler trägt denn eine Kaiſerstochter! Mit ſeines Kopfes Nicken verführt es das Volk, und macht es abwendig von dem wahren Gott durch ſeines Kleides Gold! Alle die Bethörten, welche ſich in das Bild vergafft haben, ſollen heut durch uns erlöſet werden von ſeinem argen Zauber, damit ſie gewiß werden, daß Gott ſich nicht mehr in Borden und Troddeln und irdiſchen Fetzen und Franzen, ſondern als reiner Geiſt, dieſer Zeit offenbaren will! Und darum ſind wir herausgezogen, um dies Neſt des Aberglaubens, zu welchem der Armen Unverſtand wieder ſo häufig wallfahrtet, mit Feuer und Schwert auszurotten und durch dieſe Flamme ein Zeichen zu geben allen denen, die in der Ferne von der neuen Freiheit träumen! Heiſa, Freunde und Bundesbrüder, ſo

laßt uns denn unsere Hochzeitfackeln erheben und schwingen, denn heut ist Hochzeit, da wechselt der deutsche Geist mit der Freiheit die Ringe! Heut ist Hochzeit, da dankt das deutsche Volk seine alte Liebste ab, die Mutter Maria, und heirathet sich die Mutter Libertas! Ach, Maria, Maria, mich bangt um Dein schönes Kleid, und Dein stattliches Haus jammert mich sehr! —

Noch ehe Münzer seine Worte vollenden konnte, war die ungeduldige Menge schon losgebrochen, und stürzte sich zuerst unter wilden Ausrufungen in das Innere der Kapelle. In wenigen Minuten war das Marienbild aller seiner Kostbarkeiten beraubt, und lag, von seiner Stelle heruntergerissen, als ein todter Klotz unter den Füßen der Zerstörer. Bald war von dem schreienden und jubelnden Volke die ganze Kapelle ausgeräumt, aber zugleich alles aus ihr Entnommene mit einer gewissen Ordnung auf einen Haufen gelegt. Aller Werth und Reichthum, welchen die Andacht als wohlgemeinte Zeichen seit langen Jahren hier aufgestapelt, lag jetzt zusammengeworfen, und vom Schutt der zerschlagenen Heiligenbilder bedeckt, an der Erde da. Nun prasselte auch die Flamme, die von mehreren Seiten an das Gebäude gelegt worden, empor, und schlängelte

ſich ſchnellgefräßig an Allem, was ſie nur irgend erreichen konnte, in die Höhe. Unter dem Jauchzen der jetzt von einer wilden Begeiſterung ergriffenen Menge wirbelte ſich die Feuerſäule durch die Luft und erſtieg in glänzender Lohe die Wipfel des Waldes. Auch die Hütte des armen Klausners brannte, und da bisher in derſelben Alles ſtill geweſen war, ſo glaubte man den Bewohner von dannen gezogen. Hoch oben aus dem Dache der Klausnerhütte trat aber jetzt plötzlich die lange Geſtalt des Eremiten hervor, während die Flamme ſchon faſt um ſeine Füße ſpielte. Groß und ſchweigend ſtand er da, wie eine Geiſtererſcheinung, und der tobende Haufen verſtummte einen Augenblick lang vor dieſem Anblick. Nicht aber auf die Menge richtete der Greis ſeine Augen hin. Unbeweglich ſtarrte er nur nach dem brennenden Haus der Mutter Gottes, das er ſo lange gehütet, und deſſen Flammen nun immer ſtärker zu ihm herüberſchlugen.

Martin! Martin! rief ihm Müntzer entſetzt zu. So hielt Dich doch Deine Verblendung hier zurück? Komm herunter, Alter, noch vermagſt Du Dich zu retten!

Müntzer wollte ihm ſelbſt Hülfe leiſten, aber Bruder Martin winkte ihn ſtill mit der Hand zurück. Und

ehe man noch ſeiner habhaft werden konnte, hatte er ſich mit dem Ausruf: Maria! Maria! ich ſterbe in Deinen Flammen! in das Feuer geſtürzt, das ihn mit ſeinen vollen Wogen umfing und hinunterſchlang.

Thomas Müntzer erbleichte und bedeckte ſeine Augen. Aber unter ſeinem Haufen war ſchon die bacchantiſche Luſt und Wildheit zu ſehr eingeriſſen, als daß dieſe Begebenheit einen mehr als nur vorübergehenden Eindruck hätte machen ſollen. Dieſe Raſerei, die von ſolchen Unternehmungen unzertrennlich bleibt, ſtieg jetzt jeden Augenblick, und Müntzer bemühte ſich vergebens, noch die Ordnung aufrecht zu erhalten, welche er der Würde der eben vollführten That, die ein weitreichendes Beiſpiel ſein ſollte, ſchuldig glaubte.

Jetzt laßt uns in das Dorf ziehen, und die Kirche plündern, die iſt noch voll von Bildern der Heiligen und aller Art Fratzen! ſchrieen jetzt die Heftigſten unter den Rädelsführern, und es fehlte nicht an Zuſtimmung bei der Mehrzahl des Haufens. Müntzer konnte ſein Anſehen nicht mehr geltend machen, wie er wollte, und blieb verdrießlich mit mehreren ſeiner näheren Anhänger zurück, während er nicht zu hindern vermochte, daß der größte Theil der Menge unter fürchterlichem

Gethöfe in das Dorf zog, und jedwedem Unfug ſich überließ. Der Anführer dieſer Abtheilung des Münzer'ſchen Haufens war vornehmlich Peter Rotemann von Sangerhauſen, ein junger ſtarker Burſch, der ſonſt unbedingt unter Münzer ſich beugte und die göttliche Sendung deſſelben anerkannte, heut aber in dem Rauſch, der ihn fortgeriſſen, ſeinem Meiſter Vorwürfe machte wegen allzu großer Bedächtigkeit. —

Münzer ſaß nachdenklich auf einem Stein, auf welchem ſchon mancher Pilger geſeſſen, der hierher zur Maria von Mallerbach gewallfahrtet kam. Die Augen thränten ihm, denn er hatte unverweilt in die Flammen geſchaut, die nun, nachdem man ſie auf ſeine Veranſtaltung zu unterdrücken geſucht, ſich allmählig verdampften und nur den ſchweren ſchwarzen Rauch, der in langſamen Zügen wie ein Nachtvogel über dem Walde ſchwebte, zurückließen. Um Münzer her lagen die erbeuteten Gefäße, Prunkgewänder und Koſtbarkeiten, welche man aus der Kapelle zuſammengehäuft hatte. In einiger Entfernung von ihm hatten ſich die bei ihm zurückgebliebenen Freunde gruppirt, und ſchauten bedenklich auf ihn, der ihnen plötzlich ſo verſtummt und vergrämt erſchien.

Warum ſeid Ihr denn ſo traurig, Münzer? fragte ihn endlich Melchior Ring, der ebenfalls zurückgeblieben war. Ihr beſitzet bei all Euerm Feuer doch eine zu weiche Gemüthsart, und man ſagt, Ihr könntet kein Blut ſehen! Schon der Tod dieſes alten Götzendieners, der doch nicht anders umzukommen verdiente, hat Euch erſchreckt und bleich gemacht. Wenn wir nun erſt, o Du mein mildherziger Patroklus, in der Männerſchlacht nebeneinander ſtehen werden, um die Troja der Chriſtenheit, das alte hartnäckige Rom, mit unſern unbezwinglichen Waffen zu berennen?

Dabei ſchwang er ſeine trojaniſche Lanze mit ſolchem Pathos in die Lüfte, daß Alle ſich wieder erheiterten und auch Thomas Münzer ihm freundlich dafür auf die Schulter klopfte.

Ich habe nur einen Wunſch! nahm jetzt Münzer wieder das Wort. Dies iſt der, daß unſer Bündniß ſtets ſo rein und frei von Ausſchweifungen ſich erhalten möchte, als es hier der Speer unſeres Freundes Melchior iſt! Das Allſtedtiſche Bündniß, Freunde, ſoll ein Bündniß der reinen und freien Kinder Gottes ſein! Und doch haben wir erſt ſo viel ſchlimme und ſchwere, ſo viel irdiſche und blutige Arbeit zu thun, um das

neue Reich der Frommen und Heiligen auf Erden herzustellen! Wir haben alle geschworen einen heiligen und großen Eid, diese Arbeit miteinander zu theilen, wird nun auch die Hand nichts Uebleres thun als der Geist will, und wird der Geist nichts Uebleres wollen als die Hand vermag? Omnia simul communia! so lautet das Geldbniß unseres Bundes, das heißt: eine große Gemeinschaft soll uns Alle verbinden, in der Jeder dem Andern gleich sei an Werth und Besitz, und was der Eine zu viel hat, soll er dem Andern geben, der zu wenig hat, damit das Reich Gottes mit der Gleichheit seiner Kinder beginne, denn was ist das Reich Gottes, wenn nicht christlich gleich und christlich frei! Und diese Gleichheit, die wir unter uns angefangen haben, soll bald unser ganzes Volk und Land umfassen, und dann wird ein gottseliges Volksthum sich auf unsern Fluren erheben, aber glaubt Ihr, daß es so friedlich herauswachsen wird aus der Erden, wie ein Blümlein, das nichts als Sonne brauchet? Nein, es wird Gewalt brauchen, um die Rinde des verstockten Zeitalters, die Fürsten- und Waffen-Willkür und der Obrigkeiten verjährten Eigensinn, zu sprengen! Der Christenheit großer Schaden wird sich nur durch großen Schaden hei-

len laſſen, und ich habe vor einigen Tagen an die Fürſten zu Sachſen, die Brüder Friedrich und Johann, ein Sendſchreiben ergehen laſſen, daß ſie dazu thun ſollten vom Volke zu helfen, noch ehe das Volk ſich ſelber hilft! Denn wer das Schwert ſelber anfaßt mit geſchickter Hand, wird ſich nicht ſchneiden! Darum, Ihr Fürſten, faſſet das Schwert an, ehe es Euch tödtet! Deshalb habe ich zu den Fürſten von Sachſen geſagt: Ihr theuern Regenten von Sachſen, tretet keck auf den Eckſtein, wie der heilige Petrus that, und greifet die Sache des Evangeliums tapfer an! Denn Gott ſteht ſo nahe bei Euch, daß Ihr's nicht glaubet. Warum wollt Ihr Euch denn vor dem Geſpenſt des Menſchen entſetzen? — Und abermals habe ich zu den Regenten von Sachſen geſagt, was Gott ſelber in der heiligen Schrift geſagt hat: Ihr ſollt Euch nicht erbarmen über die Abgöttiſchen! Zerbrecht ihre Altäre, zerſchmeißet ihre Bilder und verbrennet ſie, auf daß ich nicht mit Euch zürne! Daß aber die Apoſtel der Heiden Abgötter nicht zerſtört haben, beantwort' ich Euch alſo, daß St. Peter ein furchtſamer Mann geweſen! — Wir aber dürfen nicht länger furchtſam ſein gegen die Heiden dieſer Zeit, denn wir wollen endlich das wahre Chriſtenthum der Frei-

heit bekennen, und mich hat Gott geſandt, Euch den Muth der chriſtlichen Freiheit zu predigen! Mich hat Gott geſandt als den neuen Daniel, der Euch die Offenbarung der Zeit auslegen und den Zorn der Fürſten gegen das Volk und den Zorn des Volkes gegen die Fürſten verſöhnen ſoll! Wie aber kann ich dieſe Verſöhnung zu Stande bringen, ſo lange die deutſchen Fürſten in ihres Herzens Härtigkeit noch fortfahren, die erſten Feinde des deutſchen Volkes zu ſein? Darum habe ich die Fürſten zu Sachſen aufgefordert, unſerm Allſtedtiſchen Bündniß ſich anzuſchließen. Denn jetzt muß es biegen oder brechen. Den Fürſten, die es nicht mit dem Volke halten, ſollen die Köpfe abgeſchlagen werden! Die Obrigkeiten, die nicht Diener und Hüter der Volksfreiheit ſind, ſollen vertrieben und ausgerottet werden! — So lange ich aber noch nicht Antwort von den Fürſten habe, ob ſie ſich der Sache des Evangeliums und der Freiheit offen und heldenſinnig anſchließen wollen, möchte ich gern, daß Alles an heutigen Tage mit Maß und in Würden herginge, wie ich denn überhaupt zu Gott bitte, daß ſich unſere Sache nie trüben möchte durch andere Schatten, als etwa die Sonne der Wahrheit ſelber mit ſich bringt, wo

es nur das Licht iſt, das auch den Schatten erzeugt! —

Ich glaube nicht an die Fürſten zu Sachſen! ſagte Bartel Grumy, ein Schornſteinfegermeiſter aus Mannsfeld, der einen ſchwermüthigen Ton in ſeiner Rede hatte. Wer heut auf die Großen und Vornehmen rechnet, der ſegt eine heiße Eſſe, in der er ſich alle Glieder am Leibe verbrennen wird! Wer der Fürſten und Prälaten Hülfe will, der fährt mit dem Kopf durch einen verſchloſſenen Rauchfang und wird ſein Hirn an der Mauer laſſen! Wir müſſen uns gewaltſam mit der Hacke Bahn hauen, wenn wir mit unſerm Kopf hindurchkommen wollen an Luft und Licht! Ach, wie ſchrecklich raucht es in dieſer ungeſunden Zeit, und Alles huſtet von dem beſtändigen Rauch, und Keiner kann mehr freien Athem holen! Ich will es Euch ſagen, Brüder, das machen die verſtopften Schornſteine, von denen wir alle krank geworden ſind. Laßt uns ſegen, laßt uns ſegen mit Beſen und Hacke, ſonſt ſterben wir in dem engen Schlot, durch den wir uns ſchon halb erſtickt hinwinden! Gott, Gott, ich muß immer hüſteln, es wird Einem doch das Athmen gar zu ſauer in dieſer verräucherten Zeit.

Ja, guter Meiſter Schlotfeger, fegt uns doch den Rauchfang der Zeit! rief Thilo Fiſcher, welcher Thorſchreiber zu Wimelburg war. Vortrefflich habt Ihr uns erklärt, wovon die deutſche Nation einen ſo ſchlimmen Huſten hat, und ſchlimm iſt der Huſten nach Freiheit, weil man ſich ſo leicht die Schwindſucht dabei an den Hals huſten kann!

Ihr habt immer zu den Bedenklichen gehört, Gevatter Thorſchreiber, und ſeid ſtets um Eure Bruſt beſorgt geweſen! erwiederte ihm Niklas Rucker, der Küſter von Allſtedt. Ich wette, wenn die Freiheit bei Euch am Thor zu Wimelburg erſchiene, um einzupaſſiren, Ihr fordertet ihr Acciſe ab, ſo gut wie den andern Ochſen und Kälbern, die Ihr nach der Größe beſteuert!

Ich habe ſchon manchen Ochſen zollfrei paſſiren laſſen, darum will ich auch dieſen Einfall paſſiren laſſen! entgegnete der Thorſchreiber. Aber gebt Acht, es wird mit der Gewalt ſich nicht viel anfangen laſſen! Rom iſt noch überall Rom, und die Fürſten wollen nicht daran, es offen mit der neuen evangeliſchen Lehre zu halten! Was man nicht behutſam und unter der Hand

von ihr einschmuggeln kann, werden wir vielleicht niemals unser nennen.

So drückt vielleicht die Vorsehung ein Auge zu, wenn nur unter dieser Bedingung das deutsche Volk frei und selig werden kann! sagte Thomas Münzer, indem er sich mit Verachtung erhob. Sein Verdruß ward sichtlich gesteigert, als er jetzt den andern Haufen, der zuvor wider seinen Willen ins Dorf auf Plünderung sich begeben hatte, unter wildem Singen und Lärmen und mit neuem Kirchenraub beladen zurückkehren sah.

Peter Rotmann von Sangerhausen, der diesen Zug geleitet und unterwegs offenbar Gelegenheit gefunden hatte, seine Begeisterung durch einen guten Trunk zu erhöhen, näherte sich nun feierlich und ließ sich vor Thomas Münzer auf ein Knie nieder, indem er ihm ein von Gold, Silber und Edelgesteinen funkelndes Crucifix gewissermaßen als Siegeszeichen überreichte. Seine andern Genossen, im unordentlichsten Taumel ihm nachfolgend, schleppten ebenfalls die verschiedenartigsten Gegenstände der Beute, kostbare Teppiche, schwere Gefäße, silberne Leuchter und reichverzierte Meßgewänder,

welches Alles der Kirche von Mallerbach zugehört hatte, herbei.

Großer Münzer, ſagte Peter Rotemann vor ihm kniend, Dir gebührt Ehre und Gewinn dieſes erhabenen Tages! Du auserwählte Pappel des Herrn, die alles niedere Geſträuch und Geſtrüpp dieſer Zeit geblet tend überragt! Du großer Muſikant, der Du uns gepfiffen haſt zu einem Tänzlein ohne Gleichen! Du biſt der wahre Prophet dieſer Zeit, und nachdem wir das goldene Kalb des Götzendienſtes zertrümmert haben, kommen wir, um Dich anzubeten als den ächten Hohenprieſter, in dem der Geiſt Gottes und der Freiheit iſt!

Münzer gebot ihm ärgerlich Schweigen und nahm das Crucifix, welches ihm der taumelnde Jüngling entgegenhielt, indem er es zu dem Haufen der andern umherliegenden Gegenſtände ſchleuderte.

In dieſem Augenblick trat eine Geſtalt aus dem Dickicht des Waldes, die ſich langſam und vorſichtig näherte, und in der wir den ſeltſamen Pilger, der ſchon mit dem armen Klausner einen ſo wunderlichen Kauf hatte abſchließen wollen, wieder erkennen. Er wandte

ſich zunächſt, mit einem ungewiſſen Lächeln, an Thomas Müntzer, der ihn erſtaunt betrachtete.

Ja, Verzeihung, geſtrenger Herr Magiſter, ich bin es! ſagte der Fremdling in ſeinem ſtechenden Ton zu Müntzer. Ich bin der Lucius, der einmal die Ehre gehabt hat, vor Zeiten Ihr Stiefelputzer zu ſein und den Sie wieder aus Dero Hauſe jagten, weil ſich kein rechter Chriſtenmenſch aus mir wollte formiren laſſen!

Hündiſcher Geſell, kommſt Du mir wieder unter die Augen? erwiederte ihm Müntzer mit einer zornigen Gebärde. Ja, ich erkenne Dich wieder, den ich von meiner Schwelle jagte, weil der Teufel des Unglaubens in ſeinem Fleiſch prickelte! Ich wollte Dich taufen zu einem Kind Gottes, damit Du nicht verloren gingeſt unter der Menge da draußen, und Du fragteſt mich höhniſch: ob Du nicht ein ſicheres Draufgeld auf die Seligkeit erhalten könnteſt, die Dir durch das Chriſtenthum geboten werden ſolle?

So frage ich auch heut noch als ein ehrlicher Handelsmann, Herr Magiſter! entgegnete Lucius. Geben Sie mir etwas Sicheres auf die Seligkeit, und ich will ein Chriſt werden, und will mich von Fürſten, Junkern und Pfaffen ebenſo ſchlecht behandeln laſſen, wie

alle andern Chriſten in dieſem Zeitalter. Der Herr Magiſter und ſeine ganze chriſtliche Pfarrgemeinde, wie ſie hier verſammelt iſt, können aber froh ſein, daß Lucius heutigen Tags noch ein ehrlicher Jude iſt. Denn als Jude zahle ich Euch die höchſten Preiſe für dieſen geſammten chriſtlichen Kirchenbettel, den Ihr da aufeinander gehäuft habt! Und Ihr als Chriſten könnt es billig laſſen, weil Ihr Euch doch etwas Ueberflüſſiges damit vom Halſe ſchafft! Nun ſprecht ein Wort, daß wir über das Geſchäft einig werden!

Seht Ihr? rief Müntzer den Uebrigen zu. Da habt Ihr ſchon den Verſucher, der mit ſeinen Silberlingen klappert, um Euch zum Judas zu machen! Jetzt werdet Ihr einſehen, wovor Ihr Euch zu hüten habt, um nicht des Teufels zu werden!

Damit gab er dem zudringlichen Geſellen, der bereits beſchäftigt war die Sachen zu durchſtöbern, einen ſo gewaltigen Fußtritt, daß derſelbe weit fortgeſchnellt wurde, und nicht mehr im Stande ſich zu halten, dicht an der noch brennenden Kapelle ſich zu Boden ſetzen mußte. Es fehlte nicht viel, ſo hätte die langſam fortkriſternde Flamme noch kurz vor ihrem Verlöſchen ein zweites Opfer an ihm erlangt. Lucius aber blieb ru-

hig auf der Stelle ſitzen, wo ihn Münzer hingeſtoßen hatte, und betrachtete ſich von den Umſtehenden einen nach dem andern.

Stoßt mich nur immerhin mit Füßen! ſagte er darauf. Seid Ihr doch Chriſten, das heißt: Gemißhandelte von Euern Gewalthabern, Gemißhandelte von Euerer Kirche ſelbſt, und ſo nimmt mich's nicht Wunder, daß Ihr, bei Euerm verächtlichen Leben, Euch ſo ſchlechte Lebensart angewöhnt habt. Der Gemißhandelte mißhandelt gern. Ich aber bin ein freier Jude, ein Sohn des Handels und Wandels, verachtet zwar auf der Welt, aber die Verachtung der Verächtlichen ſchmeckt mir ſüß. Und Gottes Sonne ſcheint auf mein Fleiſch ſo warm wie auf Euer Fleiſch, aber meine Seele lacht ihr freier entgegen, denn ich bin kein Chriſt, und Rom macht mir keinen Kummer. Euch macht Rom Kummer, und mir macht Jeruſalem Freude, denn wenn ich in mich geduckt von Land zu Land ziehe, iſt's mir wie ein beſtändiger Zehrpfennig, daß ich der Glorie meiner Väter und meines großen Volkes gedenke! Und bei alledem verdiene ich Geld, viel Geld, und ich wette, ſo ſehr Ihr mich auch verachtet, mein Geld nehmt Ihr doch! Und ich bezahle Euch baar das ganze kleine Kir-

chenreformatiönchen, das Ihr hier auf diesem Haufen zusammengebracht habt!

Aber sage mir, Glender, rief Münzer, wie kannst Du Dich immer und immer Deines Geldes rühmen, da ich Dich stets nur als den armseligsten Wicht gekannt habe. Und als ich Dich von meiner Thür stieß, gingest Du unter die Lanzknechte, und jetzt trittst Du als großer Capitalist auf, um Dir wo möglich die gesammte Christenheit einzukaufen und mit ihr auf die Messe zu ziehen?

Ich verdiene wahrhaftig nicht viel bei diesem Geschäft! entgegnete Lucius, indem er unverändert auf seinem Platze an der Erde sitzen blieb, und zuweilen mit seinem Pilgerstock in die flammenden Kohlen stieß.

Die Andern lachten, und schienen sich immer mehr an ihm zu ergötzen.

Sollte man nicht denken, den schlauen Odysseus zu sehen im Lager der Griechen, wie er die Fürsten und Heerführer alle beschwatzt? rief Herr Melchior Ring mit seinem feinen selbstgefälligen Lächeln aus, indem er zu dem Dasitzenden ganz nahe hintrat und sich

ihn von allen Seiten wie eine Naturmerkwürdigkeit betrachtete.

Ihr könnt mir glauben, wiederholte Lucius seine ernste Betheuerung, daß ich bei dem Handel nicht großen Verdienst mache. Ich nehme auch Alles unbesehen, und kaufe diese gesammte Christenheit hier im Sack, worauf Ihr denn Rücksicht nehmen müßt. Ich muß es ja wohlfeil wieder losschlagen, wenn es mir nicht unnütz auf dem Leibe bleiben soll! Ihr habt Recht, Herr Münzer, ich habe gar klein angefangen, und bin nun doch, da ich die bewegte Zeit zu nutzen verstand, ein großer Handelsmann geworden! Denke es auch noch weiter zu bringen, wenn ein Krieg, wie es danach aussieht, die Geschäfte von Unsereinem immer mehr begünstigt! Und wenn Ihr mal in den Nöthen dieses Zeitalters einen Vorschuß bedürfen sollter, so wendet Euch nur an Euern ehemaligen Stiefelputzer Lucius, der Euch gern seine Dankbarkeit abtragen möchte. Ihr habt mir das Leben gerettet, als ich ein elendes Wurm war, das sich keine Krähe aus dem Schnee herausgepickt hätte. Und Ihr seid ein großer Mann, was mehr ist als wenn Ihr ein großer Herr wäret! Hört, Münzer, ich muß es Euch nur herausſagen, bei Euern ho-

hen Eigenſchaften wundert's mich, daß Ihr Euch hier in Sachſen mit ſolchen Kleinigkeiten abgebt! Für Euch gäbe es an ſo manchem andern Ort Wichtigeres zu thun. Ich kann Euch aus Schwaben, vom Oberrhein, vom Hegau, vom Schwarzwald und Odenwald, und aus allen den Gegenden da oben, wo ich eben herkomme, das Neueſte berichten, das Euch, vor Allen Euch auf einen weit größeren Schauplatz ruft! Dort oben in jenen Gauen Deutſchlands iſt ja jetzt überall der Teufel los! Und ſie nennen's die neue Zeit, die wie das Wachsthum da Allen in den Gliedern juckt, daß ſich Jedermann danach regt und unruhig wird! Und gleich dem Wetter, das am liebſten in die ſchadhaften Bäume einſchlägt, iſt dort die neue Zeit zuerſt in die armen Bauern gefahren, und überall ſind ſie jetzt auf den Beinen, und krabbeln und zappeln und handthieren ihren Fürſten, Grafen, Biſchöfen, Aebten und Junkern unter der Naſe herum! In Schwaben und im Schwarzwalde, im Brizgenthal, in der Grafſchaft Hohenberg, wimmelt es ſchon in allen Dorfſchaften wie von einem großen Ameiſenhaufen, der fleißig und unabläſſig Alles durchwühlt! Da gehörtet Ihr hin, Münzer, da könntet Ihr größere Thaten thun, als hier

gegen die gute Frau Maria von Mallerbach! Die öſterreichiſche Regierung im Würtembergiſchen weiß ſchon nicht mehr aus noch ein. Dazu wird gepredigt laut und offen und auf allen Straßen von ganz unerhörten Dingen, von denen man noch nie im Leben etwas vernommen hat. Einige weiſſagen dem Bauernvolke das iſraelitiſche Jubeljahr, in dem das Reich Gottes anheben ſoll für Alle, die daran glauben! In Summa, es iſt eine Wirthſchaft wie im Narrenhauſe, aber wenn man's recht bei Lichte beſieht, kommt Einem doch ein ſehr erkleclicher Verſtand daraus entgegen. All der Verſtand, der den Fürſten und Herren vor Schreck darüber ſtehen geblieben, ſcheint ſich nun mit Gewalt auf die Bauern zu werfen, und macht aus dieſen plötzlich lauter geſcheidte und ſchlaue Köpfe, die ſich zu ihrem Recht verhelfen wollen! Ich habe die ganze Geſchichte entſtehen ſehen, ſchon vor einigen Jahren, als ich dort im Würtembergiſchen bei dem Grafen Helfenſtein als Reitknecht in Dienſten geſtanden! Ihr ſeht, Münzer, ſeitdem Ihr mich wegjagtet, hat es mir nicht an hohen Connexionen gefehlt. Und als gräflicher Reitknecht hatte ich oft genug auf die Bauern loszupeitſchen, und bekam dabei Ehrfurcht vor ihren Rieſenleibern. Es war

im Grunde ein ſchlechtes Geſchäft, und ich hätte es auch gleich wieder aufgegeben, wenn nicht die ſchöne Gräfin geweſen wäre, die hatte es gar zu gern, wenn ein Bauer blutig geprügelt wurde. Und ich hatte es wieder gern, wenn die Gräfin mich lobte, denn ſie war ſo hold, daß man ihr nichts abſchlagen konnte. Da prügelte ich denn gewiſſermaßen aus Verliebtheit auf die Bauern los, und trug ſo zum Ausbruch der Erbitterung in jener Gegend nicht wenig bei. Bald aber jagte mich der Herr Graf aus ſeinen Dienſten, weil ich mir herausgenommen, die weiße Hand der Gräfin zu küſſen, und ich that es wahrhaftig nicht gerade wie ein plumper Reitknecht, denn die Hand war ſo weiß, ſo weiß! Und darauf bin ich Handelsmann geworden, habe meine Liebestollheit vergeſſen, und mich nun bloß auf das Nützliche verlegt. Ich kaufe Alles zuſammen, was dieſe Zeit bringt, aber das muß ich Euch ſagen, Münzer, wenn Ihr dort in jenen Gegenden in Euerer unwiderſtehlichen Manier zu rumoren und zu wirthſchaften anfinget, da könnten wir noch ganz andere Geſchäfte miteinander machen als heut, und da würde viel Beſſeres bei ſolchen Streifzügen abfallen als der Bettel hier iſt, für den ich Euch doch im Ganzen nur drei

hundert Gulden bieten kann, und bei Gott, nicht einen Gulden mehr, trotz dem, daß Ihr ein alter Bekannter ſeid, Herr Magiſter! —

Münzer hatte ſich in ſchweigender Verachtung von ihm abgewendet, und betrachtete düſter ſeine Leute, unter denen ſich ſchon mancherlei bedenkliche und voreilige Neigungen, ſich in Unterhandlungen mit dem jüdiſchen Geſellen einzulaſſen, verriethen.

Ihr werdet doch bedenken, was Ihr Euch, mir, und unſerem Bunde ſchuldig ſeid! rief ihnen Münzer mit donnerndem Ungeſtüm zu. Die Trophäen eines heiligen Sieges, den wir für die Menſchheit erringen, ſollen und können Euch nicht zu ſo ſchmählichem Wucher verlocken. Laſſen wir unſern Frauen Ballkleider aus dieſen Meßgewändern ſchneiden, ſo will auch ich thun, und damit ſei dem Spaß Genüge geſchehn! Jetzt aber treibt mir dieſen Kerl von hinnen, deſſen Unverſchämtheit uns herabwürdigt!

Laß uns doch mit ihm reden, Münzer! riefen mehrere aus dem Haufen, ungeduldig nach dem Erlös der Beute.

Ich dächte auch, man verkaufte die Beſcheerung! ſagte Thilo Fiſcher, der Thorſchreiber von Wimelburg,

indem er bedächtig die ganze Maſſe überſchlug. Was ſollen wir damit, und doch kann Jeder ſein rechtmäßiges Theil daran behaupten. Iſt ja eitel Sündenwerk des Aberglaubens, was wir hier vor uns ſehen, und muß man uns noch loben, wenn wir dieſen Mummenſchanz, den der liebe Gott ſelber nie für baare Münze angenommen, doch noch zuguterletzt in baar Geld umſetzen können! —

Nur dieſe beweglichen Augen der Maria, die durch einen Silberdraht geleitet wurden, bitte ich mir für meine Sammlung von Seltenheiten aus! rief Melchior Ring, und ſtürzte ſich ſchon begierig auf ſeinen Fund.

Als Thomas Münzer ſah, daß er befürchten mußte überſtimmt zu werden, band er ſein Pferd vom Baume los, und ſchwang ſich hinauf. Indem er die nicht mehr zu zügelnde Menge, die nun eifrig daran ging, einen möglichſt vortheilhaften Verkauf abzuſchließen, verächtlich hinter ſich zurückließ, ſprengte er in wilder Haſt auf der Straße nach Allſtedt fort. Sein Freund Hafritz, der zu dem Zuge nach Mallerbach nur einen Eſel hatte auftreiben können, folgte ihm in einiger Entfernung langſamer nach. —

Es war ſchon Abend geworden, als Müntzer ſich wieder den Thoren von Allſtedt näherte. Nach dem heißen und unruhvollen Tage erquickte ihn der friſche Duft der Abendgefilde, doch war der Unmuth ſeines Herzens zu groß, als daß er ſich ſogleich wieder in den Frieden der Natur hätte finden können. Vielmehr ſollte ſeine Verſtimmung ſich heut nur noch mehren, und ſein Muth wie ſein Vertrauen auf die von ihm unternommene Sache auf immer härtere Proben geſtellt werden. Als Müntzer eben durch das Thor reiten wollte, begegnete ihm in verwildertem Ausſehen ein Mann, der ſeine ſämmtlichen Habſeligkeiten auf einem kleinen Handwagen hinter ſich her zog, und mit höchſter Eile im Begriff ſchien, die Stadt zu verlaſſen. Mit Betroffenheit erkannte Herr Müntzer in ihm ſeinen Drucker Nicolaus Widemar, den er ſich vor einiger Zeit eigens nach Allſtedt hatte kommen laſſen, und der dort in einer beſonders für ihn eingerichteten, gewiſſermaßen heimlichen Werkſtatt lediglich den Druck der Müntzer'ſchen Schriften und Flugblätter betrieb.

Auf Befehl des Herzogs Johann muß ich Stadt und Land räumen! wehklagte der Mann, die Gerichtsdiener haben mir meine Preſſe zerſchlagen, und von den

gedruckten Schriften Alles weggenommen, was ſich noch vorfand. Mein armes Weib liegt am Fieber darnieder, und kaum hatte ich noch ſo viel Zeit, ſie bei einer Nachbarin unterzubringen, denn keine Stunde länger wollten mir die Gewaltſamen Friſt geben! Nehmt Euch nun ihrer an, Herr Magiſter, und vergeßt nicht der Dienſte, die ich Euch immer treu geleiſtet habe. Auch habe ich von Euerm neueſten Werk, deſſen letzten Bogen ich eben beendet hatte, als die Häſcher kamen, noch ſo viel Exemplare in unſerm verſteckten Keller zurückbehalten können, daß Ihr genug daran haben werdet! Für einen Mann, wie Ihr, der ſo grundgelehrt und fromm iſt, und der es um Gottes willen mit dem Volke und um des Volkes willen mit Gott hält, will ich auch gern ins Unglück wandern!

Ein verwünſchtes Bubenſtück das! rief Münzer, im Uebermaaß ſeines Zornes. Dieſe Geſchichte hat mir der Luther angerichtet, und kein Anderer! So hat ſich denn das ſanftlebende Fleiſch zu Wittenberg endlich auch auf die Gewalt verlegt! Nun gut, Doctor Martin Luther, ſo gelte es denn jetzt Zahn gegen Zahn, Geiſt gegen Geiſt! Und wenn Du Dich hinter den Herzog geſteckt haſt, um mir meinen Drucker zu verjagen, ſo

will ich mich hinter das Volk ſtecken, um Dich ſammt Deinem Herzog in die Enge zu treiben! O ihr himmliſchen Heerſchaaren alle, ſtärkt dem Münzer ſein armes Herz, daß es an dieſem Ingrimm ihm nicht berſte! Und ihr, Donnergeſchoſſe des Weltalls, waffnet mich vom Kopf bis zur Zehe, daß ich meinen Feinden nicht zum Spott erliege, und als ein Gerechter erfunden werde, denn wer ſiegt, der iſt der Gerechte! Ach, ich möchte um Hülfe ſchreien durch die ganze Schöpfung, daß Himmel und Hölle, Erde und Meer, Baum, Strauch und Fels ſich mein erbarmten! Denn ſo lange ich nichts durchſetzen kann, bin ich erbarmenswerth, und muß Amen dazu ſagen, wie ein Chorhub, wenn mir Luther verbietet, im Lande meine Schriften drucken zu laſſen!

Mittlerweile kam auch Herr Haferitz auf ſeinem Eſel herangeritten, und war nicht wenig erſtaunt, ſeinen Freund mitten in dem ehrſamen Stadtthor von Allſtedt mit ſo lauter und entrüſteter Stimme reden zu hören.

Ich kann Dir ein ſauberes Stücklein von Deinem großen Luther erzählen! rief ihm Münzer entgegen. Da ſiehſt Du hier unſern wackern Nicolaus Widemar,

den treuen Diener unſerer Sache, der auch Deinen Sermon vom Feſt der heiligen drei Könige gedruckt hat! Landflüchtig kommt er mir jetzt entgegengezogen, und ſie haben ihm das Handwerk gelegt, bei Hof iſt die Geſchichte ausgebracht worden, und Niemand anders hat ſie ſo bitter eingerührt, als der feine Tränkleinsmiſcher, Herr Martinus Luther! Dieſer Papſt von Wittenberg, der ſich fälſchlich einen Mann des Volkes nennt, iſt er nicht ſchon lange den Fürſten zu Sachſen deshalb um den Bart gegangen, daß ſie mir verbieten ſollten, zu ſchreiben und zu drucken! In Wittenberg ſelbſt hat ſich dieſer Doctor Caiphas perſönlich ins Mittel gelegt, daß ich, unter ſeiner Cenſur, dort keinen Druck mehr zu Stande bringen konnte! Nun hatte aber das arme durſtige Volk ein ſolches Begehren der Wahrheit, daß ich ein Schelm und Lügner geweſen wäre, hätte ich ihm nicht die Kunde von meiner Verbeſſerung des deutſchen Gottesdienſtes zu veröffentlichen geſucht! Und ſo hielt ich mir meinen eigenen Drucker zu Allſtedt, um meine Schriften über die deutſche Meſſe, wie ich ſie hier eingerichtet, zu verlegen. Wie ſehr verdroß Dich das, Du Lauſche babyloniſche Frau von Wittenberg, und konntеſt mir doch ſo lange nichts darum anhaben, und

gingen meine Büchlein vom Amt zu Allſtedt in den ſäuberlichſten Drucken durch die weite Welt! Und jetzt, wo ich meine vollſtändige Schrift über die deutſche Meſſe zum Druck gefertigt hatte, haſt Du doch den Brotneid nicht länger verwinden können, und biſt dahinter gekommen, wie Gewalt zu brauchen ſei, um ein Buch zu hindern, gegen das Du lange alle Deine Ränke aufgeboten hatteſt, Du ſtolzer aufgeblaſener tückiſcher Drache! Aber mein Buch iſt fertig gedruckt, und dieſer ehrliche Nicolaus Widemar hat es mir noch zur guten Zeit gerettet!

Ja, Herr Magiſter, das habe ich! beſtätigte der vertriebene Drucker, indem er ſich eine Thräne aus dem Auge wiſchte. Ich zog gerade den achtzehnten Bogen ab, welches der letzte dieſes Eures herrlichen und ganz wahrhaftig von Gott offenbarten Werkes iſt, als ich ſchon die Häſcher in meinem Hauſe hörte, und ſchnell ließ ich durch die unſichtbare Fallthür die ganze Auflage dieſes Bogens zu den übrigen in den Keller hinunterrutſchen. Dort nehmt es nun heut Nacht, wenn Alles wieder ſtill geworden iſt, heraus.

Das thut mir doch ſehr leid und wehe, verehrter Freund und Amtsbruder! ſagte Herr Simon Haferitz,

kopfschüttelnd, nachdem er vorher mehrere Minuten lang stillschweigend sich die ganze Begebenheit überdacht hatte. Sollte es möglich sein, daß Luther daran Schuld trüge, so hätte er gewiß sehr Unrecht gegen Euch gethan, denn das kann ich vor Gott und in Wahrheit bezeugen, daß dies Euer neuestes und vollständiges Buch über das deutsche Kirchen-Amt nicht Verfolgung, sondern allen Ruhm und Lobedank verdient! Schon der Titel entzückt mich durch seine Kraft und Stärke, wenn Ihr auf demselben sagt: — „Deutsch Kirchen-Amt, verordnet, aufzuheben den hinterlistigen Deckel, unter welchem das Licht der Welt verhalten war, welches jetzt wiederum erscheint mit diesen Lobgesängen und göttlichen Psalmen, die da erbauen die zunehmende Christenheit, nach Gottes unwandelbarem Willen, zum Untergang aller prächtigen Gebärde der Gottlosen.“ — Ja, Münzer, schöner und gewaltiger hättest Du die römische Pfaffenmesse nicht benennen können, als durch dies: prächtige Gebärde der Gottlosen; und dann Dein eigen Werk dagegen, einfach als deutsches Kirchenamt, verordnet aufzuheben den hinterlistigen Deckel! Und wie vortrefflich hast Du darin die lateinischen Gesänge von fünf Messen, mit mehreren Psalmen, in ein hochklingendes

Deutſch übertragen und auch die Singnoten fürſorglich hinzuzufügen nicht vergeſſen! Beſonders herzerhebend aber ſind darin die Aemter auf das Oſterfeſt und auf das Pfingſtfeſt!

Mich trieb der Geiſt, den Luther aber treibt der Neid gegen den Geiſt! antwortete Thomas Müntzer. Er möchte gern das Reformationswesen dieſer Zeit für ſich allein gepachtet haben, damit ihm kein Anderer dabei ins Handwerk falle! Darum ärgert ihn die deutſche Meſſe zu Allſtedt, weil ſie ihm zuvorgekommen und ſich aufgeſchwungen hatte auf den Flügeln der neuen Freiheit, während er noch am alten Lichter- und Altar-Firlefanz klebte. Und nun richtete er gern ſelbſt ein deutſches Amt ein, nun ſchaffte er gern ſelbſt den Exorcismus und das Bilderſpectakel, den Oblaten-Herrgott und das Meßgewand ab, aber es nach uns zu thun, davon hält dieſen ehrgeizigen und verſchmitzten Schriftgelehrten der Stolz ab. So macht ihn der Stolz zu des Teufels Erzkanzler, und zum Teufel ſelbſt. Und ſtatt der Chriſtenheit voranzugehn, führt er ſie beim Narrenſeil herum, und läßt Alles bei der alten Gottloſigkeit beſtehen. Er ſagt gar ſpitzfindig: unſere deutſche Meſſe ſei ihm noch nicht deutſch genug und laute

ihm nicht recht nach ächter deutſcher Art und Rechtſchaffenheit, weshalb er ſie nicht annehmen wolle, und ſich der ganzen Neuerung widerſetze, weil ſie aus dem Schwärmergeiſt ſtamme, und nicht aus der Freiheit! O Freiheit, o Schwärmergeiſt, o Luther! Laß die Freiheit nur recht fleißig von Deinem zahmen Elbwaſſer zu Wittenberg trinken, damit ſie bei gutem Verſtande bleibt, und ihr das Schwärmen vergehe bis in alle Ewigkeit! —

Hierauf zog Herr Thomas Münzer ſeine Schreibtafel aus der Taſche, riß ein Blättchen heraus und beſchrieb es mit einigen Zeilen. Dann übergab er es, zugleich mit ſeinem ziemlich gefüllten Geldbeutel, dem betrübten Nicolaus. Es war eine Empfehlung nach Nürnberg, und Münzer rieth ihm an, ſich ſofort dahin zu wenden, wo er gute Aufnahme und Arbeit finden ſolle. Dann holte er noch ein Manuſcript von einigen Bogen aus ſeiner Buſentaſche hervor und händigte es ebenfalls dem Drucker ein.

„Dieſe kleine Schrift, ſagte er, ſuche ſo bald als möglich in Nürnberg zu drucken. Es iſt meine Schutzrede gegen Luther, gegen das geiſtloſe ſanftlebende Fleiſch zu Wittenberg! Lange ſchon habe ich ſie geſchrieben,

lange habe ich ſie auf meinem Herzen mit mir herumgetragen. Jetzt iſt es Zeit, daß mir auch dieſe Laſt vom Herzen gewälzet werde! Ich habe ihn darin gezeichnet, dieſen Doctor Lügner, dieſen wittenbergiſchen Papſt, dieſen ſchmeichelnden Schelm an der Elbe, und es ſcheint mir nun gerathen, dies Bildniß von ihm auszuhängen vor aller Welt Augen! Aber Du mußt Dich damit in Acht nehmen, braver Nicolaus, und nun laß uns in Gottes Namen von einander ſcheiden, Du getreuer Knecht unſerer gerechten Sache!

Der Drucker, nachdem er Herrn Münzer viel die Hände und beinahe auch die Füße geküßt hatte, zog nach dieſem innigen Abſchied von dannen. Es hatte ſich ſchon mancherlei Volk dazu geſammelt, welches theils durch die Begebenheit, theils durch Münzer's laut erſchallende Stimme auf die Straße gelockt worden. Denn er hatte jetzt einen ſolchen Anhang an dieſem Orte, daß, wo er nur geſehen wurde, ſich Leute um ihn verſammelten, die ſein Wort zu hören verlangten und ihn dann im Jubelſchwarm nach Hauſe geleiteten. Auch jetzt ließ ſich Münzer wieder mit Mehreren, die umher ſtanden, in ein freundliches und belehrendes Geſpräch ein.

Durch die Herumſtehenden drängte ſich jetzt auch ein kleiner dicker Mann herzu, der von Müntzer mit beſonderer Herzlichkeit willkommen geheißen wurde. Es war dies der Schöſſer von Allſtedt, Herr Hans Zeyß, eine wohlgenährte und kugelrunde Geſtalt, die aber in einer wahren Fülle von Behaglichkeit und Heiterkeit ſtrahlte und dadurch eigenthümlich belebt wurde. Er ſtand wegen ſeiner Rechtlichkeit und Gradheit in großem Anſehen ſowohl in dieſer Stadt, als auch bei Hofe, und Luther, der ihn ſehr ſchätzte, hatte ſich ſchon mehrmals an ihn gewandt, um mit ſeiner Hülfe den Thomas Müntzer zu zügeln und zum Frieden zu verweiſen. Aber Hans Zeyß verhielt ſich bisher nur als ein ruhiger und leidenſchaftsloſer Beobachter, wozu ihn nicht bloß ſeines Körpers weidlicher Umfang, ſondern auch die natürliche Bravheit ſeines geſunden und unparteiiſchen Gemüths ſtimmten. Er ließ Müntzer gewähren und war ihm ſogar freundſchaftlich zugethan, nur verlangte er immer, daß Müntzer's neue Lehre öffentlich und von unbefangenen Richtern geprüft und, wenn ſie tauglich befunden, allgemein angenommen werden ſolle. Herr Hans Zeyß, der immer höflich war, lüftete auch jetzt, als er Müntzer's anſichtig geworden, ſeinen

Hut, unter welchem der freundliche Glatzkopf hervorſchimmerte, und er that dies mit jener wohlabgewogenen Miſchung von amtlicher Würde und humaner Hingebung, die den Quäſtor von Allſtedt ſo ſchön kleidete. Aber diesmal ſchien es doch faſt, als wenn ſein amtliches Theil bei dieſem Gruß das Uebergewicht behaupten wollte, und zwar ſtrenger, als Münzer ſonſt an ihm gewohnt war, ſodaß ſich kaum mehr zweifeln ließ, es müſſe Herr Zeyß wohl etwas Schweres auf dem Herzen haben, das ſeinen Freund Münzer betraf.

Ei, ei, Herr Münzer! rief er ihm, mit drohend aufgehobenem Finger, entgegen. Was macht Ihr Euern Freunden ſo große Sorgen! Habt Ihr doch dem Herrn Kanzler Euer Verſprechen abgegeben, Ihr wolltet nichts Schriftliches mehr drucken laſſen im Lande, Ihr hättet es denn zuvor den gnädigſten Fürſten und Herren, entweder Seiner Kurfürſtlichen Gnaden oder unſerm erlauchteſten Herrn Herzog Hans, zur Genehmigung vorgelegt! Und nun, Münzer, lieber Münzer, was muß ich hören? Ihr habt Euer neueſtes Werk wiederum ohne Cenſur hier in unſerm geſetzlichen und ehrſamen Allſtedt drucken laſſen, und ſo ſind denn, wie ich Euch betrübteſt eröffnen muß, ſcharfe Befehle wider Euch

hieher ergangen! Man hat Euch nicht nur Euern Drucker verjagt, ſondern Ihr ſeid auch ſelbſt in Perſon gen Weimar entboten, wohin Ihr zur Stunde aufbrechen und entweder freiwillig, oder unter einem Zwangsgeleit, zum Verhör über Eure Anſichten und Lehren Euch ſtellen ſollt! Indeß ſo ſehr ich, wertheſter Freund, die Strenge, die man gegen Euch im Sinne zu führen ſcheint, beklage, ſo iſt es mir doch zugleich lieb, daß es endlich dahin mit Euch gekommen. Schrieb's auch noch neulich an meinen wohlehrſamen Freund Spalatin: ſie möchten Euch doch bald einmal verhören, Meiſter Thomas, damit alle Welt und zumal das gemeine Volk ſicher erfahren könne, was denn an Euch ſei? Denn Ihr ſeid wahrlich ein Mann, den man nicht ſogleich beim erſten Blick überſieht, und den es wohl der Mühe lohnet gründlich auszuforſchen, ob er wirklich einen groſſen gemeinen Nutzen will? Ich muß Euch ſagen, würdiger Herr Münzer,,es iſt mir auch ſchon in den Kopf geſtiegen, daß Ihr das Volk immer mehr zu Euch hinreißet und daß unſer fürſtliches Haus dabei Schaden nehmen könnte! Habt Ihr aber Recht mit Dem, was Ihr ſagt und thut, ſo ſoll Euch auch Recht gegeben werden im ganzen Land und man ſoll nach Eurer Lehre

handeln als nach der eines Gerechten! Darum habt Ihr ja ſelbſt ſchon immer nicht anders als ein öffentliches Verhör vorm ganzen Volke begehrt. So ſchickt Euch denn nun heut Nacht noch zur Reiſe nach Weimar an, und ſeid getroſt und freudig! Zuvor aber kommt noch mit mir in mein Haus, und laßt uns zur Stärkung einen Nachtimbiß bei mir einnehmen, wie wir es ja miteinander ſchon ſo manches Mal gethan. Meine rührige und tugendſame Ehefrau erwartet uns ſchon, wie Ihr denn auch einen ſtattlichen Kalbsbraten nebſt Spargelzugemüs bereits aufgetragen finden werdet, daneben aber ein ſchönes Gewächs aus meinem Euch wohlbekannten Keller. —

Danke! Danke! Nicht eſſen will ich, ſondern reiten, was nur mein Klepper kann! rief Münzer in der heftigſten Bewegung, und mit funkelnden Augen. Willkommen iſt mir das Alles, willkommen, willkommen! Habe ja längſt mein Verhör gewollt, verlangt, erbettelt! Und nun ſoll es mir werden, ha, und ich hoffe, daß doch der Luther auch mit dabei ſein wird! Wie lange habe ich nicht darauf angetragen, daß mir ein großes öffentliches Disputiren mit ihm vergönnt werden möchte! So gewaltig wie der Blitz einſchlägt, will

ich ihm dann beweiſen, was eine Reformation iſt, und wie ſie nichts iſt, wenn ſie gewiſſermaßen hinter dem Rücken des Volkes herumſchleicht, wie die Lutheriſche! Ich will es ihm in Leib und Seele hinein beweiſen, und da ich in ſeinem Wittenberg ſtudirt habe, werde ich doch wohl auch etwas von des Disputirens feiner Kunſt erlernt haben! Und nun drauf und dran, nun fort und hin! Begleitet mich mit Euern beſten Gebeten! —

Herr Hans Zeyß ſchüttelte etwas mißbilligend den Kopf über die ſtürmiſche Art des Mannes, und empfahl ihn dann recht herzlich dem allerhöchſten Schutz. Münzer aber, nachdem er ſich auch von ſeinem Freund Haferitz beurlaubt hatte, lenkte ſein Pferd zuvörderſt nach ſeinem Hauſe, um von Weib und Kind Abſchied zu nehmen, und ſich zu ſeiner Reiſe einigermaßen auszurüſten.

Frau Münzer ſaß in der matterleuchteten Stube bei ihrem Kind, das in ſeiner Wiege ſchlummerte. Die gute Frau hatte ſich ſchon um den lange ausbleibenden Gatten geängſtigt, und ſtieß jetzt einen lauten Schrei aus, als Münzer ſo ſtürmiſch und in der größten Auf-

regung zu ihr trat. Sein kleiner Sohn erwachte auch von dieſem Lärmen, und begann zu weinen. Das verſtimmte Herrn Münzer vollends, und er ſetzte ſeine Martha mit etwas rauhen Worten von ſeiner Vorladung nach Weimar, und ſeiner Abſicht, die Reiſe noch in dieſer Nacht anzutreten, in Kenntniß.

Wenn Du mich und Dein Kind liebſt, bat ihn ſein Weib und hing ſchluchzend an ſeinem Halſe, ſo gehſt Du nicht nach Weimar! Ich habe ſo trübe, ſchwere Ahnungen ſchon den ganzen Abend gehabt, als ich hier einſam ſaß, und jedes Wiegenlied, das ich für unſern Kleinen anfing, klang mir immer wie ein Grablied, ſodaß mich ſchauerte. Und ganz gewiß, ſie werden Dich dort nicht wieder freilaſſen, wenn ſie Dich einmal haben, denn Du biſt ihnen ſchon zu lange gefährlich. Dann werden ſie Dich in einen tiefen Thurm werfen, und Du endeſt im Elend Dein göttlich Leben, Du theurer Mann!

Ich muß nach Weimar ſo gewiß, als der Mond noch heut dorten am Himmelszelt aufgehen muß! rief Thomas Münzer, indem er ſich den Umarmungen ſeines Weibes entzog. Und wie das Geſtirn frei iſt und

ſicher, ſo werde auch ich frei und ſicher bleiben, denn gleich dem Geſtirn wandele ich eine Bahn, die mir das Schickſal vorgezeichnet, und die ich noch nicht erfüllt habe. — Laß mir meinen Harniſch bringen, Martha! Denn in Eiſen will ich dort vor ihnen auftreten, und eiſern ſollen ſie Alles an mir finden, den Rock wie das Herz und die Ueberzeugung! Jetzt ſoll das Wort That werden! Darum laßt uns den eiſernen Harniſch anziehn! —

Weinend ſchleppte Martha, mit Hülfe der Dienerin, die Rüſtung herbei, welche Thomas Münzer früher einmal mehr zum Scherz bei einer Gelegenheit angekauft hatte. Er legte jetzt wirklich mit Begier den Harniſch an, ſtülpte ſich den Eiſenhut über die dunkeln Locken, und ſchwang die Hellebarde kraftvoll in ſeiner Hand. Dann überfiel ihn ein taumelnder Muth, und heftig rannte er durch das Haus, durch Hof und Garten, mit lauten Ausrufungen ſeiner drängenden Seele Luft machend. Endlich, ruhiger geworden, kehrte er wieder in das Zimmer zu ſeiner Frau und ſeinem Kinde zurück, und, den Harniſch ausziehend und Eiſenhut und Hellebarde weit von ſich ſchleudernd, ſetzte er ſich lächelnd an der Wiege ſeines Sohnes nieder. Das

Kind war wieder eingeſchlafen und athmete jetzt ununterbrochen in ſeinem ängſtigen Schlummer fort. Die Mutter, davor ſtehend, behütete es mit ihren Augen, und ſah abwechſelnd bald das Kind, bald den Vater an, der jetzt ihren flehenden Blicken milder begegnete. Es herrſchte eine tiefe Stille in dem Gemach, und nur die alte pickernde Wanduhr wetteiferte mit dem kräftigen Athem des Kindes, ſie zu unterbrechen.

Welch ein Narr war ich, mir durch dieſen verächtlichen Harniſch ein Ritterthum ankünſteln zu wollen! ſagte jetzt Thomas Münzer mit bewegter Stimme vor ſich hin. Ich werde ein Ritter meiner Ueberzeugung ſein, und erſchiene ich in Schlafrock und Pantoffeln zu Weimar. So ſpielt mir meine allzu rege Einbildungskraft doch noch immer die alten Faſtnachtsſtreiche! Aber ich werde einfach vor meinen Richtern erſcheinen, wie mein Herz einfach iſt und lauter, das weiß Gott! Und nicht will ich ſtehen, wie Luther zu Worms geſtanden vor dem Reich, wo er dem deutſchen Adel mit ſolchem Honig um den Mund gefahren, daß ſie alle ſchon die Klöſter und Stifter zu ſchmecken wähnten, die ihnen durch ſeine Aufruhrpredigt gegen Rom zufallen ſollten!

Ich will Niemanden ſchmeicheln, um meiner Sache zu helfen, weder dem Adel, noch den Fürſten, noch dem Volke! Ich will durch meine Sache Recht bekommen, und nur durch meinen Tod Unrecht! — Und jetzt iſt es Zeit, daß ich mich auf die Reiſe mache!

Er ſtand auf, umarmte ſein in Thränen an ihm hängendes Weib, und küßte leiſe ſein Kind. Dann eilte er zur Thür hinaus, und ließ ſich unten ſeinen Rappen vorführen, der ihm ſchon reiſemuthig entgegenwieherte. Münzer ſchwang ſich in den Sattel, und ließ bald die Stadt hinter ſich zurück. Der Mond ging auf über den Feldern, und ſtreute ſeinen feierlichen Lichtſchimmer auf Münzer's Weg. Sauſend durchſchnitt er im unaufhaltſamen Reiten die Nachtluft, und der Hufſchlag ſeines Roſſes tönte weithin in die öde Stille. Fern antwortete das Echo und einige wache Raubvögel, die über dem Haupte Münzer's ihre Flüge hinnahmen. Er aber, umſpielt von Nachtwinden und Mondſtrahlen, war ſo ganz in ſich ſelbſt verſunken, daß er kaum um ſich ſchaute, obwohl er ſich von einer räthſelhaften Macht wie getrieben fühlte. Und das geheimnißreiche Leben der Nacht heftete ſich an des Reiters Ferſen und ſchien die Bedeutung von ſeinem ver-

hängnißvollen Ritt zu verſtehen. So jagte er weiter und weiter, und hatte nicht nöthig ſein Roß anzutreiben, das mit ſeinem Reiter das Verhängniß zu theilen und von denſelben Einflüſſen dahingetrieben zu werden ſchien. —

III.

Es war an einem Sonntag-Morgen, noch vor Aufgang der Sonne, als Müntzer von seiner Reise nach Weimar wieder in das Pfarrhaus zu Allstedt heimkehrte. Seine Frau flog ihm mit lautem Jubelruf entgegen, aber kalt und verdrießlich lehnte Herr Müntzer ihre Freudenbezeugungen über seine Rückkehr ab, und verschloß sich sogleich in seiner Studirstube. Er sah bleich und erschöpft aus, und verhielt sich so still, daß man aus seinem Zimmer her keinen Laut und keine Bewegung von ihm vernahm, wie ängstlich auch Frau Martha an der Thür lauschte. Bald aber füllte sich das Pfarrhaus immer mehr mit nachfragenden Freunden, denn die Kunde, daß Thomas frei und unangefochten aus seinem Verhör wieder zurückgekehrt, hatte sich schnell durch die Stadt verbreitet. Die, welche das nächste Anrecht zu haben glaubten, und darunter der uns wohlbekannte getreue Haferitz, pochten am lautesten an die Thür, und forderten ihren Freund und

Meiſter auf, ihnen doch endlich Rechenſchaft zu geben! Auch der wackere Schöffer, Herr Hans Zeyß, hatte den Frühnebel nicht geſcheut, und ſich, obwohl ſtark huſtend, doch im Hauſe Münzer's mit angelegentlicher Erkundigung eingefunden. Aber man ſah ihm an, daß er eig:ntlich nichts Gutes vermuthete, und wenn die Andern fragten, was er denn von dieſer Sache denke, antwortete er nur mit ſeinem Huſten, den man entweder auf den Frühnebel, oder auch auf die bekannte Manier des Herrn Zeyß, amtliche Bedenken auszudrücken, deuten konnte.

Endlich öffnete Thomas Münzer ſeine Thür und lud die Freunde durch einen ſtummen Wink zum Hereintreten ein. Eine ſchweigende Bewillkommnung, ein ſtilles Händeſchütteln, Niemand wagte zuerſt ein Wort zu ſagen. Münzer begann ebenfalls das Geſpräch nicht, und ließ ſich lautlos auf ſeinem Lehnſeſſel niederſitzen.

Aber Meiſter Thomas, habt Ihr denn zu Weimar die Sprache verloren? platzte endlich Herr Zeyß ungeduldig heraus. Oder hat man Euch gar dort ausgetauſcht, daß der eigentliche Münzer noch etwa auf dem

Schloſſe zu Weimar gefangen ſitzt, während uns die Fürſten einen unrechten an Euerer Stelle wieder nach Allſtedt zurückſandten?

Ja, ich habe zu Weimar die Sprache eingebüßt! antwortete Thomas Müntzer traurig. Aber auch ſprachlos bin ich noch derſelbe Müntzer geblieben, der mit dem Prägſtock des innern Geiſtes den Groſchen münzen wird, welchen die Zeit verloren, und durch den ſie wieder reich werden ſoll vor Gott und der Welt! Wiſſet denn, daß man mich zu Weimar auf ſo bettelhafte Weiſe verhört hat, als wär' ich ein Schulbub, der von ſeinen ſchlechten Streichen bekehrt werden ſolle. Da war nicht Luther, nicht Volk, und auf beide hatt' ich bei meinem Verhör gerechnet. Und da man mich denn wie einen ganz gewöhnlichen Verbrecher vernehmen wollte, erſtarb mir das Wort in der Kehle, und, ſtatt mich zu rechtfertigen, ſagte ich gar nichts! Es waren einige Domherren erſchienen, die mir in Gegenwart der Fürſten allerhand verfängliche Fragen vorlegten, welche ſämmtlich den chriſtlichen Glauben betrafen, und worauf ich einen Widerruf Alles deſſen, was ich bisher gedacht und gethan, herplärren ſollte! Ach, dieſe Menſchen kamen mir ſo klein und armſelig vor, daß ich

mich in ihre Seele hinein ſchämte und vor Scham kein Wort zu meiner Vertheidigung aufbrachte! Wenn die Thörichten ſprechen, müſſen die Klugen ſchweigen, und ich ließ mich ſo gründlich ſchweigen, daß ſie alle darüber die hohlen Köpfe zuſammenſteckten und von der großen Schuld ziſchelten, die nun eingeſtändlich auf mir haſte! In Gottes Namen! in Gottes Namen! war Alles was ich herausbrachte, und dann ging ich ſeufzend meiner Wege, und bin nun wieder hier, erwartend was ſie mir thun werden. O ihr Freunde, ich fühle mich ſehr gedemüthigt, daß man mir ſo klein hat begegnen können! Glaubt mir, wer Großes will, ſtirbt am erſten daran, daß man ihn für klein hält. Dieſe Fürſten und dieſe Domherren, meinen ſie ein Gewitter in eine Vogelflinte laden zu können, um dann zu ihrem Vergnügen Sperlinge damit zu ſchießen? Wie werden ſie ſich wundern, wenn das Gewehr endlich unter ihren Händen platzt und der Donner herauskommt, ſie zu zerſchmettern! Und dieſer Luther, dieſe zierliche und ziemliche Jungfer Martin, hat ſie ſich doch vor mir verkrochen? Warum erſchien er denn nicht zu Weimar, der hochgelehrte Mönch, um es endlich mit mir auszufechten? —

Jetzt ging draußen am Morgenhimmel die Sonne auf und durchglänzte mit ihren erſten Strahlen das Gemach. Müntzer erheiterte ſich wieder bei ihrem Anblick, und ſagte zu ſeinen Freunden, die ihn durch allerlei Troſtgründe zu beruhigen ſuchten: Laſſet es gut ſein und uns nicht mehr davon reden! Wie dieſe Sonne täglich ihren ſichern Weg durch die Wolken findet, um einer ganzen Welt zu leuchten, ſo muß auch unſer Streben, wenn es von Gott iſt, endlich ſicher durchkommen, und bleibt es verhüllt, ſo liegt es an den Naturgeſetzen, und nicht an uns! Darum wollen wir jetzt bei einem fröhlichen Morgentrunk uns mitſammen tröſten! Und Du, liebes Weib, ſorge dafür, daß wir unſere Gäſte, die uns ſo früh die Ehre gegeben, mit dem Beſten bewirthen mögen, was im Hauſe iſt! —

Frau Martha hatte alsbald ein ſtattliches Frühmahl aufgetragen und die Freunde verfehlten nicht, bei allgemach wieder eingekehrter guter Laune, ſich mit Behagen zu demſelben um den Tiſch zu ſetzen. Man kam darin überein, daß der Vorgang keine weiteren Folgen nach ſich ziehen werde, um ſo mehr, da man den Fürſten zu Sachſen nicht den Muth zutraute, gegen einen beim Volke ſo angeſehenen Lehrer, wie Müntzer, etwas

Gewaltthätiges zu beschließen. So glaubten auch Münzer's Freunde, daß der Brief, welchen Luther in diesen Tagen an die sächsischen Fürsten in den Druck gegeben und worin er sie ermahnte, den aufrührerischen Geist der Zeit zu unterdrücken, wirkungslos bleiben werde. Und der Einzige, der zu diesem Allen den Kopf schüttelte und mit seiner Meinung nicht recht heraus wollte, war Herr Zeyß, welcher oft, als wolle er weder reden noch hören, seine Nase tief in den gewaltigen Ehrenpokal untertauchte, den ihm die besondere Aufmerksamkeit der Wirthin vorgesetzt hatte. Zuweilen blickte er auch ängstlich nach der Thür und schien etwas zu erwarten.

In der That klopfte es jetzt und Alle schraken unwillkürlich zusammen. Zwei Rathsherren traten mit einer so feierlichen Amtsmiene herein, daß man ihnen sogleich ansah, sie hätten das Wichtigste zu bestellen. Münzer unterbrach die lange und wohlgesetzte Rede, mit welcher der Aelteste unter ihnen ihm die Vergehungen auseinandersetzte, deren er schuldig befunden worden, mit einem verächtlichen Ausruf und gebot ihnen Stillschweigen.

Schenkt mir mein Sündenregister, sagte er, und rückt nur gleich tapfer heraus mit der Nutzanwendung, die Ihr doch nicht ermangeln werdet, mir als Galgen-

ſtrick an den Hals zu werfen! Nicht wahr, ich ſoll fort, man will mich gern los ſein hier zu Lande, wo man gern Alles los wäre, was mehr Geiſt hat als ein Kohlkopf und ſich freier bewegt als der Eſel, der den Sack zur Mühle ſchleppt? Ach, ihr guten Allſtedter, werdet Ihr denn wirklich Euern beſten Freund ſchmählich verjagen laſſen?

Es iſt der ſtrengſte Befehl bei uns eingetroffen, erwiederte der Rathsherr, Euch binnen zwölf Stunden aus der Stadt, und binnen ſechszehn aus dem Lande zu verweiſen! Nicht nur Eure Irrlehren, deren ich vorhin Erwähnung gethan, haben es verſchuldet, daß man Euch Amt und Wohnſitz jetzt mit Schimpf kündiget, ſondern Ihr habt auch ſchon weit und breit im Lande Aufruhr angezettelt und das Volk gegen ſeine rechtmäßigen Herren zu empören angefangen, wie Euer Aufwiegelungsbrief beweiſt, den Ihr an die Gemeinde von Sangerhauſen entſendet habt. Und man verfährt noch ſo milde gegen Euch mit einfacher Verweiſung, weil Ihr Euch im Verhör zu Weimar ſo beſcheidentlich und ohne alle Widerſetzlichkeit, wie man von Euch hätte vermuthen können, benommen!

Schweigen wir von dieſem Jammer! antwortete

Müntzer, etwas verlegen. Ich werde gehen, wo man mich nicht haben will, und werde nicht bleiben, wo man mich entbehren kann! Sagt Euern Herren Fürsten und Prälaten, daß der Müntzer den Staub ihres Landes mit Verachtung von seinen Schuhen schütteln will! Aber dieser Staub, den er von sich schüttelt, wird zu einer Wolke werden, von der sie erstücken sollen! Diese Herren sollen sich nur nicht einbilden, daß sie Ruhe finden werden, wenn sie den Gegenstand ihrer Unruhe verjagen. Ich will ein scharfer Reiter auf ihrem Nacken sein, den sie nicht abwerfen sollen, und will noch einmal in Galopp mit ihnen zur Hölle fegen! Ja, ich will mich anklammern mit meines Lebens Leben an die Fürsten dieser Zeit, und will sie pressen, daß sie nicht mehr zu Athem kommen mögen! Dich aber, meine gute Gemeinde von Allstedt, die mir treu bleiben wird, will ich heut noch zum Abschied herzinniglich mit meinem Wort begrüßen! Horch, schon drängt sich der alte wohlbekannte Glockenton, der Liebeston der Kirche, zu mir herüber, und ruft mich zur letzten Sonntagspredigt, mit der ich von Euch scheiden werde! Geh', Martha, bringe mir den Talar! Und Ihr, meine Freunde und Brüder, werdet mich noch auf dem letzten Gang zu

Euerer Kirche geleiten, an dem mich doch wohl die Gewalt dieſer weiſen Rathsherren nicht verhindern will, obſchon ich es faſt auf ihren Geſichtern zu leſen meine?

Dabei legte er den Talar an, welchen ſein troſtloſes Weib ihm herbeigebracht und mit ihren Thränen benetzt hatte, und dann faßte er trotzig die beiden Magiſtratsperſonen ins Auge, welche ſich insgeheim beſprachen, und lange, wie es ſchien, ohne einen Entſchluß faſſen zu können, einander ins Ohr flüſterten.

Man wird Euch dieſe Abſchiedspredigt nicht mehr geſtatten können! ſagte endlich Einer derſelben. Ihr ſeid Eueres Amtes bereits entſetzt und könnt alſo füglich nicht mehr unſere Kanzel beſteigen! Am allerwenigſten aber dürft Ihr ferner hier in dieſem Talar erſcheinen. Schon an dieſem ſogar habt Ihr Euern Neuerungsgeiſt an den Tag gelegt, indem Ihr das geiſtliche Kleid widerrechtlich und ohne Genehmigung der Behörden verändert und vereinfacht habt. Sollte Ihr Euch aber jetzt widerſetzen und überhaupt nicht geſonnen ſein, in aller Stille aus unſerer Stadt zu ſcheiden, ohne jedes empöreriſche Aufſehn, ſo überantworten wir Euch den Häſchern, die ſchon angewieſen ſind, Euch das kürzeſte Geleit zur Stadt hinaus zu geben!

Die Häſcher ſind ja eine alte Ehrengarde für die Propheten! antwortete Thomas Münzer wehmuthsvoll. Das wäre ganz in der Ordnung, aber ich bin noch nicht reif genug, als daß ich es dahin möchte kommen laſſen! Die jüngferliche Keuſchheit meines Prophetenthums erſchrickt noch vor dieſen Berührungen, und ekelt ſich, ihren Zukunftstraum handgemein werden zu laſſen mit den Häſchern! So beuge ich mich denn heut noch der Obrigkeit, und will demüthig ſein, wo ich ſchon das Schwert ziehen könnte! Denn der Tag iſt noch nicht erſchienen, um die Schlacht zu liefern, die in Gottes Namen geſchlagen werden ſoll zwiſchen dem deutſchen Volk und ſeinen undeutſchen Zwingern! Und dieſen Talar hier, das Bräutigamskleid meines Strebens, werfe ich von mir, und will es nicht eher wieder anthun, als bis ich an ſeinem ſchlichten Gürtel zugleich das Schlachtſchwert werde befeſtigen können! Nun denn, in Gottes und der Freiheit Namen, werde ich als ſtiller Knecht von hinnen wandern, und ihr, Freunde, helft mir durch Euere Liebe den Tag noch hinbringen bis zum Abend, wo ich, nachdem mein Haus beſtellt, mich in Schmach verkriechen werde, um einſt in Herrlichkeit wieder aufgenommen zu werden! — —

IV.

Münzer wählte die späteste Stunde der Nacht, um seinen bisherigen Wohnort zu verlassen. Sein Weib und Kind blieben im Hause seines Freundes Haferitz so lange zurück, bis er wieder in einer andern Gegend eine sichere Aufnahme gefunden hätte. Wohl hatte er diese schon in der Reichsstadt Mühlhausen, wo er so viele Freunde und Anhänger zählte, gehofft, aber der Ausführung dieses Planes standen jetzt noch sehr empfindliche Hindernisse entgegen. Martin Luther hatte gerade in diesen Tagen einen Sendbrief an den Bürgermeister, Rath und die ganze Gemeinde der Stadt Mühlhausen gerichtet und in seiner nachdrücklichen und gewaltigen Weise gewarnt, von der dort so auffallenden Hinneigung zu Thomas Münzer abzulassen und ihm, im Fall seiner Austreibung aus Allstedt, keine Zufluchtsstätte zu gewähren. Dieser Brief schien bereits seine Wirkung gethan zu haben, und Münzer war entweder schon davon unterrichtet gewesen, oder er

glaubte doch dieſe Wirkung befürchten zu müſſen, weshalb er für jetzt noch davon abſtand, ſeinen Anhang in jener Stadt aufzubieten. Vielmehr zog er es vor, eine Wanderung durch ganz Deutſchland anzutreten, um aller Orten die Stimmung des Volkes kennen zu lernen und zu erproben. Zuerſt hatte er nun die Abſicht ſich nach Nürnberg zu wenden, in welcher Stadt er auf einige zuverläſſige Freunde rechnen konnte und wo er zugleich den Druck ſeiner Schutzſchrift gegen Luther, von der er ſich ein entſcheidendes Aufſehen zu ſeinen Gunſten verſprach, betreiben wollte.

Müntzer wollte ganz einſam ſein, wenn er Allſtedt verließ. Deshalb hatte er ſowohl von Weib und Kind wie von ſeinen Freunden ſchon mehrere Stunden vor ſeinem Aufbruch Abſchied genommen und die Bevölkerung, die ſich in aufgeregten Schaaren zu ihm drängte, beſchworen, ihm kein Geleit zu ſchenken. Und als nun nach Mitternacht Alles ſtill geworden war, trat er unbemerkt aus ſeinem Hauſe und begrüßte mit einem Seufzer, der ſich halb wie Jubelruf, halb wie Klage aus ſeiner Bruſt löſte, die Nacht. Dann zäumte er ſich ſelbſt ſein getreues Roß und ſtreichelte es lange mit liebkoſender Hand. Noch ſtand er an, ſich auf den

Rücken des Thieres zu ſchwingen, und die Zügel in der Hand haltend, ſetzte er ſich noch einmal auf der ſteinernen Bank vor dem Pfarrhauſe nieder, und überließ ſich, während ſein Pferd ungeduldig ſcharrte, ſeinem Nachdenken, das ihn noch an dieſe Stelle zu feſſeln ſchien.

Ich möchte mich einmal mit dem lieben Gott zanken! ſagte Münzer in ſeinem tiefſinnigen Unmuth vor ſich hin. Vielleicht daß ich ihn aus ſeiner ewig lächelnden Langmüthigkeit herauszankte, denn ich bilde mir ein, wenn wir ihm recht inbrünſtig zürnen, fängt er an für uns zu handeln! Und ich weiß nicht, je mehr ich heut dieſe Nacht anſchaue, in die ich hinausirren ſoll, dieſe Sterne, die mir mit ihrem Blinken den Weg in die Weite zeigen, dann verdrießen mich all dieſe großen Anſtalten der Schöpfung, an deren hohe Säulen wir nicht einmal das Vogelneſt unſeres Glückes ankleben können! Jedes hat ſeine ſichere Stelle in der Schöpfung, nur nicht des Menſchen Glück, und dies läuft herum durch Himmel und Erde, und weiß nicht wo es ſein Haupt hinlegen ſolle! Hätten wir nur wenigſtens ſo viel Naturgewißheit unſeres Strebens, wie die Tule, die ihre Stunde hat, wo ſich ihr die Augen

öffnen und keine Beute ihr entgeht! Und je mehr ich's beklage, daß nicht auch der menſchliche Geiſt ſeine Naturgeſetze hat, die ihn ſchirmen und ihm durchhelfen, deſto größer wird heut mein Zorn gegen Gott, ein heiliger Zorn, den er mir gewiß zum Guten anrechnen wird. Es iſt der Zorn der begehrenden Seele, die nach der Gerechtigkeit Gottes dürſtet und nicht durchkommen kann durch die Dämmung der Erde, um an die Quelle ſelbſt die Lippe zu legen! So knirſcht ſie mit den Zähnen, weil ſie, ſtatt ſich ſatt zu trinken, nur den Sand der Erde in ihrem Munde geſchmeckt hat. Gott hört das Knirſchen, das ſich gegen ihn auflehnt, und erkennt darin nur den Liebesdrang, ſeiner ganz und gar habhaft zu werden und ein Zeichen der Gnade von ihm zu erlangen. Und ich will ihm jetzt ſo lange zürnen und ihn anklagen, bis er mir wieder ein Zeichen gegeben hat, daß er mich mag, und daß er mir helfen wolle, menſchliches Glück und menſchliche Freiheit auf Erden feſtzuſtellen! Denn in Gott iſt die volle Güte, das volle Glück und die volle Freiheit, man muß ſie nur aus ihm hervorzulocken verſtehn, und ihm deshalb keine Ruhe laſſen, ſondern hart und eifrig ihm zuſetzen! Einen Thoren nenne ich Den, welcher die Ur-

ſache des Böſen in Gott annimmt, wie Herr Doctor Martin Luther, der jetzt warm in ſeinem Neſte zu Wittenberg ſitzt, während ich wieder der Landſtraße anheimgefallen bin! Es iſt aber dies die ſchäbige Demuth, auf welche ſich jetzt der Martin Luther zu verlegen angefangen, daß er das Böſe, was geſchieht und beſteht, nicht weiter anzugreifen wagt, weil er behauptet, Gott habe es aus ſich zugelaſſen, und man müſſe ſich deshalb beſcheidentlich gedulden und warten! Nein, man muß nicht länger um das Böſe ſich gedulden, denn nur des Guten Urſache iſt Gott, und damit es aus ihm herauskomme zu uns, muß man Gott ſchütteln, wie den Baum in der Zeit der Reife, daß er ſeinen Segen auf uns herunterfallen laſſe! Das heißt, wir müſſen Thaten thun, um Gott zu ärnten! Und das nenne ich, Gott ſchütteln, wenn wir uns zur That entſchließen, die ihn herauslockt aus ſeinem Himmel auf den Schauplatz der Völker! Somit denn aufgebrochen, in Nacht und Welt hinein! Ade! —

Er ſtand jetzt auf und ſchickte ſich an, ſein Pferd zu beſteigen. Als er ſich emporſchwang, bemerkte er eine dunkele Geſtalt, welche ihm den Steigbügel hielt und ſich ihm ſonſt, ohne einen Laut von ſich zu geben,

dienſtfertig zu zeigen bemühte. Als Müntzer, nachdem er auf ſeine Frage keine Antwort erhalten, ungeduldig davonſprengte, rief ihm die Erſcheinung nach: Heil Dir, Thomas Müntzer, auf Deine Wanderſchaft! Wir treffen uns wohl wieder an, und dann ſteh' ich Dir weiter Rede! Wird doch der große Mann, ſo gut wie der Jude, herumgeſtoßen in allen Winkeln, und ſo ſtoßen wir ſchon wieder aufeinander! Bis dahin lebe wohl, und befreie die Chriſten, die Dir nicht ſoviel Dank wiſſen werden für's freie chriſtliche Leben, als ich für mein elendes jüdiſches, das Du mir gerettet haſt! — —

Drittes Buch.

Die zwölf Artikel.

Es war in den ersten Märztagen des Jahres 1525, und schon stand der Wald in einem grünen Schimmer und die neuen Keime der Flur wetteiferten fast in ihrer Lebensluft, sich einer vor dem andern hervorzudrängen. In diesem Jahr schien es so zeitig und beinahe gewaltsam Frühling werden zu wollen, wie man es sich sonst nicht zu erinnern gewußt. Am Rhein, auf dem Schwarzwald und in den südlichen Gauen Schwabens hatte die Sonne schon Wunder gethan und auf Berg und Thal war das bunte Frühlingsleben angebrochen und die fröhliche Landarbeit begonnen.

In einem Dorf im Würtembergischen ward der achtzigste Geburtstag eines alten Bauern festlich begangen. Vater Claus war hier weit und breit angesehen und geachtet, und bei seinem hohen Alter mußte die tiefe Einsicht in alle Nöthe des Lebens und der Zeit, die man ihm zuerkannte, ein doppeltes Gewicht erhalten, wie er denn auch durch seine irdischen Güter, mit

denen er wohlgesegnet war, stets zu Trost und Nutzen Aller, die sich an ihn wandten, bereit gewesen. So beeiferte sich nun heut das ganze Dorf, dessen Vater er war, ihm eine feierliche Aufmerksamkeit zu bezeigen, und auf dem schon voll ergrünten Wiesenplan, welcher vor des Alten Hütte sich ausbreitete, ward ihm zu Ehren bereits den ganzen Tag über getanzt und gejubelt. Er selbst, sein weißes Haupt in Behagen wiegend und neigend, saß vor seiner Hüttenthür und bezeigte an Allem seine Freude, besonders aber an seinen zahlreichen, heut festlich geschmückten Enkeln, Mädchen und Buben, die ihm zunächst spielten und lärmten, und von denen er bald diesen, bald jenen zu sich heranrief.

Der Märztag schien heut so warm, wie es selten Sommertage sind, und der gefeierte Jubelgreis sonnte sich an dem schönen Frühlingswetter, das ihm diesmal, zu seinem Geburtstag, schon den Kirschbaum und Hollunder im ersten Anflug der Blüthe zeigte, während ihn sonst immer der kalte Winterschnee vor seiner Thür an den auf seinem alternden Haupt erinnert hatte. Und während von der Wiese die Musik und das Kreischen der Tanzvergnügten zu ihm herüberschallte, übten sich im Weiher schon die Frösche in den Takt des Frühlings

ein und drückten immer lauter und zuversichtlicher ihren Antheil an der allgemeinen Luft aus. Am Brunnen schäkerten einige frohe Paare und sangen sich wechselseitig neckische Lieder zu. Da kamen plötzlich die kleinen Buben alle zu dem Großvater herangestürzt und schrieen jubelnd: Herr Storch kommt angezogen, Herr Storch ist auch nun da, um Dir zu gratuliren, Vater Claus, zu Deinem Geburtstag!

Vater Claus blickte lachend in die Höhe und erkannte in der That den Storch, den vieljährigen Freund seines Hauses, welcher auf seinem Dache nistete und schon jetzt, mit eilig wackelndem Flug, sich einfand, um sein Sommernest wieder in Besitz zu nehmen. Der Alte schwang ihm zum freudigen Gruß sein Käppchen entgegen und hieß den frühen Gast, den er noch niemals an diesem Tage bewillkommt hatte, es sich zum fernern Sezen des Hauses da oben bequem zu machen.

Friedli, der Lieblingsenkel des alten Claus, ein zwölfjähriger Bube, der schon über sein Alter groß und kräftig geworden, schmiegte sich an den Großvater und schien etwas auf dem Herzen haben, indem er mit seinen großen ernsthaften Augen zu dem Storch hinaufsah, der mit bedeutsamer Gebärde über seinem Neste stand.

Hat uns der Storch nun diesmal mitgebracht, was Du uns immer sagtest, Großvater? wagte sich endlich der Knabe schüchtern mit seiner Frage heraus.

Ich weiß nicht mehr, was ich Euch sagte, Friedli! antwortete der Alte, den Buben herzend. Aber wohl Manches könnte unser langbeiniger Gastfreund uns mitbringen, denn er reiset Jahr aus Jahr ein in gar ferne Länder und durchstreift die weite Welt als sein freier Herr!

Eben das meine ich! erwiederte Friedli nachsinnend. Er ist sein freier Herr, und Du hast uns immer gesagt, daß er seine eigentliche Heimath im Lande der Freiheit habe, wo es keinen Druck, keine Frohnen, und auch keine Zehnten giebt, sondern Alles so leicht und klar und eben ist wie die liebe blaue Luft. Und Du hast gesagt, wenn wir uns recht brav hielten und wackere deutsche Bursche würden, dann würde uns auch der Herr Storch eines Frühlings mal ganz unversehens die Freiheit mitbringen aus seiner fernen Heimath! Und da er diesmal so früh gekommen ist, und sich so wichtig macht, sollte man nicht anders meinen, als er habe sich dies Frühjahr endlich unsrer erbarmt, und da er

ſo viel Noth hier zu Lande geſehen, uns diesmal alle Taſchen voll von ſeiner Freiheit mitgebracht!

Könnten's brauchen, wir zumal hier in Schwaben, Du närriſches Gevatterle! antwortete der Alte. Es ſieht auch in der That in dieſem Frühjahr danach aus, als ſollte es beſſer werden mit dem gemeinen Mann, und Gott ſchenkt mir die Gnade, noch dies merkwürdigſte Jahr der Welt zu erleben. Und wie die Knospen alle zeitiger als je ausſchlagen, ſo hat auch der Bauer angefangen in dieſem Lenz auszuſchlagen aller Orten, um endlich auf einen grünen Zweig zu kommen, und ſein Ausſchlagen iſt ein Schlag hinter die Ohren geweſen für Junker wie für Pfaff, daß ſich beide noch gar nicht darüber beſonnen haben. Und Du, kleines Gevatter Friedli, da wir doch einmal immer miteinander klug ſprechen und des Gemeinweſens Beſtes zuſammen verhandeln, ſo will ich Dir auch ſagen, was und wen uns diesmal der Storch bedeutet, der aus der Freiheit Landen ſo früh zu uns angeflogen gekommen.

Nun was denn, Großvater? fragte neugierig der ernſthafte Bube.

Der Herr Storch, ſagte Vater Claus mit einem ſchlauen Lächeln, bedeutet uns den Herrn Herzog Ul-

rich, der jetzt in der Schweiz, wo sie so viel Freiheit haben, daß sie sie zum Frühstück wie zum Mittag- und Abendbrod in ihre Milch brocken können, sich ein Heer geworben hat. Mit diesem Heer hat er nun bloß auf den Frühling gewartet, um sich sein altes Nest, unser Schwaben, wiederzuerobern, und damit ihm unser gutes Volk das Nest offen halte, thut er, wie dort oben auf unserer Hütte Freund Storch Dir zu thun schien, Gevatter Friedli, nämlich als ob er dies Frühjahr wirklich alle Taschen voll Freiheit uns mitbrächte. Und dieser Ulrich, als er noch Herzog von Würtemberg war und unser Land regierte, war dem Volke ein wahrer Teufel und schlimmer als alle sonstigen Teufel, denn ein Fürstenteufel, mein Sohn, ist immer eine ganz besondere Sorte, auf die ich Dich hiermit freundschaftlich aufmerksam gemacht haben will. Nun weißt Du schon, daß der schwäbische Bund, Gott sei bei uns, den Herzog Ulrich verjagte und dafür im Lande eine österreichische Regierung einsetzte, was denn nichts Anderes heißen wollte als den Teufel austreiben durch Beelzebub, der Teufel Obersten! Jetzt aber, wo der gemeine Mann im ganzen Reich aufsteht wider seine Machthaber, und selbst der würtembergische Bauer, obwohl langsam, doch

nun auch endlich ſeiner Menſchenwürde nachhinkt, da erſcheint Herr Ulrich mit ſeinen Schweizern an unſern Gränzen, und klopft dem gemeinen Mann, der früher nur ſeinen Fußtritt kannte, mit ſchmeichelnder Hand auf die Schulter, um an dieſer Schulter ſich wieder auf ſeinen Thron zu erheben. Schon iſt er im Anzuge und wird nächſtens gen Stuttgart vorrücken, und wir können uns nicht verhehlen, Friedli, daß er doch eigentlich unſer rechtmäßiger und angeſtammter Fürſt iſt, weshalb wir ihm denn ſo viel behülflich ſein wollen als wir nur irgend können!

Der Knabe hatte begierig zugehört und mit ſeinen glühenden Augen jedes Wort von des Großvaters Lippen geſogen. Aber, fuhr er jetzt aus ſeiner dunkeln Welt von Träumen auf, indem er mit dem Fuß ſtampfte, — wenn es nun nicht wahr iſt, was er verſprochen, daß er diesmal die Freiheit mitgebracht hat?

Ei, Friedli, entgegnete der Alte in ſeiner neckiſchen Art, wer heißt Dich denn an einem Fürſtenwort zweifeln? Ein Fürſt, der im Unglück auf ſeines Volkes Arme ſich ſtützt, und mit den feſten Knochen des gemeinen Mannes ſich ſeinen Thron ſtützet, und in dieſer

Umarmung zwiſchen Fürſt und Volk unwillkürlich ſich der Ausruf von ſeinem Herzen loslöſet: Volk, zum Angebinde unſerer Liebe ſchenke ich Dir die Freiheit und erkläre Dich für ein mündiges Geſchöpf mit menſchlichen Rechten! — und wenn dieſer Fürſt dann nachher im Glück nicht Wort hielte — das wäre ja — das wäre — nun was wäre es denn, mein kleines Gevatter Friedli?

Großvater, antwortete Friedli, das wäre recht gut. Da würde das arme Volk doch endlich einmal böſe werden, und ſein Glück auf ſeine eigene Hand verſuchen, und einſehen, daß es ſich ſelbſt helfen muß, weil ihm kein Anderer hilft. Wenn Mutter zuweilen ärgerlich war, erhielt ich Morgens mein Butterbrot nicht, das mir doch von Gott und Rechtswegen zukam. Dann ging ich immer trotzig und böſe in den Garten und ſetzte mich in den Kirſchbaum und aß mich ſo ſatt wie mich das Butterbrot niemals gemacht hätte. Wäre ſonſt mit dem Butterbrot zufrieden geweſen, und bekam nun Kirſchen, bloß weil ich trotzig und böſe geworden war!

Komm, Junge, laß Dich küſſen und herzen, lachte der Alte. Ich ſehe, aus Dir wird ſich eine gute Frucht

ziehen laſſen und Du wirſt einmal ein rechter Kerl werden, ein Volkskerl, wie ſie der deutſchen Nation jetzt nöthiger thun als Salz und Brot. Darum habe ich mir ſo viel Mühe gegeben, Junge, in Dir von Kindesbeinen an einen freien und auf das Gemeinwohl gerichteten Sinn zu wecken. Denn von uns alten Stübern, die wir uns ſchon ſo viel haben gefallen laſſen müſſen, wird doch kein rechtes Heil mehr ausgehen. Wir ſind ſchon zu verſtaucht für die Freiheit und unſere Seele iſt herabgewürdigt durch Gewalt und Schande. Aber in unſern Kindern, die noch ein reiner Acker ſind für die Freiheit, ſollen wir das Reich der Zukunft bei Zeiten anbauen. Und wenn ich meine alten achtzigjährigen Augen ſchließe, was nicht mehr lange hin ſein kann, dann ſollen ſie auf Dich fallen, Friedli, wie klein und erbärmlich Du auch noch biſt, und ſollen im Scheidegruß den künftigen freien deutſchen Mann in Dir verehren! Willſt Du auch fein Alles lernen und ſo recht von Herzen behalten, was ich Dir noch bis dahin ſagen werde?

Dem trefflichen Knaben ſtanden die Augen voll Thränen, doch wiſchte er ſie raſch mit ſeinem Aermel hinweg und ſagte mit männlicher Stimme: Großvater,

verlaß Dich auf mich, ich werde Dir ſicherlich ein ganzer Kerl werden! Und Du kannſt mich jetzt gleich die zwölf Artikel überhören, obwohl Du ſie mir erſt geſtern zu lernen aufgegeben haſt. Ich konnte die ganze Nacht nicht davor ſchlafen, und jetzt, den Tag über, wo die andern Buben und Dirnen ſo lachten und lärmten, lief ich immer allein dort zwiſchen den Bäumen umher und übte mich, die zwölf Artikel der Bauernſchaft herzuſagen. Und nun thu mir auch den Gefallen, ſie mich abzufragen. Ich kann ſie alle nach der Reihe.

Heut Abend ſollſt Du ſie mir alle aufſagen, herzliebes Gevatterle! ſagte Vater Claus, indem er den Knaben gerührt an ſeine Bruſt zog und ihm ſein dunkles Lockenhaar ſtreichelte. Jetzt aber ſei fröhlich und miſche Dich unter die andern Buben und ſpringe noch aus Leibeskräften zu Ehren meines Geburtstages hier herum! Denke doch, ſelbſt der Storch iſt mir zu Ehren heut angekommen und Feld und Wald machen mir ihr ſchönſtes Frühlingsgeſicht. Und Du allein willſt hier den Griesgrämigen ſpielen, Du übernaſiger Zaunkönig? Gleich pfeif' und ſpringe!

Ach, Großvater Claus, ſagte Friedli, es will mir das Alles heuer gar keinen Spaß machen! Und ſiehſt

Du, dort ſteht auch ſchon ein Gewitter am Himmel, das immer näher heraufzieht, und uns bald den ſchönen Tag verderben wird! —

In der That zeigten ſich plötzlich alle Vorboten eines ausbrechenden Unwetters. Ein dickes Gewölk hatte ſich über dem Thal gelagert und drohte in gewaltigen Maſſen ſich zu entladen. Schnell war das heitere ländliche Bild, das ſich noch eben ſo behagensvoll auf dem Wieſengrund ausgebreitet, zerſtoben und dem Tanz durch die beginnenden Donnerſchläge ein Ende gemacht. Während ſich noch einige Paare bei Blitz und Donner auf dem Platze zu erhalten ſuchten, trieb doch der herabſtürmende Regen bald Alles in Unordnung von dannen und halb mit Lachen, halb mit Schelten räumten die luſtigen Dorfbewohner das Feld.

Es kommt Alles in dieſem Jahre ſo früh! meinte Vater Claus kopfſchüttelnd, als er ſich mit ſeinen nächſten Freunden und Angehörigen zur Abendmahlzeit in ſeine Hütte zurückzog.

Aber laßt uns nun auch nicht den Kopf hängen, ſprach er weiter, nachdem Friedli bei Tiſche den Abendſegen gebetet hatte. Haben wir ſchon zu Anfang des Märzen heißen Frühling und ein Gewitter dazu, wie

daß er von seinem Gefolge auf Nebenpfaden abgekommen sein mochte, worauf auch das Zeichen deutete, das er jetzt wiederholt durch ein Hüfthorn von sich gab. Er selbst war ein stattlicher Herr, der von Kopf bis zu Füßen in einer glänzenden Bewaffnung einherschritt, und, obwohl in etwas phantastischer und gesuchter Weise mit allen Zeichen eines obersten Feldherrn geschmückt, doch auch in seiner beweglichen, sich kriegerisch gebärdenden Figur an den Tag legte, daß eine Kriegsunternehmung sein Handwerk oder seine Absicht sei.

Er war in das Dorf herabgekommen und hatte sich die ansehnlichste unter den Hütten, welche dem Vater Claus gehörte, zum Eintreten gewählt. Die friedliche Gesellschaft schrak bei seinem ungewöhnlichen Anblick zusammen, doch faßte man sich bald wieder und suchte mit der dem schwäbischen Bauer eigenen Herzlichkeit dem vornehmen Gast alle möglichen Bequemlichkeiten darzureichen, die derselbe sich denn auch halb leutselig, halb mit einem Unterwürfigkeit verlangenden Wesen gefallen ließ. Während man sich freundlich um ihn zu schaffen machte und hierunda auch schon Scheltworte von ihm empfing, wo die Bemühung, seine schönen durchnäßten Kleider ihm abzutrocknen, nicht ge-

ſchickt genug von Statten ging, verharrte Vater Claus noch immer im Hintergrunde des Zimmers, bald wie in Verlegenheit mit den Fingern auf den Tiſch trommelnd, bald nachdenklich zum Fenſter hinausblickend, ob ſich das Wetter noch nicht abklären wolle, wozu die ſich entſchleiernde Bläue des Horizonts wieder Ausſicht gab.

Der Fremde bemerkte ihn jetzt und ſah ihn mit ſeinen blauen, ausdrucksvollen, aber boshaft lächelnden Augen eine Zeitlang unverwandt an. Nun, alte Silberpappel, was ſchwankſt Du denn da ſo im Hintergrunde auf und nieder, ohne mich zu grüßen? ſagte er endlich. Soll ich Dir Dein Sammetkäppel vom Kopfe blaſen, um nachzuſehen, wie Dich die Zeit weiß gegerbt hat, ſeitdem wir uns nicht begegnet ſind? Kenne ich Dich doch noch, Claus, und Du ſcheinſt Dich gar nicht mehr meiner zu erinnern?

Daß ich Dich wiedererkenne, alter Sünder, iſt freilich kein Wunder! fuhr er ſelbſtgefällig zu reden fort. Einmal beſitze ich, wie bekannt, das ausgezeichnetſte Gedächtniß, das nur gefunden werden kann, denn ich behalte jedes, auch das dümmſte Geſicht, das ich nur ein einziges Mal vor mich gelaſſen habe. Und dann,

guter Claus, bist Du mir in schlimmen Zeiten über den Weg gesprungen, und obwohl Du immer einer meiner wildesten Gegner warst, wurde ich Dir doch bei den verdammten Bauerngeschichten mit dem armen Konrad Dank schuldig!

Nun, Herr Herzog, sagte der alte Claus, vortretend und sein Käppchen ziehend, wenn ich denn noch so gut bekannt bin und bei Fürstlichen Gnaden in Andenken stehe, so will ich denn auch nicht säumen, mein unterthänigstes Compliment zu machen!

Herzog? schrieen die übrigen im Zimmer anwesenden Bauern alle wie aus einem Munde, und die, welche noch mit Diensten um ihn beschäftigt waren, wichen erschrocken zurück.

Ja, ich bin Ulrich von Würtemberg, Euer rechtmäßiger Herzog und Herr! rief der Fremde, sich feierlich erhebend, und mit einem etwas theatralischen Anstande unter den Bauern auf und nieder schreitend, indem er jeden Einzelnen freundlich betrachtete. Verjagt aus meinen angestammten Landen, verbannt und geschmäht, bin ich doch nicht unterlegen, sondern trete, eine wahrhaft königliche Sonne, nur glänzender wieder aus dem Gewölk hervor, das mich Euch so lange ver-

barg, ihr treubiedern Schwaben! Und rufet alle Eure Freunde und Angehörigen zuſammen, damit ſie allſammt hier die große Mähr erfahren mögen, daß Ulrich zurückgekehrt iſt in ſeine Lande, um der Bauern Freund und Vater zu werden, und auf den durch mich zerbrochenen Trümmern des öſterreichiſchen Joches die Fahne der Freiheit zu pflanzen!

Damit ſtieß er die Thür auf, und trat, majeſtätiſch einherſchreitend, in's Freie, wo Regen und Gewitter eben nachgelaſſen und einer erhabenen Stille in der Natur Platz gemacht hatten. Es währte auch nicht lange, ſo war die ganze Dorfbevölkerung zuſammengelaufen und umringte den ſeltſamen Ankömmling, der ſich mit hochemporgehobenem Kopfe in ihre Mitte ſtellte, mit ſtaunenden Gebärden und Grimaſſen. Der Horizont hatte ſich raſch wieder aufgehellt, um den Niedergang des Tages noch eine glänzende Feier von Lichtern und Farben zu bereiten. In der Luft ſchwebte das klar herausgetretene Bild des Regenbogens und breitete ſeinen Glanz über die Gegend. Herzog Ulrich ſtand umfloſſen von dieſem feierlichen Schimmer da und benutzte die günſtige Stellung, welche ihm dieſe Beleuchtung gab, dazu, ſich noch eine Zeitlang ſchweigend betrachten

zu laſſen. Er war im Grunde ein ſchöner Mann, und wenn auch Zeit und Mißgeſchick und ein wechſelndes abenteuerliches Leben ſchon Manches an ihm verkümmert und entſtellt hatten, ſo machte doch noch immer ſeine bewegliche, in ihrer eigenen Kraft und Anmuth ſich ſchaukelnde Geſtalt Eindruck und Aufſehen. In ſeinem regelmäßig und fein gebildeten Geſicht war aber zugleich eine Miſchung aller der Eigenſchaften zu leſen, welche das Schickſal dieſes unglücklichen Fürſten entſchieden hatten. Da lag Tücke und Unverſtand, kindiſche Thorheit und beſchränkte Anmaßung ausgebreitet, und hier hatte die nimmer ruhende Leidenſchaft eine tiefe Furche eingegraben, dort ſtand ein entſchloſſener Zug des Laſters, der über ſeine Vergangenheit nachzudenken gab. Dabei ſchien alles Uebele an ihm ſo ſehr Sache eines heftigen und durch ſich ſelbſt fortgeriſſenen Naturells zu ſein, daß man ſah, dieſe unruhige und unbedachte, gewaltſame und leichtſinnige Erſcheinung gehorche nur ihrem eigenen Geſetz. —

Jetzt begann er ſeine Rede, die er den Bauern zugedacht hatte. Im Abglanz dieſes Friedensbogens, hub er mit einem geſuchten ſchwärmeriſchen Ton an, gelobe ich, Herzog Ulrich von Würtemberg, Euch den

Frieden und die Freiheit in Eure Hütten zurückzubringen, und bin an der Spitze eines auserlesenen Heeres herangekommen, um Euch, meine angestammten Unterthanen, von dem Druck der österreichischen Regierung zu erlösen! Vernehmt Ihr dort schon hinter den Höhen das klingende Spiel und den Trommelschlag und die munter ins Feld lockende Pfeife? Das sind meine getreuen Truppen, Euere Befreier, die sich nahen! Ein Wild, das sich mir dort im Gehege zeigte, weckte meine alte Leidenschaft, es zu jagen, und entfernte mich von meiner Schaar, die mich nun gleich wieder eingeholt haben wird! Nun, kratzt Euch nur nicht gleich wieder hinter den Ohren, ihr guten Leute, wenn Ihr von meiner unschuldigen Jagdliebhaberei hört! Bin ich auch manchmal im lustigen Halloh mit meinen Hunden durch Euere Saaten gepirscht, — Kinder, wie habt Ihr mich deshalb so verschreien können? Doch damals war ich ein muthwilliger Jüngling, ein ächter Fürstenjüngling, voll ritterlichen Ungestüms und Thatendranges: jetzt aber hat Unglück mich zum Manne gereift, und Ihr sollt fortan nur Mäßigung, Wohlwollen und Rücksicht auf meinem Throne sitzen sehn! Und wenn Ihr Euch wohl mit Recht über mich und meine frühere Regie-

rung zu beſchweren gehabt, ſo ſagt mir doch an, welche Heilpflaſter Euch das neue öſterreichiſche Regiment auf die von mir geſchlagenen Wunden gelegt hat? Es iſt wahr, meine Freunde, ich habe viele Schulden gemacht: aber hat ſie wohl die öſterreichiſche Regierung ſeitdem bezahlt? Es iſt wahr, ich hatte viele Auflagen und Abgaben dem Lande aufgebürdet: aber hat ſie Euch wohl die öſterreichiſche Regierung ſeitdem verringert? Im Gegentheil, die Laſt ruhte niemals ſtärker auf den Schultern des Würtembergers, und der Seufzer meines Volkes iſt bis in meine Verbannung zu mir gedrungen, daß es mich erbarmt hat einen alten Freund ſo ſtöhnen zu hören! Und wenn Ihr doch einmal geſchunden ſein wollt, iſt es nicht anſtändiger, durch Euern einheimiſchen Fürſten als durch fremde Ruthenmeiſter geſchunden zu werden? Ich aber will Euch jetzt ſelber die Wunden heilen, die ich Euch geſchlagen habe, und die noch dazu, welche Ihr von dem ausländiſchen Regiment empfinget, ihr armen mißhandelten Schwaben! Und dieſe öſterreichiſche Regierung, hat ſie nicht mit ihren Marterkünſten Euer ganzes Daſein gefangen genommen, um Euch nicht bloß zeitlich, nicht bloß um den Gewinn Euerer Arbeit und den Ertrag Euerer

Aecker zu betrügen, ſondern auch Euer ewiges Heil, Euern Glauben und Euer Gewiſſen Euch zu verwüſten? Hat ſie Euch nicht verboten, an der neuen Lehre Luther's, welche doch jetzt offenbar die Menſchheit auf einen vernünftigeren Weg bringt, zu hangen oder auch nur in Euern geheimſten Gedanken Euch dazu zu bekennen? Ich habe Euch wohl mitunter Maaß und Gewicht verringert, Kinder, und den Zoll auf Euere Weine, ehe Ihr es Euch verſahet, geſchärft: aber das hinderte Euch doch nicht, wenigſtens künftig einmal im Himmel ſelig zu werden! Au contraire, mes enfans, das gab Euch nur um ſo größere Anwartſchaft auf die göttliche Vergeltung, und an Gott zu glauben in welcher Art Ihr nur wolltet, habe ich Euch immer die größte Freiheit gelaſſen! Ja, und die Glaubensfreiheit iſt es, die ich Euch jetzt vor allen Dingen auf meinen Fahnen vorantrage, denn dieſer Gewiſſensbann, unter den Euch die Oeſterreicher gezwängt haben, iſt für mein würtembergiſches Volk nicht länger zu dulden! Hat man Euch den Tod darauf geſetzt, wer ein lutheriſches Buch nur lieſt oder verbreitet, ſo will ich das Leben darauf ſetzen, und es ſoll Euch bei mir zum Heil gereichen, wenn Ihr fortan lieber den Luther wollt als den Pabſt, lieber

den lutherischen freien Glauben als den römischen Pfaffenzwang! Und wenn Ihr denn das Alles wollt und annehmt, was ich Euch treu hiermit künde, so jauchzt mir und meinem Heere, das Ihr jetzt immer näher zu uns heranmarschiren seht, ein schallendes Hurrah entgegen! Seht, es sind lauter Schweizer, kreuzbrave Menschen und gute Soldaten, die ich für meine und Euere Sache zu kämpfen gedungen habe, mehr als zweitausend an der Zahl! Und unterwegs, in allen schwäbischen Gauen und Ortschaften, durch die wir bis jetzt gezogen sind, hat sich die junge Mannschaft, besonders des Bauernstandes, unserm Zuge angeschlossen und meine Schaaren vermehrt, sodaß ich, einer furchtbaren Lawine gleich, die gewaltiger und immer gewaltiger anschwillt, gen Stuttgart hinanziehe, wohin mir folge wer Schwaben liebt! —

Damit schwenkte er seinen Degen in die Lüfte und hielt ihn so lange hoch, bis das leise Hurrah der Bauern einfiel, worauf er befriedigt ihn wieder einsteckte, und mit Wohlgefallen seinen nun heranrückenden Truppen entgegensah. Diese kamen in guter Ordnung und wohlbewaffnet in das Dorf herab, und machten im Angesicht ihres Führers Halt, indem sie auf dem großen

Platze, welcher das Dorf theilte, Raum genug fanden, ſich in militairiſchen Bewegungen ſo gewaltig als möglich zu entwickeln und aufzuſtellen. Herzog Ulrich erreichte damit auch hier die beabſichtigte Wirkung auf die Gemüther der Bauern, unter denen ſich ſchon kriegeriſche Regungen an den Tag legten. Aber auch einige Wagen wurden dem Kriegszuge nachgefahren, und deren Herannahen ſchien der Herzog mit beſonderer Vorliebe zu erwarten. Es zeigten ſich darin allerhand wunderliche und phantaſtiſch aufgeſchmückte Perſonen, die, damit es dem kriegführenden Herrn auf dem Marſche auch nicht an Ergötzen gebreche, mitgenommen zu ſein ſchienen. Schöne Sängerinnen und Tänzerinnen füllten den einen Wagen aus, in dem andern ſah man Muſikanten, einige der Lieblingspfeifer und Zinkenbläſer des Herzogs, und an der ausgezeichneten Art, mit welcher er dieſe Leute fortſchaffen ließ, konnte man die ihnen reichlich zugemeſſene Gunſt erkennen. Zuletzt folgte noch eine überaus zahlreiche Kuppel von Hunden, in der Ulrich ſeine alte Liebhaberei noch immer fortſetzte und die allerdings eine ſtaunenswerthe Vollzähligkeit aller Gattungen, in den ſeltenſten Spielarten, aufwies.

Jetzt ſah ſich Herzog Ulrich von Allem, was zu ihm gehörte, vollſtändig umgeben. Die Hunde bellten, die Sängerinnen und Tänzerinnen kreiſchten, lachten und liebäugelten, die Pfeifer und Bläſer verſuchten ihre Inſtrumente, die Soldaten klirrten prunkend mit den ihnen zum Theil noch ungewohnten blanken Waffen, und die Bauern, deren einige ſchon Kameradſchaft mit den Soldaten anfingen, jauchzten über die tolle und fremdartige Wirthſchaft, die plötzlich über ihr Thal ſich ergoſſen. Mit Stolz muſterte der Herzog ſeinen Zug, der in ſeinen Gedanken mindeſtens dem des Alexander glich. Dann ſchüttelte er dem Vater Claus, welcher mit einem ziemlich trüben Geſicht neben ihm ſtand, recht treuherzig die Hände, und ſagte zu ihm: Nun, alter Freund, jetzt will auch ich noch etwas beitragen, daß die Feier Deines achtzigjährigen Geburtstages heut recht feſtlich und Dir zu hohen Ehren beſchloſſen werde! Meine ganze Schaar ſoll vor Dir grüßend vorbeimarſchiren, meine Pfeifer ſollen Dein Leibſtückchen blaſen, meine große Sängerin Poſſilippia ſoll Dir etwas Italieniſches ſingen, und meine erſte Tänzerin, die unwiderſtehliche Palmandrine, ihre reizendſten Stellungen vor Dir entfalten!

Dafür, — ſetzte er leiſer hinzu, indem er den Alten verſtohlen und nicht eben ſanft beim Ohre zupfte — erwarte ich nun auch von Dir, Du alter Eſel, daß Du meinen Zug durch Deine Stimme bei der Bauernſchaft unterſtützeſt, denn ich weiß, ſie gilt viel unter Euch Tölpeln hier zu Land. Und ich habe mir einmal vorgeſetzt, den Thron meiner Väter wieder zu beſteigen, und kann ich es mit dem Ritterſtiefel nicht thun, ſo ſoll es mir durch den Bauernſchuh gelingen, mir all Eins!

Ach, gnädigſter Herr Herzog, ſagte der alte Claus komiſch ſeufzend, indem er ſeinen Ohrzipfel zu wahren ſuchte, — welch ein Glück habt Ihr den armen unvernünftigen Bauern, und darunter insbeſondere mir heut, zugedacht! Andere halten uns noch nicht einmal zur Freiheit reif, und Ihr würdigt uns ſogar ſchon Euerer fürſtlichen Sängerinnen und Tänzerinnen, ſagt ſelbſt, heißt das nicht Euer Volk zu plötzlich auf eine ſchwindelnde Höhe der Cultur verſetzen? Und meinen armen Geburtstag, ach, den laßt nur ſtill ſich zu Ende neigen, ich bin ja achtzig Jahre alt, und habe nicht mehr die gute Schwabenlaune, mit der ich vor zehn Jahren noch, und es iſt wohl ſchon länger her, in der Brüderſchaft vom armen Konrad wirkte und ſchaltete.

Damals, Herr Herzog, haben wir ſchwäbiſchen Bauern, als wir den armen Konrad ſtifteten, Euch doch manchen luſtigen Schwabenſtreich geſpielt, und ich beſonders gab Euch zu lachen, aber Ihr ſeid zu dankbar, wenn Ihr mir dafür heut etwas ſingen und tanzen laſſen wollt. Wir danken recht ſchön, wir danken!

Der Herzog biß ſich auf die Lippe, zwang ſich aber doch in demſelben Augenblick wieder zu lächeln, und ſagte leichtfertig: Gern gedenken wir noch Eures Armen-Konrad-Bundes, ihr lieben Schelme, und wir haben immer die ſchalkhafte Laune unſeres Volkes zu ſchätzen gewußt, auch wo ſie nicht gar erfreulich gegen unſere erlauchte Perſon ſich ausſprach. Was Ihr aber damals mit Euerm armen Konrad wolltet, blieb uns doch nur unvollkommen im Gedächtniß, da wir ſeitdem ſo Manches zu bedenken gehabt!

So erlaubt mir, Herr Herzog, entgegnete Claus mit nachdrücklicher Stimme, Euch hier zur Kurzweil den armen Konrad auf Euerm Wege aufzurichten, denn im Geiſte lebt ſeine Brüderſchaft noch immer im Schwabenlande, und da Ihr jetzt durch ihn, den armen Konrad, auf Euern Thron zurückgelangen wollt, ſo müßt

Ihr Euch auch deutlich erinnern, was es damit immer für eine Bewandtniß gehabt! Seht, Herr, in unserer großen Noth thaten wir uns damals zusammen, und daß wir es gar nicht mehr aushalten konnten, das nannten wir den armen Konrad, welches bald ein ausgebreiteter Orden ward, dem alle armen Leute im Würtembergischen anhingen. Der arme Konrad war herzlich arm, aber es war des Ordens Grundgesetz, vor lauter Elend ein lachend Gesicht zu machen, und so bildete denn die Armuth im Lande auf Einmal eine gar lustige und spaßige Brüderschaft. Wir hielten unsere Volksversammlungen ab, und wer am meisten Jammer auf der Seele hatte, mußte die besten Possen liefern, und erhielt dafür Aecker und Weinberge ausgetheilt, deren wir stets eine große Menge vorräthig hatten: Besitzungen, die theils auf dem Hungerberge, theils in Fehlhalden lagen. So trieben wir unserer Armuth Spott und Spaß, und da Ihr Eures Volkes gute Laune schätzet, so muß es Euch wohl angenehm sein zu hören, daß es der Witz des armen Konrad immer mit Euch und Euren Räthen am ärgsten gemacht, denn Ihr beliebtet damals unser Land ganz abscheulich zu drücken, Herr Herzog!

Ich bitte recht ſehr! antwortete Ulrich mit einer verbindlichen Verbeugung. Ein Fürſt kann nicht immer wie er will. Er muß auf Gehorſam und Vertrauen bei ſeinem Volke rechnen können, wenn er eine ächt väterliche Regierung ausüben ſoll. Und Ihr nahmt auch immer Alles gar zu ernſthaft, was doch von meiner Seite ebenfalls nur Spaß geweſen. Ihr durftet ungeſtört über mich Euern Schwabenwitz ergehen laſſen, aber wenn ich auch meine Witze im Lande machen wollte, da ſchrieet Ihr gleich laut über Tyrannei! Künftig, Kinder, wollen wir ein beſſeres Abkommen miteinander treffen! Witz um Witz, Fürſt und Volk eins, das ſoll nun das höchſte Geſetz unſerer neuen Verfaſſung werden!

Ihr geruhtet allerdings damals, Euer Volk mit einigen großen Witzen zu begnadigen! fuhr der alte Bauer in ſeiner ſchalkhaft entſchloſſenen Manier fort, während die andern jüngern Dorfbewohner immer aufmerkſamer und geſpannter zuhörten. — Witzig war es, wie Ihr zur Deckung einer Million Schulden, die Ihr bloß durch luſtiges Leben über das Land gebracht, immer neue Auflagen für Euer Volk erfandet, auf die vor Euch auch der witzigſte Kopf nicht gekommen war.

Witzig war es, daß Ihr plötzlich ein ganz neues Maaß und Gewicht im Lande einführtet, welches verkürzter und kleiner war als das bisherige, und wonach doch um denselben Preis, wie beim alten, verkauft werden mußte, aber so, daß Ihr befahlet, den Ueberschuß, der nach dem Verhältniß des alten und neuen Maaßes herauskam, für den Staatsschatz zu erheben. Nach diesem Witz lachte dem armen Konrad im ganzen Schwaben das Herz im Leibe, und Ihr könnt Euch halt nicht beschweren, Herr Herzog, daß man diesen Euren Witz nicht begriffen und gehörig aufgefaßt habe. Vielmehr machte aus diesem fürstlichen Witz der arme Konrad einen rechten Schwabenwitz, denn die gesammte Brüderschaft schrieb damals eine ganz feierliche Versammlung aus, die in Beutelspach abgehalten wurde, und wo man Euer neues Maaß und Gewicht, unter Begleitung von Musik und Tanz, in einer jubelnden Procession vor sich hertrug. Wir zogen damit kreuz und quer durch unsere Gaue, und ich, gnädigster Herr Herzog, führte damals diese Schaar, die mit ihrem Elend so vielerlei Kurzweil trieb. Da kamen wir unter klingendem Spiel, und immer Euer verfälschtes Maaß und Gewicht auf hohen Stangen mit uns tragend, an einen

Fluß, und hier wollte der arme Konrad ein Wunder erwarten. Wir ſchleuderten das neue Maaß und Gewicht in die Wogen, und paßten nun alle auf, ob es unterſinken, oder ſich, bei ſeiner Leichtigkeit, oben auf dem Waſſer erhalten würde? Wenn es ſchwimmen blieb, ſo ſollte dies das Recht des Herzogs über uns bekräftigen; ſank es aber in die Tiefe hinab, ſo ſollte es dem armen Volke ein Zeichen ſein, daß der Himmel ſich ſein erbarmen wolle um all das Unrecht, das man ihm angethan. Ach, es war ein Jubelruf der Verzweiflung, mit dem wir die Metalle in den Fluß warfen, und dann lachte das ganze Volk brauſend wie am jüngſten Tag, als im ſelbigen Augenblick auch alle die Maaße und Gewichte vom Waſſer verſchlungen wurden. Nun war das Volk wie ſeiner Sache gewiß, und ſprang gleich einem brünſtig gewordenen Rehlein von dannen, und rottete ſich in Haufen zuſammen an allen Orten Eures Herzogthums, um ſich ſelbſt Recht und Gerechtigkeit zu ſchaffen. Ihr waret dazumal auf einer Eurer Vergnügungsreiſen begriffen, und kehrtet geſchwind zurück, um Euer Volk durch Verſprechungen, worin Ihr immer ſo ſtark waret, zu beruhigen. Ihr miſchtet Euch mit Euern Räthen ſogar ſelbſt unter die Volkshaufen, und

die Bauern hätten Euch erſchlagen, wenn es mir nicht gelungen wäre, durch mein Wort, das immer bei ihnen gegolten, Euch von einem ſchmählichen Tod zu befreien. Wir armen Bauern mußten zwar damals bald wieder zurückweichen vor der Uebergewalt all Eurer hohen Verbündeten und Eurer klebrigen Adelsſippſchaft, weil doch einmal Art nicht von Art läßt, und vielen von unſerer Brüderſchaft wurden auch die Köpfe heruntergeſchlagen. Sie nannten's halt in ihrer vornehmen Sprache den tübinger Vertrag, wodurch Eure Bauern wieder auf ihr altes Elend zurückgewieſen wurden, und als das Volk nun wieder im Schweiß ſeiner Knechtſchaft an ſeinem eigenen Marke fraß, da hieß es in Eurer Kunſtſprache: die Ruhe iſt wiederhergeſtellt! Ach, guter Gott, und nun wollt Ihr wirklich den Bauern die Freiheit bringen, gnädigſter Herr Herzog? Wollt alle Eure alten Verſprechungen, mit denen Ihr damals das Volk zur Ruhe gewieſen, jetzt wirklich zu einer Wahrheit machen?

Der alte Claus wiſchte ſich hier die Thränen aus den Augen, und trat dann ſtill hinter die Reihen der übrigen Bauern zurück. Dieſe waren durch ſeine Erzählung auf das Aeußerſte erregt worden und alle

ſchrieen ſeine letzte Frage an den Herzog nun mechaniſch wie aus einem Munde nach: Wollt Ihr Eure alten Verſprechungen nun wirklich zu einer Wahrheit machen?

Herzog Ulrich ſah ſehr freundlich und wohlwollend aus, und wenn er auf die letzte Frage nicht antwortete, ſo ſchien er ſie bloß überhört zu haben, weil er in demſelben Augenblick ſeiner italieniſchen Sängerin, die immer an ſeinen Augen hing, einen Wink gegeben hatte, den Bauern etwas Bezauberndes vorzuſingen. Signora Poſtlippia erhob ſich auch alsbald von ihrem Sitz im Wagen, und breitete ſich, gleich einem prächtigen Pfau, der ſeinen Schweif entfaltet, in aller Zierde ihrer Erſcheinung vor den erſtaunten Blicken dieſer Zuhörerſchaft aus. Ihre glühenden Blicke flogen herausfordernd im Kreiſe umher, und als ſie jetzt, ihren Geſang erhebend, mächtig losſchmetterte, ſtreckte ſie dabei ſo ſehnſuchtsvoll ihre Arme zu den nächſtſtehenden Bauern aus, daß dieſe vor Luſt zu kreiſchen und mit den Beinen auszuſchlagen begannen. Ihre Arie drückte den Triumph einer ausdauernden Zärtlichkeit über die finſtern Mächte des Schickſals aus und führte dies Thema in allen möglichen Verſchlingungen bald mit dem ſchmel-

zendſten Wohllaut der Stimme, bald mit den hinreiſſendſten Läufern und Trillern durch. Wolluſt und Freude feierten in ihren Tönen den ſchönſten Sieg, und während alles Leid und aller Ernſt, aller Kampf und alles andere Streben das Feld räumen mußten und ſchwer grollend in der Weite verklangen, behauptete ſich des Daſeins ſüßer Genuß in einem unwiderſtehlichen Adagio, das Signora Poſilippia zugleich mit einer Bewegung des Körpers, als wolle ſich derſelbe ganz in einen Rauſch des Entzückens auflöſen, begleitete. Kaum aber hatte ſie geendet, als auch ſchon, auf den zweiten Wink des Herzogs, Palmandrine, die erſte Tänzerin, vom Wagen herabſprang, worauf Signora Poſilippia, mit einem verächtlichen Blick auf die letztere, ſich in Würde wieder auf ihren Sitz niederließ. Zierlich und behend begann nun die ſchöne Palmandrine ihre Künſte, ſoweit dieſelben der Geſchmack der Zeit damals ſchon entwickelt hatte, denn erſt ſpäteren Zeiten und Umſtänden der deutſchen Nationalbildung blieb bekanntlich der höhere Aufſchwung dieſer Kunſt vorbehalten.

Die Bauern ſahen jauchzend den verführeriſchen Gliederſpielen der Tänzerin zu, nur Vater Claus hatte ſich traurig zu ſeiner Hütte zurückgeſchlichen und ſetzte

ſich auf der Bank vor derſelben nieder. Der kleine Friedli, ſein Enkel, war ihm ſtill nachgekommen und wählte ſich ſeinen Platz zwiſchen den Beinen des Großvaters, um die er ſeine Aermchen ſchlang und dann ſeinen Kopf darauf legte. Der Herzog hatte die Bewegungen des Alten beobachtet und war unvermerkt wieder näher zu ihm hingetreten.

„Großvater! ſagte Friedli nach längerem Stillſchweigen zwiſchen beiden, indem er ſich mit großen Augen zu ihm emporrichtete — Großvater, was das ſchlanke Mädel da tanzt, iſt das nun ein Freiheitstanz, — da Ihr doch ſagt, daß uns der Herzog diesmal die Freiheit mitgebracht hätte? Sie hat auch gerade ſo lange Beine wie unſer Storch da oben, wo wir immer glaubten, er würde uns aus dem Lande der Freiheit einmal einen rechten Biſſen mitbringen! Ich muß Dir aber ſagen, ich hatte mir doch die Freiheit, von der Du mir immer ſo viel erzählteſt, ganz anders vorgeſtellt, als ſie das langbeinige Mädchen da tanzt!

„Du biſt ein einfältiger Junge! ſagte Vater Claus verdrießlich. Mir wird übel und wehe bei dieſer Tanzfreiheit, die man uns wohl gar als Freiheitstanz in den Kauf geben will, und Du ſollteſt dazu heulen,

Junge, daß Dich der Bock ſtößt, denn unſer altes Elend wird wieder neu, und unſer neues Elend bleibt beim Alten!

Du ſchiltſt mich in einem ſo böſen Ton, Großvater! ſagte Friedli weinerlich. Was kann ich dafür, daß es hier auf Einmal ſo kraus und bunt durcheinandergeht, wobei ich am meiſten zu kurz komme. Denn auf den Abend haſt Du verſprochen, mich die zwölf Artikel der Bauernſchaft herſagen zu laſſen, mit denen ich mich nun ſchon ſo lange quäle, daß ſie mich ordentlich brennen und mir immer zum Maul herausſchlagen wollen.

Du kannſt Dir auch jetzt am ſchönſten damit das Maul verbrennen! erwiederte Claus, mit einem Blick auf den Herzog, welcher ſich jetzt gänzlich genähert hatte und mit verſchränkten Armen die Gruppe zwiſchen Großvater und Enkel betrachtete.

Ich fürchte mich vor der ganzen Welt nicht, entgegnete Friedli, wenn Du mich nur überhören willſt, was ich kann!

So laßt doch den Burſchen ſeine Lection aufſagen! rief nun Herzog Ulrich dazwiſchen. Euere zwölf Artikel? Ja, ja, wir haben ſchon unterwegs uns viel davon ſagen laſſen, und gern hörten wir einmal den gan-

gen Schnack. Ihr ſollt Eure Kinder förmlich wie in der Bibellehre darin unterweiſen, in dieſen zwölf Artikeln, worin Ihr die Grundſätze Eurer Empörung gegen den geiſtlichen und weltlichen Zuſtand verzeichnet habt, und Euer Begehren nach Freiheit und Erlöſung in einer vollkommenen Ordnung auseinanderſetzt. Ihr guten Leute, ſtellt nur Eure Artikel jetzt unter meinen Schutz, denn ſie ſollen fortan auch die Hauptartikel meiner Regierung ſein, und ich werde mich bemühen, ſie ſo auf ächt hiſtoriſchem Wege durchzubilden, daß ihre Anwendung in meinem Sinne zugleich die wahre Verwirklichung Eurer Freiheit in Eurem Sinne werden ſoll und wir dadurch die höchſte und alleinige Einheit von Fürſt und Volk gründen!

Das verſtehen wir nicht, Herr! erwiederte Claus trocken. Laßt uns nicht bloß am Pfropfen riechen, wenn Ihr uns zu trinken geben wollt, denn uns dürſtet ſehr. Volksdurſt geht über allen Durſt, merkt Euch das, und der Fürſt iſt der vernünftigſte, der zur rechten Zeit den Stöpſel ſpringen läßt, um aus dem Vollen heraus ſatt zu machen, die ſatt werden wollen! Und nun, gnädigſter Herr, ſoll Euch mein dreiſtes Büblein hier die zwölf Artikel der Bauernſchaft, die

ſich das kleine Wetterkerlchen auswendig gelernt hat, laut und vernehmlich herſagen. Seht, das haben ſich die armen Leute in ihrer ärgſten Noth ausgedacht, und Gott hat ihnen endlich Verſtand gegeben, wie er vordem in Deutſchland dem Volke noch nie Verſtand gab, eine menſchliche und würdige Ordnung ſich aufzuſchreiben, eine Ordnung der wahren chriſtlichen Freiheit, durch die nun das Volk bei all ſeiner Armuth und Niedrigkeit doch zu Freuden und Ehren kommen kann. Und wenn Ihr aus wahrem Herzen Eure Zuſtimmung dazu ſchenken mögt, ſo könnt Ihr auch überall bei dem ſchwäbiſchen Bauersmann auf meine Stimme rechnen. — Jetzt aber, kleines Gevatter Friedli, halt' die Ohren ſteif, und ſtell' Dich dortbin in der gehörigen Poſitur und fange an Deine Sach' herzuſagen.

Mitſammt dem Eingang? fragte Friedli, indem er ſich frei und gerade hinſtellte, und ſich dabei in der Wichtigkeit des Augenblicks größer zu machen ſuchte als er war.

Vater Claus nickte, und der Knabe begann mit ſtarker Stimme: „Dem chriſtlichen Leſer Fried und Gnade Gottes durch Chriſtum im fünfzehnhundertundfünfundzwanzigſten Jahr. — Es ſind viel Widerchri-

ſten, die jetzt von wegen der verſammelten Bauernſchaft das Evangelium zu ſchmähen Urſach nehmen, ſagend, daß ſeien die Früchte des neuen Evangeliums, Niemand gehorſam zu ſein, an allen Orten ſich emporheben und aufbäumen, mit großer Gewalt zu Hauf laufen und ſich rotten, geiſtliche und weltliche Obrigkeiten zu reformiren, auszurotten, ja vielleicht gar zu erſchlagen. Allen dieſen gottloſen freventlichen Urtheilern antworten dieſe nachgeſchriebenen Artikel, zum erſten, daß ſie dieſe Schmach des Wortes Gottes aufheben, zum andern, die Ungehorſamkeit, ja die Empörung aller Bauern chriſtlich entſchuldigen. Zum erſten, iſt das Evangelium nicht eine Urſache der Empörungen oder des Aufruhrs, dieweil es eine Rede iſt von Chriſto dem verheißenen Meſſias, deſſen Wort und Leben nichts denn Liebe, Friede, Geduld und Einigkeit lehret, alſo daß alle, die an dieſen Chriſtum glauben, lieblich, friedlich, geduldig und einig werden. So denn nun der Grund aller Artikel der Bauern (wie dann klar zu ſehen ſein wird) dahin gerichtet iſt, das Evangelium zu hören und demgemäß zu leben, wie mögen denn die Widerchriſten das Evangelium eine Urſache der Empörung und des Ungehorſams nennen? Daß aber etliche Wi-

derchriſten und Feinde des Evangeliums wider ſolche Anmuthung und Begehrung ſich entſetzen und aufbäumen, davon iſt das Evangelium nicht Urſach, ſondern der Teufel, der ſchändlichſte Feind des Evangeliums, der ſolches durch den Unglauben in den Seinen erweckt, damit das Wort Gottes (Liebe, Friede und Einigkeit lehrend) unterdrückt und weggenommen würde. Zum andern dann klar und lauter folget, daß die Bauern, in ihren Artikeln ſolches Evangelium zu Lehre und Leben begehrend, nicht mögen ungehorſam und aufrühreriſch genennet werden. Ob aber Gott die Bauern, die nur nach ſeinem Wort zu leben ſo ängſtlich fordern, erhören will? — wer will den Willen Gottes tadeln? Wer will in ſein Gericht greifen? Ja, wer will ſeiner Majeſtät widerſtreben? Hat er die Kinder Iſraels, die zu ihm ſchreienden, erhört und aus der Hand des Pharao erlediget, mag er dann nicht noch heut die Seinen erretten? Ja, er wird's erretten, und in einer kurzen Zeit! Derhalben, chriſtlicher Leſer, lies nachfolgende Artikel mit Fleiß, und nachmals urtheile!"

Bravo! Bravo! rief Herzog Ulrich, in die Hände klatſchend, als der Knabe hier einen Augenblick inne hielt. Ganz nach meinem Sinne, ganz nach meinem

Sinne, und welche einfältige, zum Herzen gehende Sprache, ihr lieben Leute!

Und nun, Friedli, fragte der Großvater weiter, wie lautet denn unser erster Artikel?

„Zum Ersten, sprach der Knabe mit gefalteten Händen, ist unser demüthig Bitt und Begehr, auch unser Aller Will und Meinung, daß wir nun hinfort Gewalt und Macht wollen haben, daß eine ganze Gemeinde einen Pfarrer selbst solle erwählen und kiesen, auch Gewalt haben denselben wieder zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hielte. Derselbige erwählte Pfarrer soll uns das heilige Evangelium lauter und klar predigen ohne allen menschlichen Zusatz, Lehr und Gebot, denn wenn er uns den wahren Glauben stets verkündiget, so giebt uns dies eine Ursache, Gott und seine Gnade zu bitten, denselbigen wahren Glauben uns einzubilden und in uns zu bestätigen! Denn wenn seine Gnade in uns nicht eingebildet wird, so bleiben wir stets Fleisch und Blut, das dann nichts nütze ist, wie klärlich in der Schrift steht, daß wir allein durch den wahren Glauben zu Gott kommen können und allein durch seine Barmherzigkeit selig werden müssen. Darum

iſt und ein ſolcher Vorgänger und Pfarrer vonnöthen und in dieſer Geſtalt in der Schrift gegründet."

Und nun der andere Artikel? fragte der Großvater weiter.

„Zum Andern, fuhr Friedli fort, nachdem der rechte Zehnte aufgeſetzt iſt im Alten Teſtament und im Neuen als erfüllt anzuſehen, nichtsdeſtoweniger wollen wir den rechten Kornzehnten gern geben wie ſich gebühret. Und da man in Gott geben ſoll und den Seinen mittheilen, ſo gebührt es auch einem Pfarrer, ſo er klar das Wort Gottes verkündet. Wir ſind hinfort Willens, daß dieſen Zehnten unſer Kirchenprobſt, welchen eine Gemeine einſetzt, ſolle einſammeln und einnehmen, davon einem Pfarrer, welcher von ſeiner ganzen Gemeine erwählt wird, ſeine ihm geziemende genugſame Verſorgung geben, ihm und den Seinen, nach Erkenntniß einer ganzen Gemeine; und was übrig bleibt, ſoll man armen Dürftigen, ſo im ſelben Dorfe vorhanden ſind, mittheilen, nach Geſtalt der Sachen und Erkenntniß einer Gemeine. Was aber noch übrig bleibt, ſoll man behalten für den Fall, daß man reiſen müßte von Landes Noth wegen. Damit man keine Landesſteuer dürfe auf den Armen anlegen, ſoll man's von dieſem Ueberfluſſe aus-

richten. Auch wenn eins oder mehrere Dörfer wären, die den Zehnten ſelbſt verkauft hätten aus mancherlei Noth halben, und dieſelbigen darum zu Zeugen haben das ganze Dorf, ſo ſoll er es nicht entgelten, ſondern wir wollen uns geziemender Weiſe nach Geſtalt und Sache mit ihm vergleichen und ihm ſolches wieder in geziemender Zeit ablöſen. Aber wer von keinem Dorf Solches erkauft hat, und ihre Vorfahren ihnen ſelbſt Solches zugeeignet haben, ſo ſind wir ihnen nichts Weiteres ſchuldig zu geben, als, wie oben ſteht, unſern erwählten Pfarrherrn damit zu unterhalten, nachmals abzulöſen, oder den Dürftigen mitzutheilen, wie die heilige Schrift enthält, ſie ſeien geiſtlich oder weltlich. Den kleinen Zehnten aber wollen wir gar nicht geben. Denn Gott der Herr hat das Vieh dem Menſchen frei beſchaffen, weshalb wir ihn für einen unziemlichen Zehnten ſchätzen, den die Menſchen erdichtet haben. Darum wollen wir ihn nicht weiter geben."

Und nun der dritte Artikel, Friedli?

„Zum Dritten, iſt der Brauch bisher geweſen, daß man uns für ihre leibeignen Leute gehalten habe, welches zu erbarmen iſt, angeſehen daß uns Chri-

stus Alle mit seinem kostbarlichen für uns vergossenen Blut erlöst und erkauft hat, den Hirten ebenso wohl wie den Höchsten, Keinen ausgenommen. Darum wird es in der Schrift erfunden, daß wir frei sind und sein wollen. Nicht daß wir gar frei wollten sein und keine Obrigkeit haben wollen. Lehret uns Gott nicht, wir sollen nach Geboten leben, nicht nach freiem fleischlichem Muthwillen, sondern Gott lieben als unsern Herrn, ihn in unsern Nächsten erkennen, und da wir alles das auch gern hätten, das uns Gott am Nachtmahl dargeboten hat zu unserer Letzung, darum sollen wir auch nach seinem Gebot leben. Zeigt und weist uns dies Gebot nicht an, daß wir der Obrigkeit gehorsam seien und nicht allein der Obrigkeit, sondern wir sollen uns gegen Jedermann demüthigen. Da wir denn auch gern gegen unsere erwählte und gesetzte Obrigkeit (so uns von Gott gesetzt) in allen ziemlichen und christlichen Sachen gehorsam sind, so sind wir auch ohne Zweifel, Ihr werdet uns der Leibeigenschaft als wahre und rechte Christen gern entlassen, und uns nach dem Evangelium dafür erklären, daß wir's seien."

Jetzt, Friedli, kommt der vierte Artikel, den sprich uns recht getrost und vernehmlich!

„Zum Vierten iſt bisher im Brauch geweſen, daß kein armer Mann nicht Gewalt gehabt hat, das Wildpret, Gevögel oder Fiſche im fließenden Waſſer fangen zu dürfen, welches uns ganz unziemlich und unbrüderlich dünkt, ſondern eigennützig und dem Wort Gottes nicht gemäß iſt. Auch hält an manchen Orten die Obrigkeit das Gewild uns zum Trutz und mächtigem Schaden und das Unſrige (das Gott den Menſchen zu Nutz hat wachſen laſſen) freſſen die unvernünftigen Thiere zu unſerm Verderben muthwilliglich, welches wir leiden müſſen, und dazu ſtill ſchweigen, was wider Gott und den Nächſten iſt. Denn als Gott der Herr den Menſchen erſchuf, hat er ihm Gewalt gegeben über alle Thiere, über den Vogel in der Luft, und über den Fiſch im Waſſer. Darum iſt unſer Begehren: wenn einer Waſſer hätte, von dem er mit genugſamer Schrift beweiſen mag, daß er das Waſſer bekanntermaßen alſo erkauft hätte, ſo begehren wir's ihm nicht mit Gewalt zu nehmen, ſondern man muß dann ein chriſtlich Einſehn darin haben, von wegen der brüderlichen Liebe; aber wer nicht genugſam Beweis deshalb beibringen kann, der ſoll es einer Gemeind in geziemender Weiſe zum Antheil laſſen."

Jetzt ſprich uns den fünften Artikel, Friedli!

„Zum Fünften haben wir auch unſere Beſchwerden der Beholzung halben. Denn unſere Herrſchaften haben ſich die Hölzer alle allein zugeeignet, und wenn der arme Mann was bedarf, muß er's um einen doppelten Preis kaufen. Da iſt denn unſere Meinung, was es auch für Hölzer ſeien, es mögen's Geiſtliche oder Weltliche inne haben, die es nicht erkauft haben, ſo ſollen ſie der ganzen Gemeine wieder anheim fallen, und einer Gemeine geziemender Weiſe frei ſtehn, daß ein Jeglicher ſeine Nothdurft im Hauſe zu brennen umſonſt nehmen dürfe, auch wann vonnöthen ſein dürfte, zu zimmern, ſollen ſie auch umſonſt nehmen, doch mit Wiſſen derer, ſo von der Gemeine dazu erwählt werden. So aber nur ſolches Holz vorhanden wäre, das redlich erkauft worden iſt, ſoll man ſich mit denſelbigen brüderlich und chriſtlich vergleichen. Wenn aber das Gut vom Anfang her ihnen ſelber zu eigen geweſen, und nachmals verkauft worden, ſoll man ſich vergleichen nach Geſtalt der Sache und Erkenntniß brüderlicher Liebe und heiliger Schrift."

Und nun der ſechste Artikel, Friedli!

„Zum Sechsten iſt unſere harte Beſchwerde der

Dienſte halben, welche von Tag zu Tag gemehret werden, und täglich zunehmen. Da begehren wir, daß man ein geziemendes Einſehn darin thue uns dermaßen nicht ſo hart zu beſchweren, ſondern gnädig hierin zu bedenken, wie unſere Aeltern gedient haben allein nach dem Laut des Wortes Gottes."

„Zum Siebenten wollen wir uns hinfort nicht weiter von einer Herrſchaft beſchweren laſſen, ſondern wie es eine Herrſchaft geziemender Weiſe Einem verleiht, alſo ſoll er's beſitzen laut der Vereinigung des Herrn und Bauern. Der Herr ſoll ihn nicht weiter zwingen noch dringen, und noch mehr Dienſte von ihm umſonſt begehren, damit der Bauer das Seine ohne Beſchwerde und reichlich brauchen und genießen mag. Wenn aber des Herrn Dienſte vonnöthen wären, ſoll ihm der Bauer willig und gehorſam vor Andern ſein, doch zu einer Stunde und Zeit, die dem Bauern nicht zum Nachtheil dienen, und dann ſoll er es ihm um einen geziemenden Pfennig thun."

Und nun verſchnauf Dich ein wenig, Bürſchchen, und dann ſag uns den achten Artikel her.

„Zum Achten ſind wir beſchwert, und alle die Vielen, welche Güter inne haben, daß dieſe Güter die

Gült nicht ertragen können, und die Bauern das ihre darauf einbüßen und verderben. Die Herrschaft solle nun diese Güter von ehrbaren Leuten besichtigen und nach der Billigkeit eine Gült festsetzen lassen, damit der Bauer seine Arbeit nicht umsonst thue, denn ein jeglicher Tagwerker ist seines Lohnes würdig."

„Zum Neunten sind wir beschwert durch die großen Frevel, so man stets neue Satzung macht, nicht, daß man uns straft nach der Sache, sondern zu Zeiten aus großem Neid, und zu Zeiten aus großer Gunst. Ist unsre Meinung, man solle uns bei alter geschriebener Strafe strafen, darnach die Sache gehandelt ist, und nicht nach Gunst."

„Zum Zehnten sind wir beschwert, daß etliche sich haben zugeeignet Wiesen, dergleichen Aecker, die einer Gemeinde zugehören. Dieselbigen werden wir wieder zu unsern gemeinen Händen nehmen. Es sei denn die Sache, daß man's redlich erkauft habe. Wenn man's aber unbilligerweis' erkauft hätte, soll man sich gütlich, brüderlich miteinander vergleichen nach Gestalt der Sache."

„Zum Elften wollen wir den Brauch, genannt den Todfall, ganz und gar abgethan haben, und nimmer

leiden, noch gestatten, daß man Witwen und Waisen das Ihre wider Gott und Ehren also schändlich nehmen und berauben soll, wie es an viel Orten mancherlei Gestalt geschehen ist, und von denen, so sie beschirmen sollten, die uns aber nur geschunden und geschaben haben, und wann sie wenig Fug dazu haben gehabt, haben sie dies sogar genommen, was Gott nicht mehr leiden will, sondern es soll ganz ab sein, und kein Mensch nichts hinfüro schuldig sein zu geben weder wenig, noch viel."

Und nun der Beschluß der Artikel, mein Friedl?

„Zum Zwölften ist unser Beschluß und endliche Meinung, wenn einer, oder mehrere Artikel, wie sie hier aufgestellt sind, dem Wort Gottes nicht gemäß wären, so wollten wir von denselbigen Artikeln, deren Unziemlichkeit nach dem Wort Gottes man uns anzeigte, abstehen, wenn man es uns mit Gründen der Schrift erklärt. Wenn man uns aber jetzt schon etliche Artikel zuließe, und hernach sich fände, daß sie unrecht wären, so sollen sie von Stunde an todt und ab sein, und nichts mehr gelten. Dergleichen, wenn sich auch in der Schrift mit der Wahrheit noch mehr Artikel finden sollten, die wider Gott und Beschwerniß des Nächsten wä-

ren, so wollen wir uns diese auch vorbehalten, und sie beschlossen haben, und uns in aller christlichen Lehre üben und brauchen, darum wir Gott den Herrn bitten wollen, der uns dasselbige geben kann, und sonst Niemand. Der Frieden Christi sei mit uns Allen."

Friedli hielt hier ganz erschöpft inne, und erntete vom Großvater die lebhaftesten Liebkosungen, weil er das Alles mit solchem Verstand, und ohne auch nur ein einziges Mal zu stocken, hergesagt hatte.

Herzog Ulrich stand einen Augenblick betroffen, und durch seine Mienen blitzte es halb wie Spott, halb verrieth sich der mühsam erkämpfte Entschluß, diese Angelegenheit zu der seinigen zu machen. Sehr schön! sehr schön! rief er endlich in seiner raschen und flüchtigen Manier, sich die Hände reibend. Und nun sagt mir nur, wem verdankt Ihr denn eigentlich die ganze Abfassung dieser Weisheit, denn die Sache hat Hand und Fuß, und dazu gar keinen gemeinen Kopf, sodaß man sich nicht denken kann, es sei das ein Brei von Euerer eigenen Grütze?

Darauf schenkte er dem Knaben ein Goldstück, das dieser erst anzunehmen sich weigerte, nachher aber, obwohl mit mißtrauischem Betrachten, in der Hand behielt.

Der alte Bauer erhob ſich von ſeinem Sitz, und richtete ſich mit einem Ernſt, der ihm einen Ausdruck von Erhabenheit verlieh, in der ganzen Größe ſeiner langen ſtarken Figur vor dem Herzog auf. Wer die zwölf Artikel gemacht hat? rief er dann feierlich aus. Das iſt ſo dunkel, wie ihr Sinn klar iſt, und man hat es noch nicht ergründet und wird es nicht ergründen denn es iſt in ein großes undurchdringliches Geheimniß gehüllt, wie Gott ſelber! Und ſo hat ſie uns denn Gott gegeben, wenn ſich kein Mann will finden laſſen, dem wir ſie zuſchreiben dürfen. Ja, nehmt an, Herr Herzog, daß ſich Gott ſelber, aus ſeinem Erbarmen mit dem armen Volk, ins Mittel gelegt hat, uns in dieſen Artikeln Sinn und Wort unſerer Menſchenrechte zu ſchenken! Denn ſie ſind uns ſo plötzlich und über Nacht beſcheert worden, kein Menſch im Lande weiß wie, es iſt wie mit unſern Wäldern, die uns heuer über Nacht grün geworden ſind, man kann es nicht ſagen, wer ſie grün gemacht hat? Und wie das Grün den Frühling ausſpricht, Herr, ſo mild und innig, ſo ſprechen auch die Artikel unſer Elend aus, ebenſo mild und innig! Und nun denkt Euch, der liebe Gott ſitze in den Artikeln und rauſche darin, wie er dort drüben in den

Wipfeln des Waldes rauſchet, und da hört einmal andächtig zu! In ganz Schwaben findet Ihr jetzt die Artikel, Ihr findet ſie auf der Straße, wie ſie Jeder gefunden hat, und Niemand kann ſagen, daß er ſie anders als auf der Straße gefunden. Aber Jeder, auch der Ungelehrteſte, verſteht ſie klar, denn ſie ſind aus ſeinem Herzen! Unſere Kinder lernen ſie jetzt ſtatt jeder andern Schulaufgabe, wie Ihr hier an meinem Buben geſehn. Und da Ihr das Herz des gemeinen deutſchen Mannes in dieſen Artikeln findet, ſo ſeht es an, dies Herz, wie beſcheiden, demüthiglich und fromm ergeben es iſt! Wie habt Ihr Reichen und Großen es nicht zerquetſcht und geſchunden, das arme Volksherz, und doch bittet es nur noch beſcheidentlich um ſo viel Freiheit, als Ihr Euch ſchämen müßtet ihm zu weigern, und als die heilige Schrift ihm ſelbſt zuerkennt, auf die denn auch überall Bezug genommen iſt in dieſen Beſchwerden! Seht es an, des gemeinen deutſchen Mannes Herz, wie es in dieſen Artikeln nach Recht und Gerechtigkeit ſchlägt; hat es nicht mehr Verſtand in ſich und zeigt es ſich nicht fähiger, etwas aus ihm zu machen, als Ihr in Eurer Verachtung des Volkes ſtets gedacht habt, Herzog Ulrich? Und wer hat namentlich Eurem

Volk, dem ſchwäbiſchen Volk, je die Anlage zu einer ausnehmenden Tüchtigkeit abſprechen mögen? Und jetzt vor allen Dingen iſt die Zeit gekommen, wo des gemeinen Mannes Verſtand ſich wundermächtig zu entfalten beginnt, und man hört jetzt einfältige Leute, die gewiß nichts gelernt und erſtudirt haben, erſtaunlich tiefe Dinge ſagen! Und dieſe Zeit ſolltet Ihr jetzt nutzen, Herr Herzog, aber recht nach lauterer Herzensluſt, zu Euerm und Eures Volkes Aufſchwung!

Alles recht gut, recht ſchön! verſetzte Ulrich. Aber ſagt mir nur, wie iſt es möglich, daß ſich zu dieſen zwölf Artikeln gar kein Thäter, will ſagen Verfaſſer, ſollte ermitteln laſſen? Das begreife ich nun und nimmermehr. Und hat man denn auf Niemand gerathen, geſchloſſen? Ich werde eine große Belohnung darauf ſetzen, den Mann herauszubringen!

Thut das ja, lieber Herr! entgegnete Vater Claus lächelnd. Und wenn Ihr ihn herausgebracht habt, ſo wird das ganze Volk ihn anbeten. Das Volk meint freilich darüber Mancherlei. Die Einen nennen den großen Thomas Münzer, welcher dieſe Zeit über in unſern Gegenden geſehen worden ſein ſoll, als den Verfaſſer der zwölf Artikel. Andere, und wohl mit grö-

herer Wahrſcheinlichkeit, ſagen: Herr Schappler, Prediger zu Memmingen, ſei's geweſen, der die Artikel gemacht. Und dieſer letztere iſt auch ein gar achtungswürdiger Herr, und ſtammt aus der Schweiz, wo man ſich allerdings mit der Bauernfreiheit beſonders zu ſchaffen gemacht. Sie wollen's ihm nun von allen Seiten aufreden, er habe das Ding angeſtiftet und verfertigt, und iſt ihm auch ſchon der ſchwäbiſche Bund und der Herr Biſchof von Augsburg ſelber deshalb auf das Dach geſtiegen. Aber er iſt nicht der Verfaſſer, behauptet er allwege und feierlichſt, und auch Thomas Müntzer iſt es ſicher nicht.

Schon wieder höre ich von dieſem Thomas Müntzer! fuhr Herzog Ulrich hier auf. Das Volk ſpricht ſeinen Namen jetzt überall mit einem gar beſonderen Klange aus. Bald ſoll er Dies, bald Jenes geſagt und gethan haben, und Niemand weiß doch etwas Rechtes von ihm, ſondern er verſchwindet immer wieder, ſobald er geſehen worden. Schon in der Schweiz bin ich auf Spuren von ihm geſtoßen, und wollte gern ſeiner habhaft werden, da er ſo gewaltig auf das Volk wirkt, und mir darin nützlich werden könnte. Aber er fährt wie ein unheimliches Wetterleuchten durch die

Länder, und hinterläßt überall eine seltsame Aufregung beim Volk. Ist's denn ein Irrwisch, ein Gespenst, oder ein Heiliger, was ist's für ein Kauz?

Wer möchte sagen können, was für ein Geist Thomas Müntzer sei? entgegnete der Greis leise, und mit einer besonders ehrfurchtsvollen Betonung, indem er sich dabei scheu umhersah und ernsthaft dem hereinbrechenden Nachtdunkel, welches jetzt plötzlich die Gegend in ihre Schatten zu hüllen begann, entgegenblickte.

Man sagt, fuhr Vater Claus fort, der Thomas Müntzer habe die Gewalt, überall und nirgends zu sein. So viel ist gewiß, daß er gleichzeitig im Klettgau und im Hegau, an der Donau, am Bodensee und am Rhein, in übernatürlicher Größe gesehen worden. Jetzt durchschreitet er auch Schwaben mit seinem flüchtig irrenden Fuß, aber an keinem Ort hält er lange an, und nirgend sah man ihn noch menschliche Speise zu sich nehmen. Wie einen feurigen Engel sieht man ihn urplötzlich erscheinen und mit nieerhörten Worten dem Volke die christliche Freiheit predigen. Und wo er noch gewesen, da ist nachher das arme Volk aufgestanden, und hat von seinen Zwingherren Freiheit und Gerechtigkeit begehrt. Und wo das arme Volk neuerdings

aufgestanden in einer Gegend, hat man auch gewiß zuvor den Thomas Müntzer alldort erblickt. So schweift er als dieser Zeiten Dränger jetzt an allen Orten, und man hört hier und da ein großes Wort von ihm, durch das sich der gemeine Mann aus seinem Elend erhoben fühlt. Kürzlich haben sie bei einem Bauernaufruhr in Fulda einen fremden Mann, welcher das Volk anführte, gefangen genommen, und in den Thurm gesetzt, bald aber wieder frei gelassen, da er durch sein Wesen eine sonderbare Gewalt über Alle ausübte. Und als er aus dem Thurm herausgegangen, soll er ihnen gesagt haben, daß er der Thomas Müntzer sei, und daß ihn Gott zum Prediger der christlichen Freiheit ausgesendet habe in die Weite. Da ist das ganze Volk vor ihm auf die Knie gestürzt und hat ihn laut um seinen Segen angerufen, worauf er aber alsbald unter Donner und Blitz verschwunden.

Diesen Müntzer könnte ich brauchen! rief Herzog Ulrich lebhaft vor sich hin. Das ist ganz mein Mann, ihn müßte ich um jeden Preis in meine Dienste zu bringen suchen! Ich gebe ihm einen Titel als herzoglicher Rath mit einigen tausend Gulden Gehalt, und brauche ihn vor der Hand dazu, mir das Volk zu mei-

nen Gunſten aufzuwiegeln. Ein Menſch, an welchen ſich bereits der Aberglaube des Volkes heftet, iſt jetzt unbezahlbar für meine großen nationalen Zwecke. Ich werde auch ſogleich eine Commiſſion ernennen, die jetzt nach allen Richtungen das Land durchſtreifen ſoll, um mir dieſen wünſchenswerthen Kerl, dies Prachtſtück von einem Volksagenten, einzufangen und anzuwerben! —

Er rief einen ſeiner Befehlshaber herbei und ertheilte ihm einen Auftrag, welchen dieſer ſofort zu erfüllen eilte. Bald wurden dem Herzog aus der Schaar der Seinigen fünf auserleſene Leute vorgeführt, die in ſo manchen ſeltſamen Geſchäften des Herzogs bereits ihre Geſchicklichkeit erprobt zu haben ſchienen, und deren Händen er auch jetzt wohlgefällig die eigenthümliche Sendung anvertraute, den Thomas Müntzer zu ſuchen.

Mingsher hatte ſich indeß die Nacht ausgebreitet und der Mond, der ſchon lange oben am Himmel geſtanden, warf jetzt immer ſtärkere Lichter auf die Scene. Die Bauern waren mit Ulrich's Schweizern in immer vertrautere Bekanntſchaft gerathen, und ein guter Trunk wurde reichlich ausgetauſcht, um die neue Kameradſchaft zu beſiegeln. Alles lärmte und ſchrie durchein-

ander, und durch das ſonſt ſo friedliche Thal dröhnten die Stimmen des Aufruhrs und der Kampfesluſt.

Als die fünf Abgeſandten, die nach Thomas Münzer ausgeſchickt werden ſollten, jetzt ihre letzte Weiſung vom Herzog empfangen und ſich auf den Weg machen wollten, gewahrten ſie in demſelben Augenblick in ihrer Mitte eine dunkele, ihnen unbekannte Geſtalt, welche ihnen Halt gebot und ſie mit einer Stimme, deren Klang etwas außerordentlich Erhabenes und Bewegendes hatte, anredete.

Wenn Ihr ſo den Münzer ſuchet, da werdet Ihr ihn nimmer ereilen! ließ ſich die Stimme vernehmen. Was nicht aus Euch ſelbſt kommt, wird auch nicht zu Euch kommen, denn von Innen her müßt Ihr zuerſt das Heil der Zeit zu bereiten ſuchen, nicht aber von Außen es einfangen wollen, durch liſtige Späher und gemiethete Knechte! Thomas Münzer aber wird mitten unter Euch ſtehen, ſobald Ihr ihn wahrhaft begriffen, und wo Ihr den rechten Kampf kämpfet, da wird er Euch an der Spitze kämpfen und ſiegen! Aber ſtehet ab davon, ihn zu dingen für den Taglohn, um den ihn ſchon Gott gedungen hat, daß er ſchaffen ſoll für den Geiſt, im Schweiß ſeines Angeſichtes, und bis zum

blutigen Tode! Ihn treibt der Geiſt athemlos durch die Länder, und es brennen ihm die Sohlen, bis er zu jedem Unterdrückten gekommen iſt, und zu ihm geſagt hat: ſchüttele Dich, denn Du biſt frei aus Gott geboren! Und die Fetzen ſeiner Kleider bleiben an ſeinem Wanderſtab hängen, bis er zu jedem Armen gekommen iſt, und zu ihm geſagt hat: genieße, denn Du biſt reich aus Gott geboren! Und er umarmt nicht ſein Weib und Kind, und läßt es ſich nirgend wirthlich ſein, bis er zu den Fürſten gekommen iſt und zu ihnen geſagt hat: zerbrecht Eure Geißel, denn wir ſind allzumal als Knechte Gottes geboren! So Du nun aber willſt ein wahrer Knecht Gottes werden, Herzog Ulrich, ſo trachte nicht nach Hülfe von Außen und nach allerlei Blendwerk der Liſt, das Dir dienen ſoll! Dir hilft nicht der Herr Zebaoth noch der Herr Beelzebub, Dir hilft nicht der von Gott getriebene Flüchtling Thomas Müntzer noch der wohlberathen zu Haus verbliebene Martin Luther. Dir hilft Nichts, wenn Du nicht die Wahrheit dieſer Zeit in Dir ſelber zu Fleiſch und Blut werden läſſeſt und aus aufrichtigem Herzen frei wirſt mit den Unterdrückten und reich mit den Armen, und doch ſelbſt der Knecht Gottes bleibſt! —

Hier verhallte die Stimme und die Gestalt selbst trat so rasch in die Schatten der Nacht zurück, daß ihre Umrisse verschwebt waren, noch ehe man ihr zu folgen vermochte.

Vater Claus lag auf seinen Knieen und flüsterte leise vor sich hin: großer Thomas Münzer, segne das arme Volk!

Der Herzog bestieg stillschweigend sein Pferd und sprengte zuerst im Galopp von dannen, nachdem er seinem ganzen Zuge Aufbruch geboten. Hinter ihm drein bewegte sich nun unter Lärmen und Ausrufungen aller Art die buntgemischte Schaar, welche aus diesem Dorfe einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs an junger Mannschaft mit sich fortnahm. Die stämmigsten Bauernburſche hatten sich kriegsthatenlustig dem Eroberungsheere Ulrich's angeschlossen und waren sofort mit Waffen versehen worden. Während sie jubelnd damit fortstürmten, folgte ihnen das Geheul ihrer Mütter, die ihnen noch lange nachweinten. Bald war das Getöse der rasch fortziehenden Truppen auch in weiterer Ferne verklungen, und die Nacht, die wieder ihre tiefe Stille behauptete, ließ Alles wie einen Traum erscheinen.

Vater Claus ging mit froh erregtem Herzen in ſeine Hütte zurück und weidete ſich auf ſeinem Lager noch lange an dem Gedanken, daß die Stimme Thomas Münzer's zu ihm geredet, was er ſich heut, am Feſt ſeiner achtzig Jahre, zum beſondern Heil anrechnen wollte, und woraus er für ſich und ſeine Brüder ein Vorzeichen beſſerer Tage ableitete. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Thomas Münzer.

Ein deutscher Roman.

Zweiter Band.

Thomas Müntzer.

Ein deutscher Roman.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

Altona.
Verlag von J. F. Hammerich.
1841.

Viertes Buch.

Bauernkrieg.

I.

Heidi, heidi, trala, das iſt mein Schwabenland! Wie regt ſich's Schwabenland weit und breit, da iſt im Oberland, da iſt im Unterland kein Mann, der zu Hauſe bleibt, kein Mann, der nicht in Waffen ſtrahlt! Und aller Orten läuten ſie mit den Glocken durch's ganze Land, und wo ſie mit den Glocken läuten, da bedeutet es Sturm und Freiheit! Und hier ſtehe ich armer Knabe auf der Zinne, und muß blaß werden vor Sehnſucht, wenn all der Lärm mir durch Mark und Bein geht und mein Herz hinunterziehen will in den Krieg, von dem Alles da erfüllt und durchrauſcht iſt! Und je weiter ich umherluge über die Länder und Flüſſe dort, deſto mehr zieht es mich, und bald da, bald dort möcht' ich ſein, und wo der Tanz recht losgegangen, da möcht' ich halt mittanzen! Und dort im Schwarzwald möcht' ich ſein, da iſt Alles auf den Beinen, und die Wipfel ſauſen da von Sturm und Freiheit! Im Schwarzwald iſt es ſchön, da bin ich auch geboren,

und die helläugigen Mädel küſſen jetzt den Burſchen nur, wenn er ein Gewehr im Arm hat und die Freiheit erobern helfen will! Und auch da im Odenwald möcht' ich ſein, und da am Oberrhein, und da am Bodenſee, denn überall haben ſie ſich empört, und trachten, wie ſie ſagen, nach der Freiheit um Gottes willen! Und das läßt mich nicht ſchlafen, daß ſie nach der Freiheit um Gottes willen trachten, wie mich neulich ein alter Bauer verſichert hat. Du mein Herr, da muß man ja drauf und dran, und wenn ich ein Edelpage bin, ſo möcht' ich doch lieber jetzt ein Bauer ſein! Ich möchte dabei geweſen ſein, wie ſie den feiſten Abt zu Kempten, den reichen und gewaltigen Herrn, zur Unterwürfigkeit gezwungen, die Stadtbürger und das Landvolk im Bund, die er ſeit Jahren ſo geplagt hat! Und ich möchte dabei geweſen ſein auf der oberalgauiſchen Alp, wo es kalt und rauh iſt, aber die Leute ſo ſchmuck ſind und ſtark von Gliedern, wie lauter Helden! Da oben haben ſie's zu einer großen chriſtlichen Vereinigung gebracht, daß dem Herrn Biſchof von Augsburg die Augen davon übergegangen ſein ſollen, doch nicht vor Freuden. Und im untern Algau geht es jetzt nicht minder ſo her, daß ich wohl dabei ſein möchte, recht

mitten im Gedränge unter all den armen Leuten, denen jetzt das Herz im Leibe so nach der Freiheit jauchzt! Statt deſſen ſteh' ich hier, im Sammetrock und Goldgeſchmeide, aber ohne Schwert, und diene einer Gräfin! Ach, mein Sinn ſteht nach ganz anderen Dingen, ſchöne Frau Gräfin! Und luſtig möchte ich mich machen im Sinne dieſer luſtigen Zeit, und hier einen verbotenen Herrenteich ausfiſchen, damit ſich der Herr Graf ärgert, und dort einem Abt oder Biſchöflein ſeinen Weinkeller auszechen, und ſeinen Glatzmönchen ihre Folianten auf dem Kopf zerſchlagen, und aus den zwölf Artikeln ein langes Pfriemchen drehen und damit dem großmächtigen Herrn Truchſeſſen von Waldburg unter der Naſe kitzeln! Ach, und in den goldigen Frühling möcht' ich hinauslaufen, und mit dem Vogel um die Wette ein freies Blüthenleben beginnen, und mir im Walde die großen Thaten von den Bäumen ſchütteln, im Schwarzwald oder im Odenwald, und mir von einer ſtattlichen ſchlanken Bauerndirne den Minnelohn der neuen Freiheit erwerben! Denn da die Ehre dieſer Zeit nicht mehr den Rittern zu gehören ſcheint, ſo wird ſie ſich wohl zu den Bauern wenden, die ein friſches Blut im Leibe haben und ſo ſchöne kräftige Leute ſind! Darum möcht'

ich wohl ein Bauer ſein, ein Bauer im lieben herzigen Schwabenland, und der Freiheit nachtrachten um Gottes willen. — —

So träumte Bodo, der ſchöne Edelknabe der Gräfin von Helfenſtein, vor ſich hin, indem er, den Kopf nachſinnend in den Arm geſtützt, auf dem Altan ſtand und mit ſeinen jugendmuthig blitzenden Augen das vor ihm liegende Land, über das ſich hier eine weite Schau eröffnete, ſich anſah.

Er wähnte ſich unbemerkt in ſeinen laut gewordenen Träumereien, aber es ſchlug ihm in dieſem Augenblick eine leiſe Hand von hinten auf die Schulter, und erinnerte ihn zu ſeinem nicht geringen Schrecken an die Wirklichkeit, der er angehörte und diente. Es war die Gräfin, welche erzürnt vor ihm ſtand, und Bodo fiel ihr in der Angſt ſeines Herzens zu Füßen und flehte ihre Verzeihung an, denn er ſah, daß die ſchöne Frau, die ihn ſonſt als ihren Liebling auszeichnete, ſich zur Ungunſt gegen ihn geſtimmt zeigte.

Sie winkte ihm ihr zu folgen, und trat raſch von dem Altan, wo ſie ihn belauſcht, in ihre Zimmer zurück, in denen der Knabe heut ſeinen Dienſt verſäumt hatte. Sich auf dem prächtigen Polſter niederlaſſend,

ſaß Olympia einen Augenblick im ernſten Schweigen da, und in die Anmuth ihrer Gebärden, welche ſie gegen den entfernt harrenden, zitternden Pagen auch im Zorn nicht verſtellte, miſchte ſich jetzt die Würde der beleidigten Gebieterin. Bald ihn ernſthaft betrachtend, bald die Falten ihres ſchönen rothſeidenen Kleides, das nach damaliger Sitte eine ſo beträchtliche Weite hatte, in immer beſſerer Ordnung um ſich herumlegend, ließ ſie ihn lange auf den Ausbruch ihrer Ermahnungen warten. Zu ihren Häupten ſtand ein herrlicher Granatenbaum, an deſſen Zweige ſie ſich nachdenklich zurücklehnte, und einige fremde Vögel, die zu beſitzen in der vornehmen Welt eben Mode geworden war, ſchmetterten aus ihren goldenen Käfigen heraus den wilden ſchreienden Geſang durch den Saal.

Olympia wollte endlich reden und gebot mit einer ärgerlichen Handbewegung den ſchöngefiederten Schreihälſen Stille. Auf ihren Wink näherte ſich der Page, der ſchon wieder Muth geſchöpft, und mit einem dreiſten Blick in ihre großen ſtrahlenden Augen, vor ihr niederkniete, um ihren Verweis, der doch nur wieder ein Zeichen ihrer Huld werden ſollte, zu empfangen. Bodo, ſagte die Gräfin Helfenſtein ſanft, indem ſie dazu

fromm die Hände faltete, ich habe vorhin aus Deinem eigenen Munde erlauscht, wie auch Du vom bösen Geist dieser Zeit schon besessen bist, und Deine junge Seele vielleicht gar nicht mehr zu retten sein wird, was doch unsere Heilige Jungfrau in Gnaden verhüten möge! Du bist ein Kind, und wir haben Dich, da Du von edeler Geburt stammest, in unserem Dienst zugleich der Obhut unserer Gedanken empfohlen, die für Dich wachen wollen, wo Du in Deiner unbedachten Hingebung Schaden nehmen könntest! Nun zeigt sich auch bei Dir, mein Sohn, was sich schon bei Mehreren unserer edlen Ritterschaft in diesen Tagen gezeigt hat, nämlich eine förmliche Hinneigung zu der argen Bauern Sache, die doch vor Gott und Menschen als nichtsnutzig und wahrhaft gräulich besteht. Ich muß Dir sagen, und ich weiß es aus guter Hand, daß diese Sache bald zu Schanden werden wird, und dann werden alle die mit zu Schanden gehen, welche es damit gehalten oder auch nur entfernt ihre Gedanken dabei gehabt haben. Denn was kann schrecklicher sein als dieses Bauernvolkes Empörung, das die Hand ausgestreckt gegen seine ihm von Gott eingesetzten Herren, und sich freventlich über seine Geburt und Bestimmung erhebt? Noch neulich sagte

mir unſer gnädigſter Herr Erzherzog Ferdinand, daß, ſobald man nur den abenteuerlichen Eindringling Ulrich wieder aus dem Lande geſchlagen, es auch um die aufrühreriſchen Bauern mit einem Schwertſtreich geſchehen ſein werde. Und da wir jetzt hier in Stuttgart ſind, wo mein tapferer und unbezwingbarer Herr Gemahl die Beſatzung zu befehligen übernommen, ſo kannſt Du Dir denken, daß die Sache der Großen, welche zugleich die Sache unſerer heiligen Religion iſt, nicht lange mehr des Sieges ermangeln wird. So bleibe denn, Du thörichtes Kind, Denen zugewandt, von welchen Dir allein Erhebung und Lohn zu Theil werden kann!

Damit hing ſie ihm ein kleines goldenes Kreuz, das ſie von ihrem eigenen Buſen nahm, um den Hals, und begnadigte ihn durch einen Handkuß, an dem er ſich wieder von ſeinen Knieen erheben durfte, was er langſam und mit den zierlichſten Bewegungen that.

Dann gab ſie ihm die Guitarre in den Arm, welche er ſehr ſchön ſchlug, und befahl ihm, eines von den Liedern zu ſingen, auf deren Vortrag, beſonders in der verliebten Gattung, ſich der Edelknabe ſchon meiſterlich verſtand.

Soll ich ein schwarzwälder Bauernlied singen? fragte er zerstreut; — sie klingen so frank und frei!

Die Gräfin wollte eben wieder zürnen als sie aus dem Vorsaal her gewichtige Schritte und ein geräuschvolles Nähertreten vernahm. Sie erkannte ihren Gemahl, welcher jetzt in voller Waffenrüstung eintrat, und Olympia eilte ihm mit ihren zärtlichsten Grüßen entgegen. Lange hing sie in schweigender Umarmung an seinem Halse, und ihre Liebkosungen schienen ihm wohl zu thun, denn Graf Ludwig von Helfenstein war gekommen, um sich von den Beschwerden der mißlichen Stellung, zu der man ihn hier in Stuttgart ausersehen, einige Augenblicke der Erholung bei seinem liebenswürdigen Weibe zu gönnen. Und Olympia, die seit den Jahren ihrer Verheirathung immer herrlicher erblüht war und erst in der eigentlichen Fülle und Entfaltung ihres Wesens sich zeigte, konnte die Freude und Tröstung, welche der verstimmte Gemahl bei ihr suchte, wohl in vollem Maße gewähren.

Nichtsdestoweniger schien der Graf heut schwer zu befriedigen, und nachdem er, die Umarmung aufhebend, seine Gemahlin zu dem Polster geführt, auf welchem

ſie beide nebeneinander Platz nahmen, ſaß er in ziemlichem Unmuth eine Zeitlang ſtill ihr zur Seite.

Haſt Du Unannehmlichkeiten gehabt? fragte die Gräfin ſchmeichelnd.

Was gäbe es hier Anderes? erwiederte Graf Helfenſtein. In einen ganzen Knäuel von Verdrießlichkeiten ſieht man ſich hineingewickelt, und kann Alles eher als ſich mit dem Schwert heraushauen, wie es denn doch dem Rittersmann und Soldaten geziemte! Das Schlimmſte iſt noch immer, daß man eigentlich kaum weiß, wer der Feind iſt, deſſen man ſich am meiſten und beſonders zu erwehren hätte. Der Feind vor den Thoren draußen, der ſeinen ohnmächtigen Rattenzahn an unſern Mauern wetzt, iſt uns nicht ſo gefährlich, als hier dieſe zweideutige Stimmung der Stadt Stuttgart, die von Stunde zu Stunde immer weiter um ſich greift. Wozu bin ich denn eigentlich hier? Nicht, um mein gutes Schwert zu brauchen und einem würdigen Feind die Stirn zu bieten, ſondern um einem wankelmüthigen Haufen von Pfahlbürgern den Daumen auf der Naſe zu halten. Sind das Ritterdienſte, zu denen es Unſeresgleichen bedarf? Dieſe Stadt Stuttgart möchte ſich gern an Herzog Ulrich ergeben und ihrem alten

Landesfürsten sich wieder zuwenden, aber wir haben uns ihr jetzt mit unserer Besatzung so fest auf die Brust gelegt, daß sie sich nicht mehr frei rühren kann und den Trompetern, welche Herr Ulrich mit seinen Aufforderungsschreiben an sie sendet, von jetzt an die Antwort schuldig bleibt. Dasselbe zeigt sich in Tübingen, wo jetzt die würtembergische Regierung ihren Sitz aufgeschlagen hat, und von wo mir Herr Otto von Gemmingen, der das dort liegende Landvolk befehligt, so eben meldet, daß seine Leute sich weigerten gegen Herzog Ulrich zu fechten, und die Bürgerschaft zu Tübingen schon laut begehre, ihrem alten angestammten Fürsten zu huldigen. Und die Bauern-Empörungen ziehen Nutzen von diesem zweifelhaften Zustand des Landes, und wuchern fort und verzweigen sich, bis sie ein nicht mehr niederzureißendes Bollwerk gegen Sitte, Gesetz und unsere heilige römische Religion aufgerichtet haben werden!

Das ist recht verdrießlich, mein Gemahl! sagte Olympia, indem sie ihm den schweren Helm abnahm und seine heiße Stirn mit ihrem Tuch trocknete. Aber ich glaube, daß es uns nicht fehlen kann, wir werden bald einen großen Sieg davontragen, denn unsere hei-

lige Jungfrau Maria, zu der ich täglich um Sieg über unſere Feinde und um Herrlichkeit für Dich flehe, zeigt mir ihr Bild jetzt immer ſo freundlich leuchtend, und ihre Augen nicken mir zu.

Du biſt fromm und gläubig, mein Herz! entgegnete Helfenſtein, ihr die Wangen ſtreichelnd. Und es iſt troſtreich in einer von allen Banden loſen Zeit, daß es noch unſerer alten ewigen Kirche ſo ergebene Gemüther giebt, welche unzerreißbare Fäden mit ihr zuſammenhalten. Ein ſo rechtgläubiger und religiös geſinnter Mann iſt auch unſer Georg Truchſeß von Waldburg, dem der ſchwäbiſche Bund daher mit Recht die Stelle ſeines oberſten Feldhauptmanns anvertraut hat. Seine eigenen Bauern haben ſich wider ihn empört und er kennt daher aus eigenem Leiden das Uebel dieſer Zeit, das zu bekämpfen und gründlich zu heilen er vor Allen berufen iſt. Aber auch ſeine Kräfte liegen noch beſchränkt und gebunden, und können ſich nicht regen, wie wir uns Alle nicht nach unſerm Sinn zu regen im Stande ſind. Das iſt eine verwünſchte Zeit, wo der Mann ſich nicht mehr ſtrecken darf nach ſeinen eigenen Knochen, und das Roß nicht mehr geht, wo der Reiter hin will! Niemand weiß, was er eigentlich thun ſoll

und kann, und Jeder greift ängſtlich in ſeinen eigenen Buſen, ehe er zu einer wackern That ſchreitet, und beſinnt ſich erſt, für wen und gegen wen er denn handelt? Da iſt dieſer Reichs-Rath zu Eßlingen, der eigentlich das höhere deutſche Regiment jetzt ausüben ſoll, und der auch in allen Dingen, man kann es nicht anders ſagen, die vernünftigſten Beſchlüſſe faßt, ſowohl in der Bauern Sache, als in Anſehung dieſes Herzog Ulrich, aber ſeine Beſchlüſſe ſind doch nur wohlausgebrütete Windeier, deren uns der Reichs-Rath nun ſchon ſo manche gelegt hat. Es fehlt ihm alle Kraft und Stärke, etwas zu thun und auszuführen So geht's nicht beſſer mit dem ſchwäbiſchen Bund, der wohl anſehnlich und reſpectabel ſein muß, da ſo viele mächtige Fürſten, Städte und Herrſchaften von Schwaben, Franken und den Rheingauen zu dieſem Bund zuſammenſtehen, aber es iſt doch im Ganzen nur eine anſehnliche Ohnmacht dabei herausgekommen. Dieſer Bund hat wohl den beſten Willen eine Gewalt zu ſein, aber er möchte es gern in Ruhe und Würde und ohne alle Unbequemlichkeit ſein, auch ſoll es keinen Dreier koſten. Dieſe Herren vom ſchwäbiſchen Bund möchten Krieg führen, aber keiner will ſeinen Beitrag ordentlich dazu

einzahlen, und die kleinen Bundesmitglieder haſſen die großen, und die großen zerquetſchen die kleinen. Das ſind unſere Reichsgewalten, oder vielmehr unſere Reichszerfallenheiten, in denen ſich unſer deutſches Weſen dermalen conſtituirt hat! Und da iſt noch unſer lieber Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, der uns eigentlich als Statthalter des Kaiſers gelten ſoll, aber auch von ihm, ein wie trefflicher Herr er ſonſt iſt, will keine Einheit im Großen und Ganzen ausgehen, keine Kraft, welche alle übrigen Kräfte binde! Im Grunde geht es ihm bitter zu Herzen, daß er gegen den Ulrich Gewalt brauchen ſoll, denn er iſt von Gemüth gar gütig. Und um mein Jammerlied zu vollenden, muß ich noch an unſere Reichstage denken, auf welchen das allgemeine Wohl entſchieden werden ſoll, und wo ſich kein ordentlicher Menſch mehr einſtellen und vernehmen laſſen mag, weil doch Alles in den Wind geht, wie beim Bau zu Babel. O ich möchte mein eigenes Schwert freſſen, weil ich in einer Zeit geboren bin, wo ich es nicht gebrauchen kann! Ich bin dieſes verzwickten, durch allerlei Ränke und Lügen ſich ſelbſt erſchlaffenden Lebens überdrüſſig, und ſehe mein Grab vor mir, aber ohne Heldenkrone, von der ich doch meine ganze Jugend lang

geträumt. Kein Heldengrab werde ich finden, denn der Tod iſt in einer ſolchen Zeit ebenſo ſchmählich als das Leben! Man kann jetzt ſelbſt am Tode nicht mehr zum Helden werden. —

Graf Helfenſtein verbarg ſein Haupt an dem Buſen der um ihn beſorgten Gattin, und ſeine kraftvolle Geſtalt erzitterte bange in ſich ſelbſt. Der ritterliche, in Ueberfülle des Lebens prangende Mann ließ ſich einen Augenblick lang dieſem Trübſinn nachhängen, und Olympia ſetzte ihm alle ihre ſüßeſten Schmeicheleien vergeblich entgegen. Ach, lebte doch noch mein großer Vater, unſer kaiſerlicher Herr Maximilian! ſeufzte ſie, indem ihr glänzendes Auge ſich mit einer Thräne gen Himmel richtete. So bald, nachdem er uns ſeinen Segen zu unſerer Vermählung geſchenkt, mußte er hinſcheiden, und ſein Reich in dieſen ungewiſſen Schwankungen hinterlaſſen! Sein Geiſt war hoch wie Adlerflug, und weltenumfaſſend wie die Sonne, und er würde Dich, mein Gemahl, den er ſo liebte und ſchätzte, gewiß immer an den richtigen Ort geſtellt haben, wo Deine ächte Heldennatur ihre Entfaltung und ihren Ruhm gefunden hätte!

Ja, erwiederte Helfenſtein, ſich aufrichtend, auch

Das haben wir verloren, und nicht bloß den großen Mann, sondern auch den großen Gedanken haben wir mit Maximilian verloren! Hat man nicht das deutsche Kaiserthum das Diadem der Welt genannt, und an wessen Stirn funkelte dies Diadem herrlicher als an Maximilian's? Es funkelte bei ihm durch alle trüben Schleier der Zeit hindurch, und sein nie zu verwischender Glanz mahnte uns Deutsche stets an unser Höchstes und Bestes. Diese Größe des deutschen Kaiserthums war die eigentliche Unsterblichkeit unserer Nationalwürde, und mit unserm Vater Maximilian ist unsere Unsterblichkeit gestorben, wir sind nun endliche, dem Erdenstaub anheimgefallene Deutsche, und der Erdenstaub will den alten Himmelsglanz an uns meistern und überwinden. Der Bauer will den Ritter besiegen in der deutschen Nation; das wird einen großen Staub geben, in dem Alles versinken muß, und dieser Kaiser Carl hat keinen Arm dazu, sein deutsches Volk aus diesem Staub zu erheben! Und was weiß Carl der Fünfte von seinem deutschen Volk, versteht er doch nicht einmal dessen Sprache! In ihm ist nun die Heiligkeit unserer großen deutschen Kaiserwürde auseinandergefahren in diese endliche und irdische Zersplitterung. Maximilian stellte

dieſe Heiligkeit in ſeiner Perſon dar, und man ſah in ihr dieſen großen Gedanken ſich beſtändig zuſammenfügen, wenn ihn auch die Umſtände immer auseinanderreißen wollten. Aber war im Kaiſer Maximilian unſer deutſches Kaiſerthum doch noch ein Gedanke, ſo iſt es im Kaiſer Carl zu einer Chimäre geworden. In der Vielerleiheit ſeiner Länderbeſitze hat ſich Carl von jeher ſeinen deutſchen Landen entfremden müſſen. Und ſeine fernen und weitausſehenden Unternehmungen haben ihn verhindert, ein wahrhaft deutſcher Kaiſer zu werden und von innen her der deutſchen Nation Haupt und Herz zu ſein, wie ſein Ohm Maximilian geweſen! — — Doch ich verliere mich nutzlos in dieſen Jammer, und bin darum nicht zu Dir hergekommen, meine Freundin, um unſere Staatsgebrechen mit Dir zu verhandeln, ſondern weil ich zu Troſt und Aufheiterung Deiner begehrte, und unſeres Kindes! Und wo haſt Du unſern Buben, Olympia?

Die Gräfin ertheilte dem Edelknaben, welcher noch aufmerkſam lauſchend im Gemache ſich verweilt hatte, einen Wink, und dieſer beeiferte ſich raſch ſeinen Auftrag auszuführen. Bald trat die Wärterin herein, und geleitete den kleinen zweijährigen Paul, des Grafen

Liebling, zu den Knieen ſeines Vaters. Mit dem Kinde hatte ſich auch der Narr, welchen Graf Helfenſtein nach damaliger Sitte ſich noch hielt und der des Kleinen erleſener Spielkamerad war, unvermerkt herzugeſchlichen.

Graf Helfenſtein drückte den muntern Knaben an ſeine Bruſt, und betrachtete ihn lange mit einer Wehmuth, deren Grund er ſich ſelbſt nicht zu ſagen wußte. Der Hausnarr ſuchte ſich inzwiſchen nach ſeiner Art bemerklich zu machen und ſchnitt dem Kinde hinter dem Rücken des Vaters allerhand Geſichter, worüber dieſes in lautes Lachen gerieth, welches den Grafen aus ſeinem düſtern Hinſtarren erweckte. Wer hat Dich hier eintreten heißen, alberner Pickelhäring? fuhr der Graf beim Anblick ſeines Narren auf. Führe uns Deine klägliche Schalksgeſtalt aus den Augen, hinweg mit Dir, Du unzeitiger Lacher! Auch Deiner Tölpelkünſte iſt die Welt müde.

Nein, er ſoll bleiben! ſchrie der kleine Graf ernſthaft dazwiſchen, und begann ſchon zu Gunſten ſeines Spielkameraden und Schützlings böſe zu werden.

Ihr ſeht, Herr Graf, ich bin noch nicht abgedankt, ich halte es mit den Kindern, und die Kinder mit mir!

entgegnete der Narr, indem er ſich ſein blaues, mit goldnen Schnüren gezieretes Barett, das er zuerſt ehrfurchtsvoll abgenommen, ſtolz wieder auf ſein Haupt ſetzte und dazu wie triumphirend mit ſeinen Schellen klingelte. Dann ſchlug er an ſeinen von dem buntgeſtickten Gürtel lang herabhängenden Degen, trat mit den ſeltſamſten Gebärden einen Schritt vor zu dem Grafen hin, und überreichte ihm endlich eine große Rolle Papier, welche er vorn aus ſeinem Wams herauszog.

Da bin ich nun wirklich, gnädigſter Herr Graf, mit Dero Stammgeſchichte, an der ich ſo lange gearbeitet, zu Ende gekommen! ſagte der Narr, mit einer komiſch erheuchelten Unterthänigkeit. Nehmen Sie es jetzt hin, dies mühevolle Werk meiner Mußeſtunden, in dem ich nun glücklich herausgebracht habe, daß das Haus der Grafen Helfenſtein das allerälteſte in Deutſchland iſt, und ſchon aus der Arche Noäh herſtammt! Den gründlichſten Nachrichten zufolge, befand ſich ein Helfenſtein ſchon in der Arche Noäh, und weil er ſich während der ganzen Sündfluth ſo ordentlich aufgeführt, ernannte ihn Vater Noah ausdrücklich zum Grafen. Das Alles habe ich nun in dieſer Schrift, die ich dem Druck übergeben will, ſo unwiderleglich wie möglich

und mit Citaten aus allen Kirchenvätern und heidnischen Autoren darzuthun gesucht. Wir Narren leben jetzt in einer ernsten Zeit, wo uns kaum noch etwas Anderes übrig bleibt als uns solchen gelehrten Beschäftigungen hinzugeben. Und diese von mir verfaßte Genealogie hier, für die mir Eure Großmuth doch gewiß den Dank nicht schuldig bleibt, ist gewiß ein sehr gelehrtes Werk, und nützlich dazu. Und zueignen will ich es einem der großen aufrührerischen Bauern, entweder dem wilden Georg Metzler im Schüpfergrund oder dem gewaltigen Hans Müller von Bulgenbach, das wird einen wohlthätigen und beruhigenden Eindruck auf die Parteien machen. Dann werden sie ihren Haß gegen die Grafen fahren lassen, wenn sie sehen, daß es schon in der Arche Noäh einen Grafen gegeben hat, in derselben Arche, aus der ja auch sie selbst und ihre Schweine herstammen! So wird ein Narr doch noch immer zu etwas nütze, wenn er auch sonst bis zum Kinderwärter herabgekommen in solchen schlechten Zeiten. Aber das laßt nur gut sein, ihr Großen, mit Euern Kindern sich abzugeben ist noch das Vernünftigste, das man jetzt thun kann. Sie werden Das an Eurer Genealogie nach vorwärts ausbessern, was Euch

doch am Ende nach rückwärts hin fehlen möchte. Eure Kinder müſſen Euch beſchämen, wenn Ihr ſie anſeht, denn dieſe kleinen Dinger ſind noch Menſchen, und wir Narren ſind auch Menſchen, und darum bezahlt Ihr uns ſogar dafür, Euch zu beſchämen. So iſt denn unſerm Handwerk noch lange nicht der Hals gebrochen und wir haben noch Stoff genug, es auszuüben. Und der herrliche Kunz von der Roſen, unſeres Standes größte Zierde, war er nicht ein ebenſo großer Narr als ſein Kaiſer Maximilian ein großer Kaiſer war? Ihr ſeht, wir Narren haben auch Ahnen, auf die wir uns gern berufen mögen. Und wenn es mir heut mit dem Witz nicht ſo recht hurtig von Statten gehen will, ſo muß ich Euch nur ſagen, daß ich vor einer Stunde die Nachricht erhielt, der alte Narr Kunz von der Roſen habe ſeinen Kaiſer nun auch nicht länger überlebt und ſei in Kummer und Noth ins Grab geſtiegen. Ihr habt ihn ja auch gekannt, an Maximilian's Hofe, und es gab keinen ſchöneren Narren, wie es keinen ſchöneren Kaiſer gab! Ach, ich bin wirklich noch immer ein guter Narr, denn ich muß jetzt weinen! —

Der Narr, Iſaac Blitz, gewohnt in einem Athem ſo lange fortzuplaudern, bis er ſich zur Thüre hinaus-

geworfen ſah, würde auch nun dies äußerſte Ziel ſeiner Beredſamkeit nicht vermieden und bei der bereits hervorbrechenden Ungeduld des Grafen wohl ſchon jetzt erreicht haben, wäre nicht in dieſem Augenblick ein Ritter unangemeldet und mit ſtürmiſcher Bewegung in den Saal getreten, welcher der Aufmerkſamkeit aller Anweſenden plötzlich eine ganz andere Richtung gab. Es war der edle Ritter Dietrich von Weiler, Helfenſtein's vertrauteſter Freund und Waffenbruder, der ſchon durch alle Anzeichen ſeines Erſcheinens verrieth, daß er ein Ereigniß von beſonderer Wichtigkeit mit ſich bringe.

Auf, Helfenſtein, tummele Dich, der Feind rückt gegen die Stadt! rief der tapfere Dietrich in Eil. Dieſer Ulrich arbeitet wie eine Spinne auf langen Beinen ſich geſchäftig und ſicher weiter. Von allen Orten treffen ſchlimme Nachrichten ein. Schon hat er ſein Netz über die bedeutendſten Städte Würtembergs gezogen, und bedroht jetzt kühn und mit einem Schlag die Hauptſtadt! Denke Dir, plötzlich zeigen ſich an unſern Thoren die Anſtalten zu einer förmlichen Belagerung, und da wir die Vorſtädte unmöglich halten können, ſo wirſt Du Befehl ertheilen müſſen, daß ſich die Beſa-

tung hinter die Gräben und Zwinger der innern Stadt zurückzieht, die wohl versehen ist!

Sehr gut, so wird es doch endlich zu etwas kommen! rief Helfenstein mit einem freudigen Aufschwung seines ganzen Wesens, und ordnete seine Rüstung. Glaubt mir, Dietrich, Herzog Ulrich ist ein guter Soldat, und wir werden wohl thun, ihn nicht zu verachten. Oft sprach unser großer Kaiser Maximilian mit Hochachtung von den Anlagen und Eigenschaften dieses Ulrich, und hätte ihn nicht der Tollwurm geplagt, so ehrten wir ihn als einen unserer besten deutschen Fürsten!

Du zwingst Dir Respect vor ihm ab, um nur endlich einmal einen würdigen Kampfesgegner an ihm zu haben! sagte Dietrich von Weiler lächelnd, und blickte die Gräfin an, als dürfe er von derselben die Zustimmung zu seiner Ansicht erhoffen. Diese aber warf sich mit einem lauten Ausbruch ihrer Thränen an die Brust ihres Gemahls und verlängerte durch bange Aeußerungen ihrer Besorgniß den Abschied.

Es wird wohl von Kampf und Gefahr nicht viel die Rede sein! tröstete Ritter Dietrich. Der schwäbische Bund hat dem Herrn Herzog Ulrich eine arge Falle geschmiedet, in der er sich wohl noch fangen wird, ehe

er das erſte Loch in Stuttgarts Mauern geſchoſſen. Man ſagt, es wären die Unterhandlungen mit den Schweizer Regierungen geglückt, daß dem Herrn Herzog Ulrich alle ſeine Schweizertruppen auf einmal abgerufen werden ſollten und er keinen ordentlichen Kriegsmann mehr im Lager behalten würde als bloß das verlaufene und halb wahnwitzige Bauernvolk! So wird der Wicht bald ſo kahl gerupft vor unſern Mauern ſtehen, daß es ein Gelächter geben wird für alle Zeiten!

Hat Das der ſchwäbiſche Bund durch ſeine Federfuchſereien wirklich ausgerichtet? rief Graf Helfenſtein heftig, indem er aus der Umarmung ſeines Weibes auffuhr. So hat er ein ſchändliches Werk gethan, denn Hinterliſt auch gegen den Feind iſt ſchändlich. Darum laß uns eilen, gegen Herzog Ulrich ehrlich zu kämpfen, ſo lange er noch ſeine Truppen hat!

Mit hoher Zornesröthe im Antlitz ſtürzte der Graf fort, und der bedächtigere Freund folgte ihm.

Die Gräfin ſank mit einem Schrei in den Seſſel zurück und verhüllte klagend ihr Haupt. Der zierliche Edelknabe trat wieder zu ihr und bemühte ſich ſorgſam um ſeine ſchöne Gebieterin, indem er ihr aus einem Fläſchchen ein Waſſer von dem köſtlichſten Wohlgeruch

auf Stirn und Hals ſprengte, wovon bald das ganze Gemach ſich mit Düften erfüllte. Unterdeß hatte der Narr den kleinen Grafen zu ſich auf den Arm gehoben und war unter allerlei ſeltſamen Sprüngen mit ihm zum Balcon getreten, wo er ihm in einer fernen Staubwolke das lagernde Kriegsvolk Ulrich's zeigte, und dem mit großen Augen aufmerkſam zuhorchenden Kinde die Lehre hinzufügte: merke Dir, mein Sohn, aus Nichts kann auch Nichts werden, und darum wird aus uns allen nichts, denn wir leben in der Zeit des großen Nichts und der nichtstaugenden Großen! — —

II.

Herzog Ulrich ging mit ſtolzen Schritten und ſelbſtvergnügten Sinnes vor ſeinem Zelt auf und nieder, und rieb ſich die Hände. Er befand ſich im Angeſicht ſeiner ſchönen Stadt Stuttgart, die er nun bald wieder als Hauptſtadt ſeines neu eroberten Reiches zu begrüßen hoffte. Freilich ſah er ſich einſtweilen noch genöthigt, mit feindlich gegen ſie gerichteten Kanonenſchlägen ihr dieſen Gruß anzuſagen, und auch dazu fehlte es ihm in dieſem Augenblick noch am ſchweren Geſchütz, das er überhaupt nicht im hinlänglichen Maße beſaß und welches er, ſoviel er deſſen hatte, noch bei Balingen ſtehen gelaſſen, um ohne daſſelbe bei den ſchlechten Wegen, welche der Regen in den letzten Tagen ausgehölt, raſcher fortzukommen und ſich ſeiner Hauptſtadt zu nähern. Mit raſtloſer Eil war er bis jetzt durch ſein ſchönes Land gezogen und hatte ſich ebenſo geſchickt als tapfer, unter einem gewaltigen Zulauf der Bevölkerung, in den Beſitz der erſten Städte

seines Fürstenthums gebracht. Die Stadt Herrenberg, an welche er jetzt seine Unternehmung gegen Stuttgart lehnte, war von ihm in demselben Augenblick eingenommen worden, als zugleich eine andere Abtheilung seiner Schweizer einen Theil der Bundestruppen glänzend geschlagen hatte, und so hielt er es jetzt, wo seine Angelegenheit in ihrer Blüthe stand, für den besten Zeitpunct, den Hauptstreich auf Stuttgart auszuführen. Schon war er auch in die äußeren schlecht verwahrten Vorwerke der Stadt eingedrungen, hatte sich aber bei aller weiteren Erfolglosigkeit dieses Schrittes sofort wieder zurückgezogen, um auf den Höhen des damals so genannten Nußberges sein Lager aufzuschlagen und von dort die Stadt zu beschießen.

So treffen wir denn den Herzog jetzt in einem Augenblick des behaglichen Ausruhens, wo er seine um ihn her lagernden Schweizer, und was er sonst seine Truppen nennen durfte, überschaute und darauf sann, diese seine Macht immer furchtbarer herzustellen und auszurüsten. Er durfte seine ganze geordnete Streitgewalt, mit der er zuerst aufgebrochen war, wohl auf sechstausend Mann Fußvolk und zweihundert Reiter anschlagen, doch vermehrte sich seine Macht von Tage

zu Tage aus dem Herzen des Volkes selbst, und namentlich waren ihm in den letzten Tagen mehr als hundert Bauern aus dem Unterlande zugelaufen, welche sich offen und ihre Dienste antragend in seinem Lager einstellten. Alle diese Leute wohl auszurüsten und auf einen kriegerischen Fuß zu stellen, war eine nicht geringe Sorge des Herzogs, deren er sich jedoch mit einer bewundernswerthen Geschicklichkeit, worin er sein Talent für die Dinge des Krieges an den Tag legte, immer zu entledigen wußte. Und seine Mannschaften sahen großentheils ganz stattlich aus, wenn sie auch einen buntgemischten Anblick darboten. Die meisten waren in rothes Tuch gekleidet, und hatten ansehnliche gelbe Beinkleider dazu. Wer kein Schießgewehr hatte, trug doch wenigstens die Hellebarde oder die Armbrust, in welcher letzteren er einige besonders geschickte Leute besaß. Den neuen Ankömmlingen, die noch unausgerüstet sich zu ihm einfanden, auszuhelfen, wußte Ulrich mit guter Laune und Erfindsamkeit immer Rath. Nur Eines beunruhigte ihn häufig, und er sah noch kaum ein was daraus werden solle, obwohl er sich auch wieder alle quälenden Gedanken daran verbot und aus dem Sinne schlug. Dies war sein beständiger und sehr

fühlbarer Geldmangel, der ihn hinderte, seinen Truppen regelmäßig ihren Sold auszuzahlen, ja oft für ihre nothwendigsten Bedürfnisse zu sorgen. Es war natürlich, daß sein Ansehen bei seinem eigenen Heere dadurch geschwächt werden mußte und ihm die Kraft benahm, seiner Leute oft im entscheidenden Augenblick Herr zu werden. Schon waren ihm zu Balingen dreihundert Schweizer umgekehrt, und da er aus den Landen der Eidgenossen noch das Nachrücken neuer Völker zu seinem Heere erwartete, so mußte er besorgen, daß die Umkehr jener Unzufriedenen und Unbezahlten einen ihm ungünstigen Eindruck dort machen würde.

Lustig brannten im Lager Ulrich's die Wachtfeuer, die in heller Lohe weithin durch die Nacht erglänzten. Es war heut ein frohes Leben unter dem Haufen, wie es der Herzog lange nicht an seiner Mannschaft gesehen. Hier vor Stuttgart hatte man endlich einmal Wein und Nahrungsmittel in Ueberfluß aufgetrieben und die Leute, die lange etwas Leckeres entbehrt hatten, ließen es sich bei einem reichlichen Gelage und weidlichem Zechen hier gut behagen. In wohlgemuthen Gruppen hatten sich die Schweizer, untermischt mit aufgeregten Bauern, um die Feuer gesammelt, und hier

briet Einer auf ſeiner Lanze das großmächtige Stück eines feiſten Ochſen, dort wurde ein Faß Wein zum bequemſten Gebrauch ſo zurechtgeſtellt, daß jeder nach Durſt und Laune ſeine Kanne daraus füllen konnte. Die Belagerung Stuttgarts war vor der Hand vergeſſen mit allen ihren bevorſtehenden Mühſeligkeiten, und die wilden und fröhlichen Lieder, die im Rundgeſang erſchallten, galten nur dem Genuß, nicht dem Kampfe. Nur die Bauern, welche ſich darunter befanden, miſchten dann und wann einen kriegeriſchen Freiheitsgeſang ein, der voll von Jauchzen und Wehmuth in die Nacht ſich verlor, und wofür ſie von den betrunkenen Söldlingen verſpottet wurden.

Der Lärmen wurde immer ärger, aus dem tollen Jubel erhoben ſich Zank und Streit, und neben tanzenden Geſellen gab es Raufende, die ſich ſchon auf ernſte Art einander zu Leibe gingen. Da ließ Herzog Ulrich ſeinen Leibtrompeter gewaltig auf der Zinke blaſen, daß es mahnend durch das ganze Lager erſcholl und der Eintritt der Nachtſtunde, mit welcher Ruhe und Gebet verbunden ſein ſollte, dadurch angeſagt wurde. Denn Ulrich hielt ſtreng auch auf die religiöſe Zucht in ſeinem Lager und ging ſelbſt in häufigen Andachts-

übungen mit ſeinem Beiſpiel voran. Er trat jetzt zu einem der unruhigſten Haufen, wo ſich Zwiſtigkeiten aller Art entſponnen hatten, und ſuchte durch Zuſpruch und Verweiſe ſie zu beſchwichtigen.

Mehrere der Schweizer widerſetzten ſich ſeinem Dazwiſchentreten, und einer der Schweizerhauptleute, eine dicke wunderliche Geſtalt, nahte ſich taumelnd dem Herzog und ſagte: Wir wollen Euch Euer Land wieder erobern helfen, Herr Herzog, ja, wir wollen und ſollen wollen, aber wir können nicht, wenn Ihr uns ſo knapp und ſo ſtrenge haltet wie einen Bettelmönchsorden, und als zögen wir traun zur Buße mit Euch in der Welt herum! Die Eidgenoſſen haben Gutes an Euch gethan, in Baſel und Solothurn haben ſie Euch Geld gegeben, daß Ihr Euch Pulver und Kugeln verfertigen laſſen konntet, und das Volk des Thurgau's hat ſich in Schaaren von Euch anwerben laſſen. Die Lucerner und die Baſeler haben Euch ſogar das Bürgerrecht geſchenkt, denn es iſt einmal halt unſere Liebhaberei, die Herrn Flüchtlinge, wir nähren und pflegen ſie alle: Wir haben uns ſchon eine ganze Schweizerei von Flüchtlingen angelegt, und Ihr ſeid immer unſer Hauptbull darin geweſen, Herr Herzog, als welchen wir Euch

ſogleich aufgenommen haben, wie Ihr als Flüchtling zu uns kamt! Und da Ihr doch nun ſo vollkommen bei uns eingeſchweizert ſeid, und mit Allem, was Ihr ſeid und habt, zu uns gehört, ſo ſpielt auch nicht hier den frommen Duckmäuſer, ſondern lernt Schweizeriſch verſtehen, wenn wir uns auf gut Schweizeriſch ein wenig die Knochen puffen und dazu einen Schluck über den Durſt thun. Haben wir doch bei Euch ſo ſauern Dienſt, daß man uns kaum mehr wiedererkennt, wie wir heut abgezehrt und ſchlotterig ausſehen, während wir noch rundlich, und über die Maßen wohlgepolſtert aus der Heimath weggezogen ſind. Ich fordere meinen Rundbauch von Dir wieder, Herzog Ulrich, und Du kriegſt nicht eher von uns Dein Fürſtenthum, bis Du mir meinen Rundbauch zur Stelle ſchafft, hörſt Du?

Der Herzog war noch aufgeräumt genug, den trunkenen Hauptmann zu verlachen, und indem er ihm mit der Reitgerte einen leiſen Schlag auf den gewichtigen Schwerpunct ſeiner noch ſo anſehnlichen Leibesgeſtalt verſetzte, ſagte er: Bekümmere Dich nicht, Sepperl, man erkennt Dich noch wieder! Mit allerlei Vorſprüngen ragt ja noch das Gebirge Deines Leibes ſtattlich heraus, und wenn ich ſo ſicher wieder auf dem Thron

meines Fürſtenthums ſäße, wie Du in Deinem Fett, ſo ſollteſt Du mich meinetwegen ſelbſt einen Schmerbauch ſchelten, wozu ich auch in meiner Jugend die größten Anlagen hatte, obwohl wir, wie Du ſiehſt, uns jetzt, durch den Drang der Zeiten ſchlank gemacht, einer ziemlich gebueten Figur erfreuen!

Der Hauptmann zeigte ſich aber noch keineswegs zufrieden mit dieſer Erklärung. Nein, nein! rief er, immer heftiger werdend, ich will durchaus meinen früheren Leibesumfang wieder haben, der gegenwärtige genügt mir nicht, und ich ſehe mit Schrecken, Herr, daß wir alle der übelſten Magerkeit entgegengehen und zu Hirngeſpinſten zuſammenſchrumpfen. Deshalb fordere ich noch einmal laut meinen Bauch von Dir, Herzog Ulrich, und unſern Sold dazu, den Du uns ſchuldig geblieben!

Ja, der Dicke hat Recht! ſchrieen jetzt Viele auf Einmal, und umdrängten, halb tobend, halb in der Trunkenheit Kurzweil treibend, den Herzog. Jedem das Seine! Dem Dicken ſeinen Bauch, Dir Dein Fürſtenthum, und uns unſern rückſtändigen Sold!

Ulrich fürchtete dieſen Ausdruck des Mißvergnügens ſeiner Leute nicht und wies ihn noch mit Lachen

und einigen gleichgültigen Entgegnungen zurück. In demſelben Augenblick wurden zwei Bauern vor ihn gebracht, die ſich bei den Vorpoſten als Botſchafter gemeldet hatten und deren Mienen Schrecken und Beſtürzung an den Tag legten.

„Mein lieber chriſtlicher Herr und Bruder!“ begann der Wortführende unter den Beiden zum Herzog, welcher nach ihrem Begehren fragte.

Ihr nennt mich recht, lieben Leute! unterbrach Ulrich den Stotternden, der noch nicht wieder Athem gefunden zu haben ſchien, um ſich ſeines Auftrages zu entledigen. So höre ich es gern, daß Ihr uns Euern chriſtlichen Bruder nennt, denn wir ſind Euch Bauersleuten abſonderlich in Gnaden wohlgewogen, und bedürfen überhaupt jetzt unſeres lieben Volkes, weswegen es uns denn auch freudig in die Ohren klingt, ſein chriſtlicher Bruder zu heißen! Und was iſt denn nun Euere Zeitung, meine Freunde? Doch nichts ſehr Unangenehmes?

Der Bauer begann ſeine Erzählung und hatte dem Herzog nicht das Erfreulichſte zu melden. Die beiden Ankömmlinge gehörten zu den verſprengten Ueberbleib-

ſein eines Bauernhaufens aus dem Schwarzwalde und dem Hegau, welcher ſich unterwegs befunden hatte, um zu den Mannſchaften Ulrich's zu ſtoßen und ſich mit ihnen zu vereinigen. Ihnen war auf dem Marſche Herr Georg Truchſeß von Waldburg mit ſeinen Bundesſchaaren begegnet und hatte in einem mörderiſchen Angriff faſt zweihundert der Bauern auf der Stelle getödtet, die übrigen aber untüchtig gemacht und verſprengt. Und unſere Fahne, jammerte der Berichterſtatter, auf der wir in Schwarz und Roth ein weißes Kreuz hoffnungsreich führten, hat er uns abgenommen, und zum Prunk ſeines blutigen und grauſamen Sieges nach Tübingen an die Herren von der Regierung geſandt. In Verzweiflung eilten wir, Dir, chriſtlicher Herr und Bruder, dieſen Unfall zu melden, und was von unſerm Haufen noch übrig geblieben, wird uns bald nachfolgen!

Grämen wir uns nicht allzu ſehr darüber, ihr lieben ehrlichen Leute! verſetzte Ulrich, nach einigem Beſinnen, indem er den Bauer freundlich auf die Schulter klopfte. Man ſagt mir, daß unter Euerm Haufen, welcher mir die Ehre geben wollte, nicht allzu viel tapfere und taugliche Männer ſich befunden. Indeß iſt

es mir lieb, gerade Euch Beide gerettet zu ſehen, die Ihr mir ſo tüchtige Schwarzwälder zu ſein ſcheint, wie ich ſie gern habe! Bleibt nun bei mir, Kinder, und helft mir bei nächſter Gelegenheit dem Herrn Truchſeſſen Georg dafür das Fell über die Ohren ziehn. Der gute Jörge, wie er jetzt drein haut! Ihr wißt, daß er früher in meinen Dienſten geſtanden, als ich noch auf dem Thron meiner Väter ſaß, und jetzt läßt er ſich gegen ſeinen alten rechtmäßigen Herrn brauchen, von dieſem ſchwäbiſchen Bund, der wahrhaftig ein Bund iſt, aber ein Bund Stroh, aus dem kein geſundes Korn mehr herauszudreſchen. Und dieſes Bund Stroh hat ihn nun zu ſeinem Bundes-Hauptmann, das heißt, zum Stroh-Hauptmann gemacht, den gewaltigen Herrn Truchſeſſen Georg von Waldburg! Was haben ſie ſich abquälen müſſen, ihm nur erſt achttauſend Mann zuſammenzubringen, die der Bund mühſam und langſam von ſeinen Mitgliedern erſchrieben und erbettelt hat! Dabei rufen ſie die Madonna an ſtatt des Mars, und ermüden ſich ihre Hände mit dem Roſenkranz, und brauchen mehr Weihrauch als Pulver. Dieſe Leute werden uns nicht ſchlagen, uns, die wir unter den Fahnen der Glaubensfreiheit und des Rechts uns ge-

ſammelt haben! Mit dieſem ſchwäbiſchen Bund habe ich mein mein ganzes Leben lang Händel gehabt, weil ich nie ſeine große Wichtigkeit und Würde einzuſehen vermochte; und er wird noch in meine Hand gegeben werden, ihn zu Schanden zu machen, dieſer Bund, der ſein luftiges Spinnennetz webt um deutſche Völker, und indem er ſie in Ordnung und Frieden einzuſpinnen verſichert, ſie doch nur mit ſeinem Spinnenſchleim entkräftet und vergiftet!

Der Herzog würde noch eine Zeitlang fortgefahren haben, durch ähnliche Betrachtungen ſich und ſeinen Zuhörern Muth einzuſprechen, wäre nicht jetzt aus der nächtlichen Ferne her ein Pferdegetrappel erſchollen, das ihn aufmerkſam machte. Je mehr er lauſchte, deſto heiterer und zuverſichtlicher ward ſeine Miene, und endlich rief er mit frohlockender Stimme: So hat mich meine ſchwäbiſche Ritterſchaft doch nicht verlaſſen! Es ſind die Pferde, welche ſie mir zuzuführen verſprochen, und die ſie mir jetzt unter dem Deckmantel dieſer finſtern Nacht herbeiſchaffen, Victoria! Ich habe es immer gedacht, der Adel wird es am treueſten mit ſeinem angeſtammten Fürſten halten, und viele der Freunde zähle ich noch unter der Blüthe des Landes!

Er eilte den Reſſen entgegen, die jetzt in nicht unbeträchtlicher Anzahl in das Lager geführt wurden, und hielt noch, ſo viel es beim Schein der Fackeln und Wachtfeuer möglich wurde, eine Schau über die Brauchbarkeit der Thiere ab. Dann beſchloß er zufrieden, ſeines mühevollen Tagewerks für heut genug ſein zu laſſen, und ſeine Leute zur Nacht grüßend und nochmals zur Ordnung mahnend, ſchritt er mit Würde ſeinem Zelte zu, das in des Kriegslagers Mitten in der fürſtlichen Pracht, die Herzog Ulrich auch auf dieſem ſeinem abenteuerlichen Zuge nicht leicht entbehrte, für ihn aufgeſchlagen war.

Im Lager ſelbſt wurde es jetzt allgemach ſtiller, und nach Verbrauch der lebengebenden Getränke hatte ſich ſchon mancher ſchwankende Kopf zur Ruhe gelegt. Hier waren die Feuer bereits gänzlich verloſchen, dort brannten ſie noch mit ſpärlicher Flamme und unterbrachen durch ihr Kniſtern das matter werdende Geſpräch der Gruppen, die noch umhergelagert ſaßen. Am Nachthimmel war kein einziges Geſtirn hervorgetreten, Alles war tiefdunkel und ringsher die größte Stille, nur von Stuttgart herüber ließ ſich zuweilen ein dumpfes Getöſe erlauſchen, welches die emſigen Befeſti-

gungsarbeiten der Stadt, die einen baldigen Sturm zu bestehen sich vorbereitete, verrieth.

An einem entlegeneren Ort des Lagers sah man ein Wachtfeuer noch am lebendigsten flackern, um das sich ein dichtgedrängter Kreis von niederkauernden Gestalten gebildet hatte. Dunkele, verwegene Gesichter zeichneten sich gegen den Schein der Flamme ab, und die leise redenden Stimmen schienen etwas Heimliches von Wichtigkeit zu verhandeln. Es waren zumeist schweizerische Hauptleute aus Ulrich's Heer, welche sich hier mit einigen der angesehensten der Mannschaft zu einer geheimen Berathung zusammengefunden. Auch einige Bauern nahmen daran Theil.

Es ist einmal ein schlimm Ding um die hohe Politica! Ließ sich jetzt der kleine Hauptmann Brinkli aus Zürich, der beredteste in der Versammlung, mit erhöhterer Stimme vernehmen. Ich habe Euch nun dies Abforderungs-Schreiben unserer Eidgenossenschaft vorgelesen, das heut Nacht durch einen geheimen Boten an uns gelangt ist. Jeder soll jetzt seine Meinung darüber aussprechen, und meine Meinung ist vor allen die: daß es die pure hohe Politica ist, welche sich uns in diesem Abforderungs-Schreiben bemerklich macht.

Man fordert uns ab, und warum fordert man uns ab, weil der ſchwäbiſche Bund an die Eidgenoſſenſchaft geſchrieben hat, daß man uns abfordern möchte, und da ſeht Ihr dieſe äußerſt tiefſinnige und geheimnißvolle Politica, die ich Euch hiermit auseinandergeſetzt haben will! Und da man uns denn abfordert, und uns ſo ſchwere Strafe androht, uns an all unſerm Hab und Gut zu Hauſe zu verkürzen, wenn wir nicht ſofort umkehren und unſern Herrn Herzog Ulrich im Stiche laſſen, ſo halte ich es auch der hohen Politica für gemäß, daß wir gehen, und im Stiche laſſen, was doch nicht mehr Stich hält. Denn wie kann etwas Stich halten, das kein Geld hat, und ein ſolches Etwas, das Nichts hat, iſt Herr Ulrich, weshalb er ſich denn auch nicht wundern kann, wenn wir uns jetzt vor ſeinen eigenen Augen, und zwar lediglich aus lauter Politica, in Nichts auflöſen werden!

Du willſt überall einen politiſchen Geſichtspunct aufſtellen, Brinkli, und das iſt mir zu hoch! nahm darauf der fette Sepperl das Wort. Ich betrachte die Sache lediglich, wie weit ſie die Geſundheit angeht, und da iſt denn immer mein Wahlſpruch geweſen: allzu wenig iſt ungeſund! Kinder, es bleibt ja am Ende

nichts an uns als Haut und Knochen, wenn wir noch länger in Diensten dieses Hungerleiders Ulrich verharren! Ich schlage daher vor, alle Vorräthe, die sich noch im Lager befinden mögen, aufzuzehren und uns dann auf der Stelle zum Rückmarsch nach unserer Heimath anzuschicken. Denn das Abforderungs-Schreiben der Eidgenossenschaft bemerkt ausdrücklich, daß man uns wohlbehalten wiederzuhaben wünsche! So sind es höhere Gesundheitsrücksichten mehr, als die der Politik, Freund Brinkli, die unsern Abzug bestimmen müssen.

Nein, nein, sagte ein anderer Schweizer, der ernsthafte Dippold von Solothurn, welcher sonst wenig sprach und vorzugsweise der Tugendhafte genannt wurde. Die Eidgenossenschaft fordert uns ab, damit wir nicht länger an unserm Seelenheil Schaden nehmen sollen, im Dienst eines Ulrich, von dem ich erst jetzt erfahren, daß er eigentlich ein schlechter Ehemann, ein Mörder und ein Erz-Schuldenmacher gewesen! Dazu hat er immer den Ritter spielen wollen, und hat auf Römerzügen und Turnieren, wofür jetzt die Christenheit schon zu vernünftig geworden ist, sein Geld verprasst, was doch allwege kein ordentlicher Mensch thut! Und glaubt Ihr denn die Mähr, daß ihn der schwäbische Bund

bloß deßhalb von Land und Leuten verjagt hat, weil er die winzige Reichsſtadt Reutlingen ſich unrechtmäßig erobert? Nein, der ſchwäbiſche Bund hat ihn verjagt, weil er kein ordentlicher Menſch geweſen, und weil er ſich wie einen ausgelaſſenen Ritter angeſtellt, ſtatt tugendhaft und beſcheiden zu ſein. Ja, Kinder, wir leben in einer ſehr ordentlichen Zeit, wo Alles auf die Tugend zurückgeführt werden muß, und die reine Tugend iſt es, welche den ſchwäbiſchen Bund und die Eidgenoſſenſchaft beſtimmt, uns zurückzurufen, weßhalb wir denn auch lediglich vor Tugend hier Reißaus nehmen wollen! —

Alle dieſe Meinungen, und ähnliche von Andern geäußerte, fanden Zuſtimmung in der Verſammlung, und die noch eben geheim gepflogenen Verhandlungen wurden immer lauter, je feſteren Beſchluß man faßte. Bald ſah man auch die Schlafenden nah und fern im Lager emporfahren und an dem Aufſtande Theil nehmen, der nun ein allgemeiner wurde. Das Schreiben der Eidgenoſſenſchaft an die Hauptleute wurde öffentlich verleſen und ſchien lange gehegten Wünſchen der ſchweizeriſchen Mannſchaft nur zuvorzukommen. Die Nacht kämpfte ſchon mit dem Morgen und halbe Schaaren des

Zwielichts gaukelten auf und nieder, um dem Tag die Stätte zu bereiten, welcher das Lager Ulrich's in der seltsamsten Auflösung enthüllen sollte.

Der Herzog schlummerte noch ruhig in seinem Zelt, als der dumpfe Lärm und die immer näher dringenden Schreie der Aufwiegelung und des Mißvergnügens endlich sein Ohr trafen. Seine Lieblingshunde, die zu seinen Füßen schliefen, erhoben ebenfalls ein fürchterliches Geheul und suchten durch Winseln und Belecken ihren Herrn auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Ulrich sprang verwundert von seinem Lager auf, und rieb sich die Augen. Dann beschlich ihn die Ahnung, was draußen vorgefallen sein möchte, und nachdem er sich eilends in seine Rüstung geworfen, stürzte er mit entblößtem Schwert hinaus, um möglicher Weise die Ordnung wiederherzustellen. Er trat muthig und mit erhebenden Worten in den Schwarm der Aufgeregten hinein, aber die Uebergewalt der Verhöhnungen und schnöden Ausrufungen, die ihn empfing, ließ sich nicht durchbrechen. Mit immer stärkeren Verwünschungen ward von ihm begehrt, den rückständigen Sold augenblicklich zu zahlen, und die Ungestümsten waren nicht mehr weit davon entfernt, ihre Forderungen durch

bloß deshalb von Land und Leuten verjagt hat, weil er die winzige Reichsſtadt Reutlingen ſich unrechtmäßig erobert? Nein, der ſchwäbiſche Bund hat ihn verjagt, weil er kein ordentlicher Menſch geweſen, und weil er ſich wie einen ausgelaſſenen Ritter angeſtellt, ſtatt tugendhaft und beſcheiden zu ſein. Ja, Kinder, wir leben in einer ſehr ordentlichen Zeit, wo Alles auf die Tugend zurückgeführt werden muß, und die reine Tugend iſt es, welche den ſchwäbiſchen Bund und die Eidgenoſſenſchaft beſtimmt, uns zurückzurufen, weshalb wir denn auch lediglich vor Tugend hier Reißaus nehmen wollen! —

Alle dieſe Meinungen, und ähnliche von Andern geäußerte, fanden Zuſtimmung in der Verſammlung, und die noch eben geheim gepflogenen Verhandlungen wurden immer lauter, je feſteren Beſchluß man faßte. Bald ſah man auch die Schlafenden nah und fern im Lager emporfahren und an dem Aufſtande Theil nehmen, der nun ein allgemeiner wurde. Das Schreiben der Eidgenoſſenſchaft an die Hauptleute wurde öffentlich verleſen und ſchien lange gehegten Wünſchen der ſchweizeriſchen Mannſchaft nur zuvorzukommen. Die Nacht kämpfte ſchon mit dem Morgen und halbe Schatten des

auch Euer Land wiedererobern wollte, den Tübinger Vertrag, der wenigſtens einen kleinen Bettel von Freiheit für Euer Volk enthielt, muthwilliglich wieder zernichtet habt. So fahrt denn hin mit Euern Landtagsverſprechungen! Fürſtenwort iſt Gauklerwort.

Damit ſtieß er ihn mit aller Gewalt von ſich und Ulrich flog mitten in den Schwarm hinein, der ihn unter Flüchen und Spottergüſſen wieder nach einer andern Seite hin trieb. Der Herzog hielt es für das Beſte, wenn er die Flucht ergriffe, und ſuchte, ſich durchſchlagend durch den tobenden Haufen ſeiner eigenen Leute, das freie Feld zu gewinnen. Die Schaar aber wälzte ſich jubelnd und ſchreiend, und mit dem beſtändigen Anruf: gieb Geld! gieb Freiheit! halte Landtag! hinter ihm drein. Endlich war Ulrich an die Mauern eines in der Nähe befindlichen Kloſters gelangt und beſchloß hier Schutz zu ſuchen, indem er ſich mit der letzten Anſtrengung ſeiner Kräfte über die Mauer ſchwang. Einer ſeiner Lieblingshunde, ein ſchöner langmähniger Pudel, war ihm gefolgt, und Ulrich päſſ dem treuen Thiere, das ſeinem Herrn mit einem hehenden Satz nachſprang. —

III.

In der wohlehrsamen hohenlohischen Hauptstadt Oehringen unterhielten sich an einem Sonntagmorgen zwei Bürgerfrauen, vor ihren nachbarlich aneinandergränzenden Hausthüren stehend, und zugleich mit einer Bäuerin um das von ihr zur Stadt Gebrachte feilschend, über so mancherlei Dinge der Haushaltung, der Nachbarschaft, und der sehr bedenklichen Zeiten. Die Eine war die ihrer Schönheit und Klugheit wegen sehr beliebte Frau Meisterin Salb, des angesehenen Metzgers Claus Salb junge Ehegattin, und wenn Anna Salb in der öffentlichen Meinung von Oehringen eine Nebenbuhlerin hatte, so war es wohl Niemand anders als Amalie Stahl, ihre Nachbarin, mit der sie jetzt so freundlich vor der Thür plauderte, und die noch für liebenswürdiger, gefälliger und wohlthätiger in einer Stadt galt, wo es so viele Arme und Unglückliche gab wie in dieser Hauptstadt der Grafen von Hohenlohe. Anna Salb meinte zwar, was die Wohlthätigkeit der

Frau Amalie Stahl anbetreffe, ſo habe das gute Wege, denn ihr Mann, Herr Lienhart Stahl, ſei der reichſte Waffenſchmied weit und breit in der Gegend, und verdiene durch Beſtellungen von Fürſten und Großen ein faſt unvernünftiges Geld, welches er denn doch noch nicht genug unter die Leute kommen laſſe, während er längſt hätte ein neues Haus bauen können und dadurch zur Verſchönerung von ihrem guten, aber ſehr verfallenen Oehringen beitragen; mit der Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit aber ſei es doch auch noch zu überlegen, denn es gebe oft Frauen, die gar zu liebenswürdig und zu gefällig ſeien, obwohl ſie damit durchaus nichts geſagt haben wolle. Selbſt auf die geiſtlichen Väter und Chorherren, die in Oehringen damals einen ſehr ſchlechten Ruf hatten und von den tugendſamen Ehefrauen der Stadt beſonders gefürchtet wurden, wollte ſie dadurch keineswegs geſtichelt haben.

Beide Frauen hielten indeß muſterhafte Nachbarſchaft, vornehmlich vor den Augen der Welt, und ſie hatten ſich jetzt wieder manches Vertrauliche und Wichtige mitzutheilen, wovon ſie nur noch die Anweſenheit der Bäuerin, die nach dem Verkauf ihrer Gemüſe noch immer ſtand und zögerte, einigermaßen abhielt.

Und was ſteht ſie denn noch und ſchaut ſich ſo ſonderbar umher? eiferte endlich Frau Salb mit ihrer durchdringenden Stimme. Packe ſie ſich flugs mit ihren Körben, daß ſie wieder zum Thor hinaus kommt, eh' es zur Meſſe einläutet, ſonſt wird ſie der Profoß lehren, was es heißt, hier Bürgerfrauen von unſerm Rang unnützerweis in den Mund gaffen!

Ei, erwiederte die Bäuerin ſchmunzelnd, wer wird ſo ſchelten in heutiger Zeit, wo doch Niemand mehr wiſſen kann, ob er morgen am Tag noch der nämliche iſt und in ſeinem nämlichen Hauſe wohnt? So ſchaut' ich mir denn hier Euer Haus ein wenig an, Frau Meiſterin Salb, und dachte bei mir in meinem Sinn, hier möcht' ich ſchon wohnen. Hier iſt Alles ſo blank und ſauber, und eine Putzſtube habt Ihr, Potz Blitz, daß Einem ſchon die Augen übergehn, wenn man nur von Außen zum Fenſter hineinlugen thut. In ſolchem Spiegel, wie Ihr ihn da hängen habt, hab' ich mich mein Lebtage noch nicht beſchaut, und bin überzeugt, daß eine Bäuerin ſo hübſch wäre wie eine Stadtfrau, könnte ſie ihre Fratze nur auch dermaßen abſpiegeln in ſolchem polirten Ding, das, ich glaube gar, mit purem Gold verſchnörkelt und verbaſtelt iſt. Und da ſie denn ſagen,

daß wir Bauersleute alle bald ausmarſchiren werden vom Land in die Städte, um zu nehmen was uns zukommt, wie es auch prophezeit iſt und jetzt ſogar in einem gedruckten Büchlein ſtehen ſoll: ſo habe ich mir denn eben Euer Haus ausgeſucht, Frau Meiſterin Salb, und denke hier in Euerer Putzſtube zu wohnen, ſobald die Bauernſchaft in die Städte gezogen ſein wird!

Damit raffte die gute Frau ihre Körbe zuſammen und trabte mit einer ſtolzen Kopfbewegung, ohne ſich wieder umzuſehen, die Straße abwärts zum Thor hinaus. Sprachlos waren die beiden Freundinnen vor ihren Hausthüren zurückgeblieben, und ſtarrten ihr noch lange nach, ohne ihr Erſtaunen wieder in Worte verwandeln zu können.

Da ſieht man, wie weit es jetzt gekommen iſt in der Welt! ſagte die lebhafte Frau Salb, ihre Hände über den Kopf zuſammen ſchlagend. Hab' ich es nicht immer geſagt, liebſte Frau Nachbarin, es geht etwas vor, aller Orten munkelt und ziſchelt etwas, und ich glaube, Frau Stahl, unſere eigenen Männer halten es mit dieſer gemeinen Bauernſchaft, von der jetzt eine große Empörung losgehen ſoll. — Habt Ihr denn nicht bemerkt, fuhr ſie leiſer flüſternd fort, wie es jetzt all-

abendlich hier herumſchleicht, ſchwarze vermummte Geſtalten, die namentlich in Euerm Hauſe aus und eingehen, ſobald es dunkel wird?

„Ich verbitte mir das, Frau Meiſterin Salb! verſetzte Frau Amalie Stahl empfindlich. Bei mir gehen keine ſchwarz vermummten Geſtalten aus und ein. Ueberhaupt, liebe Frau Nachbarin, wie Sie wiſſen, liebe ich ſolche Gerede nicht. Und wie ſollte es denn kommen, daß es unſere Männer mit der Bauernſchaft hielten? Der meinige gewiß nicht, Frau Salb! Der eurige vielleicht, ja, ja, denn der iſt ärgerlich, daß er noch immer nicht in den Rath gelangt iſt und auch niemals hinein gelangen wird, und dazu, ſagt man, hat Herr Claus hier fünfhundert Gulden Schulden, und da hundert Gulden Schulden, und noch einmal hundert Gulden Schulden, und ſo haben ſich die Gulden und Schulden ſo aufgeſummt, daß der Rath unſerer guten Stadt Euch befohlen hat zu zahlen, und weil Herr Claus nicht kann, iſt Herr Claus ſehr wüthend auf den Rath unſerer guten Stadt, und möcht' ihm gern etwas anzetteln, ich glaub' es wohl!

„Schämt Euch, daß Ihr ſo unverſtändig ſprecht, Frau Waffenſchmidtin Stahl! entgegnete Anna Salb

gereizt, aber ihren Zorn niederkämpfend. Ich hab' Euch ja durch meine Bemerkung nicht kränken wollen, Ihr wißt, ich bin eine nachſichtige und duldſame Frau gegen Jedermann und ſage Keinem gern etwas Schlimmes nach. Ach, liebſte Amalie, nur in die Bruſt einer Freundin wollte ich ja den eigenen Kummer ausſchütten. Seht, mit meinem Mann iſt es wirklich jetzt gar nicht mehr auszuhalten. Den ganzen Tag läuft er zerſtreut und wie beſeſſen herum, und donnert mich mit ſeiner hohler als je klingenden Brummbaßſtimme zu Boden, ſobald ich ihn frage. Und Nachts hat er immer Leute bei ſich in der Stube, von denen ich ſelbſt nicht weiß wo ſie herkommen und wie ſie wieder fortkommen, und deren ſeltſame Reden ich zuweilen an der Thür ablauſche, wo mir denn ſo himmelangſt wird, daß ich gleich zum Fenſter hinaus ſpringen möchte! Neulich ſagte mein Mann, denkt Euch, er ſagte: der Bürger müſſe jetzt mit dem Bauer gemeinſchaftliche Sache machen, und wir müßten die Bauern, ſo ſehr wir ſie auch haßten, jetzt in unſere Putzſtube aufnehmen, ſollten wir nicht ſelber bald in des Teufels Putzſtube ſpazieren! Und nun iſt es mir wie ein Stein auf's Herz gefahren, was die Kohl-Liſe da eben von meiner

Putzſtube geſagt hat. Glaubt mir, es iſt das Alles ein abgekartet Ding, und wenn etwas Arges losbricht, ſo hat es mein Mann mir, lediglich mir zum Schabernack erſonnen, denn er will mich ärgern, weil ihn noch immer das viele Geld verdrießt, das ich für Spiegel, Gardinen und Tiſchgedecke da in unſerer Putzſtube ausgegeben habe!

Nun, da Ihr mir denn ein ſolches Vertrauen ſchenkt, Nachbarin, erwiederte die Frau des Waffenſchmidts, indem ſie ſich geheimnißvoll zu der Andern vornüber beugte, ſo will ich Euch auch ſagen, was ich weiß. Es werden ſchreckliche Zeiten kommen, und Dinge werden jetzt hier in unſerm Oehringen ausgebrütet, Dinge, Dinge — — doch ſtill, wir müſſen darüber heut Abend weiter ſprechen, denn da ſeh' ich ſchon durch das Stuttgarter Thor unſern Sonntagsgaſt hereinklepern auf ſeinem lahmen Gaul, unſern guten armen Ritter, und ich habe noch gar nicht an das Mittag gedacht. Gewiß wird er ſchon recht hungerig ſein, der gute Ritter Kneip von der Kneipenburg, denn er bringt immer einen gewaltigen Appetit mit.

Daß Ihr ſolchen traurigen Hecht alle Sonntage bei Euch füttert, hat mich längſt Wunder genommen! be-

merkte Frau Salb ſpöttiſch, während der Ritter jetzt langſam die Straße heruntergeritten kam und auf dem erbärmlichen und holperichten Pflaſter der Stadt Oehringen nicht wenig im Sattel hinundher ſchwankte, was ſeine lange dürre Geſtalt zu einer noch ſeltſameren Erſcheinung machte.

Mein Gott, erwiederte Frau Stahl, wir geben dem Herrn Ritter jetzt alle Sonntage einen Freitiſch, weil meines Mannes Großvater, der auch ein Waffenſchmidt geweſen, für des Herrn Ritters Großvater, der noch ein reicher und mächtiger Herr war, gearbeitet und viel zu thun gehabt hat. Man muß für einen Ritter ſchon etwas thun, es ſind jetzt meiſt arme Teufel, und der Bürger, der's hat, mag ihnen gern unter die Arme greifen. Und dieſer iſt noch ſo jung und hat gar nichts zu leben.

Damit ging die niedliche Frau ihrem Gaſt, der inzwiſchen herangekommen war, einige Schritte entgegen und hieß ihn freundlich willkommen. Ritter Knelp ſchwang ſich von ſeinem Roß, das in Ermangelung eines Knappen einer von den Lehrburſchen des Meiſter Stahl übernahm, und grüßte die beiden Frauen in der Weiſe altherkömmlicher Galanterie, doch immer mit einer gewiſſen Herablaſſung.

Ihr kommt heut etwas früh, Herr Ritter! ſagte Frau Stahl. Das Mittag wird noch lange auf ſich warten laſſen. Und dazu habt Ihr Euch heut ſo ſchmuck gemacht, mein Seel, und Euere Rüſtung wohl gar wieder einmal putzen laſſen; denn das ſtrahlt ja Alles an Euch heut ſo hell und blank, wie eine wahre Pfingſtbeſcheerung!

Ich bin heut ſchon früh ausgeritten von meiner Burg, entgegnete der Ritter ernſt. Es wird mir jetzt daheim mitunter gar zu traurig zu Sinne, Frau Meiſterin, und wenn ich ſo die ganze Woche über allein und verlaſſen auf meiner Kneipenburg ſitze, die mir unter den Händen immer mehr verfällt und ſich nur allzu nachgiebig den Winden überläßt, ſeht, da erſcheint mir immer Euer freundliches und wohleingerichtetes Bürgerhaus, und darin Euere holdſelige Geſtalt, Frau Meiſterin, ſo lockend wie das Paradies. Und ich muß auf und davon, ſobald Sonntag Morgens nur der Hahn gekräht hat. Wie ſchön iſt es nicht bei Euch! Alles ſo ordentlich, behaglich und wohlanſtändig, in der Küche wird gebraten und geſotten, und das Feuer geht nie aus am Heerd. Einen guten Leckerbiſſen habt Ihr auch immer parat, und wenn man ſich in Frieden

bei Euch satt gegessen hat, streckt man seine Beine auf einem saubern damastenen Polster aus. Ein solches Haus ist vor allen werth, einen Ritter von meiner Art, der noch die alte Freiheit und Unabhängigkeit des Adels bewahrt hat, gastlich zu herbergen, und darum eile ich immer zu Euch, um Euch, die Ihr den alten freien Adel noch zu schätzen wißt, dies Glück widerfahren zu lassen. Heut sind nun freilich Fasten, aber ich kenne doch den guten Verstand Euerer Küche, Frau Meisterin, der auch dann noch immer etwas Erkleckliches für Unsereinen leistet.

Ihr werdet wohl zufrieden sein, Ritter Kneip, entgegnete Frau Salb kurz, denn sie gewahrte jetzt ihren Mann, den stattlichen Waffenschmidt Lienhart Stahl, welcher im lebhaften Gespräch mit seinem Freunde und Nachbar, dem Metzger Claus Salb, die Straße herunter kam. Beide Männer trugen in ihrer ganzen Erscheinung die Spuren einer gewaltigen Aufregung an sich, und nachdem sie zuletzt noch einige geheime Worte miteinander gewechselt, traten sie rasch näher, um die Anwesenden zu begrüßen, unter denen sich Ritter Kneip sogleich durch einen gnädig dargebotenen Handschlag bemerklich machte.

Ah, Ihr auch wieder da, guter Kneip! ſagte Herr Lienhart Stahl flüchtig, Ihr trefft uns in keiner günſtigen Stunde heut. Da giebt es Ereigniſſe von der höchſten Wichtigkeit, die uns in dieſem Augenblick über alle Maßen beſchäftigen, und da Ihr es zu unruhig bei uns finden würdet, ſo rathen wir Euch, heut Mittag lieber da drüben im Wirthshauſe zu ſpeiſen, wozu wir Euch gern einen Gulden aus unſerer Taſche bewilligen wollen. Denn uns iſt heut große Freude widerfahren. Und Du, Amalie, tummele Dich, und laß uns auf heut Abend ein ganzes Kalb zurüſten, ein recht feiſtes und anſehnliches, das in einem frohen Gelage zur Nacht verſchmauſt werden ſoll! Denn wir werden heut viele Gäſte haben, herrliche Gäſte, und darunter einen Mann, wie die deutſchen Gauen Seinesgleichen nicht mehr haben! Ein Feſt ſoll bei uns gefeiert werden, ein hohes Feſt, das Siegesfeſt der guten Sache, wovon Ihr nun bald alle erfahren ſollt! Aber nur raſch, raſch fort, Hand angelegt, ſtehe nicht und gaffe, Du ſiehſt, ich bin außer mir, ich werde Dir zur rechten Zeit ſchon Alles ſagen, mein Kind, mein Schatz!

Frau Amalie Stahl ſtand noch immer in der größten Verwunderung und betrachtete ihren Mann, den bei

seiner übermächtigen Körpergestalt sonst so steifen und ungelenken Herrn Lienhart Stahl, welcher in seiner sprudelnden Beweglichkeit und seinem Feuereifer jetzt nicht wiederzuerkennen war.

Ebenso verwandelt erschien Herr Claus Salb wiederum seiner Ehehälfte, denn er tanzte mehrmals auf einem Bein herum, und umarmte, was lange nicht vorgekommen sein mochte, im Herzensdrang sogar seine eigene Frau. Diese zog ihn aber jetzt bei Seite, und sagte eindringlich: Höre, Claus, Du wirst Dir doch um keinen Preis einfallen lassen, heut Abend mit dabei zu sein bei einer solchen heillosen Schmauserei, denn es sind ja Fasten heut, bei meinem Schutzpatron, es sind Fasten, und wenn das Haus Stahl gottlos sein will, so sind Salb's rechtgläubig und werden kein Theil daran haben!

Was Fasten! was rechtgläubig! rief Herr Salb lachend. Es soll von jetzt an gar nicht mehr gefastet werden in der Welt, und wer frei ist, soll auch rechtgläubig heißen und den rechten Glauben haben in alle Ewigkeit. Wen dürstet, der soll sich satt trinken, wen hungert, der soll sich satt essen. Juchhe, heut ist ein Tag, wo die Fasten der ganzen Welt abgeschafft werden sollen!

Und Amalie wandte ſich mit nicht minder eifrigem Zureden und Abrathen an ihren Gatten. Aber ein Kalb, mein Männchen? ſagte ſie zärtlich bittend. Bedenke doch, wir haben Faſttag, und was wird die hohe Geiſtlichkeit im Ort dazu ſagen?

Schweige mir von Deiner hohen Geiſtlichkeit und Deinen Patres und Chorherren, deren Schwarzröcke ich hier nur zu oft herumſcharwenzeln ſehe! entgegnete Herr Lienhart Stahl heftig auffahrend. Thu' was ich Dir ſage, und verrichte was Deines Amtes iſt. — Und Ihr, Herr Ritter, wir können Euch heut nicht gut brauchen, geht jetzt, hier habt Ihr einen Gulden, lieber Kneip!

Damit griff der Waffenſchmidtmeiſter ganz ehrbar in ſeine Weſtentaſche und langte das blanke Geldſtück heraus. Der arme Ritter aber trat in der aufrichtigſten Empörung drei Schritte zurück, und ſich noch längrer in die Höhe reckend als er war, ſagte er: dieſen Schimpf wagt Ihr mir zu bieten? Mir, meinen Ahnen, meiner Abſtammung, meiner freien Ritterwürde, dieſen Schimpf? Schon gut, Ihr werdet mich niemals bei Euch wiederſehn. Ich glaubte, Euer niedriges Bürgerhaus zu ehren, jetzt werde ich es ſtrafen und verfluchen, indem ich es auf immer verlaſſe.

Ganz nach Gefallen, Herr Ritter! entgegnete Lienhart Stahl. Wollt Ihr nicht wiederkommen, ſo bleibt daheim auf Euerer Knelpenburg und nagt mit den Ratten um die Wette an Euern Ahnenbildern. Der wohlerworbene Gulden des Bürgers iſt heutzutage mehr werth, als der ganze zweifelhafte Mottenfraß, den Ihr Euere Abſtammung nennt! Und was iſt's denn, um Gott, mit Euerer Abſtammung? Haben Euere Väter nicht alle am Hohlweg gelagert und dem vorbeiziehenden Bürger abgeraubt, was ſie ihm abrauben konnten von ſeinem Hab und Gut? Wie der Adel nur noch immer ſo ſtolz thun kann auf ſeine Ahnen, die doch zu einer Zeit noch Räuber waren, als wir verachteten Pfahlbürger längſt ſchon ehrliche Leute waren? Nun, da Kaiſer und Reich den Landfrieden immer mehr befeſtigt haben, und die Herren mit den alten großen Namen nicht mehr rauben und plündern können, da ſitzen ſie hungerig auf ihren Eulenneſtern und lecken ſich alle fünf Finger nach der Vergangenheit, die allein etwas getaugt habe.

Wie der Blinde von den Farben, ſo ſprecht Ihr vom Adel! erwiederte der gedemüthigte Ritter traurig. Meinesgleichen ſoll Euch nie wieder zur Laſt fallen,

denn ich ſehe, Ihr verſteht mich nicht, und ſeid auch nicht werth mich zu verſtehen. Hätte ich Kriegsdienſte nehmen wollen, wie andere Ritter es nicht verſchmäht haben, ſo wäre ich längſt ein gefeierter Held und beſäße auch des Goldes wohl in Fülle. Aber Das, was ſie jetzt neumodiſch Krieg nennen, es ekelt mich an und ich vermag darin nur eine Herabwürdigung des Adels zu erblicken. Viel lieber hätte ich wohl ſtudirt und mich in Italien des römiſchen Rechts befliſſen, wie jetzt ſo Viele vom deutſchen Adel thun, da wäre ſicher etwas recht Geſcheidtes aus mir geworden, und ich bekleidete wohl ſchon meine einträgliche Stelle bei Hof. Aber zum Studiren fehlte es mir wieder an Mitteln, und ſo zog ich es vor, ein freier und unabhängiger Ritter draußen auf meiner Kneipenburg zu bleiben, wovon Ihr mit Euerm gemeinen Bürgerverſtand die wahre Größe nicht einzuſehn vermögt!

Nun, wißt Ihr was, Ritter, ſagte Meiſter Lienhart Stahl, mit einem Handſchlag gutmüthig einlenkend, wir wollen uns wieder vertragen, denn es iſt heut ein großes hohes Freudenfeſt für uns, und ich bin ſo recht auf dem Grunde meines Herzens luſtig wie eine Amſel! Es gefällt mir, daß Ihr Luſt zum Studi-

ren bezeigt, wenn's selbst das vermaledeite römische Recht wäre, seid ja auch noch ein so blutjunges Ritterlein, mein Seel! So ist's brav, etwas Tüchtiges muß ein Mensch heutzutage lernen, wenn er für Etwas gehalten werden soll, und da meine Väter Verpflichtungen gegen die Eurigen haben, so hört, ich will Euch ein Stipendium bewilligen, wenn Ihr's dazu anwenden wollt, Grütze zu bekommen auf hohen Schulen?

Der Ritter antwortete ihm aber nicht, sondern ließ sich schweigend seinen Gaul vorführen, auf dem er ohne Gruß davonsprengte.

Frau Amalie Stahl zerdrückte in ihren sonst so freundlichen Augen eine Thräne, und sagte grollend zu ihrem Mann: den armen Ritter so fortschicken, und am Fasttag ein Kalb schlachten, was sind das Alles für Dinge, Mann, und wie soll ein gescheiter Mensch daraus klug werden können?

Herr Lienhart Stahl trieb sie jedoch nun ernstlich ins Haus zurück und sagte: Laßt uns nun an unser Festmahl denken, denn wir werden heut den Wendelin Hipler in unserer Stadt bewirthen! —

IV.

Die geräumigen Zimmer des Herrn Lienhart Stahl waren am Sonntag Abend, es war den zweiten April dieſes Jahres 1525, feſtlich geſchmückt und erleuchtet. Der Gäſte hatten ſich wohl über Zwanzig aus der Stadt eingefunden, und es waren die angeſehenſten Bürger, ſtädtiſche Beamte, Kaufleute und Künſtler von Oehringen, welche, ſämmtlich in ihren feierlichſten Staatskleidern, ſich zu dieſem Feſtmahl vereinigten. Alle waren in der aufgeregteſten, unruhigſten Stimmung, die ſich zwiſchen Aeußerungen der Unzufriedenheit, Verwünſchungen der beſtehenden Verhältniſſe, und enthuſiaſtiſchen Freudenbezeugungen über die großen Nachrichten, die von Außen eingetroffen waren, theilte. Das Haupt dieſer Verſammlung war der für die Verbeſſerung des deutſchen Volkswesens leidenſchaftlich entflammte Metzger Claus Salb, welcher, in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Lienhart Stahl, die einzelnen Mitglieder allmählig herangezogen und zu einer

Einheit des Wirkens vorbereitet hatte, aber auch er handelte nicht allein aus seinem eigenen Geist, sondern unter dem Einflusse eines ihm Ueberlegenen und Höheren, der bisher aus der Ferne die geheimen Bewegungen in der Grafschaft Hohenlohe durch ihn geleitet hatte. Dieser Mann, der Wendelin Hipler genannt wurde, fehlte heut noch im Kreise der Verschworenen, und sein Eintritt, mit welchem erst das Fest seine wahre Bedeutung erhalten konnte, wurde von Allen mit stürmischer Ungeduld erwartet.

Inzwischen flackerte der helle Kerzenschein aus Stahl's Zimmern lustig über die Straße hinweg, denn man hatte es nicht für nöthig befunden, die Läden zu schließen. Es sollte ein offenes Fest werden, das im Angesicht der gesammten guten Stadt Oehringen seinen Sinn verrathen wollte, und wer Augen hatte zu sehen und Ohren zu hören, der war zur Theilnahme eingeladen und willkommen. Und noch rascher als die Kerzenschimmer des Festhauses hatte sich die Nachricht, daß beim Waffenschmidt Stahl ungeachtet der Fasten ein Kalb geschlachtet worden, durch die Straßen von Oehringen gleich einem Lauffeuer verbreitet. Hinter diesem Frevel wollten Einige schon den tiefer liegenden

Plan ergrübeln, Andere vermochten noch der reinen Bestürzung und Verwunderung nicht Herr zu werden, und die Straße war mit Neugierigen, Schwatzenden und Harrenden aller Art angefüllt. Da kam zum Thore eine hohe kräftige Männergestalt hereingeschritten, in einen Mantel gehüllt und von dem schon dunkelnden Abend vor Erkennen geschützt, welche sich schweigend durch die Menge begab und auf das durch seinen Lichterglanz und Festjubel schon bezeichnete Haus des Waffenschmidts zulenkte. Es war Wendelin Hipler, welcher nun in den Saal der Verbündeten trat. Seine Erscheinung wurde durch ein begeistert schallendes Lebehoch gefeiert.

Dieser Mann stand nicht mehr in der Blüthe seines Lebens, sondern, ein betagter Sechziger, zeigte er die Ruhe und Reife des Alters in seinem ganzen Auftreten, obwohl er darum nicht minder von Leidenschaft und Haß für die von ihm ergriffene Sache getrieben wurde. Sein Haß trug nur mehr die Gründlichkeit der Berechnung an sich, und seine Leidenschaft, dem in seinem eigenen Feuer abgekühlten und gestählten Metall vergleichbar, trat stets in den gediegensten Formen auf. Wendelin Hipler war ein Charakter, der seiner

ſelbſt auf allen Schritten durchaus gewiß war, und mit einer wahrhaft majeſtätiſchen Sicherheit, in milden und großen Zügen, ſich bewegte. Er unternahm nichts, deſſen Ausführung er nicht auch ſchon in ſeiner Hand hätte, doch entſprang die That bei ihm aus lange vorbereiteten, liſtig hinundher gewandten und nach allen Seiten hin ausgebildeten Plänen. Sein Ausſehen, das etwas ſehr bedächtig Abgemeſſenes hatte, war nur deshalb auffallend und außerordentlich, weil es gewiſſermaßen die drei Lebensalter des Menſchen in ſich vereinigte. Die Entſchloſſenheit und Gewaltthätigkeit des Mannesalters lag in ſeinem ſtarken Gliederbau noch unverkümmert ausgedrückt, und ſein hellbraunes zuverſichtliches Auge hatte denjenigen Feuerſchimmer der Jugend, der noch Hoffnungen, Träume und Entwürfe der Zukunft kennt, und ſelbſt von den Runzeln, die dicht über ihm auf der Alles abwägenden Greiſenſtirn thronen, ſich nicht zurückſchrecken noch erbleichen läßt. Das Ueberwiegende an ihm war der Verſtand, mit welchem er klar und ſcharf die Gebrechen ſeines Zeitalters erkannt hatte, und in der Heilung, die er ſich in ſeinen langen einſamen Beſchäftigungen mit den Dingen des Staats und Volkswesens ausersonnen, machte ſich Wen-

delin Hipler keineswegs Täuſchungen der Einbildungskraft war, ſondern Alles war ſtreng auf die ganz einfache und vernünftige Wirklichkeit berechnet. Daß ein ſolcher Mann gefährlich werden konnte, war nicht abzuläugnen, und die Grafen von Hohenlohe, in deren Dienſt er vordem als Geheimſchreiber und Canzler geſtanden, mochten es ſich am wenigſten läugnen. Schon den Vätern der beiden jetzt regierenden Grafen Georg und Albrecht von Hohenlohe, hatte Hipler wichtige Dienſte geleiſtet, und man ſchätzte ihn allgemein als einen ebenſo feinen und den verwickeltſten Aufträgen gewachſenen Geſchäftsmann, wie man ihm die tüchtigſte Bildung und Einſicht zuerkannte. Hipler hatte ſich auch im hohenlohiſchen Dienſt etwas erworben, und war ein reicher und begüterter Mann geworden, aber eben ſeine Beſitzungen im Hohenlohiſchen, die er in jeder möglichen Art und nicht immer rechtmäßig zu vergrößern geſucht, wurden der Grund einer vielfachen Mißhelligkeit zwiſchen ihm und den Grafen Albrecht und Georg, welche damit endigte, daß ein Schiedsgericht den Verkauf von Hipler's Gütern an die Grafen um eine feſtgeſetzte Kaufſumme ausſprach. Wendelin Hipler, obwohl gut abgefunden, war doch mit Erbitte-

rung deshalb aus seinem bisherigen Dienstverhältniß geschieden, und hatte, den Grafen einen ewigen Haß gelobend, die Gegend verlassen. Er wohnte darauf eine Zeitlang zu Wimpfen im Thal, war dann in pfälzische Dienste übergetreten, und hatte sich auch aus diesen wieder nach Wimpfen, zu einer im Stillen nachsinnenden und vorbereitenden Beschäftigung mit seinen Lieblingsentwürfen, zurückgezogen. Namentlich war er wieder hier in diesen Gegenden gesehen worden, seitdem die Ereignisse der Zeit ihm neue Hoffnung gemacht, alte Pläne zu verwirklichen; und wie er im Geheimen ausgebreitete Verbindungen mit allen Volksanführern in diesen Theilen Deutschlands unterhielt, so hatte er doch vor allen Dingen sein Augenmerk auf die Grafschaft Hohenlohe gerichtet, in der sein Name noch so bekannt und ansehnlich war, und welche er in die allgemeinen Bewegungen der Zeit zu verwickeln trachtete. So war er denn jetzt nach langer Unterbrechung zum Erstenmal wieder auf hohenlohischem Gebiet erschienen, und bot den Männern von Oehringen, mit dem ganzen Ernst dieses feierlichen Augenblicks in ihre Mitte tretend, in Person seinen Gruß, nachdem er mit den meisten unter ihnen bisher nur von Außen verkehrt und unterhandelt hatte.

Willkommen! Willkommen! ertönte es durch den ganzen Saal. Geſegnet ſei die Stunde, die uns hier zuſammenführt! nahm Wendelin Hipler das Wort. Mit Mühe bin ich noch zu Euch herringekommen, meine Freunde, denn die gräflichen Reiter ſprengten überall umher im ganzen Gebiet, und hätten gern den Hipler gehindert, ſein liebes Oehringen wieder zu begrüßen! Und alle die frohen Ereigniſſe der letzten Tage, die wir heut in einer gemeinſamen und offenen Bundesfeier begehen wollen, ſie haben ſich in immer größeren Zügen bewahrheitet, und ich bringe ſie Euch nicht nur beſtätigt, ſondern noch herrlicher aufgegangen und weiter herangereift zum Tag der großen Ernte! Dieſer Sonntag Judica, den wir heut feiern, wird als ein wahrer Volksſabbath wohl auf zwanzig Meilen in der Runde, in vielen deutſchen Gauen zugleich, begangen werden. Meine Herren, dieſer Augenblick iſt für zwölf Herrſchaften in unſerm Umkreis entſcheidend, und die Unterthanen derſelben zerbrechen durch eine Gewaltthat ihre alten Verhältniſſe. Der deutſche Orden, der Biſchof von Würzburg, der Churfürſt von Mainz, werden den Schlag gleichzeitig empfinden, in der Pfalz, in der Rotenburger Landwehr und in der Reichsſtadt

Hall, geht die Umwälzung erschütternd vor sich. Der ganze Odenwald erbraust von den Schaaren meines wackern Georg Metzler, des lustigen Wirthes von Balsenberg, der nun aufgebrochen ist aus dem Schüpfergrund und zu den seinigen noch zweitausend rotenburgische Bauern unter seine Fahnen gesammelt hat. Er ist nur eines Zeichens von uns gewärtig, meine Herren und Freunde, um sich mit uns zu vereinigen. Er ist ein geschicktes Werkzeug der Zeit und entschlossen, auf Leben und Tod im Geist der zwölf Artikel zu handeln, die auch unseres Handelns Anfang und Ende sind. Und dann melde ich Ihnen noch einen tüchtigen Mann an, den klugen und erfindungsreichen Jäcklein Rohrbach von Böckingen, der bei Heilbronn sein Wirken schon ins Große getrieben und zu Flein den Sitz seiner bewundernswürdigen Unternehmung hat. Auch Jäcklein Rohrbach denkt am heutigen Tage loszubrechen und nennt wohl gegen funfzehnhundert Bauern sein, mit denen er rasch heranrücken wird, um sich uns anzuschließen. Und die Dörfer unserer nächsten Umgegend harren dann ebenfalls nur auf das Glockenläuten von Oehringen. Die Bauern in Michelbach, Pfedelbach, Zweiflingen, Verrenberg, Weinsbach, Kappel,

Söllbach haben wir alle ihr Wort gelebt, zu uns zu ſtehen, und ſie haben es gut begriffen, worauf es ankommt und wie es auszuführen ſei. Und worauf kommt es denn an, meine Herren? Auf eine Reformation des deutſchen Reiches, auf eine Verfaſſung, kommt es an, auf ein Organiſiren, meine Herren, derjenigen Theile der Nation, die bisher noch nicht verbunden, ſondern vielmehr preisgegeben und verſtoßen waren. Mit einem Wort, es ſoll die wahre chriſtliche Freiheit für Alle aufgerichtet und in ihr eine Einheit der deutſchen Nation bewirkt werden! Ich bin der Meinung, es ſoll das göttliche und natürliche Recht überall gelten und Alles einzig und allein auf daſſelbe zurückgeführt werden. Man hat behauptet, es könne und müſſe dies Werk der großen Einigung von oben herab durch die Fürſten ſelbſt geſchehen, und ſehr wahr hat man dies im Allgemeinen behauptet. Es ſitzen wohl auch hier und da auf den deutſchen Thronen einige Fürſten, denen mit Recht und Vernunft gedient wäre, aber durch die verwickelten Verhältniſſe von Kaiſer und Reich vermögen ſie ſich nicht hindurchzuwinden. Solche Fürſten ſind aber auch nicht zu verachten, meine Freunde und Brüder, und wir müſſen ſie in unſern Bund zu ziehen

ſtreben, ebenſo wie diejenigen Adeligen und Mächtigen, welche im Stillen den Mangel einer organiſchen Verfaſſung der deutſchen Nation eingeſehen haben. Darum iſt es gut, daß ſich unſere Reformation des deutſchen Reiches jetzt von unten auf und aus der dicken dunkeln Maſſe erhebt, von jenem entlegenſten und verworfenſten Ende unſerer Nationalität aus, auf dem man nicht gewohnt iſt, Hoffnungen aufgehen zu ſehn. Ich meine den unüberſehbaren Haufen dieſer armen Bauern, die ſich jetzt aufgemacht haben, um für einen beſſeren Zuſtand ihr Gut und Blut daran zu ſetzen. Ihr Schwarm iſt nicht umſonſt ſo groß geworden, daß er faſt ſchon das Licht des Tages verdunkelt, ſondern hinter ihren Maſſen werden ſich bald auch Fürſten und Große verſtecken, welche für dieſelbe Sache handeln, und dann erſt hervortreten können, wenn ſie reif und ſicher geworden iſt! Wir können der Ueberzeugung leben, daß dieſer Verſteck bald geſpielt werden wird, und ſchon habe ich die Fäden dazu in den Händen. Schenken Sie mir noch eine kurze Aufmerkſamkeit, und ich werde Ihnen das Getriebe dieſer Verhältniſſe weiter auseinanderlegen. Das Bauernheer, das ſich zu bilden angefangen, verdient bereits alle Achtung, und Sie dür-

ſen ſeine Wehrhaftigkeit durchaus nicht gering anſchlagen. Dieſe Leute haben einen redlichen Muth, der ihre mangelhafte Bewaffnung erſetzt, und Viele unter ihnen verſtehen ſich ſchon vortrefflich auf das Kriegshandwerk, das ſie unter den Lanzknechten erlernt haben. Ihre frühere Kriegskameradſchaft mit den Lanzknechten ſchwächt aber wiederum die Bundestruppen, die zumeiſt aus ſolchen Söldlingen beſtehen, und nun ſie gegen die Bauern ins Feld rücken ſollen, lieber zu einem freundlichen Verkehr mit ihren alten Genoſſen ſich neigen. Die Bauernmacht, meine Herren, iſt ſchon eine große Macht, und wenn ein glänzender und anerkannter Name gefunden werden könnte, um an ihre Spitze zu treten, ſo wäre ſie auch eine ſiegreiche Macht, der Nichts widerſtehen ſollte! Hoffen wir, daß dies geſchieht, und binden wir unſere eigene Sache dem Schickſal der Bauern an die Flügel, das ſich damit ſicher zu den Sternen erheben wird! Was die Menſchheit an dieſen Bauern gutzumachen hat, wird vielleicht nun der Nation zugutekommen, und es iſt ein Vortheil, ſich an Diejenigen anzuſchließen, welchen das Schickſal ſelbſt eine Wiedervergeltung ſchuldig geworden. Denn wem Unrecht gethan worden, auf deſſen Seite iſt das ewige

Recht — Und nun, meine Freunde, laßt uns froh und wohlgemuth denn zu unſerm Feſtmahl niederſitzen! Ich ſehe, die dampfenden Schüſſeln ſind aufgetragen, und die blinkenden Pokale laden zum Genuß und zu manchem Trinkſpruch auf unſere alten und jungen Hoffnungen ein! So iſt es recht, daß wir die Sache der Freiheit mit dem ächten menſchlichen Bedürfniß, mit Eſſen und Trinken, beginnen, und ein Kalb verzehren wollen am Faſttag zum offenen Zeichen unſeres Bündniſſes! Denn ſo natürlich Noth wie Eſſen und Trinken thut uns auch die Freiheit, und ein Narr, meine Herren, wer länger faſtet! —

Die Herren rückten jetzt fröhlich zur Tafel aneinander, an welcher Wendelin Hipler den Ehrenplatz einnehmen mußte. Das Geſpräch ruhte einſtweilen von den Zeitangelegenheiten aus, kehrte jedoch durch die unwillkürlichſten Wendungen immer wieder zu ihnen zurück, denn Alle waren von dem Gedanken ihrer Unternehmung heiß bewegt und Viele hatten einen perſönlichen Grund, dieſer Sache anzuhängen und eine allgemeine Veränderung der Dinge zu erſtreben. Dieſer Grund war nun zwar meiſtentheils der eigennützigſte von der Welt, denn den Einen hatte die Ungunſt der

beſtehenden Verhältniſſe von Aemtern und Würden entfernt, der Andere war von den Mächtigen und Großen an ſeiner Ehre gekränkt oder in ſeinen Vermögensumſtänden benachtheiligt worden, wenn man auch ſagen mußte, daß dieſe zufälligen Beweggründe ſich in ihnen mit den Ideen der Reformation, welche die ganze Zeit erfüllten, begegnet und gewiſſermaßen daran veredelt hatten. Und ſie necken ſich in der Regel unter Einander ſelbſt mit allen dieſen verborgenen Antrieben, deren Jeder mehr oder weniger bei ſeiner Freiheitsbegeiſterung hatte. Der Wirth der Geſellſchaft, Herr Lienhart Stahl, dem ſeines Reichthums wegen die Ehre zu Theil geworden war, die Bundesgenoſſenſchaft in ſeinem Hauſe zu bewirthen, mußte am meiſten von ſolchen Anſpielungen leiden, und man zog ihn auch jetzt wieder, zur allgemeinen Erheiterung, damit auf, daß lediglich ſeine ſtadtbekannte Eiferſucht auf die Chorherren von Oehringen ihn jeder geiſtlichen und weltlichen Reformation ſo geneigt gemacht habe.

Herr Stahl ſuchte dieſe Wendung des Geſpräches ſofort mit großer Geſchicklichkeit zu unterdrücken, und obwohl man ihm anſah, daß es ihn ſelbſt jetzt einen Augenblick lang unruhig machte, wo und wie ſich wohl

sein junges liebes Weib während des Festmahls unterhalten möge, so nahm er sich doch meisterhaft zusammen, und richtete mit einer gewissen heitern Sicherheit die ablenkende Frage an Wendelin Hipler: ob er Oehringen seit den Jahren, wo er nicht hier gewesen, recht verändert finde?

So viel ich im Dunkeln draußen bemerken konnte, versetzte Herr Hipler, mit Wohlmeinen darauf eingehend, so hat sich das Nest in der letzten Zeit wohl ziemlich gut aufgenommen. War auch vordem ein wahres Schandnest, dies unser gutes Oehringen, und weit und breit berüchtigt in der Umgegend wegen seines Verfalls und jämmerlichen Ansehens, wozu Druck der Verwaltung und willkürliche Abgaben nicht wenig beigetragen hatten. Unter dem alten Grafen Albrecht, in dessen Dienst ich schon gestanden, war Oehringen seines Elends wegen fast verabscheut bei allen seinen Nachbaren, und glich dem räudigen Hund, den man nicht mehr bemitleidet, sondern verspottet. Unter dem Grafen Craft dem siebenten, dem ich auch viel und eifrig gedient und der gewiß ein ehrlicher Fürst war, verbesserte sich schon Vieles an der gesetzlichen Ordnung und mit ihr hob sich auch der Wohlstand und die Baulichkeit der Stadt.

Es iſt nun wahr, ihr Männer von Oehringen, Euer Pflaſter hat ſich ſeitdem etwas gebeſſert, herumbda ſind auch ſchönere Häuſer aufgerichtet worden, und die Vermögenſteuer iſt herabgeſetzt, ja die Schmach der Leibeigenſchaft, der noch vor fünfunddreißig Jahren alle Stadtbewohner mit Weib und Kind unterlagen, iſt faſt mit ihren letzten Spuren von Euch hinweggetilgt. Aber wenn Ihr aus hohenlohiſchen Knechten allmählig hohenlohiſche Unterthanen geworden ſeid, ſo ſeid Ihr darum noch immer nicht als Menſchen anerkannt in dieſer Grafſchaft Hohenlohe. Und erſt, wenn Euere Grafen, Euere Beamten, Euere Prieſter Menſchen geworden ſind, werdet Ihr auch dieſer höchſten Beſtimmung auf Erden, welche mit der Freiheit Eins und daſſelbe iſt, theilhaftig werden!

Ach, was unſere Prieſter anbetrifft, ſo ſind dieſelben nur zu ſehr Menſchen, und ſehr freie Menſchen! ließ ſich am Ende der Tafel ein kleiner ſchalkhafter Mann, mit einem boshaften Seitenblick auf Herrn Stahl, vernehmen. Der Sprecher war Meiſter Hans, ein Maler, der immer eine drollige Geſtalt abgab und durch ſeine ſcharfen Einfälle ebenſo beliebt wie gefürchtet in der Stadt Oehringen war.

Seht den Meiſter Hans an, wie er uns heut wieder etwas mit ſeinen Schmutzfarben vorpinſeln möchte! rief Herr Lienhart Stahl. Und doch ſeid Ihr der eigentliche Sündenmaler für das ganze Pfaffenthum, und habt, wie man ſagt, bei den Beſtellungen der Klöſter Euer Schäfchen wohl ins Trockene gebracht.

Ja, ja, Meiſter Hans, Ihr ſollt gar ſaubere Beſtellungen für die Chorherren ausgeführt haben! nahm Albrecht Eiſenhut, der Schwager von Lienhart Stahl, das Wort. Man ſagt Euch nach, Ihr hättet ſämmtliche hübſche Bürgerfrauen von Oehringen insgeheim für die Chorherren gemalt und dabei ein gottloſes Geld verdient, bis Euch endlich ein wohllöblicher Rath das Handwerk verboten, unſerer Frauen Geſichter zu einem ſo ſündhaften Zweck abzufangen, und damit gewiſſermaßen lebendige Nachweiſungen an dieſe muthwilligen Pfaffen abzuliefern.

Hat Alles ſeine ganz erſtaunliche Richtigkeit, ihr Herren! erwiederte Meiſter Hans ernſthaft. Ich malte den Chorherren Euere hübſchen ſchlanken Weiber für ſchweres Geld, aber wie malte ich ſie? Als leibhafte Engel, Kinder, malte ich ſie, und gab ihnen mit aller Mühe meiner Kunſt einen ſo überirdiſch ernſthaften und

tugendſtrengen Heiligenausdruck, um dadurch zurückſchreckend, und zu Euerem Frommen, ihr Ehemänner, auf die abſcheulichen Begierden jener Chorherren zu wirken. Ich meinte es gut mit Euch, und erfuhr es nachher immer mit Schmerzen, wenn die Chorherren dieſen höheren moraliſchen Endzweck meiner Portraits zu Schanden machten, und ſtatt der Tugendengel, die ich ihnen doch ſo deutlich gemalt, nur ſchwache Weiber fanden! Und dies hat mich eben ſo ſehr gegen die Geiſtlichkeit erbittert, daß ſie faſt an allen meinen Portraits die eigentliche Abſicht meiner Kunſt mißverſtanden und ſo ſiegreich mißverſtanden, ihr guten Ehemänner von Oehringen! Dies wurde in der That die Hauptveranlaſſung, welche mich zu einem Anhänger der geiſtlichen Reformation machte, und als nun noch gar ein wohlweiſer Rath ebenfalls aus einem Mißverſtändniß meiner Kunſt mir allerlei Beſchränkungen auferlegte, da ward ich alsbald auch jeder weltlichen Reformation geneigt. An einer Welt, in der ſo viel Mißverſtändniſſe herrſchen können, kann nicht viel daran ſein, und man muß ſie deshalb von Grund aus zu verbeſſern trachten. Da habt Ihr meine Geſchichte, die mich zu Euerm Mitgliede gemacht hat, ihr theuern Brüder!

Man ſollte über dieſe betrübten und ernſthaften Dinge nicht ſpotten! begann jetzt Jung Ulln Bayanzäſſer, ehemals Rathsherr in der Stadt und aus mancherlei Gründen ſeiner Würden entſetzt, zu reden. Ich habe immer die Schwächen der Geiſtlichkeit mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zu bedecken geſucht, aber ſolche Verhältniſſe, wie ſie hier in Oehringen von dieſer Seite her ſtattfinden, ſind doch unerhört gräulich. Was ich während meiner kurzen Amtsführung darüber in den Acten einzeichnen mußte, überſteigt faſt allen Glauben. Da gab es keinen nächtlichen Einbruch, keine Schlägerei in gemeinen Häuſern, keinen unziemlichen Straßenauflauf, keine Verführung einer Magd und daraus entſprungener Kindesmord, wobei nicht dieſe Herren Canonici betheiligt erfunden worden. Ja, bei einem Diebſtahl im Steinhauſe hat man Herren aus dem Stift thätig betroffen. Der Canonicus Betzel hatte ſich Dietriche und Hakenſchlüſſel anfertigen laſſen, und war dem Schneider Gockenbach, um zu ſtehlen, zur Nacht in ſeinen Taubenſchlag geſtiegen. Derſelbe Betzel hat die liederlichſten Streiche in unſerer Stadt verübt, viele redliche Bürger geſchlagen, ihre Frauen entehrt und gemißhandelt, und ſich heimlich in den Schlafkammern

unſerer Bürgerstöchter verſteckt. Und wie dieſer Bezel, über den ich ganze Stöße von Acten beſitze, ſind ſie faſt alle, dieſe Oberherren von Oehringen. Ueberhaupt, meine Herren, ſteckt unſere Zeit tief in der Unſittlichkeit darin, und da wir ſie hier in Oehringen aus der erſten Hand haben, ſo iſt es eine Pflicht für uns geworden, zur Reinigung dieſer Zeit vom Sündenſchlamm das Unſrige beizutragen. Zwar bezahlt die Welt einen förmlichen Sündenzins an die Officialen und Archidiaconen der Geiſtlichkeit, und die Geiſtlichkeit erlaubt ihr dafür, das ganze Jahr über frei alle nur möglichen Laſter auszuüben. Aber damit geſteht ja die Geiſtlichkeit ſelber ein, daß ſie an der Sünden Quelle ſitzt, indem ſie die Laſter ausſchenkt, wie ein Schenkwirth den Wein um ein Billiges an alle ſeine guten Kunden. Darum, meine Herren, wenn wir jetzt eine Reformation machen, iſt nur der Sündenwandel unſerer Geiſtlichkeit daran Schuld, die auch mich bekanntlich vom Amte trieb, weil ich das Polizeiregiſter über ihre Thaten der Nachwelt aufgezeichnet und in unſerm Archiv niedergelegt habe.

Ihr Herren betrachtet mir unſere große Reformationsunternehmung noch immer nicht aus dem rechten

Geſichtspunct! ließ ſich jetzt ein anderer der Verſchwo-renen, Albert Reyff, ein in der ganzen Gegend wohl-angeſehener Handelsherr, vernehmen. Was Sünde, was Tugend, was Freiheit, was Fürſten, was Pfaf-fen, was Junker! All das ſind doch nur Redensarten, die eben nur das zu bedeuten haben, was man ſich da-bei denkt. Es giebt aber noch einen andern Begriff in der Welt, meine Herren, einen Begriff, der ſchlechter-dings nur das bedeutet, wonach er klingt, und darum höher ſteht als alle Gedanken, indem vielmehr alle Ge-danken nach ihm ſtehen. Es iſt das Geld, und die Verhältniſſe deſſelben, wie ſie in unſerer Zeit immer bedenklicher und eigener ſich ſtellen, habt Ihr bei der jetzt nöthig gewordenen Reformirung der Welt noch gar nicht in Anſchlag gebracht. Und doch iſt es das Geld, und nur das Geld, welches dieſe Verworrenheit und Verwickelung jetzt in alle Dinge der Geſellſchaft und in alle Stände gebracht hat, und woraus wir uns nur durch eine allgemeine Umwälzung wieder hervorarbei-ten können. Die gegenwärtig herrſchende Geldkriſe iſt es, welche nothwendig alle Verhältniſſe umſtürzen wird. Mit den Schwankungen der Getraidepreiſe iſt es ſchon gar nicht mehr auszuhalten, und indem wir aus Ame-

rika mit Gold überſchüttet werden, und die Erzeugniſſe der neuen Bergwerke Sachſens uns immer erſtaunlicher über den Hals kommen, iſt mit der Ueberfüllung zugleich eine Entwerthung eingetreten, die Alles von ſeinem bisherigen Fuß verrückt. Der Verfall des Handels iſt es, meine Herren, welcher jetzt der Menſchheit dieſen Stoß verſetzen wird, an dem ſie entweder neu aufkommt oder völlig zu Grunde geht. Erweiſen ſich die Fürſten nicht als die geſchworenen Feinde der deutſchen Städte, indem ſie dem Handel derſelben die Landwege ſo gut wie die Waſſerſtraßen mit ihren Zöllen verſperren, und mit den Geleitsmonopolen einen jüdiſchen Wucher treiben? Meine Herren, ein Hauptfundament der neuen chriſtlichen Freiheit muß die Handelsfreiheit werden, ſonſt wird es der Welt doch immer am Beſten gebrechen. Oder vielmehr, der Handel muß auch chriſtlich regulirt und der Geldeswerth als ein Augapfel der deutſchen Freiheit vor jedem Schaden und Betrug gehütet werden. Eine ächt chriſtliche und wahrhafte Münzordnung muß aufgerichtet werden, damit die abſcheulichen Wippereien, welche die Fürſten noch immer mit unſern Münzen treiben, ein Ende nehmen, und uns kein Geld mehr willkürlich unter den Händen ver-

ſchlechtert werden kann. Und die neuen Handelswege, die man entdeckt hat, ſind auch nicht die Wege zum wahren Himmelreich des Handels geworden. Seitdem wir nicht mehr über Venedig, ſondern über Portugal handeln, haben ſich dieſe großen Handlungscompagnien mit fürſtlichen Monopolen gebildet, welche mit ungeheuern Capitalien um ſich werfen und jedes redliche Streben des Einzelnen zu Schanden machen. Dieſe Fuggerwirthſchaft unſerer Zeit, meine Herren, vom Wuchergeiſt der Fürſten begünſtigt und vom Haß des Volkes gebrandmarkt, iſt der eigentliche Satan, welcher uns eine allgemeine chriſtliche Handelsfreiheit hindert. Ohne dieſe jedoch überhaupt keine Freiheit, ohne das materielle Wohl überhaupt kein Wohl! Laßt uns dies den Wahlſpruch unſerer Unternehmung ſein!

Herr Retzſt hat ein ſehr wahres Wort geſprochen! begann der *alte Wendelin Hipler jetzt wieder zu reden.* Die Reformation unſerer Zeit ſoll ſich keineswegs bloß darauf erſtrecken, das Volk zu einer entfernten Seligkeit in einem künftigen Leben tüchtig zu machen. Die Freiheit dieſer Zeit ſoll zugleich ein Beſitz ſein, und das arme Volk ſoll nicht bloß im Himmel, ſondern auch auf Erden Güter erwerben. Es iſt nicht mehr

eine Zeit, wo man arm ſein kann, meine Herren, und die Welt kommt zu ihrer Würde vor Gott und ſich ſelbſt, nicht indem ſie darbt, ſondern indem ſie genießt und beſitzt. So habe ich ſelbſt von früher Jugend an ſtets nach Beſitz getrachtet, und je mehr Grund und Boden ich erwarb, je weiter ſich meine Wieſen und Seen von Jahr zu Jahr ausdehnten, deſto behaglicher empfand ich meine Menſchenwürde und leitete mir aus dem Gedanken des ſichern und freien Grundbeſitzes die höchſten Ideen der Freiheit und Mündigkeit für das ganze Menſchengeſchlecht her. Ja ich verſchmähte es nicht, ſelbſt hierunda durch ein Gewaltmittel Alles an mich zu bringen, was nur zur Vergrößerung meines Beſitzes gereichen konnte, und als ich in Oehringen eine Walkmühle hatte bauen laſſen, verbot ich kraft meines Amtes allen Tuchmachern, anderswo walken zu laſſen als auf meiner Mühle. Und ich ſchäme mich deſſen auch heut noch nicht, denn meine Aengſten, reich zu werden, galten nicht dem todten Mammon, ſondern es war der Trieb, aus dem Vollen heraus des Lebens Herr zu werden und am Eigenthum allmählig auch zur That, am Beſitz zur Erkenntniß zu erſtarken. Ich ſage es noch einmal, meine Herren, der Menſch muß Eigen-

thum haben in dieſer Zeit, und die Freiheit ſelbſt muß zu einem Eigenthum, zu einem irdiſchen Hab und Gut für ihn werden. So ſchaffte ich wohl im Schweiß meines Angeſichtes, und Ihr kennt die Geſchichte meiner Erwerbungen im Hohenlohiſchen. Genug davon. Ich erhebe aber jetzt mein Glas und leere es auf die freie Verfaſſung des deutſchen Reichs, die eine Quelle des Reichthums werde für jeden Armen, und für jeden Reichen eine wahrhaft menſchliche Veredelung ſeiner Genüſſe!

Nachdem Alle mit laut ſchallendem Jubelruf auf dieſen Trinkſpruch angeſtoßen, erhob ſich Herr Claus Salb und ſagte mit Begeiſterung: Und ich erhebe mein Glas und leere es auf das Wohl unſeres großen Freundes und Führers, Wendelin Hipler, des ächten Propheten und Geſetzgebers der deutſchen Freiheit, und auf ſeinen Verfaſſungs-Entwurf für das deutſche Reich, den er mit hoher Gelehrſamkeit und zarter Erbarmniß des deutſchen Volkes ſeit Jahren im Stillen ausgearbeitet hat!

Die Gläſer tönten im feierlichen Hochklang zuſammen, und die Aufregung unter den Verſammelten erſtieg ihren Gipfel. Herr Wendelin Hipler ſtand auf,

indem er ſich mit Ernſt und Würde bedankte, und wollte zu Dem, was ſein Freund Salb geſprochen, eben noch einige erläuternde Worte hinzufügen, als ſich von draußen mehrere heftige Stimmen vernehmen ließen, welche die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Der Wirth der Geſellſchaft, Herr Lienhart Stahl, war der erſte, welcher erbleichend aufſprang, und im Augenblick der Verwirrung die Ueberreſte des aufgetiſchten Kalbes bei Seite zu bringen trachtete, indem er ſchrie: die Chorherren kommen! die hohe Geiſtlichkeit rückt uns über den Hals!

Er ward aber, ſelbſt von Denen, die ebenfalls unruhig geworden waren, ausgelacht und verſpottet, als nach einiger Zeit ſich Niemand anders blicken ließ, als ein alter Diener des Hauſes, der freilich mit Zittern und Zagen hereintrat und die Nachricht ſtammelte, daß die gräflichen Beamten das Haus lange beobachtet und, wie er ſicher vernommen, bereits einen Bericht an die Grafen aufgeſetzt hätten, welcher durch einen Boten nach Neuenſtein abgehen ſolle.

So ſoll nach der Mahlzeit endlich der Tanz losgehen! rief Reynhart Schmutz, ein Sporer, und ſtieß

die in seiner Nähe befindlichen Stühle zu Boden, um das Zeichen zum Aufbruch zu geben.

Ja, laßt uns auf die Straße hinaus und durch die Stadt ziehen! schrieen Viele, und Wendelin Hipler selbst äußerte, obwohl mit der ihn nie verlassenden Ruhe, daß nun bei vorgerückter Nacht auch die günstige Stunde herangekommen, wo man sich der Stadt versichern müsse!

Die Verschworenen verließen jetzt den Saal, und begaben sich in einer feierlichen Ordnung auf die Straße, wo sie schon von einem Volkshaufen, der sich ihnen anzuschließen eilte, mit stürmischen Zurufungen begrüßt wurden. Der ganze Zug setzte sich nun rasch in Bewegung, und Claus Salb schlug vor, zuerst den Boten aufzugreifen, welchen, wie verlautet, der gräfliche Keller Hans Sigginger und der Schultheiß Wendel Hohenbuch um die zehnte Stunde hatten absenden wollen, um ihren Bericht über die Absichten und Unternehmungen der Verschworenen an die Grafen gelangen zu lassen.

Als sie am Thor anlangten, hatte der Bote bereits die Stadt verlassen, aber Herrn Hans Sigginger, welcher seinen Abgesandten selbst zum Schlag hinaus-

gelaſſen, fanden ſie noch, mit dem großen Schlüſſel in der Hand, unter dem Thor ſtehen. Zwei der Verbündeten, Wendel Claus und Heiniſch Peter, griffen ihn ſofort mit wildem Geſchrei an und bemächtigten ſich des Thorſchlüſſels, indem ſie ihm zugleich wie zum Zeichen dieſer Stunde einen ſolchen Schlag damit auf den Kopf gaben, daß der arme Keller blutend zurücktaumelte. Er ward nun in ihre Mitte genommen, und mußte ſich dem Haufen anſchließen, der immer lärmender und unternehmungsluſtiger dahinzog und durch einige Fackeln, die herbeigeſchafft worden, nur halb erhellt, in einer ſchauerlichen Maſſe ſich durch die Nacht fortbewegte.

Nach dem Steinhaus! Nach dem Steinhaus! ſchallte jetzt der allgemeine Ausruf, und nach einem kurzen Umzug durch einige Straßen war auch dies Gebäude erreicht, welches, von gewaltigen Quaderſteinen aufgeführt, das größte und anſehnlichſte in der Stadt war und in dem mehrere der Regierungsbeamten ihre Wohnungen und Geſchäftszimmer hatten. Die Abſicht war, ſämmtliche Thorſchlüſſel der Stadt dort abzufordern und derjenigen Beamten, welche nicht gemeinſchaftliche Sache machen wollten, ſich zu bemächtigen. Noch ehe

aber die Drohung, das Haus zu zerſtören und auszuplündern, völlig laut geworden, warf Frau Sigginger, die weinend und ſchreiend oben am Fenſter geſehen wurde, die Schlüſſel hinunter, und rief, ſie wolle Alles hergeben, wenn man nur ihren Mann freilaſſe. Der Schultheiß Wendel Hohenbuch war inzwiſchen auch herabgekommen, halb im Nachtanzug, halb im Amtskleide, das er zur Behauptung ſeines Anſehns geſchwind übergeſtülpt hatte, aber man empfing ihn nur mit Hohn und Mißhandlung, und zwang ihn ſowohl wie den Keller Sigginger, einen Eid abzulegen, daß ſie die Stadt nicht verlaſſen wollten.

Sperrt ſie hier ſo lange in meinen Schweinſtall ein, das hält feſter wie alle Eide in dieſer Chriſtenheit! rief Reynhart Schmutz, deſſen Gehöft dicht an das Steinhaus gränzte.

Vielleicht verwandeln ſie ſich dort aus Beamten in Menſchen! ſchrie Jacob Wiſenbach, und legte ſchon Hand an die Unglücklichen, um ſie in den unſaubern Verwahrſam befördern zu helfen.

Wendelin Hyler aber befreite ſie durch ein Wort wieder, und nachdem er ſich auf die hohen Stufen des Steinhauſes geſtellt, gebot er mit ſeiner den ganzen

Platz beherrſchenden Stimme Ruhe und Ordnung, und ſagte: Laßt uns jetzt in den Saal dieſes Hauſes treten und in aller Form und Geſetzeskraft einen Ausſchuß erwählen, mit dem ſich alle gegenwärtig hier in Amt befindlichen Rathsherren und Gerichtsperſonen zu einer gemeinſamen Berathung verbinden ſollen! Durch dieſe Berathung werde feſtgeſtellt und in geſetzliche Artikel gebracht, was wir für Beſchwerden haben, und wie denſelben nach des Volkes lauterer Herzensmeinung abgeholfen werden könne und müſſe! Du, Claus Salh, ſorge dafür, daß Rath und Gericht ſofort in dieſer Stunde zuſammenberufen werden. Die Herren kommen ſonſt immer ſo ſpät zu ihren Sitzungen, daß ſie heut auch einmal vor der Zeit aufſtehen können. Und Du, Lienhart Stahl, bemächtige Dich alles Mehlvorrathes, der hier für die gräfliche Hofhaltung gemahlen wird, und laß flugs ſoviel Brot backen, als Euere Bäcker nur immer vermögen, denn wir werden noch in dieſer Nacht viele Gäſte bekommen. Und dazu bringe mit einigen Genoſſen in das Stift der Chorherren, und nimm ihnen Alles ab, was Du an Wein und Mundvorrath in ihren Kellern findeſt, denn unſere lieben Gäſte werden Hunger und Durſt mitbringen. Du aber,

Albert Reyff, übernimm eiligſt die Sorge, daß der Thürmer Sturm blaſe aus allen Kräften ſeines Leibes und ſeiner Lungen, und daß mit allen Glocken geläutet werde gewaltiglich, denn es muß rumoren, wo es kommt, hat noch neulich Herr Doctor Martin Luther drucken laſſen, und wir wollen danach handeln, denn es kommt jetzt bei uns!

Seinen Befehlen wurde mit aller Schnelligkeit entſprochen, und es währte nicht lange, ſo tönte die ganze Stadt und Gegend von dem Aufruhr wieder und das unabläſſige Geläut der Glocken trug ihn weit hin über die nächtlichen Gauen. In der Stadt ſelbſt war die Nacht, obwohl noch ſchwer und dunkel über den Häuſern und Straßen hängend, doch völlig dem Leben des Tages gleich geworden, denn überall herrſchte die ämſigſte Thätigkeit, und ſogar die gewohnten Geſchäfte, ſoweit ſie jetzt den Bedürfniſſen des Aufſtandes dienen mußten, übten ihre Verrichtungen aus. In der Ferne aber war es, als ob das Sturmgeläut allmählig dort einen brauſenden Wiederklang erweckt hätte, der immer näher und näher zu der Stadt herangezogen kam, und endlich dicht vor den Thoren in ein verſtändliches Gemurmel, in ein Gewühl und Getöſe von vielen hundert

Menſchenſtimmen, ſich auflöſte. Es waren die Bauernſchaaren von mehr als zwölf Dörfern der Umgegend, die, längſt des Zeichens von Oehringen harrend, ſich nun in Bewegung geſetzt hatten, und gleich einem befreiten Gewäſſer, jauchzend durch die geöffneten Thore hereinſtürzten. Sie lagerten ſich vorläufig auf dem Markt in bunten Gruppen, zündeten ſich Feuer an, und ließen ſich die herbeigeſchafften Vorräthe aus dem geiſtlichen Stift, die ſofort zu ihrer Verwirthung hergegeben wurden, unter kräftig ſchallenden Freiheitsgeſängen ſchmecken.

Unterdeß ſaß die berathende Verſammlung im Saale des Steinhauſes feierlich ſtill um den grünen Tiſch bei einander. Der Kerzenſchein beleuchtete den ernſten Ausdruck der Geſichter, auf denen meiſtens ein ehrliches Ringen, ein treues Bemühen um deutſche Freiheit und Geſetzlichkeit ſich an den Tag legte. Es war ein Ausſchuß von vierundzwanzig Perſonen ernannt worden, unter denen ſich die meiſten der bei Lienhart Stahl's Feſtmahl vereinigt geweſenen Freunde befanden. Wendelin Hipler aber hatte es entſchieden abgelehnt, ſich in den Ausſchuß erwählen zu laſſen, und erklärte dabei, daß er im allgemeinen Intereſſe der deut-

ſchen Freiheit hier gehandelt, aber, da er auch nicht mehr Unterthan der Grafen von Hohenlohe ſei, kein örtliches Verhältniß zu dieſer Sache annehmen wolle. So ſaß er auch ſchweigend da, als die Andern über die niederzuſetzenden Beſchwerde-Artikel an die Grafen verhandelten, aber wenn er auch nicht mitſprach, ſo waren es doch im Grunde nur ſeine eigenen Gedanken, die er um ſich her geltend machen hörte und welche auch von der Mehrzahl der Verſammlung angenommen wurden. Herr Claus Salb hatte die Verrichtung eines Secretarius übernommen und brachte mit Eifer und Würde die genehmigten Artikel auf einem langen Bogen zu Papier. Dieſe Artikel waren im Sinne der Billigkeit und Redlichkeit abgefaßt und ließen noch beſcheiden und verſchämt die Keime der neuen Bürgerfreiheit hervorblicken. Rath und Gericht ſollten wie bisher beſtehen, und nur in beſonders wichtigen Angelegenheiten der Stadt noch zwölf tüchtige Männer aus der Gemeinde, vornehmlich bei den Einnahmen und Ausgaben, zur Entſcheidung dazu genommen werden. Ferner ſollten die Verordnungen und Geſetze alle Jahre vor der ganzen Gemeinde öffentlich vorgeleſen werden und die zwölf Rathsperſonen ſich mit den zwölf Ge-

meindebevollmächtigten dazu vereinigen, die alten Geſetze zu verbeſſern und die neuen auszuarbeiten. Ueber freien Handel, Gewicht, Erleichterung der Abgaben und Zölle waren die beſcheidenſten und gehorſamſten Vorſchläge gemacht.

Am bemerkenswertheſten war in dieſen Artikeln noch die Forderung, daß alle geiſtlichen Perſonen künftig Bürger werden ſollten, mit denſelben Abgaben, Beſchwerden und Rechtsverhältniſſen, wie jeder Andere.

Zum Schluß ſprachen ſie den Vorbehalt aus, und dies war das Einzige, worauf Wendelin Hörler ausdrücklich in der Verſammlung antrug: daß ſie von der allgemeinen weltlichen und geiſtlichen Reformation, welche dem ganzen deutſchen Reich hoffentlich bevorſtände, auch die nähere Beſtimmung ihrer Verhältniſſe, gleichförmig mit allen andern deutſchen Landen, und evangeliſchem Recht und Billigkeit gemäß, abhängig machen wollten.

Kaum hatte Herr Claus Salb dieſe letzten Worte niedergeſchrieben, als man draußen durch den Vorſaal klirrende Schritte heraneilen hörte und bald mit vielem Ungeſtüm die Thür aufgeriſſen wurde, durch welche jetzt ein Ritter, von gewichtigem Anſehn, hereintrat, der, erhitzt und mit Staub bedeckt, augenſcheinlich eben

vom Pferde abgeſeſſen war, und der Verſammlung mit einem wichtigen Auftrage nahte. Es war der Vogt und Oberamtmann von Oebringen, Herr Caspar Schenk von Winterſtetten, welcher ſich dieſe Tage über zu Neuenſtein bei den Grafen befunden, und jetzt, nachdem ſie bereits durch Sigginger's Boten Nachricht von dem Aufſtande empfangen, hieher zurückgeſandt war, um den Aufruhr zu dämpfen und den Gehorſam durch jedes möglichſt Mittel wiederherzuſtellen.

Die Heftigkeit, mit welcher der Ritter auf die Anweſenden losgeſchritten war, minderte ſich ſogleich im erſten Augenblick durch die würdevolle und ernſte Erſcheinung, die ſich ihm hier zeigte, und weſentlich betroffen, richtete er ſeine Aufforderung, auseinanderzugehen und zu ihren gewohnten Verhältniſſen zurückzukehren, nur mit gedämpfter Stimme an die Verſammlung.

Ihr werdet wohl thun, die Sache hübſch ſänftiglich anzufaſſen, Herr Ritter! redete ihm Claus Salb zu, indem er ihm den Bogen mit den feſtgeſetzten Artikeln übergab. Hier, das überbringt als Beſcheid auf Euere Aufforderung den Herren Grafen von uns in aller Ehrerbietung, denn das iſt unſer letzter Willen, das Teſta-

ment des heut Nacht geſtorbenen Knechtes, der morgen früh als freier Mann wiederauferſtehen will! Und ſchon tagt es, darum eilt, und erzählt den Herren Grafen, in Oehringen ſei es erſt Nacht geweſen, und dann die Sonne aufgegangen!

In der That löſten ſich eben vom Morgenhimmel die erſten blaſſen Lichtſtreifen und drangen erhellend in den Saal, deſſen Kerzen ſchon verflackernd ihrem Ende entgegenbrannten.

Herr Wendelin Hipler war, bei der Ankunft des Caspar Schenk von Winterſtetten, von ſeinem Sitz aufgeſtanden, und hatte ſich, halb mit dem Rücken gegen die Verſammlung gekehrt, in das Fenſter gelehnt, durch das er dem anbrechenden Morgen nachdenkend entgegenſchaute.

Jetzt drehte er ſich langſam wieder um, und ſagte, mit einiger Verachtung im Ton, zu dem noch unſchlüſſig Daſtehenden: Herr Vogt, ſäumet nicht länger, dieſe höchſt gerechte Beſchwerdeſchrift aus gerechten Händen anzunehmen, und eilet damit flugs wieder zu Roß gen Neuenſtein, denn bald, fürchte ich für Euch, möchtet Ihr nicht ſo leicht mehr durchkommen. Dort in der Ferne, wo ſich die Frühnebel zu lichten anfangen, hebt

ſich meinem Blick ſchon ſeit einiger Zeit eine große Staubwolke hervor, die immer näher heranzieht. Es wird der brave Jäcklein Rohrbach von Böckingen ſein, der mit dem heilbronner Bauernhaufen im Anzug iſt, und den ich ganz beſtimmt erwarte. Eilt, eilt, und ſagt Euern Herrn Grafen gemeldet, wie Ihr es hier gefunden, und was noch Alles in dieſer Zeit bevorſtehen dürfte. Die hohenlohiſchen Bauern haben auch noch ihre beſondern Artikel aufgeſetzt, die ich Euch aber nachſchicken werde, damit Ihr jetzt nur ohne Aufenthalt wieder in den Sattel kommt, und die Grafen ſich nicht in ungeduldiger Erwartung verzehren.'

Herr Caſpar Schenk von Winterſtetten nahm die Schrift, faltete ſie haſtig zuſammen und begab ſich damit, nicht ohne Anzeichen von Beſtürzung, wieder von dannen. — —

V.

Vier Stunden von Oehringen, in einem anmuthigen Thalgrunde, lag das Kloſter Schönthal, von reichen und wohlgenährten Ciſterzienſermönchen bewohnt. Die Gebäude der Abtei hatten ein ſtolzes und bedeutendes Anſehn, die Kirche war ſchön und mit Koſtbarkeiten angefüllt, und die großmächtigen Speicher erweckten nicht minder günſtige Vorurtheile. Das Kloſter ſtand, von fruchtbaren Anhöhen umgeben, in einem weiten und geräumigen Thal, das von murmelnden Quellen durchſchnitten und mit lieblichen Anpflanzungen aller Art bedeckt war. In einiger Entfernung von dem Kloſter lagen vereinzelte Höfe, und das Dorf Oberkeſſach, das ſeine Hütten maleriſch zwiſchen den Hügeln verſtreute.

Herr Georg Metzler, der verwegene Wirth auf dem Odenwalde, war ſchon in den erſten Tagen des April mit ſeinen Schaaren in dies Thal eingekehrt, und von

Tag zu Tag strömten neue Bauernhaufen aus verschiedenen Gegenden herzu, welche sich hier zu einem gemeinsamen Lager vereinigten, und an diesem Versammlungsort sich gegenseitig näher kennen lernten und in ihren Unternehmungen immer einträchtiger verständigten. Zuerst hatte sich der Odenwälder Haufe, gleich einem ausgelassenen Bergstrom, in das Klosterthal herabgestürzt und den Jubel und Lärm des Krieges an der andächtigen Stätte aufgepflanzt. Georg Metzler war zum obersten Feldhauptmann dieser Schaar erwählt worden und versah seine Würde mit Strenge, aber auch mit beständig guter Laune, durch die er schon als lustiger Gastwirth zu Ballenberg seinen Ruf behauptet hatte. Leichtsinnigen Muthes betrieb er den Aufstand, wie ein Kirchweihfest, und war zuerst fröhlich mit einer Trommel und einem Bauernschuh, den er auf einer Stange aufgerichtet hatte, vorangezogen. Jetzt hatte er die Leichtfertigkeit seines äußern Ansehns schon etwas mehr nach seinem neuen, feierlich anerkannten Rang gemodelt und erschien täglich mit einem gewichtigeren Abzeichen desselben, bis er es endlich zu einem vollständigen Harnisch gebracht hatte. Ein bestiger Charakter, zur Wildheit und Grausamkeit ge-

neigt, ſprach ſich, obwohl gemildert durch die Behaglichkeit ſeiner vollen Geſtalt und durch ſeinen Hang zur Luſtigkeit, bei jeder Gelegenheit in ihm aus.

Er ſaß jetzt, umgeben von einigen ſeiner vertrauteren Unterhauptleute und Weybel, an einem ſchattigen Lagerort des Thales, und zechte von den trefflichen Weinvorräthen, die das Kloſter hergegeben hatte. Derſelben Beſchäftigung war in dieſem Augenblick, wie den ganzen übrigen Tag, ſein geſammtes Heer hingegeben, und es zeigte ſich ein unabſehbares Gewimmel von trinkenden und ſingenden Bauern, die ſich in einzelnen Haufen immer um ein Weinfaß vereinigt hatten, denn die Keller dieſer reichen und leckern Abtei ſchienen unerſchöpflich. Das Kloſter ſelbſt, größtentheils ausgeplündert und von ſeinen heiligen Schätzen entleert, die nun im Bauernlager vertheilt waren, ſtand traurig, einer kinderberaubten Mutter ähnlich, unter all dieſem Lärmen da. Hinten brannten einige Dorfhütten und Gehöfte, die man im Uebermuth des erſten Einrückens angezündet hatte, und deren langſam verdampfende Lohe ſich in Gluthwolken über die Häupter der Bauern hinzog. Sonſt ſtand der ſchönſte Frühlingshimmel über dem Lager, und das Wetter ſchien andauernd ſo

warm und heiter, wie man es noch nie um diese Jahreszeit gesehn.

Auf diese Art muß unsere Sache die besten Fortschritte machen! sagte Herr Georg Metzler zu dem Kreis der Seinigen, mit Wohlbehagen seinen Becher ausschlürfend. Denn womit muß nothwendigerweis die Reformation ihren Anfang nehmen? Damit doch einzig und allein, daß wir allen Pfaffen und Junkern den Wein austrinken, den sie in ihren Klöstern und Schlössern sich so heimtückisch verborgen gehalten haben! Und darum habt Ihr gewiß richtig und nach einer wahren Eingebung von oben her gehandelt, daß Ihr den lustigen Wirth von Ballenberg zu Euerm Anführer ernanntet! Denn da für's Erste, nach dem göttlichen Rathschluß selbst, das Reformiren nur im Trinken bestehen kann und soll, so muß Euer Feldherr schlechterdings auch die Eigenschaften eines Gastwirths besitzen, und Euch überall ein rechtschaffenes Kneipen zu eröffnen verstehn, durch das Ihr langsam aber sicher und gründlich für die wahre Mündigkeit der Zeit arbeiten könnt! Hol mich der Teufel, Kinder, Ihr müßt Euch auf all diesen Klöstern und Schlössern mündig kneipen, sonst hilft Euch Alles nichts, und zu dieser

Mündigkeit, nach der jetzt die ganze Welt trachtet, müßt Ihr den Mund recht eigens aufmachen, gerade als wolltet Ihr sie trinken, und mit dem Wein der Bevorrechteten, den Ihr all ausſaufen müßt, in Euch hinunterſchlürfen. Ich will es Euch jetzt nur aufrichtig gestehn, was Ihr in Ballenberg in meiner Schenke bei mir zechtet, war nur leidiger Kräzer, der Euch zu Nichts helfen konnte, und darum ging auch meine Wirthſchaft dort bald auf die Neige, daß ich einſchuſtern mußte, weil ich Euch noch nicht den wahren Wein einſchenken konnte, der Euch frei und mündig gemacht hätte! Schlechter Wein kann kein Menſchenkind erlöſen, und zu dem guten war bislang ſchwer zu kommen, da er in den Kellern der Vornehmen ſteckte. So habe ich denn jetzt mein Wirthshaus hier in Schönthal aufgeſchlagen, um mit dieſem köſtlichen Pfaffenwein zuerſt das geiſtliche Reformiren zu beginnen, da es dem weltlichen vorangehn und die erſte Grundlage deſſelben werden muß!

Juchhe! unſer weiſer Meiſter, Georg Metzler, ſoll leben! rief Peter Füller, ein Stadtmuſikant aus Rotenburg, und blies dann komiſch Tuſch auf einer Or-

gelpfeife, die ihm bei der Vertheilung der Beute aus dem Kloſter zugefallen war.

Ja, er hat es uns ſo gründlich und vortrefflich auseinandergeſetzt, was eigentlich Reformiren heißt, daß wir es nun Alle wiſſen! juchhe! jubelte Hans Pelz, ein junger Bauer aus Ohrenbach, der wegen ſeines geſchickten Benehmens zum Unterhauptmann in der Metzler'ſchen Schaar beſtellt worden. Er ſchürte darauf mit ſeiner Hellebarde das Feuer, an dem einige gewaltige Fleiſchſtücke geröſtet wurden, und legte, um es zu erhalten, immer größere Stöße von alten Handſchriften und Büchern unter, welche man aus der Bibliothek der Abtei zuſammengeſchleppt hatte. Der Plunder will nicht einmal ordentlich brennen! fuhr er fort. Da liegt nun das ſchändliche Zeug, das man die Gelehrſamkeit nennt, und ſchwält und kniſtert, und nützt dem gemeinen Mann kaum dazu, ſich einen geſcheidten Braten daran zu machen. Aber es muß doch all ins Feuer, und muß verbrannt werden, damit das ganze heilige römiſche Reich freier Athem holen kann vor dieſem niederträchtigen Trödel, der ihm centnerſchwer auf der Bruſt gelegen! Seht her, ſeht her, das iſt der wahre Teufel, den ich hier dem Feuer überantworte,

der Teufel der Gelehrſamkeit, den jetzt endlich ſelber der Teufel holen ſoll!

Hol' der Teufel den Teufel der Gelehrſamkeit! brüllten Alle in der Runde, und ein endlos wieherndes Gelächter ſchallte durch die Reihen, indem man hierundda mit den alten vergilbten Pergamentblättern ſich warf und allerlei Kurzweil trieb.

Die heiterſte Stimmung herrſchte im Lager. Viele Bauern wurden ſo ausgelaſſen wie junge ſtößige Böcke, und hüpften und tanzten mit den poſſirlichſten Gebärden umher. Andere beſchäftigten ſich ernſthafter mit ihren Waffen, und hier beſchlug Einer ſeinen Dreſchflegel, mit dem er von ſeinem Dorfe ausgezogen war, mit langen ſpitzigen Nägeln, dort wetzte ein Anderer ſeine roſtige Hellebarde gegen einen Stein. Mehrere flickten ſich aus altem Blech und Eiſen Rüſtungen zuſammen, und das Hämmern und Pochen wetteiferte luſtig mit dem Jubel. Alle gebärdeten ſich ſo wohlgemuth und ſorglos, wie nur je an Tagen einer Hochzeit oder der fröhlichen Kirchweih, wo das Bauernvolk in Schmauſereien und glänzenden Feſtzügen all ſeine Bedrückung vergaß. Auch jetzt war von der alten Noth ihres Lebens nicht die Rede mehr, und die Frühlings-

lüfte hatten sie von ihrem Haupt weggeblasen, der heitere Sonnenschein, in dem sie gelagert saßen, hatte sie ihnen von der Stirn getrocknet. Sonnenschein ohne harte Arbeit, Ausruhen im luftigen Wiesengrün ohne Schweiß der Ermattung und bei einem wohlgefüllten Becher und einem saftigen Bratenstück, erschien Vielen in der That schon als der wahre Anfang zur Verbesserung des deutschen Reichs, zu der Jeder von seinem Dorfe ausgezogen war. Dennoch aber kam ihnen nicht aus dem Sinne, was sie eigentlich bei all ihrer Unternehmung bezweckten, und als fester Anhalt ihrer Gedanken an die Zukunft diente ihnen beständig das gedruckte Büchlein, wie die Bauern ihre zwölf Artikel nannten, das sie auf allen Wegen und Stegen bei sich trugen und den Tag über unter ihrem Brustlatz verwahrten, Nachts wohl gar sich unter den Kopf legten, um darauf zu ruhen.

In der Ferne sehe ich Staub in die Höhe treiben, und höre Waffenlärm! rief jetzt Herr Georg Metzler, indem er von seinem bequemen Lagersitz sich erhob, und aufmerksam wurde. Ich hoffe aber, es sind Freunde, die heranziehen, doch sollen uns auch die Feinde in guter Bereitschaft treffen, sie aufzunehmen! Auch eine starke

Veſte können wir uns herſtellen aus dieſem Kloſter, nachdem wir die ſchmerbäuchigen Mönche mitſammt ihrem Herrn Abt ausgetrieben, denn wo der Pfaff früher als unnützer Knecht Gottes geheult und gefaullenzt hat, da ſoll jetzt der Bauer als Sieger und Streiter Gottes ſich furchtbar machen wie ein Donnerwetter!

Wenn Ihr mir nur das Kloſter zufrieden laſſen wolltet! ſtammelte Peter Poll, ein Bauer aus dem Mainziſchen, welcher ſich über die Maßen betrunken hatte, und auf keinem Bein mehr ſtehen konnte. Leutchen, ſeht Ihr's denn nicht, daß es ein leibhaftes Geſpenſt iſt, dies Kloſter, was ſage ich Kloſter, der Teufel ſelber iſt's, der ſich hier als Kloſter angezogen hat, und mitten unter uns ſteht mit dieſem unbeweglichen, grauen, hohläugigen Geſicht, vor dem man doch gleich auf der Stelle den Verſtand verlieren könnte, wenn man auch nichts getrunken hätte! Himmel, ich glaube gar, es ſchwitzt jetzt eben große Blutstropfen aus, dies ſchauerliche Gemäuer, und immer mehr Satane kommen herzu und lecken ſich alle fünf Finger danach. Und wir lachen noch hier und jubeln, und nennen uns den hellen chriſtlichen Haufen, während wir doch in eine dunkle teufliſche Gewalt gerathen ſind, in die Gewalt

dieſes Kloſters, das da ſteht und ſteht und immer ſteht, und nicht vom Flecke weicht, ich mag ihm mit meinen beiden Fäuſten drohen, ſoviel ich will! Es wird uns nun auffreſſen, nachdem wir es ausgetrunken haben!

Man lachte ihn aus, und würde ſich noch länger an ihm erluſtigt haben, wenn nicht in demſelben Augenblick der immer näher heranbrauſende Lärm den Anzug einer neuen kriegesmuthigen Bauernſchaar gemeldet hätte. Es waren die Bauern aus dem Gebiete der Reichsſtadt Hall, welche ſich jetzt einem Heuſchreckenſchwarm ähnlich heranwälzten und in einer Anzahl von mehreren tauſend Mann, mit wehenden Fahnen und gewaltigem Trommellärm, aufmarſchirt kamen. Sie rückten unter ſtürmiſchen Willkommsgrüßen der Metzler'ſchen Schaar in das Lager ein und wurden als Bundesbrüder aufgenommen, obwohl ihr Anblick, bei näherem Betrachten, nicht dem eines tapfern und wohlbeſtellten Kriegshaufens entſprach. Denn man erſah bald aus ihrem ganzen Aufzuge, daß ſie in einer unordentlichen Flucht begriffen waren, und ihr Anführer, Hafen Stephan, ſchien der Verzagteſte unter Allen, wie viel Geſchrei und Lärm er auch bei ſeinem erſten Auf-

treten erhob. Diese Schaar hatte soeben einen jämmerlichen Strauß bei Gottwaltshausen bestanden und war vor einem geringen Trupp, welchen der Rath von Hall gegen sie ausgesandt hatte, beim ersten Abfeuern der Geschütze davon gelaufen. Georg Metzler sah es mit einigem Bedenken, daß dieser Haufen ihm zugezogen war, doch hoffte er, sie durch den kriegerischen und herzhaften Geist, welcher die Odenwälder Schaar überwiegend auszeichnete, zu einer besseren Mannszucht zu zwingen. Dieser Odenwälder Haufen, über welchen Herr Metzler vorläufig als Gesammtführer gelten konnte, war aber selbst aus sehr verschiedenartigen und widerstrebenden Bestandtheilen zusammengesetzt. Der edelste Theil desselben waren die Rotenburger, die unter Stephan von Menzingen ausgezogen waren, und zu denen sich unterwegs auch der treffliche Ritter Florian Geier gesellt hatte. Sie waren am besten in Waffen gerüstet und beobachteten meistentheils eine ernste und würdige Zucht, während die eigentlichen Odenwälder sich an eine solche durchaus nicht gewöhnen konnten und in Saus und Braus den ganzen Tag sich erzingen. Dies wüste Treiben wollte im Lager von Schönthal kein Ende nehmen, und begann jetzt, nach Ankunft der hallischen

Bauern, noch stärker und ausgelassener, da dieser Haufen, obwohl man ihm den größten Theil seiner erbeuteten Nahrungsvorräthe bei Gottwaltshausen wieder abgenommen, doch noch immer einige große Wagen voll Mehl, Früchten und Weins mit sich führte, die nun ebenfalls zur allgemeinen Erlustigung des Lagers hergegeben wurden.

Fernab von dem wildesten Getümmel, an einen Baumstamm gelehnt, stand eine edele hohe Gestalt, in ritterlicher Rüstung, der man ansah, wie wenig ihr das Treiben in ihrer Nähe gefiel. Es war Herr Florian Geier, der sich in Nachdenken über die Angelegenheit, der er fortan seinen tapfern Arm widmen wollte, von den Uebrigen an dieser einsamen Stelle abgesondert hatte. Mit Verachtung erfüllte ihn zwar das gränzenlose Getöse des Bauernlagers, zu dessen Mitglied er sich aus seinem freien Entschließen gemacht hatte, aber er verzagte darum nicht an der Sache, die er mit einem klaren Ueberblick der Zeit als die seinige ergriffen. Auf der mächtigen Burg zu Gikelstadt, wo das ritterliche Geschlecht seiner Vorfahren gehaust, hatte er lange in der Einsamkeit gesessen, und ein Ungenüge empfunden an dem ereignißlosen Leben des Edelmanns, das nir-

gend mehr kräftige Wurzel ſchlug in der Gegenwart. Da zog eines Tages dicht bei ſeiner Veſte ein Zug der rotenburgiſchen Bauern vorüber und erweckte ihn durch den Schlag der Aufruhrtrommel und die muthige Kriegspfeife aus ſeinem ſtillen Leben. Verwundert lauſchte er dieſem neuen Klang, dann ſprang er fort, ließ ſein Roß ſatteln, und ſprengte zu den Bauern herunter, denen er ſagte, daß jetzt die Zeit gekommen, wo der Edelmann ſich mit dem Bauer verbinden müſſe, um die ritterlichſte That der deutſchen Nation zu thun. Er war der Meinung, daß der Adel in dieſer Zeit auf der Seite ſtehen müſſe, wo friſche Thaten geſchähen; und die Ueberzeugung hatte ſich ganz von innen heraus in ihm ausgebildet, daß es heut die wahre Aufgabe des Ritterthums ſei, der Welt die Freiheit zu erobern und auf dem Zuge nach ihr die ächten Abenteuer zu beſtehen. Ritter Florian war einfach, anſpruchslos, bieder und der Zeit ſich klar bewußt, dazu ein wackerer Degen, ſo daß er zum oberſten Anführer und Feldherrn der Bauernheere vom Schickſal berufen ſchien, obwohl er ſpäter nur theilweiſe den Einfluß ausübte, den er in einer umfaſſenderen Ausdehnung, zum Heil der ganzen Angelegenheit, hätte erſtreben ſollen. Er beſaß aber

alle Eigenſchaften zu einem ſolchen Führer, wie er den Bauern von Anfang bis zu Ende gefehlt, und nur Eines mochte ſein, was ihm in ſeinem Weſen Eintrag that, nämlich ſein bisheriges einſiedleriſches Leben, das ihn der Behandlung der Menſchen etwas entfremdet hatte.

Jetzt trat Georg Metzler zu ihm heran und verſuchte ihn durch luſtiges Zureden in ſeiner Art zum Antheil an dem mit neuer Schwelgerei begonnenen Gelage zu bewegen. Ei, Herr Ritter, rief er ihm zu, macht Ihr hier Kalender, während wir zechen und uns der neuen Dinge in der Welt freuen? So wißt denn, daß Ihr hier im Bauernlager ſchlechterdings keine Kalender machen dürft, denn auch den Kalender wollen wir abſchaffen, es ſoll eine ganz neue und einzig luſtige Zeitrechnung eingeführt werden! Darum nehmt den Becher und trinkt wieder und wieder und abermals, damit man einſieht, Ihr meint es wirklich mit der Bauern Sache von Herzen! Denn wer nicht mit uns trinken kann, kann auch nicht mit uns frei werden, und zum Teufel mit den nüchternen Kerls, die ſich das Evangelium der neuen Sache aus den Fingern zu ſaugen meinen, während es doch wie ein herzhafter Trunk durch alle unſere Adern ſich ergießen muß!

Ihr taumelt sehr, Herr Metzler! erwiederte ihm Florian in seiner bescheidenen und ruhigen Würde. Ich muß Euch offen gestehn, Ihr mißfallt mir in dieser Weise, und Euere Odenwälder benehmen sich größtentheils wie ganz erbärmliches und lumpiges Gesindel, so daß die Spreu bald vom Weizen wird gesichtet werden müssen, sollen wir nicht zu Spott und Schanden werden! Der Kern der Bauernschaft ist gut und verdient wahrlich zu siegen, und mit diesem Kern will ich es halten, so lange ich mein gutes Schwert rühren kann. Aber wenn Ihr, Meister Metzler, mit Völlerei vorangeht statt mit Zucht und Ordnung, so werd' ich Euch im Namen Euerer gerechten Sache zur Verantwortung ziehen!

Mit wilder Gebärde starrte Georg Metzler den edeln Ritter an, und war im Begriff in ein Schelten und Toben auszubrechen, als sich abermals in der Ferne der eigenthümliche Ton einer neu heranziehenden Bauernschaar vernehmen ließ, und man bald ihre wehenden Fahnen, welche sie zum Zeichen ihres muthvollen und sieggewissen Anrückens in die Luft warfen, erkannte. Ritter Florian ließ den in seinem Zorn unterbrochenen Metzler stehen, und wandte sich mit besonders freudiger

Aufmerksamkeit nach dem äußersten Ende des Lagers hin, wo die eben durch so fröhliches Spiel sich verkündigende Schaar zuerst anlangen mußte. Seine Hoffnung täuschte ihn nicht, und je mehr der anmarschirende Bauernhaufen in den Gesichtskreis rückte, desto froher wurde Ritter Florian Geier, denn er erkannte die hohenlohische Schaar, die aus Oehringen-heut ausgezogen war, um ebenfalls in Schönthal sich zu den übrigen Haufen zu sammeln. Und unter diesen erwartete Florian vor allen den von ihm sehr verehrten Wendelin Hipler zu schauen, den er äußerst begierig war, kennen zu lernen, da er bisher so Vieles und Erweckendes von ihm vernommen.

Die Hohenloher zogen jetzt in einem stattlichen und wohlgeordneten Haufen heran und bildeten um so mehr eine ansehnliche Schaar, als auch der heilbronner Bauernhaufen sich zu ihnen gesellt hatte, welcher, funfzehnhundert Mann an der Zahl, unter Anführung des listig gewandten Jäcklein Rohrbach, sich schon nach Oehringen zu ihnen begeben, woselbst die Stadt von all den zusammengetretenen Mannschaften so überfüllt worden war, daß man, mit Zurücklassung eines geringen Theils der Verbündeten, einen gemeinschaftlichen Auszug nach

Schönthal beſchloß. Dies alte Kloſter mit ſeinen fruchtbaren Gründen ſchien nun vorerſt der Mittelpunct der Bauernzüge geworden, und man konnte auf dieſem Platze einen Augenblick lang ein überſichtliches Bild von den Hauptbeſtandtheilen dieſer Streitmacht ſich erwerben. Die Geſammtzahl der jetzt vor Schönthal verſammelten Bauern betrug wohl acht bis zehntauſend Mann, und es fehlte dieſer ſtarken Maſſe nichts als die Leichtigkeit, ſich in ſich ſelbſt zu zügeln und zu einer Einheit zu bilden.

Wendelin Hipler war auch mit dem bebenlobiſchen Haufen in dem Kloſterthal erſchienen, und empfing von Allen den lauten Ausdruck der beſonderen Verehrung, welche ſein thatkräftiges und geiſtig entſchloſſenes Auftreten überall abnöthigte. Florian Geier hatte ſich ihm raſch genähert und beide Männer, zu Helfern ihrer Zeit berufen, umarmten ſich bei der Begrüßung auf das Herzlichſte.

Mich hat ſehr verlangt, Herr Hipler, Euch von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen! begann Ritter Florian in ſeiner einfachen natürlichen Art das Geſpräch. So geſtattet mir's denn in Freundſchaft, mich als Euern lernbegierigſten Schüler Euch vorzuſtellen, wenn ich

auch nichts habe als mein altes Ritterſchwert, das ich unter den Befehl Eures Geiſtes ſtelle!

Ihr ſeid zu beſcheiden für Euern Werth, Herr Ritter Florian Geier! erwiederte Wendelin Hipler, indem er ihm vielmals die Hand ſchüttelte. Auch ich habe ſchon von Euch gehört und achte es als ein hohes Zeichen für die Vortrefflichkeit unſerer Sache, daß Männer Euerer Art ſich mit Leib und Seele dafür hingeben! Manche andere adelige Herrn ſind im Begriff ſich jetzt zu des Volkes Sache zu wenden, und auf welchen beſſeren Grund kann der Adel heutiger Zeit ſeine Zukunft bauen? Seht, wie erfreulich es iſt, ſich in dieſem von Muth und Leben überſchäumenden Bauernlager umzublicken! Es dampft ja der Grund von all dem herzensübermüthigen Treiben und Bewegen dieſer armen Leute, wie ein großes Opferfeſt der Menſchheit, das ſie zu ihrer Wiedergeburt begeht! Wie ſehr erhebt es mich, hier lauter fröhliche und muthwillige Geſichter zu ſchauen! Fällt auch noch manches Ungehörige vor, ſo kann das nicht anders ſein, denn nur mit Mühe wird ein Edelſtein geſchliffen, und des Volkes Herz iſt ein ſo harter und feſter Edelſtein, den eben erſt die Natur aus ihren tiefſten Gründen entlaſſen! Haben ſich dieſe Bauern nur

erſt daran gewöhnt, daß ſie ein Recht haben auf den freien menſchlichen Genuß des Daſeins, ſo werden ſie auch das Geſetz dieſes Genuſſes begreifen!

Mir aus der Seele geſprochen, obwohl vernünftiger ausgedrückt! rief Georg Metzler, indem er auch heranſchwankte und Herrn Hipler zum Willkommen einen kräftigen Schlag auf die Schulter verſetzte. Nicht wahr, Ihr müßt geſtehen, Hipler, ich habe hier ein gutes Lager zuſammengebracht, in dem es einem rechten Chriſtenmenſchen wohl werden muß, und nur ein hochmaſſiger Fant, der noch nicht weiß, wie es dem Volke um ſein Herz iſt, kann hier an dieſer ganz prächtigen und wirklich nymphaften Luſtigkeit einen Anſtoß vermerken wollen! Und meine Odenwälder ſind nach Krieg gierig wie Jagdhunde auf den Fang, und Ihr werdet uns nachſagen müſſen, daß wir den Grund zu dieſer ganzen großen Unternehmung gelegt und den Ausſchlag dazu gegeben haben!

Euere Verdienſte ſollen am allerwenigſten von mir verkannt werden, Herr Metzler! entgegnete Wendelin Hipler, mit einiger Beimiſchung von gebietendem Ausdruck in ſeinem Ton. Als ſich noch wenig regte in unſerer Gegend, waret Ihr ſchon für die zwölf Artikel

der Baumwſchaft begeiſtert, und ich durfte mit Euch manches Heilſame im Geheimen verabreden. Aber Ehre dem Ehre gebührt, und ſo kann man nicht ſagen, daß die Odenwälder den Ausſchlag gegeben haben! Vielmehr wird die deutſche Nation, wenn ſie jetzt ans Ziel gelangt, ihre beſondern Dankgeldbüſſe den Rotenburgern darzubringen haben. Die wackern Rotenburger ſind nicht nur zuerſt aufgeſtanden, ſondern auch als die Erſten ausgezogen und haben ſelbſt Dich, Metzler, auf die Beine gebracht, indem ſie plötzlich, mehrere tauſend an der Zahl, in den Schüpfergrund hinabſtiegen und mit unwiderſtehlicher Gewalt auch Dich fortriſſen! Meine Herren und Freunde, die rotenburgiſchen Verhältniſſe ſind in der That die belehrendſten, welche wir in der letzten Zeit anzuſchauen gehabt. Dort haben ſchon immer die merkwürdigſten Umſtände im Innern der Stadt zuſammengewirkt, um aus den Reibungen der Parteien ein ächtes evangeliſches Leben im Sinne der nationalen Freiheit zu entwickeln. Und wer daſelbſt dieſen rotenburgiſchen Geiſt gewaltig getrieben und gezeitigt, das iſt Carlſtadt, der außerordentliche Mann, ein Doctor der Freiheit, was jetzt jeder chriſtliche Prieſter werden muß, der auf das ewige Heil ſich verſteht. Meine Her-

ren, es iſt ganz gewiß, daß wir in einer geotregnadigten Zeit leben, wo ſolche Männer für das Volk auferſtehen, um das Recht auf Erden verwirklichen zu helfen. Denn es giebt keine höhere Religion als das Recht, und das Recht muß uns jetzt werden um Gottes willen, wie uns Gott um des Rechtes willen geworden iſt, das Alle gleichmäßig auf ihn haben, Vornehme wie Geringe! Wem wir aber das Wichtigſte verdanken in all dieſen Beſtrebungen und Erzielungen, deſſen Name werde unter uns mit beſonderer Feier ſtets genannt! An dieſem Namen allein, wenn ich ſeiner gedenke, erhebe ich mich oft zu einer wunderbaren Bekräftigung meiner ſelbſt, es iſt der Name des geheimnißvoll wirkenden Thomas Münzer! Von Zeit zu Zeit empfange ich Botſchaften von dieſem Mann, und kann ihn doch nie erreichen. Er ſchickt uns Grüße und Winke, wir wiſſen nicht woher, und wenn wir in unſerer Sache im Begriff ſtehen etwas Unrechtes anzufangen, erhalten wir eine Weiſung von ihm auf verborgene Art, aber immer tief eingreifend und das Beſte berathend. So viel iſt gewiß, daß er in unbekannter Geſtalt allen Bauernunternehmungen dieſer Zeit folgt und immer am rechten Ort zu predigen und zu ſchaffen

verſteht, um Alles nach dem Einen Ziel zu treiben, welches das unerläßliche und unvermeidliche für die Menſchheit iſt. Ueberall begegnet man jetzt Schülern und Anhängern dieſes Thomas Münzer, die ihn auf freiem Felde, im Angeſicht des Himmels und des Volkes, predigen gehört und ſich zu ihm bekannt haben. Auch unſer Lager hier zählt deren manche und viele, unter den Gemeinen ſowohl wie unter den Hauptleuten, und es iſt auf's Aeußerſte zu beklagen, daß der Mann nicht aus ſeinem undurchdringlichen Dunkel zu uns heraustreten will, um ſich uns ſtetig zu offenbaren und in unſerer Mitte zu bleiben. Als unſer beſtändiger Führer und Leiter würde er auch ſicherer ſein als jetzt, wo man ihm auf allen Wegen und Stegen auflauert, um ihn zu fangen, denn die weltlichen wie die geiſtlichen Gewalthaber möchten gern an ihm die zwölf Artikel rächen, die man noch immer von ihm ausgegangen glaubt. Und mir ſelbſt wird es immer wahrſcheinlicher, daß Thomas Münzer Verfaſſer iſt der zwölf Artikel, auf die wir uns Alle verſchworen und unſer Leben verwettet haben. Dies treibt ihn auch unſtät umher, weil man ihm um deswillen nach der Freiheit trachtet, und ſo hüllt er ſich immer mehr und mehr

in die Schatten des Geheimniſſes, ſtatt daß er uns lieber würdig halten ſollte, uns zu führen, denn wer möchte ſich ihm nicht unterordnen? Hat er ſich aber in den zwölf Artikeln ſo einfältiglich und gottesbarmherzig in den Sinn des gemeinen Mannes hineinverſetzt, ſo ſollte man denken, es müſſe ihn nun auch treiben, die Zügel des Roſſes, das er zum Laufen gebracht ſelbſt in die Hand zu nehmen. Aber er iſt und bleibt uns verſchleiert, und wir dürfen wohl nicht mehr auf ihn hoffen! —

Die neuangekommenen Haufen hatten unterdeß ihren Platz im Lager eingenommen, und die Führer der ſämmtlichen Schaaren zogen ſich zu einer gemeinſchaftlichen Berathung unter ein in der Mitte aufgeſchlagenes Zelt zurück. Es währte jedoch nicht lange, ſo kam ein Reiter, der ſich ſchon von fern durch das Zeichen der Trompete als Botſchafter zu erkennen gab, zum Lager herangeſprengt, und verlangte die Anführer des oehringen'ſchen Haufens zu ſprechen, worauf er in das Verſammlungszelt geführt wurde. Ein Schreiben mit einem großen Siegel, das er in der Hand trug, kam von den Grafen von Hohenlohe und überbrachte den nach Schönthal aufgebrochenen oehringen'ſchen Unter-

thanen die gütlichſten Vorſchläge zur Rückkehr und Vereinigung. Dies Schreiben, welches jetzt öffentlich verleſen wurde, verſprach Allen, welche die Grafſchaft verlaſſen, im Fall ihrer Rückkehr Recht und Gerechtigkeit vor den Vierundzwanzigmännern zu Oehringen, und Gewährung derjenigen Erleichterungen, welche die Stände des heiligen römiſchen Reichs für den gemeinen Mann feſtſetzen würden. Dagegen verhießen die Grafen ſelber, allen geſetzlichen Forderungen an ihre Perſon genug zu thun und ihren Unterthanen zu Recht zu ſtehen entweder nach des heiligen römiſchen Reichs Ordnungen, oder vor einem ausdrücklich dazu erkorenen Schiedsgericht des Kaiſers oder anderer Reichsfürſten und Städte.-

Die Hauptleute der oehringen'ſchen Schaar, in deren Mitte Wendelin Hipler ſaß, bezeigten keine ſonderliche Zufriedenheit über dies Anerbieten, obwohl ihnen zu gleicher Zeit die Meldung geſchah, daß der in Oehringen zurückgebliebene Haufen ſich damit einverſtanden erklärt. Der Hauptmann Wolf Gerber, nachdem er einige Worte insgeheim mit Wendelin Hipler gewechſelt, erhob ſich finſter und ſagte mit grollender Stimme: mit ſolchen Gleißnereien ſollte man uns doch jetzt nicht mehr

abſpeiſen wollen! Solche feine Koſt taugt nicht für unſern geſunden Magen. In die Hölle mit allem Geſchriebenen, wodurch das deutſche Volk nun lange genug bei der Naſe herumgeführt worden. Möchte man doch endlich des Papiers ſparen im heiligen römiſchen Reich, da wir der Schreibereien nicht mehr bedürfen, ſondern des ehrlichen und unverſtellten Handelns! Darum ſchlage ich vor, daß wir uns auf keine Unterhandlungen ferner einlaſſen wollen! Entweder die Grafen nehmen die zwölf Artikel im gedruckten Büchlein an, und daneben auch die geſchriebenen, die wir ihnen zugefertigt, oder ſie nehmen ſie nicht an. Im erſteren Falle ſoll Frieden ſein bis auf die allgemeine Reformation, im letzteren Krieg ohne Aufhör und Ende!

Wendelin Hipler nickte dem Sprecher wohlgefällig zu, worauf auch Wendel Krs, ein anderer der oehringen'ſchen Hauptleute, ſich erweckt fühlte, in demſelben Sinne zu reden. Es war ein kleiner gedrungener Mann, der aber mit einer laut ſchmetternden Stimme das ganze Lager überſchrie und dazu mit Händen und Füßen die heftigſten Gebärden ausdrückte. Mögen doch die beiden Herren Grafen ſelber zu uns kommen und mit uns reden! rief er wüthend. Wir ſind nicht die Leute, daß

wir ihnen nicht ſicheres Geleit in unſer Lager bewilligen ſollten! Wir aber können und werden auf dieſen geſchriebenen Wiſch nicht kommen, das verſteht ſich von ſelbſt! Jetzt iſt vielmehr die Zeit, wo die Herren und Grafen anfangen müſſen ſich die Hacken abzulaufen, um zum Volk zu gelangen! Geſchieht ihnen ſchon Recht, warum haben ſie das Volk ſo weit von ſich entfernt? Nun werden ſie ſich wohl die Schwindſucht an den Hals laufen müſſen, ehe ſie das Volk wieder einholen! Laßt ſie laufen, laßt ſie kommen! Aber lauft und kommt nicht mehr zu ihnen!

Und mit ſolcher Antwort laßt uns den Boten wieder abfertigen! nahm Wilhelm Kubach, ein ältlicher Mann, der früher Mitglied des Rathes in Oehringen geweſen, das Wort. Die Grafen aber laßt uns zu einer mündlichen Unterredung zu uns einladen, auf daß ſie mit Augen ſehen und mit Ohren hören, wie nun auch der gemeine Mann zu ſehen und zu hören angefangen hat!

Ich dächte, wir kämen ihnen doch einige Schritte entgegen! bemerkte Herr Wendelin Hipler lächelnd. Was meinen die Herren Metzler, Florian von Geier und Jäcklein Rohrbach, wenn wir jetzt dem geſammten hier in Schönthal liegenden Heereshaufen Aufbruch geböten?

Eine längere Ruhe ſcheint mir den Mannſchaften gar nicht zuträglich, und nachdem ſich die braven Leute erquickt und geſtärkt, muß es uns darauf ankommen, ihre Kräfte zu entwickeln und bald auf einem möglichſt entſcheidenden Punct in Bewegung zu ſetzen. Ich ſchlage daher unmaßgeblich vor, mit der ganzen Streitmacht noch in dieſer Stunde aufzubrechen und vor der Hand nach Neuenſtein zu ziehn, wo wir den Herrn Grafen Albrecht wohl antreffen werden und vor ſeinem Angeſicht zur Freude ſeiner Augen und zur Uebung unſerer Leute einige militairiſche Gruppen aufſtellen können!

Ein ſolcher Aufbruch iſt ſogar dringend geboten! begann Georg Metzler mit einem ernſthafteren Geſicht, als man ſonſt an ihm kannte, zu reden. Denn die Weine und Nahrungsvorräthe dieſes ſchändlichen Ciſterzienſerkloſters erweiſen ſich doch nicht ſo unerſchöpflich, als wir im Vertrauen auf unſere gerechte Sache anfangs geglaubt! Vielmehr hat ſich der höchſt empörende Umſtand herausgeſtellt, daß die Weine dieſer Baals-Abtei, in dem Maße als ſie abnehmen, immer ſtärkeren Durſt bewirken, weshalb ich denke, daß wir dieſer Foppere nun ein Ende machen! Vielleicht daß wir aus dem gräflichen Keller in Neuenſtein reeller be-

dient werden, und es ist auch Zeit, daß wir uns mit unserer Reformation nun entschiedener auf das weltliche Gebiet versetzen, nachdem wir hier in Schönthal an dieser ganz trügerischen Klosterpforte vergeblich das Pfaffenthum auszubessern gesucht! So soll denn nun das Grafenthum an die Reihe kommen, juchhe, juchhe! Ehe wir aber ziehen, laßt uns noch an den Mann unsere höchste Würde austheilen, der sie auf's Höchste verdient hat! Laßt uns diesen sehr ehrwürdigen Herrn Wendelin Hipler, dessen hoher Verstand uns Alle auf die Beine gebracht hat und immer wieder auf die Beine bringt, wenn wir auch einmal purkeln, laßt uns ihn zum Kanzler dieses ganzen christlichen und protestirenden Bauernheeres ausrufen! Er lebe hoch, unser Kanzler Wendelin Hipler, zehntausendmal hoch!

Metzler verstand es Lärm zu machen und vermittelst desselben eine von ihm angeregte Sache sofort durchzusetzen. So hatte er auch jetzt in wenigen Augenblicken das ganze Lager für das von ihm ausgebrachte Lebehoch erweckt, und Herrn Wendelin Hipler's Name mit der ihm zugedachten Würdenbezeichnung erscholl bald in einem jauchzenden Jubelausruf, daß Thal und Höhen davon erschüttert wurden.

Hipler war auf eine Anhöhe getreten und betrachtete ernſt und feierlich die unter ihm wogende bunte Maſſe, die ſich bald darauf in ordnungsvollen Reihen zum Aufbruch bildete. Mancherlei Gedanken beſtürmten Herrn Hipler's Gemüth bei dieſem Anblick, und man ſah ihm an, daß er mit ſich zu Rathe ging, welche Verantwortung Der auf ſeine Seele geladen, auf deſſen Anſtiften ſich dieſe Schaar von Armen und Bedrückten hinausgewagt auf den Schauplatz der Welt, auf dem ihr Schickſal ſie nur widerwillig erſcheinen ſah. Und wie mächtig war dieſe Schaar in kurzer Zeit angewachſen und emporgeſchoſſen, wenn ihr auch noch Alles fehlte, was ihr eine ſichere Haltung in ſich ſelbſt und eine planmäßige Entwickelung nach Außen verbürgen konnte. Indem ſich jetzt ein Fähnlein nach dem andern zum Zuge reihte, bemerkte Herr Hipler, wie viel den Einzelnen noch fehlte, um ſich im feſten Verband mit einem Ganzen zu fühlen, denn nur der Heimathsort bildete fürerſt eine Uebereinſtimmung der einzelnen Haufen, dem ſich andere Rückſichten unterordnen mußten. Dieſe kleineren Haufen hatten ſich immer ſelbſtändig für ſich gegliedert, ſowohl was die Anführung als was den Proviant betraf, und ſonderten ſich eben

durch dieſe Selbſtändigkeit von der Gemeinſchaft der übrigen. Das mangelhafte Geſchütz entbehrte größtentheils noch der verſtändigen Führer und wurde unordentlich in dem Gewühl mitgeſchleppt. An Reiterei fehlte es noch gänzlich und ſelbſt die Hauptleute ritten größtentheils ſchlechte Ackergäule, die für den Krieg untauglich waren. Die Bekleidung der Bauern war bequem und meiſtens wohlanſtändig, vermochte aber keinen Schutz zu gewähren. Sie beſtand in dem weiten bauſchigen Kittel, welcher bis zu den Knieen reichte und in der Mitte des Leibes durch einen Gurt zuſammengehalten wurde, an welchem zur linken Seite das Schwert herabhing. Die Beinkleider fielen nur wenig über das Knie herab und ſchloſſen ſich an demſelben mit einer Schleife, wo der lange Strumpf begann, der in den groben, ſtark beſchlagenen Schuh endigte. Dieſe Tracht hatte ein ſehr maleriſches Anſehn, das durch die langen, von beiden Seiten bis zu den Schultern herabwallenden Haare, über welche ſich die runde pelzverbrämte Mütze legte, noch erhöht wurde. Die eine Hand hielt gewöhnlich den Dreſchflegel, die Heugabel oder den Morgenſtern, während die andere die Steinſchleuder oder den Pechkranz ſchaukelte. So ſchritten dieſe armen Leute

wohlgemuth dem Krieg entgegen, von deſſen Handwerk ſie nur eine dunkle Vorſtellung hatten, und auf ihren meiſtentheils wohlgeformten und edlen Geſichtern lag der Ausdruck gerechter Hoffnungen und einer durch langes Leiden erkauften Zuverſicht auf ihr Unternehmen.

Nachdem die ganze Maſſe ſich in allen ihren Gliedern erhoben und fortzubewegen begonnen, ſtieg auch Herr Wendelin Hipler auf ſein Roß, um dem Zuge zu folgen. Als er ſich aufſetzte, bemerkte er erſt, daß der Ritter Florian Geier ſo lange neben ihm geſtanden, der ihm jetzt ſchweigend zunickte. Die düſtere Wolke auf Hipler's Stirn erheiterte ſich beim Anblick des trefflichen Ritters, doch ſprachen ſie nicht miteinander, ſondern ſchienen ſich ſtumm in ihren Gefühlen und Betrachtungen zu verſtehen.

Beide Männer ritten jetzt eine Zeitlang ſtill neben einander fort, während vor ihnen her im himmelanſteigenden Staub der Landſtraße ſich die unabſehbare Menge fortwälzte.

Herr Wendelin Hipler, nahm endlich Florian Geier das Wort, ich kann Euch nicht genug ſagen, wie ſehr ich Euch achte und bewundere! Ich habe eine Abſchrift von Eurem Verfaſſungsentwurf für das deutſche Reich

geleſen, und bin erhoben von der großen und freien Gliederung eines wahren deutſchen Nationallebens, das Ihr da ſo klar und feſt, wie eine Säule von Licht, in Euern Gedanken hingeſtellt habt! Ihr ſeid ein großer, alle Wirklichkeit durchſchauender Kopf, Herr Hipler, und wollte Gott, daß ſich Alles ſo erfüllte, wie Ihr es gedacht habt! Da iſt auch nichts vergeſſen und unerledigt geblieben, was zu einer freien und vernünftigen Einrichtung unſeres Volkes gehört. Zuerſt habt Ihr darin die nothwendige Reformirung der Geiſtlichen, ſowie aller weltlichen Fürſten und Herren im Reich auseinandergeſetzt und die Rechte der Reichen gegen die Armen an dem Maß der allgemeinen chriſtlichen Freiheit würdig abgemeſſen, und auch die Städte und Gemeinden zu göttlichen und natürlichen Rechten nach dieſer chriſtlichen Freiheit zu reformiren vorgeſchlagen. Dann habt Ihr die Rechte der Doctoren und das römiſche Recht ſehr ſcharfſinnig in Betracht gezogen, und auch die weltlichen Verhältniſſe der Geiſtlichen gründlich zurechtgewieſen. Nichts geht aber über die hohe Zweckmäßigkeit, mit der Ihr in Euerm Entwurf das Gerichtswesen zu ordnen und auf einen nationalen Fuß zu ſtellen geſucht, auch die Steuern, Münzen, Maße

und Gewichte nach einem wahren allgemeinen Nutzen feſtgeſetzt habt, wie es denn auch die Gleichheit der Armen und Reichen fördern wird, daß Ihr eine Aufhebung der großen Handelsgeſellſchaften in Euerm zwölften Artikel befohlen! Das Alles will mir nun nicht mehr aus dem Sinne weichen, und beunruhigt mich ſeiner Erfüllung wegen mit ſchweren Aengſten, von denen ich jedoch wieder, in Euerer ſtarken Nähe, Herr, zur Zuverſicht mich erkräftigt fühle!

Solche Gedanken habe ich allerdings niedergeſchrieben, erwiederte Wendelin Hipler, doch nicht mir allein gebührt das Verdienſt des Entwurfes, ſondern mein Freund, der treffliche Keller Friedrich Weigant in Miltenberg, hat gar Wichtiges und Sinnreiches dazu beigetragen. Laßt uns Alle hoffen, daß bald, zur Erfüllung der deutſchen Freiheit, ſich eine große öffentliche Gelegenheit darbieten wird, wo wir mit Rath und That dieſen Entwurf vornehmen können! Sollte er von der deutſchen Nation angenommen werden und zur Ausführung kommen, ſo würde dadurch zugleich die wahre und urſprüngliche Größe eines einigen deutſchen Kaiſerthums, wie es in Karl dem Großen dageweſen, wiederhergeſtellt werden. Ich meine ein ſolches deutſches

Kaiſerthum, wie es aus den freien Theilen ſelbſt als ein freies Ganzes ſich erhöbe und als der erhabenſte Gipfel der Nation doch zugleich aus jedem einzelnen und geringfügigen Beſtandtheil hervortrete, jede Gemeine für ſich frei und ſelbſtändig, und doch gerade in ihrer Freiheit abgeleitet von der Spitze und Idee aller Freiheit, dem Kaiſerthum! Und zu dieſem wahren deutſchen Kaiſerthum, deſſen Wiederbringung eine Verkörperung und Gliederung der Freiheit für uns iſt, laßt uns beten Tag und Nacht! Glaubt mir, Herr Ritter, vor dieſem Gedanken liege ich jetzt ſtündlich auf den Knieen! Werden wir ihn wohl mit dieſem Bauernheer, das dort luſtig und eilfertig vor uns hintrabt, verwirklichen? Was meint Ihr, Herr Ritter?

Von den Fürſten und Reichen iſt einmal kein heilbringender Umſchwung zu hoffen! erwiederte Florian Geier. So bleibt denn nichts übrig, als daß die Armen und Elenden die Welt erlöſen müſſen! —

Unter ſolchen Geſprächen waren die Reiter etwas zurückgeblieben, und trieben jetzt ihre Roſſe ſchärfer an, um ſich dem Heereszuge wieder anzuſchließen, der im haſtigen Gewirr zu neuen Abenteuern fortſtürzte.

VI.

In einem herrlichen Thal liegt das würtembergiſche Gebirgsſtädtchen Weinsberg, ein anmuthiger Flecken, oberhalb deſſen ſich das vielberühmte und ſtark befeſtigte Schloß ausbreitet. Seit dem dreizehnten April, welches der grüne Donnerſtag war, befand ſich hier Graf Ludwig Helferich von Helfenſtein, zum Befehlshaber der hieher verlegten Beſatzung, und zum Amtmann von Weinsberg ernannt, zu welchem in dieſem Augenblick ſo wichtigen Poſten ihn die öſterreichiſche Regentſchaft um ſo vertrauensvoller auserſehen, da er vor Kurzem mit ſo vielem Glück Stuttgart während der Belagerung des Herzogs Ulrich gehalten. Und nachdem dieſer Ulrich auf eben ſo abenteuerliche Weiſe abgezogen, wie er gekommen, war inzwiſchen die Sache der Bauern in den hieſigen Landen immer weiter gediehen und man mußte darauf denken, gegen ihre ſich von Tag zu Tag mehr ausſpannenden Unternehmungen feſte Plätze zu bilden. So war dieſe Beſatzung

nach Weinsberg geſchickt, welche aus einer Schaar von tapfern und erprobten Rittern beſtand und mit allen ihnen zugehörigen Edelknechten und Reiſigen wohl auf ſiebzig Pferde ſich veranſchlagen ließ, zu welcher Zahl man täglich einer neuen Verſtärkung von Stuttgart entgegenſah.

In einem Zimmer des weinsberger Schloſſes ſaß Graf Helfenſtein mit ſeiner Gattin beim Frühmahl und ſuchte den Morgenimbiß, den ſie miteinander einnahmen, ſoviel es die Umſtände zulaſſen mochten, durch heiteres Geſpräch zu beleben. Die Sonne blitzte frohlockend mit dem jungen Tag ins Gemach herein, doch vermochte weder ihr Schimmer noch das ſich luſtig anſtellende Zureden des Grafen dem Antlitz Olympia's ein Lächeln abzugewinnen. Selbſt ihrem Kinde, das ſchäkernd an ihr herumlief, gelang es nicht, die Aufmerkſamkeit der ſchönen Frau von ihrem finſtern Hinbrüten abzulenken. Das anhaltende Schweigen, welches jetzt bei Allen die Oberhand gewann, hatte etwas ſehr Beklommenes. Dem Edelknaben Bodo, welcher im Hintergrunde des Zimmers gegen die Tapete lehnte und der ſeit den letzten Wochen immer bleicher und abgehärmter ausgeſehen, entfuhr ein lauter Seufzer, über

den er ſelbſt am meiſten zuſammenſchrak. Verdrießlich erhob ſich endlich der Graf von ſeinem Sitz und ſchritt, jeden Zwang aufgebend und ſich ſeiner eigenen Unruhe überlaſſend, im Gemach auf und nieder.

Verzeihung, mein Gemahl, bat Olympia, wenn ich Deinen Bemühungen um mich nicht freundlich genug entſprochen! Meine Gedanken ſchweifen alle ins Wüſte und Traurige, daß ich ſie ſelbſt zu Gott nicht mehr ſammeln kann, und doch iſt die heilige Zeit der Oſtern wieder zu uns herangerückt, aber welche Oſtern ſind es diesmal, und unter welchen Umſtänden werden wir ſie feiern! Unſere gebenedeite Jungfrau möge ihre Hand über mich ausſtrecken, daß ich frei und rein werde von all der Weltangſt, die mich dermalen hinundherzerrt und mit dem Kriegeslärm und Mordgeſchrei dieſer Zeiten meine Phantaſie erfüllt, daß ich zur Einkehr in ein rechtes chriſtliches inneres Leben, wie es jetzt die heilige Charwoche verlangt, mich nicht überwinden kann! O was ſoll aus mir und meiner geängſtigten Seele werden!

Es iſt nicht gut, ſo zu denken, meine theuere Freundin! erwiederte Helfenſtein, indem er ſich Mühe gab

eine ärgerliche Stimmung zu mäßigen. Wir haben gegenwärtig alle Urſache uns innerlich zuſammenzunehmen und Einer den Andern aufzurichten durch heitern Muth und entſchloſſene Geſinnung, ſtatt der untröſtlichen Klage ihren Lauf zu laſſen. Ein gerechter Gott wird die Sache des Adels und der Religion nicht in die Hände dieſer Bauern geben. Wir müſſen aber dieſe Oſtern wacker und eifrig ſein mehr mit dem Schwert als mit Geſängen und Gebeten, denn unſere Sache fordert eine entſcheidende Handlung von uns! Wir werden diesmal unſern Oſterpſalm mit dem Klang unſerer guten Schwerter begleiten müſſen. Denn wenn wir auch ſiegen werden und müſſen, ſo ſteckt doch der Sieg jetzt ſchon halb in den Zähnen unſerer unwürdigen Gegner, denen wir ihn wieder herauszureißen haben durch einen geſchickt berechneten Schlag! Dies vielköpfige Bauerngeſindel iſt furchtbar, ſo lange man es nicht zu behandeln verſteht. Das hat in dieſen Tagen leider die Geſchichte der unglücklichen Grafen von Hohenlohe bewieſen, eine Geſchichte, die des Jammers voll iſt und uns mehr Schaden thut als wenn wir eine ganze Schlacht an die Bauern verloren. Wie iſt es möglich, daß regierende Herren, wie dieſe Grafen Albrecht und

Georg, ſich zwingen laſſen konnten, einen förmlichen Vertrag mit den Empörern abzuſchließen, zum Zeichen deſſen ihnen jener viehiſche Metzler ordentlich eine Urkunde mit ſeinem Siegel ausſtellte! Und aus dem zu Neuenſtein weggenommenen Geſchütz ließen die Bauern feierliche Schüſſe durch's Land erſchallen, und jubelten laut, daß die Grafen nunmehr in ihre chriſtliche Brüderſchaft getreten und die zwölf Artikel angenommen, die doch nichts ſind als ein mit Gleisnerei umkleideter Aufruhr! Welches Aergerniß, welche Wegwerfung! Haben ſich nicht dieſe Grafen von Hohenlohe ſo weit erniedrigt, daß ſie auf Verlangen der Bauern in eigener Perſon auf dem Grünbühl zwiſchen Waldenburg und Neuenſtein erſchienen ſind, um mit den Abgeordneten der Aufrührer zu unterhandeln! Dort haben ſie geloben müſſen, der Bauern Brüder zu ſein, und ſich nicht mehr als Herren zu nennen noch zu führen. Man hat ihnen da ſo frech unter der Naſe herumgeſprochen, daß ihnen die Augen übergingen, und als ſie zum Gelöbniß einſchlagen ſollten, mußten ſie zuvor ihre Handſchuhe abthun, während die Bauern unverſchämt, wie ſie ſind, ſelber mit dem Handſchuh das Handgelübde gaben!

Entſetzliche Schmach! rief die Gräfin erbleichend und ſank halb ohnmächtig zurück. Und dieſe Schreckensnachricht konnteſt Du mir bis jetzt verſchweigen, Ludwig?

Ich erzähle ſie Dir heut, antwortete Graf Helfenſtein, um Dich damit zur Standhaftigkeit und Ausdauer in ſolcher Zeit zu mahnen, denn die Aufgabe des Adels iſt es jetzt, ſich ſtark und groß zu zeigen in ſeiner ihm angeborenen Würde und dieſe um jeden Preis und unter allen Anfechtungen zu behaupten! Ihr Frauen, die Ihr die Hüterinnen des wahren Adels ſeid, müßt uns darin mit guter und herzlicher Ermunterung beiſtehen. Denn das Beiſpiel der Grafen von Hohenlohe hat bereits ſchlimm im Lande gewirkt und ſelbſt Solche eingeſchüchtert, die noch vor Kurzem unerſchütterlich geſchienen. Und jetzt bin ich ſehr unruhig, daß mein Botſchafter noch nicht wieder zurückgekehrt, welchen ich an den Bauernſchwarm abgeſandt und durch den ich allen weinsbergiſchen Bauern, welche ſich zu den Aufrührern geſellt, bei Strafe der Verbrennung ihrer Dörfer und der Austreibung ihrer Weiber und Kinder, Heimzug geboten habe! Doch ich höre Schritte im Vorſaal, und will hoffen, daß die erſehnte Kundſchaft ſich endlich naht!

In dieſem Augenblick trat Helfenſtein's Fremdr, der Ritter Dietrich von Weiler, ins Gemach, und führte den erwarteten Boten hinter ſich, welcher alsbald ſeinen umſtändlicheren Bericht anhob.

Ich habe die Bauern mitten im Marſch angetroffen! begann er zu erzählen. Wie die Sturmwinde um Frühjahr fegen ſie über Berg und Thal und auf viele Meilen weit in der Ferne hört man ſchon den ſauſenden Schwarm, dem nichts mehr Einhalt zu thun vermag! Ihre Anzahl läßt ſich jetzt wohl auf ſechs bis achttauſend Mann ſchätzen, denn die Haufen haben ſich bei Neuenſtein getheilt und eine große Maſſe der Rotenburger und Mergentheimer iſt wieder gegen den Taubergrund gezogen. Es ſind aber die Odenwälder unter dem furchtbaren Georg Metzler, die Heilbronner unter Jäcklein Rohrbach mitſammt den Hohenlohiſchen, und der ſogenannte ſchwarze Haufe, der ſich unter dem Ritter Florian Geier gebildet hat, welche von Neuenſtein nach Lichtenſtern gezogen und dort das ganze Nonnenkloſter ausgeplündert und jämmerlich verwüſtet haben. Von dort haben ſie ſich auf Löwenſtein geworfen, woſelbſt ſie die beiden jungen Grafen Ludwig und Friedrich von Löwenſtein zur Annahme der zwölf Artikel

genöthigt, ſie auch gezwungen haben im Bauernheer mitzuziehen, wo ich denn die jungen Herrlein, die noch ſo zart ſind wie Märzröschen, zitternd und zagend, mit weißen Stäben in den Händen, die ſie als Abzeichen tragen mußten, angetroffen. So zogen ſie immer mit, und wer ſie höhnen wollte, höhnte ſie, und wer ſie ſchlagen wollte, ſchlug ſie. Denn die Bauern behaupteten, die Grafen wären allzumal jetzt Knechte, und müßten empfinden, was es heiße in Knechtsgeſtalt ziehen!

Das ſind die Folgen der Schmach, welche die hohenlohiſchen Grafen über ſich ergehen ließen! rief Helfenſtein zornglühend, indem er ſich zu ſeiner Gemahlin wandte, die laut wehklagend ihr Haupt verhüllte. Dann winkte ſie ſtumm ihrem Edelknaben, der ſeinerſeits von den Nachrichten aus dem Bauernheer nur erheitert zu ſein ſchien und mit einem verſtohlen luſtigen Geſicht heranſprang, um der unwohl gewordenen Gräfin ihre klirrenden Troyſen vorzuhalten.

Und wie haben ſich die weinsberger Bauern bei unſerer Mahnung benommen? fragte der raſche Dietrich von Weiler den Boten weiter.

Die Weinsberger ſelbſt, ſoviel ich dort im Zug geſehen, erwieſen ſich nicht abgeneigt, dem Befehl der ge-

ſtrengen Ritterſchaften zu gehorſamen! fuhr der Bote zu berichten fort. Waren ſogar Manche darunter, die ſchrieen laut und heftig, man ſolle ſie wieder abziehen laſſen in ihre Dörfer und zu Weib und Kind, was aber die Anführer in keinerlei Art geſtatten wollten. Und es traten in dem Bauernheer zwei gewaltige und rieſengroße Kerle auf, die wurden Dionyſius Schmid von Schwarzbach, und Hans Kober von Bergfeld genannt, welche geradewegs behaupteten, daß man ein Narr ſein würde, wolle man die Weinsberger wieder in ihre Dörfer zurückziehen laſſen. Viel lieber möge man doch gen Weinsberg ſelbſt ziehen und Schloß und Stadt wegnehmen, um den Uebermuth der dort verſammelten Ritter zu brechen! Und dieſe Meinung ſchien in einem höchlichen Grade durchzudringen und Alle zu erfreuen. Waren aber wieder Mehrere, die ſchlugen vor, man möchte doch mit der Beſatzung in Weinsberg zu unterhandeln ſuchen, und ſehen was ſich thun laſſe, um die Herren Ritter zum Eintritt in ihre chriſtliche Bruderſchaft, wie ſie's nennen, zu bewegen. Da wurden denn auch Einige erwählt, denen aufgetragen ward, einen freundlichen Brief an die geſtrengen Herrn Ritter zu Weinsberg zu ſchreiben, der etwas recht Beſcheidnes

werden ſoll und auch jetzt nicht mehr lange auf ſich warten laſſen wird!

Der Teufel wird ihnen die Antwort mit ihrem eigenen Blut ſchreiben! murmelte Herr Dietrich von Weiler, während er ſich einen Augenblick zu bedenken ſchien, was in ſolchem Fall das Gerathenſte. Der Graf von Helfenſtein aber verfiel ſchon bei dem Gedanken dieſer bäuerlichen Anmaßung, mit ihm auf gleichem und ebenbürtigem Fuße unterhandeln zu wollen, in eine immer maßlosere Aergerniß, die er nicht anders mehr als durch ſtumme Wuth auszudrücken vermochte. Nichtsdeſtoweniger meinte er bald darauf, man müſſe ſolche Unterhandlungen nicht gleich abweiſen, ſondern ſo lange hinziehen, bis ihnen Verſtärkung aus Stuttgart eingetroffen.

Und nachdem die Bauern Solches berathen und beſchloſſen — endigte der Bote ſeine Erzählung — ſind ſie unter Jubeln und beſtändigem Vivatrufen auf dem Wege nach Neckarſulm weitergezogen, ſchrieen, daß ſie auch ſchon von den Bürgern in Neckarſulm erwartet ſeien, um mit ihnen aus Küche und Keller des deutſchen Ordens weidlich zu zechen und zu ſchmauſen, worauf ſie ſich denn Alle ſehr freuten. Wurden auch un-

ſere weinsberger Bauern alsbald wieder luſtig und jubelten, daß es ein wahres Freudenleben ſei, und daß ſie es nicht beſſer begehrten, als das alte Schloß zu Weinsberg zu ſtürmen und nimmermehr zu frohnen! Kann auch nicht anders als geſtehen, daß ich im Lager der Bauern Alles ſehr fröhlich befunden habe, und daß ſie beſtändig eine ſehr gute Sorte mit ſich zu führen ſcheinen, womit ſie nicht ſo gar geizig umgehen und wovon ich denn auch mit viel Leutſeligkeit erquickt worden! —

Nachdem der Bote abgetreten, gingen die beiden ritterlichen Freunde miteinander zu Rathe, was vor der Hand am zweckmäßigſten zu beginnen. Graf Helfenſtein ſagte mit mühſam erkämpfter Faſſung: Wir müſſen uns noch lediglich auf klugen Zuwarten verlegen, und können weniger wie Ritter gerade herausgehen, als wir vielmehr noch wie armſelige Flickſchneider aufzutreten haben, die hier und da aus einem erhaſchten Lappen allmählig eine That zuſammennähen. So geh' denn, trauer Dietrich von Weiler, und erließ Dir ein Dutzend der andern Ritter, dazu ſo viele der Reiſigen, als Ihr nur immer von der Beſatzung entbehrlich glaubt! Damit rüſtet wohlbewaffnet aus und ſuchet die gen

Neckarsulm ziehenden Bauern zu hindern und ihnen Abbruch zu thun, soviel Ihr könnt, damit sie schon jetzt erkennen, wie das Richterschwert über ihnen gezückt ist! Ich selbst aber will ins weinsberger Thal hinunterreiten und Musterung halten über die Dörfer, die uns noch dort unverleckt geblieben und wie weit wir etwa auf sie zählen dürfen. Dann will ich auch unten in der Stadt mich mit den Bürgern umthun, um ihre Stimmung zu erprüfen, denn allerlei Zeichen gehen, daß ein guter Theil dieser Leute scheu wankelmüthig ist und heimlich zu den Empörern hält. Da muß man bei Zeiten sehen und sichten, um nicht statt des festen Bodens nur Schlamm unter den Füßen zu haben! Das sind also für heut unsere Heldenabenteuer, mein tapferer Herr Ritter!

Darauf schritt Graf Helfenstein auf seine Gattin zu, um sich mit einer zärtlichen Umarmung von ihr zu beurlauben. Behüte Dich Gott, und seine heiligen Engel mögen Dich umschirmen, mein Gemahl! flüsterte Olympia. Ich fühle mich auch schon wieder gestärkt und ganz freudig, und bitte Dich, Du mögest mir verzeihen, wenn Du Helfenstein's Gattin einen Augenblick schwach gefunden, da ich im Hinblick auf Dich nur im-

mer ſtolzen Muthes mich zeigen ſollte! Gewiß hat der Herr Dich anerſehen, mein Ludwig, in dieſen jämmerlichen Zeiten als ein ſtarker Fels des deutſchen Adels dazuſtehen und durch die Edelkraft Deiner unvergleichlichen Natur in der Höhe zu erhalten, was jetzt die gemeinen Geiſter gern zu ſich herabziehen möchten! Es wird ihnen nicht gelingen, ich weiß es, aber Dir wird gelingen, die Glorie dieſer Zeit um Dein Haupt zu ſammeln, und deß bin ich fröhlich im Herrn!

Dies ſagte die holde Frau mit ſchwankendem Ton, der einen nur zu wehmüthigen Anflug hatte. Sobald aber die Ritter das Gemach verlaſſen, ſtürzten ihr die Thränen unaufhaltſam aus den Augen. —

VII.

Der Morgen des Oſterſonntags ſtieg heiter und frühlingshell über den Bergen auf, und durch das Thal von Weinsberg erklangen die Glocken in andächtiger Harmonie. In dem Städtchen ſelbſt hatte ſich Alles zum Frühgottesdienſt in der Kirche verſammelt und die tiefe Stille, die in dieſem Augenblick über Weinsberg ausgebreitet lag, ließ innen und außen nur den ſicherſten Friedenszuſtand vermuthen. Mit einer gewiſſen Inbrunſt ſchien ſich Stadt und Land in dieſen einen Augenblick der Ruhe verloren zu haben, und von den ſchönen würtembergiſchen Waldhöhen ſpielten die Morgenwinde, durchzittert von dem feierlichen Sonnengefunkel, nur wie mit verhaltenem Athem herüber. In den blankgefegten Gaſſen der Stadt bemerkte man den heiligen Feſttag und ſeine ſchönen Empfindungen auf die befriedigendſte Art. Jeder Bürger hatte ſein Häuschen mit grünen Kränzen umwoben und vor den Thüren wie auf der Diele war friſcher Sand geſtreuet, daß

Alles blinkte und feſtlich ausſah. Faſt alle Einwohner von Weinsberg befanden ſich jetzt in der Kirche, die heut einen um ſo feierlicheren Anblick darbot, als ſämmtliche Ritter der Beſatzung, mit allen ihren Reiſigen und Knechten, ebenfalls zum gemeinſamen Gottesdienſt ſich herbegeben. Der einfache Tempel erſchimmerte von den glänzenden Harniſchen, die in einer langen Reihe in den Chören umherſaßen, und eine erhebende Schaar von Andächtigen bildeten. Und inmitten der ernſt und würdig ausſehenden Geſtalten der Ritter ragte eine hohe blaſſe Frau, deren gottergebene Erſcheinung alle Blicke feſſelte, hervor. Hoch geſchmückt zu Ehren der heiligen Oſtern, aber in frommer Demüthigung ihr Haupt neigend und wunderbare Milde und Sanftmuth um ſich her ausbreitend durch ihre andachtvolle Schöne, ſaß Gräfin Olympia zur Seite ihres Gatten. Die Bürgersfrauen vergaßen über ihrem Anblick manche Verbeugung der Meſſe, welche der Burggeiſtliche Wolf mit einer ergreifenden Kraft und Herzlichkeit der Stimme abhielt. Wer die andächtige Gräfin aber länger und länger ſah, fühlte von ihr einen erquickenden Hauch der Frömmigkeit ausgehen, und fand ſich zu ihr wie zum eigentlichen Mittelpunct der heutigen Gottesfeier,

als wäre ſie die wahre heilverkündende Prieſterin dieſer Stunde, hingezogen. Wie die Blume der heiligen Paſſion, prächtig und doch ſanft, geheimnißvoll und doch in Klarheit aufgegangen, verſchwiegen all ihre Bedeutung in ſich bergend und doch gottesfroh aller Welt davon predigend, ſo war Olympia in dieſem Augenblick anzuſchauen, und wenn ſie ſich ſo gedankenvoll vor dem ihr gegenüberſtehenden Muttergottesbild neigte, dann hätte man gern auf die wirkliche Erhörung ihres Gebets und auf deſſen allertiefſte Berechtigung ſeine Seele verwettet. Olympia aber betete tief in ſich hinein um Sieg und Freude aller Gerechten, und dies Gebet, das ſie denn vorzugsweiſe den Angehörigen ihres bevorrechteten Standes widmete, ſandte ſie auf den Flügeln des mächtig emporbrauſenden Orgeltons zum Himmel. Und die Bürgerfrauen allſammt neigten ſich immer in denſelben Zwiſchenräumen, wie die Gräfin, zu der gnadenvoll ſtrahlenden Madonna hin, als hätten ſie gern mit der Gräfin um ein und daſſelbe Heil gebeten! —

Während dieſer Zeit ſah man draußen auf der Gaſſe einige Männer von Weinsberg, die ſich von der kirchlichen Morgenfeier gänzlich fern gehalten und in verdächtiger Art an der Stadtmauer umherſchlichen

Es waren ihrer acht an der Zahl, die ſich in ſeltſamer Unruhe bald vereinzelten, bald wieder zuſammenfanden, und mit ſcheuen Mienen ſich ihre Wahrnehmungen zuflüſterten. Jetzt geſellte ſich auch noch ein Weib zu ihnen, von verwilderterm Ausſehen, welche ſich durch eine kleine, ſonſt unbeachtete Pforte in der Stadtmauer vorſichtig hereinſtahl und ſchon einen weiten Weg über Land zurückgelegt zu haben ſchien. Sie war die Frau des Wolf Nagel, eines heruntergekommenen Bürgers aus Weinsberg, der ſich auch unter den hier zuſammengetretenen Männern befand, und ſeine Ehehälfte ſogleich mit einem derbhaften Fluch begrüßte, worauf ſie denn von allen andern mit Fragen und Forſchen beſtürmt wurde. Sie aber hielt mit einer gewiſſen Feierlichkeit ihre rechte Hand in die Höhe und zeigte über die Mauer hinweg nach dem Berggrücken, welcher ſich gegenüber von Weinsberg ausbreitete und wo allmählig eine dampfende Staubwolke ſich zuſammenzuziehen ſchien.

„Dort auf dem Schimmelsberg!“ fragte Bretzel Pickel, ein armer Kuchenbäcker, der aus Haß gegen die reicheren Bürger, welche ihm ihre Beſtellungen entzogen, eines der thätigſten Werkzeuge geworden war, um

die Stadt in die Hände der herannahenden Bauern zu liefern.

Dort werdet Ihr ſie ſogleich heranmarſchiren ſehn, und von da wollen ſie ihren Angriff auf die Stadt beginnen! ſagte Frau Nagel mit dumpfer Stimme, und blickte in einer Art von Starrkrampf, als wenn ſie Geſpenſter erſchaute, unverwandt zu den gegenüberliegenden Höhen empor. Dies widerwärtige Weib, lumpig bekleidet und von einer langen und abgemagerten Geſtalt, ſchien halb in einem blödſinnigen, halb im trunkenen Zuſtand befindlich, und verrieth dabei in allen ihren Gebärden, beſonders aber in dem unaufhörlich ſich verzerrenden Geſicht, die wildeſte und unnatürlichſte Aufregung.

Alſo werden ſie wirklich kommen, die närriſchen Kerle! lachte Jörg Ry, indem er ſich vergnügt die Hände rieb. Nun das wird gehen wie geſchmiert, und ſollen gar nicht viel Stürmens zu machen nöthig haben, denn Du haſt's ihnen doch genau angezeigt, Satansweib, zu welchem Mauſeloch wir ſie zuerſt hereinlaſſen wollen? Juchhe, wie werden unſere Rattenkönige von Rathsherren ſich wundern, wenn die Bäuerleins ſie jetzt plötzlich beim Schweife haben! Und plärren jetzt

alle ſo recht erbaulich beten in der Kirche, mit den Herren Rittern um die Wette, und ſteckt dermalen die ganze Stadt ſo bis über die Ohren in der frommen Brühe darin, daß es zum Lachen ſein wird, wenn nun die Bauern kommen und fiſchen die Stadt aus der frommen Brühe wieder heraus! Als was für ein Fiſch unſere Stadt wohl herauskommen mag, Melchior Becker, wenn ſie von den Bauern nun wirklich aus der Brühe gezogen wird?

Als was für ein Fiſch? entgegnete das gefragte Mitglied dieſer Verſchwörung, nach längerem Nachſinnen. Sie wird, denke ich, als die pure Freiheit dann zum Vorſchein kommen, und die Freiheit könnte man wohl mit einem Aal vergleichen, welches ein höchſt ſchmackhafter und ebenſo ſchlüpferiger Fiſch iſt, und Dem, der ihn ſchon zu haben ſcheint, immer wieder aus den Händen gleitet. Alſo ein Aal, Meiſter Jörg Ny, ein rechter ſchöner Aal, und darum ſchmiert Euch nur Euere groben Hände bei Zeiten, daß Ihr auch recht ordentlich zugreifen könnt!

Er hat ſich diesmal ſehr gut aus dem Handel gezogen! lachten die Uebrigen, und Melchior Becker, wei-

cher ſonſt die Zielſcheibe der Foppereien zu ſein ſchien, ſchlug ſich triumphirend ein Schnippchen.

Was für elende Schwätzer und plauderſüchtige Hallunken ſeid Ihr doch! fuhr jetzt Wolf Nagel's Frau, aus ihren finſtern Träumereien erwachend, mit Wuth dazwiſchen.. Wenn Ihr mich nicht gehabt hättet, wäre die ganze Sache nimmermehr zu Stande gekommen! Ihr nennt mich die Nagel, aber ich bin der wahre Schickſalsnagel, welchen die Freiheit, von der Ihr ſo viel redet, auf den Kopf getroffen hat, daß er nun durch mich tief hinein muß in Fleiſch und Blut aller Menſchen, und immer tiefer und tiefer hinein, bis er gar nicht wieder heraus kann! Und weil ich denn der auf den Kopf getroffene Schickſalsnagel bin, ſo ſollt Ihr Ehrfurcht vor mir haben, ihr Spitzbuben, denn meine göttliche Sendung könnt Ihr ſchon daraus erſehen, daß ich beſtändig an dieſem gräulichen Kopfſchmerz leide, welcher bloß von der Freiheit herrührt, die in mir zum erſten Mal in dieſer argen Welt den Nagel auf den Kopf getroffen! Ja, ja, mein Kopf, mein Kopf, was der mir oft weh thut, und wie mir dann heiß wird und durſtig, daß ich alle Ströme austrinken möchte, und alle Bäche, die von den Bergen laufen, in

mich hineinſchütten! Und dann ſagen ſie, das Nagelsweib iſt betrunken, während ich doch nur meinem Beruf nachgehe, und mich von dieſem treiben laſſe über die Berge und durch die Ebene! Habe ich mir denn nicht die Hacken abgelaufen um dieſe Bauernſache, die ich ganz allein hier im Weinsbergiſchen auf den Strumpf gebracht, und bin ich nicht bei Tag und bei Nacht, von Hütte zu Hütte, und von Bauer zu Bauer, gewandert, keinen Menſchen ſonſt zu meiner Hülfe, als etwa den verdrehten Semmelhanns aus Neuenſtein, welcher früher im Schloß da oben gefangen geſeſſen, und den Bauernhauptleuten die beſte Stelle weiſen wollte, wo man ſtürmen könne. Iſt auch noch bei ihnen, dieſer mein beſter Freund, und geleitet ſie jetzt. Ihr andern alle aber ſeid ſchlechte Wichte, und verdient nicht, daß ſich der auf den Kopf getroffene Schickſalsnagel in Euer Fleiſch und Blut hineinbohre!

Bringt doch Euer verrücktes Weib endlich zum Schweigen, Wolf Nagel! rief Leonhard Kellermann, welchen ſie eben mit ihrem langen Knotenſtock, den ſie im Anfall von Zorn um ſich her ſchwang, nicht glimpflich am Ohr getroffen.

Alle aber ſahen ſich jetzt zu einer Aufmerkſamkeit

anderer Art hingewendet, denn in diesem Augenblick erschallte drüben vom Schimmelsberg herüber das erste Lärmschlagen des anrückenden Bauernheeres, und die Gegend weithin durchdröhnend, wie ein sich entladendes Unwetter, stürmte und brauſete es von dem mit allen seinen Schrecken sich nahenden Zug. Hastig, und doch mit einem schwerfälligen Zögern, gleich dem seiner Beute schon gewissen Raubthier, wälzte sich die Schaar zur Höhe heran, und lagerte sich alsbald mit ihrer ansehnlichen Streitmacht über die Breite des Bergrückens, auf dem sich eine feste und nützliche Stellung gewinnen ließ. Dann wurde ein Kanonenschuß abgefeuert, der mächtig donnernd mit der Kunde von der Bauern Anzug zur Stadt herunterfuhr und die in Ruhe und Andacht versenkte Bevölkerung zu plötzlichem Entsetzen weckte. Es war ungefähr um die neunte Morgenstunde, als sich dies begab, und die Messe in der Kirche hatte noch nicht geendet.

In eiliger Bewegung stürzten nun die Bürger über die Straße, und holten sich aus ihren Häusern Wehr und Waffen zusammen, soviel Jeder vermochte. Mit Angstgeschrei liefen Weiber und Kinder hinter ihnen drein. Die Ritter aber, in der Hast der ersten Ueber-

raſchung die Kirche verlaſſend, ſammelten ſich in einiger Unordnung auf der Straße, und ſchienen nicht gleich einverſtanden, was zu beginnen, denn Niemand unter ihnen hatte einen ſolchen Angriff des Bauernheeres für möglich gehalten, waren gleich hinlängliche Anzeichen dazu in den letzten Tagen geſchehen. Die Gräfin hatte ſich unterdeſſen zu den Stufen des Hochaltars geflüchtet und lag dort knieend in immer heißere Gebete verſunken, während draußen Lärm und Bedrängniß von Minute zu Minute ſtiegen. Graf Helfenſtein aber, der ſich ſchnell gefaßt hatte, ſuchte mit anſcheinender Gleichgültigkeit die nöthigſten Anſtalten zu treffen, und verbot ſogar, die Thore zu verrammeln, worauf die Bürger, deren zuverläſſigſter Theil ſich in Waffen um ihn geſchaart hatte, antrugen. Der Graf aber meinte, daß eine Hülfstruppe, deren Anzug er von Stuttgart erwarte, keinen Augenblick länger ſäumen dürfte.

Jetzt erſcholl außerhalb der Mauern der Ruf einer Trompete, und man wurde zweier Bauern anſichtig, welche, auf einer langen Stange einen Hut emportragend, mit dieſem Heroldszeichen den Berg herabgeſtiegen kamen, um ſich der Stadt zu nähern. Sie hielten vor den Mauern ſtill und riefen mit lauter und zuver-

ſichtlich klingender Stimme: „Eröffnet Schloß und Stadt dem hellen chriſtlichen Haufen, wo nicht, ſo bitten wir um Gottes willen, thut Weib und Kind aus ihr; denn beide, Schloß und Stadt, werden den freien Knechten zum Stürmen gegeben!“.

Ich werde mit den Leuten ſprechen! rief Graf Helfenſtein, ſich der Stadtmauer nähernd, aber ſein Freund, Dietrich von Weiler, ſuchte ihn daran zu hindern, und ſagte wuthentbrannt: Du darfſt dies Lumpenvolk keiner ehrlichen Antwort würdigen, denn mit ſolchen Hunden hört alle ritterliche Kriegsvernunft auf; darum ſchießt los auf ſie, ihr Knechte!

Kaum hatte Ritter Dietrich ſo geſprochen, ſo drückte auch bereits ein neben ihm ſtehender Kriegsknecht ſein Feuerrohr ab, und einer der bäuerlichen Abgeſandten ſtürzte getroffen zu Boden, doch erhob er ſich mit lautem Winſeln wieder, und rannte mit ſeinem Gefährten bergauf ins Bauernlager zurück, indem ſie beide über dieſe Verletzung des Kriegsrechts die ſchmählichſten Verwünſchungen ausſtießen.

Jetzt aber wogte oben auf dem Schimmelsberg die dunkele Maſſe des Bauernheeres in dumpfen und unheilvollen Lauten auf, zertheilte ſich in einzelne wohl-

geordnete Haufen, und rückte in verſchiedenen Richtungen vorwärts zum Sturm. Ritter Florian von Geier führte mit unaufhaltſamer Geſchwindigkeit ſeine ſchwarze Schaar gegen das Schloß, das in kurzer Friſt zu erſtürmen er ſich zu ſeiner Aufgabe geſetzt. Georg Metzler und Jäcklein Rohrbach aber befehligten die übrigen Haufen, welche ſich frohlockend den Berg hinunterrollten, um die Stadt an ihren unteren und oberen Thoren zugleich anzugreifen. Die Sonne ſchien freundlich blitzend auf die Streitbaren hernieder und erhöhte die luſtige und wohlgemuthe Stimmung, von der alle hingeriſſen ſchienen. So geſchah der Angriff der Bauern auf dreien Seiten zugleich, und vergeblich ſchien es, ihnen einen langen Widerſtand entgegenzuhalten.

Schon krachte die Stadt an verſchiedenen Enden von den gewichtigen Schlägen, welche gegen ſie geführt wurden. Die Bauern hatten allerlei ſchwere Laſten herbeigewälzt, die ſie auf die Mauern warfen. Balken und Steine flogen mit zerſchmetternder Gewalt umher, und mit großen Hämmern wurde unter fürchterlichem Lärmen gegen die Stadtthore geſchlagen. Da ſchwangen ſich die Ritter, denen unheimlich zu Sinne wurde, mit Entſetzen auf ihre Roſſe, und wollten zum oberen

Thor hinaus die Stadt verlaſſen, die Einen, um ſich in das Schloß zu werfen, die Andern vielleicht aus ſinkendem Muth, um zu entkommen. Denn die niegeſehene Heftigkeit, mit welcher die Bauern ihren Sturm ausführten, ſchien gräulich und nicht mehr zu ertragen. Die Bürger von Weinsberg aber warfen ſich den Rittern in den Weg und ſuchten ſie von ihrem Beginnen abzuhalten, mit dem Bedeuten, daß es nicht ziemlich, ſie in dieſer Noth ſtecken zu laſſen. Darauf verrammelten ſie eifrig und ſorgfältig die Thore, und Ritter, Bürger und Knechte vereinigten ſich nun zu immer feſterem Widerſtand gegen den an Gewalt nur zunehmenden Angriff. Es wurde von beiden Seiten mit großer Tapferkeit geſtritten, und ſchon waren achtzehn Bürger getödtet, vierzig aber verwundet. Dieterich von Weiler vertheidigte mit hartnäckiger Erbitterung das untere Thor, welches in das Thal hinaus führte. Am Oberthor focht der Graf von Helfenſtein, ihm zur Seite die treuen Bürger, denen er von Zeit zu Zeit mit anerkennenden Worten ein Zeugniß ihres rühmlichen Verhaltens gab. Die Bauern ließen indeß nicht nach in ihren mächtigen Anſtrengungen, und bedienten ſich auch des geringen Geſchützes, das ſie mit ſich führten, zweck-

mäßig zum Schaden der Stadt. In ihren Reihen ſah man ein altes Weib geſchäftig auf und niedergehen, welche durch geheimnißvolle Zeichen und Worte die Stürmenden beſtändig anfeuerte. Es war die ſogenannte ſchwarze Hofmännin aus Böckingen, die im Lande für eine Hexe galt, und ſeit einiger Zeit mit den Bauern zog, deren Waffen ſie durch ihre Sprüche und Salben unüberwindlich gemacht haben wollte.

Jetzt trat in der Stadt der Augenblick der höchſten Erſchöpfung, und mit ihm eine ſchreckliche Stille, ein. Von den Schlag auf Schlag ſich erneuernden Angriffen entmuthigt, hatten es die Ritter aufgegeben, Weinsberg zu halten. Da ließen auch die Bürger ihre Arme ſinken, und einen Augenblick lang ſtand Alles in tiefſter Ruhe, wie zur Zeit des Friedens. Auch das Geräuſch der Belagernden draußen ſchwieg. Nun ließ ſich in dieſer ſonderbaren Stille, die eingetreten war, plötzlich der Ton einer Axt vernehmen, welche ſchneidend die Luft durchſauſte. Es war an dem kleinen Thor bei der Kirche, wo dieſer Alle befremdende und erſchreckende Laut ſich hörbar machte, dem man jetzt mit gepreßtem Athem lauſchte, ohne zu hindern was dort vorgehen mochte. An dieſem Thor, dem nämlichen, wo früher

Wolf Nagel's Frau mit ihren Genoſſen in heimlicher Berathung geſtanden, erblickte man auch jetzt wieder dieſelben verdächtigen Geſtalten, und Jörg Ry war es, der mit einer Art in der Hand, von innen gegen die kleine Pforte hieb, um ſie zu zerſchmettern. Von außen ſtand ein Bauer, der ebenfalls dagegen hieb, und bald ſtürzte das Thor zuſammen, durch welches ſogleich einzelne Bauern mit einem Jubelſchrei in die Stadt drangen. Dieſer Vorfall erſchien jedoch nur wie das Signal zum Fall von Weinsberg. Bald waren auch alle andern Thore der Stadt geöffnet, man wußte nicht, wer ſie aufgethan haben mochte. Jetzt wallte wie eine ſchäumende Fluth das ganze Bauernheer an allen Ecken und Enden herein, und ergoß ſich über die Straßen. Da kam auch Herr Ritter Florian mit ſeinen Schwarzen vom Schloß heruntergeſprengt, das er raſch in ſeine Gewalt genommen, und von dem aus er ſich nun einen Weg in das Innere der Stadt gebahnt. So war die Stunde gekommen, welche Weinsbergs Einwohnerſchaft und Beſatzung in die volle Gewalt der Bauern gab, und ihrer Sache den erſten Sieg verlieh, deſſen ſie ſich jetzt mit tobender Freude bemächtigten. Mit dem höchſten Ausbruch des Uebermuths, aber auch mit den ſchon

beginnenden Anzeichen einer unerſättlichen Grauſamkeit, nahmen ſie von der Stadt Beſitz, welche ſich ihnen lautlos ergab.

Jetzt begann ein Gemetzel, das in der Stille und Geſchwindigkeit, mit welcher es vor ſich ging, um ſo grauſenerregender wurde. Die ehrenwerthen Ritter Sebaſtian von Owe, Eberhard Sturmfeder und Rudolph von Eltersbofen waren die erſten Opfer, welche unter den Händen der Bauern fielen. Im Begriff, ſich in die Kirche zu flüchten, wurden ſie feſtgehalten und niedergehauen. Viele Ritter und Knechte lagen mit Stricken gebunden auf dem Kirchhof umher, und erwarteten das ſchreckliche Blutgericht, das man ihnen ankündigte, mit Beben. Ritter Dietrich von Weiler, auf welchen die Bauern mit wüthendem Geheul eine beſondere Jagd anſtellten, war in ſeiner Verzweiflung den Kirchthurm hinangeklettert und ward eben am äußeren Geländer hängend geſehen. Mit Hohngelächter legte ſofort ein Dutzend Bauern ihre Feuerröhre auf ihn an, und wie auch der Ritter kläglich ſeine Stimme um Barmherzigkeit erhob, man ließ ihn nur um ſo länger in dieſer Todespein ſchweben, bis er endlich, durch viele Schüſſe getroffen, nach innen in den Thurm ſtürzte. Nicht zu-

frieden, ihn fallen zu sehn, eilte jetzt ein Trupp Bauern hinauf, um den noch nicht Gestorbenen zu ergreifen, und mit Mißhandlung und Beschimpfung vom Thurm auf den Kirchhof herabzuwerfen, daß er unten ächzend seinen Geist aufgeben mußte. So endete der des Nachruhms werthe Ritter Dietrich von Weiler, Obervogt zu Bottwar und Bielstein, welchen man den schönsten und kräftigsten Ritter seiner Zeit genannt. Sein Sohn aber, welcher mit ihm bei der Besatzung gewesen, befand sich unter den Gefangenen. Seinen jungen Knecht hatte eine mitleidige Bürgersfrau, die Gefallen an ihm gefunden, unter dem Heu verborgen.

Unter den Rittern, die es dulden mußten, gebunden zu werden, und die darum einem viel schlimmeren Loos entgegensahen als die auf einen Schlag Getödteten, erblickte man gleich zu Anfang den Grafen von Helfenstein. Die Gräfin hatte man ohnmächtig in der Kirche gefunden, und ihrem Gatten zugesellt, worauf sie beide, nebst den andern noch am Leben befindlichen Rittern und Knechten, auf das Schloß in Verwahrsam abgeführt wurden, denn die Nacht hatte jetzt das Werk der Bauern übereilt, und sie waren zu dem Beschluß gekommen, ein feierliches und bedeutungsvolles Ge-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.

3-598-52006-9
FN. 02205/008

richt über alle Gefangenen bis zum Morgen zu verschieben.

Indessen setzte das schwarze Nachtdunkel, welches die Stadt wie mit einem schonenden Schleier überhüllte und sich mit dem Grausen der That mildernd zu vermählen suchte, den Wüthenden noch keine Gränzen. Der zweideutige Theil der weinsberger Bevölkerung selbst hatte sich jetzt offen zu den Bauern geschlagen, und wer einen alten Feind hatte erhaschen können, suchte ihn gewiß in dieser Nacht zu tödten. Der Arme griff den Reichen, der Unterdrückte seinen Unterdrücker. Clemens Pfeifer, ein Mann aus Weinsberg, hatte dem Burggeistlichen den Bauch aufgeschlitzt, und schrie mit lauter Stimme durch die Nacht, daß er eine ruhmwürdige That verübt! Die Rache jagte ihre Furiengeister umher und gleich wilden Hunden tobten alle Leidenschaften sich satt, bis endlich das ganze Schreckensbild, einem in sich selbst zusammensinkenden Gespenst ähnlich, in seinen eigenen Wirbeln sich auflöste und der zwingenden Gewalt der Mitternacht die Herrschaft abtreten mußte. —

VIII.

Kaum hatte der andere Morgen getagt, welches der Morgen des Ostermontags war, als sich auch die Bauern schon zu ihrem schrecklichen Beginnen erhoben. In der Stadt selbst war Alles wüst und leer, wie an einer ausgebrannten Feuerstätte, und die Kirchglocken, welche sonst den Ostermontag mit lieblichen Klängen ausgerufen hätten, läuteten Sturm. Draußen vor den Thoren von Weinsberg breitete sich ein geräumiger Wiesenplatz aus, auf welchem sich die Bauern schon beim ersten Anbruch der Frühe versammelt hatten, um hier ihr Gericht zu halten. Sie ordneten sich in feierlichen Reihen, und Viele unter ihnen verriethen durch Ernst und Würde ihres Benehmens, daß sie mit reiflichem Bewußtsein zu dieser That schritten, welche sie sich vorgesetzt. Die im Morgen aufflammende Sonne trieb die Nebel über die Berge zurück und das weinsberger Thal erglänzte hell und klar in festtägiger Schönheit. Das Feuer des aufgegangenen Gestirns warf

sich eben gluthroth den trauernden Gestalten entgegen, welche jetzt zu dem Kreise der Bauern herangeführt wurden, und ein Sonnenstrahl beleuchtete mit greller Wirkung das Haupt des Grafen von Helfenstein, der, inmitten der andern Ritter und Knechte, hier zum Gericht erscheinen mußte. Bei seinem Anblick jubelte ein Theil der Bauernschaaren, die sich in unabsehbarer Masse das ganze Thal entlang bis zu den Höhen aufgestellt hatten. Andere aber, welche die nächsten Reihen bildeten, geboten Stillschweigen, und räusperten sich.

Laßt uns zuvor mit ihnen reden! schrieen Mehrere. Man muß diesen stolzen Herren auseinandersetzen, warum die Bauern über sie gekommen sind, sie zu richten!

Wer wird da noch viel Predigt halten, hier ist Gerichtstag! schrie der wilde Jäcklein Rohrbach. Nein, wir wollen ungesäumt diese hochadeligen Wichte durch unsere Spieße jagen, und dem Teufel ein Gabelfrühstück bereiten, dermalen er heut noch nüchtern sein dürfte!

Jäcklein's Haufen unterstützte diese Meinung durch ein tobendes Gebrüll, aber alle andern Anführer setzten sich ausdrücklich gegen jede Uebereilung, und selbst

Georg Metzler verlangte, daß man eine so wichtige Sache, auf welche die Augen der ganzen Welt jetzt und nachmals gerichtet sein würden, nicht in unziemlicher Hast abthun, sondern damit ernstlich in Gemessenheit und nach Ueberlegung verfahren solle. Denn heut sei der Tag gekommen, um des Volkes oberste Gerichtsbarkeit herrlich offenbar zu machen!

Darauf wurde ein regelmäßiger Kreis gebildet, welcher die Gefangenen in seine Mitte schloß, und Hans Winter vom Odenwald, der bei der Gerichtsvollstreckung befehligen sollte, und die Gabe der Rede, dazu eine würdige Persönlichkeit besaß, trat vor den Grafen und die Ritter hin, und begann ihnen feierlich der Bauern Sinn und Verständniß von dieser jetzt vorzunehmenden Rechtshandlung zu eröffnen.

Von wessen Macht glaubet Ihr wohl, ihr vornehmen Ritter und Herren, daß das Volk sich berufen hält, hier unter Gottes freiem Himmel sein Gericht aufzuschlagen über die Gewaltigen der Erde, als welche ich Euch anerkenne? hub er zu sprechen an. Ja, Du mein Herr Graf und ihr meine Herren Ritter, wer hat uns wohl die Macht über Euch gegeben, die Macht, daß wir jetzt den Adel richten dürfen, als Unseresglei-

chen? Dieſe Macht, ihr Edelen, geht fröhlich hervor aus der Menſchenwürde, zu deren Erkenntniß jetzt das gemeine Volk bei ſich in Einfalt gekommen, und darum ſoll jetzt das offene Beiſpiel gegeben werden, wie das Volk den Adel richten darf als Seinesgleichen, damit eine Zeit geſchaffen werde, wo es heißt, Menſch um Menſch! Denn da Ihr uns bislang die Befugniß abgeſprochen habt, Menſchen zu ſein wie Ihr, und nach demſelben Recht gerichtet zu werden wie Ihr, ſo wollen wir heut vor aller Welt das Zeugniß ablegen, daß der Menſch den Unterſchied vom Menſchen nicht mehr anerkennt, ſondern daß Alles menſchlich iſt, wie Alles ſterblich iſt! Darum ſollt Ihr jetzt ſterben unter den Spießen der Bauern, wie die Bauern jüngſt bei Wurzach geſtorben ſind, welche der Herr Truchſeß von Waldburg alle hat hinrichten laſſen, nachdem er ſie gefangen genommen im ehrlichen Krieg! Ja, damit Ihr es wißt, daß wir einen ehrlichen Krieg angefangen haben, wollen wir Euch auch ehrlich geben, was Ihr uns gebet, den Tod für den Tod, die Schmach für die Schmach, vielleicht daß ſich dadurch endlich ein Gleichgewicht errichtet bei der Menſchheit, und rein und klar und eben wird, was ſo lange trübe und ungerade geweſen. So

gebietet es unſere hohe Sache. Und haben wir im Rath unſerer Hauptleute den Beſchluß gefaßt, keinen Fürſten, Grafen, Herrn, Edelmann, Reiſigen, und was Sporen antrüge, desgleichen keinen Pfaffen, Mönch noch Müßiggänger leben zu laſſen, ſondern, wo wir ſie erlangen möchten, alleſammt zu erwürgen und umzubringen! So geſchehe denn, was nicht ungeſchehen bleiben darf, ſoll die Welt ſich wieder in einen vernünftigen Lauf zurecht finden, und da es Euer adeliges Blut geweſen, auf welches Ihr Euch immer berufen, und durch das eben dieſe bisherige Stockung in den Lauf der Welt getreten, ſo wollen wir es heut fließen und ſtrömen laſſen, Euer Blut, vielleicht daß ſich das Allgemeine durch dieſen Sühnaktus nun erleichtere und beſſer harmonire! Und jetzt, ihr Trommler und Schalmeienbläſer, gebet das Zeichen des Hochgerichts!

Nach dieſen Worten raſſelte eine ſchreckliche Muſik empor und erfüllte mit ihren weithin dringenden Wirbeltönen die ganze Gegend. Unterdeſſen hatten ſich die Spießträger zu zweien Seiten in einer langen Reihe aufgeſtellt, und neigten, die Gefangenen erwartend, denſelben ihre Speere entgegen. Dieſe Unglücklichen, jetzt ihres qualvollen Todes gewiß, ſtanden noch dichtge-

drängt im Kreiſe zuſammen, und betrachteten mit ſtummen Seufzern dieſe Anſtalten zu ihrem Ende. Graf Helfenſtein vor allen hielt ſich in würdiger Haltung, aber ganz bewegungslos, aufrecht, und hatte weder durch Blick noch Wort ein Zeichen der Theilnahme an der ganzen Handlung von ſich gegeben. Jetzt aber entfuhr dem hartgeprüften Mann plötzlich ein Ausruf des innerſten Entſetzens, denn ſeine Gemahlin, die man ſo lange im Schloſſe zurückgehalten, nahte ſich, in Begleitung ihrer dienenden Frauen, ihr Kind auf dem Arme tragend, der Richtſtätte, zu der ſie ſich endlich, mit heftigſter Anſtrengung, den Zugang zu bahnen gewußt.

Mein Gemahl! Mein Gemahl! rief ſie ihm mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck ihrer Stimme zu, indem ſie ſich mit dem letzten Aufgebot ihrer Kräfte zu ihm herandrängte, und ſich und den kleinen Knaben an ſeine Bruſt warf. — Wird man uns denn nicht miteinander ſterben laſſen?

Du mußt unſerm Kinde leben! erwiederte Graf Helfenſtein, indem er mit ſichtlicher Selbſtüberwindung ſein Gemüth gegen dieſe Eindrücke zu verhärten ſuchte.

Ja, es ſoll leben, und Du ſollſt auch leben! rief Olympia, ganz und gar erzitternd, und noch bläſſer

werdend in ihrem Antlitz. Sie strich sich, einen Augenblick nachdenkend, die langen Lockenhaare, welche in Unordnung ihre Gestalt umwallten, von der Stirn zurück, und ein schwärmerisches Feuer blitzte aus ihren Augen.

Zwei so kostbare Leben nenne ich mein eigen, flüsterte sie vor sich hin, und was ist Stolz und Ehre gegen so hohes Eigenthum! Darum demüthige sich jetzt die Kaiserstochter unter die Füße der Bauern, und lasse nicht eher ab zu bitten, bis sie davon getragen was ihr eigen ist, und möge man darüber zertreten ihren eigenen Leib, welchen sie dahin giebt in Gott, um ihre Liebsten zu erretten!

Nachdem sie dies gesagt, nahm sie mit Blitzesschnelle ihren Knaben, und stürzte sich mit ihm den nächststehenden Bauernhauptleuten zu Füßen, mit lauterhobener Stimme um das Leben von Kind und Gemahl sie anflehend. Vergebens aber umfaßte sie die Kniee der wilden Männer, man hörte nicht auf sie, und wandte ihr kalt und ohne Erbarmen den Rücken.

Als Graf Helfenstein dies betrachtete, ward ihm sehr weich zu Herzen, und die Thränen, welche der ritterliche Mann sonst nicht gekannt, drohten ihm in die

Augen zu ſchießen. Jetzt erhob er zum erſten Mal ſeine Stimme, und bot den Bauern dreißig tauſend Gulden, wenn ſie ihn auslöſen wollten!

Mit Hohnlachen aber wurde ſein Antrag entgegengenommen, und die Bauern ſchrieen ihm zu, nicht für zwei Tonnen Goldes ſolle er den Tod ſich abkaufen können! Ja ein alter Bauer ward über das Vergehende ſo zornig, daß er von einem zum andern umherſprang und immer aus Leibeskräften rief: laßt Euch das vornehme ſchöne Weib nicht verführen, ihr chriſtlichen Brüder, und Euch abbringen von Recht und Gerechtigkeit durch dieſe Satansgaukeleien! Es iſt eine ſchöne Gräfin, hütet Euch wohl, hütet Euch ſehr! Hab' erſt neulich auf der Kirms das gar erbaulich und lehrreich Poſſenſpiel geſehen von der ſchönen Helene aus der alten Heidenzeit, die durch die Pracht ihrer Gebärden auch allerlei Teufelskünſte ausübt, daß ſelbſt der Satan mit ihr ſeine Noth gehabt. Darum laßt Euch das Weibsbild nicht verlocken, noch auch ihr gräfliches Wurm!

Darauf ſenkte er ſeinen reſtigen Spieß ſogar gegen das Knäblein, welches ſich unter angſtvollem Wehgeſchrei an den Hals ſeiner Mutter anklammerte, und

verwundete das Kind am Arm, daß sein unschuldiges Blut herabrieselte. Diese kleinen rothen Tropfen schienen jetzt das Zeichen zum Beginn des ganzen Blutgerichts zu werden, und in demselben Augenblick entfesselte sich alle Wildheit der unwiderruflich beschlossenen That. Graf Helfenstein, der sein Kind bluten, und seine Gattin in lautloser Ohnmacht dahinsinken gesehn, neigte sein Haupt vor sich nieder, und schien kein Schmerzgefühl mehr zu haben. Da brachen Trommel und Pfeife von neuem mit gräßlicher Lockung los, und zuerst ward der Knecht des Conrad Schenk von Winterstetten, wie zum vorläufigen Versuch, in die spitz entgegenstarrende Gasse der Speere hineingeschickt, an denen er auch sofort sein Leben ließ.

Jetzt, Graf Ludwig Helferich von Helfenstein, sollst Du den Tanz beginnen! rief Urban Metzler von Waldbach, indem er auf den Grafen zutrat und ihn beim rechten Arm faßte, welches beim linken Claus Schmid's Sohn von Rappach that, denn beide waren dazu beordert, den Grafen auf diesem letzten Gang auszuführen.

Nun, Freundchen, fein taktfest zugeschritten! riefen sie, und setzten sich mit ihrem Opfer einige Schritte in Bewegung. Nun hielten sie wieder still, und Jacob

Leutz, der Pfarrverweser von Winzhofen und oberster Feldschreiber der Bauern, hörte dem Grafen die Beichte ab, und nahm ihm seinen Rosenkranz weg, welchen er sich selbst umhing. Dann ging es wieder vorwärts, und Melchior Nunnenmacher von Ilsfeld, der früher bei dem Grafen von Helfenstein Pfeifer gewesen, schritt, ein lustiges Stücklein auf seiner Pfeife spielend, vor dem Grafen her. Einmal drehte er sich nach ihm um, riß ihm den Hut vom Kopfe und setzte ihn sich auf, indem er lachend ausrief: Nun, mein Gräflein, wie gefällt's? Hab' ich Dir vordem so oft zur Tafel gepfiffen, und Du hast nicht getanzet, will ich Dir jetzt auch mal pfeifen, wo Du tanzen mußt, und was für einen Tanz! Trab, trab, trab, trab!

Graf Helfenstein eilte jetzt seinem Tod entgegen und stürzte sich vorwärts, wo ihn sogleich die Spieße empfingen und ihn niederbohrten. Aus vielen Wunden blutend, krümmte er sich ein einziges Mal am Boden, und hauchte schnell seinen Geist aus. So endete ein Ritter sein Leben, der Thatenkraft und Charakterfestigkeit genug besessen, um in günstigeren Zeiten ein Held genannt zu werden, in diesen hatte er es nur dazu gebracht, als Märtyrer für seine Sache in so frühen Tod

zu gehen. In ſchönſter Mannesjugend hatte er das Leben gelaſſen. Seinem Leichnam aber gönnte man noch nicht den Frieden, den das Unglück verdient hatte. Man riß ſich um die einzelnen Beſtandtheile ſeiner koſtbaren Rüſtung. Jäcklein Rohrbach eignete ſich den Koller zu, den Harniſch Hanns Seckler von Neuenſtein, welcher ihn ſpäter durch Hanns vom Wald dem Grafen Albrecht von Hohenlohe übergeben ließ. Mit den prächtigen Helmfedern zierte ſich Andreas Nymy von Zimmern, welcher ſie ſogleich an ſeinen Hut ſteckte. Mit gieriger Haſt aber drängte ſich jetzt das bei den Bauern in großem Anſehn ſtehende Hexenweib, die ſchwarze Hofmännin, zu dem Todten durch, ein langes Meſſer ſchwingend, das ſie ihm tief in den Leib ſtieß. Dann fing ſie begierig das herausfließende Blut und Fett auf, und beſtrich ſich und den Umſtehenden damit die Schuhe. Das hilft dem Volke vorwärts auf ſeinen Wegen! flüſterte ſie geheimnißvoll.

Nach dieſer Unterbrechung wirbelten abermals die Trommeln, Pfeifen und Schalmeien los, und verkündeten einen neuen Act des Gerichts. Man jagte jetzt alle übrigen Ritter und Knechte durch die Gaſſe der Spieße, und wie auch das Mitleid der Bauern durch

die verſchiedenartigſten Geſtalten des Jammers angerufen werden mochte, ſie blieben in ihrem Handeln unerſchütterlich, und entzündeten ihre Wuth nur immer heftiger an dem vergoſſenen Blut. Erbarmenswerth anzuſehen waren beſonders die jungen Reiterbuben und Edelknechte, die oft in noch ſo zartem Alter, ſchön und von guter Abkunft, in den Speeren der Bauern ihr Leben hängen laſſen mußten. Auch der ſchöne Edelknabe Bodo, der Gräfin Lieblingspage, befand ſich darunter, und als die Reihe an ihn gekommen war, warf er ſich den Bauern zu Füßen und konnte erſt vor erſtickenden Thränen gar nicht reden. Dann ſagte er: Bauern, ſchenkt mir mein Leben, das ich fortan ganz Euerer Sache widmen will aus treugehörigem Herzen, denn ich war immer Euer Freund, und habe Euere Thaten ſchon lange bewundert, und wäre für mein Leben gern ſchon immer der Euerer Einer geweſen! Laßt mich jetzt dienen unter Euch, und nehmt mich zu Gnaden an, ihr großen gewaltigen Männer, von denen nun die neue Zeit der Freiheit ausgeht!

Iſt zu ſpät jetzt, iſt zu ſpät, mein Bürſchchen! lachte Jörg Metzler von Ingelfingen, der den Edelknaben am Leibe hielt. Hätteſt uns fein früher Deine Liebe geſtr-

den, und uns Deiner Freundſchaft verſichern ſollen! Biſt einmal ſchon verdorbene Brut, und kannſt nicht mehr anders unſer Geſell werden als dort durch die Spieße, die Dich jetzt wahrhaftig zu unſerm Spießgeſellen machen ſollen, mein kleines Freundchen!

Damit ſchleuderte der erbarmungsloſe Mann den armen Bodo in die Speere, von welchen der zarte weiße Leib mit wenigen Stichen zerpflückt wurde.

Jetzt zog man aus den noch Uebriggebliebenen, welche ihres Todes harrten, eine ſeltſame Geſtalt hervor, die ſich lange hinter den Andern verborgen gehalten und gern ihr letztes Stündlein noch hinzögern zu wollen ſchien. Es war Iſaac Platz, der Hausnarr des Grafen von Helfenſtein, den man auch herbeigeſchleppt, um ſeinem Herrn im Tode zu folgen. Sonderbar war jetzt ſein Erſcheinen, als er mit ſeiner langen abgemagerten Figur langſam hervorwackelte, und da er ſah, daß man ihn nicht länger aufſparen wolle, ſchien er ſich auch des Trübſinns zu begeben und grüßte mit einem fröhlichen Schelmengeſicht, indem er ſein klingelndes Barett abzog, die ganze Verſammlung.

Ihr wollt nun wohl Euerem Werk die Krone aufſetzen, indem Ihr den Narren hinrichtet! ſagte er, ſchlau

umherblickend. Wenn Ihr den Streich auf mich führet, begeht Ihr doch ganz gewiß einen Narrenſtreich. Thut's aber immerhin, da Ihr, wie Euer großer Redner als Prologus dieſer höchſt gerechten und ſinnreichen Action bemerkt hat, eine Zeit ſchaffen wollt, wo es nicht bloß heißen ſoll, Menſch um Menſch, ſondern auch Narr um Narr! Und von weſſen Macht glaubet Ihr wohl, daß Narr und Adel ſich berufen fühlen, hier unter Gottes freiem Himmel ſich gemeinſam richten zu laſſen durch die Gewaltigen des Volkes, als welche ich Euch anerkenne? Dieſe Macht geht fröhlich hervor aus der großen Erkenntniß, daß Alles Narrheit iſt, und darum wollen wir heut vor aller Welt das Zeugniß ablegen, daß der Menſch den Unterſchied vom Narren nicht mehr anerkennt, und daß Alles närriſch iſt, wie Alles menſchlich iſt! Darum iſt hier das offene Beiſpiel gegeben worden, daß das Volk den Adel richten darf als Seinesgleichen, denn wenn das Volk ein Narr iſt und der Adel ein Narr iſt, ſo müſſen doch auch Volk und Adel ſich ſelber gleich ſein und Ihresgleichen aneinander genießen! Der Adel iſt der Vater, das Volk iſt der Sohn, und der Narr iſt der heilige Geiſt, der allen beiden gemeinſam und ſie

alle beide gereinigt hält. Da habt Ihr mein Bekenntniß von der Dreieinigkeit, woraus folgt, daß Ihr den wahren Geist von Adel und Volk tödtet, wenn Ihr den Narren tödtet! — Und nun schlachtet mich hin, denn meinem abgestumpften Witz werden diese Spitzen da gut thun!

Da hast Du zu Nutz und Frommen der ganzen Christenheit die Wahrheit geredet' rief hohnlachend der Fähnrich Geißwendel von Schwabach, der ihn beim bunten Wams ergriff und fortstieß, daß er bald niedergestochen wurde. So ward nun auch mit allen andern Gefangenen verfahren, bis Keiner mehr am Leben geblieben, mit Ausnahme etwa einiger Reisigen und Knechte, die einer oder der andere Bauer aus besonderem Interesse und unter verschiedenem Vorwand gerettet hatte.

Niemand aber gedachte mit Erbarmen der von so unsäglichen Qualen heimgesuchten Frau, die dort erstarrt am Rasenhügel lehnte, den todesbleichen Knaben zu ihren Füßen. Vielmehr richtete sich jetzt von Neuem das Wüthen der Bauern gegen die Gräfin, der nun auch ihr Theil gegeben werden sollte. Man näherte sich ihr unter rohen Ausrufungen, riß ihr gewaltsam

all das ſchöne koſtbare Geſchmeide herunter, das ſie an ihrem Leibe trug, und mißhandelte ſie und ihr Kind mit den unziemlichſten Beaſtungen, was ſie nun Alles in ſtiller Ergebung und ohne Klagelaut trug. Es war plötzlich ein freudiger Geiſt der Duldung über ſie gekommen, und ihre Schmerzen löſten ſich auf ihrem Geſicht in ein erhabenes und überirdiſches Lächeln. Einige hatten jetzt einen Miſtkarren herbeigeſchleppt, und man nöthigte die Gräfin mit ihren Frauen, denſelben zu beſteigen. Es war beſchloſſen worden, ſie in ſolchem Aufzug unter Triumph und Jubel gen Heilbronn zu führen, wo ſie in ein Kloſter gethan werden ſollte. Der ſchimpfliche Wagen ſetzte ſich in Bewegung, und die Bauern und viele Bürger von Weinsberg liefen frohlockend und ihre Mützen in die Luft werfend zur Seite mit, und ſchrieen unaufhörlich: „Sieh da, Gräfin, in einem goldenen Wagen biſt Du zu uns gekommen, in einem Miſtwagen fährſt Du wieder weg!“

Die Gräfin aber drückte ihr Kind an ihre Bruſt und ſagte heiter und mit hoher Zuverſicht: „ich weiß, daß ich eine große Sünderin bin, aber Jeſus Chriſtus, der makellos am Palmtage triumphirend vom Volke begrüßt worden, ward nachgehends nicht um ſeiner,

ſondern um Anderer Sünden willen verſpottet und gekreuzigt. Darum bin ich getroſten Muthes, denn des Herrn Spott hat meinen Spott ſchon hinweggeſpottet und ſeine Schmach hat meine Schmach zu Ehren gebracht!“ — —

Nach dieſer Scene begaben ſich viele Bauernhaufen wieder in die Stadt zurück, andere aber hinauf nach dem Schloſſe, das nochmals durchſucht und geplündert, alsdann in Brand geſteckt werden ſollte. Die Beute, welche in Schloß und Stadt zuſammen davongetragen wurde, belief ſich an Koſtbarkeiten, Geldern, Weinen, Fruchtvorräthen, und den verſchiedenen Habſeligkeiten, die man aus den Häuſern der Bürger zuſammengeſchleppt, auf eine bedeutende Maſſe, und ward von den Beutemeiſtern, ſoviel es ging, nach genauer Abwägung unter die Einzelnen vertheilt. Dann ward eine große Rathsverſammlung beſchloſſen, welche auf offenem Markt abgehalten werden ſollte, und zu der, auf ein deshalb ergangenes feierliches Zeichen der Trompete, ſich bald alle Hauptleute und Räthe des Bauernheeres in einem Kreiſe zuſammenfanden, denn es galt, jetzt den weiteren Zug ihrer Unternehmungen zu beſtimmen und die nächſte entſcheidende That zu verabreden.

Der Ritter Florian von Geier war der erſte, welcher in der Verſammlung das Wort ergriff. Sein ganzes Ausſehen hatte ſich ſeit den letzten Ereigniſſen erhöht, und ſeine Augen ſprühten von einem wilden Glanz, der die Ergriffenheit ſeiner Seele bekundete. In dieſem Augenblick, als er zu ſprechen anheben wollte, ſchlugen oben am Schloſſe von Weinsberg die erſten Flammen heraus, und überzogen den Himmel mit einer dunkelglühenden Feuerwolke. Man hörte das alte feſte Gebäude in ſeinen Gründen wanken, und das Krachen der Thürme und Mauern dröhnte wie ein gewaltiges Todesächzen weit ins Thal hinab und wurde von den Bergen drüben wiedergeklungen.

Hört Ihr, das iſt der Ton unſerer Thaten! ſagte jetzt Ritter Florian, nachdem er die im Rath der Hauptleute entſtandene Bewegung hatte vorübergehen laſſen. So laßt uns alle Schlöſſer und Burgen ausbrennen, die noch ein Edelmann bewohnt, denn kein Edelmann ſoll fortan mehr als eine einzige Thüre haben, gleich jedem Bauern! Es muß die Welt wieder in gleiche Theile zerlegt werden, wie ſie aus gleichen Theilen begonnen hat, ſonſt kann die Zeit des Volkes, welches die höchſte Zeit iſt, nicht aus dem Fundamente begrün-

den werden! Darum müſſen alle dieſe Edelburgen fallen, und durch Flamme und Sturmhammer von ihren Höhen herabgetrieben werden, weil ſie mit ihrem Zickzack und Gethürm den Kopf des Volkes zu weit überragen!

Mit ſtürmiſchem Beifall wurde dieſe Meinung von den Uebrigen begrüßt und getheilt.

Und ich, erhob ſich Georg Metzler, trage darauf an, daß, wie mit den Schlöſſern, ſo auch mit allen Klöſtern fortan geſchehe, und daß die Mönche hacken und reuten ſollen, wie andere Bauern! Edelmann und Mönch haben bisher durch ihre Faulheit ein allzu großes Uebergewicht über den Fleißigen gehabt. Iſt es zu viel verlangt, daß der Bauern Heer beſchließe, es ſollen die Faulen wie die Fleißigen werden, damit es von jetzt an in der Welt heiße: gleiche Arbeit gleicher Lohn!

Auch dieſe Meinung wurde von Allen unterſtützt und mit lebhaften Beifallsbezeugungen begleitet.

Ich höre, daß hier ganz vortreffliche Beſchlüſſe gefaßt werden! ließ ſich jetzt aus dem Hintergrunde eine Stimme vernehmen, an der man mit allgemeiner Bewegung Herrn Wendelin Hipler erkannte. Er war es auch, der in demſelben Augenblick mit ſeinem gewohn-

ten ſeinen Lächeln in die Mitte der Verſammlung trat und ſich grüßend umſchaute. Man hatte ihn während der letzten Vorgänge in Weinsberg nicht geſehen und wußte nicht, wo er ſich inzwiſchen befunden, war aber ſtets überzeugt, daß er, wo auch immer, unabläſſig für das Gedeihen der guten Sache gewirkt.

Und jetzt ſteht das große evangeliſche Heer auf dem bedeutendſten Wendepunct ſeiner Unternehmungen! fuhr Wendelin Hipler zu reden fort. Je weiter wir jetzt ſchreiten, deſto wichtiger und eingreifender werden unſere Beziehungen, und auf dem Wege zum Siege kommt Alles darauf an, daß wir unſern Fuß auf der rechten Bahn vorwärts ſetzen! Ihr tapfern Feldoberſten des glorreichen Bauernheeres, welches iſt nun das nächſte Ziel, in deſſen Richtung Ihr weiter zu ziehen beſchließen werdet? Ich meinerſeits erachte es als das Wichtigſte, daß wir uns jetzt zuerſt nach Heilbronn wenden und dieſe mannhafte und ergiebige Stadt in unſere chriſtliche Vereinigung zu bringen trachten. Nachdem aber dies geſchehen, laßt uns weiter aufbrechen durch die deutſchordenſchen und mainziſchen Lande mit Eurem unaufhaltſamen Schaaren, und uns mit ganzer Schwere und Wehre auf das Bisthum Würzburg werfen, wo

der entscheidende Schlag zu versuchen wäre! Und in Würzburg müsset Ihr dahin zielen, Adel und Geistlichkeit zusammen auf's Haupt zu schlagen und so die Krone Eurer Thaten zu gewinnen! Diesen Vorschlag bitte ich zu berathen, und wenn er die Prüfung so einsichtsvoller und thatkräftiger Männer aushalten sollte, zum Beschluß zu erheben.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Aufforderung sofort durch die ungetheilteste Zustimmung geehrt wurde und einen lebhaft anregenden Eindruck auf die Gemüther aller Versammelten machte.

Einer der Bauernhauptleute trug noch darauf an, daß der helle christliche Haufen, wie sich sonst diese Schaaren gern genannt, von jetzt an auch der weinsberger Haufen heißen solle.

Auch dieser Antrag wurde mit Jubel genehmigt.

Noch eine Bemerkung hätt' ich hier zur geeignetern Zeit vorzubringen! erhob sich Wendelin Hipler wieder mit besonderem Ernst. Es fehlt den freien Bauernschaaren zum Heil und zur wahren Einheit ihrer Bewegungen noch immer an einem obersten Feldherrn, welcher die Zügel des Ganzen in eine gewaltige und verständige Hand zusammenfaßte! Die zerstreuten Ge-

wäſſer, ihr Herren, werden endlich eines ſtarken Ueberbaus bedürfen, ſollen ſie nicht gedankenlos und ohne Willen verrinnen. Ja, es thut ein oberſter Willen unter uns Noth, in welchem der Willen aller Einzelnen leicht und frei zur That werden könnte! Darum habe ich an den wohlberühmten Ritter Götz von Berlichingen gedacht, der ſoeben, in Beſorgniß vor dem Weiterdringen des Bauernheeres, durch ein Schreiben bei uns angefragt hat, weſſen er ſich wohl von unſern ferneren Zügen für ſeine Perſon zu verſehen habe? Er iſt ein biederſinniger und unabhängiger Mann, der es in ſeinen Gedanken wohl mit der Freiheit hält und den man wenigſtens dazu treiben könnte, ſie zweckmäßig zu vertreten. Seine Händel mit ſo manchen deutſchen Fürſten und mehreren Mitgliedern des ſchwäbiſchen Bundes können uns den Ritter nur von der beſten Seite empfohlen haben. An ſeiner Tapferkeit iſt gewiß kein Fehl, und wie er den weltlichen Druck haßt und bekämpft, ſo ſchlägt ſein Herz auch für die neue Lehre Luther's, wie ich Euch in Wahrheit und aus guter Hand verſichern kann! —

Herr Wendelin Hipler war mit ſeiner Rede und deren Anwendung noch nicht zu Ende gekommen, als

ſich in dieſem Augenblick zu dem in der Nähe der Verſammlung befindlichen Stadtthor herein ein lärmender Haufen bewegte, der in ſeiner Mitte unter vielem Geſchrei Geſchütz und Pulver einzuführen ſchien. Der Zug näherte ſich alsbald den Anführern und es zeigte ſich, daß dies eine Sendung der Grafen von Hohenlohe ſei, welche den Bauern zu ihrer Unterſtützung zwei Nothſchlangen und einen halben Centner Pulver ſchickten, zugleich mit einem Schreiben, worin ſich die Grafen in den höflichſten Ausdrücken gegen den Vorwurf rechtfertigten, als hätten ſie durch ihre Reiſigen den Bauern irgend einen Abbruch thun laſſen; vielmehr gelobten ſie jetzt von Neuem ihre unbedingte Ergebenheit dem hellen chriſtlichen Haufen und bekräftigten das eingegangene Bündniß mit demſelben durch Ueberſendung dieſer anſehnlichen Geſchützſtücke, um die man früher vergebens bei ihnen nachgeſucht hatte. Es war dies ein neues Blatt zu dem Siegeskranz des Tages und die Mähr davon lief, Alles in Aufruhr ſetzend, durch die Schwärme hin, die ſich jetzt von allen Seiten zu dieſer Stelle drängten, um das Angekommene zu beſchauen. Die Hauptleute ſelbſt geriethen in einen Freudentaumel über dieſen neuen Fortſchritt der Bauern-

ſache, und es war heut an keine Berathung ferner zu denken. Viele der Bauern umtanzten kreiſchend die Geſchütze, wie das goldene Kalb, und auf's Neue entſpann ſich in den einzelnen Haufen, welche die Straßen der Stadt und das Thal durchwogten, ein unendliches Gewirr von Beluſtigungen und Unruhen, das ſich gleichſam in ſich ſelbſt verſtrickte und keine Befreiung mehr aus ſeiner eigenen Verwickelung finden zu können ſchien. Und die ſich himmelhoch austobende Luſt des Sieges erzeugte in ihrem Gefolge immer wieder das Entſetzen der ſchlechten irdiſchen Lüſte, der Zerſtörung und Plünderung, und ſo ſah man den durcheinanderwirbelnden Haufen hier wie in ſeinen eigenen Schreckniſſen unentwirrbar gefangen. —

IX.

Das klägliche Fuhrwerk, welches die Gräfin Helfenstein nach Heilbronn bringen sollte, hatte langsam die Stadt verlassen und erstieg jetzt, unter dem Spottgeleit, welches den Zug beständig unterbrach, allmählig die Berghöhen. Nach und nach verringerte sich jedoch immer mehr das Gefolge der tobenden Bauern und Bürger, welche zu den Schmerzen der armen Gräfin so bittere Kränkungen fügten, und bald fuhr der Wagen, auf dem so viel Mißgeschick Platz genommen, fast allein in der Verschwiegenheit eines Waldgeheges, das mit seinen kühlenden Schatten die Unglücklichen aufnahm. In diesem Augenblick sah sich der alte Bauer, welcher die Pferde lenkte, durch einen kräftigen Zuruf angehalten, und aus einem Seitenweg des Gebüsches rollte ein ziemlich stattlich aussehender Wagen, welcher das Schmerzensfuhrwerk der Gräfin, wie es schien, mit Absicht kreuzte und an dieser Stelle aufhielt. Ein noch jugendlicher Mann, über dessen Aeußeres man nicht

gleich klar werden konnte, ſprang heraus und näherte ſich mit ehrerbietigem und zugleich ſehr gewandtem Weſen der Gräfin, die aus der Verſunkenheit ihres Leides, in der ſie nichts mehr um ſich herum betrachtet hatte, ſtaunend den Blick zu ihm erhob.

Ich darf der Frau Gräfin Gnaden wohl meinen Wagen anbieten? hub der Fremde mit einem ſeltſamen Lächeln an. Dieſer ſchändliche Karren hat jetzt lange genug die Ehre gehabt, zum gräflichen Fuhrwerk zu dienen, und wir wollen ihn jetzt zurückſchicken, da er ſelber ſchon vor Scham darüber zuſammenzubrechen droht!

Wer ſeid Ihr, daß Ihr ſo antheilvolle Dienſte einer Verlaſſenen widmen möget? fragte die Gräfin zitternd, indem ſie ihre hohe Geſtalt vom Sitz erhob und, die Hände demüthig unter ihrem Buſen faltend, lange ſo aufrecht daſtand, um die befremdlichen Züge des Mannes zu prüfen. Sein längeres Betrachten ſchien eine Erinnerung eigener Art in ihr zu wecken, welche ſie ſichtlich ſtutzen machte.

Der Fremde aber hatte ſich inzwiſchen zu den Bauern, welche noch den Zug begleiteten, mit überlegener Sicherheit gewendet und ihnen reichlich Geld ge-

geben, indem er ſagte: Ihr kennt doch dieſe verſchiedenen Münzſorten, lieben Leute? Dies Geld iſt noch altes Reichsgeld, und ſtammt daher noch nicht aus Euerer großen Zukunftsmünze her, aus der ihr Bauern uns einen neuen einheitlichen deutſchen Münzfuß ſchmelzen laſſen wollt, ſobald Ihr Euer weltliches Reformationchen zu Stande gebracht! Es hat alſo ſeine ſchöne Gültigkeit, und Ihr könnt es darum getroſt hinnehmen, und mir für ſo viel Geld die Gräfin ablaſſen, die doch beſſer taugt für meinen Wagen als für Euern Wagen!

Dann, nachdem er ſich gut mit ihnen verſtändigt zu haben ſchien, kehrte er ſich fröhlich wieder zu der Gräfin, und lud ſie nochmals ein, ſeinen Wagen zu beſteigen, was die gequälte Frau, mit einem unſchlüſſigen Blick auf ihre Peiniger, noch immer Anſtand trug anzunehmen. Dieſe Bauern ſind es ja zufrieden, verſicherte er, und ich habe ihnen viel Geld gegeben, ſehr viel Geld, was doch am Ende mehr iſt als alle Reformation und alle Volksfreiheit, von denen unſere Zeit die Taſchen ſo voll hat! Dieſe Leute wiſſen aber recht gut, daß baar Geld in der Taſche vorzüglicher iſt. Und ſie haben mir jetzt mit offenem Maul dieſe Speiſe weggeſchnappt und haben mir ganz zahm aus der Hand

gefreſſen, wie die Hühner, daß man gar keine Furcht mehr vor ihrer Bauernwildheit zu haben braucht!

An der eigenen Redeweiſe des Mannes beſtätigten ſich jetzt die Erinnerungen der Gräfin immer mehr, und ſie erkannte in ihm den ehemaligen Diener ihres Hauſes, Lucius, der früher unter abenteuerlichen Umſtänden davongejagt worden, und nun in räthſelhafter Art des Erſcheinens, ſtattlich und in reicher Kleidung, wie man ihn ſonſt nie geſehn, ihr wieder begegnete.

Ja, ich bin es, Frau Gräfin! begann jetzt Lucius, als er ſich erkannt ſah. Ich bin der überall fortgejagte Knecht, der doch überall wieder zum Vorſchein kommt, denn die Erde iſt zu klein, um den heimathloſen Knecht zu bergen, aus jedem Grab drängt und ſchäuert er ſich immer wieder an die Oberfläche durch. Und ich hab' im Grabe gelegen, als ich von Euerm Antlitz verbannt war, hohe Frau, doch bin ich wieder auferſtanden, um ein reicher Mann zu werden, und ſo findet Ihr mich hier wieder auf der Landſtraße, mit ſchönem Wagen und ſchönen Roſſen, um Euch abermals als Knecht zu dienen. So ſteiget denn ein, mit dem hochgebornen Sprößling und den beiden erleſenen Dienerinnen, ſteiget ein in meinem Wagen und erlaubt dem

weiland geſchmähten Lanzknecht und dem weiland verjagten Reitknecht die einzige Freude, daß er ſich jetzt als Kutſcher dort auf den Bock ſetzen darf, um Euch gen Heilbronn zu fahren! Denn wenn ich auch reich geworden bin durch die Umſtände dieſer ſonderbaren Zeit, und ſtolz dazu, weil ich, ſeitdem ich Geld habe, dieſe Lumpenwelt jetzt endlich mit Gründlichkeit verachten kann: ſo iſt mir Reichthum und Stolz doch beiweitem nicht ſo ſüß, als die Demuth wäre, in der ich mich gewürdigt ſähe, das Schlechteſte und Geringſte für Euch zu thun!

Der wunderliche Geſell ſprach dieſe letzten Worte ſo bewegt und mit inſtändigen Gebärden, daß die Gräfin an ſeinem Ernſt und ſeiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln konnte und ſichtliches Vertrauen zu ihm gewann. Sie verließ daher mit ihrem Kinde und ihren Begleiterinnen den Bauernkarren, an deſſen harten und ſchmutzigen Brettern ſie den Leib ſchon wund geſtoßen und bis zur tiefſten Erſchöpfung ihrer Seele ſich gemartert hatte. Der alte Bauer, welcher den Karren bisher gelenkt, half der Gräfin ſelbſt beim Abſteigen, und als ſie ihn mit ihren ſchmerzlich verklärten Augen anblickte, fühlte er ſich von der Majeſtät ihrer Leidensgeſtalt ſo

betroffen, daß er sich tief vor ihr zur Erde verneigte. Solche Huldigung, die den Bauern in einzelnen persönlichen Fällen noch immer unwillkürlich gegen den Adel entfuhr, nahm denn die Gräfin mit einem Dankblick zum Himmel auf. —

Der Wagen, in welchem Olympia mit ihrer Begleitung schweigend Platz genommen, rollte jetzt mit Schnelligkeit über den Höhenweg fort. Lucius peitschte seine Rosse heftig, und es schien ihm daran gelegen, bald dieser Gegend zu entkommen und eine weniger beobachtete Nebenstraße zu gewinnen. Von Zeit zu Zeit horchte er gespannt in die Ferne, ließ aber kein Wort von sich vernehmen, nur daß er sich zuweilen nach der Gräfin umschaute, und ihr durch einen treuherzigen Ausdruck seines Gesichts Muth zu erwecken suchte. So fuhr der seltsame Zug still und bang dahin, und jedes Geflüster des Waldes, jeder Vogel in den Wipfeln, schien ein Klagegeleit abzugeben.

Da drang von fernher ein wildes Lärmen und Schreien durch das Gebüsch, einzelne Schüsse wurden gehört, und es schien ein ernstliches Gemetzel und Handgemenge vorzugehen, das brausend näher gezogen kam.

Lucius hielt erbleichend die Pferde still, stieg ab, und rannte lauschend eine Strecke durch den Wald, bis zu einer Anhöhe, die ein Umherblicken verhattete. Nach einiger Zeit kehrte er mit erheiterten Mienen wieder an den Wagen zurück.

Nun ist Alles gut, sagte er, und wir können jetzt noch in größerer Ruhe als zuvor unsern Weg fortsetzen. Das Wetter hat sich nicht an unsern Fersen abgedonnert, und thut uns nichts mehr, denn es schlug mit seiner ganzen Wuth in einen Trupp Bauern ein, die nun alle da unten heulend und mit zerschmetterten Gliedern daniederliegen. Wäre das Rachewetter ihnen nicht zur rechten Zeit auf den Leib gefahren, so dürften wir ihnen wohl zweifelsohne in die Hände gefallen sein, und können uns darum bei dem pfalzgräflichen Marschall, Herrn Wilhelm von Haabern, nicht genug bedanken, was ich denn auch dadurch an den Tag legen will, daß ich keine Zinsen mehr von ihm nehme. Er borgt häufig beim reichen Juden Lucius, der Herr Marschall, da er immer in Geldnöthen steckt, und weiß Gott, ich bezahlte von meinem sauer Errungenen gern alle seine Schulden, wäre er nur überhaupt früher gen Weinsberg angerückt gekommen mit seinen Reisigen.

Da hat der ſelige Herr Graf in ſeinen Aengſten immer auf ihn gelauert und gelauert, daß er ihm zu Hülfe käme, und wär' all das bittere Leidweſen verhütet, wenn der Herr Marſchall ſich früher von ſeinen Polſtern erhoben hätte, auf denen er vielleicht in Gedanken an ſeine Schulden ſo lange gelegen. Vor einigen Stunden ſah ich ihn mit ſeiner Schaar auf dem Schimmelsberg ſtehen, wo er eben heranmarſchirte, als ſich der Feind ſchon ſatt gefreſſen hatte an Schloß und Stadt, die vor des Herrn Marſchalls Naſe dalagen wie ein mit tauſend Würmern bedeckter Leichnam. Und nachdem er eine Zeitlang von oben zugeſehen, welch' ein gräuliches Wimmeln und Krabbeln es war von all den Würmern, machten Herr Marſchall wieder Kehrt mit ihren Reitern, um heimwärts zu ziehen. Unterwegs iſt ihm aber jetzt ein Schock Bauern begegnet, die wahrſcheinlich zu denen in Weinsberg ſtoßen wollten, und welche er ſich nun zur Entſchädigung allſammt aufgeſpießt hat, daß gar nichts mehr von ihnen übrig geblieben zu ſein ſcheint, denn es iſt jetzt Alles ſo ſtill ringsumher, daß man nichts als den reinen Tod mehr über das Gras huſchen hört. Ja, ja, ihr Bauern, ihr armen dummen Bauern, die Rache faßt Euch ſchon

jetzt beim Schopfe und wird Euch noch ferner faſſen, denn Ihr ſeid auf den dummen Einfall gerathen, klug zu werden in dieſer Zeitlichkeit! Und auf die Rache könnt Ihr Euch verlaſſen, die Rache iſt ein ſicheres Handlungshaus, das zahlt prompt, nimmt aber gewaltige Proſitchens. Die Rache iſt der größte Wucherer, ich meine die Rache Gottes des Herrn, die den Schuldigen trifft, und wehe Dem, der den lieben Gott zum Gläubiger hat, er wird ausgeplündert werden bis auf den letzten Rock und nackt gehen müſſen zu ſeiner Schande. Ihr Bäuerleins, ihr Bäuerleins, es beginnt mir bange zu werden um Euch! Auch um die Großen und Vornehmen iſt mir bange, ſehr bange! —

Während er ſo in ſeiner uns bekannten Art unermüdlich zu ſprechen fortfuhr, verhielt er ſich doch nicht müßig, ſondern war beſchäftigt, aus einer hinter dem Wagen befeſtigten Lade allerhand Gegenſtände, die in ſaubere weiße Tücher gewickelt waren, auszukramen. Er eilte damit zu einem kleinen Raſenhügel, welcher unter dem ſchirmenden Dach eines großen Lindenbaums ſich wie von ſelbſt zu einem Tiſch gewölbt zu haben ſchien, und es erwies ſich jetzt, daß Lucius auf demſelben ein Frühſtück, das er ſchon auf das Sorglichſte

vorbereitet, auszubreiten thätig war. Aemſig trippelte er hinundher, um Alles zierlich und in beſter Ordnung aufzuſtellen, wie es für ſo vornehme Gäſte, die er zu bewirthen gedachte, ſich ſchicken mochte. Es war merkwürdig anzuſehen, wie der gute Geſell in ſeiner komiſchen Weiſe auf Alles Bedacht genommen, und beſonders mußte man die koſtbaren Gefäße und Geſchirre, die er zu dieſem ländlichen Mahl aufgeſetzt, bewundern. Einige dieſer Gefäße hatten früher ſicherlich in Kirchen und auf großer Herren Tafeln geprangt.

Die Bauern, die uns hier hätten überfallen können, ſind, Dank dem Herrn Marſchall, todt, und der hohe Adel kann jetzt wenigſtens wieder frühſtücken! ſagte er, indem er ſeine Einladung dazu machte.

Die Gräfin lehnte Alles ab und nahm nur für ihren Knaben und ihre Begleiterinnen einige Erfriſchungen an. Lucius hatte ſogar einiges Spielzeug für den kleinen Grafen in ſeiner Lade, und bemühte ſich in jeder Art, auch für das Kind Sorge zu tragen und das Leid, von dem es ſo früh betroffen, durch Scherze und Geſchenke wieder aus ſeinen Gedanken zu verſcheuchen.

Als Olympia all ſein Treiben betrachtete, begannen ihr die Augen, die zuletzt keine Thränen mehr gekannt, leiſe überzufließen in einigen milden Tropfen, und ſie fragte ihn mit Erſtaunen, was er denn eigentlich für ein Weſen ſei, ob gut, ob böſe, ob erhaben oder gemein, ein Engel oder ein Teufel?

Wer doch das Alles ſo genau anzugeben wüßte! erwiederte er darauf, indem ſein Geſicht einen Augenblick ſeinen gutmüthig lachenden Ausdruck wieder verlor und ſich verzerrte. Und wenn ich auch ein Engel wäre in dieſer Welt, ſo taugte ich doch am Ende den Teufel nichts, Frau Gräfin, denn wie ſoll man dem Teufel entgehen, ich bitte Sie um Gottes willen? Hat der Menſch von Natur zwei Ohrzipfel, muß er ſich auch von Natur gefallen laſſen, daß ihn das Gute an dem einen, und das Böſe an dem andern Ohrzipfel zu packen kriegen kann, und auf gleich ſtarke Weiſe, weil ja ſonſt ein armer Menſch ſchief werden müßte, wenn der eine Ohrzipfel das Uebergewicht hätte. So hat man denn herumgewirthſchaftet, Frau Gräfin, und hat in Ehren die Balance zu halten geſucht, ſoviel man gekonnt hat. Da hat man hierundda etwas gekauft und

wieder verkauft, und hat aufgehoben, was einem gerade unter den Füßen herumkullerte, denn das iſt ja eine Zeit, wo Alles durcheinander kullert und ſich etwas auffangen laſſen muß, wie doch der liebe Gott ſelber damals, als noch Chaos war, eine ganze Welt daraus erübrigt hat aus dem fürchterlichen Durcheinanderrühren und Gegenſtoßen und Widerprallen! Und haben wir nicht heutzutage wieder Chaos genug? Iſt doch ſchon nichts mehr auf derſelben Stelle verblieben, Schlöſſer werden verbrannt, Kirchen eingeäſchert und das Eigenthum Gottes und der Menſchen macht ſich los auf die Wanderſchaft, daß nur Alles ſo klappert! Sollte nicht auch ein armer Jude etwas dabei haben erübrigen können? Und ein armer Jude muß immer doppelt und dreifach ſo viel verdienen, wie andere Leute, weil er ſeinen Schaden herauskriegen muß, den ihm das Schickſal ſchon durch das pure jüdiſche Daſein zugefügt hat. Und da ich denn, wie Frau Gräfin wiſſen, auch ein Jude bin, ſo habe ich mich auch bemühen müſſen, meinen Schaden wieder herauszukriegen aus der Schöpfung, und habe im Schweiß meines Angeſichts gehandelt und gewandelt, bis ich Das geworden bin, was ich jetzt bin, nichts Gutes und nichts Schlechtes, Frau

Gräfin, nichts Erhabenes und nichts Gemeines, aber doch ein reicher Mann! Die Bauern bringen mir Alles, was ſie irgend aus Burgen und Klöſtern zuſammenſchleppen können, und was ich dafür zahlen kann, gebe ich gern. Auf dieſe Art nehme denn auch ich meine Rache an den Fürſten und all den Bevorrechteten, die den Juden ſo tief in die Erniedrigung hineingearbeitet haben. Was ſollte ein Jude anfangen, wenn er ſich nicht Geld, viel Geld verdiente? Muß er doch überall das Doppelte bezahlen an Zoll in den meiſten deutſchen Gauen, und muß ſogar ſeine eigene koſtbare Perſon verzollen, drei Batzen, wenn er zu Fuß, und fünf Batzen, wenn er zu Pferde, durchs Stadtthor einziehen will. Ja ſelbſt für einen todten Juden muß man noch zahlen in heutiger Zeit, und zwar einen ganzen Gulden, was doch gewiß viel iſt, da ein Todter nichts mehr proſtiren kann. Genug, die Zeit iſt ſo böſe, daß Frau Gräfin es wirklich nicht ſo genau nehmen können, ob man Engel oder Teufel iſt! Darum handele ich auch mit Allem, was mir vorkommt, und ſuche dabei zu verdienen, und trage alle Taſchen voll vom Spott und Schimpf dieſer böſen Zeit, denn Ihr müßt wiſſen, daß ich auch mit all den Flugblättern

und Spottſchriften, die jetzt in ſo großer Menge in Druck erſcheinen, Handel treibe und gute Geſchäfte mache. Alle Parteien, was ſie auch drucken laſſen mögen, begegnen ſich hier in des Juden Taſche, und hat die neue Lutherei was ausgeheckt gegen die alte Päpſtelei, oder die alte Päpſtelei wieder was gegen die neue Lutherei, es fährt Alles in meinen Schubſack und wieder heraus, und wird durch Land und Stadt ſpedirt um denſelben Preis und mit derſelben Sorge. Da habt Ihr meinen ganzen Lebenslauf, Frau Gräfin, der Euch nicht wird gefallen können, denn er iſt nicht ſo rein und weiß wie Euer Antlitz, nicht ſo himmelsklar wie Euer Auge, nicht ſo glänzend wie Euere Stirn, nicht ſo melodiſch wie Euere unausſprechlich ſchönen Hände!

Die Gräfin gebot ihm bei dieſen letzten Worten erzürnt Schweigen, und nachdem darauf eine Stille eingetreten war, bat ſie ihn mit ihrer zitternden, kaum mehr hörbaren Stimme, den begonnenen Weg fortzuſetzen und die Unglückliche nun ihrem Ziel weiter entgegenbringen zu wollen.

Lucius ſchwang ſich wieder auf ſeinen Sitz, und lenkte jetzt, ſtill in ſich verſunken, doch mit ungeſtümer

Eil die Roſſe auf der Straße nach Heilbronn, wo die Gräfin Helfenſtein in dem Frieden einer nur von Gott gekannten Einſamkeit ihren Schmerzen leben wollte bis an den Tod. —

Fünftes Buch.

Thomas Müntzer's

christliches Reich in Mühlhausen.

I.

Thomas Münzer wohnte in Mühlhausen bei dem ehrsamen Kürschner, Herrn Johann Roder, der ihm zuerst Anhang und Aufnahme in dieser alten, an den Gränzen Thüringens gelegenen Reichsstadt bereitet hatte. Schon einige Zeit hatte Münzer heimlich hier zugebracht, und bei dem Widerstand, welchen ihm die Obrigkeit des Ortes entgegengesetzt, nur dem engeren Kreise seiner Freunde und Jünger im Stillen gepredigt, darum aber nicht minder aufregend in die Nähe und Ferne gewirkt. Nur zuweilen zeigte er sich öffentlich auf den Gassen, und setzte sich an einer Straßenecke auf einen Stein nieder, die heilige Schrift vor sich auf den Knieen entfaltend. Dann sammelte sich bald eine Menge Volkes um ihn, und stand in immer wachsenden Schaaren um den freien Prediger her, der im Angesicht des blauen Himmels die christliche Freiheit und die Gleichheit aller Menschen lehrte, und aus der Schrift bewies. Wurde das wogende Gedränge der Volksmassen zu stürmisch,

ſo erhob er ſich wieder, und begab ſich unter dem ſchützenden Geleit der Menge in das Haus ſeines ehrlichen Kürſchners zurück, der ihn in Ehrerbietung und Liebe faſt auf den Händen trug und als Freund und Diener zugleich für ihn ſorgte. Müntzer ſchien aber nur das Näherrücken des Frühlings, der in dieſem Jahre 1525 überall ſo merkwürdige Dinge zeitigen ſollte, zu erharren. Alsdann, wie er ſchon mehrmals angedeutet, wollte er offen ein großes, umfaſſendes und weithin reichendes Wirken in dieſer Stadt beginnen, und der Rath von Mühlhauſen zitterte ſchon vor dem Augenblick, wo der Prophet kühner ſein Haupt erheben würde.

Während dieſer bangen Zeit des Wartens und Vorbereitens ſaß Müntzer eines Tages mit ſeinem Weibe Martha, und ſeinem kleinen Buben, der inzwiſchen fröhlich herangewachſen war, beim Frühmahl. Er war herzinniger als ſonſt zu ſeinen Lieben geſtimmt, von denen ihn eine ſo lange Wanderſchaft entfernt gehalten, und ſeine Wiedervereinigung mit ihnen hier in Mühlhauſen trug mit dazu bei, ihm an dieſem Ort ein Gefühl des heimathlichen Behagens und Raſtens, nach ſo manchen unſtäten Zügen durch die Welt, zu geben. So ſaß er auch heut in heimlichem Frieden zu ihnen geſellt, und

nachdem er mit ihnen das Frühgebet verrichtet, an welchem auch Herr Roder herzkräftigen Antheil genommen, begann er zum Imbiß ein traulich sich ergehendes Geplauder voll rührender Heiterkeit. Herr Roder ging inzwischen im Gemach ab und zu, und erlauschte aufmerksam jeden Augenblick, wo er etwas darreichen oder in sonst einem Stück seine Dienstbeflissenheit zeigen konnte, denn wie sehr sich auch sonst ein altreichsstädtischer Bürgerstolz in seinem ganzen Wesen abschattete, so ließ er doch keineswegs zu, daß ein Anderer, als er selbst, seinen Herrn und Meister, den großen Thomas Müntzer, bediene. Und das war keine gering anzuschlagende Demuth für einen Bürger von Mühlhausen, einer Stadt, die, nach alten Chronikenschreibern, schon im Jahre der Welt dreitausendsechshundert und vierzig, erbaut worden sein soll, und im Bewußtsein ihres hohen Alters und mancher andern inneren Vorzüge sich immer eine Perle unter den deutschen Städten gedünkt.

Das Zimmer, in welchem sich unsere Freunde zu so süßem Ausruhen zusammengefunden, war ein niedriges Erkergemach, das fast ganz von einem ungeheuren Wandschrank aus dunkelpolirtem Nußbaumholz

ausgefüllt wurde. In diesem Schrank hatte Münzer seine Papiere, Briefe, Druckschriften, viele Zeichnungen von Waffen, Geschützen und militairischen Plänen, die er von seinen Reisen mitgebracht, ja selbst einige Kriegsgeräthschaften und Pulvervorräthe, aufbewahrt. Jetzt war auch noch sein Wanderstab, den er in Mühlhausen niedergelegt, dazu gekommen und hatte unter diesen Habseligkeiten eines harten und mühevollen Lebensberufs im Schranke Platz gefunden. Der muntere Knabe, welchen sein Vater in der Innigkeit der Unterhaltung unbemerkt von seinem Schoos hatte entschlüpfen lassen, war eben in die halbgeöffnete Thür des Schranks hineingekrochen, und hatte sich dieses langen Stabes, dessen Griff mit einigem seltsamen, die Bedeutung geheimer Zeichen an sich tragenden Schnitzwerk verziert war, bemächtigt. Bald hatte er auch den Stock in seiner ganzen Länge sich zwischen die Beine gebracht und ritt nun darauf eifrig und aus Leibeskräften in der Stube umher, indem er aus seiner jungen frischen Kehle ein schmetterndes Halloh erhob.

Seht den kleinen Münzer, sagte Herr Thomas mit einem wehmüthigen Lächeln, wie er aus dem Pilgerstab seines Vaters sich ein Steckenpferd macht! Das ist,

mein Seel, ein Pilgerſtab, an dem wohl Schweiß und Blut des Lebens klebt, und der Junge macht ſeinen fröhlichen Trott darauf. Aber ſo iſt es gerade recht, und ſo muß es ſein! Die Mühen der Alten müſſen endlich das Spielwerk der Jungen werden. So ſoll es auch mit unſerm großen Befreiungswerke ſein, an dem wir arbeiten. Es ſoll, was jetzt noch ſchwer begriffen und mit harten Nöthen zu Tage gefördert wird, zuletzt ein ſo einfaches, leichtes und gewöhnliches Ding werden, daß es unſere Kinder mit ihren Händen faſſen und daran zu den erſten Jubelſchreien ihres Daſeins ſich erwecken ſollen. Darum ſchenke ich Dir denn, mein Sohn, dieſen Wanderſtab, an dem ich wohl manchen Tag und manche Nacht im Dienſt der chriſtlichen Freiheit durchwanderte, ganz und gar jetzt zu Deinem Steckenpferde. Nutze ihn nun ab in Jubel und in Unſchuld, nachdem ich ihn in Schmerzen durch die Sünden dieſer Welt getragen und mit Entbehrung und Drangſal ihn eingeweiht habe. Es iſt zugleich ein Bundesſtab, deſſen Zeichen am Griff die Mitglieder unſeres Geheimbundes, der ſich zu Alſtedt gebildet und zum Heil der Zeit in die Welt verſtreut hat, kenntlich machen. Auf all Dem tummele Dich nun getroſt herum, mein Schalk,

denn es iſt nichts ſo tiefſinnig und geheimnißvoll, daß es nicht zuletzt vor die Füße der Kinder kommen ſollte!

Darauf wandte er ſich, der milden und friedlichen Stimmung, die ihn heut beſeelte, weiter folgend, zu ſeinem Weibe hin und fragte ſie mit herzlichem Zuge flüſter: ob er ihr denn auch noch gefalle?

Frau Martha, welche ſich inzwiſchen in ihrer häuslichen Aemſigkeit abſeits zum Spinnrocken geſetzt hatte, ſchrak bei dieſer Frage erdenklich zuſammen und ließ, ihn betroffen anblickend, den Faden ihrer Hand entgleiten. Der Kummer der letzten Jahre hatte ihre Wangen vertrocknet und den Augen den lebhaften Jugendglanz geraubt. Jetzt, indem ſie raſch erröthete, ſchien einen Augenblick lang alle Anmuth ihrer früheren Jahre auf ihr Geſicht zurückzukehren, und in die ſonſt vor Bekümmerniß ſteife Geſtalt trat plötzlich eine frohe Beweglichkeit. Sie ſprang geſchwind auf, und den muthigen Anlauf, den ihr Herz nahm, auf der Stelle benutzend, ſetzte ſie ſich zu ihrem Gatten und umſchlang ihn mit ihren Armen. Dann wagte ſie es, ihm einige zärtliche Worte zu ſagen, und Herrn Thomas Münzer zu bitten, daß er ſich doch mehr ſchonen möchte, und

nicht ſo unabläſſig und gewaltſam in ſeinem Beruf darauf losſtürmen, weil er ſich ſonſt bald aufgerieben und um ſein theueres Leben gebracht haben würde. Dies waren ihre Sorgen um ihn, welche ſie ihm in dieſer Stunde ausführlich bekannte.

Du haſt wohl Recht, erwiederte er ihr, und es mag gräulich mit mir anzuſehen ſein, wie ich zerfetzt und verſchrumpft bin vom Handeln und Wandeln in dieſer Zeit! Darum fragt' ich Dich eben, Martha, ob ich Dir noch gefiele, denn mein Geſicht iſt eckig und mager geworden, ſeitdem wir uns nicht geſehen, und überall ſtehen die ſcharfen Kanten an mir heraus, die es bezeugen, wie hart ich mich an der Welt herumgeſtoßen habe. Und die Sonne hat mich gebrannt, und der Staub der Landſtraßen hat mich beſchmutzt, und Hunger und Durſt haben mich ausgeſogen, dazu hat mich die Seelenangſt um mein Ziel wie eine verzehrende Lohe getrieben, daß zu verwundern iſt, wenn noch etwas an mir übrig geblieben! Aber was iſt denn des Menſchen Leib, wenn er nicht zerſtoßen und zerrieben werden ſoll um des Geiſtes willen, deſſen Rappe er iſt, um ihn über die Erde zu führen! Und weil ich den Geiſt über die Erde führen will, darum müſſen mir die Füße blu-

ten, und der Athem meiner Bruſt muß mir vergehen und dahin welken die Blüthe des Lebens!

Frau Müntzer ſuchte ihm durch ihre Liebkoſungen ihr Gefühl auszudrücken, und ſie glaubte jetzt auch die gute Stunde gekommen, wo ſie eine Bitte, die ihr lange am Herzen gelegen, ihm vortragen mochte. Sie bat ihn, ihr von ſeinen Reiſen, über die er noch größtentheils ein dunkeles Schweigen hatte walten laſſen, doch einmal das Eine und das Andere zu erzählen.

Ach, dieſe Reiſen, ſagte Müntzer, ſie ſind arm an unterhaltenden Geſchichten, und das Wort, ſie zu beſchreiben, ſtockt mir noch immer im Munde. Wer beſchriebe auch gern die geheimſten Schläge ſeines Herzens, den verborgenſten Flug ſeiner Gedanken, und jenes Irren und Wandern ſeiner Träume, das in die dichteſten Schatten der Nacht ſich hineinſtiehlt, und wie der Vogel, deſſen Lied aus der tiefſten Mitternachtſtunde hervorquillt, aus der verlaſſenſten Einſamkeit ſeines Herzens ſich die ſüßeſten Melodieen ſaugt. So habe auch ich mir am eigenen einſamen Herzen geſogen, als ich wanderte und irrte, und bin mir dadurch klar geworden über die Dinge der Welt, wie niemals, klar und reif. Dem Flüchtigen und Vertriebenen erſcheint

Gott mitten im Wirbel der Landſtraßen, und oft, wenn ich ausruhend am Uferrand eines Gewäſſers ſaß und in die Wellen blickte, rührte mich der Geiſt an und ſchüttelte mich, und dann ſah ich plötzlich das ganze Getriebe der Zeiten nahe vor mir liegen, und erkannte deutlich, wie Alles geſtützt und geordnet werden müßte. Und meinen heißen Kopf hielt ich lange den Abendwinden entgegen, daß ſie ihn mir fächeln und abkühlen mußten, und dann glaubte ich in ihrem Sauſen oft wunderbare Rathſchläge und Tröſtungen zu vernehmen, die mein Herz ſüß überwältigten und mich niederſtreckten am Abhang des Feldes unter Gottes offenem Himmel in einen erquickenden Schlaf, bis zum Tagen der Sonne. Was mir dann geträumt auf den Feldern und in den Wäldern, das trug ich getroſt fort in die Dörfer und Städte, und brachte es in meine Predigten, daß ſie ſelber klangen wie ein in heiliger Offenbarung ſich ſchüttelnder Wald, und überall das Volk danach auferſtand. Auch manchen vortrefflichen Mann lernte ich kennen, wie zu Baſel den gelehrten und wohlwollenden Oekolampadius, mit dem ich eine lange Unterhaltung pflog, wie ich denn auch nachmals in der Ferne theuere Briefe von ihm empfing, die ich ſtets bei

mir trage. Tiefer, als die Stimme des Waldes, dringt doch noch das Wort eines geſchriebten Mannes in unſer Herz, und es verbreitet ſich eine ſüße Wärme von dem Hauch ſeines Mundes. Oekolampadius gab mir in vielen Stücken Recht, was ich von dem Stand der Welt in heutiger Zeit urtheilte, und prüfte auch einige meiner Schriften mit Bedacht und aller Liebe. So lud er mich zu einer Abendmahlzeit zu ſich in ſein Haus, zu der auch der treffliche Hugwald mit mir erſchienen, und im ſtillen Kreiſe dieſer Männer, die ſo gelehrt wie menſchenfreundlich, empfand ich eine köſtliche, lange nicht geſchmeckte Beruhigung. Aber Oekolampadius wollte mich überreden, daß man die Welt, wenn ſie auch im Argen liege, doch in Frieden ihren Weg gehen laſſen ſolle und nicht eingreifen mit gewaltſamer Hand in ihre Triebräder. Und die Geduld ſei der eigentliche Balſam der kranken Welt, in Geduld müſſe man warten, um ſie geneſen zu ſehn. Da ging ich ſtill fort, und kam nicht wieder zu ihm. Die ganze Nacht lief ich am Rhein aufundnieder, und fluchte laut, daß es am Gewölbe des Himmels wiederkrachte, ich fluchte der Geduld, die ein ſo zähes Leben allen Schlechtigkeiten ſchenkt, der tauſendmal fluchwürdigen Geduld, der Ge-

duld mit der Welt, der Geduld mit den Fürſten, der Geduld mit den Prieſtern, der Geduld mit den Obrigkeiten, der Geduld mit Gott! Denn das war ja das erſte Grundgeſetz unſeres allſtedtiſchen Bündniſſes, daß man keine Geduld mehr haben müſſe, Geduld mit Gott ſelber nicht! Und ich lehrte immer, man müſſe Gott herausfordern ſelbſt durch Zorn auf ihn, wenn er immer und immer zurückhalte und ſchweige. Dann trug ich meinen Wanderſtab weiter, und ſchlug meinen Sitz eine Zeitlang im Dorfe Grießen im Hegau auf, wo ich viel Zulauf hatte aus allen benachbarten Gauen und das Volk vorbereitete nach Kräften auf die Dinge, welche da kommen würden und müßten. Doch nicht davon will ich Euch heut erzählen, ſondern von etwas Anderem, das ich auf meinen Wanderungen in dem ſchönen Italien geſehn und welches mir die Seele ſo erfüllt hat, daß ich daran erſt zur wahren Erkenntniß meiner ſelbſt und meines irdiſchen Berufs gelangt bin und unſer Jahrhundert in ſeinen Grundangeln verſtehen gelernt habe.

Müntzer verſank hier einen Augenblick in ein Nachſinnen der Erinnerung, und Frau Martha, die den Knaben, um ihn ſtill zu halten, zu ſich auf ihren Schooß

genommen, rückte im Eifer des Zuhörens näher zu ihm heran. Das Kind faltete, ebenfalls still zuhorchend, seine Händchen, da es glaubte, daß gebetet werden solle. Auf dem Tritt am Erkerfenster zu Müntzer's Füßen hatte sich Herr Roder in ehrfurchtsvollem Lauschen niedergesetzt, und Alle warteten nun gespannt auf seine Rede.

Was ich gesehen habe, hub Müntzer jetzt wieder an, ist ein großes Gebilde von Stein, aus alter Zeit der Griechen stammend, das man vor einigen Jahren erst wieder aufgefunden hat, und das jetzt mit seiner über allen Ausdruck erhabenen und tiefsinnigen Größe in die heutige Welt hineinpredigt, daß sich Jeder danach zitternd in seinen Busen greifen muß! Man nennt es die Gruppe des Laokoon, und es ist in den Bädern des Titus zu Rom gefunden worden, nachdem es so lange, bis in unser Jahrhundert hinein, sich vor der Welt verborgen und seinen unendlichen Schmerzenssinn ungekannt in sich verschlossen hatte. Denn es ist das Gebild des Schmerzes in seiner höchsten menschlichen Offenbarung, und darum mußte ich vor ihm niederfallen, und es anbeten, und dabei Gott loben, daß es gerade in unserer Zeit, in dem Jahrhundert des Schmerzes, uns wiedergefunden und als Symbolum

alles heutigen Lebens uns aufgeſtellt worden! Wer den Laokoon nicht geſehn mit ſeinen beiden Söhnen, alle Drei umwunden von zwei mordbegierigen Schlangen, welche ſich wie ein vielfach verwobener Kranz um ihre Glieder geflochten haben, der hat auch noch den menſchlichen Schmerz in ſeiner anbetungswürdigen Erhabenheit nicht geſehn, und hat noch nicht erkannt, wie das Leid der Menſchennatur an Größe jedes andere Schauſpiel hinter ſich läßt! Laokoon, der ehrwürdige Prieſter, hat am Altar geſtanden, um den Göttern ſeines Volkes zu opfern, und das Liebſte, was er beſaß, ſeine beiden jungen Söhne, ſind mit ihm, nahe am Geſtade des Meeres, wohin er betrübten Herzens, aber doch voll Vertrauen auf ſeine Gottheit hinabgegangen war. Denn es ſtand Troja, ſeine Heimath, in großer Gefahr, und Laokoon hatte es widerrathen, das große hölzerne Pferd, welches die Liſt der Griechen erſonnen und das in ſeinem Bauch den Trug und Verrath herbergte, in die Stadt bringen zu laſſen. Darob verhöhnte ihn das Volk und begriff den Propheten nicht, wie es auch uns heut nicht begreifen will, die wir den Verrath angezeigt haben, welchen Rom in ſeinem lügenerfüllten Bauche birgt! Laokoon aber war an das

Meer hinabgeſtiegen, um dem bedrohten Vaterlande die Hülfe ſeiner Götter durch Opfer zu erflehen. Und indem er opferte, kamen in heißer Mordluſt zwei Schlangen dahergeziſcht, welche ihn und ſeine Kinder zu einer und derſelben Verkettung des qualvollſten Todes, Einer in Dreien und Drei in Einem ſterbend, umſtrickten. Und während das Volk nun glaubte, daß der Prophet ſeine Strafe empfinge für ſeine Weisheit, litt er ſelbſt die Pein des dreifachen Sterbens, das unſäglich, von unten nach oben und von oben nach unten, alle ſeine Glieder durchſchmetterte. Und dieſen Augenblick ſeines Todes habe ich in der alten Steingruppe dargebildet geſehn, wozu Gott einen überaus großen Künſtler damals erleuchtet und mit beſonderem Verſtand für die Würde und Schönheit des menſchlichen Leidens erweckt haben muß. Ach, wer fällt nicht auf ſein Knie nieder vor dieſer Dreieinigkeit der Qual in Laokoon und ſeinen Kindern, vor dieſem Prieſterthum des Schmerzes, in welchem der Vater ſtirbt in den Söhnen und die Söhne ſterben im Vater! In dem Augenblick, wo ſich Laokoon, das Heranſauſen der Schlangen vernehmend, vom Altar nach ihnen umgewendet hat, iſt er auch ſchon mit ſeinen Söhnen ergriffen und gebiſſen worden,

und iſt im erſten Entſetzen rücklings hinübergeſunken an des Altars Stufe, an der ſein von ihm gewichenes Gewand haften geblieben. In der allgewaltigen Erſchütterung des ganzen Lebens bäumt das edele Haupt ſich halb aufwärts, und das Grauſen iſt in jede Haarſpitze hineingedrungen, ſo daß Haupthaar und Bart ſich emporgeborſten haben im ſtarren Krampf. Der Mund hat einen Jammerſchrei entlaſſen, man ſieht es an der bebenden Oeffnung der Lippen, denn wer einen Schmerz hat, dem iſt es gerecht zu ſchreien! Ein Narr, der ſeine Schmerzen ſtumm verbeißt, und der nicht Lärm damit ſchlägt durch das weite All der Schöpfung, daß die Welten es hören und die Sphären erkrachen von dem Aufruhr, den ein Schmerz zu machen das Recht hat! Schreien, ſchreien höre ich den Laokoon, und das Meer und der Himmel und die Erde hören ihm zu, wie er mit ſeinem Schreien Krieg anſagt der ganzen Natur, und mit ſeinem Unglück zerreißend in den Frieden Gottes hineinſtürmt! Oh, und die große muskelſtarke Bruſt hat ſich ihm hoch aufgetrieben in dieſem Angſtruf, und der ganze Oberkörper iſt geſchwollen in der furchtbaren Anſtrengung, daß er ſich hoch emporgeredt, während der untere Leib ſchon eingeſun-

ken vor der zerſtörenden Pein! Schon hat die eine Schlange ihren Giftzahn in ſeine linke Seite geſchlagen, und ſie dicht unter ihrem Kopf mit ſeiner linken Hand ergreifend, glaubt er noch der unſäglichen Qual ledig werden zu können? Ja, es arbeitet noch in ihm des Lebens Kampf und Widerſtand gewichtiglich, und dieſer Widerſtand verräth ſich in Laokoon's rechter, hoch emporgeſchwungener Hand, welche die ihn beißende Schlange feſt zwiſchen ihren Fingern gefaßt hat, durch die man den dicken aber raſch geſchmeidigen Leib der Schlange ziſchend hindurchgleiten ſieht. Denn ſie ziſcht geradewegs nach ſeinem Herzen hin, nach einem edelen Herzen, das von der Welt mißkannt worden, und in welchem dem Schlangenſtich ſchon vorgebohrt iſt durch die Kränkung ſeiner treueſten Abſichten. Aber nur die eine Hälfte iſt noch Kampf an ihm, die andere ſchon Beſiegung, und der Tod hat bereits im Stillen ſein Erbe angetreten. Sein jüngſter Sohn zu ſeiner Rechten iſt ihm offenbar ſchon dahingeſtorben, ihn hat die zweite Schlange umwickelt, und während ihr Biß rechts in des Knaben Bruſt geſchoſſen, hat ſich ihr unerſättlicher Leib fortgewunden um die Gebeine des Vaters zu dem andern Knaben hin, alle Dreie ſo eng verkettend!

Der ältere Sohn meint noch das Gewinde von ſeinen Füßen abſtreifen zu können, und iſt geſchäftig dabei zu Werke, als ließe ſich noch Alles machen, aber ſein Bruder drüben iſt ſchon todt, die Füße ſchweben in der Verlorenheit des Daſeins. So ſteht die ganze Leidensgruppe da, ineinandergewirbelt von den Blitzen des Todes, zuſammenſchauernd in der Glorie einer großen menſchlichen Vernichtung! Das ſind die Schlangen der Welt, die den Propheten in ſein Herz geſtochen haben, in ſein weiſſagendes Herz, das nur ſeinem Vaterland gehörte! Und darum bin ich betroffen in mir ſelbſt, und es macht mir unabläſſig zu ſchaffen in meinen Gedanken, daß unſerm reformirenden Jahrhundert der Laokoon wiedergefunden worden iſt! —

Müntzer beendigte hier ſeine Erzählung und ſtand auf, indem er unruhig ans Fenſter trat. Eine tiefe Stille war im Gemach eingetreten, Frau Müntzer trocknete ſich heimlich eine Thräne aus ihren Augen, und Herr Roder hatte, als Thomas Müntzer an ihm vorübergegangen, den Zipfel ſeines Gewandes zu erhaſchen geſucht, um es zu küſſen.

Da ließen ſich von unten ſtarke Schritte auf der Treppe vernehmen, und bald klopfte es mit Ungeſtüm

an die Thür. Münzer drehte sich um, und erblickte seinen Freund und Genossen, Heinrich Pfeiffer, der in einer wilden Aufregung eintrat. Es war ein absonderliches Wesen, das man an diesem Gesellen wahrnahm, und seine lange abenteuerliche Gestalt erhöhte den keineswegs angenehmen Eindruck, welchen sie hervorbringen mußte, noch durch den wunderlichen Aufzug, in dem sie dahergeschritten kam. Dieser ehemalige Prämonstratenser-Mönch, der früher in dem thüringischen Kloster Wolkrode Ordensbruder gewesen, hatte sich hier in Mühlhausen zu Thomas Münzer's eifrigstem Schildknappen und Gehülfen gemacht, und diente mit einer maßlosen Heftigkeit den neuen Endzwecken dieser Richtung. Der Aufruhr war sein Leben, und in der Zusammenrottung und Bearbeitung der Volkshaufen hatte er schon ein meisterliches Geschick an den Tag gelegt. Sein düsteres und struppiges Ansehen verrieth doch zugleich den tollkühnen Muth, der ihn zu jedem Unternehmen brauchbar erscheinen ließ, und während er in aller Art des Handelns für den öffentlichen Zweck ausschweifend und muthwillig sich zeigte, lebte er selbst nach den Gesetzen der strengsten Enthaltsamkeit. Er schor sich seinen Bart nicht, und seine Tracht

beſtand in einem einfachen ſchwarzen Kittel, der kaum ſeine Blöße deckte, und um die Mitte des Leibes mit einem zuſammengeknoteten Strick gehalten wurde. Seine Gebärden waren rauh und trotzig, und aus ſeinen ſchwarzen Augen zückte das Feuer einer an Wahnſinn gränzenden Verwegenheit. Dieſer ſeinem Kloſter entſprungene Mönch hatte ſchon vor Münzer's Auftreten in Mühlhauſen ſich hier feſtgeſetzt und durch ſeinen Einfluß auf das gemeine Volk nicht wenig dazu beigetragen, ſeinem Meiſter, dem er ſich aus freier Wahl zu Dienſten angeſchloſſen, die Stätte zu bereiten.

Was giebt es, Pfeiffer? fragte ihn Münzer, indem er mit ernſtem Blick den hereinpolternden Geſellen maß.

Das Volk von Mühlhauſen ſteht auf, Münzer; um Dich öffentlich, trotz Magiſtrat und Räthen, zum Oberpfarrer zu wählen! ſagte Heinrich Pfeiffer, indem er ſich um ein Merkliches vor Münzer verbeugte. Auf dem Markt tobt ſchon der luſtige Haufen durcheinander, und Du mußt mir einräumen, daß ich ſie heut früh aus den Betten gebracht, dieſe trägen deutſchen Langſchläfer, die man zu ihrem Heil hinprügeln muß! Nun habe ich ſie endlich ſo lange geſtoßen und geſchla-

gen, bis ſie ſich entſchloſſen, Dich frei und feierlich einzuſetzen als ihren wahren und einzigen Hirten. Jetzt ſind ſie im Zuge, und da läßt ſich denn Alles aus ihnen machen, wenn man raſch dabei zu Werke iſt. Unſer wackerer Hildebrand ſteht oben auf dem Dach des Ferber'ſchen Hauſes, und predigt herunter auf das Volk entſetzlich. Ich ſelbſt bin mitten unter den Schaaren herumgelaufen von Mann zu Mann, und habe mit jedem Einzelnen verhandelt. Dem Rathsmeiſter Heige, der ſich verlauten laſſen wollte, Du wäreſt ein Schwarmgeiſt, wie Dich auch der Doctor Luther genannt hätte, habe ich die Zähne eingeſtoßen. Und als ſie nun Alle vor Luſt heulten, und herumſprangen, wie zu Belial's Hochzeit, bin ich hergekommen, um Dich zu benachrichtigen, Münzer, wie weit die Sache gediehen! Bald werden ſie hier ſein, um Dich im Triumph auf ihre Schultern zu nehmen und in die Oberpfarre einzuführen. Ich hoffe, Du wirſt mit mir zufrieden ſein, Meiſter! Seit drei Tagen genoß ich keine Speiſe und ſeit drei Nächten keinen Schlaf, denn ſo hatte ich mir gelobt, nicht eher wieder mich zu erquicken, als bis Du, unvergleichlicher Prophet, eingeſetzt wäreſt zum Hirten dieſer Stadt!

Nachdem er dies gesprochen, wandte er sich, ohne die Erwiederung Müntzer's zu erwarten, rasch wieder um und verließ das Gemach.

Thomas Müntzer sann bewegt und erheitert dieser Botschaft nach. Es schien ein wichtiger Augenblick seines Lebens, der jetzt in seinem Geist arbeitete und still lehnte er sich einige Minuten lang in den Sessel zurück.

Du solltest Dich diesem Pfeiffer nicht so unbedingt anvertrauen, lieber Thomas! begann Frau Müntzer, mit schüchterner Stimme einen sie längst beunruhigenden Wunsch herauswagend, das Gespräch wieder. Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mit Abscheu und Herzensangst jedesmal diesen Gesellen erscheinen sehe! Ihn, den schwarzen Pfeiffer, und den andern, den rothen Hildebrand, wer kann sie in Deiner Nähe erblicken, ohne sich zu entsetzen, daß Du solche böse Geister Deinen Wegen vorausendest, Müntzer! O mein geliebter Mann, Du bist rein und von Gott getrieben, und im Schweiß Deines Angesichtes, unter den verzehrenden Mühen einer unstäten Pilgerschaft, hast Du bis jetzt Dein großes Werk gefördert. Aber jene sind unrein und schmutzig, wie kommen sie zu Dir, Meister?

So iſt es, Frau Münzer! erlaubte ſich auch der ehrliche Kürſchner, Herr Johann Roder, mit einem ſcheuen Seitenblick auf Münzer zu bekräftigen. Pfeiffer und Hildebrand wirken allzu ſcharf, und das macht ſchartig, will mich nach einem alten wohlweiſen Sprüchwort bedünken. Zwar regen ſie das Volk für die gute Sache an, aber ſie verwildern es auch zugleich, und verbreiten den Schrecken der Zukunft ſtatt den Frieden. So, wie ich, denken viele andere gute Bürger, die Euch, Herr Münzer, zuerſt hier in Liebe angehangen haben!

Ihr Guten, das verſteht Ihr nicht hinlänglich! entgegnete Münzer, indem er lebhaft aufſprang und ſich ans Fenſter ſtellte, dann wieder ungeduldig im Zimmer auf- und niederſchritt. Dieſer Pfeiffer, fuhr er fort, hat Verdienſte um mich, und während Du, trefflicher Roder, mir die Guten des Landes geworben, hat er mir die Schlechten unſchädlich gemacht. Als ich noch kümmerlich verborgen nur in Euerer Vorſtadt wirkte und predigte, wer erſchien plötzlich an der Spitze einer bewaffneten Bauernſchaar, die aus den Dörfern der Umgegend zuſammengetrieben worden, um dem Münzer eine Aufnahme in Euerer Stadt zu erzwingen? Es war der wilde und ſchmutzige Pfeiffer, der mit ſeiner rau-

hen Stimme die Bauern zu dieſem Zweck erweckt hatte, und der ſie gegen die vom Magiſtrat aufgeſtellten Bürger zum Kampf in den Straßen führte, ja dieſe Bürger ſelbſt plötzlich, als ſie eben gegen ihn zuſchlagen wollten, für ſich und für mich gewann, ſodaß ſie nun vereint dieſer gar zu beſorgten Obrigkeit meinen Aufenthalt abtrotzten! Dieſer Menſch, den Ihr ſo ſehr verachtet, wer iſt er denn, daß ihm ſolche dunkele Gewalt gegeben worden über die Volksgemüther? Glaubet mir, Gott hat die Kräfte mannigfach ausgetheilt, die zu einer großen Sache zuſammenwirken ſollen! Dieſer Pfeiffer ſoll mir nicht die Kohlen aus dem Feuer holen, in das wahre Feuer meiner Sache werde ich ſelber hineinlangen, aber die Perlen, die im Schmutz des unterſten Volksgrundes verloren liegen, wird er mir aus dem Schmutz herauszuholen verſtehn. Er wirkt im Schmutze, es iſt wahr, aber nicht aus dem Aether des Gedankens allein wird eine große Nationalunternehmung in dieſer Zeit gefertigt werden können. Es iſt Erde dabei, und die ganze Welt muß erſt aus dem Schmutz herausgearbeitet werden. Laſſet darum meinen Pfeiffer ſchmutzig ſein, er durchwühlt für uns Alle den Bodenſatz der Zeit, und das Beſte, was er dort

findet, ſchleudert er eifrig empor zu uns, daß die Engel der Höhe es mit ihren reinen Händen greifen und behalten können!

Jetzt vernahm man draußen auf der Gaſſe den mächtigen Volkslärm, welcher ſich ſchon lange in der Ferne angekündigt hatte, immer näher herandringen. Tobende und jubelnde Schaaren umringten bald das Haus, und man rief unter hochpreiſenden Ausrufungen Herrn Thomas Münzer, daß er erſcheinen, und als ihr Paſtor primarius, wozu ſie ihn aus freier Mehrheit des Volkes ſich erkoren, ſich von ihnen in die Oberpfarre geleiten laſſen ſolle!

Münzer öffnete das Erkerfenſter und zeigte ſich der Menge, deren Toſen bei ſeinem Anblick allmählig in ein ehrfurchtsvolles Schweigen ſich verlor. Er ſelbſt erſchien in dieſem Augenblick mit derjenigen ernſten Würde und Erhabenheit, die ſich in ſeinem Geſicht immer ausdrückte, wenn er feierlich zu reden begann, was ihm ſogar ſeine Feinde nicht abzuläugnen vermocht haben.

Meine Freunde, meine Brüder, meine Kinder, wie nenne ich Euch? ſprach er zu den Verſammelten herunter. Das iſt eine hohe Würde, die Ihr mir antragt,

denn hoch und würdig iſt Alles, was unmittelbar aus den Händen des Volkes kommt! Auf Euern Straßen, mitten unter Euch, wie es dem ſchweifenden Knecht Gottes geziemt, habe ich bis jetzt gepredigt den Umſchwung der Zeit, und mir war wohl auf dem Stein an der Heerſtraße, und verlangte mich nach keiner beſſeren Kanzel. Was Ihr mir aber gebt, das empfange ich zu Euerem Dienſt, auf daß alle Welt ſehen und hören möge, wer des Volkes Prieſter iſt! Und des Volkes Prieſter heißt Thomas Münzer mit dem Hammer wie mir neulich der Geiſt befohlen, mich auf einer meiner Schriften zu nennen, weil es im Jeremias heißet: Iſt mein Wort nicht wie ein Feuer, und wie ein Hammer, der Felſen zerſchmeißt? Der Felſen der Gottloſen muß jetzt zerſchmiſſen werden, und die ganze Welt wird den Puff dabei aushalten müſſen. Die Fürſten, die wider das Evangelium der Freiheit ſtehen, und die Obrigkeiten, welche mit ihren Satzungen den geſunden Körper der Nation bekleben, daß er ſich nicht mehr frei rühren kann, ſie werden im Sturz des Felſens begraben werden. Dem Niedrigen aber ſteht die Erhöhung bevor, und wer bisher in Unvernunft ſeinem Herrn hat gehorchen müſſen, ſoll künftig in Vernunft frei

ſein, und ſoll nirgend mehr gehorſamt werden als in Vernunft. Darum iſt es gut, daß das Volk zu dieſem Werk ſich ſelbſt ſeinen Prieſter erwähle. Denn die alten Lehrer, die Euch der Schlendrian der Kirche geſäugt hat, taugen fürder nichts, Euch zu predigen, denn ihre Lehre iſt ſchändlich wie ihr Wandel, und ſie ſtreben nicht nach des Volkes wahrer Seligkeit, ſondern trachten dem irdiſchen Mammon nach. Ich aber will nur den gemeinen deutſchen Mann lehren, und will ihn lehren, wie er durch Gott erhoben werden kann zu einer Höhe des Wandels, auf der ihn nichts mehr drückt und nichts mehr beängſtigt. Denn in den Philippern heißt es: Unſer Wandel iſt im Himmel! Ja, ſo ſollſt Du wandeln, mein Volk, und Dein Glaube an Chriſtus, wie ich ihn Dir zeigen werde, ſoll Dich vergöttern, Du mein armes Volk, während Deine Prieſter Dich bisher durch ihren falſchen Chriſtus entwürdigt haben! Dein Wandel ſoll fortan ſein im Himmel, Du armer deutſcher Mann, und dazu iſt Gott in Chriſto ein armer Menſch geworden, daß Du durch ihn auch wieder gottähnlich werden ſollſt! Empfange nur die Ueberſchattung des wahren Glaubens mit Zittern und Zagen, wie Maria gezittert und gezaget hat, als die

Empfängniß des Herrn ſie überſchattet. Denn aus dem Zittern und Zagen, aus der bangen Anziehung und dem dann erfolgenden Durchzang in den innerſten Grund der Seele, wird ſich der neue Glauben gebären, der Glauben der Auserwählten des Herrn! Die Leute haben einen neuen Johannes vonnöthen, habe ich wohl geſagt, und ich habe ferner geſagt, es muß ein gnadenreicher Knecht Gottes hervortreten im Geiſt Eliä, und muß alle Dinge in den rechten Schwang bringen! Ihr Männer von Mühlhauſen, möchte ich dieſer gnadenreiche Knecht Gottes ſein, den Ihr plötzlich gefunden auf Euern Straßen, und den Ihr nun in der Herrlichkeit, die von Euch, dem Volke, ausſtrömt, als Hirten geleiten wollt in Euern Tempel! Schon immer, als ich noch zu Allſtedt geſeſſen, waret Ihr es, Männer von Mühlhauſen, die Ihr vorzugsweis meiner Predigt zulieſet, und Euch aus freiem Herzensdrang zur Gemeinde der Zukunft ſchluget. Ihr habt ſchon immer den Prediger aufgemuntert, dem von ſeinem Schickſal der zweiſchneidige Beruf geworden, gegen Papſt und Luther zugleich zu predigen! Dies iſt ein Beruf, an dem ich ſchon Ach und Weh geſchrieen, und von dem ich fiebere in allen Eingeweiden und in jedem Bluts-

tropfen. Auf den Trümmern von Papſt und Luther aber pflanze ich die Fahne der chriſtlichen Freiheit und den Sieg der weltlichen Reformation Euch auf. So nehmet mich denn hin, und behaltet mich, bis zum großen Erntefeſt der Erden, wo Alle durch den wahren Glauben an Gott gleich ſein werden an Glück und Freiheit! —

Hier ſchloß Münzer ſeine Anrede an das Volk, und folgte endlich dem immer ungeſtümer werdenden Zuruf, ſich zu ihnen auf die Straße hinabzubegeben. Als er dort erſchien, bemerkte er erſt den unbeſchreiblichen Eindruck, den er hervorgebracht, und wie er die Gemüther zur äußerſten Entflammung getrieben. Berauſcht von den Folgen ſeines eigenen Werks, überließ er ſich lächelnd dem Drang und Zwang dieſes Volksjubels. Sie hoben den Propheten des Volks auf ihre Schulter, und trugen ihn im Triumph die Straße hinunter, zur Kirche **Beatae Mariae Virginis.** —

II.

Am andern Morgen, nachdem Thomas Münzer in der Kirche eine Frühpredigt gehalten, begab er sich, gefolgt von seinen nächsten Anhängern, auf die Straße, und eilte gewichtigen Schrittes auf das Rathhaus zu. Das Volk strömte in einer zahllosen Menge murmelnd hinter ihm her, und war begierig zu sehen, welche entscheidende That Münzer im Sinne führe.

Unter seinem Talar hatte er heut auch sein Schwert umgürtet, und es blitzte, wenn er sich bewegte, mit seiner schimmernden Schneide aus den Falten des Gewandes hervor. Dies war eine merkwürdige Waffe, über welche mancherlei sonderbare Sagen gingen, und Münzer legte ein geheimnißvolles Gewicht auf dies sein altes Schwert, welches er auch das Schwert Gideonis nannte. Die in Art einer Sense geformte Klinge hatte er ohne Zweifel unter einem jener räthselhaften Hügel gefunden, in welchen man die Heldengräber der Vorzeit zu erkennen geglaubt, und die man aller Or-

aus neuer Arbeit, wie man ſah, zu dieſem Schwert hatte fertigen laſſen. Dieſer Griff ſtellte nämlich einen Hahnenkopf dar, der für ein vortreffliches Bildwerk gelten konnte und gewiß von keinem geringen Meiſter herrührte. Aus dem Schnabel des Hahns lief eine kleine Meſſingkette hervor, welche den Griff verband. Es ſollte aber das Thier der Wachſamkeit das nahe Tagesroth der Zeit verkündigen, das Müntzer ſchon auf ſeines flammenden Schwertes Spitze angebrochen zu ſehn glaubte.

Dies Schwert zog er jetzt feierlich, als er an der Pforte des Rathhauſes angelangt war, und die ſteinernen Stufen zu dem Sitzungsſaal hinanſchritt. Von ſeinen ihn umgebenden Schülern und Genoſſen folgten ihm Bartel Krump, Balthaſar Krump, Valentin, Biſchof und Balthaſar Stubener, die ſämmtlich ſchon zum Allſtedtiſchen Bündniß gehört, in die Rathsſtube. Pfeiffer und Hildebrand blieben unten beim Volke, welches in dichten Schaaren das Haus umringte, und feuerten durch ihre Reden die Ungeduld und Erwartung auf's Aeußerſte an. Es lief das bange Geflüſter durch die Menge, Müntzer werde heut einen großen Gerichtstag halten zum Untergang aller Gottloſen.

Der Rath von Mühlhausen saß bei einander um den grünen Tisch, und wollte eben die gewöhnliche Tagessitzung beginnen, als Thomas Müntzer mit den Seinigen in die Halle trat. Erbleichend sprangen die beiden Rathsmeister, Herr Heinrich Baumgarten der Aeltere und Herr Johann Heige, von ihren Sitzen auf, und die ganze Versammlung zeigte sich bestürzt und in größter Verwirrung. Müntzer aber trat herzu, und warf über den grünen, mit Papieren bedeckten Tisch sein Schwert hin, daß Alles klirrend zusammenfuhr und übereinanderstürzte.

Dann, nachdem eine tiefe bebende Stille eingetreten war, trat er in die Mitte des Saales hin, und sagte: heut ist der Tag des neuen christlichen Regiments angebrochen!

Und die Flügelfenster aufreißend, welche nach der Straße hinausgingen, sagte er abermals, daß alles Volk unten es hören konnte: heut ist der Tag des neuen christlichen Regiments angebrochen!

Das Volk wiederholte jauchzend diese Worte, und von Haufen zu Haufen trugen sie sich weiter, daß bald die ganze Stadt davon erschallte. Müntzer aber, mit leuchtendem Gesicht dastehend und seiner Stimme eine

wunderbare und weittönende Kraft verleihend, fuhr fort und sagte: Und darum verstoße ich Dich heut an diesem Tage, Dich Obrigkeit von Mühlhausen, im Namen des neuen christlichen Reichs, als dessen wahrer Prophet ich gekommen bin einzusetzen und zu richten! Um dieses Tages willen verstoße ich Dich von Deinen Würden, die zerfressen sind vom Rost der alten Zeit und durchstochen vom Wurm der weltlichen Thorheit! Da nun geistlich werden soll was weltlich war, und weltlich was geistlich, so kannst Du nicht länger bestehen, und ich stürze Deine Wuchertische hier um, auf denen Du bisher um der Welt Gerechtigkeit feilschtest! Und hier die schnöden Papiere alle, auf welchen Du die Buchstaben Deines irdischen Gesetzes hingekleckst, sollen zu Deinem Scheiterhaufen in der Höllen getragen werden! Ich aber, kraft der mir von Gott verliehenen Erkenntniß des Besseren, setze jetzt hier ein den neuen christlichen Rath, der regieren soll ausschließlich nach göttlichem Recht und Eingebung, und der Gerechtigkeit sprechen wird nach der heiligen Schrift und der ewigen Vernunft allein! Darum wird er auch der ewige Rath genannt werden, den ich her. aus dieser meiner freien christlichen Machtvollkommenheit einsetze, und soll nichts

Vergängliches an ihm ſein, weder von innen noch von außen. Keiner ſoll aus ihm entlaſſen werden können, er ſtürbe denn, und er ſoll ewig ſein und heißen, wie das Geſetz ſelber ewig und ohne Ende iſt! In dieſen Rath ernenne ich Dich, Pfeiffer, Dich, Hildebrand, Dich, Valentin, Dich, Biſchof, Dich, Balthaſar Stubener, und Euch, Ihr edeln und mir längſt getreuen Brüder, Balthaſar und Bartholomaeus Krump! Mir aber ſollt Ihr wohl vergönnen, in Eueres Rathes Mitten zu ſitzen und Bruſt an Bruſt mit Euch den neuen Geiſt der chriſtlichen Gerechtigkeit zu theilen, damit Das, was meines Innerſten Offenbarung iſt, durch Euern Beiſtand ſich zur Wirklichkeit erhebe auf Erden! Von den alten Rathsmitgliedern ſollen noch Zwei, Du, Hübener und Du, Karſten, unſerm neuen chriſtlichen Rath zugeſellt bleiben, denn es iſt nicht gut, daß Alles verworfen werde, ſondern wo nur noch eine Handbreit fruchtbare Erde iſt, da muß man die Freiheit ſäen, und wo nur noch ein halbes Herz klopft, da muß man noch die Zukunft in ihm beſtellen! Doch Ihr, meine Herren Rathsmeiſter, Heinrich Baumgarten und Johann Heige, gürtet Eure Lenden und bindet Eure Schuhe! Wo Euch der Abend noch antrifft in dieſer der chriſtlichen Frei-

heit überantworteten Stadt, ſollt Ihr des Todes ſein! Denn Ihr habt Euern Lohn dahin, da Ihr ſtrenge und gewaltige Herren im Amte, aber unnütze Knechte im Geiſte geweſen ſeid! Ihr dienſtfrigen Werkzeuge der Knechtſchaft, wie meinet Ihr denn wohl mit der ſchwerlöthigen Beamtenſeele in den Himmel zu kommen? —

Nachdem er dies mit ſo gewaltigem Ton geſprochen, daß ſich Alle entſetzten, trat er wieder zum Fenſter und begrüßte mit einer frohlockenden Handbewegung, als ſei nun Alles geſchehen, das unten harrende Volk. Dieſes erhob ſich jetzt mit immer ſtärkerem Gemurmel, und Pfeiffer und Hildebrand ſchritten geſchäftig durch ſeine Reihen, indem ſie die Bürger vorbereiteten, dem neuen chriſtlichen Regiment von Mühlhauſen den Eid zu leiſten. Endlich ſtieg Pfeiffer auf die Vordertreppe des Rathhauſes und ſprach mit ſeiner ſtarktönenden Stimme, die etwas von dem finſtern Rollen eines Wetters hatte, die neue Eidesformel, welche auf das Halten eines chriſtlichen Reichs, in Freiheit und Gleichheit Aller, in uneingeſchränkter Gemeinſchaft aller Güter und Beſitzungen, mit Ausnahme der Weiber und Kinder, und in vollkommener Ledigkeit aller Abgaben

und Frohnen, lautete. Das Volk ſprach das Gelöbniß mit einem rührenden Einklang ſeiner Stimmen nach, und bekräftigte es dann durch ein lautes Freudengeſchrei, daß es fortan in Mühlhauſen alſo gehalten werden ſolle! Eine taumelnde Luſt bemächtigte ſich alsbald des ganzen Haufens, man jubelte, tanzte, umarmte ſich, lachte und weinte durcheinander, Viele ſtimmten fromme Lieder an, Andere ſchrieen nach Muſik, nach gemeinſamer Luſtbarkeit, und Eſſen und Trinken. Es war ein herzbewegendes Gewühl entſtanden, und von Alt und Jung wurde das goldene Zeitalter laut geweiſſagt, und in allen Straßen ſchrie man, daß es von jetzt an nur Glückliche geben werde, und keine Unglücklichen und keine Armen mehr! Die Bettler und Hungerigen kehrten bereits in den Läden der Bäcker und Krämer ein, und aßen ſich ſatt. Die Armen warfen ihre Lumpen fort und erſchienen in ſtattlichen Kleidern wieder, die ſie frei aus dem Hauſe des Reichen geholt. Alle Häuſer wurden feſtlich bekränzt, aus allen Kirchen läutete man mit den Glocken, Geſchütze wurden aufgefahren, und mit donnernden Knallen aller Orten abgebrannt. An allen Ecken und Enden ein Sauſen, Schwirren und Krachen, hier noch der reine Ton der

Begeiſterung, die wahre Herzensübermüthigkeit der Freude, dort ſchon in leiſer Ferne ein Aechzen, eine unwillkürliche Zuckung von Unfrieden, von beginnendem Hader. Zwiſchen all dem Gewirr tönte unaufhörlich der Name Münzer's in Lob und Jubel hervor.

Dieſer hatte ſich inzwiſchen mit der neu von ihm eingeſetzten Obrigkeit, die, wie wir geſehen, zum größten Theil aus ſeinen Freunden und Genoſſen beſtand, zu einer erſten feierlichen Rathsſitzung um den Tiſch in der Halle niedergelaſſen. Mit behaglichem Wohlgefallen nahmen Pfeiffer, Hildebrand, Balthaſar und Bartholomaeus Krumy, Valentin, Biſchof und Balthaſar Stubener, in den großen, mit allerhand prächtigem Schnitz- und Schnörkelwerk verzierten Rathsſeſſeln ihren Platz ein, und ſchaukelten ſich darin mit der ernſten Wichtigkeit dieſer Stunde. Es handelte ſich jedoch bei dieſer Berathung weniger um eine geſetzmäßige Einrichtung und Befeſtigung des neuen Zuſtandes, als vielmehr noch ein Gewaltbeſchluß gefaßt werden ſollte, der zur Begründung des neuen chriſtlichen Reichs vor allen Dingen nothwendig ſchien, wenn er auch in ſeinen nächſten Folgen nur die öffentliche Aufregung vermehren mußte. Thomas Münzer trug nämlich darauf an,

daß ſämmtliche Mönche ſogleich aus der Stadt vertrieben und alle Kloſtergüter eingezogen werden ſollten! Die alte Kirche, behauptete er, hat ihr buntes Spiel ausgeklungen, die Zuhörer ſind matt und müde von ihr, und darum ſoll ihre Bude geſchloſſen, und ihre Habe vertheilet werden unter die lachenden Erben. Und Thomas Müntzer, ein Knecht des lebendigen Gottesſohnes, nimmt den todten Mammon der römiſchen Abgötterei an ſich, und liefert ihn aus zum Nutzen des Lebens an die Mitglieder der neuen apoſtoliſchen Kirche, die er gründet. Die Mitglieder dieſer neuen Kirche ſollen den Schatz haben, und ſie ſollen alle reich werden hier auf Erden, und die Fülle der Erde haben, wie auch die Fülle des Himmels! —

Es konnte nicht fehlen, daß dieſe Meinung gewaltigen Anklang fand, und bald wirbelte die Trommel des Ausrufers durch die Stadt, um dieſen erſten wichtigen Rathsbeſchluß zu verkündigen. Zwanzig Kanonenſchläge, die auf dem Markt gelöſt wurden, gaben das Zeichen, daß die Klöſter dem Volke verfallen ſein ſollten, und Alles eilte zu Sturm und Plünderung über die Straßen. Ueberall erſcholl nun der wilde Lärm der Zerſtörung und Verwüſtung, niedergeriſſene

Gemäuer polterten entsetzlich zwischen dem Jauchzen des Volkes, die Flamme praſſelte aus den Giebeln, und verfinſterte mit ſchwarzen Rauchwolken den Tag, welcher die wogende Stadt beſchien. Es gab kein Heiligthum, keinen Beſitz und kein Eigenthum mehr, und wenige Augenblicke hatten erſchüttert, was in langer Vergangenheit ſeinen Beſtand gehabt. Die Mönche rannten ſchaarenweis aus ihren Klöſtern, Stiftern und Klauſen, an welchen Mühlhauſen ſo reich war, hervor, und ſuchten durch die Stadtthore das freie Feld zu gewinnen. Manche ſchleppten noch geringfügige Habſeligkeiten mit ſich fort, doch ließ ihnen die Wuth des Volkes nichts, als ihre Gebetbücher. Wer von den frommen Vätern ſo davongekommen war, hatte ſich noch glücklich zu preiſen, denn viele wurden zum Spott gezwungen, an den ausſchweifenden Luſtbarkeiten theilzunehmen, die ſich zu den Zerſtörungen geſellten. Dieſer Taumel, der in ſeiner heftigſten Raſerei mit einer kindiſchen Ausgelaſſenheit ſich gattete, ſteigerte ſich jeden Augenblick. Ein alter Bettler, in der Stadt als der buckelige Jochem bekannt, hatte aus einem Stift ein großes ſilbernes Kruciſix erbeutet, auf dem er unaufhörlich mit ſeinen Füßen herumtrat, indem er ſchrie:

Du falſcher Chriſtus, biſt Du unſer Gott, ei, ſo erwehre Dich unſer, biſt Du es aber nicht, ſo laß Dich fein zerſtampfen und zu Groſchen vermünzen, daß ſich das Volk Brot von Dir kaufen kann! Dabei arbeitete er ſich ſo ingrimmig ab, daß ihm der Schaum vor dem Munde ſtand. Der Haufen, der ihn umringte, jubelte laut über ihn, und trug ihn zuletzt im Triumph auf ſeinen Schultern von dannen.

So iſt denn wirklich die Zeit gekommen wo die Bettler erhöht werden ſollen! rief Jochem von oben herab durch die Straßen, indem er ſich mit lachender Grimaſſe auf den Achſeln ſeiner Träger ſchaukelte. Schleppt mich denn hin, ihr Freunde, als die wahre Zierde der neuen Zeit, die in dem ſchäbigen Buckel des Bettlers jetzt auf ihrer erſtaunlichſten Höhe ſich zeigen ſoll! Habt Achtung vor meinem Buckel, denn er iſt jetzt in der That der höchſte Punct, auf den Alles ankommt! Wohl Dem, der einen Schaden hat, denn er ſoll ihm jetzt zum Lohn gereichen, und gerade auf dieſem Schaden des Armen wird das Heil der Welt anbrechen! Darum voran mit dem Bettler, voran, daß an ihm die Sünden der ganzen Welt getilgt werden!

Seht, er beginnt zu weissagen! rief die Menge, und man setzte ihn mit einiger Scheu auf dem Fenstergesims eines Hauses ab, welches dem reichsten Einwohner der Stadt, Herrn Apel Ellenwentz, zugehörte, und bei dem man eben angelangt war.

Der Zwerg schnitt in der That die seltsamsten Gebärden, vor innerer Aufregung schien der helle Angstschweiß auf seine Stirn zu treten, und sein Körper zuckte in Krämpfen, durch welche der über ihn gekommene Geist der Offenbarung sich ausdrückte, hin und her.

Also, ächzte er mühsam, spricht der Geist durch mich, er spricht: mein Volk, Du bist hier angelangt an der Höle des tückischen Drachen, der genannt wird ein reicher Mann, und heißet Herr Apel Ellenwentz, seines Geschäfts ein Tuchweber und von Herzen ein Wucherer! Diesem Ellenwentz sollst Du sein Haus zerschlagen, und ihm zerbrechen seine Kisten und Kasten, daß Alles gleich werde der Erde und man nicht mehr erkenne die Stätte, auf welcher er geschabt und gescharrt und vom Schweiß des Armen sich gemästet hat! Sintemalen er war ein Filz, spricht der Geist, und hat dem Hungerigen verweigert das Stück Brot und dem Bettler den Groschen, soll er nun in die Gewalt des Bettlers abgegeben wer-

den. Der Bettler, der so lange Nichts gehabt, wird nun am besten urtheilen können, wie viel Alles werth sei, und darum ist er gerufen worden zu richten und zu strafen! So greife denn zu, mein Volk, greife was gülden ist, was blinkt und glitzert im Hause des Reichen, siehe, es ist Alles Dein! Greife zu, schlage zu, es ist Alles Dein!

Hört, wie gewaltig der Geist den Jochem treibt! rief Einer aus der Menge. Seit wir den Münzer hier haben, braucht Jeder nur zu seinem Nachbar Tipp zu sagen, und pardautz fährt der Geist in ihn hinein und wieder heraus! Gottes Wunder, Gottes Wunder, wie der Geist den Jochem treibt! Nun darauf los, denn der Jochem hat Recht, und den Jochem treibt der Geist!

Ja, er hat Recht, schrieen Andere, man muß das Haus plündern!

Wer spricht von Plündern? fuhr Jochem aus seiner Verzückung auf. Wer hat es gewagt, dies gotteslästerliche Wort hier in dieser christlichen Stadt Mühlhausen auszusprechen, in der nur von gleicher Theilung der Güter, aber nimmer von Plündern die Rede sein kann! Laßt uns das Haus zerstören, denn es ist ein schlechtes und unchristliches Haus gewesen, aber nicht

plündern, Kinder, nicht plündern, ſondern, wie Münzer uns gelehrt hat, Alles in gleiche Theile theilen, beileibe in gleiche Theile! Denn nichts geht über die Gleichheit auf Erden, und daß Alles gerade wird, was ungerade war!

Das Proportionirliche iſt allerdings die Hauptſache beim neuen chriſtlichen Reich, es iſt wahr! rief ein Anderer. Wer einen Buckel hat, muß auch dabei am beſten fortkommen, denn er ſoll ihm gesegnet werden. Wie aber nun, wer keinen hat, Prophet Jochem, ſoll Der auch wieder etwas abkriegen vom abgeſtreiften Ueberfluß der Buckeligen? Da würde doch immer wieder ein Buckel herauskommen in der Welt!

Alle ſtießen ein brüllendes Gelächter aus, aber Jochem, der noch immer oben am Fenſterſims des reichen Ellenwentz ſtand, ließ ſich dadurch nicht irre machen. Er ſtreckte ſeine Arme feierlich gen Himmel aus und ſagte: Das iſt es ja eben, Freunde, wozu wir vor Allem des göttlichen Beiſtandes bedürfen und worin uns vielleicht jetzt der allweiſe Thomas Münzer auf den rechten Weg bringen wird! In dieſer Frage vom Buckel iſt ja die ganze, ungeheuere, welterſchütternde Frage von dem Zuviel oder Zuwenig enthalten. Was

ist denn eigentlich Zuviel, was ist Zuwenig? Kann man überhaupt genug kriegen in der Welt? O, Freunde, ich muß es Euch gestehn, diese Zweifel beängstigen mich jetzt bei dieser gleichen Theilung der Güter, die uns der Geist befohlen hat vorzunehmen! Doch halt, ich glaube, von Neuem werde ich erleuchtet, über mir thut sich der Himmel auf, und ich höre eine Stimme herunterzirpen, halt, halt, eine Stimme, sie ist so süß und sanft wie die Taube des heiligen Geistes, und spricht zu mir, daß die Schuppen von meinen Augen fallen!

Hört ihn an, hört ihn an! krächzte ein altes Weib, die ebenfalls in prophetischen Zuckungen an der Erde lag, und seit einigen Tagen im Geruch der Weissagung stand. Ich sehe eine Gestalt herniedersteigen, ganz aus Sonnenstäubchen gedreht, und sie setzt sich beim buckeligen Jochem, und streicht ihm über die Haare, und flüstert ihm das höchste und geheimnißvollste Wort der Erkenntniß zu, das Euch Alle lehren soll! Hört ihn, hört ihn, der Jochem ist ein Auserwählter!

Erschrocken murmelte das Volk unter sich: was doch für Zeichen geschehen, seitdem uns Thomas Müntzer seine Lehre verkündigt hat! Sind wir noch dieselben, oder sind wir es nicht mehr? Das Volk beginnt jetzt

heiliger und gelehrter zu werden als alle Studirten! Das Volk ist nun König, Priester und Magister zumal! Reich wird es und ansehnlich, und Gott der Herr schickt seinen heiligen Geist selbst zu ihm hernieder, und der Bettler hat die höchste und geheimnißvollste Erkenntniß!

Jochem verdrehte inzwischen noch immer seine Glieder, ehe er zu Worte kommen konnte, und ein Blutschweiß schien sich auf seiner Stirn hervorzutreiben. Und dies Gebot tönt aus meinem Munde, kreischte er endlich, dies Gebot, daß Jeder zusehen soll was er bekommen kann! Seid eifrig, und rühret Euch, ehe die Nacht kommt, wo Niemand wirken kann! Denn der Herr spricht durch mich: nicht Zuviel und nicht Zuwenig, das macht gerade genug! Das Zuviel ist der Teufel, und das Zuwenig ist des Teufels Großmutter. Zuviel und Zuwenig haben in unnatürlicher Umarmung miteinander die Sünde dieser Welt gezeugt, welche man den Staat nennt! Darum haben sich die Menschlein zusammen herumgedrückt, daß sich Einer am Andern zu Schanden gestoßen. Ihr sollt aber fernerhin weder Zuviel noch Zuwenig haben, denn das neue christliche Reich, das an die Stelle der alten Obrigkei-

ten getreten, hat den Teufel und ſeine Großmutter ausgetrieben. Und das neue chriſtliche Reich iſt das Genug, das beſeligen wird den Armen wie den Reichen, den Hungerigen wie den Satten! Jeder trachte daher jetzt danach, daß er genug bekomme, aber nicht mehr als genug und nicht weniger als genug, ſonſt holt ihn doch wieder der Teufel!

Was laßt Ihr den armſeligen Kerl ſo lange ſchwatzen! erhob ſich jetzt die fürchterliche Stimme eines rieſengroßen Menſchen, der ſich bei den bisherigen Unruhen beſonders ausgezeichnet hatte. Dringt endlich ins Haus, denn es iſt ganz und gar unſer, weil der Ellenwentz noch nicht herausgekommen um mit dem Volke zu theilen, wie jetzt jeder rechtſchaffene Reiche thun muß, nach der neuen Ordnung!

Der lange Metzger hat Recht, laßt uns ihm folgen! ſchrieen die Uebrigen, und die ganze Maſſe brach nun tobend durch Thüren und Fenſter los. Nachdem man die Koſtbarkeiten und das Geld herausgeholt, ward das Haus niedergeriſſen, und in kurzer Zeit in einen Schutthaufen verwandelt. Apel Ellenwentz, dem man ſelbſt die Kleider abgeriſſen, ward zur Strafe faſt halbnackt über die Gaſſe gejagt. —

Jetzt hielt Thomas Müntzer, im Geleit seiner auserlesenen Jüngerschaar, einen Umzug durch die Stadt, um das Volk theils anzufeuern, theils zu zügeln, wie es ihm in den verschiedenen Fällen nach seinem Zweck das Gerathenste schien. Mit würdevoll emporgehobener Gestalt, in der sich Kraft und Weihe ausdrückte, schritt er durch die Straßen, hinter ihm her die schweigenden Reihen seiner Freunde, welche in den langen Gewändern, und mit den langen, über die Brust herabfallenden Bärten, die sie sämmtlich trugen, den feierlichsten Eindruck machten. Es waren zwölf an der Zahl, die sich am nächsten und innigsten seiner Person angeschlossen, Balthasar Stubener, Bartel Krump, Valentin, Balthasar Krump, Bischof, Bartel Wollenschläger, Ulrich Weber, Wiprecht Bock, Hans Schneider von Schafstatt, Wolfgang Pfaff, Pfeiffer und Hilderbrand, und sie gebärdeten sich gewissermaßen wie die Apostel des neuen Meisters, die im Besitz seiner innersten Geheimlehren waren und von ihm die Macht empfangen hatten sie fortzupflanzen und zu verbreiten. Sie waren die Auserwählten und Eingeweihten des zu Allstedt gestifteten Bundes, über welchen Bartel Krump, der ein Gerber war, und Balthasar Stubener, seines

Gewerbes ein Zimmermann, die Register führten, und zu dem im Ganzen vielleicht zweiundsiebzig Mitglieder gehörten.

Münzer stand von Zeit zu Zeit bei einem Volkshaufen still und redete mit ihm. Es traten auch Viele aus der Menge zu ihm heran und fragten ihn über Dieses oder Jenes, wo er denn immer mit eindringlichen und tiefsinnigen Worten Auskunft gab. Der Eine hatte ein Traumgesicht oder irgend einen Zufall gehabt, den er für göttliche Eingebung hielt, und Thomas Münzer, der durch seine Lehre von der innern Offenbarung und der übernatürlichen Bedeutung der Träume alle diese Schwärmereien zu Tage gefördert hatte, mußte sich dann auch gefallen lassen, manches alberne Traumbild auszulegen, und den Gott darin mit künstlicher Wendung zu deuten. Ein Anderer fragte ihn über eine Stelle aus der heiligen Schrift, oder über einen Zwist in seiner Familie, eine Erbstreitigkeit, oder die Erziehung seiner Kinder. Allen verstand Herr Thomas Münzer zu genügen, aber Manche schalt er auch heftig aus, wenn sie ihn unnöthig zu versuchen oder mit eitlen Dingen aufzuhalten schienen, denn wie er hingebend war gegen das Volk, so erwies er sich auch wie-

der ſtreng und ohne Schonung, wie denn überhaupt ſein Weſen in der letzten Zeit immer gewaltthätiger und mächtiger wurde.

Während er nun in ſolcher Art lehrend, beſtärkend und ſtrafend durch die Gaſſen zog, fand er ſich plötzlich von einem Mann angehalten, der ihm zu Füßen ſank, und ihn um die Erlaubniß bat, einige Fragen an ihn richten zu dürfen. Es war eine ſonderbare, auf's Aeußerſte zuſammengeſchrumpfte Geſtalt, deren dürre Gliedmaßen in einem langſchößigen ſchwarzen Rock ſteckten, welcher, ſowie der ganze Aufzug, einen Schulmeiſter verriethen. Ein ſolcher war auch Melchior Bitterlein, der eine kleine Stadtſchule in Mühlhauſen lenkte und auf ſeine eigene Hand ein großer Kenner des Alterthums war, von deſſen ſchöner Zeit er gern Abends auf der Bierbank erzählte.

Nachdem ihn Münzer aufgefordert hatte zu ſprechen, hub er mit einer leiſen weinerlichen Stimme, immer noch knieend, an: Beweger der Zeiten, gottgeſandter Thomas Münzer, ſage mir, welche Zeit ſchafft und bewegſt Du? Bringſt Du uns die hohe Zeit der alten Griechen wieder, die Zeit der dreimal ruhmwürdigen Demokratia, wo Alles Demos war und der De-

mos Alles? O dann laß Dir die Füße küssen von Melchior Bitterlein, der zwar nur ein armer Schulmeister, welcher aber Zeit seines Lebens in seinem niedrigen Kämmerlein, wenn er den Platonem und den Aristotelem bei sich tractirte, geharrt und gebangt hat nach der Wiedergeburt des hellenischen Demos! Du aber, Münzer, nennst es die christliche Freiheit, und ich nenne es die heilige Demokratia, wie die Griechen sie gehabt und wie die Christen sie durch Thomam Münzerum wiederbekommen sollen! Willst Du aber wirklich die griechische Demokratia wieder aufrichten auf christlichem Grund und Boden, so empfange hier aus der Sparbüchse der hiesigen Griechenfreunde unsere Beisteuer dazu! Sind wir hier unserer fünf am Ort, und haben zusammen alle Sonntag Abend unser griechisches Kränzchen, wo wir die göttlichen Alten vertiren und interpretiren und nachher bei einer frugalen Mahlzeit über die Wiederaufbauung des hellenischen Reichs uns berathschlagen. Dann wirft Jeder beim Weggehen einen Dreier in die Sparbüchse, um für die Errichtung einer neuen Demokratia allmählig eine Bundeskasse zu bilden. Da wir aber überzeugt sind, daß Dein neues christliches Regiment, o Thomas Münzer, nichts Anderes ist als un-

aus neuer Arbeit, wie man ſah, zu dieſem Schwert hatte fertigen laſſen. Dieſer Griff ſtellte nämlich einen Hahnenkopf dar, der für ein vortreffliches Bildwerk gelten konnte und gewiß von keinem geringen Meiſter herrührte. Aus dem Schnabel des Hahns lief eine kleine Meſſingkette hervor, welche den Griff verband. Es ſollte aber das Thier der Wachſamkeit das nahe Tagesroth der Zeit verkündigen, das Münzer ſchon auf ſeines flammenden Schwertes Spitze angebrochen zu ſehn glaubte.

Dies Schwert zog er jetzt feierlich, als er an der Pforte des Rathhauſes angelangt war, und die ſteinernen Stufen zu dem Sitzungsſaal hinanſchritt. Von ſeinen ihn umgebenden Schülern und Genoſſen folgten ihm Bartel Krumy, Balthaſar Krumy, Valentin, Biſchof und Balthaſar Stubener, die ſämmtlich ſchon zum Allſtedtiſchen Bündniß gehört, in die Rathsſtube. Pfeiffer und Hildebrand blieben unten beim Volke, welches in dichten Schaaren das Haus umringte, und feuerten durch ihre Reden die Ungeduld und Erwartung aufs Aeußerſte an. Es lief das bange Geflüſter durch die Menge, Münzer werde heut einen großen Gerichtstag halten zum Untergang aller Gottloſen.

Und unſer Lateiniſch und Griechiſch? fragte Melchior Bitterlein zitternd.

Wehe Euch mit Euerm Lateiniſch und Griechiſch, antwortete Müntzer; wenn Ihr nicht das Wort des Lebens damit hervorzaubert, ſo werdet Ihr am Tage der Freiheit daran erwürgen!

Schon gut, dann habe ich mich geirrt! antwortete der Schulmeiſter, ſtand trotzig auf, und ließ ſeine Büchſe wieder in die Taſche zurückgleiten. Als er ſich ſchon einige Schritte entfernt hatte, kehrte er nochmals um und wandte ſich mit einer neuen Frage an Thomas Müntzer. Wie geht es denn zu, ſagte er, daß Du lehreſt, man ſolle die Güter gleich theilen, während doch im chriſtlichen Evangelium des Beſitzes Ungleichheit gepredigt wird, wenn es heißt: wer hat, dem ſoll gegeben werden; wer aber nicht hat, dem ſoll genommen werden! Da Du nun aber lehrſt: wer hat, dem ſoll genommen werden, und wer nicht hat, dem ſoll gegeben werden, ei, ſo ſage uns doch, Meiſter, wie reimet ſich Das?

Eine Menge Volkes hatte ſich inzwiſchen zu dieſer Stelle herzugedrängt, und ſo unruhig es noch vor Kurzem geweſen, ſo ſtill wurde es jetzt, als man mit Be-

gierde lauſchte, was Müntzer auf dieſe Frage entgegnen würde. Nachdem er noch eine Zeitlang geſchwiegen und ſeine gedankenvollen Augen rollend im Kreiſe hatte umherfliegen laſſen, begann er mit ſchmetternder Gewaltſtimme zu dem Volke zu reden.

Wer hat, dem ſoll gegeben werden, dieſes Wort gilt auch von der gleichen Theilung der Güter! hub er an. Denn wer Nichts hat, der hat auch kein Anrecht, je etwas zu bekommen. Man muß aus Gott geboren ſein, um zu Gott zu gelangen, und man muß Eigenthum haben von Ewigkeit her, um etwas zu beſitzen! Alles Gut iſt aber in der Welt gemeinſchaftlich, inſofern wir von Ewigkeit her ein Anrecht auf Eigenthum haben. Das Eigenthum des Fürſten iſt auch Eigenthum des Bauern, das Eigenthum des Reichen iſt auch Eigenthum des Armen, und darum ſollen ſie theilen, was ihnen zu gleichen Theilen gehört, und es ſoll ihnen gegeben werden, weil ſie haben. Nur Der iſt rettungslos arm, der Nichts hat von Ewigkeit her, denn ihm ſoll mehr und mehr genommen werden, bis er dahingeſchwunden iſt ins Leere und Inhaltsloſe, welches die eigentliche Armuth iſt, die ſchimpfliche und hölliſche Armuth, die nicht geheilt werden kann! Die ewige Ge-

meinſchaft des Eigenthums unter den Völkern iſt aber der wahre Reichthum, dem immer mehr gegeben werden ſoll, bis er in ſeiner Herrlichkeit die ganze Erde überdeckt hat! Und wer nicht theilnehmen will aus aufrichtigem Herzen an dieſem gemeinſchaftlichen Reichthum der Völker, das heißt, wer nicht theilen will mit den Andern zu gleichen Theilen, dem ſoll geſchehen wie den abgöttiſchen Königen der Kananiter, die Joſua erwürgt hat auf Befehl des Herrn! Und daran möget Ihr erkennen, daß es das wahre Reich Gottes iſt, welches ich Euch predige, weil ich die Einheit und Gleichheit des ganzen Lebens predige, wie ſie im Paradieſe war, denn mit dem Paradieſe hat die Menſchheit angefangen, und muß wieder mit ihm endigen! Ich aber ſage Euch, wer nicht jetzt, wo es Zeit iſt, Antheil nehmen wird an dem wahren Reiche Gottes, der wird ſich ſpäter auf immer ausgeſchloſſen ſehen von der Krone des Lebens zu ſeiner Schande und zu ſeinem Untergang! Denn jetzt iſt die Stunde gekommen, wo Alles vertheilt wird, und wer diesmal nichts davonträgt, Dem wird auch ferner nicht beſcheeret werden! Höret mich denn an, wie ich den lebendigen Geiſt und ſein Reich Euch verkündigen will, beim roſenfarbenen Blute

Christi, höret mich an! Zuerst will ich Euch sagen, daß Gott ein wohlwollender, braver und guter Gott ist und ein zärtliches Herz hat. Die Welt nennt er seine Geliebte und er ist ein freundlicher Bräutigam seiner Geliebten. Immerfort möchte er mit uns anbinden, auch wenn wir ihn nicht hören, denn er wohnt nahe bei uns und in uns, und hat sich sein Haus in des Menschen Herz gebaut. Das Menschenherz ein Gotteshaus, das ist die erste Lehre des neuen christlichen Reichs, worin es sich der alten, auf den Bilderdienst versessenen Kirche gegenüber begründet. Unsere Kirche ist unser Herz, denn Gott selber wohnt darin und hat seinen eigenen Willen dem menschlichen Herzen gleichsam eingegraben. Schlüge dies Herz nicht voll tausend sündlicher Begierden, so würde es noch eine reinere Tafel sein für den Finger des lebendigen Gottes. So begründen wir unser neues christliches Reich auf das reine Herz des Menschen, oder auf die christliche Besserung, die darin besteht, daß der Mensch in seinen ursprünglichen Zustand zurückkehre! Denn der erste Ursprung ist gut, und wie Christus der wahre Adam ist, so wird, wer wieder in seinen ersten natürlichen Ursprung gekommen, sich auch christlich gebessert und

gereinigt haben. Ich sage Euch aber fünf Grade der christlichen Besserung, die Ihr in strenger Arbeit an Euch selbst durchlaufen müßt, um das reine Herz, mit welchem die neue Weltherrschaft anheben soll, davonzutragen! Den ersten Grad nenne ich die Entgröbung, welche ich überhaupt als die erste Stufe des Christenthums Euch darstelle, und soll diese Entgröbung nichts Anderes sein als das Abthun aller Laster der Welt, durch welche die Creatur in den groben Banden der Sinne gefangen liegt und sich herumwälzet. Als den zweiten Grad, der dann erfolgen wird, nenne ich Euch die Studirung, da Ihr nachdenken werdet in Euch selbst, und Euer Kopf anfangen wird, durch sein Grübeln dem Herzen beizustehen, wie es wohl besser werden könne! Dann wird der dritte Grad, die Verwunderung, über Euch einbrechen, und wird Euch in die Stille und den Schatten Euerer selbst entführen, wo Ihr sprachlos hinstarren werdet über die Größe Eueres Verderbens und über den Berg Euerer Sünden. Und wenn Ihr so daliegen werdet in der Einsamkeit dieser Verwunderung, verschmachtend in der Wüste Euerer Sünden, verlassen von jedem frohen Laut der Schöpfung, klanglos geworden bis in Mark und Bein, dann

wird Euch der vierte Grad der christlichen Besserung, die Langeweile, ertilen. Da wird Euch grau und bänglich zu Muthe werden, und Ihr werdet nicht mehr wissen, was Ihr mit Euch selbst anfangen sollt, noch wie Ihr das jämmerliche Leben weiter hinschleppen möget bis an die fernen Pforten des Todes. Und aus der Langenweile dieses halbgebesserten Zustandes, die Euch den Saft aus allen Gliedern dörrt, werdet Ihr endlich in den fünften Grad, in den Grad der Verzweiflung, fallen! Dann werdet Ihr an Nichts mehr glauben und an Allem zweifeln, und die Gnade wird Euch thöricht erscheinen und die Besserung ein lächerlich Ding. Nun werdet Ihr den Unglauben tief in Euch hineinfressen und Euch blähen im Trotz Euerer Gesunkenheit, und meinen, daß Euch Gott selber nicht mehr erlösen könne. Aber wenn Ihr jetzt den Unglauben recht schmerzlich in Euch anstachelt, werdet Ihr durch ihn zum wahren Glauben gelangen, und Gott wird voll Erbarmens hinabsteigen in Euere Tiefe, um Euch zur Höhe zu erretten! Denn nicht aus eigener Kraft, sondern nur durch Gott selbst kann der Unglaube getilgt werden, und darum fängt auf der Spitze des Unglaubens Gott an, wie ich Euch hiermit gelehret

habe. Oder wie ich in der Auslegung des neunzehnten Psalms gesagt habe: Die Gerechtigkeit Gottes muß unsern Unglauben so lange erwürgen, bis daß wir erkennen, daß alle Lust Sünde ist! — Und seid Ihr nun auf den fünf Graden der christlichen Besserung zum wahren Glauben emporgedrungen, so hütet Euch doch vor dem Irrthum, als wenn der bloße Glauben Euch schon selig machen könnte. Diese Meinung Luther's und der andern Herrn Reformatoren, daß der Glauben an Christus schon selig mache, ist eine gar irrige und plumpe Meinung, die ich in ihrer Blöße und Nichtigkeit aufzuzeigen nie ruhen will! Meinen denn diese Leute, selig werden, das heiße nichts Anderes als Luft schnappen, und wie man mit offenem Munde Wind fängt, so könne man sich auch Seligkeit fangen? Meine Herren, die wahre Seligkeit ist ein Handeln, und der wahre Glauben ist eine Kraft! Lasset Euch nicht länger den honigsüßen Christum predigen, der Alles, was er gelitten, umsonst an Euch hingeben soll! Vielmehr sind es die Werke, die aus Christus herkommen, welche selig machen, und nur, wer die Werke thut, wird selig, nicht aber, wer sich in müßiger Gläubigkeit die Früchte des Todes Jesu zueignen zu können meint. Denn der

Tod Jesu gießt uns wohl die Kraft der Besserung in unser Herz, aber der bloße Glauben daran giebt uns noch nicht die Seligkeit, was ich bestreiten werde gegen Himmel und Hölle! Das wäre mir eine schöne, schwelgerische, lotterhafte, bequeme Seligkeit, die aus dem äußeren Glauben bewerkstelligt werden könnte, und jene Bachanten und Sophisten in Wittenberg sind es, die in dieser wohlfeilen und thatenlosen Seligkeit nun schon so lange herumplätschern. Laßt sie plätschern, bis daß ihnen die Wasser über die Ohren gelaufen sein werden! Ihr aber haltet Euch nicht an den honigsüßen lutherischen Christus, sondern gebet dem bittern Christus Raum, der Euch treibt mit der Ruthe des Lebens, und Euch stachelt durch den Glauben zur That und durch die That zum Glauben! Gott muß Dir mit seiner scharfen Pflugschaar in die Brust geschnitten und mit seiner Sichel die Disteln und Dornen aus Deinem Herzen gereutet haben, wahrlich, sonst kannst Du nicht selig werden, und hättest Du die Bibelstellen wie Heu in Dich hineingegessen! Und zur Seligkeit sind alle berufen und auserwählt, die den wahren thatkräftigen Glauben haben, weswegen ich auch behaupte, daß selbst die Heiden, die von der Bibel nichts gesehn und gehört, selig wer-

den können und das ewige Leben haben werden, sobald ihnen Gott nur durch die himmlische Stimme den Glauben in ihr Herz treten läßt! Denn wie Gott den Glauben aus dem Unglauben hervorbrechen und den Himmel mitten in der Hölle anfangen lassen kann, so kann er auch Seligkeit erwecken, wo nur immer ein Menschenherz schlägt! — Ich habe Euch aber gesagt, daß die neue Weltherrschaft der That mit der Reinheit des Menschenherzens ihren Anfang nehmen müsse. Denn nur wenn das Herz rein ist, kann das innere Wort daraus hervorquellen. Das innere Wort, oder die innere himmlische Offenbarung, ist aber das allein vernünftige, wahre und seligmachende Wort, das die Welt erlösen kann! Denn das äußere Wort, wie es in der Schrift enthalten oder in der Geschichte überliefert ist, kann nicht helfen ohne das innere, welches das angeborene Licht des Menschen ist, das allein erleuchtet, bessert und beruhigt, den Frieden und die Gnade schafft, und im Leben die Freiheit wie im Tode die Seligkeit erweckt. Wem das innere Wort nicht predigt, dem hilft alle Predigt und alle Bibel nicht, wie ich denn auch immer zu Euch gesagt habe: lasset uns die Bibel dazu nutzen, dazu sie geschaffen ist, zu tödten und zu

würgen, und nicht lebendig zu machen! Denn die Schrift iſt recht, Euch zu tödten und nicht Euch lebendig zu machen, denn darum iſt ſie nicht auf Erden gelaſſen! Das will ſagen, das äußere Wort, das überliefert worden, kann Euch wohl die Schranken anweiſen, aber nicht das Leben, es kann Euch wohl die Gränzen des Handelns ziehen, aber nicht die Fülle der That ſchenken! Dieſe Fülle muß aus Euch ſelbſt kommen, und ſie kommt durch das innere Wort, welches allein lebendig macht. Das innere Wort ſitzt auf dem Grunde des Herzens und zeitigt aus der Tiefe heraus alle Blüthe des Lebens. Es iſt die eigentliche Offenbarung Gottes, zu welcher der Menſch auserwählt und begnadigt wird, und die ihn lehrt, was keine Bibel ihn lehren kann, und ihn erkennen läßt, was keine Forſchung der Wiſſenſchaft und kein Unterricht ihm ſonſt zu erkennen giebt! Denn Alles muß man im Abgrunde ſeiner Seelen erfahren und von dem inwendigen Schulmeiſter vernommen haben, deſſen Kenntniß untrügeriſch iſt. Und im Evangelium ſelbſt heißt es: „der Menſch lebet nicht vom Brot allein, ſondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet!“ Dies Wort iſt das innere Wort, das ich Euch predige, und das nicht

aus dem geſchriebenen Buchſtaben herfließet, ſondern durch den Mund Gottes geht. Das reine Menſchenherz aber lehnt ſich dicht an den Mund Gottes und lauſchet ſeinen warmen Athemzug tief in ſich hinein. Ach, dann entſtehen die Träume, das Menſchenherz, hängend am warmen Munde Gottes, beginnt zu träumen, und in ſeinem Träumen die himmliſche Offenbarung zu empfangen. Geſichte ſteigen auf und ab, Bilder und Erſcheinungen gehen hin und wieder, und das innere Wort entfaltet ſeine Pracht in tauſend Zeichen, Farben und Lichtern. — So ſage ich Euch denn abermals und immer wieder: das innere Wort und das reine Menſchenherz werden die Welt erlöſen und die neue Weltherrſchaft der Freiheit begründen! Denn die bisherige Weltherrſchaft des äußern Wortes muß zu Ende gehen, und an die Stelle der alten Kirche, deren Künſteleien uns lange genug reinen goldenen Herrgott vorgemacht haben, muß die reine Kunſt Gottes treten! War das Leiden Chriſti bei den Meßpfaffen nichts Anderes denn ein bunter Jahrmarkt, auf dem verzweifelte Buben zechten, ſo ſoll es jetzt im Allerheiligſten der innern Menſchenſeele wieder ſeinen Tempel erhalten! Der innere Gottesdienſt hebt an, hört, hört, wie ihn

ſchen die Herzen der Völker einläuten, welch geheimnißvolles Glockenſpiel! Auch den äußern Gottesdienſt mag ich Euch wohl ferner empfehlen, und die Taufe und das Abendmahl ſollen beibehalten werden, aber es hänget wahrlich Euere Seligkeit nicht mehr davon ab. Die Kindertaufe iſt ein unchriſtlicher und widerſinniger Gebrauch, und weder Chriſtus noch die Apoſtel haben Kinder getauft. Aber um der Schwachen willen werde ich auch ferner Euere Kinder taufen, und zwar mit Salz und Oel, wie ich immer gethan. Auch das Abendmahl werde ich Euch austheilen, denn es iſt beſtimmt, die Hungerigen im Geiſt mit Chriſto zu füllen und ihre Seelen an ihm zu erſättigen, weshalb es in beiden Geſtalten von Euch genoſſen werden ſoll, doch unter Abſingung der deutſchen Worte, der Worte der deutſchen Volksſprache, wie es einer freien Nation ſich geziemt! Denn der innere Gottesdienſt, der nun anhebt, iſt zugleich der wahre Volksgottesdienſt, und die innere Kirche iſt die Volkskirche, die ich Euch predige! Das innere Wort iſt zugleich das Volkswort, das reine Menſchenherz iſt das ächte Volksherz! Es giebt nichts Innerlicheres und nichts Herrlicheres als die Innerlichkeit und Herrlichkeit des Volkes, und Gott wohnt

im Volke wie er im Menſchenherzen wohnt, und was das Volk träumt, ſind Gottesträume, und was das Volk denkt, ſind Gottesgedanken! — So ſage ich Euch denn abermals und immer wieder: das innere Wort und das reine Menſchenherz und die Herrlichkeit des Volkes werden die Welt erlöſen und die neue Weltherrſchaft der Freiheit begründen! Das innere Wort iſt das Volk, und das äußere gegebene Wort, das ohne das innere nicht wirkſam werden kann, das ſind die Fürſten! Darum habe ich geſprochen: wehe Euch durchlauchtigen Fürſten! Wenn Ihr nicht Brüder werdet des innern Wortes, ſo kann Euch nimmer geholfen werden! Denn das äußere Wort kann nicht mehr für ſich allein beſtehn, es muß ſich mit dem innern zuſammenſchließen. Die ganze Gemeinde hat die Gewalt des Schwerts, darum ſollen die Fürſten nicht länger allein richten und nach ihrer Willkür Gerechtigkeit und Strafe vollziehen. Fürſt und Volk müſſen zuſammen die ganze Gemeinde bilden, das äußere Wort muß ſich ausgeglichen und durchdrungen haben mit dem innern Wort. Und dieſes Ausgleichen und Durchdringen wird die Freiheit und Gleichheit aller Stände hervorbringen. Ihr ſollt aber nicht wähnen, daß ich gekommen bin, um die

Reiche der Fürſten umzuſtürzen und von Außen andere Formen und Verfaſſungen zu ſchaffen. Die Throne der Völker mögen ſtehen, wenn nur keine ungläubigen und volkswidrigen Fürſten, die das Evangelium und die Freiheit hindern, ihren Platz darauf haben! Nur von Innen her will ich die Throne umwälzen, daß ein anderer Geiſt ſie erfüllt, der Geiſt des Volkes! Und wie ich von der Welt lehre, daß Gott überall iſt, ſo will ich von den Staaten lehren, daß das Volk überall iſt! Fürſt, Volk und Freiheit ſollen ſein die Dreieinigkeit der Erden, wie Vater, Sohn und heiliger Geiſt die Dreieinigkeit des Himmels! Himmel und Erde ſind voll Gottes, und der Vater gebiert den Sohn in uns ohne Unterlaß, und der heilige Geiſt erklärt den Gekreuzigten in uns ohne Unterlaß! Den Segen dieſes dreieinigen Gottes ſpreche ich aus über Euere Häupter, und in ſeinem Namen entlaſſe ich Euch, daß Ihr hingehet zu wirken Euer Tagewerk in zeitlicher Unruhe bis zum ewigen Frieden. — —

Nachdem Thomas Münzer alſo das Volk angeredet und geſegnet hatte, machte er ſich Platz durch die Menge und zog ſeines Weges weiter. Ein unendlicher Jubel ſtürmte hinter ihm drein, und es fehlte nicht viel,

daß die aufgeregten Schaaren ihn angebetet hätten. Viele lagen zur Seite der Straße, wo er mit seinen Jüngern hindurchschritt, auf den Knieen umher, und wen sein Fuß berührt hatte, der jauchzte vor Entzücken. Die Ausrufungen seines Namens erschütterten die Lüfte, und man nannte ihn einen Propheten und Heiligen, einen Meister und König. Er aber lächelte aus seinen dunkelsprühenden Augen, und es machte ihn glücklich, daß ihn das ganze Volk so grüßte und er sich vor ihm wieder in schwärmerischer Demuth verneigte.

Als er jetzt einige Gassen von Mühlhausen zurückgelegt, stand er vor dem Franciskaner-Kloster still, in welchem, nach Austreibung der Mönche, bereits ein Wirken ganz anderer Art angefangen. Müntzer betrachtete mit Zufriedenheit die neuen Anstalten, die sich hier zeigten, und sah, daß man rasch seinen Befehlen gehorsamt hatte. Hammer und Amboß erklangen bereits in rastlos beginnender Arbeit aus den Klosterhallen hervor, und mächtige Feuer, in welchen Eisen glühte und Metalle geschmolzen wurden, brannten in den Höfen. Das Franciskaner-Kloster war ein Zeug- und Gießhaus geworden, und selbst im Chor der Kirche

hatte Münzer eine Kanonen-Gießerei einzurichten befohlen. Geſchickte Schmiede und alles dazu nöthige Erz und Eiſen hatte er ſchon früher im Stillen in die Stadt zu bringen gewußt. Das fröhliche Getümmel der Arbeiter ergötzte ihn, und er verweilte längere Zeit hier zu ſeiner Muße, um ſich Alles anzuſchauen, die Leute zu ermuntern und durch ſeine Anweſenheit ihren Fleiß anzuſpornen, damit das große Werk der Rüſtung, wie er es nannte, ſich bald vollende. Denn, ſagte er zu den Umſtehenden, die Zeit iſt gekommen, wo man die Waffen ergreifen muß, um zu ſtreiten wider die Gottloſen und Ungläubigen, die ſich nicht in Frieden bekehren zum neuen chriſtlichen Reich! Und der Herr hat durch den Propheten Jeremias alſo zu mir geſprochen: ich habe Dich heut über die Leute und über die Reiche geſetzt, auf daß Du auswurzelſt, zerbrecheſt, zerſtreueſt und verwüſteſt, und baueſt und pflanzeſt! Eine eiſerne Mauer wider die Könige, Fürſten und Pfaffen und wider das abtrünnige Volk iſt in Dir dargeſtellt! — So ermannet Euch denn in mir zum Krieg, und laſſet mich Euern Heerführer ſein!

Dann ließ er ſich von den neugegoſſenen Kugeln einige reichen, und ſchaukelte ſie lange nachdenklich in

seiner Hand hin und her, indem die Züge seines Gesichts immer kühner sich erhellten und blitzten. Darauf rief er einen Mann aus dem Volke zu sich heran, der ihm näher bekannt zu sein schien, gab ihm die Kugeln, und einige Briefe dazu, welche er aus seiner Tasche hervorlangte.

Damit begieb Dich denn auf die Reise, Bruder Wandersmann! sagte er laut zu seinem Boten, daß das ganze Volk es vernehmen konnte. Trage diese Kugeln und diese Briefe zu unsern fernen deutschen Brüdern im Kletgau und im Hegau und im Schwarzwald, damit sie dort erfahren, wie wir uns hier rüsten, und wie stark und groß die Kugeln sind, die aus den Kanonen von Mühlhausen geschossen werden gegen den gemeinsamen Feind, gegen die Baals und Nimrods der deutschen Christenheit! Und geh' auf schleunigen und sichern Füßen, Bruder Wandersmann, und bringe uns zurück den genauen Bericht, wie die Sache unserer Brüder in jenen Gauen schon gediehen ist! Grüße von uns all die gottesmuthigen Bauern der deutschen Lande, durch die Du pilgern wirst, und sage ihnen, wie wir uns freuen, daß ihre Schaaren sich gemehrt haben von Tausenden zu Tausenden, wie Sand am Meere! Bestell

ihnen den schönen Gruß der christlichen Freiheit, für die auch wir nun streiten mit Leib und Seele, mit Erz und Eisen, und bis auf den letzten Tropfen Bluts! — —

Jetzt dunkelte der Abend, und die lärmende, rauchende, hämmernde und krachende Stadt ward von einigen Schatten des Friedens heimgesucht, welche unwillkürlich die Nacht über das Getümmel verstreute. Viele der Einwohner kehrten in ihre Häuser zurück, um mit Weib und Kind zu ruhen und zur Wiederholung dieses Freudenlebens am folgenden Tag Kräfte zu sammeln. Andere, die sich in der Aufregung und in der Erwartung der Dinge von der Gasse nicht trennen konnten, schlugen dort unter freiem Himmel ihr Lager auf, und ließen es sich in aller Art behaglich und lustig sein. Eine Menge Landvolks aus der Umgegend, das den ganzen Tag über in die Stadt geströmt war, hatte sich dazugesellt, und Bürger und Bauern lagerten nun in friedlicher Eintracht durcheinander, Jubel, Genuß und dieselbe Hoffnung der großen Zukunft theilend. —

Thomas Müntzer, nachdem er seinen Boten unter dem Zujauchzen des Volkes abgefertigt, hatte sich nach dem Johanniterhof begeben, um in diesem prächtigen Gebäude, das er nebst seinen außerordentlich reichen

Gütern und Einkünften für sich in Besitz genommen, nunmehr seine Wohnung aufzuschlagen. Sein treues Weib fand er dort schon vollauf beschäftigt, Alles, wie er es gewohnt war, für ihn einzurichten, und ihn nach einem so anstrengenden und erschütternden Tage zu erquicken. Auch einigen seiner vertrauteren Freunde hatte Münzer im Johanniterhof Wohnung abgegeben. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Thomas Müntzer.

Ein deutscher Roman.

Dritter Band.

Thomas Müntzer.

Ein deutscher Roman.

Von

Theodor Mundt.

Dritter Band.

Altona.
Verlag von J. F. Hammerich.
1842.

Sechſtes Buch.

Luther's Frühlingsreiſe.

I.

Am Ostersonntagsmorgen des Jahres 1525 stand Doctor Martin Luther schon frühe in seinem Garten, und besichtigte die neu ergrünten Beete und Pflanzungen. Seinen alten Diener Wolfgang sah man neben ihm mit Gießkanne und Spaten und einem großen Korbe voll Sämereien, in den Luther zuweilen bedächtig hineingriff, um hierunda noch eine Aussaat auf seinen schönen Blumen- und Fruchtfeldern zu bestellen. Dann schritten sie zusammen durch die ordnungsvollen und zierlich besorgten Gänge des Gartens, durch Beschneiden, Anbinden, Begießen und Ausrupfen aller Orten etwas Nützliches verrichtend und der Natur nachhelfend oder sie vielmehr anbequemend den menschlichen Zwecken. Aber Herr und Diener schienen heut nicht in dem muntern und neckischen Zwiegespräch begriffen, in dem man sie sonst wohl bei solchem Geschäft erblickte, und etwas Trübes und Nachdenkliches lag der ganzen Art, mit der sie an diesem Morgen ihre ge-

wohnte Gartenarbeit verrichteten, beigemischt. Zugleich machten sie heut Alles so umständlich und genau, Keiner wollte sich an der Besorgung und Wartung der Beete genügen lassen und Jeder hatte noch auf etwas Mangelndes und Herbeizuschaffendes aufmerksam zu machen, sodaß endlich Einer über den Andern verdrießlich ward.

Nun laß es nur gut sein, du eifriger und betriebsamer Knecht! lachte jetzt Doctor Luther, und sein frommes, treues und offenes Auge wandte sich zum blauen Himmel empor, an welchem die Morgensonne blitzte und einige Lerchen mit jubelndem Schwirren hinzogen. — Sind wir nicht wie zwei Brautjungfern, welche am Morgen der Hochzeit begonnen haben die Braut anzuziehen und zu putzen, daß kein Ende ist! Und indem es Zeit wird, daß die Braut aus den Händen der sorglichen Jungfern entlassen werde, damit sie vollprangend und in freier Schöne sich endlich im Hochzeitssaal darstelle, haben doch die Bedächtigen hierundda noch ein Läppchen aufzuheften und ein Bändchen anzubringen und ein Schnürchen zu ziehen! So geht es denn auch uns, Freund Wolfgang, mit unserm Gärtlein hier, in dem der Frühling hochzeiten soll, und haben wir ihm

denn auch die Schöne weidlich geputzt und zugerichtet, können aber nicht enden!

Nein, nein, erwiederte der alte Wolfgang in einem mürrischen Ton, das macht, weil wir die Schöne vor der Zeit aus den Händen lassen und von ihr gehen sollen wie zwei gewissenlose Brautjungfern, während noch nichts fertig ist zum Tanz, und hier etwas schief herunterhängt, dort etwas krumm in die Höhe geht, in Summa, Alles noch unordentlich und wirr durcheinander ist! Ach, diese Reise, diese Reise, gerade im Anheben des Frühlings, wo man so recht mitten drin steckt in der ganzen Blumisterei, Herr Doctor, das will mir gar nicht in den Kopf, und ärgert mich über die Massen sehr, daß ich wahrscheinlich von dem Schreck und Verdruß etwas Uebeles davontragen werde!

So nimm denn noch etwas Stärkendes ein, und erkräftige Dich damit zu unserer Reise, die keinen Verzug leidet! sagte Luther gutmüthig lächelnd, indem er dem alten Diener ein Trinkgeld in die Hand gleiten ließ. Und nun blase mir auch nicht länger etwas vor, du altes schmetterndes Mundstück, Dein Keifen hält mich ohnehin das ganze Jahr genug unter dem Pantoffel! Heut aber wollen wir verreisen, trotz Ostern, trotz

Sonntag, trotz Garten, trotz Teufel! Ja ein wahrer Teufelstrotz soll unsere Frühlingsreise werden, denn wir wollen umherreisen im schönen thüringischen Land und predigen an allen Ecken und Enden, daß das arme Volk, welches sich in den Händen der Schwarm- und Rottengeister und in der Gewalt des Bauernaufruhrs befindet, wieder abwendig gemacht werde vom Bösen! So rüste uns denn nun rasch, und mache Dich gefaßt, daß wir unsern Garten vor einigen Wochen nicht wiedersehn! Er läßt sich ja auch heuer so recht wachsthumsselig an, und selbst von unsern Melonen und Kürbissen, mit denen es sonst gar nicht recht fort wollte, dürfen wir uns diesmal wohl ein Erkleckliches versprechen, und ich denke, sie werden nur zu viel Platz in diesem Jahr einnehmen wollen. Denn mein ehrwürdiger Freund Wenceslaus Link hat uns einen guten Saamen geschickt, und da wird und muß er in Freuden aufgehn. Ich meine, wir können ruhig von hinnen ziehn, Freund Wolfgang, und mittlerweile daß unsere Beete hier in ihres Werdens Unschuld gedeihen, nach einem andern Acker uns umschaun, der vom Unkraut des Satans überwuchert ist! Wie schön ist das frühe Jahr in seinem Leuchten und Prangen, und es ist ein gebenedeites

Leben in all diesen Knöspelein und Zweigelein, die sich so ämsig rühren und drängen, und sich tranhalten im Lenz, und die so fest und feist sind, wie junge Rehlein, die sich tummeln und stoßen! Ich denke mein Leben doch als Gärtner zu beschließen, denn in welchem Geschäft könnte ein armer Christenmensch besser sterben? Ist mir auch des Getümmels und des Durcheinanders schon allzuviel in der Welt, ich vermag das Ding, das ich angerichtet, kaum mehr zu übersehn und recht in der Hand zu behalten! Dazu bin ich sogar ohne Geist, und höre durchaus keine himmlische Stimme, und das innere Wort fehlt mir nun erst gar! Ach Du mein Herr, der sämmtliche Vorrath von Geist verbraucht sich ja jetzt in Mühlhausen, wie sollte da der Luther noch etwas davon abbekommen können! Der hat sein Pulver nun gänzlich gegen seine Papisten verschossen, und taugt nichts mehr für den hohen Schwung der neuen himmlischen Propheten! Schöne Kerlchen das, wir haben sie nun geschmeckt an ihren Früchten, und befunden, wie hohl und wurmstichig sie im Herzen sind, daß sich der Herr erbarme! Das himmlische Prophetenthum hat sich mit dem Bauernmist gesalbet, und es riecht übel, seht die Herrlichkeit! Aber was meinst Du im Ernst, Wolf-

gang, wenn ich den alten Harnisch, in den sie mir nun Beulen genug geklopft haben, endlich auszöge, und aus einem Streiter des Herrn einfacht ein Gärtner würde? Mit dem Weltfressergeist der neuesten Zeiten kann ich mich nun einmal nicht vertragen, und wenn ich ihn nicht besiegen kann, wozu ich jetzt noch einmal ausreisen will als wandernder Gastprediger durch unser theures Land, fortan in Frieden den Spaten zu führen, und meine Melonen und Citrullen zu pflanzen?

Der alte redliche Diener stand einen Augenblick schweigend und betrachtete seinen Herrn. Dann schüttelte er mit dem Kopf und sagte: na, Herr Doctor, wenn das nicht noch einen besonderen Haken hat, an dem ein gar putzig Ding hängt, so will ich gleich dem Papst in Rom seinen Pantoffel küssen, was doch einen Menschen, der des Doctor Martin Luther Diener ist, reineweg um ein Stück Seligkeit bringen müßte! Aber glaubt mir nur, ich habe von Euerer Nähe etwas weggekriegt, und wenn Ihr der erleuchtete Mann Gottes seid, so werde ich es doch wenigstens in Euerem Dienst so weit gebracht haben, mich für einen erleuchteten Stiefelputzer Gottes ansehen und halten zu dürfen. Darum bin ich kein ganz dummer Kerl, Herr Doctor, und wenn

Ihr mich gut genug hieltet, in Euern Freistunden die Gärtnerei und Drechselei mit Euch zu treiben, so solltet Ihr auch jetzt noch keinen Schalkskopf aus mir formiren wollen, und mich nicht mit Euern Fragen aufhalten, weil ich doch Bescheid weiß, ja, Sapperment, weil ich Bescheid weiß!

Und wovon weißt Du denn Bescheid, du trotziger und fürchterlicher Gesell? fragte Herr Martin mit einer freundlichen und begütigenden Stimme, indem er dem Diener die Brause aus der Hand nahm, um selbst noch einige trockene Stellen zu besprengen.

Als ob ich nicht wüßte, entgegnete Wolfgang mit einem Schnippchen, daß Herr Doctor Martin Luther heirathen wollen! Ja, heirathen, und sich mit einer Frau zur Ruhe setzen, das wird die ganze Geschichte sein! Wer sollte es nicht gemerkt haben, und ich habe ja auch gar nichts dagegen, wenn der Herr Doctor nur offen und frei mit einem alten Knecht zu Werke gehn wollen! Als ich heut, noch ehe die Sonne tagte, Euer Reisekleid Euch ausklopfen und zurechtlegen mußte, während ich Euch sonst wohl an diesem Tag den Talar zu einer herzangreifenden Osterpredigt ausgebürstet ha-

ben würde, — da fuhr mir schon der ganze Schreck in die Glieder, und ich zitterte einen Augenblick, und dachte bei mir selbst: Käthe hin Käthe her, wenn doch keine Käthe wär'! Nachher aber verwarf ich sogleich wieder diesen gottlosen und eines christlichen Dieners unwürdigen Gedanken, und sagte zu mir selbst: nun, wir wollen nur reisen! Diese Reise macht einen Ehemann aus unserm Herrn! Laßt uns reisen und predigen gehn durch ganz Thüringen, damit wir durch unser Wort der Bauern Aufruhr und allen Unfrieden im Lande dämpfen mögen, und der Herr Doctor nachher in Ruhe hier Hochzeit machen kann, worauf doch sein Sinn steht! Wird dann der alte Wolfgang auch abgedankt und unter die Spreu der Bodenkammer geworfen, so hat das ganz und gar nichts zu sagen, und wird auch nicht einmal unser Hahn danach krähen, denn der thut schon immer so schön mit Fräulein Katharina von Bora, wenn er ihr einmal auf der Straße begegnet ist! So geht es und so steht es, und als ich das dachte, purzelten mir doch einige Thränen aus den Augen heraus, und kleckerten sie gerade auf Euere blanken Rockknöpfe, daß Alles blind wurde, und ich nachher um so viel länger putzen und reiben mußte!

Er iſt ein alter Narr, und er weiß, daß ich dies Gerede nicht liebe! fuhr Martin Luther ungeduldig heraus, indem er einen Augenblick lang ſich mißmuthig zeigte. Wir begeben uns jetzt auf eine Reiſe im Dienſt des Herrn, weswegen wir denn auch getroſt die heilige Oſtern dazu erwählen, weil nicht der Welt Luſt und Begehr, ſondern die Ehre Gottes und des Gekreuzigten uns dermalen abenteuern heißt auf den Landſtraßen und in den Dörfern und Städten! Wie ſollten wir dabei an unſer Freien denken, über welches die arge Welt und die Tücke der Römlinge nun ſchon ſattſam gefabelt und ihre Harlekinsſtreiche hat ergehen laſſen! In ſolchem Gedränge und Gewirre, wie der Teufel jetzt überall angerichtet hat, freit ſich's ſchlecht, mein alter Wolfgang. Ich müßte denn freien gerade dem Teufel zum Verdruß, und meinem alten Herrn Vater zu Lieb, dem ich's denn auch ausdrücklich habe verſprechen müſſen! Du weißt aber auch, daß die tugendſame Jungfrau Katharina von Bora uns dermaßen nicht an's Herz gewachſen, daß es Noth thäte zu freien, weil wir ſonſt Brunſt leiden würden! Vielmehr haben wir die Käthe, da ſie doch nicht länger allein ſtehen darf, ſchon zweien unſerer Freunde, dem Doctor Baumgärtner in Nürn-

berg zuerst und dann dem Doctor Glacius zu Orlamünde, zum Ehegemahl ernstlichst angetragen, hat aber der erstere nicht freien, wollen und der letztere nicht gefreit werden mögen, indem ihn das Weibsbild ausgeschlagen. Sitzen wir nun da und haben für die Käthe keinen Mann. Und ist sie doch ein lieblicher Vogel, welchen der Herr erweckt hat aus seinem Käfig, daß er ist herausgeflattert gekommen, um sich aus der Nacht der alten Clerisei zur Sonnen der neuen Zeit zu schwingen. Ist geradewegs zu uns geflogen, und hat zuerst an unserm Fensterlein gepickt, der holdselige Vogel, dessen Gefieder schmuck war wie ein Gottesengelein, und süß und herzinnig die Stimme. Wir mußten uns doch geehrt fühlen, daß uns solche Boten kamen von der Gnade Gottes, Boten der Liebe und Unschuld, die unserm Werk zuflogen, das ich nun erst recht gebilligt und bekräftigt hielt. Was gilt's, Meister Wolfgang, so werden wir sie denn wohl zuletzt selber ehelichen müssen? Nicht aus Verliebtheit und Vergnüglichkeit der Sinnen, Meister Wolfgang, sondern weil wir die Käthe gar herzlichst achten, uns selber auch, da wir alt und ungelenk zu werden anfangen, in ihrem linden und geschmeidigen Arm wohl Rast vergönnen dürften!

Amen! sagte Wolfgang, indem er sich noch an seinen Augen trocknete. Ja, wahrhaftig, so soll es sein, und so läßt es sich hören, mein Herr Doctor! Wenn es weiter nichts ist, als daß Ihr die ehrsame und wohlbelobte Jungfrau Katharina von Bora achtet, und aus Achtung sie in einen ziemlichen Ehestand zu versetzen trachtet, ei, dann mag meinethalben noch heut die Hochzeit zugerüstet werden! Mag dann die ganze Christenheit in einem Athem fortlästern, wenn wir es aus bloßer Achtung gethan haben, dann werden wir auch dabei bestehen können, und nur mit der Liebe war es ein höchst zweifelhaft und bedenklich Ding! Nun bin ich vollkommen beruhigt, und weiß auch, daß die Papisten und der ganze römelnde Schwarm noch manchen Kopfgroschen abbekommen werden vom Doctor Martin Luther trotz Hauskreuz und Ehestand! Hatte schon gemeint, gefreit würde heißen gefriedet!

Amen, amen, du eifriger Knecht! bekräftigte ihn Luther, und klopfte ihn lachend auf die Schulter. Nun wir auch dies Capitel mitsammen ins Reine gebracht haben, laß uns denn ins Haus zurückgehn, damit wir nicht wie Neulinge mit halbem Kleid und Kragen, son-

dern als wohlverwahrte Kämpen unſere Reiſe antreten mögen!

Darauf ſchritten ſie, der Diener erheiterten Angeſichts dem Herrn folgend, den Garten zu Ende, und begaben ſich über das Gehöft, um ins Haus zu treten. Unterwegs blieb Luther noch einmal vor ſeiner Drechſelbank ſtehen, die dicht am Hauſe unter einer Ueberdachung angebracht war, und an der er, beſonders ſeitdem er ſich etwas kränklich fühlte, manche Stunde mit ſtärkender Handarbeit hinzubringen pflegte. Luther entfaltete ein großes Geſchick zu ſolcher künſtlichen Beſchäftigung und ſein Diener Wolfgang war ihm auch hierbei ein treuer und anſtelliger Gehülfe.

Da liegen nun die neuen Inſtrumente, ſagte Wolfgang wieder wehmüthig werdend, ſind geſtern expreß von Nürnberg angekommen, und iſt noch kein Schnitt und Stoß damit geſchehen, werden jetzt auch ruhig liegen müſſen bis wir wiederkommen, und wer weiß wann wir wiederkommen, und ob wir dann noch Luſt verſpüren werden zu drechſeln und zu hobeln? Dieſe Inſtrumente haben wohl einen ſchönen Goldgülden gekoſtet, und ſind bei weitem vortrefflicher als die wir früher hatten, da ſie uns denn auch das kunſtreiche Nürn-

berg geradewegs geliefert hat. Seht nur dieſen meiſterlichen Quadranten und auch den Cylinder, ſo etwas haben wir doch noch nie gehabt, und wenn ich Euch nun wieder einmal beim Drechſeln einſchlafe, Herr Doctor, da verdiente ich ja Tag und Nacht im ewigen Höllenreich zu brummen! Jammerſchade, jammerſchade, daß uns nun eine ſo beſchwerliche und ernſthafte Reiſe dazwiſchen kommt, wo wir an derlei Kunſtvergnügen gar nicht denken können!

Du haſt Recht, mein Sohn, ſagte Luther, wir werden uns nun eine Zeitlang manchen Spaß wohl vergehen laſſen! Und dieſe unſere neuen Inſtrumente ſind in der That ſo vorzüglich, daß auch ich voll Eifers ſtecke, ſie zu gebrauchen, und wenigſtens jetzt zum Abſchied von ihnen mich nicht entblöden kann, einen raſchen Verſuch damit zu thun.

Luther trat hierauf mit einer fröhlichen Bewegung an die Hobelbank, und nahm geſchwind, wie im Vorübergehn, an einer bereits begonnenen Schnitzerei einige Aenderungen vor. Dann ſtand er wieder davon ab und ſagte ſchalkhaft: Aber iſt es denn wohl erlaubt, heut am geweihten Feſttag zu bohren und zu hämmern? Es iſt freilich jetzt die Zeit gekommen, wo das Reich Got-

tes praktisch werden muß, und darum kann der Sabbath geheiligt werden auch durch Arbeit und Kunst! Ich aber möchte wohl, daß ein tüchtiger Handwerksmann aus mir würde, und ich die edele Drechselkunst vollkommen erlernte, damit ich mir dereinst, wenn die Welt mich nicht mehr ernähren mag um des Wortes willen, durch die Hand doch mein täglich Brot erwerben könnte! Siehst Du, alter Freund, solche Grillen plagen mich jetzt zuweilen, aber beim Licht besehen, sind es doch keine Grillen! Welcher Mann dürfte sich heut, wo Alles schwankt und irrgeht, noch auf seinen Geist verlassen, daß er ihm Stand halte bis an der Dinge Ende, und ihn ernähre durch das Verdienst, das er vor Gott und der Welt sich erworben? Aber durch frohe Handarbeit muß ein weiser Mann immer auch im Geiste sich unabhängig zu erhalten vermögen, und darum ist es wahrlich gut, daß wir neben der Weltverbesserung, sollte sie ihren Mann nicht mehr nähren, auch noch gelernt haben mit dem Hobel und Bohrer umzugehn und eine nützliche Schraube zu stellen! —

Darauf begab sich Luther in sein Haus und ertheilte dem Diener Anweisung, das Reisegeräth zu packen. Manches für die Reise Nützliche und Wünschens-

werthe wurde ihm noch besonders eingeschärft nicht zu vergessen. Dahin gehörte unter Anderm auch Luther's Schwert, das, einfach geformt und mit fast gar keiner Verzierung versehen, ihm doch unendlich lieb war und auch auf dieser Reise nicht von ihm bleiben sollte. Ebenso ward sein schöner goldener Mundbecher, der im Innern des Deckels Luther's wohlgeprägtes Bildniß aufwies, nicht zurückgelassen, denn nur aus ihm ließ sich Luther gern den guten Trunk behagen, den er freilich auch aus anderem Geschirr nicht verschmähte. Es versteht sich, daß auch nicht verabsäumt wurde, den feinbeblümten, wohlthuenden Schlafrock in die Lade zu legen.

Dann stand Herr Luther noch eine Zeitlang vor dem schönen, mit gediegenen Silberarbeiten ausgelegten Schrank, welcher eine Hauptzierde seines sonst einfach ausgestatteten Zimmers war und den er als ein Huldgeschenk des edlen Kurfürsten Friedrich empfangen. Die Papiere und Briefe, mit welchen die Schubfächer reichlich angefüllt waren, noch einmal sichtend und ordnend, zog er dann die Klappe zu, und verschloß sie sorgfältig indem er den Schlüssel zu sich in die Tasche steckte.

Jetzt aber ist es wohl Zeit, daß ich noch hinauskomme zum Elsterthor, wo ich ja in unserm Lusthäus-

lein unſere Freunde zum letzten Morgenimbiß eingeladen habe! ſagte dann Luther. Du haſt doch geſtern Alles dazu hinausgeſchafft, wie ich Dir anbefohlen, und auch von unſerm köſtlichſten Malvaſier auf den Tiſch zu ſtellen nicht vergeſſen? Dann, nachdem wir einigemal herzhaft mit unſern Lieben angeſtoßen, wirſt Du inzwiſchen mit dem Reiſewagen, den Du nochmals bedächtig nachſehen mögeſt, vorgefahren ſein und mich von dorten abholen, du getreuer chriſtlicher Diener!

Nachdem Wolfgang beſtätigt, daß Alles geſchehen, und die zur Aufwartung und Anordnung des Mahls beſtimmte Magd ſchon vor einer Stunde dorthin aufgebrochen, nahm Luther zufrieden Hut und Stock, und begab ſich auf den Weg.

II.

Rüstig und froh schritt jetzt Martin Luther zum Elsterthor hinaus und betrat den mit Linden und Eichen anmuthig besetzten Weg, welcher, auf der Straße nach Dresden hin, zu seinem Lusthäuschen führte, das er sich in der Nähe einer labenden und schöngelegenen Quelle zur sommerlichen Erholung und zum Feierabendverkehr mit seinen Freunden hatte erbauen lassen. Es war ungefähr eine halbe Stunde von Wittenberg entfernt, und da er vermuthen durfte, daß manche seiner eingeladenen Gäste sich schon im Sommerhaus eingefunden haben möchten, so beschleunigte er jetzt seine Schritte, was ihm bei der frischen Morgenkühle, die sein Haupt bestrich, sehr erleichtert wurde. Doch versprach die Ostersonne, die heut ihren Festglanz auf die leise ergrünenden Saatfelder herabsenkte, schon einen warmen Tag. Die helle Luft der Natur war erwacht, hier und da gaukelte ein früher Schmetterling Herrn Luther über den Weg, und die Vögel, die den kleinen

bunten Leib im Thau der Wiesen gebadet hatten und sich dann im Sonnenschimmer, durch den sie hinflogen, blitzend abtrockneten, riefen ihm Jubel über Jubel ins Herz. Luther verstand all dies Ergötzen des Naturlebens zu belauschen und sich daran zu freuen, und stimmte wohl in solchen Augenblicken mit seiner schönen herzkräftigen Stimme den Anfang eines Psalms an, wie er jetzt eben, im Wettgesang mit den ihn umzwitschernden Vögeln, that.

Er hatte sich nicht geirrt, denn als er jetzt seines Sommerhauses schon aus der Ferne ansichtig wurde, bemerkte er zugleich seinen würdigen Freund Melanchthon, der, seine Gattin am Arme führend, bereits vor ihm am Ziele angelangt war und sich eben im Begriff zeigte in die Thür einzutreten. Luther rief ihm von Weitem auf Griechisch einen scherzhaften Willkommensgruß zu, und Herr Professor Melanchthon drehte sich danach mit der Frau Professorin eiligst wieder um, dem hochverehrten Freunde Luther entgegenwandelnd. Dann schritten alle Drei zusammen in einem fröhlich beginnenden Gespräch auf das Haus zu, dessen herrliche Lage nicht verfehlt wurde wieder und wieder zu preisen und hervorzuheben. Sie konnte auch nicht

ſchöner ſein, da man von dieſem Platze aus die Stadt und die Elbe in einem erfreulichen Bilde vor ſich liegen ſah, und ein ſchattiger Wald, an den das Lusthäuschen ſich lehnte, maleriſch den Hintergrund begränzte. Dann kamen die neuen Anlagen hinzu, welche Luther mit ſeinem großen Geſchick zu Pflanzungen hier hatte gründen laſſen, und die erſt recht lebendig in dieſem Frühjahr aufzukommen verhießen. Die Quelle belebte durch ihr Geplätſcher die Heimlichkeit und Traulichkeit dieſer Stelle.

Die Freunde traten in den kleinen Saal, in deſſen Mitten ſchon der gaſtfreundlich geordnete Tiſch zum Frühſtück einlud. Der kleine Melanchthon gab darüber ſofort in ſeiner neckiſchen Art ſeinen Beifall zu erkennen, und verſicherte, daß dies ein wahrhaft platoniſches Gaſtmahl im Sinne der Alten werden ſolle, da man auch den ſchönen Frauen nicht den Zugang verwehrt. Und ſie wird doch auch kommen, unſere lutheriſche Aſpaſia? fragte er, in ſeiner Beweglichkeit den Doctor Luther raſch umarmend, der über ſolchen Scherz gar betroffen ſich anſtellte.

Wen meint denn unſer gelehrter Grammaticus und Rhetor? fragte Luther ernſthaft. Iſt die unſchuldige

Käthe gemeint, so steht sie wohl jener griechischen Frau Aspasia so weit entfernt, wie ich dem Herrn Sokrates, der seinen Dämon denn doch auch manchen gottlosen Purzelbaum schlagen ließ. Aber seht, da nahen sich ja auch die übrigen Freunde, deren wir noch geharrt! Willkommen! Willkommen!

Es war der wackere Niclas von Amsdorff, Stadtschreiber von Wittenberg, welcher jetzt, eine junge anmuthige Frauensgestalt neben sich am Arme hinführend, zur Gesellschaft trat und sich mit freundlicher Würde einführte. Die Begleiterin des alten Herrn war die seinem Schutze anvertraute Katharina von Bora, welche in seinem Hause lebte und von ihm zärtlich wie eine Tochter gehalten wurde. Katharina verneigte sich sittsam und hocherröthend, denn obwohl unter der Obhut, in der sie erschien, und in Gesellschaft der strengen und ängstlichen Frau Professorin Melanchthon, selbst das böseste Gerede der Welt nichts hätte ausfindig machen können, was an dieser ihrer Zusammenkunft mit Luther zu tadeln wäre, so fühlte sie doch ihr Herz seit einiger Zeit über dies ganze Verhältniß vornehmlich beklommen. Ihr zur andern Seite zeigte sich ein nicht minder würdiger und durch seinen Ruhm ausge-

zeichneter Geleiter, Herr Lucas Müller, der Hofmaler des Churfürſten Friedrich, welcher zugleich Bürgermeiſter von Wittenberg war, und in deſſen freundſeliger, kernhafter und harmoniſch abgerundeter Geſtalt man auch den Charakter ſeiner Kunſt abgeſpiegelt finden konnte. An dieſe Freunde hatte ſich auch der aufgeklärte und ehrenhafte Theolog Doctor Pommer angeſchloſſen, um Luther noch vor ſeiner Abreiſe zu begrüßen. Bald darauf trat auch noch ein anderer Freund Luther's, Herr Doctor Johann Apel, ins Zimmer.

Alle hatten ein ſtattliches Feſtkleid angethan, und trugen dazu Jeder ſein ſchwarzeingebundenes und goldverziertes Geſangbuch, weil, nachdem man ſich von Luther getrennt, auch der feiertägige Kirchgang nicht verabſäumt werden ſollte. Und in heiterer und andächtig froher Stimmung, wie ſie in Luther's Geſellſchaft immer herrſchte, ließ man ſich jetzt zum Frühmahl nieder, während man durch die offen ſtehende Thür des Saales, neben der immer lebendiger werdenden Unterhaltung, zugleich der entzückenden Ausſicht genoß.

Beſonders war es erfreulich, die beiden ſich ſo herzlich liebenden Männer, Luther und Melanchthon, bei ſolchen Gelegenheiten nebeneinander verkehren zu ſehn,

wie ſie, bei der großen Verſchiedenheit ihres Weſens, doch immer auf einem anziehenden Einigungspunct zuſammentrafen. Melanchthon war faſt abgemagert und zuſammengeſchrumpft zu nennen, und man ſah die Wirkung der angeſtrengten gelehrten Studien, denen er ſich unausgeſetzt hingab, in ſeiner kümmerlichen Leibesbeſchaffenheit, während ſeine herrliche gedankenvolle Stirn und die lichtvollen glänzenden Augen von dem freien Aufſchwung ſeines Geiſtes redeten. Dabei hatte er etwas ſehr Geſchmeidiges in ſeiner Perſon, das man als Verſchlagenheit hätte bezeichnen können, wäre nicht zugleich das unbedingteſte Wohlwollen und eine offene Argloſigkeit darüber ausgegoſſen geweſen. In ſeiner Unterhaltung ging er gern auf witzige Stichwörter ein, die er mit einer glänzenden Gewandtheit hinundherdrehte und worin man den Scholaſtiker, zuweilen auch den Sophiſten wiedererkannte. Wenn der Witz das eigentliche Leben in Melanchthon's Umgang war, ſo mußte man dagegen ſeinem Freunde Luther vorzugsweiſe den Humor als ſeine eigenſte Lebenskraft zuerkennen, welcher ſowohl in den breiten, vollkräftigen und behaglich ſich ausrundenden Zügen ſeines äußern Weſens, als auch in der Art, wie er ſeinen Geiſt zuverſichtlich wal-

ten und nach allen Seiten hin fröhlich Blüthen ſchlagen ließ, ſich ausdrückte. So ſtellte Luther in allen Dingen die unverdroſſene deutſche Gemüthskraft dar, während Melanchthon die künſtlichen Windungen und Schlingungen des Verſtandes geltend machte, und darin oft einen ſo bedeutenden Einfluß auf Luther und deſſen öffentliches Wirken ausübte. Das war denn eine Luſt, die beiden großen Reformatoren, von denen der zermalmende Umſchwung ſowohl im öffentlichen Völkerleben als in jedem ſtillbewegten Herzen zuerſt ausgegangen war, im Verkehr ihrer Geiſter miteinander zu ſehen. Sie, die gewaltigen Glaubensmänner, gingen meiſt ſcherzhaft zuſammen um, und ließen die Kraft des Gedankens, durch welche ſie die neuen Heilserſchütterungen in ihre Zeit gebracht, nur in blitzenden Lichtern gegen einander ſpielen, bis ſie ſich auf dem einen Punct berührt, auf dem dann all ihr Leben tiefernſtlich zuſammenſtrömte.

Als jetzt die Gläſer feierlich anklangen, weil ſie auf Luther's Reiſe geleert werden mußten, ſah man Frau Katharina Melanchthon plötzlich das ihre wieder auf den Tiſch ſtellen, und ſich mit einer aufſteigenden Bedenklichkeit im Geſicht faſt verzagend umherblicken.

Aber iſt es denn auch recht und gottwohlgefällig, ihr Männer, hub ſie darauf an, daß heut ſchon am heiligen Feiertagsmorgen ein ſolches weltliches Klingen der Gläſer ſich unter uns vernehmen läßt, wie es ſonſt nur bei muthwilligen Schmauſereien, oder wenn unſer luſtiger Freund Luther einmal ein Uebriges aus ſeinem Keller thut, zu ergehen pflegt? Jetzt, wo bald die Glocken uns zur Kirche läuten werden, laſſet Ihr ein ſolches heidniſches Läuten vom Gläſerklingklang ausgehen, daß mir wahrlich in ſchweren Aengſten mein Herz zu ſchlagen beginnt! Ach, ich bin eine ſtrengerzogene chriſtliche Frau, die doch ihren Herrn Jeſum am heiligen Oſterfeſt nicht betrüben möchte, und die ſich ausbitten muß, daß Alles ehrſam und in Züchten hergehe, wenn ſie, wie auch immer von ihrem Ehegemahl beredet, nach vielem Widerſtreben ſchon ſo früh und vor aller hergebrachten Zeit im Luſthaus eines Junggeſellen einzufinden ſich entſchloſſen hat! Hätteſt Du aber, mein feiner Melanchthon, mir vorhergeſagt, daß es alſo kommen und hier dergeſtalt über die Schnur gehauen werden ſolle, während wir doch nur in herzlicher Betrübniß vermeinet, unſerm Herrn Doctor Luther, wenn er denn durchaus am chriſtlichen Feſttag

verreiſen will, ein Abſchiedsgeleit zu geben, ſo würdeſt Du mich, eine nach Grundſätzen ausgebildete Bürgermeiſterstochter von Wittenberg, ganz gewißlich nicht hieher vermocht haben! Und Sie, Jungfrau Katharina von Bora, daß ich auch mit Ihr einmal ein unverhohlenes Wort ſpreche, weil ich denn doch ein älteres und von Gott ſchon ſeit fünf Jahren mit dem Eheſtand geſegnetes Weibsbild bin, — wie kann Sie denn hier ſo ruhig mit drein ſehn und trotz Ihrer jungfräulichen Verſchüchterniß in Ihrer ehrbaren Gegenwart ein dergeſtaltiges Pokuliren und Klingeliren verdulden? Gott ſei mir armen Frau barmherzig, da hätte ſie ja die Erſte ſein müſſen, die aufgeſtanden wäre in Entſetzen und ſich abgewandt hätte in Grauen und mit einem ſpindſen Gemüthe! Und beſonders, wenn es etwas werden ſollte, wovon ja alle Welt ſchon Geſchrei genug erhebt, die Päpſtiſchen ſowohl wie unſere Leute, ja, wenn es etwas werden ſollte, Jungfrau Katharina, dann hat Sie noch andere Pflichten, als bloß ſo wie ein weißes Marmorbild dazuſitzen, und kaum Pips zu ſagen, während der Herzallerliebſte doch auf ein Klingeliren losgegangen iſt, das jedem ſittigen Weibsbilde in alle Glieder fahren muß!

Katharina von Bora hörte zwar anfangs mit einiger Verlegenheit diesen Worten zu, besann sich aber bald, und lächelte gar holdselig darein, weil sie wußte, daß dies so die Art der reizbaren Frau Melanchthon war, die, wenn sie einmal ins Reden und Schelten hineinkam, mit einer seltenen Meisterschaft der Zunge sich über Alles ergoß. Nur einen verstohlenen Blick auf Luther werfend, der, wenn er recht vergnügt war, die Hände über dem Tisch faltete und sein Kinn darauf lehnen ließ, schien Katharina sich herzgenügende Beruhigung über die ihr gemachten Vorwürfe zu schöpfen. Dann schalkhaft vor sich niedersehend, ließ sie die Frau Professorin Melanchthon reden, und zupfte sich inzwischen an ihrem seidenen, kostbar verzierten Mieder, dessen Weltlichkeit sie freudig eingetauscht gegen das dunkele Klostergewand, welches sonst ihre schlanken Glieder umflossen.

Herr Melanchthon selbst hatte sich schon lange mit einem sauersüßen Gesicht, das er immer bei solchen Gelegenheiten zu machen pflegte, auf die Lippe gebissen, denn diese Stimmung seiner Frau beeinträchtigte ihm zu Hause manchen guten Tag, und er verstand sie in der Regel nur dadurch zu beseitigen, daß er sich an-

ſtellte als wenn er ſeiner keifenden Ehehälfte Recht gäbe, wenn er auch gerade durch dies ironiſche Anſtellen, ganz in Weiſe des von Melanchthon ſo hochgefeierten Sokrates, ihr begreiflich zu machen ſuchte, wie ſie Unrecht habe. So hatte ſich vielleicht das eigenthümliche Talent der Ausgleichung und geſchickten Einfädelung, das Melanchthon in ſo hohem Grade beſaß, nur durch dieſen ſtreitbaren Umgang mit ſeiner Frau ſo merkwürdig ausgebildet, und wenn der weiſe und gelehrte Mann es unternehmen konnte, das zweiſchneidige Werk der Reformation auch den Höfen gewiſſermaßen mundrecht zu machen, ſo mußte davon, wie es ſcheint, auch der Frau Katharina Melanchthon und der äußerſt behutſamen Behandlung, die ſie nothwendig machte, ihr Theil zuerkannt werden.

In dieſem Sinne nahm auch jetzt wieder Herr Melanchthon das Wort, und ſagte mit ſeinem feinen beſchwichtigenden Lächeln: Ja, ja, mein ſcharfſinniges Ehegemahl, deren Blick immer Herz und Nieren zu prüfen pflegt, hat ſchon wieder Recht, und wir ſehen es ja heut wahrlich unzweifelhaft vor Augen, was die Papiſten ſchon längſt uns nachgeſagt und weswegen erſt neulich der furchtbare Hieronymus Embſer ein la-

teinisches Spottlied auf Luther gedichtet hat: daß nämlich dieser Luther ein ganz bacchantischer Gesell ist und mit ihm ein neues dionysisches Weltalter zu beginnen droht, was sage ich beginnen, schon unter uns eingerissen ist, und alle ernste Sitte und Zucht, die bisher bei den Menschen und vorzüglich bei den römischen Pfaffen gegolten hat, über den Haufen werfen und in die helle jauchzende Liederlichkeit, in ein wahrhaft protestantisches Jubeln und Schwelgen verwandeln wird! Ja, so ist es, und wir sehen es nun mit eigenen leiblichen Augen, wie Luther der große Weltverführer ist, der uns arme sittsame Würmer verlockt hat, heut schon um sechs Uhr Morgens zum Thor hinauszugehn, und noch ehe wir die Kirche besucht und unseres würdigen Pommer's Osterpredigt gehört, bereits Gottes frische Luft zu schnappen, man denke! Selbst unsern alten würdigen Pommer hat das Ungeheuer mitverlockt, schon so früh hier in einem weltlichen Gartenhause zu sitzen und gottvergessen einen so bachischen Morgentrunk in sich zu schlürfen. Und dieser Morgentrunk, es ist ja der helle perlende Malvasier, den Luther auch eine Gottesgabe zu nennen sich erfrecht hat, der ist es eben, welcher uns Alle heut ins Unglück stürzt, und das Reformations-

werk vollends an den Abgrund der Verzweifelung ſchleudert. Der ſchwelgeriſche Luther, in der jungen Gottesluſt und in der alten Gottesgabe uns zu ſchwelgen verführend, wie wird er es dermaleinſt am jüngſten Gerichtstag verantworten können? Und ladet uns hier ein, daß wir ihm noch einmal ſeelengern zutrinken ſollen zu ſeiner Reiſe, die für ihn ein hart und beſchwerlich, aber der Chriſtenheit nützlich Stück Arbeit ſein wird und zu welcher ein Mann wohl der Stärkung bedarf, die er ſich aber, da er ſchon mehr als ein halbes Glas geleert, offenbar in einem unziemlichen Grade verabreicht! Noch mehr, es ſind dazu zwei allerliebſte und herzinnige Frauenbilder unter uns erſchienen, heißt die eine Käthe und die andere Käthe, weswegen denn Herr Doctor Luther jetzt zwei Käthen auf ſeinem Gewiſſen hat, weil er der Einen von der ausſchließlich ſelig machenden Kirche geholfen und die Andere durch ſein heidniſches Klingeliren der Gläſer irre gemacht hat an ihrem Beruf, eines neugläubigen Reformators Weib zu ſein!

Alle äußerten ihr Vergnügen über dieſe nach ſo manchen Seiten hin anregende Rede des Philipp Melanchthon, und Meiſter Lucas klopfte ihn dafür wohl-

gefällig auf die Schulter, indem er ſagte: Das nenne ich wieder eine feine und bedachte Rede führen, Herr Melanchthon, die ſo recht aus einer Euch ganz allein eigenen ſchlauen Gelehrſamkeit des Gemüths, möchte ich ſagen, herausgekünſtelt und mit einem blendenden Lack überfirniſst iſt, daß man ſich davon gekitzelt und doch zugleich belehret fühlt! Wenn ich Euch wieder einmal abconterfeien ſollte mit meinen Farben, will ich doch dieſen unnachahmlichen Zug Eueres werthen Angeſichts, den man nur bei ſolchen Gelegenheiten der geſelligen Aufregung recht von Euch erlauſcht, noch beſſer auszudrücken mich beſtreben! Denn ich glaube, daß mir gerade Euer Bildniß noch nicht dermaßen nach Vollkommenheit gelungen, wie ich es ſelber wünſchenswerth erachte, während ich mit meinem Bild unſeres großen Freundes Luther ſchon weit zufriedener mich fühlen mag! Schätze ich mich doch über die Maßen glücklich, mit meiner ſchwachen Kunſt zum Maler ſolcher Männer, denen unſere Zeit die höchſte Förderniß verdankt, auserſehen worden zu ſein, weswegen ich es denn auch für meine Pflicht halte, Euch, ihr Herren, zur Andacht der Nachwelt immer mehr zu ſtudiren und zu ergründen, und mit Euerem Verlaub Euren würdi-

gen Angeſichtern gewiſſermaßen in die Karten zu gucken!

Seht den verſchmitzten Meiſter Lucas an! nahm Luther wieder ſcherzend das Wort. Am Ende, meine ich, iſt es doch gar keine Schmeichelei, daß wir, die Reformatoren der Zeit, ſollen vorzugsweis von dieſem Hofmaler abconterfeit auf die Nachwelt gelangen! Da es noch bei unſern ſpäteſten Nachkommen heißen wird: die Welt liegt im Argen, ſintemalen der Teufel im Fleiſche ſteckt, ſo wird gewiß noch ein lockerer Geſell geboren, der einſt ſeine Gloſſen darüber macht, daß der Hofmaler Lucas Cranach die Reformatoren Luther und Melanchthon gemalt hat. Wir danken Euch zwar allerſchönſtens, Meiſter, für Euere hohe Kunſt, und all die glänzenden Farben, ſo Ihr an unſeres Leibes Gebarung verſchwendet habt, und verkennen nicht, wie Euch die Natur in jedem Zuge Eures kräftigen Pinſels gehorchen muß und wie Ihr das Leben ſelber, ganz ſo derb und nervig wie es iſt, und mit einer erſtaunlichen Richtigkeit der Formen, Euerer Leinewand unterthänig macht! Aber es hilft nichts, Ihr ſeid doch ein Hofmaler, und glattgeleckt ſeid Ihr auch in Euern Gemälden, wie die Leute vom Hofe. Darum ſteht es

ſchlimm mit uns, daß Ihr auch der Maler der Reformatoren ſeid, denen man von Allſtedt und Mühlhauſen aus ſchon genug vorgeworfen hat, daß ſie das Reformationswerk zu einem Hofwerk machten. Ich ſelbſt bin freilich unſchuldig zu all den Vorwürfen kommen, die Herr Thomas Müntzer uns da drüben anheften möchte, denn wenn mein weiſer Freund Melanchthon nicht wäre, mit jenem gar kniffeligen Zug im Geſicht, von dem Ihr ſoeben ſprachet, Meiſter Cranach, ich glaube, es dürfte auch am Ende aus mir ein ähnlicher Kerl geworden ſein wie Thomas Müntzer oder jener Carlſtadt, die beide das Heil im unterſten Grunde des Volkes ſuchen und ihn darum ſo gefährlich aufgerührt und ins Wogen gebracht haben! Aber der Melanchthon, der Melanchthon, der ein Hoftheolog werden könnte, wie Ihr ein Hofmaler ſeid, der hat mich dahin gebracht, daß der Thomas Müntzer und die Bauern gar nichts mehr von mir halten wollen! Und wenn Ihr den Vermittlungskünſtler, wie er ſich ſelber nennt, noch einmal wieder abmalen wollt, Herr Lucas oder vielmehr Herr von Cranach, ſo laßt mich nur und mein armes eckiges Mönchsgeſicht dabei aus dem Spiele. Ich mag mit dem Hoftheologen gar nicht mehr zuſammen para-

diren, ſonſten komm' ich ja um all meine Volksgunſt, die mir der Müntzer ſchon faſt bis auf den letzten Fetzen vor dem Munde weggeriſſen hat!

Luther äußerte dies in ſo ſchelmiſcher Art, daß Alle lachen mußten, und auch die ſtille Katharina von Bora einen blitzenden Zug von Heiterkeit in ihrem Geſicht wahrnehmen ließ. Melanchthon aber ſagte, indem er ſich ganz ernſthaft gebärdete: vergieb, o Gott, unſerm auserleſenen Freunde Luther, daß er mit einem Melanchthon ſeinen Scherz angefangen! Die wahre Weisheit des Zeitalters iſt doch am Ende die, welche die Vermittelung ſtiftet zwiſchen den äußerſten Enden, und ſo ſoll denn auch die heilige Theologie dem Volke geben, was des Volkes iſt, aber auch dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt! In Summa, es wird aus allen dieſen Bewegniſſen eine wahrhaft proteſtantiſche Theologie herauskommen, deren ſich die Höfe annehmen werden zu ihrem Heil, um ein von oben herab aufgeklärtes Volk im wirklichen Frieden der Vernunft zu regieren, und eine chriſtliche Regierungskunſt auf den Thronen einzuſetzen, welche, wie ein guter Hausvatter das Brot vorſchneidet, ſo die Freiheit der Völker nach dem Maaß einer gottſeligen Väterlichkeit beſtens verabfolgen läßt!

Es begann jetzt einen Augenblick ein ernsteres Nachdenken unter den Anwesenden obzuwalten, und Luther sagte herzlich: Nun wird wohl bald die Stunde herangerückt sein, wo der Reisende von seinen Geliebten den Abschied nehmen soll! Ich wandele gestärkt aus Euerem Kreise von hinnen, um mich mitten unter das deutsche Volk zu begeben, dem ich predigen will die wahre christliche Freiheit, die nicht im weltlichen Aufruhr sich bläht, und den wahren Gott des Friedens, der seine Seligkeit im Gesetz offenbart hat! So denke ich denn meinen Weg von hier aus zuerst nach Seeburg zu nehmen, wo der Graf Albrecht von Mannsfeld in so manchen das unruhige Volk angehenden Dingen unseres Rathes wartet, darauf aber nach Stolberg, Nordhausen, Erfurt, Weimar, Orlamünde, wo früher der verkehrte Carlstadt sein Unkraut in unsern Waizen gesäet, und dann nach Jena zu ziehn, aller Orten aber die wahre Furcht des Herrn wieder zu verbreiten und mit dem hellen Wort Gottes die heimathlos umherirrende Heerde zu rufen, daß sie sich wieder einsammele, wo es allein sicher für sie ist und sie nicht von den Geistern der Wildniß zerfleischt werde! Denn es sind die Irrlehren jenes Thomas Müntzer als ein verderblicher Samen

tief in des Volkes Herz gedrungen, Manches iſt davon ſchon in giftiger Blüthe aufgegangen, und was noch geheim wächſt, iſt nicht minder ein ſchlimmes Korn. Das Gefahrvollſte iſt gar, daß man ſich der von uns ausgegangenen Lehre der chriſtlichen Freiheit fälſchlich bedient und ihre heiligen Zeichen in die Fahne der weltlichen Empörung ſetzt, wo denn der Höllen dienen ſoll, was dem Himmel gegolten. Ja, ein hölliſcher Geiſt iſt ganz ſicherlich dieſer Thomas Müntzer, denn er wirkt in der Finſterniß in einem gebannten Winkel, wie ein ſcheuer Dämon, droht und trotzt, und kommt doch mit ſeinem Werk nie heraus an die Sonnen, daß er es gewaltig verantworten möchte vor Fürſt und Reich, wie ich ſelber zu Leipzig, zu Augsburg und gar zu Worms in aller Blöße meines Unterfangens erſchienen bin. Statt deſſen hängt er ſich dreitauſend myſtiſche Hüllen um und dünket ſich darin ein wahrer Popanz und rechter Bauernkaiſer, wie er denn durch ſeinen geheimnißreichen Quark des armen Bauernvolks ſchon genug verlocket! Dabei, wie ſehr er uns auch in ſeiner Schutzrede gegen uns ausgeſchimpfet, iſt er doch nicht zu ſtolz, Das, was er eigentlich zuerſt von uns gelernt, nun wider uns zu brauchen. O, er iſt ein Narr

finſterer Träume, dieſer Thomas, aber ihn werden ſeine eigenen wilden Geiſter zerzauſen, daß er vor aller Welt zu Schanden werden ſoll! Ich aber will fürder nichts mit dem unſaubern Helden zu ſchaffen haben, und nur von ſeinem Lug und Trug will ich das arme Volk wieder erlöſen, wie ich es vom Papſt in Rom ſchon erlöſet habe. Aus den Händen der geiſtig Unfreien habe ich das Volk errettet, nun fällt mir auch noch der Beruf, es aus den Händen der Freiheit wieder auszulöſen, denn Mühlhauſen iſt wahrlich ſchlimmer als Rom!

Wittenberg wird Rom und Mühlhauſen zuſammen beſiegen! bemerkte Philipp Melanchthon. Dieſer Münzer iſt aber immerhin ein merkwürdiger Menſch, und ich habe mich bemüht, mir Manches über ſeine Lebensumſtände einſammeln und beſchreiben zu laſſen, ſintemalen ſich einſt ein treues Bild an ihm aufſtellen ließe, wie der Teufel nicht nur im Fleiſche, ſondern auch recht mitten im Geiſte wirkt! Denn der Hochmuth des Geiſtes, der ſich in ſeiner Geiſtigkeitsvölkerei über Alles ſetzt, hat den Thomas Münzer zu einem ſo wilden Thier gemacht. Wäre er nicht ein ſo oberflächlicher und verkehrter Geſell, an welchem die in unſerer Zeit allgemein erwachte Richtung auf die claſſiſchen Studien

ganz ſpurlos vorübergegangen, ſo würde er ſich wohl zu etwas Beſſerem haben bilden können. Mit Salz und Oel gehet er hin zu taufen, aber ihm fehlt ſelber das Salz und Oel jener ächten Menſchenbildung, mit der man heutzutage getauft ſein muß, um nicht in der Irre der Zeit verloren zu gehn. Waſſer thut's freilich nicht, das iſt wahr! Aber der Geiſt, der bloße Geiſt, in ſeines Geiſtens gränzenloſem Schweifen, der thut es auch nicht, das iſt ganz und gewißlich wahr! Wer Geiſt hat und bildet ihn nicht zur edelſten und höchſten Form, dem wäre beſſer er hätte keinen! Hätte der Müntzer, ſtatt ſich mit ſeinem Streben in die wüſte Maſſe und auf das unterſte Volk zu ſtürzen, nur einige Jahre lang ſich auf einen griechiſchen Autor gewendet und an der Erklärung deſſelben ſich ſelbſt beruhigen und zügeln gelernt, ſo würden wir wohl einen anſtändigen und dem Lande nützlichen Menſchen an ihm erhalten haben. Außer dem wahren und freien Gotteswort iſt es doch ganz allein die claſſiſche Bildung, welche die Sitten ſänftigt, die Staaten und Völker erzieht und auf das öffentliche Leben etwas von jener Milde und Grazie zurückwirft, die wir nur von den glückſeligen Alten erobern können. Dieſe Studien haben auch ſchon ſo heilbrin-

gend in unserer Zeit angeschlagen, und wenn wir sonst mit eiserner Stirn und gepanzertem Herzen gegen Rom gekehrt stehen, so wollen wir doch auch nicht vergessen, welche Belebung unserer Wissenschaft und Gelehrsamkeit wir den heutigen Italienern danken! Ja es scheint mir eine ewig denkwürdige Gerechtigkeit der Vorsehung, daß die Wunde, die durch das italienische Papstthum der Christenheit geschlagen worden, auch durch die italienische Wissenschaft, insofern sie deutsche Köpfe erleuchtet hat, ausgeheilt werden soll! Sind nicht Agricola und Erasmus, diese beiden Grundsäulen unserer neuen humanen Gelehrsamkeit, zuerst von den Italienern beflügelt und auf den großen Weg gebracht worden? Und da ich Agricola und Erasmus hier genannt, so muß ich auch noch den dritten Meister der Studien, den großen Reuchlin, bei Namen rufen, der zu den griechischen und lateinischen Studien noch die hebräischen wunderbarlichst hinzugefügt und daraus eine neue tiefsinnige Wissenschaft zu gestalten versucht hat. Haben solche Männer ihrer Zeit Wege der Bildung und des Wissens vorgezeichnet, auf denen die Menschheit ihr höchstes und würdigstes Ziel erklimmen muß, und ist dazu noch ein Luther unter uns aufgestanden, der mit der

Macht des Wiſſens die Freiheit des Glaubens verbunden, und dadurch das wahre Erlöſungswerk des menſchlichen Geiſtes vollbracht und vollendet hat, ſo frage ich, wie kann man in ſolcher Zeit noch ein Barbar, wie Thomas Münzer, ſein? Ich glaube kaum, daß er ein Wort Griechiſch verſteht!

So ſchickt ihm doch ein Exemplar Euerer griechiſchen Grammatik nach Mühlhauſen, vielleicht daß es ihn auf andere Gedanken bringt! fiel hier Martin Luther wieder ein. Aber ſagt mir um des dreieinigen Gottes willen, meine Freunde, wie haben wir uns denn urplötzlich ſo in die Falten des Ernſtes hineingeworfen, und haben doch Holdes und Liebliches an unſerer Seite, das ſothanen gelehrten Ernſt gar nicht aufkommen laſſen ſollte, ich meine die Frauensbilder hier, die doch auch beſſer divertirt ſein wollen als mit den gelehrten Brocken des Jahrhunderts! Die Frau Katharina da will es zwar nicht anders haben, denn ſie iſt ſchon immer gewohnt, ein triftiges Wort mitzuſprechen im Rath der Gelehrten, aber die liebe Jungfer Käthe dort muß mich doch billig erbarmen, ſintemalen ſie den ganzen Morgen vor unſerm Alles niederdrückenden Redner Melanchthon noch nicht hat zu Worte kom-

men und die Knospen ihres Mündleins erſchließen mögen!

Obwohl mit Recht, Herr Luther, doch allzu anzüglich nennt Ihr Knospen, was noch nicht das Recht hat, mitzureden, wo ſolche Geiſter in vollen Blüthen ſtehn! lispelte Katharina von Bora, ein wenig verlegen, doch mit dem ſchalkhaften Anſtrich, der ihr wohl eigen war.

Einer ſittigen Jungfrau will auch nicht geziemen, in Geſellſchaft von Männern und ihr voranſtehenden Frauen vorlaut das Wort zu nehmen! warf Frau Katharina Melanchthon etwas ſpöttiſch hin.

Ei was, Frau Melanchthon, entgegnete hierauf Luther, Jungfrau hin, Jungfrau her! Es gilt vor Gott gleich viel, Du ſeieſt Jungfrau, oder nicht! Die Jungfrau hat zu thun, daß ſie vor Gott eine rechtſchaffene Frau werde, und die Frau hat zu thun, daß ſie vor Gott eine rechtſchaffene Frau bleibe! Der Eheſtand thut's an ſich noch nicht, wenn er freilich auch ganz gewiß den heiligen Geiſt in ihm hat, und ein höchſt geiſtlicher Stand zu nennen iſt!

Ein geiſtlicher Stand? fuhr Frau Melanchthon dazwiſchen, hoch aufhorchend. Wie mag ich denn das

verſtehen, daß Ihr den Eheſtand einen geiſtlichen Stand nennt? Dahinter ſteckt etwas, dahinter ſteckt etwas, wie man ſich denn bei Euern Worten immer recht vorſichtig hinterm Ohr krauen mag, mein Herr Doctor Luther! Iſt der Eheſtand ein geiſtlicher Stand, nun da möchte ja wohl jeder Mönch und jede Nonne zu freien die Verſuchung und die Berufung haben!

Getroffen, getroffen, Frau Melanchthon! erwiederte Luther. Ja, ich ſage Euch, der Eheſtand iſt nicht nur ein geiſtlicher Stand, ſondern der allergeiſtlichſte Stand geradezu, und die andern geiſtlichen Orden ſollte man wohl viel eher weltliche Stände nennen!

Nun, ſo tretet doch endlich in dieſen gebenedeiten Orden ein! entgegnete Katharina Melanchthon beziehungsvoll, ohne ſich an den verweiſenden Blick zu kehren, welchen ihr Gemahl ſcharf auf ſie richtete.

Luther aber erhob ſich jetzt, um von ſeinen Freunden Abſchied zu nehmen, denn die Zeit war verſtrichen, und der treue Wolfgang war bereits mit dem wohlgepackten Reiſewagen vor der Thür des Luſthauſes erſchienen.

Nachdem Luther die Männer umarmt und der Frau Melanchthon recht herzlich die Hände geſchüttelt hatte,

wandte er ſich auch zu dem zagend zurückgetretenen Käthchen hin und drückte ihr einen ſo innigen Kuß auf die Stirn, daß ſich Alle darob verwunderten und erfreuten, und ein lautes Bekenntniß darin ausgedrückt fanden. Der erſchrockenen Jungfrau aber war das Blut purpurflammend ins Geſicht geſchoſſen.

Wolfgang ſtand mit tief abgezogenem Hut an der Thür, und machte ein ſeltſames Geſicht über Das, was er geſehen. Nun wollen wir ſchauen, Freundchen, ſagte Luther, heraustretend, zu ihm, ob Er auch als rechtſchaffener Knecht an uns gehandelt, und mit dem Nothwendigen uns reichlich verſehen und auch hier und da etwas Ueberflüſſiges an uns nicht geſpart hat?

Bei dem erſten prüfenden Blick, welchen Luther in ſeinen Reiſewagen that, begann er herzhaft zu lachen, und als die Andern nun auch herzugetreten waren, zeigte er auf ſeine beiden muſikaliſchen Lieblingsinſtrumente, die Flöte und die Laute, welche, wohlverwahrt in ihren Futteralen, ſich ebenfalls unter den Reiſegeräthſchaften im Wagen befanden.

Wer hat Ihm denn geheißen, uns zu einem herumziehenden Muſikanten zu machen? ſagte Luther zu dem betroffen daſtehenden Wolfgang. Er iſt und bleibt

doch ein gar absonderlicher Kopf. Oder soll ich unterwegs zum David werden, welcher dem deutschen Volk seine dermalige finstere Saulsstimmung recht lieblich hinwegbläst und hinwegspielet? Fürchte mich aber doch, mein Freund, den deutschen Bären nach meiner Laute tanzen zu lassen. Ach, die göttliche Musika, freilich taugt sie zu allen Dingen und sollte wohl auch jetzt helfen, den Teufel zu vertreiben für und für und das ganze deutsche Land wieder fröhlich zu machen im Herrn! Habe ich doch immer gesagt, daß neben der Theologie nur die Musik zu stehen verdient, die denn eine wahrhaftige Kunst Gottes ist. So komm denn meinethalben mit Laute und Flöte, Wolfgang, und laß uns hinziehen mit den Waffen der Harmonie, um den verstimmten Volksgeist wieder ins rechte Tonmaaß zu zwingen!

Somit stieg Luther in den Wagen und der alte Wolfgang schwang sich zu dem Kutscher auf den Bock. Noch einmal wurde hin und wieder gegrüßt und Lebewohl gerufen, und dann setzte sich der Reisezug in Bewegung, in demselben Augenblick, als von der Stadt her die ersten Kirchenglocken zur Frühpredigt zu läuten begannen. Nun dachten auch Luther's Freunde

eilig an den Aufbruch, und während sie der Stadt wieder zuschritten, drehten sie sich noch oftmals, und mit den Tüchern winkend, nach dem fortrollenden Wagen um, der rasch in den Frühlingsmorgen hineinfuhr. —

III.

Luther hatte noch wenig Freude von ſeinen Reiſen geſehn. Der Gewalt ſeines Wortes widerſtanden zum erſtenmal die Gemüther, und wo er bis jetzt noch hingekommen und die Kanzeln beſtiegen, er fühlte es ſelbſt, daß ſeine Rede nicht wie ſonſt dem Volke durch Mark und Bein ſchnitt und flugs einen andern Menſchen aus demſelben machte. Da begann Luther zu erſchrecken und mißmuthig zu werden. Denn es war ein anderer Geiſt in Deutſchland, der ihm auf allen Schritten begegnete, ein Geiſt des unruhigen Dichtens und Trachtens nach einer Umgeſtaltung aller Verhältniſſe, gegen den Luther vergeblich das innere Glaubensglück, die Süßigkeit des Gehorſams und die Seligkeit der Friedfertigen empfahl.

Wir ſehen ihn heut auf ſeiner Reiſe in der trefflichen und blühenden Stadt Erfurt, wo Luther im Hauſe ſeines alten Freundes Johann Lange abgeſtiegen war. Auch hier hatte er bereits eine Gaſtpredigt ge-

halten, zu der besonders viel des Landvolks aus der Umgegend hereingeströmt war, aber Luther schien mit der Wirkung seines hiesigen Aufenthalts gerade am wenigsten zufrieden. Es dünkte ihn, er habe selber nicht mehr im kräftigen Bewußtsein des Sieges gesprochen, und wenn er sich die verwegenen und trotzigen Gesichter der Bauern betrachtet, die unten gegen seine Kanzel lehnten, und zum Theil in herausfordernden Stellungen, die rauhe Faust gegen das Kinn gepreßt, zu ihm heraufblickten, dann schien ihm die Macht des Bösen schon leibhaft vor Augen getreten und er erhob seine Stimme wie zu einer wirklichen Teufelsbeschwörung. Doch glaubte er keineswegs, daß ihm der Bann gelungen, und heut nach der Kirche fühlte er sich so betrübt in seiner Seele, daß er seinem Diener Wolfgang den Befehl gegeben, Niemanden vorzulassen, der ihn etwa zu sprechen und seines geistlichen Raths zu begehren verlangte, wie das häufig und besonders unmittelbar nach einer Predigt Luther's geschah.

Indeß hatte er doch seinem Freunde Lange, der ihn gewöhnlich mit den großen erfurtischen Rettigen und sonst mit manchen Sämereien für seinen Garten zu versorgen pflegte, den Wunsch nicht abschlagen können,

heut vor Tiſche mit ihm einen kleinen Sonntagsſpaziergang um die Stadt zu unternehmen, welcher Vorſchlag ſich um ſo mehr hören ließ, da bei dem ſchönen Tage der Himmel draußen in reinſter Bläue lächelte, und Frau Lange außerdem mit dem Feſtbraten noch mancherlei zu ſchaffen zu haben verſicherte, um den Herren heut etwas recht Ordentliches und Würdiges zuzurichten.

So ward denn gemeſſenen Schrittes zum Thor hinausgewandert, und auch ſeinem Wolfgang hatte Luther vergönnt, da der alte Menſch doch auch ſo man e Beſchwer auf dieſer Reiſe zu leiden, zu ſeiner Kurzweil in einiger Entfernung hinten nachfolgen zu dürfen. Die ſchönen Weingärten vor den Thoren Erfurts, wie überhaupt der fruchtbare und getraidereiche Boden ringsumher, boten einen erquicklichen Anblick dar, und die Betrachtung ſo vielen Segens, wie ihn die Natur hier jedes Jahr reichlich austheilte, erheiterte das Gemüth der Luſtwandelnden zuſehends. Ueberall, ſowohl in als außerhalb der Stadt, hatten die Erfurter dazumal luſtige grüne Anlagen gepflegt, und Gärten und Wieſen, von dem Fluß Gera durchwäſſert, ſchimmerten in der Runde, wohin nur das Auge blickte. Es war eines

der fruchtbarſten Gebiete im deutſchen Lande, das ſich hier weit und breit um eine von Handel und Wandel ſo belebte Stadt entfaltete, und die Bevölkerung, die ſich hier herumtummelte, hatte ebenſo einen anmuthigen und wohlbehaglichen Anſtrich. Die Spaziergänger, welche jetzt ſonntäglich geſchmückt und in zahlreichen Schaaren vor den Thoren auf- und niederwallten, waren ſämmtlich aus der Kirche gekommen und hatten die Predigt Luther's mitangehört, in welcher er heut den Geiſt der Duldung und Unterwerfung unter das weltliche Joch aus dem Evangelium ableitete und den Gehorſam gegen die beſtehenden Obrigkeiten in allen Stücken anempfahl, auch ſelbſt wenn die Obrigkeiten Unrecht zu haben ſchienen. Da mußte denn Herr Luther, wie ehrfurchtsvoll er auch ſonſt von den Meiſten der Vorüberwandelnden gegrüßt wurde, doch im Vorbeigehn manches Wort erlauſchen, das den Sinn ſeiner Predigt nahe anging und vielfach in Zweifel ſtellte.

Plötzlich vernahm er in geringer Entfernung hinter ſich einige heftig gegen einander redende Stimmen, unter denen er auch zu ſeinem Erſtaunen die ſeines Dieners unterſchied, und als er ſich umblickte, gewahrte er denſelben in einem faſt ſchon zu Thätlichkeiten gediehe-

nen Wortwechſel mit einigen Bauern, die dem armen Wolfgang auf's Bedenklichſte zuſetzten. Es waren ſehr ſtattlich ausſehende Leute, von den umliegenden meiſt wohlhabenden Dörfern Erfurts hereingekommen, um Luther predigen zu hören. Jetzt hatten ſie beabſichtigt, ſich hier öffentlich mit einer Frage, die nicht ganz von Muthwillen und Schalkhaftigkeit frei zu ſein ſchien, an Luther zu drängen, und waren in dieſem Verſuch ſchon lange unter allerlei ſeltſamen Gebärden hinter ihm hergezogen, worauf denn Wolfgang ſchon in der Angſt ſeines Herzens aufmerkſam geworden war. Endlich hatte er ſich den Muth gefaßt, dieſe Leute ernſtlichſt zu bedeuten, daß ſein Herr, der Doctor Luther, ſich nicht mit ihnen einlaſſen könne und werde, und da ſie ihn darauf zu necken angefangen, war er, wie es ihm alsdann leicht begegnete, bis zum Umſichſchlagen ärgerlich geworden.

Luther rief den Diener mit einer Aufwallung von Zorn zu ſich heran, und ſagte zu ihm: Schämt Er ſich denn gar nicht, Wolfgang, daß er auf offener Straße hier einen ſo gräulichen Lärm verführt, und uns in dieſen bedenklichen Zeiten einen Auflauf bereitet, wozu wir ihn denn doch wahrlich nicht aus Wittenberg ha-

den mitkommen heißen, ſondern vielmehr in dem Vertrauen, Er werde ſich auf ſeine alten Tage nicht von den Luſtbarkeiten der Reiſe zerſtreuen und außer ſich bringen laſſen!

Hier ſind lauter Müntzeriſche Schwärmer! ſchrie Wolfgang aus Leibeskräften, indem er in der That immer mehr außer ſich zu gerathen ſchien. Ja, lauter Müntzeriſche Schwärmer, die ſich an Euch, Herr Doctor, mit frechem Gemüth und allerlei Fratzenſchneiden im Angeſicht herannahen wollen, um Euch zu verſuchen und auszuholen, wie ſich denn das gegen einen ſolchen Mann, wie Ihr doch in der Chriſtenheit ſeid, nun einmal nicht ſchicken will!

Was iſt denn Euer Begehr, lieben Freunde und Herren? wandte ſich darauf Luther mit ſanfter aber feſter Stimme zu den umſtehenden Bauern, welche, mit Weibern und Kindern untermiſcht, einen Kreis um ihn zu bilden begannen.

Daß Ihr uns Euere Freunde und Herren nennt, Herr Doctor, haben wir ſchon aus Euerer gedruckten Vermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernſchaft erfahren! nahm ein alter Bauer das Wort,

der ſich mit vieler Würde in ſeinem reinlichen Sonntagsſtaat darſtellte, und in ſeinem Ausſehen ein entſchloſſenes und treuherziges Weſen mit einer gewiſſen Verſchlagenheit verband. Das hat denn, fuhr er fort, dem gemeinen Mann, dem ſolche Ehre ſonſt nicht widerfahren, ſehr ſchmeichelhaft ſein müſſen, und danken wir Euch ſchönſtens dafür, daß Ihr uns dermaßen habt veredeln und erhöhen wollen! Der Kaum iſt uns auch dermaßen darüber geſchwollen, Herr Doctor, daß wir uns nun wirklich als Herren wenigſtens in unſerer eigenen Haut zu fühlen angefangen! Habt uns aber doch einen ſchlechten Streich geſpielt mit Euerer Bibel, großer Martin! Habt uns erſt das heilige Ding mit gar beſonderem Bedeuten und Bewenden in die Hände und machtet es dem gemeinen deutſchen Mann mundrecht zu einer wahren Speiſe ſeines Herzens und zu einem Labſal in den Hütten des Volkes! Da reiztet Ihr uns den Gaumen mit Euerer heiligen Schrift und machtet uns durch ſie ſchon zu Leckermäulern der chriſtlichen Freiheit, daß wir nach dieſer Freiheit immer ſchmeckten und ſchmachten und gern etwas Rechtes von ihr genießen wollten, wir armen Hungerleider des heiligen römiſchen Reichs! Nun aber die Zeit gekommen, wo Ihr Profit die Mahl-

zeit sagen sollet zu unserm Appetit, den Ihr doch selbst sothanerweis erwecket, ei, was zeigt Ihr uns da für ein seltsamliches Gesicht und möchtet noch obendrein die Bibel selbsten auf unserm Rücken gegen uns umkehren, uns mit deren scharfbeschlagener Kanten den Trieb nach der Freiheit jetzt wieder auszubläuen! Ja, Herr Doctor Luther, Ihr wollt die Bibel jetzt umkehren, und nunmehr eine Ruthe für den gemeinen Mann aus ihr machen, nachdem Ihr sie noch kurz zuvor als das wahre Pfingstbäumlein der deutschen Volksfreiheit fröhlich gepflegt und gezogen! So habt Ihr uns denn heut Morgen in Euerer Predigt schnurstracks aus der Biblien beweisen wollen, daß der wahre Christ ein elender Kerl sein müsse, der nichts thue als leiden, dulden, entbehren, und der sich Alles nehmen lasse, was ihm nur genommen werden könne, gleichviel mit Recht oder Unrecht! Erst sollte uns Euere Bibel Alles geben, nun soll sie uns wieder Alles nehmen, großer Mann, wie mögen Euere Freunde und Herren dabei bestehn? Ist dem aber also, wie Ihr uns heut Morgen gesagt habt, nun, dann danken wir Euch allerschönstens hiermit für Euere Bibel, und haben uns dafür, sehr her, das Schelmenbuch vom Eulenspiegel gekauft, das hier in der

Stadt jetzt zu Dutzenden auf dem Markte feilgeboten wird, und das wir uns mit nach Hause nehmen wollen, um uns und unser ganzes Dorf fürder daran zu erbauen. Und nun sagt uns doch einmal, was Ihr vom Eulenspiegel haltet, Herr Doctor? Hat der Schalk nicht herzlich brave und christliche Possen vollführt, woran das deutsche Volk sich letzen mag zu seines Gemüthes Freude und zur Erweckung seiner verdumpften Sinnen? Denn der Eulenspiegel hat die Pfaffen genarrt, zu Lust und Lehre für Alle, und darum bedeutet er auch dem Volke eine Art Luther zu sein, und das ganze Volk kauft sich jetzt mehr als je diese Schwänke. Aber er hat auch die Junker und die Fürsten genarrt, der kreuzbrave Eulenspiegel, und das macht ihn jetzt zu einem wahren Volksheiligen und seine Schwänke zu einem Evangelium für uns! Denken auch durch diesen Schelmen selig zu werden, Herr Doctor, alldieweil doch jetzt die wahre Seligkeit nur aus der Befreiung von Junker und Pfaff uns entspringen kann, und Ihr mögt's deshalb dem gemeinen Mann nicht verübelnehmen, wenn er vom Luther zum Eulenspiegel wieder abfällt, da der Luther angefangen uns die christliche Freiheit falsch zu verdolmetschen, der Schwankmeister

aber in ſeiner beſonderen Art uns gar einfältiglich und luſtig dazu anleitet!

Der alte Bauer ſah bei dieſen Worten, die er mit ſtechenden Blicken und neckiſchen Gebärden begleitete, ſelber ſo drollig aus, daß man ihn für eine Erſcheinung des Eulenſpiegel hätte gelten laſſen können. Mit einem Kratzfuß beſchloß er nun ſeine Anrede an Luther, und ſchelmiſch ſich nach ſeinen andern Genoſſen umblickend, harrte er darauf, was ihm entgegnet werden möchte.

Luther aber hatte ihm in freundlicher Gelaſſenheit zugehört und ſagte zu den Umſtehenden, die ſich in einem großen Kreis um ihn geſammelt, lächelnd: Da habt Ihr Einen von Denen, welche die Zeit nicht erwarten können, bis Gott Frühling macht, und die nun täglich an der Knospe ſchaben und kratzen, und mit ihrem armſeligen Werkzeug, das ſtark von Eiſen, aber ſchwach von Verſtand iſt, in die Furche der Erde hineinſtechen, um die junge Saat hervorzugraben, wenn kaum die erſte Spitze davon ergrünte! Ich aber, der Luther, welcher wider den Papſt geſtanden und deutſche Fürſten und deutſchen Adel genugſam ermahnt und hart angehalten hat zu Recht und Gerechtigkeit, ich ſage

Euch, daß Ihr des Frühlings nicht genießen werdet, wenn ihn Euch Gott nicht in Frieden heraustreten läßt aus den Keimen, und Euch in ſanfter Gewährung die Hülle und Fülle von den Bäumen ſchüttelt! So kann auch der Völkerfrühling, von dem jetzt ſo allmächtige Redensarten in Schwang gekommen und der wahrlich wie ein Spuk unter dem Volke umgeht, nicht mit Gewalt gemacht, ſondern nur im Frieden Gottes erworben werden! Der weltliche Aufruhr aber ſchafft nimmer den Frieden und die Empörung führt nicht zu einem guten Ziel des Geiſtes! Habet Acht, der Schaden wird groß werden von dieſer allwege ſich aufthuenden Ketterei, die ſich eine chriſtliche nennt, und ſich dieſe Chriſtlichkeit in ihren eigenen Teufelshals hinein lügt, daß es ein Aergerniß iſt für Gott wie für Teufel! Iſt der heilige Geiſt gekommen in Geſtalt einer Taube, wie meinet Ihr denn, daß die Freiheit, die auch vom heiligen Geiſte ſtammen muß, jetzt kommen werde in Geſtalt eines Raubvogels, der Alles zerfleiſcht und erwürget! Ihr Bethörten, die Ihr den Mordpropheten und Rottengeiſtern geglaubt habt, welches Gift habt Ihr in Euch hineingefreſſen, wovon Euch, wie ich ſehe, ſchon der Bauch geſchwollen zu einer wahren Trommel des

Teufels, auf welcher der Satan sein Leibstückchen schlägt und gar gewaltig auf Euch herumpaukt, daß der Lärmen Euch als rechte Schandbuben ausruft durch die ganze Schöpfung! Und mit dem Höllenlärmen glaubt Ihr den Luther auszustechen vor Gott und Welt, und gedenkt ihn jetzt beiseit in den Graben zu werfen, nachdem er Euch die Straße zum Reiche Gottes zuerst geebenet und vorangewandelt! Er aber gehet fest und unverrückt seiner Wege, und er hat die Sonne zum Zeugen und den Mond zum Hüter seines Wandels. Bin ich doch auch eines gemeinen deutschen Mannes Kind, und weiß wie das arme Volk lebt in seinen Hütten und wie ihm das Herz schlägt unter seinem niedern Dach! Bin auch selbsten hart erzogen worden in der Furcht des Herrn und im Geist des Volkes, und habe vor den Thüren gesungen um das liebe Brot, und bin in die Dörfer gegangen am kalten Neujahrsmorgen, um den Bauern ein fröhliches Jahr anzusingen aus meiner jungen Kehlen! Und sollte nun, wo ich durch die Gnade Gottes alt geworden bin und einsichtig in meine Zeit, es mit den Freunden und Wohlthätern meiner Jugend, den Bauern, nicht mehr gut im Sinne führen? Die guten deutschen Bauern, wie lieb habe ich

ſie, und ſind doch all meine Ahnen rechte Bauern geweſen. Habe immer wahre Ehrfurcht gehabt vor eines Bauern Armſeligkeit und Gottſeligkeit, und um ſeine ſchweißtropfende Stirn ſah ich die Krone des Friedens leuchten! An ſeinem rauchenden Herd begegneten mir die Engel der Geduld, und den Geiſt der Treue fand ich neben ihm ſtehen bei ſeiner Arbeit, und Frohſinn und Kurzweil traf ich ihm zur Seiten auf ſeinem harten Lager und bei ſeinem knappen Mahl! Das nenne ich eines Bauern gottſeligen Wandel, und wenn es anders werden ſoll, mag ich nichts mehr zu ſchaffen haben mit ihm! Ein aufrühreriſcher Bauer aber iſt ein wilder Stier, den man doch zuletzt vor den Kopf ſchlagen wird, es komme wie es komme! Damit laſſet mich denn, ihr fürwitzigen Verſucher, und wähnet nicht, daß ich abzuſchrecken bin von dem Geſetz, deſſen ſchmalen Pfad ich wandele auf Antrieb des Wortes Gottes! Ziehet von mir, Ihr Schalksnarren, mit Euerm Eulenſpiegel, den Ihr Euern Volksheiligen getaufet! Euer wahrer Volksheiliger iſt und bleibt doch der Herr Jeſus Chriſtus, welcher die Narrheit dieſer Welt auf ſeine Schulter genommen hat und iſt daran verblichen! Im Namen dieſes gekreuzigten Gottes, gebet mir endlich

aus dem Wege und laſſet mich meine Straße ziehen! — —

Damit machte ſich Doctor Luther Bahn durch die Menge, die verehrungsvoll grüßend von ihm zurückwich, aber nicht den Jubel an den Tag legte, den er ſonſt wohl bei ſeinem öffentlichen Erſcheinen unter dem Volke davongetragen.

Es ſind lauter Münzeriſche Schwärmer! murmelte Wolfgang noch mehrmals ingrimmig vor ſich hin, und zeigte den Bauern, die dicht an ihm vorüberſtrichen, zum Abſchiedsgruß ſeine Fäuſte.

Luther aber und ſein Freund Lange beeilten jetzt, ſoweit es unbeſchadet der gemeſſenen Würde geſchehen konnte, ihre Schritte, um die ehrenwerthe Frau Lange wegen des mit beſonderer Anſtrengung von ihr zugerüſteten Mittagsmahls nicht ungeduldig werden zu laſſen.

IV.

Gegen Abend ließ ſich noch ein fremder Herr bei Luther melden, der in einem Reiſewagen vor der Thür des Hauſes hielt, und nur zu dem Zweck, mit Luther in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen, hergereiſt zu ſein bekannte. Es war Herr Heinrich von Einſiedel, mit dem Luther ſchon früher einige Briefe gewechſelt, und den er jetzt, als er ſeinen Namen hörte, nicht von ſich abweiſen mochte, obwohl er ſich nach einem mißmuthigen und erfolgloſen Tag die andächtige Abendruhe lieber im Stillen gegönnt. Heinrich von Einſiedel war jedoch ein Edelmann von der wackerſten Geſinnung und liebenswürdigen Sitten, und er hatte über eine Sache mit Luther zu verhandeln, durch deren Anregung ſchon er ſich vor dem übrigen Adel ſeiner Zeit merkwürdig auszeichnete, wenn ſie auch gerade jetzt von Luther keineswegs willkommen geheißen wurde.

Der alte Herr trat jetzt in das abenddämmernde Zimmer, wo Luther eben die Flöte aus der Hand ge-

legt, auf welcher er einige Tonweiſen zur Verſcheuchung ſeiner Sorgen verſucht.

Mir hat es keine Ruhe laſſen wollen, bis ich nun endlich ſelbſt mit Euch geſprochen, Herr Doctor! begann Heinrich von Einſiedel, nachdem er vielmals und ehrerbietigſt gegrüßt hatte. Ihr ſehet in mir einen alten lebensmüden Pilger, der ſich dem Ziel ſeiner Wallfahrt zuneigt, und da es mit den müden Gliedmaßen zu Ende zu gehen droht, ſo möchte doch der Geiſt gern im Klaren ſcheiden aus dieſer vielverworrenen Zeit! Aus den Aengſten dieſer Wirklichkeit den Geiſt in Frieden zu befreien, danach bangt nun noch immer mein Sinn, Herr Doctor Luther, und wie ſehr ich auch ſchon durch mein Geſchreibe Euch läſtig gefallen, bin ich nun noch ſogar perſönlich Euch hier nachgereiſt gekommen, da das Gerücht mir Euern Aufenthalt in dieſen Gegenden verkündete. Und wie man den Arzt um Mitternacht herausklopfet, daß er ſich in der entlegenſten Hütten um einen Kranken mühe, ſo müßt auch Ihr, der wahre Arzt unſeres Jahrhunderts, Euer hohes Geſchick leiden, daß man Euch beunruhigt um des Friedens willen, deſſen Segen Euch Gott in die Hand gegeben, und durch den Ihr allein die Geſundheit der Geiſter bewerkſtelligen könnt!

So ſagt denn, warum Ihr ſo weit hergekommen ſeid! entgegnete Luther, nicht ganz freundlich, dieſe Anrede, indem er ſeinen Gaſt neben ihm niederzuſitzen nöthigte. Euere Güter liegen, dünkt mich, im Altenburgiſchen, und für einen ſo bejahrten Herrn habt Ihr wohl heut ſchon eine große Reiſe zurückgelegt, weswegen es mich denn freuen ſollte, Euch in irgend einem Stück dienen zu können, wenn es nur nicht wieder die Sorge um Euere Bauern iſt, mit der Ihr nun mich und meinen ehrwürdigen Freund Spalatin ſchon mehrmals in Unruhe verſetzt habt!

Leider treibt mich auch eben dieſe Sorge wieder zu Euch hin, verehrter Mann! erwiederte der Alte, indem er ſich bekümmert den Schweiß von ſeiner Stirn trocknete, und an ſeinem zitternden Leibe noch die Anſtrengung, welche ihm die Reiſe verurſacht, an den Tag legte. Nachdem er ſich aber einigermaßen erholt, fuhr er fort: Ja wohl ſind es meine armen Bauern, deren Schickſal mir den Frieden geraubt hat bei Tag und Nacht, und wie ich nicht ruhig gelebt habe, wenn ich ihre großen und übermäßigen Laſten ſah, ſo will es mich auch nicht ruhig ſterben laſſen. Ich weiß, Ihr habt ſchon früher deshalb auf meine Anfrage mein Ge-

wiſſen zu tröſten und zu beſchwichtigen geſucht, und nachdem ich Euern Freund Spalatin gebeten, doch nochmals und allen Ernſtes mit Euch darüber zu reden, habt Ihr mir wiederum beſtätigt, daß ich nicht Urſache hätte, mich über die Frohnen zu beunruhigen! Sind aber doch die Frohnen für einen chriſtlich rechtſchaffenen Gutsherrn nicht ſo leicht über's Herz zu bringen, und empfinde ich ſie noch immer täglich als meines Lebens bitterſten Stachel, deſſen ich gar nicht ledig zu werden vermag! Da liegt es mir nun immerfort wie ein großes Unrecht im Sinne, das ich an den armen Leuten geſchehen laſſen durch eine Beſchwerung, die nimmer in Gottes Gebot ſein kann noch in der Natur! Und es erfüllt mich wohl ſolche Bängniß bei dieſem Gedanken, daß ſelbſt die Troſtpſalmen, die Ihr mir zur Beruhigung meines Zuſtandes gerathen, nicht länger anſchlagen wollen, und ich rathlos in meinen Zweifeln hinundherſchwanke, meinend, es werde mir noch gar das Herz abdrücken! Wie kann auch ein alter Mann beſtehen, dem zu Muthe iſt, als hätte er etwas Böſes gethan und die Menſchenwürde nicht geachtet in ſolchen Creaturen, die ihm Gott zwar unterthänig gemacht, aber doch nicht zum Verderb an ihn verſchleudert hat,

weil er denn Niemanden verſchleudert, den er geſchaffen. Wie ſollten auch die Frohnen, die wir auferlegt, gerecht ſein, da ſie doch offenbar der von Gott urſprünglich anerſchaffenen Menſchenwürde ſchaden und die Creatur unter der Laſt vergehen machen! Deshalb bin ich denn auch in meinen Aengſten gekommen, um Euch inſtändigſt und recht ſehr zu bitten, Herr Doctor Luther, daß Ihr der armen Bauern Lage in Euerm hohen Geiſt reiflichſt erwägen wollet! Um der Wunden Jeſu Chriſti willen, rathet und helfet mir, und ſagt an, ob ich nicht Recht thäte von Gottes und der Natur wegen, alle Frohnen abzuſtellen auf meinen Gütern und den armen Leuten endlich freiwillig abzulöſen, was ſie doch nur zu unſerer eigenen Schande tragen und ſchleppen! Dann habe ich gedacht, wollte ich mich ruhig auf meinem Sterbelager ausſtrecken, und, der ewigen Barmherzigkeit gewiß, all den Lärm der Zeiten an meinem Haupt vorüberrauſchen laſſen!

Ihr gebt uns wahrlich nachzudenken über dieſe eigene Bewandtniß Euers Gemüths, alter Herr! erwiederte Martin Luther, indem ſeine Verlegenheit mit einer ſtarken Aufwallung des Unmuths abwechſelte. Wie ſchafft Euch denn ſo bittere Sorgen ein vor Gott

und Welt gerechter Zuſtand, daß Ihr darob nicht in Frieden entſchlafen zu können meint? Habt Ihr die Frohnen auf Euern Güterbeſitzen ſchon vorgefunden, und keine neuen Laſten eigenmächtig dazu erſonnen, ſo begebt Euch immerhin Euerer ſeltſamen Zweifelsnoth und laſſet den lieben Gott walten auch in dieſem Stück nach ſeines Willens Willkür! Ich bin nun ſchlechterdings nicht der Anſicht, daß der gemeine Mann allzu ſehr erleichtert werde in dieſer Zeit, ſintemalen er von ſeinem Schöpfer die Lebensaufgabe erhalten, zu wirken im Schweiß ſeines Angeſichts und zu ſchaffen in ſeines Leibes Mühen, bis er aus dem harten Kampf hervorgegangen zu einer milden Vollendung und an ſeinen Gliedern die Erſtarrung gelöſt wird durch den himmliſchen Lohn zu einer ewigen Freude! Ich bin gewißlich nicht für neue Auflagen und unabläſſige Bedrückung, wie ich denn auch in meiner letztlichen Ermahnung an Fürſten und Bauern geradwegs geſagt habe, daß Die, ſo tyranniſch regieren und das Volk ſchinden und drücken, die Schrift und Geſchichte wider ſich haben und im Blut umkommen ſollen. Ebenſo aber habe ich auch zu den Bauern geſagt, daß ſie Schrift und Erfahrung wider ſich hätten, und wie auch die von ihnen geſtell-

ten zwölf Artikel natürlich recht und billig wären, ſo hätten ſie doch damit Alles wieder verderbt, daß ſie durch eigene Ungeduld und Frevel ſie der Obrigkeit abdingen wollten! Darum halte ich auch nichts von den anmaßenden Reden, welche ſie über die Abſchaffung der Zehnten verführt, gleich als wäre der Zehnte ihr eigen Willkür und nicht gar oftmals durch Vertrag und Herkommen von Alters her begründet. Iſt auch nicht wahr, was ſie in ihren zwölf Artikeln geſagt haben, daß die Erlöſung Chriſti und ſein vergoſſenes Blut die Leibeigenſchaft aufgehoben, was nur vom geiſtlichen, aber nicht vom weltlichen Reich verſtanden ſein ſoll! Ich hab' auch immer darauf gedrungen, daß man das Geiſtliche und Weltliche von einander ſondern möge, und nicht wild über einen Haufen zuſammenſchütten, was zu einer Verwirrung führt, wie ſie jetzt an den Schwärmern in Mühlhauſen und an dem zunehmenden Empörungsſinn der Bauernſchaften zu Tag gekommen! Nur in Gott ſelber iſt das Weltliche und Geiſtliche eng verbunden, im Menſchen aber und in den menſchlichen Dingen, Staaten und Einrichtungen fällt es auseinander und ſoll ſich ferne bleiben, wie Himmel und Erde, Feuer und Waſſer! Wäre das geiſtliche und weltliche Reich

eins geworden, ſo hörte der Chriſt auf, ein Märtyrer auf Erden zu ſein, welches doch die wichtigſte Staffel ſeiner dereinſtigen Vollendung iſt und die er zeitlich nicht überſpringen darf, ſoll ihm im Jenſeits ewig geholfen werden! Nur der iſt ein wahrer Chriſt, der ein wahrer Märtyrer iſt, und wer ſich nicht drücken, ſchinden und ſchaben läßt auf Erden, wird im Himmel nimmer frohlocken und nimmer in Ewigkeit genießen! Darum rathe ich Euch auch, mein guter Herr von Einſiedel, verderbet nicht den gemeinen deutſchen Mann durch unzeitige Weichlichkeit des Herzens, indem Ihr ihm die Bürde abnehmen wollt, die er äußerlich tragen muß zu ſeinem inwendigen Heil, und die ihn zeitlich drücken muß, ſoll er ewig frei werden. Es kann nicht hienieden Alles gut ſein, und darum ſollen Euch die Frohnen nicht betrüben, die Ihr nicht ſelbſt gemacht, ſondern von Euern Vätern geerbt habt wie die Bauern das Leiden von ihren Vätern geerbt haben. Iſt aber ein Armer oder Kranker, der nichts mehr zu leiſten vermag, ſo erlaſſet ihm doch ausnahmsweis, was Allen zu erlaſſen große Gefahr für das Gemeinweſen brächte. Denn dem Volke ſteht jetzt ſchon der Kopf zu hoch hinaus, und der Muthwille ſeines Herzens macht es zu

einem unbändigen und empörerischen Roß, welches gern seinen Reiter, das Gesetz, von sich abwerfen möchte! Ueberhaupt ist mit dem Worte Volk wohl ein gar zu arger Mißbrauch jetzt in Umlauf gekommen. Nennt sich jetzt Volk Alles was den Teufel hat, und meint sein Recht einer unsichtbaren und überirdischen Gewalt zuzuschreiben, während Fürsten und Adel ihr Recht gewissermaßen nur einer irdischen Satzung verdankten! Ich bin nun freilich nicht solcher Erleuchtungen gewürdigt, daß mir von einer himmlischen Offenbarung der Volksrechte etwas bewußt worden wäre! Weiß auch nicht, in welcher Ecken des Himmels die Volksrechte steckten, daß man sie nur so zwischen Daumen und Zeigfinger herunterlangen könnte. Ich hab' in meiner Jugend nimmer etwas von Volksrechten gehört und gesehen, und es auch nachmals nicht anders ergründen und erstudiren können, als so, daß es kein höheres Recht im Staate giebt, als das in Gott Bestehende, welches das wahrhaft Bestehende ist! Ja, das Bestehende ist das höchste Recht, denn wenn es nicht im Rechte wäre, würde es Gott der Herr nicht haben bestehen lassen! Gott ist es doch, der die Weltregierung hat, und werdet Ihr ihm das Regiment nicht bessern durch Euer

armſelig Handthieren, das von geſtern her iſt, während er von Ewigkeit her zureicht. Und ſo iſt es auch mit der Freiheit, zu deren Erlangung jetzt aller Orten Sturmleitern angelegt und gewaltige Eroberungsmaſchinen aufgeſtellt werden. Die Freiheit beruht aber lediglich auf dem innern Leben, und man bedarf des Glaubens, um frei zu werden. Nur der Zwang und die Dienſtbarkeit des äußern Menſchen wirken aber recht von Herzen die innere Freiheit, und darum iſt es gut, daß der Leib hart gehalten werde! Es ſoll ſich Jeder plagen von Kindheit an und ſein Lebelang, daß er als ein wackerer Ringer mit der Nothdurft des Lebens befunden werde, denn das Glück des Menſchen liegt in der Arbeit, und ſeine Erlöſung liegt im Glauben! Wer gearbeitet und gekämpft und geglaubt hat, der hat ſich zum wahren Menſchen herangebildet, und Gott wird ihm ein gnädiger und gerechter Gott ſein! Das Letztere iſt aber doch am Ende das Höchſte alles Trachtens. —

Wenn man Euch ſo reden hört, Herr Doctor, möchte Einem wohl ein Stein vom Herzen fallen, und doch bin und bleibe ich noch unruhig, ja verzagt in meinem Geiſt! ſagte jetzt der alte Herr von Einſiedel,

indem er ſeufzend aufſtand, um ſich wieder von Luther zu verabſchieden. Laßt mich denn wieder heimziehn mit meinen Sorgen, die wohl gar eine Anfechtung des leidigen Teufels ſein mögen, wonach ich ſie nun, da ich den gottesgelehrteſten und auserwählteſten Mann unſeres Jahrhunderts darüber vernommen, wohl erachten muß! Vielleicht will mich der Teufel mit dieſer Unruhe quälen, daß ich ihm zum Sieg der Gottloſen in dieſer Zeit beiſtehe und meine Hände darreiche zum Triumph der Aufrührer und der Ungerechten! Aber erlaubt mir nur, großer und erweckter Mann, mich am äußerſten Zipfel Eueres Kleides feſthalten zu dürfen! Ich danke Euch, ich danke Euch! Ihr habt mir ja ſo ſtarke Worte in mein Gemüth geredet, daß ich einen neuen Felſengrund meiner Seelen mir daran erbaut habe, und jetzt weiß, wie ich mich von Gottes und Rechts wegen in den Schwankungen und Bedenklichkeiten ſolcher Zeit zu halten, wenn mir auch noch erſt der Muth kommen ſoll, nach Euerer Lehre mich umzuwandeln. Doch man iſt ein altes und zitterndes Männlein geworden, lieber Gott, und den Schwachen wird Nachſicht gegeben werden müſſen um ihrer Schwachheit willen, wenn ſie nur glauben! So glaube ich denn auch, kämpfe aber noch

dabei mit geheimen Bekümmerniſſen. So meine ich zum Beiſpiel, daß der gemeine deutſche Mann, um deſſen beſchwerliches Leben es ſich doch handelt, durch das geltende Römiſche Recht eine allzu arge Uebervortheilung erlitten! Denn die Beſtimmungen, welche ſothanes Römiſches Recht geſetzlich über die Sklaven getroffen, hat man ſie nicht geradwegs auf den deutſchen Landmann angewandt, und ihm dadurch ein Eiſen an ſeinen Hals geworfen, das ihm in natürlicher und geſetzlicher Art gar nicht zukommen mag? Deßhalb möchte ich Euch denn bitten, noch ein Einſehn zu tragen in dies Verhältniß, und mir Euern chriſtlichen Segen zu verſtatten zu einem Ding, das ich vor meinem Tod nicht unterlaſſen möchte ins Werk zu richten. Es betrifft dies mein rechtliches Teſtament, in welchem ich mehrere Summen meinen Bauernſchaften zu vermachen gedenke, woran ſie, was ihnen etwa zu viel geſchehen wäre oder noch von den Obrigkeiten geſchehen ſollte, ſich wieder zu Gute rechnen und ausgleichen könnten zur Labe ihres armen Daſeins! Oder würdet Ihr, gottesgelehrter Mann, ſolch Vermächtniß eines rechtſchaffen ſterbenden Edelmanns auch noch für ein unchriſtlich und freventlich Ding erachten wollen?

Ich bin kein Rechtsgelehrter! antwortete Luther nach einigem Beſinnen. Und kann ich auch Euer in Gott beſorgtes Herz nur loben und werthſchätzen, ſo mag ich mir doch über eine ſolche Rechtshandlung kein Urtheil vergönnen. Das hab' ich auch zu den ſchwäbiſchen Bauern geſagt, als ſie mir gleich damals ihre zwölf Artikel zuſandten und mich zu einem der Schiedsrichter ihrer Angelegenheit in Deutſchland erwählten: daß ich nämlich kein Rechtsgelehrter ſei! Denn was hilft das Dafürhalten des Gemüths in ſo ernſten Dingen, die eine gar praktiſche Grundlage haben, und geiſtig ſchaden können, während ſie leiblich nützen! Ueberhaupt muß man jetzt Acht haben und wachen, daß der Leib nicht den Geiſt tödte, wozu er in der Verwirrung dieſer Zeit Miene macht und ſich auch ſchon die Stärke errungen! Ich habe den geiſtlichen Aufruhr gemacht, es iſt wahr, und der Gedanke zu dieſer Reformation iſt mir von Gott gekommen, zu deſſen Ehre ich Alles unternommen, damit ſein Reich vernünftig verwirklicht werde auf Erden! Nun möchte aber auch der Teufel gern einen leiblichen Aufruhr anzetteln, daß unſer geiſtlicher dadurch zu Schanden und vernichtet würde, wozu die Bauern hier, und der Thomas Müntzer dort nach

Kräften wirken! Wie ſollte ich denn durchkommen mit meinem Werk, das ich nicht in der freien Luft mir aufbauen kann, ſondern zu deſſen Stützung auf den feſten Gründen der Wirklichkeit ich auch der Edelſten und Mächtigſten des Landes bedarf, wie ſollte ich durchkommen, wenn ich auch noch mit ſolchen Münzeriſchen Geiſtern mich belüde, die der wahre Schwanz des Teufels ſind, den er mir auf meine Sache gelegt hat! Wie ſollte ich durchkommen und beſtehen, wenn ich nicht von dem Schmutz jener Unſaubern mich reinigte, die aus dem Evangelium, das ich gepredigt, eine Mördergrube zu machen begonnen! Darum hab' ich denn Gott gedankt, als dieſer Münzer, mit dem mich gern die Erzfeinde der Reformation über einen Kamm ſcheeren möchten, ſich öffentlich gegen mich gekehrt in läſterlichem Wüthen, wodurch ja aller Welt offenbar worden, wie unterſchiedlich wir ſind! Wir müſſen über die Keuſchheit unſeres Reformationswerkes wachen, und haben darum behutſamer und mit ängſtlicheren Mühen einherzuwandeln gehabt! Denn wir hatten's nicht ſo bequem, wie der Münzer, daß wir die Elementargeiſter uns hätten zur Hülfe rufen können. Der Münzer braucht freilich weder Fürſten noch Herrn, er hat ja

seine Geister, die ihm zuschwirren wie die Lerchen und ihm die ganze Weisheit ins Nestlein tragen, daß er nur dreinzupatschen hat, wie er denn auch thut ohne Schämen und Scheuen! Wir aber haben im sauern Schweiß unseres Angesichts arbeiten müssen, und hätten auch gern noch mehr gearbeitet, wäre der Müntzer nicht gewesen, der uns doch im Grunde in manchem Stück gehindert hat, es zur rechten Zeit anzufassen und auszuführen. So ist er mir mit seiner deutschen Messe allerdings zuvorgekommen und hat sich zuerst kopfüber in diese Sache hineingestürzt, ohne doch die ganze Wesenhaftigkeit davon rühmlichst an den Tag bringen zu können. Und diesem seelmörderischen Schwärmergeist zum Trotz, um nicht mit ihm verwechselt zu werden, habe ich selbst verzögert, die deutsche Messe in ihrer wahren und eigenthümlichen Herrlichkeit einzurichten. So muß leider oft das Gute hinausgeschoben werden, um nicht das Schlimmere zu bereiten, und das bedenket denn auch recht sehr zu Euerem eigenen Frommen, mein lieber Herr von Einsiedel, indem Ihr der guten Regung nicht eher nachgeben wollet, bis Ihr gewiß seid, daß nicht die schlimmere Frucht davon Euch über den Kopf wachse!

Ach, das ist eine große Weisheit für unsere deutschen Fürsten! entgegnete der alte Heinrich von Einsiedel. Eine wahre Fürstenweisheit, eine wahre Fürstenweisheit! Danach müssen wohl die Staaten von jetzt an billig und sicher regiert werden können, wenn die Fürsten in Deutschland nun immer nach dem großen Wort handeln werden, welches Ihr da ausgesprochen, daß man nämlich das Gute hinausschieben müsse, um nicht das Schlimmere zu bereiten! Das Beste scheint mir aber doch, in solcher Zeit zu Grabe zu gehn, und den Tod als seinen lieben Freund zu herzen, weswegen ich denn gar erquickt bin von dem Gedanken, bald und fröhlich zu enden. Mag mir dann über den Kopf wachsen welche Frucht da will, ich werde ruhig unter dem grünen Rasen schlafen, und sehne mich wahrlich schon, kühl unter ihm gebettet zu sein. Denn es ist doch so zu sagen ein hündisch Ding, das Leben, und was die höchste Freude ist unter der Sonne, das Dasein, mag doch zugleich mit keiner andern Plage verglichen werden können! Besonders aber in unsern Zeiten vermeine ich es als den größten Segen, zu sterben, und wohl Dem, welchem der Tod schon um die Ohren saust! Da muß doch so manche Nichtsnutzigkeit, die ihn

lange gequält hat, von ihm abfallen. So ſchenkt mir denn noch Euern Segen zu meinem Heimgang, Herr Doctor Luther! —

Luther entließ den alten würdigen Mann mit herzlich ausgedrückten Wünſchen für ſein zeitliches und ewiges Wohl, und da es inzwiſchen ſchon dunkel geworden, rief er ſeinem Diener Wolfgang, Herrn von Einſiedel wohlbedächtig mit der Laterne bis an den Wagen zu leuchten. Wolfgang erſchien auch, obwohl in einem ſehr befremdlichen Aufzuge, indem er ſich den ganzen Kopf mit einem Tuch verbunden hatte, auch hinundwieder ſeltſame Töne ausſtieß, die einem unterdrückten Heulen ähnlich waren, und befürchten ließen, daß ihm etwas Schreckliches begegnet ſein möchte!

Als er ſeinen Auftrag vollzogen und den Herrn von Einſiedel zum Wagen geleitet hatte, rief ihn Luther deshalb wieder zu ſich zurück, und fragte ihn ernſtlichſt nach der Urſache ſeines ſo ſonderbaren Betragens, wie es doch für einen alten Diener, und zumal in der Fremde, wo Aller Augen auf ſie gerichtet ſeien, ſich gar nicht ſchicken wolle.

Mir Alles recht, was Ihr auch ſagen mögt, Herr Doctor! entgegnete Wolfgang mit einer dumpfen Stimme,

indem er ſich in der Ecke auf einen Seſſel niederließ und nochmals auf das Kläglichſte zu ſeufzen anhub.

Was iſt Ihm denn nun im Grunde widerfahren? fragte ihn Luther wiederum mit einiger Beſorgniß. Ich habe ihm heut einen chriſtlichen Sonntagsſpaziergang durch dieſe gute Stadt Erfurt zu ſeiner Erholung verſtattet, und Er ſcheint mir davon alſo übel zugerichtet wiedergekehrt zu ſein, daß ich faſt ſchließen muß, Er ſei unterwegs in ſchlechte und verderbliche Geſellſchaft gerathen, und habe ſich vielleicht gar durch andere Geſellen bereden laſſen, einen kühnen Schluck über den Durſt zu thun, was ihm denn dermaßen ſchlecht bekommen!

Mir Alles recht, mir Alles recht, was Ihr auch ſagt, Herr Doctor! wiederholte Wolfgang. Dann gerieth er wieder in ſein Seufzen, und ſchrie, die Hände zuſammenſchlagend: O Herr Jeſus, Herr Jeſus, was iſt es doch für ein gräulicher und gefährlicher Poſten, ein Reformationsbedienter zu ſein, und nun gar ein reiſender Reformationsbedienter, dem ſie die Knochen entzwei ſchlagen, ſobald er ſich nur auf der Straße blicken läßt!

Was faſelt Er da, Wolfgang? fragte Luther, ſich in Theilnahme zu ihm niederbeugend. Wer hat Ihn denn geſchlagen?

Man hat mich gar arg gerupft und mich gottesjämmerlich in die Mache genommen! begann jetzt Wolfgang ſeinen Klagebericht. Ein Bein geſtellt, ritſch ratſch niedergeſchmiſſen, Hundsfott geſchimpft, Kerlgroſchen gegeben, mehrmals noch abgefuchtelt, nicht wieder aufgeholfen, und dann laufen laſſen!

Und das Alles iſt Dir begegnet, Du armer gottesfürchtiger Knecht? ſagte Luther.

Iſt mir begegnet, beſtätigte Wolfgang nachdrücklichſt. Schändlich iſt es begegnet, und hat überraſchend niederträchtig ſich zugetragen. Ging ruhig meiner Wege, um mir die großmächtige Stadt Erfurt zu beſehen, die man doch nicht alle Tage ſieht, und in der es ja von ſo abſonderlichen Merkwürdigkeiten wimmelt, wovon ich ſchon als Kind mit Erſtaunen erzählen hören. Denn wen einmal das Schickſal noch in ſeinen alten Tagen auf die Reiſe getrieben, wie mich, der will auch geſehen haben, was zu ſehen iſt, wenn ich mir auch immer heimlich dabei hinter den Ohren kratzte und zu mir ſelbſt ſagte: Na, Wolfgang, Wolfgang, im Grunde iſt

es doch ein Frevel, daß Du eine ſo große Reiſe von Wittenberg über Stolberg und Nordhauſen nach Erfurt mitmachen konnteſt, eine ſo große und mannigfach gefährliche Reiſe, und es wird Dir noch zu Hauſe kommen, es wird Dir zu Hauſe kommen! So denkend, ſchlenderte ich einigermaßen mit Klapperbeinen und ſehr zaghaft durch die Straßen dieſer großen Stadt, die doch bei weitem die größte iſt, welche ich jemals geſehen, weshalb ich denn auch immer habe ſagen hören: Erfurt iſt keine Stadt, ſondern ein ganzes Land! Mittlerweilen war ich bis zum St. Peters-Kloſter hingetreten und war in die Kirche hineingegangen, wo doch ein ſo prächtiges Monument aufgerichtet ſteht, daß ich es nicht unbeſehen laſſen konnte. Liegt da der Herr Graf von Gleichen begraben mit ſeinen zwei Weibern, was eine ſehr berühmte Geſchichte geweſen iſt, die man in Stein ausgehauen nicht ohne Verwunderung betrachten kann! Liegen ſie alle Drei da, der Herr Graf lang in der Mitten, und nimmt ſich gar üppig und ſtolzirlich aus zwiſchen ſeinen beiden Gemahlinnen, wovon ihm die Eine zur Rechten liegt, die Andere aber zur Linken, zur Rechten ſeine Saracenerin, ein recht gewaltiges Weibsſtück, angethan mit einem Königlichen Kleid und einer

Krone, und zur Linken ſein erſtes Ehegemahl, die eine deutſche Gräfin von Keſernburg geweſen ſein ſoll, zu Füßen aber ſieht man zwei Kindlein. Iſt das eine merkwürdige Heiratherei geweſen, und habe ich lange zu thun gehabt, mir das Alles anzuſchaun, und wohlerwogenſt zu Herzen zu nehmen.

Aber Deine Schläge, alter Menſch, wo haſt Du ſie denn bekommen? unterbrach ihn Luther, ungeduldig werdend.

Sie werden noch zeitig genug herankommen, Herr Doctor! fuhr Wolfgang in einem betrübteren Tone fort. Nachdem ich mir alſo, wie ich geſagt, ſolches Eheſtandsgrabmal beſehen, begab ich mich wieder zum St. Peters-Kloſter hinaus, um meine Schritte in ehrfürchtigem Wandel weiter zu lenken, denn noch Vieles gab es ja in Erfurt zu ſehen, meinte uns auch noch von dem überaus ſchmackhaften und trefflichen Brot für die Reiſe einzukaufen, welches ja bekanntermaßen nirgend ſo gebacken wird wie hier zu Erfurt, und unterwegs erhält man die liebe Gottesgabe oft ſo ſchlecht gebacken. Stand ich noch am Brüler Thor und ſchaute mir die Cyriacus-Burg an, als nun hinterrücks beſagte Beinſtellung losgegangen, wovon ich auch ſogleich keineswegs an-

ſtändig an den Boden niederzuzeln. Und da waren es die Bauern von heut Morgen, welche mir dieſen ſchandbaren Puff verſetzt hatten, und mich dann lachend umringten, indem ſie ausſagten, das ſei dafür geweſen, daß ich ihnen heut früh den Münzeriſchen Schwärmer aufgebrummt hätte. Gaben mir auch noch einen Gnadenſtoß dazu, und beurlaubten ſich dann ſchleunigſt von mir, ehe ich mich noch des Weiteren mit ihnen hatte verſtändigen können. Nun ſaßen aber dieſe Prügel mir unmenſchlich feſt auf meinem chriſtlichen Leib, und blieb mir nichts Anderes übrig, als die ganze Rotte zu verwünſchen. Hab's auch nun bitter ſatt, das Reiſen, das gottloſe Reiſen, wo man in der Welt herumſtreicht wie in einer Wildniß, und ſehne mich doch, Herr Doctor, inſtändigſt nach unſerm lieben Wittenberg wieder zurück. Sehne mich nach unſerm Garten, nach unſerer Drechſelbank und dem neuen Quadranten, ſehne mich all die lieben Leute wieder zu ſchauen, und Herrn Profeſſor Melanchthon ehrerbietigſt die Thür aufzumachen, auch wohl der hochbelobten Jungfrau Katharina von Bora einige charmante Bücher mit einem Compliment vom Herrn Doctor Luther hinzutragen. Wie mögen wohl die neuen Sämereien in unſerm Garten

aufgehen, Herr Doctor? Ach, ſtatt deſſen fröhlich zu warten, muß ich mich nun hier in Erfurt durchwamſen laſſen, was ich bis zu meinem Sterbeſtündlein nimmer verwinden werde! Muß Euch auch ſagen, daß ich es gar nicht mehr werde aushalten können, das Reiſen, und dazu die Bauern, und die Münzeriſchen Schwärmer, und das gottesjämmerliche Puffen! —

Luther ſuchte ihn durch allerlei Troſtgründe und Freundlichkeiten wieder zu beruhigen, war aber ſelbſt ſichtlich in eine Mißſtimmung über dies Begegniß gerathen, von dem er ſich auch weitergreifend eine unangenehme Wirkung verſprechen mußte. —

Da öffnete ſich die Thür, und ſein Freund Lange trat, einen Brief in der Hand haltend, ungewöhnlich ernſten Angeſichts zu ihm herein.

Durch ein Handlungshaus habe ich hier eine ſehr merkwürdige und herzbetrübende Nachricht erhalten! begann Herr Lange. Die ſchwäbiſchen Bauern ſind jetzt vollauf des Teufels geworden, und haben ſich ganz in die Macht des Böſen begeben, was Euch, mein Herr Doctor, eine ſchmerzhafte Kunde ſein wird. In Weinsberg haben ſie auf eine gräuelhaft empöreriſche Weiſe Schloß und Stadt geſtürmt, alle Edeln und Reiſigen

der Beſatzung durch ein frevelhaftes Gericht, das ſie ſich angemaßt, erſchlagen, und beſonders an dem würdigen Grafen Helfenſtein eine grauſenhafte Mordthat verübt. Dies Alles bring' ich Euch hier in ſeinen Einzelumſtänden höchſt erſchütternd berichtet.

Luther ſchlug zuſammenfahrend an ſein Herz, und verſank dann einen Augenblick lang in düſteres Nachſinnen.

Nachher ſagte er: So ſoll denn ein ſchon in mir aufgeſtiegener Gedanke zu ſeiner Reiſe gelangen! Ich werde wider die räuberiſchen und mörderiſchen Rotten dieſer Bauern eine öffentliche Strafſchrift ergehen laſſen, daß ganz Deutſchland wiederhallen ſoll vom Zorn des Gerechten und meine Stimme ihnen erwecke die Rache aller wahren Kinder Gottes und über ihre Häupter das Verderben des Todes bringe! —

Dann befahl er ſeinem Diener, Alles auf morgen zur Weiterreiſe nach Weimar vorzubereiten. — —

Siebentes Buch.

Thomas Münzer's

Schlacht und Ende.

I.

Thomas Müntzer hatte seine Wohnung im Johannis-Kloster zu Mühlhausen auf das Prächtigste einrichten lassen. Sieh, sagte er zu seiner Gattin, das ist jetzt Alles Dein! Der Herr hat über Nacht beschert, wie immer, und die arme Frau ergötzt sich nun an der Fülle des Besitzthums. Da ist Seide, da ist Gold, da ist Behagen und Ueberfluß, und wo Du Dich hinstreckst, sollst Du es weich finden unter Deinen Gliedern, und was Du berührst mit Deiner Hand, soll sich Dir wie Sammet schmiegen, und jede Härte und Ecke Deines verwichenen Daseins nunmehr ausgeglichen sein. Ziehe ein mit Freuden in die für Dich geschmückte Stätte, Du vielgeprüftes Weib, damit das junge Glück der neuen Zeit vor Allen die Dulderin verkläre! —

Vor den Thoren des Johanniterhofs aber fand den ganzen Tag über ein unendliches Gedränge Statt. Besonders strömten seit einigen Tagen die Bauern, aus der Umgegend sowohl wie von den entfernteren Ort-

schaften, herzu, und versammelten sich vor Müntzer's Haus, theils um ihn reden und predigen zu hören, was er oft zum Fenster heraus that, theils auch um ihre Huldigung in allerlei Geschenken darzubringen. So kamen die Einen mit dem Ertrag ihrer Felder und ihrer Haushaltung, mit Korn, Flachs, Eiern, Butter, Käse, Bier und Wein, die Andern mit Fleisch, Geflügel, Wildpret. Manche brachten sogar Summen Geldes, bald größere, bald kleinere, welche oft die Ersparnisse eines ganzen mühevollen Lebens waren, zurückgelegt als Nothpfennig für schlechte Zeiten, jetzt aber zum Opfer für die Heraufführung der besseren Zeit in rührender Gemüthseinfalt bestimmt.

Müntzer wies keines dieser Geschenke zurück, und die Landleute priesen sich glücklich, daß er sie in dem von ihnen dargebrachten Sinne annahm, und sie dadurch ihren Antheil an dem großen Werke der Zeit, zu dem jetzt alle ihre Brüder in den verschiedensten Gauen von Deutschland aufgestanden waren, gewissermaßen besiegeln konnten. Denn die Bauernbewegungen waren, seit dem letzten Hervortreten Müntzer's in Mühlhausen, in Thüringen, Hessen und Sachsen immer mächtiger und entschiedener geworden, und machten An-

ſtalten, ſich bald in einer den Ausſchlag gebenden That zuſammenzufaſſen, wozu denn alle Bauernſchaften dieſer Lande ihr Hauptaugenmerk auf die Dinge in Mühlhauſen und auf Thomas Münzer gerichtet hielten. Deshalb wanderten immer zahlreichere Bauernſchaaren nach Mühlhauſen ein, um ſich an dem Anblick Münzer's zu ſtärken und von ihm weihen zu laſſen für das Zukunftsglück der Freiheit.

Bringet immerhin dieſe Feldfrüchte, dies Geflügel, dies Wildpret, und dieſe ehrenwerthen Erzeugniſſe der Landwirthſchaft, als Morgengabe für die Zeit der Freiheit dar!" ſagte Münzer, als die Bauern ſein Haus mit ihren Geſchenken umringten. Denn die Felder und die Wälder, Teiche und Seen, Haus und Hof, Stall und Scheuer, Boden und Keller, und Alles was darauf und darin iſt, ſollen dadurch frei werden, wie ſie bisjetzt noch unfrei waren und gedrückt vom Zwang der alten Geſetze! Leget alſo ihren Ertrag auf den Altar der neuen Geſetze nieder, opfert und weiht dies Alles der Freiheit, daß ſich die Freiheit deſſen für immer erbarme! Denn nicht nur der Menſch wird befreit, ſondern frei ſoll jetzt werden auch der Flachs und das Korn auf den Feldern, frei der Fiſch im Teich, frei

das Wild in seiner Höle, frei das Holz im Walde, frei das Federvieh auf den Gehöften, frei die Kuh im Stall, frei die Rebe auf den Bergen und der Wein in der Kelter, frei Euer Butter und Käse, frei Euer Bier und Brot, frei Euer Haus, frei Euer Keller! Darum gebet mir denn Alles her, daß ich den Segen der Freiheit darüber spreche! Denn in der Welt giebt es nur Gottes Eigenthum, und Gottes Eigenthum muß frei sein, es darf nicht durch Abgaben und Steuern in seiner Gottesnatur entstellt werden. Das Wort Gottes schafft und wirket auch im Eigenthum, und durchdringet es wieder mit seinem eigenen göttlichen Ursprung, daß es geläutert und geklärt wird zu einem freien Besitz, der des irdischen Wuchers der Fürsten und Herren ledig wurde! Und der Fisch hüpft fröhlich im Teiche, weil er Gottes Eigenthum ist, und das Wild schweift stolz durch den Wald, weil es Gottes Eigenthum ist, und der Vogel durchkreiset flegreich die Lüfte, weil er Gottes Eigenthum ist: wer hat denn den Fürsten und Herren an Fisch, Vogel und Wild ihr bevorzugtes Recht ertheilt? Und wie der Fisch hüpft, und das Wild schweift, und der Vogel kreist, so kräht auch der Hahn im Gehöft, so brüllt die Kuh im Stall, so wiehert das

Pferd und ſo ſchreit der Eſel, alle durch die Natur zu Gottes Eigenthum geweiht. Und ſo ſteht das Korn und der Flachs auf den Feldern, ſo hängt die Rebe am Stock, ſo ſchüttelt ſich der Baum mit ſeinen Früchten, Alles Gott zu eigen und in Gottes Gnaden zu dieſer Herrlichkeit erblüht. Und dieſe Herrlichkeit, die von Gottes Gnaden iſt, das iſt die Freiheit, die nicht belegt werden kann mit Zins und Zehnten, mit Abgaben und Steuern, es iſt die ewige Freiheit der Schöpfung, in der alle Creaturen von Anfang her bis an der Thaten Ende als ein freies und unveräußerliches Leben hervorgehn. Die Schöpfung iſt frei aus dem Worte Gottes hervorgegangen, und ſo ſoll auch der Staat frei werden aus demſelben Worte Gottes, welches Wald, Feld, Teich und Luft mit allen ihren Bewohnern frei gemacht hat! Und nachdem der menſchliche Staat in ſeiner oberſten Spitze, welches die Fürſten und Herren ſind, verſtaucht worden, ſo ſoll der Bauer kommen, der Sohn des Feldes, das Kind der Natur, um mit ſeiner dem Worte Gottes am treueſten verbliebenen Naturkraft die künſtliche Zuſammenſetzung dieſes Staats zu Schanden zu machen. Es ſoll der in ſeiner Spitze verſtauchte und verdorbene Staat nun durch

den Bauer wiederaufgewühlt werden in seinem Naturgrund, und was die verschmitzten Regierungskünste gesündigt, was die prahlerische Bildung gefehlt, soll aus den einfachsten Elementen der Schöpfung wiederhergestellt und durch die Kinder der Natur gutgemacht werden. So kommt denn heran, ihr Bauern, die Ihr von der Scholle Euch losgemacht habt, um den frischen Strom Eueres Naturlebens hineinzuleiten in dies entartete Völkerleben! Auf Euern Berghöhen steht Ihr schon geschaart und gewaffnet, und zu Euern Füßen krachen die alten Formen und Einrichtungen zusammen, die Euch nicht länger widerstehen können! Kommt heran, ihr Bauern, und bringet die Zeichen Euerer Felder und Wiesen, Euerer Ställe und Höfe, als ebenso viele Siegeszeichen der Natur mit Euch! Bringet her den Flachs und das Korn, den Fisch und den Vogel, das Wild und die Kuh, die Butter und den Käse, bringet Alles her, daß es gelte als Symbol des Einfachsten und Ursprünglichsten in der Welt, welches jetzt den Krieg angefangen mit dem Entarteten und Verdorbenen, den Bauernkrieg! Euere Brüder in Schwaben haben sich die zwölf Artikel der natürlichen und christlichen Freiheit festgestellt, die auch in Euerm Herzen

leben, und zu denen ich selbst dort den Anstoß gegeben, als ich in jenen Gegenden auf Antrieb des Wortes Gottes wirkte! Noch mehr aber als auf den Geist der zwölf Artikel sollt Ihr bauen auf die Kraft der Natur selber, die Euch treibt in diesen Kampf, und die durch Euch sich rächen will an der Verschrobenheit der menschlichen Gesetze! So gebet denn Alles her, was Ihr vom Ertrag Euerer Aecker, aus der ersten Hand der Natur, mir bringt, es soll als heiliges Zeichen des nothwendigsten Kampfes von mir gepflegt und zum Sieg und Segen genossen werden! Und auch den Nothpfennig gebet her, daß aus der gerechten Ersparniß des armen Bauern ein neuer Ueberfluß des Völkerlebens geschafft werde, ein Ueberfluß an Freiheit und Glück! Denn das ist der wahre Nothpfennig der Völker, für den Pulver gekauft und Kanonen gegossen werden sollen! — —

Als sich Müntzer jetzt in seine Zimmer zurückziehen wollte, um mit sich selbst allein zu sein, trat Pfeiffer, der auch im Johanniterhof seine Wohnung erhalten, zu ihm, und verlangte den Meister in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen.

Höre, Müntzer, die Sache wird doch am Ende hier sehr langweilig! begann der struppige Gesell, wel-

chen Müntzer in der letzten Zeit ſchon immer mit verſchloſſenem Ernſt und finſtern Gebärden umherſchleichen geſehn.

Und was verlangſt Du denn für Kurzweil zu ſchauen? war die von ſeinem Meiſter an ihn gerichtete Frage.

Ich verlange bloß mich nicht mehr zu langweilen! antwortete Pfeiffer, indem er ſich froſtig ſchüttelte. Du biſt jetzt König von Mühlhauſen, Müntzer, und wir haben Dir den Mantel dieſer Würde um den Leib geholfen, in dem Du Dich doch aber gar zu ſteif und altväteriſch zu gebärden anfängſt! Warum iſt denn noch gar nichts Ordentliches geſchehen, ſeitdem Du hier das Regiment in die Hand genommen? Glaubſt Du, das neue chriſtliche Reich, welches Du aufzurichten anhubſt, könne ohne Blut ſich begründen? Es muß geblutet haben, Müntzer, ſonſt kann es nimmer gut werden! Ich bin nun lange genug mit trockenen Händen hier umhergelaufen, und habe nichts Geſcheidtes zu thun gehabt. Man drückt ſich ja hier kläglich in den Winkeln herum und hört nichts als großmächtig polternde Redensarten, die alle zuſammen nicht ſo viel werth ſind als ein einziger Tropfen Bluts, der ſtill aus

der Kopfwunde eines Edelmanns hervorrieselt. Wollte ich mit Gedanken mich abspeisen lassen, so hätte ich wohl ruhig in meinem Kloster verbleiben können, denn an dem Gesindel liegt mir nichts, ob es frei wird oder nicht, wenn nur die Fürsten und Edelleute darüber zu Schanden gehen! Darum statt Gedanken gieb uns Blut, statt Redensarten gieb uns Blut, Thomas Müntzer, oder die Sache der jungen Freiheit muß verdurſten und die Frucht der neuen Zeit muß welken an dieſer Trockenheit! Ich habe jetzt mit allerhand Dingen mich zu zerſtreuen geſucht, aber ſelbſt meine Geſpenſter und Kobolde, mit denen mir vertraulich umzugehen vergönnt iſt, wollen nicht mehr vorhalten, mir die Zeit zu vertreiben und meine Strebenswünſche zu beſchwichtigen. In der verwichenen Nacht wankte ich gerade um die Mitternachtſtunde durch die Kreuzgänge dieſes alten Johanniterhofs, und pfiff und heulte zu meinem Zeitvertreib, und lockte mir die Geiſter der Vergangenheit, um mit ihnen zu ſcharwenzen. Kam endlich nichts als ein großer ſchwarzer Kater zu mir herangeſprungen, zu dem ich mich auch an die Erde niederſchmiß, um ihm die feurigen Glotzaugen zu küſſen, und in ſeinen kniſterigen Zotten mein müdes Haupt einzuwickeln.

Was mir der Kater Alles ſagte in dieſer Stunde, ich weiß es nicht mehr, Münzer, aber er brannte ſich mit den Geheimniſſen ſeiner Augen tief in mein Herz hinein, und danach verſank ich endlich in einen tiefen Zauberſchlaf, der mir Seele und Glieder beſtrickte. Und im Traum ward ich in einen großen Stall geführt, in dem ich wohl, ach, viele hundert von Mäuſen muthwilliglich umherſpringen ſah, ſodaß der kleine Frevlertroß mich zu ärgern begann in ſeines Daſeins Fürwitz! Nahm darauf ein Feuerrohr, welches ich bei mir trug, und wollte ingrimmig anlegen auf die Schaar, um ſie niederzuſchießen und zu zerſprengen. Da ſagte mir eine innere Stimme meines Traums, daß ich abſtehen möchte von dieſem Beginnen, und nichts bedürfe es, als meine Hand auszurecken gegen die Mäuſe, dann würden ſie alle in Nichts zerſtoben ſein! So that ich, und reckte meine Hand aus gegen die Mäuſe, und ſiehe, es hatte ſchon der Blitz meines Zeigefingers ſie getroffen und ihrem mir verhaßten Daſein ein Ende gemacht, daß nichts mehr davon übrig war zu erblicken! Da erwachte ich, und der Kater war verſchwunden, aber aus dem Bogenfenſter des Kreuzgangs ſchien der Mond zu mir auf das Steinpflaſter und kicherte mich an mit

ſeinen Strahlen, als wollte er mich fragen, ob ich auch mein Träumen verſtanden? Da ſpielte ich in geheimſter Inbrunſt mit den Mondſtrahlen, und das Verſtändniß meines Traumgeſichts kam über mich. Die Mäuſe bedeuteten die Edelleute und Fürſten dieſer Zeit. Und Gott hat ſie in unſere Hand gegeben, daß wir durch ein bloßes Ausſtrecken unſeres Arms ſie alle zerſprengen und vernichten werden, ohne auch nur eines Feuerrohrs Schuß auf ſie zu thun! So höre es denn, Münzer, und laß es Dir geſagt ſein, daß Du ein Thor biſt, ſo lange und viele Zurüſtungen zu machen, und uns immer zu vertröſten, bis alle Deine Kanonen fertig geworden ſeien! Ich bin der Meinung, jetzt endlich und ohne weitere Zurüſtung loszuſchlagen auf Fürſt, Pfaff und Junker, ehe noch dieſe Erzfeinde der Chriſtenheit mit der ungebührlichen Macht, welche ſie ſich angemaßt haben, das Netz über unſere Häupter zuſammenſchlingen. Darum komme ich jetzt, um Dir zu verkündigen, daß ich einen Kriegesauszug auf meine eigene Hand beſchloſſen habe, ich und ein guter Trupp Bauern und Bürger, wozu Du uns Deinen Segen nicht vorenthalten ſollſt, Meiſter! Unſer Zug ſoll ins Eichsfeld gehn, welches denn ein fetter Biſſen für den noch ſo hungerigen

Magen der Freiheit iſt! Sind dort gar viele ſolcher Mäuſe, wie ich ſie in meinem Traumbild geſehen, das in Erfüllung gehen zu laſſen nun mein einziges Trachten werden ſoll! Es ſteht ja dies Eichsfeld voll von ſchönen Schlöſſern und Klöſtern, und iſt wie ein reiches Aehrenfeld der Sünden, das wir mit einem Schlag abmähen müſſen, Müntzer! Und was das Vorzüglichſte iſt, es gehört zu eigen jenem Herrn Erzbiſchof Albrecht zu Mainz, welcher als der hartnäckigſte Widerſacher des Evangeliums ſich bekannt gemacht hat. Darum ſteht mein Sinn auf das Eichsfeld, und ich will dort hingehen, um die Mäuſe zu fangen, von denen mir geträumt hat.'

Du haſt einen ſchlechten und nichtsnutzigen Traum gehabt, Pfeiffer! antwortete ihm Müntzer unwillig. Dieſer Traum iſt ſeiner Deutung nicht werth, und Du magſt nur danach zu Hauſe zu bleiben, was ich Dir denn auch allen Ernſtes anbefehle, denn noch iſt die Stunde nicht gekommen, wo gehandelt werden ſoll, und die That muß erſt reifen, daß ſie gleich der vollendeten Frucht der erſte Windſtoß vom Baume ſchüttelt. Wüſt träumen heißt noch nicht beſonnen handeln'

Was, ſchrie Pfeiffer mit wilder Heftigkeit, Du wagſt es mir meine Träume ſchlecht zu machen, und ſie der Bedeutungsloſigkeit zu zeihen? Haben wir denn nicht Alle von Dir träumen gelernt, und wenn wir wirklich nichtsnutzig träumen könnten, ſo wäre das doch lediglich Deine Schuld, weil Du uns kein beſſerer Lehrmeiſter geweſen! Es iſt aber dieſer Traum, den ich gehabt, ſo gut eine göttliche Offenbarung, wie irgend einer, der jetzt in dieſer neuen chriſtlichen Zeit zu Mühlhauſen dem Himmelsthau der Nacht abgewonnen wird' Komme mir nur nicht ſo, Münzer, ſonſt haſt Du an mir einen Feind! Münzer, Münzer, laß nicht vor der Zeit unſer großes Unternehmen zu Plunder werden! Bleibe in Deinem Tiefſinn meinetwegen hier ſitzen, aber mich laß ziehen und mich laß ſchlagen!

Du ſollſt nicht ziehen und Du ſollſt nicht ſchlagen! rief Münzer zornig auffahrend, indem er dem Andern beide Arme feſthielt. Noch Viel muß gethan werden, um Zucht und Ordnung, Waffengeſchick und ächten Kriegesſinn in unſere Schaaren zu bringen, die auch bei weitem noch nicht zahlreich genug daſtehen und klar genug denken über des Handelns Ziel! Zu kleinen Streifereien hab' ich wohl hinundwieder ſchon unſern Bauern

zugerathen, namentlich in des Herzogs Georg Gebiet und gegen die Pfaffennester auf seinen Landestheilen, weil dies ein Fürst ist, welcher sich allzu kleinlich gestemmt gegen den evangelischen Fortschritt, und darum auch kleinlich durch den Volksmuthwillen gestraft und in Unruhen hingehalten werden sollte bis zum Tag des großen Fürstengerichts! Aber Deinen Zug, Pfeiffer, werde ich nimmer zugeben, denn er verdirbt und verwildert unser Volk, und geht doch nur heimtückisch wie die Katze um den Brei herum, statt ehrlich mit dem Ganzen anzufangen und zu enden! Er stiehlt wie ein Dieb in der Nacht sich einige Steinchen aus der Krone, die ihm der rühmliche Kampf beim Sonnenglanz und in der ganzen Pracht auf's Haupt setzen sollte!

Wenn Du mich nicht frei schalten lässest, erwiederte Pfeiffer ernst, so will ich Dir zeigen, daß ich des Volkes Meister bin, und Herr aller Schreckniſſe, die vom Volke ausgehen können! Ich habe den Aufruhr gesäugt an meinem Herzen, und da ich ihn mit meinem Blut genährt, so wird er mir auch gehorchen, wohin ich ihn treibe! Ich schlage aber mit der Hand hinein, daß seine Wogen hoch aufschäumen und Dir über den Kopf fluthen sollen, Münzer! Auf Deinem Gedankenthron, auf

welchem Du Dich jetzt ausſtreckſt, kennſt Du das Volk nicht ſo gut, wie ich, der ich ſeine geheimſten Gelüſte theile, der ich Gott und Teufel zugleich mit ihm bin!

Du ſchreckſt mich nicht, entgegnete Müntzer, aber ich will Dich nicht im Schlimmen aufgeben, da Du im Guten mit mir verbunden! So zieh' denn hin mit Deinen Auserwählten, unſere Sache iſt zu gefeſtigt, als daß Ihr ſie durch Euern Muthwillen wieder locker machen könntet! Laß es meinethalb donnern und blitzen, Pfeiffer, damit die Völker die grollenden Vorzeichen unſeres Gerichts vernehmen, aber hüte Dich, hüte Dich, daß Du nicht Deinen Lohn dahin habeſt!

Pfeiffer verbeugte ſich nun wieder mit der alten Ehrerbietung, die er einen Augenblick lang gegen ſeinen Meiſter verletzt hatte, und verließ dann in ungeſtümer Eil das Gemach.

Bald darauf vernahm Müntzer von der Straße her den jubelnden Aufbruch der Pfeiffer'ſchen Schaar, die unter lautem Gebrüll und mit den ſchreckensvollſten Ausrufungen zum Thor hinauszog. Er ſtrich ſich unmuthsvoll mit der Hand über die Augen, und finſtere Vorſtellungen hielten ihn lange im trübſinnigen Hinſtarren gefangen.

Dann begab er ſich in ſein einſames Zimmer, wo ihn Niemand ſtören durfte, und ſetzte ſich nieder, um einen Brief zu ſchreiben. Indem er das Blatt dazu nachdenklich faltete, redete er mit ſich ſelbſt, und ſagte: Wenn die Andern liederlich an meinem Werk herumpfuſchen, ſo daß ſie vor der Zeit in einem Raubzug verſchwenden, was zu einer Schlacht geſammelt werden ſollte, ſo will ich doch darum nicht ablaſſen, zu ſammeln und vorzubereiten! Ich will der gute Hausvater meines Werkes bleiben, und will fortwährend das Ganze bedenken, damit mir nicht ſchade, was etwa im Einzelnen mir untreu werden möchte! Eine große Schlacht wird früher oder ſpäter geſchlagen werden, da wird es um Leben und Tod gehen, um Himmel und Hölle, und die Sonne, die an dieſem Tage unterſinkt, wird zwiſchen Fürſt und Volk auf immer in Deutſchland entſchieden haben! Nur der Ungerechte wird leichtſinnig in dieſe Schlacht ziehn, ich aber will dazu aus allen Winkeln der Welt die Kräfte zuſammenſuchen! So will ich denn jetzt auch an die Mannsfeldiſchen Bergleute ſchreiben, die noch immer zaudern, ſich zu mir zu bekennen, und in deren anſehnlicher Stärke doch eine große Hülfe für uns ſchlummert! Es ſind dies wackere tüchtige Leute,

welche, was Andere an die Oberfläche der Welt verſchleudert haben, im ſtillen Schacht der Erde ſich geborgen haben, den ſich ſelbſt treuen unverfälſchten Menſchenkern, weshalb ſie denn von dem Kampf der Freiheit nicht fern bleiben dürfen! Und die Bevölkerung jener Gegend muß uns um ſo mehr bei Zeiten gewonnen werden, als der Herr Graf Albrecht von Mansfeld, der ein gar kluger und ſtreitbarer Herr zu ſein ſcheint, wohl bedenkliche Miene macht, raſch auf uns einzuſchlagen! Darum höret mich denn jetzt an, ihr Männer der Berge! —

Er ſchickte ſich jetzt zu ſeinem Briefe an und ſchrieb Folgendes:

Die reine Furcht Gottes zuvor! Lieben Brüder, wie lange ſchlaft Ihr? Wie lange zaudert Ihr, Gottes Willen geſtändig zu ſein, ſodaß Ihr faſt das Anſehen tragt, als habe er Euch ganz verlaſſen! Ach, wie viel hab' ich es Euch geſagt, wie es ſein muß! Gott kann ſich nicht mehr offenbaren, er hat genug gethan, und Ihr müſſet nun ſelber ſtehen! Thut Ihr es nicht, ſo iſt das herzbetrübte Herzeleid dieſer Zeit ein vergebliches Opfer, und Ihr müſſet danach von Neuem wieder in Leiden kommen, das ſage ich Euch! Und wollet Ihr nicht jetzt

um Gottes willen leiden, ſo werdet Ihr des Teufels Märtyrer ſein müſſen!

Darum hütet Euch, ſeid nicht verzagt und nachläſſig, und ſchmeichelt nicht länger den verkehrten Phantaſten in den Klöſtern, und den gottloſen Böſewichtern auf den Richterſtühlen! Fachet an und ſtreitet den Streit des Herrn, es iſt hohe Zeit! Haltet Euere Brüder ſämmtlich dazu an, daß ſie göttliches Zeugniß der Zeit nicht verſpotten, ſonſt müſſen ſie alle verderben! Das ganze deutſche, franzöſiſche und Welſchland iſt wach, der Meiſter des Lebens will ein Spiel machen, und die Böſewichter müſſen daran!

In Fulda ſind in der Oſterwoche vier Stiftskirchen verwüſtet, und die Bauern im Kletgau, im Hegau, im Schwarzwald ſind auf, an dreihunderttauſend Mann ſtark, und wird der Hauſe je länger je größer, wobei nur Das meine Sorge iſt, daß die närriſchen Menſchen jetzt einwilligen möchten in einen falſchen Vertrag mit ihren Zwingherren, von dem ſie den Schaden noch nicht erkennen! Wo Eurer aber nur Drei ſind, die, in Gott gelaſſen, allein ſeinen Namen und ſeine Ehre ſuchen, da iſt ſchon eine Rotte von hunderttauſend Feinden nicht zu fürchten.

Nun dran! — dran! — dran! — es iſt Zeit! Die Böſewichter ſind ſehr verzagt wie die Hunde es ſind. Reget die Brüder alle an, daß ſie ſich den Frieden erſtreiten und ſich das hohe Zeugniß ihrer Menſchenbeſtimmung einholen, denn es iſt über die Maßen hoch vonnöthen! Dran, dran, dran! Und laſſet Euch nicht erbarmen, ob auch der Eſau Euch gute Worte vorſchlägt! (1 Moſ. 33.) Sehet nicht an den Jammer der Gottloſen, wenn ſie Euch zur Zeit ſo freundlich bitten und weinen und flehen werden wie die Kinder! Laſſet es Euch nicht erbarmen, wie Gott durch Moſen befohlen hat (5 Moſ. 7.) und uns hat er ja auch Daſſelbe offenbart! Und nun reget an in Dörfern und Städten, und ſonderlich die Berggeſellen, mit andern guten Burſchen, welche tauglich dazu ſein werden! Denn wir müſſen nicht länger ſchlafen!

Siehe, da ich die Worte ſchreibe, kommt mir eine Botſchaft von Salza zu, wo das Volk den Amtmann des Herzogs Georg hat aus dem Schloß entführen wollen, weil er drei Männer heimlich hat umbringen laſſen wollen. So haben ſich auch die Bauern im Eichsfelde ſchon fröhlich über ihre Junker hergemacht und werden ihnen keine Gnade ſchenken. Es geſchieht

ſolches Weſens jetzt Viel, Euch zum Muſterbild zu gereichen. Ihr müſſet dran! dran! dran! es iſt Zeit! Balthaſar und Bartel Krump, Valentin und Biſchof, ſollen Euch dazu leiten und vorangehn!

Dieſen Brief theilet allen Berggeſellen mit, denn da mein Drucker erſt in wenigen Tagen, wie ich Nachricht erhalten, hier anlangen wird, ſo kann ich jetzt dies Schreiben nicht anders vervielfältigen! Und wenn ich die Brüder ſelbſt ganz unterrichten könnte, indem ich perſönlich bei Euch wäre ſo wollte ich wohl machen, daß ihnen das Herz viel größer werden ſollte, denn alle Schlöſſer der Vornehmen und alle Rüſtung der gottloſen Böſewichter auf Erden! Dran! dran! dran! weil denn das Feuer jetzt heiß iſt!

Laſſet Euer Schwert nicht kalt werden vom Blut! Schmiedet, ihr Berggeſellen, ſchmiedet, pink pank, auf Nimrod's Amboß, und werft dem großen Götzen der Welt ſeinen Thurm zu Boden! Denn es iſt nicht möglich, ſo lange dieſe Ungerechten leben, daß Ihr der menſchlichen Furcht loskommen ſolltet! Ja ſelbſt von Gott kann man Euch nicht das Rechte ſagen, ſo lange ſie über Euch regieren! Dran! dran! dran! dieweil der Tag Euer iſt! Gott gehet Euch vor, folget nur!

Dies iſt die Geſchichte, die beſchrieben ſteht Matth. 24. Darum laſſet Euch nicht abſchrecken! Gott iſt mit Euch, wie geſchrieben iſt 2 Chron. 2.; dies ſagt Gott: Ihr ſollt Euch nicht fürchten und ſollt dieſe große Menge nicht ſcheuen! Es iſt nicht Euer, ſondern des Herrn Streit! Ihr ſeid es nicht, die da ſtreitet. Darum fürwahr ſtellet Euch männlich hin, und Ihr werdet die Hülfe des Herrn über Euch ſchaun.

Da Joſaphat dieſe Worte hörte, fiel er nieder. Alſo thut auch Ihr in Gott, der Euch ſtärke ohne Furcht der Menſchen im rechten Glauben, Amen.

Datum Mühlhauſen, Anno 1525.

Thomas Müntzer,
ein Knecht Gottes wider die Gottloſen.

II.

Einige Tage darauf kehrte Pfeiffer wieder von seinem Zuge heim, und ward in Mühlhausen mit stürmischen Freudenbezeugungen begrüßt, denn der Ruf von dem Gelingen seiner Unternehmung, und von der großen Beute, die er mit sich führe, war ihm schon vorausgegangen. Er schleppte auch aus den Klöstern, die er gestürmt, und aus den Schlössern, die er genommen, eine unabsehbare Menge von kostbaren und werthvollen Sachen herbei, und machte dadurch die Zurückgebliebenen begierig nach einem ähnlichen Abenteuer. Acht bis neun Wagen mit Lebensmitteln, Getraide, Hausrath, Glocken, goldenen Gefäßen und andern Habseligkeiten folgten seinem Zug. Pfeiffer selbst gebärdete sich mit allerlei seltsamen Possen als der gefeierte Mann des Tages, und wußte von seinen Zügen im Eichsfelde Wunderdinge zu erzählen, wie denn überhaupt von den dort geschehenen Thaten bald erstaunliche Märchen umherliefen. Fünfundzwanzig Klöster waren von Pfeif-

ſer's Schaar genommen und ausgeplündert worden, und die Mönche und Nonnen hatten ſie verjagt, gemißhandelt und getödtet. In nicht geringerer Zahl waren die Herren der Schlöſſer und Rittergüter vertrieben, und ihre Beſitzthümer verheert und beraubt worden. Wer nicht der Bauernſache mit Hand und Mund fortan ſein Gelöbniß gethan, ward geſpießt und geköpft. Viel des Volkes hatte ſich auch unterwegs von Pfeiffer anwerben laſſen, und kam jetzt mit ihm nach Mühlhauſen herangezogen. Ueber Alles ward frohlockt und gejubelt, beſonders aber über ein Abenteuer auf dem Schloſſe Scharfenſtein gelacht, das Pfeiffer auf dem Markte den ihn umringenden Neugierigen in ſeiner wunderlich übertreibenden Art erzählte. Da waren in dieſem Schloß, nachdem man es mühſam erklettert und eingenommen, zwanzig Fäſſer vergifteten Weines im Keller gefunden worden, und Viele, die davon allzu raſch in ihrer Begierde getrunken, hatten auf der Stelle ihr Leben laſſen müſſen. Nachher aber hatten die Uebrigen mit ihren Meſſern und Hellebarden die Fäſſer in Stücke gehauen, und der giftige Wein war nun einem Strom gleich durch alle Keller des Schloſſes gelaufen. Darüber jubelte nun die Menge, die es hörte, aus vollen Kehlen.

Dieſer Lärm ſchallte auch zum Johanniterhof herüber, und Müntzer, welcher ſich den ganzen Tag in ſtiller Abgeſchiedenheit in ſeinem Gemach gehalten, ward aufmerkſam und öffnete ſeine Fenſter. Der heitere ſonnige Maitag draußen umſpielte erquickend ſeinen Buſen, und fächelte zuerſt die ſchweren Sorgen, die ihn heut in ſeiner Gedankeneinſamkeit belaſtet, ihm von der Stirn. Er ſog ämſig und in langen Athemzügen die freie Luft in ſich, und dann drang wiederholt das Jauchzen des Volkes, das dem Pfeiffer ſeine Bewunderung zujubelte, vom Markt zu ihm her.

Ach, ſagte er lächelnd und wie in ſüßer Trunkenheit ſich in die Lüfte hinaus neigend, die ihm dieſe Töne zuführten, über Frühling und Volk geht doch Nichts! Wie ſchwillt mir mein Herz im Leibe nach all dieſem Duft, Schall und Klang! Lieblich, lieblich ſäuſelt des Volkes Stimme zu mir her, und vermählt ſich in meiner Seele mit dem Mai, dem holden Mai! Wenn das Volk jubelt, wer kann dieſem allmächtigen Laut widerſtehen, der uns in Rührung das ganze Herz zuſammenzieht! Das Volk, das Volk, wer kann ihm widerſtehen!

Darauf ließ er ſich ſein herrliches Schwert herbeibringen, das Schwert mit den geheimnißvollen Zeichen, und dem Hahnenkopf im Griffe, und betrachtete es ſich lange und feurig. —

Am andern Tage zog Münzer an der Spitze eines gewaltigen Volkshaufens zum Thor hinaus, um einige Streifzüge zu unternehmen und aller Orten das Volk auf den entſcheidenden Tag der Zukunft vorzubereiten. Vor ihm her flatterte eine weiße Fahne, auf der ein Regenbogen im hellen Farbenſchimmer als Sinnbild erglänzte.

Nun ward die große Erſchütterung fühlbar, welche mit ihm alle Nachbargebiete durchzog, und weithin dröhnend ihre Wirkungen von Land zu Land erſtreckte. In Thüringen ſelbſt ſanken die mächtigſten Klöſter, Burgen, Schlöſſer und Edelhöfe dahin. Ueberall drängten ſich die Bevölkerungen zu ſtürmiſchen Haufen aneinander und empörten ſich gegen ihre Gutsherrſchaften und Ortsobrigkeiten, oder zerſtörten die Edelburg, von der ihnen bis jetzt Zwang und Noth des Lebens gekommen waren. Schaarenweis flüchteten ſich die vertriebenen Mönche, Nonnen und Rittergutsbeſitzer durch das Land, das nah und fern plötzlich einen ganz ver-

änderten Anblick gewonnen. Und von den Gehöften des Landes drang die Bewegung immer mächtiger vorwärts in die Städte, und ergriff selbst die Hauptstädte von Sachsen und Thüringen mit schlagender Gewalt. Auch viele hohe Herren vom Adel bekannten sich zu dem Münzerischen Bund, und ließen sich von Thomas Münzer christliche Freibriefe ausstellen, um an ihrer Person und ihrer Habe unbeschädigt zu bleiben, wie dies namentlich die thüringischen Herren Curth von Tütcherode, Heinrich Hack, Christoph von Allendorff, und Balthasar von Bendeleben gethan. Auch geht aus einem in diesen Tagen geschriebenen Briefe Münzer's an den Grafen Günther von Schwarzburg, welchen er darin als „Vorsteher der christlichen Gemeinde im Schwarzburger Lande" begrüßt, eine freundliche Annäherung zwischen diesem Fürsten und Münzer hervor.

Thomas Münzer hatte sein Lager zu Germar, nahe vor Mühlhausen, auf dem St. Nicolai-Kirchhof aufgeschlagen und führte von dort die meisten seiner Rundzüge in die Nachbarschaft aus. Namentlich unternahm er von Germar aus den Zug nach Schlotheim, wo das dort gelegene ansehnliche Jungfrauen-Kloster gestürmt und geplündert wurde, dann ward das Herrn Rudolph

von Hopfgarten zugehörige Standesſchloß belagert und niedergeriſſen, und endlich wälzte ſich der Zug weiter nach dem Kloſter Volkenrode, das, wie ſo viele andere, gänzlich zerſtört und aller ſeiner Schätze und Koſtbarkeiten beraubt wurde. Am Abend ward dann mit der reichen Beute nach dem Lager von Germar heimgekehrt, und in den Gezelten loderten die Feuer empor, um den ermüdeten Kriegern die Genüſſe der Mahlzeit zu bereiten. Eine fröhliche Nacht beſchloß dann die Abenteuer des Tages, aber oft ward ſie auch in andächtiger und erbaulicher Weiſe hingebracht, wozu Müntzer durch ſeine Abendpredigten die Gemüther mächtig befeuerte. Dann beſtieg er ſein ſchwarzes Roß, denn im Feldlager pflegte er zu Pferde zu predigen, und hoch emporgerichtet auf dem im wunderbaren Verſtändniß ſeines Reiters ſich darſtellenden Thier, ſprach er, während ihn die Schatten der Nacht umflirrten und das Glockengeläute von den umliegenden Dörfern dazu ertönte, zu ſeinen lagernden Schaaren die unwiderſtehlich wirkenden Worte. Häufig predigte er über die gewaltigſten und feuerflammendſten Stellen des alten Teſtaments, wie es ihm denn auch ſeine Gegner zum Vorwurf gemacht, daß er vorzugsweiſe im Geiſt und nach dem Wort des alten

Teſtaments gepredigt. Oft ſprach er jedoch auch in der letzten Zeit, und namentlich hier im Lager, frei über eigene Gedanken und Lehrſätze, die er aufgeſtellt, danach in dieſer Zeit zu wandeln und zu handeln.

So ſagte er heut, nachdem er ſich auf ſein Roß geſchwungen, und erſt im wildſauſenden Galopp an ſeinen Schaaren auf und niedergeritten war, dann in ihren Mitten ſtehen bleibend: Die Welt gehört dem Volke! hub er an. Was Gottes iſt, das iſt auch mein, denn er hat es mir gegeben. Ja, höre, Volk, Gott hat ſich nichts vorbehalten, ſondern Alles, was ſein iſt, hat er Dir gegeben, und das iſt Deine Seligkeit und Deine Freiheit! Dein iſt die Nacht, und darum kannſt Du in Gott Dich auf ihr betten, und kannſt ihr ſtill die Wange hinhalten, wenn ſie Dich mit Mond und Sternen umſtießt! Dein iſt der Tag, und darum kannſt Du in Gott Dich in ihm rühren, und kannſt ihm ſicher die Hand hinreichen, wenn die Sonne Dich zur Arbeit ruft, und an ihrem Licht ſich des Lebens That entzündet! Dein ſind Tag und Nacht, und Land und Leute, o Volk, das nenne ich mir eine Herrlichkeit und eine Allmacht! Ja, dies iſt eine Zeit, wo Gott die Allmacht des Volkes offenbar machen will, und wenn es jetzt

fällt, dann iſt es für immer aus ſeiner Hand gefallen! Aber es bewegt ſich ſchon an allen Ecken und Enden, um Gott Ehre zu machen, und es hat jetzt gezeigt, daß ihm Tag und Nacht, Land und Leute gehören! Wo Ihr auch hinblicken möget, es wogt und ſtürmt und kracht und donnert, und alle Dörfer und Städte erzittern, denn der Herr von Tag und Nacht, von Land und Leuten, das Volk, iſt aufgeſtanden in ſeinem Recht und in ſeinem Grimm! In den Grafſchaften Mansfeld, Stolberg, Schwarzburg und in den weimariſchen Landen ſind die Waſſer ſchon bis an des Ufers Rand geſchwollen, und werden immer höher und höher ſteigen, bis das Maaß dieſer Zeit getroffen iſt! Die Klöſter Ilefeld, Walkenrieth, Volkenrode, Ballenſtedt, Kelbra, Georgenthal, Ichtershauſen, Kaltenborn, Heusdorf, Oldisleben, Memleben, Rosleben, Tettenborn, Dondorf, Gerſtädt ſind ſchon in ihrer Sünden Schwere vor uns niedergeſunken, und haben das Verderben geſchmeckt. Und wie ein Donnerkeil iſt die Hand der Rache auf das Kloſter Reinhardsbrunn herabgefallen, und ſind es die wackern Bauern und Bürger von Waltershauſen und der dortigen Gegend geweſen, welche daſelbſt das große Amt der neuen Zeit mit furchtbarem Ernſt verrichtet!

Da haben Kloſter, Kirche und Gefängniſſe ihre Thüren öffnen müſſen, und die freie Bauernſchaar iſt eingezogen mit Sang und Klang und hat ſich als Freudenbringerin niedergelaſſen an der Stätte des finſtern und menſchenfeindlichen Glaubens. Dann aber mußte die Kirche ihre alte Schande in den rothen Flammen tilgen, und die Altäre mit ihren Götzenbildern ſtürzten zuſammen, die Bilder der gottverpfuſchenden Kunſt wurden in den Schutt getreten, die Orgeln, auf welchen ſo viel Lüge muſicirt hat, zerſchlagen, die Glocken, welche den Poſſendienſt eingeläutet, untauglich gemacht, und die ganze Trödelwirthſchaft der Heiligenknochen und des Reliquien-Handwerks aus ihren Kapſeln zerſtoben und in ihr Nichts aufgelöſt. Darauf mußte auch die große Bibliothek mit allen ihren Büchern und Schriften den Fürwitz der menſchlichen Wiſſenſchaft büßen, und das alte Erbtheil der Mutter Schlange, das mit aller Erkenntniß der Gelehrten doch nur die Unfreiheit des Volkes verfeſtigt und verknotet hat, ward unter den Händen der rächenden Bauern in ſein Stückwerk wieder zerriſſen, aus denen nach dem Apoſtel Paulus das menſchliche Wiſſen denn einmal beſteht! Manchen Muthwillen mögen ſie auch dort verübt haben, unſere Freunde, aber

keiner Frevelthat mag man ſie mit Recht zeihen während der ganzen vierzehn Tage, daß ſie dort aus hoher Machtvollkommenheit der Natur ihr großes Strafgericht über Pfaffenthum und Gelehrtenthum abgehalten! Und ſo unbezwinglich ſtanden ſie dort in der Herzenshärtigkeit ihrer Sache, daß die abgeſchickten Miethlinge des Herzogs Johann, und alle liſtigen Unterhandlungen, nichts an der Bauern Muth und Sinn brachen! Sodann denket an die Klöſter zu Erfurt, Nordhauſen, Eiſenach, Sangerhauſen, und an die Schlöſſer zu Ebleben, Schlotheim, Beſſingen, Almenhauſen, Seebach, Arnsberg, Sonneborn, Tonna! Ueberall iſt da der Zwang des Volkes getilgt und die Zuchtruthe den Ruthenmeiſtern ins eigene Geſicht hinein zerbrochen worden. Ueberall jagt die ſtürmiſche Windsbraut die zerſtreuten Blätter der alten Geſetze durch das Land umher, und aus den Archiven, Bibliotheken und Magiſtratsſtuben fliegen und ſtieben all die Sündenregiſter der Menſchheit wie Spreu durch die Lüfte! In den Städten aber, hört, wie es in den großen Städten ſchon nachgedröhnt und Alles durcheinandergewirbelt hat! Vor den Thoren von Erfurt ſind eilftauſend Bauern erſchienen, und haben angeklopft mit ſtarker Hand, daß

den Bringern der Freiheit aufgethan werden möchte! Und nachdem man ſie auf dieſen heilverſprechenden Gruß eingelaſſen, ſind ſie in großer Ordnung durch die Straßen der Stadt gezogen und haben ihr Strafgericht damit begonnen, daß ſie die Zollhäuſer und Gerichtsſtuben der churfürſtlich mainziſchen Regierung, als die Falſchmünzen des menſchlichen und göttlichen Rechts, niedergeriſſen. Dann ſtürzten ſie den Pfaffen alle ihre Götzenbilder und Heiligen um, und warfen den heiligen Martin, den Schutzpatron, vom Rathhaus und vom Brühler Thor herunter. Selbſt bis in die Ebenen von Leipzig iſt die Bewegung ſchon vorgedrungen, und ſobald die Bauern jener berühmten Stadt ſich nahen werden, werden ihnen auch dort die Thore aufgethan ſein! Denn den Bauern, den Kindern der Natur, welche jetzt das ganze Volk erlöſen ſollen, kann fortan Nichts mehr widerſtehen! Ihre Schaaren mehren ſich auch, wie ſich die Brodſtücke unter Chriſti Hand gemehret haben, daß es ein Wunder iſt ſie anzuſchauen! So mehren ſich die Bauern unter der Hand der Zeit, die ſie angerührt hat, und wer will es ſagen, wo ſie alle hergekommen ſind, dieſe vielen Tauſende, die man jetzt auf den Höhen und in den Thälern geſchaart und

gewaffnet erblickt! Nun ſieht man erſt, wie zahlreich das geheime Unglück der Menſchheit war, und wie es den Erdboden mit ſeinem Gewimmel überdeckt, nachdem es aus ſeinen Hölen gekrochen. Und ſo wimmelt es jetzt, wie in Schwaben und Franken, ſo auch in Heſſen und Braunſchweig, im Voigtlande und im ſächſiſchen Erzgebirge! Nach den Nachrichten, welche mir zugefertigt worden, lagern jetzt neuntauſend Bauern allein beim Kloſter Ilm, viertauſend bei Ichtershauſen, dreitauſend bei Roda und Lobeda, zweitauſend fünfhundert bei Neuſtadt und Pößneck, zweitauſend bei Saalfeld, viertauſend in der Gegend von Gera und Ronneburg, und bei Plauen im Voigtlande wohl gegen achttauſend! Bedenket dieſer Streiter furchtbare Anzahl, welche der Herr erweckt hat, zu ſtreiten für Menſchenrecht und Menſchenwürde in ſeinem Namen, und laſſet Euch das Herz danach hüpfen und ſpringen! Die Welt gehört dem Volke, und das Volk iſt aufgeſtanden, um ſein Gut in Beſitz zu nehmen. Schauet ihn jetzt an, den Herrn von Tag und Nacht, von Land und Leuten, ſchauet das Volk an, wie es allmächtig zum Leben ſich drängt, und wie um ſeine Häupter ſchon die wahre Krone des Daſeins funkelt, die Krone der Menſchen-

würde, die höher iſt denn jede andere Krone! Dieſer Krone trachtet denn auch Ihr nach, meine Freunde, damit Ihr zur Freiheit gefürſtet werdet durch das Wort Gottes, das auch in Euch zu Fleiſch und Blut geworden und darum zu Ehren und Freuden kommen ſoll auch in Euch! Die Herrlichkeit Gottes im Volke, und die Herrlichkeit des Volkes in Gott, das ſei nun für und für Euer Gebet und Euer Handeln! Und zu dieſes Lebens höchſtem Ziel ſtärke Euch die Nacht durch die ſüßen Körner des Schlummers, und der Tag durch das Licht ſeiner Sonnen! —

Damit beſchloß Thomas Müntzer ſeine heutige Rede, und ſpornte ſein Roß, das bis dahin ruhig wie ein ſteinernes Bild unter ihm dageſtanden, um noch eine Strecke für ſich allein in die Einſamkeit der Nacht hinauszureiten, während ſeine Schaaren in leiſem Gemurmel hinter ihm zurückblieben.

III.

In den ersten Maitagen dieses Jahres brach Thomas Müntzer mit den Seinigen nach Frankenhausen auf, um in dieser im Schwarzburgischen gelegenen Nachbarstadt und ihren günstigen Umgebungen einen Hauptvereinigungspunct seiner Streitmacht zu gründen, und daselbst die verschiedenen Bauernhaufen von nah und fern um sich zu sammeln. Pfeiffer war als Statthalter des Reichs in Mühlhausen zurückgeblieben.

Die Bürger von Frankenhausen, die durch den dort lebenden Prediger Gangolf, einen Freund und Anhänger Müntzer's, längst für diese Sache gewonnen waren, hatten den anstürmenden Schaaren bereitwillig die Thore geöffnet. Der erste Angriff richtete sich gegen das Cisterzienser-Nonnenkloster St. Georg, welches sich in der Stadt befand. Es ward, nachdem die frommen Schwestern sich bereits durch die Flucht gerettet hatten, genommen, und seiner Schätze und Vorräthe beraubt. Dann eroberte ein Theil der Mannschaften das Schloß

von Frankenhausen, das ſich nach geringen Verſuchen der Gegenwehr ergab, und mit einer ſtarken Beſatzung belegt wurde. Die übrigen Schaaren bemächtigten ſich unterdeſſen des Rathhauſes und ſämmtlicher Gerichtsſtuben, zernichteten Brief und Siegel der bisher gegoltenen Geſetze, und warfen alle Urkunden und Verſchreibungen, die ſie vorfanden, ins Feuer. Dann lagerte ſich der ganze Heereshaufen, der ſich auch die chriſtliche Verſammlung zu Frankenhauſen zu nennen begann, in und außer der Stadt, unter der oberſten Anführung Thomas Münzer's, in einer großen Ordnung und muſterhaften Haltung. Denn Münzer hatte jetzt angefangen, bei ſeinen Unternehmungen an einen geregelteren Plan zu denken, und war deshalb bemüht, ſein Bauernheer immer ſtrenger zu Gehorſam und Einheit zu zügeln. So hatte er auch ſelbſt in die entfernteren Klöſter und Schlöſſer, die von den Seinigen eingenommen worden, geordnete Beſatzungen verlegt, um zur Zeit der Entſcheidung von allen Seiten her ſeine Kräfte zuſammenſtoßen zu laſſen. Aber wenn er ſich mitten unter ſeinen Heldenentwürfen heiß werden fühlte nach der That, beſchlich ihn doch auch wieder der bange Gedanke, daß er nur ein armer Magiſter ſei, der das

Kriegshandwerk und die großen Weltkünste nicht erlernt. Dann bat er Gott inständigst, seinen Arm zu stählen, und ihn nicht zu Schanden werden zu lassen vor seinen Feinden.

Die christliche Versammlung zu Frankenhausen zeigte sich indeß nicht bloß thätig, ihre äußere Macht hier zu begründen, sie war auch schon mit neuen Gesetzeseinrichtungen beschäftigt, und hatte in dreizehn Artikeln eine Rechtsordnung ausgeschrieben, die, in mehrern Stücken mit den schwäbischen Bauernartikeln zusammentreffend, auch manche eigenthümlichen Bestimmungen enthielt. So sollten alle Aecker, Weinberge und Wiesen, welche der Geistlichkeit zugehört, wie überhaupt alle Kirchengüter, verkauft und dann einer gesetzlichen Schätzung unterworfen werden. Niemand sollte ferner mehr gehalten sein, Abgaben, Zehnten und Frohnen, wie überhaupt irgend eine weltliche und geistliche Dienstbarkeit, zu leisten, mit Ausnahme derjenigen, die vor zweihundert Jahren, von jetzt an gerechnet, schon im Gebrauch gewesen. Grafen und Edelleuten sollte man aber überhaupt nicht mehr verpflichtet sein, irgendwelche Dienste zu leisten. Die Teiche, die Viehweiden, die Wälder und die Jagden sollten Gemeingüter werden, und Jedem

verſtattet ſein, ſie ſo weit zu nutzen, als ihm nöthig ſei. Kein Bürger oder Bauer ſollte mehr wegen irgend eines Vergehens, es müßte denn ein Criminalverbrechen zum Grunde liegen, in Haft gebracht noch auf irgend eine Art mit Härte behandelt werden können, wie auch nur eine milde und menſchliche Strafe ſein Theil werden ſollte. Niemand ſollte auch in ſeinem eigenen Hauſe verhaftet werden können. Ein Senat, welchen die Bürgerſchaft erwählen, beſtätigen und abſetzen konnte, und in welchem Abgeordnete der Bürgerſchaft mit zu Rathe ſaßen, ſollte die Regierungsgeſchäfte verwalten.

Während man ſich zu Frankenhauſen ernſtlich und eifrig mit ſolchen Dingen beſchäftigte, und den Glauben an das Gelingen derſelben immer ſicherer und behaglicher walten ließ, um ſo mehr, da der Widerſtand der beſtehenden Mächte der Wirklichkeit noch immer zu zögern ſchien, war doch ſchon, in nicht weiter Ferne, der erſte Schlag geſchehen, um das aufgeführte Gebäude niederzuwerfen.

Eines Tages, es war am fünften des Mai, zeigte ſich von fern eine Staubwolke, welche ſich zu dem Lager von Frankenhauſen immer näher heranwälzte und das unvermuthete Anrücken eines Menſchenhaufens ver-

rieth, der ſich auch bald im kläglichſten Aufzuge, und eine Anzahl Verwundeter in ſeiner Mitte führend, einfand. Aus den Klageberichten dieſer Leute ergab ſich, daß dies ein Trupp der bei Oſterhauſen gelagerten Bauern war, welche ſich dort zuſammengerettet hatten, um ſpäter zu der Verſammlung in Frankenhauſen zu ſtoßen. Es war aber der raſche und unerſchrockene Graf Albrecht von Mansfeld, welcher es ſeiner Fürſtenehre zuwiderhielt, dieſen Unruhen länger unthätig zuzuſchauen, mit ſechszig Reitern auf Oſterhauſen losgegangen, hatte es umzingelt und an verſchiedenen Orten in Brand geſteckt. Von den Bauern, die ſich ihm anfangs unverzagt entgegengeſtellt, tödtete er gegen zweihundert, nahm auch Viele gefangen, und zerſprengte die Uebrigen in eine ſchmähliche Flucht. Die Kunde von dieſer Niederlage verbreitete einiges Schrecken im Lager des Bauernheeres, und Manche wurden ſichtlich wankend in ihrem Vertrauen.

In demſelben Augenblick traf auch die Nachricht von dem Hinſcheiden des Churfürſten Friedrich, der mitten unter den noch unerledigten Händeln der Zeit ſein edeles und gerechtes Leben zu Lochau geendet hatte, im Lager von Frankenhauſen ein, und theilte den Ge-

müthern noch eine beſondere Erſchütterung mit. Denn es gab Niemanden, welcher nicht für dieſen Fürſten, der in tiefer Bekümmerniß um die Leiden des Volkes geſtorben ſein ſollte, heimlich oder öffentlich ein Gefühl der Liebe, der Ehrfurcht und der Bewunderung gehabt hätte.

Thomas Münzer lag unter dem Schatten eines Baumes hingeſtreckt, und erging ſich im ſtillen Nachdenken über die heut eingelaufene Trauerkunde. Dann ſagte er zu einigen der Nächſtſtehenden, im wehmuthsvollen Ton: Seher, ich trauere über dieſen Fürſten, der nicht verhärtet war und nicht voll thieriſchen Ingrimms, wie die andern Fürſten es ſind! Wir haben ihm auch ſeine Churlande geſchont, ſoviel wir es nur vermochten, denn wir wußten, daß ihm die armen Leute am Herzen lagen, und daß er ſein Kriegsvolk verweigerte dieſem Herzog Georg, der in ſeiner unbedachten Wildheit gern alles Volk vertilgt hätte von Gottes Erdboden! Auch gönnte Friedrich, in der Weisheit ſeines Geiſtes, den Pfaffen und ihren Sündenneſtern gern, was der vom reinen Worte Gottes getriebene Bauer dagegen unternommen! Darum mahnte er zur Güte gegen den gemeinen Mann, und zu einer friedlichen Ausgleichung

ſeiner Beſchwerden. Ja, er war ein gütiger und milder Herr, und die Jugend wird an ſeinem Grabe weinen, und die Gerechtigkeit ihm ihre Palme auf ſeinen Hügel ſetzen. Gern wäre er geworden wie der geringſte ſeiner Unterthanen, ich weiß es, und ſchon das ſoll ihm angerechnet werden, und wir wollen ihn jetzt nicht tadeln, daß er nicht lieber den geringſten ſeiner Unterthanen ſich ſelber gleich gemacht! Denn aus Fürſtengedanken werden nicht ſo leicht Thaten, die Organiſation iſt nicht ſo glücklich, und es iſt da der ſteinichte Acker, in welchem nur ſchwer der Segen des Wachsthums aufgeht! Aber für uns, für das Volk, wird ſein Tod jetzt das Zeichen der That werden! Man wird nun losſchlagen auf unſere Häupter, und wir werden dieſen Schlägen antworten mit dem tauſendfachen Erzklang unſeres Muthes, von dem ſchon alle Lande dröhnen und zittern! Bereits hat der Mannsfeldiſche Graf ſeinen frechen Arm gegen uns erhoben, und iſt denn kein Anderer ihm dazu Rathgeber geweſen, als unſer trauter Bruder Sanftleben zu Wittenberg, ich meine Herrn Martin Luther, bei dem er durch ſeinen Kanzler geradezu hat anfragen laſſen, ob es wohl erlaubt ſein möchte, wider die Bauern das Schwert zu brauchen? Und man kann

ſich denken, wie Luther hier ſein ſalbungsvolles Amen! Amen! abgegeben hat. So hat er auch den nicht genug zu beklagenden Vergleich, welchen die Hegauer Bauern mit ihren Zwingherren abgeſchloſſen, abdrucken laſſen, und in einer Vor- und Nachrede ſeine wittenbergiſchen Rühreier darüber ausgegoſſen, daß nun auch unſer thüringiſcher Bauer ſich alle fünf Finger nach einem ſolchen Vertrag lecken ſoll! Aber das Volk in Thüringen, wie gut und lieb ſein Herz iſt, ſo ſtark iſt auch ſein Wille und ſein Hoffen, denn ſchon ſeit Jahrhunderten hat es in tiefer und ernſter Sehnſucht nach den höheren Offenbarungen gelebt. Und die Fürſten und großen Hanſen haben es ſich angelegen ſein laſſen, durch Auflagen und Bedrückungen den Geiſt des Volkes zu reizen, und dazu iſt die Geißel gut, daß ſie ſich dem Gottesverlangenden in das Fleiſch bohrt, um den Geiſt nicht ſtecken zu laſſen im Fleiſche, ſondern ihn daraus zu befreien! Und nun der Geiſt ſich in Thüringen aus dem Fleiſche zu befreien angefangen, ſollte er in den Lutheriſchen Schubſack, der ihm jetzt aufgehalten wird, wieder hineinkriechen? Er wird es nicht, er wird es nicht, denn der Geiſt flieht den Luther, und die Völker fordern ein neues Weltreich, das aus dem Geiſt

geboren! Du aber, Churfürſt Friedrich, der Du nach dem Frieden getrachtet haſt auf Erden, ſei dort oben ein Fürbitter für den Kampf, der über Deinem friſchen Grabe, nachdem Du kaum den Athem gelaſſen, ſich erheben wird! Du warſt ein Kindergeiſt, ein weiſer Kindergeiſt, und nun der Streit blutig beginnen ſoll, hat Dich der Herr verklärt und erhöht, wohin kein Waffenlärm der Zeiten Dir nachdringen wird! Unſer iſt es, zu begraben und zu ſtreiten. So laßt uns denn begraben und ſtreiten, ſtreiten und begraben! — —

So ſprach er, und begab ſich in ſein Gezelt, um die Nacht im Gebet hinzubringen.

Das Bauernheer bei Frankenhauſen wuchs aber faſt von Stunde zu Stunde in immer zahlreicheren Mannſchaften an. Man nannte die hier lagernden Schaaren auch die ſchwarzen Bauern, und die Furcht vor ihrer Schreckensherrſchaft erfüllte weit und breit die ganze Umgegend. Dieſe Furcht trieb auch viele Ortſchaften dazu, ſich zu der chriſtlichen Verſammlung in Frankenhauſen zu bekennen. Thomas Münzer aber begann mit immer größerer Gewalt zu regieren, und ſprach Recht über Tod und Leben auch in die Ferne hin. Der Stadt Sondershauſen ſchickte er einen be-

sonderen Vollmachtsbrief, ihre oberste Magistratsperson hinzurichten, weil dieselbe der neuen Zeit ungünstig war und gegen die Sache des Volkes gehandelt, auch durch Ehebruch sich in der öffentlichen Meinung befleckt hatte. Und alle Straßen und Wege, die nach Frankenhausen führten, waren beständig mit Menschenschaaren angefüllt, und Männer, Weiber und Kinder seufzten, weinten und frohlockten den Dingen, die da kommen sollten, entgegen.

IV.

Es war Graf Albrecht von Mansfeld ein rühriger und unternehmender, dabei im Grunde äußerst wohlgesinnter Herr. In religiösen Dingen dachte er frei, und hatte dem Aufschwung der neuen Lehre in seinem kleinen Lande nicht zu wehren gesucht. Dagegen war er mit der christlichen Freiheit, wie man sie jetzt auf die politischen Verhältnisse anwenden wollte, keineswegs einverstanden, noch weniger aber wünschte er, daß seine eigenen Unterthanen, mit denen er es väterlich im Sinne hatte, davon verlockt würden. Graf Albrecht war einer von den gebietenden deutschen Herren, welche ihre ganze Regierungskunst auf das Vertrauen stützen mögen, und deshalb lag ihm jetzt in so bedenklichen Zeiten Alles daran, das Vertrauen in seinem Lande zu befestigen und wiederherzustellen. So hatte er sich sein Roß satteln lassen, und war, in Begleitung weniger Diener, selbst auf den Harz hinaufgeritten, um mit den Bergleuten freundlich zu reden,

und dem Volke zu ſagen, daß ſie das Band des Vertrauens zwiſchen ihm und ſeinen Unterthanen nicht zerreißen möchten. Den Harzbauern war auch angſt und bange geworden in ihrem Sinn, und ſie betheuerten mit Hand und Mund, daß ſie es am Vertrauen zu ihrem Landesherrn nimmer fehlen laſſen wollten.

So ritt der Graf auch überall auf dem Lande umher, mahnte zur Ruhe und Treue, und gelobte ſelber, als ein chriſtlicher und väterlicher Regent dazuſtehen, wenn man nur nicht etwas von ihm verlangte, was ſeinen vieljährigen Erfahrungen und Anſichten zuwiderlaufe und was doch keine Macht der Erde ihm abtrotzen ſolle, wie er denn auch ſchon bei Oſterhauſen gezeigt hatte, daß er darein zu ſchlagen verſtehe. Auch zu Vergleichspuncten zeigte er ſich in ſeinem milden Sinn erbötig, und hatte jezt namentlich denjenigen ſeiner Unterthanen, welche ſich im Bauernlager zu Frankenhauſen befanden, wie überhaupt den dort ſtehenden Bauern ſolche Unterhandlungen angeboten, die zu einem gütlichen Vertrag und zu einer Rückkehr in die alten geſetzlichen Verhältniſſe bewegen könnten. Die chriſtliche Verſammlung zu Frankenhauſen war auch in einem Schreiben, worin ſie den Grafen als chriſtlichen Ver-

ſieber in Manſfeld begrüßte und ihn einen freundlichen Bruder in Chriſte nannte, darauf eingegangen, und hatte ihm, bei Zuſicherung eines freien und ſicheren Geleites durch Brief und Siegel, die Brücke zu Martinsried beſtimmt, wo er Freitags nach Jubilate um zwölf Uhr, mit dem ihm zugeſtandenen Geleit von dreißig Pferden, zu einer Unterredung beſchieden ſein ſollte. Aber Graf Albrecht ward durch andere Geſchäfte verhindert, dieſen ihm anberaumten Tag der Zuſammenkunft anzunehmen, und ſchlug vor, die begehrte Unterredung auf einen ſpäteren Tag, nämlich den vierzehnten des Mai, welches der Sonntag Cantate war, zu verlegen.

Jetzt aber bemühte ſich Thomas Münzer, dies Vorhaben, von welchem er erſt nach geſchehenem Einverſtändniß Kunde erlangt zu haben ſcheint, nachdrücklichſt zu hintertreiben. Daß dieſe Unterhandlungen hinter ſeinem Rücken hatten geführt werden können, mochte ihm zu ſeiner Bekümmerniß beweiſen, daß es in ſeinem Feldlager um ihn her noch viele ſchwankende Gemüther gab, und daß der Schrecken, welcher einen großen Theil ſeiner Leute zuſammenhielt, ſie auch wieder auseinandertreiben konnte. Er verſammelte daher die Schaaren

um ſich, und ſuchte ihnen das Beginnen des Grafen Albrecht als ein verrätheriſches und trügeriſches vorzuſtellen, das nur die Abſicht gehabt, ſie in einen falſchen Vergleich zu locken und ins Verderben zu ſtürzen. Nur weil er ſich unlautern Herzens gefühlt, und ihm inzwiſchen der Muth gebrochen ſei, wäre er vor der Brücke zu Martinsried am Freitage nicht erſchienen. Daß ihn andere Geſchäfte hätten abhalten können, wäre doch nur eine faule Ausrede geweſen. Denn in einer Zeit, wie jetzt, gäbe es für einen Landesherren keine wichtigeren Geſchäfte, als ſich mit ſeinen Unterthanen vernünftig zu vergleichen. Die Volksgeſchäfte, das ſeien die wahren Geſchäfte der Zeit! Wer jetzt noch andere Geſchäfte habe neben den Volksgeſchäften, der werde überhaupt ſchlechte Geſchäfte machen. So redete Thomas Münzer zu den Seinigen, und verlangte, daß ſie den Grafen gar keiner Antwort ferner würdigen ſollten. Er ſelbſt wolle an ihrer Statt ihm einen Brief zufertigen, welcher dem Grafen für immer die Luſt nehmen ſolle, die freien Streiter Gottes, die ſich zu ihrem ernſten Werk hier geſchaart und gelagert hätten, zu berücken. Dann, indem Keiner ihm zu widerſprechen wagte, begab er ſich in ſein Gezelt, und ſchrieb dort in

ſeinem Zorneseifer einen Brief, welchen er mit der Aufſchrift: „Bruder Albrechten von Mansfeld zur Bekehrung geſchrieben“ bezeichnete, und ihm die Stelle aus den Römerbriefen: „Furcht und Zittern ſei einem Jeden, der Uebeles thut,“ vorſetzte. Dieſer Brief floß über von Wildheit und Ungeſtüm, und enthielt vornehmlich eine Anwendung mehrerer Bibelſtellen auf den Grafen, darunter die heftigſten die aus dem Propheten Ezechiel und der Offenbarung waren, „wie Gott alle Vögel des Himmels fordert, daß ſie ſollen freſſen das Fleiſch der Fürſten, und die unvernünftigen Thiere ſollen ſaufen das Blut der großen Hanſen.“

Die Sprache dieſes im Feldlager verleſenen und darauf abgeſandten Briefes verbreitete Entſetzen bei Allen, welche ſie vernahmen, und beſtärkte die Schwankenden von Neuem zu unerſchütterlichem Feſthalten an dieſem Werk.

Und noch an dem nämlichen Tage ſchrieb Münzer, fortgeriſſen von dem Gedanken, daß er den Großen und Vornehmen jetzt die Furchtbarkeit des gekommenen Augenblicks vergegenwärtigen müſſe, einen zweiten, noch viel tobenderen Brief, welcher an den Grafen Ernſt zu Mansfeld, der zu Heldrungen ſeine Reſidenz hatte,

einen durch ſeine ſtrenge päpſtliche Geſinnung wie durch Verfolgung der evangeliſchen Lehre bekannten Herrn, gerichtet war. Auch ihn redete er Bruder Ernſt an, und lud ihn vor, ſich zur Verantwortung zu ſtellen, indem er ſich auf die Gewalt berief, die er vom lebendigen Gott erhalten haben wolle, ihn von ſeinem Stuhl zu ſtoßen.

Das Bauernheer zu Frankenhauſen gewann auch von Tag zu Tag ein ſtreithafteres Anſehen, und nirgend wollte ſich noch ein Gegner zeigen, der ihm mit Uebermacht die Stirn zu bieten vermocht hätte. Nach dem zwar gelungenen, aber doch folgenloſen Ueberfall des Grafen Albrecht von Mansfeld bei Oſterhauſen, hatte die Fürſtengewalt, die hier den Bauern gegenüber ſo auffallend zögerte, nicht wieder ein mannhaftes Zeichen von ſich gegeben. Vielmehr ſchien, je lauter die Bauern lärmten und tobten, Alles um ſo ſtiller ringsher im Lande zu werden, und die Throne, die ſo lange ſtumm blieben, ließen keinen Widerhall von dieſem Volkstreiben vernehmen. Der ſoeben zur alleinigen Uebernahme der Regierung gelangte Churfürſt Johann, welcher ſeinem Bruder Friedrich in einem ſo bedenklichen Zeitpunct gefolgt war, ſchien mit großem

Bedacht an die Unterdrückung des Bauernſtandes ſich zu begeben, obwohl er dieſelbe gewiß ſogleich als eine ſeiner ernſtlichſten und ſchwerſten Sorgen erkannte. Auch war er ſchon achtundfunfzig Jahre alt, und das Blut rollte nicht mehr ſo heiß in ſeinen Adern, daß er mit Ungeſtüm ſich hätte in dieſen Kampf einlaſſen ſollen. Sonſt hatte man alle Urſache, die Tapferkeit ſeines Arms zu ſchätzen, denn er war in ſeiner Jugend des ritterlichen Kaiſers Maximilian Waffengefährte in mehreren Feldzügen geweſen, und hatte in Ungarn eigene Thaten ruhmreich vollbracht. Auch war er, wie ſein Bruder Friedrich, der ebenfalls am Hofe jenes großen Kaiſers die Jugend verlebt hatte, aus dieſer Schule mit einer edeln und geiſtig umfaſſenden Anſicht der Staaten- und Völkerverhältniſſe hervorgegangen. Hatte Friedrich, in ſeinem Sterbezimmer zu Lochau, zu den ihn umgebenden Dienern geſagt: „lieben Kindlein, habe ich Einen von Euch beleidigt, ſo bitte ich ihn, mir es um Gottes willen zu vergeben: wir Fürſten thun den armen Leuten Mancherlei, das nicht taugt!“ — ſo war auch der redliche Johann nicht minder von ähnlichen Gedanken bei ſeinem Regierungsantritt erfüllt. So hatte er zum Doctor Luther geſagt: „Gott hat mich zu

einem großen Fürſten gemacht, und mir eine ſtattliche Ritterſchaft untergeordnet, ſodaß ich im Stande bin, einige hundert Pferde ſatteln zu laſſen; iſt es aber Gottes Wille, daß ich nicht ferner in dieſem Zuſtande bleiben ſoll, ſo werde ich mich Dem willig, und ohne zu murren, unterwerfen, und ich will, wenn es ihm ſo gefällig iſt, eben ſo gern nur mit acht oder vier Pferden reiten."

Eine ſo beſcheidene, dabei in ſittlicher Hoheit und tüchtiger Thatkraft begründete Geſinnung iſt ſächſiſchen Regenten immer vorzugsweiſe eigen geweſen, ſie war es beſonders auch dem neuen Churfürſten, welcher die in ihrer Empörung auf Menſchenrecht und Gotteswort ſich berufenden Bauern als ſeine erſten Regierungsſorgen vorfand. Noch klangen ihm die Ermahnungen ſeines ſterbenden Bruders in den Ohren, welcher ihn gebeten, nimmer allzu hart in der Bauernſache zu verfahren. Sein eigenes Herz forderte ihn dazu auf, doch verbot ihm auch wieder die ſtrenge Anſicht, die er von einer durch Gott eingeſetzten Ordnung der Stände und von einem gottesfürchtigen und gehorſamen Wandel des Volks innerhalb der ihm beſchiedenen Gränzen hatte, jede Nachgiebigkeit gegen den Alles aus den Fugen be-

benden Aufſtand. Er ſelbſt war gegen ſich ſo ſtreng, daß er ſich herausnehmen zu können glaubte, ſtreng auch gegen die Andern zu ſein. Sechs Stunden las er oft täglich in der Bibel, ſchrieb ſich eigenhändig die Predigten nach, die am meiſten ſein Herz bewegten, und ließ es auch an ſolchen beſchwerlichen Andachtsübungen nicht fehlen, welche dem irdiſchen Leibe hart zuſetzen mußten, damit er erfahre, wie der gläubigen und mit Gott ſich zuſammenſchließenden Seele allein die Oberhand gebühre. Friedrich der Weiſe hatte die lutheriſche Reformation unter ſeinem Volke walten laſſen, ſoviel ſie nur aus ſich ſelbſt heraus und durch ihre innere Kraft vermochte, und eine ſtaatsöffentliche Einführung derſelben ließ er gerade nur um deswillen fehlen, weil dies unheilvolle Verwickelungen mit Kaiſer und Reich hervorgebracht hätte, welche für die neue Glaubensfreiheit nur verderbend ausgefallen ſein würden. Luther verſtand dieſen weiſen Sinn ſeines Fürſten und handelte, obwohl ohne alle perſönliche Verabredung, gänzlich im Einvernehmen mit demſelben, indem er als ein kluger und vorſichtiger Steuermann das Schiff lenkte, welchem Friedrich heimlich in ſeinem Herzen, aber darum nicht minder ſicher den Freibrief ertheilt hatte. Beide

Männer waren in der Vorsicht, ihr Werk zweckentsprechend und zeitgemäß durchzusetzen, so weit gegangen, daß sie selbst ihr persönliches Verhältniß darüber zurückgestellt und sich vor den Augen der Welt jeder vertraulicheren Annäherung enthalten hatten, bis in seinen letzten Lebensaugenblicken der Fürst, gedankenschwer die zerrüttete Welt hinter sich lassend, und noch einmal bänglich auch des Bauernaufruhrs gedenkend, Verlangen nach Luther's Persen geäußert hatte. Da war rasch nach Luther geschickt worden, der sich noch unterwegs befunden auf jener Rundreise zur Beruhigung des Volkes, auf der wir ihn eine Strecke Weges bis Erfurt begleitet haben. Aber nicht so eilig hatte er damals zurückreisen können, um den herrlichen Fürsten nicht schon verblichen zu finden. —

Churfürst Johann würde sich vielleicht noch länger mit seinen Zurüstungen gegen die Bauern bedacht haben, wenn nicht in diesem Augenblick ein junger Held auf dem Schauplatz sich gezeigt hätte, der mit Begierde diese Gelegenheit zu ergreifen schien, um raschen Muth und glänzende Thatkraft zu erproben. Es war dies der junge Landgraf Philipp von Hessen, der mit seinen Mannschaften plötzlich über die Berge Thüringens her-

abgeeilt kam, um den Krieg, den er im eigenen Lande gegen ſeine aufrühreriſchen Bauerngemeinden bereits ſiegreich und gewaltig geführt, nun in einem entſcheidenden Angriff auf die Verſammlung zu Frankenhauſen gründlich zu Ende zu bringen. Ohne daß zwiſchen ihm und den ſächſiſchen Fürſten beſtimmte Verabredungen getroffen zu ſein ſchienen, war er mit ſeinen Schaaren herangekommen, und hatte dieſe Sache keck wie ein Kriegesabenteuer ergriffen, das ſeiner großen Luſt, ſich auszuzeichnen und Thaten zu verrichten, Spielraum gönnen ſollte. Doch hatte er auch die ernſte und gewichtige Seite ſeines Unternehmens erkannt, und wohl eingeſehen, daß bei ſeinen eigenen Unterthanen die Ruhe nicht dauernd wiederhergeſtellt werden könne, wenn er nicht gegen die Wurzel der ganzen Volksbewegung, gegen Thomas Münzer und ſein Feldlager bei Frankenhauſen, den letzten und größten Schlag verſuchte. Dieſer Fürſtenjüngling, der eine glanzvolle Perſönlichkeit mit munterer Laune und gewandtem Benehmen vereinigte, ſchien auch dem Kriegeshandwerk mit beſonderem Eifer und Geſchick ſich hinzugeben. Schon in ſeinen Landen hatte die Unterdrückung des Bauernaufſtandes bedeutende Anſtrengungen nöthig gemacht, und

er hatte, in Verein mit dem Herzog Heinrich von Braunſchweig und den Biſchöfen zu Osnabrück und Münſter, ſchon drei verſchiedene Bauernheere in Heſſen und Franken durch die Gewalt der Waffen bezwungen. Gegen Ende Aprils war er ſchon mit ſeinen Rittern und Knechten aufgebrochen, um dem Abt von Hersfeld zu Hülfe zu ziehn. Dieſer ehrwürdige Mann war von ſeinen Bauern hart in die Enge getrieben, und ein mächtiger Bauernſchwarm hatte ſich in die Stadt Hersfeld geworfen, wo die Bürger ihn ruhig gewähren ließen. Ein anderes Bauernheer, ſechstauſend Mann ſtark, war auf Fulda losgegangen, und hatte, ebenfalls mit Unterſtützung der dortigen Bürger, Stadt und Abtei in ſeinen Beſitz genommen, ſodaß der Abt Johann von Henneberg ſich durch die Flucht zum jungen Landgrafen Philipp hatte retten müſſen. Des Abts kleiner Bruder Poppo aber war hinter die großen Weinfäſſer der Abtei gerannt, und hatte dort, von einem treuen Kellner geborgen, der Bauernwuth ſein junges Leben entzogen. Landgraf Philipp aber wetterte jetzt im Sturmesdrang daher, und ſchwang in ſeiner Hand die leuchtenden Geſchoſſe des Krieges, daß Alles auf ſeinen Pfaden zu weichen und auseinanderzuſtieben begann. So war

ſchon, als er in die Nähe von Hersfeld gekommen, und einen Abgeordneten mit vierzig Pferden voraus entſendet hatte, das auf viertauſend Mann ſich belaufende feindliche Heer ohne Schwertſtreich auseinandergegangen. Dann wandte er ſich über Vaſtorf nach Fulda, um dieſe Stadt den Händen der Bauern zu entreißen, die ſich jezt auf dem Frauenberg ihm in einer drohenden Schlachtordnung gegenüberſtellten. Es waren ſechstauſend Mann, gegen welche der junge kampfentbrannte Feldherr mit ſeinen an Zahl bei weitem unterlegenen Schaaren nun ſo allmächtig losrückte, daß die armen Bauern, ungewohnt des regelmäßigen Krieges, und verzagend an ihrer Sache, die nur ein Gedanke war, bei ſeinem Anblick ſchon ihre Reihen auflöſten und in Schrecken das Feld räumten. Vergnügt ſah Herr Philipp ſie zerſtieben, und befahl darauf ſeinen Kanonieren, die Feldſtücke gegen die Stadt zu richten, und die Fußvölker wurden zum Sturmlaufen angeführt. Aber noch war kaum von der Lunte gehauen, und noch hatten die Fußvölker nicht Sturm gelaufen, als ſchon die Thore der Stadt Fulda ſich öffneten, und ein langer Zug von Bürgern ſich reumüthig und gnadeflehend herausbewegte. Philipp verzieh den fußfällig Bitten-

den, und ſeine Mannen ſtimmten ein herzhaftes Siegeslied beim Einzug durch die Straßen von Fulda an. Zur weiteren Feier des Einzuges ließ Philipp die Anführer des Aufſtandes, deren man habhaft geworden, hinrichten, und dreihundert Gefangene durch Lanzenſtiche tödten. Ein anderer Schreiber der hennebergiſchen Dinge erzählt auch, daß mehrere hundert Gefangene in den trockenen Schloßgraben getrieben wurden, wo man ſie des Hungertodes ſterben ließ. Denn Landgraf Philipp wußte wohl, daß ihm die Geſchichte ſpäter einmal den Beinamen des Großmüthigen zulegen würde. Auch mußte er als junger Held bei Zeiten darauf denken, ſeine Bahnen mit Blut zu bezeichnen, damit von ſeinen Unternehmungen ein Schrecken ausliefe in die Ferne und ihm die Wege bereite.

So waren ſchon im Entſetzen die Bauernhaufen davongelaufen, welche ſich in den Bergen und Waldestiefen Schmalkaldens gelagert, und die den Grafen Hermann zu Henneberg gezwungen hatten, die zwölf Artikel der Bauernſchaft anzunehmen. Dieſe Schaar war achttauſend Mann ſtark geweſen und hatte ſich zuerſt bei Bach unterhalb des Thüringer Waldes geſammelt. Salzungen, das Kloſter Breitungen und zuletzt

Schmalkalden war von ihnen erobert worden, und da sie sich nicht mit den oberfränkischen Bauern, wie sie gewünscht, hatten vereinigen können, waren sie auf Eisenach losgegangen, dessen Eroberung ihnen aber fehlschlug. Vielmehr nahmen die Eisenacher neun ihrer Anführer gefangen und ließen sie köpfen. Landgraf Philipp war diesem Haufen von Fulda aus bis Eisenach fortwährend auf den Fersen geblieben. —

Er hatte sich mit seinem Heer über Eisenach nach Thüringen in Bewegung gesetzt, und war am vierzehnten Mai, mit dreizehn hundert Reitern und dreitausend fünfhundert Mann Fußvolk, urplötzlich wie ein junger Kriegsgott in der Nähe von Frankenhausen und Mühlhausen erschienen. Mit ihm waren die beiden Herzöge von Braunschweig, Heinrich und Philipp, zu denen dreihundert Reiter gehörten. Auch Herzog Otto von Lüneburg befand sich in seinem Gefolge, mit zweihundert und funfzig Reitern. Diese Streitmacht stellte sich jetzt im Angesicht von Thomas Müntzer's Heeresschaaren zum Kampfe herausfordernd auf.

V.

Thomas Müntzer hatte mit seinen Schaaren auf der bei Frankenhausen gelegenen Anhöhe, welche noch heut der Schlachtberg genannt wird, eine feste und gewaltige Stellung eingenommen. Diese Höhe beherrschte die ganze lange Ebene, welche sich vor dem Bauernlager hin ausbreitete, und bot deshalb außerordentliche Vortheile dar, die nicht so leicht streitig gemacht werden konnten. Dazu hatten die Bauern dies ihr Hauptlager mit einer starken Wagenburg verschanzt, und ringsher Gräben aufgeworfen, die ihre Stellung noch unüberwindlicher zu machen schienen. Die Stärke der hier lagernden Bauernschaaren durfte auf sieben bis achttausend Mann angeschlagen werden, und dazu war noch die Besatzung von Mühlhausen nicht gerechnet, die bereit stand, im Drange der Schlacht zu den Frankenhäusern zu stoßen. Sodann zählte Müntzer noch auf die klettenbergischen und schartfeldischen Bauern, die, zusammen gegen achthundert Mann, in das Kloster

Walkenried gelegt waren, aber auffallender Weiſe noch immer nicht im Lager von Frankenhauſen eintrafen, das ſie ſchon jetzt hatten verſtärken ſollen.

Es war am funfzehnten Mai in der Frühe, nachdem eben ein ſtarker Regen gefallen und der Himmel aus dunkelen Wolkenmaſſen ſich wieder in ein heiteres Tageslicht zu klären begonnen, als die Fürſten ihre vereinigten heſſiſchen und braunſchweigiſchen Truppen in geordneten Schlachtreihen vorrücken ließen. Mächtig erſcholl das Pferdegetrappel der Reiter aus der Ferne her, und die aufblitzende Sonne ließ die ſchönen und reichen Waffen der Fußvölker noch furchtbarer in den Augen der Bauern erſchimmern. Bei den erſten Schwenkungen, welche jetzt dieſe Mannſchaften über die Ebene hin unternahmen, entſank vielen Bauern in Thomas Münzer's Lager das Herz, und er fühlte mit Schaudern, daß ein ſeltſamer Geiſt des Verzagens ſeine Schaaren anwandele. Dieſe Leute hatten beim Anblick eines geordneten Heeres, und im Angeſicht der wohlverſehenen Geſchütze, die der Landgraf Philipp von Heſſen bereits auf ſie richten ließ, ſich der Bangigkeit nicht zu enthalten vermocht, und das Gefühl ihrer eigenen Unbehülflichkeit und Wehrloſigkeit hatte ſie überſchlichen.

Unvermerklich erfüllte sich ihr Gemüth mit Schreck und Bewunderung vor der wohlbestellten Streitmacht der anrückenden Fürsten, und es fiel ihnen wieder auf's Herz, was sie in den letzten Monden hatten vergessen wollen, daß sie doch nur arme Leute seien, und bleiben würden! Es fiel ihnen wie Schuppen von den Augen, und sie entsetzten sich, daß sie geglaubt hatten, Gott könne der Armuth den Sieg verleihen, wogegen sie nun meinten, es liege am Tage, daß er einzig und allein die Fürsten und Großen zur Herrlichkeit dieser Welt ausersehen, und ihnen die unbezwinglichen Waffen zu Handen gestellt. Vielen rollten die Thränen über das Gesicht, Andere stürzten rathlos und seufzend durch das Lager, und die ungeheuere Masse schwankte düster und unheimlich durcheinander.

Die eigene kriegerische Ausrüstung der Bauern war auch zu mangelhaft bestellt. Nur mit sieben Stücken Geschützes war Münzer von Mühlhausen nach Frankenhausen ausgezogen, und wenn ihm auch seitdem noch einige Kanonen zugeführt worden, so fehlte es doch sogar an hinlänglichem Pulverbedarf. An eine irgend kunstgerechte Einübung der Bauern zu regelmäßigen Truppen hatte noch nicht gedacht werden können. In

Gedanken, Träumen und Geſichten hatte die chriſtliche Verſammlung zu Frankenhauſen unter freiem Himmel da geeſſen und auf die Zukunft und des Lebens neue Genüſſe unter Gottes Beiſtand gehofft. Die Bauern hatten geglaubt, daß Gott ihnen helfen würde. Jetzt aber, wo ſie der Fürſten, und ihrer mächtigen Truppen anſichtig wurden, und das klingende Spiel und die ſcharfen Trompetenſtöße der gegen ſie losgehenden Schaaren vernahmen, wo ihre Blicke auf die geladenen Geſchütze fielen, die eben ihre Donner auf ſie herverſchmettern wollten, jetzt meinten ſie nicht mehr, daß Gott ihnen helfen würde. Alle ſchrieen, daß Gott nur den Fürſten helfen werde, denn das ſei eine alte Sache, und ausgemacht. Mehrere kamen auf den Gedanken, daß man auf der Stelle an die Fürſten ſchreiben ſolle.

Schon war einer der angeſehenſten Stimmführer gewählt worden dieſen Brief zu ſchreiben, der nun durch Zurufen aller Bauern, indem Jeder das Seinige dazu gab, ſchleunigſt abgefaßt wurde. Münzer konnte es nicht hindern, und zog ſich erbleichend in ſein Gezelt zurück.

Zu Anfang des Briefes ſetzet: Wir bekennen Jeſum Chriſtum' rief ein Bauer, denn das iſt einzig und

allein unſer Feldzug, daß wir den wahren Chriſtum haben bekennen wollen!

Ferner ſetzet, daß wir nicht hier ſeien, Jemanden Leid zu thun, ſondern von wegen göttlicher Gerechtigkeit, die zu erhalten! rief ein Anderer.

Schreibet, ſchreibet bloß von wegen göttlicher Gerechtigkeit! riefen Alle wirr durcheinander.

Ja, und daß wir auch nicht hier ſeien, Blut zu vergießen! ſetzten wieder Andere hinzu.

Und daß, wenn die Fürſten auch deſſen geſinnt wären, wir ihnen auch nichts thun wollten! ſchrieen andere Bauern.

Ja, das ſchreibet, das ſchreibet! rief nun beſtätigend der ganze Haufe, indem ihr Frohlocken ſich mit der Wehklage miſchte.

So ward denn folgender in ſeiner Einfalt Alles ſagender Brief zuſammengeſetzt, und durch zwei Herolde an den Herrn Landgrafen Philipp von Heſſen entſendet:

Wir bekennen Jeſum Chriſtum!

Wir ſind nicht hier, Jemand was zu thun (Johannis am andern), ſondern von wegen göttlicher Gerechtigkeit, die zu erhalten. Wir ſind auch nicht hier von

wegen Blutvergießung. Wollt Ihr das auch thun, ſo wollen wir Euch auch nichts thun. Darnach habe ſich ein Jeder zu halten. —

Mit lächelnder Miene nahm Landgraf Philipp dies einfache Schreiben entgegen, und ließ es im Rath der Heerführer verleſen, indem er ſelbſt wohlwollend dazu mit dem Kopfe nickte. Man muß dieſen guten Leuten recht herablaſſend antworten! ſagte er dann mit einem beſonders großmüthigen Ausdruck ſeines feinen Geſichts. Dieſer Meinung war auch Graf Albrecht von Mannsfelt, der ſich ebenfalls im Zuge befand, und ſich beſonders lebhaft dahin ausſprach, die armen Bauern, die er verführte Kinder nannte, zu ſchonen, ſodaß endlich auch Herzog Heinrich von Braunſchweig, der ſich zuerſt gegen jede glimpfliche Unterhandlung mit den Aufrührern erklärt hatte, für die mildere Maßregel gewonnen wurde. Ja, er übernahm es nun ſelbſt, das Antwortſchreiben an die Bauern abzufaſſen, welches folgendermaßen lautete:

Den Brüdern von Frankenhauſen zu Handen.

Weil Ihr die Untugend und verführeriſche Lehre Gurts Fälſchers des Evangeliums angenommen, und

Euch deshalb vielfältig wider unſern Erlöſer Jeſum Chriſtum mit Mord, Brand und mancherlei Mißhandlung Gottes und ſonderlich wider das heilige hochwürdige Sacrament und mit anderer Läſterung unchriſtlich und ungehorſamlich bezeigt habt, darum ſind wir, als diejenigen, denen von Gott das Schwert befohlen iſt, hier verſammelt, Euch darum als die Läſterer Gottes zu ſtrafen. Aber nichts deſtoweniger haben wir aus chriſtlicher Liebe und ſonderlich weil wir dafür halten, daß mancher arme Mann unter Euch tödtlich dazu verführt worden, bei uns beſchloſſen: Wo Ihr uns den falſchen Propheten Thomas Münzer, ſammt ſeinem Anhang, lebendig heraus überantwortet und Ihr Euch ſelber in unſere Gnade und Ungnade ergebet, ſo wollen wir Euch alsdann dermaßen annehmen, und uns dermaßen gegen Euch erzeigen, daß Ihr demnach nach Gelegenheit der Sachen unſere Gnade befinden ſollt. Begehren des Eure eilende Antwort. —

Dieſer Brief ward im Rathe des Fürſtenheeres allgemein gutgeheißen, und Landgraf Philipp rieth beſonders die Aufſchrift: Den Brüdern von Frankenhauſen, in ihrer Herablaſſung als ſehr zweckdienlich und klug gewählt. Dabei ſpielte ein feiner und

bedeutſam ſein ſollender Zug um ſeine Mundwinkel, denn der junge einundzwanzigjährige Landgraf, wenn auch das Heldenthum ſeine vorzüglichſte Leidenſchaft war, liebte es doch auch, ſich zuweilen einen ſtaatklugen Anſtrich zu geben und dabei beſonders ſpitzfindig oder geheimnißvoll, je nach den Umſtänden, auszuſehen.

Dießmal mehr ſpitzfindig, ſagte er: Man muß dem Zeitgeiſt immer vorübergehend einige Zugeſtändniſſe machen, es iſt nicht anders! So nenne man dieſe Bauern Brüder, was ſchadet es uns? Jetzt iſt immerhin ein bedenklicher Zeitpunct, wo man die Redensarten eben nicht zu ſparen braucht. Niemand wird doch ſo unverſchämt ſein, ſich ihrer zur Unzeit erinnern zu wollen. Solche Redensarten kommen und gehen, dafür macht man Geſchichte. Hat man nicht heut den Schnupfen, und iſt morgen wieder geſund? —

Darauf ward das Antwortſchreiben an die Brüder von Frankenhauſen durch drei dazu erwählte Edelleute, den Grafen Wolfgang von Stolberg, Caspar von Rüxleben und den jungen Mayern von Gehofen, in das Lager der Bauern überbracht. Nach dem öffentlichen Verleſen deſſelben herrſchte eine Todesſtille in der ganzen chriſtlichen Verſammlung von Frankenhauſen, und

Niemand wagte den Herren, die auf der Stelle eines Beſcheides harrten, auch nur ein Wort der Erwiederung zuzurufen.

Da trat Thomas Münzer langſam aus ſeinem Zelt hervor, und ſtellte ſich mitten unter die bangenden und zweifelnden Schaaren hin. Hier bin ich, ſagte er, und das iſt mein Kopf, ſehet ihn Euch wohl an, um welchen dieſe großen Herren und Gebieter ſolche Sorge tragen und ſolches Gelüſten! Wenn er Euch zu Schaden iſt, dieſer arme Kopf, ſo bin ich es gern zufrieden, daß Ihr ihn überantwortet! Ich bin ja nur Euer Diener, und habe in Euch dem göttlichen Wort gedient, das im Volke eine That werden wollte! Wollet Ihr aber die That nicht, ſo verjaget Euch auch ihren Diener, der ich war im Schweiß meines Angeſichts, und ſeufzend unter den ſcharfen Dornen des Geiſtes, der mich an dies Werk getrieben!

Kaum aber hatte Münzer dieſe Worte geendet, als ſich ein unendliches Getümmel im Lager erhob, und eine Bewegung ſich kund gab, welche die Erſchütterung aller Gemüther in einem donnernden Ausbruch von tauſend und abertauſend Stimmen an den Tag legte. Nein! Nein! rief es von allen Seiten. Wir wollen im

Tod und Leben bei einander bleiben! Laßt uns bei einander bleiben! Frisch dran und drauf, dran und drauf, gestochen und geschlagen, auf die Fürsten und Knechte los, daß Keiner entrinne!

Lange dröhnten noch die Luftschwingungen die gewaltigen Rufe nach, die nimmer enden wollten, und in ihrem eigenen Wiederhall lange nicht ersterben zu können schienen. Viele lagen zu Münzer's Füßen umher und weinten und schluchzten, während Andere jubelnd und tanzend ihre Mützen in die Luft warfen, oder wild mit ihren Hellebarden zusammenschlugen, daß es wie eine Schlachtmusik ertönte. Wie ein mächtig zuckender Blitz belebte es jetzt Münzer's Züge wieder, als er diese neu erwachte Liebe seines Volkes erkannte, und eine Feuergluth des Entzückens trat ihm in die Augen.

Dann ließ er sich sein treues schwarzes Roß vorführen, und sich in den Sattel schwingend, und sein Schwert mit dem Hahnenkopf über seine Schaaren feierlich ausstreckend, redete er dieselben folgendermaßen an:

Lieben Brüder! Ihr sehet ja, daß diese Tyrannen, unsere Feinde, die sich unterstehen wollten uns zu würgen, doch so furchtsam sind, daß sie uns nicht anzugrei-

ſen wagen, ſondern vielmehr fordern, daß Ihr abziehen und die Anfänger dieſer Sache überantworten ſollt! Nun, Ihr wißt es, lieben Brüder, daß ich dieſe Sache aus Gottes Befehl habe angefangen, und nicht aus eignem Vornehmen oder Kühnheit, denn ich bin mein Tage kein Krieger geweſen. Weil aber Gott mir mündlich geboten hat auszuziehen, bin ich es ſchuldig, und Ihr Alle, da zu bleiben, und des Endes zu warten.

Es gebot Gott dem Abraham ſeinen Sohn zu opfern. Nun wußte Abraham nicht, wie es gehen ſollte, dennoch folgte er Gott, und fuhr fort, wollte ſein frommes Kind opfern und töten. Da errettete Gott Iſaak und erhielt ihn beim Leben. Alſo auch wir, weil wir Befehl von Gott dazu haben, ſollen wir des Endes erwarten, und Gott für uns ſorgen laſſen. Darüber aber habe ich nicht Zweifel, es werde wohl gerathen, und wir werden dieſen heutigen Tag Gottes Hülfe ſehen, und unſere Feinde alle vertilgen! Denn Gott ſpricht oft in der Schrift, er wolle den Armen, den Frommen helfen, und die Gottloſen ausrotten. Nun ſind wir ja die Armen, und die Gott ſein Wort begehren zu erhalten, darum ſollen wir nicht zweifeln, es werde Glück auf unſerer Seiten ſein.

Was ſind aber die Fürſten? Sie ſind nichts denn Tyrannen, ſchinden die Leute, unſer Blut und Schweiß vertun ſie mit Hoſiren, mit unnützer Pracht, mit Dirnen und Buben! Es hat Gott geboten im fünften Buch Moſe, es ſoll der König nicht viel Pferde bei ſich haben und keine große Pracht führen, auch ſoll ein König das Geſetzbuch täglich in Händen haben. Was thun aber unſere Fürſten? Sie nehmen ſich des Regiments nicht an, hören die armen Leute nicht, ſprechen nicht Recht, halten die Straßen nicht rein, wehren nicht Mord und Raub, ſtrafen keinen Frevel und Muthwillen, vertheidigen nicht Wittwen und Waiſen, helfen nicht den Armen zu Recht, ſchaffen nicht, daß die Jugend recht erzogen würde zu guten Sitten, fördern nicht den Gottesdienſt, ſo doch um ſolcher Urſach willen Gott die Obrigkeit eingeſetzt hat, ſondern verderben allein die Armen je mehr und mehr mit neuen Beſchwerden, gebrauchen ihre Macht nicht zur Erhaltung des Friedens, ſondern zu eignem Trutz, daß je Einer ſeinem Nachbar ſtark genug ſei; verderben Land und Leute mit unnöthigen Kriegen, rauben, brennen, morden, das ſind die fürſtlichen Tugenden, damit ſie jetzt umgehen!

Ihr ſollt nicht gedenken, daß Gott ſolches länger leiden wolle, denn wie er die Cananiter vertilgt hat, ſo wird er auch dieſe Fürſten vertilgen, und wenn auch Alles zu leiden wäre, ſo kann doch Gott das nicht leiden, daß ſie den falſchen Gottesdienſt der Pfaffen und Mönche vertheidigen wollen. Wer weiß nicht was für gräuliche Abgötterei mit dem Kaufen und Verkaufen der Meſſen geſchieht? Wie Chriſtus die Krämer aus dem Tempel ſtieß, ſo wird er dieſe Pfaffen und was an ihnen hanget, verderben, und wie Gott Pinehas gelobt hat, daß er die Unzucht mit Cosbi ſtrafte, ſo wird uns Gott Glück geben der Pfaffen Unzucht zu ſtrafen.

Darum ſeid getroſt und thut Gott den Dienſt und vertilget dieſe untüchtige Obrigkeit! Denn was hilfts, ob wir ſchon Friede machten mit ihnen? Sie werden doch fortfahren in ihrer Art, uns nicht frei laſſen, und uns zur Abgötterei ihrer ſelbſt treiben: nun ſind wir ſchuldig lieber zu ſterben, denn in ihre Abgötterei zu verwilligen. Es wäre ja beſſer, daß wir Märtyrer würden, denn daß wir leiden, daß uns das Evangelium entzogen werde, und wir zu der Pfaffen Mißbräuchen gedrungen werden.

Darüber weiß ich gewißlich, daß Gott uns helfen, und uns den Sieg geben werde, denn er hat mir mündlich solches zugesagt, und befohlen, daß ich alle Stände soll reformiren. Es iſt nicht ein Wunder, daß Gott wenigen und ungerüſteten Leuten Sieg gebe wider viele Tauſend, da Gideon mit wenig Leuten, Jonathan mit ſeinem einzigen Knaben, viele Tauſend geſchlagen, und David ungerüſtet den großen Goliath umgebracht hat. Alſo habe ich auch nicht Zweifel, es werde jetzt dergleichen geſchehen, daß wir, wiewohl ungerüſtet, obliegen werden, es müßten ſich denn ehe Himmel und Erde ändern, als daß wir vergeſſen ſollten werden. Wie ſich auch des Meeres Natur änderte, auf daß Hülfe den Iſraeliten geſchah, da ihnen Pharao nacheilete!

Laſſet Euch nicht erſchrecken das ſchwache Fleiſch, und greifet die Feinde kühnlich an! Ihr dürft das Geſchütz dort nicht fürchten, denn Ihr ſollt ſehen, daß ich alle Büchſenſteine, die ſie gegen uns ſchießen, in meinen Aermel faſſen und den Feinden wieder zurück in ihre Zelte treiben will! Ja, Ihr ſehet, daß Gott auf unſrer Seite iſt, denn er giebt uns jetzt ein Zeichen. Sehet Ihr nicht eben den Regenbogen am Himmel, der

bedeutet, daß Gott uns, die wir den Regenbogen im Panier führen, helfen will, und drohet den mörderischen Fürsten Gericht und Strafe!

Darum seid unerschrocken, und tröstet Euch göttlicher Hülfe, und stellet Euch zur Wehre! — Gott will es nicht, daß ihr mit den gottlosen Fürsten Friede macht! — —

In diesem Augenblick hatte sich in der That ein herrlicher Regenbogen am Himmel entfaltet, und überzog mit seinem farbenhellen Rundbild den Horizont. Dies Zeichen des Himmels ward mit Staunen und Entzücken begrüßt, und vollendete den ungeheuern Eindruck, welchen Münzer's Rede auf Alle hervorgebracht. Schreie des Jauchzens und der Wuth, Ausrufungen der entflammten Kriegeslust, Gebete und Gesänge durchtönten gewaltig das Lager. Ihre stürmischen Hoffnungen auf den Sieg erschütterten weithin die Luft. Viele sangen: „Komm, heiliger Geist!“ —

Nachdem Münzer diesen neuen Lebensdrang in seinem Lager eine Zeitlang mit Vergnügen betrachtet, fielen seine Augen auf die drei Abgesandten der Fürsten, welche Zeugen dieses Schauspiels geworden, und noch

des Beſcheides harrend umherſtanden. Seine Mienen verfinſterten ſich bei ihrem Anblick, und ein furchtbarer Zorn ſchien überhand zu nehmen über ihn. Darauf befahl er, den Caspar von Nürleben und den Grafen Wolfgang von Stolberg in Ketten zu werfen und abzuführen, um den jüngſten aber, Matern von Gehofen, ließ er einen Kreis ſchließen und ihn dann mit einer Lanze niederſtechen, worauf der Junker alsbald mit einem entſetzlichen Todesſchrei ſeinen Geiſt aufgab.

Dem iſt geſchehen, wie ihm frommt! ſagte Münzer zu den Umſtehenden. Ich weiß, er iſt ſeines alten Vaters einziges Kind, aber er hat ſich ſchon frühe als einen argen Feind des Evangeliums erwieſen, und hat bübiſche Streiche gethan, wodurch er ſich an der Sache der chriſtlichen Freiheit verſündigt hat. Das ganze Geblüt iſt nichts nütze. Und die jungen Sünder muß man jetzt allſammt todtſchlagen, wenn man auch mit den alten noch Mitleid und Geduld haben mag! Die Jugend, welche jetzt nicht gleich an der reinen Milch der Freiheit ſich ernährt und an dieſer einzig geſunden Koſt aufwächſt, iſt des Lebens nicht werth, und es iſt ihr beſſer, bei Zeiten ausgerottet zu werden, als daß ſie ſchmähliche und ſchändliche Früchte trage! — —

Unterdeß ward bei den Fürſten ernſtlich Raths gepflogen und beſchloſſen, die Bauern zuerſt mit dem Geſchütz aus ihrem Lager zu treiben, weil die Wagenburg, hinter welcher ſie ſich verſchanzt hatten, zu feſt und unbezwinglich ſchien, um ſofort mit einem Angriffe des Reiſigenzuges auf ſie loszugehen. Nachher ſollte zu Roß und zu Fuß gleichzeitig angegriffen werden. Herr Landgraf Philipp von Heſſen ritt in geſchäftiger Eil ſeine Schaaren, und ließ ſie, indem er mit ſeiner ſchönen klangvollen Stimme weithin ſeine Befehle austrief, ihre ſchulgerechten Schwenkungen mit aller Kunſt vollbringen.

Als die Bauern ſahen, daß ſie immer enger umzingelt wurden, und die Kanonen verderbendrohend ihre Mündungen gegen ſie richteten, ward von neuem unſägliche Herzensangſt in ihnen rege, und ſie vergaßen plötzlich Alles wieder, was ihnen Thomas Münzer in ſeiner gewaltigen Rede geſagt hatte. Auch war der Schein des Regenbogens, der zuvor als eine ſo große Verheißung am Himmel begrüßt worden, mit allen ſeinen Farben jetzt verblichen, und keine günſtige Vorbedeutung ſchien mehr zurückgeblieben.

Da befreiten ſie den von den Fürſten an ſie abgeſandten Edelmann, Caſpar von Rürleben, ſeiner Haft, die er auf Münzer's Befehl erlitten, und ſchickten ihn an die Fürſten, daß er um Gnade für ſie bitten ſolle. Denn ſie fühlten ſich nunmehr von allem Muth und jeder Hoffnung verlaſſen, und fanden es allzu verwegen, daß arme Bauersleute ſich mit großen Kriegern meſſen ſollten.

Aber die Fürſten antworteten dieſem Boten, daß ſie den Bauern gern Gnade erzeigen wollten, doch nicht anders als im Sinne des ihnen bereits zugefertigten Briefes, nach welchem ihnen Thomas Münzer vor allen Dingen lebendig ausgeliefert werden ſolle.

Die Bauern ruhten jedoch nicht in ihrer Betümmerniß, ſondern ſandten auch noch den Grafen Wolfgang von Stolberg, nachdem ſie ihn ebenfalls ſeiner Feſſeln entledigt hatten, mit vielen Grüßen und Bitten in das Fürſtenlager ab.

Nun kam durch Herrn Hanns von Werther der ſtrenge Beſcheid zurück, daß man ſich nicht länger in fruchtloſe Unterhandlungen einlaſſen wolle! Die Stunde des unerbittlichen Strafgerichts ſei jetzt für die Auf-

rührer und Empörer herangekommen, und die Fürſten verwalteten hier nur das Amt der rächenden Obrigkeit, die unnachſichtig zu Werke ſchreiten müſſe.

Herr Landgraf Philipp von Heſſen aber ritt jetzt mit ſtreitfertig gezücktem Degen an ſeinen Geſchwadern auf und nieder, und hielt dann folgende zum Kampf befeuernde Anrede an die Truppen:

Lieben Freunde! Ihr ſehet die armen Leute vor Euch, wider die Ihr geführt ſeid, ihrem Ungehorſam und Frevel zu wehren! Nun hat die Fürſten erbarmet ihres Elends, und haben wir mit ihnen laſſen handeln, daß ſie abzögen, ſich ergäben, und die Hauptleute überantworten! Auf dies geben ſie keine rechte Antwort, und rüſten ſich jetzt zu ſchlagen; ſo fordert es die große Noth dagegen, daß wir uns wehren. Darum ermahne ich Euch, daß Ihr ſie ritterlich angreifet, und den treuloſen Böſewichtern und Mördern wehret! Es hat der Teufel die Leute ſo geblendet, daß ſie ſich nicht wollen rathen oder helfen laſſen! Denn wiewohl ſie große Klage über die Fürſten führen, ſo iſt dennoch keine Urſach auf Erden genugſam, Aufruhr zu erregen, und Gewalt wider die Obrigkeit vorzunehmen. Denn es iſt ein ſehr ernſtlich Gebot, die Obrigkeit zu ehren und zu

fürchten, darob Gott also gehalten hat, daß Aufruhr nie ungestraft geblieben ist. Denn Paulus sagt: Wer der Obrigkeit widerstrebt, wird gestraft, denn Obrigkeit ist von Gott geordnet. Darum hält Gott also darob, daß sie keine Creatur zerreißen kann. Wie es Gottes Ordnung ist, daß Tag und Nacht wird, und mag kein Mensch die Sonne vom Himmel reißen, Tag und Nacht wegnehmen, also wird weder der Teufel, noch des Teufels Apostel, die Münzerischen Bauern, wider geordnete Obrigkeit Glück haben. Ich rede solches nicht darum, daß ich mich als ein Fürst schmücke, und der Bauern Sache arg mache, sondern es ist die ganze Wahrheit. Ich weiß wohl, daß wir oft sträflich sind, und uns oft vergreifen, dennoch soll man darum nicht Aufruhr anrichten. Es gebeut Gott, Obrigkeit zu ehren, dann aber soll man sie vornehmlich ehren, wenn sie Ehre vornehmlich bedarf. Nun bedarf Obrigkeit dann am meisten Ehre, wenn sie geschmäht wird, vielleicht auch gefehlt hat; so sollen Unterthanen solche Schmach der Obrigkeit helfen tragen, sie zu Ehren bringen und decken, wie Sem den bloßen Noah deckte, daß man in Frieden und Einigkeit bei einander bleiben und leben möge.

Was thun aber dieſe treuloſen Böſewichter? Sie decken nicht unſere Fehler, ſondern machen ſie mehr ruchtbar, ja lügen auch viel hinzu. Denn es iſt ja erdichtet und erlogen, daß wir nicht gemeinen Landfrieden halten, daß wir nicht die Gerichte beſtellen, Mord und Räuberei im Lande wehren, da wir doch nach unſerm Vermögen befliſſen ſind, friedlich Regiment zu erhalten. Nun iſt ja gering die Bürde, die die Unterthanen an Geld oder Zins tragen, gegen die Sorge und Mühe, die wir tragen. Aber jedermann achtet ſeine Beſchwerden am größten. Was dagegen andre Leute erleiden, will Niemand ermeſſen. Die Bauern geben geringe Zinſe, darum ſitzen ſie ſicher, mögen Weib und Kinder ernähren, mögen Kinder zu Zucht und Ehren erziehen; ſolche Sicherheit zu unterhalten werden ihre Zinſe angelegt. Sag mir, wem kommt der größte Nutz daraus? Den Unterthanen, darum ſind ihre Klagen nichtig. Kann aber wohl alles im Regiment genugſam ausgerichtet werden? Das iſt wahr, denn dies iſt der Welt gemein Unglück, es geräth doch das Korn auf dem Feld nicht alle Jahr. Darum fordert Gott, daß man die Obrigkeit ehre. Denn wenn Obrigkeit nicht fehlte, ſo ſtünde ihre Ehre nicht

in Gefahr; dieweil ſie aber in Gefahr ſtehet, will ſie Gott ſchützen, und hat das Gebot gemacht, ſie zu ehren. Sie klagen aber, daß man ihnen nicht geſtatten will, das Evangelium zu hören. Dennoch ſoll man darum nicht Aufruhr anrichten. Denn wie Chriſtus Petro verboten hat, zu fechten, ſo ſoll ein jeder, was er glaubt, für ſich ſelbſt verantworten. Will ihn die Obrigkeit darob tödten, ſoll er's leiden, und ſoll nicht zum Schwert greifen, und andre Leute erregen, ſie mit Gewalt zu retten. Chriſtus hat über Petrus, da er fechten wollte, ein erſchrecklich Urtheil gefällt, daß er des Todes ſchuldig ſei. Wer das Schwert nimmt, ſoll mit dem Schwert umkommen, ſpricht Chriſtus, und hat ſich ſelbſt an's Kreuz hängen laſſen. Alſo iſt Aufruhr wider das Gebot und Exempel Chriſti!

Ferner iſt am Tag, daß dieſer Müntzer und ſein Anhang nicht das Evangelium lehret, ſondern Mord und Raub. Es läſtert Niemand das Evangelium höher, denn dieſe Buben, die unter dem Schein des heiligen Namens allen Muthwillen treiben. Das iſt ihr Evangelium, den Reichen das Ihre nehmen, Andern ihre Weiber und Kinder zu Schanden machen, und die Obrigkeiten vertreiben, daß ihnen Niemand wehren mag.

Solche große Schmach des heiligen Namens des Evangeliums läßet Gott nicht ungerochen, denn er spricht im andern Gebot: daß der nicht soll ungestraft bleiben, der Gottes Namen mißbraucht!

Dieweil nun die Bauern so groß Unrecht haben, Gott lästern, ihre Obrigkeit schmähen, und keine billige Ursach des Aufruhrs haben, so sollt Ihr sie getrost angreifen, als Mörder, und den gemeinen Frieden helfen retten, frommen und ehrbaren Leuten damit helfen, Eure Weiber und Kinder schützen wider diese Mörder. Daran thut ihr Gott ein groß Gefallen. Und wiewohl wir den elenden Leuten, nach menschlicher Weise zu richten, stark genug sind, dennoch wollte ich sie nicht angreifen, wenn ich nicht wüßte, daß ich Recht thäte. Denn Gott hat uns das Schwert gegeben, nicht Mord damit zu treiben, sondern Mord zu wehren. So ich aber weiß, daß ich Recht daran thue, will ich sie helfen strafen, und habe nicht Zweifel, Gott werde helfen, daß wir siegen. Denn er spricht: wer der Obrigkeit widerstrebt, werde gestraft! — —

Nachdem der Landgraf also gesprochen, und ihm von allen Seiten die Bewunderung seiner Schaaren entgegenrauschte, ertönten auch sofort die Zeichen zum

Angriff, und das Heer der Fürſten bewegte ſich in geordneten Schlachtreihen auf der Bauern Wagenburg zu. In demſelben Augenblick brannten auch die Geſchütze ihre Donner los, und begannen ſchon ihre verheerende Wirkung. Aber die Bauern hatten ſich jetzt gerüſtet, dem Angriff Trotz zu bieten, und ſahen einen Augenblick lang unbeweglich und in ehrner Ruhe den feindlichen Kugeln entgegen. Statt des Schlachtgeſanges ſtimmten ſie ein frommes Lied an, und ſangen mit inbrünſtigen und weithin erſchallenden Stimmen:

Nun bitten wir den heiligen Geiſt
Um den rechten Glauben allermeiſt!

Viele ſangen wie im Wahnſinn die Worte dieſes Liedes unaufhörlich, und getröſteten ſich damit des Sieges, indem ſie gänzlich aller Gegenwehr vergaßen. Andere tröſteten ſich noch mit den Ausſprüchen, die ihnen Thomas Müntzer gethan, und erwarteten den unmittelbaren Schutz aller Engel und guten Geiſter, der zu ihnen hernieder kommen werde in dieſem Streit für die große und gute Sache, für die Sache des Evangeliums und der Freiheit! Schon aber brach von den ſtürmiſchen Geſchoſſen der Feinde die Wagenburg zuſammen, und die Kugeln drangen allgewaltig zu den Bauern

herein, welche ſchon ſchaarenweis davon niederſtürzten und den Tod fanden. Nun entſtand eine gränzenloſe Verwirrung unter den armen Leuten, und als bereits die fürſtlichen Truppen in die Verſchanzungen eindrangen, vermochte ſie nichts mehr auf dem Platze zu erhalten, und in allgemeiner Flucht ſtürzte und wälzte ſich das ganze Bauernheer übereinander. Der größte Theil rannte den Berg hinab, nach der Stadt Frankenhauſen zu, um ſich dort in die Häuſer zu werfen. Einzelne Bauernſchaaren hatten ſich die andere Seite des Berges hinabgeſtürzt, und wurden dort von einem Haufen fürſtlicher Reiter verfolgt, gegen welche ſie ſich kurze Zeit lang in eine Gegenwehr einließen. Dies waren die einzigen Augenblicke, in welchen die Bauern kämpften, ſonſt hatte man keinen Knall aus ihren Geſchützen vernommen, kein Zücken ihrer Schwerter und Spieße geſehen. Aber auch hier ſtachen ſie nur zwei oder drei Reiter zu Boden, dann wurden ſie ſelbſt durch ein ſchreckliches Gemetzel niedergemacht. Jetzt brach an allen Orten und Enden der Wahlſtatt ein furchtbares Morden los, und das Blutvergießen konnte kein Ende finden. Die fürſtlichen Kriegesſchaaren, wie die anführenden Fürſten ſelbſt, waren zu einem Unge-

ſtüm hingeriſſen worden, der nur in der gänzlichen Vernichtung aller dieſer Bauern ſein Ziel erſehen wollte, und je leichter ſich dies an den ganz Widerſtandsloſen ausführen ließ, deſto heftiger ſchienen ſich Grauſamkeit und Mordluſt zu entzünden. Die Bauern ſanken von Tauſenden zu Tauſenden in ihrem Blute hin, unter Klagen, Verwünſchungen, Flüchen und Gebeten. Die Verwundeten, welche ſich am Boden herumwälzten, ſchrieen laut den Namen Thomas Müntzer, und ſtöhnten in ihrer Todesangſt: hat er uns denn nicht verſprochen, daß er die Kugeln für uns in ſeinem Rockärmel auffangen wolle? — Andere jammerten ſehr: hat er uns denn nicht verſprochen, daß er uns die Herzen größer und ſtärker machen wolle, als alle ihre Schlöſſer, ihre Burgen? — Viele ſangen noch immer fort: „Nun bitten wir den heiligen Geiſt" u. ſ. w. — Dann weinten ſie, und ſtarben.

Die Wipper trieb in ihrem Flußbett blutrothe Wellen und ſchäumte hoher auf von der unnatürlichen Vermehrung ihrer Fluthen, welche von dem Schlachtfeld zu ihr heruntergefloſſen kam. Man konnte die Zahl der auf dem Kampfplatz getödteten Bauern auf vier bis fünf tauſend Mann anſchlagen, während die

fürſtlichen Truppen vielleicht nur drei bis vier Reiter verloren hatten. So wenig war der Gegenwehr von Seiten der Bauern geſchehen, und all ihre That, zu der ſie ſich bei dieſer denkwürdigen Gelegenheit zu erheben geſucht, war auch diesmal wieder nur ein ungeheures Leiden geweſen. Auf der andern Seite war es keine Schlacht zu nennen, welche die Fürſten geliefert, denn ihre Krieger hatten ſich in unerſättliche Würgengel verwandelt, und der Tod hielt mit gefräßiger Gier ſeine freie Mahlzeit, zu der ihm Recht gegeben worden auf Alles, was lebte und blutete. Das Schickſal, welches die Wagſchaale der Gerechtigkeit über dieſem Schlachtfeld ausgehängt hatte, um heut in's rechte Maaß zu bringen, was die Geſchichte ſeit Jahrhunderten ungleich vertheilt und vermeſſen, warf trauernd Schaale und Gewicht zu Boden. Die nachtgleiche Düſterniß des Horizonts ſtrafte den ſchönen Regenbogen Lügen, welcher als Friedenspfand am Morgenhimmel geſtanden.

Herr Landgraf Philipp aber, nachdem er auf der Wahlſtatt des Todtens Ende ſah, rückte mit ſeinen Truppen in die Stadt Frankenhauſen ein, welche er mit einem Schlag eroberte und den Soldaten zum

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT,T. FN. 02206/009

Plündern überließ. Auch hier ward zu allererſt ein entſetzliches Blutbad angerichtet, alle Bürger und Bauern, welche ſich in Waffen fanden, wurden getödtet, und außerdem dreihundert Mann auf offenem Markt förmlich hingerichtet.

Alles dies geſchah am Montag nach Cantate, welches der funfzehnte Mai dieſes Jahres 1525 war.

Ein Schauder ging von dieſem Ereigniß weit in die Umgegend aus, und Grauſen ſchüttelte die Bevölkerungen in der Runde. Sechshundert Mann aus der Grafſchaft Honſtein befanden ſich unterwegs, um zu dem Bauernheer in Frankenhauſen zu ſtoßen. Als aber die Kunde von der geſchlagenen Schlacht ſie mitten auf der Straße ereilte, wagten ſie der Gräuelſtätte nicht mehr nahe zu kommen, ſondern ſtoben im Schrecken auseinander. —

VI.

Nachdem Frankenhausen bis zum späten Abend sattsam geplündert worden, richteten sich die fürstlichen Truppen zu einem ordentlichen Lager in dieser Stadt ein, und besetzten theils die Häuser der Bürger, theils die öffentlichen Gebäude.

In einem Hause dicht am Nordhäuser Thor nahm ein lüneburgischer Edelmann, welcher zu dem Reisigenzug des Herzog Otto gehörte, Namens Otto von Eppe, sein Quartier, und ließ es sich zur Rast von den Anstrengungen des Tages in der bescheidenen, aber wohlbehaglichen Bürgerwohnung gefallen. Sein Knecht indeß, der mit der ihm zugefallenen Kriegsbeute noch nicht begnügt schien, stöberte noch in allen Winkeln und Verstecken des Hauses umher, und suchte nach, wo er irgend etwas erhaschen konnte. So kam der lüsterne Gesell auch auf den Boden, und beleuchtete mit seiner Laterne einige dort aufgestapelte Gegenstände, unter denen er aber nichts ersah, was seine Begier

hätte reizen mögen, bis ihm zuletzt hinter einem alten Brettergerüſt ein Bett in die Augen fiel, in dem er ſogar einen Schlummernden zu erblicken glaubte. Er tappte mit ſeinen ſchwerfällig polternden Schritten darauf zu, und faßte einen Mann beim Kopf, der in ſichtlicher Erſchöpfung unter den Kiſſen lag und ſich bis über das Geſicht darin verborgen hatte.

Na, Freundchen, grinſte der Knecht, indem er dem Kranken die Laterne dicht unter die Naſe ſchob, meinſt Du hier in Ruhe auszuſchlafen, während draußen doch der jüngſte Tag angebrochen iſt? Indeß haſt Du hier ſo mancherlei gar handthierliches Zeug an Bündeln und Packen um Dich, daß ich nothwendigerweis nachſehen muß, was Du denn für Waare führſt, ehe ich Dir den Laufpaß zur Ewigkeit geben werde!

Du wirſt wohl thun, eines Fieberkranken zu ſchonen und ihn ruhig liegen zu laſſen in dieſem letzten ihm übrig gebliebenen Winkel! ſtöhnte der im Bett liegende Mann.

Haſt Du denn ſchon lange das Fieber, fragte der Knecht, oder iſt es das Bauernfieber, Kerlchen, das Dich heimgeſucht hat, und das Dich nun abſonderlich ſchüttelt, nachdem wir Eures Gelichters Herr geworden ſind?

Ich bin nichts als ein Kranker! war die Antwort. Und wenn es der Aufruhr iſt, der auch mich geplagt in allen meinen Gliedern, ſo war es der Aufruhr eines Fieberwahns, Freund, ja wahrlich eines Fieberwahns!

Du ſcheinſt mir allerdings recht im Fieber zu plaudern! ſagte der andere. Aber was haſt Du denn hier für ein großes Büffelwams liegen, was gar wunderbarlich anzuſehen iſt? Dient es Dir etwa auch gegen das Fieber, wenn es Dich kalt packt, wo es dann fürwahr ſehr warm und zuthulich ſitzen muß? Man ſagt, der Müntzer habe ein ſolches Wams unter ſeinem Prophetenhabit getragen, um darin alle Kugeln für ſeine Bäuerleins aufzufangen? He, Bürſchchen, wäreſt Du's etwa ſelber hier in Deinem verdächtigen Schlafquartier, wo Du Dich bei den Ratten und Mäuſen gebettet haſt, deren Prophet ja Müntzer geweſen ſein ſoll? Und was ſind' ich denn hier in dieſer Taſche für Papiere, laß doch ſehen, welche ſaubere Geheimniſſe da ſtecken mögen, ſintemalen wir Schriftliches leſen gelernt haben aus dem Grunde! Ei, ei, zwei Briefleins mit großmächtigen Siegeln, und in deutlicher Aufſchrift an den Thomas Müntzer gerichtet und von dem gnädigſten Herrn Grafen Albrecht von

Mannsfeld eigenhändig gezeichnet! Und ſcheint beſagtem Thomas Müntzer darin zu wiſſen gethan zu werden, daß er ein Narr iſt ganz auf ſeine eigne Hand, und daß ihm wohlmeinend gerathen wird, wieder vernünftig zu werden und ſich ſelber den Kopf zu waſchen, ehe die Fürſten ihre große Wäſche damit vornehmen! Nun heraus mit Dir aus dem Bett, du Tauſendſaſa, flugs heraus mit Dir, denn es iſt kein Zweifel, daß ich an Dir den Müntzer erwiſcht habe, und was ich erwiſche, pflege ich feſtzuhalten!

Damit riß er den Leidenden empor, der ſich ohne Widerſtand anſchickte, ſeine Lagerſtätte zu verlaſſen.

Ich bin Thomas Müntzer! ſagte er ruhig, indem er ſich wieder anzukleiden begann. Nachdem ich am Höchſten geſcheitert, iſt es mein gerechtes Loos, daß ich zuletzt dem Gemeinſten in die Hände falle! So nimm mich denn hin, du plumper Knecht, und ich überliefere mich Dir von ganzem Herzen, denn Deinesgleichen gehöre ich jetzt an, und bis zu Dir bin ich herabgekommen! Fange Dir alſo den Thomas Müntzer ein mit Deinem Spieß und Deiner Stangen, womit Du mich nimmer erreicht haben würdeſt, wäre mein Stern nicht ganz und gar geſunken, und all mein Thun aus

dem Schutz der Natur gewichen! Hätte ich fliehen wollen, ſo ſtand mir das freie Feld offen, denn Niemand fahndete auf mich. Aber ich legte mich hier im Hauſe meines alten Freundes zu Bett, denn ich war müde, und gedachte zu ſchlafen! Stürzt die ganze Welt über mein Haupt zuſammen, ſo will ich ſchlafen, ſchlafen! Dies iſt doch die letzte Kraft, und das äußerſte Ende!

Der Knecht aber wollte jetzt Hand an ihn legen, um ihn fortzubringen, doch Müntzer ſtieß ihn von ſich, und ſchritt ihm von freien Stücken voran, um ſich auf das Schloß zu begeben und vor die Fürſten zu ſtellen.

Tiefe Nacht bedeckte die Straßen, und Niemand wußte noch, daß Thomas Müntzer gefangen worden. Er aber trat in das Schloß, das er vor Kurzem mit ſeinen damals noch muthvollen Schaaren erobert hatte, und wo ihn jetzt die verſammelten Fürſten, die auf den Bericht von ſeiner Gefangennehmung noch ſpät zu einer Sitzung zuſammengetreten waren, empfingen.

Herr Landgraf Philipp von Heſſen ſchritt zuerſt auf ihn zu, und fragte ihn, warum er ſo viele arme Leute verführt und in's Elend geſtürzt habe.

Ach, antwortete Müntzer, nicht das Unglück des Volkes wollte ich, sondern sein Glück, und in meinem Wollen bin ich ein rechter und gerechter Held gewesen! Nicht unglücklich machen wollte ich das Volk, sondern die Fürsten strafen, die ungläubigen Fürsten, welche dem Evangelium Widerstand geleistet und wider die christliche Freiheit gehandelt haben. Auch darin bin ich wohl ein rechter und gerechter Held gewesen. Und jetzt neige ich mein Haupt, um den Lohn meiner Gerechtigkeit zu empfahn, welches der Tod sein wird, als welchen ich nichts besseres begehre!

Herr Philipp von Hessen biß sich auf die Lippe, und blickte sich zu den andern Fürsten um, welche inmitten des Saales um den Tisch gereiht saßen. Darauf führte er mehrere Stellen aus der heiligen Schrift an, in welcher der Landgraf, trotz seiner einundzwanzig Jahre, sehr gelehrt und belesen war. Er bewies durch mehrere Bibelsätze, wie man die Obrigkeit über Alles ehren solle, und daß Gott den Aufruhr ausdrücklich verboten habe. Besonders führte er diejenigen Stellen aus dem neuen Testament an, welche es dem Christen zur Pflicht machen, selbst das Unrecht zu dulden, und sich nimmer zu rächen.

Als er dies angeführt hatte, verſtummte Münzer, und antwortete ihm nicht mehr.

Darauf ward er einſtweilen in das Schloßgefängniß abgeführt, wo er die Nacht hinbrachte. Aus wilden Träumen weckte ihn der Strahl des Morgens zu neuer Qual, denn er ward nun abermals vor die Fürſten geführt, und obwohl er ſich nicht weigerte, irgend etwas zu bekennen, auf die Folter gelegt. Unter den Schmerzen des Daumenſtocks, der enger und enger zugeſchroben wurde, legte er jetzt, nach den abgeriſſenen Fragen, die an ihn gerichtet wurden, ein Bekenntniß über ſein Leben und ſeine Pläne ab, das von einem Schreiber unordentlich nachgeſchrieben wurde. Was er unter dieſen Foltern ſagte, hatte er früher ſchon freiwillig geſtanden, und nie ein Geheimniß daraus gemacht. Er bekannte, daß er eine Verbindung errichtet habe wider diejenigen Fürſten und Edelleute, welche das Evangelium hinderten. Ferner ſagte er, es ſei ſein Lebenszweck geweſen, die ganze Chriſtenheit frei und gleich zu machen, und ſie von ihren Bedrückungen und Laſten zu entbinden. Die Fürſten und Herren, welche das Evangelium verfolgt, habe er erſt brüderlich zu ermahnen geſucht, in ihre Verbindung

einzutreten, und erſt dann, nachdem dieſe Ermahnung umſonſt geblieben, beſchloſſen, aus ihren Landen zu jagen, oder zu tödten.

Nachdem dies Verhör geendet, ward Müntzer dem Grafen Ernſt von Mannsfeld, der ihn am meiſten haßte, und den von ihm empfangenen Brief noch nicht vergeſſen hatte, als Beutepfennig übergeben. Dieſer ließ ihn auf einen Wagen ſchmieden und auf ſein Schloß in Heldrungen abführen, wo er von Neuem auf die Folter geſpannt, und dann in den Gefängnißthurm des Schloſſes unter ſchmählicher Mißhandlung geworfen wurde.

VII.

In dem alten Thurm zu Heldrungen ſaß Thomas Müntzer tief unter der Erde, und erwartete ſich den Tod. Aus der Ruhe, welcher er ſich in ſeinem Gemüth hingegeben, ſchreckte ihn nur von Zeit zu Zeit ein einziger Gedanke empor, es war der an ſein Weib, welches in Mühlhauſen zurückgeblieben. Mit dieſer Gefährtin ſeiner Tage beſchäftigte er ſich fortwährend in ſeines Kerkers Einſamkeit, und dachte in Pein und Liebe an ſie zurück. Endlich beſchloß er, an die Gemeine und den Rath zu Mühlhauſen einen Brief zu ſchreiben, um ſeine letzten Wünſche und Sorgen hinſichtlich ſeiner Frau kundzugeben. Dies vermochte er aber nicht anders auszuführen, als wenn er ſich entſchloß, zugleich ein ſolches Sendſchreiben nach Mühlhauſen zu richten, wie es namentlich der Graf von Mannsfeld von ihm begehrt hatte, und worin er die Stadt auffordern ſollte, von jedem ferneren aufrühreriſchen Widerſtand abzuſtehn und ſich der Gnade

der Fürſten zu ergeben. Mit ſchwerem Herzen ließ ſich deshalb Müntzer von dem Gefangenwärter auf die Amtsſtube führen, und erklärte ſich dort bereitwillig, nach Mühlhauſen zu ſchreiben. Er ergriff Feder und Papier, und wie ſehr ihm auch die Hände von der am vorigen Tage erduldeten Folter brannten und zitterten, ſo ſchrieb er doch raſch jenen Sendbrief an die chriſtliche Gemeine und Rath zu Mühlhauſen, welchen er mit den Worten: „Heil und Seligkeit durch Angſt, Tod und Hölle zu voran, lieben Brüder" begann. Alles aber, was er darin ſagte, geſchah, um ihnen das Schickſal ſeines Weibes ans Herz zu legen. Dies geſchah am Mittwoch, dem ſiebzehnten des Mai. — —

Zwei Tage darauf, am Freitag nach Cantate, zogen die vereinigten landgräflich heſſiſchen und herzoglich braunſchweigiſchen Truppen von Frankenhauſen ab, und ſchlugen ihr Lager bei Schlotheim auf, welches eine Meile von Mühlhauſen gelegen iſt. Dort langte auch am dreiundzwanzigſten Mai Churfürſt Johann mit achthundert geharniſchten Reitern und zweitauſend vierhundert Mann Fußvolk aus Weimar an, von vielen Edlen und Rittern des Landes umgeben, unter welchen ſich beſonders ſein Sohn Johann Friedrich,

der Fürſt Wolfgang von Anhalt, die beiden Grafen von Schwarzburg, fünf Grafen von Gleichen, ein Graf von Kirchberg und mehrere andere Große und Vornehme befanden. An demſelben Tage zog auch Herzog Georg mit tauſend Reitern und zweitauſend Fußknechten herbei. Erſt jetzt, nachdem die Bauern bei Frankenhauſen geſchlagen, hatte ſich alſo die Streitmacht der Fürſten in anſehnlicher Zahl vereinigt, und ihre Abſicht war jetzt darauf gerichtet, Mühlhauſen zu erobern. —

In der Stadt Mühlhauſen herrſchte große Beſtürzung und Niedergeſchlagenheit, und bald ward die Unmöglichkeit eingeſehn, ſich dem Heere der Fürſten gegenüber zu halten. Man beſchloß deshalb, eine Botſchaft von Gnadeflehenden in das Feldlager nach Schlotheim zu entſenden, und am vierundzwanzigſten Mai begaben ſich gegen zwölfhundert Weiber und Jungfrauen in weißen Kleidern, aber mit bloßen Häuptern und Füßen, aus der Stadt. Im Lager angekommen, ſanken ſie auf ihre Kniee, und baten mit aufgehobenen Händen, und um der Wunden Jeſu Chriſti willen, daß ihre Stadt geſchont würde. Ihrem jammernden Flehen ward die Antwort zu Theil, daß

wenn Mühlhausen sich freiwillig ergebe, und vor allen Dingen ihren Commandanten Pfeiffer den Fürsten überantworte, ihr ein gnädiges Schicksal bereitet werden solle, sonst werde man sie mit Sturm nehmen, und bis auf den letzten Stein einäschern.

Mit diesem Bescheid kehrten die Frauen in die geängstigte Stadt zurück. In der folgenden Nacht ließ jedoch Pfeiffer eines der Stadtthore mit Hebebäumen und Aexten einschlagen, und gewann mit vierhundert der treuesten Verbündeten die Flucht.

Dies war ein neuer Schrecken für die bekümmerte Bürgerschaft. Nun verzagten Alle, die Gnade der Fürsten davon zu tragen, und schon sah man mit Erbeben die Truppen der kriegführenden Heere vor die Mauern der Stadt rücken. Es war am Himmelfahrtstage, den fünfundzwanzigsten Mai, und mit Angst und Verzweiflung sahen die Bürger von Mühlhausen ihrem Untergang entgegen. Da wollte man noch einen zweiten Versuch machen, die Fürsten zur Versöhnung zu bringen, und zwölfhundert der erlesensten Bürger der Stadt, mit dem Rath an der Spitze, sämmtlich in Trauerkleider gehüllt, weiße Stäbe in den Händen, und die Häupter entblößt, machten sich auf den Weg.

Nachdem ſie das Lager der Fürſten erreicht, knieten ſie mit jämmerlichen Gebärden nieder, übergaben die Stadtſchlüſſel von Mühlhauſen, und betheuerten inſtändigſt, daß Pfeiffer, ohne ihr Vorwiſſen und ihre Mitwirkung, bei Nachtzeit entkommen ſei.

Der Fürſten Sinn erfüllte ſich jetzt mit einiger Milde. Sie zogen in die Stadt und Mühlhauſen ward von dem Churfürſten Johann, dem Herzog Georg von Sachſen und dem Landgrafen Philipp von Heſſen zu gemeinſchaftlichem Beſitz übernommen. Doch kam die Stadt nicht ohne die ſtrengſte Buße davon, und nach dem einige Tage ſpäter geſchloſſenen Vergleich mußte ſie nicht nur vierzigtauſend Gulden Brandſchatzung ſogleich entrichten, ſondern auch noch achtzigtauſend Gulden in verſchiedenen Terminen zu zahlen bewilligen, wofür ſie ihre Dorfſchaften, deren achtzehn an der Zahl waren, verpfänden mußte. Jedem der drei Fürſten, welche als ihre Schutzherrn anerkannt wurden, ſollte ſie außerdem jährlich fünfhundert Gulden zahlen. Ferner ſetzten die Fürſten in ihrem Strafgericht noch folgende Bedingungen feſt: es ſolle einem Jeden erlaubt ſein, die Mühlhauſer ungeſtraft Treuloſe und Meineidige zu nennen. Die Mauern ſollten ab-

getragen und der Erde gleich gemacht werden. Alle verwüſteten Klöſter, Schlöſſer und Häuſer ſollte die Stadt auf eigne Koſten wieder herſtellen laſſen, alles entwandte Gut herbeiſchaffen, und das Fehlende bezahlen. Die Fürſten ſollten gemeinſchaftlich über die Stadt herrſchen.

Ein ſolches Ende nahm das chriſtliche Reich in Mühlhauſen.

Thomas Müntzer's Frau aber, die getreue Martha, ward beim Einzug der fürſtlichen Truppen in Mühlhauſen von einem adligen Herrn, der ſie mit unanſtändigem Gelüſt verfolgte, gemißhandelt.

VIII.

Noch an demſelben Tage, am Himmelfahrtsfeſte, ward den Fürſten in Mühlhauſen die Botſchaft, daß Heinrich Pfeiffer, dem man eine Abtheilung Reiter zur Verfolgung nachgeſandt, bei Eiſenach eingeholt und nebſt zweiundneunzig ſeiner Anhänger gefangen genommen worden. Ein ſächſiſcher Officier, Wolfgang von Ende, hatte ſich ſeiner Perſon bemächtigt, und brachte ihn jetzt im Lager ein.

Am andern Tage, dem ſechsundzwanzigſten Mai, ward auch Müntzer aus ſeinem Gefängniß zu Heldrungen abgeholt und in die Mitte des vor Mühlhauſen verſammelten Heeres geführt, wo die Fürſten die Gerichtsſtätte eröffnet hatten. Nachdem er ſtill und ruhigen Schrittes in ihren Kreis eingetreten war, wurde ihm das Urtheil angekündigt, daß er mit dem Schwert zum Tode gebracht werden ſolle. Als er dies hörte, erbleichte er einen Augenblick, worauf ihm vom Herzog Heinrich von Braunſchweig bedeutet wurde, daß er ſich

auf ſeinen Tod chriſtlich vorbereiten ſolle. Dieſer Herzog half ihm ſelbſt, den apoſtoliſchen Glauben herzuſagen, indem er ihm Wort für Wort davon vorſagte, was Münzer nur mit gebrochener Stimme und zuſammenhanglos wiederholen konnte. Denn das Wehe, welches ihm durch ſein Herz ſchnitt, beraubte ihn der Sprache und umdämmerte ſein Bewußtſein. Nicht die Geiſter des Todes ängſtigten ihn, ſondern das Leben, welches er zurück laſſen ſollte, trat ihm jetzt noch einmal wie ein Geſpenſt vor die Augen, und ſchaute ihn mit Hohn und Entſetzen an.

Darauf ward ihm durch einen Prieſter das Abendmahl gereicht, welches er unter Einer Geſtalt genießen mußte. Die alte Kirche, die ihn gerichtet hatte, wollte auch ihr Theil an ihm haben, und Münzer ließ Alles wie im Taumel geſchehn. Er ſchien noch über etwas bei ſich nachzudenken, und achtete darüber alles Andere, was um ihn und mit ihm vorging, nicht.

Dann hatte er ſich beſonnen, und eine ungewöhnliche Heiterkeit und Klarheit trat wieder auf ſeine Stirn. Mit Feſtigkeit richtete er ſein Haupt empor, blickte leuchtenden Auges zu den Fürſten hin, welche ihn gerichtet hatten und ſprach folgende Worte:

Ihr ſehet mich nun in den Tod gehen, in den ich in wahrer Erkenntniß des göttlichen Namens mich ergebe, und zugleich in Anerkennung Eurer irdiſchen Gewalt, wie ich denn von Herzen Alles zufrieden bin, ſo wie es gekommen iſt! Damit habe ich denn all mein Leben und Streben überwunden, und weiß, daß mir Gott gnädig ſein wird, wie ich es mir freudig jetzt aus meinen Todesſchmerzen herausfühle! Mit dem Recht aber, das mir meine nahe Vollendung giebt, ermahne ich Euch, und fordre Euch auf, daß Ihr wollet gute und gerechte Fürſten ſein, und Euch des armen Volkes erbarmen, das unter Eurer Zuchtruthe und Eures Eigennutzes Unverſtand bisher ſeiner wahren Menſchheit ſo ſehr hat entbehren müſſen! Leſet auch fleißig, ich bitte Euch darum, in den Büchern der Könige und Samuels, damit Ihr in den dort vorgeſtellten Beiſpielen Eure Seele ſpiegelt, und immer vor Augen habt, welches das Schickſal der Tyrannen ſei! Euer iſt jetzt der Sieg, aber wähnet darum nicht, daß Ihr das Volk beſiegt habt durch die irdiſche Macht der Waffen, denn nur durch Gerechtigkeit werdet Ihr das Volk wahrhaft beſiegen, und Euch dieſes Sieges freuen dürfen! Gebe Euch Gott den Sieg der Gerechten, der

ewig dauert, während der jetzige vorübergehen wird und zerfallen in Staub und Asche! Und hält er auch auf Jahrhunderte vor, dieser Euer jetziger Sieg, so werden doch diese Jahrhunderte darüber verblassen und verkommen, und wird nicht eher der rechte Sieg des Lebens gefeiert werden, bis die rechte Freiheit gegeben und aufgerichtet ist! O, verachtet diesen Todesseufzer nicht, er schreit zu Euch aus einer Brust, die viel und schwer geirrt haben kann, aber immer mit ehrlichem Wollen und gottgläubigem Verstehen der Zukunft! —

Nach diesen Worten stürzten ihm die Thränen aus den Augen, er senkte sein Haupt und blickte nicht mehr um sich her.

Heinrich Pfeiffer wurde ihm voran zum Tode geführt, und wies mit hohnlachender Gebärde jeden Zuspruch des Priesters und das heilige Abendmahl von sich zurück. Auf die Frage, ob er bereue, schüttelte er trotzig mit dem Kopfe, und bot seinen Hals freiwillig dem Schwerte dar, welches sofort seinem Leben ein Ende machte.

Mit heiterer Ruhe aber empfing jetzt Thomas Münzer den Todesstreich.

Mit ihnen wurden noch vierundzwanzig andere Bauernanführer hingerichtet.

Münzer's Kopf ward auf einen Spieß gesteckt, und auf dem Schadeberge an einem Pfahl befestigt, wo er so lange zur Schau in der Höhe schwebte, als das fürstliche Heer vor Mühlhausen lagerte. Am Hohlwege nach Vollstädt sah man Pfeiffer's schrecklichen Schädel aufgerichtet, welcher den vorüberziehenden Wanderer erbeben machte. — —

Nach diesen Ereignissen trennten sich die Fürsten und Herren bald, und Jeder zog seine Straße, um in seinen eigenen Landen die alten Verhältnisse wieder herzustellen und zu befestigen. Nur Herzog Georg von Sachsen blieb in Mühlhausen zurück, und ließ von dort aus die Thüringer das Gewicht seines Zornes schwer empfinden. Zu Langensalza ließ er vierzig verdächtigen Männern die Köpfe abschlagen, zwölf wurden zu Sangerhausen, acht zu Leipzig, Viele zu Eisenach und andern Orten hingerichtet. Herr Landgraf Philipp aber wandte sich mit seinen Schaaren nach der hessischen Heimath zurück. Herzog Heinrich von Braunschweig begab sich in das Eichsfeld. Churfürst Johann zog über Eisenach nach Meiningen und Hildburghausen,

welche Städte er eroberte, wie er auch die unruhigen Bauern bei Gotha und Eisenach sich unterwarf, und Alles, was sich gegen sein Regiment empört hatte, wieder beschwichtigte. Viel hörte man jetzt von erschütternden Grausamkeiten aller Art, welche bei der Wiederherstellung der obrigkeitlichen Gewalt vorfielen, und der Satz, welchen Herr Landgraf Philipp von Hessen besonders hervorgehoben, und als dessen Stammvater in dieser Anwendung auf die neuern Völkerverhältnisse man ihn bezeichnen kann, nämlich daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt worden, dieser Satz ward nicht ohne grimmiges Blutvergießen und entsetzliche Gewaltthaten jetzt verwirklicht. —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Geſchichte

der

Literatur der Gegenwart.

Vorleſungen

von

Theodor Mundt.

Berlin,
verlegt von M. Simion.
1842.

Friedrich von Schlegel's

Geſchichte der alten und neuen Literatur.

Bis auf die neueſte Zeit fortgeführt

von

Theodor Mundt.

Zweiter Theil.

Die Literatur der Gegenwart, von Th. Mundt.

Berlin,
verlegt von M. Simion.
1842.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Die Literatur der Gegenwart.

Von

Theodor Mundt.

Inhalt.

Erſte Vorleſung.

Seite

Ausgangspunkt der Literatur der Gegenwart. Die Revolution und der Begriff der Literatur. Die Verdienſte der romantiſchen Schule um die Behandlung der Literaturgeſchichte. Friedrich Schlegel. Rückblick auf die Bildungs-Elemente des achtzehnten Jahrhunderts. Goethe's Romane. Verhältniß der romantiſchen Schule zu Goethe. Die Entwicklung und Bildung der romantiſchen Schule. Tieck. William Lovell. Genoveva und Octavian. Begriff der Romantik. Die Romantik und die Revolution. Nicolai. Die Romantik und der abſolute Idealismus 1

Zweite Vorleſung.

Streben nach einem neuen Mittelpunkt der modernen Poeſie. — Verhältniß der Romantik zu den Gegenſätzen des Idealismus und Realismus. — Fichte'ſche und Schelling'ſche Philoſophie. Verhältniß beider zum hiſtoriſchen Leben der Zeit und zur Kunſt. — Ableitung des Prinzips der Ironie aus dem Fichte'ſchen Syſteme. — Ironie und Humor als Elemente der modernen Poeſie und ihre Stellung in der Romantik. — Verhältniß der romantiſchen Schule zur ſittlichen und ſocialen Welt. Friedrich Schlegel's Lucinde. Schleiermacher's Briefe über die Lucinde. Schleiermacher's Verhältniß zur romantiſchen Schule. Seine Reden über die Religion und ihre Wirkung auf die Zeit. Die religiöſe Geſinnung gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Tugend und Genuß. Das Genußprincip in der deutſchen Literatur. Wieland, Heinſe, Goethe, Herder. — Die romantiſche Schule und das claſſiſche Alterthum. Voß und die Romantik. August Wilhelm Schlegel . 38

Dritte Vorleſung.

Die religiöſe Anſchauung der romantiſchen Schule. Die äſthetiſche Behandlung der Religion bei den Romantikern. Die religiöſe Myſtik. Novalis. Verhältniß der Romantiker zu Schiller. Das nationale Element in der Schiller'ſchen Poeſie. Die deutſche Bühne und Kotzebue. Hölderlin. Jean Paul Friedrich Richter 70

Vierte Vorlesung.

Frankreich. Die Literatur der Revolutionsperiode. Die Nationalversammlung von 1789. Mirabeau. Abbé Sieyes. Graf d'Entraigues. Bischof Gregoire. Larochefoucauld-Liancourt. Mounier u. A. Reiner. Der Nationalconvent. Condorcet. Cabanis. Die materialistische Philosophie und die Revolution. Napoleon und die Literatur. A. Chenier. M. J. de Chenier. Lebrun. Andrieux. Collin d'Harleville. Picard. Beaumarchais. Beaulieu. Jouy. Segur. Die Marseillaise. Die publicistische und Memoiren-Literatur. Dumouriez. Der ältere und jüngere Lacretelle. Lemontey. Sav. Frau von Stael. Chateaubriand. Saint-Martin. De Maistre. Bernardin de Saint-Pierre 98

Fünfte Vorlesung.

Deutschland. Rückwirkung der Verhältnisse von 1806—1813 auf das geistige Nationalleben. Die öffentlichen Verhältnisse in Deutschland und ihre Opfer. Georg Forster. Graf Schlabrendorf. Heinrich v. Kleist. Reactionäre und katholische Tendenzen. Friedrich Schlegel's Uebertritt. A. W. Schlegel's Protestantismus. Tieck. Zacharias Werner. Hoffmann. Brentano. Achim v. Arnim. Görres. Der Tugendbund. Schleiermacher. Niebuhr. Schmalz. Gentz. Adam Müller. E. M. Arndt. Die nationale Erhebung Deutschlands. Die Poesie der Befreiungskriege. Körner. Stägemann. Schenkendorf. Fouqué. Uhland. Freimund Raimar. (Rückert.) Einzeln stehende Richtungen und Autoren 150

Sechste Vorlesung.

Die Restaurationsperiode und die Literatur in Frankreich und Deutschland. Die Gattungen der Poesie im Verhältniß zum öffentlichen Leben. Das moderne Epos. Die Heldengeschichte des Bischof Porter. Seine Junisias. Die Novelle und ihre Bedeutung für die moderne deutsche Literatur. Tieck. Hinblick auf die italienische Novellistik. Die Entwickelung der italienischen Literatur. Manzoni. Spanische Literatur. Entstehung des Romans bei den Spaniern. Die neueste spanische Literatur. Melendez Valdez. Cienfuegos. Meratin. Martinez de la Rosa 214

Siebente Vorlesung.

Frankreich. Entwickelung des Romanticismus. Der Globe. Die romantischen Kritiker. Die Aneignungen der deutschen Philosophie in Frankreich. Cousin. Lerminier. Barchou de Pen-

Seite

boru. Vorläufer des Romanticismus. Chateaubriand. Lamartine. Victor Hugo. Alfred de Vigny. Nodier. Paul Louis Courier. Béranger. Casimir Delavigne. Dumas. Scribe. Barthélemy und Méry. Benjamin Constant. Der neue Organisationsprozeß der Gesellschaft. Saint-Simon und der Saint-Simonismus. Der Fourierismus. Die unterhöhlten Zustände des gesellschaftlichen französischen Lebens. Die Romane von Balzac. Die Strafgedichte von Barbier. George Sand und die sociale Speculation. La Mennais 250

Achte Vorlesung.

Uebergangsepoche. Rahel. Bettina Originalcharaktere in Deutschland. Fürst Pückler. Wissenschaft und Leben. Der deutsche Gelehrtencharakter. Eduard Gans. Wilhelm von Humboldt. Alexander von Humboldt 306

Neunte Vorlesung.

Die französische Julirevolution und ihre Wirkungen auf Deutschland. Heine und Börne. Die Charaktere der Julirevolution: Thiers, Dupin, Guizot. Der Doctrinarismus und der Tiers-Parti. Der deutsche Liberalismus als Folge der Julirevolution. Rotteck. Welcker. Das Staatslexicon. Wolfgang Menzel. H. Heine. Seine Poesie, seine Stellung zur Philosophie und Religion. Heine's Stil. Ludwig Börne. Heinrich Laube. Ludolf Wienbarg. Karl Gutzkow. — Ludwig Tieck und sein Verhältniß zur jüngern Literatur und den socialen Richtungen. Tiecks frühere Novellen. Seine Auffassung des bürgerlichen Lebens. Das Verhältniß der Weiblichkeit zur Literatur. Die Emancipation der Frauen. Tiecks Eigensinn und Laune. Seine Vittoria Accorombona 350

Zehnte Vorlesung.

Die englische Literatur. Die Grundelemente des Nationallebens. Die englische Verfassung, die Reformbestrebungen, und der damit zusammenhängende Umschwung des geistigen und literarischen Lebens. Die Erneuerung der englischen Poesie gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Das romantische Element in England. Einfluß der ersten romantischen Dichtungen Walter Scott's. Robert Burns. William Cowper. William Wordsworth. Coleridge. Southey. Lord Byron. Shelley. Thomas Moore. Die englischen Romane. Walter Scott. Cooper. Washington Irving. Stansfield. Bulwer. Morier. Bey 405

Elfte Vorlesung.

Ueber den Gedanken der Weltliteratur. Goethe und Gervinus. Einfluß der deutschen Poesie und Wissenschaft auf die Entwickelung der fremden Literaturen. Uebersichtliche Bemerkungen über die russische, polnische, ungarische, böhmische, skandinavische und niederländische Literatur 431

Zwölfte Vorlesung.

Zur sich bestehende literarische Individualitäten. Karl Immermann. Heinrich König. Kühne. Mosen. Stieglitz. Waiblinger. Schefer. Alexis. Sternberg. Die Verfasserin von Gedwie-Castle. Ida Hahn-Hahn. L. Mühlbach. F. v. W. Amalie Winter. Pseudonyme M. g. S. Ida Frick. Friedrich v. Heyden. Kahlert. Alexander Jung. Berthold Auerbach. Adolf Stahr. Saß. Gutzkow. — Deutsche Lyrik als Volkspoesie und Oppositionspoesie. Hoffmann von Fallersleben. Anastasius-Grün. Friedrich von Sallet. G. Herwegh. Dingelstedt. — Friedrich Rückert. Adalbert von Chamisso. Gustav Schwab. Nicolaus Lenau. Freiligrath. Zedlitz. W. Wackernagel. A. v. Maltitz. Carl Mayer. L. Schweitzer. Ferrand. Rebenstein. Pfizer. — Dramatische Poesie und Theater. Immermann und Grabbe. Grabbe's dramatische Dichtungen. Raupach. Grillparzer. Eduard Arnd. Michael Beer. Heitel. Halm. H. Marggraf. F. Hebbel. F. Rakewell. v. Zahlhaas. Die Prinzessin von Sachsen 451

Dreizehnte Vorlesung.

Die hegel'sche Philosophie. Schleiermacher. Steffens. Göschel. Strauß. Der junghegel'sche Journalismus. Rosenkranz. Die neue Philosophie Schelling's. Die Philosophie der Geschichte. Die Geschichtschreibung in Deutschland. Raumer. Leo. Ranke. Varnhagen von Ense. Die protestantische und katholische Weltanschauung. Görres. Schlußbemerkungen über Deutschlands Geistesleben 499

Erste Vorlesung.

Ausgangspunkt der Literatur der Gegenwart. Die Revolution und der Begriff der Literatur. Die Verdienste der romantischen Schule um die Behandlung der Literaturgeschichte. Friedrich Schlegel. Rückblick auf die Bildungs-Elemente des achtzehnten Jahrhunderts. Goethe's Romane. Verhältniß der romantischen Schule zu Goethe. Die Entwicklung und Bildung der romantischen Schule. Tieck. William Lovell. Genoveva und Octavian. Begriff der Romantik. Die Romantik und die Revolution. Nicolai. Die Romantik und der absolute Idealismus.

Indem wir in den nachfolgenden Vorträgen ein Gemälde von der Literatur und nationalen Geistesbildung der Gegenwart unternehmen, können wir nicht über den Lichtpunkt verlegen sein, von dem unsere Darstellung ihren wesentlichen Ausgang zu nehmen hat. Wir werden nämlich, um die richtige Beleuchtung zu gewinnen, zuvörderst denjenigen Punkt festhalten müssen, auf welchem wir gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das ganze europäische Völkerleben durch innern und äußern Kampf erschüttert und aufgelockert finden. Diese Wogen der Revolution, in welche das achtzehnte Jahrhundert sich verlief, sind dann zugleich für unsere eigenste Gegenwart die Ueberlieferungen, von denen die Gestaltung der allgemeinen wie der

individuellen Lebenszustände abhängig geworden. Die Revolution ist der Mythus der neuen Zeit. Ihn deuten und die in ihn eingegrabenen Widersprüche versöhnen, heißt die alte Sphinx in den Abgrund schleudern und den freien Menschen auf den Thron der Menschheit setzen. Alle Kräfte und Richtungen sind, von den verschiedensten Seiten her, mit dieser Arbeit beschäftigt, und empfangen ihre Macht des Strebens und Hervorbringens eben aus dem geheimnißvollen Strom, an dem sie stehen, und den die Einen durch die ganze Breite des Lebens zu leiten, die Andern zu dämmen und immer mehr in die Enge zu treiben sich mühen. Wo aber wäre die lebendige Richtung der Gegenwart, die nicht mit diesem Wasser getauft wäre?

Auch den Begriff der Literatur, wie wir ihn in unsern Darstellungen vorzugsweise hervortreten lassen wollen, und wie er einzig die Mühe belohnt, die man sich mit Literaturgeschichte als einer besonderen Wissenschaft geben mag, haben wir aus jenen Umwälzungen des europäischen Geisteslebens überkommen, welche aus der französischen Revolution entstanden waren. Dies ist der Begriff der Literatur als einer zusammenhängenden, nationalen Wissenschaft, welche die literarische Cultur nicht einem fern abliegenden, getrennten, idealen Gebiet überweiset und überläßt, sondern als einen concreten Bestandtheil der wahren Wirklichkeit des Volksgeistes zur Einheit des Ganzen rechnet. Wie durch die französische Revolution der Staat selbst zuerst national wurde, indem er als höchster Integriff des Nationallebens zugleich seine höchste Geltung erhielt, so rückten auch durch dieselbe Thatsache der neueren Geschichte alle einzelnen Schöpfungen des modernen Geistes zu einer näheren Beziehung aneinander, und erkannten ihren wahren Mittelpunct in dem lebendigen Volksgeist an, dessen Kinder sie doch alle waren. Wie zur Zeit Ludwigs des

Vierzehnten alle Schriftsteller mehr oder weniger ein Verhältniß zum Könige haben mußten, so ward jetzt die Nation und das Nationelle das glänzendste Hoflager der Literatur. Die Entwickelung des dritten Standes durch die Revolution hatte überhaupt das Nationalleben bereichert und mit frischen Säften angefüllt, von denen es nun lebendig getrieben wurde, sich mit allen ihm sonst abgekehrt gewesenen Elementen zu begegnen und auszugleichen. An diesem neuen Lebensreiz erhob sich der Begriff der Literatur vorzugsweise zu einem nationalen, und ward ein Element der Vermittelung in dem gährenden Bildungsstreben, das Alles an die Harmonie freier Zustände setzte. Wie alle Stände sich lebendiger durchdrangen, so mußte auch der Gelehrtenstand selbst mehr als je hervor ans Tageslicht, und die Wissenschaft suchte nicht mehr als Eule die zurückgezogene Nacht, sondern den wahren Sonnenpunct des Wirkens, der am Horizonte des öffentlichen Nationallebens lag.

In Deutschland hatten die Bestrebungen der sogenannten romantischen Schule zuerst ein Bewußtsein über diese volksthümliche Wendung der Literatur an den Tag gelegt, und dies Bewußtsein, wenn auch zum Theil künstlich, zu poetischen Thaten zu treiben gesucht. Wie man auch die dichterischen Verdienste dieser Schule, unter deren Benennung man die erste, aus Goethe entwachsene Generation der deutschen poetischen Jugend zusammenfassen kann, anschlagen mag, so wird man doch ihrer Bemühung, die Literatur im höchsten Sinne zu fassen und auszuüben, stets Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Diese Schriftsteller und Dichter, welche sich an den Großthaten der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts gebildet hatten, sahen sich als Erben einer reichen und herrlichen Fülle von Literatur und Poesie, an der sie schon durch den Besitz, selbst wenn sie ihrem productiven Schaffenstalent nicht allzu viel ver-

trauten, zu Helden und Meistern werden konnten. Und so suchte die romantische Schule vor allen Dingen Besitz von der Literatur zu ergreifen, und that dies durch einen umfassenden Griff in den Literaturschatz des ganzen europäischen Völkerlebens, und durch eine kühne Combination der nationalen Vergangenheit mit dem neuen Geschichtsgeist der Gegenwart. Die Begriffe von Volksleben und Nationalität, welche die französische Revolution zu neuen Thatsachen der Geschichte gemacht hatte, waren von entscheidendem Einfluß auf diese Richtung der romantischen Schule gewesen. In der Einzelausführung dieser Richtung mußte mancherlei Unnatürliches, Geschraubtes und Verkünsteltes vorfallen. Das deutsche Mittelalter, die spanische und italienische Poesie mit ihren künstlichen Formen, dazu der subjective, religiöse Aufschwung, welcher aus Opposition gegen den rationalistischen Unglauben des Jahrhunderts einen ästhetischen Katholizismus schuf, Alles dies mußte eine bunte Musterkarte von Bestrebungen liefern, die zwar ihre geistige Einheit und Rechtfertigung an dem neuen universalhistorischen Streben der Zeit hatten, im Einzelnen aber oft der Carikatur, der geistleeren Spielerei der Form, der erschlaffenden Wollüstelei der Empfindungen verfiel. Aber indem diese Schule auf ihrem romantischen Divan die Literaturen aller Völker niedersitzen hieß, versammelte sie dieselben doch zugleich im Geist und in der Wahrheit um sich, und entwickelte aus der literargeschichtlichen Stellung, auf die sie sich selbst begründete, eine höhere nationale Literaturbetrachtung überhaupt. Namentlich haben in diesem Sinne die Arbeiten der beiden Brüder Schlegel gewirkt, und vornehmlich war es Friedrich Schlegel, welcher durch seine Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur diesen weltliterarischen Standpunct der romantischen Schule am umfassendsten darstellte. Wir müssen ihn

für den ersten deutschen Kritiker erklären, welcher in einer so zusammenhängenden Behandlung das gesammte Nationalleben der Literatur zur Anschauung zu bringen suchte, und indem er Literaturgeschichte schrieb, damit zugleich „ein welthistorisches Gemälde der europäischen Geistesbildung" bezweckte. Ist auch seitdem in diesem Sinne mit dem Worte europäisch mancher Mißbrauch getrieben worden, so muß man es doch der romantischen Schule als ein besonderes Verdienst zurechnen, daß sie zuerst dies Wort in solcher Beziehung zur Geltung gebracht, und darin diejenige Behandlung der Literaturgeschichte ausdrückte, welche der neuesten Epoche der Völkerbildung am meisten zusagt. In dieser Beziehung wird man auch heut noch nur dem richtigen Muster folgen, wenn man in der Darstellung der Literaturentwickelung in den Fußtapfen Friedrich Schlegel's zu wandeln sucht.

Werfen wir zunächst einen Rückblick auf die deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, so finden wir dort denjenigen heiligen Literaturfrieden, der nur aus der gänzlichen Lossagung von allen Welthändeln entspringen konnte, und dazu geeignet war, unserer Literatur bei ihrer Begründung die tiefe menschliche Innigkeit und den idealen Schwung zu geben, durch welche sie sich immer als ein besonders geweihtes Element unter den übrigen Lebensinteressen gezeigt. Es war allerdings vorzugsweise ein Idealismus der sich in sich selbst abschließenden Persönlichkeit, durch welchen dieser dem positiven Schaffen so günstige Literaturfrieden, auf Kosten des historischen Antheils an dem allgemeinen Völkerleben, sich erhielt. Denn die einzelnen historischen Triebe, welche auch in jener Epoche in unserer Nationalliteratur aufsproßten, wurden doch sofort wieder in den subjectiven Kreis des Behagens und Beliebens verwiesen und bald zum Verbrauch der dichterischen Persönlichkeit

bequem eingeschmolzen. So kann man die Oden- und Kriegshymnen, mit welchen die Sänger der damaligen Zeit Friedrich den Großen und den siebenjährigen Krieg verherrlichten, nicht für dasjenige ansehen, wodurch der Geschichtsgeist des Jahrhunderts zu seinem Recht gekommen wäre, sondern es ist eben nur die Anpassung der Geschichte an die engsten Zwecke und Formen der Individualität. Einen erhabeneren Aufschwung nahm Klopstock in seinem poetischen Antheil an der französischen Revolution, aber seine Muse konnte noch kein historisches Blut sehen, und erschrak und erbleichte deshalb bald vor den einzelnen Gräueln, durch welche die Revolution sich in sich selbst zu reinigen und abzuklären hatte. Die ruhige Entwickelung aber, welche die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts sich auf einem abgegränzten Terrain vergönnte, macht, bei aller stürmischen und gewaltsamen Innerlichkeit, doch ihr Bild zu einem klaren, wohlthätigen und harmonisch abgemessenen, und ihre großen Gestalten treten, jede von der anderen entschieden gesondert, jede auf den Glanz und die Größe ihrer Individualität gestützt, immer deutlich und unverkennbar heraus. Ganz anders wird daher das Literaturbild sich darstellen, das wir von der Gegenwart — denn so nennen wir die seit den revolutionnairen Erschütterungen Europa's entstandene und fortgehende Literatur — zu entwerfen bemüht sein werden. Die Revolution und die aus ihr hervorgegangenen Verhältnisse und Begebenheiten bedingen zu wesentlich diese Literaturepoche, als daß sie nicht gänzlich aus dem individuellen Behagen, aus dem friedlichen Entwickelungsgesetz der Subjectivität, herausgeschleudert sein sollte. Was uns aber hier an dem schönen Schauspiel der in sich einigen und großen Individualitäten entgeht, das werden wir an der Einheit und Größe der Richtungen, an dem Zusammenhang der einzelnen Leistung mit den allge-

meinen Wiſſorderungen wiedergewinnen. Und wenn wir durch alle Verwirrungen und Verwickelungen dieſer Literatur uns bis zu der Klage werden hindurchgearbeitet haben: daß uns die Literatur der Schönheit fehle, ſo werden wir doch an dieſer Literatur der bloßen Geſinnung darum nicht den Uebergang verkennen, durch welche ſie ſchon in das Reich der Schönheit ſich hineinmündet und ihre Sehnſucht nach demſelben angedeutet hat. Ein ſo reichhaltiges und mannigfaches, dazu überall von den Zeittendenzen unterminirtes Literaturgebiet, wie uns hier vorliegt, kann beſſer durch eine überſichtliche Zuſammenfaſſung ſeiner Hauptgruppen, als durch erſchöpfende Vollſtändigkeit der einzelnen Erſcheinungen, zur Anſchauung gebracht werden. Indem wir daher die zuſammenhängende Entwickelung jener Hauptgruppen zu unſerer eigentlichen Aufgabe machen, verzichten wir im Voraus auf das Verdienſt der Vollzähligkeit der Namen und Perſonen, mit welchen letzteren es eine Literatur des Revolutionszeitalters überhaupt nicht ſo genau nehmen kann. Denn Namen und Perſonen erheben ſich und verſchwinden in ſolchen Zeiten, ohne daß ein mit Arbeit überhäuftes Geſchlecht ſonderlich nach ihrem individuellen Schickſal früge. Die Lorbeerkränze ſind wohlfeil in einer Zeit, wo es nicht mehr am Gebrauch iſt, ſie zu tragen. Wer daher den ſeinigen in unſerer Darſtellung vermiſſen ſollte, der klage uns nicht der böslichen Rückſichtsloſigkeit gegen ſeinen Schmuck an. Der Kopf muß überhaupt heutzutage über den Kranz tröſten und der ihn hat, muß ebenſo viel dafür leiden, als der ihn nicht hat. Auf der andern Seite muß ebenſo bei der Charakteriſtik der literariſchen Gegenwart, wie wir ſie uns vorgeſetzt haben, ein vorzugsweiſe mildes und verſöhnliches Licht auf diejenigen Perſönlichkeiten fallen, durch welche die ſchaffende Zeit ſich ihren Lebensausdruck gab, und nur ſolche ſind hart

in den kritischen Anklagestand zu ziehen, welche Talent und Begabung mit dem Sinn ihrer Zeit in Widerspruch gesetzt. Es wird freilich bei jeder Darstellung der Literatur immer wie ein Mangel aussehen, daß ein Einzelner es ist, welcher die Darstellung nach seinem Urtheil unternahm, aber dieser Mangel muß gerade dadurch unschädlich gemacht werden, daß die Behandlung jeder Epoche ihren wesentlichen Ausgang von den allgemeinen Richtungen der Nationalbildung nimmt, welche das Talent bedingt haben. Je wahrer und treuer dann der Geist jeder Richtung aufgefaßt ist, desto unverfänglicher wird die Würdigung der einzelnen Verdienste oder Irrthümer dabei erscheinen, und selbst das verdammende Urtheil wird nicht als willkürliche Ungunst sich auslegen lassen. Und indem wir uns sonach durch das ehrliche Festhalten an den allgemeinen Fortschritten des Nationallebens beständig stärken werden, auch mit den einzelnen Erscheinungen überall im besten Sinne fertig zu werden, hoffen wir, daß unsere Darstellung, in der wir die noch fortsprudelnden Quellen der heutigen Bildung aus nächster Nähe her aufzudecken haben, sowohl zur Ueberschauung des gegenwärtigen Literatur- und Culturgebiets Nutzen bringen, als auch uns selbst dazu dienen wird, alle Einzelkritik, mit der wir uns sonst an den literarischen Gestalten der Gegenwart versucht haben, hier an dem allgemeinen Zusammenhange des historischen Lebens berichtigen und in einem wohlthuenden Geiste wieder aufnehmen zu können.

In der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts war es vornehmlich die Familie und die Persönlichkeit, welche die Grenze der Dichter und des Volkes ausmachten. Einen merkwürdigen Commentar zu dieser damaligen Art zu dichten besitzen wir in Goethe's Selbstbekenntnissen: „Dichtung und Wahrheit", in denen die geniale Persönlichkeit sich so fest

in ihren eignen Mikrokosmos einschließt, daß dieser die wahre Weltgeschichte wird, und eine, aller weltgeschichtlichen Bewegung überlegene Geltung annimmt. Goethe war vornehmlich der Erlöser der deutschen Form, die er vergeistigte und künstlerisch machte, aber insofern nicht der Erlöser des deutschen Geistes, als dieser in ihm und in seiner Zeit noch nicht zu der höchsten Freiheit aufstehen konnte, weil die Weltanschauung noch getrennt und auseinander lag vom Leben und Talent. Müssen wir auch den großen Dichter, selbst noch in der Literatur der Gegenwart, für das eigentlich herrschende Genie anerkennen, so bleibt uns doch darum die Grenze, welche die Zeit, aus der er wesentlich hervorgegangen, ihm gesteckt und worin gerade sein eigenthümliches Wirken gegeben lag, nicht minder vor Augen. Nur von der metaphysischen Universalität des deutschen Geistes hatte Goethe ein Normalgedicht gedichtet in seinem Faust, ein Werk, das die größte Ewigkeit hat in der ganzen deutschen Literatur. Aber es sind auch hier, wie immer, nur die allgemeinsten, elementaren Bestandtheile des Lebens, die er berührt. Im Wilhelm Meister sind es die Formen der deutschen Geselligkeit, die neu gebildet werden sollen, und in den Wahlverwandschaften sind es die Conflicte der Sittlichkeit, welche aus den geselligen Culturzuständen, wie ein tragisches Fatum, sich entspinnen. Im Götz von Berlichingen war es der erste kühne Wurf des jungen Genies, das, an seinem Stoff den Kampf zwischen alter und neuer Zeit malend, diesen in dem nämlichen Moment durch sich selbst begann und ankündigte. Im Werther weinte und schluchzte der erste Jugenddrang der Speculation sich aus, der erst im Faust philosophisch werden und in die Tiefe steigen konnte. In der natürlichen Tochter ist es das Abstractum einer Heiligthaltung der bürgerlichen Gesellschaftsform und Gesellschaftslehre, zu deren Versöhnung und

Ausgleichung jedes Opfer nothwendig erachtet wird, und im Taſſo tritt der Dichter als ſolcher ſelbſt hervor, ein Schooßkind ſeiner Träume, in einer launenhaften Zerſpaltung zwiſchen Dichter und Menſch, zwiſchen Innen und Außen, zwiſchen Welt und Gemüth befangen. Denſelben Zwieſpalt ſtellt auf andre Weiſe und auf anderm Gebiet der Egmont dar. Hier iſt es, merkwürdig genug, die Geſchichte, welche ſich in Conflict mit dem individuellen Gemüth zeigt, indem eine liebenswürdige und auf das perſönliche Lebensbehagen geſtützte Natur von dem Ernſt der hiſtoriſchen Verwickelungen geknickt wird und unter dieſer Macht zu Grunde geht. Man hat ſonſt gerade bei dieſer Dichtung, ſowohl in der Zeichnung des Alba, als auch in der Behandlung der Volksſcenen den politiſchen und hiſtoriſchen Inſtinct Goethe's zu bewundern gehabt, und es iſt auch ſonſt wohl klar, daß es Goethen an hiſtoriſchem Sinn und Verſtändniß überhaupt nicht gefehlt, von deſſen tief greifenden Combinationen ſelbſt die Farbenlehre ihre Spuren aufgewieſen hat. Aber wie er die hiſtoriſche Wirklichkeit dem poetiſchen Talent gegenüber verſtand, davon liefert eben der Egmont, der am meiſten unter ſeinen Werken dieſer Realität der Geſchichte ſich hingegeben, den Beleg zu Ungunſten des Hiſtoriſchen. Das Hiſtoriſche iſt hier das harte und rauhe Element, von welchem der Held, der Mann des feinen und ſchönen Lebensgenuſſes, feindlich darnieder geworfen wird.

So treffen wir bei Goethe immer noch auf aus einander liegende Elementarſtoffe des Dichtens und Lebens, aber es iſt ſein großes, kulturhiſtoriſches Verdienſt, dieſes Elementariſche des deutſchen Geiſtes mit ſeinem Alles verarbeitenden Talent aufgenommen und auf die fortentwickelnde Bewegungslinie der Nationalbildung hinausgeſtellt zu haben. Wir wollen dieſem Verhältniß, durch welches uns der Gegenſatz des achtzehnten

Jahrhunderts zu unserer Gegenwart so entschieden entgegen tritt, noch einige Worte widmen, und uns dabei besonders auf das in den Goethe'schen Romanen dargestellte Bildungsstreben jener Zeit einlassen. Um sich äußerlich auszubilden, strebt dem Wilhelm Meister, wie er glaubt, vornehmlich sein bürgerlicher Stand entgegen, und hierin giebt der Roman sogleich die eigenthümlichen Verhältnisse seines Jahrhunderts wieder, wo Bürgerthum und Adel als so verschiedene und von einander abgesonderte Sphären der Gesellschaft gelten, daß fast nur bei dem letzteren eine freie, sichere und gebildete Form des geselligen Lebens möglich schien, wovon der andere wie ausgeschlossen betrachtet wurde. Daher traute man damals nur vornehmen Personen einen gewissen Anstand des äußeren Daseins zu, weil sie allein zur öffentlichen Erscheinung berufen schienen. Wilhelm Meister, der daran verzweifelt, die Bildung, welche dem andern Stand schon durch die hohe Geburt selbst angeeignet ist, sich in der beschränkten Lage seiner Bürgerlichkeit geben zu können, entschließt sich daher zur theatralischen Laufbahn, die, außer der Sphäre vornehmer Verhältnisse, ihm noch der einzige Weg scheint, sich für die öffentliche Erscheinung in einer freien und edlen Form zu bilden. Und als er das Theater aus inneren Gründen aufgiebt, wird er wieder zu Ende des Romans vornehmer Gesellschaft genähert, die ihn gleichsam als einen Auserwählten und Begnadigten aus seinem bürgerlichen Kreise zu sich herauf hebt, weil in ihr allein das Heil wahrhaft geselliger Bildung zu finden ist. Ja, durch den Besitz Nataliens wird Wilhelm Meister der adligen Familie selbst einverleibt. Hierdurch erinnert uns der Dichter zugleich an die ähnlichen Verhältnisse in seinem eigenen Lebenslauf, und wer denkt nicht dabei an die Promotion des bürgerlichen Goethe aus der Freireichsstadt Frankfurt und dem bürger-

meiſterlichen Hauſe zum adligen Goethe am weimariſchen Hof, von der wir in ſeiner Selbſtbiographie mit ſo vielem Behagen leſen? Ein dergeſtalt ſich ausſchließendes Verhältniß von Bürger und Adel hat für unſer Jahrhundert, das um ſo viel geiſtig freier und weniger formell geworden iſt, nur noch ein hiſtoriſches Intereſſe, und der Wilhelm Meiſter erweiſt ſich in dieſer Hinſicht ausſchließlich als der Roman des achtzehnten Jahrhunderts. Auch verräth er eben ſchon dadurch, daß er zum Schluß beide Verhältniſſe in einander übergehen läßt, und daß es dem geiſtigen Talent möglich gemacht wird, den Sieg über die Schranken der bürgerlichen Geſellſchaft davonzutragen, das revolutionnaire Ende jenes Jahrhunderts.

Doch war das Uebergewicht der Bildung noch zu entſchieden auf Seiten des Adels, und ein höherer hiſtoriſcher und philoſophiſcher Inhalt mußte erſt das ganze Leben durchdringen, ehe alle Form der Stände, wie in unſern Tagen, zu einer bloß äußerlichen Unterſcheidung, und kaum noch zu dieſer, zurücktreten konnte. Daher nimmt die ſonſt ſo liebenswürdige und Goethen ganz eigenthümliche Darſtellung des geſelligen Lebens in ſeinen Romanen beſtändig einen gewiſſen vornehmen Ton an, der auch ausſchließlich für den ſogenannten guten Ton gilt, und gar oft in einer gewiſſen Prüderie der Geſelligkeit, in einer Ueberkeuſchheit des ſchönen und reinlichen Benehmens, ſich gefällt. Wie er auch die Geſellſchaft, „die zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit giebt", in wohlbehäbiger Goethe'ſcher Laune beſpöttelt, die Recepte und Theorien zu einer guten Lebensart, die er dem lernluſtigen Wilhelm Meiſter in den Lehrjahren mit auf den Weg giebt, würden bei einer praktiſchen Anwendung doch auch nur ſolche Geſellſchaft formirt haben. Man betrachte zum Beiſpiel den Satz, den Goethe nicht nur im Wilhelm Meiſter, ſondern auch ſonſt ſehr oft mit

einer gewissen ehrbaren Lebensweisheit gepredigt hat, daß es nämlich unschicklich sei, in einer guten Gesellschaft irgend ein Thema erschöpfend und ausführlich zu behandeln und durchzusprechen. Der Satz hat in gewisser Hinsicht seine Wahrheit, und muß uns doch zugleich, nach den Anforderungen einer freier und allgemeiner durchbildeten Zeit, als ein lächerlicher erscheinen. Solche und ähnliche Theorien der Goethe'schen Lebensweisheit sind in sehr viele Romane der damaligen Zeit, die auf den Wilhelm Meister folgten, übergegangen, und statt daß sonst die Romanhelden ihren größten Spaß darin fanden, sich mit Rittern und Geistern herumzuschlagen, und durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers zu kriechen, so setzten sie jetzt ihre Pointe darein, einen Anständigen zu spielen, sich einen vornehmen Schnitt zuzulegen, und den guten und feinen Ton auf alle mögliche Weise zu beobachten, damit sie der Leser für Leute von Stande halte, wenn sie auch sonst noch so sehr nach der Dachstube des Romanpoeten schmeckten. So wünscht sich in einem Romane von Franz Horn ein Dichter, der seiner niedrigen Geburt wegen daran verzweifelt, sich einen vornehmen und freien Anstand beibringen zu können, nichts sehnlicher, als daß sein Vater doch wenigstens ein Hofrath möchte gewesen sein, damit ihm ein gutes und standesmäßiges Betragen schon als unverwüstliches Erbstück gewissermaßen angezeugt wäre.

Für ein Streben nach vornehmer Bildung zeigt sich nun in der Literatur der Gegenwart nicht das mindeste Interesse mehr. Die freie und ungezwungene Aeußerlichkeit, die sonst nur aus dem vornehmen, kalten, ja verächtlichen Herabblicken auf die menschlichen Lebensverhältnisse hervorgehen konnte, hat sich als etwas Nichtiges erweisen müssen in einer Zeit, welche als das Vornehmste jetzt nur den Geist anerkennt. Aber man

wird immer in dem Bildungsſtreben jener Periode die Abſicht erkennen müſſen, das deutſche Leben aus dem alten und ungeſelligen Spießbürgerthum herauszuarbeiten, und ihm eine umgängliche und plaſtiſche Geſtalt zu geben, mag auch immer die damit hervorgetretene, marmorglatte und marmorkalte Vornehmheit, welche ſich in der Goethe'ſchen Auffaſſung des geſelligen Lebens mitunter zeigt, für uns die Bedeutung nicht mehr haben können, welche ſie dem Philiſterthum des damaligen Zeitalters gegenüber hatte. Es iſt darin immer bewundernswerth der Sieg des jungen apollobegünſtigten Wolfgang über die alte Philiſtria, wie es Tieck in einer allegoriſchen Schickſalsnovelle, welche ſich in ſeinem Vorwort zu Lenzen's Schriften findet, genannt hat, in welcher Novelle das Verhältniß der romantiſchen Schule zu Goethe am liebenswürdigſten ausgedrückt worden iſt.

In dieſer Beziehung hatten auch ſchon vor Goethe einige Schriftſteller vortheilhaft auf freiere Bildung in der Nation gewirkt. Als ſolche wären namentlich Wieland und Thümmel zu bezeichnen. Vor einiger Zeit hat es ein engliſcher Kritiker unſerer Literatur zum Vorwurf gemacht, daß ſich kein höherer Weltton in ihr bemerkbar mache, daß die deutſchen Schriftſteller keine Weltmänner ſeien, und man es ihnen in ihren Productionen anſehe, wie ſie unter verkümmerten Stubenverhältniſſen, fern von allem öffentlichen Leben, groß geworden. Die deutſche Literatur hat indeß ſchon frühe Schriftſteller aufzuweiſen, welche jenen Vorwurf, ſo viel Wahres er auch enthalten mag, ſehr beſchränken dürften. Vielleicht haben die Engländer ſelbſt, ungeachtet ihrer großartigeren und freieren Nationalverhältniſſe, uns keinen einzigen ihrer Schriftſteller entgegenzuhalten, welcher ſo viel feinen Weltton, ſo viel graciöſe Beweglichkeit, ſo viel durch geiſtreichen Witz veredelte

Vornehmheit und geschmackvolle Art zu leben, in seinen Darstellungen entfaltet hätte als z. B. Thümmel. Thümmel ist in der That der erste deutsche Schriftsteller, aus dem uns ein wahrer Weltton anspricht, wie er vor ihm in deutscher Rede und Dichtung noch nicht gehört worden war und erst später eben in den Romanen Goethe's sich zu einer noch kunstmäßigeren Form der deutschen Geselligkeit auszubilden strebte. Hofmann und Weltmann in geistreichster Weise, durch vielfache Reisen besonders in Frankreich gebildet, mit nicht gewöhnlichen Kenntnissen ausgerüstet, und zu allem Schönen, das die Gegenwart erzeugt, einen immer offenen Sinn, frohen Humor und Genußlust mitbringend, sieht Thümmel das Leben überall aus unbeengten und erweiterten Gesichtspuncten an, wie er sie in der Gesinnung seiner Zeit und Umgebung nicht als herrschend vorfinden konnte, und es ist in dieser Hinsicht als bemerkenswerth anzuführen, daß Thümmel's Wilhelmine, die alle Pedanterie so liebenswürdig verspottet, bereits im Jahre 1764 erschienen ist, wo deutsches Zopfthum vielleicht gerade seinen Gipfelpunct erreicht hatte. Daß aber die ehrbaren Deutschen aus den Sechsziger, Siebziger und Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an den von Muthwillen und Leichtfertigkeit übersprudelnden Schriften Thümmels wie Wielands ihre Lieblingslectüre fanden, ist eine merkwürdige Thatsache der deutschen Bildungsgeschichte. Wielands und Thümmels freie Scherze rüttelten zuerst etwas an der altherkömmlichen Pedanterie und Philisterhaftigkeit unserer Sitten und brachten in die steife Altklugheit des deutschen Nationalcharakters eine raschere, leichtere, jugendlichere Circulation des Blutes. Sie zupften mit der flatterhaften Grazie einer griechischen Hetäre den weisen Deutschen an seinem Bart und belehrten ihn lachend und spottend, daß der Bart nicht den Philosophen mache. Sie began-

nen, ihm die Philosophie des Lebensgenusses zu predigen und mischten zugleich Weisheit und Sinnlichkeit zusammen in einem glänzenden Pocal. —

Wir kehren wieder zu Goethe zurück. Wenn wir oben aus dem Wilhelm Meister vorzugsweise die Elemente des achtzehnten Jahrhunderts herauszukehren gesucht, so dürfen wir auch das rationalistische Raisonnement nicht unerwähnt lassen, das in diesem Roman ebenfalls eine Rolle spielt und sich besonders über Zufall und Schicksal, und welches von beiden denn eigentlich die Welt regiere, oft auf eine sehr seltsame Weise Luft macht. Das Rationalistische giebt sich besonders darin kund, daß dem leitenden menschlichen Verstand die Entscheidung über den Bau und die Einrichtung des Lebens gegeben wird, und das Walten des Schicksals erhält wohl besonders um deswillen eine so vornehme und fast spöttische Abweisung, weil die lebensweise Erziehungsgesellschaft, in ihrer geheimnißvollen und weitreichenden Wirksamkeit vom Thurm, selbst nicht ungern das Schicksal spielen möchte. In dieser Erziehungsgesellschaft, welche den Hintergrund des Goethe'schen Romans bildet, verkörpert sich zugleich das Princip der sogenannten Menschenkenntniß, die im achtzehnten Jahrhundert ein so beliebtes Capitel war und fast wie eine besondere Berufswissenschaft getrieben wurde. Diese Herren von der geheimen Erziehungsgesellschaft sollen wir nun alle für vollendete Menschenkenner gelten lassen, wie den durch seine Lebensweisheit imponirenden Abbé, den kalten spöttischen Jarno, den egoistischen nur auf Genuß raffinirten Lothario, welche die Menschen nicht anders als unter der Kategorie der armen Teufel betrachten, weil sie scharfen Verstand und Kaltherzigkeit genug besitzen, sie überall in ihren Schwächen zu belauern und ihre Verlegenheiten für sich zu nutzen. Diese Menschenkenner betheiligen sich freilich

im Grunde ſelbſt an der Kategorie der armen Teufel, denn darin beruht ein gewiſſes Mißverhältniß in dem Goethe'ſchen Roman, daß Wilhelm Meiſter zu Ende faſt gezwungen wird, ſolche Charaktere als höchſte Muſter der Bildung anzuerkennen, ja ſich ſelbſt nach ihnen zu bilden, welche in der Darſtellung und Ausſtattung vom Dichter ſo vernachläſſigt ſind, daß ſie nicht einmal als entſchiedene Charaktere, viel weniger als muſterhafte Bildungen für das Leben angeſehen werden können. In dieſen etwas dürftigen Aushülfen des Romans, wie in der ganzen geheimen Erziehungsmaſchinerie, welche ihn leitet, zeigt ſich aber der weſentliche Grundmangel, welcher dem Roman des achtzehnten Jahrhunderts eigen ſein mußte. Es iſt der Staat und das hiſtoriſche Völkerleben, welche dem ſich entwickeln wollenden Helden zu ſeiner Bildung abgehen. So richtet in naiver Weiſe Bettine, in welcher ſich die Oppoſition der romantiſchen Schule mit Liebesinbrunſt an Goethe anklammert, an dieſen die Frage: warum er denn nicht ſeinen Wilhelm Meiſter zum Schluß in hiſtoriſche Verwicklungen gebracht, und z. B. in eine Revolution, wie den Tyroler Aufſtand, hinein verſetzt habe?

Wie aber Goethe zuerſt einen gebildeten Ton der Geſelligkeit anſtimmte, ſo war er auch der erſte deutſche Poet, welcher *weibliche* Geſtalten mit ſolcher Bedeutung in den Kreis der Dichtung führte, daß dadurch der Einfluß, welchen das Weibliche auf anmuthige Formen des Lebens und eine liebliche Bildung der geſelligen Verhältniſſe ausübt, mit einem bisher noch nicht gekannten Zauber der Darſtellung geltend gemacht wurde. So erſcheinen dem nach Wahrheit ſtrebenden Wilhelm Meiſter die weiblichen Geſtalten, die ihm abwechſelnd begegnen, recht als Ideale deſſen, was er will und ſucht. Die zärtliche Mariane feſſelt ihn, aber er iſt zu einem höhern Ziel berufen,

als die Richtung iſt, welche die theatraliſche Geliebte darſtellt. Philine kann nur das Ideal eines luſtigen Lebensphiloſophen ſein, und als ſolche gehört ſie dem blonden Friedrich eigen, aber zwiſchen Thereſen und Natalien mag Wilhelm Meiſter anfangs ſchwanken. Thereſe iſt das Ideal eines reinlichen und gefälligen Materialismus, in dem ſich's wohl ſicher und heimiſch leben läßt: doch Natalie iſt das ſeelenvolle Bild der edelſten und lieblichſten Lebensform, ſoll es wenigſtens ſein, wenn ſie auch in der Darſtellung in zu flüchtiger Erſcheinung hervorgetreten; ſie ſtellt zugleich die Richtung eines feinen und vornehmen Lebens dar, zu der ſich der glückliche Wilhelm durch ſie emporſchwingt. In der Gräfin aber, welche den bürgerlichen Wilhelm umarmt und küßt, zeigt ſich ſchon ein Privatvortheil, welchen der revolutionaire Geiſt gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts erringt.

Wie nun im Wilhelm Meiſter das Streben nach einer vornehmen Bildung das Ziel iſt, ſo treffen wir in den Wahlverwandtſchaften auf ſchon völlig ausgebildete, geſellige und geſellſchaftliche Verhältniſſe. Die Perſonen, die ſich uns hier zeigen, haben an der geſelligen Form ihrer Bildung nichts mehr zu entwickeln übrig, ſie haben früher, wie der Dichter zur Zeit des Romans ſelbſt, ſchon am Hofe gelebt, und ein guter und feiner Ton iſt ihnen zur Natur geworden. Aus den geſelligen Scenen dieſes Romans ſpricht daher mit einer großen Wohlredenheit der Darſtellung, alle Bequemlichkeit und Freiheit des vornehmen Anſtandes, und auch die Kälte deſſelben macht ſich fühlbar. Aber auf eine neue Weiſe hat der Dichter hier, in Bezug auf das Hauptthema des Romans, die geſelligen Verhältniſſe des Lebens als ſolche zu einander aufgefaßt. Er hat ſie als entſchiedene und nothwendige Formen des Daſeins in ihrer ethiſchen Heiligkeit und Unverletzlichkeit ge-

ſetzt, wie ſie als Familienverhältniſſe in einer göttlichen Ordnung beſtehen, oder beſtehen ſollen. Indem der Roman die Unantaſtbarkeit dieſer Verhältniſſe durch die entſetzlichen Folgen ihrer willkürlichen Auflöſung darſtellt, macht er allerdings das Recht und die Rache der Sittlichkeit mit einer Strenge geltend, welche den Geſetzen der chriſtlichen Religion nicht fremd, ſondern vielmehr eigenthümlich iſt. Aber dieſe Strenge wird doch zugleich mit einer herben Grauſamkeit ausgeübt, welche die Perſonen des Romans gewiſſermaßen als Schlachtopfer der Sittlichkeit erſcheinen läßt, einer Sittlichkeit, welche ſchon die Neigung ſie zu übertreten, als ſchuldige That furchtbar ahndet. Ottilie, die zarte ſeelenvolle Geſtalt, folgt unbewußt in ihrer Kindlichkeit der gefährlichen Neigung, welche ſie nur wie ein heiterer, unſchuldiger Traum ergriffen hat. Sie wird aufgerüttelt aus dieſem Traum zum Bewußtſein ihres Verhältniſſes, die Nothwendigkeit des Entſagens ergreift ſie ſchrecklich, und ſie iſt dazu entſchloſſen, mit einer himmliſchen Gewißheit ihrer ſelbſt; aber ein tückiſches Schickſal, welches es in antiker heidniſcher Weiſe auf das Elend dieſes Hauſes abgeſehn, läßt ihre Entſagung nicht als eine Wiederherſtellung des moraliſchen Zuſtandes gelten, und Ottilie muß als Kindesmörderin, ja als Selbſtmörderin durch Entſagung und Hungertod untergehn. Der echten Kindlichkeit Ottiliens gegenüber erſcheint Eduard wie ein verzogenes Kind, das ſeinen Willen haben muß. Er hat viel von einer männlichen Koquette an ſich, eine Eigenſchaft, die man bei mehreren männlichen Geſtalten Goethe's wiederfindet; doch ſöhnt das Unglück, in das ihn ſeine Unmännlichkeit ſtürzt, zum Schluß in ſofern mit ihm aus, als ſich das Gefühl des Mitleids daraus erhebt, obwohl kein großes tragiſches Mitleid. Das Extrem einer ſtrengen Sittlichkeit, das der Dichter in den Wahlverwandt-

schaften walten läßt, hat er uns sonst eben nicht gezeigt, und er hat die Ehe in ihrer ethischen Bedeutsamkeit und Heiligkeit z. B. im Schluß der natürlichen Tochter, und sonst, viel herrlicher gepriesen, als auf die negative und tragische Weise der Wahlverwandtschaften. —

Wie nun Goethe in seinen beiden Romanen durch Bildung und Behandlung der Formen und Verhältnisse des geselligen Lebens gewissermaßen die Urtypen der modernen Poesie berührt und gestaltet hat, so sehen wir bei der nächsten zu ihm herangetretenen Generation der deutschen Literatur diese Grundelemente aller Dichtung gewissermaßen vorausgesetzt, und in andere Beziehungen hinüber geleitet. Die romantische Schule begann und entwickelte sich, ihrem ästhetischen Glaubensbekenntniß nach, allerdings aus der Goethe'schen Poesie, an deren Verherrlichung sie zum Theil ihre Kritik ausbildete, und doch muß man sie zugleich von ihrer eigenthümlicheren Seite her als eine Oppositions- und Bewegungspartei gegen Goethe bezeichnen, was jedoch gar nicht hinderte, daß viele Anhänger der romantischen Schule Zeitlebens Goethianer blieben. Diesem anscheinenden Widerspruch muß ich noch einige Worte widmen. In Novalis lagen schon alle Keime zu einer offenen Opposition gegen Goethe angedeutet, aber diese offne Opposition, welche sich gewissermaßen gegen die bloß glückmachende Form das Ansehen der speculativen Vertiefung gab, erschien keineswegs so durchdringend und wesenhaft, als die, welche der ganzen Stellung der romantischen Schule unwillkürlich zum Grunde lag. Das Verdienst dieser Schule, welches sie oft genug zur Schau getragen, nämlich die Phantasie der Deutschen emancipirt zu haben, kann man nicht so hoch anschlagen, als das andere Verdienst dieser Schriftsteller, daß sie den Blick zur Anschauung einer Weltpoesie erhoben, und die in Persönlich-

keiten begrenzten Aussichten des deutschen Parnasses durch Hinweisung auf die übrigen Volksliteraturen und auf die eigene Vergangenheit erweiterten. Die romantische Schule wurde zugleich der literarhistorische Mentor ihrer Nation. Durch Tieck und die Schlegel wurde Shakspeare der deutschen Poesie gewonnen. Zwar gab es schon früher Uebertragungen des großen britischen Dichters, aber erst durch die romantische Schule wurde Shakspeare ein ganz neues Element für unsere Poesie, das die außerordentlichsten und eingreifendsten Folgen hatte. Goethe selbst, von diesen Folgen ereilt, protestirte in seinem „Shakspeare und kein Ende" dagegen.

Tieck war ohne Zweifel der Productivste der ganzen romantischen Schule und erstrebte, nachdem er lange an Shakspeare gelernt, neue Gesetze und Motive der poetischen Darstellung. Goethe hatte zwar im Wilhelm Meister auch mit Begeisterung sich mit Shakspeare zu thun gemacht und eine treffliche Analyse der Charactere im Hamlet gegeben, aber nur für die Theaterzwecke, denn mit der tiefer liegenden Bedeutung Shakspeare's hat sich Goethe im Grunde nie sonderlich befreunden mögen. In Tieck, nicht in Tieck dem Kritiker, sondern in Tieck dem Dichter, findet man das größte Verständniß Shakspeare's, aus dem er eine neue Kunst der Darstellung sich zu eigen zu machen gesucht. Es ist die Kunst, in Gegensätzen und Contrasten darzustellen, woraus zugleich zwei der neuen Schule eigenthümliche Elemente, Ironie und Humor, ihre Flügel entfalteten; wogegen bei Goethe die kalte Einfachheit, Ruhe und Alles an sich herausstellende Plastik der Antike immer vorzugsweise als Muster der Darstellung erscheint. Daher bei ihm keine versteckte Feinheit der Motive, sondern, wie an einer Bildsäule, sucht er jeden Zug seines Gedichtes für die Anschauung auszumeißeln. Deßhalb kennt Goethe auch das Ge-

beimnißvolle in der Poeſie wenigſtens nicht als ein beſonderes Element, oder wo es ihn überraſcht, wie in der Mignon, ſtellt er ihm auch ſogleich die ehrbare Bürgerlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber, die im Wilhelm Meiſter zu einem ſo weſentlichen Zeitbintergrund wird. Die Poeſie der Romantik, der Ironie und des Humors, die in Shakſpeare ſchon ſo frühe einen Gipfelpunkt erreichte, ſtrebte aber jetzt, gewiſſermaßen im Gegenſatz zu Goethe's antik gemeſſener Natur, eine neue Wahlverwandtſchaft mit den Deutſchen an. Tieck erreichte jedoch, indem er an die Darſtellungselemente Shakſpeare's ſeine Poeſie anknüpfte, die Weltklarheit und Lebensfülle Shakſpeare's nie, ihm blieb dieſe unmittelbare Naturfriſche der Geſtaltung aus, denn er war und blieb ein Reflexionspoet.

Muß uns Goethe gegen Tieck immer als ein primitiver Genius, als urſprünglicher Originalgeiſt erſcheinen, ſo ſehen wir hingegen Goethe und Shakſpeare zwei völlig entgegengeſetzte Pole der modernen Poeſie bedeuten, was Keinem klarer geweſen als Goethen ſelbſt, der mehrere Mal dieſe Antipathie ſeines Genius bekannt hat, mehr aber wie eine Naturregung, denn als kritiſche Ueberzeugung. So war auch Goethen Alles, was ſich nachher aus Shakſpeare in der deutſchen Literatur ableitete, eigentlich zuwider, wie er denn überhaupt in der ganzen romantiſchen Schule immer eine Art von Aufruhrſtiftung gegen ſein legitim gewordnes Reich, gegen ſein ruhiges Princip der Schönheit, erblickte. Dagegen gingen dieſe Romantiker viel vorurtheilsfreier und klarer gegen ihn ſelbſt zu Werke, und vornehmlich legten die unbefangenen und liebevollen Beurtheilungen, welche Friedrich Schlegel damals ſowohl von den Lehrjahren als von der 1806 erſchienenen Ausgabe der Goethe'ſchen Werke lieferte, das rühmlichſte Zeugniß davon ab. Die neue Schule meinte es mit der Revolution, welche

ſie in der deutſchen Literatur ankündigte, eigentlich nicht ſo rigoriſtiſch, und wenn ihr die Goethe'ſchen Formen zu monoton waren, und ſie dagegen ihr Vorhaben, das Talent der Darſtellung zu emancipiren und in eine geiſtig bewegtere, von Humor und Ironie getragene Welt von Motiven hineinzuheben, etwas ſelbſtgefällig zur Schau trug, ſo beſtritt ſie doch im Grunde die Herrſchaft Goethe's auf dem deutſchen Parnaſſe nicht. —

Fragen wir nun, wie ſich zuerſt dieſe Geſellſchaft, welche die romantiſche Schule genannt worden, zuſammengefunden habe, ſo ſtellt ſich uns ein Kreis von ſtrebenden Jugendgenoſſen vor Augen, der in den gleichen Bildungselementen ſeiner Zeit ſich begegnete und verband. Als ein äußerer Vereinigungspunct erſcheint uns dabei die Univerſität Jena zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo ſich in den dort zuſammentreffenden Geiſtern alle Einflüſſe, aus denen die neue Schule ſich miſchte, auch nach der Seite ihrer philoſophiſchen Abſtammung hin, in engſter Berührung zeigten. Dies Leben in Jena hat Niemand ſo trefflich geſchildert, wie Steffens, den man auch als einen Angehörigen der Romantik betrachten muß, in ſofern er dieſelbe bis auf die ſpeculativen Höhen der Schellingſchen Philoſophie verfolgte, und ſich in dieſer Verwurzelung der Romantik mit der Speculation ſo ausbildete, daß er als Philoſoph immer Romantiker, und als Romantiker immer Philoſoph war. „Es war wohl eine ſchöne Zeit — heißt es in dem Novellencyklus von den vier Norwegern — die ich in Jena verlebte. Ich kann ohne freudige Rührung, ja ohne Begeiſterung nicht an ſie denken. Ein neues Zeitalter wollte beginnen, und regte ſich in allen empfänglichen jugendlichen Gemüthern. Wo wir hinſahen, erblickten wir bedeutende Männer, die hier einen Mittelpunct des wechſelſeitigen Verſtändniſſes gefunden hatten. Goethe gehörte dieſem Kreiſe zu, und ward als ſein Stifter

betrachtet. Die bedeutende Stelle, die er bekleidete, wie sie sonst wohl die Jugend entfernt, nicht selten zum Widerstand reizt, erschien uns durch ihn einen hohen Glanz zu erhalten, indem sie ihn auch äußerlich erhob. Es war für die anmuthigeren Formen des Lebens, für die zarteren Verhältnisse der Geselligkeit nicht ohne Einfluß, daß ein solcher Mann der Jugend genähert wurde, wenn er auch nur aus der Ferne erschien, und an keine nähere Verbindung zu denken war. Er war dennoch geistig in unserer Mitte, indem sein Geist durch Männer, die wir so hoch verehrten, in seiner tieferen Bedeutung hervortrat. Und welche Männer waren hier versammelt! Der starke Fichte, der mächtige Schelling, dessen gewaltiges Ringen uns anzog, Tieck, die Gebrüder Schlegel. Novalis erschien als Gast, Schleiermacher, obgleich fern, gehörte dem Kreise zu, und wenn gleich mancher Widerstreit unter so entschiedenen Naturen sich frühzeitig entwickeln mochte, wir kannten ihn nicht, ahneten ihn kaum, und erblickten nur den blühenden Frühling einer neuen geistigen Zeit, den wir mit jugendlicher Heftigkeit frohlockend begrüßten."

Als die erste umfassendere Schöpfung, durch welche die neue Epoche auf productivem Wege sich angekündigt hatte, kann man gewissermaßen den großen Roman Tieck's, William Lovell betrachten, der zuerst im Jahre 1796 erschien. Schon in diesem Roman, welcher die frühe Ausgeburt mächtiger Jugendkämpfe ist, zeigt sich das neue Streben dieser Generation als aus einer Anknüpfung an die Goethesche Poesie entsprungen. Denn vorherrschend sind darin die Elemente des Werther und Faust auf eine eigenthümliche Weise verarbeitet und bekämpft, welche Elemente so sehr der allgemeine Inhalt des Zeitgeistes geworden waren, daß sie das Individuum nicht mehr von sich abzuweisen vermochte. Es war dies die absolute Speculation

und die lyriſche Subjectivität, welche ſich in die Tiefen der Unendlichkeit ſtürzten, und bei den Grenzen der Endlichkeit anlangten, an denen ſie ihr individuelles Daſein zerſchellten. Tieck faßte dieſe beiden Richtungen im William Lovell zuſammen, und ſtellte ſie als Ausartungen der individuellen Menſchennatur dar, die mit einem erhabenen Anfang zu einem ganz gemeinen Ende gedeihn. Indeß faßt er die Erhabenheit dieſes Anfangs nicht tief und ideal genug und die Gemeinheit des Endes zu cyniſch. Daß er in der Manier dieſes Romans die Goetheſche Darſtellung nachgeahmt habe, läßt ſich wohl nicht behaupten, wenn auch ſonſt in den Productionen Tieck's aus dieſer frühen Zeit ein ſolches Beſtreben nicht zu verkennen iſt. Die lyriſchen Briefe und Ergießungen des William Lovell erinnern allerdings an die des Werther wie an die Monologe des Fauſt, aber das lyriſche Element, das ſich bei Goethe rein und im volltönenden Ausdruck der Innerlichkeit ergießt, wird bei Tieck eine chaotiſch umherſchweifende Phantaſie. In dieſem Roman zeigt ſich zuerſt und am mächtigſten die dämoniſche Gewalt der Phantaſie, welche die neue Dichtergeneration ergriffen hat. Hier wogt tiefe Nacht und das gräßliche Chaos eines dunkeln menſchlichen Innern, das alle Schleuſen der Melancholie und Hypochondrie in ſich eröffnet hat. Sehen wir ſolche Productionen in der Geſchichte der Poeſie als Reinigungen von der eignen Verworrenheit, gleichſam als Polemik eines Dichters gegen ſich ſelbſt, hervortreten, ſo giebt uns Tieck in der Vorrede zur neuen Ausgabe des Lovell (vom Jahre 1814) zugleich als Standpunct dieſes Romans eine Polemik gegen ſeine damaligen Zeitgenoſſen an, „denen er ein Gemälde ihrer Verwirrung und ihres Seelenübermuthes hinzuſtellen ſuchte, das ſeine Abweichung von ihr gleichſam rechtfertigen ſollte.“ Als Vorläufer des William Lovell kann in dieſer Beziehung

schon die Erzählung: Abdallah, von Tieck, gelten, in der uns bereits jene auf riesenhafte Geburten sinnende und in einem Nachtdunkel der Verwirrung sich gefallende Macht der Phantasie, seltsam, doch oft in colossalen Zügen, entgegentritt.

Diese neue Richtung der Schule, welche sich gewissermaßen über Hals und Kopf in die Phantasie hineinstürzte und ihre Phantasie besonders auch darin zeigte, daß sie über die Phantasie wiederum phantasirte, charakterisirt sich noch in einem andern Roman von Tieck, Franz Sternbald's Wanderungen, in denen sich die ganze ästhetische Manier dieser neuen Epoche, und ihr Bewußtsein über die Kunst, von dem sie ausging, am naivsten abdrückte. Dieser Künstler-Roman, in dem die Goethe'sche Prosa im Wilhelm Meister nachgeahmt ist, offenbart als Darstellung eines in sein Künstlerleben und in sich selbst versenkten und in seinen Empfindungen verschwimmenden Individuums ganz erschöpfend den Standpunct der neuen Schule, welche durch eine geniale Reflexion über die Poesie, zur Poesie und durch die Andacht zur Kunst, zur Kunst zu gelangen sucht. In diese Anfänge der romantischen Schule verwob sich demgemäß eine Art von Kunstpietismus, dessen Streben, mit einer sehnsüchtigen Andächtelei einen Heiligenschein auf die Kunst zu werfen, uns ebenso sehr als Krankheit erscheinen muß, wie die religiöse Frömmelei selbst. An dieser Kunstfrömmelei aber, die sich besonders im ersten Theil des Sternbald und in den Herzensergießungen des kunstliebenden Klosterbruders, wie in den Phantasien über die Kunst, ihren Ausdruck gab, war Tieck nicht für sich allein betheiligt, sondern er verfaßte diese Partien in Gemeinschaft mit seinem Jugendfreunde, dem früh verhallten Wackenroder. Es ist dabei die Anregung, welche auch diese Tendenz der romantischen Schule durch Goethe empfangen, und war hier durch seinen Tasso, nicht zu verkennen, in welchem

letzteren schon das Vorbild gegeben war, das Leben und Wesen des Künstlers in seinen innern und äußern Verhältnissen zur Absicht einer poetischen Darstellung selbst zu erheben.

Der Umgang, welchen Tieck bei seinem Aufenthalte in Jena mit den Gebrüdern Schlegel und Schelling fand, scheint vornehmlich Ursache gewesen zu sein, daß dieser hochbegabte Dichter, der durch eine Isolirung in seiner eigenen Phantasie vergeben zu wollen schien, sich zu einer schärferen, seine Zeit ergreifenden Wirksamkeit entschloß. Denn von nun an beginnt er eine Periode, die sowohl reicher an Gegenständlichkeiten ist, als auch regsamer in das äußere Gebiet der Literatur hinausgreift, und dabei das Bewußtsein einer neuen romantischen Poesie immer entschiedener und voller entfaltet. Selbst seine Mährchenwelt, der er schon früher unter der Firma des Peter Lebrecht die herrlichsten Gestalten abgewonnen hatte, erstrebt in ihrer feinen Verbindung mit Humor und Satyre jetzt eine realere Haltung und rüttelt im Prinzen Zerbino das Jahrhundert aus seiner materialistischen und aufklärerischen Versteifung auf. Die der Poesie abgeneigte Gesinnung der Zeit wird darin durch den höchsten poetischen Reiz gestachelt, und mit den Erscheinungen des Mährchenlebens übermüthig genug in Contrast gebracht. Dazu unternimmt Tieck die Uebersetzung des Don Quixote von Cervantes, obwohl mit einer unvollkommenen Kenntniß der Sprache, doch in einem, der ganzen Literaturbewegung nützlichen Geiste. Die Ironie, die Cervantes auch aus einem Gegensatz zu seinem Jahrhundert in sich erzeugt, wird mit ihrer geistreichen Virtuosität in Behandlung der Lebenscontraste zu einem Eigenthum der neuen Schule gewonnen. Gleichzeitig beschäftigte sich Tieck viel mit den deutschen Minnesängern und ihrer Bearbeitung und von seinem Antheil an Shakspeare gab er in dem „Poetischen Journale"

die bedeutendsten Verheißungen. Gozzi ward von ihm nachgeahmt und überhaupt mit den italienischen und spanischen Dichtern ein Verhältniß eingegangen, an dem sich die deutsche Poesie sowohl durch die künstlichen südlichen Maße und Formen, als durch den weichen schmelzenden Geist des Ausdruckes, bereichern sollte. Nachdem sich Tieck aller dieser Elemente innerlich und äußerlich bemächtigt hatte, ging er an eine umfassende Schöpfung, in welcher die neue Romantik ihren höchsten Ausdruck und Aufschwung finden sollte. Dies war die Genovefa, die in ihrer einfachen Anknüpfung an die Sage den ursprünglichen Kern des poetischen Lebens erfassen, und zugleich in dem Schmuck und Glanz der Ausführung alle Reichthümer der poetischen Form enthalten sollte. So ist in dieser Dichtung das wunderliche Schaugepränge entstanden, das wie ein Jahrmarkt aller poetischen und ästhetischen Ueberlieferungen sich ausnimmt. Von allen Künsten werden hier gewissermaßen die Effecte abgeborgt, um eine Transfiguration der Poesie hervorzubringen. An malerischen und musikalischen Motiven schwelgt man im Ueberfluß, und wo die Töne schweigen, reden die Blumen, predigen die Düfte, singen die Wellen, dichten die Wipfel und Wälder in geheimnißvollem Rauschen. Die Naturpoesie feiert ihren Carneval in diesen Formen und Bildern und alles ist los und tummelt sich und überstürzt sich, um an dem Rausch, der die ganze Schöpfung ergriffen zu haben scheint, sein Theil zu haben. Es kommt indeß zu diesem romantischen Aufruhr der Natur zu viel künstliche Quälerei hinzu, als daß es bei dem frischen, natürlichen Eindruck verbliebe. An die Stelle des Blumenduftes tritt oft eine narkotische Räucherei, und die Vogelstimmen klingen wie abgerichtete Kastraten bei einer Messe. In der Genovefa ist die Romantik überhaupt am offensten beim Katholicismus zur

Beichte gegangen, und zwar wie von ſelbſt im Zug all der ſüßen Spielerei dazu hingeriſſen. Jetzt ſchon angelegt, aber ſpäter vollendet wurde der „Kaiſer Octavianus," den eine größere Klarheit und Abgeſchloſſenheit auszeichnet und in dem das Chaos dieſes romantiſchen Dichtens ſich gewiſſermaßen zu einer ſichern Harmonie abgeklärt hat. Es herrſcht hier nicht die ängſtliche ſchwüle Luft wie in der Genovefa, das romantiſche Weſen iſt zu einem heitern Durchbruch gekommen und die humoriſtiſche Charakteriſtik ſtellt die ergötzlichſten Figuren auf, die mitten unter all dem Rauſchen und Reigen einen feſten körperlichen Anhalt geben. Die „alte Pracht" hat es in ihrer Erneuerung wirklich zu einem Meiſterſtück gebracht und man kann den Octavian für die vollendetſte Dichtung anſehen, welche der neuen Schule gelang, inſofern ſie den Geiſt der Romantik in der klarſten Form und die romantiſchen Formen in dem reinſten und innigſten Geiſt der Schönheit wiedergab. Eine Hauptrolle ſpielte in dieſer Poeſie allerdings die Metrik, die dem deutſchen Geiſt ganz neue glänzende Feſſeln anlegte, ihn aber auch zu Wendungen und Aeußerungen verführte, die mehr der Form als dem Inhalt angehörten und überhaupt das inhaltsleere Empfindeln, das Tönen um des bloßen Tons willen, begünſtigten. Einen ſolchen metriſchen Ball veranſtaltete ſich die ganze Schule im Verein, in dem Muſen-Almanach auf das Jahr **1802**, welchen Tieck zuſammen mit Auguſt Wilhelm Schlegel herausgab und wo das Sonett, die Canzone, das Triolett, die Stanze und die Terzine oft wahrhaft bacchantiſche Reigen aufführten.

Ehe wir aber noch mehr auf die Einzelheiten der romantiſchen Schule und ihre übrigen Vertreter uns einlaſſen, wollen wir uns in einer kurzen Betrachtung damit beſchäftigen, was denn eigentlich dieſe Romantik zu bereuen habe,

deren erschöpfendsten productiven Ausdruck wir in Tieck's Genoveva und Octavian angenommen und deren Umschlagen in Ironie und Satyre wir hauptsächlich im Prinzen Zerbino mit der Tendenz, die Prosa der Zeit poetisch zu verspotten, antreffen. Es muß uns vornehmlich daran liegen, daß sich der Begriff der Romantik, gerade in seiner Wiederbelebung in dieser Epoche des deutschen Lebens, als ein gerechtfertigter vor uns zeige, weil die Fortentwickelung unserer Literatur an keinen Irrthum, sondern immer nur an ein in sich vernünftiges und nothwendiges Element geknüpft sein kann.

Der Begriff der Romantik ist allerdings der eigentliche Ausdruck der Lebensmächte des Mittelalters, und insofern scheint er bei einer Generation, welche vorzugsweise ihre eigene revolutionnaire Zeit begreifen und gestalten wollte, zunächst nur eine künstliche Erwerbung zu sein. Es war aber derjenige Geist der modernen Menschheit, welchen wir den romantischen nennen, keineswegs an die particulairen Lebenserscheinungen des Mittelalters gebunden. Die Romantik war vielmehr die ganze umfassende Einheit des modernen christlichen Lebens, eine Einheit von Staat, Kirche und Volk, wie sie nur im Mittelalter zu einer festen und vollendeten Erscheinung gediehen und darin eine Blüthe des nationalen Lebens der Völker entwickelt hat. Aus dieser tief durchdrungenen Einheit, welche zugleich eine Symbolik des menschlichen Daseins war, entfaltete sich eine wunderbar bewegte und geheimnißvolle Mannigfaltigkeit, die aus dem Mittelpunct des Christenthums heraus, in dem sie gefangen blieb, zugleich die kühnsten Züge in alle Aeußerlichkeiten der Welt hinaus unternimmt. Dies ist die Romantik, die nach Innen als Complex und Gesammtbewußtsein der christlichen Welt erscheint, nach Außen als Aventüre sich entfaltet, als welche sie das noch nicht mit ihr vereinigte Leben

zu erobern und auf den Mittelpunct, aus dem sie selber stammt, zurückzuführen unternimmt. Wie in der Baukunst des Mittelalters, so war auch in der Poesie, die Romantik derjenige bestimmende Geist, welcher die äußerste Vielfachheit der Erscheinungen in der Einheit seines Grundgedankens zuspitzte, und behaglich spielend alles Einzelne begünstigte, um es auf die innigste Weise im Ernst des Ganzen gefangen zu nehmen. Das sinnig frohe Spiel, das die Romantik mit dem Einzelnen um des Ganzen willen treibt, charakterisirt zugleich ihre volksthümliche Bedeutung. Die Romantik ist überhaupt in ihrem eigentlichsten Wesen Volksleben, und wandelt am liebsten auf den Wegen, wo sie das Volk trifft, und seine Interessen aufnehmen und verherrlichen kann. Im Mittelalter ist es wunderbar anzusehen, wie, ungeachtet der schroffen Trennungen der Stände, welche der feudale Staat gegründet hatte, doch alle Lebenserscheinungen einen innigen Zusammenhang mit dem Volksleben herauskehren. Der Staat selbst nimmt in seinen feierlichsten Aufzügen, wo er seine Idee nach außen hin am würdigsten offenbaren will, eine volksthümliche Beweglichkeit an, und da er bei weitem mehr öffentliches Leben kennt und zuläßt, als der heutige so knapp zugeschnittene moderne Staat, so schlagen oft die wichtigsten Staatsactionen tief in den Grund des buntesten Volkslebens ihre Wurzeln ein. Die Kirche des Mittelalters aber kann ebenso wenig der Volksthümlichkeit entrathen, vielmehr gestaltet sich gerade aus ihrer Mitte heraus so manches Volksfest, und die Volksfeste überhaupt haben ihren kirchlich-religiösen Sinn, aus dessen Tiefe sie so sicher, und darum so ausgelassen, emporsteigen. Und wie Staat und Kirche, so lebt auch die Familie mehr mit dem ganzen Volke, als dies in modernen Zeiten der Fall ist. Das Familienleben wird zum Volksleben durch

den öffentlichen Gemüthsverkehr, welcher in diesem Zeitalter die herrschende Form des allgemeinen Bewußtseins ist, und der alle Schranken überwindet und alle Gegensätze vermittelt. Dies Aufgehen alles Lebens im Volksleben, das dadurch als ein Allen gemeinsames Element in seiner höheren und geistigen Bedeutung anerkannt wird, obwohl es diese Anerkennung seiner Herrschaft eben nur geistig und sonst in keiner rechtlichen Form besitzt, dies ist der Grundzug der Romantik des Mittelalters. Diese große Gemeinsamkeit und dies tiefe Ineinandergreifen aller Lebenselemente macht die romantische Weltanschauung aus. Es ist das Durchdrungensein aller Richtungen und Aeußerungen von der hohen Einfalt der Volkspoesie, die durch ihren frischen Quell, welchen sie mitten in das Dasein hineinleitet, aus dem reichsten Culturzustand immer wieder einen einfachen Naturzustand schafft. Denn das Volk steht in der Herrlichkeit und Hoheit seines Begriffs der Natur noch am allernächsten, und ist kühn genug, auf diese alles zurückzuführen, in dieser sich Alles zu vereinfachen und aufzulösen. So ist die Volkspoesie immer zugleich Naturpoesie, und verhandelt ihre Interessen im Freien und Grünen, in den Feldern und Wäldern, mit denen sie vertraut ist. Der Volkston mischt sich mit dem Naturton in einer vollen Harmonie und diese überströmt mit einer Gewalt, der nichts widerstehen kann, alle Gebiete des Lebens.

Welch ein großer Schatz an Liebe und Gemüth muß in jenem Zeitalter der Menschheit mächtig gewesen sein, wo der Feudalstaat, welcher von oben her auf dem Prinzip der Sonderung und Trennung beruhte, von unten her und von innen heraus zu einer Lebenseinheit gewendet wurde, in der alle Härten verschmelzen mußten! So kann man sagen, daß das Volksleben gewissermaßen durch die Romantik das Feudalwesen bezwungen, indem es sich mit den Ketten der Liebe und des Ge-

müths an den Staat festhängt und ihn zu sich herunter und in seine Mitte zieht. Das mit Romantik überspannene Staatsleben des Mittelalters wurde Volksleben und verlor sich in diesem auf eine geheimnißvolle Weise mit seinem harten und strengen Begriff. So war die Romantik in diesem Sinne die Freiheit des Mittelalters und sie war es, in welcher die Persönlichkeit sich als frei setzte, um aufzukommen mitten in einer Welt von Fesseln und Schranken.

Wenn eine philosophische Knappenschaft der neuesten Zeit sich die thörichte Mühe gab, die positive Bedeutung der Romantik zu läugnen, und sie dagegen bloß in ihren subjectiven Ausartungen als eine egoistische Genialitätsrichtung begriff, so beruht dieser Irrthum, der zu einem geistesbeschränkten Angriff auf die Entwickelung der modernen Literatur geführt hat, vornehmlich auf einem Mangel an Einsicht in den positiven Charakter des Mittelalters. Aus diesem Mangel der historischen Erkenntniß ist es hergekommen, daß man neuerdings oft von Romantik, Katholicismus und Mittelalter nicht anders sprechen hört wie etwa von einem bösen Ausschlag, vor dessen Ansteckung sich Jedermann zu hüten habe. Die Romantik hat aber ebenso gut ihre unantastbaren historischen Rechte, wie die ganze Weltanschauung des Mittelalters, in der sie geboren wurde. Und in dem Sinne, in welchem wir von der Romantik gesagt haben, daß sie die Freiheit des Mittelalters gewesen, hat sie auch heut noch ihre Berechtigung, als ein positives Element anerkannt zu werden. Denn wenn sie als Vermittlerin gelten muß zwischen der Individualität und dem Feudalstaat, indem sie als höchste Instanz über beide den Begriff des Volkslebens setzte, so kann man ihr nicht nachsagen, daß in ihr als solcher schon das Princip der Unfreiheit und Verfinsterung stecke. Die Volkspoesie, denn nichts als das war in ihrem

Ursprunge die Romantik, ist immer und überall für die Freiheit und hat noch nie und nirgend den unfreien Mächten einen Dienst geleistet. Das Subject ist in der Romantik allerdings als frei gesetzt, und schaltet und waltet nach Behagen und Stimmung, aber sein Behagen besteht nicht darin, sich egoistisch zu übernehmen, weil es sein eigenstes Wesen verlangt, sich hinzugeben, und in der wahren Hingebung seine wahre Freiheit zu finden. Dies Sichhingeben des Subjects in der Romantik ist aber auch wieder kein zerfahrendes Preisgeben der Individualität und kein Verlieren des eignen Inhalts, sondern indem es die volle Bedeutung der ihm gegenüberstehenden objectiven Welt anerkennt, spielt es fröhlich mit der Erkenntniß derselben und schützt sich durch die gesunde Naturkraft des Gemüths davor, in der bestehenden Realität der Welt mit verbraucht zu werden. Diese Freiheit des romantischen Subjects ist der wahre Segen, der aus der Volkskraft des Mittelalters hergeflossen. In ihr symbolisirt sich zugleich die eigenste Bedeutung des christlich-germanischen Lebens, das berufen ist, die Gegensätze von Freiheit und Knechtschaft, die es in seinem Schooße trägt, im Geiste zu vermitteln, und dasjenige, wodurch es real gebunden ist, ideell als aufgehoben in sich zu setzen. Indem dies die wesentlichste Dialektik des Christenthums ist, so zu verfahren und darauf sich anzuweisen, so wird auch die Romantik, welche auf dasselbe Verhältniß von Idealität und Realität sich gründet, dadurch wesentlich eine christliche. Und das ganze Nationalleben, das in dieser christlichen Romantik sich seinen Ausdruck schafft, wird dem Bau des gothischen Domes gleichen, zu dessen Coloß Stein auf Stein heranzutragen, nur durch den Frohndienst des Volkes möglich wird, aber wie aus der einzelnen harten Arbeit sich das ganze Werk harmonisch und mild zusammenfügt, so verschwindet auch in der Freiheit dieses

Ganzen der Zwang des Einzelnen. Der Dom, aus der Knechtsarbeit des Volkes emporgestiegen, bildet sich zugleich im Geist des Volkes zu seiner Wolkenhöhe herauf, und indem er durch seinen Gedanken, den er verwirklicht, als ein Gebilde der Freiheit dasteht, empfängt auch das Volk für seinen Schweiß und seine Mühe nur die Anschauung der Freiheit und Seligkeit von ihm zurück.

Betrachten wir nun den Sinn, in welchem eine neue Dichter-Generation zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Begriff der Romantik so ausdrücklich wieder aufnahm, so müssen wir ihr zugestehen, daß sie dies zunächst in der volksthümlichen Bedeutung dieses Begriffs, und mit dem Streben, die Nationalität wieder in ihrem ursprünglichen Kern zu erfassen, gethan. Will auch Friedrich Schlegel selbst, für diese mit ihm und seinen Freunden beginnende Epoche der Literatur, die Bezeichnung einer neuen Schule eigentlich nicht gelten lassen, so hatte doch die Richtung, welche von allen diesen Schriftstellern mit so großer Absichtlichkeit ergriffen wurde, unverkennbar ein neues Prinzip, das besonders in dem der Romantik gegebenen Verhältniß zu den neuen Zeit- und Lebensbewegungen sich herausstellte. Die revolutionnaire Epoche, in welche das achtzehnte Jahrhundert mit allen seinen Richtungen ausgelaufen war, traf mit dieser Romantik in der Literatur auf keine so widerstrebende Weise zusammen. Die Romantik stützte sich auf dieselbe volksthümliche und nationale Kraft, durch welche die Revolution den Sturz des Feudalstaates unternahm. Und war das romantische Bewußtsein von einer idealen Lebenseinheit ausgegangen, in die es Alles versenkte und verschmolz, so strebte die Revolution, aus demselben idealen Drang des Volksgeistes heraus, nach Einheit und Auflösung der Widersprüche in Staat und Nationalleben. Es ist wahr, die Revolution hat die Re-

mantik vernichtet, insofern sie der letzteren ihre Aufgabe, die an den Feudalformen haftete, formahm, aber in dem Geiste, in welchem die junge Schule die Romantik als Volkskraft neu entwickelte, begegnete sich die Romantik noch einmal mit der Revolution an demselben Kreuzweg der Zeiten. Es kann Niemanden einfallen zu behaupten, daß diese neue Romantik bei ihrem ersten Auftreten für Finsterniß und Unfreiheit gefochten hätte! War auch ihr Feldlager die Phantasie, ihre Waffe die Ironie und der Humor, ihre Volksversammlung der Wald mit seinen grünen Bäumen und Sträuchen, so rührte sie doch mit all diesen Bewegungen das Herz der deutschen Nationalität stark genug auf und wirkte zunächst im Sinne des Fortschritts. Während die Revolution auf den Trümmern der mittelalterlichen Feudalwelt den freien modernen Staat gebären wollte, schaute die Romantik allerdings in die Vergangenheit zurück, aber sie sammelte von dorther nur die Belege für die Würde und Größe des ursprünglichen Nationallebens, von dem sie Zeuge gewesen war. Zwar ließ sie sich in Kämpfe der Ironie mit der Aufklärung ein, aber dies war die flache und rationalistische Aufklärung, die durch ihren damaligen Repräsentanten, in dem sie der romantischen Schule vorzüglich entgegentrat, den Buchhändler Nicolai, sich hinlänglich charakterisirte. Es war die Aufklärung, die alle Lebenspoesie ausrottet, um eine Art von Polizeistaat der Vernunft einzurichten, in dem die ganze menschliche Natur ordnungsmäßig verwaltet wird. Gegen diese Aufklärung, welche die Keime der größten Despotie in sich schließt, kämpft die Romantik im Sinne der Freiheit der menschlichen Gefühlswelt und zu Gunsten der freien Individualität. Nicolai aber wurde gewissermaßen der Stammvater aller Feinde der Romantik, und man hat seinen Saamen selbst in den neuesten Auswürflingen der Hegel'schen Philosophie

wieder erkennen wollen. Indeß werden dieſe wohl nur ſo lange, als ſie ſich eben noch in den Flegeljahren ihres philoſophiſchen Begriffs befinden, an ihrer blos negativen Anſicht von der Romantik feſthalten. Theilt doch die Romantik mit dem ſpeculativen Idealismus überhaupt dieſelbe Geburtsſtunde, und kann in dieſer Hinſicht wahlverwandtſchaftliche Rechte in Anſpruch nehmen. Als die Schelling'ſche Philoſophie zuerſt den abſoluten Idealismus conſtruirte, ſtand ihr die Romantik nicht fern, ſondern empfing Nahrung aus den Tiefen der neuen Speculation, welche ihrerſeits gern mit dem Kind der Phantaſie ſpielte. Das Schelling'ſche Subject-Object ſuchte eine ausgeglichene Wirklichkeit darzuſtellen, indem es die wahre Realität in der Einheit des Gegenſtandes mit dem es erkennenden Geiſte behauptete, und in dieſer kühnen Auflöſung der Wirklichkeit durch den Geiſt dem allgemeinen Drang des Revolutions-Zeitalters gehorchte. Und was that das romantiſche Subject, indem es ſich mit Liebesarmen auf die Realität der Welt und Natur losſtürzte? Es ſubject-objectivirte ebenfalls die Wirklichkeit in ſeiner Weiſe, und wurde eins mit derſelben durch die Hingebung, in der es ſich an den Gegenſtand verlor, und durch die es zugleich die Macht ſeiner eigenſten Individualität geltend machte.

Zweite Vorleſung.

Streben nach einem neuen Mittelpunct der modernen Poeſie. — Verhältniß der Romantik zu den Gegenſätzen des Idealismus und Realismus. — Fichte'ſche und Schelling'ſche Philoſophie. Verhältniß beider zum hiſtoriſchen Leben der Zeit und zur Kunſt. — Ableitung des Prinzips der Ironie aus dem Fichte'ſchen Syſteme. — Ironie und Humor als Elemente der modernen Poeſie und ihre Stellung in der Romantik. — Verhältniß der romantiſchen Schule zur ſittlichen und ſocialen Welt. Friedrich Schlegel's Lucinde. Schleiermacher's Briefe über die Lucinde. Schleiermacher's Verhältniß zur romantiſchen Schule. Seine Reden über die Religion und ihre Wirkung auf die Zeit. Die religiöſe Geſinnung gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Tugend und Genuß. Das Genußprinzip in der deutſchen Literatur. Wieland, Heinſe, Goethe, Herder. — Die romantiſche Schule und das claſſiſche Alterthum. Voß und die Romantik. Auguſt Wilhelm Schlegel.

Friedrich Schlegel machte in dem „Geſpräch über die Poeſie", welches er im Jahre 1800 niederſchrieb, die charakteriſtiſche Bemerkung, daß es der modernen Poeſie an einem Mittelpunct gebreche, wie es die Mythologie für die Poeſie der Alten war. Dies Bedürfniß eines neuen Mittelpunctes der poetiſchen Geſtaltung, in welchem ſich auch das Bedürfniß dieſer Zeit überhaupt nach dem Schwerpunct einer neuen Lebenseinheit ausdrückt, bezeichnet Friedrich Schlegel folgendermaßen:

„Wir haben keine Mythologie, keine geltende ſymboliſche Naturanſicht, als Quelle der Phantaſie, und lebendigen Bilder-Umkreis jeder Kunſt und Darſtellung. Aber, ſetze ich hinzu, wir ſind nahe daran, eine zu erhalten, nicht blos jene alte Symbolik zu verſtehen, ſondern eben dadurch auch eine neue für uns wiederzugewinnen; oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernſthaft dazu mitwirken ſollen, eine ſolche ſymboliſche Erkenntniß und Kunſt wieder hervorzubringen. Denn auf dem ganz entgegengeſetzten Wege wird ſie uns kommen, als die alte ehemalige, welche überall die erſte Blüthe der jugendlichen Phantaſie war, ſich unmittelbar anſchließend und anbildend an das nächſte Lebendigſte der ſinnlichen Welt. Die neue Symbolik muß im Gegentheil aus der tiefſten Tiefe des Geiſtes herausgebildet werden; es muß das künſtlichſte aller Kunſtwerke ſein, denn es ſoll alle anderen umfaſſen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poeſie und ſelbſt das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt."

Dieſe Begründung einer neuen ſymboliſchen Weltanſchauung erblickt Friedrich Schlegel dann näher in der neuen Geiſteswiſſenſchaft des Jahrhunderts, welche ſich in dem philoſophiſchen Idealismus angekündigt hat. Er ſagt darüber in demſelben Aufſatz Folgendes: „Alle Wiſſenſchaften und alle Künſte wird dieſe große intellectuelle Wiedergeburt und neue Belebung ergreifen. Vorzüglich ſieht man ſie in der Naturwiſſenſchaft wirken, in welcher die dynamiſche Erkenntniß eigentlich ſchon früher für ſich hervorbrach, ehe ſie noch vom Zauberſtabe der Philoſophie berührt war. Und dieſes merkwürdige Factum kann zugleich ein Wink ſein *über den geheimen Zuſammenhang und die innere Einheit des Zeitalters*. Der Idealismus, in praktiſcher Anſicht nichts anders als der

meine Bewegung dieſer revolutionairen Epoche angeſehen wurde Es ward alſo von dieſen Schriftſtellern eine Poeſie erſtrebt, welche auf einem neuen Realismus, der jedoch idealiſchen Urſprungs ſei, beruhen ſolle: und in dieſem neuen Realismus ſollte die eigentlichſte Aufgabe der Poeſie zu Tage kommen, welche ja vorzugsweiſe in der Harmonie des Ideellen und Reellen ſich begründe. Der neue Realismus aber, welcher das ganze Daſein mit ſeiner Lebenspoeſie durchdringen und befruchten ſollte, ward beſonders in der Wechſelwirkung, in welcher die idealiſche Zeitphiloſophie mit der lebendig produzirenden Weltgeſchichte begriffen war, ſo hoffnungsreich angeſchaut, und darin in der That der Grundkeim der modernen Völkerentwickelung aufgedeckt. Wenn alles Leben wie alles Schaffen in dieſer Durchdringung des philoſophiſchen Idealismus mit der weltgeſchichtlichen Realität einen ſolchen Mittelpunkt wiederfinden ſollte, wie ihn der Mythus in der alten Welt abgegeben, ſo bewies Friedrich Schlegel durch dieſe Anſchauung ebenſo ſehr den tiefen Zuſammenhang, welchen die neue literariſche Epoche mit der Zeitphiloſophie hatte, als er zugleich einen freien Standpunkt über derſelben dadurch zu begründen ſuchte. Indem er merkwürdiger Weiſe voraus ſagte, daß die Naturphiloſophie in einer mythologiſchen Philoſophie endigen würde, wie dies Schelling noch ſpät in ſeiner Philoſophie der Mythologie eintreffen ließ, ſuchte er doch allen falſchen Conſequenzen der neuen Geiſteswiſſenſchaft, die gewiſſermaßen zu einer neuen Mythologie des Daſeins führen ſollte, aus dem Wege zu gehn und beſtrebte ſich, die idealiſtiſchen Offenbarungen an dem hiſtoriſchen Leben der Zeit zu berichtigen. Wäre er immer in dieſer freien Geiſtesrichtung verharrt und vorgeſchritten, ſo würde er die neue Wendung der deutſchen Literatur, welche er begründen half, zu einem weit höheren Ziele hinausgeführt

haben und selbst in seiner Persönlichkeit vor so mancherlei Verdunkelungen, die ihn später überschatteten, sicher geblieben sein. —

In zwei Systemen hatte die revolutionnaire Epoche ihren philosophischen Geistesausdruck in Deutschland gefunden, in dem System des absoluten Ich, das in der Fichte'schen Wissenschaftslehre sich construirte, und in dem System der absoluten Einheit, das Schelling durch seine Identitätslehre begründete. Die erste Bearbeitung der Wissenschaftslehre von Fichte erschien im Jahre 1794, also mitten unter den Bewegungen der Revolution, und in der Aufregung aller europäischen Verhältnisse. Diese Wissenschaftslehre, in ihrer ersten Gestalt durchaus idealistisch, lehnte alle gegebenen Voraussetzungen der gegenständlichen Welt ab, und erhob sich aus dieser Negation der bestehenden Wirklichkeit zu der kühnen Behauptung, daß nur durch einen Akt des Ich die wahre Wirklichkeit producirt werden könne. Dies Ich, das bisher in der Welt in den historischen Traditionen des Staats- und Völkerlebens gefangen gesessen hatte, stand nun plötzlich zu einer Thathandlung des Erkennens auf, und suchte aus sich heraus eine Philosophie zu begründen, in welcher der menschliche Geist innerhalb seiner eigenen nothwendigen Bestimmtheit zugleich die höchste Freiheit des Handelns entfalten sollte. Das Ich, welches durch diese Form des Erkennens schöpferisch in die Welt hineintritt, wird aber dadurch zugleich sein eigener Schöpfer, indem es sich durch dies sein erkennendes Handeln ebenso selbst hervorbringt, wie es die Realität der Welt durch sich bestimmt. Das Ich wird somit der wahre Ausfluß der Wirklichkeit und erzeugt sich doch zugleich aus seinem Erkennen der Wirklichkeit, welcher Akt das Bewußtsein ist. Es ist keine Frage, daß diese philosophische Lehre ein kräftiges Ergreifen der thatsächlichen Welt

begünstigen mußte und darum ihrerseits ein wesentliches Symptom des erwachenden historischen Geistes der Völker in jener Zeit war. Wenn auch Fichte später von diesem seinem Standpunkt wieder abfiel und in der letzten Bearbeitung der Wissenschaftslehre diese Thatkraft des Ich wieder untergehen ließ in dem Begriff Gottes, den er nunmehr als den absoluten Grund aller Realität faßte, so folgte er doch in jenem Beginn seines Philosophirens offenbar einer historischen Zeitregung. In seinem Naturrecht aber trug er wesentlich dazu bei, den alten traditionell historischen Staat zu stürzen und aus seiner Kategorie des Selbstbewußtseins einen freien Rechtszustand zu entwickeln, welcher in der Gemeinschaft und Gegenseitigkeit freier Wesen den wahren Vernunftstaat begründe. Den Staat bestimmte er überhaupt als die Verwirklichung des Vernunftrechts und strebte somit einen idealen Staat an, welchen er den zusammenbrechenden politischen Formen seiner Zeit gegenüberstellte. Daran knüpfte sich seine Idee der allgemeinen Volkserziehung, die er als Forderung an den Staat richtete, und worin er den tiefsten Lebenspunkt der modernen Staatenentwickelung traf. Später trat Fichte freilich aus allen diesen praktischen Anläufen seiner Philosophie den Rückzug in das Gebiet der übersinnlichen Moral und einer alle Wirklichkeit verachtenden oder auflösenden Gottseligkeitslehre an. Nun wurde der Vernunftstaat ein Gottesstaat und die höchste Freiheit ward in die moralische Vollkommenheit und Seligkeit gesetzt.

Auf einen höheren und entwickelteren Standpunkt stellte sich in jeder Hinsicht die Schelling'sche Philosophie. Indem sie im Absoluten das Ideale und Reale als Eines begründete, suchte sie das Leben in seiner Totalität zu erfassen und nicht bloß zum Bewußtsein des Ich, sondern auch zur Anschauung

zu bringen, welches Schelling die intellektuelle Anschauung nannte. Aus dem Absoluten ging das Ich selbst und die ganze reale Welt hervor, welche letztere in ihrer Erscheinung vorzugsweise die Natur war. Natur und Geist entwickelten sich aber gegenseitig aus einander und gelangten in dieser Identität, in welcher sie das absolute Sein darstellten, zu ihrem wahren Begriff. Dieser Begriff war in seiner Absolutheit zugleich Gott selbst und Gott war somit die Identität von Natur und Geist oder die Vernunft beider. Diese Totalanschauung des Lebens im Absoluten mußte auch alle einzelnen Richtungen des Daseins vereinen und befreien, und Alles, was sich in der Zeit zu bilden strebte, auf ein höchstes göttliches Urbild hinweisen. In dieses bestimmte und nothwendige Verhältniß zu einem Höchsten trat bei ihm auch die Geschichte, die in ihrem Gesammtprozeß nichts Anderes sein konnte, als das sich entwickelnde Absolute oder die Offenbarung Gottes selber. Der Staat selbst aber stellte sich gewissermaßen als der organische Körper des absoluten Seins dar, als die äußere Zusammengliederung des Ideals, in welcher die Gesammtheit aller Lebenselemente sich ebenso in ihrer Nothwendigkeit wie in ihrer Freiheit setzte. Die ideale Sphäre aber, in welcher der Staat darin stand, war die Sphäre der Freiheit, in der sich Freiheit und Nothwendigkeit in einander auflösen mußten. Das dialektische Widerspiel der Einheit und Vielheit (die absolute Indifferenz des Differenten, welche eigentlich der Grundgedanke des Schelling'schen Systems war) war nicht bloß eine philosophische Erfindung des Zeitalters. Diese Idee hatte in der Revolution thatsächlich die Massen ergriffen und sie getrieben, die Vielheit des Volkes mit der Einheit des ganzen Staatslebens auszugleichen. Die Revolution erstrebte ebenfalls diesen absoluten Indifferenzpunct der Einheit und Vielheit, auf welchem die

Harmonie der Freiheit und Nothwendigkeit in der unendlichen Staatsidee ſich darſtellen ſollte. Der deutſche Geiſt begnügt ſich vor der Hand, das Prinzip dieſer Harmonie in dem abſoluten Idealismus, auf rein geiſtige Weiſe, und mit Entſagung der thatſächlichen Anwendung auf das öffentliche Leben, zu conſtruiren. So wurde auch die Kunſt durch Schelling als eine Offenbarung des Abſoluten begründet und ſeine Philoſophie war die erſte, welche Kunſt und Schönheit in der Ewigkeit und Unendlichkeit ihrer Idee anerkannte, wodurch ſie einen ſo mächtigen Einfluß auf die äſthetiſche Bildung ihrer Zeit und dieſe ganze Epoche der Literatur gewann. Wiſſenſchaft, Religion und Kunſt werden in dem Schelling'ſchen Syſtem als die drei Emanationen des Abſoluten auf der Seite der Idealität, ſo wie Schwere, Licht und Organismus auf der gegenüberſtehenden Seite der Realität hingeſtellt. Die Schönheit iſt ihm jedoch die endliche Darſtellung des Unendlichen, und dieſe Darſtellung geſchieht durch die Kunſt, welche die Offenbarung Gottes im menſchlichen Geiſte iſt. In ſeinem „Syſtem des tranſcendentalen Idealismus" hat Schelling ſeine näheren Deductionen des Kunſtproducts gegeben. Das Kunſtproduct iſt bei ihm die Identität des Bewußten und Bewußtloſen im Ich, und zugleich Bewußtſein dieſer Identität, wodurch das Product einer ſolchen Anſchauung einerſeits an das Naturprodukt und andererſeits an das Freiheitsprodukt gränzt, was die tiefſte Einſicht in das Hervorbringen künſtleriſcher Produktionen verräth. Die Befriedigung dieſes Widerſpruchs der bewußten und unbewußten Thätigkeit wird im vollendeten Kunſtprodukt erreicht. Das aber, was dieſe Harmonie hervorbringt, iſt nichts Anderes als das Abſolute, welches den allgemeinen Grund der präſtabilirten Harmonie wiſchen dem Bewußten und dem Bewußtloſen enthält. So

wird die Kunſt auch von dieſer Seite, wo die offenbarende Thätigkeit des Genies gemeint iſt, an das Abſolute hinangeſchoben, wodurch nur die eine Gefahr entſtand, das Philoſophiſche und das Schöne zu vermiſchen, welche denn auch oft verwirrend genug auf dem durch Schelling angeregten Gebiet eingetreten iſt.

Die Fichte'ſche Philoſophie blieb ihrerſeits ebenfalls nicht ohne äſthetiſchen Einfluß, namentlich auf diejenige literariſche Epoche, bei der wir hier noch verweilen, und deren eigenthümliches Prinzip, die Ironie, man in gewiſſer Hinſicht nicht mit Unrecht als eine Conſequenz des Fichte'ſchen Syſtems betrachtet hat. Das weltbetrachtende Ich, das in ſeinem Verhältniß zu den Objecten bald ein bedingtes, bald ein bedingendes war, bildet in dieſer freien und ſchwankenden Bewegung der Idee ſchon faſt, ich möchte ſagen, einen künſtleriſchen Standpunct der philoſophiſchen Anſchauung. Aber ſtatt der Idee der Schönheit tauchte dennoch bei Fichte ſtets nur die Moralidee auf. Dieſe Philoſophie erzeugte in der Anwendung auf das Leben immer nur ethiſche Tendenzen, welche dann als die höchſte Thätigkeit des praktiſchen Ich gewußt werden. In Fichte's moraliſcher Weltordnung — gewiſſermaßen ein geſchloſſener Handelsſtaat des Geiſtes — muß das äſthetiſche Wohlgefallen an den Objecten dem ſittlichen untergeordnet oder vielmehr darin aufgehoben werden, da es nach der Fichte'ſchen Sittenlehre keine freie Glückſeligkeit giebt, ondern Sittlichkeit die einzige Seligkeit in den Lebens- und Gemüthszuſtänden iſt. So wird bei Fichte die Schönheit als Sittlichkeit geſetzt, oder vielmehr nur als eine Anleitung zum ſittlichen Leben betrachtet, was jedoch eigentlich nichts Anderes heißt, als den ganzen ſelbſtändigen Begriff des Schönen aus dem Daſein hinwegtilgen. Dies hat auch Solger im erſten

Gespräche seines Erwin auf eine sehr nachdrückliche Weise auseinandergesetzt, da er an dieser Stelle offenbar auf die Fichte'sche Philosophie hinzielt. Fichte's Ansicht weis't jedoch hier auf einen großen Gewährsmann zurück, mit dem er in der Stellung des Schönen zum Leben auf eine merkwürdige Weise sympathisirt. Dies ist Plato, dessen Schönheitslehre, wie sie in seinen Dialogen zerstreut ist, ebenfalls darauf hinausläuft, das Schöne, das schon durch seine Mitabstammung aus den Urideen, mit dem Guten und Wahren als Eines angenommen wird, in seinem Hauptzweck als eine Anleitung zur Tugend zu empfehlen. Freilich durch die poetische Vermittelung des Eros, der durch das Schöne erweckt wird. Denn daß Plato, trotz der begeisterten ästhetischen Form seiner eigenen Werke und der tiefen Begründung, auf die er in seiner Lehre von den Ideen auch das Schöne als ein solches Abbild der göttlichen Uridee stützt, dennoch die Kunst nur als etwas Untergeordnetes aufgenommen, ja, wie es scheint, nach einem vorangegangenen Kampfe mit sich selbst, streng von sich abgewiesen, geht deutlich aus seinen Büchern über den Staat hervor, wo er auch das gefährliche Element des Schönen für seine Republik herauszukehren beginnt. Nur hat es bei dem Griechen immer noch einen freieren und weiteren Sinn als bei Fichte, wenn in der platonischen Aesthetik das Schöne, das sonst auch als die sinnliche Darstellung sittlicher und bürgerlicher Vollkommenheit definirt wird, nur als ein beförderndes und anleitendes Mittel der Ethik erscheint, denn der Begriff des Ethischen bei den Alten trug noch andere und höhere Elemente geistiger und humaner Ausbildung in sich, als unter der engen kategorischen Form, unter der bei den Neueren gewöhnlich das Moralische auftritt, enthalten ist. Dennoch wirkte die Fichte'sche Philosophie mehr als jede frühere in Deutschland auf die sich

regenden poetischen und productiven Geister der damaligen Zeit. Das durch sie zum kecken Bewußtsein gebrachte Verhältniß des Ichs zum Nicht-Ich, diese Thatkraft der subjectiven Negation, welche sich selbst als den entscheidenden Grund aller Wirklichkeit hinstellt und nur das für Wirklichkeit gelten läßt, was sich von dem Ich bereits hat bestimmen und durchdringen lassen, dies Prinzip nun war es vornehmlich, auf welches das durch die romantische Schule so stark ausgesprochene Element der Ironie sich philosophisch begründen konnte. Diese Ironie erhielt jedoch als ästhetisches Prinzip erst von späteren, zum Theil der Schelling'schen Philosophie angehörenden Aesthetikern, wie Solger, und zwar da auf einer bestimmteren und allgemeineren Grundlage, eine feste Stellung und wissenschaftliche Begründung in der Aesthetik.

Bei den Romantikern war die Ironie vorzugsweise ein Lebensprinzip und offenbarte sich in Gesinnung und Weltanschauung auf eigenthümliche Weise. Und mit der Ironie theils gleichbedeutend, theils aus derselben sich erzeugend, gesellte sich der Humor dazu, und beide Elemente wurden gewissermaßen die Hauptmächte der neuen poetischen Schule, durch welche sie ihre größten Thaten ausführte. Wir haben es hier überhaupt mit zwei Begriffen der modernen Poesie zu thun, denen wir eine etwas ausführlichere Betrachtung widmen müssen, weil es sich dabei um ein wesentliches und unterscheidendes Fundament der modernen poetischen Weltanschauung handelt. Die Ironie erzeugt sich wesentlich aus der kühnen Entgegensetzung des Subjects gegen eine bestehende Welt, indem durch diesen mit aller Macht des Selbstbewußtseins festgehaltenen und aufgezeigten Gegensatz etwas ausgedrückt werden soll, das nur in ihm und durch ihn sich bemerklich machen läßt: also ist die Ironie die eigentliche unerbittliche Kraft des Gegensatzes selbst, die

sich Geltung verschafft, und sich eine poetische Genugthuung bereitet. Daher erscheint die Ironie bei aller überlegenen Weisheit, die aus der von ihr behaupteten Stellung hervorleuchtet, doch zugleich mit der Strenge und Schonungslosigkeit, die meistentheils in ihrem Charakter vorherrschend getroffen wird. Sei nun diese Stellung, welche sie sich giebt, eine künstliche oder natürliche, immer wird man die geistige Macht, auf die sie sich gründet, und durch welche sie mit solcher Ueberlegenheit über einer von ihr selbst gerissenen Kluft der Weltanschauung sich schaukelt, nicht in Abrede stellen können. Ist die Ironie nun wesentlich ein die Schranke der Wirklichkeit negirendes und in dieser Negation sich ideal vorkommendes Element, so zeigt dagegen der Humor dieselbe Kraft im Zusammenfügen und Combiniren der Gegensätze, welches Geschäft er auf seine Weise, aus der Fülle einer gemüthlichen Innerlichkeit heraus, vollbringt. Der Humor ist ebenfalls, wie die Ironie, ein künstlicher Sieg der Gesinnung über den Zwiespalt des Individuums mit dem Allgemeinen der Weltordnung, aber wenn die Ironie gern alle Illusion vernichtet, um die reine Wahrheit zu ermitteln, so besitzt dagegen der Humor das Talent des Scheins, das er aber nur aufweckt, um der Wahrheit zu Sieg und Verherrlichung zu helfen. Man könnte daher den Humor eine burleske Philosophie nennen. Wenn die Philosophie selbst auf dem rein gedankenmäßigen Wege jene Conflicte des Individuellen und Allgemeinen überwindet und mit allem ehrbaren Ernste der Logik und der ganzen Mühsamkeit einer gewissenhaften Consequenz die Weltharmonie in der Idee auferbaut, so erringt der Humor dieselbe auf einmal, wie im Fluge, auf der Höhe seiner reinen, kindlichen, siegesübermüthig spielenden und scherzenden Gesinnung. Gleich der Philosophie ist auch der Humor im Beginn seiner Operationen

durchaus ein Skeptiker, der an allem durch Autorität Gegebenen zweifelt, aber indem er sich mit diesen Zweifeln belustigt, indem er sinnig Gegensatz gegen Gegensatz spielen läßt, und durch die wunderbare Gewalt seiner witzigen Combinationen allem Bestehenden die Geltung streitig zu machen droht, hat er doch zugleich unvermerkt die Wahrheit auf den Thron gehoben, deren streithafter Verfechter er nur gewesen.*) Diese Feier der Wahrheit, welche der Humor in bunten Festkleidern veranstaltet, giebt ihm auch jederzeit einen geistigen Hintergrund, ein geistiges Prinzip, ohne das er niemals auftritt, und wodurch er sich wesentlich von seinen Dienern und Genossen, Witz und Laune, unterscheidet, die nur etwas Untergeordnetes gegen den Humor sind. Witz und Laune sind bloße Mittel des Humors, die auch an vereinzelten, zufälligen und äußerlichen Weltbeziehungen sich einfinden und geübt werden können, aber der Humor tritt immer aus der Totalität einer ganzen Weltansicht heraus. Er zeigt sich daher in dem modernen christlichen Leben, dessen Weltanschauung vornehmlich an jenen Zwiespalt der persönlichen Freiheit mit der allgemeinen Nothwendigkeit verfallen ist, zugleich als Versöhner der Gegensätze, indem er ein künstliches Reich der Freiheit bildet, das die drückende Erdatmosphäre überwunden, und auf seiner Höhe die unter ihm liegende Welt von der Vogelperspective aus betrachtet. Daher hat er bei aller Miene der Ueberlegenheit, die er annehmen kann, und bei aller Schärfe des Zersetzens und Aussonderns, die er gegen die Theile ausübt, um zum Ganzen zu gelangen, doch zugleich etwas Weiches und kindlich Naives in seinem Wesen, das bisweilen sogar an Sentimentalität gränzen

*) Vergl. meinen, in der Erich- und Gruber'schen Encyclopädie gegebenen Artikel: Humor und Humoristen.

kann, und wodurch er sich hauptsächlich von der Ironie unterscheidet. Der Humor kann die Gegensätze, welche die Ironie hervorruft, nicht in dieser Trennung bestehen lassen, sondern es ist eben sein Wesen, sie sogleich zu verallgemeinern und in dem reinen Aether seiner lachenden Weltansicht aufzulösen. Der Humor gewinnt hierin zugleich einen idealisirenden Charakter, er idealisirt überhaupt jeden materiellen Stoff, den er berührt, indem er ihn mit einer höchsten Weltordnung, wie sie gedacht werden kann, in Beziehung setzt. In dieser ihn sicher stellenden Beziehung zum Unendlichen, von welcher der Humor trunken scheint, bewegt er sich im Endlichen mit dieser großen Heiterkeit, Muthwillen und selbst Ausgelassenheit. Man muß daher mit Jean Paul übereinstimmen, wenn er (in seiner „Vorschule der Aesthetik") den Humor „das umgekehrte Erhabene" nennt, und dies umgekehrte Erhabene besteht in nichts Anderem, als in dem mit allem Endlichen spielenden Geistesübermuth einer Gesinnung, die sich tief im Unendlichen heimisch zu machen und zu sichern strebt.

Weil der Humor nun auf diese Weise so innig mit der Weltanschauung zusammenhängt, daß er vielmehr immer als ein besonderer Ausdruck derselben auftritt, so liegt darin zugleich ausgesprochen, daß er unter allen Künsten, in denen er productiv zu werden vermag, vorzugsweise in der Poesie seine Stätte und seinen eigensten Wirkungskreis finden muß, weil diese die eigentliche Kunst der zur Gestalt werdenden Weltbetrachtung ist. Der Humor ist in der That ein Lebenstheil der modernen Poesie selbst, die ohne ihn schwerlich ihre Aufgabe und Bedeutung vollständig lösen würde. Dagegen muß man das Leben und die Poesie der Alten gewissermaßen *frei* vom Humor nennen. Die einfache antike Natur bewegte sich, ohne großen Kampf innerer Gegensätze, in jener schönen Ein-

heit und Harmonie der Bildung, die von den Griechen am liebsten unter dem umfassenden Namen der Musik bezeichnet und erstrebt wurde, und der Staat umschloß und befriedigte in jenem großen Begriffe der freien Oeffentlichkeit, zu der sich Jegliches herausbildete, auch die besondersten innersten Bedürfnisse des Individuums. So war ein Einklang der Lebensbestrebung mit den vorhandenen Zuständen der Wirklichkeit da, der jeden ernsteren und schmerzlicheren Conflict des Persönlichen mit dem Allgemeinen hinderte. Mochte daher auch die kräftige Heiterkeit und Befriedigung aus dem Leben der Alten in unverkümmerter Frische in ihre Poesie und Kunstgebilde übergehen, so blieb ihnen doch, bei aller Anmuth ihres Scherzes, bei allem Sinnreichen ihrer Komik, das Element des Humors ein fernes und fremdes. Nur in der Komödie des Aristophanes regte sich bereits ein unsern heutigen Begriffen von Humor verwandtes Element, und zwar hier auf einer Stufe des Unterganges und Ueberganges des antiken Lebens, auf der jener Höhepunct der humoristischen Anschauung in der künstlichen Ueberlegenheit, welche sich der Genius des Komikers im Geist über sein entsittlichtes und aus den alten Normen gewichenes Zeitalter gab, erreicht werden konnte; denn in einer solchen Zeit beginnt in der That die eigenthümliche Aufgabe und Stellung des Humors für die Welt wie für die Poesie.

Man kann daher den Humor, wie sehr auf der einen Seite eine gesunde Reaction und ein Lebensdrang der Freiheit sich in ihm Luft schafft, doch zugleich als ein Symptom der Krankhaftigkeit des modernen Lebens ansehen, als ein Product derjenigen modernen Sehnsucht und Wehmuth, welche August Wilhelm Schlegel als das Muttermal aller Poesie der Neueren bezeichnet. Die romantische Schule, die den Humor wie die Ironie als ein so absichtliches Kunst- und Lebensprinzip in

sich ausbildete, hat denn auch den krankhaften Sinn davon genug hervorgekehrt, und ist ihm besonders in den späteren Schicksalen von einigen ihrer Mitglieder entschieden verfallen. Selbst in Shakspeare, bei aller thatsächlichen Gewalt, und, so zu sagen, gesunden Körperkraft seiner Poesie, tritt die humoristisch-ironische Weltansicht oft mit jenem krankhaften Anflug dazwischen, welche ihr das ungeheure Mißverhältniß des Geschehenden zu der idealen Weltordnung angekränkelt hat. Seine Narren bringen am meisten durch die Wehmuth, mit der sie ihre humoristische Kappe tragen, diesen herzzerschneidenden Contrast zur Anschauung. Und in den Volks- und Bedientenscenen werden durch das Thun und Meinen der kleinsten Leute die größten Weltvorgänge humoristisch auf den Kopf gestellt, was bei aller Lustigkeit selten ohne den bittersten Eindruck der Schwermuth abgeht. Cervantes aber hat diese ironisch-humoristische Stimmung, die aus dem Weh und den Widersprüchen der Zeit heraus so lustig wird, im Don Quixote zu einer Gestalt ausgeprägt, welche die klassische Figur dieses kranken Welthumors geworden. Man kann, vor der genaueren Bekanntwerdung des Shakspeare und des Cervantes in Deutschland, kaum von einem humoristischen Element in dem Sinne, in welchem wir es hier betrachtet haben, in unserer Literatur reden. Lessing unterschied zwar schon an einer Stelle seiner Dramaturgie Humor und Laune von einander, woraus hervorgeht, daß er die eigenthümliche Sphäre des ersteren mit seinem Alles erfassenden Sinne ahnete, wenn ihm auch in seiner klaren und festen Geisteshaltung, in seiner überall auf dem kürzesten Wege sich zu den Resultaten hinwendenden Verstandes-Entschlossenheit, nicht zugemuthet werden konnte, sich in die Wirbel und Untiefen dieser Sphäre weiter hineinzubegeben. Die Ironie aber, deren Lessing selbst so mächtig gewesen, war nur die des consequen-

ten Verſtandes, welcher in den Netzen des Widerſpruchs ſein Schlachtopfer fängt. Es war aber vorzüglich aus der engliſchen Literatur her, und namentlich durch Shakſpeare, Swift und Sterne, die umfaſſendere Gattung des Humoriſtiſchen zuerſt und am reichſten in die deutſche Literatur übergegangen. Die barocken Contraſte, die dem engliſchen Nationalcharakter eigen ſind, jene Miſchung von Schwermuth, Tiefſinn, Naivetät und Laune ſcheinen dort für den Humor einen vorzugsweiſe fruchtbaren Boden abgegeben zu haben, wodurch ein origineller Typus deſſelben geſchaffen wurde, der beſonders in Deutſchland ſich mit wahlverwandten Geiſtern begegnen mußte. Schon in mehreren Luſtſpielen von Lenz waltet ein ächt ſhakſpeariſcher Humor, mit einer Freiheit der Behandlung, die für jene Zeit der deutſchen Literatur als etwas Ausgezeichnetes geachtet werden muß. Der Einfluß Swift's und Sterne's trat in Hippel, dieſem erſten großen Humoriſten der Deutſchen, nicht minder deutlich hervor, obwohl man bei der hohen Originalität dieſes Geiſtes nur die Anregung auf jene Einflüſſe zurückführen kann. Zugleich erhielt der Humor bei Hippel ein entſchieden philoſophiſches Element zu ſeiner Grundlage, das der deutſchen Natur vornehmlich zuzuſagen ſchien. In dieſer Richtung war jedoch ſchon in Hamann, wenn auch zu ſeiner Zeit faſt nicht gekannt, etwas Eigenthümliches hervorgetreten, das man mit dem Namen eines metaphyſiſchen Humors bezeichnen könnte. Von Jean Paul Friedrich Richter werden wir ſpäter beſonders zu ſprechen haben. Hier wenden wir uns wieder zu der Bedeutung zurück, welche das humoriſtiſch-ironiſche Prinzip in der romantiſchen Schule, die ihm eine beſondere künſtleriſche Form zu geben getrachtet, angenommen hat.

Wir berühren jetzt das Verhältniß der romantiſchen Schule zur ſittlichen und ſocialen Welt, und haben dabei beſonders eines Buches

zu gedenken, in welchem dies Verhältniß sich am entschiedensten und grellsten ausgedrückt hat und das zugleich die vorzüglichsten Anklagepunkte gegen die ganze romantische Richtung hergeben mußte. Dies ist Friedrich Schlegel's Lucinde, in Berlin im Jahre 1799 zuerst erschienen, ein Buch, das vielfachen Tadel erweckt hat und auch verdient, dem man aber bei allen seinen Verirrungen doch den höheren und lauteren Grundgedanken, mit dem es sich einem Ideal der modernen Lebensentwickelung zuwendet, nicht wird absprechen können. Dieser Grundgedanke ist kein anderer, als die Harmonie der sinnlichen und geistigen Natur, die ihren Vereinigungspunct, auf dem sich ihre Gegensätze aufheben, in der Liebe findet. Diese neue Philosophie der Liebe, welche Friedrich Schlegel in dem Roman von der Lucinde lehren wollte, so sehr sie auch in dieser Dichtung selbst in der Luft schwebte, hing doch nichts desto weniger mit einem allgemeinen Grund aller Lebenserscheinungen seit der Revolution zusammen. Das Ringen nach einem Gleichgewicht der sinnlichen und geistigen Elemente war ein historisches geworden, und hatte sich in der Idee der Freiheit, in der Anerkennung der Menschenrechte, in der Erlösung der Individualität von dem Bann der Feudalformen, als Beginn einer neuen Lebensepoche für die Menschheit offenbart. Dieser revolutionaire Drang nach der Aufhebung der Gegensätze griff auch das innerste Getriebe des socialen Lebens an und bedrohte die ganze moralische Weltordnung, die bisher bestanden hatte, oder trachtete, sie auf eine völlig neue Basis zu stellen. Die Menschheit streckte sich, nach langen Verkümmerungen und Uebervortheilungen, endlich dem Genuß entgegen, und suchte ein Prinzip, in welchem der höchste Genuß zugleich die höchste Sittlichkeit, so wie im Staat die höchste Freiheit die höchste Gesetzlichkeit sein sollte.

Friedrich Schlegel war in dieſem Sinne, und unterſtützt durch die damit verwandten Ideen der Zeitphiloſophie, welche ſich ja zu ihrer Hauptaufgabe die Verſöhnung der idealen und realen Welt geſtellt hatte, auf den Gedanken ſeiner Lucinde gekommen. Er lieferte aber deshalb ein verfehltes Buch, weil er ſeiner Phantaſie und Laune erlaubte, mit dieſem Gedanken nach ſubjectiver Willkür zu ſchalten und zu ſpielen, und ſtatt ein auf hiſtoriſchem Grunde feſtſtehendes Gebäude aufzurichten, mit allerhand Bizarrerien der Reflexion ſich zu begnügen. Die in der Lucinde gewonnene Harmonie des Geiſtes mit der Sinnenwelt iſt eben nur eine durch die Reflexion hervorgebrachte, und erſcheint daher um ſo mehr als ein willkürliches Luftbild, da ihr die eigentliche Grundlage eines realen Lebens völlig gebricht. Schlegel hat hier die Liebe mit reflectirender Künſtelei behandelt, worin ihr wahres Weſen, nämlich ihre unmittelbare Naturkraft, verloren geht, und dieſes geſunde Fundament muß denn doch vorhanden ſein, ſoll eine neue Weltordnung darauf gegründet werden können. Das Verhältniß, welches Schlegel in der Lucinde ſchildert, ſteht aber ſo einſeitig und abſtract da, daß es gar keinen Zuſammenhang mit der ſocialen Wirklichkeit behauptet, die ringsumher mit ihren Bedingungen und Einflüſſen fehlt, während Alles nur in Weiſe von Abhandlungen und ſubjectiven Phantaſien ausgeführt wird. Auf dieſem träumeriſchen Terrain hat der Dichter leichtes Spiel, für ſeine Geſtalten eine Weltordnung zu gründen oder vorauszuſetzen, wie ſie gerade in ſeinen Intentionen liegt, und ſie mit aller Keckheit der Poeſie ſchon praktiſch auszuüben. Die eigentlich geiſtige Durchdringung der Sinnenwelt, wodurch ſie zur Sittlichkeit wird, konnte daher in der Schlegel'ſchen Lucinde nicht erreicht werden, weil in dieſer aufgelöſten ſymphonieartigen Behandlung die Conflicte der beſtehenden Welt-

ordnung gar nicht berückſichtigt ſind. Es kommt ſogar in dem künſtlichen Raffinement, welches dieſe Dichtung durchzieht, zu Verhandlungen, die das ſittliche Gefühl, anſtatt es auszugleichen, vielmehr nothwendig empören müſſen, wie Alles, was dort über die „ſchönſte Situation", und manches andere damit Zuſammenhängende, auszukramen nicht verſchmäht wird. Und indem man überhaupt nicht weiß, ob man es in der Lucinde mit der Ehe, oder bloß mit einer organiſirten Libertinage, zu thun hat, kann man ſich auch nicht entſchließen, von all dieſen Phantaſien eine eigentliche Anwendung auf das ſociale Gebiet und ſeine Entwickelungen zu machen.

Schlegel's Lucinde war durch dieſe Ausartungen der phantaſtiſchen Willkühr ein ſo übel verrufenes Werk geworden, daß ſelbſt H. Heine in ſeinem, übrigens ſehr ſchwachen Buche „über die romantiſche Schule" nur von der „liederlich romantiſchen Lucinde" ſpricht, und ſich in wegwerfendſter Art ſogar in moraliſcher Hinſicht darüber äußert. Wir fühlen uns keineswegs aufgelegt, ſolchen Vorwürfen gegenüber die Apologie zu übernehmen, und können Alles, was ſich irgend über eine poſitive Bedeutung der Lucinde ſagen ließe, auf einen Gewährsmann zurückführen, der hier, ſelbſt wenn er geirrt, doch immer Anſpruch genug hätte, der Wahrheit in ſeinem Irrthum Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Wir meinen Schleiermacher, der auf dieſem Punct ſeinen Zuſammenhang mit der romantiſchen Schule, wenigſtens in den erſten Wurzeln ſeiner Bildung, ſchlagend und unwiderruflich genug dargethan hat. Dieſer feine und ſcharfbewegliche Geiſt, der zwiſchen dem Beruf einer gediegenen objectiven Wiſſenſchaftlichkeit, und dem eines die Zeit geſtalten helfenden Bewegers der öffentlichen Meinung ſchwankte, hatte ſich namentlich mit den Gebrüdern Schlegel zu einer literariſchen Wirkſamkeit verbunden. In der von

den letzteren herausgegebenen Zeitschrift: „Athenäum“ entrichtete auch er seinen Tribut an den Zeitgeist reichlich, und unter den dort mitgetheilten Fragmenten und rhapsodischen Aussprüchen, in welchen sich die Spitzen sittlicher und socialer Zeitumwälzung oft sehr unvermittelt herauskehrten, rühren mehrere der verwegensten gerade von Schleiermacher her. Im Athenäum theilte er auch zuerst seine „vertrauten Briefe über die Lucinde“ mit, die nachher auch einzeln abgedruckt erschienen. Schleiermacher nannte die Lucinde darin vor allen Dingen „ein ernstes, würdiges und tugendhaftes Werk“, und bewies durch diesen Ausspruch, welche hohe Bedeutung er auf den Grundgedanken dieses Buches legte, dessen einzelne Verirrungen er in dem Zusammenhange des Ganzen übersah und vergab. Diese Idee, das Sinnliche zugleich als das Geistige und das Geistige als das Sinnliche zu fassen und in der Liebe darzustellen, riß ihn dermaßen hin, daß er selbst, in diesen Briefen, die dadurch eine der merkwürdigsten Thatsachen der neueren Literaturgeschichte geworden sind, sich wie ein Prophet der neuen Weltanschauung der Liebe und Sinnlichkeit gebärdet. Er eifert gegen Diejenigen, welche die Sinnlichkeit nur als ein nothwendiges Uebel betrachten oder nur zu einer geistlosen und unwürdigen Libertinage darin gelangen, und erfindet zur Bezeichnung der Prüderie den Ausdruck: „Engländerei,“ indem er Ernestinen ironisch als eine solche Prüde behandelt, die er als Miß nach England überschiffen will, weil sie von der Lucinde nichts wissen mag. Zugleich machen diese Briefe dadurch, daß sie von Frauen einander zugeschrieben werden, und in dem Munde derselben alle diese Fragen so offen sich verhandeln, einen erhöhten Eindruck, und gewinnen an einer sittlichen Atmosphäre, mit der sie unwillkürlich ein sonst so zweifelhaftes Gebiet erfüllen. Die Art der Auseinandersetzung trägt auch

eine ſo edle Faſſung und Begränzung, daß ſchon hier das ſkeptiſche Naturell Schleiermachers, welches zwar Alles anzweifelt, aber auch Alles gern wieder verbindet, in ſeiner liebenswürdigſten Bewegung auftritt. Es vollbringt ſich in dieſen Erörterungen, die doch das Zweideutigſte zerlegen, eine durchweg keuſche Revolution des Gedankens, die mit der Kraft des Geiſtes alle Schlacken von ſich auswirft. Es dürfte aber auch nicht ſchwer fallen aufzuzeigen, wie ſelbſt in dieſen freien und rückſichtsloſen Aeußerungen auf einem Gebiet, auf dem Schleiermachers ſpätere Freunde und Schüler ihn um jeden Preis niemals betroffen haben möchten, doch eigentlich nur der Schleiermacher, wie er immer war und immer geblieben, zu erkennen iſt. Die Anſicht, die er in den Vertrauten Briefen von der Harmonie der Sinnlichkeit und Geiſtigkeit zu Grunde gelegt hat, iſt im Princip dieſelbe, welche er als Philoſoph und Theologe, als Schüler der griechiſchen Lebenskunſt und als Jünger Plato's, wie als Moralphiloſoph, als welcher er an die höchſte ſittliche Lebensbildung die Anſprüche des Kunſtwerkes und der Schönheit richtet, immer vor Augen gehabt. Das ächt Menſchliche, welches ihm zugleich das plaſtiſch Herausgetretene und Geſtaltige, iſt es, dem Schleiermacher überall in allen Richtungen ſeiner großen umfaſſenden Geiſtesthätigkeit zugeſtrebt und das er in der wiſſenſchaftlichen wie in der praktiſchen Atmoſphäre ſtets mit Begeiſterung zu fördern geſucht. So tritt auch bei ihm die neue Weltanſicht, der er ſich in ſeiner Betrachtung der Lucinde mit ſolchem Jugendmuth überläßt, ſofort in verſöhnlicher Eintracht mit dem plaſtiſchen Princip der Ordnung, ja mit der höchſten Pietät gegen das Alte, auf. „Nun aber die wahre himmliſche Venus entdeckt iſt — heißt es an einer Stelle der Vertrauten Briefe — ſollen nicht die neuen Götter die alten verfolgen, die ebenſo wahr ſind als ſie, ſonſt müß-

ten wir verderben auf eine andere Art. Vielmehr sollen wir nun erst recht verstehen die Heiligkeit der Natur und der Sinnlichkeit, deshalb sind uns die schönen Denkmäler der Alten erhalten worden, weil es soll wiederhergestellt werden, in einem weit höheren Sinne als ehedem, wie es der neuen schöneren Zeit würdig ist: die alte Lust und Freude und die Vermischung der Körper und des Lebens nicht mehr als das abgesonderte Werk einer eigenen gewaltigen Gottheit, sondern Eins mit dem tiefsten und heiligsten Gefühl, mit der Verschmelzung und Vereinigung der Hälfte der Menschheit zu einem mystischen Ganzen. Wer nicht so in das Innere der Gottheit und der Menschheit hineinschauen, und die Mysterien dieser Religion nicht fassen kann, der ist nicht würdig, ein Bürger der neuen Welt zu sein!" — An einer andern Stelle aber spricht sich die Zuversicht über diese neuen Bestrebungen und über ihre Geltendmachung folgendermaßen aus: „Vorausgesetzt, daß nur Alles an sich gut und schön ist, so muß Jeder leben, wie ihm zu Muthe ist, und dichten, was ihm die Götter eingeben. Das Talent des Mißverstandes ist gar unendlich, und es ist gar nicht möglich, dem auszuweichen. Wer darauf ausgeht, sich durch dies und jenes seinen Wirkungskreis nicht zu verderben, der wird bald gar keinen haben, und sich so lange hüten, etwas zu thun, bis ihm nichts mehr übrig bleibt." —

Dies dürften die ehrenvollsten Aussprüche sein, auf welche sich die romantische Schule überhaupt zu berufen hat. —

Was Schleiermacher selbst anbetrifft, so hatte sich in ihm schon in seinen „Reden über die Religion" derselbe Geist der Opposition, welcher in der romantischen Schule als Ironie und Humor losgebrochen war, nämlich der Widerstand gegen die seichte rationalistische Dogmatik des achtzehnten Jahrhunderts, in schönster positiver Art geltend gemacht. Das Naturgefühl

der Zeit, das durch die Romantik wie durch die Philoſophie gleicherweiſe belebt worden war, erſchloß aus ſeinem neuen Liebesbund mit der Welt nicht minder auch das religiöſe Gefühl, das bisher eine ſo karge Diät bei der Aufklärung und dem gemeinen Menſchenverſtande hatte halten müſſen. Die Religion war gewiſſermaßen zu einer bloßen Tugendformel geworden und hatte ſich in eine ſehr ſparſame Humanität hineingeflüchtet, die außerdem noch von zu ſelbſtgefälliger und egoiſtiſcher Art war, als daß ſie es zu einem recht religiöſen Inſichgehen hätte bringen können.

Dieſe Aufgeklärten, welche ſich in der Literatur namentlich durch die Berliniſche Monatsſchrift von Bieſter und Gedike lange ein Central-Organ gegründet hatten, glaubten religiös genug zu ſein, wenn ſie tugendhaft genug waren, und ihre Nebenmenſchen liebten, ſo weit dies Letztere ohne große Aufwallungen und Unbequemlichkeiten für ſie ſelbſt geſchehen konnte. Und an ihrer Tugendhaftigkeit zu zweifeln, fiel ihnen nicht häufig ein, da ſie ſich täglich mit den ſchönſten Redensarten des ſogenannten geſunden Verſtandes ihren eigenen Werth auseinanderſetzten, und die allgemeine Menſchenliebe, welche die Hauptmaſchinerie ihrer Religioſität war, hinderte ſie nicht, doch an ſo manchen ihrer Gegner ſich die ſchadenfroheſte Genugthuung zu verſchaffen.

Es war eine Art Pietismus des gemeinen Menſchenverſtandes, deſſen Frömmigkeit aber einzig und allein in der Anbetung des nüchternſten Moralprincips beſtand, welches freilich in ſeiner erdigen Nüchternheit ebenſo ausſchließliche und fanatiſche Anſprüche machte, als nachmals nur je der religiöſe Pietismus in ſeinen himmliſchen Privilegien that. In Berlin wurde dieſe geiſtesarme Richtung, welche die Religion bloß in die Tugend ſetzte, am entſchiedenſten damals vertreten, und man muß

darin den Gegensatz erkennen, welchen die um dieselbe Zeit des Berliner Lebens vorherrschende Genußsucht sich in diesem abstrakten Tugendprinzip hervorgerufen hatte. Daß bei diesem Prinzip ein religiöses Leben ebenso wenig wie ein poetisches hatte gedeihen können, bewies am schlagendsten die Ohnmacht dieser Tugend, und Schleiermacher konnte in seinen, im Jahre 1799 erschienenen Reden von der Religion so sprechen, wie von einem der Menschheit verloren gewesenen Schatz, und in demselben Sinne sprachen die Romantiker, den Aufklärern gegenüber, von der Poesie. Schleiermacher setzte diese Bestrebungen in den im Jahre 1800 herauskommenden „Monologen" noch gediegener und wissenschaftlicher fort, während er in den „Reden über Religion" mehr das größere gebildete Publikum anzuregen gesucht, das freilich am meisten in jener Indifferenz, welche sich für die wahre Bildung ausgab, befangen war. Daher in diesen Reden der gewaltige Aufschwung der Sprache, der seine erhebende Wirkung auf die Massen ausüben soll, und darin etwas so Bedeutsames hat, weil in demselben Maße, in welchem das religiöse Gefühl aufgelockert und zu einer neuen Blüthe gebracht werden soll, auch der Ausdruck eine reich sich entfaltende Wunderblüthe zeigt. Dies religiöse Gefühl Schleiermacher's, das sich aus einer der Zeit so nothwendigen Erkenntniß der Abhängigkeit aller menschlichen Dinge von Gott so lebendig entwickelte, wirkte hier noch mehr in lyrischer und poetischer Weise, und im Sinne der romantischen Schule; später setzte es sich mit seiner eigenthümlichen Schärfe in den Widerspruch zwischen Kirche und Speculation hinein, und übte dort nach beiden Seiten hin einen anregenden Einfluß aus.

Betrachten wir nun die damalige Zeit in der Richtung, in welcher wir die Revolution, den Idealismus, die Romantik und das religiöse Gefühl zu so heftigen Angriffen auf die or-

thodoxe Lebensdogmatik des achtzehnten Jahrhunderts sich vereinigen sehn, so können uns auch die oft so charakterlosen Schwankungen, in welche wir die bei diesem Kampf betheiligten Persönlichkeiten gerathen sehen, nicht befremden. Der Kampf zwischen formeller Tugend und aller Fülle der lebendigen Wirklichkeit, zwischen einem abstracten, auf den gemeinen Menschenverstand sich begründenden Moral- und Stätigkeitsprinzip und einem mit dem Recht des Gedankens und der Natur in das volle Leben eindringenden Bewegungsprinzip, konnte und kann nicht ohne mancherlei Ungelegenheiten abgehen. Es handelte sich dabei um das Anrecht der Menschheit an den ganzen und ungetheilten Genuß des Daseins, und was Genuß sei, konnte dann ebenso leicht mißverstanden werden, als das, was bisher Tugend war, mißverstanden worden. Hatten sich auch die poetischen Apostel der Menschenrechte und des Lebensgenusses, die Romantiker, in der Ausgestaltung des Genußprinzips so stark vergriffen, wie dies in Schlegel's Lucinde der Fall gewesen war, so mußte darum das Prinzip selbst nicht minder in seiner Bedeutung für die Entwickelung der Zeit anerkannt werden. Das Prinzip des Genusses, das in der deutschen Literatur erobert werden sollte, hatte schon in Wieland sich mächtig zu behaupten gesucht, war aber in diesem Dichter nur zu einer Ueppigkeit gekommen, die sich selbst nicht für berechtigt hielt, und darum Alles, was sie davontrug, gewissermaßen nur zur glücklichen Stunde dem unbewachten Moment abstahl. Wieland, eine sehr tugendhafte Individualität, die aus einer ganz orthodoxen Bildungsschule der Moral hergekommen war, fühlte sich nichts desto weniger in seinen Dichtungen beständig zur Sinnlichkeit hingedrängt, welche nach einem freieren Lebensbehagen trachtete und oft einen ganz romantischen Anstrich nahm. Wenn aber auch der Sinnlichkeit seiner Poesie das

mangelte, ſich mit der Sittlichkeit zu einer gleichen Berechtigung durchdrungen zu haben, ſo behält doch der Kampf, der zwiſchen dieſen beiden Elementen in Wieland ſich darſtellte, immer die ideelle Wichtigkeit, von der wir ſchon früher geredet haben. Zu einem ſichern Prinzip des Lebensgenuſſes gelangte aber Wieland noch nicht. Es iſt merkwürdig zu ſehen, wie deutſche Schriftſteller darum gerungen haben. In Wilhelm Heinſe's Romanen zeigte ſich ſchon eine wilde Ausartung der Wieland'ſchen Schule, die von dem alten Meiſter der Grazien ſelbſt nicht gebilligt wurde. In Heinſe hatte ſich die lebensbedürftige deutſche Natur unter den ſüdlichen Himmelsſtrich geflüchtet und an italieniſcher Gluth ſich zu den Freuden des Daſeins berauſcht. Bei dieſem feurigen Dichter verſchwamm aber das Pathos der Leidenſchaft zu ſehr im Phantaſtiſchen, und wie ſehr er daher auch das Prinzip des Lebensgenuſſes künſtleriſch zu geſtalten und die Lebensanſicht überhaupt mit der Kunſtanſicht zu identificiren ſuchte, er bewegte ſich doch nur in einer verworrenen Sphäre unvermittelter Gegenſätze. Ihm verflackerte Alles unter den Händen zu einer verzehrenden Lohe der Sinnlichkeit, und die glückſeligen Inſeln des Genuſſes hatten keinen feſten Lebenshalt, ſondern waren nur ein geiſtreicher Wolluſttraum. Wieland und Heinſe trugen in manchem Betracht vielerlei Vorzeichen der Romantik in ſich, indem ſie eine romantiſche Welt des Genuſſes ausmalten, die aber noch nicht, wie die romantiſche Schule es wenigſtens in Abſicht hatte, einen Einfluß auf die ſociale Wirklichkeit auszuüben beanſpruchte, ſondern in einem lediglich träumeriſchen Gebiet verharrte. Goethe's großmächtige Natur hatte auch zu ihrer eigenſten Grundlage den Lebensgenuß, aber er ließ ſich damit auf einer ganz anderen, aller Romantik durchaus entgegengeſetzten Baſis nieder, nämlich auf der einer völlig an-

tiken Weltanschauung, auf der er sich in hoher Gemächlichkeit rubete und Alles, was seine Individualität nur immer vertrug, als ein dadurch Berechtigtes und Geheiligtes verbrauchte. Dasselbe würde gern auch Herder gethan haben, wenn ihm nicht sein Priesterrock mancherlei Fesseln aufgelegt hätte, die ihn oft verstimmten. —

Die Bestrebungen der romantischen Schule, eine individuelle Freiheit des Daseins in aller subjectiven Ausdehnung und doch im Einklang mit den sittlich nothwendigen Lebensmächten zur Anschauung zu bringen, unterschieden sich wesentlich dadurch, daß sie zur Begründung ihres Genußprinzips wenig oder gar nichts der antiken Weltansicht verdanken zu dürfen glaubten. Zwar hatte sich Friedrich Schlegel eifrig auch mit Plato beschäftigt und die Uebersetzung des griechischen Lebensphilosophen zuerst gemeinsam mit Schleiermacher verabredet, nachher aber die Mitwirkung dazu aufgegeben. Und in Plato waren allerdings viele Vermittelungspuncte zwischen moderner und antiker Weltansicht gegeben, und das Ideal der zu gewinnenden Lebenseinheit lag da schon in der Plastik, zu welcher es dort der Geist gebracht hatte, und in der Harmonie des Schönen und Guten, welche der Grund aller höheren Bildung sein sollte, vor. Der antike Geist war aber, ebenso wie die antiken Formen, den Romantikern ein zu fester und schwerer Harnisch, als daß sie ihn, selbst wenn sie darin auf eigenem Gebiet noch manches Sieges mehr theilhaftig werden konnten, hätten eifriger anlegen wollen. Ueberhaupt kam es ihnen darauf an, den modernen Geist in seiner eigensten Schwerkraft zu erfassen, und darum entschiedener den Gegensatz zwischen antiker und moderner Kunst zu behaupten, als derselbe bis dahin in der deutschen Literatur zum Bewußtsein gekommen war, und hier zeigt sich uns keines der geringern Ver-

dienſte der romantiſchen Schule. An Fehlgriffen und Fehltritten ihres Talents, das ſich gern an Allem verſuchen wollte, fehlte es freilich auch in dieſer Beziehung nicht. Friedrich Schlegel ſehen wir, trotz ſeines klar ausgeſprochenen Bewußtſeins über die Gränzen der antiken und modernen Poeſie, in ſeinem Trauerſpiel: Alarkos, zu einer Verſchmelzung der Antike mit der Romantik verleitet, und er ließ dort ſogar, mitten in die Metrik der griechiſchen Tragiker hinein, die modernen Aſſonanzen erklingen. Sein Bruder, Auguſt Wilhelm Schlegel, ließ es ſich dagegen angelegen ſein, dem antiken Geiſt Genugthuung zu ſchaffen, indem er ſein demſelben ſtreng gemäßes Trauerſpiel: Jon, dichtete, aber in demſelben Jahr ließ er auch den erſten Band ſeines „franiſchen Theaters“ erſcheinen, in welchem er gegen Shakſpeare, deſſen Ueberſetzung er bereits in den neunziger Jahren begonnen, nun noch den andern Pol der romantiſchen Poeſie, Calderon, in die deutſche Literatur einführte. —

Der antike claſſiſche Geiſt, wenn auch deſſen Walten in Goethe's Natur von den Romantikern ziemlich vorurtheilsfrei gewürdigt wurde, hatte doch in der Literaturepoche, welche ſeit der Revolution eigenthümlich beginnt, immer mehr an Kraft und Einfluß verlieren müſſen. Die Revolution hatte die eigenſten Wurzeln des modernen Völkerlebens aufgegraben und das Nationalbewußtſein erhöht und geſtärkt, welches letztere nun der ausſchließliche Quellpunct aller neuen Bildungen und Entwickelungen werden wollte. Das claſſiſche Alterthum, und ſeine getreue Dienerin, die Philologie, hatten freilich eben erſt in Deutſchland einen höchſten Triumph gefeiert, indem ſie auf der einen Seite durch Friedrich Auguſt Wolf zu dem höhern Sinn einer Alterthumswiſſenſchaft ſich emporgeſchwungen, auf der andern aber namentlich durch die Ueberſetzungskunſt von Johann

Heinrich Voß, mächtiger als je in die deutsche Nationalbildung übergegriffen hatte, wobei besonders unserer Sprache eine ganz neue Gestaltungsfähigkeit angeeignet worden war. Die Homer-Uebersetzung von Voß, welche diesen neuen Sprachschatz vornehmlich zu Tage brachte, hat in dieser Beziehung für die Erweiterung der Deutschen Sprachformen ungefähr dieselbe Bedeutung gehabt, wie für die Grundlegung des gesammten neuhochdeutschen Sprachgebiets die Bibelübersetzung von Luther. Die beweglichen und frei sich zusammensetzenden Formen, welche Voß in der deutschen Sprache aus der Begattung mit dem antiken Sprachgeist sich hatte erzeugen lassen, erstreckten ihren Einfluß weithin über die ganze deutsche Literatur, und selbst Goethe hatte sich demselben nicht entziehen mögen, vielmehr machte er sofort in mehreren kleineren Dichtungen, und noch später im zweiten Theile des Faust, von diesem Gewinn Gebrauch. Die Romantiker aber wollten etwas Neues auch in neuen Formen geben, und dankten daher zuvörderst den Hexameter mit seinem ganzen hereinherfahrenden Gefolge von antiken Formen ab. Die südliche Metrik der romantischen Schule übte aber eine minder gediegene Wirkung auf den deutschen Sprachgeist aus, als die classische. Sie durchdrang sich nicht so productiv mit dem Kern unserer Sprache, wie dies Voß ohne Zweifel gethan hatte, und da sie mehr in Weise äußerlicher Nachahmung künstelte und tändelte, so kam es auch dabei in sprachlicher Hinsicht zu mancherlei Flunkereien, die aller Bedeutung entbehrten. Ueber diese romantischen Formen war der alte Voß hinlänglich verdrossen und ergrimmt, doch war es auch der innerste Gegensatz seiner eigensten Natur, aus welcher sein heftiger Angriff gegen die Romantik stammte, und worin er sich zu so mancherlei Ungehörigkeiten hinreißen ließ. Er verschaffte darin der groben Physis seines protestantischen

Naturells dieſelbe Genugthuung, welche ſich in neueſter Zeit das Jungbegelthum in einem nicht minder plumpen Angriff auf die Romantik und mit derſelben falſchen Anwendung der proteſtantiſchen Denkweiſe bereitet hat. —

Der eigentlich philologiſche Kopf unter den Romantikern war Auguſt Wilhelm Schlegel, und man kann dieſem ſeine eigenſte Bedeutung wohl eben nur darin anweiſen, denn eine mehr in die Tiefe der Prinzipien hinein ſich erſtreckende hatte er nicht. Als Philolog aber arbeitete er die neue Form der Romantik zur höchſten Kunſtfertigkeit aus, doch gewann ſie unter ſeinen Händen bei aller Zierlichkeit nur ein todtes Anſehn. In ſeinen Ueberſetzungen erreichte er dagegen bei weitem mehr die Wirkſamkeit des Genies und erweiterte dadurch das deutſche Literaturgebiet auf das Anſehnlichſte und Folgenreichſte. Denſelben Takt und feinen Sinn, ſich in das eigenſte Leben der fremden Autoren hineinzuleben und es der heimiſchen Natur gemäß wiederzugeben, welchen er als Ueberſetzer bewies, zeigte er auch als Kritiker, namentlich der fremden Literaturen. Aber die Befugniß ſeiner Kritik erſtreckte ſich ebenfalls mehr auf ein äußerliches Reproduciren des weſentlichſten Organismus, als daß ſie ſich darauf eingelaſſen hätte, philoſophiſch die innern Richtungen zu ergreifen und dieſelben in der Literatur nachzuweiſen. Als Kritiker kam er daher nie über den bloßen äſthetiſchen Geſchmack hinaus und betrachtete in Beziehung auf dieſen, mit gewandtem Raiſonnement, alle Literatur. Der glänzende Schein dieſer Kritiken iſt jetzt verblichen, aber zu ihrer Zeit trugen auch ſie nicht wenig dazu bei, dem literariſchen Sinn in Deutſchland eine umfaſſende und gewiſſermaßen welthiſtoriſche Ausdehnung zu geben. Dahin wirkten beſonders auch ſeine „Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur“, in welchen er einen Ueberblick der

literarischen Völkerindividualitäten in alten wie in neuen Zeiten gab. Sein philologisches Talent aber entwickelte sich noch später zu einer selbstständigen Bedeutung, und machte erfolgreich die neue Wendung mit, welche die deutsche Philologie zu nehmen hatte, indem sie, die Einseitigkeit und Ausschließlichkeit der griechisch-römischen Sprachuntersuchungen verlassend, sich am Studium des Sanskrit zur vergleichenden Sprachwissenschaft erhob und dadurch einen eingreifenden Antheil an der Betrachtung des Völkerlebens gewann.

Dritte Vorleſung.

Die religiöſe Anſchauung der romantiſchen Schule. Die äſthetiſche Behandlung der Religion bei den Romantikern. Die religiöſe Myſtik. Novalis. Verhältniß der Romantiker zu Schiller. Das nationale Element in der Schiller'ſchen Poeſie. Die deutſche Bühne und Kotzebue. Hölderlin. Jean Paul Friedrich Richter.

Eine hervorſtechende Seite der romantiſchen Schule, der wir bisher noch zu wenig Aufmerkſamkeit gewidmet haben, iſt der Aufſchwung, welchen bei den meiſten dieſer Schriftſteller das Intereſſe der Religion genommen hat. In der That war es in Deutſchland plötzlich eine auffallende Erſcheinung, in Literatur und Poeſie ein ganz neues Organ der Religioſität entſtehen zu ſehn. Die religiöſe Anſchauung der romantiſchen Schule, die wie ein ätzender Saft ſich in Alles eindrängte, war eine Art von chriſtlicher Myſtik, der es gleichviel galt, welche Form ſie ergriff, um darin ihr innerliches und inbrünſtiges Suchen nach einer Centraliſation des Daſeins zu offenbaren, und die daher bald in Gedichten und Kunſtkritiken, bald bei jeder andern Gelegenheit des äußern Lebens, zu predigen und Proſelyten zu machen ſuchte. Dieſe chriſtliche Myſtik der Romantiker hatte freilich zunächſt eine mehr äſthetiſche als religiöſe Bedeutung, oder ſie war vielmehr die äſthetiſche Frei-

ſtatt, welche ſich die aus dem öffentlichen Leben der Zeit zurückgedrängte Religion bei der Kunſt ausgefunden hatte. Durch die äſthetiſchen Formen, in welche ſich die Religioſität vor der Aufklärung hatte flüchten müſſen, durfte ſie hoffen, wieder populärer zu werden, als ihr dies in der letzten Zeit ſelbſt durch die Formen der beſtehenden Kirche möglich geweſen war. Wir haben früher von einem ausſchließlichen Pietismus des gemeinen Menſchenverſtandes geſprochen, und müſſen von dieſem hier noch bemerken, daß er eben ſo ſehr das kirchliche Leben ſeiner Zeit aufzulöſen und zu zerſetzen geſucht, wie dies in unſerer Zeit der Pietismus des ſupranaturaliſtiſchen Gefühls gethan. Hatte ſich in jener Zeit überhaupt das confeſſionelle Leben der Kirche verwiſcht, ſo kann man auch zunächſt die religiös-myſtiſche Romantik nur als eine Reaction dagegen in dem ganz allgemeinen chriſtlichen Sinne betrachten, und würde ihr Weſen verkennen, wenn man ihr von vorn herein ein katholiſches Prinzip und eine tendenzmäßige Entwickelung des Katholicismus beilegen wollte. Auf äſthetiſchem Wege hatte ſich dieſe Myſtik allerdings an lediglich katholiſchen Elementen genährt, ſie war vor den Bauwerken und Malereien des Mittelalters ihrer ſelbſt bewußt geworden und ihre Anſchauungen waren mit den Madonnengeſichtern und Chriſtusbildern verwachſen. Es lag aber mehr Myſtik als Katholicismus, mehr mittelalterliche Begeiſterung als eigentliche Confeſſion darin. Es iſt ein Irrthum, die Romantik ihrem Grundweſen nach für gleichbedeutend zu ſetzen mit dem katholiſchen und reactionären Princip, und wenn ſich in einer ſpätern Phaſe der Entwickelung, von der wir zu ſeiner Zeit reden werden, mehrere der aus der Romantik hervorgegangenen Schriftſteller allerdings auch zu jenem Prinzip hinwandten, ſo werden ſich bei dieſer ihrer Tendenz doch weſentlich andere Elemente betheiligt zeigen

als gerade die Romantik, die wir dann keineswegs mehr in ihrer urſprünglichen Richtung bei dieſen Individuen antreffen. In ihrer urſprünglichen Richtung war die Romantik dieſer Schriftſteller ſo wenig ein ausgeſprochener Katholicismus, daß ſie vielmehr eben ſo gut, wie zur katholiſchen Weltanſchauung, auch zur orientaliſchen ſich neigte, ja ein tiefinnerer Zug zu dieſer letztern iſt es vornehmlich, welcher die ſpätern gelehrten Forſchungen der Schlegel über die Literatur, Poeſie und Sprache der Indier ſchon früh in ihnen anregte. Friedrich Schlegel ſagt in dem ſchon einmal von uns angeführten „Geſpräch über die Poeſie" (1800) — „Wären uns nur die Schätze des Orients ſo zugänglich, wie die des Alterthums! Welche neue Quelle von Poeſie könnte uns aus Indien fließen, wenn einige deutſche Künſtler, mit der Univerſalität und Tiefe des Sinnes, mit dem Genie der Ueberſetzung, das ihnen eigen iſt, die Gelegenheit beſäßen, welche bei andern bloß practiſchen Zwecken und Anſichten ſo oft unbenutzt bleibt. Im Orient müſſen wir das höchſte Romantiſche ſuchen, d. h. das tiefſte und innigſte Leben der Phantaſie; und wenn wir erſt aus der Quelle ſchöpfen können, ſo wird uns vielleicht der Anſchein von ſüdlicher Gluth, der uns jetzt in der ſpaniſchen Poeſie ſo anziehend iſt, wieder nur abendländiſch und ſparſam erſcheinen."

Die religiöſe Myſtik der neuen Schule ſprach ſich am umfaſſendſten und tiefſinnigſten in Novalis aus. Dieſe wahrhaft poetiſche Individualität verging jedoch in ihren eigenen Tiefen, und vermochte nicht, das unendliche Leben, das in ihr wogte, zu einem geſtalteten Ganzen aus ſich herauszuarbeiten. Und doch ſind die Andeutungen zu einem großen Ganzen, zu einer aus tiefſter Anſchauung conſtruirten Totalität, in Novalis vorhanden, aber mit dem Bau, deſſen koſtbare Trümmer in

seinen Schriften umherliegen, wurde er nicht fertig. Am meisten hatte er sich in seinem „Osterdingen" vergriffen, in welchem Roman er gerade die umfassendste Construction einer Gesammteinheit aller Lebensrichtungen hatte ausführen wollen. Er hatte sich vorgesetzt, eine poetische Apotheose der ganzen Wirklichkeit, und gewissermaßen eine Theodicee der Romantik, wie man diese Dichtung füglich nennen könnte, darin zu liefern. So sollte denn Poesie und Leben gänzlich als Eines erscheinen, und diese Einheit beider war dann wieder die Romantik, die Alles wie mit einem Aetherschleier überwob und das Gewöhnlichste zum Ungewöhnlichen machte. Was Wirklichkeit, was Traum, ließ sich dann nicht mehr an dem Dasein unterscheiden, das Märchen war Wahrheit und die Wahrheit Märchen geworden. Das schauende Gemüth hatte wieder eine goldne Zeit der Dichtung auf Erden gegründet, und darin waren Zeit und Raum, Vergangenheit und Zukunft, der Verstand und das Wunder, ausgesöhnt und in einander getreten. Die Anlage dieses Gedichts war großartig genug, aber die Ausführung verlor sich zum Theil in ohnmächtigen Träumereien und konnte den rechten Zeugungstrieb nicht finden, um all dies unendliche Gespinnst und Gewebe plastisch zu bilden. Auf der andern Seite aber fehlte wieder bei einer Dichtung, deren Sphäre reine Mystik war, das Hinzutreten eines speculativen Elements, das der Grundansicht des Buches: Alles auch im alltäglichsten Leben sei ein Wunder, einen tiefern Stützpunkt und eine höhere Perspective gegeben hätte. Daß ein Dichter der Mittelpunkt dieser Alles assimilirenden Weltanschauung war, schadete vollends dem Eindruck. Es nahm sich darum Vieles als Grille aus, was objective Bedeutung hatte gewinnen sollen. Der Osterdingen von Novalis hätte ein eben so umfassendes Epos der romantischen Weltansicht

werden können, wie Dante's Göttliche Komödie das Epos der katholischen Weltansicht war, und dieser Gedanke mag auch dem Dichter lockend genug vorgeschwebt haben. Daß aber Novalis die Gestaltung dieses Epos, dieses ganzen Kompleres der romantischen Weltansicht nicht finden konnte, war eben der Mangel, welchen er als Todeskeim in seiner Individualität trug und woran er sich so früh verzehren mußte. Er erschöpfte sich, Alles in das Centrum seiner Natur hineinzudrängen und nach diesem einen Punkt hin zu verarbeiten, und indem er sich so im Mittelpunkt seiner selbst gewissermaßen überfüllte, behielt er nicht Freiheit und Kraft genug übrig, um in die Peripherie hinauszutreten und dort seinen eigenen Inhalt sich gegenständlich werden zu lassen. Lauter Centrum, aber ohne Peripherie, war Novalis krank an sich selbst, und konnte nur durch den Tod den Ausweg aus sich heraus finden. Wenn wir sonst häufig Schriftsteller erblicken, die alles Talent der beweglichen Oberfläche besitzen, aber gar keine Schwerkraft in sich selbst haben, so zeigte sich dagegen an Novalis die merkwürdige Organisation, daß er zuviel Schwerkraft und nichts als Schwerkraft in sich hatte, die ihn beständig nach innen zog, und ihm, könnte man sagen, das Herz abstieß. In den von ihm hinterlassenen „Fragmenten" liegen in rhapsodischer Weise dieselben Anläufe zu einem großen Tempelbau des romantischen Geistes vor, die er im Osterdingen genommen hatte. Nur daß in diesen fragmentarischen Aussprüchen die ganze Mannigfaltigkeit der Lebens- und Bildungsstoffe, die Novalis mit seinem umfassenden Geist berührte, und die er alle zu einer Einheit in sich hinabziehen wollte, noch unbegränzter sich ausbreitet. Da wird Alles zum Baustein des großen geheimnißvollen Ganzen, was es auch sein mag, und wir haben hier, obwohl nur in Bruchstücken, den ganzen Bildungs-Apparat

der romantischen Mystik beisammen. Selbst die Mathematik nimmt hier als Mystik eine eigenthümliche Stelle ein, und hebt sich in diese begierig nach jedem Zeichen haschende Lebenssymbolik empor. Auch die Gewerke nehmen ihren Antheil an dieser mystischen Construction des Daseins, und besonders ist es das Bergmannsgewerk, das seine in die Tiefe gehende Bedeutung auch symbolisch bebauet. Novalis selbst war der Bergmann, der sich in seinen eigenen Schacht verloren und dort mitten unter all seinen Reichthümern verschüttet gefunden worden. Es war ihm die praktische Seite des Lebens keineswegs fremd, er hatte, außer dem Bergfach und den Naturwissenschaften, auch sogar Rechtswissenschaft studirt. Auch mit den Systemen der Philosophie, und besonders mit Spinoza, Fichte und Schelling hatte er sich zu schaffen gemacht. Aber Alles sollte sich in Poesie und Religion auflösen, und das war der schwindelnde Gipfel der Mystik, zu welchem sich die Romantik verstiegen. In den andern Romantikern hatte die Mystik, die meistens nur als eine am Rauschen des Waldes sich andächtig stimmende Naturreligion hervortrat, wie bei Tieck, bei weitem nicht so hochfliegende Ansprüche gemacht. Sie waren mit dem großen Satz, den sie entdeckten, daß Alles Religion sei, und mit Religion betrieben werden müsse, auch wieder sehr leicht umgesprungen und hatten es sich oft recht bequem damit gemacht. Der vollendetste Ausdruck aber, welchen Novalis für sein religiöses Gefühl gefunden, war zugleich der einfachste gewesen, und dies sind seine „geistlichen Lieder", in welchen er diese ungesuchte und reine Form der Aeußerung über sich gewann. Man muß das schöne melodische Seelenleben dieser Lieder anerkennen, und um so höher stellen, da es sich meist so frei von allen katholicistischen Spielereien erhalten und ein reines Christenthum sich darin auszuhauchen strebt.

Noch eine ähnliche Genugthuung verschaffte Novalis den geheimsten Melodien seines Geistes in den „Hymnen an die Nacht," in denen es ihm gelang, sein Innerstes in einen harmonischen Einklang zusammen zu fassen und sich in den großen Geisterfrieden der Schöpfung hinein auszutönen. —

Dies neue Geistesleben der Romantiker, wie es in sich selbst zu den höchsten Anforderungen der Zeitbildung sich emporrichtete, konnte auch für das ganze Literaturgebiet nicht ohne Aufregung vorübergehen. Von dem, zum Theil schwankenden Verhältniß der jungen Schule zu Goethe haben wir schon früher geredet. Weniger ansprechend aber erscheint uns die Stellung, welche zu Schiller angenommen wurde, gegen den die Romantiker in ihrem Urtheil sich zu sehr überhoben und ungerecht wurden. In Goethe, wie auch im Einzelnen über ihn geurtheilt werden mochte, hatten sie doch immer den Meister des Jahrhunderts anerkannt, aber sie waren weit entfernt davon, dieselbe Vollgültigkeit der Stellung auch Schiller zuzuerkennen. Vielmehr machten sie ihm in mehr als einer Hinsicht die Aechtheit seines Dichtergeblütes streitig und August Wilhelm Schlegel konnte sich in seiner Abneigung gegen Schiller noch bis zur jüngsten Zeit, wo er in dem Wendt'schen Musenalmanach Xenien gegen ihn zum Besten gab, gar nicht zufrieden geben. Und doch waren, abgesehen von der selbstständigen und ursprünglichen Größe dieses Dichters, so mancherlei Elemente in ihm vorhanden, welche mit der romantischen Weltanschauung zusammenstimmen mußten, wie dies zum Beispiel von der Jungfrau von Orleans und Maria Stuart wohl gesagt werden konnte. Aber dann hieß es, Schiller habe sich dabei auf die Nachahmung von Tieck's Genoveva verlegt, und dergleichen Dinge mehr. Sie wollten durchaus nicht in Schiller das ursprüngliche Heroenthum seines Genius anerkennen, ver-

mochten aber auch freilich nicht durch diese Abmarkung ihm seine Stelle in der Nationalliteratur zu schmälern, wie denn der Kampf gegen das Genie, würde er auch selbst von genialen Kämpfern geführt, immer als ein unfruchtbarer sich erweist. Schiller hatte sich aus den Elementen des achtzehnten Jahrhunderts auf einer ebenso großartigen Grundlage des Strebens, wie Göthe, nur nicht mit derselben Fähigkeit der Individualität, sich allseitig auszubilden, erhoben. Schiller's zu subjective Natur hatte die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit, welche er in seiner Jugend vorgefunden, als ein zu herbes Element der Trennung in seiner Poesie bestehen lassen, und statt durch ein Streben nach Plastik Rettung für diese Trennung zu suchen, wie Göthe, hatte er sich vielmehr in jenem Dualismus noch auf philosophischen Wege bestärkt, indem er an der getrennten Weltansicht der Kantischen Philosophie sein Lebens- und Kunstprinzip sich befestigte. Dadurch kam eine innere Einseitigkeit in Schiller hinein, die an allen seinen Mängeln schuld ist. Der unausgeglichene Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit, der sich seines ganzen Denkens und Dichtens bemächtigt hatte, ließ seine Poesie bald ebenso erhaben erscheinen, als er dieselbe auch wieder an den Rand der größten Trivialitäten führte und oft mitten in diese hinein, wie dies namentlich in seinen lyrischen Gedichten begegnet. Nur die Rhetorik wirft ihre Blumen als Brücken von einem Ende dieses Dualismus zum andern und führt damit in ihrer entzündlichen Hast einen schwankenden Bau auf, an den sie selbst nicht glaubt, denn ihr ist dabei bange und webe um's Herz. Aber Schiller's Poesie hatte zugleich eine deutsche nationale Bedeutung, in der sie selbst vor Göthe eine eigenthümliche Stärke voraus hat. Vielleicht konnte Schiller eben deshalb von Göthe an Kunstbildung und Formtalent übertroffen werden, weil Schiller's Wesen so

ursprünglich deutsch, ja krank deutsch war, und er die innere Zerrissenheit des Volkscharakters in seiner eigenen Individualität mit aller Begeisterung und Tiefe des Schmerzes darstellte. In jedem Gedanken, den Schiller gehabt, ist deutsches Blut, über jedem Satze, den er geschrieben, ruht die deutsche Atmosphäre. Göthe sucht eine klare durchsichtige griechische Luft, einen schönen italienischen Himmel über seiner Poesie zu wölben, und entschlägt sich darunter der deutschen Befangenheiten. Bei Schiller aber kommt man nicht leicht über die Sorgen des Vaterlandes hinaus, man fühlt bei ihm die Brustbeklemmung unserer Nationalität und das schwer athmende Ringen nach einer noch verhüllt liegenden Zukunft, der er mit seinem großen Sinn für Freiheit, und durch ein bestimmtes historisches Element in seiner Dichternatur, entgegenstrebte. Daß Schillers Wirkung eine so beispiellos populäre in Deutschland gewesen, geht eben aus dem subjectiven Verhältniß, das er sich selbst zu seiner Nation gab, hervor, und um eine solche Wirkung bis in alle Stände selbst von der deutschen Bühne herab zu verbreiten, mußte diese rhetorische Mischung von Erhabenheit und Trivialität dazu kommen, die bei Schiller geräuschvoll genug sich vernehmen ließ. Darum aber traf er wohl die Massen, aber sein Einfluß auf die allgemeine Nationalbildung war dennoch kein tiefer dringender, und die nationalen und historischen Elemente seiner Poesie nutzten sich meist am Theatereffect ab.

Die Romantiker aber wollten selbst nicht an diejenigen Elemente bei Schiller anknüpfen, die ihnen hätten zusagen müssen, und mißachteten sogar die ihnen wahlverwandte philosophirende Sentimentalität und sein Talent, sich romantische und katholische Anflüge zu geben. Und Schiller mag es auch in seiner strengen und abgeschlossenen Haltung verschmäht haben,

die Anknüpfung an sich zu erleichtern. Nichts desto weniger bleibt es ein ruhmschmälernder Vorwurf für die junge Schule, daß sie nicht in Schiller den großartigen Anlauf zu einer im Sinne der Freiheit sich begründenden Nationalpoesie besser erkannte. Daß sie einen edlen Geist nicht erfaßten, dafür mußten sie in anderer Art durch die Angriffe eines unedlen büßen, die ihnen genug zu schaffen machten und beim großen Publikum mehr Schaden thaten, als sie sich selbst wohl gestehen mochten. Wir kommen hier auf das Verhältniß der romantischen Schule zu Kotzebue, das wir, sowie diesen letztern selbst, hier nicht unerwähnt lassen dürfen. Kotzebue und Merkel wirkten gemeinsam im „Freimüthigen" mit allen Waffen des Spottes und der Schmähung gegen die romantische Schule, die ihnen zwar in allen Stücken überlegen war, aber doch auch Blößen genug darbot, um namentlich dem populären Verstand des Publikums lächerlich gemacht werden zu können. Mochten die Romantiker immerhin ganz andere Kämpfer auf ihrer Seite haben, und auch in journalistischer Beziehung ein so wohlausgerüstetes und gangbares Organ wie die Zeitung für die elegante Welt, in der selbst so helle und scharfe Köpfe, wie Bernhardi, für die neuen Kunstprinzipien mitfochten: so war und blieb Kotzebue seinerseits nicht minder eine gefährliche Großmacht, darum so gefährlich, weil Naturen dieser Art kein Mittel des Kampfes verschmähen. Aber auch an sich selbst behauptete er damals im Publikum eine Stellung, die imposant genannt werden kann, und wenn die Schlegel nur immer von europäischen Beziehungen der Literatur und des Schriftstellerthums redeten, so konnte sich dagegen Kotzebue in der That selbst einen Schriftsteller von europäischem Ruf, von europäischer Wirksamkeit in seiner Art nennen, dessen unglaub-

lich reges Talent von Paris bis Tobolsk und von Stockholm bis Neapel seine Elasticität ausgedehnt hatte, dessen Stücke in alle lebende Sprachen, selbst ins Neugriechische, übertragen wurden. So war Meister Kotzebue schon in seiner eigenen Person und auf die rascheste Weise ein Stück Weltliteratur, zu welcher die Romantiker erst mühsam und theoretisch die Steine zusammentrugen und die später Göthe am liebsten in sich selbst, und in seinem persönlichen Verhältniß zu den übrigen Literaturen, concentrirt sehen mochte. Und allerdings muß ein solcher Schriftsteller in einer Zeit, wo er so allgemein das Publikum an sich geheftet hat, gewissermaßen das gesellige Leben beherrschen und auf den Ton desselben keinen unerheblichen Einfluß äußern, und wenn man bedenkt, daß es eine Periode gab, wo kein Abend verging, an dem nicht wenigstens auf hundert Theatern in ganz Europa Stücke von Kotzebue aufgeführt wurden, und daß die meisten dieser Stücke verfängliche oder Jeden berührende Verhältnisse des bürgerlichen und gegenwärtigen Lebens behandelten, so wird man eingestehen müssen, daß eine solche Wirksamkeit einen nicht ganz so verächtlichen Autor voraussetzt, als die neue Schule in ihm erblickte. Ein guter Schriftsteller und ein wirksamer Schriftsteller sind freilich zwei sehr verschiedenartige Anlagen, die nicht immer in einem literarischen Individuum sich vereinigen. Es giebt ausgezeichnete Talente, denen aber ganz die Gabe fehlt, sich geltend zu machen und einen Ton anzuschlagen, durch den sie allgemein in der Zeit vernommen werden. Kotzebue aber gehörte nicht zu den einsamen, sondern vielmehr zu denen, die selbst ihre Begeisterung aus dem Marktgeräusch des Tages sich holen und nicht ohne den Gedanken auf die augenblickliche Wirkung etwas erzeugen können. Und diese Aussicht, durch irgend eine Pointe ganz bestimmt und überraschend zu wirken, war es,

die ihn eigentlich bei der Ausführung begeisterte, die ihm seine eigene Arbeit interessant machte, und selbst in den trivialsten seiner Stücke ist es noch irgend eine piquante und witzige Situation, der man wenigstens der Anlage nach etwas Eigenthümliches oder Interessantes nicht wird absprechen können. Kotzebue war darum besonders ein glücklicher Bühnendichter, weil er es verstand, als Dichter Schauspieler zu sein. Daß die Hervorbringungen eines solchen Schriftstellers, der mehr als zweihundert Stücke für die Bühne geschrieben, nicht alle gleichen Werth haben können, ist ebenso natürlich als daß ein Schauspieler nicht immer gleich gut spielt, aber es würde ungerecht sein, ihn nur nach seinen mißlungenen Leistungen im Andenken zu behalten.

Kotzebue hat über sich selbst und sein Talent einige Bekenntnisse hinterlassen (abgedruckt in seinen „Nachgelassenen Papieren" Leipzig 1821, S. 3—64), in denen er sich selbst mit vieler Sicherheit und einem Selbstgefühl, das in mancher Beziehung für ihn spricht, beurtheilt. Wir wollen hier aus diesen Blättern einige Stellen folgen lassen, weil sie zum Einblick in die damaligen Verhältnisse der deutschen Literatur Manches beitragen können. Er sagt darin unter Anderem: „Ich habe einige hundert Schauspiele geschrieben; es ist daher kein Wunder, wenn, wie unter den noch zahlreichern Werken des Lope de Vega, auch manches Mittelmäßige oder gar Schlechte sich befindet. Ich fange damit an, ein Drittel oder wenigstens ein Viertel meiner Schauspiele zu perhorresciren; ich mag sie gar nicht geschrieben haben, wenigstens nicht so, wie sie jetzt sind, und sollt' ich jemals den günstigen Augenblick finden, eine Sammlung meiner dramatischen Werke zu veranstalten, so würden jene Verstoßenen entweder gar nicht, oder doch in einer ganz andern Gestalt in derselben erscheinen.

Allein mich dünkt, wenn die übrigbleibenden dies Verdammungs-Urtheil nicht zu theilen verdienen, so sei dies noch immer genug, um mir eine Ehrenstelle unter Deutschland's dramatischen Dichtern zu bewahren. Welche Eigenschaften Anspruch auf diesen Titel geben, will ich, nach meiner Ansicht, entwickeln. Die erste ist eine lebhafte Einbildungskraft. Diese besitze ich, oder habe sie doch besessen. Durch sie muß die Einbildungskraft des Zuschauers erregt werden, ohne welche Erregung kein Stück sich auf der Bühne erhalten kann. Man nehme z. B. Goethe's natürliche Tochter (deren Vortrefflichkeit in anderer Hinsicht ich übrigens nicht bezweifeln will), sie ermangelt des Zaubers der Einbildungskraft und wird nie auf der Bühne gefallen. Jener Zauber ist es, durch den besonders Shakspeare noch jetzt herrscht und, bei veränderter Form, ewig herrschen wird."

Dieser naiven Kunstansicht des populären Theaterdichters sollte nun durch die höhere ästhetische Bildung und Anforderung der neuen Schule wenigstens ihr Behagen, wenn auch nicht ihr Selbstvertrauen, verkümmert werden. Sie nannten die Namen Kotzebue und Iffland nur, um damit, wie Kotzebue selbst sagt, Dichter einer gewissen sehr beschränkten Gattung zu bezeichnen. Die idealen Reformen, welche sich die Gebrüder Schlegel mit dem deutschen Theater vorgesteckt, hatten freilich einen schlechten Erfolg gehabt, und es war keineswegs gelungen, durch den erhabenen griechischen Rhythmenschwung in Schlegel's Ion, der wirklich auf der Bühne erschienen war, die wässerige Prosa der Iffländerei, wie sie es nannten, und die deutschbürgerliche Misère der Kotzebue'schen Welt zu verdrängen. Ein Triumph für Kotzebue, dem die Schlegel'sche Schule, wie er sagte, immer das Wort Theater-Coup in den Bart warf, „wenn eines von Kotzebue's

Stücken so unhöflich war, dem Publikum zu gefallen." — Wenn aber die neuen Kritiker nur mit einem verächtlichen Hinblick auf Theater-Coups von Kotzebue sprachen, so bot er dagegen seinen Witz auf, um sie zu persifliren, daß sich ihre eigenen Stücke nicht zur Aufführung eigneten. Von A. W. Schlegel sagte er in dieser Hinsicht in seinen Selbstbekenntnissen: „Dieser Mann hat allerdings Dichtungen geliefert, deren Werth ich freilich gern anerkenne. Aber sie haben kein dramatisches Leben, sie verursachen auf der Bühne Kälte und Langeweile. Da ergrimmte Schlegel, und ließ (ich glaube im Athenäum) Shakespeare's Geist auftreten, der in einer langen Rede sich sehr bitter über den Beifall beklagte, welcher mir zu Theil wurde. Der ehrwürdige Geist sprach sehr wegwerfend von mir; das nahm ich übel und schrieb den hyperboreischen Esel. Dieses launige Product macht mir keine Schande, aber in Einer Hinsicht wünscht' ich doch, ich hätt' es nicht geschrieben. Denn hätte ich, wie Goethe und Schiller, es über mich gewinnen können, Angriffe nie zu erwiedern, so würden diese Angriffe kaum bemerkt worden sein." —

Die Verachtung, welche Kotzebue jetzt hergebrachtermaßen in der Literaturgeschichte genießt, mag ihn in sittlicher und ästhetischer Hinsicht als eine gerechte Nemesis treffen, aber sie erscheint, wenn man seine so lange andauernde Unentbehrlichkeit auf dem deutschen Theater und die Mehrzahl der ihm nachfolgenden Bühnendichter betrachtet, welche bei vornehmeren Prätensionen ihn doch lange nicht erreichen, als eine übertriebene. Die französische Frivolität, mit der er oft die deutsche Bürgerlichkeit in seinen Stücken versetzt, die innerliche Hohlheit seiner Rührungen und seine gaukleriſche Sentimentalität machen ihn zwar allerdings in den meisten Fällen zu einem wi-

derwärtigen und den Geſchmack verderbenden Schriftſteller. Aber zur eigentlichen Unſittlichkeit iſt er im Grunde zu feig, oder er iſt nicht ſo ſehr von moraliſchem Gewiſſen und literariſcher Ehre entblößt, als ſeine Gegner behaupten. Ueber ſeinen Rehbock, welches vielleicht das beſte und zugleich das verſchrieenſte ſeiner Luſtſpiele iſt, hat er ſich ſelbſt nicht ganz unhaltbar gerechtfertigt, und ſich auf den Beifall und Schutz Goethe's hinſichtlich dieſer Production berufen. Seine Eulalia aber, in welcher ihm die Ehebrecherin zu liebenswürdig gerathen war, läßt er in der Fortſetzung von Menſchenhaß und Reue, welche unter dem Titel der edeln Lüge folgte, ihre Buße vor unſern Augen abſpielen. Die dramatiſche und theatraliſche Lebendigkeit, ein naiver Inſtinct für die Details des wirklichen Lebens und der menſchlichen Charactere, Situationenwitz und eine ergreifende Natürlichkeit des Dialogs, ſind ihm aber in den meiſten ſeiner Stücke nicht abzuſprechen. In der Alles übertreffenden Leichtigkeit ſeines Hervorbringungstalents, das ihn faſt in allen literariſchen Fächern thätig ſein ließ, gaukelte er ſich in der That zu einer gewiſſen Literaturpotenz empor, und man ſah ihn ſogar als Geſchichtſchreiber mit einer Geſchichte Preußens in vier Bänden hervortreten, welche die Anerkennung Johannes von Müllers gewann und nicht ohne Quellenſtudium gearbeitet iſt. In ſeinen Romanen zeigte er ſich beſonders einer ſchlechten Gefühlsweichlichkeit des Leſepublikums dienſtbar, und half darin die Nerven, welche die Zeit gewaltſam angeſpannt hatte, noch auf dieſe Art erſchlaffen. —

Sehen wir die literariſche Univerſalität, welche die romantiſche Schule anſtrebte, durch ein induſtrielles Talent, wie Kotzebue, gewiſſermaßen parodirt und von ihm mit bei weitem populärerem Erfolge in eine Art von Allerweltspoeſie verkehrt,

ſo blicken wir mit größerer Erhebung auf einen andern Dichter hin, der, unabhängig von allen literariſchen Genoſſenſchaften und Parteien, um dieſelbe Zeit in einem merkwürdigen Ringen, den modernen Geiſt in einem natürlichen Einklang mit den hohen Ueberlieferungen des Alterthums darzuſtellen, begriffen war. Dies iſt Friedrich Hölderlin, welchen Ludwig Achim von Arnim mit Recht den größten aller elegiſchen Dichter der Deutſchen genannt hat, und den wir deshalb an dieſer Stelle erwähnen, weil er an der Gränzſcheide unſeres Jahrhunderts als eine tiefſinnige Hieroglyphe der modernen Bildung daſteht, und, im innern Kampf mit den Elementen der Zeit, eine romantiſche Erſcheinung auf der Grundlage eines antiken claſſiſchen Geiſtes abgiebt. Es traf indeß dieſen mächtig begabten Dichter ein unſeliges Loos, und während er ſeinen Geiſt auf die Verwirklichung einer großen innerlichen Weltharmonie gerichtet, und in dithyrambiſcher Begeiſterung von dem Gedanken taumelte, daß die höchſte Bildung zugleich die höchſte Natur ſei und in dieſe wieder zurückgehen müſſe, umfing ihn ſelbſt der düſterſte Zwieſpalt zwiſchen Natur und Geiſt, der ihn in einen nun ſchon faſt vierzig Jahre andauernden Wahnſinn verſinken ließ. In ſeinen oft durch eine ſeltene Formvollendung ausgezeichneten lyriſchen Gedichten, die Guſtav Schwab geſammelt, hat er uns die Sehnſucht, die Klagen und die Verzweiflung ſeines Geiſtes ausgeſchüttet und ſich als den Seher einer großen und glücklichen Einheit des Menſchengeiſtes, eines Paradieſes der Zukunft, in wunderbaren Andeutungen gezeigt. Doch iſt in ſeiner Lyrik, durch das Streben nach Abrundung und Harmonie, die Milde vorherrſchend geworden, und wehmüthig ſpinnt ſich der Dichter in die geheimnißvollen Dämmerungen ſeines Geiſtes ein. Wilder und feſſelloſer tritt er dagegen in ſeinem Roman „Hyperion,

oder der Eremit in Griechenland" auf, in welchem er die titanenhaften Regungen und Gelüste seines Innern oft in einer maaßlosen Geistigkeit niedergelegt hat. Dieser Roman enthält die merkwürdigsten Gedanken und Gesichte; eine Schmerzgeburt des unglücklichen und verlassenen Gemüths, ist er zugleich ein Mysterium ursprünglicher Anschauungen über das Leben des Individuums und der Völker, über Natur und Civilisation, über Freiheit und Nothwendigkeit, kurz, über das Ideal der Menschengeschichte, das in den Zuständen der Wirklichkeit zerstückelt umherliegt und von dem nach der göttlichen und gottähnlichen Harmonie entbrannten Geist zu einer Einheitsgestalt zusammengefügt werden möchte. Bemerkenswerth zeigt sich auch im Hyperion, die Verzweiflung über Deutschland, welche Hölderlin damals (1799) darin niedergelegt hat. So heißt es im zweiten Bande (S. 112): „So kam ich unter die Deutschen. Ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre, als die Deutschen. Handwerker siehst Du, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt unter einander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt. Ein Jeder treibt das Seine, wirst Du sagen, und ich sage es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht mit dieser kalten Angst buchstäblich heuchlerisch Das, was er heißt, nur scheinen; mit Ernst, mit Liebe muß er Das sein, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Thun. Und ist er in ein Fach gedrückt, wo der Geist nicht leben darf, so stoß' er's mit Verachtung weg und lerne pflügen. Es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Beruf herabgewürdigt ist bei diesem Volke. — Herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht und alle, die den

Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten! Sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eignen Hause, sie sind so recht wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlergestalt an seiner Thür saß, indessen die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten: wer hat uns den Landläufer gebracht? Voll Liebe, Geist und Hoffnung wachsen seine Musen-Jünglinge dem deutschen Volk heran, Du siehst sie sieben Jahre später und sie wandeln wie die Schatten still und kalt, sind wie ein Boden, den der Feind mit Gift besäete, daß er nimmer einen Grashalm trägt. Es ist auf Erden Alles unvollkommen! — ist das alte Wort der Deutschen. Wenn doch Einer diesen Gottverlassenen sagte, daß bei ihnen nur so unvollkommen Alles ist, weil sie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil sie die Wurzel des Gedeihens, die göttliche Natur, nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben schaal und sorgenschwer und überall voll Zwietracht ist, weil sie den Genius verschmähen, der Kraft und Adel in ein menschlich Thun und Heiterkeit ins Leiden, und Liebe, Brüderschaft den Städten und den Häusern bringt. Wo ein Volk den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht wie Lebensluft ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden geb'ert die Begeisterung. Die Heimath aller Menschen ist bei solchem Volk, gern mag der Fremde sich verweilen. Wo aber so beleidigt wird die göttliche Natur und ihre Künstler, ach, da ist des Lebens beste Lust hinweg und jeder andre Stern ist besser, denn die Erde. Wüster, immer öder werden da die Menschen, der Leichtsinn wächst, mit ihm der grobe Muth, der Rausch wächst mit den Sorgen und mit der Uep-

rigkeit der Zungen, und die Nahrungsangſt, zum Fluche wird der Segen jedes Jahres und alle Götter fliehn." —

Dieſe Stelle ſpricht die Erkenntniß einer Nationalzerfallenheit aus, wie ſie in Deutſchland ſeit der franzöſiſchen Revolution ſo viele Gemüther überkam und ihnen den Boden der eigenen Heimath entfremdete. Auch Hölderlin kannte dies Mißverhältniß des innern Menſchen zu ſeinem Volke, das ihn in Deutſchland quälte, nicht ertragen, und begab ſich nach Frankreich, wo er den Grund zur Zerrüttung ſeines Lebens legte. Als Bettler, halb ſchon mit gelähmter Geiſteskraft, erſchien er in Deutſchland wieder und ſammelte ſich nur mühſam noch einmal zu einer Arbeit, die er gleichwohl mit mächtigem Anlauf und einer hohen Bedeutſamkeit unternahm. Es war die Ueberſetzung des Sophokles, an welche er ſeine eigenen gewaltigen Anſchauungen vom Tragiſchen knüpfte, die er in Anhängen tiefſinnig, aber ſchon mit den Spuren der ihn ereilenden Geiſtesverwirrung, entwickelte. Es iſt überhaupt merkwürdig, daß ſein Wahnſinn an dieſer Beſchäftigung mit dem großen tragiſchen Dichter des Alterthums zum Ausbruch kam und aus denjenigen Untiefen des Geiſtes in ihm hervorſtieg, in denen er ſich die erſchütterndſte und zerſtörendſte Anſicht vom Tragiſchen zu begründen geſucht. Dies Tragiſche, oder „das Ungeheure, wie der Gott und Menſch ſich paart," iſt ihm beſonders die zermalmende Niederlage der menſchlichen Kraft, die zwiſchen ihrem ſinnlichen Intereſſe und der ewigen himmliſchen Beſtimmung in die Mitte geworfen und aus der Einheit der gränzenloſen göttlichen Harmonie, die durch ihre That zu erreichen ſie ſich vermeſſen, ſich wieder herausgeſchleudert ſieht in die gränzenloſe Trennung und Vernichtung. Solche Tragödie vollbrachte ſich ihm auch in ſeinem eigenen Geſchick, und dies war derſelbe Zwieſpalt, an welchem Hölderlin's Geiſt

scheiterte und der Vernichtung anheimfiel. Auf dieselbe Anschauung gründete er auch das wunderbare poetische Fragment: Empedokles, das sich in seiner Gedichtsammlung findet. Hier sehen wir einen titanischen Geist, einen Abkömmling der Götter, welcher durch zu hohes Streben einen großen Untergang erleidet. Besonders hat er sich dadurch hingeopfert, daß er dem Volke zuviel vom Olymp verrathen. „Und schon ist er gefallen, die Seele warf er vor das Volk, verrieth der Götter Gunst gutmüthig den Gemeinen." So sehen wir den Volkspropheten, welchen die Irrungen der armen Sterblichen zu sehr erbarmt haben, am Schlusse ausgestoßen, verlassen und geschändet, sein Antlitz ist ihm zerschlagen und der eigene Bruder hat ihn verflucht.

Vielleicht hat kaum ein Dichter das wahre Bedürfniß des modernen Geistes so tief empfunden und erkannt, als Hölderlin. Je mehr er sich an die Formen der Antike und an ihr plastisches Harmonieleben hingegeben hat, desto entschiedener gelangt er auch im Innern zu dem Gegensatz des antiken Geistes, nämlich der wahrhaft modernen Weltanschauung, die er in seinen Anmerkungen zum Sophokles an einer sehr merkwürdigen Stelle auf das Vaterländische begründet, indem er sagt: „Für uns, die wir unter dem eigentlichen Zeus stehen, der nicht nur zwischen dieser Erde und der wilden Welt der Todten inne hält, sondern den ewig menschenfeindlichen Naturgang auf seinem Wege in die andere Welt entschiedener zur Erde zwinget, und da dies die wesentlichen und vaterländischen Vorstellungen groß ändert und unsere Dichtung vaterländisch sein muß, so daß ihre Stoffe nach unserer Weltansicht gewählt sind und ihre Vorstellungen vaterländisch, verändern sich die griechischen Vorstellungen insofern, als ihre Haupttendenz ist, sich fassen zu können, weil darin ihre Schwäche lag, da hin-

gegen die Haupttendenz in den Vorſtellungen unſerer Zeit iſt, etwas treffen zu können, ein Geſchick zu haben, da das Schickſalloſe unſere Schwäche iſt!"

Hölderlin deutet hier in ſeiner Weiſe den Uebergang aus der claſſiſchen Bildung in ein nationales Literaturleben an und bezeichnet damit denſelben Wendepunkt, welchen auch die romantiſche Schule zu ihrem Ausgang genommen. Doch würde dieſer Dichter, wäre er ſeines Geiſtes und ſeiner Richtungen Herr geblieben, vielleicht zu einer thatſächlicheren Geſtaltung des modernen Geiſtes gediehen ſein, als die innerhalb des Reflexionsſtandpunctes verbliebenen Romantiker. Wenigſtens ſuchte ſich Hölderlin mit Gewalt von der Reflexion zur Thatgeſtaltung loszuringen, wobei ihn aber die Wirklichkeit, der er ſich hingab, zerſchmetterte und auf ſich ſelbſt zurückwarf, daß er in ſeinen eigenen Geiſt hinein vergehen mußte.

Heiterer und beglückender iſt die Erſcheinung eines andern Dichters, der um dieſelbe Zeit unter den gleichen Einflüſſen des Jahrhunderts ſich zu einer harmoniſchen und verſöhnlichen Weltanſchauung hindurchzuringen ſuchte, und, von allen Elementen der Zeit etwas an ſich tragend, eine eigenthümliche Mittelſtellung ſich gründete, die zwiſchen der claſſiſchen Bildung und der Romantik hindurch ihren ſelbſtſtändigen Weg zu finden ſtrebte. Jean Paul Friedrich Richter hatte eine ſolche unabhängige Stellung, die in der großen und umfaſſenden Subjectivität dieſes Dichters, in ſeiner warmen menſchlichen Bruſt, welche Alles zur Einheit eines wahren Menſchheitsgefühls in ſich verarbeitete, ihren Grund hatte. Man kann ihn daher ebenſo ſehr romantiſch und in die Naturſymbolik der Phantaſie verſunken nennen, als er auch wieder auf der andern Seite durch des Gedankens Kraft ſich einen darüberſtehenden, die feſte Wirklichkeit zur Geltung bringenden

Standpunct zu wahren suchte. Diese Gedankenkraft in Jean Paul, die eine entschiedene philosophische Grundlage hatte, war die vornehmliche Stütze seines Humors, welcher gewöhnlich als die hervorstechendste und glänzendste Seite seines literarischen Naturells und als der wahre Stempel seiner Manier angesehen wird. In Jean Paul's Individualität selbst traf allerdings eine besonders glückliche Constellation für die humoristische Poesie zusammen. Philosophisch-reflectirend, wie Hippel, scharf und schlagend in seinen Combinationen wie Swift, zartsinnig und naiv wie Yorik, besaß er zugleich mehr dichterische Kraft und Productivität als alle diese, aber dennoch hinderten ihn oft seine Manierirtheiten und Formlosigkeiten, ein Höchstes und Vollendetes in der humoristischen Gestaltung zu leisten. Jean Paul's Humor und Ironie waren nicht so tendenzmäßig zugespitzt, wie es der romantischen Schule eigen war. Jean Paul ließ mit seinem Humor noch alle Paradiese der Erde bestehen und schuf deren neue, wo er sie verblichen fand. Sein Humor war eine Art von Unschuldszustand der Natur und Menschheit, und hatte etwas Jungfräuliches, dessen reiner Schimmer sich ihm über alle Gebilde der Welt ergoß und sie verschönte. Insofern kann man allerdings Jean Paul's Weltansicht überhaupt als eine humoristische bezeichnen, denn dieser Humor, welcher Alles idealisirte, war doch der Grundzug seiner Lebensdarstellungen und stand in der innigsten Wechselwirkung mit seinem Gegensatz, der Sentimentalität, welche oft ihre zerschmelzendsten Accorde unmittelbar in den Humor überschlagen läßt. Man hat die gelehrte und wissenschaftliche Folie dieses Humors oft unbequem und genußhindernd gefunden, aber diese seine Art und Weise gehört wesentlich mit zu ihm, es ist dies ein humoristischer Pantheismus, könnte man sagen, in welchem der Humor auf alle Gegenstände der beste-

benden Wirklichkeit ſein Recht in Anſpruch nimmt und ſein Ideal, das er zuſammenſetzen will, in jeglicher Realität ſich herausfindet. Darum iſt ſoviel freie Gottesfeier und Himmelsandacht ſelbſt in denjenigen Jean Paul'ſchen Humoresken, die auf dem künſtlichſten Wege, durch gelehrte Combinationen und Anſpielungen aller Art, zu entſtehen ſcheinen. Der Geiſt aber, der wie eine Biene ausgeflogen war, hat den ſchärfſten Stachel des Humors doch nur dazu gebraucht, um das Süßeſte zu bereiten, und indem er auch an der entlegenſten Einzelnheit ſein Eigenthum geltend gemacht, bereitet er ſich in dem daraus zuſammengefügten Ganzen ein jubelndes Volksfeſt. Dieſe Manier Jean Paul's, Alles, auch das Fremdartigſte, zu benutzen, um Humor und Poeſie daraus zu machen, iſt eine ſehr characteriſtiſche Eigenthümlichkeit ſeines literariſchen, wie menſchlichen Weſens. Man kann von Jean Paul ſagen, daß er das Höchſte, wie das Kleinſte, mit derſelben Wichtigkeit und Bedeutſamkeit zu behandeln verſteht, und in dieſer unendlichen Liebeshingebung ſeiner Natur, für welche es nichts Unwerthes und Beziehungsloſes auf der ganzen Erde giebt, zeigt er ſich doch zugleich als den Dichter und Menſchen, welcher ſich in den abgegränzten Kreis ſeiner eigenen Perſönlichkeit gänzlich eingeſponnen und gewiſſermaßen kleinſtädtiſch darin verloren hat. Mit einem Wort, wir ſehen in Jean Paul gerade in den Momenten ſeiner höchſten und weiteſten Welthingebung zugleich den Dichter der kleinen deutſchen Stadt, und wollen darüber noch eine Bemerkung hinzufügen. Frau von Staël hat in ihrem Buche über Deutſchland zuerſt den Umſtand zur Sprache gebracht, daß man in Jean Paul überall den kleinſtädtiſchen Autor gewahre, wogegen er ſich ſelbſt komiſcher Weiſe gerechtfertigt, indem er nachgewieſen, daß er die meiſten ſeiner Werke in großen Städten, z. B. in Berlin,

erdacht und angelegt. In dem Sinne der Staël, daß diesem Autor die Kenntniß der großen Welt und der vornehmen Gesellschaft mangele, wollen wir auch nicht von Jean Paul's Kleinstädterei reden. Es ist möglich, daß ein großweltlicheres äußeres Leben ihm mehr Takt und Enthaltsamkeit in manchen Stücken der Darstellung gegeben und ihn dadurch vor denjenigen Ueberschwänglichkeiten im Ernst, wie im Scherz bewahrt hätte, die den Weltleuten und Verstandesmenschen so leicht als Trivialität erscheinen wollen. Die kleine Stadt in Jean Paul's Dichtungswelt ist das nur innerhalb seiner eigenen Rücksichten sich bewegende Menschenherz, das nur die Gränzen, die es sich selbst gezogen, als Gränzen anerkennt und für die Ideale schwärmt, die es sich selbst geschaffen und in denen es mit phantastischem Stolz seine Unabhängigkeit von der Herrschaft der Wirklichkeit feiert. Es ist daher natürlich, einen solchen Dichter mehr mit den Kleinen, denn mit den Großen, mehr mit den Armen denn mit den Reichen, mehr mit den Hütten denn mit den Palästen, sich beschäftigen zu sehn, und wenn er in seliger Traumlust durch die Gassen der kleinen Stadt hinwandelt, durch welche der Abendwind die Blumendüfte der Gärten auf und nieder wallen läßt, so umspielen ihn die jauchzenden Kinder, die jungen Bräute winden ihm als ihrem Lieblingsdichter den Kranz, und das heim'liche Unglück segnet seine trostreichen Spuren. Ein Dichter des deutschen Volksherzens, ist Jean Paul zugleich der Dichter der Freiheit und zeigt sich als ein natürlicher Anwalt derselben, da er seine Begeisterung für sie und ihr Recht aus dem unmittelbaren Umgang mit der Natur und dem Volke schöpft. Was er in der Stille der Wälder und im lustigen bunten Volksgedränge von der Freiheit geträumt, ist er dann auch muthig genug, in Bezug auf die Völkerverhältnisse draußen mit gewaltig tönen-

den Worten geltend zu machen, und die großen politischen Begebenheiten der Zeit haben Jean Paul's Stimme mehrfach zu einer erschütternden Beredsamkeit erweckt. Deutschland hat in ihm einen Freiheitsdichter, einen demokratischen Autor gesehen, der mit dieser Richtung von dem einfachsten und ursprünglichsten Grundwesen der Menschheit ausgeht und wie ein milder versöhnlicher Prophet, wenn auch mit strafenden Worten, doch immer auf einer idealen Höhe des Gesichtspunctes, und nie mit falschen Mitteln der Aufregung, die höchsten Rechte der Völker verficht. So kann man Jean Paul wohl einen gigantischen und colossalen Geist nennen, denn bei all seinem Hängen am Kleinen und bei seiner Vorliebe, das Unscheinbare und Verborgene in das glänzendste Licht zu stellen, ist er doch zugleich dem Gewaltigsten gewachsen und hat in seiner eigensten Natur den Maßstab für jede große That, sie zu begreifen und zu vertreten.

Wie Jean Paul in allen Dingen einen idealen Standpunkt nimmt, von dem aus sich ihm das ganze Leben beleuchtet und verklärt, so neigt er sich auch in der Schilderung seiner einzelnen Menschen gewöhnlich einem poetischen Optimismus zu, der reich an Herrlichkeiten der Phantasie und des Gemüths ausfällt, aber die Wirklichkeit oft mit einem zu reizenden Firniß überpinselt. So hat er von sich selbst bekannt: „Früher war ich unfähig, Männer für unwahr, Weiber für unkeusch zu halten.“ (Wahrheit aus Jean Paul's Leben, II. S. 63.) In diesem Sinne zeigen sich uns denn auch seine Vults und Walts, seine Victors, Albano's, Siebenkees und Leibgeber, seine Lianen, Klotilden, Wina's u. s. w. Selbst Roquairol im Titan, wie tiefe Blicke auch Jean Paul bei dieser Gestalt in ein verhärtetes und verdorbenes Leben gethan, zerfließt uns doch wieder in weiche und versöhnliche Linien.

Die Körperlosigkeit der Jean Paul'schen Frauen, die gänzliche Verblichenheit ihres sinnlichen Lebens, auf dessen Kosten sich das geistige erhöht, entspringt ebenfalls aus diesem Optimismus der Lebensansicht, der keine Mischung von Schatten und Licht dulden mag, wo er sich seine Glanzgebilde in einer glückseligen Einheit hervorzaubert. Dieser Ueberfluß an Tugend, der es dann oft nur zu leuchtenden Nebelgestalten, anstatt des warmen concreten Lebens, bringt, würde häufig noch wenigstens ein interessant ausgemaltes Phänomen bleiben, wenn sich nicht leicht dazu eine Affectation mit der Zurücksetzung des Körpers, ja ein Schönthun mit dem körperlichen Schmerz, mit Krankheit und Schwächlichkeit, gesellte. So gehören namentlich die Blinden und die Augen-Operationen zu den Lieblingsstücken der Jean Paul'schen Phantasie, und es wird darin mit allem Aufwand der poetischen Farbenpracht eine wahre Seelenfeier, ein Fest geistiger und idealer Erhebung begangen. Dies Uebergewicht der Seele gegen den Körper, das die Jean Paul'schen Personen charakterisirt, ist zugleich der entschiedene Mangel seiner Kunstform, in welcher er sich zur Darstellung bringt, und wie jener geistige Ueberschwang keineswegs eine Harmonie in der Zeichnung der Individualitäten selbst zuläßt, sondern bei allem Streben nach idealer Einheit doch gerade die Zerfallenheit fühlbar macht, so zerbröckelt auch der ganze Jean Paul'sche Roman an diesem innerlichsten Mißverhältniß des Geistigen und Körperlichen, und gebricht aller künstlerischen Harmonie seiner Theile. Auf die Jean Paul'schen Kunstformen ist mir immer der merkwürdige Umstand anwendbar erschienen, welchen der Dichter einmal von einer Gewohnheit an seiner eigenen Person anführt. Jean Paul trug nämlich keine Hosenträger, und legte deren, laut seiner Selbstbiographie, zuerst in seinem einundvierzigsten Jahre an. Nun läßt

ſich ohne große Paradoxie behaupten, daß, bei der eigenthümlichen Verwandtniß der modernen Kleidung, ein Menſch, der ohne jene Träger ſich zu bekleiden vermag, keinen Sinn für Kunſtformen, wenigſtens nicht für die eigene plaſtiſche Herausbildung derſelben haben kann. Es ſetzt dies einen ſchlaffen Zuſtand voraus, der die innere Fähigkeit, etwas Kunſtmäßiges zu gliedern, nothwendig beeinträchtigen muß.

Wir beſitzen aber in allem Großen wie Mangelhaften, das uns an Jean Paul entgegentritt, die Darlegung eines ächt deutſchen Autors, welcher den nationalen Charakter in ſeiner herrlichſten Fülle und in ſeiner eigenthümlichſten Beſchränkung in ſich abgeprägt hat. In dieſer Eingränzung in das kleinſte Sichſelbſtleben, das zugleich in ſeinem Bewußtſein die höchſten Weltdinge trägt und bewegt, haben wir den Widerſpruch des ganzen deutſchen Weſens, der ſich ſo ſchneidend in unſer Nationalleben eingefreſſen hat. Dies Mißverhältniß von Körper und Geiſt in der Jean Paul'ſchen Dichtung iſt das Mißverhältniß der geſammten Nationalität, welche in dieſelben organiſchen Grundelemente haltungslos aus einander gefallen iſt. In Jean Paul haben wir das wahre Paradies des deutſchen Charakters, die in ſich ſelbſt webende und ſchaffende Gemüthſeligkeit, die an dem Kleinſten ſich zum Höchſten aufſchwingt, aber auch wiederum, dem Höchſten gegenüber, ſich mit dem Kleinſten begnügt. Und dies Behagen an der Beſchränkung, das als eine wichtige Herzensſache, als eine geiſtesgroße Idyllik gefeiert wird, iſt die verlockende Schlange in dieſem deutſchen Paradies, welche um ſo verführeriſcher zur Einfriedigung auf dem kleinſten Gebiete einladet, je entſchiedener das Bewußtſein ſich ſchmeichelt, doch alle Weiten und Fernen der Welt feſt in ſich zu tragen. So kommt es im deutſchen Geiſt ſo leicht zu der Genüge, daß es ausreiche, die Freiheit in ſeinem Bewußt-

sein zu tragen, persönlich aber in beschränkten und gefesselten Formen zu leben. So sehen wir gerade zu der Zeit, in welcher die französische Revolution aus den Formen des öffentlichen und persönlichen Lebens eine so gewaltige, die ganze Menschheit erschütternde Frage erhoben, in unserm Deutschland einen Dichter erstanden, der, ein erschöpfender Ausdruck aller Geistestiefen und Gemüthsherrlichkeiten des deutschen Nationalcharakters, mit dem ächt deutschen Talent einer Himmel und Hölle zerwühlenden Innerlichkeit begabt, als das Höchste und Liebste doch nur die Idylle der Beschränkung uns vor Augen führt. —

Vierte Vorlesung.

Frankreich. Die Literatur der Revolutionsperiode. Die Nationalversammlung von 1789. Mirabeau. Abbé Sieyes. Graf d'Entraigues. Bischof Grégoire. Larochefoucauld-Liancourt, Mounier u. A. Volney. Der Nationalconvent. Condorcet. Cabanis. Die materialistische Philosophie und die Revolution. Napoleon und die Literatur. A. Chénier. M. J. de Chénier. Lebrun. Andrieux. Collin d'Harleville. Picard. Beaumarchais. Boufflers. Jouy. Segur. Die Marseillaise. Die publizistische und Memoiren-Literatur. Dumouriez. Der ältere und jüngere Lacretelle. Lemontey. Say. Frau von Staël. Chateaubriand. Saint-Martin. De Maistre. Bernardin de Saint-Pierre.

In Frankreich hatte die absolute Monarchie auch der Nationalliteratur ein eben so bestimmtes und in sich fertiges Gepräge gegeben, wie allen andern Erscheinungen des Lebens und des Staats. Denn je entschiedener die Spitze ist, in welcher alle Nationalität zusammenläuft, in desto festeren, gewissermaßen befohlenen Formen müssen auch alle Einzelnheiten der Bildung und geistigen Hervorbringung ihre Zugehörigkeit zu dem herrschenden Typus bekunden. Der classische Geist, welcher die Literatur der absoluten Monarchie in Frankreich charakterisirte, und von der Hofhaltung Ludwigs XIV., von der Akademie und von der aristotelischen Poetik seine höchsten Tagesbefehle empfing, war allmählig und wie von selbst den merkwürdigen Veränderungen gewichen, welche im achtzehnten Jahrhundert

mit dem französischen Nationalcharakter selbst vorgingen. Kaum mag es noch eine andere Nation geben, in welcher, bei einer so feststehenden Eigenthümlichkeit des nationellen Temperamentes, sich zugleich eine solche Veränderungsfähigkeit des allgemeinen Volkscharakters, besonders durch geistige Einflüsse, bemerklich gemacht hätte, wie bei den Franzosen. Die epochemachenden Ereignisse und Verhältnisse in Frankreich haben von Zeit zu Zeit immer eine ganz andere Nation angetroffen, und so finden wir in der Revolution von 1789 ein so gänzlich verschieden genaturtes Geschlecht, das durch die Einwirkungen einer vorangegangenen negirenden und atheistischen Literatur seine Art entschieden gewechselt hatte. War die Literatur des französischen Classizismus eine Prachtliteratur des absoluten Regime gewesen, und erschienen die bedeutenden Dichter jener Zeit in ihrer steifen Feierlichkeit gewissermaßen als Großwürdenträger des Nationalruhms, so zeigte sich dagegen in der Revolution und der ihr zunächst vorausgegangenen Zeit die Literatur als eine Macht des öffentlichen Lebens und gewann, was sie an Glanz verlor, an Wirksamkeit wieder. Was Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Diderot und die übrigen Encyclopädisten zur Auflockerung des französischen Nationalcharakters gethan, indem sie theils die Macht der Individualität, theils die ursprünglichsten Rechte des Naturzustandes gegen die eingesessenen und überlieferten Zustände herauskehrten und mit ihrer zersetzenden Geistesschärfe bewaffneten: das ging in der Revolution reichlich in seine Blüthe auf und half die Ereignisse in ihrem Innersten bewegen. Die Schriftsteller, welche in dieser Revolutionszeit auftreten, erscheinen alle mehr oder minder als Ausdruck der öffentlichen Verhältnisse oder an den einzelnen Stadien derselben betheiligt, von ihnen bewegt, bedroht oder in irgend einem Zusammenhang, der dann gerade

das Bedeutendste an ihnen wird, ergriffen. Diese Literatur der Revolutionsperiode, von welcher wir jetzt ein gedrängtes Bild hier zu entwerfen haben, hat ihr Interesse und ihre Bedeutsamkeit nicht in den Leistungen der Production, noch auch durchschnittlich in den ausgezeichneten Persönlichkeiten und Begabungen der Autoren, sondern lediglich in den Wechselwirkungen der Literatur mit der großen öffentlichen Nationalbegebenheit. Als Literatur kommt es vielmehr noch nicht wieder zu einer entschiedenen Gestaltung, die Tagesdebatte übervortheilt und bedrängt den literarischen Stoff, und das einseitige classische Element ist in der Poesie noch nicht überwunden, sondern haftet, und das ohne Kraft, an Form und Inhalt weiter. Der hier genommene Anlauf, eine neue französische Literatur zu gestalten, gelangt erst unter der Restauration, wo sich der Nationalcharakter abermals verändert und Einflüsse deutscher Poesie und Speculation in die französische Bildung eintreten, zu seiner Erfüllung, indem zu der alten classischen Norm der Nationalliteratur der wahre Gegensatz im Romanticismus heraustritt. —

Die Entwickelung der Literatur und der Schriftsteller zu einer öffentlichen Macht geschah in Frankreich schon allmählig durch die in Kampf und Auflösung begriffenen Grundrichtungen des achtzehnten Jahrhunderts. Staat und Kirche waren in einer offenbaren Verderbniß begriffen, die Staatsgewalten hatten sich in Willkürlichkeit und Feilheit selbst zu Grunde gerichtet, die moralische Entartung des Adels, der Geistlichkeit, der Beamten nahm der bestehenden Wirklichkeit jede sichere Stütze. Es mußte daher gewissermaßen eine neue Instanz geschaffen werden, welche als ein Höheres über den kraftlos gewordenen Formen des öffentlichen Lebens Geltung erhielte, und dies war die Instanz der Geister, die sich in

Frankreich im achtzehnten Jahrhundert begründete. Die Beſſeren und Edleren der Nation waren es ohne Zweifel, welche, auf dem wankenden Boden auf ihre eigene Geiſteskraft zurückgetrieben und angewieſen, in der allgemeinen Unſicherheit ſich ſelbſt und die ihnen gegebene Macht, zu verneinen, als das Sicherſte erfaßten. Verneint, das heißt, auf ſeinen einfachſten und urſprünglichſten Naturgrund zurückgeführt, mußte auch zuvörderſt alles Beſtehende werden, um dadurch zu ſeiner wahrhaften Bejahung in einer Wiedergeburt aller Formen gelangen zu können. Der Literatur wurde dieſe langſam unterhöhlende Arbeit zu Theil und ſie führte dieſelbe mit einer ſich weit in alle Adern des Lebens vertreibenden Conſequenz aus. Erſchien ſie in den Materialiſten und Encyclopädiſten des achtzehnten Jahrhunderts oft wie ein freſſendes Gift, das auch die ewigen Geſetze und Mächte der Welt anzunagen drohte, ſo half ſie doch im Grunde nur durch ihre Endwirkung dieſe letzteren befeſtigen und aufrecht erhalten. Durch dieſe Literatur des achtzehnten Jahrhunderts entſtand eine Veränderung der Nationalideen, deren erſten Anſtoß Chateaubriand ſogar ſchon auf den Telemach Fenelon's, des Biſchofs von Cambray, zurückführt. *) Dieſe neuen Ideen bildeten lange ein unſichtba-

*) In ſeinem Essai sur les Révolutions, einem Buche, das Chateaubriand ſpäter ſehr bereut und gewiſſermaßen ſelbſt in die Acht erklärt hat, hebt er vornehmlich folgende Stellen aus dem Telemach heraus, wo derſelbe „voit tomber un roi despotique, dont la tête sanglante, secouée par les cheveux, est montrée en spectacle au peuple qu'il opprimoit“ Ferner: „il apprend, que le gouverné n'est pas fait pour le gouvernant, mais celui-ci pour le premier.“ — „Celui-ci lui raconte la mort d'un tyran, et lui fait la peinture d'un peuple heureux selon la nature.—Le tableau des cours et de leurs vices passe devant ses yeux;

res und geheimes Tribunal, vor dem im Stillen über die Zukunft Frankreichs abgeurtheilt und über das Bestehende gerichtet wurde. In der Nationalversammlung von 1789 gestaltete sich zuerst ein fester körperlicher Ausdruck, welcher darüber, daß eine neue Organisation des ganzen Nationallebens nothwendig geworden war, kein Geheimniß mehr übrig lassen wollte, und schon die Gestaltung dessen aufzeigte, was allmählig eine ideelle Nothwendigkeit und durch den Gegendruck der materiellen Interessen und Verlegenheiten eine unumgängliche Gewißheit geworden war.

Unter den Männern, welche diese Nationalversammlung vertraten, stand, sowohl durch seinen äußern Einfluß, welcher ihm als Präsident derselben gegeben wurde, wie durch seine ungewöhnliche und gewaltige Begabung, Mirabeau obenan. Obwohl wir ihn hier vorzugsweise als Schriftsteller zu betrachten hätten, so fällt doch dies sein Talent so sehr mit seiner öffentlichen Wirksamkeit als Held und Diener der Revolution zusammen, daß eigentlich nur in der letzteren Beziehung von ihm die Rede sein kann. In diesem Charakter begegnen sich auf eine merkwürdige Art die Elemente des alten und neuen Frankreichs in einer Mischung und Verbindung, wie sie die mit den Gegensätzen spielende Geschichte öfters auf solchen

---

l'homme vertueux banni, le fripon en place, les ambitions, les préjugés, les passions des rois, les guerres injustes, les plans faux de législation" etc. — Auch Massillon's Fastenpredigten (Petit-Carême) sind anzuführen, in welchen mit einer ungemein würdigen und entschiedenen Freisinnigkeit die Unterordnung aller fürstlichen Gewalt unter den öffentlichen Nutzen gepredigt und dem Fürsten nur im Dienst des Volkes seine wahre Bestimmung angewiesen wird. Vergl. Carové, Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution S. 35.

Wendepuncten des Völkerlebens, und dann gerade in den begabtesten Individuen dieser Epochen, hervortreten läßt. Die Rouéschaft des ancien Regime war in Mirabeau auf das Glänzendste erhalten, und zugleich war er mit der Kraft eines Volkstribuns ausgerüstet, dessen Beredsamkeit Alles zerschmetterte, was nicht den Willen des Volks für den höchsten gelten lassen wollte. Ein Aristokrat vom Kopf bis zur Zehe, brüstete er sich üppig mit allen Farben der Standesvorrechte, und schlug sich doch zu den eifrigsten Verfechtern der gesetzlichen Rechte des dritten Standes, der besonders der energischen Entgegenstellung Mirabeau's es zu verdanken hatte, daß er als ein rechtsgültiges Glied in den Staatsorganismus eintreten konnte. Seine Meisterschaft in der Intrigue, die er an einer Hofhaltung der alten Monarchie mit den prächtigsten Erfolgen würde haben spielen lassen, kam jetzt, wo die Volkstribüne der Schauplatz seines thatendurstigen Geistes wurde, gewissermaßen seinem Redetalent zu Gute. Denn betrachtet man die Beredsamkeit Mirabeau's in den von ihm überlieferten Reden, so tritt uns daraus besonders diejenige intriguante Geisteskraft entgegen, die sich mit gleicher Geschicklichkeit Allem anzuschmiegen und Allem zu widersetzen versteht. Die unüberwindliche Dialektik dieser Redekraft setzt jedesmal Alles an ihr Ziel, und sie erreicht dasselbe durch jedes mögliche Mittel, bald durch Leidenschaft, bald durch Kälte, bald durch offene Gewaltsamkeit, bald durch ein geheimes und langsames Umstricken des Gegenstandes mit Scheingründen und Beweismitteln aller Art. Selbst ruhig und voll Eigenbeherrschung, zeigt sich der Redner darum um so wirksamer gerade im Sturm und Drang seiner Rede, und um so geschickter in der Benutzung des menschlichen Charakters, den er mit einer despotischen Menschenkenntniß, könnte man sagen, zu belauern, in sich selbst umzukehren,

und in der verschiedensten Weise sich gehorsam zu machen weiß. Dies monstre d'esprit, de talens, et de vices, wie ein französischer Schriftsteller den Mirabeau nennt, hatte seine größten Vorzüge eigentlich darin, daß es nichts Heiliges für ihn gab, denn das wirklich Gute, das er leistete, trat bei ihm eigentlich aus jener Verachtung aller Prinzipien hervor, die sich zuletzt doch um so mächtiger auf die entscheidende Richtung des Tages wirft, weil diese die einzige Gelegenheit ist, das Talent geltend zu machen. So war die Resolution ihm eigentlich nur der Spielball seines Genies, doch warf er sie mit seiner titanischen Kraft auf diejenige Seite hin, auf welche sie fallen mußte, um einen historischen Beruf zu erfüllen. Die aufwühlende und alle Prinzipien zerstörende Literatur des achtzehnten Jahrhunderts hatte in dieser Hinsicht an Mirabeau ihre Schule gut bewährt. In ihm wurde die Entleerung von allem bestehenden Inhalt, dieser mit der Wirklichkeit zerfallene Nihilismus, welchen die Literatur verbreitet, doch am Ende zu einer lebenskräftigen Gestalt herausgeboren, in der die Nation eine nützliche und ihrem Fortschritte ersprießliche Vertretung fand. So geschah es, daß ein mit allen Lastern der alten Zeit begabter Mann dem edelsten Interesse der neu aufgehenden Zeit Frankreichs, dem Interesse der Volksvertretung, so große Dienste leisten mußte. Aber er hatte für die neue Zeit ein Talent, das er in keiner andern hätte üben und zu so wichtigem Einfluß bewegen können, das seiner Beredsamkeit. Die schöpferische Kühnheit derselben führte ihn auch zu manchen Neuerungen in seiner Sprachbildung, welche ihm seine kritischen Zeitgenossen zum Vorwurf gemacht haben. Aber er deutete darin nur die Freiheitsregungen an, mit denen auch die französische Sprache alte Fesseln von sich abwerfen wollte, wie es später entscheidender geschah.

Wir hatten bei Mirabeau den merkwürdigen Umstand zu betrachten, daß in ihm, dem donnernden Zeus der Nationalversammlung, die aristokratische Natur so gewaltig den demokratischen Zwecken diente. Es ist aber überhaupt eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die bedeutendsten Unterstützungen, welche der dritte Stand in der französischen Revolution zu seiner Erhebung gewann, von Männern des Adels und der Geistlichkeit ausgingen. Der Abbé Sieyes gab seine epochemachende Schrift: Qu'est-ce que le Tiers-Etat? im Januar 1789 heraus. Graf und Geistlicher zugleich, sprach er doch sowohl gegen den Adel wie gegen den Klerus, und stellte den Hauptsatz der Revolution auf, daß der dritte Stand die Nation selbst sei, die Nation in ihrer wahren Souverainetät und Machtvollkommenheit. Sieyes war ein denkender und organisirender Kopf, und suchte die Nationalversammlung in den Consequenzen des Gedankens zu halten. Zu erwähnen ist in der obenbemerkten Beziehung auch der Graf d'Entraigues, welcher in seinem Essai sur les privilèges den Adel gerade von der Seite angriff und preisgab, auf welcher er bisher seine ersprießlichste Bedeutung in Anspruch genommen hatte, nämlich von der Seite seiner Privilegien. Grégoire, später Bischof, einer der edelsten und größten französischen Charaktere, und einer der einflußreichsten Hebel der Revolution, sowohl in der Nationalversammlung wie im Convent, verfocht in seinem öffentlichen Wirken sowohl, wie in seinen Schriften in der Sache der Revolution zugleich die Sache der Humanität und Menschenliebe. Er vertheidigte zwar beständig die Gerechtsame des geistlichen Standes, aber doch war er es, welcher zuerst den von der französischen Geistlichkeit verlangten Bürgereid leistete und überhaupt den geistlichen Stand zu einem bürgerlichen zu machen trachtete. Die andern Mitglieder der Nationalversamm-

lung, Barnave, Lafayette, Bailly, Larochefoucauld-Liancourt, Maury, Cazalès, Lameth, Thouret, Roederer, Necker, Lally-Tollendal, Mounier, Volney u. A. stellen in ihren verschiedenen Individualitäten verschiedene Abstufungen des damals waltenden öffentlichen Geistes dar, welche sie auch mehr oder weniger literarisch bethätigen, ohne daß man von ihnen verlangen könnte, eine eigentlich literarische Bedeutung zu zeigen. Larochefoucauld-Liancourt, ein Mann der Mitte zwischen Hof und Volk, entfaltete zwar ein bedeutendes Talent der Schilderung in seiner amerikanischen Reisebeschreibung, aber seine Schriftstellerei war nur eine nebenher ergriffene literarische Beschäftigung, auf die er sich besonders seit seinem eingetretenen Zerwürfniß mit den öffentlichen Begebenheiten warf. Mounier, auf das Bedeutsamste einwirkend in den ersten Verhandlungen der Nationalversammlung, war ein Charakter von edler und tiefdurchdachter Mäßigung, welcher stets den Gedanken der Revolution in seiner Reinheit und Unvermischtheit aufrecht zu erhalten suchte, und sein Bewußtsein darüber auf das Kräftigste aussprach, namentlich auch in seinen beiden Schriften: **Recherches sur les causes qui ont empêché les François de devenir libres**, und **de l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés sur la révolution de France.** In der letzteren hat er besonders auf eine durchdringende Weise vor der Sophistik gewarnt, welche sich in einer Zeit der Revolution des menschlichen Geistes so leicht bemächtigt, indem durch die schlechten Mittel der gute Zweck erreicht und verwirklicht werden soll. Mounier aber wollte auch die individuelle Moral retten, indem er aufzeigte, welche Vermessenheit es von Seiten der Sterblichen wäre, der Gottheit nachahmen zu wollen, und, wie sie, das Böse zur Hervorbringung des Guten zu gebrauchen, da der Sterbliche doch

nicht gleich der Gottheit den Erfolg der Unternehmungen in der Hand haben könne. Seine Schriften sind zur tiefinnersten Erkenntniß der französischen Revolution von großer Wichtigkeit, indem sie die Stellung bezeichnen, welche das von den hohen und ächten Ideen der Revolution ergriffene Gemüth in dem Zwiespalt, in den es zwischen der Macht der Ereignisse und der innern Moral der Persönlichkeit hineingedrängt wurde, angewiesen erhielt. Mounier war, wie Necker, ein Anhänger des englischen Verfassungssystems, und beide Männer suchten dieser ihrer Schule so viel als möglich Grund und Boden in Frankreich zu gewinnen. Zu ihrer Richtung gehörte Lally-Tollendal, der rhetorische Talente dabei entwickelte. In Volney sehen wir den unabhängigsten Charakter der Revolution, welcher den radicalen Gedanken derselben sowohl in seinem äußern Leben unerschütterlich festhielt, als er ihn auch mit einer entschiedenen Consequenz auf geistigem und religiösem Gebiet ausbildete, wie namentlich in seinen Ruines ou méditations sur les revolutions des empires, welche im Jahre 1791 erschienen. Dies berühmte und verschrieene Buch ist vielleicht die gründlichste Anwendung des Revolutionsgeistes auf die moralische Weltordnung, deren höchster Grund in dem Naturgesetz anerkannt wird. Dem Materialismus, welchen Volney aufbaute, ist eine streng logische Entwickelung nicht abzusprechen, aber gerade dieser gierige Verstand, der sich auf jede Idealität, wie auf seine Beute, losstürzt, macht den fürchterlichen und niederschlagenden Eindruck, welchen man stets bei Volney's Philosophie empfunden hat. Den fast niemals passenden Namen eines Atheisten kann man eigentlich auch auf Volney nicht anwenden, denn giebt es nach ihm nichts Geistiges als die Materie, so hat doch dieselbe auch wiederum ihre geistige Natur in sich, und Gott wird durch dieselbe wirksam

und beweglich. Volney vertheidigte sich gegen den Vorwurf des Atheismus durch seinen bald darauf erschienenen Moralcatechismus: La loi naturelle ou Catechisme du citoyen français, später auch mit dem Titelzusatz: Principes physiques de la morale bezeichnet. Diese physische Grundlage der moralischen Weltordnung ist dann die ewig feststehende und regelmäßige Ordnung des Universums, in welcher sich die Weltregierung Gottes bethätigt (l'ordre constant et regulier par lequel Dieu régit l'univers). Könnte man leicht geneigt sein, einen Abgrund von Schlechtigkeit in solchen Grundsätzen zu erblicken, welche nur diese materielle und sensualistische Begründung der höchsten Erkenntnißgegenstände zulassen, so ist doch dagegen der Umstand bemerkenswerth, daß Volney selbst ein ehrlicher und ehrenwerther Mann war, der in den verschiedenen Wechselfällen seines Privatlebens, unabhängig von dem persönlichen Vortheil, nur nach der Richtschnur eines höheren und allgemeinen Zweckes gehandelt hat. Während der verschiedenen Phasen der Revolution blieb er den Prinzipien getreu, aus denen er 1789 zuerst an den Ereignissen Theil genommen, und schlug, obwohl mit Napoleon durch persönliche Verhältnisse befreundet, und demselben bei den Ereignissen des 18. Brumaire thätig zugewandt, doch später alle Gewaltstellen aus, die ihm Napoleon angeboten, und gehörte zu der Minorität, welche im Senat eine Opposition, wenn auch freilich mit schwacher Lebenskraft, unterhielt. Der philosophische und moralische Standpunct, den Volney in seinen merkwürdigen Schriften zu begründen suchte, erzeugte sich in diesem Zeitalter aus einer an sich ganz gesunden und unverdorbenen Lebensrichtung, und konnte mit aller Gediegenheit und Tüchtigkeit des Naturells bestehen, wie wir denn in Volney zugleich den Mann der gründlichsten Wissenschaftlichkeit, der in

ſeinen übrigen geſchichtlichen, ſprachlichen, ſtatiſtiſchen und ethnographiſchen Schriften eine ſo gehaltvolle, poſitive Richtung befolgte, erblicken. —

Mit der geſetzgebenden Verſammlung und dem Nationalconvent betrat die franzöſiſche Revolution ſchon eine entſcheidendere Stufe und ſchickte ſich zu ſchweren und ſchickſalsvollen Beſtimmungen an. Im Innern bildeten ſich die einzelnen Parteien der Revolution zu immer gefährlicheren Nüancen aus, und nach außen ergab ſich eine unheildrohende Stellung der europäiſchen Mächte zu Frankreich. Das Haupt Ludwigs XVI. ſchwankte ſchon dem Todesſtreich entgegen, denn der Nationalconvent hatte ſeine erſte That in der feierlich ausgeſprochenen Abſchaffung des Königthums verrichtet. Der edle Biſchof Grégoire ſelbſt, von dem im Nationalconvent die welthiſtoriſch gewordenen Worte: l'histoire des rois est le martyrologe des nations gehört wurden, ſprach mit allem Aufwand ſeiner Beredſamkeit für die Vernichtung der Königswürde, zugleich aber auch für die Abſchaffung der Todesſtrafe, denn der weſentlichſte Beweggrund dieſer ſeiner Wirkſamkeit im Convent war der, das Leben des unglücklichſten Königs zu retten. Indeß konnte die neue und untheilbare Republik, welcher der Strudel ihrer innern Verwirrung ſchon über den Kopf wuchs, nicht mehr ſolche Geſinnungen würdigen, wie ſie Grégoire geltend machen wollte. Die Vernunft des Convents ward erſchüttert durch die gewaltigen Parteiungen des Berges und der Gironde, in deren Zwiegefechten die Schreckensherrſchaft den Sieg über die Mäßigung davontrug. Das Revolutionstribunal feſtigte wenigſtens die verworrenen und haltungsloſen Maſſen der Revolution und gab ihnen eine Zeit lang die Beſtimmtheit und Ordnung, welche in dieſem Moment allerdings nur die Gewalt des Schreckens hervorbringen konnte. Die Ver-

treter dieſer Phaſe, in welcher wir nach unſerm Zweck zugleich die geiſtigen Elemente der ſich neu geſtaltenden Nation zu verfolgen haben, ſind Geſtalten von der verſchiedenartigſten Bedeutung. Der Cultus der Vernunft und die Decretirung der allgemeinen Religionsfreiheit ſind die Spitzen, zu welchen ſich das innere Leben der Nation in dieſem Zeitraum herauskehrte, und in dieſen Kreis der Geiſtesanſchauung ſehen wir auch die bedeutſamſten Köpfe getrieben und ſich mit ihrer eigenſten Begabung darin bethätigen. Die Namen Condorcet, Rabaut St. Etienne, Carnot, M. J. Chenier, Jénard, Saint-Juſt, Robespierre, Danton, Camille Desmoulins, Louvet de Couvray und ſehr viele andere ſind hier zu nennen, welche theils durch ihr perſönliches Redetalent den mächtigſten Ausdruck dieſer Periode abgaben, theils durch Schriften die innere Richtung des Zeitalters ausſprachen. Eine logiſche Philoſophie dieſes Zeitalters zu gründen, war Condorcet, welcher an der dem Convent vorgelegten erſten republikaniſchen Conſtitution einen ſo großen Antheil hatte, auf dem beſten Wege. Dieſer merkwürdige Revolutionsphiloſoph war der ebenbürtigſte Schüler und Abkomme Voltaire's, deſſen Leben er auch beſchrieben hat, doch wußte er noch gründlicher und ſyſtematiſcher jene Skeptik an allem beſtehenden Inhalt des Lebens, an aller poſitiven Religion und Offenbarung zu faſſen, indem er eigentlich an die Stelle dieſer Skeptik einen Glauben ſetzte, nämlich den an die maßloſeſte Perfectibilität des Menſchengeſchlechts. Dieſer Glauben mußte ſich aber nicht minder nihiliſtiſch und inhaltslos erweiſen, als der muthwilligſte Skepticismus ſelbſt, denn ein Princip, das eigentlich nur eine unaufhörliche Reihe von Veränderungen anerkannte, die freilich immer zum Beſſeren und Edleren hinführen ſollten, aber damit doch zugleich alles Feſte und Poſitive jederzeit wieder verneinten, konnte im Grunde nur

ein Gedankensyſtem des Zweifels genannt werden. Und doch ſollte es bei Condorcet die Stelle der Religion ſelbſt vertreten, und einen Troſt für das Gemüth gewähren, welchen er bei dem ihm verhaßten Chriſtenthum zu finden verſchmähte. In ſeiner Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain, kurz vor ſeinem Tode geſchrieben, hat er, oft in ergreifenden Zügen, dieſe Anſicht entwickelt. Sein Freund Cabanis, mit größerem perſönlichen Glück, als er, bei der Revolution betheiligt und unter dem Directorium und von Napoleon durch Ehrenſtellen ausgezeichnet, verfolgte dieſe Richtung der Negation gegen den poſitiven Geiſt durch ein noch gröberes Syſtem des Senſualismus. Er war Arzt, und der Körper galt ihm zugleich für den höchſten und letzten Ausgangspunct des Geiſtes, und im Grunde für den Geiſt ſelbſt. Cabanis hat den Satz erfunden, welcher die Aufregung der Revolutionsepoche am erſchöpfendſten und mit einer furchtbaren Kürze bezeichnet: les nerfs, voilà tout l'homme, und in dieſem Satz begründete er gewiſſermaßen ſeine ganze Philoſophie und den eigentlichen Lebensgehalt ſeiner Zeit. Das Verwerfliche dieſer Anſicht, welche in der Materie und deren vollkommenſten Ausbildung allen Geiſt, alle Wahrheit und alles Glück des Daſeins zuſammenfaßt, iſt leicht zu bemerken und darzuthun, aber ſie hat auch eine Seite, auf der ſie wenigſtens ihr Hervortreten gerade in ſolcher Zeit rechtfertigen kann, mit deren Beſtrebungen ſie auch im Wahrhaften einen nicht abzuläugnenden Zuſammenhang hat. Denn die Revolution hatte allerdings in ihrer höchſten und reinſten Bedeutung die Aufgabe, den Geiſt in der Materie, die Freiheit in dem Beſtehenden und Ueberlieferten, das Geſetz und Recht des Ganzen in ſeinen einzelnſten Gliedern zu verwirklichen und zur Anerkennung zu bringen. Das Volk ſelbſt war die bisher verſto-

Szene und der Anerkennung ihres Geiſtes nicht gewürdigte Materie geweſen, jetzt ſollte das Volk Alles ſein, und in der Philoſophie dieſer Zeit mußte denn auch der Schwerſtoff des organiſchen Lebens, die Materie, für den Hauptſitz alles Seins gelten. Die Theorie von der Oberherrlichkeit des Volkes traf auf eine merkwürdige Art mit der Zurückführung alles Geiſtigen und Sittlichen auf das Phyſiſche zuſammen, wie ſie namentlich in der Philoſophie von Cabanis ſich mit dieſer grellen Offenherzigkeit, die den ganzen Menſchen nur in den Oscillationen des Nervenlebens begriff, aufzubauen ſuchte. Der Heros dieſes Nervengeiſtes mußte ihm daher Mirabeau ſein, als deſſen Freund und Bewunderer Cabanis bekannt iſt. Cabanis erkannte nicht den durch ſich ſelbſt beſtimmten Geiſt an, der aus ſeiner eigenen Freiheit und Nothwendigkeit heraus zu handeln vermöchte. Die Nervenerſchütterungen brachten nach ſeinem Syſtem auch den Willen ſelbſt hervor, und ſo war Mirabeau in ſeinem Verhältniß zur Revolution, das wir oben bezeichnet haben. Es war der Kitzel ſeiner eigenen Nerven, den Mirabeau an den öffentlichen Ereigniſſen befriedigen wollte, denn dieſe hatten nicht aus ihrem ſelbſteigenen Geiſt heraus ihre Bedeutung für ihn, es war auch nicht ihre prinzipielle Selbſtſtändigkeit, die er an ihnen anerkannte, ſondern lediglich das, was davon im Verhältniß zu ſeinen nach Genugthuung trachtenden Sinnen ſtand. —

Von den Erſchütterungen und Verwickelungen der Revolution mußte ein Rückweg in einen organiſch verfeſtigten Zuſtand gefunden werden können, die Revolution ſelbſt mußte geſetzlich werden können. Dies wurde ſie in Napoleon. Er war das Genie der That, welcher all' dieſe Zerfahrenheit von Gegenſätzen und Widerſprüchen in ſich ſelbſt zu einem poſitiven Organismus zuſammenfaßte und eine Art von Wiederher-

ſtellung des Geſetzes durch Legitimirung der Revolution begründete. Das Kaiſerreich wurde auf ſeine Weiſe eine Erneuerung der Glanzperiode des abſoluten Regime's, das es nur auf einem neuen Grunde des Nationallebens und in neuen Formen zur Erſcheinung brachte. Napoleon, in welchem die Revolution eine abſolute Form angenommen, hatte auch nicht übel Luſt, nach mehreren Seiten hin ſich gleich einem Ludwig dem Vierzehnten zu gebärden, und gern hätte er wohl auch für einen Wiederherſteller der Nationalliteratur gegolten und wie Louis quatorze eine auserwählte Schaar großer und ſchöner Geiſter um ſich verſammelt. Wie ihm in allen Dingen darum zu thun war, auch etwas von dem althergebrachten Glanz des Throns um ſich zu verbreiten, ſo würde er es ohne Zweifel auch als eine Erhöhung ſeiner Legitimität angeſehen haben, wenn um ihn her eine neue Nationalliteratur entſtanden, wenn Tragödien des Kaiſerreichs gedichtet worden wären, wie früher Tragödien des ancien Regime. Napoleon war ſich dieſes Verhältniſſes entſchieden bewußt, und ließ auch in dieſem Sinne eine literariſche Parole ergehen, aber ſeine Tagesbefehle, denen die Fürſten und Völker ſeiner Zeit ſich beugen mußten, wollten doch für die Productionen der Dichter nichts fruchten. Die Poeſie ſeiner Zeit blieb ihm ſtumm, oder wo ſie zu reden ſich beſtrebte, that ſie es meiſt in unreifen, zwiſchen alter und neuer Form leblos ſchwankenden Verſuchen. Unter Napoleon verhallte auch die Beredſamkeit wieder, welche ſonſt die einzige der redenden Künſte geweſen war, die in dieſer Zeit einen neuen und eigenthümlichen Aufſchwung genommen.

Fragen wir überhaupt nach der ſchönen Literatur in Frankreich während der Zeit der Revolution und in Folge derſelben, ſo fehlt es zwar nicht an mannigfachen Talenten und

an einer bunten Reihe von Beſtrebungen und Leiſtungen, aber es tritt uns ſchwerlich irgendwo ein reiner Geiſt der Production in einem höheren und ausgebildeten Stil, noch weniger aber eine Einheit und Fülle des Kunſtwerks entgegen. Es fehlte allen Dichtern diejenige Freiheit und Unbefangenheit des Geiſtes, in deren Beſitz die ganze Nation während dieſer Epoche ſich nicht befand. Als die eigentlichen Dichter der Revolutionszeit werden gewöhnlich die Brüder Chénier, namentlich André Chénier, ferner Lebrun, Andrieux und einige andere angeführt. André Chénier war auch in der That ein wahrhaft poetiſches Talent, das, mit den Ereigniſſen der Revolution in Berührung geſetzt, daran ſowohl ſeinen höchſten Schwung entfaltete, als es ſich auch im Wirbel derſelben an ſeiner freieren und rein dichteriſchen Entwicklung beeinträchtigt ſehen mußte. Ein edler Dichterſinn, wie der ſeinige, wollte die Freiheit in ihrer reinſten Geſtalt verwirklicht haben, und dies trieb ihn zum Widerſtand gegen die blutigen und gräuelvollen Wendungen der Revolution, wie es ihn zu den herrlichſten und kraftvollſten ſeiner Oden und Elegieen begeiſterte. Mit ihm nimmt in der That die neue Zeit der franzöſiſchen Poeſie ſchon ihren Anfang, obwohl erſt in großartigen Andeutungen, durch welche gezeigt wird, wie der Genius der franzöſiſchen Sprache von ſeinen alten Feſſeln entbunden und in ein neues Reich der Naturwahrheit und Freiheit und eines durch ſeinen eigenen Inhalt beſtimmten geiſtigen Ausdrucks hineingehoben werden könne. Hierin beginnt Chénier ſchon ein Werk, welches ſpäter der Romanticismus ausführte, daß er Sprache und Form der Poeſie durch den Gedanken zu emancipiren ſuchte, und überhaupt, bei allem hochfliegenden Schwung ſeiner Gedichte, zugleich den Sprachausdruck des wirklichen und gemeinen Lebens in die Poeſie hinübertreten ließ. Daher iſt ſeine

Darſtellung ebenſo leicht und ungebunden, als ſie wieder maßvoll in ſich ſelbſt und auf der Schwere ihrer eigenen Kraft beruhend ſich zeigt. Chénier war ein claſſiſch gebildeter Dichter, und folgte beſonders in ſeinen Idyllen und Elegieen, die eine durchweg friſche und anmuthvolle Lebensanſchauung athmen, den Muſtern der Alten. Die griechiſche Mythologie iſt in ihm auf die allernaivſte Weiſe zu Fleiſch und Blut geworden und ſo in ſein eigenes Naturell und in den Geiſt ſeiner Darſtellung aufgegangen, daß man es nicht mehr als ein fremdartiges Element von ihm zu trennen vermag. Doch war er es zugleich, welcher die Schranken der franzöſiſchen claſſiſchen Schule zuerſt durchbrach, und namentlich dem Alexandriner, dieſem feierlich abgemeſſenen Paradeſchritt des Claſſicismus, ſeine freiere Bewegung eroberte. Er ſchaffte die feſtſtehende Cäſur in der Mitte des Verſes ab, indem er dieſelbe beweglich machte und dadurch dem Alexandriner einen mannigfaltigeren und dem wechſelnden Gedanken ſich mehr anſchließenden Ausdruck gab, wie auch dadurch, daß er, das Enjambement ſich verſtattend, den Gedanken von einem Verſe zum andern frei hinübergreifen ließ. Alles dies ſind Befreiungen auch der Poeſie in einem Zeitalter, welches ſich die Verwirklichung der Freiheit in allen Lebensdingen zu ſeinem Beruf geſtellt, und André Chénier wird deshalb auch von vielen franzöſiſchen Kritikern als der Befreier der franzöſiſchen Poeſie genannt. Sein Haupt mußte er unter die Guillotine der Schreckensmänner legen und mitten in einem Gedicht, in welchem er kurz vor ſeiner Hinrichtung noch einmal ſeine poetiſche Seele aushauchte, holten ihn die Henker ab.

Man hat ſeinem Bruder, Marie-Joſeph de Chénier, der Mitglied des Convents war, nachgeſagt, daß er durch größere Anſtrengungen das Leben André's hätte retten können.

Doch iſt er von dieſem Vorwurf ſelbſt durch Chateaubriant, der ſonſt nicht zu den Freunden dieſes Dichters gehört, freigeſprochen worden. Marie-Joſeph de Chénier war ein edler und poetiſcher Charakter, aber heftigeren Temperaments als ſein Bruder, und deshalb widerſtandsloſer den Leidenſchaften der Revolution hingegeben, welche er faſt in allen ihren Stadien lebhaft ergriff und auch durch ſein Dichtertalent auszuprägen ſuchte. Er war der Dramatiker der Revolution und benutzte mit kühnem Geiſt die Gewalt der Bühne, um auf das Volk zu wirken, aber auch die Parteien bewegen und anſchüren zu helfen. In dieſem Sinne wirkte zuerſt im Jahre 1789 ſeine Tragödie Charles IX. ou l'école des Rois, die unmittelbar aus der erſten Aufregung der Revolution hergefloſſen und den damals herrſchenden Geiſt der Zeit mächtig vertrat. An dieſem Stück hatten die franzöſiſchen Kritiker die Entſtellung der hiſtoriſchen Wahrheit zu tadeln, und viele verwarfen auch gänzlich ſeine poetiſche Bedeutung, indeß war es der hinreißende öffentliche Erfolg, welcher es zu einer der wichtigſten Productionen ſtempelte. Sein Trauerſpiel Henri VIII. gewann nicht dieſe öffentliche Tagesbedeutung, ebenſo wenig ſein Jean Calas, doch ſah der Dichter ſelbſt in dieſen Stücken ſeine poetiſchen Lieblingskinder, von denen er wenigſtens das erſtere mehrmals überarbeitete. Als ein Culminationspunct dieſes Antheils der Poeſie an der Revolution erſchien aber ſein Cajus Gracchus, der im Jahre 1792 auf dem Théâtre français zur Aufführung kam. Dies iſt ein Trauerſpiel der Republik, mit den berühmten, damals ſo wirkungsreichen Worten:

. . . Arrêtez, malheur à l'homicide . .
Des lois et non du sang. Ne souillez point vos mains . . .

Chénier ſetzte dieſe durchaus demokratiſche Dichtungsweiſe auch in ſeinem 1793 aufgeführten Fénélon fort, wie in dem antik gehaltenen Timoléon, mit Chören und Volksgeſängen, welche zum Theil von Méhul auf das Wirkſamſte componirt wurden. Die Republikaner ſelbſt wollten jedoch in allen dieſen Dramen nicht diejenige äußerſte Genugthuung finden, die ſie im Drang ihrer Partei begehrten, und der Dichter kam in manchem Betracht in verdrießliche Lebensſtellungen. Seine Productivität war keine gewöhnliche, und außer mehreren Dramen, die noch von ihm bekannt ſind, hat er ſich auch faſt in allen übrigen Gattungen der Poeſie, wie auch als Kritiker und Literarhiſtoriker, verſucht. Gegen Napoleon bildete er, zur Zeit der conſulariſchen Gewalt, und ſpäter, eine ſehr lebhafte Oppoſition, die er zum Theil ſelbſt in ſeiner Tragödie Cyrus, die zur Krönung Napoleons aufgeführt wurde, auf verſteckte Weiſe hindurch ſchimmern ließ.

Unter den andern Dichtern, welche entweder aus der Revolution ſich erzeugten oder ihr Talent derſelben dienſtbar machten, nennen wir jetzt zuerſt Ecouchard Lebrun, welchen man den Gelegenheitsdichter der franzöſiſchen Revolution nennen kann. Wenigſtens ſehen wir ihn nicht in einem ſo prinzipienmäßigen Zuſammenhang mit den öffentlichen Ereigniſſen, und daraus ſchaffen, wie der Dichter Chénier. Bald feierte er die Revolution in den heftigſten und übertriebenſten Oden, bald gab er ſich wieder, beſonders zur Zeit der Schreckensherrſchaft, die ihm freilich ſeine Vermögensumſtände zerrüttete, den weichlichſten Klagen hin. Die Kühnheit ſeiner Gedanken und Verſe riß ihn oft fort, beſonders im Epigramme, in welchem er alle Widerſprüche ſeiner Zeit zu den ſchärfſten Spitzen herauszukehren verſtand. Als Epigrammendichter in der Revolution verdient er darum eine beſondere Aufmerkſamkeit, weil

er kaum eine hervorragende Persönlichkeit dieser Epoche verschonte, wenn er sich auch selbst dabei oft gehässig beleuchtete. In seinen Oden sind ihm Schwung und Erhabenheit nicht abzusprechen, und viele darunter behaupten noch heut den hohen Ruhm, den sie zu ihrer Zeit gefunden. In der Biographie des Contemporains wird er der Dichter des Directoriums genannt, unter dem er allerdings so begünstigt wurde, daß er auch als Poet bei allen möglichen Gelegenheiten mit seinen Versen für dasselbe in die Schranken trat. Seinen Freund Andrieux wollen wir hier gleich anschließen, der als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und später als Präsident des Tribunals keine unerhebliche Wirkung auf die Oeffentlichkeit ausübte und in der französischen Poesie besonders als Komödiendichter sich einen bleibenden Namen gemacht hat. Auch als Erzähler hat er einige Lieblingsstücke des französischen Publikums geschaffen, wozu vornehmlich der Müller von Sanssouci gehört, in dem auch ein versöhnliches Licht auf die Könige geworfen wird:

— et ces malheureux rois,
Dont on dit tant de mal, ont du bon quelquefois.

Der Müller heißt aber selbst Sanssouci in dieser Erzählung, und der Dichter glaubte, daß nach ihm erst das berühmte Schloß des großen Friedrichs getauft worden. — Mit Andrieux wirkte zusammen Collin d'Harleville, der sich durch eine Reihe von Theaterstücken, besonders auch im Fach des Lustspiels, bekannt machte; ebenso Picard, der Schauspieler und Theaterdichter zugleich war, und im Lustspiel eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit an den Tag legte. Das gewöhnliche bürgerliche Leben war es, das er in seinen Stücken scharf und charakteristisch wiederzugeben verstand. Sein Hauptver-

dienſt iſt die Natürlichkeit der dramatiſchen Entwicklung, und an ihm, wie an den vorgenannten Dichtern, iſt die friſche und ungetrübte Laune, dieſe Harmloſigkeit des Schaffens zu bewundern, welche ſie ſich in ihrer Zeit bewahren konnten. Auch Picard's Romane wurden zu ihrer Zeit viel geleſen, und, ebenſo wie ſeine Komödien, mehrfach ins Deutſche überſetzt.

Dieſe Dichter, der unbefangenen Production hingegeben, hatten ſich dadurch gewiſſermaßen unabhängig vom Zeitgeiſt geſtellt, und trugen nicht die Verderbtheit, aber auch nicht die mächtige Bewegung deſſelben an ſich. Anders war **Beaumarchais**, deſſen Luſtſpiele wir hier noch ganz beſonders und in ihrem innern Zuſammenhange mit dem Zeitalter der Revolution zu betrachten haben. Kaum hat ein anderer Autor die innerſte Dialektik ſeines Jahrhunderts ſo ſehr in ſeiner Perſon und ſeinem Talent ausgeprägt, als Beaumarchais, welcher auf dieſer Ausgehöhltheit und Nichtigkeit ſeiner Zeit, aber auch auf ihrer elaſtiſchen Kraft des Widerſpruchs, gewiſſermaßen wie ein Virtuoſe herumſpielte. Wir können dieſen merkwürdigen Menſchen auch nicht beſſer bezeichnen, als wenn wir ihn einen Virtuoſen des revolutionairen Zeitgeiſtes nennen, denn dieſer war ihm das Inſtrument, auf welchem er mit allerhand feinen und kühn angewandten Kunſtgriffen meiſterhafte Wirkungen hervorrief. Die Sophiſtik Voltaire's und Rouſſeau's verſetzte ſich bei ihm mit einem Advokaten-Talent, das den Markt des Tages zu beherrſchen verſtand, und ſeine Spitzfindigkeit darauf verwandte, die Ideen der Zeit gewiſſermaßen an den Mann zu bringen. Seine Hauptproduktion in dieſer Beziehung iſt **die Hochzeit des Figaro**, welche Komödie als eine Fortſetzung ſeines Barbier de Seville, zuerſt im Jahre 1784, unter dem Titel la folle Journée, ſpäter erſt le mariage de Figaro genannt, erſchien. Die Hochzeit des

Figaro iſt die wahre Komödie der Revolution. Das ſchleichende Gift der Geſellſchaft, das Niemand noch beim rechten Namen zu nennen weiß, und welches doch alle in ihrem innerſten Mark ergriffen hat, zeigt ſich uns hier in einer merkwürdigen Verkettung von Verhältniſſen, die alle mit Schlangenwindungen um den Gegenſatz von Sein und Schein ſich drehen. Das, was iſt, iſt nicht, dieſer dialektiſche Grundgedanke zieht ſich erſchütternd und Alles untergrabend durch die Hochzeit des Figaro hin, und dies iſt zugleich der Hauptgedanke der Revolution, die in dem Beſtehenden das Nichtſeiende aufzuzeigen hatte. In dem Stück des Beaumarchais ſind alle Perſonen ſchuldig, und ſelbſt diejenigen, die etwa Recht darin haben, wie Figaro ſelbſt, ſind von der allgemeinen Schuld nicht freizuſprechen, ſondern behalten ihren Antheil an der Verdammung Aller. Daher der unheimliche und faſt geſpenſterhafte Hintergrund, welchen man bei der Komödie, trotz aller ihrer Muthwilligkeiten und ergötzlichen Verſchlingungen, nicht loswerden kann. Es iſt der lauernde Geiſt eines tiefen Unheils, der, obwohl er noch mit Neckereien ſich begnügt, doch ſeinen tragiſchen Eindruck nicht verwinden läßt. Und auf dieſe allgemeinere Wirkung iſt es abgeſehen, nicht etwa bloß darauf, im Grafen Almaviva und ſeinen ſittlich unterhöhlten Verhältniſſen die Verlorenheit eines ariſtokratiſchen Lebens zu zeichnen. Die ganze Stimmung des Zeitalters, die nur Nichtiges überall ſehen mochte, iſt in der Hochzeit des Figaro abgedrückt. Jede Form hat hier ſchon ihre innere Bedeutung verloren, und darum wird mit ihr dies loſe Spiel getrieben, das theils in allem Ernſte über jede heilige Scheu hinaus iſt, theils in der Frivolität dieſes Antaſtens aller heiligen Bande ſich gefällt und damit zu gefallen ſucht. Wenn man will, bewies Beaumarchais in dieſem Stück ein gewiſſes Darüberſte-

hen über dem Geiſt der Revolution und der allgemeinen Anzweiflung der Verhältniſſe, denn all dieſe geheimen Sünden und Sündenneigungen, die am Ende nur der Trieb eines Jeden nach dem ihm naturgemäßen Verhältniß ſind, werden im Grunde vom Dichter ſelbſt mit einer kalten, nirgend Partei nehmenden, das Verwickelſte mit Ueberlegenheit bemeiſternden, Ruhe abgehandelt. Man könnte ſagen, daß Beaumarchais ſelbſt dieſer Figaro der Revolution war, der zu den Ereigniſſen derſelben die nämliche Stellung einnahm, wie der kluge Barbier zu den Verhältniſſen jener Komödie. Figaro ſteht auch über allen dieſen Verhältniſſen, deren geheime Fäden er ſo geſchickt durcheinander windet, und am Ende iſt er der einzige, der mit einem reellen Vortheil aus dem ganzen Intriguenſpiel hervorgeht. Dieſer ſein Vortheil beſteht, außerdem daß er die Braut davon trägt, noch darin, daß er ſich herrlich amüſirt hat und den Triumph ſeines Witzes, zum Theil auch ſeiner Rechtſchaffenheit feiert, denn er intriguirt hier theilweiſe auch aus Rechtlichkeit, es ſteckt in dieſem ehrlichen Schelm die geſunde Naturkraft, die dem Volke überhaupt inwohnt, und wodurch es ſelbſt in den ſchlimmſten Kriſen, wie die der Revolution, in ſeinem innerſten Grunde doch nur das Rechte und Edle verfolgt. So erhält auch die ganze Komödie den heitern volksthümlichen Schluß, welcher ſich in den Couplets durch die übermüthige Weisheit des: Tout finit par des chansons ausdrückt. Dieſer Standpunkt des Figaro iſt ein ſehr freier und nützlicher, und unter Verhältniſſen, die alle ihre Einfachheit verloren und in ſich ſelbſt verſchroben ſind, von dem wirkſamſten Erfolg. Auch Beaumarchais beutete die Revolution zu ſeinem Nutzen und Vergnügen aus. Er begründete ſich durch mancherlei Spekulationen, welche er an die Ereigniſſe knüpfte, ein bedeutendes Vermögen,

verwandte es aber besonders darauf, diejenigen Autoren, auf welche sich die Revolution als auf ihre ersten geistigen Urheber stützt, gewissermaßen die Patristik der Revolution, nämlich Voltaire und Rousseau, in glänzenden Gesammtausgaben neu herauszugeben. Diese Kehler Ausgabe des Voltaire, dessen noch unedirte Manuscripte er auch angekauft hatte, kostete ihn allein gegen drei Millionen Francs.

Von seinen Bühnenproduktionen, welche er mit der Eugénie, der bekannten auch von Göthe im Clavigo benutzten Geschichte von Beaumarchais' Schwester, begann, ist noch zu erwähnen: la mère coupable, eine Fortsetzung des Figaro, und seine Oper Tarare. Beide Stücke tragen ebenfalls vielfache Keime des drängenden Zeitgeistes in sich, und sind theilweise auch auf bestimmte Persönlichkeiten gerichtet, worin Beaumarchais überhaupt eine eigenthümliche Tapferkeit seiner Zeit gegenüber bewies. Denn er begnügte sich selten mit den Allgemeinheiten der Ideen, sondern griff keck in die lebendige Fülle der ihn umgebenden Wirklichkeit hinein, wo er denn hervorzog, was ihn den Zeitgeist in einer persönlich gewordenen Gestalt am schärfsten fassen ließ, oder auch, was gerade seinen eigenen Leidenschaften entsprach. Ebenso berühmt, wie als Dichter, ist Beaumarchais als Prozeßführer geworden, namentlich durch seine Prozesse gegen Goezmann und Madame Kornemann, welche er durch seine darüber herausgegebenen Memoires zu einem öffentlichen Interesse und zu einer Rechtsangelegenheit für die ganze Nation zu machen wußte. Er entwickelte in diesen Prozeßschriften eigentlich dasselbe Talent, welches seinen Theaterstücken diese in die öffentliche Meinung sich einätzende Wirksamkeit verlieh, nämlich das Talent, mit der heitersten Miene seine Zeit zu verachten und ihr diese Verachtung noch dazu wie eine Schmeichelei ins Gesicht zu wer-

Univ. Bibl.

sen. Dies war das große Geheimniß, wodurch Beaumarchais wirkte, und wodurch er den neuen Ideen Durchbruch beim größeren Publikum verschaffte, ohne daß man von ihm selbst sagen könnte, es seien diese Ideen in ihm schon Fleisch und Blut gewesen. So griff er den Adel an, von welchem er die berühmte Definition gegeben: qu'est-ce qu'un noble? — un homme qui s'est donné la peine de naître. Aber er selbst ließ sich darum die Genußlichkeiten einer aristokratischen Rouéschaft nicht entgehen. Beaumarchais war ein Werkzeug der öffentlichen Meinung, wie sie solche Zeiten brauchen. Aus ihren schlimmen Säften gezeugt, aber mit der gesunden Naturkraft, dagegen zu reagiren, begabt, stellt er den Prozeß des kranken Organismus dar, der sich durch den Widerstand gegen sich selbst zu befreien sucht. Wie Beaumarchais in der Poesie den Weg der Natur einzuschlagen suchte, indem er eine freie Entwickelung wirklicher Lebensverhältnisse auf der Bühne zu ihrer Hauptaufgabe stellte, so kann man wohl auch von seiner auf das Oeffentliche übergehenden Wirksamkeit behaupten, daß sie für Recht, Wahrheit und Freiheit ersprießlich gewesen, insofern er das Gegentheil davon in seiner Nichtigkeit aufgezeigt hat. —

Andere Dichter jener Zeit, die in einer Specialgeschichte der Literatur nicht leicht fehlen dürften, können wir hier für unsern Zweck übergehen. Es sind dies namentlich Boufflers, Ducos, Parny, der französische Tibull, der von der napoleonischen Polizei verboten wurde; Legouvé, d'Avrigni, Fontanes, der antirevolutionnaire Dichter, Désaugiers; Duval, gleich Picard, dramatischer Dichter und Schauspieler zugleich, und Andere, welche hier für unsere laufende Betrachtung nicht gerade als eingreifend aufzunehmen sind. Der Dichter der Marseillaise, wofür M. J. de Chenier häufig gehalten wurde, war

Rouget de Lisle, den wir hier noch wegen des wunderbaren Schicksals anzuführen haben, welches ein einziges Gedicht gehabt, indem es, wie kaum jemals ein anderes, zu einer weltgeschichtlichen Thatsache wurde, und, gleich den aus Drachenzähnen emporgeschossenen Mannschaften, mit seinen Versen blutige Ereignisse gesäet hat. Von diesem Dichter der Marseiller Hymne sind sonst keine poetischen Thaten weiter bekannt geworden, doch reicht die eine, welche in Wahrheit eine solche war, hin, um seinen Namen dauernd in die Geschichtsbücher einzuzeichnen. So wollen wir auch noch Arnault mit einigen näheren Bezeichnungen erwähnen, weil er zu den von Napoleon begünstigten Dichtern gehörte, aus welchen der Letztere gern eine eigenthümliche Literatur des Kaiserreichs hätte hervorwachsen sehen. Arnault hing den Grundsätzen der Revolution an, aber er gestaltete dieselben als Dichter unabhängig von allem Parteigeist, in einem reinen Sinne der Freiheit, von welchem besonders seine Dramen durchglüht sind, namentlich die, in welchen er altrömische Lebensgestalten mit großer Kraft und Hoheit der Darstellung gezeichnet hat. Sein Germanikus, den er durchaus getreu nach dem Tacitus gearbeitet, ist vielleicht die gediegenste seiner Tragödien und zeichnet sich ebenso sehr durch die Einfachheit der Behandlung, wie durch einen kühnen und hinreißenden Gedankenschwung aus. Unter seinen übrigen Schriften ist besonders sein großes Prachtwerk über Napoleon zu nennen, den er auch in mehrfacher Beziehung poetisch zu verherrlichen gesucht. Und doch bleibt Arnault, wenn auch vorzugsweise der Dichter des Kaiserreichs zu nennen, in seinen Produktionen zurück hinter dem Glanz und der Bedeutung dieser Zeit, die zu ihrer Verherrlichung kein so mächtiges Organ der Poesie in ihm fand, als sie durch die Allgewalt ihrer Ereignisse wohl hätte erzeugen können. Es

wollte dieſe auf die bloße Gewalt des Factums gegründete Periode überhaupt kein produktives Genie hervorbringen, in welchem ſich ein umfaſſendes, tiefdurchdrungenes Bewußtſein dieſer Zeit und ein plaſtiſcher Abdruck derſelben geſtaltet hätte. Daſſelbe iſt von ſeinem Freund Jouy, dem geiſtvollen Hermite de la Chaussée d'Antin zu ſagen, mit welchem Arnault zuſammen an der Biographie nouvelle des Contemporains arbeitete. Jouy iſt ein ſcharfer und durchdringender Beobachter ſeiner Zeit, und kannte dieſelbe in ihren mannigfachſten Abſtufungen und Zuſammenhängen, wodurch er im Stande war, ſo charakteriſtiſche Bilder von dem Privatleben dieſer Epoche, namentlich unter Napoleon's Herrſchaft, zu entwerfen, wie er dies unter der Maske des Eremiten der Chauſſée d'Antin gethan. Aber auch er beſaß nicht die Kraft, ſeine Zeit dichteriſch zu geſtalten, und in einem Gemälde zu einem großen objectiven Ganzen zu verarbeiten. Er reflectirte ſie nach ihren Einzelnheiten in ſeinen Sittenſchilderungen des Jahrhunderts, oder ſtreute anregende und begeiſternde Anſpielungen auf den Tag in ſeine Theaterſtücke und beſonders in ſeine berühmten Operntexte ein. Auch er war nicht der Dichter des Kaiſerreichs, welchen Napoleon ſuchte und brauchte. Wie Alexander der Große, ſo konnte auch Napoleon ſeinen Homer nicht finden. Später hat die franzöſiſche Geſchichtſchreibung wohl Vieles geleiſtet, und man kann die Darſtellung, welche Ségur in ſeinem berühmten Werke von Napoleon und der großen Armee geliefert, wohl das Epos des großen Kaiſers nennen, das ihn freilich nur auf jenem tragiſchen Gipfelpunkt ſeiner Laufbahn zeigt. — —

Wir haben geſehen, wie die productive Literatur dieſes Zeitraumes von den öffentlichen Ereigniſſen bedingt war und eines Wechſellebens mit denſelben zu ihrer eigenen Fortbildung

bedurfte. Diesem Verhältniß war namentlich in der Poesie der schwankende, halbfertige und über die Gränzen der Kunst hinausgehende Charakter zuzuschreiben, weil sich der Einfluß der Zeit mehr in diese Gebilde hineindrängte, oft auch in ihnen versteckte, als daß sie der unmittelbare plastische Ausdruck des damaligen Nationalgeistes geworden wären. Von einer eigentlich freien künstlerischen Produktion konnte daher nicht wohl in dieser Literatur die Rede sein. Freier und sicherer mußte sich dagegen das Talent der publizistischen und historisch-politischen Schriftstellerei in dieser Zeit emporschwingen. Dieser Theil der Literatur, in welchem sich jetzt die französische Sprache am glänzendsten und beweglichsten entfaltete, konnte die entschiedenste Färbung und Individualisirung gewinnen. Die Memoirenliteratur, die ihren wesentlichsten Quellpunkt in dieser Periode fand, hat eine der eigenthümlichsten Fähigkeiten der französischen Nationalität ausgebildet, nämlich die, die öffentlichen Ereignisse gewissermaßen persönlich werden zu lassen und dadurch den Gegensatz zwischen Privatleben und öffentlichem Geschichtsleben aufzuheben. Die Geschichte empfing in diesen Memoiren ihre entscheidendste Beleuchtung aus der Stellung der persönlichen Verhältnisse, deren Kehrseiten und Geheimnisse alle dabei hervortreten mußten, und doch waren diese Persönlichkeiten wieder die dienstbaren Träger der öffentlichen Dinge, zu deren Entwickelung sie sich so fein, so klug, so leidenschaftlich, so besonnen in Bewegung setzten. Es ist dies etwas Antikes in dem französischen Nationalcharakter, daß die Persönlichkeit ganz im Vaterlande und das Vaterland ganz in der Persönlichkeit aufzugehen pflegte. Sowie der Römer in seinem eigensten Sein Rom war und mit seiner Weltstadt zu einem unzertrennlichen Begriff verschmolzen schien, in welchem eine Sonderung der Privatinteressen von den öffentlichen

Angelegenheiten nicht mehr zulässig war, so ist auch dem Franzosen diese Ineinsbildung seiner Persönlichkeit mit dem Begriff von Frankreich wie angeboren, und dies Schauspiel eines in allen seinen Einzelnheiten so merkwürdig zusammengehörenden nationalen Organismus stellt sich uns in der Memoirenliteratur so reich und vielfältig dar. In antiker Weise, nach Art des Cäsar, schrieb auch der General Dumouriez sein militairisches und politisches Leben, indem er sich darin selbst in der dritten Person einführt. Er war einer der bemerkenswerthesten und begabtesten Charaktere der Revolution, und seine eigene vielfach gespaltene und widerspruchsvolle Stellung in derselben macht seine Schriften, die er über Frankreich sowohl, wie über die allgemeine Lage des damaligen Europa herausgab, und dann besonders auch seine Lebensbeschreibung und seine Memoiren, zu den bedeutsamsten Zeugnissen seiner Zeit. Seine kräftigen und gehaltenen Schilderungen von Frankreich zur Zeit der Revolution haben neben ihrem historischen Werth den der lebendigsten Anschaulichkeit.

Die französische Publizistik nach den Individualitäten ihrer Hauptvertreter zu charakterisiren, wäre eine sehr umfangreiche Aufgabe des Literarhistorikers, welche ein eigenthümliches Licht auf die öffentlichen Verhältnisse verbreiten würde. Wir haben hier nur noch einige Autoren zu nennen, in welchen uns der literarische Abdruck der Revolution für unsere allgemeine Betrachtung am bezeichnendsten entgegentritt. Dies ist zuerst Lacretelle der Aeltere, der begeisterte Anwalt der Constitution von 1791, welcher sowohl als Redner in der gesetzgebenden Versammlung, wie in seinen mannigfachen publizistischen, politisch-literarischen und juristischen Abhandlungen, die Revolution als eine öffentliche Rechtssache zu behaupten und auch innerhalb dieses Rechtsstandpunktes einzugränzen

suchte. Dieser Standpunkt, welchen er mit aller Kraft des Geistes und mit persönlicher Aufopferung durchführte, war ein sehr bedeutender, denn es kam ihm darauf an, das subjektive Gefühlselement, und damit die persönlichen Leidenschaften und Verwirrungen, von der Sache der Revolution abzustreifen und dafür den reinen und ursprünglichen Rechtsbegriff aus ihr zu retten. Er war vielleicht der ehrlichste Mann der Revolution, und dabei von einer unerschütterlichen Festigkeit seiner Vernunft, die sich keinen Augenblick den Leidenschaften des Tages gefangen gab. Seine vorzugsweis juristische Stellung in der Revolution war jedoch keine einseitige, sondern verband sich in ihm mit einer philosophischen und sittlichen Weltanschauung, durch welche er dem Rechtsbegriff seine höchste und alle Verhältnisse des Staats umspannende Ausdehnung zu geben trachtete. Das rechtsphilosophische Element in Lacretelle ist um so merkwürdiger, als es bei ihm nicht aus der Anwendung eines bestimmten philosophischen Systems auf die Rechtswissenschaft sich erhob, wie denn dies in Deutschland die eigentliche Geburt der Rechtsphilosophie ist. Bei Lacretelle war es das innerlich zerwühlte und mit den Rechtsbegriffen überworfene Zeitalter der Revolution, das die philosophische Betrachtung des Rechts und der Gesetzgebung in ihm hervorrief, indem es ihn auf die allgemeinen Grundbedingungen des menschlichen Daseins und auf den ersten Quell seiner gesetzlichen Einrichtungen, die Vernunft, zurückweisen mußte. — Nicht ganz so unzweideutig in seinem Verhältniß zur Revolution steht sein jüngerer Bruder Charles Lacretelle da, der das Journal des Débats kurz nach seiner Begründung mit Duces zusammen redigirte, und darin schon seine Geschichtschreibung der Revolution begann. Seine Geschichte der Constituante, des Nationalconvents und des Directoriums haben ihn besonders

namhaft gemacht, obwohl auch vielen Tadel über Gesinnung sowohl wie über Darstellung der Thatsachen ihm zugezogen. Er ist ein Geschichtsschreiber der historischen Einzelnheiten, die man lebendig genug von ihm überliefert erhalten kann, über die er aber beständig das Ganze vergißt. — Jean Baptiste Say, der National-Oeconom, dürfte auch hier anzuführen sein, da er zur Zeit der größten Verwilderung der Revolution den Muth hatte, durch eine gediegene wissenschaftliche Unternehmung den Gemüthern wieder eine Richtung auf etwas Höheres und in ewigen Ideen Feststehendes zu geben. Denn es war im zweiten Jahre der Republik, 1794, als er die Décade philosophique, littéraire et politique, in Gemeinschaft mit Chamfort und Ginguené, herauszugeben begann. Dies war eine Lectüre, welche das entfesselte Volk auf andere Gedanken bringen sollte, und das Journal bestand lange als eines der eifrigst gelesenen. — In diesem Zusammenhange wollen wir zuletzt noch Lemontey nennen, der in vielseitiger Thätigkeit seiner Zeit angehörte, und als ein ironischer Kopf in vielen witzigen kleinen Schriften und Gedichten ihre Kehrseiten herausstellte. Doch war sein Beruf, die Zeit zum Bewußtsein ihrer selbst zu bringen, eigentlich ein höherer, und er suchte auch denselben durch eine kritische Geschichte Frankreichs zu erfüllen, die den Zeitraum vom Tode Ludwigs XIV. bis zur Gegenwart, also die für das französische Nationalleben entscheidendsten Wendepuncte und Uebergänge, darstellen sollte. Bekanntlich vollendete er davon nur seine berühmte Geschichte der Regentschaft und Minderjährigkeit Ludwigs XV., in der wir den historischen Stil in seiner höchsten Würde und Ausbildung zu bewundern haben. —

Noch muß eine eigenthümliche Gestalt dieses Zeitraums, Frau von Staël, und zwar besonders für sich, nach ihrer

individuellen Natur, betrachtet werden, obwohl sie auch den Ideen nach im innigsten Zusammenhange mit der Epoche steht, deren literarischen Ausdruck wir zu characterisiren haben. Diese Schriftstellerin ist ein glänzendes Phänomen in ihrer Nation, das nach allen Seiten hin blendende Strahlen werfen, und wenn auch keine belebende Wärme, doch ein Bewunderung erregendes Licht um sich verbreiten mußte. In der Staël wollte die Natur das höchste Meisterstück des Weibes schaffen, welches das poetische und liebeschwellende Frauenherz in einer Harmonie mit den höchsten Aufgaben des Staats und der nationalen Wirklichkeit darstellen sollte. Auf eine so großartige Harmonie war es ohne Zweifel in der Staël angelegt, denn sie besaß alle Fülle der weiblichen Innerlichkeit neben dem ausgebildetsten Sinn für die öffentlichen Angelegenheiten des Staats und der Nation, und neben dem heroischen Muth, sich dem Dienst dieser öffentlichen Wirklichkeit persönlich hinzugeben. Eine Schülerin von Montesquieu und Rousseau, deren Ideen sie schon in ihrer frühesten Jugend eingesogen, hing sie an dem Gedanken der politischen Freiheit mit einer Schwärmerei, welcher zugleich der practische Instinct, die scharfe Einsicht in die Wirklichkeit und ihre Verhältnisse, nicht fehlte, denn die Tochter Neckers hatte schon im Hause ihres Vaters, dem Vereinigungspunct der bedeutendsten Persönlichkeiten, eine Schule merkwürdiger Erfahrungen durchgemacht. Eine so seltene Begabung mit Eigenschaften, welche die Natur sonst getrennt und feindlich gegen einander zu halten pflegt, schien hier ein vollkommenstes und harmonisch ausgerundetes Dasein entstehen lassen zu wollen. Kam aber doch kein ganz ungetrübtes Bild hervor, sondern verzerrte sich vielmehr diese große Anlage theilweise zur Caricatur, so muß man sagen, daß die Schwäche und der Eigensinn des Geschlechts doch am Ende das wieder ver-

pfuscht hat, was zur höchsten und umfassendsten Darstellung eines weiblichen Lebens, und zur wirksamsten Vereinigung der Seiten, welche sich sonst im Weibe trennen, berufen war. Ihr Antheil an den Angelegenheiten des Staats und der Nation muß bedeutsam genug angeschlagen werden, wenn man bedenkt, daß Napoleon selbst es der Mühe werth hielt, mit ihr um ihre Sympathie zu unterhandeln. Man kennt die Anträge, welche ihr Napoleon mehrmals machen ließ, um sie für seine Partei zu gewinnen, da sie ihm durch ihre Opposition, welche sie von ihrem Salon aus durch die mächtigsten Aussprüche in das innerste Getriebe des Lebens hinein verbreitete, immer gefährlicher wurde. Aber es bestand eine natürliche Feindschaft zwischen ihr und Napoleon, über deren eigentlichen Grund Vieles gefabelt worden ist. Es war vornehmlich diejenige Feindschaft, in welche das Genie mit dem Genie, die Größe mit der Größe zu gerathen pflegt. Napoleon mußte die geistige Ueberlegenheit einer Frau hassen, die sich ihm nicht unterordnen wollte, und die Staël verabscheute wieder in Napoleon die materielle Gewalt, deren rohe Grundlage ein Geist wie der ihrige, feinbesaitet und hochstrebend zugleich wie er war, anzuerkennen sich sträubte. So bildeten sich zwischen diesen Beiden, die auf der gleichen Höhe einer Ausnahmestellung, sie des Geistes und er der Gewalt, sich gegenüber standen, jene merkwürdigen Händel aus, die zuletzt aber von der napoleonischen Polizei ziemlich brutal geführt wurden. Sie nannte ihn den **Robespierre à cheval**, und das war im Grunde nur ein schlechtes Witzwort; er aber mußte gegen den Geist die Polizei zu Hülfe rufen, und das bewies die ohnmächtigste Stellung des Gewaltigsten, der Macht des Geistes gegenüber. Doch verdanken wir diesen Zerwürfnissen, welche sie aus ihrem Vaterlande trieben, die Veranlassung zu ihren deutschen Studien, welche in ihrer

Einwirkung auf die französische Bildung selbst von nicht unerheblicher Wichtigkeit wurden.

Für unsere Aufgabe ist es hier vor Allem erforderlich, ihr Buch über die Literatur anzuführen, welches sie unter dem Titel: de la littérature, considérée dans ses rapports avec les institutions sociales, zuerst im Jahre 1796, erscheinen ließ. In diesem Buche bezeichnete sie, man könnte sagen, mit prophetischem Griffel, den wahren Wendepunct der französischen Nationalbildung, und was sie hier angedeutet, ist in der späteren Fortentwickelung der französischen Literatur und Cultur reichlich in Erfüllung gegangen. Die innerste Wechselwirkung zwischen der Literatur und den Zuständen der nationalen Wirklichkeit, welche Frau von Staël hier mit durchaus geschichtlichem und philosophischem Geist nachzuweisen sucht, erscheint in ihrer Darstellung zugleich als das Erforderniß des wahren Fortschritts in der literarischen und geistigen Bildung eines Volkes. Das Ideal der Menschheit tritt bei ihr in der harmonischen Durchbildung des Innern und Aeußern, des Geistigen und Materiellen, hervor, und erfüllt darin, nach dem Gesetz einer immer fortschreitenden Entwickelung, die wahre Freiheit, welche zugleich die höchste Sittlichkeit und die größte Vernunft ist. So soll auch die Literatur nicht einseitig für sich dastehen und sich in eine absonderliche, aus Fremdartigem zusammengesuchte Manier verkleiden, sondern sie soll ihren unmittelbaren Antheil an der Entwickelung des ganzen Lebens haben. Mit einem Wort, das Wirkliche und das Menschliche, mit seinen Leidenschaften, Verwickelungen und Einrichtungen, will Frau von Staël zur wesentlichsten Aufgabe der Literatur und der Poesie gemacht sehen. Es war dies ein Manifest, mit welchem sie den wahren Lebenspunkt ihrer Zeit traf, und deshalb war ihr Buch von einer durchaus entscheidenden und

epochemachenden Wirkung. Es drückte den Umschwung der französischen Nationalliteratur aus, wie er aus einer innern Nothwendigkeit hervor erfolgen mußte, indem die neuen Anregungen, welche in die literarische Production hineindrangen, auch neue Gesetze für dieselbe verlangten, und die alten immer mehr als todte erscheinen ließen.

Unter den eigenen Schöpfungen der Frau von Staël war es zuerst ihr Roman **Delphine**, **1803** erschienen, welcher eine allgemeine Wirkung hervorbrachte, und zugleich eine neue Sphäre, die sociale, im Roman anbaute. Diese Delphine ist gewissermaßen der erste Musterroman über die Stellung des Weibes zur Gesellschaft und über die Conflicte zwischen Sitte, Neigung und Gesetz, wie sie besonders in einer bedeutend angelegten weiblichen Natur sich entspinnen. Es ist die erste jener socialen Darstellungen, welche später in Frankreich durch die Romantiker, vornehmlich aber durch George Sand, wie auch in Deutschland durch einige Autoren, einen eigenthümlichen Platz in der modernen Literatur einnahmen. Auch fehlte es schon der Staël nicht an den Anfechtungen, welche sich an solche Entwickelungen socialer Kämpfe leicht heranfinden, und die Delphine wurde sogar mit eine Veranlassung für Napoleon, die Verbannung der Verfasserin aus Paris zu befehlen. Frau von Staël hat in dieser Darstellung ein subjectives Moment ihrer eigenen Lebensstellung mitwirken lassen, denn es ist nicht zu verkennen, daß Delphine, in ihren zweifelvollen Zuständen und Schwankungen, in diesem Hin- und Hergeworfensein zwischen höheren Anforderungen ihrer Natur und den hergebrachten, an sich auch berechtigten Conventionen, das Unbehagen und den Schmerz malt, welchem die Dichterin in sich selbst Luft zu machen hat. Doch blieb bei der Staël Alles mehr innerhalb der Gränzen der poetischen Production und sie

befreite ſich darin auf künſtleriſchem Wege von dem drückenden Gefühl ihrer Zerwürfniſſe. Sie verlor ſich noch nicht auf jene ſchwindelnden Höhen der ſocialen Speculation, auf welchen wir ſpäter eine faſt ebenſo reich begabte Frau, George Sand, in einer ſo verwegenen und für ſie ſelbſt nicht beglückenden Stellung erblicken. Die Staël hatte mehr Hülfsquellen in ſich, als George Sand, durch welche ſie aus ſubjectiven Verwickelungen immer wieder Auswege zu friſchen Thatäußerungen des Lebens finden mußte, und ſie ſtellt inſofern eine vollkommnere und höhere Organiſation dar. Sie wußte ſich mit einer merkwürdigen Spannkraft des Geiſtes ſtets neue Gebiete des Wiſſens, der Thätigkeit und der Theilnahme zu eröffnen, ſie ſtudirte Deutſchland, wenn ihr Frankreich verleidet wurde, ſie hing ſich an die großen Angelegenheiten des Staats, wenn ihr Herz nichts Anderes hatte, woran es ſich hängen ſollte. Bei dieſem männlichen Vermögen, ſich durch die Welt zu ergänzen und auszugleichen, war Frau von Staël doch durch und durch Weib, und erfüllte die Pflichten deſſelben wohlthuend nach allen Seiten hin. Ja ſelbſt in ihrer öffentlichen Stellung zur Revolution, der ſie ſich Anfangs mit Begeiſterung hingegeben hatte, machte ſich das weibliche Naturell mit jener Herzensmilde und Gemüthsüberſchwänglichkeit geltend, aus der ihre Réflexions sur le procès de la Reine, zur Vertheidigung der unglücklichen Königin Antoinette, hervorgingen.

Frau von Staël war unglücklich verheirathet, ihre erſte Ehe war ein äußerliches Arrangement. Darin ſehen wir auch bei ihr die Grundlage jener ſocialen Mißſtimmung, welche die Delphine geſchaffen. Frau von Staël war erfüllt von den höchſten Idealen der Liebe und Ehe, wie alle dieſe Frauen, welche an der Stellung ihres Geſchlechts zur Geſellſchaft zu Dichterinnen oder Märtyrerinnen geworden ſind. Ihre poetiſche Haupt-

geſtalt wurde aber die Corinna, in welcher ſie alle ihre Herzensgluth und Herzensbedürfniſſe bekannt und ausgehaucht hat. Eine ſolche Stellung des Weibes, wie ſie die Improviſatrice Corinna gehabt, dieſe freie öffentliche Erſcheinung, in welcher der Glanz der Oeffentlichkeit doch wieder nur der Ausdruck der innerſten verſchwiegenſten Poeſie des Weibes iſt, dieſer hohe Ruhm des äußerlichen Hervortretens, in dem aber nur das Zarteſte, Innerlichſte gefeiert werden ſoll, dies mochte auch der Staël als ihr ſelbſt eignend und ihre ſchönſten Wünſche befriedigend erſcheinen. Der große Aufwand, welchen Frau von Staël an die ſehr farbenreiche Darſtellung dieſes Buchs gewandt hat, trägt zuweilen etwas vom Rauſch des Opiums an ſich, welchem letztern ſie bekanntlich, zur Verkürzung ihres Lebens, leidenſchaftlich ergeben war. Dieſe Entzündungen der Phantaſie, welche ſie ſo meiſterhaft ausgemalt hat, entſpringen hier allerdings zugleich aus dem italieniſchen Leben ſelbſt, aus der italieniſchen Natur und Kunſt, deren Eindrücke ſie in dieſem Roman vollſtändig niederzulegen geſucht. Es ſpielt aber dabei zugleich jene Ueberreiztheit der Nerven mit, die alle Modulationen des Gefühls bis zur feinſten Spitze des Tons durchmacht, und, ſich matt und müde ſtürmend, doch nicht zum Frieden eines Vollgenuſſes gelangt.

Das berühmte Buch der Staël über Deutſchland, das im Jahre 1809 von ihr vollendet wurde, iſt hier zunächſt zu erwähnen. Man hat ihrem Umgang mit A. W. v. Schlegel, der auf ſo vertraute Weiſe ihr Genoſſe und Begleiter war, einen großen Antheil daran beimeſſen wollen, doch muß derſelbe wohl auf Einzelnheiten beſchränkt bleiben. Denn man ſieht es dieſer ganzen Darſtellung an, daß der Stoff eigenthümlich und aus der unmittelbaren Anſchauung heraus gewonnen und verarbeitet worden. In dieſem Buche herrſcht eine geſunde Denk-

kraft, die ſich frei von aller Manier und ſubjectiven Befangenheit zu erhalten ſtrebt und mit einem feinen und Alles durchdringenden Spürblick geradewegs auf ihren Gegenſtand losgeht. Dieſe Aneignung der deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft iſt in ihrer Art noch immer die gründlichſte und tiefſinnigſte, welche dem franzöſiſchen Geiſt bis jetzt gelungen, und die Staël hat darin zuerſt das Wahlverwandtſchaftsverhältniß zwiſchen der deutſchen und franzöſiſchen Literatur durchgreifend begonnen, von welchem nachher ſo oft auf beiden Seiten mit ebenſo großer Wichtigkeit als Grundloſigkeit die Rede geweſen. In keinem Franzoſen aber iſt es noch zu dieſer productiven Durchdringung mit dem deutſchen Literaturgeiſt gekommen, wie ſie die Staël in ihrem Buche über Deutſchland erreicht hat. Ihr perſönlicher Umgang mit den deutſchen Literaturheroen in Weimar trug dazu allerdings das Weſentlichſte bei, und ſie hat Vieles mündlich zu erforſchen verſtanden, was andre Franzoſen niemals aus deutſchen Büchern erlernen mögen. Wie ſie aber das Erforſchte aufnahm und geſtaltete, zeugt von einer männlichen Kraft und Würde des Geiſtes, und doch wieder von dem weiblichen Tact und Inſtinct, der ſich auch in das Tiefſte gewiſſermaßen hineinzuſchmeicheln verſteht und mit der Anempfindung (wofür Goethe ein- für allemal das klaſſiſche Wort gebildet) zugleich das Verſtändniß empfängt. Die deutſchen Studien ſcheinen aber auf Frau von Staël's eigene Bildung auf das Entſcheidendſte zurückgewirkt zu haben. Sie brachte auch von dort den religiöſen chriſtlichen Inhalt wieder mit, deſſen ſich Frankreich in der Revolution entleert hatte. Daſſelbe, was wir dem weiblichen Inſtinct der Staël beigemeſſen haben, gilt auch von ihren Betrachtungen über die hauptſächlichſten Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution. Hier iſt ſie mit derſelben merkwürdigen Fähigkeit in den Staatsorga-

nismus eingedrungen und hat die conſtitutionellen Ideen in dem höheren Licht einer ideellen und moraliſchen Nothwendigkeit gezeigt. Die engliſche Verfaſſung erſcheint dabei als ihr Ideal, das auch in Frankreich verwirklicht zu ſehen ihr eifrigſtes Beſtreben iſt. Die Liebe zu ihrem Vater, welche einen Grundzug ihres Weſens bildet, miſcht ſich auch in dieſe Darſtellung auf die rührendſte Weiſe, indem ſie die Verwaltung des Miniſter Necker ebenſo einſichtig als begeiſtert darin auseinanderſetzt.

Wir müſſen uns mit dieſen wenigen Grundſtrichen zur Characteriſtik einer Frau begnügen, deren Bedeutung in die Zukunft der Nationalbildung hinausreicht, und die nicht bloß an der Stelle, auf welcher ſie in der Literatur erſcheint, ihre Wichtigkeit behauptet. Ebendeshalb verdient ſie eine ſelbſtſtändigere und mehr individualiſirte Betrachtung, während wir hier nur den Punct zu finden hatten, auf welchem ſie ihren hochbegabten Geiſt mit den innerſten Bewegungselementen der Zeit ſich begegnen ließ. In dieſer Beziehung haben wir auch hier nur von Chateaubriand zu ſprechen, dieſem vielſeitig ſchillernden und farbenreichen Geiſt, der ſeinen über alle Richtungen der Zeit hinwegquellenden Reichthum an innerer Kraft und Phantaſie bald hier bald da Blüthen treiben und Wurzel ſchlagen ließ. Später werden wir ihn als eine majeſtätiſche Geſtalt des Legitimismus zu characteriſiren haben, und ihn in dieſer Richtung endlich beſchloſſen und beruhigt finden. In der Revolution aber erſcheint er uns noch in der ganzen Beweglichkeit und Wandelbarkeit ſeines Weſens, bald der neuen Bewegung des Nationallebens leidenſchaftlich zugewandt, bald die dadurch im Gemüth der Menſchheit geriſſene Kluft wieder zu verbinden trachtend. Aus dieſen beiden Richtungen ſeines Geiſtes ſind ſeine zwei Hauptwerke, welche dieſem Zeitraum ange-

hören, hervorgegangen, nämlich sein Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes, considérées dans leurs rapports avec la révolution française, welches zuerst im Jahre 1797 in London erschien, und dann sein vielberühmtes Génie du Christianisme, ou beautés de la religion chrétienne, das zuerst 1802 herauskam. Ehe Chateaubriand das erstgenannte Buch schrieb, hatte er schon seine heiße Dichterbrust im Schatten der amerikanischen Urwälder gekühlt, wohin ihn seine abenteuerliche Reiselust getrieben. Dort, unter den Kindern des Urwaldes, den Indianern, hatte er, wie er selbst auseinandergesetzt, alle Staats- und Verfassungsformen bei den verschiedenen Stämmen systematisch ausgebildet angetroffen, und so gewissermaßen seinen politischen Cursus in den amerikanischen Wäldern durchgemacht. Die Ideen des Rousseau'schen Naturstaats, mit denen er ursprünglich angefüllt war, begegneten sich ihm hier mit der mannigfachsten Glie..rung politischer Organismen, wie sie unter den Indianerstämmen gewissermaßen wild gewachsen schienen und doch ganz der politischen Theorie gemäß sich entwickelt hatten. So wildgewachsen und buntvermengt erschienen auch die politischen Ideen, welche Chateaubriand bald darauf in seinem Buche über die Revolutionen aufstellte, in welchem er den Versuch machte, die großen Umwälzungen der Geschichte mit einer vernünftigen Weltregierung in Einklang zu bringen. Er schrieb dies Buch in London, wohin ihn sein Schicksal getrieben, nachdem er im Heer der Emigranten, und bei der Belagerung von Thionville die Ungunst dieser Verhältnisse ritterlich miterduldet. Es war aber in diesem seltsamen Buche vornehmlich der Stachel der Revolution selbst, welcher in des Verfassers eigenen Busen tief hineingedrungen, und an dem wir ihn sich herumwinden sehen. Sein Ringen war, die aufgeregten Gegensätze der Ge-

schichte wieder zu beschwichtigen, doch war er selbst noch der Aufregung verfallen, die ihn mit Herzensangst an alles nur irgend erdenkbare historische Material sich anklammern läßt, das er zu seinen Combinationen von allen Seiten her zusammenrafft.

Einen entschiedeneren Charakter trug sein Buch über den Geist des Christenthums, wenn man den Génie du Christianisme, wo der Titel schon auf das am Christenthum hervorzuhebende ästhetische Element hinzudeuten scheint, mit dem reinen Worte Geist richtig übersetzen kann. Treffender würde man es vielleicht als die „Schöngeisterei des Christenthums" verdeutschen. Der Génie du Christianisme, der zur Zeit seines Erscheinens eine so außerordentliche Wirkung hervorbrachte, kann als eine religiöse Reaction gegen den Geist der Revolution angesehen werden, und in diesem Sinne ward auch das Buch namentlich von Napoleon zu so großer Huld angenommen. Es wirkte aber damals auf alle Stände belebend und gewissermaßen mit einer bezaubernden Kraft, denn die Behandlung war ebenso unwiderstehlich als die Anregung darin wohlthuend, und den in der Wüstenei des Lages verschmachtenden Herzen mit einem Labetrank entgegenkommend. Wir haben oben den Geist der atheistischen Literatur und der sensualistischen Systeme in Frankreich bezeichnet, und die nothwendige Seite ihrer Berechtigung, die auch ihnen auf ihrer Stelle nicht abzusprechen war, nicht geläugnet. Dieser Geist hatte jedoch sein negatives Moment, in welchem er sein Dasein gefunden, bald überleben müssen, und was er durch die Erschütterung aller positiven Formen gewirkt, war, sobald diese Wirkung wieder eine feste Lebensgestalt gewann, zugleich sein eigener Tod gewesen. Auf diesem Punct, wo das Bedürfniß nach einer neuen Erfüllung mit positivem Inhalt sich wieder

einstellte, erschien auch Chateaubriand mit seiner ästhetischen Darstellung des Christenthums, durch welche er die positive Religion, oder hier entschieden den Katholicismus, im Gemüth der Menschen wieder in ihre Rechte einsetzen wollte. Diese Aesthetik des Christenthums, die dem tieferen religiösen Bewußtsein widerwärtig und widerstrebend sein muß, verfehlte damals in ihrer Berechnung auf die erschlafften Herzen, denen eine neue Belebung nur durch Reizmittel der Sinne zugeführt werden konnte, ihren Endzweck nicht. Chateaubriand machte im Génie du Christianisme die Religion zu einem Gegenstand des Wohlgefallens an schönen Formen und poetischen Empfindungen, und überhaupt zu einer Gestaltung der Schönheit. Die Schönheit wird gewissermaßen die Vermittlerin zwischen der Schwäche der Menschen und der Größe der Gottheit, welche letztere wir nicht zu fassen und zu ertragen vermöchten, wenn sie sich nicht für uns zu jenem milden Glanz und in jene schmeichlerischen Illusionen abdämpfte, die Chateaubriand an den Lehren und dem Ritus des Christenthums als das Wesentlichste hervorhebt. So nimmt hier bei ihm die Schönheit diejenige Stelle ein, welche eigentlich der Idee des Mittlers selbst zukommt, und die raisons poetiques, die raisons de sentiment sind es, die dem Dogma seinen Halt und dem Glauben seine Lebenskraft verleihen sollen. Maria, die Mutter Gottes, ist das schöne und entzückende Weib, deren Bild uns um deswillen in dieser irdischen Schönheit entgegenstrahlen muß, daß wir uns in sie verlieben und durch diese Verliebtheit des himmlischen Geistes und der höchsten Tugend theilhaftig werden. „Was kann rührender sein — heißt es — als dieses sterbliche Weib, welches beides zugleich ist, Jungfrau und Mutter (die beiden göttlichsten Zustände des Weibes), diese junge Tochter des alten Jacob, welche dem menschlichen Jammer zu

Hülfe kommt und einen Sohn opfert, das Geschlecht ihrer Väter zu retten, diese zärtliche Mittlerin zwischen uns und dem Ewigen, die mit der Sanftheit und Milde ihres Geschlechts dem Kummer, welcher ihr sich anvertraut, ein mitleidsvolles Herz öffnet und einen beleidigten Gott entwaffnet. Wie entzückend ist es, alle Gnade des Herrn durch den Schooß einer schüchternen Jungfrau herabkommen zu sehen, gleichsam als wollte er diese Gnade dadurch nur schöner machen! O, der bezaubernden Lehre, welche die Furcht vor einem Gotte dadurch mindert, daß sie die Schönheit zwischen unser Nichts und die göttliche Majestät stellt!" (Génie du Christ. I. 38 — 39.)

Wenn man behaupten muß, daß eine solche Darstellung der Religion durchaus auf einem unreligiosen Princip ruht, indem sie das Heiligste nicht anders als durch das Unheilige zu begründen vermag, so ist es um so merkwürdiger, daß ein so unreligiöses Buch in seiner Zeit doch eine religiose Wirkung haben konnte. Ja man kann die Wirkung des Génie du Christianisme in Frankreich fast mit der vergleichen, welche um dieselbe Zeit herum Schleiermacher's Reden über Religion in Deutschland gehabt. Beide Unternehmungen sind gleicherweise Reactionen des religiösen Gefühls gegen den rationalistischen Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Aber auf einer wie tieferen und geistigeren Grundlage hat der deutsche Denker sein Gebäude aufgeführt, und auf welchen starken und gesund verbliebenen Kern der Nationalität konnte er noch in diesen Reden rechnen, während der Franzose an die überreizten und zerstörten Nerven seiner Nation sich wenden und denselben schmeicheln mußte, um durch diese Vermittelung den religiosen Inhalt nur überhaupt durchzubringen. Deutsche Theologen, namentlich der ehrenwerthe und freisinnige Tzschirner, haben von

Chateaubriand's äſthetiſcher und ſentimentaler Entwickelung des Chriſtenthums nicht mit Unrecht geſagt, daß ſie oft gleichbedeutend mit der Voltaire'ſchen Verſpottung deſſelben erſchiene. In der That macht ſich dieſer Eindruck häufig genug geltend, und es iſt merkwürdig zu ſehen, wie der Widerſtand, welchen Chateaubriand gerade der Frivolität der Religionsanſicht entgegenſtellen wollte, bei ihm ſelbſt einen frivolen Anſtrich gewinnen mußte, wie dies bei ſeiner Schilderung der Jungfrau Maria nur allzu ſehr der Fall iſt. Und es war noch dazu eine ſüßliche Frivolität, welche Chateaubriand der heitern und witzigen der Encyclopädiſten entgegenſetzte. Aber dieſe Frivolität des Génie du Christianisme befand ſich doch wenigſtens auf Seiten der Religion, für welche ſie die Partei ergriffen, und das genügte damals der Geiſtlichkeit, um eine Unterſtützung der Religion und Kirche in dieſen mythologiſchen Ausſtaffirungen des Chriſtenthums zu erblicken, ein Beweis mehr für die Geſunkenheit des geiſtlichen Standes, der ſich an ſo ſchwachen Ranken wieder emporrichten mußte. Später ſtand der Génie du Christianisme auf dem Index der verbotenen Bücher, damals, bei ſeinem Erſcheinen mußte er ſogar der Wiedervermittelung der franzöſiſchen Kirche mit Rom dienen, in welchem Sinne Napoleon ſelbſt das Buch betrachtete und belohnte. Die vollendete Meiſterhaftigkeit des Stils, dieſer großartige Zauber der Proſa trugen übrigens nicht wenig zu dem unerhörten Erfolge bei. In ſeinem Roman Atala, in welchem Chateaubriand gezeigt, was er als Dichter hätte werden können, hat er zum Theil dieſelbe Richtung, wie in dem Werk über die Schönheiten des Chriſtenthums, verfolgt. —

So wollte Chateaubriand in der Phantaſie eine Verſöhnung ſtiften, welche nur in der Idee zu Stande gebracht werden konnte, aber es fehlte auch ſelbſt in jener Zeit nicht

an Geistern, welche die ideelle Versöhnung, deren das in seinem Innersten erschütterte Frankreich bedurfte, stark genug in ihrem Bewußtsein trugen, denen aber nicht die Macht gegeben war, durch ihr Wort so weit hinauszudringen in die Massen der Nation, wie der mit magischer Redegabe ausgestattete Chateaubriand. Ein solcher Geist war der fromme Saint-Martin, welchen man mit Recht den französischen Jacob Böhme genannt hat. Seine Alles in Gott untertauchende Ansicht der Dinge, wie sie der Mystik eigen ist und in Saint-Martin nicht nur das Schauen, sondern auch das Denken in Gott und durch Gott als die höchste Bildungsstufe des Menschen zu begründen suchte, entfremdete ihn jedoch nicht den öffentlichen Ereignissen und Nationalverhältnissen, die er vielmehr mit einer durchdringenden Schärfe und großartigen Ueberlegenheit beurtheilte. In dieser Beziehung ist besonders seine Lettre à un ami, ou considérations politiques, philosophiques et religieuses sur la révolution française (1795), bemerkenswerth. Die Revolution wird darin als ein Act der göttlichen Offenbarung begriffen, denn dies ist eine Krise der zu Ende gehenden menschlichen Gewalt auf Erden (la crise et la convulsion des puissances humaines expirantes, et se débattant contre une puissance neuve, naturelle et vive), und eine Herrschaft der Alles durchdringenden göttlichen Einheit soll an der Stelle des bisherigen eitlen irdischen Regiments ihren Anfang nehmen. Der gestürzte Monarch Frankreichs ist nicht durch menschliche Kraft allein gestürzt, sondern Gott hat darin eine große Lehre allen Königen und Völkern geben wollen, daß sie nicht länger sich gegen die Wahrheit verschließen und an dem falschen Princip festhängen, in einem einzigen Menschen die ganze Nation zu concentriren, während das allein die Wahrheit sei, sich zu vergessen, sich hinzugeben und sich nicht

anders zu wiſſen als in der Nation. Die Myſtik langte in Saint-Martin bei ihrem höchſten Ziel, einem Gottesſtaat, an, doch ſtatt ſich mit leeren Träumereien in den Begriff deſſelben zu verſenken, benutzte ſie ihn vielmehr dazu, ihn in einem ſcharfen Gegenſatze dem abſoluten und feudalen Menſchenſtaate gegenüber zu ſtellen. Dieſe geiſtige und practiſche Anwendung der Myſtik auf die Wirklichkeit iſt ſehr merkwürdig, und macht den Standpunct Saint-Martins zu einem ebenſo eigenthümlichen als an neuen Anſchauungen fruchtbaren. Die Myſtik verrat bei Saint-Martin die Stelle der Skepſis, welche in Voltaire, Rouſſeau, Diderot und den Uebrigen auf den Naturſtaat hingetrieben hatte, und der Gottesſtaat der Myſtik muß am Ende daſſelbe bereuen, wie der Naturſtaat, zu welchem die Skepſis durch Verneinung des beſtehenden Weltzuſtandes zurückgekommen war. Als eine Offenbarung Gottes erkennt aber Saint-Martin die Revolution auch in Bezug auf die Kirche ſelbſt, indem er ſeine Ueberzeugung ausſpricht, daß der ächte Kern der Religion und die Grundwahrheit der Kirche durch dieſe Staatsumwälzung nur gefördert werden können. Die Vorſehung ſelbſt hat ſich der durch eine verdorbene und ruchloſe Geiſtlichkeit gewiſſermaßen erkrankten Kirche angenommen, und dieſe Revolution erweckt, um mit den Mißbräuchen des alten Regime auch die Mißbräuche der Kirche abzuſchaffen, und unter neuen öffentlichen Formen des Lebens auch die Kirche neu erſtarken und geſunden zu laſſen.

Aehnliche Anſichten hatte auch der Graf **de Maiſtre** um dieſelbe Zeit ausgeſprochen, ein ſehr origineller Schriftſteller, der, obwohl er ſich auf dem einſeitigſten katholiſchen Standpunct befunden und erhalten, gleichwohl die wohlthuende Wirkung der franzöſiſchen Revolution auf den verderbten Klerus mit Bewußtſein anerkannt hat. In ſeinen Considérations sur

la France (1796), welche in dieſer Beziehung ſeine Hauptbekenntniſſe enthalten, begreift er die Revolution, wie Saint-Martin, als einen Act der göttlichen Vorſehung (l'action de la providence a été visible dans la révolution). Der eigentliche Hauptſatz dieſer Anſicht iſt der chriſtliche: la divinité punit pour régénerer. Und da es nach de Maiſtre nichts Zufälliges in der Welt giebt, und alles Böſe und jede Unordnung am Ende nur zum Guten und zur Ordnung wirken muß, ſo ſind ſelbſt die Gräuel und Schreckniſſe der Revolution nothwendige und von Gott anerkannte Momente. Daher erblickt de Maiſtre ſelbſt in Robespierre ein auserleſenes Werkzeug der Rettung: qu'on y réflechisse bien, on verra que le mouvement révolutionnaire une fois établi, la France et la monarchie ne pouvait être sauvées que par le Jacobinisme . . . Le génie infernal de Robespierre pouvait seul opérer ce prodige. Es iſt eine ſehr bemerkenswerthe Thatſache, daß gerade von dieſen katholiſchen Politikern, als deren Haupt de Maiſtre angeſehen werden kann, dieſe unbefangene welthiſtoriſche Auffaſſung des Revolutionsprincips ausgegangen war. Indeß hatte de Maiſtre um jene Zeit ſein ſtarr katholiſches Staatsgebäude, das er ſpäter in ſeiner bekannten Theorie vom Papſte (du pape, Lyon 1819) aufführte, noch nicht erſonnen. Vielmehr hatten ihn die großen politiſchen und moraliſchen Erſchütterungen ſeiner Zeit zu dem Gedanken bewegt, daß eine neue Offenbarung auch in der Religion bevorſtehen könne, und entweder eine neue Religion oder eine Erneuerung des Chriſtenthums in einer ganz außerordentlichen Weiſe, von der Zukunft zu erwarten ſei. Es heißt in den Considérations (p. 66): „Lorsque je considère l'affaiblissement général des principes moraux, la divergence

des opinions, l'ébranlement des souverainetés qui manquent de base, l'immensité de nos besoins et l'inanité de nos moyens, il me semble que tout vrai philosophe doit opter entre ces deux hypothèses, ou qu'il va se former une nouvelle religion ou que le Christianisme sera rajeuni de quelque manière extraordinaire." — Seitdem hat dieser Gedanke einer neuen Religion sowohl wie einer besseren Erneuerung und Verjüngung des Christenthums, wie sehr auch de Maistre selbst wieder von ihm abgefallen, nicht aufgehört, in Frankreich wie in Deutschland die Gemüther zu beschäftigen, aufzuregen und zu den verschiedenartigsten Speculationen zu treiben. Es ist aber noch weniger hervorgehoben, wie dieser Gedanke, der Vater des Saint-Simonismus, Fourierismus und der andern socialen Phänomene, sich zuerst unter den Einflüssen der politischen Revolution ins Bewußtsein gebracht hat, und zwar in einer so bestimmten Form, wie ihn de Maistre ausgesprochen. Dieser aber blieb seiner eigenen Prophezeiung von der Zukunft keineswegs treu zugewandt. Er endigte vielmehr damit, einen in den Ideen der Vergangenheit wurzelnden theokratischen Staat zu construiren, der gewissermaßen auf die Lehre von der Erbsünde sich begründete. Denn bei der allgemeinen Schwäche, Verderbtheit und Unzulänglichkeit des menschlichen Geschlechts ist der Staat, welcher die Menschen am strengsten in Zucht und Buße nimmt, der beste und vollkommenste, seinem Begriff gemäßeste. Der wahre Begriff des Staats ist aber die Infallibilität, auf welche die von Gott eingesetzten Regierungen ihren Völkern gegenüber sich zu stützen haben. Ueber beiden aber, den Regierungen und den Völkern, steht der Papst, welcher, als das allerinfallibelste Wesen, den höchsten und letz-

ten Grund der Infallibilität der Regierungen in sich darstellt, und darum als der oberste Schiedsrichter der ganzen Christenheit anzuerkennen ist. — In diesem Zusammenhange dürfte auch noch de Bonald anzuführen sein, der in einem logischen Schematismus hierarchische und absolutistische Ansichten zu begründen suchte, und ein ausschließliches katholisches Staatssystem geschaffen zu haben behauptete. Man kann ihm nicht ableugnen, daß er mit Geist und selbst mit Genialität die revolutionnairen Ideen zu bekämpfen gesucht, aber was er an deren Stelle setzte, war doch nur ein todter Autoritätsglauben, der bewegungslos in sich selbst verdumpfen mußte.

Diesen Bestrebungen der religiösen Reaction gegen den Revolutionsgeist müssen wir auch schließlich noch den Namen Bernardin de Saint-Pierre anreihen, der hier um so weniger vergessen werden darf, als er eine so außerordentliche populaire Wirkung in Frankreich hatte. Seine Schriften, besonders Paul und Virginie, sind auch in Deutschland fast allgemein gelesen, und haben ihren eigenthümlichen Zauber über die Gemüther verbreitet. Dieser gottselige Träumer, der ein unwiderstehliches Darstellungstalent besessen, suchte der Religion durch Betrachtung der Natur eine neue Stütze in seiner Zeit zu geben. Er hatte nicht die tiefe Kraft der Mystik, wie Saint-Martin, noch war es seine Sache, mit philosophisch-politischen Theorien und logischen Constructionen, wie de Maistre und de Bonald, sich einzulassen und dadurch auf eine bestimmte kirchliche Gestaltung hinzuwirken. Am meisten ist die Richtung Bernardin's mit dem ästhetisch-sentimentalen Christenthum Chateaubriand's zu vergleichen, in welchem auch der Naturbetrachtung keine unwesentliche Rolle zugetheilt ist. Aber so mächtig begabt, wie Chateaubriand, war Bernardin

de Saint-Pierre nicht, und seine Wirkungen verbleiben mehr in dem beschränkten Kreise der Naturidyllik, die er freilich zu den höchsten Zwecken zu benutzen strebte. Dem Unglauben seiner Zeit an Gott setzte er den in der Natur sichtbar gewordenen Gott entgegen, der denn in diesen Naturmalereien, in diesen Schilderungen ländlicher Sitte und Unschuld und eines aller Civilisation überlegenen Naturzustandes, oft auf sehr künstliche Weise, aber doch immer mit der schönen Innerlichkeit eines poetischen Gemüths, gefeiert und offenbar gemacht wird. Die Rousseau'schen Naturideale gingen in diesem Schriftsteller auf die sanfteste und gewissermaßen orthodoxeste Weise in Fleisch und Blut über. Dagegen wird alles Mangelhafte in der Welt nur den menschlichen Einrichtungen und Ueberlieferungen beigemessen, und dem Civilisationszustande die abschreckendsten Dinge nachgesagt. Es ist dies ein Standpunct des subjectiven Idealismus, welchen unser Schiller in den bekannten Versen: „Die Welt ist vollkommen überall, Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual," ausgedrückt hat. Dieser Standpunct läßt eigentlich den Aufenthalt auf einer wüsten Insel oder das Leben Robinson Crusoe's als das höchste Ideal eines menschlichen Zustandes erscheinen, und wirklich betreffen wir auch Bernardin de Saint-Pierre selbst in seinem eigenen Leben vielfältig auf solchen abenteuerlichen Gelüsten. Daß Napoleon diesen Autor vorzugsweise liebte war zu einer gewissen Zeit begreiflich, wo der große Kaiser Alles liebte und unterstützte, was dem aufgeregten Zustand der französischen Nation wieder die Basis einer moralisch-religiösen Rechtgläubigkeit zurückgeben konnte. Es war dies das Stadium, auf welchem die Despotie immer gern mit der Orthodoxie Verbindungen anknüpft. In Bernardin de Saint-Pierre aber war

ein Element, dem man gerade nach den wüſten und ſchrecklichen Eindrücken der Revolution ſein Gemüth ſchwer entziehen mochte, denn wer folgte ihm nicht gern aus der wie mit einem Fluch beladenen, dunkeln und verworrenen Wirklichkeit auf die ſonnigen und grünen Höhen ſeiner Dichtung, wo in den Gräſern der Athem Gottes weht.

Fünfte Vorleſung.

Deutſchland. Rückwirkung der Verhältniſſe von 1806—1813 auf das geiſtige Nationalleben. Die öffentlichen Verhältniſſe in Deutſchland und ihre Opfer. Georg Forſter. Graf Schlabrendorf. Heinrich v. Kleiſt. Reactionäre und katholiſche Tendenzen. Friedrich Schlegel's Uebertritt. A. W. Schlegel's Proteſtantismus. Tieck. Zacharias Werner. Hofmann. Brentano. Achim v. Arnim. Görres. Der Tugendbund. Schleiermacher. Niebuhr. Schmalz. Gentz. Adam Müller. E. M. Arndt. Die nationale Erhebung Deutſchlands. Die Poeſie der Befreiungskriege. Körner. Stägemann. Schenkendorf. Fouqué. Uhland. Freimund Raimar. (Rückert.) Einzeln ſtehende Richtungen und Autoren.

In den Rückwirkungen der franzöſiſchen Revolution auf Deutſchland zeigt ſich ein vielfach ſchillerndes und getrübtes Bild des deutſchen Nationalzuſtandes. Die Begeiſterung für dieſe großen erſchütternden Begebenheiten wechſelte mit dem entſchiedenſten Abwenden von ihnen, und während die Einen noch die göttliche Beſtimmung der Geſchichte darin erkennen wollten, fanden ſich die Andern, in dem ſie anwandelnden Grauſen vor den Wendungen der Revolution, ſchon wieder bereit, die einheimiſche Beſchränkung im knappſten Maßſtabe jeder weltgeſchichtlichen Bewegung vorzuziehen. Dieſe zwieſpältigen

Stimmungen, welche alle Kreiſe des Lebens berührten, drückten ſich namentlich auch in den deutſchen Dichtern und Schriftſtellern aus, und viele wurden mit ſich ſelbſt uneins und zerworfen.

Mit der Zerſprengung der äußern und öffentlichen Nationalverhältniſſe in Deutſchland, mit der Errichtung des Rheinbundes, mit den Schlachten bei Ulm, Auſterlitz und Jena, war auch in das innere Leben der Deutſchen eine Zerfahrenheit und Gebrochenheit eingetreten, welche alle geiſtigen Bewegungen dieſes Zeitraums auf dem düſterſten Grunde erſcheinen läßt. Die Entwicklung der Ereigniſſe von der Revolution bis zu den Wiener Tractaten, die Coalitionen der europäiſchen Mächte gegen Frankreich, die Eroberungen Napoleons, welche nicht nur die Ländergebiete, ſondern auch die Nationalitäten und Inſtitutionen durcheinanderſchüttelten, endlich der Widerſtand zu dem das moderne Völkerthum gegen eine Univerſalherrſchaft im altgeſchichtlichen Sinne ſich herausgefordert fühlen mußte, und wobei namentlich die nationale Kraft der Deutſchen ſich auf einem Punct lebendig zu concentriren hatte, alle dieſe Anforderungen der öffentlichen Geſchichte an das Bewußtſein erzeugten die verſchiedenartigſten Richtungen unter den ſtrebenden Geiſtern. Wenige haben ſich in ſolcher Zeit eine ungetrübte Stellung, eine feſte Haltung des Charakters bewahren können. Diejenigen, welche nach einer wahrhaft geſchichtlichen Erlöſung des Vaterlandes und der Zeit von ganzem Herzen trachteten, mußten ſich in ihrem eigenſten Lebensbewußtſein gelähmt finden und vergingen in der Stickluft der Verhältniſſe, die beſonders ſeit dem unglücklichen Jahre 1806 keinen Ausweg für eine geſunde Thatkraft mehr offen zu laſſen ſchienen, wie es dem edlen Dichter Heinrich von Kleiſt geſchah. Andere, nicht minder Begabte, das Märtyrerſchickſal ſcheuend, ſich von den

öffentlichen Verhältnissen zerreiben zu lassen, suchten ihre Person zu retten, und ließen sich deshalb mit den Ereignissen in eine gefährliche, oft sehr zweideutige Dialektik ein, welches die erste Quelle der katholisch reactionnairen Tendenzen in der deutschen Literatur wurde. Es ist dies die Seite der Convertiten, politischen Ueberläufer und theuer bezahlten Staatsprotokollisten, welche wir hier bezeichnen wollen. Die Ausläufe und Entartungen der romantischen Schule erblicken wir zum Theil auf dieser Seite, und lernen hier überhaupt eine zweite Gruppe der deutschen Romantiker in einer neuen Beleuchtung und mit manchem Zuwachs kennen. Unberührt und ungebeugt von den Schwankungen dieser Zeit sehen wir fast nur Göthe dastehen, aber es gelang ihm nur deshalb, die öffentlichen Einflüsse von seinem ruhigen Bildungsgange abzuhalten, weil er ihre historische Allmacht anzuerkennen sich weigerte. Wenn man es ihm einerseits vielfach zum Vorwurf gemacht hat, daß er in der Revolution und ihren Folgeereignissen die waltende Idee der Geschichte nicht begriffen, sondern nur menschliche Verknüpfungen und Berechnungen darin ersah, so wußte er sich auch andererseits wieder in dieser seiner Gleichgültigkeit und Unerschütterlichkeit nach seiner Art mit Würde zu verhalten. Machte ihn die Geschichte nicht größer als er war, so machte sie ihn auch wieder nicht kleiner, wie es so vielen andern erging. Die zwiespältige Dialektik des Zeitalters, welche die Gegensätze gegen einander herausforderte, ließ ihn unangefochten in seinen innersten Entwickelungen, und er blieb gesund bei den Schwankungen, an welchen alle mehr oder weniger erkrankten. Es ist dies der Egoismus einer großen Natur, die nichts brauchen kann, als was sie in sich selbst verarbeitet und überwunden. In der Gewalt der historischen Ereignisse hätte Göthe ein Höheres über aller Indivi-

dualität erkennen müssen, aber ihm lag mehr daran, die Unumschränktheit der Individualität aufrecht zu erhalten, in welcher die Höhe seiner künstlerischen Herausbildung lag.

Unter allen Deutschen der damaligen Zeit hatte wohl Georg Forster den Gedanken der Revolution mit dem tiefsten historischen Bewußtsein ergriffen, und wir müssen ihn unter denen, welche daran vergangen sind und eine hohe Begabung in diesem Conflict zerschellen ließen, zuerst anführen. Was das weiche Herz der Dichter, wie Klopstock und Wieland, nach kurzer Schwärmerei von der Revolution wieder zurückgeschreckt hatte, das konnte eine hartgestählte, für das praktische Weltleben geschaffene Natur, wie Georg Forster, nicht irre machen. Auf großen Weltplätzen Europa's, wie London und Petersburg, in seiner Jugend gebildet, dann auf seiner Reise um die Welt die mannigfachsten Betrachtungen und Erfahrungen gewinnend, schon im Jahre 1777 in den bedeutendsten Verbindungen zu Paris anwesend, hatte er Gelegenheit genug gehabt, den höheren Weltsinn in sich auszubilden und das beschränkungsluftige deutsche Naturell zur Aufnahme eines geschichtlichen Lebens, im Großen und aus dem Vollen, zu erweitern. Nach Deutschland zurückgekehrt und wie ein anderer solider Mann von Professur und Bibliothekarstelle in Mainz lebend, konnte er doch seinem Schicksal nicht entgehen, das ihn mitten in die Revolution hineintreiben und dort die Tiefe des deutschen Urtheils mit den rollenden Ereignissen selbst in eine unmittelbare Verbindung bringen wollte. Er ward einer der Abgesandten der Mainzer an den Convent in Paris, welcher die Einverleibung dieser leidenschaftlich aufgeregten Stadt an Frankreich betreiben sollte. Bald rissen ihn aber die Wogen der Revolution noch mehr zu persönlichem und thatsächlichem Antheil fort, aber wie sehr er sich auch mitten in die Ereignisse

hineinstürzte, so verlor er doch nie die Besinnung und das Bewußtsein über dieselben, und das giebt gerade dem Standpunkt Forster's in der Revolution diese merkwürdige Bedeutung. Forster zeigte eben im Wirbel der Ereignisse, denen er anheimgefallen war, das große staatsmännische Genie, das ihm innewohnte und welches ihm, während er mit Feuerkraft an der äußern Bewegung der Dinge sich betheiligte, den kalten Ueberblick, die Ruhe, in sich selbst still zu halten und in das Geschehende das innere Maß des Gedankens hineinzubringen, vergönnte. Wie sehr ist es zu beklagen, daß das Leben eines solchen Mannes, welches auf eine große Ganzheit angelegt war, nur ein Bruchstück bleiben sollte, verloren gehende Trümmer eines Daseins, das im deutschen Naturell die seltenste Vereinigung des politischen Talents mit der philosophischen Innerlichkeit hätte darstellen können. Forster's Schriften und Briefe, welche letzteren seine geschiedene Gattin, die bekannte Therese Huber, herausgegeben, enthalten die schärfsten und eindringendsten Bezeichnungen der Verhältnisse, an welchen er lebendig mitwirkte, und in einer Darstellung und Sprache, deren Klarheit, Abrundung und feine Vollendung nicht genugsam anzuerkennen sind. Die weltmännische Freiheit, ein leichtes Sichdehnen und Sichbewegen, bei allem Maßhalten, zeichnet auch seinen Stil aus. Aber alle diese Vorzüge konnten in Deutschland keine Stätte finden, und für Frankreich waren sie nicht thatmächtig genug, um dort zu zählen, weshalb er denn zu denen geworfen wurde, welche die Revolution spurlos verschlang. Wurde aber Forster lange in Deutschland verkannt und gehöhnt, so ist es um so mehr Pflicht, ihn in seinen Verdiensten und seiner ausgezeichneten Begabung im Gedächtniß zu behalten. Schon durch seine Reise um die Welt unter Cook hatte er zu den Erweiterungen beigetragen, welche

das Weltbewußtsein auch in Deutschland durch jene Unternehmungen erhielt. Er war überhaupt eine tüchtige, gesunde, kraftvolle Natur, Vorurtheilen jeder Art überlegen und in allen Dingen auf die Oeffnung und Ausbreitung des deutschen Horizonts bedacht. Voll von praktischer Kraft, durchdringender Einsicht, thatsächlichem Geschick, mußte er dennoch verloren gehen. —

Eine deutsche Gestalt inmitten der Stürme der französischen Revolution, ist hier auch der Graf Schlabrendorf, der einen bedeutenden geistigen Antheil an den Ereignissen hatte, zu erwähnen. Man kann Schlabrendorf ein beobachtendes Genie nennen, denn auf die Betrachtung der Dinge sich scheinbar beschränkend, übte er durch die Macht des Gedankens zugleich die entschiedenste Rückwirkung auf das Geschehende selber aus. Er war der deutsche Einsiedler in Paris, der aber in seiner philosophischen Klause, welche er daselbst aufgeschlagen, die wichtigsten Männer des Tages zu Gespräch und Berathung um sich versammelte. Seine sibyllinischen Aussprüche, die er hier im Stillen that, drangen mitten in das Herz der Ereignisse ein, und wurden draußen, wo Andere sie anwandten und benutzten, oft von der wesentlichsten, thatsächlichen Wirkung. Varnhagen von Ense hat in seiner meisterhaften Skizze, die er von Schlabrendorf gegeben, schon durch den Titel: „Graf Schlabrendorf, amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm," diesen außerordentlichen Charakter und sein Wirken sehr treffend bezeichnet. Für manche historische Verhältnisse und Charaktere jener Zeit hat Schlabrendorf Gedankenbezeichnungen gefunden, die blitzartig die tiefinnersten Zusammenhänge erhellen und als Momente der Geschichtserkenntniß festgehalten werden müssen. So hat er zur innern und äußern Geschichte Napoleons die wichtigsten

Beiträge geliefert. Aber auch an ihm muß die Wehmuth über Zerstückelung so gewaltiger Lebenskräfte ausbrechen. Auf der Höhe des überlegensten Gedankenstandpuncts, zugleich eine glänzende Herrschaft über die Sprache behauptend, die innere Ruhe des Einsiedlers, die Unabhängigkeit des Sonderlings mit den kühnsten in den Gang der Ereignisse einschneidenden Combinationen und mit staatsmännischem Takt vereinigend, stellte er noch diejenige Größe, auf welche ihm die Natur das Anrecht gegeben, nur in gebrochenen Lichtstrahlen dar. Der Einfluß seiner genialen Bethätigungsweise reichte weit, und wandte sich auch zur Zeit des beginnenden deutschen Befreiungskampfes seinem preußischen Vaterlande zu, dem er, obwohl in Paris zurückgehalten, aus der Ferne den bedeutendsten Antheil bewies. Aber es war dies Alles nicht diejenige volle Entfaltung, nicht diejenige Befriedigung im Ganzen und Großen, zu der es eine so mächtige Anlage für sich, wie für die Welt hätte bringen müssen. Es war wieder das Mißgeschick der deutschen Naturen, die beständig mit ihrer Bestimmung zerfallen müssen, wo es sich um eine äußerliche Darlegung derselben im öffentlichen Staatsleben, um ein dem innern Drang zu bereitendes thatsächliches Genüge, handelt. So bleibt uns auch vom Grafen von Schlabrendorf, wie glänzend ausgerüstet er war für ein öffentliches Wirken, doch nur der Eindruck einer verkümmerten und zerbröckelten Gestalt zurück.

Gerade in solchen Zeiten, wo die aufgeregten und gespannten Zustände zu ihrer Lösung bedeutender persönlicher Kräfte bedürfen, ist in Deutschland der Untergang der Begabtesten am häufigsten gewesen. Diese Betrachtung führt uns jetzt zunächst auf Heinrich von Kleist, welchen wir in mancher Beziehung den politischen Werther seiner Zeit nennen möchten. Er besaß hohe und eigenthümliche Dichtergaben und

vielleicht mehr urſprüngliches ſchaffendes Talent, als ſämmtliche Romantiker, zu denen er ſich theils unabhängig, theils in unwillkürlicher Verwandtſchaft mit manchen einzelnen Richtungen des romantiſchen Geiſtes, verhielt. Das hauptſächlichſte Pathos Kleiſt's war aber das Vaterland, deſſen Erniedrigung ſeit den Ereigniſſen von 1806 er ſo tief in ſein Gemüth geſchloſſen hatte, daß er ſich daran verzehren mußte. Seine Vaterlandsliebe war eine um ſo leidenſchaftlichere und heftigere, als dieſe Braut, die er ſich erkoren und an welche er ſein ganzes ungeſtümes Herz hingegeben, eine unglückliche war. Die Zerſpaltung ſeines Gemüths, welche eine Folge dieſer Verhältniſſe ſein mußte, trieb ihn zu verſchiedenartigen Auswegen im Leben, wie in der Production, die ihn aber alle wieder auf den einen Punct eines unlösbaren Schmerzes zurückbrachten. Wie Werther, ſo ſuchte auch Kleiſt die unmittelbare lebendige Natur, um perſönliche Linderung in der Freiheit des Alls, in dieſer von aller menſchlichen Qual und Zerworfenheit unberührten Objectivität, zu finden. Kleiſt trug ſich einmal mit dem Gedanken, ganz in den alten patriarchaliſchen Zuſtand des Naturlebens zurückzukehren, den Acker zu pflügen, und in dieſer friedlichen Umgränzung, durch welche keine Civiliſationszerwürfniſſe mehr hindurchdringen ſollten, mit den Wäldern und Feldern alt und geſund zu werden. Dort hoffte er auch die modernen Völkerverhältniſſe und die Schmach ſeiner Nation, die formlos und rechtlos geworden war, zu vergeſſen. Anſtalten zur Ausführung dieſes Plans waren gemacht, aber es blieb dabei, denn ſolche Schmerzen, wie Kleiſt ſie in ſich trug, würden ſich auch in der Hingebung an den Naturfrieden nicht haben beſchwichtigen laſſen. Merkwürdig iſt aber dieſer Zug zur Natur, welchen wir früher bei franzöſiſchen Geiſtern aus den Zerfallenheiten der Revolution entſtehen ſa-

hen, und der auch in Kleist bei dem politischen Zusammensturz seines Vaterlandes rege wurde. Seine dichterischen Productionen, wie mächtig und thatkräftig auch Vieles darin ist, waren auch größtentheils mehr Beschwichtigungen seiner innern großen Mißstimmung, als daß er sich voll und frei darin ausgeströmt und diejenige Befreiung seiner selbst darin gefunden hätte, welche der Segen einer künstlerischen Schöpfung zu sein pflegt. Wenn man an das innerlich tiefbewegte, subjective Leben Kleist's denkt, wie es uns Tieck in den Nachrichten vor des Dichters gesammelten Werken erzählt hat, so ist es zum Erschrecken, welche Kälte, welche starre Plastik sich in seinen Dichtungen selbst zeigt, wie alle Linderung des eigenen Innern durch subjectiven Erguß zurückgedrängt ist und der Dichter sich fast gewaltsam an die Bilder und Formen der Welt hingiebt, um in seinem Product sich selbst zu vergessen. Ein außerordentlicher Reichthum an Erfindung in Stoff und Anlage belebt seine Erzählungen; aber das, was an ihnen als objective Ruhe erscheint, ist nicht die behagliche göttliche Ruhe des Künstlers, der in Harmonie mit sich und dem Leben, und aus einer gesicherten Subjectivität heraus producirt. Diese Ruhe, welche in den Novellen zu dem düstern und unheimlichen Colorit derselben Vieles beiträgt, erscheint an dem Dichter wie ein gleichgültiges Aufgeben seiner selbst, er versenkt sich rastlos in die Bilder einer ihm äußerlichen Welt, unter deren bunter Hülle er den eigenen Schmerz innerlich verbluten läßt. Daher in Kleist's Novellen die Ueberdrängtheit des Stoffs, das unruhige und unermüdliche Herbeiziehen immer neuer Gestalten und Verhältnisse, die mit kaltem Fleiß, mit einer arbeitsamen Plastik durchgebildet und hingestellt erscheinen. Hier verräth sich schon im Dichten der Lebensüberdruß, welcher nachher den Dichter selbst überwältigte. Es ist dies ein verschlos-

senes Brüten über den Formen des Lebens, wo der Geist sich hinter die Form versteckt hat, um vor sich selber Ruhe zu haben. Dabei kommt es doch zu so großartigen Gemälden, wie Michael Kohlhaas ohne Zweifel eines ist, wo freilich der Stoff selbst mit dieser zurückhaltenden, düster umschlossenen, und nur hier und da unheimlich aufflackernden Behandlung übereinstimmt. Daß Kleist in seinen Productionen es nicht über sich gewinnen mochte, sein eigenstes subjectives Gefühl aus dieser dunklen Verschlossenheit zu entlassen, sieht man auch in seiner Lyrik, die freilich nur in wenigen Bruchstücken besteht, welche man hinter der Tieck'schen Ausgabe von Kleist's Schriften gesammelt findet. Aber diese Gedichte spiegeln gerade in ihrer Einsylbigkeit, mit der sie die Empfindungen mehr verhalten, als ausdrücken, den innern Zustand des Dichters am grellsten ab. In seinen Dramen nahm Heinrich von Kleist die gewaltigsten Anläufe zu Gestaltung und Charakteristik, und zu dieser Kunstform scheint ihn auch seine eigenste Begabung am meisten getrieben zu haben. Die „Familie Schroffenstein" hat zu viele äußerliche Herbheiten, um gewinnen zu können. Seine „Penthesilea" ist reich an barocken Widersprüchen und absichtlich gemischten Contrasten, denen sich aber der Dichter mit sichtbarer Lust an dem Fremdartigen und Ungewöhnlichen, das er zu zeichnen unternahm, hingegeben. Eine harmonische, im Gedanken und in der Ausführung übereinstimmende Darstellung gelang ihm im „Käthchen von Heilbronn", in welchem er alle süße Innigkeit und Zartheit, welche seiner Dichterseele auf ihrem verborgensten Grunde innewohnen mochte, ausgehaucht hat. Dies Stück ist eins der besten deutschen Dramen, welche unsere Literatur aufzuweisen hat, indem es die Anforderungen ächter dramatischer Poesie mit den Theaterbedürfnissen in Eins zu gestalten vermocht hat. Der Anlage nach steht

der „Prinz von Homburg“ vielleicht bedeutender da, denn hier tritt uns ein höherer dramatischer Stil und eine großartigere Haltung der Charakteristik entgegen, aber in der Ausführung haben sich dem Dichter unversehens fremdartige Elemente hineingeschoben, welche die Einheit stören. In dem Somnambulen und Visionnairen, das im Käthchen von Heilbronn weniger den Eindruck beeinträchtigt, im Prinzen von Homburg aber den Stil der Darstellung verdirbt, hat Kleist seinen Tribut auch an die Verirrungen der Romantik abgetragen. Doch zeigen beide Stücke auch den gesunden romantischen Geist ächt deutscher Dichtung auf, welchen productiv und wahrhaft plastisch zu gestalten, in dieser Zeit der Literatur kein Anderer so sehr wie Heinrich von Kleist berufen war. Er wäre überhaupt, unter weniger hindernden Verhältnissen, und wenn ihn die Erhebung des deutschen Vaterlandes dazu begeistert hätte, der wahrhaft nationale Theaterdichter Deutschlands geworden, denn der vaterländische Stoff galt ihm als das Höchste der Dichtung, und in seinem Sinn, ihn zu behandeln, lag vorherrschend die Richtung auf das Freie, Thatkräftige, das nationale Bewußtsein Erweckende. So aber, wie die deutschen Dinge damals standen, konnte er nur aus seinem Schmerz, seinem Zorn und seinem Spott eine nationale deutsche Dichtung zusammenweben, wie wir sie denn in seiner „Hermannsschlacht“ in der That von ihm erhalten haben. In diesem merkwürdigen Drama hat sich Heinrich von Kleist gewissermaßen sein politisches Testament geschrieben, denn hier hat er die historische, moralische und rechtliche Verfinsterung seiner eigenen Zeit gemalt und in großen Zügen denjenigen Verfall angedeutet, aus welchem er sich selbst ein Recht herleiten mußte, zu verzweifeln und zu sterben. Die Hermannsschlacht ist ein politisches Strafgedicht von der erhabensten Bedeutung, indeß die

Genugthuung, welche sich der Dichter darin gegeben, konnte ihn nicht mit der Wirklichkeit versöhnen. Der im Jahr 1809 ausbrechende Krieg zwischen Frankreich und Oestreich, der im letzteren Lande sich offenbarende Aufschwung des Volkes, erfüllten ihn einen Augenblick lang mit neuen Lebenshoffnungen, welche sich eben durch den Wiener Frieden im selben Jahre wieder zerstört sehen mußten. Das Jahr 1811, dieser Zustand der vollkommenen Trostlosigkeit und Abspannung, ließ auch Kleist von seiner eigenen Hand fallen, indem er einem Todesverlangen Gehör gab, das sonst schwerlich die Kraft gehabt hätte ihn niederzuwerfen. Die Natur hatte ihn von Haus aus sehr gesund und keineswegs einseitig begabt. Dies zeigt sich darin, daß sie ihm zugleich mit dem hohen tragischen Pathos seiner Seele auch Humor und Ironie verliehen, wie er denn diese Eigenschaften gerade noch in einem seiner letzten Stücke, dem Lustspiel „der zerbrochene Krug," fast überschwänglich dargethan. —

Heinrich von Kleist's Tod war doch mehr ein körperliches Erliegen, welches zugleich ein Befreien seines sich selbst treu gebliebenen Geistes gewesen, und manche seiner Zeitgenossen, welche mit ihrem Geist und ihrer Gesinnung dieser Periode erlagen, hätten ihn darum zu beneiden gehabt. Wir wollen unter den Sinnesänderungen und Geistesschwankungen, welche aus dieser Zeit hervorgingen, zuerst den Uebertritt Friedrich Schlegel's zum Katholizismus anführen, der schon im Jahre 1805 thatsächlich erfolgte, und allmählig durch seine Rückwirkung auf die neuen literarischen Bestrebungen, indem die Romantik sich jetzt mit der Reaction vermählen mußte, bedeutend genug sich entwickelte. Hauptsächlich durch Friedrich Schlegel begann nun diejenige katholisch-literarische Geistesrichtung sich auszubreiten, die auf dem Gebiete der

Wissenschaft und Kunst, wie im Leben selber, nur Verwirrung und Verkümmerung anzurichten vermocht hat. Fragen wir aber, wie Friedrich Schlegel, dieser ursprünglich mit Geistesstärke und großem historischen Sinn ausgerüstete Mann, solche Umwandelungen erleiden konnte, so müssen wir eine Ratlosigkeit seines Geistes und seiner Thatkraft annehmen, die ihn mitten in seiner Laufbahn, nachdem die Richtungen der Epoche umgelebt und die Vermischung der Antike mit der Romantik im Klarlos mißglückt war, befiehlt. Auf dieser unsichern Lebensstufe finden wir ihn während seines Aufenthalts in Paris, wohin er sich im Jahre **1803** mit seiner nachmaligen Gattin Dorothea, geborner Mendelssohn, einer geistreichen Jüdin, die ihm aus Berlin gefolgt war, begeben. Er brachte die Jahre **1803** und **1804** in einem sichtlichen Umhersuchen nach neuen Richtungen und Beschäftigungen in der französischen Hauptstadt zu, deren großes historisches Weltgetriebe ihn jedoch mehr auf sich selbst und sein Innerstes zurückdrangte, als daß es ihn durch eine gesunde Ableitung auf die äußern Thatsachen der Geschichte von diesem Insichkränkeln befreit hatte. Wir sehen hier wieder einen bedeutenden Deutschen in Paris, der aber seiner schweren deutschen Natur gar nichts vergeben mochte und konnte, und deshalb weit entfernt davon blieb, dort eine Stellung wie Schlabrendorf, oder einen Antheil an den Ereignissen wie Georg Forster, zu nehmen. Zu einer Hingebung an einen Charakter wie Napoleon konnte er sich innerlich nicht überwinden, und äußerlich war er nicht angesehen und berühmt genug, um, wie so manche andere ausländische Notabilität, in dem Glanzkreise des großen Gewalthabers eine Stelle zu finden. Kotzebue tanzte dem Romantiker auch in dieser Beziehung mit Meistersprüngen vor der Nase herum. Zu einer geistigen Opposition aber gegen Napoleon,

wie ſie Schlabrendorf unterhielt, fehlte ihm der friſche Geiſtesmuth und der praktiſche Lebenswitz gleicherweiſe. Für Friedrich Schlegel ging die Bewegungslinie von Paris aus nur nach Wien, und dies mußte dann zugleich eine retrograde Bewegung ſein. Den deutſchen Schriftſtellern jener Zeit ſind drei große Hauptſtädte, Paris, Wien und Berlin, von der weſentlichſten Bedeutung, und wir ſehen alle bedeutendern Geiſter mehr oder weniger nach dieſen Richtungen hin angezogen. Unmittelbar nach Zerſprengung des literariſchen und philoſophiſchen Kreiſes in Jena hatte ſchon Berlin begonnen, der Mittelpunct der Literatur zu werden. Schon Fichte, nachdem er wegen der ihm erhobenen Anſchuldigung des Atheismus Jena verlaſſen, hatte ſeinen Weg zuerſt nach Berlin genommen und war dort ſogar von oben her begünſtigt worden. Berlin, dieſe wunderſame Stadt, in welcher ſich von jeher die Gegenſätze angezogen und herausgefordert haben, hatte auch mehrere der Romantiker ſelbſt zur Welt gebracht, die denn auch, der rationaliſtiſchen Aufklärerei zum Trotz, gegen welche ſie zu kämpfen berufen waren, hier eine Zeitlang ihr Hauptquartier aufſchlugen. Tieck war in Berlin geboren, ebenſo ſeine Freunde und Genoſſen Wackenroder, Bernhardi, Wilhelm von Schütz, auch Adam Müller, von dem wir ſpäter zu ſprechen haben. Auguſt Wilhelm Schlegel hielt 1802 literariſche und kunſtgeſchichtliche Vorleſungen in Berlin. Er und Friedrich Schlegel verbrachten hier abwechſelnd manche Zeit und verſtärkten den hier ſich zuſammen findenden Kreis ihrer Prinzipgenoſſen. Zacharias Werner, der dem Bunde der Romantiker ſchon aus der Ferne zugeſtrebt hatte und mit der neuen poetiſchen Richtung die Tendenzen der Freimaurerei und einer Art von religiöſer Geheimlehre zu verbinden trachtete, ward in Berlin zu einem Amt berufen. Bezeichnete Berlin damals den Concen-

trationsversuch eines neuen Geisteslebens, das sich in Jena nur erst in seinen einzelnen Richtungen angedeutet und in diesen daselbst wieder rasch zerstoben war, so erschien dagegen Paris als die historische Stadt der neuen Zeit, welche diejenigen deutschen Geister, in denen der weltgeschichtliche Sinn aufgegangen war, mächtig zu sich hinüberlockte. In dem Hinstreben nach Wien aber verrieth sich schon die Reaction, welche des neuen Geistes- und Geschichtslebens wieder mächtig zu werden und es in einem andern Gedankenkreise einzufangen suchte. Dies Hinstreben war ein Zurückstreben aus der Fortentwickelungslinie der neuen Geschichte in den mittelalterlichen Geistestypus, der die vor der Zeit man geworfenen Gemüther heimkehrend umfangen sollte. So sehen wir Friedrich Schlegel in Paris auf dem Wege nach Wien, wo auch Adam Müller, Friedrich Gentz, Zacharias Werner richtig anlangten.

Der Uebertritt Friedrich Schlegel's zum Katholizismus muß uns etwas ausführlicher beschäftigen, da wir daran gewissermaßen ein Musterbild dieser neu eintretenden, reactionairen Geistesbewegungen vor uns haben. Zweierlei war es, mit dem sich Schlegel in Paris in seinen Gedanken und Studien vorzugsweise beschäftigte, einmal die Kunst und namentlich die mittelalterliche Architektur, und dann die Sprache und Literatur der Indier. Das Studium des Sanskrit erschloß ihm eine neue Welt von Vorstellungen, die nicht an ihrem Stoff haften blieben, sondern auf eine merkwürdige Art sich seiner Subjectivität bemeisterten. Die indischen Büßer, mit ihren Martervorstellungen und beispiellosen Qualen, bemächtigten sich seiner Phantasie und bald auch seines Geistes, der das höchste Ideal eines wahren und durchdrungenen Gottesbewußtseins darin finden wollte. Schlegel erhielt hier ohne Zweifel den ersten Anstoß zu einer ascetischen Richtung, die in der

indiſchen Welt mit einer ſo coloſſalen Poeſie auftrit, und Alles, was das Chriſtenthum darin erzeugt hat, weit an Erſtaunlichkeiten aller Art überbietet. Dieſe indiſche Myſtik, die ſich nun mit chriſtlichen Ideen zu erfüllen hatte, wo ſollte ſie aber in der beſtehenden Wirklichkeit eine Form, und durch dieſe eine Verbindung mit dem Leben finden? Wo anders, als in dem großen Syſtem der katholiſchen Kirche, welches, indem es den Geiſt ſicher umſchließt, daß er nicht mehr durch gefährliche Selbſtbewegung aus ſeinem Frieden gerüttelt werden kann, zugleich der Phantaſie einen ſo freien und genußvollen Spielraum übrig läßt! Die Kirche und der Papſt drangen ſich dem Bewußtſein Schlegels allmählig als diejenigen Formen auf, in denen die ganze Weltlichkeit ihre geiſtige Concentration und ihr wahres Aufgehen in dem Gedanken Gottes gefunden. Perſönliche Anregungen durch rheiniſche Freunde traten hinzu, um die große und weltumfaſſende Idee, welche in Schlegel von der katholiſchen Kirche und dem Papſtthum plötzlich fertig geworden, zu einer äußern That zu treiben. Er verließ Paris, um in Cöln, Angeſichts eines der größten und poeſiereichſten Bauwerke, in welchem ſich die alte Idee der Kirche verherrlicht, ſeinen Uebertritt zum Katholizismus öffentlich zu begehen. Der Gedanke, auf dieſem neuen Wege einen Wirkungskreis zu finden, welchen er früher nirgend hatte erlangen können, lag dabei ohne Zweifel entſchieden in ihm ausgeſprochen. Doch ward Schlegel erſt mehrere Jahre ſpäter, 1809, in Wien angeſtellt und ſeitdem, durch das Vertrauen des Fürſten Metternich, in mehrfachen Dienſtangelegenheiten verwendet. Sein Charakter als Schriftſteller mußte demgemäß auch bald die weſentlichſten Veränderungen aufzeigen. Seine Anſicht der Geſchichte und der Philoſophie wurde davon zunächſt und am ſchärfſten betroffen, in ſeiner Behandlung der

Literatur aber verrieth ſich nur theilweiſe der nachtheilige und zu falſchen Beleuchtungen nothigende Ginnus. Als den allgemeinen Grundgedanken dieſer neuen Schlegel'ſchen Beſtrebungen können wir überhaupt den bezeichnen, eine vorzugsweis katholiſche Literatur zu begründen, in welcher Philoſophie, Geſchichte und Poeſie aus den Quellen der bibliſchen und chriſtlichen Tradition hergeleitet und auf dieſe zurückgeführt werden ſollten. Dieſer Grundgedanke aber war ein falſcher und unhaltbarer, da ſich eine ausſchließlich katholiſche Literatur in dieſem Sinne weder eigens begründen noch als jemals dagewesen behaupten ließ. Verderblich wurde dieſe Richtung, indem ſie gegen den Ausgang aller modernen Bildung und Wiſſenſchaft, gegen die Reformation, ſich kehren mußte, um ſich in ihren Conſequenzen zu verbreiten. Die legitimiſtiſche Conſtruction der Weltgeſchichte, zu welcher es Friedrich Schlegel mit allem Anſchein von philoſophiſchem Tiefſinn zu bringen ſuchte, ermangelte doch jeder philoſophiſchen und ſyſtematiſchen Begründung, und man blieb dabei über die weſentlichen Prinzipien ſelbſt, welche die Geſchichte bewegen ſollen, im Unklaren. Seine beiden Hauptwerke, in welchen ſich dies ſein neues Verhalten zu Geſchichte und Philoſophie in einer Art von wiſſenſchaftlichem Zuſammenhang dargelegt hat, ſind die „Philoſophie des Lebens" (Wien, 1827) und die „Philoſophie der Geſchichte" (Wien, 1828.) Obwohl dieſe der ſpäteſten und letzten Zeit ſeines Lebens angehören, ſo müſſen wir ſie doch hier in den Faden unſerer Betrachtung aufnehmen. Bei der Ueberlegenheit und Sicherheit, mit welcher ſich dieſe Vorſtellungen geben, bezeichnen ſie doch zugleich diejenige Ernüchterung des Geiſtes, welche als der Niederſchlag ſolcher Bewegungen, wie ſie Schlegel durchlebt, zurück zu bleiben pflegt. Nur ſelten ereignet ſich noch in ihm der poetiſche Aufſchwung,

welcher ihn ſonſt getragen, und die Glanzlichter ſeiner Phantaſie ſind faſt alle verblichen. Seine Philoſophie der Geſchichte iſt nach ſeiner eigenen Beſtimmung Religion der Geſchichte, in welcher die Thatſachen doch nur zu den Traditionen der chriſtlichen Kirche ſich in ein künſtliches Licht rücken laſſen müſſen und von dieſen überhaupt den Maaßſtab ihrer Gültigkeit oder Statthaftigkeit empfangen. In der Philoſophie des Lebens aber wollte Friedrich Schlegel, wie dort die in ihrem eigenen Geſetz frei ſich bewegende Geſchichte, ſo hier den ſich ſelbſt bewegenden philoſophiſchen Geiſt, der nach einer abſoluten Erkenntniß trachtet, vernichten. Dieſe Vorleſungen über die Philoſophie des Lebens, welche mit den oft angewandten Worten des Prinzen Hamlet beginnen: „es giebt viele Dinge im Himmel und auf Erden, von denen ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt," enthalten die erſte zuſammenhängende Polemik gegen die abſolute Begriffsphiloſophie der Zeit, doch von einem Standpunkt aus, der hier nicht ſiegreich werden konnte. Die Philoſophie des Lebens ſoll dann, zum Unterſchied von der Philoſophie der Schule, eine ſolche ſein, welche „das innere geiſtige Leben und zwar in ſeiner ganzen Fülle" zum Gegenſtand habe, indeß wollte ſich dieſe vague Beſtimmung doch nicht mit Erfolg in Kraft ſetzen laſſen. Das dialektiſche Begriffsſyſtem Hegel's muß denn hier ſchon den Vorwurf des Atheismus hören oder es wird vielmehr als „die höchſte und gewiß auch die letzte Stufe des wiſſenſchaftlichen Atheismus" preisgegeben. Das Weſen des Menſchen ſelbſt wird in dieſer Philoſophie des Lebens als ein dreifaches feſtgeſetzt, inſofern er aus Geiſt, Seele und Leib beſteht, und dieſes dreifache Prinzip wird dann die „einfache Grundlage der geſammten Philoſophie," und die Philoſophie, welche auf dieſem Prinzip beruht, iſt dann eben die „Philoſophie des Lebens." Die

weiteren Bestimmungen dieser Philosophie, welche sich selbst, dem Materialismus und Idealismus gegenüber, als Spiritualismus genannt hatte, können wir hier nicht angeben, doch darf ihre moralische Seite nicht unerwähnt bleiben, die auf eine merkwürdige Art daran hervorgetreten ist. In der Philosophie des Lebens gelangt die Ehe zu ihrer höchsten Verherrlichung und wird in ihrer Heiligkeit als die vollendetste Form des sittlichen Lebens anerkannt. Die sinnliche Weltanschauung in der Lucinde ist nunmehr der sittlichen Weltordnung gewichen, und so hat sich das Gleichgewicht, das in der früheren Poesie des Genusses in der Harmonie der Geistigkeit und Leiblichkeit, jedoch vergebens erstrebt wurde, zuguterletzt in der Philosophie des Lebens auf einer ganz gewöhnlichen moralischen Basis wieder hergestellt. —

Freier erhielt sich sein Bruder August Wilhelm Schlegel in seinen Richtungen, und er ist fast der Einzige aus jenem romantischen Kreise, welchen wir fern von jeder katholischen und reactionnairen Propaganda erblicken, obwohl auch er den Vorwurf, daß er Katholik geworden und einem mystisicistischen Geheimbunde sich zugewandt, nicht entgangen ist. Namentlich hat ihn Johann Heinrich Voß in seiner Anti-Symbolik dessen beschuldigt, wo er in seiner Weise von dem „Nachtsennenthum" spricht, als dessen „sündhafte Mitbündner" er vor Allen die Brüder Schlegel nahmhaft macht. August Wilhelm Schlegel hat sich eigentlich erst im Jahre 1828 gegen diesen Vorwurf vertheidigt, wo er in einem kleinen Büchlein seine „Berichtigung einiger Mißdeutungen" (Berlin) in dieser Angelegenheit herausgegeben, zunächst durch einen Artikel des Baron Eckstein in Paris, in dessen Zeitschrift Le Catholique, dazu veranlaßt. Eckstein hatte darin von den „bedeutenden protestantischen Intelligenzen" in Deutschland gesprochen, welche zum Katholizismus übergetreten waren, und

darunter Stolberg, Friedrich Schlegel, Werner, Adam Müller, Schelling, Tieck, Schlosser nahmhaft gemacht, von A. W. Schlegel aber behauptet, daß er de moitié catholique sei. August Wilhelm hebt in jener Rechtfertigungsschrift, welche in einem durchweg liberalen und protestantischen Geiste geschrieben ist, seine und seines Bruders rege nationale Wirksamkeit zur Zeit der Erniedrigung des deutschen Vaterlandes mit Recht hervor. Denn auch Friedrich Schlegel, als er schon Katholik geworden und in österreichische Dienste getreten war, erwarb sich, namentlich im Jahre 1809, die entschiedensten Verdienste um die Erhebung des deutschen Nationalgeistes, worauf auch beide Brüder selbst in ihren Verherrlichungen des deutschen Mittelalters, mit Bewußtsein hinzielten. Die Brüder Schlegel gehörten in dieser Zeit des Falles Deutschlands ohne Zweifel zu denjenigen Männern, welche eine deutsche nationale Freisinnigkeit der französischen Eroberungspolitik gegenüber zu erwecken trachteten. Wenn aber August Wilhelm Schlegel dabei in der That rein und frei von aller Verwirrung blieb, welche andere Geister in den Consequenzen ihres anfänglich treu gemeinten Beginnens gefangen nahm, so hatte er diesen Umstand auch seinem einfacheren, mit der Innerlichkeit der Richtungen weniger verwachsenen, überall auf unbefangene Wissenschaftlichkeit sich anweisenden Naturell zu danken. —

Von Ludwig Tieck's Uebertritt zur katholischen Kirche ist niemals etwas Bestimmtes bekannt geworden, doch scheint die Thatsache selber festzustehen. Nach den Ereignissen von 1806 entzieht sich überhaupt Tieck mehr und mehr der öffentlichen Aufmerksamkeit, bis er auf längere Zeit in der Literatur wie verschwunden ist. Ein irgendwie lebendiger Antheil an den nationalen Bewegungen Deutschlands läßt sich

von ihm nicht nachweisen. In seiner dichterischen Natur fing sich der Uebergang zu einer neuen Epoche zu bilden an, welche sich später in den Novellen als eine eigenthümliche Stufe seines Hervorbringungstalents entschied. Doch fällt in jene Zeit des Uebergangs und der Zwischenpause noch eine seiner anmuthigsten und formvollendetsten Productionen, nämlich der Fortunat, in welchem die meisterhaft gehaltene strenge dramatische Form, wie sie sonst diesem Dichter kaum gelungen ist, mit der märchenhaften epischen Breite des Stoffes und der bunten Leichtfertigkeit der Phantasie sonderbar contrastirt. Es war die abenteuerreiche Welt des Zufalls, in welche sich Tieck spielerisch während einer Zeit versenken konnte, wo es sich um Weltgeschicke und Völker-Existenzen im höchsten Sinne handelte.

Tieck fiel durch diese Absonderung, in welche er sich zu den öffentlichen Verhältnissen stellte, freilich nicht jenen Zerrissenheiten und Ausschweifungen anheim, durch die sich Andere gerade in diesem Zeitraum verflüchtigten und zerstörten, sondern er rettete sich, allerdings nur durch ein egoistisches Verhalten, den productiven Kern seiner Dichternatur. Diesen verpuffte im eigentlichsten Sinne des Wortes Zacharias Werner unter diesen zerreibenden Einflüssen der damaligen Weltlage. Er war von Haus aus ein gewaltig begabter Mensch, der aber durch seinen Lebensgang zeigte, wie die höchste Kraft in der tiefsten Schwäche endigen müsse. Das verzehrende Feuer, das ihn trieb, ließ sich bald wie erhabenes Sternenfeuer an, bald glich es dem tanzenden Irrwisch, der sich doch zuletzt im Sumpfe verlieren mußte. Zacharias Werner war ein Romantiker mit Leib und Seele, ein verzückter Thyrsusschwinger der Romantik, deren begeisterungsvollsten Schwung er ebenso sehr wie ihre größte Verwilderung in sich darstellte. Zum Bündniß mit der neuen Schule trieb ihn die

innere Verwandtſchaft und die hochgeſpannte Erwartung, welche er von einer Wirkung der Poeſie auf die allgemeinen Zeitverhältniſſe in ſich trug. Er hatte ſich eine Theodicee der Poeſie zurecht geträumt, in welcher die ganze Wirklichkeit gewiſſermaßen wie in lodernden Opferflammen aufgehen ſollte. Darum ſtrebte er dem geheimnißreichen Element der Dichtung zu, und er hätte gern einen poetiſchen Geheimdienſt gegründet, in welchem im Sinne der alten griechiſchen Myſterien ein religiöſer Cultus dem Innerlichſten aller Lebensbeziehungen eingeſetzt würde. Anknüpfungen dazu glaubte er in der romantiſchen Schule und ihren Beſtrebungen ſchon vorzufinden, obwohl er ſich ſehr bald, nach ſeiner erſten Begegnung mit den Romantikern in Berlin, getäuſcht fand und ihnen die eigentliche Weihe zu ſeinem Plan abſprechen mußte. Die Freimaurerei, welche er in einer idealiſchen Bedeutung erfaßt hatte, gab ſeinem Gedanken eines umfaſſenden poetiſch-religiöſen Cultus der Menſchheit eine eigenthümliche Nahrung und Form. In jener Zeit ſeines Beginnens war Werner noch von hoher und reiner Kraft erfüllt, an welche ſich noch nichts von dem Schmutz ſeines ſpätern Lebens angeſetzt hatte. Auf dieſem ſeinem Gipfel erblickt man ihn in den „Söhnen des Thals," einem romantiſchen Drama halb im Schillerſchen Stil, halb im Schwung und Ungeſtüm der Tieck'ſchen Genoveva, höchſt bemerkenswerth aber durch die innerliche Anlage, in welcher der Dichter jenes ſein großes Project, welches wir angedeutet, in ſymboliſcher Geſtaltung und klar genug zu organiſiren geſucht. Die Söhne des Thals führen zum Theil dieſelbe Polemik gegen die rationaliſtiſche und kritiziſtiſche Entnüchterung des Jahrhunderts, wie ſie Tieck und die Schlegel geführt, aber nicht bloß im allgemeinen Intereſſe der Poeſie, ſondern in der beſtimmten Abſicht, durch einen geſchloſſenen Bund eine Ideal-

form des Lebens mitten in der Wirklichkeit zu construiren. Diese Idealform mußte aus der Durchdringung maurerischer, romantischer und katholischer Elemente sich erzeugen, und war doch am Ende nur der Katholizismus selbst, der freilich hier noch unabhängig von der kirchlichen Tradition, vielmehr in einer ganz freien, der religiösen Idee gemäß neu herzustellenden Gestalt, angestrebt wurde. Dies Stück erregte zuerst die große Erwartung und Gunst, mit welcher man eine Zeitlang die dramatische Poesie Werner's in Deutschland betrachtete. Aber wie bald fiel er selbst von dieser Höhe ab, und ließ sich in die peinlichste Unnatur und Verschrobenheit versinken, die nicht mehr in der Verworrenheit eines irre gegangenen Gedankens, sondern in einem wüsten Lebensrausch selber ihren Grund hatten. In Zacharias Werner blieb das Genußprinzip der romantischen Schule nicht bei der Theorie stehen, sondern wurde auf allen möglichen Märkten des Lebens praktisch und verschmähte keine Gelegenheit, um sich auszustürmen und abzunutzen. Die Rückwirkungen einer fanatischen Liederlichkeit, welcher sich Werner ergeben, auf seine poetischen Productionen zeigten sich sowohl in deren Form wie in ihrem Inhalt auf eine gleich abschreckende Weise. Das buntscheckige Gemisch in der Form seiner Dramen, dies ruhelose Sichüberstürzen mit musikalischen und melodramatischen Effecten, die Alles wie in glänzende und abenteuerlich geformte Nebel einhüllen, alle diese halb komischen halb bizarren Transfigurationen der phantasieverdorbensten Mystik, entspringen nur aus der innerlichen Zerstörung des Gemüths, welche sich Werner aus dem gewissenlosen Verbrauch des Lebens selbst geholt hatte. Die beste unter diesen Productionen ist noch das „Kreuz an der Ostsee," zu welcher E. T. A. Hoffmann Musik geschrieben. Die übrigen, „Weihe der Kraft," „Attila," „Wanda," „Kunegunde,"

„die Mutter der Makkabäer," überbieten ſich in geſteigerter Verworrenheit, und zeigen, oft bei hohen einzelnen Schönheiten, eine wahrhaft unſinnige Durcheinandermiſchung von allen möglichen Tonarten, Farben und Formen. Nur ein dermaßen in ſich zerbrochenes Gemüth konnte den kernhafteſten Mann deutſcher Nation, Luther, in einer ſolchen nichtsnutzigen und nebelhaften Verſchwommenheit hinzeichnen, wie es Werner gethan. Werner wurde im Jahre 1811 katholiſch, und zwar in Rom, nachdem er früher faſt in aller Herren Länder ſich umhergetrieben und Anknüpfungen geſucht, beſonders aber in Paris den materiellen Genuß des irdiſchen Daſeins erſchöpft hatte. Im Jahre 1814 erſchien er in Wien, wenn nicht als Prediger in der Wüſte, doch als Prediger in der Zeit des Wiener Congreſſes, und ſuchte zu lehren und zu bekehren, Kraft der höchſten Inſpiration, die er auf übernatürlichem Wege empfangen zu haben glaubte. Dies war aber jetzt nicht mehr der Katholizismus, zu welchem er früher die Romantik hatte veredeln wollen und der in den Söhnen des Thals eine ideale Geſtalt anzunehmen geſtrebt. Der Katholizismus, in dem Zacharias Werner endigte und in welchem er ſich dem eigenſten Sinne des Wortes gemäß zu Tode predigte, indem er an den Folgen ſeines fanatiſchen Kanzeleifers ſtarb, dieſer hatte ſeine Taufe mit aller Gültigkeit in Rom empfangen und geſiel ſich bis zur Verzückung in dieſem ihm aufgedrückten Stempel der alten Kirche. Wie aber eine ſolche Geiſtesrichtung das ganze Leben bis in ſeine innerſten Gründe hinein der Unfreiheit überliefern mußte, davon hat Zacharias Werner das ſchlagendſte Beiſpiel durch ſeinen Vierundzwanzigſten Februar gegeben, in welchem ein blindes Schickſalselement, das noch dazu auf die ſchlechteſten Kleinlichkeiten erpicht iſt, alle Vernunft überwindet, ja am Ende als das höchſte Vernunft-

und Sittengesetz anerkannt wird. Um wie Vieles erhabener war doch die geheimnißvolle Maschinerie in den Söhnen des Thals, als diese materielle Schicksalstragik, die gar kein höheres und ideales Aufstreben des Menschengeistes mehr übrig ließ. —

Ein verwandtes Lebensbild stellt uns E. T. A. Hoffmann dar, dessen Charakteristik wir deshalb gleich hier anschließen wollen. Hoffmann wurde zwar nicht, wie Werner, römisch-katholisch, aber dafür ward er diabolisch und gab sich an die Elementargeister gefangen, wie Werner an die Kirche. Dieselbe Unfreiheit des Geistes, welche in dem letzteren durch seine Hingebung an die blinde Schicksalsmacht sich bewies, begründete bei Hoffmann das phantastische Märchenleben, aus dessen Gestalten er nicht nur seine originellen Dichtungen zusammenwob, sondern an die er auch gewissermaßen glaubte und mit ihnen persönlich einszuwerden strebte. Sein eigenes Leben hatte er in die Gewalt aller der Nachtkobolde und Spukgeister gegeben, von denen er dichtete, und mit ihnen tummelte er sich herum, mit ihnen zechte, würfelte und buhlte er, bis sie ihm das Mark aus seinem Leibe gesogen hatten. Die Romantik nahm in Hoffmann diese entschiedene diabolische Gestaltung an, die sich geradewegs dem Teufel verschrieb, und um den Genuß des Leibes die ewigen Rechte des Geistes verwettete. Die Musik und der Wein mußten zum Cultus dieser dämonischen Romantik dienen. In der Musik selbst, von welcher Hoffmann eigentlich ausging, hatte er schon früher jenes übernatürliche Element gefunden, das ihn in einen geheimen Geisterbund emporhob. Der Wein mußte seine gestaltenzaubernden Phantasieen hinzufügen, und den Dunstkreis hergeben, in welchem diese neue romantische Mythologie sich aufbaute. Daraus, aus Musikschwärmerei und Weingenüssen, machte

Hoffmann zuerſt ſeine Poeſie. Der Kapellmeiſter Kreißler iſt ſomit das Grundideal und die Normalfigur dieſer Darſtellungen. In dem Weinkeller aber, dieſem Olymp der Hoffmannſchen Mythologie, wird ihm die dämoniſche Gewalt des Elementargeiſtigen erſt recht klar, und das Ueberirdiſche ſelbſt ſcheint in dem brauſenden Getränk thätig, ja aus den blinkenden Fluthen des Spiritus will es ihn grauenhaft locken. Wenn er nun das köſtliche Getränk mit wahrer Andacht in ſich hinunterſtürzt — doch wehe dem, der es nicht in dem rechten begeiſterten Moment thut oder thun kann, denn für den Philiſter iſt kein Wein gewachſen und was den Dämoniſchen zum Gott macht, macht ihn zum Schwein und giebt ihn in die Dienſtbarkeit der tückiſchen Elementargeiſter — aber wenn nun der ſchäumende Trank in ihn übergeht, dann wird er zugleich der überirdiſchen Gewalt ſelber voll und es brechen aus ihm hervor wie Strahlen allerlei Bilder, Geſtalten, Figuren und Erſcheinungen, welche in ſchrecklicher Schaar den Umkreis des Zimmers bevölkern, aber er iſt ihr Herr und Meiſter, er bannt ſie und ſie gehorchen ihm, und in dieſem begeiſterungsvollen Moment beginnt das Schaffen und Dichten. Wer könnte in ſolchem erhabenen Augenblick noch wiſſen und ſagen, ob er iſt oder nicht iſt, ob er noch in ſich exiſtirt oder ob er in einer andern Geſtalt, die außer ihm herumſchwankt, eine Exiſtenz gefunden hat, und ſo zugleich Er ſelbſt und doch auch wieder jener Andere iſt, denn in ſolchem Augenblick, wenn er ihn wahrhaft erleben kann, iſt jeder Menſch ein Doppeltgänger!

Indem wir uns die Doppeltgängerei, die in den Erzählungen Hoffmanns und ſeiner Nachahmer eine ſo große Rolle ſpielt, aus natürlichen Urſachen am liebſten ſo erklären, wie ein Berauſchter Alles doppelt zu ſehen glaubt, alſo auch

ſich ſelbſt, ſo müſſen wir doch auch ein eigenthümliches Krankheitsphänomen darin erblicken, das ein bis zum Springen überreiztes und abgeſpanntes Nervenleben zu ſeiner Urſache hat. In einem durch und durch geſunden und durch die naturgemäßen Auswege gereinigten Nationalleben würde ſchwerlich eine ſolche Poeſie der Krankhaftigkeit, der Verzerrung und des Wahnſinns in einem ſo begabten Geiſt, wie Hoffmann, ſich erzeugt haben. Hoffmann war einer von jenen verlornen Söhnen der Poeſie, die, wie alle verlorenen Söhne, eigentlich zum Höchſten berufen ſind, und wir treffen faſt in allen ſeinen Darſtellungen Einzelpartieen, die des größten Meiſters würdig wären. Aber noch gewaltiger iſt das Gelüſt, die eigene hochangelegte Natur ſelbſt zu vernichten, und wie der Leſer durch den Sprung vom Erhabenſten auf das Gemeinſte ſich geſoppt ſehen muß, ſo fühlt ſich auch der Dichter ſelbſt in ſeinen edelſten Kräften allmählig dadurch gelähmt und untergraben. Die Hoffmannſche Poeſie endigte in nüchternſter Ermattung und Erſchöpfung, wie der Dichter ſelbſt in körperlicher Verzehrung. —

Eine ähnliche, nur zur Selbſtzerſtörung mit ſo großem Talent begabte Natur war Clemens Brentano, der ebenfalls eine von jenen irrwiſchartigen und in ſich zerflatternden Exiſtenzen war, von denen wir um dieſe Zeit eine ganze Reihe in Deutſchland erblicken. Seinen Roman „Godwi oder das ſteinerne Bild der Mutter," welcher im Jahre 1801 erſchien, hat er ſelbſt auf dem Titel einen „verwilderten Roman" genannt und dadurch überhaupt ſeine allen Gränzen entſpringende und mit Bewußtſein ſich verliederlichende Richtung bezeichnet. Die Romantik ward in ihm zu einem Blocksberg, auf dem er ſelbſt die prächtigſten Geiſtesfarcen vollführte, aber unter dem wüſten Getümmel, deſſen er bedurfte um ſich über-

haupt als Poet zu fühlen, konnte nichts rein und würdig aus ihm hervortreten. Seine Poesie erscheint oft nur wie eine Maske, die er sich, als wolle er nur eben einen tollen Streich damit vollführen, vor das Gesicht gehalten; was hinter der Maske eigentlich steckte, ein Engel oder Teufel, ein gotterfülltes Gemüth oder ein leeres und windiges Wesen, ließ sich nicht mit einiger Zuversicht annehmen. Zuletzt trat aus der Maske des Dichters der Mönch bei ihm hervor, und er entsagte in einem Kloster der Welt, in der er den höheren Zusammenhang nicht hatte finden können und die nur ein wildgewachsenes und verstandloses Vielerlei für ihn gewesen war. Sein schönstes und reinstes Thun war noch das Sammeln und Erneuern deutscher Volkslieder gewesen, die er unter dem Titel: „des Knaben Wunderhorn" mit Achim von Arnim herausgegeben. Dieser letztere war ohne Zweifel eine würdigere und gehaltenere Natur, auch vielseitiger und mannigfaltiger begabt, auf einer mehr positiven Grundlage der Lebensansicht und des Schaffens ruhend, aber die höhere Klarheit des Dichters und Künstlers wollte auch ihn nicht beglücken. Er hatte den Geist der romantischen Schule lebendig und mit eigenthümlichen Gaben des Humors und der Phantasie in sich aufgenommen, aber er war zugleich darin verschwommen, ohne eine freie plastische Herausbildung aus diesem Element über sich gewinnen zu können. Er ist eigentlich der unpopulairste aller dieser Dichter geblieben, und das Zarte, Tiefe und Verschwiegene, das in Achim von Arnim lebte, und das sich mehr züchtig einhüllte als dreist entfaltete, schien sich immer der größeren Lesewelt zu entziehen. Die Herabwürdigung Deutschlands während der Jahre 1806 bis 1812 hatte einen großen Einfluß auf sein Wesen und seine Bestrebungen, diese Periode erweckte in ihm die wahre innere Kraft deutscher Volks-

thümlichkeit. Es wurde ein religiöses und großartig sittliches Element in ihm mächtig, das, in seinen schönsten Aeußerungen patriotisch war, und das Vaterland zunächst von Innen heraus in der Wurzel des Nationallebens wieder zu kräftigen und zu erheben trachtete. Naturphilosophie und Mystik, Göthe und Jacob Böhme hatten dem sich heranbildenden Dichter Nahrung gegeben. Das volksthümliche deutsche Alterthum erfüllte ihn mit ursprünglichen Anschauungen, und überhaupt gab ihm sein Sinn für Nationalpoesieen, in welche er sich innerlichst zu versenken verstand, den frischen, naiven und gemüthskräftigen Ton, welchen er in seinen eigenen Dichtungen so meisterlich angeschlagen. Vielleicht hat es kaum einen andern deutschen Dichter gegeben, der einen solchen Takt für das einfach Volksmäßige und Nationelle besessen wie Achim von Arnim, was er in vielen seiner kleinen Erzählungen und in seinen Puppenspielen dargethan. Das Volkspoetische, das er so tief in sich aufgenommen, erschloß ihm zugleich den höchsten Sinn für das Historische, und beide Elemente durchdringen sich oft in seinen Dichtungen auf das Eigenthümlichste. Doch bleibt alles Schöne, was dieses glücklich begabte Naturell vermag, größtentheils in der Reflexion gefangen und vermag dieselbe nicht gestaltkräftig zu durchbrechen. Sein „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabentheuer," so wie frischem Leben es auch ansetzt, besteht doch nur aus humoristischen Reflexionen, die sich zum Theil in denselben Gegensätzen raisonneller Wirklichkeit und poetischer Vergangenheit bewegen, wie Tieck's Zerbino. Dazu beruht der Humor vielfältig nur auf literarischen Anspielungen und Reminiscenzen, welche Manier sich schon in Tieck und den Schlegeln erschöpfte und die hier doch nur in einem zweiten Aufguß erscheint. Die Gräfin Dolores ist eine sinnige und gefühlsvolle Composition, die

einen außerordentlichen Reichthum innern Lebens anfänglich in begränzten und einfachen Formen zu verarbeiten ſtrebt, aber in dem Naturgemäßen und Einheitlichen, das ſie ſich vorgenommen, nicht auszudauern vermag, ſondern wieder mit der größten Zerfahrenheit in das Bunte und Mannigfaltige endigen muß. In ſeiner Iſabella von Aegypten und in den Kronenwächtern hatte es Arnim ohne Zweifel auf die tiefſten und umfaſſendſten Enthüllungen ſeines Dichterweſens abgeſehen, beſonders in den Kronenwächtern aber eine hiſtoriſch-romantiſche Dichtung im höchſten Stil zu liefern geſucht. In dieſem merkwürdigen Roman tritt uns die wahre innerliche Poeſie der Geſchichte entgegen, die als ſolche noch reiner wirken würde, wenn ſie ſich nicht in eine ihr zu ihrer Größe nichts helfende Myſtik der Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe geworfen hätte. Die Zeit Kaiſer Maximilian's wird in den Kronenwächtern in einem ſehr tiefſinnigen Zuſammenhange mit den menſchheitlichen und nationalen Intereſſen lebendig, die Zukunft der deutſchen Volksentwickelung deutet ſich in großen und kräftigen Zügen an, und über dem Ganzen ſchwebt eine Innigkeit, Zartheit, Liebe und Hingebung, wie man ſie nur bei dem ächten Dichter findet. Es wäre zu verwundern, daß ſo bedeutende Beſtrebungen nicht mehr in die Nation eingedrungen, wenn nicht Achim von Arnim durch die myſtiſche Verhüllung, in welche er ſich eingeſponnen, ſelbſt es gehindert hätte. Es war eine Zeitlang aufgekommen, von Achim von Arnim im Verhältniß zu ſeiner Gattin, Bettina, als von einem untergeordneten Geiſt zu ſprechen, der gewiſſermaßen nur der mit Ironie geduldete Ehemann zur Seiten des genialen Kindes geweſen. Dieſe Anſicht iſt aber in jeder Beziehung unwahr, und auf Bettina laſtet der Vorwurf, daß ſie nichts gethan, um dieſelbe zu entkräften und dem Genius ihres Gat-

ten zur Anerkennung ſeiner ſelbſtſtändigen Würde zu verhelfen. Helmina von Chezy ſagt in dieſer Beziehung ſehr treffend: — „Achim von Arnim, derſelbe, der in den Lobpreiſungen über Bettine, ſeine Gemahlin, ſo übel wegkommt, als ſei er ihrer nie werth geweſen, habe nie ihre Höhe erreicht, dies muß allen lächerlich dünken, die in den erſten Jahren ihrer Verbindung, oder gar in ihrer Liebezeit, dies junge Paar gekannt, und Bettina für Achim von Arnim ſüdlich glühen und jungfräulich ſchwärmen geſehen. Wie das mit ihrem Briefwechſel mit Göthe zuſammengeht, mag uns Bettina ſelbſt ſagen, wenn ſie will, und wenn es frommt. — Achim von Arnim, Schlegel's zugethaner Freund und Hörer, war damals (zur Zeit ſeiner Begegnung mit Schlegel in Paris) kaum zwanzig Jahre alt, eine der edelſten und anmuthigſten Erſcheinungen, voll Sitte, Geiſt, innerer und äußerer Schönheit. Seine Jugend war friſch und unentweiht, ſeine Seele heiter. Er reizte zum Scherz; ſeine Schalkhaftigkeit war geiſtiger Art, nie anmuthlos und ſtets von Bosheit frei. In ſeinen erſten Dichtungen hatte er der Form und dem Farbenſpiel der neuen Schule zu ſehr gehuldigt, ſpäter ſchloß er ſich inniger an das Leben, und ging freimüthig zu Werke. Er gab mir 1803 Aloys und Roſe für meine franzöſiſchen Nöcellen, und lud mich in wenigſtens dreißig Stanzen ein, die Gedichte der Clotylde de Vallon—Chalys zu überſetzen. Unbarmherzig ſprach ihm Henriette Mendelsſohn alles poetiſche Talent ab, auch Friedrich Schlegel glaubte in dieſen Gedichten keine eigentliche Weihe zu bemerken, doch ſie täuſchten ſich,

*) Im Freihafen 1840 IV. bei Gelegenheit der meiſterhaften Schilderung, welche ſie dort von Friedrich und Dorothea Schlegel's Aufenthalt in Paris gegeben.

Achim von Arnim iſt ein Dichter der Nation geworden, ſeine Werke werden immer tiefer in das Volksgemüth dringen.“ —

Wir haben bisher eine bunte Reihe von Geiſtern an uns vorüber geführt, welche den Druck, die verwirrende und bezaubernde Gewalt der öffentlichen Verhältniſſe in Deutſchland, ſeit der Revolution bis zu dem nationalen Kampf gegen Napoleon, mehr in ihrem Gemüth erlitten, als daß ſie ſelbſt Träger des ſich bewegenden öffentlichen Geiſtes, an dem Fortſchreiten deſſelben praktiſch Betheiligte, mitten im Strudel Hand anlegende, geweſen wären. Solche Naturen, in denen der Geiſt unmittelbar praktiſch zu werden geſtrebt hätte, gab es auch von jeher nur wenige in Deutſchland. Mit der Erkenntniß ſelber wurden Viele fertig, aber dieſe trennte ſie oft mehr vom Leben und der That, als daß ſie die Grundlage eines unmittelbaren Handelns geworden wäre. Eine große Ausnahme-Natur, in welcher die deutſche Trennung zwiſchen Erkenntniß und That nicht vorhanden war; müſſen wir jetzt in Joſeph Görres umſtändlicher zeichnen. Dieſer Mann, von einer beiſpielloſen Begabung und unerhörten Ausdauer des Geiſtes, zeigt uns das ſeltene Beiſpiel einer Entwickelung, in welcher die Erkenntniß immer ſogleich in Handlung, der Geiſt in That ſich umzuſetzen getrachtet. Er wird deshalb in den wichtigſten Phaſen der deutſchen Nationalgeſchichte ſeit der franzöſiſchen Revolution auf dem entſcheidenden Höhepunct erblickt, auf dem er ſich wenn auch nicht immer zum Heil des Ganzen und einer freien und geſunden Fortentwickelung, ſo doch ſtets zur Anerkenntniß der ihm verliehenen Geiſtesmacht und innern Unbezwinglichkeit geltend gemacht hat. Die Natur hatte faſt alle Eigenſchaften in ihm gleichmäßig groß ausgebildet, und darum ſtürmten ſie, ſich bekämpfenden Titanen gleich, alle gegen einander, und richteten dieſe coloſſale Ver-

wirrung an, welche bei Görres in in ihrem wildeſten Entarten noch immer ein Schauſpiel für Götter iſt. In Görres bekriegte eine rieſenhafte Phantaſie einen unerſchütterlichen Verſtand, ein unerſättliches deutſches Gemüth, das von Liebe, Poeſie und Gottesfrieden glühte, ward von der Geſchicklichkeit und der Luſt an den Welthandeln der Völker, an ihrem Kampf für Freiheit und würdige Vertretung gekreuzt. Die zarteſte lyriſche Innerlichkeit balgte ſich in ihm mit den aufflackernden Irrlichtern des Spottes, der ſchneidendſten Ironie herum. Die Grille kommt dazu, ihn auf dem Wege zum Höchſten und Erhabenſten in die zufälligſten Wunderlichkeiten ſich einſpinnen zu laſſen. So kommt es, daß er oft, indem er großen Gedanken nachgeht, ſich Fledermäuſe einfängt, mit denen er ſich im Nachtdunkel ſeiner Phantaſie herumgejagt hat. Bei einem großartigen Schönheitsſinn iſt das Talent der Carikatur ebenſo mächtig in ihm, aber die Traveſtie, welche ſeinem burlesken Humor ſo meiſterlich gelingt, verſtrickt ihn oft ſelbſt in die eigenen Bande und ſpiegelt ſeine Perſon in dieſer lächerlichen Beleuchtung zurück. So war Görres eine Erſcheinung, in welcher ſich faſt alle Richtungen der Zeit zuſammenſchlangen, und die doch beſtändig einzeln für ſich daſtanden, die man auch nur dann gerecht beurtheilt, wenn man ſie vereinzelt von den Parteiintereſſen, mit denen ſie ſich theilweiſe verbündet hat, im Zuſammenhang ihrer eigenen Natur aufzufaſſen ſucht. Die franzöſiſche Revolution lockte dieſen ungeheuern Genius zuerſt in ihre Bahnen. Die Freiheit der Völker trieb den gährenden Moſt in dem Jüngling auf, und er ſchäumte mit ſolcher Feuerkraft und ſolchem Muthwillen über, wie wir ihn, kaum in ſeinem zwanzigſten Jahr, in ſeiner Vaterſtadt Coblenz ſchon als Volksredner und Publiziſten wirken ſehen. Hier ſchrieb er „das rothe Blatt," das, wegen einer dem Kur-

fürsten von Hessen darin zugefügten Beleidigung, unterdrückt wurde und in einen „Rübezahl im blauen Gewande" sich umwandeln mußte. In diesen Blättern feierte der junge Revolutionnair seine ersten Orgien, die gewaltsamen Einladungen eines ungestümen aber edeln Herzens schütteten sich darin aus. Die politischen Verhältnisse der Rheinlande im Jahre 1799 konnten seinem Streben nach öffentlicher Wirksamkeit die entschiedensten Gelegenheiten bieten. Görres führte die Abgesandten des linken Rheinufers an, welche in Paris die Einverleibung dieser Landestheile an Frankreich betreiben sollten, aber bekanntlich unverrichteter Sache wieder zurückkehren mußten. Hier begann schon eine Enttäuschung für seinen begeisterten Sinn, was er in Paris gesehen, schien bereits eine leise Lähmung in seinen Schwung gebracht zu haben. In die Heimath zurückgekommen, trat er aus der Revolution eine Art von Rückzug in die deutsche Wissenschaft und Philosophie an. Eine Anwendung des Schellingschen Identitätssystems auf die ihn umgebenden Verhältnisse der Zeit führte ihn zu träumerischen Speculationen über die Versöhnung der Wirklichkeit. Die Naturphilosophie schlug in Görres unversehens zu einer mittelalterlichen Richtung um. Das Verbindungsglied der Naturphilosophie mit dem Mittelalter wurde die Romantik, an welche sich Görres jetzt mit seinem heißen poetischen Geist hingab. Es war zugleich eine zornige und verachtungsvolle Abwendung von der thatlosen Wirklichkeit, die seinen ersten Rückweg in die mittelalterliche Romantik, jetzt noch ohne alle katholische Tendenzabsichtlichkeit, ihm bahnte. Nach einigen wissenschaftlichen und kunstphilosophischen Abhandlungen schrieb er in Heidelberg mit Achim von Arnim und Clemens Brentano zusammen die „Einsiedlerzeitung," in der viel romantischer Scherz und Schimpf getrieben wurde. Wie aber Görres in

allen ſeinen Richtungen nicht laſſen konnte, nach der innerſten und tiefſten Wurzel hin zu graben, ſo ſtieg er auch jetzt aus dem lockern Schaum und Duft des romantiſchen Weſens ſogleich auf einen kernhaften Grund nieder, indem er ſich mit den deutſchen Volksbüchern beſchäftigte.

Gleichzeitig regte Creuzer die mythologiſche Richtung in ihm an, die ſeinem Hang zu phantaſievollen Grübeleien eine ſo erhabene Grundlage lieh, wie er bald darauf in ſeiner „Aſiatiſchen Mythengeſchichte“ an den Tag legte. Die mittelalterliche Dichtung ließ ihn jedoch ſofort nicht los und machte auch ſeinen gelehrten Forſcherſinn weiterhin rege. Ueber die deutſche Heldenſage wurden tiefſinnige Unterſuchungen angeſtellt. Hier berührte Görres ſeinerſeits, und mit nicht geringen Erfolgen, ein Gebiet, auf welchem die mittelalterlichen Tendenzen dieſer Zeit uns am würdigſten entgegentreten. Es iſt die aus dem Zurückſchauen auf das Mittelalter ſich erhebende Geſtaltung einer nationalen deutſchen Wiſſenſchaft, wie ſie beſonders durch Jacob und Wilhelm Grimm, Büſching, Docen, von der Hagen, Lachmann, Graff und Andere ihre Ausbildung erhielt. In dieſer wiſſenſchaftlichen Erforſchung des deutſchen Mittelalters machte ſich der geſunde Niederſchlag der Romantik geltend, und trug herrliche Früchte, die für die Erkräftigung unſeres ganzen Nationallebens nicht ohne Bedeutung blieben. Wir wurden dadurch an die Quelle unſerer nationalen Einrichtungen und Geſittung zurückgeführt, deutſches Recht und deutſches Staatsleben erſchien uns daraus in ſeiner urſprünglichen Hoheit und Ganzheit, und der deutſche Volksgeiſt umfing uns mit ſeiner Fülle an geſunder Lebenskraft und Freiheitsbegeiſterung, daß in trüben und verfinſterten Tagen deshalb nie ganz an einer ſolchen Nation verzweifelt werden mochte.

Bald nach dem Tilſiter Frieden trat die nationale Reactionskraft in Deutſchland immer mächtiger hervor. Die Nationalkraft konnte ſich aber nur im Geheimen langſam organiſiren, und dieſes geheime Organiſiren fand zum Theil ſeinen Ausdruck in dem ſogenannten Tugendbund, der vorzugsweiſe die Wiedererhebung des preußiſchen Nationallebens zu ſeinem Zweck hatte. Dieſer Tugendbund, welcher ſich als ein „ſittlich wiſſenſchaftlicher“ Verein begründete und dadurch die Mittel ſeiner Wirkſamkeit anzeigte, wurde nicht bloß von oben her begünſtigt, ſondern ſogar durch eine Kabinetsordre des Königs eingerichtet. Der großſinnige Miniſter von Stein, ein Mann von ächt deutſchem Charakter und hohem Bewußtſein über die Würde eines wahrhaften National- und Staatslebens, konnte die Seele des preußiſchen Tugendbundes genannt werden. Schill's kühne Unternehmung kann nicht ohne Rückhalt an einem ſolchen, mit der innerſten Volkskraft ſich verzweigenden Bunde gedacht werden, obwohl von Andern ſelbſt ſeine Sympathieen für denſelben in Zweifel geſtellt werden. Nur der Herr Geheimrath Schmalz zu Berlin ſeligen Andenkens wies ſich als einen Gegner des Tugendbundes aus, ſtellte deſſen volksthümliche Wirkſamkeit als eine gefährliche, den Thron und das höchſte Anſehen des Königs untergrabende dar, und lehnte die ihm angetragene Theilnahme daran ab. Der Herr Geheimerath Schmalz war auch eine abſonderliche Figur, die auf dieſem Punkt des deutſchen Lebens nothwendig ihre eigenthümliche Unſterblichkeit finden muß. Denn es gehörte ein nicht zu verkennender Muth dazu, ſich um dieſe Zeit ſo ſchwach zu zeigen, wie Schmalz, der mitten unter den gewaltigſten Zeugniſſen der deutſchen Volkskraft es noch in Abrede zu ſtellen wagte, daß es überhaupt die Volkskraft geweſen, welche damals gehandelt. Durch ſeine berüchtigte Schrift „über politiſche

Vereine," gegen welche auch Schleiermacher und ſelbſt Niebuhr das Wort zu nehmen ſich gedrungen fühlten, hat er ſich in dieſer Hinſicht ein Denkmal für alle Zeiten geſtiftet. Die Art, wie Schmalz den Tugendbund auffaßte, iſt aber wichtig geworden, denn ſie enthält den erſten Keim aller politiſchen Verdächtigungstheorieen, die ſpäter in Deutſchland eine ſo große Rolle geſpielt haben. Aus einer uns vorliegenden Schrift von B. G. Niebuhr „über geheime Verbindungen im preußiſchen Staat und deren Denunciation" (Berlin, 1815), die ſelten geworden zu ſein ſcheint, laſſen wir hier einige Stellen zur Charakteriſtik der damaligen Zeitſtimmung folgen: — „So iſt denn auch die Sage von geheimen Verbindungen, die in unſerm Vaterlande und durch ganz Deutſchland beſtehen ſollen, umher getragen worden: bei uns bisher nur noch im mündlichen Geſchwätz, im Auslande aber ſchon eine geraume Zeit in Schriften: an deren Spitze die Billigkeit erfordert, den Bericht Regnaults de St. Jean d'Angely an den franzöſiſchen Senat im März 1813 zu ſtellen, worin die furchtbaren revolutionairen Geſellſchaften in Preußen als Urheber des undankbaren und unnatürlichen Kriegs gegen Frankreich nach Gebühr geſchildert ſind, namentlich über die hieſige naturforſchende Geſellſchaft (oder die Naturphiloſophen — denn darüber ließe ſich ſtreiten) als die ſchlimmſte der ſchlimmen denunciirt wird." — „Noch ſeltſamer iſt es indeſſen, daß unter uns ſelbſt, — obgleich der Unterrichtete wußte, und der Unbefangene wahrnehmen mußte, daß von jenem glücklichen Augenblick an, wo der Inſtinkt für Befreiung und Rache mit einer vom Könige geleiteten und gebotenen Nationalbewegung handeln durfte, alles, was man früher Verbindungen nennen konnte, in dieſe verfloſſen war, — das Gerede von geheimen Geſellſchaften, welche gewöhnlich mit dem Namen Tugendbund bezeichnet, und denen

jene, von den Franzosen bezeugte, empörerische Absichten zugeschrieben würden, sehr allgemein geworden ist." — „Der Tugendbund war in Hinsicht seiner Verhältnisse zur Regierung, da er offen und wohlbekannt war, von der Art, daß ein rechtlicher Mann, ohne seine Unterthanspflicht zu verletzen, hineintreten konnte, wenn er sich überredete, Heil davon zu erwarten. Er war wohlgemeint entworfen; nach dunkeln Gefühlen, die, halb und schief aufgefaßt, zu einem widersinnigen Machwerk verarbeitet waren, welches, weil unsere Nation treu und nicht phantastisch ist, in sich vergehen mußte, wohl aber, wenn es in dieser Hinsicht anders beschaffen gewesen wäre, zu sehr gefährlichen Dingen hätte führen können. Deswegen würde ich selbst, wenn ich auch nicht bei seiner Errichtung außerhalb Landes gewesen wäre, auf keinen Fall Mitglied desselben geworden sein: indem die Statuten, ohne daß die Urheber etwas Böses gedacht, entweder zum Aergsten oder zum Erbärmlichsten führen mußten. Es war ein Staat im Staat entworfen, der, wenn er zum Leben gekommen wäre, die Regierung, sobald er gewollt, hätte abstreifen können, und daß eine so gefährliche Constitution so schlechterdings harmlos blieb, wie es notorisch der Fall war, das sollte unsre Allarmisten etwas beruhigen!" —

Auch Görres war Mitglied des Tugendbundes geworden, und der Umschwung der öffentlichen Verhältnisse seit 1812 trieb ihn wieder zu einer nationalen Wirksamkeit in der Gegenwart, welche er im Februar 1814 mit der Herausgabe des „Rheinischen Merkur" begann. Wenn man jemals ein Journal mit Recht eine Macht genannt hat, so war es der „Rheinische Merkur" von Görres, der die Gewalt von Geist und Wort als die erschütterndste Kriegesmacht ins Feld stellte. Görres befindet sich im Rheinischen Merkur ohne Zweifel auf der Höhe und dem Glanzpunkt seines Wirkens, und hat nachmals nie wieder

eine ſolche Einheitlichkeit des Standpunktes, eine ſolche innere Uebereinſtimmung mit ſeiner äußern That, gezeigt. Auf dieſem Höhepunkt fühlt er ſich aber auch alsbald im Innerſten ſeines Weſens entzweigebrochen, da er in dieſem Beſtreben durch ein Verbot unwirkſam gemacht wurde, und überhaupt auf dieſem Punkt ein Abbiegen der Zeit von ihrem geraden und wahren Ziel erleben mußte. Görres wurde nun an ſeiner Zeit und an ſich ſelbſt im nämlichen Moment irre, und es fraß ſich hier zuerſt mit nicht wieder auszurottender Schärfe jener Widerſpruch in ihn hinein, in welchem er ſeitdem beſtändig ſeine Zeit angeſehen und behandelt hat. Dies war der Widerſpruch zwiſchen der modernen Entwickelung und dem alten Geſetz, zwiſchen der Freiheit der ſelbſteigenen Fortbewegung und der Heiligkeit des in ſich ſelbſt beſchloſſenen Beſtehenden. Dieſe Widerſprüche der Zeit überall gegeneinander zu treiben, machte ſich Görres fortan in ſeiner felſenſtarken Geiſtesüberlegenheit den ironiſchen Spaß, aber dieſe Ironie, mit der er ſich nun über ſeine Zeit zu ſtellen ſuchte, ließ ihn ſelber nicht frei bleiben von der Zerriſſenheit und Befangenheit in dem nämlichen Widerſpruch. Nach der Unterdrückung des Rheiniſchen Merkurs ließ er einige Jahre ſpäter „Deutſchland und die Revolution“ (1819) folgen, in welcher es ſich bei ihm zum erſten Mal, und zwar zum entſchiedenſten Nachtheil der weltlichen Gewalt, um den Gegenſatz von Staat und Kirche handelt. Nicht aus Kampfesmüdigkeit, ſondern vor Unmuth der abgeprallten Thatenkraft, läßt ſich dieſer Geiſtesrecke nun mit aller Wucht ſeiner Natur unter dem friedenſäuſelnden Schatten der Kirche nieder, wo er ſich ein Aſyl für ſeine zurückgewieſenen Kräfte, ein gedankenvolles Ausruhen von der nichtsſagenden Farce des Tages, ein Einſpinnen in die große Vergangenheit zu Schutz und Trutz gegen alle Unbill und Zerfah-

renheit der Gegenwart, erſtrebt. In der Schrift: „Europa und die Revolution“ (1821), begab er ſich darauf noch weiter in die retrograden Tendenzen hinein. Hier wird ſchon in der Reformation der zweite Sündenfall der Menſchheit erblickt, und die antigeſchichtlichen und religiöſen Richtungen wirren ſich in einem krauſen Gemenge durcheinander. Die ganze Lebens- und Zeitanſchauung in dieſem Buche ruht auf einer gewiſſen Zornesbegeiſterung, die in der Verachtung gegen das neugeſtaltete politiſche Deutſchland ſich begründet. Mit der größten Entſchiedenheit tritt auch die Richtung gegen Preußen heraus. Die alte Religion, welches der Katholizismus iſt, gewährt lediglich das Heil, die Wahrheit, die Freiheit, ohne die allein ſeligmachende Kirche keine Geſchichte, alle Geſchichte geht in ſie zurück und kommt von ihr her. Was Görres vom Staate will, eine hierarchiſch-volksthümlich-monarchiſche Gliederung, iſt ein ſo verhülltes und widerſprechendes Ding, daß ihm ſchwer ins Geſicht zu blicken. Die ganze Anſicht ſcheint aber auch nicht aufgeſtellt, um verwirklicht zu werden, ſondern lediglich um die Gegenſätze zu reizen, die beſtehenden Richtungen zu entzweien und an der Verwirrung, in der eine organiſch zerbrochene Zeit ſich durcheinanderſtürzt, in einſamer Geiſtesüberlegenheit ſich zu laben. Dies iſt der dämoniſche Standpunkt, auf welchem die Görres'ſche Geiſtesmacht ſich hin- und herſchaukelt, und man kann den höchſten Endzwecken dieſes Standpunktes nichts mehr als die Zerſetzung und Auflockerung der Gegenwart zutrauen. In dem genannten Buch hat Görres den Weg aus der revolutionairen in die katholiſche Weltanſchauung als einen Weg der politiſchen Reaction zuerſt am offenſten betreten, aber die verworrene, in dunkler Bilderpracht ſtrotzende Darſtellung ſcheint darzuthun, daß ihm noch nicht wohl und leicht zu Muthe iſt auf dieſem nachtdämmernden Rück-

zuge, auf den ihm doch am Ende nur die Schuld der öffentlichen Verhältniſſe getrieben. Zur ſelben Zeit legte er in der Schrift: „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigner Angelegenheit“ manches merkwürdige Bekenntniß über ſeine perſönliche Entwickelung ab, und läßt uns in einen ſo mannigfach verwobenen Gemüthszuſtand, als der ſeinige iſt, wie in eine Camera obscura hineinſchauen, wobei wir doch die Ueberzeugung gewinnen, es mit einem nur an der Größe ſeines Wollens geſcheiterten, durchweg edlen Naturell zu thun zu haben. In der darauf folgenden Schrift: „die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreſſe zu Verona“ wirft ſich Görres mit aller Gewalt ſeiner Dialektik auf die politiſchen Parteirichtungen der Zeit, die er aufzuwühlen, mit ſich ſelbſt zu überwerfen und an einander zu zerreiben ſucht. Es ſind dies beſonders diejenigen Gegenſätze der Zeit, welche als das demokratiſche Prinzip auf der einen und als das monarchiſch-abſolutiſtiſche auf der andern durch das Lebensgeäder der Gegenwart in den entſchiedenſten Linien ſich hinziehen. Ueber beiden Prinzipien ſucht ſich Görres in unabhängiger Höhe zu behaupten, aber er benutzt ihre Feindſchaft und Spannung, die er noch künſtlich in ihnen zu ſteigern verſteht, lediglich zum Beſten des hierarchiſchen Syſtems und der Kirche, oder auch Deſſen, was er ſeine „Idee“ nennt. Und hierbei iſt Görres ſtehen geblieben. In dieſem künſtlich zurechtgemachten Darüberſtehen über den Parteien hat er ſich aber zu dem ungeſchichtlichen Standpunkt verurtheilt, der zugleich ein durchaus unwirkſamer ſein mußte. Er fing ſich ſelbſt in dem Netz, das er ſeiner Zeit geſtellt. Und doch ſtand er ſelbſt in dieſer Feſſelung ſeines Geiſtes immer ſo nahe dem Rechten und Wahren, daß ein Mausezahn hätte hinreichen müſſen, um den gefangenen Löwen aus ſeinem Netz wieder herauszubeißen. Hier,

wo Görres mit Allem, was er war und iſt, völlig im katholiſchen Ultraismus aufgegangen und wo zugleich ſeine Berufung nach Baiern erfolgt, haben wir ihn für jetzt zu verlaſſen, um in einem ſpätern Conflict des deutſchen Lebens ſeine Geſtalt wieder aufzunehmen. Nur über die Sprachdarſtellung von Görres wollen wir noch bemerken, daß ſich darin auf eine wunderbare und faſt beiſpielloſe Weiſe das wiſſenſchaftliche Element mit dem poetiſchen und phantaſtiſchen Geiſt begegnet, was denn die ſeltſamſte Proſa von der Welt hervorgebracht hat. Die größten Kraftwirkungen des Görresſchen Geiſtes beſtehen aber gerade auch in ſeiner Sprache, deren barocke Contraſte ebenſo magiſch zu feſſeln wiſſen, als ſie oft wie mit einer Gewaltthat der Rede den Gegenſtand, um welchen es ſich handelt, überrumpeln. —

Welche Umwandlungen und Zweideutigkeiten aber auch Görres an ſich zeigen mag, ſo muß man ihm doch den in ſolchen Zeiten ſehr hoch anzuſchlagenden Ruhm laſſen, daß er in ſeinen Metamorphoſen nimals durch Rückſichten auf äußere Vortheile und Erwerbungen beſtimmt worden, daß überhaupt Geld und Gut dieſer Erde für ihn keinen Namen gehabt und es ſich ſtets bei ihm um nichts Anderes gehandelt, als um die Herrſchaft des Gedankens, welcher ihm in den verſchiedenen Phaſen ſeines Geiſtes jedesmal als der höchſte erſchienen. Es war ein hoher Stoizismus der Idee in Görres, der zwar auch oft in einen grellen Cynismus umſchlagen konnte, aber dieſer Cynismus, der ſich in einem frivolen Gegenüberſtellen von Contraſten gehen ließ, blieb noch jedesmal von derjenigen Charaktergemeinheit entfernt, in welche wir Andere bei ähnlichen widerſpruchsvollen Stellungen verfallen ſehn. Keine ſo geringe Bedeutung hatte das Geld für Herrn von Gentz, deſſen Charakteriſtik wir hier an paſſender Stelle anreihen können, da er

dieselben Stadien der Zeit wie Görres durchlaufen, und ein Apostat der Revolution aus derselben den Absolutismus und Legitimismus entwickelte, und sich dadurch um die Zeit des Wiener Congresses herum eine Art von europäischer Unentbehrlichkeit verschafte. In dieser Kunst, aus der Revolution den Legitimismus zu destiliren, hatte er es denn weit gebracht, wobei er sich aber keineswegs, wie Friedrich Schlegel, Görres u. A., in die geistliche Ascetik und der Kirche frommen Dienst verwickelte, sondern er ließ es sich bei dieser Arbeit bis an sein seliges oder unseliges Ende weltlich sehr wohl sein und besonders vortrefflich schmecken, ja diese letztere Tendenz war denn eigentlich die wahrhaft positive und unerschütterliche an Friedrich Gentz. Friedrich Schlegel war auch ein bedeutender Esser gewesen, und seine Gegner waren boshaft genug, seinen Tod den Folgen einer in Dresden verzehrten Gänseleberpastete zuzuschreiben. Aber er betrieb das Essen doch mehr wie ein lediglich dem Körper angehören des Vergnügen, während für Gentz am Ende der Magen das höchste Sittengesetz und das wahre politische und religiöse System wurde. Was bei Görres die dämonische Sophistik des Geistes war, durch welche er sich aus einem Gegensatz in den andern hineinbewegte, das war in Gentz der Stil, in dessen meisterhafter Handhabung er eine solche Springkraft und eigenthümliche Scheidekunst bewies, daß er damit aus Allem machen konnte, was er gerade wollte. Dieser Gentzische Stil, welcher an sich in seiner Vortrefflichkeit durchaus anzuerkennen ist, und gewissermaßen einzig dasteht, durch welchen die Prosa der Kabinette eine künstlerische und ideale Höhe erstieg, ist in Bezug auf das Innerliche und Prinzipielle gewissermaßen ein Seelenverkäuferstil zu nennen. An dieser regelrechten und schönen Form, wo sie auf Täuschung in den heiligsten Dingen berechnet war, mußten dann selbst

die anmuthigsten Bewegungen wie giftige Schlangen erscheinen. Gentz war wie Görres aus dem revolutionairen Blut des Jahrhunderts gezeugt, und diese Säfte steigen auch ihm bedeutend genug zu Kopfe. Die Natur hatte in ihm von Hause aus einen Mann geschaffen, welcher der Entwickelung der Zeit zu freien und öffentlichen Nationalformen eine große Stütze, vielleicht ein hoher Held dieser Richtung, werden sollte. Aber es ist eine merkwürdige Thatsache, daß diejenigen Talente des Liberalismus, welche als solche geboren werden und beginnen, in Deutschland so selten in diesem Dienst ausharren, sondern ihre Fähigkeiten, die sie im liberalen Feldlager entwickelt und gestählt, nachher der feindlichen Partei zugutkommen lassen. Es ist dies um so trauriger, da gewöhnlich nicht bloß die individuelle Schwäche der menschlichen Natur solchem Umschlagen zum Grunde liegt, sondern der corrumpirende Einfluß der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland dabei anzuklagen ist. Gentz begann seine Laufbahn als Liberaler auf eine sehr glänzende und hochherzige Weise. Dahin gehört besonders sein freimüthiges „Sendschreiben an den König Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung" (1797). Doch war es schon gewissermaßen fatalistisch, daß er sich so früh auch mit Burke, dem größten und consequentesten Gegner der französischen Revolution, beschäftigte und dessen „Reflexions" ins Deutsche übertrug. Die Verhältnisse hatten es auch darauf angelegt, aus ihm selbst einen deutschen Burke erwachsen zu lassen, und wenn Gentz auch kein Parlament zu seiner Wirksamkeit hatte, so war er doch gerade im entscheidendsten Wendepunct der europäischen Zustände auf einen noch umfassenderen Schauplatz des Wirkens gestellt. Den preußischen Staatsdienst hatte er schon frühe mit dem österreichischen vertauscht, welcher ihm die so berühmt gewordene Stelle in der Hof- und Staatskanzlei

zu Wien gab. Von diesem Punct aus streckte er nun seine diplomatischen Scheeren fast in alle europäischen Kabinette hinein, er ward der Protokollist aller Congresse, und die Elastizität seiner Feder war so anerkannt, daß sich die verschiedensten Mächte bei ihm Memoires und Auseinandersetzungen bestellten. Von mehreren Kabinetten, namentlich auch von dem russischen, bezog er die ansehnlichsten Pensionen, deren ihm freilich nie genug werden konnte, da er bei den ungeheuersten Summen, mit denen jemals Dienste eines deutschen Publizisten bezahlt wurden, doch nicht zur Befriedigung seiner Genüsse und Bedürfnisse ausreichte. So ward Gentz die „Frau Baubo" der europäischen Politik, und wenn uns Göthe im Faust diese Frau Baubo als das „Mutterschwein" definirt hat, so mögen wir dabei zugleich an das Prinzip der Genußsucht denken, von dem neuere Kritiker zu so bittern Verdammungsurtheilen gegen Gentz Anlaß genommen. Es gehört keine sonderliche Geistesschärfe dazu, um die moralischen Gebrechen eines Charakters, wie Gentz, sichtbar zu machen, da Gentz selbst wenigstens kein Heuchler war und seine eigene Sündhaftigkeit oft mit großer Naivetät zu bekennen pflegte. Man muß aber, um oberflächliche und triviale Verdammungen zu vermeiden, zugleich den innern Zusammenhang eines solchen Charakters bedenken, in welchem das Höchste neben dem Gemeinsten liegt, eine Mischung darstellend, die gewissen Zeitläufen der Gesellschaft so eigenthümlich ist, daß gerade diejenigen Persönlichkeiten, welche der Mikrokosmos ihrer Zeit zu sein pflegen, aus diesen Widersprüchen zusammengesetzt erscheinen. Varnhagen von Ense, welcher in der neueren Zeit die Kenntnißnahme von Gentz und seinen Schriften zuerst wieder angeregt, hat in seiner biographischen Characteristik von Gentz (in der Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang I.) dargethan, wie die

grundthümlich in Gentz vorhandenen Widersprüche organisch in seinem Wesen zusammenhingen und ihn im Guten wie im Schlimmen zu der ausgezeichneten und einzigen Erscheinung gemacht haben, die nur Einmal in solcher Art existirte. Dieser Artikel Varnhagen's verdient aber keineswegs den Vorwurf, daß er das Gentzische Wesen zu idealisiren und in einem erhöhtern Licht darzustellen gesucht, wenn er auch selbst am Schluß desselben zugesteht, daß es eine noch ausgeschriebenere und greller gefärbte Darstellung von Gentz geben könne. Unter den Aeußerungen des Grafen Schlabrendorf, welcher so manchen genialen Ausdruck zur Bezeichnung seiner Zeit erfunden, treffen wir auch den Ausdruck: „dogmatisirende Schelme." Dieser fällt uns jedesmal ein, wo von denjenigen Verdrehungen und Zurückschraubungen des geschichtlichen Geistes der Völker die Rede kommt, an denen auch Gentz seiner Zeit mitgearbeitet, und durch welche gerade auf dem Punct, wo die neuere Geschichte sich zu ihrer historischen Freisprechung erheben wollte, so viele Apostaten und Convertiten entstanden sind. Aber ein Schelm, welcher „dogmatisirt," verräth eben dadurch, daß er noch ein Gewissen hat, und ein Gewissen in Welt und Geschichte anerkennt, mit dem sich abzufinden und auszugleichen, oft vielleicht nur aus einer Art von moralischem Anstand, versucht wird. So wollen wir auch annehmen, daß Gentz nicht völlig ohne Gewissen gewesen sei. Dieser Annahme gemäß ist auch die zum Theil als Sage umherlaufende Behauptung, daß er sich gerade in den letzten Tagen seines Lebens liberaleren Ansichten der Völkerverhältnisse wieder genähert, daß er für die Wiederherstellung Polens gewesen und sich mit der Julirevolution übereinstimmend erklärt habe. Auch ist bemerkenswerth, daß er noch zuletzt ein begeisterter Verehrer von H. Heine's Reisebildern wurde. Mit der romantischen Schule

kann man ihn nur etwa durch das Prinzip der Genußsucht in einer weitläufigern Vetterschaft verwandt denken.

Neben Gentz wollen wir hier seinen Freund Adam Müller betrachten. In ihm hatte das romantische Prinzip, auf jenem schon früher von uns angedeuteten Durchgang durch den österreichischen Einfluß und verbunden mit dem ebenfalls in Wien erfolgten Uebertritt zum Katholizismus, sich zu einer bestimmten Staatstheorie ausgebildet, und ein System erzeugt, welches als romantische Politik oder politische Romantik sich eigenthümlich genug darstellte. Die romantische Staatswissenschaft war in Görres zu sehr der phantastischen Subjectivität erlegen, als daß es zu einem eigentlichen System hätte kommen sollen. In Gentz aber, obwohl Adam Müller mehrmals in ihm seinen Meister bekannt und gefeiert hat, war die Hingebung an das praktische Bedürfniß des Augenblicks zu groß, und es kümmerte ihn deshalb weder die systematische Verknüpfung des Wissenschaftlichen in der Politik noch der romantische Zauber in der Aufführung einer mittelalterlich gestützten und modern angewandten Staatstheorie. Adam Müller aber war ein ruhig organisirender Kopf, von Hause aus mit einem wissenschaftlichen Geist begabt, und nicht zu unnatürlichen Extremen in der äußern Lebensstellung geneigt, weshalb er sich ohne Leidenschaft der vermittelnden theoretischen und systematisirenden Stellung, in der wir ihn wirken sehn, hingeben konnte. Auch er hatte mit preußischem Staatsdienst begonnen und seine Vaterstadt Berlin hatte ihn nicht zu fesseln und den heimischen Verhältnissen zu erhalten vermocht. Zur romantischen Schule behauptete er im Grunde eine selbstständige Stellung, und suchte als das höhere wissenschaftliche Bewußtsein derselben sie theils zu berichtigen theils zu ergänzen. Er trug sich mit einem großen vermittelnden und aus-

gleichenden System, gewiſſermaßen mit Herſtellung einer allgemeinen Nationalwiſſenſchaft, in welcher Staat, Religion, Poeſie und Leben einen feſtgegliederten Bund eingehen ſollten. Es fehlte ihm deshalb in der romantiſchen Schule ſowohl wie in den neuen wiſſenſchaftlichen Richtungen und Verzweigungen des abſoluten Idealismus die Seite des Staatslebens, die nicht darin ergriffen war. In ſeinen „Vorleſungen über deutſche Wiſſenſchaft und Literatur“ heißt es in dieſer Beziehung an einer Stelle: „Die kritiſche Revolution in Deutſchland, in der abſolut wiſſenſchaftlichen Einſeitigkeit, in der ſie ſich bisher faſt ausſchließend gezeigt hat, konnte überhaupt deshalb keine große unmittelbare Wirkung auf die deutſche Nationalität hervorbringen, weil ſie in das Weſen der gleichzeitigen Bewegungen der Geſellſchaft ſowohl in ihrem öffentlichen als in ihren Privat-Beziehungen thätig und fortgeſetzt einzugehen, aus einem gewiſſen ganz unziemlichen Stolze verſchmähte. Den Staat und ſeine gegenwärtige keineswegs mit Verachtung zu überſehende Geſtalt ſetzte ſie mit idealiſtiſcher Selbſtgenügſamkeit über die Seite. Natürlich mußte ſie, anſtatt ihre eigene Bedeutung zu erhöhen, durch den unmittelbaren Drang der geſellſchaftlichen Noth unſerer Zeit überwältigt und dem abſoluten Bewußtſein ihres eigenen Daſeins überlaſſen werden!“ — Zur Abwehr aber der Einſeitigkeiten der romantiſchen Schule auf dem Literaturgebiete ſelbſt heißt es dort: „Offenbar ward die durch Schlegel bewirkte Revolution, ſo fruchtbares, ſo bedeutendes Glied der Entwickelung ſie auch iſt, auf eine ſehr unhiſtoriſche und unplatoniſche Weiſe geſchloſſen. Ein neuer, dem Kritiker ſelbſt undurchdringlicher Zauberkreis iſt um einzelne Zuſtände der Menſchheit, um gewiſſe Lieblingsſtellen der Kunſtgeſchichte gezogen. Die Barrieren ſind vorgerückt, aber umſpannen das größere Gebiet mit um ſo unerträglicheren

Druck. Die engere Gränze um die alten französischen Autoritäten konnte sich eine geraume Zeit hindurch erhalten; die Macht jener konnte übersehen, unterhalten, also concentrirt werden: die neue deutsche Festung ist viel zu groß als daß sie lange widerstehen könnte. Ich gebe euch die französische Literatur mit allen ihren Dependenzen für die Griechen, die Minnesinger, Shakespear, Cervantes und Calderon, so wie ihr sie mir gezeigt habt, hin. Sobald ihr aber von mir verlangt, ich soll jene mit ihren Genossen für absolut und ewig einzige Dichter halten, sobald ihr mir auf einer weiten Wüste einzelne Gärten und Paradiese der Poesie absteckt, und mich in diese verbannen wollt, so seid ihr mir um nichts weniger lästig, als jene Häupter des neuen Alexandrien. Wenn ich über den einzelnen Dichter, den ich in sich und im Ganzen zu schauen strebe, den größern Dichter, die Menschheit; wenn ich über das kunstreichste Werk des Einzelnen das große Gedicht, die Weltgeschichte, vergessen, wenn ich im Kampf gegen das Unwürdige meiner Zeit den Frieden mit meiner Zeit verlieren soll, so ist mir wenig gedient!" —

Diese Vorlesungen hielt Adam Müller zu Dresden im Jahre 1806, in einer entschiedenen und bedeutsamen Beziehung zu diesem schicksalsvollen Moment des deutschen Lebens, und mit dem bewußtvoll ausgesprochenen Zweck, durch ein zusammenhängendes Gemälde deutscher Geistesbildung auf die Anregung des Nationalgefühls und des Bewußtseins der Nationalgröße hinzuwirken. Zugleich giebt er hier in noch einfachen und zu keiner extremen Spitze ausgebildeten Grundzügen die Andeutung jener umfassenden Wissenschaft, durch welche er alle Richtungen der Gegenwart vermitteln und versöhnen, und das Leben des Staats mit dem Leben des Individuums harmonisch durchdringen, zu einem religiösen Bund ineinsgestalten will.

Diese ersten Andeutungen zu der „theologischen Grundlage der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft" tragen noch eine großartige und freie Perspective an sich, die mit den wahrhaft geschichtlichen Lebensentwickelungen des Volkes sich im Einklang zeigen. Zwar wird hier schon in der Reformation nur „der skeptische Geist der alten Welt" erblickt, und Burke als der „größte, tiefsinnigste, mächtigste, menschlichste, kriegerischste Staatsmann aller Zeiten und Völker" gefeiert. Aber es soll doch zugleich eine Wissenschaft der Politik begründet werden, die mit der Geschichte Eins ist, mithin ihre Gesetze aus dem lebendigen Naturgesetz der Entwickelung empfängt. Ein organischer Zusammenhang von Wissenschaft und Staat soll eintreten, und aus der Wissenschaft des Staats zugleich ein Staat der Wissenschaft sich erheben. So sollen wir hier auf wissenschaftlichem Boden gewissermaßen dasselbe erhalten, was Novalis auf poetischem in seinem Heinrich von Osterdingen auszuführen gesucht. Nämlich, gewissermaßen eine Verklärung und Vergöttlichung der ganzen Wirklichkeit, die durch jene höchste Concentration erreicht werden soll, in welcher sich alle einzelnen Erscheinungen des Lebens, der Wissenschaft, der Kunst wie in einem Brennpunct sammeln. Diese wissenschaftlich religiöse Vermittelung aller gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, die Adam Müller vorgeschwebt, verblieb jedoch in ihm mehr wie eine mystische Ahnung, und vermochte nicht gestaltig aus ihm herauszutreten. In seinen Anstrebungsversuchen, jene mystische Einheit der Wirklichkeit auszudrücken, erinnert er vielfältig an Ideen von Novalis, den er auch lebhaft verehrte und über alle andern Romantiker erhob. So sind solche Gedanken, wie sie Adam Müller in seinen Vorlesungen über Literatur und Wissenschaft aufstellt: „das Theater ist ächter Vermittler zwischen der Kirche und dem wirkli-

chen Leben," oder: „das ehrwürdige Wort Meſſe, in ſeinem deutſchen Doppelſinn, deutet auf den uralten Bund des Handels und der Kirche, auf die noch ältere, auf die ewige Einheit des äußeren und inneren Daſeins," durchaus im Geiſt und in der Manier des Novalis. Adam Müller kündigte auch in dieſem ſeinem Sinne der Vermittelung ein Journal für die vermittelnde Kritik an, das aber nicht zur Ausführung kam. Wie er aber die romantiſche Kritik in ihren Ausſchließlichkeiten wieder zu beſchränken trachtete, ſo wandte er ſich auch am meiſten wieder der vollen und unbedingten Anerkennung Göthe's zu, gegen welchen er jedoch einen neuen Vorwurf, ſeiner Meinung nach den einzigen, welchen man gegen Göthe erheben könne, ins Feld ſtellte, nämlich den: „die Allgegenwart des Chriſtenthums in der Geſchichte und in allen Formen der Poeſie und Philoſophie iſt ſelbſt Göthen verborgen geblieben." Auch dieſe Anſicht hatte zuerſt Novalis angedeutet.

Dieſe Richtung erſchien vielleicht anfänglich nicht ſo bedenklich, als ſie ſich nachher immer mehr herausſtellen mußte. Dies Beſtreben einer religiöſen Concentration aller Lebenserſcheinungen, ſobald es ſich um eine Darſtellung derſelben in der Wirklichkeit handelte, konnte es wohl am Ende nur zu einer allegoriſchen Bedeutung bringen. Merkwürdig iſt es aber, daß ſich ſelbſt für Göthe, der ſich ſeiner Natur nach hier durchaus abhold erklären mußte, Berührungspuncte mit dieſer Alles zur Religion erheben Myſtik einfanden, wo er theilweiſe ſeine Uebereinſtimmung an den Tag legte. Und zwar geſchah dies durch den Maler Philipp Otto Runge, einen ſehr begabten Mann von wahrhaft innerlichem Streben, welcher durch den Geiſt der romantiſchen Schule gefeſſelt werden und dadurch beſtimmt, in ſeiner Malerkunſt einen höchſt eigenthümlichen

Weg einzuschlagen suchte. Seine große Conception: die Tageszeiten, die in vier Blättern im Stich erschienen, liefert den Beweis davon, indem er in dieser phantastischen Darstellung aus den Arabesken eines täglichen und zeitlichen Weltlebens eine Religion, Geschichte und Philosophie umfassende Bedeutung, und die christlichen Mysterien selbst, heraustreten lassen wollte. Diese mystische Richtung führte ihn auch auf eine besondere Theorie der Farben, welcher Göthe eine nicht geringe Wichtigkeit beilegte. Doch verließ sie in der Anwendung auf das sittliche und religiöse Gebiet sofort allen wissenschaftlichen Boden, indem sie in der Farbenerscheinung die eigentliche Offenbarung des religiösen Mysteriums erkennen wollte. In einem Briefe, welcher sich in seinen kürzlich gesammelt erschienenen Schriften befindet, sagt Runge in dieser Beziehung: „die Farbe ist die letzte Kunst, und die uns noch immer mystisch ist und bleiben muß, die wir auf eine wunderlich ahnende Weise wieder nur in den Blumen verstehen. Es liegt in ihnen das ganze Symbol der Dreieinigkeit zum Grunde. Licht, oder weiß, und Finsterniß, oder schwarz, sind keine Farben, das Licht ist das Gute, und die Finsterniß ist das Böse (ich beziehe mich wieder auf die Schöpfung); das Licht können wir nicht begreifen und die Finsterniß sollen wir nicht begreifen, da ist dem Menschen die Offenbarung gegeben und die Farben sind in die Welt gekommen, das ist: blau und roth und gelb. Das Licht ist die Sonne, die wir nicht ansehen können, aber wenn sie sich zur Erde, oder zum Menschen neigt, wird der Himmel roth. Blau hält uns in einer gewissen Ehrfurcht, das ist der Vater, und roth ist ordentlich der Mittler zwischen Erde und Himmel; wenn beide verschwinden, so kommt in der Nacht das Feuer, das ist das Gelbe

und der Tröſter, der uns geſandt wird — auch der Mond iſt nur gelb." — —

Die religiöſe Grundlage der Staatswiſſenſchaft und der Staatswirthſchaft blieb aber auch bei Adam Müller nur ein Poſtulat. Zum Theil gelangte daſſelbe zur Ausführung durch die Haller'ſche „Reſtauration der Staatswiſſenſchaft," doch gewann hier die katholiſche Richtung, welche in Haller ebenfalls vorwaltete, eine mehr praktiſche Haltbarkeit. Wo der katholiciſirende Abſolutismus und Legitimismus bei den romaniſchen Politikern ſich in tranſcendentalen Ideen verflüchtigte, da ſuchte er bei Herrn von Haller vielmehr recht eigens am Erdboden zu haften und die ewigen abſoluten Rechte aus dem Grundbeſitz, aus den Territorialrechten herzuleiten. Dieſes vollendete Syſtem des Abſolutismus, welches ſich bei Haller auf dem oberſten Prinzip eines an der Beſitznahme des Territoriums haftenden ewigen Herrſchafts- und Eigenthumsrechts aufbaute, belegte auch gewiſſermaßen die ganze Wirklichkeit mit einem religiöſen Bann, welchen hier der Grundbeſitz ausübte. Dieſe grundherrliche Gewalt, welche auch die Kirche ſich zu erwerben hatte, wurde der Ausfluß aller geſetzlichen Verhältniſſe, ſie heiligte jeden Zwang, welchen abſolute Herrſchaft und ariſtokratiſche Willkür innerhalb des von ihnen eingenommenen Territoriums anzuwenden für gut finden möchten. Die bereite Aufnahme, welche das Haller'ſche Syſtem in Europa fand, und zwar unmittelbar nach einer Zeit (1816), welche einen großen hiſtoriſchen Kampf durchgefochten und noch in allen ihren Adern den wahren Lebensprozeß der Geſchichte fühlen mußte, kann uns in vielem Betracht wehmüthig ergreifen und als ein trauriges Zeichen erſcheinen. Es tritt aber die Haller'ſche Reſtauration der Staatswiſſenſchaften gerade in dem Moment, wo ſie zuerſt erſchienen, mit ihren das Licht der Völkerkraft wieder

verfinsternden Theorieen bedeutsam genug hervor, indem sie den Eintritt der Reaction gegen den freien und selbsteigenen Aufschwung des Völkerlebens anzeigt.

Dieser nationale Aufschwung war aber in Deutschland während der sogenannten Befreiungskriege in den Jahren 1813 bis 1815 ein hochherrlicher und von Grund aus belebender gewesen. Es war eine Epoche voll gesunder Thatkraft und frischer Lebensentfaltung, eine neue Zukunft der Nationalität blitzte sonnig über den Häuptern der Kämpfenden und Strebenden auf. Die Schönheit dieses Zeitraums schildert am besten die Poesie, welche in stolzer und freudiger Begeisterung aus diesen Bewegungen hervortönte und an ihnen ihren Stoff erkor. Leier und Schwert wurde das Symbol dieser Muse. Theodor Körner zeigte eine edle Begeisterung in einem schönen poetischen Naturell. Die Lyrik der Befreiungskriege hatte in ihm ihre liebenswürdigste Vertretung, sonst war schwerlich ein nachhaltiger poetischer Kern in ihm. Seine dramatischen Arbeiten schwanken zwischen Schiller und Kotzebue, und konnten keine eigenthümliche Form gewinnen. Aber Körner's Gedichte waren das Organ der vaterländischen Jugend dieser Zeit, und sind darum eines ihrer edelsten Monumente geworden. Ihm verwandt ist Max von Schenkendorf, der das herrliche Landsturmlied: „die Feuer sind entglommen" gedichtet hat. Mehr geistige Macht und Schwung hatten die patriotischen Gesänge von Stägemann, aber sie erlangten nicht die populaire Wirkung, wie die von Körner und Schenkendorf. Friedrich Rückert trat unter dem Namen Freimund Raimar mit seinen poetischen Gedichten und geharnischten Sonetten hervor, die einen kräftigen nationalen Lebensmuth aussprachen. Auch gab er, jedoch erst nach dem Sturze Napoleons, eine politische Komödie, welche den Kaiser der Franzosen behandelte,

heraus. Ein Mann von feuriger Gesinnung und Geisteskraft ist Ernst Moritz Arndt zu nennen, er, der große Franzosenfeind, der deutschen Rheingränze muthiger Wächter, und Verfasser so mancher Philippica gegen Napoleon. Sein Wirken ruhte stets auf einer umfassenden und bedeutenden Grundlage, in der sich wissenschaftlicher Geist mit einer dichterischen Phantasie durchdrangen. Damals dichtete er treffliche Schlachtlieder und Volksgesänge, die Haare auf den Zähnen und tiefe Gluth im Herzen hatten. Sein Lied von Blücher ist klassisch in diesem Genre zu nenen. Besonders aber wirkte durch historische und politische Darstellungen sein „Geist der Zeit," ein Buch voll kühner Freisinnigkeit, das eine beispiellose Verbreitung gewann. Später ist Arndt etwas hinter der Strömung der Zeit zurückgeblieben, und er ist besonders ihren neuesten Bewegungen nur widerwillig und wie mit gelähmten Flügeln gefolgt, was so vielen Männern aus der Zeit von 1813 begegnen mußte. Doch blieb stets seine unverfälschte biedere deutsche Gesinnung gleich hoch zu achten, auch zeigte er sich billig genug, jenen Bewegungen der Neuzeit nicht durchaus ihr inneres Recht abzusprechen, und wenigstens die Existenz mancher modernen Richtungen nicht zu läugnen, wenn er sich auch selbst in eine gewisse Ferne von ihnen stellt. Sein Hauptthema ist bis auf den heutigen Tag die Rheingränze geblieben, deren Deutschheit er immer mit dem alten Eifer und dem alten Franzosenhaß gegen die „schleichenden und schlangenzüngelnden Welschen" vertheidigt. Dies sein Thema hat sich denn auch als vorhaltend bewährt, indem es in der neuesten Zeit so schwungvoll wieder aufgenommen und zu nationalen Declamationen benutzt wurde, wobei freilich auch manche sehr ehrenhafte deutsche Stimme sich wieder erhob. Von Arndt aber wird man nie behaupten können, daß er sich

jemals in einem unfreien Geiſte zu ſeiner Zeit geſtellt. Er hat mit beſonders ſtarker und gläubiger Hoffnung an der Bedeutſamkeit Preußens für die Zukunft Deutſchlands feſtgehalten, aber auch dies nur in einem freien und der öffentlichen Entwickelung zuträglichen Geiſte. —

Auch von Ludwig Uhland wollen wir an dieſer Stelle ſprechen, obwohl er nur theilweiſe dieſem Zeitraum angehört, und der reine poetiſche Geiſt, welcher in ihm lebte, ſich eine allgemeine Ausbildung und Bedeutung zu gewinnen ſtrebte. Aber wie in ſeiner Poeſie die deutſche Freiheit und die deutſche Gemüthsherrlichkeit den Grundton abgaben, ſo ſtimmte ſie auch mächtig in jene Jubelklänge der nationalen Erhebung des Vaterlandes ein, welche die deutſche Dichtung zur Zeit der Befreiungskriege ſo muthberauſcht umherſtrug. Einem begünſtigten deutſchen Volksſtamme angehörig, welcher ſich eben ſo ſehr durch ſeinen tiefinnern poetiſchen Kern und eine naturvolle ſtarke Gemüthsinnerlichkeit auszeichnete, als er ſich auch ſchon von Alters her im Beſitz freier und volksthümlicher Verfaſſungsformen befunden, mußte der ſchwäbiſche Dichter ſchon von vorn herein auf den ergiebigſten Vorausſetzungen ruhen. Uhland war auch zunächſt durchaus der Dichter ſeines würtembergiſchen Volksſtammes, deſſen heiter kräftiges Naturell, deſſen landſchaftliches Element und ächt volksthümliche Geſittung er überall in ſeinem Charakter wiederſpiegelt und zu ſchönen Formen erhebt. Das herrliche Naturleben, das in Uhland's Gedichten ſich entfaltet, iſt immer zugleich der Ausdruck der edelſten, freieſten und kräftigſten Geſinnung, die ſich harmoniſch und kunſtmäßig zu geſtalten ſucht. Von den rebenbepflanzten Bergen in die volksgedrängten Thäler herab, an den Bachen und in den Wäldern, überall rauſcht es von Poeſie und Geſang, und die Poeſie iſt das Volk und der Geſang iſt

die Freiheit. Und wo die Gegenwart umdüstert ist und keinen Raum hat für all das überschwängliche Liebes- und Freiheitsleben, da kommt die alte Sage mit ihrem Zauberspiegel durch den Wald hergeschwebt und führt in ihrer Hand die Poesie in die alte goldene Zeit, in die Zeit der Minne und der Helden, in das Mittelalter zurück. Die Verbindung der Poesie der Freiheit mit der Lebensherrlichkeit des Mittelalters erscheint in Uhland als ein eigenthümlicher Zug seines Naturells, und als Ausfluß derjenigen gesunden Romantik, die wir in einer früheren Vorlesung in ihrem aus dem Lebensgeist des deutschen Mittelalters sich entwickelnden Begriff dargethan haben. In Uhland haben wir den Dichter, in welchem Romantik und Freiheit nicht als zwei absolute Gegensätze auseinander fallen, sondern sich zur Einheit eines vollen und kräftigen Lebens verbinden, und zwar durch das Vermittelungsglied der wahren Volksthümlichkeit, die, wie wir früher ausführlicher auseinander gesetzt haben, im Mittelalter selbst das romantische Lebensprinzip mit dem Geist der Freiheit durchdrungen. Hatte Uhland hierin mit dem ursprünglichen besseren Geist der romantischen Schule eine Verwandtschaft, so muß doch sein Bildungsweg ein durchaus eigenthümlicher und selbstständiger genannt werden, der ihn dann auch von allen den Verwirrungen, von welchen wir jene Schule in ihrer Weiterentwickelung betroffen sehn, frei erhielt. Ihm fehlte auch auf der andern Seite zu solchen Verwirrungen jene dialektisch ironische Anlage, die sich unterwühlend auf das Sittliche und Gesellschaftliche wirft und aus gefährlichen Selbstentzweiungen die höchsten poetischen Wirkungen erstrebt. In diesem Sinne war Uhland kein Romantiker. In ihm war Alles harmonisch, einheitlich aus einem Stück, ein festes und unverrückbares Gefüge. In dieser eigenthümlichen gesunden Durchbildung, welche wir an

Uhland anerkennen müssen, ist aber der Einfluß Göthe's auf diesen Dichter sehr hoch in Anschlag zu bringen. Ließ sich Uhland von den Romantikern nicht irren, so ließ er sich dagegen durch Göthe zu künstlerischer Klarheit in Geist und Form bestimmen. Es ist merkwürdig, hier die Göthe'sche Natur mit ihrer heiter bildnerischen Plastik vermittelnd eintreten zu sehn zwischen der mittelalterlich romantischen Richtung und der liberalen historischen Bewegung der Neuzeit. Diese Vermittelung übte sie ohne Zweifel in Uhland aus, welcher den romantischen Ueberschwang des Volksgedichts an der feinen Begränzungskunst Göthe's zügelte. Man hat darin oft Nachahmung der göthe'schen Form erkennen wollen, was sich, wenn man will, besonders in Uhland's Balladen und Romanzen aufzeigen ließe. Aber man kann im Grunde nicht Nachahmung nennen, was ein aus dem Einfluß des andern Dichters gewonnenes Maaß der Darstellung, was ein abgelauschtes Geheimniß der Form ist. Ebenso viel, als aus Göthe, hat Uhland auch aus der mittelalterlichen deutschen Poesie für seine Formen gewonnen. Die durch die romantische Schule vermittelte Richtung der Studien auf diese Poesie theilte auch Uhland angelegentlichst, wovon seine Abhandlung über Walther von der Vogelweide einen schönen Beweis gab. In seinen Balladen und Romanzen aber begegnen wir dem mittelalterlichen Leben in Hülle und Fülle, und sehen, wie des Dichters Sehnsucht bei diesen Rittern und Königssöhnen, bei Goldschmied's Töchterlein, bei versunkenen Schlössern und verzauberten Wäldern weilt. Die Sage des eigenen Volksstamms aber wird auch hier mit Vorliebe behandelt, wie sich im Eberhard der Rauschebart zeigt. Auch in der dramatischen Form suchte Uhland die vaterländischen Stoffe zu gestalten, doch muß man wohl seinen Beruf zur dramatischen Poesie überhaupt

bezweifeln. Es war durchaus keine innere Spannung der Gegensätze in Uhland, und darum fehlt ihm in seinen beiden Stücken das eigentlich dramatische Pathos, an dessen Stelle die leidenschaftlose kalte Verhandlung eintritt.

Hier wollen wir auch des ritterlichen Sängers Baron de la Motte Fouqué in Ehren gedenken, von welchem Uhland singt:

Auch unsers deutschen Liedertempels Pfleger,
Sie sind dem Kriegesgeiste nicht verdorben,
Man hört sie wohl, die freud'gen Telynschläger
Und mancher hat sich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, zu, o schwarzer Jäger,
Wohl seid ihr ritterlichen Tod's gestorben!
Und Fouqué, wie du mir das Herz durchdringest!
Du wagtest, kämpftest, — doch du lebst und singest.

In Fouqué verwebte sich das Element der Befreiungskriege mit der Romantik zu einer ritterlichen Gestalt, die sich in den Illusionen, als sei die alte goldene Zeit der Minne und des Ritterthums wirklich zurückgekehrt, behaglich und selbstgefällig umherschaukelte. So besingt er in der Corona sich selbst und sein treues Roß ganz im Geschmack der alten Heldendichtung. Zugleich war er ein durchweg tugendsamer Ritter, und so erhielten in ihm die Ausschweifungen der romantischen Schule gewissermaßen auf dem eigenen Gebiet ihre sittliche Correctur. Auch das Hoffmann'sche Teufels- und Kobolds-Element ist in der Fouqué'schen Poesie wahrzunehmen, aber auch dies tritt nicht im Extrem, sondern geklärt und gereinigt bei ihm auf. Ein durch und durch poetisches Naturell, ist Fouqué doch zu früh in Manierirtheit untergegangen, um das zu leisten, was er seinen allerdings bedeutenden Kräften nach vermocht hätte. Seine Undine ist aber wohl als eine vollen-

rete, von einem wahren poetischen Geiſt durchdrungene Dichtung im Gedächtniß zu behalten.

Neben ihm ſtellt ſich uns ſein Freund Franz Horn in dieſer Reihe dar. Dieſer treffliche Mann verdient die Vergeſſenheit nicht, der ihn das deutſche Publikum anheimgeben zu wollen ſcheint. Aus der romantiſchen Schule nicht geradezu hervorgegangen, aber doch an dem Einfluß derſelben erwachſen, ſtrebte und rang er, ſich eine eigenthümliche Stellung in der Literatur zu gewinnen, und ein äſthetiſches Bewußtſein über der romantiſchen Schule zu behaupten. In allen Dingen dem Extremen abhold, ſtellte er eine ruhige literaturfromme Mitte dar, die es in manchem Betracht zu etwas Erſprießlichem gebracht hat. Seine Darſtellungen der deutſchen Literaturgeſchichte von Luther's Zeit bis zur Gegenwart haben viel Verdienſtliches und Lehrreiches, der Stoff der Literatur iſt darin oft auf eine eigenthümliche Weiſe durchdrungen und gewonnen, und wenn auch die Kritik Franz Horn's leicht einſeitig wird und ſich an Gefühlsmomente hängt, die eigentlich das Urtheil gar nichts angehen ſollten, ſo verbindet er doch mit ſeinen Fehlern auch die entſchiedenſten Vorzüge. Sein literarhiſtoriſches Werk iſt namentlich für die Literatur des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts werthvoll, und man lernt daraus viele Einzelzuſammenhänge und individuelle Details kennen, die kein Anderer ſo zuſammengeſtellt hat. Seine Romane und Novellen ſind für ein ſtilleres anſpruchsloſes Publikum geſchrieben, und ſprechen, bei einer nicht gewöhnlichen plaſtiſchen Vollkommenheit und Charakterzeichnung, eine troſtliche Lebenstlarheit und einen tiefgebildeten ethiſchen Sinn aus. Franz Horn iſt, wie Fouqué, was den literariſchen Ruhm anlangt, einer gewiſſen Manierirtheit zum Opfer gefallen, die das Verderblichſte für einen Schriftſteller iſt. Sie entſteht beſondere

aus einer Art von Selbſtverliebtheit des Autors, die dem Geiſt nicht mehr die freie Fortbewegung läßt, ſondern ihn in ſeinen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten ſo verfangt, daß eigentlich das Zufällige an ihm die Hauptſache zu werden anfängt. Bei Franz Horn kam auch noch ein gewiſſes Schönthun mit dem Kranksein hinzu, das er ſich bei fortwährenden eigenen Leiden angewöhnt hatte. Dieſer poetiſche Heiligenſchein, welchen er um die Krankheit wob, ſchreckte aber viele Leſer von ihm zurück. —

An dieſer Stelle, wo ſich in das von uns entworfene Literaturbild dieſer Zeit die letzten Fäden der romantiſchen Schule verweben, iſt es auch Zeit, des Freiherrn Joſeph von Eichendorff zu gedenken, welcher gewöhnlich der letzte Romantiker genannt wird. Dieſer liebenswürdige Dichter, deſſen Werke nun in einer kürzlich erſchienenen Geſammt-Ausgabe (Berlin, Simion) vor uns liegen, hat den romantiſchen Geiſt auf die unſchuldigſte Weiſe fortgeſponnen. Es iſt vorzugsweiſe die Romantik des Naturlebens, welche in ſeinen Poeſien, namentlich aber in ſeinen herrlichen Liedern, ihren Ausdruck findet. Das muſikaliſche Element, ſowohl in der Form wie in der Betrachtungsweiſe, iſt das überwiegende an Eichendorff, Alles muß ſich ihm in Melodieen fügen, und das Leben erhält ſeine ſchönſte Bedeutung in dieſem träumeriſchen Wellenſchlag der Gefühle, in dieſem Gleichmaaß der ſich hin und herſchaukelnden Empfindungen. Dies lyriſche Behagen, in das ſich Alles bei ihm einſpinnt, erſcheint dann zugleich als das höchſte Lebensideal, und wird in ſeiner Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ humoriſtiſch als ſolches gefeiert, in welchem ſehr anerkennenswerthen Taugenichts wir erlaubtermaßen den Dichter ſelbſt in ſeinen ſtillſten Lebenswünſchen belauſchen dürfen. Die muſikaliſche Natur Eichendorff's fühlt

ſich über allen Ideenzwieſpalt hinausgehoben, und es geht deshalb bei ihm Alles friedlich ohne alle geiſtige und ſittliche Kämpfe in einem harmoniſchen Ebenmaaß ab. Was hat auch das reine Dichterblut mit ſolchen Kämpfen zu ſchaffen? Dieſe Singvogelnatur hat ausdauernde Harmloſigkeit genug, um einen ganzen Roman, ein ganzes Leben lyriſch verhallen zu laſſen, wie es in dem Roman „Ahnung und Gegenwart“ geſchieht, welchen zuerſt Fouqué eingeführt. Eichendorff's Dramen, unter welchen ſich „Ezzelin von Romhano“ auszeichnet, haben ebenfalls dieſen lyriſch verſchwebenden Charakter, der natürlich der wahren dramatiſchen Körperlichkeit nachtheilig werden muß. Bei dieſem Dichter muß ſelbſt das Tragiſche einen lieblichen Schmelz annehmen, auch alle Schreckniſſe ſänftigen ſich unter ſeiner melodiſchen Hand. Auch ihm ſind, wie den andern Romantikern, die blitzenden Waffen des Humors und der Ironie gegeben, aber er verwendet die letztere nur zu ſehr unſchuldigen polemiſchen Zwecken, wie in „Meyerbeth's Glück und Ende“ gegen den ſonderbaren Shakſpeare-Liebhaber Meyer, oder er macht im Allgemeinen den Philiſtern den Krieg im „Krieg den Philiſtern.“ —

Hier wollen wir auch Oehlenſchläger nicht zu nennen vergeſſen, deſſen poetiſches Blut mit den Romantikern verwandt iſt, mit denen er ſich auch, beſonders in dem Kreiſe der Frau von Staël zu Coppet, mehrfältig begegnete. In ſeinem däniſchen Vaterlande durfte Oehlenſchlägern nach Verhältniß der dortigen Literaturentwickelung noch ein höherer Platz in der Poeſie zuzuerkennen ſein, als bei uns, obwohl ihm auch in der deutſchen Literatur ſeine Stelle, die er ſich mit ſo vieler Liebe und Ausdauer errungen, nicht geſchmälert werden ſoll. Seine Schriften verdienen als Wahrzeichen der deutſchen Poeſie eine fortwährende achtende Anerkennung. Aus

den uns stammverwandten Nordländern sind besonders drei Männer zu uns herübergekommen, welche mit Geist und Liebe in der deutschen Literatur ein zweites Vaterland suchten, indem ihnen die angeborenen heimathlichen Gränzen nicht genügten. In dem seltsamsten Verhältniß zur deutschen Poesie befand sich in dieser Hinsicht der geniale, tief zerrissene Baggesen, indem er die Ausübung der vaterländischen Dichtkunst unbefriedigt aufgab, und doch in Deutschland gerade den bedeutendsten Dichtern, wie Göthe und Tieck, mit einer höchst feindseligen Polemik entgegentrat. In diesem nicht unbegabten aber durchaus verworrenen Dichter zeigt sich ein solcher Mischmasch von poetischen, philosophischen und politischen Richtungen, daß es schwer hält, seiner beständig wechselnden Natur einen bestimmten Charakter nachzusagen. Während Baggesen die romantische Schule anfeindete, war er doch zugleich ihr Nachahmer. Doch ahmte er noch vielen andern deutschen Dichtern nach. Steffens, von dem wir später ausführlicher zu reden haben, wurde ganz Deutscher in Wissenschaft, Leben und Kunst. Oehlenschläger dagegen suchte in gemüthlicher Ausgleichung beiden Richtungen zu leben, und sang in befriedigter Selbstgenügsamkeit dänisch und deutsch zugleich seine Lieder. Steffens und Baggesen hatten aus einem leidenschaftlichen verzehrenden Drang nach Bildung, aus einer geistigen Unruhe, die Heimath verlassen und aufgegeben, um in deutscher Philosophie und Poesie für ein heißes Streben Befriedigung zu finden. Nicht so Oehlenschläger, der nicht durch innere Stürme nach Deutschland verschlagen wurde, sondern friedlicher Weise deutsche Bildung sich aneignete, der mehr mit emsig schaffendem Fleiß, als mit dem Drang des Genies an deutschen Mustern sein Talent nährte und entwickelte. Das Schönste und Eigenthümlichste an Oehlenschläger ist seine Märchenphantasie. Besonders hat er im

Märchendrama Ausgezeichnetes geleiſtet, in welchem er vor ſeinem Vorgänger und Meiſter Tieck den Vorzug einer größern Regelmäßigkeit der Darſtellung behauptet, wenn er ihm auch freilich in der geiſtreichen und originellen Auffaſſung nicht gleichzukommen vermag. Auch die ſatiriſchen Nebenblicke und humoriſtiſchen Hinblicke auf die Wirklichkeit hat Oehlenſchläger in ſeinem Märchendrama mit Tieck gemein, wie man beſonders in ſeinem „Alladdin“ ſieht, aber der Eindruck des eigentlich Märchenhaften und Phantaſtiſchen bleibt ihm doch Hauptthema, das er in fleißiger Ausführlichkeit der Form regelrecht durchzuarbeiten ſucht. Von allen ſeinen Arbeiten hat ſich in Deutſchland ſein „Correggio“ am längſten in Gunſt und Aufnahme erhalten, obwohl man den Geſchmack dieſes theilweiſe verdienſtvollen Dramas nicht billigen kann.

Sechste Vorlesung.

Die Reſtaurationsperiode und die Literatur in Frankreich und Deutſchland. Die Gattungen der Poeſie im Verhältniß zum öffentlichen Leben. Das moderne Epos. Die Heldengedichte des Biſchof Bruker. Sine Tuniſias. Die Novelle und ihre Bedeutung für die moderne deutſche Literatur. Tieck. Hinblick auf die italieniſche Novelliſtik. Die Entwickelung der italieniſchen Literatur. Manzoni. Spaniſche Literatur. Entſtehung des Romans bei den Spaniern. Die neueſte ſpaniſche Literatur. Melendez Valdez. Cienfuegos. Moratin. Martinez de la Roſa.

Die Minnagſtille, welche nach Abſchluß der Wiener Traktate ſich des Völkerlebens bemächtigte, konnte in gewiſſem Betracht als günſtig für die Beſchäftigung mit Poeſie und Wiſſenſchaft angeſehen werden. In Frankreich zeigte ſich auch unmittelbar nach Wiederherſtellung der Bourbonen ein ſehr reges literariſches und wiſſenſchaftliches Treiben. Man wandte ſich einerſeits nach den großen geiſtigen Hervorbringungen der Vergangenheit, nach den Schriftſtellern der alten Zeit zurück, und ſuchte in jeder Weiſe, beſonders durch Veranſtaltung von Ausgaben dieſer Autoren, den antiquirten Nationalruhm zu erneuern: anderntheils gab man ſich mit eben ſo großer Aufregung an neue Richtungen, Ideen und Syſteme hin, welche der Heraufführung der Zukunft, der Begründung einer neuen Culturepoche gewidmet waren. In Deutſchland aber trat in dieſer Reſtaurationsperiode ein merkliches Nachlaſſen der geiſtigen

Tatenkraft ein, und namentlich die Literatur verlor wieder den Zuſammenhang mit dem öffentlichen Leben, den ſie kaum ergriffen hatte. Einestheils begann eine ſeichte Bellettriſtik vorzuherrſchen, welche der ſchläferigen und wieder auf nichtsnutzige Privatintereſſen gerichteten Stimmung Vorſchub leiſtete. Andere ſuchten ſich künſtliche und abgeſonderte Gebiete der Literatur abzuſtecken, und griffen nach allen möglichen Formen und Arten umher, um ſich mit ihrem Produktionstrieb doch irgend wie nach Luſt und Laune zu bethätigen. Wir benutzen dieſe Zwiſchenpauſe des Literaturlebens, um hier einen Blick auf die Kunſtformen der neueſten Poeſie überhaupt zu werfen und beſonders die vielbeſprochene Formloſigkeit der deutſchen Literatur ins Auge zu faſſen. —

Die einzelnen Gattungen der Poeſie ſind eben ſo ſehr Kinder ihrer Zeit, als die Poeſie ſelbſt es iſt, und es darf nicht für zufällig angeſehen werden, welche Kunſtformen vorzugsweiſe in einer Epoche von den ſchaffenden Geiſtern ergriffen werden. Es giebt epiſche, lyriſche und dramatiſche Zeitalter, wie es ruhende, thatenluſtige und träumende Völkerſtimmungen in der Geſchichte giebt. Bei den Alten treten die Kunſtformen am reinſten und entſchiedenſten gegen einander heraus; dagegen iſt es merkwürdig zu ſehen, wie oft ſich die Neueren in der Wahl der Gattungen vergriffen haben. Wenn man ein ſinnreich auseinander gelegtes Syſtem erblicken will, wie ſich die Gattungen der Poeſie ſtufenweiſe mit dem Volksgeiſt fortentwickeln, ſo muß man das ſchöne Bild der griechiſchen Literaturgeſchichte ſich vergegenwärtigen. Dieſe iſt in der That ein wahres Syſtem der Entfaltung der Kunſtformen. Welcher Dichter hätte zur Zeit der Perſerkriege noch unternehmen können, den Hellenen ein Epos zu dichten. In den Perſerkriegen war der griechiſche Volksgeiſt dramatiſch

geworden, und der Tag der Schlacht bei Salamis erblickte bekanntlich zugleich die drei größten Dramatiker, indem Aeschylus dort kämpfte, Sophokles den Siegesreigen tanzte, und Euripides geboren wurde. Der Mythus, der früher nur in der Form des Epos überliefert worden war, trat jetzt seine Seelenwanderung in das Drama hinüber an, und verkörperte sich in festen Gebilden der Tragödie vor den Augen seines Volkes. Was früher Ohr gewesen war, wurde jetzt Auge; das Volk wollte sich nichts mehr episch erzählen lassen, es wollte schauen; es wollte Gestalten, Handlung, Thaten der Menschen und Götter haben, und seine Dichter wurden Dramatiker. Vordem war aber das Epos ein nicht weniger nothwendiges Moment des ganzen Lebens gewesen, als es jetzt das Drama wurde. Das Epos war die mythische Einheit aller Richtungen des Volkslebens; es war die unmittelbare Volksnatur selbst, wie sie dachte, anschaute, sich bewegte und in sich selbst träumerisch versunken war; im Epos ging der Mensch noch im Volksleben auf, im Drama erhob er sich aus der Masse und befreite sich zu einer selbstständig heraustretenden Gestalt.

Es war daher bei den Griechen die jedesmal herrschende Gattung der Poesie auf jeder einzelnen Stufe fast die ganze Poesie selbst, und so erblickt man bei ihnen das seltene Schauspiel einer innersten Nothwendigkeit der hervortretenden Kunstform, mit der Geschichte ihres öffentlichen Lebens wunderbar schön zusammenhängend. Die Neueren sind darin schon deshalb nicht so glücklich, weil ihre Poesie von jeher weniger Sache des öffentlichen Volkslebens gewesen war, und darum hat ihre Literatur so viele gekünstelte Treibhausblüthen aufzuweisen, die, zu den lebendigen Bedürfnissen ihrer Zeit nicht passend, nur aus einer theoretischen Grille gepflanzt zu sein scheinen.

Aus dem gleichgültigen Verhältniß der Literatur zum öffentlichen Leben iſt bei den Neueren dieſe Rathloſigkeit und Verlegenheit hervorgetreten, welche über ihren Kunſtformen waltet, und die Bedeutung derſelben ſo hin und her ſchwanken läßt. Die Modernen ſind es daher, welche die eigentliche Leſeliteratur erzeugt haben, die aller unmittelbaren Verknüpfung mit einem Organ des Lebens nachläſſig ſich begiebt. Hat ſonſt die Literatur ein beſtimmtes Verhältniß zu irgend einem Lebensorgan angenommen, und iſt ſie Schauliteratur, wie im Drama der Griechen und Römer, wo ſie unmittelbar vor das Auge hinaustreten muß und ohne dies gar nicht zu exiſtiren glaubt, oder Hörliteratur, wie im Epos der Alten oder in der Poeſie der Orientalen, wo das Ohr das vermittelnde Organ des Dichters wird, oder Tonliteratur, wie in der Lyrik ſo vieler Völker, welche ohne ihre Lautwerdung durch die menſchliche Stimme ihren Zweck für verfehlt halten würde: ſo ſtellt ſich dagegen in der Leſeliteratur der Modernen die entſchiedenſte Gleichgültigkeit gegen ſolche organiſche Vermittelung des Genuſſes heraus. Das Epos, das Drama und das lyriſche Gedicht erſcheinen in der neueren Poeſie oft ohne alle Anſprüche, gehört, geſchaut oder geſungen zu werden. Daher iſt es denn auch gekommen, daß ſich dieſe Gattungen in ihren eigentlichen Charakterformen ſo ſehr vermiſcht haben und oft in zerronnener Allgemeinheit ineinander übergegangen ſind. Ueberhaupt wird es deshalb in der neueren Poeſie bedenklich, etwas über den Begriff der Dichtungsarten zu ſagen, und über den Rang der einen vor der andern, beſonders aber über die zeitgemäße Herrſchaft der einen über die andere, ſich zu entſcheiden. Wo die Bedeutung der Oeffentlichkeit für das Kunſtwerk beſchränkt oder gar nicht vorhanden iſt, und die Wirkungen hauptſächlich auf die Lectüre berechnet werden, verlieren auch die Gattungs-

verschiedenheiten ihren eigensten Effect, und können sich nicht mehr mit der künstlerischen Schärfe gegen einander heraus bilden. Um so mehr muß dies der Fall sein, wenn in einer Literatur, wie in der deutschen, diejenigen Formen der Production, welche sich am meisten der Oeffentlichkeit und der unmittelbaren Volksanregung entziehen, noch die meiste Freiheit der Darstellung und Aeußerung haben. Dies ist leider eine Thatsache, welche sich aus unserm neueren Literaturleben gar nicht wegleugnen läßt, und welche die einsame Leseliteratur zum Nachtheil aller freien künstlerischen Gestaltung so sehr bei uns begünstigt hat.

Es hat in der Literatur der Gegenwart nicht an Bestrebungen gefehlt, die sämmtlichen Gattungen der Poesie, wie sie nur irgend aus der Literaturgeschichte und Kunsttheorie überliefert erscheinen, anzubauen, aber selten zeigte sich dabei die höhere Nothwendigkeit, welche grade zu dieser und zu keiner andern Form treiben mußte. Beginnen wir mit der epischen Poesie, der Urform alles Dichtens, so finden wir auch diese, wie sehr ihr das neuere Leben immer zu widerstreben scheint, zu mannigfachen Productionen benutzt. Das antike Epos war der ursprünglichste und unmittelbarste Ausdruck und Abdruck des Lebens der alten Völker in seiner ethischen und religiösen Verein amkeit. Ein modernes Epos, in Sinn und Form der Alten, ist also eigentlich ein Unding, wenn auch die Einwendung, welche man gewöhnlich gegen das Epos bei den Neueren, als eine unzeitgemäße Form vorgebracht hat, insofern eine nichtige ist, als die Poesie Alles, was sie im ächten Geiste empfangen und geboren hat, durchdringen wird, und jederzeit siegreich durchgebracht hat. Nichts destoweniger ist denjenigen Formen nur eine geringe Geltung zuzugestehen, welche ein künstlerischer Spieltrieb zu einem bloßen Scheinleben erweckt

hat. Göthe's Herrmann und Dorothea, wie reizend auch hier das eigenthümliche Genie ſich durch die traditionellen Formen Bahn gebrochen hat, bringt uns doch kaum durch ſein friſches Leben über den Eindruck eines abſichtlich Nachgemachten hinaus. Am ſtrengſten aber hat es ſich der ungariſche Biſchof Ladislav Porkert angelegen ſein laſſen, der deutſchen Poeſie ein antikgehaltenes Epos zu ſchenken, das auf modernem, zum Theil nationalem Grund und Boden alte Anforderungen der alten Heldendichtung befriedigen ſollte.

Wir wollen hier eines der großen Heldengedichte von Porker: ſeine Tunisias betrachten, um daran ſowohl ſeine Formen, die den antiken vollkommen gleichbedeutend ſein ſollen, als auch die Art, wie er einen modernen hiſtoriſchen Stoff als Stellvertreter des Mythus in das Epos ſich hinein bilden läßt, zu betrachten. Es iſt die Expedition Karls des Fünften nach Tunis, welche den Gegenſtand dieſes Heldengeſanges ausmacht. An ſich gehört dieſer Zug des Kaiſers allerdings nur zu den Nebenepiſoden der Geſchichte, aber es fehlt ihm gleichwohl nicht an welthiſtoriſchen Intereſſen. Der Kampf um die Freiheit der mittelländiſchen Meeresſtraße, die Errettung der gefangenen Chriſten aus der Sclaverei der Barbareſken, ſtellen ſich als beziehungsreiche Grundtendenzen heraus. Dazu kommt die anziehende, etwas ſentimental angehauchte Geſtalt Karls, der, den verwirrten und ihn verſtimmenden Verhältniſſen Europa's den Rücken kehrend, auf das friſche Meer hinaus geſchifft iſt mit einem glänzenden Geſchwader aller Flaggen und Nationen. Karl V. in ſeiner gemüthvollen Ritterlichkeit und zugleich in der heimlichen Melancholie, die an ſeinem Herrſcherglück langſam zehrt, in ſeiner lebensmüden Reflexion, die ihn ſchon immer krankhaft mahnt, von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens ſich zurück zu ziehen, und in der edlen Auf-

wallung seiner Thatkraft, in der er doch wieder für das Wohl seiner Völker ein Held sein möchte, in diesem Schwanken zwischen Reflexion und Heroismus ist er immer als einer der interessantesten Gestalten in der Geschichte erschienen. Jetzt, nach Afrika ziehend, um dem vertriebenen König von Tunis, Muley Hassan, sein Reich wieder zu erobern, hat ihn zugleich ein schwärmerischer Glaubensenthusiasmus auf die liebenswürdigste Weise erfüllt. Ein Hirt des Christenthums, dünkt er sich auserseh'n, um selbst über die Weiten des Meeres hin gegen die fernen Heiden, die Banner des Glaubens siegreich zu tragen. Für die Einzelmalerei mußte dem Dichter ein solcher Stoff nicht minder günstig sein. Da giebt es Seeschlachten, Stürme, Wundererhebungen einer fremden Natur, Meeresabenteuer, Nationalschilderungen, frappante Gestalten und Thaten der Gläubigen und Ungläubigen, und Bilder und Gruppen aller Art, welche sich um jene Hauptelemente des Stoffs naturgemäß herum legen müssen. Aber dennoch ist aus allen diesen Elementen kein mächtiges Ganzes von großem Eindruck entstanden, weil sich der Dichter ganz in die Unwesentlichkeiten der Darstellung verloren und seine Kraft am Technischen des Gedichtes erschöpft hat. Schon die poetischen Grundzüge zu des Kaisers Gestalt hat der Epiker schlecht zu einem anschaulichen Bilde zu vereinigen verstanden. Seine Persönlichkeit wird uns nicht nahe genug gerückt, um uns ein lebendiges Interesse für sich zu geben, und Karls Erscheinung bleibt ein nebelhafter Schatten, da ihr überhaupt zu wenig historischer Zeithintergrund als Folie beigegeben ist. Dazu kommt, daß, wie im Homer die Götter Partei nehmen für und wider die Streitenden, so auch Pyrker, um in der Vollständigkeit des epischen Apparats nicht zurück zu bleiben, ähnliche Machinationen, die auf die Angelegenheiten und Gemüther seiner Hel-

den vor Tunis zurückwirken, ersennen hat. Olympische Götter waren indeß zu dieser Zeit an der Küste von Afrika nicht mehr gut aufzutreiben, und so kam der Dichter auf den an sich nicht übeln Gedanken, die Geister der abgeschiedenen Heroen, welche einst an diesen Stätten gewaltet, für seinen Endzweck in Bewegung zu setzen. So bevölkerte er den obern Luftraum seines Epos mit dem Geist Hannibals des Carthagers, mit dem Geist des standhaften Römers Marcus Attilius Regulus, der einst in der Schlacht von Tunis gefangen worden; ferner mit dem Geist Mukameds, der über die heranziehenden Koran-Feinde ergrimmt ist, und gegen das christliche Heer Partei nimmt. Aber auch der Geist Herrmanns, des Sohnes des Cheruskerfürsten, erscheint unerbeten eben in den Lüften und gesellt sich schutzreich zu den Bannern Karls; auch Attila, weiland König der Hunnen, läßt sich blicken, und wüthet noch als Geist nach alter Art zum Besten der Barbaren. Diese Geisterschaaren umschweben die streitenden Heere und geben darauf aus Unfug zu stiften; Mukamed und Attila sind die tollsten, und besonders der erle Mukamed, der als Geist wohl seiner würdiger hätte silhouettirt werden können, weiß sich vor Tobsucht nicht zu lassen. Endlich kriecht er im letzten Ingrimm mit seinem Freund Attila zusammen in den giftigen Leib einer Riesenschlange, um ein zum Holzfällen ausgesandtes Häuflein Christen unglücklich zu machen, und beide Geister müssen es erleben, daß Karl V. die Schlange mit einer ritterlicher Hand erlegt. Dies bringt denn zumeist einen possirlichen Eindruck hervor. Noch nachtheiliger ist diese Machination indeß den Menschen geworden, die der epische Dichter unter dem Einfluß derselben hanteln und sich bewegen läßt, indem sie ihre, an sich schon geringen individuellen Lebensäußerungen noch mehr beschränkt hat. Der Dichter scheint z. B.

für ersicher gehalten zu haben, wenn er seinen Helden ihre besten Gedanken und Thaten durch jene waltenden Geister im Schlaf einflüstern läßt, statt dieselben als ein Produkt ihrer Gesinnungen, ihres Charakters hinzustellen: und in dieser Weise erscheinen Mahamed, Attila, u. s. w. oft als die eigentlich wirksamen Triebfedern der vorgehenden Handlung. Wenn ähnliche Einflüsse auf die Handlungen der Helden auch im Homer vorkommen, so nimmt man indeß bei diesem nicht minder wahr, wie entschieden und selbstständig er dennoch die Individualitäten zu characterisiren weiß. Achill, Hector, Odysseus, Thersites, welche verschiedene Gestalten, die alle in ihrer Art so von Leben und Persönlichkeit durchdrungen und mit so voller Plastik ausgearbeitet sind, daß sie sofort, wie sie da erscheinen, im Drama auftreten könnten.

Wir wollen indeß den glänzenden Reichthum gewählter und geschmackvoller Diction nicht verkennen, welche über die vielen einzelnen und vereinzelten Schilderungen des Verfassers wie ein kostbarer Schmuck ausgestreut ist, aber solche Schilderungen sind doch immer nur kalte Küche in der Poesie; es sind die hors-d'oeuvres, über die man sich endlich hinwegsetzt, um an dem solideren Theil des Gastmahls den wahren Zweck zu erreichen. Sollen wir aber eine schöne Nebenpartie hervorheben, so ist es z. B. die im elften Gesange, wo Karl V. prophetischen Geistes in einem Gesicht die Schicksale der spätern deutschen Geschichte vorausschaut, unter Andern den dreißigjährigen Krieg, und die über den Rhein herüberdringenden Revolutionsgräuel.

Auch an der häufigen Wiederkehr gewisser ersischer Lieblingsepitheta, deren jeder Epiker ein besonders auserlesenes in seiner Diction zu haben pflegt, hat es unser Dichter nicht fehlen lassen. Virgil liebt bekanntlich nichts mehr, als sein in-

gens, das er gern, wo er nur irgend kann, figuriren läßt. So muß auch Pyrker sein Epitheton haben, das er immer mit sichtlichem Wohlgefallen vorbringt, und er hat sich dazu das Beiwort schimmernd erkoren, das er aber auch fast zu oft anwendet. Es findet sich gewiß mehr als tausend Mal in diesen zwölf kurzen Gesängen der Tunisias.

Fast ein ungetheiltes Lob muß man der Verskunst des Verfassers zuerkennen. Seine Hexameter sind, wenn auch ohne originelle Manier in der Rhythmik, da sie hierin ganz dem durch Voß ausgebildeten Typus folgen, doch so schön, graziös und wohlklingend, daß sie den lebhaften Wunsch erregen können, unsre heutigen Dichter möchten dies vielbewegte, ausdrucksfähige Metrum nicht so ganz aussterben lassen, als es fast den Anschein hat. Nachdem es sich die deutsche Sprache so viele Mühe hat kosten lassen, sich diesen Vers anzueignen, nachdem sie sich sogar zu manchen gewagten, ihr aber gut bekommenen Wendungen verstanden, um sich für die Rhythmik des Hexameters eigens zu organisiren, ist es zu bedauern, daß derselbe jetzt so schnell wieder außer Gebrauch bei uns gekommen zu sein scheint, um so mehr, da sich dagegen kein anderes Metrum geltend gemacht hat, als etwa die kurzen, springenden, aber höchst unrhythmischen Verschen in Heine's Reisebildern, die bei unsern jungen Lyrikern seitdem so beliebt geworden sind, aber vor keiner Metrik bestehen können.

Der Irrthum Pyrkers, der seine Bestrebungen als verfehlt erscheinen läßt, beruht darin, daß er uns ganz antike Epen hat dichten wollen. Das wahre Epos der modernen Literatur ist der Roman: er ist die zeitgemäße Form des Epos, und in dieser Bedeutung eine der wesentlichsten Grundrichtungen der heutigen Poesie. Aber selbst früher als der Roman hatte sich bereits ein romantisches Epos gezeigt, von

den großen Dichtern der Italiener eigenthümlich hervorgebildet. Dante's riesenhaftes Gedicht gab durch das Element der christlichen Religion, das er zur Aufgabe seines Epos machte, der modernen Poesie für immer eine selbstständige Grundlage, auf welcher sie, von der Antike befreit und aus der unlebendigen Form wiedergeboren, zu einer schöpferischen Entwickelung, zu neuen Zielen fortschritt. Dies christliche Element klärte sich zu einer äußerlich anmuthigeren und populaireren Dichtungsform in dem abenteuerlich romantischen Epos der Italiener, wie es von Pulci und Bojardo begonnen, durch Ariost und Tasso zu jener beispiellos in der Dichtkunst dastehenden Glätte der Vollendung sich ausbildete. Diese Form wenigstens hätte Pyrker seinen Epen geben sollen, wenn er seine Stoffe nicht etwa in der zeitgemäßern Gestalt des Romans darstellen wollte. Aber statt dessen fand er sich bewogen ein Homerisches Epos zu schreiben, und die antiken Falten, die selbst einem Göthe nicht so zu Gesichte standen, wie den Alten, in strengster und schulgerechtester Weise sich anzulegen. Die Bubolerei mit einer todten Form, an der das Zeitinteresse verschwunden, rächt sich immer in der Poesie am empfindlichsten, und wirkt selbst lähmend auf den Inhalt zurück, an dem sie keine rechte Freudigkeit und Fülle aufkommen läßt, denn die wahre Form sondert sich im Kunstwerk nicht als ein Anderes, sondern ist vielmehr die eigentlich sichtbar gewordene Harmonie aller seiner Zwecke. Was in den Pyrker'schen Dichtungen und in ihnen ähnlichen Productionen Form ist, mit wie bewunderungswürdiger Meisterlichkeit es auch angeeignet scheinen konnte, möchten wir daher nur lieber Apparat nennen, da es nichts als ein äußerlich angekünstelter Mechanismus ist, den kein wahres Seelenband an den eigentlichen Geist der Dichtung

feſſelt. Des ganzen epiſchen Apparats, wie ihn das antike Epos überliefert und vornehmlich Voß ihn für die deutſche Diction durch ſeine Ueberſetzungen gewonnen, hat ſich nun Pyrker in der That mit vieler Feinheit, Tact und Sprach- wie Vers-Geſchicklichkeit zu bemächtigen gewußt, doch iſt mitten unter dieſem epiſchen Apparat auch die bekannte epiſche Langeweile freilich nicht ausgeblieben. — Bei den Alten ſelbſt bezeichnete das Epos im Grunde weniger eine beſtimmte Kunſtform, als es vielmehr die naturgemäß entſtandene volksthümliche Form war, welche den mythiſchen Inhalt in ſeiner erſten unvermittelten Erſcheinung darſtellte. Später, auf einer höheren Stufe der griechiſchen Nationalbildung, wurde Das, was früher Epos geweſen war, nunmehr Drama, das heißt, der Inhalt der epiſchen Poeſie ging endlich in die dramatiſche über, die dann Form und Ausdruck des Mythus oder der Poeſie überhaupt geworden iſt. Wie ſehr nun auch Epos und Drama ihrer äußerlichen Form und Erſcheinung nach einander gegenüberſtehen, ſo würde man doch den Geiſt der antiken Poeſie verkennen, wenn man dieſen Gegenſatz, als durch das innere Weſen beſtimmt, ſo ſtreng auffaſſen wollte, als wir in der modernen Poeſie die Elemente der epiſchen und dramatiſchen Kunſt ſondern müſſen. Sagt doch Ariſtoteles ſelbſt in ſeiner Poetik mit dürren Worten, daß Drama und Epopöe eigentlich ganz mit einander übereinſtimmten und ſich ähnlich ſeien, das Sylbenmaaß ausgenommen, denn beide ſtellten Handlungen dar, nur das Epos erzählend. Die Eigenthümlichkeit des Dramas beſtimmt er aber zum Unterſchied vom Epos nur nach ſeiner äußerlichen und formellen Erſcheinung, als durch Prolog, ἐπεισόδιον, στάσιμον, ἔξοδος u. dgl., dahingegen ſich das Epos nur durch ſeine Länge von dem

Drama unterscheide.*) Diese Theorie des berühmten Stagiriten wird uns, die wir in der modernen Poesie eine innere nothwendige Unterscheidung der Kunstformen verlangen, allerdings von geringem Belang erscheinen wollen, aber diese Stellen können auf eine merkwürdige Weise zum Belege dienen, daß ein Gegensatz des Epischen und Dramatischen als wesentlich verschiedener Kunstformen dem kritischen Bewußtsein der Alten fremd war. Das Drama scheint freilich auch bei den Alten im Allgemeinen darauf gerichtet, die unmittelbare Gegenwart des Geschehenen darzustellen, während das Epos uns in eine hinter uns liegende Vergangenheit zu versetzen sucht; wie viele Tragödien lassen sich aber nicht finden, wo die dramatischen Personen nichts als Rhapsoden scheinen, welche die hinter der Scene vorgefallenen und abgethanen Hauptmomente der Katastrophe, deren Vorführung in dem modernen Drama eben der begriffsgemäße Hauptzweck der Darstellung sein muß, erzählen und nur ihr Pathos darüber aussprechen. Auch sind diese Momente der Katastrophe nach der aus dem Epos herübergenommenen Fabel des Stücks, zuweilen so sehr bloß epischer Natur, daß sie nicht dargestellt, sondern nur erzählt werden können. Das moderne Drama wird sich aber, um seinem Begriffe zu entsprechen, solche epische Stoffe gar nicht wählen dürfen, und es gilt für dasselbe die richtige Bemerkung, welche neuere Kritiker oft gemacht haben, daß es unmöglich sei, aus einer guten Erzählung ein wirkliches Drama herauszubilden, weil das Drama der modernen Poesie, wie es wenigstens in seinem ewigen und vollendeten Urbilde bei Shakspeare dasteht, nicht

*) Vergl. Aristot. Poetic. cap. 2. §. 12. c. 6. §. 32. besonders c. 14. §. 60.

nur unmittelbare Gegenwart, ſondern auch unmittelbar ins Leben greifende *That* und *Handlung* iſt, das antike Drama aber, das ſeinem innerſten Weſen und Inhalt nach aus dem *Epos* hervorgegangen, ſich demſelben nicht gegenüberſetzt, ſondern nur den Stoff deſſelben, der durch die ganze Griechiſche Poeſie als *Urſtoff* waltet, nämlich den *Mythus*, in der den Zeitverhältniſſen geiſtiger und geſelliger Cultur eigenthümlichen Form, durch ſceniſche und mimiſche Darſtellung zur Erſcheinung bringt. In der modernen Poeſie ſind die Verhältniſſe des *Epiſchen* und *Dramatiſchen* nicht in Bezug auf einen verwandten Inhalt, den ſie etwa nur verſchieden ausdrückten, zu betrachten, ſondern als zwei durch ihr Weſen entgegengeſetzte Kunſtformen, die verſchiedene, durch die Eigenthümlichkeit des Inhalts bedingte Richtungen der künſtleriſchen Darſtellung zeigen, und ſich ſelbſtſtändig neben einander entwickeln und fortbilden, da hingegen das antike Epos ſich in dem Drama auflöſ't, darin untergeht und in der dichteriſchen Productivität nicht mehr fortbeſteht.

Das *Epiſche* iſt daher ebenſo wohl als das *Dramatiſche* in der modernen Poeſie ein völlig neuer, ſelbſtſtändiger und von dem antiken durchaus abzuſondernder Begriff. Ein modernes Epos im *Sinne der Alten* muß daher im Grunde für ein Unding erklärt werden. Das moderne Epos muß ſich vielmehr eigenthümlich in ſich ſelbſt erfaſſen, und indem es ſich zugleich in einer ſelbſtſtändigen Kunſtform darſtellt, wird es eine gleiche Nationalbedeutung wie das antike Epos gewinnen, inſofern es den zeitgemäßen Inhalt und Geiſt des Lebens aufnimmt und zur Erſcheinung bringt. Es iſt vornehmlich der *Roman* und die *Novelle*, welche dieſe Aufgabe des Epos auf eine eigenthümliche moderne Weiſe über

sich genommen, und darum ist von ihrer Bedeutung in der neueren Literatur mit einiger Umständlichkeit hier zu reden.

Im Roman vereinigen sich gewissermaßen die verschiedenen Elemente der Poesie, besonders sieht man das lyrische und dramatische darin verschmelzen, und wenn man ihn deshalb eine Mischgattung zu nennen geneigt wäre, so stellt er doch darin ein Totalbild der menschlichen Richtungen in jeder Ausdehnung dar, und gewinnt an Reichthum der innern Bezüge, was ihm etwa an strenger Kunstvollendung in der äußern Form entgehen möchte. Der Roman stellt in seiner weitläufigen Tendenz die große, nach vielen Seiten hin ausgebreitete Gesammtrichtung eines Lebens dar, in welchem sich die Schicksale und Bestrebungen des Individuums im Gegensatz und Rester zu der bestehenden Wirklichkeit der Welt abrollen. Dem Roman mit seiner Ausdehnung in die Breite der Welt und durch die ganze Länge des Lebens steht die Novelle gewissermaßen mikrokosmisch gegenüber. Wenn der Roman ein ganzes, in allen seinen Theilen, auch dem Verlaufe der Zeit nach erschöpftes Leben zur Anschauung bringt, und man ihn mit seinen im Fortschritt der Zeit sich aneinander reihenden Begebenheiten einer Linie vergleichen kann, die sich in einer geraden Richtung und allmähliger Verlängerung fortbewegt, so erscheint die Novelle dagegen mehr einer Cirkellinie gleich, die in sich selbst zusammengeht, und die bestimmteste Beziehung auf ein gewisses Centrum hat, um dessenwillen sie da ist und ihren Lauf vollführt. Die Novelle behandelt in der Regel ein von einer gesammten Lebenstendenz abgesondertes, einzeln für sich bestehendes Lebensverhältniß, auf dessen Verlauf und Endentwickelung es zunächst abgesehen. Sie strebt von ihrem Anfange an zu einem nothwendigen Schlusse hin, der aus dem Mittelpunct des Stoffes organisch hervorgeht, während der

Schluß des Romans gewiſſermaßen mehr willkürlich ſcheint, indem er ſich gleichſam nur als letzte Begebenheit an eine Reihe von Begebenheiten, freilich immer zur vernunftgemäßen Befriedigung anſchließt. Bei der Novelle wäre ſomit der Schluß oder die Pointe, worauf die Begebenheiten hinſtreben, als das entſchiedenſte und ihrem Intereſſe weſentlichſte Moment anzuſehen, das Intereſſe des Romans aber würde nicht ſowohl in dem Reſultat des Ausganges beruhen, als vielmehr in der fortlaufenden, mannigfach wechſelnden Richtung des Lebens ſelbſt. Wir wollen uns jedoch enthalten, die Theorie dieſer Dichtungsgattungen, über welche man ſchon vielfach hin und her geſtritten hat, hier weiter auszuſpinnen, da es doch unmöglich ſallen dürfte, über den Unterſchied von Roman und Novelle eine bis ins Einzelne hinein entſcheidende Norm aufzuſtellen. Von der Novelle, die weſentlich aus den Verhältniſſen ſich erzeugt, wie der Roman aus dem Charakter des Individuums, kann man im Allgemeinen gewiß richtig behaupten, daß ſie eine prismatiſche Zuſammendrängung der Wirklichkeit ſei, mit Abſicht eines beſtimmten, ſchlagartig hervorzubringenden Effects. Die Lebensanſchauung der Novelle iſt nicht ſo univerſal und allſeitig, wie im Roman, der deshalb einer gemeſſenen und ausführlichen Auseinanderlegung ſeiner Form bedarf; die Novelle fängt ihre Verhältniſſe in dem Brennſpiegel einer charakteriſtiſchen Abſicht, einer Zeittendenz, einer auf die Tagesbewegung berechneten Reflexion auf, und iſt nach ihren Gegenſtänden der verſchiedenartigſten Behandlung, der Vermiſchung des entgegengeſetzteſten Stils fähig. Die Novellenpoeſie trägt ſomit ein Reflexionselement in ſich, das ihrer plaſtiſchen Geſtaltungskraft nicht förderlich zu ſein ſcheint. So ſehen wir ſie denn auch in Deutſchland zur ſchläferigen Zeit der Reſtaurationsepoche ſo blühend und überwuchernd

hervortreten, zu einer Zeit, wo die Thatkraft wieder den Rückweg antreten mußte in die Betrachtung, und man, statt im Handeln lebensfrisch weiter vorzuschreiten, mit sich zu Rathe zu gehn, und dem Geiste der Geschichte den kaum eröffneten Raum wieder abzumarkten begann. In Italien aber, dem Vaterland der Novellen, wo Boccaccio als Stammvater dieser Novellenpoesie anzusehn ist, sehen wir diese Gattung aus einem kleinlichen und zerfallenen Nationalleben sich erheben. Ebenso entstehen in Spanien die Novellen zu einer spaten Zeit, wo die eigenthümliche Nationalpoesie aufgehört hat zu blühen, und die poetische Ritterzeit übergegangen ist in eine bürgerliche und künstlich in sich selbst reflectirte Aera. Wir wollen bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die italienische und spanische Literatur unter dem Gesichtspunct dieser ihrer Entwickelung werfen, um daran eine Beleuchtung für unsere neuesten Literaturverhältnisse in diesem Betracht zu gewinnen. —

Man sollte denken, die alten Römer hätten im Norden von Europa gewohnt, und ihre Nachkommen, die heutigen Italiener, wären erst in den Süden eingewandert, denn alle die südlichen Einflüsse, die auf den Geist eines Volkes verderblich wirken, träge Ruhe, schrankenlose Leidenschaft wie matte Schlaffigkeit, haben sich erst bei den Italienern des Mittelalters gezeigt. Hat der Bannstrahl der Hierarchie, der von Italien ausgegangen, ganz Europa entzündet, und zum Widerspruch auffordernd, die Kräfte der auserwählten Völker gereizt, im Kampf dagegen ihre innerste Bedeutung zu entwickeln, ihr Leben neu hervorzubringen und zu einer höheren Stufe der Bildung zu erheben, so ist dagegen auf Italien selbst nichts von diesen Wirkungen zurückgegangen. Wir sehen es dumpf in sich selbst verblieben, in den alten Formen und Formeln der Religion und des Lebens fest erstarrt, und

der Genius der Weltgeſchichte hat es zu keiner ſeiner Großthaten zur Theilnahme aufgefordert, während die germaniſchen Völker in ihrem friſchen und kräftigen Daſein von der weltgeſchichtlichen Bewegung ergriffen werden. Wenn große Ereigniſſe fehlen, die das Leben geſtalten und anregen, verliert ſich das Daſein in kleinliche Intereſſen und Intriguen, und ſucht ſich in der Vielſeitigkeit und Beweglichkeit verſchiedener Richtungen zu erhalten, da es ſich in einer tieferen Einheit des Strebens nicht erfaſſen kann. So zerfällt Italien im Mittelalter in lauter kleine Freiſtaaten, die an und für ſich ſelbſt beſtehen wollen, und ihre Exiſtenz gegen einander geltend machen. Durch ſie und ihren weitverbreiteten Handel nach Außen ſcheint Italien in ſich ein vielbewegtes Leben zu führen, durch ſie iſt es aber zugleich in ſich ſelbſt zerſtreut und entzweit und auf ein empiriſches Kleinkrämerleben angewieſen, indem es zugleich die Ruinen ſeiner alten, großen und noch wunderbar von ſich Kunde gebenden Vergangenheit aufzubewahren und den einreiſenden Fremden zu zeigen berufen iſt. So bewegt ſich auch das individuelle und geſellige Leben dieſes Volkes, ebenſo wie ſein Staatsleben, ohne von einem allgemeinen und innerlichen Streben durchdrungen zu ſein, nur in bunten Carnevalsbildern, und wie in unzuſammenhängenden aber pikanten Scenen einer Opera bulla auf und nieder. So geſtaltet ſich in Italien das Leben ſelbſt zu einer mannigfach bewegten Novellenpoeſie. Den bunten Reichthum des Novellenſtoffs, den das Leben hier ſeiner Anlage nach in ſich trägt und aus den Conflicten der vielen ſelbſtſtändigen Familien und Adelsgeſchlechter unaufhörlich erzeugt, finden wir auch in den Novellendichtungen der Poeten entfaltet. Italien iſt ſo das eigentliche Land oder die Wiege der Novellen.

Weiſet aber nicht die Religion dieſes Landes, die katholiſche, darauf hin, das Leben zu einer Einheit zu geſtalten, oder ihm einen tief innerlichen Mittelpunkt zu geben, von dem aus es ſich in ſich ſelbſt erfaſſe, um nicht an die einzelnen Bilder des bunten und flüchtigen Daſeins verloren zu geben? Freilich finden wir in Italien einen Kirchenſtaat, wo die Herrſchaft der Religion alle weltlichen Mächte ausgeſchloſſen oder ſich ſelbſt zur Herrſchaft der Welt erhoben hat. Das Weltliche ſoll im Geiſtlichen untergehen, und wenn es auch gelungen iſt, dies Prinzip ſogar in der Form eines Staatslebens geltend zu machen, ſo ſehen wir doch im ethiſchen und individuellen Leben, wo wir das rein Menſchliche unmittelbar anſchaun, die giftige Frucht deſſelben hervortreten. Denn der Menſch, welcher die Einheit des Geiſtlichen und Weltlichen in ſich ſelbſt darſtellt, kann weder das Fleiſch tödten, noch dem Geiſt allein dienen wollen. Das Weltliche, wie ſehr es auch die herrſchende Religion mit ſich zuſammenſchmelzen und in ſich auflöſen möchte, im Individuum bleibt es doch unaufhörlich rege, denn es iſt ja eben die heitre Form der Individualität ſelbſt und der irdiſchen Perſönlichkeit. Zurückgedrängt ſucht es ſich aber zu rächen, und muß zum böſen Prinzip werden, welches das Individuum zu dem Gegenſatz und Extrem ſeiner ſelbſt unwiderſtehlich hintreibt. So ſehen wir in Italien das Leben ganz in katholiſche Religion verſunken, aber es macht ſich auch wieder von ihr frei und ſtürzt ſich um ſo ausgelaſſener in das Extrem des Weltlichen. Daher knüpfen ſich an die heiligſten Feierlichkeiten der Kirche unmittelbar die wildeſten Volksfeſte, und für den religiöſen Zwang entſchädigt die Zügelloſigkeit und der Rauſch des Carneval. Daher die düſtere Gluth der italieniſchen Liebe, die wir als Hauptintereſſe des Lebens und als Mittelpunkt aller Ereigniſſe in den

Novellen dieſes Volkes finden. Nicht ohne Bedeutung iſt es daher, daß gerade die unzüchtigſten Novellenſchreiber katholiſche Geiſtliche, häufig von hohem Range waren. Der Biſchof Bandello iſt gewiß bei ſeinen geiſtlichen Ordensbrüdern beliebter und berühmter geworden durch ſeine Novellen, als er es durch die gelehrteſten theologiſchen Diſſertationen hätte werden können. Dahin gehören auch die vielen ſcandalöſen Anekdoten, die man dem geiſtlichen Stande nacherzählte, um ihn ſo gewiſſermaßen von der heiligen Würde, die er ſich anmaßte, in das Weltliche hinabzuziehen, wie man dies beſonders in den Novellen von Sacchetti häufig antrifft. Das Decameron des Boccaccio wurde zwar von dem tridentiniſchen Concilium in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts verboten, doch ward es auf mehrfaches Verwenden des Großherzogs von Toscana bei den Päbſten Pius V. und Sixtus V. ſchon in den Jahren 1573 und 1582, wiewohl verändert und beſchnitten, wieder abgedruckt. Dagegen ſucht ſich auch oft die Weltlichkeit und Sinnlichkeit ſelbſt einen religiöſen Schein zu geben. Als Beiſpiel aus der Literatur fallen uns die Novellen von Grazzini ein. Die Frau vom Hauſe, bei welcher ſich die erzählende Geſellſchaft verſammelt, beginnt jeden Abend mit dem würdigen Anruf: „Allmächtiger, gütiger Gott, der Du Alles weißt und vermagſt, ich wende mich an Dich, und bitte Dich andächtiglich, Du wolleſt nach Deiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit mir und Allen, die reden werden, die Gnade angedeihen laſſen, nichts zu ſagen, was nicht zu Deinem Lobe und unſerm Troſt gereichte!“ obwohl die Erzählungen ſelbſt, welche nachfolgen, oft einen ſehr profanen, weltlichen und ſinnlichen Geiſt verrathen.

In neueſter Zeit hat die italieniſche Novelliſtik die berühmten Arbeiten von Aleſſandro Manzoni aufzuweiſen,

die aber ſchwerlich die Dauer in ſich tragen dürften wie die Erzählungen der alten Novelliſten, obwohl ſie bei weitem anſprechender und künſtlicher geſtaltet ſind. Auch Manzoni iſt der vorzugsweis katholiſche Dichter, aber in ihm hat ſich das katholiſche Prinzip in aller ſeiner Strenge und Starrheit, und mit einer durchaus rigoriſtiſchen Moral, zu behaupten geſucht. Der ſtarre katholiſche Standpunkt iſt ſeinem ganzen literariſchen Streben, das urſprünglich auf eine freiere Erweiterung der italieniſchen Literatur gerichtet war, nachtheilig geworden. Die neuere italieniſche Literatur, die im Ganzen eine ſo eintönige Entwickelung genommen, hat doch mehrfach angezeigt, ſich zu einem neuen, den andern Völkern einigermaßen gleichkommenden Aufſchwung zu erheben. Die Alfieriſche Schule hatte in der neueren Zeit noch immer das Bedeutendſte in der Poeſie hervorgebracht, namentlich aber in das Drama ein neues Streben nach Natur, Leben, Freiheit und Geſinnung eingeführt. Alfieri hatte eine ſtreng nationale Richtung, und ſeine Poeſie ſollte das Volk erheben und bilden, die Nationalgeſinnung erwecken. Darum ſuchte er einfach und groß zu wirken, und verlegte in das Menſchliche und Sittliche die Hauptmomente ſeiner Darſtellung, wodurch er ſich auch freilich wieder den Vorwurf der Abſichtlichkeit und Gezwungenheit zugezogen hat. Aber er und ſeine Nachfolger, unter denen Monti und Nicolini am meiſten ausgezeichnet zu werden verdienen, haben doch offenbar wieder ein lebendig poetiſches Leben angeſtrebt, wie es in Italien lange nicht dageweſen war. In den Tragödien von Nicolini iſt ein erhabener und kräftiger Geiſt, und dabei eine ſehr eigenthümliche Bildung zu erkennen. Dieſer begabte Dichter, deſſen Trauerſpiel Pelorus beſonders berühmt geworden, hat vielleicht mehr Objektivität als die meiſten andern italieniſchen Dichter, und ſeine Charaktere tragen alle mit gro-

ſer Naturwahrheit die Farbe ihrer Zeit und ihrer Oertlichkeit an ſich. Der ſtrengen Haltung der Alfieri'ſchen Schule ſuchte ſich Pindemonte wieder zu entziehen, indem er in ſeinen Dramen freie Wege der Phantaſie einſchlug und eine Emancipation von allen klaſſiſchen Regeln, die bisher in Italien beſonders in der dramatiſchen Poeſie gegolten, anſtrebte. Mächtiger noch ergriff dieſe Richtung Manzoni, von dem viele Kritiker behaupten, daß er eine neue Epoche in der italieniſchen Literatur begonnen, obwohl er dazu mehr einen großen Anlauf genommen, als daß er die wahre Kraft, etwas Neues zu vollenden und zu verwirklichen, beſeſſen. Indem er eine freie moderne Tragödie zu geſtalten ſuchte, nahm er doch zugleich wieder den antiken Chor darin auf, und hinderte dadurch die wahre thatſächliche Entwickelung des modernen Dramas. Eine gewiſſe erhabene Steifheit, welche dem Manzoni anhaftet, wird er aber ſelbſt in ſeinen lyriſchen Gedichten nicht los. Am berühmteſten iſt er eigentlich in Deutſchland durch ſeinen hiſtoriſchen Roman gli sposi promessi geworden, obwohl Goethe auch für ſeine Tragödien, namentlich für den Conte di Carmagnola, eine beſondere Aufmerkſamkeit im deutſchen Publikum zu erwecken ſuchte. Aber jener Roman iſt innerlich kalt und ohne alle eigenthümliche Lebenswärme, dazu erliegt er beinahe unter der Laſt des hiſtoriſch gelehrten Materials, das keineswegs zu einer künſtleriſchen Einheit verarbeitet iſt. Manzoni's Streben beruhte allerdings auf einer umfaſſenden literariſchen Bildung, er kannte die Fortſchritte der neueſten Literaturen in Frankreich, England und zum Theil auch in Deutſchland, und hatte von den vorigen Autoren Manches gelernt und ſich angeeignet, was er zur Erhebung der eigenen National-Literatur zu benutzen ſuchte. Aber er war kein produktiver Geiſt von höherem Feuer, und unter ſeinen kalten

Händen erstarrte am Ende Alles zu Eis und Stein, wie wir das Ende seiner dichterischen Laufbahn bezeichnen möchten. Unter seinen Nachahmern, namentlich im Roman, ist Rosini zu nennen, dessen Monaca di Monza ebenfalls in Deutschland eifrig gelesen, aber auch mit Recht eben so rasch wieder vergessen worden. Die italienische Literatur wird, wie das ganze Nationalleben, das Schicksal haben, in sich selbst zu verkümmern, wenn nicht die öffentlichen Verhältnisse endlich einen andern Umschwung in die Geistesentwicklung hineintragen. Die rührige Forschung der Wissenschaft, welche sich selbst überlassen bleiben kann, hat noch die glänzendste literarische Ausbeute in der letzten Zeit geliefert. Die Arbeiten der Italiener in den Naturwissenschaften und der Mathematik legen immer ein bedeutendes Zeugniß von Geisteskraft ab, während die eigentlich produktive Literatur sich nicht mehr dauernd auf einer Höhe behaupten zu können scheint. Man hat mit Recht gezweifelt, ob das heutige Italien noch überhaupt ein Land der Poesie sei, denn selbst die begabteren einzelnen Dichter, welche man dort erstehen sah, verschwinden immer bald wieder wirkungslos und in eigener Ermattung. So endet Silvio Pellico, der in seinen Tragödien und sonstigen literarischen Bestrebungen in einem kühnen, freisinnigen und auf die nationale Wiedergeburt gerichteten Geiste begonnen, nachdem er dafür allerdings den Kerkerlohn davon getragen, in einer geistig unfreien, dem Mystischen und Pietistischen anheimgefallenen Stimmung. Sein Streben, der italienischen Poesie eine freie nationale Richtung zu geben, wie er es besonders in seinem großartigen Trauerspiel Francesca da Rimini versucht hat, wird seinen Namen in der Literaturgeschichte stets glänzend erscheinen lassen, und doch muß sein Wirken innerhalb seiner Nation verloren genannt werden. —

Nach dem raſchen Blick, den wir hier in unſerm Zuſammenhange auf die Literatur der Italiener zu werfen gehabt, und der nach unſerm Plan nicht weiter ausgedehnt werden konnte, haben wir jetzt in demſelben Sinne die Entwickelung der ſpaniſchen Literatur ins Auge zu faſſen. Die ſchönſte Zeit des ſpaniſchen Lebens war die Zeit des Ritterthums, wo ſich in der Begegnung mit den Arabern und dem ſchon tief gebildeten Geiſt dieſes Volkes das Romanzo der Spanier entwickelte. Der Menſch ſtand damals in einer friſchen Blüthe ſeines Daſeins, das von Religion, Liebe und nationaler Begeiſterung getragen wurde, wie es dieſe Nation nachher niemals wieder in ſich ſelbſt erlebt hat, denn mit der Regierung Carls V. verfällt ſchon [illegible] herrlichſte Seite des Ritterthums, und unter den trumpf katholiſchen Philippen, die ſich zu Rittern des Papſtſtuhls machen, hat es ſeine nationale Bedeutung durchaus verloren. Dieſer Uebergang in der ſpaniſchen Geſchichte vom nationalen Ritterthum zur römiſchen Papſtritterſchaft zeigt ſich auch im Fortgang der Poeſie dieſes Volkes ganz unverkennbar. Die Romanze iſt die erſte und urſprünglichſte Nationalpoeſie, die aus dem Leben des Volkes hervorgegangen; aus ihr bildete ſich ſpäter der ſogenannte Ritterroman, im Weſentlichen wie dem Namen nach, mit der Romanze daſſelbe, doch allmählig zu einer eigenthümlichen Form ſich entwickelnd. Wie die Romanzen, als die unmittelbarſte Poeſie der Ritterzeit, einzelne Thaten verherrlichten, und von beſonders ruhmwürdigen Abenteuern ſangen, ſodann aber nicht ſelten zu einem Romanzen-Cyclus vereinigt wurden, inwiefern ſie ſich an einen der Helden ausſchließlich anknüpften, ſo war auch wohl der Ritterroman in ſeinem Urſprung nichts Anderes als ein ſolcher Romanzen-Cyclus, der Leben, Thaten und Abenteuer eines Ritters im fortlaufenden Zuſammenhang ſei-

ner Begebenheiten darſtellte: oder man könnte auch ſagen: die Romanzen gingen nach und nach in ſolche Romane über, die als ſchon mehr künſtleriſche Produktionen dem Inzidiuum angehören, während die Romanzen ſich mehr aus der allgemeinen Produktivität des Volkes erzeugt haben, wie alle Anfänge der epiſchen Poeſie bei allen Völkern. Der Ritterroman, nachdem ſein Stammvater, der weltberühmte Amadis von Gallien, ihm die Bahn gebrochen, entwickelte ſich auch bald zu einer eigenthümlichen Form in Proſa, in der ſodann ausſchließlich die Romane geſchrieben wurden, die ſpäter, nachdem das Ritterthum ganz aus der Zeit verſchwunden war, zur Darſtellung derjenigen Wirklichkeit übergingen, welche das jetzige ſpaniſche Leben ihnen darbot. So iſt der Roman in Spanien ganz national entſtanden, und von hier aus unter dieſem Namen in die Literatur der andern Völker gekommen. Die große Umwandelung, welche der Geiſt des ſpaniſchen Volkes um dieſe Zeit erlitten, tritt uns überraſchend in der neuen Poeſie des romantiſchen Dramas entgegen, die jetzt allgemein herrſchend zu werden anfängt, und in Calderon den Gipfel ihrer Ausbildung erreicht. Der romantiſch-katholiſche Geiſt erweiſt ſich darin als das mächtigſte Grundelement, und Italien greift durch das Prinzip ſeiner Kirche auch auf alle andern Verhältniſſe des ſpaniſchen Lebens über. In die Poeſie drangen die Sylbenmaße der italieniſchen Dichter ein, und ſo kamen auch die Novellen der Italiener herüber, die wohl beſonders ihrer Frivolität wegen von den Spaniern der damaligen Zeit ſo begierig geleſen wurden. Mit den italieniſchen Novelliſten hatte jedoch Cervantes, der auch Novellen ſchrieb, wenig gemein, was ſchon daraus hervorgeht, daß er in der Vorrede zu ſeinen Novelas exemplares ſich entſchieden gegen die Unſittlichkeit ſeines Zeitalters zu erklären ſcheint, indem er ſeinen Er-

zählungen die ſtrengſte Sittlichkeit zur Pflicht macht, die beſonders deshalb ſeiner Zeit lehrreiche Novellen oder Muſter-Erzählungen werden ſollten. Wir müſſen hier einige Augenblicke bei Cervantes verweilen, deſſen Betrachtung zwar allerdings außer unſerer Aufgabe fällt, der aber auf die neuere deutſche Novellenpoeſie, beſonders auf Tieck, von ſo weſentlichem Einfluß geworden iſt, daß wir das eigenthümliche Prinzip der Darſtellung, welches wir bei ihm antreffen, nämlich das, durch die ironiſche Contraſtirung zu wirken, hier nothwendig aus den beſonderen Verhältniſſen dieſes Dichters zu ſeiner Nation zu erörtern haben. In einem vielfach bewegten äußern Leben durch mannigfaches Unglück gebildet, von der Natur mit einem energiſchen Talent und mit einem geſunden Sinn für das Wahre der Kunſt begabt, ſchien er bei ſeinem erſten Auftreten eine große Hoffnung auf die Wirkſamkeit ächter Poeſie zu ſetzen. Das zeugen ſeine Dramen, womit er begann, Rieſenwerke an kühner Phantaſie und großartiger Anlage, durch welche Cervantes meinte auf ſein Volk zu wirken, und auf neue und eigenthümliche Weiſe eine ächt nationale Begeiſterung zu erwecken. Denn das romaneske Ritterthum verſuchte er nie in die Poeſie wieder aufzunehmen, weil er richtig erkannte, was an der Zeit ſei, und wie die Poeſie nur für die wahren Nationalintereſſen der Gegenwart wirken und begeiſtern müſſe. So ſuchte er in ſeinem Trauerſpiel Numancia, das mit einer ungewöhnlichen Begeiſterung gedichtet iſt, an einem Bild nationaler Größe die Vaterlandsliebe der Spanier zu entflammen. In dem Trato de Argel zielt er noch unmittelbarer auf vaterländiſche Intereſſen. So ſchildert er in dieſem Stück das Leben der ſpaniſchen Gefangenen in Algier, das er ſelbſt einſt erduldet hatte, in hinreißenden Zügen einer echt dramatiſchen Beredſamkeit, und ſcheint dadurch die Spanier auffordern

zu wollen, Alles für die Loskaufung ihrer unglücklichen Mitbrüder zu thun. Es iſt leicht, jenen Dramen manchen Vorwurf zuzuwenden und beſonders die Behandlung unpoetiſcher Momente, wie des Hungers und körperlicher Schmerzen zu tadeln, welche aber mit einem Aufſchwung der Phantaſie und des Geiſtes und mit einer dichteriſchen Gluth ausgemalt ſind, die in Erſtaunen ſetzen kann. In dieſem Stück voll echt dramatiſchen Lebens, das ſich in einer thatvollen Gegenwart geſtaltet, walten tiefe Intereſſen des Menſchendaſeins, welche die Poeſie mit Begeiſterung ausſpricht: keine Spur von manierirter Nationalität zeigt ſich hier, Alles iſt in einem freien und allgemein poetiſchen Stil gehalten. Die Kühnheit und Ueberſchwänglichkeit des Ausdrucks, wie die lebhafte Geſtaltung erinnern nicht ſelten an den britiſchen Zeitgenoſſen des Dichters, an Shakſpeare. Solche Tragödien auf ſo hohem Kothurn ſind nicht wieder über die ſpaniſche Bühne gegangen. Cervantes erlebte den Schmerz, von der neuromantiſchen Schule des Lope de Vega verdrängt zu werden, deſſen Dramen mehr Novellenhaftes und Intriguantes hatten, und deshalb dem damaligen Nationalcharakter beſſer zuſagen mußten. Cervantes gab das Theater auf, doch hat er, wie es ſcheint, den Unmuth über ein ihm verbittertes eigenthümliches Streben nie verwinden können, woraus ſich ſeine ſpätere Polemik gegen das Theater und beſonders gegen den fruchtbaren Lope, die bald offener bald verſteckter hervortrat, erklärt. Er begann ſich auf andere Richtungen der Poeſie zu wenden, und ſoll ſchon damals, noch vor dem Don Quixote, einige ſeiner Novellen geſchrieben haben, in denen ſein productiver Geiſt allerdings wieder eine eigenthümliche Form ergriff, aber die Fülle der Poeſie, die Macht der Begeiſterung, in der er ſeine Tragödien hoffnungsvoll dichtete, iſt nicht mehr da; auch war nun Cervantes ſchon

älter geworden. Dieſe Novellen, die durchaus harmlos erſcheinen und von einer liebenswürdigen Milde des Dichters und von einem tiefen und klaren Lebensbewußtſein zeugen, können auch zum Theil als eine produktive Polemik gegen den manierirten Geſchmack ſeiner Zeit angeſehen werden. Wenigſtens zeigt ſich Cervantes darin inſofern als Antiromantiker, als er das Leben in einer ganz einfachen natürlichen Auffaſſung und Miſchung der Verhältniſſe darſtellt, die mehr allgemein menſchlich als nationell ſpaniſch ſind, und von aller romantiſchen Manier und Affectation ſich fern halten. Erſcheint uns Cervantes ſo gewiſſermaßen als ein antiromantiſcher Dichter, indem er entweder erkannte, wie die alte Romanze dem jetzigen Leben fremd geworden, und die neue Romantik der dramatiſchen Schule eine Affectation ſei, oder weil er ſich ſelbſt eine eigenthümliche und noch nicht eingeſchlagene Richtung der Poeſie eröffnen wollte; ſo ſehen wir ihn zugleich in einer ſonderbaren Production, die bei ihrem erſten Erſcheinen ganz Spanien erfüllte, das Verhältniß der alten romaneskten Zeit zu der Gegenwart behandeln. Das Verhältniß des Don Quixote iſt ein tragiſch ironiſches, es ſtellt mit einem bittern Spott das alte Ritterthum, den Kern des ſpaniſchen Lebens, der damaligen Nationalität gegenüber als einen Wahnſinn dar; es zeigt Vergangenheit und Gegenwart in einem ſeltſamen grauenhaften Conflict, die Vergangenheit iſt großartig, reich an Leben und Poeſie, aber die Gegenwart kann ſie nicht mehr aufnehmen, in den engern Kreis derſelben hineingebannt, erſcheint ſie als Caricatur und Verrücktheit, als ein ſolcher Ritter von der traurigen Geſtalt wie Don Quixote. Hinter aller Luſtigkeit dieſes Buches glaubt man doch den Trübſinn durchſchimmern zu ſehn, der dem Cervantes während dieſer phantaſtiſchen Production in der Seele lag. Es iſt ſein eigener Zwieſpalt mit

der Gegenwart, der ſich in dieſem Verhältniß des fahrenden Ritters ausdrückt; Cervantes war ſelbſt dieſer Don Quixote, der ſich mit ſeiner eigenthümlichen Poeſie hochſtrebend auf die Bühne ſeiner Zeit verirrte und damit an dem Geſchmack der Gegenwart ſcheiterte. Die düſtere Ironie, auf welcher der Don Quixote ruht, verfällt zuweilen in jenen kranken Witz, wie wir ihn als eine Eigenſchaft ſolcher Uebergangsperioden, wie die Zeit des Cervantes war, immer bemerken. Ein ſo ſtechender, wortſpieleriſcher und raffinirter Witz zeigt ſich beim Cervantes auch in einigen ſeiner Novelas exemplares, beſonders in der Novelle vom gläſernen Licentiaten, wo das Intereſſe des ganzen Gemäldes nur auf den ſinnreichen, geſpitzten und gewitzten Antworten des verrückten Licentiaten beruht, der von einer fixen Idee beſeſſen, von Glas zu ſein ſich einbildet, daneben aber einen recht glasſcharfen Verſtand behalten hat, indem er durch die Straßen von Madrid herumwandelnd, von den ihn umringenden Volkshaufen über allerlei Dinge gefragt wird, und jedem eine ſehr pikante Antwort giebt, gleichſam ein ironiſcher Sokrates in einem modernen Miniaturſtil. In dieſer Novelle iſt zugleich die humoriſtiſche Darſtellung des Wahnſinns zu bemerken, ein Element, das wir in der Tieckſchen Novellenpoeſie ſo häufig antreffen, und das in dieſer großentheils auf das Vorbild des Cervantes zurückzuführen iſt. —

Wir haben jetzt noch einen Blick auf die neueſten Zuſtände der ſpaniſchen Litteratur zu werfen, die wir mit wenigen Bemerkungen in den Zuſammenhang unſerer Darſtellung aufnehmen können. Nach mittelalterlichem Lebensglanz, in dem den Spaniern das Blüthenalter ihrer Geſchichte auf einer ſeltenen Stufe originieller Volksentwickelung, Sittenenergie und ſchönſter poetiſcher Kraftäußerung verlief, ſchienen ſie nicht berufen zu ſein, als eine Nation der neueren Geſchichte weiter

zu leben; in innerer Verdumpfung gefeſſelt, in Trägheit der Entwickelung zerfloſſen, waren ſie lange wie ein durch ein Erdbeben geiſtig verſchüttetes Volk anzuſehn, über dem der Lavaſtrom der Zeiten ſich zu einem Grab zuſammengedichtet hatte, unter deſſen tiefer Abgeſchiedenheit ſie das über ſie hintönende Rauſchen der Weltgeſchichte vergeblich an ihr erſtorbenes Gehör ſchlagen ließen. Die poetiſchen Zuckungen und Krämpfe, die in Folge franzöſiſcher Herrſchaft und Einflüſſe durch innere Parteizerwürfniſſe endlich wieder im Lande einen Anklang von den allgemeinen Zeitbewegungen erweckten, waren nur wie die unwillkürlichen Bebungen eines Scheintodten, die für neues wahrhaftes Leben noch immer ſehr zweifelhafte Gewähr gaben; und es zeigte ſich, nachdem jene Reibungen ohne Reſultat vorübergegangen waren, nur wieder das ausſichtsloſe Nichtleben- und Nichtſterbenkönnen der Zuſtände, das im Charakter des ſpaniſchen Staates und Volkes bis auf die letzte Zeit vorgewaltet hat. Der ſchwankende Scepter Ferdinands VII. hatte alle jene Wechſelzuſtände, in denen ſich die Kräfte des Landes erſchöpft, gleicherweiſe begünſtigt; Ferdinand hatte die ſchönſten Hoffnungen der Patrioten beſtärkt und beſchworen, dann gegen die Verwirklichung der neuen Verfaſſung Partei genommen, und die dem Aufruhr der ſtreitenden Factionen folgende Ohnmacht zur Befeſtigung des alten Standes der Dinge benutzt. Der eigentliche ethiſche Volkszuſtand war aber durch alle Vorgänge auf keinerlei Art in eine Aufregung und höhere Thätigkeit verſetzt worden, und blieb auf einer merkwürdigen Stufe barbariſcher Natürlichkeit verharren, die ſich in der Mitte der heutigen europäiſchen Civiliſation um ſo auffallender ausnimmt, da ſie bei dieſem Volke nicht aus Ueberkraft und Friſche eines noch unentwickelten Urzuſtandes, ſondern aus Abſchwächung nach verlebten Kräften, aus aufgelöſter Nationali-

tät ſich einſtellt. Die am Mark des innerſten Volkslebens zehrende Verwirrung aller bürgerlichen Verhältniſſe im jetzigen Spanien, die Rechtloſigkeit der Zuſtände, der Mangel an öffentlichen Garantieen; Räuber, die noch vor Kurzem ihr Handwerk ſyſtematiſch im ganzen Lande organiſirten, Schutz- und Trutzbündniſſe mit den Behörden abſchloſſen, und, als ein Staat im Staate, eine ordentliche Juſtiz ausübten; Alles dies, und vieles Andere, trägt ſo ſehr den Typus einer derben Wildheit, daß man ihn allerdings faſt mit dem friſchen Naturzuſtande eines Volks verwechſeln, und, wie auf einen ſolchen, Hoffnung auf neue Erhebung des ſpaniſchen Lebens gründen könnte. Manche Bekenner einer mildern Geſchichtsanſicht, die, wiewohl mit Unrecht, an die Wiedergeburt großer Nationalitäten glauben, haben auch die Zuſtände des heutigen Spaniens nur aus jenem Geſichtspunkt beurtheilt. Es wäre dies freilich das allerwunderbarſte Phänomen, welches noch nie da geweſen, daß eine Volkseigenthümlichkeit, nachdem ſie ihre eigenſte Kraft und Fülle in der ihr beſchieden geweſenen Culturperiode erſchöpfend hervorgethan, einen Läuterungsprozeß durch eine Zwiſchenepoche der Barbarei zu erleben beſtimmt wäre, aus der ſie ſich in neuer Wildheit der Zuſtände zu neuer Cultur gewiſſermaßen erkräftigen ſollte. Dieſer ſchmerzhafte Conflict zwiſchen großen Volkserinnerungen und einer derſelben unwürdig gewordenen, verdüſterten Gegenwart ruht noch, wie ein ſchleichender Schatten, über dem heutigen Spanien, aus deſſen unheimlicher Lebensmonotonie ſeine mittelalterlichen Baudenkmäler, die ſich als Zeugen jener Vergangenheit erhalten haben, wie erhabene Elegieen hervorragen. Obwohl ſich nun Spanien während dieſes ganzen Jahrhunderts faſt nur auf einer ſittlichen und politiſchen Auflöſungsſtufe gezeigt, ſo fehlt es doch nicht gänzlich, wie man denken ſollte, auf dem

Gebiet des Geiſtes und der Literatur an ſchaffenden Kräften. Vielmehr begegnen uns mehrere achtbare Talente, die ſich aus den Gräueln und Verwickelungen ihres Vaterlandes in die freie Sphäre der Production zu retten ſuchen und auch in der ernſten Wiſſenſchaft einen Lebenshalt und eine Stütze der Nationalität erſtreben. Die ſpaniſche Bildung war im achtzehnten Jahrhundert eine vorherrſchend franzöſiſche geweſen, und beſonders die Poeſie lag in den Banden des franzöſiſchen Claſſizismus gefangen. Neben dem Gallizismus machte ſich jedoch bald auch eine andere Richtung geltend, welche ſich dem Geiſt der alten ſpaniſchen Nationalpoeſie wieder zuzuwenden ſuchte. Zwiſchen beiden Richtungen ſehen wir eigentlich die meiſten neueren Dichter Spaniens hin und herſchwanken und auch nach dieſen Seiten hin mehr oder weniger ein Ausdruck der politiſchen Tageselemente werden. Als ein ſolcher Dichter iſt zuerſt Juan de Melendez Valdez zu nennen, der als ein harmloſer idylliſcher und anakreontiſcher Sänger begann, darin beſonders Villegas nachahmte, und ſpäter durch die politiſchen Verwickelungen ſo ſehr dem franzöſiſchen Einfluß anheimfiel, daß er ſeine vaterländiſchen Verhältniſſe gänzlich aufgeben und ſich in Frankreich eine Zuflucht ſuchen mußte. Die liebenswürdigen lyriſchen Schwärmereien dieſes Dichters, ſeine ländlichen Schilderungen, ſeine altnationalen Volkslieder haben ihm mehr Beifall verſchafft, als ſein Drama, das er aus einer Epiſode des Don Quixote, nämlich die Hochzeit des Camacho, verfertigte. Dagegen erwarb ſich dramatiſchen Ruhm Don Nicaſio Alvarez de Cienfuegos, der vier Trauerſpiele im franzöſiſch claſſiſchen Geſchmacke ſchrieb.*) Auch dieſer

*) Einen deutſchen Auszug aus der Condesa de Castilla hat D. L. B. Wolff in ſeinen „Vorleſungen über die ſchöne Literatur Europa's" S. 443. fgd. gegeben.

Dichter, dem bei aller ſeiner Manierirtheit doch poetiſches Leben nicht abzuſprechen iſt, ging in den politiſchen Strudeln ſeines Vaterlandes zu Grunde, und würde unter freien und geordneten Verhältniſſen vielleicht auch ſein Talent zu einer bedeutenderen Ausbildung gebracht haben. Bedeutender ſteht Don Leandro Fernandez Moratin da, welcher der ſpaniſchen Komödie einen neuen und eigenthümlichen Aufſchwung gab, indem er ſie auf eine der Wirklichkeit angehörende Charakteriſtik, auf einfache Handlung und natürliche Wiederſpiegelung des gewöhnlichen Lebens ſtützte. In dieſer Beziehung hat man ihn gewöhnlich den Namen des ſpaniſchen Molière beigelegt, und er kann mit dem franzöſiſchen Komodiendichter mehrfaltig verglichen und von deſſen Einfluß abhängig genannt werden. Die geſellſchaftlichen Sitten und viele Einzelverhältniſſe ſeiner Zeit hat er oft in ſcharfen und ergötzlichen Zügen auf die Bühne gebracht, die von ihm eine neue Periode ihrer Blüthe herſchreibt. Beſonders gilt ſein letztes Stück: El si de las niñas, für ein Meiſterwerk des neueren ſpaniſchen Theaters, doch hat weder Moratin ſelbſt, noch ſeine Nachfolger, auf die er zunächſt eingewirkt hat, wie Monim, Villaverde u. A. dieſen der ſpaniſchen Bühne gegebenen Anſtoß zu einem nachhaltigen machen können. Moratin ward ebenfalls durch die politiſchen Verhältniſſe vielfach zerrüttet und umhergeworfen, und ſtarb außerhalb ſeines Vaterlandes. Ein umfaſſendes, literariſches Streben nach mehreren Seiten hin ſehen wir an Don Francisco Martinez de la Roſa, in welchem jedoch die franzöſiſche Bildung vorwaltete. In ſeinen Dramen, die zum Theil auch durch eine deutſche Ueberſetzung unter uns bekannt geworden ſind, arbeitete er größtentheils auf den Theatereffect hin. Bei ſchönen, regelmäßigen Formen fehlt es dieſem Dichter zu ſehr am warmen inneren

Leben, um höhere Eindrücke hervorzurufen. Der kalt berechnende Verſtand iſt das eigentlich Thätige in ſeiner Poeſie, darum leiſtete er auch als Literarhiſtoriker und Verfaſſer einer in Verſen geſchriebene Poetik mehr, denn als ſchaffender Dichter. Von ihm muß Daſſelbe geſagt werden, was wir noch bei einem Dutzend anderer franiſcher Autoren der Neuzeit wiederholen könnten, daß ſie nämlich unter geordneten Nationalzuſtänden mit bei weitem reicheren und vollendeteren Leiſtungen daſtehen würden. Selbſt diejenigen Ereigniſſe, welche eine Erhebung der wahren Nationalkraft mit ſich brachten, wie die Revolution von 1820, wirkten doch nur zerſplitternd auf die literariſche Thätigkeit, und waren der Hervorbildung eines national literariſchen Lebens nicht günſtig. Zwar erhob ſich namentlich der liberale Journalismus theilweiſe zu bedeutenden Kraftäußerungen, wozu die momentane Freiheit der Preſſe die günſtigſten Anregungen gab, doch bildeten ſich auch hier keine großen eigenthümlichen Charaktere der öffentlichen Meinung aus. —

Siebente Vorlesung.

Frankreich. Entwickelung des Romanticismus. Der Globe. Die romantischen Kritiker. Die Aneignungen der deutschen Philosophie in Frankreich. Cousin. Lerminier. Barchou de Penhoen. Vorläufer des Romanticismus. Chateaubriand, Lamartine. Victor Hugo. Alfred de Vigny. Nodier. Paul Louis Courier. Béranger. Casimir Delavigne. Dumas. Scribe. Barthélemy und Méry. Benjamin Constant. Der neue Organisationsprozeß der Gesellschaft. Saint-Simon und der Saint-Simonismus. Der Fourierismus. Die unterhöhlten Zustände des gesellschaftlichen französischen Lebens. Die Romane von Balzac. Die Strafgedichte von Barbier. George Sand und die sociale Speculation. La Mennais.

Das allgemeine literarische Leben, welches sich in Frankreich seit der Restauration erweckt hatte, nahm in den jungen strebenden Geistern bald eine besondere und eigenthümliche Form an, für welche auch der Parteiname nicht ausbleiben konnte. Es sind die Romantiker, welche diese neue Bewegung in ihrer Nationalliteratur begannen, und vorzugsweise deshalb Romantiker waren, weil sie nicht mehr Classiker im Sinne jener überlieferten abgeschlossenen Normen der poetischen Darstellung sein wollten. Der französische Romanticismus war somit in seiner ursprünglichen Bedeutung nichts als die Partei der französischen Jugend selbst, deren Streben, die französische Literatur und Sprache zu emancipiren, mit diesem Namen getauft wurde. Und diese Emancipation ging nicht ohne den Einfluß vor sich, welchen die Verbreitung deutscher und englischer Poesie in Frankreich, namentlich aber die unter der

franzöſiſchen Jugend aufgekommene Vorliebe für Schiller, Hoffmann und Lord Byron ausgeübt hatte. Durch dieſe Elemente wurde die Entwickelung und Richtung des franzöſiſchen Romanticismus ohne Zweifel am entſchiedenſten beſtimmt und gefärbt. Auch kann man ſagen, daß die deutſche Sprache ſelbſt hierin auf die franzöſiſche eingewirkt habe, wenigſtens in dem allgemeinen Sinne, als in der deutſchen Literatur ſich vor Allem herausſtellte, daß hier die Macht des Gedankens und Gefühls eine geiſtige Alleinherrſchaft über Sprache und Wortbildung ſich begründet. So ſuchten die Romantiker ihr Streben nach einer gleichen geiſtigen Elaſticität in ihrer Nationalſprache zu einem ſyſtematiſchen Widerſtande gegen die verſteinerten Normen der Claſſicität auszudehnen. In dem Maße aber, als in dieſer Richtung das freie Recht des Gedankens in der Sprache anerkannt werden ſollte, hatte auch der Lebensinhalt der Poeſie ſelbſt ſich zu befreien und auszudehnen. Die Dichtungen der Romantiker ſollten zu treuen und ſchonungsloſen Spiegeln des wirklichen Lebens werden, während das prude Manſchettenthum der Claſſicität das wirkliche Leben nicht kannte und deshalb mit geringer Mühe auf den Stelzen ſeines Kothurns erhabene Theatertugenden vorüberſchreiten laſſen konnte. Und hierdurch hat eben der Romanticismus einen culturgeſchichtlichen Einfluß in Frankreich gewonnen, daß er nämlich eine tiefere Lebenspoeſie zu ſchaffen beſtrebt war, die in den Wurzeln der Wirklichkeit hängt und durch ächt menſchliche Motive in das Herz der Nation überzugreifen ſucht. Dieſe jungen Dichter bemächtigten ſich dann auch einer der Hauptaufgaben der modernen Poeſie, nämlich die Sünde und das Laſter darzuſtellen, mit einer bisher noch nicht gekannten Freiheit der Behandlung, und zogen ſich dadurch auch vielfältig den Vorwurf der Unſittlichkeit zu, der in manchem Betracht gegründet,

unter einem höheren Geſichtspunct aber auch wieder aufzuheben iſt.

Wir haben hiermit die Idee des franzöſiſchen Romanticismus in ihrem allgemeinſten Umriß angegeben, doch wurde die Wirklichkeit ſeiner Erſcheinung in der Literatur und in der Zeit noch eine mannigfach bedingte und ſchillernde. Die Romantiker waren eine literariſche Bewegungspartei, weil ſie die Emancipation der Sprache durch den Gedanken, die Emancipation der Poeſie durch das wirkliche Leben erſtrebten, aber zugleich waren ſie mit Elementen erfüllt und genährt, welche ſie urſprünglich keineswegs mit der Partei des Liberalismus zuſammenfallen ließen. Vielmehr waren die mittelalterlichen, katholiſchen, ritterlichen und royaliſtiſchen Richtungen, an welchen ſich der Romanticismus zunächſt heranzubilden hatte, geeignet genug, um die Jünger dieſer Partei anfänglich mit dem Liberalismus zu verfeinden. Das ſtille politiſche Leben unter der Reſtauration, das die öffentlichen Gegenſätze der Parteien ohnehin zu keiner bedeutenden Demonſtration herausforderte, ließ auch dieſe urſprüngliche politiſche Färbung der Romantiker im Grunde zu keiner eigentlichen politiſchen Parteiſtellung heranwachſen. Dagegen ſuchten die Gegner des Romanticismus ſelbſt, die ihren claſſiſchen Widerſtand theils ſehr ſchwach, theils mit ſehr unklugen Mitteln behaupteten, die junge Partei mit aller Gewalt in die Oppoſition hineinzutreiben, indem ſie zur Unterdrückung der romantiſchen Beſtrebungen ſich an die Staatsmacht und den König ſelbſt wandten. Bekannt iſt die Bittſchrift, welche ſieben claſſiſche Dichter an Karl X. richteten, um von ihm die Aufrechterhaltung der Claſſicität des Theater français zu begehren. Der Satiriker Baour-Lormian war noch der Einzige, welcher den Kampf gegen den Romanticismus mit einigermaßen ſtarken und würdigen Waffen verfocht,

doch gehörte auch er zu den Sieben, welche die glücklicherweise abgelehnte Petition an Karl X. unterzeichnet hatten. Als ein Gegner der neuen Schule machte sich auch noch der alte classische Dramatiker Alexander Duval geltend, der heftig eiferte, daß diese jungen Leute einen neuen Weg suchen wollten, während auf dem alten der höchste Ruhm der französischen Nationalpoesie erobert worden. Victor Hugo, welcher in diesen jungen Bestrebungen vorangegangen war, wurde auch zuerst das Opfer des Parteihasses, der sich bei der Aufführung seines Cromwell auf eine vernichtende Weise gegen dies Stück entlud. Doch dauerte es nicht lange, so verschaffte dieser Dichter der romantischen Schule, und auf dem Theater français selbst, einen ebenso glänzenden und ruhmvollen Sieg, indem sein Hernani den allgemeinsten Beifall davontrug (25. Februar 1830), von welchem Tage man die Herrschaft dieser neuromantischen Poesie in Frankreich beschreiben kann.

Es war interessant, den Bildungsgang des französischen Romanticismus in seinen Einzelnheiten zu beobachten, wie er sich in dem von Dubois herausgegebenen pariser Journal, le Globe, bis zum Jahre 1830 in religiöser, philosophischer und ästhetischer Hinsicht entfaltete. Die jungen lebensmuthigen Kritiker, welche im Globe ihre neuen Bekenntnisse ablegten, zeichneten sich alle durch ein ernstes, in den tieferen Grund der Erscheinungen eindringendes Streben aus, wie man es bis dahin in Frankreich auf diesem Gebiet noch nicht gekannt hatte. Besonders suchten sie durch eigenthümliche Beurtheilungen der ausländischen Literaturen und der deutschen Philosophie zu wirken, und daran den einheimischen Literaturhorizont zu erweitern und zu vertiefen. Unter diesen Kritikern ist besonders J. J. Ampère mit Bedeutung zu nennen, der ein ausnehmend feines, kritisches Naturell bewährte und mit tiefsinnigem

Eindringen eine geſchmeidige und glänzende Darſtellungskunſt verband, mit welcher er literariſche Individualitäten reproducirte und neue philoſophiſche Ideen in nationaler Form einzubürgern wußte. Ampère, Sainte-Beuve, Edgar Quinet, Guſtave Planche, X. Marmier und andere, begründeten in dieſer Richtung eine neue kritiſche Literatur, welche ein merkwürdiges Zeugniß ablegt, in wie ernſten Umwandelungen des Charakters und der Beſtrebung dieſe Generation Frankreichs begriffen war. Es iſt dies ein Wendepunkt des franzöſiſchen Nationalcharakters, der in ſeiner Richtung auf das Ernſte, Tiefſinnige und Spekulative die größte Beachtung verdient, und ſich auf eine merkwürdige Weiſe auch in der gegenwärtigen franzöſiſchen Jugend weiter gebildet hat. Namentlich war es Deutſchland und deutſche Bildung, welche eine Zeitlang als der Centralpunkt dieſer jungen franzöſiſchen Beſtrebungen erſchienen, und nach allen Seiten hin erforſcht und ausgebeutet wurden. Deutſche Philoſophie, Literatur, Elementar-Unterricht, Univerſitäten-Einrichtung, wurden zum Theil in Deutſchland ſelbſt von ausgezeichneten Franzoſen ſtudirt, außer den ſchon genannten Ampère, Quinet, Marmier, beſonders von Couſin, Saint-Marc Girardin, Lerminier, Guizot, Carnot, Jourdain, welche tiefer oder oberflächlicher davon ergriffen wurden und zum Fortſchritt der eignen Nationalintereſſen davon Gebrauch erſtrebten. Wir ſind keineswegs geneigt, die Bedeutung dieſer Beſtrebungen für den literariſchen und wiſſenſchaftlichen Fortſchritt überhaupt zu hoch anzuſchlagen; der eigentliche Werth derſelben beruht vielmehr nur innerhalb der Gränzen der franzöſiſchen Nationalität ſelbſt. Sonſt muß man wohl ſagen, daß namentlich die Entdeckungsreiſen der Franzoſen auf dem hohen Meere der deutſchen Philoſophie ziemlich ohne Compaß und Magnetnadel gemacht ſind. Die neue philoſophiſche Literatur der Franzoſen, wie ſie vorzugsweiſe aus

Aneignungen und Nachwirkungen der deutſchen Spekulation heraustrat, läßt faſt nur die Abirrungen und Wendungen der philoſophiſchen Idee gewahr werden, und man kann deshalb mehr von einem Verſchlagenſein der deutſchen Spekulation nach Frankreich, als von einer dortigen Verpflanzung derſelben reden. Jede beſtimmte planmäßige Richtung dieſer an ſich ſo ehrenwerthen Aneignungsverſuche fehlt, beſonders im gegenwärtigen Augenblick, wo auch der glückliche Fund, den Herr Victor Couſin mit dem wunderlichen Syſtem ſeines Eklektizismus zu thun gemeint hatte, bereits wieder zu den verſchollenen und abgelegten Dingen bei den Franzoſen gehört. Dieſer Eklektizismus war wie eine grüne Inſel geweſen, die Herr Couſin in aller Eil auf einer Spazierfahrt durch die Hegel'ſche Philoſophie entdeckt hatte; er rief: Land! und ſtieg aus, aber der Eklektizismus, der auf eine bodenloſe Geſchichts-Anſicht von der Philoſophie gegründet war, wich ihm allmälig wieder unter den Füßen fort, bis nun endlich die Wellen des Tages über ſein vergeſſenes Daſein zuſammengeſchlagen ſind. Es war auffallend, daß ein ſo geiſtreicher Kopf, wie Couſin, es überſehen konnte, wie er mit dieſem nur eklektiſchen Syſtematiſiren der Geſchichte der Philoſophie wieder weit hinter Hegel, von dem er doch gelernt haben wollte, zurücktreten mußte, da Hegel die bisherige Geſchichte der Philoſophie ſchon zu einer ſpekulativen Syſtem-Einheit konſtruirt und idealiſirt oder vielmehr in eine Logik aufgelöſt hatte, ſo wie alle einzelnen Jugendthaten eines alt gewordenen Helden ſich ihm zuletzt in der Todesſtunde in den einen großen, aber abſtrakten Begriff eines reichen Lebens auflöſen. Seit dem Juli-Monat 1830 war es mit dem Eklektizismus vorbei; die jungen Franzoſen wollten nun auch ein neues Philoſophiren an die Tagesordnung kommen ſehen, gewiſſermaßen eine neue Charte für die Spekula-

tion. Da ſchwang ſich Herr Lerminier, auch ein junger Wahl-Verwandter der deutſchen Philoſophie, auf die ſpekulative Tribune, und ſprach zuerſt die Verbannung des Eklektizismus von dem Grund und Boden der franzöſiſchen Philoſophie aus. Dann ging er darauf los, eine neue philoſophiſche Dynaſtie zu gründen; er konſtituirte zuerſt eine „Philosophie du droit“, ſetzte ſich darauf mit einem Berliner in philoſophiſche Korreſpondenz, was, wie man denken ſollte, beſonders gut anſchlagen mußte, und ließ dieſe Korreſpondenz doppelt abdrucken*); dann griff er nach verſchiedenen unbeſtimmten Richtungen hin aus und ſchrieb unter Anderm eine intereſſante Abhandlung: „De l'influence de la philosophie du dix-huitième siècle sur la législation et la sociabilité du dix-neuvième.“ (Paris 1833.) Herr Lerminier hatte damals noch als Liberaler die Gunſt der ſtudirenden franzöſiſchen Jugend für ſich; Couſin war der jungen Generation vor Allem zu miniſteriell geworden. Darum ſtrömte man dem rechts-philoſophiſchen Katheder Lerminier's zahlreich und beifallſpendend zu, und es läßt ſich wohl nicht leugnen, daß Derſelbe mit einer, wie es ſcheint, ziemlich vertrauten Bekanntſchaft mit der Deutſchen Philoſophie ein ſelbſtſtändigeres Denktalent als Couſin verbindet. Aber ſeine Beſtrebungen im Ganzen genommen, erſchienen nicht durchgreifend und ſyſtematiſch verbunden genug, um der Philoſophie ſelbſt eine neue und eigenthümliche Entwickelung geben zu können. Man hat es geiſtreiche Franzoſen neuerdings oft ausſprechen hören, daß Deutſchland gewiſſermaßen das Normalland für die Philoſophie ſei, und daß man die Richtungen, welche der Geiſt dort in ſeinem Entwickelungs-Prozeß genommen, vor Allem ſich aneignen müſſe, um nicht dieſelbe Arbeit und Ope-

*) Zuerſt in der Revue des deux mondes 1832, und dann in demſelben Jahre einzeln.

ration der Idee noch einmal von vorn zu beginnen. Um so mehr muß man sich wundern, daß sie nun in diesen ihren Studien so hin- und hergefahren sind und in bunter Unordnung bald hier bald da einen Kreis-Ausschnitt aus der Deutschen Speculation sich herausgeschnitten haben, ohne die ganze große Peripherie derselben zu ummessen; daß sie sich bald mit einem Stückchen Kant, bald mit einem Stückchen Fichte, bald mit einem Stückchen Hegel, bald mit einem verlorenen Brosamen von dem weiland Göttinger Philosophen Krause abfinden und dann Wunder glauben, wie sie an der reich besetzten Tafel der Philosophie geschmauft haben, während es doch mehr nur einer spekulativen Hungerkur ähnlich sieht, die sie brauchen. Unter den neuesten Aneignungsversuchen und Französirungen der deutschen Philosophie sind aber noch die Bestrebungen des Herrn Barchou de Penhoen hier zu wähnen, der als Uebersetzer einiger Schriften Fichte's und Hegel's ein großes Talent an den Tag gelegt hat, die französische Sprache selbst für den schulmäßigen philosophischen Ausdruck nachgiebig und geschickt zu machen.

Nach dieser Abschweifung auf die deutsche Philosophie, als ein in der Bildungsgeschichte des neuen französischen Geistes nicht zu übersehendes Element, kehren wir noch einmal zum französischen Romanticismus zurück, dessen elementare Bestandtheile wir noch nach einer anderen Seite hin zu bezeichnen haben, nämlich wie er aus einheimischen Literaturstoffen selbst sich Nahrung und Begünstigung holen konnte. Wir haben schon in unserer Charakteristik der französischen Literatur während der Revolutionsepoche diejenigen Keime anzudeuten gesucht, welche eine solche Umgestaltung des Geschmacks, der Darstellungsform und der poetischen Sprache in sich enthielten, wie sie jetzt im Romanticismus sich zu verwirklichen und als

ein neues Element in der Nationalbildung festzusetzen gestrebt. Frau von Staël, Chateaubriand, Bernardin de Saint-Pierre, und andere jener Zeit entstammenden Autoren, trugen in ihrer Sprache wie im Geist ihrer Darstellungen den entschiedensten Uebergang zum Romanticismus in sich. Besonders ist hier noch Chateaubriand in der Bedeutung, welche er auch trotz seiner zunehmenden Einseitigkeit für das junge Frankreich haben mußte, nachdrücklich herauszustellen. Chateaubriand's Geist mußte selbst als die reichste Fundgrube der romantischen Bestrebung erscheinen, und wenn auch darin die entgegengesetztesten und einander aufhebenden Dinge umherlagen, so war doch in seiner ganzen Erscheinung ein Anhalt für Alles, was jung war, und groß und frei und poetisch sich entwickeln wollte, gegeben. Die chamäleontische Natur Chateaubriands hatte sich in der Restauration gewissermaßen zu setzen begonnen, und mehr Einheitlichkeit in der Farbenschillerung angenommen. Er redete seinen riesenhaften Geist immer mehr in ein legitimistisches Ultrathum hinein, das er jedoch immer noch künstlich mit den allgemeinen Fortschritten der Menschheit im Einklang zu erhalten suchte. Aber wie er noch unter dem Ministerium Villèle für Preßfreiheit und Abschaffung der Censur gesprochen, so blieb er auch stets, bei allen seinen legitimistischen Schwärmereien, ein Mann der Jugend, welche ein Ideal in ihm festhielt, und durch den hohen Schwung seines Geistes sich tragen und erheben ließ. Die erste Phase des französischen Romanticismus mußte in Chateaubriand um so mehr Nahrung finden, als hier noch der mittelalterlich royalistische Geist sich als der gemeinsame Grundzug der Bestrebungen erwies. In der Julirevolution entpuppten sich freilich die Romantiker aus dieser mittelalterlichen Verhüllung und drangen seitdem als ein in sich freigewordenes Element in die Natio-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.
3-598-52006-9
FN. 02207/010

nalbildung über. Chateaubriand aber trat in der Julirevolution völlig in sich zurück, und zehrte an einer in sich verlorenen Poesie des Legitimismus, der seinen höchsten symbolischen Ausdruck in den Worten: „Madame, Ihr Sohn ist mein König!“ fand.

Neben Chateaubriand ist hier Lamartine zu nennen, als ein Dichter, welcher auf die Entwickelung der neuromantischen Schule in Frankreich von bedeutendem Einfluß gewesen. In diesem sanftbeschaulichen und ebenmäßig ausgebildeten Dichter war es besonders die religiöse Empfindung, die ihm einen poetischen Schwung verlieh und eigentlich die Stelle der Begeisterung bei ihm vertritt. Diese religiöse Innerlichkeit verschaffte zuerst seinen Méditations poétiques diesen außerordentlichen und fast europäischen Ruhm, an welchem Lamartine noch bis auf den heutigen Tag zehren kann. Der in einen Gefühlsquietismus sich einspinnenden Restaurationszeit sagte dieser Ton zu, da er sich zugleich mit dem royalistischen Element sehr wirkungsvoll verwob. Es war eine aristokratisch pietistische Poesie, welche Lamartine angeschlagen hatte, und wie sie in der höheren Gesellschaft, so wie sie sich seit der Restauration zu zeigen begannen, Glück machen mußte. Dieselbe Richtung setzte Lamartine in seinen Harmonies poétiques et religieuses fort, welche von einem gleichen Erfolg begleitet waren. Bei allem diesem scheinbaren Reichthum und Glanz aber, welcher die Lamartine'sche Muse auszeichnet, wird man doch anstehen müssen, einen großen und wahren Dichter darin zu erkennen. Vielmehr erscheint bei Lamartine Alles als ein Product seiner und absichtlicher Bildung, die auch nicht immer auf eigenen Füßen steht, sondern an fremden Mustern, besonders der englischen Poesie, sich bereichert hat. Aber in seinem Streben nach Innerlichkeit der poetischen Darstellung, in seiner bilderreichen

und freien Behandlung der Sprache, wie in dem ganzen Geist seiner Dichtungsweise, kann man ein dem Romanticismus verwandtes Element annehmen, wenn auch Lamartine selbst sich nie ausdrücklich zu demselben bekennen, vielmehr stets auch noch die klassischen Vorzüge für sich geltend machen würde. An Chateaubriand und Lord Byron hat er sich besonders herangebildet, doch hat er die hohe naturkräftige Leidenschaft derselben nur salonartig an sich zuzustutzen vermocht und überhaupt Alles, was dort ein wildes Pathos der Seele war, in einem friedlichen Spiegelbild wiedergegeben. Seit der Julirevolution hat er die Poesie größtentheils den politischen Angelegenheiten geopfert und sich als öffentlichen Charakter des Tages geltend zu machen gestrebt, was ihm auch bei mehreren Gelegenheiten der Kammerdebatten auf eine nicht unerhebliche Weise gelungen. —

Es ist aber jetzt Zeit geworden, uns auch mit dem sogenannten Haupt der romantischen Schule selbst, mit Victor Hugo, zu beschäftigen, obwohl wir uns nach dem Vielen, was über diesen Dichter bereits aller Orten geurtheilt ist und bekannt wurde, hier über ihn kürzer fassen können, als es sonst seiner Bedeutung nach erlaubt sein möchte. Denn in Victor Hugo stellt sich uns zum Theil der von den Parteielementen gereinigte Romanticismus dar, und es ist eine gewisser Höhe- und Lichtpunct dieser Bestrebungen in ihm erreicht, ohne daß er jedoch die Schattenseiten der ganzen Schule in Unnatur der Erfindung und Monstrosität der Composition, selbst in den besten seiner Werke, verläugnete. Victor Hugo ist vor allen Dingen als eine Natur vom höchsten poetischen Kern, vom wahren Stammadel des Olymp, anzuerkennen. Er hat den Kampf gegen die den freien Geist der Dichtung fesselnde Classicität sowohl mit der ganzen Wucht seines productiven Talents, als auch

mit einem auf das Schärfste sich aussprechenden kritischen Bewußtsein geführt, und nach beiden Richtungen vereint zuerst in seinem Cromwell gewirkt, welchen er mit einem ausführlichen Vorwort und Bekenntniß über die romantische Aesthetik (1827) in den Druck gab. In diesem Drama war zuerst auf eine entscheidende Weise die aristotelisch-klassische Einheit von Zeit und Ort übereinandergestürzt und an deren Stelle eine lebendige Fülle wechselnder Wirklichkeit gesetzt, die freilich noch eine sehr rohe Gestalt aufwies. Zugleich trägt sich hier Victor Hugo noch mit dem Ideal eines vorzugsweise christlichen Dramas, indem er das Romantische und das Christliche schlechtweg identificirt und zu deren wahrer moderner Gestaltungsform die dramatische Poesie erhebt. Ein reines und unvermischtes Schönheitsideal giebt es nach dieser merkwürdigen Auseinandersetzung nicht. Mit dem Schönen muß auch das Häßliche, mit dem Anmuthvollen das Mißgestaltete, mit dem Erhabenen das Groteske, wie mit dem Guten das Böse und mit dem Schatten das Licht sich verbinden. Diese Mischung ist das wahre Wesen der Schöpfung, der Wirklichkeit, und die letztere unter diesem Gesichtspunct ihres innern Widerspruches und Gegensatzes betrachten heißt sie zugleich christlich und poetisch anschauen. Mit der Anerkennung dieser Negation in dem Schönheitsideal hat Victor Hugo zugleich das neue Prinzip bezeichnet, welches er, im entschiedenen Gegensatz gegen die alte und klassische Kunst, in die Poesie seiner Zeit eingeführt zu sehen verlangt. Der klassischen Tragödie, welche sich anmaßt die Wirklichkeit veredeln und nach einem einseitigen Maaß abgränzen zu wollen, muß sich daher das moderne christliche oder romantische Drama sowohl in der Weltanschauung wie in der Form der Darstellung schnurstracks entgegensetzen. Hugo führt die Polemik gegen die Klassiker sowohl im Princip, als persönlich

mit allen Waffen des schärfsten Spottes. Indeß möchten wir nicht behaupten, daß ihm selbst als Dramatiker der Lorbeerzweig gebühre, während er sich als lyrischer Dichter ohne Zweifel des höchsten und unbestrittensten Ruhmes werth gezeigt hat. Seine Dramen, Cromwell, Hernani, Marion Delorme, le Roi s'amuse Lucrèce Borgia, Marie Tudor, Angelo, leiden doch alle mehr oder weniger an dem einen Grundfehler des Harten, Uebertriebenen, Gefühlsverletzenden und Geschmackwidrigen. Dagegen ist er als Lyriker in seinen Odes, Ballades, Orientales, Feuilles d'automne ebenso lieblich als tiefsinnig, unendlich zart und innig, Meister aller Töne und Farben, die nur dazu dienen können, die schönsten Wirkungen des Gemüths und der Phantasie hervorzubringen. Unter seinen Romanen behauptet Notre Dame de Paris hohe Vorzüge der Darstellung, ohne ein Kunstwerk im edelsten Sinne des Wortes genannt werden zu können. Die Romantik dieses Buches ist auf der einen Seite ebenso grell und abstoßend, als sie auf der andern süß und erhaben ist und besonders in der Begeisterung für mittelalterliche Architektur die prächtigste Blüthe der Sprache und der Darstellung entfaltet. Victor Hugo machte in dem Durchgang durch die Julirevolution dieselbe Umwandelung mit, welche alle Romantiker in ihrer politischen Gesinnung und Stellung erfuhren, das heißt, seine ursprünglich royalistische Gesinnung nahm die Einflüsse des herrschenden Liberalismus an und verschmolz dieselben mit dem poetischen Element der jungen Schule zu einer wohltemperirten Mischung. Seine vermischten literarischen und sogenannten philosophischen Schriften sind für die Erkenntniß der neueren Bildungszustände von Frankreich von nicht unerheblicher Wichtigkeit.

Unter den übrigen Romantikern, welche die neue Richtung nach verschiedenen Seiten hin ausbildeten, ist Alfred de Vigny

mit Auszeichnung zu nennen, der durch seinen historischen Roman Cinq Mars mehr als durch seine Dramen und lyrische Dichtungen sich Anerkennung verschafft hat. Ein edler poetischer Geist, Seelentiefe und Frische der Phantasie, und besonders eine überall musterwürdige und glanzvolle Sprache beleben seine Darstellungen. Die Kenntniß der englischen und deutschen Poesie ist bei ihm von sichtlichem Einfluß gewesen, doch zeigt sich die letztere, wie sie als Nachahmung Hoffmanns herausgetreten, in seinen Consultations du docteur Noir nicht von der günstigsten Wirkung auf ihn. Er hielt den Zeitpunct für gut gewählt, Shakspeare in Frankreich einzuführen, und war ohne Zweifel befähigter dazu, als Ducis, der mit dieser Aufgabe gescheitert war. Aber auch Alfred de Vigny's Othello, den er nach Shakspeare ziemlich treu bearbeitet hatte, machte kein Glück, wobei sich zeigte, daß, trotz der Wirkungen der Romantiker, die Franzosen noch immer nicht diese kleinen Realitäten der Wirklichkeit, wie zum Beispiel das Schnupftuch, das im Othello eine so verhängnißvolle Rolle spielt, in der Tragödie zu ertragen und richtig aufzufassen verstanden. Solche und ähnliche Dinge schlagen für die französische Auffassung sofort in das Lächerliche um, und diesem Umstand war vornehmlich zuzuschreiben, daß die Aufführung des Shakspeare'schen Othello verunglücken mußte, wodurch der günstigste Moment, Shakspeare bei den Franzosen heimisch zu machen, vielleicht für immer verloren gegangen ist.

Es konnte uns hier nur darum zu thun sein, die Idee des französischen Romanticismus in ihren wesentlichsten Grundzügen hervortreten zu lassen, weshalb wir auf die einzelnen Persönlichkeiten dieser Richtung hier nicht weiter eingehen wollen. Diese Richtung war nothwendigerweise diejenige, welche die Entwickelung der ganzen Nationalität um diese Zeit gebot,

und die deshalb mit Erfolg durchgebracht werden mußte. Daher sehen wir diejenigen Schriftsteller, welche in dieser Zeit eine unabhängige Mittelstraße zu behaupten trachten, nicht ganz eine ihren Kräften und Talenten gemäße Anerkennung gewinnen. Dies ist namentlich von Charles Nodier zu sagen, einem sehr vielseitigen und hochbegabten Autor, der sich fast in allen Fächern der Literatur mit bedeutenden Leistungen versucht hat. Einige rechnen ihn zu den klassischen Schriftstellern Frankreichs, während Andere den ersten Romantiker in ihm erblicken wollen. Seine merkwürdigen und bewegten Lebensschicksale theilten auch seinem schriftstellerischen Charakter etwas Bizarres mit, während die Massenhaftigkeit seiner gelehrten Kenntnisse seine Darstellungen leicht unpopulair machte, nicht als hätte er sein Wissen nicht harmonisch zu verarbeiten gewußt, was ihm vielmehr bei seiner hohen Meisterschaft des Stils überall zugestanden werden muß, sondern weil es meist für die größere Leswelt zu schweres Geschütz war, was er in die Literatur brachte. Dagegen wurde Paul Louis Courier, auf einer nicht geringeren klassisch gelehrten Grundlage ruhend, aber mit einem merkwürdigen satirisch volksthümlichen Talent begabt, ein bedeutender Hebel für die Bildung des neuen öffentlichen Geistes in Frankreich. Dieser merkwürdigste aller Pamphletisten, welchen man seinem literarischen Charakter nach zu keiner Schule rechnen kann, zeichnet sich ebenso sehr durch die Leidenschaftlichkeit wie durch die Feinheit seiner Wirkungen aus, für welche er sich eine ganz eigenthümliche Sprache geschaffen hatte. Der rückgängige Geist der Restauration stachelte ihn zuerst zu dieser publizistischen Wirksamkeit an, welche sich in seinen zum Theil unter komischer Maske gehaltenen Petitionen, Sendschreiben und Discours auf eine so machtvolle Weise verbreitete. In diesen mit unnachahmlicher Leichtigkeit

hingeworfenen Flugschriften, welche zum Theil aus geheimen Pressen hervorgingen, zeigte sich in scheinbar heiterer Gestalt ein ernster und furchtbarer Anwalt der Volksrechte. Der Geist der antiken Demokratieen schien in Paul Louis Courier lebendig, und hatte sich in ihm mit aller modernen Beweglichkeit und Spitzfindigkeit versetzt, über welcher jedoch stets jenes attische Lächeln schwebte, das ein darüberstehendes und tiefgebildetes Bewußtsein verräth. Ein ebenso reizbares als unerschütterliches Rechtsgefühl ist die Grundbasis dieser demokratischen Muse, die in ihrer prosaischen Form doch oft wahrhaft künstlerische Lebens- und Zeitbilder geschaffen. Neben ihm wollen wir den Chansonnier Béranger nennen, den größten modernen Volksdichter, dessen Lieder durch ganz Frankreich tönen, und im Munde und Herzen des Volkes ihr Leben haben, den Sänger des Liedes le Senateur, des Roi d'Yvetot u. s. w. In Béranger sehen wir, wie in Courier, ein von den literarischen Parteien unabhängig gestelltes Talent, das durch seinen volksthümlichen Standpunct sich eines viel größeren Wirkungskreises bemeisterte als alle Romantiker und Classiker. Kein Dichter ist so sehr der Ausdruck der französischen Volksthümlichkeit in allen ihren Nüancen, wie Béranger, welcher den Geist seiner Nation in aller Leichtigkeit, Grazie und Springkraft wiedergiebt, und eine durchaus vollendete harmonische Form dafür in seinen Liedern geschaffen hat. So hat er sich auch aller Klassen seiner Nation gleichmäßig bemächtigt, und durch dies allgemeine Band der volksthümlichen Poesie, welches sich um alle Stände schlingt, den wahren vermittelnden Beruf eines Volksdichters bethätigt.

Als ein populairer Dichter des neuen Frankreichs, ohne jedoch Volksdichter zu sein, ist auch Casimir Delavigne hier zu nennen, der, bei der ersten Entwickelung des Roman-

ticismus, ſchon durch ſeine Stellung als Liberaler, den Romantikern feindlich gegenüberſtand, und für einen Klaſſiker gelten konnte. Correktheit, maßvolle Behandlung, eine verſtändig zugeſtutzte Rhetorik ſind auch ſpäter, wo ſich ſein literariſcher Charakter etwas verallgemeinerte, ſeine Haupttugenden geblieben. Eine gewiſſe Verſtändigkeit, die in eleganten Formen auftritt und durch den Schwung der Diction etwas aus ſich zu machen verſteht, iſt der Grundzug der Delavigne'ſchen Poeſie, die ſich in Frankreich ein großes Publikum erworben. Die politiſch-ſatyriſche Lyrik Delavigne's, die er in ſeinen Messeniennes entfaltete, gehört mit zu den kräftigſten und ehrenwertheſten Lebensäußerungen unter der Reſtauration. Dieſe Art von freier und unabhängiger Nationalpoeſie, obwohl ſie zu gekünſtelt war um Volksdichtung genannt zu werden, drang doch bedeutend namentlich in die Mittelklaſſen der Geſellſchaft ein. So gewannen auch ſeine Dramen durch die geſchickte Behandlung bedeutſam hiſtoriſcher Stoffe viel Beifall und Anerkennung, obwohl man ihnen einen eigenthümlichen poetiſchen Kern nicht zuzugeſtehen vermag. Als Komödiendichter hat er noch am meiſten originelle Anläufe genommen. Gegen ihn gewinnt die romantiſche Dramatik des Alexander Dumas wenigſtens durch ihr größere Naturkräftigkeit an Bedeutung. Er iſt nicht ſo regelmäßig gebildet, nicht ſo moraliſch und auch nicht ſo edel, wie Delavigne, aber er hat mehr urſprüngliche Begeiſterung, tragiſche Kraft und geſtaltende Phantaſie in ſeinen Dramen. Niemand aber war von jeher unbefangener und glücklicher in ſeiner Stellung zu Literatur und Publikum, als der wie Sand am Meer fruchtbare Scribe, der ſich über allen politiſchen und literariſchen Parteien erhielt, alle verſpottete und allen Zugeſtändniſſe machte, und mit ſeinem unvergleichlich beweglichen Talent ſtets der Erſte und Letzte auf

dem Platze war. So behauptete er das wahre Recht des Komödiendichters, ſich überall einzudrängen und überall aus dem Spiele zu erhalten. Er iſt der ächte Ausdruck der franzöſiſchen Theaterluſt, in welcher ſich die wichtigſten Dinge des Nationallebens in Wohlgefallen auflöſen müſſen. Unermüdlich friſch geblieben bis auf die heutige Stunde, wird er durch die Kritik, wieviel Grund dieſelbe auch an ihm finden mag, niemals aus der allgemeinen Gunſt zu verdrängen ſein, da er ſtets das Geſchick beſeſſen hat, heute wieder gutzumachen, was er geſtern ſchlecht gemacht. — —

Das vielfältige geiſtige Umhergreifen der Reſtaurationsperiode erſchien doch nur wie eine Beſchwichtigung für einen völlig ſerbiſtiſchen Zuſtand, der wie ein Zaubergarn das ganze Leben umſtrickte. Die Zeit des Miniſteriums Villèle kann man als die Geburtswehen aller der Richtungen betrachten, welche nachmals den Schauplatz bewegten und mit dem Jahre 1830 auftraten. Jenen wichtigen Moment für die Entwickelung Frankreichs, das Miniſterium Villèle, haben beſonders die beiden Zwillingsdichter Barthélemy und Méry, in dem Spiegel ihrer politiſch ſatiriſchen Muſe aufgefangen. Die Villèliade und die ihr folgenden Zeitgedichte brachten die gewaltigſte Aufregung hervor, die über die Gränzen einer poetiſchen und literariſchen Wirkung hinausging und einen entſchieden politiſchen Charakter hatte. Dies iſt auch von den ſpäteren Hervorbringungen dieſer merkwürdigen Dichter zu ſagen, daß ſie, wie reich auch oft geſchmückt und in glänzende dichteriſche Farben gekleidet, doch mehr der Tagesdebatte als der Poeſie angehören.

Aus den geiſtigen Bewegungen der Reſtaurationsepoche gingen aber ebenſo wohl die Doctrinaire hervor, welche ſich der Julirevolution ſpäter bemächtigten, als auch die Richtun-

gen der abmattenden Politik, die ſpäter die thatſächlichen Aeußerungen Frankreichs zügelten, in der Schule dieſer Zeit gepflanzt wurden. Ein bedeutendes Element in dieſen innern Entwickelungskämpfen unter der Reſtauration wurde Benjamin Conſtant, ein Geiſt von großen und umfaſſenden Dimenſionen, welcher, obwohl ſelbſt in mancherlei religiöſen und philoſophiſchen Widerſprüchen befangen, doch der Verwirrung ſeiner Zeit ſtets dadurch überlegen blieb, daß er, einer der edelſten und folgerichtigſten Liberalen, an dem einfachen Ideal der politiſchen Freiheit ſtets unverwandt feſtgehalten. Sein reiches Leben ſtellt die Idee des Liberalismus in einem merkwürdigen Entwickelungsgang ſeit der Revolution von 1789 bis zur Revolution von 1830 dar. Aus den philoſophiſchen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts herausgewachſen, mit dem Skeptizismus von Voltaire und Rouſſeau angefüllt, welcher ſich mit dem Kantiſchen Tranſcendental-Idealismus und der ſogenannten ſchottiſchen Philoſophie in ihm verſetzte, dazu von Schiller's Freiheitslyrik und Menſchheitsidealen durchglüht, entwickelte Benjamin Conſtant aus dieſen Elementen eine eigenthümliche literariſche und publiziſtiſche Wirkſamkeit in Frankreich. In ſeinem Verhältniß zur erſten Revolution ſuchte er eine wiſſenſchaftliche Mitte zwiſchen den Extremen darzuſtellen, die ſich in mehreren die Tagesereigniſſe tiefſinnig beurtheilenden Flugſchriften einen Ausdruck gab. Er war, wie ſeine Freundin Frau von Staël, der Gegner Napoleons im Sinne der conſtitutionellen Freiheit. In ſeinen religionsgeſchichtlichen Arbeiten iſt wohl die bedeutendſte Entwickelung, welche dieſer eigenthümliche Genius nach Innen gehabt, zu erblicken. Benjamin Conſtant nimmt ein urſprüngliches Gefühl in der Menſchheit an, welches ein religiöſes iſt, und in dem die Offenbarung aller Religionen wurzelt. Dieſe Herleitung der Re-

ligion aus der Individualität wirkt dann auch wieder auf die Anerkennung der Individualität zurück, die ihre höchsten Rechte der Sittlichkeit und Freiheit aus ihrer religiösen Bestimmung selber empfängt. Zugleich eröffnet Benjamin Constant von diesem Standpunct aus die wichtigsten Blicke in den Entwickelungsgang des modernen gesellschaftlichen Lebens, dessen neue und unabweisliche Organisationsprozesse er schon mit ahnungsvollem Tiefsinn berührt.

Dieser neue Organisationsprozeß der Gesellschaft, welchen Benjamin Constant ahnte, der aber in ihm nur innerhalb der Gränzen einer wissenschaftlichen Analyse der europäischen Civilisation sich hielt, wurde durch die Lehre des Saint-Simon und durch den Saint-Simonismus zu einem besonderen, alle Bewegungskräfte seiner Zeit in sich zusammenfassenden System aufgenommen. Saint-Simon erstrebte ein neues Prinzip der Einheit, einen neuen Schwerpunct der modernen Gesellschaft, wie ihn das Mittelalter durch die ihm inwohnenden Mächte für seine Zeit gehabt, und wie er seitdem für die neue Epoche der Menschheitsentwickelung nicht wieder gefunden war. Saint-Simon wollte ohne Zweifel einen neuen weltlichen Katholizismus schaffen, der sich zuletzt als der Katholizismus der Industrie auswies und worin die Menschheit eine Wiedergeburt aller ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen organisiren sollte. Diese Reorganisation der europäischen Gesellschaft, welche aus ihrer eigenen Mitte heraus und durch die Zerlegung in ihre natürlichen Grundelemente vorgenommen werden sollte, eine Reorganisation, die durch ein einziges Prinzip und durch die Herstellung einer allgemeinen Wissenschaft (science générale) zu begründen war, wurde zugleich als Ausgangspunct eines großen allgemeinen Völkerbundes hingestellt, einer organischen Vereinigung der ganzen europäischen

Völkerfamilie, die unbeſchadet der Selbſtſtändigkeit und Freiheit jeder einzelnen Völkerindividualität, ſtattfände. Dies war überhaupt der Grundgedanke Saint-Simons: ein Prinzip, ein Syſtem, einen Geſellſchaftsvertrag aufzufinden, worin mit der höchſten individuellen Freiheit und Emancipation zugleich die Befriedigung des Geſammtintereſſes der Menſchheit und des Staats erreicht wurde. Dieſer Grundgedanke verbindet ſich mit dem andern, daß die goldene Zeit der Menſchheit nicht hinter ihr liegt, ſondern vielmehr vor ihr, in der Zukunft, in der Verwirklichung einer neuen ſocialen Weltordnung, die alle Fragen löſen, alle Gegenſätze verſöhnen, alle Wunden heilen wird. Der Induſtrialismus wurde erſt ſpäter das ausdrückliche Organ dieſer neuen Weltordnung. Damit hing eine Reviſion des ganzen wiſſenſchaftlichen, politiſchen und geſellſchaftlichen Thatbeſtandes der gegenwärtigen Menſchheit zuſammen, welches der kritiſche Theil der Arbeit iſt, deren ſich Saint-Simon unterzog. Die Induſtrialiſirung der Welt ſollte ein neues Rechtsverhältniß zwiſchen Arbeit, Fähigkeit und Lohn hervorbringen, worin Jeder nur das war, was er leiſten konnte, und das beſaß, was er arbeitete. Aſſociation und Emancipation heißen die Grundelemente dieſes neuen Arbeitsſtaats, in welchem die Arbeit eigentlich zu einer neuen Religion der Menſchheit erhoben war. Oder es ſollte vielmehr das Chriſtenthum, welches auf ſeiner gegenwärtigen Stufe als eine ausgelebte Inſtitution betrachtet wurde, in dieſen neuen Einrichtungen der Menſchheit ebenfalls ſeine Erneuerung finden, da der Katholizismus ſich in ſeiner auf die Spitze getriebenen Einſeitigkeit ebenſo ſehr, wie der Despotismus ſelbſt, zerſtört habe, der Proteſtantismus aber ein bloßer Kritizismus ohne Leben und Geſtalt geworden. Das neue Chriſtenthum St. Simons ſollte die wahre Verweltlichung des Chriſtenthums ſein, eine religiöſe

Anerkennung der Materie, die schon in der Heiligsprechung der Arbeit gegeben war. Saint-Simons System, wie es ursprünglich aus ihm hervorging, beruht im Grunde auf einfachen, sittlich großen, Alles auf das Naturgesetz zurückführenden Anschauungen. Was seine Schüler, Enfantin, Rodrigues und Andere, daraus machten, dieser zu einer eigentlichen Sekte gewordene Saint-Simonismus, steigerte sich zu einem Extrem, das, je wissenschaftlicher es sich zu gebärden suchte und je mehr es sich mit den bewegenden Ideen der Zeit verknüpfte, ein um so bunteres Gemisch von Paradoxen wurde. In Lerminier, Michel Chevalier, welcher den Globe aus den Händen der Romantiker übernahm, P. Leroux und Hippolyte Carnot, erhielt der Saint-Simonismus seine würdigste Vertretung durch geschichtsphilosophische, nationalökonomische und staatswissenschaftliche Ausführungen, doch zeigte sich auch bei diesen Männern, die größtentheils bald in andere Richtungen übergingen, daß der Saint-Simonismus nur die allgemeine Grundlage ihrer fortschreitenden Bildung gewesen war, in welcher Eigenschaft wir ihn denn auch in einem gewissen Moment der Gegenwart als etwas Nothwendiges anerkennen müssen. Andere Systeme, wie der Fourierismus, gingen in der Organisirung des zu findenden Arbeitsstaates noch weiter ins Einzelne. Der Phalanstère des Fourier (das Haus, in welchem die Menschen seines Staates immer zu Zweitausenden zusammenwohnen) war ebenfalls nichts als eine Gliederung der Menschheit nach ihren Arbeitsfähigkeiten, aus welchen letzteren alle Verhältnisse wie alle Rechte hervorgehen. Hier wird aber schon die Materialisirung des menschlichen Lebens so weit getrieben, daß selbst die innern Seelenthätigkeiten und Empfindungen in Klassen gebracht werden, um ebenfalls als Räder in der allgemeinen Maschinerie zu dienen. Die Grundidee dieses Strebens, wel-

chen Verirrungen es auch anheimfiel, war doch immer, die Geſellſchaft von den Uebeln, an welchen krank zu ſein ſie nicht abläugnen konnte, zu befreien, und eine Reform zu bewirken, welche das Ideal auf Erden einſetzen ſollte, ein Ideal, bei dem man freilich den umgekehrten Weg einſchlug wie ſonſt, indem man mit dem Materiellen anfing und aus ihm alles Ideelle herzuleiten und zu begründen ſuchte. Daß die Geſellſchaft an dem innern Widerſpruch ihrer Einrichtungen krank lag, daß ſie ſich im Lauf der Zeiten mit Gegenſätzen und Verpflichtungen belaſtet hatte, unter denen ſie ſich nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermochte, war in vielen Erſcheinungen des Lebens überzeugend herausgetreten. Die Zeitliteratur ſelbſt trug dieſe Wunden theils mit Koquetterie, theils in grellen Abbildungen zur Schau. Welche ausgehöhlten und innerlich zerworfenen Zuſtände wieſen nicht die Romanſchilderungen von Balzac auf, der namentlich in ſeinen Scènes de la vie privée, die ſeine gelungenſten Darſtellungen enthalten, das franzöſiſche Leben ſelbſt in ſeinen bizarrſten Contraſten meiſterhaft abſpiegelte! Oder man höre die bochtönenden Strafgerichte eines Barbier, in welchem das moderne Paris einen ſo ſtrengen und erhabenen Sittenrichter, einen unbeſtechlichen Zeugen ſeiner geſellſchaftlichen Zerfallenheit gefunden! —

Erſt nachdem der St. Simonismus aufgehört hatte, ein Syſtem zu ſein, begannen ſeine Ideen, die praktiſchen ſowohl wie die ethiſchen, in das ſich fortgeſtaltende Leben überzugreifen, ohne daß man es wußte und dachte, oder ſich Rechenſchaft davon ablegte. Diejenigen Praktiker, die heutzutage den Gedanken einer allgemeinen Völkeraſſociation durch Eiſenbahnnetze ins Werk ſetzen helfen, würden ſeltſame Geſichter dazu machen, wenn man ihren Ingenieurfleiß durch den St. Simonismus motiviren wollte. Man hat auch nicht nöthig, die

Richtungen, welche ſich aller Gemüther zu gleicher Zeit bemächtigen, auf eine Secte zurückzuführen, welche das erſte Bewußtſein davon gehabt, aber durch den Blitzſchlag der Wahrheit, der ſie zuerſt getroffen, eher wahnſinnig als vernünftig geworden war. Aber die Geſchichte hat einmal die Thorheiten der St. Simoniſten als einen Anfang der Weisheit notirt, wenn es Weisheit iſt, was in den Köpfen in einen tödtlichen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt gerathen, was keine andere Lebenskraft hat, als die Kraft der Hoffnung, und keine andere Verheißung, als ein unbekanntes Ufer, an das man nur durch einen dämoniſchen Meeresſtrudel geworfen werden kann. Will man aber durchaus einen treffenden Namen haben, diejenigen Bewegungen zu bezeichnen, welche die theoretiſchen Abſtractionen der St. Simoniſten jetzt auf productive und zum Theil unbewußte Weiſe fortſetzen, ſo bietet ſich keiner dar, der ſo elaſtiſch und erſchöpfend dafür wäre als der des Pantheismus. Seit der Reſtauration haben die pantheiſtiſchen Tendenzen in Frankreich große Fortſchritte gemacht und mehr als in irgend einem andern Lande in den Gemüthern ſich befeſtigt. Der St. Simonismus, kann man ſagen, hatte den Pantheismus auch auf die ſocialen Lebensverhältniſſe, auf die Stellung der Geſchlechter, und auf die National-Oekonomie anzuwenden geſucht; durch die Julirevolution aber oder vielmehr durch die Conſequenzen derſelben wurden die pantheiſtiſchen Anſchauungen mit politiſchen Elementen verſetzt. In dem Nivellirungsſyſtem des Doctrinarismus und in der Zerreibungstaktik der Tages-Debatte förderte ſich ein politiſcher Pantheismus zu Tage, der ſich bis jetzt über ſeinen Gottesdienſt eben ſo wenig hat vereinigen können, als der ethiſche und religiöſe. Es dürfte ein wichtiger Moment ſein, wenn der Pantheismus in Frankreich dahin gelangt ſein wird, ein ausgeſprochenes Glaubensbekennt-

niß zu haben. War vielleicht der prophetische Abbé de la Mennais, dieser jakobinisch-legitime Mann, die Gestalt, in der sich diese moderne Nivellirung aller Existenz zu einem festen Credo ausprägen, und die unbestimmten und gemischten Ideale einen bestimmten Prototyp annehmen oder einen Cultus finden sollten? Sind alle diese Elemente, die gegenwärtig in Frankreich in einer Gährung begriffen und auf eine große Thatsache harren, um sich durch sie gestalten zu können, einer Vereinigung und Einheit fähig, so dürfte allerdings La Mennais oder irgend eine Jüngerschaft, die aus ihm hervorgeht, der nächste dazu sein, die Doctrin dafür an die Hand zu geben: er, der die Religion, die Legitimität, den St. Simonismus, die Democratie und den modernen Skepticismus zu einem verbundenen Guß in seiner Gesinnung zusammengeschmolzen, und nur an der spekulativen Nivellirung der päpstlichen Autorität, mit der er lange vergeblich gerungen, gescheitert ist.

Nichts ist interessanter zu betrachten, als die verschiedenen Symptome und Gestalten des französischen Lebens, die auf die Ausgleichung aller socialen Verhältnisse dringen, indem sie zugleich eine Auflösung derselben an sich darstellen; deren Eigenthümlichkeit selbst ein Produkt dieser Reibungen der Gegenwart ist, oder die, von den unvermeidlichen Conflikten der menschlichen Gesellschaft schmerzhaft berührt, bald mit aller Frivolität der Opposition, bald mit den tragischen Tönen einer Cassandra, die bestehenden Zustände begleiten. Diese ironische Empfindsamkeit der Individualität gegen die vorhandene Gesellschaftsordnung repräsentirt sich in Madame Dudevant so naturwahr und erschöpfend ausgebildet, wie in keiner andern Gestalt dieser Zeit, und man muß ihre Romane lesen, um die geheimsten Selbstbekenntnisse dieser socialen Epoche zu

haben. Kein neuerer Autor trägt ſich mit ſo bewußten Tendenzen, mit ſo ſcharf und unermüdlich, ja oft unerbittlich verfolgten Abſichten der Dichtung, als dieſe Frau, die es vorzog, dem Publikum unter dem Namen George Sand als ein Mann zu erſcheinen. Der ſo vielfach hervorgehobene und benutzte Umſtand, daß George Sand in Beinkleidern geht und mit der Reitpeitſche gegen ihre Sporen ſchlägt, um von den Vortheilen des Mannes im öffentlichen Verkehr und Genießen ſich eigenmächtig etwas zuzueignen, iſt jedoch weniger wichtig und charakteriſtiſch, als der, daß Aurora Dudevant ein Weib iſt, ein Weib mit aller Stärke und Subtilität des Frauenherzens, mit aller urſprünglichen Kraft und Vergötterungsſucht der Liebe, mit aller Schwäche und Süßigkeit der weiblichen Traumerei, mit ſophiſtiſcher Genußſucht und mit penetrirender Schärfe, jede Situation bis auf die kleinſte Faſer zu zerfetzen. Weil ſie ein Weib iſt, hat ihre Anſchauung von den ſocialen Verwickelungen, die ſie zum unaufhörlichen Thema ihrer Darſtellungen macht, den Werth eines negativen Canons für dieſe Leiden der menſchlichen Geſellſchaft und der Situation der Geſchlechter. Die Franzöſinnen ſind ſelbſtſtändiger und eigenmächtiger als die Deutſche oder die Engländerin, die, ſelbſt auf einer Stufe der Bildung, die den männlichen Geiſt erreicht, doch mehr in der Begrenzung des weiblichen Naturells verbleiben. In Deutſchland iſt der Unterſchied zwiſchen Mädchen und Frau weniger groß und bedeutſam. Während die Deutſche als Mädchen noch regſam und bildungsluſtig und voll poetiſcher Blicke in der Nähe und Ferne war, ſchließt ſie mit dem Eintritt in die Ehe gewöhnlich ihren Bildungsgang ab, und begränzt ihre Lebensperſpektiven in dem ihr eigenſten Kreiſe der Liebe und Pflicht. Die Franzöſin beginnt dagegen erſt als verheirathete Frau zu leben und ihre

Individualität zu entfeſſeln. Die Ehe iſt nur das erſte Mittel, um die gegenſtandsloſen Wünſche, die das Penſionat oder das Couvent ſo lange hinter kloſterlichen Mauern verborgen gehalten, in die Welt hinausſchweifen zu laſſen. Indem ſie jetzt erſt Beſitz von ihrer Selbſtſtändigkeit nimmt, ſucht ſie ſich eine Exiſtenz ihrer eigenen Wahl zu bereiten, und hat eben ſo viel Muth für die Liebe, wie für die Arbeit, die mit dem Manne zu theilen ihr nicht fern ſteht, denn die franzöſiſche Frau iſt gewohnt, die Küche zu vernachläſſigen, aber dafür zu allen Beſchäftigungen des Lebens ſich gewandt und anſtellig zu zeigen. In demſelben Maße aber erheben ſich auch ihre Anſprüche an die ſociale Geſtaltung, und die Conflicte der Geſellſchaft, der Liebe, der Treue, des Haſſes und der Wahlverwandtſchaften, kommen in ihnen energiſcher zum Ausbruch, als das deutſche Frauennaturell in ſeiner zurückhaltenden Verborgenheit ſich erlauben mag. Obwohl Madame Dudevant für die allgemeinen Rechte des weiblichen Charakters gegen die Rohheiten und Privilegien der Männer plaidirt, ſo thut ſie es doch vorzugsweiſe als Franzöſin, gehoben und ermuthigt durch die freieren Bewegungen, die ihr das nationelle Leben geſtattet. Man weiß von den perſönlichen Schickſalen dieſer Frau nur wenig Genaueres, aber im Allgemeinen ſo viel als hinreicht, um den Zuſammenhang ihrer Gedanken und Richtungen zu bezeichnen. Sie war geiſtvoll, originell, anziehend, voller Verachtung gegen die Rückſichten der menſchlichen Geſellſchaft, und heirathete einen Mann, der ſie mißhandelte, nachdem die beiderſeitigen Sympathieen verloren gegangen waren. Sie machte kurzen Prozeß in dieſem Wahlverwandtſchaftsroman der Wirklichkeit, mit dem ſie auf dem mehr ſpeculativen Terrain ihrer Dichtungen ſubtiler und ſchwieriger umzugehen pflegt. Hier ließ ſie ſich ſcheiden, verhandelte in eigener Perſon ihren Pro-

zeß vor den Gerichten, und ſetzte Herrn Dudevant mehrere tauſend Francs jährlicher Rente aus, wofür ſie die Mutterliebe befriedigen und die Kinder dieſer unglücklichen Ehe unter ihre alleinige Obhut nehmen konnte. Seitdem lebt ſie in ihrer bizarren Originalität entweder in Paris oder auf Reiſen, unbekümmert um die ſocialen Gewohnheiten, an denen ſie in manchen ihrer Romane eine merkwürdige Rache genommen. Die Erfahrungen ihres Herzens und ihrer Leidenſchaften hat ſie allmälig in Geſtalten verkörpert, mit einem ſkeptiſchen Talent der Poeſie, wie es noch keinem Dichter in dieſen unmittelbaren Beziehungen auf die Realitäten der Geſellſchaft eigen geweſen. Dante braucht einen Himmel und eine Hölle, die er mit coloſſaler Phantaſie aufführt, um die Laſter und Thorheiten der Menſchheit in ein beſtimmtes Relief zu faſſen; Byron fährt mit ſeinem herzblutenden Skepticismus in allen phantaſtiſchen Regionen der Anſchauung umher und kommt doch nie über die kokette Subjectivität hinaus zu wirklichen Geſtalten, die ſeinen Schmerz und ſeinen Spott verewigten: George Sand aber bedarf nur der allereinfachſten Situation männlicher und weiblicher Herzen, wie man ſie an jedem Kamin eines Familienzimmer neben einander ſchlagen ſieht, um eine große Culturtragödie, die keinen Schritt von der factiſchen Wirklichkeit abweicht, daraus zu geſtalten. Sie hat nur immer die eine ungeheure Frage zu behandeln: daß unter den beſtehenden Verhältniſſen der Geſellſchaft und der Civiliſation zwei Menſchen nicht mit einander glücklich ſein können, ſelbſt wenn ſie ſich lieben, oder auch weil ſie ſich lieben. So hat ſie ſich zur Dichterin der ſocialen Uebel gemacht, ohne weder ungerechter Weiſe etwas zu erdichten, noch auch den Balſam der Poeſie auf die Wunden der Geſellſchaft, die ſie offen zeigt, zu träufeln. Wie ſehr auch alle ihre Gedanken einer idealen

Weltordnung entgegenstreben, so läßt sie doch in ihren Darstellungen selbst weder Ideales noch Idealisirendes zu, wie andere dichtende Frauen, die es, wie überhaupt ihr Geschlecht, für eine Pflicht edler Weiblichkeit ansehen, sich über das Leben zu täuschen. Aurora Dudevant hat sich der schonungslosen Beobachtung ergeben und findet eine Wollust darin, die Illusionen zu analysiren, die den Kitt der ganz und gaben bürgerlichen Verhältnisse bilden.

Wenn die Männer Ursache haben, sich über die Romane von George Sand zu beklagen, so können die Frauen, besonders die unschuldigen und enttäuschten, einen tödlichen Schreck davon empfinden, der ihnen eine lebenslängliche Blässe über die Wangen hauchen wird, ohne daß sie eben so leicht und genial die Tröstungen bei der Hand haben, welche Madame Dudevant den grausamen Wahrheiten des George Sand entgegengesetzt haben mag. Man wird nicht glauben, daß eine so überlegene Frau, welche die Depravation der menschlichen Zustände so tief durchschaut hat, nicht auch eine besondere Lust darin gesucht habe, alle Genüsse dieser Verderbtheit zu durchkosten. Die psychische und physische Stärke, mit der sie ihren eigenen Darstellungen überlegen ist und darüber steht, giebt ihrer Person ein ideales Verhältniß zu ihren Dichtungen und zu den Leidenschaften, aus denen diese entstanden. Daß sie sich darum mit ihren Schmerzen kaltsinnig abgefunden, kann man nicht behaupten. Die meisten Naturen sind aus Feigheit glücklich; Seelen, wie die der Madame Dudevant, werden immer aus Tapferkeit unglücklich sein. Sie rechnen unaufhörlich mit ihrem Schicksal und leisten demselben Widerstand, während andere dem Schicksal, welches ihnen das Herz zerfleischt, noch Pietät schuldig zu sein glauben. Der Entschlossenheit des Verstandes, die in den Romanen von G. Sand das Leben zu

meiſtern ſucht, fehlt jedoch das weibliche Gemüth nicht, das oft im Hintergrunde der Scene in ſüßen Träumen umherirrt, ſich bald ſcheu verbirgt und wie ein verliebtes Mädchen auf verſchwiegenen Pfaden Vergißmeinnicht ſucht, bald wieder mit feuchten glänzenden Augen zum Vorſchein kommt.

Die Fragen von der Liebe, den Frauen und der Geſellſchaft, laufen ſyſtematiſch ineinander, und finden ſich in dieſer organiſchen Verwickelung und Verſchlungenheit von Madame Dudevant aufgenommen. Die Liebe iſt allerdings das größte und einzige Glück der Menſchheit, aber eben deshalb auch ihr größtes Unglück, das die Exiſtenz in ihrer eigentlichſten Mitte ergreift und nach Willkur zertrümmert. Dem Bedürfniß zu lieben geht beſtandig der Mangel einer wahrhaften Erfüllung deſſelben zur Seite, und beide zehren wechſelweiſe die beſten Kräfte des Daſeins hin. Die menſchliche Natur iſt zu ſehr auf Liebe gegründet und behauptet darin zu entſchieden ihre Gottahnlichkeit, als daß es möglich wäre, ſich die Liebe und das Bedürfniß derſelben abzugewöhnen, ſelbſt wenn es für manche Exiſtenzen wünſchenswerth ſein ſollte. Die Sehnſucht nach der Liebe iſt unter den Menſchen eben ſo groß, als ſie das allein Wahre und Schöne an derſelben iſt, aber zur Liebe ſelbſt und zu einer dauernden Gegenwart derſelben kommt es unter ihnen ſo ſelten. Die meiſten Verhältniſſe ſind nur Verſuche, ſich zu lieben, und es iſt größtentheils ſchon dafür geſorgt, ſie abwechſelnd ſcheitern zu machen, oder ein Spielzeug der Eitelkeit daraus zu ſchaffen, das denn als Mitgabe für das Leben noch am leichteſten uber die Jahre wegtäuſcht. Daß der Ueberfluß an Liebe, der in den Menſchen und namentlich in den Frauen vorhanden iſt, ſo ſchlecht in der Welt benutzt wird, iſt ein Fehler theils des menſchlichen Charakters, theils der Einrichtungen der Geſellſchaft, aber man weiß es nicht zu

ſagen, wie er verbeſſern werden kann. Sehen wir, in welchen Geſtalten eine Frau, wie Madame Dudevant, die viel geliebt hat und der deshalb viel vergeben werden muß, die Liebe, ihre Räthſel und Geheimniſſe, ihre Bedingungen und Täuſchungen, an uns vorüber führt!

Wir erinnern uns zuerſt an ihre Lälia, in der bedeutſame Gruppen zuſammengeſtellt ſind. Lälia iſt ein ſchönes, ideales Geſchöpf, in einer ſublimen Anſchauung des Lebens und der Natur auferzogen. Sie ſtrebt dem Höchſten nach, und wandelt wie ein trauriger Schatten, der ſich großartig am Himmel abzeichnet, über die Erde. Aber das Weib bedarf der Freude und des Genuſſes, und Lälia verſteht nicht zu genießen, ſelbſt das unſchuldigſte Glück des Moments weiß ſie ſich nicht zu erhaſchen. Es giebt Frauen, die ihre Sinne in ſich ertödten, nicht aus Natur, ſondern aus Stolz, und die ſich dabei fortwährend von der Erfahrung gequält finden, daß dieſes Ideal der abſtracten Ethik ſie unglücklich werden läßt und als ein Gift der Auflöſung in ihnen arbeitet. So iſt die geiſtig erhabene Lälia, in der die Verfaſſerin mit merkwürdiger Abſicht einen Prozeß der Trennung zwiſchen Geiſt und Körper ſich vollbringen läßt. Was will Lälia? Sie will die Liebe, welche der wahre Athemzug ihres großen Charakters iſt, und ohne die kein Weib ihrer Exiſtenz froh werden kann. Lälia kennt die Männer, aber ſie hat frühzeitig die Sinnlichkeit derſelben verachten gelernt, in der ſie eine entwürdigende Behandlung der weiblichen Natur findet. Sie gehört zu den Weibern, die in der Liebe herrſchen wollen, aber nicht beherrſcht werden, ſie würden jedoch ſelbſt ihrer abſtracten Ethik untreu werden, ſobald ſie in der Liebe ſich über die paſſive Rolle, die ihren Stolz verletzt, erheben könnten. Solche Frauen verſchenken daher gern ihre Gunſt an

Schwächlinge. Lälia liebt den jungen Dichter Stenio, der zu ihren Füßen seine poetischen Klagen verhaucht. Sie liebt ihn, aber sie kann sich ihm nicht hingeben, selbst wenn ihr Herz es will, denn ihr Herz muß ihrem Stolz gehorchen: und ihre Sinne schweigen. Sie möchte mit ihm spielen, wie das Mädchen mit ihrem Kanarienvogel, den sie am Rande ihres Busens trippeln und picken läßt. Sie liebkost ihn und bringt ihn in Verzweiflung, denn sobald sie sieht, daß ihre Gluth, mit der sie sich ihm zuwendet, die seinige angefacht hat, erschrickt sie vor der männlichen Ueberlegenheit, die sich ihrer zu bemächtigen droht, und wird kalter und abstoßender als Eis. Lälia kann den Kampf zwischen den Sinnen und ihrem idealen Stolz, zwischen Geist und Körper, nicht mehr ertragen, sie verläßt ihre Einsamkeit, um sich wieder in das rauschende Gedränge der Welt zu stürzen. Sie nimmt eine Maske und einen Domino, und steht auf der Redoute mitten in den Reihen der Tanzenden wie eine schöne erhabene Marmorstatue da, die ohne Regung und Leben zuschaut. In den Sälen und Gärten des Fürsten Bambucci ist ein üppiges Leben, man jagt sich um die berühmte Courtisane Zingolina, die plötzlich auf dem Fest erschienen sein soll. Lälia verläßt den Redoutensaal und wirft sich im Garten in Thränen der Verzweiflung auf eine einsame Moosbank nieder. Jene Courtisane klopft ihr auf die Schulter, und Lälia erkennt ihre eigene Schwester Pulcheria in ihr. Die Buhlerin preist sich glücklich, der skeptischen Erhabenheit ihrer Schwester gegenüber. Sie hat sich, um sich gegen die Verzweiflung zu schützen, die „Religion des Vergnügens" erwählt, sie hat sich das Alterthum zum Muster und die nackten Göttinnen Griechenlands zu Gottheiten genommen. Sie rühmt sich, so die „Uebel der übertriebenen Civilisation unserer Zeit zu ertragen, deren Tu-

gend darin beſtehe, der Schande zu trotzen." Was ſoll die entmuthigte Lälia ſagen, welche die friſche Circulation ihres Blutes an dem erhabenen Myſtizismus ihres Lebens zugeſetzt hat? Sie läßt die Courtiſane über den „gigantiſchen Ehrgeiz ihrer platoniſchen Liebe" ſpötteln, aber dieſe Harmonie von Geiſt und Körper, die auf der Stufe der Buhlerin ſich ihr darſtellt, vermag ihr nicht als eine Verſöhnung der Leiden zu erſcheinen, an denen ſie krankt. Sie macht einen Verſuch ihren hochſtrebenden Geiſt zu zähmen und ſich mit ihm in die bunte Sinnenwelt zu ſtürzen, aber die Freude ſtirbt, noch ehe ſie geboren wird, an der Verachtung, mit der die ätheriſche Lälia ihr begegnet. Das Opfer einer ſolchen Natur, wie Lälia, iſt der, welcher ſie liebt, der dichteriſche Jüngling Stenio. Die Poeſie ſeiner jungen Sinne, die ſich wie zitternder Epheu an die erhabene weibliche Geſtalt anranken, iſt geiſtig genug in ihm veredelt, und ſo erſcheint er glücklich und harmoniſch von der Natur angelegt, um der Geliebten, die ihn liebt, die wahre Verſöhnung ihres unglücklichen Zwieſpalts mitzutheilen. Aber Lälia will bloß das geiſtige Glück mit ihm theilen, und ſie beruft ſich darauf, daß „die Kraft, in beiden Geſtalten lieben zu können," nämlich die Fähigkeit der ſinnlichen und geiſtigen Liebe zugleich, nur wenigen Herzen gegeben ſei, aber nicht dem ihrigen. Sie iſt ſo ſtolz, ſo thöricht und ſo großartig, ihn mit ſeinen Leidenſchaften an die Andern zu verweiſen, ohne daß ſie eine Untreue darin erblicken wolle, während unter ihnen nur das geiſtige Band feſtgeknüpft bleiben ſolle. Dies iſt ein gräulicher Irrthum, der dem eigenſten Weſen der Liebe zuwider iſt und den die Natur rächen muß. Stenio verwünſcht die ideale Träumerin Lälia, und ſtürzt ſich der Courtiſane Pulcheria in die Arme. Er geht in dem materiellen Genuß phyſiſch zu Grunde, nachdem er ſich auch gei-

ſtig von der Geliebten losgelöſt und Lälia nicht nur ſeinen Körper, ſondern auch ſeine Seele verloren hat. Der Schluß dieſes Romans iſt ekelhaft, ja man könnte manche Partieen deſſelben bündiſch nennen, ſo ſehr verſchmäht die Verfaſſerin, ihr poetiſches Talent zur Verſchönerung der Lebenswirklichkeit zu gebrauchen. Stenio endet als Selbſtmörder, und Lälia, knieend an ſeiner Leiche, wird von einem halbwahnſinnigen Mönch, der ſie früher hoffnungslos geliebt hat, erdroſſelt.

Was will Madame Dudevant mit dieſer entſetzlichen Geſchichte, die ſich wie ein Vampyr an unſer Lebensblut anſaugt? Sie hat darin in ſchreienden Mißlauten das wichtigſte Thema der modernen Weltanſchauung angeſchlagen, die Harmonie von Geiſt und Körper. Sie iſt auf die Grundſubſtanzen der menſchlichen Geſellſchaft zurückgegangen, und hat mit einer rauhen Wahrheit, zu der mehr Charakter als Poeſie, und eben ſo viel weibliche Reizbarkeit als Reſignation erforderlich iſt, jene Trennung berührt, die das moderne Leben ſpaltet. Die Differenz zwiſchen der Idealiſtin Lälia und der Courtiſane Pulcheria hat ſich vielleicht nur in der Verfaſſerin ſelbſt gelöſt und in ihrer Perſon zu einer harmoniſchen Vereinigung geſtaltet, die ein feſtes Lebensbild abgiebt. In dem Roman ſelbſt aber ſind dieſe Fragen zwiſchen Geiſt und Körper ohne Löſung geblieben, und doch macht er in dieſer faſt brutalen Zerfallenheit der Exiſtenz, die er abſpiegelt, einen naturwahreren Eindruck, als z. B. die Lucinde von Friedrich Schlegel, mit der man die Lälia der Madame Dudevant in vieler Hinſicht vergleichen konnte. Iſt aber das harmoniſche Gleichgewicht der Exiſtenz, das Madame Dudevant in der Lälia in ſeine elementaren Beſtandtheile zerſetzte, vielleicht in der Ehe erreichbar, und in ihr als die geſuchte glückliche Einheit zu fixiren? In ihrem Jacques, einem viel zu wenig ge-

kannten Buche, hat die Dudevant einen Roman der Ehe geliefert, wie die moderne Literatur an Naturwahrheit der Beobachtung, an feiner und tiefsinniger Durcheringung der Situationen und an wahrhaft erhabenen Stellen, die des größten Dichters würdig, keinen zweiten aufzuweisen hat. Jacques ist ein vollkommener und vollendeter Mann, der, nachdem er in allen Richtungen des Lebens sich tapfer umherbewegt, einen Durst nach Ruhe bekommen, und das Bedürfniß fühlt, sich auf ein friedliches und reines Herz zu stützen. Er entschließt sich zu heirathen, aber er gedenkt nicht, sich durch dies Band der Ehe mit den Zuständen der Gesellschaft, die er haßt, zu versöhnen. Fernande ist ein liebenswürdiges, naives, schwaches, ächt weibliches Geschöpf, die an dem Mann, den sie liebt, hinaufblickt, wie an einem höheren Wesen. Sie ist zu einer wahrhaften Ehefrau bestimmt, die sich selbst an die Pfeife ihres Gatten, die ihr anfangs einen Schreck verursacht, liebend anschmiegt. Jacques ist schon fünf und dreißig Jahr, und Fernande zählt erst siebzehn, ein Mißverhältniß, das dem guten Kind anfangs geheime Sorgen verursacht, aber sie liebt Jacques. Jacques erscheint in dieser Situation als Vater und Geliebter zu gleicher Zeit. Er gehört zu den Naturen, die das Leben stark verbraucht und zwanzig gewöhnliche Existenzen in einem einzigen Jahr erschöpft haben, aber sein Mannesherz, das nur in der Liebe wahrhaft zu leben vermag, ist noch jugendstark, doch voll von jenem großartigen Stolz, der Charaktere seiner Art in ein gefährliches Uebergewicht stellt zu den socialen Gewohnheiten und Beschränkungen. Jacques hat noch eine Sympathie zu einem andern Wesen, mit dem ihn schwesterliche Bande verbinden, wiewohl er nicht genau weiß, ob Sylvia seine Schwester ist. Sylvia ist eine von den schönen, sublimen, prächtigen Weiblichkeiten, wie Lälia, in denen Madame Dudevant ihre

Antipathieen gegen die Gesellschaft erhaben, aber fast gespensterartig gestaltet. Doch ist Sylvia vollkommener als Lälia, denn sie hat Sinne, und würde, ungeachtet der idealen Höhe ihrer Bildung, wie ein Naturkind mit aller Gewalt des Weibes zu lieben verstehen, aber sie hat keinen Mann gefunden, den sie ihrer Liebe für würdig hält. Oktavio liebt sie, aber Sylvia vermag ihn nicht einmal hochzuschätzen, und was ist die Liebe eines Weibes ohne Hochschätzung? Oktavio ist ein Schwacher, aber er hat Recht, wenn er an Sylvia schreibt: sie dominire in dem Verhältniß der Liebe so, daß er sich „erniedrigt" fühlen müsse durch ihre Liebe. Sylvia ist das weibliche Ebenbild von Jacques, sie lieben sich nicht, aber sie verehren sich, und Jacques behauptet, daß ein viel stärkeres Gefühl, als die Liebe, zwischen ihnen beiden walte. Sylvia macht dem Jacques Vorwürfe, daß er sich der Ordnung der Gesellschaft durch die Ehe unterworfen und einer Frau ewige Treue schwören wollte, was sie für etwas Unmögliches ansieht. Jacques weiß im Voraus, wie auch diese Liebe, die er eingeht, endigen wird, aber er zeigt sich mit einem hohen und würdigen Lebensbewußtsein gerüstet, der Zukunft entgegenzugehen, von der er wenigstens einige Jahre Liebesglück erhofft. Er schreibt an seine Fernande vor der Hochzeit: La société va vous dicter une formule de serment. Vous allez jurer de m'être fidèle et de m'être soumise, c'est-à-dire de n'aimer jamais que moi, et de m'obéir en tout. L'un de ces sermens est une absurdité, l'autre une bassesse. Vous ne pouvez pas répondre de votre coeur, même quand je serais le plus grand et le plus parfait des hommes. Man höre aber, wie die Gesellschaft, welche diesen Eid für zweckmäßig erachtet hat, an dem armen Jacques sich rächt, der ihn zur Grundlage seines Glückes verschmäht! Fer-

nande iſt ein gutes, herrliches Kind, die ihren Jacques wirklich liebt. Sie hatte immer geglaubt, der Himmel würde einmal ihretwegen ein Wunder thun, um ihr einen Mann ihres Herzens zu ſenden, wie ſie ihn ſich gerade wünſcht. Wie ſelten gehen dieſe Träume von einem Mann, denen die Mädchen, bei ihrer Handarbeit am Fenſter ſitzend, nachhängen, auf die rechte Weiſe in Erfüllung! Der lieblichen, blonden Fernande waren ſie in Jacques in Erfüllung gegangen. Fernande fühlt ſich ſelig im Beginn ihrer Ehe, ſie iſt noch ein Kind, das erſt vor Kurzem die Lectüre der Feenmährchen verlaſſen, und aus lauter Glück giebt ſie es jetzt auf, ihre Bildung fortzuſetzen. Was ſoll ſie noch lernen, ihr Jacques weiß ja Alles, und er weiß Alles für ſie. Ein Monat verſtreicht Beiden glücklich und ungetrübt, dies iſt immer viel in dem ruheloſen und knappen Leben. Hat doch ſelbſt eine ſo allbegünſtigte Natur, wie Goethe, auf dem Höhepunkte ſeines Daſeins, einmal geſtanden, daß, wenn er ſein ganzes Leben überrechne, kaum vier Wochen Glück zuſammenkommen würden. Bald aber erheben ſich Zweifel, und man erblickt graue Streifen am Horizont der jungen Ehe. Der Einfluß des Tageslebens auf die Stimmungen macht ſich geltend, und die Stimmungen beherrſchen die Gemüther, zumal die liebenden. Es iſt unberechenbar, was ein regneriſcher Himmel oder ein ſtärkerer Grad Froſt als gewöhnlich, für Wirkungen ausüben können auf zwei Leute, die täglich und ſtündlich bei einander ſind. Fernande hat Fehler, die Fehler ſind die der Liebe, die aber den Andern unglücklich machen. Eine zufällige Wolke auf der Stirn des Geliebten bringt ſie außer ſich, ſie zweifelt an ſeiner Liebe, und macht ihm Vorwürfe, daß er ſie nicht genugſam liebe. Das Uebel macht immer größere Fortſchritte, ohne daß man weiß, woher es gekommen, und die Verſtim-

nung dringt bald in die wesentlichen und edlen Theile des Verhältnisses ein. Jacques ist indeß der Meinung, daß, nachdem die Zeit des Glücks vorüber, die Zeit des Muthes gekommen sei, aber auch dem Muth gelingt es nicht mehr, ein Lebensverhältniß auszubessern, das einmal in innerster Seele einen Stoß erlitten. Jacques hat einen großen Fehler, nämlich den, daß er gar keinen Fehler hat, was Fernande, ihm gegenüber, am drückendsten empfindet. Durch das Leben eben so abgerieben wie abgerundet, ist er vollkommen geworden und steht mit hohem Bewußtsein über allen den Kleinlichkeiten, die wichtig genug sind, um das Hinleben der meisten Menschen zu kreuzen. Die Verfasserin, die sonst mit bosbafter Trauer die Schwächen ihrer männlichen Helden zeichnet, hat hier einen vollendeten Mann darstellen wollen, und dieser ist unglücklich! In Jacques Unglück, Hahnrei zu werden, und wie er dasselbe erträgt, liegt aber die Hauptaufgabe dieses Romans, und eine völlig neue Wendung. Ging nicht Jacques seine Ehe mit dem philosophischen und großsprecherischen Bewußtsein ein, daß es unmöglich sei, sich zu verpflichten, das ganze Leben hindurch nur Ein Wesen zu lieben? Was thut er nun, als seine Fernande, fast ohne es selbst zu wollen, sich von ihm abwendet, und in Oktavio ein ihr gemäßeres, gleich ihr schwaches und liebenswürdiges Wesen gefunden? Er behandelt sie mit der größten Schonung und Achtung, mit einer väterlichen Zärtlichkeit und Besorglichkeit, er entfernt sich, er reist, aber er ist in seiner heldenmüthigen Aufopferung unglücklich und in sich selbst vernichtet. Nachdem die beiden Liebenden auch den materiellen Ehebruch begangen, beschließt er den Selbstmord, um ihnen Raum zu einer legitimen Verbindung und dem Kinde ihrer Sünden einen ehelichen Charakter zu geben. Vergebens mahnt ihn seine

Freundin Sylvia ab, dies Opfer zu vollbringen: Ne peux-tu abandonner pour jamais cette maudite Europe, où tous tes maux ont pris racine, et chercher quelque terre vierge de tes larmes, où tu pourras recommencer une vie nouvelle? Dieſer Gedanke, die Verhältniſſe des civiliſirten Europa zu fliehen und die Anſiedelung in einer neuen Welt zu verſuchen, wiederholt ſich auch an andern Orten einigemal in dem Ideenkreis der Madame Dudevant. Aber Jacques iſt entſchloſſen zu ſterben, theils aus Verachtung gegen ſeine Situation, theils aus Liebe für Fernande, die durch ſeinen Tod glücklich werden kann, und er ſtürzt ſich von der Höhe der Alpen herab in einen Abgrund, ſeinen Selbſtmord bemäntelnd, ſo daß Fernande nichts darin ſehen darf als einen Zufall, der jedem Reiſenden begegnen kann. In dieſem Abſchluß der Verhältniſſe liegt eben ſo viel großartige Malice der Dichterin, als ächt tragiſche Anſchauung der Geſellſchaft und des Lebens. Jacques iſt der umgekehrte Werther, oder vielmehr das Ideal eines Albert, der ſich für Werther und anſtatt Werther's erſchießt. Was aber der Dichtung fehlt, iſt die künſtleriſche Gerechtigkeit, wie ſie Goethe im Schluß der Wahlverwandtſchaften ausübt. Die einfache und mehr lyriſche Situation von Albert und Werther tritt in den Wahlverwandtſchaften zu einem dialektiſchen Syſtem ausgebildet auf, das die individuellen Sympathieen der Liebe, der ausſchließenden Berechtigung der Ehe gegenüber, zum Unheil für diejenigen wendet, welche dies lediglich individuelle Recht der Liebe repräſentiren. In Jacques geht aber der Repräſentant der Ehe und der Pflicht unter. Jacques, ein großer, nobler Charakter, nimmt die Sünden der Verhältniſſe allein auf ſeine Schulter und geht damit in den Tod, während das ihm gegenüberſtehende Paar glücklich weiter lebt, ohne Rache. Der alltägli-

chen Lebenswirklichkeit iſt dieſe Wendung allerdings nicht widerſtrebend, denn eine gewiſſe Liebenswürdigkeit und Schwäche, mit einer Gemeinheit verbunden, die auch wieder Liebenswürdigkeit ſein kann, vermag allerdings ſolche Exiſtenzen zu ſichern, wie die Fernande's und Octavio's, und macht vielleicht ſelbſt ihre Fehler gegen die ſittliche Ordnung unſchädlich. Aber aus dem höhern Geſichtspunkte iſt dies falſch, namentlich für die künſtleriſche Darſtellung, die denſelben immer zu ergreifen ſuchen muß. Wenn Goethe's Roman der Anwalt für die Sittlichkeit der Ehe iſt, Madame Dudevant aber für die Berechtigung der Liebe ſtreiten möchte, ſo kann man ihr doch nicht erweislich vorwerfen, daß ſie hier das Inſtitut der Ehe als ſolches damit habe erſchüttern wollen, indem ſie vielmehr ganz die entgegengeſetzte Wirkung davon hervorgebracht hat. Die Liebe, welche dem Jacques gegenüber die Ehe überlebt, iſt auf ſo ſchwache Individualitäten geſtützt, daß ihr Sieg ihr mehr zur Schmach gereicht als zum Triumph, während dagegen Jacques noch in ſeinem Untergange auf eine wahrhaft erhabene Weiſe verherrlicht wird. In Jacques iſt zum erſten Male der merkwürdige und durchaus neue Verſuch gemacht, der Hahnreiſchaft das lächerliche Zeichen, mit dem ſie ſonſt immer dargeſtellt wird, zu nehmen, und ſie tragiſch und großartig zu behandeln. In Jacques unterliegt die Ehe, aber ſie ſtirbt wie ein Held, der für eine große und bedeutſame Sache ſich zu Tode gekämpft.

Madame Dudevant hat ſich überhaupt in ihrer bekannten Lettre à M. Nisard, welche die Revue de Paris enthalten, ſo naiv und offen über ihr Verhältniß zu der Ehe als einem ſocialen Inſtitut ausgeſprochen, daß die Alltagsmoral davon abſtehen muß, in ihren Dichtungen noch mehr abſichtliche Pointen aufzuſuchen, als darin zu Tage liegen. En

vérité, ruft ſie aus, j'ai été bien étonné lorsque quelques saints-simoniens, philanthropes consciencieux, chercheurs estimables et sincères de la vérité, m'ont demandé ce que je mettrais à la place des maris: je leurs ai répondu naivement que c'était le mariage. De même qu'à la place des prêtres, qui ont tant compromis la religion, je crois que c'est la religion qu'il faut mettre. Sie giebt nämlich Herrn Nifard Recht, wenn er in ſeinen Souvenirs de Voyages von ihr ſagt: La ruine des maris ou tout au moins leur impopularité, tel a été le but des ouvrages de George Sand, indem ſie hinzufügt, daß ſie in der Sprache ihrer Romane darin gefehlt, ſich zu collectiv auszudrücken, und die Geſellſchaft zu nennen, wo ſie nur die Mißbräuche, Vorurtheile und Laſter der Geſellſchaft gemeint, ſo wie da, wo ſie nur die verheiratheten Perſonen angreife, ſich des Namens der Ehe im Allgemeinen zu bedienen. Dieſe ganze Vertheidigung ihrer Intentionen iſt mit der größten Feinheit, mit edlem Selbſtbewußtſein und einer gewiſſen Rechtſchaffenheit des Herzens geführt, die wirkſamer iſt als die glänzendſten Waffen der Polemik. Daß bei dieſen Fragen Vieles dahin geſtellt bleiben muß, worüber keine Entſcheidung zu geben und zu finden, iſt eine Sophiſtik, die in den Sachen ſelbſt liegt, und worüber nur der Werkeltagsſtandpunkt der gemeinen Gitbik, auf den ſich Nifard in ſeiner Kritik der Madame Dudevant ſtellt, zu einem fertigen und leichten Abſchluß kommt, und auch das Recht hat, dazu zu kommen. Dies betrifft namentlich die Liebe in dem Sinne, in welchem ſie Nifard ſpöttiſcherweiſe die „Königin der Bücher des George Sand" nennt, und worauf ſie antwortet: „dieſe Liebe, die ſie auf den Trümmern der bisherigen Einrichtungen erbauen wolle, ſei allerdings ihr Utopien, ihre Poeſie: dieſe Liebe ſei groß,

edel, ſchön, freiwillig, ewig, aber dieſe Liebe ſei die Ehe ſelbſt wie ſie Jeſus geſchloſſen und der heilige Paulus erklärt habe. Dieſe Liebe fordere ſie wieder von der Geſellſchaft als eine Inſtitution, die in der Nacht der Zeiten verloren gegangen, und die man aus dem Staub der Jahrhunderte und dem Schmutz der Gewohnheiten wieder hervorziehen müſſe, um die wahre eheliche Treue, die wahre Ruhe und die wahre Heiligkeit der Familie herzuſtellen, die alsdann wieder an die Stelle eines ſchimpflichen Vertrags und eines ſtupiden Despotismus, der ſich aus der niederträchtigen Verderbtheit der Welt erzeugt habe, treten würden!" — Bei dieſem Utopien, das nur in wenigen liebenden Herzen eine Wirklichkeit und eine Zukunft haben mag, giebt es nur einen Irrthum, den des Eudaimonismus, welcher der tragiſchen Beſtimmung des Menſchengeſchlechts widerſtreitet!

Madame Dudevant iſt auch ſehr wenig geneigt, in ihren Darſtellungen der Wirklichkeit ſich dieſem Eudaimonismus zu überlaſſen oder von ihm einen Troſt anzunehmen.

In der Vorrede zu ihrer Indiana, vielleicht dem grauſamſten rer Sand'ſchen Romane, erklärt ſich die Verfaſſerin über ihre „traurige Freimüthigkeit," wie ſie ihren ſchriftſtelleriſchen Charakter bezeichnet, und wodurch ſie ſich getrieben fühle, mehr an die Wahrheit als an die Moral ſich zu halten. Sie entſchuldigt ſich nämlich, daß ſie in dieſem Roman den Perſonen, welche das Geſetz vorſtellen, nicht die möglichſt ſchöne Rolle zuertheilt habe. Sie könne zwar den Weg, auf dem das Geſetz uns wie eine Heerde Schöpſe einpferche, nicht mit Roſen beſtreuen, aber ſie zeige doch auch zugleich die Wege, die uns von jenem abführen, mit Neſſeln beſtanzt. Dieſe bittere Gerechtigkeit auf beiden Seiten offenbart ſich allerdings in der Indiana, in der ſie zeigen will, daß in un-

fern Tagen moraliſcher Entwürdigung die Ehre eben ſo ſchwer geworden iſt zu üben als der Heroismus. Dieſer Roman iſt ebenfalls eine Art von Wahlverwandſchaften in George Sand's Weiſe, aber in demſelben Maße als die gothiſchen noch auf poſitiven Zeitverhältniſſen beruhen, müſſen die von George Sand auf den blaſirten und negativen, auf deren Grund ſie ſich geſtalten, eine verſchiedene Richtung und Entwickelung nehmen. In der Indiana verräth ſich nicht die darüber ſtehende Ruhe, die man ſonſt an den Schriften der Madame Dudevant bewundern muß. Hier plaidirt die beleidigte Frau in ihr mit ſubjectiver Leidenſchaftlichkeit und gereizter Stimmung. Sie zeigt ſich als Meiſterin in der grauſamen Analyſe, ihre Grauſamkeit beſteht in den Conſequenzen, die ſie aus den geſellſchaftlichen Einrichtungen ableitet, und nur darin ſcheint ſie Unrecht zu haben, daß ſie das Mögliche ſchon als das Factiſche in ihrer Darſtellung zuſammenreiht. In Raymon, der die unglücklich verheirathete Indiana liebt, verführt, verläßt und mißhandelt, will die Verfaſſerin zeigen, wie ein Mann, durch die Verhältniſſe und ſeinen Charakter beſtimmt, die größten Abſcheulichkeiten begehen, und doch dabei eigentlich für einen liebenswürdigen Mann gelten kann, aber ſie thut es mit raffinirter Ironie, wenn ſie die Laſter des geſellſchaftlichen Menſchen in ihm als liebenswürdig darſtellt, eine Ironie, die zuletzt in Verachtung übergeht, indem ſie dieſen Charakter gänzlich fallen läßt. Wenn ſie aber mit gekränktem und empörtem Frauenherzen, mit weiblicher Malice, die Verderbtheit und den Egoismus der Männer aufzeigt, ſo kennt ſie auf der andern Seite zugleich alle Schwächen und Verſchuldungen der Frauen. Sie ſagt, die Frauen ſien von Natur einfaltig, es ſchiene, als ob der Himmel, um das Uebergewicht auszugleichen, das ihr Zartgefühl und ihr Scharfſinn ihnen über die

Männer gebe, ſie mit blinder Eitelkeit und blödſinniger Leichtgläubigkeit ausgeſtattet habe; es bedürfe, um ſich ihrer zu bemeiſtern, nichts, als daß man ſich darauf verſtehe, ſie zu loben und ihrer Eitelkeit zu ſchmeicheln. Allerdings will ſie aber auch durch Indianens Schickſale beweiſen, welcher Kraft, Ausdauer und Tapferkeit das weibliche Herz fähig ſei, wenn es liebe, oder zu lieben glaube, mag es ſich auch bitter dabei täuſchen. Sehen wir aber in Indiana die Mißhandlung des weiblichen Herzens, ſo zeigt ſich in Ralph, dieſem meiſterhaft geſchilderten Engländer, die Qual des männlichen, das nicht erkannt wird, weil es nicht die glänzende Außenſeite eines Raymon beſitzt, ſondern ſich hinter einer Brutusgeſtalt verſteckt. Mit mehr Wahrheit ließen ſich die Verhältniſſe dieſes Romans ſchwerlich darſtellen, aber ohne Zweifel mit mehr Schönheit und etwas mehr dichteriſcher Vermittelung. Doch hat ſelbſt der verſöhnende Schluß, der die für einander wahrhaft Beſtimmten ſich finden läßt, zugleich wieder etwas Beleidigendes, indem Indiana und Ralph mit ihrem ſchwer errungenen Glück fern von der civiliſirten Geſellſchaft, in eine verborgene Hütte Indiens, ſich flüchten. Dieſe Kämpfe der Natur gegen die Civiliſation, die in Jean Jacques Rouſſeau aus einer philoſophiſchen Grundlage hervorgegangen waren, nehmen bei Madame Dudevant faſt eine politiſche Wendung an, obwohl man keine bewußte Abſicht an ihr bemerkt, dieſe Fragen auf den politiſchen Geſichtspunkt hinauszuſchieben. In Deutſchland hatte ſich ſchon in einer frühern Periode der Literatur dieſes Zerwürfniß zwiſchen Naturzuſtand und Cultur geregt, aber als Sentimentalität im Charakter des achtzehnten Jahrhunderts, die jede ſcharfe reale Wirkſamkeit der Ausführung hinderte und einen Schein von Lächerlichkeit über dieſe Flucht vor der Civiliſation verbreitete.

Wenn auch im Schluß der Indiana das weibliche Herz den Sieg davon trägt, so daß es noch in seinem Werth erkannt und dadurch wahrhaft beglückt wird, so kann man doch nach allen den Erniedrigungen ihrer Ehe und Liebe, die Indiana theilweise sogar selbst verschuldet hat, sie kaum noch mit Genugthuung dieses letzte Lebensglück genießen sehn. Vielmehr mischt sich ein unwillkührliches Gefühl der Verachtung ein, das wahrscheinlich der Verfasserin selbst bei ihrer Darstellung nicht unbewußt geblieben ist. Bei aller Schönheit, Erhabenheit und Zartsinnigkeit der weiblichen Natur, giebt es eine Fähigkeit zum Servilismus in ihr, der zur Verworfenheit werden kann, und doch zugleich eine Seite der Liebenswürdigkeit des weiblichen Charakters ausmacht. Dieser Servilismus drückt sich in dem Hange aus, noch immer Glück, Liebe und Versöhnung zu finden, nachdem ihr Herz tausendmal mit Füßen getreten, und nur das Unglück die würdigere Wahl wäre. Zwar ist Indiana, als sie sich mit ihrem Geliebten den Tod geben wollen, auf eine übernatürliche Weise errettet worden, aber diese Wendung ist zu künstlich, und eigentlich gegen die Manier der Verfasserin, die sich sonst nur an die einfachsten Realitäten hält. Sie hat ihre Indiana vom Schicksal so beschimpfen und herabwürdigen lassen, daß nur noch der Tod, aber nicht mehr das Glück der Liebe, ihre Gestalt verklären durfte; oder wollte sie einen milderen Schluß, so hätte sie sich enthalten müssen, so viel empörende Gräuel auf das Haupt eines Weibes zu häufen. Diesen süßen Zug der Verworfenheit aber, der im Weibe durch ihr unersättliches Bedürfniß nach Liebe hervorgebracht werden kann, hat Madame Dudevant in einem andern ihrer Romane, Leone Leoni, als Thema aufgenommen und mit einer merkwürdigen Preisgebung der Schwächen der weiblichen Natur hingestellt. Hier ist es die

Liebe eines edlen Weibes zu einem abſcheulichen Manne, die den Gegenſtand der feinſten Herzensdialektik ausmacht. Juliette liebt den Leone Leoni noch, ſelbſt als ſie die Gewißheit erlangt hat, daß ſie einen Betrüger, falſchen Spieler, Mörder, Banditen und Verkuppler ihrer eigenen Ehre in ihm liebt, ſelbſt nachdem er ſie für Geld an einen Andern verkaufte. Vor ſeinem Verbrechen zurückſchaudernd, fühlt ſie ſich doch magiſch hingezogen zu dem Verbrecher, berauſcht ſich in ſeinen Liebkoſungen, trotz ſeiner blutigen Hände, und bleibt rein und ſchuldlos an ſeiner Seite. Sie kann nicht von ihm laſſen, und zerreißt die edelſten und theuerſten Bande, um immer wieder zu ihm in ſeine Arme zu eilen, wie oft er ſie auch betrogen und ihr ſchmählich das Herz gebrochen hat. Dies iſt die Liebesſtärke und Liebesſchwäche der Frauen, die zugleich als eine Erniedrigung des weiblichen Charakters auftritt, denn man kann ſich nicht verhehlen, daß Leone Leoni, der ein Schurke iſt, in dieſer Darſtellung größer und weniger verächtlich erſcheint, als die unſchuldige Juliette, die ſtatt des Gewiſſens nur die Liebe hat. Sollte dieſer Eindruck wider Willen der Verfaſſerin ſein? Iſt dies der Fall, ſo hat ſie ſich ſchon an andern Orten hinreichend dafür entſchädigt, wo ihr die größten Satiren auf die Männer gelungen ſind, die bis jetzt das ſchaffende Genie und die ſociale Speculation hervorbringen konnte.

Am meiſten hat ſie zur Verachtung der Männer in ihrem André aufgereizt, einem Roman, in deſſen erſter Hälfte ungemein viel Unſchuld und kindliche Gemüthlichkeit hervorblickt, die aber bald von einer eben ſo feinen als boshaft kalten Menſchenkenntniß eingeholt und überboten wird. Die Naivetät Genovevens, einer Griſette in der Provinz, welche die Liebe noch nicht kennt, iſt von der Verfaſſerin mit einer dar-

überſtehenden raffinirten Unſchuld geſchildert. Genovefa, dies herrliche Naturkind, muß ſich erſt gewöhnen, zu lieben; welche naive Ironie! Genovefa lernt und ſtudirt die Liebe, und nimmt dabei die Dichter zu Hülfe, ſogar den deutſchen Götke. Dies iſt reizend erdacht. Andreas, der den Funken der Liebe in dem harmloſen Mädchen weckte, zeigt ſich von Anfang bis zu Ende als ein träumeriſcher Schwächling. Er iſt nicht ſtark genug, das daraus entſtehende Schickſal zu beherrſchen, oder nur des Feuers, das er angefacht hat, ſich würdig zu erweiſen. Die Geſellſchaftsverhältniſſe, die den Andreas auf eine höhere Stufe als ſeine Genovefa geſtellt haben, treten als der hindernde Dämon der Liebe ein, und wirken als ein rein Unvernünftiges der ſchönſten Neigung entgegen. Durch die Hinderniſſe wird aber die Liebe in dem Herzen Genovefens mächtig, und mit meiſterhaften Zügen iſt hier veranſchaulicht, wie das Weib groß werden kann durch die Liebe. Die unſcheinbare Genovefa wird eine Heldin von innen heraus, es kündigt ſich ein Sieg der Erhabenheit der weiblichen Natur in ihr an. Nur durch die miſerable Schwäche des Andreas, der ſich zu dieſer Höhe nicht erheben kann, wird der Untergang bereitet, und ein klägliches Ende herbeigeführt. Zu dem tragiſchen Ausgang wirkt ein Umſtand mit, den die Verfaſſerin hier zum erſten Mal in ihren Romanen berührt, nämlich das Unterwürfigkeitsverhältniß der Kinder gegen die Eltern. Bei Andreas iſt es der ungeheure Reſpect vor ſeinem Vater, der ihn hindert, frei und ſelbſtſtändig aufzutreten und ſeiner Liebe mit Mannesmuth ſich hinzugeben, und bei beiden Liebenden regt ſich ſogar der Aberglaube, den Zorn des Himmels herabzurufen, wenn gegen eine väterliche Autorität gehandelt würde. So verkümmern ſie ſich ihr Leben und ihre Liebe ſo lange, bis ſie nachher ſelbſt in ihrer Verbindung, die unter

den jämmerlichsten Umständen geschlossen wird, kein Heil mehr zu finden vermögen. Hier ist eine neue sociale Frage, Eltern und Kinder, angestreift, die mit der Ehe als einem bürgerlichen Institut im genauen Zusammenhange steht.

In einem andern Romane, Rose und Blanche, hat Madame Dudevant das Thema des André: die Schwäche und Hinfälligkeit des männlichen Charakters, noch ausführlicher und gründlicher behandelt. Ein großer Degout an Welt und Societät bildet auch hier den Grundzug der Darstellung, aber mit mehr Wehmuth und elegischem Anhauch als Bitterkeit. Dieser Roman scheint einer der frühern Producte der Verfasserin, und die Lust am bloßen Romanhaften, am Blüthenwerk der Phantasie, zeigt sich darin noch überwiegend gegen die Hinneigung zur Speculation. In Horaz wird die Rohheit und Verderbtheit des Mannes geschildert, die sich nur noch durch einen sophistischen Anstrich über der Gemeinheit erhält, und dem die reine und ächte weibliche Natur leidend gegenüber steht. Einige Partieen haben eine reizende Anmuth, namentlich die Schilderungen des Lebens und Treibens der jungen Mädchen im Convent. Merkwürdig ist das Ende dieses Romans, indem es mit der Bedeutung des Klosters, namentlich für Frauen, schließt. Die Verfasserin sagt dort an einer Stelle: Si l'on détruisait les couvens, quelques existences rejetées de la société, quelques ames trop délicates pour le grossier bonheur de notre civilisation, n'auraient plus de terme moyen entre le spleen et le suicide.

Die noch übrigen Dichtungen der Madame Dudevant brauchen wir nur mit einigen Worten zu erwähnen, weil sie ohne besonders eigenthümliche Variationen den Ideenkreis der Verfasserin, den wir umzeichnet haben, reproduciren. Im Simon zeigt sich einem amazonenartigen weiblichen Charakter

gegenüber die männliche Natur ebenfalls nur in einem ſchwachen und gebrochenen Lichte der eigenen Selbſtſtändigkeit, aber zwiſchen beiden Elementen wird hier zum Schluß eine Ehe eingegangen, deren Folgen zwar problematiſch bleiben, die aber doch in der verſöhnenden und wohlwollenden Abſicht, welche die Verfaſſerin dabei zum erſten Mal an den Tag gelegt hat, anerkannt werden muß. Grauſamer iſt der Schluß in der Valentine, einem Roman, der nur wenig erfreuliche Partieen bietet, darunter aber eine bemerkenswerthe Stelle, wo ſich die Verfaſſerin gegen die öffentliche Feier des Hochzeitstages mit Gründen erklärt, deren ſchlagende Wahrheit man vom Geſichtspunkt der Sittlichkeit wie des Zartgefühls nicht zurückzuweiſen vermöchte. In der Valentine läßt Madame Dudevant durch einen Zufall eine moraliſche Demonſtration ausüben, die ihr bei ihrer Vertheidigung gegen angeſonnene Abſichten einer ſocialen Umwälzung zugute kommen kann. Durch die Gunſt der Umſtände wird eine Conventionsehe, in der ſich beide Theile ſchlecht befunden hatten, ohne alle Gewaltſamkeit wieder aufgelöſt, und Valentine ſieht ſich an die Liebe ihrer Wahl freigegeben, als Benedict, durch ein jämmerliches Mißverſtändniß, plötzlich ums Leben kommt, alſo auch die Ehe der Wahlverwandſchaft, die ſich ſchon früher ungeſetzlich anticipirt hatte, nicht geſetzlich vollzogen werden kann. Uebrigens iſt es in dieſem Roman höchſt widerwärtig, zwei ſo ſchwache Charaktere, wie Benedict und Valentine, neben einander kämpfen und ringen zu ſehn. Die gemeinſte bürgerliche Ordnung hat mehr Werth und Poeſie, als dieſe ſchwächlichen Abweichungen. Auf ein behaglicheres und traulicheres Gebiet tritt man in dem Secrétaire intime, einer viel zu wenig bekannt gewordenen Dichtung, deren freundlicher Charakter etwas Bedeutſames hat auch für die Fragen des ſocialen Lebens, die man ſonſt

nur als Mißklänge aus der Seele der Verfasserin herauszuhören gewohnt ist.

Wenn man sieht, wie die Dichterin Gebilde und Verhältnisse, die ihr sonst ein Gegenstand der negativen und tragischen Darstellung sind, in dem Secrétaire intime mit einer positiven Unbefangenheit und Harmlosigkeit hinzeichnet, wenn man hier alle ihre Schmerzen wiederfindet, aber nicht mehr als Schmerz, sondern in eine rosenfarbene Laune getaucht, in leichten Duft verhüllt und von spielenden Schmetterlingen umgaukelt: so muß man grade vor dieser Harmlosigkeit die Größe, den Umfang und die ursprüngliche Reinheit ihres Genius empfinden, und ihm einräumen, daß auch bei seinen früheren Negationen wenigstens seine Absichten immer lauter gewesen, wenn auch die Sympathieen und Antipathieen des Herzens nicht immer mit dem Gesetz harmoniren konnten. In dem ganzen Ton dieser Erzählung herrscht außerordentlich viel Anmuth und Naivetät, Alles scheint hier nur Scherz, Laune, liebenswürdige Plastik, sinnreiche Neckerei des Zufalls und lose Blüthe der Einbildungskraft; aber wer sich tiefer in das Wesen der Dichterin hineinzufinden vermag, wird zugleich die zarte Verbindung entdecken, in welcher die Harmlosigkeit der Erfindung mit dem eigensten und innersten Bewußtsein der Verfasserin steht. Von ihrer unmittelbaren Persönlichkeit, von dem naiv Menschlichen ihres eigenen Wesens hat Madame Dudevant vielleicht am meisten in diesem Secrétaire intime niedergelegt. Wenn sie sich auch in der Fürstin Quintilia nicht geradewegs abgebildet hat, so ließ sie doch offenbar in dieser meisterhaft gezeichneten Gestalt ihrer subjectiven Stimmung freien Lauf, und verschaffte dabei sich selbst eine bedeutende Genugthuung, indem sie die problematische Stellung, in welcher sich Quintilia der hergebrachten Gesellschaftswelt gegenüber

befindet, mit einer ſiegreichen Ueberlegenheit gegen das Vorurtheil verſieht. Quintilia gehört nicht zu jenen Frauenbildern wie Lilia, Sylvia, Indiana, in denen die Dichterin die Nachtſeiten ihrer eigenen Subjectivität entſchleiert und abgeſchattet, und die Tragödie des weiblichen Schickſals verkörpert hat. Quintilia iſt eine poſitive Geſtalt, und doch beſteht ihr eigenthümlicher Reiz in der Zuſammenſetzung aller der Eigenſchaften, die ſo leicht zu einer feindlichen Ausdeutung benutzt werden und der Verfaſſerin ſelbſt in ihren andern Darſtellungen vielfältig zu einer negativen Wirkung dienten. Quintilia gleicht der Dichterin ſelbſt in vielen Stücken, vornehmlich in der Hauptſache, in der Lebens- und Weltanſicht. Quintilia iſt ſchön, genial, freimüthig, von einer großſinnigen Lebenspoeſie in ihrem ganzen Weſen erfüllt, und Ideale von Liebe und Freundſchaft wohnen nicht nur in ihrem Herzen, ſondern ſie hat ſie ſchon zu einer gewiſſen Wirklichkeit in ihrer eignen Perſönlichkeit ausgeprägt und weiß ſie gegen die Gewohnheiten und die Gemeinheit des Alltagslebens zu behaupten. Quintilia iſt ſtolz, gutmüthig, heroiſch und zartſinnig, phantaſtiſch und idylliſch zugleich, aber ihre größte Leidenſchaft iſt die Selbſtſtändigkeit und um dieſe in ihrem Leben darzuſtellen, entfaltet ſie den ganzen Prachtaufwand ihres ſublimen Charakters. Sie will aber nur ſelbſtſtändig ſein, um den höhern Anforderungen ihrer Seele Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, um das Edelſte und Schönſte zu genießen, was die Combination der menſchlichen Verhältniſſe zu erſchwingen vermag. In dieſer Selbſtſtändigkeit ſtrebt ſie einen moraliſchen Standpunct an, der ihr über das gemeine Alltagsloos des Daſeins hinweghelfen und ſie zu einem innern Glück befähigen ſoll, das in ſich ſelbſt ſtark und ſelig genug iſt, um ſogar allen

Verächtigungen der Welt gegenüber heiter und ſicher bleiben zu können.

In ihren neueſten Productionen hat dieſe Schriftſtellerin größtentheils das Gebiet der ſocialen Conflicte verlaſſen oder dieſelben unter andern Einflüſſen nach einer eigenthümlichen Seite hingewendet. Am meiſten iſt hierbei der Einfluß des katholiſch-demokratiſchen La Mennais auf George Sand zu bemerken, doch ſcheint die ausſchließlich chriſtliche Richtung, der wir ſeitdem George Sand ſich in einigen Darſtellungen hingeben ſahen, wie z. B. in le Dieu inconnu, auch nur eine vorübergehende Wirkung dieſes Einfluſſes geweſen zu ſein. Abwechſelnd griff ſie dann nach bunten Formen für ihren literariſchen Thatigkeitstrieb umher, und ſchuf zum Theil, wie im Mauprat, eine auf die Leſewelt berechnete Unterhaltungslecture, oder ſie zeichnete uns von ihren Reiſen treffende und gemüthvolle Schilderungen auf. Auch für die Bühne begann ſie zu arbeiten, was mißglücken mußte, da im Drama und auf dem Theater nur als Fehler erſcheinen konnte, was im Roman ein entſchiedener Vorzug war, nämlich eine Innerlichkeit, welche ihre That nur in die Spannung und Abwickelung dialektiſcher Zuſtande ſetzt. Dagegen nahm George Sand in ihrem neueſten Werke le Compagnon du Tour de France einen durchaus eigenthümlichen Anlauf zu einer neuen Socialpoeſie, die ihren innern Zuſammenhang mit der Lamennais'ſchen Anſicht von den arbeitenden Volksklaſſen und mit den communiſtiſchen Vereinen der Zeit hat. Jedenfalls iſt es ein merkwürdiges Unternehmen, das wir ſie hier beginnen ſehen, indem ſie auf die geheimen Geſellſchaften, welche ſie als das nothwendige Reſultat der Unvollkommenheit der Geſellſchaft überhaupt betrachtet („les sociétés secrètes sont le resultat

nécessaire de l'imperfection de la société générale") eine neue Poeſie mit dem allerklarſten Bewußtſein zu begründen wagt, eine durchaus demokratiſche Poeſie, welche ſich auf den Kern des wahren Volkslebens, auf die Arbeiterklaſſen, auf ihr Leben, ihre Sitten, ihre geſchichtlichen Hoffnungen ſtützt, und darin eine Quelle der Verjüngung und Erneuerung für die moderne Literatur findet. In der Vorrede zu dieſem in ſo vielem Betracht ausgezeichnet durchgeführten Roman heißt es: „Il y aurait toute une littérature nouvelle à créer avec les véritables moeurs populaires, si peu connues des autres classes. Cette littérature commence au sein même du peuple; elle en sortira brillant avant qu'il soit peu de temps. C'est là que se retrempera la muse romantique, muse éminemment révolutionnaire, et qui, depuis son apparition dans les lettres, cherche sa voi et sa famille. C'est dans la pace forte qu'elle trouvera la jeunesse intellectuelle dont elle a besoin pour prendre sa volée." So ſehen wir denn den ſocialen Roman der George Sand aus den weiblichen Herzensabgründen ſich noch an das Licht des politiſchen Tageslebens erheben und mit neuen ſtarken Anforderungen an die Geſellſchaft in einer demokratiſchen Geſtalt endigen. Aber George Sand fühlt ſich „nicht mehr jung und ſtark genug", um etwas Anderes als bloß den Anſtoß zu dieſer neuen Volksliteratur, welche ſie ſo ernſthaft im Sinne trägt, geben zu können. —

In dieſem Zuſammenhange müſſen wir aber auf den Abbé de la Mennais noch beſonders und mit einigen ausführlicheren Bemerkungen zurückkommen. Wenn George Sand in der letzten Zeit verſucht hat, die neueſte Richtung ſeiner Ideen productiv zu geſtalten, ſo wird davon vielleicht mehr übrig

bleiben, als von den glänzenden rhetorischen Ausführungen des La Mennais selbst, die größtentheils nur einem in sich selbst wieder zerrinnenden Luftbild gleichen. Dieser gewaltig angelegte Charakter hat sich sein Lebelang damit abgegeben, Unmöglichkeiten zu construiren, worauf er dann alle Macht seines Talents, allen überquellenden Reichthum seines Geistes verwendet, und mit einer Leidenschaftlichkeit, die etwas Tragisches hat, auf Tod und Leben einen Kampf eingeht, welchen nur die Zukunft selbst durch historische Gestaltungen ausfechten kann. Dieser Fanatiker für die Sache der Menschheit, der in seiner Opposition gegen die bestehende Gesellschaft so viel dichterische und sittliche Kraft entwickelte, griff an den verschiedensten Enden die Reform an, welche er bewerkstelligt sehen wollte, und nach diesen beiden verschiedenen Enden zerfällt auch seine Laufbahn in zwei Perioden, die sein Streben charakterisiren. Seine erste Periode war die ausschließlich katholische und papistische, die gänzliche und entschiedene Rückkehr zur alten Religion sollte die Menschheit von ihren gegenwärtigen Leiden und Verwirrungen heilen. Diesen Standpunkt suchte er zuerst in seinen **Reflexions sur l'état de l'eglise en France (1808)** durchzuführen. Das Papstthum sollte aber bei ihm gewissermaßen noch eine philosophische Bedeutung für die Menschheit erlangen, und die höchste Autorität auch für die Vernunft, oder, wie es La Mennais ausdrückte, „die Vernunft der Gesammtheit" darstellen. An diese Vernunft der Gesammtheit konnte sich dann die Vernunft des Einzelnen zur Lösung aller seiner Wirren gefangen geben und es war in diesem geistigen Bann der höchste Frieden des Geistes und die wahre Sicherung der Gedanken gefunden. Doch hatten sich schon in jener seiner ersten Schrift die Lamennais'schen Regenerationsideen in

das hierarchische Gebaude der katholischen Kirche selbst hineinzutragen gesucht. Auch war es schon immer ein gefährliches und zweifelhaftes Ding, daß La Mennais sich so viel mit der Vernunft dabei zu schaffen machte, während er den Katholizismus in seiner ganzen Macht und doch als ein neues Lebenselement wiederherstellen wollte. Sein Grundgedanke war aber der, daß nur durch die Religion die Menschheit wieder beglückt und von ihren Sunden und Mißeinrichtungen frei gemacht werden könne, und für die Religion sah er zunächst keine andere beglückende Form, als die des römischen Katholizismus. Das skeptische Wissensstreben der Philosophie erschien ihm ebenso nichtig und der allgemeinen Entwickelung hinderlich, wie die vornehm thuende Indifferenz, welche sich der gebildeten Klassen der Gesellschaft bemächtigt hatte. Sein Hauptwerk für diese erste Periode ist der Essai sur l'indifference en matière de religion. Die höchste Erkenntnißquelle ist aber für Lamennais immer die Autorität gewesen, oder das aus der Uebereinstimmung Aller, als das höchste und einzig gültige hervorgehende Prinzip. Diese Autorität war ihm in seiner ersten Periode der Papst, in seiner zweiten wurde es ihm das Volk. Als Mittelstufe dieser beiden Richtungen zeigten sich die Bestrebungen der von La Mennais herausgegebenen Zeitschrift l'Avenir, welche bald darauf, nachdem die Julirevolution den Katholizismus als Staatsreligion aufgehoben hatte, unternommen wurde. Im Avenir suchte sich zuerst der Gedanke einer Verbindung des Katholizismus mit den Interessen des Volks und der politischen Freiheit Bahn zu brechen. Die Kirche sollte durch dies Bundniß mit der Volkssache zugleich Kraft gewinnen, mit den weltlichen Souverainetaten vollkommen zu brechen und daraus die entschiedenste Unabhangigkeit der Geist-

lichkeit vom Staat hervortreten zu lassen. Zugleich predigte aber auch La Mennais die Armuth der Kirche. Hier mußte er mit der katholischen Hierarchie zerfallen, und der Papst Gregor XVI. äußerte sich verdammend gegen diese Bestrebungen, was Lamennais sofort zum Aufgeben seines Journals und zu einer Pilgerfahrt nach Rom veranlaßte, die freilich ihren Zweck nicht erreichte, da sich das Oberhaupt der katholischen Christenheit, dem ersten Grundsatz der Kirche gemäß, ebenso wenig auf Erklärungen wie auf Regenerationsideen einzulassen vermag. Die Idee der Volkssouverainetät keimte aber auch schon im Avenir bedeutend genug hervor; zugleich war darin die Preßfreiheit, als ein wesentliches Element der neuen katholisch demokratischen Organisation, verfochten worden. Was sollte aber der Papst mit der Preßfreiheit anfangen? La Mennais erklärte zwar seine Unterwerfung unter den römischen Stuhl, und zog sich für eine Zeitlang von aller öffentlichen Thätigkeit in die Einsamkeit zurück. Aber mit den Paroles d'un Croyant erschien er wieder auf dem Schauplatz, in welchen er aus der Vermischung der christlichen und liberalen Ideen ein eigenthümliches Genre von Poesie sich erzeugt hat. Das poetische Element dieses Buches ist ohne Zweifel rühmenswerther als das religiöse und politische, welches hier nur ganz allgemeine Wirkungen der Aufregung erzielt. Die Herleitung der politischen Freiheit aus dem Geist des Christenthums kann sich nur mit Hülfe der dichterischen Exaltation begründen, welche La Mennais in den Paroles so glänzend und theilweise wahrhaft erhaben aufgewandt hat. Diesem christlich revolutionnairen Geist hat er dann die empfindlichste Anwendung auf die bestehenden Verhältnisse der Wirklichkeit gegeben. Hier legt er seine Hand in die unheilvollste Wunde der Gesellschaft, er

richtet sich an die Armen, an die Ouvriers, an das arbeitende und hungernde Volk, dessen Anrechten an die Reichen und Besitzenden er Ausdruck und neue Gedanken leiht. Hatte er sich in den Pareles aller Beziehungen auf den Papst und den Katholizismus enthalten, so konnte er doch dies Schweigen über die ihm am meisten zu Herzen gegangene Frage, wie der Papst mit der politischen Freiheit zu vermitteln sei, nicht länger bewahren. In den Affaires de Rome trat er schon wieder mit dieser Vermittelungstheorie hervor, und gab sich diesmal noch den Anschein, als wolle er dem Papst einen besonderen Gefallen erweisen, indem er ihm rieth, seine weltgeschichtliche Stellung durch eine Verbindung mit den Volksinteressen zu erneuern, und sich so eine neue und zeitgemäße Entwickelung seiner Autorität zu geben. Diese neue demokratische Epoche des Papstthums, in der es zu seiner Stütze die Sympathieen der Völker sich gewinnen sollte, ließ sich jedoch schwerlich unter irgend einer bestimmten Form verwirklicht denken, obwohl nicht zu läugnen ist, daß sich eine große geschichtliche und gesellschaftliche Anschauung unter dieser wunderlichen Phantasie verbirgt. La Mennais hielt sich jetzt eine Zeitlang auf einer, wie er wenigstens selbst glaubte, entschieden demokratischen Stufe, und vertrat dieselbe in dem Journal Le Monde, das aber für seine volksthümlichen Tendenzen zu sehr in der Sprache der Speculation sich bewegte, und deshalb keinen Anklang finden konnte, obwohl auch Madame Dudevant eine fleißige Mitarbeiterin des Feuilletons wurde. In der letzten Zeit hatte sich La Mennais mit Ausarbeitung eines neuen philosophischen Systems beschäftigt, das unter dem Titel Esquisse d'une philosophie (1841) erschienen. Es ist dies ein Verstandessystem, welches die Einheit aller Wissenschaften, die Universalität aller

Wesen und ihrer Gesetze, in einem Prinzip zu construiren sich zur Aufgabe gestellt. Dies Prinzip, das durch die Speculation gefunden und begründet werden soll, ist die Dreieinigkeit, die aus dem göttlichen Wesen auch in alle Erscheinungen der existirenden Welt heraustritt, sie verknüpft und bewegt, und ihr Abbild in ihnen geschaffen hat.

Achte Vorlesung.

Uebergangsepoche. Rahel. Bettina. Originalcharaktere in Deutschland. Fürst Pückler. Wissenschaft und Leben. Der deutsche Gelehrtencharakter. Eduard Gans. Wilhelm von Humboldt. Alexander von Humboldt.

Die geistigen Bewegungen und Schwingungen, welche wir bisher zu schildern gesucht, hat man am treffendsten mit dem Namen der Uebergangsepoche belegt. Diese Epoche bezeichnet sich mit den Ideen, welche einen Neubau der socialen Verhältnisse, eine Fortentwickelung der Religion, und die Herstellung und Begründung einer befriedigendsten Periode des Völkerlebens im Auge haben: ein bedeutungsschwangerer Messianismus der Zukunft, der sich mit hochrothen Feuerzeichen an den Horizont der Zeit gemalt hat. Jenes Ziehen, Zucken und Wetterändern in Reflexion, Gesinnung und Gestaltung einer ganzen Menschheitsepoche, mit einem Wort, diese bangen Wehen einer Uebergangsperiode, haben sich in Deutschland wohl in keiner Persönlichkeit so erschöpfend abgedrückt, wie in der Frau, welche unter dem einfachen Namen Rahel in den nach ihrem Tode herausgekommenen Briefen unserer Literatur ein so bedeutungsvolles Vermächtniß übergeben hat. Unsere Aufgabe erfordert es, dieser Gestalt, in welcher sich die verschiedenen Bildungselemente Deutschlands seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts bis zur neuesten Zeit gewissermassen individualisiren, hier eine umständlichere Betrachtung zu widmen.

Soll nun zunächst von dem die Rede sein, was als Stufe erworbener und auf dem Grund der Zeit ausgeprägter Bildung in einer solchen Natur, wie Rahel, hervorragend erscheint, so wird man hier Etwas gewahr werden, das dem nächstgegenwärtigen Tagesleben nicht mehr angehört, sondern in eine frühere und vergangene Zeit deutscher Bildungsbestrebungen bereits hinaus datirt. Die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren das eigentliche, literarische Lebensalter der Deutschen. Alle Bildung war da wesentlich literarisch und mit philosophirender Gründlichkeit befestigt; selbst in die gewöhnlicheren Familienkreise schien ein geschäftiges Literaturleben eingedrungen und man folgte von Messe zu Messe den Entwicklungen der Schriftsteller mit einer Spannung, mit der andere Völker nur ihren auf Eroberungen und Gränzerweiterungen ausgeschickten Feldherrn nachzusehen pflegten. Es war die allgemeine Pfingstfeier der Nationalliteratur, die durch große Geister erst jetzt ihre Auferstehung erlebt hatte, und da regte, bewegte, tummelte und begeisterte sich Alles, was den deutschen Namen trug, um als Festgänger oder Kränzewinder mit zu erscheinen. Das Publikum bildete sich mit und nach seinen Schriftstellern, und es war nichts Seltenes, daß begabte Männer und Frauen ordentlich systematisch nach dem Ideengang eines großen geliebten Dichters, den sie fast mit Nonnenandacht zu ihrem Seelenbräutigam erkoren hatten, sich in sich entwickelten. Es konnte wohl keinen fruchtbareren Boden für tüchtige geistige Bildungen geben als diese Zeit, und was aus ihr hervorgegangen, hat sich durch Gediegenheit, Reichthum und innere Wahrheit vielgestaltig unter den Deutschen bethätigt. Diese Zeit großer literarischer Ideenbewegung hatte vor Allen Rahel nicht nur erlebt, sondern mit erzeugt und getheilt, als eines der tiefempfänglichsten und mitfühlend-

sten Organe der dermaligen Periode, und mit ihrer scharfen Originalität alle Eindrücke gleich ihrer eigensten Persönlichkeit gewinnend, stellte sie so eine seltene, gewichtige Bildung dar, die man vorzugsweise, wie wenige, eine klassische nennen könnte, wenn sich ihr nicht zugleich in der Art ihres Charakters etwas Groteskes und Wildbewegtes beigemischt hätte. Sie war, in der Weise ihrer lebhaften Natur, immer wie eine Thyrsusschwingerin der Zeitgedanken; sie wälzte, wie eine Prophetin, Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele, und sagte daraus für das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe, lakonische Weissagungen vorher. So hat sie, immer den Blick auf das Ganze richtend, aus diesem Manches voraus angedeutet, was im Einzelnen, in den Wendungen bedeutender Verhältnisse und Individualitäten, überraschend eingetroffen ist, und der dereinstige Entwickelungsgang eines großen Talents war von ihr oft viele Jahre zuvor bis auf die leiseste Nüance erkannt worden. Was ihr aber diese Kühnheit und Stärke des Sehens und Erkennens gelieben, war vornehmlich der große Zusammenhang, in dem Alles in ihrem Wesen gestanden, und aus dem heraus sie jede Einzelnheit der Erscheinung gleich geistig und allgemein zu beziehen gewußt.

Und diese so viel und tief erlebende Frau, in der sich die höchsten Interessen bedeutender Zeitläufe unaufhörlich zu einer schöpferischen Gedankenwelt begegneten, hatte gleichwohl das Darstellen und Aussprechen ihres Innern nicht nur zu keinem künstlerischen Beruf in sich ausgebildet, sondern vielmehr auffallend vernachlässigt und gering geachtet. Sie war ohne Zweifel inwendige Künstlerin und Dichterin, die immer ein werdendes Leben in sich bewegte und ausbaute, aber wie in vielen trefflichen Gemüthern die Poesie als eigentliche Lebenskraft bloß vorhanden scheint, ohne als Kunsttrieb

selbst sich glücklich äußern zu können, und wie sie als erstere bei weitem allgemeiner zum Großen und Edlen wirkt, denn als letzterer, so fühlte sich auch Rahel nie zum Versuch kunstmäßigen oder absichtlichen Mittheilens ihrer Gedanken gedrungen. Dagegen besaß sie einen eigenthümlichen, gewissermaßen angebornen Hang, in Briefen sich auszusprechen, worin sie sich schon seit früher Jugend lebhaft erging, und in dieser Weise, die ebenfalls eine im vergangenen Jahrhundert besonders vorherrschende, jetzt ziemlich verfallene Sitte unter den Deutschen ist, hat sie die merkwürdigsten Abdrücke ihres Geistes hinterlassen. Indem sie nur rein die Gedanken aus sich abschreibt, und nach der unmittelbaren geistigen Empfängniß hastig auf das Papier schleudert, wird sie in unruhiger Bewegung oft die großartigste Wortbildnerin, und mitten in dem Gefühl der Darstellungsunfähigkeit, das sie beschleichen will, und das sich in ihrem Mangel an Stil hinlänglich bekundet, erschafft sie Ausdrücke und Bezeichnungen, die wie eine fertige Minerva mit Helm und Schild aus ihrem Haupt hervorgegangen scheinen.

Was Rahels Verhältniß zur deutschen Literatur zuerst am bedeutsamsten erscheinen läßt, war ihr frühes Erkennen Göthe's und der universalen Bedeutung seiner Poesie. Zu einer Zeit, wo Gleichgültigkeit, Mißverstand und Feindseligkeit das, was der große Dichter für den Aufgang der deutschen Nationalpoesie gewirkt, noch fast allgemein zu verdunkeln und niederzuhalten strebten, hatte sie, ein junges Mädchen, in der Stille schon die umfassendsten Studien seiner Werke gemacht, und in ihren nächsten Lebenskreisen mit entschiedener Begeisterung und Einsicht die Macht und Kunstvollendung seines Genius verkündigt. Sie war es eigentlich, welche durch Ausbreitung seiner Dichtergröße im Privatleben die nachmalige

enthusiastische Anerkennungsperiode für Göthe hatte vorbereiten helfen.

„Es muß eine neue Erfindung gemacht werden. Die alten sind verbraucht!" ruft Rahel schon im Jahre 1820 aus. Und sie hatte mit raschen lebenshungrigen Pulsen Welt und Zeit in sich durchgelebt, und an den Schlägen ihres eigenen unbefriedigten Herzens abzuzählen vermocht, was dieser alten Erde, an der sich Gesetzgeber, Religionsstifter, Helden, Weise, Dichter und Denker seit Jahrtausenden erschöpft haben, noch fehlt; was ihr gegeben werden könnte, und was sie zu fordern berechtigt wäre. Dabei fühlt sich Rahel gewissermaßen durch ihre jüdische Geburt schon in eine feindliche und auf die Opposition angelegte Stellung zu allen diesen bestehenden Weltverhältnissen gesetzt. Um so mehr jedoch hält sie sich „an ihres Herzens Kraft," und läßt ihren Geist mit desto schärferer und unbezwinglicherer Selbstständigkeit zu dem der allgemeinen Vernunft Gemäßen hindurchdringen, weil sie, wie ihr einmal in zu bitterer Empfindung entfährt, „aus der Welt durch die Geburt gestoßen." In einer solchen Natur, die so sehr von welthistorischem Leben und Anschauung erfüllt war, kann jedoch schon von dieser Seite her, der historischen, die Bedeutung des Christenthums nicht unempfunden und unverlangt bleiben, sie macht sich vielmehr in Rahel als ein nothwendiges welthistorisches Element geltend, und zwar mehr wie dieses, denn wie ein religiöses. Obwohl sie auch die individuelle Seite des Christenthums keineswegs verkennt, und ihm seine Stätte im Gemüth und in den geheimsten Bedürfnissen der Persönlichkeit einräumt, so kommt sie doch zu gleicher Zeit zu der Ansicht, daß die jetzige Gestalt der Religion bereits eine veraltete und ausgelebte sei, und daß dieser ganze Zustand der Menschheit schon „zu lange daure". Es heißt an dieser Stelle:

(im 1. Theil ihrer Briefe S. 262.) „Diese ganze Lehre ist in einem Seelenzustande entstanden und erfunden, der nicht dauern kann; sie ist der Moment der Weihe, der Verläugnung und Wiedergeburt; das neue Leben ist also im Tode zu finden, worauf sie sich bezieht, und wir fangen mit ihr an. Sie ist eigentlich die Religion, die aufs Allerheiligste getrieben in jeder Seele allein ausbrechen und wirken und leben und eigentlich nicht mitgetheilt werden sollte." Und an einem andern Orte heißt es: „die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinahe zufälliger Moment in der Entwickelung des menschlichen Gemüths, und gehört mit zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an, und wird zu lange anhalten. Beides thut großen Schaden. Besonders ist es jetzt schon närrisch, da dieses unbewußte Anhalten mit eigensinnigem leeren Bewußtsein vollführt wird, und wo Bewußtsein eintreten sollte, wirkliche bewußtlose Starrheit wie eine Krankheit zu heilen vor uns steht." Aber gleichwohl will sie das, was der weltverbesserungslustige St. Simonismus den modernsten Bedürfnissen hierin entgegen zu bieten gemeint hat, keineswegs als die sogenannte neue Religion gelten lassen und widerspricht überhaupt, daß dies, welchen Werth sie ihm auch sonst beilegen möchte, irgendwie Religion genannt werden könnte (III. 335. ff). Denn wie hätte sie, die mit Angelus Silesius und St. Martin ihr Lebelang eine tiefgehegte Wahlverwandtschaft unterhalten, deren Gemüthsanschauungen mit ächt christlicher Mystik erfüllt waren (z. B. wenn sie sich in das Fußende von Gottes Mantel wie ein Kind eingewickelt träumt) und deren inneres Leben, trotz seiner stürmischen und sprudelnden Weltunruhe und Schiffbrüchigkeit, doch tagtäglich nur nach dem ewigen Frieden im Geist und in der Wahrheit schreit, wie hätte sie an ein Endziel der Menschengeschichte glauben und sich hingeben können, wo alle geistigen

Zusammenhänge des Geschlechts in bloße Associationen der Formen verwandelt würden, mithin statt des lebendigen und productiven Geistes die gewerksame Hand herrschen und in gleichmäßiger Vertheilung von Arbeit und Genuß jene ungestörte Glückseligkeitsepoche anbrechen sollte, die nichts Höheres kennt als sich selbst, und in solcher Selbstsättigung diesen Zustand, welcher die Apotheose der Industrie ist, als ihren Gott anbetet! Von der religiösen Seite gab es wohl keine mitanstrebendere Gesinnung gegen die St. Simonistische Lebensreform, als in Rahel, in deren Gedanken eine den Menschengeist zu seinem eigensten Rechte bringende **Weltreligion** lag.

Aber da ihre Briefe, trotz alles Zusammenhangs der Persönlichkeit, kein System sind und sein sollen, sondern bald nur wie begeisterte Improvisationen, bald wie räthselvolle Prophezeihungen eines hingerissenen Momentes dastehen, so läßt sich daraus nicht beweisen, in wieweit Rahel daran geglaubt, daß eben das Christenthum selbst und nur dieses es sei, welches auch zu einer solchen Weltreligion, in der die erstrebenswerthe, ächt menschliche Einheit von Welt und Geist sich vollbringe, **entwickelbar** und einzig bestimmbar sei. An eine weltzerstörende, die Materie ertödtende Richtung des Christenthums scheint sie zu denken, wenn sie (I, 263.) sagt, daß diese Religion, angewandt auf Leben und Staat, verkehrt und Jahrtausende hemmend gewirkt habe. Der christliche Staat ist allerdings noch nicht zu seinem Recht gekommen, und wirft sich alle die Jahrhunderte hindurch in tausend Zuckungen und krankhaften Vielgestaltigkeiten seiner Formen herum, ohne mit den Elementen, die gerade christliches Princip und christliche Einrichtung in ihn gebracht, nämlich den feudalistischen, zu Heil, Ausgleichung und Befriedigung zu gelangen. Aber die Frage muß nur immer auf den Grund der Sache selbst wieder zu-

rückgewandt werden, d. h. auf die urſprüngliche Idee des Chriſtenthums, die für hiſtoriſche Verzerrungen unter den Geſchlechtern nicht in Buße genommen werden kann, vielmehr, da ſie Gott und Welt mit Verſöhnung durchdrungen, als der einzige Ausgangspunkt jeder Fortentwickelung der modernen Religion zu betrachten iſt.

In ihren Anſichten über die ſocialen Verhältniſſe und deren Reformen befindet ſich Rahel mit manchen St. Simoniſtiſchen Tendenzen weniger in Widerſpruch. Ueber die Ehe erwachen ihre eignen alten Gedanken, als ſie der St. Simoniſten Verbeſſerungsprojekte darüber vernimmt (III. 350): „Heute Freitag den 22. Januar 1832. kam A. mit dem Globe vom 12. zu mir herein: „„Sie müſſen den Artikel sur les femmes leſen; über die Ehe ganz neue Gedanken; aber zuletzt ganz myſtiſch.““ — Sagen Sie mir nur den Inhalt! — „„Es ſoll eine Ehe Statt haben; und bei der auch Freiheit. Man ſoll in und außer der Ehe leben können. Eine Muſterehe ſoll exiſtiren, die das durch die That beweiſt.““ — Vereilig! ſchrie ich: ich verſtehe das! Wie von einem kurzen Blitz war meine alte Gedankenmaſſe auf einen einzigen Augenblick beleuchtet. — „„Leſen Sie nur; es iſt ganz myſtiſch; wer weiß, was noch für Gedanken zur Weiterbildung dieſer Ideen entſtehn; ſie fordern Frauen auf, ihre Inſpirationen mitzutheilen““ u. ſ. w. — Ich verſtehe: ſagte ich: es iſt ſchon in den Ehen ſo, wie ſie ſagen, die Saint-Simoniſten, in den ſchlechten ſchon: ſie fügen ſich, und wollen auch frei ſein; der ganze menſchliche Zuſtand iſt ſo: unbedingt — von innen —, und bedingt — von außen. So iſt auch, und kann nicht anders ſein, die Ehe: aber mit Bewußtſein ſoll dies geſchehn; und ich ſetze jetzt hinzu: daß dies überhaupt der Inbegriff höchſter Bildung, religioſer, iſt: Einwilligung,

durch Einsicht und Herzensübung, in das Gegebene, Vorgefundene, Mögliche. Anschließen an das, was wir Höchstes kennen. Nun will ich den Globe lesen. — Abends. Ich habe nichts hinzuzusetzen." —

Alles dies sind einzelne und doch tief zusammenhängende Fäden eines großen Gespinnstes, das uns die Zeit immer wunderlicher über den Kopf wirft, und aus dem wir uns nur retten können durch den festen Glauben an die Geschichte, die, indem sie die verwirrende ist, zugleich die lösende wird für jede Richtung, die sie auf das hohe Meer ihrer Bewegungen hinausgetrieben hat.

Jetzt bleibt noch derjenige Uebergangsmoment näher zu bezeichnen, welcher besonders die Kunst betrifft im Verhältniß zu derjenigen Epoche der Menschheit, die, wie die unsrige, eine von der Reflexion gefangen genommene Stadie des Völkerlebens darzustellen scheint. In den Ansichten Rahels wird der Kunstverzweiflung und der Kunsthoffnung der Gegenwart fast gleiche Nahrung und Stütze geboten, gerade wie es in der Stimmung unserer Tage, in ihrer Schaffens-Lust und Unlust, in ihrem Werdedrang und in ihrer Lähmung, gemischt und nebeneinander sich vorfindet. Die geisterhafte Versenkung in das allgemeine Wissen des Grundes der Dinge, in welcher die freilebendige Gestalt verblassen muß vor ihrer eigenen sie auflösenden Bedeutung und Bezüglichkeit, läßt die Möglichkeit eines Ueberschrittenseins der Kunstepoche hervortreten. Daran zu glauben oder nicht, ist etwas so rein Individuelles, daß sich gar nichts dafür oder dawider ausmachen läßt und es fast gleichgültig scheint. Aber mehr zu beherzigen ist das Geschichtliche, daß sich bisher keine ächte Nationalblüthe irgendwo in der Lostrennung von der Kunstepoche gezeigt, denn die industrielle Epoche unserer socia-

len Propheten ist noch ein Chimärenbild, für das in der menschlichen Natur selbst wenig Grundtriebe sprechen und zeugen, wie man sich denn überhaupt, da die Kunst ein höchstes Nationales ist, nichts höchstes Nationales zu denken vermag ohne die Kunst. Und hier tritt uns Rahel wieder mit ihren herrlichen Gedanken entgegen, daß nichts ursprünglich Menschliches sich werde vertilgen lassen! So ist uns allerdings nicht bange um unsere Liebe zur Kunst, und wenn uns die Kunstwerkerzeugung auf dem Papiere mißlingen sollte, so sind wir im Voraus bedacht, nicht dabei stehen zu bleiben, und das, was Kunstwerk werden soll, im Leben, im Staat und in unserer ganzen Menschenbildung geltend zu machen. Aber die Schwere unseres überfüllten Bewußtseins ist es, die uns bedenklich macht in allem Heldenthum der That, und in gedankenvoller Feigheit, möcht' ich sagen, unser bestes Leben verzetteln und erfolglos hinbringen läßt. Hier gehört jene merkwürdige weissagerische Aeußerung her, die Rahel schon im Jahre 1811 in dem trefflichen Briefe an Marwitz (I., 503 ff.) ausdrückt: „Sie können der Zeit nicht entfliehen. Es giebt nur Localwahrheiten, und die Zeit ist nichts, als die Bedingung, unter welcher sie sich bewegen, entwickeln, leben, wirken. Alle bekannte Wesen sind darin streng gebannt; jeder Mensch in seine Zeit. Unsere ist die des sich selbst ins Unendliche, bis zum Schwindel bespiegelnden Bewußtseins. Und die größten Heldenanlagen, die wirkungsreichste und fähigste Natur muß austrocknen, vergehen, in Luft und Flammen aufgehen, wenn sie doppelt begabt, recht menschlich begabt ist; wenn ihr ein speculativer sinnender Geist zugesellt ist, ein scharfes intelligentes Verständniß, eine zu bewegende Dichterphantasie, ein starkes, aber zartes Herz. Einem verstehenden Menschen ist in der zerstückelten neuen Welt, wo Griechen, Römer, Barbaren

und Chriſten ausgehauſt haben, nichts übrig als das Heldenthum der Wiſſenſchaft. Staatshelden, die erſt vernichten und erobern ſollen, haben und dürfen kein großes Bewußtſein haben. Sogar Staatsverwalter müſſen den Kranken, den ſie vor ſich haben, talentartig, ziemlich empiriſch und inſtinctartig behandeln. Auf eine andere Weiſe gebricht der Muth, und der Augenblick, mit allen Vortheilen ſchwanger, avortirt. Sie nun ſind der Menſch mit den doppelten Gaben, mit dem zwiefachen Sinn; und wie geknebelt, erdroſſelt, ſtehen Sie mitten drin. Dies iſt Ihr Unglück, Ihr Leid. Sie ſcheinen zu ſchwanken und eine ausgeſogene Welt iſt es, die farb- und marklos um ſie herwegt. Ich ſpreche nicht, wie alle Menſchen, von der armen franzöſiſchen Revolution: die war ſchon da, eh' ſie ausbrach. Zu zerrieben liegen die Elemente der Menſchheit von den Jahrhunderten da, weil es der Staub der Trümmern iſt, die Gottloſigkeit und Blödſinn geſchlagen haben: nicht eine heilſame Miſchung, durch frommes Beginnen und ehrliches Handeln erzeugt." —

Wir entſchlagen uns für diesmal aller der aufgeregten Fragen, die den Uebergang und die Entwicklung angehn, mit den eignen Worten Rahels (I. 305.): „Das Grübeln über Rettung und die Zeit, die ambitiöſen Verſuche, ſind das Schlechteſte. Leben, lieben, ſtudiren, fleißig ſein, heirathen, wenn's ſo kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies iſt immer gelebt, und dieß wehrt Niemand. Und von einer großen, immer größern Vereinigung dieſes wollender Menſchen ſollte nichts, gar nichts entſtehen?"

Rahel war, wie wenige, durchaus ein mitempfindender Nerv der Zeit; Alles zitterte in ihr an und nach, und erlebte in ihr, wie der Griff auf der Saite, tauſend Schwingungen; ſie war, könnte man ſagen, das Alles am feinſten durchfüh-

lende Nervensystem ihrer Zeit, und weil sie so mit den Weltbegebenheiten mitlebte und gewissermaßen ein geheimes Nervenleben mit ihnen führte, so wurden ihr oft zutreffende Ereignisse der Zeit, selbst tragische, wahre Glücksereignisse, an denen sie sich erhob, aufrichtete, erfreute, und so aus dem Ganzen eine Art persönlicher Genugthuung in sich selbst erfuhr. Sie gehörte der großen ewigen Weltentwickelung an, in der sie mitlebte, und in diesem höchsten Sinne ist der Ertrag ihres Geistes, obwohl durch keine bleibende Form unter den Menschen verherrlicht, doch dauernd und unverlierbar.

Neben ihr drängt sich uns Bettina auf, die geniale, romantische, mystische, prophetische, wundersam herumirlichtelirende Bettina, die Sibylle der romantischen Literaturperiode, und zugleich das von herzinniger Liebe genährte Kind Göthe's, des legitimen olympischen Vaters der deutschen Poesie. Sie, die ihm seine Poesie mit brünstigen Küssen von den Lippen gesogen, die wie eine gefeite Katze im Mondschein auf den Dächern herumklettert, im Sausen der Nachtwinde ihr Gebet in den Sternenhimmel schickt, und vor Begeisterung überwältigt zusammenschauert, wenn sie der großherrliche Göthe in seinen Mantel wickelt, sie muß uns, wie entgegengesetzt auch dem Wesen der Rahel, doch zum Theil in derselben Zeitbedeutung erscheinen, wie diese; ja sie stellt mehrere der früher angedeuteten Elemente schon individualisirter und in einer poetischen Gestaltung vor Augen. In ihrem „Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde" hat sie die tiefsten, süßesten und innigsten Geheimnisse des weiblichen Wesens und des menschlichen Gemüths in ihrer Weise ausgeplaudert, und in die Wahrheit so lieblich hineingedichtet und, um einen Göthe'schen Ausdruck zu brauchen, „hineingeheimnißt," daß der unwider-

ſtehlichſte Zauber davon ausgegangen und es ſich wie eine Art von Verherung über das ganze Publikum verbreitet hat. Mit Tambourin, Cymbelſpiel und Zigeunertänzen iſt ſie gekommen, um den alten Göthe mit ihren magiſchen Kreiſen und genialen Bocksſprüngen zu umſchließen, dem, bei aller kühlen Abgemeſſenheit, mit der er ſich ihr gegenüber benimmt, doch zuweilen angſt und bange dabei geworden zu ſein ſchien. Außerdem ſagt ſie ihm zuweilen tüchtig die Wahrheit, und ſucht den hiſtoriſchen Sinn in ihm anzuſtacheln. In den neueſten Briefdichtungen der Bettina, welche ſie an die Geſtalt ihrer Jugendfreundin Günderode geknüpft hat, zeigt ſich uns das Kind auch an mehrern Stellen als Religionsſtifterin. In einer ſchönen Mondnacht, als es ganz ſtill war und die Nachtigallen ſo recht ſchmetterten, kommt ſie zuerſt auf den Einfall: „laß uns eine Religion ſtiften für die Menſchheit, bei der's ihr wieder wohl wird!" — und wie in der Bettina alle höhern Offenbarungen ihres Geiſtes die naive Form des Einfalls an ſich tragen, ſo daß bei ihr der Einfall zugleich die höhere Nothwendigkeit ihrer Natur iſt, ſo werden wir auch an dieſem beim Mondſchein entſtandenen Einfall: eine neue Religion zu ſtiften, die höhere Geltung nicht unberückſichtigt laſſen wollen. Was dieſe Bettina-Religion ſei, werden wir zwar ſchon, noch ehe ihre Dogmen uns offenbar werden, aus den Lineamenten der Bettina'ſchen Perſönlichkeit ſelbſt uns zuſammenſetzen können, denn ihre Perſönlichkeit iſt zugleich ihre Religion und ſie hat allen Seiten dieſer Perſönlichkeit, ſelbſt den unartigſten und verſchrobenſten, eine Art von religiöſer Weihe ertheilt, ſo daß ihr der Glaube an ſich ſelbſt immer als der höchſte, und das gute Einverſtändniß mit allen Regungen ihrer Natur als die wahre Seligkeit und Erlöſung gegolten. Dieſe egoiſtiſche Stellung zur Welt, in welcher ſich

eine eigentliche Blüthe der Eigenliebe in Wunderpracht entfaltet, erſchließt ſich aber auch wieder auf das Weiteſte und Umfaſſendſte, und dehnt ſich in dem Maße, in dem ſie ſich entſchieden abgränzt, auch wieder aus, um den ganzen Himmel und die ganze Erde in ſich aufzunehmen und aus der Eigenliebe eine höhere Menſchheitsliebe in ſich zu erzeugen. So will denn Bettina „eine Religion ſtiften für die Menſchheit, bei der's ihr wieder wohl wird!“ — und der Menſchheit ſoll dann etwa eben ſo wohl werden, als es jetzt ſchon der Bettina ſelber wohl iſt in ihrer Haut und in ihrem Geiſt, in dieſer ſichern Melodie eines ſich ſelbſt gewiſſen und freibewegten Lebens. Es muß allerdings für einen Troſt erachtet werden, daß in unſerer heilsarmen Zeit eine Natur, wie Bettina, lebt, der wohl iſt in ihr ſelber, und in der ſo Vieles, was der Menſchheit verloren gegangen, ſich in perſönlicher Blüthe erhalten und ſo Vieles, was wir um jeden Preis wieder erringen müſſen, bereits zu Fleiſch und Blut geworden. Dies iſt das innere und urſprüngliche Heiligthum der Menſchennatur, das ſich, unbekümmert um alle Fetzen der Tradition, in ſich ſelbſt als ein Aſyl aller Wahrheit und Tüchtigkeit des Lebens erhalten hat. Es iſt die göttliche Jungfrauſchaft des Geiſtes, der die Welt unbefleckt in ſich empfangen und ſie ſo nun wieder herausgebären möchte in der alten ewigen Reinheit. Und dieſer einfache, edele, unverderbliche Naturkern alles Daſeins ſoll gelten, er ſoll als Lebenskern wieder erkannt und gepflegt werden, von freien Händen, die das Höchſte aus ihm ziehen, welches zugleich das Einfachſte iſt. Aus dieſem Naturevangelium ſollen die neuen Geſetze hergeleitet werden, welches die gänzlich alten ſind, die wahren Geſetze, auf die allein man ſich zu berufen haben ſoll, in denen bloß die Freiheit zu

ihrer Gestaltung kommt. Das ist Bettina, sie selbst, und aus Dem, was sie selbst ist, und worin ihr so wohl ist, kündet sie die neue Religion, die sie mit Caroline Günderode zusammen stiften wollte, damit es der Menschheit „wieder wohl wird," so wohl, wie Bettinen selbst!

Was werden wir aber mit dieser neuen Religion, welche schon ihre Richtigkeit hat, weil sie die ganz alte, und im Grunde der reine Kern des Christenthums selber ist — was werden wir damit nicht Alles in den Kauf bekommen? Bettinen selbst ist wohl, aber sie sorgt dafür, daß uns nicht immer bei ihr wohl wird. Zieht ihr schönes Naturevangelium eigentlich nicht zu oft die bunte Harlekinsjacke an, sich selbstgefällig an den bizarren Zufälligkeiten des eigenen Wesens ergötzend, und sich damit etwas wissend, als wäre der Katzensprung über die Dächer beim Mondschein auch Offenbarung des Geistes? Und dies Springen über die Tächer, dies Hinwegsetzen über Tische und Bänke, wiederholte es sich nur nicht so oft an allen Ecken und Enden, träte es nur nicht immer als ein zu selbstgefälliger Ausdruck des „Wohl seins," als mißverstandene Pratension, sich dadurch eigenthümlich zu charakterisiren, hervor, wie in den Briefen an Göthe, so auch wieder unzähligemal in dem absichtlich gerichteten Briefwechsel mit der Günderode! Je häufiger und absichtlicher es aber kommt, desto mehr nutzt es sich ab, und noch mehr wäre es Schade, wenn wir dies Springen und Klettern als Cultusform der neuen Religion, als die heiligen Ceremonien des Bettinendienstes betrachten sollten. Etwas andächtiger wird uns schon zu Muthe, wenn wir Bettinen, in ihrem geheimnißvollen Naturdienst, die Mäuschen belauschen sehn, die Nachts das Oel aus der Lampe saufen (Günderode I. 56.) und wo-

bei „große tiefsinnige Speculationen, wovon die alte Welt in ihren eingerosteten Angeln krachte, wenn sie sich nicht gar umdreht davon" — entstehen. Hier treten uns schon die Mysterien des Bettina'schen Naturlebens näher, doch stört es, wenn zuweilen solche Flüche dazwischen ertönen, wie: „alle Teufel" „Schwerenoth," die sich häufig in den zartesten Text hineinschlingen. Sind dies Bannflüche aus dem innern Priesterthum der Naturseele, oder sonst Beschwörungen, die zum Dienst gehören? Die gute Günderode erklärt sich ausdrücklich gegen die sonderbaren magischen Formeln der Bettina und fragt sie mehrmals, warum sie denn so erschrecklich fluchen müsse? Aber es bleibt nichts desto weniger bei diesen Hieroglyphen bestehen, und dann verwandelt sich uns einen närrischen Augenblick lang das Priesterthum in ein Dragonerthum, oder der Schmetterling verreckt sich in eine lang geschwänzte Ratte. Noch andre magische Formeln des Naturgottesdienstes müssen wir anführen, wie, wenn Bettina im heiligsten Rausch ihrer Offenbarungen Ohrfeigen um sich her ausklatscht (Günderode I. 191. flg.) — „denn was ich Dir da vorplaudere, das ist eine Weise, nach der wird getanzt hinter mir und so war unser tiefer Philosophentext in die Luft gesprengt, was war's doch? — Von der innerlichen Wahrnehmung und von der Anschauung im Geist, ob die verschieden wäre, und wo sie herkäme, aus der Empfindung oder aus dem Gefühl, und wo diese Quellen sich herleiten, ob links, ob rechts; das Alles wolltest Du da im zunehmenden Dämmerlicht aus mir herauspumpen. Schwerenoth! — das war zu arg, ich mögt' Dir heut noch eine Ohrfeig geben drüber — aber das war grad' mein Himmlischstes, daß Du nicht bös geworden bist und hast die geschlagene Wange sanft an mich gelehnt,

und kaſt gezirrt, wie eine Taube, und ſagteſt: „ja“ wie ich fragte, thut's weh, „aber es thut nichts.“ — Hier hab ichs hingeſchrieben, denn wenn ſo viel unnütz Zeug geſchrieben ſteht, ſo kann auch geſchrieben ſtehn, daß ich Dir eine Ohrfeig gab.“ —

Eine andere Ceremonie des Naturgottesdienſtes iſt, daß Bettina beißt (Günderode I. 76.): „ja es iſt gewiß der Dämon, den ich wittere, als ich Dir in die Hand biß und an zu weinen fing, ſo war es doch der Dämon, der mich neckte.“ — Beißt Bettina aus Geiſtes- und Dämonendrang um ſich, ſo iſt es doch immer der Geiſt, welcher beißt, und wir wollen und müſſen auch dieſe Offenbarung ſeiner Tiefe gelten laſſen. Aber der Geiſt, welcher beißt, hat immer noch nicht ſeine dämoniſchen Schlacken abgeworfen, und darum wird auch die neue Religion, welche in ihrer Stiftung ihren Durchgang nehmen ſoll durch dieſen Geiſt, nicht ohne Flecken und Trübungen erſcheinen können.

Aber wozu von den Flecken reden, die wir mit in den Kauf bekommen werden, da wir des Schönen und Großen bei der neuen Religion eine ſolche Fülle erblicken und Bettina's ganzes Natur- und Mährchenleben uns in den geweihten Kreis lockt. Bettina, dieſe fromme Seherin der Gewitternächte, die aus Allem den Hymnus der Ewigkeit heraushört, ſie, die „Mondlicht ſaugt“ und „das junge Grün aus ſich hervorkeimt,“ Bettina, der Liebling der Sterne, die Vertraute des Frühlings, der alle Blumen ihre Geheimniſſe ſagen und welche das Wort der rauſchenden Welle verſteht, ſie wird uns einen Cultus anordnen, der gewaltig und ſchön iſt und Gott wohlgefällig, wie ihm die Sommernacht wohlgefällig iſt. Es wird brauſen und ſauſen, und flöten und geigen, und die Sinne

werden uns ſchwinden, dafür wird uns das innere Schaun aufgethan werden, und die Myſtik des bettina'ſchen Kinderſinns wird uns ihre Verzückungen dazu leihen. Ja, Bettina iſt ein Kind, ſie iſt das Kind, und als ſolches des Himmelreiches gewiß, will ſie die neue Religion ſtiften, zu deren Verſtändniß wir erſt mit ihr wieder Kind werden ſollen. Als Kind hat ſie ſich recht ausdrücklich auf der Warte unſerer Zeit hingeſtellt und ſich aus dieſer Beſchaffenheit ihres Weſens das Recht abgeleitet, Allen die Wahrheit zu ſagen, und eine Art von Schiedsrichterthum ſelbſt in den Händeln dieſer Welt zu verwalten. So hat ſie noch neulich zwiſchen Spontini und einem ganz verblendeten Theil des berliner Publikums ein öffentliches Schiedsurtheil abgegeben, „ein wahrer Daniel," und hat aus der Naturweisheit des Kindes heraus die perſönliche Unantaſtbarkeit des alten Künſtlers auseinandergeſetzt, gegenüber der rohen Gewalt des Haufens, der in ſeinem Tobanfall auf Spontini ſeine niedrige Principloſigkeit an den Tag legte. Das Schiedsrichterthum des Kindes ſollte noch in vielen Beziehungen dieſer Zeit angerufen werden. Man müßte es aber auch hören, und würde es dann gewiß zum Heil der Völker hören! Das Kind müßte zu entſcheiden haben, ob uns Preßfreiheit, volksthümliche Verfaſſung und öffentliche Inſtitutionen zu Theil werden ſollen, und ſie waren ſchon unſer Theil. Da man aber für's Erſte noch nicht Bettina's Rath darüber einholen wird, ſo möge ſich das Evangelium ihrer Kindſchaft einſtweilen nur in allen den Dingen offenbaren, in denen es Anwendung findet. Und da wir ihr in Allem gläubig vertrauen wollen, was ſie, in Berufung auf den innern und wahren Menſchenkern, als das Höchſte, und das Eine, was Noth thut, von uns fordert, ſo möge ſie uns nun auch ſagen, wie wir der neuen Re-

ligion theilhaftig werden können, bei der's uns wieder wohl wird? —

Bettina schreibt an die Günderode (I. 254.): lasse uns doch eine Religion stiften ich und Du, und lasse uns einstweilen Priester und Laie darin sein, ganz im Stillen und streng darnach leben und ihre Gesetze entwickeln, wie sich ein junger Königssohn entwickelt, der einst der größte Herrscher sollt werden der ganzen Welt. — — — Warum sollten wir nicht zusammen denken über das Wohl und Bedürfniß der Menschheit, warum haben wir denn so manches schon zusammen bedacht, was Andere nicht überlegen, als weils der Menschheit fruchten soll, denn Alles was als Keim hervortreibt aus der Erde, wie aus dem Geist, von dem steht zu erwarten, daß es endlich Frucht bringe, ich wüßte also daher nicht, warum wir nicht mit ziemlicher Gewißheit auf eine gute Aernte rechnen könnten, die der Menschheit gedeihen soll, die Menschheit, die arme Menschheit, sie ist wie ein Irrlicht in einem Netz gefangen, sie ist ganz matt und schlammig. — Ach Gott, ich schlaf gar nicht mehr, gute Nacht, alleweil fällt mir ein, unsere Religion muß die Schwebe-Religion heißen, das sag ich Dir morgen. — Aber ein Gesetz in unserer Religion muß ich Dir hier gleich zur Beurtheilung vorschlagen, und zwar ein erstes Grundgesetz, nämlich: der Mensch soll immer die größte Handlung thun, und nie eine andere, und da will ich Dir gleich zuvorkommen und sagen, daß jede Handlung eine größte sein kann und soll. — Ach hör, ich seh's schon im Geist, wenn wir erst in's Rathschlagen kommen, was wird das für Staubwolken geben. — Wer nit bet, kann nit denken, das laß ich auf erdene Schüssel malen und da essen unsre Jünger Suppe draus. — Oder

wir könnten auch auf die andre Schüssel malen: wer nit denkt, lernt nit beten."

So hätten wir denn den Namen der neuen Religion, sie heißt die Schwebe-Religion und wir hätten vorhin, als wir die Bettinasprünge über Tisch und Bänke als heilige Ceremonien deuteten, schon selbst diesen Namen finden können. Und das erste und oberste Grundgesetz der neuen Religion ist das Gebot der großen Handlungen, und der Abendmahlsspruch der Jünger, welche aus der irdenen Schüssel ihre Suppe essen, ist beten und denken. Die hohe idealische, in Metaphysik abgeschlossene und zart geheimnißvolle Günderode, welche aufgefordert wird in die Schwebe-Religion die zusammenhaltende Vernunft hinein zu bringen, macht in ihrem folgenden Brief an die Bettina I. 257. aus: „am besten können wir sagen, denken ist beten, damit ist gleich was Gutes ausgerichtet, wir gewinnen Zeit, das Denken mit dem Beten, und das Beten mit dem Denken." Die obersten Grundgesetze der Schwebe-Religion werden also Denken und Handeln, oder vielmehr die höhere Einheit Beider, die That sein. Und gewiß, soll's der Menschheit wieder wohl werden, so muß ihr die Religion der That offenbaret werden. Darum finden wir, daß Bettina in einem andern Brief an die Günderode I. 266. sehr schön sagt: „ach in unsrer Religion soll die Tapferkeit obenan stehn, — denn wenn wir nur darüber wachen, daß wir kühn genug sind, das Große zu thun und die Vorurtheile nicht zu achten, so wird aus jeder That immer eine höhere Erkenntniß steigen, die uns zur nächsten That vorbereitet, und wir werden bald Dinge beweisen, die kein Mensch noch glaubt." Jetzt wollen wir auch das Tischgebet der Schwebe-Religion mittheilen I. 267.: unser Tischgebet soll heißen: „Herr ich esse im Vertrauen, daß es mich nähre — und die alten Küchen-

zettel und Bratspieß und Backgeschichten all dem Teufel in die Garküch geschmissen, daß er den Hals darüber bricht, wir haben keine Zeit uns dabei aufzuhalten. Geh zum Nachbar und nehme Brodt von ihm und nehme die Frucht vom Baume dazu, und Opfermehl ein weniges und dulde nicht, daß sich Bedürfnisse des Mahls bei Dir einnisten zu dieser oder jener Stunde; oder sonst Dinge, die den Leib abhängig machen."

Es erzielt also die Schwebe-Religion ein thatkräftiges, leiblich gesundes und einfach naturvolles Geschlecht, das sich unabhängig von physischer Willkühr und kräftig in selbstbewußter Eigenmacht gestalte. Jede Religion muß zugleich eine Erlösung sein, und die wahre Erlösung wird gewiß die wahre Religion sein. Was kann aber die heutige Menschheit besser erlösen, als die That, welche die leibliche und geistige Gesundheit zugleich ist? Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die Schwebe-Religion auch noch als eines ihrer Gesetze aufstellt: „daß man sich nicht erkälten dürfe!" Bettina an die Günderode I. 268.: „da fällt mir noch etwas ein mit dem verdammten Zugwind, oder mit der Nachtluft, alle Augenblick heißt's, hier zieht's" und dann reißen die Leute aus, als ob ihnen der Tod im Nacken säß, oder der Abendthau ist ihnen gefährlich, und doch, hat man je bei einem Gefecht in der Schlacht gesehn, daß ein Held vor dem Nachtthau ausreißte? — Also auch über die Verkältung hinweg in Nachtwind, wie im Sonnenschein sein eigner Herr sein, das muß ein Gesetz unsrer schwebenden Religion sein." Ferner erfahren wir die Gelöbnisse des Bettinendienstes oder der schwebenden Religion, indem Bettina I. 281. an die Günderode schreibt: „ein Schwur muß doch Erwecker einer großen Kraft im Menschen sein und die gewaltiger ist, wie das irdische Leben. — Ich glaub', Alles, was gewaltiger ist, wie das irdische Leben,

macht den Geiſt unſterblich. — Ein Schwur iſt wohl eine Verpflichtung, eine Gelobung, das Zeitliche ans Geiſtige, ans Unſterbliche zu ſetzen — da hab' ich's gefunden, was ich meine, was der innerſte Kern unſrer ſchwebenden Religion ſein müßte. Ein jeder muß ein inneres Heiligthum haben, dem er ſchwört." —

Ferner zeigt ſich uns in dieſer neuen Religion, welche auf das innere Heiligthum des Menſchen verpflichtet, und die Religion der unſterblichen That ſein ſoll, zugleich das wahrhaft dionyſiſche Zeitalter, etwa chriſtlich verklärt, im Anzuge. „Merks, ſchreibt Bettina I. 283., zu unſerer ſchwebenden Religion gehört das auch, daß wir den Wein den Göttern trinken, und trunken die Neige mit ſammt dem Becher in den Strom der Zeiten ſchleudern."

Und in dieſer Religion des glücklichen Zeitalters ſoll dann auch niemand ſich unglücklich fühlen dürfen. „Von mir ſoll niemand hören, ſchreibt Bettina an demſelben Ort, ich ſei unglücklich, mag's gehen wie's will, und was mir begegnet im Lebensweg, das nehm ich auf mich, als ſei's von Gott mir auferlegt. Merks wieder, das gehört auch noch zu unſrer ſchwebenden Religion. — Und mein inneres Glück, das mach ich mit den Göttern ab." Die Wirkung der neuen Religion aber ſoll auf die Herausbildung der wahren Natureinfalt gehen, welche zugleich die wahre und höchſte Schönheit iſt. Darum erklärt ſie ſich feindlich gegen alle angelernte Bildung, und Bettina ſchreibt I. 290. „nicht wahr, das ſoll auch ein Hauptprincip der ſchwebenden Religion ſein, daß wir keine Bildung geſtatten. Das heißt, kein angebildetes Weſen. Jeder ſoll neugierig ſein auf ſich ſelber und ſoll ſich zu Tage fördern, wie aus der Tiefe ein Stück Erz, oder ein Quell, die ganze Bildung ſoll darauf ausgehen, daß wir den Geiſt ans

erzieht, iſt die Vollendung der Liebe, der Schönheit, und folgendermaßen lautet ihr Gebet darum: (I. 203.) — „das iſt Alles was ich verlange vom Schickſal, es ſoll mich ſcheiden vom Schlechten, es ſoll keine Sünde in mir dulden, — in meinen unaufhörlichen Träumen nur möcht ich eine Vollendung empfinden — der Liebe, der Schönheit — das iſt mein Ziel, und mein Geiſt ſtrebt eine Natur da herauszufinden, in dem (?) ich dem Schönen fortwährend begegne!“ —

Mit einem Wort, es iſt die Religion der freien Perſönlichkeit, die uns Bettina in ihren Geſichten offenbaren will. Die Romantik und die Naturphiloſophie, die ſich in der Bettina mit den Lebensmächten der neueſten Zeit begegneten und durchdrangen, haben ihre Inſpirationen zu dieſem Dienſt des freien Genius hergegeben. Man darf aber keinen neuen Blocksberg der Naturempfindſamkeit befürchten, wenn auch Bettina zuweilen abſichtlich ihre Hexengebärden macht, und ihre unheimlichen Wahrſagezeichen, unter denen ſie Begriffe und Gefühle zuſammenkocht und ineinanderſchmort. Das Himmliſche, das ſie will, weiß ſie zu genau, und ihre Abwege vom Ziel, auf denen wir ſie oft herumklettern und in die Büſche ſich verlieren ſehn, führen doch am Ende auch zu dem einen und großen Ziel. Sie will eine Theodicee des freien Menſchengeiſtes, in welcher Schönheit und Liebe die wahre Wirklichkeit iſt, in welcher die Seligkeit in der That beſteht und die That die Seligkeit iſt, in welcher die Geſchichte eine Harmonie und die Wahrheit eine Melodie geworden iſt. „Mir fällt ein, ob nicht Alles, ſo lang es nicht melodiſch iſt, wohl auch noch nicht wahr ſein mag!“ (I. 15.)

Laſſen wir uns denn durch ſolche Geiſter, wie Bettina, mächtig vorwärts treiben zu dem, was eigentlich unſer Anfang und unſer Urſprung iſt, wie es unſer Ende und unſere Ewig-

keit sein wird! Und wenn dies glückliche Weltalter schon in einer weiblichen Natur so zu Fleisch und Blut geworden, sollten die Männer dieser Zeit daran verzagen, daß die wahre Verherrlichung Gottes in der That der freien Persönlichkeit sich offenbare? —

In Deutschland hat es zu verschiedenen Zeiten besondere Charaktertypen gegeben, die man vorzugsweise als Originale ansah, ihnen im Leben nachlief und sie in Romanen abzeichnete. Wandernde Lumpengenies und mißvergnügte Continents-Engländer erscheinen in deutschen Darstellungen des vorigen Jahrhunderts am häufigsten als Originale. Unsere Nation hat viel originelle Köpfe hervorgebracht, aber wenig Originale. Darum ist auch der Begriff der letzteren ein sehr zweideutiger. Ein Originalgeist, der ein neues Sonnen-System entweder an den Höhen des Himmels oder in den Tiefen des menschlichen Geistes entdeckte, ist darum noch nicht so sehr Original, wie Lord Chesterfield es war, der einem andern Lord, welcher eine beim Spiel zu Boden gefallene Guinee ängstlich suchte, dazu leuchtete, indem er eine Banknote von zehn Pfund Sterling anzündete, die er zum Zibibus gedreht hatte. Ein Original im sprachgebräuchlichen Sinne des Wortes ist mit einer komischen Idiosynkrasie gegen die Gewohnheit geboren, und führt einen beständigen Guerillakrieg der Laune gegen die Gesetze des Alltagslebens. Auf den Kampf gegen die ihm widerstrebende Gewohnheit vergeudet es oft so viel Geist und Talent, als das Genie gebraucht, um das wirklich Neue zu schaffen; aber während es der Triumph des Genies ist, die Schöpfung des Neuen wieder mit der Gewohnheit des Lebens in einen Einklang zu bringen, und ein Ganzes daraus zu gestalten, besiegt das Original die Alltäglichkeit oft nur durch eine auf den Kopf gestellte Alltäglichkeit, und fällt so auf eine sich selbst

travestirende Weise dem wieder in die Hände, wogegen es sich auflehnt. Ein Genie darf in allen den Dingen, in welchen sich das Original als Original gebärdet, sich als Gewohnheitsmensch zeigen; denn man kann ein Genie sein und doch regelmäßig essen, trinken und verdauen, auf die gewöhnliche Art eine Frau nehmen, erst mit dem rechten, dann mit dem linken Fuß ins Bett steigen u. s. w. Ein Original aber ist der noch nicht gethane Schritt von der Originalität zur Karikatur, und auf dieser Klippe, die es beständig zu fürchten hat, gewinnt es einen tragikomischen Anstrich. Es unternimmt halsbrechende Wagestücke mit allen Formen des Lebens, und wird befriedigt oder befriedigt in keiner einzigen, während das Genie in der einfachsten Form den größten Inhalt zu entwickeln im Stande ist. Das Genie hat in sich selbst ein Schicksal, von dem es durchdrungen und getrieben wird: das Original findet seine bizarre Philesorbie darin, die Seiltänzereien des Zufalls, an die es sich hingiebt, zu einem bindenden Fatum ironisch umschlagen zu lassen. Beide Elemente vereinigen sich jedoch öfters auch in einer und derselben Natur, und dies pflegt in Zeiten zu geschehen, die, wie die unsrige, eine äußere Abplattung auf allen Lebensstufen erfahren haben, ohne zu einer inneren Vollendung und Beruhigung getrieben zu sein. In Zuständen, wo das gesellschaftliche Leben keine Romantik mehr und alle Länder geebnete Kunststraßen haben, wo jeder Winkel der Erde in einem Guide de voyageur verzeichnet steht, und man sein eigenes Signalement zur beständigen Selbsterkenntniß in der Tasche mit sich tragen muß, können sich die eigentlichen unverfälschten und bewußtlosen Originale nicht mehr halten, selbst die Donquixoterien der Engländer taugen zu keinem Epigramme mehr, und statt der Sonderlinge und Querköpfe sind in unsern Novellen Zerrissene aufgetreten. Dagegen

sehen sich die Genies, die in solchen Perioden geboren werden, nicht selten genöthigt, nach der seltsamen Form des Originals zu haschen, hinter allerlei Sonderbarkeiten ihre Offenbarungen zu verstecken, und durch abenteuerliche Sprünge in Lebensform, Meinung und Darstellung den Sinn ihrer Zeit zu wecken, der für großartige Einfachheit momentan erstorben ist. So dürften allmählig immer mehr Bildungen bei uns hervorkommen, welche die äußerliche Bizarrerie des Originals mit der ideellen Ursprünglichkeit des Genies mischen und reiben und als eine Einheit an sich aufweisen. —

Neben der Bettina haben wir in dieser Beziehung den Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, Fürst Pückler, anzuführen. Dieser ist häufig ein Original genannt worden, und hat sich mehrfach, theils berichtigend, theils in einem gewissen Sinne ablehnend, über solche Kategorie, und sein Anrecht an dieselbe, ausgelassen. In der Vorrede zum ersten Band jener Briefe sprach er, sich präsentirend, zuerst ein solches Wort über sich aus, fügte jedoch hinzu, daß dem Verstorbenen, wenn man ihn für ein künstliches Original halten wollte, Unrecht geschehen würde, obwohl ihm dies vielfältig angethan worden sei. Wir sind ganz seiner Meinung, und nennen ihn lieber ein bewußtes Original, mit welcher Bezeichnung er auch selber vielleicht zufrieden sein dürfte, wenn man einer Stelle in den Tutti Frutti (Th. 3. S. 51.) zu trauen hat. Ein bewußtes Original ist jedoch auch ein Original, es ist das Original einer Reflexionsperiode, und hat den Nutzen, daß es der Welt gegenüber seine Sonderbarkeiten ausüben und genießen und doch zugleich behaglich darüber stehen kann. Es besitzt alle Vortheile, und keinen der Nachtheile des naiven Originals, weil es sich selbst zu ironisiren vermag, ohne ironisirt werden zu können. Ein bewußtes Ori-

ginal weiß es, daß und wie es Original ist, es kennt genau alle die Gelegenheiten, an denen es zum Original wird, und versteht dieselben auch ohne Zweifel nicht selten absichtlich herbeizuführen; so wie der Witzbegabte, ohne schon von einem bestimmten Einfall getrieben zu werden, doch im Gespräch oder bei Vorfällen immer genau die Aufforderungen kennt, bei denen er witzig sein müßte, weil seine eigenste Natur vor diesen Fällen herausgerufen wird. Sollte ihn dann seine Gabe in dem Moment dennoch im Stich lassen, und, wie man selbst bei den glänzendsten Talenten dieser Art oft erlebt, er nur zu witzeln sich gedrungen fühlen, so würde man ihm dadurch doch seine ächt witzige Grundnatur nicht abläugnen wollen. So geht es mit denjenigen Originalen, die das Wissen und den Willen haben, originell zu sein, weil sie es wirklich durch Natur sind, und die, wenn sie auch in manchen Fällen des Lebens nur originälern (falls für eine halbe Karikatur eine solche grammatische Karikatur erlaubt ist), doch immer nothwendigen Bedürfnissen des in ihnen prickelnden Originals dabei folgen.

Der Verstorbene ist theils ein wirkliches und wildgewachsenes Original, theils ist er aus genialer Langerweile über die unoriginellen Verhältnisse der heutigen Gesellschaft zum bewußten und absichtlichen Original geworden. In der Literatur ist er dies in einem viel höhern und eigenthümlichern Sinne, als es bis jetzt in Deutschland vorhanden gewesen, und seine Schriften, welche eine solche Fülle von Gegenständen in reizender Behandlung in sich schließen, sind doch am meisten als frische, unmittelbare Abdrücke seiner Persönlichkeit so interessant geworden, einer Persönlichkeit, welche die leicht auseinanderfallenden Bücher immer als etwas Ganzes und Vollständiges, als ein reifes und künstlerisch auseinander gelegtes

Leben, als ein in allen seinen Launen und Temperamentswechseln tief zusammenhängender Charakter, durchschreitet und fest umgränzt. Alle seine Seltsamkeiten und Abenteuerlichkeiten, die er als Talisman gegen Ennui und Einförmigkeit des Lebens so zauberhaft zu brauchen versteht, lösen sich bei ihm selbst oft in feine Ironie, in Selbst- und Zeitbetrachtung, und in den höhern Standpunkt einer piquanten Weltanschauung auf. Dagegen bleibt in manchem Aeußern der Erscheinung, in mancher rücksichtslosen Unbefangenheit, alle Naivetät des Originals ergötzlich für sich bestehen, besonders in seinen frühern Jahren, wo die originellste Verachtung gegen die Gewohnheit der Welt sich gern und mit unwillkürlicher Schadenfreude an die Fama preisgiebt.

Als gesellschaftliche Gestalt in der Mitte der heutigen socialen Verhältnisse zeigt sich der Verstorbene in den genialsten Beziehungen als ächtes Original. Die höhere elegante Gesellschaft, deren eingeborenes Kind er ist und deren Muttermale er alle an sich aufweist, ist doch zugleich der Gegenstand seiner unaufhörlichen Antipathieen. Er haßt die Gesellschaft und beherrscht sie doch zugleich, er flieht sie um ihrer Unnatur willen und bekleidet sich doch gern wieder mit all ihrem Glanze, er versteht sie als Meister zu genießen und geht doch unbefriedigt und nach etwas Höherem suchend von ihren Tischen. Mitten aus dem kostbarsten Gepränge des Salonlebens wünschte er sich in eine Wüste oder auf eine Felsenspitze, die nur mit Todesgefahr erklettert werden kann; und in der Wüste oder Felsenöde vermißt er wieder die exclusive Gesellschaft, und fährt mit Vierspännern unter Volksauflauf in die höchsten Salonverhältnisse zurück. Er gefällt sich am besten als Einsiedler, nur daß er, statt in abgelegener Klause, sich lieber im Reisewagen verbirgt, wo ihm in objectiven Fensterbildern

und in behaglicher Perſpektive Berg und Thal und Menſchenleben vorübergaukeln. Er iſt ein geborenes Reiſegenie, ſeine Philoſophie, ſeine Kunſt, ſeine Wißbegierde, ſeine Religion, ſeine Humanität und Gemüthlichkeit, ſind alle ſchöne Wegeblumen, die er auf der Reiſe bei heiterm Sonnenſchein findet und pflückt. Bei den größten Strapazen, Widerwärtigkeiten und Entbehrungen der Reiſe fühlt er ſich jedoch immer mehr à son aise, als auf dem Eſtrich der eleganten Zirkel, gegen die er bei ſolchen ſich beſtändig aufdrängenden Vergleichen dann ſtets auf das liebenswürdigſte ſeinen Unmuth verſchüttet. Im Reiſewagen häuslich eingerichtet, hat er die Behaglichkeit des Hin- und Hertreibens in der Welt, die Poeſie des Landſtraßen- und Wirthshauslebens, zum höchſten Syſtem der Weisheit und Schönheit ſich ausgebildet, und trägt die Deviſe des Dr. Johnſon: „das größte menſchliche Glück ſei, in einer guten engliſchen Poſtchaiſe mit einem ſchönen Weibe raſch auf einer guten engliſchen Chauſſée zu fahren.“ (S. Briefe eines Verſtorbenen, B. I.) Dabei iſt es ein anziehender Zug ſeines Weſens, daß er, der Mann der Aventüre, der in allen Verhältniſſen und Formen gewiegte Lebensvirtuoſe, doch eigentlich nicht ſelten eine ſehr hervorſtechende Menſchenſcheu verräth, und beſonders früher eine unüberwindliche Blödigkeit, nicht ganz ohne miſanthropiſchen Beiſatz, beſeſſen haben ſoll, die ihn namentlich von Begegnungen mit großen und berühmten Leuten zurückhielt. So erzählt er ſelbſt einmal, daß er ſich Monate lang in der Nähe der Frau von Staël befunden, ohne ſie geſehen oder geſprochen zu haben.

Dieſe Polarität ſeines Gemüths, die ihn zwiſchen Geſelligkeit und Abſonderung beſtändig hin- und herbewegt, verarbeitet jedoch zugleich mit um ſo größerer Reizbarkeit alle Eindrücke der Zeit, alle Intereſſen des Allgemeinen, die er

auf dem Antlitz des Tages mit astronomischer Feinheit zu belauschen und zu verfolgen versteht. Alle gesellschaftlichen, ethischen, religiösen und politischen Fragen der Zeit finden in ihm ihre Saite, auf der sie eigenthümlich wiederklingen, und wenn er sich von ihnen ganz hat durchschüttern lassen, besitzt er auch die Grazie seines Standes, sie wieder nur wie eine leichte Aventüre zu behandeln und in eine gewisse anständige Entfernung zu seiner Person zu stellen. Dennoch wirkte die seltene Erscheinung in Deutschland, einen Schriftsteller von exclusiver Geburt bei unsern Wirren und Wehen betheiligt zu sehn, wie ein bezauberndes Phänomen, und wir freuen uns immerhin, daß ihm sein Rang sogar eine gewisse Bevorrechtung zu geben scheint, die Dinge selbst an ihren schmerzhaftesten Stellen ohne Gefahr berühren zu dürfen. So zeigte sich denn, um das Merkwürdige seiner Erscheinung für unsere Zeit zu vollenden, die günstige Position seines Standes auch in seinen Büchern als etwas Bedeutsames. Er hat sich noch niemals die Finger verbrannt an den Feuern, die uns brennen, und Vieles, was er sagt, wird gerade darum so bedeutend, weil er es sagt und geltend macht. Einen Autor solche Vortheile vereinigen zu sehn, war etwas Neues für uns. Es sind Zugeständnisse, die der Aristokratie und Demokratie zu gleicher Zeit und mit Einer Wendung gemacht werden, und in dieser Lage ist uns der Fürst Pückler eine der versöhnlichsten und beziehungsreichsten Gestalten, verheißend hineingestellt mitten in unsere Schwankungen und Bedürfnisse. Zur Befestigung aller Sympathieen, die wir mit ihm haben, und die fortwährend reizen, uns mit ihm zu beschäftigen, dient auch noch etwas Zartes, jene moderne Wehmuth, die den Verstorbenen zuweilen mitten in der frivolsten Laune beschleicht, ein geistiger Accord

aus heutiger unbefriedigter Stimmung, aus dem allgemeinen Bewußtsein des Unvollkommenen. —

Fürst Pückler schien selbst am meisten geneigt, sich über die außerordentlichen Erfolge zu wundern, welche die für ihn ganz neue Aventüre, ein Schriftsteller zu sein, davongetragen. Nunmehr aber sah er das Publikum wie eine Gesellschaft an, die sich einmal in guter Laune und günstig zeigt, und fortan allem Großen und Kleinen, was mit seiner Person zusammenhängt, ein Interesse abzugewinnen verstehe. Das Behagen des Schreibens wurde ein neuer Lebensreiz für ihn, und wenn auch dieser zuweilen wieder nachließ und er seiner Autorschaft überdrüßig wurde, so hatte er sich doch einmal, wie er selbst irgenwo sagt, das Publikum wie das Tabacksschnupfen angewöhnt, ja er reiste auf dasselbe, und sein literarischer Charakter fing an, ihm zum Comfort seiner Wanderungen beizutragen. Pückler, der sonst nur aus persönlichem Gefallen, und wann es ihm gerade einkam, seine Reisetagebücher geschrieben, machte jetzt von jeder Station eine absichtliche Ausbeute, und es wird verschiedener Reisezweck, ob eine Expedition bloß zum eignen Vergnügen, oder mit der Absicht unternommen werden soll, aus Land und Leuten eine neue literarische Provinz für den Verstorbenen zu machen. Seine ungemeine Leichtigkeit und Schnelligkeit der Darstellung begünstigte die Aufgabe, unter allen Lagen und Situationen, selbst unmittelbar nach den größten Strapazen und Widerwärtigkeiten, etwas aufzuzeichnen, und Stil und Schreibart nehmen, in ihrem raschen memoirenhaften Anflug, dieselbe Färbung und Ungezwungenheit des Augenblicks an. Obwohl im Einzelnen nicht ohne Absicht und Sorgfalt gefeilt, ist es doch eine Sprache, die sich nirgend die Mühe giebt, mit ausgesuchten Antitheſen ihren leicht hinfließenden Strom aufzuhalten, oder sich durch Nach-

denken über pointirte Wendungen das schnelle Fortkommen zu erschweren. Das Conversationsmäßige der ganzen Darstellung zeigt sich im unbekümmertsten und sorglosesten Ausdruck, der nur durch die Gegenstände selbst entweder schön oder piquant und witzig wird, und der Charakter vornehmer Gesellschaftsmittheilung ist um so weniger um irgend eine Bezeichnung verlegen, da auch jedes fremde Wort, ja ganze französische Phrasen, wie sie gerade ins Gedächtniß kommen, dienen müssen. Die Sprachmengerei in den Werken des Fürsten Pückler ist eine der hervorstechendsten, wenn auch keineswegs zu billigenden Eigenthümlichkeiten seines unbesorgten, geselligen, aber in aller Nachlässigkeit liebenswürdigen Reisestils. Es hat sich aber in ihm eine Vermittelung der Aristokratie mit der Volksliteratur dargeboten, welche überhaupt seinen aristokratischen Idealen, von denen er sich besonders in den Tutti frutti erfüllt zeigt, entspricht. In dem Bewußtsein des völligen Niedergangs der erblichen und feudalen Aristokratie bemerkt er einmal (Semilasso I. 27.): „Der tiers état bekommt überall das Uebergewicht, wie billig, denn es ist sein Zeitalter. Das *unsere* ist vorüber!“ Und zugleich zeigt er sich geneigt, die Mittelstände, bis zum Handwerker herunter, zu beneiden, wegen ihrer vor den Vornehmen begünstigten Zeitverhältnisse (Briefe eines Verst. II. 381.) Aber er ist zugleich auf eine radicale Reform seines Standes, den er einmal als ein zu behauptendes Lebensgebiet festhält, bedacht. In den „politischen Ansichten eines Dilettanten“ (Tutti frutti, 5. Band) hat er seine zusammenhängenden Bekenntnisse darüber gethan, und es ist merkwürdig zu sehen, wie er hier Meinungen, die ihn vorherrschend als ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts erweisen, mit den Ideen zeitgemäßer Fortentwickelung zu vermitteln und zu vermischen gewußt hat. In der Stiftung einer neuen volks-

thümlichen Ariſtokratie auf dem Fundament des Grundbeſitzes, die ihn ſodann auch, wie zu erwarten ſtand, auf die Wiedereinführung der Majorate zurückbringt, konzentrirt ſich ihm zugleich die Erledigung aller übrigen wichtigen Fragen der Gegenwart, auf eine Weiſe, die durch Humanität, freiſinnigen und aufgeklärten Blick und durch alte ariſtokratiſche Formenverhärtung ſich gleichmäßig bemerkenswerth macht. Dies würde, um es mit ſeinen eigenen Worten zu bezeichnen, „ein neuer Adel ſein, gewiſſermaßen aus dem Volkswillen hervorgegangen, auf Grundbeſitz baſirt, wo nur der wirkliche Beſitzer den Titel führt, ſeine übrigen Kinder und Verwandte aber in den Bürgerſtand zurücktreten müßten, um auf dieſe Weiſe beide Stände ſich von Neuem wieder verbrüdern zu laſſen, und alle Rivalität unter ihnen wieder aufzuheben, ſo daß der Adel künftig die Stütze der Nation ſelbſt und aller ihrer Klaſſen repräſentire.“ Die weitere Anwendung dieſes Projects auf die wirklichen Verhältniſſe lautet folgendermaßen: „Nur die Pairs oder Standesherrn würden in Zukunft dieſen Adel, die neue Ariſtokratie bilden, alle übrigen, jetzt beſtehenden Geburtstitel aber von den jetzigen Inhabern bis an ihren Tod beibehalten werden können, jedoch nach wie vor nur Titel bleiben, und keine Rechte verleihen, ſich auch auf die Nachkommen nicht mehr fortzupflanzen fähig ſein. Dagegen (könnte man für die Schwachen hinzuſetzen) werde es fortan Jedem geſtattet ſein, ſich wie in Oeſterreich, wo man Jedermann „Gn. Gnaden“ titulirt, das Wörtchen „von“ beliebig bei- oder abzulegen, wenn er ſich ohne daſſelbige nicht beruhigen könne.“ Obwohl wir von dieſer populairen Ariſtokratie des Grundbeſitzes, die der Fürſt als ein wohlthätiges und dauerndes Zwiſchenelement bezeichnet, nicht einſehen mögen, wie ſie die Ausartung in eine bloße Geldariſtokratie werde vermeiden können, ſo halten wir

es doch nicht am Ort, hier unsere abweichende Meinung dagegen geltend zu machen. Diese Ideen sollten uns bloß zur Bezeichnung seiner eigenthümlichen politischen Mittelstellung dienen, die er ähnlicherweise auch in die Literatur übertragen hat, und wovon seine eigene Bildung jene reizende Mischung von vornehmer Abgeschlossenheit, sicherer weltfreier Grazie, und gemüthlicher volksthümlicher Hingebung aufweist. Sollte sich jedoch auch einige aristokratische Ostentation selbst in die literarische Mittheilung hineinschleichen, so ist es gewiß keine unbewußte Befangenheit in ceremoniellen Formen, sondern es paßt vielmehr jenes Wort, das er selbst vom Herzog Mischling gesagt hat, wenn wir uns anders erlauben dürfen, es hier in diesem Sinne herbei zu ziehen (Tutti Frutti III. 206.): „es ergötzte ihn oft mit seiner Vornehmheit zu coquettiren, obgleich im tiefsten Grunde der Seele sie eigentlich Niemand geringer achtete, ja meistens lästiger fand als er. Da er sie aber einmal besaß, spielte er auch damit, fast wie ein Taschenspieler, bei dem der Werth seiner Künste ebenfalls nur aus der Blindheit seines Auditoriums hervorgeht." Aber diese fashionable Physiognomie eines literarischen Characters kann für die Literatur selbst natürlich nicht dieselbe Bedeutung haben, wie für das Leben und unsere Zustände, für welche sie ein Symptom ist; auf der höchsten Stufe wissenschaftlicher und künstlerischer Hervorbringung giebt es keine Fashion mehr und das gesellschaftliche Element löst sich mit seinen Unterschieden in das höhere Element der echten Production auf. —

Die neuere deutsche Literatur hat sich fast in allen Regionen der Anschauung ansässig gemacht, aber man muß immer, neben der Fülle an Talenten, zugleich die Bizarrerie derselben bewundern, die sich in Bewegung setzen für das Allerfremdartigste und Entfernteste und das Nächstliegende niemals

mit der Darſtellung berühren, die in den Manieren aller Völker und Zeiten ſich ergehn und die heimathlichen und nachbarlichen Thatſachen, welche die Literatur mit dem Geſellſchaftszuſtande verknüpfen könnten, nicht aufzunehmen vermögen. Unſere Zeit ſchmachtet nach Thatſachen in allen Gebieten des Lebens und erreicht etwas Reales vorläufig wenigſtens in den materiellen und induſtriellen Intereſſen. Am fernſten aber von einer geſtalteten Wirklichkeit ſteht noch die Literatur bei uns ab, die zum Theil in einen unglücklichen Bruch des Ideals mit dem Wirklichen gerathen, anderntheils in den heimiſchen Lebensſtoffen wenig bildſame Realitäten für die Behandlung findet. Die deutſche Literatur bedarf noch eines geſchichtlichen Prozeſſes, um ihren idealen Charakter in einen thatſachlichen umzuſetzen. Ein deutſches Werk, auf Perſonen und Zuſtänden beruhend, die nur aus der lebendigen Mitte der Weltbeziehungen ſich dargeboten, wird an ſich ſelbſt eine eben ſo ſeltene Erſcheinung ſein, als man von vorn herein behaupten kann, daß die Stoffe einer ſolchen neuen und originellen Darſtellung kaum zur Hälfte national ſein werden.

In dieſer Beziehung iſt die eigenthümliche Stellung, welche wir einen bedeutenden juriſtiſchen Gelehrten, Eduard Gans, zu Wiſſenſchaft und Leben behaupten ſahen, hier zu erwähnen. Seine „Rückblicke auf Perſonen und Zuſtände“ verdienen um deswillen einen Platz in der neueren Literaturgeſchichte, weil dieſe Faſhionableмachung des deutſchen Gelehrtencharakters, die in ihnen gelungen iſt, eine culturhiſtoriſche Bedeutung in Anſpruch nimmt. Was von den Bildern und Skizzen, die Gans in jenen Rückblicken friſch aus der Lebenserinnerung niedergeſchrieben, deutſchem Boden grundthümlich angehörte, war auf dieſer Seite eben ſo bezeichnend, als auf der andern der Antheil, den das Ausland und beſon-

ders das französische Leben in der Reihe dieser Darstellungen schon den Stoffen nach behauptete. Das deutsche Leben hat sehr charakteristisch die Sympathieen für „Göthe an seinem Geburtstag" und eine Geschichte der „Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" beigesteuert. Die politischen Diners in Frankreich und England, auf denen sich die Parteimeinungen bedeutsam um die Suppenschüssel gruppiren, werden bei den Deutschen naturgemäß durch ihre sogenannten Zweckessen ersetzt, wo, in aller gevatterschaftlichen Glorie eines literarischen Picknick's, die berühmten deutschen „nicht mehr als sechs Schüsseln" einen Zusammenhalt der schönen Geister abgeben. Gans, der sich selbst einen vieljährigen Götheesser nannte, hat wohl daran gethan, gerade von diesen deutschen Göthe-Meetings, die in diesem Jahrhundert das eigentliche Pascha aller literarischen Esser waren, das Denkwürdige der Nachwelt aufzuzeichnen, und zwar aus unmittelbarer Nähe des großen Dichters selbst, zu dem an diesem Tage, eigens dazu ausreisend, ein deutscher König ins Zimmer trat und die Dichterbrust mit dem Großkreuz des Civilverdienstordens schmückte. Nur beiläufig erwähnt Gans auch noch des Göthe-Hegelfestes, das in Berlin von einem, wie uns damals dünkte, etwas künstlich combinirten Freundeskreise des Dichters und des Philosophen, in der Nacht vom 27. auf den 28. August 1826, gefeiert wurde, und von dem wir in der Gallerie jener Skizzen ebenfalls eine bleibende Abbildung von seiner Hand gewünscht hätten, da es, die modernen geistigen Zustände scharf zusammendrängend, einen nicht unbedeutsamen Punkt in seinen Denkwürdigkeiten ausgemacht haben würde. Den eigentlichen Culminationspunct seiner Manier erreichte er aber in der Verarbeitung der fremden Nationalitäten, mit denen ihn vielfache Anschauungen und Erlebnisse verknüpften.

Den größten Raum seiner Darstellungen nehmen die pariser Zustände seit den letzten zehn Jahren ein, dann die belgischen Nachwirkungen und Nachahmereien derselben in dem gedrängten Tableau von Brüssel, ferner die englische Reformbill, auf welche die französischen Julitage ihre zeitigenden Strahlen hinübergeworfen hatten, und im Hintergrunde die Mischzustände der Schweiz und des Elsasses, an denen sich combinirte Spielarten deutscher und französischer Bildung zeigen. Das persönliche Erlebniß bildet den Ausgangspunct aller dieser Schilderungen, und theilt ihnen den Charakter von Denkwürdigkeiten mit, der in gesellschaftlicher Unbefangenheit der Mittheilung leichtfüßig durchgeführt wird. Das eigentliche Temperament der Behandlung ist nicht ganz heimisch, sondern es hat sich eben auch im Stil der Vortheile bemächtigt, welche die Eindrücke eines öffentlich bewegten Nationallebens ihm erzeugten, aber ungeachtet dieser aus der Fremde zugeführten Elemente sind es dennoch die Memoiren eines deutschen Mannes, eines deutschen Gelehrten, der seine merkwürdigen Bildungsstufen darin abdrückt. Man kann sagen, daß es zuvörderst die deutsche Wissenschaft war, die Gans in seinem angesponnenen Verkehr mit dem höheren gesellschaftlichen Leben des Auslandes repräsentirte. Sie eröffnete ihm zuerst die Salons der großen Welt, und indem er mit ihr eintrat, wußte er ihr selbst unvermerkt eine neue und nüancirte Stellung zu diesem höheren Weltverkehr zu geben. Gans wurde in Paris und London, und wo er sonst reiste, als berühmter Jurist vorgestellt und aufgesucht, auf Spazierfahrten und Diners explizirt er die Hegel'sche Philosophie oder erklärt die Bedeutung seines Kampfes gegen die historische Schule, aber er würde dort mit dieser deutschen Wissenschaft und Metaphysik isolirt geblieben sein, hätte er sie nicht in seiner Person mit den Talenten des

Lebens und der Gesellschaft vermittelt. Die deutschen Gelehrten, wenn sie auf Reisen gehen, lassen entweder den Gelehrten in ihren Studirstuben zurück, und bemühen sich als zerstreute Weltleute zu erscheinen, indem sie verdrießlich oder verlegen werden, wenn man an einer Table d'hôte von ihrer Wissenschaft mit ihnen zu reden anfängt, oder sie nehmen den Gelehrten mit auf die Reise, wohl eingepackt mit allen seinen Habseligkeiten, wie er ist, ohne das strenge Gewissen ihrer Pedanterie durch einen Fehler gegen die Form zu verletzen. Gans hat es wagen können, als deutscher Gelehrter zu reisen und seine Wissenschaft zu bekennen, ohne in Conflicte mit ihr oder der Gesellschaft zu gerathen. Man hätte beinahe denken können, daß dies in Deutschland nachtheilige Folgen für ihn haben müßte, und man seinen Citaten nicht mehr trauen würde, seitdem er Bücher für ein Salonspublikum, ja sogar Theaterrecensionen und über die Sonntag geschrieben. Gans hat auch, bei aller Hinneigung zur französischen Behandlung, in seiner innern Anschauung den deutschwissenschaftlichen Standpunct behalten. Dieser zeigt sich in dem zusammenfassenden und übersichtlichen Bewußtsein, mit dem er sich zu den angerührten Fragen der Tagesgeschichte stellt, die er an ihren äußersten Endpuncten zu ergreifen und zugleich aus ihren innersten Gründen zu erklären sucht, ohne an den Spitzen der Parteimeinung hängen zu bleiben. Unter diesem deutschen wissenschaftlich ordnenden Gesichtspunct hat seine Freimüthigkeit nicht gelitten, sondern eher dazu angesetzt, sich damit auf eine breitere und festere Grundlage zu schieben, wie in manchen Aeußerungen erfreulich zu Tage liegt. Zugleich wußte Gans mit mehr deutscher Behutsamkeit die persönlichen Angelegenheiten und Geheimnisse anzustreifen, als z. B. der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, in dessen Salondarstellungen die

Verletzung der Delikateſſe einen humoriſtiſchen und oft weltſatiriſchen Charakter erſtrebt. Bei Gans iſt es zuweilen ein unvermuthet hervorbrechender, witziger Beleuchtungseffect, oder der naive Schlagſchatten eines Wortes, wodurch Perſönlichkeiten leiſe herausgehoben oder abgefertigt werden. Zu ſtärkeren Aufwallungen bringen ihn hier ſelbſt ſeine Antipathieen nicht, ſondern die geſellſchaftliche Haltung wird auch in den Widerſprüchen beobachtet. Dabei iſt die Reinheit und Eleganz der Sprache bemerkenswerth, die nur ſelten zu fremden Wörtern ihre Zuflucht nimmt, während die Salonſprache des Fürſten Pückler, wie wir ſchon bemerkt, mit franzöſiſchen Phraſen überhäuft iſt. Bei dieſem iſt überhaupt die geniale Subjectivität ihren Gegenſtänden überlegen und maßt ſich alle willkürlichen Rechte über dieſelben an; bei Gans ſuchte ſich die höchſtgebildete Individualität in Harmonie mit ihrem Gegenſtande zu ſetzen und denſelben in einer abſichtsvollen und feinbegranzten Darſtellung zu bewältigen.

Ein Gegenbild zu den in dieſer Reihe von uns behandelten deutſchen Charakteren haben wir in Wilhelm von Humboldt zu betrachten, der in ſeiner Weiſe nicht minder von bedeutendem Einfluß auf die Bildung unſerer Zeit geworden. Solche Lebenstypen, von hohem imponirendem Adel der Humanität, Sterne erſter Größe aus jener Epoche, wo die ſogenannte Claſſicität der Bildung für das Höchſte galt, fangen zwar immer mehr an, unter uns zu verſchwinden und einer neuen deutſchen Bildungsſtufe Platz zu machen, aber wenn ſie ſich zugleich in ihrer Wirkſamkeit ſo ſehr mit den höchſten Intereſſen der modernen Entwickelung begegnen, wie dies bei Wilhelm von Humboldt der Fall war, ſo verdienen ſie für alle Zeiten unabläſſig geehrt zu werden. W. v. Humboldt, der innigſte Freund Schiller's, der vertraute Genoſſe des jenaiſchen Geiſterbundes, ſtellt am

reinsten und entschiedensten, und zugleich am anmuthigsten, einen solchen Bildungscharakter dar, welcher deutsches Wesen und Leben mit Geist und Form der Antike zu verschmelzen und dadurch zu heben trachtete. Es war eine Zeit, wo es kein größeres Lob für einen deutschen Schriftsteller gab, als das: ein „Classischer Geist" zu sein und zu heißen, ein Ehrentitel, wonach zu verlangen heutzutage kaum Jemanden mehr einfällt. In Beurtheilung der deutschen Dichter bestrebte man sich absichtlich, sie überall auf die Alten zurückzuführen, und je mehr griechische oder römische Sympathieen und Züge man an einem Werke nachweisen konnte, für um so heiliger und größer wurde es erachtet. Deutschland war eine verspätete Kolonie des alten Griechenlands geworden. Das Ausgezeichnetste in dieser Parallele deutschen und griechischen Geistes leistete Humboldt in seinem Werk über Göthe's „Herrmann und Dorothea," worin er, von allen Verzerrungen in dieser Richtung frei, seine eigene feinsinnige Bildung auf das Geschmackvollste bekundete. Diese Bildung, dieser ganze Typus, hatte etwas Aristokratisches an sich, man kann es nicht läugnen. Was man in unsern Tagen die „Aristokratie der Geistreichen" zu nennen angefangen, war damals die Aristokratie des klassischen Geschmacks. Von griechischem Republikanersinn blieb man bei aller Gräcität entfernt. Aber Humboldt war im ächtesten und edelsten Sinne des Wortes ein vornehmer Mann, es war in ihm, bei großer Freiheit der Gesinnung, eine gewisse Humanitätsvornehmheit, die wie ein mildes Gestirn wärmt und erleuchtet, ohne zu dem gewöhnlichen Dunstkreis herniederzusteigen. Dazu die für Deutschland seltene und höchst bemerkenswerthe Erscheinung, daß ein so gründlich gelehrter Mann, der in seinen tiefgehenden grammatischen Untersuchun-

gen das vergleichende Sprachſtudium mitbegründen half, zugleich der gewandteſte und ausgezeichnetſte Staats- und Weltmann geweſen: eine Allianz deutſcher Wiſſenſchaft mit der großen Welt, die ihr von jeher Noth gethan und als das Förderlichſte noch bevorſteht. Nach einer vielfältigen und einflußreichen Bewegung auf dem öffentlichen Schauplatz ſeit 1802., als Geſandter zu Rom, Wien, London, als Bevollmächtigter bei dem Friedenscongreß zu Prag, mitthätig bei dem Wiener Congreß und andern wichtigen Gelegenheiten, mehrmals und zu verſchiedenen Perioden wirkſam im preußiſchen Miniſterium, beſonders für die Section des Cultus und öffentlichen Unterrichts, verlebte er ſeine letzten Jahre, in der Ruhe eines Weiſen, auf ſeinem romantiſchen Landſitz Tegel, bis zu ſeinem Tode mit gelehrter Forſchung in den ſeltenſten Gebieten des Wiſſens beſchäftigt. Zugleich übte er die Dichtkunſt mit tief innerlicher Kraft und in herrlichen Formen aus, wie ſein poetiſcher Nachlaß beweiſt.

Neben ihm iſt ſein Bruder Alexander von Humboldt, der größte und glänzendſte Name, welchen das europäiſche Geiſtesleben gegenwärtig aufzuweiſen hat, zu nennen, ein Ideal vollkommenſter harmoniſcher Menſchenbildung, diejenige Verſchmelzung der Wiſſenſchaft mit dem Weltleben auf höchſter Stufe darſtellend, welche als die wahre Aufgabe unſerer Zeit erſcheint. Ein reiches großes Leben, das ihn faſt in allen Ländern der Erde und in allen Verhältniſſen des Lebens heimiſch werden ließ, verwandte er im Dienſt der Wiſſenſchaft und zur Herausbildung der freien und humanen Stellung, in der er ſich ſtets wohlthuend über den Gegenſätzen der Zeit gezeigt, ohne je der Bewegung, welche den wahren Fortſchritt in ſich enthält, im Geiſte untreu zu werden. Die Natur-

betrachtung, die von der streng wissenschaftlichen Seite so bedeutende Resultate zur Fortentwickelung dieser Studien und besonders zur Begründung der physikalischen Erdbeschreibung in ihm geliefert, hat in Alexander von Humboldt zugleich die umfassendste ethische und völkergeschichtliche Bedeutung entwickelt. Die Natur, als ewig frischer Kern alles Wissens und Lebens, hat diesem ihrem großen Beobachter den hohen Standpunct gegeben, auf welchem er an allen bedeutenden Richtungen des deutschen Lebens, seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag, diesen vorurtheilsfreien und immer bedeutsam eingreifenden Antheil genommen. Seine Verdienste um die Wissenschaft, und um das wissenschaftliche Leben unserer Zeit überhaupt, können von uns nicht gewürdigt werden, noch ist es jetzt schon Zeit, die bedeutenden Anregungen, welche von Humboldt nach allen Seiten hin ausgegangen sind und noch täglich ausgehen, zusammenzufassen. Eine Biographie Alexanders von Humboldt, von der rechten Hand geliefert, wird ein für die deutsche Geistesentwickelung in den letzten funfzig Jahren ausnehmend wichtiges Gemälde abgeben, und namentlich die deutsche Wissenschaft in den höheren Weltberührungen zeigen, die ihr fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch fehlten. Für alle Strebenden und Ringenden erscheint dies seltene Lebensbild als ein hoher Leitstern, von dem Klarheit und Bestätigung alles Wahren und Aechten ausgeht und durch den man in allen Wirren des Geistes seiner selbst gewiß und zukunftsgläubig sich werden fühlt. Seine Meisterschaft in der Sprache, durch die er zweien Literaturen, der deutschen und der französischen, gleichzeitig und in gleich hoher Vollendung angehört, ist hier noch besonders hervorzuheben. Die

plaſtiſche Schönheit des Humboldt'ſchen Stils verbindet ſich mit einer Fülle von ſcharfen und innerlichen Bezeichnungen, die bei ihrem Reichthum doch alle zu einer künſtleriſchen Einheit des Colorits, bei ihrer lebendigen Gluth zu einem ſanft hinſchwebenden Rhythmus verſchmolzen werden. —

Neunte Vorleſung.

Die franzöſiſche Julirevolution und ihre Wirkungen auf Deutſchland. Heine und Börne. Die Charaktere der Julirevolution: Thiers, Dupin, Guizot. Der Doctrinarismus und der Tiers-Parti. Der deutſche Liberalismus als Folge der Julirevolution. Rotteck. Welcker. Das Staatslexicon. Wolfgang Menzel. H. Heine. Seine Poeſie, ſeine Stellung zur Philoſophie und Religion. Heine's Stil. Ludwig Börne. Heinrich Laube. Ludolf Wienbarg. Karl Gutzkow. — Ludwig Tieck und ſein Verhältniß zur jüngern Literatur und den ſocialen Richtungen. Tieck's frühere Novellen. Seine Auffaſſung des bürgerlichen Lebens. Das Verhältniß der Weiblichkeit zur Literatur. Die Emancipation der Frauen. Tieck's Eigenſinn und Laune. Seine Vittoria Accorombona.

Die franzöſiſche Julirevolution hatte auch in Deutſchland, beſonders in der Literatur, eine bemerkenswerthe Nachwirkung gefunden, welche eine auf literariſchem Gebiet nie gekannte Bewegung hervorrief, und wenn auch nicht das Nationalleben, doch die Nationalmeinung oder das Meinungsleben der Nation bedeutſam erregte, der Poeſie aber die Rolle eines Volkstribuns zuertheilen wollte. Die Literatur, welche aus dieſer Aufregung

der deutſchen Nationalität, und zum Theil aus dem künſtlichen Verſuch, eine politiſche Nationalität in Deutſchland nach franzöſiſchem Muſter zu ſchaffen, hervorging, zeigte zwei Namen auf, welche, einem Doppelſtern ähnlich, die gemeinſchaftliche Bewegung in demſelben Raume und nach demſelben Geſetz zu theilen ſchienen. Börne und Heine wurden wenigſtens lange ſo zuſammen genannt, wie etwa Schiller und Goethe, und ſchienen für die neue literariſche Bewegung, als deren Väter man ſie gewiſſermaßen betrachten konnte, in dieſem Zuſammenklang ihrer Namen daſſelbe zu bedeuten, was etwa jenes Heroenpaar für die Entwickelung der Literatur ihrer Zeit bedeutete. Aber wenn man ſich nur einen Augenblick lang dieſem in ſich unwahren Vergleich überläßt, ſo wird man ſich zugleich bewußt, was Heine und Börne fehlte, um ein ſolches Verhältniß darzuſtellen, das in der Begegnung und Ergänzung zweier großer und edler Charaktere eine mächtige Quelle für die Bildung und Entwickelung jeder Zeit werden muß. Das Doppelgeſtirn: Heinrich Heine und Ludwig Börne, eine Conſtellation des Haſſes, hat auch im Haß ſein Ende gefunden, und Heine hat in ſeinem letzten unglücklichen Buch die Selbſtbekenntniſſe dieſes Haſſes auf eine Art niedergelegt, die zugleich beweiſt, wie viel ſubjectiv-ſchlechte, eitle und nichtsnutzige Stoffe jener Literaturperiode der Aufregung in dieſen ihren beiden Vertretern zu Grunde gelegen.

So zeigt ſich denn auch nach dieſer Seite hin die franzöſiſche Julirevolution, die als augenblickliche That des Nationalbewußtſeins für Frankreich ſo glorreich geweſen, in ihrer weiteren Auseinanderlegung nur als ein großer Schiffbruch, aus dem alle damit zuſammenhängenden Ereigniſſe und Perſönlichkeiten faſt wie mit einem Fluch des Daſeins hervorgingen. Der Untergang Polens iſt und bleibt immer eine Hauptver-

ſchuldung der Julirevolution, die, ſtatt thatkräftig aus ſich ſelbſt herauszutreten, in die journaliſtiſche und parlamentariſche Debatte verſumpfte. Dies Geſchick, in ſich ſelbſt abgearbeitet und zerrieben zu werden, theilen auch alle bedeutenderen Charaktere, die in Frankreich der Julirevolution ihren Ruhm und ihre Wirkſamkeit verdanken. Dem urſprünglichen Gedanken der Julirevolution am treueſten und überhaupt am conſequenteſten ſah man noch Thiers verbleiben, von dem man wenigſtens behaupten kann, daß er ſich ſelbſt niemals verderbter gezeigt, als die öffentlichen Verhältniſſe es waren. Zwiſchen den Elementen des Doctrinarismus und des Tiers-Parti, in welche beide die Julirevolution in ihrer organiſchen Weiterentwickelung auseinandergefallen war, hatte Thiers ſich anfänglich eine eigenthümliche Stellung zu begründen geſucht. Der Tiers-Parti war aus dem Haupt Dupin's als eine Art von demokratiſcher Vermittelungstheorie hervorgegangen, doch hatte er mehr lebendigen und gedankenwahren Kern in ſich, als der Doctrinarismus, welcher mit ſeinem nivellirenden und abplattenden Prinzip das Nationalleben in ſeinen beſten Kräften auszuſaugen begonnen. Thiers, der ſich eine Zeitlang ebenfalls durch den Doctrinarismus hatte zerſetzen und lähmen laſſen, trat mit neuen Lebensäußerungen in den Tiers-Parti über, dem er eine thatſächlichere und im demokratiſchen Sinne entſchiedenere Richtung zu geben anfing, indem er Frankreichs Verhältniß zur auswärtigen Politik, namentlich hinſichts der Intervention in Spanien, zu folgereichen Handlungen anzuregen ſuchte. Dies iſt die Hauptbewegung des Thiers'ſchen Charakters, der ſo vielfältige Anfeindungen und Anklagen erfahren, aber in allen ſeinen Vorzügen und Gebrechen der ächte Ausdruck dieſer politiſchen und geſellſchaftlichen Periode Frankreichs iſt, einer Periode, die ihre Kräfte im ſophiſtiſchen Hin- und Herwenden der Gegenſätze verbraucht.

Neben und mit Thiers war Guizot berufen, der Träger und das Organ des Juliregime's zu ſein, und beide Männer zuſammen, wenn ſie ſich hätten zu einem einheitlichen Wirken vereinigen können, würden ihren vaterländiſchen Zuſtänden einen feſteren Halt und eine glücklichere Richtung gegeben haben. In Guizot's proteſtantiſch-dialektiſchem Geiſt hatte der franzöſiſche Doctrinarismus ſeinen beweglichſten und theilweiſe auch edelſten Ausdruck gefunden. Dieſer Mann verband mit ſeiner wiſſenſchaftlichen Gediegenheit, durch welche er ſich dieſen würdigen und juriſtiſchen Anſtrich zu geben wußte, zugleich alle jene Künſte der Intrigue, durch welche ſich einmal die Talente und Charaktere des Juliregime's vorzugsweiſe auszeichnen. Hat Guizot in den erſten Stadien ſeines Wirkens viel dazu beigetragen, die Entwickelung der Volkskraft und die nationale Bedeutung der Kammern zu heben, ſo war er doch auch wieder der, welcher im Fortgang der Ereigniſſe die parlamentariſche Gewalt untergrub, die freie Lebenskraft der Preſſe allmählig abſchwächte, und die öffentliche Meinung in Frankreich corrumpiren half. Dies kann bei den unläugbaren Verdienſten, die man Guizot in politiſcher wie in literariſcher Hinſicht wird einräumen müſſen, ihm weniger perſönlich als eine moraliſche Verſchuldung aufgebürdet werden, als es vielmehr der eigenthümliche Selbſtzerſtörungsprozeß dieſer Epoche iſt, der das kaum Geſchaffene durch ſich ſelbſt wieder zu verderben und am Ende das Ziel ſelbſt, um das es ſich handelt, durch die Beſtrebung darum, zu vernichten verſteht.

In Deutſchland hat die Julirevolution eine Meinungsrevolution zu Wege gebracht. Es bildeten ſich ſeitdem zwei Gegenſätze in einer unter den Deutſchen noch nicht gekannten Weiſe zu förmlichen Parteirichtungen aus, die auch das Privatleben heftig berührten, und in die Literatur ganz neue Zund

stoffe schleuderten. Diese eine Nachgeburt der Julirevolution war der Liberalismus, der nach außen unter der theilweise verstümmelten Form des Constitutionalismus wirkte, nach innen einerseits staatstheoretisch beschäftigte, andernseits die geheimen Verbindungen organisirte, welche letztere größtentheils durch die Propaganda des Auslandes geleitet und durch die Flüchtlinge der letzten verunglückten Revolutionen verstärkt, nur in den deutschen Burschenschaften etwa ein nationales Element hatten, das aber auch hier nicht rein und ächt blieb, sondern namentlich in polnischen, italienischen und französischen Berührungen eine buntscheckige Carikatur wurde. Durch solche Hingabe an die fremden Nationalitäten unterschied sich dieser Juli-Liberalismus wesentlich von dem Deutschthums-Demagogismus, mit dem er sonst dieselbe idealistische und phantastische Stellung zur Wirklichkeit gemein hatte, doch deuteten die langflatternden Locken der Altdeutschen und ihre weiten Turnerhosen auf mehr Behagen und eine hinlängliche Muße zur Schauspielerei, während die Liberalen von 1830, bei der Eile, zu der sie durch die Umstände gedrängt wurden, kaum Zeit hatten den französischen Bart ordentlich zu besorgen. Die andere Nachgeburt der Julirevolution war der Reactionarismus, der bei den Umtrieben der Liberalen seine Rechnung fand, und durch das, was sie schlecht machten, seiner eignen Sache, welches die Sache des Altbestehenden und Längstverfallenen war, einen Anstrich gab. Es waren die Jahre 1832 und 1833, welche über das Schicksal dieser Gegensätze der Zeit entschieden und einen Sieg der Reaction in Deutschland begründeten. Schien sich das deutsche Naturell in jener Zeit wirklich zu einer That zu spannen, so war doch, was aus jener Periode Thatsächliches hervorging, nur eine Travestie alles historischen Geschehens. Das Hambacher Fest war eine solche

Ausgeburt dieſer kindiſchen Geſchichtsmacherei, die in dem Frankfurter Attentat auf der letzten Spitze der hiſtoriſchen Ohnmacht abbrach. Die franzöſiſche Julirevolution hatte aber auch diejenigen, welche an ſie geglaubt und ihre Hoffnungen darauf gegründet, zu ſchmählich im Stich gelaſſen. Caſimir Perier hatte das Juſtemilieu-Syſtem erfunden, und war an der Cholera geſtorben, die auch in Deutſchland die Beſorgniß der Gemüther peinlich vermehrte, unter uns aber mehr ariſtokratiſch wüthete, indem ſie beſonders das arme Volk dahinraffte, obwohl auch Hegel, der Gründer des Syſtems des Geiſtes, das ein ebenfalls Alles nivellirendes Juſtemilieu-Syſtem des Begriffs war, von dieſer Krankheit entführt worden in das geheimnißvolle Land, das noch kein Erkennen erkannte. Die Cholera als den phyſiſchen Ausdruck des allgemeinen Zeitleidens anzuſehen, mochte man ſich überhaupt nicht ſo leicht enthalten. Der Organismus fängt aus der Mitte ſeines eignen Lebens heraus einen Krieg mit ſich ſelbſt an. Die Ganglien oder das Syſtem aller Reizbarkeit und Erregbarkeit des lebendigen Daſeins, werden aus äußerſtem Drang nach Thätigkeit zu Furien und beginnen einen bacchantiſchen Tanz. In dieſer räthſelhaften Empörung ſpannt das Ganglienſyſtem alle ſeine labyrinthiſchen Netzgeflechte zu ebenſo vielen Todesſchlingen auf. Das Leben hat ſich aus Angſt und Unruhe in ſeine eignen Eingeweide gegriffen, und büßt die Leidenſchaft, ſich ſelbſt zu erkennen und ſich ſelbſt zu begreifen, zuletzt mit dem äußerſten Act der Selbſtreflexion, nämlich ſich ſelbſt auszuſpeien. So wirkte die Cholera in jener Zeit nicht wie eine gewöhnliche Krankheit, ſondern mehr dämoniſch, durch Furcht und Schrecken, im wahren Sinne eines Zeitteufels, deſſen Plagen man zugleich in einem unerklärlichen Bangigkeitsgefühl wie Bußen hinnimmt.

Der vollkommene Banquerott aller Ideen der Julirevolution, der ſich im Jahre 1832 auf das Entſchiedenſte herausſtellte, wirkte auch in Deutſchland. In Frankreich war die Hauptſtadt in Belagerungszuſtand erklärt worden, als beim Begräbniß des Generals Lamarque Republikaner und Carliſten ihren Bund ſchloſſen, um mit den vereinten Waffen den Juſtemilieu-Thron zu ſtürzen. Faſt gleichzeitig erſchienen in Deutſchland die berühmten Beſchlüſſe des deutſchen Bundes vom 28. Juni 1832, durch welche, allen conſtitutionellen Rechten und Befugniſſen der Stände gegenüber, die Vereinigung der geſammten Staatsgewalt im Souverain ausgeſprochen, eine Bundestags-Commiſſion zur Aufſicht über die Verhandlungen der deutſchen Landſtände ernannt, und überhaupt die Oeffentlichkeit und Aeußerungsfreiheit der conſtitutionellen Körper auf die bundesgemäßen Schranken zurückgeführt wurde. Das badiſche Preßfreiheitsgeſetz ward als ungeſetzlich und geſetzeskräftig zur Ruhe verwieſen. In Baden hatte überhaupt der conſtitutionelle Liberalismus den lebendigſten Aufſchwung zu nehmen verſucht. Deutſche Volksthümlichkeit und Oeffentlichkeit in der Erſcheinung mußte zwar in unſern Zeiten immer ein ſehr getrübtes und gebrochenes Bild bleiben, das nach keiner Seite hin eine freudige Ausrundung, eine ſichere Lebensäußerung zeigen wollte, aber um ſo mehr kann und muß man ſolchen nach volksthümlicher Wirkung ringenden Perſönlichkeiten, wie Rotteck, Welcker, Duttlinger u. A. es waren, das Herbe, Schroffe und Eckige, das ihnen in ihren Anſichten wie in ihrem Auftreten eigenthümlich war, zu gute halten, ja theilweiſe durch ihre Aufgabe bedingt erkennen. Rotteck's mannhafte, entſchiedene und unerſchütterliche Geſtalt, deren es in einer gelehrten Nation wenig ähnliche giebt, muß man in vielem Betracht mit Auszeichnung in die Annalen unſerer Nation

eintragen. Seine Reden, die er als Abgeordneter in der badiſchen Kammer gehalten, ſind bei allem Jähzorn des Temperaments, der ſie mitunter ergreift, oft großartige Meiſterſtücke einer entſchloſſenen und freimüthigen Sprache, die wie in Zeiten antiker Republiken ertönte. Dies muß man anerkennen, wenn man ſich auch gehütet haben würde jedesmal mit ihm zu ſtimmen oder die Gewaltſamkeiten in ſeiner Auffaſſung der Verhältniſſe zu billigen. Rottecks vernunftrechtliche Theorien, auf die er ſeine politiſche Stellung baſirt, gehen mit ihm ebenſo leicht ins Craſſe durch, wie ſie ihn als Geſchichtsſchreiber zu trüben und bewölkten Darſtellungen hiſtoriſcher Verhältniſſe veranlaßt haben. Aber ſeine Charaktergeſtalt iſt und bleibt eine eigenthümliche im deutſchen Leben, ſie iſt ein Verſuch der Zeit, neue Typen der Bildung in unſerer Nationalität hervorzurufen, einer Bildung, die freilich noch aller Harmonie, aller Grazie und Freiheit der Erſcheinung, wie aller Sicherheit des Grunt und Bodens, ermangelte. Neben ihm iſt ſein Freund, Geiſtesverwandter und Strebensgenoſſe, der edle Welcker, zu nennen. War Rotteck mehr ein praktiſches als philoſophiſches, mehr ein politiſches als ein hiſtoriſches Naturell, ſo tritt uns dagegen in Welcker mehr die theoretiſche Denkkraft des Liberalismus entgegen, die zugleich ein chriſtlich germaniſches Element als ihr Grundprinzip geltend zu machen ſucht. In dem von Rotteck und Welcker gemeinſam herausgegebenen Staatslexicon tritt die politiſche Richtung, welche dieſe beiden Männer ihr Leben hindurch verfochten haben, mit einer großen Milderung und Mäßigung, und eine vielfache Belehrung über die innerſten Zeitverhältniſſe gewährend, auf. —

Werfen wir jetzt einen Blick auf die productive Literatur dieſes Zeitraums, ſo müſſen wir zuerſt bemerken, wie in ſo mancher Beziehung das Bewußtſein einer veränderten Lebensan-

schauung, eine sich bestimmt aufdrängende Zeitgesinnung da war und diese unabläugbare Zeitgesinnung contrastirte namentlich gegen die in der Goethe'schen Poesie abgegränzte Weltanschauung entschieden genug. Wolfgang Menzel hatte in seiner bekannten Kritik Goethes diesen Contrast auf eine unsinnige Spize getrieben, aber sich darum nicht minder das Verdienst erworben, die auf das Nationelle und Patriotische hinstrebende Gesinnung einer jungen Generation frisch und muthig ausgeprägt zu haben. Wolfgang Menzel war ein gebornes Oppositionsmitglied der Literatur, der sein bedeutendes Talent blos für die Verfechtung der literarischen Bewegung hingab. Er stand wie ein kritischer Volksredner auf, wie ein demagogischer Sprecher für die literarische Volkssache. Seine Kritiken wurden oft Meisterstücke parlamentarischer Beredsamkeit, sie hatten keine ästhetisch-wissenschaftliche Grundlage, aber eine geschichtliche Bedeutung und volksthümliche Begeisterung. Ein solcher Ton war in der deutschen Kritik noch nie angeschlagen worden, es wehte schon die frischere Luft des deutschen öffentlichen Worts darin. Alle Waffen der Opposition kehrte Menzel glühend heraus, Witz, Scharfsinn, Rücksichtslosigkeit und schonungslose Derbheit, in den ersten Stadien seiner Laufbahn auch eine unerschütterliche Redlichkeit. Mit einem gewissen kritischen Patriotismus hat er unendlich viel dazu beigetragen, literarischen Aberglauben und Vorurtheile in Deutschland zu zerstören, und wie sehr er auch nachher zu einem unheilvollen Zerwürfniß unserer Literatur beigetragen, so wird man doch seinen eigenen Verdiensten, die er in dem Uebergang der neuesten Literaturperiode sich erworben, darum ihre Anerkennung nicht weigern dürfen. Börne und Heine hatten ebenfalls jeder auf seine Weise daran gearbeitet, Goethe mit der deutschen Nation

zu verfeinden, ersterer aus politischen Beweggründen, letzterer eingeständlich aus subjectivem dummem Zeug.

War in Menzel ein der Zeit nothwendiger Kritiker der Bewegung aufgestanden, so machte sich H. Heine, nachdem er seine erste Liebe mit dem epigrammatischen Feuer Byron'scher Lyrik ausgesungen, zu einem Bewegungsdichter der Zeit. In seinen Reisebildern sah man plötzlich eine eigenthümliche Individualität der Zeit schon fertig gestaltet. Dies Buch wirkte bei seinem Erscheinen so außerordentlich, weil Jedermann das Unbehagliche und Zerklüftete seiner eigenen Stimmung, bald in humoristischer Selbstgeißelung, bald in sentimentaler Verherrlichung des Schmerzes, immer aber in poetischer Spiegelung darin wiederfand. Der erste Band erschien im Jahre 1826, zu einer Zeit, in welcher sich die in Geist und Form, in Innerem und Aeußeres geschiedene und auseinandergefallene Lebensstimmung der Restaurationsepoche gewissermaßen im Extrem ihrer Thatlosigkeit geltend machte. Auf der einen Seite entfaltete sich durch Hegel die Wissenschaft der Idee, eine unsichtbare Kirche des Gedankens, welche in hoher Abgeschiedenheit von allen historischen und nationalen Bedürfnissen das Evangelium des absoluten Begriffs verkündigte, das nicht nur für alles Staatsleben und alle Nationalbewegung entschädigen wollte, sondern dieses selbst in höchster Potenz zu sein behauptete, da nach der aufgestellten Identität von Denken und Sein das Denken des Staatslebens auch schon ein seiendes Staatsleben allerdings hätte gewähren müssen. Dieser idealen Richtung der Zeit gegenüber machte sich aber auf der andern Seite das Unhistorische und Geschichtslose unsrer Zustände nur um so mehr geltend, und rächte sich bitter durch ein Versinken in alle nur möglichen Trivialitäten des Tages, in eine Götzendienerei von tausend Armseligkeiten der Gesellschaft, denen man unfreiwillig

anheimfiel, weil das entleerte öffentliche Dasein gar keinen Haltungspunkt darbot. Der witzige Saphir und die Sängerin Sontag waren eine Zeitlang die Helden dieser Tagesstimmung. In Heine aber erstand ein Dichter, dem die Trostlosigkeit der bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände schon wie unbewußt in seinen Nerven lag und den die allgemeine Zerrissenheit in eine humoristische Extase versetzte, worin er lachende und grinsende Verse mit heimlich zuckenden Schmerzen machte. Kam es in einer thatenlosen und trivialen Zeit darauf an, einen Standpunkt des Geistes über dieser Zeit zu gewinnen, so hatte in Heine der Humorist auf seine Weise Dasselbe gethan, was der Philosoph in der Abschließung seines absoluten Systems. Der letztere wollte bloß das als Wirklichkeit gelten lassen, was zugleich ein Gedachtes und dann ausschließlich sein Gedachtes, d. h. nach der Methode und im Zusammenhang seines Systems Begriffenes war. Der erstere negirte ebenfalls die vorhandene schlechte Wirklichkeit, als humoristisches Individuum, das sein Recht dazu nicht aus der Nothwendigkeit des Gedankens, sondern aus sich selbst entnimmt, ein Selbst, in dem die Kraft des Humors gleich der reagirenden Lebenskraft in einer Krankheit wirkt. Dieser Humor erklimmt nun alle aus der Sündfluth irgend hervorragenden Höhen des Daseins und schaut lustig auf das Verderben herab, dem er selbst verfallen ist, über dem ihn aber seine Vogelnatur emporhält. Und über allem diesem lag in Heine's Reisebildern der Zauber der kecken Jugend, des ungenirt dareintappenden Studentenlebens, auf der einen Seite blumenhaft frisch, auf der andern angekränkelt von der greisenhaften Selbstreflectirung der Zeit, und in dieser Mischung der Contraste so ergötzlich und bedeutsam. Es war ein raffinirter Nachtigallengesang, den Heine anstimmte, aber es war doch immer ein Nachtigallengesang in jener Zeit, und

man mußte eine Art von Troſt an einem Sänger erblicken, der eine ſo burleske Philoſophie in kleinen Liedervexirgrammen verbreitete. Konnte dieſe Poeſie noch nicht ganz als die wahre und rechte Art des Dichtens erſcheinen, ſo mußte man ſie doch für den Uebergang zu der rechten Poeſie der Zeit halten, und annehmen, Heine werde einmal alle dieſe genialen Einzelnheiten und Ausſpritzungen ſeiner Natur zu einem großen Schöpfungsact ſammeln und aus ſeinen Unarten eine Art machen, die plaſtiſche Geſtaltung in das Schaffen der Zeit brächte, was freilich bei ihm nicht in Erfüllung gegangen. Denn Plaſtik, Geſtalt, Fleiſch und Blut mußte als das tägliche Brot erſcheinen, das für eine neu werdende deutſche Poeſie zu erflehen ſei. Heine war noch nicht über den Standpunkt der lyriſchen und humoriſtiſchen Reflexion hinausgekommen, ein Standpunkt, der zu unzuverläſſig war und allen möglichen Willkürlichkeiten freien Spielraum ließ. Die Atmoſphäre des erſten Reiſebilderbandes war und blieb aber unwiderſtehlich. Dieſe träumeriſche, müßiggängeriſche, narkotiſch ſtechende, die Zukunft aus der Gegenwart herausſprichelnde Manier erſchien in Heine als poetiſcher Frühlingsbote des nachmaligen Juliliberalismus, deſſen abnutzgrolles Jucken die Reiſebilder bezeichneten.

Die Stimmung, welche Heine damals in Gleichgeſinnten weckte und vorfand, war in gewiſſem Betracht der Anfang jener Zerriſſenheit, die ſpäter noch berüchtigter geworden iſt unter dem Namen des Weltſchmerzes, der beſonders aus den jüngſtdeutſchen Lyrikern, namentlich aus Nicolaus Lenau, in ſo lichter Lohe herausſchlug. Indeß, wie viel Mißbrauch auch mit dieſem Schmerz getrieben werden, ſo muß man doch gelten laſſen, daß die Zerriſſenheit jener Zeit ſo gut ein hiſtoriſcher Moment war, wie die Wertherſtimmung im achtzehnten Jahrhundert. Warum ſoll denn ein Schmerz, wenn er ſich auch burlesk und auffal-

lend gebärdet, darum ein falscher und gekünstelter Schmerz sein? —

Da schlug die Stunde des französischen Juli von 1830, und da man in der lebensatten Welt längst gewartet hatte, daß neue Zeichen geschehen würden, glaubte man, dies sei das Zeichen der neuen Zeit. Man freute und rüstete sich, man rechnete mit seiner Vergangenheit ab, und diese schauten in die Zukunft, während jene ihr Testament machten. Heine hing seine Liederharfe über die Schulter und kam mit zersprungenen Saiten in Paris an. Er wurde ernsthafter, schärfer, bestimmter, und schrieb über deutsche Literatur, Religion und Philosophie in französischen Blättern. Namentlich mit deutscher Religion und Philosophie, diesen beiden himmelstürmenden Titanen, hat er es sich denn allerdings sehr bequem gemacht, und wie man in fremden Landen mit einem zufällig angetroffenen Landsmanne weit leichter vertraulich wird, den man in der Heimath vielleicht über die Achsel angesehen, so mochte Heine auch mit seinen beiden Landsleuten, Religion und Philosophie, in Paris eher fertig werden zu können glauben, als früher bei der flüchtigen Bekanntschaft in Deutschland. Sein glücklicher Witz ist ihm auch bei Bewältigung dieser ernsten und großen Gegenstände sonderbar genug sehr zu Hülfe gekommen. Diese Aufsätze waren, wie man weiß, zuerst als Artikel der Revue des deux mondes französisch erschienen, ursprünglich aber offenbar deutsch niedergeschrieben, da der meistentheils flüchtige, nüchterne und ungepflegte Stil einer solchen Schreibart gleicht, wie man sich ihrer wohl im Brouillon bedient, wenn man für die nachherige farbige Ausführung in einer andern Sprache den Grundtext aufsetzt. Ungewiß bleibt nur, für wen eigentlich Heine jene Belehrungen aufgezeichnet hatte. Die Franzosen, denen er darin das erste ABC der deutschen Philosophie vorsetzte, und durch

manchen unphilosophischen Spaß mundrecht zu machen suchte, waren offenbar durch Cousin, Lerminier und Andere schon weiter in der deutschen Speculation vorgerückt und tiefer in dieselbe eingeführt worden. Denn mag auch, was Ersteren betrifft, Heine's Spott keineswegs mit Unrecht auf ihm lasten, so hat doch auch Cousin schon, wie unfruchtbar immer sein aus Hegel hervorgeschrobener Eklektizismus gewesen, sich wenigstens auf die Prinzipien der verschiedenen philosophischen Systeme in Weise wissenschaftlicher Erörterung wirklich eingelassen. Heine dagegen besprach fast nur die Aeußerlichkeiten und Allgemeinheiten der deutschen Philosophie, die ihm zur Folie für die Sprünge des Humors dienen müssen. Deshalb gewann die Philosophie bei ihm, wie der ferne Mann im Monde, größtentheils eine so spaßhafte Gestalt. Er weiß genau, daß Paracelsus Scharlachhosen und rothe Strümpfe getragen und führt dies wie zu seiner Charakteristik an. Bei Kant liefert er ein wunderhübsches Capriccio über dessen alten Bedienten Lampe, welcher den Philosophen mit dem Regenschirme abholt, und von Jacob Böhme ist es ihm genug zu sagen, daß er ein Schuster war, den er sich nie habe entschließen können zu lesen. Durch solche und ähnliche Dinge, die an sich oft eine große Wirkung thun, und durch den Witz der Combination nicht selten die geistige Wahrheit, oder wenigstens einen Schimmer derselben treffen, hat Heine doch zugleich den Persönlichkeitsgeist in die neueste Kritik gebracht, der nach Unwesentlichkeiten oft das Wesentliche zu meistern suchte.

Etwas besser steht es mit dem religiösen Theile jener Aufsätze aus. Heine hat sich darin einen seltsam populären Gebrauch der Begriffe: Spiritualismus und Sensualismus, an die Hand genommen, und führt auf den Gegenstreit dieser beiden alle religiösen Erscheinungen des modernen Lebens, be-

sonders aber den Ausbruch der Reformation, zurück, doch will er eigentlich nur den bloßen flachen Gegensatz von Geistigkeit und Sinnlichkeit damit bezeichnen. Die Idee des Christenthums ist nach Heine bloß Spiritualismus, d. h. Geist, welcher die Materie vernichten wolle, und darum nennt er sie eine unausführbare Idee, als feindlich gegen die Sinnlichkeit gerichtet. Der Versuch, die Idee des Christenthums zur Ausführung zu bringen — so raisonnirt Heine weiter — habe die Menschheit unglücklich gemacht, und die Folge davon sei das jetzige soziale Unwohlsein in Europa. Das Christenthum habe die Materie fletrirt, die edelsten Genüsse herabgewürdigt. Die Sinne hätten heucheln müssen, und es sei Lüge und Sünde in der Welt daraus entstanden. Jetzt aber müßten wir „unsern Weibern neue Hemden und neue Gedanken" anziehen, und alle unsere Gefühle durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest. Heine hatte hier nämlich die „Rehabilitation der Materie" im Sinne, bei der er jedoch nicht über die flache und im eigensten Sinne geisttödtende Bedeutung der Saint-Simonisten hinausgekommen. Denn am Ende ist es doch besser, daß der Geist die Materie ertödte, als daß nun die Materie den Geist umbringen und eine Religion der Industrie auf den Thron des Lebens setzen solle. Heine aber verlor sich mit jenen Auseinandersetzungen offenbar in einen ganz materiellen Pantheismus, der nur noch das poetische Element als einen geistigen Anhalt für sich hat. In der gänzlichen Ausrottung des Deismus aber, als dessen „Schweizergarde" er sehr witzig das Judenthum bezeichnet, sieht Heine den zunächst gebotenen Fortschritt der Zeit, als ob nicht schon das Christenthum, oder vielmehr die wahre, ursprüngliche und positive Idee desselben, die geistige Aufhebung des Deismus selber wäre. Rehabilitation der Materie heißt allerdings das große Wort, wel-

ches zu lösen und zu verarbeiten die heutige Menschheitsepoche vor allen berufen ist. Aber in der wahren Idee des Christenthums selber müssen die tiefsten und einzigen Elemente zur Versöhnung dieser großen eingerissenen Kluft zwischen Welt und Geist, zur Ausfüllung der unendlichen, in ein Diesseits und Jenseits zerspaltenen Trennung der modernen Weltanschauung, erkannt werden. Jene ersten christlichen Jahrhunderte, durch deren bizarre Ascetik die Materie, in welcher sie Gott nicht erkannten, mit dem Fluche des Fleisches belegt wurde, waren doch nur die Karikaturen der ursprünglichen christlichen Idee, in denen sich diese zunächst zu einem colossalen Gegensatz gegen den noch nicht zu Grunde gegangenen Materialismus des Heidenthums hinaufschrob. War im Christenthume Gott in die Welt getreten und hatte sich im Fleische offenbart, so war auch die Materie zur Stätte des Geistes geheiligt worden, und das Jenseits in das Diesseits hinübergegangen. Die Versöhnung liegt in der positiven Offenbarung des Christenthums selbst, und wenn sie in trüben und nur als Gährungsprocesse vorübergegangenen Jahrhunderten der Geschichte verkannt und verloren gegangen, so wird es Aufgabe eines gesunden und tüchtigen Geschlechts, sich dieser ursprünglichen und ächten Bedeutung seiner Religion wieder zu bemächtigen, sie zu entwickeln, in seine menschlichen und bürgerlichen Einrichtungen einzubilden, und daran sich zu erneuern und zu erstarken. —

In Heine's Darstellungen aber ist immer ein Element nicht zu übersehen, das sich bei ihm von dem wesentlichsten Einflusse zeigt, und obwohl es nur die Form und Manier seiner Anschauung ist, doch den Inhalt selbst, und gerade die eigenthümlichsten Wendungen desselben bedingt. Dies ist der Heine'sche Stil, eine besondere Theorie des Stils, welche sich Heine hinsichts der Wirkung durch Gegensätze und Contraste gebildet hat.

Wie ſehr er Meiſter in der muſikaliſchen Behandlung der Perioden iſt, wird ihm jeder dafür Empfängliche zugeſtehen. Aber dieſer ſeine muſikaliſche Sinn für Hebung und Senkung, für Satz und Gegenſatz, verlockte ihn auch, in das Inwendige des Inhalts beſtändig ſolche muſikaliſch wirkende Gegenſätze zu verlegen, und wo keiner da war, ſtellte er eine geheime Windharmonica auf, in die ſein Witz ein Schelmenſtück hineinblaſen mußte. So führt er mit ſeinem Stil immer allerhand blendende Scheinmanoeuvres auf, um nur Contraſte herauszubringen, die einen riquanten Klang geben. Dadurch hat er ſich gewöhnt, nichts ſo zu ſagen, wie es eigentlich iſt, ſondern wie es einer Tonart ſeiner Stimmung ſich fügt, welche ihm gerade in den Ohren ſummt. Die Muſik ſeines Witzes und der Witz ſeiner Muſik haben ihm das Bedürfniß auferlegt, zu der Hebung überall auch die Senkung, zu dem Satz ſich den Gegenſatz zu ſuchen, und ſo läßt er nichts in ſeiner Darſtellung beſtehen, was er nicht auch wieder umwerfen müßte. Darum wird der Ernſt ſofort zum Scherz, und der Scherz, der ſich am Ende über ſich ſelbſt luſtig macht, häufig zur Grimaſſe. Jeden Inhalt, mit dem er ſich beſchäftigt, verhöhnt er zuletzt ſchon deswegen, weil er ſich mit ihm beſchäftigen mußte, denn ſeinen Witz verdröſſe es zu ſehr, die Wichtigkeit irgend eines Dinges beſtehen zu laſſen. Es iſt wahr, Heine verſtand in ſeinem Stil die Gegenſätze, die er ſo poſſierlich zuſammenwürfelte, oft zu wahren Meiſterſtücken des Humors herauszuputzen und zu verkleiden, und da er ein Virtuoſe des Drolligen iſt, worin er mit Voltaire verglichen werden kann, ſo benutzt und erſinnt er allerhand luſtige Geſchichten, welche er als Blumenteppich zur Einwickelung ſeiner Schlangen braucht, und wodurch ſeine Darſtellung beſtändig etwas fein Durchhauchtes gewinnt. Aber dieſe Manier des Stils, die in ſich ſelbſt verliebt iſt und ſich doch

ſelbſt aufhebt und vernichtet, wie viel Anerkennung ihr auch in vieler Hinſicht gebührt, kann doch auch eine gefährliche Einwirkung auf den ganzen Charakter der Literatur haben, indem ſie dazu verführt, nichts mehr einfach um ſeiner ſelbſt willen zu ſagen, ſondern, gleichſam aus Ueberdruß an dem Inhalt ſelbſt, durch künſtlich aufgeſetzte Lichter einen fremdartigen Reiz in denſelben hineinzubringen. Zwar ſpiegeln ſich in der Eigenthümlichkeit dieſes Heine'ſchen Stils viele Einflüſſe der heutigen Zeit- und Lebensanſchauung wieder, denen ſich Niemand entziehen kann, und welche die ganze heutige Darſtellungsweiſe färben, und hierin hat dieſer Stil eine ſolche Bedeutung für die neueſte Literatur erlangt. Auch kann Heine noch das beſondere Verdienſt in Anſpruch nehmen, daß er das Plaſtiſche der Schreibart, das Schreiben für die ſinnliche Anſchauung, auf meiſterhafte Weiſe gefördert hat. Aber ſelbſt dieſe poſitiven Eigenſchaften ſeines Stils erſcheinen bei ihm ſo häufig nur als Gaukeleien des Gedankens, daß das, was die Hauptſache alles Stils bleiben muß, der Inhalt, faſt nie vorurtheilsfrei und unvermiſcht darin zur Erſcheinung kommt. Dieſem ſubjectiv befangenen Heine'ſchen Stil gegenüber muß der Stil des reinen Inhalts, welcher ſeine höchſten Geſetze nur von den darzuſtellenden Gedanken empfängt und mit denſelben niemals willkürlich zu ſchalten wagt, als die richtigere und wahrhafte Schreibart hervorgehoben werden. —

Auf Börne kam in der deutſchen Literatur zuerſt in einem ſehr unſcheinbaren Zuſammenhang die Rede. Hegel und Gans hatten die Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik geſtiftet, die als eine Art von Propaganda dieſer Philoſophie, und zum Theil mit Recht, betrachtet wurden. In der Ankündigung hatte man ſich etwas pomphaft gegen alle Anonymität in der Kritik, als gegen ein Syſtem der Wegelagerung, erklärt, und dagegen

eine Beurtheilung der laufenden Wissenschaft nicht anders als unter offenem Namensvisier verheißen. Da erschien gegen den in dieser Ankündigung ausgesprochenen Grundsatz eine kleine glänzend geschriebene Brochüre, welche den Namen Börne auf dem Titel führte. Er erblickte in der Constituirung eines solchen öffentlichen Gerichts, in dem die Autorität des Namens eine Bedeutung gewinnen sollte, eine Gefahr für die Freiheit der Literatur und Wissenschaft. Börne aber kämpfte für die Freiheit, wenn auch vor der Hand nur für die Freiheit der Literatur und Wissenschaft in Deutschland. Fast gleichzeitig war eine andere kleine Schrift von ihm einzeln gedruckt erschienen: Börne's Trauerrede auf den Tod Jean Paul's. Dies war in der Sprache ein Meisterstück der Beredsamkeit, und im Gedanken das hohe Lied einer großen Seele. Als Hauptgedanken suchte er durchzuführen: daß Jean Paul der Dichter der Armen gewesen. An einen solchen Geist knüpfte sich nun eine Reihe von Vorstellungen und Ahnungen einer bessern Zukunft in Deutschland. Wenn Heine auf seine Madame Meyer ein Glas Tokayer gereimt hatte, um sich und uns in dieser Position weltgeschichtlich anzuregen, so erschien bei Börne die Anregung geradezu und ohne jene Mythologie der Heine'schen Götter und Göttinnen. Man erfuhr jetzt mehr von Börne, was er sei und was er schon gethan. Die einige Jahre später herauskommende erste Sammlung seiner Schriften, welche noch am Vorabend der Julirevolution beendigt wurde, zeigte schon, zu nicht geringem Erstaunen, den vollständig abgerundeten und fertigen Autor in ihm. Seine Schreibart hatte er nach Jean Paul gebildet, jedoch nach seinem eigenthümlichen Naturell blitzend und scharfschneidig ausgeschliffen. Das jüdische Element in Börne gab einen piquanten Beisatz dazu. Im Grunde war der schriftstellerische Charakter Börne's schon bei seinem ersten

Auftreten vollendet und abgeſchloſſen. Die Steigerung, welche der Ausbruch der Julirevolution in ihn brachte, war nicht die reine und ächte Entwickelung ſeiner Selbſt, ſondern es war ein faſt unfreiwilliges Ueberflutetwerden von der Zeit, deren Wogen ſein edles Haupt begruben. Börne hatte etwas Metaphyſiſches an ſich, und man kann ihn den verzweifelten Metaphyſiker dieſer modernen Zeitbewegung nennen. Seine welthiſtoriſche Ironie trägt den ſchwarzen Fluch der Kaſſandra mit ſich herum, an dem eigenen Untergang zehren zu müſſen, und je tiefer die Anſchauung, je rettungsloſer ſtürzt ſie ihn in den Wahnſinn der Selbſtzerfleiſchung hinein. Sein Patriotismus war ein Bacchant geworden, der ihm das Herz in Stücke riß. Wie der gläſerne Licentiat des Cervantes ſchlich er in Deutſchland umher, bis in ſeine innerſte Seele durchſichtig und zerbrechlich, und theilte kluge und ſcharfe Antworten eines Wahnwitzigen aus, von denen man betroffen ſtumm wird. Die Gaſſenjungen ziehen jubelnd hinter ihm her, aber er geht in ſeinen tiefen ſchmerzhaften Gedanken mitten unter ihnen, und ſieht freundlich, wie der alte verrückte Mann, der ſein weißes Haar dem Geſpötte der Welt lächelnd preisgiebt. Alle offenen und geheimen Schäden der deutſchen Nationalität hat Börne wie ein Giftpulver tief in ſich niedergeſchluckt, und ihm iſt übel und wehe davon geworden, er beſchreibt es ſelbſt phyſiſch bis zum Grauſen, wie ſich allmählig die deutſche Nationalität in ihm erbricht. Was wir in Bezug auf Heine von dem Witz des Stils bemerkt, iſt zum Theil auch auf Börne anzuwenden, doch hatte bei ihm die Geſinnung ohne Zweifel einen mächtigeren Einfluß auf den Stil als der Witz, und überhaupt ſcheint mir der Börne'ſche Stil, beſonders in ſeinen früheren Schriften, als maaßvolle und künſtleriſche Ausarbeitung des Gedankens der Heine'ſchen Schreibart vorzuziehen. Dagegen fiel Börne in ſei-

nen letzten Schriften häufig genug mit der Thür ins Haus, und dann kränkelte ihm auch der Gram der Zeit, dem er sich geopfert, jenen bleichen und furchtbaren Ernst an, der auch seine Darstellung als ein schlotterndes Gespenst erscheinen ließ.

Börne, der am Elend seines eigenen Herzens gestorben ist, schläft unter einer Steinplatte des Père Lachaise, und hat den bittern Traum seines Lebens hoffentlich mit bessern Träumen vertauscht. Wenn man aber an dem einfachen Grabstein Börne's auf jenem Kirchhofe steht, dann erblickt man unter sich zu seinen Füßen eine dicke Dampfwolke, die fast unbeweglich sich hingelagert hat. Dies bezeichnet die Atmosphäre der Stadt Paris, welche man dort in ihrer ganzen Ausdehnung vor sich hat. In dieser Atmosphäre, die den Qualm aller modernen Lebenselemente und die Fäulniß aller Zeitrichtungen in sich geschluckt hat, wohnt noch Heinrich Heine, welcher den Börne überlebt hat, und während Börne da oben auf seiner Kirchhofshöhe von reinen Lüften umfächelt ist, während er gesund geworden als Todter, schrieb Heine dort unten, in den kranken Nebeln, die seine Brust beengen, ein krankes Buch, das Buch „Heinrich Heine über Ludwig Börne", das bald bleich ist vor Mißgunst und Haß, bald fieberroth vor Eigensucht. Heine stellt in diesem Buche besonders den Umstand heraus: daß er in allen seinen Bestrebungen nur Dichter gewesen, und daß seine Gesinnung vorherrschend immer die eines Royalisten war. Wir müssen es ihm wohl glauben, wenn er es uns sagt, und was seine Dichterkrone anbetrifft, so giebt es keine so starke Demagogenhand in unserer Kritik, welche ihm diesen wahrhaft königlichen Schmuck jemals entreißen könnte. Mit Börne will er demnach nie etwas gemein gehabt haben, denn Börne war durch und durch Demokrat, und zuletzt geradezu Revolutionnair. Nun aber kann Heine seinen Abscheu gegen alles Demokratische, na-

mentlich wie es Börne getrieben, nicht ſtark und witzig genug malen. Für den Begriff der Volksſouverainetät hat er jetzt einen ſehr humoriſtiſchen und poſſierlichen Ausdruck erfunden: er nennt das Volk den „ſouverainen Rattenkönig". An den revolutionairen Verſammlungen der deutſchen Handwerker in Paris, mit denen ſich Börne zuletzt zu ſchaffen gemacht, hat Heine keinen Antheil genommen, weil in den Sälen geraucht wurde. Heine kann den Tabacksqualm nicht vertragen, und bemerkt witzig, daß er mit der deutſchen Revolution nichts zu thun haben könne, weil er gefunden, daß ſie Taback rauche. Börne ſelbſt aber iſt ihm ein Toller, ein Wahnwitziger, ja er verläſtert deſſen Privatleben, das rein und tugendhaft war. Dagegen hatte Börne ſchon früher in der franzöſiſchen Zeitſchrift: le Reformateur, die Heine'ſche Leichtfertigkeit entſchieden genug von der Kampfbahn zurückgewieſen. —

Der Einfluß von Heine und Börne, in Wechſelwirkung mit den hiſtoriſchen Anläufen der Tagesſtimmung, hatte ſchon einige ähnliche Talente zur Welt gebracht, welche ſich ganz in jene Heine-Börne'ſche Lebens- und Zeitanſchauung, ja in die eigenſten Formen ihres Ausdrucks, hineingearbeitet hatten. Unter dieſen war zuerſt Heinrich Laube mit einer einigermaßen bedeutenden Phyſiognomie hervorgetreten, und wenn er auch damals den erſten Abdruck von ſich durchaus in den Typen des Heine'ſchen Stils in die Welt hinausſchickte, ſo ſah man ihm doch an, daß dieſe Intereſſen zugleich organiſche Lebenstheile einer ſich ſelbſtändig bewegenden Perſönlichkeit waren. Er hatte im Jahre 1833 die Redaktion der Zeitung für die elegante Welt übernommen, und ſich darin beſonders die Kritik der neuen literariſchen Erſcheinungen im Sinne des Liberalismus angelegen ſein laſſen. Obwohl er ſich bei dieſem Geſchäfte häufig überſtürzte, ſo gingen doch im Grunde ſehr wohlthätige Anregungen

des neueſten Literaturlebens von ihm aus. Auch war es angenehm, in ihm einen durchweg liebenswürdigen und tüchtigen Charakter in unſerer Literatur zu ſehen, der, was ihm an Tiefe der Wirkung gebrach, gewiſſermaßen perſönlich durch eine ehrenhafte Vertretung der Form erſetzte. Bei Laube's erſtem Auftreten war bemerkenswerth, wie er mehr Muth als Geiſt beſaß, und durch den Muth der Form zu erſetzen wußte, was ihm der Geiſt des Inhalts verſagte. In ihm war ein bedeutendes Talent des Anlaufs, Alles an Laube war Anlauf, und dieſer Anlauf wiegte ſich oft täuſchend in die Illuſion der That ein. In gewiſſer Beziehung konnte er auch zuweilen dafür gelten. Indeß beging Laube damals den Fehler, das, was er wollte und was die Zeit wollte, zu ſehr, ich möchte ſagen in kritiſchen Recepten zuſammenzufaſſen, und tendenziöſe Formeln und Typen ſtatt der lebendigen und productiven Entwickelung hinzuſtellen. Durch den von ihm zu ſprungartig aufgefaßten Gegenſatz des Neuen zum Alten wurde er der Erſte, welcher ein ſogenanntes neues Deutſchland aufs Tapet brachte, aus welchem Ludolf Wienbarg, ſeinerſeits in dem edelſten und reinſten Sinne, ein junges Deutſchland machte, welchem er im Jahre 1834 ſeine Aeſthetiſchen Feldzüge widmete. Laube aber bekundete in ſeiner ſpäteren literariſchen Thätigkeit, die von allen Tendenzen abgelöſt erſcheint, ein ſehr bewegliches und mannigfach umhergreifendes Schaffenstalent. Seine kritiſchen Leiſtungen concentrirte er zu einer deutſchen Literaturgeſchichte, die als literarhiſtoriſches Lectürebuch ihre verdienſtlichen Seiten hat, indem ſie auf bequeme Art eine raſche und gefällige Orientirung gewährt. Ein wohlüberlegter, nach harmoniſcher Abrundung und wohlthuenden Eindrücken ſtrebender Geiſt charakteriſirt die neueſten productiven Darſtellungen Laube's, die ihre Stoffe oft aus den verſchiedenartigſten Weltgegenden zuſammen-

kolen. Am entschiedensten scheint Laube zu Arbeiten für das Theater begabt zu sein, doch läßt sich diese neuerdings mit Vorliebe und Glück von ihm ergriffene Thätigkeit noch nicht zu einem Urtheil für uns zusammenfassen, da es ihm vor der Hand nur darauf anzukommen scheint, Terrain der Bühne abzugewinnen.

Ein tiefes, festes, männliches Streben, auf nationaler und wissenschaftlicher Grundlage, legte Ludolf Wienbarg an den Tag. Er hatte in seinen „Aesthetischen Feldzügen", unter welchem Titel er seine an der Universität zu Kiel gehaltenen Vorträge herausgab, die Aesthetik als eine geschichtliche und nationale Wissenschaft zu begründen gesucht, indem er sie in ihrer Einheit mit der Weltanschauung eines jeden Volks und als unzertrennlich von derselben auffaßte. Dieser wichtige Gedanke befreit die Aesthetik nicht nur von der unwürdigen Stellung, bloß für eine vereinzelte Liebhaberei des Volksinteresses zu gelten, sondern hebt sie zugleich über ihren bisherigen Charakter, wonach es in ihr entweder auf eine prinzipienmäßige Systematik des Kunstschönen, oder auf bloße Recepte und gute Rathschläge zur Bildung des Geschmacks abgesehen wurde, weit hinaus. Die pedantischen Definitionen dessen, was das Schöne sei, sind auf dieser Stufe überwunden, und da die höchste Vollendung und Bedeutung der Kunst nur in ihrer Einheit mit dem Charakter ihrer Nation und in der Beziehung zur herrschenden Weltanschauung ihrer Zeit vorhanden sein kann, so ist klar, daß dasjenige das Schöne sei, das den nationalen Formen der jedesmal herausgetretenen Weltanschauung einer Zeit und eines Volkes gemäß und harmonisch ist. So hat jedes Volk seine eigenthümliche Kunst, seine eigenthümliche Bedeutung des Schönen, dessen Prinzip nur in der Nationalität beruht, und das in den colossalen Phantasiegebilden der alten indischen Poesie, in dem plastischen Ebenmaß griechischer Kunst, und in

den Ueberſchwänglichkeiten der chriſtlichen Romantik, ebenſo verſchiedenartig als in der jedesmaligen Weiſe und Zeit anerkennens- und bewundernswerth hervorgetreten.

In Wienbarg's Richtung, die er ebenſo klar als ſchön und begeiſtert entwickelte, lag in ihrer allgemeinſten Bedeutung, ein Hinſtreben zu dem altgriechiſchen Prinzipe der Schönheit, das, mit der Weltanſchauung des Volkes vermählt, den modernen Nationalzuſtänden die Harmonie des Kunſtwerks zurückgeben ſollte, welche die alte Welt beſeſſen. Das Allgemeine, der Staat, erhielt dadurch dieſelbe Aufgabe, wie das Individuum, der Bürger, nämlich ſich ſelbſt zum Kunſtwerk auszubilden. Dies war eine gleichberechtigte Durchdringung und Vertretung aller Organe des Lebens, die Freiheit als Schönheit. Dieſe Ideen, mit welchen Wienbarg ſich theilweiſe zu einem Jünger Plato's und Schleiermacher's bekannte, legte er an das Herz der jungen Generation, aus dem ſie zur That emporblühen ſollten, und widmete ſie in dieſem Sinne dem jungen Deutſchland. Die Haltung dieſes Schriftſtellers war überhaupt ſo maaßvoll, edel und ehrenhaft, im Geiſte des antiken Republikaners, und Alles war an ihm auf künſtleriſche Abgränzung berechnet. Für die Literatur ſchien ſeine Wirkung eine weniger umfaſſende und ſich fortſetzende, als ſie vielmehr das blitz- und ſchlagartige Erhellen eines Anſchauungsgebietes war, innerhalb deſſen Wienbarg eine feſte aber einſame Stellung behauptete, einſam, weil er ſich die productive Beweglichkeit innerhalb ſeines Standpunktes verſagte. Wienbarg blieb im Schwerpunkt ſeiner hohen idealen Lebensanſicht gefangen, ſie in der Peripherie mit Lebendigkeit zu entwickeln, ſchien es ihm oft an Luſt zur Welt und an Vertrauen zu ſeiner Zeit zu fehlen. Doch iſt ſeine literariſche Thätigkeit noch keineswegs für abgeſchloſſen zu nehmen, vielmehr erſcheint die Weiterentwickelung eines ſo edlen, kernhaften und auf das

Höchſte angelegten Geiſtes an die Zukunft unſerer Nationalität ſelbſt und deren Erhebung gefeſſelt. Zu poetiſchen Darſtellungen hat er bedeutende Anläufe genommen, doch wollte ſich, wie es ſcheint, die Form deutſcher Nationaldichtung, die er als ein Höchſtes erſtrebt, ihm noch nicht geſtalten. Bedeutend angelegt iſt das in ſeinen „Wanderungen durch den Thierkreis“ mitgetheilte Novellenbild „das goldene Kalb“, worin die Frage vom Reichthum und der Gütergleichheit auf eine vortreffliche Weiſe angeklungen wird. Unter ſeinen publiziſtiſchen Arbeiten iſt die in ſeiner „Quadriga“ enthaltene Darſtellung der norwegiſchen Verfaſſung bemerkenswerth. Seine Schilderungen von Helgoland dürfen als klaſſiſch gelten. Als Kritiker übt Wienbarg in den Hamburger Blättern der Börſenhalle eine der Literatur ſehr wohlthuende Wirkſamkeit aus, und zeigt unter allen Urtheilſprechern der Gegenwart den vorurtheilsfreieſten, allen Perſönlichkeiten unzugänglichen und lediglich an dem allgemeinen Fortſchritte der Literatur feſthaltenden Geiſt. Beſonders haben in der letzten Zeit ſeine dramaturgiſchen Abhandlungen und Vorträge erwecklich gewirkt. Die Sprache Wienbargs iſt immer von außerordentlicher Schönheit, ſie nimmt gern einen rhetoriſchen Schwung, ohne dem rein gedankenmäßigen Ausdruck dadurch etwas zu vergeben, wie denn bei dieſem Schriftſteller Alles nur um der Sache willen da iſt.

Wie die Literatur, welche ſich ſeit 1830 in Deutſchland zu entwickeln begonnen, überhaupt noch keine überſichtliche Beurtheilung zuläßt, ſondern hier nur in ihrem hiſtoriſchen Moment gewürdigt werden kann, ſo iſt auch die Kritik der einzelnen Autoren, welche als die hauptſächlichſten Träger dieſer Periode erſcheinen, noch nicht reif zu nennen, da dieſelben in einer fortdauernden Productivität und in einem Streben nach neuen Formen und neuer Wirkſamkeit ſich begriffen zeigen. Als einen

Autor von umfaſſender und unabläſſiger Thätigkeit, der ſich die weiteſte productive Laufbahn eröffnete und berechnete, müſſen wir Karl Gutzkow hier nennen, mit welchem Wienbarg eine Zeit lang zu gemeinſchaftlicher Beſtrebung und beſonders zur Herausgabe der „deutſchen Revue," deren Verbot mit den gegen die junge Literatur ergriffenen Maaßregeln zuſammenfiel, ſich verband. Gutzkow trat zuerſt mit einer Hingebung an die Menzel'ſche Kritik hervor, in welcher er ſofort die Keime einer neuen deutſchen Bildungsperiode erkannte, und durch dieſe Anerkennung mit einer für einen blutjungen Autor merkwürdigen Entſchiedenheit ſich mit einem Schlag von ſo vielen und beſtehenden Sympathieen losſagte, mit denen ſonſt die Jugend in ihrer Entwickelungszeit erſt lange im Kampf zu liegen pflegt. Doch kehrte Gutzkow, nachdem das Verhältniß zu Menzel ſich nicht als ächt bewährt hatte, auch zu manchen dieſer alten Sympathieen wieder zurück, wie zum Beiſpiel zur Anerkennung Goethe's, die zugleich, nachdem Menzel die ausſchweifend gewordenen Richtungen des jungen Autors mit allzu großer Heftigkeit abgelehnt hatte, in einem eigenen, vortrefflich geſchriebenen Buch wieder zu ihrem Recht gebracht wurde. Seine Productionskraft verſuchte Gutzkow zuerſt in einer eigenthümlich erſonnenen Compoſition „Maha Guru", wo der fremdartige Stoff, mit moderner Ironie ergriffen, oft zu bedeutſamen Reflexen benutzt wurde. Zu einer lebendigeren Darlegung ſeines Weſens und ſeiner Beſtimmung ſchritt Gutzkow in ſeinen „Briefen eines Narren an eine Närrin", in welchen er in Börne's und Heine's Geiſt und Stil, doch oft mit eigenthümlichen Anläufen, der Zeitſtimmung nach der Julirevolution ihren Tribut abtrug. In ſeinem Roman „Wally, die Zweiflerin" wandte er ſich zuerſt auf die ſocialen und religiöſen Conflikte, und ſuchte darin einen Roman der Skepſis unſerer Zeit, des Zweifels und der Verzweif-

lung zu gestatten, [illegible]
und geistreiche anatomische Präparate dieser Zeitrichtungen liefernd, als daß er sich in seiner eignen Individualität tiefer davon ergriffen gezeigt hätte. Die ätzenden Säfte eines tüchtigen, aber grausamen und quälerischen Verstandes machten sich in diesem Roman entschieden zum Nachtheil der Poesie geltend, wie frisch und keck auch Vieles darin aus den unmittelbaren Conflicten der Zeit und der socialen Stimmung derselben herausgegriffen ist. Die als Hauptthema dieses Buches behandelte Frage: ob das Christenthum eine abgelebte Institution sei, und für uns und unsere Zustände nicht mehr tauge, wird durch schneidende psychologische Thatsachen beantwortet, die jedoch bei der Kälte, mit welcher sie zusammengestellt sind, nur den Eindruck einer künstlichen und mühsamen Reflexion machen. Dies Buch verdient deshalb hier eine ausführlichere Erwähnung, weil es, verbunden mit der Vorrede, mit welcher Gutzkow Schleiermachers Briefe über die Lucinde von Neuem herausgegeben, die Hauptanklagepunkte gegen die Richtungen der neuesten Literatur überhaupt liefern mußte, wobei denn Schriftsteller, die den entgegengesetztesten Charakter und das verschiedenartigste Bestreben hatten, es sich gefallen lassen mußten, durch eine gemeinsame Kategorie gestempelt zu werden. Ein weit gediegeneres und anerkennenswertheres Streben entfaltete Gutzkow aber um dieselbe Zeit in einer Dichtung, die viel weniger gekannt zu sein scheint, als sie es verdient, und in welcher er die erste Probe seines dramatischen Talents schon auf einer bedeutenden Stufe ablegte. Dies ist seine Tragödie „Nero", welche einen Wendepunkt bei diesem Schriftsteller selbst bezeichnet, indem wir darin das Ringen zwischen der trotzigen und unbeugsamen Skepsis und dem plastischen Werdeleben jugendlicher Schöpfungslust erblicken, welche letztere gern die Qual aller der fürchterlichen Träume und

Ahnungen durch das Aufgeben in die festeste und sicherste Gestaltung bezwänge. Nero ist ein geformtes Bild aller Zerstörungstriebe geworden, welche die in sich selbst zerfallenen Scheideperioden der Menschheit jedesmal charakterisiren, und Wollust, Grausamkeit und großes Talent, gleich gewaltig und reichlich in solchen Epochen vorhanden, zeichnen in diesem Kaiser gewissermaßen eine Normalnatur geschichtlicher Uebergangsstufen. Der Gedanke dieser Dichtung ist ohne Zweifel bedeutend, nämlich die ganze Gemüthsstimmung eines Zeitunglücks an ferne und fremde Gestalten einer ähnlichen Vergangenheit zu hängen. Die große, fast dämonische Gabe dieses Schriftstellers, die feinsten Adern im Getriebe der Gegenwart zu belauschen, hat er hier mit sichtlicher Satisfaction im Ausmalen jener Zustände des alten Roms walten lassen, und wenn sich geschichtlich auch noch viel dagegen einwenden ließe, das Verderben dieser Zeiten zu parallelisiren, so wird doch eine auf unser eigenstes Selbst zurückgehende Wirkung damit hervorgebracht. Der Eindruck ist daher mehr ein speculativer, als ein künstlerischer. Aber die Speculation ist nicht, wie in Goethe's Faust, tief und ganz und gar in die Innerlichkeit der Conflicte untergetaucht; sie prägt sich vielmehr in einem schreienden Gegenüberstellen einzelner Gedankenmomente, in einer trotzigen Andeutung durch kecke Situationen, ab. Gutzkow zeichnet in riesenhafter Naturgröße das wirre Durcheinanderfallen aller Elemente und stellt ein Individuum, diesen Nero, mit einem zugleich darüberstehenden und zugleich darin befangenen Bewußtsein mitten in diese Trümmer hinein. Dies zwiefältige Bewußtsein, seine Zeit verachten zu müssen, und doch selbst verächtlich zu sein wie sie, macht den Nero zum Nero, es ist der ins Böse hineintreibende Muttersluch des Individuums, welchen eine aufgelöste Epoche gerade auf ihre begabtesten Kinder schleudert.

Darum besitzt Nero diese Bosheit der Consequenz, das verderbte Rom mit der höhnenden Flamme zu zerstören, aber er besitzt zugleich die Größe der Consequenz, seine eigne Verderbtheit so unerträglich zu empfinden, daß er seine umstehenden Sclaven anbettelt, ihm den Tod zu geben. Das Dramatische an diesem Gedicht ist sehr zu beachten. Obwohl sich der Verfasser im Zusammenhang der Scenerie nicht immer an das Wahrscheinliche oder theatralisch Mögliche gekehrt hat, so erreicht er doch oft bedeutende Situationen. Wir haben bei diesem Stück umständlicher verweilt, weil es eine für den literarischen Charakter Gutzkows bedeutsame Grundrichtung enthält, und Vieles in seiner eignen Auffassung der Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart psychologisch zu erklären scheint. Seine neueste dramatische Laufbahn, bei der er es geradezu und ausschließlich auf die Theaterwirksamkeit abgesehen hat, müssen wir hier im Einzelnen noch unbeurtheilt lassen. Das große praktische Talent Gutzkows, immer etwas Fertiges und Zweckdienliches rasch zu gestalten, scheint ihn vorzugsweis einer erfolgreichen Thätigkeit für das Theater zu überweisen, wenn er auch, was das Poetische der Leistung anbetrifft, noch nichts seinem Nero Gleichstehendes seitdem geliefert. Doch ist auch in den uns bis jetzt von ihm bekannt gewordenen Theaterstücken, deren poetischer Werth sich noch nicht will feststellen lassen, mehr oder weniger die Richtung anerkennenswerth, das Leben der Zeit in anschaulichen und interessanten Bühnenfiguren zu gestalten. Diese Phase der Gutzkow'schen Productivität wird noch nicht seine letzte sein, und sie schien im Anfang überhaupt nur aus dem Bedürfniß von ihm ergriffen, aus literarischen und tendenziösen Wirren Erlösung und einen freien Ausweg zum unmittelbaren Schaffen, zu populairer Wirksamkeit zu gewinnen. Gutzkow weiß so gut wie wir, daß das deutsche Theater sich nicht so geschwind reformiren

läßt, und daß dazu noch andere Bewegungen der Nationalität [illegible] ihren Erfolg davon zu tragen. Er wird deßhalb hoffentlich nicht sein ganzes Talent nunmehr auf diesen einzigen Treffer setzen wollen. Sein unermüdlicher Thätigkeitstrieb hat aber so viele Hülfsquellen in sich, daß ihm die verschiedensten Gebiete Stoff hergeben müssen. Als Publizist hat er in seinen „Oeffentlichen Charakteren" sehr Anerkennenswerthes geleistet, und darin viel Takt und Gewandtheit bewiesen, in die Zusammenhänge der Persönlichkeiten und Ereignisse einzudringen. Dagegen sind seine Abhandlungen „zur Philosophie der Geschichte" flüchtig und dürftig ausgefallen. Als Kritiker hat sich Gutzkow von sehr ungleicher Bedeutung gezeigt, und ist im Grunde über die Manier Menzels niemals hinausgekommen. Mit einer durchdringenden Schärfe für das Schwache und Verfehlte begabt, und in der Abfertigung von Mittelmäßigkeiten ein Meister, ist er doch selber stets von persönlichen Einflüssen zu abhängig, um überall gerecht sein zu können. Da es ihm nicht darauf ankommt, das Entgegengesetzteste zu behaupten, wo es ihm gerade für subjective Zwecke paßt, so hat er die Geltung seines kritischen Wortes gewissermaßen suspendirt. Am unbefangensten und hingebendsten erscheint er in seinem vortrefflich gearbeiteten „Leben Börne's", in welchem, die allzu persönliche Vorrede gegen Heine abgerechnet, eine durchweg freie Geistesstimmung, und dazu, was man selten in Gutzkow's Schriften findet, eine warme Herzensregung sich verräth. Gutzkow hat fast keine Tonart in der Literatur anzuschlagen unterlassen. Was er sich vornimmt, wird er immer mit einigem Erfolg zu Stande zu bringen wissen, und er zeigt darin ein Talent des Machens, das an Beweglichkeit und Geschick kaum übertroffen zu werden vermag. Auch dem humoristischen Roman im Geiste Jean Pauls hat er sich vorübergе-

band zugewandt in seinem „Blasedow", welcher die Jean Paul'sche Darstellungsweise gewissermaßen in populairen und zeitgemäßen Formen wiedergeben sollte. Aber dieser Roman, der manches Verdienstliche enthält, verunglückte an der inneren Kälte, mit welcher er componirt ist. —

Die in diesem Zusammenhange jetzt vorgeführten Autoren hatten die Conflicte, besonders die ethischen und religiösen, welche in ihrer Zeit offen zu Tage lagen, scharf aufgegriffen, und es konnte daher nicht ausbleiben, daß sie von der Reaction, die sich überhaupt gegen diese Zeitbewegungen im Innersten der Prinzipien erhob, auch individuell scharf betroffen werden mußten. In der Literatur selbst war durch die Stellung, welche sich die älteren Dichter der früheren Periode zu diesen neuen literarischen und socialen Bewegungen gegeben, ein schädlicher Zwiespalt an den Tag gekommen. Namentlich war es Ludwig Tieck, welcher, obwohl selbst noch mit zum Theil bedeutenden Productionen an dieser Periode der Literatur betheiligt, eine Sonderstellung für sich in Anspruch nahm, welche sich feindlich und behindernd gegen alle jüngeren Talente verhielt.

Die Stellung und Anschauung, die Tieck in seinen Darstellungen dem bürgerlichen Leben giebt, war von jeher eine fluctuirende gewesen. Man hat diesem Dichter oft aristokratische Sympathieen zum Vorwurf gereichen lassen, ohne vielleicht einen andern Grund dazu zu haben, als den geistreich ästhetischen Firniß, mit dem Tieck immer die Gesellschaftszustände der Wirklichkeit überpinselt, ohne ihre reale Seite naturkräftig und mit materieller Wahrheit zu erfassen. Die ersten Märchen und Novellen Tieck's, wie sie im Phantasus gesammelt sind, erfreuen theils als anmuthige Zauberbilder und Träume der Phantasie, theils wirken sie durch eine wilde düstre Romantik, unheimlichen Waldgegenden gleich, abstoßend und zurückschreckend. Andere sind

wunderbare Skizzen und Kleingemälde des Lebens, wie der „Po-

vellendarſtellung hindeuten. Dieſe Ausbildung zeigt ſich in der Reihe von Dichtungen, die ſeit dem Jahre 1820 zuerſt in Taſchenbüchern hervorgetreten, und in ihren verſchiedenen Richtungen einmal die gegenwärtige Zeit in Rückſicht auf Kunſt, geiſtiges und geſelliges Leben bedeutſam zu berühren ſuchen, und darin eher platoniſche Geſpräche als productive Dichtungen genannt werden können; anderntheils aber auch ein rein productives und poetiſches Intereſſe erſtreben. Einige dieſer zur Zeit ihres Erſcheinens vielgeleſenen Novellen wollen wir hier mit kurzen Worten charakteriſiren. Die Gemälde ſchwanken zwiſchen Kunſtbeziehungen und poetiſchem Intereſſe; über Kunſt wird viel Treffendes geſagt, und der Tieck'ſche Humor ergeht ſich in einigen unvergleichlich komiſchen Geſtalten, wie der alte Maler Eulenböck eine iſt. Dieſer Humor belebt auch auf eine ergötzliche Weiſe die Muſikaliſchen Leiden und Freuden, doch waltet hier die beſtimmte Tendenz auf Muſik und deren Verhältniſſe in der Zeit vor, und der äußere Stoff dient nur zum Träger und Vermittler geiſtreicher Kunſtreflexionen und Betrachtungen einzelner Kunſtwerke. Ernſter iſt die Verlobung in ihrer polemiſchen Richtung gegen eine ſchon damals ſehr verbreitete, religiöſe Krankheit der Gegenwart, den Pietismus; das Stoffintereſſe iſt hier faſt ganz zurückgedrängt und vernachläſſigt. Bedeutender hat nachher Steffens religiöſe Richtungen in ſeinen Novellen-Cyklen aufgenommen, wie Tieck ſelbſt auch in ſeinem Aufruhr in den Cevennen, ſeiner bedeutendſten aber leider unvollendet gebliebenen Novellendichtung, die Formen der Religion tiefſinniger beurtheilt und in geſchichtlichen Zuſtänden, die in dieſer Novelle glänzend ausgemalt ſind, ergriffen hat. Einen ſehr verſchiedenen Charakter haben dagegen die Reiſenden, in

einem rein phantaſtiſchen Stil gehalten, und mit Blüthen des [illegible]

riſtiſche Behandlung des Wahnſinns in dieſer Novelle haben wir ſchon früher eine Bemerkung gemacht. Eine politiſche Tendenz ſcheint bei einer früheren Anlage des Geheimnißvollen vorgeſchwebt zu haben, die, wie das oft bei Tieck geht, bei der nachherigen Ausführung mehr ins Einzelleben zurückgedrängt worden. Eine wahrhaft klaſſiſche Einfachheit zeigt ſich in der kleinen Novelle der Gelehrte, die durch ein gemüthliches idylliſches Stillleben anzieht, von dem man ſonſt nur ſelten in Tieck's Werken einen Anklang findet. Eben ſo auch in Glück giebt Verſtand, wo wir das Schickſal, recht antifataliſtiſch, mit einer gutmüthigen Ironie walten ſehn, und das Leben mit ſich ſelbſt in naiven Zufällen ſein Spiel treibt. Im Dichterleben, der erſten jener intereſſanten Novellen, in welchen Tieck das Leben und Weſen Shakſpeare's poetiſch zu verherrlichen geſucht, erſcheint die Poeſie als furchtbares und lebenszerſtörendes Eigenthum des Individuums, zugleich aber auch im Gegenſatze als ein göttliches Gut voll höheren Friedens, ſtärkend, erhebend und erquickend. In dieſer Novelle iſt es beſonders die Darſtellung der beiden Dichtercharaktere Marlow und Green, in welcher Tieck Außerordentliches und wahrhaft Poetiſches geleiſtet hat. In dieſen Darſtellungen liegen die tiefſten Schätze und Räthſel der Dichterbruſt enthüllt, die ſchaffenden und zerſtörenden Elemente des Genius zeigen ſich in ihren wunderbaren Conflicten der beſtehenden Weltordnung gegenüber, und alle die geheimnißreichen innern und äußern Verwicklungen einer hohen Begabung, durch die ſich das Talent ſein eigenes Glück und ſein eigenes Elend bereitet, hat Niemand mit einer ſolchen Weisheit bei allem Grauen dämoniſcher Schrecken, und mit einer ſolchen Lieblichkeit in der Ergreifung zarteſter Seelen-

töne entfaltet, wie hier Tieck. Ist das Dichterleben durch die Grellheit seiner Contraste eine stürmische Tragödie der Dichterkämpfe zu nennen, so hat dagegen Tieck in einer anderen Novelle, der Tod des Dichters, wo er den unglücklichen, von seinem Vaterlande mißkannten Sänger der Lustade uns vorüberführt, den Schwanengesang eines Dichterlebens gegeben, das in seiner letzten schmerzlich süßen Verklärung noch einmal die schönsten Kräfte des inneren Reichthums zu einer Todesfeier aufbietet. Daher tritt in dieser Novelle Alles leiser und sanfter gefärbt auf, die Gegensätze, auf welche der Dichter sonst seine stärksten Motive verlegt, wirken einfacher und stiller, und die Ironie hat sich fast ganz in eine lächelnde Wehmuth verloren, die ein mildes wohlthuendes Licht über alle Verhältnisse der Dichtung ausbreitet.

In einigen seiner neuern Dichtungen hat sich Tieck entschiedener über das bürgerliche und sociale Leben zu erklären gesucht. Sein junger Tischlermeister, der theilweise noch in eine frühere Periode hineinreicht, ist merkwürdig durch die poetische Auffassung des Handwerkerstandes, der in der Gestalt des Tischlermeisters auf einer Stufe veredelt gezeigt wird, wo er selbst bis in die Aristokratie der Gesellschaftskreise ebenbürtig hinüberragt. Man darf aber darin nicht mehr finden wollen, als eine geistreiche poetische Laune, denn man würde sich sehr irren, wenn man Consequenzen daraus für die Gesinnung des Dichters ziehen wollte. Manche Gedanken, mit denen die heutige Generation gern an die Schöpfungen auch der Dichter tritt, sind für Ludwig Tieck so widerstrebend, daß er in der Vorrede zu dem jungen Tischlermeister ausdrücklich bemerkt hat: er habe sich das längst „an den Schuhsohlen" abgelaufen, was seine jüngeren Zeitgenossen neuerdings oft mit stürmischer Kritik von ihm begehrt hätten und in seiner Poesie ausgedrückt wis-

sen wollten. Diese Entgegnung bezieht sich auf das Verhältniß des Dichters zur neueren Kritik, das in der letzten Zeit vielfältig unterminirt worden war. Die wichtigste Veranlassung dazu bot seine polemische Novelle: Eigensinn und Laune, in der Tieck, manchen neuern socialen Ideen gegenüber, seine alte aristophanische Natur von Neuem gehen ließ. Das moralische Bewußtsein eines Volkes muß der geordnete Ausdruck seiner ganzen Geistesbildung, überhaupt der Ausdruck seiner historischen Bewegungen und Eigenthümlichkeiten sein, und in dieser Beziehung kann man behaupten, daß keine Zeit von so großen und ächten Tendenzen nach einem schönen sittlichen Lebensziel bestimmt ist wie die unsrige. Die engbrüstigen Abstractionen der Moral weiten sich zu höheren Anschauungen der menschlichen Verhältnisse aus, und das Geschlecht kann sich das Bedürfniß nicht mehr wehren, seine Sittlichkeit mit der Humanität, Freiheit und Schönheit in ein Lebensgesetz zu verschmelzen. Unsre Zeit hat die geheimen Unterhöhlungen der Gesellschaftsbande auf das Tiefste empfunden, und eine Generation, die den Adel ihrer ethischen Gesinnungen an der Hochschätzung der Weiblichkeit zu bethätigen gesucht, die ihr Herz an edle und hohe Gestalten gehangen, kann nur der wahren Versittlichung der Zustände entgegengearbeitet haben. Nur mit der Moral Derjenigen steht es schlecht, welche ihre egoistischen Angewohnheiten und Traditionen für moralisch halten. Die höhere Moral geht über ihre Gegenwart hinaus, und ist eine stufenweise Annäherung an das Ideal der Menschheit. Die heutige Schriftstellergeneration Deutschlands hat ohne Zweifel sittlichere Tendenzen als die romantische Schule. Man sehe nur hin, was die Frauen für eine Bedeutung gehabt haben bei einem Dichter wie Tieck, der in seinen Lebensdarstellungen fast nie vermocht hat, ein edles, sittliches, geistig schönes Frauenbild klar und plastisch hinzustellen. Nicht

einmal künſtleriſche Durchſchmelzung des Fleiſches, wie bei Heinſe, ſondern die allermaterielliſte Anſchauung des Weibes iſt bei Tieck vorherrſchend. Hat er aber in dieſer Novelle: Eigenſinn und Laune, ſeine jüngſten literariſchen Zeitgenoſſen wegen der ſogenannten ſocialen Richtungen dieſer neueſten Literatur, deren am meiſten verdächtigtes Thema die Emancipation der Frauen war, gegeißelt, ſo mußte das deutſche Publikum mit Recht erſtaunen, ihn in ſeinem neueſten Roman Vittoria Accorombona plötzlich daſſelbe Thema ergreifen, und in productiver Unbefangenheit, als könne es gar nicht anders ſein, erſchöpfen zu ſehn. Was die Speculation ſocialer Jugendverſuche nur in Dämmerumriſſen angedeutet, und was die Saint-Simoniſten in den fernſten Welttheilen vergebens geſucht haben, das freie Weib, es iſt auf Einmal aus Meiſter Ludwigs Haupt in vollendeter Geſtalt entſprungen, und wird in Deutſchland nicht nur nicht verboten, ſondern erfreut ſich ſelbſt jeglicher Gunſtbezeugung. Und dieſer Begriff, in deſſen Verſpottung ſich gerade die Unverſtändigſten ſo leicht einen Anſtrich von Weisheit geben konnten, hat endlich auch ſeine Amneſtie in Ehren verdient! Da aber in allen uns bekannt gewordenen Beſtrebungen um dieſes Thema kaum etwas Schlimmeres zu Tage gekommen, als in Tiecks Vittoria Accorombona ohne alle Hinderniſſe Jedermann leſen kann, ſo dürfte durch die gute Aufnahme, welche das Tieck'ſche Buch namentlich in gewiſſen Kreiſen gefunden, ſchon einer vorurtheilsfreieren Betrachtung dieſer ganzen Richtung Bahn gebrochen ſein, womit indeß keineswegs zugeſtanden werden ſoll, daß die Vittoria Accorombona, in ihren Vorzügen ſowohl wie in ihren Ungehörigkeiten und in ihrer Ausnahmeſtellung, etwa ein Ideal der Weiblichkeit aufgeſtellt.

Mit dem Ideal der Weiblichkeit ſich beſchäftigt zu haben, iſt ein Beginnen, das den neueſten literariſchen und ſocialen Be-

ſtrebungen in Deutſchland und Frankreich am allerwenigſten zur Unehre gereicht. Dieſe Beſtrebungen hängen überhaupt mit den Idealen zuſammen, welche die moderne Geſellſchaft zur Erreichung eines vollkommenſten Zuſtandes angeſtrebt hat, und haben in dieſem allgemeinen Emancipationsverſuch, zu dem der Menſchheit gerade durch das Chriſtenthum ein neuer Stachel nach Vollkommenheit geworden, ihre Wurzel. Welches iſt aber der vollkommenſte Zuſtand, deſſen die moderne Geſellſchaft theilhaftig werden kann? Sein höchſter Ausdruck, der ihm gefunden zu werden vermag, wird immer die höchſte Sittlichkeit ſein, welche zugleich die höchſte Freiheit iſt. In freien Zuſtänden ſittlich und in ſittlichen Zuſtänden frei zu ſein, iſt die Formel, mit deren Auffindung und Fixirung ſich die menſchliche Geſellſchaft je mehr beſchäftigt, je mehr ſie ſich ihrer urſprünglichen Beſtimmung wieder bewußt geworden iſt. Auf der Stufe der Freiheit, wo die Menſchheit ſich in ihrem höchſten Sittengeſetz bewegt, müſſen auch diejenigen Laſter der Geſellſchaft verſchwinden, welche aus dem Mangel des Gleichgewichts der geiſtigen und materiellen Lebensmächte entſtanden waren. Die materiellen Lebensmächte müſſen ſich daher, auf der Stufe der Freiheit, eben ſo ſehr durch Vergeiſtigung geläutert haben, als ſich die geiſtigen Lebensmächte, gewiſſermaßen durch Erwerbung von materiellem Grundbeſitz auf Erden, heimiſch im Dieſſeits und berechtigt gemacht haben müſſen. Dieſe Gegenſätze von Geiſt und Materie, von Sittlichkeit und Sinnlichkeit, von That und Gedanke, von Beſitzen und Entbehren, müſſen dann in der Epoche der Freiheit und der Harmonie ſich ausgeglichen haben, und dieſe Ausgleichungsverſuche treiben ſchon ſo lange die Geſchichte, als es Geſchichte giebt. Sie ſcheinen ſich mehr durch das Streben, als durch das Verwirklichen, die ihnen zukommende Genugthuung verſchaffen zu ſollen. Alle einzelnen Geſtalten des Le-

bens haben Antheil an diesem Streben genommen, die Frauen so gut wie die Männer. Da die Stellung der Frauen zur bürgerlichen Gesellschaft ihre Geschichte hat, wie die Gesellschaft selbst, und sich mit dieser auf ganz historischem Wege verändert, so konnten auch verschiedenartige Anläufe und Versuche, zu dem Ideal der Weiblichkeit zu gelangen, entstehen. Dies Ideal, inwiefern es die innerste Natur des Weibes auf ihrer Höhe darstellen soll, konnte nie einem Zweifel unterliegen. Es tritt schon bei den Alten, welche die Bedeutung der Weiblichkeit für die Gesellschaft fast gar nicht kannten noch anerkannten, in ihrer Antigone und Iphigenia eben so vollendet auf, als nur immer bei den neueren Völkern, bei welchen zugleich seit den Einwirkungen des Christenthums die sociale Bedeutung des Weibes sich eigenthümlich entwickeln mußte. Die weibliche Natur in ihrer innersten Beschaffenheit muß daher dieselbe bleiben, welche Anerkennung ihr auch in ihrer äußern Stellung zum Staat und zur Gesellschaft werden mag, und nur um diese Anerkennung, welche die Socialisten eine Emancipation genannt haben, kann es sich handeln. Eine naturwidrig aufgedrungene Entwickelung vermag sich weder in der geistigen noch in der materiellen Welt zu halten, und darum kann die sociale Stellung der Frauen nie in einem Widerspruch mit dem einen und einfachen Ideal der Weiblichkeit sich befinden. Hat die Emancipation den Frauen auch Antheil an Staat und Bürgerthum erkämpfen wollen, wie schon lange vor den Saint-Simonisten in Deutschland der geniale Hippel in seiner Theorie der Ehe mit der bestimmtesten Einzelausführung gethan, so kann man es dem Genius der Weiblichkeit überlassen, diese Beleidigung, soweit eine darin liegt, zu rächen. An Hippel hat er sich gerächt, wie dies aus dem Leben dieses merkwürdigen Mannes hervorgeht. Indeß kann der Staat für sich selbst keine Beleidigung darin erblicken, und man-

chen Völkern hat es im Unglück zu ihrem schönsten Ruhm gereicht, daß die Frauen den Staat haben retten wollen, wie zum Beispiel die edeln, für das Vaterland entflammten Velinnen, welche zu Zeiten die eigentlichen Führer ihrer Nationalität gewesen.

Man hat von der socialen Freiheit des Weibes Pläne entworfen, und dabei leicht Gelegenheit zu Carikaturen gefunden. Das Weib wird, eben so wie die Gesellschaft selbst, nur in ihrer höchsten sittlichen und geistigen Entwickelung frei. Die Versittlichung der weiblichen Zustände erscheint vornehmlich an die höhere geistige Geltung der Frauen geknüpft, und ist insofern auch ein organischer Bestandtheil des frei werdenden Staats, indem die Ehe und das Familienleben erst dadurch zu ihrer wahren Geltung gelangen. Die bloß materielle und physische Betrachtung der Ehe stützt sich allerdings auf die Landesgesetze, doch weiset schon das Bedürfniß nach der kirchlichen Sanction, welche gewissermaßen das geistige Element in der Ehe repräsentirt oder andeutet, das Ungenügende und Unsittliche jener Ansicht nach. Indeß kann auch die kirchliche Sanction die Ehe nicht sittlich machen, wenn der Geist fehlt, welcher das Leben der Ehe durchdringen soll. Dieser Geist begründet sich nur auf die Anerkennung, welche der Bedeutung des weiblichen Geschlechts überhaupt gezollt wird, denn je weniger die Ehe von dem bloß materiellen und physischen Gesichtspunkt aus gilt, desto sittlicher erscheint darin das Weib, und emancipirt sich somit durch die wahre Ehe zu dieser sittlichen Freiheit, in der sie zugleich die höchste Bestimmung ihrer Natur erfüllt, und zur reichsten Entfaltung auch ihres geistigen Wesens kommt. Der Begriff der freien Ehe, mit dem die Socialisten sich beschäftigt haben, kann nur eben dieser Begriff sein, wenn er ein vernünftiger sein soll.

Ungefähr sind es diese Anschauungen von dem freien Weibe und der freien Ehe, welche die Angelpunkte in dem Leben des neuen Tieck'schen Romans bilden. Die Ausführung an der edeln weiblichen Gestalt, welche die Heldin der Dichtung ist, hat ihre Härten wie ihre Schönheiten, und mag in den Umrissen, die wir davon wiedergeben wollen, dazu dienen, dies Verhältniß Tieck's zu den socialen Richtungen der Poesie zu characterisiren, und zugleich diese selbst in ihrem unbefangensten Lichte, und gewissermaßen unter dem Schutz der dem Buche zu Theil gewordenen Gunstbezeugungen, vorzuführen. Denn was ein Dichter wie Tieck, der das höchste Talent zur Geißelung von Verkehrtheiten hat, für würdig hält, aus einer ihm selbst verhaßten Sphäre zu retten, und als etwas Positives in einer behaglich und harmonisch ausgeführten Dichtung hinzustellen, das verdient, von allen Seiten betrachtet, und wo möglich im besten Sinne genossen zu werden.

Eine Italienerin ist es, die uns in Tieck's Vittoria Accorombona entgegentritt, obwohl das nationelle Colorit, welches dem ganzen Romangemälde meisterhaft aufgedrückt ist, an dieser Individualität selbst wenig zu schaffen gehabt hat. Vielmehr erscheint in der vollendeten Ruhe und Harmonie ihres Wesens, in der tiefsinnerlichen Kraft ihrer Natur, welche nach Außen hin nur in der edelsten Begränzung auftritt, in dieser abgeschlossenen Milde und Entschiedenheit, mehr die Allgemeinheit eines weiblichen Charakters, der auf die Ueberlegenheit einer seltenen Geistesbildung sich stützt. Sie tritt gleich zu Anfang so fertig und vollkommen auf, und wiegt sich in dieser eigenen Sicherheit ihres Wesens mit eben so großer Anmuth als entschlossenem Selbstvertrauen, daß ihre Erscheinung dadurch einigermaßen an Interesse einbüßt. Denn es giebt nichts Schönes und Treffliches an Vittoria Accorombona, das noch der Entwicke-

lung bedürfte. Alles ſteht ſchon an ihr in Blüthe, und ſie iſt ſich dieſer ausgezeichneten Perſönlichkeit bewußt, indem ſie den Reichthum ihrer Bildung und die Kraft ihrer Lebensanſchauung in dem Kreiſe, in dem ſie lebt, mit einem glänzenden Takt und mit der höchſten Gewandtheit der Formen entfaltet und ausbreitet. Einer edeln italieniſchen Familie angehörig, die aber in beſchränkten Umſtänden lebt, wird Vittoria, als ſchönes, durch die Gabe der Poeſie ausgezeichnetes, allem höhern Streben verwandtes Mädchen, der Mittelpunkt eines auserleſenen Geſellſchaftskreiſes, den ſie anzieht und beherrſcht. Hier tritt in den lebendigſten Gruppen Alles zuſammen, was das Italien des ſechszehnten Jahrhunderts an Cultur, Bildung und Talent entwickelt hatte; geſcheidte, berühmte und hochgeſtellte Männer gingen in dem gaſtlichen Hauſe aus und ein, alle Künſte und die feineren Genüſſe des Lebens fanden dort Pflege und Würdigung. So gelingt es dem Dichter, in der einfachſten Anknüpfung an die individuellen Lebenszuſtände zugleich ein wohlgelungenes Bild des Jahrhunderts zu liefern und den Glanzpunkt damaliger italieniſcher Bildung zu zeichnen. Damit entfaltet ſich indeß auch zur ſelben Zeit ein Gemälde des Verfalls des italieniſchen Staatenlebens, indem die Zerklüftungen des bürgerlichen Zuſtandes, die allgemeine Unſicherheit und Ordnungsloſigkeit, der Uebermuth und die Verwilderung der Vornehmen, die mit dem vollkommen organiſirten Banditenweſen gemeinſchaftliche Sache machen, in trefflichſter Darſtellung geſchildert werden und zu Hebeln der perſönlichen Begebenheiten dienen. Auf dem Grunde einer ſolchen Zeit ſteht nun Vittoria Accorombona da, in allen Dingen ein Bild geiſtiger Freiheit und Selbſtſtändigkeit zeigend. Die allen trüben äußerlichen Wirren überlegene Höhe und Reinheit der weiblichen Natur bethätigt ſich an ihr in dem ſchönen Verhältniß, welches die Edelſten und Beſten zu ihr annehmen

und eifrig suchen, indem in ihre Nähe wie zu einem Asyl alle guten und schönen Richtungen der Zeit sich hinwenden und zugleich ein Trost gegen alle Verkehrtheiten und Verwirrungen in ihrem Umgang erstrebt wird. Es fehlte jedoch viel, daß ihr diese aus sich selbst hervorgehende sieghafte Stellung, welche sie auf dieser geistigen Höhe der Weiblichkeit behaupten konnte, unverkümmert geblieben wäre!

Schon die nächsten und gewöhnlichsten Anforderungen der Welt sind es, welche einen Zwiespalt in dies Leben werfen, das so lange durch die innere Kraft einer außerordentlichen Natur sich in Harmonie mit sich selbst erhalten hatte. Es handelt sich um ihre Vermählung. Und hier hat Tieck gleich das erste Merkmal hervortreten lassen, das solchen weiblichen Charakteren eigen ist: sie wollen „niemals" heirathen. Die Mutter findet die Stellung solcher Naturen, wie ihre Tochter ist, gefährlich. Es scheint ihr überhaupt gefahrvoll, wenn in der Ehe das Weib höher steht als der Mann, und sie sagt daher zur Vittoria: „eine freie und edle Wahl, meine Tochter, muß Deine Vermählung mit einem ausgezeichneten und hochstehenden Mann herbeiführen; er muß Deiner werth sein, so daß Dein reiches Wesen durch ihn gewinnt!"

Vittoria Accorombona bekennt ihren Abscheu vor der Ehe ganz in den Anschauungen, welche die neuere sociale Literatur so häufig wiederholt hat, und die Niemand greller als Tieck ausdrückt: — „und so bin ich geworden, bin so geschaffen, daß ich ein Grauen vor allen Männern empfinde, wenn ich den Gedanken fasse, daß ich ihnen angehören, daß ich ihnen mit meinem ganzen Wesen mich aufopfern soll. Sieh sie doch nur an, auch die Besten, die wir kennen, auch die Vornehmsten, wie dürftig arm, unzulänglich und eitel sind alle, wenn sie alle fremde Verlegenheit ablegen und sich so recht frei und offen

zeigen. Dieſe lägliche Lüſternheit, die aus allen Zügen ſpricht, wenn das Wort Liebe oder Schönheit nur genannt wird. — — Und dieſen Herzloſen, Gelangweilten, Geldgierigen, nach Ehrenſtellen und Lob der Großen Durſtenden ſoll ich das Kleinod meines reinen Leibes, meiner Keuſchheit und Unſchuld hingeben, wie man ſich Tiſch, Gefäß, Buch oder ſonſt ein Todtes aneignet? Und — nur mit Entſetzen kann ich an dieſe Aufgabe unſeres Lebens denken — wie aus einem Schrank, wie aus lebendigem Sarge, ſoll mir unter Qualen ein Weſen genommen werden, das ich bin und doch nicht bin, das in ſeinem erſten materiellen Blödſinn mich eben ſo wenig kennt, vielleicht weniger wie die Nelke, die ich in meinem Scherben erziehe." —

Unter den Erwiederungen der Mutter befindet ſich ſchon folgende bemerkenswerthe: — „und ſo könnte Dein Eigenſinn Dich, ſtatt zur Gattin, zur Bublerin machen." —

Kaum hat in alten Zeiten die Medea des Euripides und in neueren George Sand die Entwürdigung, welche den Frauen durch die Schlechtigkeit der Männer und durch ſo manche Härte der Natur widerfährt, ſchreiender ausgedrückt, als es Tieck's Vittoria Accorombona thut.

Die Unſchätzbarkeit der weiblichen Natur wird aber in dieſer Dichtung folgendermaßen bezeichnet, und zwar in Ausdrücken, die es mit aller Ueberſchwänglichkeit der ſogenannten Emancipationspoeſie aufnehmen können: — „Dieſe Caprice der Natur, daß ſie Weiber geſchaffen hat, iſt es doch einzig nur, weshalb es ſich der Mühe lohnt, zu leben. Alle die Schwächen, Widerſprüche, Treuloſigkeit, Mangel an Charakter, ausgemachte Schlechtigkeit ſelbſt, was dieſe Moraliſten immer und immer wieder aus heiſerer Kehle ausſchreien, iſt ja immer nur die

weibliche Natur, die ſie nicht zu würdigen wiſſen. Wer jemals ein Weib geliebt hat, wen jemals auch nur Ein Weib wahrhaft beglückt hat, der wird ihre Lügen und Albernheiten höher als Ariſtoteles Wahrheit und Platons Weisheit ſchätzen. Und ſo — kann ich den Morgenſtern kritiſiren? Verlang' ich Tugend oder Moral von ihm? O du ewige, unbegreifliche Schönheit, du himmliſches, unſterbliches und doch ſo vorzügliches Kleinod der Liebe und Wolluſt, wie roh geben auch mit dir die Menſchen um, und handthieren ſo abgeſchmackt mit der Göttlichkeit, als wenn es eben auch ein Bret oder holzernes Geſtell wäre, um alten vergeſſenen Plunder darauf aufzubewahren." —

Vittoria ſteigert ihren Abſcheu gegen die Ehe und die Männer noch zu folgenden Ausdrücken: „Gieb mir noch ein Verſprechen, ſagt ſie zu ihrer Mutter, daß Du Deine Einwilligung giebſt, daß ich mich gar nicht zu vermählen brauche! Ich haſſe, ich verachte die Männer! Ich könnte eher einen vergiften, als mich ihm unterwerfen. Dies ſcheint mir das ärgſte, ſchändlichſte aller Verbrechen. Nein, Mutter, zwinge mein Gemüth nicht, daß es ſich empört und ſich lieber in alle Gräuel taucht, die Namen haben, als daß es ſich der Gemeinheit ergiebt, die ſo viele jämmerliche Menſchen Tugend und Nothwendigkeit nennen!" —

Zu welchen Anträgen eine ſolche Stellung des Weibes in der Welt ſofort benutzt wird, geht aus einer Wendung der Verhältniſſe hervor, in der die Familie der Vittoria Accorombona hart von äußerlichen Umſtänden bedrängt wird. Sie bedarf in dieſen eines mächtigen Schützers, um nicht zu erliegen, und ein ſolcher ſtellt ſich auch in einem Freunde des Hauſes, dem gewaltigen Cardinal Farneſe, dar, der eine Leiden-

ſchaft zur ſchönen Vittoria gefaßt hat, und dieſelbe in folgendem Antrag laut werden läßt: — „Ich habe aus Vittoria's eigenem Munde, daß, wenn es nach ihrem Willen geht, ſie ſich niemals vermählen wird. — Und ſie hat Recht. Denn welches Glück könnte dieſem hochgeſtimmten Weſen wohl in der gewöhnlichen Ehe blühen? Glanz, Pracht muß ſie umgeben, ſie muß ein fürſtliches Daſein führen und durch ihren erhabenen Geiſt Einfluß in die Händel der Welt gewinnen. So gelang es dieſer merkwürdigen Bianca Capello, die als eine arme Flüchtige und Verbannte nach Florenz kam, und jetzt dort den Herzog und den Staat regiert, kniend von Allen verehrt und deren Schönheit von aller Welt bewundert wird. — Vittoria iſt ſchöner und begabter als dieſe Bianca, deren Geſchichte der Welt ein Mährchen dunken möchte. Ich bin kein regierender Herzog, aber ich kann euch und den eurigen eines meiner großen Schlöſſer ſchenken, hier in Rom, oder auf dem Lande das prächtige Caprarola oder ein anderes ihr und den eurigen auf ewig ſo feſt und bündig verſchreiben, daß keiner meiner Verwandten Einwendungen machen kann. — Ja, daß ich es nur bekenne, meine Leidenſchaft für die göttliche Virginia iſt mit jeder Woche gewachſen: ihre Zuneigung und Liebe iſt zu meinem Daſein unentbehrlich! — — Auf dieſem Wege könnt ihr euch erretten und glücklich ſein."

„Indem mein Kind eine Buhlerin wird?" rief ihm Vittoria's Mutter mit gedämpfter Stimme entgegen.

Der Cardinal ſetzt ſeinen Antrag noch weiter auseinander, und kömmt auf Das zu ſprechen, was man in der ſocialen Phraſeologie die freie Ehe genannt hat, welcher der geiſtliche Herr folgendermaßen das Wort redet: — „wäre ich nicht ein Verpflichteter meines Standes, ſo würde ich Vittoria freien.

Sinnes meine Hand anbieten, ſo kann ich ihr nur meine Liebe geben. Und iſt dies Gefühl, dieſe Verbindung, die aus ihm entſpringt, nicht die allernatürlichſte der Welt?" —

Alle zitterten vor dem Ausbruch der Wuth, mit der Vittoria Accorombona, wie ſie meinten, dieſen Antrag aufnehmen würde. Aber wie erſtaunten ſie, als das Mädchen, um der unglücklichen Lage ihrer Familie abzuhelfen, ihre Zuſtimmung in folgenden Worten ausdrückte! — „Der einzige Widerſtand, der uns noch übrig blieb, ein edler freiwilliger Tod, wie ihn die großen Römer nicht ſelten an ſich vollſtreckten, dieſen wollt ihr nicht billigen, weil ihr meint, das göttliche Geſetz, unſere Religion habe den Selbſtmord für die unverzeihlichſte Sünde erklärt: — alſo, — warum die Vorſchläge unſeres beſten Freundes, des großen mächtigen Cardinals, nicht annehmen? Reichthum, Glanz, die Freiheit des Bruders, alles wird uns großmüthig angeboten. Kein Anderer wird dabei aufgeopfert, als nur ich allein. Und wenn ich alſo nun mit dieſer Anordnung zufrieden wäre? Ja, wäre der Freund, der mir mit dieſen Lockungen entgegentritt, ein ſo großer Mann, wie es der Papſt Julius der Zweite war, wäre er ein Lorenzo Magnifico, ſo wäre es ſelbſt kein Opfer von meiner Seite, denn ein ſo großer Charakter würde mich zwingen, ihn zu lieben. Und wie ich von der hergebrachten Ehe denke, weißt du ja längſt, Mutter. Dieſe willkürliche Hingebung an ſchwache, ja verächtliche Männer, — wie ſoll ich glauben, daß eine prieſterliche Weihe, eine Ceremonie, dieſes elende Verhältniß heiligen könne? Nur für das blöde Auge der Menge, für den zünftigen Prieſter, für jammervolle alte Gevatterinnen kann zwiſchen der privilegirten und ſcheinbar verbotenen

Verbindung ein Unterſchied ſtatt finden. Wenn mir alle Männer gering und armſelig erſchienen, wenn die Ehe ſelbſt mir widerwärtig iſt, und du doch behaupteſt, jedes weibliche Weſen müſſe ſich ihr fügen, ſo begreife ich Deine zürnende Empörung über unſern alten würdigen Beſchützer nicht." —

Indeß bietet ſich ein anderer Ausweg der Vermittelung dar, und obwohl an ſich ſchlimmerer Art, doch in einer legitimen Ehe beſtehend. Dies iſt die ihr vorgeſchlagene Verbindung mit dem Neffen des Cardinals Montalto, dem jungen durch einen verächtlichen Lebenswandel bekannten Peretti, wodurch ſich die nämlichen Vortheile für die bedrängte Familie in Ausſicht ſtellen. So geſellt Tieck, um die Emancipationstheorie zu erſchöpfen, noch die ſpitzfindige Frage von der Ehe mit einem Albernen hinzu, und zeigt dadurch, wie bewandert er in allen Chikanen des Socialismus iſt.

Die Verzweiflung, von der Vittoria zu dieſem Schritt getrieben wird, iſt in ihr zugleich eine Verzweiflung an dem Schickſal der weiblichen Natur: — „und wenn ich euch nun geradehin ſagte, daß es mein Ernſt wäre, — was giebt es denn da zu erſchrecken? Ob ich ſo oder ſo verkauft werde, wenn ich denn doch einmal verhandelt werden ſoll, kommt doch wohl auf eines hinaus. Wer verſteht denn von Euch, oder auch von Weibern und Müttern, die Hoheit, den reinen Adel einer ächten Jungfrau? Alle haben es ja längſt in Geſchäften, Pflege des Mannes, Wartung ihrer Kinder vergeſſen, wie es in dieſem Heiligthume ausſieht. Die Entweihung ſoll unſer Beruf ſein, ſo ſagen ſie alle, ich habe es aber nie geglaubt; zwang die eiſerne Noth einmal, der ſich auch der Kühnſte beugen muß, wie ich es jetzt erlebt habe, nun ſo war

ein Mehr oder Weniger der Entwürdigung immer nicht ſo gar wichtig. Weggeworfen bin ich, vernichtet, es hat ſo ſein müſſen, ich erlebe meine ſogenannte Beſtimmung, das heißt in meiner Sprache, die Nichtswürdigkeit!" —

So kommt in dieſer Verbindung, welche zwiſchen der edeln geiſtesgroßen Vittoria und dem erbärmlichen von aller Welt verachteten Peretti geſchloſſen wird, die Karikatur der Ehe zur Erſcheinung.

Bald darauf lernt Vittoria zuerſt „einen wahren wirklichen Mann" kennen. Es iſt dies ihre Bekanntſchaft mit dem Herzog Bracciano, in dem ihr zum erſten Mal das Ideal der Männlichkeit, und mit dieſem zugleich ein Verſtändniß ihres eigenſten Weſens, entgegentritt. Dies erhebt und begeiſtert ſie in demſelben Maße, als es auf ihre Lebensverhältniſſe den bedeutendſten Einfluß gewinnt. Ihr Ehegatte hat das Unglück gehabt, in einem Straßentumult, wie ſie damals in Rom täglich vorkamen, verwundet zu werden. Vittoria pflegt ſeiner mit einer merkwürdigen Hingebung und Aufopferung, aber ſobald er geneſen, ſpricht ſie ihm gewiſſermaßen das Ultimatum ihrer Verachtung aus und kündigt ihm die Ehe. — „Warum wollen wir nicht ſtill und einverſtanden ein Band löſen, das uns niemals hätte vereinigen ſollen? Ich will dir Schweſter ſein, hülfreiche Gefährtin, Pflegerin in der Krankheit, aber niemals deine Gattin. — Du kannſt, wenn dir ein Funke von Gefühl blieb, unmöglich erwarten, daß ich mich nicht gegen ſchändenden Mißbrauch zu gut dünken ſollte. So wie du lebſt und denkſt, wäre dieſe Vertraulichkeit nur ſchmachvoller Ehebruch, die Entweihung alles Göttlichen in mir. — Ich werde zu Niemand, auch zu meiner Mutter nicht ſprechen, keiner braucht zu ahnen, welche Uebereinkunft wir getroffen

haben." — „Francesco murmelte etwas von Gehorsam des Weibes und ehelichen Pflichten, die allen auferlegt wären, und welche die Kirche geheiligt hätte." — „Vittoria stand auf und sah ihn von oben herab mit einem tödtlich verachtenden Blicke an. Soll ich dich verlachen, sagte sie dann, oder dich mit Ekel hassen, wie ein widerwärtiges Gewürm? Darfst du ein solches Wort in unserm Verhältniß nennen, und noch ein Mensch sein wollen? Das wäre also ein Sakrament, was ich abwechselnd mit der schmutzigsten Creatur theilte? — Und wäre ich verworfen genug, in mehr als thierischem Leichtsinn so Leben und Gefühl zu vergeuden, so darf ich es um so weniger, seit ich erkannt habe, was die Liebe ist, was die Göttlichkeit im Manne zu bedeuten hat." — —

„Und dieser göttliche Mann?" fragte Francesco furchtsam." —

Gegen den Schluß dieser Unterredung sagt Vittoria: — „ja wohl, diese eure ganz abgestandenen Redensarten von Unschuld, Mädchenhaftigkeit, Jungfräulichkeit und Weiblichkeit, die ihr uns entgegenhaltet, um unserer Entwürdigung, indem wir blödsinnig bleiben oder uns so stellen, schöne Namen zu geben. Ei, wie himmlisch steht das unbewußte Mädchen in ihrer Unschuld da, wie die reine Lilienblume. Und sie wird ein Raub des Lüstlings, da man nichts loben will, als diese süße Einfalt, (die der Frau nicht mehr ziemt) oder die Frechheit der gesunkenen Metze. Als wenn das nicht höhere Würde, Tugend und Unschuld wäre, so frei zu denken, zu fühlen und zu sprechen, wie es freilich denen nicht erlaubt ist, die die Gemeinheit in ihrem Innern empfinden!"

So erblicken wir denn jetzt diese Vittoria auf dem Gipfel derjenigen socialen Conflicte, von welchen in neueren Zeiten so

viel die Rede gewesen iſt, und wir müſſen geſtehen, daß Tieck bei der dreiſten Ausmalung derſelben keineswegs die Schwachen unſerer Zeit berückſichtigt hat, weshalb man dieſe Schwachen um ſo mehr bewundern muß, daß ſie diesmal gegen die ſittliche Tendenz des tieck'ſchen Romans gar keinen Einſpruch erheben. Denn die ſittlichen Zuſtände der Vittoria Accorombona erliegen nun immer mehr einer zweideutigen Verwirrung, und zwar werden von dem Dichter dabei die Anſprüche geltend gemacht, daß ſie gerade innerhalb dieſer zweideutigen Verwirrung, in der ſie den Höhepunkt ihres Charakters entfaltet, auch den höchſten Beruf der Weiblichkeit und Sittlichkeit erfülle. Indem ihre Ehe mit Francesco Peretti äußerlich beſtehen bleibt, — obwohl ſie ihm die eigentlichen Rechte des Ehemanns verweigert (!) — giebt ſie ſich nun gleichzeitig dem Wahlverwandtſchaftsverhältniß mit dem Herzog Bracciano immer entſchiedener hin. „Wenn zwei edle Gemüther ſich auf die Weiſe näher gekommen ſind, wie das Schickſal Vittoria und Bracciano zu einander geführt hatte, ſo empfängt jedes Wort, jeder Ausſpruch in dieſer Aufregung hoher Leidenſchaft den Charakter der Weihe.“ Die äußerlich beſtehende Ehe, welches die Ehe mit dem Albernen iſt, begünſtigt das geiſtige Wahlverwandtſchaftsverhältniß, und ertheilt ihm eine gewiſſe Berechtigung. Der Liebhaber küßt die verheirathete Frau (II. 37.) „und ſie entzog ſich ſeinen Küſſen nicht.“ Ein Hochgefühl der Seligkeit bemächtigt ſich Beider, und daß ſie ſich dieſen Genuß gönnen, ſtaunt Einer an dem Andern als Größe und Edelmuth an (II. 37.). Ueber das Verſchwinden alles Rückhaltes in ſolchem Verhältniß werden ſofort dreiſte Unterhandlungen angeknüpft. „O du Angebetete, fleht Bracciano, laß uns das Elend des Lebens ja nicht durch willkür-

liche Satzungen und Eigenſinn, der ſich Tugend nennen will, erhöhen!“

Vittoria antwortete: „wäre ich frei, Theuerſter, ich käme deinem Wunſch entgegen, ja ich könnte mit mitleidigem Lächeln auf die Welt herniederſehen, wenn ſie mich deine Buhlerin nennen würde; aber ich habe meiner Mutter, dem Cardinal und dieſem Peretti mein heiliges Wort gegeben, niemals zu freveln, niemals dieſe Untreue und Schwachheit mir zu Schulden kommen zu laſſen.“

Die Hingebung Vittoria's an Bracciano erſcheint um ſo mehr als ein ſittlicher Conflict, da Bracciano ein Mörder iſt, und noch zur Zeit ſeines Umgangs mit Vittoria ſeine eigene Gattin, die er der Untreue für ſchuldig hält, unter den grauſamſten Umſtänden erwürgt hat. Und Vittoria kennt dieſe Schuld ſeines Mordes und ſpricht ihn gewiſſermaßen von allen Sünden deſſelben frei (II. 43. 44.), indem ſie ihm ſegnend die Hand der Liebe auf die Stirn legt. Indeſſen wird Vittoria's Ehegatte, Peretti, bei einem nächtlichen Anfall hingemordet, und es bleibt dunkel, von wem und zu weſſen Gunſten der Armſelige aus dem Wege geſchafft worden. Doch fällt aus der Dunkelheit dieſer argen That ein Zwielicht, das nicht undeutlich den Herzog Bracciano als Mörder erſcheinen läßt, und bald darauf wird auch ſeine Ehe mit Vittoria geſchloſſen.

Nun erhalten wir die Anſchauung der Muſter-Ehe, denn es iſt die Ehe des emancipirten Mannes mit der emancipirten Frau.

Auch die Vergöttlichung des ſinnlichen Moments in der Liebe und Ehe fehlt nicht. — „Darum iſt jede Wirklichkeit, jede Erſcheinung Symbol, ſagte Bracciano, und wieder, oft in anderer ironiſcher Begeiſterung angeſehen, bedeutet es doch nur

ſich ſelbſt, genügt ſich ſelbſt und iſt ſich ſelbſt das Höchſte. Es iſt Abend geworden, laß uns ruhen und jene ſich ſelbſt genügenden höchſten Myſterien feiern." — „Sie ſah ihn mit leuchtenden aber keuſchen Blicken an und ſchüttelte lächelnd das Haupt. Er küßte ſie aber und ſie folgte ihm nicht unwillig." —

Die kühle Reflexion über dieſen Moment bringt hier das Anſtößige hervor. Nur kurz aber iſt der Genuß dieſer Ehe. Bracciano wird von geheimnißvoller Hand ermordet, doch erkennt er ſelbſt darin die Rache derjenigen Elemente, die er durch ſeine eigenen Thaten gegen ſich aufgereizt hat. Dieſe kehren ſich zuletzt auch gegen Vittoria ſelbſt. Sie wird auf die gräuelvollſte Weiſe ermordet. Ein gemeiner, gedungener Mörder geht ihr zu Leibe, und nöthigt ſie vor ihrem Tode, ſich zu entkleiden, um nackt den Streich zu empfangen. So ſtirbt ſie entwürdigt, und die ganze Geſchichte endigt in Graus und blutigem Gemetzel, ohne daß man eine wahrhafte poetiſche Gerechtigkeit in dieſem ſchrecklichen und gemeinen Ende, in dieſem durchaus unkünſtleriſchen Abſchluß einer ſonſt ſo beſonnen angelegten Dichtung zu erblicken vermöchte. Wollte man aber in dieſem blutigen Ende etwa die ſittliche Rache gegen die ſocialen und moraliſchen Ausſchweifungen des ermordeten Paares erblicken, ſo würde man dadurch den Geſichtspunkt dieſer tieck'ſchen Dichtung völlig verrückt haben. Denn alle die Momente, die wir in unſerer obigen Zuſammenſtellung als die leitenden Grundgedanken des Romans aneinandergereiht haben, und welche die eigentlichen Stichworte des modernen Socialismus in ſich ſchließen, erſcheinen in der Darſtellung des Dichters keineswegs als Ausſchweifungen, ſondern vielmehr als Manifeſtationen desjenigen weiblichen und männlichen Charakters, den

wir als höchstgebildet und zu seiner ächten sittlichen und geistigen Freiheit gelangt betrachten sollen. Wird Bracciano als Ideal der wahren Männlichkeit so entschieden hingestellt, daß er selbst in das Leben einer so hochbegabten Natur, wie Vittoria ist, als Epoche machend und wie ihr geistiger Erlöser hineintritt, so soll Vittoria selbst, die vom Dichter mit so vorwaltender Liebe und Begeisterung behandelt wird, uns noch entschiedener als Ideal der wahren Weiblichkeit erscheinen. Alle Widersprüche ihrer Lage, in die sie sich verwickelt zeigt, sollen nur dazu dienen, ihre sittlichen Vorzüge, ihre geistige Bedeutung im höhern Lichte zu zeigen, und auf den wahren Grund hoher Sittlichkeit und Geistesbildung hinzuweisen. Vittoria muß auch in der That für dasjenige Ideal der Weiblichkeit gelten, zu dem es die tieck'sche Poesie überhaupt gebracht hat.

Wir unsererseits haben schon vorher bekannt, daß dies Ideal der Weiblichkeit nicht nach unserm Sinne sei. Wir wollen nicht daran tadeln, daß es die socialen und sittlichen Probleme, wie wir durch unsere Auszüge aus der Dichtung veranschaulicht haben, in so greller Abstraction auf die Spitze getrieben hat, wie vor Tieck kein anderer deutscher Schriftsteller gethan. Was aus diesen Conflicten eine ächte Wahrheit zu entwickeln hat, wird sie entwickeln, es mag nun zufällig Strafe oder zufällig Gunst darauf stehen, diese Entwickelung angeregt zu haben. Tieck hat hier die Gunst erlebt, und zwar auf dem nämlichen Gebiet, über das er früher selbst in „Eigensinn und Laune" den Fluch der verdammenden Moral ausgeschüttet hat. Wir gönnen ihm diesen Erfolg auf einem Gebiete, auf dem wir selbst nichts zu bereuen haben. Aber aufrichtig schämen würden wir uns, wenn wir diese socialen Dinge, die so ge-

stiger Natur und von so historischer Bedeutung sind, jemals mit solchem heidnischen Gräuel und Graus in Verbindung gesetzt hätten, wie der Verfasser der Vittoria-Accorombona. In dieser Beziehung müssen wir den Abschluß der Dichtung nochmals tadeln. —

Zum Schluß der Betrachtungen dieses ganzen Literaturabschnitts mag es uns noch erlaubt sein, auf den im Freihafen 1840 IV. mitgetheilten Aufsatz: Heine, Börne und das sogenannte junge Deutschland, von Theodor Mundt, zu verweisen, welcher über des Letzteren Antheil an dieser Periode der literarischen und socialen Bestrebungen Erklärungen und Bekenntnisse enthält.

Zehnte Vorlesung.

Die englische Literatur. Die Grundelemente des Nationallebens. Die englische Verfassung, die Reformbestrebungen, und der damit zusammenhängende Umschwung des geistigen und literarischen Lebens. Die Erneuerung der englischen Poesie gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Das romantische Element in England. Einfluß der ersten romantischen Dichtungen Walter Scott's. Robert Burns. William Cowper. William Wordsworth. Coleridge. Southey. Lord Byron. Shelley. Thomas Moore. Die englischen Romane. Walter Scott. Cooper. Washington Irving. Scatesfield. Bulwer. Morier. Voz.

Die Literatur hat wohl in keinem andern Lande einen so abgeschlossen nationalen Charakter angenommen, wie in England, wo sie sich am entschiedensten innerhalb der Grenzen der heimischen Nationalität gehalten und die allgemeine Physiognomie der Lebensverhältnisse in sich abgeprägt hat. Die englische Literatur hat zwar nicht diesen ereignißreichen Entwickelungsgang, wie die Literaturen anderer Völker, die wir bisher betrachtet haben, das heißt, sie greift nicht so erschütternd und tonangebend in das moderne Ideenleben überhaupt über. Indeß gewinnt sie gerade in dem Zeitraume, in welchem wir sie hier aufzunehmen haben, nämlich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, einen lebendigen Aufschwung, und tritt aus der starren, einseitigen und

künſtlich zurechtgeſetzten Haltung, die ihr im achtzehnten Jahrhundert, und beſonders in der für dieſe Richtung als klaſſiſch geltenden Periode unter der Königin Anna, eigen geweſen, zu einem größeren Reichthume an Inhalt und einer freieren Beweglichkeit der Formen hervor. Dies war zugleich die Periode, in welcher das ganze Nationalleben der Engländer ſeine Erneuerung anſtrebte, und das, was das Höchſte in dieſem Lande iſt, die Staatsverfaſſung, die veralteten und der Freiheit hinderlichen Formen abzuſtreifen ſuchte. Während wir in Frankreich die Revolution als den Heerd des geiſtigen Lebens erkannten, und ſahen, wie ſich alle Lebensrichtungen mehr oder weniger um dieſen Mittelpunkt drehen mußten, erblicken wir dagegen in England die Reform in derſelben gewichtigen Bedeutung für den Umſchwung des Nationallebens. Die Reform des Parlaments iſt ſeit den letzten funfzig Jahren in England der Angelpunkt alles nationalen Strebens und Bewegens geweſen, und bildet eigentlich den Kern der geſchichtlichen Entwickelung, welche dies Land ſeit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts gehabt. Die Geſchichte Englands in der letzten Zeit iſt die Geſchichte der Reformirung des Parlaments. Der eigentliche Genius des engliſchen Volkes iſt ſeine Conſtitution, dieſer Begriff behütet und beſchirmt ſein ganzes Daſein, bildet das öffentliche Bewußtſein zu dieſer moraliſchen Stärke und Entſchiedenheit aus, und läßt in jedem einzelnen Engländer das Vollgefühl der nationalen Geſammtheit entſtehen. Aber in der franzöſiſchen Revolution von 1789 war das Prinzip der Volksvertretung von Neuem zur Erörterung gekommen, und hatte eine von Grund aus erſchöpfende Herauskehrung aller ſeiner Seiten erhalten. Dies war auch nicht ohne Einfluß auf die engliſchen Reformbeſtrebungen geblieben, die ſchon vor Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ſich mannigfach geregt und im Organismus des Staatslebens

verzweigt hatten. Das englische Unterhaus konnte in seinen bestehenden Verhältnissen nicht mehr für eine ächte und vollständige Nationalrepräsentation angesehen werden, da es durch die Art und Weise, wie der Grundbesitz darin vertreten war, weniger einen volksthümlichen als einen aristokratischen Körper darstellen mußte. Die Bestimmung der sogenannten rotten boroughs, welche das Parlamentswahlrecht ausschließlich besaßen und großentheils unter den Einfluß der Mitglieder des Oberhauses gerathen waren, hatte die Volksvertretung längst zu einer Chimäre gemacht.

Aus der Wiederherstellung des Gleichgewichts der Nation, welche durch die Reformbill bezweckt wurde, erwuchs auch eine lebendigere und das Nationalleben tiefer als bisher durchdringende Vertheilung der geistigen Kräfte. Der Volksunterricht, der besonders durch Vereine bedeutend gefördert wurde, begann allmählig eine breitere Basis für das geistige Leben in England zu bilden. Die eigenthümliche Seite der Literatur, welche hier besonders eifrig herausgebildet wurde, trug auch wieder einen durchaus englischen nationalen Zuschnitt. Es war dies die populäre Literatur, welche in Folge der Reformbestrebungen und gleichzeitig mit diesen einen großen Aufschwung erhielt, und namentlich durch die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse unter das Volk mit der den Engländern überall eigenen imponirenden Massenhaftigkeit zu wirken suchte. Die Geistesbildung Englands, die in den öffentlichen, zu Trägern der Wissenschaft bestimmten Instituten einer so starren Einseitigkeit verfallen war, sollte gleichsam aus dem Herzen des Volkes heraus wiedergeboren und zu frischem Leben erweckt werden. Diese Zeitstimmung war auch der Wiedererhebung der Nationalliteratur zu Anfang dieses Jahrhunderts günstig, und mächtige und hochbegabte Geister traten rasch hintereinander hervor, um eine, freilich auch

wieder nur kurze Blüthe dieser Periode darzustellen. Die englische Literatur scheint von Zeit zu Zeit, nachdem sie einen großen Anlauf der nationalen Geisteskraft genommen, immer wieder der eigenthümlichen Schwere des praktischen und materiellen Naturells zu erliegen und dann in eine geistige Apathie zu versinken, die sich träge und ohne alle eigenthümliche Zeugung auf den orthodoxen Lebensgewohnheiten der Nation einherschaukelt. Ein besonderer Grund davon beruht in der unspeculativen Richtung des englischen Geisteslebens überhaupt, das zwar theilweise in ideale Stimmungen versetzt, aber doch nicht durch Ideen aus den festgezogenen Grenzen der praktischen Nationalität herausgebracht werden kann. Es giebt nur eine Idee in England, welche eine allgemeine und unumstößliche Gültigkeit erlangt hat, und diese ist zugleich die höchste praktische, nämlich die Idee der constitutionellen Freiheit. Mit ihr verbindet sich der religiöse christliche Sinn, um für die wesentlichsten Lebensäußerungen eine feste und stereotype Form zu schaffen, innerhalb deren sich am Ende auch der Geist und jede Production desselben bewegen muß, wenn ihm der gültige Stempel zuerkannt werden soll. Dazu kommt, daß der Begriff des Dichters, des Literaten, des Philosophen in England niemals in dem Sinne anerkannt gewesen, wie dies in Frankreich und zum Theil auch wohl in Deutschland der Fall ist. Das heißt, die Engländer haben eine rein literarische und geistige Macht als solche niemals anerkannt, und wie sehr sie auch literarische Verdienste geehrt und belohnt haben, so konnten es doch die Schriftsteller nie recht zur Geltung eines unabhängigen Standes bei ihnen bringen. Nur was mit dem Staatsleben organisch verknüpft ist, kann als etwas Selbständiges angesehen werden, und die aus der Entwickelung des Staatsorganismus herfließenden Bedingungen des öffentlichen Lebens und der öffentlichen Meinung

ſind normgebender, als aller Einfluß der Denker. Die eigentliche Philoſophie der Engländer iſt ihr **Humor**, der in der That eine eigenthümliche Art von ſpeculativer Bewegungskraft in ſich enthält, und ihre Literatur mit dieſem durchaus individuellen Colorit gefärbt hat. Dieſer Nationalhumor, meiſtentheils intereſſant und von einer kernhaften Fülle des Gemüths zeugend, entſpringt auch wieder aus den Gegenſätzen des öffentlichen Lebens, deſſen ſchroffe Contraſte, wie ſie nirgend ſonſt ſich gegenüberſtehen, in dieſer hin- und herſchaukelnden ſcherzhaften Weltanſicht daſſelbe Gleichgewicht finden müſſen, das ſie in der Staatsverfaſſung durch die künſtliche Organiſation erhalten. —

Der neue Aufſchwung der engliſchen Literatur gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann, wie in allen neueren Literaturen, mit einem Hinſtreben auf das **Romantiſche**, und zwar hier durchaus unabhängig von dem Einfluſſe fremder Poeſie, ſondern unmittelbar aus ſelbſteigener Entwickelung heraus. Zwar hatte **Walter Scott**, der zuerſt mit ritterlich romantiſchen Dichtungen hervortrat, Kenntniß der **deutſchen** Sprache und Literatur, und übte ſogar ſeine poetiſchen Kräfte zuerſt an Uebertragungen deutſcher Dichtwerke, wie Bürger'ſcher Balladen und des Götz von Berlichingen von Göthe. Aber im Allgemeinen kann man doch die poetiſche Richtung, die jetzt in England begann, nicht füglich auf die Einwirkung der deutſchen Literatur zurückführen, welche um dieſe Zeit noch zu wenig über ihre eigenen Grenzen hinausgetreten war, und faſt gar keine europäiſche Geltung hatte. Es war vielmehr der verwandte Kern des germaniſchen Lebens, der ſich in den Engländern zu neuem Leben in der Poeſie erſchloß, und dabei nothwendig das romantiſche Grundelement der deutſchen Natur in ſeinen eigenen Hervorbringungen entwickeln mußte. Dies erhielt allerdings ſofort

ein nationales Gepräge, und ſchloß ſich an die eigenthümlichſten Ueberlieferungen des Landes und der heimiſchen Volksſtämme an, namentlich durch Walter Scott, der in ſeinem erſten literariſchen Wirken das ſchottiſche Bardenleben und alle Herrlichkeiten des Minſtrelgeſanges wieder erſtehen ließ. Dazu gewann er die wildromantiſche Natur des ſchottiſchen Hochlandes der Poeſie, und brachte durch eine wunderbar treue Wiedergebung der Landſchaft ein erhöhtes und reicheres Colorit in die poetiſche Darſtellung. Gegen die ſteife und formell peinliche Manier der Dichter des achtzehnten Jahrhunderts waren damit ſchon lebensreichere und freiere Elemente des Schaffens aufgeſtellt. In dieſem Beſtreben war freilich ſchon der Naturdichter Robert Burns vorangegangen, dem die erſte Anregung, den nüchternen Geiſt des Jahrhunderts durch den altheimiſchen Volksgeſang zu bezwingen, zu verdanken iſt. Aber dieſe herrliche Natur war mit ſich ſelbſt zu ſehr zerfallen, und durch ein unglückliches Leben gehindert, ja in der Meinung ſeiner Landsleute zurückgeſetzt, als daß eine durchgreifende Wirkung auf die Nationalliteratur, wozu er befähigt geweſen, von ihm hätte Aufnahme finden können. Gleichwohl empfing die engliſche Literatur durch ihn einen bedeutenden Anſtoß, und ward auf die innerlichſt hervorquellende Poeſie der Natur, des Volkslebens, der heimathlichen Sage, zur Erfriſchung an ihren Wurzeln, zurückgewieſen. In ihm machte ſich wieder der Poeſiereichthum des ſchottiſchen Naturells wohlthuend zur Belebung und Verſchmelzung der engliſchen Geiſtesſprödigkeit und rationellen Nüchternheit geltend. Dieſer tiefpoetiſche Menſch, den ein dunkler Drang des Lebens von den Heerden ſeiner ſchottiſchen Heimath hinweggetrieben, mußte in der Welt, die er nicht kannte und für die ihm die weſentlichſten Vorbereitungen der Bildung fehlten, zerſchellen. Die Welt iſt heute nicht mehr für das Naturkind und den bloß

gemüthlichen Volksdichter eingerichtet. Sie verlangt, daß man ein Kind ihrer eigenen Sünden sein solle, wenn man sich ihrer bemeistern, sie reformiren und weiterbilden will. Robert Burns war auf eine hohe und umfassende Bestrebung angelegt, es regten sich in ihm mächtig diejenigen Elemente der Zeit, auf welche die Geschichte ihre Fortbewegung begründet hatte, die französische Revolution hatte ihn begeistert. In seinem Dichtergemüth lagen zugleich die edelsten Anschauungen einer wahrhaft volksthümlichen Gestaltung des Nationallebens. Aber ihm fehlte die praktische, der Gemeinheit der Welt überlegene Durchbildung des Charakters, und so erlag er vielmehr allen diesen Anregungen, als daß er sich ihrer zu einer starken Einheit des Wirkens und Schaffens zu bemeistern vermocht hätte. Doch im Kampf mit den Weltverhältnissen, der sein Dichterleben bezeichnet, versprützte er einen ächt poetischen Geist, der selbst in dieser seiner Zerstückelung erweckend auf das Gefühl und den Geschmack seiner Nation eindrang. Seine herzinnigen, anschauungsreichen und von innerer Musik durchdrungenen Lieder haben, zuerst auf Anregung Göthe's, die besondere Vorliebe der Deutschen in neuester Zeit erweckt, wovon die vielfachen davon erschienenen Uebersetzungen, vornehmlich durch Ph. Kaufmann, Heintze u. A. zeugen. —

Bemerkenswerth ist diese vorherrschende Richtung auf Naturleben und Volksleben, welche sich in dieser Periode der Wiedererweckung der englischen Poesie bei allen Dichtern zeigt, und worin die beiden Grundelemente der romantischen Weltanschauung ergriffen wurden. In dieser Beziehung darf auch William Cowper hier nicht unerwähnt bleiben, an sich selbst ein keineswegs erfreulicher Dichter, aber für die Herausbildung einer freieren und geschmackvolleren Form der englischen Poesie von Wichtigkeit. Das trübe religiöse Element, das in ihm gährte und sich bis zur Geisteskrankheit steigerte, hauchte auch seine

Muse krankhaft an, doch heilte ihn zeitweise die Betrachtung der Natur von aller Verwirrniß, und dann erscheint er in seinen Dichtungen, namentlich in der Naturauffassung und landschaftlichen Schilderung (besonders in „The task“) frei und erhaben, und kann durch seine gedankenvolle und über alle pedantische Normen sich hinausschwingende Darstellung den Einfluß gewinnen, welcher ihm auf die Wiederherstellung der neueren englischen Poesie mit Recht zuerkannt wird. Höher begabt als die bisher genannten Dichter muß uns William Wordsworth gelten, der in derselben Richtung durch Naturdichtung und poetische Behandlung des wirklichen Lebens seinen Einfluß auf die Literatur seines Vaterlandes ausübte. An Wordsworth kam zuerst der Gegensatz zum Ausbruch, welcher sich zwischen der neuen poetischen Manier und den bis dahin in der englischen Literatur geltenen Gesetzen herausstellte. Es kam zu kritischen Kämpfen, die immer eintreten müssen, wo eine neue Bestrebung zu ihrem Rechte und ihrer Anerkennung gebracht werden soll, und die Richtung Wordsworth's und seiner Freunde ging daraus bald mit der Ehrenbezeichnung einer neuen Schule hervor, welche die Seeschule (lake school) genannt wurde. Diese Benennung soll das naturbeschreibende und malerische Talent dieser Dichter ausdrücken, das sich vorzugsweise an den Seen von Westmoreland, wo namentlich Wordsworth den größten Theil seines Lebens zugebracht, ausgelassen hatte. Vielfache Reisen hatten bei Wordsworth den Naturſinn zum feinsten und höchsten Organe ausgebildet, und eine Fülle von Gemüth, Phantasie und sinnreicher Tändelei ergoß sich in diese Anschauungen, die eine immer frische Geistesstimmung, ein harmonisches Ineinsleben mit allen Einzelnheiten der Natur, eine wahre Schönheitslehre der Schöpfung, ausdrückten. Damit verband sich, wenigstens in den früheren Dichtungen Wordsworth's, ein kräftiger

Freiheitssinn, der einmal von der ächten Naturbetrachtung nicht zu trennen ist, und sich überall einfindet, wo ein gesunder Geist die hohen Maßstäbe der Schöpfung erkennt. Der einfache poetische Stil, den Wordsworth zu seinem Prinzipe erhob, und der sich mit einer durchaus wirklichkeitsgemäßen Anschauung des Lebens verbinden sollte, war von ihm mit einem durchaus kritischen Bewußtsein darüber angeschlagen worden. Unter den übrigen Dichtern der Seeschule werden besonders Coleridge und Southey genannt, die Freunde Wordsworths, welche zusammen einen eine Zeit lang auf sehr umfassende Pläne gerichteten Dichterbund hatten. Coleridge erscheint unter diesen jungen englischen Dichtern, welche ihre Nationalliteratur reformiren wollten, als derjenige, den die französische Revolution von 1789 am mächtigsten angeregt hatte, und den es trieb, diese neuen Ideen der Geschichte auch in den Verhältnissen seiner Nation zum Leben zu bringen. Die republikanische Grundnatur dieses Dichters, die anfänglich mit Feuereifer hinausstürmte und durch öffentliche Vorträge, Volksadressen und feierliche Protestationen ganz auf eigene Hand zu wirken suchte, dämpfte sich jedoch bald an dem englischen Phlegma ab. Seine Genossen in diesen republikanischen Bestrebungen waren besonders Robert Southey und Robert Lovell gewesen, und ihr Bund ist deshalb bemerkenswerth, weil sich in ihm die ersten Keime der socialen und politischen Umgestaltungstheorien zu organisiren suchten, welche sonst in England so spärlich und langsam Wurzel gefaßt. Auch würde schon der republikanische Dichterbund des Coleridge größere Bedeutung erlangt haben, wenn man ihm, wie man in andern Ländern ohne Zweifel gethan hätte, mehr Gefährlichkeit beigelegt, oder einen Widerstand der Gewalt entgegengesetzt. Aber die allgemeine Gleichgültigkeit, welche diese Richtung in England erregte, stumpfte sie in sich selbst ab, und der Schluß

davon war der einer heitern Komödie, indem die republikaniſche Weltverbeſſerung der drei jungen Dichter mit ihrer gleichzeitigen Verheirathung an drei Schweſtern endigte. Coleridge's poetiſche Verdienſte bleiben aber in ihrem Werthe anerkannt, und beſonders iſt ſein vollendetſtes Gedicht Chriſtabel als eine dauernde Leiſtung in der engliſchen Literatur zu nennen. Wenn es ihm nicht gelang, die politiſche Welt zu reformiren, ſo bleibt ihm dagegen der Ruhm des Reformers in der Poeſie ſeines Vaterlandes unbeſtritten, und er gilt mit Recht als einer der Erſten unter denen, welche die literariſche Schule des achtzehnten Jahrhunderts in England ſtürzten. Seine Kenntniſſe der deutſchen Literatur, wovon ſeine berühmte Ueberſetzung des Schiller'ſchen Wallenſtein zeugt, und ſeine Befreundung mit den äſthetiſchen Ideen der deutſchen Romantiker, haben nicht unmerklich zur Ausprägung ſeines eigenen literariſchen Charakters beigetragen. Sein Freund Robert Southey, von bei weitem weniger bedeutenden Dichtergaben, machte den Rückweg von liberaler Poeſie zu reactionairen Grundſätzen noch in grellerer Weiſe, und nachdem er in Schauſpielen und Gedichten die Ideen der Revolution glühend genug ausgeſprochen, ward er plötzlich ein ebenſo leidenſchaftlicher Verfechter der Stabilität in den politiſchen und kirchlichen Dingen. — —

Was aber die engliſche Literatur in dieſem ihrem neuen Aufſchwunge eigentlich erſtrebte, nämlich die Entfeſſelung des innerſten Nationalgeiſtes von allen beengenden Formen, und ſeine Offenbarung in aller ſeiner unbegrenzten Fülle und Tiefe, in allen ſeinen Gegenſätzen und Widerſprüchen, das erreichte ſie vollſtändig und umfaſſend nur in Lord Byron, welcher das höchſte ſchaffende Genie dieſer Periode iſt. Aber indem er die Entfeſſelung des Nationalgeiſtes von all den pedantiſchen und orthodoxen Normen darſtellt, an die er gebunden geweſen, liegt

in ihm zugleich der Widerſpruch gegen alle poſitiven Elemente der Nationalität zu Tage, und es iſt ein Dichter der Negation in ihm erſtanden, der alles Diaboliſche und Dämoniſche, was nur in den Tiefen des Nationalcharakters geſchlummert, herausgeſchüttelt und geſtaltet hat. Man wird Lord Byron einen ächt nationalen Dichter Englands nennen müſſen, wenn man ſein dunkelglühendes, wie durch Widerſtand erſt recht ſtürmiſch gewordenes Gefühl, den ſcharfen Reiz der Contraſte in ſeinen Anſchauungen, den Ekel am Leben bei aller Luſt und Fähigkeit zum Genuß, den unaufhörlich bohrenden Skeptizismus, welcher ſich mit der weichſten lyriſchen Hingebung verbindet, den auf Eigenheiten verſeſſenen Trotz, der ſich doch wieder allumfaſſend den Intereſſen der Völker und der Menſchheit öffnet, die Liebe und die Begeiſterung für die Freiheit bei deſpotiſcher Ichſucht und verbärteter Menſchenverachtung, wenn man dieſe und andere, den Lord Byron charakteriſirenden Eigenſchaften ermißt. In keinem andern Dichter haben ſich vielleicht die Nationalfehler und Nationaltugenden ſo ſehr zu einer Perſönlichkeit geeinigt wie in Byron, der ſie auf ihrer höchſten Spitze und darum auch in ihrem grellſten Widerſpruche aufzeigt. In ihm hat der engliſche Nationalcharakter ſich in allen ſeinen Spitzen zuſammengefaßt, und iſt in ihm zugleich mit ſich ſelbſt zerfallen, und hat ſich die ſchmerzhafteſten Wunden beigebracht. So iſt Lord Byron das eigenſte und liebſte Kind Englands, und doch zugleich der Ausgeſtoßene, der Verworfene ſeiner Nation geweſen. Sie verachteten ſich zuletzt gegenſeitig, Lord Byron und England, aber ſie gehören ewig zu einander, und in ihrem wunderbaren Verhältniß liegt ein Geheimniß verborgen, nämlich das Geheimniß eines Wendepunktes des engliſchen Volkscharakters, der ſich ſeiner innern Gegenſätze bewußt wird und ſich dieſelben gegenſtändlich zu machen ſucht. In Lord Byron

wohnt eine Anforderung von philosophischer Speculation, welche die Empirie des englischen Wesens gewaltsam zu durchbrechen trachtete, die sich aber bei ihm nur zerstörend auf die edelsten Theile seiner Subjectivität zurückwarf und ihn mit sich und dem Leben entzweite, statt Versöhnung und Harmonie zu begründen. Lord Byron gehört ebenfalls zu jenen modernen Charakteren, welche sich in ihren grundthümlichsten Schwingungen um die in der neueren Poesie so bedeutend gewordenen Elemente des Don Juan und des Faust drehen, und beide Elemente hat Byron in seinen Dichtungen verarbeitet. Wie er sich aber mit dem Faust abgefunden, zeigt sein Drama Manfred, welches die schneidendsten Dissonanzen der Weltanschauung zwar aus ihrem Versteck in der menschlichen Seele aufstört, aber nicht die Gedankenmacht an ihnen auszuüben vermag, um sie in sich selbst aufzulösen oder auf eine tiefere Grundlage zu erheben. Byron's Manfred und Don Juan sind ohne Zweifel als seine beiden Hauptschöpfungen zu betrachten, doch erblicken wir ihn nur in seinem Don Juan in der That auf dem Gipfel seines Genius. Die Hingebung an die Wissenschaft und an die Natur, die er in seinem Manfred als Streben des unbefriedigten und unersättlichen Menschengeistes erscheinen läßt, wird doch zu flach ergriffen und mit zu geringer geistiger Gewalt auf die beabsichtigten Conflicte hingewandt. Wenigstens kann in dieser Beziehung der Manfred mit Göthe's Faust nicht im Entferntesten gemessen werden, und wohl nur als ein schwacher Aufguß nach der großen Göthe'schen Dichtung erscheinen. Dagegen bewegte sich Byron in seinem Don Juan im höchsten und vollkommensten Rechte seiner Genialität, und bemeisterte sich darin des ihm eigenst zugehörenden Stoffes mit einer gigantischen Schöpfungskraft. Es ist ein Autodafé der Leidenschaft, das Byron in dieser gewaltigen Dichtung vollbringt, die ganze Welt muß in die-

ſen heftigen Flammen zerlodern, und nachdem die Luſt der irdiſchen Exiſtenz an allen Formen gebüßt worden, muß das Häßliche wie das Schöne in derſelben Feuerſäule der Vernichtung mit emporwirbeln. Der Dichter hat ſich hier für ſein eigenes gegenſatzvolles Weſen die reichſte Befriedigung ausgefunden, und läßt ſich mit der Kühnheit eines dahinfahrenden Donnergottes die Zügel ſchießen. Es giebt nichts Schlechtes, Verruchtes, Fratzenhaftes und Verdammenswürdiges, das er nicht auf dieſer ſeiner Bahn berührt und mit ſich fortzieht; ebenſo wird alles Süße, Innerliche, Zarte und Friedfertige an der Welt erkannt und genoſſen. Es herrſcht eine gewiſſe Univerſalität in dieſem Gedicht, die alle Tonarten des Lebens ſich zu eigen gemacht, in allen Abgründen und auf allen Höhen heimiſch iſt. Byron hat den höchſten Aufſchwung und die höchſte Erſchöpfung ſeines Geiſtes darin gemalt, er hat gezeigt, daß er alles Große und Erhabene der Welt erkannt und ſich mit dieſer Erkenntniß in den Abgrund der Vernichtung geſtürzt. Die Sprache, die ſich in England kaum noch in dieſer allumfaſſenden Beweglichkeit gezeigt hat, ſchmiegt ſich allen dieſen Extremen der Darſtellung auf das Wunderbarſte an, und giebt das Komiſche wie das Tragiſche, den herben Spott, die jubelnde Luſt, die neckiſche Tändelei, die unverſchämte Zudringlichkeit der Zote, die in ſich ſelbſt verlorene metaphyſiſche Schwermuth, die geheimſte Süßigkeit des Genuſſes, die Naivetät der Unſchuld, die ausgeſuchte Verderbtheit des Laſters, die Weisheit der Erfahrung, mit gleicher Meiſterlichkeit wieder. Die übrigen Schöpfungen des Lord Byron, wie alles ſonſt zur Charakteriſtik ſeines Lebens und ſeiner Poeſie Gehörige, können wir hier um ſo eher übergehen, da ſich das Urtheil über keinen Dichter ſo ſehr erſchöpft und feſtgeſtellt hat, wie über dieſen, mit welchem das Intereſſe ebenſo ſehr, wie die Koketterie der Leſewelt bei

allen Nationen ſich zu ſchaffen gemacht. Kritiker, Dichter, Ueberſetzer und Biographen haben den intereſſanten Lord auch bei uns in Deutſchland vielfältig verherrlicht. Ernſt Willkomm hat ihn zum Gegenſtand eines theilweiſe ſehr gelungenen Romans gemacht. Der neueſte deutſche Ueberſetzer iſt Adolf Böttger deſſen Arbeit eine ſehr verdienſtliche iſt. —

Byrons Freund, Percy Bysshe Shelley, kämpfte zum Theil denſelben Kampf mit der Welt und der engliſchen Nationalität, doch iſt er noch entſchiedener als ein Märtyrer dieſer Nationalität anzuſehen. Seine Begabung war beſtimmter als die des Lords auf eine philoſophiſche Grundlage geſtellt, doch ließ ihn eben dies Bedürfniß der Speculation, das ihn trieb, noch bitterer und unwiederbringlicher mit ſeinen heimathlichen Verhältniſſen zerfallen. In ihm wurde gewiſſermaßen ſchon der erſte Anlauf zur Philoſophie und zu idealiſtiſchen Tendenzen von der Orthodoxie Englands furchtbar beſtraft und mit einem Fluch belegt, der ihn in zarteſter Jugend traf, aber für ſein ganzes Leben zerrüttete. Man kann ſich freilich nicht wundern, daß ſo rechtgläubige und pedantiſche Inſtitute, wie die engliſchen Univerſitäten ſind, und vorzugsweiſe die Univerſität Orford, es nicht dulden konnten, wenn einer ihrer ſtudirenden Jünglinge über die Nothwendigkeit des Atheismus zu ſchreiben gewagt hatte, was Shelley ſchon in ſeiner erſten Jugendzeit dort gethan. Dieſe „Nothwendigkeit des Atheismus“ war doch nur das erſte Bewußtſein der Nothwendigkeit des Denkens überhaupt geweſen, und in dem Zweifel, den Shelley mit den erſten Kraftübungen der Metaphyſik aufgeſtellt, lag ſchon das Erkennen ſelbſt gegeben. Die Acht, die in ſeinem Vaterlande über ihn ausgeſprochen wurde, und die ihn in ſeinen liebſten und theuerſten Verhältniſſen ſchmerzhaft betraf, ja bei mehreren Gelegenheiten faſt vernichtende Folgen für ihn hatte, trieb ihn ſelbſt

nur um ſo heftiger auf ſein Innerſtes und auf die Kraft ſeines geiſtigen Lebens zurück. Sein fein organiſirter Geiſt, der nach allen Regionen hin taſtende Fühlhörner ausſtreckte, ſchien mehr dazu beſtimmt, ſich unter ſeinem eigenen Reichthume aufzulöſen und zu vergeuden, als ſich eine Befriedigung in einer vollendeten Geſtalt zu verſchaffen. Die Alles unterwühlende Anzweiflungsſucht des Gedankens verband ſich in ihm mit aller poetiſchen Schwelgerei der Gefühle, aus den tollkühnſten Wirbeln der Speculation trieb es ihn zur Einfriedigung in dem ſanfteſten Stillleben der Empfindung; mit den Furien war er ebenſo vertraut wie mit den Liebesgöttern. Als Dichter iſt er der ſtärkſten und zarteſten, ſüßeſten und ſchrecklichſten Töne mächtig. Er verſteht alle Geheimniſſe des innigſten Naturlebens zu belauſchen und iſt eingeweiht in der Märchenwelt der Mondnacht, in dem verſchwiegenſten Liebeskoſe des Frühlings. Seine Begeiſterung richtete ſich aber auch auf das Freiheitsringen der Völker, hier bald ſatyriſch anſtachelnd, bald elegiſch verklingend, und die politiſchen Verhältniſſe Englands ſelbſt wurden ihm Gegenſtand ernſter und ſcharfer Gedichte. Seine erſten Jugenddichtungen waren the revolt of Islam und Queen Mab, welche letztere ohne ſeine Zuſtimmung gedruckt wurde, und in dieſer Geſtalt zur Verurtheilung des Dichters in England nicht wenig beitrug. In der Königin Mab haben ſich die philoſophiſchen, religiöſen, geſellſchaftlichen und politiſchen Ideen Shelley's einen ſehr gedrängten und anſchaulichen Ausdruck zu geben geſucht. Die Verneinung Gottes bringt ſich aber darin, und es ſcheint: ein Pantheismus des ewigen Geiſtes im Weltall beſtehen zu bleiben. Die göttliche Natur des Chriſtenthums dagegen wird mit Leidenſchaftlichkeit angezweifelt. Aber aus dem gährenden Chaos aller dieſer Ideen, wie ſicher auch der Dichter ſie hin- und herzuwenden ſcheint, vermag ſich doch das, was ſich Shelley als

ſein höchſtes Ziel ſetzt, nämlich die Reformirung der Weltzuſtände im Sinne der wahren individuellen Freiheit, in keiner beſtimmten Geſtalt abzuklären. Es bleibt nur der ſchmerzliche Mißklang eines in ſeinen tiefſten Tiefen zerriſſenen Geiſtes zurück. In ſeinem Alastor or the spirit of solitude iſt dieſer Mangel an Befriedigung zum Gegenſtand des Gedichts ſelbſt geworden. Hier erſcheinen Welt und Natur mit allem Farbenreichthum, mit allem Glanz einer göttlichen Schöpfung übergoſſen, aber Alaſtor ſteht vereinzelt und einſam, und kann das Band nicht finden, das ihn mit dem Weltall verknüpfe und ihm ſeine Stelle unter den Erſchaffenen als eine nothwendige und begehrenswerthe begründe. Unter Shelley's dramatiſchen Arbeiten ragt beſonders ſein Trauerſpiel die Cenci hervor, in dem er ſich mit einer gewiſſen Ueberlegenheit und Klarheit der Tragik dieſes ungeheuern Stoffes bemächtigt hat. Wie Shelley die deutſche Poeſie in ſich aufzunehmen verſtanden, zeigen ſeine Ueberſetzungsproben von Göthe's Fauſt, die, wie kein anderer Ueberſetzer vermocht hat, den Geiſt der deutſchen Dichtung, wenn auch in freien Formen, doch in treuem Eindruck, wiedergeben. Shelley hat in der Zueignung ſeiner Cenci ſeine eigenen Schriften ſelbſt Viſionen genannt, und in dieſer Bezeichnung eines unheimlichen Verhältniſſes zwiſchen dem Körperlichen und Geiſtigen, dem Irdiſchen und Ueberirdiſchen ſcheint in der That ſein poetiſches Schaffen charakteriſtiſch erfaßt *).

Von Byron und Shelley geben wir zu dem Biographen beider Dichter, dem vielſeitig thätigen Thomas Moore über, der als Dichter ebenfalls ſeine Stelle auf dem engliſchen Parnaß behauptet, obwohl ihm das höhere und freiere Leben des pro-

*) Einen trefflichen Artikel über Shelley hat Kühne in ſeinen männlichen und weiblichen Charakteren Bd. II. gegeben.

ductiven Genius verſagt iſt. Doch werden ſeine Irish Melodies ihm den Namen eines ſinnigen, liebenswürdigen und wohllautenden Dichters bewahren. Die irländiſche Nationalität des Thomas Moore iſt, wie auf ſeine ganze literariſche Richtung, ſo auch auf ſeinen poetiſchen Charakter von dem entſchiedenſten Einfluß geweſen, und hat durch das katholiſch oppoſitionelle Element ſcharfe Tinten in ſeine Darſtellung gebracht. Wo er ſich zu orientaliſchen Stoffen wendet, wie in Lalla Rookh, und der Dichtung von der Liebe der Engel, nimmt er ſich zwar oft erhaben und wahrhaft poetiſch aus, wird aber auch eben ſo leicht langweilig und ungenießbar. Seine proſaiſchen Arbeiten, die vorzugsweiſe eine nationalgeſchichtliche und religiöſe Tendenz zeigen, ſcheinen ihn in der letzten Zeit ausſchließlich in Anſpruch genommen zu haben. Die Reiſen ſeines wunderſamen Irish gentleman in search of religion ſind jedoch namentlich auf dem theologiſchen Gebiet mit großer Feindſeligkeit behandelt und abgefertigt worden. Dagegen haben die Memoiren des Capitain Rock in ihrer ſchneidenden Schilderung der irländiſchen Zuſtände das Verdienſt großer Wahrhaftigkeit für ſich. Seine literarhiſtoriſchen Arbeiten, durch welche er ſich um die engliſche Literatur mannigfach verdient gemacht, ſind beſonders ſchätzenswerth. —

Der Erhebung der engliſchen Poeſie in dieſem Zeitraum iſt die Bedeutung nicht nachzuſtellen, welche gleichzeitig die engliſche Proſa, beſonders im Roman, gewonnen. Von Walter Scott's wichtigem Einfluß auf dieſe Literaturperiode überhaupt haben wir ſchon zu Anfang geſprochen und ihm das Verdienſt zuerkennen müſſen, durch Anregung des romantiſchen Geiſtes in der Poeſie den neuen Anſtoß in die engliſche Nationalpoeſie gebracht zu haben. Die Natur und das Volksleben der ſchottiſchen Hochlande, das er in ſeiner Lady of the lake ſo meiſter-

haft geſchildert, ward ihm auch in ſeinem Waverley, mit welchem er die Reihe jener europäiſch berühmten Waverley-Romane begann, zuerſt zum Gegenſtand des Romans. In dieſen Romanen ließ er ſich auf einer breiteren Baſis ſeiner literariſchen Thätigkeit nieder, die ſehr viel dazu beigetragen, die engliſche Literatur mit dem Intereſſe und der Liebe des übrigen Europa's zu vermitteln und ſie aus ihrer Abgeſchloſſenheit zu einer weltliterariſchen Stellung zu erheben. Zwar entartete dieſe Waverley-Literatur zuletzt bei Walter Scott ſelbſt zu einer förmlichen Fabrikproduction, aber in den beſten dieſer Romane, zu denen Waverley ſelbſt, dann Guy Mannering, Kenilworth, Quentin Durward, und noch einige andere gehören, ſind doch glänzende und eigenthümliche Vorzüge der Charakteriſtik und hiſtoriſchen Portraitirung anzuerkennen. Dies Genre von hiſtoriſchem Roman, das Walter Scott wenn nicht neu begründete, doch zu einer neuen Geltung und Verbreitung in der modernen europäiſchen Literatur erhob, kann ſich zwar nicht als eine höhere poetiſche Gattung oder Kunſtform behaupten, aber es hat doch auf den Geſchmack und die Bildung der Leſewelt nicht unvortheilhaft gewirkt, und eine zwar ſehr materielle, aber doch geſunde und kräftige Speiſe abgegeben. Freilich kommt die Geſchichte ſelbſt eben ſo wenig wie die Poeſie zu ihrem wahren Recht und ihrer eigentlichen Würde in dieſen Darſtellungen. Das Verhältniß von Poeſie und Geſchichte ergiebt ſich darin überhaupt als ein vages Gemiſch, und das eine erſcheint mehr oder weniger überwiegend auf das andere gepfropft, je nachdem der hiſtoriſche oder der romantiſche Effect beſonders angeregt werden ſoll. Der hiſtoriſche Roman, welcher auf dieſer mangelhaften Stufe beſonders als hiſtoriſch-romantiſche Erzählung erſcheint, hat aber eben in dieſem Auseinanderfallen des hiſtoriſchen und poetiſchen Elements, wo bald das Geſchichtliche durch

das Romantiſche gewiſſermaßen intereſſant gemacht werden ſoll, bald das Romantiſche wieder an dem Geſchichtlichen Halt und Kern gewinnen will, das Unkünſtleriſche ſeiner Gattung dargethan. Die Zwitterhaftigkeit dieſes Genre hat ihm darum auch immer nur einen untergeordneten Werth der Leiſtung in Anſpruch nehmen können. Für die höchſte Geſchichtsauffaſſung giebt es dies zufällige Nebeneinander von Geſchichte und Poeſie nicht, ſondern die eine wird ſich aus der andern mit Nothwendigkeit entwickeln, die poetiſche Darſtellung aber auf ihrer höchſten und reinſten Bildungsſtufe ſie organiſch in eins zu geſtalten ſuchen. Walter Scott war aber auch als Hiſtoriker ſelbſt nicht ſo glücklich, ſich auf die reine Höhe eines wahrhaft geſchichtlichen Standpunktes zu erheben, denn ſein „Leben Napoleons" war es gerade, das in ſeinen literariſchen Ruhm die erſte Erſchütterung brachte.

Theils nach Walter Scott'ſchem Vorbild, theils mit eigenthümlichen Anlagen entwickelte ſich der Amerikaner James Fenimore Cooper, der dieſelben Vorzüge und dieſelben Mängel mit Walter Scott theilt und gleich ihm der Liebling der europäiſchen Leſewelt wurde. An innerer Poeſie ſtehen beide Autoren vielleicht auf derſelben Stufe, das heißt, ſie haben beide gleich wenig davon, und die handfeſte, praktiſche Bemeiſterung der Wirklichkeit iſt ihre hauptſächlichſte Stärke. Doch geht Cooper in der Regel weniger umſtändlich und ermüdend mit den Einzelnheiten zu Werke, und bringt durch eine raſchere Verſchlingung des Fadens mehr Harmonie und Abrundung hervor. Sein eigenthümlicher Boden iſt die heimathliche amerikaniſche Welt und das Meer mit ſeinen Stürmen, Schiffen und Seehelden. Seine Seeromane haben eine ungemein friſche Anſchaulichkeit und Lebensfülle, eine dramatiſche Beweglichkeit der See-

nen und Geſtalten. Mehr dichteriſcher Hauch iſt jedoch in denjenigen ſeiner Romane, wo er die Urverhältniſſe ſeiner amerikaniſchen Heimath, die erſten europäiſchen Anſiedelungen, den letzten Mohikaner, die Prairieen u. ſ. w. ſchildert. Die allgemein nationellen und ethiſchen Darſtellungen gelingen ihm beſſer als die eigentlich hiſtoriſchen Verhältniſſe und Individualitäten, in denen er ſich häufig verzeichnet. Eine kräftige Freiſinnigkeit, die den Grundzug bei ihm bildet, giebt ſeinen Romanen etwas ſehr Erfriſchendes, wie überhaupt ein lebensheiterer und klarer Charakter bei ihm vorherrſchend iſt. Seinen Landsmann Waſhington Irving können wir hier gleich neben ihm nennen, der uns überall mit einer Liebenswürdigkeit und Anmuth entgegentritt, die man ſonſt gerade an der amerikaniſchen Bildung zu vermiſſen pflegt. Ein feiner und geiſtvoller Blick, namentlich für die geſellſchaftlichen Eigenthümlichkeiten der Nationen, zeichnet ihn aus, und zu dieſer Beobachtungsgabe geſellt ſich ein graciöſer Humor, der die ſcharfen Tinten vermittelt und lebensvolle Farben über ſeine ganze Darſtellung ausſtreut. Sein berühmtes Sketch book enthält die umfaſſendſte und erſchöpfendſte Darlegung ſeines Genius, der hier ſeine durchaus für ihn einnehmenden Anſchauungen von Natur, Geſchichte und Nationalitäten zuſammengedrängt hat. Eine mehr betrachtende als ſchaffende Natur, iſt er doch mit künſtleriſch bildendem Talent begabt, und geſtaltet ſeine Reflexionen häufig zu anmuthsvoll abgerundeten Gemälden. Die verſchiedenſten Länder- und Völker-Eigenthümlichkeiten hat er mit gleicher Liebe und Eindringlichkeit behandelt, wie noch zuletzt das mauriſche und ſpaniſche Leben in ſeiner Alhambra. Beſonders aber hat er ſeine eigenen vaterländiſchen und zeitgenöſſiſchen Verhältniſſe in der ſchärfſten Auffaſſung und mit dem feinſten Takt zur An-

ſchauung gebracht. Als Geſchichtſchreiber entfaltet er anziehende Darſtellung und fruchtbare Combination, wie in ſeinem Leben des Columbus. — Da wir hier einmal von tranſatlantiſchen Autoren gehandelt haben, ſo mochten wir auch einen Schriftſteller, der, genau genommen, nicht in dieſen Literaturabſchnitt gehört, aber doch auch wieder ſeinem Inhalt und ſeiner Richtung nach durchaus demſelben ſich anreiht, erwähnen. Dies iſt Sealsfield, der Verfaſſer des Virey, des Legitimen, der Lebensbilder aus beiden Hemiſphären, und zuletzt des Cajütenbuchs. Dieſer große nationale Charakteriſtiker ſeines Vaterlandes hat es noch mehr, als die vorgenannten, verſtanden, die Poeſie der amerikaniſchen Verhältniſſe zu entwickeln. Das Dunkel, das längere Zeit über der Perſon dieſes Autors geſchwebt und zum Theil noch darüber gebreitet iſt, iſt zu keiner myſtiſchen Geheimthuerei und Koketterie benutzt worden, wie es mit der großen Unbekanntheit des Walter Scott der Fall war. Dazu iſt dieſer Verfaſſer ein zu einfacher und ehrlicher, recht ſchwerkörniger und wenig beweglicher Mann, dem es in allen Stücken nur um die Sache ſelbſt zu thun iſt. In dieſe ſehen wir ihn bei ſeinen Darſtellungen ſich ſo vertiefen, daß er alle Rückſichten der Form darüber vergißt, und es ihm gleich bleibt, ob er Novelle, Geſchichte oder Reiſebeſchreibung giebt. Dagegen zeigt er ſich in Allem, was er darſtellt, von einer gewiſſen erſchöpfenden Gründlichkeit, die an ſich eben ſo imponant iſt, als die Gegenſtände koloſſal, welche er verarbeitet. In der Schilderung der amerikaniſchen Landſchaft, der ungeheuern Vegetation, in der Poeſie der Wildniß, die er in allen ihren Einzelnheiten eben ſo wie in ihrer ganzen furchtbaren Unendlichkeit vor das Auge zu zaubern weiß, hat er das Erhabenſte, und doch in der einfachſten Entwickelung der Farben, geleiſtet. Eben ſo bewunderns-

würdig ist sein psychologischer Standpunkt, auf dem er die Verbindung des Nationellen und allgemein Menschlichen in der Individualität seiner Gestalten mit den feinsten Details zeichnet. Zugleich hat er die transatlantischen Verhältnisse mehrfach als Gegensatz zu den europäischen erschimmern lassen, und sich dabei als einen eben so scharfen Kenner der diesseitigen Zustände gezeigt, die er denn in manchem Betracht der amerikanischen Natürlichkeit und Sittlichkeit nachstellt. Die Kunstlosigkeit und das nachlässige Gefüge seiner Darstellungen läßt sie nur noch mehr als unmittelbaren Abdruck des Erlebten erscheinen. —

Einen ächt englischen Autor dagegen, der namentlich das gesellschaftliche Leben seiner Nation in allen Beziehungen zur Darstellung gebracht hat, haben wir an Edward Lytton Bulwer zu betrachten, der eben so reich begabt als gewandt und beweglich erscheint. Man kann kaum sagen, daß Bulwer gerade mehr innere Poesie in sich trüge als Walter Scott und Cooper, aber die geistreiche Reflexion zeigt sich bei ihm thätiger, die harten Umrisse der strengen Wirklichkeit zu mildern, und dem Materiellen in diesem Durchgang durch die Reflexion eine etwas idealere Färbung zu geben. Obwohl wir das productive Darstellungsvermögen Bulwers keineswegs herabsetzen wollen, so müssen wir doch die Reflexion als das hauptsächlich Wirkende, von der er in der Regel den ersten Anlaß zur Production empfängt, bei ihm erkennen. Sein außerordentliches Beobachtungstalent hat aber bei aller Schärfe zugleich so viel Tiefsinn, daß er damit auch immer zu dem poetischen Kern seiner Gegenstände durchdringt und oft den widerstrebendsten Stoffen eine dichterische Behandlung abgewinnt. Der Pelham ist das Hauptwerk dieses Autors geblieben, worin er auf dem eigenthümlichsten Punkt die ganze Stärke und Reichhaltigkeit seines Genius ent-

faltet hat. Der Dichter zeigt ſich in dieſem Roman als Mann der vornehmen engliſchen Geſellſchaftswelt, in deren Geheimniſſe alle er eingeweiht iſt, und die er in allen ihren faſhionablen Einzelnheiten mit einer bewundernswürdigen Virtuoſität zergliedert. Jedoch iſt die Zergliederung ſo ſcharf, daß man ein Umſchlagen dieſer Objectivität in die Ironie annehmen muß. Ein Meiſterwerk pſychologiſcher Entwickelung hat er in ſeinem Roman Eugen Aram geliefert, welcher durch die Darlegung verwickelter Seelenzuſtände ein hohes Intereſſe behauptet. Seine hiſtoriſchen Romane haben auch ihre Liebhaber gefunden, darunter beſonders Devereux, der es durch einige vortreffliche Charakterzeichnungen verdient. In einem ſeiner neueſten Romane Night and Morning hat er ſich zum Teil auf das Gebiet der ſocialen Conflicte begeben, und beſonders die Contraſte der Geld- und Beſitzverhältniſſe darin in ergreifenden Schilderungen, oft mit poetiſcher Wirkung dargeſtellt. Was an Bulwer beſonders liebenswerth erſcheint, iſt die Unbefangenheit und Vielſeitigkeit ſeiner Anſchauungen, denn wie ſehr er auf den höchſten Gipfeln der Geſellſchaft und in den Kreiſen der ariſtokratiſchen Ausſchließlichkeit zu Hauſe erſcheint, ſo fehlt ihm doch darum keineswegs die volkstümliche Seite des Lebens, der er ſich vielmehr mit einer beſondern Sympathie und einer tiefeingeweihten Kenntniß ihrer Zuſtände hingegeben, wie ſchon ſein Roman Paul Clifford, der im Jahre 1830 erſchienen, bewieſen. Bulwer zeigt ſich uns als einen durchaus volkstümlich geſinnten Schriftſteller, und erhöht dadurch noch die Liebenswürdigkeit ſeines ſo glücklich begabten Naturells. Er iſt noch in einem fortdauernden Hervorbringen begriffen, und hat ſich in neuerer Zeit auch der dramatiſchen Poeſie zugewendet, obwohl nicht mit hervorſtechendem Erfolg. —

An Nachahmern und Nachfolgern Walter Scott's, Bulwers und Coopers hat es in der neueſten engliſchen Literatur nicht gefehlt, und es würde eine ebenſo coloſſale als unfruchtbare Arbeit ſein eine Aufzählung derſelben zu unternehmen. Die Maſſe der Production iſt überhaupt in dieſer Literatur größer als die hervorragenden literariſchen Individualitäten ſelbſt, die mit ihren in Menge erſcheinenden Büchern kommen und verſchwinden, ohne tiefer greifende Lebensſpuren von ſich zu hinterlaſſen. Die engliſche Literatur hat dadurch immer mehr einen bloß induſtriellen Anſtrich bekommen, und aus der Production iſt eine Fabrikation geworden, die ihre raſch arbeitenden Spulen und Räder nach allen Seiten hin treiben läßt. So hat Morier den Verſuch gemacht, die einmal als gute Fangſtricke erprobten Netze des Walter-Scottismus auch über den Orient zu ziehn, und man muß von dieſem Autor ſagen, daß er gewiſſermaßen eine ſolide Mittelſtufe in dem hiſtoriſch-romantiſchen Fabrikweſen der neueſten engliſchen Literatur einnimmt. Schilderungen orientaliſcher Localität und Landesſitte machen den eigentlichen Grund und Boden ſeiner Romane aus, und vorzugsweiſe iſt es Perſien, das Morier zum Lieblingsſchauplatz ſeiner Darſtellungen erkoren, und das er, wie ſchon die Lebhaftigkeit und der Reichthum ſeiner Auffaſſung gezeigt, aus eigener Anſchauung kennen gelernt, da er bekanntlich als Mitglied der brittiſchen Geſandtſchaft längere Zeit in Perſien verweilte. Dieſe Seite ſeiner Romane, auf eine noch wenig verbrauchte Localität ſich ſtützend, wird ſie immer anziehend und werthvoll machen, ſelbſt da, wo man von der zu wenig durchgearbeiteten pſychologiſchen Entwickelung der Charaktere unbefriedigt bleibt. Wir könnten jedoch noch ein Dutzend ſolcher Autoren wie Morier namhaft machen, die alle ihre Vorzüge haben, von der

Leſewelt eine Zeitlang begierig verlangt und von den Ueberſetzern, beſonders den Deutſchen, mit einer Wichtigthuerei, die auch wieder nur wintige Speculation iſt, ausgebeutet werden. Dahin gehören denn James, Horace Smith, Grattan, Banim, Croſton Croker, Thomas Hope, Allan Cunningham, Hood, und noch ſehr viele Andere. Namentlich hat die Romanform herhalten müſſen, Stoffe und Richtungen aller Art, die gerade das engliſche Leben beſchäftigen, aufzunehmen und mit dem Tagespublikum zu vermitteln. So ſind die ſtaatsökonomiſchen, die religiös dogmatiſchen, die pädagogiſchen und andere Romane bei den Engländern hervorgetreten. Unter den in den letzten Jahren neu aufgetretenen Autoren iſt es faſt nur einem gelungen, ſich eine allgemeine Geltung zu verſchaffen und die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Dies iſt Boz, der in ſeinen Kleinmalereien nationaler Lebenszuſtände ein außerordentlich liebenswürdiges Talent an den Tag gelegt hat. Man könnte ihn einen miktroſkopiſchen Dichter nennen, ſo ſehr gehen ſeine, ächt nationalen, Genrebilder oft ins Kleinliche. Aber in dieſer liebevollen Hingebung an das Unſcheinbarſte und in dieſem Aufſuchen der verborgenſten Einzelnheiten des menſchlichen Lebens zeigt Boz auch wieder ſeine poetiſche Natur, die aus Allem Nahrung zu ſchöpfen verſteht, und in jedem abgelegenen Winkelchen der Wirklichkeit den göttlichen Funken und den ewigen Gedanken herauserkennt. Vergleicht man ihn mit einem deutſchen Dichter, mit dem er in der humoriſtiſchen Darſtellung des volksthümlichen Kleinlebens einige Verwandtſchaft behaupten kann, mit Jean Paul, ſo muß Boz freilich dagegen arm erſcheinen, und hat nicht dieſen großen und unerſchöpflichen Springquell des Gemüths- und Gedankenlebens in ſich. Boz hat auch, wie Jean Paul, ſeine ſtereotypen Fi-

moriſtiſchen Charaktere, in welche ſich der Dichter ſelbſt ſo hineingelebt hat, daß ſie in ſeinen verſchiedenen Werken immer wiederkehren müſſen und gewiſſermaßen die poetiſche Familie des Dichters abgeben. Pickwick und Maſter Humphrey ſind ohne Zweifel Geſtalten des köſtlichſten und gemüthlichſten Humors, die auf eine nicht gewöhnliche Lebensdauer in der Literatur Anſpruch haben. Auch in ernſten pſychologiſchen Schilderungen iſt Boz glücklich, und weiß hier oft ſehr ergreifende Töne anzuſchlagen, ohne gerade Neues und Außerordentliches zu geben. —

Elfte Vorleſung.

Ueber den Gedanken der Weltliteratur. Goethe und Gervinus. Einfluß der deutſchen Poeſie und Wiſſenſchaft auf die Entwickelung der fremden Literaturen. Ueberſichtliche Bemerkungen über die ruſſiſche, polniſche, ungariſche, böhmiſche, ſkandinaviſche und niederländiſche Literatur.

Der Gedanke der Weltliteratur, der beſonders durch Goethe eine Zeitlang aufgekommen und mit Vorliebe gepflegt worden war, iſt mehr ein ſchönes Wort oder ein großartiger Traum als ein wahrer Gedanke, der die Möglichkeit ſeiner Verwirklichung in ſich trüge, zu nennen geweſen. Zwar hat in den letzten beiden Jahrzehnten in der That ein innigeres Ineinanderleben der europäiſchen Literaturen ſtattgefunden, und namentlich war es deutſche Wiſſenſchaft und Dichtung, welche auf die Fortentwickelung der Literaturen anderer Völker einen nicht abzuläugnenden Einfluß ausgeübt und dadurch gewiſſermaßen als ein Mittelpunkt der Fortbewegung des europäiſchen Geiſteslebens erſchienen iſt. Auch hat ſich dies literariſche Herüber- und Hinüberleben der Nationen zu einem fertigen Verkehr ausgebildet, wie man ihn allerdings noch zu keiner Zeit im Schwunge

geſehen, da früher ſchon durch den Mangel der äußern Communicationen der Geiſt nicht vermochte, ſich ſeine Handelsſtraßen ſo weit zu eröffnen, wie jetzt in der Periode der Handelstractate und der induſtriellen Verbrüderungen aller Nationen. Aber dies weltliterariſche Treiben, wie es in äußerer Hinſicht genannt werden kann, hat doch mehr eine commerciſlle und politiſche, als eine literariſche Bedeutung ſelbſt; wenigſtens wird in jeder Literatur, wie ſehr ſie auch durch fremde Aneignungen und Einwirkungen gewinnen mag, nie von einer Gränzaufhebung der Nationalität zu ihrem Heil die Rede ſein können. Die ſchärfſte Ausprägung der eigenthümlichen Nationalität iſt vielmehr in jeder Literatur als der wahre Kern und der höchſte Reiz zu betrachten, und ein überhandnehmender univerſaliſtiſcher Geiſt der Bildung, der eine Verallgemeinerung der Nationalität zuwegebringt, kann nur die Verderbniß und Verſchlechterung der Literatur erwirken. In unſerer Zeit iſt es mehr die Aufgabe, das Nationalliterariſche, als das Weltliterariſche, herauszufördern und zwar nicht das Eine auf Koſten des Andern, wie es in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts geſchah, ſondern mit einem fremdgeordneten hiſtoriſchen Bewußtſein, welches, grade indem es auf dem nationalen Element ſich wiegt und alle Hervorbringung in daſſelbe untertaucht, zugleich als ein nothwendiges Glied in der Kette der Nationen ſich ſetzt und einreiht. Der Geiſt in ſeiner abſoluten Weſenheit iſt allerdings nicht nationell, aber ſeine Offenbarung in den Formen der Wirklichkeit und in allem Reichthum des individuellen Lebens kann nur eine nationelle ſein. Aber gerade weil der abſolute Geiſt in dieſen nationalen Verſchiedenheiten ſich gliedert, muß jede Nationalität, um ein ächtes Moment des Geiſtes zu ſein, ſich vorzugsweiſe in ſich ſelbſt erfaſſen und durch die erſchöpfendſte Herausbildung ihrer Eigenthümlichkeit ihre Stelle

in dem großen Ganzen des Völkerlebens zu behaupten ſuchen Wenn nun, je nationaler eine Literatur iſt, ſie um deſto höher an ſich ſelbſt in Blüthe ſtehen wird, ſo muß dagegen auf der andern Seite jede Literaturbetrachtung, je mehr ſie weltliterariſch ausfällt, von um ſo eingreifenderer Bedeutung für die Geſchichte des ganzen Geiſteslebens der Menſchheit werden.

Gervinus, der in dem neueſten Bande ſeiner Literaturgeſchichte ſehr treffende Bemerkungen gegen die Goethe'ſche Anſicht von der Weltliteratur macht, behandelt doch die weltliterariſchen Einflüſſe, welche von der deutſchen Poeſie ausgingen, mit zu großer Geringſchätzigkeit. Einen Mangel an Einſicht in das innerlichſte Leben der Literatur aber muß man es beinahe nennen, wenn er von der neuromantiſchen Schule in Frankreich weiter nichts zu ſagen weiß, als: „daß ſie nichts angelegentlicher zu thun hatte, als die Verzerrungen und Verrücktheiten der deutſchen Poeſie zu übertragen.“ Der franzöſiſche Romanticismus hat ſich aber gerade darin als ein ächter Fortſchritt des Geiſteslebens in ſeinem Volke bewährt, weil er die fremden Bildungsſtoffe, aus deren Aneignungen er hervorging, ſofort in ein ächt nationales Element umſetzte und daraus einen eigenthümlichen Umſchwung der eigenſten Nationalbildung bewerkſtelligte. Auch bei der engliſchen Literatur haben wir eine Wirkung der deutſchen Poeſie anzudeuten gehabt, die jedoch hier mehr in der grundthümlichen Verwandtſchaft deſſelben nationalen Geiſteselements ihre Wurzel hatte. Dieſen Entwickelungsgang wird man aber beſonders bei den neu ſich bildenden Literaturen ſolcher Völkerſtämme, deren Bildung ſich erſt organiſiren will, zu betrachten haben: daß ſie nämlich fremde Geiſtesſtoffe begierig zu ſich hinüberziehen, aber aus denſelben ſich ſofort einen Grund und Boden bereiten, auf dem eine eigenthümliche Nationalbildung emporwächſt. Von dieſer raſchen

Bildungsvermittelung bietet besonders die russische Literatur ein merkwürdiges Beispiel dar.

Die Russen hatten außergewöhnliche Hindernisse zu beseitigen, ehe sie auf den Punkt gelangen konnten, wo eine Nation auf selbstständigem Wege und aus eigenen Mitteln ihre Bildung beginnt. Daß Rußland des europäischen Lebens bedarf, um sich selbst in seiner wahren Bedeutung zu erfassen und zu entwickeln, hat die Geschichte dieses Landes selbst gezeigt, indem erst seit Peter dem Großen, welcher den russischen Coloß durch die Berührungen mit dem Abendlande auch geistig erschütterte, von der Entwickelung einer russischen Literatur zu sprechen ist, nachdem früher dies Volk unter orientalisch-barbarischer Herrschaft und in nutzlosen innern Kämpfen, ohne alle geistige Nahrung, so lange Zeit zugebracht hatte. Der mächtig schaffende Genius Peters des Großen, welcher die innersten Kräfte seines Volkes erweckte, brachte eine solche Bewegung in den Ideen, Ansichten und Lebensverhältnissen in seinem Lande hervor, daß mit dem geistigen Umschwung auch die Sprache der Nation ein völlig neues Leben begann. Die Menge europäischer Wortformen und Fremdausdrücke, welche sie namentlich durch die Uebersetzungen in sich aufnahm, brachten zwar ein buntes Gemisch hervor, bereicherten aber doch den geistigen Ausdruck und regten die innere Fähigkeit der Entwickelung in der russischen Sprache an. Diese Vermischung fremder Bildungsstoffe mit dem slawischen Grundelement schien den Russen durchaus unerläßlich, um überhaupt geistig in Bewegung gesetzt werden zu können, denn das Slawenthum, in sich selbst starr und unbeweglich, vermag sich nicht rein aus sich heraus zu einer Entwickelung zu bringen, zu der es des Anstoßes von Außen her bedarf. Legte Peter der Große durch die europäische Cultur, welche er nach Rußland verpflanzte, den ersten Grund zu einer eigent-

lichen russischen Nationalliteratur, so ist darauf Lomonossow als der erste gestaltende Geist dieser Literatur, welcher ihr Form und Maß gab und ihre Elemente zu fester Sonderung brachte, zu nennen. Dieser Autor bildete besonders die russische Volkssprache zu regelmäßigen und grammatischen Formen aus, bei denen er die strenge Gliederung der lateinischen Sprache sich zum Musterbild genommen. Er wirkte besonders viel auf die Gestaltung der Einheit eines nationalrussischen Idioms, indem er die verschiedenen russischen Dialekte und den neu aufgenommenen Vorrath besonders deutscher, französischer und holländischer Worte, in einen festen Guß zu bringen suchte, doch war es zum Theil wieder ein fremdartiges Zwangsgepräge, das er ihr aufdrückte. Doch ging von diesen Bestrebungen noch wenig in das russische Volksleben selbst über, und die literarische und geistige Bildung blieb ein Eigenthum der Aristokratie und des Hofes. Die Dichter, welche auf den von Lomonossow geöffneten Bahnen nachfolgten, Sumarakoff, Kniäschnin, Wizin, Petroff, Cheraskoff und viele Andere, charakterisiren sich größtentheils durch die Schwülstigkeit ihrer Sprache und durch die ängstliche Nachbildung der französischen Classicität. Eine Ausnahme davon machte der Dichter Derschawin, ein wirklich genialer Geist von hohen Dichtergaben, welcher die Kaiserin Katharina II. unter dem Namen der Felitza besang. Er war der erste Dichter, welcher das russische Nationalbewußtsein zum Pathos seiner Dichtungen erhob und dadurch für die Literatur selbst ein volksthumliches Interesse erweckte. Die russische Literatur beginnt in dieser Zeit Katharinas überhaupt etwas mehr zum Volke herabzusteigen, was besonders durch die Begünstigung, welche diese Herrscherin dem Drama schenkte, vermittelt wurde, indem das Drama durch die Oeffentlichkeit seiner Darstellung immer die wirksamste Verbindung der Poesie mit dem

Volksleben darbietet. Ein wirklich nationaler Stoff wurde aber in die russische Literatur zuerst durch den großen Karamsin gebracht, der das russische Nationalleben selbst in seiner historischen Entwickelung und Bedeutung zum Gegenstand seiner Darstellungen machte und sich eine Form schuf, die, frei von allem Odenschwulst und allen mythologischen und classischen Verzierungen, an welchen die russische Poesie bis dahin so sehr gelitten, durch einen einfachen und sachgemäßen Ausdruck sich mit dem wirklichen Leben in Einklang zu setzen suchte, obwohl sie nicht ohne Nachbildung englischer und französischer Muster war. Indem er aber das gewöhnliche nationale Leben in die Sprache und Darstellung der Literatur einführte, gab er dadurch der Literatur selbst einen popularen Charakter und eine ebenso volksthümliche als einfach menschliche Bedeutung. Diese Wirkung trug er zwar durch seine poetischen Arbeiten nur in geringem Maße davon, dafür aber um so entschiedener durch sein großes russisches Geschichtswerk, das in seinem Lande ein Volksbuch wurde und durch welches er als der Begründer der russischen Geschichtschreibung dasteht. War so ein fester nationaler Boden für die russische Literatur gefunden, so konnte es nun auch nicht an Bestrebungen fehlen, sie mehr innerlich zu vertiefen und mit einem ächten poetischen Gedankenleben zu durchhauchen. Dies ist die Aufgabe, mit welcher sich die neueste Literatur der Russen eifrig und glücklich beschäftigt zeigte. Zuerst ist hier Shukowski zu nennen, durch welchen das deutsche Element einflußreich und tiefanregend in die russische Literatur übergeführt wurde. Shukowski trat zuerst mit Uebersetzungen deutscher Dichter und auch einiger englischen, darunter besonders Byrons, hervor, und zeigte in seinen eigenen Gedichten die Einflüsse dieser fremden Muster, zum Theil originell verarbeitet. Zugleich hatte er in dem Krieg von 1812 ein national

anſprechendes Thema für ſeine Poeſie gefunden, und erregte dadurch vornehmlich die Sympathieen des Volkes. Die Berührungen mit Deutſchland, welche der Krieg gegen Napoleon zuwegebrachte, und die Bemühungen des Kaiſers Alexander um die öffentliche Bildung, gaben die entſcheidendſte Periode für die Culturentwickelung Rußlands ab. Das umfaſſendſte Genie der durch Karamſin und Shukowski vorbereiteten neuen Aera iſt **Alexander Puſchkin**, in welchem den Ruſſen ihr größter Nationaldichter, welcher die ganze Fülle und Ausdehnung des Volksgeiſtes in allen ſeinen Beziehungen in ſich geſtaltete, erſtand. Durch Puſchkin feierte die romantiſche Poeſie einen glänzenden Sieg über alle Claſſicität, welche noch immer in Rußland ihre Anrechte geltend zu machen geſucht hatte. So ſehen wir auch hier für die ruſſiſche Literatur den bemerkenswerthen Wendepunkt eintreten, wo mit der Romantik zugleich das nationale Element in der Poeſie zu ſeiner höchſten Blüthe gelangt. Dieſe Vereinigung des Romantiſchen und Nationalen fand in Puſchkin Statt und zu gleicher Zeit regte ſich allgemein in Rußland ein erhöhtes geiſtiges Streben, das nun ſeine regelmäßige Bahn der Entwickelung gefunden hatte. Eine Reihe productiver Dichter und thätiger Schriftſteller ließ es ſich angelegen ſein, die ruſſiſche Literatur nach allen Seiten hin zu vervollſtändigen. Auch für die philoſophiſche Speculation ist, von Deutſchland aus angeregt, hier und da der Sinn erwacht, und hat ſich beſonders durch einige Literaten in Moskau bethätigt. Der Journalismus, der eine ſehr breite Stelle auf dem ruſſiſchen Literaturgebiet eingenommen, entfaltet eine außerordentliche Regſamkeit im Herbeiziehen und Verarbeiten aller möglichen Bildungsſtoffe. Bei allen Beſtrebungen und Productionen aber waltet fortan der nationale Geſichtspunkt am entſchiedenſten vor, und Alles muß dies vorzugsweiſe heimiſche Gepräge

tragen, wenn es irgend Geltung erlangen soll. So haben sich die nationalen Sittenromane von Bulgarin ein großes Lesepublikum erworben. Als Literator und Grammatiker der russischen Sprache hat sich N. Gretsch ausgezeichnete Verdienste um seine vaterländische Literatur erworben, und überhaupt dazu beigetragen, den literarischen Verkehr der Russen vielfältig zu erhöhen, wohin er besonders durch die von ihm herausgegebenen Zeitschriften gewirkt. Obwohl seit Puschkins Tod eigentlich kein einziges bedeutendes Talent wieder aufgestanden, so ist doch die Literatur in einer beständigen Regsamkeit verblieben, und hat sich auch bei den übrigen Nationen mehr und mehr Theilnahme erworben. Diese hat sich besonders in Deutschland eingefunden, wozu Varnhagen von Ense durch seine trefflichen Uebersetzungen einzelner russischer Novellen, und durch Kritiken, so wie H. König durch sein interessantes Buch: „Literarische Bilder aus Rußland", nicht wenig beigetragen. —

In der polnischen Literatur zeigen sich zum Theil dieselben Entwickelungskämpfe, wie in der russischen, doch fließt bei diesem reichbegabtesten der slawischen Stämme die literarische Regsamkeit mehr aus dem Innersten eines selbständigen Geisteslebens her, und hat nicht so wesentlich des Anstoßes durch fremde Cultur bedurft. Der bildsamere und außerordentlich reich angelegte Organismus der polnischen Sprache selbst, welche leicht jedem geistigen Ausdrucke dient, mußte die Entfaltung der Literatur begünstigen. Die lateinische Bildung selbst, die hier lange vorherrschte, gewann nur einen günstigen Einfluß auf die Gefügigkeit und Construction der Nationalsprache. Die bedeutendste Entwickelung der neueren polnischen Literatur begann im achtzehnten Jahrhundert durch den großen Piaristen Stanislaw Konarski, der mit einem klaren Bewußtsein sich zum Reformator des nationalen Bildungslebens machte, und nach allen

Seiten hin die geiſtige Thatkraft ſeines Volkes, in welcher er allein Rettung gegen politiſche Selbſtzerſtörung erkannte, anzuregen ſuchte. Sein merkwürdiges Beſtreben zeigt, was der Wille eines einzigen Mannes, der ſich mit energiſchem Bewußtſein zu einem großen Ziele erhoben, vermag, auch wenn er, wie Konarski, keineswegs mit eigener productiver Schöpferkraft begabt iſt. Die Erziehung, das Verfaſſungsweſen, die Religion, die Kenntniß und Verbreitung der älteren Nationalliteratur, ja ſelbſt die dramatiſche Poeſie und das Theater, welches er zuerſt in Polen begründen half, empfingen von ihm den bedeutendſten Anſtoß. Dieſem aufgeklärten und vorurtheilsfreien Kopf, welcher ſich die Anregung einer vielſeitigen polniſchen Cultur zu ſeiner Lebensaufgabe gemacht, verdanken die Polen in der That eine ſehr fruchtbar gewordene Grundlage ihrer Bildung. Unter ſeinen Nachfolgern, die in demſelben Geiſte für Polen wirkten, verdient beſonders der Biſchof Ignaz Krasicki angeführt zu werden, ein freigeſinnter und für die Unabhängigkeit Polens kämpfender Schriftſteller, der durch ſeine komiſchen Heldengedichte und Fabeln, und auch durch ſeine ſatyriſchen Schriften, in welchen er oft die Nationaluntugenden der Polen geiſſelt, ſich bekannt gemacht. Viele andere Dichter und Schriftſteller, von größerer und geringerer Bedeutſamkeit, wirkten in dieſer Zeit für die literariſche und wiſſenſchaftliche Erhebung ihres Vaterlandes, und ihre Beſtrebungen ſind um ſo höher anzuſchlagen, da ſie mit den beginnenden Zerrüttungen Polens durch die Theilung und die Revolution keineswegs nachließen, ſondern vielmehr nur immer kräftiger ſich emporzuſchwingen ſuchten. Vornehmlich war es die Poeſie, welche an den öffentlichen Nationalbewegungen neu erſtarkte und eine eigenthümliche Erhebung ihres Gehalts daraus gewann. Julian Niemcewicz, der treue Gefährte Kosciuszko's, muß hier vor allen Dingen ge-

nannt werden, der einen so großen Einfluß auf die öffentlichen Zustände seines Vaterlandes, sowohl durch seinen thatsächlichen Antheil an den Ereignissen, wie durch seine stets auf die Erweckung und Veredelung des Nationalbewußtseins gerichteten Schriften, ausgeübt. Seine historischen Werke, seine vaterländischen Schauspiele, seine Fabeln, seine nationalpolnischen Romane und Sittenschilderungen, sind alle gleicherweise von demselben kräftigen und dabei klaren und milden Geist erfüllt. Niemcewicz gehört zu denen, welche nach der Revolution von 1830 den Kern der polnischen Nationalität im Auslande constituirten und dort nicht abließen, auch ihrer vaterländischen Literatur eine kräftige Fortentwickelung zu geben. Einen eigenthümlichen Fortschritt in dem polnischen Literaturleben stellte aber die Wilnaer Dichterschule dar, die seit dem Jahre 1815 eine neue Bewegung in der Poesie begonnen, und als deren Haupt Adam Mickiewicz zu nennen ist. Die Universität Wilna war der Mittelpunkt dieser für ächte Poesie und freie Nationalität begeisterten Bestrebungen geworden, und ward dafür später, wie die meisten Theilnehmer dieses nationalen Dichterbundes, geächtet. Diese neue Schule nannte sich ebenfalls die romantische, wie wir denn diesen bedeutsamen Namen in den modernen Literaturen überall antreffen, wo ein literarischer Fortschritt sich auf den höher gefaßten Begriff des Nationalen und Volksthümlichen begründen will. Auch bei den polnischen Romantikern treffen wir die Grundlage eines deutschen poetischen Elements, das als Bildungsstoff mitgewirkt hat, wie auch der englischen Poesie einiger Antheil daran zuzuschreiben ist. Am entschiedensten faßten aber diese neuen polnischen Dichter das nationale Element in Einheit mit dem romantischen auf, und die Poesie sollte fortan ihre höchste Bedeutung nur in der Erfassung und Gestaltung des Nationalen finden. Unter dieser Fahne fochten

Mickiewicz, Brodziński, Goszczyński, Chodzko, Garczyński, und Andere, gegen die Claſſicität, mit welcher auch hier heftige Kämpfe ſtattfanden, die aber nur zum Triumph der jüngern Partei ausſchlugen. Das großartigſte Talent iſt ohne Zweifel Mickiewicz ſelbſt, in welchem die Polen ihren größten Nationaldichter erhalten haben, und deſſen Dichtungen, mit dem Schickſale und der Eigenthümlichkeit ſeines Volkes tief verflochten, eben darum ſo unwiderſtehlich und erſchütternd gewirkt haben. Die reiche Fülle ſeines poetiſchen Geiſtes ſtrömte er zuerſt in der Liebesdichtung Dziady aus, doch werden auch ſchon in dieſen „Todtenopfern“ ſeiner Liebe die tiefſten Wunden des polniſchen Nationallebens berührt, und mit den ſüßeſten und innigſten Anſchauungen des Dichters verbindet ſich das Herbe, Verletzende und Gewaltſame ſeiner Denkart zu den mächtigſten Eindrücken. Sein Epos Konrad Wallenrod erreichte eine noch größere und volksthümlichere Wirkung, und kann die Iliade des modernen polniſchen Nationalgeiſtes genannt werden. Seine Sonette ſind beſonders reich an erhabenen und eigenthümlichen Naturanſchauungen, und einzelne ſeiner Gedichte haben eine thatſächliche Wirkung auf das Volk ausgeübt. Neben Mickiewicz wollen wir hier Kraſiński anführen, einen reichen und mit hoher Gedankenkraft begabten Geiſt, von deſſen Schöpfungen wir in neueſter Zeit auch einige deutſche Ueberſetzungen erhalten haben, wie ſeine „Ungöttliche Komödie“ und den „Agay Han“. Sein bedeutendſtes Werk iſt der Iridion, eine in dialogiſcher Form gehaltene Schilderung der Sittenverderbniß alter römiſcher Kaiſerzeiten, mit erhabenen welthiſtoriſchen und philoſophiſchen Anſchauungen. Eine deutſche Ueberſetzung dieſes großartigen Werkes von dem talentvollen A. Mauritius haben wir kürzlich im Manuſcripte geleſen, und es wäre zu wünſchen, daß ſich bald Gelegenheit finden möchte, ſie durch den Druck zu ver-

öffentlichen. Der Iridion Krasinski's dürfte für die polnische Literatur von derselben Bedeutung sein, wie Göthe's Faust für die deutsche. Slowacki, Wojcicki, Kraszewski, Madame Hoffmann, Czajkowski, und viele andere Autoren wären noch anzuführen, welche in der neueren Zeit mit Erfolg thätig gewesen sind. Die Reichhaltigkeit der polnischen Literatur, welche durch die hier gegebenen Notizen nur angedeutet werden konnte, ist ein sehr erfreuliches Zeugniß für die intensive Kraft der polnischen Nationalität, die unter den ihr aufgelegten Bedrängnissen in einer so unablässigen geistigen Production verharren konnte. Dabei ist die bestimmte und entschiedene Richtung, welche die ganze neuere polnische Literatur nach einem Ziele hin aufzuweisen hat, als etwas sehr Bemerkenswerthes hervorzuheben. Aneignung des Fremden findet nach mehreren Seiten hin Statt, aber es wird sogleich zu etwas Nationalem verarbeitet, und muß dem eigensten volksthümlichen Interesse dienen. —

Der Durchgang durch fremde Bildungsstoffe zu einer eigenthümlichen nationalen Geistesbildung hat in Ungarn ebenfalls, obwohl nicht unter so innerlich bedeutenden Entwickelungen, stattgefunden. Von den schwankenden äußern Schicksalen der Nation wurde auch die Heranbildung der Literatur, die in mehreren Zeiträumen mit größerer oder geringerer Energie versucht wurde, abhängig. Die lateinische Sprache hatte in diesem Lande der Entwickelung der Nationalliteratur lange allen Boden weggenommen, und Ungarn hat im achtzehnten Jahrhundert eine ganze Reihe lateinischer Autoren aufzuweisen, die in ihrer Art Treffliches leisten mochten, aber die Literatur zum Nachtheil der ganzen Nationalbildung zu einem ausschließlichen Eigenthum der Gelehrten erhoben. Nach Einsetzung der ungarischen Sprache in ihre öffentlichen Rechte, womit man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begann, sah man auch hier viele reichbegabte Gei-

ſter hervortreten, die in allen Formen der Darſtellung Bemerkenswerthes leiſteten. Die Namen Alexander und Karl Kiſfaludi, Joſeph und Ladislaw Teleki, Horváth, Vatſányi, Verſenyi, Bathori, in der neueſten Zeit Nicolaus Jóſika, ſind auch theilweiſe in einem weitern Kreiſe bekannt geworden, doch iſt das an ihnen haftende Intereſſe zu einzeln um anders als in einer Specialgeſchichte der Literatur gewürdigt werden zu können. Beſonders aber hat ſich eine nationale ungariſche Journaliſtik in neueſter Zeit lebenskräftig entfaltet, und bereits Vieles zu einem höheren und freieren Aufſchwung des ganzen Nationallebens beigetragen. Ein eigenthümliches Schauſpiel einer neuen nationalen Erhebung ſehen wir in Böhmen, ein Land, welches allerdings die große Zeit ſeiner Cultur und ſeines Lebens hinter ſich in der Vergangenheit hat, und durch die Ungerechtigkeit der Geſchichte beſtimmt ſchien, in ſich ſelbſt zu verkümmern, und ſeiner Nationalität, namentlich aber ſeiner ſchönen und reichen Sprache, entfremdet zu werden. Indeß haben ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bedeutende Reactionen zu Gunſten der böhmiſchen Nationalität ſtattgefunden, beſonders durch Pelzel, Prochazka, Kramerius, Dobrowsky, den vielbegabten Pfarrer Puchmayer, Swoboda, J. Jungmann, Presl, Hanka und Andere. Beſonders haben in den beiden letzten Jahrzehnten die Bemühungen von Hanka und Swoboda um die alten Schätze böhmiſcher Sprache und Literatur eine große Wirkung auf die Belebung der böhmiſchen Nationalintereſſen gehabt. In dieſer Beziehung iſt vornehmlich die Herausgabe der Königinhofer Handſchrift als Epoche machend zu nennen. In die böhmiſche Sprache ſelbſt trat ein neues Bildungsleben, zwar künſtlich erweckt durch wiſſenſchaftliche Anregungen, die beſonders Dobrowsky durch ſeine grammatiſchen Unterſuchungen ausgehen ließ, aber zugleich durch den Geiſt der alten böhmiſchen Natio-

nalpoesie erhoben und veredelt. Das Jahr 1818, in welchem zuerst die Königinhofer Handschrift erschien, bezeichnet zugleich den neuen Aufschwung der böhmischen Poesie, die nun in vielen ausgezeichnet begabten Dichtern sich weiter zu entwickeln strebte. Ueberhaupt begann seit diesem Jahre nach allen Seiten hin ein reges literarisches und wissenschaftliches Leben in Böhmen, das sich freilich keiner besondern äußern Gunst in seiner Entwickelung zu erfreuen hatte und beständig gegen Hemmungen aller Art ankämpfen mußte. Schaffarik und Palacki erwarben sich Verdienste um die ästhetischen Formen der Poesie, und suchten zum Theil auch eine höhere philosophische Behandlung der Literatur anzuregen. Unter den neuesten Dichtern verdienen auch besonders Jan Kollar (der Verfasser der „Tochter des Ruhms") und der zu früh geschiedenen Mácha genannt zu werden.

Werfen wir noch einen Blick auf die Literatur des scandinavischen Nordens, so finden wir auch hier seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein reges Bestreben erwacht, das besonders auf die Entwickelung eines ächt nationalen Lebens in der Literatur gerichtet ist. In Schweden wechselten die Einflüsse der französischen und deutschen Literatur auf die einheimische Production, doch wirkte erst die deutsche Literatur, nachdem sie hier zu einem tieferen Verständniß durchgedrungen war, einen bedeutenderen geistigen Fortschritt bei den Schweden. Wenigstens hatte die von Gustav III. gegründete Akademie, welche nur französische Geschmacksrichtungen verfolgte und begünstigte, kein eigenthümliches Leben entstehen lassen können. Gegen die französische Schule in der schwedischen Poesie, welche besonders durch Kellgren, Leopold, Oxenstjerna und Andere vertreten worden, erhob sich bald eine nationale Reaction durch eine junge Partei, welche sich auch in Schweden die romantische nannte,

und vornehmlich von den deutſchen Romantikern, auch von der Naturphiloſophie, die Elemente ihrer erſten Bildung empfing. Als die Vorläufer dieſer neuen Richtung ſind G. Silfverſtolpe, B. Hoijer und Askelöff zu nennen, welche zuerſt in Journalen den Kampf gegen den franzöſirenden Einfluß der Akademie führten und durch Hinweiſung auf das deutſche Geiſtesleben die neue Bewegung in die Nationalliteratur brachten. Als productiver Vorkämpfer der neuen Schule zeigte ſich Atterbom, durchaus ein Zögling der deutſchen Literatur und Philoſophie, und aus dieſer Bildungsſchule, wenn nicht zu hervorragender Originalität ſeiner Leiſtungen, doch zu einer für ſeine vaterländiſche Literatur ſehr bedeutſamen Stellung erwachſen. Upſala, wo Atterbom mit einigen andern Genoſſen ſtudirte, war der Ausgangspunkt dieſer neuen Beſtrebungen geworden, und dort ward auch die Zeitſchrift „Phosphorus“ gegründet, welcher Journaltitel die Urſache abgab, dieſe ſchwediſchen Romantiker mit dem Namen der Phosphoriſten zu belegen. Nach dem Aufhören des Phosphorus im Jahre 1813 ward beſonders die „ſchwediſche Literaturzeitung“ der Vereinigungspunkt dieſer neuen Richtung, und man ſah mit den Herausgebern derſelben, Palmblad und Hammerſköld, vornehmlich Atterbom, der ſeine beſten Kritiken darin lieferte, ſich verbinden. Schon früher war der „Polyphem“ von denſelben Schriftſtellern herausgegeben worden, ein mehr volksthümlich gehaltenes Journal, das den Kampf gegen die ſchwediſche Akademie, deren Partei beſonders durch Wallmark vertreten wurde, mit den ſchneidendſten Waffen der Polemik führte. Atterbom ſelbſt ward von dieſer literariſchen Polemik ohne Zweifel mehr hingenommen, als der Entwickelung ſeines eigenen poetiſchen Talents zuträglich war, doch zeigte ſich auch dies in einigen Productionen, wenn nicht von großem Umfange, doch in angenehmer und liebenswürdiger Weiſe. Seine „Inſel

der Glückſeligkeit" iſt durch eine deutſche Ueberſetzung unter uns am meiſten bekannt geworden. In ſeinen Dichtungen, beſonders in ſeinen früheren, iſt die muſikaliſch gefühlige Manier der deutſchen romantiſchen Schule am meiſten vorherrſchend. Am wenigſten hat er aber wohl die deutſche Philoſophie verdaut, obwohl er ſich in einem ehrenwerthen und tiefſinnigen Ringen mit derſelben begriffen gezeigt hat. Neben Atterbom, und aus denſelben Bewegungen hervorgegangen, iſt als Dichter Stagnelius zu nennen, der ſich faſt in allen Dichtungsarten verſucht. Einzeln ſteht Eſaias Tegnèr in der neueren ſchwediſchen Literatur da, und er hat ſich mit klarem Bewußtſein dieſe unabhängige Stellung zwiſchen den literariſchen Parteien ſeines Vaterlandes zu erhalten gewußt, indem er ſein Talent ſelbſtändig, und ohne es weder dem alten Geſchmack noch der neueren Richtung hinzuneigen, auszubilden ſtrebte. Doch iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Mittelſtellung, welche er ſich erhielt, wohl dem höchſten Aufſchwung ſeines Talents hinderlich geweſen, und ſeine Darſtellung in einer zu ſorgfältigen Abgegränztheit erhalten hat, die zuweilen wohl den Eindruck der Kälte macht. Franzén, Nicander, Vitalis, Beskow, Palmblad, Gumälius, haben ihre vaterländiſche Literatur ebenfalls durch mannigfache poetiſche Productionen bereichert. Die ſchwediſche Romanliteratur, welche längere Zeit ſehr dürftig geblieben war, iſt neuerdings durch mehrere eigenthümliche Talente beſonders in Aufſchwung gekommen, und beginnt ein außerordentlich geſuchter Artikel auch der deutſchen Leſewelt zu werden. Zuerſt regte dies neue Intereſſe Fredrika Bremer durch ihre dem „Alltagsleben" entnommenen Romandarſtellungen an, welche durch ihren liebenswürdigen Sinn, ihre feine und eindringliche Seelenkunde, und ein auf das edelſte und geläuterſte Bewußtſein ſich ſtützendes Lebensbehagen, eine ſo bevorzugende Anerkennung

gewiß verdienen. Zwar iſt hier von keinem höheren poetiſchen Talent die Rede, ſondern nur von einem freundlichen und mild-beſchaulichen Frauengeiſt, der die weibliche Art und Kunſt, das Leben zu erfaſſen und zu behandeln, in einer durchaus ſchönen und harmoniſchen Begabung darſtellt. Setzt uns Fredrika Bremer auch oft Plaudereien ſtatt Darſtellung, idylliſches und gemüthliches Sichgehenlaſſen ſtatt poetiſch wiedergegebener Wirklichkeit vor, ſo weiß ſie uns doch immer in einen eigenthümlich lebendigen Kreis hineinzuziehen und ein Intereſſe ſelbſt für die unſcheinbarſten Verknüpfungen ihrer Charactere und Begebenheiten zu erwecken. Wir befinden uns bei ihr auf einem durchaus friedlichen und poſitiven Lebensgebiet, das ſeine wohlthuende friſche Luft über uns ausſtrömt, und von keiner Krankhaftigkeit der Reflexion, von keiner Meinungszerriſſenheit und keinen unlösbaren Conflicten unterhöhlt iſt. Eher iſt Fredrika Bremer eine orthodoxe Dichterin zu nennen, und das orthodoxe fromme Gefühl bedingt auch mehrfach ihre poetiſche Darſtellung. In der neueſten Zeit hat ſie auch ihr chriſtliches Glaubensbekenntniß in ihren „Morgen-Wachen," auf Veranlaſſung des jetzt in das Schwediſche überſetzten „Lebens Jeſu" von Strauß, abgelegt, aber ihre Orthodoxie erſcheint auf dieſem Gebiet, auf welchem die weibliche Naivetät keine Geltung mehr hat, nicht ſo liebenswürdig, wie etwa in ihren Romanen. Nach ihr iſt Emilie Flygare-Carlén mit ſchwediſchen Romanen aufgetreten, die mehr poetiſche Erfindungskraft und Leidenſchaft verrathen als die Bremerſchen, obwohl ſie nicht dieſe charakteriſtiſche Einfalt des Gemüths wiederſpiegeln. Ihre „Kircheinweihung zu Hamarby" hat mit Recht großen Beifall erlangt. Gruſenſtolpe hat in ſeinem „Mohren" ein neues Genre hiſtoriſcher Romandarſtellung begonnen, und darin in der geſchichtlichen Charakteriſtik Ausgezeichnetes geleiſtet, auch ſich dabei als

einen, ſeine eigene Zeit in weiteſter Ausdehnung überſchauenden Autor bekundet. Auch die Arbeiten des Rector Almquiſt verdienen eine Erwähnung.

Von den beiden bedeutendſten Dichtern der neueren däniſchen Literatur, Baggeſen und Oehlenſchläger, haben wir ſchon früher an einem andern Orte gehandelt. Die poetiſche Wirkſamkeit Oehlenſchlägers, der einen lebendigeren Geiſt in ſeine vaterländiſche Literatur brachte, muß aber vornehmlich noch auf dieſem ſeinem nationalen Gebiet hervorgehoben werden. Die nach ihm aufgetretenen Dichter, unter denen beſonders Ingemann, Grundtvig, Heiberg, Hauch u. a. zu nennen, erreichen ihn nicht an Kraft und Fülle der urſprünglichen Begeiſterung, obwohl die Genannten theilweiſe Ausgezeichnetes und Eigenthümliches hervorgebracht haben. Bedeutender als die Poeſie iſt in der neueſten Zeit die Publiciſtik in Dänemark vertreten worden. Die eigenthümliche Reibung der dortigen Verfaſſungsverhältniſſe, welche in einen abſolutmonarchiſchen Staat eine freie Preſſe mitten hineingeſtellt haben, mußte die Entfaltung der für die öffentliche Rede begabten Talente und Charaktere begünſtigen, unter welchen vornehmlich Orla Lehmann, als Journaliſt und als öffentlicher Charakter, mit Auszeichnung anzuführen iſt. —

Der norwegiſche Volksſtamm, der dritte der großen ſcandinaviſchen Stammeinheit, hat in neuerer Zeit auch mehrere Anläufe genommen, eine eigenthümliche norwegiſche Literatur bei ſich zu entfalten, was aber nicht in einem ausgedehnteren Umfange gelingen konnte. Doch gab es hier einige Dichter, welche durch eine vorzugsweiſe und abſichtliche Hinneigung auf das Vaterländiſche einen eigenen heimiſchen Parnaß zu gründen ſtrebten und damit zum Theil einen Reactionsverſuch gegen die däniſche Poeſie verbanden. Die größte Bedeutung unter den

national-norwegischen Dichtern erlangte Welhaven, durch ſeine „Dämmerung," ein Cyclus von Sonetten, welche ebenſoſehr durch ſatyriſche Schärfe wie durch eigenen poetiſchen Aufſchwung ein nationales Geiſtesleben in Norwegen zu wecken trachteten. Doch verblieben dieſe, wie die Beſtrebungen von A. Munch, Wergelandt und einigen Andern, wieviel Talent ſie auch entwickelten, zu einzeln, um eine neue und nachhaltige Epoche einer eigenthümlichen Literatur zu erzeugen. Dagegen nahm die norwegiſche Journalliteratur, durch die freien politiſchen Verhältniſſe des Landes gehoben, einen geiſteskräftigen Schwung und führte Talente von nicht geringer Bedeutung auf den Schauplatz.

Wir beſchließen dieſe Notizen mit einigen Bemerkungen über die niederländiſche Literatur, die ungeachtet ihrer Vereinzelung immer ein reiches Bild wiſſenſchaftlicher und poetiſcher Beſtrebungen dargeboten, und auch in neuerer Zeit eine Reihe hervorragender Talente aufzuweiſen hat. Nach der goldenen Zeit der niederländiſchen Literatur, die im ſiebzehnten Jahrhundert durch Hooft, van der Vondel, Cats und Andere, ſo glorreich dargeſtellt wurde, hatte kein Dichter eine ſo bedeutende und umfaſſende Begabung an den Tag gelegt, wie Willem Bilderdijk, deſſen univerſales Genie die Literatur ſeiner Nation gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gewiſſermaßen erneuerte. An Fruchtbarkeit beinahe mit dem ſpaniſchen Lope de Vega zu vergleichen, war Bilderdijk faſt für ſich allein im Stande, eine Literatur hervorzubringen, denn er dichtete und arbeitete in allen Fächern, ja in allen Sprachen. Neben ihm iſt der Lyriker Jacob Bellamy anzuführen, der durch ſeine „Vaterländiſchen Geſänge" ſich eine bedeutende Stellung in der holländiſchen Literatur erwarb. Rhynvis Feith, ein vielſeitiger Autor, von welchem die Holländer Romane, Gedichte und Tragödien beſitzen, wirkte wie Bilderdijk, und zum Theil in

Gemeinschaft mit demselben, auf die Erhebung der vaterländischen Literatur. Die schwungvollen Oden Feiths haben einen besondern Ruhm erworben, wie auch seine Trauerspiele, namentlich Johanna Gray, Inez de Castro, u. a. auf der Bühne Glück machten. Sonst hat er, wie Bellamy, den Vorwurf erfahren müssen, zu dem sentimentalen Ton in der holländischen Poesie Beispiel und Veranlassung gegeben zu haben. Die genannten Dichter, und außerdem Helmers, Nieuwland, die Frauen de Lannoi, van Merken, Elisabeth Bekker und ihre inseparable Freundin Agathe Deken, welche beide zusammen arbeiteten, können als die Begründer einer neuen Aera in der holländischen Literatur angesehen werden.

Zwölfte Vorleſung.

Zur ſich anſchließende literariſche Individualitäten. Karl Immermann. Heinrich Koenig. Kühne. Meſen. Stieglitz. Waiblinger. Schefer. Alexis. Sternberg. Die Verfaſſerin von Gedwig-Caſtle. Ida Hahn-Hahn. L. Mühlbach. F. v. B. Amalie Winter. Philippine M. z. S. Ida Frick. Friedrich von Heyden. Kahlert. Alexander Jung. Berthold Auerbach. Adolf Stahr. Sak. Cuhrauer. — Deutſche Lyrik als Volkspoeſie und Opferſinnespoeſie. Hoffmann von Fallersleben. Anaſtaſius Grün. Friedrich von Sallet. G. Herwegh. Dingelſtedt. — Friedrich Rückert. Adalbert von Chamiſſo. Guſtav Schwab. Nicolaus Lenau. Freiligrath. Zedlitz. W. Wackernagel. A. v. Maltitz. Carl Maier. L. Schweitzer. Ferrand. Nebenſtein. Pfitzer. — Dramatiſche Poeſie und Theater. Immermann und Grabbe. Grabbe's dramatiſche Dichtungen. Raupach. Grillparzer. Eduard Arnd. Michael Beer. Holtei. Halm. H. Marggraf. F. Hebbel. F. Rademeil. v. Zablbaas. Die Prinzeſſin von Sachſen.

Wir haben noch eine Reihe deutſcher Autoren zu betrachten, die nicht ſo ſehr den ideellen Zeitrichtungen angehörten oder in denſelben aufgegangen wären, um daran ihre weſentlichſte Charakteriſtik zu finden, ſondern die vielmehr vorzugsweiſe eine individuelle Selbſtändigkeit in ihren literariſchen und poetiſchen Leiſtungen erſtrebten und darin mehr oder weniger Fonds von eigenthümlich ſchaffendem Talent bewieſen. Hier iſt zuerſt und

vor Allen Karl Immermann zu nennen, der nicht zu den Blasen gehört, welche die modernen Wirren aufgeworfen haben und darin zeigt sich sein gediegenes Schrot und Korn, die pralle Leiblichkeit seiner Muse, die ihr immer eigenthümlich war; aber er gehört auch nicht mit dem abgemessenen Wellenschlage seines Talents in die Strömung des Weltmeers, die er weder bezeichnen noch richten hilft. Seine literarische Mittelstellung hatte unangefochtenen Raum und Frieden genug, um so viel erfreuende und erquickliche Gebilde, als für unsere Zeit nur irgend möglich gewesen, zu erzeugen, aber die allgemeine Stimmung des unbefriedigten Hin- und Herzreißens schien ihn, trotz seiner gesunden hartschaligen Selbstgenügsamkeit, doch auch zu verfolgen und in seine abgeschlossene Werkstatt einzubrechen. Immermann begann als Schüler, um sich zum Meister zu vollenden, wenn es irgend seinen Ansichten entsprach, daß ein „Epigone" Meister werden konnte. Die beiden Granitpfeiler seiner Bildung gründete er sich in einem genialen Studium Shakspeare's und Goethe's. Seine ersten dramatischen Dichtungen traten keck und reckenhaft auf mit ihren von Shakspeare's Riesenstamm gepflückten Ablegern. Sogar Diction und einzelne Redensarten gehörten dem nachgeformten Meister, aber die Auffassung des Schülers war frisch, voller Naturkern, und man glaubte an seinen verwegenen Gebärden die ersten Wehen eines Originalgenies zu erkennen.

Sein Verhältniß zu Goethe hatte er nur durch die „Briefe über die Wanderjahre" bezeichnet. Seine eigene Productionskraft aber gestaltete sich zusehends in immer gediegeneren und selbstständigern Schöpfungen. Die allzukrasse Manier seiner Shakspeare-Nachahmungen erhielt bald einen gesetzten Niederschlag, und was Immermann aus dieser Schule gewonnen, wurde ihm immer mehr zur eigenen Natur. Sein „Kaiser

Friedrich," sein „Trauerspiel in Tyrol," sein „Tulifäntchen" sind Gebilde einer tüchtigen, geregelten, markigen Kraft, die ihre Höhe und zugleich ihre Gränzen gefunden. Kühne Blitze des Talents scheinen oft großartige Perspectiven einer originellen Schöpfungskraft zu eröffnen, aber doch ist es nichts Lebenzeugendes und Welterschütterndes, sondern nur ein momentanes Wetterleuchten des Genius. Seltsam aber bleibt, daß Immermann, im Beginn seiner Laufbahn vielfach von einer berliner Coterie gefeiert und umschwärmt, von dem Zeitpunct an, wo er klar, sicher und schön durchbildet geworden, anfing, allein dazustehen, und unter einem gewissen Betracht immer mehr zu vereinsamen schien.

Einen Uebergang von der streng shakspeare'schen, dramatischen Form zu epischen Gestaltungen innerlicher, moderner Interessen bildet bei Immermann schon sein Merlin. Hier aber zeigt sich seine spröde Natur gegenüber dem speculativen Mythus allzuhart und nicht in Fluß zu bringen. Das Tiefsinnige, das Ideale, das Prophetische, das Schmerzensreiche der heutigen Speculation hat Immermann nicht aus sich heraufbeschworen. Die speculative Innerlichkeit des Merlin bleibt an lauter phantastischen Dornen und Hecken hängen, es tritt nicht aus dem Rahmen einer mittelalterlichen Phantasmagorie heraus. Eine völlige Klärung des Phantastischen in wirkliche und uns nahe stehende Lebensgebilde zeigte sich bei Immermann zum ersten Male in seinen „Epigonen." Aus diesem Romane spricht der Grundton Goethescher Ruhe, Behaglichkeit und Ueberschaulichkeit. Der Dichter hat in seinem Plane, in der Gruppirung und Beherrschung seines Stoffes, offenbar den Wilhelm Meister vor Augen gehabt, oder vielmehr einen Wilhelm Meister der modernen Verhältnisse schreiben wollen. In jeder Hinsicht er-

ſcheinen aber die Epigonen im Verhältniſſe zum Wilhelm Meiſter als ein Epigonenproduct.

Wilhelm's Lehrjahre gehen auf die Erwerbung einer ſichern und harmoniſchen Bildung, der es gelinge, die Ständeunterſchiede des achtzehnten Jahrhunderts zu überwinden. Es wird eine Einheit der Lebensexiſtenz erſtrebt, als Grundlage für das Hervorgehen der reinſten und geläuterſten Perſönlichkeit, die ſich zum Beſitze jedes Guten, Schönen und ihr Gemäßen erzieht. In den Epigonen iſt es dagegen, ſtatt der Einheit die Vielheit, welche als die geſuchte Baſis des gegenwärtigen Lebens erſcheint, aber die Individuen, an denen dieſe beiden entgegengeſetzten Richtungen ſich ausſpinnen, haben die größte Aehnlichkeit mit einander. Herrmann, der Held der Epigonen, iſt in ſeiner Charakterloſigkeit, die ihn wetterfahnenartig allen möglichen Richtungen zuführt, eben ſo ſchwankend und zerfließend als Wilhelm Meiſter, der ſich nur in der Lern- und Wißbegierde, mit der er ſich Alles aneignen möchte, von ihm unterſcheidet. Herrmann giebt ſich mehr willenlos, mit der eigenthümlichen modernen Blaſirtheit, an das Vielerlei der Tendenzen hin. Er will ſich nicht bilden, wie Wilhelm, ſondern er tritt ſchon mit der Fertigkeit und Sättigung jener geiſtreichen, eleganten und ſich ſelbſt auswendig-wiſſenden Bildung auf, die nur um Ziel und Zweck verlegen iſt, um ſich irgendwie auf etwas Beſtimmtes zurückzuführen. Während Wilhelm Meiſter alle Weltobjecte in die Perſönlichkeit verarbeitet, um, wenn er auch noch keine beſitzt, ſich wenigſtens eine daraus zu erbilden, findet ſich bei Herrmann ein beſtändiger Zwieſpalt der Perſon und der Verhältniſſe ein, der mit einem gewiſſen coquettirenden Bewußtſein der Zerriſſenheit feſtgehalten wird. Hierin charakteriſirt ſich die verſchiedene Zeitſtimmung beider Romane ſehr bedeutſam.

Herrmann erſcheint in den vielfachen Verhältniſſen, die ſich an ihm abſpinnen, ebenſo wie Wilhelm Meiſter, faſt immer kleinlich, wird bei der Naſe herumgeführt und macht ſich lächerlich. Wilhelm hat bei dem allen ſeinen beſtimmten Bildungsplan, mit deſſen Verfolgung er ſich ſchmeicheln und tröſten kann gegen alle Ironie der Situationen; Wilhelm Meiſter hat die erhebende Ausſicht, einmal Meiſter, entweder in der Kunſt, oder, was noch beſſer, im Leben zu werden. Weit übler iſt der Epigone Herrmann daran. Die bedientenhafte Stellung, in der er zu den meiſten übrigen Perſonen des Romans und zu allen Verhältniſſen ſteht, gleicht ſich bei ihm durch keinen der Rede werthen Gewinn des Geiſtes oder der Perſönlichkeit aus; er wird in ſeiner Vielthuerei ſo abgerieben, daß man ihm alle Augenblicke eine Ruheſtelle im Hoſpitale wünſchen möchte. Dieſe encyklopädiſche Vielfältigkeit des Treibens und Bewegens, die der Roman anſchaulich zu machen ſucht, ſoll in ihrer zerſetzenden Wirkung auf die Individualität am ſchlagendſten den heutigen Epigonencharacter bezeichnen. Dieſen traurigen Effect hat ſich aber der Dichter gar zu leicht gemacht, indem er kein einziges bedeutendes und originell begabtes Individuum in Conflict ſetzte mit dieſer unglücklichen Univerſalität, ſondern faſt lauter ſchwache, halbe und von vorn herein zum Erliegen beſtimmte Naturen in dieſen Kampf führte. So nimmt ſich dieſe Epigonendichtung wie eine Heerſchau von Untüchtigen und Krüppeln aus, deren Erfolg nichts für das Allgemeine und für uns Alle beweiſen kann.

Herrmann erſcheint uns auch häufig in denſelben Situationen und Umgebungen als Wilhelm Meiſter. Die Mignon dort wird hier durch eine wunderliche mährchenhafte Geſtalt, Flämmchen, vertreten, die wie ein geſpenſtiſches Irrlicht den Helden, der ſie magiſch an ſich gefeſſelt hat, begleitet. Was der

Dichter mit dieser Figur für einen Eindruck bezweckt, geht nicht klar hervor; das elementare Naturwesen, das er in ihr geschildert, steht der bürgerlichen Romantik der Verhältnisse nicht mit gleicher Bedeutsamkeit gegenüber, wie der große geheimnißvolle Schmerz Mignon's, der einen eigenen geistigen Hintergrund von Poesie ausbreitet. Vielleicht wollte Immermann den Geschmack eines verflossenen Jahrzehnts an Hoffmann's Elementargeistern noch in dieser Gestalt in sein Gemälde mit einzeichnen. Das Verhältniß Wilhelm Meisters zur Gräfin stellt sich durch ein ähnliches, in dem sich Hermann der Herzogin gegenüber befindet, dar, worin zugleich die aristokratischen Situationen der Zeit berührt werden. Dann beginnt, darum und daneben, die Vielbeweglichkeit der Richtungen und Lebensanforderungen, von denen Hermann wie ein wandernder Odysseus umhergetrieben wird. Die hauptsächlichsten Elemente, die angestreift oder erschöpfender behandelt werden, sind das Religiöse im Pietismus und in der Schwärmerei, das Politische im Demagogismus, der ridiculisirt wird, das Industrielle, das in den gewerblichen Unternehmungen des alten Oheims mit Recht einen breitern Raum einnimmt, und dem der ästhetisch vornehme Epigonenheld nur mit Widerstreben seine Aufmerksamkeit zuwendet. Die ländliche Philologenfamilie, die im ersten Theile sehr gut und neu geschildert wird, eine wahre Schulmeisteridylle, berührt die pädagogische Seite, namentlich ist der Widerstreit alt classischer und rein volksthümlicher Grundsätze in der Erziehung mit treffender Laune parodirt. August Wilhelm von Schlegel, als gelehrsamkeitsstolzen Hindu, mit seiner Spiegeldose, plötzlich in diesen Kreis eintreten zu sehen, macht, obwohl die Situation etwas Unwahrscheinliches hat, eine ergötzliche Wirkung, das Portrait ist meisterhaft. Die Kunstinteressen werden in den vortrefflich gezeichneten Verhältnissen des norddeutschen Residenzlebens verübergeführt.

In seiner Lösung zeigt sich der Roman auf friedliche und versöhnliche Wendungen bedacht. Die Erwerbung eines großen Grundbesitzes und ein schönes Band der Ehe heften den Exigonenhelden zu einer ruhigen und sichern Lebenserfassung an die Scholle fest. „Zuletzt," ruft Hermann aus, „nach allen Irrfahrten, Abenteuern, Widersprüchen des Denkens und Handelns, ist dem Menschen, welcher sich nicht selbst verloren ging, gegeben, mit dem Einfachsten sich zu begnügen, und alle Fieber der Weltgeschichte werden endlich wenigstens in dem einzelnen Gemüthe von zwei treuen Armen und Augen ausgeheilt." In den ererbten Gütern des industriellen Oheims, die früher Eigenthum der herzoglichen Familie gewesen, und jetzt dem zwischen allen Ständen umherschweifenden Hermann anheimfallen, wird etwas Symbolisches sinnreich veranschaulicht. „In unsern Geschichten," heißt es abschließend im letzten Capitel, „spielt gleichsam der ganze Kampf alter und neuer Zeit, welcher noch nicht geschlichtet ist. Fürchterlich hatte der Adel an seiner eigenen Wurzel gerüttelt, seine Laster brachten trostlose Zerrüttung in die Häuser der Bürger. Der dritte Stand, bewehrt mit seiner Waffe, dem Gelde, rächt sich durch einen kaltblütig geführten Vertilgungskrieg. Aber auch er erreicht sein Ziel nicht; aus all dem Streite, aus den Entladungen der unterirdischen Minen, welche aristokratische Lüste und plebejische Habsucht gegen einander getrieben, aus dem Conflicte des Geheimen und Bekannten, aus der Verwirrung der Gesetze und Rechte, entspringen dritte, fremdartige Combinationen, an welche Niemand unter den handelnden Personen dachte. Das Erbe des Feudalismus und der Industrie fällt endlich Einem zu, der beiden Ständen angehört und keinem." — Die industrielle Richtung wird jedoch von Hermann entschiedener abgelehnt und zurückgewiesen als die aristokratische, der er im Gegentheile Zugeständ-

nisse macht, indem er die Fabriken und Gewerbanstalten, mit denen sein Oheim das aristokratische Besitzthum überdeckt hatte, aufhebt, um die eigenste Natur eines Grundbesitzes wieder hervortreten zu lassen.

Immermann hat durch seinen Roman von den Epigonen sich am entschiedensten mit seiner Zeit, ihren Parteien und Stimmungen abzufinden gesucht, und damit zugleich seine eigenthümliche Sonderstellung von den allgemeinen Zuständen sowohl wie von den Persönlichkeiten dieser Zeit bekannt. Indeß liegt ein gewisses Unrecht darin, den provisorischen Zustand der gegenwärtigen Menschheit die Individuen entgelten zu lassen, wie es dieser Roman Immermann's durch die Intention thut, alle Personen in einem unseligen Zustande schwankender Vielthuerei und Charakterlosigkeit hinzustellen, und die Zerfahrenheit der modernen Charaktere nur als eine individuelle Haltungslosigkeit vor Augen zu führen, ohne auf die allgemeinen historischen Zerwürfnisse und Hemmnisse der Ideen sich einzulassen. Das heißt, die Individualität einer Epoche mißachten, ohne das Wesen der Epoche selbst, ihre ehrwürdigen Schmerzen, ihre berechtigten Hoffnungen, ihre Anwartschaft auf die Zukunft zu ergründen. Immermann muß selbst ein Epigone der deutschen Literatur genannt werden, und allerdings einer der bedeutendsten. Sein Talent ist auf die Vergangenheit basirt, und kam, hinanstaunend zu den Meistererzeugnissen einer abgelaufenen Zeit, zur Welt und in Bewegung. Immermann gehört in seiner Entwickelung zwei verschiedenen Perioden der deutschen Literaturbildung an, unter denen die goethe'sche Periode, mit ihrer im künstlerischen Schaffen sich abgränzenden Weltansicht, ursprünglich den bedeutendsten Antheil an ihm behauptete. Die der Revolution entstammende Bildungsperiode mußte aber auch ihren Einfluß auf ihn ausüben, obwohl er sich gegen denselben mit

edelſter Hartnäckigkeit, ſo weit es gelingen konnte, abzuſchließen und zu verwahren trachtete. Die geſunde und große Entwickelungskraft aber, die in ihm gelegt war, half ihm über den Zerreibungsprozeß, der in dieſer Stellung begründet war, hinfort. Vielmehr erſtarkte Immermann, jemehr er in ſeiner Laufbahn fortſchritt, immer kräftiger in ſich ſelbſt, und wie er fortwährend neue und friſche Anläufe nahm, ſo war er noch gerade in ſeiner letzten Lebenszeit in einer mächtigen Erneuerung und Bewegung ſeines Talents begriffen, wovon ſein „Münchhauſen" den glänzendſten Beleg liefert. In dieſem Werke bildet zwar die iſolirte Stellung Immermann's, die ihn von einer ironiſchen Höhe aus Welt und Zeit betrachten läßt, ebenfalls den Grundton und eigentlichen Standpunct, aber es ſpringen darin wieder friſche Quellen ſeines eigenen Weſens und Dichtens, und der Menſch wie der Poet zeigen ſich uns in einer lebensvollen Wiedergeburt. Kaum hat ein anderer Dichter dieſe Kraft, ſich erfolgreich zu erneuern, beſeſſen, wie Immermann.

Mehr Hingebung an die Strömungen der Zeit, obwohl ebenfalls in einer literariſch und individuell abgegränzten Stellung des Talents, hat Heinrich Koenig gezeigt, ein geſunder, markiger und ächt deutſcher Geiſt, deſſen Schaffen der Literatur wie dem Fortſchritt der modernen Zuſtände überhaupt in mehrfachen Beziehungen förderlich geweſen. Als Publiciſt und heſſiſcher Landtags-Abgeordneter, wie als Dichter, hat Koenig immer nur das eine große Lebensziel zu verfolgen und zu verwirklichen geſucht, die wahrhaft menſchliche Freiheit des Denkens, Glaubens und Handelns, und die organiſche Verkörperung dieſer Freiheit im Staatsleben durch volksthümliche und nationale Formen. Er gehört zu den wenigen liberalen Schriftſtellern Deutſchlands, welche dem Liberalismus eine humane und gemüthvolle Durchbildung gegeben und dadurch der Sache des

Fortschritts die edelsten Dienste geleistet haben. In seinen kleineren Aufsätzen, und besonders in denen, welche er aus persönlichen Lebensanlässen geschrieben, hat er oft mit Meisterhand die religiösen und gesellschaftlichen Conflicte der Gegenwart gezeichnet. Unter seinen größeren Productionen ist als die bedeutendste „die hohe Braut" zu nennen, ein Roman der Freiheit, in welchem die liberale Poesie der Zeit sich eine plastische Ausdrucksform zu geben gestrebt, die für etwas Höheres anerkannt zu werden verdient, als die politische Zeitlyrik, die man in neuester Zeit so sehr zu überschätzen angefangen. In Koenig's poetischen Darstellungen ist vielleicht der dichterische Ueberschwang zu vermissen, der dem Gemälde das Duftige und Klangvolle mittheilt, aber dafür lebt in seinen Gebilden eine durchweg heitere und gesunde Kraft, und eine Begeisterung des Verstandes, der ihr poetisches Element nicht abzusprechen ist. In seinem neuesten Roman „Williams Dichten und Trachten" hat Koenig ein Lebensbild des größten Dichters aller Zeiten, William Shakspeare gezeichnet. Wenn Goethe in seinem Tasso die allgemeinen Conflicte des Dichtergemüths mit der Wirklichkeit behandelte und darin Ideal und Wirklichkeit in dem schneidenden Gegensatz, welcher überhaupt das achtzehnte Jahrhundert beherrschte, gegen einander stellte, so war dagegen Shakspeare, der Dichter der That und der Realität, ein geeigneter Repräsentant, um ein Ineinanderleben von Poesie und Wirklichkeit, ein Ergriffensein des Dichters von der Realität der ihn umgebenden Welt, mit deren Inhalt er sich zu verschmelzen trachtet, an ihm darzustellen. Diese Aufgabe hat sich König mit ebenso vielem innerlichen Tiefsinn als practischer Beschaulichkeit zum Bewußtsein gebracht. In den Shakspeare-Dichtungen Tiecks, die ohne Zweifel einen großartigeren Aufwand von Phantasie und Redekunst haben, erscheint doch die

Gestalt Shakspeare's selbst zu einer allzu einseitigen Beziehung gebraucht, und dient fast nur dazu, den Gegensatz eines bescheidenen, sanftmüthigen, gediegenen und gehaltenen Wesens, wie es dem ächten Dichter geziemt, gegenüber einer barocken und phantastisch verzerrten Dichternatur darzustellen, ohne sich selbst in ihrer eigensten Bedeutung vor uns zu entwickeln. Koenig dagegen hat seinen Shakspeare durchaus in die Mitte der damaligen Zeitverhältnisse hineingestellt und ihn vorzugsweise in seinem Ringen und Streben, das Dichten mit dem Weltleben und die poetische Innerlichkeit mit den historischen Anforderungen einer großen Nationalität in Einklang zu bringen, gezeichnet. In diesen Berührungen, an denen sich zugleich Shakspeare's eigenstes Wesen entfaltet, bringt uns Koenig eine Fülle tüchtiger und kernhafter Lebensanschauungen und eine frischbewegte Scenerie von Bildern entgegen, worin sein eigenes liebenswürdiges Naturell sich auf das Erfreulichste darthut. Diese ungemeine Tüchtigkeit eines edeln und poetisch angeglühten Sinnes, der im Höchsten wurzelt, diese in den feinsten Gemüthsnüancen erfahrene Innerlichkeit, welche zugleich immer anschaulich zu werden trachtet und sich zu einem ächten und practischen Lebensgewinn hinausführt, vereinigt sich zugleich mit einem festen und kräftigen Gepräge, das Koenig allen seinen Darstellungen zu geben versteht. Für die gegenwärtige deutsche Literatur kann es keine wohlthätigere Erfrischung geben, als einen Autor zu sehen, der, wie Koenig, auf einer so tüchtigen Harmonie des Geistes und der Form und auf einem so klaren und unverrückbaren Bewußtsein über die höchsten Entwickelungsziele des individuellen wie des ganzen Menschheitslebens beruht.

Neben Koenig wollen wir, als einen ihm in manchem Betracht verwandten Geist, F. G. Kühne aufführen, den wir schon in unserer neunten Vorlesung in die Reihe der dort behandelten

Autoren hätten einordnen können, obwohl die Verwandtschaft mit der in jenem Zusammenhange entwickelten Richtung, der Kühne sonst Manches verdankt, doch nicht so groß bei ihm ist, als die Kritik gewöhnlich angenommen. In Kühne hat sich eine ächt menschliche und humane Seite unserer Literatur wohlthuend herausgebildet, und es ist durch die gediegene Einfachheit seines Verhältnisses zum Publicum manches Bedeutsame gefördert worden. Ohne radical zu wirken, und nach einer bestimmten Seite hin entscheidende Bestrebungen zu entfalten, verstand er doch in seinen gründlichen Anschauungen der Zeit durch Humor und Tiefsinn zugleich dasjenige Behagen um sich her zu verbreiten, welches immer mit einer geistigen und seelenhaften Fülle des Gehalts verbunden ist. Diesen reinen und wohlthuenden Character, der in dem Inhaltsvollen und Sachgemäßen seiner Thätigkeit beruht, hat Kühne besonders in seinen Kritiken und literatur- und weltbeschaulichen Aufsätzen an den Tag gelegt. In diesen Darstellungen (unter dem Titel: „Männliche und weibliche Charaktere" gesammelt) umschrieb und verherrlichte er zugleich einen großen Theil der heutigen Bildungsstoffe, welche am meisten bei der Gestaltung der neuesten Literatur und des gegenwärtigen deutschen Lebens mächtig gewesen. Seine Aufsätze über Bettina, Rahel, Charlotte Stieglitz, beweisen durch sich selbst, und durch die ganze Anregung, in die man dabei ein so begabtes Individuum, wie ihn, gerathen sieht, welche neue und fruchtbare Beziehungen des Gemüths- und Culturlebens an diesen Persönlichkeiten entstanden. Bemerkenswerth war in jenen früheren Skizzen Kühne's auch ein Dialog: „über den Anfang im Philosophiren und über Sophistik im Denken und Sein." In den darin dialektisch ausgemalten Stimmungen, Widersprüchen und Entwickelungen strebsamer Jugendgeister hat man ungefähr einen Ab-

druck von den Elementen, aus denen ſich die neueſten Literaturbeſtrebungen in dieſer Miſchung von Philoſophie, Poeſie und Liberalismus erhoben haben. Man iſt ziemlich einig darüber, daß die Productionen, welche in letzter Zeit auf dieſem Bildungsgrunde geſchahen, bedeutſame Anregungen genug für die Gegenwart gegeben haben und deshalb etwas Nothwendiges für unſere Zeit waren. Ebenſo nothwendig war es aber auch, nicht dabei ſtehen zu bleiben. In Kühne's Novelle „Eine Quarantaine im Irrenhauſe" hatte die junge Generation gewiſſermaßen ihre philoſophiſchen Memoiren geſchrieben. Das Ringen zwiſchen philoſophiſchem Abſchluß (Stabilität des Syſtems) und der ächt menſchlichen poetiſchen Bewegung (Leben) iſt in dieſer Novelle mit einer geiſtvollen Tapferkeit durchgeführt und ausgemalt worden. In ſeinen Kloſternovellen dagegen gab Kühne einen ſchönen Beweis von der künſtleriſchen Fortbildung ſeines Talents, und er zeigte ſich hier vorzugsweiſe auf dem Gebiet der rein poetiſchen Hervorbringung, die, ohne ſich von den Bedürfniſſen der nächſten Zeitentwickelung abzuwenden, derſelben jedoch mehr durch feſte und bedeutſame Geſtaltung, als durch die Debatte und die Reflexion zu dienen ſuchte. An Reinlichkeit, Zierlichkeit, Abrundung und Geſchloſſenheit der Darſtellung dürften die Kloſternovellen Kühne's ſchwerlich durch irgend ein anderes Product der neueſten Zeit übertroffen werden. Dazu kommen die vollendeten Zeichnungen hiſtoriſcher Geſtalten und Verhältniſſe, obwohl dieſe, namentlich die meiſterhaften Figuren Heinrichs IV. und Sully's, noch zu abgetrennt von dem eigentlich poetiſchen Kern des Ganzen daſtehen, und ihn überragen, anſtatt ſich mit ihm zu verſchmelzen. Die neueſte Literatur hat ohne Zweifel das Verdienſtliche, daß ſie in Kritik ſowohl als in Production vorzugsweiſe welthiſtoriſch zu wirken geſucht hat. Der weltgeſchichtliche Geiſt in der

literarischen Production muß heutzutage für das Hauptsächliche erachtet werden, und es kommt darauf an, diesen Geist in künstlerischen Gestalten zur Anschauung zu bilden. Die Gefahr, bei solchen Darstellungen in die Zwittergebilde des Waltterscottismus und der historisch-romantischen Affectation zurückzufallen, und mit van der Velde, Tromlitz, Bronikowski u. A., welchen Werth diese Herren ihrerseits auch immer haben mögen, doch auf einem untergeordneten Gebiet zu wetteifern, kann eben nur durch die ideelle Gewalt des welthistorischen Geistes, der die Dichtung beherrschen muß, vermieden werden. In Kühne's Klosternovellen, wie in Tieck's Aufruhr in den Cevennen, fallen jedoch die historischen und poetischen Elemente noch zu sehr auseinander, obwohl diese Werke schon eine höhere und veredelte Stufe des historischen Romans darstellen. In seinen „Rebellen von Irland" hat aber Kühne wenigstens keinen erheblichen Fortschritt auf dieser Bahn an den Tag gelegt. Obwohl dieser Roman zum Theil bedeutender und großartiger in der Anlage ist, als die Klosternovellen, so hat ihm doch die allzu minutiöse Behandlung, die langsam Tüpfchen für Tüpfchen ausführt, und der Mangel an Erfindung, welcher bei Kühne überhaupt zu bemerken ist, sehr geschadet.

Fast in allen Gattungen der Poesie hat Julius Mosen vielfältige Bestrebungen gezeigt. Fern von allen Parteiungen der Literatur, hat er nur nach der Entfaltung eines reinen und selbstständigen Dichterlebens getrachtet, und der ihm eigene poetische Kern hat sich bedeutend genug dazu erwiesen. In seiner Lyrik vereinigt sich oft Gedankenfülle mit der höchsten dichterischen Kraft des Ausdrucks, und mehrere seiner Gedichte, wie „die letzten Zehn vom vierten Regiment" sind volksthümlich geworden. Die höchste Bedeutung legt er selbst auf sein dramatisches Streben, und er dürfte besonders befähigt dazu sein,

die nationale Macht und Bedeutung des deutſchen Drama's hervorbilden zu helfen. Was er bis jetzt in den von ihm erſchienenen und theilweiſe aufgeführten Dramen geleiſtet, als Cola Rienzi, Otto III., die Bräute von Florenz, des Fürſten Sohn, wollen wir an einem andern Ort, wo wir die neueſte Dramatik im Zuſammenhang zu beſprechen Gelegenheit haben werden, ausführlicher erörtern. Das gedrungene, thatſächliche und ſcharf concentrirte Leben dieſer dramatiſchen Dichtungen Moſen's iſt gewiß ſehr anzuerkennen, doch hat auch er in ſeinen letzten Dramen, namentlich in den „Bräuten von Florenz" angefangen, ſich zu Gunſten des Theaters den beſtehenden Bühnenverhältniſſen auf eine der Poeſie nicht mehr ganz zuträgliche Weiſe zu accommodiren. Bei weitem vollendeter und bedeutſamer ſcheint er uns in ſeinen größeren epiſchen Dichtungen dazuſtehen. Hier iſt es ihm vornehmlich geglückt, zweier außerordentlich bedeutender Stoffe ſich bemächtigt zu haben. Dieß iſt der Ritter Wahn und der ewige Jude (Ahasverus). Dieſe Stoffe beſitzen deshalb eine ſo glückliche und große Bedeutſamkeit in ſich, weil ſie, volksthümlich vorhanden und durch die Weihe des Mythus getragen, außer dieſer überlieferten Berechtigung zur Poeſie auch noch einen univerſalen und unendlichen Sinn für die ganze Menſchheit haben, und ſo ein Höchſtes in der Dichtung verheißen. In dieſen Stoffen liegen alle Erforderniſſe eines großen und wahrhaft modernen Gedichts, eines Gedichts, welches das ganze Ringen der chriſtlichen Welt, alles Bangen und Streiten um Freiheit und Zukunft, um geiſtige und weltgeſchichtliche Erlöſung, noch den ſpäten Geſchlechtern erzählen kann. Neben der ſpeculativen Seite des Inhalts tritt auch aus dieſen Stoffen ſo viele mährchenhafte Schönheit heraus, und der Blüthenduft der Sage mildert die herbe Speculation, die hinter der naiven Erfindung lauert. Nach Fauſt und Don Juan

weiß ich keine Stoffe, deren vollendete Darſtellung und Herausbildung die moderne Poeſie ſo ſehr zu erſtreben hätte, als die von Ritter Wahn und Ahasver, in welchen ſie jetzt ihre höchſten Leiſtungen erreichen könnte. Durch den glücklichen Inſtinct des Genies getrieben, hat Julius Moſen ſeine beſten Dichterkräfte an dieſe beiden Aufgaben, die in der Zweiheit des Stoffs doch eine weſentlich verwandte Bedeutung für das moderne Leben haben, geſetzt, und er muß uns deshalb, abgeſehen von der ſonſt entfalteten Liebenswürdigkeit ſeiner Muſe, auch als ein Dichter verehrungswürdig ſein, welcher die höchſten Aufgaben der Poeſie ſeiner Zeit nicht nur begriffen, ſondern auch ſogleich Hand daran gelegt hat, ja durch den Wink der Muſe ſelbſt auf ganz unwillkührliche Weiſe zu ihnen hingeleitet zu ſein ſcheint. Denn das Lied vom Ritter Wahn iſt gewiſſermaßen Moſen's eigenthümlicher Fund, und er hatte den Vortheil, dieſen Stoff, ſo zu ſagen in noch jungfräulicher Friſche, zu überkommen. Der Ritter Wahn beruht auf denſelben Gegenſätzen des modernen Lebens, auf demſelben Widerſtreiten der endlichen und unendlichen Daſeinsmächte, wie der Ahasver. Beide Sagen ſind aus den verworrenen Kämpfen der chriſtlichen Geſinnung mit ſich ſelbſt hervorgegangen, ſie ſind Tragödien des Chriſtenthums, die mit einer klaffenden Wunde der Menſchheit ſchließen, welche noch heutzutage in uns Allen blutet. Den Ritter Wahn, dieſen tapfern und unbezwinglichen Mann, dem kein anderer Tapferer, kein Rieſe, kein Ungethüm und kein wildes Thier zu widerſtehen vermögen, treibt ein unruhiges Gelüſte, ſich das ewige Leben zu erwerben, das er aber nur in der bloßen Negativität, als Nichtſterben, auffaßt, und mithin nur als eine unbegränzte Verlängerung dieſer irdiſchen Endlichkeit ſich erſehnt. Doch liegt ſchon in dieſem Streben, den Tod endlich zu überwinden, auch der höhere Gedanke des unendlichen Lebens

unbewußt in dem Ritter angedeutet. Ein Tapfrer ſchämt er ſich zu ſterben, weil der Tod ein Beſiegen iſt, und nun will die Sage in ihrer himmliſchen Einfalt zeigen, wie der wahre Muth den Preis des ewigen Lebens erringt. Ritter Wahn zieht durch die ganze Welt, um den Arzt zu finden, der vom Tode heile und das Sterben überwinden lehre. Auf ſeinen vergeblichen Irrfahrten aber zieht in ſeinem Herzen ein holdes Bildniß mit ihm, halb Traum, halb Wirklichkeit, das ihm den Sinn mit einem, in ewigem Liebesgenuß gegründeten Daſein umgaukelt. Es iſt die Zaubergeſtalt der Helena, die ihm unterwegs begegnet iſt. Endlich gelangt der Ritter auf ſeinen Wanderungen unverſehens in den Himmel, und findet in Jeſus Chriſtus den Herrn und Arzt des Lebens und des Todes, in deſſen Gemeinſchaft es kein Sterben mehr giebt. Ritter Wahn bleibt im Himmel und freut ſich deſſen, bis ihn endlich wieder ein unbändiges Heimweh nach der Erde befällt. Er kann es nicht mehr in der Unſterblichkeit des Himmels aushalten, es treibt ihn die ſchönen, grünen Auen der Erde noch einmal wieder zu ſehen. Es wird ihm auch ein Beſuch auf der Erde verſtattet, doch iſt zugleich der Tod hinter ihm hergeſchickt, der ihn zu ergreifen droht, ſobald Ritter Wahn von dem ihm zu dieſem Ritt angewieſenen Pferde heruntersteigt. Auf Erden ſind ſeitdem viele Jahrhunderte verfloſſen, und die Metamorphoſe der Weltgeſchichte tritt dem Ritter auf dieſer ſeiner neuen Fahrt über die Erde in allen ihren ſeltſamen Bildern entgegen. Hier hätte der Dichter Gelegenheit gehabt, die welthiſtoriſche Bedeutung ſeines Stoffes zu erſchöpfen. Der chriſtliche Sinn der Sage erfüllt ſich nur zu bald durch den tragiſchen Ausgang. Ritter Wahn fällt dem Tode anheim, indem ihn die Erſcheinung der Helena, deren Liebeswerben er nicht widerſtehen kann, von dem Himmelsroſſe herunterlockt. Helene tritt hier entſchei-

bend in der Bedeutung auf, zu der sie auf so vielfältige Weise in der modernen Mythenwelt benutzt worden. Sie stellt der transcendenten christlichen Gesinnung gegenüber das Princip der schönen sinnlichen Lebensblüthe dar, in welchem sich zugleich noch die alten Anrechte des Heidenthums an die menschliche Natur geltend machen. Es ist die ganze buntprangende Erdenschönheit selbst, die Fülle jener plastischen Lebensgegenwart der antiken Welt, welche ihre ewig wiederkehrenden Verlockungen für den Menschengeist in der Gestalt der Helena noch das ganze christliche Leben durchschreiten läßt. Ritter Wahn, obwohl aus dem christlichen Himmel kehrend, erliegt dem Reiz, von der süßen Frucht der Vergänglichkeit zu kosten, und wird an der Liebesbrust der Helena eine Beute des Todes, den er schon in den Armen Christi überwunden zu haben glaubte. Liegt so im Ritter Wahn ein christlicher und antichristlicher Sinn zugleich, so zeigt sich derselbe Dualismus unseres ganzen modernen Lebens auch in dem Mythus vom ewigen Juden, obwohl hier mit einer größeren Hinneigung zu dem christlichen Element, und hervorgegangen aus dem festen und mit sich einigen Grunde der christlichen Gesinnung. Hier ist es nicht die alte heidnische Helena, hier ist es die ganze schreckliche Unendlichkeit des Erdenlebens und der Weltveränderung, der Ahasver in seiner Empörung gegen Christus anheimfällt, indem er zum ewigen Leben in demselben schlechten Sinne der Ewigkeit, in welchem Ritter Wahn den Tod bezwingen wollte, verdammt wird. In Ritter Wahn steht mehr das griechische Lebenselement gegenüber, im Ahasver ist es die jüdische Starrheit und das jüdische Recht, die sich mit einer mährchenhaften Tapferkeit als unbezwinglich erweisen, und, wenn auch gebrochen, doch unveränderlich, durch alle fortlaufenden Geschicke der Weltgeschichte hindurchgehen. Der Dichter hätte jedoch den Bruch des Ahasver

mit Chriſtus innerlich noch bedeutſamer motiviren ſollen. Die außerordentliche Conſequenz im Ahasver iſt die tragiſche Größe des Judenthums, vor den ſich Moſen in ſeiner Dichtung ſo ergriffen zeigt, daß er zuletzt Chriſtus ſelbſt erſcheinen läßt, um den ewigen Juden gewiſſermaßen als einen ebenbürtigen Kämpfer anzuerkennen:

„Mir gegenüber haſt Du Dich geſtellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken."

Andere Richtungen und Zuſtände, die charakterſchildernd für ganze Völkerepochen ſind, bedürften ebenfalls, in Normalgeſtalten von der Darſtellung feſtgehalten zu werden, wie zum Beiſpiel das Weſen von Uebergangsperioden überhaupt, mit allen ihren Gegenſätzen, die am Individuum wie am Allgemeinen haften, deren Hinſtellung einer Dichtung von großen Dimenſionen und zeitgemäß ſpeculativer Begründung vorbehalten bliebe. Wie im Fauſt die metaphyſiſchen Zerwürfniſſe der modernen Menſchheit, die ihre andere Seite, in welche ſie überſchlagen, im Don Juan haben, ſo müßte in einer gleich elaſtiſchen Geſtalt die Dialektik der Zuſtände, die Anziehung und Abſtoßung des Alten und Neuen, des Berechtigten und Werdenden, jene Skepſis, die ſich wie eine fliegende Schiffbrücke über das Meer der Zeiten ſchlägt, verkörpert und verſinnbildlicht werden. Heinrich Stieglitz, durch lyriſche Dichtungen, beſonders durch ſeine phantaſiereichen Bilder des Orients ſich zuerſt auszeichnend, hat in einem Drama, das unter dem Titel: „Dionyſosfeſt. Lyriſche Tragödie" erſchienen, dieſe Idee auszuführen und eine Dichtung der Uebergangsepoche zu liefern geſtrebt. Zwei Träger grundverſchiedener Lebenselemente ſtreiten darin um den Preis der Geſchichte, um die Anerkennung der ſiegenden Exiſtenz, aber ſie haben beide nicht ideell Gemeinſames genug, um das ganze Weſen einer hiſtoriſchen Uebergangs-

zeit, in der ſich Eines aus dem Andern in gleichartigen Verknüpfungen entwickelt, zu erſchöpfen. Dionyſos iſt ein Gott, ihn hat Zeus ſelber erzeugt, er bringt eine neue Religion der Milde, der Freude, des Friedens; wer vermöchte ihm zu widerſtehen? Lykurgos iſt ein Menſch, König der Edonen, er fängt den alten Dienſt der Sonne an, der er auch Menſchenopfer darbringt, und lebt und ſtirbt für ſein angeſtammtes Recht, ſeinen angeſtammten Glauben, der ihm heiliger als der neue, nur wie ein Betrüger und Verführer ihm erſcheinende Gott; wer könnte es ihm verdenken? Lykurgos und Dionyſos ſind dynamiſch von einander getrennt; ſie können ſich nicht aus einander entwickeln. Der Dionyſosdienſt kann nie aus dem Glauben und der Berechtigung des Lykurgos wie ein Moment höherer Entfaltung hervorgehen. Dionyſos erſcheint mithin hier als ein Uſurpator, obwohl als ein Göttlicher und für Göttliches. Als erſter und hauptſächlichſter Eindruck aber muß ſich der erweiſen, daß der Sieg gefeiert werden ſoll, welchen das göttliche Recht über das menſchliche davonträgt. Dies iſt die Hauptſchwingung aller Uebergangszeiten, und die Stieglitziſche Dichtung hat in mehreren Partieen Bedeutendes zu ihrer Veranſchaulichung geleiſtet. Bei dieſem Dichter iſt das muſikaliſche Element ſeiner Poeſie ſehr beachtenswerth. Eine kräftige und edle Geſinnung hat ſich auch in ſeinen „Liedern der Zeit“ ergoſſen. Etwas Verwandtes in der Gemüthsart hat **Wilhelm Waiblinger**, eine bedeutende poetiſche Natur, die aber durch zu frühen Tod gehindert wurde, ſich die höchſte Ausbildung und Vollendung zu geben. Der wilde Ueberſchwang ſeines Geiſtes machte ſich zuerſt in höchſt formloſen, aber von originellem Streben zeugenden Dichtungen Luft, die alle Schlacken und Schärfen der modernen Skepſis in ſich trugen. Sein Aufenthalt in Italien wurde zu einer glücklichen Wendung auch für ſein ſchaffendes Dichtertа-

lent, und die Reihe der dort von ihm begonnenen und theilweise ausgeführten lyriſchen, dramatiſchen und novelliſtiſchen Dichtungen zeigt ihn in einer merkwürdigen Läuterung und Erhebung begriffen. Beſonders ſind ſeine Schilderungen italieniſcher Sitte, Natur und Volksthümlichkeit, die er in ſeinem Taſchenbuch aus Griechenland und Italien gegeben, meiſterhaft zu nennen. Mitten in dieſem bedeutenden Umwandlungsproceß aber, der mit ihm und ſeinem Talent vorgegangen, unterbrach ihn der Tod. Seine Werke erſchienen von kundiger Hand geordnet und geſammelt. (Hamburg, bei Heubel).

Ein tiefes, beſchauliches Gefüdi tritt uns in Leopold Schefer entgegen, den die ſtill ſinnende Contemplation eines reichen Herzens, das durch innere und äußere Erfahrungen vielfaltig gereift und gebildet worden, zum Dichter gemacht hat. In ſeinem „Laienbrevier," das unter allen ſeinen Werken die meiſte Anerkennung gefunden, hat er die Summe ſeiner dichteriſchen Lebenserfahrungen in einer Reihe von didaktiſchen Gedichten zuſammengeſtellt. Hier iſt die Ausdrucksweiſe als Spruch, als Gnome vorherrſchend, und dieſe gnomiſche Art der Dichtung ſcheint dem Naturell Schefers ganz beſonders zuzuſagen, obwohl er von der Kunſt des Angelus Sileſius, in zwei Zeilen die beiden Pole eines großen Weltgedankens entſcheidend, und mit der Schnelle eines Blitzes zuſammenzufaſſen, nichts beſitzt. Statt dieſer epigrammatiſchen Kürze iſt Schefer vielmehr in eine liebenswürdige Redſeligkeit ausgegangen, und führt uns beſonders gern auf die kleinen Lieblingsplätzchen ſeines Sinnens und Philoſophirens hin, an denen wir uns auch, unter grünen Laubgängen, luſtigen Frühlingsbuſchen, Lerchenſchlag, und dem gutmüthig vergnügten Geſicht eines Kleinſtädters, das uns von ungefähr an der Straße begegnet, ſeine anmuthige Geſellſchaft keinen Augenblick verdrießen laſſen. Indem jedoch der Dichter nur

die gewonnenen und beruhigten Ergebniſſe ſeiner innern Lebenskämpfe, nichts aber mehr von und aus dieſen Kämpfen ſelbſt, darſtellt, ſo hängt damit auch der Mangel an beweglicher Dialektik des Gedankens von ſelbſt zuſammen. Es wurden nur lauter poſitive Sätze ausgeſprochen, eine präſtabilirte Harmonie ſchwebt über der ganzen Lebensanſicht des Dichters, die Tugend herrſcht in Frieden über der verklärten Erde, ein frommer Purismus und Sauberkeitsgeiſt hat ſich hell und leuchtend über die Formen und Geſtalten des Lebens gebreitet, und alle Negativen des Daſeins werden als überwunden zurückgeſtellt oder unberührt gelaſſen, wenn man auch nicht immer einſieht, wie ſie überwunden werden konnten. Unter Schefers reinem poetiſchen Himmel nimmt ſich ein Tugendidealismus herrlich genug aus, obwohl er unter dem Dunſtkreis des wirklichen Lebens als unmächtig ſich erweiſt. Doch würde, glauben wir, auch die poetiſche Wirkung dieſer Gedichte gewonnen haben, hätte Schefer darin zugleich in die andere Seite des Lebens mehr hinübergegriffen, die Conflicte und die Unruhe gezeigt, aus denen er ſeine Ruhe gewonnen, einige Dämonen und Ungeheuer in dies fortwährende Blüthengewimmel losgelaſſen, einige kräftigende Donnerſchläge zur Variation in dies ununterbrochene Nachtigallenſingen hineingeſendet, mit einem Wort, hätte er auch die Schlange in dem Paradieſe gezeigt. Die ganze Weltanſicht dieſes Dichters iſt aber auf einen poetiſchen Optimismus gebaut, der ihm alle Erſcheinungen mit einem ewigen Sonnenglanz überkleidet, die Contraſte mildert und die Gegenſätze von vorn herein verſchmilzt. Dieſer Optimismus führt zu einer ſolchen Heiligſprechung der Erde, wie ſie in dem „Laienbreviер“ gewiſſermaßen zum Moralprincip, zum Sittengeſetz erhoben worden iſt. Die kindliche Gläubigkeit des Dichters, der das Tiefſte zu erſchauen vergönnt iſt, hat in ihrem abgegränzten Stillleben das

ihr gemäße Glück gefunden, nichts iſt unbedeutend und beziehungslos für ſie, an das Kleinſte, das in ihrem Kreiſe ſich ereignet, weiß ſie das Höchſte zu knüpfen, und an jedem Roſenſtrauch am Wege verrichtet ſie ihre Andacht, mit jedem Vogel ſteht ſie in Sympathie. Aus dieſem gegenſeitigen Natur- und Gemüthsleben quellen die eigenthümlichſten poetiſchen Betrachtungen und Darſtellungen Scheffers hervor, und hierin bewährt er auch ſeine innige Wahlverwandtſchaft mit Jean Paul, mit dem er die Sympathieen in der Anſchauung, wenn auch nicht alle Mittel der Darſtellung gleich mächtig theilt. Dies tritt uns vornehmlich in ſeinen Novellen entgegen, die oft merkwürdige Lebensbilder in originellſter Behandlung vorüberführen. Beſonders aber iſt es der phantaſtiſche Humor, in dem Scheffer eine große Stärke beſitzt, der ihn häufig der wahren Wirklichkeit in ſeinen Darſtellungen entfremdet, aber dafür im Gebiet der Träume um ſo glänzender und farbenreicher erſcheinen läßt. Mangel an praller Wirklichkeit und feſtem Fleiſch der Darſtellung kann man dagegen Willibald Alexis in ſeinen Romanen und Novellen nicht vorwerfen. Dieſer Autor, mit ſeiner an Walter Scott groß gewordenen Muſe, hat faſt immer die tüchtige Staffage eines praktiſchen Stoffes zur Hand, auf dem er mit einer ſichern, meiſterhaften Technik das Figurentheater bunter und intereſſanter Verhältniſſe aufſchlägt. In Behandlung der Localitäten iſt Alexis faſt immer ausgezeichnet und werthvoll, auch gelingen ihm Sittenſchilderungen und individuelle Charaktermalereien, in denen er oft pſychologiſche Tiefe entwickelt. Man hat ihn den preußiſchen Walter Scott genannt, und mit Recht, da ſeine Darſtellungen aus der brandenburgiſch-preußiſchen Geſchichte, namentlich ſein „Cabanis“ und der „Roland von Berlin“ in dieſem Genre Meiſterwerke genannt werden können. Weniger paſſen ironiſche und zeitſatyriſche Motive für ihn, wes-

halb ſein Roman „das Haus Düſterweg," bei vielen geiſtvollen und glänzend ausgeführten Einzelpartieen, nur eine verfehlte Wirkung haben konnte. Im hiſtoriſchen Roman hat auch Eduard Duller einige ausgezeichnete Darſtellungen geliefert und darin eine ebenſo kenntnißreiche als poetiſche Anſchauung der Geſchichte an den Tag gelegt. Duller hat viel Phantaſie, einen edeln lyriſchen Schwung, und tüchtige Geſinnung. In Genrebildern hat Auguſt Lewald Treffliches geleiſtet, und neuerdings in ſeinem „Theaterroman" die Wirklichkeit der deutſchen Bühnenzuſtände charakteriſtiſch genug aufgezeichnet. —

Man hat an der neueren deutſchen Literatur das überwiegend demokratiſche Element hervorgehoben und dieſer Umſtand, ſei er begründet oder unbegründet, iſt großentheils die Urſache, weßhalb unſere Literatur mehr als jemals iſolirt und ohne Begünſtigung daſteht, in einem Lande, in dem gleichwohl die beſten Lebenskräfte einzig und allein in die Literatur hineingedrängt werden, ohne andere Auswege der Thatkraft. Ein grauſamer Zug unſerer Zeit, daß ſie am eifrigſten diejenige Blüthe heraustreibt, welche am ſicherſten bei ihr dem Tode verfällt. Die Zeit ſtößt unſere ganze Entwickelung in die Literatur hinein, und die Literatur geräth eben dadurch, weil ſie der Träger einer univerſellen Entwickelung wird, in den ihr lebensgefährlichen Verdacht, den man endlich unter einem höhern Geſichtspunkt auflöſen ſollte, um dem Streben des Geiſtes die Unbefangenheit wieder zu ſchenken. In Frankreich ſehen wir jetzt dieſelbe Ueberfülle von Literatur wie in Deutſchland, aber unter ſchlimmern Symptomen. Die franzöſiſche Nationalkraft, die ſich in den politiſchen Spiegelfechtereien der letzten Jahre zu ſehr abgeſchwächt und entſittlicht hat, ſetzt ſich in literariſche Schöngeiſterei um, die man jetzt in allen Formen und auf allen Gebieten wuchern ſieht. Die heutige franzöſiſche Literatur gleicht

der polniſchen Suppe, die im gewaltigen Kochtopf beſtändig auf dem Feuer brodelt und in welche alle Ueberbleibſel des Haushalts, alle abgefallenen Brodrinden des Tages, alle Neigen, Schwarten und Strünke der ganzen Wirthſchaft hineingethan werden, um daraus den univerſellen Brei zuſammenzurühren. So nimmt die franzöſiſche Literatur jetzt alle Augenblicke einen andern Charakter an, je nachdem gerade, durch eine zufällige Miſchung, ein beſonderes Ingredienz das vorſchmeckende iſt, und gegenwärtig ſcheint dort ſogar eine religiöſe Schöngeiſterei, eine bigotte und katholiſche Belletriſtik zum Modeton der Tagesproducte zu werden. Die deutſche Literatur leidet an derſelben Ueberdrängtheit der Lebensſtoffe, indem auch bei uns alle Richtungen des Daſeins ſogleich zur Literatur werden, und vor der Hand auch als Literatur verbraucht werden, die Lebenskraft, welche ihnen inwohnt, in dieſer Form an den Tag legend und anwendend. Dieſer parlamentariſche Charakter hat unſere Literatur in Mißgunſt gebracht und bei manchen Regierungen wurde daher ſeitdem häufig Literatur gleichbedeutend mit Demagogie erachtet.

Unter dieſen Umſtänden haben gewiſſe literariſche Erſcheinungen bei uns, welche ſich von vorn herein in einer mehr privilegirten Sphäre der Geſellſchaft anſäſſig zu machen ſuchen, das Intereſſe der Abſonderlichkeit für ſich. Entweder iſt es ein irregeleitetes und mit ſich ſelbſt überworfenes Talent, wie in den Romanen des Herrn von Sternberg, oder es iſt geradezu der ariſtokratiſche Geſellſchaftsgeiſt ſelbſt, wie in den intereſſanten Producten der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle, St. Roche u. ſ. w., was der Literatur gewiſſermaßen ihren adeligen Character wiederzugeben trachtet, durch ein Schaffen, das ſich in einem Kreiſe vornehmer Intereſſen abgrenzt und in der chevaleresken Haltung die es ſich giebt, ſein Princip des Schönen

und Wahren entwickelt. Die Romane der Frau Paalzow haben die vornehme Sphäre, aus der ſie erzeugt und für die ſie berechnet ſind, am ungetrübteſten und reinſten für ſich, und das Feſſelnde, das dieſe Darſtellungen auf die Leſewelt ausgeübt haben, muß ihnen ſchon an ſich als ein Vorzug zuerkannt werden, aber es fehlt ihnen im Grunde das höhere productive Talent, um dieſe Lebensſphäre ſo zu befruchten, daß es zu etwas Erheblichem dabei kommt.

Faſt am häufigſten unter allen neueren Schriftſtellern begegnet man in der Tagesliteratur dem vielſchreibenden A. von Sternberg, und meiſtentheils mit jenen hübſch abgerundeten und prägnant vorgetragenen Erzählungen, in denen das Weſen und Treiben kleiner Höfe und überhaupt ein gewiſſes ariſtokratiſches Kleinleben ſo meiſterlich ſpielt, ein Thema, das ſich freilich durch die allzuhäufige Benutzung immer mehr bei ihm abgeplattet und verdünnt hat. Sind es aber nicht Prinzen und Prinzeſſinnen, diplomatiſche Grafen, Intriguants aus der guten alten Zeit, Miniſterſöhne und Maitreſſentöchter, darunter ein höher ſtrebender Jüngling, der einige Bände lang ſo thut, als wenn er Geiſt hätte, und auf dem letzten Druckbogen ſich ebenfalls zu dem nichtsnutzigſten Ceremoniell bekehrt — iſt es nicht ſolches Volk, ſo ſind es auch Feen, Schäferinnen, ja ſelbſt Papagayen, aus denen A. von Sternberg ganze Geſchichten macht, die, den Feudaladel an Alter noch übertreffende, Mährchenwelt eben ſo ariſtokratiſch ausbeutend. Wie ſehnt man ſich doch, dieſer anſpruchsvollen und aufgeſpreizten Miſère gegenüber, nach den Rittern, Geiſtern und Undinen Fouqué's zurück, denen bei aller ihrer Manierirtheit doch ſo viel poetiſche Begeiſterung, ſo viel großes Gemüth und edle Schwärmerei zum Grunde lag! Fouqué's chevalereske Poeſie iſt zuletzt verlacht worden, aber er war und iſt dennoch ein wahrer Dichter, der Herz und Geiſt

erquickte, während uns aus A. von Sternberg's tendenziösen Marionetten am Ende nichts als eine naßkalte Oede des Gemüths entgegengähnt!

Sternberg iſt der wahre Rococo-Schriftſteller unſerer Zeit, welcher nämlich das Rococo als Modeſache betreibt und daher ſelbſt aus neumodiſchem Stoff alterthümliche Formen ſich zuſchnitzt. Wenn die Verfaſſerin von Godwie-Caſtle in ihren Romanen eine neue Draperie des alten Regime giebt, ſo findet man dagegen in den von Sternberg'ſchen Büchern häufig eine altmodiſche Draperie des neuen Zeitgeiſtes, der ihm keineswegs gänzlich fremd geblieben. Dies iſt der ausgeklügelte und raffinirte Charakter der Sternberg'ſchen Romane, denen man eigentlich eine Schwärmerei für das, was ihre Richtung iſt, nicht vorwerfen kann, denn zur Schwärmerei gehört Glauben, und zum Glauben gehört Kraft, aber dieſen künſtlich zuſammengeſchrobenen Produkten ſieht man es an ihrer kraftloſen Miene an, daß ſie an ihr eigenes Princip keinen Glauben haben. So geſchieht es dieſem Schriftſteller, daß er in diejenigen Richtungen, denen er durch ſeine Romane gegenüber treten will, häufig ſelbſt verfällt, und daß er in denjenigen Ideen der Zeit, die er anzugreifen trachtet, ſelbſt, wider Willen und Bewußtſein, ſich befangen zeigt, mithin ſich ſelber unaufhörlich ironiſirt. In dieſer Art erweiſt er ſich auch als ein Gegner der jüngſten deutſchen Literatur, die er gern perſifliren möchte, und doch iſt er in gewiſſer Beziehung wieder von derſelben abhängig, indem er, mitten in der Welt ſeiner kleinſtädtiſchen Hofzirkel, plötzlich Schreibart und Pointen der ſogenannten jungen Literatur imitirt.

Iſt ſomit das urſprünglich ſchöne und bedeutende Talent A. v. Sternberg's keineswegs zu der ihm gemäßen Entfaltung gelangt, ſo ſehen wir dagegen in einer ariſtokratiſchen Dichterin, Gräfin Ida Hahn-Hahn, eine gewiſſe harmoniſche Vollen-

dung dieſer Richtung ſich herausbilden, und mit den ſocialen Ideen der Zeit ſich eigenthümlich verſchmelzen. Die vornehme Dichtung zeigt ſich hier von ihrer liebenswürdigſten Seite, und obwohl ihrer ſelbſt ſich bewußt und auf manche kleine Beſonderheiten verſeſſen, erſcheint ſie doch auch wieder unbefangen und natürlich, und löſt am Ende das excluſive Element wohlthuend in dem höheren poetiſchen auf. Die Bücher dieſer Schriftſtellerin ſind faſt ſämmtlich Schilderungen aus der Geſellſchaft; und reihen ſich als ſolche, oft in einem locker verbundenen Faden, zu Romanen und Novellen aneinander. Die Feinheit und Eigenthümlichkeit der Beobachtung, durch welche ſich dieſe Darſtellungen auszeichnen, hängt ſich zwar oft auch an das Unweſentliche feſt, mit dem Beſtreben, etwas Weſentliches daraus zu machen und darin zu erblicken, aber ſie erlauſcht auch ebenſo ſehr die bezeichnendſten Züge der Individualität und ſtellt dieſelben in den ſinnigſten Malereien hin. Das Thema der ſocialen Verwickelungen iſt die ſchwächſte Seite dieſer Dichterin, und ſie beſitzt hier nicht die Erfindungskraft, Menſchenkenntniß und den erhabenen Gerechtigkeitsſinn, welchen wir bei George Sand anerkennen mußten. Vielmehr müſſen ihre Gebilde darin aller ſubjectiven Willkür und Laune gehorchen, und ſie ſucht oft als ſchön und intereſſant darzuſtellen, was offenbar nur eine moraliſche Schwäche iſt, wie ihr dies in ihrem neueſten Roman „Ulrich“ begegnet iſt. Ihr Hauptvorzug aber iſt, daß ſie eine wirkliche Dichterin iſt, und je mehr ihre Produktionen dieſem rein poetiſchen Charakter entgegenſtreben, deſto unbeſtrittenere Anerkennung werden ſie verdienen. Zeigt ſich in den Romanen der Gräfin Hahn die ariſtokratiſche Lebensbetrachtung vorherrſchend, ſo macht ſich dagegen in den Darſtellungen einer andern Dichterin, L. Mühlbach, oft das liberale Element der neueren Poeſie geltend. In ihren Romanen wird zugleich für die ſo-

cialen Conflicte der Zeit eine Verſöhnung erſtrebt, die ſich auf der feſten Grundlage des in ſeiner Sittlichkeit freien Gemüths aufführen will. Die Poeſie der poſitiven Lebensformen ſucht ſich hier im modernen Roman zu geſtalten, und wie ſcharf auf der einen Seite auch die Gegenſätze und Zerklüftungen der heutigen geſellſchaftlichen Zuſtände zergliedert werden, ſo ſoll doch daraus nur das wahre Ideal der höchſten Freiheit und Sittlichkeit ſelbſt hervortreten, an das ſich ein von edelſter Menſchheitsliebe erfülltes Herz feſtgehangen. Die weibliche Literatur hat überhaupt in Deutſchland in der letzten Zeit einen bedeutenden Aufſchwung genommen, und die Darſtellungen von F. v. W. (Margarethe Wolff), Amalie Winter, Philippine M. g. S. (ſinnreiche Lebensbilder im Freihafen, Piloten und der Zeitung für die elegante Welt), Ida Frick, u. A. zeigen eine eigenthümliche Erhebung des Talents, wie man ſie früher bei den dichtenden und ſchreibenden Frauen nicht gekannt. —

War oben von dem ariſtokratiſchen Element in der modernen Poeſie die Rede, ſo müſſen wir hier noch eines ſehr begabten Schriftſtellers gedenken, der, namentlich in Novellen, allen Lebensaufwand der Faſhion und die ariſtokratiſche Tournüre ebenſo naturgetreu abgezeichnet hat, als er ſie zugleich, wo es ſein muß, auf das Feinſte perſifflirt und in ihrer Nichtigkeit hingeſtellt hat. Dies iſt Friedrich von Heyden, ein ächtes Dichtergemüth, mit einer vollen und feſten Anſicht des Lebens, das er in ſeinen leiſeſten innerlichen Schwingungen wie in aller bunten Beweglichkeit nach Außen hin gleich kräftig und gewandt zu ergreifen weiß. Beſonders iſt er Meiſter in der Darſtellung verwickelter Geſellſchaftsverhältniſſe, denen ihn doch ſein innerſter Sinn, der ihn auf eine geheimnißreiche Fülle des Gemüths- und Naturlebens anweiſt, gerade am liebſten entzieht; aber wie ihm eine reiche Welterfahrung zu Gebote ſteht, ſo ruft er aus

dieſer vorzugsweiſe gern und mit beſonders glücklichem Takt complicirte, durch höhere Intriguenſpiele bewegte und verknüpfte Verhältniſſe der Wirklichkeit hervor, und bringt ſie mit ungemeiner Beweglichkeit und glänzender Ironie zur Darſtellung. Der weltmänniſche Takt, die wahre Kunſt zu leben, iſt in Heyden's Darſtellungen eben ſo ſehr zu bewundern, als die zarteſten Gemüthsnüancen, ein anmuthiges Stillleben der Gefühle, und alle die kleinen Züge eines liebenswürdigen Naturells, die ſich in der Farbenmiſchung unbewußt verrathen, an ſeine Dichtungen feſſeln. Wir haben es hier mit einem eigenthümlichen Geiſt zu thun, der, dem literariſchen Marktgewühl fremd, noch um der reinen Luſt des Schaffens willen dem Schaffen hingegeben, ſich in einer gewiſſermaßen jungfräulichen Welt der Dichtung ergeht, und darin ſtets urſprüngliche Gebilde voll unverdorbener Lebenskraft und mit wahrhaft poetiſcher Liebenswürdigkeit hervorzaubert. Die Schöpferkraft dieſes Dichters hat ſich ſchon ſehr mannigfach und ſeit einer Reihe von Jahren ununterbrochen bethätigt. Als Epiker hat er beſonders in ſeinem Reginald eine bedeutende romantiſche Dichtung geliefert. Unter ſeinen größern Romanen zeichnen ſich die Intriguanten, ein geiſtvolles Charaktergemälde des ſiebzehnten Jahrhunderts, durch ſehr lebhafte und glänzende Schilderungen aus. Von ſeinen Novellen wollen wir hier nur die Bewerbungen als charakteriſtiſch für ſeine Auffaſſung der Zeitverhältniſſe hervorheben. In den beiden Freiern, welche zum Theil eine für ihre ganze Species ſo entſcheidende Abfertigung erfahren, erhält zugleich die excluſive Geſellſchaftsſphäre in allen ihren Bodenloſigkeiten und Ausgeſuchtheiten eine ſanglante Charakteriſtik. Die in der Mitte des Gemäldes ſtehende weibliche Geſtalt, die Baronin, iſt aber eine herrliche und bedeutungsvolle Erfindung. Die innere und äußere Ueberlegenheit ihrer Natur, die auf der

höchſten und edelſten Grundlage beruht, bringt die wohlthuendſte Löſung für ſo manches Bedenkliche in den neueſten ſocialen Emancipationsfragen. Die emancipirte Frau erſcheint darin in vollkommener Uebereinſtimmung mit aller Schönheit und ſittlichen Begränzung der weiblichen Natur. In dieſer Novelle hat Helden gewiſſermaßen ein Gegenſtück zu ſeinem Luſtſpiel: „die Modernen“ geliefert, worin zum Theil dieſelbe ſociale Zeitfrage von der Seite ihrer Verzerrung luſtig und witzig genug wiedergeſpiegelt wurde. Als dramatiſcher Dichter verdient Friedrich von Heyden noch eine beſondere Beurtheilung, die wir ihm an einem andern Ort zugedacht haben. Dieſe durch Dialog, Erfindung und wahrhaft dramatiſche Behandlung ausgezeichneten Stücke, deren das Berliner Hoftheater ſchon mehrere zur Darſtellung gebracht hat, werden jetzt geſammelt erſcheinen und dadurch Gelegenheit zu ihrer weiteren Kenntnißnahme geben. Die meiſten derſelben bewegen ſich auf dem Schauplatz moderner Gegenwart und moderner Gegenſätze, in deren Behandlung ſich ein freies, alle Nüancen ſcharf durchdringendes Talent an den Tag legt. —

In der Kunſtnovelle, namentlich in der muſikaliſchen, hat Auguſt Kahlert Treffliches geleiſtet. Dieſer ſehr ehrenhaft thätige Schriftſteller, der beſonders als muſikaliſcher Kritiker gewirkt hat, ſucht ſich eine unabhängige Stellung zwiſchen den philoſophiſchen und äſthetiſchen Parteien zu bewahren. Seine „Aeſthetik,“ mit deren Herausgabe er beſchäftigt iſt, wird ſich jedoch mehr den ſchelling'ſchen Prinzipien zuneigen als den hegeliſchen, mit welchen letzteren er ſich wenig befreundet gezeigt. Eine vorzugsweis hegel'ſche Stellung in der Kritik pflegt man dem geiſtvollen Alexander Jung zuzuerkennen, und derſelbe hat auch in ſeinem neueſten Werk „Vorleſungen über die moderne Literatur der Deutſchen,“ in welchen er die Literatur der

Gegenwart vorzugsweiſe nach ihrem Verhältniß zur hegel'ſchen Philoſophie beurtheilt, dieſe Meinung zum Theil beſtätigt. Aber man muß ihn zugleich unabhängig und frei von den Conſequenzen dieſes Syſtems nennen, dem er ſich mit aller Freiheit ſeiner ſchönen und tüchtigen Individualität hingegeben. Jung iſt einer der unbefangenſten und verſtändnißvollſten Beobachter der Zeit und ihrer literariſchen, religiöſen und geſellſchaftlichen Erſcheinungen, und je mehr er zu einer beſtimmten Form ſeiner Wirkſamkeit gelangt, deſto erfreulichere Einflüſſe werden im Ganzen von ihm ausgehen. Im Einzelnen kann er ſich oft ſehr vergreifen, aber der Geiſt ſeines Wirkens überhaupt iſt ein ächter und erſprießlicher. Unſere Zeit iſt aber nicht arm an ſolchen Talenten, die, wiſſenſchaftlich und poetiſch zugleich geartet, der Fortentwickelung der Literatur ſehr nützlich ſind, ſobald ſie eine ihnen gemäße ſichere Richtung erlangt haben. Berthold Auerbach (durch ſeine Ueberſetzung des Spinoza und vortreffliche Romane „Dichter und Kaufmann" u. a. bekannt), Friedrich Saß (treffende Zeitgedichte, Kritiken, Reiſeſchilderungen,) Adolf Stahr (verdienſtvolle Forſchungen über Ariſtoteles, Kritiken, und neuerdings feinſinnige Novellen), Levin Schücking, L. Diefenbach, Julius Henning, und mehrere andere wären hier zu nennen, deren literariſche Phyſiognomie noch die Folgezeit erkenntlicher herausarbeiten wird. Auch die verdienſtlichen wiſſenſchaftlichen Arbeiten von Guhrauer, der für die Kenntniß von Leibnitz eine neue Bahn gebrochen wie auch über Leſſing Treffendes und Belehrendes geſchrieben, und noch manche andere begabte Schriftſteller dieſer Art, dürfen in einer ſpeciellen literarhiſtoriſchen Darſtellung der Gegenwart nicht übergangen werden. —

Die Poeſie unſerer Zeit hat ein merkwürdiges Beſtreben entfaltet, eine Poeſie der Wirklichkeit zu werden, und ſtatt in

müßigen, von der Welt abgeschiedenen Träumen sich zu ergehen, ein bestimmtes Verhältniß zu der sie umgebenden Gegenwart anzunehmen. Wie tief dies Streben im Geist der heutigen Menschheitsepoche überhaupt wurzelt, zeigt sich auch darin, daß die deutsche Lyrik, welche sich sonst am meisten in träumerische Naturempfindung und in subjectives Stillleben eingesponnen, in neuester Zeit am heftigsten diesen Drang bekundet hat, sich zu einem Organ der Zeit und ihrer wirklichen Zustände und Reibungen zu machen. Was nun die Lyrik als solche anbetrifft, so kann wohl ihrer ursprünglichen Aufgabe nichts mehr entgegen sein, als die, sich zu einem prickelnden Element in der Zeitbewegung zu machen, und diese sogenannte Zeitlyrik oder Oppositionspoesie, wie überreichliche Gunst man auch ihren, zum Theil unpoetischen Ergießungen geschenkt, und wie sehr sie auch anderntheils die ihr gezollte Anerkennung verdienen mag, wird doch, so lange sie noch mehr Zeitungspoesie als Volkspoesie bleibt, nur für eine untergeordnete Gattung erklärt werden müssen. Ihre wahrhafte Aufgabe ist, sich aus der bloßen Oppositionspoesie zur wahren Volkspoesie zu erheben. Das Volkslied hat dies Vorrecht der Poesie, sich an Alles heranzumachen, und es durch die einfachste und naivste Betrachtung zugleich auf das Schärfste zu zersetzen, immer siegreich verwaltet. Alle Volkspoesie trägt schon einen Keim von Opposition in sich, denn des Volkes Stimme ist eben darum Gottes Stimme, weil vor der gesunden und durchdringenden Anschauung des Volkes, in der das Recht und die Freiheit schon wie ein Naturinstinct leben, keine Schlechtigkeit bestehen kann. Das deutsche Volkslied des Mittelalters hat in Scherz und Schimpf so manchen nationalen Widerstand ausgefochten, und ein ächter Kern unserer Nationalität ist darin herrlich zu Tage gekommen. Wenn aber die Volkspoesie, in ihrer natürlichen Freiheit und in des Volkes

nie zu berückendem Wahrheitsinstinct, leicht zur Oppositionspoesie geworden, so sollte umgekehrt auch alle Oppositionspoesie, durch welche Unnatur der Zeiten sie auch erweckt und zu künstlichen Formen getrieben werden mag, zur Volkspoesie zurückkehren und zu Volkspoesie werden. Der Volksgeist, wie er in sich gewaltig und unerschütterlich ist, ist auch wieder die fröhliche und kindliche Gemüthsherrlichkeit selber, und was in seinem Sinne angegriffen und zerstört wird, wird auch in seinem Sinne, zu wahrer Erhebung des Nationallebens, wieder auferbaut werden. Denn das Volk, göttlich mild und ewig schaffend wie es ist, verwüstet nichts, was es nicht auch die Kraft hätte, besser und edler wiederherzustellen. Was das Volk an seinen Tyrannen verwüstet, wird es immer aus sich zu ersetzen vermögen. Nicht so die Tyrannen, denen nicht Kraft und Macht von Gott gegeben ist, das aus sich zu ersetzen, was sie oft am Volke verwüsten. Dagegen wird nur dasjenige Schlechte wahrhaft verwüstet, welches aus dem Volke heraus verwüstet wird.

In den politischen Liedern Hoffmann's von Fallersleben, die sich neckisch und bedenklich zugleich Unpolitische Lieder genannt haben, ist es zwar der politischen Opposition gewissermaßen gelungen, jenen Volkston anzuschlagen, der eine so hinreißende Gewalt auf das Gemüth ausübt. Wenn aber jenes satyrische Behagen des Volksliedes, das sich harmonisch in seinen Gegensätzen schaukelt, hier nicht aufkommen konnte, wenn das Scharfe und Schneidende mächtiger geworden ist als das Naive und Poetische, so liegt diese innere Störniß nicht an dem trefflich ausgerüsteten Dichter. Dieser hat das ganze Naturell dazu, ein deutscher Volksdichter im höchsten und besten Sinne zu sein. Aber die Opposition hat sich hier mehr in das Lied hineingeflüchtet, als daß sie Ruhe gehabt hätte, aus demselben naturgemäß herauszuwachsen. Die in ihren offenen Aus-

wegen verſtopfte Oppoſition, mit Haſt und Drang ſich auf das Lied ſtürzend, hat das Lied meiſtentheils erdrückt, und uns dafür nur eine brennende Pointe in der Hand gelaſſen. Wo ſollte auch das volksthümliche Behagen herkommen, in einer Zeit, wo der Volksgeiſt ſelbſt einer künſtlichen Wiedererweckung zu bedürfen ſcheint, und wo man den Umweg durch die Reflexion zu machen hat, um zum Volke zu gelangen! So friſch und aus ſtarker Bruſt auch Alles in Hoffmann von Fallersleben tönt, auch bei ihm entgeht man dieſem Gedanken nicht, daß uns das deutſche Volk durch Poeſie und Geſinnung gewiſſermaßen künſtlich reproducirt werden ſoll. Die unpolitiſchen Lieder haben auch den Vorzug, daß ſie geſungen werden können, und der ſchalkhafte Dichter ſchreibt oft ſelbſt die Melodien vor, die dann in der Regel durch einen um ſo ſchärferen Contraſt wirken. Aber die ſcharfe epigrammatiſche Spitze aller dieſer Lieder verſetzt dann der Melodie gegenüber in um ſo größere Betroffenheit, und wenn wir mit harmloſem Anſchein mitten in das luſtige Frühlingsgewühl hineingelockt werden, müſſen wir irgend eine graue Fratze, eine zerzauſte Staatsperücke, und Kobolde und Geſpenſter aller Art uns daraus entgegentreten ſehen. So ſtoßen wir auf hannöver'ſche Frühlingslieder, und in ſeinen Maigeſängen bindet der Dichter mit den Cenſoren an. Alles das hat die buntſcheckige Zeit verſchuldet, welche dieſe barocke Stimmung der Gegenſätze in die Gemüther wirft, und in Ermangelung eines öffentlichen ſtarken Durchfechtens derſelben, dieſen verhaltenen Kampf wie eine innere verzehrende Reibung der Individualitäten erſcheinen läßt. Hoffmann von Fallersleben hat es daher recht bezeichnet, wenn er zum Motto dieſer ſeiner Poeſie die Worte aus der Offenbarung ſetzt: „und ich nahm das Büchlein von der Hand des Engels, und verſchlang es, und es war ſüß in meinem Munde wie Honig; und da

ich's gegessen hatte, grimmte mich's im Bauch." Darum haben denn auch die scheinbar süßesten und harmlosesten dieser unpolitischen Lieder gewöhnlich den bittersten Stachel. Erscheinen uns aber auch manche dieser Pointen, in Betracht des harmlosen poetischen Gewandes, in dem sie sich geben, gewissermaßen zu heimtückisch, so hält doch sonst der gesunde Kern des Dichters, und die tüchtige Gesinnungskraft, die ihn bewegt, ein edles Gleichgewicht. Seine ächt deutsche Nationalrichtung hat etwas Ehrwürdiges, und selbst, wo sie mit einem allzu burschikosen Element gemengt erscheint, verliert sie nie ganz die ihr grundthümlich eigene Weihe und Idealität. Freilich hat die Feinheit des französischen Chanson, die volksthümliche Naivetät Beranger's, welche mit dem höchsten Schwung immer auch die edelste Grazie zu verbinden weiß, sich noch nicht aus den deutschen Nationalverhältnissen gewinnen lassen wollen. Die deutsche Chanson hat noch ihre Schwerfälligkeiten, ihre zu stark aufgetragenen Absichtlichkeiten, und viel Sack und Pack zu überwinden.

Am nächsten daran war Anastasius Grün, in seinen „Spaziergängen eines wiener Poeten" eine deutsche Chanson mit ähnlicher Feinheit und Naivetät, wie Beranger, zu gestalten. Die liberale Richtung dieses hochbegabten Dichters zeigt sich auch immer mit poetischem und gemüthlichem Element durchdrungen, und was er in dieser Weise geleistet hat, muß wohl für sein Bestes und Vollkommenstes erachtet werden. Hier ist auch seine Diction, die sonst oft in ihrer Schwülstigkeit Auswüchse der Kraft darbietet, feinbegränzt und maßvoll. Anastasius Grün ist einer unserer edelsten und vom ächten Geist der Muse beseelten Dichter, und wenn man ihm in letzter Zeit hat nachsagen wollen, daß seine Begeisterung für die Freiheit erkaltet, so beruht dies lediglich auf äußern Umständen, die auf das

Innere dieſes Dichters nicht den geringſten Einfluß geübt, und die von den mit ſolchem Vorwurf ſehr freigebigen Schreiern des Tages zu dieſer Anklage benutzt worden. Der Pöbel ſieht überall nur Convertirungen und Bekehrungen, ſobald er nicht mehr in den Extremen ſeine Rechnung finden kann. Was wir aber von der zu grellen Abſichtlichkeit in den deutſchen Chanſons bemerkten, muß von den meiſten politiſchen Gedichten Friedrich von Sallet's, der ſich ſonſt durch Witz, Schärfe und Tiefſinn auszeichnet, geſagt werden. Es lebt in ihm der begeiſternde Gedanke deutſcher Volksdichtung, der auch die Grundlage ſeines „Laien-Evangeliums," in welchem er ſich zu dem großten Kraftaufwand ſeines Talents geſammelt, bildet. Abgerundeter und anmuthsvoller, auch in den ſchreiendſten Diſſonanzen beſtändig von einem poetiſchen Hauch durchdrungen, zeigt ſich ſchon G. Herwegh in ſeinen „Gedichten eines Lebendigen" welche (die unangemeſſene und durchaus unnütze Zueignung abgerechnet) durch ihre mächtige Begeiſterung in feingeſchliffener Form alle Anerkennung verdienen. Doch iſt oft noch das Rhetoriſche in ihnen vorwaltend, was Längen verurſacht, die der Wirkung nachtheilig werden. Ob uns in ihm ein neuer Dichter von umfaſſender Bedeutung erſtanden, wird ſich erſt zeigen müſſen, wenn Herwegh über dieſe bloße Zeitlyrik hinausgekommen und zu höheren poetiſchen Darſtellungen vorgeſchritten. In dieſem Zuſammenhang ſind auch die durch ſchöne Form und eine oft ſinnreiche Auffaſſung ausgezeichneten Gedichte von Franz Dingelſtedt zu nennen. Dieſer Schriftſteller hat ſchon eine vielſeitigere Thätigkeit bekundet, und bei ſeiner großen Regſamkeit iſt noch eine bedeutendere Entwickelung von ihm zu erwarten.

Wieviel Blendendes und Hinreißendes auch diejenige Lyrik haben mag, welche vorzugsweiſe die Bewegungen der Zeit nach-

zuklingen und anzuregen gestrebt, so werden uns doch dabei auch die Dichter, welche am liebsten innerhalb der Gränzen des poetischen Gebiets verbleiben und an den ewigen Frieden der Dichtkunst sich festgehangen haben, in ihrem guten Recht und gewissermaßen im alten Recht der Poesie selbst erscheinen müssen. Friedrich Rückert, zum Beispiel, (seiner Bedeutung als Zeitdichter erwähnten wir schon früher unter seinem damaligen Dichternamen Freimund Raimar) ist ein Naturdichter, und als solcher der größte, reichste und originellste, den es in Deutschland gegeben. Früher verstand man unter Naturdichtung vorzugsweise nur jene Landschaftsmalerei in der Poesie, die Scenen, Beleuchtungen, Gruppen, Situationen der Natur unter die Perspective irgend einer elegischen, andächtigen oder idyllischen Empfindung rückt und daraus ein Bild gestaltet, das in den Farben jener subjectiven Empfindung sich ausmalt. In Rückert ist es nicht das Pittoreske der Natur, das zur Folie der poetischen Stimmung wird, sondern die aus seiner weiten Brust hervorquellende Naturansicht macht ihn zum Dichter und überströmt ihn mit tausend Liedesgedanken, in denen er wie ein berauschter Seher durch den Frühling hinwandelt und aus den Herzschlägen der ganzen blühenden Natur ein allgemeines Weltgefühl in sich herausfühlt. Seine Naturansicht ist eine durch und durch vergeistigte und neigt sich mit einer überwiegenden Richtung zu dem dichterischen Pantheismus der orientalischen Weltanschauung, die in Allem nur Eines sieht, feiert und anbetet. So singt Rückert:

O Sonn', ich bin dein Strahl, o Ros' ich bin dein Duft,
Ich bin dein Tropf', o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft!

und dieses lyrisch trunkene Sichempfinden im Allgemeinen, woraus gewissermaßen ein hymnischer Wettgesang zwischen Mensch und Natur zur Feier der Schöpfung hervorgeht, bildet einen

überall anklingenden Grundzug seiner Poesie. Dabei jedoch, trotz aller Ueberschwänglichkeit dieser Stimmung, nirgend eine mystische Verkümmerung in Rückert. Weise wie ein Bramin, und leicht und leichtsinnig wie ein Vogel, bewegt sich sein Lied unter einem immer blauen, reinen, lächelnden Himmel, mit tiefen Fernsichten nach Ost und West, mit blitzenden Sonnen, symbolischen Sternen, und gedankenvollen Morgen- und Abendröthen. Bald liebenswürdig unter Blüthen gaukelnd wie ein schelmischer Elfengeist, bald ernst unter wehenden Bäumen und Büschen in feierliche Priesterandacht versunken, träumt sich dieser Dichter, während er sich nur an das Naturwüchsige der ihn umgebenden Blüthenwelt hinzugeben scheint, daron oft in die tiefste Speculation hinein. Und dies wird meistentheils der eigenthümliche Wendepunkt seiner Gedichte. Ganz verschieden von der Naturlyrik der romantischen Schule, bleibt Rückert vielmehr immer von dem eigentlich Naturromantischen fern, weil er mit seinen Gedanken zugleich immer wieder über die Natur hinausgeht und an das Bild der Blume eine Anschauung des Geistes anknüpft, während die Dichter der romantischen Schule ihre Gefühle nur als unmittelbaren Ausfluß des Waldes, des Blätterrauschens, des Glühens der Abendröthe, des Neigens der Blüthen, in sich empfangen.

Das Orientalische, das in Rückert's Gemüth und Anschauungsweise mehr wie eine geistige Sympathie, denn als absichtliche Hinneigung hervorsticht, tritt dagegen in seinen poetischen Ausdrucksformen öfter mit bestimmter Absichtlichkeit, ja mit philologischen Anfügen heraus. Die neuen, reichen Wendungen und Ausdrucksweisen, die dadurch in seiner Sprache entstehen, sind nicht selten bedeutend und von origineller Schönheit, mitunter jedoch lästig und in's Spielerische entartend. Mit den Orientalen theilt Rückert auch noch die Eigenthümlichkeit,

daß er ſeinen Ergießungen, die ihn ſelbſt aus einem unerſchöpflichen Füllhorn überſchütten, keine Genüge finden, ſeinem Gedicht kein Ende und keinen Abſchluß zu geben vermag. Viele ſeiner Gedichte ſind in der That zu lang, und nicht ohne einige Beeinträchtigung ihres Eindrucks, ſo ſchlecht auch jene Kritik des Polonius ſein mag, und ſo gewagt das Hülfsmittel Hamlets, jede Länge gleich zum Barbier zu ſchicken.

Hier wollen wir auch der markigen, kraftvollen und ehrlichen Muſe Adalberts von Chamiſſo, mit ſeiner Lyrik von altem Schrot und Korn, gedenken. Dieſer edele Dichtergeiſt, welchen Deutſchland der franzöſiſchen Nation abgewonnen, hat ſich in ächt deutſcher Weiſe herrlich entwickelt, und in ſeiner Poeſie geſunde und ſtarke Gebilde hingeſtellt, die durch ihre Naturfülle immer etwas Erfreuliches haben. So techniſch vollendet Chamiſſo in ſeinen Formen iſt, ſo ungekünſtelt und wahr iſt er in ſeinen poetiſchen Anſchauungen, in ſeiner humoriſtiſchen Lebensauffaſſung, in ſeinen ernſten gedankenvollen Träumereien. Dieſer unſchuldige und naturvolle Sinn, der in ihm waltet, giebt ihm zugleich den wahren Adel der Poeſie, eine erhabene und allem Gemeinen fremde Geſinnung, die uns in Chamiſſo's Dichtungen überall entgegentritt. In ſeinen Balladen und poetiſchen Erzählungen ſpielt jedoch öfters eine grelle franzöſiſche Melodramatik mit, die im Stofflichen liegt, und die Vorliebe Chamiſſo's für ſchauerliche Nachtſtücke, Räuberſcenen und dergleichen in ſich ſchließt. Ein durchweg freundliches Talent haben wir dagegen in dem gemüthvollen Guſtav Schwab, der ſich immer innig und harmoniſch zu geben trachtet. Seine Balladen haben einen claſſiſchen Werth, und werden ihm in der Geſchichte der deutſchen Lyrik ſeine Bedeutung ſichern. Nicolaus Lenau begann bedeutender, als er endigen zu wollen ſcheint. Die düſtern und melancholiſchen Naturanſchauungen in

ſeinen früheren Gedichten haben oft eine erhabene dichteriſche Kraft. An größeren Productionen, namentlich ſeinem Savonarola und Fauſt, iſt er bis jetzt geſcheitert. Dagegen iſt er in der Form immer Meiſter und erreicht eine ſeltene harmoniſche Abrundung. Etwas Verwandtes mit ihm hat Ferdinand Freiligrath, obwohl er ſtärkere und grellere Effecte in ſeinen originellen Naturmalereien erzielt. Dieſer Dichter, auf deſſen Phantaſie das Fremdartige und Groteske einen ſo großen Reiz ausübt, hat in ſeiner Poeſie doch eine ſtarke Beimiſchung von franzöſiſchem Element, das ſich in ſeinem Haſchen nach piquanten Bildern oft allzuſehr verräth. Er iſt ein Meiſter in der maleriſchen und muſikaliſchen Behandlung ſeiner Bilder zu nennen, aber ſein geiſtiger Horizont iſt beſchränkt, und wie ſehr auch ſeine Leiſtungen den ihnen gewordenen Beifall verdienen, ſo legt man doch auf der andern Seite zugleich durch dieſe Vorliebe für Freiligrath das Bekenntniß eines verdorbenen Geſchmacks an den Tag. Zedlitz, der Dichter der „Todten-Kränze," behauptet durch dieſes eine Werk einen Ehrenplatz auf dem deutſchen Parnaß, wenn er ſich auch ſeitdem in keinem productiven Fortſchreiten begriffen gezeigt. Die Gedichte von Wilhelm Wackernagel, erſt jetzt geſammelt, werden einen unſerer freiſinnigſten und talentreichſten Dichter auch in einem weiteren Kreiſe kennen lehren. Kein Zweig der Dichtkunſt hat wohl ſo viele und eifrig gepflegte Blüthen getrieben, als in neuerer Zeit die deutſche Lyrik. Wie viel Mittelmäßigkeiten ſich darin auch immer eine ihnen gern zu erlaſſende Expectoration verſchafft, ſo liegt doch auch in ſo vielen andern edeln und ſchönen Ergüſſen begabter Naturen der erfreuliche Reichthum deutſchen Gefühls- und Seelenlebens zu Tage. Apollonius von Maltitz (ein kräftiges und eigenthümliches Talent, auch zu dramatiſcher und novelliſtiſcher Dichtung begabt), Karl Maier (mit ſeinen klei-

nen allerliebſten Liederepigrammen und Naturgedichten, die er ſich gewiſſermaßen von den Bäumen ſchüttelt), Ludwig Bechſtein (vielſeitig und auch wiſſenſchaftlich regſam, beſonders aber durch ſein lyriſches Talent bedeutend), Leopold Schweitzer, (durch treffliche und originelle Balladen ausgezeichnet), E. Ferrand, G. Pfitzer, A. Rebenſtein, R. Hirſch, Hermann und Rudolf Marggraff, und noch manche andere dürften hier zu nennen ſein, die in einer Literaturgeſchichte der Lyrik ihre umſtändlichere Charakteriſtik verdienen. —

Was die neuere dramatiſche Poeſie anbetrifft, ſo dürfte es im Allgemeinen hier noch als erfreulich zu bemerken ſein, dieſelbe jetzt in ein unmittelbareres Verhältniß zur Bühne und zur theatraliſchen Aufführbarkeit eingetreten zu ſehen. Während die hervorbringenden Talente es eine Zeitlang für vornehm und gewiſſermaßen für einen Stempel ihrer poetiſchen Echtheit hielten, wenn ſie dramatiſche Dichtungen der Bühne ſo widerſtrebend als möglich einrichteten, ſo iſt jetzt ein umgekehrtes Verhältniß genußvoller hervorgetreten. Immermann, obwohl er ſich mit Grabbe in Düſſeldorf zu gemeinſamen Beſtrebungen für die Erhebung des deutſchen Theaters vereinigt hatte, konnte doch ſelbſt in ſeinen eigenen dramatiſchen Productionen das richtige Verhältniß zwiſchen Drama und Theater nicht finden. Noch weniger vermochte dies Grabbe, deſſen gewaltiges und gewaltſames Talent alle Bühnenverhältniſſe überragte. Den Shakſpeare-Geiſt, den ſich Immermann zuerſt künſtlich einimpfte, beſaß Grabbe wirklich als einen eigenthümlichen Naturfonds in ſich, obwohl Grabbe's wilde, excentriſche, cyniſche Ueberkraft ſich nie zu der künſtleriſchen Harmonie und wahrhaft geiſtesgroßen Anmuth bezwingen konnte, die den Sieg des ächten Genies bezeichnet, und in Shakſpeare dieſen Gipfel ſchöpferiſcher Vollendung darſtellt. Die erſten Stücke Grabbe's,

unter denen ſein Herzog von Gothland für die coloſſalſte Verirrung des Talents gelten kann, zeigen ihn in einer krampfhaften Bewegung, in der ſelbſt die Kraft oft nur als ein verzweifeltes Ringen nach Kraft erſcheint. Einen merkwürdigen Fortſchritt dagegen bewies er in ſeinem Hannibal, den man als eine bedeutende Bereicherung der neueſten deutſchen Poeſie überhaupt betrachten muß, ein Stück von wahrhafter Originalität und hoher dichteriſcher Kraft. In dem einfachen, großartig klaſſiſchen, epigrammatiſch kurzen Stil dieſer Tragödie hat Grabbe alle früheren Unarten ſeines Talents überwunden, und die bacchantiſche Redſeligkeit, an der ſeine andern Dichtungen leiden, iſt hier einer pointirten und durch ſtille Motive wirkenden Beſonnenheit gewichen. Die dramatiſche Entwickelung leidet aber auch hier an manchen Fehlern, beſonders an dem, daß ſie nur in die Verhältniſſe und nicht in die Charaktere hinein verlegt iſt. Die Zeichnung Hannibals ſelbſt bietet nur geniale Noten für den Schauſpieler dar, ermangelt aber durchaus aller innern Charakterausführung, die in die Seelenbewegung des handelnden Helden hineinblicken ließe. Grabbe hat ſich in dieſem Stück, um ſeinen Gefühlsexcentricitäten entgegenzuwirken, oft in eine ſchneidende Kälte der Darſtellung gehüllt, doch iſt des Großgedachten und Hochpoetiſchen zu viel vorhanden, um nicht von dem Ganzen einen bedeutenden Eindruck zu hinterlaſſen. In ſeinen andern Dichtungen, namentlich in ſeinem Don Juan und Fauſt, in ſeinen hundert Tagen u. ſ. w. mag zum Theil mehr Kühnheit der poetiſchen Erfindung und Combination enthalten ſein, aber zu einem ſo geſchloſſenen und künſtleriſch gedrungenen Ganzen, wie im Hannibal, hat ſich Grabbe ſonſt nicht wieder zu concentriren vermocht.

Zum Gegenſatz mit dieſem unbändigen Talent, welches ſich dem Theater nicht accommodiren mochte oder konnte, wol-

len wir ein anderes betrachten, welches uns als der Repräsentant dessen gelten kann, was im bestehenden Zustande die deutschen Bretter bedeuten. Raupach hat ohne Zweifel ein ursprüngliches, sehr entschiedenes Talent, das ihn befähigte, etwas Ungewöhnliches zu erreichen, aber statt seine ansehnlichen Kräfte an eine geistigere Belebung des deutschen Theaters zu wenden, statt den Schauspielern tieferes Charakterstudium in seinen Stücken zuzumuthen oder sie wieder durch die Ueberlegenheit wahrer Poesie zu einer ächt ästhetischen Schule zu gewöhnen und zu zwingen, ging er ohne Weiteres, und ohne einmal einen Kampf mit sich zu kämpfen, darauf ein, seine Muse als Theaterbedienten engagiren zu lassen. Nachdem Müllner's schick- und scheusälige, aber doch immer schön geschriebene und oft wirklich dramatische Tragödien sich auf den Brettern abgenutzt hatten, trat Raupach, mit dem fruchtbarsten und unermüdlichsten Talent, das seit Kotzebue gesehen worden, hervor, um sich der deutschen Bühne zu bemächtigen. Er nahm Alles an, wie er es vorfand, er schien sich schnell mit den bessern poetischen Träumen seiner Jugend abgefunden zu haben und richtete mit vieler Routine ein dramatisches Galanterie- und Modegeschäft ein, in welchem er sein ursprüngliches Metall zu blanken Spielpfennigen ausmünzte. Seine Stücke begünstigten ein gewisses oberflächlich glänzendes Schauspielertalent, wie es jetzt aller Orten angetroffen wird, und Raupach dichtete ganze Tragödien und Lustspiele für dieses oder jenes Schauspielers Figur oder Organ, und zeugte Menschen, wie sie in das, auf der königlichen Theatergarderobe in Berlin einmal vorhandene Costüm hineinpaßten. Es kam ihm auf Arme und Beine seiner Helden nicht an, und er achtete die gesunde Natur ihrer Glieder wenig, wenn er sie nur erst unter Costüm gebracht hatte. Und doch scheint es mitunter, als wenn selbst unter diesen be-

weglichen Costümen in seinen Stücken ein menschliches Herz schlüge, es scheint mitunter, als wollte sich ihm die Theaterdecoration zu einer Lebensperspective erweitern, einzelne geniale Züge tauchen unwillkührlich aus der Maschinerie hervor und man kann sich nicht enthalten, zum öfteren bewegt, hingerissen zu werden, wenn man auch an die Wirkung, von der man widerwillig überrascht wird, selbst nicht glauben kann und mag. So viel Zunder für Poesie haben wir Deutsche in uns, daß wir selbst vor übertünchten Theaterleichen nicht dastehen können, ohne in Flammen zu gerathen, und uns Leben dabei zu denken. Das größte Unglück für Raupach und für uns ist, daß er sein poetisches Talent nicht für das primaire geachtet hat. Das Primaire ist ihm das Theater, wie es vorhanden, und sein Talent ist ihm nur das Hinzukommende, das sich demselben anschmiegt. Er dichtet nicht für seine Brust, nicht für seine Nation, sondern damit die Schauspieler beklatscht und herausgerufen werden sollen. Das ganze glänzende Elend eines Theaterabends tritt uns schon aus seiner Poesie entgegen, der geschickte Schluß seiner Scenen muß dem abtretenden Schauspieler jedesmal Glück bringen, und seine Menschen haben mitten in ihrer größten Tragik, so recht in the whirlwind of passion, wie der große Dramaturg Hamlet sagt, noch immer Besonnenheit genug, um mit den applaudirenden Händen im Parterre zu coquettiren. Dennoch hat Raupach von Hause aus ein zu gutes poetisches Gewissen, als daß es ihm nicht zuweilen noch schlagen sollte, und er scheint dasselbe durch die sogenannten ideellen Tendenzen, nach denen er die meisten seiner Stücke zuschneidet, fast beschwichtigen zu wollen, indem er sich dann vielleicht überredet, echter Kunst und Poesie im Ganzen doch Genüge gethan zu haben, nachdem er sie im Einzelnen an den theatralischen Dingen todt gehetzt. In solchem Betracht ist zum Beispiel sein

„Robert der Teufel" in der That merkwürdig. Es iſt ein Drama, in dem die Frage von der menſchlichen Willensfreiheit vollſtändig abgehandelt, und die Idee von der Prädeſtination auf eine ſehr gründliche und wahrhaft ſchön durchgeführte Weiſe, widerlegt wird. Dies veranlaßt intereſſante Conflicte und Situationen, und wenn man auch dieſe Idee nicht im höhern Sinn für poetiſch halten kann, wenn man ſich überhaupt gegen ſolche Anſichten in der Kunſt mit Recht ſträubt, und zugleich an die innere menſchliche Wahrheit aller dieſer Geſtalten nicht wohl glauben mag, ſo wird man dennoch dieſem Stücke in ſeiner Anlage und Ausführung eine große, mitunter an Genialität gränzende Geſchicklichkeit und Beweglichkeit nicht abſprechen können. In ſeinen rein hiſtoriſchen Stücken, namentlich in ſeinen Hohenſtaufen-Tragödien hat Raupach meiſtentheils leichtſinniger gewirthſchaftet. Je nachdem es ſich für den Abend, für die vorhandenen Schauſpielertalente und Decorationen, und für manches Andere ſchickt, muß auch die Weltgeſchichte bei Raupach Raiſon annehmen, und er hebt bald das hiſtoriſch Unbedeutende hervor, bald läßt er das Wichtigſte in den Hintergrund zurücktreten, wenn er nur das Eine, was ihm noth thut, den beabſichtigten Bühneneffect, damit erreichen kann.

Die jüngeren, ohne Zweifel mit treueren Abſichten für die Poeſie beginnenden Talente, haben es nun ebenfalls darauf abgeſehen, die Bühne zu erobern. Sie laſſen ſich jetzt mit derſelben ſofort in practiſche Unterhandlungen ein, und zeigen ſich willfähriger als ſonſt, Zugeſtändniſſe aller Art zu machen. Das Talent ſowohl, wie die Bühne, beide müſſen dadurch gewinnen, das Talent an Realität, an Wirklichkeitsinſtinct, woran es der deutſchen Poeſie und Literatur immer nur allzuſehr gemangelt, die Bühne aber an friſchen Säften, und überhaupt an Reinigung und Rettung ihres ganzen Organismus, der zum Theil

unter unſaubern Verhältniſſen, unter den Banden des Handwerks und ſchlechter Rückſichten zu ſtocken und zu verſumpfen gedroht. Dichter, wie Gutzkow (der mit ſeinem Richard Savage hier den Reigen bedeutend eröffnete), Laube, Moſen, Friedrich von Heyden, Kühne und Andere, werden uns binnen Kurzem ein ganz neues und heimiſches Repertoire ſchaffen, man halte ihnen nur allerwege die Bahn offen und enge nicht ihre wahren Talente durch die hergebrachten Theatermiſeren ein, durch welche die Bühnendichter von der alten Fabrik ſich eben mit dieſem Ueberdruß der Bretter bemächtigt haben! Wir wollen nicht behaupten, daß ſchon eine Reform des deutſchen Theaters, und ein erheblicher Aufſchwung der dramatiſchen Poeſie ſelbſt von dieſen neuen Talenten ſogleich bevorſtehen werde. Vielmehr iſt vor der Hand ihr Beſtreben beſonders darin anzuerkennen, daß ſie das Theater, wie ſie es vorfinden, für ſeine höhere Aufgabe urbar machen, und in die beſtehenden Verhältniſſe der Bühne ſich einfügend, allmälig daraus eine beſſere, lebenskräftigere und poeſiereichere Geſtalt ſich erheben laſſen. Ein theilweiſes Accommodiren, ſelbſt an die ſchlechteren Elemente des gegenwärtigen Theaterzuſtandes, wird ihnen dabei nicht erlaſſen bleiben können, und mancher wird auf dieſer dornenvollen Laufbahn ſein Talent eher zu Grunde richten, als zur Vollendung bringen. In einer Geſchichte der jungen Dramatik, die wir uns vorbehalten haben, werden, außer den obengenannten Dichtern, auch Eduard Arnd, (der ſchon vor langer als zehn Jahren mit den „beiden Edelleuten von Verona," den „Geſchwiſtern von Rimini" und andern bedeutenden Compoſitionen auftraten) Michael Beer, Friedrich Halm (ein begabter und glücklich organiſirter Dichter, der ſich aber in ſeiner Griſeldis in quäleriſchen Gefühlsexperimenten gefallen und im „Sohn der Wildniß," einem

ſonſt ſchön und elegant gearbeiteten Stück, nicht frei von Koketterie und Gefühlsverweichlichung geblieben), Carl von Holtei, (der zuerſt ein deutſches Vaudeville auf unſerer Bühne begründet), Ernſt Willkomm, Hermann Marggraff (ohne Zweifel mit dramatiſchem Talent begabt, aber vielleicht noch eigenthümlicher zum humoriſtiſchen Roman ausgerüſtet) Friedrich Hebbel, (der in ſeiner Judith, obwohl ſie ihrer Anlage nach der Bühne und vielleicht überhaupt einer ſittlich ſchönen Darſtellung widerſtreitet, doch bereits eine große Meiſterſchaft dramatiſchen Stils an den Tag gelegt hat) Friedrich Radewell, (in ſeinem „Till-Eulenſpiegel" ein bedeutendes komiſches Talent entwickelnd, in ſeiner „Paſſion" weniger glücklich und auf einem ihm nicht geeigneten Gebiet fortfahrend, und noch zu den ſchönſten Hoffnungen auf eine productive Thätigkeit berechtigend), Hermann Müller (mit einem Cyklus von Tragödien aus der engliſchen Geſchichte beſchäftigt), J. L. Klein (deſſen Maria von Medici, bei vielem Verfehlten, auf einer durchaus großartigen Anlage beruht), J. B. von Zahlhaas (ein viel zu wenig anerkanntes Talent, beſonders zum deutſchen Originallußſpiel ausgezeichnet begabt) die Prinzeſſin von Sachſen und mehrere Andere, mehr oder weniger ausführlich nach ihren Leiſtungen zu charakteriſiren ſein. Auch Grillparzer, obwohl als Dramatiker einer früheren Zeit und zum Theil manierirten Geſchmacksrichtungen angehörend, verdient doch durch ſein allgemeines poetiſches Talent, das von der ſchönſten Bedeutung iſt, ſeine Stelle zu behaupten.

Dreizehnte Vorleſung.

Die hegel'ſche Philoſophie. Schleiermacher. Steffens. Göſchel. Strauß. Der junghegel'ſche Journalismus. Roſenkranz. Die neue Philoſophie Schelling's. Die Philoſophie der Geſchichte. Die Geſchichtſchreibung in Deutſchland. Raumer. Leo. Ranke. Varnhagen von Enſe. Die proteſtantiſche und katholiſche Weltanſchauung. Görres. Schlußbemerkungen über Deutſchlands Geiſtesleben.

Als Hegel ſein großes Gedankenſyſtem in Berlin vollendete und eine Gemeinde dafür gründete, war zu dieſer Zeit das deutſche Leben in einer eigenthümlichen Wendung begriffen. Es war die Zeit der Reſtaurationsperiode, welche zwar in politiſchen Dingen den alten Schlendrian allgemach wieder in ſeinen Gang gebracht, aber zugleich den zwiegeſpaltenen Zeitgeiſt auf ſich ſelbſt zurückgedrängt hatte, um ihm in dieſer Selbſtreflectirung eine Vertiefung nach Innen zu geben. Der ganze deutſche Geiſt krümmte ſich in einem dialektiſchen Gedankenmoment, und in dieſen zwiſchen Vergangenheit und Zukunft ſchwankenden Moment trat die Hegel'ſche Philoſophie hinein, um ihn zu einem bewußten Syſtem der Idee zu fixiren. Es war ein Eroberungskrieg der abſoluten Idee an der alten und neuen Cultur zugleich, und ſo entſtand ein Syſtem, das einen Abſchluß

mit der ganzen welthiſtoriſchen Vergangenheit zu Stande zu bringen ſuchte. Hegel ſtellte ohne Zweifel die Gewalt und Kraft des menſchlichen Denkens, als eines ſolchen, auf der höchſten Stufe dar, indem er das ſich ſelbſt denkende Denken zu einer ſelbſtändigen Wiſſenſchaft erhob, welches die Wiſſenſchaft der abſoluten Vernunft iſt. Das ganze hegel'ſche Syſtem zerfällt in drei Theile, deren erſter die Logik iſt, welche, als Wiſſenſchaft der Idee an und für ſich, den merkwürdigen dialektiſchen Entwickelungsprozeß vollbringt, in welchem dieſe Philoſophie ihre höchſte Eigenthümlichkeit und Stärke entfaltet hat, und der die Grundlage der berühmten hegel'ſchen Methode, als der ſogenannten immanenten Bewegung des Begriffs, enthält. Dieſe Logik konnte ſich rühmen, die formellen Begriffsbeſtimmungen der früheren Verſtandeslogik überwunden zu haben, da ſie es mit dem Begriff an und für ſich ſelbſt, mit dem reinen concreten Denken, welches ſich zugleich als das wahrhafte Sein giebt, zu thun hat, und deshalb erſcheint hier die Logik zugleich als Metaphyſik oder auch als ſpeculative Wiſſenſchaft überhaupt. Sie iſt die Wiſſenſchaft des reinen Begriffs, der mit ſich ſelbſt anfängt, und die höchſte Genugthuung ſeiner Entwickelung darin erlebt, wieder in ſich ſelbſt zurückzugehen und mit ſich zu endigen. Dieſer zu ſich ſelbſt gekommene Begriff ſoll die wahre und einzige Realität ſein, denn das Denken behauptet hier die Identität mit dem Sein, das Subjective ſchließt ſich mit dem Objectiven in der Erkenntniß oder dem abſoluten Wiſſen zuſammen. In der dreifachen Gliederung der hegel'ſchen Logik als Sein, Weſen und Begriff, legt ſich zugleich Gott ſelber in der Entwickelung ſeiner Eigenſchaften auseinander, welcher bei Hegel dieſer dialektiſchen Zerſetzung unterworfen wird, um ſich zu conſtituiren. Der zweite Theil der hegelſchen Philoſophie iſt die Philoſophie der Natur, welche

letztere hier nicht dieſe umfaſſende und würdige Bedeutung erhalten hat wie bei Schelling, ſondern zur „Idee in ihrem Andersſein“ zuſammengeſchwunden iſt. Der dritte Theil des ganzen Syſtems iſt die Philoſophie des Geiſtes. Auf dieſer Stufe iſt die Idee, welche ſich in ihrem Andersſein ihrer ſelbſt entäußert hatte, in ſich zurückgekehrt, und manifeſtirt ſich in den concreten Erſcheinungen des Geiſtes, in Recht, Sittlichkeit, Staat, Geſchichte, Religion und Kunſt. Schon früher, ehe Hegel zu dieſer beſtimmten Geſtaltung ſeines Syſtems gelangt war, hatte er in der einzeln erſchienenen „Phänomenologie des Geiſtes,“ welche er nachher in den dritten Theil ſeines Syſtems aufnahm, eine wiſſenſchaftliche Entwickelung des Bewußtſeins gegeben. In dieſer zuerſt 1807 gedruckten Phänomenologie, welche damals als erſter Theil des Syſtems der Wiſſenſchaft ſich gab, erſcheint die erhabene philoſophiſche Darſtellungskunſt Hegel's auf ihrer bedeutendſten Stufe. Später hat die hegel'ſche Darſtellung, einzelne Partieen der Logik abgerechnet, bei weitem nicht mehr dieſe Freiheit des Ausdruck's und dieſen hohen Schwung der Sprache gezeigt, ſondern ſie verſtrickt ſich meiſtens in dem mühſamen dialektiſchen Geſtrüpp der Methode.

Hat man auch der hegel'ſchen Philoſophie als einer univerſalen Wiſſenſchaft ohne Zweifel eine zu große Bedeutung beigelegt, da nach den Anſprüchen eines ſolchen Syſtems Völker-Individualitäten, die zu dieſer Philoſophie unfähig ſind, allmählig eine Art der Ausſchließung von der menſchlichen Civiliſation erfahren müßten, wovon die Geſchichte gerade das Gegentheil lehrt: ſo muß doch die Wirkung dieſes Syſtems auf das wiſſenſchaftliche Leben ſeiner Zeit als höchſt bedeutend und einflußreich anerkannt werden. Zwar kann ihr nicht zugeſtanden ſein, daß das, was ſie als Realität einzig und allein feſthalten will, wirklich die wahre Realität der Welt und Geſchichte

ſei, wogegen vielmehr zu ſagen iſt, daß das Reale der hegel'ſchen Logik nur als eine dialektiſche Verflüchtigung aller Realität erſcheint; aber ihre Methode, welche an ſich ſelbſt eine bewundernswürdige Bethätigung der menſchlichen Geiſteskraft iſt, brachte in mehrere Disciplinen der Wiſſenſchaft ein neues geiſtiges Leben, und wirkte ſelbſt da, wo ſie ſich auf die Spitze getrieben zeigt, noch heilſam erſchütternd als Reaction gegen die einſeitige empiriſch hiſtoriſche Behandlung der Wiſſenſchaft. In der Anwendung auf die Rechtswiſſenſchaft und die Theologie wurde die hegel'ſche Philoſophie am bedeutſamſten durch begabte Schüler unterſtützt, wie für die eine Gans, für die andere Marheineke es waren, während ſonſt gerade das größte Unglück und Uebel dieſer Philoſophie in mittelmäßigen und talentloſen Schülern ſich offenbarte, die das Erbe großer Reſultate, auf welche ſie ſich mit dem Hochmuth kleiner Köpfe ſtützten, zum Theil leichtſinnig verpraßten und auf die Gaſſe warfen.

Sehr geringfügig erſcheint die Stellung, welche die Kunſt in dem hegel'ſchen Syſtem eingenommen, wobei es gewiſſermaßen als etwas Beklagenswerthes bemerklich gemacht wird, daß die Kunſt nicht Philoſophie ſei, was als etwas Mangelhaftes an derſelben ſich herausſtellen muß. Denn indem bei Hegel die Kunſt als die Idee in ihrer Unmittelbarkeit, folglich als etwas mit dem bloßen Natürlichen Zuſammenhängendes auftritt, erweiſt ſie ſich dadurch als etwas noch Unvermitteltes für den Begriff. Da aber die hegel'ſche Philoſophie weſentlich die Richtung hat, nichts im Leben unvermittelt daſtehen zu laſſen, ſondern Jegliches zu vermitteln, d. h. in den Begriff zu faſſen, ſo liegt hier ſchon von vorn herein etwas Feindliches in ihr gegen alle Kunſt, welche Kunſt, und nicht Philoſophie ſein will und kann. Die vermittelte Kunſt würde aber nichts als hegel'ſche Logik ſein, ſowie das vermittelte Leben in Logik aufgeht.

Schelling's ideelle Ansicht von der Kunst als einer Offenbarung des Unendlichen wird bei Hegel bereits mit Rückschritten umgangen und nicht wieder aufgenommen. Es ist vielmehr bei ihm nicht der absolute Geist, welcher durch die Kunst in das Bewußtsein tritt (schon nach §. 557 der hegel'schen Encyclopädie), sondern das Schöne ist die Einheit der Natur und des Geistes, aber die unmittelbare Einheit, und somit nicht die geistige Einheit, d. i. „nicht die, in welcher das Natürliche nur als Ideelles, Aufgehobenes gesetzt und der Inhalt in geistiger, wahrhafter Beziehung auf sich selbst wäre." Die „sinnliche Aeußerlichkeit" an dem Schönen ist zugleich seine Inhaltsbestimmtheit, es ist ein bloßes Zeichen der Idee. Hegel's geringe Einsicht in das Wesen der Kunst charakterisirt sich ferner dadurch, daß er das Subjective im Kunstwerk nur als diejenige schlechte Besonderheit bezeichnet, durch deren Beimischung der Gehalt des innewohnenden Geistes sich beflecke. So erscheint ihm denn auch die Begeisterung nur als ein unfreies Pathos, weil das künstlerische Produciren nur die Form der natürlichen Unmittelbarkeit hat, als ob der Dichter und Künstler eine solche schwitzende Pythia auf dem Dreifuß wäre, die nur als ein Werkzeug des Gottes empfängt, aber nicht mit freiem Bewußtsein schafft. —

Neben Hegel nahm Schleiermacher eine eigenthümliche Stelle in der Fortbewegung des deutschen Geisteslebens ein. In diesem fein organisirten Naturell, welches die Gegensätze der Zeit am mächtigsten in sich verarbeitete und gegeneinander treten ließ, suchte sich die Philosophie mit dem christlichen Bewußtsein zu vermitteln. Die große Kluft, welche die fortschreitende Speculation zwischen der Tradition und der nur sich selbst begründen wollenden Vernunft, zwischen dem Erkennen und dem Glauben, gerissen, wollte sich in Schleiermacher, auf der tüchti-

gen und lebensvollen Grundlage dieses allseitig begabten Geistes, ausfüllen. In dieser Bestrebung stellte Schleiermacher einen welthistorischen Geisteskampf in sich dar, dessen Schwankungen von großem anregenden Einfluß auf seine Zeitgenossen waren, der aber in ihm unentschieden und ohne festes Resultat bleiben mußte. Schleiermacher ging, bei allen speculativen Anwandelungen seiner Natur, doch keineswegs von philosophischen Prinzipien aus, ja er erkannte vielmehr die selbständige Bedeutung derselben auf seinem Gebiete nicht an. Dagegen fand er in dem Geist der Kirche ein Erstes und Letztes, welches als ein Gegebenes aufgenommen werden muß, und worin alle Wahrheit des Gedankens und alles höhere Leben der Persönlichkeit enthalten ist. Erst in der Kirche und in der Gemeinschaft derselben wird der „Mensch an sich" in seiner wahren und ewigen Bedeutung dargestellt, in der Kirche gelangt die Menschheit zu ihrem eigentlichen Selbstbewußtsein. Der urbildliche Mensch an sich ist nach der Schleiermacher'schen Dogmatik kein anderer als Christus, in welchem sich, wie es schon in der Weihnachtsfeier ausgedrückt wird, das Selbstbewußtsein der Erde gestaltet hat. Das Christenthum erscheint hier durchaus als eine Thatsache der Erfahrung, durch welche der erlösungsbedürftige Mensch zum Menschen an sich erhoben, und so in die Einheit des Göttlichen aufgenommen wird. Die Einheit des Göttlichen und Menschlichen, welche sich in dem christlichen Bewußtsein vollbringt, hat ihre Wahrheit nicht durch philosophische Prinzipien zu begründen, sondern sie besitzt ihren historisch gegebenen Halt in der Person Christi selbst. Der Standpunct Schleiermacher's ist gewissermaßen ein dualistischer. Die beiden Welten der Verdammniß und der Erlösung, der menschlichen Nichtigkeit und der göttlichen Gnade, liegen in einem so factisch entschiedenen Gegensatz auseinander, daß es auch wieder der factischen Ver-

mittelung durch die Thatsache des Christenthums bedarf, um sie zu versöhnen. Diese Versöhnung hat aber bei ihm nur eine erfahrungsmäßige Bedeutung, welche ihm höher steht als alle speculative Begründung aus dem philosophischen Gedanken heraus. Dies ist die eigenthümliche Entwickelungsweise Schleiermachers, daß er in demselben Augenblick, wo er zu den durchdachtesten philosophischen Deductionen anzusetzen scheint, auch sofort wieder abbricht, und dem speculativen Organ des Denkens dann alle Berechtigung versagt, weiter vorzudringen und zu entscheiden. Die eigenste Sphäre, in der sich Schleiermacher befindet, ist die Sphäre der vernünftigen Frömmigkeit, in welcher das Gefühl und die Anschauung, obwohl in gedankenmäßiger Form, zu entscheiden haben. Die ethische Seite dieses Standpunktes ist die erfreulichste und wirksamste. Die individuelle Lebensgestaltung, die sich daraus bildet, erstrebt harmonische Abrundung und künstlerischen Charakter, und die freie Persönlichkeit wird, bei aller Abhängigkeit, in die sie gesetzt ist, doch am Ende als das Höchste behauptet. So hat Schleiermacher besonders und vorzugsweise als Kanzelredner auf die Entwickelung eines gesinnungsvollen, in sich gesunden und praktisch tüchtigen Daseins hingewirkt. —

Wenn wir bei Schleiermacher das Ringen zwischen dem unabweisbaren wissenschaftlichen Element der Zeit mit dem christlichen Bewußtsein erblicken, so sehen wir dagegen bei einem andern hochbegabten Mann einen entschiedenen Rückzug aus der philosophischen Speculation in das christliche Bewußtsein eintreten. Wir meinen Henrich Steffens, dessen eigenthümliche Entwickelung den Bildungsdrang einer gewaltig angelegten Natur darstellt, bis er sich zuletzt durch Aufnahme fremder, ihm ursprünglich keineswegs zugehöriger Stoffe wirkungslos machte. Das Schwanken zwischen dichterischer und wissenschaftlicher Be-

gabung, das wir bei so vielen Deutschen unserer Zeit antreffen, hat sich bei Steffens gewissermaßen zu einem einheitlichen Guß temperirt, indem er mit aller Sicherheit als Philosoph und Gelehrter Dichter ist, und ebenso leicht als Dichter Philosoph und Gelehrter wird. Indem er uns aber den tiefsten Blick in ein unaufhörlich wogendes geistiges Leben vergönnt, besitzt er zugleich ein glänzendes, kaum bei einem andern deutschen Schriftsteller ähnlich sich findendes Talent darin, die Nachtseite der Innerlichkeit und Speculation durch die herrlichsten Farbenbilder der Phantasie zu erleuchten und wohnlich zu machen. Aus der Naturphilosophie erwachsen, hat er wohl auf diesem Gebiet seine bedeutendsten Leistungen entfaltet, und durch seine Anthropologie, wie auch durch seine Beiträge zur speculativen Physik, sich eine ihm nicht zu bestreitende Stellung in der deutschen Wissenschaft erworben. In seinem Novellen-Cyklus hat er gewissermaßen eine Anthropologie in künstlerischen Formen zu gestalten gesucht. Die Familie Walseth und Leith ist in der That eine poetische Anthropologie des achtzehnten Jahrhunderts zu nennen, indem sie von Lessing an, der selbst im Vorbeigehen persönlich auftritt, bis zur französischen Revolution, Geist, Sitte und Geschichte dieser Zeit in einem merkwürdigen Cyclus von Darstellungen umfaßt. Fast das gesammte Europa, selbst die Türkei nicht ausgenommen, und die nächsten Theile Afrika's, werden in diesen Novellen, freilich oft nur wie im Fluge berührt, und in ihrer natürlichen und sittlichen Eigenthümlichkeit nicht selten in geistreichen Skizzen hingestellt. Die größte Liebe ist aber dem scandinavischen Norden zugewendet, der sowohl allen Personen der Dichtung als letztes Ziel bevorsteht, wo sie sich zur endlichen Ruhe zusammenfinden, als auch in den besonders lebendigen und phantasievollen Anschauungen seiner Natur und Sitte das hervorragendste Interesse behauptet.

Ein pſychologiſches und poetiſches Intereſſe zugleich hat der Charakter des wahnſinnigen Walſeth, neben manchen andern Figuren, die auch nicht ohne plaſtiſche Fähigkeit gezeichnet ſind, wie Kiärulf, und die ganze Schilderung der Begebenheiten in Corſika. Beſonders hervorhebenswerth iſt die in dieſem Cyklus enthaltene religiöſe Novelle, in der Leben und Religion einander gegenübergeſtellt werden, und das Trachten, beide durch Zuſammenſchmelzung zu verſöhnen, dahin zurechtgewieſen wird, daß es das Höchſte ſei, mitten im Drang des bewegten Lebens ſelbſt den Frieden der Religion tief im Buſen zu bewahren: eine Klarheit über das Verhältniß der Religion zum Leben, die ſich dem Verfaſſer ſelbſt in ſeinen ſpäteren Richtungen und Beſtrebungen mehrfach getrübt hat. Doch wird in dieſen Novellen durch eine gränzenloſe Zerſtückelung der Darſtellung der Eindruck oft bedeutend geſchwächt. Dieſelben Vorzüge und Fehler theilt der Novellen-Cyklus von den vier Norwegern, in welchem die neueſte Zeit, beſonders Deutſchlands, in den bedeutſamſten Verhältniſſen, wie ſie ſich ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts entwickelt haben, den Mittelpunct bildet, aus dem ſich das individuelle Leben dieſer Dichtungen geſtaltet. Doch ſind es auch hier wieder vorzugsweiſe Norweger, die ſich uns darſtellen, kräftige Naturen, voll von einem innern Drang ſich zu bilden und geiſtig zu entfalten, und ergriffen von einer wunderbaren Sehnſucht und Liebe zu dem verwandten Geiſt des deutſchen Volkes, durch den die eigene Bildung, ja das Schickſal des Lebens ſelbſt beſtimmt werden ſoll. Wenn wir früher andeuteten, wie Steffens in ſeiner letzten Lebensperiode allzuweich fremdartige Eindrücke in ſich aufgenommen, über die ſein urſprüngliches Naturell eigentlich erhaben iſt, ſo hat ſich dies unter ſeinen letzten literariſchen Productionen beſonders in ſeinem Roman die Revolution an den Tag gelegt. Die höhere

Geſchichtsanſicht, die Steffens in ſeinen „Caricaturen des Heiligſten“ und in dem Buch „Unſere Zeit und wie ſie geworden“ oft auf eine ſo mächtige und durchaus freiſinnige Weiſe gezeigt hatte, iſt in dieſem Roman völlig zu Schanden geworden.

Wenn Steffens von Börne ein Neophyt des Glaubens und Apoſtat des Wiſſens genannt wurde, ſo darf man doch nicht behaupten, daß er ſich darum alles ſpeculativen Elements entſchieden und mit Bewußtſein entäußert habe. Vielmehr ſchien ſich durch die Stellung, welche er einnahm, zuerſt dem Wiſſenſupremat der Philoſophie gegenüber ein ſpeculativer Pietismus auszubilden, welcher keineswegs aller philoſophiſchen Grundlage entbehrte und in dem concreten chriſtlichen Glauben zugleich den wahren ſpeculativen Inhalt inbegriffen finden wollte. Wenn aber in dem gewöhnlichen Gefühlspietismus die Perſönlichkeit des Individuums in ihrer Beſtimmtheit zu verſchwimmen pflegt, ſo liegt dagegen in dem ſpeculativen das Streben, welches, wie es Steffens an ſich ſelbſt bezeichnet, darauf gerichtet iſt, „die Enthüllung der eigenen ewigen Perſönlichkeit“ in der Religion zu ſuchen. Aber auch dieſer Pietismus wird leicht an unwahre und unklare Extreme hinanſtreifen und bald in Myſtik ſich verlieren, bald in trübe Schwärmereien des bloßen religiöſen Gefühls zurückzuverſinken Gefahr laufen.

Das ſpeculative Element mit dem chriſtlichen Glauben zu vermitteln, hatte ſich aber Göſchel, auf Seiten der hegel'ſchen Philoſophie ſelbſt, am eifrigſten angelegen ſein laſſen. Göſchel's erſtes Auftreten mit den Aphorismen über Wiſſen und Nichtwiſſen, die Hegel ſelbſt ſehr empfohlen, hatte noch einen entſchieden wiſſenſchaftlichen Anſtrich gehabt, und auch in einigen ſeiner ſpäteren Abhandlungen war ein ſinnreiches und gedankenvolles Bemühen, den wahren Kern des Lebens und der Zeit zu erfaſſen, bei ihm unverkennbar. Seine eigentliche Ver-

mittelungsrichtung, die ihn zu manchen Extremen und Uebertreibungen verführte, legte er zuerst in seinen Unterhaltungen über Goethe auf eine der Freiheit aller Forschung nachtheilige Weise an den Tag. Göschel wollte Alles vermitteln, Bibel und Babel, Hegel und Nicht-Hegel, Logik und Gesangbuch, Goethe und Herrnhuth, und war dadurch in eine süßlich spielende Mystik hineingerathen, die ihren Triumph darin suchte, auf ihrem Standpunkt die Vereinigung von Speculation und Tradition zu Stande zu bringen. Dies Balancier-System vermochte sich aber keineswegs in einer so künstlichen Schwebe zu erhalten, sondern es zeigte sich bald, daß Göschel, zwischen Philosophie und Orthodoxie ringend, die eigentlich philosophische Sphäre verlassen mußte, um in der orthodoxen wenigstens auf festeren Füßen stehen zu können. Stand Göschel schon anfangs mit dem linken Fuß in der hengstenbergischen evangelischen Kirchenzeitung, so hielt er doch noch den rechten in dem hegel'schen System, und man nannte auch die Richtung, welche Göschel vertrat, die rechte Seite der hegel'schen Philosophie. Seitdem zog aber Göschel auch seinen rechten Fuß aus der hegel'schen Philosophie zurück, und schien seine Bekehrungsversuche an der absoluten Idee zu bereuen.

Göschel zeigte sich schon gewissermaßen als Vorläufer der Auflösung der hegel'schen Schule, welche besonders an zwei Thatsachen des neuern wissenschaftlichen Lebens, an der Anwendung der äußersten Consequenzen der hegel'schen Philosophie auf die christliche Dogmatik, und an der Verbindung des Hegelianismus mit dem Tagesliberalismus, zum Ausbruch gekommen. Die eine Richtung wurde zuerst und am bedeutendsten durch Dr. Strauß vertreten, der in seinem „Leben Jesu" den ersten Versuch machte, die wahre Realität des Christenthums, mit kühner Anwendung der hegel'schen Lehre, in die Idee zu setzen,

das der Idee Widersprechende aber als zufällige und schlechte Realität dieser Religion für vernichtet zu erklären. Die früheren Bestrebungen der Zeit, das Christenthum in seinen bestehenden Verhältnissen als überlebt nachzuweisen, auf eine neue Linie der Entwickelung zu stellen, und zu einer Weltreligion auszubilden, diese Bestrebungen traten in Strauß von Neuem auf einer großen wissenschaftlichen Grundlage auf, und vereinigten in ihm mit aller kritischen Schärfe und Gelehrsamkeit der Sichtung eine ehrenwerthe Läuterung der Gesinnung und des Charakters. Strauß hat durch seine ausgezeichneten Eigenschaften sehr viel dazu beigetragen, das wissenschaftliche Leben und Bewegen der neuesten Zeit zu erhöhen, wenn auch das Verdienst mehr in der Anregung der freien Forschung besteht, die von ihm ausgegangen, als in den Resultaten, die es zu keiner feststehenden Geltung bringen können, und in denen er selbst theilweise schwankt. Seine Nachfolger auf diesem Gebiet und in diesem Wirken, Feuerbach, Bruno Bauer und Andere, stellen schon ein Extrem dieser Richtung dar, und sind, bei bedeutender geistiger und wissenschaftlicher Kraft, auf einem gänzlich nihilistischen Standpunct angelangt, auf dem sie schwerlich lange verharren werden. Für diese äußerste Linke der wissenschaftlichen Zeitbewegung gilt selbst Strauß schon als ein wegen zu großer Orthodoxie Beseitigter.

Eine andere Coterie dieser sogenannten linken Seite des Hegelianismus zeigte sich vorzugsweise als journalistische Opposition thätig, und suchte die liberalen Bewegungen der Zeit auf die Prinzipien der absoluten Philosophie, auf den hegel'schen Begriff zu stützen. Wenigstens war dies der ursprüngliche glückliche und im Geist der Zeit begründete Anlauf des philosophischen Journalismus, der aber bald, unter den Einflüssen beschränkter und in einem schülerhaften Hochmuth sich gefallen-

der Geister, nichts als eine metaphysische Construction kleinlicher und armseliger Tücken darbot. Hegel hatte allerdings selbst seinem System die größte Beweglichkeit nach Außen hin gegeben. Nach Innen geschlossen und von der unverrückbaren Phalanx des absoluten Geistes gehalten, sollte es doch frei aus sich heraus seinen Weg finden zu allem Leben der Wirklichkeit, und in diesem dadurch heimisch werden, daß es sich selbst darin erkenne und Besitz von ihm nehme als von seiner Herrschaft. Aber diese Propaganda des Gedankenmäßigen behielt bei Hegel selbst und beim Centrum des Systems immer eine gewisse Keuschheit und Würde an sich. Die absolute Idee trat mehr als Missionair denn als Sanscülotte in die Welt. Die Hegelingen aber haben einen Sanscülottismus der Idee daraus gemacht, einen philosophischen „Hans Dampf in allen Gassen," der sich mit frecher Zudringlichkeit jedem Vorübergehenden an den Hals wirft, um ihn zu „begreifen." So wies es sich auch hier als ein Uebel des Schülers, daß die Terminologie des Meisters, die bei ihm eine volle und ursprüngliche Lebenskraft war, unter den Händen des Schülers zur leblosen Redensart erstarrt, die bei allem schönen Jugenddrang, der sich darin aufbietet, selbst bis ins Pedantische und Philisterhafte entarten kann. Der junghegel'sche Journalismus ist aber in gewisser Beziehung nichts Anderes als ein Nichthegelthum mit hegel'scher Methode, denn, wie er seinen Standpunkt chamäleontisch genug gewechselt, und sich selbst schon mehrmals den Stuhl vor die Thür gestellt hat, so ist er auch von Hegel selbst längst abgefallen. Indeß bleibt noch ein anderes und wesentliches Verhältniß bemerkenswerth, welches sich die junghegel'schen Scribenten zur gegenwärtigen Zeit gegeben haben, nämlich ihre Vertretung des Protestantismus, den hierarchischen und jesuitischen Tendenzen der Zeit gegenüber. Obwohl auch hier nur ein negatives Talent bewei-

ſend, ſo haben ſie doch nach dieſer Seite hin, beſonders bei ihrem anfänglichen Auftreten, ſehr Verdienſtliches geleiſtet. Freilich konnten ſie in ihrem dem größten Theil des Publikums unverſtändlichen Sprachbombaſt auch hier keine populaire und nationale Wirkſamkeit erreichen, aber ſie ſchleuderten doch manchen kühnen Gedankenblitz, der gewiſſe Sphären grell und wohlthätig zugleich erleuchtete. Indem ſie die Gewalt des Gedankens und der Vernunft als den wahren und ächten Proteſtantismus geltend machten, bekämpften ſie allerdings auf eine erfolgreiche Weiſe beſonders die katholiciſirenden, jeſuitiſchen und pietiſtiſchen Elemente im Proteſtantismus ſelbſt, wie ſie dieſer unter den letzten Conflicten der Gegenwart angeſetzt hatte. Indeß machten ſie ſich dadurch einen nackten und abſtracten Proteſtantismus zurecht, der zwar nach ihrer Meinung concret ſein ſoll, der aber nichts als die negative Kraft einer ganz gewöhnlichen Aufklärerei aus ſich entwickelt hat. Sie meinten durch dieſen aufklärerischen Proteſtantismus, den ſie ſofort an die Spitze ihrer ganzen Lebens- und Literatur-Anſchauung ſtellten, vorwärts zu kommen, und fielen doch bald um ein halbes Jahrhundert zurück, in einen egoiſtiſchen und gemüthloſen Rationalismus hinein, der ſich nun mit der alten Miene, die man an ihm kennt, zu Gericht ſetzte, um eine fürchterliche Muſterung über alles Poetiſche und Romantiſche des Lebens zu halten. Nun mußte Alles proteſtantiſch ſein, und was nicht proteſtantiſch war, taugte nichts, es mochte nun Namen und Bedeutung haben, wie es wolle. Dieſer unſinnige Fanatismus, der das aufgegriffene Stichwort einer doch nur ſehr beſchränkten Subjectivität ſogleich auch als das Einzige und Ausſchließliche ausſchreit, wurde beſonders in den von Ruge und Echtermeyer herausgegebenen Jahrbüchern getrieben.

Andere Schüler Hegel's haben für ſich eine ſelbſtändige

und erfreuliche Stellung zu behaupten gewußt. Unter diesen muß besonders Karl Rosenkranz mit verdienter Anerkennung genannt werden, der viel eigene geistige Lebendigkeit, große Gewandtheit in Darstellung von Gedanken und einen bedeutenden Vorrath von Kenntniß und Gelesenem, der ihn überall zu Hause sein läßt, gezeigt hat. Die Zeit bedarf so vielseitig gebildeter und reger Köpfe, wie Rosenkranz; sie bedarf ihrer nicht zum fortgesetzten Systematisiren des Lebens, aus dem sie sich eben durch den Prozeß der Auflösung wieder zu retten beginnt; sondern sie hat sie nöthig, um der erstarrten deutschen Wissenschaft freiere und lebensvollere Formen zu schaffen, ihr eine kunstgebildete Darstellung für das Leben, wie die Griechen die Wissenschaft trieben, zu erwerben, und sie zu emancipiren aus den Studirstuben und von den ledernen Lehnsesseln, auf denen sie sich bei den deutschen Gelehrten festgesessen, zu einer blühenden Gestalt für die Welt und für den Menschen. Die literarhistorischen Arbeiten von Rosenkranz haben das Verdienst einer raschen und geistvollen Uebersichtlichkeit, seine strengphilosophischen, wie die Psychologie, nehmen nur den Werth des Compendiums in Anspruch. In kleineren Abhandlungen, besonders in solchen, wo er die philosophische Erkenntniß mit den socialen Lebenserscheinungen in Beziehung gesetzt, hat sich Rosenkranz oft als Meister der Behandlung und Entwickelung gezeigt. In neuester Zeit hat er mit seinen „Königsberger Skizzen" ein neues Gebiet der literarischen Darstellung betreten, auf dem es ihm gelingen kann, der humanistischen und patriotischen Wirksamkeit eines Möser gleichzukommen. —

Auf dem mannigfach destruirten und von den entgegengesetztesten Richtungen verwirrten Boden des deutschen Geisteslebens sehen wir in neuester Zeit Schelling wieder erscheinen, mit dem Bestreben, der Zerfallenheit des Bewußtseins unserer Zeit

die wahre wissenschaftliche Versöhnung zu Theil werden zu lassen. Die neue Philosophie Schelling's liegt zwar nicht in ihrer Gesammtentwickelung vor uns, aber sie erscheint doch in der, wenigstens ihrem Gedankenkreise nach abgeschlossenen Philosophie der Offenbarung, die jetzt in Berlin einer größeren Zahl von Zuhörern als bisher verkündigt worden, als Andeutung einer neuen großen Geisteswissenschaft, ja zum Theil schon als eine Thatsache dieser neuen Bewegung der Idee, die, während die Hegel'sche Philosophie als ein Complex der Vergangenheit des menschlichen Geistes sich darstellt, ihrerseits an die Zukunft sich wendet, und in dem geschichtlichen Werdeleben, in aller Fülle der Wirklichkeit und Erfahrung, ihren Grund und Boden sucht. Schelling nennt diese seine neue Wissenschaft die positive Philosophie, oder auch den empirischen Apriorismus, der sich in seinem Ausgangspunkte sowohl wie in seinem Endziel als bestimmter Gegensatz zu dem reinen Apriorismus der Hegel'schen Philosophie, welche durch diese Stellung auch die Bezeichnung der negativen Philosophie davon trägt, verhält. Es läßt sich nicht leugnen, daß in dieser Bezeichnung des dialektischen Begriffsthums Hegel's eine schlagende Wahrheit enthalten ist, und daß in dem als Gegensatz daraus hervorgetretenen Bedürfniß einer positiven Wissenschaft der große Wendepunkt liegt, welchen unsere Zeit überhaupt zu nehmen hat, um aus dem unendlichen Zersetzungsprozeß, welchen die sich selbst erkennende und in sich selbst zurückgehende Idee mit allen Lebensmächten vorgenommen, herauszutreten, und statt des Schaukelns abstracter Gegensätze die zwar gedankenmäßig gestaltete, aber zugleich in ihre wahre Freiheit erhobene Wirklichkeit zu gewinnen. Das neue System der Philosophie muß das System der freien Wirklichkeit, der wahrhaft lebendigen Realität, und zugleich das System der freien Persönlichkeit sein,

welche ihre ewigen Rechte ineinsgebildet hat mit den höchſten Anforderungen der objectiven Welt, und in dieſer abſoluten Ineinsbildung mit der Wirklichkeit die einzig gültige Anerkennung und Befreiung ihres individuellen Lebens empfängt.

Dies wird das wahre Syſtem des Dieſſeits ſein, des Dieſſeits, welches nicht in dieſer ſtarren Abgeſchloſſenheit der Idee ſich von aller Zukunft und allem Jenſeits ſcheidet, ſondern vielmehr der Entwickelung in und mit der Zukunft, der Fortbewegung durch die Geſchichte, und der Berichtigung durch die Erfahrung ſich offen erhält. Hat Schelling ſelbſt verheißen, dies Problem der wahren Geiſteswiſſenſchaft in ſeiner neuen poſitiven Philoſophie zu löſen, ſo ſind wir ſchon durch dieſe Verheißung, durch die darin liegende That, mit dem bisher geltenden philoſophiſchen Bewußtſein zu brechen, um einen Schritt weiter gekommen. Als eine ſolche That der Erlöſung und Freiſprechung des philoſophiſchen Bewußtſeins müſſen wir vor der Hand die neue Lehre Schellings unbedingt anerkennen und mit freudigen Hoffnungen begrüßen. Nicht als eine wiſſenſchaftliche Leiſtung mag ſie uns vorläufig gelten, denn in dieſer Hinſicht wird ſie ſich ſelbſt als noch nicht vollendet und fertig erklären müſſen, ſondern als ein für das Weiterleben des Geiſtes bedeutſamer Act, der uns über das Schattenſpiel der ſich ſelbſt ſetzenden und ſich ſelbſt verzehrenden hegel'ſchen Idee hinaushilft. In dieſer Bedeutung wird das neue Auftreten Schellings als ein epochemachendes für die deutſche Wiſſenſchaft anzuſehen ſein, ſelbſt wenn man ſich im Einzelnen die Mangelhaftigkeit und Unwiſſenſchaftlichkeit ſeiner Ausführungen, ja ſelbſt die Gefahren, welche durch manche Conſequenzen ſeiner Lehre auf dem religiöſen Gebiet entſtehen können und müſſen, nicht verhehlen kann. Dieſe poſitive Philoſophie, mit ihrer Richtung auf das Reale, Perſönliche, individuell Lebendige, iſt dennoch der einzig

wahre und gültige Schritt, welcher zum höheren Erkennen und zum echten Geistesleben jetzt vorwärts gethan werden muß. Schelling selbst nennt ſie nur eine Zukunft in Bezug auf die Gegenwart, und deutet damit einestheils ſein eigenes Bewußtſein an, wie tief und nothwendig er durch dieſe Richtung in das Entwickelungsleben unſerer gegenwärtigen Zuſtände hineingegriffen habe, theils ſcheint er damit den Mangel an wiſſenſchaftlicher Vollendung und Durcharbeitung, der ſeinem Syſteme noch anhaftet, einzugeſtehen. Indeß ſoll die poſitive Philoſophie keineswegs in dem Sinne ein ganz in ſich geſchloſſenes und zu einem bleibenden Ende gekommenes Syſtem ſein, wie dies die negative Philoſophie iſt, die darin ihre eigenſte Bedeutung und den höchſten Triumph ihrer Methode behauptet. Wenn Schelling der Erfahrung die Bedeutung eines zur Philoſophie ſelbſt mitwirkenden Elements zuertheilt, ſo erhebt er damit die poſitive Philoſophie zugleich zu einer beſtändig fortſchreitenden Wiſſenſchaft, die inſofern nicht Syſtem iſt, als ſie nicht geſchloſſen werden kann, die aber doch auch wieder im höchſten Sinne ein Syſtem zu ſein behauptet, da ſie ihren Beweis aus der Geſammt-Erfahrung von Anfang bis zu Ende, in einer mit der Welt ſelbſt ſchrittweis fortgehenden Entwickelung, herleitet. Dieſer Beweis der poſitiven Philoſophie, welcher in der ganzen Erfahrung liegt, iſt nur eben darum kein abgeſchloſſener, weil die Welt ſelbſt nichts Abgeſchloſſenes iſt, und man von der Wirklichkeit nicht ſagen kann, ob mehr Zukunft oder mehr Vergangenheit in ihr enthalten ſei. Schelling betrachtet die deutſche Wiſſenſchaft, zu welcher er jetzt mit ſeiner Lehre herangetreten, in einem Zuſtande der Desorientirung begriffen, da die negative Philoſophie, welche bisher großentheils das wiſſenſchaftliche Bewußtſein beherrſcht, nichts Feſtes und Bleibendes zu organiſiren vermocht, ſondern, wie ſich Schelling ausdrückt,

Alles nur in einem beſtändigen Strome fortgeriſſen. So muß denn die poſitive Philoſophie ſchon durch den Anfang, welchen ſie dem ganzen Philoſophiren giebt, ihren entſchiedenen Gegenſatz zu der negativen Philoſophie behaupten, die das wahre Princip nicht zu ihrem Anfang, ſondern zu ihrem Ende hat.

Der Anfang der poſitiven Philoſophie iſt das Sein, welches als das allem Denken zuvorkommende oder unvordenkliche Sein, der Anfang alles Denkens, alſo noch nicht Selbſtdenken iſt. Dies erſte Object alles Denkens, was erſt zum Inhalt des Denkens werden ſoll, ſteht dem Denken vielmehr noch entgegen, als daß es ſchon das Denken ſelbſt wäre. Dies allem Denken und allem Begriff voraus Seiende, von welchem die Philoſophie auszugehen hat, um von ihm zur Potenz zu gelangen, welche Potenz dann dadurch vor allem Umſturz geſichert iſt, daß ſie eben das Sein ſchon zu ihrer Vorausſetzung hat, dies rein Seiende iſt nichts Anderes als das rein Exiſtirende, welches kein Weſen, außer dem Sein an ſich hat. Dies Sein iſt zunächſt das Starre und Unbewegliche, das zu überwinden die Aufgabe des philoſophiſchen Gedankens iſt. Denn obwohl einmal nichts war als dies reine Sein, welches reell das Erſte iſt, ſo muß es doch ein Mittel geben, davon hinwegzukommen, da noch Anderes exiſtirt und geworden iſt. Was aller Potenz voraus das Seiende iſt, das iſt zugleich erſt das wahrhaft Seinkönnende. Die alte Dogmatik fand den Begriff Gottes eben darin, daß er ſei, wie ſie durch viele ihrer Formeln, wie: in deo substantia et existentia unum idemque sunt, u. a. zu erkennen gab. Ewig iſt das Sein, indem Gott iſt, ehe er ſogar es ſelbſt gedacht hat. Das ewige Sein Gottes kommt ſogar ſeinem eigenen Gedanken voraus, welches Schelling auch das blind Exiſtirende nennt. Die Ewigkeit Gottes, ohne die er nicht Gott ſein könnte, aber durch die er kei-

neswegs Gott ist, diese grundlose, jedem Gedanken zuvorkommende Ewigkeit ist nur Moment und Ausgangspunkt (terminus a quo), ein Abgrund, in dem keine Wissenschaft ist; und die Wissenschaft hat auch sogleich von ihr hinwegzugehen. Dadurch aber, daß sich das Sein als Herr eines andern Seins sieht, wird es auch schon Herr von seinem unvordenklichen Sein selbst und vermag darüber hinwegzukommen. Diese ersten Ausführungen, die Schelling selbst als nur hypothetische gelten läßt, verweilen noch auf dem Standpunkt der blos negativen Attribute, wie denn die Identität von Wesen und Sein anfänglich nur im negativen Sinne genommen sein soll. Diese Verneinung wird aber nur gesetzt, um von ihr hinwegzukommen und zur Position zu gelangen. Hinwegzukommen von ihr ist aber eine Nothwendigkeit, weil mit dem bloßen actus purus des Seins, bei welchem Spinoza stehen geblieben, nichts anzufangen ist. Nimmt man an, es erscheine dem Sein (welches auch als Subject genannt werden kann) oder dem mit dem Sein identischen Wesen (welches aber darum nicht als Wesen unterschieden werden kann) in ihm selbst die Möglichkeit, ein Anderes von dem zu sein, was es seinem unvordenklichen Sein nach ist, so wird die erste Folge davon diese sein: daß dem Sein durch die Erscheinung eines andern Seins sein unvordenkliches Sein zuerst gegenständlich wird, was es bis jetzt noch nicht war. Jenes Sein, der actus seines Existirens, ist dem mit dem Sein identischen Wesen auch nur nothwendig, so lange ihm dies Existiren nicht gegenständlich ist. So wie das Sein ihm gegenständlich wird, unterscheidet es auch sich selbst als das seiner Natur nach nothwendig Existirende von seinem nur in actu, also nur zufällig nothwendig Existirenden. Die Natur des nothwendig Existirenden bringt für dieses mit sich, actu zu existiren, sogar ehe es sich selbst denkt. Der actus des Existirens kommt so-

gar ihm ſelbſt zuvor, es iſt ſein, ehe es ſich denkt (unvordenklich). Das Sein iſt ihm aber das Nothwendige, wofür es nichts kann (existentia inevitabilis).

Die Aufhebbarkeit des unvordenklichen Seins erſcheint als nothwendig, um zum Begriff zu gelangen. Indem es über den bloßen actus des zufällig Exiſtirenden hinausbrach und tranſcendirte, wurde es ſofort auch frei gegen dies Exiſtirende. Um als Herr des dem unvordenklichen Sein entgegenzuſetzenden Seins da zu ſein, war nichts weiter zu ſetzen nöthig, als das Wollen, wodurch es zugleich zum Herrn des unvordenklichen Seins ſelbſt wurde. Durch die Negation, welche in dieſem Wollen enthalten iſt, erſcheint das Sein erſt als das dennoch Unaufhebliche, indem es dadurch ſeine Zufälligkeit tilgt, und ſich als das nicht Nicht-ſein-könnende bewährt. Es exiſtirt jetzt nicht mehr blos actu, ſondern iſt das sua natura nothwendig Exirende (das Göttliche) geworden. Schelling bemerkt an dieſer Stelle, daß er hier den Ausdruck Gott und göttlich ſchon brauchen könne, nachdem in dem unvordenklich Seienden ſchon der Herr erkannt worden. Denn die Gottheit als ſolche beſteht in nichts Anderem, als in der Herrlichkeit, in dem Herr ſein über das Sein, und es erſcheint als die Aufgabe aller Philoſophie, von dem blos Seienden zum Herrn des Seins zu gelangen. So anſchaulich auch dieſe Gedankenbewegung iſt, ſo kann man es doch nur als eine willkürliche und hypothetiſche Annahme betrachten, welche dieſe als Wollen ſich äußernde Negation in das unvordenkliche Sein hineinbringt. Denn gedankenmäßig hergeleitet hat es Schelling auch in ſeinen ſpäteren Ausführungen nicht, obwohl es als das wichtigſte Moment erſcheinen muß, den Grund dieſer Bewegung, ohne welche gar keine Entwickelung ſtattfinden könnte, in wiſſenſchaftlicher Nothwendigkeit erſcheinen zu laſſen. Hegel hat freilich,

bei aller ſeiner logiſchen Schärfe und Größe, ebenfalls nicht vermocht, die Stelle zu begründen, auf welcher im Sein das Nichts ſich ſo geltend macht, um zum Werden treiben zu können. Dieſe drei erſten Begriffsbeſtimmungen der hegel'ſchen Logik, mit welchen jetzt die ſchelling'ſchen drei Potenzen doch eine unläugbare Verwandtſchaft haben, entwickeln ſich im Grunde auch nur aus einer hypothetiſchen Annahme.

Die Lehre von den Potenzen iſt die wichtigſte Grundlage der neuen ſchelling'ſchen Philoſophie, und beſonders ſeiner Offenbarungsphiloſophie, doch erſcheint ſie noch nicht ſo logiſch ausgebildet, um über die hypothetiſche Annahme oder über das intellectuelle Anſchauen hinausgekommen zu ſein. Die intellectuelle Anſchauung, die in der erſten Philoſophie Schelling's eine ſo bedeutſame Rolle ſpielte, muß auch in ſeinem neuen Syſtem wieder mehrfach die Stelle des logiſchen Denkens vertreten. So ſind auch ſeine drei Potenzen, auf denen das ganze Gebäude der poſitiven Philoſophie beruht, vorzugsweiſe nur durch das Organ des intellectuellen Schauens erkennbar. Das reine Sein, das durch den Widerſtand der Negation eine Potenz in ſich bekommt, ſteht ſich, indem es ſelbſtſtändig geworden iſt, dadurch zugleich als Herr einer zweiten Möglichkeit. Es wird nämlich das, was im Sein als Weſen iſt, nur getrennt und befreit, und durch dieſe Befreiuug für ſich geſetzt. Das als Weſen geſetzte Sein iſt nur als das ſein Könnende geſetzt, das aber ſeine vollſtändige Freiheit gegen das Sein erſt auf ſeiner dritten Entwickelungsſtufe erhält. Als dieſe dritte Möglichkeit erſcheint es, ſich als Geiſt zu ſetzen, das heißt: als das vom Sein befreite, nach ſeinem eigenen Willen ſein und nicht ſein Könnende. Auf dieſer dritten Stelle erſcheint das unvordenklich Seiende als das ſein Wollende, in welchem eben darum der Schluß iſt und alles Zukünftige und ſein Sollende beſchloſſen

liegt. Das unvordenkliche Sein iſt auf dieſe Art Herr ſeines Weſens geworden. Der Gedankengang iſt alſo der: daß ſich das unvordenkliche Sein in das ſeiner Natur nach nothwendig Exiſtirende zu erheben hat, welches allein ihm aber noch nicht die Freiheit giebt, ſich ſeines erſten Seins zu entſchlagen und an die Stelle des blinden ein freies, durch ſich ſelbſt als nothwendig geſetztes Sein zu ſetzen. Hat ſich aber das Sein in dieſe ſeine Idee erhoben, ſo iſt es nun erſt wirklich Gott. Als das blos unvordenklich Seiende war es blos der Materie nach Gott, blos ſubſtantiell, wie Spinoza Gott gefaßt hat. Das ſeiner Natur nach nothwendig Exiſtirende, das aber der Exiſtenz nicht bedarf, iſt erſt der wirkliche Gott. Gott als Geiſt wird jetzt hier zugleich ſo beſtimmt, nicht ausſchließlich Geiſt zu ſein, ſondern Gott iſt der freie Geiſt, der auch an ſich als Geiſt nicht gebunden iſt, und dies iſt erſt das Ueberſchwängliche im Begriffe Gottes. Der Geiſt iſt nur die Perſönlichkeit Gottes, nicht der ganze Gott. Die poſitive Philoſophie hat ſomit, wie Schelling ausdrücklich bemerkt, die eigenthümliche Aufgabe, nicht die Exiſtenz Gottes, ſondern nur die Gottheit des Exiſtirenden beweiſen zu dürfen. Zugleich bedarf ſie ſofort zu ihrer Entwickelung des Begriffes der Perſönlichkeit Gottes, und tritt damit durch einen Schlag über die Stufe des Pantheismus hinaus, deſſen die bisherige Theologie noch immer nicht entſchieden Meiſter geworden. Denn da ohne das vorausgehende blinde unvordenkliche Sein Gott gar nicht Gott, nicht Herr des Seins ſein konnte, ſo iſt dadurch auch der Begriff ſeiner Perſönlichkeit geſetzt, denn Perſönlichkeit iſt Herrſchaft über das Sein. Jenes Sein aber, in dem Gott ohne ſein Zuthun iſt, das ihm ſelbſt voraus iſt, iſt nur ein Gedanke des Augenblicks, von dem ſogleich hinweggegangen wird. Indem Gott in dieſem Sein iſt, weiß er, daß er doch darüber hinaus ſeiner Natur nach das

nothwendig Exiſtirende iſt, und das iſt ſeine Gottheit. Von Ewigkeit ſteht er ſich als Herrn, ſein unvordenkliches Sein aufzuheben oder vielmehr zu ſuspendiren, damit es ihm mittelſt dieſes nothwendigen Prozeſſes zum göttlich nothwendigen Sein werde. Erſt als Herr eines von dem ſeinen verſchiedenen Seins iſt Gott ganz von ſich ſelbſt hinweg, und darin beſteht für Gott die abſolute Freiheit und die abſolute Seligkeit. Er kann ſich zu dem Suspendiren ſeines actu ewigen Seins nur entſchließen wegen eines von ihm verſchiedenen Seins, das Gegenſtand ſeines Wollens ſein kann. Während der Gott der negativen Philoſophie als das Letzte des Begriffs erſcheint, als das nur an Sich ſelbſt Haftende und Zehrende, ſo ſehen wir hier erſt Gott als den großen Seligen (welche Bezeichnung Pindar's angeführt wird), weil er immer mit etwas außer ſich beſchäftigt iſt. Schelling bemerkt hier überhaupt, wie in der an ſich haftenden Natur nicht die Glückſeligkeit liegen könne, und führt das Wort Johannes von Müller's an: „Ich bin nur glücklich, wenn ich producire," und Göthe's: „Ich denke nur, wenn ich producire!"

Dieſe erſten Grundbeſtimmungen der poſitiven Philoſophie, welche wir hier angegeben haben, bilden dann den Uebergang zu den Lehren von der Weltſchöpfung, der Menſchwerdung Gottes und der Trinität, und führen ſomit unmittelbar auf das Gebiet der Offenbarungs-Philoſophie ſelbſt hinüber, die ſich durch die neuen Entwickelungsprincipien, auf welche ſie ſich gründet, mit Recht den Namen einer neuen Wiſſenſchaft beilegen kann. Da ſich aber Schelling noch nicht entſchließen zu können ſcheint, ſeine Vorleſungen dem Druck zu übergeben, ſo wird ſeine neue Philoſophie noch lange nur ein Gegenſtand ſchwankender Gerüchte bleiben. Es wäre wenigſtens dankenswerth, wenn er ſeine Lehre von den Potenzen, durch welche ſich die

poſitive Philoſophie am entſchiedenſten und grundthümlichſten gegen die negative und hegel'ſche herausgeſtellt hat, in der von ihm ſelbſt herrührenden originalen Entwickelung veröffentlichen wollte. Zwar hat er, nach dem Schluß ſeiner öffentlichen Vorleſungen, in einem beſonderen Privatvortrag einem ausgewählten Kreiſe von Freunden und Schülern die Potenzenlehre wörtlich überliefert, aber es ſcheint nicht mehr dem heutigen Standpunkte der Wiſſenſchaft zu entſprechen, daß es Vorzugs und auserleſene Exoyten in einem philoſophiſchen Syſteme geben ſolle. Gerade die Potenzenlehre, welche ſo ausnehmend ſchwierige Entwickelungen darbietet, iſt bei Schelling's öffentlichen Vorleſungen keineswegs ſo zur Exiſtenz gekommen, daß alle Zweifel dagegen beſeitigt worden wären, und doch hängt von ihr der Fortgang des Ganzen ab. Dieſe neue Prinzipienentwickelung, welche ſo leicht Mißverſtändniſſe erregen und dunkel bleiben kann, ſollte Schelling, da er doch keine Geheimwiſſenſchaft gründen will, ſo bald als möglich, in der ausgebreitetſten Weiſe, der Oeffentlichkeit der wiſſenſchaftlichen Discuſſion unterwerfen. Mit den theologiſchen Ausführungen der Offenbarungsphiloſophie ſelbſt iſt es vielleicht noch eine andere Sache. Die entſchieden myſtiſche Tendenz derſelben hat ſich noch nicht ſo mit dem wiſſenſchaftlichen Geiſt der Gegenwart ausgeglichen, daß eine freie Erörterung darüber zu einem erfreulichen Reſultat führen würde. Daß aber Schelling's Geiſt noch der alte an erhabener Flugkraft und innerer Dichtungsfülle ſei, zeigte ſich in den glänzenden Entwickelungen über Mythologie, und beſonders über die griechiſchen Myſterien, in welchen Schelling den Durchgang des Völkerbewußtſeins zur chriſtlichen Offenbarung auf eine höchſt eigenthümliche Weiſe zu begründen geſucht hat. Seine neue Philoſophie legt ſich überhaupt vorläufig in dieſen beiden Thei-

len, der Offenbarungsphiloſophie und der Philoſophie der Mythologie, auseinander. —

Ein eigenthümliches Element in unſerer Zeit iſt die philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte geworden, und der deutſche Geiſt hat ſich hier eine beſondere Disciplin geſchaffen, in welcher er den erhabenſten Tiefſinn ſeiner Combinationen entfaltet hat. Der ſchärfſte Stachel in unſer Herz iſt die Betrachtung der Geſchichte, die allerdings aus einer beſtimmten Geiſtesanſchauung heraus vorgenommen werden muß, da das blos pragmatiſche Hinundherblättern in der großen Weltbibel des Geſchehenen das Menſchliche wie das Göttliche in der Geſchichte gleich unverſtändlich läßt. Welches iſt aber das Princip ſolcher Geſchichtsbetrachtung, das den practiſchen Griffel der Klio zugleich zu dem deutenden Scherſtab für die Geheimniſſe der Vergangenheit und Zukunft macht, welches iſt die philoſophiſche Formel, die der hiſtoriſchen That ſo gewachſen iſt, daß ſie dieſelbe erklärt, ohne ſie zu vernichten? oder kann hier weder Princip noch Formel gefunden werden noch nützen? Etwas Allgemeines aber iſt in der Geſchichte, welches entweder aller Dinge Einheit iſt oder nach ihr ſtrebt, wodurch ſie für die verſchiedenſten Bedürfniſſe des Geſchlechts wie des Individuums etwas Anſtreichendes, etwas Feſtſetzendes oder etwas Prophetiſches hat, und bald als Tragödie, bald als ironiſches Weltgericht, bald als Theodicee unſere Gemüther bewältigt. Dieſes Allgemeine zu erkennen, es nennen es die Einen Philoſophie der Geſchichte, die Andern Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Geſchichte, die Andern Geiſt der Geſchichte.

Die Wiſſenſchaft vom Geiſt der Geſchichte iſt eine ächt deutſche, ihre Ausbildung gehört unſerer Zeit. Von zwei Seiten hat es uns gezogen, die geheimen Kräfte und Mächte, die unſere Menſchheitsentwicklung bedingen, und zur Anſchauung

und in eine gewiſſe Norm zu bringen. Von der einen Seite die ungeheuere Bewußtwerdung, die das Zeitalter in das Syſtematiſiren alles Lebens geſtürzt hat, die, den Begriff der Geſchichte ſuchend, die Geſchichte als einen Begriff, als ein logiſches Rechenexempel, als die Paragraphenauseinanderlegung eines conſtruirenden Gottes, feſtſtellt und fixirt. Dieſer abſchließenden Richtung, die mit der Vergangenheit fertig geworden iſt, bei allem ihrem Ernſt und ihrer Tiefe leichtſinnig oder ſtumpf genug, nicht an die Zukunft zu denken, dieſer ſteht die andere gegenüber, die man die prophetiſche zu nennen veranlaßt iſt. Auch die prophetiſche Zuckung in unſern heutigen ſeltſamen modernen Herzen treibt uns in die philoſophiſche Combination der Geſchichte hinein. Dies iſt die St. ſimoniſtiſche Geſchichtsphiloſophie, welche die der Zukunft iſt, wie ſie aus der combinirten Vergangenheit zu einer allgemein befriedigenden Epoche des Völkerlebens entwickelbar gedacht oder geträumt wird. Beiderlei Art der Betrachtung, die aus der Conſequenz des Begriffes, und die aus dem Geſichtspunct der Zukunft, ſind gleich gefährlich für die freie und gewinnreiche Bewegung auf dem hohen Meer der Geſchichte. Die eine, welche die Geſchichte Grau in Grau malt mit den Farben eines beſtimmten Syſtems, ertödtet alle individuelle Entwickelungsfähigkeit des Geſchlechts, ohne die es überhaupt keine Welthiſtorie gegeben haben würde, ja ſie ertödtet, möchte ich ſagen, alle Natur in der Geſchichte, indem ſie aus den Thaten logiſche Momente, aus den Menſchen Zeichen, aus dem malenden und lebendigen Gott einen nothwendig ſich vollbringenden Prozeß macht. Die andere, welche mit dem Morgenrothhauch der Zukunft malt, läßt dieſe ferne Aurora zugleich zur Brandfackel werden, an welcher Alles verlodert, was die Welt von bisher beſtehenden Formen und Zuſtänden, von bisher gekanntem Menſchenglück, in ſocialer, ethi-

ſcher und geiſtiger Lebensbedeutung, beſeſſen. Auf welchen dieſer Höhepunkte ſtellen wir uns, um uns in der Weltgeſchichte zu begreifen, und die Weltgeſchichte in uns? Hieße Philoſophie der Geſchichte nichts weiter als das Denken der Geſchichte, wohlan, ſo laßt uns Philoſophen der Geſchichte ſein, denn wie vermöchten wir in dem Geſchehenen über das Denken hinauszukommen, welches das Erſte und das Letzte iſt! Aber das Denken muß ſo frei ſein, wie die That. Der Begriff der Roſe muß die Roſe ſelbſt ſein. Die Form darf nicht Formel, der göttliche Geiſt der Geſchichte darf nicht menſchliches Syſtem werden!

Hegel hat in ſeiner „Phänomenologie des Geiſtes“ und nachher in ſeinen akademiſchen Vorleſungen, die conſequenteſte und auf das Aeußerſte getriebene Durchführung eines philoſophiſchen Syſtems der Geſchichte gegeben. Namentlich in der Phänomenologie ſtehen großartige Ideen wie ein ägyptiſcher Pyramidenbau, mit den Gräbern ganzer Geſchlechter und Königsſtämme in ſeinem Schooße, da. Aber uns wird, nach den erſten erhabenen Schauern, wieder ſo eng und unheimlich dabei zu Muthe, als hätten wir uns beikommen laſſen, den lieben Gott ſelber zu ſchulmeiſtern. Wir ſind an das Ende aller Geſchichte geſetzt. Der Begriff iſt die Identität von Anfang und Ende; die ſich ſelbſt bewegende Idee, ſobald ſie im Begriff zu ſich ſelbſt gekommen, hat das Unglück, damit alle geſchichtliche Bewegung aufzuheben. Zwar darf man Hegel nicht den Vorwurf machen, daß, indem er die Geſchichte a priori conſtruirte, er ſich nicht der hiſtoriſchen Lebensfälle ſelbſt bewußt und verſichert geweſen ſei. Aber die Lebensfälle mußte ſein Syſtem werden, und die Geſchichte, obwohl als der Prozeß des Abſoluten aufgefaßt, trug ſchwer an den Kategorieen des ſubjectiven Geiſtes, die ſie annehmen mußte, denn welcher abſolute Ge-

ranke der menſchlichen Syſteme wäre nicht behaftet mit der Form der endlichen Subjectivität? Dieſe Philoſophie der Geſchichte, die man auch eine Geſchichte der Philoſophie nennen konnte, war der Philoſophie förderlicher als der Geſchichte. Hegel gerieth durch die hiſtoriſchen Geſichtspuncte in der Phänomenologie recht in die Mitte ſeines eigenen Syſtems hinein, das er nachher aufführte als eine organiſch gegliederte Denkgeſchichte, die fertig geworden iſt. Die Weltgeſchichte iſt kein philoſophiſches Syſtem, ſie iſt ein lebendiges Kunſtwerk. Im Kunſtwerk iſt die ganze Freiheit und Allgewalt der Individualität nachgelaſſen, die Wunderblume der Perſönlichkeit ſteht in Blüthe. Die Individualität iſt das Gottwohlgefällige, Gott hat ſeine Freude und ſein Schauſpiel daran. In der Weltgeſchichte iſt nichts als Individualität, Volk, Menſch, Verhältniß und Schickſal ſind durch die Individualität in Bewegung, in Kampf und in Ideenverbindung geſetzt. Der Streit um die Rechte und Geltendmachung der Individualitäten iſt die Geſchichte. Ein Kunſtwerk voll Streit und Hader, und doch darüberſchwebend der Friedensgeiſt des herrſchenden Gottes, der genau Epoche gegen Epoche abgränzt und doch wieder aneinander knüpft, wie ein cykliſcher Dichter. Und da iſt auch der ſpielende Augenblick, der Zufall, dem in der Geſchichte, wie im Kunſtwerk, ſein Recht nicht ganz geläugnet werden darf, worauf ſchon Herbart, gegen die philoſophiſche Begriffsverfeinerung der Geſchichte, treffend aufmerkſam gemacht hat!

Die Geſchichtſchreibung, die als ſolche am entſchiedenſten des Standpunctes des Kunſtwerkes bedarf, iſt in der neueren Zeit auch in Deutſchland durch mehrere bedeutende Talente vertreten worden. Der künſtleriſche Charakter der Geſchichtſchreibung hat ſich in der letzten Zeit am ſchönſten in den Darſtellungen von Leopold Ranke ausgebildet. Dieſer Hi-

ſtoriker erſcheint als Meiſter in der Kunſt, die Geſchichte zu individualiſiren, und die Perſönlichkeiten in einer reizenden Wechſelwirkung mit den allgemeinen Verhältniſſen zu zeichnen. Seine Geſchichtsanſicht iſt umfaſſend, und die inneren Principien der Zeit, die er darſtellt, tief ergründend, nur da, wo ſeine Darſtellung mit den Fäden der neueſten Politik ſich irgendwie verſchlingt, nicht immer vorurtheilsfrei, ſondern einer zweifelhaften Richtung hingegeben. Die abgeſchloſſene Vergangenheit behandelt er aber in der Regel freiſinniger, als diejenigen Verhältniſſe, die noch mit der Gegenwart zuſammenlaufen oder einen Einfluß auf dieſelben ausüben können. Doch weiß er auch die zweideutig ſchillernden Seiten ſeiner Auffaſſung mit hiſtoriſcher Gründlichkeit zu bedecken, und ſich unbefangen darin zu zeigen. Den hohen ideellen und mit einem plaſtiſchen Talent ſich verbindenden Standpunct, welchen Ranke in der Geſchichtſchreibung einnimmt, kann man zwar Friedrich von Raumer nicht zuerkennen, aber man darf darum ſeine Verdienſte um die Ausbildung der modernen Hiſtorik nicht ſo geringſchätzig behandeln, wie es in der letzten Zeit Mode geworden zu ſein ſcheint. Durch ſeine Geſchichte der Hohenſtaufen, die als ein hiſtoriſches Leſebuch in alle Klaſſen der Geſellſchaft übergingen, hat er bedeutend dazu gewirkt, das Intereſſe der Deutſchen an ihrer Nationalgeſchichte zu erwecken. Freilich kann man in einer Zeit, wo die Geſchichte nicht ohne die tragiſche Ironie eines Tacitus geſchrieben werden ſollte, nicht mit dem Princip ſich einverſtehen, aus welchem Raumer die Geſchichte und die ſie bewegenden Gegenſätze anſieht. Raumer weiß für Alles Rath in der Geſchichte, keine Gegenſätze quälen, keine Räthſel ſchmerzen, keine normalwidrigen Charaktere verwirren ihn, und über Jedes muß ſein Haupt- und Univerſal-Princip, welches er ſich in dem Satz: die Wahrheit liegt in der Mitte, erfunden, hinaushelfen. So

bemüht er sich, die Dämonen der Welthistorie lediglich auf den sogenannten gesunden Menschenverstand zu reduciren, und fördert deshalb in seinen oft allzupopulairen Geschichtswerken ein Alles nivellirendes Raisonnement zu Tage, an welchem die Ereignisse sich allerdings klar genug abspinnen, aber diese Klarheit, die so leicht mit Allem fertig wird, giebt doch am Ende nur das verworrenste und unklarste Geschichtsbild ab. Eine solche Klarheit kann man den historischen Darstellungen von Heinrich Leo nicht zum Vorwurf machen, aus denen uns im Gegentheil oft eine absichtliche Unklarheit entgegenzutreten scheint, die zwar oft aus genialem Tiefsinn hervorgeht, aber durch bizarre Combinationen und Beleuchtungen häufig alle Gesichtspuncte verrückt, und aus dem Einfachsten das Fremdartigste gestaltet. In Leo hat die liberale Geschichtsbetrachtung, von welcher er zuerst ausging, sich mit sich selbst überworfen, und es ist eine Verwirrung darüber in ihm ausgebrochen, die auch in der legitimistischen Construction aller Weltbegebenheiten, deren er sich befleißigt, keinen wahren Geistesfrieden zuzulassen scheint. Doch hat er Geschichtswerke geliefert, deren Verdienst im Ganzen über alle Anfechtung erhaben, und die ihm den Ruhm eines unserer ersten Historiker sichern, wozu vornehmlich seine italienische Geschichte gehört. Wie aber eine in sich selbst bedeutsame Individualität, eine historisch miterregte und mitlebende Persönlichkeit, dazu gehört, um mit dem Griffel Klio's die Weltbewegungen zu zeichnen, zeigt sich an allen historischen Darstellungen Varnhagen von Ense's, in denen eine sinnige, ächt menschliche Beschaulichkeit mit einem merkwürdig feinen Tastsinn und leisen Weltfühlhörnern an die Ereignisse tritt. In seinen persönlichen Denkwürdigkeiten, die wir leider bis jetzt nur fragmentarisch von ihm besitzen, hat er seinen Beruf, historische Ergebnisse zu behandeln, mit einem für Deutschland zum Theil noch

neuen Talent bethätigt. Wie Xenophon die Anabaſis der zehntausend Griechen ſchrieb, ſo hat Varnhagen von Enſe mit derſelben antiken Einfachheit, Umgränzung und Beſcheidenheit, aber mit einer etwas wärmeren duftigeren Farbengebung, manche Verhältniſſe und Perſönlichkeiten der neueren Geſchichte aus eigner Anſchauung hingeſtellt. In ſeinen hiſtoriſchen Biographieen zeigt ſich das Talent der feinſten Durchdringung und Begränzung, verbunden mit der ſauberſten Ausmalung, oft auf das Erfreulichſte. Der Scharfſinn, die geheimſten Zuſammenhänge zu entziffern, wird hier nur durch die Pietät gezügelt, welche bei Varnhagen von Enſe eine Art von religiöſer Bedeutung hat. Doch wird dabei eine allzu ängſtliche Behutſamkeit oft Schuld, daß ſeine Darſtellungen nicht ſo reich erſcheinen als ſie es wirklich ſind oder ſein können. Im Beſitz der gründlichſten hiſtoriſchen Forſchungen, verſchmilzt er dieſelben lieber in der künſtleriſchen Einheit ſeiner Gemälde, als daß er ſie in der Schwere des Materials zeigte. Die Geſchichte lebt aber für ihn mehr in ihren individuellen Verknüpfungen als in dem ideellen Zuſammenhang des Ganzen, der zwar ſeinem Bewußtſein nicht fremd iſt, aber als ſpeculatives Element nicht aufkommt, ſondern dem plaſtiſchen Intereſſe der Geſchichte nachſtehen muß. — Wäre es hier unſere Aufgabe, die deutſche Hiſtorik überhaupt in ihren vielſeitigen und bedeutenden Leiſtungen zu charakteriſiren, ſo würden wir an den Arbeiten von Schloſſer, Luden, Dahlmann, Wilken, Stenzel, Kommel, Preuß, Langenn, L. von Orlich, Bunſen und vielen Andern das Bild einer wiſſenſchaftlichen Beſtrebſamkeit und Gediegenheit zu zeigen haben, wie ſie kaum noch bei einem andern Volke angetroffen wird.

Zum Schluß dieſer Vorleſung wollen wir noch einige Bemerkungen über die religiöſen Zuſtände der Gegenwart machen.

In unſerer Zeit iſt ein Princip gewaltiger geworden als die beiden Mächte des Mittelalters, Kirche und Staat, es jemals waren, dies iſt das Princip der Individualität, in deren Bereich auch die Religion immer mehr und mehr verſinkt, nicht nur um ſich dadurch unabhängig zu machen von kirchlichen wie weltlichen Einwirkungen, ſondern auch über die traditionell gewordenen Schranken der Confeſſionen ſich wahrhaft geiſtig zu erheben. Einen Schritt zur Anerkennung der Individualität im Gebiete des Religiöſen hat Preußen ſchon vor Jahren durch die Union der proteſtantiſchen Kirche gethan, unbewußt dazu getrieben durch den Beruf einer voranſchreitenden modernen Macht, welchen die Geſchichte dieſem ihrem jugendkräftigſten Staat anerſehen. Es war natürlich, daß damals die neuen Lutheraner, denen es um den Buchſtaben der chriſtlichen Seligkeit ſtreng zu thun war, eine allgemeine Erſchütterung des kirchlichen Lebens oder ſchon die Aufhebung der Kirche ſelbſt befürchteten und beklagten, und daß ſie die unirte Kirche für keine Kirche mehr gelten laſſen wollten. Sie erhoben gegen die laxe Obſervanz namentlich bei der Ertheilung und Auffaſſung des Abendmahls auf die nämliche Weiſe ihre Oppoſitionsſtimme, wie ſpäter es die ſtabilen und revolutionären Katholiken gegen die in den preußiſchen Landen üblich gewordene laxe Obſervanz bei den gemiſchten Ehen gethan. Es iſt bemerkenswerth, daß die neueſten religiöſen Wirren der modernen Menſchheit gerade an den beiden chriſtlichen Sacramenten, Abendmahl und Ehe, welche am tiefſten in das Prinzip der Individualität eingreifen, zum Ausbruch gekommen ſind. Durch die größere Freigebung dieſer Sacramente an die Individualität und deren eigenthümliches Bedürfniß mag ſich allerdings der ſacramentale Charakter wenigſtens in dem kirchlichen Sinne verwiſchen und wie die Union beim Abendmahl die religiöſe Deutung der Perſönlichkeit über-

läßt, so hat es hinsichtlich der Ehe ursprünglich im Gedanken der protestantischen Kirche gelegen, dieselbe als ein individuelles menschliches Band zwar heilig zu sprechen durch den Segen der Kirche, aber nicht die Individualität der Ehe in die allgemeine typische Nothwendigkeit des Sacraments aufzulösen.

Die harmonische Ineinsbildung der lebendigen Individualität mit den allgemeinen Mächten des Staats und der Kirche hat allerdings auch den Kern katholischer Weltanschauung im Mittelalter gebildet, nur mit dem Unterschiede, daß die Individualität zu der liebevollen Freiwilligkeit, mit der sie sich damals in die allgemeinen und vorgefundenen Begriffe auflöste, gewissermaßen gezwungen wurde durch die Hinweisung auf ewige Verdammniß oder Belohnung. Dagegen will in einer neuen Bildungsepoche der Menschheit die Individualität selbständig und frei aus sich die allgemeinen Zustände erzeugen, in denen sie ruhen und sich bewegen soll, oder sie will die Vernunft der Persönlichkeit in der Vernunft der Weltordnung wieder finden und mit derselben im Einklang stehen nicht um jenseitigen Lohnes willen, sondern um das Reich Gottes in einer in sich selbst befriedigten und gesunden Realität auf Erden zu verwirklichen. Die harmonische Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden hat durch die katholische Weltanschauung nicht zu Stande gebracht werden können, weil dieselbe des freien Princips der Individualität ermangelte. In der katholischen Kirche war ein Gottesfrieden der Persönlichkeit gegeben, der unendlich viel Erquickung ausathmete, aber dieser Frieden war um Verlust der Freiheit gekauft und die Minneinbrunst, mit welcher die Individualität ihre Rechte hinopferte, gab doch nicht den vollen Genuß, dadurch an der allgemeinen Substanz der göttlichen Idee selbst sich zu ernähren. Der Katholicismus hat die vernünftige Harmonie und Durchdringung mit den weltlichen

Lebenselementen nicht zu erreichen vermocht und darum war es ein falscher Frieden der Persönlichkeit, ein trügerischer Legitimismus, der aus dem Gedanken dieser Kirche hervorging, um die Gemüther mit formeller Beschwichtigung über den verflüchtigten Besitz der realen Lebensgüter zu trösten. Der Gottesfrieden der Persönlichkeit in der katholischen Kirche zerschellte auch wieder an den historischen und bürgerlichen Trennungen, welche das beständig zweifelhafte und angefochtene Verhältniß von Kirche und Staat hervorrief. Görres empfahl uns freilich mit nachdrücklichen Worten das mittelalterliche Benehmen zwischen Papst und Kaiser als Muster, indem er im Athanasius S. 30 ff. sagt: „Auf der Synode (von Chalcedon) wurde als Norm und Regel anerkannt, gegen die canonischen Verfügungen dürfe kein weltliches Gesetz gelten; die kaiserlichen Beamten hatten dem ihre Zustimmung gegeben und demgemäß hatte Marcian alle kaiserlichen Gesetze, die mit den Canonen im Widerspruch ständen, für erschlichen und ungültig erklärt. Wenn in der Folge in einzelnen Fällen die Kaiser Gesetze über disciplinarische Gegenstände erließen, dann erklärten sie ausdrücklich, wie sie nur in der Eigenschaft als Schirmherr der Kirche und Handhaber der alten Kirchenordnung solches sich erlaubten. Aus diesem Grunde waren daher auch Berufungen von Verfügungen der geistlichen Gewalt in solchen Angelegenheiten an die weltliche der Kaiser nicht gestattet; ein Synodalbeschluß aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts verordnet ausdrücklich, daß ein Geistlicher oder Bischof, der von seiner kirchlichen Behörde abgesetzt, sich noch an den Kaiser wende, nie wieder seine Stelle erlangen solle und den Kaisern fiel nicht ein, dagegen Einspruch zu thun, sondern sie handhabten die Kirche in diesem ihrem unbestreitbaren Rechte. Das sind Thatsachen, zu denen jede Kirchengeschichte die Belege liefert, und die, welche

in ſolcher Weiſe die Autorität der Kirche innerhalb ihres Gebietes, im Gefühle, daß ihre eigene mit ihr ſtehe und falle, willig anerkannt, waren Gebieter, denen drei Welttheile gehorchten, und die, wenn ſie nicht ſich ſelbſt bezwangen, und ihren Willen unter eine höhere Macht über ihren Häuptern beugten, durch keine menſchliche Gewalt gezwungen werden konnten."

Es fällt in die Augen, daß der katholiſchen Weltanſicht ein Mechanismus zum Grunde liegt, der vergebens in der Geſchichte danach geſtrebt hat, organiſch zu werden. Denn organiſch kann man nicht nennen ein Verhältniß von Staat und Kirche, das, obwohl ſophiſtiſch in einander überſpielend, doch kaum zu einer illuſoriſchen Einheit einen Moment lang gedeiht, jede Einheit in ihrem Schooße aber nur durch das Märtyrerthum der freien Perſönlichkeit zu Stande bringt. Nachdem die Reformation der Individualität die Feſſeln der Kirche abgenommen, erwachten auch auf dem politiſchen Gebiete die erſten Lebenszeichen der Revolution, denn die Reformation war bei weitem mehr ein politiſches als ein religiöſes Ereigniß. Es bildete ſich eine proteſtantiſche Weltanſchauung, in der ſich der ganze Geſichtspunkt der bisherigen Weltordnung nicht nur geiſtig, ſondern ſelbſt phyſikaliſch veränderte. Die Erde ſelber hatte eine andere Stellung zum Himmel angenommen durch Kopernikus und Keppler, die Sonne war in den Mittelpunct des Weltſyſtems getreten, und die Ideen der Menſchheit, die traditionellen ſowohl wie die neu ſich entwickelnden, trachteten ebenfalls nach Organiſirung im vernünftigen Selbſtbewußtſein. Wo die katholiſche Weltanſicht zu mechaniſiren geſucht, begann jetzt die proteſtantiſche das Organiſiren, das aber, vermöge der Reaction der kleinlichen menſchlichen Natur, nicht rein und frei aus ſich ſelbſt zu Werke gehen konnte, ſondern ſeinen Durchgang nehmen mußte durch die Revolution, die das Triebrad

der neuen gesellschaftlichen Entwickelung wurde. Der Protestantismus, indem er das schwankende Verhältniß zwischen Staat und Kirche völlig auflöste, gab den ersten Anstoß, die organischen Ideen im Staatsleben zu gestalten, und in diese gleichberechtigte Gliederung des Lebensganzen sollte auch die Kirche eintreten, mit Verlust ihrer hierarchischen Gewaltstellung. Man muß daher von der Annahme abstehen, daß die katholische Kirche innerhalb eines protestantischen Staats, in den sie unter Bedingungen und Concordaten eingetreten, noch die ächte katholische Kirche sei, wogegen den Katholischen auf der andern Seite die Behauptung überlassen bleiben mag, daß das Bürgerlichwerden der Kirche im Protestantismus gar keine Kirche mehr sei. Wenn aber auch die protestantische Weltansicht ihre Organisationsbestrebungen bis jetzt keineswegs vollendet und siegreich durchgeführt hat, so läßt doch ihre ursprüngliche organische Tendenz nicht mehr ein mechanisches Nebeneinanderbestehen von Kirche und Staat zu, in der Weise, wie etwa Görres in seinem Athanasius durchzuführen gesucht, daß die Kirche ihre eigene Sphäre gegen den Staat habe und darin schalten und walten könne wie sie wolle, wenn sie nur die Gränzen des Staats nicht berühre. Diese Ansicht ist durch und durch eine illusorische und wird nirgend mehr von den factischen Verhältnissen unserer Zeit anerkannt. Sobald die Kirche sich in den Staat hat hineinleben müssen, ist sie auch mit demselben in einen gemeinsamen Ideenverkehr getreten, sie vermag individuellen und nationellen Beziehungen sich nicht zu entwinden, und selbst ihr Dogma kann den Einfluß eines socialen und politischen Begriffes gewinnen, weshalb es dem Staat nichts weniger als gleichgültig bleibt. Wäre es aber möglich, daß es in demselben politischen Verbande statt eines organischen Verhältnisses von Kirche und Staat ein bloß nachbarliches geben könnte, so be-

dingt doch auch die bloße Nachbarschaft unter Umständen, wo gewaltsame Erschütterungen auf dem einen Gebiete vorgehen, ein Interventionsrecht. Die Kirche ist aber keineswegs etwas Ursprüngliches und Primaires gegen den Staat, wie die katholische Weltansicht sich gern überreden möchte und worauf Görres seine großartigen theokratischen Grillen stützt. Die Kirche als solche ist vielmehr aus den socialen Bedürfnissen hervorgegangen und hat die Anfänge in der Gesellschaft gemeinsam mit dem Staat.

Diejenigen, welche die Erneuerung der katholischen und protestantischen Gegenstreite in unsern Tagen aus einem religiösen Gesichtspunct angesehen, handelten aber gewiß ebenso unredlich als unrichtig daran; unredlich, weil sie eine Aufregung hervorbringen wollten, deren unsere Zeit in Sachen der Religion nur allzu fähig ist, und unrichtig, weil sie dadurch die bedeutsameren weltlichen und politischen Interessen übersahen, welche an diesen Conflict der protestantischen Macht mit dem Katholizismus sich knüpfen. Nur ein alter verbrauchter Fanatismus, wie ihn Görres und die andern baierischen Polemiker in die Schranken stellten, konnte der kölner Angelegenheit ein Interesse der Glaubensconfession aufnöthigen, während für den, welcher unbefangen nur die Bewegung einer Zeitfrage darin sieht, nicht die geringste religiöse Bedeutung damit verbunden sein kann. Der höhere Standpunct bei jenen Wirren war daher keineswegs der confessionelle, sondern der rein historische, der hier für den Katholizismus sowohl, wie für den Protestantismus eine schneidende und ironische Warnung erkennt. Der Katholizismus hat schon längst die Zuchtruthe der Geschichte empfinden müssen. Ist es wahr, was selbst Görres von einer Entwickelbarkeit der katholischen Kirche redet, so ist nicht einzusehen, warum es sie so schwer ankommt, Zugeständnisse an den histo-

rischen und socialen Fortschritt der Völker zu machen, und warum sie rationale Bewegungen auf ihrem eigenen Gebiet, wie die von Hermes, so unnachsichtig verketzert.

Aber auch der Protestantismus hatte in der letzten Zeit Richtungen hervorgerufen, durch welche er fast die Rolle mit dem alten Katholizismus vertauschte. Der Protestantismus war nach einer Seite hin reactionnär geworden und hatte die historischen Entwickelungskeime der modernen Welt, welche die Geschichte in ihn gepflanzt, in einem offenbar katholisirenden Pietismus verschlammt. Der Protestantismus hatte sich in Reactionsbestrebungen verloren, ohne doch den Muth zu haben, sich geradezu und mit offener Tapferkeit dazu zu bekennen, wie es einst der Katholizismus in der Blüthenperiode seiner Gewaltäußerungen gethan. Es läßt sich nicht läugnen, daß durch gewisse Ausartungen des Protestantismus, wie durch Pietismus, Muckerthum und wissenschaftlichen Verfolgungsgeist, auf unserer Seite eben so große Scandale vorgefallen und eben so heftige Uebel angerichtet worden sind, als jemals durch Clerus, Jesuitismus und Hierarchie auf der katholischen Seite. Es hat in unserer Zeit sogenannte evangelische Bestrebungen gegeben, die den besten Willen hatten, wahre Verheerungen in der von der Menschheit erworbenen Cultur anzurichten. Kunst und Poesie, die im Katholizismus Pflege fanden, wurden durch diesen Protestantismus als Sünden gegen den heiligen Geist angefochten, und Gewissensfreiheit und Denkfreiheit, auf welche sich ursprünglich die protestantische Weltansicht gegründet, wurden, wie es hieß, um der Religion und der Legitimität willen untergraben. Durch den pietistischen Schleim die auflösenden Grundprinzipien des Protestantismus zu consolidiren, war eine vergebliche Illusion, die zu einer ebenso vergeblichen Heuchelei hingeführt hat. Wie nun aber in manchen Perioden die tolle Geschichte Alles auf

den Kopf ſtellt, als könnte ſie nur dadurch die Welt auf die Füße bringen, ſo gebärdete ſich dem Proteſtantismus gegenüber der Katholizismus als revolutionär, indem er die abſtracten Formen des heutigen Staates annagte, wie Görres im Athanaſius mit ſeiner alten bewundernswürdigen Virtuoſität und Schlagfertigkeit der Sprache und Ironie gethan.

Wir dürfen wohl behaupten, daß in dem gegenwärtigen Moment auf keiner Seite eine ganz ungetrübte Weltanſchauung beſteht, ſondern die ehemals ſchneidendſten Gegenſätze waren vielmehr bis jetzt im Begriff faſt tumultuariſch in einander überzulaufen. Will man ſich am Haß gegen den Proteſtantismus laben, ſo miſche man ſich unter die geheimkatholiſchen Proteſtanten, deren es ſelbſt in den Reihen, die jetzt tapfer und einträchtig geſchaart ſtehen ſollten, eine große Anzahl giebt. Will man das Feuer gegen den Katholizismus geſchürt ſehen, ſo folge man, in den Syſtemen der neukatholiſchen Philoſophen, der ſpeculativen Bewegungslinie, welche Geiſter, die ſich dem urſprünglichen fortſchreitenden und proteſtantiſchen Leben nicht entziehen konnten, mitten in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche hineingeleitet haben. Es bleibt nichts übrig, als daß eine energiſche und fruchtbare Organiſation unſeres Staatslebens ſelbſt dieſe beiden zweideutig gewordenen Elemente neu zuſammenfaſſe, um ſie im nationellen und volksthümlichen Element des Staates als in ihrer höheren Einheit aufzulöſen. Dieſe Einheit zu verwirklichen iſt das eigentliche Ziel der neueren Geſchichte, in deſſen Erlangung ihr aber hinderlich ſind ſowohl die verwickelte Vielthuerei ihrer Beſtrebungen als die ſelbſt im befreundeten Lager unter tauſend Formen ſich einſchleichende Intrigue der Reaction. In der Zeit liegen jetzt lauter lebloſe Conglomerate und Gruppen umher, Elemente genug, aus denen ſich etwas bilden ließ, aber ſo erſtarrt wie ſie ſind durch inneren Unfrie-

den oder durch äußere Lähmung, dienen sie gleich unverdaulichen Stoffen nur zur Beschwer des Entwickelungsprozesses. In allen Stücken herrscht eine Koketterie der Gegensätze, die polypenartig nach einander haschen. Hier hat der Pietismus den Aristokratismus an sich gezogen und beide handeln vereinigt gegen die Freiheit, trotzdem, daß sie revolutionair wirken aus legitimen Absichten. Hier im Osten bringt die Aristokratie das Muckerthum zur Welt, während sie im Westen neue Majoratsprivilegien empfängt. Hier macht der Pietismus das auf den Fortschritt angewiesene Volk stabil, indem er ihm den jenseitigen Himmel als das wahre Vaterland predigt, und dort macht er den auf die Stabilität angewiesenen Aristokratismus revolutionair und jesuitisch zugleich. Mit dem Christenthum hat das neuerwachte Judenthum zu wetteifern angefangen, und sich deshalb mit dem Liberalismus verbündet, der sonst zu den ächt jüdischen Principien als der allerfremdartigste Gegensatz sich verhält. Auf der andern Seite sieht man demokratische Richtungen, die mit einer katholischen Grundlage sich versetzt haben, und in dieser Zwittergestalt auf dem politischen wie auf dem religiösen Gebiete das Unheil der Verwirrung ausbreiten. Auf diese Weise schlägt der Katholizismus auch in den Materialismus und Industrialismus hinein, indem er volksthümlich zu werden sucht durch Anschließung an die bürgerlichen und socialen Interessen und durch ein fromm satanisches Liebäugeln mit der Armenfrage. Anderswo wechselt sich ein schöngeistischer Pantheismus mit materialistischer Weltansicht ab und der Spiritualismus verbrüdert sich mit dem Sensualismus durch einen geistreichen Sprung. In allem diesem unruhigen Herüber- und Hinüberbewegen hat die Wahrheit der Zeit ihr unendliches Leben zertheilt und preisgegeben, aber man vermag schon zu erkennen, welche Richtung den Ausschlag geben wird, um dies große

Chaos der neuen Weltepoche zur einigen Gestalt festzubilden. Vor allen Dingen müssen wir anfangen wieder einfacher zu werden, denn ein Einfaches ist es, das wir erstreben, die organische Einheit unserer Zustände. Jemehr man das Ziel seiner Angriffe und Eroberungen vereinfacht, desto leichter und vollständiger kann der Sieg werden.

Im Allgemeinen aber muß man von Deutschland sagen, daß überall durch die wissenschaftlichen Interessen und durch die Literatur ein überwiegend protestantischer Geist des Lebens und der Anschauung sich erzeugt hat. Die deutsche Literatur ist vorherrschend protestantisch geworden, und die pantheistischen Elemente, mit denen sie seit der Reformation häufig versetzt erscheint, haben doch immer mehr die protestantische als die katholische Weltanschauung gefördert und gezeitigt. Der Katholizismus hatte mehr Neigung, eine lateinische Poesie in Deutschland hervorzubringen als eine Deutsche, aber an der Wiege der neuhochdeutschen Sprache selbst stand der Protestantismus, für die neue Gedankenrichtung auch ein neues Ausdrucksorgan erschaffend. Die katholischen Sympathieen der modernen deutschen Literatur sind immer nur vorübergehende Anflüge gewesen oder haben blos durch die damit verbundene Erneuerung romantischer und äußerlicher Formen augenblicklich auf dem allgemeinen Literaturgebiet gegolten.

Regiſter

zu

Mundt's Geſchichte der Literatur der Gegenwart.

Alexis (Willibald) 473.
Alfieri 224.
Almquiſt 448.
Ampère 251.
Andrieux 118.
Arioſt 224.
Arnault 124.
Arnd (Eduard) 497.
Arndt (Ernſt Moritz) 204.
Arnim (Achim) 177.
Askelöff 445 folg.
Atterbom 445.
Auerbach (Berthold) 492.

Baggeſen 212. 449.
Balzac 288.
Bandello 233.
Baour-Lormian 250.
Barthelemy 265.
Barbier 268.
Beaumarchais 114.
Bechſtein (Ludwig) 492.
Bekker (Eliſabeth) 450 folg.
Bellami (Jacob) 449.
Beer (Michael) 497.
Beranger 263.
Bernhardi 79.
Bettina 179. 317 folg.
Bilderdijk (Willem) 449.
de Bonald 147.
Börne 351. 358. 368 folg.
Boccaccio 230. 233.
Boufflers 123.
Boz 429 folg.
Bremer (Frederika) 446.
Brentano (Clemens) 176.
Bulgarin 438.
Bulwer 426 folg.
Burns (Robert) 410.
Byron 413 folg.

Cabanis 111 folg.
Calderon 239.
Carlén (Zygare) 447.
Cervantes 53. 239 folg.
Chamiſſo (Adalbert v.) 490.
Chateaubriand 101. 137 folg. 256
Chénier (André) 114.
Chénier (Marie Joſeph) 115. 123 folg.
Cherasloff 435.
Chézy (Hel. v.) 180.
Cienfuegos (Alvarez de) 245.
Coleridge 413.
Condorcet 110
Conſtant (Benjamin) 266.
Cooper 421.
Courier 268.
Couſin 253. 363.
Cowper 411.

Creuzer 194.
Cruſenſtolpe 447.

Dante 224.
Decken (Agathe) 430.
Delavigne 263.
Derſchawin 435.
Dingelſtedt (Franz) 487.
Dudevant 272 folg.
Dubois 251.
Ducos 123.
Duller (Eduard) 474.
Dumas (Alex.) 264.
Dumouriez 127.
Dupin 358.
Duval 123.
Duval (Alex.) 231.

Eckſtein 168.
Eichendorff (Joſ. v.) 210.
d'Entraigues 105.

Feith (Rhynvis) 449.
Fichte 42. 46. 163.
Forſter (Georg) 153 folg.
Fouqué (de la Motte) 208. 476.
Fourier 267.
Freiligrath 491.

Gans 341 folg.
Gentz 191 folg.
Gervinus 362.
Görres (Joſ.) 181 folg. 187. folg. 533 folg.
Göſchel 309.
Goethe J. B. 16 folg. 64. 66. 76. 207. 219. 235. 309. 358. 452.
Grabbe 492 folg.
Grazzini 223.
Grillparzer 498.

Grün (Anaſtaſius) 486.
Gruntvich 448.
Gregoire 103. 109.
Gretſch 438.
Guizot 352 folg.
Gutzkow 376 folg. 497.
Gubrauer 482.

Hahn-Hahn (Gräfin Ida) 478.
Halm (Friedrich) 497.
Hammerſtein 445.
Hanka 443.
Hauch 448.
Hebbel 498.
Hegel 355. 499.
Heiberg 448.
Heimers 450.
Herder (Friedrich von) 479 497.
Heine 37. 223. 351. 358. folg.
Heinſe 64.
Herwegh 487.
Hoffmann (E. T. A.) 174.
Hoffmann (v. Fallersleben) 484 folg.
Hoijer 445.
Hölderlin 85 folg.
Holtei (Karl von) 498.
Horn (Franz) 209.
Humor 49.
Hugo (Victor) 251. 258.
Humboldt (Wilh. v.) 345.
Humboldt (Alex. v.) 347. folg.

Jean Paul 90 folg. 429.
Immermann (Karl) 433 folg. 492.
Ingemann 448.
Ironie 46 folg.
Irving (Waſhington) 424.
Jung (Alexander) 481.

Kahlert (Auguſt) 481.
Karamſin 436.

Kleist (Heinr. v.) 151. 157. folg.
Kniäschnin 435.
Kollar 444.
Konarski (Stanislaw) 438.
Koenig (Heinrich) 459.
Körner (Theodor) 203.
Kotzebue 79 folg.
Krasicki (Ignaz) 439.
Krasinski 441.
Kühne (F. G.) 461 folg. 497.

Lacretelle 127. 128.
Lally-Tollendal 107.
Lamartine 257.
Lamennais 300 folg. 277.
Lannoi (de) 450.
Larochefoucauld-Liancourt 106.
Laube 372. 497.
Lebrün 117
Lehmann (Orla) 448.
Lemontey 129.
Lenau (Nicolaus) 361. 490.
Leo (Heinrich) 529.
Lerminier 254.
Leſſing 53.
Lewald (Auguſt) 474.
Lomonoſſow 435.
Lovel (Robert) 413.

Mächa 444.
Maier (Karl) 491.
de Maiſtre 144 folg.
Manzoni 233. 235.
Marggraff 492.
Melendez Valdez (Juan) 245.
Menzel 358.
Merkel 79.
Merken (von) 450.
Mery 265.
Mickiewicz 440.
Mirabeau 102 folg. 112.
Monti 234.
Moore (Thomas) 420.
Moratin (Fern.) 246.

Morier 428.
Moſen (Julius) 464 folg. 497
Mounier 106.
Mühlbach (L.) 478.
Müller (Adam) 196. 202.
Müllner 494.
Munch (R.) 449.

Napoleon 112.
Nicolai 36.
Nicolini 234.
Niebuhr 186.
Nieuvland 450.
Nisard 288.
Niemcewicz (Julian) 439.
Nodier 262.
Novalis 72 folg.
Novelle 228 folg.

Oehlenſchläger 211. 448.

Paalzow (Verf. v. Godwie-Caſtle) 475.
Palacki 444.
Palmblad 443.
Parny 123.
Pellico (Silvio) 236.
Penhoe (Barchou de) 255.
Petroff 435.
Pfitzer 492.
Picard 123.
Piedemonte 235.
Pulci 224.
Puſchkin 437.
Pückler 322 folg.
Pyrker (Ladislav) 219 folg.

Rabel 306 folg.
Raimar (Freimund) 203.
Ranke 529.
Raumer 529.
Raupach 494 folg.
Romantiſche Schule 3 folg. 70.

Romantik 30 folg.
Romanticismus (franz.) 248.
Rosa (Mart. de la) 246.
Rosenkranz (Karl) 513.
Rossini 236.
Rotteck 356.
Rouget de Lisle 124.
Rousseau 291.
Rückert (Friedrich) 488 folg.
Runge (Phil. Otto) 200.

Sacchetti 233.
Saint-Martin 143 folg.
Saint-Pierre 147.
Saint-Simon und der Saint-Simonismus 267 folg.
Sand (George) 272.
Sallet 487.
Scatsfield 425 folg.
Schaffarik 444.
Shakspeare 53. 226.
Schlabrendorf 155 folg.
Scott (Walter) 409. 421.
Schefer (Leopold) 471.
Schelling 37. 42. 513 folg.
Schenkendorf (Max v.) 203.
Schlegel (Gebr.) 4. 38. 55 folg. 65. 69. 161 folg.
Schlegel (Dorothea) 162.
Schleiermacher 57 folg. 503 folg.
Schmalz 185.
Schiller 76 folg.
Schukowski 436.
Schwab (Gustav) 490.
Schweitzer (Leopold) 493.
Shelley 418 folg.
Sieyes 105.
Silfverstolpe 445.
Southey 413.
Staël (Frau v.) 129 folg.
Stagnelius 446.
Stahr (Adolph) 482.

Steffens 23 folg. 505.
Sternberg (A. v.) 475 folg.
Stägemann 203.
Stieglitz (Heinrich) 469.
Strauß 509.
Sumarakoff 435.
Swoboda 443.

Tegnèr 446.
Thiers 352.
Thümmel 14 folg.
Tieck 21 folg. 24. 169. 239. 381 folg.
Tugendbund 185.
Tzschirner 141.

Uhland 205 folg.

Varnhagen v. Ense 194. 529.
de Vega (Lopez) 240.
Vigny (Alfred de) 260.
Villèlade 265.
Volney 107 folg.
Voß 67. 223. 235.

Wackernagel (Wilhelm) 491.
Waiblinger (Wilhelm) 470.
Wallmark 445.
Welcker 356 folg.
Weihaven 449.
Wergelandt 449.
Werner (Zach.) 163. 170 folg.
Wieland 63.
Wienbarg 372.
Willkomm (Ernst) 418. 498.
Wizin 435.
Wordsworth 412.

Zahlhaas (J. B. v.) 498.
Zedlitz 491.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.
3-598-52006-9
FN. 02208/011

Regiſter

zu

Friedrich v. Schlegel's Geſchichte der alten und neuen Literatur.

Abälard 193.
Addiſon 391.
Adelung 437.
Aeſchylus 30. 31.
Alfieri 393.
Anaxagoras 51.
Andronikus (Livius) 71.
Anſelmus 193.
Apollonius 64.
Ariſtophanes 36 folg.
Ariſtoteles 39. 60. 108 folg. 279.
Arieſt 203. 244. 245.
Arrian 101.
Attius 80.
Aurel (Marcus) 102.

Baco 332 folg.
Baſilius 155.
Bayle 369.
Berkley 399. 400.
Boccaz 233. 234. 243.
Bodmer 432.
Böhme (Jakob) 293. 422 folg.
Bojarde 244.
Boileau 347.
Bonald 403 folg.
Bonnet 377.

Boſcan 299.
Boſſuet 363 folg.
Bürger 445.
Buffon 377. 390.
Burke 408. 460.

Cäſar 75. 88. 98.
Calderon 323 folg.
Camoens 303 folg.
Cato 97.
Cervantes 312 folg.
Chapelain 344.
Chateaubriand 387. 403. 404.
Chaucer 228.
Chryſoſtomus 155.
Cicero 75. 86 folg. 98.
Cid 288 folg.
Collin (Heinrich) 473.
Comines 340.
Corneille 344. 346. 348. 364. 365.
Corp 397.

Dante 232. 234 folg.
Demoſthenes 20.
Denis 440.
Descartes 338 folg. 412.

Dichtkunſt (dramatiſche) 324 folg.
Diderot 381. 382. 386.

Edda (Gedicht der) 173 folg.
Empirikus (Sextus) 102.
Ennius 79. 97.
Ercilla 303.
Eſchenbach (Wolfram v.) 221 folg.
Enklides 69.
Euripides 33. 61. 62.

Fenelon 363.
Fichte 462 481.
Fielding 388.
Flemming 425.
Fox 397.
Friedrich (der zweite) 427 folg.

Garcilaſo 299. 302.
Garve 432.
Geſner 432.
Gibbon 374. 396.
Gleim 427.
Goethe 445. 446. 469 folg.
Goldoni 393.
Gottſched 438.
Gozzi 393.
Grotius (Hugo) 356 folg.
Guarini 309 folg.

Hagedorn 427.
Haller 427.
Heldenbuch (deutſches) 220.
Heldenbuch (perſiſches) 213 214.
Helvetius 380.
Hemſterhuys 405.
Heraklit 30. 31.
Herder 445. 446. 450.
Herodian 102.
Herodot 28. 31.
Hieronymus (der heilige) 162
Hobbes 369.

Hoffmannswaldau 426.
Homeriſche Gedichte 22 folg.
Homeros 26. 45 folg.
Horaz 90. 93.
Huet 363.
Hume 394. 395. 400.

Jakobi 445.
Johnſon 396.
Jones (William) 407.
Jornandes 166.
Joſeph (der zweite) 437.
Iſokrates 38.

Kallimachus 64. 65.
Kant 440. 441. 464 folg.
Kleiſt 427.
Klopſtock 417. 418. 428. 429 folg. 441.
Kronegk 427.

Lafontaine 383. 385.
Lavater 443. 452. 453.
Leibnitz 411. 414 folg.
Leſſing 440. 441. 448 folg.
Livius 76. 94.
Locke 111. 369. 370. 414.
Lohenſtein 426.
Lucian 101. 102.
Ludwigslied 176.
Lukan 95.
Lukrez 83 folg.
Luther 290. 418 folg.

Machiavelli. 252 folg.
Malebranche 362.
Marino 311.
Marmontel 389.
Marot 340.
Martin (St.) 405. 406. 407.
Melanchthon 290.
Menander 62.

Mendelsohn 432.
Metastasio 393.
Milton 338. 339.
Minnegesang 195 folg.
Molière 383. 385.
Montaigne 340.
Montesquieu 374. 376.
Moses 114 folg.
Müller (Johannes) 445. 446. 461
Mythologie (Indische) 121 folg.

Newton 371.
Nibelungen (Lied der) 177. 178. 219. 220.
Novalis 468.

Odin 167 folg.
Oftertingen (Heinrich von) 220.
Opitz 424. 425.
Origines 150.
Orpheus 44.
Otfried 175. 176.
Ovid 94.

Pacuvius 80.
Pascal 367 folg.
Persius 95.
Petrarca 233. 242. 243.
Philosophie (griechische) 42 folg.
Philosophie (im Mittelalter) 278 folg.
Percy 392.
Pierre (Bernardin de St.) 387.
Pindar 28 folg.
Plato 36. 59. 60. 103 folg.
Plautus 80.
Plinius (der ältere) 93. 96.
Plinius (der jüngere) 99.
Plutarch 101. 103.
Polybius 71.
Pope 391. 392.
Properz 89. 90.
Pulci 244.
Pythagoras 50. 52.

Rabelais 340.
Racine 341. 346 folg. 364. 365.
Reformation 272 folg.
Reimarus 453.
Reinecke Fuchs 225.
Richardson 318. 398.
Ritterpoesie 210 folg
Robertson 395.
Rolandslied 204.
Roman (der) 314 folg.
Romantisch 328.
Ronsard 242 folg.
Rosccc 397.
Rousseau 377 folg. 390.
Runen (Alphabet der) 171. 172.

Sachs (Hans) 422.
Sakuntala 136.
Sallust 88. 89.
Santillana 297.
Schelling 475.
Schiller 460. 461. 472. 473.
Schlegel (Elias) 427.
Seneca 94.
Shakspeare 325. 331. 332. 334 folg.
Skotus (Erigena) 193.
Smollet 388
Sokrates 42. 55 folg.
Solon 20. 22.
Sophokles 28. 33.
Spenser 332 folg.
Spinoza 412 folg.
Sterne 388.
Stolberg 445. 446. 468.
Sulzer 432.

Tacitus 96.
Tafelrunde (des Königs Artus) 207 folg.

Taſſo 305 folg.
Tauler 284.
Terenz 80.
Thales 30.
Theogonie (des Heſiod) 44. 45.
Theokrit 66. 67.
Theophraſt 60.
Thibault (König von Navarra) 227.
Thomſon 392.
Thucydides 34 folg.
Tieck 481.

Ulphilas 166.
Uz 427.

Varro 98.
Vega (Lopez de) 329 folg.
Verſejus 94.
Villena 227.
Virgil 90 folg.
Voltaire 343. 343. 345. 348. 364. 365. 378 folg. 382. 384. 387.
Voß 445. 446.

Wieland 432. 433 folg.
Winkelmann 446 folg. 451.
Wolf 417.

Xenophanes 50.
Xenophon 56. 58.

Young 392.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Die

Geſchichte der Geſellſchaft

in ihren

neueren Entwickelungen und Problemen.

Von

Theodor Mundt.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1844.

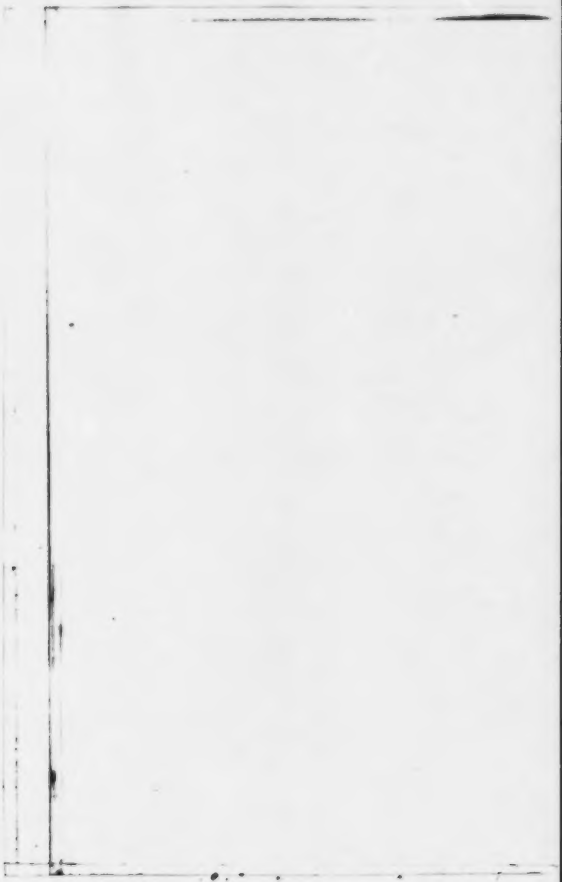
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Freundin

Philippine Meyer, geb. **Schweitzer**

in Breslau

in Liebe und Hochschätzung gewidmet.



Inhalt.

	Seite
1) Das Glück, die Freiheit und die Arbeit	1
2) Die Idee der christlichen Freiheit	14
3) Verhältniß von Welt und Geist im Christenthum	28
4) Das romantische Mittelalter	39
5) Der christliche Geist und die Natur	49
6) Der Kampf zwischen Geist und Welt	55
7) Die Epoche der Weltlichkeit bei den Völkern	64
8) Der dritte Stand in der deutschen Reformation	78
9) Der Adel, die Wissenschaft und die Freiheit in Deutschland	84
10) Die ersten socialen Bewegungen des Handwerkerstandes	97
11) Der Communismus der Wiedertäufer	115
12) Der Bauer und das Feudalsystem	136
13) Die deutsche Reformation und die französische Revolution	153
14) Der französische Atheismus	166
15) Friedrich der Große und der französische Atheismus	172
16) Der dritte Stand in Frankreich	177
17) Der Proletarier	188
18) Die sittliche Bedeutung der antiken Sklaverei	207
19) Die Idee der Gleichheit	213

Seite

20) Das Gleichheitsprinzip, das Eigenthum und der Communismus 233
21) Das Geld als Maßstab der politischen Rechte und der Communismus 246
22) Die communistische Verschwörung des Babeuf . . . 256
23) Die neueren Entwickelungen des Communismus . . 267
24) Der deutsche Communismus 275
25) Der Graf Saint-Simon 282
26) Der Socialismus und die Philosophie 291
27) Der Utopismus 300
28) Deutscher und französischer Socialismus 305
29) Die Lehre des Saint-Simon 314
30) Die Organisation der Arbeit 336
31) Die Emancipation der Frau 351
32) Das System des Fourier 362
33) Die englische, französische und deutsche Gesellschaft . . 391
34) England und Robert Owen 403
35) Schlußbetrachtung 426

1.

Das Glück, die Freiheit und die Arbeit.

Das neueſte und letzte Evangelium der Menſchheit iſt das Glück und die Freiheit, und eine neue Umwälzung des Völkerlebens wird aus dem Gedanken heraus geſchehen, daß Niemand mehr unglücklich und beſitzlos ſein will, zu welchem allgemeinen Recht auf das Glück und auf den ächten Beſitz in der Wirklichkeit der urſprüngliche Gedanke der chriſtlichen Religion ſelbſt den letzten und höchſten Grund am Ende wird hergeben müſſen.

Nicht aus dem alten Mythus von der gleichen Vertheilung und Gemeinſchaft der Güter, woran alte und neue Völker ſchon ihr Deutungsvermögen erſchöpft haben, nicht aus ihm wird jemals die freie Wirklichkeit heraustreten. Das wahrhafte Eigenthum der Völker, das in der That zu gleichen Theilen getheilt werden muß,

iſt nicht das materielle, durch welches ſich die bunte Wirklichkeit ewig wieder in denſelben ſchmerzhaften Contraſten gruppiren wird. Aber diejenige Sphäre, in welcher es weder Arme noch Reiche länger geben darf, iſt die Sphäre der Freiheit, in der das Eigenthum des menſchlichen Glückes ein gemeinſchaftliches und gleichberechtigtes für Alle geworden.

Die ſociale Speculation, welche die wahre Idee der Geſellſchaft zu finden ſtrebt, und darin die ächte Ausgleichung aller ihrer Mängel und Uebel, ſie wird zwar leicht mit zudringlicher und rückſichtsloſer Hand diejenigen Stellen unſeres Lebens betaſten, welche ſo wund ſind, daß ſie, wie Lord Byron ſagt, vor der Berührung eines Roſenblättchens ſich ſchmerzhaft zuſammenziehen müſſen. Aber dieſe Zudringlichkeit, mit welcher ſie in das verborgenſte Herzklopfen der Geſellſchaft ſich eindrängen muß, ſie wird nur das Bewußtſein über die höchſte Beſtimmung des Menſchengeſchlechtes ſelbſt ſein, und die eigene Unerſättlichkeit der menſchlichen Bruſt glücklich zu ſein, wird darin als die wahre treibende Lebenskraft aller Zuſtände erſcheinen. Denn dieſer eigentliche Gährungsſtoff der Geſchichte, welcher das menſchliche Glück iſt, er drängt alle großen und kleinen Verhältniſſe nach allen Seiten hin, ſich zu geſtalten, und wie es in jedem Verhältniß immer noch eine Lücke

auszufüllen giebt, wie überall noch Raum iſt für einen Erlöſer und Glückbringer, wie kein Herz ſchon ſo befriedigt iſt, daß es nicht immer noch durch den Schlag eines anderen ſich ergänzen, und in ſeiner Harmonie wahrhaft vollenden möchte, ſo iſt es nichts als ein ſolcher ewiger Liebesdrang in der Gesellſchaft, welcher ſie reizt und treibt ſich zu reorganiſiren, ſich ewig zu erneuern und zu vollenden. Das Glück der Geſellſchaft zu begründen, hat beſonders in unſerer Zeit die Wohlthätigkeit große und umfaſſende Anſtalten gemacht, und man muß gerade in ihren gewaltigen und zum Theil gewaltſamen Anſtrengungen, welche ſie aufgeboten hat, eine Anerkennung der beſtehenden Mängel der Geſellſchaft am entſchiedenſten ausgedrückt finden.

Der Wohlthätigkeitstrieb unſerer Zeit, der ſich bei uns beſonders ſtark und wirkſam herausgeſtellt hat, er muß uns vornehmlich deshalb als ein bedeutſamer erſcheinen, als er gewiſſermaßen den Freiheitstrieb der Zeit in ſich ſchließt, als er das in der Geſellſchaft drängende Bedürfniß nach Befreiung und Erlöſung aller Zuſtände in ſeinem Kreiſe ſchon zur That ſich hat erheben laſſen. Die Wohlthätigkeit aber, kann ſie auch noch ſo umfaſſend und mächtig organiſirt werden, kann ſie auch wirklich als der heilbringende Schwan

alle Wogen des menſchlichen Leidens durchſchiffen, ſo vermag ſie doch für ſich allein, bloß als dieſe chriſtliche That der Barmherzigkeit, die Wunden der Geſellſchaft nicht zu heilen, wenn ſie nicht eben dadurch, daß ſie die, allem Wohlthätigkeitstrieb zu Grunde liegende Idee der Freiheit in ſich als das Weſentliche erkannt hat, ſich zur Wohlthätigkeit im höchſten geſellſchaftlichen Sinne, im Sinne der Freiheit, geſtalten will.

Die Freiheit, als dies wahre göttliche Mutterhaus aller Wohlthätigkeit, aus ihrer Idee und zu ihrer Verwirklichung kann ſie allein wahrhaft die rechte Wohlthätigkeit in alle Welt entlaſſen. Die Idee der Freiheit, welche in der Geſellſchaft verwirklicht werden ſoll, ſie kann allein auch alle Uebel der Geſellſchaft von Grund aus heilen, ſie kann die Gnade und Barmherzigkeit, mit welcher die falſche Wohlthätigkeit ſich ſo leicht nur aufſchmückt, einzig und allein in ein Recht umwandeln, welches der Arme und Bedrückte in der Geſellſchaft darauf hat, daß ihm geholfen werde. Nicht geſtatten würde ich mir, und ich könnte mir es ſelbſt nimmer vergeben, wenn ich von dem Wohlthätigkeitshang, der unſere Tage ſo mächtig beſeelt, auch nur einen Augenblick lang ſchlechter denken wollte, als er es verdient. Wir wollen dem neuen ritterlichen Kreuzzug, welchen die Wohlthätigkeit unſerer Zeit nach dem

heiligen Grabe der menschlichen Leiden hin antreten will, unsere ganze Bewunderung nicht versagen, wir wollen in diesem Sinne besonders an die großherzige Wiederherstellung des Schwanenordens erinnern, in welchem die verschiedenartigen Vereine zur Abhülfe der physischen und moralischen Leiden der Menschheit jetzt ihren organischen Mittelpunkt gefunden haben sollen, und Jeder, der dies Kreuz, durch welches die Wohlthätigkeit romantisch wird, an seine Brust heften will, sei uns in diesem Würdenschmuck des christlichen Erbarmens ganz besonders geehrt!

Aber in unsern besorglichen Tagen, wo man sich einander gern alle möglichen Gefährlichkeiten vorrechnet, die aus einer wahrhaften That entspringen könnten, muß es uns auch erlaubt sein, auf die gefährliche Seite derjenigen Wohlthätigkeit hinzudeuten, welche durch die christliche Spitalpflege und durch die Stiftungen für reuige Gefallene und Bestrafte Alles gethan zu haben glaubt, was die krankhaft ergriffene Gesellschaft wieder harmonisch verbinden und ihr die verloren gegangene Einheit ersetzen und wiederherstellen könnte.

Die berliner Wohlthätigkeit zum Beispiel, um von dieser mir hier zunächst liegenden Erscheinung anzufangen, die fast so berühmt und sprüchwörtlich geworden ist,

wie der berliner Witz, sie muß sich hüten, daß sie nicht, wie dieser, nur Palliativkuren in der Befreiung der Zustände vollbringt, wodurch sie das große tüchtige Element, das ihr aus dem Geist der Bevölkerung selbst zuströmt, nur zu einem negativen, die wahrhafte freie Entwickelung der Zeit aufhaltenden, herabsetzen würde. Wie man von den Berlinern sagen kann, daß sie sich durch ihren europäisch berühmten Witz so leicht mit den Ideen selbst abfinden, wie der berliner Witz zugleich das die Ideen selbst Zerfressende ist, so kann man auch von der falschen Wohlthätigkeit sagen, daß, indem sie die Leiden der Gesellschaft pflegt und ihre Wunden mit geweihten Specereien einreibt, indem sie das sociale Uebel lediglich in seiner körperlichen Erscheinung bekämpft, sie es dadurch gewissermaßen begünstigt, und zu ihrem Lieblingsgegenstand erhebt, über dem sie hier und da vielleicht sogar eitele christliche Toilettenkünste verrichtet! Der berliner Witz, um auf diesen unsern wichtigen Zeit- und Tagesgenossen noch einmal zurück zukommen, der berliner Witz, der zum Theil auch als eine Krankheit erscheinen kann, die sich an dem Organismus unserer allgemeinen Zustände angesetzt hat, der berliner Witz, welcher oft auch die berliner Freiheit gewesen ist, welcher der Robespierre der Berliner, ihre Charte, ihre Constitution, ihr Alles und ihr Nichts ist,

der Witz der Berliner, der Alles aufrührt, in demselben Moment aber auch Alles wieder beschwichtigt und verdeckt, er enthält gewissermaßen eine negative Anerkennung unserer Freiheit, die sich darin genug thut, alle Beschränkung zu verspotten, aber in diesem negativen Bewußtsein des Witzes zugleich die Kräfte absorbirt, die für die thatsächliche Darstellung des freien Bewußtseins verwandt werden sollen. So kann man zu witzig sein, um wirklich frei zu werden, wie man auch zu wohlthätig, d. h. in dem falschen Sinne wohlthätig sein kann, um der Gesellschaft wirklich zur Ueberwindung ihrer Mängel zu helfen.

Das wird aber die wahre und die höchste Wohlthätigkeit sein, welche nicht bloß Denen geben will, die Nichts haben, sondern die Denen, die etwas erwerben und dadurch etwas sein wollen, hilft, sich ihr Dasein zu dieser einzig glücklichen That der Freiheit zu gestalten.

In diesem Sinne ist das Prinzip der Arbeit das wesentliche Element in der neueren Geschichte der Völker geworden, und es beginnt mit ihm eigentlich das neue protestantische Weltalter der Menschheit, es beginnt mit ihm die neue Geschichte des freien Geistes bei den Völkern. Im Laufe der Zeiten, um die Völkerzustände frei zu machen, war auch ein „Schwan“ erschienen, der Schwan Martin Luther, von welchem Johann

Huß auf seinem Scheiterhaufen geweissagt hatte, daß dieser Schwan auf die Gans folgen, und das wahre Lied der Freiheit anstimmen werde.

Luther, der es zuerst ausgesprochen, daß die Völker den allseitigen Genuß ihres freien Daseins nur Gott und sich selbst zu danken haben sollten, hob in diesem Sinne auch zuerst die Arbeit als ein wichtiges Prinzip des neueren Völkerlebens hervor. Indem er in seiner Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation" gegen die vielen Fest-, Feier- und Heiligentage der alten Kirche sich erklärt, und deren Abstellung und Beschränkung allein auf den Sonntag beantragt, führt er besonders den Schaden an, welchen das Volk dadurch erleide, indem es an seiner Arbeit verkürzt und versäumt werde. Hier hat Luther in der Arbeit zuerst ein wahrhaft protestantisches Element des Völkerlebens entschieden genug angedeutet, er gebraucht das Prinzip der Arbeit, durch welches ein Volk am meisten sich selbst angehört und in seiner selbsteigenen Bewegungskraft sich darstellt, er gebraucht es zugleich als Freiheitsprinzip, mit welchem er in den heiligen Festcyklus des römischen Müßiggehens und Schwelgens eindringt, mit welchem er den Heiligen alle ihre Festaltäre und ihre Feierkerzen umstürzt. Er sagt hier: „Wiewol etliche Prälaten meinen, wenn sie St. Ottilien,

St. Barbaren, und ein jeglicher nach ſeiner blinden Andacht ein Feſt machet, habe gar ein gut Werk gethan, ſo er viel ein beſſers thäte, wo er zu Ehren einem Heiligen aus einem heiligen Tag einen Werkeltag machte!"

Dieſe Heiligung des Werkeltags, welche Luther als eine beſſere Heiligung empfiehlt, denn die der vielen heiligen Tage, in ihr hat Luther den wahren Anbruch des neuen proteſtantiſchen Weltalters verkündigt, und darin die neue Weltanſicht aufgeſtellt, daß die Arbeit der Völker, das was ſie aus der eigenſten Volkskraft heraus thun und vollbringen, ihr eigentliches Heiligenfeſt, und zugleich ihr innerſtes Recht der Freiheit ſei. Die abſtracte Heiligung des Sabbaths, die auf Koſten der Arbeit gefordert wird, wird meiſt auch immer unfreie Volkszuſtände bedecken und übertäuben ſollen. Aber die von Luther empfohlene Heiligung des Werkeltags iſt es, welche, als die Heiligſprechung eines frei ſich in ſich ſelbſt bewegenden Volksdaſeins, als das wahre Symbol in der Epoche der Freiheit aufgerichtet ſteht. Darum waren es unter allen Nationen gerade die Italiener, welche ihr Land zu dem Sitz der päpſtlichen Hierarchie eingeräumt hatten, da dies Volk, das aus Naturell, Gewohnheit und einem Zuſammentreffen von unglücklichen Verhältniſſen ſich

zu dem Element der Arbeit nicht hatte erheben können, darin auch das Element der Freiheit preisgegeben und verloren hatte, wofür es einen heiligen Vater bekommen, den ſie mit Recht ſo nannten, weil ſie in ihm wie unmündige Kinder zugleich die eigentliche Grundlage ihrer ganzen Subſiſtenz erblicken mußten, indem durch dieſen heiligen Vater das Hab und Gut aller andern Nationen nach Italien, wie zum Mittelpunkt eines Spinnennetzes, hereingelockt wurde.

Darum war dies unglückliche Volk niemals in ſeinem eigenen Lande Herr ſeiner ſelbſt geweſen, ſondern alle Augenblicke von Fremden überwältigt, zuſammengepreßt, und in lauter unfreie Beſonderheiten zerſtückelt, entartete es zugleich in ſich ſelbſt zu dieſer kleinlichen, kindiſchen, ſchelmenhaften und egoiſtiſchen Nation, die allein die Nation des heiligen Vaters hatte werden können. Darum erſchlug das Volk der Italiener ſelbſt gewöhnlich ſeine eigenen Reformatoren, die ihm hatten helfen wollen, als Häſcher und Henkersknecht ſeines eigenen Geiſtes, wie es dies mit Savonarola that, der zu Florenz unter dem Papſt Alexander VI., gleichwie Luther zu Wittenberg, gegen den Ablaß und den päpſtlichen Hof gepredigt hatte, und den das Volk von Florenz ſelbſt zu dem von den Henkern angezündeten Scheiterhaufen

ſchleppte, indem es heulend vor Freude ſchrie: es lebe der Papſt Borgia!

Dagegen iſt es bedeutſam zu ſehen, wie Luther gerade an dem arbeitſamſten, gewerbfleißigſten Stamme der deutſchen Völkerſchaften, an Sachſen, das niemals eine Verweichlichung und Erſchlaffung weder durch Klima noch durch andere üppige Zuflüſſe erlitten, wie Luther gerade an dieſem deutſchen Stamm, in welchem das Element der Arbeit am mächtigſten geworden war, zugleich eine natürliche Unterſtützung fand, um das Element der Freiheit, den Proteſtantismus, darin aufzurichten.

Indem Luther den Proteſtantismus mit dem wahren Feiertagskleide der Arbeit ſchmückt, hatte er zugleich erkannt, daß das Prinzip der Arbeit die wahre Volksaufklärung, und die eigentliche Vernichtung alles Aberglaubens in ſich ſchließe. So befindet ſich unter den Reformverlangen, welche er in ſeiner Schrift an den Adel zuſammengeſtellt hat, auch das, daß fernerhin keine Wunderzeichen mehr geſchehen ſollen. Luther ſelbſt hielt nicht viel vom Wunderthun, und wenn ihn Einige ſeiner Lobredner ſchon zu ſeiner Zeit einen Heiligen und Wunderthäter genannt haben, ſo ſagte er dagegen in einer ſeiner Schriften, er danke Gott, daß er

kein Wunderthäter ſei. Luther wollte damit anzeigen, daß die neue Bewegung in der Welt, die er unternommen, nichts als die wahre menſchliche Kraft des freien Willens ſelber ſei, und, nachdem dieſe ſich in der Völkergeſchichte endlich offenbart habe, verlangt er auch von der Kirche, daß ſie ferner keine Wunder mehr thun ſolle. —

Bemerkenswerth dagegen iſt es zu ſehen, wie jener Schwanenorden, der vor der Reformation ſeine eigentliche Blüthe geſehen hatte, durch die Reformation zuerſt ſeine Bedeutung verlor, und obwohl er niemals aufgehoben worden iſt, doch damals unter den neuen proteſtantiſchen Weltelementen, als dieſe noch am heftigſten und lebenskräftigſten waren, in ſich ſelbſt auf eine Zeitlang zuſammenſtürzte, da in einer Zeit, die in dem Prinzip der Arbeit das eigentliche Element der Freiheit der Völker erkannt hatte, jenes abſtracte Wohlthätigkeitsprinzip nicht mehr gelten ſollte, welches in das eigentliche concrete Daſein der Völker nicht hineinzuſteigen vermochte, ſondern ihm nur an ſeinem äußeren Leib und Gliedern mechaniſch herumflickte; da dieſes abſtracte Wohlthätigkeitsprinzip, nach der einen Seite unter die vorzugsweiſe katholiſche Formel der bloßen Werke gehörend, deshalb nicht mehr beſtehen

konnte in dem heißen Glaubensſtreit der damaligen Tage, vor den gewaltigen Bewegungen des Schwanes Luther, der an die Stelle der bloßen Werke in der Kirche die innere Macht des freien Geiſtes geſetzt hatte, welche da allein ſelig und verdient mache.

2.

Die Idee der christlichen Freiheit.

Den Kampf, welchen das Völkerleben in der Reformationszeit begann, hat Luther selbst als den Kampf um die Freiheit des Christmenschen bezeichnet. Seine Schrift de libertate christiana, welche Luther auch deutsch als Sermon von der Freiheit eines Christmenschen herausgab, sandte er im Jahr 1520 nach Rom, an den Papst Leo X., dem er sie mit einer besondern Zuschrift, welche selbst wie der erste Flammenausbruch der christlichen Freiheit erscheint, übermachte. Die Schrift gehört zu den schönsten und gewaltigsten, welche Luther geschrieben, sie strömt ein reines und ächtes Feuer des Herzens aus, und hat diese mächtige Fülle von Gemüth und Wort, diese

jugendfrische Zuversicht ihres Werkes, womit wir Luther sofort auf die Höhe seiner Zeit hinantreten sehen. Luthers Schreibfeder, womit er zuerst die Sätze gegen den römischen Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg geschrieben, reichte jetzt wirklich bis nach Rom, wie dies der Kurfürst Friedrich von Sachsen im Traum gesehen hatte, indem ihm träumte, daß Luthers Feder immer wuchs und wuchs, von Wittenberg bis nach dem fernen Rom, wo ihre Spitze des Papstes dreifache Krone berührte und ihm von seinem Haupte stieß.

Diese geschichtliche Stoßkraft der Schreibfeder, welche die erste Waffe der christlichen Freiheit wurde, sie traf darin dieser Zeit mitten in das Herz hinein, daß sie endlich zur Erörterung und Entscheidung brachte, was den Völkern so lange als die drückendste Last auf ihrem Herzen gelegen, nämlich die Frage zwischen dem geistlichen und weltlichen Prinzip, die Rechtsfrage zwischen Geist und Welt, wobei die Untersuchung dahin geschehen sollte, wie dies doppelte Gesetz in den Gliedern der Menschheit zu einer Einheit gelöst werden könne, welche Einheit dann die Freiheit selber wäre. Seiner ringenden Zeit, welche zwischen Welt und Geist und in der Einheit beider sich als frei setzen wollte, reichte Luther die Palme der christlichen Freiheit dar, welche, obwohl sie den alten Widerspruch des Völker-

lebens noch nicht vollkommen lösen konnte, doch die erste Siegesfeier des modernen Freiheitsgedankens darstellt. —

Diese christliche Freiheit aber, mit welcher Luther den Papst segnen wollte, war die Freiheit des inneren Lebens, welche Luther vorzugsweise die christliche Freiheit nannte, da sie aus dem Glauben erwuchs, und der Glauben selbst war, der für sich allein, auf sein inneres Recht und seine innere Macht gestützt, die wahre Bedeutung des ganzen Daseins ausfüllen und erfüllen sollte. Dieser Glaube, der bei Luther diese absolute Bedeutung erhalten, tritt hier zunächst als der Gegensatz gegen die sogenannten Werke der katholischen Kirche heraus, wie Luther in seiner Schrift sagte: „das ist die christliche Freiheit, der einige Glaube, der da machet, nicht, daß wir müßig gehn oder übel thun mögen, sondern daß wir keines Werks bedürfen, die Frömmigkeit und Seligkeit zu erlangen.“ Aus diesem Glauben, der uns ohne alle Werke aus der inneren Macht heraus frei und selig mache, leitet Luther die wahre Freiheit des Christenmenschen her, von dem er sagt: „daß er frei sei von allen Dingen, und über alle Dinge!“ Dieser Glauben theile uns alle Vorzüge Christi mit, und weihe uns mit ihm zu Priestern und Königen. Wer

mag nun ausdenken — ruft Luther jubelnd aus — die Ehre und Höhe eines Chriſtenmenſchen! durch ſein Königreich iſt er aller Dinge mächtig, und durch ſein Prieſterthum iſt er Gottes mächtig!"

Dies war der erſte Flügelſchlag unſerer Freiheit, die chriſtliche Freiheit Luthers, hinter deren Jubeltönen zuerſt noch ein leiſer Seufzer der Menſchheit verſteckt blieb, der Seufzer nach der Freiheit des äußeren Lebens, nach der weltlichen Freiheit der Völker. Luther ſelbſt empfahl noch in dieſer Schrift von der chriſtlichen Freiheit die äußere Dienſtbarkeit, und den harten Zwang des Leibes und der Welt, als eine Förderung zur innern Freiheit. Er ſelbſt hatte während ſeiner Jugend im Kloſter ein ſtrenges, qualvolles, ſeinen Leib auf jede Art zermarterndes Daſein geführt, und war daraus zu dieſer Freiheit des innern Lebens erſtarkt, welche er zum Prinzip der Umwälzung in ſeiner Zeit machte.

Die chriſtliche Freiheit, welche der freien Formen der Welt noch nicht bedurfte, ſondern gewiſſermaßen im Gehorſam der Welt geboren worden war, ſie geht als das blaſſe Morgenroth der neuen Zeit vor uns auf. Der Ruf Luthers nach ihr erklingt wie der erſte Hahnenſchrei beim beginnenden Tag der neuen Zeiten, aber ſie iſt nicht dazu beſtimmt, über unſerm Haupte

ſtehen zu bleiben, denn ſie iſt nur die Morgendämmerung, nicht aber die wahre Sonne der neueren Geſchichte. Die Idee der chriſtlichen Freiheit, als die Leimruthe des weltlichen Gehorſams benutzt, an welche man fortſtrebende Völker feſtkleben zu können gemeint hat, würde in dieſem Sinne noch immer gegen die Idee Luthers ſein, denn Luther ſagte zugleich in ſeiner Schrift von der chriſtlichen Freiheit, daß dieſer innerliche und neue Menſch, der aus dem Wort und Geiſt Gottes geboren würde, ein freier und ungebundener Menſch ſei, deſſen Herz, Seele und Gewiſſen durch keine menſchliche Ordnung und Geſetz gebunden und verſtrickt werden könne, und der keiner menſchlichen Ordnung, ſo wider das klare Wort Gottes ſtrebe, zu gehorſamen ſchuldig und pflichtig ſei. Er drang ferner auf ein friſches, freies, fröhliches und thatkräftiges Leben, auch im Weltverkehr, das aus der chriſtlichen Freiheit herquellen müſſe. Wenn ſich Luther noch nicht zur Idee der politiſchen Freiheit erheben konnte, ſo verdient er deshalb nicht die Anklage, die man häufig gegen ihn gerichtet hat, daß er ein Prediger der politiſchen Unfreiheit und Unterdrückung geweſen. Auf der andern Seite iſt die tiefe Wehmuth nicht zu verkennen, welche bei dieſer erſten Aufrichtung der chriſtlichen

Freiheit die Welt durchzitterte. Als im Bauernkriege ein junger Bauer im Würzburger Lande zum Tode verurtheilt wurde, rief er aus: „o weh! ich soll schon sterben, und habe mich kaum im Leben zweimal an Brot satt gegessen!“

Die wahre Freiheit ist aber allerdings diese, nicht bloß die Herzen und die Geister satt zu machen, sondern sie muß auch dafür sorgen, daß das arme Volk sich satt essen könne bei lebendigem Leibe, sonst will es, wie dieser Bauer, selbst den Himmel nicht. Darin liegt die gewaltige Wahrheit, daß man von der Wirklichkeit satt werden muß, um auch des Himmels wahrhaft genießen zu können.

Die christliche Freiheit soll uns daher das wahre sattmachende Brot der Wirklichkeit schaffen, und wenn Luther in ihr den Glauben als diese wahre, ihrer selbst gewisse Wirklichkeit des Geistes begründete, so hat er dadurch nur den Weg gezeigt, die ganze Wirklichkeit des menschlichen Lebens zu befreien. Die christliche Freiheit Luthers, wenn sie noch eine Trennung und einen Dualismus in die Wirklichkeit hineinsetzte, so erscheint sie auch dadurch nur als der Gährungsstoff der neueren Geschichte, um zu treiben und aufzuregen alle Gegensätze des Völkerlebens, daß sich daraus die wahre Einheit der Wirklichkeit zusammenfüge. Die christliche Frei-

heit, als die bloß innerliche Seite der freien Wirklichkeit, sie kann in dieser Beschränkung heut nur noch von Denen aufgefaßt werden, welche mit der Idee und dem Gut der Freiheit überhaupt ein sophistisches Spiel zu treiben beabsichtigen. In dieser Weise ist man denn auch in unserer Zeit allerdings sehr freigebig mit der christlichen Freiheit gewesen, und hat dieselbe großsprecherisch gewissermaßen in alle Winde verstreut. Es ist aber in keiner Zeit gefährlicher, als in der unsrigen, die Freiheit immer mehr in das innere und inwendigste Nationalbewußtsein zurückzudrängen, statt ihre plastische Macht endlich mitten in den Bildungen des Völkerlebens selbst walten zu lassen. Keinem Volke hat man es so sehr zugemuthet, als dem deutschen, gewissermaßen eine doppelte Nationalität zu führen, eine inwendige, geheime, freie, die auf die Macht des inneren Bewußtseins sich gestellt hat, und eine äußere, unfreie, der Willkühr seiner Herren verfallene Nationalität, welche nur die zum Völkerspott gewordene Vermummung unserer innern Nationalität ist. Diese innere Nationalität der Deutschen ist aber bereits bis zum Springen des Herzens angefüllt und überpfropft mit dem Gedanken der Freiheit, und wenn man die Deutschen in ihrem politischen Leben mit den Bauern vergleichen kann, von denen ein altes Sprüchwort sagt, daß sie nicht eher Hochzeit

machen, als bis es hohe Zeit iſt, wo die Braut dann auch oft mit dem Strohkranz zur Kirche gehen muß, ſo iſt es doch nimmer zu wünſchen, daß das deutſche Volk mit einem Strohkranz, der das Symbol der Widergeſetzlichkeit iſt, in den Tempel der Freiheit eingehen möchte!

Luther hatte in ſeiner Lehre von der chriſtlichen Freiheit noch den Gehorſam der Welt, die Demuth und die Unterwürfigkeit des Leibes gepredigt, aber wenn wir ihn ſelbſt hören, wie er mit den Großen und Machthabern ſeiner Zeit umging, wenn wir ſeine gewaltige und ſchonungsloſe Sprache vernehmen, in der er zu ihnen redete, ſo müſſen wir wohl den Gedanken aufgeben, daß Luther, der Held des freien Geiſtes, unfreie oder knechtiſche Weltformen hätte begünſtigen oder hervorrufen können. Vielmehr iſt zu ſagen, daß Luther, wenn nicht durch ſeine Lehre, doch durch ſeine Thaten, zuerſt an den ſtarren Standesunterſchieden der Deutſchen am meiſten niedergeriſſen hat. Wie ſchon die Bibelüberſetzung ſelbſt dadurch, daß ſie allen deutſchen Ständen, dem König wie dem Bauer, dieſelbe Sprache, daſſelbe Wort des Geiſtes verliehen hatte, gleichmachend und gewiſſermaßen demokratiſch wirkte, ſo näherte Luther, durch ſein eigenes, freies und großartiges Verhältniß zu den Machthabern ſeiner Zeit,

das Volk noch unmittelbarer den privilegirten Ständen an, und er schritt mit dem Volke, dessen Kind er war, zu den Höhen der Menschheit herauf. Er wurde darin wahrhaft der erste Volkstribun der Deutschen, daß er mit den Königen und Fürsten seiner Zeit wie mit Menschen umging, daß er sie wie Menschen zu behandeln und anzureden wagte. Durch den menschlich freien, zuweilen in persönlicher Freiheitslust überschäumenden Ton seiner Briefe, welche er an die ersten Machthaber der Welt richtete, hat Luther nicht wenig beigetragen, den Aberglauben zu zerstören, womit man lange an eine übermenschliche Größe der fürstlichen Personen sich hingegeben hatte. Seine Briefe an den König von England, an den Herzog Georg zu Sachsen, und andere Fürsten, sind in dieser Hinsicht die merkwürdigsten Aktenstücke in der Geschichte der persönlichen Freiheit der Deutschen, und in der Geschichte der Verschiedenheit der Stände. An Heinrich VIII. von England, als Antwort auf dessen berühmte Schmähschrift gegen Luther, schrieb Luther über Erasmus, daß dieser mehr Verstand in seinem kleinen Finger habe, als der ganze König von England in seinem Kopf. Den Herzog Georg zu Sachsen redet er in einem Brief (de Wette, Luthers Briefe, II. 285) folgendermaßen an: „Aufhören zu toben und zu wüthen wider Gott und seinen Christ,

anſtatt meines Dienſtes zuvor, ungnädiger Fürſt und Herr!“ und nachdem er ihn einen Lügner genannt, unterzeichnet er ſich: „Martinus Luther, von Gottes Gnaden, Evangeliſt zu Wittenberg“ wo er ihn mit dieſem „von Gottes Gnaden“ ohne Zweifel an ſeiner fürſtlichen Würde necken, und ſich zugleich demſelben in ſeiner volksthümlichen Selbſtherrlichkeit, in dieſer ganzen Freiheit des Subjekts, welche durch Luther in ſeiner Zeit erwacht war, gegenüberſtellen wollte. Der weiſe Baco ſtellte den Grundſatz auf, daß man an die Großen nur ſchreiben ſolle, weil man es durch die mündliche Rede leichter mit ihnen verderben könne. Luther aber verſtand ſich gerade in ſeinen Briefen, die er ſchrieb, auf die Kunſt, es mit den Großen zu verderben. Am entſchiedenſten hatte er dies in ſeinem mehrerwähnten Brief an den Papſt Leo X. gethan, an den er gerade in der Abſicht hatte ſchreiben ſollen, um es mit dem Papſt nicht ganz zu verderben. In dieſem Brief verſichert er nun dem Papſt unter Anderm, wie es ihm herzlich leid thue, daß derſelbe Papſt worden ſei, da er ihm eigentlich Gutes gönne. „O Du allerunſeligſter Leo, der Du ſitzeſt auf dem allergefährlichſten Stuhl, wahrlich ich ſage Dir die Wahrheit, denn ich gönne Dir Gutes!“ Ferner ſagt er ihm: „Du ſitzeſt, heiliger Vater, wie ein Schaaf unter den

Wölfen, wie Daniel unter den Löwen, und wie Ezechiel unter Skorpionen!“ Er fragt ihn selbſt, ob es nicht wahr ſei, „daß unter des weiten Himmel iſt nichts aergeres, vorgiftigers, häßigers denn der romiſche Hof!“ und die römiſche Kirche, welche ſei das „Bubenhaus aller Bubenhäuſer!“ „Siehe da, mein Herr Vater, das iſt die Urſach und Bewegung, warumb ich ſo hart widder dieſen peſtilenſiſchen Stuel, auf dem du ſitzeſt, geſtoßen habe!“ Und an einer andern Stelle giebt er ihm zu bedenken; „Es ſtinkt jetzt übel des Römiſchen Hofes Namen in aller Welt, die päpſtliche Acht iſt matt, die Römiſche Unwiſſenheit hat ein boſe Geſchrei!“

Mit Recht bemerkt Planck in ſeiner Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs, daß niemals ein Kaiſer früher gewagt hatte, in ſolcher Sprache zu dem Haupt der Chriſtenheit zu reden, doch war auch Luther in dieſer Sache, welche er führte, mehr als ein Kaiſer, er war der Vertreter des neuen freien Volksgeiſtes der Geſchichte. So ſagt er in einem Brief an Wenzel Linck von den Fürſten ſeiner Zeit überhaupt: „Sehet zu, daß die Fürſten durch neue Rathsherren bewegt werden, gelaſſen und ohne Gewalt zu handeln und zu ſchalten, daß ſie bedenken, daß die Völker nicht mehr ſo ſeyen wie bisher, und verſichert, daß ihr innerlich Schwert ihnen über dem Haupte hänge.“

Man muß erſtaunen über dieſe in der ganzen Geſchichte beiſpielloſe Stellung, welche ein Mann des Volkes, wie Luther, auch zu den Fürſten ſeiner Zeit hatte einnehmen und durchführen können, Luther, der von ſich ſelbſt in ſeinen Tiſchreden mit Stolz ſagte: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahn, ſind rechte Bauern geweſen.“ Die große Nähe, in welche ihm zu den Fürſten zu treten vergönnt war, was im Drang der Begebenheiten wie von ſelbſt geſchah, ſie ſtellt ſich als eine höchſt merkwürdige Thatſache heraus, die heut zu Tage nicht genugſam betrachtet werden kann. Es iſt unzweifelhaft, daß durch dies unmittelbare und harte Herantreten des Volkselements an die Perſönlichkeiten der Fürſten auch die Sache der Geſchichte, um die es ſich handelte, gar weſentlich gefördert worden iſt. Die Fürſten ſelbſt, welche ihre Herzen und ihre Lebenskreiſe den Freiheitsmännern der neuen Zeit öffneten, hatten daran klug gethan, ſie hatten ſich durch dieſe vertrautere Verbindung, welche ſie mit der Freiheitsbewegung der Zeit eingingen, die Möglichkeit offen erhalten, gewiſſermaßen noch auf die Erziehung des Freiheitselements einen Einfluß ausüben zu können. Dies war die größte Weisheit, welche Friedrich der Weiſe, der Freund Luthers, in dieſer Zeit gezeigt hatte. In unſerer Zeit dagegen,

wo es ſich um die Entwickelungen der Freiheit und ihre Vertreter gehandelt hat, war gerade Das immer als das größte Unglück zu betrachten, daß die Freiheitsmänner gewiſſermaßen ausgeſtoßen erſchienen aus der Nähe und aus den Lebenskreiſen der Machthaber, während es das Klügſte wäre, gerade die Liberalen courfähig zu machen, und mit Triumph in die bevorrechtete Geſellſchaft zu ziehen, anſtatt ſie zu verweiſen an ein freies Leben in den Caféhäuſern und in den Leſekabinets. Die Liberalen müßten aber auch ihrerſeits etwas dazu thun, ſie müßten mehr Talent an den Tag legen, ſich in die nobeln Formen des Lebens zu ſchmiegen, ſie müßten ſich an die Fürſten in allerlei Geſtalten drängen, und wenn es nicht geht, ſich ſogar zu ihren Beichtvätern verſtellen.

Was iſt aber heutzutage aus dem hohen Oppoſitionston der proteſtantiſchen Zeiten geworden, welchen Luther wie einen Schlachtenruf auf Leben und Tod anſtimmte, und womit er den Mächtigen ungeſcheut in das Herz hineingriff, womit er ſie in der Wurzel ihres Daſeins erſchütterte! Dieſer hohe proteſtantiſche Ton iſt heut aber wieder eben ſo matt geworden, wie zu Luthers Zeit die päpſtliche Acht matt geworden war, und wir erweiſen uns auch darin heut als die abgeſchwächten und entarteten Kinder des Proteſtantismus.

Nur die Deutschen sind im Stande gewesen, im Laufe der Zeiten eine Excellenzbibel hervorzubringen, wie man mit gerechtem Spott die verbesserte und verfeinerte Lutherische Bibelübersetzung genannt hat, welche im Jahre 1756 zu Braunschweig herauskam. In dieser Excellenzbibel las man statt Apostelgesch. 23, 26, wo Luther übersetzt hat: „dem theuren Landpfleger" dafür: dem hochwohlgebornen Landpfleger," und Apostelgeschichte 25, 21, wo Luther übersetzt hat: auf des Kaisers Erkenntniß: dafür allerdings bei weitem anständiger: „auf Seiner Majestät Erkenntniß." Dieser Excellenzton, welchen die Deutschen in der Fortentwickelung ihres protestantischen Lebens aus dem Lutherton gemacht haben, er ließe sich bis in die einzelnsten Erscheinungen des heutigen Lebens hinein nachweisen.

3.

Verhältnis von Welt und Geist im Christenthum.

Im Christenthum ist es der Gott im Menschen, welcher als die neue treibende Lebenskraft der Völkergeschichte erscheint.

Im Christenthum ist es auf den Menschen abgesehen, wie es im Heidenthum auf den Gott abgesehen war.

Der wahre Mensch soll jetzt offenbar werden, der ganze Mensch soll wiedergeboren werden, der Mensch, in dem Gott wohnt, der Mensch als wahrhaft Gottes Kind, das ächte Menschenthum soll sich entwickeln und in die Lebensbewegung hinaustreten. Das Kreuz Jesu Christi wird uns in dem Sinne, in dem wir es hier zu betrachten haben, als der wahrhaft grüne Stamm

der Weltgeſchichte, als die Grundſäule zum Tempel der freien und glücklichen Völker erſcheinen.

Das klaſſiſche Ideal der alten Welt muß durch die neue chriſtliche Weltanſicht zuerſt ſeine Auflöſung finden, die antike Objektivität, die in den Gränzen der natürlichen Endlichkeit auch die ganze unendliche Welt des Individuums hatte feſthalten und einſchließen wollen, ſie mußte erſt zu dieſer ganz entgötterten Wirklichkeit werden, wie ſie im Lichte des neu aufgehenden Chriſtenthums ſich zeigte, ehe das letztere ſeine Aufgabe, die Offenbarung des unendlichen ſubjektiven Daſeins des Menſchengeiſtes, und damit die wahre Erlöſung des Geſchlechts, beginnen konnte. Chriſtus, in der Welt erſchienen als das wahre Lebensbild der Menſchheit, als das ächte Bild der Einheit des Endlichen und Unendlichen, ſteht als der höchſte Gipfel der Menſchwerdung Gottes da, und ſchließt damit die alte Welt vollkommen ab, in welcher die Menſchwerdung Gottes als eine bloß ideale Gegenſtändlichkeit, in einer dem ſubjektiven Geiſt durchaus äußerlich bleibenden Weiſe und Form, vollbracht war.

Die Statue des alten Gottes, dieſe ſchöne Siegesgeſtalt der göttlichen Objektivität, ſie hatte das Auge verſchloſſen, und drückte durch dieſen Mangel in der Darſtellung des Auges gerade den fehlenden ſubjektiven

Lebenspunkt aus, welchen der Gott hier in seiner eigenen Offenbarung nicht hatte. Das ist die blinde Objektivität des antiken Gottes, der das Zeichen des göttlichen Selbstbewußtseins, das Auge, noch nicht an sich trägt, und der diese harte und kalte Realität des Naturgebildes noch nicht durchbrochen und durchleuchtet hat mit dem Feuer dieses Selbstbewußtseins, welches das wahre Verbindungsglied zwischen dem Gott und dem Menschen ist. Dies verschlossene Auge der alten Objektivität geht zuerst in Christus auf, und dies Licht, das in ihm aufbricht, bescheinet grüßend zwei Welten, die alte, deren Vollendung und Erfüllung er wird, und die neue, die sich als eine neue Wirklichkeit aus der im Christenthum frei werdenden Subjektivität und göttlichen Selbstbestimmung des Menschengeistes erzeugen soll. Die Individualisirung wird daher auch in der Kunst, welche aus diesem neuen christlichen Lebensideal emporblüht, die erste bemerkbare Unterscheidung gegen das antike Ideal der Objektivität, und es geht die christliche Kunst als auf ihr höchstes Ziel besonders auf die Ausbildung des Gesichts, des Auges und aller Züge der inneren und geistigen Persönlichkeit los. Die Ausführung der objektiven Leiblichkeit, die sich hinlagerte bloß in der schönen Harmonie ihrer Masse, tritt nun zurück gegen die immer mehr in physiognomischer Bestimmtheit

sich ausdrückende Individualität, gegen deren beziehungsreiche und charakteristische Auffassung, und es legt sich in dieser neuen Richtung, welche die Kunst annimmt, eine neue ethische Lebenskraft im Völkerleben, die Kraft des sein eigenes Dasein sich frei gestaltenden Individuums, die nun Prinzip der Völkergeschichte wird, an den Tag. Sogar die Sculptur hat in den neueren Zeiten diesem individuellen Drang des christliches Geistes sich anzuschmiegen gesucht, und man erblickt oft in neueren Statuen den Augapfel durch einen Einschnitt angezeigt, um, wenn auch durch eine der Natur aufgedrungene unwahre Linie, doch den inneren beweglichen Lebensausdruck dadurch zu ersetzen*).

Indem Christus den menschgewordenen Gott verkündigte, brachte er dadurch den inneren göttlichen Lebenskern der menschlichen Natur, und zwar aus dem Selbstbewußtsein der unendlichen Subjektivität heraus, zur Geltung. Der entgöttlichten Objektivität des Menschengeistes, womit die antike Welt geendet hatte, eine von der wahrhaft göttlichen Substanz erfüllte Subjektivität gegenüber zu stellen, darum handelte es sich zuerst im Christenthum, und darum nahm die erste Periode des

*) Vergl. Schleiermacher's Aesthetik, herausgegeben von Lommatsch. S. 598.

christlichen Völkerlebens durch das ganze Mittelalter hindurch, diesen überschwänglich subjektiven, in die Innerlichkeit sich einspinnenden, in gewissem Betracht immer mit der objektiven Lebenswirklichkeit zerfallenen Charakter an. Es mußte aber erst das Christenthum als dieser Gegensatz gegen die heidnische Objektivität entschieden durchgearbeitet, nach allen seinen Seiten hin herausgekehrt und bis auf seine äußerste Spitze verfolgt werden, und so als die Gränzscheide zweier Weltalter sich hinstellen. So hatte es in dieser seiner äußersten Subjektivität anfänglich eine negative Seite seiner Bedeutung vorzugsweise herausgewendet, es hatte zuerst jenen transcendenten Charakter annehmen müssen, welcher über die bestehende Wirklichkeit der Welt sich hinausschwang, und die Seligkeit und das Himmelreich gerade in dem Gegensatz von aller objektiven Aeußerlichkeit, in dem Mangel an allem Besitz der Wirklichkeit, im Leiden, in der Armuth und in der Verfolgung, erstrebte. So wird von Christus ausdrücklich dem Armen das Reich Gottes verheißen, und die höchste Seligkeit dem von den Menschen Ausgestoßenen (Luc. 6, 20). Gott selbst erscheint hier noch nicht heimisch auf Erden, sondern er hat nicht, „wo er sein Haupt hinlege." Nach der irdischen Existenz zu trachten, wird ausdrücklich als heidnisch bezeichnet. Zuerst soll getrachtet werden nach

dem Reiche Gottes, wo dann alles Andere von selbst zufallen werde. Was hoch ist unter den Menschen, wird als ein Gräuel vor Gott angegeben (Luc. 16, 15). Das Reich Gottes kommt aber nicht mit äußerlichen Gebärden, sondern das Reich Gottes, heißt es, ist inwendig in Euch. Christus ist aber gekommen, um ein Feuer anzuzünden auf Erden. Den niedrigsten Tod der Endlichkeit aber läßt er über sich selbst ergehen. Mit einem Verbrecher zugleich langt er im Paradiese an.

Diese ersten Gestaltungen und Richtungen des Christenthums, welche eine neue Zerfallenheit zwischen Geist und Körper in das Bewußtsein der Menschheit brachten, sie gehören aber vorzugsweise nur dieser gegensätzlichen und negativen Stellung an, durch welche das Christenthum zuerst die in sich selbst verloren gegangene Objektivität der alten Welt, welche der leeren Form verfallen war, zu bezwingen hatte. Diese Aufgabe, das Ideal des antiken Weltbewußtseins zu vernichten, war aber nur die eine Seite des Christenthums, welche dem Uebergang der Zeiten als das wahre Gährungselement der Geschichte diente.

Die andere Seite, welche eine positive Bedeutung des Christenthums aus sich entfalten will, tritt aber nicht minder aus dem höchsten Grundgedanken der christlichen Religion, und aus ihrem ursprünglichen Wesen,

unabweislich hervor. Der menschgewordene Gott des Christenthums ist zugleich der in der Wirklichkeit wahrhaft incarnirte Gott, welcher die Einheit der idealen und realen Welt in sich als vollbracht darstellt, und darin eine neue, tiefinnerste Zusammenfügung von Natur und Geist der Menschheit, das wahre Ideal der Wirklichkeit, welches die höchste Zukunft der Geschichte ist, aufgerichtet hat. Die alte Kirche selbst, deren Lehrer sich über die Verschiedenheit der beiden Naturen in Christus oft so abenteuerlichen und wahnsinnigen Vorstellungen überlassen, sie hat in ihren Synodalbeschlüssen immer vorzugsweise ein festes Bewußtsein darüber gezeigt, daß die Einheit der Person Christi, d. h. Christus als das wahre Bild der göttlichen und menschlichen Natur zugleich, die sich in gleicher Berechtigung in ihm durchdrungen haben, als das Nothwendigste festgehalten werden müsse. So wurde auf der ökumenischen Synode von Chalcedon das Bekenntniß über die Person Christi besonders dahin festgestellt, daß Christus, bei der Verschiedenheit seiner beiden Naturen doch Eine Person, wahrer Gott und wahrer wirklicher Mensch zugleich gewesen.

Die Incarnation des Gottes im Menschen erscheint hier somit als das Ideal der eigentlichen Entwickelung des Menschengeistes zu seiner wahren göttlichen Natur,

zu seinem höchsten Selbstbewußtsein, in dem die wahre Einigung und Einheit mit Gott, und die ächte Gestaltung seiner eigenen Lebenswirklichkeit erlangt wird. Christus ist deshalb vorzugsweise als der wahre Mensch selbst, der in ihm zur Offenbarung gekommen, zu begreifen, er ist nicht mehr der Gott von Marmor, Erz und Holz, sondern der Gott von lebendigem Fleisch und Blut, und es ist deshalb etwas Wesentliches für die ganze Weltanschauung des Christenthums, gerade in seiner körperlichen Erscheinung das wirklich menschliche Fleisch und Blut festzuhalten.

Wenn uns Schelling an einer Stelle seiner neuen Offenbarungsphilosophie von dem Fleische Christi bemerkt hat, daß dasselbe, da Christus den Stoff seiner Incarnation aus sich genommen, deshalb auch kein gemeines gewesen sein könne, gleich dem unsrigen niederziehend und beschwerend, und wenn er daraus die wunderbare Feinheit Christi als Kind, die Kräfte, die aus seinem Körper ausstrahlten, und um deren willen sich die Menschen um ihn drängten, wie auch seinen frühen Tod am Kreuz, „während sonst Gekreuzigte länger lebten," herleiten will, so hat er uns dadurch in eine düstere Anschauungsweise versetzt, die dem hellgewordenen Geist des heutigen Christenthums nicht mehr entspricht.

Auch meint Schelling, daß sich danach, also nach dieser übernatürlichen Beschaffenheit des Fleisches Christi, auch das Christusideal der Kunst bestimmen müsse, welches bis jetzt weder in der Malerei noch in der Sculptur gefunden worden. Das wahrhafte Christusideal kann aber nur sein das Ideal des wahrhaft Menschlichen, das nicht als die übernatürliche, sondern als die wahrhaft natürliche Incarnation des Göttlichen sich erweist. Das Gottmenschliche, welches die Kunst in ihren höchsten Gebilden zur Erscheinung gebracht, und das in der fortstrebenden Völkergeschichte sich in allen Bildungszuständen zu dem wahrhaft Menschlichen als dem ächt Christlichen zu gestalten trachtet, es ist das ächte Bild der Wirklichkeit, die sich in ihrer göttlichen Wesenheit darstellt, und die Kunst hat es in ihren höchsten Hervorbringungen nur mit dieser Wirklichkeit, niemals aber mit übernatürlichen Incarnationen, die nur ein wesenloses Frazzenbild erzeugen würden, zu thun. —

Christus selbst erscheint wahrhaft als der eigentliche Künstler der Wirklichkeit, wie er auch (Joh. 9, 4) von sich sagt: „ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat.“ Wenn er dem antiken Heidenthum gegenüber zunächst als der Zerstörer der objektiven Wirklichkeit uns erscheint, so ist er doch, seinem eigensten

göttlichen Grundgedanken nach, wesentlich das welt-schöpferische Prinzip in Gott selbst, und dadurch das gestaltende, eine neue Objektivität erzeugende Leben der ganzen nachfolgenden Welt. Der Bibelspruch: „ich lebe nicht, sondern Christus in mir!“ sagt nur diese ewige Einheit des Göttlichen und Menschlichen aus, die das sich fortgestaltende Leben der Wirklichkeit selbst ist, und deren Geheimniß in der Erscheinung des Christenthums offenbar geworden. Christus, wie er auch nach dem Kirchenglauben als die zweite Person der Gottheit, der Mittler zwischen Gott und Welt ist, vermag dies nur dadurch zu sein, daß mit ihm, als dem Sohn Gottes, die Erzeugung der Welt aus Gott überhaupt begonnen, und daß er somit der göttliche Lebenspunkt der Wirklichkeit ist, in dem sie deshalb auch ihre Erlösung zu finden hat, die aber nichts Anderes ist als ihre wahrhafte Fortgestaltung aus dem göttlichen Wesen heraus, die wahrhaft göttliche Selbstbestimmung ihres freien Daseins.

Christus, in dem die Kirche selbst das eigentlich weltbildende und plastische Prinzip von Ewigkeit her gesehen, er ist, wie er der ewige Uebergang von Gott zu Welt ist, so auch der ewige Mittler von Wirklichkeit zu Wirklichkeit. Die Wirklichkeit aber, die sich in ihm aufgelöst hat, wie die der antiken Welt, muß sich auch

in Allem, was ewig in ihrer Schöne und Größe war, zuletzt in ihm wiedergefunden und zu ihm neu versammelt werden, welches die Synthese des antiken Schönheitsideals mit der christlichen Weltanschauung ist, die sich schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums merkwürdig angedeutet hat, und seitdem als eine Zukunft der Völkergeschichte stehen geblieben ist.

Die völkerverführende Helena, als das Prinzip der schönen antiken Fleischlichkeit, welche durch viele Mythen und mancherlei märchenhafte Vorstellungen des Mittelalters merkwürdigerweise hindurchspielt, sie hatte mehrfach den gegenseitigen Reiz der Lockung angedeutet, in dem hellenisches und christliches Prinzip sich gegenüber stehen geblieben sind. Umgekehrt war die heilige Jungfrau Maria den Christen nicht selten zur sinnlichen Helena geworden, und hatte in den mystischen Ausartungen des christlichen Kirchenlebens eine weltliche Gluth entzündet. Christus selbst mag da zuweilen wie Jupiter erscheinen, und wenn der heidnische Zeus sich in Thiergestalten verwandelte, um die Töchter der Sterblichen sich zur Lust zu beschleichen, so gemahnten die geschnitzten Jesusbilder, welche zu den Nonnen ins Bett gelegt wurden, an nicht minder bedenkliche Operationen.

4.

Das romantiſche Mittelalter.

Die eigenſte Form des ſubjektiven chriſtlichen Geiſtes ſtellt ſich zunächſt in der Form des Romantiſchen dar.

Das romantiſche Ideal iſt das Bild der neuen Lebenswirklichkeit, wie ſie aus der an die Stelle der antiken Objektivität getretenen Perſönlichkeit des Menſchengeiſtes heraus ſich erzeugt, das Romantiſche iſt der erſte Lebensdrang der neuen chriſtlichen Völker, die Wirklichkeit, die bei den alten Völkern ganz und gar nur in der Objektivität eingeſchloſſen und abgegränzt lag, aus der Subjektivität heraus neu zu gebären, und darin als eine gränzenloſe und wahrhaft unendliche aufzuzeigen. Dieſe chriſtliche Subjektivität, welche fortan die ganze Wirklichkeit bedeuten will, und dieſelbe ſowohl in ihr Inneres hinein aufzehrt, als auch

in einem beständig unruhigen Drang nach Außen hin wieder aus sich entläßt und aus sich umzugestalten strebt, diese christliche Subjektivität, welche das schaffende Leben nicht mehr in der plastischen Nothwendigkeit des Objekts, in dem objektiven Müssen des antiken Ideals, sondern jetzt in dem freien Wollen der Persönlichkeit erkennt, sie ist die innerste Quelle des Romantischen, und der romantischen Lebensformen, in deren wunderbarer Hülle uns das ganze Mittelalter erscheint. In dieser Romantik stellt sich uns zunächst das wirklich gewordene Dasein des Christenthums dar, die romantische Zeit ist das Streben nach Darstellung einer christlichen Wirklichkeit, einer Lebenseinheit der christlichen Weltanschauung, die ihre Totalität, ihren ganzen Gegensatz gegen das antike Leben, und ihre unendliche eigenthümliche Zukunft, am erschöpfendsten in dieser Form des Romantischen zur Erscheinung gebracht hat.

Das romantische Ideal stellt aber das Bild der christlichen Wirklichkeit, das es auszuführen hat, noch immer in einem gewissen Widerspruch mit den Formen der äußeren Welt dar, und dieser Widerspruch, den es in sich trägt, durchbricht immer wieder die künstlich geschaffene Einheit seiner Lebensgebilde, wie herrlich und glanzvoll dieselbe auch entfaltet sein mag. Dieser Widerspruch, der das ganze Mittelalter erschüttert, kommt

aus dem transcendenten Geist der christlichen Weltansicht heraus, die in dieser ersten Periode ihrer Entwickelung, einseitig auf der Spitze der subjektiven Unendlichkeit thronend, die wahre Wirklichkeit des Geistes noch in dieser Negation gegen das Endliche und Weltliche zu behaupten sucht. Die Romantik, als diese Kraft des Individuums, sich selbst in seiner innersten Unendlichkeit zu erfassen, sie erscheint zugleich als dieser beständige Kampf mit der Wirklichkeit selbst, welche nach den Formen dieser höchsten Subjektivität sich gestalten soll, aber der Ineinsbildung mit derselben noch widersteht. Daher das in gewissem Betracht Unvollendete aller Gebilde der romantischen Kunst, und die Andeutung darin, daß der Sehnsucht des schaffenden Geistes doch nicht habe genügt werden können, wie es gerade die erhabensten Werke der romantischen Baukunst an den Tag legen. Die romantisch-christliche Wirklichkeit ist noch diese schwankende Bewegung zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, welche das wahre Reich Gottes und des Geistes bald in einer Abwerfung und Vernichtung aller äußerlichen Welt- und Lebensformen erstrebt, bald in der endlosen Weite und Ferne der Welt selbst, auf bunten Abenteuern, Kreuzzügen und Wallfahrten, zu erringen sucht. Nach diesen beiden Momenten, welche die der Weltentsagung und Welt-

eroberung sind, theilt sich die ganze Romantik des Mittelalters vornehmlich in zwei Lebensgestaltungen, die sich auf der einen Seite als das Mönchsthum, auf der andern als das Ritterthum zeigen, und beide nur die verschieden auseinandergegangenen Richtungen derselben absoluten Subjektivität des Zeitgeistes sind. Dies sind in dieser Zeit die beiden höchsten Formen des menschlichen Daseins, in welchen sich die Kraft und der innere persönliche Reichthum des Individuums, die Macht, welche es aus sich selbst heraus über die Welt gewonnen, an den Tag legen. Nachdem diese unendliche Subjektivität des sich selbst bestimmenden und sich selbst besitzenden Menschengeistes sich in der Romantik erschlossen, war die innerste Welt des Individuums urplötzlich so reich an Inhalt und Leben erschienen. Denn der Mönch, welcher der äußern Welt entsagen konnte, um lediglich der inneren zu leben, bekannte dadurch von sich, daß er allen den Reichthum und die Lebensfülle, die er außen aufgegeben, entbehren könne durch diese Einkehr in sich selbst, durch dies Versinken in seine eigene innere Geistigkeit, in welcher er den Besitz der höchsten Wirklichkeit finden wollte. Dies war der Sinn seines Gelübdes, das er ablegte, und worin zugleich die Aufgabe lag, mit der höchsten Tapferkeit des Geistes die Welt in allen ihren Formen

zu bezwingen. Wie der Mönch sein Gelübde ablegte, so mußte der Ritter seine That thun, denn das Ritterthum war kein durch die Geburt oder durch willkürliche Verleihung sich übertragender Stand, sondern eine That mußte vollbracht worden sein, um den Ritter zu machen. Der Ritter aber treibt die Kraft des individuellen Geistes noch weiter, und entfaltet sie bis zum höchsten Schwung und zur schönsten Blüthe der Subjektivität, indem dieselben Mächte, welche den Mönch nach Innen treiben, den Ritter nach Außen drängen, und an ihm ihre andere Seite heraus kehren, nämlich die, mitten im vollen Menschenleben und im bunten Getriebe der Lebendigkeit, an der Welt selbst, an der siegreichen Durcharbeitung ihres Stoffes, die Alles zwingende Macht der Subjektivität zu beweisen. Denn was den Ritter seine That vollführen läßt, ist nicht die materielle Gewalt der Tapferkeit allein, sondern es sind die aus ihm hervorquellenden begeisternden Mächte der ganzen Lebensanschauung seiner Zeit, es ist der erste Versuch des subjektiven Geistes, auch die äußere objektive Welt als die seine zu erkennen, sich in und mit ihr einzurichten, und sie zum wahren Grund und Boden der christlichen Gemeinde, zur wahren Wirklichkeit zu erheben. Die christliche Innerlichkeit hat es im Mönchsthum nur zu einer Abstraktion von der

äußern Weltlichkeit gebracht, und diese Abstraktion, in welcher das Subjekt in sich allein seine ganze Objektivität gefunden, macht sich in ihrer höchsten Bedeutung als diese christliche Mystik geltend, welche, bei allen Abenteuerlichkeiten ihrer Ausartung, oft ein so wunderbares und gedankenvolles Leben der Beschaulichkeit in sich entwickelt hat. Die äußerste Steigerung dieser Abstraktion erscheint im Märtyrerthum, und in den freiwillig auferlegten Bußen und Qualen, worin die Endlichkeit, die hier im menschlichen Leib selbst vorgestellt ist, dafür Strafe und Schmerz empfinden muß, daß sie überhaupt existirt. Der Schmerz, in welchem die Kraft des endlichen und leiblichen Daseins sich abschwächen soll, er zeigt sich hier als der trübe Uebergang zur Freiheit und Schönheit des in sich selbst siegenden und herrschenden Geistes. Der Märtyrer ist der erste Ritter Christi, der es dem leidenden christlichen Gott gewissermaßen nachthut, und das Endliche in Gott und im Geist, im Unendlichen, als Opfer sterben lassen will.

Die wahre Schönheit der romantischen Gestalt hebt sich erst im Ritter heraus, in dem sich die gesunde und positive Seite der christlichen Wirklichkeit zu entwickeln beginnt. Der Ritter, in welchem sich das Religiöse mit dem Weltlichen zuerst zu einer tüchtigen

und heitern Lebensform zu durchdringen strebt, er erscheint wahrhaft als das romantische Subjekt, das sich der Fesseln jener negativen christlichen Innerlichkeit entschlagen will, und sich dadurch frei macht, daß es diese absolute Innerlichkeit in den Strom des vollen und warmen menschlichen Lebens hinleitet und sich damit in das wirkliche concrete Dasein der Welt hineinbildet. Aus der Mischung des kirchlichen und politischen Lebens, welche das Mittelalter ist, erhebt sich der Ritter als das wahre Vermittelungsglied, durch das sich die Völkerzustände aus dem Geist des Christenthums heraus zu einer wahrhaften und einheitlichen Weltform gestalten wollen.

Die romantische Persönlichkeit, welche sich im Ritterthum in ihrer Blüthe darstellt, trägt vorwaltend ihr religiöses Pathos in sich, das jedoch sofort zu einem weltlichen wird, und als ein Prinzip des wirklichen Lebens, des geselligen bürgerlichen Verkehrs und der öffentlichen politischen Verhältnisse sich bethätigt. So wird das innige persönliche Verhältniß zur Mutter Gottes, dieser schwärmerische Marienkultus, zum ritterlichen Frauendienst überhaupt, und die Minne wird die eigentliche Form dieser subjektiven Innerlichkeit des ganzen Lebens, die sich darin ihren wesentlichen Ausdruck giebt. Zu der Liebe, als diesem Grundprinzip des romantischen

Daſeins, fügt ſich die Treue, die derſelben religiöſen Quelle entſteigt, und aus der unverbrüchlichen Treue gegen den Herrn und Heiland, welchem der Ritter all ſein Leben gewidmet, zur Herrentreue und Dienſttreue wird, worin vorzugsweiſe das Weſen der romantiſchen Treue beſteht. Mit der Liebe und mit der Treue iſt in der romantiſchen Perſönlichkeit unzertrennlich das Prinzip der Ehre verbunden, worin der reine Werth der Perſönlichkeit als ſolcher, die hohe und unantaſtbare Bedeutung des Subjekts ſelbſt, verkündigt und durchgeſetzt wird. Das im Chriſtenthum erlöſte Individuum hat eben durch dieſe Erlöſung einen Grund bekommen, etwas auf ſich zu halten, auf ſeine individuellen Rechte bis in die leiſeſte Nüance hinein zu beſtehen, und dadurch iſt dieſe überaus große Zartheit und Reizbarkeit entſtanden, welche das Prinzip der romantiſchen Ehre weſentlich charakteriſirt.

So werden in dieſen drei hauptſächlichen Lebensmomenten der romantiſchen Perſönlichkeit, in der Liebe, Treue und Ehre, in denen ſich dieſe ganze Weltanſchauung der Subjektivität ſo lebenskräftig und heiter geſtaltet, ſo werden in ihnen die religiöſen Ideen des Zeitalters zuerſt zur weltlichen Wirklichkeit, und bilden ſich darin in den concreten Lebensſtoff hinein. Zugleich ſind ſie die entſchiedenſten und ſubſtantiellen Merkmale

des Unterschieds zwischen dieser modernen romantischen Individualität und der antiken klassischen Persönlichkeit. Die klassische Persönlichkeit, welche sich noch nicht in ihrer eigenen Subjektivität dieses Unendliche bedeutet, sie kann deshalb auch nicht von dem Prinzip der Ehre so durchzogen sein, die Individualität ist ihr noch nicht in dem Maße heilig und unverletzlich, daß sie aus der Unantastbarkeit derselben ein eigenes Pathos ihres Lebens machen sollte. Der antike Menschengeist konnte noch nicht diesen unendlichen Werth auf die Individualität legen, weil sie ihm noch nicht ganz gehörte, weil die eigentliche Wirklichkeit nicht in ihr gegeben lag, und sie kein Theil ist, sondern nur Theil hat an dem Kreise der göttlichen Objektivität, in dem Alles sich bewegte. Der Heros, der im antiken Leben denselben Höhepunkt bezeichnet, wie im modernen der Ritter, er lebt in der endlichen Gegenwart eingeschlossen, deren zeitliche und materielle Bedürfnisse seinen starken Arm herausfordern, und was er an Thaten in diesem Kreise vollbringt, gehört nicht ihm allein, sondern die Götter haben es durch ihn vollbracht, entweder in unmittelbarer Beihülfe oder durch besondere Begabung. Die Tapferkeit des Heros erscheint gewissermaßen wie eine große Naturnothwendigkeit, die ihre ewige sittliche Basis in sich trägt, aber die That erscheint noch nicht als

dies höchste Selbstbewußtsein der Persönlichkeit, das sich darin zusammendrängt und zum Leben gefördert hat. Daher ist es nicht die Ehre, sie, in der die Individualität gewissermaßen ihre Funken sprüht, sondern es ist statt dessen nur die zur Sittlichkeit veredelte Naturkraft, welche das Pathos der Heroen bildet, und worin das ideale Reich der Geistigkeit, in dem der Ritter wandelt, sich noch nicht erschließen kann. Die antike klassische Persönlichkeit hat darum auch diese Reizbarkeit der Subjektivität nicht, weil es noch nicht ihre Aufgabe ist, die Unendlichkeit der Subjektivität zu verfechten und durch die Welt zu bringen. Die moderne Persönlichkeit aber hat mit der Aufgabe der unendlichen Subjektivität zugleich diese unendliche Reizbarkeit überkommen, in der ihre ewig geistige Pein und Unruhe sich beurkundet, die aber damit auch ihre wahrhafte Ehre geworden ist, die Ehre, die das moderne Individuum darin zu suchen hat, daß in seinem eigensten persönlichen Sein der wahre göttliche Inhalt und die wahre Wirklichkeit anerkannt und immerdar hochgeachtet werde, ein Prinzip der Ehre, das in den romantischen Zeiten als diese beständige Kampflust und Schlagfertigkeit des Ritters sich zeigt, und das uns seitdem allwege zu Rittern des freien persönlichen Geistes geschlagen hat.

5.

Der christliche Geist und die Natur.

In die christlich romantische Weltansicht tritt das Verhältniß des Menschen zur Natur als ein neues und eigenthümliches hinein, das wir hier noch besonders zu betrachten haben. Die Natur beginnt in den christlichen Zeiten zuerst eine eigene Stelle im Bewußtsein einzunehmen, während sie in der antiken Welt als ein Unbewußtes wirksam gewesen. Das Naturgefühl der Alten befriedigte sich sofort in der Gestaltung und symbolischen Verwendung des Naturstoffs, es war darum als ein innerliches Moment, das in sich selbst hätte verweilen können, nicht vorhanden. Die Natur war dem antiken Menschengeist nur immer

dieſer verarbeitete Lebensſtoff ſelbſt geweſen, in welchem der Geiſt ſich ſofort durch ſeine eigene Ausdehnung ſeine heimiſche Form geſchaffen. Der chriſtliche Geiſt hatte aber zunächſt ſeine Heimath nicht in dem Reich der Natur finden wollen, ſondern die Natur hatte ſich ihm als ein von dem Geiſt losgeriſſenes Element bald ſeltſam verdüſtert und verſchleiert, bald in eine unerreichbare Ferne, auf eine wunderbare Höhe der Freiheit und Schönheit, entzogen, ſo daß ſie nun wieder ſeine Sehnſucht wie nach einem verloren gegangenen Paradieſe zu reizen begann. Dieſe Naturſehnſucht der Neueren, die aus allen ihren Zuſtänden herauszuſchlagen beginnt, und in der ſich das beſtändig drängende und in ſich ſelbſt erzitternde Weſen des chriſtlichen Geiſtes am tiefſten ausſtrömt, ſie iſt das charakteriſtiſche Streben, mit der Unruhe des in ſich ſelbſt wogenden Geiſtes, welche das Chriſtenthum entzündet, ſich wieder in den Naturfrieden hineinzuretten, und ein neues Reich der Verſöhnung zwiſchen Natur und Geiſt zu begründen, wozu der urſprüngliche Gedanke des Chriſtenthums alle Elemente in ſich trägt.

Die Sehnſucht nach der Natur, welche die Neueren ſo wunderbar beſchleicht, ſie iſt nur ein hiſtoriſches Symptom des Völkerlebens, in dem ſich ankündigt,

daß die Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts dahin gehe, den Geiſt wieder zur Natur werden zu laſſen, die Natur durch den Geiſt zu erlöſen, und den Geiſt in der Natur ſeine freie und ſelbſtbewußte Wirklichkeit ſich erſchaffen zu laſſen. In dieſem Naturdrang des chriſtlichen Geiſtes ſtellt ſich uns zugleich jener große Wendepunkt der Zeiten dar, auf dem ſich die antike Objektivität mit der chriſtlichen Subjektivität wieder zu einem neuen wahren Lebensgebilde der Freiheit und Schönheit zuſammenzufügen, und darin die Einheit des Menſchengeiſtes, die ſich zuerſt im Chriſtenthum auseinandergeriſſen, wieder herzuſtellen hat. Denn nachdem die Natur in der alten Welt als unmittelbare und unbewußte Lebensſtufe verbraucht worden, nachdem ſie im Chriſtenthum zuerſt als ein Gegenſatz des Geiſtes abgeworfen und in ein für ſich verſchloſſenes Reich verwieſen worden, drängte ſie ſich in demſelben Moment wieder als ein unabweislicher Gegenſtand des Gefühls und der Sehnſucht in den chriſtlichen Geiſt ein, und bereitet in der eigenthümlichen Durchdringung mit demſelben, welche weſentlich modern iſt, ein neues Weltalter vor, die Zeit der Einheit von Natur und Geiſt, die Zeit der aus dem freien Selbſtbewußtſein hervortretenden wahren Wirklichkeit. Dies iſt zugleich das

Ideal der Zukunft, das sich hier aus dem christlich romantischen Ideal heraus angekündigt hat und aus demselben seine wahrhafte Entwickelung nehmen muß, das Ideal einer zusammenfügenden, die geistige Welt mit der realen harmonisch verschmelzenden Periode des christlichen Völkerlebens.

In der christlichen Weltansicht tritt die Natur zuerst als diese Lockung und Verlockung des Geistes auf, welche, wie im Mährchenleben des Mittelalters, die behauptete Selbstständigkeit des Geistes gewissermaßen verspottet, und ihm ein magisches Labirynth vorzaubert, in dessen Irrgängen sie ihn zu fangen und einzuschließen trachtet. Dies ist die Bedeutung des Mährchens, welches als eine ganz eigenthümliche Schöpfung des christlich romantischen Geistes gerade aus dieser Naturansicht hervorsteigt. Das Mährchen ist eben diese wunderbare Mähr von der Natur selbst, die Geschichte ihrer seltsamen Verwickelungen mit dem Menschengeist, diese dämmernde Mischung von Natur und Geist, die sich in traumartigen Gebilden willkürlich ergeht, und doch auf einen unendlichen geheimnißvollen Sinn in sich Anspruch macht. Man kann das Mährchen, das als diese ringende Naturansicht des Mittelalters hervorgetreten, daher kaum eine bestimmte Dichtungsgattung

nennen, weil ſich bloß dieſer allgemeine Zuſtand des Volksgemüths darin hinzuſtellen verſucht, weil ſich nur ein zwiſchen Vergangenheit und Zukunft ſchwankender Moment des Volksbewußtſeins darin abzeichnet. Dies Schwanken zwiſchen Vergangenheit und Zukunft iſt das ächte Weſen des Mährchens, und zugleich die wahre Weisheit deſſelben. Denn das Mährchen verſinnbildlicht immer den Moment, wo der Uebergang aus einem unfreien Zuſtand in einen freien erfolgen ſoll. Das Naturgebilde erſcheint in ihm in der Regel als dieſe Verzauberung, welche auf die Erlöſung harrt. Alles bedeutet etwas Anderes, als was es iſt, und in dem Durcheinanderſchieben dieſer Lebens- und Naturformen, worin aus der unwahren ſich immer die wahre erzeugen ſoll, verräth das Mährchen ſein idealiſches und prophetiſches Element. Der Bär, der Wolf, der Vogel, ſie bedeuten den ſchönen Prinzen oder die ſchöne Prinzeſſin, welche in dies rauhe und unholdige Naturgebild hinein verwünſcht iſt. Was als das Erlöſende von dieſem Bann dazwiſchen tritt, iſt gewöhnlich die Liebe, alſo das geiſtige Element, welches das andere Geiſtige, das in dieſen Naturzwang gerathen, auch wieder zu ſich befreit, und ſich dann mit ihm zu dieſem ſchönen ewigen Liebesbund verbindet,

welcher als das wahre Symbol der freien und berechtigten Einheit von Natur und Geist erscheint. Die Entzauberung, als diese Erlösung von der Natur, und die dadurch erfolgende wahrhafte Verklärung der Natur, zeigt sich als die ächte Aufgabe des Mährchens, worin der christliche Geist sich im wundersamen Spiel die Bahn seiner Entwickelung vorgezeichnet.

6.

Der Kampf zwiſchen Geiſt und Welt.

Der eigentlich geſchichtliche Kampf des chriſtlichen Bewußtſeins, durch den es zuerſt ſeine Trennung zwiſchen Geiſt und Welt zu überwinden ſtrebte, hatte in der Reformationszeit in Deutſchland begonnen, und der Ausbruch dieſes Kampfes geſchah, ſehr bezeichnend für dieſen hiſtoriſchen Wendepunkt des chriſtlichen Bewußtſeins, durch den Ablaßhandel der römiſchen Kirche. In dieſem Ablaß war das Syſtem der römiſchen Hierarchie an ſeine eigenen Gegenſätze verfallen, und war der Spott und die Karikatur derſelben geworden, indem die Gier nach der Vergeiſtlichung alles Weltlichen, welches die Hierarchie iſt, in dieſem Ablaß-

weſen zu dieſer Verweltlichung alles Geiſtlichen umgeſchlagen war, da der Gnadenſchatz der Kirche nunmehr um Geld gelöſt werden konnte. Der urſprünglich hohe und weltumfaſſende Gedanke, daß die Kirche alle Gnade des chriſtlichen Lebens in ſich geeinigt habe, und daß ſie darum auch von dem Papſt, als Stellvertreter Chriſti, in alle Welt hin ausfließen und vertheilt werden könne, dieſer Gedanke hatte ſich nun auf dem Jahrmarkt des Ablaßhandels dermaßen vertrödelt, daß daran die bloß menſchliche Schwäche und Nichtigkeit des ganzen Syſtems offenbar und zu Schanden werden ſollte. Der Ablaßführer Johann Tetzel war wie der Landſtreicher dieſer chriſtlichen Gnaden erſchienen, und hatte zur Vergebung aller Sünden für die Lebenden wie für die Geſtorbenen dieſe mit dem päpſtlichen Wappen geſiegelten Zettel verkauft. Er ſagte, ſo bald der Pfennig in ſeinem Kaſten klinge, fahre auch die Seele aus dem Fegefeuer gen Himmel. Wenn ſich einer an Marien, der Mutter Gottes ſelbſt, vergriffen hätte, ſo könne er es ihm mit allen ſeinen künftigen Sünden vergeben, wenn derſelbe nur in den Kaſten lege, was ſich gebühre *). Zu Annaberg, wo die reichen Silber-

*) Matheſius, Predigten über Luther's Leben S. 29.

bergwerke eben ihren Aufſchwung genommen hatten, verkündigte er, daß, wenn ſie fleißig bezahlten, dort alle Berge ringsherum zu gediegenem Silber werden ſollten.

Dies allerweltlichſte Moment, in welchem das allergeiſtlichſte Syſtem ſeine Spitze erreicht hatte, das Geld, der Mammon als Gnadenſchatz, dies wirkte hier als der böſe Geiſt, der zur wahrhaften Bewegung und Umänderung des geſchichtlichen Lebens treiben ſollte.

Es iſt eine der bemerkenswertheſten Erſcheinungen in der Geſchichte, daß bei den beiden Hauptumwälzungen der neueren Zeit, welche die zwei Angeln des modernen Geſchichtslebens bilden, bei der deutſchen Reformation und bei der franzöſiſchen Revolution, jedesmal dem Ausbruch des Kampfes eine Finanzoperation vorhergegangen, und als unmittelbarſte äußere Urſache, als der eigentlich treibende Dämon der Verwirrung, denſelben herbeigeführt hat. Beim Sturz der römiſchen Hierarchie, wo die abſolute Kirche der Gnade zuſammenfiel, ſtand derſelbe böſe Geiſt, der Geiſt der Finanzen, der nachher, in der franzöſiſchen Revolution, wo der abſolute Staat der Gnade ſein Ende erreichte, die erſten Fäden zu der entſcheidenden Bewegung ineinanderſchlang. Die geiſtliche Hierarchie, die ſich durch ihr üppiges, im ſchlechten Sinne weltliches Leben in dieſe

Geldverlegenheiten gestürzt hatte, begründete ihre Finanzspeculation, durch welche sie den Aufwand der römischen Hofhaltung ferner zu bestreiten suchte, auf den Ablaß, welcher die Veranlassung wurde, daß Luther die erste Schlachtreihe seiner reformatorischen Sätze aufführen konnte.

Seit langer Zeit hatte der römische Hof diese liederliche Geldwirthschaft getrieben, diesen weltlichen Wucher mit allen seinen Pfründen, Einkünften, Beneficien und Zehnten, und dies war schon früher auf den Concilien der Hauptpunkt der Opposition gewesen, welcher das Bestehen der Kirche zu erschüttern gedroht, und zu einer Reform gedrängt hatte. Der lasterhafteste und liederlichste Papst, Alexander VI., hatte zuerst dieses Mittel, die überflüssige Gnade Christi zu Geld zu machen, in der ausgedehntesten und unverschämtesten Weise benutzt. Dies war derselbe Papst, welcher auch zuerst den Gedanken der Bücher-Censur gehabt, und der das erste Censuredict, das überhaupt in der Welt erlassen worden ist, ausgebrütet hat, welches 1496 geschah. Mit der Censur und dem Ablaß hatte sich die Idee vom Fegfeuer um diese Zeit in der römischen Kirche neu begründet, und daß sich die Gerichtsbarkeit der Nachfolger Petri auch über das Fegfeuer erstrecke, dies wurde jetzt

der Hauptgedanke, auf den sich die neue Politik der heiligen Väter stützte. Aus diesen Flammen konnten sie die Sünder durch die Ertheilung der Gnaden schon im Voraus erretten, und es war überhaupt dieser Vorrath an Gnade in der christlichen Kirche, welcher durch die Päpste nicht reichlich genug verbraucht werden konnte, da es nach der berühmten Bulle von Clemens XVI. im Jahre 1342 öffentlich zu einem Glaubensartikel gemacht worden, daß Christus weit mehr gethan habe, als zu der Versöhnung des Menschen mit Gott eigentlich nothwendig gewesen wäre. Ein einziger Tropfen seines Bluts würde dazu ausgereicht haben, da er aber doch einmal mehrere Blutstropfen vergossen, so habe er damit offenbar die Absicht gehabt, der Kirche einen Vorrath, gewissermaßen eine Schatzkammer der Gnade anzulegen, auf welche die Päpste Anweisungen auszustellen in alle Ewigkeit das Recht erlangt hätten*). Die Ablaßzettel waren diese geistlichen Bankbillets, die, mit dem Giro des Papstes versehen, auf den Himmel zahlbar ausgestellt waren. Da aber der Gnadenschatz in der Kirche längst geistig leer

*) Planck, Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs I. 32.

und nichtig geworden war, ſo konnte die Herzenserleichterung, die den Völkern durch dieſen Ablaß gewährt werden ſollte, auch nur ein Betrug ſein, der ihnen an ihrer Vernunft und an dem eigentlich göttlichen Theil ihrer Beſtimmung geſpielt wurde.

Dieſe Erfindung der römiſchen Hierarchie mußte daher eine entſittlichende Wirkung auf die Völker haben, weil ſie ihnen durch das falſche Prinzip der Gnade, mit dem ſie die Freiheit des Bewußtſeins umſtrickte, das eigentliche Recht ertheilte, zu ſündigen, denn die Sünde muß allwege als das eigentliche Recht der Unfreiheit betrachtet werden. Luther begründete deshalb die Idee der chriſtlichen Freiheit mit Recht zuerſt auf die Freiheit des inneren Lebens, und bediente ſich dazu auf der einen Seite der freien Druckerpreſſe, die durch ihn zu dem wahren Beichtſtuhl der Völker wurde, wie er auf der andern Seite die Ablaßkarren Tetzel's umſtürzte, der jetzt ſogar die Beichte nicht mehr für nöthig erklärt hatte zur Erlangung einer Vergebung der Sünden, ſondern der unter tauſend Poſſen, mit denen er einherzog, nur das Geld der Völker verlangte.

Das finanzielle Moment, das man auch in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution häufig nur als

ein nebenhergehendes zweites Moment hat anſehen wollen, es muß doch als ein weſentliches, die äußeren Verhältniſſe am meiſten umſchwingendes, und darin als der eigentlich ſymboliſche Ausdruck der inneren geiſtigen Bewegungen betrachtet werden. Das geiſtliche Syſtem der Hierarchie, das in der ſchnöden Verweltlichung ſeiner Tendenzen ſeine Auflöſung finden ſollte, konnte kein beſſeres Symbol von dieſer ſeiner inneren Vernichtung aufbringen, als dieſe Geldoperation des Ablaſſes war. So muß auch auf der andern Seite die Unterſtützung, welche die Bewegungen Luthers gegen den Ablaß bei den deutſchen Fürſten fanden, zuerſt wenigſtens theilweiſe auf ein finanzielles Moment zurückgeführt werden. Darauf hat zuerſt Ranke in ſeiner Geſchichte der deutſchen Reformation treffend hingewieſen. Denn der Churfürſt Friedrich von Sachſen hatte ſchon im Jahre 1501, als es ſich um Beſchränkungen des Ablaßweſens in Deutſchland handelte, die in ſeinem Lande aufgebrachten Gelder zurückbehalten, und ſie nur dann herauszugeben verheißen, wenn ſie wirklich zu einer Türkenunternehmung benutzt werden ſollten. Nachher aber hatte er dies Ablaßgeld dazu verwendet, die Univerſität Wittenberg, die erſte Univerſität des freien proteſtantiſchen Geiſtes, zu gründen,

und die Geldmittel der Nation in Deutſchland ſelbſt verbleiben und ſich dort zu einer neuen Belebung der weltlichen Verhältniſſe verwenden können, ſo daß der Proteſtantismus im eigentlichſten Sinne auch als der neue Anfang für die weltliche Wohlfahrt der Völker zu betrachten iſt, für ihr Glück am eigenen heimiſchen Heerd, und für ihren Aufſchwung in dem weltverbindenden Element der Induſtrie und des Handels!

7.

Die Epoche der Weltlichkeit bei den Völkern.

Wenn Luther in seiner Schrift von der christlichen Freiheit das eigentliche wahre Dasein des Menschen gewissermaßen in sein unsichtbares Theil, in den Geist verlegt hat, so ist er es doch nicht minder, welcher eben auf dieser Grundlage auch zuerst den Begriff der wahren Weltlichkeit für die neuere Zeit zur Erörterung gebracht hat. Dies that er in einem sehr freien und frischen Geiste in der schon erwähnten Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation," welche er auch überschrieb: „Der Allerdurchleuchtigsten, Großmächtigsten Kayserlichen Majestät und Christlichem Adel deutscher Nation," und die zuerst im Juni des Jahres 1520 ausgegeben wurde. Die Zueignung dieser Schrift an Nikolaus von Amsdorf, beginnt er mit den aus

vollem Herzen herausjubelnden Worten: „die Zeit des Schweigens iſt vergangen, und die Zeit zu reden iſt kommen!“ Der Hauptgedanke in dieſer Schrift iſt aber der, den Unterſchied zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Stand gänzlich aufzuheben, und in dieſer Einheit des Geiſtlichen und Weltlichen die wahre Freiheit des chriſtlichen Bewußtſeins zu gründen.

In dieſer Schrift ſagt Luther, daß die römiſche Hierarchie 3 Mauern um ſich gezogen habe, wodurch ſie ſich bisher gegen jede Reform, zur Unterdrückung der ganzen Chriſtenheit, zu beſchützen gewußt. Dies ſei 1) daß ſie keine weltliche Gewalt anerkannt, ſondern die geiſtliche über die weltliche geſtellt habe, 2) daß ſie das Recht, die Schrift auszulegen, nur dem Papſt zugeſprochen, und 3) daß ſie erdichtet habe, es möge niemand ein Concilium berufen, denn der Papſt. Um dieſe Mauern von Papier und Stroh, wie ſie Luther nennt, niederzublaſen, wünſcht er ſich eine der Poſaunen von Jericho, aber die eigene Stimme, die wir ihn gewaltig erheben ſehn, tönt ſtärker wie Poſaunen. Zuerſt kommt es ihm darauf an, darzuthun, wie die Trennung des geiſtlichen und weltlichen Standes nur eine gleißneriſche Erfindung ſei. „Man hat's erfunden, ſagt er, daß Papſt, Biſchöfe, Prieſter, Kloſtervolk, wird der geiſtliche Stand genannt; Fürſten, Herren,

Handwerks- und Ackersleute, der weltliche Stand." Dagegen stellt Luther vor allen Dingen den wesentlichsten reformatorischen Satz: „daß alle Christen wahrhaft geistlichen Standes sind, und daß unter ihnen kein Unterschied sei, denn des Amtes halben allein," wodurch er also die Grundidee des Protestantismus als eine solche zu erkennen giebt, welche die Ausschließlichkeit und Besonderheit des geistlichen Standes dem Wesen nach aufheben will, um an deren Stelle die allgemein menschliche Bedeutung des geistlichen Elements zu setzen, welche im wahrhaften Sinne die ächte Weltlichkeit selber ist. So sagt Luther, daß wir allesammt durch die Taufe zu Priestern geweiht würden, und bezieht sich auf die Stelle, wo Petrus sagt, 1. Ephes. 2, 9. „Ihr seid ein königlich Priesterthum und ein priesterlich Königreich," und Offenb. 5, 10. „Du hast uns gemacht durch dein Blut zu Priestern und Königen." Die weltliche Gewalt aber, fährt Luther fort, sei gleich mit uns getauft. Was aus der Taufe gekrochen ist, wie er sich ausdrückt, das mag sich rühmen, daß es schon Priester, Bischof und Papst geweihet sei, wenn auch gleich nicht einem jeglichen zieme, solch Amt auszuüben. „Denn was gemein ist, mag niemand ohne der Gemeinde Wollen und Befehl annehmen." Ein Priesterstand sollte aber nicht anders sein in der Christenheit,

denn als ein Amtmann; weil er am Amt ist, gehet er vor, wo er aber abgesetzet, ist er ein Bauer oder Bürger, wie die andern. Christus aber habe nicht zweierlei Art Körper gehabt, einen weltlich, den andern geistlich. Ein Haupt sei, und einen Körper habe er. Da aber kein Unterschied sei zwischen dem Geistlichen und Weltlichen, als durch das Amt, das auch wieder aus dem Willen der Gemeinde ausfließen müsse, so müsse auch die weltliche Gewalt „frei gehen durch den ganzen Körper der Christenheit," „sie treffe Papst, Bischöfe, Pfaffen, Mönche, Nonnen, oder was es ist." Die weltliche christliche Gewalt sei Alles und über Alles, auch über den Papst, und was das geistliche Recht dawider gesagt habe, sei lauter erdichtete römische Vermessenheit.

In dieser populairen Weise, im wahren Volkston, kündigt Luther die durch die Reformation herangekommene Epoche der wahren Weltlichkeit für die neuere Geschichte an. Diese Weltlichkeit, welche nichts ist, als das Besitzergreifen der christlichen Völker von der wahren Wirklichkeit des menschlichen Daseins, sie drängt sich als die ächte Blüthe der neuen Zeit gerade aus diesen religiösen Kämpfen des Bewußtseins heraus, und zeigt an, daß sie die wahre Einheit und Freiheit des Völkerlebens als ihre innerste Frucht in sich schließe. Als

Verbote dieſer neuen Erhebung des weltlichen Daſeins, beginnt ſchon das ſtädtiſche Leben mächtig emporzublühen. Ueber Venedig waren nach Deutſchland die Reichthümer und die Pracht Aſiens hergefloſſen gekommen, und in den Städten Augsburg und Nürnberg, welche die Handelsverbindung mit Italien am lebhafteſten angeknüpft hatten, ſah man mit dem Wohlſtand zugleich die Kunſt und die Schönheit einziehen in das wirkliche Leben. In Augsburg wurden Häuſer gebaut im venetianiſchen Stil, deren Mauern man mit Freskomalereien geziert ſah.

Dieſe erſte Vereinigung der Schönheit mit der Freiheit des chriſtlichen Lebens, die wir als ein Moment der Reformationszeit zu erkennen haben, ſie geſchah aus den Tiefen dieſes großen Gedankens heraus, welchen zuerſt Luther zum Bewußtſein erhoben, indem er die Einheit der weltlichen und geiſtlichen Lebensmächte, als die wahre göttliche Kraft der Wirklichkeit, aus dem Chriſtenthum heraus bewieſen hatte. Er that dies zuerſt herausgefordert durch den Gegenſatz, welchen die falſche Weltherrſchaft des geiſtlichen Roms aufgeführt, und wodurch die Welt gleicherweiſe wie der Geiſt den Völkern unfrei geworden waren. Die römiſche Hierarchie hatte im Grunde auch die Richtung gehabt, eine Einheit des geiſtlichen und weltlichen Lebens der

Völker darzuſtellen, aber ſo, daß das weltliche Element dem geiſtlichen als etwas Unfreies zugehörte und demſelben gewiſſermaßen zur Beute preisgegeben erſchien, welches Verhältniß die Kirche durch den Zehnten ausdrückte, durch welchen ſie das geiſtliche Prinzip tief und ſchneidend in das weltliche Grundeigenthum eingedrückt hatte. Dieſe Belaſtung und Beſteuerung des Grundeigenthums der Völker, auf wie viel rechtliche Verleihungen ſich auch die Kirche dabei berufen mochte, dieſer Zehnte war gewiſſermaßen der Bann geweſen, welchen das geiſtliche Prinzip über die ganze Welt der Wirklichkeit geſchlagen hatte. Die ganze Wirklichkeit zu einer fetten geiſtlichen Pfründe zu machen, dies war die eigentliche Wahrheit der hierarchiſchen Formel, nach welcher das Geiſtliche die ganze Welt ſein ſollte. Dieſer Zins und Zehnte, durch den ſich das geiſtliche Prinzip wie ein immerwährender Gichtſchmerz in allen Gliedern des weltlichen Eigenthums behauptete, er war die eigentliche Stufenleiter des hierarchiſchen Syſtems, auf der ſich daſſelbe vom Papſt bis zum niedrigſten Dorfvicar herunter als dieſe elektriſche Kette hinſchlang, an welcher alle Welt goldene Funken ſprühen mußte. Die geiſtliche Bezinſung des Weltlichen hatte ſich ſo weit erſtreckt, daß das Oberhaupt der Chriſtenheit von den Buhldirnen der Stadt Rom ſogar einen Milchzins

einforderte, wie denn die Steuerrollen unter dem Papſt Julius III. 40,000 ſolcher ſteuerpflichtigen Mädchen nachgewieſen hatten, die, da das geiſtliche Prinzip nun einmal auch in den weltlichen Gliedern wirkſam angetroffen wurde, auch eine beſondre Schutzpatronin von der Kirche erhalten hatten, welches die heilige Afra war. Die Concubinentaxe, welche der Biſchof von ſeinen Geiſtlichen erhob, war dieſelbe Folge des hierarchiſchen Grundprinzips, wonach jede weltliche Verrichtung geiſtlich verſteuert werden mußte, doch war es, nach Cornelius Agrippa, de incertitudine et vanitate scientiarum cap. 64. zuweilen den Geiſtlichen erlaubt, bei der Ehefrau eines Andern, der verreiſt war, zu vicariren, was ſie alsdann ſteuerfrei ausführen durften*).

Die Oppoſition Luthers aber drängte ſich, von der jungen Freiheit des Jahrhunderts trunken, immer mächtiger an das Herz der deutſchen Nation heran, und ſtellte Forderungen auf, in welchen wir zum erſten Mal eine volksthümliche Vertretung unſeres Nationalbewußtſeins laut werden hören. So verlangt Luther in ſeiner Schrift „an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation“ vor allen Dingen, daß keine weltliche Sache mehr nach

*) Vergl. Benſen, Geſchichte des Bauernkriegs in Oſtfranken Seite 38.

Rom gegeben oder von Rom abhängig gemacht werden ſolle, und daß durch ein allgemeines Nationalgeſetz, oder wie Luther ſich ausdrückt, durch „ein kayſerlich oder gemeiner Nation Geſetze“ beſchloſſen werden ſolle, die Annaten dem römiſchen Stuhl nicht mehr zu bezahlen, ſondern zurückzubehalten. Es ſolle aber der chriſtliche Adel ſich beſonders dagegen ſetzen, „daß hinfort kein Lehen mehr gen Rom gezogen, und keines mehr darinnen erlanget werde auf keinerlei Weiſe.“ Denn dem „armen Volk deutſcher Nation“ wie Luther hier immer ſehr rührend die Deutſchen nennt, müſſe jetzt durchaus dazu verholfen werden, daß ſie „wiederum Chriſten und frei werden,“ an welcher Stelle Luther ſchon wirkſam die Idee der Freiheit mit dem wahren Chriſtenthum ſelbſt ineinsgeſetzt hat. Ferner wendet ſich hier Luther dazu, die weltliche Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der deutſchen Nation im vollſten Umfange zu behaupten. Er verlangt, daß der Papſt ferner keine Gewalt mehr über den Kaiſer haben ſolle, als daß er ihn auf dem Altar ſalbe und kröne. Nicht mehr aber ſolle die „teufeliſche Hoffahrt“ zugelaſſen werden, „daß der Kaiſer des Papſtes Füße küſſe, oder zu ſeinen Füßen ſitze, oder, wie man ſagt, ihm den Stegreif halte und den Zaum ſeines Maulpferdes, wenn er aufſitzt zu reiten.“ Es ſei lächerlich und

kindisch, daß der Papst in seinen Decretalien aufgestellt habe, er sei des Kaiserthums ein ordentlicher Erbe, wenn dasselbe ledig stände.

Luther sagt hier vom heiligen römischen Reich, daß der Deutsche nur des Reiches Namen habe, „aber der Papst hat unser Gut, Ehre, Leib, Leben, Seele, und Alles was wir haben.“ Luther macht an dieser Stelle das Wortspiel: „so soll man die Deutschen teuschen!“ und dieses beständige Täuschen, das als ein Nationalgeschick der Deutschen schon in ihrem Namen angespielt wird, nennt Luther auch: „hübsch deutsch gelehrt sein,“ welches darin bestehe, daß „wir Deutschen, da wir vermeinet Herren zu werden, sind der allerlistigsten Tyrannen Knechte geworden: haben den Namen, Titel, und Wappen des Kaiserthums; aber den Schatz, Gewalt, Recht und Freiheit desselben hat der Papst.“

Die damalige Täuschungsformel für das deutsche Volk war der Papst, und Luther, indem er in dem Kampf gegen den Papst zuerst das deutsche Nationalbewußtsein erweckte und zu sich selbst berief, hat damit überhaupt die Opposition eingeleitet und begründet gegen Alles, was innerhalb des deutschen Nationallebens selbst päpstelt, und bis auf den heutigen Tag unter allen möglichen Formen darin gepäpstelt hat. Wenn Luther

es in seiner Zeit auf den Papst zu Rom zurückgeführt hat, daß die Deutschen, wie er sagt, „so hübsch deutsch gelehrt worden sind," so wird diese Deutschung des deutschen Volkes, welche Luther auch desselben Täuschung nennt, heutzutage noch eben so eifrig von allen Denen betrieben, welche, ohne geradezu den Papst zu Rom zu bekennen, doch das päpstliche System unter dem neuen Namen des positiven Systems fortgesetzt haben. Alles am deutschen Nationalleben positiv zu machen, ist heutzutage wieder eine beliebte Regierungsfloskel geworden, deren sich besonders manche leitende Organe des geistigen und wissenschaftlichen Lebens unseres Volkes zu einer eigenthümlichen Zügelung bedienen. Aber dieses Positivmachen des deutschen Volkscharakters, worunter man ein historisch überliefertes, dadurch geheiligtes und zuletzt auch befohlenes Geistes- und Bildungssystem versteht, worin der Volksgeist nur die ihm angewiesenen Geleise zu treten hat, dies Positive, das man uns in der letzten Zeit wieder als den wahren Gnadenschatz des Staats, und als den eigentlichen Ablaß für alle Sünden der Zeit aufgeschlossen hat, es ist nur eben dieselbe hierarchische Formel, es ist dasselbe System der römischen Hierarchie, gegen welches Luther die ganze deutsche Nation zum Kampfe herausrief, da es sich dabei um Haus und Hof der

Nation selbst, da es sich dabei um sein freies Dasein als Volk, um sein Recht handele, aus dem eigenen Volksgeist heraus sich wahrhaft geschichtlich zu bewegen.

Nachdem Luther in seiner Schrift „an den Adel" die wahre Einheit des Weltlichen und Geistlichen als das Grundprinzip der neuen Völkerfreiheit herausgestellt hat, hebt er hier schon das Moment der Ehe als ein wichtiges und gewissermaßen entscheidendes Symbol für die Kämpfe dieses Jahrhunderts hervor. Die Ehe, als dieser Coincidenzpunkt von Welt und Geist, auf dem diese beiden Gegensätze des menschlichen Daseins sich zur wahren sittlichen Freiheit des individuellen Geistes versöhnen, die Ehe tritt deshalb in Luther's Bewußtsein mit diesem großen Recht als eine wesentliche Lebensfrage der neuen Zeit hervor, und ihre allgemeine Einsetzung auch für den geistlichen Stand, die er fordert, wird eine seiner Hauptwaffen, wodurch er, wie er sagt, „Gottes Gebot über des Papst's Gebot erheben will." Denn „Christus, sagt er hier, hat uns frei gemacht von allen menschlichen Gesetzen, zuvor wo sie wider Gott und der Seelen Seligkeit sind." Zugleich beantragt er hier eine Reformation aller geistlichen Orden und Klöster, er will alle Klosterpforten öffnen, und verlangt, daß jeder wieder frei herausgehen könne, sobald ihn seine Gelübde reuen, wie im Anfange die Stifte und Klöster

bei den Apoſteln nichts Anderes geweſen ſeien, denn chriſtliche Schulen. Luther fühlt zwar, wie er mit dieſem Rath in ſeiner Zeit noch zu früh komme, aber er ſetzt rührend hinzu: „Ich wollte gern Jedermann geholfen ſein, und nicht fangen laſſen chriſtliche Seelen durch menſchliche, eigene, erfundene Weiſe und Geſetze.“ Daſſelbe Prinzip der weltlichen Freiheit, welches Luther hier als das ächt proteſtantiſche aufgeſtellt hat, treibt ihn auch hier zu der Forderung, daß die Faſten frei gelaſſen werden ſollten Jedermann.

Luther will auch, wie er ſich hier ausdrückt, die Speiſe der Völker frei machen. „Denn ſie ſelbſt — ſagt er — zu Rom der Faſten ſpotten, laſſen uns haußen Oele freſſen, da ſie nicht ihre Schuhe mit ließen ſchmieren; verkaufen uns dennoch Freiheit, Butter und allerlei zu eſſen, ſo der heilige Apoſtel ſaget, 1. Corinth. 10, 25., daß wir deß alles zuvor Freiheit haben aus dem Evangelio.“ Dieſe Völkerfreiheit, Butter zu eſſen, welche Rom während der Faſten für vieles Geld verkaufte, und welches die ſogenannten Butterbriefe waren, die von dem gemeinen Volk in Deutſchland mit großer Gewiſſenhaftigkeit nachgeſucht wurden, dieſe Freiheit, von der Luther meint, daß die Völker ſie ſchon aus dem Evangelium hätten, dieſe Freiheit, kann man ſagen, iſt den Völkern erſt in

jedem Sinne durch den Protestantismus wieder erobert worden. Luther hat zuerst dem deutschen Volke gelehrt, wie es sich die Butter vom Brot nicht mehr nehmen lassen solle, und wenn er die römischen Butterbriefe zuerst verspottet und zurückgewiesen hat, so hat er damit zugleich behauptet, daß die Butter schon von Anfang her dem Volke gehöre. Und in diesem Zusammenhange ist es, wo Luther, wie ich schon früher angeführt habe, in der Arbeit das wahrhaft protestantische Element des Völkerlebens, und zugleich das Grundprinzip aller Völkerfreiheit, zum Bewußtsein zu bringen sucht.

Zu Ende seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation, nachdem Luther, wie er bemerkt, genug gesagt von den geistlichen Gebrechen, wendet er sich auch den weltlichen, die innerhalb der deutschen Nationalzustände selbst anzutreffen wären, mit kräftiger Rüge zu. Er spricht gewaltig tadelnde Worte gegen die Trunksucht und Völlerei der Deutschen, gegen den Kleiderluxus der Zeit, wie auch gegen den Zinskauf, welchen er das größeste Unglück der deutschen Nation nennt. Von diesem Geben des Geldes auf Zinsen, das, wie Luther sagt, der Teufel erdacht habe, bemerkt er sehr naiv: „ich weiß die Rechnung nicht, aber das verstehe ich nicht, wie man mit hundert Gülden mag

des Jahres erwerben 20, ja, ein Gülden den andern und das Alles nicht aus der Erden, oder von dem Viehe, da das Gut nicht in menschlicher Witz, sondern in Gottes Benedeyung steht. Ich befehle das den Weltverständigen."

8.

Der dritte Stand in der deutschen Reformation.

Der dritte Stand wurde in Frankreich erst durch die Revolution des achtzehnten Jahrhunderts auf den Schauplatz der Geschichte gerufen. In Deutschland hatte der dritte Stand, der Stand des Volkes, schon fast drei Jahrhunderte früher den Tag seiner Geburt gefeiert, und war mit frischen Lebenskräften, heiter und eines göttlichen Uebermuths voll, hervorgebrochen aus der Nacht der Geschichte, und sein erstes Werk war dies gewesen, sich eine neue, die ganze Nation umfassende Sprache zu erschaffen, eine allgemeine, gebildete Nationalsprache, dem Hohen wie dem Niedern, dem Armen wie dem Reichen gleich verständlich und angenehm, überwindend die bisherigen Trennungen des deutschen Volkslebens, die sich auch in seinen Mundarten

ausgeprägt hatten, und sie überwachsend mit dieser neuen Blüthe der Rede, die zugleich das Gewächs der Freiheit selbst war. Man hat vielfältig die französische Revolution und die deutsche Reformation mit einander verglichen, und das französische Nationalinstitut stellte gegen Anfang dieses Jahrhunderts eine Preisfrage über die politischen Folgen der deutschen Reformation für Europa, die besonders von diesem Gesichtspunkt der Vergleichung ausging. Der wesentlichste Gesichtspunkt dabei scheint aber der, daß wir bei dieser Vergleichung Das als ein ursprüngliches Nationaleigenthum des deutschen Geistes zu erkennen haben werden, was man uns oft als eine künstliche Aneignung aus dem französischen Geschichtsgeist herüber verdächtig zu machen und dadurch gewissermaßen aus den Händen zu ringen gesucht hat, nämlich das Prinzip der freien, nationalen Entwickelung unserer Institutionen.

Nicht auf die französische Revolution, sondern auf die deutsche Reformation, welche die unabweisliche That des nationalen deutschen Selbstbewußtseins ist, auf sie haben wir den Keim der freien Volksentwickelungen zurückzuführen, von denen, als uns eigenst angehörig, wir jetzt mit Recht die Frucht zu genießen verlangen. Die Weltgeschichte des dritten Standes, welches die Geschichte der neuen Zeit ist, sie nimmt in Deutsch-

land ihren Anfang, wo sie sich aus der Innerlichkeit und Ehrlichkeit des deutschen Volksbewußtseins heraus begründete, in Deutschland, dem Land der Mitte, wie man es oft und sehr bezeichnend genannt hat, in dieser in der Mitte der Völker voll beständiger Gedankenarbeit dastehenden Germania, welche die hauptsächlichsten Ideen der modernen Völkerentwickelung zuerst unter ihrem Herzen getragen. Dies wahrhafte in der Mitte Stehen des deutschen Geistes, läßt Deutschland als die wahrhafte Mutter und Mitte des Gedankens der modernen Freiheit erscheinen, als die eigentliche Bewahrerin und Pflegerin des Geisterkernes der modernen Lebensentwickelung, welche denselben durch alle wilde Völkerstürme hindurch in der Stille und Tiefe des Gedankens gewissermaßen gerettet hat.

Der dritte Stand, als er in Deutschland durch die Bewegung der Reformation erwachte, suchte zuerst auf den stillen Gründen des Volkslebens ein produktives und versöhnliches Werk zu beginnen, indem er durch die Sprache eine neue Nationaleinheit wob. Denn die neuhochdeutsche Sprache, welche durch die Reformation das Organ der neuen Zeit Deutschlands wurde, sie ging nicht als ein besonderer Dialekt, sondern als die wahre allgemeine Nationalsprache selbst, als die lingua ipsa Germanica, wie sie der alte deutsche Gram-

matiker Schottel in seiner ausführlichen Arbeit von der deutschen Hauptsprache nennt, hervor. Diese neue nationale Sprachschöpfung, die wir vorzugsweise als das Werk des dritten Standes in Deutschland anzuschauen haben, sie wurde durch die deutsche Bibel gewissermaßen ein neuer Vereinigungspunkt für alle Stände der deutschen Nation. Ueber der deutschen Bibel, die zugleich in jener Zeit die bewegende Macht des öffentlichen Lebens wurde, und welche zuerst die deutsche Nationalsprache aus der Trennung der Dialekte zu einer einheitlichen Form verbunden, über dieser deutschen Bibel reichten sich zuerst alle deutschen Stände, der Ritter und der Knecht, der Fürst und das Volk, die Hände.

Daß der dritte Stand die ganze Nation sei, ist eine germanische Lebensidee, welche zwar durch die französische Revolution erst in das politische Bewußtsein der neueren Völker getreten ist, die aber in der deutschen Reformation zuerst dadurch lebendig wurde, daß an der Quelle der deutschen Bibel, die das Haupteigenthum und die eigentliche Macht des dritten Standes in Deutschland wurde, alle andern deutschen Stände zusammentrafen und hier den Bund einer neuen deutschen Nationalbildung besiegelten. Es war Luther, der Bergmannssohn, der in diesen großen, labyrinthischen

Schacht des deutschen Nationallebens, in unsere Sprache, mit fröhlichem Gottvertrauen niedergestiegen war, in welchem Schacht, nachdem die vollen Naturlaute der Minnesänger verhallt waren, immer mehr die Verwilderung überhand genommen hatte. Eine Nationalversammlung der deutschen Mundarten war es gewissermaßen, welche Luther in seiner Bibelübersetzung veranstaltete, indem er darin eine feine Abwägung, Ausscheidung und Verschmelzung alles Dessen vornahm, was jeder landschaftliche deutsche Dialekt Eigenthümliches und Besonderes hatte.

Als ein Werk des sich erhebenden dritten Standes in Deutschland, als die Produktion des zu seiner Freiheit und Selbstbestimmung sich erhebenden deutschen Volksbewußtseins, haben wir die deutsche Bibelübersetzung Luthers vorzugsweise zu erkennen. Die andern Stände der deutschen Nation waren um diese Zeit schon innerlich und äußerlich abgenutzt, und standen, losgerissen von jeder sittlichen Lebensidee, in einer völligen Fäulniß begriffen da. Ein wunderbarer Schriftsteller dieses Jahrhunderts, der schwärmerische Sebastian Franck, spricht in seinem Weltbuch, das 1534 erschienen, von viererlei Ständen Germaniä. Als den ersten Stand Germaniä schildert er die Geistlichen, welche er „müßig eeloß niemandtnütze leut"

nennt, mit „meer denn heidnischen privilegien," indem er hinzufügt: „es thuot kein guot, wir schlagen dann die pfaffen alle zuo todt, wer sein hauß will haben sauber, der huet sich vor pfaffen und dauben." Der zweite Stand Germaniä ist bei Sebastian Franck der Adel, dessen Ausartung und verworfene Lebensweise er mit den schreiendsten Farben schildert, indem er ihn einen „heidnischen Adel des Fleisches," und „ein frembes Ding im Christenthum" nennt, welchen weltlichen Adel „verleugnen, ausziehen und geystlich von sich werfen müssen alle, die vor Gott recht Edel sein wöllen." Sebastian Franck erinnert uns hier in manchen seiner Aussprüche über Adel und Geistlichkeit an die spätern leitenden Grundgedanken der französischen Revolution, die wir auch schon in der deutschen Reformation lebendig erkennen müssen. Von dem dritten deutschen Stande, dem Bürger, weiß Franck auch mancherlei Günstiges und Ungünstiges zu sagen, doch sagt er zugleich von dem deutschen Volk, daß es „yetz ein subtil, weltweiß, kunstreich volk sei, darzuo zuo allen händeln kuen, frendig und geschickt." Der vierte Stand sind die Bauern, dies „muefelig volck, das yedermanns fuoßbader ist."

9.

Der Adel, die Wiſſenſchaft und die Freiheit in Deutſchland.

Zur Zeit der deutſchen Reformation ward auch der Stand des Adels von eigenthümlichen Bewegungen ergriffen. Der deutſche Adel war um dieſe Zeit zu der ihm einzig möglichen Erneuerung ſeiner Bedeutung in ſich ſelbſt gedrängt worden, indem er ſich zu einem Adel des freien Geiſtes erheben wollte, indem er das Element des Geiſtes als die wahre Baſis eines neuen ächten Adelsſtandes für die moderne Geſellſchaft erkannte. So bricht in dieſer großen Epoche unſerer Geſchichte wie für das Volk ſo auch für den Adel die neue Zeit der Entwickelung an, und der letztere hat hier in dieſen Elementen die einzige Quelle ſeiner wahren Forterhaltung immer wieder aufzuſuchen, anſtatt

von anderen mechanischen Belebungsmitteln, von einer künstlichen Zusammenhaltung des Grundeigenthums, von Majoraten, von ausschließlichen Beförderungsvorrechten, eine Erneuerung seines Werths zu erwarten.

Die Bedeutung, welche sich der Adel im Kriege erworben, war in der Reformationszeit schon durch die Veränderungen des Heerwesens erschüttert worden. Im Kriegsdienst selbst konnte er nicht mehr zu der früheren Geltung und Besoldung gelangen, seitdem sich in den Lanzknechten ein freies Fußvolk gebildet hatte, das, wohlfeiler und bequemer zu handhaben als der Adel, diesem an Tapferkeit und Treue nicht nachstand, und ihn kaum übertraf in der Raubsucht und Wegelagerung, welches die ersten Bildungselemente des deutschen Adels gewesen.

Die Wissenschaft begann als ein neues Lebenselement des Adels sich schon im funfzehnten Jahrhundert anzukündigen, wo zuerst viele junge Leute aus adligen Familien sich dem Rechtsstudium zuwandten, und dazu besonders die italienischen Rechtsschulen, später auch die deutschen Universitäten besuchten, von denen sie mit einem neuen Nimbus an die Höfe zurückkehrten, wo sich ihnen durch den Titel eines Doctor juris, der jetzt schon besser klang als der Titel: Herr Ritter, die höchsten Landesstellen und Hofbedienungen eröffneten.

Seit dieser Zeit bildete sich die Idee eines wissenschaftlichen Ritterthums in Deutschland immer mächtiger aus, und der in sich selbst frei werdende Geist ist es, welcher als der wahre Ritter der Zeiten sich darstellt.

Die freie und die Gegensätze der Welt einigende Subjektivität im Ritterthum erscheint noch mit jenen bunten Illusionen eines kindlichen Bewußtseins verschmolzen, aus dem keine die Geschichte wahrhaft bewegende Lebensmacht hervorgehen kann, und so erhält das Ritterthum erst seine wahre Vollendung durch den Genius, durch den Geist, welcher seit den Zeiten der Reformation als die wahre historische Macht, als die eigentliche Bewegungskraft der Geschichte, erscheint. Der Genius, als der höchste Gipfel des menschlichen Selbstbewußtseins, er erscheint wahrhaft als dieser Eroberer, Beherrscher und Gestalter der ächten freien Wirklichkeit, der Genius ist der der Gestalt Mächtige, welcher den Zauber versteht, aus der Durchdringung der Idee mit der Wirklichkeit die wahre freie Gestalt des Lebens zu erwecken. So beginnt die neue Zeit der Geschichte, unsere Geschichte, eigenthümlich mit diesem Ritterthum des Genius, das zuerst als die Wiederherstellung der Wissenschaften in Deutschland sich ankündigt, die darin die eigentliche Grundlage der Re-

formation und aller Freiheit des Geistes und Leibes wurde.

Durch diese Verbindung der Wissenschaft mit dem Ritterthum hatte Ulrich von Hutten sich sogleich auf die entscheidende Höhe seiner Zeit gestellt, und er hatte dadurch ursprünglich viel günstigere Elemente der Bildung in sich vereinigt, als Luther, welcher durch seine klösterliche Erziehung den Verhältnissen der Welt fremder geblieben war, und nicht von Hause aus den freien Blick und leichten Takt für die Welt besaß. Daß der Luther'schen Reformation, gewissermaßen um ihre weltliche Durchführung zu erleichtern und zu sichern, dieses neue Element des deutschen Adels zur Seite gestellt wurde, muß als eine besondere Gunst angesehen werden, welche die Geschichte damals in der That unserer deutschen Nation geschenkt, und worin sie ihre damalige ernste Absicht, wirklich der Nation zu ihrer Erhebung zu helfen, am unzweideutigsten und rührendsten ausgedrückt hat, indem sie das Kind ihrer Thränen, die deutsche Freiheit, sorgfältig nach allen Seiten hin einhüllte und bedeckte, um es gewissermaßen gegen das rauhe Schicksal dieser Nation recht zu schirmen. So viel große und erhabene Anstalten, wie damals, um dem deutschen Nationalleben eine freie und feste politische Gestalt zu geben, hat die Geschichte

seitdem nie wieder unternommen, nur ein einziger großer Augenblick war es, in dem das deutsche Volk zu einem neuen nationalen Dasein zu erwachen schien, aber in dem nämlichen Moment zerstob schon das ganze Gebilde der Freiheit wieder, das sich in diesem Zwielicht der Zeiten kaum herausgehoben hatte, und unser nachtwandelndes deutsches Volk beschränkte sich wieder auf seine Träume und Gedanken, um in ihnen seinen alten unglücklichen Geheimdienst mit der Freiheit fortzusetzen.

Ulrich von Hutten war der erste Mann in Deutschland gewesen, welcher die Nation frei machen wollte nicht bloß in ihren Gedanken, sondern auch in ihrem unmittelbaren lebendigen Volksdasein, und deshalb gesellte er zu seiner Schreibfeder das Schwert, welche beide er, als die Symbole des deutschen Freiheitskampfes, auf seiner ganzen mühseligen Lebenswanderung beständig mit sich trug. Ritter und Magister der freien Künste zugleich, in diesen freien Künsten aber wesentlich nur die Freiheit des Vaterlandes betreibend, sah Ulrich von Hutten zuerst in der Wissenschaft das wahre Ritterthum der neuen Zeit, wie er denn in seinem Schreiben an Wilibald Pirkheimer, worin er über seine ganze Lebensrichtung die merkwürdigsten Bekenntnisse ablegt, ausdrücklich von sich sagt,

daß er ſich ſeiner Familie wegen nicht für adlig halte, ſondern ſich den Adel erſt durch die Wiſſenſchaft und durch ſeine Verdienſte um das Vaterland zu erwerben gedenke. Um eine vollendete nationale Reform in Deutſchland durchzuführen, ſchien es ihm aber nöthig, zum Schwert zu greifen, und nicht bloß, wie Luther, geiſtig auf den Kampf des inneren Bewußtſeins ſich zu beſchränken. Hier theilen ſich dieſe beiden Seiten der Reformationsepoche in ihre zwei entſchiedenen Gegenſätze, vertreten durch die beſten Männer ihrer Zeit, durch Hutten und Luther, die beide ein weſentlicheres Verhältniß zu einander haben, als man gewöhnlich angenommen hat, da, nachdem in Hutten und ſeinen Freunden die weltliche Seite der deutſchen Reform verunglückt war, ſich in Luther immer einſeitiger und ſtrenger das Bewußtſein ausbildete, es ſei nur die innere Freiheit des Geiſtes, um die es ſich bei der deutſchen Nation handeln könne. Luther aber hatte eigentlich aus Huttens Schriften zuerſt die rechte und klare Einſicht über den römiſchen Hof und über die Stellung des Papſtes zur Chriſtenheit gewonnen Wenn man ſieht, wie Luther in ſeiner Schrift „an den Adel deutſcher Nation“ die Geheimniſſe und Umtriebe des römiſchen Hofes ſo ſcharf erkennt und geißelt, während er noch bei ſeinem eigenen Aufenthalt in Rom

geglaubt hatte, die Idee des Papstthums in der Christenheit aufrecht erhalten zu können, so muß man annehmen, daß ihm dies nicht möglich gewesen sein würde, wenn ihm nicht Hutten schon durch seine sehr gründlichen, wissenschaftlichen und historischen Auseinandersetzungen über die Idee der römischen Hierarchie und über die zusammengelogenen Rechte und Besitzthümer des Clerus den Weg dazu vorgezeichnet hätte. Schon ehe Luther seine Theses in Wittenberg anschlug, hatte sich Hutten auf seinem Stammschloß Steckelberg, das auf einem hohen Felsen an der äußersten Spitze des Spessarts gelegen war, damit beschäftigt, die Schrift des Laurentius Valla „von der fälschlich geglaubten und erlogenen Schenkung Konstantins des Großen" neu herauszugeben. Diese von den Päpsten mit ihren heftigsten Bannflüchen belegte Schrift versah er mit einer langen Zueignungsschrift an den Papst Leo X., die einen in Deutschland noch nie gehörten Ton der Opposition anschlug, worin er die Vorgänger des Papstes Diebe, Mörder und Straßenräuber nannte, und bereits das Ablaßwesen auf das Nachdrücklichste angriff, indem er darüber zu Leo X. sagte: „Deine Vorfahren waren es, die in den Sünden anderer Menschen, und selbst noch in den Strafen der Sünden nach dem Tode eine Gelegenheit fanden, Beute zu machen!" Der

gewaltige Ton, welcher in dieser flammenden Dedicationsepistel an den Papst herrschte, ward mit Staunen in allen Theilen von Deutschland und zu Rom gehört, und es war vielleicht die betäubende Wirkung dieser Sprache, welche verursachte, daß man die so lange unterdrückt gewesene Schrift, welche die Grundlosigkeit der Länderschenkungen Konstantins an den römischen Bischof historisch nachwies, jetzt ungehindert ihre Wege ziehen ließ. Den von Hutten zuerst angeschlagenen Ton der neuen Freiheit fand selbst Luther noch drei Jahre nach dem Erscheinen dieser Dedication zu stark, obwohl er bald, bei Uebersendung seiner Schrift über die christliche Freiheit an den Papst, dieselbe Methode ergriff, in einer Zueignungsschrift an Leo die Opposition selbst einzuleiten. Schon früher war manches beißende Epigramm und manches hellönende satirische Gedicht des deutschen Ritters durch Deutschland umhergeflogen, und hatte die Gemüther in dem Gedanken entflammt, daß in Rom aller Druck des menschlichen Geistes und alle Erniedrigung und Herabwürdigung der Völker ihren Ausdruck und ihren Mittelpunkt gefunden hätten.

Die Freiheit der Nation, ihre geistige und darin zugleich ihre politische Freiheit, sie ist der verbindende elektrische Faden, welcher sich durch alle in der Form von fliegenden Blättern erschienenen Schriften Huttens

hindurchſchlingt, und ihnen gewiſſermaßen die Form der Ewigkeit ertheilt. Es iſt zugleich das Wort der Freiheit, das in dieſen Schriften Huttens von Zeile zu Zeile tönt, und das darin ſo lautſchallend, als die eigentliche Lerche der neuen Zeit gehört wird. Dies Wort, das noch in keiner Zeit ſo viel gebraucht worden als in der Zeit der Reformation, es ſchallt in dieſer Zeit wie von allen Dächern herunter, es iſt die wahre Echo dieſer Zeit, welche als der Grundton jedes andern Tons ſich ſo unabweislich da geltend machte. Das ganze Leben wollte ſich damals in dieſem Wort der Freiheit ausdrücken, und wie zur Zeit der Minneſänger in Deutſchland in dem Wort der Liebe und in dem Geheimniß des Waldes das ganze Daſein ſich erſchöpfen wollte, ſo jetzt in dem Wort der Freiheit, in welchem dieſe Zeit das ſchönſte und tiefſte Geheimniß der Geſchichte zu ergreifen ſtrebte. In dem lebhaften und dringenden Gebrauch dieſes Wortes hat ſich denn auch unſere Zeit wieder mit der Reformationszeit innigſt zuſammengefunden und darin die Zugehörigkeit zu ihr bekannt. In dieſem ewig lockenden Worte, in welches damals die erſten friſchen und jungfräulichen Säfte der neuen Geſchichte hineinſchoſſen, und an das ſich jetzt wieder unſere getäuſchten und erneuerten Hoffnungen allmälig anklammern wollen, liegt doch immer der

wahre Zauberklang der ganzen menſchlichen Beſtimmung ausgegoſſen, und man kann die Dichter und Redner nicht ſchelten, wenn ſie dies Wort uns zu wiederholen nicht müde werden, wenn ſie in dem Wort allein ſchon eine ganze Poeſie gefunden zu haben meinen. Ein Volk ſcheint immer noch nicht ganz unglücklich, wenn es nur das Wort der Freiheit beſitzt, während in dem Heimathlande des Despotismus, in Aſien, mehrere Völker dies Wort auch nicht in ihrer Sprache kennen, wie zum Beiſpiel die Araber, die kein eigenthümliches Wort für Freiheit haben, was aber in dem Lande der Kameele nicht ſo ſehr zu verwundern ſcheint.

Ulrich von Hutten aber, dieſer Ritter und Magiſter der liberalen Künſte, welcher in dieſen liberalen Künſten, die er ritterlich machte, als der Ahnherr des ewig unglücklich gebliebenen deutſchen Liberalismus zu betrachten iſt, er drängte in dieſem ächten urſprünglichen Liberalismus das wahrhafte proteſtantiſche Lebenselement der neuen Zeit und der deutſchen Nation mächtig zuſammen, und brachte in ihm das freie wiſſenſchaftliche Bewegungselement des deutſchen Geiſtes zuerſt auf den Schauplatz der Geſchichte. Zu den vielen Mühen und Verkümmerungen ſeines Lebens, die er dadurch erfahren mußte, geſellte ſich ihm auch jene eigenthümliche Krankheit, die in dieſer Zeit zuerſt ihre verheerenden Wirkungen über

Europa verbreitete, und die ich hier um so weniger unerwähnt lassen darf, als diese Krankheit, welche keine andere war als die von ihm selbst beschriebene gallische Krankheit, von seinen Gegnern als eine Strafe Gottes ausgeschrieen wurde, die ihn für seine liberalen Richtungen und für seine Hinneigung zum Lutherthum getroffen habe.

Es ist seltsam, daß gewisse Combinationen sich in der Geschichte immer wiederholen, und daß sie dann jedesmal fast in denselben Formeln wieder denselben Wahnsinn der Parteien auszudrücken scheinen. So behaupteten in der Reformationszeit die Gegner der Freiheit spöttisch, daß das Lutherthum und dieser neue Liberalismus gewissermaßen die gallische Krankheit hätten, woran der erste Verfechter dieser Freiheit allerdings unglücklicherweise gelitten, während man in unseren Tagen den Liberalismus stets dadurch verdächtig zu machen gesucht hat, daß man ihm gewissermaßen sein französisches Geblüt vorgeworfen, daß man ihm nachgesagt hat, er passe nicht für die ehrliche deutsche Natur, weil er eigentlich nur eine französische Krankheit sei. Der Liberalismus ist aber ebenso wenig, als der dritte Volksstand, von dem ich es schon früher gezeigt habe, aus der Entwickelung des französischen Geschichtsgeistes zuerst hervorgetreten, sondern diese beiden bewegenden Lebens-

mächte der neueren Geschichte sind vorzugsweise ein Eigenthum der deutschen Lebensentwickelung, und wie sie der freien germanischen Natur von Grund aus angehören, so sind sie besonders noch die unmittelbare Geburt der eigensten protestantischen Entwickelung der deutschen Nation, weshalb eben Ulrich von Hutten, als dieser erste protestantische Ritter des Liberalismus, dadurch zugleich dieser eigentlich deutsche Ritter, und der vorzugsweise deutsche Mann ist, worin er gerade seinen höchsten Ruhm behauptet hat. Dieser durch ihn aus dem Protestantismus in die Geschichte hinausgetretene Liberalismus ist daher nicht, wie es kürzlich gesagt worden, der Despotismus der Menge, sondern er ist die wahre Freiheit und Sittlichkeit des Individuums selbst, das sich darin gerade in seiner individuellen Kraft erfaßt hat.

Zu der französischen Verdächtigung seines Liberalismus, welche sich Hutten in diesem besonderen Sinne hatte gefallen lassen müssen, gesellte sich aber bei ihm auch noch ein anderes Uebel, welches seitdem ebenfalls allem deutschen Liberalismus anhaften geblieben ist, nämlich dies, daß er kein Geld hatte. Der empfindlichste Geldmangel, an welchem Ulrich von Hutten Zeit seines Lebens gelitten, quälte ihn dergestalt, daß er namentlich auf seinen Reisen in Italien oft weder

Speiſe noch Kleidung hatte, daß er in Italien eine Zeitlang als gemeiner Soldat Kriegsdienſte nehmen mußte, und ein anderes Mal, nachdem er auf der Oſtſee Schiffbruch gelitten, er nackt und hungernd lange umherirrte, des bitterſten Elends voll. Hier haben wir auch dieſe Seite des deutſchen Liberalismus prototypiſch in ihm vorgebildet, und man kann vielleicht ohne allzu große Paradoxie behaupten, daß das deutſche Volk vielleicht eher zu freien öffentlichen Formen gelangt wäre, wenn der deutſche Liberalismus von jeher mehr Geld und Beſitz, und dadurch mehr Recht und Kraft in der Wirklichkeit, gehabt hätte.

10.

Die erſten ſocialen Bewegungen des Handwerkerſtandes.

Eine Volksklaſſe regte ſich ſchon in der Reformationszeit gewaltig, eine Volksklaſſe, die auch in unſeren Tagen wieder dadurch ſo mächtig und bedeutungsvoll für die hiſtoriſche Bewegung geworden iſt, daß die Furcht und Luſt des Amtes ſie nicht zu bannen vermag, weil ſie kein anderes Amt begehrt, als das ihrer freien arbeitenden Hände, und keinen anderen Beruf, als daß der Geiſt der Geſchichte ſie treibe. Dieſes Element, das die zweite Kraft der Bewegung wird, die aus dem Gedanken der Reformation ausgefloſſen, ſtellte ſich zuerſt in dem eigenthümlichen Bund der ſogenannten himmliſchen Propheten dar, die im Jahre 1521 in Zwickau ſich erhoben. Der Führer

dieſer himmliſchen Propheten war Nicolaus Storch, ein Tuchmacher ſeines Gewerbes, wie auch einer ſeiner Hauptgenoſſen, Marcus Thomä, ein Tuchmacher war. Sie bekannten ſich alſo zu einem Gewerbe, aus dem, wie dies auch noch in unſeren Zeiten bei Webern häufig der Fall war, Schwärmer und Propheten vorzugsweiſe entſprangen, wie denn die Weber auch in unſeren Tagen wieder vorzugsweiſe ein revolutionnaires Element aus ſich entwickelt haben, obwohl gerade unſere Weber, welche das berliner Voigtland bewohnen, bis jetzt noch zu keiner geſellſchaftlichen Bewegung ſich haben hinreißen laſſen, oder verlangt haben, die berliner Familienhäuſer zu einem Fourier'ſchen Arbeitsſtaat oder Phalanſtère umzuſchaffen. Dieſe geſellſchaftlichen Elemente aber, welche erſt die moderne Zeit eigenthümlich und ſchneidend ausgebildet hat, ſie ſtehen ſchon auf dem Grunde der deutſchen Reformation in dieſen himmliſchen Propheten auf, in welchen das neue religiöſe Element der Zeit, das durch Ulrich von Hutten und Sickingen nicht hatte politiſch werden können, jetzt geſellſchaftlich zu werden verſuchte und zu einer Grundreform der Geſellſchaft ſich ausſpinnen wollte. Dieſe Handwerker bildeten ſich immer entſchiedener zu einer Partei aus, zu der ſie bald eine große Anzahl ihrer Standesgenoſſen verſammelten, doch hatten ſich auch einige

Gelehrte zu ihren Führern gesellt, unter denen Marcus Stübner genannt wird, der zu Wittenberg den Unterricht Melanchthons genossen hatte, und Martin Cellarius, der später, nachdem er seine Grundsätze widerrufen, Professor in Basel wurde. Diese ersten Propheten der modernen Gesellschaft gingen zuerst von der Idee der weltlichen Freiheit aus, indem sie behaupteten, das Volk sei nun lange genug Knecht gewesen, und habe seine Dienste und Frohnen auf sich genommen, jetzt müsse es los und ledig von allen seinen Banden werden, und Alle müßten nun Herren sein. In den Artikeln, welche sie als das Grundgesetz ihrer Brüderschaft aufstellten, verwarfen sie zuerst die Ehe in ihrer bestehenden Gestalt, und setzten aus einem rein fleischlichen Gesichtspunkt das Prinzip der Vielweiberei ein. Ferner hoben sie den Begriff des Eigenthums auf, und erklärten, daß Alles gemein sein soll, denn — heißt es in ihren Artikeln — Gott habe die Menschen zugleich nackend auf die Welt geschaffen, so hat er ihnen auch alles zugleich, was auf Erden ist, unterworfen, und das dominium über Fisch im Meer und Vögel unter dem Himmel gegeben. (Diese Artikel finden sich zusammengestellt in einer alten seltenen Flugschrift, unter dem Titel: Einfältiger Bericht, wie durch Nicolaum Storcken die Auffruhr in Thüringen und umb-

liegenden Revier angefangen ſei worden u. ſ. w. durch Marcum Wagnerum Seniorem 1596, welche für dieſen Zweck noch nirgend benutzt worden zu ſein ſcheint.)

Sodann erklärten die himmliſchen Propheten in ihren Artikeln, daß man alle Obrigkeit, die geiſtliche ſowohl wie die weltliche, abſchaffen, und entweder ihres Amtes entſetzen, oder aber mit dem Schwert tödten ſolle, weil „ſie nichts mehr thun, denn daß ſie in Wollüſten leben, der armen Unterthanen Schweiß und Blut verzehren", u. ſ. w. Einer ihrer weſentlichſten Artikel aber betraf die Kindertaufe, die ſie für unnütz erklärten, weil an den Kindern keine Sünde ſei, und weil zur wahren Taufe der rechte Glaube gehöre, welchen die Kinder noch nicht haben könnten. Doch ſcheinen ſie dieſe Anſicht von der Taufe noch nicht bis zur Folge der Wiedertaufe entwickelt zu haben, wie dies die aus denſelben geſellſchaftlichen Umwälzungsideen ſich hervorbildende Secte der Wiedertäufer gethan. Endlich verwarfen die Zwickauer Propheten auch, wie ſie es nannten, das „äußerliche hörliche göttliche Wort, das die Pfaffen predigen", und erklärten, daß ein jeglicher Menſch das Geſetz Gottes aus ſeinem freien Willen heraus erfüllen könne.

Dieſes neue Element der Bewegung, auf einem trüben, gährenden Grunde des Volkslebens ſich fort-

ziehend, es war so dunkel und unheimlich angezündet von denjenigen Geistern der Zeit, welche das langsame und einseitige Fortrücken der lutherischen Reformation nicht länger aushalten konnten, und die, in dem kleinen und engen Kreise eines mangelhaften Daseins, nicht begriffen, warum sie die Last und den Druck des Tages noch weiter fortertragen sollten, und warum sie nicht mit der neuen Idee der christlichen Freiheit zuerst erfüllen sollten ihr eigen Haus und Hof, warum sie nicht damit sofort hinausstürzen sollten in das ihnen neu geöffnete ganze und volle Leben, und abbrechen das ganze Lager ihrer Knechtschaft! Dieser Gedanke, der bald darauf den Krieg der Bauern gegen ihre Herren hervortrieb, bildete sich zuerst in dieser freien Brüderschaft des Nicolaus Storch mit mystischer Kraft aus, denn diese Propheten behaupteten, von Gottes Geist unmittelbar zu ihrem Werk getrieben zu sein, und darin nur übernatürlichen Eingebungen und mystischen Offenbarungen zu gehorchen. Der Tuchmacher Niclas Storch, der zuletzt 12 Apostel aus seinen Zunftgenossen sich gewählt hatte, und dazu 70 Jünger, die ihn umgaben und seine Inspirationen verbreiteten, rühmte sich Gespräche mit Gott zu haben, in denen ihm die zukünftigen Dinge zu schauen vergönnt wäre. Geister und Gespenster erschienen ihm alle Tage, und durch

ein Traumgesicht war ihm der Sitz auf dem Thron des Engels Gabriel und die Herrschaft der Welt zugesichert worden.

Diese Männer des Handwerkerstandes fanden in Wittenberg, wohin sie sich nach ihrer Vertreibung aus Zwickau begaben, bald eine bedeutende Unterstützung, sowohl an Melanchthon selbst, welcher, während der Abwesenheit Luthers, einen derselben gastlich in sein Haus aufgenommen hatte und liebreich verpflegte, als auch an der ganzen Stimmung, welche in dieser Stadt der Reformatoren herrschte. Melanchthon schrieb von ihnen: „durch wichtige Gründe werde ich in Wahrheit bewogen, daß ich sie nicht verachten will, denn es erhellt aus vielen Beweisen, daß in ihnen gewisse Geister seien.“

Storch selbst, der in der Bilderſprache der alten Propheten seine umwälzenden Lehren vortrug, und welcher die Fürsten die „großen Ratten“ zu nennen pflegte, er erhielt von Melanchthon das günstige Urtheil: „Hab' so viel von ihm vermerkt, daß er der Schrift Sinn recht hat, in den höchsten und vornehmsten Artikeln des Glaubens, wiewohl er eine sonderliche Weise zu reden führt.“ Den milden und freisinnigen Churfürsten Friedrich von Sachsen aber beschlich beim Anblick dieser Leute der eigenthümliche Gedanke, „daß

ſich Gott vielleicht dieſer gemeinen unſtudirten Männer zu großen Dingen bedienen könne!"

In dem Treiben dieſer himmliſchen Propheten hatte ſich ein dunkeles demokratiſches Element der neueren Geſchichte, wie es vorzugsweiſe nur aus dem Chriſtenthum hervorbrechen konnte, ſeltſam angekündigt. Der Handwerkerſtand war in ſeinem ſtillen und unſcheinbaren Leben zuerſt am mächtigſten vom Chriſtenthum durchdrungen worden, und wie einſt Tertullian (nach einer Anführung bei Neander, Antignoſticus S. 65) von den Chriſten ſeiner Zeit geſagt: „Jeder chriſtliche Handwerker hat Gott gefunden, und zeigt ihn Dir, und zeigt Dir dann auch in der That, was Du bei Gott ſuchſt!" — ſo ſollte dies auch in den Zeiten der Reformation ſich wieder zutragen, daß in dieſem Stand ſich am heftigſten die Bewegungen der neuen Zeit zu einem Ausbruch drängten.

Wie in den Tagen des Evangeliums ſelbſt die Jünger der neuen Religion ſich vorzugsweiſe aus dem Handwerkerſtande gebildet hatten, ſo ſchien dieſer Stand, in dem das neue chriſtliche Prinzip der Arbeit vorzugsweiſe zu Tage kam, dazu auserſehen, auf allen Entwickelungspunkten der chriſtlichen Zeiten als dieſes Symptom einer neuen Bewegung, und gewiſſermaßen als der Elementargeiſt derſelben zu erſcheinen, wie

auch in unſern Tagen wieder die neue ſociale Bewegungsepoche, die zu uns herandringen will, ſich vorzugsweiſe auf dieſen Arbeiterſtand geſtützt hat. Wenn auch dieſe ſocialen Bewegungen unſerer Zeit ſich weſentlich durch den franzöſiſchen Handwerkerſtand verbreitet haben, ſo iſt doch die Wurzel derſelben in deutſchen Lebensbewegungen um ſo mehr anzuerkennen, als die zerſprengten Ueberreſte der himmliſchen Propheten, der Wiedertäufer, der Anhänger Thomas Müntzers, ſich nachweislich von Deutſchland aus nach Frankreich gezogen, und dort in vereinzelten Sekten längere Zeit heimlich fortgelebt haben.

Bald nach der franzöſiſchen Revolution war auch der Handwerkerſtand zu einer eigenthümlichen Anerkennung im deutſchen Familienleben ſelbſt gelangt, indem es damals mehrfach geſehen wurde, daß ſelbſt die Mitglieder angeſehener Familien, neben ihrer Beſtimmung zu einer Wiſſenſchaft oder zu einem Staatsamt, noch ein Handwerk erlernten, gewiſſermaßen in dem Gefühl der eingetretenen Unſicherheit aller Verhältniſſe der Geſellſchaft und des Staats, unter der man ſich in ſeiner individuellen Freiheit am beſten aufrecht erhalten könne durch dieſe auf ſich ſelbſt geſtellte Macht der Arbeit, die dann auch wieder treuer bleiben läßt der eigentlichen Aufgabe des Menſchenlebens, als ein

Staatsamt, das die Geſinnung und individuelle Meinung zu ihrem Opfer fordert. Auch aus eigenthümlicher Weltanſicht heraus haben manche Pädagogen das Erlernen eines Handwerks neben geiſtigen Beſchäftigungen und Beſtimmungen mit Recht empfohlen. Der bekannte Schriftſteller Zſchokke, wie er uns in ſeiner Selbſtbiographie erzählt, ließ ſeine Söhne neben ihren Studien Einige das Klempnerhandwerk, Andere die Uhrmacherprofeſſion erlernen. In unſerer Zeit aber möchte es mehr als je wieder an der Stelle ſein, ein pädagogiſches Mittel der Freiheit darin zu erkennen und zu empfehlen. Wenn die Männer des Geiſtes zugleich eines Handwerks mächtig ſein könnten, d. h. nicht in dem Sinne, in welchem unſere Gelehrten lange genug Handwerker waren, ſondern in einer höheren, ächt menſchheitlichen Verknüpfung dieſes Gedankens, ſo würde dadurch eine freie, friſche, der allgemeinen Durchbildung der Stände heilſame Miſchung ohne Zweifel entſtehen, und es würde die Arbeit, dieſes wichtigſte Grundelement des neueren Völkerlebens, davon ebenſo eine Durchgeiſtigung zurückempfangen können, als der Geiſt, aus ſeinen deutſchen Einſiedlerträumen ſich emporrichtend, die beſtändige Aufforderung ſich nahe ſehen würde, in das werkthätige Leben ſelbſt überzu-

greifen, und zu einem Element der Wirklichkeit sich zu machen.

Eine Ahnung dieses Gedankens schien jene neue Partei der deutschen Reformation, welche sich aus dem Handwerkerstande heraus auf den Schauplatz drängte, durchzuckt zu haben. Die Unruhen in Wittenberg, welche durch das dortige Auftreten der Zwickauer Propheten entstanden waren, stellten diesen Gedanken zuerst in den wilden und buntscheckigen Formen des Fanatismus dar.

Karlstadt, der Professor der Wittenberger Universität, der selbst im grauen Rock und Filzhut, wie ein Handwerker, einherging, Karlstadt, ein wie heißer und sich überstürzender Kopf er auch immer war, ging doch in dieser von ihm betriebenen Verschmelzung des wissenschaftlichen Standes mit dem Handwerkerstande ohne Zweifel von einem höheren Weltgedanken aus, den er aber in der Hast des geschichtlichen Moments, welchen er festhalten wollte, verzerrte.

Schon im Jahr 1522 hatte sich Karlstadt verheirathet, und dabei dem Churfürsten stolz angezeigt, daß er sich „mit der ehrbaren Jungfrau Anna Mosch in ein eheliches Verlöbniß eingelassen," was auch nach der weltlichen Seite hin um so kühner war, als der

Titel einer „ehrbaren Jungfrau“ damals nur noch denen von Adel gegeben werden durfte.

Dem gelehrten Wesen begann Karlstadt zuerst den Krieg zu erklären, indem er bei einer Doctorpromotion selbst öffentlich die Grade eines Magisters und Doctors für einen Gräuel erklärte, und zugleich bekannt machte, daß er Niemanden mehr promoviren würde, er, von dem Luther selbst seine theologische Doctorwürde empfangen hatte. Dann stellte sich Karlstadt an die Spitze eines wilden Jünglingshaufens, welcher von seinen und der himmlischen Propheten Ideen entbrannt war. Mit dieser Schaar durchlief er die Werkstätten und Wirthshäuser der Handwerker, und sagte zu ihnen, daß sie es wären, an welche man sich von jetzt an um das Verständniß der heiligen Schrift zu wenden habe, indem er sich dabei auf Matth. Cap. 11, 25, wo von der Offenbarung des Wortes an die Unmündigen die Rede ist, berief. Daß alles Wissen und alle Schulen nichtig seien, erklärte er laut, und stützte sich dabei auf das Zeugniß der Propheten. Oeffentlich lehrte er aller Orten: „Ein Handwerk treiben, sei besser als Gelehrsamkeit,“ und „wie Adam müßten wir wieder werden und die Erde graben.“ Um diesen Gedanken sogleich selbst ins Werk zu setzen, begab er sich nach Segren zu seinem Schwiegervater, und beschäftigte

ſich, alle Bücher und Studien fliehend, dort bloß mit der Bebauung des Ackers, indem er ſich dabei ganz wie ein Tagelöhner gebärdete, auch die Leute bat, ihn nicht mehr Doctor, ſondern nur „Nachbar Andreas" zu nennen.

Auf die inwendige und himmliſche Offenbarung Gottes führte er alle Erkenntniß zurück, und rühmte ſich ſelbſt, Viſionen zu haben. Die Sache der Wiſſenſchaft wurde um dieſe Zeit von Vielen verlaſſen und aufgegeben, viele Studenten wurden Handwerker, und kümmerten ſich nicht mehr um die Univerſität, deren Hörſäle leer ſtanden. Aus der Knabenſchule wurde eine Bäckerwerkſtatt gemacht, worin ſogar mehrere Lehrer der Univerſität, von derſelben kühnen Richtung der ſocialen Ideen hingeriſſen, eifrig zu arbeiten anfingen. Unter dieſen erblickte man den Docenten der Rhetorik, Philippus, weshalb durch Namenverwechſelung eine Zeitlang geglaubt wurde, es ſei Melanchthon geweſen, welcher ebenfalls bis zu dieſem Grad von den Wirbeln des Zeitgeiſtes erfaßt worden. Der Rath zu Wittenberg ſchrieb aber an die Minoriten: man werde künftig keine Bettler mehr in der Stadt dulden, weshalb bis zu einer beſtimmten Friſt die Jüngeren alle ein Handwerk gelernt haben möchten, die Aelteren

aber ſollten die Kranken in den Spitälern warten! (Annales Spalatini bei Menken II. S. 608 ff.).

Karlſtadt und die Partei, mit welcher er ſich raſch zuſammengefunden, hatte weſentlich den Gedanken gehabt, die Reformation Luthers gewiſſermaßen durch einen kühnen Handſtreich zu vollenden, und ins wirkliche Leben hinüberzubilden. Karlſtadt erlag aber dabei dem Fluge ſeiner ſtürmiſchen, durch die alte Myſtik dunkel genährten Phantaſie, welche ihn, ſtatt zu einer wahrhaften hiſtoriſchen That, nur in das Abenteuer hinein verlockte. Und dies iſt überhaupt das Schickſal dieſes höchſt bemerkenswerthen Mannes geweſen, daß er, mit allen Anlagen zu einem Helden der Zeit kräftig ausgeſtattet, getrieben von einem naturkräftigen und lebensvollen Geiſt, der ihm die höchſten Bedürfniſſe der Menſchheit ſogar über ſeine Zeit hinaus zeigte, daß er damit doch nur zu einer wilden Zerfahrenheit in ſeiner Zeit gelangte, und den großen Ereigniſſen derſelben zum Theil bloß als ein kindiſches und träumeriſches Gemüth gegenüberſteht, ja zuletzt in einem kümmerlichen Dunkel verſchwindet. Und doch hatte ſich in ihm eine Lebensſeite der deutſchen Reformation angedeutet, die nicht beſſer gepflegt und vertreten werden konnte, als durch einen ſo beweglichen, reizbaren und gewiſſermaßen nervöſen Charakter, wie Karlſtadt es war, in dem wir,

könnte man sagen, ein französisches Naturell erblicken, das sich des Gedankens der deutschen Reformation zu bemächtigen gesucht. Er war zugleich ein scharfer kritischer Kopf, welcher mit einer bewundernswürdigen Kühnheit in seiner Zeit das erste Messer der zersetzenden und anzweifelnden Kritik an die Bücher der heiligen Schrift legte, was er in seiner Schrift de canonicis scripturis that, welche er im J. 1520 zu Wittenberg herausgab. In dieser merkwürdigen Schrift, auf die zuerst Planck in seiner Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs (II. 30) wieder aufmerksam gemacht hat, beginnt Karlstadt zuerst am alten Testament, und namentlich an den Büchern Mosis, dieselben Zweifel über ihren Ursprung und ihre Verfasser zu beregen, welche die spätere Epoche der theologischen Kritik, namentlich in unseren Tagen in Deutschland so üppig ausgeführt hat. Auch hinsichtlich der Abfassung der Evangelien, über die in ihnen sichtbaren Fehler und Verwirrungen, legt er schon die Waffen des nachher entbrannten Streites in dieser Schrift zurecht. So kann denn eine neueste Richtung der theologischen Kritik, die gleichzeitig mit ihren Waffen auf ein sociales Lebensgebiet vorzudringen sucht, sich ebenfalls schon in der Zeit der Reformation repräsentirt sehen, durch diesen Karlstadt,

ihren Ahnherren, welcher der ins Leere hinunterfallende Ikarus dieſer Reformationsepoche wurde.

Karlſtadt war in Wittenberg mit ſeinen Lehren und Predigten bedeutend ins Volk gedrungen, und von den auf den Straßen ſich verſammelnden Volksklaſſen ward er laut als der zweite Elias ausgerufen, der gekommen ſei, um die Altäre Baals zu zerſtören. Alles, was an den öffentlichen Einrichtungen des Lebens und am Gottesdienſt noch das Werk der Päpſte ſei, beſchloß Karlſtadt und ſeine begeiſterten Bürger mit ihm, auf Einmal und durch einen einzigen Schlag abzuſchaffen. Bürger und Studenten rotteten ſich unter ſeiner Anführung zuſammen, ſie drangen mit Jubelgeſchrei in die Hauptkirche ein, alle Bilder an den Wänden wurden zerbrochen, die alten Altäre umgeſtürzt, das Abendmahl an Jeden, auch ohne Beichte, unter beiderlei Geſtalten und ohne Emporhebung der Hoſtie, ausgetheilt. Die Meſſe ward zum erſten Mal in den Lauten der deutſchen Volksſprache eingeſetzt, und überhaupt Alles, was noch römiſchen Ceremonieen ähnlich ſah, für umgeſtoßen und abgeſchafft erklärt. So überwältigend war die Bewegung dieſes Moments geweſen, daß ſelbſt mehrere der angeſehenſten Männer auf der Univerſität, ja ſelbſt einige Räthe des Churfürſten, und einige nähere Freunde Luthers, ſich von den Unter-

nehmungen Karlstadts hatten hinreißen lassen, und sie billigten, zum Theil sogar unterstützten, wie Seckendorf in seiner Geschichte des Lutherthums ausführlicher bestätigt. Selbst Melanchthon, der sanfte und getreue Aaron Luthers, streckte unentschlossen und unmächtig seine Hände in die Ferne aus, und jammerte, daß Luther selbst nicht da sei, um zu rathen und zu helfen. Die noch römisch gesinnte oder mäßig gebliebene Gegenpartei in der Stadt und alle Bemühungen des Hofes selbst konnten ebenfalls nichts mehr ausrichten, und es kam zu Anfang des Jahres 1522 durch Vermittlung D. Baers und einiger churfürstlichen Räthe ein Vergleich zwischen beiden Parteien zu Stande, wodurch festgesetzt wurde, daß die Messe in deutscher Sprache gehalten, daß die Emporhebung der Hostie unterlassen, und noch mehr päpstliche Ceremonieen dabei abgestellt bleiben sollten. Die meisten dieser vorgegangenen Dinge lagen ganz im Geiste Luthers selbst und seines begonnenen Werkes, er hatte zum Theil selbst alle diese Mißbräuche schon als sündlich und der neuen christlichen Freiheit zuwider erklärt, und so schien Karlstadt, obwohl mit stürmischem Uebermuth, nur die Consequenzen der lutherischen Reformation selbst ins Leben beschworen zu haben. Anders aber dachte Luther, der sich zur Zeit dieser Vorgänge fern auf der Wartburg

befand, und in diesem seinem Pathmos, wie er die Wartburg nannte, mit tiefem Kummer und Herzeleid es vernahm, wie freche Hände den Kern seines großen Werkes zu verwüsten begonnen, seine Reformation, für die er in Worms sein Leben eingesetzt hatte, und die er sich um jeden Preis rein zu erhalten gedachte. Plötzlich war Luther wieder in Wittenberg erschienen, und wie gefährlich es auch für ihn war, daß er sich um diese Zeit von der Wartburg entfernte, so hatte er es doch nicht länger in dieser Zurückgezogenheit von dem Schauplatz der Bewegung aushalten können. Luther ging in das Augustinerkloster und predigte dort zu dem Volke, das der donnernden Kraft seiner Beredtsamkeit nicht widerstehen konnte und dem wahren Helden der Reformation wieder zufiel. Es waren seine acht Fastenpredigten, welche Luther hier sprach, und worin er das wahrhafte Wesen einer Reformation in einfachen, kernigen Sätzen festzustellen suchte.

Karlstadt begab sich nach Orlamünde, wo er die von ihm eingeschlagenen Richtungen mit Erfolg weiter fortsetzte. Später, nachdem er eine Zeitlang landflüchtig hatte in Deutschland umherirren müssen, wandte er sich nach Ostfranken, wo er sich an den dort ausbrechenden Bewegungen des Bauernkriegs wesentlich betheiligte. Die Lehre von der Gemeinschaft der Güter,

und die Ansicht, daß Jeder nur ebenso viel besitzen dürfe, als der Andere, trat um diese Zeit unter dem Volke aus der Idee der christlichen Bruderliebe selbst heraus, und Karlstadt hatte nicht wenig zur Verbreitung und Erweckung dieser ganz neuen Ansichten beigetragen, welche im Grunde die Hauptursachen und innerlichen Triebfedern des Bauernkrieges in Deutschland wurden.

11.

Der Communismus der Wiedertäufer.

Die Handwerker-Verbindungen hatten den Gedanken der Reformation zuerſt in das praktiſche Leben hinüberzubilden geſucht, ſie waren aber daran geſcheitert, daß Luther dieſe dunkel gährenden Volksſtoffe, welche das nationale und religiöſe Element zu einer Miſchung und Einigung zu treiben ſtrebten, daß Luther ſie noch mit unwiderſtehlicher Kraft von ſich abwies, und ſie in die Tiefen wieder hinabzwang, denen ſie ſchon ſo bedeutungsvoll entſtiegen waren. Ein anderes Element aber regte ſich um dieſelbe Zeit bei weitem inhaltſchwerer und gewichtiger, indem es vorzugsweiſe auf dieſelben Grundſtoffe des Volkslebens ſich ſtützte, nämlich auf den Arbeiterſtand, und ſich durch die weitverzweigte und bewegliche Maſſe deſſelben auf dem eigenſten Boden

der Gesellschaft festzusetzen suchte. Dies war das Element der Wiedertaufe, eine ebenso gefährliche als gedankenvolle Richtung, welche sich wie ein geheimes Wühlen und Stürmen schon mehrere Jahrhunderte hindurch in den Tiefen der Gesellschaft fortgezogen, und die jetzt, im Zeitalter der Reformation, an das Werk Luthers sich anklammernd, und doch dasselbe auch wieder zu vernichten strebend, hervorbrach zu Systemen und zu Thaten.

In der Wiedertaufe trat das eigentliche, scharf ausgebildete Extrem der lutherischen Reformation hervor, und indem diese sich darin bis zu ihren äußersten Folgerungen und Anwendungen hinaufgetrieben sah, mußte sie darin für den Moment der Epoche selbst ihren gefährlichsten Gegensatz sich erzeugen, der sie am meisten verwirren und bloßstellen konnte. Der Drang, die neugeborene Geistesfreiheit des Jahrhunderts zu einem umwälzenden Prinzip in der Gesellschaft zu machen, welcher sich in den himmlischen Propheten noch unmittelbar auf Luther selbst berufen hatte, er stellte sich in den Wiedertäufern vielen Lehren Luther's unmittelbar gegenüber, ja er ging soweit, das Christenthum selbst an seiner innersten Wurzel mit Zweifeln und Negationen aller Art zu ergreifen. Die Wiedertäufer, deren Grundrichtung, soweit sie noch eine edele blieb, im Allgemeinen

dahin angegeben werden kann, daß sie schon das Christenthum in eine vernünftige Weltreligion umzuwandeln strebten, sie zersetzten vollends alles kirchliche und religiöse Leben der Zeit, und indem sie die Formen des römischen Katholizismus ganz und gar im deutschen Volksleben abtragen und in eine Carikatur verzerren halfen, gaben sie durch ihr ganzes Treiben zugleich ein merkwürdiges Zeugniß davon ab, wie zerwühlt und unterhöhlt diese ganze Zeit auf ihrem innersten Lebensboden gewesen.

Diese Wiedertaufe, uralten Bewegungen des Volksgeistes angehörend, und eine gewisse Unvergänglichkeit ihrer Prinzipien an sich tragend, mit denen sie durch alle künftige Jahrhunderte bis in das Geäder unserer gegenwärtigen Zeit hinein sich fortgezogen, fast in allen Hauptepochen der neueren Völker ihre dunkel glühenden Flammenzeichen wieder herausstreckend, die Wiedertaufe, welche alle nach einer neuen Offenbarung hindrängenden Elemente der neueren Menschheit in sich zusammengefaßt und so leidenschaftlich an sich gerissen hat, welche aus neu Stoffen mystischer, gottinniger Weltanschauung und der freien Vernunft zugleich ein neues gesellschaftliches Lebenssystem zu erschaffen gestrebt, sie beginnt schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts in einzelnen wunderlichen Gestalten ihren Anfang zu nehmen. In dieser Zeit

war in Brabant schen Tanchelme aufgetreten, welcher sich königliche Würden beilegte, er hatte Garden zu seiner Umgebung, ließ sich ein nacktes Schwert und die Fahne der Souverainetät vor sich hertragen, und predigte auf offenem Felde als Prophet, und als Einer, welcher von dem Geist Gottes durch seine besondere Inspiration getrieben sei. Er ertheilte das Recht zu predigen allen Laien, und war in diesem Grundgedanken der Verweltlichung der Kirche der erste Vorläufer Luthers, der durch diese Wiedereinsetzung des Laienstandes in sein geistliches und göttliches Recht die erste Freiheitsthat des neuen protestantischen Weltalters gethan hatte. Einige Schüler Tanchelme's lehrten aber schon, daß die Taufe der Kinder unnütz sei. Seine Emissaire gingen schon in aller Herren Länder, und verbreiteten diese ersten geheimnißvollen Keime der Wiedertaufe, soweit sie vermochten. Leider wird aber Tanchelme selbst als sittenlos, lasterhaft und grausam geschildert, welche Eigenschaften sich bei den Wiedertäufern der Reformationszeit in so wahnsinnigen Gestaltungen zeigen. (Ceremon. et Coutum. relig. IV. 188).

Die Wiedertäufer, welche wir in den Zeiten der Reformation allmählig auftauchen, auf allen Landstraßen umherirren, und in alle Winkel des Volkslebens eindringen sehn, sie nahmen sogleich in allen

ihren Lehren entſchieden eine Mittelſtellung zwiſchen der alten Kirche und der neuen Lehre Luthers an, worin ſie nach beiden Seiten hin feindſelig zu wirken und zu zerſtören ſuchten. Die Anſichten der Reformatoren von der Erbſünde, und die darin begründeten Gegenſätze zwiſchen dem Reich der Gnade und dem Reich der Natur, ſie fanden in den Wiedertäuferſecten dieſer Zeit ſchon ihre entſchiedene und gewaltige Oppoſition, welche hier aus dem Volksgeiſte ſelbſt herauswuchs. Beſonders iſt es die Lehre von der Freiheit des Willens, der wir alle Wiedertäufer auf ihren verſchiedenſten Stufen und Nüancen faſt gleichmäßig mit einem beſondern Ungeſtüm ſich hingeben ſehn, und worin ſie der Lehre Luther's in dieſer Hinſicht am ſtärkſten gegenübertraten. Melchior Hofmann, ein umherwandernder Kürſchnergeſell, welcher mit den in ihm mächtig gewordenen Prinzipien der Wiedertaufe faſt in ganz Europa umhergeirrt war, hatte um dieſe Zeit ſchon in allen Ländern gelehrt, daß des Menſchen Heil von ſeinem freien Willen abhange, und daß die Taufe der kleinen Kinder das Werk des Satans ſei, der Gottes und der Menſchen Feind. Melchior Hofmann hatte ſich mit ſeinen neuen Weltanſichten ſelbſt an die Fürſten ſeiner Zeit zu drängen gewußt, und ſtand mit dem König Friedrich I. von Dänemark in einer genauen

persönlichen Verbindung, von welchem König er glaubte, daß derselbe einer der beiden Fürsten sei, durch welche, sobald die Zeit erfüllt sei, alle Erstgeburt Aegyptens erschlagen werden müsse, bis daß das wahre Evangelium die ganze Erde bedecke und mit ihm die Hochzeit des Lammes erschienen sei*). Bald sehen wir ihn auch in Gefängnissen schmachten, bald wieder in Straßburg den Sitz des neuen Jerusalems aufschlagen, von wo nach dem 14. Capitel der Apokalypse 144,000 jungfräuliche Apostel mit ihm ausziehen würden, um alle Auserwählten Gottes in den Schaafstall zu sammeln. Zugleich predigte er von der Verderbniß der Welt, wie er auch behauptete, es gebe nur eine Natur in Christus, alles menschliche Fleisch sei befleckt und verflucht, und Christus könne sich deshalb nimmer mit dem Fleisch der heiligen Jungfrau geeinigt haben, während bald darauf die Hauptrichtungen der Wiedertaufe sich vielmehr in dem entgegengesetzten Grundgedanken vereinigten, daß die menschliche Natur in ihrem ursprünglichen Wesen gut und unverderbt sei.

Solche seltsamen Vorstellungen, die überall durch flüchtige Jünger und Apostel im Stillen umhergetragen wurden, und die ein räthselhaftes Ziehen und Zucken

*) Ranke, Geschichte der deutschen Reformation III. 513.

der Gesellschaft in ihrem tiefsten Herzen und in allen ihren Gliedern darstellen, die den unaufhaltsamen Drang nach etwas Neuem, nach einer neuen, alle Gegensätze der Menschheit wahrhaft verbindenden und aussöhnenden Weltordnung bekunden, sie trafen in dieser Zeit mit allerlei mystischen Erwartungen von einer gänzlichen Umwandelung aller Dinge und mit dem Gedanken des nahe bevorstehenden Endes der Welt zusammen, woran die Gemüther in diesem Jahrhundert allgemein hingen. Dieses geheimnißvolle Drängen, Schwellen und Keimen der Zeit verwandelte sich in Vielen schon zu der Ueberzeugung, daß dieser prickelnde Reiz der Zukunft durch Ergreifen des Schwertes gestillt und in die Welt hinaus frei gelassen werden müsse. Dieses Feuer, in den verborgenen Werkstätten der Handwerker entglommen, bei der Arbeit des Lebens genährt, es wollte aus diesen niedrigen Hütten heraus sich durch die ganze Welt stehlen, und zuletzt als ein Weltbrand alles Menschliche und Göttliche ergreifen. In diesem Sinne wird dies neue Bewegungselement auch sehr bald von den Regierungen beachtet und verfolgt. Der Kaiser Karl V. erließ sein Edikt gegen die Wiedertäufer im Jahre 1529, wonach jeder zur Wiedertaufe sich Bekennende mit dem Tode bestraft werden sollte, wogegen unter den deutschen Fürsten der Landgraf Philipp von Hessen eine mildere

Ansicht über die Bestrafung der Wiedertäufer geltend zu machen suchte, und deshalb mit dem Churfürsten Johann von Sachsen nicht in gutem Einvernehmen sich befand, welcher im Januar 1536 drei Wiedertäufer zu Jena enthaupten ließ. Mit der Untersuchung der gefänglich eingezogenen Wiedertäufer, unter denen sich besonders viele Leute vom Müllergewerk befanden, war in Sachsen vornehmlich Melanchthon beauftragt worden. Aus den Berichten, welche Melanchthon über diese Verhöre verfaßt hat, und die sich auf dem Weimarschen Archiv befinden, erhalten wir in einer systematischen Zusammenstellung die Hauptartikel, zu welchen sich diese Wiedertäufer bekannten. Diese lauteten:

Von der Taufe: 1) In Kindern ist keine Sünde, darum bedürfen sie der Taufe nicht.

2) Die angeborenen Schwächen sind keine Sünde, aber so ein Mensch zu vernünftigen Jahren willige in solche Schwächen, alsdann sei erst Sünde am Menschen.

3) So verdammen sie also ganz und gar die Kindertaufe.

4) Sie sagen, alle Kinder auch der Türken, Juden, Heiden werden zugleich selig ohne Taufe, denn was Gott geschaffen habe, das sei gut.

Vom weltlichen Regiment lauteten die Geständnisse der Wiedertäufer: 1) Ein Christ kann nicht Obrig-

keit, Fürst oder Regent sein, der mit dem Schwert strafet.

2) Christen sollen keine Obrigkeit haben, denn die Diener des Wortes.

3) Ein Christ soll keine Eide schwören.

4) Ein Christ soll nichts Eigenes haben, sondern wo man eine Brüderschaft hat, seine Güter zu gemeinem Gebrauch geben, wie die Apostel eine Gemeinschaft gehalten, davon geschrieben steht in der Apostelgeschichte; und daß solche Gemeinschaft von Ewigkeit her sei.

5) Zwischen der gläubigen Person und der ungläubigen kann keine Ehe sein.

Eine Wiederlegung dieser Artikel der Wiedertäufer verfaßte Melanchthon im Sinne des weltlichen Regiments und der polizeilichen Ordnung, und erhärtete seine Beweisführung durch Aussprüche des Apostels Paulus und durch Bibelstellen aller Art, worin er ein Aktenstück lieferte, das sehr charakteristisch wurde für den damaligen öffentlichen Standpunkt der Reformatoren überhaupt, und für die Wendung, welche die Reformation selbst nun bald nehmen sollte, indem sie sich immer stärker an eine gänzliche Orthodoxie des weltlichen Regiments hingab, und dieselbe christlich zu begründen anfing. In einem seiner Verhöre mit den

Wiedertäufern hat sich Melanchthon auch geradezu dahin geäußert, daß an den Kindern Sünde sei, weshalb sie getauft werden müßten, denn wenn die Kinder sündlos wären, so bedürften die Menschen Christi nicht und seiner Leiden. Luther selbst äußerte sich über die Wiedertäufer in zwei Schriften, welche im Jahre 1535 herauskamen, in seiner Vorrede zu Urban Regii Widerlegung der Münsterischen Bekenntniß, worin er sich besonders gegen die Anklage der Papisten verwahrt, daß diese Richtung aus der Lutherischen Lehre hergeflossen, indem er den Ausspruch der Wiedertäufer selbst anführt: „daß es zwei falsche Propheten gebe, den Papst und den Luther, doch sei der Luther ärger weder der Papst; und dann in seiner „Vorrede auf die neue Zeitung von Münster", worin Luther sagt: der Münsterische Teufel sei entweder ein junger ABC Teufel, der so grob herein plumpe, da er sonst durch die Pfaffen auf viel subtilere Weise nach Kron und Scepter zu greifen wisse, oder Gott habe ihn also stark mit Ketten gebunden, daß er es nicht schlauer diesmal habe machen können.

Die Grundgedanken der Wiedertaufe, soweit sie abgelöst von allen abenteuerlichen und buntscheckigen Formen ihrer Erscheinung in einem bestimmten ideellen

Zuſammenhange ſich auffaſſen laſſen, können in folgenden Sätzen zuſammengeſtellt werden.

Die Brüderſchaft, welche die Wiedertaufe aufzurichten ſtrebt, iſt die Brüderſchaft der freien Gemeinde Gottes, die ſich lediglich auf ſich ſelbſt geſtellt hat, und aus ſich ein neues Reich der Welt begründen will, in welchem das Regiment einzig und allein an die Frommen und Unſchuldigen überantwortet werden ſoll. Denn fromm und unſchuldig iſt der innerſte Grund der Welt, und dieſer ihr alter und ewiger Grund ſoll nunmehr wieder an ihr zum Vorſchein kommen, daß er ihr wahres Weſen fortan auch äußerlich bilde, und ihre Form werde für alle ihre Einrichtungen. Darum ſoll zunächſt und vor allen Dingen auch die Taufe der Kinder nicht vollzogen werden, weil aus jenem innerſten Grunde der Welt, der gut iſt, auch die Kinder nur als gut und unſchuldig hervorgegangen ſind, und keine Sünde an ihnen iſt. Die Kinder der Menſchen ſteigen lieblich und rein heraus aus dem innerſten Grunde der Welt, der wieder herrſchend gemacht werden ſoll in der Zeit, und ſo ihr ihnen durch die Taufe meintet die Sünde abnehmen zu wollen, würdet ihr gegen Gott handeln, der Alles nur gut geſchaffen haben kann. Und da dem ſo iſt, muß auch die ganze Welt danach reformiret werden,

was Gott den Gläubigen, die im Stillen hierzu wirken und arbeiten, durch den heiligen Geist aufgetragen hat.

Diese wahrhaft wirkende und arbeitende Gemeinde sind die Wiedertäufer, die man vorzugsweise nach der Verdammung der Kindertaufe so benennt, obwohl dies nur ihr erstes Symbol ist, das Symbol der Rückkehr zur Natur, der Wiedervereinigung mit dem uranfänglichen und wahren Reich Gottes, in dem es keine Sünde und keine Gnade giebt, sondern nur allein die gerechte Seligkeit, die aus der Natur alles Erschaffenen wie die Blume aus ihrem Keim entspringt. Und dies ist das stille Geheimniß dieser Wiedertaufe, daß sie allmälig und in leisem Schaffen die Welt von innen her umbilden und wieder zu ihrer wahren Gestalt bringen hilft. Dazu braucht es denn nicht Papst und nicht Luther, nicht Sacrament und nicht Obrigkeit, keine Bibel und keine Kirche, sondern als die freie Gemeinde der Zukunft sind sie auch frei geworden von allen diesen Dingen, und predigen der Welt den wahren Gott aus dem freien Herzen heraus. Dies Herz, dies ächte Menschenherz, ist nun der Priester geworden, und bedarf es anderer Prediger und Lehrer gar nicht, noch eines andern Fürsten oder Regenten und Obrigkeit. Für die Wiedertäufer giebt es kein

weltliches Regiment, und soll keiner der wahren Gläubigen ein solches über sich nehmen, denn die wahre Herrschaft der Welt muß erst wiedergeboren werden aus der freien Gemeinde, welche das Gesetz der Natur sucht, und daran arbeitet in frommer Brüderschaft. Christus ist in dieser Arbeit nur der Vorgänger, der Lehrer, der Freund, in dessen Fußtapfen nachgewandelt werden soll, er ist der erste Werkmeister des neuen Reiches, das durch die Wiedertaufe zu seiner Vollendung geführt werden soll. Die Wiedertaufe baut im Namen des Vaters und des heiligen Geistes, aber Christus giebt ihr die Kraft und die Anleitung dazu, daß sie endlich fertig werde mit dem Bau für alle Zeiten und Völker. Und so stellen sich die Wiedertäufer als die rechten Pilger dar, die nichts Eigenes haben als ihrer Wallfahrt gemeinsam Ziel, und darum haben sie auch alles Eigenthum, was die Welt sonst so nennet, gemeinsam unter sich gemacht. So nennen sie sich auch die rechten Büßer auf Erden, und tragen zum Zeichen deß nicht Sammet noch Seide auf ihrem Leib, sondern lediglich ein graues Kleid, wie es denen ziemen soll, die an der heutigen Art und Form der Welt keine Luſt haben, sondern durch Gottes Gnaden zu Arbeitern und Tagelöhnern angenommen worden

sind in dem Werk der neuen Erlösung, die heut oder morgen oder nach tausend Jahren vollbracht sein wird.

Der neue Gesellschaftsverband, welchen die Wiedertäufer im Jahre 1534 unter Anführung des Schneidergesellen Johann von Leyden zu Münster einzurichten strebten, beruhte wesentlich auf der Idee der Gütergemeinschaft, welche sie zu ihrem Grundgesetz erhoben. Es war in Münster ein großes Magazin aufgeschlagen worden, wo Jeder, bei Strafe des Todes, alles hineintragen mußte, was er an Geld und Gut, an Schmuck und an Habe jeder Art besaß, um es dort zu dem allgemeinen Gebrauch zu bestimmen. Wie mit der Zerstörung des individuellen Eigenthums sogleich auch die wahrhaft persönliche Würde und Geltung des Menschengeistes erlischt, zeigte sich sogleich in dem Staat der Wiedertäufer zu Münster, die in der sittlichen und geistigen Verwilderung, welche hier losbrach statt des Naturzustandes der Gesellschaft, eine neue und noch kaum gesehene Barbarei weckten. So wurden, damit es keine geistigen Vorzüge mehr unter den Menschen gebe, alle in der Stadt vorhandenen Bücher verbrannt, mit Ausnahme der Bibel. „Das hatte ihnen der Vater aus dem Himmel gesagt — heißt es in einer alten Flugschrift von den Wiedertäufern — wohl für 20,000 Gulden Bücher wurden verbrannt."

Die Gleichheit bei den Wiedertäufern erſtreckte ſich auch auf Speiſe und Trank, für die auf gemeinſchaftliche Koſten geſorgt wurde. Doch finden wir in den alten Berichten aus Münſter, wie daraus ſchon bald die größte Uneinigkeit namentlich zwiſchen König und Volk erwächſt.

In einer Flugſchrift der damaligen Zeit („Von der Münſteriſchen Aufrur, Verſtockung und jammer, glaublich anzeyg Dietrichs von Hamburg") heißt es: „Und die Burger verwundern ſich, daß jr König ſo redlich tregt von ſilber und gold, ſo es doch alles gemein ſoll ſein, und es ſey doch jnen verboten. Sagt der König, nempt kein Aergerniß daran, ſonder er ſey darzu erwelt, und verbeut jnen, welcher dauon redet die wöll er enthaupten laſſen. Das volk ſagt allding wehre ein Zeit, und das volk ſagt zugleicherweiß wo er ſechs Weiber ſolt haben? Sagt der König er habs vom alten Teſtament. David hab auch vil weiber erwelt gehabt, damit wöl ers beweiſen, das Volk hat auch geſagt, es ſey gut geweſt zu der zeit da wenig volks geweſen iſt, und die Bürger ſagen, was das neuw Teſtament nutz, dieweil das alt Teſtament noch gelten ſoll? Der König antwort, Man ſoll das alt Teſtament nit verwerfen, Er beſchlefft die erſte Frau, biß ſie ſchwanger wirt, darnach die andere ꝛc. Und das Fluchen hat

er verbotten, welcher flucht bei Gott, dem vergiebt ers zum dritten mal, Er ſoll reu und leyd darüber haben, und welcher falſch gezeugnuß gebe, ſoll zugleich geſtrafft werden."

„Darnach hat der König ein geprauch, daß er das beſt ißt und trinket, die gemeinde ſoll Pferde und andere ungewonlich ſpeiſe eſſen, und der König ſpricht doch, er ſey ein gemeiner Bruder und ſey zum beſten verordnet zu eſſen, und um des ungleichen willen erwechſt immer Murmelung unter der gemeinde."

Dieſe ſociale Zumuthung des luſtigen Wiedertäuferkönigs, daß das Volk Pferdefleiſch eſſen könne, welche Zumuthung er noch dazu auf Gott ſtützte, der ihn ſelbſt dazu erwählt habe, immer das Beſte zu eſſen und zu trinken, — „von Gottes Gnaden allzeit das beßt genießend" — ſie beweiſt auch unter dieſen carikirten hiſtoriſchen Verhältniſſen, wie die menſchliche Geſellſchaft in ihren materiellen Zuſtänden, man mag ſie dehnen, wie man will, doch immer wieder auf denſelben Punkt zurückſchnellt, und wie die materielle Gleichheit, wo ſie verwirklicht werden ſoll, immer nur zu einem Spottbild der menſchlichen Natur erwächſt.

So entſtand auch die Gemeinſchaft der Frauen in dieſem Reich der Wiedertäufer aus demſelben Prinzip der materiellen Gleichheit, durch welche die Idee der

Persönlichkeit jedesmal vernichtet wird. Es zeigt sich an allen diesen Gräueln der Vielweiberei, der Unsitte und der fanatischen Mordlust, wie sie zu Münster geschahen, daß die materielle Gleichheit des Eigenthums zuletzt auch dahin führt, die Person selbst als eine bloße Sache zu behandeln, wie denn die Frau, in welcher die rein menschliche Persönlichkeit ihr eigentliches Blumenleben ausgesponnen hat, durch die Polygamie, der sich aller Communismus am Ende zuneigen wird, gerade als ein unpersönliches Ding, als ein Eigenthum schlechthin, gesetzt wird. Johann von Leyden aber sagte, „er hab's vom alten Testament, so viel Weiber zu nehmen, wie David auch gethan."

Die Vielweiberei ist die Leibeigenschaft der Frau, sowie die materielle Gleichheit des Eigenthums die Leibeigenschaft des Besitzes wird.

Ein eigenthümlicher socialer Gedanke hatte sich aber in dem Wiedertäuferreich zu Münster darin gezeigt, daß man erklärte, jedes Handwerk müsse für ein öffentliches Amt angesehen werden, das von dem Staat dem Ausübenden übertragen worden sei. Es muß für wichtig erachtet werden, schon hier in Deutschland dieser Idee zu begegnen, welche den ersten Keim zu einer öffentlichen Organisation der Arbeit in sich enthält, und welche den Gedanken einschließt, daß die Ar-

heit, als dieſes Hauptelement aller geſellſchaftlichen Entwickelung, eine gemeinſame Sache der ganzen Geſellſchaft ſei, woran in weiterer Entwickelung eine unter Leitung des Staats zu vollziehende Theilung und Ordnung der Arbeit ſich knüpfen muß.

Die Hauptidee des Communismus, daß alle Güter der Menſchen gemeinſchaftlich ſein ſollen, wir ſehen ſie hier zuerſt in Deutſchland auf dem Grunde der Reformationszeit entſpringen, wie ſie ſich in den Volksverbindungen recht in den Tiefen der Geſellſchaft drängt und fortwühlt. Das Altſtedtiſche Bündniß, welches Thomas Müntzer in dieſer Zeit aufgerichtet hatte, und das größtentheils aus Handwerkern beſtand, drückte das Grundprinzip der Gütergemeinſchaft, das an ſeiner Spitze ſtand, in dem Satze aus: omnia simul *communia*, welches ihr erſter Artikel geweſen, und hier iſt es ſogar ſchon der fertig gebrauchte Name des Communismus, dem wir in dieſem Jahrhundert in Deutſchland begegnen.

So entſpann ſich der Communismus, den wir ſpäter als eine eigenthümliche ſociale Richtung Frankreichs zu betrachten haben werden, der aber von dort durchaus auf ein deutſches Lebenselement zurückzuführen iſt, in dieſen Bewegungen der deutſchen Reformation, und in dem Stande, in welchem ſich überhaupt die

Entwickelungen der neuen Zeit am heftigſten zu einem Ausbruch drängten, im Handwerkerſtande.

Dieſe eigentlichen Bewegungen der deutſchen Reformationszeit, wie abenteuerlich ſie ſich auch nach dieſer Seite hin geſtalten mochten, ſie kündigen auf dieſem Punkt doch gerade in den Verhältniſſen des Eigenthums die neue Epoche der Menſchheit an, welche ſich nun in gewaltigen Erſchütterungen heraufdrängte. In dieſem Moment der Geſchichte hat ſich die alte Feudalzeit des Mittelalters für abgelaufen erklärt, und die Sturmglocken, welche von den Wiedertäufern faſt in allen Landen gegen das Eigenthum geläutet werden, ſie ſagen nur an, daß die Feudalzeit des Eigenthums jetzt zu Grabe getragen wird, jene Zeit, wo das Eigenthum noch gänzlich abgelöſt von aller Idee der freien Perſönlichkeit, nur in dem Begriff eines übertragenen Lehns erſcheint, und wo jedes Beſitzthum, das der Einzelne hat, betrachtet wird nur als ein Ausfluß der höchſten weltlichen Gewalt, des Kaiſers, in dem ſich alle Beſitzthümer wie in ihrer wahren Rechtsquelle vereinigen und beſtätigen. So heißt es in einem alten Geſetzbuch des Mittelalters ſehr charakteriſtiſch: „Nimm uns die Rechte des Kaiſers, und wer kann noch ſagen: dieſes Haus iſt mein, dieſes Dorf gehört mir an?“ Die Quelle der abſoluten Herrſcher-

gewalt, hier fließt sie in der mittelalterlichen Ansicht vom Eigenthum, wonach der Herrscher, als der Erste, welcher das Territorium in Besitz genommen, welcher als der Stärkste eine heilige Bannformel über das von ihm abgesteckte Gebiet gesprochen, nun aus diesem Territorium selbst, aus diesem Erdenkloß, welchen seine Gränzpfähle bestecken, seine Gewalt herleitet über Alle, die auf diesem Gebiet leben und athmen. Dieses Verhältniß, in welchem der Staat selbst nur zu einem Hörigen wird, und welches das ursprüngliche Verhältniß des Herrn und des Sklaven ist, woraus alle Entwickelungen der menschlichen Gesellschaft zuerst hergeflossen kommen, es war von der Phantasie des Mittelalters mit einer mystischen Herrlichkeit überkleidet worden, und war in der tiefen christlichen Innigkeit des Gemüths, welche diese Epoche beherrschte, versöhnlich und gemildert aufgetreten. Die Epoche der Reformation, welche zuerst die Persönlichkeit des Menschen frei machte, damit sie in vernünftiger Selbstbestimmung als ein wahrhaft menschliches Bild sich entfalte, sie erweckte dadurch auch den Begriff des Eigenthums aus seiner feudalen Erstarrung, sie machte auch das Eigenthum zuerst durch die Idee der Persönlichkeit wieder flüssig, und trieb es als ein neues Lebenselement in alle Adern des Volksdaseins frisch hinein, sie leitete durch das Eigenthum

wieder den lebendigen Quell der freien Arbeit hin, und die Extreme der Gütergemeinschaft, welche sich in den Wiedertäufern hervorbildeten, sie waren nur die Ausartungen dieser Idee des freien Eigenthums, welche sich die Zeit der Reformation in Deutschland zuerst errungen hatte.

12.

Der Bauer und das Feudalsyſtem.

Auf drei Seiten ſehen wir in der Reformationszeit das deutſche Volk ergriffen und gewiſſermaßen bei den Haaren zur Freiheit herangezogen.

Die Bewegungen des deutſchen Adels und des deutſchen Handwerkerſtandes, um dem Nationalleben Deutſchlands eine freie, politiſche und geſellſchaftliche Geſtaltung zu geben, haben wir bisjetzt betrachtet. Die dritte Bewegung war die des Bauernſtandes, welcher Stand gewiſſermaßen alle Sünden der deutſchen Nation und der alten Feudalzeit auf ſeine Schultern hatte nehmen müſſen, weshalb er auch vorzugsweiſe den Namen der armen Leute (miseri homines) empfangen hatte.

Dieſer vorzugsweiſe ſogenannte Stand der armen Leute, welcher in dieſer Zeit des Völkerlebens dieſelbe

ausgeschlossene Stellung einnimmt, in welcher uns später der Proletarier erscheinen wird, dies war der Stand, in welchem die Hörigen und Leibeigenen, die kleinen gemeinfreien Hufenbesitzer, sowie auch diejenigen verdorbenen und in ihren Vermögensverhältnissen verunglückten Adeligen, welche von der Höhe ihres Standes in Dürftigkeit hinuntergefallen waren, sich gewissermaßen zu einer Corporation zusammengesellt fanden. Dieser Stand war von dem im Besitz befindlichen Adel und von der Geistlichkeit gleichmäßig ausgesogen, und als das eigentliche Opfer, das der ganzen Gesellschaft zu fallen bestimmt war, betrachtet worden.

Diese vorzugsweise armen Teufel der deutschen Nation, für welche es selbst keinen Gott im Himmel zu geben schien, sie hatten plötzlich für wenige Groschen aus Luthers gedruckter Bibel erfahren, daß es auch für die Armen und Elenden einen Gott der Erlösung gebe. Die Sklaven im alten Griechenland und Rom waren auch von dem Antheil an den heimischen Göttern ausgeschlossen, da diese Götter zugleich die ersten Ahnherren der Vornehmen und Großen des Landes gewesen. Wem sein Gott genommen ist, dem ist aber auch sein Mensch genommen, und so hat alle Sklaverei und Leibeigenschaft, welche die Aufhebung der menschlichen Persönlichkeit selbst ist, nur dadurch festgestellt werden können,

daß, wie auch die alte römische Kirche gethan, man dem Volke seinen Gott vorenthielt, daß man Gott selbst gewissermaßen zu einem Privilegium einer bevorrechteten Kaste gemacht.

Das System der römischen Hierarchie war das System der Emanation gewesen, wo von Gott dem Vater auf den Sohn, von dem Sohn auf den Apostelfürsten, und von diesem wieder auf den Bischof von Rom, als den geistlichen Herrn der Erde, alle Gewalt emanirt und in dieser großen Wellenlinie von oben nach unten ausgegossen war. Aus diesem geistlichen Element fließt aber erst alle Lebenskraft und alles Bestehen in die Weltlichkeit hinüber, und das höchste Symbol dieser Emanation des Weltlichen aus dem Geistlichen ist die Salbung der Könige und Herren der Erde. Die Sakramente sind die geheimnißvollen Zügel, welche der Priester der Welt angelegt hat, und das eigentliche Mysterium dieser ganzen Weltbeherrschung heißt die Autorität. Diese Autorität, als Grundprinzip der ganzen feudalistischen Weltanschauung, saugt ihre wesentliche Lebenskraft aus dem Glauben an die Ueberlieferung. Wodurch sie aber so gewaltig herrscht und bindet, dies ist die Macht des Geheimnisses, das Geheimniß, welches das eigentliche Wesen der

Autorität ist, erscheint als die wahre Herrscherkraft dieser ganzen Epoche des Völkerlebens.

Wie der Papst aber der sichtliche Ausgangspunkt alles geistlichen und christlichen Lebens, und darin auch des weltlichen Daseins der Völker selbst ist, so hält die Emanation in das Weltliche gewissermaßen auf den Stufen des Königsthrons an, und beginnt mit dem König selbst eine neue Emanationsreihe. Aus dem König fließen dann alle weltlichen Rechte und Kräfte abwärts in das Weltleben der Völker hinaus, aus dem König entspringt erst jede Möglichkeit des Eigenthums und Besitzes. Daß jeder Einzelne in Ehren und mit Genuß seines Daseins froh und theilhaftig werde, dazu strömt ihm erst die Fähigkeit aus dem höchsten Begriff des Königs und Kaisers zu. Vom König geht diese Macht und Fähigkeit alles Weltlichen zuerst auf die nächsten Vasallen des Throns hinüber, und von diesen, sich natürlich immer mehr abschwächend und verlierend, senkt sie sich von Stufe zu Stufe durch alle ständischen Gliederungen immer weiter abwärts, bis zu dem Bürger, welcher der Schlußpunkt der weltlichen Berechtigungen und Freiheiten ist. Der Bürger, als dieser Emanationsreihe noch angehörig, bildet dadurch einen entschiedenen Gegensatz gegen die Unfreien, die Hörigen und die bloßen Dienstleute, die gar nicht mit

ihm verglichen werden können, da zwischen ihnen und ihm ein weit größerer Abstand ist, als zwischen Bürger und Adel, welche doch wenigstens innerhalb derselben Reihe der Emanation mit einander stehen. Dies ist derselbe, dem innersten Grundbegriff des Feudalwesens angehörige Gegensatz, welcher sich in der neueren Zeit in Frankreich als der Gegensatz zwischen bourgeoisie und peuple, wovon wir alsdann zu sprechen haben werden, von Neuem so entschieden ausgebildet hat. —

Dies ist die Weltanschauung des mittelalterlichen Feudalismus, in deren Dunkel und Geheimniß sich noch heut die Wurzeln des **absoluten Staats** hinabsenken. An dem untersten Ende dieser Emanationsreihen sehen wir den **Bauer** sitzen in seinem groben Sklavenkittel, mit langen Haaren, und den hölzernen Schuh an seinen Füßen, denn der exclusiv gestiefelte Adel hatte sogar das Tragen der Stiefel als sein Privilegium in Anspruch genommen. Der Bauer, als das verstoßene Kind der Emanation, da die ausgegossenen Freiheiten und Gnaden, als sie bis zu ihm heruntergetröpfelt kamen, keinen einzigen Tropfen mehr für ihn übrig zeigten, um ihm das harte Brot seines Lebens zu befeuchten, der Bauer stellt gewissermaßen in richtiger Folgegliederung die

äußersten Consequenzen dieses ganzen Lebenssystems der alten Zeit dar, indem er als das letzte weltliche Glied dieser Kette das Leibeigensein zeigt, welches Leibeigensein wieder nur eine Emanation aus dem Geisteigensein, aus der von der geistlichen Herrschaft begründeten Feudalisirung des denkenden Menschengeistes selbst, sein konnte.

Wie Deutschland überhaupt das unglückliche Land gewesen, über welchem sich der eigentliche Grimm des Feudalregiments in allem seinem weltlichen und geistlichen Zwang ausgeschüttet hatte, so mußte auch hier die unvermeidliche Gegenbewegung gerade auf dem Punkt, wohin alle Sünden dieses Zeitalters abgeflossen waren, am stärksten ausbrechen, und der Bauernkrieg, der sich schon seit dem Beginn des Jahrhunderts, und noch früher, durch einzelne Aufstände in den Niederlanden und im Elsaß, angekündigt hatte, er wählte vorzugsweise den unterhöhlten Boden der deutschen Lande, die er in den Jahren 1524 und 1525 in ihren innersten Eingeweiden zerfleischte. Die Frohne hatte die Knochen dieses Standes so hart und eisern gemacht, und darum war es kein Wunder, daß er jetzt, wo er gegen seine adeligen und geistlichen Zwingherren losschlug, so bitter traf, und eine so rohe und barbarische Kriegführung begann. Man hatte es verschmäht, ihn

zum Menſchen zu machen, und war jetzt höchlich verwundert und erzürnt, als der Unmenſch in ihm auferſtanden war, als er wüthend, gewaltig und krachend alle ſeine Glieder ſchüttelte, in welchen ihm die Zinſen und Zehnten, mit denen er beladen war, wie der eigentliche Gichtſchmerz der Zeit prickelten. Denn der Bauer, welcher gewiſſermaßen die Zeche bezahlen mußte für das ganze Reich, mit ſeinem Vieh hatte er den Blutzehnten entrichtet, mit ſeinem Wein, Heu und Korn den kleinen und den großen Zehnten. Selbſt ſeine eigenen Kinder mußte der Unglückliche verzinſen, und für den volljährigen Sohn ſeinen Bubenhühnerzins abtragen. Und wie der Bauer zu Allem beitragen mußte, was das Leben ſeines Gutsherrn erheiſcht, ſo mußte er auch ſogar noch für das Sterben ſeines Peinigers bezahlen, und ſein beſtes Kleid oder ſeinen fetteſten Ochſen an den Hof liefern, wenn der Sterbfall eingefordert ward. Dazu kamen die drückenderen Laſten, welche die Kriegsunkoſten und die Söldnerheere im Reich dem armen Mann auferlegten.

Die mächtigen Regungen nach Menſchenwürde und Menſchenrecht, welche dieſen Stand ſchon vor der Reformation Luthers durchzuckt hatten, die wie ein heimlich kniſternder Schwefel ſich ſchon lange am Erdboden fortgewühlt hatten, ſie wurden zu dieſem in der ganzen

Geſchichte beiſpielloſen Feuer angeblaſen durch die erſten Windſtöße der Reformation, welche Deutſchland durchzogen. Durch die Reformation war zuerſt der Gedanke volksthümlich geworden, daß allen Menſchen alles Menſchliche gehört, und in dieſer herangedrungenen Epoche der freien Selbſtbeſtimmung des Menſchengeiſtes iſt nur noch der leibeigen, welcher noch geiſteigen iſt, da gehört nur noch der zum Pöbel, welcher hinter der geiſtigen Freiheit ſeines Jahrhunderts zurückgeblieben iſt. Es war aber das Wort von der chriſtlichen Freiheit, das aus Luthers Munde zuerſt erklang, nicht umſonſt in das Volk gedrungen, nicht umſonſt waren die umherwandernden Prädikanten mit dieſer chriſtlichen Freiheit bei Bürger und Bauer eingekehrt, und hatten dieſen neuen Gaſt, als erſte Schwalbe des Völkerfrühlings, unter ſein niedriges Hüttendach gezogen. Der Bauer nahm die chriſtliche Freiheit, und wollte zuerſt eine leibliche Freiheit daraus machen, denn ſein Leib war es, der göttliche Menſchenleib, der ihn ſo ſehr ſchmerzte, der ihm zertreten und ſeinem göttlichen Ebenbild unähnlich geworden war unter der langen Knechtſchaft. Der Bauer deutete in dieſem leiblichen Element der Geſchichte, zu dem er ſich zuerſt erlöſungsbedürftig ausſtreckte, zugleich den ganzen Leib der Geſellſchaft an, welcher nach ſeiner Wieder-

geburt ſchmachtete, und ſo wurde unter ſeinen Händen die chriſtliche Freiheit eine politiſche Freiheit, die er aber noch nicht feſtzuhalten, noch in eine wirkliche Geſtalt zu bringen vermochte. Der Bauernkrieg erſcheint inſofern als ein gewichtiger und bedeutungsvoller Incidenzpunkt der Reformation ſelbſt. Plötzlich und wie über Nacht, einem verheerenden Sturmwind gleich, war er hervorgebrochen, und hatte gerade unter den deutſchen Völkerſchaften, welche immer den Kern des nationalen Lebens gebildet hatten, ſich verbreitet. Seine Hauptbedeutung für dieſe Zeit iſt aber die, daß er als der aus dem Volksleben ſelbſt hervorgetretene Kampf gegen die beſtehenden Verhältniſſe des Eigenthums erſcheint, und daß er das, was ſo lange für das Heiligſte gegolten, nämlich dieſe beſtehenden Eigenthumsverhältniſſe, in ihrer unheiligen Bedeutung, inſofern die wahren Rechte des Menſchen und ſeine innerſte Würde dadurch angetaſtet ſind, aufzuzeigen wagte. Die Erſchütterung und Umwälzung der Eigenthumsverhältniſſe, welche ſich hier im Bauernkrieg ankündigt, erſcheint als die Anwendung des Gedankens der religiöſen Freiheit auf die nationalen Zuſtände, und behauptet in dieſem Zuſammenhang ihre welthiſtoriſche Wichtigkeit. Das wichtigſte ſociale Element, das Grundeigenthum, von welchem das Leben und der Rechtszuſtand der unteren

Volksklaſſen am entſchiedenſten abhängig ſind, wird hier durch die neuen geiſtigen Lebensmächte der Geſchichte ſelbſt zuerſt aufgelockert und in die Bewegung des allgemeinen Gedankens der Freiheit hinübergezogen.

Die erſten Bauernbewegungen hatten an der Schweizergränze in Südſchwaben ihren Anfang genommen, und die Nähe der Schweiz, ſowie die kräftige Volksnatur der Bewohner des Schwarzwaldes, hatten ihren weſentlichen Antheil daran ausgeübt. Einen eigenthümlichen politiſchen Gedanken erhielten dieſe Unternehmungen zuerſt in Oſtfranken, wo Wendelin Hipler ſich zur Idee einer allgemeinen Reichsreform erhob, und einen neuen nationalen Organiſationsplan entworfen hatte, wonach ein deutſches Kaiſerthum an der Spitze freier Gemeinden hergeſtellt werden ſollte.

In Thüringen hatte die Volkserhebung mehr den eigenthümlichen myſtiſchen und innerlich fanatiſchen Charakter angenommen, welcher der Bevölkerung in dieſen Gegenden von jeher eigen geweſen, und ſo hatte Thomas Müntzer in ſeiner Perſon die Fäden dieſer Bewegung zuſammengeſchlungen, worin er in der eigenthümlichen Stellung, die er einzunehmen ſtrebte, auf einer allerdings myſtiſchen Grundlage, das religiöſe und das nationale Element des deutſchen Lebens in einszugeſtalten ſuchte, indem er eine freie deutſche Volks-

kirche, aus welcher zugleich der freie deutsche Staat hervortreten sollte, im Sinne hatte, zu deren Verwirklichung er aber weder über Form noch Mittel ganz mit sich klar geworden war. Das unglückliche Ende aller dieser Bewegungen, die martervollen Hinopferungen von mehr als 100,000 Bauern, wodurch die Fürsten und Gewalthaber den bestehenden Zustand wieder einzurenken suchten, diese deutsche Blut- und Schandtragödie, hat die Geschichte nicht immer mit Gerechtigkeit und Unparteilichkeit in ihren Jahrbüchern eingezeichnet. Aber je mehr sich heutzutage die Archive öffnen, und je mehr die historische Forschung aller zum Theil mit Absicht verschüttet gewesenen Quellen dieser großen Nationalbegebenheit mächtig wird, um so vollständiger und eindringlicher wird man übersehen, ein wie mächtiger Entwickelungsprozeß des ganzen deutschen Nationallebens sich hier zu vollführen und zu einer heißen That zusammenzudrängen gestrebt, wenn auch vergeblich und zu abermaligen nutzlosen Martern der Menschheit.

Luther, welcher den Bauernkrieg mit solcher Entschiedenheit von seinen Schultern abgewälzt hat, wurde gleichwohl schon zu seiner Zeit von Vielen als der geistige Veranlasser desselben betrachtet. Nichts glaubte aber Luther auch hier der Durchführung seines eigenen Werkes hinderlicher, als daß eine weltliche Revolution

daraus gemacht würde. Er ſchrieb deshalb ſchon im Jahre 1522 ſeine „Treue Vermahnung an alle Chriſten, ſich für Aufruhr und Empörung zu hüten," worin er ſagte: „Der Teufel möchte jetzt gerne, daß ein leiblicher Aufruhr würde, damit der geiſtliche Aufruhr zu Schanden und verhindert würde." Die ſchwäbiſchen Bauern hatten jedoch ihre 12 Artikel, in welchen ſie ihre neu erkannten Menſchenrechte als Forderungen zuſammengeſtellt hatten, an Luther ſelbſt geſendet. Dieſe 12 Artikel, deren Verfaſſer noch nicht hat beſtimmt feſtgeſtellt werden können, die plötzlich und wie über Nacht aus der Erde hervorgeſchoſſen waren, und in allen Gauen und auf allen Straßen gefunden wurden, ſie ſprachen beſcheiden, demüthiglich und fromm ergeben das Herz des gemeinen deutſchen Mannes aus, dieſes arme Volksherz, das darin beſcheidentlich nur noch um ſo viel Freiheit bat, als die heilige Schrift ihm ſelbſt zuerkannt habe, auf welche dann auch überall Bezug genommen iſt in dieſen Beſchwerden. Um ſo mehr muß man ſich wundern, daß Luther ſo entrüſtet werden konnte über dieſe 12 Artikeln der armen Bauern. Doch befand ſich Luther auch unter den öffentlich vorgeſchlagenen Schiedsrichtern, an welche ſich die Bauern mit Vertrauen um einen Ausſpruch über ihre Sache gewandt hatten. Und ſo ſchrieb Luther ſeine „Ermahnung

zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauerschaft in Schwaben," die wahrscheinlich im März des Jahres 1525 erschienen ist. In dieser Schrift, in welcher er zuerst den Fürsten selbst derb und rücksichtslos genug zuspricht, drückt er die Zwischenstellung, welche er als Vertreter eines rein geistigen Elements hier einzunehmen strebt, besonders in folgender Stelle aus:

„Ihr Herren habt wider Euch die Schrift und Geschichte, wie die Tyrannen sind gestraft worden, daß auch die heidnischen Poeten schreiben, wie die Tyrannen selten eines trockenen Todes starben, sondern gemeiniglich erwürgt worden sind und in Blut umkommen. Ihr Bauern habt auch wider Euch Schrift und Erfahrung, daß nie keine Rotterei hat ein gut Ende genommen, und Gott hat alleweg streng über diesem Worte gehalten: wer das Schwerdt nimmt, soll durch das Schwerdt umkommen. Kurzum beiden, Tyrannen und Rotten ist Gott feind. Darum hetzet er sie an einander, daß sie beides Theils schändlich umkommen und also sein Zorn und Urtheil über die Gottlosen vollbracht werde. Mir ist das am allerleidesten und hoch zu erbarmen, und wollt's gern mit meinem Leben und Sterben ablaufen, daß auf beiden Seiten zween unüberwindliche Schaden folgen."

In Bezug auf den dritten Artikel der Bauern aber,

welcher von der Leibeigenschaft handelt, schrieb Luther: „Es soll kein Leibeigener sein, weil Christus uns Alle hat befreiet — was ist das! das heißt christliche Freiheit ganz fleischlich machen. Dieser Artikel ist straks wider das Evangelium und räuberisch, damit ein Jeglicher seinen Leib, so eigen worden ist, seinem Herrn nimmt. Denn ein Leibeigner kann wohl ein Christ sein und christliche Freiheit haben, gleichwie ein Gefangener oder Kranker ein Christ und doch nicht frei ist. Es will dieser Artikel alle Menschen gleich machen und aus dem geistlichen Reich Christi ein weltlich äußerlich Reich machen, welches unmöglich ist. Die andern Artikel von Freiheit des Wildprets, Vögel, Fisch, Holz, Wälder, von Diensten, Zinsen, Auffätzen, Todfällen u. s. w. befehle ich den Rechtsverständigen. Denn mir, als einem Evangelisten, nicht gebührt hierin zu richten oder zu urtheilen!“ —

Mit dieser Entschiedenheit sehen wir Luther hier denjenigen neuen Bewegungen der Gesellschaft gegenübertreten, welche freie Formen auch des äußeren Nationallebens und der socialen Gemeindeverhältnisse heraufzuführen trachteten. Ein natürlicher Mangel an politischer Einsicht eben so sehr, wie das unbeugsame Bestreben, die geistige Bedeutung und Reinheit seines Werkes über allen Stürmen der Zeit empor zu halten,

drängte ihn in diese falsche geschichtliche Position hinein, welche wir ihn bei diesem bedenklichen Wendepunkt der Zeiten einnehmen sehen, hier, wo das christliche und das politische Moment des neueren Völkerlebens in einem heftigen Zusammenstoßen sich zeigen. Die merkwürdige Geschichte, welche Luther mit einem thüringischen Edelmann, Heinrich von Einsiedel, erlebte, beweist am schärfsten, wie festgewurzelt in Luther der Gedanke war, daß die politische und sociale Unfreiheit durchaus der Lehre des Christenthums entspreche, welche in der Bedrückung und Marter des irdischen Lebens die wahre Vollendung zu dem höheren und himmlischen Dasein behauptet. Dieser Herr von Einsiedel, der von seinen Vorfahren eine Dorfschaft im Altenburgischen ererbt hatte, war über die auf seinem Gute haftenden Frohnen von großen Gewissensbedenklichkeiten heimgesucht worden. Er hatte sich deshalb an Luther um Trost und Aufklärung gewandt, der ihm aber sagte, daß die Frohnen rechtmäßig wären, und er sie mit gutem Gewissen beibehalten könne, wofür er ja auf andere Weise seinen Leuten etwas zu Gute thun könne. Indeß vermochte Einsiedel den Gedanken nicht los zu worden, daß die Frohnen eine dem Volke mit Unrecht aufgeladene Last seien. Er bat Spalatin, deshalb nochmals mit Luther zu sprechen,

worauf dieser seine früher abgegebene Meinung wiederholte, und hinzufügte: „der gemeine Mann müsse mit Bürden beladen sein, sonst werde er zu muthwillig!“ Spalatin selbst, der fortgesetzt von Einsiedel's Herzensangst wegen der Frohnen gequält wurde, erklärte: die aufrecht zu erhaltende Ordnung erfordre es, das gemeine Volk im Zaum zu halten; Einsiedel habe ja diese Frohnen nicht aufgebracht, und könne darum ruhig sein; Joseph habe in Aegypten sogar den fünften Theil des Ertrages eingefordert, und Gott habe kein Mißfallen daran zu erkennen gegeben. Er solle sich ja hüten, die ererbte Frohne ganz abzuthun, denn aus solchen Neuerungen würden große Mißstände für den allgemeinen Zustand hervorgehen. Wenn ihn sein Gewissen so plage, solle er lieber einen Trostpsalmen zur Hand nehmen; so rein werde es hier auf Erden nimmer zugehen, bis wir in die Grube kommen!

Der Herr von Einsiedel mußte sich endlich bequemen, es den Anfechtungen des Teufels selbst zuzuschreiben, daß er sich in seinem Herzen um das Loos der armen Leute so bekümmert und geängstigt gefühlt. Doch machte er ein Testament, worin er einigen seiner Dorfschaften Einkünfte verschrieb, von welchen sie die Steuern und Auflagen, die etwa von der Obrigkeit

auferlegt würden, bestreiten, oder den Armen leihen sollten „zur Gegenschantz, ob etwas tzu viel geschee were.“ Spalatin, obwohl er dies Testament billigte, rieth jedoch dem Herrn von Einsiedel, es nicht sogleich laut werden zu lassen, damit das gemeine Volk nicht übermüthig würde, und er sich selbst nicht verdächtig mache! (Oechsle, Geschichte des Bauernkrieges, S. 24.)

Luther aber hatte in seiner Schrift „von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei“, welche im Jahre 1523 herauskam, die Momente der geistlichen und der weltlichen Gewalt noch in einem sehr gesunden und vorurtheilsfreien Sinne geschieden. In dieser Schrift hat er zwar das Prinzip von der göttlichen Einsetzung der Obrigkeit als das höchste hingestellt, aber er betrachtet zugleich die bestehenden weltlichen Verhältnisse so geistesfrei, daß er hier sogar zugiebt, die Menschen, wenn sie allesammt rechtschaffene Christen wären, bedürften gar keiner Obrigkeit mehr.

10.

Die deutsche Reformation und die französische Revolution.

Wir haben gesehen, wie sich mitten im Schooß der Reformation selbst die Grundelemente des modernen Lebens von einander gesondert und losgerissen haben, aber in dieser Losreißung stürzten sie als die bewegenden Dämonen in die Wirklichkeit der Geschichte hinüber, um dort den wahren Lebenspunkt ihrer Vereinigung in der Zukunft zu suchen. So entwand sich aus der Reformation zuerst der skeptische Geist der neuen Völkerentwickelung, der alle bestehenden Traditionen anzuzweifeln gelernt hatte, und sich nach Frankreich hin absenkte, wo er die Wurzeln schlug für die moderne Politik, und, sich fortwühlend auf dem innersten Boden des gesellschaftlichen Zustandes, in der Freigeisterei des achtzehnten

Jahrhunderts, in den Atheisten und Encyclopädisten, die Revolution vorbereiten hilft. Es ist auch bemerkenswerth, welche Anerkennung das Element der deutschen Reformation bei den ausgezeichnetsten französischen Geistern von jeher gefunden, und wie namentlich Voltaire, welcher den Protestantismus zuerst am entschiedensten in sich aufgenommen und ihm die Formen der französischen Nationalität gegeben hat, in seinem Essai sur les moeurs et l'esprit des nations die Geschichte der deutschen Reformation und den Charakter Luthers in einem hellen und richtigen Lichte erscheinen läßt.

War aber die Idee der christlichen Freiheit im Protestantismus als antipolitisch aufgetreten, so kündigte sich in dem dadurch hervorgerufenen Gegensatz die Idee der politischen Freiheit zuerst als antichristlich an im Revolutionarismus des 18. Jahrhunderts, in dem anfangs ebenso abstract der Staat auf den freien Bürger und nur auf den freien Bürger zurückgeführt werden sollte, wie in der Reformation die Kirche auf die nackten historischen Thatsachen ihres Ursprungs zurückgeführt worden war. So ging in der französischen Republik von 1792, welche den wahren Staat hatte finden wollen, die organische Idee des Staats selbst wieder zu Grunde, indem sie auf ihrer eigenen Spitze abbrach, so wie in der Reformation, welche die wahre Kirche wiederherstellen

wollte, die Kirche zugleich auch wieder in ihrer einheitlichen Lebensgestalt zerfiel.

Wir haben den Protestantismus sonach als einen universalen festzuhalten, als welcher er den um alles Glück der ewigen Zukunft neu unternommenen Kampf des modernen Menschengeistes uns bedeutet. Der Protestantismus ist der zweite Engel des Herrn, welcher mit dem flammenden Schwerte des Geistes die Menschheit abermals aus dem Paradiese gejagt hat, damit sie den Frieden des Bewußtseins, welcher sich in der Kirche und im Volksleben des Mittelalters gottesgnädig über ihr Haupt gesenkt hatte, wieder breche, und hinausstürze um Gut und Blut in den Kampf des historischen Lebens, in dem ihr ein neuer und höherer Frieden als je verheißen. Die Zeit der mühevollen Arbeit des Geistes beginnt mit dieser neuen Zeit des Völkerlebens, und diese unendliche Arbeit ist das Erbe, das uns unsere Väter hinterlassen haben, die ächte Baarschaft unseres heutigen Lebens.

In der deutschen Reformation hatte die moderne Wissenschaft ihre Geburtsstunde gefeiert. Und besonders war es die Wissenschaft der Vernunft, die Philosophie, welche in der protestantischen Geistesrichtung ihre neue Lebensquelle fand, aus der sie sich ver-

jüngte und aus der sie sich zu einer Wissenschaft der Wirklichkeit zu erheben trachtete.

Die Entwickelung der modernen Vernunftwissenschaft aus dem Protestantismus blieb vorherrschend ein Eigenthum des deutschen Geistes, der darin den in der Reformation bloß negativ angewandten Gedanken in seiner positiven Wesenheit zu ergreifen und zur wahrhaften Versöhnung der idealen und realen Lebenselemente auszubilden strebte. Wie der aus der Reformation hervorgebrochene skeptische Geist in Frankreich ein historischer wurde, und das ganze politische System von Europa veränderte, so verblieb die Vernunftwissenschaft in Deutschland die stille Retterin und Nährerin des idealen Gedankens, der aber lange das historische und nationale Leben ebenso vergeblich suchte, als Frankreich, das historische Land, heftig und unter zerstörenden Kämpfen, der Idealität des Gedankens nachrang, jener den wahren sittlichen und religiösen Inhalt verleihenden Idealität des Gedankens, mit der es noch zerfallen blieb. So sehen wir in französischer Geschichte und in deutscher Wissenschaft zwei Grundrichtungen des modernen Lebens überhaupt entstehen, welche in ihrem Gegensatz, und in den Versuchen, denselben zu vermitteln, die noch zu vollbringende Aufgabe des heutigen Völkerlebens anzeigen: nämlich, die freie Ineins-

gestaltung des thatsächlichen historischen Lebens mit dem innern Recht des Gedankens, welche dann jedes Volk in seinem eigensten nationalen Geist zu erfüllen haben wird. Deutsches und französisches Wesen haben sich darum wechselweise in Haß und Liebe beständig anziehen müssen, bald im Austausch ihrer Literatur und Bildung, bald im Ringen mit einander auf Tod und Leben, worin das Ringen der historischen Entwickelungsstoffe selbst nach Gestaltung sich offenbart hat.

Während in Frankreich sich das Bewußtsein erzeugt hat, daß die ganze Weltgeschichte immer französischer werden müsse, was die Franzosen nicht bloß aus persönlicher Nationaleitelkeit, sondern auch aus einem gewissen historischen Bewußtsein heraus annehmen, die Propaganda des Historischen, so wird in Deutschland nicht minder das Bewußtsein angetroffen, daß die Weltgeschichte immer deutscher werden müsse, und dies ist die Propaganda der deutschen Wissenschaft, die in der letzten Zeit von keinem Volke mehr anerkannt worden ist als von den Franzosen. Die Weltgeschichte soll und will aber weder deutsch noch französisch werden, sondern die Franzosen und die Deutschen sollen bloß wahrhaft weltgeschichtlich werden, das heißt in Ausgleichung aller Trennungen des idealen und realen Lebens denjenigen Höhepunkt

ihres Daſeins finden, auf dem ſie zur Herrſchaft in der modernen Geſchichte berufen ſind.

Dieſe beiden Gegenſätze des Politiſchen und des Wiſſenſchaftlichen aber, in denen daſſelbe Lebensgeſetz ſich noch mangelhaft in zwei Prinzipien zerteilt hat, ſie ſind beſtimmt, durch die Geſchichte ſelbſt überwunden zu werden, und gerade in dem Gegeneinanderwirken dieſer beiden Gegenſätze des franzöſiſchen und des deutſchen Geiſtes die höchſte Entwickelung des modernen Völkerlebens zu vollbringen. Und dies wird das Ziel dieſer Entwickelung ſein, die wiſſenſchaftliche Univerſalität des deutſchen Geiſtes, ſoweit ſie eine nationale Einſeitigkeit iſt, ebenſo aufzuheben, als die politiſche Univerſalität Frankreichs in ihrem Uebergewicht zurückzudrängen, und, was nur ein wilder nationaler Inſtinkt iſt, mit dem Leben der wiſſenſchaftlichen Idee zu erfüllen und zu läuftigen. Dies iſt die zwiefache Aufgabe der gegenwärtigen Entwickelung, welche dahin geht, in Frankreich das freie politiſche Leben zur Wiſſenſchaft zu erheben, die Wiſſenſchaft ſchöpferiſch in den Staat hineintreten zu laſſen, in Deutſchland aber aus der freien Wiſſenſchaft endlich den Staat hervorzubilden, und zu wirken, daß die wiſſenſchaftliche Erkenntniß der Freiheit eine nationale Lebensform im Staat werde.

Dieſe merkwürdige Gegenſeitigkeit der deutſchen und

franzöſiſchen Natur ſtellt ſich in dem Verhältniß der deutſchen Reformation und der franzöſiſchen Revolution als eine tief verſchlungene und unendlich zuſammengehörige dar. Den Franzoſen ſteht die deutſche Reformation als eine geiſtige Thatſache da, welche ſie zwar geſchichtlich nicht durchgemacht, die aber doch auf die Entwickelung ihrer Zuſtände von innen her die bedeutendſte Rückwirkung geäußert hat, und worin der deutſche Geiſt dem franzöſiſchen Geſchichtsnaturell vorangeſchritten. Ebenſo iſt die franzöſiſche Revolution den Deutſchen zu einer geiſtigen Thatſache geworden, welche ſie nicht geſchichtlich durchgemacht, die ſie aber als ein inwendig treibendes Element in die Entwickelung ihrer Zuſtände aufgenommen haben, und worin das franzöſiſche Geſchichtsnaturell dem deutſchen Geiſt vorangeſchritten iſt.

Die Reformation hatte dem dritten Stand des deutſchen Volkes die Bibel gegeben, welche das Zeichen ſeiner hiſtoriſchen Erhebung werden ſollte.

Der deutſche Volkscharakter hat in der That durch die Bibel eine eigenthümliche Beimiſchung erhalten, die ſich hier und da in rührenden Zügen an ihm kundgiebt. Den gemeinen Mann in Deutſchland hört man bei ſolchen Gelegenheiten, wo er ſich beſonders feierlich erheben möchte, häufig in den Bibelton verfallen. Bei

dem Volke ist die Bibelsprache zur Sprache des täglichen Lebens, zur Sprache des innigeren Familienverkehrs, ja selbst zur Sprache der Liebe geworden, denn selbst in die Liebesbriefe des Volkes, gerade je ernsthafter es der ungeübte Schreiber meint, tritt um so leichter diese biblische Färbung ein, die sich auch in vielen deutschen Handwerksburschenliedern zeigt, welche überhaupt, schon ihrer Melodie nach, häufig in eine religiöse Sphäre hinübertreten, woher es denn auch gekommen, daß viele der besten Kirchenmelodien ursprünglich Handwerksburschengesänge waren, und oft ihrem Inhalt nach sehr muthwillige und lascive. Das deutsche Volksleben wurde aber durch Luther's Bibel so sehr mit dem religiösen Element durchwachsen, daß dieses zugleich als das wahrhaft nationale sich darin entwickelte. Marheineke sagt deshalb in seiner kleinen Schrift „über den religiösen Werth der teutschen Bibelübersetzung Luthers," sehr treffend: „daß sich durch Luther's Bibel der Protestantismus als die wahre Religion der Teutschen legitimirt habe." Und wenn der Protestantismus die wahre nationale Religion der Deutschen ist, sowie er der Ursprung ihrer einheitlichen Nationalsprache ist, so muß das, welches die eigentlich gestaltende Lebenskraft bei dieser nationalen Religion

und Sprache geweſen, nämlich das Element der Freiheit, zugleich als ein innerſtes Nationaleigenthum den Deutſchen zugeſprochen werden, ſowie Ulrich von Hutten in ſeiner tiefſchmerzlichen Klageſchrift an den Herzog Friedrich zu Sachſen ſagte: „daß dem teutſchen Land vnder allen nation in der gantzen Welt die Freiheit am meiſten gebürt.“

So hält das deutſche Volk nun ſchon ſeit drei Jahrhunderten die Bibel Luther's an ſein freiheitſchlagendes Herz gepreßt, es kühlt ſich daran die heiße Stirn unter des Tages Laſt und Mühen, es umfaßt innerlich in der Bibel Alles, was ihm äußerlich verſagt wird, ſeine politiſche Freiheit, es umfaßt darin ſeine geiſtige Bildung und den blinkenden Lebensgenuß ſelbſt. Vielleicht hat das deutſche Volk nun ſchon zu lange ſeine ſchweißtropfende Stirn auf die proteſtantiſche Bibel gelegt, und hat darüber den Ruf der Weltgeſchichte verhört, ſo daß, was ein franzöſiſcher Schriftſteller (Couſin) auf ſeiner Reiſe in Deutſchland bewundernd hervorhebt, daß er nämlich auf jedem Dorf eine Bibel getroffen, zugleich auf der andern Seite als ein Nachtheil für die deutſche Volksentwickelung erſcheinen könnte. Hat ſich dies wirklich ſo zugetragen, ſo iſt daran die Bibel nicht Schuld, welche in der Reformationszeit als die wahre Ver-

heißung der Völkerfreiheit vorangeleuchtet, ſondern es iſt Schuld diejenige Verfälſchung des Proteſtantismus, die zugleich eine Verfälſchung der deutſchen Nationalität ſelbſt iſt, und welche die neueren Nationalzuſtände der Deutſchen bis in die Wurzel hinein angefreſſen hat. Der verfälſchte Proteſtantismus, der im Lauf der Zeiten von der Bewegungslinie der Geſchichte heruntergefallen, er ſtellt ſich in religiöſer Hinſicht als eine gewiſſe proteſtantiſche Hoftheologie dar, welche die Baſtardtochter der deutſchen Reformation iſt; in politiſcher Hinſicht ſtellt er ſich als diejenige fixe Idee des chriſtlichen Staats dar, die das Chriſtliche immer nur in der Ertödtung des Individuellen erblicken kann. Luther gab aber die Bibel nicht darum dem Volke und in ihm der Geſchichte, damit Volk und Geſchichte an die Bibel feſtgenagelt würden, ſondern er gab die Bibel der Geſchichte, ſelbſt um den Preis, daß die Bibel durch die Geſchichte vernichtet werden könne, wenn vernichten heißen kann, was das ewige Entwickeln iſt, und worin die heiligen und unantaſtbaren Rechte des Proteſtantismus, ſeine wiſſenſchaftlich und hiſtoriſch bezwingende Macht, der neueren Völkergeſchichte als ihr wahrſtes Geſetz eingegraben ſind. Matthäus erzählt uns in ſeiner

dreizehnten Predigt über Luther's Leben, daß Luther ſelbſt einmal von der Bibel geſagt habe, ſie ſei ein Meer, darin ein Elephant erſaufen könne. Wenn man das deutſche Volk über Hals und Kopf in ſeine Bibel hineingeſtürzt ſieht, wird man zuweilen verſucht, an dieſen ertrinkenden Elephanten Luther's zu denken. Der Proteſtantismus hat aber das deutſche Volk nur deshalb getrieben, die Bibel ſo tief in ſich hineinzunehmen, damit die Bibel auch aus dem Volke wieder herausſteige als eine neue und verjüngte Lebensmacht, damit ſie in dem Volksbewußtſein den Grund ihrer lebendigen Fortentwickelung finde. Lichtenberg ſagt einmal: „je beſſer die Völker werden, deſto beſſer müſſen auch ihre Götter werden," und ſo hat auch der Proteſtantismus, indem er das Volk beſſer machen wollte durch die Bibel, die Bibel beſſer gemacht durch das Volk. Hierin, in der Auslieferung der Bibel an das Volk, hat der Proteſtantismus ſeine eigentliche Grundidee verkündigt, welche dieſe iſt, daß das Chriſtenthum ſich aus der Gemeinde heraus weiterentwickeln ſolle, und daß es die Gemeinde, daß es das Volksbewußtſein iſt, aus welchem heraus das Chriſtenthum ſich fortbewegt und fortwandelt in den Geiſt der neuen Zeiten hinein als das immer neue Heil, an welche ſelbſteigene Entwickelungskraft der chriſt-

lichen Gemeinde, wie sie durch den wahren Protestantismus anerkannt wurde, wir in unserer Zeit ganz besonders wieder zu appelliren haben. Die Reformation ist diejenige Periode der Geschichte, wo zuerst dem innerlich arbeitenden Gesammtwillen des Volkes die entscheidende Bewegung des Nationalgeistes übertragen erscheint, und in diesem Gesammtwillen des Volkes, der die religiöse Freiheit schafft, tauchen zu dieser Zeit auch die ersten protestantischen Fürsten unter, es bilden sich auch die Fürsten dieser Zeit mit ihrem Bewußtsein aus diesem Alles überwältigenden Volksbewußtsein heraus. Luther sagt in seinem Sendebrief vom Dolmetschen, den er im Jahre 1530 an seinen Freund Wencel Link herausgegeben, daß er durch die Bibelübersetzung auch seine Feinde reden gelehrt habe, und er konnte dies mit Recht von sich behaupten, da auch die katholischen Schriftsteller der protestantischen Bibelsprache nicht länger widerstehen konnten, sondern auch in ihren eigenen Arbeiten, Streitschriften und Uebersetzungen der Schrift die neuhochdeutsche Sprache Luther's sofort anwenden mußten. Hierin liegt die höchste Bedeutung, welche die protestantische Bibel erlangt hat, ausgesprochen, ihre wahrhaft politische Bedeutung, indem sie, wie auch immer die neuen Glaubensspaltungen neue

Trennungen hervorzurufen ſchienen, doch das ganze deutſche Volk mit fortriß, ſich im innerſten Weſen als eine einheitliche Nation zu betrachten, und als das Organ dieſer Einheit zuerſt die neue Sprache des Proteſtantismus feſtzuhalten.

14.

Der franzöſiſche Atheismus.

Der eigentliche religiöſe Standpunkt des achtzehnten Jahrhunderts war der Standpunkt des *Theismus*, welcher ſich inſoweit zu einer Anſchauung der göttlichen Dinge erhebt, daß er einen Gott als eine perſönliche Urſache der Welt annimmt, welcher Gott aber zugleich etwas von der Welt durchaus Unterſchiedenes und ewig von ihr Getrenntes iſt. Der Theismus hat aber im Grunde kein beſtimmteres religiöſes Element in ſich, als der Pantheismus, der ſonſt vorzugsweiſe mit dem Atheismus gleichbedeutend erachtet wird. Die perſönliche Urſache der Welt, welche der Theismus in Gott annimmt, iſt doch eben nur ein *angenommener* Gott, ſowie die dadurch bewirkte Welt nur eine *geſetzte* iſt. Das wahrhaft Seiende Gottes und

der Welt, also ihre innere Nothwendigkeit, bleibt dabei außer aller Bestimmung stehen, und so kann der bloß angenommene Gott ebenso gut auch nicht angenommen werden, wie wir denn den Theismus in diesen seinen Gegensatz als Atheismus am entschiedensten in Frankreich in dieser Zeit umschlagen sehn.

Diesen Prozeß veranschaulicht uns am besten Voltaire, dieser lustige Hanswurst des Atheismus, in seinen philosophischen Schriften. Es giebt nichts Drolligeres als die Voltaire'sche Metaphysik, deren Hauptabriß sich unter dem Titel Traité de metaphysique unter den sogenannten philosophischen Schriften Voltaire's findet, und worin der gemeine Menschenverstand, der sich bei ihm für Philosophie ausgiebt, hinter einer meisterlich affectirten Ehrbarkeit alle seine Schelmstücke und Abgeseimtheiten verbirgt. In dieser schlechten Zeit, welche die Zwischenperiode ausfüllt zwischen der Vollendung des absoluten Staats durch Ludwig XIV. und zwischen dem Ausbruch der Revolution, in dieser Zeit der gänzlichen Erniedrigung der Menschennatur hatte sich ein seltsames, häßliches, aller ideellen Substanz feindseliges Wesen auf den Thron des Geistes geschwungen, der gemeine Menschenverstand genannt, ein die ewigen Ideen zerstörender runzeliger Kobold, der, wie

die Staubwolke vor dem Gewitter, vor der Revolution einherfegte, und vor der Thür derſelben aufräumte, was es noch an poſitiven Lebensmächten gegeben.

Dieſen gemeinen Menſchenverſtand machte Voltaire zum eigentlichen Narren des Jahrhunderts, indem er ihm die Schellenkappe ſeines Witzes aufſetzte und ihn luſtig die Pritſche ſchwingen lehrte gegen Gott, Chriſtenthum, Tugend, Unſterblichkeit, und wie alle die Ideen heißen mögen, die der gemeine Menſchenverſtand um dieſe Zeit aus dem Leben wegzuraiſonniren hatte. Es iſt höchſt komiſch zu ſehen, wie ſich Voltaire in ſeiner Metaphyſik herbeiläßt, den Begriff Gottes wenigſtens ſcheinbar und gewiſſermaßen aus Gnade und Barmherzigkeit noch beſtehen zu laſſen, obwohl er behauptet, daß derſelbe dem Menſchen bei weitem weniger nothwendig ſei, als ſeine Naſe und die fünf Finger; alle Menſchen würden mit einer Naſe geboren, aber kein einziger würde mit dem Begriff Gottes geboren, welchen man den Kindern nur erſt mit Mühe einpräge, ſich aber ſpäter erſt auf dem Wege des Kalküls aneigne, wie etwa eine Wahrheit der Mathematik, doch keineswegs mit der Beſtimmtheit derſelben. Die Voltaire'ſche Metaphyſik bringt es dann nur zu dem Satz: die Meinung, daß ein Gott ſei, bietet unüberſteigliche

Schwierigkeiten dar, aber immerhin würde das Gegentheil, daß kein Gott sei, eine zu große Absurdität sein, um es annehmen zu können. Indeß verschmähte es Voltaire häufig auch nicht, absurd zu sein, und sein nicht nichtseinkönnender Gott ist doch nur eine höhnische Grimasse, durch welche der Atheismus sich noch ein besonderes Ansehn zu geben sucht. So stellte Voltaire auch in seiner Metaphysik den Satz auf, daß die Ideen nur durch die Sinne erzeugt werden, und diese Grundansicht der französischen Philosophie jener Zeit schloß noch bei weitem mehr den Atheismus in sich, als jede andere subjektive Läugnung Gottes. Voltaire war aber nur der lustig trompetende Vorreiter des Atheismus und Naturalismus, die in der berühmten Encyclopädie ihr Hauptlager aufschlugen und dort das wahre Babel der modernen Verstandesnegation gründeten, obwohl im Grunde Voltaire gegen Jesus Christus, den er sich besonders in eine Ecke genommen, mehr Dienste leistete, als die ganze Encyclopädie zusammen. Diese letztere, von Diderot und d'Alembert gegründet, von 1751 bis 1763 erschienen, (27 Bände Text und 6 Bände Kupfertafeln enthaltend), dies alphabetisch geordnete Register aller Versündigungen des menschlichen Geistes, bildete gewissermaßen die Rüstkammer für die Ideen der

Revolution, und ſtellte ſyſtematiſch den gebrochenen Zuſtand des Bewußtſeins dar, wie er geworden ſein mußte, um in der Revolution, als in dem äußerſten Akt der Zerſtörung, ſich ſelbſt in allen ſeinen Grundfeſten umzukehren zu einem neu organiſirten Daſein.

Der Atheismus hatte in Frankreich eine politiſche Bedeutung, er wurde eine politiſche Macht, die ſich tief in die Formen des Nationallebens hineinwühlte. Der Atheismus, nachdem er mit Gott und den Ideen, mit dem göttlich Seienden in der Wirklichkeit überhaupt, fertig geworden war, hatte in ſeiner entleerten Bruſt noch einen Gott übrig behalten, es war der Gott des Vaterlandes, die Freiheit, an welchen er glaubte. Nachdem jede andere Religion aus den Gemüthern getilgt worden, war die Religion der Freiheit übrig geblieben, an welche der Atheismus der Nation, aus dem Sumpfe ſeiner Sünden heraus, ſich gewaltſam anklammern mußte. Für die Religion der Freiheit eine Form zu finden, dazu mußten alle andern Formen erſt zuſammenſtürzen, aber die Geſchichte ließ dieſen Prozeß nur in dem Gedanken zu, daß aus der Religion der Freiheit auch die wahre Religion des Geiſtes und alle poſitiven Mächte des Daſeins ſich neu wiederherſtellen müſſen. Dies war das gefährliche Drängen Diderot's, d'Alem-

bert's, Condorcet's, Raynal's geweſen, daß ſie das Bewußtſein ihrer Zeit auf dieſen letzten ſchwindelnden Punkt getrieben hatten, wo es nur durch die äußerſte Negation aller ſeiner Formen den verloren gegangenen Inhalt wiederfinden konnte.

15.

Friedrich der Große und der französische Atheismus.

Die Rückwirkungen dieser zerstörenden französischen Geistesrichtungen auf Deutschland bemerken wir zuerst in dem eigenthümlichen und freundschaftlichen Verhältniß, welches der französische Atheismus mit einem deutschen König, mit Friedrich dem Großen eingegangen war. Diese Zeit des deutschen Lebens noch einen Augenblick zu betrachten, ist für die Entwickelung unseres ganzen Gegenstandes von besonderer Wichtigkeit. Denn Friedrich der Große, indem er zuerst ein volksthümliches Prinzip im Staatsleben anerkannte, indem er den Regenten selbst zu einem dem Volk angehörigen und verantwortlichen Beamten erklärte *), indem er ferner

*) Essai sur les formes du gouvernement et les de-

in dem von ihm ausgehenden preußischen Landrecht die Gleichheit Aller vor dem Gesetz aufstellen ließ, er legte dadurch in Deutschland gewissermaßen auf dem Wege der Gesetzgebung den ersten Grund zur politischen Anerkennung und Bildung des dritten Standes, des deutschen Volksstandes. So muß auch sein Verhältniß zu den französischen Geistesrichtungen eigenthümlich aufgefaßt werden.

Wir haben hervorgehoben, daß der französische Atheismus eine politische Macht gewesen. Mit der Aufruhr-Fackel, die er an den verbrannten Altären der Kirche angezündet, nahte er sich den Thronen des Königthums. Und Preußens großer König hatte sich mit dem französischen Atheismus gewissermaßen unter Procuration Voltaire's trauen lassen. Voltaire versah diese Procuration, zu der ihn der Atheismus abgeschickt

voirs du souverain (Oeuvres posthumes VI. p. 41. 60): Qu'on s'imprime bien que la conservation des lois fut *l'unique* raison qui engageât les hommes à se donner des supérieurs, puisque c'est la vraie origine de la *souveraineté*. *Le magistrat était le premier serviteur de l'état.* — — Le souverain n'est que le premier serviteur de l'état obligé d'agir avec probité, avec sagesse et avec un entier désintéressement, *comme si à chaque moment il devait rendre compte de son administration à ses concitoyens.*

hatte, ganz ehrbar in Sans-Souci, mit dem seltsamen Grinsen, mit dem er sich überhaupt an die Könige drängte. Friedrich der Große schnupfte eine spöttische Prise Tabak bei der feierlichen Handlung.

Voltaire hatte ohne Zweifel keine geringeren Absichten mit Friedrich dem Großen, als an ihm einen Helden und Anführer des großen Kampfes gegen das „infame" Christenthum zu gewinnen, gegen welches Voltaire, wie er selbst sagte, sein: Carthago delenda est, in dem Ausspruch „écrasons l'infame" unaufhörlich wiederholte. Aber Friedrich der Große scheint den Atheismus doch mehr nur als Hofnarren sich gehalten zu haben, dem er, nach Weise der Narren in alter Zeit, zwar oft verstattete, sein eigenes wahres Bewußtsein auszusprechen, über den er aber auch wieder eine höhere Ueberlegenheit behauptete. Der schändliche La Mettrie, der Verfasser des l'homme machine, welcher der Vorleser Friedrichs des Großen geworden war, der in seinen Schriften den Menschen bald als bloße Maschine bald als Pflanze construirte, von Profession ein Arzt, war zugleich der berühmteste Gourmand seiner Zeit. Voltaire nennt ihn einen wackern Atheisten (brave athée) und schildert in einem Brief an den Herzog von Richelieu (Corresp. t. 3. p. 490) sehr komisch dessen Tod. La Mettrie starb an den

Folgen einer Faſanenpaſtete mit Trüffeln, die er, ſchon vollgepfropft von einem Diner, in einer ungeheuern Quantität verſchlungen, was Voltaire une grande époque dans l'histoire des gourmands nennt. Man machte ſich den Spaß, den Gotteslängner, der auch das Daſein der menſchlichen Seele geläugnet hatte, ſtreng nach allen Formen der katholiſchen Kirche zu beerdigen, wenngleich Friedrich der Große die ſpitzfindige Frage aufgeſtellt hatte: ob La Mettrie als Chriſt oder als Freſſer geſtorben wäre? Dieſe Frage entſchied der König ſelbſt dahin, daß er als Philoſoph geſtorben ſei, und daß man deshalb um die Ruhe ſeiner Seele unbeſorgt ſein könne, worauf die ganze Hofgeſellſchaft lachte, und der König am ſtärkſten.

So ſpielte Friedrich der Große in der That überlegenen Sinnes mit der geiſtigen Verworrenheit ſeiner Zeit, und mit den Widerſprüchen, denen er ſelbſt in ſeinem Geiſt und in ſeiner Bildung dahingegeben war. Es war auch hier die Tapferkeit ſeines königlichen Genius, die ihn über den Untiefen der ſkeptiſchen Zeitbildung in einer edeln, gewiſſermaßen ſiegreichen Stellung emporhielt, und ihn nicht in dieſem Schmutz der Aufklärung, den ſein Jahrhundert anhäufte, verſinken ließ. —

Doch hatte Friedrich der Große an Voltaire noch

nicht genug gehabt. Auch mit Rouſſeau hatte er bekanntlich anzuknüpfen geſucht, um ihn, den Feind der Könige, zu ſich nach Sans-Souci einzuladen. Rouſſeau ſchrieb ihm jenen merkwürdigen Brief, vom 30. Oktober 1762, den Chateaubriand in ſeinem Essai historique sur les révolutions, (Tom I. p. 164) ſo ſeltſam benutzt hat. Der königfeindliche Rouſſeau ſchreibt an den dichterfreundlichen Friedrich in dieſem Brief unter Anderm: Vous voulez me donner du pain: n'y a-t-il aucun de vos sujets, qui en manque? und zum Schluß: Puissé-je voir Frédéric, le juste et le redouté, couvrir enfin ses États d'un peuple heureux, dont il soit le père! et J. J. Rousseau, l'ennemi des rois, ira mourir au pied de son trône.

16.

Der dritte Stand in Frankreich.

Die eigentliche Geſchichte der Bewegungen der Geſellſchaft, derjenigen Bewegungen, welche die Idee der Freiheit und Glückſeligkeit in ihr verwirklichen wollen, ſie nimmt ihren Anfang mit der Geſchichte des dritten Standes, deſſen eigenthümliche Lebensentwickelung in Frankreich wir genauer zu betrachten haben. Erſt in dieſer Periode der Geſchichte, welche durch das Emporkommen des dritten Standes bezeichnet wird, wie dies politiſch zuerſt durch die franzöſiſche Revolution geſchah, erſt hier tritt das Element der Geſellſchaft als eine beſondere, ins Bewußtſein ſich drängende Macht der neueren Völkerentwickelung auf.

Unter dem allgemeinen Ringen der Geiſter und Kräfte war der dritte Stand aus den geöffneten

Tiefen der Geſchichte herausgeſtiegen, und dieſe für die nachfolgende Geiſtesentwickelung aller Völker ſo verhängnißvolle Geburt ward mit Staunen und mit Schrecken, und mit einem durch ganz Europa gehenden Herzklopfen begrüßt. Die noch unerſchöpfte Naturkraft der Geſchichte hatte ſich in ihm aufgeſpart, und durchdrang nun mit ihm die ganze Welt in allen ihren Adern. Es nahm in dieſer merkwürdigen Stunde die Weltgeſchichte des dritten Standes ihren Anfang, unſere Weltgeſchichte, denn wir ſind heut Alle, wie wir uns auch in der Gliederung der Stände auf den beſonderſten und ausſchließlichſten Rangſtufen befinden mögen, doch zugleich inſofern Kinder des dritten Standes, als wir in ihm die wahre und urſprüngliche Nation ſelbſt anſchauen müſſen, als wir mit allen Bevorrechtungen, die wir haben, zu unſerm größten Heil doch zuletzt nur untertauchen können in dieſer allgemeinen Bewegung und Freiheit des innerſten Nationalgeiſtes, der in dem dritten Stand den eigentlichen geſunden Naturkern und Gottesgrund eines Nationallebens aufweiſt.

Bisher hatte es ſich in der Geſchichte nicht um die Geſellſchaft gehandelt, ſondern ausſchließlich um den Staat, und die alte Zeit des europäiſchen Völkerlebens, welche die Franzoſen ihr Ancien regime nennen, und die

ihren allgemeinſten Ausdruck in der, alle Völker bannenden Formel der römiſchen Hierarchie gefunden hatte, dieſe alte Zeit war eben die geweſen, daß darin der Begriff der Geſellſchaft noch verloren und überwältigt war hier in dem abſtrakten Begriff des abſoluten Staats, dort in dem abſtrakten Begriff der abſoluten Kirche.

Der Begriff der Geſellſchaft iſt weſentlich die Idee der freien Perſönlichkeit ſelbſt, in der Geſellſchaft, wenn dieſe wahrhaft organiſirt werden ſoll, handelt es ſich vorzugsweiſe darum, daß darin der einzelne Menſch in ſeiner ganzen individuellen Bedeutung ſich erſättigen, in ſeiner vollen menſchlichen Würde ſich zur Anerkennung gebracht ſehen könne. Darum hatte eben der Staat der alten Zeit das Moment der Geſellſchaft noch nicht in ſich aufnehmen können, ſondern er hatte ſich als ein dem Begriff der Geſellſchaft entgegengeſetzter Organismus geſtaltet, weil er alle Perſönlichkeiten nicht als für ſich beſtehende und frei geſetzte gelten laſſen konnte, ſondern ſie alle gewiſſermaßen gefangen nahm und aufzehrte in dem Machtbegriff einer einzigen Perſönlichkeit, welches Verhältniß Ludwig XIV. durch ſeinen berühmten Ausſpruch: l'état c'est moi, wie mit brennender Flammenſchrift auf die Stirn der Völker eingrub, daß dieſe danach

betäubt in ſich ſelbſt zu vergehen dachten. Um die Idee der Freiheit wahrhaft in den Staat hineintreten zu laſſen, dazu mußte erſt die Idee der Geſellſchaft in allen ihren Grundkeimen ergriffen und durcheinandergeſchüttelt werden, und die franzöſiſche Geſchichte begann dieſes Werk durch die großen Unterſuchungen über das Weſen der Geſellſchaft, welche dem Ausbruch der Revolution vorangingen und ihn geweiſſagt haben.

Das neue ſociale Element des Völkerlebens, aus dem heraus der Staat ſelbſt zu ſeiner wahren Einheit und Freiheit ſich zu vollenden hat, es tritt an der Hand des dritten Standes in die Bahn der Geſchichte ein. Am 24. Januar 1789 ſollte der dritte Stand zuerſt den Geburtstag ſeines politiſchen Daſeins in Frankreich feiern, indem er an dieſem Tage durch die Verordnung des Königs Ludwig XIV. politiſch wiederhergeſtellt und zu den allgemeinen Reichsſtänden einberufen wurde. Das abſolute Königthum, das ſich bisher nur auf Gott und ſein Schwert hatte ſtützen wollen, nach der alten romantiſchen Formel: le roi ne relève que de Dieu et de son épée, es war jetzt durch das Drängen der Zeit, durch die alten hundertjährigen Sünden einer verſchwenderiſchen Hofhaltung, durch die Zerfallenheit mit Adel, Klerus und Parlament, dahin getrieben worden, ſich an die kräftige Bruſt des dritten

Standes zu werfen, und ihn, durch Verdoppelung seiner Abgeordneten, als einen gleichberechtigten Stand zu den beiden ersten Ständen der Nation zu gesellen.

In einer Kirche zu Versailles hatte man zuerst die drei Stände der Nation neben einander gesehen, vereinigt durch den gemeinsamen Gottesdienst, zu dem sie in feierlichem Aufzuge heranschreiten. Der dritte Stand, schwarz gekleidet, keine Feder ziert seinen Hut, steht als der letzte da, aber die Blicke, mit welchen er von Allen betrachtet wird, sagen es laut, daß dieser Tag der erste Tag seiner Herrschaft ist, und daß sich die beiden andern Stände, Klerus und Adel, in ihm, dem dritten Stand, aufzulösen bestimmt seien.

Der dritte Stand, auf den Jahrhunderte lang alle realen Lasten der Nation gewälzt worden waren, er war gerade unter diesem Druck allmählig in sich selbst erstarkt, er war durch das Element der Arbeit, auf das man ihn angewiesen hatte, reich an Geld und Besitz geworden, er hatte zugleich die Quellen der geistigen Bildung in sich eröffnet, und sie als ein kräftigendes Lebenselement durch alle seine Glieder dringen lassen. Die Zeit des alten Regimes hatte sich merkwürdigerweise mit einem Deficit geschlossen, die Geldnoth, in welcher das üppige und liederliche Leben der absoluten Monarchie ausgelaufen war, sie war zugleich

der verhängnißvolle Ausdruck für die geistige Erschöpfung, welche in den Ideen der alten Zeit eingetreten war. Und wie die Zeit der alten Ideen jetzt kein Geld mehr hatte, so nahm die neue Zeit der Geschichte darin ihren Anfang, daß sie einen neuen Stand in die Welt rief, welcher Geld hatte, und dessen neue Geldkräfte, in der strengen Arbeit des historischen Lebens erworben, zugleich der Ausdruck wurden für den neuentdeckten Schatz der freien Ideen in der Geschichte. Dieser Zusammenhang zwischen dem Geld und den Ideen, der zunächst nur als eine aufgesuchte Paradorie dazustehen scheint, er hat doch seine weltgeschichtliche Wahrheit darin, daß das Geld, als das eigentliche Element der Umschwingung in allen weltlichen Formen, dadurch zugleich als das Produkt der Ideen selbst erscheint. Daß nur die freien Ideen es sind, welche wahrhaft das Geld machen, und daß die unfreien Ideen jederzeit nur mit einer Finanzverlegenheit und einem Finanzschwindel geendigt haben, dies ist eine Thatsache der lebendigen Geschichte selbst.

Wir haben schon früher bemerkt, wie diese frische Völkerjugend, welche sich im dritten Stande als das wahre Bewegungselement der neueren Geschichte aufbewahrt hatte, keineswegs ein bloß französisches Geschichtselement in dem ausschließlichen Sinne ist, in

welchem man häufig alle freien Volksentwickelungen der neueren Zeit lediglich auf Frankreich zurückgeführt, und sie dadurch zum Theil als eine der sogenannten ehrlichen deutschen Natur gar nicht anpassende Sache verächtig zu machen gesucht hat. Schon Henrion de Pansey, der royalistisch gesinnte Präsident, hatte im Jahre 1826 behauptet, daß der Ursprung der französischen Nationalversammlungen in den Urwäldern Germaniens zu suchen sei, wo, nach Tacitus, der König das Gesetz in der Versammlung aller wehrhaften Männer vorschlug, welches dann von demselben angenommen oder verworfen wurde*).

So hatten wir das eigentliche Prinzip der neueren Volksentwickelung, das wahre Freiheitsprinzip der modernen Welt, zuerst in Deutschland, in den Bewegungen der deutschen Reformation, als diesen eigensten deutschen Herzschlag unseres Volkes, aufzusuchen gehabt, denn es muß uns für alle Verknüpfungen unseres Gegenstandes wichtig erscheinen, daß wir die freien Entwickelungen der Gesellschaft, von denen man wegwerfend gesagt hat, darin sei bloß französisches Geblüt, daß wir diese als ursprünglich deutsches Blut, und als den

*) Vergl. Genesis der Julirevolution (Siegen und Wiesbaden 1841). S. L.

treibenden Geiſt der deutſchen Reformation erkennen müſſen, der in Frankreich ſich zuerſt ſeinen politiſchen Körper geſucht. In unſern Tagen, wo das deutſche Nationalbewußtſein ſich aus ſeinen eigenen Tiefen heraus merkwürdig zu erneuern und in ſich ſelbſt zu befeſtigen begonnen, dürfen wir uns am wenigſten die Erkenntniß aus den Händen ringen laſſen, daß es eine urſprünglich germaniſche Freiheit giebt, welche wir nicht von den andern Völkern haben, ſondern die für die andern Völker vielmehr das eigentliche innerſte Gährungselement ihrer Geſchichte geworden war. Was aber das deutſche Volk den andern Völkern urſprünglich gegeben hat, das braucht es ſich auch nicht zu ſchämen, zur rechten Zeit, wo das Schickſal es will, wieder von ihnen zurückzuempfangen, und als ſein eigenthümliches Nationalgut wieder an ſich zu nehmen, und wie es überhaupt eine gotteslästerliche Idee wäre, anzunehmen, daß irgend ein Volk ein beſonderes Nationalgift an ſich haben könne, das die übrigen Völker, ſei es durch ſeine Conſtitutionen, ſei es durch ſeine Nationalgeſänge, anſtecke, ſo wird dieſer einer humanen Bildungsepoche unwürdige Geſichtspunkt doch noch weniger da aufgeſtellt werden können, wo man urſprünglich deutſche Formen des öffentlichen Lebens beſeitigen zu können geglaubt hat durch eine gewiſſermaßen brandmarkende

Bezeichnung als französisches Element. Gerade je mehr wir wieder in unserm eigensten Geiste Deutsche zu sein angefangen, um so unbefangener und gerechter müssen wir jetzt gegen die Franzosen sein, die, mehr als jedes andere Volk, unsere Brüder in der Idee der freien Volksentwickelungen und in dieser Idee unsere natürlichen Verbündeten sind. Die ausschließliche Deutschheit, die deutsche Gemüthlichkeit und Gemüthsritterlichkeit, der deutsche Rock, wie auch die deutschen Stoffe, die kürzlich wieder in einem Manifest an Deutschlands Frauen durch eine gewisse Thusnelda ausschließlich zu tragen empfohlen sind, alles dies sind abgenutzte Kunststücke, die der wahren Freiheit und Würde der deutschen Nation nicht mehr förderlich sein können, und jene deutsche Thusnelda ist ihres deutschen Herrmanns werth, insofern von demselben Manche behauptet haben, daß dieser Herrmann, der sogenannte Befreier Deutschlands, damals Deutschland schon hinlänglich befreit habe.

In Frankreich hatte das Evangelium des dritten Standes ein Geistlicher, der Abbé Sieyes, geschrieben. In seiner 1789 herausgekommenen Schrift: Qu'est-ce que le Tiers-état hatte er behauptet, daß der dritte Stand die ganze Nation sei. „Der dritte Stand — heißt es in dieser Schrift — umfaßt Alles, was der Nation

gehört; und Alles was nicht der dritte Stand iſt, kann ſich nicht als ein Beſtandtheil der Nation anſehen. Was iſt der dritte Stand? Alles!“

Sieyes war ein denkender und organiſirender Kopf, und ſuchte die Nationalverſammlung in den Conſequenzen des Gedankens zu halten. Aus der freien Durchdringung des dritten Standes mit allen andern Ständen der Nation ſah er erſt die wahre Einheit des Nationallebens hervorgehen, aus welcher auch das Königthum, an den wahren Quellen des Volkslebens ſich ſein neues Leben trinkend, ſich zu ſeiner höchſten Form wiederzugebären beſtimmt war. Die Parlamente, dieſe alten Grabeswächter der abſoluten Monarchie, ſtürzten unter den Füßen der Nationalverſammlung von 1789 danieder. Das Volk, ſo lange verſtoßen vor dem Angeſicht des Herrn, rührte ſich in ſeinem innerſten Grunde und offenbarte dieſen Zeiten, daß das wahrhaft Menſchheitliche der Nationen in dem wahrhaft Volksthümlichen liegt. Das antike Freiheitsprinzip war nun mitten in die moderne Gegenwart hineingetreten. Aber wie die Franzoſen in der klaſſiſchen Tragödie des ancien regime die Antike falſch angewandt und zu einer Lüge verzerrt haben, ſo wurde auch jetzt in der franzöſiſchen Revolution das antike

Freiheitsprinzip zur Schreckensherrschaft verunstaltet. Der hohe Frieden des universalen Volkslebens konnte noch nicht gefunden werden, und noch ihm brennt die Welt noch heut in allen ihren Eingeweiden.

17.

Der Proletarier.

In Frankreich hatte der dritte Stand, mitten im Kampf der Revolution, den er ausfocht, noch einen eigenthümlichen Schweif hinter sich hergezogen, den man noch nicht zu nennen wußte, den man aber mit Entsetzen jetzt zum ersten Mal in die Mitte des geschichtlichen und gesellschaftlichen Lebens vorrücken sah. Dies war der eigentliche revolutionnaire Niederschlag der Nation, eine schauerliche ungeformte Masse, die bisher von der Arbeit ihrer Hände gelebt hatte, die aber damit niemals so viel hatte erwerben können, um ihren Hunger zu stillen, und in welcher nun der Hunger zugleich zu einem politischen Hunger, zu einer Empörung gegen den Geist und die Formen der Gesellschaft umgeschlagen war. Dies ist der Proletarier, welchen die Ver-

zweiflung an ſeiner Arbeit mit dieſer furchtbaren Stärke in die Geſchichte treibt, in welchem ſich alle Gährungsſtoffe der Geſellſchaft zu dieſer blinden und formloſen Maſſe zuſammenwerfen, und der athemlos, in allen ſeinen ungeſättigten Trieben zitternd, als das eigentliche Zerſtörungselement der Revolution, herangeſtürzt kommt aus ſeinen Winkeln und Höhlen, in welche die neue Mähr der Geſchichte zu ihm herabgedrungen war: daß es einen freien, den beiden andern Ständen gleichen dritten Volksſtand gebe!

Der Proletarier hat ſein höheres Bewußtſein, das ihn dunkel treibt, in dem Bewußtſein des dritten Standes. Der dritte Stand als ſolcher hat es aber nur mit der Idee ſeiner politiſchen Anerkennung zu thun, das Proletariat aber iſt dasjenige hinzutretende und ſchmerzhaft drängende Bewußtſein, daß man von dieſer Idee der Freiheit ſich auch müſſe ſatt eſſen können. In dieſem Sinne liegt das Proletariat, wie ich gezeigt habe, auch ſchon in den früheren Bewegungen des deutſchen Geſchichtslebens, namentlich im deutſchen Bauernkrieg, eigenthümlich angedeutet.

Das Proletariat, in dem wir ebenfalls keine ausſchließlich franzöſiſche Geſchichtserſcheinung erkennen mögen, ſondern das auch ſeine urſprünglichen Wurzeln nach Deutſchland hin abſenkt, es ſtellt den Freiheits-

trieb der neueren Geſchichte zugleich als den Arbeitstrieb dar, und dadurch unterſcheidet ſich der Proletarier weſentlich von dem Armen, daß der Proletarier arbeiten will, daß er aber in dem ihm aufgegangenen Bewußtſein der Arbeit, in dem Bewußtſein, daß der freie Organismus der Geſellſchaft ſich nur auf das Prinzip der Arbeit ſtütze, den höchſten und angemeſſenſten Lohn für ſeine Arbeit verlangt!

In dieſem immer ſchärfer ſich ausbildenden Gedanken haben die Proletarier ſeit ihrem Erſcheinen in der franzöſiſchen Revolution bis auf den heutigen Tag an allen aufrühreriſchen Bewegungen des öffentlichen Lebens den entſchiedenſten Antheil genommen, und die revolutionnairen Seidenarbeiter in Lyon trugen auf ihren Fahnen die bezeichnungsvolle Inſchrift: vivre en travaillant, ou mourir en combattant!

In dieſem Gedanken müſſen wir die wichtigſte Lebensfrage und den eigentlichen Mittelpunkt der neueren Geſellſchaft erkennen. Für den Armen und Kranken zu ſorgen, iſt eine milde und ſtille Pflicht der menſchlichen Würde, die am beſten im Verſchwiegenen ausgeübt wird. Der Proletarier aber, in den dieſe neue Kraft der Geſchichte gefahren, daß er nicht mehr arm ſein will, ſondern in der Arbeit reich, er richtet dieſe heißeſte und dringendſte Anforderung an die Entwickelung der

Gesellschaft selbst, die in der Lösung dieser Frage ihren eigensten Gestaltungsprozeß zu vollenden hat. Darum ist es nicht der Hospitalismus, welcher bei der eigentlichen Armenfrage der Zeit, bei der Frage, wie der Arbeitende nicht arm zu sein brauche, helfen kann, sondern es ist der wahre, ächte, von der reinen Idee der menschlichen Freiheit getragene Liberalismus, der hier seine heilkräftige Hand in diese offene Wunde der Gesellschaft zu legen hat, der Liberalismus, der jetzt wesentlich als Socialismus eine seiner entscheidendsten Aufgaben zu vollführen hat.

An dem verhängnißvollsten Kreuzweg der neueren Zeiten, unter den Stürmen der französischen Revolution, sehen wir plötzlich den Proletarier stehen, welcher diesen Moment, wo die Erklärung der Menschenrechte abgegeben war, ergriff, um sich mit der ganzen Last seines Daseins an die fortrollenden Räder der Geschichte zu hängen, und in diesem Sturz der Ereignisse seine eigene Zukunft zu finden. Ihn, den Mann der freien Arbeit, der keinen anderen Besitz hatte als den seiner physischen Kraft, nannte man Proletarier, welches nichts anderes heißt als Kinderbesitzer, wodurch dies dem alten römischen Staatsleben entnommene, lateinische Wort am bezeichnendsten wiedergegeben werden könnte. Das Proletariat ist der Kinderbesitzstand, ein

Stand, der keinen andern Beſitz hat als ſeine Kinder, die ihm ſo zahlreich gedeihen, nach dem bekannten Grundſatz: rien n'engendre plus que la pauvreté et les pommes de terre, und mit welcher ſeiner Nachkommenſchaft (proles) der Arme in dem alten Rom gewiſſermaßen ſeine Abgaben an den Staat bezahlte, die er durch nichts Anderes zu entrichten vermochte. Dieſer in der neueren Zeit durch die Schule der Saint-Simoniſten wieder aufgenommene und verbreitete Name des Proletariers, der mit ſchneidendem Hohn die ganze geſellſchaftliche Mißſtellung dieſer Volksklaſſe ausdrückt, bezeichnet doch zugleich gerade die gewichtigſte und gefährlichſte Seite ſeiner Bedeutung, indem er in dem Proletarier gerade dieſe elementare Kraft, dieſes phyſiſche Grundvermögen, auf welches ſich die Forterhaltung der Geſellſchaft ſtützt, hervorhebt. Es wird daher, welcher weſentliche Unterſchied auch immer zwiſchen dem alten römiſchen Proletarier und dem der heutigen Welt ſtattfinden mag, doch kein paſſenderer Name, als der alte, für dieſes merkwürdigſte Geſchöpf der Geſellſchaft gefunden werden können, für dieſes räthſelhaft in die Geſchichte hinausgeſtoßene Geſchöpf, das, nachdem es lange verzweifelnd in ſeiner ſtillen Werkſtatt gehämmert und gepocht hat, plötzlich vor den Palläſten der Könige angelangt iſt, um die Verwandelung der Freiheit in

Brot zu fordern, wie es auch an die Thür der Philosophen geklopft hat, um von ihnen zu hören, wie in der Organisation der Arbeit, auf die ihm Alles ankommt, die Idee der ganzen gesellschaftlichen Freiheit gefunden werden könne.

Dieser Proletarier der neueren Zeit, dieser sich aufrichtende Riese der modernen Gesellschaft, dies verstoßene Kind der Nationen, dieser stolze und große Bettler, der sich in dem Purpur der Freiheit kleidet, und darin an der Schwelle der Zukunft lagert, er ist das wahre persönlich gewordene Bild unseres heutigen zerfahrenen und mit sich selbst überworfenen Geschichtslebens.

Die Proletarier im alten Rom, die, nach Livius, nur 11,000 Aß in ihrem Vermögen hatten, sie bildeten mit großer Heiterkeit den Kern des römischen Pöbels, dieser weltberühmten Plebs, die sich, zehrenden Würmern gleich, an dem Herzen des ganzen Staatsorganismus festgesogen hatte, und immer trotzig, immer scheltend, nach Allem drängend und Alles meisternd und beurtheilend, Alles zu sich in den Staub herunterziehend, mit schmarotzendem Uebermuth die innersten Kräfte der Nation benagte, welches eigenthümliche Volksbild Niemand treffender und genauer geschildert hat als Shakspeare in seinem Julius Cäsar.

Der Proletarier gehörte der sechsten Klasse des

römischen Staatsbürgerlebens an, in welcher sich überhaupt alle diejenigen befanden, welche in den fünf ersten Klassen, worin man nach dem Verhältniß des Vermögens seinen Platz erhielt, keine Stelle mehr hatten finden können, und welche darin gewissermaßen bloß kopfweise (capite censi) geschätzt wurden.

Napoleon wurde dadurch im wahrsten Sinne der Erlöser von der französischen Revolution, daß er die in unaufhaltsamer Gährung losgebrochenen Elemente der unteren Bevölkerung mit dem Griff eines Titanen zusammenfaßte, daß er diese entfesselten Proletarier in den auswärtigen Krieg hinausschleppte, und in den lechzenden Rachen des Ungeheuers den Ruhm hinabwarf, um ihm damit seinen ersten weltgeschichtlichen Hunger zu stillen. Aber in der eigensten Natur des modernen Proletariers, wenn dieselbe richtig behandelt und auf den Grund freier gesellschaftlicher Institutionen niedergesetzt wird, in ihr liegt kein politischer Zerstörungstrieb, sondern lediglich ein Organisationstrieb, der Trieb, in einer neuen gesellschaftlichen Organisation, die das dunkel verhüllte Ideal seines Herzens ist, eine feste Stelle des Lebens zu finden. Denn der moderne Proletarier, dessen Unglück ist, daß er keine Arbeit hat, oder keinen genügenden Lohn derselben, und der erst als Arbeitsloser aus seinem fluchbeladenen Schooß

alle Verbrechen in die Gesellschaft hineinschüttet, er ist außerdem noch das Unglückskind der neuen Ideen, der Ideen der christlichen Zeiten, welche ihre Epoche unter den Völkern mit der Grundlehre des Christenthums begonnen haben, daß die Menschen alle gleich sind durch ihre innerste Natur, und daß es keinen Unterschied, wie in ihrer Art, so auch in ihrer Bestimmung gebe; wie es in der Epistel des Paulus an die Galater heißt (III. 28): „Hie ist kein Jude noch Grieche, hie ist kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu!"

Dieses Grunddogma des Christenthums, das Dogma von der Gleichheit aller Menschen, welches die eigentlich geschichtliche Bewegungskraft des christlichen Geistes geworden ist, es hat auch zuerst den Gedanken der freien Arbeit unter den neueren Völkern organisirt, während bei den alten Völkern die eigentliche Organisation der Arbeit nur in der Sklaverei bestand. So haben wir denn in dem Proletariat jetzt seine durchaus christlich germanische Bedeutung anzuerkennen, und wenn die römische Plebs gewissermaßen auch von den Göttern ausgeschlossen wurde, indem sie an dem eigentlichen Gottesdienst der Nation keinen Antheil haben konnte, so wandte sich dagegen das Christenthum gerade vorzugsweise an diese armen, arbeitenden

und schmachbedeckten Gestalten des Volks, an dieses in die Untiefen und Abgründe der Gesellschaft verstoßene Menschheitsleben, um ihm seine Freiheit und Menschenwürde zurückzugeben. Auf dieser Seite, auf der Seite der Armuth und der Arbeit, nimmt daher die neuere christliche Weltgeschichte ihren Anfang, und es wird nur ihrem ursprünglichen Grundgedanken entsprechen, wenn sie auch von dieser Seite her, von den Armen und Arbeitenden, noch ihre wesentlichsten Umwälzungen erfahren sollte. Die Seligsprechung der Armuth, die vom Christenthum ausgegangen, diese Verheißung an die Armen, daß sie wahrhaft Gott schauen sollen, sie hat aber heutzutage, unter den innern Fortbewegungen des Völkerlebens selbst, ihren wesentlichen Sinn dahin herausgeboren, daß diese Armuth, die zum Heil berufen wird, wahrhaft nichts Anderes ist, als die innere Thatkraft und Arbeitsfähigkeit der Völker selbst, die aus sich selbst ihre Erlösung zu finden berechtigt ist.

Die Armuth an sich liegt keineswegs in dem Weltplan Gottes, da die Erde mehr als hinlängliche Hülfsquellen in sich trägt, um alle ihre Geschöpfe gleich ernähren und gleich befriedigen zu können. Die Armuth, die nur ein Uebel der Gesellschaft ist, aber kein von Gott verhängtes Uebel, die Armuth, wie viel süßen Frieden es auch unter ihrem niedrigen Hüttendach geben mag,

wie viel Poesie auch im Stillen durch ihr leichtes und gottbegnadigtes Herz hinziehen mag, wie sehr wir sie oft beneiden mögen, wenn wir sie, abgeschieden und unberührt von aller der geistigen Vielthuerei der Zeit, in ihrer Dürftigkeit geborgen und idyllisch verschlossen, an ihrem knappen Tisch dasitzen sehn, die Armuth ist und bleibt immer die Schande der menschlichen Gesellschaft, das eigentlich Böse in ihr, das sie auf der höchsten Stufe ihrer Freiheit an sich ausgetilgt haben muß. —

Die eigentliche Zeit der Freiheit bei den Völkern wird daher auch die Zeit ihres Reichthums sein, sowie jener große französische König, Heinrich IV., als er sich die Aufgabe stellte, daß auch der ärmste seiner Unterthanen Sonntags immer ein Huhn in seinem Topfe sehen solle, damit wesentlich die Grundidee der Freiheit für sein Volk aufgestellt hat.

In diesem Sinne ist das andere Wort des Christenthums: „wer hat, dem wird gegeben!“ die eigentliche und nothwendige Erläuterung zu der christlichen Ansicht von der Armuth, welche Armuth, wenn sie es ist, die wahrhaft Gott schauen soll, in diesem wahrhaften Gott auch zugleich die wahrhafte Wirklichkeit des Daseins, ihr Heimathsrecht in dieser Wirklichkeit, und damit ihr Recht zu allem ächten Besitz und Eigen-

thum in derſelben, ſich errungen und zu eigen gemacht hat.

In der neueren Geſchichte iſt es daher als ein Grundgeſetz der Entwickelung zu erkennen, daß, je reicher ein Volk wird, deſto freier es zugleich wird, weshalb auch die in Frankreich und England zur Ausführung gekommenen Proceduren, die Krongüter zu veräußern, in der That keinen anderen Zweck gehabt haben, als den Fürſten abhängiger von dem Volke zu machen, indem in allen europäiſchen Reichen die Freiheit des Volkes durch die erhöhten Abgaben gewonnen hat, welche der Fürſt, wegen der Unzulänglichkeit und Beſchränkung ſeines Privatvermögens, von ſeinen Unterthanen einzufordern genöthigt war*).

Der Trieb der Völker, reich zu werden, und in ſich ſelbſt alle Quellen des Reichthums zu vereinigen, muß daher auch als ein Freiheitstrieb bei ihnen anerkannt werden, und dieſes Verhältniß iſt heutzutage dem Volke ſo ſehr zum Bewußtſein gekommen, daß es in dieſem Sinne ſogar danach zu trachten angefangen, reich zu ſcheinen. Auch dieſer Luxustrieb, der heut in den unteren Volksklaſſen ſo vorherrſchend geworden, dieſe Luſt des armen Volks, ſich jetzt in zierliche und

*) Vergl. Zachariä, Vierzig Bücher vom Staat I. 331.

schöne Kleider und in einen möglichst eleganten und vornehmen Schnitt zu werfen, ja selbst mit Flittern zu umhängen seine von der Tagesarbeit gefurchte und gehärtete Gestalt, auch dieser Trieb hat seinen ächten Ursprung in dem Freiheitstrieb des Volkes, und man soll ihn namentlich in unserer Zeit nicht zu sehr schelten und einschränken wollen, da das Volk darin auch das historische Bedürfniß verräth, endlich etwas aus sich zu machen. Wie widerlich auch zum Theil die Putzsucht des armen Volkes erscheinen mag, so liegt doch auch wieder etwas Rührendes und Bedeutsames darin, und es ist eine durchaus falsche und engherzige Ansicht, bloß diejenige Seite daran aufzufassen, welche mit den aus der Putzsucht des Volkes möglicherweise hervorgehenden Verbrechen in der Gesellschaft zusammenhängt. Diese unsere Frauensittenvereine, denen allerdings nichts als der christliche Armesünderkittel zu ihrer Toilette gebührt, sie sind auch in keiner Hinsicht dazu geeignet befunden worden, um den Fortschritten des Verbrechens in der Gesellschaft entgegenzuwirken. Auf dieser Seite darf überhaupt der Gesellschaft in unsern Tagen kein Zwang mehr angeboten werden, und wenn man von einer Kleiderordnung gesprochen hat, die zur Beschränkung des Luxus auch bei uns wieder einzuführen sei, so muß man von einem universelleren Standpunkte aus behaupten,

daß dieselbe ebenso unnöthig wäre, als sie ein schlimmes Zeichen von unserm ganzen politischen Leben an den Tag legen würde. Für das Volk giebt es nur noch eine wahre Kleiderordnung, von der es eine seinem Dasein heilsame Beschränkung und Abgränzung annehmen wird, und dies ist seine Staatsordnung, die Ordnung seines politischen Daseins im Staat, und man kann vielleicht ohne zu große Paradoxie behaupten, daß das Volk erst dann aufhören wird, einen unnützen Staat zu machen, wenn es den wahrhaften Staat gefunden, d. h. im Staat die ihm organisch gesicherte Stelle seiner politischen Existenz, sein Recht als freies politisches Individuum, erkannt hat. Wenn es jetzt zuweilen über seinen Stand sich herausputzt, wenn es fast aller Orten seine schönen und durch die alte Tradition ihm gebotenen Volkstrachten abzustreifen beginnt, wenn es, um vornehmer zu scheinen, als es ist, nicht mehr seine alten Volkslieder singt, sondern etwas aus der neuesten italienischen Oper, so zeigt es durch dies Alles nur sein dunkeles, aus den geheimsten Trieben der Geschichte ihm in sein Blut getretenes Verlangen an, daß es sich jetzt zum allgemeinen Niveau der Gesellschaft erheben, daß es auf der Höhe dieser menschlichen Vereinigung, welche der Staat ist, sich als ein gleichberechtigtes Wesen im Sonnenschein des Gesetzes

niederlassen will! Und diesen Trieb, wenn Ihr ihn für gefährlich ansehet, so zügelt ihn doch, aber zügelt ihn nicht anders als dadurch, daß Ihr diese gegenwärtige Zerfallenheit des Volkes mit seinem eigenen Stand, worin es so unsicher umhergreift, und sein eigenes Bild sich so unharmonisch verzerren will, daß Ihr diese Zerfallenheit einrichtet zu einem politischen Dasein, das sich selbst erkannt hat um sich selbst vertreten zu können! Denn dadurch, daß das Volk etwas ist, wird es zugleich sein krankhaftes Gelüst, mehr zu scheinen als es ist, verloren und gestillt haben. Unsere städtischen Institutionen, unsere Communalordnungen, die in unserm Vaterlande jetzt eine so lebenskräftige Bewegung erhalten haben, sind schon für diese einzig richtige Ausbildung des gegenwärtigen Volkslebens eine entscheidende Form, die immer eingreifender in diesem Sinne benutzt werden muß, und die durch ihre weiteste Entwickelung zur Oeffentlichkeit, und durch ihre allseitige Durchdringung mit dem universellen Staatsleben, einzig und allein dem Volke eine Schule sein kann, in der es lernen wird, was und wie es wahrhaft ist, und was ihm zukommt innerlich und äußerlich. Es hat dann nicht mehr nöthig, durch schöne Kleider es dem Vornehmen gleich zu thun, es ist dann durch sein innerstes Wesen und durch seine öffentliche Bestimmung

ſchon ganz und gar geſchmückt. Dieſer Gang der Volksentwickelung, der jetzt heißer und dringender zu werden verſpricht, er iſt in der neueren Geſchichte merkwürdig ſo langſam und zögernd vor ſich gegangen, daß ſich ſelbſt große und einſichtsvolle Könige darüber verwundert haben. So ſchreibt Friedrich der Große im Jahre 1782 mit Unwillen an d'Alembert: „Bei uns bleibt Jeder, wie er iſt!“ — und es iſt bekannt, wie er bald vor ſeinem Tode ausgerufen, daß er, „müde ſei, über Sklaven zu herrſchen!“

Und doch war es das Chriſtenthum ſelbſt geweſen, welches ſeine unſtillbaren Flammen gerade in die Bruſt des armen Volkes geworfen, daß es ſich danach regen ſollte zu ſeiner Auferſtehung in der Weltgeſchichte. Das Chriſtenthum begann aber ſeine hiſtoriſchen Erſchütterungen des Völkerlebens zuerſt mit den Armen, die um des Evangeliums willen arm bleiben wollten, und dies iſt die erſte aſcetiſche Periode des Chriſtenthums, die Periode des Zerwürfniſſes zwiſchen Geiſt und Körper, zwiſchen Idee und Wirklichkeit bei den chriſtlichen Völkerſchaften. Nachdem im Abrollen der Zeiten dieſe das Unglück zu ihrem Prinzip ſetzende Epoche des Chriſtenthums abgelaufen, iſt das zweite Weltalter des Chriſtenthums zu uns herangedrungen, welches dies iſt, daß die Armen um des Evangeliums

willen reich werden ſollen, und welches das Völkerleben neu geſtalten wird aus dem ebenfalls chriſtlichen Grundprinzip heraus: „wer hat, dem wird gegeben!“

Das erſte Weltalter des Chriſtenthums bedeckte die ganze Erde zuerſt mit Hoſpitälern, und es war wie ein furchtbares Naturſchauſpiel in der Geſchichte anzuſehen, als dieſe unzähligen Schaaren von Armen und Hülfsbedürftigen, welche man bis dahin in der ganzen Welt nicht geahnt hatte, nun plötzlich hervorſtürzten, ſich zu Tauſenden und aber Tauſenden ſammelten, und ihre Wunden zeigten, auf ihre Gebrechen als auf ihr höchſtes menſchliches Recht hinwieſen.

Die Armen, die Diebe, die Proſtituirten, die in der alten Welt durch das Prinzip der Sklaverei gewiſſermaßen angeſchloſſen gelegen, und dadurch zu einem legitimen Element der Geſellſchaft geworden waren, ſie brechen zuerſt durch dieſe Oeffnung, welche ihnen die Gleichheitslehre der chriſtlichen Religion gezeigt, in die Mitte der Geſellſchaft ein, ſie erſcheinen als die gefährlich einherrollenden Trümmer der alten Geſellſchaft, die, indem ſie durch die Einwirkungen des chriſtlichen Geiſtes ihre Sklaven zu entlaſſen und das Prinzip der Sklaverei allmählig aufzulöſen beginnt, nun ſehen muß, wie dieſe uralte, gewiſſermaßen heilige Sklaverei, die ein feſtes Band der Ordnung und ein unentbehr-

liches Bedürfniß in der antiken Welt gewesen war, wie sie zerstiebt und auseinandergeht in den Gestalten des brotlosen Arbeiters, des Bettlers, des Diebes, der prostituirten Frau. Der entlassene Sklave findet den ersten Genuß seiner Freiheit darin, Bettler zu sein. —

Der Bettler tritt jetzt zuerst in die Geschichte, und was ihn herausgelockt hat, ist das Christenthum, das ihm durch seine Lumpen hindurch göttlich bis in das Herz geschienen. Man kann zwar nicht sagen, daß das Christenthum in den ersten Zeiten seines Erscheinens unmittelbar auf die Aufhebung der Sklaverei hingewirkt habe, und man muß sich vielmehr der Epistel des heiligen Paulus an die Epheser erinnern, der im 6. Cap. den Sklaven ausdrücklich zuruft: „Ihr Knechte, seid gehorsam Euren leiblichen Herrn, mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit Eures Herzens, als Christo!" aber indem Paulus hinzufügt: „Lasset Euch dünken, daß Ihr dem Herrn dienet, und nicht dem Menschen," drückt er schon damit, in dieser geistigen Ueberwindung des Gedankens der Knechtschaft, diese neue innere Freiheitswelt des Geistes aus, die allein und zuerst das Christenthum geschaffen, und von welcher der erste Strahl herabdrang zu den Sklaven und Knechten als diese innerste Sehnsucht der Freiheit.

Die Geſellſchaft der antiken Welt hatte zwar auch Arme in den verſchiedenſten Formen und Beziehungen aufzuweiſen, aber ſie vermochten in ihr niemals dieſe eigenthümliche Macht und Bedeutung zu erlangen, wie in der modernen chriſtlichen Welt, deren eigenſtes Element, deren emporgeſchwungene Fahne ihrer Bewegungen ſie ſind. Das Chriſtenthum war es, welches die erſten Hoſpitäler und Zufluchthäuſer für die Armen gründete, während in der antiken Welt noch keine Spur von dem Hoſpital aufzufinden iſt. Dieſe durch das Chriſtenthum hervorgerufene, erſte Emancipation der dunkeln Maſſen machte das erſte Armengeſetz in der Welt nöthig, welches der Kaiſer Conſtantin im Jahre 315 zur Unterſtützung und Abwehr der herangedrungenen Proletarier erließ, und wodurch ſie zu einer jährlichen Unterſtützung auf den Staatsſchatz angewieſen wurden. Der heilige Hieronymus nannte deshalb die Chriſten die Säckelmeiſter der Armen und die Candidaten des Elends. So wurden aus dieſen erſten Richtungen des chriſtlichen Geiſtes heraus die erſten Barmherzigkeitsanſtalten für die menſchliche Geſellſchaft gegründet, die ſeitdem ein Palliativmittel der ſocialen Uebel geblieben ſind. Die erſte Organiſation der Hoſpitäler geſchah im Anfang des ſechsten chriſtlichen

Jahrhunderts, durch ein Gesetz des Kaisers Justinian vom Jahre 528, welches ausführlich die ersten Einrichtungen derselben feststellt*).

*) Vergl. Cassagnac, histoire des classes bourgeoises et ouvrières p. 152 seq.

18.

Die ſittliche Bedeutung der antiken Sklaverei.

Ich habe geſagt, daß die antike Geſellſchaft nicht ohne das Element der Sklaverei hatte beſtehen können, und daß, indem in ihr die Arbeit weſentlich als Sklaverei organiſirt war, ſie dadurch zugleich mit eiſerner Gewalt alle dieſe dunkeln gährenden Maſſen des Volkslebens zuſammengehalten und zu einem normalen Verhalten gezwungen hatte. Sie hatte aber, was im Gefühl der allgemeinen Menſchenwürde hart zu ſagen iſt, ſie hatte durch das Inſtitut der Sklaverei auch zugleich beſſer für das Glück und Heil ihrer unteren Volksklaſſen geſorgt, als dies in den chriſtlichen Zeiten bisher durch Hoſpitäler, Armengeſetze und wohlthätige Vereine und Orden aller Art hat bewerkſtelligt werden können.

Der freigelaſſene Sklave, der, aus ſeinen Ketten ſich entwindend, nun mitten in die Freiheit der Geſellſchaft vorgedrungen, er wird zuerſt dieſer unglückliche Proletarier, der bald Urſache findet, ſich in das Glück und in die ſorgloſe Einfriedigung ſeiner Ketten zurückzuwünſchen. Der Proletarier, welcher ſeiner ganzen Geſchichte nach der eigentliche Sohn und Abkomme des alten Sklaven iſt, hat unter den freien Inſtituten der neuen chriſtlichen Welt, mitten in unſerer vielgeprieſenen modernen Civiliſation, noch nicht wieder dieſe glückliche Stellung, dieſe günſtige Gelegenheit zu einem ſorgloſen Daſein und zu ſeiner inneren geiſtigen Ausbildung gewonnen, wie ſie ſein Ahnherr, der Sklave, in der alten heidniſchen Welt genoß, und dies iſt ein erſchütterndes Phänomen, das wir noch einen Augenblick lang zu betrachten haben. Indem bei den Alten, namentlich bei den Griechen und Römern, die Sklaverei es war, welche die Geſellſchaft vor Verbrechen und Armuth ſchützte, entſtand aus dieſem Verhältniß zwiſchen abſoluten Herren und abſoluten Knechten, in welches die ganze Geſellſchaft ſich gliederte, merkwürdigerweiſe dieſer freie und leichte Organismus des ſocialen Lebens, der die Hauptübel der Geſellſchaft ſogleich in ſelbſt bezwang.

Der Sklave, der deshalb nicht arm war, weil ſein Herr für ihn ſorgen mußte, und deshalb kein Verbrecher

war, weil er an die ihm angewieſenen oder eingeborenen Gränzlinien ſeines Daſeins feſtgeſchloſſen war, der Sklave erkennt faſt immerdar in der alten Welt die Legitimität der Sklaverei an, und ſelten findet man ihn wirklich von der Sehnſucht nach ſeiner Freiheit ergriffen und zur Empörung hinausgetrieben, wie denn die großen Sklavenrevolutionen, welche bei den Alten ausbrachen, faſt immer andere phyſiſche Urſachen haben, wie zu Zeiten einer allgemeinen Hungersnoth, u. dergl.

Das Verhältniß des Sklaven zu ſeinem Herrn gründete ſich in der Geſellſchaft urſprünglich auf die väterliche Gewalt in der Familie, die in ihrer äußerſten Ausdehnung das Recht auf Leben und Tod bei ihren Kindern erlangt hatte, und woraus in der Geſellſchaft das erſte Prinzip der Sklaverei, in der Staatsverfaſſung das erſte Prinzip der väterlichen Regierungen hergefloſſen.

Die Sklaven der Alten aber, obwohl mit dem verhängnißvollen Einſchnitt auf der Stirn bezeichnet, in ſchlechten Kleidern gehalten, zu einer beſtimmten Nahrung verurtheilt, die beſonders im Fleiſch der Schweine beſtand, und ausgeſchloſſen vom Genuß des Weizenbrotes, das im ganzen Alterthum nur als ein ausſchließliches Vorrecht der höhern Stände erſcheint, in dieſen Zwang des phyſiſchen Lebens eingeſchloſſen gleich

dem Thier, hatte der alte Sklave doch zugleich das Recht auf seine geistige menschliche Bedeutung nicht verloren, und er wurde sogar in der Entwickelung derselben auf jede mögliche Weise durch seinen Herrn begünstigt. Die ausgezeichnetsten Geister des Alterthums sehen wir in der That aus dem Sklavenstande hervorgehen, und die Sklaven nehmen in der Literatur der alten Welt, besonders aber in ihrer Dichtkunst, eine bedeutende Stelle ein. Durch Plautus und Terenz, welche beide Sklaven waren, wurde zuerst das römische Lustspiel geschaffen. Die bedeutendsten lyrischen und epischen Dichter der Römer, Horaz, Virgil und Phädrus waren aus dem Sklavenstande hervorgegangen. Die Sklaven lernten alle Gewerbe, Künste und Wissenschaften, um im Hause ihrer Herren nützlich verwandt werden zu können, wo man sie besonders auch als Lehrer der Kinder auftreten sieht. So erscheinen in der alten Welt die Sklaven als Lehrer und Schriftsteller, während in der neuen Welt, die sich ihrer Fortschritte rühmt, die Lehrer und Schriftsteller häufig als Sklaven erschienen sind.

Es ist auch merkwürdig, daß sich in der alten Welt niemals eine Stimme für die Aufhebung der Sklaverei erhoben, und daß kein einziger der großen Geister des Alterthums sich jemals in diesem Sinne ausgesprochen

hat. Vielmehr finden wir bei ihnen gerade die entgegengesetzte Ansicht von einer wahrhaft menschlichen Begründung der Sklaverei. Im Homer findet sich die Ansicht ausgedrückt, daß Gott dem Sklaven nur die Hälfte von der menschlichen Seele gegeben habe, auf welche Stelle sich Plato in seinem Buch über die Gesetze beruft. Dagegen sagt Aristoteles in seiner Politik (I. Cap. II. §. 8.) geradezu, daß der eine Theil der Menschen zum Befehlen, der andere zum Gehorchen geboren sei. Diese Ansicht von einer rechtmäßig menschlichen Begründung der Sklaverei, wie sehr sie auch heut unser Bewußtsein verletzen mag, sie ist es aber gerade, welche dem Sklaven wiederum diese geistige Freiheit zurückgab, durch welche er sich auf dem Grunde der ihm einmal zuerkannten Existenz mit Selbstständigkeit und menschlicher Würde zu bewegen begann.

Als das merkwürdigste Phänomen stellt sich aber dabei dies heraus, daß selbst die Laster, welche mit der Sklaverei verbunden waren, gewissermaßen eine sittliche und normale Bedeutung in der Gesellschaft erlangen, und dadurch unschädlich werden. Die schöne Sklavin, der absolute Besitz ihres Herrn, duftend von Salben und Myrthen, welche selbst sittliche Vorzüge gewinnt sie nicht vor der modernen Grisette, oder vor der dem Laster heimlich nachirrenden Frau und Tochter

des armen brotlosen Proletariers! Bei den Sklaven gewann das Verbrechen in dem Element der Unfreiheit einen versöhnenden Schein der Sittlichkeit. Dagegen ist es merkwürdig zu sehen, wie in dem Element der Freiheit, sobald der Mensch für frei erklärt wird, auch erst die eigentliche Epoche beginnt, wo er in der Gesellschaft Verbrecher wird. So ist die heutige Gesellschaft auf diesem gefährlichen und schwindelnden Punkt angelangt, wo sie zu ihrer Errettung entweder in die alte Sklaverei zurück muß, die so viele sittliche Vortheile und gesellschaftliche Ruhe darbot, oder wo sie, dem eigensten Geist ihrer Religion folgend, sich endlich fest wird entschließen müssen, den wahren Schritt nach Vorwärts thun, und sich durch eine freie politische Organisation des ganzen Nationallebens die Freiheit und den Frieden der Gesellschaft zu gewinnen!

19.

Die Idee der Gleichheit.

Die Idee der Gleichheit aller Menſchen, die, zuerſt aus dem Chriſtenthum in die Geſchichte hineingetreten war, dieſe Idee, ſie ſchwebt lockend als der wahre Morgenſtern der neueren Zeiten über allen Völkern, welche ſich und ihre geſellſchaftlichen Einrichtungen entwickeln wollen. Wenn, wie St. Martin zur Zeit der franzöſiſchen Revolution ſagte: „die Menſchheit das wahre Gebet der Erde iſt," ſo ſind die inbrünſtigſten Worte dieſes Gebets die Freiheit und Gleichheit geweſen, und in dieſen beiden Worten, welche nur zwei verſchiedene Namen für die zu ihrer Anerkennung gekommene Idee der Perſönlichkeit ſelbſt ſind, in ihnen liegt doch ewig der wahre Zauberklang der ganzen menſchlichen Beſtimmung ausgegoſſen. Dieſe Worte

der Freiheit und Gleichheit, wie ſehr ſie ſich auch als Loſungswort der verworrenen Maſſen zu einem dämoniſchen Geſchrei verzerrt haben, ſie ſind doch die friſchen Blüthen vom Baum der neueren Geſchichte.

Die Idee der freien Perſönlichkeit tritt in der neueren Geſchichte zuerſt als die Idee der Gleichheit heraus, und ſie nahm als ſolche den erſten Anfang ihrer Bewegungen in Deutſchland, indem ſie ſich aus dem Hauptgedanken der deutſchen Reformation, daß es keinen wahren Unterſchied gebe zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Stand, hineinentwickelte in alle neu ſich geſtaltenden Formen des ganzen Völkerlebens. Luther hatte zuerſt den für alles hiſtoriſche Leben der neueren Völker ſo unendlich folgereichen Gedanken ausgeſprochen, daß alle Menſchen Prieſter ſind, und daß es keinen ausgeſchloſſenen Laienſtand mehr bei den freien Völkern der neuen Zeit geben dürfe, woraus er überhaupt die Einſicht herleitete, daß an ſich kein Stand oder Beruf einen beſonderen Vorzug oder Nachtheil mit ſich bringen könne, was er in ſeiner Schrift „an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation“ ganz volksthümlich ausgeführt hat.

Dieſer Laienſtand, welchen Luther gewiſſermaßen in ſein göttliches Recht zuerſt wiedereinſetzte, indem er den Prieſterſtand ſeiner Vorrechte vor Gott für verluſtig

erklärte, und dies gerade wegen der allgemein menſchlichen Bedeutung alles Prieſterthums, dieſer in die Gemeinſchaft des göttlichen Lebens zurückberufene Laienſtand war im Grunde der Volksſtand ſelbſt, der in dieſer Form ſeiner Anerkennung ſein neues geſchichtliches Leben begann. Dieſe weſentlichſte reformatoriſche Idee der neuen Zeit, daß es keine Laien mehr geben ſoll, da alle Menſchen als gleichberechtigte Kinder Gottes daſtehen, dieſe Idee, welche die geiſtliche Zwingherrſchaft des Papſtthums ſtürzte, und zuerſt das freie Reich der Weltlichkeit bei den Völkern ankündigte, ſie wird die ganzen nachfolgenden Jahrhunderte hindurch immer gewaltiger und vielſeitiger ausgebildet durch die Freiheit des Denkens und durch die Freiheit der Preſſe, überhaupt durch die Macht der Schriftſteller.

Die franzöſiſchen Denker des achtzehnten Jahrhunderts, an deren Spitze wir Voltaire erblicken, ſie haben, bei allem zerfreſſenden Gift, das ſie in ihre Zeit ſtreuten, doch darin eine weltgeſchichtliche Aufgabe zu vollbringen gehabt, daß ſie die Ideen einer neuen Entwickelung in Gährung ſetzten, und daß ſie einen brauſenden Trank daraus bereiteten, von welchem das ganze Volk trank, um ſich nach dieſem dämoniſchen Reizmittel deſto ungeſtümer in die Bahn der geſchichtlichen Thaten werfen zu können. Voltaire, der in ſeinen Schriften

noch wenig politiſche Beziehungen kennt und ſich mit der Staatsverfaſſung faſt gar nicht beſchäftigt, hat, wie Luther, alle Kämpfe für die Freiheit ſeiner Nation in dem einen Kampf gegen das Papſtthum zuſammengedrängt. Das urſprüngliche freie Recht des menſchlichen Geiſtes hat er in mehreren ſeiner Schriften als den Gegenſatz gegen die Despotie des römiſchen Clerus mit einer gewaltigen Tapferkeit verfochten, und wie drollig, poſſenhaft und ſataniſch auch oft die Geſichter ſind, welche dieſer Schriftſteller in demſelben Augenblick zeigt, wo er für die heiligſten Güter der Menſchheit, für die Unabhängigkeit der Vernunft, für die Freiheit zu denken und zu ſchreiben, ſeine Stimme erhebt, ſo liegt doch die Würde ſeiner Erſcheinung, die wir ihm nicht abſprechen können, in dieſem Heldenthum der neuen Ideen ſelbſt, die ihn nimmer ruhen laſſen. Die Idee der Gleichheit, die von Voltaire ſchon verkündigt wird, tritt in ihm noch mehr als eine Sache der Humanität hervor. In ſeinen Pensées sur l'administration publique (1753) ſagt er, daß wir alle gleich als Menſchen geboren ſind, aber darum nicht gleiche Mitglieder der Geſellſchaft ſind.

In ſeinem großen Feinde, Jean Jacques Rouſſeau, aber erhält die Idee der Gleichheit ihren erſten Philoſophen und Propheten, der träumend, und mit

einer großen Thräne im Auge ausgegangen ist, um in dieser Idee das verloren gegangene Ideal der Menschheit wiederzusuchen. Es war bemerkenswerth, daß um diese Zeit eine Akademie es zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht hatte, zu untersuchen, woher der Zustand der Ungleichheit bei den Menschen seinen Ursprung genommen, was, wie Fichte in seiner Staatslehre ironisch bemerkt, die Akademieen heutzutage nicht mehr aufgeben, da das Volk da draußen, wie Fichte sagt, den Akademieen über den Kopf gewachsen sei*). Diese von der Akademie zu Dijon gestellte Preisaufgabe löste J. J. Rousseau in seinem berühmten Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes, im Jahre 1753, nachdem er schon einige Jahre früher eine von derselben Akademie aufgegebene Frage: ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Läuterung oder zur Verderbniß der Sitten beigetragen, durch eine gekrönte Abhandlung beantwortet hatte. Wie Voltaire das Christenthum haßte, so haßte Rousseau die Cultur, und sah in ihr die eigentliche Schlange, durch deren Schuld die Menschheit aus dem Paradiese verstoßen, aus dem Paradies des Naturzustandes. Rousseau schlug das Buch der

*) Fichte's Staatslehre, Berlin 1820. S. 159.

Natur auf, um darin die wahre Geſchichte des Menſchen zu finden. Denn die menſchliche Seele, ſagte er, ſei im Schooße der Geſellſchaft entartet und durch tauſend Urſachen, durch eine Menge ihr angeſchwemmter Kenntniſſe und Irrthümer, und durch das beſtändige Drängen der Leidenſchaften dermaßen verändert, daß ſie unkenntlich geworden, gleich der Bildſäule des Glaucus, welche die Meeresſtürme ergriffen und zerſchellt, ſo daß ſie weniger mehr einem Gott als einem wilden Thiere geglichen. Das Menſchheitsideal Rouſſeaus, das hier ſeinen glühenden Träumen entſtieg, war der Naturmenſch, dies ſeltſame Geſchöpf ſeiner Gedanken, vor dem er niederfiel, um in ihm das urſprüngliche Bild des Glückes und der Freiheit anzubeten. Dieſer Naturmenſch führte ein ſchönes beneidenswerthes Leben in Rouſſeaus Träumen, gewaltig und kraftvoll ſind des Naturmenſchen Organe, ſeine Sinne ſind von einer Feinheit und Stärke, daß er damit das ganze Reich der Natur durchdringt und ſich zu eigen macht. Der Wald iſt ſein Haus, ihm gehört der Baum, auf welchem ihn ſein leichter Schlummer einwiegt, es beherbergt und nährt ihn zugleich die Palme, der Bach ſtillt ihm ſeinen Durſt, wenig denkt er, aber dafür iſt um ſo ſchöner ſein Schlaf, um ſo unſchuldiger und beglückender ſein Traum. Seine

Nacktheit und sein Mangel an Wohnung erscheinen keineswegs als ein Unglück des ersten wilden Menschen, um so freier und lustiger ist ihm zu Muthe, der frische Athem der Natur durchrieselt beständig seinen Körper und seine Seele. Unsocial, wie der Naturmensch ist, lebt er einsam und mäßig, in der Befriedigung seiner selbst, sogar die Sprache entwickelt sich ihm nur langsam, weil er zuerst gar kein Bedürfniß nach gesellschaftlicher Uebereinkunft und Mittheilung hat. Er ist unabhängig und frei, da in einer Zeit, wo man nichts besitzt und doch Alles, das ursprüngliche Lebensprinzip der Gleichheit das ganze Dasein durchdringt und trägt. Denn die Verschiedenheit der Menschen, sucht Rousseau zu entwickeln, beruht nicht im Zustande der Natur, sondern im Zustande der Gesellschaft, da der Mensch in seinem Instinct Alles habe, um im Zustande der Natur glücklich zu leben, während er in seiner gebildeten Vernunft nur den Trieb empfangen habe, in der Gesellschaft zu leben.

Dieses Drängen nach dem Naturzustande war nicht bloß in Rousseau die Grille seines kranken Herzens gewesen, sondern es hatte sich um diese Zeit fast des ganzen Jahrhunderts bemächtigt, und war als dieser sentimentale und idyllische Zug erschienen, welcher das 18. Jahrhundert vornehmlich in Deutschland und Frank-

reich ſo ſeltſam charakteriſirte. Dies Sehnen nach der Natur, das beſonders den höheren Ständen in Frankreich eigen zu werden anfing, es war das ſicherſte Zeichen, daß die alte Geſellſchaft mit ſich ſelbſt zerfallen und in allen ihren Formen wankend geworden war. Die alte Geſellſchaft, die Geſellſchaft des bevorrechteten Ständeweſens, hatte zuletzt an ſich ſelbſt und ihren Herrlichkeiten den Ekel und die Ueberſättigung empfinden müſſen, die es ihr in ihren eigenen Kreiſen nicht mehr wohl und heimlich ſein ließ.

Die Ariſtokratie hatte lange Jahrhunderte hindurch nichts gethan, als ſich in das Vergnügen zu ſtürzen, und in der Luſt des Augenblicks ein ideenleeres Daſein zu ertränken. Die Ariſtokratie träumte, das Haupt mit Roſen bekränzt, an dem offenen Abgrund der Geſchichte, und ſah nicht, was da unten in der Tiefe arbeitete, es ſah nicht, wie die Thränen des darbenden Volkes langſam ſich verſteinerten in ſeinem Auge, um zu Waffen des Angriffs zu werden. Leichtſinnig bis auf den letzten Augenblick hat die Ariſtokratie ihre Geſchlechter recht in der Sünden Blüthe zum Richtplatz der Revolution geführt, und mit allen ihren Flittern geſchmückt, noch duftend von ihren Feſten und athemlos von ihren Tänzen und Schwelgereien, ſo iſt ſie bis auf das Blutgerüſt geſtiegen.

Dieſe Bevorrechteten, die ſich dadurch zu Grunde gerichtet hatten, daß ſie ihre Prärogativen zu einem Lotterbett gemacht, auf welchem ſie des menſchlichen Daſeins höchſte Beſtimmung vergeſſen und verpraßt hatten, ſie hatten lange behauptet, daß es bei ihnen hinreiche, geboren worden zu ſein, und jetzt mußten ſie ſterben. Das Volk, von dem, nach der Bemerkung des Abbé Sieyes in ſeinem Essai sur les privilèges, die Bevorrechteten lange behauptet hatten, daß es gar nicht geboren ſei, dieſes Volk, das nach der Anſicht der Ariſtokratie weder Vater noch Mutter hatte, da die wahre Geburt nur durch den königlichen Genealogiſten feſtgeſtellt werden konnte, das Volk, dem die Vergangenheit nicht gehörte wie dem Adel, ſondern das als eine neue Macht der Gegenwart auferſtand, das Volk machte das, worauf die Ariſtokratie allen ihren Stolz geſetzt hatte, jetzt zu einer bittern Wahrheit, nämlich geweſen zu ſein!

Die Langeweile der bevorrechteten Zirkel, welches vorzugsweiſe die guten Zirkel waren oder auch die reinen Zirkel (bien composé), ſie hatte aber ſchon in ſich ſelbſt das Bedürfniß nach etwas Anderem und Neuem längſt ſich heimlich vorgeklagt. Der ſogenannte petit esprit dieſer alten excluſiven Geſellſchaft, der als dieſe witzelnde Genußſucht der alten Zeit ſich darſtellt,

hatte doch ſchon lahm und bleiern zu werden begonnen, indem die Stürme der Zeit immer bänger an den Salon heranſchlugen. Das Bonmot, welches ſo oft als der prickelnde Lebensausdruck verderbter Geſellſchaftszuſtände erſcheint, es knickte plötzlich in ſich zuſammen, und machte anderen Gelüſten, idylliſchen, ſentimentalen und ſchäferlichen Gelüſten, Platz. Die Schäferwelt war plötzlich zum bon ton geworden, und hatte ſich der Unnatur des höfiſchen und ſtändiſchen Lebens gegenüber als eine neue Welt der Sehnſucht aufgerichtet. Die ſchöne und witzige Königin Marie Antoinette ſelbſt hatte ſich in Trianon eine Meierei bauen laſſen, und legte ſich dort ſelbſt einen kleinen wiehernden und blökenden Naturzuſtand an. Sie beſchloß, jetzt gar keine Bonmots mehr zu machen, worin ſie bekanntlich ſehr ſtark war, denn als ſie zuerſt aus Deutſchland gekommen, ſagte ſie in einer trüben Ahnung: die Franzoſen werden mich nicht lieben, denn ſie haben noch kein einziges meiner Bonmots wiederholt! Es iſt merkwürdig, daß das Bonmot und die Schwelgerei Elemente ſind, die ſich in der Geſchichte dann immer am mächtigſten erweiſen, wenn die Zeiten krank ſind, oder ſchon in ihrer inneren Umwälzung begriffen. So war es zur Zeit der Reformation der äſthetiſche und kunſt-

liebende Papſt Leo X., der die witzigſten Bonmots machte und zugleich die beſte Küche ſeiner Zeit führte, der die italieniſchen Dichter belohnte und zu ſich berief, welche ſich aber bei ihm zugleich dadurch auszeichnen mußten, daß ſie mit ihm um die Wette Bonmots zu machen, und zugleich beſondere Leckerbiſſen für die päpſtliche Küche zu erfinden hatten. Die unglückliche Marie Antoinette in der franzöſiſchen Revolution, von denſelben Wirbeln einer Umſchwungszeit erfaßt, ſie wollte, wie in einer unglücklichen Ahnung, ihre Witze fahren laſſen und alle Schwelgerei der bevorrechteten Geſellſchaft, und ſie ging in ihre Meierei, ſie las, um ihr banges Herz zu zerſtreuen, Geßners Idyllen, deren Ueberſetzung damals in Frankreich allgemein geleſen wurde, aber es war Alles zu ſpät, ſie trug unabweislich die Symptome des großen Sturzes an ſich, der er folgen ſollte.

Der Naturzuſtand, in den man ſich ſtürzen wollte, war doch nichts als die Angſt vor der Geſchichte ſelbſt, die man ſchon herandringen hörte, ſowie auch die Herrſchaft des Bonmots in ſolchen Zeiten nichts als die übertünchte Angſt vor der Geſchichte iſt, die man noch armſelig durch einen Witz zu verſcheuchen glaubt, wie die Kinder das Geſpenſt durch Singen. Immerhin

aber war durch jene ſchäferliche Affectation der franzöſiſchen Geſellſchaft das Grundbedürfniß der Zeiten, ſich in die natürlichen und urſprünglichen Formen der Geſellſchaft zurückzubilden, anerkannt worden.

Der eigentliche wahrhafte Naturzuſtand aber, der ächte Naturgrund der Geſellſchaft, in den Alles wieder untergetaucht werden ſollte, war das Volk, der dritte Stand, der ſich darum in dieſer Zeit als die wahre Nation ſelbſt heraushob. Dieſe Bedeutung des Volkes, als des eigentlichen Naturgrundes der Geſellſchaft, hat Rouſſeau in ſeinen Schriften mit religiöſer Feier zu begründen geſucht. In ſeinem Discours über die Urſachen der Ungleichheit unter den Menſchen, wie viel abenteuerlichen Abſtractionen er ſich auch darin hingegeben hat, erſcheint doch die menſchliche Natur ſelbſt in dieſem wilden und rohen Naturzuſtand auf der edelſten Grundlage der Tugend und Freiheit. Als den höheren und urſprünglichen Grundzug der menſchlichen Natur nimmt Rouſſeau hier das Prinzip der Barmherzigkeit (pitié) an, das im Naturzuſtande Geſetz, Sitte und Tugend erſetze, und das als das eigentlich göttliche Prinzip dem Menſchen unverrückbar inwohne. Erſt durch Reflexion, ſagt Rouſſeau, iſt der Menſch ſchlecht geworden, ſobald er zu denken angefangen, iſt ein entartetes Thier aus ihm geworden. Auf dieſen

Punkt iſt Rouſſeau allerdings in einen jener ſchneidenden Widerſprüche mit ſich ſelbſt gerathen, die ihm ſein ganzes Leben zerquält und verdorben haben. Indem Rouſſeau in dieſer Schrift die Perfectibilität, dieſe Kraft des Menſchen ſich immer höher zu entwickeln und zu vollenden, als den wahren Unterſchied des Menſchen vom Thier annimmt, leitet er doch daraus zugleich des Menſchen ganzes Unglück und Elend her, da dieſe verhängnißvolle Gabe es ſei, welche den Menſchen aus dem Naturzuſtand herausgelockt habe, um ihn den Mängeln der Geſellſchaft zu überliefern. Aber die Haupterkenntniß, welche er in allen dieſen Wirren ſeines heißen Geiſtes feſtgeſtellt hat, iſt doch die, daß das menſchliche Geſchlecht in ſeinem natürlichen und urſprünglichen Zuſtande ſchon ein edeles, ſittliches und gutes ſei, auf welche Erkenntniß er die Staatslehre der neuen Zeit, die Lehre von dem im freien Volkswillen ſich untertauchenden Staat, weſentlich begründet hat. Die despotiſche Staatslehre der alten Zeit, die zuerſt durch den engliſchen Staatstheoretiker Thomas Hobbes im ſiebzehnten Jahrhundert wiſſenſchaftlich begründet worden war, war merkwürdigerweiſe von der entgegengeſetzten Anſicht des menſchlichen Naturzuſtandes ausgegangen, nämlich der, daß der Menſch von Natur böſe ſei, welcher Anſicht des Hobbes ſich Rouſſeau in

seinem Discours ausdrücklich gegenübergestellt hat. Hobbes hatte das monarchisch despotische Staatsprinzip auf das neu erkannte Prinzip der Naturlehre begründet, welches aus dem in der Mitte des Weltalls stehenden Lichtkörper, der Sonne, das höchste zwingende Gesetz aller Bewegungen ableitete. Diese Zwingherrschaft des Lichts, welche den ursprünglichen chaotischen Zustand der Natur überwunden und geordnet, trug Hobbes auf das Leben des Staats über, dessen Wesen er ebenso darein setzte, daß die uranfängliche Naturwildheit des Menschen, welche er als den ursprünglichen Zustand des Geschlechts angab, oder, wie er es nannte, dieser Krieg Aller gegen Alle, im Staat seinen Frieden geschlossen und sich in der gesetzlichen Nothwendigkeit desselben hindurchgerungen habe zu einem Zustand der Ordnung und des Rechts.

Die unumschränkte Königsgewalt, welche Hobbes in die Mitte seines Staats stellte, war gewissermaßen die aufgefundene höchste Form für den Zwang, welchen der Mensch in erwachender Selbsterkenntniß sich auferlegt hatte, um seine ursprünglich böse Natur darin zu überwinden, und durch das Unterordnen aller seiner schlechten Begierden unter eine unbedingte Obergewalt einen Rechtszustand zu erlangen, an diese einzige Gewalt alle seine Rechte zu übertragen, und sie

darum zum einzigen Ausfluß des Rechts überhaupt zu erheben. Diese Ansicht vom Staat, in dem ersten wissenschaftlich behandelten Staatsrecht entwickelt, muß aber ebenfalls im Zusammenhang mit ihrer Zeit, aus der sie hervorging, beurtheilt werden. Hobbes, welcher zuerst den absoluten Staat wissenschaftlich construirte, und ihn aus der ursprünglichen Bosheit und Wildheit, aus dem Naturchaos des menschlichen Wesens, ableitete, das sich gewissermaßen zu einer Sicherheit vor sich selbst in diesen absoluten Staat gezwungen, Hobbes stand mit dieser Ansicht ebenso auf dem unterwühlten Grunde einer Revolution, wie Rousseau, der von der entgegengesetzten Annahme zur Construction des Volksstaats gelangte, in seiner Zeit gestanden. Hobbes, der den Naturzustand für böse hielt, construirte daraus den absoluten Staat, und zwar im Angesicht eines blutenden Königs, Karls I. von England, der eben sein Haupt auf das Schaffot hatte strecken müssen. Und zum zweiten Mal erblickte dann in Frankreich die moderne Welt einen fallenden König unter dem Henkerbeil, nachdem aus der entgegengesetzten Idee, daß der Naturzustand gut und glücklich sei, durch Rousseau der Volksstaat construirt worden war.

Die Idee, daß der Mensch von Natur gut sei, welche Rousseau zuerst wie eine feurige Kohle in

ſeine entſittlichte und entgöttlichte Zeit geſchleudert, dieſe Idee iſt die wahre Propaganda der neuen Menſchheit, und in ihr ſchütteln ſich die erſten Grundkeime aller politiſchen und ſocialen Revolution. Heimlich aber mit unaufhaltſamer Kraft wühlt ſich dieſer Gedanke dicht am Herzen der modernen Geſchichte fort. Er läuft als der verbindende elektriſche Faden durch alle Zeiten hindurch, aus der Wiedertaufe des ſechszehnten Jahrhunderts, in der wir ihn erwachen ſahen, tritt er, in Rouſſeau ſeinen Durchgang durch die Idee der Volksſouverainetät nehmend, in die Zeit der Revolution hinüber, und bildet ſich in alle Formen der ſocialen Syſteme hinein, die wir als Communismus, Saint-Simonismus, Fourierismus näher zu betrachten haben werden.

Hier müſſen wir den geheimen Lebenspunkt erkennen, aus welchem alle die Bewegungen des modernen Geiſtes, von denen wir noch zu ſprechen haben werden, entquellen, den wahren Geheimdienſt der neueren Geſchichte, in dem ſie, wie in den alten Myſterien die Erſcheinung des Chriſtenthums, ſo hier die neue Offenbarung der ſocialen Freiheit lange vorher gepflegt und gegründet hat.

Zachariä ſagt in ſeinen „Vierzig Büchern vom Staat“ (II. 448): „die Lehre von der Rechtmäßigkeit

der Revolutionen werde billig (wie die Lehre von der Erzeugung des Menſchen) zu den Geheimlehren gerechnet.“ Dieſe Geheimlehre finden wir aber ſchon ſeit Jahrhunderten vollkommen organiſirt in jenem Gedanken, daß in dem wahren und urſprünglichen Geſetz der Natur auch das wahre Geſetz der Freiheit und Glückſeligkeit wiedergefunden werden müſſe, und ſo erſcheint uns in dieſer geheimnißvollen Theodicee des Naturzuſtandes in der That die einzige ſittliche und rechtmäßige Seite der Revolution angedeutet, jene ſittliche und rechtmäßige Seite, auf welcher verderbten und entarteten Zuſtänden der Geſellſchaft der natürliche Menſch, wie er ewig gut und frei aus der Schöpfung ſelbſt entlaſſen, mit Recht und Gerechtigkeit wieder gegenübertreten darf. —

In ſeinem Contrat social, welcher zuerſt im Jahre 1762 erſchien, hatte Rouſſeau ſyſtematiſch ſeine Idee eines freien politiſchen Staatslebens zu entwickeln geſucht, worin der Staat eben dadurch frei wird, daß er in ſeinen urſprünglichen Naturgrund, welches hier der allgemeine Volkswille iſt, wieder niederzuſteigen genöthigt wird. Der eigentliche pacte social, welchen Rouſſeau hier in ſeiner urſprünglichen Formel aufzufinden geſucht, wird im 6. Kapitel dahin beſtimmt, daß es ſich darum handele, eine Form der Aſſociation

zu finden, durch welche Jeder, indem er Allen gehorcht, und ſich Allen vereinigt, doch nur ſich ſelbſt gehorcht, und eben darin ſeine wahre Freiheit und den Schuz aller ſeiner Beſizthümer findet (trouver une forme d'association, qui défende et protège de toute la force commune la personne et les biens de chaque associé, et par laquelle chacun, s'unissant à tous, n'obéisse pourtant qu'à lui–même, et reste aussi libre qu'auparavant).

Dieſe volonté générale, die ſich im Volk und im Bürger zu einer öffentlichen Rechtsperſon individualiſirt, ſie iſt die ächte Lebensform, in welcher ſich die Idee der Gleichheit in den Staat hineinzubilden vermag. Aber ſchon im Contrat social ruft Rouſſeau aus, daß der ſociale Zuſtand nur Denen nüzlich ſein könne, die etwas beſizen (l'état social n'est avantageux aux hommes qu'autant qu'ils ont tous quelque chose et qu'aucun d'eux n'a rien de trop). In ſeiner Abhandlung über den Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen ſagt er zu Anfang der zweiten Abhandlung: „Der Erſte, welcher ein Terrain abgeſteckt, und ſich einfallen ließ, zu ſagen: dies gehört mir! und einfältige Leute genug fand, die es ihm glaubten, dieſer war der wahrhafte Begründer der menſchlichen Geſellſchaft!“ „Und, ſezt Rouſſeau

hinzu, wie viel Verbrechen, wie viel Krieg und Mord, wie viel Elend und Schrecken würde nicht dem menſchlichen Geſchlecht der erſpart haben, welcher, Jenem ſeinen Gränzpfahl niederreißend oder ihm ſeinen Graben verſchüttend, ſeinen Genoſſen zugerufen hätte: hütet Euch vor dieſem Betrüger! Ihr ſeid verloren, wenn Ihr vergeßt, daß die Früchte des Feldes Allen gehören, und daß die ganze Erde Niemanden zu eigen iſt!“

Im Contrat social hat er dieſe Anſicht näher dahin beſtimmt (Chap. IX.), daß der Menſch ein natürliches Recht auf Alles habe, was ihm nothwendig iſt, aber daß zugleich der poſitive Akt, der ihn zum Beſitzer irgend eines Gutes macht, ihn von allem übrigen Eigenthum ausſchließt: wodurch er noch ſchon die geſellſchaftlichen Folgerungen, die ſein erſter Satz enthält, von ſich zurückzuweiſen ſcheint. —

Rouſſeau's Contrat social wurde in Paris und in Genf von Henkershand verbrannt, aber das Feuer, das aus dieſem Buch emporloderte, war das erſte Flammenzeichen, daß die beſtehende Welt erſchüttert und getroffen worden auf dem Lebenspunkt, aus welchem früher oder ſpäter die allgemeine verzehrende Gluth herausſchlagen mußte. In dieſen Schriftſtellen Rouſſeau's

zeigt ſich der erſte Quellpunkt aller ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Ideen, welche ſchon in der Revolution ſelbſt aus der allgemeinen Bewegung ihre Spitzen herausſtrecken, und Rouſſeau iſt es, welchen wir danach als den eigentlichen Vater alles neueren Communismus und Socialismus zu betrachten haben.

20.

Das Gleichheitsprinzip, das Eigenthum und der Communismus.

Die Ideen, welche die franzöſiſche Revolution gemacht haben, erſchienen uns bisher zugleich als die drängenden Keime der neuen geſellſchaftlichen Weltordnung, die auf dieſem brennenden und fiebernden Punkt der Geſchichte ſchon alle Linien und Kreiſe zu ziehen beginnt, um ein neues Syſtem für das ſociale Glück der Völker zu finden. Die Bewegungen dieſer Zeit hatten wir uns für unſern Zweck um ſo genauer zur Anſchauung zu bringen, als wir nur in ihr den Maßſtab finden können, um alle nachfolgenden künſtlichen und theoretiſchen Verbeſſerungsverſuche der Geſellſchaft richtig zu beurtheilen, indem wir hier zugleich ſchon durch die Geſchichte ſelbſt verdammt und gerichtet

sehen können alles Das, was nachher nur für einen kranken Auswuchs anzusehen ist von jenem Grundgedanken einer socialen Erlösung. Die Idee der Gleichheit, diese Egalité, welche das eigentliche Dogma der französischen Revolution ist, und von der noch heute das ganze französische Volk in seinen innersten Eingeweiden fiebert, sie scheiterte an der Idee des Eigenthums, und an der alten heiligen Macht des Besitzes, die noch durch keinen Sturm der Zeiten hat gebrochen werden können.

Wenn Rousseau schon in seinem Contrat social ausruft, daß der gesellschaftliche Zustand nur denen helfen kann, die etwas besitzen, so deutete er mit diesem kurzen Wort erschöpfend den streitigen Lebenspunkt an, auf welchem der innere Kampf der Gesellschaft mit sich selbst ausbrechen sollte. Das Eigenthum, in dem Rousseau kein natürliches Recht, sondern nur die Gewalt des Stärkeren hatte erkennen wollen, es brachte sich in seiner wahrhaft menschlichen Bedeutung gerade durch die Entwickelung der Revolution selbst zur Anerkennung, indem es aus derselben, nach allen Versuchen es umzustürzen und es durch das zum Höllenstein gewordene Gleichheitsprinzip zu zerreiben, doch wieder hervorging als ein festes und unzersetzbares Element, als eine gesunde und verbin-

dende Kraft der Gesellschaft, bei welcher die Revolution selbst zuletzt Rettung suchte aus ihren tiefsten Abgründen heraus.

Die Idee des Eigenthums, welche ein conservatives Element der Ungleichheit in sich enthält, sie hat sich allerdings als das größte Hinderniß zwischen der Idee der Gleichheit und ihrer Verwirklichung in der Gesellschaft emporgerichtet. Denn das Eigenthum des Menschen, so unendlich dehnbar und beweglich es auch ist, ein flüchtiges Gut des Erdenlebens, so steht es doch immer wieder auf gewissen Punkten der Gesellschaft fest, und verklumpt sich hier zu zähen Massen, während es dort leicht wie der Schaum des Tages selbst zerrinnt. Aber gerade diese ungleichen Formen, welche das Eigenthum in die Gestalt der Gesellschaft eingräbt, sie sprechen lauter, als alles revolutionnaire Geschrei der Gleichheit, den Gedanken aus, daß die Menschen in der Idee ihrer Persönlichkeit alle gleichberechtigt sind, und sein sollen, indem ihnen durch sich selbst die Macht gegeben ist, in dem Eigenthum den individuellen Ausdruck ihrer eigenen Fähigkeiten und Kräfte zu gestalten, und nach dem Maße derselben ihre Besitzthümer ewig zu verändern, zu vergrößern oder zu verringern, worin die wahre individuelle Kraft freier Lebenszustände ihre Geltung empfangen muß.

Die Ungleichheit des Eigenthums, sie muß auf dem Grunde eines freien Staatslebens zu der wahrhaft sittlichen Form für die Gleichheit der Persönlichkeiten erhoben werden. Die Persönlichkeiten legen eben darin ihre gleichen Berechtigungen an den Tag, daß sie auch ungleich sein dürfen in dem, was sie besitzen, denn die gezwungene Gleichheit und Unveränderlichkeit des Eigenthums würde zugleich eine Aufhebung aller Freiheit und Gleichheit der Persönlichkeit sein. Und dies ist der schneidende Widerspruch, in welchen alle diejenigen Bestrebungen verfallen sind, welchen man vorzugsweise den Namen des Communismus gegeben hat, weil sie in der Idee der Gemeinschaft aller Güter, und in der Vertheilung alles menschlichen Eigenthums zu gleichen Theilen, die wahre Erlösung der menschlichen Gesellschaft erkennen wollten.

Dies ist der Communismus, der wahrhaft verlorene Sohn der Gesellschaft, weil er sich mit Bewußtsein außer ihr gestellt hat, er, der Prophet der Armen und Nichtbesitzenden, statt des Brotes ihnen den Stein reichend, welchen sie gegen das Eigenthum schleudern sollen, der aber von den Dämonen der Geschichte dazu verflucht ist, nur gegen ihr eigenes Herz zurückzuprallen, und ihnen die letzte Kraft des Lebens zu zerschneiden. Der Communismus, indem er in die Welt hinaus-

stürzt, um die Ausschließlichkeit und Ungleichheit des Eigenthums aufzuheben, er bedenkt nicht, daß er damit zugleich vernichtet die Idee der freien Persönlichkeit selbst und das Prinzip der Arbeit, welches die ewig beweglichen und verändernden Lebensquellen alles Eigenthums sind.

Der Communismus ist der Proletarier, welcher mit Herzklopfen die großen Feuer erblickt hat, welche die Idee der freien Persönlichkeit und die Idee der freien Arbeit angezündet haben in den neuen Zeiten, und da er gesehen, wie sich die ganze Menschheit an diesen Feuern erwärmt und aus ihrer jahrhundertlangen Erstarrung losgewunden hat, da hat auch er, der übervortheilte Mensch, laut zu lachen und zu weinen angefangen. Aber seine Sinne haben sich ihm zugleich verdunkelt, daß er seine eigenen Götter, durch die er nun zuerst in der Geschichte lebenswarm geworden ist, daß er diese Götter, die Idee der Persönlichkeit und die Idee der Arbeit, daß er diese ergreifen will, um sich verzweifelt mit ihnen in den Abgrund des ewigen Nichts hinabzustürzen. So ist der Communismus diese Verzweiflungsphilosophie des Proletariats, welche ungeduldig und schäumend vor dem Hauptproblem der neueren Menschheit steht, vor dem Problem, daß die Freiheit und Gleichheit der Persönlichkeit mit der Un-

gleichheit und Verschiedenheit des Eigenthums sich zu vereinigen und daraus die wahrhafte freie Gliederung der Gesellschaft herzustellen habe. Indem der Communismus dieses Problem dadurch lösen will, daß er die Idee der Gleichheit gewissermaßen mechanisch macht und sie auch auf die Eigenthumsverhältnisse anwendet, zündet er sich damit sein eigenes Haus über seinem Kopfe an, und wandert als ein müßiger, träumerischer Bettler aus der Gesellschaft aus, um in einem ewig verlorenen Paradies, in dem Naturzustand des Eigenthums, seine Heimath aufzusuchen. Während es kein anderes Paradies für die Menschheit mehr giebt, als das Paradies der Arbeit, verkennt der Communist, daß es einzig und allein die sociale Organisation der Arbeit ist, welche den verloren gegangenen Naturfrieden der Gesellschaft wieder ersetzen kann.

Die französische Revolution suchte die Idee des freien Eigenthums, deren erste Bewegungen und Erschütterungen wir in der deutschen Reformation erkannt haben, politisch zu vollenden, und deshalb sehen wir den Stand, welcher zuerst durch die Erschütterung der Feudalverhältnisse eine neue Bedeutung erhalten hatte, nämlich den **Arbeiterstand**, seine immer bedeutungsvoller werdende Rolle auf dem Schauplatz dieser Revolution antreten. So war es bemerkenswerth, daß der

erste Volksaufstand vom 14. Juli 1789, in welchem die Revolution zuerst donnernd ihre Thüren aufmachte, und wo die Zerstörung der Bastille geschah, an einem Sonntage losbrach, wo alle Arbeiter unbeschäftigt waren und sich außerhalb ihrer Ateliers und Werkstätten befanden. Diesem Umstand, daß die den Zorn des Volks entflammende Entlassung des Finanzministers Necker gerade an einem Sonntage bekannt wurde, haben die meisten Geschichtschreiber der französischen Revolution den Ausbruch dieses alle andern Ereignisse nach sich ziehenden Aufstandes zugeschrieben. Die Eroberung der Bastille, welche als die erste Stunde der Freiheit in Frankreich begrüßt wurde, konnte nur durch jene Arbeitermassen ausgeführt werden, welche sich gerade am Sonntag, wo sie nichts Anderes zu thun hatten, müßig auf den Straßen zusammengefunden. Es ist daher ein bekanntes Wort in Frankreich: un beau dimanche est favorable pour l'insurrection, weshalb man, schon von einem ganz legitimen Gesichtspunkte aus, das Volk lieber am Sonntag arbeiten lassen sollte, soviel es immer will, da das der wahrhaft stille Sonntag des Volks ist, wo es von Herzen seine Arbeit verrichtet. Die Arbeit, welche am Ende Alles nivellirt und wahrhaft gleichmacht, sie nahm in den Tagen jener Revolution sogar die umherliegenden

Steine der zertrümmerten Baſtille, und formte daraus Toilettenſchmuck für die Damen, für Frau v. Genlis ihr berühmtes Halsgeſchmeide, das in einem Medaillon von einem Stein der Baſtille beſtand, worauf in Diamanten das Wort: liberté ſtrahlte, gewiſſermaßen als wollten die armen Arbeiter, welche dies unternahmen, damit ſagen, daß die Arbeit es ſei, welche alles Ungeheuere und Naturwidrige wieder in die milden und gleichen Geleiſe des gewöhnlichen Lebens zurückführen könne. —

Die Arbeit und das Eigenthum erhielten in der franzöſiſchen Revolution ihre weſentlichſte neue Beſtimmung in jener berühmten Nacht des 4. Auguſt 1789, welche Rivarol, in ſeinem Leben des Lafayette, die Bartholomäusnacht für das Eigenthum (le Sainte Barthelemy des propriétés) genannt hat. Nachdem ſich die Nationalverſammlung mehrere Tage lang in philoſophiſchen Auseinanderſetzungen über den Naturzuſtand des Menſchen und über den Urſprung der bürgerlichen Geſellſchaft vertieft hatte, nachdem die Revolution einen Augenblick lang eine Philoſophie geweſen war, und jene Verſammlung vor dem ſtillen Flügelſchlag des Gedankens, der über ſie gekommen war, ihr Haupt gebeugt hatte, da ſprach in jener Nacht vom 4. Auguſt, wo es ſich um die Berathung einer Procla-

mation an das Volk handelte, Noailles, ein demokratiſch geſinnter Adeliger, die Anſicht aus, daß das Volk nur dann könne beruhigt werden, wenn man ihm wirklich helfen wolle. Er ſchlage daher vor, die Adelsvorrechte, welche durch ihren Druck die Volkswuth hervorgerufen, aufzuheben, die Leibeigenſchaft der Landleute für erloſchen und alle dinglichen Leiſtungen derſelben für ablösbar zu erklären.

Dies Wort brachte eine gewaltige und erſchütternde Wirkung in der Verſammlung hervor, und in dieſer Stunde ward es beſchloſſen, die Art an die Wurzel aller derjenigen Einrichtungen zu legen, in welchen ſich noch die alte Feudalzeit in dem neueren Völkerleben auf ſeinen unterſten Gründen forterhalten hatte. Der veraltete Baum des alten feudalen Lebens, deſſen faules Holz noch bis in die neue Zeit hinein geleuchtet hatte, ward jetzt unter dem Zujauchzen des ganzen franzöſiſchen Volkes abgetragen. Außer den Punkten, welche Noailles beantragt hatte, ward auch noch die Aufhebung der herrſchaftlichen Gerichtsbarkeit, nebſt der Jagd- und Fiſchereigerechtigkeit, die Verwandelung der herrſchaftlichen Fruchtzehnten in Geldzinſen, Gleichheit der Abgaben für alle Stände und gleiche Berechtigung Aller zu allen Staatsämtern, ausgeſprochen. Dies ſind zum Theil Beſtimmungen, welche ſchon die deut-

ſchen Bauern, wie wir früher geſehen haben, im Jahre 1525 in ihren 12 Artikeln, die ſie mit ebenſo ſcharfem Verſtand, als rührender Milde zuſammenſtellten, als wahre Menſchenrechte beantragt haben. Aber durch die Bewegung des deutſchen Bauernkriegs, in welchem ſich jener ächt deutſche Klumpen Unglück, welcher ſo oft die Entwickelung unſers Nationallebens belaſtet hat, uns vor Augen ſtellt, durch ihn ſollte noch zu keiner politiſchen Geſtaltung kommen, was zuerſt als ein Werk der franzöſiſchen Nationalverſammlung ſich vollendet, und was von dort aus als ein bewegendes Element ſpäter in die deutſche Geſetzgebung übertrat.

So ward auch in dieſer Nationalverſammlung die Abſchaffung des Zehnten an die Geiſtlichkeit beſchloſſen, bei welcher Gelegenheit Mirabeau die merkwürdigen Worte ausgeſprochen hatte: Es gebe nur drei Arten in der bürgerlichen Geſellſchaft zu leben, entweder als Bettler, oder als Dieb, oder als Beſoldeter. Der Eigenthümer ſelbſt ſei nur der Erſte der Beſoldeten, denn was man gewöhnlich Eigenthum nenne, ſei dem Beſitzer nur von der Geſellſchaft ſelbſt gewiſſermaßen als ein Preis gezahlt für die Austheilungen, welche der Inhaber davon an andere ihrer Glieder zu machen habe, die Gutsbeſitzer ſeien nur Verwalter und Haushälter des geſellſchaftlichen Körpers.

Diese von Mirabeau ausgesprochene Ansicht vom Eigenthum, welche wir bald durch den Saint-Simonismus auf eine merkwürdige Art wieder ergriffen und ausgebildet sehen, sie drückt in ihrer sophistischen Auseinanderlegung dieser Idee am besten die schwankende und verlegene Stellung aus, welche die Revolution zur Idee des Eigenthums hatte.

Die bewaffneten Proletarier, durch deren physische Kraft die Revolution allein ihre Bewegungen hatte vollführen können, diese Nichtbesitzer, welche in der mittelalterlichen Feudalzeit, eingefriedigt in den Schutzmauern des Zunftwesens und selbst in den Banden der Leibeigenschaft und Hörigkeit, wenigstens ein sorgenloses Geschlecht des Elends abgegeben hatten, sie waren, nachdem die Fesseln der Feudalzustände von ihnen abgefallen waren, daraus mit einem gewaltigen Sprunge in die Mitte der Gesellschaft eingetreten, sie waren, wie die lechzenden Thiere des Waldes, nachdem die Jagd verrauscht war, hervorgekommen, um von dem Wasser des Lebens und der Freiheit begierig zu trinken.

Früher hatte ihr Grundherr oder ihre Zunft, deren zugehörige und streng behütete Kinder sie waren, gegen Unglück, bei Krankheit, oder gegen Arbeitsmangel sie geschützt, jetzt, sich selbst angehörend, ihrer freien mensch-

lichen Selbſtbeſtimmung zurückgegeben, bekleidet mit dem neuen Menſchenrecht, auf ihre eigene Hand verhungern zu dürfen, jetzt mußten ſie erſt ſehen, daß ſie gar keine Heimath im Staatsleben hatten, und daß ſie, ein Menſchenſohn wie Chriſtus, der auch kein Eigenthum hatte, nicht wußten, wo ſie ihr Haupt hinlegen ſollten. Was ſollte die Revolution, welche ſich dieſer dunkeln Volkskräfte zu ihrem Werk bedient hatte, nun mit ihnen anfangen, oder ſollte ſie ihnen dies ihr ganzes Werk nun zur Auflöſung und Zerfleiſchung überlaſſen? Zuerſt half ſich die Revolution mit einem ſchnöden Wortſpiel, indem die National-Repräſentanten den König Ludwig XVI. zu einem Reſtaurateur der franzöſiſchen Freiheit ausriefen. Der Titel, welchen ſie ihm jetzt gaben, père du peuple et restaurateur de la liberté française, er erinnerte in einem furchtbaren Doppelſinn an den Mangel an Lebensmitteln, welchen das franzöſiſche Volk gerade in dieſer Zeit am bitterſten empfand. Das Volk bedurfte eines Reſtaurateurs, um ſich ſeinen Hunger zu ſtillen, und dieſer Roi restaurateur ſollte als der Wiederherſteller der Freiheit, wozu ſie ihn ausriefen, dieſe Sättigung des ganzen hungernden und dürſtenden Volkslebens übernehmen. Hier ſpricht ſich zugleich ein alter eingewurzelter Volksglaube mächtig aus, nämlich der, daß der König immer Brot für

das Volk haben müſſe, weshalb man es in Zeiten eines großen Nothſtandes öfter geſehen hat, wie ganze Volkszüge, unter klingendem Spiel und mit den Fahnen ihrer Gewerke geſchmückt, zu den Königspaläſten herangezogen kamen, um ſich Brot zu fordern. Dies iſt eine große und rührende Anſicht vom Königthum, die ſich hier einen Ausdruck verſchafft, es iſt die wahre Gnade Gottes im Königthum, welche hier vom Volke angerufen wird. Die Franzoſen haben inſofern ein ſinnreiches Wortſpiel gemacht, daß ſie den König, als Wiederherſteller und Reſtaurateur der Freiheit, zugleich als Brotgeber des Volkes anriefen. Der König kann das Brot geben, weil er die Freiheit geben kann!

21.

Das Geld als Maßstab der politischen Rechte und der Communismus.

In dem Eigenthum, in dem, was der Mensch besitzt, hatten wir den großen Eckstein des neueren Völkerlebens erkennen müssen, den selbst die französische Revolution nicht gewagt hatte, gänzlich zu verwerfen, sondern den sie vielmehr, wie sehr er auch durch die Ideen der neueren Zeit ausgehöhlt und locker geworden war, wiederholentlich ergriffen, um ihn zum Grund und zur Bedingung ihrer neuen politischen Gestaltungen zu machen.

Zuerst hatte sich der Staat der neuen Zeit in der Constitution von 1791 eine feste Gestaltung zu geben gesucht, aber diese Constitution, obwohl sie die

von Mirabeau redigirte Erklärung der Menschenrechte an ihre Spitze gestellt hatte, und darin die Rechtsgleichheit aller Menschen ausdrücklich anerkannte, sie setzte zugleich fest, daß nur derjenige einen thätigen und berechtigten Antheil am Staatsleben haben könne, welcher eine directe Abgabe von Geld, wenigstens im Werth von drei Arbeitstagen, bezahle. So war denn die Fähigkeit der Wahlen, und überhaupt das Recht, ein lebendiges und mitlebendes Glied des Staatslebens zu sein, zuerst nach dem Begriff des Geldes bestimmt worden, und die Geldherrschaft unsers Jahrhunderts übernimmt hier mitten in dem Drama der neuen Freiheit ihre verhaßte Rolle. Der Proletarier, als er sich, ausruhend vom Kampf, vor der Thür der Nationalversammlung niedergesetzt hatte, erfuhr, daß er nur als passiver Bürger (citoyen passiv) in den Staatsverband aufgenommen werden könne, denn citoyen activ sei nur der, welcher Geld habe, welcher Eigenthum besitze.

Diese Bestimmung, welche den dritten Stand zuerst in zwei Theile zerspaltete, sie erkannte gewissermaßen gesetzlich das Bestehen eines Proletariats im Staatsleben an. Dies Moment, welches die französische Gesetzgebung und Staatsverfassung seitdem nicht wieder hat loswerden können, es gründete den unheilvollen

Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Volk, es stellte gewissermaßen von Staatswegen fest, daß es ein peuple, eine arme verlorene und verworfene Klasse, gebe, welche zum lebendigen Genuß der neuen Freiheit und der neuen Menschenrechte nicht gelangen konnte, weil sie kein Geld hatte. Die neue Staatsverfassung hatte gesagt, daß die Souverainetät fortan der Nation gehöre, und diese wahre Nation war, nach dem Ausspruch des Sieyes, der Tiers-Etat, der dritte Stand, welchen man auf einem Bilde, das in der Zeit der Revolution erschienen, in Gemeinschaft mit den beiden andern Ständen vor einem Ei darstellte, in welches alle drei in brüderlicher Eintracht ihr Brot tunkten, das Stück Brot in der Hand des dritten Standes aber war das größte. Dieser dritte Stand, der das große Brot in Händen gehabt, er sah anfänglich so aus, als wenn er alle Kinder seines Bluts an demselben starken Herzen zu tragen und zu ernähren vermöchte, er war noch die Einheit Aller, die zu ihm gehörten, er war die Einheit und die gleiche Berechtigung der Armen und der Reichen, der Kapitalisten und der Arbeiter. Die Verfassung von 1791 zersetzte den dritten Stand zuerst thatsächlich in diese Bourgeoisie, welche Kapital, Arbeitswerkzeuge, und die Fähigkeit des Erwerbs besitzt, um sich dadurch als eine auch im Staatsleben an-

erkannte und vertretene Persönlichkeit darstellen zu können, und in diese Masse der Proletarier, für welche, nach dem französischen Sprachgebrauch, den zuerst Louis Blanc in einem besonderen Aufsatz erörtert hat, (in dem republikanischen Journal „die Reform" vom 18. September 1843) nur das jenen trüben Niederschlag der Bevölkerung bezeichnende Wort peuple übrig geblieben ist.

Es war ein großer schneidender Spott, welchen die Revolution mit sich selbst anfing, als sie gesetzlich feststellte, daß es Proletarier gebe, die ausgeschlossen bleiben müßten von dem allgemeinen Recht der Gesellschaft, das sie selbst hatten erobern helfen. Dieser unglückliche, blasse Mensch des Volkes, welcher kein Kapital und keine Arbeitswerkzeuge hat, was hilft ihm jetzt Rousseau's Contrat social, was hilft ihm die schöne Mademoiselle de Méricourt, welche, ihrer griechischen Formen wegen, dazu gebraucht worden war, die Göttin der Freiheit vorzustellen, nachdem sie sich früher dadurch ausgezeichnet hatte, daß sie jeden Morgen auf den Tribünen der Nationalversammlung, ehe die Sitzung begonnen, ihren Nachbarinnen ein Kapitel aus dem Contrat social vorgelesen und erklärt hatte. Der Proletarier sah diese schöne und galante Göttin der Freiheit, welche sonderbarerweise die Maitresse eines Deputirten Namens Populus gewesen war, und die man jetzt zugleich dem

armen populus, diesem peuple, als seine wahre Frau und Geliebte zuführen wollte. Die Zweideutigkeit dieser Göttin der Freiheit war dadurch gerade für den Populus, für das um den Ertrag der Revolution betrogene peuple, ein rechtes Sinnbild dessen, was man ihm nur trügerisch geschenkt hatte, denn die politische Freiheit, die Gewissensfreiheit, die Gewerbefreiheit, woraus der dritte Stand erwachsen war, sie waren für den Armen und Vermögenslosen nur die leere Wolke, welche man ihn statt der Göttin hatte umarmen lassen.

Dazu, um den Spott zu häufen, hatte man noch dem Armen die Freiheit gegeben, daß er nicht mehr an Gott zu glauben brauche, die Freiheit des Atheismus. Wenn er obdachlos in einem Straßenwinkel hinter alten Balken sein Nachtlager gefunden hatte, tauchte dafür mitten in den Verwünschungen der Gesellschaft, unter denen er einschlummerte, der Gedanke an Gott in ihm auf, der Fluch seiner Lippe wurde ihm zu einem guten Nachtgebet, denn, indem ihn die Gesellschaft von allem Eigenthum, und durch das Eigenthum von Allem ausgeschlossen hatte, sah er vielleicht über sich den weiten Sternenhimmel, und meinte, daß ihm dieser gehöre, überschlich ihn vielleicht in seiner Losgerissenheit von der Gesellschaft der fromme Gedanke der ganzen Schöpfung, und er meinte, daß ihm diese gehöre. In

ſeinem Nichts trieb es ihn an das All, und keines Eigenthums mächtig gelaſſen, entdeckte er die Grundmacht alles Eigenthums in ſich ſelbſt, in ſeiner innerſten Menſchennatur, es war eine fromme Stunde der Verzweiflung, wenn man ſo ſagen darf, welche ihn jetzt zu einem Communiſten machte, zu einem Idealiſten des Eigenthums, zu einem Pantheiſten des Beſitzes. Und in dieſem Pantheismus, welcher meint, daß das Eigenthum überall ſei, ſowie Gott ſelbſt überall ſei, drängt ſich zugleich das ganze Gefühl der Rache gegen die Geſellſchaft zuſammen, das, als der eigentliche Lebensdrang des Communismus, ihn zum Kampfe gegen die beſtehenden Formen treibt.

Die Conſtituton von 1791, welche zuerſt in Frankreich das Geld zum Maßſtab der politiſchen Rechte gemacht, ſie gründete dadurch, nachdem der Adel keine Privilegien mehr hatte, den Adel des Geldes, die ausſchließliche Ariſtokratie des Kapitals, welche jetzt ebenſo ſchneidend, als früher die angeborenen Standesunterſchiede, das ganze Leben zertheilte und trennte. Der Deputirte Camille Desmoulins ſagte über dieſes Geldelement der neuen Freiheit die merkwürdigen Worte: „Bedenkt ihr denn nicht, daß Jeſus Chriſtus ſelbſt, Euer Gott, nicht wählbar ſein würde für Euern Staat, und daß Ihr ihn, welchen ihr auf den Kanzeln bekennt

und in Euern Kirchen anbetet, unter die Canaille zu beseitigen im Begriff steht, denn auch Jesus Christus hatte kein Geld und Eigenthum!" Dieses Moment der Eigenthumslosigkeit des christlichen Gottes, das die spätern Communisten, besonders aber der Schneidergeselle Weitling in der Schweiz, zu einer eigenthümlichen Begründung der communistischen Lehren aufgegriffen haben, es wurde hier schon in der ersten französischen Revolution gegen den Wahlcensus der neuen constitutionellen Verfassung geltend gemacht.

Der Reichthum aber, welcher als ein neues Privilegium hier zuerst in der Geschichte sich hervorhebt, er hat jetzt wesentlich eine andere Gestalt, als in der alten Zeit, wo er vorzugsweise als das historisch überlieferte Eigenthum der bevorrechteten Klassen erscheint. In der neuen Zeit dagegen ist der Reichthum die flüssige und bewegliche Macht des Tages geworden, er strömt aus den geöffneten Quellen des freien Lebens selbst auf allen ihm beliebigen Punkten hervor, und indem er durch den Erwerb, der das Eigenthum heut so beweglich gemacht hat, sich überall als diese prächtige bunte Erdenblüthe herausdrängt, ist er der wahrhaft herrschende Gott des Augenblicks geworden, jener Quecksilber-Gott, der in allen Adern des heutigen Völkerlebens wühlt, und dem die allgemeinste Verehrung unter

allen Formen bezeugt wird. Der Reichthum der neuen Zeit ist wesentlich Industrialismus geworden, und in diesem Industrialismus, welchen wir bald als den Brennpunkt aller socialen Bewegungen werden erkennen müssen, stellt sich zugleich der entschiedene Gegensatz gegen den aristokratischen Grundbesitz der alten Zeit heraus. Der alte Adel haftete ursprünglich am Eigenthum, am Territorium, sowie die absolute Monarchie selbst, die darum, weil sie sich auf das Recht des Stärkeren bei der Besitznahme stützte, auch vorzugsweise als die Eroberungsmonarchie, als das Gouvernement des tel est mon bon plaisir erscheint. Es war darum dem Adel in alter Zeit ausdrücklich verboten gewesen, Handel zu treiben und Gewerbe zu beginnen, und noch heut hat man, auch bei uns in Deutschland, in modernen Adelsstatuten dies Verbot gegen alle industriellen Richtungen des Adels erneuert, und man hat, was mit demselben Gesichtspunkt ganz richtig zusammenhängt, auch eine herzliche Sehnsucht nach Majoratseinrichtungen dabei an den Tag gelegt, da das Zusammenhalten des aristokratischen Eigenthums in imposanten Massen wesentlich auch die Grundideen der absoluten Monarchie selbst conserviren muß. Der Adel selbst hat dagegen in unserer Zeit, namentlich auch in Deutschland, seine Aufgabe bei weitem richtiger

zu begreifen angefangen, indem er ſich hier und da ſchon bemerklich mit den freien Ideen der Zeit zu durchdringen und zu verbinden geſucht, wodurch er ſich neue Waffenthaten und ein neues Ritterthum wiedergewinnen kann, das ihm eine glänzendere Stelle in der Geſellſchaft geben wird, als er ſie je beſeſſen.

Der Adel und das Proletariat, beide ſtehen auf den äußerſten Spitzen der Geſellſchaft, und wenn ſie von ihren ſchwindelnden Lebenshöhen hinunterſteigen in die wahre Mitte der lebendigen und freien Wirklichkeit, dann werden ſie beide auf demſelben Punkt, auf dem Punkt der verwirklichten Freiheit der Geſellſchaft, ihre wahre Wiedergeburt und ihre höchſte menſchliche Bedeutung finden.

Als ein eigenthümliches Symbol des ariſtokratiſchen Reichthums erſcheint bei allen Völkern das Pferd. Diejenigen Grundeigenthümer, welche auf ihre eigenen Koſten zu Pferde dienen konnten, wurden dadurch ſofort als adelig unter ihrem Volke betrachtet, wie bei den Deutſchen und in alter Zeit ſchon bei den Griechen geſchehen, weshalb auch der bekannte Herr von Gagern, in ſeinen Reſultaten der Sittengeſchichte, ſeiner Verherrlichung der Ariſtokratie eine Lobrede auf das Pferd vorausgeſchickt hat. Es iſt ſonderbar, daß die neueſte induſtrielle Bewegung der Zeit das Pferd zu verdrängen

angefangen, und daß ſie dafür den Dampf zu ihrem Roß angenommen, dieſes vorzugsweiſe volksthümliche Element, das nicht ſo perſönlich ſchön, wie das ariſtokratiſche Roß, in deſſen Bändigung ſich der Einzelne für ſich zeigen kann, welches aber, als eine univerſale Bewegungskraft, in gleichmäßigen Schwingungen das ganze Volksleben zu ergreifen ſtrebt.

Dieſer Reichthum der neuen Zeit, in welchen ſich eine volksthümliche Kraft hineingeſetzt hat, zu ihm geſellt ſich heut das Talent, um ſich mit ihm in die Herrſchaft der Welt zu theilen, und dies ſind zwei Bevorzugungen, welche der abſoluten Durchführung der Idee der Gleichheit in der Geſellſchaft allerdings unüberwindliche Hinderniſſe aufgerichtet haben, weshalb wir denn den Communismus, am meiſten durch ſie gereizt, heraustreten ſehen, ihn, welcher mit dem Pechkranz in der Hand den Naturzuſtand der Menſchheit zurückerzwingen will, und der deshalb ſeine erſten Opfer am Reichthum und am Talent, die er beide gleichmäßig haßt, ſich erwählt!

22.

Die communiſtiſche Verſchwörung des Babeuf.

Es iſt die Schreckensherrſchaft Robespierre's, in welcher die erſten thatſächlichen Keime des franzöſiſchen Communismus zu ſuchen ſind. Die Conſtitution von 1793, welche Robespierre gab, iſt als der merkwürdige, aber mit allen Flüchen der Menſchheit beladene Verſuch zu betrachten, die Idee der Gleichheit im Staatsleben zu verwirklichen, unabhängig von allem Beſitz, und ſo, daß die Idee des Eigenthums eine gleichgültige und in jedem Betracht unwirkſame bliebe für das Leben der Geſellſchaft. Das Proletariat erlebte ſeinen erſten Feſttag, es ſetzte ſich zum erſten Mal als ein gleichberechtigtes Element mit dem Adel, mit dem Reichthum und mit dem Talent zu Tiſch, aber in ſeinem Freudentaumel trank es Blut ſtatt Wein, und

ſein Brotmeſſer verwandelte ſich ihm unter den Händen in die Guillotine. Es war die Gleichheit der Guillotine, in welcher die Idee der Gleichheit, abſolut auf alle Verhältniſſe des Staats angewandt, ihre letzte und höchſte Geſtalt erreichen mußte. Jeder war des Andern Bruder geworden, ſtürmiſch ſanken ſich auf den Straßen die Ungleichen an das Herz, um die Idee der Gleichheit darzuſtellen, und die rothe Mütze, die bis dahin als ein Zeichen der Sclaverei nur auf den Galeeren geſehen worden, ſie wurde eben deßhalb jetzt zur Mütze der Freiheit gemacht, um anzuzeigen, daß Alles, was Sclave geweſen, nun frei geworden, und ſo wurde die rothe Mütze das eigentliche Lebensſymbol dieſer Zeit, das von Allen begierig auf das Haupt geſteckt wurde. Auf dem Théâtre de la Nation, nachdem der Tod des Julius Cäſar geſpielt worden, war die Büſte Voltaire's auf der Scene zuerſt mit der rothen Mütze bedeckt worden, und am andern Tage gingen mehrere Tauſend Bürger damit im Tuileriengarten ſpazieren. Nachdem jetzt Jeder, ohne Unterſchied des Beſitzes und Eigenthums, citoyen geworden war, ſchienen die Menſchenrechte zu ihrer wahren Verwirklichung gelangt, aber das Zeitalter der wahren Humanität, das ſich für angebrochen erklärte, es zeigte ſeine humaniſe Erfindung, die es gemacht, nur in der Guillotine auf.

Die Schreckensherrſchaft der franzöſiſchen Republik, in welcher das Volk in der Idee der abſtrakten Gleichheit nur Tod und Elend gefunden hatte, ſie war nur der mit dem Herzblut der ganzen Nation geſchriebene Beweis geweſen, daß die Idee des Eigenthums als eine beſtimmte Macht und zur weſentlichen freien Gliederung der Geſellſchaft feſtgehalten werden müſſe, und die dritte Conſtitution Frankreichs, welche im Jahr 1795 unter der Regierung der fünf Directoren aufgerichtet wurde, ſie kehrte wieder dazu zurück, das Moment des Beſitzes als ein unumgängliches und maßgebendes für das Staatsleben feſtzuſtellen, und die directe Steuer zur Bedingung des Antheils am Staatsleben zu machen. Damit ſchleuderte dieſe Conſtitution den berauſchten Proletarier wieder in die Tiefen und dunkeln Spalten der Geſellſchaft zurück, aus denen er ſich hervorgewagt hatte, aber der Arme, in deſſen Gliedern noch die Gleichheit der Republik fieberte, er konnte ſich nicht ſofort wieder mit ſeinem alten Elend zur Ruhe legen. Seine Gedanken ſammelten ſich zu einem neuen Bewußtſein über ſeine Lage, und es trat ein Mann hervor, welcher ihm dieſe ſeine geheimſten Gedanken zu deuten und in eine lockende Formel zu bringen unternahm.

Dies war Babeuf, ein entſchloſſener, gewaltſamer,

aber geiſtig enger Charakter, welcher das Gleichheitsprinzip, wie es unter der Schreckensherrſchaft beſtanden, zu ſeiner Religion gemacht hatte, und der mit Ingrimm geſehen, daß daſſelbe gerade auf ſeiner Spitze ohnmächtig abgebrochen war. Um dieſe Spitze, welche das Eigenthum war, ſammelte nun Babeuf die Ueberreſte jener noch blutdampfenden Republikaner, und lehrte ihnen in geheimen und öffentlichen Verſammlungen, daß das einzige Glück noch in einer ſocialen Revolution übrig geblieben ſei, die ſich auf die vollkommene Gleichheit alles Beſitzes, und auf die Aufhebung alles perſönlichen Eigenthums, zu gründen habe. Die Ideen Rouſſeau's brachte er in die brutalen Formen Robespierre's, und bereitete daraus eine leckere Speiſe für den Pöbel, indem er noch einiges Gewürz aus der alten klaſſiſchen Welt der Freiheit dazu holte. Wie es überhaupt in der franzöſiſchen Revolution eine Lieblingsneigung geweſen war, an die Helden von Griechenland und Rom zu erinnern, wie das Palais-Royal allgemein das Forum genannt worden war, ſo legte ſich auch Babeuf, dieſer erſte Heerführer des Communismus, den Namen Gracchus bei, um den Ruhm des großen römiſchen Volks-tribunen, welcher in ſeiner Zeit an die Theilung aller Güter zu beſtimmten Theilen ſein Leben gewagt, an ſeine eigenen Schritte zu ſetzen.

Sein Journal, in welchem Babeuf seine gleichmachenden Theorien entwickelte, nannte er ebenso den Tribunen des Volks (le tribun du peuple). Ein anderes Journal, welches diesen Ideen diente, war der Eclaireur. In der Nähe des Pantheon, in dessen Grabgewölben man vor Kurzem erst die Asche Rousseau's feierlich beigesetzt hatte, dort hielt die Gesellschaft des Babeuf, die sich bald auf 2000 Mitglieder ausgedehnt hatte, ihre Sitzungen, und führte nach ihrem Local den Namen der Societé du Panthéon, insgeheim aber nannte sie sich die Gesellschaft der Gleichen (Société des Egaux).

Babeuf verstand es, aus den Leidenschaften des Pöbels, welchen er nun das Eigenthum der ganzen Gesellschaft als diesen wuthreizenden Leckerbissen entgegenhielt, eine furchtbar heranwachsende Gewalt zu bilden, welche nur den Moment erlauerte, um alle Grundfesten des öffentlichen Lebens von neuem umzuwerfen. Nachdem von dem wachsamen Directorium die öffentlichen Sitzungen dieser Communisten verboten worden, wurden ihre geheimen Versammlungen nur um so mächtiger. Durch den Sturm ihrer Reden und Berathungen ertönte auch eine schöne Frauenstimme, und Sophie Lapierre, eine hübsche Sängerin, sang ihnen,

als die Sirene der Gleichheit, lockende Couplets, worin ſie die Schatten des alten Gracchus und Brutus anrief, und welche der Communiſt Sylvain Maréchal, ein verdorbener Philoſoph aus Diderot's und Holbach's Schule, gedichtet hatte. Eines dieſer Lieder ſchloß dringend und mächtig:

Tribun courageux, hâte-toi,
Nous t'attendons: trace la loi
. de l'egalité sainte.

Ein anderer Hauptführer dieſer Verbindung war Buonarotti, der 20 Jahre ſpäter unter der Reſtauration ſein bekanntes Buch: la conjuration de Babeuf (Bruxelles 1821.) herausgab, welches als die Grundlage und als das eigentliche Evangelium alles ſpäteren Communismus zu betrachten iſt, und woraus ſich dieſer bis in die neueſte Zeit hinein beſtändig angeregt und fortgebildet hat.

Im April des Jahres 1796 wollte endlich der Communismus ſeine erſte Aufruhrtrommel anſchlagen, und er hatte ſeine Vorbereitungen gut getroffen. Seine Verbindung mit den republikaniſchen Ueberreſten der ſogenannten Bergpartei, welche das eigentliche Element Robespierre's geweſen war, hatte ihn geſtärkt, die Verbindung war zu einer Anzahl von 16000 Mitgliedern

herangewachsen, und auf einen nicht unwesentlichen Theil der Besatzung und der Truppen war beim Losbrechen des Aufstandes zu rechnen, sowie auf die unzähligen Massen der müßigen und brotlosen Arbeiter, welche sich, wie die Adler zum Aas, bei jeder Revolution sammeln. Die Empörung war bereits durch die ganze Stadt organisirt, und an den Mauern von Paris klebte ein Anschlag, welcher die Analyse der Lehre Babeuf's enthielt.

Es waren wesentlich folgende Artikel, welche darin aufgestellt wurden: daß die Natur jedem Menschen ein gleiches Recht auf den Genuß aller Güter gegeben; daß die Arbeiten und die Genüsse in der Gesellschaft gemeinschaftlich sein müßten; daß Niemand ohne Verbrechen sich die Güter des Bodens oder der Industrie ausschließlich habe aneignen können; daß es in einer wahren Gesellschaft weder Reiche noch Arme geben dürfe, und daß der Zweck der Revolution der sei, die Ungleichheit zu vernichten und das gemeinsame Glück herzustellen. Diese Lehren wurden in dem von Buonarotti aufbewahrten eigentlichen Manifest des Communismus noch dahin bestimmt, daß es kein individuelles Eigenthum des Bodens mehr geben solle, da der Boden Niemanden gehöre, die Früchte der Erde aber Allen.

Dieſer erſte Communismus, welcher den Gedanken der Induſtrie noch nicht aufgefaßt hat, erkennt als den wahren und höchſten Beruf der Menſchheit, welchen ſie zu üben habe, nur die Landwirthſchaft an, und verwirft nach Rouſſeau's Vorgang, wie dies auch ſchon der Communismus der deutſchen Wiedertäufer gethan, Kunſt, Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit, alle Bücher, und alle Schriftſtellerei, die zugleich mit dem Eigenthum, mit der Kirche, mit der Regierung, abgeſchafft werden ſollen. Dieſe Egalité territoriale, welche gegründet und durch die Gemeinſamkeit der Güter feſtgehalten werden ſollte, ſie ließ ſich, wie die Communiſten ſehr richtig einſahen, nur dann behaupten, wenn es überhaupt keinen ausgezeichneten Menſchen, kein Talent, keine geiſtige Bevorzugung mehr gab, weshalb denn auch dieſe im Staat der Communiſten abgeſchafft werden müßten. In dieſem Staat ſollte es auch weiter keine Obrigkeit geben, als die Theilungs-Obrigkeit, welche die allgemeinen Produkte der Nation in öffentlichen Magazinen zu ſammeln und die Art und Weiſe ihrer Circulation zu beſtimmen habe.

Nachdem die Verſchwörung Babeuf's verrathen worden, ſtarb er ſelbſt den Tod auf dem Schaffot, und ſchien damit auch ſeine Lehre der Vernichtung

übergeben zu haben, denn wir finden nun mehrere Jahrzehnte hindurch nirgend mehr von ihr eine Spur, bis sie endlich nach der Julirevolution, in den Gefängnissen von 1834, in welchen die Republikaner dieser Zeit saßen, als Babourismus wieder erwacht. Die geheimen republikanischen Verbindungen und Gesellschaften, welche nach der Julirevolution den Boden Frankreichs unterwühlten, hatten zwar den communistischen Nivellirungsschwindel noch als kein bestimmtes Element in sich aufnehmen wollen, aber diese Bewegungen waren es doch, in welche sich der Communismus der ersten Revolution wieder hineinsetzte, um auf ihrem dunkeln sumpfigen Grunde als ein neues Giftgewächs emporzuschießen. Den Republikanismus, welcher an den öffentlichen Ereignissen einen entschiedenen Schiffbruch erlitten, durch den Communismus zu vollenden, und in eine andere, vielleicht siegreichere Bahn hineinzuheben, war ein Gedanke, der in vielen Republikanern aufstieg, nachdem sie das Buch von Buonarotti über die Verschwörung des Babeuf gelesen hatten *). Dies Buch, das der noch lebende Buonarotti selbst zu ver-

*) Vgl. L. Stein, der Communismus und Socialismus in Frankreich. S. 399.

theilen gesucht, ward in der Stille der Kerker eifrig gelesen und besprochen, und daraus entwickelten sich die neuen Richtungen des Communismus, welche wesentlich durchaus keine anderen Bestimmungen dieses Prinzips aufzuzeigen haben, als in der alten, diese ganze Geistesgährung schon erschöpfenden Lehre des Babeuf enthalten ist. Der Communismus, dessen verzehrende Fieberhitze nur ein Symptom von der Krankheit der Gesellschaft ist, er, der dazu verflucht ist, daß ihm sein eigenes Ziel immer wieder unter den Händen verschwindet, und der darum ziellos ist, der durch ein teufelisches Gaukelspiel stets gezwungen wird, sein eigenes Werk wieder zu vernichten, da die Gemeinschaft der Güter immer wieder zu einer Ungleichheit des Eigenthums zurückführen muß, der Communismus hat gezeigt, daß er weder Altes vergessen, noch Neues dazu zu lernen vermag, und daß er in dem engen und beschränkten Kreis der Lebensanschauung, den er sich abgesteckt hat, zuletzt immer nur die höchsten Güter des Menschengeistes, alle Errungenschaften der Geschichte, und die Geschichte selbst in ihrer Entwickelung, blödsinnig aufhebt. In Frankreich hat er sich dann vorzugsweise mit den verbrecherischen Elementen, welche das Proletariat aus sich erzeugt, verbündet, er hat die Hand zum Königsmorde ausgestreckt, das Attentat und die Emeute sind

ſeine neueſten Offenbarungen an die Geſellſchaft geworden. Er hat ſich zu einem langſamen, aber immer mächtiger fortwühlenden Jeſuitismus der Freiheit gemacht, der in den dunkeln Werkſtätten der Arbeiter ſeinen Sitz aufgeſchlagen, und dort mit dem täglichen Leben des Volkes, mit ſeinen häuslichen Sitten und Gewohnheiten verſchmilzt.

23.

Die neueren Entwickelungen des Communismus.

Der französische Communismus hat sich bereits in mehreren Nüancen organisirt, welche aber immer nur verschiedene Kraftproben sind, um denselben ewig wieder abwärts rollenden Stein den Berg hinaufzuwälzen. Sie haben, bei der dürftigen Beschaffenheit der Charaktere, welche wir damit beschäftigt sehen, doch nur ein sehr geringes Interesse für sich, und können, was ihre ideelle Bedeutung anbelangt, nur noch Langeweile erregen.

Die drei Fractionen, in welchen sich der neuere Communismus vorzugsweise entwickelt hat, sind: 1. die Ouvriers égalitaires, welche in verschiedenen geheimen Gesellschaften sich organisirt haben, und deren Hauptgedanke die Gründung nationaler Werkstätten ist,

worin Jeder, der zu arbeiten fähig ist, Arbeit finden und für die Arbeit nach einer gesetzlichen Taxe den höchsten Lohn erlangen solle. Mit den nationalen Werkstätten sollten sich wechselseitige Schulen verbinden, worin „eben so viel Sorge getragen wird für die Kinder des Proletariers wie jetzt für die eines Prinzen.“ In der Weiterentwickelung dieser Richtung, welche als Doctrin besonders in dem 1841 gegründeten Journal: L'humanitaire geschah, bricht auch sofort das Prinzip von der Gemeinschaft der Güter durch, welches seine alten Tollheiten in denselben bekannten Schwingungen auszuführen sucht.

2. Die Reformistes. Sie bilden den edleren Kern des französischen Arbeiterstandes, welcher in einem ernstern und gedankenvolleren Sinne die Bewegungen des Proletariats in sich aufgenommen hat. Von dem Bedürfniß einer neuen Organisation des gesellschaftlichen Zustandes erfüllt, tragen sie sich doch nur mit allgemeinen und unbestimmten Anschauungen von der Form und den Mitteln, wodurch eine neue glückliche Wirklichkeit der Gesellschaft geschaffen werden könne. Sie stellen gewissermaßen ein höheres kritisches Bewußtsein innerhalb des Proletariats selbst dar, und bezeichnen durch dasselbe ebenso entschieden die bestehenden Uebel der Gesellschaft, als sie die Nichtigkeit

der aus dem Egalitätsprinzip hergeflossenen zerstörenden Richtungen erkannt und von sich abgewiesen haben. Der Gedanke einer Gemeinschaft der Güter, einer Gemeinsamkeit der Industrie, der Erziehung, einer Aenderung der Grundeigenthumsverhältnisse und der Familienzustände, hat sie durchzuckt und getroffen. Aber sie wagen nicht mit diesem Gedanken unmittelbar in das wirkliche Leben und auf den Schauplatz der Geschichte hinauszutreten. Als Partei sind die Reformistes eigentlich niemals organisirt gewesen, aber sie haben sich als diese intelligente Mitte des französischen Arbeiterstandes, als eine Partei der Gesinnung, mehrfach geltend zu machen gesucht.

3. Die eigentlichen Communisten, welche auch den Namen der ikarischen Communisten (communistes icariens) führen, nach der von Cabet zuerst im Jahre 1840 herausgegebenen „Voyage en Icarie", welches Buch der eigentliche Codex dieser neuen Bewegung des Communismus wurde. Der schon unter der Restauration thätige Advokat Cabet, der lange in seinen Schriften und in seiner persönlichen Wirksamkeit die reine Idee des Republikanismus verfochten, fand den Uebergang zur wahren Verwirklichung der Republik in dem Communismus, welcher auf dem Prinzip der Gleichheit und Gemeinsamkeit eine neue Form der

Gesellschaft und darin das wahre und höchste Glück des Volkslebens begründen solle. Neue und eigenthümliche Ideen sind weder in Cabet's Buch, noch in der durch ihn begründeten Phase des Communismus selbst zu entdecken. Die Gemeinschaft der Güter, der Arbeit und der Erziehung sind die Grundlagen, auf welche Cabet seine neue Organisation des Gesellschaftszustandes erbauen will, aber er hat in der Bestimmung derselben nichts Besonderes angegeben, was nicht schon im Babouvismus und in den Socialphilosophen selbst, namentlich in Saint-Simon und Fourier, enthalten. Hinsichtlich der Ehe hat er jedoch mehr conservative Grundsätze aufgestellt. In seinem Glaubensbekenntniß heißt es: „Ich glaube, daß für das Geschlechtsverhältniß zwischen Mann und Weib die Ehe die der menschlichen Würde angemessenste Form und am meisten fähig ist, das Glück der Einzelnen und die Ordnung in der Gemeinschaft zu verbürgen. Ich glaube, daß alle Uebelstände, die man in den heutigen Ehen bemerkt, nicht Resultate der Ehe an sich, sondern Folgen der Dotalsysteme und der Ungleichheit sind, und daß unter der Herrschaft der Gleichheit und der Gemeinschaft, bei guter Erziehung und vollkommener Freiheit der Wahl, die nur durch persönliche Eigenschaften und Neigungen bestimmt werden darf, im Nothfalle endlich

mit der Möglichkeit der Scheidung, — die Ehe nur Vortheile ohne Uebel darbieten wird. Ich glaube nicht nur, daß alle Menschen sich verheirathen müssen, sondern auch, daß Alle geneigt sein werden, es zu thun, wenn die Gemeinschaft Allen gegen mäßige Arbeit die nöthigen Subsistenzmittel zusichern wird*)."

Die Widersinnigkeit des Communismus ist in neuester Zeit in Frankreich selbst von den Männern anerkannt worden, welche die Idee des persönlichen Eigenthums verworfen und mit den heftigsten Angriffen verfolgt haben. Unter diesen ist besonders P. J. Proudhon zu nennen, ein aus dem Volke und dem Arbeiterstande selbst hervorgegangener Schriftsteller. Bis zu seinem zwei und zwanzigsten Jahr in einer Buchdruckerei in Besançon als Schriftsetzer arbeitend, war er von den Lockungen der Wissenschaft so mächtig ergriffen worden, daß er sich ganz dem Studium hingab, und zu diesem Zweck von der Akademie zu Besançon ein Stipendium erhielt. Seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten stellte er sogleich nach der Richtung hin an, zu untersuchen,

*) Dr. Stein hat im Anhange seines trefflichen und vorurtheilsfreien Werkes über den französischen Communismus und Socialismus (S. 463) dies „Credo Communiste" des Cabet zum ersten Mal in einer deutschen Uebersetzung mitgetheilt, wie er auch zuerst ausführlichere Mittheilungen über die drei Fractionen des neueren Communismus gegeben.

„durch welche Mittel die physische, moralische und intellectuelle Lage der ärmsten und zahlreichsten Klasse der Gesellschaft zu verbessern sei.“ Diese Verbindung der Wissenschaft mit dem Wohl des Volkes, welches die neue und einzig wahre Richtung aller wissenschaftlichen Forschung ist, wurde die Grundlage aller Arbeiten des Proudhon. In seiner Schrift: „Qu'est-ce que la propriété? ou recherches sur le principe du droit et du gouvernement“, Paris 1841 stellte er zuerst in einem größeren Zusammenhange die neuen Anschauungen vom Eigenthum und vom Erbrecht, welche ihn drängten, zusammen. In kühnen, schlagenden und gewaltigen Sätzen, mit einer Schonungslosigkeit, die zugleich immer nur die größte Ehrlichkeit des Bewußtseins ist, greift er hier diejenigen Lebenspunkte der bestehenden Gesellschaft auf, welche die wichtigsten, schadhaftesten und am meisten in Frage gestellten sind. Die Untersuchungen Proudhons über das Eigenthum haben eine rechtsphilosophische Bedeutung, wenn sie auch in dem mit wahnwitziger Heftigkeit ausgeführten Satz sich zuspitzen: daß das Eigenthum ein Diebstahl sei! (La propriété, c'est le vol.) Doch hat er sich mit dieser Ansicht vom Eigenthum zugleich ebenso entschieden gegen alle Gemeinschaft der Güter erklärt, indem er sehr scharfsinnig

bemerkt: (Qu'est-ce que la propriété p. 283) „das Eigenthum iſt die Ausbeutung des Schwachen durch den Starken; die Gemeinſchaftlichkeit aber (la communauté) iſt die Ausbeutung des Starken durch den Schwachen. Im Eigenthum entſpringt die Ungleichheit der Zuſtände aus der Gewalt, unter welchem Namen es ſich auch immer verkleiden möge: aus phyſiſcher und intellectueller Gewalt, aus der Gewalt der Begebenheiten, Zufall, Glück, aus der Gewalt des erworbenen Eigenthums. In der Gemeinſchaftlichkeit dagegen entſteht Ungleichheit wieder aus der Mittelmäßigkeit des Talents und der Arbeit, die dort in gleichem Range mit der Kraft verherrlicht wird.“ Die mächtige geiſtige Bewegung, welche in Proudhon arbeitet, führt ihn jedoch nur von Negation zu Negation bis an den Abgrund derjenigen Anſicht von der Geſellſchaft, welche ihren letzten Begriff nur noch in der Anarchie ſelbſt zu finden vermag. So erklärt ſich Proudhon zu Ende ſeiner Schrift, um ſein eignes Glaubensbekenntniß in eine Form zu faſſen, für einen Anarchiſten, indem er (S. 301.) ſagt: „Anarchie, welche darin beſteht, daß es keinen Herrn und keinen Souverain mehr giebt, iſt diejenige Form der Regierung, der wir uns von Tag zu Tag mehr annähern, und welche die eingewurzelte Gewohnheit, daß wir den Menſchen

als Regel und seinen Willen für das Gesetz nehmen, uns betrachten läßt als den Gipfel der Unordnung und als den Ausdruck des Chaos selbst." Dieser Standpunkt der Verneinung ist auch der eigenthümlichste und stärkste bei Proudhon geblieben, wogegen er in seinem neuesten Buch: „De la création de l'ordre dans l'humanité ou principes d'organisation politique" (Paris et Besançon 1843), worin er positive Bestimmungen zu finden sucht, bei weitem schwächer in Gedanken und Entwickelung erscheint.

24.

Der deutsche Communismus.

Von Paris aus hatte sich das communistische Prinzip auch bei den deutschen Arbeitern verbreitet und von dort hatte es ein aus Magdeburg gebürtiger Schneidergeselle, Namens Weitling, der sein Handwerk verlassen, um sich durch Schrift und That der Bewegung der Gesellschaft zu widmen, nach der Schweiz getragen. In seinen Schriften „Garantieen der Harmonie und Freiheit“ und „Evangelium der armen Sünder“ hat er wesentlich die alten Ideen Babeufs, in einer zum Theil originellen Sprache, und mit einer gewissen innerlichen Schwungkraft des Gemüths entwickelt. Die Sänger-Vereine der Arbeiter, welche namentlich in der westlichen Schweiz bestanden, wurden

zu Trägern dieſer Ideen benutzt, und mit großem praktiſchen Geſchick dafür weiter ausgebildet. Das Vereinsleben des Handwerkerſtandes erhielt dadurch in der Schweiz einen mächtigen Schwung, und nahm in den Organiſationen, die es ſich gab, eine immer drohendere Stellung gegen die beſtehenden Formen der Geſellſchaft an. Weitling hatte es aber, was die thatſächliche Ausführung ſeiner Ideen anbetrifft, doch nicht weiter als bis zu dem Gedanken eines ſtehlenden und plündernden Proletariats gebracht, und es ſollte ein Regiment von 40,000 Proletariern gebildet werden, die man aus den am meiſten hungernden, aus den tollkühnſten und aus den verderbteſten auswählen wollte, um ſie zu dieſem als heilig bezeichneten Kampf gegen das Eigenthum loszulaſſen.

In der Vorrede zu ſeinen „Garantieen (S. X.) ſchreibt Weitling: „Zeigen wir der Geſellſchaft was ſie iſt in einer ſchlechten Organiſation und was ſie in einer beſſern ſein könnte, und hat ſie das begriffen, dann kümmern wir uns nicht im Geringſten um den Aufbau, und legen wir nicht zu viel Werth auf unſere Lieblingspläne zum neuen Bau, ſondern reißen wir nieder, immer nieder mit dem alten Trödel und nieder mit jedem neuen Gerüſte, weg mit jeder neuen Baſis, die noch einen Reſt der alten Uebel bergen.“ Von

dem Prinzip der absoluten Gleichheit ausgehend, sieht Weitling die Möglichkeit zur Verwirklichung derselben nur in der Vernichtung jeder Staatsordnung. Die seitdem mehrfach wiederholte Phrase: „Eine vollkommene Gesellschaft hat keine Regierung, sondern eine Verwaltung," gehört Weitling an. (Garantieen S. 23.) Von dem Eigenthum sagt er in dieser Schrift: (S. 16. 17.) „Als man die Erfindung des Eigenthums zuerst machte, war sie zu entschuldigen, sie benahm Niemanden das Recht auch Eigenthümer zu werden; denn es gab noch kein Geld, statt dessen aber Land genug. — Die Ansichreißung großer oder kleiner Striche Landes konnte nur so lange moralisch zu entschuldigen und erlaubt sein, als jeder Mensch Freiheit und Mittel hatte, auch große und kleine Stücke Landes für sich zu bebauen. Von der Zeit an, daß das nicht sein konnte, war das Eigenthum auch kein persönliches Recht mehr, sondern ein himmelschreiendes Unrecht, und das um so mehr, als es die Ursache des Mangels und des Elendes Tausender ist. Diese Wahrheit ist so klar wie die Sonne. Macht Eure Gefängnisse und Zuchthäuser auf, sage ich Euch, es sind viele ehrliche Leute darin. Macht sie auf und saget ihnen, ihr wußtet nicht, was das Eigenthum sei, wir wußten es nicht; laßt uns miteinander diese Mauern, diese Hecken

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.
3-598-52006-9
FN. 0220?/012

und Gitter wegreißen, diese Gräben ausfüllen, damit die Ursache unserer Trennung verschwinde und laßt uns wieder Freunde sein!“ Die Erlösung von allen socialen Uebeln findet Weitling in einem Gesellschaftszustande, welchen er die Harmonie nennt, und der in einer Arbeitsgemeinschaft, ohne Staat, ohne Kirche, ohne persönliches Eigenthum, ohne Unterschied der Stände, der Nationalität, und des Vaterlandes, sich darstellen soll. Gleichheit der Genüsse, bei Gleichheit der Arbeit, soll die Lebensordnung dieser Gemeinschaft bilden. Mit diesen abgeschwächten und verwässerten Ideen aus Rousseau's und der Socialisten Schule hat dieser öde und naßkalte Communismus das neue Glück der Völker zu begründen gemeint. Wir dürfen aber nicht besorgen, daß die Ideen des Communismus in Deutschland selbst noch eine große Verbreitung und Aufnahme finden werden, wenn es auch, nach manchen Zeichen des Tages, allerdings diesen Anschein gewinnt. Aber der Communismus, der in seinem gewaltsamen Wiederheraufführen des Naturzustandes alle Geschichte negirt, wird auch immer der Geschichte weichen müssen, und deshalb werden diejenigen Staaten, welche eine gesunde historische Entwickelung ihrer Zustände in sich frei lassen, am gesichertsten vor allen communistischen Volksrichtungen dastehen, die aber, wo der Staat

mit seinen eigensten geschichtlichen Elementen überworfen ist, sich begierig in diese wunden Stellen der Gesellschaft einfressen werden. Durch eine freie Gesetzgebung, welche die Rechtsgleichheit Aller im Staatsleben im weitesten Sinne ausbildet, ist namentlich in Deutschland noch der Geist des Proletariats zu bezwingen und in sein richtiges Geleise hinüberzuführen. Unter gesunden historischen Zuständen wird auch der Handwerker gern an dem ihm organisch gebührenden Platz, in seiner Werkstätte bleiben, und es wird uns das krankhafte Gelüste nicht beschleichen, das schon hie und da bemerklich zu werden anfängt, eine mit communistischen Interessen herausgeputzte Paradefigur der Salons aus ihm zu machen. Nur darauf kommt es an, ihm seine menschliche Würde und Bedeutung zu schaffen, und diese muß ihm die Gesetzgebung, das ganze organische Leben des Staats muß ihm diese überweisen können. Die neue Epoche der Gesetzgebung in unserm Vaterlande Preußen hat daher so bedeutungsvoll mit der Freiheit der Person und mit der Freiheit des Grundeigenthums ihren Anfang genommen, und Friedrich Wilhelm III., dieser große König des gesunden Menschenverstandes, der in keinem Stück weder dilettirte noch affectirte, er sprach zuerst die edlen Worte: „Nach

dem Martinitag 1810 giebt es in meinem Lande nur freie Leute!" Der Staatsminiſtr von Stein rief in ſeinem Schreiben vom 24. November 1808, welches er bei ſeiner Entlaſſung aus dem Staatsdienſt an die oberſten Behörden der Monarchie richtete, jubelnd aus: „Der letzte Reſt der Sklaverei, die Erbunterthänigkeit, iſt vernichtet, und der unerſchütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menſchen, iſt gegründet." Dann beſtimmte er in demſelben Schreiben als die fernere Entwickelung des Staatslebens den Gedanken einer allgemeinen Nationalrepräſentation, indem er ſeinen Plan dahin ausſprach: „Jeder active Staatsbürger, er beſitze hundert Hufen oder eine, er treibe Landwirthſchaft oder Fabrikation, oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder ſei durch geiſtige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräſentation. Von der Ausführung und Beſeitigung eines ſolchen Planes hängt das Wohl und Wehe unſeres Staats ab; denn auf dieſem Wege allein kann der Nationalgeiſt poſitiv erweckt und belebt werden." Durch dieſen Gedanken eines allgemeinen nationalen Vertretungsrechts für jeden Einzelnen hatte Stein den Grundfehler vermeiden wollen, an welchem die franzöſiſchen und engliſchen Conſtitutionen gekrankt

und woraus namentlich in Frankreich das Proletariat und in ihm der Communismus sich ihre verheerende Macht gesogen hatten. In Deutschland kommt Alles darauf an, daß die ächte, gesunde Nationalität aus ihren geheimen Schlupfwinkeln herausgezogen wird, und darin liegt bei uns schon Rettung für alle Zustände!

25.

Der Graf Saint-Simon.

In der Zeit der französischen Revolution gab es einen einsamen und gedankenvollen Beobachter des Kampfes, welcher keinen Theil an ihm nahm, und der, von keiner Leidenschaft der Parteien verlockt, unter den brausenden Stürmen derselben nur eine Leidenschaft in seiner Brust hegte, die Leidenschaft für das höchste Glück der Menschheit. Dies war Claude-Henri, Graf von Saint-Simon, aus dem alten adeligen Hause der Herzoge von Saint-Simon, wie denn der berühmte Herzog von Saint-Simon, welcher unter Ludwig XIV. und der Regentschaft eine so bedeutende Rolle gespielt und seine vielgelesenen Denkwürdigkeiten über diese Zeit geschrieben, der Großoheim war dieses Saint-Simon, welchen wir als den ersten Propheten

und Begründer des Socialismus jetzt zu betrachten haben. Seine Schüler, die aus dem ursprünglich großen und reinen Gedanken seiner Lehre zuletzt ein verworrenes und lasterhaftes Babel, den Saint-Simonismus, gemacht, sahen in ihm, nach Moses und Christus, den dritten Gesetzgeber der Menschheit, und wie Gott, sagen sie, dem Moses auf dem Berge Sinai im feurigen Busche erschienen war, dem Jesus aber im Oelgarten an einem heitern Tage und unter einem friedlichen Himmel, so offenbarte sich Gott dem Saint-Simon mitten unter Blitz und Donner der französischen Revolution, und erleuchtete ihn mit dem Gedanken des neuen gesellschaftlichen Prinzips, mit dem Gedanken der Wiedergeburt der europäischen Gesellschaft. Dies ist der vergötterte, geschmähte, in Armuth und Elend umhergestoßene, von dem Spott und der Verachtung seiner Zeit zerfleischte Graf Saint-Simon, welcher, gewissermaßen im Parterre der politischen Tragödie der Revolution stehend, zuerst erkannte, daß diese Tragödie niemals zu Ende gespielt werden könne, wenn nicht in die politische Bewegung eine neue gesellschaftliche Offenbarung hineintrete, die Offenbarung eines neuen Prinzips zur Erlösung und Organisation der Gesellschaft. Saint-Simon sah den letzten König

der Feudalzeit auf dem Schaffot bluten, und mit dem Feudalkönig die Priester des alten Katholizismus, und er weinte dem König und den Priestern eine fromme Thräne nach, indem er ausrief: sie sind keine Märtyrer, sie sind nur die Opfer, welche nicht für den Staat, sondern für die Gesellschaft gefallen, ihr Reich hat geendet! Er sah alsdann die Partei der Gironde hinsterben, und mit ihr den geächteten Philosophen Condorcet, der sich vergiftete, nachdem er in seinem letzten Buch (Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain) die erste Grundidee alles Socialismus aufgestellt hatte, nämlich die Idee der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts, die Idee der Perfectibilität. Dann sah Saint-Simon die Bergpartei, und unter ihren Trümmern Robespierre zusammenstürzen, aber von allen diesen sagte er, ebenfalls mit einer Thräne im Auge: sie sind weder Opfer, noch Märtyrer, sie sind Revolutionnaire, und sie sterben auf den Ruinen, welche sie selbst gemacht haben, darum werden sie nimmermehr herrschen! Dann warf er noch einen mitleidigen Blick auf die Göttin der Vernunft, welche ihre traurige Stelle eingenommen hatte auf den Altären des Volkes, und er sagte, daß er darum doch nicht verzweifeln wolle an dem Heil der

Menſchheit, denn dieſe bleibe ſchlechten Prinzipien niemals getreu*).

So verhielt ſich Saint-Simon zu den Bewegungen der Revolution, deren Gefahren auf wunderbare Weiſe über ſeinem Haupte hinwegglitten, obwohl er dieſem alten Adelsgeſchlechte angehörte, das, durch die Grafen von Vermandois, ſeinen Stamm von Karl dem Großen herleitete. Und von dieſem ſeinem Adel hatte Saint-Simon den höchſten Begriff. Als junger Menſch ließ er ſich jeden Morgen mit den Worten aufwecken: Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu vollbringen! In der Vorrede zu einem ſeiner Werke ruft er aus: was jemals Größtes gethan und geſagt worden iſt, haben Edelleute gethan und geſagt! Die Denker erſten Ranges, Galilei, Baco, Descartes und Newton ſind alle geborne Edelleute geweſen! Und er ſelbſt rühmt ſich als ſeines höchſten Ruhms: daß er wie ein Edelmann ſchreibe. So war es ein Ariſtokrat vom Kopf bis zur Zehe, welchen der Genius der Geſellſchaft in dieſem Zeitpunkt berief, daß durch ihn die zahlreichſte und ärmſte Klaſſe der Geſellſchaft, („la plus nombreuse et la plus

*) Jul. Lechevalier, Religion St. Simonienne. Enseignement central. Paris 1831.

pauvre classe de la société") in welcher Saint-Simon das Ideal der gesellschaftlichen Zukunft sah, zum Gegenstand einer neuen Philosophie werden sollte. Ein vornehmer, von Karl dem Großen abstammender Edelmann ist es, von dessen Hand geleitet, von dessen prophetischem Wort gerufen, der Proletarier zuerst die Bahn der Geschichte betritt, nachdem ebenfalls ein Edelmann, der Graf Mirabeau, welcher ein René des ancien Regime und ein Volkstribun der neuen Zeit zugleich war, hauptsächlich durch die Donner seiner Beredsamkeit dem dritten Stand seine gesetzliche Stellung erobert hatte. Auch auf der Liste der zum ersten Mal für den dritten Stand gewählten gesetzlichen Repräsentanten hatte man Namen gelesen, welche dem höchsten Range der Gesellschaft angehörten. Ein Edelmann mußte dabei sein, um die neue Epoche des Volkes heraufführen zu helfen, sowie es in der Zeit der Reformation ein Mönch sein mußte, welcher die Zwingherrschaft des geistlichen Elements zu beenden und die Epoche der freien Weltlichkeit bei den neueren Völkern anzusagen hatte, wie denn dieser Mönch Luther in Beziehung auf sich selbst sagte: Ein Mönch müsse überall dabei sein, und sollte man ihn dazu malen lassen!

In dem Grafen Heinrich von Saint-Simon lebte

am mächtigsten dieser wahrhaft ideale Drang der Zukunft, welcher nicht revolutioniren, sondern gestalten, organisiren, versöhnen wollte, und so faßten sich zuerst in ihm zusammen die beiden äußersten Enden der Gesellschaft, der durch Geburt und Vermögen bevorrechtete Edelmann, und der durch Geburt und Vermögen vorrechtlose und ausgestoßene Proletarier. In diesem Gegensatz erfaßte er die eigentlichen Spitzen seines Systems, welches er selbst ein „jungfräuliches“ nannte, da es unberührt von den Einflüssen und Parteiungen der Revolution geblieben sei. Die Versöhnung, durch welche er den zerstörenden Kampf der Zeit schließen und schlichten wollte, deutete er schon durch seine eigene Handlungsweise während der Revolution an. Denn zu dieser Zeit, wo er rings um sich her nur die krachenden Schläge des Niederreißens und Zerstörens vernahm, dachte er nur daran, eine große Industrie-Anstalt zu begründen, und damit eine Schule für wissenschaftliche Vervollkommnung zu verbinden. Die Industrie, welche als die bewegende Macht der neuen Zeit in die feudalen Verhältnisse des Eigenthums eindringt, welche ein flüssiges, individuell lebendiges, und nach der Fähigkeit sich frei erzeugendes Eigenthum gründen will, sie kündigt sich hier schon frühe, den politischen Umwälzungen gegenüber, als das erste organisirende Element

der neuen Gesellschaft an, und wird von St. Simon noch ehe er seine philosophische Theorie der Industrie gefunden hat, in dem Gedanken ergriffen, daß die Zukunft der freien Völker auf diesem Punkt ihre ersten Lebensformen bilde. In der Industrie, in welcher der Socialismus seine erste Fahne schwingt, sollen, nach St. Simons späterem Gesellschaftsplan, die Privilegien des Adels und die Tyrannei des Erbrechts, also dieser ganze die Gesellschaft verzehrende Eingeweidewurm des feudalen Eigenthums, wie er es nannte, eines friedlichen Todes sterben, sie sollen darin den Tod der Arbeit finden, welcher das wahre Leben ist. Aber anfänglich sollte die Industrie, welcher sich St. Simon an der Stelle der Revolution ergab, ihm sein durch die Stürme der letzteren verloren gegangenes Vermögen ersetzen helfen, also auch in dieser Beziehung schon heilen die Wunden, welche die Revolution geschlagen. Denn Saint-Simons Vater war wegen einer Entzweiung mit dem alten Herzog von Saint-Simon enterbt worden, die herzogliche Pairie und 500,000 Livres Renten, welche auf Graf Heinrich hatten übergehen sollen, waren ihm dadurch genommen, und das Vermögen seiner Mutter hatte bald darauf die Revolution selbst verschlungen. Doch wünschte sich Saint-Simon wieder Vermögen, um große Unternehmungen, von denen er

innerlichſt entbrannte, ausführen zu können. Er war Soldat geweſen, und hatte in Amerika, wo er in dem Befreiungskrieg tapfer gefochten, gleichwie Lafayette, die erſte militairiſche Schule der jungen Freiheit des Jahrhunderts durchgemacht. In dem werdenden amerikaniſchen Staatsleben aber mißfiel es ihm, daß man ſich noch zu keiner philoſophiſchen Idee des Eigenthums hatte erheben können, die neue republikaniſche Verfaſſung erſchien ihm nur im Intereſſe der müßigen Grundbeſitzer und des Adels gemacht, und er fürchtete, die alten feudalen Elemente Europa's würden auch hier wieder hervorbrechen. Nach Frankreich zurückgekehrt, noch nicht 23 Jahre alt, ward er zum Oberſten ernannt, aber es behagte ihm nicht, wie er ſagte, im Sommer zu exerciren und im Winter den Damen die Cour zu machen. Nachdem er darauf in Holland und Spanien ſich verſchiedenen Unternehmungen gewidmet, indem er in letzterem Lande einen von der Regierung unternommenen Canalbau zur Verbindung Madrid's mit dem Meere, welcher in's Stocken gerathen war, durch einen eigenthümlichen Plan zu fördern ſuchte, beſchäftigte er ſich darauf wieder in Frankreich mit financiellen und induſtriellen Unternehmungen, beſonders mit dem Verkauf von Nationalgütern, in Verbindung mit einem preußiſchen Grafen Herrn von Redern, durch den er auch

Mittel findet, die Bauten zu seiner Industrieanstalt zu unternehmen, doch kommt sie nicht zu Stande, er entzweit sich mit seinem vornehmen Geschäftsfreund, und scheidet aus dieser Verbindung, in der bereits große Geldsummen erworben zu sein schienen, mit einer Abfindungssumme von 144,000 Francs aus. Ihn lockt jetzt einzig und allein die Wissenschaft, aber eine neue Wissenschaft, deren Grundgesetze noch nirgend geschrieben stehen, eine science générale, auf die all sein Denken und Träumen gerichtet ist, und in welcher er das allgemeine Band aller Wissenschaften entdecken will, durch welche er ein Prinzip zu finden hofft, aus dem das ganze Leben des Menschengeschlechts seine neue Gestaltung hernehmen könne. Obwohl schon 40 Jahre alt, beschließt er den Rest seines Vermögens auf seine wissenschaftliche Ausbildung zu verwenden. Er geht zu allen Facultäten, und miethet sich erst in der Nähe der polytechnischen Schule, dann bei der medicinischen ein. Die berühmten Herren Professoren ladet er täglich zu Tische, bei einer guten Tafel, und bei einem auserlesenen Glase Wein, hofft er, wie er sagt, den Gelehrten am besten alle ihre Vortheile abzugewinnen.

26.

Der Socialismus und die Philosophie.

Die neue Wissenschaft, von welcher Saint-Simon träumte, und die ihn Nachts aus dem Schlafe weckte, der er auf allen Straßen und Plätzen schon zu begegnen meinte, er nannte sie zuerst unklar die physico-politische Wissenschaft, womit er anzudeuten schien, daß das neue Gesetz der Gesellschaft, welches er suchte, zugleich als das Gesetz der Natur selbst gefunden werden müsse, und daß die Einheit von Geist und Materie, welche das wahre Grundgesetz der Natur ist, auch in dem Organismus der Gesellschaft abgebildet und durchgeführt werden müsse.

Es war in der That dieser ächt philosophische Gedanke, von welchem Saint-Simon bei seinen jetzt zu beginnenden Untersuchungen ausging, es war der

Grundgedanke aller Philosophie selbst, welcher der erste Ausgangspunkt und das innerste Moment des Socialismus wurde. Dieser Grundgedanke aller Philosophie, welcher um dieselbe Zeit, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, in Deutschland in dem System der Naturphilosophie durch Schelling sich gestaltet, er ist zugleich der Grundgedanke der neuen Geschichte selbst in allen ihren politischen und gesellschaftlichen Entwickelungen. Dies ist der Gedanke von der Einheit des Idealen und Realen, der Gedanke, daß nichts wahrhaft real, d. h. ächte und freie Wirklichkeit sei, was nicht zugleich ideal sei, d. h. von der freien Idee ganz und gar erfüllt, und wesentlich eins mit derselben. Die Wirklichkeit, als diesen wahrhaften Organismus der Idee zu erkennen, ist die erste und letzte Aufgabe aller neueren Philosophie geworden. Diese Philosophie aber, deren Sinn alle Völker auch historisch zu erschüttern anfängt, sehen wir in Frankreich zuerst als Socialismus, als diese Wissenschaft der Gesellschaft auftreten, deren ersten, geistig zusammenhängenden Gedanken Saint-Simon findet. In dem Idealen das Reale, und in dem Realen das Ideale zu erkennen, dies ist zugleich die wahrhafte Heiligung der Materie, die in der früheren materialistischen Philosophie der Franzosen im 18. Jahrhundert

mißverſtanden worden war, und darum zum Atheismus, zu der Nichtigkeit der ſich ſelbſt überlaſſenen, und darum von Gott und allen Ideen abgefallenen Materie geführt hat.

Der Philoſoph Cabanis hatte den Satz erfunden: les nerfs, voilà tout l'homme, und in dieſem Satz, welcher die Aufregung der Revolutionsepoche ſelbſt am erſchöpfendſten und mit einer furchtbaren Kürze bezeichnet, ſpitzte er gewiſſermaßen die ganze Philoſophie ſeines Jahrhunderts zu, und deutete darin traurig den eigentlichen Lebensgehalt ſeiner Zeit an. Indeß war dies der Anfang geweſen, der Materie in der Welt zu ihrem Recht zu verhelfen, das ſie eingebüßt zu haben ſchien durch die einſeitige Entwickelung des Chriſtenthums, welches nur den Geiſt zu Gott erhob auf Koſten des unterdrückten und gemißhandelten Leibes. Die Revolution ſelbſt war ein Fortſchritt zur Anerkennung und Heiligung der Materie geweſen, denn ſie hatte in ihrer höchſten und reinſten Bedeutung allerdings nur die Aufgabe, den Geiſt in der Materie, die Freiheit in dem Beſtehenden und Ueberlieferten, das Geſetz und Recht des Ganzen in ſeinen einzelnſten Gliedern zu verwirklichen und zur Geſtaltung zu bringen. Das Volk ſelbſt war die bisher verſtoßene und der Anerkennung ihres göttlichen Geiſtes nicht gewürdigte Ma-

terie gewesen, jetzt sollte das Volk Alles sein, und so mußte denn auch die Geistesbildung in dieser neuen Geschichts-Epoche des Volkes auf die Stufe treten, wo Geist und Materie, Inneres und Aeußeres, Ideales und Reales, nicht mehr feindlich getrennt, sondern zu einer Einheit des wirklichen Daseins, zu einer göttlichen Grundmelodie alles Lebens, sich verschlingen.

Saint-Simon, welcher die deutsche Philosophie nicht kannte, war doch zu derselben Zeit von der nämlichen Gedankenbewegung getrieben worden, welche ihn zu seinem socialen System hinführte. Und so studirte er zuerst eifrig die Naturwissenschaften, und indem er sich mit der physikalischen Erforschung der Materie beschäftigte, ging ihm dabei sein Herz auf für den armen Mann des Volkes, für den unfreien Sohn der Materie, den Proletarier. Und indem er fand, daß alle Materie ihr geistiges Gesetz habe, und daß sie sich nach dem freien Willen des ihr inwohnenden Geistes wandele und bewege, so entdeckte er in dieser Fähigkeit, durch welche die Materie sich selbst bewegt und bestimmt, das Prinzip der Arbeit. Da sprang er auf, es ließ ihn nicht länger bei seinen Büchern, es zog ihn zu den Völkern, und er durcheilte in raschen und athemlosen Flügen England und Deutschland, um zu sehen, was dort etwa schon geschehen sei zur Vor-

bereitung der neuen Wissenschaft, welche in seiner Brust als die wahrhaft organisirende Lebens- und Völker-Wissenschaft sich so pochend angekündigt hatte. Das Resultat seiner allerdings nur flüchtig angestellten Beobachtung in England und Deutschland war, daß in beiden Ländern sich keine einzige Hauptidee (aucune idée capitale neuve) auf dem Stapel befinde. Doch scheint ihn immerhin der deutsche Geist mit eigenthümlicher Ahnung erfüllt zu haben, denn obwohl er über Deutschland sagte, daß die Wissenschaft (die science générale, welche Saint-Simon selbst suchte) sich noch in der Kindheit befinde, weil sie nur auf mystische Prinzipien begründet sei, so sprach er doch zugleich eine merkwürdige Hoffnung aus, die ihn beim Anblick Deutschlands erfaßt habe, denn er glaubte schon zu sehen, daß diese große Nation, wie Saint-Simon die deutsche nennt, in sich leidenschaftlich entbrannt sei für den Fortschritt der Wissenschaft, welche der einzige Gedanke Saint-Simons war. Saint-Simon ist der erste Franzose, welcher die große Entwickelung des deutschen Geisteslebens auf ihrem eigensten Punkt angedeutet hat, und was er eigentlich suchte, was er sich selbst nicht deutlich zu sagen wußte, es war im Grunde die Philosophie selbst, die er als deutsche Philosophie schon in mächtiger Bildung begriffen sehen konnte, von

der er aber eine Philosophie der Zukunft verlangte. Diese Philosophie der Zukunft sollte der Socialismus sein, der zugleich auf den schönen Glauben sich stützen wollte, daß, wie es St. Simon ausgesprochen, die goldene Zeit nicht hinter der Menschheit liege, sondern vor ihr, eine Philosophie der Zukunft, welche diese goldene Zeit der Menschheit eben darin heraufführen wollte, daß das Leben zugleich als Genuß, und die Arbeit als der wahre Besitz, erkannt würde. Dieses Streben der Menschheit nach Genuß, nach Glück und nach Freiheit, diese unruhigen und unstillbaren Triebe der neuesten Geschichte, der Socialismus ruft sie vor dem Altar der Menschheit alle zusammen, und er will ihnen ihr Gesetzbuch schreiben, er will ihnen ihre eigene Nothwendigkeit deuten aus dem allgemeinen Gesetz Gottes und der Natur, aus der höchsten Bestimmung des Menschen selber!

Hätte sich St. Simon aber damals in Deutschland genauer umsehen können, so würde er gefunden haben, daß in diesem Lande die Wissenschaft schon dieselben Grundlinien zu dem neuen Völkerglück gezogen habe, welche in Frankreich der politische Lebensdrang des Volkes auszuführen unternommen.

Die deutsche Poesie hatte in Goethe die schöne freie Bildung der Individualität, das künstlerisch ab-

gegränzte Leben der Persönlichkeit, als ihre wesentlichste Aufgabe vollendet, und darin das Menschliche vorbereitet, um würdig und in schöner Form in das öffentliche Nationalleben eintreten zu können. Die deutsche Philosophie begann den großen Bau, welchen die Geschichte noch aufzuführen hat, in dem innerstem Fundament des menschlichen Geistes, und ließ aus demselben urmächtig diejenigen substantiellen Begriffe des Daseins heraustreten, die erst gewußt und dann auch in die lebendige Gestalt hinein gebildet werden müssen. Die Philosophie ist in Deutschland lange eine eigene Lebensregion für sich gewesen, ein innerer Ausweg für die verstopfte Nationalkraft, ein geheimnißvoller Abgrund, in welchem die deutsche Nation lange ihre Zukunft gefangen gehalten. Ihre geheimsten Sorgen und Hoffnungen hat sie da in die Finsterniß des Begriffs hinabgeworfen, die Idee der Freiheit selbst lag in diesen Tiefen verschlossen, und man hat sie nicht gefürchtet, so lange sie in dieser einsamen Haft des Gedankens saß. Dieser heimlich feuerspeiende Krater des deutschen Gedankens, aus dessen Lava man lange nur friedfertige Professoren verfertigt hat, er schüttet seine Flammen zuletzt über Länder und Völker aus, und wenn sich der letzte Philosoph, gleich dem Empedokles, von seinem Katheder in diesen Krater hinunter-

gestürzt haben wird, um das Werk der Versöhnung mit den Geistern der Tiefe zu feiern, dann wird über dem geschlossenen Abgrund die grüne Fruchtebene sich zeigen, auf welcher das freie deutsche Nationalleben in Blüthe steht!

Die deutsche Philosophie schritt zuerst als Naturphilosophie diesem ihrem Ziel, Bewegerin und Gestalterin des wirklichen Lebens zu sein, entscheidend entgegen.

Der Fortgang Schellings zu der Einheit von Natur und Geist, und zu der Annahme, daß die Natur „nichts anderes sei, als der sichtbare Geist", und daß sie unbedingte Realität, wahres Sein und absolute Thätigkeit habe, dies wurde die erste Wendung zu einer großen Vermittelung der gesammten Wirklichkeit. In seiner Abhandlung „über das Verhältniß des Idealen und Realen in der Natur" erklärte Schelling die Erkenntniß der Natur für das „Band, wodurch die Idee mit der Wirklichkeit vermittelt ist". In derselben Schrift ruft er denen, welche die Wissenschaft des Ewigen suchen, zu: „Kommet her zur Physik, und erkennet das Ewige!" Diese Einheit von Physik und Ethik, die in der antiken Ansicht der Welt schon lebendig gewesen, sie wurde durch Schelling zuerst wiedergefunden, und durchdrang und erschütterte als eine neue Lebenskraft ihr ganzes Zeitalter. Das Reich der

Idee war erkannt als eins mit dem Reich der Wirklichkeit, und das Gesetz des Geistes war auch das Gesetz der Natur, es war der Tag des Friedens angebrochen für alle Trennungen und Entzweiungen, und der weichlichen Sentimentalität des Jahrhunderts, die um die Unerreichbarkeit des Ideals geklagt hatte, war der Stoff genommen worden zu ihrem schönen Jammer, und sie mußte vergehn, wenn sie sich nicht fortan entschließen wollte, zu handeln. In der That war durch diese in der Naturphilosophie hervortretende Weltansicht das eigentliche Leben in das Handeln getreten, und es gab nur einen wahren Organismus der Lebensthätigkeit, der nach seinen zwei Seiten hin, nach der idealen und realen, von demselben Gesetz bewegt wurde. Daß nicht mehr zwei Gesetze erkannt wurden, in welcher Zweiheit der Schmerz der Welt, die Sünde und die Knechtschaft gewohnt hatten, sondern nur ein Gesetz, in welcher Einheit die wahre sich selbstbestimmende Thatkraft, die ewige Heiterkeit und Schönheit, und die Freiheit, sich erweckten, dies war der große Gedanke der Naturphilosophie, die, wenn auch immer ihre wissenschaftliche Bedeutung an sich wieder verloren gehen mußte, darin groß und glorreich den neuen Geist der einheitlichen und freien Entwickelung der Völker ausgedrückt hat.

27.

Der Utopismus.

Das innere Band, durch welches der Socialismus mit dem Grundgedanken der Philosophie verknüpft ist, zeigte sich schon in Plato, der in seiner Republik die wesentlichsten Keime aller späteren socialen Dichtungen und Denksysteme niedergelegt und mit der Kühnheit seines hohen und schönen Genius auszubilden gesucht hat. Gemeinschaftlichkeit des Eigenthums, Gemeinschaft der Arbeit und des Genusses, Gemeinschaft der Weiber und Kinder, erscheinen hier in Plato's Republik (im fünften Buch) schon als diejenigen Formen der socialen Speculation, welche wir in spätern Zeiten so mächtig in den Gemüthern sich erheben sehn, und die auch vor Plato schon mannigfach im griechischen Leben sich geregt haben müssen. Die beweist vornehmlich die Komödie

des Aristophanes „die Ekklesiazusen," welche, wie sich mit Bestimmtheit annehmen läßt, mehr als ein Jahrzehnt früher denn die Platonische Republik geschrieben ist, und auf welche sich auch Plato selbst zu beziehen scheint, indem er der Schicksale erwähnt, welche diese neuen socialen Ideen bereits durch den Spott der Komiker erlitten hätten. Plato, obwohl er die Sklaverei noch als ein prinzipienmäßig begründetes Element in der Gesellschaft bestehen läßt, deutet doch bereits in dem Fluge seiner Ideen den Punkt an, auf welchem die alte Gesellschaft durch das Hereindringen des Gedankens des Christenthums sich aufzulösen bestimmt ist. Wie sich auch immer die Gesellschaft Plato's noch in kastenmäßigen Sonderungen gliedert, so wird er doch selbst fortwährend von den Ideen der Gleichheit und Brüderlichkeit überrascht und begründet wesentlich auf diese, namentlich in seinem Buch von den Gesetzen, die Lehre von der Gemeinschaft des Eigenthums.

Dieser antike Socialismus hat aber noch nicht diejenige in die Wirklichkeit selbst hinübergreifende Lebenskraft in sich, welche in den modernen dadurch hineingetreten ist, daß er wesentlich in den Leiden und in der Freiheit des armen Volkes seine Wurzel hat, welches in der alten Welt noch nicht zu einem bewegenden Pathos werden konnte. Der Socialismus der alten

Welt hat eigentlichſt nur die Bedeutung einer ſpeculativen Dichtung, und verdient nur den Namen des Utopismus, welcher ſpäter durch Thomas Morus, der im Jahre 1516 ſeine Utopia herausgab, gäng und gebe geworden iſt für dieſe außerhalb einer beſtimmten Wirklichkeit des Volkslebens ſtehenden Traumbilder von einem glücklichſten Geſellſchaftszuſtande. Der engliſche Kanzler, obwohl er nicht, wie Plato, die Gemeinſchaft der Frauen auf der Inſel Utopiens zugelaſſen hat, begründet doch auf derſelben die Gemeinſchaft der Güter, und die Gemeinſchaft der Arbeit, indem die Arbeitswerkzeuge von den Behörden vertheilt werden ſollen, und die Hervorbringung der Arbeit Allen gemeinſchaftlich gehört. Nach der Arbeit, wobei die Schonung der Menſchenkräfte weſentlich beobachtet wird, findet das gemeinſchaftliche Mahl ſtatt, bei dem die ausgeſuchteſten Genüſſe, Muſik, Duft der Blumen, zur Erfriſchung und Belebung der Sinne wetteifern. Einfachheit und Milde der Sitten, die ausgedehnteſte religiöſe Duldung, Geſetze, welche nur die der Natur ſelbſt ſind, charakteriſiren dieſen Geſellſchaftszuſtand. Dagegen iſt es bemerkenswerth, daß der Utopiſt auf dieſer Inſel der Glückſeligkeit noch die Sklaverei als ein beſonderes Element der Geſellſchaft aufgenommen hat. Jedoch iſt die Zahl der Sklaven auf Utopien auf eine beſtimmte Anzahl be-

ſchränkt, ſo daß immer auf Familien von vierzig Perſonen nur zwei gerechnet werden. Die politiſche Verfaſſung der Inſel beruht auf dem Wahlprinzip. Ueber dreißig Familien iſt immer ein Philarch geſetzt, und über zehn Philarchen wieder ein Protophilarch. Von dem Rath der Protophilarchen und einem Senat, der ebenfalls durch Wahlen zuſammengeſetzt wird, wird der König für die Zeit ſeines Lebens ernannt.

Aehnliche Utopieen erſchienen in nicht geringer Anzahl. Der calabreſiſche Mönch Campanella gab die Civitas Solis heraus, die ein erhabenes Gedankenbild in phantaſtiſchen Ausmalungen darſtellt. Auch ſeine Monarchia Messiae iſt theilweiſe dahin zu rechnen. Von Harrington erſchien in dieſem Sinne die Oceana, von Baco die Nova Atlantis, von Daniel de Foë ſein Essay of projects, von Hall Mundus alter, von Fenelon die Salente und ſeine Voyage dans l'Ile des plaisirs, von Morelly die Basiliade, von Rétif de la Bretonne die Découverte australe. Auch des Abbé de St. Pierre ewiger Frieden (Projet de paix universelle) dürfte hieher zu rechnen ſein.

Der Utopismus hat dem Socialismus weſentlich vorgearbeitet, obwohl dieſer ſich durchaus unabhängig von den früheren Utopieen, aus den neueſten hiſtoriſchen Gegenſätzen der Geſellſchaft ſelbſt, hervorgebildet hat.

Diese socialen Systeme aber, die wir nun erscheinen sehn, diese künstlichen Verbesserungsversuche eines Saint-Simon, Fourier, Owen, welche die französische und englische Gesellschaft gewissermaßen als die Nothflaggen ihres schiffbrüchigen Zustandes herausgesteckt hat, oder die wie ungewiß flatternde Sturmvögel über den Brandungen der Zeit emporgestiegen sind, um in ihren verworrenen prophetischen Lauten anzuzeigen, daß ein heimliches Ziehen und Zucken durch die Gesellschaft hingeht, und daß unheilvolle Bewegungen auf dem Grunde derselben sich entzünden können: dieser Socialismus, er ist doch nichts Anderes, als die noch schwankende Formel für das höchste Glück der Gesellschaft, und in seinen gefährlichsten Erscheinungen, die er aufweisen kann, wird er doch meist nur das bezeichnen, was einer ganzen Zeit gewissermaßen in den Gliedern gelegen, was sich aus ihren geheimsten Herzenswünschen herauszudrängen oft nicht gewagt hat, und was in schmerzhaftem Ringen mit manchen bestehenden Zuständen sich bisher nur in der dunkeln Einsamkeit der Menschenbrust hatte verbergen müssen. —

28.

Deutſcher und franzöſiſcher Socialismus.

In Deutſchland war ſchon die Naturphiloſophie Urheberin eigenthümlicher ſocialer Ideen geworden, welche ſich in mehreren bedeutenden Köpfen regten, und die mit dem nachher aus Saint-Simon's Lehre entfalteten Saint-Simonismus eine große Verwandtſchaft an ſich trugen. —

Das erſte Bewegen nach einer ſocialen Reform des Lebens ſtellte ſich ſchon in einigen Richtungen der deutſchen Poeſie, namentlich aber in der romantiſchen Schule gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dar. Dies war Friedrich Schlegel's Lucinde, in Berlin im Jahre 1799 zuerſt erſchienen, ein Buch, das bei allen ſeinen Verirrungen doch einen höheren Grundgedanken in ſich trägt, mit dem es ſich einem wahrhaften

Ideal der modernen Lebensentwickelung zuwendet. Dieser Grundgedanke ist die Harmonie der sinnlich und geistigen Natur, die ihren Vereinigungspunkt, auf dem sich ihre Gegensätze aufheben, in der Liebe findet. Die Menschheit streckte sich in dieser Zeit, nach langen Verkümmerungen und Uebervortheilungen, dem Genuß entgegen, und suchte ein Prinzip, in welchem der höchste Genuß zugleich die höchste Sittlichkeit, sowie im Staat die höchste Freiheit die höchste Gesetzlichkeit sein sollte. Friedrich Schlegel war in diesem Sinne, und unterstützt durch die damit verwandten Ideen der Naturphilosophie, welche sich ebenfalls zu ihrer Hauptaufgabe die Versöhnung der idealen und realen Welt gestellt hatte, auf den Gedanken seiner Lucinde gekommen. Die in der Lucinde gewonnene Harmonie des Geistes mit der Sinnenwelt ist aber nur eine durch die Reflexion hervorgebrachte, und erscheint daher um so mehr als ein willkürliches Luftbild, da ihr die eigentliche Grundlage eines realen Lebens völlig gebricht. Die eigentlich geistige Durchdringung der Sinnenwelt, wodurch sie zur Sittlichkeit wird, konnte daher in diesem Buche nicht erreicht werden, und es kommt sogar in dem künstlichen Raffinement, wovon es ganz und gar durchzogen ist, zu Verhandlungen, die alles sittliche Gefühl, anstatt es auszugleichen, vielmehr nothwendig empören müssen,

wie Alles, was dort über die „schönste Situation," und manches andere damit Zusammenhängende, auszukramen nicht verschmäht wird. Der Grundgedanke dieses Buchs ist jedoch vornehmlich durch Schleiermacher in seinen „Vertrauten Briefen über die Lucinde" auf eine merkwürdige Art zur Anerkennung gebracht worden. Schleiermacher nannte die Lucinde „ein ernstes, würdiges und tugendhaftes Werk," und bewies durch diesen Ausspruch, welche hohe Bedeutung er auf den Grundgedanken dieses Werkes legte, dessen einzelne Verirrungen er in dem Zusammenhange des Ganzen übersah und vergab. Diese Idee, das Sinnliche zugleich als das Geistige und das Geistige als das Sinnliche zu fassen und in der Liebe darzustellen, riß ihn dermaßen hin, daß er selbst in diesen Briefen, die dadurch eine der merkwürdigsten Thatsachen der neueren Literaturgeschichte geworden sind, sich wie ein Prophet der neuen Weltanschauung der Liebe und Sinnlichkeit gebärdet. Die Ansicht, die Schleiermacher in den „Vertrauten Briefen" von der Harmonie der Sinnlichkeit und Geistigkeit zu Grunde gelegt hat, ist im Prinzip dieselbe, welche er als Philosoph und Theolog, als Schüler der griechischen Lebenskunst und als Jünger Plato's, wie als Moralphilosoph, als welcher er an die höchste sittliche

Lebensbildung die Ansprüche des Kunstwerks und der Schönheit richtet, immer vor Augen gehabt.

Nicht minder ist auch der deutsche Dichter Wilhelm Heinse zu nennen, welcher in seinem Roman: „Ardinghello und die glückseligen Inseln" schon die Einrichtungen einer neuen angeblich glücklichen Gesellschaftsverfassung bestimmt genug umzeichnet hat, indem er darin die Gemeinschaft der Güter und der Frauen, die Anerkennung des Staatsbürgerrechts der Frauen und ihren Antheil an den allgemeinen Geschäften, zu den Hauptformen des neuen Staatslebens macht. In dieser Republik der Freiheit und Glückseligkeit, welche der deutsche Dichter in so glühenden und üppigen Farben hinzuwerfen versteht, ist das alte plastische Hellenenthum als Musterbild alles Lebens wiedererschienen, als Gottheit wird die Natur angebetet, und die Kinder sollen, wie in der Staatsverfassung des Lykurg, dem Staate gehören. Es ist alles sehr schön auf diesen glückseligen Inseln, nur das ist zu bezweifeln, daß ein glückseliges Leben darauf geführt werden könne. —

Die sogenannte Emancipation der Frauen, welche Heinse in diesem Roman schon dichterisch versinnbildlicht, und die wir später als eine Ausgeburt des St. Simonismus noch besonders zu betrachten haben werden,

sie hatte auch in einem der bedeutendsten deutschen Schriftsteller, in Hippel, schon im Jahre 1792 eine warme und begeisterte Vertheidigung gefunden. Hippel schrieb sein berühmtes Buch „über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“ zu einer Zeit, wo die Nationalversammlung in Paris von einer hochherzigen Französin eine Adresse empfing, worin der Constitution der Vorwurf gemacht wurde, daß nichts darin über die Rechte der Weiber verfügt sei, die ebensowohl Bürgerinnen des Staats zu sein wünschten, und zur Ablegung des Bürgereides zugelassen zu werden begehrten.

„Wer dem weiblichen Geschlecht, sagt Hippel an einer Stelle der in Rede stehenden Schrift, die Fähigkeit abspricht, das Ganze zu übersehen, Anordnungen für Königreiche zu treffen, sie im Großen auszuführen; weit aussehende Pläne zu umfassen, und, kurz, ihre Begriffe bis zum Allgemeinen zu erheben, der verräth wenig Weltkenntniß, und schließt von den Geschäften des Details — denn größtentheils werden bloß diese den Weibern jetzt anvertraut — auf ihre Fähigkeit.“

So hatten sich schon in den besten deutschen Köpfen Gedanken und Träume gezeigt, welche, wie irrthümlich auch im Einzelnen, doch im Wesentlichen allerdings mit der ganzen philosophischen Grundrichtung der

neuen Zeit zusammenhängen, und darum Vorboten des französischen Socialismus sind, der sich aus diesen philosophischen Grundideen der Zeit zuerst und ursprünglich sein System gebaut hat.

In Saint-Simons Geist wollte sich der Socialismus anfangs durchaus eine wissenschaftliche Reinheit und Gediegenheit bewahren. Es war eine deutsche Unersättlichkeit des Wissens, welche ihn so glühend trieb, welche ihn sogar drängte, wie Faust, abenteuerlich alle Seiten und Formen des äußern Lebens zu ergreifen, und in alle Unordnungen und Ausartungen der Gesellschaft sich hineinzustürzen. Wie ein Arzt, welcher Gifte kostet, um ihre Heilkraft und ihre Wirkung auf den Organismus ermessen zu können, so gab sich auch der Graf Saint-Simon abwechselnd allen schlechten und verderblichen Richtungen der Gesellschaft hin, um gewissermaßen das physiologische Gesetz derselben zu finden. Von seinem Beruf, die Gesellschaft zu reformiren, trug er übrigens ein so entschiedenes Bewußtsein in sich, daß er, als er auf seinen Reisen nach Genf kam, und Frau von Staël in Coppet besuchte, er mit folgenden Worten zu der berühmten Frau ins Zimmer trat: „Madame, Sie sind die größte Frau der Welt, sowie ich der größte Mann derselben bin: wir beide zusammen würden ohne Zweifel ein noch viel größeres und außer-

ordentlicheres Kind hervorbringen!“ *) Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich hatte er ſich verheirathet mit einer ſchönen jungen Dame Mlle. de Champgrand, (der jetzigen Madame de Bawr, die ſich ſeitdem als Schriftſtellerin bekannt gemacht), und zwar, ſeinem eigenen Geſtändniß nach, bloß in der Abſicht, um jetzt ein Haus machen zu können, um einen Salon zu eröffnen. Dies that er mit allem Glanz und Geſchick ſeines Standes, und er hat hierin einen ganz richtigen Geſichtspunkt gezeigt, denn der Prophet der neuen Zeit ſchlägt ſeinen Platz nicht auf in der Wüſte, noch wohnt er in der Einſamkeit der Wälder, ſondern er iſt Weltmann, er verſteht mit den Menſchen umzugehn, er lebt mitten unter Allen, und theilt Aller Gewohnheiten, ja ſelbſt Fehler und Leidenſchaften, um das eigenſte menſchliche Leben in allen ſeinen Formen zu erſchöpfen. Nachdem Saint-Simon ſo ein Jahr hindurch viele Menſchen in ſeinen Sälen empfangen, nachdem er verſchwenderiſch mit ihnen gegeſſen und getrunken, und ſie dabei im Zuſammenhang ſeines Syſtems beobachtet hatte, nachdem

*) In dem vortrefflich geſchriebenen Werk von Louis Reybaud, Etudes sur les réformateurs contemporains ou socialistes modernes (Paris 1840) p. 45. wird dieſe celeſtale Aeußerung Saint-Simons mitgetheilt, welche ſonſt wenig bekannt, und vielleicht nicht ganz ſicher iſt.

er selbst, um mit der Gesellschaft zu experimentiren, an aller Schwelgerei und Liederlichkeit derselben sich ersättigt, schloß er die Thüren seines Salons wieder zu und ließ sich, mit vorher getroffener Uebereinkunft, von seiner jungen schönen Frau wieder scheiden, denn er war jetzt ein Bettler.

In der stillen Armuth, die ihn nun umgab, beschloß er, seine eigentlichen wissenschaftlichen Arbeiten zu beginnen. Er schrieb zuerst seine Lettres d'un habitant de Genève à ses contemporains, die im Jahre 1802 herauskamen. In diesem Buche deuten sich die ersten Elemente der neuen socialen Wissenschaft oft in wunderlichen und phantastischen Bildern an. Der prophetische Standpunkt der Wissenschaft ist der vorherrschende, und der Gelehrte ist ihm selbst der Mann der Weissagung (l'homme qui prévoit). Er hat einen Traum, worin ihm Gott selbst die neue Wissenschaft zu verkündigen scheint, denn er sagt zu ihm, es werde ein Tag kommen, wo ein Paradies aus der Erde gemacht werden solle, welches denn der erste und letzte Gedanke alles Socialismus ist. Ferner sagt ihm hier auch schon die Stimme Gottes: daß die Frauen zugelassen werden sollen zum Völkerleben, „daß sie berufen werden sollen und auch ernannt werden können," und dies ist die einzige Stelle in Saint-Simons Schriften,

welche auf eine von ihm ſelbſt gedachte Emancipation der Frauen, wie ſie ſpäter ſeine Schüler zu einem Grunddogma der neuen ſaint-ſimoniſtiſchen Religion machten, gedeutet werden kann. Die Stimme ſagt ihm aber auch noch: daß alle Menſchen arbeiten ſollen, und daß ſie ſich alle wie Arbeiter an einer gemeinſamen Werkſtätte anſehen ſollen!

29.

Die Lehre des Saint-Simon.

Der Graf von Saint-Simon, welcher die neue Wiſſenſchaft ſuchte, durch welche die ganze Geſellſchaft glückſelig werden könne, der Graf hatte erſt eben ſo arm werden müſſen, wie der ärmſte Arbeiter des dritten Standes, ehe er dieſe Wiſſenſchaft der Zukunft finden und entwerfen ſollte. Im Salon, wo er allen Glanz ſeines Standes ausgebreitet, hatte er die Menſchen geſucht und beobachtet, in der niedrigen und dunkeln Stube der Armuth, in welcher er jetzt ſelbſt wohnte, fand er die Menſchheit, deren innerſtes Lebensgeſetz er aufzuzeichnen verſuchte. Der Graf als Bettler war beſtimmt, das Wort der freien und glückſeligen Menſchheit zu finden, und dies Wort hieß Arbeit, Ver-

einigung und Vergesellschaftung aller Menschen und Stände in der Arbeit, dies Wort rief in der Arbeit zugleich den lebendigen Gott, daß er nicht mehr abgetrennt von der Welt und jenseitig von ihr entfernt wohnen solle, sondern in ihr, tief in ihr und mitten in ihr, als Gott der freien Wirklichkeit, die darin die wahrhaft heilige Wirklichkeit ist.

Die classe la plus nombreuse et la plus pauvre, sie sollte der erste und letzte Grund der neuen Wissenschaft des Saint-Simon sein, und indem er selbst, der Prophet dieser Klasse, nicht mehr wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, wies er diesem zahlreichsten und ärmsten Theil der Gesellschaft die Geschichte selbst zum schützenden Obdach an, und er sagte zu ihm: die Zukunft ist Dein, die Geschichte ist Dein, Alles ist Dein! Und während der Graf selbst nur Wasser und Brot zu seiner nothdürftigsten Nahrung hatte, stimmte er doch wie in bacchantischer Begeisterung den neuen Hymnus der Gesellschaft an. Auf einem Strohsack liegend, am Kamin, in dem wochenlang kein Feuer gewesen, sah er den Genius der Gesellschaft zu sich herantreten, und empfing seine Offenbarungen mit dem reinen Herzen eines Kindes, das an die Zukunft der Menschheit glaubt.

In dieser seiner prophetischen Armuth schrieb er im

Jahre 1807 seine Introduction dans les travaux scientifiques du dix-neuvième siècle, welche Arbeit durch eine Preisfrage entstand, zu welcher Napoleon das Institut de France veranlaßt hatte, und worin auseinandergesetzt werden sollte, welches der Fortschritt der Wissenschaften seit 1789 und ihr gegenwärtiger Zustand sei, und durch welche Mittel ihrer Entwickelung aufgeholfen werden könne, und Saint-Simon ergriff diese Gelegenheit, um den eigentlichen Thatbestand des bisherigen Wissens aufzunehmen, um sich selbst Rechenschaft zu geben von Dem, was der bisherige Gang der Wissenschaften geleistet für das, worauf es einzig und allein ankomme, für das Glück und die Freiheit der Menschheit. Saint-Simon erhielt keine Belohnung seiner Arbeit, aber er fand darin den höchsten Begriff der Wissenschaft selbst, daß sie nämlich das gemeinsame Band sein solle, welches Himmel und Erde verbinde. Zugleich stellt er hier schon den Gedanken einer allgemeinen Verbrüderung als das höchste Endziel der Geschichte hin. Die menschliche Gesellschaft hat mit dem Kampf begonnen, ruft er aus, aber enden wird sie mit allgemeiner Verbrüderung! Und die Arbeit wird bereits als ein so umfassendes Lebensprinzip zur Geltung gebracht, daß Saint-Simon in ihr eine neue Religion erschaut, die Religion der Arbeit, welche er

an die Stelle des, wie er meint, mangelhaft gewordenen Prinzips der christlichen Religion setzen will. Wer nicht arbeitet, wird von ihm für eine Last der Gesellschaft erklärt, und er bezeichnet es als eine Aufgabe der Sittenlehre, die öffentliche Meinung dahin zu führen, daß sie den müßigen Eigenthümer, welcher nicht arbeitet, durch Entziehung der allgemeinen Achtung bestraft.

Das höchste Prinzip aber, der eigentliche Rettungsanker der menschlichen Gesellschaft, ist die Idee der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts, welche die Quelle ist, aus der Saint-Simon alle seine Begeisterung für die Entwickelungen der Gesellschaft schöpft. Diese Idee der unendlichen Perfectibilität des Menschengeschlechts, an die zuerst J. J. Rousseau sein schwärmerisches Herz gehangen, sie war den Franzosen mitten in der Schreckensnacht der Revolution wie ein Stern gezeigt worden durch den Philosophen Condorcet, der in seinem 1795 erschienenen Tableau historique des progrès de l'esprit humain diesen ersten Grundgedanken alles Socialismus näher zu bestimmen gesucht hat. Condorcet, welcher der gemäßigten Partei der Girondisten angehangen, schrieb dies Buch von dem unendlichen Fortschreiten des Menschengeistes auf der Flucht, in dem Elend der

Verfolgung, und der Tod hinderte ihn an der vollendeten Ausführung seiner Gedanken. Die Menschen, sagte Condorcet, sind alle gleich geschaffen, und ihre sittliche, geistige und physische Natur ist fähig, sich immer vollkommener auszubilden, so daß mit den Fortschritten der Wissenschaft, der Sittlichkeit, und des gesellschaftlichen Wohlstandes selbst auch die Lebensdauer der Menschen sich nach und nach immer mehr verlängern muß. Alle Menschen aber sollen gleiche Ansprüche auf Theilnahme an allen Fortschritten der Gesellschaft haben, das Glück der Gesellschaft soll ein allgemeines und alle Klassen durchdringendes sein, und damit nicht eine benachtheiligte Klasse bloß den Leiden der Gesellschaft verfalle, schlägt Condorcet schon die Bildung eines öffentlichen Fonds vor, um dem Arbeiterstand durch Unterstützung die Mittel zum Erwerb zu sichern und um Anstalten zu treffen, daß der Credit, der bisher nur das Monopol des größern Reichthums gewesen, auch den ärmeren arbeitenden Klassen geschaffen werde. Dieser erschütternde Gedanke, daß Alles immer noch besser werden könne, als es ist, der durch die Philosophie des Condorcet an die Stelle der Religion gesetzt worden war, er tröpfelte doch zugleich das beständige Gift des Zweifels auf alle bestehenden Zustände, und er war bei Condorcet nur das Symbol seines leiden-

ſchaftlichen Haſſes gegen die Prieſter und die Könige geweſen.

Daß Alles ſchlecht iſt, weil Alles immer beſſer werden muß, dieſen Gedanken der Perfectibilität wollte Saint-Simon nur zu einer friedlichen Umgeſtaltung der Geſellſchaft ausbilden. Der Graf war inzwiſchen, um nicht Hungers zu ſterben, Schreiber auf dem Leihamt in Paris, mit 1000 Francs jährlichem Gehalt, geworden. Dort ſaß der Abkomme der alten Grafen von Vermandois, und zeichnete täglich neun Stunden lang die Namen und die Pfänder der armen Proletarier ein, welche ihr letztes Kleidungsſtück hintrugen, um einige Tage länger den Jammer ihres Daſeins hinzuziehen. In der Nacht arbeitete er weiter an ſeinen großen wiſſenſchaftlichen Entwürfen, aber dieſe Anſtrengungen zerrütteten ſeine Geſundheit, Blut auswerfend, meinte er vor der Zeit ſeinen Untergang zu finden. Ein Mann der dienenden Klaſſe iſt es, dem er ſeine Rettung verdankt, ſein ehemaliger Diener Diard begegnete ihm auf der Straße, und bittet ſeinen Herrn, den er ſo zerſtört und herabgekommen wiederfindet, mit ihm zu gehen in ſein Haus, wo er ihm einen ſorgenfreien Aufenthalt anbietet. Saint-Simon verweilt 2 Jahre bei ihm bis zum Tode des braven Dieners, der von ſeinen Erſparniſſen ſogar die Druckkoſten für das Werk

Saint-Simon's Introduction dans les travaux scientifiques bestreitet. Saint-Simon's Arbeiten haben aber bis dahin wenige Aufmerksamkeit und Anerkennung gefunden, dennoch setzt er sie fort, und dem Elend von Neuem preisgegeben, verkauft er selbst seine letzten Kleider, um die Kosten der Abschriften für seine Arbeiten zu decken. Mehrere Jahre schweigt er jetzt, und sieht in seiner Einsamkeit dem flammenden Genius des Krieges zu, der mit Napoleons Degenspitze hinstreicht über alle Völker Europas, und alle Einrichtungen, alle Ländergränzen, alle Nationalitäten durcheinanderschüttelt.

Der Kaiser der Franzosen hatte den ewigen Krieg gewählt, um das innere Zerwürfniß der Gesellschaft zu beschwichtigen, während Saint-Simon in derselben Zeit von dem ewigen Frieden träumte, welcher durch ein Bündniß aller Völker, durch eine allgemeine Vergesellschaftung Europas, dargestellt werden solle. Diese Idee sprach Saint-Simon zuerst im Jahre 1824 in seiner Schrift über die Reorganisation der Europäischen Gesellschaft (Reorganisation de la société européenne) aus, worin er durch die Einführung einer gleichen politischen Organisation für alle Völker, welche in der Repräsentativverfassung bestehen soll, die Herstellung eines europäischen Völkerbundes beantragt. Diese

allgemeine Vergeſellſchaftung der Völker ſoll durch den Bund zwiſchen Frankreich und England eingeleitet werden, und während Napoleon ein Bündniß aller Völker gegen England und das Continentalſyſtem gefordert hatte, war in Saint-Simon zuerſt der Gedanke der Allianz zwiſchen England und Frankreich entſprungen, die ſeitdem als eine Nothwendigkeit für die freie politiſche Entwickelung Europas anerkannt worden iſt, und in dieſer Bedeutung immer entſchiedener und gewichtiger auf den Höhepunkt der Tagespolitik heraustreten muß. Saint-Simon betrachtete um dieſe Zeit die engliſche Conſtitution als das vollkommenſte Reſultat, zu welchem ſich die geſellſchaftliche Organiſation erheben könnte. Napoleon hatte dem peuple keine Republik und der bourgeoisie keine conſtitutionnelle Freiheit gegeben, aber durch die Herrlichkeit ſeiner Schlachten, an welche er beide Elemente der Nation feſſelte, hatte er nach Außen hin das Prinzip der Freiheit verbreitet, während er im innern Organismus des Staats das katholiſche Prinzip und die Feudalelemente wiederherzuſtellen trachtete. Saint-Simon aber dachte ſich ein europäiſches Parlament, deſſen Bildung er in der genannten Schrift ausführlicher auseinanderſetzt. Dies ſoll mit Arbeiten beſchäftigt ſein, welche die Entwickelungen aller Völker betreffen,

und dieſe Conföderation der europäiſchen Völker, welche durch ein ſolches Parlament ſich vertritt, ſoll ihren Anfang nehmen durch die Vereinigung derjenigen Nationen, welche ſchon die meiſten Fortſchritte in der Ausbildung des conſtitutionellen Staatsſyſtems gemacht, alſo der Franzoſen und Engländer, welche zuſammen die Beförderung des repräſentativen Syſtems mit ihrer ganzen Macht unterſtützen ſollen. Dies würde die Form ſein, um die Idee des ewigen Friedens in der Geſellſchaft zu verwirklichen. Dieſe Idee des ewigen Friedens, welche zuerſt Heinrich IV. geahnt, war als ein ſchönes Traumbild von dem Abbé de St. Pierre ausgemalt worden, und ſein Projet de Paix universelle, worin er allen Völkern Europas eine gemeinſchaftliche Bundesregierung vorſchlägt, war, obwohl verworren und an ſich unausführbar, doch ſchon wie die Prophezeihung einer neuen Zeit des Völkerlebens erklungen. In demſelben Augenblick, wo ſich Saint-Simon mit der Reorganiſation der europäiſchen Geſellſchaft beſchäftigte, war in den Souverainen Europas der Gedanke der ſogenannten heiligen Allianz entſtanden, der, wie man häufig mit Recht bemerkt hat, faſt gänzlich nach dem Plan des ewigen Friedens vom Abbé de St. Pierre erſonnen und geſtaltet worden iſt. Dieſen Friedensplan des Abbé de St. Pierre hat Saint-Simon in ſeiner

Reorganisationsschrift mit einer scharfen Kritik zersetzt, und er bemerkt weissagend, daß eine solche Organisation nichts weiter sein könnte, als eine gegenseitige Garantie der Fürsten zur Erhaltung der willkürlichen Gewalt. In diesem Paradies des ewigen Friedens, welches man um diese Zeit nach dem Sturze Napoleons in Europa aufrichten wollte, in diesem Paradies der Fürsten hatte man doch auch der Schlange der Erkenntniß nicht gewehrt, und diese moderne Muhme Schlange war die constitutionnelle Staatsform gewesen, welche den alten Adam, das Volk, verlocken wollte, sehend zu werden, nachdem ihm bis dahin die Augen verschlossen waren. Die Entwickelungen des neuen freien Völkerlebens, die aus der kämpfenden und siegenden Volkskraft selbst hervorgequollen, waren zuerst auf die constitutionnelle Staatsform verpflichtet und vereidigt worden. Aber aus dem Paradies des ewigen Friedens sprang die zweite Schlange hervor, und dies war die europäische Diplomatie, welche sich in das Gewand der väterlichen Liebe verkleidete, und den Völkern bewies, daß jenes andere Thier der Erkenntniß nicht eher zu empfehlen sei, als bis man es zu einem zahmen Hausthier zugestutzt und für den patriarchalischen Hühnerhof ausgebildet habe, an welches Ausbildungsgeschäft man sich denn auch sofort machte. Die constitutionnelle

Staatsform schon für eine vollkommene politische Organisation anzusehen, ist jedoch ein Irrthum, von welchem auch Saint-Simon wieder zurückkehrte, indem er später den wahren Charakter einer parlamentarischen Verfassung dahin bestimmte, daß dieselbe nur eine Uebergangs- oder Zwischenverfassung sei, nämlich zwischen dem alten feudalen und dem neuen industriellen Zustande, in welchem letzteren Saint-Simon nun bald die ganze neue Weltordnung der Zukunft zusammenfaßt. Die constitutionnelle Staatsform wird aber, gerade weil sie diese nothwendige Uebergangsstufe einer alten Zeit in eine neue ist, darum immer etwas von der Ironie an sich tragen, welche allen Uebergangs- und Zwischenstufen eigenthümlich ist, die constitutionnelle Form ist noch die ironische Form der Staatsentwickelung, sie ist halb Sonnenschein, halb Regen, halb Frieden, halb Krieg, indem zwei alte geschworene Feinde, die absolute Königsgewalt, und das freie sich selbst bestimmende Volk, darin mit gekniffenem Lächeln einen scheinbaren Waffenstillstand eingegangen sind. Und diese beiden großen Feinde haben hier in dieser Staatsform das Schwert von sich gethan, aber das Wort, die Debatte, die Presse, haben dafür den Kampf übernommen, und führen diese beiden alten Gegensätze des Staatslebens in ungeschwächter Kraft weiter durch.

Aber dieſe conſtitutionnelle Durchführung des alten Weltkampfes, welche zuletzt mit einer wahrhaft geiſtigen Verſöhnung und Einigung ſchließen muß, ſie wird doch als dieſe nothwendige Uebergangsſtufe ſchwerlich einer lebendigen und wahren Staatsentwickelung erſpart werden können, wenn nicht etwa wahre Engel am Ruder ſitzen, die uns denn freilich aller irdiſchen Sorgen um die Freiheit, aus welchen am Ende die conſtitutionnelle Entwickelung beſteht, überheben müſſen!

Der Socialismus, welcher die Entwickelung des Staatslebens durch eine neue Entwickelung der Geſellſchaft zu beſtimmen verſucht, er hat daher auf Conſtitutionen und Charten immer nur ein geringes Gewicht gelegt, aber es wird doch immer ſeine eigenſte Richtung ſein und bleiben, in einem ächten conſtitutionellen Geiſte zu wirken, d. h. eine geiſtige Verſöhnung und Ausgleichung zwiſchen Volksthum und Königsthum, welche beide mitten in der beruhigten und freien Geſellſchaft zuſammentreffen werden, zu wirken. Saint-Simon machte zu dieſem conſtitutionnellen Mittel des Völkerlebens die Induſtrie, von der er zuerſt im Jahre 1817 in ſeiner Schrift de l'industrie, mit dem Motto: Alles durch, Alles für die Induſtrie, in dieſem Sinne eine Andeutung gab. Die repräſentative Verfaſſung wird in dieſer Schrift zuerſt als eine Art von

industrieller gepriesen, indem sie die größte individuelle und industrielle Freiheit einführe. In seiner Parabole politique, welche 1819 herauskam, ruft er aus: „Wenn alle Gelehrten, Künstler und Handwerker stürben, so würde das Land gänzlich vernichtet sein, wenn dagegen die ganze Regierung mit allen ihren Beamten plötzlich ausgestorben wäre, so würde dies zwar ein großer Schmerz für Frankreich sein, aber der Verlust wäre zu ersetzen, und es würde kein politisches Unglück daraus entstehen.“ Nachdem Saint-Simon dieser Stelle wegen vor Gericht gestellt worden war, gab er seine Schrift über das industrielle System heraus (du Systeme industriel, 1821.), auf deren Titel er die Worte setzte: Gott hat gesagt, liebet Euch untereinander, und unterstützt Euch gegenseitig! Die Verbindung der Industrie mit dem Königthum ist der Grundgedanke dieser Schrift, welchen er auch in einigen folgenden, besonders in dem politischen Katechismus der Industriellen (Catechisme politique des Industriels 1824) weiter auszuführen gesucht hat. Der König, sagt Saint-Simon, muß der erste Industrielle des Staats werden, und wie er sonst der erste Edelmann war, so würde er jetzt den Titel premier industriel de son royaume annehmen. In seinen „Briefen über die Bourbonen“, welche er nach der Rückkehr der vertrie-

benen Königsfamilie schrieb, rief er ihnen die in Erfüllung gegangenen Worte zu: „Die Menschheit, welche immer vorschreitet, kennt keine Rückkehr! Bourbons, erinnert Euch des Jahres 1688!“ Und dann schrieb er ihnen auf diese Blätter die Namen: Carl I. — Cromwell — Carl II., Jacob II. Nachdem er ihnen so ihren Sturz vorausgesagt hatte, setzte er ihnen auseinander, daß der Begriff von Gottes Gnaden, der auf religiösen Lehren beruhe, die gegenwärtig ihre ganze Bedeutung verloren, nun zu einer leeren Form für die Menschheit geworden sei.

Diese neue Zeit hatte der Socialismus durch Saint-Simon zuerst in die merkwürdigen Worte gefaßt: daß der König der erste Arbeiter seines Königreichs sei! Der König, welcher arbeitet, in ihm stellt sich eine ewig junge und unbezwingliche Macht der neuen Zeit dar, und diese wahrhaft göttliche Arbeit der Könige ist das Leben des Volkes, diese Arbeit der Könige ist die freie Wirklichkeit selbst, welche sie im Dienste Aller herzustellen haben. Der industrielle Staat Saint-Simons, wenn man ihn sich in bestimmter Erscheinung ausgeführt denkt, mag uns als ein chimärenhaftes Unding erscheinen, aber seinem allgemeinen Grundgedanken nach, auf den er sich gestützt hat, wird man in ihm schon die wahre Lebensidee der neuen Zeit

erkannt sehen müssen, welche in dem Prinzip der Arbeit beruht. Diese Idee, daß die Könige die ersten Arbeiter des Staats sein sollen, ist keine andere, als die, welche schon früher Friedrich der Große in seinem bekannten Ausspruch niedergelegt, daß der Souverain nur der erste Diener des Staates sei!

In dieser Ansicht des Königthums drängen sich aber ebenso die ersten Keime einer constitutionnellen Staatsverfassung, als die Einsetzung der Arbeit in die höchste Staatsgewalt, welche Saint-Simon gepredigt hat, im Grunde nur die nähere und festere Bestimmung jener Idee des großen Königs in sich schließt. Deshalb konnte Saint-Simon in Wahrheit sagen, daß der Kampf zwischen den göttlichen Rechten des Königthums und der Volkssouverainetät nur durch Einführung des industriellen Systems sich endigen würde, welches System wir in seinem Geiste nur wie einen symbolischen Gedankenblitz, wie eine erhabene Prophetie der allgemeinen Entwickelung zu betrachten haben, während seine Schüler und Nachfolger zum Theil ein lächerliches Zerrbild der Wirklichkeit daraus gemacht haben.

Aber Saint-Simon hatte genug in sich selbst diesen Weltverbesserungsgedanken nachgehangen, er war einige funfzig Jahre alt geworden, und indem die Kraft und

der Muth des Lebens in ihm nachließ, begann er an der Wirklichkeit zu verzweifeln, und konnte nicht mehr denken, daß ihm noch etwas gelingen werde. Es war die unendliche Traurigkeit großer Seelen, die gerade auf dem Lebenspunkt, wo sie ihr Höchstes geleistet haben, oder zu leisten im Begriff stehen, sich oft wie zerbrochen oder bis in den Tod betrübt fühlen. Auf einem solchen Punkt war Saint-Simon angelangt. Zwar umgaben ihn schon mehrere hoffnungsvolle und bedeutende Schüler, darunter der gesinnungsvolle und hochbegabte Augustin Thierry, welcher jetzt einen hohen Ehrenplatz unter den Geschichtschreibern Frankreichs einnimmt, außerdem Comte, Léon Halévy, Duvergier, Rodrigues und Andere. Diese alle hatten erkannt, daß Saint-Simons Philosophie die bestehende Welt in ihren Angelpunkten ergriffen, und daß die von ihm zuerst erörterten Fragen solche sind, welche die ganze Zukunft der nächsten Völkerentwickelung aufzunehmen und auszubilden haben wird. Da war es im März des Jahres 1823, als sie in der Nacht im Zimmer des Grafen Saint-Simon eine Pistolenkugel losgehen hörten, und herzugeeilt, fanden sie ihren Meister in seinem Blute schwimmen. Saint-Simon hatte sich erschießen wollen, aber die Kugel war ihm an den Lebensorganen vorbeigestreift, er blieb leben,

und büßte nur mit dem Verluſt eines Auges ſeinen unglücklichen Vorſatz. Aus den Erſchütterungen dieſer Kataſtrophe ging er wieder mit neuer Lebenskraft hervor, er ſchrieb jetzt ſein Buch über den Nouveau Christianisme, das im Jahre 1825 herauskam, und worin er den Gedanken ſeines ganzen Lebens, daß die Arbeit geheiligt und zu einem Element der Religion werden ſolle, zu vollenden ſuchte. Das neue Chriſtenthum, welches er lehren wollte, da das alte, wie es bisher in der Kirche beſtanden, ſeinen Zweck nicht erfüllt habe, er leitete es durch das Grundprinzip der gegenſeitigen Bruderliebe ein. Der eigentliche und höchſte Zweck dieſes Chriſtenthums iſt ihm der, die Geſellſchaft dem großen Ziele einer möglichſt ſchnellen Verbeſſerung des Schickſals der ärmſten Klaſſe zuzuführen. Die katholiſche Kirche, ſagt er, hat ihre höchſten chriſtlichen Verpflichtungen nicht erfüllt, und iſt darum ketzeriſch, denn ſie verſäumt, durch Unterricht und Predigt die Gemeinde zu überzeugen, daß die Verbeſſerung der Exiſtenz der ärmeren Klaſſe einzig und allein von reellem Nutzen für die oberen Stände ſein könne. Gott aber ſehe alle Menſchen, ſogar die Reichen, für ſeine Kinder an. Der Proteſtantismus aber ſei bloß ein kritiſches Verfahren gegen den Katholicismus, welche Kritik aller-

dings durch Luther vollkommen und zum größten Nutzen der menſchlichen Civiliſation ausgeführt worden, aber der Aufbau des Chriſtenthums im Proteſtantismus ſei unvollſtändig und eine Ketzerei. Luther, ſagt Saint-Simon, hätte alſo zum Papſte ſprechen müſſen: „Die chriſtliche Lehre iſt nun genugſam ausgebreitet. Das wahre Chriſtenthum aber muß die Menſchen nicht allein im Himmel, ſondern auch auf Erden glücklich machen können.“ Dies iſt die wichtigſte Wendung, welche die Lehre Saint-Simons zuletzt nimmt, indem ſie die neue Bedeutung der chriſtlichen Religion als eine ſociale auffaßt, und aus der urſprünglichen Beſtimmung des Chriſtenthums ſelbſt, das den Armen und Unglücklichen gehört, ein neues Gleichgewicht für die ganze Welt, eine Verſöhnung aller Gegenſätze der Geſellſchaft, und daraus das wahre Evangelium des Glücks, das auf der Erde ſelbſt noch zu verwirklichen ſei, herleitet. Mit folgender Anrede an die Fürſten beſchließt er dieſe Schrift vom neuen Chriſtenthum: „Fürſten, hört die Stimme Gottes, der durch meinen Mund zu Euch ſpricht; werdet wieder gute Chriſten, hört auf, die beſoldeten Heere, den Adel, den ketzeriſchen Clerus und verkehrte Richter als Eure vorzüglichſte Stütze zu betrachten; vereinigt Euch unter dem Namen des Chriſten-

thums, erfüllt alle Pflichten, die es dem Mächtigen auferlegt; erinnert Euch, daß es ihnen gebietet, alle ihre Kraft anzuwenden, um so schnell als möglich das gesellschaftliche Glück des Armen zu befördern!"

Bald darauf, am 19. Mai 1825, starb Saint-Simon. Sein Ende nahe fühlend, hatte er seine Lieblingsschüler an sein Bett gerufen. Die Frucht ist reif, Ihr werdet sie pflücken! rief er ihnen sterbend zu. Zu Rodrigues, den er am meisten liebte, sagte er: der letzte Theil meiner Arbeiten, der Nouveau Christianisme, wird nicht sogleich verstanden werden. Dann fügte er hinzu: Mein ganzes Leben faßt sich in Einem Gedanken zusammen: allen Menschen die freieste Entwickelung ihrer Anlagen zu sichern. Darauf, schon im Todeskampf begriffen, rief er weissagend aus: „Acht und vierzig Stunden nach der zweiten Publication des Nouveau Christianisme wird sich die Partei der Arbeiter bilden. Die Zukunft ist unser!"

Nachdem der Graf Saint-Simon also die Partei der Arbeiter prophezeit hatte, faßte er mit der Hand nach seinem Kopf, und starb. Sein Begräbniß war einsam und dunkel. Es folgte der stillen Bahre des Propheten nur ein armer Arbeiter, einer von den „enterbten Söhnen der europäischen Gesellschaft," wie Saint-Simon die

Proletarier genannt, und neben diesem enterbten Sohne der europäischen Gesellschaft schlich ein anderer, ein Jude, welches Rodrigues war, der Lieblingsschüler des Saint-Simon, der, aus Portugal abstammend, ein jüdischer Banquier gewesen. Ein Jude und ein armer Arbeiter, erwiesen dem Begründer des Socialismus die letzte Ehre. Wie wir früher bemerkt haben, daß auf den Hauptstufen der modernen Lebensentwickelung immer ein Edelmann und ein Mönch dabei sein müssen, so erscheint auch hier, neben dem armen Proletarier, welchem nach Saint-Simons Weissagung die freie Zukunft gehört, der Jude.

Ein Jude nahm die Papiere des Saint-Simon in Besitz und ordnete sie zur Herausgabe. Als Luther an seiner Bibelübersetzung arbeitete, waren es, nach seiner eigenen Erzählung, mehrere Juden, die ihm dabei einen besonderen Beistand leisteten. Haben die Juden durch diese von Luther selbst anerkannte Mitarbeit an der deutschen Bibel, bei diesem Beginn des neuen protestantischen Völkerlebens, gewissermaßen ihre innerste germanische Natur und Zugehörigkeit bekundet, und auch hierin, wenn man es ihnen aus einem höheren menschlichen Standpunkt nicht zugestehen will, einigermaßen ein Recht gezeigt zu dieser germanischen und nationalen

Zugehörigkeit, die man ihnen am allerwenigsten in protestantischen Staaten schmälern sollte: so ist es dagegen merkwürdig zu sehen, wie das Judenthum, aus seiner tiefinneren menschlichen und ethischen Natur heraus, schon früh die erste sociale Richtung und Secte erzeugt hat, wie dies Josephus in seiner alten Geschichte der Juden (XIII., X.) von der Secte der Essener meldet, welche zur Zeit der Regierung des August, wo das Christenthum eben zu erblühen begann, schon die Lehre aufgestellt hatten, daß alle Menschen von Natur gleich seien, welche das Arbeiten so hoch stellten, daß sie sich keine Diener dazu hielten, sondern alle ihre Arbeiten selbst verrichteten, und die außerdem bereits die Gemeinschaft der Güter unter sich eingeführt hatten. So war es jetzt wieder ein Jude, welcher das Erbe des modernen Socialismus antrat, Olinde Rodrigues, der der Herausgeber der von ihm gesammelten Schriften des Saint-Simon wurde, und seine Lehre nun mit Eifer und Begeisterung auszubreiten strebte.

Wie Hegel in seiner Philosophie der Geschichte von der französischen Revolution sagte, daß jeder denkende Mensch einmal ihre Entwickelungen in sich durchmache, so kann man auch von Saint-Simons Lehre, die fünf Jahre nach seinem Tode, also in der

Zeit der Julirevolution plötzlich in Aller Munde ist, dasselbe behaupten, daß sie in die innersten Gedanken aller lebendigen Köpfe sich eingeschlichen, und daß sie losgelöst von Saint-Simons vielleicht vergessenem und verspotteten Namen, doch mit der Kraft ihrer Ideen in allen Hauptbewegungen der neueren Zeit thatsächlich wiederzufinden ist.

30.

Die Organisation der Arbeit.

Der Genius der neueren Menschengeschichte heißt Arbeit, und dieser Genius wird der Gesellschaft ihr wahrhaftes Lebensgesetz offenbaren. Wenn jeder Mensch die eigentliche und höchste Bestimmung seines Daseins durch die Arbeit zu erfüllen hat, so muß die Arbeit auch dergestalt für Alle eingerichtet werden können, daß jeder Mensch dadurch der wahrhaften Bestimmung seines Daseins theilhaftig werden und sie genießen kann, und dies ist die Organisation der Arbeit, welche zu finden die größte Aufgabe aller socialen Philosophie sein muß. Das bleibende Verdienst der saint-simonistischen Schule ist es, die Frage von der Organisation der Arbeit zuerst erhoben, und darüber den in seiner Grundbedeutung richtigen Satz aufgestellt

zu haben, daß Jeder nach seinen Fähigkeiten, und jede Fähigkeit nach ihren Werken zu messen sei, und danach in den Kreisen der Gesellschaft seine Stelle finden müsse. (à chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres).

Die Fähigkeit, das Talent, zum Eintheilungsgrund der neuen gesellschaftlichen Ordnung zu machen, ist eine wahrhaft ideale Anschauung der Gesellschaft, denn in jedem Talent betet die Menschheit gewissermaßen zu ihrer eigenen Zukunft. Dadurch, daß die Fähigkeit, welche immer göttlicher Natur ist, in der Gesellschaft anerkannt wird, erkennt die Gesellschaft ihre eigene ideale Bedeutung und göttliche Bestimmung an, die Existenz des Talents ist eine göttliche Garantie für das Streben der Völker nach einem höchsten Glück. Wie aber diese verschiedenen Fähigkeiten der menschlichen Arbeit in der Gesellschaft so organisirt werden können, daß sie alle nur zur Entwickelung des höchsten Glückes der ganzen Menschheit und jedes Einzelnen dienen, darüber hat auch der Saint-Simonismus keine genügende Antwort ertheilen können. Aber er hat gerade auf die Stellen, in welchen die Kraft der wahren Lebensentwickelung sitzt, seine Hand gelegt, wenn diese auch noch nicht zu heilen vermochte.

Der Saint-Simonismus, welcher nach dieser Seite

hin besonders durch Bazard eine eigenthümliche Ausführung erhalten, fand darin an den industriellen Richtungen, welche die neuere Zeit immer stärker hervortrieb, seine Unterstützung und Bestätigung. Bazard, ein kühner und gewaltiger Charakter, aber zugleich besonnen, ehrlich, und ein denkender Kopf, hatte besonders den industriellen Theil an der Doctrine de Saint-Simon (1828—1830), diesem Hauptwerk der saint-simonistischen Wissenschaft, entworfen und ausgearbeitet; den religiösen Theil, der mit der Organisation der Arbeit ein mystisches Spiel anhob und die Emancipation der Frau daran knüpfte, woran die ganze Schule gescheitert ist, diesen entwickelte Enfantin, der früher als polytechnischer Schüler bei der Artillerie gedient, und zuletzt Handlungsreisender gewesen war. Diese beiden Männer wurden die ersten Väter der saint-simonistischen Familie, in welcher Form sie die neue Gestalt der Gesellschaft zu begründen strebten. Denn die Saint-Simonisten gingen bei der neuen Einrichtung der Gesellschaft zunächst von dem Gedanken aus, daß die Gesellschaft weder eines Kaisers noch eines Papstes mehr bedürfe, sondern nur eines Vaters, welcher Vater nur der Fähigste unter Allen sein soll, und der eben dieser höchsten Fähigkeit wegen an der Spitze der Gesellschaft steht, indem die eigentliche Aufgabe seiner

Verwaltung die ist, allen andern Fähigkeiten in der Gesellschaft ihren Platz zu bestimmen, und nach diesen von ihm erkannten Fähigkeiten die Arbeit zu vertheilen. Dies ist eine neue hierarchische Form der Gesellschaft, die das Prinzip der Einheit, welches das Mittelalter in Papst und Kaiser gefunden, wiederherzustellen sucht durch einen solchen regierenden Vater der Industrie, in welchem sich alle Fähigkeiten der Gesellschaft concentriren sollen. Die Idee der Gleichheit Aller, welche in der Revolution in das Blut des französischen Volkes übergegangen, ihr wird hier die Brandfackel aus der Hand genommen, und ihr dafür eine stillere Blendlaterne untergeschoben, womit sie aber nur einen neuen Kerker der Menschheit beleuchtet, den Kerker der hierarchisch geordneten Fähigkeiten.

Diese Herrschaft der Fähigkeit, wie sie auch praktisch immer eine unausführbare Chimäre sein mag, sie hat doch zugleich eine Seite, wodurch sie in die allgemeine Volksbewegung der neuen Zeit tief hineingegriffen hat, und dies ist der Gegensatz zwischen Besitz und Arbeit, welchen der Saint-Simonismus dadurch zuerst ins Bewußtsein gebracht, welchen er in die Gedanken des Volkes hinübergeleitet hat, daß dieses davon zusammengefahren ist und seitdem keine Ruhe mehr hat finden können vor diesem Gedanken. Diese schöne und lang-

weilige Epopöe der Industrie, in welcher die Götter auf den Maschinen einherwandeln, in der alle Fähigkeiten sicher und abgerichtet auf ihren Rädern sich um sich selbst drehen, sie trägt, bei allem Sonnenschein des Friedens, den sie um sich her ausgießen will, doch zugleich die Elemente eines neuen Kampfes in sich. Dies ist der Kampf gegen die absolute Macht des Eigenthums, welcher sich sein ideelles Recht hernimmt aus dem Gedanken, daß das Eigenthum seine einzig wahre Bedeutung in der Arbeit hat, und daß es kein anderes wahres Eigenthum gebe, als das, welches aus der Arbeit, dieser ersten und einzig rechtmäßigen Quelle alles Besitzes, herfließe.

Schon der deutsche Philosoph Fichte hatte in seinem Buch von dem „geschlossenen Handelsstaat", welches er im Jahre 1800 herausgab, dieselbe Ansicht vom Eigenthum aufgestellt. In diesem geschlossenen Handelsstaat Fichte's, welcher in manchem Betracht mit dem hierarchischen Industriestaat der Saint-Simonisten zu vergleichen ist, da auch Fichte schon die Vertheilung der Arbeitszweige nach einer bestimmten Ordnung zu einer Grundbedingung des Staatslebens macht, und verlangt, daß der Staat die Gewerbszweige schließen müsse: hier wird auch vom Eigenthum gesagt, daß dasselbe nur ein ausschließendes Recht auf

eine bestimmte freie Thätigkeit sei, indem es ursprünglich kein Eigenthum des Bodens und kein Eigenthum der Sachen gebe, sondern immer nur ein Eigenthum des Gebrauchs, ein Eigenthum, welches das Recht ist, freie Handlungen mit einer Sache vorzunehmen, und den größten Nutzen daraus zu ziehen. Diese Ansicht vom Eigenthum, welche die deutsche Philosophie zuerst aufgestellt hat, hat der Saint-Simonismus in Frankreich unter das Volk gebracht, und zu den entschiedensten Folgerungen für das ganze Leben der Gesellschaft ausgebildet. Durch diesen Gedanken wollte der Saint-Simonismus dem Arbeiter seine Emancipation geben, die Emancipation der Arbeit von dem Besitz, welche darin besteht, daß das Mißverhältniß aufhören soll zwischen dem hervorbringenden Arbeiter, und dem müßigen Besitzer, der, ohne zu produciren, nur consumirt, und in welchem Mißverhältniß die moderne Sklaverei liegt. Durch diese Emancipation aber würde die erste Grundlehre der neuen Religion erfüllt werden, welche Saint-Simon gepredigt hat, nämlich die „Verbesserung des Zustandes der ärmsten und zahlreichsten Klasse der Gesellschaft."

Um den Arbeiter zum wahren Besitzer zu erheben, will aber der Saint-Simonismus einen neuen Zustand der Gesellschaft gründen, in welchem es kein Erbrecht

mehr giebt, denn die Erblichkeit der Familie, welche sich aus dem Schiffbruch des Mittelalters noch bis zu uns gerettet habe, sie ist der Grund einer falschen Vertheilung des Eigenthums und des Reichthums, welcher dadurch nach dem Zufall der Geburt, und nicht nach der inneren Fähigkeit des Menschen, bestimmt werde. Bazard stellt in dieser Auseinandersetzung, welche ihm angehört, ferner den sehr wichtigen Satz auf, daß auch das Eigenthum der Entwickelung und dem Fortschritte der Geschichte unterworfen sei. Das Eigenthum sei auch ein veränderliches Factum, wie denn der Mensch früher selbst als Eigenthum erschien. Die Nutzung des Menschen durch den Menschen aber, welche der Ausdruck eines unsittlichen Gewaltzustandes der Gesellschaft ist, sei immer im Abnehmen begriffen, und damit habe sich auch in der Geschichte selbst, bei jeder großen Umwälzung der Völkerverhältnisse, zugleich immer eine Umwälzung der Begriffe vom Eigenthum gezeigt. Die Erblichkeit selbst hat schon verschiedene Phasen der Entwickelung durchlaufen, wie denn der Eigenthümer anfangs sein Vermögen vererben konnte, auf wen er wollte, nachher trat das Gesetz dazwischen und bestimmte die Vererbung auf den ältesten Sohn, und endlich hat der Gesetzgeber eine gleichmäßige Vertheilung des Vermögens unter alle Kinder angeordnet.

Der wahre Erbe alles Vermögens soll der Staat sein, schlägt der Saint-Simonismus vor, die Gesellschaft, nicht die Familie, soll den Eigenthümer beerben. Wie die fortschreitende Geschichte die Erblichkeit der Aemter aufgehoben hat, so wird sie auch die Erblichkeit des Eigenthums aufhören machen. Es ist keine Frage, daß der Saint-Simonismus hier in der Erblichkeit diejenige schleichende Krankheit der Gesellschaft bezeichnet hat, durch welche sie am meisten in allen ihren Gliedern abgemattet und ausgesogen worden ist. Wenn der Communismus das leere und inhaltslose Utopien einer Gütergemeinschaft und gleichen Gütervertheilung gepredigt hat, so stellt der Saint-Simonismus dagegen schon die concretere Bestimmung auf, daß das Eigenthum der ganzen Gesellschaft gehört, daß es als ein Gesammteigenthum der Gesellschaft existirt, und daß Jeder dieses Eigenthum nur als Ausdruck seiner Fähigkeit besitzt, bis es, nach dem Tode seines Besitzers, an die Gesellschaft zurückgefallen, von dieser wieder nach der Fähigkeit und nach den Werken unter die Geeignetsten vertheilt wird. Diese Vertheilung übernehmen eigens dazu organisirte Banken, an welche jedes Vermögen nach seiner Erledigung abgeliefert werden muß, und die zugleich das Geschäft

haben, die Geeignetsten auszumitteln, an welche es von neuem übergehen kann.

Diese neue Gesellschaftstheorie will in dem erblichen-Eigenthum das letzte Privilegium der Geburt vernichten, aber sie tastet damit zugleich die Familie in ihrem innersten Recht und Heiligthum an. Die Familie, die das unsterbliche Prinzip der Gesellschaft ist, sie kann zwar nicht das Recht haben, den Staat zu übervölkern mit müßigen Besitzern, die auf den ererbten Geldsäcken die Weichlichkeit und Schlaffheit eines thatenlosen Daseins fortpflanzen. Die Familie kann auch nicht das Recht haben, durch die ausschließliche Vererbung des Eigenthums, durch welche sie bevorrechtete Müßiggänger schafft, eine Stockung in die frischen Säfte der Gesellschaft zu bringen, während sie ohne Zweifel besser sorgt für die lebendige Fortentwickelung der ganzen Gesellschaft, wenn sie ihre Kinder, nur auf die eigene Kraft gestellt, hinausstößt in das treibende und irrende Leben, um dort mit Allen und für Alle zu kämpfen und zu arbeiten. Indeß erfährt doch der Familiengeist selbst durch die Entziehung des erblichen Eigenthums einen Bruch in seinem innersten Wesen, wodurch die schönsten sittlichen Bande der Gesellschaft selbst entzwei gerissen zu werden Gefahr laufen, und welcher der produktiven Hervorbringung der Arbeit selbst nachtheilig werden

kann. Wenn der Erwerbende nicht mehr seiner Familie erwirbt, sondern nur für eine Abstraction, für den Gesammtbesitz der Gesellschaft, arbeiten soll, so wird der Arbeit in den meisten Fällen derjenige Stachel der Liebe fehlen, welcher als ein höheres geistiges Element auch die materielliste Beschäftigung durchdringen und veredeln kann.

Aber dieser Gesichtspunkt kann große Veränderungen erfahren, je nachdem ein höheres Gefühl für die Menschheit und für das gesammte Entwickelungsleben der Gesellschaft auch in den Familiengeist eintreten wird. Es wird dann vielleicht nicht mehr als eine Verletzung des innersten Lebens der Familie erscheinen, wenn die Gesellschaft in ihrer Idee als die wahre Besitzerin alles Eigenthums angesehen wird, und wenn dadurch ein Gesammteigenthum der Gesellschaft geschaffen wird, welches sich immer mehr als die wahre Ausgleichung zeigen muß zwischen diesen verzehrendsten Widersprüchen der Gesellschaft, zwischen der Armuth und dem Reichthum, zwischen den Arbeitenden und Besitzenden. Statt Blutgesetze gegen die Armen zu geben, wie dies in England im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert geschah, wo jeder Bettler mit dem Tode bestraft wurde, oder statt dem Armen das Heirathen von Staatswegen zu verbieten, wie auch neuer-

dings wieder mehrfach in Vorschlag gebracht worden ist, oder statt die überzähligen Kinder der Armen zu tödten, was vor einiger Zeit in einer in England herausgekommenen Schrift (in dem sogenannten Livre du meurtre) allen Ernstes gefordert worden ist — es sollte demnach das Gesetz vorschreiben, wie viel Kinder ein Armer haben dürfe, und die diese Zahl überschreitenden Kleinen sollten in einer alljährlichen Massacre umgebracht werden, ein prachtvoller Kirchhof aber, geziert mit Statuen, Bosquets, Wasserspielen und Blumen, sollte zum besondern Begräbniß dieser überzähligen Kinder errichtet werden, die Mütter, heißt es, würden dann an diesem Ort der Freude täglich spaziren gehen, und von der Seligkeit ihrer kleinen Engel träumen, und ganz getröstet wieder von hinnen gehen, um mit neuem Muth dafür zu sorgen, daß sie bald wieder andere Kinder hier zu begraben hätten *) — statt aller erträumten Mittel gegen die Armuth, die immer nur phantastisch und lächerlich ausschlagen werden, statt aller widersinnigen Bemühungen, das Armenwesen gesetzlich zu organisiren, giebt es nur ein Mittel und eine wahrhafte Bemühung, die Armuth in der Gesellschaft zu heilen, und das ist dies Erschaffen

*) Vergl. Proudhon Qu'est-ce que la propriété p. 22.

eines gesellschaftlichen Gesammteigenthums, dessen innerstes Lebensprinzip in die Fähigkeit der Arbeit verlegt wird, und durch dessen Vertheilung nach der Fähigkeit der Arbeit diese die Kraft erhält, sich frei durch sich selbst zu entwickeln, und in der Arbeit ein Eigenthum zu finden, sowie das wahre Eigenthum dann nur in der Arbeit besteht.

Diese Ideen, welche angeregt zu haben ein Verdienst des Saint-Simonismus ist, erschienen zuerst unter den Kämpfen der Julirevolution auf dem Schauplatz des Tages. Noch mitten unter dem Handgemenge dieses Kampfes, und beim Lärm der Flintenschüsse und Kanonen, hefteten Bazard und Enfantin große Anschläge an die Straßenecken, worin sie das Volk aufforderten zu einer großen industriellen Gemeinschaft des Eigenthums, welche Gemeinschaft zugleich eine religiöse und hierarchische Form haben sollte.

Unter der Julisonne des Jahres 1830 hatte der dritte Stand zum zweiten Mal durch den starken Arm des Proletariers die Grundfesten der Monarchie erschüttert. Diese Arbeiter, welche diesmal einen so raschen Kampf kämpften, hatten die Erfahrungen der ersten Revolution vergessen, in welcher sie schon einmal mit ihrem Schweiß und Lebensblut die Geschichte gemacht hatten, deren Gewinnst sie nicht erben sollten. Aber

mals verließen sie ihre dunkeln Werkstätten, mit dem Kinderglauben an die Sonne der Geschichte, nach welcher sie thöricht langten, und abermals halfen sie eine Constitution erkämpfen, in welcher sie durch den Wahlcensus, der das politische Bürgerrecht an das Geld knüpft, von dem Staatsleben, von der Freiheit, von der Nation ausgeschlossen wurden. Aber die Wuth der Massen wurde diesmal beschwichtigt durch die Arbeit, zu welcher der neue König der Franzosen, Louis-Philipp, sie zurückzuführen verstand. Wie Napoleon seinen Tambour hatte schlagen lassen, so ließ Louis-Philipp jetzt die Industrie ihre Hämmer und Werkzeuge anschlagen, um das Volk von sich selbst abzubringen, und in eine seine Leidenschaften bewältigende Thätigkeit hinüberzuleiten. In Louis-Philipp schien der Gedanke Saint-Simons, daß der König der erste Industrielle seines Staats sein solle, sich zuerst verwirklichen zu wollen. Das Schlachtfeld von Paris, das der Juli gesehen, hatte sich im August schon wie in eine Fabrikstätte unter seinen Händen verwandelt. Louis-Philipp ließ in der Hauptstadt bauen, aus den Geschichtsereignissen wurden öffentliche Denkmäler gemacht, an welchen die Arbeiter sich ihr eigenes historisches Unglück wegarbeiten mußten, Fa-

in ihrer geistigen Bildung zu bringen. Unter diesen schlossen sich viele der Männer, welche jetzt die erste Stelle in Frankreich einnehmen, den neuen Ideen der Saint-Simonisten an, darunter Michel Chevalier, Leroux, Carnot, welche an der Gründung der ersten saint-simonistischen Familiengemeinschaft Theil nahmen.

31.

Die Emancipation der Frau.

Der Saint-Simonismus würde die wahre Volksphilosophie in Frankreich geworden sein, wenn er nicht durch die Ansicht, die er gleichzeitig von den Frauen aufgestellt, sich um seine sittliche Gediegenheit und Reinheit gebracht hätte. Der Graf Saint-Simon, wie ich schon früher bemerkt habe, hatte nur an einer einzigen Stelle seiner Schrift angedeutet, daß auch die Frau zum Antheil am Völkerleben berufen werden solle. Der saint-simonistische Vater Enfantin war es, welcher diese Berufung der Frau (appel à la femme) nun zum Mittelpunkt der ganzen gesellschaftlichen Lehre ausdehnen wollte, und darunter ihre Emancipation begriff, welche die Ausschließung der Frau vom Tempel, von der Politik, und ihre untergeordnete Stellung im

Verhältniß zum Manne, aufhören machen sollte. Die freie Frau (la femme libre, la femme messie) wird erwartet, die mit dem Manne zugleich das definitive Gesetz der Gesellschaft auffinden soll, unter dessen Herrschaft Mann und Frau sich vereinigen und in einer heiligen Gleichheit leben werden. Nicht mehr, wie es in der Vergangenheit der Fall war, der Mann allein, sondern Mann und Frau zusammen sei das gesellschaftliche Individuum, welches das couple revelateur, das Offenbarungspaar für die wahre Gestaltung der Gesellschaft bildet. Diese Emancipation des Weibes schloß jedoch zugleich die Emancipation des geschlechtlichen Verhältnisses in sich, und es sollte sich daran, ohne die Ehe geradezu aufzuheben, ein unbeschränkter Umgang der Geschlechter knüpfen, welchen Enfantin in eine priesterliche Formel kleidete, nach dem Grundgesetz der Schule, daß Alles Religion sein solle, und daß die Materie, welche das Christenthum verworfen, wieder geheiligt werden müsse, was auch die Rehabilitation des Fleisches genannt wurde.

Der Priester der Gesellschaft, im Verein mit der Priesterin, welche als das freie Weib noch erwartet wird, dieser Doppelpriester (couple-prêtre) ist es, welcher das Geschäft der Vereinigung der Geschlechter leiten und erleichtern soll. „Die Mission des Priesters,

ruft Enfantin aus, iſt es, auf gleiche Weiſe beide Naturen zu fühlen, die ſinnlichen und fleiſchlichen Begierden zu ordnen und zu entwickeln!“ Die Individuen eines jeden Geſchlechts werden in zwei Klaſſen getheilt, in bewegliche und unbewegliche (mobiles et immobiles). Die eine, mit der Fähigkeit lebhafter und flüchtiger Leidenſchaft begabt, empfindet unaufhörlich das Bedürfniß des Wechſels und der Veränderung, ſie würde nicht lange Zeit mit demſelben Manne oder derſelben Frau verbunden ſein können; für ſie muß daher die Ehe eine zeitliche (successif) ſein, und nur unter dieſer Bedingung dürfen ſie in ihre Verbindung eingehen. Die Andern, mit der Fähigkeit tiefer und dauerhafter Neigungen begabt, empfinden im Gegentheil die Nothwendigkeit der Stätigkeit und Einheit; ihre Liebe iſt dem Wechſel der Zeit unzugänglich und wächſt ſelbſt durch den Beſitz. Für ſie iſt die Ehe definitiv, nur in dieſer Hoffnung willigen ſie in die Verbindung. Die Scheidung muß im Intereſſe der beweglichen Naturen, weil ſie ja ebenfalls im Plane Gottes ſind, und ihre Unbeſtändigkeit nicht minder fruchtbar an glücklichen Reſultaten für die Geſellſchaft geweſen iſt, als die Beſtändigkeit der Andern, dieſe Scheidung muß zu einer heiligen Handlung erhoben werden. Sich ſelbſt überlaſſen würden dieſe beiden

Klaſſen ſich verkennen und gegenſeitig abſtoßen, aber der Prieſter, Mann oder Frau, in welchem ſich die Einheit des Lebens concentrirt, der Prieſter muß zugleich beweglich und unbeweglich ſein, und hat darum die Macht der Verbindung beider Klaſſen. Als unbeweglich bleibt er demſelben Individuum unter dem Namen des Gatten oder der Gattin verbunden, und als beweglich beſchränkt er ſeine Vertrautheit (intimité) nicht allein auf dieſes Verhältniß. Hauptſächlich in den Ergießungen der Beichte ergiebt ſich der Prieſter dem Gefühle der Beweglichkeit, wodurch er ſeine Untergebenen ſich ähnlich macht und ſie leichter zum Fortſchritt anleitet *).

Dies iſt die Emancipation der Frau und der Ehe, welche dieſe Seite des Saint-Simonismus in abenteuerlicher Frechheit auszubilden geſtrebt hat, ein ägyptiſcher Fleiſchcultus, der ſich auch in Deutſchland neuerdings in den Verirrungen der Mucker, wie früher in der Ehe der Herrnhuther, factiſch gezeigt hat. Dieſe Lehre des Enfantin, als er ſie in der Sitzung vom 19. November 1831 vorgetragen hatte, erregte die heftigſte Spaltung unter den Mitgliedern der ſaint-

*) Vgl. Moritz Veit, Saint-Simon und der Saint-Simonismus S. 196.

ſimoniſtiſchen Geſellſchaft ſelbſt, die Beſſeren und Bedeutenderen ſagten ſich von aller Gemeinſchaft der Schule los, und das Schisma ward öffentlich erklärt, damit zugleich das Vertrauen des Publikums auf die Beſtrebungen der Schule, die in ſich ſelbſt entzwei gebrochen waren, vernichtet. Eine höhere Anſicht der Ehe hatte Bazard vergeblich gegen den wilden und verworrenen Enfantin geltend zu machen geſucht. Bazard ſagte: Alle Individuen ſind verſchieden. Alle haben in der allgemeinen ihre beſondere Beſtimmung, woraus folgt, daß kein Individuum, und kein Volk willkürlich mit einem andern vereinigt werden kann, und daß Jeder, in den verſchiedenen Sphären der Neigung und Thätigkeit, in denen ſein Leben ſich entwickeln ſoll, ſeine natürlichen und vorher beſtimmten Bundesgenoſſen hat. Es giebt daher für jeden Mann nur Eine Frau, für jede Frau nur Einen Mann, die beſtimmt ſind in der Ehe die harmoniſche Einigung des Paares zu bilden. Jede Ehe, fährt Bazard fort, iſt in dem Glauben an ihre Unauflöslichkeit geſchloſſen, weil, wenn irgend eine Lücke, oder Disharmonie fühlbar geworden wäre, dieſe Ehe gar nicht hätte geſchloſſen werden dürfen. Da aber noch nicht alle Individuen ein ſolches Bewußtſein ihrer Perſönlichkeit haben, daß ſie die rechte Wahl treffen können, ſo wird immer noch eine Zahl derſelben

indem sie das Wesen aufsuchen, das in der Ehe sie ergänzen soll, unvollkommene und vorbereitende Verbindungen eingehen müssen; so lange diese Unvollkommenheit dauert, ist die Scheidung gesetzmäßig, denn nach der dreifachen Bestimmung der Ehe, individuell, social und universell zugleich zu sein, beendigt die Scheidung einen individuellen Schmerz, eine gesellschaftliche Disharmonie und eine Unordnung in der Welt. (Ausführlich mitgetheilt von Veit, Saint-Simon und der Saint-Simonismus S. 201.)

So kann nach der Ansicht des Saint-Simonisten Bazard die Aufhebung der Ehescheidung erst dann eintreten, wenn alle Menschen **vollkommene** und gewissermaßen **Engelgleiche** Wesen geworden sind, und es ist zu erwarten, wie lange es noch dauern wird, bis der Gesellschaft diese Palme der Vollendung zugesprochen sein wird, welche sie nicht voreilig durch die Aufhebung der Ehescheidung an sich reißen mag!

Mit dem **Ideal der Weiblichkeit** sich beschäftigt zu haben, ist ein Beginnen, das den neuesten socialen und literarischen Bestrebungen in Deutschland und Frankreich am allerwenigsten zur Unehre gereicht, da diese Bestrebungen so sehr mit den Idealen zusammenhängen, welche die moderne Gesellschaft zur Erreichung eines vollkommensten Zustandes überhaupt angestrebt

hat, und da sie in diesem allgemeinen Emancipationsversuch, zu dem der Menschheit durch das Christenthum dieser neue Stachel nach Vollkommenheit geworden, ebenfalls ihre Wurzel haben.

Da die Stellung der Frauen zur bürgerlichen Gesellschaft ihre Geschichte hat, wie die Gesellschaft selbst, und sich mit dieser auf ganz historischem Wege verändert, so konnten auch verschiedenartige Anläufe und Versuche, zu dem Ideal der Weiblichkeit zu gelangen, entstehen. Dies Ideal, inwiefern es die innerste Natur des Weibes auf ihrer Höhe darstellen soll, konnte nie einem Zweifel unterliegen. Es tritt schon bei den Alten, welche die Bedeutung der Weiblichkeit für die Gesellschaft fast gar nicht kannten noch anerkannten, in ihrer Antigone und Iphigenia eben so vollendet auf, als nur immer bei den neueren Völkern, bei welchen zugleich seit den Einwirkungen des Christenthums die sociale Bedeutung des Weibes sich eigenthümlich entwickeln mußte. Die weibliche Natur in ihrer innersten Beschaffenheit muß daher dieselbe bleiben, welche Anerkennung ihr auch in ihrer äußern Stellung zum Staat und zur Gesellschaft werden mag, und nur um diese Anerkennung, welche die Socialisten eine Emancipation genannt haben, kann es sich handeln. Eine naturwidrig aufgedrungene Entwickelung vermag sich weder in der geistigen noch in

der materiellen Welt zu halten, und darum kan dein ſociale Stellung der Frauen nie in einem Widerſpruch mit dem einen und einfachen Ideal der Weiblichkeit ſich befinden. Hat die Emancipation den Frauen auch Antheil an Staat und Bürgerthum erkämpfen wollen, wie ſchon lange vor den Saint-Simoniſten in Deutſchland der geniale Hippel in ſeiner Theorie der Ehe mit der beſtimmteſten Einzelausführung gethan, ſo kann man es dem Genius der Weiblichkeit überlaſſen, dieſe Beleidigung, ſoweit eine darin liegt, zu rächen. Indeß kann der Staat für ſich ſelbſt keine Beleidigung darin erblicken, und manchen Völkern hat es im Unglück zu ihrem ſchönſten Ruhm gereicht, daß die Frauen den Staat haben retten wollen, wie zum Beiſpiel die edeln, für das Vaterland entflammten Polinnen, welche zu Zeiten die eigentlichen Führer ihrer Nationalität geweſen. Hier deutet ſich die ſchönſte weibliche Wirkſamkeit darin an, daß die Frau gewiſſermaßen das ideale Gewiſſen des Mannes darzuſtellen hat, ſo daß der Mann ſich vor Niemand mehr zu ſchämen hat, als vor der Frau, wenn er ein Knecht iſt, und in unfreien öffentlichen Verhältniſſen ſich befriedigt und beruhigt erblicken läßt. Dies iſt die ideale Natur der Frau, daß ſie in ihrem eigenſten Weſen ſchon eine reine Sphäre der Freiheit und Sittlichkeit

darſtellt, und dies wird der Antheil der wahren Frau am Staats- und Völkerleben ſein, daß ſie durch dieſe ihre ideale Natur, welche ſie rückſichtslos gegen alle zeitlichen Vortheile und Nachtheile walten läßt, den Mann zwingen ſoll, ſich und die Geſellſchaft frei zu machen.

Man hat zu allen Zeiten von der ſocialen Freiheit des Weibes Pläne entworfen, und dabei immer Gelegenheit zu Carikaturen gefunden. Das Weib wird, eben ſo wie die Geſellſchaft ſelbſt, nur in ſeiner höchſten ſittlichen und geiſtigen Entwickelung frei. Die Verſittlichung der weiblichen Zuſtände erſcheint vornehmlich an die höhere geiſtige Geltung der Frauen geknüpft, und iſt inſofern auch ein organiſcher Beſtandtheil des frei werdenden Staats, indem die Ehe und das Familienleben erſt dadurch zu ihrer wahren Geltung gelangen. Die bloß materielle und phyſiſche Betrachtung der Ehe ſtützt ſich allerdings auf die Landesgeſetze, doch weiſet ſchon das Bedürfniß nach der kirchlichen Sanction, welche gewiſſermaßen das geiſtige Element in der Ehe repräſentirt oder andeutet, das Ungenügende und Unſittliche jener Anſicht nach. Indeß kann auch die kirchliche Sanction die Ehe nicht ſittlich machen, wenn der Geiſt fehlt, welcher das Leben der Ehe durchdringen ſoll. Dieſer Geiſt begründet ſich nur auf die Anerken-

nung, welche der Bedeutung des weiblichen Geschlechts überhaupt gezollt wird, denn je weniger die Ehe von dem bloß materiellen und physischen Gesichtspunkt aus gilt, desto sittlicher erscheint darin das Weib, und emancipirt sich somit durch die wahre Ehe zu dieser sittlichen Freiheit, in der sie zugleich die höchste Bestimmung ihrer Natur erfüllt, und zur reichsten Entfaltung auch ihres geistigen Wesens kommt. Der Begriff der freien Ehe, mit dem die Socialisten sich beschäftigt haben, kann nur eben dieser Begriff sein, wenn er ein vernünftiger sein soll.

Die Emancipation der Frauen, wie sie der Saint-Simonismus zurecht gemacht, hat schon in alter Zeit, namentlich bei den Griechen, die ganze Stufenleiter ihrer Thorheiten und Tollheiten durchlaufen. Dies beweist die schon früher erwähnte Komödie des Aristophanes: „die Ekklesiazusen oder die Weiberherrschaft", welche noch heut als die erschöpfendste Travestie dieser Richtungen angesehen werden kann. In dieser Komödie, in welcher die, der Oberleitung des Staats und der Gesellschaft sich bemächtigenden Frauen verspottet werden, geht die Satire zugleich auf alle diejenigen socialen Probleme, welche mit der Emancipation der Frauen innerlichst zusammenhängen. Das Familienleben wird aufgehoben, aus allen Häusern wird nur

ein Haus gebildet, alles Eigenthum wird zu einem Gesammteigenthum der Gesellschaft gemacht, ein gemeinsamer Tisch für Alle wird eingerichtet. Wenn man diese merkwürdige Komödie des Aristophanes liest, muß man erstaunen, wie frisch und treffend alle diese Beziehungen auch für uns und unsere Zeit geblieben sind, und wie der alte Dichter darin gewissermaßen in prophetischer Satire dem modernen Communismus und Socialismus alle seine Thaten vorgezeichnet hat.

32.

Das System des Fourier.

In einem Handelsladen zu Besançon stand ein kleiner Knabe, zu welchem ein Käufer herantrat, um sich bei ihm nach der Beschaffenheit der ausgestellten Waare zu erkundigen. Der Knabe, der seinen Vater hier vertrat, sagte dem Käufer ganz offenherzig, daß diese Waare sammt und sonders nichts tauge, wofür er sofort von dem zurückkehrenden Kaufherrn, seinem Vater, die unbarmherzigsten Schläge empfing. Dieser Knabe war Charles Fourier, der große sociale Denker, der ein neues System der Gesellschaft, welches er auf die Einheit des Menschen und der Natur gründete, den Uebeln der heutigen Civilisation gegenüberstellte. Jenes erste sociale Erlebniß seiner Kinderjahre brachte ihn zuerst zum Nachdenken über den Zustand einer

Civiliſation, wo man für die Wahrheit Schläge verdienen könne, und Fourier pflegte ſelbſt auf dieſe ſeine erſten ſocialen Kindergedanken, die ihm das junge Herz zerſchnitten, den erſten Quellpunkt ſeiner Geſellſchaftstheorie zurückzuführen. Fourier war ſelbſt der Handlung beſtimmt worden, und diente im Jahre 1799 zu Marſeille in einem großen Handlungshauſe, als gerade dort eine furchtbare Theuerung ausbrach, und ſein Handelsherr ihm auftrug, eine große Maſſe von ſchadhaft gewordenem Reis heimlich bei Seite zu ſchaffen, anſtatt ſie den Armen zu einem geringeren Preis loszuſchlagen, weil er dadurch für ſeine übrigen Kornvorräthe deſto höhere Preiſe erzielen konnte. Bei Nacht ſchlich der junge Fourier, der damals 26 Jahre alt war, mit den Reisſäcken beladen, an das Meer, um ſie dort zu verſenken, und durch dieſe auf den Hunger des Armen gegründete Speculation des commerciellen Egoismus ein Verbrechen mitzubegehen, welches er von jetzt an dadurch abzubüßen ſuchte, daß er alle ſeine Gedanken darauf richtete, wie die Geſellſchaft auf eine höhere Baſis der Beglückung und Befreiung aller ihrer Zuſtände geſtellt werden könne *).

*) Vergl. Reybaud, Études sur les réformateurs contemporains p. 144.

Fourier blieb selbst Zeit seines Lebens ein armer Handlungscommis, der unter Buchführen und Rechnungsschreiben sein äußeres Leben dürftig und unscheinbar verbrachte, der fast nur mit Menschen der niederen Classen, mit Gestalten des Elends und der Armuth, Verkehr hatte, in dessen Geist sich aber mächtig und mit hoher Gedankenkraft eine neue Welt glückseliger Gesellschaftszustände ausbildete, ein Paradies der Gesellschaft, das er philosophisch zu begründen und dichterisch mit den üppigsten Farben der Phantasie auszumalen suchte. Zuerst wandte er sich, wie Saint-Simon, an die Philosophen, von denen er gehört hatte, daß sie auf dem Thron der Menschheit säßen, aber nachdem er sie studirt, fand er, daß sie sich mit Dem nicht beschäftigten, worauf es ihm einzig und allein ankam, nämlich mit dem Glück, denn die Philosophie des Glücks wollte er haben. In dem Glück sah er die wahre Bestimmung des Menschen auf Erden, und dieser Phönix der Menschheit, das Glück, der aus der Asche der bisherigen Gesellschaftszustände emporsteigen sollte, er war ihm nicht bloß im Traum erschienen, sondern Fourier getraute sich, die Gewißheit eines glücklichen Gesellschaftszustandes, wie er ihn sich dachte, durch Zahlen beweisen und durch mathematische Figuren als unumstößlich aufzeigen zu können. In diesen Gedanken

ſchrieb er zuerſt im Jahre 1808 ſeine Théorie des quatre mouvements, welches Buch die Grundkeime ſeiner ganzen ſocialen Speculation enthält, und worin er das wahre Glück der Menſchheit dahin beſtimmt, daß es die Harmonie der Triebe und ihrer Befriedigung ſei. In der Harmonie zwiſchen dem Menſchen und der Natur erkennt Fourier das höchſte und einzig wahre Geſetz des Lebens, und darauf gründen ſich alle ſeine Anſchauungen von der glücklichen Geſtalt der Geſellſchaft, die er gefunden zu haben glaubt. Die Triebe des Menſchen ſind es, auf welche Fourier ſeine neue Geſellſchaftstheorie baut, und deren geiſtiges Geſetz er mit eben ſolcher Beſtimmtheit aufzufinden ſtrebt, wie Newton für das phyſiſche Leben des Univerſums die Geſetze der Schwere und der Anziehung und Abſtoßung gefunden. Die Menſchheit, raiſonnirt Fourier, iſt bis jetzt dadurch unglücklich geweſen, daß ſie nicht alle ihre Triebe, welche in ſie gelegt ſind, frei zu entwickeln vermocht hat, ſondern daß ſie meiſt nur auf die Unterdrückung der Triebe angewieſen war, und doch ſind alle Triebe, welche der Menſch hat, von Gott, weshalb ſie weſentlich erfüllt und befriedigt werden müſſen. Durch die Befriedigung aller ſeiner Triebe gewinnt der Menſch erſt wahrhaft die Vollendung ſeines eigenen Daſeins, und das

iſt der vollendetſte Menſch, dem dieſe Harmonie des Genuſſes, die der Zweck der Schöpfung iſt, ſich zu ſeinem wahren Lebensgeſetz verwirklicht hat. Da es nach dieſer Theorie Fourier's nichts Böſes im Menſchen giebt, ſondern das Böſe erſt aus der Nichtbefriedigung der Triebe entſteht, ſo kann das wahre und glückliche Leben der Geſellſchaft nur gegründet werden auf dieſe freie Entwickelung aller Triebe, die auf einem nützlichen Felde concentrirt werden müſſen, und dies iſt die Harmonie des Genuſſes, welche zugleich als Baſis der Arbeit erſcheint. Das Glück iſt der eigentliche Inhalt des menſchlichen Daſeins ſelbſt, und darum ſucht Jeder mit ſolcher Leidenſchaft das Glück, um darin ſeine wahre und höchſte Beſtimmung anzutreffen. Die Triebe ſind aber, in dieſer eigenthümlichen Weltanſchauung Fourier's, gewiſſermaßen nur die Naturkräfte, welche die Bewegung darſtellen, um dadurch, wie auf einer Sproſſenleiter, zum Ziel der Harmonie oder des Glücks zu gelangen. Alles iſt Bewegung, aber was ſich bewegt, das iſt der Trieb, der ſich als dieſe Kraft der Anziehung (attraction) darſtellt, der aber kein anderes Ziel in ſich hat, als daß er befriedigt wird, und dies, befriedigt zu werden, iſt eben die Beſtimmung (destinée). Hieraus ergiebt ſich der erſte Grundſatz in der ſocialen Philoſophie Fourier's: les attractions sont proportionnelles

aux destinées, welches so viel heißt, als daß jeder Trieb, welcher wirklich da ist, auch im Einklang stehen müsse mit der Bestimmung, die er zu finden hat, und die Verwirklichung dieses Einklangs von Anziehung und Bestimmung ist das wahre Glück der Gesellschaft, die Harmonie.

Die Harmonie, als diese wirkliche Einheit von Attraction und Bestimmung, erscheint somit als das Resultat einer Reihe von lauter einzelnen Punkten, welche die Bewegung stufenweise durchschritten hat, um sich darin zu erfüllen und zu vollbringen, und so ist die Harmonie, in welcher sich die Bewegung vollzogen hat, nichts Anderes, als die Reihenordnung der einzelnen Resultate der Bewegung, und diese die Harmonie gliedernde Reihe ist in der Gesellschaftssprache Fourier's die Série, wodurch sich sein zweiter Grundsatz so bestimmt: la Série distribue les Harmonies. Hierin liegt zugleich die ideelle Ueberwindung des Gegensatzes von gut und böse, denn da Alles Harmonie zu werden bestimmt ist, und da die Harmonie nur aus der Vollziehung und Befriedigung aller Triebe erwachsen kann, so kann auch in dieser Erfüllung der Triebe keine Sünde mehr gefunden werden. —

Die Gesellschaft aber muß sich nach diesem Gesetz

der harmonischen Bewegung gestalten, d. h. sie soll sich nur in der Reihenfolge, in der Folge von solchen Serien darstellen, wie sie sich durch jenen Einklang von Anziehung und Bestimmung bedingt zeigen. Das Räthsel der Gesellschaft, welches gelöst werden soll, ist sonach dies, daß die Neigung mit der Nothwendigkeit versöhnt werde, und das eine Einrichtung getroffen werde, worin der Trieb des Menschen sich zugleich als seine nothwendige Bestimmung entfalten könne. Fourier hat sich hier überhaupt auf einen Standpunkt gestellt, welcher mit den Anschauungen der Naturphilosophie in Deutschland viele verwandte Elemente darbietet, und diese besonders auch darin zeigt, daß er überall die Bestimmungen des einzelnen menschlichen Daseins an das Leben des Alls anzuknüpfen sucht, und dies ist die Analogie des Seins mit dem All, welche das eigentliche Denkorgan Fourier's ausmacht, und der er ebenso seine tiefsinnigsten und wahrsten Anschauungen verdankt, als sie ihn auch in die abenteuerlichsten Erfindungen und Phantasmagorieen hineingestürzt hat, wie dies ebenfalls der deutschen Naturphilosophie begegnet war. In diesen seinen Analogieen des Seins mit dem All ist aber Fourier zum Beispiel so weit gegangen, zu behaupten, daß die Frauen den Kaschmirshawl dem besondern Einfluß des Venusgestirns

verdanken, wie er auch mit großer Bestimmtheit versichert hat, daß unter den Blumen die Rose das Werk Merkurs sei, und die Hortensia, das Symbol der Koketterie, durch den Einfluß des Sternbildes der Kleopatra geschaffen worden. Durch solche und ähnliche Phantasiespiele, zu denen der sonst so ehrliche und gewissenhafte Denker wie in einem Rausch seines schauenden Geistes sich hinreißen läßt, und die meist nur eine symbolische Bedeutung haben sollen, wie wenn er die Milchstraße als das Analogon der Ehrbegierde, das Planetensystem als das der Liebe, angiebt, durch diese Dinge will er nur die Anschauung seines höchsten Prinzips gewähren, welches die Einheit der Welt ist, der Unitéisme, das Allen Gemeinsame, unter welcher Gedankenform ihm die Gottheit selbst erscheint. In diesem Sinne hat der Dichter Béranger von der Lehre Fourier's gesagt, daß sie den Ehebund zwischen Himmel und Erde schließe, und daß sie zeigen wolle, wie dasselbe Gesetz, welches den Stern regiert, auch den Frieden bringen wird dem menschlichen Geschlecht, indem er singt:

la terre, après tant de désastres,
Forme avec le ciel un hymen
Et la loi, qui régit les astres
Donne la paix au genre humain.

Diesen höchsten Grundgedanken alles Socialismus, den Himmel auf die Erde herabzuziehn, an welchem,

ſchon Saint-Simon in ſeiner prophetiſchen Leidenſchaft gearbeitet hat, Fourier ſucht ihn ſofort praktiſch und ökonomiſch zu geſtalten, und als eine ausführbare Welt der Wirklichkeit hinzuſtellen. Indem aber die menſchlichen Triebe ſelbſt in all ihrer Freiheit und Befriedigung die Grundlage dieſer neuen geſellſchaftlichen Weltordnung bilden ſollen, und zwar dergeſtalt, daß den Reihen der menſchlichen Triebe immer die Reihen der vorzunehmenden Arbeiten entſprechen, ſo drückt ſich darin zugleich der wahre Begriff der Arbeit dahin aus, daß die Arbeit das eigentliche Verhältniß des Menſchen zur Natur iſt, und daß die Arbeit es iſt, durch welche der Menſch den Naturſtoff geiſtig bewältigt, indem er durch dieſe Einheit der geiſtigen und natürlichen Kräfte, die er darin aufzeigt, zugleich ſeine wahre menſchliche Freiheit in der Natur darſtellt. Wenn ſich Fourier auch noch nicht ausdrücklich zu dieſem wahren Begriff der Arbeit hat erheben können, ſo liegt derſelbe doch dargebildet in den Einrichtungen, welche er ſeinem harmoniſchen Geſellſchaftszuſtand zu geben ſich ausgedacht.

Das Erſte, was er zur Aufrichtung ſeines Gebäudes vorzunehmen hat, iſt dies, die menſchlichen Triebe alle in eine beſtimmte Claſſenordnung zu bringen. In dieſer Philoſophie der Triebe, durch welche er den ganzen Menſchen in beſtimmte und greifbare Formeln zerſetzen

will, betritt Fourier ruhig, wie ein Rechnungsführer der Schöpfung, das geheimſte Innere der menſchlichen Natur, um Maaß zu nehmen und Namen zu geben allen dieſen dunkeln Regungen und Leidenſchaften, welche dort in der Nacht der Seele jeden Augenblick eine neue Geburt feiern. Indem er aber in den menſchlichen Leidenſchaften das ewige Saatfeld der Zukunft betritt, indem er aus der Tragödie der menſchlichen Triebe das ökonomiſche Rechnungsexempel eines Wirthſchaftsinſpectors macht, bringt er doch, bei allem Mißlichen und Unmöglichen, das dieſes Beginnen haben muß, auch manche tiefſinnige und wahrhafte Anſchauung zu Tage.

Als wahre Grundtriebe der menſchlichen Seele erkennt Fourier nur zwölf, von denen fünf den fünf Sinnen des Menſchen entſprechend, ſein unmittelbares perſönliches Bedürfniß, oder die Vollendung ſeiner einzelnen Perſönlichkeit darſtellen, weshalb ſie Fourier als die Triebe des Luxus, welche dem Geſicht, Gehör, Geruch, Geſchmack und Gefühl entſprechen, eingezeichnet hat. Ferner erſchienen vier Triebe zuſammen, welche Fourier die Triebe der Gruppe nennt, und wozu die Freundſchaft, die Liebe, der Ehrgeiz und das Familienband gehören. Als die drei höchſten Paſſionen aber werden endlich diejenigen erkannt, durch welche ſich

eine Série, eine Reihe, in der Gesellschaft bildet, von welcher Série die Gruppe nur eine Unterabtheilung ist, und für diese hat Fourier sehr eigenthümliche und wunderliche Namen erfunden, indem er als *passion cabaliste* denjenigen Absonderungstrieb des Menschen bezeichnen will, durch welchen dieser sich oft getrieben fühlt, einseitig für sich zu verharren, um sich in dieser Einseitigkeit der eigensten Ausbildung seines besonderen Wesens, dem besondern Genuß irgend einer Arbeit oder Liebe zu überlassen. Wenn dieser Einseitigkeitstrieb des Menschen gut ist, um tüchtige Charaktere in sich selbst erstarken zu lassen, so ergreift ihn dagegen ein anderer Trieb, welcher ihn wieder in die Mitte der Gesellschaft, zur gleichmäßigen Entwickelung seiner Kräfte nach dem Maaß aller übrigen, wohlthätig zurückführt, und dies ist der Veränderungstrieb, welchen Fourier die passion papillonne oder alternante nennt, welche den Menschen dem reizenden Wechsel des Umganges hingiebt, und ihn fröhlich von Arbeit zu Arbeit, und von Genuß zu Genuß fortzieht. Der dritte Trieb, welcher der aus Einseitigkeit und Wechsel heraus nach Einheit strebende Trieb in der Gesellschaft ist, nennt Fourier die passion composite, womit er etwas dunkel denjenigen Drang des Menschen zu bezeichnen scheint, welcher ihn immer treibt, das mannigfach zerrissene

und zerstückelte Dasein sich zu einem harmonischen Ganzen zu vollenden.

Nachdem Fourier in dieser Weise die Idee der menschlichen Natur zu finden gesucht, schritt er dazu, sein Gebäude der neuen Gesellschaft auf diese Idee zu gründen, auf die Idee der Leidenschaft und des Genusses. Die Leidenschaft und der Genuß, die sonst in dem Gesetzbuch der christlichen Gesellschaft keine Stelle hatten finden können, sondern nur als zerstörende Naturkräfte niedergehalten worden waren, sie sollten jetzt als die gesetzgeberischen Elemente der neuen und freien Gesellschaft selbst erscheinen, indem sie sich mit der Arbeit, welche die Grundlage alles Gesellschaftslebens wird, verbinden. Indem Fourier von dem Satz ausgeht, daß jeder Mensch zu irgend einer Thätigkeit und Arbeit eine besondere Lust in sich trägt, sieht er sie alle nach ihrer Arbeit zu besonderen Gruppen sich vereinigen, welche Gruppen wieder zu ganzen Sérien, die einen bestimmten Industriezweig darstellen, sich zusammenfassen. Hierdurch bildet sich die neue Gemeinde, in welcher die Sérien, wie sie sich nach den Arbeitszweigen gliedern, zu einer Gemeinschaft von immer 1800 bis 2000 Personen zusammentreffen, welche Gemeinschaft die Phalange genannt wird, die zusammen, auf einem Landstrich von ungefähr einer Quadratmeile, ein großes, gemeinschaft-

liches Gebäude, das Phalanstère, bewohnen. Menschen jedes Alters und Geschlechts vereinigen sich in diesem Phalansterium, zu einem Zustande der harmonischen Vergesellschaftung, in welcher die Arbeit, wie sie sich nach den verschiedenen Fähigkeiten und Trieben regelt, die organisch verbindende Kette des ganzen Lebens abgiebt. Dies Phalanstère, sagt Fourier, (Traité d'associatation III. 456 ff.) kann keine Aehnlichkeit haben mit allen bisher bekannten Gebäuden, Palästen oder Klöstern. Obwohl das erste Phalanstère zur Probe aus den allerwohlfeilsten Materialien hergestellt werden soll, so wird es sich doch, sobald man über seine beste Form übereingekommen, prächtiger, schöner, großartiger und bequemer herstellen lassen, als alle bisher bekannten Wohngebäude. Auch wird es wohlfeiler sein als die bisherigen Häuser, da diese Anzahl von Menschen, welche sonst 400 bis 600 Einzelwohnungen gebrauchen würden, in einer gemeinschaftlichen Wohnstätte sich Alles billiger herstellen können. Das Centrum dieses schönen und hohen Gebäudes ist für die friedlichen und stillen Verrichtungen der Gesellschaft bestimmt, es dient den gemeinschaftlichen Eßsälen, der Börse, den Rathszimmern, der Bibliothek, zum Studiren u. dgl. Auch befindet sich in diesem Centrum der Tempel, der Ordnungsthurm (la tour d'ordre), der Telegraph, die

Brieftauben, das Glockenſpiel der Ceremonie, das Obſervatorium. Das Gebäude dehnt ſich in zwei Flügeln aus, von denen der eine dazu beſtimmt iſt, die geräuſchvollen Werkſtätten aufzunehmen, als Schmiede, Zimmerleute, und Alles was mit dem Hammer arbeitet. Der andere Flügel umfaßt beſonders die Säle, welche der Erholung und dem Vergnügen gewidmet ſind, die Tanzſäle, das Theater, und diejenigen Räume, in welchen der Verkehr mit den Fremden getrieben werden kann. Das Phalanſtère hat wenigſtens drei Etagen und Dachraum-Wohnungen außer dem Erdgeſchoß und dem Entreſol, welche zu Wohnungen für die Kinder und für die im hohen Alter ſtehenden Greiſe beſtimmt ſind.

Bedeckte Galerieen, welche das ganze Gebäude umlaufen, dienen auf die bequemſte und ſchönſte Weiſe zur inneren Communication der Bewohner. Von dem Gedanken dieſer Einrichtung zeigt ſich Fourier ſo begeiſtert, daß er ſagt, wer einmal dieſe Verbindungsweiſe durch Galerieen (Rues-Galeries) geſehen, würde danach vor den Paläſten und den ſchönſten Städten der Civiliſation einen Ekel empfinden. Man habe dreitauſend Jahre lang über der Architektur ſtudirt, und noch nicht gelernt, wie man geſund und bequem wohnen könne. Selbſt unſere Könige in ihren Paläſten, weit

entfernt davon Communicationen in geſchloſſener Galerie zu haben, hätten oft nicht einmal eine Halle, um geſchützt vor dem Regen in den Wagen ſteigen zu können, wie zum Beiſpiel der König Frankreichs in ſeinen Tuilerieen. Das erbärmlichſte Mitglied des harmoniſchen Geſellſchaftszuſtandes aber (un Harmonien des plus miserables), es tritt aus ſeiner Wohnung in die öffentlichen Säle und in die Werkſtätten durch ſolche Galerieſtraßen, welche im Winter geheizt und im Sommer gelüftet werden können. In der „Harmonie", mit welcher Bezeichnung Fourier immer den Geſellſchaftszuſtand der freien und glücklichen Zukunft der „Civiliſation" oder den beſtehenden Mängeln und Uebeln der Geſellſchaft gegenüberſtellt, in der Harmonie wird man im Januar alle Ateliers, Magazine, Ballſäle und Verſammlungszimmer durchlaufen können, ohne zu wiſſen, ob es draußen regnet oder ſchneit, friert oder windig iſt.

Die Verwaltung (la régence) des Phalanſtère vermiethet die einzelnen Wohnungen an die verſchiedenen Familien je nach dem Bedürfniß derſelben. Man kann Wohnungen aller Art im Phalanſtère haben, da, nach den Unterſchieden des Erwerbs, auch die Vermögens-Unterſchiede in Fourier's Harmonie beibehalten bleiben, und danach, wie nach der Beſchaffenheit der Charaktere

prachtvolle oder anspruchslose und zurückgezogene Wohnungen im Einzelnen entstehen werden.

Der Vortheil dieser Vergesellschaftung stellt sich sogleich schon bei den nothwendigsten Bedürfnissen des täglichen Lebens dar. Wenn 1800 bis 2000 Menschen eine gemeinschaftliche Küche haben, so muß diese Associationsküche bei geringerem Personal und bei den Einkäufen im Ganzen und Großen in allen Stücken eine größere Wohlfeilheit und Reichhaltigkeit gewähren können, als dies bei der Einzelwirthschaft der Fall zu sein vermag. Sowie eine Küche mit Vortheil vierhundert Küchen ersetzen wird, so wird auch mit demselben Vortheil eine ungeheure Wäscherei für vierhundert Wäschereien dienen. Dazu wird sich der günstige Umstand gesellen, daß diese Köche, Köchinnen, Wäscherinnen u. s. w. nicht aus Eigennutz arbeiten, sondern daß sie in dieser frei von ihnen erwählten Beschäftigung ebenfalls nur eine der passions befriedigen, durch welche sie dazu getrieben worden sind.

In dieser Phalanstère entfaltet sich nun als eigentliche Lebensordnerin die Arbeit, welche, indem sie nur als der Ausdruck und die Befriedigung der jedem innewohnenden Passion erscheint, einen wahrhaft glücklichen und seligen Gesellschaftszustand, den Einklang des Menschen mit seinen Trieben, und darin die wahre

Erfüllung und den höchsten Genuß seines Daseins, begründet. Die verschiedenen Personen, welche jede Arbeit anzieht, ordnen sich in Gruppen, und die Gruppen reihen sich wieder zu Séries an einander, wie denn als die zusammenfassende Form aller Séries der ganze Phalanstère selbst dasteht. Jeder Industriezweig, er mag nun der Bewirthschaftung des Bodens angehören, oder der Manufactur, läßt sich in besondere Theile gliedern, und um jeden besondern Theil auszuführen, bildet sich eine bestimmte Gruppe, die dazu ihre entschiedene Begabung und Anreizung mitbringt. Fourier hat die wissenschaftliche Formel für die Bildung solcher Arbeitsgruppen folgendermaßen ausgesprochen: „Jede Gattung der Industrie veranlaßt ebenso viel Gruppen, als sie selbst Varietäten darbietet, und jede Gruppe theilt sich in ebenso viele Untergruppen, als die Eintheilung ihres Gewerbes Verrichtungen erfordert.“ So werden zum Beispiel in der Agrikultur die mit dem Bienenbau Beschäftigten eine Série bilden, diejenigen aber, welche sich eine besondere Bienengattung zu pflegen angelegen sein lassen, finden sich zu einer Gruppe zusammen.

Es regt sich aber in dem Phalanstère der mannigfachste Wechsel von Thätigkeiten, denn jeder arbeitet in einer bestimmten Arbeit nur so lange, als er die Lust

dazu hat, und geht zu einer andern über, zu der ihm der Trieb im Busen erwacht.

Die passion papillonne oder das Veränderlichkeitsprinzip bewegt und mischt die Elemente der Gesellschaft nach allen Seiten hin durcheinander. Jede Sitzung zu einer bestimmten Arbeit dauert in der Regel nur ein bis zwei Stunden, dann wird zu andern Beschäftigungen übergegangen. Fourier zählt dreißig verschiedene Arten von Thätigkeiten auf, denen jeder Einzelne sich widmen kann. In einer Gruppe aber müssen mindestens sieben bis neun Arbeiter zusammen sein, damit die Rivalität, durch welche immer die ausgezeichnetsten Arbeiten erzielt werden, sich unter ihnen ausbilden könne.

Nachdem jeder nach seiner Neigung und seinen Fähigkeiten den Tag über gearbeitet hat, winkt ihm am Abend die Erholung und die Ruhe entweder im Schooß der Seinigen, wo er sich im Schatten des Familismus gruppirt, oder er tritt in den Gesellschaftssaal, wo sich immer Gleichgesinnte zu finden und zu vereinigen wissen, oder er geht in das Theater, das Jedem zu seiner Ergötzung offen steht. Dem arbeitsvollen glücklichen Tag folgt der sorgenlose glückliche Abend, denn Jedem ist das Seine zu Theil geworden, der Arbeit hat nicht die Kraft, und der Kraft nicht die Arbeit gefehlt, es

ist die „industrie attrayante et passionnée", wie sie Fourier genannt hat, welche das Dasein zu diesem ächten Genuß seiner selbst erhoben hat. Die Arbeit wird aus der Familie in die Gemeinde verlegt und zu einer Sache der Gesellschaft erhoben. Die Sorge und Mühe um die Arbeit, welche sonst das Familienleben zerfleischte, ist von diesem hinweggenommen, und es kann sich jetzt rein menschlich in sich selbst vollenden.

In der That scheint hier, im Phalanstère des Fourier, das vollkommene und harmonische Glück der Gesellschaft gefunden zu sein, das sich vielleicht nur deshalb nicht wird verwirklichen lassen, weil es losgetrennt von aller historischen Entwickelung des Menschengeschlechts dasteht, und dem Menschen zumuthen will, sich plötzlich von all den persönlichen Gewohnheiten loszureißen, welche ihn an das tägliche Leben ketten. Durch diese Gemeindewirthschaft würde auch zugleich die Frage vom Eigenthum sich in der leichtesten und versöhnlichsten Form gelöst darstellen, indem alles Eigenthum der Gemeinde gehört, aber zugleich doch auch insofern zu einem individuellen wird, als das aus der Bewirthschaftung des Gesammteigenthums erworbene Vermögen sich durch Vererbung auf die Kinder jedes Einzelnen übertragen soll, in welcher Zulassung der Erblichkeit sich Fourier wesentlich von dem Saint-

Simonismus unterscheidet. Wie jedes Phalanstère seine Einkäufe immer in großen Massen für die ganze Gemeinschaft macht, und dadurch bedeutende Ersparnisse erzielt, so geschieht dies auch mit dem Handel der gemeinschaftlich gewonnenen Produkte, aus denen am Ende der Jahresrechnung, welche jede Phalange hat, nach Abzug der Unterhaltungskosten der Gemeinde, der Ueberschuß vertheilt wird, und zwar so, daß dabei nach dem dreifachen Maßstab des Kapitals, der Arbeit und des Talents verfahren wird, indem bei der Vertheilung der gewonnenen Masse der, welcher Kapital eingelegt hat, vier Zwölftel, die Arbeit aber fünf, und das Talent drei empfängt.

Als die eigentliche Bestimmung dieses Gesellschaftslebens aber erscheint der Reichthum, in welchem Fourier die erste Quelle alles menschlichen Glücks erkennt, und Fourier hat hierin das innerste Grundwesen aller heutigen Lebensentwickelung kühn und bewußtvoll ausgesprochen. Reich zu werden, das ist die Bestimmung, von welcher heut alle Lebensentwickelung ihr eigenstes Gesetz empfängt, und Fourier ruft deshalb mit Recht aus: die erste aller Freiheiten ist die materielle Freiheit!

Die materielle Grundlage der Gesellschaft muß erst vollkommen gesichert und geordnet dastehen, ehe die

Freiheit des Geistes und die Freiheit des Staats wahrhaft erblühen kann. So sagt auch Hegel, in einem Briefe an Knebel, sehr treffend: trachtet zuerst nach Essen und Trinken, und das Reich Gottes wird Euch von selbst zufallen! In der That, so lange es noch Menschen in der Gesellschaft giebt, welche hungern müssen, kann auch von einer wahren Freiheit auf Erden, und von einer wahren Verwirklichung des Reiches Gottes, noch nicht die Rede sein. Die Gesellschaft, in welcher man Mangel leiden muß, ist noch nicht frei und sittlich, und diesen Hauptgrundsatz Fourier's hat Einer seiner Schüler, Victor Considérant, der gediegenste Fortbildner des Fourierismus, (in seiner „Destinée sociale") sehr treffend durch ein Bild aus dem Kriegsleben Napoleons erläutert. Als die große Armee, beseelt von Nationalgefühl und Ruhmdurst, nach Rußland zog, zeigte sich darin die musterhafteste Disciplin, gemeinschaftliche Begeisterung und Hingebung in allen Reihen, keine Mißgunst zwischen dem gemeinen Soldaten und dem Officier, dem Officier und seinem Generale, denn jeder sagte sich, daß auch er heut oder morgen Officier und General werden könne, aber diese Harmonie dauerte nur so lange, als die Soldaten Mäntel und Schuhe, Brot und Branntwein hatten; mit dem physischen Leiden stellte sich Insubordination,

Neid und die scheußlichste Selbstsucht ein, so sehr, daß dieser seinen Kameraden tödtete, um dessen Platz am Feuer zu erben, und Jener seinem schlafenden Lagergenossen den Bauch aufschnitt, um sich in dessen Eingeweiden die Füße zu wärmen.

Indem Fourier das materielle Wohlsein, nach dem richtigen Verhältniß unter alle Mitglieder der Gesellschaft vertheilt, als den Grundklang aller socialen Harmonie betrachtet, bestimmt er zugleich, daß in der von ihm erdachten Association des Lebens, in welcher sich der Besitz mit der Arbeit wahrhaft vergesellschaftet hat, jeder Einzelne ein Minimum zugesichert erhalten müsse, wovon er der Anforderung der menschlichen Natur und Würde gemäß leben könne, und dieses Minimum, welches ihm die Gesellschaft zu garantiren hat, muß im Verhältniß stehen mit der Arbeit, welche das betreffende Subject zu leisten hat. Fourier glaubte mit solcher Bestimmtheit an die Möglichkeit, diese Idee eines neuen Gesellschaftszustandes zu verwirklichen, daß er sagte, es bedürfe nur einer Million, um ein Landgut zu kaufen, und darauf das erste Phalanstère einzurichten, wo dann die ganze Welt sich bald in lauter Phalansterien verwandeln würde.

Fourier gehörte nicht zu den Propheten, welche zugleich mit der Leidenschaft, Märtyrer zu werden, sich

und ihre Ideen der Welt gewaltsam an den Hals werfen, sondern nachdem er sein System erdacht, saß er still zu Hause und wartete, bis die Welt zu ihm kommen und an seine Thür klopfen würde, um sich beglücken zu lassen. So ging er zehn Jahre hindurch täglich um zwölf Uhr Mittags nach Hause, um dort, wie er meinte, den reichen Mann zu finden, welcher ihm die Million zur Errichtung des ersten Phalanstère bringen würde. Auch die Wissenschaften und Künste glaubte Fourier zu besonderen Arbeitssitzungen in seinem Phalanstère organisiren zu können, und er prophezeite, daß aus diesem harmonischen Gesellschaftsverband eine neue Poesie sich gebären werde, die Poesie der Freude, die jubelnde Dichtung der harmonisch geordneten Wirklichkeit, von der man jedoch glauben sollte, daß ihr bald der Stoff ausgehen müßte, da in dem glückseligen Reiche der Phalanstèrien der Wechsel der inneren und äußeren Ereignisse nicht groß sein dürfte.

Die eigene Poesie Fourier's hat sich besonders in seiner Kosmogomi verherrlicht, indem Fourier aus dem erreichten Glück der Gesellschaft, wenn dieselbe nach seinem Plan societär geworden, zugleich eine neue Weltschöpfung hervorgehen läßt. Wie sonst die Mythe in der dunkeln Vergangenheit des Völkerlebens sich ihr geheimnißvolles Nest baut, so hat sich Fourier eine

Mythendichtung der Zukunft ausgesponnen, in welcher er, in diesem bacchantischen Taumel des socialen Glücks, das ihn ergreift, sich so phantastische und kolossale Gebilde zurechtmacht, daß wir bald in einem alten indischen Epos zu lesen glauben, bald den Socialisten in Gefahr sehen, sich auf Kosten seiner hohen Ideale in einen Narren zu verwandeln. Die Welt hat, nach Fourier's Berechnung, eine Dauer von 80,000 Jahren, und sie ist bis jetzt nur einmal von Gott erschaffen, wird aber noch 18 Mal neue Schöpfungen erleben. Die nächste Schöpfung wird eintreten, nachdem der Mensch das harmonische Gesetz der Gesellschaft gefunden, und die Erde wird sich dann zu lauter angenehmen Formen und Elementen für die Menschheit umgestalten. Die Erde, heißt es, wird dann bis zu ihren äußersten Enden von den Menschen bebaut und bewohnt werden, und Orangenbäume werden in Sibirien erblühen. Eine Lichtkrone wird sich dann am Nordpol bilden, dort alle Eisberge hinwegschmelzen, und an der Stelle derselben werden stolz segelnde Schiffe durch die Gewässer ziehen. Zu gleicher Zeit wird auch eine plötzliche Umwandelung des Meerwassers vor sich gehen, dasselbe wird seine salzigen Theile verlieren, und sich in ein schönes, der Limonade gleiches Getränk umsetzen, das den Schiffern zu einem

erfrischenden Trank dienen wird. Die neuen Schöpfungen, zu welchen sich dann die Natur erheben wird, werden zuerst in diesem umgewandelten Meerwasser beginnen, in welchen alle die gefährlichen Seeungethüme, wie der Hai, das Krokodil, das Flußpferd, entweder aussterben, oder sich Gegen-Arten erzeugen werden, die nur dem Menschen nützlich sein wollen. So werden dann entstehen: der Gegen-Wallfisch, der bei einer Windstille höflich hervorkommen wird, um sich den Schiffen als Vorspann anzubieten, der Gegen-Hay, welcher als Jäger der Meere erscheint, um den Fischern die Fische zuzutreiben, der Gegen-Seehund, der sich als Reitpferd auf dem Meere brauchen lassen will. Als Reitpferd zu Lande wird der Gegen-Löwe erscheinen, der mit dem Reiter auf seinem Rücken jedesmal vier Klafter weit springen wird, so daß man, wenn man Morgens auf ihm von Brüssel abreist, in Paris frühstücken, in Lyon zu Mittag speisen und in Marseille über Nacht bleiben kann. Der Reiter wird dabei so weich und behaglich sitzen, wie in einem Wagen, der in Federn hängt. Die ganze Lebensweise der Menschen wird sich verändern, in dem harmonischen Gesellschaftszustande werden die Menschen mehr essen als sonst, und doch in dem Leben der Phalanstèrier

noch Ueberfluß haben. Ein allgemeines Nahrungsmittel wird entſtehen, das „pain d'harmonie", welches in Zucker eingemachte Früchte ſind, eine Zuſammenſetzung, in welcher ſich gewiſſermaßen die verſchiedenen Produkte aller Zonen vereinigen ſollen, alſo ein Aſſociations-Nahrungsmittel, durch das auch hierin dem allgemeinen Prinzip der Vergeſellſchaftung entſprochen wird. Mit allen Planeten und Fixſternen wird man in einen telegraphiſchen Briefwechſel treten können, und der Planet Merkur wird als Grammatiker und Sprachlehrer auftreten, um den Menſchen eine ganz neue Sprache zu lehren, die Univerſalſprache („langue harmonique unitaire"). Auch wird die Größe der Menſchen in jedem Menſchenalter um 2 bis 3 Zoll zunehmen, bis ſie endlich durchſchnittlich 84 Zoll oder 7 Fuß erreicht haben werden. Ebenſo wird ſich ihre Lebensdauer verlängern und ſie werden wenigſtens 144 Jahr alt werden *). Dies iſt die Carrikatur auf die Idee der Perfectibilität, von welcher aller Socialismus ausgegangen.

Die obrigkeitlichen Verhältniſſe in den Phalanſtères hat ſich Fourier auf das Einfachſte gedacht. In dieſem

*) Théorie des quatre mouvements p. 97.

Gesellschaftszustande der befriedigten Triebe, in welchem es nichts Böses mehr giebt, weil jeder Trieb durch die ihm gewordene Erfüllung zu einem guten und nützlichen Element für Alle geworden ist, da können die polizeilichen Gewalten wenig Wirksamkeit mehr zu erlangen hoffen. Der über einen ganzen Phalanstère gesetzte Herrscher repräsentirt daher bloß den Begriff der Einheit, in welcher Alle leben, und heißt daher der Unarch (l'unarque). Wenn sich, nach der Ansicht Fourier's, die ganze Erde in lauter Phalanstères verwandelt haben würde, dann würde über eine Million von Phalangen immer der Donarque gesetzt werden, der Omniarque aber würde die ganze Phalangen-Welt beherrschen, und seine Residenz in Constantinopel haben. Wenn die ganze Welt sich auf diese Art im Omniarchat verbunden hätte, würden alle Kriege und Revolutionen verschwinden, alle Staatsschulden aufhören u. dgl. Die ungeheuere Staatsschuld Englands getraut sich Fourier allein mit den Hühnereiern bezahlen zu wollen, welche man in wenigen Jahren produciren würde.

Was die Verhältnisse der Geschlechter, der Ehe und der Liebe anbetrifft, wie sich dieselben in den Phalangen gestalten würden, so hat auch Fourier,

gleich den Saint-Simoniſten, die weſentlich individuelle und dadurch heilige Bedeutung dieſer Verhältniſſe nicht zu erkennen vermocht. In ſeiner Théorie des quatre mouvements (p. 169. 170. 188.) werden die Sachen der Ehe und Liebe, wie ſie in der „ſiebenten Periode“ ſtatt finden werden, folgendermaßer umzeichnet: In den Verbindungen der Liebe werden beſonders drei verſchiedene Grade eingeführt werden: 1) Günſtlinge, die dieſen Titel führen (favoris et favorites en titres); 2) Erzeuger und Erzeugerinnen (géniteurs et génitrices); 3) Gatten und Gattinnen (époux et épouses). Die letzteren müſſen wenigſtens zwei Kinder miteinander haben, die zweiten haben nur eines, die erſten gar keines. Durch dieſe Titel erhalten die ſolchergeſtalt Verbundenen verhältnißmäßig ſteigende Anrechte auf Beerbung. Eine Frau kann gleichzeitig haben: 1) einen Gatten, von dem ſie zwei Kinder hat, 2) einen Erzeuger, von dem ſie nur ein Kind hat, 3) einen Günſtling, der früher mit ihr gelebt hat und noch den Titel behält. Außerdem kann ſie noch einfache Liebhaber haben, die aber vor dem Geſetz keine Geltung haben. —

Das Hauptverdienſt, welches der Fourierismus in Anſpruch zu nehmen hat, iſt dies, daß er die Frage

von der Organisation der Arbeit, in deren Behandlung er gleichzeitig neben dem Saint-Simonismus hergeht, zu einer größeren Bestimmtheit auszubilden gesucht, und dafür praktische Mittel der Herstellung vorgeschlagen, die sich besonders auf die allgemeine Idee, den Landbau mit der Industrie zu vereinigen, zurückführen lassen. Hierin hat er ein Problem angedeutet, welches sich immer mehr als das wichtigste für die moderne Staatskunst herausstellen wird, und worin die wahre Quelle des lebendigen Volksreichthums zu suchen ist.

In jener Zeit nach der Julirevolution, wo sich die edleren und kräftigeren Geister dem politischen Parteigetriebe des Tages mit Ekel abzuwenden begannen, fing der lang verborgen gebliebene Fourierismus an zu seiner Geltung zu erwachen, und schlug in vielen bedeutenden Gemüthern in Frankreich tiefe Wurzel, indem er in ihnen, statt der nichtigen Spitzfindigkeiten der Parteinüancen, die ernstere Richtung anregte, das Grundwesen der Gesellschaft zu erforschen, um das Mißverhältniß von Besitz und Arbeit, daß sich in der französischen Gesellschaft immer drohender heranwälzte, der Prüfung des Gedankens zu unterwerfen.

33.

Die engliſche, franzöſiſche und deutſche Geſellſchaft.

In Frankreich haben wir geſehen, wie der arme und enterbte Sohn des Volkes zuerſt bei der Geſchichte betteln ging um ſein Glück, indem er ſein Herz an zwei Revolutionen hing, welche ihn erſt zu ihrem Kameraden auf Leben und Tod annahmen, und nachher jedesmal wieder enterbten, indem ſie das Recht, zur Nation zu gehören, von einer beſtimmten Summe Geldes, von dem Wahlcenſus, abhängig machten. Der Proletarier war dadurch zugleich ausgeſtoßen worden aus ſeinem eigenen Stande, aus dem dritten Stande, und er mußte den Stand repräſentiren, welchen niemand haben wollte in der ganzen Welt, den Stand der Armuth, welcher ſich in ſeiner Verlaſſenheit einen Spielkameraden

suchte, das Verbrechen. Diesen Stand der Armuth, welchen die Nation von sich gestoßen hatte, haben darauf die socialen Denker und Träumer in das Reich der Idee hinübergeführt, und sie haben ihm als diese Magier der Gesellschaft den Sonnenschein der Zukunft vorgezaubert, daß ihm dieser bis in das Herz und in den Magen hinein lächeln mußte. Seitdem J. J. Rousseau ausgerufen hatte: daß die Früchte der Erde Allen gehören! hatten die Communisten das Eigenthum zu gleichen Theilen vertheilen wollen, die Saint-Simonisten hatten einen Staat der Freude gründen wollen, in welchem Arbeit, Fähigkeit und Genuß in entsprechenden Schwingungen das ganze Dasein theilten und gliederten, und Fourier hatte sein Feenmärchen der Harmonieen emporsteigen lassen, in welchen die Menschen nach ihren Trieben bei einander wohnten, wo es für jeden Trieb ein Glück, für jede Arbeit eine Lust und eine Kraft gab, und wo in der gesellschaftlichen Bewirthschaftung des Allen gehörigen Bodens, diese größte Pein des Menschen, die Verschiedenheit des Eigenthums, überwunden und gelöst erscheinen sollte.

In Deutschland sieht man dieselben Ideen, wenn sie auch hier keine besonders gestalteten socialen Systeme gefunden haben, doch mannigfach sich verstecken und eindrängen in die Bücher der Wissenschaft, in die

Syſteme der Philoſophen, in die Schöpfungen der Dichter und in das geheimſte Herzklopfen jedes an die Zukuft denkenden und glaubenden Menſchen. Und ſo muß es auch immer in Deutſchland ſein, in dieſen dunkeln Abgründen und Verſtecken der deutſchen Nationalität muß ein Gedanke erſt lange herumgelegen, er muß als ein heimlich ſeufzendes Geſpenſt händeringend durch tauſend deutſche Bücher geſchlichen ſein, er muß tauſend und abertauſendmal gedruckt, er muß hinter dem Lichtſchirm der Cenſur Verſteck geſpielt haben mit der Nation, ſo herumgehetzt, geſchunden und abgemattet, kann ein großer Gedanke in Deutſchland erſt durch die Schickſale, die er erlitten hat, beweiſen, daß er wirklich vorhanden iſt. Dann wird eines Tages das ganze Volk zuſammenberufen, es wird mächtig mit den Glocken geläutet, und dem großen Gedanken weiht man feierlichſt ein Hoſpital, in welchem das Kind der Thränen, die deutſche Freiheit, als dienender Bruder angeſtellt iſt.

Wie die Gedanken einer ſocialen Erlöſung, einer freien Geſtaltung der Wirklichkeit und einer höheren Auffaſſung des Eigenthums, welches wahrhaft nur in der Arbeitskraft gefunden werden kann, wie dieſe Gedanken mehrfach als Grundkeime in der deutſchen Philoſophie und Literatur verſtreut umherliegen, habe

ich in meiner bisherigen Darstellung immer vergleichsweise anzudeuten gesucht. In der deutschen Wissenschaft, und die Wissenschaft ist bei unserer Nation der eigentliche Geheimdienst, welchen wir mit der Freiheit treiben — in der deutschen Wissenschaft liegt so viel Communismus, Saint-Simonismus und Fourierismus auf ihrem innersten Grunde, daß es nur den eigenthümlichen Verhältnissen unseres Nationallebens zuzuschreiben ist, wenn sich bis jetzt noch keine socialen Secten daraus gebildet haben. Wir wollen uns jedoch dabei auch den Ruhm nicht entziehen lassen, der uns gebührt. Es giebt auch eine eigenthümliche Würde und innerliche Hoheit des deutschen Nationalcharakters, die uns abhält, mit jeder Idee sogleich auf die Straße und den Markt des Tages hinauszulaufen, und ihr die bunte Schellenkappe der Secte aufzusetzen. Aber auf der andern Seite wird dies der Geschichte gegenüber eine Prüderie, welche der deutschen Natur ebenso eigenthümlich anhaftet, und dies ist die historische Prüderie der Deutschen, die namentlich den gegenwärtigen Zeitabschnitt unseres Nationallebens charakterisirt. Diese historische Prüderie deckt die Idee der Freiheit vor jeder Berührung der Wirklichkeit zu, und sie nimmt die Lumpen der alten Zeit, um damit den weißen Schwanenhals der Freiheit vor dem Angesicht des Volkes zu

verhüllen. Hiſtoriſche Prüderie heißt dieſe alte und neue Tragödie des deutſchen Geiſtes, in welcher Alles ſcheitert und untergeht, gerade in dem Augenblick, wo es reif zur That aus dem reifen Gedanken ſich herausdrängt, und wo die Idee lange gewiſſermaßen fertig und vollendet gelegen, aber ſo ſehr vollendet, daß ſie, auf dieſe ihre geiſtige und innere Kraft pochend und trotzend, und hochmüthig darauf werdend, darin immer den rechten Moment verträumt, um den Uebergang zur hiſtoriſchen That zu machen.

Daher iſt es gekommen, daß wir Deutſchen von jeher ein Gegenſtand der Verachtung für alle anderen Nationen geweſen ſind. Schon Luther ſagt im 77. Kapitel ſeiner Tiſchreden: „Es giebt keine verachtetere Nation als die Deutſchen, Italiener heißen uns Beſtien, Frankreich und Engelland ſpotten unſer, und alle andere Lender, Wer weis, was Gott will und wird aus den Deutſchen machen, Wiewol wir eine gute Staupe für Gott wol verdienet haben.“

Dies hat ſich bis in die neueſte Zeit hinein im Weſentlichen kaum geändert, in Frankreich iſt die bête allemande noch heut eine ſehr gäng und gäbe Bezeichnung, welche unſere dort lebenden Landsleute in den Augen der Franzoſen ſich um ſo mehr verdienen, als ſie dort, an eine fremde Nationalität ſich anklammernd,

Schmähschriften gegen das eigene Vaterland verfertigen. Und doch sind es die deutschen Ideen, welche jetzt bei den anderen Völkern mehr als je zur Geltung gekommen sind, und von denen anerkannt wird, daß sie das verbreitet und gedankengemäß begründet haben, was den anderen Völkern ins Blut gegangen und bei ihnen auf das historische Leben geschlagen ist. So finden sich in den deutschen Schriftstellern und Dichtern schon communistische Ideen über das Eigenthum entwickelt, noch ehe der Communismus in Frankreich seine eigentliche thatsächliche Entwickelung gezeigt hat. Friedrich Rückert hat in seinen Gedichten mehrmals den Grundgedanken des Communismus ausgesprochen, besonders aber in folgender communistischer Fabel, welche sich unter der Ueberschrift: Die abgestellte Hungersnoth, unter seinen Gedichten befindet:

„Als im Lande Hungersnoth war
Und dem König ward berichtet,
In des Reiches reichsten Städten
Stürben viele Arme Hungers,
Höret, welche rasche Auskunft,
Welche Abhülf', kurz und bündig,
Peros traf, der Perserkönig.
Eigenhändig schrieb er einen
Brief an jede Stadt im Reiche
Dieses Inhalts: Wo ein Armer
Hungers stirbt in euren Mauern,
Werd' ich für den Armen einen

Reichen nehmen und im Kerker
Auch ihn Hungers sterben lassen. —
Niemand starb im Lande Hungers,
Und die Reichen selber brauchten
Nicht zu hungern, mit den Armen
Nur den Ueberfluß zu theilen."

Dies Citat eines unserer edelsten und sinnigsten Dichter, welcher die falsche und verderbliche Lehre von der Theilung der Güter gewissermaßen naiv und in unbewußtem Dichtergemüth aufgenommen, es soll uns hier bloß dazu dienen, an einem Beispiel zu zeigen, wie der Grund und Boden des deutschen Geisteslebens gewissermaßen überpfropft ist mit all den Ideenkeimen, welche anderswo in thatsächlichen Bildungen übergeschossen sind.

Diese Fragen der Gesellschaft sind es, welche auch mit uns Deutschen aufgewachsen, welche täglich neben uns hergegangen und sich mit uns zu Tische gesetzt haben, ohne daß es Einer dem Andern gesagt hat. Wenn auch die Familienhäuser in dem berliner Voigtlande bis jetzt noch zu keinem Fourier'schen Phalanstère umgeschaffen worden sind, so haben wir doch bereits wenigstens unsere sociale Poesie und Romantik zum hamburger Thor hinauswandern sehen, um diese Familienhäuser zu besuchen, von welchen seitdem in allen Büchern und Blättern so häufig die Rede geht.

Wir haben besonders gesehen, wie Bettina, das Kind, in welcher der berliner Socialismus seine ersten romantischen Bacchanalien feiert, auch hinausgeschlüpft ist auf ihren Mondschein-Zehen in diese Familienhäuser, und wie sie dort um das Elend der armen Weber ihre magischen Gedankenkreise gezogen hat, mit geheimnißvollem Tanzen und Springen dabei den Genius der Menschheit mitten auf dem berliner Voigtlande anrufend. Und diese unsere armen Weber, welche bei der angestrengtesten Arbeit in 14 Tagen nur 1 Thlr. 10 Sgr. zu verdienen vermögen, sie haben es der Bettina Alles gesagt, was ihnen fehlt, damit diese es dem König sage, und da haben wir, in diesem eigenthümlich socialen Bild unserer nächsten Zustände, die ganze Stufenleiter dieser socialen Entwickelung, die arbeitende Volksklasse, dann den prophetischen Genius des socialen Gedankens, und als drittes Glied den höchsten Staatsvertreter und Herrn selbst, in welchem sich die politische Bedeutung dieser socialen Erscheinungsreihe in ihrer höchsten Spitze zusammenfaßt. Wenn wir bei uns das Proletariat auch zunächst nur als das Element einer neuen Sentimentalität und Romantik sich hervordrängen sehn, so ist doch damit schon eine wesentliche Anerkennung seiner Bedeutung für unsere deutschen Zustände geschehen.

Denn auf die Deutschen wirken alle neuen historischen Bewegungen zuerst sentimental. Die Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts, welche damals in Deutschland eine ganze Seite unserer Literatur bezeichnet, war eine Bastardtochter der französischen Revolution gewesen, und wurde aus den Nervenerschütterungen geboren, welche der Revolution Frankreichs in ganz Europa vorangingen und nachfolgten. So beginnt die neue sociale Bewegungsepoche, welcher auch Deutschland entgegengeht, ebenfalls wieder mit einer Sentimentalität, welche die Armuth der Welt zu ihrem Gegenstand hat, diese Armuth, welche die eigentliche Religion der Christenheit, die Armuth, aus welcher eine neue Wissenschaft und eine neue Poesie sich hervordrängen, und an deren Schwelle sich jetzt auch der Reichthum seine Krokodilsthräne zu weinen angefangen, so sehr sind alle Gemüther hingenommen von ihr, welche als die eigentliche Lebensfrage unserer Zeit zu betrachten ist.

Wer weiß, wie lange es uns noch vergönnt ist, auch in Deutschland, mit Ruhe und Behagen, gewissermaßen in diesem friedlichen Schatten des Pauperismus, Organisationspläne zu ersinnen! Daß wir nicht schon heißer gedrängt werden, liegt keineswegs an den geringeren Graden des Elends, welche bei den deutschen

Armen ſtattfinden, ſondern es liegt an der Lebensgewohnheit der deutſchen Armuth. Die jämmerliche Koſt, mit welcher der ſchleſiſche Weber und der Arbeiter des Erzgebirges vorlieb nimmt, und bei welcher er ſich, ſo lange er ſie noch hat, in einem vollkommenen Zuſtande der Befriedigung befindet, ſie würde einem engliſchen und franzöſiſchen Arbeiter ſchon als eine Hungersnoth ſelbſt und als eine Herabwürdigung ſeiner menſchlichen Natur erſcheinen. Der deutſche Arbeiter iſt hinſichtlich ſeiner Nahrungsweiſe noch immer ein wahrer Idealiſt, der engliſche und franzöſiſche hat ſchon dieſe Philoſophie des Materialismus in ſich aufgenommen, welche das trockene Brot verachtet, dagegen aber als Symbol der vollen Wirklichkeit, welche ihr gehören ſoll, täglich das Fleiſch verlangt.

Man hat es oft ausgeſprochen, daß unſere deutſchen und heimiſchen Zuſtände noch nicht ſo berührt und durchbrochen erſcheinen von jenem heimlichen Krieg der ſocialen Elemente, die in Frankreich und England den innerſten Schooß der Geſellſchaft zu zerwühlen angefangen, und welche dort die Zündſtoffe zu einer ſocialen Revolution, die an die Stelle der früheren politiſchen ſich heranzuwälzen droht, von Tag zu Tag immer gefährlicher anhäufen. Ob dies ein Vorzug oder ein

Mangel in der Entwickelung unſerer nationalen Zuſtände iſt, daß darin dieſe flammenden Wetterzeichen einer ſocialen Zerwürfniß noch nicht hervorgebrochen ſind, das iſt eine Frage, die man wohl vorläufig noch als eine räthſelhafte Hieroglyphe an der Schwelle unſerer Zukunft ſtehen laſſen muß. So viel iſt aber gewiß, in Deutſchland tröſtet ſich der Arme vor der Hand noch mit dem Geſangbuchverſe: daß die Erde einmal ein Jammerthal iſt; in Deutſchland will er noch mit Thränen, ſtatt mit Flüchen, ſein bitteres Brot ſich würzen, und frommen Herzens hört er gern auf die Lockpfeife der Wohlthätigkeit, ſtatt an ſociale Schwärmereien und Träume ſich hinzugeben, ſtatt in dem kalten und feuchten Winkel, in den er verſtoßen worden, ſeine Gedanken zu einem idealen Geſellſchaftszuſtande zu erheben, zu einer neuen und freien Wirklichkeit, in der alle zerreißenden Gegenſätze des Lebens ſich als ausgeglichen und harmoniſch verbunden darſtellen könnten. Und warum ſollte man auch bei uns, die wir noch keine Proletarier haben, in dem Sinne, wie die Engländer und Franzoſen, den Blick hinrichten auf jene ferne dunkele Gährung, die noch nicht bis an unſere Thore herangedrungen, und deren grelle Lebensbilder wir uns theilweiſe noch zu unſerm Vergnügen

auffangen aus der neuen polizeilichen Romantik eines franzöſiſchen Schriftſtellers, und ſeinen deutſchen Nachahmern, welche letzteren von dem fremden Element doch ſchon die Spuren in unſeren eigenen heimiſchen Zuſtänden aufgeſucht haben!

34.

England und Robert Owen.

Dieſelben Gedanken, welche in Frankreich in den ſocialen Syſtemen das menſchliche Glück finden wollten, hatten ſich gleichzeitig auch in England geregt, wenn auch nicht ſo ſtark und eigenthümlich ausgeſprochen bei dieſem Volke, in welchem der innere Gedanke nichts iſt, wenn er nicht ſofort praktiſch ſich geſtaltet, und bei dem auch die äußere politiſche Geſchichte ſich niemals in demſelben ſchneidenden Gegenſatze bewegt hat, wie bei dem franzöſiſchen Volk. Auf dieſer Inſel der Freiheit, die in ihre eigenthümlichen Nebellichter und traulichen Schatten eingeſponnen liegt, hier ſcheint ſich früher und mächtiger als anderswo die wahre Aufgabe der Geſchichte ihrer Löſung zugeneigt zu haben, und zwar in der Freiheit des conſtitutionnellen

Staatslebens, die hier zugleich mit dem religiösen – christlichen Geist in allen Lebensäußerungen sich so fest und unzertrennlich verbunden hat. Bei andern Völkern hat es sich in der neueren Zeit immer nur um das Sein oder Nichtsein constitutionneller Staatsformen in einem schwankenden Prozeß gehandelt, und man hat sich auf dem Continent kaum noch zu einer höheren Ansicht davon erhoben, als daß man sich die Constitutionen gewissermaßen als Schutzpocken einimpfen zu müssen gemeint hat, um den Ansteckungsstoff der Despotie, welcher noch immer die Geschichte der Völker durchzieht, dadurch zu kreuzen. Dagegen ist der Engländer gewissermaßen constitutionnell geboren, und während die Franzosen erst einer Revolution bedurften, um die Rechte des Menschen und des Bürgers zu erklären, während die Deutschen, verwickelt in die Massen ihrer Bücher, metaphysischen Systeme, berichtigten und unberichtigten Zeitungsartikel, sich heut noch darüber streiten, was besser sei, die in der frischen Brust des Volkes selbst geborne Freiheit, oder die in göttliches Recht eingewickelte Knechtschaft, da haben die Engländer es schon als ihr Geburtsrecht (birth–right) angenommen, frei zu sein und constitutionnell regiert zu werden; sie haben es in das Grundgesetz ihres Staatslebens aufgenommen und zu einem staatsrechtlichen Prinzip

erhoben, daß, was ſchon Sidney aufgeſtellt hat, „die Freiheiten der Nation von Gott und der Natur kommen, nicht aber von den Königen!“ In dem Statut Wilhelms III. aber heißt es ausdrücklich: die Geſetze Englands ſind das Geburtsrecht ſeines Volkes!

Ein glückliches Volk alſo von Anbeginn ſeines Daſeins, das Volk der Engländer, daß es nicht nackt ausgeſetzt erſcheint auf dem Eiland des Staats, wie andere Völker, ſondern daß es etwas mit auf die Welt gebracht hat, ein angeſtammtes Recht, das Recht frei zu ſein!

In England ſehen wir das ganz eigenthümliche Schauſpiel, daß es nicht nöthig gehabt, mit ſeiner Vergangenheit zu brechen. England iſt faſt das einzige Land in ganz Europa, in dem die Vergangenheit ſo dicht und nahe an der Gegenwart ſteht, ohne Haß, ſondern durch Liebe und Stolz verbunden. Für den Engländer giebt es kein ancien regime, keine alte und moderne Zeit, ſeine Annalen haben keine feindlichen Abſchnitte und Spaltungen, die bis in die Geſinnung hinein nachwirken könnten. In der engliſchen Geſchichte iſt eine ununterbrochene Geradlinigkeit der Entwickelung, die zwar ihre Nüancen hat, wie in neuerer Zeit die Reformbill, aber im Ganzen wie ein fortlaufender Strom ſich weiter bewegt, nur nach Maßgabe von Ebbe und Fluth bald anſchwellend, bald nachlaſſend

in seinen Wellen. Die unselige Entzweiung, welche andere moderne Völker mit ihrer eigenen Vergangenheit überwerfen muß, kennt man nicht auf dieser glücklichen Insel der neuern Geschichte, und man kann daher in gewissem Sinne sagen, daß der Engländer nicht modern sei. Aber er wird wenig darnach fragen, er versteht diese Bezeichnung nicht, sondern die allgemeinen nationellen Traditionen leben in ihm selbst so individuell fort, daß er sich überall mit ihnen verbunden, nirgends von ihnen abgewandt fühlt. Woran wir Alle heutzutage unsere unheilbaren Schmerzen haben, der Kampf gegen uns selbst und unsere Ueberlieferungen, der Widerspruch der Blüthe gegen ihre Blume, der Frucht gegen ihren Baum, das kennt der Engländer, diese seltsame Amphibie der Vergangenheit und Gegenwart, in seinem historischen Gleichmuthe nicht. Es giebt keine Gestalt seiner Geschichte, die für ihn abgelebt wäre, bei der ihn nicht patriotische Empfindungen befielen und bei dem Namen seiner großen Könige und Königinnen, wenn sie auch schon durch lange Jahrhunderte von ihm getrennt sind, hebt sich ihm noch heut das Herz mit einer Begeisterung, als hätte er zu ihren Zeiten gelebt, und den Glanz derselben genossen.

Dies ist die freie Macht der wahrhaft historischen Volks-Entwickelung, welche das englische Leben in

dieſen reinen und lauteren Linien ausgearbeitet hat. Wenn man uns das engliſche Leben in neueſter Zeit vielfach als Muſterbild entgegen gehalten hat, ſo wollen wir dies freudig ergreifen, aber nur in dem Sinne, daß wir hier das wahre Geſetz einer ächt hiſtoriſchen Entwickelung in ſeiner ganzen volksthümlichen Herrlichkeit erblicken. Dies Hiſtoriſche, welches wir in England in Geiſt und Körper des ganzen Nationallebens ausgeprägt finden, es iſt aber nicht dasjenige, welches die vorzugsweiſe Hiſtoriſchen unſerer Zeit, namentlich in Deutſchland, als ein beſonderes Stich- und Lieblingswort ergriffen haben, welches ausdrücken ſoll, daß man in der Entwickelung der Völkerzuſtände immer auf der geſchichtlichen Baſis, d. h. auf der Baſis der Vergangenheit, feſtſtehen müſſe. Dieſe Hiſtoriſchen bei uns wollen nur die Geſchichte, die ſchon gemacht iſt, ſie wollen die Geſchichte nur unter dem Vorbehalt, daß man keine neue mache, und ſie haben ſich die Geſchichte zu einem Lotterbett zurechtgelegt, auf dem ſie in allerhand koſtbare Studien und prachtvolle Träume ſich vertieft haben. Dieſe unſere Hiſtoriſchen verhehlen zwar in ihren ſchönen Reden, von denen ſie wiederklingen, keineswegs, daß es eine Zukunft giebt, ja auch auf der Phraſe der Zukunft muſiciren ſie wohl mit einer glänzenden Virtuoſität herum, aber ſie möchten

uns doch am liebsten das Kunststück lehren, von dem schon Saint-Simon gesprochen, nämlich rückwärts in die Zukunft hineinzuschreiten.

In England haben wir den eigentlichen constitutionnellen Urstaat zu betrachten, diese großbrittannische Herrlichkeit eines freien Nationallebens, in welchem der König selbst nur im Sonnenschein des ganzen Volkslebens seinen Glanz empfängt, und wo die schöne Dichtung wohnt, daß der König weder unrecht thun noch überhaupt unrecht denken könne, weil der König, nur in und mit dem Parlament seine Souverainetät ausübend, gewissermaßen nur der Blüthenpunkt ist, in welchem sich die Freiheit des Volkes selbst zusammengedrängt hat. Canning hat daher von dem englischen Staatsleben das berühmte Wort gesagt, daß es durch sich selbst schon gut gehe (it works well), was soviel heißt, als daß hier die ganze Staatsentwickelung ihre Lebenskraft aus sich selber ziehe, und daß der Staat herauswachse aus der freien Selbstbestimmung des Volkslebens mit dieser organischen Sicherheit einer Pflanze, die in ihren Formen nur der Ausdruck des in ihr treibenden Keimes wird. Dies ist der schöne Organismus des englischen Staatslebens, in dem Alles von selbst gut gehen muß, dieser in sich gesunde Körper der Freiheit, der eben dadurch besteht,

weil nichts Falſches und Naturwidriges in ihm iſt. Wenn es auf dieſe Art nicht gut geht, geht es überhaupt ſchlecht, und diejenigen, welche uns in letzter Zeit von unſerer Wahlverwandtſchaft mit England ſo viel Schönes geſagt, ſie haben dabei freilich nicht gewünſcht, daß es uns in dem Sinne gut gehen ſolle, wie das engliſche works well es ausdrückt, ſondern ſie wünſchen vielmehr, daß es in dieſem Sinne ſchlecht bei uns gehe, damit wir uns deſto tiefer in die Tröſtungen hineinſtürzen, welche man jetzt ſo gern verabreicht, und die in England als dieſe zur Volksſitte gewordene Orthodoxie des chriſtlichen Lebens am feſteſten und ausgebildetſten daſtehen.

Dieſe chriſtliche Orthodoxie, welche in England alle Lebenszuſtände an ein ſtarres Geſetz feſſelt, ſie begegnet ſich aber dort zugleich mit dem Element der politiſchen Freiheit, das naturwüchſig unter dieſem Volke lebt. Die Freiheit und das Chriſtenthum, ſie ſuchen ſich in unſerer Zeit, ſie wollen ſich zu einer beſtimmten Lebensform für die Völker verbinden und durchdringen, und dies Verhältniß ſtellt England noch auf der Stufe der Orthodoxie, in der orthodoxen Form des chriſtlichen Bewußtſeins dar, während es nur durch die innere Macht des Gedankens, durch die geiſtigen Kämpfe des Selbſtbewußtſeins, bei den heutigen Völ-

kern gelöst werden kann und muß. Es ist wichtig, daß England diese beiden Hauptsymbole aller Völkerentwickelung, die Freiheit und das Christenthum, auf gleicher Linie neben einander aufgerichtet hält und zusammen als die eigentlichen Höhepunkte seines Staatslebens zu behaupten trachtet. Durch dies Nebeneinander, das freilich nur noch ein äußerliches ist, indem Freiheit und Christenthum in England nur erst als bloße Wandnachbaren erscheinen, wo Jeder für sich bleibt, wo Einer den Andern noch nicht innerlich verstanden hat, wo sie aber doch schon ihre Athemzüge vermischen, durch diese eigenthümliche Erscheinung hat England die wesentlichste und dringendste Lebensaufgabe der neueren Völker bezeichnet, und es hat das nächste Problem der Zukunft, welches diese Versöhnung der Freiheit mit dem Christenthum ist, wenigstens hier schon räumlich aufgestellt und durch die nationale Sitte und Gewohnheit zu begründen gesucht.

Deutschland, welches auf seine Gedanken so stolz ist, obwohl es noch nicht einmal das Recht sich hat ausmachen können, daß in diesem gedankenvollen Deutschland frei und ungehindert gesagt werden kann was man denkt, Deutschland hat dennoch den Beruf, dieses Nebeneinander von Freiheit und Christenthum, wie es in England als ein äußerer Mechanismus des Staats-

lebens ſtehen geblieben, zu einem Ineinander, zu dem wahrhaft einsgewordenen Organismus des Völkerlebens zu erheben durch die alle Gegenſätze überwindende Kraft des Gedankens.

Das Bekenntniß aber, daß England die Gegenſätze von Freiheit und Chriſtenthum noch nicht zu einer lebendigen und innerlichen Einheit gebracht, hat es ſelbſt abgelegt durch ſeine Sonntagsfeier, in welcher der alte und veraltete Widerſpruch des Chriſtenthums gegen die weltliche Freudigkeit und Freiheit des Daſeins noch auf dieſem ſtarren und ſpröden Punkt der Nationalſitte feſtgehalten iſt. Wo der Sonntag, welcher der wahre Tag des Volkes iſt, noch zu einem Tag der Buße und Weltentſagung gemacht wird, da liegt noch dies falſche und unausgeglichene Verhältniß von Freiheit und Chriſtenthum dem ganzen Staatsleben zum Grunde. Wer Luſt hätte den engliſchen Sonntag nachzuahmen, würde dadurch zugleich ſeine Luſt verrathen, den unheilvollſten Gegenſatz der Geſchichte, dieſen Widerſpruch zwiſchen Freiheit und Chriſtenthum, ferner aufrecht zu erhalten, und abſichtlich in das Leben des Volkes einzugraben. Der Sonntag gehört dem Volke, an ihm ſoll ſich der Volkscharakter in ſeiner ganzen behaglichen Breite entwickeln können, die religiöſe Bedeutung des Sonntags muß ſich mit ſeiner volksthüm-

lichen verbinden, und in dieſer Verbindung muß ſich zeigen, daß die Religion um des Volkes willen da iſt, und nicht das Volk um der Religion willen, ſowie Chriſtus ſelbſt vom Sabbath geſagt hat: der Sabbath iſt für den Menſchen gemacht, und nicht der Menſch für den Sabbath! Am Sonntag, wo die friſche Tochter des Volkes ſchöner iſt als ſonſt, und wo der Arbeiter ſich lächelnd ſonnt an dieſer Muße in Gottes freier Luft, die auch ihm gehört, an dieſem Tage muß keine Trennung mehr von geiſtlichem und weltlichem Element in das Volksleben gebracht werden, an dieſem Tage muß ſich vielmehr zeigen, daß alle Kinder des Volkes Gottes Kinder darin ſind, daß ſie ſeine Welt genießen dürfen, und dieſe volksthümliche Bedeutung des Sonntags muß gerade auf ſeiner religiöſen Grundlage immer weiter und freier entwickelt werden, an die Kirche muß der Tanz ſich ſchließen und das Schauſpiel, öffentliche Belehrungen über die politiſchen Zuſtände des Vaterlandes müßten ſich in beſonders dazu eingerichteten Sälen dieſer Sonntagsgenugthuung des Volksgeiſtes hinzufügen.

Der Sonntag iſt gerade der Tag, an welchem der Staat etwas thun könnte für ſein Volk; an dem eine neue innerliche Einheit gegründet werden könnte zwiſchen Volk, Staat und Religion, und zwar durch ein geeig-

netes Veranſtalten von Vergnügungen für das Volk, von Vergnügungen, in welchen die höheren ſittlichen und nationalen Zwecke des Volksdaſeins ſich ſpiegeln, und dieſe Vergnügungen werden wichtiger und nothwendiger ſein, als alle planmäßig angeordneten Betrübungen, die das Volk zu Gott führen ſollen, um es ſich ſelbſt und ſeinen nächſten menſchlichen Angelegenheiten zu entfremden.

Der Drang nach Vergnügen, welcher das heutige Volksleben allerdings immer ſtärker durchzieht, er iſt in ſeinem Innerſten nichts als der Drang nach Glück, der Drang, die höchſte Beſtimmung der menſchlichen Natur zu erreichen. So iſt der Sonntag, an welchem das Volk ſich ſelbſt menſchlich gehören will und ſoll, zugleich dieſer Tag der Erkenntniß, daß es ein allgemeines Glück für Alle giebt, und als dieſer Tag der Erkenntniß iſt er das eigentliche Symbol aller ſocialen Beſtrebungen; und der Hauptgedanke des Socialismus, daß alle Menſchen glücklich ſein ſollen, er iſt ein uralter Sonntagsgedanke der Völker, er wird alle Sonntage neu unter dem Volke geboren, wenn die Glocken zur Kirche rufen, oder die Muſik zum Tanz, da jubelt und klagt es in den geheimſten Gedanken des Volkes um das ganze menſchliche Glück.

Die Fülle des germaniſchen Naturlebens hat ur-

sprünglich in der englischen Geistesbildung eine Form der Freiheit gefunden, das germanische Naturleben, von dem die alte Volkspoesie Englands so herrlich rauscht und überströmt, dies germanische Naturprinzip hat sich in England zuerst mit dem antiken Freiheitsprinzip verbunden, und für diese Verbindung eine feste Gestalt errungen in der brittischen Verfassung, die darum als ein hohes Denkmal der Einigung des modernen Geschichtsgeistes mit der antiken Lebensform ewig bewundert werden wird. Das eigentliche Naturleben der Dinge hat im englischen Staat am meisten die Ohmacht behalten. Im König liegt die eigentliche Schwerkraft des Staatslebens gegeben, die er aber nicht aus sich selbst zieht, sondern aus den wahren Lebenskräften der Anziehung und Abstoßung, die in den beiden Kammern des Parlaments sich bewegen, und deren höheres Gleichgewicht, welches die Schwerkraft des Ganzen ist, sich im König ebenso sehr wiederherstellen muß, als dieser aus der allgemeinen Bewegung der Kräfte selbst erst die wahre Lebenskraft empfängt. Die handeltreibenden Staaten, welche sich vorzugsweise zu Herren der Meere gemacht, haben schon in der alten Welt immer vorzugsweise freie Verfassungen entwickelt. Das Verhältniß zum Meere hat das eigenthümliche Naturelement des englischen Geistes noch mehr bestimmt, und

die freie Mischung von Naturleben und Geschichte in ihm begünstigt, wie sie in der englischen Verfassung ursprünglich hervorgetreten, und wie sie in der Literatur Englands durch Shakspeare zu einem der höchsten Ideale der modernen Poesie ausgebildet worden ist.

Man hat England schon mehrmals am Rande einer Revolution geglaubt, und besonders sind in neuester Zeit wieder häufig solche Befürchtungen ausgesprochen worden. Je mehr England auf sich selbst und sein innerstes Staatsleben sich zurückgedrängt sehen wird, zu einer um so gefährlicheren Reibung werden allerdings die in ihm noch unvermittelt liegenden aristokratischen und orthodoxen Elemente sich herausdrängen, welche durch die Ableitungen auf den auswärtigen Krieg in fremden Welttheilen und durch die Verwickelungen der Colonialverhältnisse gewissermaßen abgeschwächt und in ihrer feindlichen Wirkung auf den inneren Staatsorganismus aufgehalten worden sind. Wie unheilvolle Zerwürfnisse sich aber auch in neuerer Zeit schon dort angekündigt haben, so läßt sich doch mit großer Gewißheit annehmen, daß die Gegensätze des englischen Staatslebens sich auf dem Wege der gesetzlichen Entwickelung ausgleichen werden. Diese Gegensätze können aber hier auf der volksthümlichen Grundlage der Freiheit, welche das ganze Staatsleben durchzieht, keine zerstörende und

gewaltſam unterbrechende Wirkung mehr ausüben. Die Ariſtokratie hat in England niemals, wie in Frankreich und Deutſchland, eine ſo verheerende Macht abgeben können, wie denn auch durch den Adel in England niemals die bürgerliche Gleichheit in dem Maße beeinträchtigt worden war, wie in andern Ländern.

Die Revolution von 1649, welche weſentlich eine That des ſich in ſeiner Selbſtmacht erkennenden Volksbewußtſeins war, ſie hatte daher auch die eigenthümlichen Einrichtungen unangetaſtet beſtehen laſſen. Die Gegenſätze von Adel und Volk hatten in England ſchon immer einen höheren Begriff gefunden, in dem ſie ſich auszugleichen beſtimmt ſchienen, und dies iſt der Begriff des Gentlemanthums, welcher als die entſcheidendſte Macht das ganze engliſche Nationalleben beherrſcht. Dieſer Begriff iſt jedoch zugleich der wahre Tyrann des engliſchen Lebens. Nur der Gentleman iſt im Stande, alle Freiheit der Nation wahrhaft zu genießen, und die Rechte der Verfaſſung in ſich zu verwirklichen. Inſofern aber die Verwirklichung der Verfaſſung im individuellen Nationalleben ſelbſt an das Gentlemanthum geknüpft iſt, muß auch dem Handwerker und Arbeiter, der bisher noch vom Gentlemanthum ausgeſchloſſen geweſen, der Weg eröffnet werden, auf den Höhepunkt ſeines nationalen Lebens hinaustreten zu

können. Auch der Handwerker und Arbeiter muß zum Gentleman ſich erheben können. Und hier liegt auch für England der moderne hiſtoriſche Kampf gegeben, durch den es ſeine innerſten Einrichtungen nun zu entwickeln hat. —

Auch in England ſehen wir gleichzeitig wie in Frankreich dieſelben Ideen zu einer Erneuerung des Geſellſchaftszuſtandes hervortreten, und zwar hier vornehmlich durch Robert Owen, der in derſelben Zeit, wo ſich in Frankreich der Saint-Simonismus und Fourierismus entwickelt hat, aber gänzlich unabhängig von dieſen, ein neues Syſtem der Geſellſchaft erſann. Schon vor ihm hatten Godwin und Malthus eine eigenthümliche Bewegung ſocialer Ideen in England angeregt und vorbereitet. Godwin ſtellte in ſeinem Essay on political justice ein abſolutes Gleichheitsſyſtem auf, er ſucht alle Laſter und alles Elend, ſo in der menſchlichen Geſellſchaft herrſchen, lediglich von den beſtehenden politiſchen und geſellſchaftlichen Einrichtungen herzuleiten, und ſchlägt bereits zur Abhülfe aller dieſer Mängel der Geſellſchaft vor, das Eigenthum, den Erwerb und die Arbeit gemeinſchaftlich zu machen, das Monopol der Ehe aufzuheben u. ſ. w.

Dagegen erwarb ſich Malthus in ſeinem berühmten Werk über die Urſachen der Volksvermehrung. (An

essay on the principle of population, or a view of its past and present effects on human happiness, 3. edit. London 1806) das unläugbare Verdienſt, das Verhältniß der wachſenden Bevölkerung zur Produktion der nahrunggebenden Natur zuerſt einer genauen und wiſſenſchaftlichen Unterſuchung unterworfen zu haben. Indem er die Urſachen der Armuth und der Mängel der Geſellſchaft aus der wachſenden Bevölkerung und der drohend ſich heranwälzenden Uebervölkerung herleitet, hebt er dadurch die Bebauung des Bodens der Erde als das wichtigſte geſellſchaftliche Prinzip, das immer weiter und umfaſſender ausgebildet werden müſſe, hervor. Wie ſehr er auch hierin eine weſentliche Lebensfrage des neuern Völkerlebens getroffen hat, ſo liegt doch in dieſer ganzen Anſicht von der Uebervölkerung des Erdbodens ein gefährlicher Irrthum, welcher der Freiheit der ganzen geſellſchaftlichen Entwickelung nachtheilig werden kann. Des göttlichen Gedankens der Schöpfung wird es allein würdig ſein anzunehmen, daß die Erde jederzeit ausreichende Mittel der Subſiſtenz für Alle beſitzen wird, und daß, was die Hervorbringungsfähigkeit der Natur anbelangt, Jeder, welcher auf der Erde lebt, auch auf derſelben ſatt zu werden vermag. Die Erde wird immer um ſo mehr hervorbringen, je mehr ſie ihrer Hervorbringungen bedürftige

Geschöpfe hat. Der Hunger wird immer ein gesellschaftliches Uebel sein, er beruht in den Einrichtungen der Gesellschaft, aber nicht in der Oekonomie der Natur.

Ein aus dem Volks- und Arbeiterleben selbst hervorgegangener neuer Prophet der Gesellschaft war Robert Owen, der sich von den andern Socialisten eigenthümlich dadurch unterscheidet, daß er seine Ideen zugleich praktisch, in besonderen gesellschaftlichen Niederlassungen und Colonien zu verwirklichen gestrebt. Owen wollte die Gesellschaft durch die reine Verwirklichung eines Vernunftprinzips umgestalten, er wollte die ganze Gesellschaft auf eine rein rationnelle Grundlage stellen, worin alle Einrichtungen nur der Vernunft und der Natur zu gehorchen hätten. Als das eigentliche gesellschaftliche Gesetz erklärte Owen die Unverantwortlichkeit des Menschen. Die Handlungen des Menschen hängen, nach Owen's Ansicht, von den Umständen und Einrichtungen ab, die ihn umgeben, und so wird er, der von Natur weder gut noch böse sei, durch die Bedingungen der Gesellschaft nach der rechten oder falschen Seite hin getrieben, ohne daß er sich dessen zu erwehren vermag. Die Vernunftregierung, durch welche Owen die Gesellschaft reformiren will, soll daher bloß gute Verhältnisse schaffen, um gute Menschen zu

haben. Der Verbrecher wird dann in einem solchen Gesellschaftszustande nur als ein Kranker erscheinen, welcher in ein zu gründendes Hospital für die leidende Moralität zu bringen ist. In dem rationellen Gesellschaftszustande würden dann auch alle Belohnungen und alle Strafen abzuschaffen sein, da aus diesem alle socialen Ungleichheiten entspringen; jedes Mitglied aber, das nach seinen Kräften und Fähigkeiten gearbeitet, müßte das gleiche Anrecht auf gleiche Genüsse, auf die besten Lebensmittel, mit allen haben. Ferner müßte die Vernunftregierung eine gleichmäßige Erziehung der Kinder anordnen, welche vorzugsweise in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Natur zu bilden und zu entwickeln wären.

Dies waren ungefähr die Grundideen, welche sich in Owen festgestellt hatten, als er die durch ihn so berühmt gewordene Arbeiter-Colonie New-Lanark zu reorganisiren begann. Owen war bisher Handlungs-Commis in London gewesen, und hatte sich darauf in Manchester mit reichen Baumwollenspinnern associirt, mit denen in Gemeinschaft er jetzt New-Lanark, ein in einer schottischen Grafschaft belegenes Manufacturdorf, übernahm. Dies war bisher in dem erbärmlichsten Zustande gewesen und bot in jeder Weise die ungünstigsten Verhältnisse dar. Owen schuf daraus, nach den

Ideen, die ihm von einem vernünftigen und glücklichen Gesellschaftszustande vorschwebten, wahrhaft patriarchalische Einrichtungen, ein Patriarchenthum der Industrie, gegründet auf Natur, Vernunft, Tugend und Wohlwollen. Binnen vier Jahren hatte Owen aus New-Lanark eine sociale Musterwirthschaft hergestellt und die 2000 Menschen, welche hier zusammenlebten, bildeten nur eine einzige Familie, in welcher es, zur Unterdrückung der bösen und schlechten Bestandtheile der Gesellschaft, keine andere Polizei gab, als die Wirksamkeit des guten Beispiels. Die Verbrecher wurden von Owen in seiner Colonie nicht bestraft, sondern die, welche sich vergangen hatten, wurden bloß in die Mitte der tugendhaften Arbeiter hineingestellt, vor denen sie zu erröthen hatten. New-Lanark erhob sich in jeder Beziehung zu einem blühenden Zustand, und begann auch als Spekulation in einem bedeutenden Grade sich zu lohnen. Owen kaufte die Bedarfmittel für Alle in Masse ein und konnte dadurch seinen Arbeitern eine größere Wohlfeilheit der Existenz gewähren. So errichtete er auch eine Kinderschule, in welcher die Kinder bis zu ihrem zehnten Jahre unterrichtet wurden, worauf sie der Arbeit übergeben werden mußten. Dagegen ließ Owen keinen besondern Religionsunterricht ertheilen, von dem er feststellte, daß derselbe lediglich den Familien

überlaſſen bleiben müſſe. Die Einrichtungen von New-Lanark erregten bald die Aufmerkſamkeit von ganz Europa und Reiſende aus allen Welttheilen kamen herbei, um die neue ſociale Colonie kennen zu lernen.

Owen kam erſt jetzt auf den Gedanken, ſeine auf dieſem Punkt verwirklichten Ideen auf eine allgemeine Reorganiſation der Geſellſchaft auszudehnen, und in dieſem Sinne veröffentlichte er im Jahre 1812 ſeine Schrift: A new view of society, or essays upon the formation of human character. Ueber den Zuſtand der armen und arbeitenden Klaſſe in England verfaßte er im Jahre 1818 eine Denkſchrift, welche er dem Congreß zu Aachen überſandte, und worin er durch Zahlen nachwies, daß von 1792 bis 1817 die großen Maſchinen-Erfindungen von Arkwright und Watt die Hervorbringungskraft von Großbritannien zwar um das Zwölffache erhöht hätten, daß aber dadurch für die Arbeiter ſelbſt nichts weiter entſtanden ſei, als ein täglich wachſendes Elend ihres Lebens. Die Rettung von dieſem ſo verzweiflungsvollen Zuſtande ſah Owen nur darin, daß man die großen Manufacturſtädte aufgebe, und dafür kleine Gemeinden gründe, welche Induſtrie mit Bewirthſchaftung des Bodens vereinigten, und die in ihren innern Einrichtungen nach ſeinen Ideen geſtaltet wären.

Die neuen Anſchauungen Owens ſchienen um dieſe Zeit eine große Beachtung bei den bedeutendſten Männern zu finden, und auf den höchſten Stellen ſeines Vaterlandes, im Parlament, bei einigen Miniſtern und im höhern Handelsſtand regte ſich lebhafte Theilnahme für ihn. Der König von Preußen ſchickte an Owen die goldene Medaille für Wiſſenſchaft und Kunſt*). Und doch hatten die ſocialen Ideen Owens eine entſchiedene Richtung auf die Umwälzung der bisherigen Eigenthumsverhältniſſe genommen. Die vollkommene Gleichheit und abſolute Gemeinſchaft, mit Aufhebung alles individuellen Eigenthums, ſollten die Grundregeln der von ihm reorganiſirten Geſellſchaft werden. Die Geſellſchaft bildet ſich in lauter einzelnen Gemeinden von immer zwei bis dreitauſend Seelen. Jede Gemeinde vereinigt verſchiedene Zweige der Induſtrie, des Manufacturweſens und des Ackerbaues in ſich. Die verſchiedenen Gemeinden verbinden ſich zu Congreſſen. Das, was Alles in der Gemeinde ordnet, iſt die Hierarchie der Verrichtungen, wie es Owen genannt hat, und durch dieſe wird folgende Stufenleiter des ganzen Lebens beſtimmt. Bis zum funfzehnten Jahr hat jedes Individuum ſeine Erziehung zu vollenden.

*) Vergl. Reybaud, Études sur les réformateurs contemporains p. 236.

Wer dieſes Jahr überſchritten, tritt ſofort in die Reihen der Arbeiter ein. Wer ſich zwiſchen dem fünf und zwanzigſten und dreißigſten Jahr befindet, hat die Aemter als Vertheiler und Erhalter des gemeinſchaftlichen Erwerbs zu übernehmen. Die zwiſchen dreißig und vierzig ſtehen den inneren Angelegenheiten der Gemeinde vor, zwiſchen vierzig und ſechzig haben ſie die auswärtigen Beziehungen der Gemeinde zu ihren Nachbargemeinden zu leiten und zu ordnen. Außerdem wird ein Regierungs-Conſeil erwählt, um dieſe verſchiedenen Bewegungen des Lebens in der Gemeinde zu überwachen und zu einigen.

In dieſem ſocialen Mechanismus, welchen Owen zur Reorganiſation der Geſellſchaft erſonnen, hat er nur Eines vergeſſen, nämlich die ganze ideale Seite des Menſchengeſchlechts. Nur der materielle Menſch ſieht ſich in ſeiner Geſellſchaft vertreten, die Bedürfniſſe der innern und geiſtigen Menſchennatur ſind vergeſſen.

Owen wandte ſein ganzes Vermögen auf die Verbreitung und Verwirklichung ſeiner Anſichten, doch hatte er, ſeitdem er New-Lanark verlaſſen, keine glücklichen Erfolge mehr in der Ausführung zu ſehen. Beſonders wurden ſeine Verſuche, welche er in Amerika machte und wo er die ſociale Colonie New-Harmony gründete, widerwärtige Zerrbilder alles Socialismus.

Den eigentlichen Sturz seiner Ideen aber erlebte Owen in England seit dem Augenblick, wo er sich mit Entschiedenheit gegen alle bestehenden positiven Religionen erklärte, von denen er öffentlich sagte, daß sie Produkte der Lüge und der Ohnmacht wären und daß sie freventlich gegen alle Gesetze der Natur sündigten. Durch den Namen, welchen er selbst seinem ganzen System gab, indem er es das „rationnelle Gesellschafts- und Religions-System" nannte, erklärte er die Ausschließung aller positiven Religionsformen, wovon er das wahre Heil der Gesellschaft abhängig machen wollte.

35.

Schlusbetrachtung.

In diesen socialen Systemen und Problemen, welche wir bis jetzt betrachtet haben, erblicken wir die heutige Gesellschaft unter ihren Ruinen dasitzen, und mit ihren eigenen Trümmern spielen, wobei der Socialismus ihr beigesprungen ist, um ihr aus diesen Trümmern abenteuerliche Gestalten der Hoffnung schnitzen zu helfen. Aber wie abenteuerlich uns auch Vieles, wenn nicht Alles, erscheinen mag an diesen Systemen; wenn wir auch den Socialismus zum Theil als Frau Aventüre ansehen müssen, welche auf dem Roß Phantasie durch die Leiden der Menschheit hinreitet: so ist doch damit der Grundgedanke des Socialismus, durch welchen er als ein wahrhaftes Symptom des heutigen Gesellschaftszustandes dasteht, nicht wegzuläugnen.

Unſer Zeitalter iſt darauf gewieſen, ſich die höchſten Genugthuungen der menſchlichen Würde zu verſchaffen, es iſt die Zeit der Genugthuungen, in der wir leben, und dieſen wahrhaften und großen Drang in unſerer Bruſt haben die Socialiſten zum richtigen Ausgangspunkt ihres Denkens genommen. Allen muß man nachſagen, daß in ihnen wirklich ein Herz für die Menſchheit ſchlägt, und wenn ſie in ihren Syſtemen die Wiſſenſchaft des Glücks geſucht haben, ſo haben ſie dabei, wie der Graf Saint-Simon, die Erlöſung der ärmſten und zahlreichſten Klaſſe der Geſellſchaft zum Inhalt einer neuen Religion machen wollen, und ſie haben die Thräne des Armen zum Anfang aller Weisheit gemacht.

Dieſe Wiſſenſchaft des Glücks, um die es ſich allerdings jetzt in der Welt handelt, ſie braucht nicht neue Elemente des Glücks zu ſchaffen, ſondern ſie iſt bloß die Wiſſenſchaft einer beſſeren und gleichmäßigeren Vertheilung alles auf Erden möglichen und beſtehenden Glücks.

Als Ankläger iſt in dieſer Beziehung zuerſt der Communismus aufgetreten, und wir haben ihm bloß dieſen Werth zugeſtehen können, daß er, als der advocatus diaboli der Geſellſchaft, die Rolle des Klägers übernommen hat, um ſeine ſchonungsloſe

Hand in dieſe tiefe Wunde der Menſchheit zu legen, welche die Verſchiedenheit und Ungleichheit des Eigenthums heißt. Der Saint-Simonismus ſtellt dagegen, wie als Antwort auf die heftige Klage des Communismus, den neuen Gedanken ins Feld, daß das Eigenthum nach den Fähigkeiten gegliedert werden müſſe, und daß der wahre Beſitzer und darum auch der Erbe alles Eigenthums die Geſellſchaft ſelbſt ſei, welche alles an ſie zurückfallende Gut und Vermögen wieder an die zur Arbeit Fähigſten zu vertheilen habe.

Dies neue Verhältniß von Arbeit und Eigenthum, aus welchem in der That die wahre Formel des Heils für die Geſellſchaft zu finden iſt, wir ſahen es zuerſt entſchieden organiſirt durch Fourier, der die Menſchen auffordert, ſich in einem dreifachen Verhältniß miteinander zu aſſociiren, nach dem Verhältniß der Arbeit, des Kapitals und des Talents.

Der Hauptgedanke unſerer Zeit iſt auch ſo auszudrücken: daß jeder Menſch ein Recht darauf hat zu exiſtiren, und die Geſellſchaft muß ſo eingerichtet werden können, daß dieſem Recht des Daſeins jeder Menſch darin zu genügen vermag. Der Saint-Simonismus nannte dies die Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen, welche in der Geſellſchaft aufgehoben werden müſſe, und als einzige Abhülfe dagegen erhob er die

Frage von der Organisation der Arbeit, welche Fourier, indem er die Industrie mit der Landwirthschaft verbunden sehen wollte, schon aus einem höheren Gesichtspunkte der Volkswirthschaftslehre zu begründen strebte. Die Socialisten haben dadurch ohne Zweifel das Terrain bezeichnet, auf welches sich früher oder später die Staatsökonomie wird stellen müssen, um, mit der Fahne der Freiheit und des Menschenglücks in der Hand, die wahre Einrichtung für die Gesellschaft zu lehren. Denn darin haben die Socialisten ebenfalls in sehr großsinniger Weise den wahren Herzpunkt unserer Zeit getroffen, daß sie die Sache der armen und leidenden Menschheit nicht mehr der Armenpflege haben zuweisen wollen, wie es die feigherzige Wohlthätigkeit noch immer thut, welche dem Gedanken der Menschheit nicht ins Gesicht zu sehen wagt; sondern daß sie aus der Sache der Armuth eine Frage der Staatsökonomie, eine heilige Angelegenheit der Volkswirthschaftslehre, erhoben, welcher bisher so todten Wissenschaft sie dadurch eine neue Richtung auf das Glück und die Freiheit des Menschengeschlechts gegeben haben.

Die Socialisten haben aber vornehmlich ein Gesetz unserer Zeit erkannt und zum Bewußtsein bringen helfen, welches der wahre Lebenspuls aller Bewegungen der heutigen Völker ist, und dies ist das Gesetz der

Association, das sie mehr oder weniger bestimmt in allen ihren Gesellschaftsreformen zum Grunde gelegt haben. Die Association, dieser in unserer Zeit so mächtig gewordene Trieb nach Vereinigung der Kräfte, um den Einzelnen durch die Gemeinschaft mit Allen Das erreichen zu lassen, was er für sich allein nicht vermochte, diese Association ist das wahre Gesetz der Liebe in der Welt. Und wie die wahre Liebe immer zugleich That ist, so daß die wahrhafte That und Arbeit immer nur aus der Liebe entspringen kann, so ist das Gesetz der Association dies, die Liebe darzustellen, welche die Arbeit ist, und die Arbeit, welche die Liebe ist, und dies Gesetz der Association, welches zugleich das Gesetz der freien Selbstbestimmung des Menschengeistes in sich schließt, von diesem Gesetz der Association muß man sagen, daß es die Welt von innen her befreien, daß es alle menschlichen Zustände aus ihnen selbst heraus zur wahren Vollkommenheit und Glückseligkeit erlösen wird. Die Association, welche das wahre Johanneische Christenthum der Liebe ist, sie ist einzig und allein im Stande, die Uebel der Gesellschaft zu heilen, nur durch die Association kann die Arbeit wahrhaft organisirt werden, nur durch die Association kann die Armuth ausgetilgt werden aus den Reihen der Gesellschaft. Die rechte Formel der Association für die menschlichen

Geſellſchaftszuſtände finden, welches die nächſte Aufgabe der Staatsweisheit und der Nationalökonomie ſein wird, das heißt zugleich die rechte Formel des Glücks und der Freiheit für das ganze Menſchengeſchlecht gefunden haben. Den Völkern iſt es jetzt gegeben worden, ſich ſelbſt aus ihren eigenen Kräften heraus zu erlöſen, und das im Laufe der Zeiten offenbar gewordene Wort der Völkererlöſung heißt Aſſociation, welche die Macht des Einzelnen iſt, im Verein mit Allen und durch Alle ſo ſtark zu ſein wie Alle. Dies Geſetz der Aſſociation iſt heut an die Stelle des Geſetzes der Autorität unter den Völkern getreten. Die Autoritäten, welche bis jetzt über die Völker geherrſcht haben, haben die Völker nicht glücklich machen können, da haben ſie das Geſetz der Aſſociation gefunden, wodurch ihr Glück in ihre eigene Hand gelegt worden iſt, und wodurch ſich nun ihre Zukunft als eine ſchöne, freie und glückliche ihnen verbürgt hat. In der Aſſociation hat ſich das Geſetz der Autorität mit dem Geſetz der Freiheit verbunden, und ſo wird die Idee der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menſchen nur wahrhaft in der Aſſociation, in dieſer Vereinsgruppirung der Menſchen zu beſtimmten Lebenszwecken, aufgerichtet werden können. Um die Arbeit zu organiſiren, wird die Aſſociation vornehmlich dahin zu wirken haben, daß unter der Garantie von

Gesellschaften, welche dazu besonders zusammentreten, für jeden Arbeitszweig eine Anzahl nationaler Werkstätten errichtet werden, denen sowohl das Material der Arbeit, als auch die Verwerthung derselben, zu einem bestimmten Preise gesichert werden müssen. Um die Armuth in der Gesellschaft zu heilen, wird die Association, ebenfalls nach bestimmten Arbeitszweigen und Beschäftigungen zusammentretend, dahin zu wirken haben, daß der Arbeitsfähige nirgend der Arbeit ermangelt, und daß Jeder in seinem Arbeitskreise so viel zu gewinnen vermag, als erforderlich ist zu dem Recht der Existenz, welches als das erste Recht in der Gesellschaft angenommen werden muß.

Die Zeiten der stummen Resignation sind vorüber, die Propaganda der heutigen Zeit heißt das Glück. Die Association muß zu einem Glaubensartikel der Religion in der heutigen Gesellschaft erhoben werden. Alle werden in ihren Kreis treten, Jeder zu seinem eigenen Heil. Die Reichen mögen dann Reichthümer aufgehäuft haben, so hoch sie können und wollen, sie werden doch dem Gesetz der Association nicht widerstehen können, und die Association wird sie umspannen, und die Reichthümer, welche sie aufgehäuft haben, werden darin flüssig werden zum Vortheil Aller. Das Gesetz der Association wird seinen Arm bis nach den

Thronen hin ausstrecken, und als das Alles vermögende Gesetz der Liebe wird es die Könige in die Mitte der Völker hinabziehen.

Indem wir in der Association das erste reformatorische Element der heutigen Gesellschaft erkannt haben, müssen wir als das zweite das Element der Volkserziehung nennen. Die Einrichtung der Volksschule muß eine der wichtigsten Sorgen des Nationallebens sein, und dringend muß dabei die Lage der Volksschullehrer selbst an das Herz der Nation gelegt werden. Die Volksschullehrer, so wie sie jetzt gestellt sind, bei Gehalten, die oft kaum zur Ernährung eines Tagelöhners ausreichen würden, und unter allerlei unwürdigen Verhältnissen, denen sie sich zur nothdürftigsten Fortschleppung ihres Daseins unterziehen müssen, die Volksschullehrer sind heut noch die wahren Proletarier des Geistes, sie, deren Händen täglich die heranwachsende Zukunft des Nationallebens anvertraut ist, und sie bedürfen, wie die Proletarier selbst, der Emancipation, ohne welche die ganze Gesellschaft sich ihres eigenen Daseins zu schämen hat, sie bedürfen, in eine würdige, und ihrer wahrhaft hohen Stellung angemessene Lage gebracht zu werden, durch eine ihnen Freudigkeit und Lebensmuth gewährende Sicherung ihrer Existenz, die, wenn sie der Staat ihnen nicht geben

kann, auf dem Wege der Association aufgebracht werden muß.

Das dritte reformatorische Element der heutigen Gesellschaft, das ich noch zu erwähnen habe, ist das constitutionnelle Prinzip der Staatsverfassung. Diese drei Elemente einer wahrhaften Erneuerung und Erlösung der Gesellschaft, die sich uns in der Association, in der Volkserziehung, und in dem constitutionnellen Prinzip der Staatsverfassung darstellen, sie sind nur die drei verschiedenen Ausstrahlungen und Richtungen desselben Grundgedankens der Zeit, daß der Mensch aus sich selbst sich sein Dasein zu bestimmen habe, und daß in dieser freien Selbstbestimmung des menschlichen Lebens, wenn sie wahrhaft erreicht worden, sich das wahre und höchste Glück des Menschen, nach allen Richtungen hin, werde vollendet haben. Die constitutionnelle Staatsverfassung hat aber dabei von dem verderblichen Prinzip abzugehen, das sie in der englischen und französischen Verfassung vorangestellt hat, und welches der Grund ist, daß dort die Segnungen der Constitution nicht bis in die untersten Kreise des Volkslebens haben hinabdringen können, bis in die Mitte der aller menschlichen Anerkennung bedürftigsten Kreise jener „zahlreichsten und ärmsten Klasse der Gesellschaft", deren Namen der Socialismus mit großer Flammen-

ſchrift über dem Hauptportal des Tempels der Menſchheit angeſchrieben hat. Dies iſt der Wahlcenſus der engliſchen und franzöſiſchen Conſtitution, wodurch die Fähigkeit, ſich als einen der Nation Zugehörigen vertreten zu können, von Geld und Vermögen abhängig gemacht wird.

Um das Proletariat wahrhaft zu emancipiren, um nicht eine arme und verlaſſene Klaſſe von Menſchen auch geſetzlich zu ſchaffen, welche durch den Mangel an dem Beſitz ſich ausgeſchloſſen ſieht von dem Recht des nationalen Daſeins, muß vor Allem die Aufnahme des Proletariers in den dritten Stand verlangt werden, und dies geſchieht politiſch durch die Staatsverfaſſung, wie es moraliſch und bürgerlich durch die Aſſociation und durch die Volkserziehung geſchieht: die Aufnahme des Beſitzloſen in alle nationalen und menſchlichen Rechte des Beſitzenden!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Louis Humblot in Berlin.

Carmela.

Carmela

oder

die Wiedertäufe.

Ein Roman

von

Theodor Mundt.

Hannover, 1844.
Verlag von C. F. Kius.

44. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1. Sehnſucht nach Abenteuern.

Sylvius, ein junger Arzt, der ſo eben ſeinen Doctorgrad erworben, und von dem ſeine angeſehenen und reichen Eltern in der Provinz hofften, daß er demnächſt die Ausübung des von ihm erwählten Berufs wirklich antreten werde, ſchlenderte gegen Abend müßig in den Straßen Berlins. Sein zögernder und nachläſſiger Gang, dem er ſich überlaſſen hatte, ſchien die Intereſſeloſigkeit auszudrücken, mit welcher der junge ſchöne Mann ſeine einſame Wanderung durch die große, immer gleichmäßig belebte, aber ſelten aus einer gewiſſen Monotonie ſich erhebende, Hauptſtadt zurücklegte.

„Wohin, wohin, Herr Doctor? fragte ihn die Stimme eines Bekannten, welcher, hinter ihm her kommend, vertraulich den Arm in den ſeinigen ſchlang, und ihn zu einer gemeinſamen Fortſetzung des Spaziergangs dadurch einzuladen ſchien.

Wohin? Verdammtes und gefährliches Wort in Berlin! entgegnete Sylvius halb bitter, halb lachend, indem er in seinem Freund einen, in mehreren Kreisen der Berliner Jugend bekannten und wohlgelittenen jungen Mann, der sich Arminius Meyer nannte, begrüßte.

Beide Freunde, behaglich und scheinbar zwecklos mit einander fortschlendernd, schlugen nun den Weg über den Schloßplatz ein, der, von den eben angezündeten Gaslichtern überflogen, an dem schönen lauen, noch nicht ganz dunkel gewordenen Frühlingsabend, einen bewegten und großartigen Anblick darbot.

Das Wohin, fuhr Sylvius fort, das ist gerade diese ewig niederschmetternde Frage an mein vermaledeites berliner Dasein! Wer weiß hier denn überhaupt wohin, im Großen wie im Kleinen, und so trachte ich auch für meine Abendspaziergänge immer vergebens nach einem erklecklichen Wohin, um mein trostloses Woher in dieser Stadt zu verbessern. In drei verschiedenen Stadtvierteln von Berlin unterhalte ich jetzt eine Wohnung, die ich gemiethet habe, um interessante Beziehungen oder sonst irgend eine abenteuerliche Verknüpfung entstehen zu lassen, aber Frau Aventüre will mir auch nicht den allergewöhnlichsten ihrer Klepper hier satteln.

Sie können, liebſter Freund, entgegnete der Andere lachend, noch immer Ihr Paris nicht vergeſſen, wo Sie als weiland Student der Medicin alle Herrlichkeiten und Geheimniſſe des Quartier latin ausgekoſtet haben, und an dem ewigen Jungbrunnen aller Abenteuer in vollen Zügen ſich ſatt tranken. Hier in Berlin muß man auch in dieſer Hinſicht mehr mit deutſcher Hausmannskoſt vorlieb nehmen, und man darf wenigſtens nicht wie in Paris erwarten, daß die Aventüre uns auf offener Straße entgegenkommt, und ihre geheimen Grotten und Luſtpläße jedem aufſchließt, der ſie nur im Vorübergehn am Ärmel geſtreift hat. Indeß hat die Frau Aventüre doch auch in Berlin, in der kalten, ſprödden und verſchloſſenen Stadt, einige Lieblinge und Auserwählte, denen ſie ſich mit Gunſt zuneigt, die in ihrer vertrauten Umarmung ſich immer neue reizende Lebensbilder erzeugen dürfen. Zu dieſen immer gehört zu haben, darf ich mir denn auch wohl ein wenig ſchmeicheln!

Arminius ſprach dieſe Worte mit beſonderer Selbſtgefälligkeit und einem ihm immer eigenen Wohlbehagen aus, indem er ſich dabei vergnügt mit der Hand durch ſeine hellblonden Haare ſtrich, die ihm wild und in wenig geordneten Locken um den Kopf hingen. Er war ein Hagerer, ſchlankgewachſener,

junger Mann, von einigen dreißig Jahren, dem man es anſah, daß er das Leben ſchon an allen möglichen Ecken und Enden angegriffen und verſucht, jedoch mehr zu ſeinem eigenen Genuß und Behagen, als um der Arbeit oder irgend einer ernſten Bemühung willen.

Sein Weſen hatte etwas Flüchtiges, immer Bewegliches und Unſtätes an ſich, ſein Geſicht war blaß, und trug beſtändig die Spuren durchſchwärmter Nächte und bis zum Übermaß geſteigerter Genüſſe an ſich, wovon auch ſein mattes Auge zeugte, das nur im Geſpräch häufig eine blitzende geiſtige Lebendigkeit erhielt. Dabei hatte er auch wieder ein offenes, ſcheinbar gutmüthiges, und zuthuliches Benehmen, das ihm viele Freunde gewann, und ihn in gewiſſen Kreiſen zu einem beliebten und geſuchten Geſellſchafter machte. Sein Anzug war fein, gewählt und nach der Mode, doch mußte es auffallen, daß gewöhnlich ein oder das andere Stück ſeiner Toilette das Enſemble ſtörte, indem es mit der Neuheit der übrigen Gegenſtände nicht gleichen Schritt gehalten zu haben ſchien und ſich in einem ſeltſam zurückgebliebenen und verſchoſſenen Zuſtande befand. So trug er heut zu einer durchaus muſterhaften und fashionablen Bekleidung einen ſchlechten, an den Krämpen faſt durchlöcherten Hut, der ihm ſchon um

viele Monate zu lange treu geblieben zu sein schien. Solche Ungleichheiten, die auf ein sehr unregelmäßiges Ebben und Fluthen in seinen Geldverhältnissen deuteten, wußte aber Arminius mit so vieler Unbefangenheit und unerschütterlicher Laune zu tragen, daß man an ihm kaum gewahr wurde, was an jedem Andern zu einer Lächerlichkeit umgeschlagen wäre.

Ein entschiedenes Gegenbild zu dieser Erscheinung gab der junge Sylvius in seinem ganzen Wesen ab. Alles an ihm war noch jugendfrisch, aus dem Vollen und Ganzen heraus, eine blühende und reichbegabte Natur, die in jedem Betracht als liebenswürdig sich darstellte. Ein bedeutsames inneres Leben sprach aus seinen Zügen, sein schwarzbraunes, südliche Farben und Formen an sich tragendes Gesicht verrieth die Macht des Denkens und der Leidenschaft gleichmäßig in seinem Ausdruck. Wenn sich bei dem Andern das Bestreben zeigte, rohe und ungeregelte Lebenselemente möglichst hinter seinen und gewählten äußern Formen zu verstecken, so sah man dagegen bei Sylvius die umgekehrte Erscheinung, daß er ein ursprünglich edeles, harmonisches, durch Erziehung und Anlage zu feingebildeten Formen sich hinneigendes Wesen, mit Absicht in äußere Nachlässigkeit und Verwilderung zerfahren zu lassen schien, was ihm jedoch in dem Eindruck, den

er machte, nicht nachtheilig wurde. Vielmehr konnte man sagen, daß Arminius, der, wie wir gesehen, mühsam sich den Effect einer vornehmen und eleganten Erscheinung anzueignen strebte, damit nie völlig zu Stande kam, während Sylvius wider seinen Willen diese Wirkung machte, die er durch alle möglichen Unregelmäßigkeiten in seiner Kleidung, seinen Bewegungen und Gewohnheiten aufzuheben bemüht war. —

Wenn Sie für den Abend nichts bestimmt haben, begann Arminius Meyer das Gespräch wieder, so kann ich Sie einladen, einen vielleicht interessanten Besuch mit mir zu machen! Sie werden schon von dem Wappenstecher Lorenz gehört haben, der bei unsern neuen Wiedertäufern, die am Rummelsburger See ihr Wesen treiben, eine bedeutende Rolle zu spielen angefangen. Dieser Mann hat eine Tochter, bei welcher diese Schwärmerei noch in ganz eigenthümlichen Symptomen ausgebrochen sein soll; die noch mehr, als die Wiedertaufe selbst, uns in das sechszehnte Jahrhundert zurückversetzen. Es sollen sich nämlich Spuren der Tanzwuth bei ihr gezeigt haben, jener wunderbaren Krankheit, in welcher der Schwärmergeiß der früheren Zeit sich am unheimlichsten und räthselhaftesten offenbart hat. Da ich hier von Allem erfahre und um Alles weiß, so war ich natürlich auch der Erste, an den sich Lorenz

gewandt hat, um dies neue Wunder zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Auf heut Abend hat er mich eingeladen, den Zustand seiner Tochter, von dem bald alle Zeitungen der Welt reden werden, durch eigene Anschauung zu prüfen, da er einen besondern Werth darauf legt, daß gerade ich dieses seltsamste Phänomen der Zeit beleuchte und kraft des denkenden Bewußtseins in seinen wahren Begriff erhebe.

Obwohl Sylvius die selbstgefällige Zunge seines muntern Freundes kannte, und wußte, daß auch Manches über dieselbe ging, was weniger der Wahrheit, als der Herausstellung der eigenen Wichtigkeit dienen sollte, so war ihm doch auch bekannt, daß Arminius in der Regel sehr gut, und zuerst, von allen Vorgängen in der Hauptstadt unterrichtet war, und er hörte ihm deshalb jetzt mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Wenn es Ihnen recht ist, fuhr Arminius fort, so begeben wir uns jetzt zusammen dahin, und Sie haben das Vergnügen, zugleich einer dieser Wiedertäufer-Versammlungen beizuwohnen, die immer mehr Aufmerksamkeit zu erregen anfangen. Ich glaube, daß heut Abend große Sitzung dieser Neugläubigen ist, und so lassen Sie uns eilen, die entfernte Straße noch bei Zeiten zu erreichen.

Sie nahmen jetzt, da Sylvius sich gern einverstanden erklärt, mit beschleunigten Schritten ihren Weg am Schlosse vorüber, über die lange Brücke, um die ganze Königsstraße zurückzulegen, und jenseits des Alexanderplatzes, in einer der dortigen entlegenen Straßen, das Haus des Wappenstechers Lorenz aufzusuchen.

Ich bin über die Maßen neugierig auf die schöne Tanzwüthige, die wir kennen lernen werden! bemerkte Arminius unterwegs. Ist Betrügerei dabei im Spiele, so wird doch ein großes Talent und eine interessante Persönlichkeit dazu erforderlich sein, um die bezweckte Illusion hervorzubringen. Auch das wäre schon gut, wenn wenigstens eine große und machtvolle Betrügerei wieder einmal auferstände! Ist eine Zeit zu unvermögend, um den wahren Messias aus ihrem Schooße zu gebären, so leistet ein großer Betrüger, der kunstvoll und mit einem gewaltigen Griff alle hauptsächlichsten Fäden der Zeit in sich zusammenzuschlingen versteht, ihr oft denselben Dienst. Er faßt das, was ihr nothwendig ist, in eine mächtige magische Formel zusammen und schwingt diese als Fackel durch alle Abgründe und Tiefen der Zeit, um den rechten Fleck, auf den es ankommt, wenigstens zauberisch zu beleuchten, und in allerlei glänzenden, verlockenden Farbenspielen ihn zu zeigen.

Ich wundere mich, daß in einer Zeit, die nach allen Seiten hin so aufgelockert, untergraben und mit neuen Keimen überpfropft iſt, nicht große Betrüger ſich erheben, welche bei der allgemeinen Verwirrung und Reizbarkeit der Gemüther eine vortheilhafte Rolle zu übernehmen wiſſen!

Es fragt ſich, ob wir ſie nicht auch, nur unter einem andern Namen, bei uns aufzuweiſen haben! entgegnete Sylvius. Sind in neueſter Zeit keine Caglioſtro's mehr auferſtanden, ſo ſehen wir dagegen wohl andere Fälſcher an der Tagesordnung, die ihre Schwarzkünſtelei an den Ideen ausüben, wie früher an den Diamanten oder im Goldmachen und Geiſterbeſchwören. Die Ideen-Verfälſcher unſerer Zeit, wie ſie ſich auf allen Standpunkten jetzt herumtummeln, haben freilich nicht dieſe glanzvollen und mächtigen Perſönlichkeiten, durch die ſie jemals zu wahren Verführern und Verſuchern werden könnten. Das Handwerk, Alles zu verwirren und zu überſtürzen, das ſie ſich erwählt haben, ſie arbeiten es nur wie beſoldete Tagelöhner herunter, oder wie ruhmredige Harlequins, die von ihren eigenen Sprüngen nicht genug zu ſagen wiſſen. Dieſe Betrügerei, die nur weniger Romantiſches und Geheimnißvolles mehr hat als eine frühere, man hat ſie in den Zeitungen,

Flugschriften und bei allen möglichen Gelegenheiten sich doch sattsam auskramen sehen.

Sie haben in gewisser Hinsicht Recht, erwiederte Arminius, obwohl es plötzlich schien, als sei er einigermaßen empfindlich geworden. Indeß lassen wir das, wir gerathen da wieder auf einen Punkt, den wir heut nicht mehr Zeit finden möchten durchzufechten, denn sogleich werden wir bei dem Hause dieses sonderbaren Lorenz angelangt sein. Sie wissen, daß ich unter den jungen Geistern, die jetzt in Deutschland für die Freiheit der Wissenschaft und namentlich für die Emancipation unserer Zeit vom hergebrachten Christenthum kämpfen, sehr genaue und mir engverbrüderte Freunde habe, und gegen diese soll doch am Ende Ihre eben gemachte Bemerkung gerichtet sein. Ich bin zwar für meine Person gänzlich unabhängig von diesen ideellen Richtungen meiner Freunde, und kann wohl von mir sagen, wie auch allgemein bekannt ist, daß ich erhaben darüber dastehe, aber man hört doch nicht gern seine Freunde schmähen.

Sie sollen mir ein anderes Mal die Idee der Freundschaft auseinandersetzen, sagte Sylvius lächelnd, aber lassen Sie mich jetzt noch von Ihnen hören, ob Sie meinen, daß unumgänglich ein Betrug dazu erforderlich sei, um uns jene alte Tanzwuth, von

welcher Theophraſtus Paracelſus geſchrieben, wieder vorſtellig zu machen? Denn wenn ich recht verſtehe, was wir nach Ihrer Einladung jetzt zu erwarten haben, ſo wird dies eine jener Wundererſcheinungen des Fanatismus ſein, an die ich mich heutzutage allerdings ſchwer entſchließen könnte zu glauben. Denn zu Allem habe ich Vertrauen, nur nicht zu dem Fanatismus unſerer Zeit, und je mehr ich ihn in einer recht leidenſchaftlichen, die Grundtiefen der menſchlichen Natur aufrührenden Bewegung erblicken möchte, um ſo mehr finde ich jetzt Urſache, an ihm zu verzagen und ihn geringſchätzig anzuſehen. Dieſer Fanatismus, wie er ſich in unſeren Tagen beſonders in einigen religiöſen Bewegungen an den Tag geben möchte, in dieſen Altlutheranern, dieſen kleinen Wiedertäufergemeinden, die jetzt hier und da merkwürdig auftauchen, wie auch in den communiſtiſchen Handwerker-Verbindungen, welche in Frankreich und der Schweiz ſchon ihre Verknüpfung mit Deutſchland gefunden haben, dieſer Fanatismus erſcheint mehr wie eine zuckende Grimaſſe der Zeit, wie eine kalte Fratze des Tages, als daß ein Ergriffenſein im innerſten Lebensmark, ein Wühlen und Arbeiten in allen Adern des Daſeins ſich wirklich darin vollbrächte! Ich möchte unſerer Zeit eigentlich allen Beruf und alle Fähigkeit zum Fana-

tismus absprechen, und so erschrecken mich diese Zeichen, die ich jetzt hier und dort davon aufsteigen sehe, wie Zeichen einer immer weiter um sich greifenden Unwahrheit und Lüge dieser Zeit!

Was Sie gelehrt sind, Freund, versetzte Arminius, so gleich ohne Weiteres den Theophrastus Paracelsus citiren zu können, hier mitten auf dem Berliner Straßenpflaster! Sie wollen behaupten, daß unsere Zeit entweder zu stark oder zu schwach zum Fanatismus sei, und daß dieser darum nicht so productiv mehr aufzutreten vermöge, wie in jenen früheren Jahrhunderten, wo wir oft hören, daß Tausende von Menschen plötzlich ein verzückter Tanz ergreift, daß sie in wunderbar verschlungenen Massen dahinrasen durch Stadt und Land, immer weiter und weiter von einem Gau zum andern, ohne zu rasten, ohne sich loszulassen, bis sie endlich, von ihren eigenen Tanzeswirbeln niedergeschmettert, in die Erde sinken, und tanzend, jubelnd, die geheimnißvolle Macht der Dämonen bekennend, sich ihr Grab im Boden wühlen!

Eben das ist es, erwiederte Sylvius lebhaft, was ich an jener Zeit so bewundere, und was ich der unserigen nicht mehr zutraue, jene majestätische Gewalt der Verirrung, die wie eine große Naturerscheinung wirkt, und die darum ein ganzes Zeit

alter in ſeinen Grundtiefen erſchüttert und aufrührt. Jene magiſchen Tanzzüge des Mittelalters, zu der ganze Städte auszogen, wozu Tauſende von Weibern und Kindern in einem taumelnden Wahnſinn ſich erheben, ſie ſind doch das Erzeugniß einer mächtig pulſirenden Lebenskraft, die nur aus Mangel an ächter Befriedigung ſich gegen ſich ſelbſt kehrt und in wilder Tollheit ſich verzehrt. Dieß muß doch damals einen ſo großen Schein der Wahrheit für ſich gehabt haben, daß ſelbſt Theophraſtus Paracelſus, da wir doch einmal dieſen Wundermann der Wiſſenſchaft angeführt haben, daran geglaubt hat, indem er in ſeinen Schriften die Tanzkrankheit als ein wirkliches Phänomen der natürlichen Körperwelt behandelt. Er leitet ſie bekanntlich aus denjenigen Blutadern ab, welche er die lachenden nennt, und die, durch die ſalzigen Eigenſchaften des Bluts in einen hüpfenden Kitzel übergehend, dadurch das eigenthümliche Toben der Lebensgeiſter erwecken, welches in der Tanzwuth ſich darſtellt.

So wären wir denn auf das Vollkommenſte und Gründlichſte vorbereitet, um jetzt zu unſerer kleinen Tanzwüthigen einzutreten! ſagte Arminius, indem ſie in die entlegene dunkle Gaſſe einbogen, in welcher das Haus des Wappenſtechers ſich befand. Wenn uns das Glück hold iſt, ſo wird ſie gerade

heut recht vom Geiſt getrieben, und tanzt uns den ganzen Dämon vor, den ſie in ſich beherbergt. Nachdem unſere Zeit in den welthiſtoriſch gewordenen Sprüngen der Taglioni und Elsler ſchon eine eigenthümliche Phaſe der Tanzkrankheit überſtanden, beginnt vielleicht die geheime Herzkrankheit der Zeit ihren Veitstanz aufzuführen und in die Mode zu bringen, und dies arme unglückliche Kind, das wir jetzt aufſuchen, muß, wer weiß in welcher Ängſte Gebot und Noth, den Reigen beginnen. Laſſen Sie uns alſo, Herr Doctor, mit ſo viel Glauben als möglich dies geheimnißvolle Haus betreten!

Sie hielten vor einer niedrigen Hütte ſtill, welche Arminius alsbald für die ihm bezeichnete erkannte, und gegen deren verſchloſſene Thür er dreimal in beſonderer Weiſe pochte, wie ihm geheißen worden war. Es währte nicht lange, ſo ward ihnen von innen her geöffnet, ohne daß ſie Jemandes anſichtig wurden, und ſie ſtiegen eine ſpärlich erleuchtete Treppe hinauf, die zum Boden des Hauſes führte.

2. Die Tochter des Propheten.

Das Haus, das seinem Äußern nach nur sehr dürftige und beschränkte Räume zu enthalten schien, verbarg in seinem obern Stockwerk, dessen Fenster nach der hinteren Seite des Gebäudes hinauslagen, einen großen Saal, von dem aus den beiden Ankömmlingen mehrere verworrene Stimmen entgegenschallten. Arminius trat ohne weiteres Zögern ein, und Sylvius folgte ihm in den Saal, der durch eine von der Decke herabhängende Ampel so schwach erhellt war, daß die Gestalten, welche sich hier auf und nieder bewegten, nur allmälig aus der Dämmerung hervortraten und sich erkennen ließen.

Ein kleiner kitzlicher Mann, von auffallenden, scharfen Gesichtszügen und einem heftigen Charakter in allen seinen Bewegungen, kam ihnen bewillkommnend entgegen, und sagte mit einem Pathos, das ihm nicht ganz natürlich schien, sondern eine künstliche Steigerung verrieth: Seid gesegnet, wenn Ihr als Freunde des neuen Evangeliums zu uns kommt,

des Evangeliums der ächten menſchlichen Natur und Wahrheit, das wir hier in Fleiſch und Blut des wirklichen Lebens verwandeln wollen durch unſer brüderlich vereintes Trachten und Arbeiten! Verfallen aber ſei unſerer heiligen Rache, wer als Späher und Verräther eindringt, oder nur mit muthwilligem Fürwitz unſer frommes Werk belauſchen will!

Er ſchlug bei dieſen Worten heftig an eine Waffe, welche er in einem breiten Gürtel an ſeiner linken Seite trug, die aber in nichts Anderem beſtand, als in einem langen Brodmeſſer, wie es die Wiedertäufer der alten Zeit ebenfalls ſtatt der Degen getragen. Dieſe Art der Bewaffnung bemerkte man auch an den übrigen männlichen Geſtalten, welche ſich in dem Saal befanden, dazu die Bekleidung mit grauen breiten Filzhüten und grauen Tuchröcken, wie ſie ebenfalls den älteſten Urhebern dieſer Secte als die angenommene Tracht eigen geweſen.

Es hat keine Gefahr, Vater Lorenz, ſagte Arminius mit einem bezeichnenden Blick auf Sylvius, die Auserwählten der Zeit, denen ich hier das Glück habe mich nähern zu dürfen, können ſicher ſein, daß keines Unwürdigen Auge und Ohr ſich in ihre Offenbarungen drängt! Und nun laß uns Dein Töchterlein ſchauen, Vater! ſetzte Arminius, plötzlich in ſeinen gewohnten leichtſinnigen Ton verfallend, und

mit einer komischen Vertraulichkeit den alten Lorenz auf die Schulter klopfend, hinzu.

Wir wollen den merkwürdigsten Moment der heutigen Zeitoffenbarung nicht übereilen! entgegnete der alte Lorenz mit einem stechenden Blick. Es ist dies ein Moment, mit dem wir begnadigt werden sollen, durch die besondere Gnade des höchsten Gottes, und zu dem wir uns erst würdig zu machen haben durch gemeinsames inbrünstiges Gebet, durch allerlei fromme und anhaltende Betrachtung! Auch sind die Brüder und Schwestern noch nicht alle versammelt, welche an der Erleuchtung des Herrn, die heut entscheidend über unsere kleine Gemeinde ausfließen wird, Antheil zu nehmen haben!

Arminius mischte sich jetzt in seiner leichten und ungezwungenen Art unter die Männer und Frauen, die den Hintergrund des weiten Gemachs füllten, und mit denen er Bekanntschaft anzuknüpfen suchte. Sylvius, dem die frivole Beweglichkeit seines Freundes fehlte, stand unterdessen einsam in einer Fenstervertiefung, und konnte sich den widrigen Eindruck nicht verhehlen, welchen Alles, was er hier sah, besonders aber der Anblick des Alten, auf ihn hervorbrachte. Auch wurde in dem Saale Taback geraucht, was die seltsam schwüle und neblige Atmosphäre, die darin herrschte, noch drückender machte.

Der alte Lorenz aber bewegte sich jetzt mit großer Geschäftigkeit von Einem zum Andern, und empfing die neu Eintretenden, welche die verschiedenartigsten Erscheinungen abgaben, mit zuvorkommender Aufmerksamkeit, Einige davon in besonders ehrerbietiger Form. Ein außerordentlich gewandtes Benehmen war ihm nicht abzusprechen, doch vermochte er damit nicht den grellen und abstoßenden Ausdruck, welcher seine ganze Gestalt bezeichnete, zu mildern. Seine hagere, zusammengedrückte und in vielen scharfen Ecken heraustretende Figur hatte gerade in der zuckenden Beweglichkeit und Flüchtigkeit, die ihr eigen war, etwas Unheimliches an sich. Sein eigenthümlich geformtes, durchaus abgemagertes Gesicht drückte die mannichfaltigsten Richtungen und Versteckheiten des Charakters aus. Eine in ihrem Ausdruck erschreckende, Alles durchdringende, gewissermaßen eiserne und unbezwingliche Klugheit war der Hauptzug dieses merkwürdigen, vielfach durchfurchten und von der Gewalt aller Leidenschaften gepeitschten Gesichts. Die immer lauernden, auf Alles wie auf ihre Beute losschießenden Augen, deren gespenstisches Grau zuweilen in ein dunkel flackerndes Feuer überging, fügten noch den Ausdruck der Tücke, Verschmitztheit und Habgier hinzu. Unter den stark hervortretenden Backenknochen zeigte sich ein brennend rother Punct,

der eine beſtändig fiebernde Aufregung verrieth. Dazu umſchwebte ein Zug von ſpöttiſcher Heiterkeit und Jovialität dies ſeltſame Antlitz, und wenn man geneigt war, ihm das Schlimmſte zuzutrauen, wurde man in demſelben Augenblick zugleich wieder verſucht, ihn nur für einen launigen, zu Narrheiten aller Art aufgelegten Mann zu halten.

Die Verſammlung ſchien ſich unterdeß bis zu der erwarteten Anzahl vervollſtändigt zu haben, die Anweſenden beſtanden ihrem Ausſehen nach größtentheils aus Handwerkern und Handwerksfrauen, deren ſchwärmeriſche Gebärden an den Tag legten, wie ſie mehr oder weniger von der Sache ihrer Vereinigung ergriffen und aufgeregt waren. Einige der Männer polterten ſchon mit Heftigkeit auf und nieder, ergingen ſich in überſchwänglichen Geſtikulationen und Ausrufungen, umarmten ſich mit enthuſiaſtiſchen Reden und trieben allerhand Fremdartigkeiten, zum Theil wohl, um ſich künſtlich noch in eine erhöhtere Stimmung dadurch zu verſetzen. Unter dieſen that ſich beſonders ein noch junger Geſell hervor, der durch ſein ſeltſames Weſen, das er vorführte, den Andern eben ſo viel Spaß zu bereiten ſchien, als er ſie zugleich für den gemeinſamen Zweck ihrer Beſtrebungen erwecklich anregte.

Zerſtreue uns nur heut nicht zu ſehr durch Deine weltliche Kurzweil, Bruder Lullemann! ſagte zu eben dieſem bezeichneten Bundesmitglied jetzt der alte Lorenz, indem er ſich dem immer übermüthiger gewordenen Geſellen näherte. Du weißt, heut iſt der entſcheidende Tag unſeres Bundes, und mein armes liebes Kind Carmela, an welcher der Herr ſo große Wunder hat geſchehen laſſen, wird uns verkündigen das wahre Ziel und Heil der Gerechten und Freien dieſer Zeit!

Wie kannſt Du es wagen, mich geradewegs Lullemann zu nennen? rief ihm der Andere in komiſcher Empörung entgegen, indem er ſich mit ſeiner dünnen, langbeinigen und hochhalſigen Geſtalt wie ein Irrwiſch hin und her drehte. Obwohl wir, fuhr er entrüſtet fort, das verwünſchen und zu vernichten trachten, was unſere übrigen verirrten Mitmenſchen die Taufe nennen, ſo bin ich doch ſtolz darauf, in dieſer Taufe den Namen Johann empfangen zu haben, und ich nenne mich nach meiner wohlbelobten Geburtsſtadt jetzt nur Johann von Köthen, wie dereinſt mein Vorläufer, der berühmte Johann von Leiden, der auch, wie ich, von der edelen Schneiderzunft überging zur höheren Kunſt der heiligen Wiedertäuferei, um die Menſchheit nach einem höheren Maß wieder zuſammen zu flicken und zurecht

zu ſchneidern, was das Zeug hält! Nicht wahr, meine Brüder?

Es lebe Johann von Köthen! riefen mehrere, die ſich zunächſt um ihn gedrängt hatten, mit Jubel aus. Nur von dem Schneider kann das Heil kommen, er iſt der geſchickteſte, um der Zeit den neuen Hochzeitsrock anzumeſſen. Wer gute Hoſen macht, wird auch am beſten der Zeit auf die Beine helfen können! Darum vivat hoch Bruder Johann, er ſoll unſer Anführer ſein!

Lorenz hörte dieſe Ausrufungen mit einem ſeltſam verzogenen Lächeln an, und ſagte: Kinder, es iſt allerdings nicht Jedem gegeben, die auserwählte Schaar durch die Wüſte zu leiten. Und wem das rechte Wort verliehen iſt, Euch zu rufen, dem allein ſollt Ihr folgen in das gelobte Land!

Fangt Ihr Eure Poſſen wieder an mit dem Schneiderlein, ſo tret' ich zurück, und alle übrigen Schlächter, die jetzt hier noch zur Brüderſchaft gehören! rief eine gewaltige, in den tiefſten Tönen brummende Baßſtimme dazwiſchen, die dem wohlangeſehenen und ſtattlichen Herrn Schlächtermeiſter Matthias zugehörte, welcher mit ſeinen drei Geſellen ſich erſt ſeit Kurzem dieſem Bunde angeſchloſſen hatte.

Donner und Wetter, fuhr Matthias fort, indem er seine großen riesenhaften Knochen in Bewegung setzte, die Fäuste zusammenschlagend, unser ganzes Gewerk soll fortan nur Ziegenböcke schlachten, wenn den Schneidern gestattet werden soll, sich im Prophetenwesen hervorzuthun! Das Nähnadelöhr muß Ein für allemal zu schwach befunden werden, um diesen großen und unabsehbaren Faden der Wiedertaufe, den wir jetzt durch die ganze Welt ziehen wollen, da durch zu fädeln!

Ich errathe Euer großes Herz, Meister Matthias, rief ihm der lustige und aufgeweckte Schneider zurück, Ihr möchtet diesen Faden lieber einem hochtrabenden Ochsen um den Hals binden, um mit der ganzen Herrlichkeit der neuen Zeit, an der wir arbeiten, recht bequem en famille zu bleiben, wo wir denn zur Gründung unserer neuen Gemeinde nicht erst nach Amerika auszuwandern brauchen, sondern für das wahre Reich Gottes bei Euch installirt, das heißt, in Euerm Stalle untergebracht werden können!

Wir haben einen grundgelehrten Schneider, aber der Welt kann heut nicht mehr durch Gelehrsamkeit geholfen werden, sondern nur durch die Kraft, darum stimme ich in diesem Streit für den Schlächter! rief im Hintergrunde des Saals ein kleiner schmäch-

tiger Menſch, mit blaſſem Geſicht und entzückensvoll verdrehten Augen, welcher, ſeines Gewerbes ein Tuchmacher, unter dem Namen Friedrich der Schluchzer in der Verſammlung bekannt war. Und dieſem Beinamen entſprach er inſofern, als er bei Allem, was er vortrug, leicht in ein anhaltendes Weinen gerieth, aber ſo unwiderſtehlich zu weinen verſtand, daß er durch die eigene Art ſeines Schluchzens, das er wie eine Muſik nach den verſchiedenſten Tonarten je nach dem von ihm beabſichtigten Ausdruck zu moduliren wußte, Alle überzeugte und überredete.

Seine Stimme machte auch in dieſem Augenblick Eindruck auf die Verſammlung, und Lorenz benutzte den eingetretenen Moment der Stille, um ſich auf eine Bank zu ſchwingen, die als Rednerbühne benutzt zu werden pflegte, und mit einer beſondern Feierlichkeit in ſeinem Ton die Anweſenden folgendermaßen anzureden.

Meine Freunde, meine geliebten Brüder und Schweſtern, hub er gewichtig zu ſprechen an, zu einer freien Gemeinde des wahren Glaubens haben wir uns verbunden, frei durch den wahren Glauben, und wahrhaft gläubig durch die Freiheit! Es iſt ein neues Jahrhundert der Reformation in unſerer Zeit angebrochen, und der Herr hat unſerm Geſchlecht ebenſo, wie damals, eine kurze Friſt zu ſeiner Er-

hebung und Befreiung gestattet, die es nutzen soll bei Tag und so lange zu wirken vergönnt ist, ehe die Nacht der weiterrollenden Zeiten wieder Alles verdunkelt und hinabgeschüttet hat in das ewige Nichts. So spreche ich zu Euch, daß Ihr wirken sollet aus allen Kräften Eures Leibes und Eurer Seele, wirken, damit die Menschheit wiedergetauft werde auf den ächten Begriff der Freiheit und Gleichheit! Und diese Wiedertaufe ist darum das Symbol des Bundes geworden, den wir geschlossen haben, sie ist das heilige Panier, unter dem wir uns sammeln und in das neue Reich der Zukunft einziehen wollen! Indem wir uns aber zur Wiedertaufe bekennen, erklären wir damit zugleich die alte Taufe für null und nichtig, durch welche die Menschheit auf morsche und in sich selbst lügnerische Einrichtungen und Eide sich hat taufen und verpflichten lassen! Worauf wir uns aber selbst von Neuem taufen lassen, das ist das Gesetz der Natur, das wir wiederherstellen wollen mitten im Schooß der entarteten und abgefallenen Gesellschaft, in Staat und in Kirche, in Euerm Hause und an Euerm Heerde, in Liebe und in Ehe, an Mann und an Weib! Und darum taufen wir nicht die Kinder, sondern die Erwachsenen, deren Haupt schon belastet ist mit den Sünden der Gesellschaft, und verantwortlich durch die

geſchärfte Erkenntniß, und dies unſer belaſtetes und verantwortliches Haupt tauchen wir darum von Neuem unter in dem lebendigen Waſſer des Fluſſes, der uns die wahre Taufe der Natur ertheilt, aus der wir hervorgehen an Geiſt und an Gliedern als Bürger des uranfänglichen und wahren Reiches Gottes, in dem es keine Sünde und keine Gnade giebt, ſondern nur allein die gerechte Seligkeit, die aus der Natur alles Erſchaffenen wie die Blume aus ihrem Keim entſpringt! Denn daß der innerſte Grund der Welt, dieſer Naturgrund alles Daſeins, gut iſt, daß mithin der Menſch aus der Natur heraus gut und ohne Sünden hervorgegangen, dies iſt der Gedanke, der ſchon ſeit langen Jahrhunderten heimlich durch die Welt geht, und darin arbeitet wie im Schacht der Alles unterwühlende Bergmann, dies iſt der Gedanke zu einer neuen Religion, zu einer neuen Staatsverfaſſung, zu einem neuen Geſellſchaftsleben. Und durch dieſen Gedanken muß jetzt endlich die Welt umgewälzt werden in allen ihren Beſtandtheilen und Einrichtungen! Darum laſſen wir auch zunächſt und vor allen Dingen die Taufe der Kinder nicht vollziehen, weil aus jenem innerſten Grunde der Welt, die gut iſt, auch unſre Kindlein nur als gut und unſchuldig hervorgegangen ſind, und keine Sünde an ihnen iſt. Eure Kinder

steigen lieblich und rein heraus aus dem innersten Grunde der Welt, den wir wieder herrschend machen wollen in der Zeit, und so Ihr ihnen durch die Taufe meintet die Sünde abnehmen zu wollen, würdet Ihr gegen Gott handeln, der Alles nur gut geschaffen haben kann. Euch aber, meine Geliebten, anzuschauen, macht mich besonders fröhlich im Herrn! Denn bin ich es nicht, durch den Ihr alle hier Versammelten die Taufe der neuen Zeit empfangen, und die zarten Mägdlein unter Euch habe ich auf meinen eigenen Armen in die Mitte des Flusses getragen, und untergetaucht, wo sie, in den Naturgrund zurückkehrend, des heiligen Geistes der Zukunft theilhaftig wurden!

Das ist alles recht gut, Vater Lorenz, fiel ihm hier Lullemann, genannt Johann von Köthen, ins Wort, aber mich dünkt doch, es wäre unserer Gemeinde zuträglicher gewesen, wenn wir bei dem Rummelsburger See geblieben, statt des Plötzensees, in dem Du zuletzt unsere Taufen verrichtet hast. Das Plötzenseer Wasser scheint den neuesten Mitgliedern, die darin getauft wurden, schlecht bekommen zu sein, denn es ist seitdem eine arge Verschnupfung bei ihnen bemerkbar geworden, und darum hört man so rauhe Stimmen hier im Saale trompeten, daß man

alle Augenblicke glaubt, es sei Feuerlärm, den die Nachtwächter machen!

Johann blickte hierbei mit possirlichen Gebärden den jungen Schlächtermeister Matthias an, auf den diese neckische Hindeutung zielte, und der das jüngst aufgenommene Mitglied der Versammlung war. Dieser aber, in Andacht über die Worte versunken, welche Lorenz gesprochen, begnügte sich für jetzt, dem übermüthigen Schneider bloß aus der Ferne die Faust zu zeigen, und forderte Lorenz, zu dessen Füßen er ehrerbietig stand, auf, zur weitern Aufklärung und Belehrung der Gemeinde fortzufahren.

Daß wir uns von den Wiedertäufern des Rummelsburger Sees geschieden haben, nahm Lorenz wieder das Wort, dies war eine durch die ächte Sache selbst gebotene Handlung. Am Plötzensee, den wir uns erwählt haben, konnte erst die wahre Wiedertaufe der Zeit aufgerichtet und begründet werden, durch uns, denen der Herr gegeben hat, den ächten Begriff derselben wiederzufinden aus dem Dunkel der vergangenen Jahrhunderte heraus. Die ächte Wiedertaufe Euch verkündigt zu haben, meine Freunde, ist der Ruhm, den ich vor Gott gesucht, und als ich meine Nächte hinwachte im Forschen und Sinnen über den alten Schriften, und der alten Zeiten Geist nahe bei mir war, da ergriff es

mich einſtmals wie mit überirdiſchen Gewalten, leuchtende Flammen umzuckten mein Haupt, und mir ward wie Moſen auf dem Berge Sinai, daß es mich umhüllte wie mit Wolkenſchleiern, und heilige Stimmen an mein Ohr trafen, deren Sinn ich niederſtürzend folgendermaßen vernahm: Erhebe Dich, Lorenz, erſcholl es zu mir, erhebe Dich, und gürte Deine Lenden, wie es in alter großer Zeit den Propheten geheißen wurde, und laß Deinen Bart Dir wachſen bis über die Bruſt herab! Und wenn bis in die Mitte Deines Leibes Dir die Locken gefallen ſind, dann iſt es Zeit geworden, daß Du ein großes Werk unternimmſt, durch welches der Umſchwung und die Erlöſung aller Verhältniſſe dieſes Jahrhunderts erfolgen ſoll! Und dann wird ein Schiff landen an den Ufern der Spree, und Du wirſt es beſteigen mit der auserwählten Schaar Deiner Gläubigen, mit Männern und Frauen und Kindern, daß ihr ein Volk bildet, das freie Volk der Zukunft, das der Welt den wahren Gott zeigen wird aus ſeinem freien Herzen heraus! Das Schiff, dem Gott der Herr ſelber die Segel ſchwellen wird zu günſtigem Lauf, es wird Euch nach Amerika tragen, wo Ihr eine Stadt gründen ſollt, eine Stadt der ächten Gläubigen, eine Stadt der wahren Ideen der Zeit, die darin ihr Bürgerrecht erlangt haben werden!

Dazu ſollſt Du ſammeln an Gut, Kraft und Geld, Du mit den Deinigen, Alles, was Ihr habt und vermögt, und ſollt Alles zuſammenthun auf einen Haufen, damit Allen Alles gehöre, und kein beſonderes Eigenthum mehr da ſei für jeglichen Einzelnen, an welcher ungleichen Vertheilung die Welt ſo lange krank gelegen! Denn die Gemeinſchaft des Eigenthums, wie ſie die Apoſtel unter ſich gehalten, ſie iſt das erſte und heiligſte Gebot für die Wiedertaufe der Zeit, oder, was daſſelbe iſt, für die Rückkehr zum Geſetz der Natur, das Ihr ſuchen ſollt in frommer Brüderſchaft, und das wiedergeboren werden muß aus der freien Gemeinde zur wahren Herrſchaft der Welt! — So ſprach zu mir die Stimme, vor der ich mich demüthigte im Staube, und mit deren Kraft und Wahrheit ich getreten bin in Eure Mitte, um danach zu wirken!

Und wir haben danach gehandelt als die Deinigen, Vater Lorenz! fuhr Johann Lullemann mit ſeinem lächerlichen Tone wieder dazwiſchen. Wir haben Dir nun allmälig all unſer bischen Geld herbeigebracht, und Einige von uns haben ſogar bedeutende Summen bei Dir hinterlegt für die Zwecke der Brüderſchaft, um unſer Schiff und unſere amerikaniſche Stadt davon beſſer auszurüſten. Aber da unſer Aufbruch an das Wachsthum Deines Bartes

geknüpft ist, wie es Dir die himmlische Stimme selber festgesetzt hat, so muß ich mich doch billig wundern, ich, der ich mich Johann von Köthen nenne, ich muß mich wundern, daß es mit Deinem Prophetenbart noch gar nicht von der Stelle will, daß wir vielmehr einen wahren Knausepeter an ihm zu erblicken die Ehre haben, einen rechten Filz, wenn ich mich darüber ganz freundschaftlich aussprechen darf, der nicht wachsen und nicht gedeihen will, sondern, was er mit der einen Hand giebt, mit der andern wieder zu nehmen scheint! So sah es eine Zeitlang wirklich aus, als ob der eine Flügel Deines Bartes, Lorenz, sich vor dem andern um einige Zoll Länge ausdehnen und den Weg nach Deinem Nabel, welcher Theil von Dir uns zugleich als der Punkt unserer Abfahrt bestimmt ist, rascher zurücklegen wollte. Aber fehlgeschlagen, Deine andere Barthälfte blieb dafür um so kümmerlicher zurück, und wir werden auf dem Stoppelfelde Deines Kinnes sitzen bleiben müssen, bis wir Alle schwarz sind, wenn Du nicht bald andere Anstalten triffst! Vater, Führer, Prophet, laß Dir endlich Deinen Bart bis zu der verhängnißvollen Stelle wachsen, damit unser Schiff ankommt, und wir mit all unsern Hoffnungen, Wünschen und Geldern flott werden können nach der neuen Welt. Hier in der alten werden wir es

ohnehin bald mit Muhme Obrigkeit und Gevatterin Polizei zu thun hätten!

Die anzügliche Rede des oppositionellen Schneidergesellen schien bei einem Theil der Versammlung Anklang zu finden, und schon konnte man hier und da einige Regungen bemerken, welche die gegen Lorenz vorgebrachten Zweifel weiter bestätigen zu wollen schienen. Aber Lorenz, ohne sich durch das, was um ihn her vorging, irre machen zu lassen, fuhr mit erhöhter Stimme und gleicher Salbung zu reden fort:

Meine Theuersten, sagte er, auch über das Wachsen unseres Barthaares hat allein Gott der Herr, den wir auf neuen Wegen neu suchen wollen, zu entscheiden. Alles erfüllt sich am Ende zur rechten Zeit, wo es soll, und da die Wellen meines Bartes Euch die Wellen des Oceans bedeuten sollen, die Euch hinschaukeln werden zu der fernen großen Heimath der Freiheit und des Glückes, so seid versichert, daß die Idee, die Alles allmächtig treibt, auch des Greisen Bart sich entwickeln lassen wird, gleich den Locken des Jünglings. Denn im Reich der Wunder lebt der inbrünstig Strebende, und was er will, gewinnt zuletzt in ihm die Kraft, daß es sich ereignet. So lange es Strebende giebt, wird es auch noch Wunderthäter geben, und dies ist

es, meine geliebten Brüder und Schweſtern, was Ihr heut noch erfahren ſollt in dieſem meinem armen Hauſe, in dem ein Wunder aufgegangen iſt, ein Wunder des ſtrebenden Geiſtes, zur Lehre für alle Welt, und zur Beſeligung und Bekräftigung der wahren Gläubigen. Ihr kennt meine Carmela, die geliebte Tochter, das zarte, ſcheue Kind, das unſere Verſammlungen bisher als die ſtille Blume des göttlichen Friedens ſchmückte! Wiſſet denn, daß uns in Carmela der Herr ein Zeichen hat ſenden wollen, wie er uns auserwählt hat zu ſeiner wahren Gnade und zur Vollſtreckung ſeines ächten Willens in dieſer Zeit! Denn in Carmela iſt jetzt die wahre Blüthe der Wiedertaufe aufgebrochen, wie ſie nur die alten Zeiten gekannt, ſie iſt von der Verzückung ergriffen, und die himmliſchen Flügel, die ihr Geiſt inwendig angeſetzt hat, beginnen auch ſchon den Körper leiſe zu heben, ihre Glieder ſtrecken und dehnen ſich wie von ſelbſt zum Tanz, und wenn die höchſte innere Berufung über ſie mächtig wird, ſo führt ſie, zugleich weiſſagend und verkündigend, himmliſche Tänze der Sphären auf. Seht, ſeht, ſie will jetzt vor Euch erſcheinen, ſie will uns würdigen, in die ſeligen Wirbel ihres Geiſtes einzutreten und von ihnen fortgeriſſen zu werden! —

Kaum hatte Lorenz dieſe Worte geſprochen, als ſich die Thür eines Nebengemaches langſam öffnete, und ein Ruhebett, von einigen weißgekleideten Frauen und Mädchen feierlich hergetragen, in den Saal geleitet wurde, in deſſen Mitte man es niederſetzte. Zugleich ertönte in leiſe anſchwellenden Weiſen eine Muſik, die auf einer kleinen Handorgel geſpielt wurde, welche zu den Verſammlungen und Andachtsübungen der Brüder benutzt zu werden pflegte. Die Arbeiterinnen begannen dazu mit ziemlich reinen und wohlklingenden Stimmen einen Choral zu ſingen, in welchen andere Mitglieder im Saal, die zu den vertrauteren zu gehören ſchienen, ſofort mit beſonderer Nachdrücklichkeit und Bewegung einſtimmten.

Arminius und Sylvius hatten ſich mit geſpannter Aufmerkſamkeit, aber ſehr gemiſchten Gefühlen, zu dem Ruhebett herangedrängt, auf welchem ſie ein junges Mädchen von auffallender Schönheit und Lieblichkeit der Geſtalt ſchlummernd erblickten. In dem weißen Kleide, in welchem ſie dalag, das lang herabhängende ſchwarze Haar mit weißen Roſen durchflochten, eine Todtenbläſſe in dem anmuthigen und bedeutend geformten Geſicht, glich ſie einer Geſtorbenen, die zur Ruhe des Grabes beſtattet werden ſollte. Sie erſchien ohne jedes Zeichen der Bewegung, ein unendlich tiefer Schlaf ſchien ihre Glieder

und die Seele darin, wie mit diamantenen Ketten festgeschlossen zu haben, und das dünne Schleiertuch, das ihren Busen verhüllte, ward kaum bemerkbar von ihren Athemzügen gehoben.

Während die Musik noch in frommen und rührenden Accorden fortrauschte, hatten die beiden Freunde Gelegenheit, das seltsame und eigenthümlich schöne Bild, das sich zu ihrer größten Überraschung so vor ihnen entfaltete, in ruhiger Prüfung zu betrachten. Zugleich waren sie einigermaßen verwundert, daß ihnen mit so vieler Zuvorkommenheit von den Brüdern Platz gemacht worden war, um sie dicht vor dem Lager des schlummernden Mädchens ihren Standort einnehmen zu lassen, wo sie jetzt auch noch andere junge Leute erblickten, die keineswegs der Brüderschaft als Mitglieder angehörten, und unter denen einige als vornehme Modeherren der Residenz hinlänglich bekannt waren.

Sylvius hatte überhaupt in der Versammlung, und zwar unter den ersten Mitgliedern derselben, einige Bekannte gefunden, die er hier nicht zu treffen erwartet hatte. Wie wir schon zu Anfang gelegentlich erfuhren, wohnte Sylvius aus einer wunderlichen Laune in Berlin in drei verschiedenen Stadtvierteln und Wohnungen zugleich, in denen er abwechselnd Tage und Wochen lang zu hausen pflegte,

und hier im Saal ſah er plötzlich zwei ſeiner Zimmervermiether vor ſich, deren einer der junge Schlächtermeiſter Matthias, der andere der verwogene Schneider Lullemann war.

Beide hatten ſich ihm jetzt mit den verbindlichſten Grüßen von zwei Seiten genähert, und jeder ihm eine ſeiner Hände zugleich geſchüttelt. Lullemann flüſterte ihm einige ſpöttiſche und ungläubige Bemerkungen über die Daliegende in das eine Ohr, während Matthias, der dem Lorenziſchen Hauſe überhaupt näher zu ſtehen ſchien, ihm in das andere Ohr hinein vertraute, daß dieſe Carmela ein wahres Wundermädchen ſei, ſchön wie ein friſch aus dem Paradieſe gekommener Engel, und klug wie ein Teufel, dazu erſt ſiebenzehn Jahre.

Aber Sylvius ſuchte beiderlei Einflüſterungen ſofort durch eine unwillige Kopfbewegung loszuwerden, denn Alles, was ihn von dem reinen und unverwandten Anblick des Mädchens abziehen konnte, war ihm in dieſem Augenblick eine verhaßte Störung. Eine große innere Bewegung hatte ſich in dem jungen Mann entzündet, über die er mit ſich ſelbſt noch nicht einig zu werden wußte. Die Reden der Wiedertäufer, die bisher im Saal erſchollen waren, hatten ihn theils mit Verwunderung und Erſtaunen, theils mit bitterem Unmuth erfüllt. Es

war ihm wie eine drückende Laſt auf das Herz gefahren, daß ſo viel Wahrheit und Sinn, wie er in dieſen Reden grundthümlich erkennen mußte, ſich mit ſo viel Narrheit und Unſinn faſt untrennbar verſchmelzen konnte. Es hatte ihm innerlichſt weh gethan, zu hören, wie in den rohen, brutalen und zweideutigen Formen dieſer Verſammlung doch Töne angeſchlagen wurden, die aus dem tiefſten Herzen der Zeit ſelbſt, aus ihren innerſten und geheimſten Bewegungen, hervorzubrechen ſchienen, die bekannt und vertraut waren mit all den verborgenen Stellen, auf denen es krank und elend ausſieht in den heutigen Gemüthern der Menſchheit; wie dann aber dieſe Töne zugleich ſich wahnſinnig und poſſenhaft verzerrten, und in ein Gebiet überſchlugen, auf dem nur die Lüge und die Leidenſchaft ſich feſtſetzen konnten.

Dann aber war dies wunderbare Mädchen vor ſeinen Augen erſchienen, und es war ihm, als habe ihn dies Bild längſt in ſeinen Träumen beſchäftigt, als ſei er ſchon an dem ſeltſamen Schickſal dieſes unglaublich anziehenden Weſens auf das Innigſte betheiligt. Eine große blitzende Freude und eine unendliche Wehmuth zugleich waren bei ihrem Anblick durch ſeine Bruſt gefahren. Da lag ſie, in einem ſtillen in ſich gekehrten Liebreiz, unbewegt und doch

wie heimlich durchschüttert von ihrem inneren wunderbaren Daſein, äußerlich ein kalter blendend weißer Marmor, und innerlich Flammen des himmliſchen Lebens in ſich bergend. Ihr Daliegen war ſo ungeheuer rührend und überwältigend, daß, wie unſer Freund ſich ſagte, die Thränen der ganzen Welt es nicht ausſprechen könnten, was hier verborgen ruhte in dieſer ſchlummernden Mädchengeſtalt. In dieſen Schlaf ſchien ſie ſich ihm vor der ganzen Menſchheit hineingerettet zu haben, und das geſenkte Köpfchen ſchien nur mild zu flehen, daß man ſie nicht daraus erwecken möchte. Es war ihm, als wenn ſie ſich in dieſem Zuſtande in ihres eigenen Herzens Frieden ſicher gebettet, und darin, ach vielleicht nur einen kurzen Augenblick lang, Schutz gefunden hätte vor der ganzen kalten und feindlichen Welt. Sylvius zitterte vor dem Moment ihres Erwachens, mit dem, wie es ihm dünkte, ſich Alles verändern, eine bittere Störung, ein großer Schmerz eingreifen würden in das räthſelhafte Daſein Carmela's.

Die Muſik, die fort und fort ertönte, und durch ſeltſame Steigerung und Abwechſelung der Tonarten eine ſchwärmeriſche Stimmung im Saal zu verbreiten bemüht war, ſie diente auch dazu, Sylvius immer wunderbarer in ſeinem Gemüth anzuregen. In einer Welt entzückender Phantaſien glaubte

er ſich aufgenommen, alle andern Umgebungen der Gegenwart entſchwanden ihm, und indem er nichts mehr ſah, als die noch immer unbeweglich ruhende Carmela, ſtürzte er in ſeiner Alles vergeſſenden Leidenſchaftlichkeit an ihrem Lager nieder, und drückte knieend mit einem lauten Seufzer ſeinen Kopf zu ihren Füßen hin.

Von dieſer Berührung ſah man das Mädchen plötzlich heftig zuſammenſchrecken, ſie ſchlug die Augen auf, und erblickte den knieenden ihr unbekannten Jüngling zu ihren Füßen. Die bleichen Wangen Carmela's übergoß in dieſem Augenblick eine brennende Purpurröthe, ihre Glieder begannen zu zittern, und ein langer durchdringender Blick ſchoß dunkelflammend aus ihren Augen hervor, um ſich mit denen des jungen Mannes zu begegnen. Dann ſchien ſie unſchlüſſig und verlegen, was ſie thun ſolle, und ſie ſah mit ſichtlicher Angſt ihrem zornig herantretenden Vater entgegen, der Sylvius auf das Heftigſte beim Arm ergriff und ihn von dieſer Stelle fortzuſchaffen ſich anſtrengte.

Sylvius aber richtete ſich jetzt mit aller Gewalt empor, und ſchleuderte den alten Lorenz ſo weit von ſich zurück, daß dieſer, hintenüber taumelnd, nur durch Matthias, der ihn auffing, vor einem gefährlichen Sturz bewahrt wurde. Ein dumpfes Gemur-

mel durchlief die Verſammlung, doch feſſelte das Erſtaunen über das plötzlich Vorgefallene noch die Gemüther, und hielt ſie noch einen Augenblick lang zurück, gegen Sylvius loszubrechen. Dieſer aber, den Arminius vergebens ermahnte, zum vernünftigen Selbſtbewußtſein zurückzukehren, wandte ſich mit erneuerter Wuth gegen Lorenz, und rief aus: Fort mit Dir, alter Betrüger, und wage es nicht noch einmal, hier in dieſe Nähe zu kommen, denn dies himmliſche Kind, das Du verderben willſt, werde ich fortan gegen Dich ſchützen und vertheidigen mit all meines Daſeins Kräften! Vermaledeiter Gauner, Du willſt Dein eigenes Kind, wer weiß um welchen nichtswürdigen Lohn, an die Thorheit dieſer Zeit verſchachern, und willſt aus ihr, der engelreinen Geſtalt, ein lügenhaft zuſammengeflicktes Zerrbild des Tages machen! Ich ſah ſie hier liegen wie ein ſchneeweißes Lamm, das heimlich, und ohne zu ſprechen, ſeinen Mörder anklagte, der ihm antaſten will ſeinen zarten Leib und ſeine göttliche Seele, und es opfern den Göttern des Trugs und der ewigen Lüge! Indem ich ſie hier ſchlummern ſah einen ſchmerzlich ſüßen Schlummer, den Du ihr durch die Wirkung unnatürlicher und höchſt verbrecheriſcher Mittel bereitet haſt, war es mir, als beginne ihre Seele leiſe zu mir zu ſprechen, und ſich mit einem unſäglichen

Leid zu mir heranzudrängen in mein innerſtes Leben. Es erſchien mir ſo äußerſt ſchrecklich und entſetzensvoll, was mir ihre bleiche ſtumme Lippe klagte, und die kleine Hand, die auf ihrer Herzgrube lag, winkte mir ſo geheimnißvoll, daß ich beſchloß, dies junge Kind aus ihrer großen Gefahr zu retten, und meinem Leben, dem es bisher an einem rechten Zweck gefehlt, ſeinen Beruf darin zu finden! Und dann wünſchte ich einen Augenblick, Carmela, als Du ſo wie ein ſtarres Marmorbild vor mir ruhteſt, es möchte Dir gelungen ſein, Dich wirklich in Stein zu verwandeln, warum Du mir in Deines Herzens geheimſten Gebeten lange Nächte zuvor gefleht zu haben ſchienſt, damit Du den Fuß nicht heben könnteſt zu dem betrügeriſchen Hexentanz, den Dein Vater unter Qualen und Mißhandlungen Dich gelehrt! Ein Bild von Stein wünſchte ich Dich dem Verrath und der Tücke der Welt zu entführen, um Dich nur in meinen Gedanken allein, ſo wie Du biſt, als ein unvergängliches Lebensbild zu beſitzen!

Dieſe Worte hatte Sylvius, kaum ſeiner ſelbſt bewußt, mit einem Ungeſtüm und einer Kraft der Leidenſchaft ausgeſtoßen, daß ihn die Meiſten wie von einer plötzlichen Raſerei ergriffen anſahen. Der ganze Körper des Jünglings ſchwankte und taumelte, ſeine Augen flammten in einem übernatürlichen Feuer,

und zugleich hatte er den edeln und schönen Ausdruck einer höheren Begeisterung an sich, die sein ganzes Wesen durchdrungen und erhoben.

Carmela war im Schrecken über diesen Vorgang von ihrem Lager aufgesprungen, und stand auf demselben hoch emporgerichtet, die Arme erwartungsvoll ausgestreckt, mit klopfendem Herzen und hochrothen Wangen, einen leisen Schrei kaum unterdrückend. Mit wachsender Betroffenheit betrachtete das Mädchen bald den schönen Jüngling, der sich so wunderbar in das Geheimniß ihres innersten Lebens gedrängt hatte, bald ihren Vater, der ihr einen fürchterlich drohenden Blick zuwarf, welchen sie allein gewahrte und in seiner ganzen Bedeutung verstand.

Man hatte sich aber jetzt von allen Seiten um Sylvius gedrängt, und seine Leidenschaft, zu der er sich hatte fortreißen lassen, wäre vielleicht nicht ohne Gefahr für ihn geblieben, wenn nicht seine beiden Wirthsleute, Matthias und Lullemann, die eine besondere Neigung für ihren jungen Miether zu empfinden schienen, ihn von zwei Seiten schützend umgeben hätten und noch die Mißhandlungen abwehrten, die ihm von einigen Mitgliedern zugedacht waren.

So wahr ich Johann von Köthen heiße, Brüder, rief Johann Lullemann mit seiner schmetternden

Trompetenſtimme durch den Lärm hindurch, ich hafte Euch für dieſen jungen Mann, dem Ihr mir kein Leides zufügen ſollt! Er iſt mein Miethsmann aus der Marienſtraße, ein durchaus nobler junger Herr, der das Intelligenzblatt mit mir zuſammenhält, und durchaus immer nur die edelſten Paſſionen an den Tag gelegt hat. Wenn er ſich in dieſem Augenblick allerdings ſehr auffallend benommen, ſo dürft Ihr darin nichts als einen Paroxysmus jener wunderbaren Hellſeherei erblicken, durch den Herr Sylvius nur hat zeigen wollen, wie würdig er iſt, von Euch als Mitglied aufgenommen zu werden. So empfangt ihn denn, den würdigen Bruder, den Hellſeher, der unſerm Vater Lorenz ſogleich bis durch die Rippen geſchaut hat, und ſeinem Töchterlein bis in das Herz hinein! Will Lorenz unſern Glauben ſtärken, indem er aus der Wiedertaufe ſich einen übernatürlichen Sphärentanz herausgedrechſelt hat, ſo will ich dagegen die Bundeszwecke fördern, indem ich Euch an meinem Miethsmann einen natürlichen Hellſeher hiermit ganz ergebenſt vorſtelle, ein Exemplar ganz wie wir es noch bedürfen, meine Herren! Zur größeren Feierlichkeit der Aufnahme wird Herr Sylvius jetzt ſogleich mit Fräulein Carmela den Wolkenhüpferl tanzen, den ihr Vater Lorenz einexercirt hat, und den Herr Sylvius aus purer Hellſeherei ohne

Weiteres mitzutanzen im Stande ſein wird! Platz für meinen Miethsmann!

Lullemann gab dabei dem Sylvius heimlich einen kräftigen Stoß in die Seite, um ihn dadurch zum Einverſtändniß und zugleich zur Thätigkeit in der vorgeſchlagenen Weiſe aufzufordern. Sylvius aber, der aus ſeiner Aufregung allmälig zu erwachen und zu einer mehr verſtändigen Betrachtung der Dinge um ihn her überzugehen anfing, ſah mit einem an Erſtarrung grenzenden Staunen dem Beginnen des Schneiders zu, deſſen er ſich kaum zu erwehren vermochte, und in dem er den mit luſtigem Wahnwitz gepaarten Schwärmergeiſt früherer Jahrhunderte in der That noch einmal verkörpert vor ſich zu ſehen glaubte. Sylvius begann zu ſchaudern, einem wilden Traum glaubte er ſich preisgegeben, den er noch mit allen ſeinen Kräften nicht von ſich abzuſchütteln vermochte, und das Entſetzen ſträubte ihm die Haare, als ſei er mit all dieſen bunten und wunderſamen Geſtalten um ſich her eingeſchloſſen zu einer ewigen Gemeinſchaft der Verdammniß und der Höllenqual. Da blieb ſein ängſtlich umherirrendes Auge noch einmal an Carmela's Geſicht haften, ſie blickte ihn fragend, bittend, mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck ihrer Augen an,

und es war ihm, als rufe sie ihm zu, daß er sie nun nicht mehr verlassen solle!

Inzwischen wurde noch ein anderes Anrecht auf Sylvius geltend gemacht, das fast zu neuen gefährlichen Verwickelungen hätte Anlaß geben können. Der junge Schlächtermeister Matthias, nachdem er mit Verwunderung und Kopfschütteln die Rede Lullemanns angehört hatte, fuhr plötzlich im tiefsten grollenden Baß dazwischen und nannte den Schneider einen leichtfertigen und gewissenlosen Lügner. Wie, setzte er auf das Höchste aufgebracht hinzu, Du wagst es, diesen jungen ehrenwerthen Herrn Deinen Miethsmann zu nennen? Wisse denn, daß er der meinige ist, und daß er seit zwei Monaten in meinem Hause in der Waldemarstraße die Bel-Etage bewohnt, und darum als mein Schützling, dessen ich mich auf jede Weise annehmen werde, hier zu betrachten ist!

Was Bel-Etage, rief Lullemann im heftigsten Zorn und Ärger, laß Deine bellenden Schlächterhunde in Deiner Bel-Etage wohnen, aber nicht diesen Herrn Doktor, der bei mir im Parterre wohnt, und mir, da ich ihn ordentlich angemeldet habe, schlechterdings nicht streitig zu machen ist, außer etwa durch diese schändlichen Parteiumtriebe, meine Brüder, die der Schlächter einzig und allein

auf Anſtiften meines alten Widerſacher Lorenz hier in Bewegung ſetzen will. Aber Matthias, Matthias, es wird bald Matthäi am letzten mit Dir ſein!

Matthias ſtand eben im Begriff, ſeinen Gegner zu einer handgreiflichen Verſtändigung an ſich zu ziehen, wozu er ſchon ſeine rieſenlangen Arme ausbreitete, als ein anderer Redner auftrat, der dieſen Abend noch nicht gehört worden war, und der eigentlich der Liebling der ganzen Verſammlung war, weshalb bei ſeinem Erſcheinen, indem er ſich feierlich und gewichtig auf die Rednerbank ſtellte, die ſtreitenden Parteien ſogleich zur Ruhe gerufen wurden und eine allgemeine erwartungsvolle Stille eintrat.

Es war Friedrich der Schluchzer, der jetzt zu reden anhub, welchen wir ſchon zu Anfang der Sitzung vorübergehend bemerkt hatten. Seine erſten Worte, die er noch kaum vernehmlich ausſtieß, waren: Wehe, meine Brüder! aber ſeine ſeltſame Stimme zitterte dieſe Worte ſofort in unnachahmlichen Variationen durch die verſchiedenſten Tonarten nach, daß man bald einen prächtigen Trauermarſch, bald ein ſchmelzendes Adagio zu hören glaubte.

Dieſer glänzende Eingang, mit dem er ſeine ſtets von Allen bewunderte Kunſtleiſtung eröffnete, verfehlte auch jetzt wieder ſeine allgemeinſte Wirkung

nicht. Horch, horch, wie er gurgelt! erſchollen die Stimmen der Bewunderung von allen Seiten.

Die Nachtigall der Wiedertaufe beginnt zu ſchlagen! rief ein Mitglied.

Und jetzt dieſe Läufe, dieſe Triller in ſeinem Schluchzen, bemerkte ein Anderer. Nein, Friedrich übertrifft ſich heute ſelbſt!

Nachdem der Liebling von ſolchen Aufmunterungen begeiſtert, mit dieſem: Wehe, meine Brüder! noch einmal die Scala herauf und herunter gefahren, ließ er zuletzt die ganze Tonreihe in ein fernes, unendlich dahinziehendes Wimmern ſich verlieren, ſchloß aber dieſes Wimmern plötzlich mit zwei Donnerſchlägen, welche er durch das Schnalzen ſeiner Zunge ſehr geſchickt hervorbrachte, und womit er ohne Zweifel das endliche Hereinbrechen des jüngſten Gerichts charakteriſtiſch bezeichnen wollte.

Dann begann er zu dem eigentlichen Inhalt ſeiner Rede überzugehen, und ſagte: Zwei ehrenwerthe Mitglieder unſeres Bundes ſtreiten ſich um einen Miethsmann, ach, ach! Mich treibt der Geiſt, dieſen Hader zu ſchlichten, damit zwei Auserwählte, die in Gottes Frieden miteinander arbeiten ſollen, nicht im Bruderkrieg ihr theures Leben verſprühen! Schon ſah ich zwei Leichen hier auf der Wahlſtatt bleiben, und wie ſchauerliches Rabengekrächze, die

Vernichtung anzeigend, drang es in mein Ohr. Da blutete mir das Herz in tiefſter Inwendigkeit, und die Stimme der Weiſſagung flüſterte mir zu: Dieſer junge Fremdling wohnt bei dem ehrenwerthen Matthias und bei dem ehrenwerthen Johann Lullemann zugleich, er iſt ein Späher, der ſich bei dieſen beiden Mitgliedern als Miethsmann eingeſchlichen, um unſeres Bundes Geheimniſſe ſich zu erlauſchen. Wer anders vermöchte in dieſer theuern Zeit doppelt Miethe zu bezahlen als ein Spion! Ein Spion, ein Spion iſt in unſere Hürde eingebrochen, aber die Lämmer werden ſich alle gegen ihn vereinigen, um ihn zu zerfleiſchen! Auch die Rache hat der Herr geboten gegen die, ſo ſich wider ſeine Zwecke ſetzen, die Rache, die Rache!

Nachdem er dieſe letzten Worte in ſeiner Weiſe mehrmals modulirt und zu einer Fuge verarbeitet hatte, die in grellender Erhabenheit, an Pracht der Gänge und Läufe, und an kunſtvoller Verſchlingung der Tonarten Alles übertraf, was der kleine Friedrich bisher geleiſtet hatte, zog er ſein Meſſer aus ſeinem Gürtel, und ſchwang daſſelbe mit einer fürchterlichen Gebärde durch die Luft. Einige andere folgten bereits ſeinem Beiſpiel, und es wäre im nächſten Augenblick ein allgemeiner Aufbruch gegen den in die Mitte gedrängten Sylvius entſtanden,

wenn nicht Lorenz, dem ein ſolcher Ausgang der heutigen Verſammlung aus mehreren Gründen unerwünſcht war, all ſein Anſehen aufgeboten hätte, um die leidenſchaftlich entflammten Gemüther wieder zu beruhigen. Die allgemeine Aufmerkſamkeit wieder auf ſeine Tochter hinzulenken, ſchien ihm vielmehr das Weſentliche nnd Dringendſte, um das es ihm dieſen Abend zu thun war, weshalb es ihm auch beſſer paßte, ſeine eigne Aufregung gegen Sylvius für den Augenblick dahingeſtellt ſein zu laſſen.

Sein Weſen hatte in dieſem Moment den Ausdruck einer überlegenen Würde angenommen, und nachdem es ihm gelungen war, ſeiner Stimme in dem Gewirr Gehör zu verſchaffen, ſagte er langſam und mit einem großen Ernſt in ſeinen Zügen: Meine Geliebten, laſſet uns nicht Knechte werden der niederen Leidenſchaft, damit wir nicht den koſtbaren und vielleicht nie wiederkehrenden Augenblick der Gnade verſäumen, zu dem uns heut der Herr hat berufen wollen durch mein armes holdes Töchterlein Carmela! Seht, o ſeht, wie die Gnadenberufung ſich wieder herniedergeſenkt hat auf ihren jungen Leib, der ſchon in namenloſer Seligkeit zu erzittern, und in himmliſche Formen ſich auszudehnen beginnt! Seht, wie ſie nun überſchattet wird von dem Geiſt, der ſie wunderbar treibt, und aus

dieſen heiligen Schatten, die ſie jetzt umfließen, ſteigt ſie, wenn Ihr nur gläubig ſchaut, als ein ſchwebendes Lichtgebild heraus, das in ſeinen Bewegungen kaum mehr die Erde berührt und zu den Sternen Euch mit hinzuziehen trachtet. Gönnet ihr den andächtigen Frieden, deſſen ſie um ſich her bedarf, um ihre ganze Kraft in dem einen Punkt des himmliſchen Lebens zu entfalten, und zu Eurer Beglückung ſich zu erheben als die Tänzerin der freien Zukunft!

Carmela war bei dieſen Worten ihres Vaters wieder auf ihr Ruhebett zurückgeſunken, ihre Augen hatten ſich wieder geſchloſſen, und ſie verhielt ſich einen Augenblick lang unbeweglich und ohne alle Lebenszeichen, wie ſie zu Anfang geſehen worden. Eine tiefe erwartungsvolle Stille herrſchte in dem Saal. In gewaltigen Schlägen fühlte Sylvius ſein Herz pochen, und es war ihm, als müſſe in dieſer Minute über ſein ganzes Leben entſchieden werden. Mit unſäglicher Angſt hielt er ſeine Blicke feſt auf das Antlitz des Mädchens gerichtet, die leiſeſte und verborgenſte Bewegung in ihrer Geſtalt entging ihm nicht, was ſie jetzt thun würde, davon machte er in ſeinen Gedanken ſein Glück, ſeine Seligkeit und ſeine Verdammniß abhängig.

Lorenz ſtand am Lager ſeiner Tochter, ſie mit einem prüfenden und ſeltſam ſtechenden Blick betrachtend, und neigte ſich von Zeit zu Zeit ihr zu Häupten nieder. Sylvius bemerkte, daß er ihr jedesmal einige Worte zuflüſterte, und daß die Geſichtszüge des Mädchens danach eine Veränderung zeigten, die ſich zuletzt in einem gewaltſamen Kampf, der ihre Bruſt und alle ihre Glieder durchzuckte, ſichtbar machte. Man hielt dies in der Verſammlung für das Zeichen der beginnenden Darſtellung, die ihnen verheißen worden war, aber der Scharfblick des Gefühls, das unſern Sylvius beherrſchte, ließ ihn eine ganz andere Bewegung in dem Innern des Mädchens errathen.

Aber Carmela, wie es ſchien, heimlich von ihrem Vater gedrängt, vermochte ſich nicht länger zu halten, ein heftiger Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen, und blitzſchnell ſprang ſie empor, um ſich zu den Füßen ihres Vaters niederzuwerfen. Mit ſtummem Flehen hielt ſie jetzt die Kniee deſſelben umfaßt, und zugleich waren ihre Augen mit den auf ſie gerichteten Blicken des Sylvius zuſammengetroffen. Es war wie ein freudiger Schrecken, von dem ſie danach in ihrem Innerſten zu erbeben ſchien, und in der rührenden Kraft ihrer Bitten, mit denen

sie sich still dem Vater zugewandt, schien sie an Muth und Nachdruck plötzlich gewonnen zu haben.

Der alte Lorenz aber stand mit der furchtbarsten Wuth und Entrüstung ihr gegenüber. Der Zorn, der ihn ergriffen, drückte sich in den hoch aufgeschwollenen Adern an seiner Stirn wahrhaft schrecklich aus, alle Muskeln seines Körpers waren in einer fieberhaften Erzitterung, die eine Hand streckte er krampfhaft geballt in die Höhe, mit der andern schlug er sich selbst gegen den Mund, als wolle er den ganzen Ausbruch seines entsetzlichen Grimms selbst noch dämpfen.

Ich kann nicht, ich kann nicht, mein Vater! stammelte Carmela, noch immer vor ihm knieend, unter den immer reichlicher stürzenden Thränen, welche ihre Sprache hemmten.

Ich kann nicht, denn es bricht mir das Herz entzwei, setzte sie leise wehklagend hinzu, und lieber will ich sterben, als — —

Sie vermochte das Wort, das sie eben aussprechen wollte, nicht zu vollenden, denn Lorenz, um sie daran zu verhindern, hatte ihr plötzlich ein schwarzes Tuch, das er von ihrem Lager genommen, über den Kopf geworfen, und im Verlauf eines Augenblicks, ehe man noch sah, was er that, ihre Gestalt ganz und gar darin eingewickelt. Dann nahm er

die Stillgewordene, die unter ihrer Verhüllung keinen Laut mehr von sich gab, sacht auf seinen Arm, und legte sie sich über seine Schulter, von der sie schlaff, wie eine geknickte Blume, die des Daseins Lust und Willen an sich aufgegeben hat, herabhing.

Lorenz aber sah plötzlich ganz verändert aus, keine Spur von Zorn und Wuth war mehr an ihm zu entdecken, nur ein milder, das Mitleid Aller anflehender Schmerz schien durch sein bleich gewordenes Gesicht zu gehen, und eine Thräne rieselte ihm die Wangen herab.

Dann die schwarz verschleierte Last an sich drückend, sagte er mit einem tiefen Seufzer: Habt Mitleid mit mir armen Mann, denn mein Kind, theilhaftig höherer Offenbarungen, ist doch in großer Gefahr, dabei den Verstand einzubüßen, und wenn diese Verwirrung sie antritt, muß ich sie vor der Welt verhüllen und ganz und gar verschleiern, damit Niemand ihr von Todeszuckungen gefoltertes Angesicht mehr schaut, und sie im Stillen, an meinem Vaterherzen sich bergend, sich wieder zu sich selbst finden kann. Löscht alle Lampen aus, meine Freunde, und geht nach Haus, damit Alles hier dunkel und still werde! Morgen kommt zum Frühgebet um die zehnte Stunde!

Damit begab er sich in das Nebengemach, das sich sogleich hinter ihm verschloß. Sylvius war ihm

wie mechaniſch gefolgt, und ſtand ſchon vor der Thür, um ſich mit Gewalt den Eingang zu verſchaffen. Mit Mühe hielt ihn Arminius zurück, und ſuchte ihn zu überzeugen, daß es gerathener ſei, Alles, was er hier unternehmen wolle, durch allmälig eingeleitete Schritte zu verſuchen.

Als ſich die Freunde jetzt umblickten, ſahen ſie die Lichter faſt ſämmtlich erloſchen, und fanden ſich in dem dunkeln weiten Saal allein. In traumartiger Schnelligkeit war die ganze Verſammlung wieder auseinandergeſtoben, nur wenige einzelne Geſtalten irrten noch murmelnd und heimlich flüſternd umher, und zeichneten ihre Schatten geſpenſterhaft an der halben Nachtdämmerung der Wände ab. Nicht ohne Anſtrengung vermochten Sylvius und Arminius ſich die Treppe herunterzufinden, und mit den ſeltſamſten Empfindungen verließen ſie das Haus, deſſen ſonderbare Vorgänge nicht ohne nachwirkende Folgen für ſie zu bleiben verſprachen.

Unterwegs gingen ſie ſtillſchweigend neben einander her, nachdem Arminius vergeblich verſucht hatte, Sylvius über die ſeltſame Aufregung, deren Opfer er beinahe geworden war, halb mit einem ſpöttiſchen Anflug, halb mit freundſchaftlicher Wärme, innerlich auszukundſchaften. Sobald ſie unter den Linden angelangt waren, wo Sylvius die dritte ſeiner Woh-

nungen hatte, welche die eigentlich eingeſtändliche für ſeine geſellſchaftlichen Beziehungen war, trennte er ſich mit einer kurzen Begrüßung von dem Andern.

Arminius erklärte jedoch, noch nicht nach Hauſe gehen zu können, weil er zu aufgeregt ſei von allen dieſen Vorfällen, und mehrere ſeiner Freunde ihn noch in einem Caféhaus in der Leipziger Straße erwarteten. Er bedauerte jedoch, dem Thürſteher im Lorenziſchen Hauſe, der für die Zwecke der Brüder beim Herausgehen zu ſammeln pflege, all ſein Geld übergeben zu haben. Obwohl Sylvius ſich durchaus nicht erinnern konnte, dort einen Thürſteher geſehen zu haben, ſo überließ er doch ſeinem luſtigen Freunde gern ſeine noch mit mehreren Thalern gefüllte Börſe, mit welcher ſich Arminius, eine Arie aus der letzten italieniſchen Oper durch die Nacht hinträllernd, ſofort auf den Weg begab, um in dem Freundeskreiſe des Cafés, durch Überbringung ſo wichtiger und ganz friſcher Nachrichten aus der Gemeinde der Wiedertäufer, ſein Anſehen von neuem glänzend zu behaupten.

3. Die Reiſe.

Am andern Tage ſaß Lorenz in der kleinen Wohnſtube ſeines Hauſes, und war eifrig mit dem Schreiben eines Briefes beſchäftigt. Das beſchränkte und dürftig ausgeſtattete Zimmer gewährte nur dem Tiſch, an welchem Lorenz ſaß, einigen ſchlechten Rohrſtühlen, und im Hintergrunde einem alten Sopha, Raum. Auf dem letzteren ſah man eine bleiche Frauengeſtalt liegen, mit einigen Kiſſen bedeckt, die ſich in einem leidenden Zuſtande zu befinden ſchien. Vor ihr ſaß Carmela, bemüht, ihrer kranken Mutter ſo viel als möglich Erleichterungen und Aufmerkſamkeiten zu erzeigen, die aber von derſelben meiſtentheils mit Unfreundlichkeit und Murren abgewieſen wurden, ſo daß ſich Carmela endlich, ſchwer in ſich hineinſeufzend, an das ängſtliche Stillſchweigen ergab, das im ganzen Gemach herrſchte.

Lorenz hatte ſeinen Brief beendigt, und forderte Licht, um ihn zu verſiegeln. Zitternd eilte Carmela fort, und als ſie wieder eintrat, rollten ihr die Thrä-

nen über die Wangen und drohten das Licht zu verlöschen, das sie ihrem Vater zum Gebrauch entgegenhielt. Dieser aber gab sich den Anschein, es nicht zu bemerken, und mit einer unbeweglichen Ruhe im Gesicht, verschloß er den Brief, den er vor sich niederlegte und nach seiner Aufschrift noch einmal prüfend betrachtete.

Dann sagte er zu Carmela, indem er ihr mit ungewohnter Freundlichkeit die Wange strich, und sie ein wenig an sich heranzog: Laß jetzt alle Grillen und alle Trauer fahren, mein Kind, morgen reisen wir, und kommen in neue Gegenden, neue Verhältnisse! Du hast Deinen armen Vater tief betrübt, aber laß mich nur wieder Dein heiteres Gesicht sehen, und es soll Dir Alles vergeben, vergessen sein!

Carmela vermochte nicht, diese Liebkosung ihres Vaters zu ertragen. Lieber sah sie sich seinen Vorwürfen, Scheltworten und Mißhandlungen preisgegeben, mit denen er sie in der vergangenen fürchterlichen Nacht überhäuft hatte, als daß sie zu diesem plötzlich umgeschlagenen Ton, dessen Zärtlichkeit ihr nur eine unheimliche Bedeutung in sich zu schließen schien, sich ein Herz hätte fassen können. Mit einem geheimen Entsetzen wich sie deshalb mehrere Schritte vor seinen Berührungen zurück, und mit den ängstlichen Blicken einer Taube, die sich im Bereich des

ihr feindlichen Raubthiers fühlt, wandte sie rückwärts, ohne ihn mit ihren Augen zu verlassen, sich wieder dem Stuhl zu, auf dem sie bei ihrer kranken Mutter gesessen. Mit dem Fuß stampfend, kehrte sich Lorenz von Beiden ab, und stellte sich nachsinnend an das Fenster, gegen dessen Scheiben er von Zeit zu Zeit mit den Fingern heftig trommelte.

In Carmela war seit der gestrigen Nacht eine wunderbare innere Bewegung angebrochen. Es drängte und wogte in ihrer Seele, stürmisch, dunkel, und doch so wehevoll schön, wie wenn junge Frühlingsbäche aus der Nacht eines langen Winters sich lösen, war ihr zu Muthe. Das Unglück ihres früheren Lebens, das sie bisher zu erdulden gehabt, die Schmach, welche unverdient durch große Vergehungen ihrer Eltern auf ihr junges Haupt gefallen war, die Entbehrung aller Freuden und Genüsse des Lebens, zu denen Jugend und Schönheit sonst ein heiliges Recht mit auf die Welt gebracht haben, all dies Trübe und Schreckliche, welches das Schicksal ihr so frühe aufgeladen, schien ihr in ihrem Geist nun wie von ihr genommen und in ganz andere Hoffnungen und Berechtigungen des Daseins umgewandelt, sie wußte selbst nicht wie und warum, aber daß es so sei, hatte sich in ihrem Bewußtsein als etwas Sicheres und unendlich Freudiges festgestellt.

Das Ungemach, das in der Gegenwart sie noch umgab, hatte keine niederschmetternde Gewalt mehr für sie, sie beugte sich zwar noch seufzend vor seinen Schrecknissen und Drohungen, aber sie fühlte die Kraft in ihrem Herzen lebendig geworden, zu widerstehen, zu kämpfen und zu siegen. Es war das erste Mal in ihrem ganzen Leben, daß sie fühlte, ihr sei in ihr selbst eine Macht gegeben, das eigene Schicksal zu wenden, und sich von innen heraus zum Glück zu befreien, den alten Bann des Unglücks zu durchbrechen. Es war ein großes Erbeben in ihrer Seele, als sie diesen neuen Springquell eines mächtigen Willens, der ihr Innerstes durchzog, in sich gewahr wurde. Sie faßte nun in ihrem Herzen den Entschluß, gut, frei, glücklich und jung zu sein, denn obwohl erst vorgestern siebzehn Jahr geworden, so hatte sie doch noch an diesem Tage gemeint, sie sei bereits zu alt geworden, und habe ein verfehltes, vor der Zeit abgewelktes, muthloses und unnützes Dasein schon zu lange hingeschleppt.

Jetzt, wo sie auf dem höchsten Gipfel ihrer Leiden gelangt zu sein schien, indem ihr Verhältniß zu ihrem Vater das unseligste und entsetzlichste geworden war, mußte sie sich plötzlich in ihren geheimsten Gefühlen wie überschüttet sehen von dieser neuen Kraft, die in ihr aufgegangen war! Stolz richtete

ſie ſich in ihrem Innerſten empor, ſie ſchlug wie aus einem ſchönen und ſonnigen Traum die Augen auf, und betrachtete mit lächelnden und gewiſſermaßen übermüthigen Blicken die nächſte Wirklichkeit um ſich her, als habe dieſelbe ſchon kein Recht mehr auf ſie. Da erblickte ſie, ſich Alles genau anſehend, wie es um ſie her war, ihren Vater, der, in ſich zuſammengedrückt am Fenſter ſtehend, vielleicht eine neue Qual erſann, durch die er ſein Kind bewegen wollte, ſeinen mannigfachen geheimen Planen und Unternehmungen dienſtbar zu werden! Dieſer Vater, mußte ſich Carmela ſagen, war der böſe Feind geweſen, welcher die Blüthen ihrer Jugend bisher niedergetreten, der ſelbſt das Heiligſte ihres Innern anzutaſten geſucht und ihre junge Seele frühe mit dem Lug und Trug des Lebens zu umſchleichen und zu umgarnen geſtrebt, ſo daß ſie ſchon im Begriff geweſen war, das ſüße Gift des Verderbens in alle ihre Adern eindringen zu laſſen. Denn ſie mußte ihm zugleich dankbar ſein, ihrem Vater, und gern hätte ſie das tiefe Gefühl der Verpflichtung, von dem ſie ſich in manchen Stunden gegen ihn durchdrungen fühlte, mit ihrem Herzblut und mit jedem Opfer ihres Lebens getilgt! Alles, was ſie wußte und konnte, verdankte ſie ſeiner Lehre, ſeiner Unterweiſung, und wie ſehr auch Lorenz alle ihre Gaben und

Vorzüge nur zu ſeinen ſchlimmen eigenſüchtigen Zwecken mißbrauchen zu wollen ſchien, ſo hatte er ſie doch mit großer Sorgfalt und Geſchicklichkeit an ſeiner Tochter zu pflegen und auszubilden verſtanden!

Lorenz war ein gebildeter Mann, der die vielſeitigſten Kenntniſſe, einen ſehr ſcharfen und durchdringenden Geiſt, und Sinn und Empfänglichkeit, Alles, auch das Verſchiedenartigſte, ſich anzueignen, beſaß. Neben einer ungewöhnlichen mechaniſchen und techniſchen Geſchicklichkeit, die ihn gewiſſermaßen in allen Künſten und Handwerken zu Hauſe ſein ließ, ſo daß er im eigentlichſten Sinne Alles, was er ſah, nachmachen und ſofort zu einem ihm naheſtehenden Zweck umbilden und verwenden konnte, neben dieſer beweglichen Kunſtfertigkeit, die ihm ſchon eben ſo gefährlich als nützlich geworden war, hatte er auch daſſelbe Talent, ſich in Ideen hineinzufinden, alle möglichen geiſtigen Richtungen anzunehmen und zu begreifen, und ſogar einen Schein von Tiefſinn und intellectueller Würde an ſich herauszuſtellen. Er hatte ſich ſelbſt durch das Leſen einer großen Anzahl von Büchern mannigfach unterrichtet, und kannte vollkommen die Strömungen und Bewegungen der Zeit, um die es ſich innerlich wie äußerlich handelte, wie er denn auch bei dem Unternehmen, bei dem wir ihn bereits ſo bedeutend betheiligt ſahen, entſchieden wußte,

worauf es ankam. Doch war er von den Ideen, die er so nachdrücklich und durch alle möglichen Umtriebe zu verbreiten verstand, keineswegs selbst erfüllt und hingerissen, vielmehr arbeitete er nur an diesen Ideen, wie sonst an einer Schnitzarbeit oder einem Werk des Grabstichels, mit derselben besonnenen und kalten Meisterschaft, mit derselben formgewandten Verschlagenheit und Ausführungslust, und es galten ihm alle diese Ideen nur insoweit, als er etwas aus ihnen machen konnte, es war ihm der Gott nur insofern etwas werth, als sich ein Götze daraus verfertigen ließ, dessen tributpflichtige Anbeter dadurch in seine Hand gegeben werden könnten. Mit diesen Eigenschaften verband er den entschlossensten, muthvollsten und ausdauerndsten Charakter, der es aber, weil all sein Beginnen doch immer nur kleinlich und auf die Erreichung schnöder Geldvortheile gestellt war, zu nichts hatte bringen können, als sich selbst und die Seinigen zu verderben.

Lorenz war erst seit einem Jahre von der Festung wieder zurückgekehrt, wo er wegen eines von ihm verübten Betruges drei Jahre unter schimpflicher Arbeit hatte zubringen müssen. Diese Strafe, die ihn in seinen bürgerlichen Verhältnissen vollends zerrüttete, empfing er für die Anfertigung eines falschen amtlichen Siegels, das in einem bedeutenden

Prozeß zur Herstellung eines betrügerischen Dokuments benutzt worden war. Die Partei, welche dies falsche Beweismittel um großen Lohn bei ihm bestellt hatte, war jedoch selbst ein Opfer der Fälschungskunst geworden, die Lorenz wahrhaft diabolisch immer in doppelsinniger Weise auszuführen suchte. So hatte er jenes Amtssiegel, um das es sich handelte, zwar so täuschend nachgeformt, daß es sowohl im Wappen wie in der Schrift beim ersten Anblick nur für das ächte gehalten werden konnte, aber es mangelte dennoch darin ein sehr bezeichnendes Wort, und sogar eine sehr wesentliche Linie in der Figur des Wappens selbst, was Lorenz eben so sehr mit Absicht hatte fehlen lassen, als er das Fehlende mit großer Kunst zu verdecken und zu ersetzen gewußt. Nachdem das Actenstück schon vollkommen zu seinem Zweck gedient hatte, war es nachträglich noch dem Scharfblick der andern Partei gelungen, den mit solcher Kunst sich versteckenden und zugleich sich selbst anzeigenden Betrug ausfindig zu machen. Lorenz, von den Gerichten zur Verantwortung gezogen, suchte nun seinen listigen Vorbehalt geltend zu machen, daß er, obwohl zu einer Fälschung aufgefordert, doch aus Rechtlichkeit nur ein Siegel nach seiner Phantasie entworfen, das, wenn man es eben genau betrachte, durchaus nicht die Absicht verrathe, für die getreue

Texte eines amtlichen angesehen zu werden. Betrug, gestand er ein, habe er nur gegen den Besteller geübt, dem er es überlassen wolle, sein Recht wider ihn zu suchen, aber diesen Betrug habe er theils aus Achtung vor dem Gesetz selbst vollbracht, theils habe ihn der davon in Aussicht gestellte Lohn, zur Erleichterung seiner drückenden Verhältnisse, willfähriger gemacht, als er sich sonst dennoch gezeigt haben würde. Aber diese schlaue Auseinandersetzung, durch welche Lorenz sonst dem juristischen Wesen selbst gewissermaßen ins Handwerk zu pfuschen wußte, konnte ihm diesmal doch nicht zu einer völligen Freisprechung verhelfen. Vielmehr wurde er zugleich in Betracht seines überhaupt verdächtigen Lebenswandels, und mancher Anstöße, die er schon früher auf ähnliche Art gegeben, zu einer außerordentlichen Strafe von dem Gericht verurtheilt.

Dies war bis jetzt Carmela's glücklichste Zeit gewesen, wo sie, in Abwesenheit des Vaters, für ihren und ihrer kranken Mutter Unterhalt allein zu sorgen gehabt, welche Pflicht sie unverzagt, und in so zarter Jugend mit einer wunderbaren Kraftanstrengung, vollführte. Unablässig suchte sie durch die verschiedensten Beschäftigungen sich einen Erwerb zu schaffen, und sie zeigte sich darin eben so erfinderisch, als glücklich in ihren Erfolgen. Von frühester Kind-

heit an war Carmela lernbegierig und immer fleißig gewesen, und da sie die Geschicklichkeit zu allen Dingen von ihrem Vater ererbt hatte, so war sie auch seiner eigenen Kunst, in Stein zu schneiden und Wappen zu stechen, nicht fremd geblieben. Ja sie hatte es seltsamer Weise durch die beharrlichste Lust, die sie daran gezeigt, so weit gebracht, daß sie mit außerordentlicher Zierlichkeit und Genauigkeit Gegenstände dieser Art zu arbeiten verstand.

Diese Kunst, die sie halb spielend und aus kindlichem Nachahmungstrieb erlernt hatte, kam ihr jetzt, bei ernsteren Wendungen des Geschicks, eigenthümlich zu Statten. Denn da es sich jetzt darum handelte, in ihrer Verlassenheit sich selbst eine Hülfe zu finden, so sollte sie diese ihrer ungewöhnlichen Fähigkeit zu solchen Arbeiten verdanken, indem ein alter Anverwandter der Familie, ein bekannter und vielfach beschäftigter Wappenstecher, der sich bisher von Lorenz stets fern gehalten hatte, nun der kleinen Carmela zuweilen eine Arbeit ins Haus sandte, die sie ihm auszuführen im Stande war. Da gab es nichts Rührenderes zu sehen, als dies junge ämsige Kind in der verlassenen Werkstatt ihres Vaters, wo sie, das Köpfchen niedergesenkt auf den Stein oder die Messingplatte, mit Grabstichel und Feile ernsthaft handthierte und rasch das Unternommene för-

derte. Dabei war ſie heiter und muthwillig wie andre Mädchen ihres Alters, und der Ernſt ihrer unabläſſigen Beſchäftigungen, durch welche ſie ſchon ſo früh die Noth des Lebens bezwingen mußte, nahm ihren Wangen noch keine Blüthe und keine Farbe hinweg. Sie gedieh nur immer fröhlicher und anmuthiger dabei, und ihr ganzes Daſein gewann einen heitern Anſtrich, eine ſchönere Bedeutung als ſonſt. Denn die mancherlei Bequemlichkeiten und Erleichterungen, die ihre ſtets leidende Mutter ſich nunmehr gönnen durfte, waren das Werk des arbeitſamen Kindes, und Carmela hatte ihre eigene Freude daran, wenn auch die mürriſche Mutter, die ihr niemals eine beſondere Liebe gezeigt, keine Art von Erkenntlichkeit dafür ausdrücken mochte. Indeß mehrte ſich durch Carmela der Wohlſtand der kleinen Familie ſichtlich, manches Nöthige im Haushalt und im Mobiliar konnte neu angeſchafft werden, und die beſcheidene Wohnung erglänzte zierlich und reinlich, wie man es früher darin nie gewohnt geweſen. Denn auch das Hausweſen beſorgte Carmela ganz allein mit derſelben bewundernswürdigen Genauigkeit, mit der ſie ihre künſtleriſchen Arbeiten ausführte. Die herrliche Natur dieſes jungen Mädchens bewies ſich beſonders darin eigenthümlich, daß ihr Alles unter den Händen zu ſchönen Formen-

zu wohlthuenden Einrichtungen wurde. Sie ſelbſt ſchien bei allen dieſen Anſtrengungen, denen ſie ſich oft über die Kräfte ihrer Jahre hinaus unterzog, keiner Erholung und keines Ausruhens zu bedürfen. Ihr Vergnügen beſtand darin, daß ſie ſich zuweilen einige Kinder aus der Nachbarſchaft zuſammenholte und mit ihnen, da die Mutter ſolchen Beſuch nicht in der Stube dulden mochte, in der Küche, oder auf dem Flur ſcherzte und lachte, ihnen auch wohl eine Geſchichte erzählte, oder ein Lied mit ihnen ſang.

So trieb es Carmela einige Jahre in ſtiller Lebensluſt, ſie kannte und verlangte kein anderes Glück als das dieſer ſinnigen Verborgenheit, dieſer angeſtrengten Arbeitſamkeit, in der ſie ihre Tage hinbrachte. Da kam Lorenz nach vollendeter Strafzeit von der Feſtung zurück, und zerſtörte wieder dies ihr kindliches Paradies, das ſie ſich aus eigener Kraft ihrer Seele gegründet hatte, und worin ſie ſo froh und ſorglos geweſen war. Nun kehrten wieder Unordnung, Verwilderung und bange Noth in dem kleinen Hauſe ein, die Arbeiten Carmela's hörten auf, und Lorenz, der jetzt mit ganz anderen Planen umzugehen anfing, ſuchte für dieſe Carmela's Mitwirkung und ihre Talente in Anſpruch zu nehmen. Er hatte auf der Feſtung einen Gefangenen kennen gelernt, der, wie er, wegen Fälſchung

verurtheilt, zugleich bei einer eigenthümlichen religiösen Richtung der Zeit betheiligt gewesen, indem er die Umtriebe der Mucker in Königsberg mit durchgemacht, und auch bei einer andern frommen Secte und Bibelgesellschaft, die in Memel zuletzt auf wiedertäuferische Richtungen verfallen war, sich als thätiges Mitglied bekannt gemacht hatte. Durch diesen Menschen gewann Lorenz den Blick auf ein ihm ganz neues Gebiet der Zeit, das seinen Fähigkeiten zur Intrigue einen größeren Wirkungskreis als je eröffnen konnte, auf dem sich Verwirrungen aller Art, erfolgreiche Verbindungen der höheren und niederen Stände, und eine durch den religiösen Fanatismus zu erwirkende Umkehrung aller Eigenthumsverhältnisse, bezwecken ließen. Dies war ein Feld, auf dem sich Lorenz schon von vorn herein heimisch fühlte, und auch in seinem Innern gebrach es ihm nicht an der Kunst, sich bis zur vollendetsten Täuschung in diese ganze Vorstellungswelt der Schwärmerei und Exaltation hinein zu versetzen, und sich einen Schwung zu geben, der für ächt gelten konnte. —

Lorenz unterbrach jetzt das Stillschweigen, das so lange drückend über Allen gelegen, und rief seine Tochter Carmela abermals zu sich heran, indem er wieder mit einem härteren Ton als vorhin zu ihr sagte: Und Du gelobst mir, Carmela, bei Deiner

Ehre, daß Du mit jenem jungen Fant, der geſtern Abend unſere Verſammlung ſo ruchlos geſtört hat, durchaus in keinem Einvernehmen bis jetzt geſtanden, daß Du ihn früher niemals ſaheſt, und Ihr keine verabredete Komödie mir aufgeführt habt!

Ich wiederhole Dir meine Betheuerung ſchon zum zweiten Mal, entgegnete Carmela feſt, und zugleich mit einem vorwurfsvollen Ton, zu dem der Argwohn ihres Vaters ſie bewegte. Verſtohlen wiſchte ſie ſich eine Thräne aus den Augen.

Nun gut, nun gut, laſſen wir das, ſagte Lorenz, zerſtreut thuend, ſorge nur, daß dieſer Brief noch heut Abend zur Poſt gebracht wird, er ſoll uns vorausgehen nach Hamburg, damit unſer Geſchäftsfreund, der die Leitung unſerer ganzen Auswanderung übernommen, Alles zu unſerer Aufnahme und Beförderung vorbereitet halte! Wir ſelbſt treten die Reiſe morgen früh in einem eigenen Wagen an. Von den Brüdern wird uns für jetzt nur der junge Matthias begleiten, er iſt freilich nicht ſo ſchön und vornehm, wie Dein junger Herr von geſtern, aber dafür iſt er reich, ſteinreich. Und der andere Schwätzer, der geſtern ſolchen Eindruck auf Dich gemacht zu haben ſchien, gehörte doch gewiß nur jener Sorte von verlornen Schöngeiſtern an, bei denen man den Esprit des Tages, wie er durch einen leeren Magen

ſcheint, in allen ſeinen Farbenſpielen beobachten kann. Da iſt es viel erklecklicher mitanzuſchauen und zu erleben, wie der Geiſt einen jungen reichen Schlachterherr treibt, und ich befehle Dir, Carmela, auf unſerer Reiſe freundlicher gegen ihn zu ſein, als Du Dich bisher haſt zeigen wollen.

Ach, mein Vater, erwiederte Carmela, die ſtürmiſche Bewegung und Empörung ihres Herzens noch einen Augenblick niederkämpfend, ich ſollte meinen, wir hätten nach dem Reichthum dieſes Herrn Matthias eben ſo wenig etwas zu fragen, wie er nach meiner Freundlichkeit. Aufrichtig geſtanden, ich mag ihn nicht leiden, weil er ſeiner jungen lieben Frau, die er ſich erſt vor Kurzem geheirathet hat, ſo ſchlecht begegnen ſoll. Du ſagſt, er will mit uns jetzt die Reiſe nach Amerika machen. Welche Grauſamkeit und Unbeſonnenheit von ihm, ſeiner kleinen zarten Frau, die eben erſt von einer bedenklichen Krankheit erſtanden, gerade jetzt ſolche Anſtrengungen zuzumuthen!

Beruhige Dich, Du ehrbares Großmütterchen, ſagte Lorenz mit einem grinſenden Lächeln, was alsdann in ein lautes und nicht enden wollendes Lachen überging, indem er ſie dazu mit einem ſeltſamen Ausdruck in die Wange kniff, beruhige Dich, Herr Matthias wird ohne ſeine Frau mit uns rei-

ſen. Wir wandern in eine neue Welt, Carmela, wo auch neu gefreit werden ſoll nach Herzensluſt, und wo die alten Eide und Gelübde der Vergangenheit nicht mehr binden werden.

Wie, mein Vater, rief Carmela erbleichend, und ihr ganzer Körper erzitterte, er will ſein Weib verlaſſen, verſtoßen, und wir ſollen darum wiſſen, vielleicht ihm ſogar dazu behülflich ſein? Nein, nein, das kannſt Du nicht wollen, nicht zugeben, und das kann Euer neues Reich Gottes nicht ſein, daß Ihr darin einziehen wollt mit Verrath und Tücke, während Ihr uns immer geſagt habt, es werde das Reich der Gerechten und der Freien ſein!

Einfältiges, empfindſames Ding, ſagte Lorenz ungeduldig werdend, wann wirſt Du endlich das Leben verſtehen lernen, wie es iſt! Ich ſage Dir, daß die Kranken und Unkräftigen zurückbleiben müſſen, wenn die Geſunden und Streitfertigen hinausziehen, um das Reich der Zukunft für die Andern zu beſtellen. Wenn Alles wohlgelungen und wohlgeordnet daſtehen wird, werden die Zurückgebliebenen, die redlich auf uns gehartt haben, nachgeholt werden in Freude und in Herrlichkeit, und werden ſie wahrlich die Letzten nicht ſein, ſondern die Hochwillkommenen auf bereiteter Stätte. So wird es auch mit Deiner Mutter ſein, für die ich ſchon eine gute

Verſorgung und Pflege hier am Ort gefunden habe, wo ſie unſerer harren wird, bis die Poſaune der Erfüllung zu ihr heranſchmettern wird aus dem neuen Zion der Freiheit, das wir bauen!

Hier ſeufzte die auf ihrem Polſter liegende Kranke laut auf, und rief dumpf in ſich hinein: Mein Schickſal! mein Schickſal! So habe ich es geahnt, und ſo wird es kommen! Dann wehklagte ſie über die Erneuerung ihrer Schmerzen in der Bruſt, und warf ſich, immer unruhiger werdend, auf die andere Seite.

So werde ich bei der Mutter bleiben, wie es ſich für mich geziemt, mein Vater! rief Carmela in feierlicher Entſchiedenheit aus. Dieſer Gedanke blitzte in ihrer Seele wie ein himmliſcher Strahl der Rettung empor, und ſie bat Gott im Stillen, daß er ihr Kraft geben möchte, daran feſtzuhalten, und in frommer Ausübung auch der härteſten Lebenspflicht ſie vor den unheimlichen und rohen Gewalten zu bewahren, die ihr Daſein jetzt ſo räthſelhaft zu ergreifen drohten.

Du wirſt thun, wie ich es Dir befehle! rief Lorenz mit demjenigen furchtbaren Ton ſeiner Stimme, den Carmela ſonſt nicht zu ertragen vermochte, der aber in dieſem Augenblick, wo ſie auf die höhere

Kraft ihres eigenen Selbſtbewußtſeins ſich geſtellt fühlte, keine Gewalt mehr über ſie gewann.

Carmela trat jetzt dicht vor ihren Vater hin, und ihre ſchönen ſanft vertraulichen Augen leuchteten in dieſem Moment von einem unbezwinglichen Muth.

Du wirſt ohne mich reiſen, Vater! ſagte ſie, immer heftiger und dringender werdend. Reiſen wirſt Du durch die ganze Welt, durch alle Länder wirſt Du noch irren und ſchweifen, aber mich wirſt Du nicht an Deiner Seite ſehen, noch wirſt Du von mir hören, daß ich Dir zu gefallen gelebt, mag ich nah oder fern Dir ſein, wenn Du Schlechtes und Unwürdiges mir erſonnen!

Lorenz ſchrak zuſammen, als er ſeine Tochter ſo ſprechen hörte, wie er es nie von ihr gewohnt geweſen. Schweigend wandte er ſich von ihr ab, ihr den Rücken zukehrend, er konnte ihre Blicke nicht aushalten, mit dem ſie ſich glühend in ſein innerſtes Leben einzubohren ſchien. Es war, als wenn ihn ein leiſes Zittern hin und herbewegte.

Carmela aber ergriff ihn beim Arm, und mit einer halb bittenden, halb befehlenden Gebärde wandte ſie ihn wieder zu ſich her, daß er Auge in Auge ihr gegenüber ſtehen mußte.

So, Vater, ſagte ſie, ſo blick mich an, und ſieh, wie ich es ehrlich, aber unerſchütterlich feſt mit

Dir meine! Du kannſt hingehen, wohin es Dich treibt, aber mir wirſt Du ferner keine Gewalt anthun in irgend einem Ding, das verſprichſt Du mir, oder ich übergebe mich heut noch dem Schutz der Behörden, denen ich anzeige, wie Du mich zur öffentlichen Betrügerin haſt abrichten und verderben wollen! Ich, Dein Kind, erkläre mich in dieſer Stunde zum Meiſter Deines Willens, worin mir Gott beiſtehen mag, daß ich es vollbringe! Ja, Vater, ich ſchlage jetzt eine Feſſel um Dich, mit der ich Dich binden will in all Deinen ſchlimmen Gedanken, die in Deinem Herzen wider mich ſind! Und ſo binde ich Dich feſt durch meine freie Kraft, daß Du nicht mehr ſollſt rühren können dieſes Dein Herz, außer zum Guten gegen Dein Weib und Dein Kind! Eine Schlange iſt Dein Herz, aber die Feſſel, mit der ich ſie zum Gehorſam zwingen will, iſt aus der Freiheit meiner jungen Bruſt geſchmiedet! Und Du ſollſt ſtill halten und gut werden unter der Kraft, mit der ich Dich binde!

Carmela ſtieß dieſe Worte mit ſo wunderbarer Leidenſchaft aus dem Tiefſten ihrer Bruſt hervor, daß ſie, wie von einer höheren Gewalt getrieben, ihrer eigenen Sinne nicht mehr mächtig zu ſein ſchien. Sie ſchwankte, ein heftiges Erbeben durchdrang ihre Glieder, Todesbläſſe und brennendes Fieberroth wech-

ſelten auf ihren Wangen. Mit Erſtaunen aber erblickte Carmela jetzt plötzlich ihren Vater zu ihren Füßen, ihre Knie umfaſſend, Thränen über ihren Händen vergießend, die er unaufhörlich an ſich preßte. Sie vermochte ſich ſeinen Armen nicht zu entwinden, und gab ſich halb mit Schrecken, halb mit erwachendem Gefühl des Schmerzes und Mitleids, an ſeine Liebkoſungen gefangen.

Mein liebes, theures Kind, ſagte er, wie hinſchmelzend vor Demuth und Zärtlichkeit, wie kann es mir widerfahren, daß ich ſo von Dir geſcholten und durch Dein Wort bis in den Tod verwundet werde? Du weißt, daß Du der Abgott meines Lebens biſt, und daß ich niemals von Dir geben kann, wie es auch werden mag! Ohne Dich iſt mein altes ſchuldbedecktes Haupt der Vernichtung und Verachtung preisgegeben, durch Dich allein erhielt es Gnade und Verzeihung! Erbarme Dich meiner, ſo muß ich von ganzem Herzen zu Dir ſprechen, erbarme Dich meiner, und nimm den Segen, der mir von Dir herabfließt, mir nicht hinweg! Laß uns zuſammenbleiben, Du, Deine Mutter und ich, und für die kranke Mutter wollen wir ſorgen im vereinten Liebeseifer, daß ſie ſchon die große Reiſe ohne alle Gefahren beſtehen ſoll! Denn fort müſſen wir jetzt, die Zeit iſt gekommen, und wenn wir nicht

unſerer höchſten Zwecke verluſtig geben wollen, müſſen wir nun die Hand an das Werk legen, das wir ſo lange bereitet. Willſt Du nun mit uns ziehen, mit mir und der Mutter, willſt Du es ſo, Carmela!

So will ich es, Vater! ſagte Carmela, nach einigem Zögern, indem ſie einen innern Kampf, der ſichtlich in ihr arbeitete, zuletzt mit einem ſchmerzlichen und bittern Lächeln, das auf ihren Lippen zurückblieb, beſchloß.

Ich will es ſo, wiederholte ſie mit feſter und feierlicher Stimme, doch mache ich zugleich dieſe Bedingung, mein Vater, daß jener Matthias auf unſerer ganzen Reiſe durchaus nicht die geringſte Gemeinſchaft mit uns habe!

Du ſollſt einzig und allein darüber zu entſcheiden haben, ich verſpreche es Dir! entgegnete Lorenz, und erhob ſich ſchnell von ſeinen Knieen. In demſelben Augenblick war auch ſein Ausſehen ſchon wieder verändert, die gewöhnlichen lauernden und ſtechenden Züge wurden wieder der Hauptausdruck in ſeinem Geſicht.

Ruhig nahm er jetzt den Brief, welchen er zuvor verſiegelt hatte, vom Tiſch, und übergab ihn mit einer ſtummen Bezeichnung ſeiner Tochter.

Carmela nahm den Brief, und verſprach, ihn

sofort selbst zur Post zu tragen. Sie legte eilig das Umschlagetuch über die feine Gestalt, und ließ sich kaum noch so viel Zeit, um das Band ihres Strohhuts unter dem Kinn zu befestigen. Ein unwiderstehlicher Drang in ihrer Brust trieb sie hinaus, es war ihr, als könne sie draußen, im einsamen Gehen, von der frischen Luft durchfächelt, erst wieder sich selbst und die freie Kraft ihres Bewußtseins gewinnen. Ein schöner Frühlingsnachmittag gab draußen den Straßen einen hellen und festlichen Schimmer. Rasch und mit bewegtem Herzen schritt Carmela durch die bunte Menschenmenge dahin. In sich gekehrt, in der wogenden Unruhe ihrer eigenen Gedanken, legte sie den Weg, den sie einzuschlagen hatte, wie mechanisch zurück.

Hinter ihr her aber, in einiger Entfernung, schlich sich der alte Lorenz hin, der, sobald Carmela das Haus verlassen hatte, ihr nachgefolgt war, um zu beobachten, welche Begegnungen seine Tochter auf diesem ihrem Ausgang haben könne. Zu dem ungewissen Argwohn, den er zu hegen schien, mochte die Erinnerung an Sylvius, den er noch immer nicht aus seinen Gedanken verloren, und den er heut mehrmals unten vor dem Hause vorübergehen sah, nicht den kleinsten Grund hergegeben haben.

4. Sylvius.

Sylvius hatte dieſen Tag größtentheils in der Einſamkeit auf ſeinem Zimmer hingebracht, und, um ſeine innere Aufregung und äußere Unruhe zu beſchwichtigen, ſich mit einer Arbeit zu beſchäftigen geſucht, von der aber ſeine Gedanken beſtändig abirrten und einem andern Gegenſtand zuflogen. Er war ausgegangen, hatte einige Stunden auf der Straße vor dem kleinen Hauſe zugebracht, in welchem ihm geſtern das wunderbarſte Begegniß ſeines ganzen bisherigen Lebens geworden, und war vergeblich bemüht geweſen, ſich wieder den Eintritt zu verſchaffen. Wie er auch an der Hausthür pochte und hämmerte, dieſe blieb ihm verſchloſſen, und in dem Hauſe ſelbſt verrieth ſich durch keinen einzigen Laut, daß es noch bewohnt und durch ein menſchliches Weſen belebt ſei. Von einem innern Grauen fühlte ſich Sylvius hier beſchlichen, er war geneigt, Alles, was er erlebt hatte, für ein Phantom, für eine Täuſchung ſeiner nach Lebensbildern lechzenden Phantaſie zu erklären, und

der leere Wiederhall ſeines Pochens tönte ihm aus dem öden Hauſe wie Hohn und Spott entgegen. Da beſchloß er, in einem Anfall jener melancholiſchen Laune, die unſeres jungen Freundes zuweilen Meiſter wurde, Alles aufzugeben, und von jedem fernern Mittel abzuſtehen, das ihm jetzt dazu hätte verhelfen können, von der Wirklichkeit ſeiner Träume und Hoffnungen Beſitz zu ergreifen. Carmelis Bild blieb zwar auf dem innerſten Grund ſeiner Seele leuchtend und unverlöſchlich ſtehen, aber er meinte, er wolle es ſchmerzlich froh in ſich bewahren, wie das Bild der ganzen Zukunft, an das die Zeit, an das ſein eignes ſtrebendes Herz ſeit ſo lange ſich feſtgehalten, und das ungewiß und ſchwankend der Erfüllung durch die Wirklichkeit ſich zuneige.

Betrübt und niedergeſchlagen begab er ſich wieder nach Hauſe, und verſuchte auf ſeinem Zimmer, umgeben von ſeinen Büchern und wiſſenſchaftlichen Inſtrumenten, durch einen beſtimmten Gegenſtand der ernſten Forſchung ſeine quallvoll umherſchweifenden Gedanken zu feſſeln. Hier war es ihm ſonſt noch oft gelungen, ſich die behaglichſten und ruhigſten Stunden ſeines Lebens zu erobern, hier hatte er den Frieden der Wiſſenſchaft ſich aufgerichtet, der ihn immer ſo verheißungsvoll in ſeine kühlenden Schatten lockte.

In ſeiner Wohnung, der man die urſprünglich elegante Einrichtung ſehr wohl anſah, war eine gewaltige Unordnung allmälig vorherrſchend geworden, und derſelben ſchien bei ihm nicht mehr abgeholfen werden zu können, da ſie mit ſeiner Lebensgewohnheit, und ſeiner Art zu arbeiten, ſich innigſt verſchmolzen hatte. Er mußte beſtändig in einem großen Bücherhaufen wie vergraben ſitzen, und in dieſem Gewühl miſchten ſich bei ihm alle Fächer und Facultäten ſo bunt durcheinander, daß ſelbſt aus dieſer äußeren Berührung, in welcher das Verſchiedenartigſte bei ihm ſich zuſammengefunden, neue Reize und Anläſſe des Studiums, und zum Theil höhere Beziehungen der Idee, ſich für ihn erhoben. In demſelben Augenblick, wo er mit einer wiſſenſchaftlichen Abhandlung über die Knochenlehre ſich beſchäftigte, für die er nach eigenthümlicher Anſchauung des menſchlichen Körpers ein neues Syſtem zu finden geſtrebt, ſtudierte er zugleich aus Thiers und Mignet die franzöſiſche Revolution, und ſuchte gleichzeitig auch in den Schriften des Spinoza den urſprünglichſten Gedanken des Pantheismus zu ergründen. In dem Bau des menſchlichen Körpers, in der Alleinheitslehre des Pantheismus, und in der Alles gleich machenden Idee der Revolution, ſtrebte er ſinnend einen Zuſammenhang von Erſcheinungen aufzufinden, durch

die er daſſelbe Geſetz von Freiheit und Nothwendigkeit, wie es das ganze Weltall durchwirke, anſchaulich gemacht ſehen wollte. In dieſe Betrachtungen vertieft, und mit allen Kräften ſeines Geiſtes ſich anſtrengend, ſie zu einem Reſultat der Wiſſenſchaft zu formen, trieb es ihn zugleich wieder, Voltaire und Rouſſeau zu ergreifen, deren alte Einbände er hinter den neueſten, gegen das poſitive und hiſtoriſche Chriſtenthum gerichteten Schriften von Dr. Strauß und Feuerbach mahnend hervorſchimmern ſah. Die umfaſſendſte, wahrhaft univerſale Anſchauung des Lebens und der Welt ſich zu geſtalten, hätte er auch dieſe Töne der Voltaire'ſchen Skepſis und des Rouſſeau'ſchen Naturevangeliums, gern in ſein neues Syſtem, worüber er ſo leidenſchaftlich brütete, aufgenommen. Dann blätterte er auch wieder in Lichtenberg und Swift, und es lockte ihn dieſe die Thorheit des Lebens verlachende Muſe, auch auf ihren Flügeln ſich zu erheben, und mit ihm jenes Weltgelächter anzuſtimmen, das als eine dem Triumphzug der Freiheit vorausſtönende Muſik ihm ſelig in den Ohren klang. Und mit Jean Paul zu ſchwärmen, in ſeiner Weiſe die ganze volle Jugendkruſt der Gefühle aufzuſchließen, mit dieſer ächt Jean Paul'ſchen Kunſt den Vorhang hinwegzuziehn, hinter welchem die Morgenröthen und Abendſterne in jeder

menſchlichen Bruſt ſchlummern, dies verſuchte ihn nicht minder gewaltig, wenn ſein Auge von einer Stelle in einem aufgeſchlagenen Roman dieſes Dichters feſtgehalten wurde. So, von all dieſen Anregungen zugleich trunken, und gewiſſermaßen einen Kampf auf Leben und Tod ſtündlich mit ihnen eingehend, glühte und ſtampfte der Jüngling in unabläſſiger Begeiſterung fort, zu einem Ziel, das ſich ihm wie ein hohes Flammengeſtirn an dem fernen Horizont ſeines Lebens zeigte, zu dem er aber noch dunkel durch die verworrene und gefahrvolle Nacht der Gegenwart ſich getrieben fühlte.

Als Sylvius jetzt, nach ſeinem verfehlten Ausgang, wieder in ſein Zimmer trat, blieb er erſchrocken und betroffen an der Schwelle ſtehen, und überſchaute die Werkſtätte ſeines Fleißes und Geiſtes mit verwundertem Blick. Iſt es möglich, rief er aus, daß ich hier in dieſem Schlangengewühl des alten vermaledeiten Wiſſens bis jetzt habe hauſen können, bin ich es, der ſich mit all dieſem Plunder hier umgeben und umwunden, bin ich der Narr dieſer Weisheit, bin ich der Tölpel dieſer hier aufgeſtapelten Wiſſenſchaft? Iſt dies meine Zelle, in der ich meine Jugendkraft gefangen geſetzt habe, in der ich nachgeſeufzt der wahren Freiheit des Bewußtſeins und der goldenen Lichthöhe der Erkenntniß? Habe ich

bis jetzt hier geſeſſen, hier, unter den Trümmern aller Zeiten und Epochen, mit denen ich mich umringt habe, und aus deren Geiſt ich den Geiſt der Zukunft mir heraufbeſchwören wollte? Ach, ich blöder Geiſterbanner, warum habe ich nicht des lebendigen Lebens bezaubernde Luſt mir gebannt? Warum ſchlug nicht die volle Bewegung des Daſeins mit klingendem Spiel bis an meine Fenſter herauf, und lockte mich, das Nächſte und Schönſte gleich der reifen Traube des Weinſtocks an meinen verſchmachtenden Mund zu führen? Warum weht es nicht, ſtatt der Bücherluft, wie Frühlingsgelispel und Vögelgeſang an dem Ort, wo ich weile? Wann, o wann wird die Liebe ſich auf den Thron des Wiſſens ſetzen, und die glühenden Roſen des Lebens hervorzaubern auf den nackten und kalten Feldern der Erkenntniß? —

Sylvius ſtieß mehrere Bücher, die ihm zunächſt an der Erde lagen, unwillig mit dem Fuß zurück, und bahnte ſich dadurch den Weg zum Sopha, auf das er ſich ermattet hingleiten ließ. Er fühlte ſich müde und unluſtig, Alles, was er um ſich her erfah, dieſe ganze Gewohnheit ſeines bisherigen Seins, erregte ihm Widerwillen, und ſo ſchloß er die Augen, damit er nichts um ſich her anzublicken habe. Seine Gedanken trieben ihn auf und nieder, allerlei Verſtellungen beſtürmten ihn, und während er in dem

drängenden Ungeſtüm ſeiner Bruſt hätte entfliehen mögen in alle Fernen und Weiten des Lebens hinaus, fühlte er ſich zugleich zu dieſer trägen Ruhe der Reflexion gezwungen, die ihn jetzt müßig und qualvoll zugleich auf dem Sopha liegen ließ, und ihn zuletzt den wildeſten Phantaſieen überlieferte.

So vor ſich hinträumend, fing er plötzlich an zu lachen und rief aus: Was für eine Geſtalt iſt es, welche ſich da durch die Nebel und Dämpfe der Zeiten zu mir herdrängen will? Ich bemühe mich, dies ſeltſame Geſchöpf zu erkennen, ihm ins Geſicht zu ſchauen, ich bin neugierig, wie er eigentlich ausſieht, der Sohn der Zukunft, mit dem die Menſchheit ſchwanger geht ſchon lange über die Zeit hinaus! Ich ſehe ihn in ſeinem Mutterleibe ſich regen, den Sohn der Zukunft, und muß lachen über ihn, nachdem ich lange genug um ihn geweint habe. Wird er Beinkleider und Stiefel anziehen, der Sohn der Zukunft, der Mann der Freiheit, wenn er geboren iſt? Er, der Dionyſos der chriſtlichen Zeiten, den wir erwarten, der löſen ſoll die harten Bande des menſchlichen Geiſtes zu einem neuen milden Lebensfrieden, zu der neuen Freiheit des Selbſtbewußtſeins, wie wird er uns erſcheinen, und wie wird uns zu Muthe ſein, wenn wir ihn wirklich ſchauen werden von Angeſicht? Ruht er noch, wie der alte

Dionyſos, in der Hüfte des ewigen Zeus verborgen, um darin geiſtig zu reifen zu der hohen Vernunft, die zugleich das wahrhaft blühende Leben ſelbſt iſt? Ich ſehe ihn in meinem Geiſt, wie er ſich abarbeitet, um die Welt erſt um ſich her öde zu machen, ehe er ſie frei macht! Ich ſehe ihn, wie er ſich erſt zum Wechſelbalg verkleidet und entſtellt hat, ehe er ſich als Gott demaskirt, der drollige Sohn! Ich ſehe ihn, wie er in ſeinen Reigentänzen, von denen die alte Erde erdröhnt, auf der einen Seite den frechen Wahnſinn mit ſich führt, und auf der anderen Seite den noch frecheren Verſtand, die Alles verwüſten, was ſie betreten, und welche die Blüthe der Welt zerzupfen, um mit Gewalt die Frucht zu gewinnen! Ha, welches komiſche Dudeldumdey der Zeiten! Und wer iſt denn eigentlich dieſer Sohn der Zukunft, zu deſſen Erzeugung ſich Himmel und Erde neu umſchlungen haben in dieſer welterſchütternden Umarmung, die uns nun ſo lange ſchon zu Hoffenden und Gläubigen macht? Wird es nicht am Ende doch dieſelbe alte Frazze ſein, welche aus den neuen Geburten immer wieder herausſchaut, mit demſelben Zopf hinten, wie er der Menſchheit ſeit Jahrtauſenden immer mit derſelben Anmuth und Würde von unſichtbaren Händen gedreht wird? Sohn der Zukunft, Gott des Lichts, erſcheine, erſcheine! Bis

Du der Geiſt des Lichts, weil Dein Werk in einem beſtändigen Lichten aller Dinge beſteht, weil Du die Wälder lichten willſt wie die Gefühle, damit es kein geheimnißvolles Keimen und Knospen, keinen ſelig verſchwiegenen Schattengrund des Daſeins mehr geben könne, ſo fürchte ich, daß Du zugleich der Geiſt der Finſterniß biſt, und daß wir bald auch bei Dir wieder im Finſtern ſitzen werden! Denn die Wälder werden nachwachſen, und die Gefühle werden unaufhörlich in Blüthe ſchießen, ſo daß es immer wieder Zwielicht, Schatten, und wunderbares Rauſchen in der Schöpfung geben wird! Gott des Lichts, Geiſt des Lichtens, willſt Du die ganze Welt ſo hell und durchſichtig haben, ſo nackt und kahl, gönne mir eine verborgene dunkle Stelle im Gebüſch, unter leiſem Finkenſchlag und beim Glühen des Johanniswürmchens mich hinzulegen, und meinetwegen ein Schafskopf im Grünen zu bleiben, ſtatt ein ſich ſelbſt wiſſender Gott auf öder Heide! — —

Sylvius war dieſes Selbſtgeſprächs müde, in ſich ſelbſt zuſammenhangend erhob er ſich von dem Sopha, und durchmaß einigemal mit heftigen Schritten ſein Zimmer. Es war inzwiſchen Abend geworden, die Dämmerung erfüllte ſein Gemach, von der Straße herauf drang der helle Wiederſchein der angezündeten Laternen ihm in die Fenſter. Es litt ihn

nicht länger hier, immer unruhiger werdend griff er nach Hut und Stock und eilte auf die Straße.

Draußen fiel ihm ein, daß er seit einigen Tagen seine Abstrigezimmer nicht besucht habe, die ihm freilich bis jetzt noch zu keinem sonderlichen Abenteuer, wie er gehofft, dienlich geworden, die er jedoch, seitdem er in der Wiedertäufer-Versammlung gewesen, aus besonderem Interesse noch ferner beizubehalten beschloß.

Er begab sich zuerst nach der entlegenen Waldemarstraße, um sich, aus dem bequemen Standort seines dort gemietheten Zimmers, nach dem ihm immer auffallender gewordenen Matthias und seiner jungen Frau Leonore umzusehen, welche letztere, durch ein eigenthümliches und besonderes Wesen, das sie vor ähnlichen Frauen ihres Standes auszeichnete, der erste Anlaß geworden war, daß sich Sylvius dort der gerade freistehenden Wohnung versichert hatte. Er hatte diese junge Frau unter den Zuschauern in einem der Berliner Liebhaber-Theater erblickt, wohin Sylvius, um auch diese geistigen Unterhaltungen der Berliner Bürgerkreise kennen zu lernen, sich eines Tages aus Neugier und Langeweile begeben hatte. Dort war ihm ihre feine, sinnige, eigenthümlich ausdrucksvolle Erscheinung aufgefallen, bei so großer Jugend hatte der schwermüthige Ernst, der auf ihrem schönen

blaſſen Geſicht lagerte, etwas beſonders Anziehendes, und an der Seite ihres coloſſal gefermten, mit roher Rückſichtsloſigkeit ſich darſtellenden Gatten, mußte ihr Anblick um ſo mehr befremden und nachdenklich machen.

Sylvius hatte ſeine Augen nicht mehr von ihr abwenden können, und als die eifrig ſpielenden Dilettanten ihre Vorſtellung geendigt hatten, war er dem nach Hauſe gehenden Paare heimlich gefolgt, und ſchon unterwegs, wo Matthias das ungebührlichſte Benehmen gegen ſeine Frau zeigte, indem er bald allein vorauseilte, bald auf der entgegenſetzten Seite der Straße hinſchlenderte und mit vorübergehenden Dienſtmädchen Scherze und Wortwechſel begann, hatte Sylvius den Drang in ſich gefühlt, ſich zum Beiſtand dieſer armen jungen Dulderin zu erbieten. Er glaubte hier eines jener heimlichen Frauenleiden vor ſich zu ſehen, wie ſie tauſendfach in allen möglichen Verhüllungen unter vornehmen und niedrigen Ständen durch die Welt ſeufzen, und wie ſie bei Vornehmen wie bei Geringen gewöhnlich eine geiſtige Erhöhung des innern Gemüthslebens, eine inwendig verborgene Kraft des unterdrückten Frauenherzens, erwecken. Dieſen ſtarken Zug eines eigenthümlichen innern Lebens hatte Sylvius auch in den leidenden, aber

dunkel sprühenden und bedeutungsvollen Augen der armen Leonore herauszuerkennen geglaubt.

Sie war seitdem der Liebling seiner Träume, der Gegenstand seiner schwärmerischen Unternehmungsversuche mit dem Leben geworden, obwohl die Wohnung, die er sofort in ihrem Hause und sogar dicht neben dem von ihr bewohnten Zimmer gemiethet, noch zu keiner weiteren Annäherung zwischen ihm und der jungen Frau geführt hatte. Denn so leidenschaftliche Anstalten auch Sylvius oft zu machen schien, um Lebensverhältnisse kühn zu ergreifen und herauszufordern, so wurde er doch auch wieder gerade in dem Moment, wo es darauf ankam, eben so leicht zurückhaltend, rücksichtsvoll, und kalt überlegend. Er schritt deshalb gewöhnlich in allen seinen Abenteuern nur sehr langsam vorwärts. Es war ihm aber gelungen, das tägliche Leben dieser unglücklichen jungen Frau genau zu beobachten, und ihre Verhältnisse so weit kennen zu lernen, daß er den Moment absehen konnte, bei dessen Eintreten er zum offenen Handeln für sie aufzutreten entschlossen war.

Er sah, wie Leonore in einförmiger Qual ihre Tage verbrachte, und wie sie den unwürdigen Begegnungen ihres Mannes, die sie in keiner Hinsicht verschuldete, nur still verweinte Augen, unablässige und arbeitsame Beschäftigung mit dem Hauswesen,

und die, oft in seinem rohesten Übermuth ihn bändigende, einfache Würde ihres Charakters entgegensetzte. Matthias lebte unordentlich, kam oft Tage und Nächte lang nicht nach Hause, und schien besonders seit einiger Zeit sein eigenes Geschäft auffallend zu vernachlässigen. Um so größere Mühe schien sich Leonore zu geben, Alles, so weit sie konnte, um sich her aufrecht zu erhalten. Sylvius, der sich als ihr Miether zuweilen besondere Anliegen machte, um sie aufsuchen und mit ihr sprechen zu können, suchte sie durch scheinbar absichtslose Bemerkungen, die er in ihre Gespräche einflocht, in ihrem eigensten Wirken und Walten zu bestärken, ihr manchen eindringlichen Trost in der Ferne erschimmern zu lassen, und sie, unter versteckten Anspielungen, zur Anwendung dieses oder jenes herzhaften Mittels gegen ihren unbändigen Gatten aufzufordern. Sylvius hatte dabei oft Gelegenheit, den feinen Takt in Leonorens Wesen zu bewundern.

Seit seiner Begegnung mit Carmela hatte er nicht wieder ihrer gedacht, und es fiel ihm jetzt ein, daß er sich vorgenommen gehabt, gerade an dem heutigen Tage in ihrer Nähe zu sein, weil ihn mehrere seltsame Umstände, die er in der letzten Zeit beobachtet, auf die Vermuthung geführt hatten, daß sich heut eine unheilvolle Wendung für das Schicksal

Leonorens ereignen könne. Der Gedanke an Carmela verlor einen Augenblick lang in seiner Seele diese dunkle stürmische Gewalt, mit der er ihn bis jetzt bewegt hatte, und indem er seine männliche Thatkraft für seinen armen Schützling Leonore in Anspruch genommen fühlte, verklärte sich ihm zugleich sein inneres Verhältniß zu Carmela zu einem Frieden der Gewißheit, wie er ihn bis dahin noch nicht im Gedanken an sie genossen hatte. Innerlich beruhigter als zuvor, und lebhaft wünschend, daß die Ahnungen, die ihn forttrieben, ihm Gelegenheit zu einer guten und ersprießlichen That schaffen möchten, suchte er mit beschleunigten Schritten das Haus Leonorens zu erreichen.

5. Der verbrecherische Anschlag.

Es war schon dunkel geworden, als Sylvius in das Haus trat, und die finstere Treppe hinanstieg, die zu seinem Zimmer führte. Als er eben seine Thür aufschließen wollte, bemerkte er mit Befremden, daß sie offen stand. Er schlich sich leise und vorsichtig hinein, und näherte sich dem nebenan befindlichen Alkoven, in welchem er zu schlafen pflegte, wenn er einmal die Nacht in dieser Wohnung zubrachte. In diesem bemerkte Sylvius durch die nur halb angelegte Thür Licht, und hörte zugleich zwei miteinander flüsternde Männerstimmen, die ein eifriges und geheimnißvolles Gespräch zusammen führten, und an deren Ton er bald Matthias und Lorenz erkannte. In der Meinung, daß Sylvius heut nicht hieher nach Hause kommen würde, wie man es nach der öfteren Gewohnheit von ihm annehmen konnte, hatte Matthias mit Sicherheit die verlassene Wohnung seines Miethers zu benutzen geglaubt, um darin eine geheime Unterredung mit dem alten Lorenz,

die auf dieſen Abend feſtgeſetzt worden war, zu führen.

Sylvius legte ſein Ohr dicht an die Thürſpalte, und hörte zu ſeiner Freude, daß die beiden Vertrauten, die ihm ein ſchlimmes und ſehr verdächtiges Werk in dieſer Abgeſchiedenheit auszuſinnen ſchienen, erſt im Anfang ihrer Unterhandlungen begriffen waren. Er ſah, wie Beide nebeneinander auf ſeinem Bett ſaßen, vor ſich einen kleinen, mit einem Licht beſetzten Tiſch, auf welchem mehrere Papiere ausgebreitet lagen, in denen ſie abwechſelnd hin und her blätterten, ſich dieſe oder jene Bemerkung mittheilend, oder auch eine Zeitlang in nachdenklichem Stillſchweigen ſich gegenüberſitzend. Matthias ſah bleich und verſtört aus, eine peinliche Unruhe zuckte durch ſeinen ganzen Körper, während Lorenz mit einer emſigen und abſichtsvollen Freundlichkeit um ihn bemüht ſchien, und an jede ſeiner Mienen und Bewegungen ſich mit unabläſſig lauernden Augen wie angeklammert hielt.

Dieſe Papiere ſind in der beſten Ordnung, mein lieber Sohn! nahm jetzt Lorenz das Wort. Sie lauten ſämmtlich auf New-York, ſind von einem der größten hieſigen Banquierhäuſer ausgeſtellt, einzig und allein auf Deinen Namen und nach Sicht zahlbar, und ſobald wir in New-York angelangt ſind,

kannſt Du in dem nämlichen Augenblick Deine Summen dort erheben. Es ließ ſich nicht beſſer veranſtalten als ſo, da Du das baare Geld in ſo bedeutender Maſſe auf einer ſo gefahrvollen Reiſe doch nicht mit Dir nehmen konnteſt, und ich habe mich Deines Auftrags, den Du mir ertheilt, ſogar zu Deinem allergrößten Vortheil erledigt, indem Du an dem Wechſelcours, wie er jetzt ſteht, nur gewinnen kannſt!

Du biſt ein alter Fuchs, der mit Schriftlichem umzugehen verſteht, und ich muß mich auf Dich verlaſſen! entgegnete Matthias. Komiſch bleibt es immer, daß in ſolchen ſchriftlichen Wiſchen, wie ſie jeder Habenichts von Schulfuchs ſich zuſammenſchmieren könnte, jetzt ein ganzes Vermögen darin ſtecken ſoll, und wie es hier ganz und gar zu Papier geworden iſt, ohne daß es irgend mehr glänzt oder klappert. Und das iſt nun aus all den ſchönen Louisd'ors geworden, die ich Dir heut gegeben habe, Lorenz, dieſe erbärmlichen Stücke Papier!

Er nahm bei dieſen, zuletzt von Zweifel und kläglichem Mißmuth erſtickten Worten die Wechſel noch einmal zur Hand, ſtarrte ſie unverwandt an, und brütete wieder eine Zeitlang ſtillſchweigend darüber.

Lorenz klopfte ihm laut lachend auf die Schulter, und ſagte mit einem ſchneidenden Ton: Wirſt Du ſchwermüthig, Matthieschen? Oder fürchteſt Du, daß ich mir an Deinem elenden Gelde irgendwie einen Vortheil hätte erwerben können? Pfui, Dein Sündengeld, es brannte mir ordentlich unter den Fingern, und ich hatte wahrhaftig keine Ruhe, als bis ich das infame Gold, das Du Deiner eigenen armen Frau geſtohlen haſt, in dieſes unſchuldige Papier umgeſetzt. Ich habe ſo dieſem Gelde durch die Reinheit und Ächtheit dieſes Papiers, das ich Dir dafür verſchafft, gewiſſermaßen ſeinen Unſchuldszuſtand zurückgegeben, und Dein Gewiſſen kann Dir nun ohne weitere Beſchwerung Proſit die Mahlzeit dazu ſagen! Verbrauche es mit Appetit, Freundchen, und werde in Amerikas Urwäldern ein reicher Landbeſitzer, die Stütze und der Mittelpunkt unſerer neuen Gemeinde, und, ſo Gott will, mein Eidam, denn ich muß Dir nur ſagen, daß meine kleine Carmela ſchon bedeutend von ihrem Starrſinn gegen Dich zurückzukommen anfängt. Deine ſtarken Schultern und Deine rothen Backen, mein Junge, fangen ihr doch am Ende an in die Augen zu ſtechen, hi, hi! Und unterwegs, im Reiſewagen, wo Du ihr immer gegenüber ſitzen ſollſt, und nachher auf dem Schiff,

wo Alles drunter und drüber geht, da wird ſich die Sache ſchon machen!

Ich bin ganz teufelsmäßig verliebt in das Dina! ſagte Matthias, indem er vor ſich hin auf den Tiſch ſchlug. Sie iſt ſo weiß, daß ich in meinem Leben nichts Ähnliches geſehen habe, und wenn ſie die ſchlanken Beine ſetzt, bekomm' ich's jedesmal wie einen Ruck, als wenn ich an der Elektriſirmaſchine angefaßt hätte, in allen meinen Gliedern und bis in die linke Weſtentaſche hinein!

Wenn Deine Frau das hörte, Galgenvogel! ſagte Lorenz, indem er ihm mit einer widrigen Zärtlichkeit beide Wangen ſtrich.

Dein Schlaftrunk hat zu gut an ihr gewirkt, Du Quackſalber der Hölle! erwiederte Matthias lachend. Seit ich ihr das weiße Pulver, das Du mir gegeben, heut Mittag in ihren Suppenteller geworfen, als ſie noch einmal hinausgegangen war, ward ſie alsbald ſo ſchläfrig, daß ſie plötzlich vor Müdigkeit zu weinen anfing, wie das kleinſte Kind! Dann ſchienen ihr die Füße ordentlich von ſelbſt länger zu werden, gerade wie einer Herbſtfliege, und nachdem ſie noch ein paarmal in der Stube herumgeſchwebt war, bekam ſie das Zittern und das Neigen, und ſegelte dann ſchräg gerade in die Sophaecke hinein, wo ſie einſchlief, nachdem ſie noch

einmal einen ganz vermaledeiten Blick auf den Geldkasten geworfen, den ihr Vormund heut überbracht hatte. Es war gerade zum Kranklachen, dieser Blick, sage ich Dir. Gute Nacht, Lore, rief ich ihr noch nach, träume sanft von Deinen schönen Ducaten und Louisd'ors, denn sie sind doch nichts Anderes für Dich als ein Traum. Man spricht ja von goldenen Träumen, und ich werde sorgen, daß diese recht schön verfliegen! Träume, träume recht golden, mein reiches Liebchen! — Du mußt nämlich wissen, Alter, daß ich für diesen Tag, wo wir die Einzahlung von Leonorens Vermögen nach dem Testament ihres Vaters zu erwarten hatten, schon immer meinen großen Spaß mit ihr gehabt. Ich sagte ihr nämlich ganz offen, wenn das Geld käme, würde ich es nehmen, und ihr damit entlaufen, bis nach Amerika hin, wo mich ihr schwindsüchtiger Husten nicht mehr bei meiner Pfeife Taback stören sollte, wenn ich Nachmittags auf dem Sopha liege, und so recht satanisch schmauche. Donner und Wetter, hätte ich mir sonst ein so nervenschwaches Frauenzimmer geheirathet, wenn ich nicht darauf gerechnet hätte, einmal ihr Geld zu haben, und damit frei in die Welt gehen zu können? Ihr Vater, der reiche Brauer, bot sie so schon aus wie saueres Bier, und es war pures Mitleiden von mir,

daß ich mich an das bleichsüchtige, wie aus lauter Spinnweben zusammengefügte Ding gemacht.

Du wirst jetzt frei werden, großartiger Dulder! sagte Lorenz mit einem hämischen Grinsen. Glaube mir, Dein häuslicher Kummer war es gerade, der Dir so schnell mein Herz und meine ganze väterliche Theilnahme gewann! Die helle Melancholie, die Dir oft aus Deinen interessanten Augen herausglotzte, konnte ich fürwahr selten ohne Thränen anschaun. Und doch segnen wir auch diese Qual Deines Lebens, mein theurer Bruder, denn wärest Du nicht so unglücklich verheirathet gewesen, wer weiß, ob Dein Herz sobald das Bedürfniß der Erneuerung und Wiedergeburt in sich empfunden, wie Du es durch die Annahme unserer Wiedertaufe so entschieden und herrlich an den Tag gelegt hast! So muß Alles bei dem wahrhaft Gläubigen nur zum Guten und Rechten wirken! Und wer weiß ferner auch, ob Du die Idee der Gütergemeinschaft, und die gleiche Vertheilung des Eigenthums, mit deren neuer Ausbildung wir uns als Wiedertäufer beschäftigen, so schnell begriffen haben würdest, wenn Dich nicht eine allmächtige Vorsehung darauf hingeführt hätte, daß Du zuguterletzt noch das Vermögen Deiner Frau stehlen mußt, um höheren Zwecken des Geistes damit förderlich zu werden. Ich sah es Dir kaum an, als der große Zucker-

sieder Mürzen Dich zuerst in unsere Versammlung brachte.

Matthias biß sich bei diesen Worten seines väterlichen Freundes rasch auf die Lippen, und schien in eine Zerstreuung zu verfallen, in der er wieder seine Wechsel vornahm, und sie sich abermals prüfend beschaute.

Plötzlich schraken Beide zusammen, und wandten sich ängstlich nach der Thür, wo Sylvius stand, der in der Empörung, welche ihn als Zeugen dieser ruchlosen Anschläge ergriffen, sich nicht länger zurückhalten konnte, sondern durch einen heftigen Schlag gegen die Thür seine Gegenwart verrathen hatte.

Lorenz ergriff das Licht, und stürzte mit einer heftigen Gebärde in das Zimmer, woher das Geräusch gekommen. Erstaunt blieb er vor Sylvius stehen, dessen zornfunkelndes Gesicht, als er es sich eben genau beleuchten wollte, in diesem Augenblick von ihm erkannt wurde, so daß er in sichtbarem Schrecken den emporgehobenen Arm zurücksinken ließ und das zur Erde gleitende Licht verlöschte.

Die Dunkelheit, welche sie umgab, verhinderte einen Augenblick lang den Ausbruch der Entrüstung und Erbitterung, zu der dies Zusammentreffen ihnen Allen Veranlassung geben mußte. Indeß fühlte sich Sylvius plötzlich bei der Brust gepackt, und sah ein

Messer vor seinen Augen blinken, das der vor Wuth schäumende Matthias gegen ihn zückte. Die Spitze desselben traf ihn nur leicht in der linken Hand, mit der andern aber verstand sich Sylvius kräftig Raum zu schaffen, indem er einige so gewaltige Faustschläge gegen den Kopf des Matthias führte, daß dieser wie betäubt in seinem Beginnen inne hielt. In demselben Augenblick aber wurde Sylvius von hinten mit solcher Macht umschlungen, daß er seine beiden Arme nicht mehr zu rühren vermochte, und sich unwiderstehlich zur Erde herabgedrückt fühlte, wobei er über seinen Schultern die unheimlich leuchtenden Augen des alten Lorenz erblickte.

Tod dem Horcher und Späher, der uns belauscht hat! rief Lorenz ganz leise, aber mit einer furchtbaren Stimme, vor der Sylvius in seinem Innersten zusammenbeben mußte.

Er sah sich dergestalt überwältigt, daß er einen Moment lang den Gedanken an jeden Widerstand aufgab, und seinen Kopf, welchen der von Mordlust entflammte Lorenz enger und immer enger zwischen seine beiden Beine gepreßt hatte, besinnungslos preisgab. Fast dem Ersticken nahe, fühlte Sylvius sein Auge von einem plötzlichen Lichtschimmer getroffen, der die ringsher herrschende Dunkelheit erhellte. Aufathmend blickte er nach der Stelle hin, woher

das Licht eingedrungen war, und sah zu seiner größten Überraschung, daß die Thür, welche sein Zimmer von dem Leonorens trennte, sich geöffnet hatte, und daß allmälig, mit leisen und schwankenden Schritten, eine Frauengestalt sich hereinbewegte. Leonore! rief Sylvius, sich in der innersten Kraft seines Herzens zusammennehmend, und dieser Ausruf, den er zum zweiten Male mit stärkerer Stimme wiederholte, erschien ihm selbst wie eine neue Gewißheit seines Lebens, während die Anderen entsetzt und voll Schrecken emporfuhren, und der still herantretenden Frau, wie einer übernatürlichen geisterhaften Erscheinung entgegenstarrten.

In ihrem weißen losen Nachtkleide, mit den lang herabwallenden aufgelösten Haaren, die Augen nur halb geöffnet, und auf den wunderbar bleichen Wangen kaum eine Spur des Lebens zeigend, glich sie in der That einer aus anderen Welten herabgekommenen Gestalt, die hier plötzlich sichtbar geworden zu sein schien, um den Frevel der Nacht zu durchbrechen, und durch die zauberische Gewalt einer engelreinen Unschuld die Schuldigen vor ihr Gericht zu ziehen.

Langsam war Leonore bis in die Mitte des Zimmers vorgedrungen. Das Licht zitterte in ihrer schwankenden Hand, sie hielt es nur mechanisch zwi-

ſchen den bebenden Fingern feſt. Alles um ſie her war todtenſtill geworden, und der dumpfe Lärm der Rufenden und Wüthenden, der noch kurz zuvor das Gemach erfüllt, war einer lautloſen, geheimnißvollen Spannung gewichen.

Der Ausruf, mit der Solvius ihren Namen genannt hatte, ſchien ſie erſt zum Bewußtſein zu erwecken. So lange hatte ſie noch, einer Nachtwandlerin gleich, halb in den Banden jenes ihr aufgezwungenen unnatürlichen Schlummers ſich befunden, aus dem ein mächtig gewordener Inſtinkt, die Ahnung, daß etwas Schreckliches in ihrer Nähe vorgehe, ſie aufgetrieben hatte.

Sie ſchlug jetzt zuerſt die Augenlieder ganz empor, und zugleich rang ſich ein weithin dröhnender Schrei aus ihrer Bruſt herauf. Sie erblickte in der Wirklichkeit die Geſtalten vor ſich, von denen ſie ſo entſetzlich geträumt hatte, und die verworrenen, gräßlichen Bilder, welche ſelbſt ihrem todesgleichen Schlaf durchkrochen und von ihr abgeſtreift hatten, ſah ſie jetzt lebendig geworden um ſich her, in einer unheimlichen, räthſelhaften Gruppe, die noch unbeweglich in ſich ſelbſt verharrte, und die Stelle nicht zu verlaſſen wagte, auf welcher ſie bei ihrer That betroffen worden.

Sylvius lag noch immer am Erdboden, nachdem ſeine Gegner, in ihrem Mordwerk unterbrochen, ihn freigegeben hatten. Er ſtützte ſeinen Kopf auf den Arm und betrachtete unverwandt die vor ihm ſtehende bleiche Frau, die in ihrem Schmerz und Schrecken ein erhabenes, aller Gemeinheit des Augenblicks überlegenes Bild höherer Schönheit darbot. Wie in einen wunderbaren Traum dünkte er ſich verſunken, er ſchien Alles, was ſonſt vorgegangen, vergeſſen zu haben, und bemerkte nicht, daß Matthias und Lorenz ſich inzwiſchen leiſe einander genähert und durch Zeichen eine Verabredung getroffen hatten.

Da ſchlug plötzlich die Thür krachend zuſammen und ward alsbald eilig von außen verſchloſſen. Sylvius ſprang erſchrocken auf, und ſah, daß er ſich mit Leonoren allein im Zimmer befand. Matthias und Lorenz hatten den geeigneten Augenblick zu ihrer Flucht wahrgenommen, und ſich bei ihrer Entfernung der Liſt bedient, Sylvius und Leonore in der ſonſt ganz einſamen Wohnung zuſammen einzuſchließen. In dieſem Augenblick hörte man auch von unten die Hausthür ſelbſt verſchließen. Die Schritte der unaufhaltſam Fortſtürzenden wurden kaum noch in der öden Straße gehört. Dann ward Alles ſtill, und Sylvius, der die Fenſter geöffnet hatte, um durch ſeinen Ruf die Nachbarn auf die Entfliehenden auf-

merkſam zu machen, ließ vergebens ſeine Stimme, ſeine Verwünſchungen und Flüche durch die Nacht erſchallen. In der menſchenleeren Straße war kein Vorübergehender ſichtbar, in den Fenſtern der kleinen Nachbarhäuſer ſah man ringsumher kein Licht, es ſchien unmöglich, Jemand zum Nachſetzen der Flüchtlinge zu erwecken, oder ſich nur durch Hülfe eines Andern aus der Haft zu befreien, in welche Beide, durch dies Verſchließen der Wohnung und des Hauſes, miteinander gerathen waren.

Da fühlte ſich Sylvius leiſe am Arm gezogen, und eine ſanfte Stimme bat ihn, von ſeinem Beginnen abzuſtehen. Leonore ſtand hinter ihm und ſah ihn ſtill mit unbeſchreiblich flehenden Augen an, indem ihre blaſſe Wange von einem leiſen Roth erſchimmerte. Er ergriff ihre Hand und führte ſie ſchweigend zu dem Lehnſeſſel, in welchem ſie, ihrer Kräfte nicht mehr mächtig, ſeufzend niederſank. Dann bedeckte ſie ihr Geſicht mit den beiden kleinen Händen, und begann ſtill in ſich hinein zu weinen. Sylvius neigte ſich mit inniger Beſorgniß zu ihr herab, und legte ſeinen Arm um ihren ſchwankenden Kopf, um ihn leiſe an ſeiner Bruſt zu ſtützen. Erſchrocken ſchlug ſie jetzt die Augen zu ihm auf, eine tiefe, flammende Purpurröthe hatte ihr ganzes Geſicht übergoſſen, ſie zitterte an allen ihren Gliedern

und vermochte ſich kaum mehr aufrecht zu erhalten. Dann nahm ſie ſeine Hand, betrachtete ſie lange mit ſinnendem Blick, und drückte endlich mit verſtohlener Haſt einen leiſen Kuß auf ſeine Finger. In demſelben Augenblick aber bebte ſie wie entſetzt vor ihm zurück, was ſie gethan, ihr Buſen flog in ſtürmiſcher Bewegung auf und nieder, ſie weinte und bat ihn um Verzeihung.

Sylvius befand ſich in der peinlichſten Aufregung, er wußte nicht, was er beginnen ſollte. Bei aller Theilnahme ſeines Gemüths für die arme junge Frau, welche jetzt in ihrer bemitleidenswerthen Verlaſſenheit zugleich ſo lieblich eine geheime Neigung ihres Herzens verrieth, fühlte er ſich doch zugleich in eine ihn quälende Verlegenheit geſetzt, die er bei der ſeltſamen Lage, in der er ſich jetzt Leonoren gegenüber ſehen mußte, nicht ſogleich in ſich zu überwinden vermochte. Aus dieſer Rathloſigkeit des Augenblicks riß ihn die Betrachtung empor, daß Leonore, erſchöpft und aufs Äußerſte gebracht durch Alles, was an dieſem Tage mit ihr vorgegangen war, ſeiner ärztlichen Hülfe mehr als jeder andern Theilnahme in dieſem Moment bedürfe.

Der Zuſtand der leidenden Frau ſchien in der That eine immer bedenklichere Wendung jetzt zu nehmen. Ihr Puls klopfte in Sylvius Hand ſo fie-

mich und gewaltsam, daß es ihn selbst wie ein verzehrendes Feuer durchfuhr. Eine Beute des heftigsten Fiebers, schien sie ihm verloren, wenn nicht ein Aderlaß sogleich die Gluten ihres Bluts zu stillen vermöchte. Wo aber die nöthige Hülfe erreichen, da er sich völlig allein hier befand, und in dem ganzen Hause kein Dienstbote, kein lebendes Wesen überhaupt aufzurufen war, indem Matthias durch eine kürzige Veranstaltung seinen bisherigen Dienstboten und Gesellen gerade so gekündigt hatte, daß sie an diesem Tage sein Haus hatten verlassen müssen.

Jetzt fiel ihm ein, daß er ein neues chirurgisches Besteck, welches er sich vor einigen Tagen bei einem Instrumentenmacher dieser Gegend hatte anfertigen lassen, hier in seinem Schrank aufbewahrte. Erfreut stürzte er hin, um es zu suchen, und nachdem er die Lanzette ergriffen, schickte er sich an, selbst, obwohl ihm noch die Hand gewaltig zitterte, den Aderlaß an der Kranken zu vollziehen. Es gelang ihm, sich zur Ruhe zu zwingen, während Leonore erst bebend, dann mit dem Ausdruck eines unendlichen Vertrauens ihm den Arm hinreichte und ihn vor seinen Augen entblößte. Ein Verband wurde auch sofort aufgefunden, und dann nahm Sylvius den feinen weißen Arm, dem er durch einen geschickten Schlag sogleich einen hochspringenden Blut-

strahl entlockte. Eine blitzende Freude glänzte in Leonorens Augen auf, als ihr Sylvius diese Wunde geschlagen, die sie von seiner Hand mit besonderen Gedanken zu empfangen schien. Es war die erste Freude ihres jungen, unglücklichen Lebens, und diese erste Freude war ein Schmerz, der als ein erschütternder Schlag durch ihr ganzes Leben fuhr, und sie jetzt ohnmächtig in sich selbst zusammensinken ließ.

Sylvius, nachdem er sorgfältig den Verband um ihren Arm geschlungen, hob sie mit einer eigenen Empfindung zu sich empor und trug sie langsam in das anstoßende Zimmer, wo er sie auf ihr Bett niederlegte. In der Sorge und Bemühung, die er sich für sie angelegen sein ließ, fühlte er plötzlich einen wunderbaren Frieden in seinem Herzen heraufkommen, wie er ihn noch nicht in sich gekannt hatte.

Die tiefe Stille, die ihn umgab, während er jetzt an dem Bett der Kranken saß, begann für ihn Klang und Ton eines süßen, geheimnißvollen Daseins zu gewinnen. In diesem Augenblick dünkte es ihn, als sei das höchste Glück des Lebens, das zu erlangen stehe, das Glück der Barmherzigkeit, von dem er jetzt sein ganzes Herz hingerissen fühlte. Er hielt die Hand der armen Verlassenen in der seinigen, er beschloß, daß die Milderung ihres Unglücks und die Ausgleichung aller ihrer Kümmernisse ihm

eine schöne Aufgabe seines Lebens werden sollte. Ihm wurde so still und froh zu Muthe, und der Gedanke ergriff ihn an ein harmonisch begränztes, in sich eingefriedigtes Daseyn, das in der Stille und zu eigenem inneren Genüge und Wohlgefallen, die höchsten menschlichen Kräfte ausspanne und zu einem vollendeten Lebensbild verbinde! In diesen ihn leise bewegenden Träumen von einer friedensvoll gesicherten Existenz grüßte ihn Carmela in all ihrer seltsamen Schöne, in der er sie kennen gelernt hatte, und ihr Bild schwebte siegend und thronend in der Mitte des stillen Lebensgrundes, den er sich ausmalte. Leonore saß bei ihnen beiden in der frommen Zugehörigkeit einer Schwester, und war geschützt, erheitert, in die ihr angemessene edlere Sphäre belebt erhoben. Indem sich Sylvius so den Flügeln seiner dienstfertigen Phantasie überließ, wollte zugleich der Dämon der Ironie an ihm zerren, und ihn aus dieser schönen Selbstbefriedigung des inneren Bewußtseins wieder herausschleudern auf das qualvoll ungewisse Gebiet des modernen Zweifels und Spottes. Es wollte ihm nämlich jetzt einen Augenblick lang lächerlich erscheinen, daß er gerade in dem Moment, wo die arme Leonore von einer so lange verschlossenen Neigung gegen ihn aufzuglühen schien, ihr mit aller Kaltblütigkeit zur Ader lassen mußte, um sie zu einer ruhigeren Stim-

mung herabzubringen. Er ſtand eben im Begriff, ſich ſelbſt in der Komik dieſes Gegenſatzes ironiſch zu beſpiegeln, und ſich dadurch wieder um die gute Stunde zu bringen, die eben in ihm angebrochen war, als die Kranke in dieſem Augenblick ſich bewegte und die Augen zu ihm emporſchlug. Ein Weſen vor ſich zu ſehen, das in der That ſeiner Hülfe bedurfte und ganz und gar auf ihn angewieſen war, dies gab unſerm Freunde den milden, ſinnigen, alle Entzweiung des Geiſtes mit ſich ſelbſt überwindenden Ernſt zurück, und er beugte ſich liebevoll auf ihr Geſicht herab.

6. Die Flucht.

Lorenz und Matthias waren unterdeß mit unaufhaltsamen Schritten in die Nacht hineingelaufen. Es war schon spät geworden, doch stand der helle Vollmond am Himmel und bestreute mit seinen milchweißen Lichtern feierlich die nachtstillen Straßen. Die beiden Flüchtigen sprachen kein Wort zusammen, sondern stürzten nur immer mit verstärkter Eile fort, um das Brandenburger Thor zu erreichen, vor dem, wie Lorenz angab, bereits der zur Abreise fertige Reisewagen, der seine Frau und seine Tochter schon aufgenommen habe, an einer von der Landstraße seitwärts gelegenen Stelle ihrer harre.

Indem sie ihrem Ziel jetzt näher schritten, versuchte Lorenz seinen stummen in sich gekehrten Gefährten wieder mittheilsamer zu stimmen und die Lust zu der bevorstehenden Reise und ihren Abenteuern in ihm zu erwecken.

Aber Matthias zeigte sich verdrießlich und übel gelaunt, ohne gerade zu äußern, welche Zweifel oder

Befürchtungen ihn noch beunruhigten. Zuweilen stieß er jedoch derbe Flüche vor sich hin aus, die theils einen Groll gegen seine zurückgelassene Gattin, theils Drohungen und Verwünschungen, wenn nicht Alles in der Zukunft nach Erhoffen glücken solle, auszudrücken schienen. Endlich sagte er lachend zu Lorenz: Höre einmal, alter Gaudieb, es ist doch ein wahrer Spaß, daß Du nun davonläufst, ehe Dir noch der Bart so lang gewachsen ist, als Du es so höchst erbaulich prophezeit hattest! Ich hoffe aber, Dein Bart wird sich darum doch nicht lumpen lassen, sondern wird nachträglich noch mit den Urwäldern Amerikas, von denen Du mir so viel vorgeschwatzt hast, um die Wette wachsen!

So viel ist gewiß, daß Du unter dem Schatten meines Bartes sicher ruhen kannst bis in Ewigkeit, mein Sohn, wenn Du mir nur vertraust! sagte Lorenz mit einer komischen Würde.

Sie hatten unterdessen den Thiergarten durchschritten, und waren zu der Stelle gelangt, wo Lorenz den von ihm für diese Reise gemietheten Wagen hinbeschieden hatte, welchen Einer seiner Vertrauten aus der Brüderschaft der Wiedertäufer als Kutscher führen sollte.

Ihre sich nähernden Tritte schienen schon aus der Ferne vernommen worden zu sein, und eine Stimme rief ihnen aus dem Innern des Wagens

beforgt und ängſtlich entgegen: Vater, biſt Du es, und wie lange haſt Du uns warten laſſen hier in der öden Nacht, daß wir vor Angſt faſt vergangen ſind!

Siehſt Du, das iſt Carmela! ſagte Lorenz leiſe zu Matthias, der anfing ſich vergnügt deshalb die Hände zu reiben.

Mein Vater, biſt Du nicht allein gekommen, mit wem flüſterſt Du da? rief Carmela, indem ſie ſich aus dem Wagen herauslegte. Es hinderte ſie jedoch ein Baum, welcher Matthias verdeckte, ſeine Geſtalt zu erkennen.

Lorenz, ohne ſeiner Tochter zu antworten, bedeutete dem Matthias durch einen Wink, raſch in den Wagen zu ſteigen, wozu ſich dieſer auch ſofort anſchickte. Carmela glaubte in der Dunkelheit, daß es ihr Vater ſei, welcher jetzt den Tritt heraufſteige, und in dieſem Wahn zeigte ſie ſich ihm ſogar behülflich, indem ſie ſeine Hand ergriff und ihn auf den ihr gegenüber befindlichen Eckſitz geleitete. Wie ward Carmela von dem heftigſten Entſetzen ergriffen, als ſie in demſelben Augenblick ihren Irrthum gewahrte und Matthias erkannte, der mit übereinander geſchlagenen Armen, ſelbſtgefällig ihr ins Geſicht lächelnd, ihr gegenüber ſaß! Kaum hatte Carmela Zeit gehabt, ihren Schrecken zu erkennen zu geben, als auch Lorenz ſchon nachgeſtiegen war, und den

andern Eckplatz des Wagens, seiner Frau gegenüber, eingenommen hatte, worauf er durch ein schrillendes Pfeifen das Zeichen zur Abfahrt gab.

Carmela aber, entschlossen, diesen an ihr verübten Betrug nicht über sich ergehen zu lassen, erhob sich mit Blitzesschnelle von ihrem Sitze, riß die Wagenthür an ihrer Seite auf, und noch ehe sich der Wagen hatte in Bewegung setzen können, war sie herausgesprungen und im Gebüsch verschwunden. Die Wehklage ihrer Mutter tönte in leisen Schmerzenslauten hinter ihr her.

Lorenz war sofort aus dem Wagen gestiegen, in der Meinung, daß es sich nur um eine Widerspenstigkeit seiner Tochter handele, der er jetzt mit entschiedener Gewalt in den Weg zu treten gesonnen war. Denselben Gedanken schien Matthias zu hegen, indem er ruhig im Wagen sitzen blieb, und wartete, bis Lorenz seine Tochter zurückbringen würde. Nachdem aber dieser die nächsten Wege durchstreift und nach allen Seiten hin vergebens und immer dringender gerufen hatte, begann er innerlichst zu erbangen, und seine ihn quälenden Vermuthungen auch dem Genossen seiner Unthat mitzutheilen, der sich darauf ebenfalls fluchend aus dem Wagen erhob, um sich mit Lorenz auf verschiedenen Wegen zur Aufsuchung Carmela's zu vereinigen.

Lorenz kannte die große Willensstärke seiner Tochter, er wußte, wie hoher Muth ihre Seele erfüllte, und wie sie stolz, trotzig und schwärmerisch genug war, um ihm, der sein Wort gegen sie gebrochen hatte, dafür diejenige Vergeltung widerfahren zu lassen, die sie ihm freimüthig angedroht hatte.

Mit Angst und Wuth machte er sich deshalb jetzt auf den Weg, um sein Kind zu suchen. Seine gellende Stimme schrie ihren Namen weithin durch die Nacht, die zärtlichsten Liebkosungen rief er ihr nach, alle Versprechungen und Betheuerungen, die er nur zu erdenken vermochte, erschöpfte er. Er mußte sich jedoch bald überzeugen, daß Carmela nicht mehr in der Nähe verweile, und nachdem er wie rasend eine lange Strecke die Landstraße hinauf gerannt war, kehrte er wieder um, und eilte in die Stadt hinein, wo er in den nächsten Straßen lange umherirrte, sie immer und immer rief und zu ihm zurückzukehren beschwor, bis er endlich trostlos und verzweifelt seine Bemühungen einstellen mußte, um einen andern, für den Augenblick nöthigen Entschluß zu fassen.

Im höchsten Grade ermattet, und seiner Sinne und Kräfte kaum mehr mächtig, wankte er nach dem Thiergarten zurück, zu der Stelle, wo der Wagen hielt, um dort mit Matthias wieder zusammenzutref-

fen. Dieſer ſtand ſchon dort, nachdem er ebenfalls lange in den verſchiedenſten Richtungen die Entſchwundene aufzufinden geſucht hatte. Mit einer heftigen Frage nach Carmela ſtürzte Matthias auf Lorenz los, und als er ſah, daß auch dieſer ohne ſie zurückgekehrt war, faßte er ihn wüthend vor die Bruſt, und ſchüttelte ihn mehrmals unter den probendſten Ausrufungen.

Du haſt mich betrogen, Lorenz! ſchrie er unaufhörlich. Du haſt mir die Neigung Deiner Tochter vorgeſpiegelt, und jetzt läuft ſie davon, ſobald ſie meiner nur anſichtig geworden. Schaffe mir Carmela, oder ich kündige Dir den ganzen Handel auf, und breche Dir dazu das Genick entzwei, ſo wahr ich meine beiden Fäuſte hier noch nicht in Papier umgeſetzt habe, wie Du es mit meinem Geld gethan.

Beruhige Dich, und ſei ein vernünftiger Mann! erwiederte ihm Lorenz begütigend, indem er ſich aus ſeinen Händen loszumachen rang. Carmela iſt ein eigenwilliges, ſchlimmes Kind, und mit Gewalt iſt nichts bei ihr zu zwingen. Kehrt ſie nicht von ſelbſt zu uns wieder, ſo werden wir ſie wohl in aller Ewigkeit nicht mehr ſchauen, und mein unglückliches Vaterherz muß ſich zu Tode härmen! Ihr aber wird Gott helfen in ihrem harten Sinn, und da ſie Kraft

und Geſchick hat, ſich ſelbſt durch das Leben zu ſchlagen, wird ihr in allen ihren Drangſalen zuletzt auch noch das Herz aufgeben, daß ſie erkennt, was ſie an ihrem Vater und ihrem treueſten Freunde Matthias geſündigt!

Das hilft mir Alles nichts, und iſt mir ganz gleichgültig! rief Matthias, immer mehr außer ſich gerathend. Ich hoffe aber, und verlange von Dir, daß wir nicht eher von der Stelle gehen, bis wir Carmela mit uns nehmen können, denn an ihr iſt mir einzig und allein gelegen, an ihrem weißen Hals, und ihren verteufelten, klugen, ſchwarzen Augen, und frage ich ſonſt ganz und gar nichts nach Deinem prophetiſchen Krimskrams, Du alter Zigeuner und Geiſterbanner, dem der Teufel all ſein langweiliges und dummes Zeug geſegnen möge!

Es iſt nöthig, daß wir keinen Augenblick länger mit unſerer Abreiſe hier zögern! erwiederte Lorenz mit einem dringenden und ängſtlichen Ton. Ich verſpreche Dir, ſobald wir in Hamburg ankommen, will ich hieher ſchreiben an meinen Agenten, und ihm die nöthigen Aufträge hinſichts Carmela's ertheilen. Ich werde ihm, glaube mir, ſchon Mittel anzugeben wiſſen, daß er die Widerſpenſtige hier in eine Lage verſetzt, durch welche ſie ſich genöthigt ſehen

soll, zu uns zurückzukehren, und wir werden dann in Hamburg so lange auf sie warten!

Du siehst, ich lecke mir alle fünf Finger nach Deinen schönen Redensarten! schrie Matthias in der äußersten Wuth, indem er sich mit der geballten Faust an der herunterhängenden Unterlippe spielte.

Und warum, setzte er höhnisch und listig hinzu, warum ist es denn so nöthig, daß wir mit unserer Abreise eilen? Mit den Behörden stehen wir doch im Grunde nicht gar so schlecht, sie dulden uns eher, als daß sie uns verfolgen sollten, und Du bist ein so ehrwürdiger Kerl, daß man Dir in allen Stücken vertraut, wie wir Dir Alle ja auch unsere Bundeskasse zu Händen anvertraut haben. Oder brennt Dich diese vielleicht jetzt so sehr in Deinen Taschen, daß Du so spornstreichs danach zu eilen anfängst, he, he, hab' ich's damit getroffen?

Wenn ich eile, aus Berlin zu kommen, erwiederte Lorenz ruhig, so ist es, weil ich unbesonnen genug gewesen, mich mit Dir einzulassen, und in der Meinung, allgemeinen Zwecken dadurch zu dienen, Dir bei einer Handlung beigestanden habe, gegen welche Deine verlassene Frau nicht verfehlt haben wird, schon die Hülfe der Polizei aufzurufen.

Ich kehre zu ihr wieder zurück, ſagte Matthias, und Du mußt mit, wieder nach Berlin hinein, und ſollſt mir die Richtigkeit der Unterſchriften beweiſen, die unter den vermaledeiten Wechſeln ſtehn, denn es will mir je mehr und mehr ſo vorkommen, als hätte ich das Papier, Du aber dafür mein Geld in der Taſche! Denn Deine Taſchen ſcheinen mir gar zu wohlgemäſtet, es muß Dir noch etwas Anderes hineingefloſſen ſein, als bloß die wiedertäuferiſche Bundeskaſſe, mit der Du davonzugehen im Begriff biſt, Du Erzgauner und ſchönpredigender Hallunke!

Matthias wollte bei dieſen Worten wieder die Hand nach dem Andern ausſtrecken, um ſich ſeiner zu vergewiſſern, und ihn, wie er in der That beabſichtigte, mit Gewalt in die Stadt zurückzuführen, als er zu ſeinem größten Erſtaunen bemerkte, daß er in die leere Nachtluft hineinfaßte, und ihm Niemand mehr gegenüber ſtehe, den er hätte erreichen können. Lorenz hatte ſich unvermerkt ſeitwärts in das Gebüſch hinein entfernt, und war ſeinem Gegner und ehemaligen Genoſſen in demſelben Moment, in dem er ihm gefährlich zu werden drohte, vor deſſen eigenen Augen entſchwunden. Er hatte ſeine Flucht ſo geſchickt zu bewerkſtelligen gewußt, daß es unmöglich ſchien, ihm noch die Spur abzugewinnen, auf der er wieder eingeholt werden könne. Matthias

brüllte und tobte mehrere Minuten lang wie besinnungslos umher, und konnte nicht begreifen, wie Lorenz zu entkommen vermocht habe, den er durchaus in der Nähe versteckt glaubte.

Dann eilte er die Landstraße hinunter und verfolgte dieselbe, unter unaufhörlichem Rufen und Schreien, soweit er nur vermochte, bis ihn endlich seine erschöpften Kräfte nöthigten, inne zu halten. Still setzte er sich einen Augenblick am Wege auf einen Stein nieder, der Schweiß floß ihm in dicken Tropfen von der Stirn herunter, und immer ernster und trüber wurden seine Gedanken, denn die Gewißheit, daß er von Lorenz betrogen worden sei, fiel ihm jetzt wie eine Centnerlast auf sein Herz. Langsam raffte er sich wieder empor und schickte sich an, in die Stadt zurückzukehren. Unterwegs begegnete er dem zu ihrer Reise bestimmt gewesenen Wagen, der mit der verlassenen, kranken Frau des Lorenz eben in das Stadtthor wieder hineinfuhr, um das arme Weib nach ihrer Behausung zurückzubringen.

Matthias verbrachte noch einige Zeit damit, Lorenz an einigen Stellen in der Stadt aufzusuchen, die er vielleicht zu einem Schlupfwinkel hätte benutzen können. Dann begab er sich nach seiner eigenen Wohnung zurück. Der Gedanke, sich mit seiner Frau zu versöhnen, ihre Verzeihung zu erlangen,

ſtieg dabei dunkel in ihm auf. Am Morgen wollte er ſich dann die Beſtätigung verſchaffen, ob die in ſeinen Händen zurückgebliebenen Wechſelpapiere wirklich falſch ſeien.

Er öffnete die noch vor kurzem von ihm ſelbſt verſchloſſene Thür ſeines Wohnhauſes mit dem Schlüſſel, welchen er noch bei ſich getragen, Alles war ſtill und lautlos, und bei dem Wiederhall ſeiner Fußtritte in dem wie ausgeſtorbenen Hauſe begann er ſelbſt von einer ihm ſonſt nicht eignen Bangigkeit ſich erfaßt zu fühlen. Leiſe trat er in das Zimmer ſeiner Frau ein. Leonore lag in einem tiefen Schlummer verſenkt auf ihrem Bett, und die Bläſſe ihrer Wangen ſchimmerte heller hervor, als das dämmernde Nachtlicht in der Ecke des Zimmers, wo Sylvius, nachſinnend den Kopf in den Arm geſtützt, unruhig und bewegt in ſeinen Gedanken, auf einem Lehnſtuhl dem Morgen entgegenwachte. Erſchrocken war Sylvius aufgeſprungen, und trat der ſich langſam nähernden Geſtalt, welche er noch nicht erkannte, entgegen. Matthias, ohne ihn zu beachten, ſetzte ſich am Lager ſeiner Frau nieder, und ergriff in der ſonderbaren Gemüthsregung, welche ihn jetzt beherrſchte, Leonorens Hand, welche ſchlaff an ihrem Bett herunterhing. Die Schlummernde regte ſich ſeufzend, und mit einer raſchen Zuckung, als wenn ſie den

ihr feindlichſten Gegenſtand von ſich abwehren wollte. Dann die Augen aufſchlagend und ihn erkennend, ſtieß ſie fort und fort einen gellenden Schrei aus.

Sylvius ergriff ihn zornig bei der Schulter, und bemühte ſich, ihn von dieſer Stelle hinwegzuziehen. Elender, rief er ihm zu, zu welcher neuen Schlechtigkeit biſt Du wiedergekehrt? Schone mindeſtens das Leben Deines armen, ſchwer erkrankten Weibes!

Ich will gut mit ihr ſein, und mich verſöhnen mit ihr! ſagte Matthias dumpf in ſich hineinmurmelnd, und am ganzen Leibe zitternd. Sein Weſen ſchien ſo verändert, daß ihn Sylvius jetzt lange mit Betroffenheit betrachtete.

Darauf zog Matthias ſeine Briefkaſche hervor, nahm einige Papiere aus derſelben, und legte ſie mit einem ſinnenden und trüben Blick auf den Stuhl, der neben Leonorens Bett ſtand.

Da bringe ich Dir, ſagte er, Dein Geld wieder zurück, Lore! Ich will rechtſchaffen an Dir handeln, und Du ſollſt mir nichts, gar nichts mehr vorzuwerfen haben. Wundere Dich nicht über das Papier da, ich verſpreche Dir, es wieder in blankes, baares, helles Geld umzuſetzen, und ſollte es mein Leben koſten. Ja, mein Leben, meinen Hals will ich daran wagen, und Du kannſt Dich diesmal ganz

ſicher auf mich verlaſſen. Morgen mit dem Frühe-
ſten will ich mir Gewißheit verſchaffen, ob dieſe Pa-
piere, welche mir der nichtswürdige Lorenz für all
Dein ſchönes Geld aufgeſchwatzt hat, richtig und ächt
ſich verhalten. Hat er mich damit betrogen, ſo jage
ich ihm nach durch aller Herren Länder, wie ſein
böſes Gewiſſen ſelbſt. Ich will ihn treffen, ich will
ihm ſein Leben nicht länger laſſen, es ſoll ſich furcht-
bar zwiſchen ihm und mir endigen!

Doch Ihr ſeid ja ein Gelehrter, mein Herr!
fuhr er, ſich zu Sylvius wendend, in einem immer
kläglicher werdenden Tone fort. Habt doch die Güte,
ſelbſt dieſe Papiere mir nachzuſehen, und mir dar-
über Euere Meinung nicht vorzuenthalten.

Sylvius griff wie mechaniſch nach den ihm dar-
gereichten Blättern, und entfaltete ſie. Nachdem er
einen raſchen Blick darauf gethan, und bemerkt, daß
dieſe Wechſel von demſelben bekannten Handlungs-
hauſe ausgeſtellt ſchienen, von welchem Sylvius ſelbſt
ſeine derartigen Anweiſungen zu erhalten pflegte,
prüfte er die Unterſchrift mit größerer Aufmerkſam-
keit, und fand, daß dieſelbe alles Mißtrauen verdiene.
Ihm fiel ein, daß er ſelbſt einen von dieſem Ban-
quier acceptirten Wechſel, welchen er in dieſen Ta-
gen von demſelben einzulöſen hatte, bei ſich trage.
Er zog das Papier hervor, verglich die Unterſchriften,

und mußte ſogleich erkennen, daß bei den verdächtigen Wechſeln nicht einmal die Mühe obgewaltet hatte, den Namenszug jenes Hauſes einigermaßen ſorgfältig nachzubilden, daß dieſer vielmehr ganz willkürlich hingeworfen war, und die Papiere, bei der ſichtlichen Eile ihrer Ausfertigung, nicht einmal in den gewöhnlichſten Formen ſich regelrecht erwieſen.

Zitternd und immer mehr erbleichend, ſah Matthias dieſer Prüfung ſeiner Wechſel zu, welche ihm endlich Sylvius mit der kurzen Erklärung wieder einhändigte, daß ſie zuverſichtlich und ohne allen Zweifel für falſch erachtet werden müßten.

Nur ein einziger dumpfer Schrei wurde jetzt von Matthias gehört. Dann ſtürzte er blitzesſchnell zur Thür hinaus, und war in demſelben Moment verſchwunden.

7. Der Salon der Fräulein von Wilden.

Seit einiger Zeit lebte in der Hauptſtadt eine junge Dame, welche ein beſonderes Geſchick darin entfaltet hatte, einen geſelligen Kreis zu bilden, und darin junge und alte Schöngeiſter, Künſtler und Berühmtheiten aller Art um ſich zu verſammeln.

Dies war das Fräulein Hortenſia von Wilden, die in Geſellſchaft einer alten Tante, welche ihr Hausweſen führte, in Berlin ihren Aufenthalt genommen, um in dem Unterricht eines der dortigen berühmten Maler ein ihr nicht abzuſprechendes bedeutendes Talent für die Kunſt weiter auszubilden, wozu ſie bisher in der Provinz, oder vielmehr auf dem Lande, dem ſie als Tochter eines angeſehenen Rittergutsbeſitzers angehörte, keine Gelegenheit hatte finden können.

Hortenſia galt für liebenswürdig, talentvoll, reich und jung, obwohl über den letzteren Umſtand ſich ſchon hinundwieder einige verſtohlene Zweifel in ihrem Kreiſe geregt hatten. Doch verſtand Hortenſia

wenigſtens durch ihr ungemein bewegliches und friſches Weſen fortwährend den Eindruck der Jugend zu machen, wenn auch die ihr nachzuzählenden Jahre vielleicht ſchon bei einem bedenklichen Wendepunct ihres Lebens angelangt oder herangeſtreift waren.

Ihre Erſcheinung war durchaus angenehm und gewinnend, und den Ausdruck ihrer großen, etwas ins Coloſſale fallenden, aber doch auch wieder anmuthigen Geſtalt wußte ſie noch durch eine ſtets geſchmackvolle Toilette zu erhöhen und zu beleben. Die Schönheit ihrer blauen Augen aber, die einen eigenthümlichen feurigen Schmelz hatten, war der unbeſtrittenſte Gegenſtand der Bewunderung und Anerkennung bei Allen, die in ihre Nähe kamen. Dabei war ſie immer luſtig, von entſchiedener Gutmüthigkeit, reich an drolligen Einfällen, über welche ſie ſelbſt mit ſammetternder Stimme auf das Angenehmſte zu lachen verſtand. Ihr bedeutendes Vermögen hatte ſie ſinnig dazu beſtimmt, ihren Freunden eine angenehme und genußreiche Geſelligkeit zu gewähren, bei Künſtlern reiche Beſtellungen zu machen, und im ausgedehnteſten Maße wohlthätig gegen die Armen zu ſein. So konnte es denn nicht fehlen, daß man in Hortenſia's Salon jeden Abend Geſellſchaft antraf, welche zwar aus den verſchiedenartigſten und bunteſten Beſtandtheilen ſich miſchte, die aber doch auch

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT,T. FN. 02210/013

wieder einen lebendigen, geiſtesfreien und anregenden Character hatte.

Sylvius pflegte dieſen Kreis häufig zu beſuchen, weil in der ungezwungenen Weiſe, in der man ſich hier mit bekannten Leuten aller Art zuſammenfinden konnte, es zugleich bequem war, ſo manche Stichwörter des Tages durch die verſchiedenen Perſönlichkeiten ſelbſt, um die es ſich dabei handelte, hier in einem und demſelben Zimmer vertreten zu ſehn. Arminius Meyer holte ihn gewöhnlich zu dieſen Beſuchen ab, und ſo traten die beiden Freunde auch jetzt zu der bereits verſammelten Geſellſchaft, welche in den gewohnten Figuren ſich darſtellte.

Hortenſia ſaß in der Mitte ihres Salons, auf den rothſeidenen Polſtern der Canſeuſe behaglich ruhend, und im Begriff, eine Erzählung zu beginnen, auf welche die Anweſenden, die ſich auf verſchiedenen Lehnſtühlen, Chaiſe-longues und Canapées um ſie herum gruppirt hatten, ſehr geſpannt zu ſein ſchienen. Die Kerzen waren nicht angezündet, und eine trauliche Dämmerung herrſchte in dem ſchönen Saal, deſſen Flügelthüren ſich nach dem anſtoßenden Garten hinaus öffneten.

Hortenſia nickte den beiden Neuankommenden leicht mit dem Kopfe zu, und bedeutete ihnen mit einer gewiſſen komiſchen Majeſtät, welche ſie als die

liger Grundſatz geworden, nach dem ſie bisher ſtets in ihrem Leben gehandelt hatte.

Hortenſia, welche jetzt den ſich ihr abneigenden Sinn des jungen Mädchens bemerkte, ſprang von ihrem Sitz auf, und trat eilig zu Carmela heran, indem ſie in ihrer gutmüthigen und lebhaften Weiſe den Arm um ſie ſchlang, ihr die Stirn und die Wangen küßte, und mit tauſend Liebkoſungen ſie freundlich zu ſtimmen ſuchte. Sie nahm eine goldene Kette, welche ſie um ihren Hals trug, und hing ſie Carmela um. Sie putzte ſie damit unter allen erdenkbaren Schmeicheleien, ſie kniete vor ihr hin, und bat, ſchalt und beſchwor ſie, ihr gut zu ſein. Die Übertreibungen aber, in welche Hortenſia leicht bei jeder Aufwallung ihres an ſich ächten Gefühls und Gemüths gerieth, waren nicht geeignet, Carmela's ſtrengen und einfachen Sinn zu gewinnen. Dieſe fühlte dadurch nur größeres Mißtrauen in ſich emporſteigen, kalt gab ſie die Kette zurück, welche ihr Hortenſia um den Hals gehangen, und dann that es ihr wieder ſo leid, ſich gegen alle dieſe freundlichen Bemühungen Hortenſia's ſo unempfindlich zeigen zu müſſen, daß ſie mit plötzlich hervorſtürzenden Thränen ihre Hand ergriff und auf dieſelbe lange und wiederholt ihre Lippen drückte.

Ich muß Sie jetzt entlaſſen, Herr von Schmet-

thronende Königin ihrer Geselligkeit gern zum Scherz anzunehmen pflegte, sich rasch niederzulassen. Da kommen die beiden Philosophen, welche uns noch gefehlt haben! rief sie, sich in die kleinen hübschen Hände klatschend. Meine Herren, ich habe etwas zu erzählen, und zwar ein Erlebniß, denken Sie, ein Erlebniß! Sie lächeln, Herr Sylvius! — ja, ein Erlebniß, wonach Ihre Schulweisheit, die nie etwas Rechtes hat erleben können, sich alle fünf Finger vor Wonne lecken würde.

Wenn Sie uns noch länger schmachten lassen, süßeste Gönnerin, so fange ich an zu fluchen, rief Herr von Schmettow aus, ein täglicher Freund des Hauses, welcher niemals fehlte, und der besonders in seiner derben und rücksichtslosen Art, sich auszudrücken, eine eigene Anziehungskraft für die Damen suchte, was ihm auch so sehr gelang, daß er wegen seiner gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit fast sprüchwörtlich in allen Kreisen geworden war.

So hören Sie denn, ich will vortragen, nahm Hortensia wieder das Wort, indem sie sich feierlich emporrichtete. Es war heut früh, als noch Nachtigall und Lerche sich um den Vorrang stritten, wem die Zeit gehöre, da wurde mir das Herz groß vor Sehnsucht nach dem berliner Thiergarten, und ich beschloß in meinem Geist, der rosenfingerigen Eos

auf einen berliner Miethswagen entgegen zu kutschiren, bis zu den Ufern des geheimnißvollen Schafgrabens hin, wo ich mein Morgengebet zur Sonne zu verrichten gedachte.

Ein poetischer, ein erhabener Anfang, meine Gnädigste! bemerkte Arminius. Der Thiergarten wird zu einem Feenmärchen unter Hortensia's Füßen!

Sie sind ein Spötter, ein Neu- und Nichtsgläubiger, ein Nichtigkeitsmensch, ein junghegel'scher Vernunftler, und was weiß ich Alles! eiferte Hortensia lachend. Für Sie spreche ich nicht, ich appellire an gläubige und hingebungsfähige Seelen mit meiner Geschichte!

Dann fuhr sie, mit einer anmuthigen Verbeugung nach allen Seiten hin, zu erzählen fort: Ich war bei dem Fasaneriegehege ausgestiegen, und hatte mir durch das Dickicht der Gebüsche meinen Spaziergang gesucht. Mir war so wohl und glücklich zu Muthe, daß ich den Thau der Nacht von den Bäumen und Sträuchern hätte trinken mögen, ich dachte an meine Bilder, die ich noch zu malen hätte, an meine Freunde, an meine Reisen, bald lief ich nicht mehr, ich rannte und tanzte, ich sang und bat den aufgehenden Tag, daß er auf seinen goldenen Schwingen allen Menschen Glück und Zufriedenheit bringen möchte! So war ich immer tiefer in das

Gebüsch hineingerathen, und hatte eine sumpfige Wiese betreten, durch welche ein kleines, mit Schilf und grünen Blättern zugedecktes Wasser hinlief. Mehrere Baumgruppen und dichtverschlungene Gesträuche standen malerisch umher, und machten diese Stelle zu einem melancholischen, wehmüthig anziehenden Aufenthalt. Da hörte ich in meiner Nähe einen tiefen Seufzer, einige abgerissene Klagelaute, und ihnen nachgehend, stand ich plötzlich vor einem jungen Mädchen, die niedergesunken an einem Baumstamm lag. Sie war schön wie ein Engel, von feiner und anmuthiger Gestalt, aber ein schreckliches Unglück, das sie betroffen, hatte die lieblichsten Züge entstellt, verwildert, mit der bleichen Farbe des Todes bedeckt. Ich stürze auf sie zu, kniee bei ihr nieder, schließe sie in meine Arme, aber ihre Lebensgeister schienen bereits so ermattet, daß ihr starrer Blick sich kaum mehr auf mich zu richten vermag. Je mehr ich sie betrachte, desto mehr erkenne ich, welch ein himmlisches, außerordentliches Geschöpf mir hier das Schicksal zur Rettung an meine Brust geführt! Endlich gelingt es mir, sie zu sich selbst zu bringen, sie schlägt ihre Augen zu mir auf, und enthüllt mir in ihren aufleuchtenden Blicken den innersten Grund einer schönen, großen und tugendhaften Seele, welche durch unverdiente Leiden bis in

den Tod getrieben. So viel vermag ich aus ihren abgerissenen Äußerungen zu schließen, daß sie schon einen Theil der Nacht in so hülfloser Lage auf diesem Platze zugebracht, daß sie vor ihren eigenen Eltern, von denen sie gequält und verfolgt worden, sich hieher gerettet, und daß sie entschlossen gewesen, sich hier sterben zu lassen, ohne der Menschen Hülfe nachzusuchen. Ich verlasse sie einen Augenblick, um meinen Bedienten zu rufen und den Wagen heranfahren zu lassen, in welchem ich dann das arme, in ihr Schweigen und Leiden versunkene Kind mit mir nehme, sie bittend, meine Freundin, meine Hausgenossin, meine Schwester, für immer und ewig zu sein. Denn so war mir ganz und gar das Gemüth für meinen Schützling eingenommen, daß ich sie wie im Triumph, als hätte ich einen neuen Schatz meines Lebens gefunden, mit mir davon führe. Hier im Hause angekommen, erholt sie sich rasch unter meiner Pflege, ihre Wangen röthen sich wieder, und mit einem holden schmerzlichen Lächeln, wie ich es noch nie gesehen, blickt sie mich an. Sie dankt mir, sie spricht Worte, die den gebildetsten, sinnigsten Geist verrathen, dann bricht sie plötzlich ab, ihre Züge verfinstern sich wieder, und sie bittet mich, sie gehen zu lassen, sie wolle dies Haus wieder verlassen, ehe das hier wohnende Glück sie berausche, denn

sie sei nur dem Kummer, der Qual und der Verfolgung bestimmt. In Thränen sich auflösend, erzählt sie mir einen Theil ihrer Geschichte, doch bittet sie, noch ihren Namen geheim halten zu dürfen. Ihr Vater, ein hiesiger Wappenstecher, hatte sie auf die schändlichste Weise an einen ganz gemeinen Mann verkaufen wollen, er hatte in der vorigen Nacht selbst in der gewaltthätigsten Form die Hand zu ihrer Entführung geboten, und da war sie ihm aus dem Wagen entsprungen, um in weiter Welt sich den Tod zu suchen. Von einer Ohnmacht gefesselt, war sie an der Stelle liegen geblieben, wo ich sie getroffen. Ich beschwor sie jetzt, bei mir zu bleiben, und nach vielen innern Kämpfen und Überlegungen, mit denen wir fast den ganzen heutigen Tag zubrachten, nahm ich endlich die Bedingung an, unter welcher allein sie sich entschließen wollte, bei mir zu bleiben. Und dies war die Bedingung, nur als Dienerin in meinem Hause angesehen zu werden, und als solche ihre bestimmten Berufspflichten zugewiesen zu erhalten, welche sie jeden Tag streng und regelmäßig zu erfüllen habe. Nur nach dem wolle sie gehalten sein, was sie thue und arbeite, wenn ich dies mit ihr versuchen wolle, würde sie glücklich sein und mir treu angehören. Kein anderes Lebensglück aber dürfe sie sich jetzt gönnen. Denn während die Ihrigen in

Sünde und großer Noth umherirrten, während alle Gestalten ihrer Liebe auf ewig und in Ungewißheit von ihr gewichen seien, wolle und dürfe sie auch kein anderes Loos sich nehmen, als das eines arbeitsamen, angestrengten, dunkeln und genußlosen Lebens. Selbst die größten Demüthigungen sich dabei auferlegen zu lassen, würde sie für ihre wahre, vom Himmel selbst ihr auferlegte Pflicht ansehen. Indem sie dies sagte, sah sie aber nicht mehr demüthig und trübe aus, sondern sie hatte sich stolz dabei aufgerichtet, ihre Augen glänzten wie in einem hohen Triumph, den die beste und schönste Seele als sich selbst heraus gefeiert hatte. So ward unser Übereinkommen geschlossen, und Eveline — denn so nannte sich mir mein seltenes Kleinod — bestand darauf, ihre Dienstbarkeit bei mir auf der Stelle und noch heut antreten zu dürfen. Im Gedanken dran, behauptete sie, sich schon ganz wieder gestärkt und von neuem lebenskräftig zu fühlen. Sie können sich denken, meine Freunde, daß ich dem einzigen Mädchen Alles zugestand, nur in der Überzeugung, es werde mir gelingen, dies Kind aus einer Dienerin zu meiner Freundin zu machen, und ihr den Dienst, welchen sie durchaus bei mir antreten will, zu vergelten durch die Liebe, die Alle gleichmacht. So werden Sie denn heut Abend schon, meine Herrschaften, die neue

Zofe bei mir erblicken, welche mir das Schickſal ſo beſonders geſandt hat, um uns den Thee einzuſchenken! Laſſen wir ſie aber ganz unbeachtet bei ihrem Eintreten, ich weiß nicht, ich zittere und bange für ſie, und doch ſind heut nur lauter gute Freunde hier, Philoſophen und Künſtler, welche Alles aus dem höchſten Geſichtspunct zu betrachten gewohnt ſind, und ſo auch meine Eveline ſich betrachten werden!

Hortenſia ſchwieg und ermaß den Eindruck, welchen ihre Erzählung hervorgebracht, auf den Geſichtern ihrer Geſellſchaft. Unter allen war am meiſten Sylvius davon aufgeregt und ergriffen worden, er hatte mehrmals aufſpringen und Hortenſia in ihrem Bericht durch tauſend Fragen unterbrechen wollen, und es wurde ihm ſchwer, jetzt ſeine heftige Bewegung zurückzuhalten, und nicht durch laute Äußerungen zu verrathen, welchen Theil er an dieſem neuen Hausgenoſſen des Fräulein von Wilden nehme, und wie es aus ſeinem innerſten Herzen heraus jubele, daß er in ihr Carmela wiedergefunden habe! Je mehr Alles in ſeinem Innern in Aufruhr gerathen war, um ſo peinlicher und unerträglicher ward ihm jetzt der Augenblick, wo die Geſellſchaft anfing, ihre Bemerkungen über das vorgetragene Ereigniß auszutauſchen und in verſchiedenſter Weiſe, hier gefühl-

voll, dort spöttisch und mißtrauisch, ihre Glossen zu machen. Zu den Gefühlvollen gehörten sämmtliche Damen der Gesellschaft, welche bekannten, nie etwas Rührenders gehört und erlebt zu haben, und manche schöne Thräne wurde in die prächtig gestickten Battistücher geweint. Unter den Spöttischen und Mißtrauischen zeichnete sich der schon vorher genannte Herr von Schmettow aus, der, da er überhaupt Menschenhaß und damit zugleich eine sanglante Menschenkenntniß zu affectiren pflegte, hier ein geeignetes Thema gefunden, um seine oft wiederholten Anklagen der Menschheit abermals zum Besten zu geben, dabei durch gräßliche Flüche und gotteslästerliche Schmähungen, die er mit cavaliermäßigen Anstand vorzutragen wußte, den Damen einen Schreck einzujagen, und sich dadurch immer wieder von Neuem den Namen des liebenswürdigsten und unterhaltendsten Herrn von Schmettow zu verdienen.

Welch ein heilloser, sentimentaler, vorsündfluthlich idyllischer Mondscheins-Unsinn, meine theuerste Gönnerin! rief er jetzt, aus vollem Halse lachend, aus. Wie, Fräulein Hortensia, Sie, mit Ihrem gesunden natürlichen Verstand, mit einem Herzen, das durch seinen eignen Instinct nur immer der Wahrheit antwortet, Sie könnten, in unserm aufgeklärten, aus der Romantik herausgewachsenen Zeit-

alter, noch an eine solche Komödie glauben, welche Ihnen eine, wer weiß aus welchen Gründen davongejagte Kammerjungfer vorzuspielen wagt, die, auf Empfindsamkeit speculirend, das Joch der Dienstbarkeit dabei unvermerkt auf Ihre eigenen Schultern wälzen wird, und zwar so, daß Sie sich selbst noch groß und erhaben vorkommen müssen, wenn Sie Ihre eigne Kammerjungfer bedienen und wie eine Göttin behandeln werden. Sagen Sie mir doch nichts von solchen Geschichten, mir, der ich das Ding, welches man Welt und Menschen nennt, bis zum tiefsten Ekel auswendig weiß. Wenn ich an einen Gott im Menschen noch glaube, so heißt dieser Gott: der Eigennutz, und weil Ihre charmante Eveline, die gewiß ein ganz artiges Kind ist, wie wir hoffentlich bald sehen werden, weil sie, sage ich, nicht Freundin sein will, um lieber Kammerjungfer zu werden, so folgere ich daraus mit aller Bestimmtheit meiner unumstößlichen Weltweisheit: daß sie deshalb gern bloß Kammerjungfer sein will, um desto mehr und desto täuschender Freundin werden zu können!

Wie grausam, Herr von Schmettow, entgegnete Hortensia, nein, ich bin böse auf Sie, mir durch so schwarze Grillen meinen kleinen Schützling verleiden zu wollen! Und was sagen Sie dazu, meine Herren, fragte sie, sich zu Arminius und Syl-

vius wendend, Sie fühlen hoffentlich Ihr Ritterherz schon für die junge Unbekannte schlagen.

Wie könnte es anders sein! erwiederte der lustige Arminius. Ich brenne vor Begierde, dies ausgezeichnete Geschöpf zu sehen, das so edel und groß denkt, während ihr Schicksal sie zu beschmutzen und ins Kleine und Niedrige hinabzuziehen trachtet. Wie oft sehen wir es nicht, daß der Mensch größer und besser ist als sein Schicksal, und dies ist eigentlich die Idee unserer Zeit, die sich an uns Allen bethätigt, diese Idee, daß wir besser und größer sind als das, was uns widerfährt, weshalb ich auch meine neueste Tragödie, mit der ich jetzt beschäftigt bin, auf diesen Gedanken, der gewiß der tragischeste aller tragischen ist, begründet habe! Ich muß also zunächst Herrn von Schmettow um Verzeihung bitten, daß ich noch an die Menschheit glaube, was Herr von Schmettow seinerseits allerdings gar nicht nöthig hat, da er, als ehemals berühmter Virtuose, der gewohnt ist nur an sich selbst zu glauben, die ganze übrige Menschheit in der That nur für eine Bagatelle ansehen kann, die gut genug ist, daß ihr etwas vorgefidelt werde!

Es war schon eine geraume Zeit her, daß Herr von Schmettow, der ein früher sehr gefeierter Virtuos auf der Violine war, sich nicht mehr öffentlich

hatte hören lassen, weil der Glanz der Beliebtheit von ihm gewichen und seine Concerte zuletzt leer geblieben waren. Er wollte deshalb auch nicht gern mehr an sein Virtuosenthum erinnert sein, und indem er seinen Familienadel, welchen er als öffentlich ausübender Künstler abgelegt, wieder hervorgesucht hatte, bestrebte er sich bloß für einen Cavalier in der geselligen Welt zu gelten, wobei ihm nur die Dürftigkeit seiner Vermögensumstände einigermaßen hinderlich war, so daß aus dem Edelmann immer noch der Virtuos, sowie aus dem Virtuosen der Edelmann bei ihm herausſah. Die Art, wie ihn Arminius an diesen Zwiespalt seines Wesens zu erinnern pflegte, war ihm daher keineswegs angenehm, doch suchte er auf die geschickteste Weise diese Angriffe eines ihm überlegnen Gegners, indem er sie halb vornehm halb gemüthlich aufnahm, sich abzuwehren.

Mein guter, lieber Arminius, entgegnete Herr von Schmettow, wozu kann denn der Glauben an die Menschheit heutzutage noch führen, als höchstens zu Trivialitäten des Gefühls, die ein Mann, wie ich, von dem Sie wissen, daß er des Lebens Sauerteig so mannichfach durchgeknetet, die ein Mann, wie ich, sage ich, sich längst an den Schuhsohlen abgelaufen hat. Sie, der Sie ein junger Trauerspieldichter sind, und also noch auf verdammt hohen

Absätzen des Kothurns durch dies schlüpfrige Hügelland des Lebens hinmarschiren, Sie wollen behaupten, mein Freund, daß es keiner Zeit so sehr gezieme, als der unsrigen, sich dem Glauben an die Menschheit hinzugeben! Das ist eine der beliebten und hochfahrenden Redensarten, mit denen man sich jetzt groß macht, weil man so klein ist, und bei denen ich mir immer meinen eigenen Ohrzipfel abbeißen möchte, so sehr kribbelt es mich danach in allen meinen Gliedmaßen!

Welch ein Vergleich, sich den eignen Ohrzipfel abbeißen! rief Hortensia, laut lachend, und sich in die Hände klatschend. Das ist wieder einmal einer Ihrer göttlichen Einfälle, Herr von Schmettow, wonach man geradewegs stirbt!

Ächt von Schmettowisch! sagte eine ältere Dame, welche kein Auge von ihm abzuwenden pflegte, wenn Herr von Schmettow sprach, sondern jedes seiner Worte mit Kopfnicken und einem hinschmelzenden Lächeln begleitete. Einige junge Mädchen, welche sich in der Gesellschaft befanden, waren in ein solches Kichern hineingerathen, daß sie sich gar nicht wieder zufrieden geben konnten, und schrieen unaufhörlich: nein, so etwas giebt es gar nicht mehr, dieser einzige Herr von Schmettow! Man amüsirt sich doch nur in Gesellschaften, wo Herr von Schmettow ist.

Herr von Schmettow sah sich nun wieder auf der unbestrittenen Höhe seiner Stellung, die, wie er selbst anzunehmen schien, und wie ihm auch in diesem Kreise von der Mehrzahl zugestanden wurde, in der Gesellschaft ihm, und ihm allein gebühre. Mit Würde, und einem unnachahmlich anmuthigen Zug in seinem Gesichte, nahm er jetzt wieder Besitz von diesem seinem gesellschaftlichen Thronrecht, das ihm in diesem Zirkel nur auf Augenblicke von Anderen, Jüngeren erschüttert werden konnte. Und auf der Stelle belohnte er die Gesellschaft für diese eclatante Rückkehr zu ihm durch Erzählung von einer seiner kleinen drolligen Geschichten, worin er wahrhaft ein Meister zu nennen war, und die er mit ebenso viel Grazie als liebenswürdiger Laune vorzutragen verstand. Wenn er diese Geschichte erzählte, war ihm, wie er selbst wußte, und wie man ihm tausendfältig gesagt hatte, nicht zu widerstehen. Er sah dann so liebenswürdig aus, er strich sich den künstlerisch gezogenen Bart beim Erzählen mit einer so hinreißenden Koketterie, sein nicht mehr jugendliches, aber doch durch schöne und edele Formen interessantes Gesicht hatte dann einen so gewinnenden Ausdruck, daß er selbst Solche, die sein Wesen sonst trivial finden wollten, in diesem Augenblick für sich zu stimmen wußte.

Er hatte jetzt wieder etwas erzählt, was zur allgemeinen Bewunderung in der Gesellschaft hinriß.

Schmettenwchen, das war wieder reizend! sagte Hortensia, indem sie auf ihn zuging, und ihm ihre Hand hinreichte, welche er mit Innigkeit küßte. Dann sagte sie: Sie wissen, Schmettenwchen, daß ich das Malen jetzt einige Wochen lassen muß, weil ich mir neulich beim Reiten, als ich mich so recht keck auf mein Pferd schwingen wollte, die ganze Hand verrenkt habe. Mein Klavierspielen, das sonst mein Trost sein würde, kann dabei auch natürlich nicht gedeihen, obwohl ich gerade jetzt erst bei dem berühmten Taubert meinen Unterricht zu nehmen angefangen. Was soll da aus mir werden? Aus Verzweiflung habe ich meinen Lehrer, bei dem ich jetzt Türkisch und Arabisch treibe, schon täglich bestellt, aber ich bin jetzt so unruhig und unbefriedigt, daß ich auch bei diesen geheimnißvollen Rattenschwänzen der orientalischen Schrift mir kein Genüge schaffen kann. Da bin ich auf den Gedanken gekommen, eine kleine Oper zu componiren, und hoffe wohl so ziemlich damit fertig zu werden, da ich, wie Ihnen bekannt ist, schon früher bei mehreren großen Meistern den Generalbaß studirt habe. Und nun sollen Sie mir einen Operntext schreiben, der mir recht Gelegenheit geben kann, meinen Genius zu zeigen. Was meinen Sie dazu? —

Die hieran sich anknüpfende und weiterspinnende

Unterhaltung der Gesellschaft wurde unserm Freunde Sylvius jetzt so lästig, daß er es nicht länger auf seinem Stuhl auszuhalten vermochte. Die Erwartung, die er in sich trug, und die mit vielen unruhigen Gedanken und Bildern sein Innerstes durchzuckte, machte es ihm unmöglich, an diesen Gesprächen Theil zu nehmen, und sich eher irgend einer andern Vorstellung zu überlassen, als bis er Carmela gesehen, bis er zu ihr gesprochen, und ihr seine ewige unwandelbare Theilnahme an ihrem Geschick habe versichern dürfen. Er suchte jetzt unvermerkt aufzustehen und den Saal zu verlassen, um in dem angränzenden Garten für sich allein einen Spaziergang zu unternehmen. Arminius aber, der bemerkt hatte, daß in seinem Freunde seit Kurzem etwas Ungewöhnliches vorgegangen, folgte ihm in dem Garten, und gesellte sich mit theilnehmenden Fragen zu ihm, welche Sylvius jedoch zuerst zerstreut und ablehnend beantwortete.

Da drinnen ist es heut wieder gar nicht auszuhalten! bemerkte Arminius. Dieser Kerl ist heut wieder so unvernünftig liebenswürdig, daß sich alle Weiber beinahe den Haarzopf nach ihm ausreißen! Dieser Herr von Schmettow ist eigentlich eine gute und ehrliche Haut, und man kann ihm nicht gram werden, obwohl sein Inneres mir so grau und öde entgegengähnt, wie ein nasser Sack. Die Sorte

Menschen ist doch jetzt ganz und gar veraltet, und es gereicht eigentlich unserer Zeit zur größten Ehre, daß sie solche Charaktere nicht mehr trägt, Charaktere, die auf keiner Idee beruhen, und keinen Glauben an die Ideen haben, sondern in Allem, was die Welt bewegt, nur einen schlechten, nichtsnutzigen, materiellen Zusammenhang der Dinge sehen!

Gönnen Sie doch diesem armen Teufel seinen Mangel an Ideen! entgegnete Sylvius mißgelaunt. Wenn er nicht an die Ideen glaubt, so glaubt er dafür an seine eigene Liebenswürdigkeit, und in diesem Glauben wird er von Alt und Jung bestätigt.

Das ist es ja eben, erwiederte Sylvius, was mir sein größtes Verbrechen scheint, diese Allerwelts-Liebenswürdigkeit, wodurch er die Gräfin wie die Kammerjungfer gleichmäßig bezaubert, diesen Triumph des Gefallens, den er bei Kreti und Pleti davonzutragen versteht. Von diesen Liebenswürdigen behaupte ich aber, daß sie heutzutage gänzlich aus der Mode gekommen sind, denn jeder anständige junge Mann hat heut etwas Besseres zu thun, als liebenswürdig zu sein. Der Idee ihre Rechte im Leben schaffen, das ist jetzt die wahre Liebenswürdigkeit, auf die es ankommt, und diese hat nicht darnach zu fragen, ob und wie und wann sie gefällt, sondern das rechte Sein des Menschen selbst, diese Kunst, ein wahrhaft

Seiender zu sein, das ist heut die wahre Kunst zu gefallen!

Ich weiß es wohl, sagte Sylvius, daß ihr Männer der Idee, wie ihr euch vorzugsweise nennt, nicht nöthig habt, liebenswürdig zu sein. Das Allerliebenswürdigste ist am Ende allerdings die Idee; aber wenn sie, ihr guten Freunde, durch euern morschen Körper hindurchgehen muß, um sich zu verwirklichen, so werdet ihr doch auch Acht haben müssen, daß sich die Idee nicht an euern harten Knochen zu Schanden stößt!

Sie haben heut wieder Ihre prächtige satirische Laune, erwiederte Arminius, und in dieser erscheinen Sie mir immer wahrhaft liebenswürdig! Dies ist die Liebenswürdigkeit der neuen Zeit, die Sie haben, mein Freund, und wie anders ist diese, als jene verkrackte Gefallsucht unsers Herrn von Schmettow, die nur einer so abgeschwächten und mit sich selbst zerfallenen Persönlichkeit eigen sein kann, einer Persönlichkeit der alten Zeit, der Zeit der politischen Nichtigkeit, der Zeit des schwindelnden Virtuosenthums, der Zeit der Sängerinnen und Tänzerinnen, einer Zeit, die wir doch nun hinter uns gebracht haben, und die zu uns, den neu erstarkten Söhnen unserer Nation, niemals zurückkehren wird und kann!

Wie vorschnell seid ihr doch, ihr Männer der Idee, sagte Sylvius, bei euch laufen die Epochen

so rasch ab, und sobald ihr nur den Gedanken der neuen Zeit fertig construirt habt, glaubt ihr damit auch schon die alte in Grund und Boden hinein zerschmissen und für immer begraben zu haben! Sind wir denn wirklich schon über die Zeit der Virtuosität hinaus, über die Zeit der blendenden Kunstgriffe, welche die Stelle der That vertreten sollen? Und sind solche Charaktere, wie dieser Schmettow, welche die Virtuosität auf die Kunst des Umgangs angewandt haben, sind sie wirklich schon altmodisch und veraltet? Mich dünkt, eine solche Figur, wie Schmettow, steht noch recht mitten in unserer Zeit darin; gefällt er nicht in allen Zirkeln, und wird nicht das trivialste Wort, das er gesprochen, sogleich zum Stichwort für die ganze Gesellschaft, das nachher von Allen als etwas ganz Auserlesenes wiederholt und bei jeder Gelegenheit zum Besten gegeben wird, so daß man sich selbst wie in einem Zaubernetz der Albernheit darin gefangen sehen muß! Nein, nein, mein guter Freund, die heutigen Charaktere stecken noch tief im Virtuosenthum darin, es handelt sich bei ihnen noch um lauter Capriolen, um brillante Äußerlichkeiten; statt des wahren innig menschlichen Glücks handelt es sich um das leidige Glückmachen, dessen Drang heut den Größten wie den Kleinsten beherrscht! Wenn ich die heutigen Charaktere, be-

sonders auf dem Parquet unserer Gesellschaftssäle betrachte, da wird mir oft so jämmerlich zu Muthe, daß ich mich von aller sogenannten vornehmen und gebildeten Welt zurückziehen, daß ich ein Handwerk erlernen, und im Kreise armer, guter und beschränkter Menschen, in denen noch der wahre Kern des Lebens sich forterhalten, mein Dasein zu Ende leben möchte!

Aus der Satire fallen Sie heut beständig in die Melancholie, versetzte Arminius, und die Geschichte, welche unsere Freundin Hortensia in ihrer sentimentalen Weise vorgetragen, scheint auf Ihre Stimmung den merkwürdigsten Einfluß ausgeübt zu haben! Sie wissen, ich bin ein guter Physiognomiker, und ich behaupte, bei jener Erzählung auf Ihrem Gesichte gelesen zu haben, daß Sie das Mädchen kennen, um das es sich hier handelt!

So will ich es Ihnen denn sagen, erwiederte Sylvius lebhaft, daß ich Ursache habe anzunehmen, dieses Mädchen sei keine Andere, als Carmela, die Tochter jenes Lorenz, welcher in dieser Nacht sein eigenes Kind auf die niederträchtigste Weise zu verderben gesucht, indem er dabei zugleich den Schlächter Matthias, dem er seine Tochter gewissermaßen verkaufte, um sein ganzes Vermögen geprellt hat. Von seiner Frau, welche Lorenz hülflos zurückgelas-

ſen hat, erfuhr ich heut Morgen die näheren Umſtände dieſer beiſpielloſen Begebenheit. Das arme Weib, das man auf offener Landſtraße hatte ſitzen laſſen, hatte ſich bis zum Hauſe des Matthias zurückgeſchleppt, wo ſie von ihrem den Eltern entflohenen Kinde Nachrichten zu finden hoffte. Ich habe dafür geſorgt, daß ſie heut in einem Krankenhauſe untergebracht werden iſt. Den ganzen Tag aber forſchte ich in der Stadt und Umgegend umher nach Carmela, und finde hier endlich, wider alles Erwarten, bei unſerer guten Hortenſia von Wilden, die Spur des unglücklichen und räthſelhaften Mädchens!

Und es wird Ihnen gelingen, Freund, dies Mädchen aus ihrem Unglück und aus ihren Räthſeln ſich herauszuſchälen, und ſie zu einer Glücklichen zu machen! erwiederte Arminius mit einem ſpöttiſchen Anflug.

Dies kann und wird mir gelingen, verſetzte Sylvius, aber nicht in dem Sinne, in welchem Sie daran einen Stoff für Ihre Ironie ſich zu erſehen meinen! Mein Intereſſe für dieſe Carmela gehört keiner verliebten Thorheit des Bluts und der Phantaſie an, meine Gedanken ſind unaufhörlich mit ihr beſchäftigt, aber ich kann nicht ſagen, daß ich ſie liebe, daß ich ſie zu beſitzen trachte. Wie eine Heilige iſt ſie mir erſchienen, bedeckt mit den Wunden:

malen dieſer Zeit, und ich habe weiter kein Verlangen zu ihr, als ihr von den Füßen den Staub zu küſſen, welchen ſie auf den rauhen Pfaden des Lebens ſich hat anfliegen laſſen müſſen. Ich liebe ſie nicht, aber wenn ich noch beten könnte, möchte ich zu ihr beten!

In dieſem Augenblick vernahm Sylvius ein Geräuſch hinter ſich, er blickte ſich um, und Carmela ſtand vor ihm. Im Begriff, den Gang des Gartens hinunterzueilen, um ſich in den Salen zu begeben, war ſie unvermerkt in die Nähe der beiden Freunde getreten, welche ſie hinter dem Vorſprung eines Gebüſches nicht hatte gewahr werden können. An allen Gliedern zitternd, und mit dem tiefſten Purpur übergoſſen, ſtand das liebliche Mädchen eine Minute lang da, und ihre Füße ſchienen ſie nicht weiter davontragen zu wollen. Überraſchung und Angſt hatten ſie wie am Boden feſtgewurzelt. Die letzten Worte, welche Sylvius geſprochen, zitterten noch in ihrem Ohr, doch es war ihr, als dürfe ſie den Klang derſelben, der ſie magiſch gefangen nahm, nicht zu einem beſtimmten Sinn in ſich entſtehen laſſen. Es tönte in ihrem Herzen weiter als ein Wort, das eine ihr gänzlich Fremde, weit von hier Befindliche betreffe, und ſo glaubte ſie es wagen zu dürfen, ſich darüber zu freuen, und weiter und im-

mer weiter darüber nachzudenken. Ihr Herz ward ihr plötzlich wunderbar froh, ihre Augen erglänzten in einem strahlenden Schimmer, und eine große Thräne perlte ihr langsam über die Wange herab. Sie glaubte in sich selbst, es sei eine Thräne der Freude, während sie bisher nur die des Unglücks gekannt.

Mit einem stillen, treugemeinten, unendlich viel sagenden Gruß entfernte sie sich. Sie ging nach dem Saal, in welchem unterdeß die Kerzen angezündet worden, und aus dem das immer lebhafter gewordene Gespräch der Gesellschaft herüberschallte. Dort wollte sie, wie sie in ihrem ernsten und seltsamen Sinn sich unwandelbar vorgesetzt, als Dienerin und Magd die neue Zeit ihres Lebens beginnen, und sie hoffte durch diese harte Prüfung, die sie sich aufzuerlegen gedachte, das grollende Schicksal ihres bisherigen Lebens zu versöhnen und zu bezwingen. So wandelte sie entschlossen dahin, in dem bescheidenen und schmucklosen Kleide, das sie sich zum Zeichen der von ihr anzutretenden Dienstbarkeit angelegt hatte. Aber in dieser Demuth stellte sie sich nur um so herrlicher dar, und Sylvius, der ihr schweigend und keines Wortes mächtig nachblickte, glaubte, daß ein Traumgesicht an ihm vorübergezogen sei.

Er stand lange in sich versunken, und hatte nicht bemerkt, daß Arminius mit scherzenden Worten

der Carmela zur Geſellſchaft gefolgt war. Sylvius fand den Gedanken unerträglich, mitten unter dieſen ſchwatzenden und lachenden Geſtalten des Salons Carmela zu ſehen, und die halb neugierigen, halb ſpöttiſchen Geſichter zu bemerken, mit welchen man das arme Kind, ohne Verſtändniß ihres eigenſten inneren Lebens, dort betrachten würde.

Er beſchloß, nicht wieder zur Geſellſchaft zurückzukehren, und nahm ſich vor, am andern Morgen mit dem Fräulein von Wilden ſich zu berathen, wie das Schickſal Carmela's ſich am beſten beſtimmen und ordnen laſſe. Dann verließ er durch eine kleine Hinterpforte den Garten, und begab ſich auf die Straße hinaus. —

5. Leonore.

Sylvius ging, in sich verloren, einige Straßen fort, als ihm einfiel, daß er noch eine andere Pflicht zu erfüllen habe, welche ihn zu dem Krankenbett der armen Leonore rief. Diese unglückliche junge Frau hatte in ihm nur diesen einzigen Beschützer und Freund, welcher sich in ihrer verlassenen Lage ihrer angenommen. Ihr Krankheitszustand hatte einen bedenklichen Charakter gewonnen, und Sylvius begann sich Vorwürfe zu machen, daß er sich den ganzen Tag über so wenig um sie bekümmert habe, obwohl ihn der Umstand einigermaßen beruhigen konnte, daß er noch einen namhaften Arzt zur Hülfe der Leidenden angenommen hatte.

Er eilte jetzt, das entfernte Haus zu erreichen, und stürzte, wie von einer bangen Ahnung getrieben, die Treppe hinauf. Zu seiner größten Verwunderung fand er, daß Leonore ihr Bett verlassen hatte, und in seinem Zimmer auf dem Sopha saß, von dem sie ihm mit einem schmerzlichen Lächeln entgegenblickte.

In ihrem weißen Nachtkleide glich sie einer Abgeschiedenen, die noch einmal, um irgend einen Lieblingswunsch hienieden zu befriedigen in das irdische Dasein zurückgekehrt schien. Ihre Augen waren größer, schöner und glänzender geworden, und das feine Gesicht schien wie ein durchsichtiger Krystall, durch den ihre ganze innerste Seele sich hervordrängen wollte. Sie drückte sich, schauernd vor innerer Kälte, in der Ecke des Sopha's zusammen, und ihre Kräfte waren bereits so hingeschwunden, daß sie den Kopf nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte, sondern ihn machtlos auf die Brust heruntergleiten ließ. Aber in ihren Blicken brannte ein tiefes, unendlich bedeutungsvolles Feuer, das den geheimsten Sinn ihres ganzen Lebens ausdrücken und an Sylvius herausfagen wollte.

Mit bebender Stimme fragte sie Sylvius, warum sie ihr Bett verlassen habe, und wie sie hieher in dies Zimmer gekommen sei? Ach, entgegnete sie ihm mit dem leisesten Hauch ihrer Stimme, verzeihen Sie es mir nur, es ließ mir keine Ruhe mehr, bis ich hier war! Drinnen in meinem Bett ward mir plötzlich so angst, es zog und zerrte etwas an mir, ich weiß nicht wie, und da wünschte ich, daß doch Jemand bei mir wäre, der mich retten könnte, zu dem ich mich flüchten könnte aus meiner

einſam.n Qual, die mir ſchon alle meine Sinne verwirrte! Da dachte ich an Sie, ſein Sie mir nicht böſe, ich dachte ſo recht, recht ſehr an Sie, da Sie ſo gütig gegen mich ſind, und wenn ich ſterben müßte, wollte ich gern bei Ihnen ſterben! Und ſo nahm ich noch alle meine Kräfte zuſammen, die ich hatte, und ſchlich mich hieher in Ihr Zimmer, wo Sie gewohnt, geathmet und gearbeitet haben. Da dünkte mich, war ich bei Ihnen, und ich berührte mit meinen Händen den Tiſch, an dem Sie geſeſſen, ich faßte alle die Bücher und die Blätter Papier an, die Sie Sich hier zurechtgelegt, und welche Sie ſchon mit Ihren Händen geſtreift, über die Ihr Athem hingegangen!

Sylvius gerieth in die größte Unruhe, indem er ſie mehr und mehr betrachtete. Arme, liebe Leonore, ſagte er, ihre Hände ergreifend, ich beſchwöre Sie, kehren Sie in Ihr Bett zurück, Sie ſind krank, ſehr, ſehr krank, und wir müſſen große Vorſicht, große Sorge für Sie haben, daß Sie uns wieder ganz geſund und dann auch ganz lebensfroh und heiter werden, woran ich den allerinnigſten Antheil in meinem Herzen nehme!

Sie ließ ihm ihre Hände, die in den ſeinigen fieberhaft pulſirten, und ſchüttelte leiſe mit dem Kopf. Geſund kann ich nicht wieder werden, ſagte

ſie dann ſtill in ſich hinein, mit einem ganz und gar gebrochenen Herzen kann man nicht wieder geſund werden, aber ich weiß, daß dieſer letzte Augenblick meines Lebens der ſchönſte iſt, denn ſo glücklich habe ich mich noch niemals gefühlt, das iſt ein Feuerſtrom, der ſich mir durch die Bruſt wälzt, und der mich mit tauſend frohen Empfindungen überſchüttet!

Sie hatte ſich immer näher und inniger zu Sylvius herangedrängt, und indem dieſer ſie in ſeinen Armen hielt, erwachte in ihm die ſchmerzliche Überzeugung, daß er ſie nicht mehr lebendig von ſeinem Herzen entlaſſen würde. Er fühlte vielmehr, wie ſie an dieſem ſeinem Herzen, an welchem ſie in ſtiller Befriedigung immer ruhiger wurde, ſchon allmählig hinſtarb, und in der unendlichen Trauer, welche ihn bei ihrem Anblick jetzt überfiel, ergriff ihn zugleich eine an Leidenſchaft gränzende Zärtlichkeit für das arme, liebliche, in der Blüthe ihrer Jahre hingeopferte Geſchöpf. Er drückte ſie vielmals an ſich, er küßte ihre Augen, ihre immer bleicher gewordenen Lippen, dann wollte er aufſpringen, und forteilen, um noch einen Arzt zu ihrer Hülfe herbeizubeten.

Sie aber klammerte ſich mit beiden Armen an ihn feſt, und bat ihn ängſtlich, nicht von ihr zu

geben. In jeder Minute kann ich ſterben, ſagte ſie, laſſen Sie mich nicht allein, ſchenken Sie mir das volle Maaß Ihrer himmliſchen Barmherzigkeit bis an mein Ende! Ach, ich will gern ſterben, ich ſterbe unter Ihren Augen, die mich dazu anſehen, und ſo ſchwindet mir das ganze Leben wie ein ſeliger Traum hinweg. O, ich bin jetzt ſehr zufrieden mit meinem Leben und meinem Schickſal, ich habe viele Thränen zu weinen gehabt, aber es iſt mir, als wären nun lauter ſchöne große Blumen danach aufgeſproßt, in deren Blätter ich mich ganz und gar hineindrücke, um in ihrem Grün und in ihrem Duft zu vergehen mit Allem, was ich bin, habe, leide, wünſche!

Sie wären des beſten, glänzendſten Geſchickes werth geweſen, Leonore! ſagte Sylvius, indem er zu ſeinem Erſchrecken an ihrem Puls fühlte, daß ihre Lebenskräfte ſchon mehr und mehr nachzulaſſen und allen Widerſtand aufzugeben begannen. Ihre Glieder hingen ſchlaffer und lebloſer an ihm herunter, und nur das Lächeln auf ihrem Geſicht gewann einen immer ausdrucksvolleren Schein und Glanz, es leuchtete wehmüthig und doch unendlich freudig in allen ihren Zügen, der Abendſonne gleich, die in ihren ſchönſten Flammen dahinſtirbt.

Ihre Gedanken ſchienen ſich aber jetzt zu ver-

wirren, ſie ſtarrte lange vor ſich hin, und ſagte dann, in abgebrochenen Lauten phantaſirend: Sie ſind ein Gelehrter und ein vornehmer Herr dazu, und ich, ich bin das arme beſchränkte Bürgermädchen! Ein Gelehrter muß es ſein, den ich lieben ſoll, ſo hatte ich Tag und Nacht geträumt als thörichtes, beſchränktes Bürgermädchen! Wenn ich Sonntags mit meinem Vater vor dem Thor ſpazieren ging, ſchaute ich nur immer nach den Gelehrten. Und als Sie hier wohnten, habe ich immer heimlich alle Ihre Bücher geküßt, und Ihre Kleider, und Alles, was Ihnen gehörte! Und als ich Sie das erſte Mal geſehen, weinte und lachte ich nachher zugleich, und ſagte: das iſt ein Gelehrter! Wenn Sie kamen und wenn Sie gingen, ſeufzte ich Ihnen meinen Gruß hinter allen Ihren Schritten her. Ach Gott, ich werde Ihnen ewig alle Grüße des Himmels und der Erde nachſeufzen! Und dieſer Seufzer, er koſtet mich viel — ich muß an ihm ſticken — ich muß mein ganzes Leben daran verlieren! —

Bei dieſen Worten griff ſie mit einem gellenden Schrei nach ihrem Herzen, und ſank in ſich zuſammen. Sie war todt. Jede Regung des Lebens war aus dem ſchönen, zarten Körper verſchwunden. In tiefſter Erſchütterung legte ſie Sylvius auf ſeinen Sopha nieder, ein betäubender Schmerz bemäch-

tigte ſich ſeiner, ſchauernd verließ er das Gemach, und ſtürzte zum Hauſe hinaus, um einige Freunde zu jedem noch möglichen Beiſtande aufzuſuchen. Indem er über die nächtlichen Straßen dahin eilte, ſchwebte ihm Leonorens Bild wie ein hoher Stern des Himmels vor Augen. Er kam ſich wie erhoben und geſegnet vor in dem Gedanken, daß dies reine und gute Geſchöpf ihn geliebt habe, aber ſein ſtürmiſch ſchlagendes Herz ſagte ihm, daß er noch weit entfernt von dem Frieden ſei, zu welchem die Vollendete ihm entrückt worden.

9. Carmela und Hortenſia.

An dem Abend, wo Carmela in dem geſelligen Hauſe des Fräulein von Wilden zuerſt als Dienerin aufgetreten war, hatte ſie ſich, nachdem die Geſellſchaft auseinandergegangen, mit Thränen in den Augen auf das ihr angewieſene kleine Zimmer zurückgezogen. Hortenſia rief ſie noch einmal in den Salon zurück, um im Vertrauen mit ihr zu ſprechen, und zitternd und zagend trat Carmela vor ſie hin, denn ſie fühlte, daß ſie auf alle die guten und wohlgemeinten Fragen, welche jetzt an ſie gethan werden ſollten, doch nur ungenügende und vielleicht unwillkommene Antworten würde geben können.

Ein Theil der Kerzen war in dem anmuthigen Saal bereits heruntergebrannt, und in der traulichen Dämmerung ſaß Hortenſia, den Kopf maleriſch in den Arm geſtützt, und mit den Füßen, die ſie auf dem Divan zuſammengezogen hatte, einen künſtleriſchen Faltenwurf des Gewandes um ſich her beſchreibend. Herr von Schmettow, der trotz der vorge-

rückten Stunde noch die Vergünſtigung erhalten hatte, ihr eine Geſchichte aus ſeinem Leben ausführlicher zu erzählen, ſaß behaglich auf einem Lehnſtuhl zu ihrer Seite, und nickte der ſchüchtern Hereintretenden mit einem wohlgefälligen Lächeln zu.

Kommen Sie her zu mir, mein liebes, theures Mädchen, rief ihr Hortenſia entgegen, und laſſen Sie mich hören, wie es Ihnen nun um das Herz iſt hier in meinem Hauſe, und ob Sie Ihre liebenswürdige Grille, mir zu dienen, nicht doch in die liebenswürdigere verwandeln wollen, mich als Freundin zu lieben, und über Alles zu gebieten, was ich habe?

Carmela ſtand, den Kopf tief auf die Bruſt herabſenkend, mit niedergeſchlagenen Augen und gefalteten Händen, ein brennendes Roth bedeckte ihre Wangen.

Immer heraus mit der Antwort, du kleine Verſchloſſenheit! ſagte Herr von Schmettow, indem er ſie an der Hand zu ſich heranzog und ihr, mit einem ihm eigenthümlichen Lachen, die Wangen kniff.

Carmela trat zuſammenſchreckend einige Schritte zurück, ihr Weſen gewann in dieſem Augenblick eine größere Entſchloſſenheit, ſie verſuchte zu ſprechen.

Ich bin ein ganz geringes Mädchen, ſagte ſie

zögernd, und meine ganze Hoffnung habe ich darauf gesetzt, daß ich arbeiten kann! Und Sie sind so gütig und erbarmungsvoll gegen mich gewesen, mein gnädiges Fräulein, nie werde ich das vergessen! Aber ich glaube, Ihr Haus ist zu vornehm und zu glänzend für meine Gewohnheiten, für meine unscheinbaren Fähigkeiten. Selbst als Dienerin werde ich hier nicht ausreichen, ich bin zu einfach und zu ungeschickt dazu, und so sehe ich gar nicht ein, wie ich Ihnen wohl werde Ehre machen können. Ihre Gäste haben heut Abend schon genug über mich zu spotten gehabt, und ich besitze die Schwäche, daß ich mir nichts gefallen lassen kann!

Bei diesen Worten fiel der scharfe, durchdringende Blick ihres Auges auf Schmettow, der dazu in seinem gewohnten Behagen mit den Fingern schnippste, was er mit besonderer Anmuth und Kunstfertigkeit zu thun verstand. Er durfte sich eigentlich in seiner Begegnung gegen Carmela diesen Abend nicht frei von aller Schuld sprechen, denn er hatte sie schon bei ihrem ersten Auftreten im Saal, als sie ihm den Thee darreichte, durch vertrauliche Anreden und Witze, die in seiner Weise nicht eben zart ausfielen, in eine peinliche Verlegenheit gesetzt. Er hatte sogar sich nicht gescheut ihr anzudeuten, daß er sie für eine Abenteurerin halte, die er als

eine leichte Beute für ſeine auf Jung und Alt gleich erpichte Eroberungskunſt anſehe, und er that dies in Begleitung ſo komiſcher Redensarten und Gebärden, daß er, wie immer, die ganze Geſellſchaft damit zu lautem Lachen hinriß. Und dies war es jederzeit nur, was Herr von Schmettow wollte, denn da er, wie alle Welt wußte und ſagte, und wie er ſelbſt niemals müde wurde, zu wiederholen, da er ein gutes Herz hatte, ſo ſtrebte er nur ſeinen Freunden Vergnügen zu machen, und nimmer konnte von einer ſchlimmen Abſicht bei ihm die Rede ſein.

Carmela aber hatte ſich durch ſein Benehmen gegen ſie entſchieden verletzt gefühlt, und ſie beſchloß gleich in demſelben Augenblick, wo das Gelächter all dieſer gaffenden Herren und Damen auf ſie eindrang, dies Haus wieder zu verlaſſen. Denn es war hier ſo Vieles, von dem ſie ſich nicht angeſprochen finden mochte, und obwohl Hortenſia, die es gewiß ehrlich meinte, ſie jetzt von Neuem durch die Verſicherungen ihrer wahrhaften Liebe aufzurichten ſuchte, ſo gab es doch eine Stimme in Carmela's innerſtem Herzen, durch welche ſie ſich abgewandt und entfremdet fühlte, und dieſer inneren Stimme jedesmal unter allen Bedingungen Gehorſam zu leiſten, wohin ſie auch durch dieſelbe getrieben werden mochte, dies war für Carmela ein unverbrüchlicher und hei-

zow, es iſt ſchon ſpät geworden, ſagte Hortenſia, ſich zu Schmettow wendend, der auch jetzt nicht ſäumte, mit einem Spaß, wie er deren immer bei der Hand hatte, ſich zu empfehlen, indem er ſeine Gönnerin zu einer vertraulichen Unterredung mit ihrem Schützling allein ließ.

Nun, mein angebetetes Kind, begann Hortenſia wieder, jetzt ſtört uns nichts in unſern Herzensergießungen, nun ſchließe mir Deinen lieben räthſelhaften Sinn auf, und ſage mir Alles, Alles, was Dich bedrückt, was Dein junges Leben Dir belaſtet! Ach, wie Du ſchön ausſiehſt, wenn Du ſo mit der einen Hand nach dem Herzen fähreſt, während Du mit der andern, die gegen Deine Augen ſich lehnt, aufhalten zu wollen ſcheinſt Deine koſtbaren Thränen! So, in dieſer Stellung muß ich Dich einmal malen, das würde ein bezauberndes, hinreißendes Bild, eine wahre Dichtung des Schmerzes werden! Denn Du weißt doch, daß ich in Oel male, o, ich dichte auch, und will Dir all Dein Leid und Weh in ein wunderbares Gedicht bringen, darum verſchweige mir nichts, was in dem Tiefſten Deiner Seele vorgegangen!

Carmela ſuchte ſich ſanft, aber mit Entſchiedenheit von ihr los zu machen, und ſagte: Sie ſind ſo gut gegen mich, wie ich es nimmer verdienen

kann! Darum erlauben Sie mir, Ihr Haus wieder zu verlaſſen, ich muß mich ſchämen, Ihnen ſo ſtumm und undankbar gegenüberzuſtehen, aber glauben Sie mir, ich habe Ihnen nichts, gar nichts zu ſagen, was Sie jemals benutzen könnten! Und darum iſt es das Beſte, Sie laſſen mich wieder gehen! Kann ich heut Nacht noch in Ihrem Hauſe bleiben, ſo will ich in meinem Gebet zu Gott auch Sie einſchließen und den Segen des Himmels auf Ihr gütiges Haupt erflehen! Sie können malen und dichten, ich aber kann nichts als beten und arbeiten. Wenn Sie mich morgen früh nicht mehr finden, ſchelten Sie mich nicht!

Damit kehrte ſie ſich um, und verließ mit haſtigen Schritten das Gemach. Hortenſia blickte ihr mit dem größten Erſtaunen nach, dann beſchloß ſie ihr zu folgen, und Alles anzuwenden, um das thörichte eigenſinnige Kind, wie ſie Carmela nannte, zur Vernunft zurückzubringen, und ſie zu einer richtigen Erkenntniß ihrer Lage und deſſen, was ihr einzig frommen würde, zu bewegen. Aber Carmela hatte, in der größten Haſt durch das Haus hineilend, ſchon ihr Zimmer erreicht, und ſich in demſelben verſchloſſen. Mehrmals klopfte Hortenſia an die Thür, aber da ihr Carmela nicht antwortete, beſchloß ſie,

das wunderbare Mädchen sich selbst zu überlassen, indem sie hoffte, morgen ihren Sinn weniger verschlossen und hartnäckig zu finden.

10. Carmela's Rückkehr zu den Wiedertäufern.

Dieſes Zimmer, in welchem Carmela ſich befand, lag zur ebenen Erde, und ging mit ſeinen Fenſtern auf die Straße hinaus. Carmela, als ſie ſich allein und unbeobachtet fühlte, öffnete die Fenſter, und ließ die kühlende Nachtluft hereinſtrömen, in welche ſie die ſchwülen Seufzer ihres geängſtigten Herzens verhauchen wollte. Die Nacht war hell, ſternenreich und mild, leiſe Winde flüſterten durch die Straßen, hin und wieder gingen menſchliche Geſtalten vorüber, deren Schritte und Geſpräche allmählig in der Ferne verhallten.

Carmela fühlte ſich beruhigter und getröſteter, je länger ſie, am Fenſter ſtehend, dem ſtillen Treiben der Nacht zuſchaute. Alles lag jetzt in tiefſter Stille um ſie her, und in der großen Verlaſſenheit, in der ſie ſich ſah, überkam ſie am ſtärkſten der Gedanke, daß die ganze Welt ihre Heimath ſei, daß ſie unter dieſen gelben blinkenden Sternen nimmer verloren gehen könne, und daß ſie überall als Gottes

Kind auf der Erde zu Hause sei, wenn sie auch, wie jetzt, nicht wisse, wo sie ihr Haupt hinlegen solle.

Indem sie so dachte, hörte sie auf zu weinen, und es war ihr, als wenn die flirrenden Schatten der Nacht, welche sie umflossen, sich mit freundlicher Botschaft von der Zukunft und als sicheres Geleite des Lebens an sie schmiegen wollten. Da ließ eine Nachtigall in der Nachbarschaft ihre schmelzendsten Tonarten erschallen, und hauchte ihre melodischen Flammenseufzer durch die Nacht. Carmela schrak freudig zusammen, es war ihr, als wenn sie in diesem Augenblick etwas in sich entdeckt hätte, einen neuen und drängenden Keim des Glücks, von dem sie sich bewußt wurde, daß er einmal in ihrem Herzen aufgehen, daß er zu einem großen vollen Fruchtbaum aus ihr herauswachsen würde. Daß sie dazu bestimmt wäre, glücklich zu sein, dieser Gedanke schritt wie eine göttliche Offenbarung von den Höhen der Sternennacht zu ihr hernieder.

Und in diesem Gedanken fühlte sie sich eine neue Lebenskraft durch alle ihre Adern dringen. Sie beschloß, morgen bei unbemittelten Handwerksleuten sich einen Dienst zu suchen, denn bei solchen wollte sie am liebsten sein, um in strenger Arbeit die Zeit der Prüfung, welche sie sich vom Schicksal bestimmt

glaubte, zu vollenden. In einer niederen Werkſtatt wollte ſie gern ſolchen Leuten dienen, welche ſelbſt unter der Laſt der Arbeit ihre Tage verbrächten, und in ihren ſchwärmeriſchen Gedanken malte ſie es ſich aus, wie ſie ihnen hülfreich ſein, wie ſie erheitern, tröſten und anregen wolle alle die Leidenden und Gequälten, welchen ſie in jenen Kreiſen des Lebens begegnen würde. Dann, meinte ſie, würde Einer kommen, um ſie zu erlöſen, und um ſie einzuführen in ein neues, reiches großes Leben, voll von Sonnenſchein und Freiheit und blinkendem Genuß! Dieſer Eine, wer würde es ſein, in welcher Geſtalt wird er ihr erſcheinen? Die Nachtigall in dem Nebenhauſe ſchmetterte heißer und dringender, und das ſchmelzende Verlangen ihrer Lieder löſte ſich geheimnißvoll in den Wohlgerüchen der Nacht und in dem Lichtſchimmer der herniederfunkelnden Sterne auf. Carmela flog von Gedanken zu Gedanken, ſie rechnete ſich alle Geſtalten ihres Lebens her, an welche ſie bis jetzt ihr Herz hatte hängen können, und unter dieſen traf ſie, mit hoch emporklopfender Bruſt, auf den Namen Sylvius, den ſie jetzt nicht laut auszuſprechen wagte, wie in der Beſorgniß, als wenn ſie hier von ihm belauſcht werden könne. So nahe ſchien er ihr beſtändig in ihren Gedanken zu ſein, daß ſie unwillkürlich glauben konnte, er höre

sie, und sich über dieser Vorstellung betreffend, mußte sie lächeln, und erröthete zugleich in dem tiefsten Purpur!

Dann dachte sie wieder mit innerster Empörung an das, was sie heut in diesem Hause gesehen und erfahren. Dies Gesellschaftswesen, wie sie es zum ersten Mal in dem Salon des Fräulein von Wilden gesehen, hatte ihr den tiefsten Abscheu eingeflößt. Sind dies Menschen, sagte sie, und warum drehen, wenden, bücken und biegen sie sich so? Warum verdrehen sie die Augen, warum lächeln sie immerfort, warum sprechen sie Alles in halben und gekniffenen Tönen, warum grinsen sie sich freundlich zu, während Einer dem Andern heimliches Gift einflößt mit diesen zweifelhaften Worten und Redensarten, die Niemand erfreuen können, weder den, welcher sie macht, noch den, welcher sie empfängt? Und darum nennen sie sich vornehme Leute, weil sie in anmuthigen Formen so gemein zu sein verstehen?

O, rief sie, sich vergessend, mit lauter Stimme aus, lieber wollte ich in einem dumpfen Keller unter niedrigen Tagelöhnern wohnen, als in einem goldenen Prunkpalast, wo so gesprochen, gelächelt, geschmeichelt und gespottet wird!

Da erhob sich unter ihrem Fenster eine lange Gestalt, die schon seit einiger Zeit unbemerkt dort

gekauert hatte, und die sich jetzt zu dem Gesims heraufstreckte, so daß Carmela sich plötzlich ein Gesicht gegenüber erblickte, das ihr bekannt erschien. Sie hemmte den lauten Ausruf des Entsetzens, der sich schon über ihre Lippen drängte, und bog sich näher zu dem Fremden herab, um dessen Züge, welche sie bei dem Dunkel der Nacht nur in ihren allgemeinsten Umrissen sehen konnte, genau zu prüfen.

Sind Sie es, Herr Johann? fragte sie endlich mit zitterndem Ton.

Ja, ich bin es, juchheisasa, ich bin der lustige Schneider Johann! erwiederte dieser, indem er sich zu dem Fenster heraufschwang, und sich auf dem Brett desselben dicht neben Carmela, zum größten Entsetzen des erschrockenen Mädchens, niedersetzte.

Hier sitze ich, ich kann nicht anders, Gott helfe Dir, Carmela! rief der muthwillige Gesell aus, den wir schon früher, im Hause des alten Lorenz, als eines der bemerklichsten Mitglieder der Wiedertäufer-Versammlung kennen gelernt haben, wo er sich besonders durch seine kurzweilige Opposition sowohl gegen Lorenz selbst, als auch gegen dessen Verbündeten, Matthias, ausgezeichnet hatte.

Prophetenkind, Prophetenkind! rief er jetzt in seiner sonderbaren Redeweise aus, indem er Carmela's Hand ergriff. Es ist ja noch nicht so lange

ber, daß wir uns im Schatten des ehrwürdigen Bartes Deines ehrwürdigen Herrn Vaters gesehen und gesprochen haben! Johann von Köthen wünscht Dir einen herzlichen guten Abend, mit seinen Eulenaugen, die Alles erschauen, hat er Dich im Vorbeigehen sogleich erkannt, und ist höchlich verwundert darüber, daß er Dich, Du Wundertänzerin der heiligen Wiedertaufe, in einer so anständigen Behausung, hohes Parterre, große Spiegelscheiben, vorfindet! Dein ehrwürdiger Herr Vater, der außer seinem ehrwürdigen Bart auch noch die ehrwürdige Bundeskasse der Wiedertäufer mit sich genommen hat bei seinem Davonlaufen, wie und bei wem hat er Dich denn hier so prächtig untergebracht? Wenn Du hier ein Schooßkind des Glücks geworden, Carmela, so kannst Du uns wieder herauszahlen, was Papa Lorenz uns gestohlen hat! Doch erschrick nur nicht, armes Kind, werde nicht so blaß, hol's der Teufel, Du weißt ja, kleines Ding, daß ich immer Dein specieller Freund gewesen, und daß ich, wenn ich dem groben Matthias immer so unter die Nase gefahren bin, ich dies bloß aus dem Grunde gethan habe, um Dir den plumpen und ekelhaften Kerl vom Halse zu schaffen, mein Püppchen!

Carmela hatte ihm mit der größten Verwunderung zugehört, und sie konnte sich nicht verhehlen,

daß das Erſcheinen dieſes wunderlichen Menſchen, zu dem ſie bei all ſeiner Poſſenhaftigkeit doch immer ein gewiſſes Vertrauen gefühlt, ihr auch jetzt, in ihrer gegenwärtigen Verlaſſenheit, etwas Tröſtliches hatte. Johann hatte ſtets für Carmela eine beſondere Neigung an den Tag gelegt, die er durch allerlei Aufmerkſamkeiten, welche er ihr bewies, in ſeiner Weiſe zart genug bethätigte. In die Wiedertäufer-Verſammlungen bei dem alten Lorenz war er nur deshalb gegangen, um mit Carmela's Vater in gutem Vernehmen zu bleiben, und dabei manche Unbill abzuwehren, die das arme Kind in der Behandlung ihres Vaters zu erdulden pflegte. Sein Witz war dabei eine gefürchtete Waffe, welche er zur Vertheidigung ſeines Schützlings gebrauchte, und Lorenz, der die Beſorgniß hatte, durch ihn bei den übrigen lächerlich gemacht zu werden, nahm deshalb gewöhnlich auf Alles, was ihm Johann ſagte, die genaueſte Rückſicht.

Carmela theilte ihm jetzt in kurzen Worten ihre letzten Erlebniſſe mit, und ſchilderte ihm die Lage, in welcher ſie ſich gegenwärtig und in dieſem Hauſe befand.

Du biſt hier bei reichen und vornehmen Leuten einquartirt, bleibe hier! ſagte Johann nach einigem Nachdenken. Du haſt ſelbſt ſo etwas von einer

Prinzeſſin an Dir, Alles an Dir iſt weiß und fein, und in Deinen Augen ſchimmert es wie ein beſtändiger Feiertag, daß man es mit allen Glocken läuten zu hören meint, wenn man Dich nur anſieht! Das Schickſal will gewiß noch etwas Rechtes aus Dir machen, und es ſcheint Dir hier ſchon den Finger dazu geboten zu haben, den Du auch feſthalten mußt, meine Tochter!

Hier kann und werde ich nimmer bleiben! erwiederte Carmela. Nicht umſonſt habe ich die Grundlehren der Wiedertaufe in mein Herz aufgenommen. Daß wir nach der Natur zurückverlangen ſollen, das iſt das erſte Geſetz unſerer Wiedertaufe geweſen, an dem ich noch mit aller Kraft meiner Seele hange. Und darum mag ich es nicht aushalten in dem Geſellſchaftstreiben dieſer vornehmen Leute, bei denen es öder iſt als in der Wüſte, und von denen nicht ſo viel Erquickung ausgeht, als von einem Grashalm, auf welchem der Thautropfen zittert. Wäre es nicht Nacht, und ich nicht ein armes wehrloſes Mädchen, ſo ginge ich auf der Stelle fort, und der Morgen ſollte mich nicht mehr unter dieſem Dache treffen.

So komm mit mir, Carmela! ſagte Johann, indem er ihre Hand ergriff. Ich würde es Dir gleich angeboten haben, aber da ich Dich lieb habe, als wäreſt Du meine eigene Schweſter, ſo hätte ich

Dich lieber glücklich geſehen unter dem Schutz der reichen Leute, denn der Reichthum hält doch einmal Leib und Seele warm in dieſem vermaledeiten irdiſchen Daſein! Du willſt aber lieber bei der heiligen Partei der Armuth bleiben, mein Kind, und da kannſt Du Dich an keinen Beſſeren wenden, als an der armen Teufel Oberſten, welches ich, als deutſches Schneiderlein vorzugsweiſe zu ſein die Ehre habe! Und mit dem großen Schiller ſage ich zu Dir: »willſt Du in meinem Keller mit mir wohnen, ſo oft Du kommſt, ſoll er Dir offen ſtehn!« So komm denn, und hilf meiner alten Mama Cravatten nähen, bis ſich etwas Beſſeres für Dich findet! Wir ſind ganz hübſch eingerichtet, wie Du ſehen wirſt, und haben eine große Wohnung, wovon wir die Parterreſtuben an einige junge Leute vermiethet haben, während wir ſelbſt uns in den darunter befindlichen Keller zurückgezogen. Vielleicht kannſt Du Dich auch bei der Aufwartung etwas nützlich machen, welche wir für unſere Miether mit übernommen haben! Sieh da, es wartet Deiner eine große Wirkſamkeit, verlaſſenes Prophetenkind, aber ich gebe Dir mein Wort, und ſchwöre es Dir, daß Du bei uns gehütet werden ſollſt wie der Augapfel einer Heiligen!

Carmela bedachte ſich nicht lange über dieſen

ihr ſo treuherzig gemachten Vorſchlag. Wohlan, ſagte ſie, ihm ihre Hand gebend, ich will mit Dir gehen, Johann, ich will Deiner Mutter nähen und Deinen Miethern aufwarten helfen! Eine Stimme in meinem Herzen ſagt mir, daß ich ſo thun ſoll, und ſo folge ich Dir ohne Furcht und Mißtrauen, und bin gewiß, daß ich bei Dir wohlberathen ſein werde. Aber Du mußt mich gleich, noch in dieſer Nacht mit Dir fortnehmen, denn hier brennt mir der Boden unter meinen Füßen, und je länger ich hier bleibe, um ſo angſtvoller und ſchwüler wird mir zu Muthe!

So komm, ſtütze Dich auf meine Schulter, und ſchwinge Dich daran herab zu mir auf die Straße! ſagte Johann, indem er ſie mit ſeinem Arm umfaßte, und der ſchlanken Geſtalt behülflich war, von dem Fenſter herabzugleiten.

Carmela ſtand unten neben ihm, und blickte ihn freundlich und zutrauensvoll an. Der Nachtwind ſpielte mit ihren Locken und die leicht verhüllten Glieder erzitterten einen Augenblick lang vor der Kühle der vorgerückten Nacht, von der ſie empfindlich durchdrungen wurden. Johann kletterte, mit der großen Gewandtheit und Geſchwindigkeit, die ihm eigen waren, noch einmal in das Zimmer zurück, und holte ihr Hut und Umſchlagetuch, welche ſie dort zu-

rückgelaſſen hatte. Dann begaben ſie ſich in Eil die Straße herunter, erſt ſchweigſam neben einander hergehend, dann in abgebrochenen Worten und Bemerkungen ſich zu einander wendend.

Du wirſt, ſagte Johann zu ihr, auch öfter einige gute Freunde und Bekannte bei mir finden, und dieſe werden ſich freuen, Dich wieder in ihrer Mitte zu ſehen, ja Du wirſt ihnen wie der Schutzengel ihrer guten und großen Sache erſcheinen! Wiſſe denn, daß die Brüder, welche ſich zur Wiedertaufe bekennen, ſich jetzt bei mir in meinem geräumigen Keller verſammeln. Du weißt, ich habe von der ganzen Wiedertaufe, wie ſie Papa Lorenz getrieben, niemals etwas Rechtes gehalten. Er verſtand zwar den Sinn der Wiedertaufe aus dem Grunde, und hat uns auch wohl geholfen, denſelben zu erkennen und in uns auszubilden, aber ſtatt unſere Herzen frei zu machen, hat er nur unſere Beutel leer machen wollen mit dieſen Ideen, die bei ihm eigentlich nur der Speck waren, womit er uns arme Mäuſe fangen wollte! Die Beſſeren und Vernünftigeren unter uns hatten das längſt gemerkt, und wir hatten immer heimlich zuſammengehalten, um bei der nächſten Gelegenheit, wo Lorenzens Hocuspocus über den Haufen ſtürzen würde, hervorzutreten und uns als den wahren Kern der Bapti-

ſtengemeinde zu declariren. Ich habe mich bemüht, von Deinem Vater immer für einen Narren gehalten zu werden, um ihm deſto beſſer in ſeine Karten ſchauen zu können. Aber ich bin nicht bloß ein Narr, wenn ich auch ein ſehr närriſches Subject bin. Ich glaube, daß jetzt die Zeit gekommen, oder daß ſie bald gekommen ſein wird, wo Gott den armen Leuten und den Arbeitern helfen will, daß ſie ihre Lage verbeſſern, und daß ſie etwas vom Glück der ganzen Welt erſchnappen. Und darin beſteht ja eben unſere Wiedertaufe, daß ſich die armen Leute und die Arbeiter wieder auf die Natur wollen taufen laſſen, und das heißt ſo viel, als daß ſie alle glücklich werden wollen, denn in der Natur iſt Alles Glück, in der Natur iſt Alles Genuß und Freiheit!

Das Auge des wunderlichen Menſchen erglänzte ſchön und feurig bei dieſen Worten. Carmela, ſo ſehr ſie ihm immer vertraute, hatte doch oft über ſein ſonderbares Weſen lachen müſſen. So aber, wie in dieſem Augenblick, hatte ſie ihn noch nie geſehen, ſie betrachtete ihn ſtaunend, und reichte ihm ihre Hand. Dann gingen ſie ſchweigend zuſammen weiter.

Bald waren ſie in der Marienſtraße, wo Johann wohnte, angelangt. Nachdem Johann einige Male an die Thür des Kellers gepocht, in welchem

er seine Behausung hatte, erhob sich unten ein Poltern, Husten, und ein mürrisches Schelten, bis endlich eine weibliche Stimme fragte: bist Du es, Johann, Nachtschwärmer und Herumtreiber, der seine arme alte Mutter bis an den Morgen auf sich warten läßt?

Ich bin es, gute Mama! sagte Johann. Öffne, und empfange mit mir ein edles und schönes Kleinod, das ich Dir bringe!

Die Alte öffnete die Thür, und es zeigte sich eine lange, hagere Frauengestalt, die, bei näherer Betrachtung, etwas Würdiges, Sauberes und Reinliches hatte.

Was hast Du denn da aufgelesen in der Nacht, Du ausbündiger Mensch? fragte Johann's Mutter, indem sie mit der Laterne Carmela rasch ins Gesicht leuchtete.

Carmela gerieth dadurch in Verlegenheit, und begann zu erbeben, obwohl das Gesicht der alten Frau keinen ungünstigen Eindruck auf sie gemacht hatte.

Das ist Carmela, erwiederte Johann mit Eifer, Carmela, Lorenzens verlassene Tochter, die Perle der heutigen Wiedertaufe, von der wir so oft schon zusammen gesprochen haben! Das ist Carmela, der Engel der Armen und der Arbeiter, die selbst arm

ſein und arbeiten will, obwohl reiche Leute ſie zu ſich genommen hatten auf ihren weichen Polſtern, und die deshalb zu uns kommt, in unſern Keller, um bei uns zu leben, und Segen zu bringen der Sache, an der wir Alle wirken!

Die alte Mutter nahm Carmela's Hand, küßte das Mädchen freundlich auf die Stirn, und geleitete ſie die Stufen hinab zu der niedrigen, aber ſaubern und wohleingerichteten Wohnung.

11. Das Wohlthätigkeitsconcert.

Zum Besten der nothleidenden schlesischen Weber, von deren Bedrängniß in der letzten Zeit in allen Zeitungen und in allen Gesellschaften gesprochen worden, war auch in der Residenz von musikausübenden Dilettanten ein Concert beschlossen, und Fräulein Hortensia von Wilden, welche den ersten Gedanken dazu gegeben hatte, wollte auch mit ihrer ganz angenehmen und durch berühmte Lehrer ausgebildeten Gesangstimme eine kleine Partie darin übernehmen. Hortensie war selbst eine Schlesierin, und sie hatte sich immer etwas darauf eingebildet, dieser schönen grünen Heimath der neuern deutschen Poesie anzugehören. Um so mehr war sie erfreut und stolz, daß es ihr gelungen war, einen großen Kreis von Unterzeichnern für diesen Zweck zusammengebracht zu haben, da sich Alles, was zur guten und vornehmen Gesellschaft gehörte, dazu gedrängt hatte, zu einem sehr hohen Eintrittspreise Plätze für dies Concert zu nehmen.

Bei dieſer Muſikaufführung, welche in dem Saale eines Hotels ſtattfand, ſollte Hortenſia jedoch von einem Abenteuer ganz eigener Art heimgeſucht werden. Schon während des Concerts war ihr in der erſten Bänkereihe dicht hinter dem Orcheſter ein Mann von ſtattlichem Äußern, zwar nicht mehr jung, aber doch noch in erträglichen Jahren, aufgefallen, der ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſie allein gerichtet zu haben ſchien, und dies beſonders dadurch an den Tag legte, daß er, nachdem Hortenſia ihre kleine Arie in der That mit vieler Anmuth geſungen hatte, in das lauteſte Klatſchen ausbrach und nicht enden wollte, ihr ſeine enthuſiaſtiſchen Bravo's nachzurufen. Obwohl er deshalb ſeinen Nachbarn zum Gelächter und Spott gereichte, ſo war es ihm doch gelungen, dem Gegenſtande ſeiner beſonderen Zuneigung ſich bemerklich zu machen, und Hortenſia, die, als ſie abgetreten war, über den ſo ſonderbar ſich zu erkennen gebenden Verehrer mit ihren Freundinnen witzelte, und ihrer übermüthigen Laune über ihn freien Lauf ließ, fühlte ſich doch im Geheimen eigentlich nicht wenig dadurch geſchmeichelt. Denn, wie ſehr auch ſein Bezeigen gegen alle vornehme Lebensweiſe zu verſtoßen ſchien, ſo dünkte er ihr nichtsdeſtoweniger ein vornehmer Mann zu ſein, und ſie glaubte nicht zu irren, wenn ſie ihn für einen engliſchen Lord,

jedenfalls aber für einen Engländer von ausgezeichnetem Range ansah. Und an einem Engländer gerade hatte es ihr bisher immer in ihrem Salon gefehlt, ein Mangel, den sie oft genug empfunden und beklagt hatte, und zu dessen Verbesserung sich jetzt eine Gelegenheit darbieten wollte. Gerade die Lächerlichkeit aber, mit der sich dies Exemplar bei ihr einführen zu wollen schien, war ihr ein erwünschtes Zeugniß, daß sie es mit einem ächten Engländer, dessen sie so lange begehrt, zu thun habe.

Nachdem das Finale des Concerts verklungen war, und die größere Masse der Zuhörer sich entfernt hatte, entstand noch, wie es zu geschehen pflegt, eine Unterhaltung zwischen den Dilettanten und ihren näheren Freunden aus dem Publicum, welche heran traten, um persönlich Dank, Bewunderung und Huldigungen aller Art darzubringen. Zu ihrer Überraschung bemerkte Hortensia, daß unter diesen auch der interessante Unbekannte sich befand, der sich, sie wußte nicht in wessen Bekanntschaft, unter die versammelte Gesellschaft von Künstlern und Kunstfreunden gemischt hatte. Sie erhielt jetzt Gelegenheit ihn näher zu betrachten, und mußte sich gestehen, daß er gar nicht so übel aussehe, denn was seinem Äußern an jugendlicher Schönheit abging, ersetzte vollkommen die vornehme und stattliche Haltung seiner feinen

Geſtalt, ſowie ein vielverſprechender Zug in ſeinem Geſicht, das, wenn auch nicht mehr blühend, doch höchſt anziehend genannt werden konnte. Noch mehr aber verriethen einige koſtbare Brillantringe, von denen ſeine Finger ſchimmerten, den reichen Mann von Stande, der ſich ſonſt in einer einfachen, geſchmackvoll gewählten Kleidung trug.

Indeß war der Unbekannte mit einer ſchon etwas ältlichen Dame in ein Geſpräch gerathen, die er zu kennen ſchien, und welche Hortenſia ebenfalls ſchon in dieſem Kreiſe geſehen zu haben ſich erinnerte. Er ſprach angelegentlich, obwohl mit einer herablaſſenden Freundlichkeit zu der Dame, die eine faſt unterthänige Stellung gegen ihn behauptete, indem er zu gleicher Zeit nicht unterließ, mit ſchmachtenden Augen die in Verlegenheit gerathende und bereits hochroth gewordene Hortenſia zu verfolgen. Dennoch konnte ſie, da ihre Tante eben in eine andere Unterhaltung hineingezogen war, und Niemand auf ſie achtete, ihre Neugierde nicht bezwingen, einige Male in ſeiner Nähe ſcheinbar unbefangen aufundabzugehen, um vielleicht Etwas von ſeinem Geſpräch auffaſſen zu können. Dies war ſchwer, da die Unterredung der Beiden ſehr heimlich und mit flüſternder Stimme geführet wurde; dennoch vernahm ſie zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, daß der Un-

bekannte wiederholt von der Dame mit Euer Durchlaucht angeredet wurde, und ſo war er ohne Zweifel ein im Incognito durchreiſender Fürſt, deſſen Aufmerkſamkeit ſie ſo wunderbar gefeſſelt hatte, und ein Zug lockender Träume und ſchmeichelnder Phantaſieen begannen ſich in dem Kopfe des aufgeregten Mädchens durcheinanderzudrängen.

Jetzt mahnte die Tante zum Aufbruch, der intereſſante Fremde hatte ſich ebenfalls ſchon entfernt, und als Hortenſia im Begriff war, der Geſellſchaft zu folgen, fühlte ſie ſich leiſe bei der Hand ergriffen, und bemerkte jene ältliche Dame, die ſie mit dem Unbekannten im Geſpräch geſehen, neben ſich, welche ihr die Bitte ins Ohr flüſterte, ſie möge ſich nur auf einen Augenblick mit ihr in das anſtoßende Kabinet begeben, weil ſie ihr etwas Wichtiges allein zu vertrauen habe. Hortenſia, in der ſeltſame Ahnungen aufſtiegen, war unſchlüſſig, was ſie thun ſollte, und fühlte ſich eben ſo ſehr von einer geheimen Freude, als zugleich von ängſtlichem Herzklopfen bewegt. Indeß was hatte ſie zu befürchten, und zudem waren die Andern ſchon hinausgegangen, ſo daß ſie unbemerkt mit der Dame, welche ſie, ohne ihre Antwort abzuwarten, mit ſich fortzog, in das bezeichnete Nebenzimmer ſchlüpfen konnte.

Der erſte Gegenſtand, den die vor Hoffnung

und Erwartung zitternde Hortenſia hier erblickte, war kein Anderer, als ihr unbekannter Verehrer, und die Scene wurde plötzlich, ohne daß ſie wußte wie es geſchah, ſo lebhaft und bewegt, daß Hortenſia, noch ehe ſie ſeine im gebrochenen Deutſch vorgetragene höchſt verbindliche und ſchmeichelhafte Anrede hatte erwiedern können, den fremden Mann in einer hinreißenden Stellung zu ihren Füßen erblickte, und eine unerſchöpfliche Fülle der zärtlichſten Betheuerungen aus ſeinem Munde vernahm, über die es zu einer andern Stunde ihrer ſpöttiſchen Laune nicht an Stoff zu Bemerkungen gefehlt haben würde, welche jedoch in dieſem Augenblick der Überraſchung und Aufregung ihres eigenen innern Gefühls keinen Raum fanden. Unterdeß verriegelte die alte Dame, die als Zeugin des Rendezvous zugegen blieb, ſorgfältig die Thür, als ſei ſie darauf bedacht, den guten Ruf Hortenſia's vor einem ſtörenden Zuſchauer zu bewahren, und entfernte ſich aufundabgehend in den Hintergrund des Zimmers.

Jetzt meldete ſich aber wirklich ein unangenehmer Störer, es wurde plötzlich an die Thür geklopft, und wie es ſchien, Leute von der Dienerſchaft des Hauſes, unwillig, die Thür des Zimmers, in dem ſie aufzuräumen hatten, wider die Gewohnheit verſchloſſen zu finden, begehrten mit nachdrücklicher Stimme

den Einlaß. In der feurigſten Wendung ſeiner Rede unterbrochen, ſprang der Knieende auf, die Thür mußte geöffnet werden, und die verſchämt glühende Hortenſia zog ihre bebende Hand aus der ſeinigen. Der tückiſche Zufall hatte das ganze Abenteuer vereitelt, das wenigſtens ſo weit geglückt war, um Hortenſia von der Geſinnung ihres Unbekannten, und dieſen mindeſtens von der Zugänglichkeit ihres nicht allzukalten Herzens zu überzeugen. Freilich ſchien weder ſein Zweck ganz erreicht, noch ihre Neugierde, zu wiſſen wer er ſei, befriedigt, denn hatte er ihr auch eine ſo raſch emporgeſtiegene Leidenſchaft zu bekennen gewagt, ſo blieb ihr doch noch immer ſein auf etwas Außerordentliches deutender Stand wie ſein Name in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt.

Hortenſia bat indeß den Fremden, er möge ſie jetzt verlaſſen, weil ihre Unterredung leicht auffallend befunden werden könne, welcher Aufforderung er auch ſofort mit dem ausdrucksvollſten und zärtlichſten Gruß gehorchte. Hortenſia aber, die jetzt unruhig und betroffen über den ganzen Vorgang zu werden anfing, eilte ihre Tante aufzuſuchen, welche ſie in dem Saal nicht mehr antraf. Ebenſo ſuchte ſie draußen vergeblich den Bedienten, der ſie dem Wagen zuführen ſollte. Die Tante ſchien in der Equipage bereits

nach Hauſe gefahren, da ſie angenommen haben mochte, daß Hortenſia, die plötzlich unſichtbar geworden, ſich vielleicht des Wagens der fremden Dame bedient hatte, mit der ſie zuſammen hinausgegangen war.

Hortenſia wurde um ſo ängſtlicher, da ſich in dieſem Augenblick draußen ein heftiges Unwetter erhoben, und ſie ſich ohne Wagen wie ohne jede ſchützende Begleitung demſelben ausgeſetzt ſah. Unten vor der Thür angelangt, bemerkte ſie jedoch mehrere ihrer Bekannten, welche dort, unter dem Balcon des Hauſes, den Regen abzuwarten ſchienen, und unter dieſen die beiden Freunde, Arminius und Sylvius, welche hier mit dem Herrn von Schmettow, der ebenfalls in dem Concert mitgewirkt hatte, in einem lebhaften Geſpräch begriffen ſchienen. Froh über dieſe Begegnung, gab ſich ihnen Hortenſia zu erkennen, und theilte ihr Mißgeſchick mit, ſich ohne Wagen hier zu befinden. Schmettow ſtieß einen fürchterlichen Fluch über dieſe ſeiner Freundin und Gönnerin widerfahrene Unbill aus, und ſchätzte ſich glücklich, ihr ſeinen Wagen anbieten zu können, der ſich nur verſpätet habe, und nicht mehr lange auf ſich werde warten laſſen. Hortenſia nahm dies Anerbieten ihres alten Freundes mit Dank an, und in der Aufregung, in welcher ſie ſich überhaupt befand, warf ſie ihm zum Lohn dafür einen zärtlicheren Blick zu,

als sie sonst, bei dem nicht allzu rücksichtsvollen Benehmen des Herrn von Schmettow, gethan haben würde.

Arminius und Sylvius waren jetzt auch grüßend zu ihr herangetreten, und da man noch länger unter dem Balcon stehen mußte, um das Unwetter und den Wagen abzuwarten, so begann sich das Gespräch wieder zu erneuern, das durch Hortensia's Dazwischenkunft unterbrochen worden war.

Sehen Sie, meine Gnädigste, sagte Herr von Schmettow zu Hortensia, ich bin soeben von diesen beiden Herren wahrhaft belagert und beschossen worden! Daß sie gefährliche und halsbrechende Ideen hegen, war uns schon immer bekannt, aber daß sie auch die Musik hassen, diese göttlichste aller Künste, und daß sie sich sogar etwas darauf zu gute thun, sie zu hassen und weit unter ihrer Würde zu betrachten, das ist eine ganz neue Zeitteufelei, die ein so altmodischer Mensch, wie ich bin, freilich nicht mehr zu begreifen vermag. Erst haben die Herren uns die Gnade angethan, sich in unserm Concert etwas vorsingen und vorspielen zu lassen, die Alles beseligende Stimme unserer Hortensia ist ihnen kaum erst durch Mark und Bein gegangen, hoffentlich auch in die Hände gefahren, denn mich dünkt, ich habe selbst gesehen, wie sie aus Leibeskräften applaudirt haben,

hinterher aber trabt dieſe unglückliche Weisheit unſerer neumodiſchen Heldenjünglinge, welche ſogleich Scheidewaſſer auf jeden Genuß träufeln, und ſich überhaupt ſchämen möchten, einen Genuß zu haben!

Welche ſchreckliche Anklage muß ich gegen Sie hören, meine Herren! nahm Hortenſia das Wort. Die Muſik, die Königin der Herzen, der ich mich ganz hingeben würde, wenn ich nicht dennoch glaubte, daß ich mehr Talent zum Ölmalen habe, die Muſik, die ich ſo liebe, daß ich ſie immer meine Muſik nenne, ſie ſollte nur von Ihnen allein ſich nicht der gebührenden Huldigung zu erfreuen haben?

Der Herr von Schmettow hat nur eine Äußerung von mir mißverſtanden! ſagte Arminius. Nicht gegen die Muſik haben wir angekämpft, ſondern gegen die Virtuoſität, welche ſich eben ſo zur Muſik verhält, wie der Hannswurſt zum Philoſophen, wie der Schauſpieler zum Helden. Ich bemerkte bloß, wie eine ſchneidende Ironie darin liege, daß gerade die Virtuoſität für das Proletariat der heutigen Zeit Wohlthätigkeitsconcerte veranſtalte! Denn das Proletariat iſt derſelbe ſchwindelnde Punct, derſelbe bodenloſe Abgrund, bei dem die heutige Geſellſchaft angelangt iſt, wie die Virtuoſität, die ihrerſeits dieſes ſchwindelnde Element des heutigen Lebens darſtellt, wie es ſich mit tauſend glänzenden Kunſtgriffen über

ſich ſelbſt zu betrügen, wie es mit dieſer gleißneriſchen Scheinkraft über ſich ſelbſt hinauszukommen ſtrebt! Ich haſſe zwar die Virtuoſität unſerer Zeit bei weitem noch nicht ſo ſtark, wie hier mein Freund Sylvius, aber ich würde ſie noch ärger haſſen und wüthender verfolgen, wenn nicht unſer unvergleichlicher Schmettow, deſſen Liebenswürdigkeit man doch einmal nicht widerſtehen kann, ebenfalls einer dieſer Götter vom Olymp der Virtuoſität wäre, einer dieſer Götter von Glanztaffent und veilchenblauer Seide, und mit prächtigem Pfauenſchwanz hinten, welche, wenn ſie ihre Räder ſchlagen, uns dermaßen die Augen verblenden, daß wir Lump und Gott gar nicht mehr von einander zu unterſcheiden vermögen! Denn die Virtuoſität iſt gewiſſermaßen dieſer Indifferenzpunct von Lump und Gott, von Nichts und Alles, und darum finde ich es ſchön, daß die Virtuoſität für das Proletariat Concerte giebt!

Herr von Schmettow, der etwas darauf hielt, ein Edelmann zu ſein, würde ſich unter allen andern Umſtänden eine nähere Erklärung über dieſe anzüglichen Bemerkungen des Arminius ausgebeten haben, wenn er ſie nicht in dieſem Augenblick, wie es ſchien, zum Theil überhört hätte, da er um ſeiner Freundin willen in beſtändiger Unruhe umherſah, ob nicht ſein Wagen bald erſcheinen würde.

Die Virtuosität, diesen wunderſamen Vogel Phönix, möchte ich doch nicht ſo geſcholten ſehen, bitte, bitte! ſagte Hortenſia, indem ſie in ihrer halb naiven, halb affectirenden Weiſe flehend die Hände zuſammenſchlug. Und auch Sie, mein Sohn Brutus? ſetzte ſie hinzu, ſich an Sylvius wendend.

Auch mir iſt jede Schönthuerei in und mit der Kunſt in der Seele zuwider! entgegnete Sylvius mit einem bittern Ausdruck, denn Hortenſia hatte ſeit einiger Zeit einen ſo unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht, daß er mit beſonderer Beziehung auf ſie dieſe Äußerung noch ſchärfer betonte. Sylvius hatte nämlich ſeit dem räthſelhaften Verſchwinden Carmela's den Gedanken nicht loswerden können, daß Hortenſia ihr vielleicht nicht ſo zart und rückſichtsvoll begegnet ſein möchte, als ſie es ſelbſt in ihrem Salon ſo geräuſchvoll von ſich verkündigt hatte. Das arme, vielgeprüfte, ſeltſame Kind, das ihm nun abermals entzogen worden, und deſſen Spuren er bei allen ſeinen Bemühungen noch nicht wiederaufzufinden vermocht, es kann, dachte er, nur durch die zudringliche Gutmüthigkeit, mit welcher Hortenſia ihrer Art gemäß ihr das innerſte Geheimniß ihres Lebens abzuzwingen geſucht hat, verſcheucht und vertrieben worden ſein! Und welch ein günſtiges Aſyl, meinte er, hätte nicht Hortenſia dieſem

verlaſſenen Mädchen gewähren können, wenn ſie dieſen vom Himmel ihr anvertrauten Schatz würdig aufzunehmen verſtanden hätte!

In ſeiner inneren Gereiztheit gegen Hortenſia fuhr er fort, ſeine Anſichten über das in Rede ſtehende Thema noch weiter in ſchlagenden Sätzen zu entwickeln, und Hortenſia ſchien froh, daß das Geſpräch ſo lebendig geworden war, weil ſie darunter am beſten die Aufregung, welche noch in ihr tobte und ihr flammend die Wangen bedeckte, verbergen konnte.

Dieſe Virtuoſität, von der wir ſprechen, iſt die wahre Krankheit unſerer Zeit! rief Sylvius mit Heftigkeit aus. Die Virtuoſität entfaltet ihren prachtvollen Schweif, um durch dieſe dämoniſche Beweglichkeit zum Theil einen Erſatz, zum Theil eine Traveſtie der ſtockenden Thatkraft des hiſtoriſchen Lebens darzubieten. Wir haben in den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts eine ſolche faule nichtsnutzige äſthetiſche Zeit gehabt, und laufen Gefahr, wenn unſer öffentliches Leben nicht durch einen neuen großen Wellenſchlag wieder gehoben wird, in dieſe Äſthetik der Reſtaurationszeiten wieder zurückzuverſinken. Und ſo iſt uns die Virtuoſität mit ihren berückenden Zaubern beſtändig nahe geblieben, und hat unſere Tageszuſtände umſchwebt, mit dem gaukelnden Flug des Vogels, der eigentlich Unheil

bedeutet, und ſchlimme Witterung anzeigt! Wo die Virtuoſität ſolche öffentliche Bedeutung hat erlangen können, wie in der Reſtaurationsperiode die großen Sängerinnen und Tänzerinnen, ſpäter die brillanten Perſönlichkeiten der Muſik, welche bei uns an die Stelle der dem Teufel ſich verſchreibenden, umherziehenden Ritter getreten, wie ſie ſonſt in der romantiſchen Poeſie umherſpukten; — wo ſolche Geſtalten und Richtungen, ſage ich, auf der Höhe des geſellſchaftlichen Lebens ſtehen, da muß auf dem Grunde des ganzen Daſeins etwas verrückt und gebrochen ſein! In Zeiten, wo man auf dem ehrlichen hiſtoriſchen Wege mit den Ideen nicht fertig werden kann, da erſcheint die Virtuoſität als die erſchreckende Fertigkeit, mit Allem fertig zu werden, und einem Jahrhundert, das den Gedanken, den es gedacht hat, nicht durchdringen kann, durch das Undenkbare ein ſchwindelndes Entzücken einzujagen. Wer an nichts mehr glaubt, ſoll doch nun an das Unglaubliche glauben. Eine Zeit, die ſonſt nichts wagt, muß ſich durch die Wagniſſe einer einzigen Virtuoſenhand übertroffen oder verſpottet ſehen. In der Virtuoſität zeigt ſich die Kunſt, wie ſie den Verderbniſſen des Zeitgeiſtes verfallen, und in einem bacchantiſchen Taumel alle Mißklänge ihrer Zeit in ſich zuſammengerafft hat, um gewaltſam und

durch verzweifelte Anſtrengungen eine Schönheit daraus zu machen! Die Virtuoſität iſt der eigentliche Lebensausdruck unſerer Zeit, und darum muß man mit ihr rechten und mit ihr kämpfen, auf Tod und Leben!

Sylvius, der im Zuge war, allen in ihm tobenden Ingrimm gegen Zeit und Welt auszuſchütten, und der ſich um ſo behaglicher in dieſen Ingrimm hineingeſprochen hatte, als der herunterpraſſelnde Regen gewiſſermaßen jedes ſeiner Worte im Takt begleitete, würde noch ein Zeitlang in ſeinen Ergießungen fortgefahren ſein, wenn ihn nicht Hortenſia durch einen lauten Schrei unterbrochen, mit dem ſie plötzlich emporfuhr und beide Hände ausſtreckte. Eine Mücke hatte ſie in den Finger geſtochen, und die raſch aufgelaufene kleine Geſchwulſt mußte nun von den drei Freunden genau betrachtet und bemitleidet werden, indem ſie jedem der Reihe nach ihren Finger hinzeigte.

Inzwiſchen war auch der erwartete Wagen herbeigekommen, und Herr von Schmettow führte ſeine Gönnerin an den Schlag, indem ihm erlaubt wurde, mit ihr zu fahren, was die beiden anderen Freunde, welche ebenfalls dieſe Aufforderung erhalten, abgelehnt hatten.

12. Die Geheimniſſe von Berlin.

Wenn Sie nichts Beſſeres vorhaben, ſo bitte ich Sie, mit mir auf mein Zimmer zu kommen! ſagte Arminius, als Beide, bei nachlaſſendem Regen, ſich auf den Weg zu machen begannen. Sie werden da noch einige Freunde finden, welche, wie Sie wiſſen, ſich um dieſe Stunde bei mir zu verſammeln pflegen! Es ſind freilich die ſogenannten Nichtigkeiter, wie Sie dieſe jungen Leute immer nennen, aber vielleicht erheitert es Sie ein wenig in Ihrer dermaligen trüben Stimmung, auch dieſe poſſirlichen Vorreiter des Zeitgeiſtes, zu denen ich, wie Sie wiſſen, ganz unabhängig ſtehe, wieder einmal walten und ſchalten zu ſehn!

Ich danke Ihnen, ſagte Sylvius lächelnd, aber das Treiben dieſer Herren weiß ich ſchon zu ſehr auswendig, als daß ich meinem Ekel daran noch eine ſpaßhafte Seite abgewinnen könnte. Wird denn der Junghegelianer Opodeldok auch dabei ſein?

Eben der! erwiederte Arminius, laut lachend.

Unter allen denen, welche Sie so treffend die Nichtigkeiter unserer Zeit nennen, hat uns doch Niemand so viel Vergnügen gemacht, als dieser kleine Opodeldok, der, armselig an Gestalt und schäbig an Gemüth und Sitten, doch einen so ungeheuren Weltverbesserungstrieb in sich empfindet, daß er von demselben fast platzen möchte, und beständig zähneknirschend und wuthentbrannt in der ganzen Stadt herumläuft! Heut Abend könnten Sie einen großen Spaß mit ihm bei mir erleben! Sie kennen den jüdischen Ungar, Bombastinus Zipp, der ein Trauerspiel in Hexametern geschrieben hat, worin er communistische Tendenzen abhandelt. Und über eine Stelle dieses seines Werks, das er uns neulich in unserer Versammlung vorgelesen, hat er sich mit Opodeldok entzweit, der darin noch zu viel positiven Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit finden wollte. Wegen dieser Beleidigung, daß ihm zugemuthet wird, noch an solche Dinge zu glauben, hat nun Bombastinus Zipp den Opodeldok auf krumme Säbel gefordert, und das Duell soll in unserer Aller Gegenwart heut um Mitternacht auf meinem Zimmer stattfinden! Es wird die schönste Komödie werden, die jemals aufgeführt worden ist, und ich möchte Ihnen dafür stehen, daß auch Sie Ihre Freude daran haben würden!

Was Sie alles für Herrlichkeiten haben, mit denen Sie sich Ihr Leben aufschmücken! sagte Solvius lächelnd. Wahrhaftig, wenn ich mich betrachte, wie ich so schwerfällig bin, und gleich unbeholfen gegen Alles herausplatze, wo Andere noch Rechnung für ihren Spaß finden, da möchte ich Sie beneiden um Ihre allezeit gute Laune, die mit Allem vorlieb nimmt! Indeß bewundere ich doch auch wieder Ihren starken Magen, daß Sie solche Leute, wie die genannten, ertragen können. Mir ist dieses sich jetzt so verbreitende Gewürm, das nichts als Negation frißt, so bis in die innerste Seele widerwärtig, daß ich gar kein menschliches Erbarmen mehr mit ihnen fühle! Dies ist jetzt eine Partei, durch welche die Jugend selbst in Verruf gebracht wird, denn das Jungsein erscheint hier gleichbedeutend mit dem Niederträchtigsein, mit der Gemüthlosigkeit und Herzensleere selbst. Dagegen wird der für ehrlos und unfähig betrachtet, welcher sich noch einfallen lassen will, an irgend etwas Substantielles und Wesenhaftes im Himmel und auf Erden zu glauben!

Und doch thun Sie diesen Leuten Unrecht, erwiederte Arminius lebhaft, wenn Sie Ihnen die Nothwendigkeit ihrer Existenz abläugnen wollen, da sie durchaus unabweisliche Symptome der heutigen Zeitbewegung sind. Dies junge Verneinungs-Ge-

Die beiden Freunde machten sich auf den Weg, und durchschritten die Linden, wo, nach dem gefallenen Regen, erfrischende Düfte von den Bäumen stiegen. Kühl und dunkel lag die Sommernacht über den Straßen, auf denen es sich jetzt allmählig wieder zu regen und lebendig zu tummeln begann. Arminius und Sylvius bogen die große Friedrichsstraße ein, und verfolgten dieselbe bis zum Oranienburger Thor. Darauf wanderten sie außerhalb desselben an der Stadtmauer entlang bis zum Hamburger Thor, wo sie zugleich bei den sogenannten Familienhäusern anlangten. Sie hatten diesen Weg mit großer Eile zurückgelegt, und Sylvius war stumm und in sich versunken neben dem Andern hergegangen, während Arminius ihn forschend und mit etwas spöttischer Aufmerksamkeit zu betrachten schien.

Wir stehen hier vor den Pyramiden des Berliner Pauperismus, sagte Arminius, indem er auf die Familienhäuser wies, aus deren spärlich erleuchteten Fenstern das Geräusch der Webstühle sich vernehmlich machte. Diese vier Häuser, in welchen 2000 Menschen hungern und darunter 1500 Kinder, sie schließen die ganze Märchenwelt der heutigen Armuth ein! Auch der Pauperismus hat sich bereits seine Mythen gebildet, wie dies hier in den Familienhäusern geschehen ist, wo man lange von

den vier Kreidestrichen gefabelt hat, durch welche die Stuben getheilt wären, um in jeder Ecke eine Familie mit allem ihren Zubehör aufnehmen zu können!

Lassen Sie uns rasch vorbeikommen! sagte Sylvius. Diese Romantik der Armuth, zu deren Gegenstand man neuerdings die Berliner Familienhäuser zu machen angefangen, sie ist nicht nach meinem Geschmack! Aber ich laufe gern zuweilen in diese seltsamen Gassen des Voigtlandes hinein, wo es aus den kleinen niedrigen Häusern mich so wunderbar anmuthet, wo die zerlumpten Kinder so fröhlich mitten auf der Straße liegen und spielen und singen, und wo jedes gefurchte und kummervolle Gesicht, dem man hier begegnet, seine Geschichte hat, welches die Geschichte der ganzen heutigen Gesellschaft ist!

Betrachten Sie doch noch ein wenig diese merkwürdigen Häuser, sagte Arminius, indem er einige Schritte in den Hof hineintrat, und Sylvius mit sich zog. Wenn auch die Familienhäuser bis jetzt noch zu keinem Fourier'schen Phalanstère umgeschaffen worden sind, so sahen wir doch schon unsere sociale Poesie und Romantik zum Hamburger Thor hinaus wandern, um diese Häuser zu besuchen, von welchen seitdem in allen Büchern und Blättern so häufig die Rede geht. Wir haben besonders gesehen,

wie Bettina, das Kind, in welcher der Berliner Socialismus seine ersten romantischen Bacchanalien feiert, auch hinausgeschlüpft ist auf ihren Mondscheinzehen in diese Familienhäuser, und wie sie dort um das Elend der armen Weber ihre magischen Gedankenkreise gezogen hat, mit geheimnißvollem Tanzen und Springen dabei den Genius der Menschheit mitten auf dem Berliner Voigtlande anrufend. Und diese unsere armen Weber, welche bei der angestrengtesten Arbeit in 14 Tagen nur 1 Thlr. 10 Sgr. zu verdienen vermögen, sie haben es der Bettina Alles gesagt, was ihnen fehlt, damit diese es dem König sage, und da haben wir, in diesem eigenthümlichen socialen Bild unserer nächsten Zustände, die ganze Stufenleiter dieser socialen Entwickelung: die arbeitende Volksklasse, dann den prophetischen Genius des socialen Gedankens, und als drittes Glied den höchsten Staatsvertreter und Herrn selbst, in welchem sich die politische Bedeutung dieser socialen Erscheinungsweise zusammenfaßt! Da haben wir auch ein deutsches Proletariat, wie es bei uns zunächst noch als das Element einer neuen Sentimentalität und Romantik sich hervordrängt! Denn auf uns Deutsche wirken einmal alle neuen historischen Bewegungen zuerst sentimental!

Es ist wahr, entgegnete Sylvius, wir bekom-

men von dieser zerlumpten Seite der Menschheit her neuen Stoff zu neuen Gefühlen, zu neuen Gedanken und Dichtungen. Man fängt diesen Stoff an zuerst unter der Form der „Geheimnisse“ zu behandeln, und diese Benennung ist charakteristisch genug, denn wie ein Mysterium schauen sich die Lumpen des Volkes an, diese Lumpen, aus welchen jetzt die wahren Feierkleider der Menschheit gemacht werden sollen. Es ist allerdings ein geheimnißvoller Prozeß, wenn diese untersten Tiefen der Gesellschaft gelüftet werden, und wenn diese taumelnden Gestalten des Unglücks heraufschreiten zur Morgenröthe ihrer neuen Zukunft, unter dem klingenden Spiel ihrer Thränen, Flüche und Verwünschungen! Es ist ein neues Zwielicht der Gesellschaft jetzt angebrochen, und da ist es kein Wunder, daß die Romanschreiber in demselben Gespenster sehen, und nichts mehr als „Geheimnisse“ zu schreiben wissen.

Ich für mein Theil, versetzte Arminius, möchte lieber „Öffentlichkeiten von Berlin“ schreiben, als Geheimnisse von Berlin. Jedes wahre und ächte Geheimniß kann doch nur dazu bestimmt sein, zur rechten Zeit zur Öffentlichkeit zu werden, wie denn das überhaupt die eigentlichen und größten Geheimnisse sind, welche Jedermann vor Augen ge-

wissermaßen auf der Straße liegen. Und namentlich hier in unserm theuern Berlin ist es denn mit den eigentlich geheimen Geheimnissen gar nicht weit her. Diese Dünnbier-Mysterien des Berliner Voigtlandes werden doch immer nur einen schlechten Roman hergeben können. Es wächst Alles hier zu Lande gar zu verständig auf, selbst die Gräuel des Voigtlandes. Und doch sind auch hier so manche kleine Üppigkeiten und Schlechtigkeiten versteckt, welche die bisherigen Geheimnißschreiber von Berlin sogar übersehen zu haben scheinen. Zum Beispiel, die kleinen Badehäuser in der Bergstraße, von denen einige, obwohl in ziemlich schmieriger Einrichtung, doch Alles vereinigen, was man nur in Italien, in Polen, in Brüssel und anderswo in diesem Genre sehen kann, nämlich die Nymphe der Bäder, die zugleich als Göttin Venus fungirt, wenn auch als diese schlechte Göttin, welche die Alten die Vulgivaga nannten. Indeß soll die Polizei von diesen Bade-Mysterien der Bergstraße sehr gut unterrichtet sein, und sie duldet dieselben immer zeitweise so lange, als sie dadurch besondere Zwecke erreicht, und einen Concentrationspunct für manche Verbrecher gewinnt, die sie hier am bequemsten überwachen und zuletzt abfassen kann.

Ich habe Sie immer um Ihre große Local-

kenntniß von Berlin bewundert, ſagte Sylvius. In der That, Sie wären unter Allen der Berufenſte, Geheimniſſe von Berlin zu ſchreiben, oder vielmehr Öffentlichkeiten, wie Sie dieſelben lieber nennen wollen. Schreiben Sie dergleichen, und ſie werden Geld, Ruhm und Anerkennung verdienen.

Ich glaube wohl, daß ich darin mehr leiſten könnte, als bisher auf dieſem Gebiet geſchehen! erwiederte Arminius, mit einiger Selbſtgefälligkeit lächelnd. Aber ich habe, aufrichtig geſagt, keine Zeit dazu!

Keine Zeit? wiederholte Sylvius mit lautem Lachen. Sie geben mir durch dieſes unbeſchreiblich komiſche Wort alle meine Heiterkeit wieder, und ich hätte nicht geglaubt, daß ich heut Abend, wo mir wirklich herzensſchwer und lebensſatt zu Muthe war, noch dermaßen lachen würde. Ich danke Ihnen.

Meine Behauptung iſt der Ernſt und die Wahrheit ſelbſt, lieber Freund! erwiederte Arminius. Ja, ich habe keine Zeit zu ſchreiben, weil ich leben muß, leben, leben, und noch einmal leben! Zur rechten Zeit auf der Straße ſein, zur rechten Zeit in der Kneipe, das ſind Lebensfragen für mich, und was ich dort höre, ſpreche, eſſe, trinke und rauche, das iſt das Gewand der Zeit ſelbſt, das ich damit wirke und webe! Der Zeit zu leben, mein Freund, das

kostet Zeit, und da bleiben nur wenige Augenblicke täglich für das Schreiben und Dichten übrig, die ich denn meiner großen Tragödie zu widmen habe! Sie würden mich mehr begreifen, mein Freund, wenn Sie überhaupt wüßten oder einsehen wollten, was es heißt, zu kneipen! Sie haben sich oft über mich gewundert, daß ich mit den verschiedensten Parteimännern und Parteirichtungen verkehren kann, daß ich mit allen ein gewisses Einverständniß zu haben scheine, und doch keiner entschieden angehöre! Sehen Sie, mein Freund, ich kneipe mit allen Richtungen, und das scheint mir der wahre Standpunct in der heutigen Zeit zu sein! Man läßt sich dadurch keine einzige über den Kopf wachsen, und hat doch von jeder seinen Spaß, und lockt von jeder soviel heraus, als man gerade für das liebe Leben brauchen kann! Daß ich mit allen geistigen Tendenzen unserer Zeit auf dem Kneipcomment stehe, das ist mein wahrer Genuß im Leben, und dadurch allein werde ich meines Daseins froh!

Ich beneide Sie wahrlich um diesen leichten Muth, mit dem Sie zu Allem herantreten und Alles auch wieder von sich abprallen lassen! sagte Sylvius. Woran ich krank bin, daran sind Sie gerade gesund, nämlich an dem verworrenen Knoten der geistigen Richtungen unserer Zeit, welche mir einen

Ekel an dem heutigen Daſein einflößen, die Ihnen aber nur die ſchönſte Gelegenheit geben, um an den verſchiedenſten Orten und Tiſchen kneipen zu können. Nur um Eines wird mir dabei zuweilen bange, nämlich um Ihren Geldbeutel, oder vielmehr um die Mittel und Wege, denſelben zu füllen!

Sie dürfen Sich darüber beruhigen, mein Freund! entgegnete Arminius. Ich ſtudire eine Kunſt, welche mir die wahrhaft ſociale Kunſt zu ſein ſcheint, nämlich die, ohne Geld leben zu können. Und ich darf Sie verſichern, bereits in derſelben große Fortſchritte gemacht zu haben. Die Kunſt, ohne Geld zu leben, iſt die Kunſt der Combinationen. Man ſucht immer richtig diejenigen Momente zu combiniren, in welchen es ſich jedesmal ereignen muß, daß man nicht zu bezahlen braucht. Ich ſchäme mich gar nicht, dies offen zu bekennen, denn ich glaube, daß die ganze Geſellſchaft erſt dann die vollkommene Stufe ihrer Glückſeligkeit erreicht haben wird, wenn Niemand mehr genöthigt iſt, Geld zu haben, und wenn man mit keiner andern Münze mehr zu bezahlen braucht, als mit Combinationen.

Mit Bewunderung ſchwindele ich Ihnen nach auf dieſen Gipfeln einer großen menſchheitlichen Beglückung! ſagte Sylvius lächelnd. Aber wenn Sie einmal alt ſind, was ſoll dann werden? Dann neh-

men Sie vielleicht eine Chaussee-Einnehmer-Stelle an?

Warum das nicht? entgegnete Arminius. Dies würde eine sehr nützliche Beschäftigung sein, bei der man zugleich seinem Gedankenleben ungestört folgen könnte. —

Sie waren bei dieser Unterhaltung mehrmals auf dem geräumigen Hofe, welcher in der Mitte der vier Familienhäuser liegt, auf- und abgegangen, und wollten eben wieder zu dem Thorweg, der das Gehöft einschließt, sich hinausbegeben, als ihnen ein Mann auffiel, der mit den eiligsten Schritten und in einem sehr verwilderten Aufzuge von der Straße hereingestürzt kam. Keuchend vor Hast und Unruhe, schien er von einer besondern Angst getrieben zu werden, und blickte sich mit einem Ausdruck, als wenn er verfolgt sei, mehrmals um, worauf er sich nach dem kleinen, rechts vom Eingange befindlichen Hause wandte, in welchem der Inspector der Familienhäuser wohnt. Dieser saß in der geöffneten Thür des Hauses, und rauchte, mit Gemächlichkeit umherblickend und das Treiben auf dem Hofe beobachtend, seine Pfeife.

Der Angekommene näherte sich ihm rasch und sagte: er möge ihm auf der Stelle ein Zimmer in einem der Häuser anweisen, wofür er die Miethe

sofort für mehrere Monate vorausbezahlen wolle. Bei diesen Worten hatte er in die Tasche gegriffen und ein Goldstück hervorgeholt, das er dem ihn mit Verwunderung betrachtenden Inspector zuwarf. Diese ganze Art seines Auftretens mußte an diesem Orte etwas besonders Befremdliches haben, da die hier neu angelangten Miether niemals so viel Baarschaft zu besitzen pflegen, um auf länger als einen Monat voraus entrichten zu können, indem ihnen vielmehr nachgelassen wird, auf ihr Conto groschenweise ihre Miethe abtragen zu dürfen. Der Fremde wiederholte zugleich sein dringendes Begehren, sofort in ein Zimmer gebracht zu werden, und bat, bis ihm ein solches angewiesen, so lange in das Comptoir eintreten zu dürfen, wozu er sich auch, ohne der Antwort zu harren, auf der Stelle anschickte.

Der Inspector war aufgestanden, und schien unschlüssig, was er thun solle. Arminius und Sylvius hatten mit der größten Aufmerksamkeit und Spannung den Ankömmling betrachtet, und sich gleichzeitig ihre Entdeckung mitgetheilt, daß es kein Anderer als Lorenz sei, welchen sie hier in dieser sonderbaren Situation wiedersehen sollten. Noch ehe sie aber Zeit hatten zu überlegen, was sie mit ihm thun sollten, und ob es nicht ihre Pflicht erfordere, ihn jetzt zur Haft zu bringen, stürzte ein Anderer

athemlos in den Hof, blickte ſich nach allen Seiten um, und rannte auf Lorenz, der ſich noch in der Thür neben dem Inſpector zeigte, mit einem lauten brüllenden Schrei los.

Das iſt Matthias! ſagte Sylvius. Sieh, wie er ſich auf ſeine Beute wirft, lechzend, einem gewaltigen Raubthier ähnlich, wie er fürchterlich ſchreit, und dabei zugleich Laute des Weinens ſich hineinmiſchen. Wie er nur ſeinen Mann endlich gefunden haben mag!

Matthias aber hatte den alten Lorenz ſogleich zur Erde niedergeriſſen, und kniete auf ſeiner Bruſt. Mit einer ſchrecklichen Gier betrachtete er den wehelos unter ihm liegenden, der ſich erbleichend und ohne einen Laut an ihn gefangen gegeben hatte.

So habe ich Dich doch gefunden, gefunden, gefunden! ſchrie Matthias unaufhörlich, indem er ſich mit ſeinem Kopf dicht an das Geſicht des alten Lorenz preßte. Tagelang bin ich Dir nachgelaufen, im Schweiß meines Angeſichts und mit einer Höllenangſt im Herzen! Der kleine Friedrich der Schluchzer, der mir zufällig begegnet war, hatte mir geſagt, Du habeſt die Stadt gar nicht verlaſſen, weil er Dich irgendwo ſchleichen geſehen und Dir nachgegangen ſei! Und ſo lief ich überall herum, auf allen Straßen und vor allen Thoren, bis ich Dich endlich heut am

Abend getroffen habe, wie Du hier an der Stadtmauer entlang krocheſt, gleich dem böſen Geiſt ſelber! Und gabſt Dir noch die Mühe, über einen Gartenzaun zu ſpringen und mir zu entlaufen, alter Schlaukopf! Aber ich verlor Deine Spur nicht mehr, ich habe Dich gefunden!

Arminius und Sylvius waren jetzt näher herangetreten, und wurden von Matthias erkannt. Mit einem ſchauerlichen Grinſen begrüßte er ſie, lachte dann mehrmals laut auf, und wies auf Lorenz, deſſen Kehle er mit ſeiner rechten Hand feſt gepackt hielt. Auch Lorenz, der ſich noch immer ſchweigend und bewegungslos verhielt, hatte jetzt die beiden jungen Freunde geſehen, und wandte ſich, mit einer ſchmerzlichen Zuckung im Geſicht, auf die andere Seite, um nicht von ihren Blicken getroffen zu werden. Nachdem noch ein Augenblick ſo vergangen, ſtieß Lorenz plötzlich einen furchtbaren Schrei aus, und rief: Helft mir, helft, er ermordet mich!

Als man hinzuſprang, um Lorenz endlich aus den harten Umſchlingungen ſeines Gegners zu befreien, bemerkte man, daß der Alte verwundet ſein mußte, da ihm an einer Stelle in der Bruſt das friſche Blut hervorgequollen kam. Matthias hatte ihm unvermerkt ſein Meſſer in die Bruſt gebohrt, und zeigte daſſelbe jetzt, als man ihn mit Gewalt

von seinem Schlachtopfer trennte, mit einem unheimlichen Lächeln.

Der Lärm hatte indeß eine Menge Leute herbeigezogen, zu denen sich bald auch die Polizei gesellte, welche in dieser Gegend stets bereit zu sein pflegt. Matthias ward auf der Stelle ergriffen und abgeführt. Sylvius hatte sich ihm vorher noch zu nähern gesucht, und flüsterte ihm leise zu, daß Leonore gestorben sei. So leide ich denn auch meine Strafe, guter Herr! antwortete er, indem ihm die Thränen aus den Augen stürzten und er bitterlich wie ein Kind zu weinen anfing. Und wenn ich bestraft worden bin, setzte er hinzu, kann sie mir gewiß dann vergeben, und ich bin wohl werth, wieder mit ihr vereinigt zu werden!

Dann übergab er sich ruhig den Händen der Polizeidiener, die ihn mit sich führten.

Der schwer verwundete Lorenz ward in einen herbeigeholten Wagen gebracht, und da man noch nicht wußte, welchen Anlaß er selbst zu dem hier verübten Verbrechen gegeben haben mochte, so erhielt Sylvius, auf seine besondere Verwendung bei dem Polizei-Commissarius, einstweilen die Erlaubniß, ihn zur Pflege mit sich in seine Wohnung nehmen zu dürfen. Sylvius dachte an Carmela, indem er sich dazu erbot, ihren unglücklichen Vater bei sich aufzu-

nehmen, und es wurde ihm in diesem Augenblick wieder heiterer und tröstlicher zu Muthe, ja es war ihm, als hätte er jetzt eine neue Gewißheit erlangt, sie wiederzufinden, und ihr nahe zu kommen, vielleicht ohne sie wieder zu verlieren.

So ließ er den Wagen nach seiner Wohnung in der Marienstraße fahren, in welcher er sich selbst lange nicht eingefunden hatte, und die er zur Aufnahme des verwundeten Lorenz bestimmen wollte. —

13. Aus dem Tagebuch von Sylvius.

Das hohe Streben dieser Zeit ist dies, die wahre Wirklichkeit der ewigen Ideenwelt darzustellen, sie zu Form und Gestalt zu bringen, und die himmelweit gerissene Kluft zwischen dem Geist und der Materie auszufüllen durch das Glück, die Freiheit und die Einheit des Menschengeschlechts. Die Völker haben frisch und zutraulich, wie es immer in der Volksnatur liegt, ihre Lebensweise der neuen Zeit geöffnet, und auf die heiteren Gründe des Volkslebens soll heraussteigen aus den Amtsstuben, Regierungsgebäuden, Polizei-Büreaux und Wachthäusern Alles, was der Staat bisher in dieser geheimen Pein seines Organismus in sich verschlossen, und es soll endlich dort unter dem offenen Himmel, unter dem das Volk wohnt, an Licht und Luft überantwortet werden, die Machthaber aber sollen sich niederlassen mitten unter ihren Völkern in ächt menschlicher Gemeinschaft, und sich stärken und fröhlich beleben an der ursprünglichen Kraft des Volksdaseins,

wie Antäus an der Kraft des mütterlichen Erdbodens. Aber es fehlt noch viel, daß solchergestalt sich dies zugetragen hätte in den Kreisen der heutigen Zeit, vielmehr ist gegen diese feststehende Erkenntniß gesündigt und angekämpft worden von beiden Seiten, und auf und nieder wird gerungen und gezogen, und Gegensatz an Gegensatz bald gewaltsam abgerieben, bald durch Kunstgriffe, Täuschungen und künstliche Maßnahmen aller Art die Entscheidung hingezögert, und scheinbar aufgehalten der Tag des Schicksals. So sind in der Unentschlossenheit des Tages schon die kräftigsten Flügel lahm, und die besten Gesinnungen schwankend geworden, die Überzeugungen haben sich plötzlich wieder zersplittert, und das geschichtliche Leben, das sich durch Erkenntniß und That in seine wahre Einheit erheben will und soll, hat sich an Illusionen und an dem angreifenden Wechsel zwischen Hoffnung und Täuschung abgearbeitet. Bei diesem Zwiespalt des mündig gewordenen Bewußtseins mit den Lebensformen, die sich daraus neu gebären und gestalten sollen, ist die große Zeit, die sich in uns bereitet, zugleich als eine schlimme erschienen, und Vielen hat sich das Mark in den Knochen verzehrt aus Schmerz und Sehnsucht. Dies Unterwegs zur That, das unsere Zeit darstellt, hat einen verdüsternden Schatten um sich her ge-

werfen, den Schatten des Todes, der Krankheit, der politischen Abschwächung und der religiösen Zerrissenheit. —

* * *

— Die gebrochenen und schwankenden Zustände unserer Zeit sind besonders auf diejenige Grundzerfallenheit zurückzuführen, in welche das Selbstbewußtsein der heutigen Völker mit ihren Formen gerathen, das in sich mächtig gewordene Selbstbewußtsein, das zu der idealen Höhe der menschlichen Bestimmung emporgeschritten, und mit den überlieferten und angebildeten Formen des Bewußtseins, mit den historisch abgelebten Formen der Wirklichkeit, in diesen qualvollen Bruch gerathen. Die Völker haben eine Erneuerung ihrer religiösen und politischen Formen aus dem idealen Selbstbewußtsein heraus begonnen, aber der Kampf findet in langsamen und abschwächenden Reibungen statt. Er wälzt keine große schlagende Flamme durch die Welt, doch überall flackern seine unheimlichen Feuerzeichen empor, und keine Stelle giebt es an uns, die nicht schon ergriffen und unterhöhlt wäre! Die Vernunft, die mit allen Traditionen den Krieg angezettelt hat, ist jetzt als Individualität auf den Kampfes-

schauplatz getreten, als diese sich frei und selbstmächtig setzende Individualität, welche die Epoche der Mündigkeit bei den Völkern angesagt hat! Die Völker sind auf den Wegen der Vernunft und Geschichte von großen Illusionen zurückgekommen, und unter den Füßen des fortschreitenden Geschlechts ist allmählig zertreten worden jene transcendente Weltansicht, die alles Glück, alle Freiheit und allen Werth des Daseins in ein jenseits liegendes, unerreichbares Ideal überlassen hat. Nur in dem Einen, das jenseits aller Wirklichkeit lag, war der Geist, der nach Willkür von sich ausströmen oder für sich behalten konnte von seiner Herrlichkeit und seinem Himmel, was ihm beliebte. In dem Staatenleben war dies die declarirte Geistesabwesenheit des Volks, seinen Herrschern gegenüber, die als die Stellvertreter Gottes und der göttlichen Gnaden, sich allein das geheimnißvolle Privilegium vorbehalten hatten, die Maschinerie zu verstehn und zu lenken. Diese Transcendenz des politischen Lebens, welche in der absoluten Monarchie ihre Verkörperung gefunden, ihr entsprach in dem religiösen Bewußtsein der Völker jener Dualismus des Christenthums, welcher, aus den Jahrhunderten der Ascese und des Märtyrerthums geboren, eine Blume des Moders, mit dem die neue Zeit erst hatte gedüngt werden

müſſen, den Geiſt ebenfalls entzweit hatte mit der Materie. Dieſer chriſtliche Dualismus hatte die Wirklichkeit verſtoßen in die Finſterniß, und in die Unfreiheit, und den Leib überantwortet an die Sünde und die Knechtſchaft, dagegen er allein erhöht hatte den Geiſt zu einer jenſeitigen Himmelsluft, zu einem Anſchauen und Genuß des göttlichen Seins, das zu erreichen aber erſt die ganze ſchöne grüne Wirklichkeit ſich in Opferflammen hatte verzehren müſſen.

Dieſer Weltanſicht entwachſend, haben die chriſtlichen Völker, in ihrem religiöſen und politiſchen Bewußtſein zugleich, dieſe ihr ganzes Leben durchdringende Erſchütterung gefühlt, und das alte Band ihrer Einrichtungen iſt geſprungen an ihrem menſchlich aufquellenden Herzen, und iſt halb in Schrecken halb in Freude entzwei geborſten wie die Hülſe über dem frei werdenden Kern! Da ſind mit den Völkern zugleich die Fürſten an dieſem Scheideweg der Zeiten betroffen angelangt, und der alte Staat iſt, einem ſteinernen Memnon gleich, erzittert und erklungen von der neuen jungen Macht, von der Macht der Individualität, die nicht, wie ſonſt, allein und einſam auf der Spitze des Throns, ſondern zugleich in der Breite und Tiefe des ganzen Volkslebens ſich gliedern will. Aus den Tiefen des Volkslebens herauf haben die Stimmen der Vernunft und der

Freiheit lange um Gehör geklagt, und um das Recht, Besitz zu ergreifen von der Wirklichkeit, die ihnen gehört seit Anbeginn der Zeiten durch die göttliche Weltordnung selbst. Diese neue Erkenntniß der Wirklichkeit, in welcher Fürsten und Völker sich zu einem neuen Bund zusammenzuschließen haben, sie ist einfach, wie alle wahre Erkenntniß, aber tausend schwere Verwickelungen haben sich doch herangefunden zu ihr in dem Drang der heutigen Begebenheiten und Personen, und die Schlangen des Zweifels und des Kleinmuths halten diese Erkenntniß umwunden, diese Erkenntniß, welche von keinem anderen Gott mehr wissen will, als von dem wirklich gewordenen, von keiner andern Freiheit, als von der wirklich gewordenen, von keinem höheren Gesetz, als von dem Gesetz der wirklich gewordenen Ideen. —

* * *

— Auf manchen Seiten hat sich in unserer Zeit eine falsche und thörichte Ansicht von dem festgesetzt, was das Vergnügen ist. Das Vergnügen muß als etwas durchaus Nothwendiges für die ganze Menschheit erkannt werden, und vieles schwere und wichtig gehaltene Gepäck, womit sich das Menschengeschlecht seit Jahrtausenden sauer genug

herumgeſchleppt hat, wäre immer bei weitem eher zu entbehren geweſen, als das Vergnügen, deſſen höhere Nothwendigkeit alle Zeiten durchdringt. Es hat noch kein Volk gegeben, das ohne Vergnügen zu beſtehen vermocht hat, und ſelbſt das verwahrloſetſte bethätigt eben in dieſem Drang die höhere Würde und Freiheit der menſchlichen Natur, die, eben ſo gut wie im ernſten ſich ſelbſt denkenden Gedanken, ſo auch im feſſelloſen Spiel der Freude ſich bewußt werden kann, daß ſie um ihrer ſelbſt willen da iſt, ſich ſelbſt genießend und ſich ſelbſt beſtimmend nach göttlichem Ebenbild. Man hat in unſern Tagen viel von den Kanzeln herab gegen das Vergnügen gepredigt, und zwar nicht bloß gegen die Luſt an Redouten und Maskenbällen, und gegen deren Verlegung auf den Sonnabend, „damit — wie es in einer kürzlich hier gehaltenen Paſſionspredigt des bekannten Predigers Arnd heißt — ja die ganze Nacht durchſchwärmt und der Tag des Herrn recht gefliſſentlich entweiht werde und um alle ſeine Bedeutung und Heiligkeit komme im Volksleben!“ Dieſer Eifer gegen die Sonnabends-Redouten kleidet ſchön, obwohl die darin liegende Vorausſetzung, daß auf denſelben wirklich das Vergnügen geherrſcht habe, von Kennern noch in Zweifel gezogen werden ſoll. Dieſer Prediger gegen das Ver-

gnügen eifert aber damit zugleich gegen das Streben unſerer Zeit nach einer freien Verfaſſung, nach einer freien Preſſe, gegen die ſogenannten Anmaßungen der Wiſſenſchaft und gegen die Luſt am Kunſtwerk, in welchen Dingen allen in der That das größte Vergnügen beſteht. Es iſt überhaupt merkwürdig zu ſehen, wie Diejenigen, welche die höhere Nothwendigkeit des Vergnügens verkannt haben, damit immer zugleich die höhere Nothwendigkeit der Kunſt, der Freiheit, der Vernunft abgeläugnet und in den Bann gethan haben. Sie haben dadurch das verbannte Vergnügen in gute Geſellſchaft gebracht, wo es ſeinen Platz neben der Kunſt, der Wiſſenſchaft und der Freiheit erhalten, der ihm denn auch von Gott und Rechtswegen für alle Zeiten gebührt. Das Vergnügen iſt die wahre Muſe des Menſchengeſchlechts, ein Allerheiligſtes der Geſchichte darſtellend, zu dem die abſtracte und blutloſe Frömmigkeit der Zeit nur dann erſt Zutritt erhalten kann, wenn ſie concret geworden, und in der lebendigen Wirklichkeit ſelbſt den Gott gefunden hat. Der allerdings immer ſtärker werdende Drang nach Vergnügen in unſerer Zeit muß sub specie aeterni zugleich als der Drang nach Glück angeſehen werden, der die heutige Weltſtimmung vorzugsweiſe charakteriſirt. Der Drang nach Glück, der ſich von allen unſern

öffentlichen Verhältniſſen nicht mehr wird abweiſen laſſen, er iſt der ächte und ſtarke Bürge für freie und ſchöne Geſtaltungen, denen unſere Zeit entgegengeht. Von dieſem neu erwachenden Glück der Menſchheit mit fortgeriſſen, wird der Staat ſich der Schönheit öffnen, denn unter einem glücklichen Volke iſt und wird Alles ſchön. Man hat von politiſch verderbten Zeiten häufig bemerkt, daß dann die ſchöne Bildung unter den Menſchenkindern abgenommen habe. Die freien Griechen hatten die ſchönſten Formen auch des Leibes an ſich. In Winkelmann's Geſchichte der Kunſt leſe ich: daß man unter den Griechen gar keine gepletſchten Naſen gefunden hätte, welche, auf die Sklaverei deutende Form vorherrſchend bei den geknechteten und uncultivirten Völkern auftritt. Es wäre daher keine Übertreibung zu ſagen, daß man den Völkern ihre Staatsverfaſſungen ſchon an den Naſen anſehen kann!

* * *

— Es iſt häufig die Frage erhoben worden, woher uns eigentlich unſere Gedanken kommen, und ob dieſelben auf dem Wege der angeborenen Ideen und durch eine übernatürliche Einwirkung ſich in

uns erzeugen, oder ob ſie eine freie und ſelbſtmächtige Hervorbringung der menſchlichen Perſönlichkeit ſind? — Die ſchöpferiſche Begegnung des denkenden Geiſtes mit den innerſten Lebensmomenten der Dinge ſelbſt, worin ſich das fortwährende Produciren und Verändern der Wirklichkeit vollbringt, ſie iſt zugleich der Zeugungsact unſerer Gedanken ſelbſt, und obwohl ſich gerade die höchſte Macht der menſchlichen Perſönlichkeit darin bethätigt, ſo mag man doch inſofern den Urſprung unſerer Gedanken immer einen göttlichen nennen, als jene ewige Production der Wirklichkeit im denkenden Geiſte das Sein des Göttlichen in ſich ſchließt. Bekannt iſt das Wort von Goethe: »ich habe nur Gedanken, wenn ich producire!« Der göttliche Urſprung unſerer Gedanken aber iſt von der pietiſtiſchen Weltanſchauung häufig in einem Sinne behauptet worden, in dem Gott auch als unmittelbarer Geber und Einflößer der Gedanken gewiſſermaßen durch einen geiſtigen Trichter erſcheint. Der Menſch würde dabei ungefähr die Rolle ſpielen, wie der Mann mit dem ewigen Loch im Kopf bei Münchhauſen, der einen Schieber darüber trug, und denſelben aufundzuziehen konnte. Wenn die menſchlichen Gedanken nur durch einen ſolchen Schieber von oben herab in den Kopf hineinkämen, ſo würde das ganze

geistige Leben zu jenem Mechanismus, der alles substantielle und in sich lebendige Dasein hinwegtilgen müßte. Ein solcher Mechanismus entspricht aber überhaupt der pietistischen Weltanschauung und Gottesvorstellung, in der die Menschen nicht im wahren Sinne des Geistes und aus dem Geiste heraus Gottes Kinder sind, sondern vielmehr so, daß sie bloß die Gegängelten Gottes sind, die, wie Komödiantenkinder, nur auf das Theater der Welt weinend hinausgestoßen sind, um dort eine eingelernte Rolle aufzusagen, bei der sie beständig zitternd und zagend nach dem Gesicht des Vaters hinter den Koulissen zurückblicken, auf dem sie Strafe oder Belohnung lesen. Gott kann sich aber dem Menschen nicht mehr entziehen, nachdem er sich ihm einmal hingegeben, er kann sich ihm nicht mehr geben oder vorenthalten nach Willkür, sondern er ist ein Eigenthum des menschlichen Gedankens selbst geworden, und das menschliche Denken hat diesen seinen Ursprung in Gott nur als die immanente göttliche Kraft des Selbstbewußtseins selbst anzunehmen. In der Vorrede zu einer seiner Schriften erzählt der verstorbene Dichter und Ritter Fouqué, wie er jedesmal, ehe er sich zum Dichten anschicke, ein Gebet zu Gott halte, daß ihm derselbe gute Gedanken einflößen möchte. Ist das Gebet hier nichts

Anderes als ein Hinabsteigen in den göttlichen Grund des Selbstbewußtseins, so fällt es eigentlich mit dem Wesen des Dichtens selbst zusammen. Ist es aber bloß diese Ceremonie, die wirklich aus einer Leerheit und Mangel an Gedanken sich zu Gott um Gedanken wendet, so hat eine solche mit dem wahrhaft göttlichen Grund und Ursprung unserer Gedanken schon nichts mehr gemein, und sie wird auf diesem Wege am allerwenigsten zu Gedanken gelangen, wie denn auch Gott immer solche um ihre Gedanken betenden Schriftsteller eben mit Gedankenlosigkeit bestraft zu haben scheint. Es kann eher geschehen, daß durch Beten Fieber und alle Krankheiten geheilt werden, womit sich in neuerer Zeit gewisse Ärzte in der That aufgehalten haben, als daß durch das bloße Beten auch nur das erträglichste Kunstwerk zu Stande gebracht würde. Es heißt aber in jenem alten, rechtschaffenen und wahrhaft frommen Spruch: bete und arbeite! In diesem Spruch liegt das wahre Geheimniß des Producirens, die Anerkennung der selbsteigenen menschlichen Kraft, die in ihrer eigensten Bethätigung sich an die göttliche anschließt. Dies ist das ewige Schaffen, Bilden und Verändern des Gedankens aus seinen innersten und wahrhaft menschlichen Gründen heraus. —

— Wer entdeckte nicht in unserer Zeit ein Talent in sich, sei es zum Klavierspielen, zum Malen auf Porzellan, zum Singen u. dgl. Unsere Zeit charakterisirt sich besonders durch die Talentsucht, die in ihr vorherrschend geworden, sowie es im achtzehnten Jahrhundert die Geniesucht war, in der sich die sogenannte Sturm- und Drangperiode in unserer Literatur charakterisirte. Die Geniesucht jener Zeit, die besonders in Lenz, Klinger und Andern sich offenbarte, sie war zugleich die Periode der unglücklichen Genies in Deutschland, der wahnsinnigen Genies, auch der Lumpengenies, und der Grund dieser Erscheinung war die Absonderlichkeit und Zerfallenheit des deutschen Nationalbewußtseins überhaupt, in welchem der Geist in seiner Freiheit sich nicht klargestaltig herausleben konnte, sondern, mit der Öffentlichkeit überworfen, sich in sich selbst zurückdrängen, und in seinen geheimsten Schlüften und Gründen sich gewaltsam und oft qualvoll genug austoben mußte. Die Talentsucht der heutigen Zeit, in der das Nationalleben sich über seine Zerfallenheit glänzend hinwegtäuschen zu wollen scheint, sie erscheint dagegen vorzugsweise als eine Periode der Glücklichen, es ist das par excellence glückmachende Talent, dessen eigentliche Begeisterung zugleich in jener Beglückungswuth

ſich ausdrückt, mit der es alle Andern zu beglücken trachtet, was namentlich Seitens der Muſik, die in unſern Tagen am meiſten der Talentſucht hat Vorſchub leiſten müſſen, uns bei allen Gelegenheiten entgegentritt. Das Genie, welches das wahrhaft glückbringende und menſchheiterlöſende iſt, kann ſich daher mit dem glückmachenden und geſellſchaftbeglückenden Talent oft gar nicht hinſichtlich der äußeren Erfolge meſſen. —

* * *

— Es giebt doch ewig nichts Höheres als das Kunſtwerk, und unſere Zeit muß zum Kunſtwerk wieder zurückkehren, wenn ihr geholfen werden ſoll! In dem Kunſtwerk hat die Freiheit des ſchaffenden Geiſtes ſich den Zwang angethan, ſich zur Nothwendigkeit des Organismus zu entſchließen. Das Kunſtwerk iſt daher dies einsgewordene Gebilde der Freiheit und Nothwendigkeit, das Kunſtwerk iſt dies abſolute Können, das es mit dem nothwendigen Inhalt des Lebens zu einer freien und ſchönen Wirklichkeit zu bringen vermocht hat. In dieſer Welt des Kunſtwerks iſt nun der wahre Schöpfungstag des Bewußtſeins angebrochen, und eine neue Einheit von Geiſt und Körper hat der Künſtler zu

Stande gebracht, er hat denjenigen höchſten Lebenspunkt geſtaltet, auf dem die ideale und reale Welt ihr gemeinſames Band, die Wirklichkeit ihrer Verſöhnung, gefunden haben. Das Kunſtwerk bezeichnet überhaupt diejenige Sphäre des Menſchengeiſtes, in welcher die auseinanderfallenden natürlichen und geiſtigen Gegenſätze des Lebens ſich aus ihrer Zerſtückelung zu erheben, und in ein feſtes Lebensbild zuſammenzufügen trachten. Das Kunſtwerk iſt darum, wenn es auch erſt durch die beſondere und ausſchließliche Befähigung des Individuums geſtaltet wird, doch weſentlich eine Sache der Menſchheit, und die ganze Menſchheit ſchaut darin das Bild ihrer eigenen Entwickelung, die Blüthe ihrer Hoffnungen und das Ziel ihrer Zukunft an. Alle Bildungszuſtände ſtreben nach dem Kunſtwerk hin, und wo dieſelben aus dem Geiſt des Kunſtwerks herausgefallen, iſt jene Gebrochenheit des ganzen Lebens bemerkbar, die entweder eine verfallene und abgelaufene Völkerepoche, oder eine qualvoll ringende bezeichnet. So hat ſich der heutigen Zeit die Idee des Kunſtwerks weſentlich verdunkelt, und ſogar mitten in der Kunſt ſelbſt, namentlich in der neueſten Poeſie, hat ſich ihr das rein künſtleriſche Element verwiſcht, und iſt von der ſchwankenden Reflexion der Zeit durchzogen und ungeſtaltig gemacht worden.

Dies iſt das ungewiſſe Hinundhergeworfenſein unſerer heutigen Zuſtände, die Verlegenheit um das eigentliche Ziel der Entwickelung, um das es ſich handelt, und das krankhafte Geſpanntſein mit allen Mitteln, durch welche das Ziel gefunden werden könnte. Dies iſt eine dem Geiſt des Kunſtwerks widerſtrebende Epoche, die aber ihre endliche Erlöſung und Befreiung nur in demjenigen Geiſt finden kann, welchen das Leben des Kunſtwerks uns veranſchaulicht, in dem Geiſt der freien und bewußten Organiſation, die mit göttlichem Muth das ganze und volle Leben da entſtehen läßt, wo es ſich aus dem Schwerpunkt des innerſten Daſeins heraus zur Exiſtenz drängt, und worin einzig und allein das Weſen des Kunſtwerks beſteht. Das Kunſtwerk hat alle ſchwankende Verlegenheit um das höchſte Ziel des Daſeins überwunden, und es zeigt ſich mit allen ſeinen Mitteln und Wegen in dieſem vollkommenen harmoniſchen Einklang, welcher, die Willkür ausſchließend, die wahre, aus dem Inhalt ſelbſt ſich erzeugende Formgebung des Lebens iſt. Darum ſchließt das Kunſtwerk die Ruhe und die Bewegung zugleich in ſich, es iſt der ewig nothwendige Stillſtand des Organismus, an den ſich das Daſein hier gefeſſelt hat, und zugleich treibt in dieſen Gränzen der volle Lebensſtrom in die Unendlichkeit der Zu-

kunft hin. Es iſt die höchſte Spannung des ganzen Lebens, die ſich im Kunſtwerk darſtellt, und zugleich hat alle Spannung der einzelnen Formen und Mittel aufgehört, und ſie ſind als das rechte Werkzeug der Befriedigung herausgetreten, durch welche das Kunſtwerk, als dieſes in ſich ſelig gewordene Product von Himmel und Erde, ſich vollendet hat. Erde und Himmel ſind im Kunſtwerk ineinandergefloſſen, und das wahre Dieſſeits, der ächte Vollgenuß der Wirklichkeit, hat ſich darin zur Erſcheinung gebracht. Ich ſehne mich nach dem Kunſtwerk, als nach der Löſung aller meiner Lebenswirren! Kann und werde ich es jemals erreichen, erleben!

14. Die Verlobung.

Der räthſelhafte Fremde, welcher ſich in dem Wohlthätigkeitsconcert auf eine ſo eigenthümliche Weiſe gegen Hortenſia bemerklich gemacht, und der ſich für einen Lord Albin aus London ausgegeben, er hatte nicht unterlaſſen, ſich am andern Tage in Hortenſia's Salon einzufinden. Zu der Vorliebe, welche das phantaſtiſch aufgeregte Mädchen für alle Engländer hegte, hatte ſich bei ihr in der That noch eine raſche Neigung für die einnehmende Perſönlichkeit des Fremden geſellt. Er hatte die Erlaubniß von ihr erhalten, täglich kommen zu dürfen, und ihre Unterhaltungen waren immer lebhafter und inhaltsvoller geworden, da Hortenſia das Engliſche mit großer Geläufigkeit und Schönheit ſprach. Wie froh bin ich, rief ſie wiederholt aus, daß ich dieſe meine Lieblingsſprache wieder einmal ſo recht üben kann! Und dann bat ſie ihn, ſie doch ein wenig mit ihrer Ausſprache in die Schule zu nehmen, was der Lord aber nur mit den entſchiedenſten Ausbrüchen des

Entzückens über ihr reines und ſchönes Engliſch beantworten konnte.

Neben dem Intereſſe der Sprache hatte ſich jedoch bei Hortenſia auch ſehr bald das an dem Inhalt ſeiner Mittheilungen verrathen und in ihrer keineswegs zurückhaltenden Weiſe ausgeſprochen. Der Lord verſtand ausgezeichnet zu erzählen, beſonders von den Zuſtänden ſeiner engliſchen Heimath, von denen Hortenſia nicht Einzelnes und Genaues genug erfahren konnte. Außerdem war er in allen Ländern und Gegenden der Welt zu Hauſe, er hatte Alles geſehen, wußte von Allem zu ſprechen, namentlich aber eigene Erlebniſſe, deren er mancherlei und zum Theil ſehr originelle vorzuführen hatte, in ſpannender Darſtellung und mit farbenreichen Ausſchmückungen vorzutragen. Eine gewiſſe Grazie belebte ſeine Erzählungen, ſeine Bemerkungen über Welt und Menſchen ſchloſſen ſich den intereſſanten Thatſachen an, und gewöhnlich endete er damit, ſeinen Mittheilungen zuletzt eine rührende und ſentimentale Wendung zu geben, indem er ſich als einen vom Leben mannigfach Umhergetriebenen, der ruheles und ohne Glück durch Strudel und Klippen gefahrvoll hindurchgeirrt ſei, darſtellte. Hier, in Hortenſia's Nähe, vor ihren Augen, zu ihren Füßen, endlich den ſtillen Frieden einer Heimath gefunden zu

haben, war der Refrain, welchen Lord Albin in allen Tonarten, bald wehmüthig und hinſchmelzend, bald in kühneren und dreiſteren Wendungen, wiederholte. Hortenſia ſchwamm in einem Meer von Entzücken, eine ſolche geiſtvolle, von vielſeitiger Bildung und Anregung getragene Unterhaltung hatte ſie noch nie genoſſen, und als er zuletzt, vor ihr niederknieend, ihr ſagte, daß ſie ihm doch das Heimathsrecht ſchenken möchte zu dem Glück, welches er nur in ihr ſehen und finden könne, da hatte ſie nicht mehr vermocht ihn von ſich zurückzuweiſen, ſondern ſie hatte lange an ſeinem Halſe geweint. —

Beide hatten verabredet, heut ein großes Mittagseſſen im Kroll'ſchen Garten zu geben, wozu ihre beiderſeitigen Bekannten eingeladen werden ſollten. Lord Albin hatte Hortenſia gefragt, ob er ſich der Hoffnung hingeben dürfe, bei dieſer Gelegenheit ihre Verlobung erklärt zu ſehen, und Hortenſia, trunken und überwältigt von Allem, was ſeit ſo kurzer Zeit mit ihr vorgegangen war, vermochte nur mit einem heißen Strom von Thränen, die ſich zuletzt in ein ſeliges Lächeln auflöſten, zu antworten. —

Am Vormittage hatte Hortenſia noch Mehreres in der Stadt zu beſorgen, und ſie beſchloß, da das Wetter ſchön war, ihre Gänge zu Fuß abzumachen. In einer ſonſt wenig belebten Gaſſe, durch welche

sie ihr Weg führte, fiel ihr heut eine ungewöhnliche Menge von Menschen auf, die sich alle um ein Haus versammelten, in dem etwas Außerordentliches für die Neugierde vorgefallen sein mußte. Mit Mühe konnte Hortensia durch das Gedränge hindurchkommen, und soviel aus den Reden der Umstehenden hervorging, war man hier dem Thäter eines bedeutenden Diebstahls auf die Spur gerathen. Jetzt sah man einen Wagen herbeifahren, der vor dem verdächtigen Hause stillhielt, und die dichtgedrängte Volksmenge auseinanderscheuchte. In demselben Augenblick öffnete sich zugleich die Hausthür, und eine anständig gekleidete Dame, die fast schon ein ehrwürdiges Alter hatte, trat in Begleitung eines Polizeibeamten heraus, indem der versammelte Pöbel sie laut aufschreiend mit dem Zuruf einer Juwelendiebin begrüßte. Wie erstaunte und erschrak Hortensia, als sie in ihr die Dame wieder erkannte, die sich an jenem Abend des ersten Zusammentreffens mit Albin im Concertsaale ihr als thätige und vermittelnde Begleiterin desselben gezeigt hatte, und die ihr bis jetzt als Heldin eines solchen Schauspiels auf öffentlicher Straße wiederbegegnete! Albin's Freundin eine Juwelendiebin! Die arme Hortensia fürchtete ihren Augen zu begegnen, und es war ihr fast zu Muthe, als könne sie selbst eines Verbre-

chens für schuldig gehalten werden, wenn Jene blicken ließe, daß sie mit ihr bekannt sei. Die Dame indeß, der es unter den obwaltenden Verhältnissen noch gelang, einen bewundernswürdigen Anstand zu zeigen, stieg ruhig ein, indem ihr der Polizeibeamte folgte, und der Wagen rollte schnell davon nach seinem nicht weit entfernten Ziele. Die Volksmasse bewegte sich hinter ihm drein und Hortensia setzte in der seltsamsten Stimmung ihren Weg fort.

An der Ecke begegnete ihr eine Freundin, der sie als gleichgültige Stadtgeschichte den eben erlebten Vorfall erzählte, die aber selbst schon näher von der Sache unterrichtet zu sein schien. Sie erzählte, daß man die Juwelen der Generalin von O., deren Entwendung seit geraumer Zeit so viel Aufsehn gemacht und überall besprochen worden, bei jener schon durch frühere Betrügereien verdächtigen Dame vorgefunden, und daß dieselbe sowohl in unmittelbarer Verbindung mit dem Diebe selbst stehen müsse, als sie auch schon einen Theil der Kostbarkeiten durch einen ihrer Helfershelfer, dem man ebenfalls auf der Spur sei, zu verkaufen gewußt habe. Diese Dame sei um so bemerkenswerther, als sie sich in der letzten Zeit in der Stadt dadurch bekannt gemacht hatte, daß sie bei vielen frommen und mildthätigen Ver-

einen Mitglied gewesen und sich zuletzt sogar an die Spitze einer Gesellschaft zur Veredelung und Versittlichung weiblicher Dienstboten gestellt habe.

Diese Nachrichten waren nicht mehr geeignet, die Vorstellungen der geängstigten Hortensia zu erheitern, und von unerklärlich bangen Ahnungen bewegt, langte sie vor ihrem Hause an, vor dem sie bereits den Wagen des Lord Albin halten sah. Sie eilte, ihrer Sinne kaum mehr mächtig, auf ihr Zimmer, und ließ sich dort erschöpft auf dem Sopha nieder. Während sie im Nebenzimmer die aufundab gehenden Schritte des Lords hörte, welcher ihrer harrte, um sie zu dem bevorstehenden Mittagsmahl abzuholen, fühlte sie ihr Herz in gewaltigen Schlägen pochen, und eine gränzenlose Angst bemächtigte sich ihrer. Da hörte sie seine Stimme, wie er sich ein englisches Volkslied trällerte, und diese Laute drangen so rein, unschuldig und wie um Vertrauen bittend zu ihr herüber, daß sie sich wegen ihrer Zweifel, die in ihr aufgestiegen waren, Vorwürfe zu machen begann. Sie, die sonst der argloseste Charakter von der Welt war, sie hatte sich in ihrem Vertrauen irre machen lassen durch ein Ereigniß, das doch nicht in dem geringsten Zusammenhange mit der Person des von ihr geliebten Mannes stehen konnte, und jene Dame, wenn es wirklich die-

selbe gewesen, welche sie im Concertsaal mit Albin gesehen, konnte sie mit diesem nicht dennoch nur in der zufälligsten Berührung stehen, konnte er nicht ebenfalls von ihr getäuscht und betrogen sein, oder konnte, da sie mit frommen Wohlthätigkeitsvereinen zu thun gehabt, ihre Bekanntschaft mit Lord Albin nicht daher stammen, weil, wie ihr Freund ihr schon mehrmals gesagt, er kürzlich große Summen für die Zwecke jener Vereine hergegeben habe. Sie wußte jetzt selbst nicht, was ihr eigentlich für schwarze Gedanken aufgestiegen waren, sie schämte sich und mußte zugleich lächeln. Mit dem innigsten Ausdruck ihrer seelenvollen Stimme rief sie ihm durch die Thür zu, er möge sich noch eine kleine Viertelstunde gedulden, bis sie ihre Toilette zum Diner vollendet. Dann fügte sie scherzend die ersten Liebkosungsworte hinzu, die sie ihm bis jetzt gesagt. —

Unter heiteren Gesprächen fuhren sie darauf nach dem Kroll'schen Garten ab. Es war bestimmt worden, dort im Rococo-Saal zu speisen, und die dazu geladene Gesellschaft hatte sich bereits zahlreich und glänzend eingefunden. Alle schienen von einer besonderen Erwartung erfüllt, und man sah es den Gesichtern an, daß sie das Eintreffen eigenthümlicher Dinge erwarteten. Als Hortensia und ihr Begleiter in den Saal traten, ward die bis dahin

sehr hörbar gewesene Unterhaltung plötzlich still, und eine ängstliche Pause trat ein, die zugleich eine Verlegenheit ausdrückte, wie man die zusammen Eintretenden ansehen oder begrüßen solle.

In dem großen Saal des Kroll'schen Gartens fand an diesem Tage ein öffentliches Concert statt. Eine bunte Menschenmenge bewegte sich in dem großen Raum auf und nieder, oder theilte sich an den einzelnen Tischen in Gruppen ab, während die Musik sich zu bemühen schien, Takt und Harmonie in das unruhige Getümmel zu bringen. Der Rococo-Saal, in welchem sich Hortensia's Gesellschaft befand, stößt mit seinen Fenstern und Glasthüren an den großen Concertsaal an, und gestattet den dort Vorübergehenden, hineinzuschauen und alles Vorgehende zu beobachten.

Hortensia hatte inzwischen mehreren ihrer Freunde, unter denen sich auch Herr von Schmettow, Arminius und Sylvius befanden, den Lord Albin als ihren Verlobten vorgestellt, und diese Nachricht verbreitete sich bald durch die ganze Gesellschaft. Das Erstaunen, das sich Aller bemächtigte, war in der That kein geringes, und äußerte sich zuerst in einer sprachlosen Stille, die plötzlich in dem Saal zu herrschen anfing. Nur Wenige vermochten es schon über sich, Glückwünsche zu stammeln und eine zwei-

deutige Freude zu erkennen zu geben. Aber Albin näherte ſich mit vollkommener Unbefangenheit ſeiner Auserwählten, und küßte der hochroth gewordenen Hortenſia feierlich und zärtlich die Hand, indem er ſodann mit der ungezwungenen Heiterkeit des Weltmanns ſie zu Tiſche führte und neben ihr Platz nahm.

Kaum war man allgemein dieſem Beiſpiel gefolgt, ſich zu Tiſch zu ſetzen, als die Thür des Saales plötzlich geräuſchvoll aufgeriſſen wurde, und ein Fremder, deſſen Geſicht man draußen ſchon ſeit einiger Zeit lauſchend an der Glasthür hatte bemerken können, mit wilden und heftigen Gebärden hereingeſtürzt kam. Nach ſeinem Eintreten ſchob er haſtig den Riegel vor die Thür, und wandte ſich dann erſt an die Geſellſchaft, indem er, einige Papiere auf den Tiſch werfend, ausrief: Für mein plötzliches Eindringen in dieſe Geſellſchaft erbitte ich mir Ihre Verzeihung! Ich bin ein Ehrenmann, dafür mein Wort, und meine Papiere da! Ich bin ein Engländer, mein Name iſt Friday!

Darauf trat er mit einer ernſten und düſteren Miene auf Albin zu, indem er ſeine beiden Arme um deſſen Hals ſchlang, als wolle er ihn zum Willkommen begrüßen, in der That aber, wie es ſchien, um den Lord feſtzuhalten, der, ſobald er den Andern

gewahr wurde, eine merkliche Bestürzung in seinem erbleichenden Gesicht nicht hatte unterdrücken können.

Es ist Steevens! schrie der Fremde jetzt, alle Kraft seiner Stimme aufbietend, und hielt seine Beute nur immer fester. Lasse sich Keiner mehr betrügen von diesem Allerweltsbetrüger! Es ist mein Buchhalter Steevens, der mir aus London mit der Hälfte meines Vermögens davongegangen, und dem ich bereits seit einem Jahr durch alle Städte Europa's nachjage. Ja, Steevens, du bist es! Kennst Du mich? Betrüger, wo hast du meine Banknoten, mein Gold, mein Silber, mein Alles! Schon dreimal bin ich Dir hier in der Stadt auf den Fersen gewesen, aber Du sahst mich nicht, und Dein gutes Glück half Dir meiner Rache entfliehen! Jetzt aber habe ich Dich, und ich lasse Dich nicht wieder los, bis meine Rache an Dir gesättigt ist, denn ich war ein reicher Mann in London, und deinetwegen habe ich falliren müssen!

Mit diesen Worten drängte er sich immer enger an denselben, ohne Rücksicht auf Ort und Verhältnisse zu nehmen, wie eine Schlange, die ihren Feind durch Umarmung erdrücken will. Dieser aber wußte sich gleichwohl durch eine geschickte Bewegung von ihm loszumachen, und sagte mit erkünstelter Fassung, indem er sich an die Gesellschaft wandte: Wodurch

habe ich Unglücklicher es verſchuldet, daß ich in der ſchönſten Stunde meines Lebens, die mich hieher geführt hat, von einem Raſenden angefallen werden muß, den ich eher bei andern wilden Thieren im Walde, als hier vermuthet hätte, in dieſer heiligen Stunde, welche mich die Geliebte meines Herzens finden ließ! Ich bin der Graf Albin, und da mir gegenwärtig mancherlei Umſtände gebieten, mich im Incognito zu halten, ſo habe ich mit dieſem Herrn nichts weiter zu thun, als ihm ſeinen beleidigenden Irrthum großmüthig zu verzeihen!

Nichts als Schwindeleien! rief Friday, und hielt ſeinen Buchhalter am Rockſchoß feſt, um ihn nicht wieder entrinnen zu laſſen. Es iſt mein Buchhalter Steevens! Sehen Sie hier, ſeinen Steckbrief trage ich von London her immer bei mir, worin jedes Haar und jeder Nagel von ihm ſignaliſirt iſt. Vergleichen wir!

Er zog jetzt wirklich das Papier aus der Taſche, und der Andre mußte es ſich gefallen laſſen, daß der Zudringliche jeden auffallenden Zug, den er aus der Beſchreibung vorlas, durch Betaſten und eigenhändiges Nachweiſen an ihm beſtätigte. In der That traf Alles bis auf die zufälligſte Kleinigkeit zum Erſtaunen der Anweſenden ein, und ein beſonders eigenthümliches Muttermaal, das der um ſeine

Beute gierig beſchäftigte Friday durch ein plötzliches Wegreißen der Halsbinde an demſelben ſichtbar zu machen wußte, vollendete ſeinen Triumph, ſo daß er jetzt, wie vor Rachluſt jauchzend, noch einmal ausrief: Es iſt mein Buchhalter Steevens! Kannſt Du es läugnen, Betrüger? Und gerade hier mußte ich Dich wiederfinden, um Dich zu entlarven, und einen neuen Trug, den Du ſpinnen wollteſt, zu verhindern!

Bei ſo überzeugenden Thatſachen ſchien der ſeines Incognitos entblößte Unbekannte wirklich ſeine bisher noch erzwungene Haltung zu verlieren, und er ſtand einen Augenblick lang verlegen, und wie es ſchien, nachſinnend da, indem die Übrigen, und vor Allen die arme Hortenſia, die ſich faſt ohnmächtig vor Schreck an den zu ihrer Hülfe hervorgetretenen Herrn von Schmettow lehnte, begierig erwarteten, was er zu ſeiner Rechtfertigung unternehmen werde.

In dieſer ſeltſamſten Lage von der Welt weiß ich mir kaum zu rathen! begann endlich Jener mit ungewiſſer Stimme, und ſuchte allmählig wieder ein vornehmes Lächeln zu erkünſteln. Da bedeutende Staatsgeheimniſſe hier im Spiele ſind, ſo iſt mir nicht erlaubt, mich gegenwärtig in Erörterungen über meine Perſon einzulaſſen, die nicht nur mir, ſondern auch höheren Zwecken gefährlich wer-

den könnten. Mein Herr — fuhr er fort, indem er ſich ſtolz gegen Friday wandte — folgen Sie mir in meine naheliegende Wohnung, mein Wagen ſteht unten! Eine kurze Unterredung im Geheimen wird hinreichend ſein, Sie von Ihrem groben Irrthum zu überführen, und hoffentlich habe ich bald wieder das Glück, zu den verehrten Anweſenden zurückzukehren!

Er näherte ſich darauf noch Hortenſien, um von ihr Abſchied zu nehmen, die aber die Hand, welche er ergreifen wollte, ſchnell zurückzog, und wie vor ihm entfliehend, in den Hintergrund des Saales forteilte, ihr Geſicht mit lautem Schluchzen ins Schnupftuch bergend.

Friday aber, der mit der an ihm ergangenen Einladung zufrieden ſchien, ergriff ihn jetzt ohne Umſtände beim Arm, und zog ihn mit ſich zur Thür hinaus, indem er ihn behutſam und ſorgfältig an ſich feſthielt. Die Art und Weiſe ihres Rückzuges hätte die Geſellſchaft zum Lachen bewegen können, wäre nicht der ganze überraſchende Vorfall mit den ernſten Folgen, die ſich an ihn knüpften, zu plötzlich gekommen, ſo daß man noch faſt athemlos vor Erſtaunen darüber nachſann. Die unglückliche Hortenſia lag ohnmächtig auf einem Sopha, und der treue Herr von Schmettow zeigte ſich trotz

der Kränkung, welche er durch Hortenſia's abenteuerliche Verlobung innerlich erlitten haben mußte, beeifert, ihr durch ſtärkende Eſſenzen zu Hülfe zu kommen. Nachdem ſich das arme getäuſchte Mädchen einigermaßen erholt hatte, nahm ſie den Arm ihres alten Freundes, der ſie zum Wagen geleitete und mit ihr nach Hauſe fuhr. Die zurückgebliebene Geſellſchaft hatte Stoff genug, die mannigfachſten Anſichten und Äußerungen auszutauſchen, und alle Tonarten der Satire und Schadenfreude über das Geſchehene anzuſtimmen. —

Kaum aber befand ſich Hortenſia wieder in ihrem Zimmer, als es plötzlich an die Thür klopfte, und ein neuer Auftritt die Beſtürzung des geängſtigten Mädchens vermehren ſollte. Zwei Polizeibeamten kamen herein, bei deren Anblick die kranke Hortenſia, von den Schreckbildern ihrer Phantaſie auf's Höchſte getrieben, laut aufzuſchreien begann. Herr von Schmettow trat ihnen jedoch in ruhiger Erwartung entgegen, und vernahm ihr höfliches Geſuch, mit dem ſie um Auskunft wegen eines verdächtigen Engländers, Namens Steevens, baten, dem die Polizei in der Stadt auf der Spur ſei. Beſonders zur weiteren Ermittelung des großen Juwelendiebſtahls, zu deſſen Entdeckung man heut ſchon einen bedeutenden Schritt gethan, ſei viel an der Perſon

dieſes Engländers gelegen, weil er inſofern damit betheiligt ſcheine, daß er an mehreren Orten Koſtbarkeiten von ungewöhnlichem Werth für einen befremdend geringen Preis zum Verkauf ausgeboten hatte. Die Commiſſarien fügten die Anfrage hinzu, ob derſelbe vielleicht auch hier den Verſuch gemacht habe, Ringe, Armbänder und ähnlichen Schmuck zu verkaufen.

Hortenſia ſtand plötzlich auf, zog den Ring, den ſie als Erinnerung an ihr Unglück trug, haſtig vom Finger, als wenn er ſie wie Feuer brenne, und holte aus ihrem Schmuckkäſtchen ein Armband herbei, das ſie ebenfalls als Geſchenk hatte annehmen müſſen. Darauf ſagte ſie mit ſchmerzlich gedämpfter Stimme, ſich zu den Polizeibeamten wendend: Ja, ein Engländer hat uns dieſen falſchen Schmuck verkauft! Hier iſt er! — und nachdem ſich die Polizeibeamten, denen eine weitere Hausſuchung überlaſſen worden, damit entfernt hatten, warf ſie ſich laut weinend wieder auf den Sopha, indem die ſchönen Augen von Thränen überfloſſen, und doch ſchien ihr jetzt leichter und tröſtlicher zu Muthe zu ſein, da ſie nun alles und jedes Andenken des verhaßten Betrügers von ſich entfernt zu haben meinte.

Falſch war Alles an ihm! rief ſie aus — ſeine Worte, ſeine Blicke, ſein Name, ſeine Geſchenke!

Ach, nun möchte ich ſterben und von der ganzen Welt Nichts mehr wiſſen! Wird nicht die ganze Welt meine Schande erfahren? Und Sie, theuerſter Schmettow, was müſſen Sie von mir denken? Ich bin Ihnen immer von Herzen ergeben geweſen, und jetzt fühle ich erſt recht, eine wie wahre, große Freundſchaft Sie für mich haben! Sie guter lieber Schmettow, Sie einziger Freund!

Herr von Schmettow knieete vor ihr, und bedeckte ihre Hand mit ſeinen Küſſen. Hortenſia hatte ihn noch nie ſo liebenswürdig geſehen, und ihre Thränen floſſen auf ſein Angeſicht herab, das ſich dicht zu ihr geneigt hatte.

15. Das Duell.

In einer von der Stadt ziemlich entfernten Gegend liegt ein dichtes und einsames Gehölz, das sich an den Ufern des sogenannten Plätzensees entlang hinzieht. Hierher lenkten heut zwei Reiter, aus der Stadt kommend, ihre Rosse, stumm und ungesprächig zusammen forttrabend, und das Geschäft, das sie miteinander hatten, und zu dem sie absichtlich die verborgensten Pfade des Dickichts aufsuchten, schien kein freundliches zu sein.

Es sind die beiden Engländer, Friday und der entlarvte Steevens, deren unvermuthetes Zusammentreffen an jenem Abend so entscheidend gewesen war. Der gewandte Betrüger, der nach ihrer unter vier Augen erfolgten Erklärung wenigstens seine Person nicht mehr abzuläugnen vermochte, hatte zwar Alles versucht, um die gerechte Wuth seines ehemaligen Principals, an dem er einen so schreienden Verrath geübt, zu beschwichtigen, und ihm sogar zur einstweiligen Entschädigung des Verlustes eine bedeutende

Summe angeboten, die ein nicht geringer Beweis war, mit welchem Erfolg er seine Betrügereien durchzuführen verstanden, aber Friday beharrte unerbittlich darauf, daß er ihn todtschießen müsse, und schlug ihm zu dem Ende zur Ausgleichung alles Vorgefallenen ein Duell auf Pistolen vor.

So sah sich denn Steevens, der bisher noch durch List und Verschlagenheit den Verfolgungen der Polizei glücklich entgangen war, genöthigt, es lieber mit der ungewissen Entscheidung eines Duells zu wagen, als durch seine Weigerung dem gewissen Übel entgegenzugehen, daß ihn Friday den Händen der strafenden Gerechtigkeit auslieferte, und in dieser Absicht ritten sie jetzt langsam dem bezeichneten Orte zu, der zu einem solchen Vorhaben der angemessenste schien.

Tief im düstern Tannengehölze in einer für ihren Zweck geeigneten Gegend stiegen sie vom Pferde und begannen die Pistolen zu laden.

Ein melancholischer Ort hier! unterbrach Friday das Stillschweigen. Gerade so, wie zu manchen Zeiten in unserm London, wenn der Steinkohlendampf die ganze Stadt in finstre Nebel der Schwermuth hüllt, und dann pflegen auch die Selbstmorde am häufigsten bei uns vorzukommen! —

Die unvermuthet in ihm aufgestiegene Erinnerung

an London schien ihn weich zu machen, und er hätte den entscheidenden Augenblick, der ihnen bevorstand, jetzt gern noch aufgehalten. Zugleich fiel ihm ein, daß sein ehemaliger Buchhalter auf der Jagd immer ein guter Schütz gewesen, und auch Steevens dachte in dieser drohenden Stunde unwillkürlich an manchen Hasen und Krammetsvogel, den sein Prinzipal auf den ersten Schuß in seiner Gegenwart erlegt hatte. —

Wir haben noch Zeit! begann Friday das Gespräch wieder. Wollen wir noch ein wenig an den See dort hinuntergehn, um uns durch einen kleinen Spaziergang vom Reiten abzukühlen, damit wir in der gehörigen Ruhe zu unserm Geschäft schreiten können?

Mir ist es recht! entgegnete Steevens lakonisch.

Sie banden die Pferde an einen Baum, nahmen die geladenen Pistolen unter den Arm, und schlugen stillschweigend den nächsten Pfad ein, der zu dem See hinunterführte. An dem Ufer langsam neben einander auf- und abwandelnd, indem Jeder für sich seinen besondern Gedanken nachhing, gewahrten sie einen Fischerkahn, der, ohne angeschlossen zu sein, an einem Pfahl leicht festgebunden war, und dem Bewohner einer in der Nähe gelegenen einsamen Hütte zu gehören schien.

Ich mag mich auch noch nicht schießen, ich bin noch zu heiß! sagte jetzt Steevens. Wollen wir den Kahn benutzen und ein wenig in den See hineinfahren?

Mir iſt es recht! entgegnete Friday und ſtieg zuerſt ein, indem ihm der Andere folgte.

Das dunkele Waſſer ſchaukelte ſeine Wellen freudig in den Strahlen der Sonne, und aus ſeinen Tiefen lächelte das Bild des wolkenloſen Himmels wieder, der ſich oben in heiterer Klarheit über der Erde ausbreitete. Friday lenkte das Steuer des kleinen Kahns, und Steevens ſaß ihm am Ende deſſelben mit der Ruderſtange gegenüber. Die Piſtolen hatten ſie Jeder die ſeine neben ſich hingelegt.

So durchſchnitten ſie eine Zeitlang mit dem leicht hingleitenden Kahne die ruhige Fluth, und in der ſcheinbar ſo eintrachtsvollen Nähe, in der ſie ſich auf dieſe Weiſe einander gegenüber befanden, wurden ſie Beide, ſich wechſelſeitig anſehend, jetzt allmählig von den Gedanken gerührt, daß ſie doch eigentlich Landsleute ſeien auf dieſem fremden Continente, und daß großbrittanniſches Blut in ihrer Beider Adern fließe.

Von dieſer unwillkürlichen Betrachtung ſeltſam angeſprochen, machte zuerſt Friday ſeinem Herzen

wieder Luft, und ſagte mit gedämpfter Stimme: Es war doch eine ſchöne Zeit, Steevens, als Du noch mein Buchhalter warſt in London! Wir lebten damals wie Freunde zuſammen, Dein Geiſt, Deine Talente, Deine Kenntniſſe gaben Dir die erſte Stelle in meinem Hauſe in der Bondſtreet! Warum mußteſt Du zum Verräther an mir werden? —

Wer kann für ſein Schickſal! entgegnete Steevens traurig, obwohl ihm bei dieſen Worten Friday's plötzlich leichter zu Muthe wurde, ſo daß er das neben ihm liegende Piſtol allmählig von ſich wegzuſchieben begann.

Doch ſage mir, begann Friday wieder, wenn Dir Dein ſeltſamer Plan nicht geſcheitert wäre, was hätteſt Du mit der kleinen blonden Miß angefangen?

Ich hätte ſie geheirathet! verſetzte Steevens gereizt. Sie war eine gute Speculation, von ihrem Vermögen, wie ich ſicher ausgekundſchaftet, hätt' ich ſorgenfrei leben können, und außerdem gefiel ſie mir wirklich, ich war des Herumſchlenderns müde, und gedachte mich bei ihr zur Ruhe zu ſetzen!

Närriſcher Kerl, der Du immer warſt! lachte Friday aus vollem Halſe. Dich für einen Grafen auszugeben, und ohne dies hätte ſie Dich auch wahrlich nicht genommen! Doch was hilft's, wenn ich

Dir auch nicht dazwischen gekommen wäre, die deutsche Polizei würde Dich doch mit der Zeit aufgegriffen und Deiner Braut entführt haben, denn Du sollst ja auch mit der berüchtigten Juwelendiebin in Verbindung gewesen sein. Ich bitte Dich, Gentleman, wie war es möglich, daß Du einen so dummen Streich begehen konntest? Da haben wir doch in London andere Geschäfte gemacht, als mein großes Handelshaus in der Bondstreet noch florirte! Steevens! Steevens!

Ein Kaufmann geht immer seinem Vortheil nach! sagte dieser finster. Der Zweck in der Welt ist, reich zu werden, und die Mittel dazu sind eben nur Mittel zum Zweck! Es ist wahr, bei der Geschichte mit den Juwelen bin ich zu unvorsichtig gewesen, und hätte schon deshalb verdient, Unglück zu haben, sonst aber frage ich nichts nach den Urtheilen der Welt. I am myself alone! sage ich mit Shakespeare's Richard dem Dritten. Oder ich könnte auch anführen, was unser Lord Byron recht nach meinen Grundsätzen, und mir wie aus der Seele gesungen hat: I have not loved the world, nor the world me!

Ach! Lord Byron! seufzte Friday, in heimathliche Erinnerungen versinkend. Ich habe ihn noch gesehen, eh' er nach Griechenland abreiste, wo er

seinen Tod gefunden! Er liebte England nicht, aber seine Nation liebte ihn, und wird nie seines Gleichen mehr haben! —

Sie schwiegen wieder, und bemerkten indeß, wie sie mittlerweise eine weite Strecke in den See hineingerudert waren. Die Sonne war bereits untergegangen, und kühle Abendlüfte, die sanft heranzogen, trugen von den Bäumen des jenseitigen Ufers, in deren Blüthengerüchen sie sich berauscht hatten, einen erquickenden Sommerduft über das Wasser herüber.

Ein armseliger Fluß, auf dem wir herumschwimmen, lieber Steevens! begann Friday das Gespräch von Neuem. Wenn es noch unsere Themse wäre! Ach die Themse, die königliche Themse, wenn ich noch an sie denke, mit ihren stolzen Weltschiffen und unzähligen Masten, wie sie mit ihren erhabenen Wogen bei London vorüberrauscht! Und auf diesem Wasser hier, das nie ein bedeutendes Handelsschiff getragen, werden wir, zwei geborene Engländer, noch am Ende unsern Tod finden, denn wozu sollen wir unseres Duells wegen noch einmal ans Land zurückfahren, da wir uns hier im Kahne eben so gut schießen können? Aber warum ist es uns nicht vergönnt, auf englischem Boden zu sterben! Ach England, Land der Freiheit, Deine fern von Dir ver-

ſchlagenen Söhne rufen Dir aus der Fremde ein Lebehoch!

So ſoll ich die Piſtolen nicht in die Luft abfeuern? fragte Steevens, und ſah den ihm Gegenüberſitzenden forſchend an. Ich glaubte, Du hätteſt ſo viel geſprochen, um eine Verſöhnung einzuleiten. Sonſt pflegteſt Du nicht ſo geſprächig zu ſein.

Ich muß mich mit Dir ſchießen! entgegnete Friday auffahrend, und nahm ſein Piſtol zur Hand. Ich bitte Dich, Steevens, was iſt denn für uns Beide noch am Leben dran, und wie kannſt Du das ſchiffbrüchige Wrack, das man Daſein nennt, nur für Etwas werth halten! Was bleibt Dir übrig? — und ich bin längſt meines Lebens ſatt geweſen. Schon im vorigen Jahre wollte mich der Spleen treiben, Hand an mich ſelbſt zu legen. Du aber, Steevens, biſt der Verräther an mir, und haſt zu meinem Unglück den Anſtoß gegeben, und darum mußt Du Dich mit mir ſchießen!

Mir iſt Alles gleich! verſetzte dieſer, und griff ebenfalls nach ſeinem Piſtol. —

Sie ſpannten Beide und ſetzten ſich in die gehörige Stellung, während ſie den Kahn ruhig über das ſtille Waſſer hingleiten ließen. Da ſie kaum drei Schritte von einander entfernt ſaßen, drohte ihnen Beiden aus ihren Kugeln ein unvermeidlicher

Tod. Sie zielten und zu gleicher Zeit gingen die Piſtolen los, ſo daß ſie Beide in demſelben Augenblick, von dem Schuß tödtlich in der Bruſt getroffen, auf den Boden des Kahns ächzend niederſanken. Bald hatten ſie, neben einander in ihrem Blute liegend, ihr Leben ausgeathmet, und der des Lenkers beraubte Kahn ſchwankte lange mit den beiden Leichen auf dem See umher, bis er endlich, vom Strom ergriffen, mit ihnen der Stadt zuſchwamm. Unterdeß war am Abendhimmel der Mond aufgegangen, und beleuchtete ſchauerlich die Geſichter der Todten, die über das Waſſer fuhren. —

Hortenſia war mit Herrn von Schmettow an demſelben Abend ſpazieren gefahren, und der Zufall hatte gewollt, daß ſie, um in ihrer Stimmung allem Menſchengewühl zu entfliehen, ebenfalls ihren Weg hierher nach dem Plätzenſee genommen, wo Hortenſia gern zu verweilen pflegte. Sie waren am See ausgeſtiegen, und gingen in traulichen Geſprächen an demſelben aufundnieder, indem ſich Hortenſia's Gemüth in dieſer Waldeinſamkeit immer tröſtlicher beruhigte, und dem zärtlichen Zureden ihres Freundes erſchloß.

Als ſie eine Strecke am Ufer zurückgelegt, bemerkte Schmettow plötzlich einen Kahn, welcher, von den Wellen hinundhergetrieben, ſich eben dem

Ufer näherte, und dort in den dichten Binsengeflechten festgehalten wurde.

Um Gottes Willen, mein Freund, rief Hortensia, zusammenschaudernd, es sind zwei Todte in dem Kahn!

Näher hinschauend, erkannte sie mit ihrem scharfen Auge sofort die Gesichter der beiden Engländer, und theilte, laut aufschreiend, diese Entdeckung ihrem Begleiter mit. Schmettow suchte sich des Kahns zu bemächtigen, und fand bestätigt, was Hortensia gesehen. Die Todten hatten längst aufgehört zu athmen und regten sich nicht mehr.

Entsetzt sanken sich Hortensia und Schmettow um den Hals, und gelobten sich, sich nun nicht mehr zu verlassen, und treu mit einander des Lebens Leid und Lust tragen zu wollen.

Darauf bestiegen sie wieder ihren Wagen, und eilten nach der Stadt zurück, um dort zuerst Anzeige von den Unglücklichen und ihrem seltsamen Ende zu machen.

16. Carmela und Sylvius.

Der Keller in der Marienstraße, in welchem Carmela zuletzt eine Zuflucht gefunden, bot seit einiger Zeit Scenen des merkwürdigsten Zusammenlebens dar.

Zu den eigenthümlichen Elementen, welche diese kleine stille Straße in sich schließt, gesellte sich noch die Wiedertäuferfamilie, die, von ihren Nachbaren unbemerkt, im Verborgenen ihr wunderbares Wesen trieb.

In der Marienstraße wohnen Studenten, Professoren, Geheimeräthe, Schauspieler, Fromme und Grisetten, die sich hier in den eigenthümlichsten Gestalten vertreten und oft in einem und demselben Hause zusammen gruppiren.

Die Stille dieser geheimnißvollen Straße wird den Tag über nur zuweilen von dem lauten Gespräch unterbrochen, das zwei sich gegenüberwohnende Studenten, die mit ihren langen Pfeifen zum Fenster heraus liegen, über die Straße hinweg miteinan-

der führen. Oder aus den Stockwerken der großen und hohen Häuser schallt Musik herunter, welche bald einem Klavier, bald einer Geige angehört, und in allen Tonarten von einem Ende der Straße zum andern erklingt. Zuweilen vernimmt man auch, besonders an Vormittagen, aus einem der Häuser in der Mitte der Straße den Ton einer kleinen Handorgel, welche ernst, andächtig und dringend die Betstunden einiger hier wohnenden Frommen begleitet. Abends bewegen sich durch die dunkeln Schatten dieser Straße einige flüchtig dahinschwebende weibliche Gestalten, welche dem Vorübergehenden manches räthselhafte Wort zuflüstern.

Zu den Geheimnissen dieser Straße gehörte auch der Keller, in welchem der Schneider Johann Lullemann mit seiner Mutter und Schwester wohnte, und wo sich Carmela seit einigen Tagen befand. Diese wackern arbeitsamen Leute hatten einen sehr günstigen Eindruck auf Carmela gemacht, und sie begann sich den eigenthümlichen Sitten und Lebensgewohnheiten, welche in diesem stillen Kreise herrschten, innigst anzuschließen. Johann selbst, der hinter seiner wunderlichen und rohen Außenseite ein treffliches, kernhaftes und liebenswürdiges Wesen verbarg, gewann in Carmela's Augen immer mehr an Anerkennung, je länger sie ihn in seinem täglichen

Thun und Treiben, und namentlich im Verkehr mit seiner Mutter und Schwester, mit denen er auf das Gemüthlichste umging, beobachtete. Den ganzen Tag arbeiteten sämmtliche Mitglieder der Familie mit der äußersten Anstrengung, und Carmela half ihnen bei ihren Arbeiten, welche mit heitern und erbaulichen Gesprächen abwechselnd begleitet wurden. Zu den Feierstunden am Abend fanden sich gewöhnlich noch andere Freunde herzu, welche dem Bekenntniß der Wiedertaufe ebenfalls ergeben waren, und wo dann, im vertrauten Kreise, und in dem lebendigsten Wechsel der Rede, die Gedanken, welche diese stillen Leute für die heiligsten und größten des Lebens erkennen wollten, besprochen und auf die mannigfachste Art zur Anschauung gebracht wurden. Daß man wieder in allen menschlichen Zuständen zur Natur zurückkehren müsse, weil in der Natur das Glück und die Reinheit des wahren Menschen gegeben liege, dies war der Hauptgedanke, welcher in Allen lebte und Jeden zu begeisterten Erwartungen von der Zukunft drängte. Als sie bei ihrer einfachen Abendmahlzeit saßen, hatte Johann gerade lebhafter und feuriger als sonst von den Zwecken ihrer Gemeinde gesprochen, und Carmela war davon so ergriffen und durchdrungen worden, daß sie mit leuchtenden Augen aufsprang, und zu reden begann.

Laßt uns die Gemeinde der glücklichen Menschen stiften, sagte sie. Arbeit und Liebe sollen ihre heiligsten Symbole sein. Was Alle erwerben, soll Allen gemeinsam sein, denn wir sind Alle Gottes Kinder. Dies ist das neue Gesetz der neuen Welt, ich fühle es schon in meinem Herzen schlagen, und tausend Stimmen in meinem Innern rufen es mir jubelnd zu. Von den Sternen klingt es mir hernieder, dies neue Gesetz, von dem Himmel thaut es herab auf mich, und es wächst danach in mir, wie eine Blume, der Gedanke des Heils. Alle Menschen sollen glücklich sein, indem sie alle arbeiten, und durch die Arbeit die gleichen Anrechte auf des Lebens Genuß sich schaffen!

Diese Worte hatte sie mit so wunderbarem Ausdruck gesprochen, daß Alle erstaunt zu ihr hinsahen und die alte Mutter sich die Thränen aus den Augen wischte. Johann aber sprang auf, und küßte Carmela's Hände, und rief frohlockend aus: Das war einmal wohl gesprochen, Du gebenedeites Prophetenkind! Wo hast Du das göttliche Zeug alles her, daß Einem zu Muthe wird, als ob Einem der Engel Gabriel selbst die ganze Weisheit in den Mund geschmiert hätte! Was Du da gesagt, darin hast Du wahrhaftig die ganze Profitdiemahlzeit der Zukunft ausgesprochen. Alle Arbeiter und Handwer-

ter denken jetzt ſo, und das Herz ſchlägt und klopft ihnen danach, und man hört dies Herzklopfen ſchon durch ganz Frankreich und in der Schweiz, und auch gegen die alten harten Rippen Deutſchlands pocht es ſchon. Juchheiſa, durch die armen Leute, durch die Arbeiter und die Handwerker, ſoll endlich die ganze Welt verbeſſert und glücklich gemacht werden! Du biſt der Engel dieſes Herzklopfens der armen Leute, Carmela, und Du verkündigſt ſeine Bedeutung, und ſagſt von ihm, daß es von Gott kommt, und daß es ſein Rufen und Locken iſt! —

In dieſem Augenblick vernahmen ſie ein lautes Schreien und Wimmern, das von der Straße zu ihnen hereindrang, das aber, als ſie länger zuhorchten, aus der über ihnen befindlichen Parterrewohnung zu kommen ſchien. Dies war das Zimmer, welches Sylvius als eines ſeiner Abſteigequartiere gemiethet hatte, und wo er jetzt den gefährlich verwundeten Lorenz untergebracht. Es war ihm gelungen, ihn an jenem Abend in der Dunkelheit ſo heimlich und unvermerkt ins Haus zu ſchaffen, daß keiner der übrigen Miether des Hauſes etwas gewahr geworden, und Johann ſelbſt, der eine genaue Aufſicht über die von ihm vermiethete Chambre garnie zu führen pflegte, hatte am andern Morgen nur erfahren, daß Sylvius einen kranken Freund zur

Pflege bei ſich aufgenommen. Es durfte indeß Niemand das Zimmer betreten, in welchem ſich derſelbe befand, und ſo waren Johann und ſeine Familie bald auf den Gedanken gekommen, daß es ſich hier um ein Geheimniß handele, welches nicht ohne einige Bedeutung ſein konnte, da Sylvius es ja mit ſo großer Ängſtlichkeit zu hüten ſchien.

Hört Ihr wohl, ſagte Johann jetzt geſpannt, was bei unſerm jungen Herrn da oben vorgehen mag! Man hätte jetzt wohl Grund und Fug, ſich in die Sache zu miſchen, und ich hätte mir längſt die genaueſte Rechenſchaft erbeten, was es denn eigentlich da giebt, daß Herr Sylvius und noch einige andere Ärzte beſtändig ſo viel hinundherlaufen, wenn unſer liebenswürdiger junger Herr nicht zugleich ein ſo vermaledeites ſtrenges Geſicht machen könnte, wovor man angſt und bange werden muß. Was meint Ihr aber, wenn wir unſere Carmela jetzt hinaufſchickten, daß ſie nachſieht, was für ein Unglück da oben begegnet ſei? Die iſt ein liebes Kind, der kein Menſch widerſtehen kann, und außerdem iſt ſie ja mit Herrn Sylvius noch ganz gut Freund, von jenem Abend her, wo er in unſerer Verſammlung bei Lorenz für ſie aufgetreten iſt, Du weißt ſchon, und brauchſt nicht darüber roth zu wer-

den, mein Gott, und jetzt wirst Du so bleich, als wenn Du ganz von Marmorstein wärest!

Carmela war bei diesen Worten in die größte Bewegung gerathen. Der Gedanke, mit Sylvius zusammenzutreffen, bewältigte alle ihre Empfindungen, sie zitterte an allen Gliedern und vermochte keinen Laut hervorzubringen. Sie wußte, daß sie mit ihm seit den letzten Tagen unter einem Dache gewohnt, sie hatte ihn einige Male vorübergehen sehn, und war jedesmal mit innerem Beben und Herzensangst vor ihm zurückgewichen, um nicht von seinen Blicken getroffen und von ihm bemerkt zu werden. Dies hatte das innere Glück ihres jetzigen verborgenen Aufenthalts vermehrt, sie hatte Den sehen können, an welchen sie seitdem täglich und stündlich gedacht, aber sie glaubte vergehen zu müssen, wenn sie ihn sich gegenüber dachte, wenn sie sich vorstellte, daß er wiederum sein Wort an sie richten, daß er vielleicht ihre Hand berühren könne. —

Johann hatte indeß nicht Zeit, seinen Äußerungen über den auffallend gewordenen Lärm weitere Folge zu geben, denn es klopfte in demselben Augenblick heftig von draußen an die Kellerthür, und als Johann hineilte, sie zu öffnen, stürzte ihm Sylvius entgegen, der sich in einer auffallenden Unruhe zu befinden schien. Sylvius bezeichnete einen Arzt,

den er sogleich herbeigeholt zu sehen wünschte, da der Kranke, den er bei sich beherberge, sich plötzlich in einem sehr verschlimmerten Zustand zeige. Er bat Johann, sich schleunig zu dem Arzt zu begeben, und trat dabei in den Wohnraum hinunter, um bei den Frauen noch einige andere Bestellungen zu machen, als sein Auge auf Carmela fiel, welche sich zitternd vor ihm zu verbergen trachtete, ihm aber jetzt nicht mehr sich zu entziehen vermochte. Es war ihr, als solle sie in ihre Kniee sinken, und sie würde vor ihm niedergestürzt sein, wenn er nicht jetzt in heftigster Bewegung auf sie losgeeilt und sie mit lauten Ausrufungen in seine Arme geschlossen hätte.

Armes, theures, göttliches Kind! rief er aus. Du bist hier, und da oben liegt Dein Vater, und stirbt!

Mein Vater? schrie Carmela, indem sie, außer sich vor Schrecken, seine Hände in die ihrigen preßte, und ihn fragend in die Augen sah.

Dein unglücklicher Vater, entgegnete Sylvius, sie fort und fort betrachtend. Er liegt im Sterben und bereut sein gotteslästerliches Leben, und Alles, was er gegen Dich gethan. Komm, himmlische Carmela, und erleichtere Deinem Vater das Sterben, indem Du milde Rosen der Vergebung ihm auf sein Lager streust!

Dann zog er sie rasch mit sich fort, ehe Carmela wußte, wie ihr geschehen. An seinem Arm hängend, folgte sie ihm hinauf in das Zimmer, wo sie ihren Vater wiedersehen sollte. Mit dem tiefsten Entsetzen rang in ihr die Liebe zu ihrem Vater, von der sie sich zu ihm hingetrieben fühlte, während ihr Fuß wieder zögerte, an das Lager hinzutreten, auf welchem der Unglückliche lag, der seit Kurzem so unruhig geworden war, daß er durch sein Schreien und Stöhnen selbst die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf der Straße erregte.

Jetzt war er plötzlich still geworden, und als Carmela an Sylvius Hand sich dem Bett näherte, ließ sich keine Regung bei dem Darliegenden bemerken. Jetzt erst brach Carmela in ein heftiges Weinen aus, ihre liebliche Gestalt schwankte gewaltsam in den Zuckungen des Schmerzes hinundher, sie warf sich an dem Lager ihres Vaters zur Erde nieder, und rief ihn nochmals mit leiser, aber durchdringender Stimme.

Sylvius ergriff ein Licht, und leuchtete ihm ins Gesicht, um zu sehen, ob er vielleicht schon verschieden sei. Aber Lorenz lag mit offenen ruhigen Augen da, und betrachtete sein Kind, die in immer stärkerem Schluchzen ihren Kopf dicht an seine Brust gepreßt hatte. Der Tod schien ihm so nahe getre-

ten, daß er ſich nicht mehr zu bewegen vermochte, aber je länger er Carmela anſchaute, deſto milder und friedlicher wurden ſeine Züge, und eine innere Klärung und Läuterung ſchien ſein ganzes Weſen zu durchleuchten. Er war nicht mehr im Stande, ihre Hand zu nehmen, aber ſie verſtand das Bitten ſeiner Augen, daß ſie ihn, wie zum Zeichen ihrer Liebe und Vergebung, noch einmal berühren möchte. Sie legte ihre kleine ſchöne Hand auf ſeine Stirn, und da durchfuhr es ihn plötzlich wie mit einem gewaltigen Schlag, er erhob ſich lächelnd, ſah Carmela lange mit unbeſchreiblicher Demuth und Hingebung an, und ſagte darauf: Ich habe Dich zur Wiedertäuferin erzogen, mein Kind, mein einzig geliebtes Kind, und nun haſt Du durch die Berührung meiner Stirn mit Deiner Hand mich wiedergetauft auf das beſſere Leben, auf das wahre Glück des Daſeins, zu dem ich, ein arger Sünder, jetzt eingehen darf durch den Tod! In dieſem Augenblick muß ich ſterben! —

Bei dieſen Worten ſank er in ſich ſelbſt zuſammen, und nach einem leiſen Seufzer hatte er aufgehört zu leben. —

Nachdem ſich Sylvius überzeugt hatte, daß Lorenz geſtorben, nahm er die halb ohnmächtig niedergeſunkene Carmela in ſeinen Armen auf, um ſie

von dem Lager des Todten hinwegzuführen. Carmela, als ſie ſich von ihm berührt fühlte, öffnete langſam ihre Augen, und ſah ihn einen Augenblick mit wunderbar leuchtenden Blicken an. Er zog ſie an ſeine Bruſt, und ſie umfaßte ihn ſtill und leiſe, ihren Kopf an ſeiner Schulter bergend.

Du biſt der goldene Traum meines Lebens, und ich erreiche, halte und faſſe Dich jetzt! rief Sylvius, indem er ſie feſter und feſter in ſeine Arme drückte. Du holdes, ſeliges Geſchöpf, in Dir löſen ſich all meines Lebens Wirren, wenn Du mir angehören willſt! Du biſt die Strahlenkrone, in welcher ſich alle zerſtreuten und umhergeworfenen Richtungen meines Daſeins ſammeln und zu ihrem Heil vollenden ſollen! Und indem ich den Schlag Deines Herzens, nach dem ich ſo lange geſucht, jetzt an dem meinigen fühle, hat ſich Alles, was früher zerſtückelt und zerriſſen war an meinem Leben, wie durch ein Wunder neu in mir zuſammengefügt! Und Du ſelbſt, Himmliſche, die Du von den unruhigen Ideen dieſer Zeit ergriffen und hinundhergetrieben wurdeſt, die Du wiedertaufen wollteſt die ganze Menſchheit auf das Glück, glaube mir, daß die wahre und einzige Wiedertaufe der Zeit und des ganzen Menſchengeſchlechts die Liebe iſt! Ja, alle Menſchen und alle Völker müſſen heut wiedergeboren und wie-

dergetauft werden, aber in dieſer Stunde weiß ich es, daß dies nur durch die Liebe zu geſchehen vermag! Das Geſetz der Liebe zu finden, dies heißt das Geſetz der neuen Zeit finden, und Du ſollſt es zuerſt an unſerm eigenen Leben verwirklichen, Carmela! Ihr Wiedertäufer und ihr Communiſten wollt die gleiche Arbeit, das gleiche Eigenthum und den gleichen Genuß für Alle haben, und auf dieſe Gleichheit von Arbeit, Eigenthum und Genuß wollt ihr das Leben eines neuen glücklichen Geſchlechts gründen! Aber ihr müßt erſt machen, daß ſich die Menſchen alle lieben, dann wird ſich aus dieſem Quellpunkt alles Daſeins das gemeinſchaftliche Glück Aller geſtalten. Und willſt Du mich lieben, Carmela?

Carmela, von dem innerſten Drängen ihres Herzens getrieben, ſtürzte ihm zu ſeinen Füßen nieder. Sylvius aber zog ſie jauchzend zu ſich in die Höhe, und küßte ihren Mund, der ihm ſtammelnd die erſten Worte einer tief verborgenen Neigung verrieth. —

Als Johann mit dem herbeigeholten Arzt zurückgekehrte, fand er zu ſeinem Erſtaunen an der Leiche des alten Lorenz zwei Glückliche ſtehen, welche ihre Hände ineinander verſchlungen hielten, und mit wehmüthigen Blicken, die aber zugleich die eigene

innere Beſeligung anzeigten, von dem Antlitz des Todten Abſchied nahmen. — —

Carmela verblieb noch einige Wochen in der Familie des wackern Johann, von der ſie ſich, wie ihr auch ein höheres Daſein winkte, doch nicht hatte trennen wollen, bis ſie ihrem Sylvius ganz angehören durfte.. Dieſe ſchöne Zeit war denn auch bald herangekommen. Sylvius entſchloß ſich, jetzt die Stelle eines Arztes in ſeiner Vaterſtadt anzunehmen, welche ſeit Kurzem erledigt worden war, und wozu ihn ſeine Eltern wiederholt und dringend eingeladen hatten. Dort, bei ſeinen Eltern, mit denen er das innigſte Verhältniß der Liebe hatte, ſollte auch ſeine Verbindung mit Carmela gefeiert werden.

Als Sylvius mit Carmela abreiſte, dachten ſie noch zuſammen ſinnend der merkwürdigen Verkettung von Umſtänden und Begebenheiten nach, durch welche ſie zu einander geführt worden, und auch des armen Matthias erinnerten ſie ſich dabei, welchen ſeine traurigen Verirrungen und ſein Jähzorn ins Gefängniß gebracht hatten. Sylvius verſäumte nicht, ſich nach ihm zu erkundigen und ſoviel als möglich zur Erleichterung ſeiner Lage zu thun. Doch war anzunehmen, daß er, in Erwägung der mancherlei Um-

ſtände, die zu ſeinen Gunſten ſprachen, und da Lorenz an der ihm beigebrachten Wunde nicht ſogleich geſtorben war, eine nicht allzulange Haft abzubüßen haben würde.

Nicht minder war Sylvius bemüht, für Carmela's Mutter, die ſich zuletzt im Hospital befunden, zu ſorgen, und der beſtändig leidenden Frau, deren Krankheitszuſtand ihr kein langes Leben mehr verſprechen konnte, bei wackern und zuverläſſigen Leuten Aufnahme und Pflege zu verſchaffen.

Sylvius freute ſich der neuen Zukunft, in die er an Carmela's lieber und treuer Hand einzutreten im Begriff ſtand. Ein Leben, in wohlthuender Begränzung, innerem und äußerem Genüge, und thatkräftiger Wirkſamkeit, erwartete ihn, und er fühlte ſich friſch und frei in dem Gedanken einer beſtimmten, arbeitsvollen Thätigkeit, der er ſich nun zuzuwenden hatte, und bei der ihm Carmela's Augen als Sterne des Friedens und der Gnade leuchten ſollten.

Als ſie Beide in den Reiſewagen ſtiegen, fand ſich noch raſch Arminius Meyer herzu, um ihnen Lebewohl zu ſagen, und ihnen zugleich eine Karte von Fräulein Hortenſia und Herrn von Schmettow zu überbringen, worauf dieſe ihre ſtattgefundene Verlobung anzeigten. Der Wagen rollte davon, und

Arminius rief ihnen ein herzliches Lebehoch nach, indem er sie zugleich bedauerte, daß sie das schöne Berlin verlassen müßten, dem es doch nichts Ähnliches in der ganzen Welt gebe, und wo sich am besten unter allen Städten umherlaufen, schwatzen, philosophiren, und in guter Gesellschaft über das höchste Glück des Menschengeschlechts nachdenken lasse, wo man kritisirend genießen und genießend kritisiren könne. Sylvius aber drehte sich lächelnd noch einmal nach ihm um, und zeigte auf Carmela, deren in der Luft wehenden Schleier er küßte. —

C. J. Klinkhardt'sche Buchdruckerei in Hannover.

Aeſthetik.

Die Idee der Schönheit und des Kunſtwerks im Lichte unſerer Zeit.

Von

Theodor Mundt.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Dieſe Aeſthetik iſt aus den Vorträgen entſtanden, welche ich vor einiger Zeit an der hieſigen Univerſität über die Wiſſenſchaft der Kunſt gehalten. Ich habe darin der ſchaffenden Kunſt ihre Stelle mitten in den innerſten Bewegungselementen unſerer Zeit zu begründen geſtrebt, und ich glaube, daß ich damit einem weſentlichen Bedürfniß der heutigen Geiſter entgegengekommen bin, das den Schaffenden wie den Wiſſenden in unſerer Gegenwart in gleicher

Weiſe nahe ſteht, und das für die freien Geſtaltungen in der Kunſt wie in der Wiſſenſchaft und im Staatsleben ſelbſt dieſelbe Bedeutung hat. Der Anſchauung und Ausübung der Kunſt in unſerer Zeit das Lebensprinzip zurückzugeben, wodurch ſie als ein nothwendiges Moment in den Bewegungen und Entwickelungen des Völkerlebens feſtzuhalten iſt, dies ſchien mir bei einer Neugeſtaltung der Aeſthetik, wie ich ſie hier verſucht habe, vor Allem das Haupterforderniß zu ſein. Kann die Aeſthetik noch wieder eine Lebensbedeutung für unſere Zeit und in derſelben gewinnen, ſo vermag ſie es nur auf einer Grundlage und in einem Prinzip, wodurch ſie die Kunſt als das Zuſammentreffen aller weſentlichen Schöpferkräfte der Nationen, als das eigentliche Werk der Völker, welches wie der Blüthenpunkt aller ihrer Zuſtände herausgetreten iſt, wiſſenſchaftlich nachweiſen kann. Seitdem Schiller in

einigen begeisterten Aufsätzen von der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts gesprochen und die Aesthetik gewissermaßen als eine Vorschule der politischen Freiheit empfohlen hat, ist in diesem Sinne nichts zur wirklichen Ausführung einer solchen Wissenschaft der Kunst geschehen. Der Hegel'schen Aesthetik wird man zwar ihre großen Verdienste nicht absprechen können, die aber rein logische und dialektische sind, indem der absolute Denker den Organismus des wissenschaftlichen Gedankens auch auf dem Gebiet der Kunst durchzuführen und anzuwenden gesucht hat. Der Ausgangspunkt ist dabei aber das vorhandene philosophische System in seinen bestimmten Kategorieen, nicht die lebendige Unmittelbarkeit des Völkerdaseins selbst. Die Kunst hat daher bei Hegel nicht in ihrer wahren und unmittelbaren Freiheit zur Anerkennung gelangen können, sondern sie mußte hier recht eigentlich hinter die Philosophie zurücktreten.

Möchte dagegen das von mir neu aufgestellte Prinzip der Aesthetik, das Prinzip der Unmittelbarkeit, die Prüfung der Denker bestehen und den schaffenden Geistern unserer Zeit zu einer Quelle befriedigten und zukunftreichen Schaffens werden können!

Berlin, im April 1845.

Theodor Mundt.

Inhalt.

Einleitung.

Seite

1. Verhältniß der Kunst und Kunstwissenschaft zu unserer Zeit 1
2. Die Bedeutung der Aesthetik als Wissenschaft. . . . 8
3. Die Lebensidee unserer Zeit und die Kunst. 11
4. Die Kunst in ihrem Verhältniß zur Freiheit der Völker. 21
5. Die Kunst und die Virtuosität. 27
6. Die Kunst und das Vergnügen. 29
7. Zweck und Bedürfniß der Kunst. 32
8. Die Geschichte der Aesthetik. 36

Erster Theil. Die Idee der Schönheit.

1. Die Erkenntniß der Schönheit. 51
2. Das Schöne als Idealismus der Unmittelbarkeit. . . 54
3. Die Idee der Unmittelbarkeit in der Philosophie. . . 57
4. Nähere Bestimmungen der Idee der Unmittelbarkeit. . 64
5. Das Schöne als das Charakteristische. 77
6. Der Genius. 81
7. Die Einheit von Wissen und Glauben im schaffenden Geist. 87
8. Der künstlerische und der philosophische Genius. . . . 97
9. Die Universalität des Genius. 103
10. Talent und Genie. 107
11. Die Heiligkeit des Genies. 110
12. Das Schauspieler-Genie. 114
13. Das Heilige und der Genius. 117
14. Die Phantasie. 121
15. Ironie und Humor 132

		Seite
16.	Bild und Gedanke.	142
17.	Das symbolisch-mythische Ideal.	146
18.	Die symbolische Kunst.	157
19.	Die türkische Blumensprache.	168
20.	Der Mythus.	171
21.	Die Gestaltungen des Mythus in Indien.	174
22.	Das persische Lichtsymbol.	179
23.	Das plastische Ideal des Hellenismus.	181
24.	Die antike Objektivität.	194
25.	Das christliche Ideal.	203
26.	Das Christusbild.	216
27.	Die christlichen Symbole.	225
28.	Die romantische Kunst.	233
29.	Die christliche Naturansicht.	245
30.	Das Mährchen.	248
31.	Das Wunderbare.	250

Zweiter Theil. Die verwirklichte Idee der Schönheit oder das Kunstwerk.

1.	Das Kunstwerk.	261
2.	Das Geisteskunstwerk und das Naturkunstwerk.	265
3.	Das Naturideal.	274
4.	Die Menschenschönheit.	280
5.	Der Hermaphrodit und Anaphrodit.	285
6.	Volkscharakter und Physiognomie.	288
7.	Die Stilarten des Kunstwerks.	292
8.	Die Poesie.	302
9.	Poesie und Philosophie.	304
10.	Die Poesie und die platonische Republik.	309
11.	Die Kunstformen der Poesie.	317
12.	Das Epos.	321
13.	Die Lyrik.	326
14.	Das Drama.	336
15.	Roman und Novelle.	341
16.	Die Musik.	344
17.	Musik und Philosophie und Philosophie der Musik.	355
18.	Die bildenden Künste.	375
19.	Die Baukunst als universale Kunst.	380

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Einleitung.

1. Verhältniß der Kunst und Kunstwissenschaft zu unserer Zeit.

Die erste Frage, welche sich uns aufdrängt, ist die, ob es dem Genius unserer Zeit entsprechen kann, sich in unsern Tagen noch mit Aesthetik abzugeben. Wenn heutzutage von jeder Wissenschaft aus der unmittelbare Weg in das nächste volle Leben, in die Wirklichkeit selbst gefunden werden muß, so scheint es, daß gerade diese Wirklichkeit, von der sich heut keine Wissenschaft mehr trennen kann, allen andern Idealen des Lebens mehr zugewendet sei, als gerade den Idealen der Kunst und den Gestaltungen der Schönheit, deren Wissenschaft die Aesthetik aufstellen will. Nicht als fehlte es unserer Zeit an Kunstproductionen von großer und mannigfacher Bedeutsamkeit, und an dem Sinne dafür, sie aufzu-

nehmen und zu mindern, über das ganze Zeitalter, hört man vielfältig klagen, ist kein Zeitalter der Kunst, und der unruhige Geist [illegible] des heutigen Lebens, diese Schaukelungen einer vielfach gespaltenen Reflexion, und zugleich die durch den Lauf der Begebenheiten herbeigeführte Formlosigkeit aller unserer Zustände und Ueberworfenheit aller Meinungen, sie zeigen uns in der That nicht den klaren und sonnigen Himmel der Kunst, und sie bieten nicht den der letzteren unentbehrlichen Frieden einer in sich gesättigten und begränzten Lebensstimmung dar.

Unter diesen Umständen ist die Kunst, wo sie es in einsamer Begeisterung nicht hat lassen können, ihre Gebilde zu schaffen, doch damit herausgefallen aus der Mitte des Volkslebens, wo sie zu stehen hat, und sie ist dafür hineingezogen worden in die Angelegenheiten der heutigen Gesellschaft, die Alles entnervende Mode hat sich ihrer zu bemächtigen gesucht, und sie soll für den Salon arbeiten, für die Liebhaberei und Eitelkeit des Sammlers, für die exclusiven Vorrechte des Reichthums und der Bildung.

Dies sind Mißstände, die nicht sowohl von der Entartung und dem Verfall der Kunst selbst, als vielmehr von der Zerfallenheit des Lebens zeugen, das in gewaltigen Schwankungen einen neuen Schwerpunkt

bei uns sucht und sich noch nicht wieder zu der Einheit und Totalität alles Daseins hat zusammenfügen können, in die dann auch die Kunst wieder eintritt als ein nothwendiges Glied des ganzen Lebensorganismus, als die wahre schöne Mitte aller geistigen Richtungen eines glücklichen Volkes, und als der Ausdruck und das Unterpfand für die Gemeinschaft der göttlichen und menschlichen Natur, welches die Kunst seit den ältesten Zeiten und in den Blüthenepochen der Menschheit immer gewesen. Der künstlerische Bildungstrieb, der überall nur das Schöne hervorbringt, er muß dann wieder in die unmittelbare Volksnatur selbst hinübertreten, wie bei den Griechen die täglichen Gewohnheiten des Volkslebens zugleich Befriedigungen für den Schönheitssinn und das Kunstbedürfniß waren. So wurden zu Athen den Männern, deren Verdienste oder ausgezeichnete Eigenschaften anerkannt werden sollten, Statuen errichtet, und Winkelmann (in seiner Geschichte der Kunst II. S. 13) bemerkt sehr treffend: daß die Ehre einer Statue bei den Griechen dasselbe war, was etwa heutzutage ein Titel, oder ein Kreuz auf der Brust.

In diesen beiden Ausdrucksformen eines ganz verschiedenen Volksdaseins läßt sich der Gegensatz des alten plastischen und des heutigen reflectirten und

zweideutig schillernden Lebens zunächst am grellsten bezeichnen.

Wird aber die schmerzenreiche Nacht des christlichen Himmels sich aufthun den hereinbrechenden neuen Zeiten des Völkerlebens, und wird daraus die Freiheit und Schönheit hervortreten können als das wahre Eigenthum der christlichen Welt? Wird aus dem Christenthum selbst, am Ende und als Vollendung aller seiner Entwickelungen, ein neues Hellenenthum sich herausgebären können? — das ächte Hellenenthum des Geistes, das auf der Innerlichkeit des christlichen Gedankens zugleich das Reich der freien und schönen Weltformen begründen soll?

Wir leben in einer Zeit, in welcher bereits die Erkenntniß reif geworden ist, daß die Freiheit nicht bloß für die Reichen und Bevorrechteten ist, sondern daß auch die Armen und die Unglücklichen, die Jesus Christus selig gepriesen hat, in dieser Seligkeit auch das Anrecht erhalten haben, frei zu werden, das heißt, aufgenommen zu werden in die Gemeinschaft der berechtigten Wirklichkeit, welche auch den Armen die Kraft verleihen soll, das Gesetz der Freiheit, nach dem das ganze Leben sich gestaltet, an sich zu erkennen!

In dieser neuen Erkenntniß drängt es uns,

Den, der den Geist erlöst hat, auch als des Leibes Erlöser zu schauen und auf diesem großen Wendepunkt der Erlösung des Menschengeschlechts das wahre Heil der Geschichte und ihre Fortentwickelung zu erblicken.

In dem neuen Weltalter der Freiheit und Schönheit, dem sich das Christenthum schon aus unserm innersten Bewußtsein heraus zuzubilden begonnen, in ihm werden wir dann die Arbeit sich wieder vermählen sehen mit dem Genuß, von dem sie so lange in der Welt geschieden gelegen, und wie in der Kunst und im Künstler Arbeit und Genuß sich als Eines innigst verbunden haben, so werden wir auch den Lebenspunkt zu finden haben, auf dem im Völkerleben die Völker selbst solche freie und glückliche Künstler ihres eigenen Daseins zu werden bestimmt sind! Und diesen Lebenspunkt werden wir in der christlichen Idee selbst zu erkennen haben, die, sowie sie die wahre gesunde Weltanschicht, die Weltanschicht der Freiheit und Schönheit, und der glückseligen Einheit von Gedanken und Form in sich enthält, so auch den freien Staat aus sich zu entwickeln hat.

Daß der wahre christliche Staat kein anderer als der freie und organisch verfassungsmäßige sein kann, dies einzusehn und darzuthun ist die wichtigste Lebens-

aufgabe für die moderne Staatslehre geworden, die sie zu lösen hat aus dem obersten Princip des Christenthums, das die Gleichheit aller Menschen vor Gott gelehrt, das verboten hat der Menschen Knechte zu werden, das es für eine Sünde erklärt hat, den Geist zu dämpfen, und mit Gottes Zorn allen denen droht, welche die Wahrheit und ihren Fortschritt unterdrücken oder die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten; des Christenthums, welches die Lüge und die Geheimthuerei für eine Sünde, die Oeffentlichkeit für das Zeichen des Wahren, Guten und Göttlichen erklärt, und welches verheißen hat, daß Alles an das Licht kommen solle!

So ist es mit der Freiheit, auch die Schönheit, deren die christliche Welt aus ihrem innersten Bewußtsein heraus sich theilhaftig zu machen hat, und wie das Christenthum verkündigt hat, daß von Gott alle Menschen zur Glückseligkeit bestimmt sind, so muß der ächte Glanz der Schönheit, welche an dem Menschengeschlecht aufstrahlen soll, sich erkennen lassen als der wahre Lebensglanz, der von dieser im Christenthum begründeten Einigung der göttlichen und menschlichen Natur ausgeflossen ist.

Um aber dem Christenthum diese Vollendung zur

Freiheit und Schönheit zu geben, soll man nicht etwa nachträglich als künstliche Studie neue Thurmspitzen aufkleben wollen an dem alten gothischen Münster der Christenheit, sondern auf dem alten und ewigen Fundament des christlichen Gedankens muß ein neuer, von innen her lebendiger Bau aufgeführt werden, ein neuer Bau, dessen Stein und Kitt genommen ist von dem Fleisch und Blut der neuen Zeit, und dessen Formen sich fröhlich und zuversichtlich hineinbilden in die frische neue Gliederung dieser Zeit.

Der alte christliche Dom, in welchem die christliche Religion das Riesenbild ihrer Sehnsucht, ihrer Träume und ihrer Wunder hingestellt hat, dieser christliche Dom der alten Zeit, ist schon seiner Idee nach, aus der er hervorgegangen, dazu bestimmt, unvollendet zu bleiben. Seine Idee ist die unendliche Perspective, deren tiefes Geheimniß ewig in die Weite und Ferne deutet, seine Idee ist die Transcendenz, die, nach dem Ueberirdischen begierig, sich gewaltig hinausstreckt in den Spitzbogen, um auf ihm den jenseitigen Himmel zu ersteigen. In diesen sinnlichen geheimnißvollen Formen aber die Brücke zu schlagen zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Mensch, damit ist die alte Zeit nicht fertig geworden, und die ungeheuern Werke dieser Weltansicht

ſtehen deshalb nur als Fragmente um uns her, als unvollendete Spitzen jener alten abgebrochenen Zeit, die nicht mehr die unſerige ſein kann.

---

2. Die Bedeutung der Aeſthetik als Wiſſenſchaft.

Die Aeſthetik wird ihre Bedeutung als Wiſſenſchaft gerade darin zu erfüllen haben, daß ſie das Bewußtſein über das ewige und unverlierbare Weſen der Kunſt, über das Weſen der Kunſt als einer ſelbſtändigen und urſprünglichen Lebenskraft der menſchlichen Natur, aufrecht zu erhalten und aus den innern Gründen des Gedankens feſtzuſtellen hat. Vermag es die Aeſthetik, die Kunſt als dieſe ächt menſchliche Lebenskraft nachzuweiſen, welche mit allen andern Geſtaltungen und Miſchungen des Daſeins im Innerſten zuſammenhängt, ſo wird dieſe Wiſſenſchaft dadurch zugleich ihre Stelle im Leben, ihre Stelle in der Zeit, um die es uns hier vorläufig zu thun iſt, ſich ausgefunden haben. Denn die Aeſthetik wird dann in der Kunſt einen Organismus entfalten können, in welchem die Einheit und Harmonie der Verhältniſſe als eine freie That des ſchaffenden Willens er-

ſcheint, und der als ein Bild höherer Wirklichkeit dieſer endlichen ſchlechten Wirklichkeit mahnend gegenüberſteht.

Daß die Aeſthetik ſich in dieſer Hinſicht als eine Wiſſenſchaft darſtellen könne, welche eine mit der Fortbewegung des heutigen Völkerlebens zuſammentreffende Aufgabe hat, das iſt es, worüber es zuerſt der Verſtändigung zu bedürfen ſcheint, ehe wir fragen wollen, was ſie an ſich ſelbſt für eine Wiſſenſchaft iſt. Denn wie man in unſern Tagen zuerſt zu fragen hat, was ein Menſch will, ehe man fragt, was er iſt, indem heutzutage das Wollen das wahre Sein geworden, ſo hat ſich auch in die Wiſſenſchaft heut, namentlich in Deutſchland, dies Bedürfniß unſerer zeitlichen Lebensfragen hineingeſtürzt, um hier, an der Quelle des ewigen Gedankens ſelbſt, die Kraft der neuen Zukunft zu ſchöpfen.

Das Daſein der Aeſthetik als eine Facultätswiſſenſchaft, als eine Disciplin überhaupt, iſt ohnehin dürftig und zweifelhaft. Sie lebte hier bis jetzt von den Broſamen, welche ihr von dem Tiſche der ſyſtematiſchen Philoſophie mitleidig zugeworfen wurden, und ſie hat, ſchon halbtodt geboren aus der Wolfiſchen Philoſophie, mit der Nothtaufe eines wunderlichen Namens belegt, bis auf Hegel nur den Vorzug

genoſſen, als eine bloße Conſequenz des jedesmal herrſchenden philoſophiſchen Syſtems mitgeſchleppt zu werden.

Gelingt es uns nicht, mit der Aeſthetik in den wahren pulſirenden Lebenspunkt unſerer Zeit einzutreten, das heißt, in der Wiſſenſchaft von der Kunſt diejenigen weſentlichen Beſtimmungen unſeres ganzen Daſeins wiederzufinden, welche in der Entwickelung des religiöſen Bewußtſeins und der politiſchen Freiheit ruhen, gelingt uns dies nicht, ſo mögen wir die Aeſthetik, mit ihren lebloſen Definitionen des Schönen, Angenehmen, Erhabenen u. ſ. w., endlich als eine unnütze Laſt der Facultäten über Bord werfen!

Die Schönheit, ihre Idee und ihre Verwirklichung ſoll uns in der Aeſthetik beſchäftigen, aber wir wollen darin die Schönheit zugleich als den Stern der Geſchichte anbeten, wir wollen die Erlöſung aller unſerer Zuſtände zur Schönheit darin auf den wahrhaft menſchlichen Schaffenstrieb begründet ſehn, der aus der innern Nothwendigkeit des Geiſtes heraus das Schöne zu geſtalten hat, wir wollen in der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß dieſes Schaffenstriebes die urſprünglich verliehene Kraft des Menſchengeiſtes begreifen, welche aus ſich ſelbſt heraus das menſchliche Daſein zu einem Organismus der Freiheit und Schönheit zu bilden vermag!

3. Die Lebensidee unserer Zeit und die Kunst.

Wie nahe oder wie fern unsere Zeit der Schönheit sei, dies stellt sich schon in einer flüchtigen Anschauung ihrer gegenwärtigen Verhältnisse dar.

Die gebrochenen und schwankenden Zustände unserer Zeit sind besonders auf diejenige Grundzerfallenheit zurückzuführen, in welche das Selbstbewußtsein der heutigen Völker mit ihren Formen gerathen, das in sich mächtig gewordene Selbstbewußtsein, das zu der idealen Höhe der menschlichen Bestimmung emporgeschritten, und mit den überlieferten und angebildeten Formen des Bewußtseins, mit den historisch abgelebten Formen der Wirklichkeit, in diesen qualvollen Bruch gerathen.

Die Völker haben eine Erneuerung ihrer religiösen und politischen Formen aus dem idealen Selbstbewußtsein heraus begonnen, aber der Kampf findet in langsamen und abschwächenden Reibungen Statt. Er wälzt keine große schlagende Flamme durch die Welt, doch überall flackern seine unheimlichen Feuerzeichen empor, und keine Stelle giebt es an uns, die nicht schon ergriffen und unterhöhlt wäre! Die Vernunft, die mit allen Traditionen den Krieg angezettelt hat, ist jetzt als Individualität auf den Kampfesschau-

platz getreten, als diese sich frei und selbstmächtig setzende Individualität, welche die Epoche der Mündigkeit bei den Völkern angesagt hat!

Die Völker sind auf den Wegen der Vernunft und Geschichte von großen Illusionen zurückgekommen, und unter den Füßen des fortschreitenden Geschlechts ist allmälig zertreten worden jene transcendente Weltansicht, die alles Glück, alle Freiheit und allen Werth des Daseins an ein jenseits liegendes, unerreichbares Ideal überlassen hat. Nur in dem Einen, das jenseits aller Wirklichkeit lag, war der Geist, der nach Willkür von sich ausströmen oder für sich behalten konnte von seiner Herrlichkeit und seinem Himmel, was ihm beliebte. In dem Staatenleben war dies die declarirte Geistesabwesenheit des Volks, seinen Herrschern gegenüber, die, als die Stellvertreter Gottes und der göttlichen Gnaden, sich allein das geheimnißvolle Privilegium vorbehalten hatten, die Maschinerie zu verstehn und zu lenken. Dieser Transcendenz des politischen Lebens, welche in dem alten absoluten Staat ihre Verkörperung gefunden, ihr entsprach in dem religiösen Bewußtsein der Völker jener Dualismus des Christenthums, welcher, aus den Jahrhunderten der Ascese und des Märtyrerthums geboren, eine Blume des Moders, mit dem die neue

Zeit erſt hatte gedüngt werden müſſen, den Geiſt ebenfalls entzweit hatte mit der Materie, dieſer chriſtliche Dualismus hatte die Wirklichkeit verſtoßen in die Finſterniß und in die Unfreiheit, und den Leib überantwortet an die Sünde und die Knechtſchaft, dagegen er allein erhöht hatte den Geiſt zu einer jenſeitigen Himmelsluſt, zu einem Anſchauen und Genuß des göttlichen Seins, das zu erreichen aber erſt die ganze ſchöne grüne Wirklichkeit ſich in Opferflammen hatte verzehren müſſen.

Dieſer Weltanſicht entwachſend, haben die chriſtlichen Völker in ihrem religiöſen und politiſchen Bewußtſein zugleich dieſe ihr ganzes Leben durchdringende Erſchütterung gefühlt, und das alte Band ihrer Einrichtungen iſt geſprungen an ihrem menſchlich aufquellenden Herzen, und iſt halb in Schrecken, halb in Freude entzwei geborſten wie die Hülſe über dem frei werdenden Kern! Da ſind mit den Völkern zugleich die Fürſten an dieſem Scheideweg der Zeiten betroffen angelangt, und der alte Staat iſt, einem ſteinernen Memnon gleich, erzittert und erklungen von der neuen jungen Macht, von der Macht der Individualität, die nicht, wie ſonſt, allein und einſam auf der Spitze des Throns, ſondern zugleich in der Breite und Tiefe des ganzen Volkslebens ſich gliedern will.

Aus den Tiefen des Volkslebens herauf haben die Stimmen der Vernunft und der Freiheit lange um Gehör geklagt, und um das Recht, Beſitz zu ergreifen von der Wirklichkeit, die ihnen gehört ſeit Anbeginn der Zeiten durch die göttliche Weltordnung ſelbſt. Aber dieſe neue Erkenntniß der Wirklichkeit, in welcher Fürſten und Völker ſich zu einem neuen Bund zuſammenzuſchließen haben, ſie iſt einfach, wie alle wahre Erkenntniß, aber tauſend ſchwere Verwickelungen haben ſich doch herangefunden zu ihr in dem Drang der heutigen Begebenheiten und Perſonen, und die Schlangen des Zweifels und des Kleinmuths halten dieſe Erkenntniß umwunden, dieſe Erkenntniß, welche von keinem andern Gott mehr wiſſen will, als von dem wirklich gewordenen, von keiner andern Freiheit als von der wirklich gewordenen, von keinem höheren Geſetz als von dem Geſetz der wirklich gewordenen Ideen. —

Das hohe Streben unſerer Zeit iſt dies, die wahre Wirklichkeit der ewigen Ideenwelt darzuſtellen, ſie zu Form und Geſtalt zu bringen, und die himmelweit geriſſene Kluft zwiſchen dem Geiſt und der Materie auszufüllen durch das Glück, die Freiheit und die Einheit des Menſchengeſchlechts.

Die Völker haben friſch und zutraulich, wie es immer in der Volksnatur liegt, ihre Lebenskreiſe der

neuen Zeit geöffnet, und auf die heitern Gründe des Volkslebens soll heraussteigen aus den Amtsstuben, Regierungsgebäuden, Polizei-Bureaux und Wachhäusern Alles, was der Staat bisher in dieser geheimen Pein seines Organismus in sich verschlossen, und es soll endlich dort unter dem offenen Himmel, unter dem das Volk wohnt, an Licht und Luft überantwortet werden, die Machthaber aber sollen sich niederlassen mitten unter ihren Völkern, in ächt menschlicher Gemeinschaft, und sich stärken und sich fröhlich beleben an der ursprünglichen Kraft des Volksdaseins, wie Antäus an der Kraft des mütterlichen Erdbodens.

Aber es fehlt noch viel, daß solchergestalt sich dies zugetragen hätte in den Kreisen der heutigen Zeit, vielmehr ist gegen diese feststehende Erkenntniß gesündigt und angekämpft worden von beiden Seiten, und auf und nieder wird gerungen und gezogen, und Gegensatz an Gegensatz bald gewaltsam abgerieben, bald durch Kunstgriffe, Täuschungen und künstliche Maßnahmen aller Art die Entscheidung hingezögert und scheinbar aufgehalten der Tag des Schicksals. So sind in der Unentschlossenheit des Tages schon die kräftigsten Flügel lahm, und die besten Gesinnungen schwankend geworden, die Ueberzeugungen haben sich plötzlich wieder zersplittert, und das geschichtliche Leben, das sich durch

Erkenntniß und That in seine wahre Einheit erheben will und soll, hat sich an Illusionen und an dem angreifenden Wechsel zwischen Hoffnung und Täuschung abgearbeitet. Bei diesem Zwiespalt des mündig gewordenen Bewußtseins mit den Lebensformen, die sich daraus neu gebären und gestalten sollen, ist die große Zeit, die sich in uns bereitet, zugleich als eine schlimme erschienen, und Vielen hat sich das Mark in den Knochen verzehrt aus Schmerz und Sehnsucht. Dies Unterwegs zur That, welches unsere Zeit darstellt, hat einen verdüsternden Schatten um sich her geworfen, den Schatten des Todes, der Krankheit, der politischen Abschwächung und der religiösen Zerrissenheit.

Das neue Gesetz aber, welches wir heut in allen unsern Zuständen erstreben, ist das heilende, und Alles zusammenfügende Gesetz der Immanenz zu nennen, in welchem das transcendente Ideal der frühern Zeiten seine vollkommene Auflösung zu finden bestimmt ist.

Immanent heißt diejenige Weltansicht, welche sich der unheilvollen Trennung zwischen der Idee und Wirklichkeit frei entwunden, welche die nothwendige göttliche Lebenskraft der Wirklichkeit erkannt und zum Princip aller Gestaltungen des Daseins erhoben hat.

Immanent heißt die Weltansicht, die zu der Erkenntniß vorgeschritten, daß die Materie, die Welt,

die Wirklichkeit nicht unrein sei, so daß Gott nur jenseits von ihr gedacht werden könne, sondern rein und würdig, um den Gott in sich zu tragen und aus sich heraus zur Anschauung zu bringen.

Immanent heißt das aus dieser Weltansicht hervorgebildete Staatsleben, welches das Volk nicht mehr wie sonst als die unreine und unwürdige Materie betrachtet, auf welche der jenseits von ihm thronende absolute Herrscher nach Umständen bald Sonnenschein bald Regen herabfallen läßt, sondern wo in dem Volke, als in der wahren und reinen Wirklichkeit des Staatslebens, die höchste Idee des Staats, welches die Idee der Freiheit ist, sich wesentlich verkörpert und organisch ineinsgebildet hat.

Immanent heißt diejenige ethische Bildung des Charakters, welche von der Gesinnung jetzt zugleich die That verlangt, von dem Denken das Sein, von der Handlung die Alles an sich herausstellende Oeffentlichkeit.

In diesem Streben, immanente Zustände des Lebens herauszubilden, haben wir unsere Zeit in jene Mißstimmungen und Unentschiedenheiten sich verwickeln sehn, die ich zuvor anzudeuten gesucht. Die Philosophie der Zeit, die in Hegel bis zur immanenten Selbstbewegung des Begriffs gelangt war, hatte für

das neue Gesetz der Selbstbestimmung des Geistes nur die logische Methode entwickeln können, war aber durch diese zugleich wieder herausgefallen aus dem wahrhaft geschichtlichen Geist der Zeit, indem sie den logischen Prozeß des Begriffs für die wahre Wirklichkeit und Realität selbst ausgeben wollte. Eine andere Bethätigung der menschlichen Geisteskraft, die eine der Philosophie entgegengesetzte ist, nämlich die Kunst, scheint darin schon ihrem ganzen organischen Wesen nach, als freie Bildnerin des Lebens aus seiner unmittelbaren Fülle heraus, den höchsten Aufgaben des Völkerlebens näher zu stehen und ein wirksameres Verhältniß zu denselben zu haben.

Die Kunst ist es, welche hineinstrahlt in alle Zeiten als die wahre Verkündigerin, daß die Wirklichkeit überall Gottes sei, und welche durch diese ihr inwohnende Wahrheit immer auf die sonnigen Gipfel der Menschheit uns erhebt, während unten in den Thälern noch die schweren Dünste der Nacht lagern können. In dieser Verkündigung, welche jedes wahre Kunstwerk in sich trägt, in der Verkündigung, daß der Gott Wirklichkeit geworden, daß das Bewußtsein seine Form, die Idee ihre Gestalt aus sich selbst gefunden, daß die Freiheit des schaffenden Willens hat eins werden können mit der Schönheit und Wahr-

heit des aus ihm hervorgegangenen Organismus, hierin liegt zugleich ausgesprochen, wie sich das Gesetz der Immanenz, das wir heut als ein neues Lebensgesetz suchen, schon im Kunstwerk verkörpert und als das wesentliche Gestaltungsprinzip darin erwiesen hat. Dieser vorläufigen Bestimmung über das Wesen des Kunstwerks, das erst nachher in der Wissenschaft der Aesthetik selbst seine zusammenhängende Begründung erhalten kann, läßt sich hier in unserer einleitenden Betrachtung nur noch das hinzufügen, daß das Kunstwerk seiner innersten Wesenheit nach das über alle Transcendenz siegreich hinausgekommene Gebilde ist, und daß, da es den Stoff der Welt genommen und den Gott hinein und heraus gebildet hat, es dadurch zugleich den alten Fluch von der Materie geschüttelt hat; daß es diese Materie rein und heilig gesprochen hat, und den Widerspruch von Idee und Wirklichkeit, der sich weder im philosophischen Bewußtsein noch im politischen Völkerleben bisher genügend hat lösen können, durch den reinen, wahrhaft menschlichen Schaffenstrieb unmittelbar versöhnt und überwunden zeigt!

So haben wir denn in die Sphäre der Kunst als in diejenige einzutreten, in welcher uns die Anschauung von dem Einen, das in allen unsern heutigen

Lebenszuständen uns Noth thut, herzstärkend und das Bewußtsein kräftigend ergreifen wird, in die Sphäre der berechtigten und erfüllten Wirklichkeit, die wir in der Form des Kunstwerks zu construiren haben werden, und in der wir Allem begegnen werden, worauf in unserer Zeit die Gedanken und Wünsche des ganzen Daseins gerichtet sind.

Wenn Hogarth die Wellenlinie als das eigentliche Prinzip der Schönheit erkannte, so werden auch wir uns wenigstens darin diesem Prinzip zuzuwenden haben, daß wir in der Wissenschaft des Schönen zugleich die Wellenlinie der Zeit, diesen in der Sphäre ewiger Bewegung dahinschwebenden Rhythmus des Völkerlebens, abmessen und belauschen wollen. Ja wir werden die wissenschaftliche Betrachtung der Kunst, die wir vornehmen wollen, zugleich als eine solche Grundlage unserer Bildung erkennen müssen, die uns würdig und stark macht, das Gesetz der Freiheit in allen unsern öffentlichen Entwickelungen rein und groß zu verwirklichen; wir werden in der wahrhaften Erkenntniß der Kunst und der Schönheit heranzutreten haben zu der ächten Quelle der Verjüngung für unser politisches Leben, der Versöhnung für unser religiöses Bewußtsein.

4. Die Kunst in ihrem Verhältniß zur Freiheit der Völker.

Indem wir für jetzt die Kunst noch nicht an sich selbst und um ihrer selbst willen zu betrachten hatten, kam es uns eben darauf an, sie vorzugsweise in ihrem Verhältniß zum öffentlichen Leben und als die eigentliche Mittelsgestalt desselben zu erkennen, als den schönen immer blühenden Isthmus, welcher die geistigen Zustände der Völker verbindet, welcher die Zerfallenheit der Zeiten auf seinem gänzlich unangefochtenen Gebiet vermittelt.

Die künstlerische That, die That des schaffenden Genius, sie enthält immer die Gewährleistung in sich für die That der Geschichte, für die That des politischen Gesetzgebers, für die That des in seine Einheit und Freiheit sich erhebenden Staatslebens, eine Gewährleistung, indem sie den Bildungs- und Formtrieb des menschlichen Geistes an einem Object der Freiheit siegreich aufzeigt. Wird dieser freie Bildungstrieb der Völker, der durch die Kunst gewissermaßen seine Erziehung erhalten kann, die politischen Verhältnisse, den Staat, ergreifen, so wird das politische Schöpfungswerk von dem Kunstwerk die Idee der freien Organisation zu entlehnen haben.

Denn die Idee der Organisation, die im Natur-

product nur als eine unmittelbare Thatsache der Nothwendigkeit vorhanden ist, sie hat in der Production des Geistes den Durchgang durch die innere Welt des Individuums genommen, und ist dadurch erst in das warme Herzblut der Menschheit getaucht worden und hinübergetreten in den Gestaltungsproceß des Völkerlebens. Im Kunstwerk empfangen wir das erste geistige Bild der Organisation, das auf den freien Menschen selbst zurückweist, und das darum zugleich den ersten Weg darbietet, um von ihm aus zur wahren freien Gestaltung aller menschlichen Zustände überzugehn. Schiller sagt deshalb in seinen Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen" sehr treffend: „es giebt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht!"

Dies sagte Schiller, für seine Zeit gewiß ausreichend. Den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, darauf kann es uns heutzutage nicht mehr ankommen. Wir sind gewiß schon sehr vernünftig geworden, und es würde heutzutage von uns vielmehr heißen müssen: „es giebt keinen andern Weg, den vernünftigen Menschen frei zu machen, als daß man ihn aus seiner Vernunft eine That machen läßt."

Es scheint daher, daß die künstlerische Bildung

den unmittelbaren Weg zur Bildung des freien Staatslebens zu zeigen im Stande sei, und schon in sich trage!

Zwar ist bekannt, daß die Kunst gerade oft zu solchen Zeiten der Geschichte blühend gefunden wird, wo die politische Freiheit entartet war, oder die absolute Königsgewalt unnatürlich alle schaffende Volkskraft überragte. So rechnet auch Haller, in seiner Restauration der Staatswissenschaftrn, die Künste wie die Wissenschaften gewissermaßen zum Regierungsluxus, und betrachtet sie als Regal, das am besten von den Königen ausgeübt werde. Aber wenn es nicht zu läugnen ist, daß sich die Blüthe der Kunst oft am glänzendsten und üppigsten um den Thron der absoluten Gewaltherrscher gerankt hat, so liegt darin nur scheinbar zwischen der Kunst und der Freiheit ein Widerspruch ausgedrückt. Die Kunst ist es dann eben, in deren Region sich zu solchen Zeiten der göttliche Bildungstrieb der Menschheit, der den Organismus der Freiheit schaffen will, hineingerettet und verschlossen hat. Die Kunst hat die nothwendig arbeitende Volkskraft in sich aufgenommen, und wenn sie sich damit zu den Füßen des Throns niedergelassen, wenn sie damit vor einem Ludwig XIV. gekniet hat, so hat sie zugleich die Rechte des Nationalgeistes und die schöpfe-

rische Kraft der Individualität, der Gewalt gegenüber, geltend gemacht. Despoten haben daher die Künstler ebenso oft gefürchtet, als beschützt. Eduard I. ließ nach der Eroberung von Wallis alle Barden des Landes umbringen, was oft besser sein kann, als sie verpflegen oder mit Titeln schmücken. Aber in dieser Grausamkeit des Eroberers beruht die höchste Anerkennung der in der Kunst treibenden und wirkenden Volkskraft, die in ihr zerstört werden soll.

Der Palast, in welchem der Tyrann wohnt, kann von der Baukunst in den herrlichsten Verhältnissen aufgeführt sein, und mit den Formen der Schönheit ein lastervolles und schändliches Leben verhüllen. Die Kunst verliert durch den Gebrauch, der von ihr gemacht werden kann, nichts an ihrer Bedeutung. Aber der Tyrann hat in seinem eigenen Hause, das die nach idealen Gesetzen schaffende Architektur ihm hingestellt hat, in den Verhältnissen der Harmonie und des Gleichgewichts, die ihn umgeben, grade diejenigen Gesetze anzuerkennen, die er seinen Völkern gegenüber zerstört und umgeworfen hat.

Ueberall, wo die Kunst in ihrer Vollendung erscheint, hat sie, und in schlimmen Zeiten gerade am meisten, die höchsten Gesetze der Menschheit in sich bewahrt, und die innerste Thatkraft des Volksgeistes in

ihre Gebilde übertragen, wodurch sie oft den Anschein gewonnen hat, in den Zeiten der Entartung der öffentlichen Verhältnisse am höchsten zu gedeihen, während sie darin nur die Brücke gebaut hat zu den besseren und glücklicheren Zeiten hinüber.

Zwar kann die Kunst auch von schlechten Zeiten Verschlechterungen ihres Wesens annehmen, ihre Formen wie ihren Gehalt verderben und besiecken. Die meisten Gefahren drohen ihr dann von jener ästhetischen Zerstreuungssucht, wie sie zu gewissen Epochen sich der Völker bemächtigt, und wie sie namentlich solche Zustände der Restauration, wo künstliche Hemmungen für die Entwickelung des Volksgeistes eingetreten sind, zu charakterisiren pflegt.

Die Regierungen haben dann in dem ästhetischen Vergnügen eine Beschwichtigung für mancherlei unzeitige Aufwallungen, ein krampfstillendes Mittel für Völkerschmerzen, auch eine süße Belohnung für blinden Gehorsam, sich in Bereitschaft zu halten gesucht. Die Kunst gewinnt in solchen Zeiten eine polizeilich-ästhetische Bedeutung, sowie die Wissenschaft die Bedeutung einer Intrigue erhält. Dies sind die Geisteszustände des sogenannten gebildeten Despotismus, der mit seinem intimen Verhältniß zur Wissenschaft und Kunst prunkt, aber im eigentlichsten Grunde kein anderes Verhältniß

zu ihnen hat, als daß er ihnen das innerſte Lebensmark ausſaugt, indem er ſie von der unmittelbaren Wirklichkeit des Volkslebens abzutrennen und derſelben zu entfremden ſucht. Die Kunſt der gebildeten Despotie tändelt gern mit der Märchenluſt der Vergangenheit, oder ſie hüllt ſich in die Prachtgewänder der alten Zeit ein, ſowie zur Zeit Ludwigs XIV. die antike klaſſiſche Tragödie im franzöſiſchen Reifrock wiedererſteht, und da kommen Antigone, Medea, Oedipus, Phädra uns zu grüßen, nicht als Boten des alten freien Hellas, ſondern mit jener äſthetiſchen Magie, welche den Volksgeiſt von ſeiner eignen heutigen Wirklichkeit abbringt, und ihn durch die Vergangenheit verzaubert, daß er nicht mehr an ſeine eigene Zukunft denken ſoll. So hört ſich die gebildete Despotie aus dem lauteſten Geiſtesdrang der Völker nur ein griechiſch Trauerſpiel heraus, und gleicht darin dem Famulus Wagner in Goethe's Fauſt, welcher den Kampf mit dem Geiſt des Lebens, den Fauſt ſo eben zu beſtehen im Begriff iſt, unterbricht mit den Worten:

Verzeiht, ich höre euch declamiren;
Ihr laſ't gewiß ein griechiſch Trauerſpiel.
In dieſer Kunſt möcht' ich was profitiren,
Denn heut zu Tage wirkt das viel!

Und was der trockene Schleicher, wie Fauſt den

Störer seiner welterfassenden Triebe nennt, was er eigentlich mit dem griechischen Trauerspiel will, das giebt er gleich darauf bündig genug zu verstehen, nämlich er will, daß ihm das griechische Trauerspiel auf die christliche Frömmigkeit schlage, und er recht hübsch danach predigen lerne, er setzt hinzu:

Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

---

5. Die Kunst und die Virtuosität.

In solchen gebrochenen Zeiten sind es dann Kunstrichtungen eigener Art, welche auf den Schauplatz des Tages zu treten pflegen. Es ist ein Zeitalter der Virtuosität angebrochen, statt eines Zeitalters der Kunst. Die Künstler erscheinen als Virtuosen, und benutzen die kranken und reizbaren Nerven ihrer Zeit zum Resonanzboden ihrer Absichten. Die Virtuosität entfaltet ihren prachtvollen Schweif, und schlägt damit ihre Räder, um durch diese dämonische Beweglichkeit einen Ersatz, zum Theil eine Travestie der stockenden Thatkraft des historischen Lebens darzubieten. Wir haben in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts eine solche faule nichtsnutzige ästhetische Zeit gehabt, und laufen Gefahr, wenn unser öffentliches Leben nicht durch einen neuen großen Wellenschlag wieder gehoben

wird, in diese Aesthetik der Restaurationszeiten wieder zurückzuversinken.

Die Virtuosität ist uns dabei mit ihren berückenden Zaubern beständig nahe geblieben, und hat unsere Tageszustände umschwebt, mit dem gaukelnden Flug des Vogels, der eigentlich Unheil bedeutet, und schlimme Witterung anzeigt. Wo die Virtuosität solche öffentliche Bedeutung hat erlangen können, wie in der Restaurationsperiode die großen Sängerinnen und Tänzerinnen, später die brillanten Persönlichkeiten der Musik, welche bei uns an die Stelle der dem Teufel sich verschreibenden, umherziehenden Ritter getreten, wie sie sonst in der romantischen Poesie umherspukten; — wo solche Gestalten und Richtungen auf der Höhe des gesellschaftlichen Lebens stehen, da muß auf dem Grunde des ganzen Daseins etwas verrenkt und gebrochen sein.

In Zeiten, wo man auf dem ehrlichen historischen Wege mit den Ideen nicht fertig werden kann, erscheint die Virtuosität als die erschreckende Fertigkeit, mit Allem fertig zu werden, und einem Jahrhundert, das den Gedanken, den es gedacht hat, nicht durchbringen kann, durch das Undenkbare ein schwindelndes Entzücken einzujagen. Wer an nichts mehr glaubt, soll doch nun an das Unglaubliche glauben. Eine Zeit, die sonst nichts wagt, muß sich durch die

Wagniſſe einer einzigen Virtuoſenhand übertroffen oder verſpottet ſehen. In der Virtuoſität zeigt ſich die Kunſt, wie ſie den Verderbniſſen des Zeitgeiſtes verfallen, und in einem bacchantiſchen Taumel alle Mißklänge ihrer Zeit in ſich zuſammengerafft hat, um gewaltſam und durch verzweifelte Anſtrengungen eine Schönheit daraus zu machen!

---

6. Die Kunſt und das Vergnügen.

Eine vielfach zur Geringſchätzung der Kunſt vorgebrachte Anſicht iſt die, daß die Kunſt, als bloß dem Vergnügen dienend, ein ſpieleriſches Kind, und eine Tochter des Müßiggangs, keinen Anſpruch auf irgend eine geiſtige und ideale Geltung zu machen habe.

Dieſen das Weſen der Kunſt, wie es ſcheint, am härteſten treffenden Vorwurf, daß ſie nur ein Intereſſe des Vergnügens ſei, haben wir unter dieſen vorläufigen Angelegenheiten der Aeſthetik, mit denen wir es bisher in unſerer Einleitung zu thun hatten, ebenfalls noch kurz zu erledigen. Eine Geringachtung der Kunſt kann nur auf demjenigen Standpunkt daraus abgeleitet werden, auf dem überhaupt eine falſche und thörichte Anſicht von dem herrſcht, was das Vergnügen iſt.

Das Vergnügen muß aber als etwas durchaus Nothwendiges für die ganze Menschheit erkannt werden, und vieles schwere und wichtig gehaltene Gepäck, womit sich das Menschengeschlecht seit Jahrtausenden sauer genug herumgeschleppt hat, wäre immer bei weitem eher zu entbehren gewesen, als das Vergnügen, dessen höhere Nothwendigkeit alle Zeiten durchdringt. Es hat noch kein Volk gegeben, das ohne Vergnügen zu bestehen vermocht hat, und selbst das verwahrloseste bethätigt eben in diesem Drang die höhere Würde und Freiheit der menschlichen Natur, die, eben so gut wie im ernsten sich selbst denkenden Gedanken, so auch im fesselosen Spiel der Freude sich bewußt werden kann, daß sie um ihrer selbst willen da ist, sich selbst genießend und sich selbst bestimmend nach göttlichem Ebenbilde.

Das Vergnügen ist die wahre Muse des Menschengeschlechts, ein Allerheiligstes der Geschichte darstellend, zu dem die abstracte und blutlose Frömmigkeit der Zeit nur dann erst Zutritt erhalten kann, wenn sie concret geworden, und in der lebendigen Wirklichkeit selbst den Gott gefunden hat. Der allerdings immer stärker werdende Drang nach Vergnügen in unserer Zeit muß sub specie aeterni zugleich als der Drang nach Glück angesehen werden, der die heutige Weltstimmung

vorzugsweise charakterisirt. Der Drang nach Glück, der sich von allen unsern öffentlichen Verhältnissen nicht mehr will abweisen lassen, er ist der ächte und starke Bürge für freie und schöne Gestaltungen, denen unsere Zeit entgegengeht. Von diesem neu erwachenden Glück der Menschheit mit fortgerissen, wird der Staat sich der Schönheit öffnen, denn unter einem glücklichen Volke ist und wird Alles schön. Man hat von politisch verderbten Zeiten häufig bemerkt, daß dann die schöne Bildung unter den Menschenkindern abgenommen habe. Die freien Griechen hatten die schönsten Formen auch des Leibes an sich. Winkelmann bemerkt in seiner Geschichte der Kunst, daß man unter den Griechen gar keine gepletschten Nasen gefunden hätte, welche auf die Sclaverei deutende Form vorherrschend bei den geknechteten und uncultivirten Völkern auftritt. Es wäre daher keine Uebertreibung zu sagen, daß man den Völkern ihre Staatsverfassungen schon an der Nase ansehen kann.

In der Zeit des freien Staatslebens dringt die Schönheit bis in den innersten Haushalt eines Volkes ein, sie ergreift die Trachten, die Kleidung, die Hausgeräthe, die Wohnhäuser, und verkündigt durch die Harmonie ihrer Formen die Einheit des ganzen Volkslebens, in der alle Widersprüche der Gewalten gelöst

und ausgeglichen sind. Aus dem verschütteten Herculanum und Pompeji trat die wunderbare Totalität eines solchen Daseins wieder an das Licht hervor, und wir blickten hier in die kunstvoll eingerichteten und geschmückten Gemächer des alten Volkes hinein, um zu erkennen, wie ein großes öffentliches Leben sich in den täglichen und häuslichen Gewohnheiten eines Volkes als Schönheit ausdrückt.

---

7. Zweck und Bedürfniß der Kunst.

Indem wir der Kunst und der Kunstbetrachtung ihre Stelle im Leben und in der Zeit aufgefunden haben, brauchen wir nicht weiter nach den sogenannten Zwecken und Dienlichkeiten der Kunst zu fragen, wovon in den Einleitungen zu einer Aesthetik noch gewöhnlich die Rede zu sein pflegt. Die sonst oft vorgebrachte sogenannte Reinigung der Leidenschaften, und dergleichen mehr, was in die subjective Moral hineinfällt, bleibt nicht mehr nennenswerth, wenn man das ursprüngliche Bedürfniß nach der Kunst als ein in den wesentlichsten Entwickelungen des Menschen- und Völkerlebens beruhendes erkannt hat.

Das Bedürfniß nach der Kunst, und damit auch der höchste Zweck der Kunst, liegt lediglich im

menſchlichen Selbſtbewußtſein, und die Kunſt iſt die eigentliche erſte und urſprüngliche Bethätigung dieſes menſchlichen Selbſtbewußtſeins, ja die höchſte Thatkraft deſſelben. Das Selbſtbewußtſein, wenn wir deſſen eigenſte Natur unterſuchen, trägt an ſich ſchon ein ſchöpferiſches Moment in ſich, und wird handelnd, indem es ſich in der Verſchiedenheit ſeiner Beziehungen zuſammenfaßt und darin wahrhaft erkennt. Dieſer urſprünglich vorhandene Drang im Menſchen, ſich ſeiner ſelbſt bewußt zu werden, iſt zugleich der ächt menſchliche Schöpfertrieb, ſich ſelbſt in die Welt hineinzubilden, und dann wieder aus ſich heraus die Welt zu ſchaffen. Denn der Menſch, als Selbſtbewußtſein, erhebt ſich darin zugleich zum Bewußtſein ſeiner Gattung, und das Allgemeine, in dem er lebt und beſteht, kommt ihm darin zur Erkenntniß und Anſchauung. Die verſchiedenen Momente des Selbſtbewußtſeins ſind zugleich die allgemeinen Lebensmomente der Wirklichkeit, und ſo erſcheint das Selbſtbewußtſein, als die eigentlich individuelle Welt der Wirklichkeit, als das Sichſelbſterkennen des Menſchen in der Wirklichkeit, wofür er die Form zuerſt in der Kunſt gefunden.

Wenn es als das wahrhaft Göttliche im Menſchen bezeichnet werden muß, das ihn treibt, ſich ſelbſt zu wiſſen und zu erkennen, ſo muß zugleich derjenigen

Kraft, welche am meisten die göttliche Schöpfungslust im Menschen bethätigt, wie die Kunst, ein besonderes Vorrecht zugestanden werden, diese Macht des Selbstbewußtseins zu gestalten. Zwar hat es die Philosophie für sich in Anspruch genommen, die einzig absolute Form dafür zu sein, aber die Philosophie, die, wie wir später noch auszuführen haben werden, zum Wissen immer negativ zu verfahren hat, sie hat niemals diese volle, plastische Lebenskraft aufzuweisen gehabt, wie die Kunst, in welcher dieser göttliche Trieb, sich selbst zu wissen, sogleich als der sich äußert, sich selbst zu schaffen und zu gestalten.

Der Drang zur Kunst aber ist gewissermaßen wie ein geheimer Ton der Harmonie, der in jeder menschlichen Brust schläft, und der durch das Selbstbewußtsein, das in seine eigenen Tiefen niedersteigt, zum hellen Klingen erweckt wird. Auf diesem klingenden Saitenspiel des Selbstbewußtseins tönen dann alle Töne des Lebens wieder, und aus den innersten Gründen des menschlichen Gemüths kommt der ganze Aufzug der dort wohnenden Geister heraufgezogen. Dies ist die unerschöpfliche Fülle der Kunst, die ihre Lebenskraft an der geheimsten und innersten Quelle des Daseins immer neu bereitet. Und darin ist die künstlerische Thätigkeit eine allgemein menschliche, weil Alle

darin ihre Geheimniſſe wiederfinden, und jeden Schmerz, jede Täuſchung, jede Leidenſchaft und jede Geſtalt der Liebe, woran ihnen jemals gelegen geweſen, jedes Räthſel, auf das ſie ſich ſonſt lange beſonnen haben. Wie jeder Menſch auch phyſiſch eine Schönheitslinie an ſich trägt, ſo hat er auch geiſtig einen Antheil an der Kunſt, der mehr oder weniger in ihm erregt und zu einer weſentlichen Betheiligung ausgebildet werden kann. —

In dieſer Betrachtung der Kunſt wird daher die Aeſthetik heutzutage ein ganz anderes Gebiet haben, als früher, wo ſie als Kunſtlehre gewiſſermaßen eine theoretiſche Anweiſung zum Schaffen, und auch die eigentlichen techniſchen Ueberlieferungen der Kunſt, zu geben hatte. Die Aeſthetik wird es jetzt beſonders mit der eigenthümlichen Erkenntniß des menſchlichen Selbſtbewußtſeins in der Form der Kunſt zu thun haben, und ſie wird vorzugsweiſe auszuführen haben, wie, durch welche Organe und in welchen Formen dies Selbſtbewußtſein ein künſtleriſch ſchaffendes wird. Dadurch wird freilich die Wiſſenſchaft von der Production nothwendig auch auf die Production ſelbſt zurückwirken müſſen, und eine Zukunft derſelben anzuerkennen haben. Denn dieſe wiſſenſchaftliche Begründung des productiven Thätigkeitstriebes

muß dieſe productive Thätigkeit vorzugsweiſe als eine ewig lebendige und unverſiegbare nachweiſen, und wir werden daher von dieſem Standpunkt aus die Kunſt nie als etwas Vergangenes, ſondern als ein jedem vollkommenen menſchlichen Bildungszuſtand nothwendig und weſentlich Angehöriges betrachten müſſen. So wird die Kunſt den Völkern nie durch das Denken erſetzt werden können, wie Hegel in ſeiner Aeſthetik (I. S. 15) als unſerm heutigen Bildungszuſtand angemeſſen behauptet hat. Bei Hegel wird dadurch die Kunſt als etwas Vergangenes für uns hingeſtellt, und die Wiſſenſchaft der Kunſt ſoll heut noch viel mehr Bedürfniß ſein, als in den früheren Zeiten die Kunſt ſelbſt geweſen.

---

7. Die Geſchichte der Aeſthetik

Die Aeſthetik iſt eine Wiſſenſchaft, die als eine Conſequenz der philoſophiſchen Syſteme in Deutſchland nicht ſowohl entſtanden, als vielmehr gemacht worden iſt. Aus der Wolfiſchen Philoſophie hervorgegangen, welche die menſchlichen Seelenvermögen wie ein Naturaliencabinet von Verſteinerungen claſſificirte; von einem untergeordneten Kopf, der in der ganzen ſchönen Kunſt faſt nichts als Rhetorik und etwas Poetik vor Augen

hatte, zum System ausgemauert; zu einer Zeit ans Licht getreten, wo keine productive Kunst, keine freibewegte Nationalität, kein durch seine Worte gesetzgebendes Genie da war, wovon ein solches System hätte Lebenswärme und geistige Befruchtung empfangen können; endlich mit dem wunderlichen Namen belegt, den wir bis auf den heutigen Tag halb unwillig, halb resignirend mitgeschleppt haben, steht die Wissenschaft der Aesthetik in der That als eine fragwürdige Gestalt vor uns da, mancherlei Zweifel über sich anregend, was sie denn eigentlich bedeute? Faßt man die Entstehung der Aesthetik als einer philosophischen Disciplin ins Auge, wonach sie eigentlich nie um ihrer selbst oder um der lebendigen Kunst willen gepflegt und angebaut wurde, sondern vielmehr abgetrennt davon und abstract sich verhaltend gegen die Production, so ergiebt sich sofort, wie sie lediglich um dieses oder jenes philosophischen Systems willen, durch dessen Consequenz sie hervorgebracht wurde, ihre Ausbildung erhielt.

Abgetrennt von ihrer Lebenswurzel, der productiven Kunst, und zu einer aprioriſchen Wissenschaft, man weiß nicht, soll man hier sagen, erhoben oder erniedrigt, hat daher auch die Aesthetik die verschiedenen Sternbilder der philosophischen Systeme in Deutschland

mit durchlaufen, meiſtentheils als ein ziemlich zufälliger Nebentrabant, welchem von dem in der Mitte des Lichtquells ſitzenden Syſtemgott meiſtens mit ſehr geringer Achtung, wenn nicht mit einiger Verachtung begegnet wurde. Wie der ächte Sinn und Geiſt aller Kunſt dabei vernichtet und dem eigenſten Weſen entfremdet wird, läßt ſich aber nicht deutlicher einſehen, als wenn man die Aeſthetik auf ihren verſchiedenen Stadien verfolgt, auf denen ſie in jener Bedingtheit durch die wechſelnden philoſophiſchen Syſteme bis jetzt hervorgetreten.

Nachdem ſich Chriſtian Wolf, mit der Gewandtheit eines encyclopädiſchen Kopfes, der Errungenſchaft der Leibnitziſchen Philoſophie bemächtigt, jedoch das eigentlich ſpeculative und tiefſinnige Element derſelben, bei dem ihm nicht recht geheuer ſein mochte, daraus vertrieben hatte, erbaute er eine Nominalphiloſophie, welche die Welt in Definitionen abſetzte und deren Hauptprinzip die endloſe Perfectibilität, der Begriff des beſtändigen Fortſchreitens zum Vollkommenen war. Daß aus dieſer Philoſophie die erſte Geſtaltung der Aeſthetik zu einer Wiſſenſchaft hervorging, könnte innerlich für einen reinen Zufall, für ein wiſſenſchaftliches Ungefähr, angeſehen werden, wenn nicht dieſe Schule eigentlich auf eben demſelben Wege zu einer Aeſthetik gekommen wäre, auf welchem auch die Hegelſche

Philoſophie, in ſo manchem Betracht eine Wahlverwandtin der Wolfiſchen, dazu gelangte, nämlich durch die erſtrebte Vollſtändigkeit eines encyclopädiſchen Syſtems der philoſophiſchen Erkenntniß.

Wolf war der erſte Encyclopädiſt in der deutſchen Philoſophie, welcher die Ableitung aller Disciplinen aus einem gemeinſchaftlichen Grundbegriff unternahm, und ſo konnte Alexander Gottlieb Baumgarten, welchen unter allen Wolfianern Melpomene bei ſeiner Geburt am meiſten angelächelt haben mußte, leicht auf den Gedanken kommen, auch die Regeln und Theorieen der Kunſt in einem ſolchen allgemeinen Grundbegriff, wie ihn ſein Lehrer als Ableitungsmoment der ganzen Philoſophie aufgefunden hatte, feſtzuſtellen. Nichts lag alſo näher, als daß Baumgarten jene Vollkommenheits-Theorie, das Hauptprinzip des Wolfianismus, auch zum Prinzip der von ihm neugeſchaffenen Aeſthetik und ſeiner Lehre vom Schönen benutzte. Schon 1735, alſo bereits 15 Jahre vor dem Erſcheinen ſeiner eigentlichen Aeſthetik, hatte Baumgarten in ſeiner Abhandlung de nonnullis ad poema pertinentibus ſeine Ideen von einer ſolchen prinzipienmäßigen Begründung der Aeſthetik als Wiſſenſchaft aufgeſtellt, deren ſyſtematiſche Ausführung er endlich in ſeiner Aesthetica verſuchte, obwohl nicht vollendete,

nachdem der bekannte Wolfianer Georg Friedrich Meier in seinen „Anfangsgründen aller schönen Wissenschaften“ bereits eine Compilation von Baumgartens ästhetischen Ansichten in die Welt vorausgeschickt hatte.

Baumgarten nun ging von der Wolfischen Theorie des Empfindungsvermögens aus, und basirte zunächst auf diese die neue Wissenschaft, indem er in dem ersten Paragraph seiner Aesthetik sagte: Aesthetica (theoria liberalium artium, gnoseologia inferior, ars pulcre cogitandi, ars analogi rationis) est scientia cognitionis sensitivae. Diese scientia cognitionis sensitivae muß auf gut Wolfisch übersetzt werden: die Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß. Man könnte es aber auch ebenso richtig vertiren: die Aesthetik ist die Wissenschaft der Gefühlserkenntniß, weil eben nach jener Wolfischen Theorie Gefühl und sinnliche Erkenntniß noch völlig als etwas Durcheinandergeworfenes sich zeigen. Für dieses Zwittergeschöpf, als welches das ästhetische Gefühl hier begründet wird, hatte Baumgarten, muß man gestehen, an dem Wort *αἰσθάνομαι* immer noch eine ziemlich glückliche und dem Prinzip entsprechende Bezeichnung für die neue Wissenschaft aufgegriffen, da in diesem Wort dieselbe Mischung einer bloßen Wahrnehmung durch die Sinne, welche sich daraus auf die Empfindung überträgt, aus-

geprägt liegt. So wurde denn das sinnliche oder niedere Erkenntnißvermögen der Ausgangspunkt, und die dadurch erreichte sinnliche **Vollkommenheit** das Prinzip der neuen Wissenschaft des Schönen. Die Uebereinstimmung alles Einzelnen mit dem Begriff, die Einheit im Mannigfaltigen, wird in der Wolfischen Schule als das Vollkommene gerufft. Das Schöne ist ihr jedoch das Vollkommene in der noch sinnlichen Erscheinung, die nicht vom Verstande erkannt, sondern durch die Wahrnehmung, und zwar immer in einer gewissen Verworrenheit, aufgefaßt wird. Denn das auf die Erkenntniß des Verstandes sich Richtende wäre ja in dem Reglement der Schule bereits etwas viel Höheres als das Schöne, das nicht einmal durch den Verstand erkennbar sein soll; es wäre nämlich Logik, und wenn Baumgarten daher in §. 13 seines Buches die Aesthetik die jüngere Schwester der Logik nennt, so erweist er sich damit für einen Wolfianer noch immer galant genug. Man sieht aber, das Schöne hat in Deutschland recht von unten auf dienen müssen. Man wollte ihm die Ehre anthun, es philosophisch zu begreifen, und man begriff es als ein niederes Seelenvermögen, — erklärbar in der ersten Hälfte eines achtzehnten Jahrhunderts, wiewohl freilich in der Hegelschen Philosophie das Schöne, obgleich an

das Absolute hinangeschoben, doch zum Theil wieder dieselbe Stellung eingenommen hat.

In jener Zeit aber, wo Baumgarten zur Ausrundung der philosophischen Encyclopädie die neue Facultätsdisciplin der Aesthetik schuf, lag die ganze Weltanschauung weit und breit in den formalen Banden des Bewußtseins gefangen. Gleichzeitige ähnliche Bewegungen zu einer wissenschaftlichen Begründung der schönen Künste, wie in Frankreich durch Batteux, welcher es ebenfalls unternahm, dieselben à un même principe zurückzuführen, nahmen die gleiche formale und auf das sinnliche Empfindungsvermögen gestützte Richtung, während in Deutschland Moses Mendelssohn, Sulzer u. A. ihre Theorieen des Schönen nach dem Wolfisch Baumgartenschen Vollkommenheits-Prinzip weiter ausspannen. Und der siebenjährige Krieg, mit seinen unästhetisch frisirten Helden, welcher damals die öffentliche Meinung bewegte, vermochte nicht, wie bei den Griechen der Perserkriege, neue Geburten und Anschauungen des Schönen ins nationale Leben überzuführen.

Von der nächsten systematischen Revolution, welche das Reich der deutschen Philosophie von neuem veränderte, mußte auch wieder die Aesthetik, ohne daß man dabei auf ihren eigentlichen Lebensgrund, die Kunst, zurückging, neue Gesetze annehmen. Die teleologische

Weltbetrachtung, durch welche Kant am Ende nur zu einer gewissen nothwendigen Annahme Gottes gelangt war, war es ebenfalls nur, welche ihn auch auf die Ahnung führte, daß er vom Standpunkte seiner Philosophie aus das Schöne wenn auch nicht begründen — da der Kantischen Philosophie gar nichts Constitutives eigen sein darf — doch wenigstens als möglich zulassen könne.

Während sich der große Kant früher nie dazu hatte erniedrigen wollen, sich mit der Wissenschaft des Schönen abzugeben, kam er erst in seinen spätesten Lebensjahren, in seiner „Kritik der Urtheilskraft" dazu, auch für das Schöne ein wissenschaftliches Prinzip zu suchen. Das Prinzip der Kantischen Urtheilskraft ist nun die Zweckmäßigkeit, da Urtheilskraft überhaupt als das Vermögen bestimmt wird, das Besondere als enthalten unter dem Allgemeinen zu denken. Was nun an der Vorstellung eines Objects blos subjectiv ist, d. h. ihre Beziehung auf das Subject, nicht auf den Gegenstand ausmacht, ist nach Kant die ästhetische Beschaffenheit derselben. Dasjenige Subjective an einer Vorstellung, das, wie sich Kant ausdrückt, „kein Erkenntnißstück" werden kann, ist das Gefühl der Lust oder Unlust, denn durch sie werde nichts an dem Gegenstande der Vorstellung erkannt, obgleich sie wohl

die Wirkung irgend einer Erkenntniß ſein könne. Die Zweckmäßigkeit eines Dinges, ſofern ſie in der Wahrnehmung vorgeſtellt zu werden vermöge, ſei jedoch nun auch keine Beſchaffenheit des Objects ſelbſt, die nach dem tranſcendentalen Idealismus nicht wahrgenommen zu werden vermag, ſondern vielmehr jenes Subjective, das nicht zum Erkenntnißſtück werden kann, weshalb der Gegenſtand nur darum zweckmäßig genannt wird, weil ſeine Vorſtellung unmittelbar mit dem Gefühle der Luſt verbunden, und dieſe Vorſtellung ſelbſt iſt eine äſthetiſche Vorſtellung der Zweckmäßigkeit. Das Gefühl der Luſt, bei der Auffaſſung eines Gegenſtandes der Anſchauung, ohne Beziehung auf einen Begriff zu einer beſtimmten Erkenntniß, drückt jedoch, wie Kant annimmt, hinwiederum nichts Anderes als eine gewiſſe Angemeſſenheit des Objects zu dem Erkenntnißvermögen, welche bei der reflectirenden Urtheilskraft doch immer im Spiele bleibe, aus. Eine ſolche unabſichtliche Uebereinſtimmung der Einbildungskraft (als dem Vermögen der Anſchauung) zu dem Verſtande (als dem Vermögen der Begriffe), welche das Gefühl der Luſt erweckt, beſtimmt den Gegenſtand dann zugleich als zweckmäßig für die reflectirende Urtheilskraft. Ein ſolcher Gegenſtand aber heißt ſchön,

und das Vermögen, durch ein ſolches Gefühl der Luſt zu urtheilen, iſt der **Geſchmack**.

So ſind wir denn durch Kant auf einem ebenſo mühſamen als unfruchtbaren Wege zu dieſer höchſt formalen, ja beleidigenden Begründung der Idee der Schönheit gelangt, einer Begründung, in welcher das Kunſtſchöne noch ganz mit dem Naturſchönen zuſammenfällt, denn man weiß, daß Kant, wenn er vom Schönen ſpricht, meiſtentheils an ſchöne goldne Doſen, ſchöne Ringe, ſchöne für einen Königsberger Profeſſor ſeiner Zeit ſich ziemende Schuhſchnallen, oder auch an ſchöne Blumen u. dgl. dabei gedacht hat, indem er die Erſcheinungen der Geiſter in der Kunſt in einer ſorgfältigen Entfernung von ſich abhielt, und daher von den Werken der Dichter und Künſtler bei ſeinen äſthetiſchen Betrachtungen gar keine Notiz nahm. Nun zeigt ſich wieder, zu welcher niedrigen Stellung auch hier durch die Philoſophie das Schöne und die Kunſt verurtheilt werden. Denn jene, und alsdann auch nur unabſichtliche (nicht einmal nothwendige) Uebereinſtimmung des ſchönen Objects mit dem Erkenntnißvermögen läßt Kant dem Schönen nur noch wie aus Barmherzigkeit zu, und ſie iſt gewiſſermaßen der Gnadenſtoß, welchen der Philoſoph der Kunſt verſetzt. Das Schöne gehört, wie bei Baumgarten, ſo auch bei Kant,

nur dem niedern Seelenvermögen an, und wenn der Letztere die Idee der Schönheit als die Begriffszweckmäßigkeit eines Gegenstandes ohne Zweck, oder, wie er sich auch an einer andern Stelle der Kritik der Urtheilskraft ausdrückt, als das Wohlgefallen ohne alles Interesse definirt, so war er doch bei dieser Annahme der ästhetischen Zwecklosigkeit noch weit davon entfernt, jene schaffende Freiheit des künstlerischen Genius zu ahnen, welche die Schönheit um ihrer selbst willen hervorbringt.

Diese Rechte des Genius hat gewissermaßen Herder in seiner „Kalligone“ gegen die ästhetischen Deductionen der „Kritik der Urtheilskraft“ polemisch geltend zu machen gesucht, ein Buch, das bei weitem kräftiger und weniger verschwommen ist, als vieles Andere, was Herder gegen die Kantische Philosophie geschrieben.

Kant wollte übrigens, auch noch in der Kritik der Urtheilskraft, eine eigentliche Wissenschaft des Schönen nicht gelten lassen, sondern, wie er auch in der Philosophie nur zu einer Kritik der Erkenntniß, nicht zur Erkenntniß selbst kam, höchstens nur eine Kritik des Schönen. Darin haben nun seine Anhänger, welche sich auf die Aesthetik geworfen und dieselbe nach Kantischen Prinzipien bearbeitet, wie Heydenreich, Heusinger, und besonders Bendavid, über ihren Meister hinauszugehen gesucht, um das ästhetische

Intereſſe in den allgemeinen Bedingungen, in denen es im menſchlichen Gemüth und im Verhältniß zu ſeinen Objecten entſtehe, ſyſtematiſch zu begründen. Und daß ſelbſt ein Dichter, wie Schiller, mit ſeiner feurigen Phantaſie und ſeiner hochgeſchwungenen Reflexion die formalen äſthetiſchen Entwickelungen Kants aufzunehmen und mit einem gewiſſen Inhalt ſich auszufüllen im Stande war, wie z. B. in ſeinen trefflichen und gedankenreichen Briefen über die äſthetiſche Erziehung und einigen andern Aufſätzen, bleibt immer ein halbes Wunder, wenn es auch ſonſt aus Schillers Individualität heraus ſeine Erklärung findet.

Während die teleologiſche Aeſthetik Kants noch lange in den Lehrbüchern der ſchönen Künſte nachſummte, hatte ſich unterdeß ſchon wieder ein anderes Syſtem der Philoſophie auf den Thron geſetzt. Die Fichteſche Wiſſenſchaftslehre mit ihrer Reciprocität des Ich und Nichtich, hat im eigentlichen Sinne keine wiſſenſchaftliche Aeſthetik erzeugt, obwohl ſie durch ihre Prinzipien mehr als jede frühere Philoſophie zu einer reinen Kunſtwiſſenſchaft hätte führen können, indem ſie der Freiheit der Anſchauung einen ſo großen Spielraum vergönnt, die Erkenntniß in keinem ſyſtematiſchen Begriff abſchließt und den Bewegungen des Objects wie des Subjects gleiche Selbſtändigkeit einräumt.

Die Fichte'sche Philosophie begann jedoch selbst schon einen mehr künstlerischen Standpunkt der philosophischen Anschauung darzubieten. Bei Schelling aber gelangen wir, wie in der Philosophie selbst auf die höchste Spitze des Absoluten, so auch in der Kunst dazu, dieselbe als eine Offenbarung des Absoluten begründet zu sehen, und wir begegnen in ihr der ersten Philosophie, welche Kunst und Schönheit in der Ewigkeit und Unendlichkeit ihrer Idee anerkannt und nicht bloß auf die niedern Seelenvermögen im Menschen hinabgezogen hat. Aus diesem Schelling'schen Standpunkt ergiebt sich aber ebenso leicht eine Identificirung der Kunst mit der Philosophie, als es in dem Hegel'schen System bald darauf als etwas Beklagenswerthes geltend gemacht wird, daß die Kunst nicht Philosophie sei, was als etwas Mangelhaftes an derselben erscheinen muß. Wir sind aber in allen unsern heutigen wissenschaftlichen Beziehungen noch so sehr von diesen Philosophieen durchflochten und betroffen, daß wir in der Mitte unserer Untersuchungen selbst wieder auf dieselben zurückgeführt werden müssen, und uns deshalb an diesem Ort einer vorläufigen Musterung ihrer Ideen über die Kunst enthalten können.

Erſter Theil.

Die Idee der Schönheit.

1. Die Erkenntniß der Schönheit.

Winkelmann bezeichnet es in seiner Geschichte der Kunst als etwas Unmögliches, den Begriff der Schönheit zu finden, die so geheimnißvoll sei, daß man sie nur an ihren Wirkungen ermessen könne. Und indem er verzweifelte, das Schöne begriffsmäßig nennen zu können, meint er, es kündige sich an, wie ein leichtes Jucken in der Haut, dessen Ort man nicht ausfindig zu machen wisse. Winkelmann, auf die philosophische Erkenntniß des Schönen verzichtend, beschrieb mit jener Aeußerung doch schon sehr richtig das Wesen der Schönheit, welches im eigentlichsten Sinne darin besteht, überall und nirgends zu sein.

Die Schönheit ist allerdings jenes große Geheimniß der Natur, von dem man nie sagen kann, auf welchem einzelnen Punkt es eigentlich erscheint, und das doch in der Wirkung des Ganzen sich unabweislich auf-

drängt und geltend macht. Diese höchste und eigenste Wirkung der Schönheit aber, die in ihrem ganzen Eindruck beruht, zeigt uns zugleich an, daß wir zur Bestimmung ihres wahren Begriffs nur auf dem philosophischen Wege gelangen werden, wie sehr wir auch sonst das Gebiet der Kunst als ein von der Philosophie völlig unabhängiges zu behaupten haben. Die philosophische Erkenntniß der Schönheit wird aber nichts Anderes heißen, als die Einheit des Gedankens zu finden, worin die Schönheit wirklich wird und in der sie als eine wirkliche Erscheinung gefesselt werden kann.

Im gemeinen Leben wird gewöhnlich die größte Verschiedenheit bemerkbar über das, was *schön* sei, und individuelle und volksthümliche Besonderheiten machen sich dabei auf das Eigenthümlichste geltend. Aber diese Verschiedenheit der Meinungen, die es nur mit der Schönheit als einer einzelnen Eigenschaft zu thun haben kann, vermag nichts auszudrücken, gegen die *Idee der Schönheit* selbst, die aus ihrem eigenen Gedanken heraus ihre Begründung empfangen muß und darin immer als eine jeden Widerspruch besiegende Göttin zu erkennen sein wird. Die Mannigfaltigkeit der Ansichten von dem, was *schön* ist, indem der Eine mit diesem Namen belegen kann, was der Andere bezweifelt oder gar als häßlich

erachtet, sie ist nur eine Beweiskraft mehr für die Allmächtigkeit des Begriffs der Schönheit, und für das Allwaltende und Allbeglückende ihrer Gesetze.

Die Schönheit muß in der That auf allen Punkten des Lebens vorhanden, ja sie muß das ganze und volle Leben selbst sein, wenn sie überall von dem menschlichen Geiste in Mitleidenschaft gezogen werden kann, wenn sie der Name für alle seine Sympathieen, die gesuchteste Form für alle seine Erscheinungen ist. Und so muß es am Ende sein, daß Jeder den Gegenstand seiner Sympathieen für den schönsten erklärt, weil sich der wahre, zur Gestalt gewordene Inbegriff seines eigensten Lebens darin ausdrückt. Dies ist der ächt humane Grund, weshalb Jedem erlaubt ist, seine Geliebte für das schönste Weib zu halten, und weshalb auch die Häßlichste am Ende an den Mann gebracht werden muß. Dies ist die allgemeine Schönheit der Welt, wie sie ursprünglich aus dem Gedanken des weltschaffenden Gottes hervorgegangen, das Urschöne, auf das alle Gestaltungen des menschlichen Daseins auch in ihren verzerrtesten Momenten noch einmal wieder zurückweisen, von dem auch das verwahrloseste Menschenbild wieder erglüht und sich verschönt zeigt in Augenblicken, wo es von der allgemeinen göttlichen Bestimmung irgendwie getroffen wird.

Dieſe geheimnißvollen Bewegungen, mit denen das Schöne die ganze Welt durchdringt, ſie weiſen alſo nur auf die in der Welt unendlich zerſplitterte göttliche Idee zurück, die zur wahren Einheit mit der Welt zu erheben, zur vollen Durchdringung mit der Wirklichkeit zu bringen, überall von den Bildnerverſuchen der Schönheit erſtrebt wird. Die Schönheit iſt der fliegende Engel der göttlichen Idee, der vorausgeſandt iſt, um an alle Thüren anzuklopfen, und die Idee einzubürgern in den Hütten und Paläſten. Die Schönheit iſt ſelbſt dieſes Heimathlichwerden der Idee in der Wirklichkeit, ſie iſt die als Wirklichkeit geſtaltete Idee ſelbſt, geſtaltet mit dem beſonderen Zweck, in die Anſchauung zu treten, als höchſter Schein der Wirklichkeit. Dieſes höchſte Scheinen der Wirklichkeit, das Scheinen und Durchleuchtetwerden der Wirklichkeit von der Idee, dieſes Scheinen iſt das Schöne.

---

2. Das Schöne als Idealismus der Unmittelbarkeit.

Die Kunſt dieſes Schönen, oder die ſchöne Kunſt, beſteht dann eben darin, mit ihrer Zauberhand die volle lebendige Wirklichkeit ſo zu ergreifen, daß dieſes hohe Scheinen der Idee an ihr erweckt wird und zu einem

Gebilde der Anſchauung an ihr heraustritt, welches das ſogenannte Idealiſiren der Kunſt iſt, das ihr allerdings in allen ihren Hervorbringungen eigenthümlich angehören muß.

Dieſes Idealiſiren der Kunſt, wenn es dieſes ächte Scheinen der Einheit von Idee und Wirklichkeit iſt, wird aber nie ein abſichtliches und willkürliches Spiel mit Illuſionen ſein, woran nur die falſche Kunſt zu erkennen wäre. Die Kunſt iſt allerdings auf dieſe ewige Täuſchung begründet, durch die wir Gebilde als unmittelbar wirklich uns vorſtellen ſollen, die lediglich in der Idee ihre Wirklichkeit haben, aber dieſe Kunſt des Scheins, welche das Kunſtſchöne in ſeiner höchſten Bedeutung iſt, hat es eben nur mit dem wahren Schein zu thun, der in alle Ewigkeit Wirklichkeit zu ſein verdient, und der mit ſeinen Illuſionen in einem Spiel der Freiheit dasjenige darſtellt, was in ſeinem innerſten Grunde eigentlich nur die höchſte Nothwendigkeit ſelber iſt.

Der einzige Betrug, der durch das Schöne verübt wird, geſchieht daher nur an der endlichen und ſchlechten Wirklichkeit, der durch dieſe göttliche Täuſchung zugemuthet wird, ihre Zerfallenheit und Zerfahrenheit aufzugeben, und ſich zuſammenzufügen aus dem ewigen Gedanken heraus zu einem Lebensorganismus, in dem

Alles von der Nothwendigkeit der Idee glänzend erschimmert. Die einzige wahrhafte Illusion des Schönen ist das Ideal selbst oder dieses als Form festgehaltene Scheinen der Idee in der Wirklichkeit.

Dies Ideal ist in der Kunst als ein Existirendes vorhanden, und der höchste Zweck der Kunst ist eben der, durch ihre Mittel dem Ideal die Form eines Existirenden zu geben.

Das Kunstschöne hat die höchste Aufgabe, es zum Existirenden zu bringen, und dasselbe durch sich darzustellen, während das philosophische Bestreben des menschlichen Geistes bisher vorzugsweise die entgegengesetzte Aufgabe verfolgt hat, das Existirende aufzulösen, und erst durch diese dialektische Auflösung, welches das Begreifen ist, die Einheit des Existirenden als Begriff nachzuweisen.

So fallen diese beiden Welten, die künstlerische und die philosophische, gewissermaßen als die beiden entgegengesetzten Pole des Menschengeistes auseinander, indem das Philosophische als das Warum, das Aesthetische als das Wie des Lebens erscheint. Die ideale Einheit des Existirenden, welche in der Kunst als die Erscheinung, als das Schöne heraustritt, sie wird in der Philosophie als der Begriff gewußt, aber dieser Begriff, ehe er zu sich selbst gelangt ist, hat

ſich mit dem ganzen Reich der Erſcheinung erſt überwerfen müſſen, er hat wie ein Nachtgeſpenſt das volle heiße Leben in ſeinen Armen erdrücken müſſen, und dies Vergehen der Geſtalt in den Begriff hinein ſollte dann als das wahre Leben zurückbleiben!

Die Philoſophie hat es mit der **Abſolutheit des Geiſtes** zu thun, in welcher alle Wirklichkeit aufgeht. Das Schöne dagegen, die Kunſt des Schönen, hat es mit der **Abſolutheit der Form** zu thun, in welcher alle Idee aufgeht, aber ſo, daß ſie darin zur Erſcheinung kommt. Denn das iſt eben das **Schöne**, daß die Idee in die Erſcheinung tritt, aber nicht die Erſcheinung zerfrißt, wie es bis jetzt vorzugsweiſe der Philoſophie Werk geweſen. Das Schöne, als dieſe abſolute Form der Wirklichkeit, wird aber darin zum eigentlichen Idealismus der Unmittelbarkeit, und wir haben in dieſem Sinne das **Schöne** vorzugsweiſe als den **Idealismus der Unmittelbarkeit** zu beſtimmen.

---

3. Die Idee der Unmittelbarkeit in der Philoſophie.

Wir haben dabei jetzt zunächſt auf den höheren Begriff von der Unmittelbarkeit zurückzugehen, der

durch die Einflüsse der Hegel'schen Philosophie eine Zeitlang verdunkelt schien. Ein Grundirrthum dieser Philosophie hatte sich darin ausgesprochen, das Unmittelbare als etwas Schlechtes, das durchaus aufgehoben werden müsse, anzusehen, und es mit dem Endlichen selbst zu verwechseln, indem, nach diesem System, das Wahrhafte und das Unendliche nur das Vermittelte, oder der Begriff selber, sein könne. Hierin liegt der eigentliche giftige Krebsschaden der Hegel'schen Philosophie, in diesem großartig vermessenen, aber auch wieder alle Lebenskräfte fesselnden Unternehmen, ausschließlich in diesem Vermittelungsprozeß des Gedankens die wahre Wirklichkeit aufbauen zu wollen. Dieser verwegene Griff in die Schöpfung hinein, so titanenhaft er sich auch zunächst anschaute, beruhigte sich doch bei Hegel auch wieder in dem Frieden einer dialektischen Begriffsbestimmung, die wie nasser Flugsand sich von dem hohen Meer der Wirklichkeit abgesetzt hatte, und auf deren ödem Strande sich sonst ein Titane mit wirklicher Lebenskraft nicht so leicht zufriedengegeben haben würde.

Sowie aber bei Hegel das vermittelte Leben genuß- und gestaltlos in Logik aufgeht, so würde auch die vermittelte Kunst am besten nichts als Hegel'sche Logik werden. Aber bei Hegel ist es nicht der ab-

ſolute Geiſt, welcher durch die Kunſt in das Bewußtſein tritt, (ſchon nach §. 557 der Hegel'ſchen Encyclopädie) ſondern das Schöne iſt die Einheit der Natur und des Geiſtes, aber die unmittelbare Einheit, das heißt bei Hegel: nicht die geiſtige Einheit, alſo (wie er dort ſagt) „nicht die, in welcher das Natürliche nur als Ideelles, Aufgehobenes geſetzt und der Inhalt in geiſtiger, wahrhafter Beziehung auf ſich ſelbſt wäre.“ Die „ſinnliche Aeußerlichkeit“ an dem Schönen iſt zugleich ſeine Inhaltsbeſtimmtheit, es iſt ein bloßes Zeichen der Idee; oder wie er dies in ſeinen Vorleſungen über die Aeſthetik weiter ausgeführt hat, er erblickt in der Geſtalt der Schönheit nur die natürliche Unmittelbarkeit als ein bloßes Zeichen des Gedankens, freilich, wie er hinzuſetzt, von ihrer Zufälligkeit befreit, und zum Ausdruck des Gedankens ſo durch ihn ſelbſt verklärt, daß die Geſtalt ſonſt nichts Andres an ihr zeigt: was bei Hegel die Geſtalt der Schönheit iſt. Da aber bei der Schönheit, wie es Hegel ausdrückt, „Inhalt des Gedankens ebenſo wie der Stoff, den er zu ſeiner Einbildung gebraucht, von der verſchiedenſten Art ſein kann“ ſo iſt ihm der Inhalt der Schönheit doch am Ende nur ein zufälliger, und die Geſtalt der Schönheit iſt ihm nur eine endliche Geſtalt, endlich um jener

ihrer Unmittelbarkeit willen, worin das Wiſſen nur Anſchauen und bildliches Vorſtellen iſt, endlich inſofern, „als das Sein ein unmittelbares und damit ein äußerlicher Stoff iſt, und weil damit der Inhalt nur ein beſonderer Volksgeiſt ſei.“

Hegel's Verhältniß zur Beſtimmung der Kunſt charakteriſirte ſich ferner dadurch, das er das Subjective im Kunſtwerk nur als diejenige ſchlechte Beſonderheit bezeichnete, durch deren Beimiſchung der Gehalt des inwohnenden Geiſtes ſich beflecke. So erſcheint ihm denn auch die Begeiſterung nur als ein unfreies Pathos, weil eben das künſtleriſche Produciren nur die Form der natürlichen Unmittelbarkeit hat, als ob der Dichter und Künſtler eine ſolche ſchwitzende Pythia auf dem Dreifuß wäre, die nur als ein Werkzeug des Gottes empfängt, aber nicht mit freiem Bewußtſein ſchafft.

Ehe wir jedoch zu unſerm eigentlichen Zweck vorſchreiten, das Weſen des Schönen und der Kunſt als dieſen durchaus inhaltsvollen Idealismus der Unmittelbarkeit näher zu beſtimmen, wollen wir noch die Auseinanderſetzungen der Schelling'ſchen Philoſophie über das Schöne hinzunehmen.

Wiſſenſchaft, Religion und Kunſt werden in der erſten Schelling'ſchen Philoſophie als die drei Emana-

tionen des Abſoluten auf der Seite der Idealität, ſowie Schwere, Licht und Organismus auf der gegenüberſtehenden Seite der Realität, hingeſtellt. Die Schönheit iſt ihm jedoch die endliche Darſtellung des Unendlichen, und dieſe Darſtellung geſchieht durch die Kunſt, welche die Offenbarung Gottes im menſchlichen Geiſte iſt.

In ſeinem „Syſtem des tranſcendentalen Idealismus“ hat Schelling ſeine nähern Deductionen des Kunſtproducts gegeben. Das Kunſtproduct iſt bei ihm die Identität des Bewußten und Bewußtloſen im Ich, und zugleich Bewußtſein dieſer Identität, wodurch das Product einer ſolchen Anſchauung einerſeits an das Naturproduct und andererſeits an das Freiheitsproduct gränzt, was allerdings die tiefſte Einſicht in das Hervorbringen künſtleriſcher Productionen verräth. Die Befriedigung dieſes Widerſpruchs der bewußten und unbewußten Thätigkeit wird jedoch im vollendeten Kunſtproduct zugleich erreicht. Das aber, was dieſe Harmonie hervorbringt, iſt nichts Anderes als das Abſolute, welches den allgemeinen Grund der präſtabilirten Harmonie zwiſchen dem Bewußten und dem Bewußtloſen enthält. So wird die Kunſt auch von dieſer Seite, wo die offenbarende Thätigkeit des Genies gemeint iſt, an das Abſolute hinan-

geschoben, und die naheliegende Vermischung des Philosophischen und des Schönen verwirrt das Kunstgebiet.

Schelling trug sich damals mit einer überschwänglichen Verherrlichung der Kunst, wonach diese, als die höchste Offenbarung des Absoluten, gewissermaßen als ein Endziel hingestellt werden sollte, in das sich zuletzt auch die Philosophie, und zwar, womit Schelling schon damals umging, durch Vermittelung der Mythologie hineinbilden müsse. In seinen „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ lenkt er dagegen bereits ein zu begränzteren und gemesseneren Bestimmungen über die Kunst. Im Ganzen aber haben Schellings Kunstansichten immer einen gewissen ästhetischen Mysticismus in Deutschland aufgeregt, der sich weder für Erkennen noch Hervorbringen ächter Kunst förderlich erweisen konnte, auf der andern Seite tritt das Schöne, als eine Emanation Gottes, auch wieder, wie bei Plato, in die Sphäre des Guten und Wahren hinüber und fällt somit mit dem Ethischen zusammen, ohne daß es aus jener in eigenthümlicher Selbständigkeit zu fassenden Richtung des menschlichen Geistes, welche in demselben kunstschöpferisch wird, abgeleitet und begründet würde. Sodann hat auch die Schelling'sche Philosophie keine einzige Aesthetik erzeugt, welche sich irgend ein Ansehen in der Literatur erworben,

von Einfluß auf Bildung und Läuterung des nationalen Geſchmacks geweſen, auf die äſthetiſche Erziehung des Genies gewirkt, das Verſtändniß der productiven Kunſt ſelbſt zu erweitern und zu erhöhen vermocht, und zu dem Rang eines geſetzgebenden und allgemein anerkannten Syſtems ſich aufgeſchwungen hätte.

Dennoch kann Schelling das Verdienſt nicht abgeſprochen werden, manchen trefflichen Kopf unter ſeinen Anhängern für eine geiſtvollere wiſſenſchaftliche Behandlung der Aeſthetik gebildet zu haben. Hier iſt vor allem Solger zu nennen, der, wenn er ſich auch in manchem Betracht gegen die Schellingſche Philoſophie eigenthümlich zu ſtellen verſucht hat, — und es iſt hier nicht der Ort, ſeinen etwas ungewiſſen Standpunkt in der Philoſophie zu erörtern — doch auf Schellings Anſichten, von denen er ſeinen Anſtoß erhalten, zurückzuführen iſt. Denn wenn ſich z. B. in Solgers Erwin aus dem ziemlich unerquicklichen dialektiſchen Gewinde über die Begriffsbeſtimmungen des Schönen endlich Das als Poſitives herauszuſtellen ſcheint: „Vollſtändige Durchdringung des Begriffs und der Erſcheinung, welche ſelbſt erſcheint, iſt die Schönheit;“ ſo iſt dies doch in der That nichts als eine beſtimmtere Begründung jener

Schelling'schen Definition, wonach die Schönheit als die endliche Darstellung des Unendlichen gewußt wird.

---

4. Nähere Bestimmungen der Idee der Unmittelbarkeit.

Ich hatte in der Bestimmung dessen, was schön sei, das Schöne als den Idealismus der Unmittelbarkeit bezeichnet, und die Kunst als das Schöpfungsvermögen, das Dasein der unmittelbaren Wirklichkeit der Idee vor die Anschauung hinzuzaubern. Wir hatten dabei auf die Idee von der Unmittelbarkeit selbst zurückzugehen, und dieselbe in ihrer höheren Bedeutung aufzufassen gesucht, gegenüber der Hegel'schen Philosophie, in welcher das Unmittelbare mit dem schlechten Endlichen verwechselt und mit ihm zugleich verworfen worden ist. Die Idee der Unmittelbarkeit haben wir jetzt noch näher zu bestimmen, und darin zunächst die wahre Blüthe und Frucht des Lebens selbst zu erkennen, ja die eigentlich göttliche Bildungsgeschichte der Wirklichkeit.

Das unmittelbare Leben ist nicht das endliche Leben, sondern es ist das sich vollbringende göttliche Leben der Wirklichkeit, es ist die ächte unversiegliche Quelle der Thaten und Begebenheiten, die Unmittelbarkeit ist die That der Gottheit selbst, die That ihrer

Verwirklichung. Es ist für alle Kunst und für die Künstler eine Lebensfrage, daß ihnen die Idee der Unmittelbarkeit gerettet bleibe als etwas Substantielles und die göttliche Wesenheit in sich Befassendes. Nicht minder aber ist es für alle unsere heutigen historischen und individuellen Entwickelungen der eigentliche Wendepunkt und das entscheidende Moment, die wahre und höchste Bedeutung des unmittelbaren Lebens erkannt zu haben.

Wie man nichts Ausreichendes über die Kunst wird bestimmen können, wenn man nicht in einer Wissenschaft derselben die Idee der Unmittelbarkeit wahrhaft begründet hat, woran es bisher noch allen Kunstphilosophieen und Kunstlehren ganz und gar gemangelt, so können auch die Gestaltungen im Staat und die Entwickelungen im Geiste nur erst auf der wahrhaft erkannten Idee der Unmittelbarkeit zu ihrem Heile ruhen. Es ist die große Aufgabe unserer Zeit, die Philosophie der Unmittelbarkeit zu finden, und darin die ächte Philosophie der That in das unentschlossene und schwankende Herz der heutigen Menschheit zu pflanzen. Wir betreten die ersten Wege dazu auf der Seite der Kunst, von der die Menschheit überhaupt in ihren ersten geistigen Entwickelungen ausgegangen, und die in ihren Gestaltungsversuchen

des Göttlichen und Menschlichen älter ist als alle Erkenntnißversuche oder Systeme. Wir haben dabei wenigstens die Gewißheit, einen ursprünglichen Weg, den der menschliche Geist schon immer als den seinigen anerkannt hat, zu nehmen, und wir dürfen gerade auf diesem Wege hoffen, in dies göttliche Geheimniß des unmittelbaren Lebens einzutreten, indem wir in dem Schönen, als diesem aus dem schaffenden Selbstbewußtsein heraustretenden Idealismus der Unmittelbarkeit, die lebendige Wirklichkeit der Idee, den eigentlichen Organismus des Lebens, die unmittelbare Einheit von Idee und Wirklichkeit, anzuschauen haben.

Denn fragend, was das Schöne sei, müssen wir zugleich fragen, was das Leben sei, und der Begriff des Lebens ist es, den wir zu erkennen haben werden, um den Begriff des Schönen in uns zu vollenden. Schiller, in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, im fünfundzwanzigsten Brief, macht schon die vortreffliche Bemerkung, daß die Schönheit zugleich unser Zustand und unsere That ist, und er drückt darin sehr bedeutungsvoll jene Einheit des Endlichen und Unendlichen aus, wie sie als wirkende Lebenskraft in der Schönheit sich mächtig zeigt. Er knüpft daran schon die durchaus hieher gehörige Bemerkung, daß der Mensch der Materie nicht zu entfliehen brauche,

um Geiſt zu ſein. Dieſer Standpunkt bezeichnet überhaupt den Fortſchritt, den wir Schiller der Philoſophie ſeiner Zeit gegenüber zuerkennen müſſen, indem er in ſeinen Unterſuchungen über das Schöne auf die bewegenden Lebensmächte im Innern des menſchlichen Geiſtes ſelbſt zurückging, und wenn er auch ſelbſt als Dichter und Denker in tranſcendentalen Vorſtellungen befangen blieb, ſo ahnte er doch bereits, wenigſtens als Aeſthetiker, jene göttliche Einheit und Immanenz des unmittelbaren Lebens, in der die eigentliche Bedeutung und Wahrheit des Daſeins beruht. Hegel's Vorliebe für Schiller, die ſich bei mehreren Gelegenheiten in ſeiner Aeſthetik ausſprach, und die ſich um ſo bemerklicher machte, weil der Aeſthetiker Hegel ſonſt ſehr ſpröde war in der Anerkennung einzelner deutſcher Dichter, er, der an Göthe eigentlich nur die lyriſchen Gedichte gelten ließ, an Jean Paul nichts als das Element der Trivialität ſelbſt erblickte, und in Heinrich von Kleiſt lediglich ein verkümmertes Individuum ſah, dieſe Vorliebe hatte keineswegs bloß ihren Grund darin, weil in Schiller ſich doch dieſer Reſpect vor dem philoſophiſchen Gedanken und dieſe Zugehörigkeit zu demſelben an den Tag gelegt hatte, ſondern weil in Schiller ſchon, auf ſeinem Durchgange durch die Kant'ſche Philoſophie, und durch die Ergänzung,

welche er dieſer letzteren in der Anerkennung einer äſthetiſchen Einheit des Endlichen und Unendlichen gab, weil ſich dadurch in Schiller bereits eine Ahnung jener Ineinsſetzung von Idee und Wirklichkeit an den Tag legte, die ſpäter in dem Hegel'ſchen Syſteme ihre logiſche Methode fand.

Wenn aber Schiller in dieſer Ineinsbildung des Vernünftigen und Sinnlichen, oder des Geiſtigen und Natürlichen, das Schöne und darin zugleich das wahrhaft Wirkliche erkannte, ſo war dies Schöne doch gewiſſermaßen nur die fliegende Schiffsbrücke, welche er in dem Drang dieſer Zerfallenheit zwiſchen Ideal und Leben von einem Ende zum andern leuchtend ausgebreitet hatte, oder es flatterte durch die Stürme des Geiſtes und der Zeit, die beſtändig um des edelen Dichters Haupt ſchlugen, wie eine Nothflagge empor, die ſich in gewaltigen Bewegungen gen Himmel ſtreckte. Das Schöne war in Schiller nur noch ein Kampf, ein Kampf um die freie und gotterfüllte Wirklichkeit, und dies bezeichnet den ganzen Charakter ſeiner Poeſie ſelbſt als dieſe Poeſie der Anſtrengung und der ringenden Schönheit. Das Schöne iſt ihm noch nicht dieſes unendliche Weſen der Unmittelbarkeit ſelbſt, das in ſich ſelbſt die wahre Verſöhnung mit der Wirklichkeit erreicht hat, indem es der Idealismus derſelben, das

heißt, die Erscheinung der Einheit ihrer geistigen und realen Elemente ist. Dasselbe müssen wir nun in weiterer Beziehung auch von der Hegel'schen Philosophie bekennen, daß sie in ihrem Drang, die wahre vernünftige Wirklichkeit und verwirklichte Vernunft darzustellen, dieses System des ringenden Begriffs geworden, sowie die Schiller'sche Poesie eine Poesie der ringenden Schönheit. Es ist merkwürdig, diese beiden Stamm- und Geistesverwandten, Schiller und Hegel, welche uns die Bedeutung des schwäbischen Volksstammes für die Speculation auf zwei entgegengesetzten Seiten in Deutschland bethätigen, darin zusammentreffen zu sehen, daß sie Beide, der Dichter wie der Philosoph, auf die erfüllte Wirklichkeit als ihr Ideal sich richteten. Der Hegel'sche Satz von der Wirklichkeit des Vernünftigen und von der Vernünftigkeit des Wirklichen findet sich in Schiller's philosophisch-ästhetischen Schriften mehrfach angedeutet. Bei Hegel aber wurde diese erfüllte Wirklichkeit zunächst, in dieser logischen Vermitteltheit, zum Begriffe.

Die Vermitteltheit ist aber nicht das wahre Dasein der Wirklichkeit, sondern es ist dann ein Trennungsprozeß, eine dialektische Scheidung in sie eingetreten, diese Vermittelung ist bloß eine Krisis der

Wirklichkeit, die als solche keinen dauernden Lebenszustand abzugeben vermag. Die ächte Vermittelung muß aber immer wieder zur Unmittelbarkeit übergehen, sie darf nicht als ein logisches Moment abgeschlossen für sich etwas bedeuten wollen, sondern sie kann sich immer nur als ein neues Lebensmoment in die fortschreitende Geschichte der Wirklichkeit hineinbilden. Und das ist die wahrhafte Unmittelbarkeit, welche das Moment der Vermittelung in sich trägt, dasselbe aber schon wieder zum Leben überwunden hat.

Das unmittelbare Leben der Völker ist daher weder ihre endliche Wirklichkeit, noch ihr Naturzustand, aus dem sie herausgedrängt worden durch die Entwickelung der Geschichte, sondern es ist die sich fortgestaltende wahre Lebenskraft selbst, die sich unaufhörlich dadurch zum Bewußtsein bringt, daß sie sich gestaltet, es ist das ächt menschliche und geschichtliche Leben, das sich ganz und gar hat, indem es sich in die Zukunft hinein entwickelt. Jede gewaltsame und durch Umwälzungen erworbene Erkenntniß wieder unmittelbar zu machen, d. h. sie hineinzugestalten in den Lebensprozeß der Wirklichkeit, dies ist der eigentliche Bewegungspunkt jeder Zeit, auf dem sich ihr Schicksal entscheidet.

Auf verschiedene Arten können die Völker solche

Vermittelungen erfahren, aus denen sie jedesmal, mit Bethätigung aller ihrer historischen Kraft, ihre Unmittelbarkeit wiederherzustellen suchen werden. Die Vermittelung durch die Philosophie haben wir schon im Allgemeinen betrachtet, und die Geschichte der sich abwechselnden und verdrängenden Systeme liefert gerade den nachdrücklichsten Beweis, daß jedes System der Erkenntniß immer wieder von dem unmittelbaren Leben weggezehrt wird und darin seinen Untergang zu finden bestimmt ist, indem es sich in das Fleisch und Blut derselben, in eine hinwandelnde Thatsache, umbilden muß. Das Höchste, was eine Philosophie zuletzt werden kann, ist doch nur wieder das gestaltete Leben selbst, die Unmittelbarkeit, und darum blühen alle philosophischen Systeme so rasch wieder ab, und müssen so rasch vergehen, weil jede menschliche Erkenntniß doch zuletzt wieder in Stoff sich verwandeln muß, in den Stoff der in göttlicher Macht dahinwandelnden Wirklichkeit. Kantische Vorstellungen und Unterscheidungen des Bewußtseins hörte man zuletzt auf jedem Markt, auf allen Straßen angewandt, der kategorische Imperativ ging in jede gute Polizei-Ordnung über, und damit hatte das System selbst seinen Tribut an die Zeitlichkeit errichtet. Dagegen ist die Einheit von Denken und Sein, der immanente Gott der neuesten

Philosophen noch bis auf diese Stunde polizeiwidrig geblieben. Wenn es aber Hegel als etwas Beschränkendes an der Kunst erkennt, daß nur ein besonderer Volksgeist in ihr zur Erscheinung komme, so ist doch auch von der Philosophie zu sagen, daß noch kein System derselben über die Schranken seines Volksgeistes und seiner Zeit wirklich hinausgekommen, aber wir haben darin eben die weltgeschichtliche Bedeutung jedes ächten philosophischen Systems zu erkennen, daß es jedesmal den eigensten Bildungsinteressen seiner Nation angehört.

Eine andere Vermittelung des Völkerlebens kann durch Revolutionen geschehen, und die Revolution, je berechtigter sie ist, hat dann um so mehr, gleichwie der dialektische Begriff in der Philosophie, nur die Bestimmung, in eine höhere Unmittelbarkeit wieder hinüberzuführen, in welcher der Erwerb aller Kämpfe wieder unmittelbar geworden, d. h. in eine als ruhiges Lebensgesetz wirkende Thatsache übergegangen ist.

In allen wirklich gesunden Lebenszuständen erweist sich daher die Unmittelbarkeit als das waltende göttliche Lebensgesetz, das seine Befriedigung findet in der That, und zu sich selbst gekommen ist in der Gestalt. Das Schöne ist die Unendlichkeit dieser Unmittelbarkeit, und nicht blos die Einheit des Bewußten und Bewußt-

losen im Kunstobject, wie es Schelling in seiner Definition genannt hat. Denn das absolut Unmittelbare, das in der Schönheit und in der Kunst zur Erscheinung kommt, hat auch stoffartig gar nichts Bewußtloses mehr an sich, sondern es ist das gestaltete Bild jener göttlichen Lebenseinheit selbst, in welcher das Bewußtsein als die treibende Lebenskraft in der Wirklichkeit selbst gesehen wird.

Gott selbst ist am meisten zu erkennen, indem er als das Unmittelbare gedacht wird, das heißt, als das sich ewig selbst Vollbringende, in dem alle Einheit von Geist und Materie, die Einheit als Thatsache, von Anfang her gegeben liegt. Das Schöne verdient daher gerade in dieser seiner Bedeutung als Idealismus der Unmittelbarkeit den Namen des Göttlichen, den man ihm von jeher beigelegt hat, und womit man es als einen Ausfluß der Gottheit selbst hat bezeichnen wollen. Das Ideal ist allerdings das Absolute, aber nicht das begriffsmäßig Absolute, welches gar keine Existenz hat, sondern das Absolute erschienen als das Unmittelbare, welches existirt. Das Ideal, welches wir heutzutage suchen und wollen, es muß ein existirendes sein, und kein anderes kann und darf uns mehr in allen unsern Zuständen befriedigen.

Das höchste Heraustreten der Schönheit an einem

Menſchen, das uns am meiſten entzückt, wird immer jene ſeine unendliche Unmittelbarkeit ſein, jenes unendliche Menſchſein in ihm, das ſeine Abſolutheit durch Augen, Züge, Geſicht und Bewegung in die unmittelbare Erſcheinung hinaustreten läßt. Wir ſind ſchon früher zu der Bemerkung gelangt, daß der wahre Begriff der Schönheit zugleich der wahre Begriff des Lebens iſt. Wenn wir aber den Begriff des Lebens vorzugsweiſe dahin beſtimmen wollen, daß er das organiſch gewordene richtige Verhältniß von freier Bewegung und nothwendigem Geſetz iſt, ſo tritt uns darin zugleich jener ſiegreiche Organismus der Schönheit entgegen, der das Räthſel dieſes Einsſeins von Geiſt und Materie in ſich gelöſt hat. Wie aber die fortſchreitende und höhere Naturwiſſenſchaft da Leben aufgefunden hat, wo man früher nur todte und unbewegte Maſſen geſehen, wie in der wunderbaren Welt der Infuſorien, ſo wird man auch überall Schönheit finden, wo man ſie ſonſt in der Welt nicht geſehen, wenn man das höhere Leben der Unmittelbarkeit immer mehr in ſeine Erkenntniß aufgenommen. Und eine auf dieſe Idee der Unmittelbarkeit begründete Kunſt und Kunſtbetrachtung wird daher Vieles dem Gebiet des Schönen zurechnen müſſen, was ſonſt von demſelben am liebſten ausgeſchloſſen wurde, und ſie

wird namentlich auch das Häßliche und die Sünde selbst als einen eigenthümlichen Gegenstand der schönen Kunst zu erkennen haben, wovon uns später an dem geeigneten Orte zu sprechen obliegen wird.

Die Ansicht von dem höheren Leben der Unmittelbarkeit wurde eigentlich schon durch die Naturphilosophie und zuerst durch dieselbe in Deutschland erweckt. In der Schelling'schen Naturphilosophie war die Einheit von Natur und Geist das Grundprinzip geworden, und daraus hatte sich der eigenthümliche Satz ergeben: daß die Natur „nichts Anderes sei als der sichtbare Geist!" Indem der Natur unbedingte Realität, wahres Sein und absolute Thätigkeit zuerkannt wurde, ward darin die erste Stufe zu der großen Vermittelung der gesammten Wirklichkeit, um die es sich handelt, aufgestellt. Das Gesetz des Geistes sollte das Gesetz der Natur sein. Es sollte also nicht mehr zwei Gesetze in der Welt geben, in welcher Zweiheit der tiefste Bruch des Lebens, die Unfreiheit und die Häßlichkeit sich begründet hatte, sondern nur Ein Gesetz, in dem sich die ganze Welt zusammengefügt, und darin ihre Freiheit, ihr Glück und ihre Schönheit wiedergefunden.

Das Ideal des Schönen haben wir also gefunden in der Unmittelbarkeit, welche die Vermittelung des

Gedankens in sich trägt, dieselbe aber wieder zum Leben und zur Gestalt überwunden hat.

Der größte Gedanke unserer Zeit ist der, daß die innere Welt auch die äußere werden soll, und dies ist das Lebensgesetz aller ihrer heutigen Entwickelungen, das uns als ein nothwendiges Gesetz des menschlichen Geistes überhaupt, als seine ursprünglichste Bestimmung, gerade in dem Wesen der Schönheit entgegentritt. Will unsere Zeit die innere Welt aus ihrer jahrhundertelangen Haft und Verschlossenheit befreien, will die innere Welt aus dem Geheimniß ihrer Gedanken endlich eine Gestalt und eine Wirklichkeit machen, so hat sie sich auch damit dem Gesetz der Schönheit überliefert, in deren höherer Unmittelbarkeit das Innere zugleich Aeußeres geworden ist.

Es wird aber in der Einheit, welche das Schöne darstellt, noch ein gegensätzliches Verhältniß zwischen Gedanke und Form übrig bleiben können, eine Gegensätzlichkeit zwischen Idee und Bild, die der besonderen Kunst der Darstellung des Schönen angehört, und welche hier noch näher zu bezeichnen ist. Michael Angelo malte in der Leidensgeschichte, die sich auf der Galerie zu Florenz befindet, die heilige Jungfrau, wie sie im Angesicht ihres gekreuzigten Sohnes, vor dem sie steht, ganz ohne alle äußere Zeichen des Schmerzes

ſich darſtellt. Er hat ſeiner Madonna keinen Zug des Leides, keine ſchmerzhafte Bewegung, keine Spur einer geweinten Thräne gegeben, und eben in dieſer Schmerzloſigkeit hat er die wahre göttliche Größe des Schmerzes in ihr auszudrücken verſtanden, er hat die ganze Unendlichkeit des Schmerzes gemalt, indem er ihr den endlichen Ausdruck deſſelben geweigert hat. In dieſer großen Darſtellung hat Michael Angelo die Gegenſätzlichkeit zwiſchen Idee und Bild, die wir als ein beſonderes Moment der Schönheit noch erkennen müſſen, zur höchſten Wirkung benutzt, und er hat in dieſer Gegenſätzlichkeit zugleich die wahrhafte Einheit ſeines Gegenſtandes, welche die aller endlichen Trauer überlegene Unendlichkeit des Schmerzes iſt, ausgedrückt.

---

5. Das Schöne als das Charakteriſtiſche.

Man hat das Schöne auch als das Charakteriſtiſche zu beſtimmen geſucht, und dieſe Meinung, die durch einen unſerer bedeutendſten Kunſtkenner, Hirt, am entſchiedenſten entwickelt worden, hat ihre große Bedeutung für ſich. Auch Schelling hat ſich, in ſeiner Abhandlung über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur, dieſer Anſicht angeſchloſſen, daß das Schöne das Charakteriſtiſche ſei. Das Charakteriſtiſche

kann aber in seiner eigensten Bedeutung nur das wahrhaft Idealische der Unmittelbarkeit selbst sein, indem die ideale Erscheinung des unmittelbaren Lebens, wie sie vorzugsweise in dem Schönen und der Kunst sich darstellt, zugleich immer die wahrhaft charakteristische Form desselben sein muß, und somit geht der Begriff des Charakteristischen schon in dem höheren Begriff des Idealen auf.

Denn nicht die kleinen endlichen Lebenszeichen des Organismus sind es, welche das Charakteristische desselben ausmachen, und die berühmten Portraits von Balthasar Denner, der in der peinlichsten Nachpinselung jedes Barthaars, jeder Runzel und Warze des Gesichts die höchste Aufgabe seiner Kunst erstrebte, sind doch, bei aller Vortrefflichkeit ihrer technischen Ausführung, nur als eine Curiosität in der Geschichte der Kunst zu schätzen, weil sie ganz und gar aus aller Idealität der Kunst herausgefallen sind. Dagegen wird von einem alten Maler, der einen einäugigen König von Macedonien zu malen gehabt, erzählt, er habe dies so angefangen, daß er den König im Profil gemalt, und zwar von der Seite, wo er es nur mit einem gesunden und wohlgebildeten Auge zu thun hatte. Dies ist ein Beispiel des falschen Idealisirens der Darstellung, in welcher der ideale Schein, den

der Künstler erwecken soll, nur als eine listige Schmeichelei auftritt.

Man muß hier sagen, daß der Maler durchaus eines Künstlers unwürdig gehandelt habe, aber er hatte auch nicht einmal wie ein geschickter Hofmann sich benommen, da jede absichtliche Schmeichelei, die durch sich selbst schon ihre innere Unwahrheit aufdecken muß, für unanständig und beleidigend gelten muß. Der Künstler ist hier nur wie ein serviler Zeitungsschreiber verfahren, wie ein Moniteur oder ein Staatszeitungsschreiber, der die Handlungen der Regierung immer nur von der einen Seite darstellt, wo sie gerade den besten Eindruck machen können. Dieser absichtliche Mechanismus der einen Seite ist aber gerade das Unkünstlerische, das seine Wirkung jedesmal verfehlen muß, weil dadurch von der andern verdeckten Seite nur um so greller ausgesagt wird, daß sie sich der Harmonie des Bildes nicht habe fügen wollen. Jener Kunstgriff des Malers war aber nicht geschickter, als wenn er seinem einäugigen König zwei gesunde Augen gemalt hätte, was dieselbe Unangemessenheit der Schmeichelei gewesen wäre. Seine, eines Künstlers einzig und allein würdige Aufgabe wäre aber die gewesen, der Mangelhaftigkeit seines Gegenstandes gewissermaßen Trotz zu bieten durch eine erhöhte An-

ſtrengung, um in der Unmittelbarkeit des ihm vorliegenden Lebens, wie es iſt, den Idealismus der Kunſt zu erwecken. Er hätte auch in dem einäugigen König, wie er ſich im unmittelbaren Leben darſtellt, den wahren und ganzen König, das ideale königliche Lebensbild, dem kein endlicher Widerſpruch etwas anzuhaben vermag, müſſen hervorzaubern können, oder wenn der einäugige König zugleich als König einäugig war, ſo durfte er als guter und ehrlicher Künſtler das Portrait nicht übernehmen. Portraits müſſen ſchmeicheln, aber ſie dürfen nicht dadurch ſchön machen, daß ſie die Unmittelbarkeit corrigiren wollen durch Handſtreiche der Kunſt. Sie dürfen nur durch das ſchön machen, was das Schöne an ſich iſt, durch den eigenthümlichen Idealismus jedes unmittelbaren Lebens, der nichts iſt als die höhere ganze Wahrheit jeder einzelnen Wirklichkeit.

So hat denn Alles den Beruf ſchön zu werden an dieſer heiligen Quelle der wahren Unmittelbarkeit, deren Waſſer das Waſſer des göttlichen Lebens iſt, der wahre Teich Bethesda, durch den die Lahmen unſerer Zeit wieder gehend, und die Blinden ſehend werden ſollen. In dieſen friſchen Quell der Unmittelbarkeit, der allein zur ächten That des Daſeins ſtärken kann, muß die heutige, in Wiſſen und Glauben, in

Erkennen und Handeln getrennte und gespaltene Menschheit wieder hinabsteigen, um daraus hervorzugehen als eine neue, ganze und zusammengefügte Menschheit, gesund an Leib und Gliedern, gesund am Herzen und am Geist, In diesen Quell der Unmittelbarkeit, an dessen Ufern Maja spielt, welche die ewige Lust Gottes ist, die Welt zu schaffen, in diesen Quell muß die Menschheit hinabstürzen all ihr schweres und großes Wissen; all die Colosse ihrer Gelehrsamkeit, die Ruinen ihrer Systeme, das sauere Gepäck ihrer Traditionen, muß sie dort versenken, um, durchflossen von der Fülle des unmittelbaren Lebens, darin die Kraft der Geschichte und die Gestalt der Wirklichkeit wiederzufinden!

---

6. Der Genius.

Um das höhere Leben der Unmittelbarkeit zur Anschauung zu bringen und als gestaltete Form festhalten zu können, dazu bedarf es einer Kraft, die wir als eine eigenthümliche erkennen müssen, der Kraft des Genius.

Man hat den producirenden Geist vorzugsweise als den Genius bezeichnet, aber dieser Genius ist nichts Anderes, als die wahre menschliche Individualität, die sich in der höchsten Kraft ihrer Entwickelung

erfaßt hat, und in dieſe göttliche Freiheit des Sichſelbſtbewegens entlaſſen, ſchaffend geworden iſt. Und dies iſt dann allerdings das Göttliche im Genius, daß in ihm die Individualität, indem ſie ſchaffend ſich ſelbſt darſtellt, zugleich damit ein Anderes ſchafft, welches ſie nicht iſt, eine ihr gegenüberſtehende freie Wirklichkeit, in der ſie doch wieder nur ſich ſelbſt geſchaffen.

Dieſe Wirklichkeit, welche die ſchaffende Individualität hervorbringt, mag nun Kunſtwerk, Wiſſenſchaft oder auch nur das ſittlich ſchöne praktiſche Leben ſelbſt ſein, ſie erſcheint immer als die Produktion des Genius in jenem höchſten menſchlichen Sinne, in dem ſie die wahrhafte Entwickelung der Individualität ſelbſt iſt.

Man hat ſich eine Zeitlang ſehr viel Sorgen darum gemacht, was denn eigentlich das Genie ſei, und Sulzer verſichert uns in ſeiner Theorie der ſchönen Künſte noch ganz treuherzig, daß ein großer Kopf und ein Mann von Genie für gleichbedeutend gehalten werden können. Wie Sulzer den großen Kopf, ſo haben wiederum Andere, beſonders in neueſter Zeit, das große Maul für das wahre Kennzeichen des Genius erachtet, wobei wir wieder in die Verlegenheit geſetzt wären zu beſtimmen, was denn eigentlich ein ſo großes Organ zu bedeuten haben könne, welche

Unterſuchung uns aber leicht in ſehr ſchlechte Regionen der Zeit hinunterführen könnte.

Das wahre Genie iſt aber der Genius, der aus der Tiefe des menſchlichen Selbſtbewußtſeins heraufſteigt, es iſt jener Meiſter der Wirklichkeit, jener machtbegabte Zauberer, der des Ideals, das heißt: der Einheit von Idee und Form, von Bild und Gedanke, in ſich mächtig geworden iſt, der Genius iſt der der Geſtalt Mächtige, der den Zauber verſteht, aus der Durchdringung der Idee mit der Wirklichkeit die Geſtalt zu erwecken. Indem der Genius als dieſer Eroberer, Beherrſcher und Geſtalter der wahren Wirklichkeit erſcheint, macht er dadurch nur in einfachſter Ausübung ſeine Rechte an ihr geltend.

Es kommt hier auf das ſchöpferiſche Moment an, das im menſchlichen Selbſtbewußtſein urſprünglich vorhanden iſt, indem in dem Drang des Menſchen, ſich ſeiner ſelbſt bewußt zu werden, zugleich der ächte menſchliche Schöpfertrieb liegt, ſich ſelbſt in die Welt hineinzubilden, und dann wieder aus ſich heraus die Welt zu ſchaffen.

Die höchſte Vollendung dieſes Selbſtbewußtſeins erſcheint im Genius, und was in Allen lebt als Drang, als Reiz, als unbeſtimmte Ahnung, das iſt in dem Genius zu der Kraft geworden, in die Erfüllung zu treten, und dadurch für Alle zu handeln.

Die That des Genius ist die That für Alle, in ihm sollen alle Andern zugleich in ihrer höchsten Wesenheit vertreten und dadurch selig gemacht werden können, und dies ist das Hoheprieſterthum des Genius, das in allen Zeiten und unter allen Völkern anerkannt worden.

In dieser Eigenschaft ist der Genius aber nichts als die höchste Potenz der menschlichen Persönlichkeit, derjenige Lebenspunkt des Selbstbewußtseins, auf dem dasselbe in seinen tiefsten menschlichen Gründen sich erfaßt und sich ausdehnt in seine höchsten Dimensionen hinein, indem es dadurch dieses Sichselbsterkennen steigert zu einem Schöpfungsact, in dem die ganze Wirklichkeit erkannt wird.

Dies ist zugleich der tiefe allgemein menschliche Grund, auf dem der ächte Genius immer zu stehen und zu wurzeln hat, das unendlich Humane des wahren Genies, das an sein allerbarmendes Herz Alles herantreten läßt, was Leben hat, im Großen wie im Kleinen. Alte Philosophen haben die menschliche Seele als den Weltspiegel vorgestellt, und sie wird dies vornehmlich in dieser Bedeutung, in der im Genius die Selbsterkenntniß erscheint.

Die Gunst, Schöpfer zu sein, welche dem Geschöpf in der Produktion gewissermaßen wieder zurück-

gegeben wird, eine Gunſt für das Geſchöpf, wodurch ihm vergönnt werden ſoll, in die weltſchaffende Kraft Gottes, aus der es ſelbſt entſtanden, gewiſſermaßen wieder zurückzutreten und aufgenommen zu werden, dies iſt die eigentliche göttliche Begabung des ſchaffenden Geiſtes, die man auch mit dem Namen der Inſpiration, wie die daraus hervorgegangenen Werke mit dem Namen von Offenbarungen, Offenbarungen des Genies, bezeichnet hat. Dies iſt zugleich der Künſtler-Beruf, der als dieſer beſondere Segen und dieſe eigenthümliche Bevorzugung an dem Genius anerkannt wird, indem in ihm das Geſchöpf vermocht hat, ſich ſelbſt zu überwinden, dadurch daß es Schöpfer geworden iſt.

In dieſer Ueberwindung der endlichen Schranken des Geſchöpfs beruht die Begeiſterung, ohne welche kein Leben zu entſtehen, ohne die überhaupt nichts ins Daſein zu treten vermag, dieſe eigentliche Flügelkraft der Welt, dieſer laute göttliche Athemzug der ganzen Schöpfung, der den ewigen Reiz des Beſtehens und Fortwandelns der Dinge erhält, der, wo die Pulsſchläge der Schöpfung ſtocken wollen in dem ermüdenden Einerlei der Zeiten, ſie immer wieder von neuem anfacht und zum Leben lockt. Die Begeiſterung, welche eben dieſe Erhebung und Steigerung des Geſchöpfs

zum Schöpfer iſt, dieſer geflügelte Trieb, eine Welt hervorzubringen aus der menſchlichen Selbſterkenntniß, wie Gott die Welt geſchaffen hat aus ſeiner Selbſterkenntniß heraus, ſie iſt wahrhaft der heilige Geiſt, die verbindende und zuſammenfügende Kraft der ganzen Schöpfung.

Das Göttliche, was wir in dem Genius gerade darin wiedergefunden haben, daß wir in ihm die höchſte Kraft des ſich entwickelnden menſchlichen Selbſtbewußtſeins zuſammengefaßt ſehen, dies Göttliche iſt zugleich das Prophetiſche des Genius, wovon zu allen Zeiten viel die Rede geweſen, und welches Prophetiſche in dem ewig beweglichen Leben der Idee beſteht, das der die Wirklichkeit ſchaffende Genius in ihr entzündet hat, und worin ſie ſich mit ihm in die unendliche Zukunft hineinbildet. Dies iſt diejenige Kraft der Weiſſagung, welche ſchon Philo durch einen merkwürdigen Ausſpruch in einem allgemein menſchlichen Sinne auffaßt, gewiſſermaßen als den centraliſirten Kern des Menſchengeiſtes ſelbſt, indem er ſagt: „Wenn Ihr gut ſeid, werdet Ihr Propheten haben.“ Und dies gut ſein, welches nur ſoviel heißen kann, als der wahren Sache der Menſchheit und ihrer Entwickelung treu ſein, dies gut ſein, welches das wahre Schaffen der Wirklichkeit und der Zukunft iſt, ſchließt

allerdings ſchon den Genius in ſich, dies höchſte Gutſein iſt der Genius ſelbſt, und mit und in ihm der Prophet. Der Genius iſt alſo im Grunde ſeines Weſens etwas Anderes, als das ſogenannte unglückliche oder liederliche Genie, wofür er eine Zeitlang und in gewiſſen Epochen vorzugsweiſe gegolten. Der Genius iſt heutzutage vielmehr der Ehrenmann par excellence geworden. Unſere Zeit hat ihren nach allen Seiten hin angetretenen Beruf zur Freimachung der Individualität auch darin bethätigt, daß ſie den Genius in ſeiner wahren menſchlichen Beſtimmung zu begreifen und anzuerkennen vermag. Der Genius, das Genie, ſie beſtehen eben in dieſer großen und wahrhaft poſitiven Uebereinſtimmung mit der Wirklichkeit, deren eigentlich bildneriſches Prinzip und geſtaltendes Leben ſie ſind.

---

7. Die Einheit von Wiſſen und Glauben im ſchaffenden Geiſt.

Der ſchaffende Geiſt, den wir im Genius vorzugsweiſe zu erkennen haben, enthält eigentlich die wahre Einheit und Verſöhnung von Glauben und Wiſſen in ſich, denn die unmittelbare Wirklichkeit, wie ſie aus den Hervorbringungen des Genius wieder heraustritt, iſt dieſe feſtgewordene Einheit von Wiſſen

und Glauben selbst, in welcher Einheit einzig und allein die Möglichkeit gegeben liegt, daß sich das unmittelbare Leben bewege, die Möglichkeit des Schaffens! Der wissende Geist ist zunächst dem schaffenden Geist ein entgegengesetzter, denn das Wissen für sich allein vermag noch nichts zu schaffen, man muß auch an sein Wissen zuvörderst glauben können, um es lebendig zu machen. Erst das Wissen, das wieder zum Glauben geworden, ist die höhere Unmittelbarkeit des Daseins, in der allein wir die wahre Fortbewegung des göttlichen und menschlichen Geistes sehen müssen.

Der Glaube für sich allein ist eben so todt, als das Wissen für sich allein todt ist, erst aus ihrer lebenswarmen Vereinigung erhebt sich diese wirklichkeitsvolle Gestalt des Daseins, um welche heut alle Völker ringen, in der eine neue Zeit der Menschheit ihren Schwerpunkt sucht. Das Wissen kann sich nur im Glauben wahrhaft vollenden, der Glaube ist gewissermaßen die Zukunft des Wissens, weil dasselbe durch ihn aus seiner abgeschlossenen und fertigen Erkenntniß, in der es sofort zu einem todten Moment der Vergangenheit erstarren müßte, wieder hinausgeführt und in die ewige Kette der Wirklichkeit als ein sich forterzeugendes Moment hineingebildet wird. Während der Glauben ohne das Wissen eine leere

Form ist, eine Formel der Beschwichtigung für ohnmächtige Geisteszustände, eine Illusion der Verzweiflung, so würde dagegen das Wissen, wenn es nicht durch den thatkräftigen Glauben wieder zur wahren lebendigen Unmittelbarkeit vollendet wird, um seine eigentliche Lebensblüthe kommen. Erst das Wissen, das an sich glaubt, wird ein Schaffen, und dies ewige Element des Glaubens, wie es tief im Wissen darin ist, und das die wahre Blüthe desselben wird, es enthält die eigentlich schöpferische Lebenskraft des Geistes in sich, es ist die Forterzeugung der Welt in die ewige Zukunft hinein. Dies Glauben des Wissens, welches das Schaffen wird, es wurde schon durch Sokrates in der berühmten Aeußerung bezeichnet, wonach das höchste Ziel des Geistes bloß das sei, zu wissen, daß man nichts wisse!

Dies Wissen, daß man nichts weiß, wie es Sokrates meinte, ist aber eben auch ein Wissen, es enthält nicht etwa die Apologie jenes leeren Nichtwissens, aus dessen Raupenhülle der Nachtvogel des abstrakten Glaubens entsteigt, sondern das Wissen des Nichtwissens, es ist der Glaube an die Zukunft, die Hingebung an das Werdende, es ist die Gewißheit der That, die über alle Abgeschlossenheit des Wissens fortwährend wieder hinausdringt, und die das wahre

Wiſſen nur als ein ewiges Schaffen, das Erkennen als ein immer neues Geſtalten und Verändern der Dinge begreift.

Die Wiſſenden und die Glaubenden unſerer Zeit, die noch in getrennten Feldlagern ſich behaupten wollen, und die einen inneren Bürgerkrieg des Geiſtes daran entzündet haben, ſie finden den Frieden weder im Wiſſen noch im Glauben, ſondern der Friede ruht nur im Schaffen, in der Produktion des lebendigen Daſeins, in der That, in der werdenden Geſchichte ſelbſt. Das Denken, welches das Schaffen iſt, wird nun als der höchſte Lebensruf des heutigen Menſchengeſchlechts mächtig. Schaffe! ruft es erſchütternd auf allen Lebensgebieten: ſchaffe, und verſöhne dich im Schaffen mit allen Gegenſätzen des Geiſtes! Das Denken, welches das praktiſche Handeln iſt, lehrte Kant, und wie ſehr auch noch in den engen Schranken des bloßen Moralprinzips damit ſtehend, ſo erhob er doch dadurch das deutſche Selbſtbewußtſein zuerſt zu einer kräftigen und thatſächlichen Ergreifung der Wirklichkeit. Das Denken, welches das Sein iſt, lehrten Schelling und Hegel in ihren erſten Uebereinſtimmungen jenes großmächtigen Identitätsſyſtems, und ſie deckten damit den tiefinnerſten Grund eines wahrhaft menſchlichen Geiſteslebens auf, jenes wahre hohe

Menſchenthum, das in der Einheit von Idee und Wirklichkeit ſich darſtellt.

Dieſes Denken im Sein und Sein im Denken zu einem Schaffen zu erheben, und darin den wahren Fortſchritt aller unſerer Zuſtände zu behaupten, dazu rufen uns alle Anforderungen und Kämpfe, des heutigen Geſchichtslebens, dazu ruft uns die ganze gegenwärtige Weltſtimmung auf, die von der Wiſſenſchaft das Leben, von dem Erkennen die Geſtalt, die Freude und die Schönheit verlangt!

Dem Wiſſen, welches ſich in einem abgeſchloſſenen Syſtem wenn auch hinter himmelhochragenden Wällen des Gedankens feſtzuſtellen und unabänderlich zu machen ſucht, dieſem Wiſſen ſtellt ſich ſchon die eigenſte Natur des Denkens ſelbſt entgegen, denn das Denken iſt ſeinem Grund und Weſen nach durchaus ein Produciren, es geht ein fortwährendes Schaffen, das heißt, Verändern, auch durch das Reich des Denkens, ebenſo wie durch das Reich der Natur. Es ließe ſich behaupten, daß kein Menſch im Stande iſt, denſelben Gedanken zum zweiten Mal ebenſo zu denken, wie das erſte Mal, vorausgeſetzt, daß er wirklich denkt, nicht bloß der Wiederkäuer eines feſtgeſetzten Syſtemdenkens iſt, ſondern immer wieder von Neuem in die unmittelbare Tiefe ſeines Gegenſtandes

selbst hinabsteigt, das heißt, sich der ewig lebendigen Daseinsmomente desselben zu bemächtigen sucht. Das schöpferische Leben, das in dem Gegenstande des Denkens selbst, also in der Realität, sich ewig bewegt, es muß auch das Denken selbst ergreifen und durchdringen, und das Denken wird ein produktives, insofern es der innern schöpferischen Bewegung seines Gegenstandes selbst sich anschließen und dieselbe gerade durch sich, durch das Denken, zu ihrem Rechte bringen muß. Dies ist wieder das zukünftige Moment, das wir auch als das Glauben des Wissens uns schon bezeichnet haben, der Glauben an das sich fortgestaltende Object des Wissens selbst, und woraus die lebendige Quelle des ewigen Veränderns, welches das Schaffen ist, fließt.

Die häufig erhobene Frage, woher uns eigentlich unsere Gedanken kommen, und ob dieselben auf dem Wege der angeborenen Ideen und durch eine übernatürliche Einwirkung sich in uns erzeugen oder ob sie eine freie und selbstmächtige Hervorbringung der menschlichen Persönlichkeit sind? — diese Frage beantwortet sich aus der zuvor gegebenen Anschauung von selbst. Die schöpferische Begegnung des denkenden Geistes mit den innersten Lebensmomenten der Dinge selbst, die wir als das fortwährende Produciren und

Verändern der Wirklichkeit bezeichnet haben, sie ist zugleich der Zeugungsact unserer Gedanken selbst, und obwohl sich gerade die höchste Macht der menschlichen Persönlichkeit darin bethätigt, so mag man doch insofern den Ursprung unserer Gedanken immer einen göttlichen nennen, als jene ewige Produktion der Wirklichkeit im denkenden Geiste das Sein des Göttlichen in sich schließt. Bekannt ist das Wort von Goethe, „ich habe nur Gedanken, wenn ich producire!“ Der göttliche Ursprung unserer Gedanken aber ist von der pietistischen Weltanschauung häufig in einem Sinne behauptet worden, in dem Gott auch als unmittelbarer Geber und Einflößer der Gedanken, gewissermaßen durch einen geistigen Trichter, erscheint. Der Mensch würde dabei ungefähr die Rolle spielen, wie der Mann mit dem ewigen Loch im Kopf bei Münchhausen, der einen Schieber darüber trug und denselben willkürlich auf- und zuziehen konnte. Wenn die menschlichen Gedanken nur durch einen solchen Schieber von oben herab in den Kopf hineinkämen, so würde das ganze geistige Leben zu jenem Mechanismus, der alles substantielle und in sich lebendige Dasein hinwegtilgen müßte. Ein solcher Mechanismus entspricht aber überhaupt der pietistischen Weltanschauung und Gottesvorstellung, in der die Menschen nicht im

wahren Sinne des Geistes und aus dem Geiste heraus Gottes Kinder sind, sondern vielmehr so, daß sie bloß die Gegängelten Gottes sind, die, wie Komödiantenkinder, nur auf das Theater der Welt weinend hinausgestoßen sind, um dort eine eingelernte Rolle aufzusagen, bei der sie beständig zitternd und zagend nach dem Gesicht des Vaters hinter den Koulissen zurückblicken, auf dem sie Strafe oder Belohnung lesen. Gott kann sich aber dem Menschen nicht mehr entziehen, nachdem er sich ihm einmal hingegeben, er kann sich ihm nicht mehr geben oder vorenthalten nach Willkür, sondern er ist ein Eigenthum des menschlichen Gedankens selbst geworden, und das menschliche Denken hat diesen seinen Ursprung in Gott nur als die immanente göttliche Kraft des Selbstbewußtseins selbst anzunehmen.

In der Vorrede zu einer seiner Schriften erzählt der verstorbene Dichter und Ritter Fouqué, wie er jedesmal, ehe er sich zum Dichten anschicke, ein Gebet zu Gott halte, daß ihm derselbe gute Gedanken einflößen möchte. Ist das Gebet hier nichts Anderes als ein Hinabsteigen in den göttlichen Grund des Selbstbewußtseins, so fällt es eigentlich mit dem Wesen des Dichtens selbst zusammen. Ist es aber diese Ceremonie, die wirklich aus einer Leerheit und Mangel an Ge-

danken ſich zu Gott um Gedanken wendet, ſo hat eine ſolche mit dem wahrhaft göttlichen Grund und Urſprung unſerer Gedanken ſchon nichts mehr gemein, und ſie wird auf dieſem Wege am allerwenigſten zu Gedanken gelangen, wie denn auch Gott immer ſolche um ihre Gedanken betenden Schriftſteller eben mit Gedankenloſigkeit beſtraft zu haben ſcheint. Es kann eher geſchehen, daß durch Beten Fieber und alle Krankheiten geheilt werden, womit ſich in neuerer Zeit gewiſſe Aerzte in der That aufgehalten haben, als daß durch das bloße Beten auch nur das erträglichſte Kunſtwerk zu Stande gebracht würde. Es heißt aber in jenem alten, rechtſchaffenen und wahrhaft frommen Spruch: **bete und arbeite!** In dieſem Spruch liegt das wahre Geheimniß des Producirens, die Anerkennung der ſelbſteigenen menſchlichen Kraft, die in ihrer eigenſten Bethätigung ſich an die göttliche anſchließt. Dies iſt das ewige Schaffen, Bilden und Verändern des Gedankens aus ſeinen innerſten und wahrhaft menſchlichen Gründen heraus.

Jenes ewige Verändern des lebendigen Gedankens, worin die wahre Göttlichkeit der ſich fortzeugenden Wirklichkeit beſteht, ſie iſt aber nicht jene ſchlechte menſchlich ſchwache Veränderlichkeit, die immer nur einen Abfall und Verfall des geiſtigen Lebens

bedeutet. Von ſolchen Veränderlichkeiten hat auch die Geſchichte des Geiſtes Beiſpiele genug aufgezeichnet, aber dieſe Helden der Apoſtaſie ſind überall unter die Verworfenen und unter die Todten gerechnet worden. In der Schelling'ſchen Philoſophie z. B., wenn wir ſie ſeit ihrem Beginn in ihren verſchiedenen, ſich abwechſelnden und widerlegenden Syſtemen überblicken, als einen reichen buntgeſtickten Divan, auf dem nacheinander alle philoſophiſchen Standpunkte der neueren Zeit haben Platz nehmen müſſen, um mit Blumen bekränzt und mit Lichtern verherrlicht zu werden, bis ſie nachher mit Ruthen wieder davon aufgepeitſcht und fortgetrieben wurden, das wahre Geburts- und Sterbekiſſen für alle deutſchen Philoſopheme ſeit Kant bis Hegel, wenn wir den wunderbaren, in ſteter Veränderung begriffenen Bau dieſes Denkers uns anſchauen, ſo finden wir darin zunächſt jene überwiegend und extravagant gewordene Produktivität des Denkens, die alles philoſophiſche Syſtemweſen zerſprengt hat. Indem ſie aber bei dieſem beſtändigen Zerſprengen geblieben iſt, hat ſie darin, obwohl dem Fortſchritt der Zeiten ſo'zend, nur einen Widerſpruch zwiſchen poetiſchem und philoſophiſchem Naturell aufgezeigt, der, wie es ſcheint, das Gebiet, auf welchem der Philoſoph doch vorzugsweiſe ſtehen wollte, mehrfach verwirren

mußte. Der poetiſch ſchaffende und der philoſophiſch ſchaffende Genius, ſie haben ſich in Schelling weder ganz einigen noch ganz entzweien können, und in ihrem Widerſtreit ſind dieſe glänzenden Miſchungen des philoſophiſchen Geiſtes bei ihm entſtanden, die nicht bloß, wie man früher oft von Schelling geſagt hat, „nach Plato duften", ſondern die auch nach der Romantik duften, nach der Weihkerze und dem Räucherwerk des Myſticismus.

---

8. Der künſtleriſche und der philoſophiſche Genius.

Die Doppelnatur des künſtleriſch ſchaffenden und des philoſophiſch ſchaffenden Genius haben wir jetzt ihrem allgemeinen Grundweſen nach zu betrachten. Wir haben uns zuvor deutlich zu machen geſucht, wie der denkende Geiſt durch ſich ſelbſt auch der ſchaffende Geiſt wird, wir haben das ſchöpferiſche Moment ſchon im Denken ſelbſt erkannt. Das philoſophiſche Denken iſt aber der reine Vermittelungsprozeß an ſich, der innerhalb des allgemeinen Selbſtbewußtſeins ſtehen bleiben muß, und des künſtleriſchen Organs, durch das er ſich ſofort aus ſich ſelbſt zur Wirklichkeit einer unmittelbaren Erſcheinung erheben könnte, entbehrt, ja demſelben ſtreng entſagen muß. Dies eigenthüm-

BAYERISCHE

liche Organ des künstlerischen Denkens ist die Phantasie, von der wir bald selbständig zu handeln haben, und in der wir den eigentlichen Zeugungstrieb der Wirklichkeit zu erkennen haben werden, die plastische Kraft der Welt, durch welche Idee und Bild sich in einander formen. Der künstlerische Genius hat es darum nur mit der wahrhaft persönlichen Welt zu thun. In seinen Darstellungen ist das freie Herausleben der Individualität der wahre Inhalt, und die Gestalten und Charaktere, die er zeichnet, haben sich als die sich selbst bestimmenden aus ihrer eigensten freien Natur heraus zu bethätigen.

Schelling bestimmt in seiner neuesten Offenbarungs-Philosophie die wahre Seligkeit in dem Hinwegkommen von sich, in dem Denken eines Andern, im Produciren, und er verlegt dieses Wesen des künstlerischen Genius in Gott selbst, indem er sagt, daß auch die Seligkeit Gottes nur in dem Denken und Produciren seiner Geschöpfe, seiner Welt, bestehe. Und in der That liegt die bevorzugte Seligkeit des künstlerischen Genius darin, daß er, sich selbst schaffend, damit zugleich von sich hinwegzukommen vermag, und daß er das ewige Müssen der Idee in das freie Wollen der That, in das Wollen einer ihm gegenständlich werdenden Welt verwandelt. Der schaffende

Genius iſt daher ebenſo ſehr auch der Wille ſelbſt in ſeiner höchſten Potenz, es iſt der Urwille, es iſt die Kraft und die Kunſt, eine Welt zu wollen, und dieſe gewollte Welt iſt die wahrhaft frei geſchaffene!

Jean Paul hat in ſeiner Aeſthetik, und ausführlicher noch in ſeinem Kampaner Thal, die Behauptung aufgeſtellt, daß ſich der philoſophiſche Genius von dem poetiſchen nicht ſpecifiſch unterſcheiden laſſe, und er hat darin zunächſt Recht gegen Kant, der in ſeiner Kritik der Urtheilskraft überhaupt das Genie, den Genius lediglich als ein „Talent zur Kunſt“ beſtimmt hat, und alles wiſſenſchaftliche und philoſophiſche Vermögen, das nach beſtimmten und deutlich erkannten Regeln zu verfahren habe, von der Bezeichnung des Genius gänzlich ausgeſchloſſen wiſſen wollte. Darin liegt eine ebenſo verwirrende und das Weſen des Menſchengeiſtes entzwei ſchneidende und entleerende Annahme, als auf der andern Seite durch die Vermiſchung des philoſophiſchen und poetiſchen Genius ſich mancherlei Gefahren für die reine geiſtige Entwickelung ergeben haben. Solche Miſchgenie's ſind namentlich in Deutſchland ſehr häufig geweſen, und ſie drücken hier zum Theil die Pein und das Unglück eines in ſich ſelbſt überfüllten Nationalzuſtandes aus, in den von jeher Alles hineingepfropft worden, und den von innen her-

aus ein überschwängliches Geistesleben durchfluthet, ohne daß ihm immer die gesunden Auswege zu einer klaren und thatsächlichen Sonderung der Kräfte gegönnt wären.

Jean Paul selbst war als Dichter zugleich ein solcher Gränzwohner der Philosophie, ein solcher Wandnachbar der Speculation, deren systematisches Uhrwerk er oft nebenan schlagen hörte, wenn er mitten in der poetischen Herrlichkeit und Fülle seiner Dichtungen und Träume saß. Dies war ohne Zweifel eine gefährliche Nachbarschaft für beide Theile, und der Eine hat den Andern oft empfindlich gestört. Wenn die Poesie in ihrem Herzensdrang sich recht ausschütten wollte, und mit allen ihren lauten und heimlichen Flötentönen losging, so hämmerte sich die Philosophie nebenan ihre Systeme niet- und nagelfest, und es konnte kein zusammenstimmendes Concert zu Stande gebracht werden. Jean Paul selbst fuhr einige Male erbittert auf gegen seine hämmernde Wandnachbarin, wie z. B. in der Clavis Fichtiana, in der er die lächerlichen Consequenzen der absoluten Ichheit Fichte's meisterlich hervorkehrte.

In Herder, Hippel, Hamann zeigte sich zum Theil ähnlich der philosophisch und poetisch gemischte Genius. In Hamann gewinnt diese Mischung poetischer

und philosophischer Natur einen sibyllinischen Anstrich. Alle Geheimnisse und Zauberkünste der Sprache treten in diesem Schriftsteller auf, aber behangen mit allerlei fremdartigen und magischen Zuthaten, durch die er seinen wahrsagerischen Gedankenspielen ein Genüge thun muß. In Hamann erscheint der philosophische Genius auf der Stufe der Prophetie, und hat die Extase sowohl wie die spielende Dunkelheit derselben an sich, und nur sein Witz erleuchtet zuweilen mit räthselhaftem Kometenfeuer die Nacht seiner Darstellung. Hamann ist der auf tieferer wissenschaftlicher Grundlage ruhende Jacob Böhme, auch hinsichtlich der Schreibart, mit Ausnahme des Humors, von dem Jacob Böhme noch keinen Anflug hatte. Den Widerstreit eines zu gleicher Zeit poetischen und philosophischen Naturells zeigte Hippel mit bestimmterem Hinstreben zur Poesie, als Hamann, doch bewegte auch er sich in beständiger Fluctuation nach diesen zwei Seiten hin. Seine poetischen Schilderungen, die in seinen „Lebensläufen in aufsteigender Linie“ oft vortrefflich sind, gerathen ihm häufig zu philosophisch, der Gedanke hängt seiner Phantasie einen Schwerstoff an, und seine philosophischen Betrachtungen schlagen gern in die Region der Träume über; ein Conflict, der auch Herder's wissenschaftliche Darstellung so schwankend machte.

Goethe rühmte sich seltsamer Weise seines vorherrschend wissenschaftlichen Talents, und behauptete, daß er auch als Dichter vorzugsweise nur dem wissenschaftlichen Geist, der ihn treibe, gefolgt sei. So sehr haben sich in Deutschland auch im Bewußtsein seiner größten schaffenden Geister selbst die Elemente des Wissenschaftlichen und Poetischen von jeher vermengt. Sie sind auch allerdings in ihrem innersten Grundwesen nicht so zu trennen, wie es Kant angesehen hat, und wenn sie auch als gänzlich verschiedene Thätigkeiten des Selbstbewußtseins sich zur Wirklichkeit verhalten, so ruhen sie doch beide zuerst und ursprünglich vereint in jener allgemeinen productiven Natur des Denkens, welche die Wurzel alles menschlichen Thätigkeitstriebes ist.

Dies wird der Grund sein, warum sich ebenso auch bei Arbeiten des strengen wissenschaftlichen Geistes Anflüge von Poesie bemerklich machen und unabweislich aus der Sache selbst aufdrängen. Selbst in Hegel, der gewiß am reinsten den Prozeß des wissenschaftlichen Geistes in sich durchgearbeitet und dargestellt hat, der mit strenger Keuschheit den felsenfesten Gürtel seiner philosophischen Muse hütete, daß er sich nicht etwa verschiebe und löse, selbst in Hegel erscheinen die poetischen Elemente der Anschauung und Darstellung nicht

als gänzlich abgewiesen oder überwunden, sondern sie treten bei ihm zuweilen mitten aus den strengsten Gedankenbestimmungen selbst hervor, als leise Schlagschatten und Farbenwunder, die gleich dem Abendroth durch die Wüste des Begriffs brennen, wie dies an mehreren Stellen der Logik und in der fast durchgängig erhabenen Darstellungsweise seiner Phänomenologie geschehen. Auch hat Hegel bekanntlich in einzelnen Gedichten Proben einer poetischen Begabung, wie sie der innersten philosophischen Natur keineswegs entsteht, an den Tag gelegt.

---

9. Die Universalität des Genius.

Die Universalität, welche dem Genius seinem ursprünglichen Wesen nach eigen ist, sie macht ihn im Grunde zu einem allseitigen Schaffen, zu einem Hervorbringen nach allen Seiten hin, fähig, und es wird von einem großen Genie gewöhnlich mit Recht behauptet, daß es auch in allen den andern Künsten, in denen es nicht gearbeitet, ebenso groß geworden wäre.

Diese allseitige Begabung des Genies, die in seiner allgemeinen schöpferischen Natur ihren Grund hat, sie ist in einzelnen großen Menschen als diese Unbeschränktheit und Unendlichkeit des Productionsvermögens be-

stimmt hervorgetreten, die moderne Zeit hat aber kaum ein großartigeres Beispiel davon gekannt, als das des Michael Angelo Buonarotti, der Maler, Bildhauer, Architekt und Dichter gewesen, und in allen diesen Künsten die Großheit der menschlichen Formen, die überall die Aufgabe seiner Darstellungskraft ist, zur Anschauung brachte. In ihm hat sich der geheime Zusammenhang aller Künste, der im Genius lebt, schaffend erwiesen.

Die ursprüngliche Größe und Erhabenheit der menschlichen Formen wollte Michael Angelo in allen seinen Gebilden verherrlichen, Alles ist groß bei ihm, und soll auf die ursprüngliche Kraft und Urstärke des menschlichen Geschlechts zurückweisen. In seinen Kindern sieht man nur die heranwachsenden Männer, die Männer aber sind, was sie zu Anfang der Geschichte waren, Titanen. In dem Bau seiner Weiber gliedert sich herrlich die urzeitliche Naturfülle des Lebens, aus der Alles stammt, seine Bettler scheinen auf die Würde und Bedeutsamkeit der menschlichen Gestalt zu trotzen, und in dem Armen stellt er gewissermaßen einen König der Armuth hin. Die Häßlichen und Mißgestalteten, die er gebildet, scheinen der Schönheit entbehren zu können, und zeigen sich derselben überlegen durch die eigenthümliche Bedeutung ihrer eigensten Formen. Es

ist merkwürdig, wie dem Michael Angelo zu dieser Verherrlichung des ursprünglich Großen in allen menschlichen Formen und Zuständen alle Künste haben dienstbar werden müssen, und wie sie alle, an seiner Hand sich zu diesem Reigen zusammenschlingend, sich durch ihn betheiligen mußten an dieser Aufgabe, die das gemeinsame Grundwesen aller Künste und ihren höchsten idealen Sinn ausspricht. Dazu mußte das Wort wie der Stein, die Farbe wie der Marmor sich gleicherweise seinem gestaltenden Geist fügen. Alle Elemente der Natur vereinigte er in seiner allmächtigen Hand, und zwang sie, mit ihren verschiedenen Mitteln und Ausdrucksformen der einen riesenhaften Geistesanschauung zu dienen, die er von der Menschheit hatte. Diese unendlichen und ungeheuren Dimensionen des Menschenthums, die er immer in seinen Künstlergedanken trug, er suchte sie gleichwohl stets zum Leichten zu bezwingen, und behauptete darin seinen eigentlichen Charakter als Künstler, daß er das Schwierigste immer als das Leichteste erscheinen lassen wollte. So hing er das unendlich massenhafte Kuppelgewölbe der St. Peterskirche, die er ausbauen mußte, gewissermaßen in die Luft, wie er sich selbst darüber ausgedrückt hat, und diese colossalen Pfeiler erscheinen dem Auge so leicht und hinschwebend wie ein Vogel der Lüfte. Auf seinem

jüngsten Gericht in der Sixtinischen Kapelle malte er die ganze Unendlichkeit der menschlichen Körperbildung hin, in allen nur möglichen Weisen der Stellung und Bewegung die Seelenzustände des Menschen in allen nur erdenkbaren Abstufungen darstellend, und versammelte dadurch gewissermaßen alle menschlichen Formen zu einem jüngsten Gericht der Kunst.

Dieser ursprüngliche Drang des Genies zur Universalität wird sich jedoch meist in eine begränzte Bahn werfen, um vorzugsweise in einer einzigen Form der Wissenschaft oder Kunst einer bestimmten Nothwendigkeit des Naturells zu gehorchen und den jedesmal höchsten Anforderungen seiner Zeit sich hinzugeben. Ist es im Grunde gleich, in welchen Formen und in welchem Stoff ein Genie arbeitet, so wird doch das höchste Genie immer vorzugsweise in den Formen und in dem Stoff sich bethätigen, welche den Bedürfnissen seiner Zeit, den natürlichen und volksthümlichen Verhältnissen seiner Nation, am meisten entsprechen.

Manche Zeiten drängen vorzugsweise zu einer bestimmten Form der Thätigkeit hin, in der sie für ihre innersten Bedürfnisse eine Ausdrucksform erstreben, und das Genie wird dann gerade den allmächtigen Beruf des Genius darin zu erfüllen haben, daß es sich mit seiner ganzen umfassenden Kraft doch nur in diese eine

Form hineinbildet. Denn das Genie ist vornehmlich und besonders auch darin ein Genie, daß es immer auf der Höhe seiner Zeit steht, und der eigentliche Herzenskündiger und Beichtvater derselben ist, an den Alles abgesetzt und ausgeplaudert wird, was auf dem geheimsten Grunde dieser Zeit vorgeht.

---

10. Talent und Genie.

Die Fähigkeit, mit welcher das Genie vorzugsweise in einer bestimmten Kunstform sich bethätigt, ist die Seite des *Talents*, die wir noch am Genie zu bezeichnen haben, und wodurch zugleich die *technische* Geschicklichkeit, die zur Ausübung jeder Kunst erfordert wird, sich an den Tag legt. Es ist die eigenthümliche Bemeisterung des Stofflichen in der Kunst, worin das Talent zu seiner wahren Wirksamkeit gelangt, und darin bestimmt sich zugleich seine höhere Bedeutung, in der es mit dem Wesen des Genies als Ein und dasselbe zusammenfällt. Das Talent, als dieses besondere und unerläßliche Organ des Genies, ohne welches dasselbe gar nicht ausübend zu werden vermag, es ist, wo es für sich allein auftritt und geltend gemacht wird, allerdings nur diese untergeordnete Stufe des Kunstver-

mögens und der Hervorbringung, die man vorzugsweise als bloßes Talent zu charakterisiren pflegt.

Das Talent ohne Genie ist jener einzelne losgerissene Strahl, der von der Sonne des Genius, von dem Ganzen, auf das er zurückweist, doch ewig ausgestoßen ist und seiner Vereinzelung überlassen bleiben muß. Die Talente sind als einzelne Fähigkeiten unendlich durch die menschliche Natur zersplittert, sie machen sich zum Theil als eine Sache der Bildung, der Mode und der Geselligkeit geltend, und können unter diesen Einflüssen sogar erweckt und gepflegt werden. Das Talent hat sich deshalb von jeher am breitesten in der Welt gemacht, und nimmt scheinbar mehr Raum in derselben ein, als das Genie, das oft auf seiner Alpenhöhe in sich selbst zu vereinsamen scheint. Wer entdeckte nicht namentlich in unserer Zeit ein Talent in sich, sei es zum Klavierspielen, zum Malen auf Porzellan, zum Singen u. dgl. Unsere Zeit charakterisirt sich besonders durch die Talentsucht, die in ihr vorherrschend geworden, sowie es im achtzehnten Jahrhundert die Geniesucht war, in der sich die sogenannte Sturm- und Drangperiode in unserer Literatur charakterisirte. Die Geniesucht jener Zeit, die besonders in Lenz, Klinger und Andern sich offenbarte, sie war zugleich die Periode der un-

glücklichen Genies in Deutſchland, der wahnſinnigen Genies, in einer tieferen Abſtufung auch der Lumpengenies, und der Grund dieſer Erſcheinung war die Abſonderlichkeit und Zerfallenheit des deutſchen Nationalbewußtſeins überhaupt, in welchem der Geiſt in ſeiner Freiheit ſich nicht klargeſtaltig herausleben konnte, ſondern mit der Oeffentlichkeit überworfen, ſich in ſich ſelbſt zurückdrängen, und in ſeinen geheimſten Schlüften und Gründen ſich gewaltſam und oft qualvoll genug austoben mußte.

Die Talentſucht der heutigen Zeit, in der das Nationalleben ſich über ſeine Zerfallenheit glänzend hinwegtäuſchen zu wollen ſcheint, ſie erſcheint dagegen vorzugsweiſe als eine Periode der Glücklichen, es iſt das par excellence glückmachende Talent, deſſen eigentliche Begeiſterung zugleich in jener Beglückungswuth ſich ausdrückt, mit der es alle Andern zu beglücken trachtet, was namentlich Seitens der Muſik, die in unſern Tagen am meiſten der Talentſucht hat Vorſchub leiſten müſſen, uns bei allen Gelegenheiten entgegentritt. Das Genie, welches das wahrhaft glückbringende und menſchheiterlöſende iſt, kann ſich daher mit dem glückmachenden und geſellſchaftbeglückenden Talent oft gar nicht hinſichtlich der äußeren Erfolge meſſen.

11. Die Heiligkeit des Genies.

Man hat oft von einem besonderen Fluch des Genies gesprochen, ein Fluch, der den Genius beständig unruhig und heimathlos durch das Leben jage, und in seiner schicksalsvollen Begabung selbst liege, die ihn immer und immer treibe, in das eigentliche Räderwerk der Schöpfung selbst sich mitten hineinzudrängen, und der Alles neu gestalten wollende Gährungsstoff der Wirklichkeit zu sein. Dieser sogenannte Fluch des Genius, den ein neuerer Dichter in einem sehr bekannt gewordenen Gedicht besungen, nimmt sich aber heutzutage etwas altmodisch aus, und erinnert an die Gespensterfurcht, die man in früherer Zeit überhaupt vor dem Genie hatte, wo es lediglich als eine diabolische und dämonische Kraft, als ein unheiliges Werkzeug des göttlichen Funkens, begriffen wurde. Dieser Fluch des Genius, wenn etwas an ihm wahr ist, so so beruht er lediglich in dem unabweislichen Müssen, das den Genius aus sich selbst heraus zum Schaffen zwingt, und ihn deshalb mit dieser ewigen Unruhe behaftet, die ihn in dem bestehenden Frieden der Wirklichkeit niemals ausdauern läßt. Dieser Fluch des ewigen Schaffens trägt zugleich den wahren Segen der Production in sich, und er ist die eigentlich göttliche Bestimmung des Genies selbst.

An dem wahren Genie giebt es überhaupt nichts Unheiliges, und als Genie iſt es immer rein und heilig, wie es auch als Perſon von den Flecken ſeiner Zeit und den Schlacken der gemeinen Wirklichkeit angegangen ſein kann. Guido Reni, der ein wildes und zügelloſes Leben führte, malte auf ſeinen Bildern die ſchönſten Kinder- und Engelsköpfe, voll heiliger Unſchuld. Die Sitten des Genies haben oft viel dazu beigetragen, das Werk des Genies ſelbſt zu verdächtigen und mit dem Urtheil, namentlich eines frommen und religiöſen Standpunkts, zu überwerfen. So hat es ſich auch die Kirche immer vielfältig angelegen ſein laſſen, gerade die Genies zu bekehren. Der ſpaniſche Dichter Calderon bereute noch auf ſeinem Todbette all die herrlichen weltlichen Schauſpiele, die er geſchrieben, und in denen wir die feinſte Blüthe des ſpaniſchen Nationalgeiſtes bewundern müſſen. Mit Zittern und Zagen um ſein Seelenheil ließ er ſich von der Geiſtlichkeit Abſolution dafür ertheilen. Das ſind Schwächen der in ihren Nöthen ſich umherwälzenden Kreatur, die mit dem Genius ſelbſt nichts mehr gemein haben. In den Schooß der Kirche flüchteten ſich auch häufig die entarteten und verwilderten Genies, und verbargen die Wunden eines verfehlten und unbefriedigten Lebens hinter Kloſtermauern und in dem Schatten des Kreuzes.

Unter den deutſchen Romantikern legte ſich Clemens Brentano die ſtrengſte Buße dafür auf, daß er ſein Leben hindurch ein Genie geweſen. Nachdem er als Dichter nur „verwilderte“ Productionen geliefert, wie er ſie ſelbſt zum Theil auf dem Titel ſeiner Werke als ſolche bezeichnet, ward er Mönch und geißelte ſich.

Die Kirche ſelbſt hat ihren Bannfluch, den ſie von jeher gegen das Genie geſchleudert, beſonders in der Verdammung des Schauſpielergenies und des Theaters, und darin des dramatiſchen Genius überhaupt, formulirt. Zunächſt hat die chriſtliche Lebensanſicht damit nichts zu ſchaffen, denn die Infamerklärung des Schauſpielergenies iſt ſchon weit älter als das Chriſtenthum ſelbſt. In den römiſchen Geſetzen werden die Schauſpielerinnen mit den öffentlichen Dirnen auf gleicher Stufe behandelt, und nach der lex Papia Poppaea war es den Senatoren, ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln verboten, eine Schauſpielerin, oder eine Perſon, deren Eltern überhaupt je etwas mit den Theaterkünſten zu thun gehabt, zu heirathen. Stäudlin, in ſeiner Geſchichte der Vorſtellungen von der Sittlichkeit des Schauſpiels (S. 97) führt auch eine Stelle aus Valerius Maximus an (VI. 3. 12.), wonach der Römer Sempronius Sophus ſich von ſeiner Frau

ſchied, weil ſie ohne ſein Wiſſen das Theater beſucht hatte, was alſo ein hinreichender Ehescheidungsgrund geweſen zu ſein ſcheint. Daß, wo wahre Kunſt getrieben wird, es weder unheilige Formen der Kunſt geben könne, noch auch auf der andern Seite etwas zu Heiliges für die Kunſt, haben wir ſchon aus der innerſten göttlichen Natur des Genius ſelbſt erkannt. Wenn die chriſtlichen Kirchenväter das Theater und damit die dramatiſche Kunſt verwarfen, ſo hatten ſie zum Theil wohl einen hinreichenden Grund in dem verfallenen und aller öffentlichen Sittlichkeit Hohn ſprechenden Zuſtande dieſes Inſtituts zu ihrer Zeit. Chryſoſtomus nennt die Theater „Gebäude des Teufels, Schauplätze der Unſittlichkeit, Katheder der Peſt, babyloniſche Oefen, wo unzüchtige Mienen, ſchmutzige Worte, weibiſche gleichſam zerbrochene Glieder die Feuermaterien ſind.“ Beſonders erklärt er ſich, wie mehrere Schriftſteller ſeiner Zeit, die gegen das Theater geſchrieben haben, gegen die halbnackten, in Theaterteichen umherſchwimmenden Weibsperſonen, was alſo, wie man ſieht, auch unſerer Zeit, der man die Ballets ſo ſehr zur Laſt gelegt, keineswegs neu und eigenthümlich angehört.

---

12. Das Schauſpielergenie.

Es fragt ſich aber, ob das Schauſpielergenie an ſich überhaupt in den Rang des ſchaffenden Genius zuzulaſſen ſei, und ob in ihm eine ächte und würdige Vertretung deſſelben angenommen werden könne. Jean Jacques Rouſſeau hat ſich unter den Neueren am entſchiedenſten gegen den höheren Werth des Schauſpielergenies ausgeſprochen und in der Ausübung dieſes Berufes eine Herabwürdigung der menſchlichen Natur ſelbſt erkannt. Er that dies in ſeinem berühmten Sendſchreiben an d'Alembert im Jahre 1758, das ſich in ſeinen ſämmtlichen Werken unter den Melanges T. III. p. 119—303 findet. Zu dieſen ſehr ausführlichen und merkwürdigen Bekenntniſſen über das Schauſpielweſen und die dramatiſche Kunſt überhaupt wurde Rouſſeau veranlaßt durch einen Artikel über Genf, in der großen pariſer Encyclopädie von Diderot und d'Alembert, worin dem Freiſtaat Genf, der keine Komödie in ſeiner Mitte duldete, Vorſtellungen darüber gemacht werden, wie durch zweckmäßige Geſetze über die Aufführung der Schauſpieler ein Theater gebildet werden könne, das einer freien und tugendhaften Stadt würdig ſei und auf den öffentlichen Sittenzuſtand gewiß nicht nachtheilig wirken möchte. Rouſſeau dagegen be-

hauptet gegen d'Alembert, daß die Wirkung der dramatiſchen Kunſt eine den menſchlichen Geiſt und Charakter von innen heraus verderbende ſei. Das Große, Ernſte und Tugendhafte trete uns darin nur wie ein theatraliſches Spiel entgegen, wie eine glänzende Scene, auf die es dann auch für immer gewiſſermaßen verwieſen ſei, ein Spiel der Tugend, welches gut ſei, um das Publikum zu vergnügen, das aber im Ernſt in die Geſellſchaft übertragen zu wollen, Thorheit ſein würde *). Der nützlichſte Eindruck der beſten Tragödien beſtehe darin, alle Pflichten des Menſchen auf einige flüchtige, unfruchtbare, wirkungsloſe Gemüthsbewegungen zurückzuführen, uns dahin zu bringen, daß wir uns ſelbſt Beifall ſchenken wegen eines Muths, den wir an Andern loben, wegen unſerer Menſchlichkeit, indem wir fremde Uebel beklagen, welchen wir hätten abhelfen können!

Von dem Weſen des Schauſpielergenies aber ſagt Rouſſeau, daß in demſelben etwas Sclaviſches und Nichtiges liege, und daß der Schauſpieler durch ſeinen Stand eine Vermiſchung von Nichtigkeit, Falſchheit, lächerlichem Stolze und Herabwürdigung in ſeine

*) Ständlin, Geſchichte der Verſtellungen von der Sittlichkeit des Schauſpiels. S. 223.

Seele empfange, wodurch er zur Darſtellung aller Perſonen fähig werde, ausgenommen der edelſten Perſon, des wahren Menſchen, aus dem er heraustrete. Er behauptet, die Schauſpieler müßten tugendhafter ſein als alle andern Menſchen, wenn ſie nicht verderbter ſein wollten. Und in dieſem treffenden Wort hat Rouſſeau dem Schauſpielergenie gewiſſermaßen die ideale Höhe ſeiner Kunſt vorgezeichnet.

Es kann allerdings in Betracht einer Kunſt nicht ganz gleichgültig bleiben, ob dieſelbe den, welcher ſie ausübt, menſchlich zu Grunde richte oder nicht, aber zunächſt hat man es immer nur mit den Leiſtungen des Genies ſelbſt zu thun, und der Schauſpieler hat darin im Grunde nur dieſelbe künſtleriſche Aufgabe zu löſen, die der dramatiſche Dichter ſchon vor ihm, freilich rein geiſtig, über ſich hat vermögen müſſen, nämlich: ſich in die Perſonen zu verwandeln, die er darzuſtellen hat, wie auch d'Alembert in ſeiner Gegenantwort an Rouſſeau, die in den Supplements zu den Rouſſeau'ſchen Schriften abgedruckt ſteht, ſehr gut ausgeführt hat.

Das heilige Element aber, das auch dem Genius der Bühne inwohnt, hat gerade die alte chriſtliche Kirche ſelbſt dadurch anerkannt, daß ſie die theatraliſche Scene, die ihr in den heidniſchen Schauſpielen ſo verhaßt geworden, bald in ihren eigenen Schooß

mitten hinein verlegte. Die geiſtlichen Schauſpiele, welche in den Kirchen, auf den Kirchhöfen und in den Klöſtern aufgeführt wurden, und in denen anfänglich nur die Geiſtlichen ſelbſt als Schauſpieler mitwirkten, dieſe ſogenannten Myſterien, in Spanien Auto's genannt, in welchen ſelbſt die geheimnißvollſten Momente des Lebens Jeſu, ſelbſt die Menſchwerdung, Auferſtehung und Himmelfahrt, ſceniſch dargeſtellt wurden, ſie ſind entſchieden als die erſten und wahren Ausgangspunkte des modernen Theaters zu betrachten. Aus dem Schooß der Kirche ſelbſt erhob ſich unſere heutige Bühne, und dieſelbe mag auch in dieſem Grunde ihrer Exiſtenz, wenn ſie will und ſoll, ihre höhere Bedeutung und Beſtimmung behaupten. Die Bühne ſoll nicht etwa zur Kirche werden, wie es ein hier und da ſich bemerklich machender Theaterpietismus in neueſter Zeit vielleicht hat träumen mögen, aber ſie ſoll ſich in ihrem Reich ebenfalls der höchſten und innerſten Bedürfniſſe des Geiſtes wieder zu bemächtigen trachten.

---

13. Die Heiligkeit des Genius.

Dies führt uns auf den Punkt, bei dem wir hier noch einen Augenblick verweilen wollen: ob es nämlich

etwas zu Heiliges für den ſchaffenden Genius geben könne? Die Kunſt und die Wiſſenſchaft ſelbſt, die immer und überall nur in dem Allerheiligſten des Daſeins wurzelt, ſie hat in ihrem innerſten Weſen allerdings vor der Größe und Erhabenheit keines Gegenſtandes zurückzuſchrecken. Und doch haben ſich in den edelſten und höchſten Geiſtern zu Zeiten Zweifel darüber erhoben, inwiefern das, was man vorzugsweiſe das Heilige nennt, auf dem Gebiet der Kunſt und durch Vermittelung des ſchaffenden Genius zur Erſcheinung gebracht werden dürfe. Racine ſchuf in ſeiner Athalie ein Drama des religiöſen Geiſtes, in welchem in die Kämpfe und Wirren der Erde der Himmel ſelbſt eingreift und als das entſcheidende Prinzip gewiſſermaßen ſelbſt handelnd wird. Die Janſeniſten, unter deren Einflüſſen Racine ſelbſt erzogen worden war, verwarfen dies Stück als eine Entweihung des Heiligen durch die dramatiſche Kunſt, und Racine ſelbſt wurde von Reue über ſein Stück ſo bitter ergriffen, daß er ſeine Chriſtenpflichten dadurch übertreten zu haben glaubte. Er ſelbſt erwirkte ein Verbot gegen die Aufführung dieſes Stückes ſowohl, wie ſeiner Eſther, die in einem ähnlichen Geiſte geſchrieben iſt. Ueberhaupt begann ihn der Beifall, der von den Theatern Frankreichs zu ihm herüberrauſchte, zu ängſtigen, und

er ſtarb, unter ſtrengen Bußübungen, an dieſem inneren Bruch ſeines Geiſtes ſich verzehrend. Dieſer Zweifel an der innern Heiligkeit der Kunſt ſelbſt erſcheint aber gerade in dieſem Beiſpiel als die Schwäche des in ſich zuſammenbrechenden Geiſtes ſelbſt, auf den falſche Vorſtellungen von der Einheit und Weſenheit des göttlichen Lebens gewirkt haben.

Die Malerei und Muſik, wie wir ſpäter noch beſonders ſehen werden, haben ſich dieſer urſprünglichſten Macht und Befähigung des Genius, das Heilige darzuſtellen und auszudrücken, zu beſtimmten Zeiten als ihrer höchſten Aufgaben bemächtigt, und ſind dazu durch den eigenſten Geiſt der Zeiten und Völker ſelbſt unabweislich gedrängt worden. Ebenſo die Architektur, die ſich immer nur im Dienſt der Gottheit zu ihren höchſten und vollendetſten Formen emporgeſchwungen.

Die Poeſie hat aber ſich ihre ganze Geſchichte hindurch gerade dazu lebens- und formenſtark erwieſen, dem heiligſten Drang der Menſchennatur in ſich eine Heimath zu geben, und wenn es Dinge giebt, die bei ihrer öffentlichen Darſtellung, als z. B. durch das Theater, als zu heilig für ſie erachtet werden könnten, wie gewiſſe Myſterien der Religion, oder, nach den beſtehenden Geſetzen, auch die Könige der herrſchenden Dynaſtie, ſelbſt die landesthümlichen Uniformen, ſo

kann daran nur der moraliſche und künſtleriſche Verfall des Theaters ſelbſt und der Mangel an innerer Größe und Gediegenheit in unſern öffentlichen Nationalſitten die Schuld tragen. Nicht aber iſt dafür verantwortlich zu machen die Unheiligkeit und Unwürde des Genius, der in ſich ſelbſt alle Heiligkeit und Würde des menſchlichen Geiſtes in der höchſten Form vertritt.

Das Bewußtſein darüber muß dem ſchaffenden Genius dieſe innere hohe Gewißheit ſeiner ſelbſt geben, die zum Schaffen und Hervorbringen das wahrhaft göttliche Erforderniß iſt. Dieſe Gewißheit ſeiner ſelbſt, welche den eigentlichen Enthuſiasmus und die Begeiſterung des künſtleriſchen Schaffens in ſich ſchließt, ſie darf aber nicht zur menſchlichen Selbſtüberhebung werden, wodurch ſie wieder aus der göttlichen Natur herausfällt. Wenn der deutſche Dichter Klopſtock in einer Krankheit auf ſeine Kniee fiel und laut betete: Gott, erhalte mich für Deutſchland! ſo liegt in dieſer pedantiſchen Großartigkeit zugleich jene Selbſtüberhebung, die immer ſofort nur an die menſchliche Schwäche erinnert. Zu derſelben Meinung könnte man ſich verleitet fühlen, wenn man neuerdings in gewiſſen Taſchen allzulaut mit den Schlüſſeln der Erkenntniß klappern hörte, ohne daß dieſe klappernden Schlüſſel,

die den alleinigen „Beſitz der Erkenntniß“ anzeigen ſollen, wirklich in unſere Hände gegeben worden.

Das beſte Heroldswort, welches das Genie zu ſeiner eigenen Verkündigung von ſich ausrufen kann, wird immer das des Doctor Martin Luther bleiben: „hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ ein Wort, das ebenſo menſchlich wie göttlich iſt, und die lebenskräftige Einheit des Göttlichen und Menſchlichen im Genius am tiefſten bezeichnet hat.

---

14. Die Phantaſie.

Als das eigentlich künſtleriſche Organ des Genius haben wir nun die Phantaſie zu erkennen, durch welche derſelbe das Werk ſeiner Geſtaltungen aufnimmt, und vollbringt.

Was für den philoſophiſchen Genius das Denken, das iſt für den künſtleriſch ſchaffenden die Phantaſie, deren Bedeutung wir aber hier in einem höheren Sinne aufzufaſſen haben, als ihr gewöhnlich in der Form der bloß träumenden Einbildungskraft, oder eines bloß ſinnlich natürlichen Triebes der Vorſtellung, beigelegt wird. Die Phantaſie iſt vielmehr jenes ſchaffende und plaſtiſche Element der Wirklichkeit ſelbſt, das im Genius zu dieſer beſtimmten Bildungskraft der Kunſt ſich ver-

richtet und als die besondere Befähigung des hervorbringenden Geistes geltend macht. Die Phantasie hat es nicht mit einem nebelhaften Verschwimmen ins Leere und Jenseitige zu thun, sondern sie ist etwas unendlich Inhaltsvolles und Bestimmtes, sie ist diejenige Kraft, die Besitz ergriffen hat von der ganzen und vollen Wirklichkeit, ihr gehört die Welt, und sie ist nichts als der wahrhaft menschliche Lebenstrieb, der im Dasein die Fülle der Gestaltung sucht, sie ist das wahrhaft lebendige Naturgefühl des Daseins, in dem das Leben sich in seine tiefste ursprüngliche Einheit wieder erhebt, die eigentliche Region der Schönheit, in welcher die Trennungen der geistigen und körperlichen Welt überwunden sind.

In der Phantasie hat der menschliche Geist dies wunderbare Vermögen erhalten, sich in das tiefste Gefühl seines ganzen und ungetheilten Daseins zu versenken, und die wahrhafte Einheit von Natur und Geist, in der Alles lebt, zur Anschauung zu bringen. Denn diese Kraft, das Natürliche als ein Geistiges und das Geistige als ein Naturbild, und in diesen beiden Elementen zusammen das ganze und volle Leben hervortreten zu lassen, diese Kraft heißt die Phantasie, und sie wird in ihrer höchsten Potenz, in der sie im Künstlergenie erscheint, zu dieser gestaltenden und

bildenden Macht, welche das weltzuſammenfügende Weſen der Kunſt iſt.

In der Phantaſie haben wir daher zunächſt das zeugende Lebenselement der Wirklichkeit ſelbſt zu erkennen, und all der unendliche Bildungsdrang derſelben wird von der Phantaſie aufgenommen und verarbeitet. Die Phantaſie iſt das geſtaltige Denken der Wirklichkeit, das wirkliche Leben wird von ihr gedacht als dieſe einheitsvolle Geſtalt, in der Form und Idee ſich ewig ineinandergebildet haben. Die Wirklichkeit erſcheint durch die Phantaſie als das wahre Paradies des menſchlichen Geiſtes, und kein höheres Paradies wird alle Kunſt darzuſtellen wiſſen, als die Wirklichkeit ſelbſt, wie ſie in der Auffaſſung der wahren Phantaſie daſteht und ſich als die vollendete Totalität aller Lebenserſcheinungen entfaltet. Um andere, etwa in den Regionen träumeriſcher Vorſtellung liegende Paradieſe hat ſich daher der Künſtler nicht zu bekümmern, ihm taugt einzig und allein die Wirklichkeit, die ſeine ächte Heimath iſt, wie ſie die wahre Heimath des menſchlichen Geiſtes iſt. Der Künſtler, der wahre Sohn der Welt, bedarf vor allen Dingen der Welt, und er bedarf ihrer bei weitem mehr zu ſeiner Bildung, als der Einſamkeit und der Abgezogenheit, die man ihm ſonſt auch als vorzugsweiſe günſtig zu be-

trachten pflegt. Der volle Strom der Wirklichkeit muß durch des Künstlers Brust gezogen sein, und er muß selbst gelebt haben in den Tiefen und auf den Höhen dieser wechselnden Welt, um durch eigene Erfahrung in dem bunten Spiel dieser Formen sich ihre ewige Wesenheit zu eigen gemacht zu haben.

In der Phantasie besitzt der Künstler das wahre Organ der Wirklichkeit, durch das sich ihm das Geheimniß des innern Zusammenhangs ihrer Formen lebendig erschließt, nicht so, daß dieser Zusammenhang, wie durch den Verstand, in seine besonderen Theile zerlegt und zergliedert wird, sondern so, daß es als ein untheilbares Leben in der Herrlichkeit des Ganzen sich zeigt. Novalis thut in einem seiner Fragmente den Ausspruch: „Die Physik ist nichts als die Lehre von der Phantasie.“ (II. 151.) In diesem scheinbaren Paradoron hat er jedoch zugleich diejenige Bedeutung der Phantasie sehr gut bezeichnet, welche sie als das organische Leben der Wirklichkeit, als die eigentliche Blüthe des lebendigen Organismus der Welt an sich hat.

Es stellt sich daher in der Phantasie, in dieser Ineinsgestaltung aller Kräfte, zugleich das wahre Gleichgewicht des menschlichen Daseins dar, der eigentliche Vollgenuß des unmittelbaren Lebens, die ewige

Jugend und der beſtändige Frühling des Geſchlechts, die Kraft des Willens und Glaubens der Völker, die unerſchöpfliche Fülle ihrer Zukunft. Jene umfaſſende Anſicht von der Phantaſie, die Novalis in ſeiner Vergleichung der Phyſik mit der Phantaſie andeutete, ſie war aber eigentlich zuerſt aus den Tiefen der deutſchen Naturphiloſophie hervorgetreten.

Die intellectuelle Anſchauung, welche Schelling zum eigentlichen Organ des philoſophiſchen Denkens machte, ſie war im Grunde nichts als dieſe höhere Kraft der Phantaſie, oder als die Anerkennung der Phantaſie als eines beſtimmten und nothwendigen Moments in der Vernunft ſelbſt. Die intellectuelle Anſchauung war das Bekenntniß der menſchlichen Vernunft geweſen, daß ihr noch etwas fehle, wenn ſie den Gegenſtand bloß gedacht und begriffen habe, es war die Sehnſucht in ihr, mit dem Gedachten wieder hinauszukommen in die Unmittelbarkeit des Daſeins, und es anzuſchauen als ein organiſch Lebendiges, Einheit- und Wirklichkeitvolles. Die intellectuelle Anſchauung, die nicht bloß innerhalb der deutſchen Philoſophie ſelbſt eine ſo große Rolle geſpielt hat, ſondern die auch ein bedeutungsvolles Symptom der Geiſtes- und Völkerbewegung gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts iſt, ſie mußte aus der Lehre von der Einheit

von Natur und Geiſt, die in der Naturphiloſophie aufgetreten war, nothwendig herausſteigen, und ſie war gewiſſermaßen die Verkündigung von einer höhern Totalität des Lebens, von jener idealen Lebenseinheit, die als ein hiſtoriſcher Drang in allen Zuſtänden der damaligen Zeit erwacht war. In der Revolution hatte ſich dieſer ideale Drang in den Volksgeiſt hineingeſtürzt, um eine Einheit von Geiſt und Körper im Staatsleben, und damit die Auflöſung aller Widerſprüche des öffentlichen Nationallebens, zu erſtreben. Dieſe ächt menſchliche, thatſächliche Vollbringung eines Lebensganzen, die zugleich als die wahrhaft hiſtoriſche Bewegungskraft in der Geſchichte erſcheint, ſie hatte ſich in der deutſchen Philoſophie als intellektuelle Anſchauung bezeichnet, und wir müſſen in ihr im Grunde nur diejenige allgemeine Bildnerkraft des menſchlichen Geiſtes erkennen, welche ſich als das Vermögen der Phantaſie in uns darſtellt.

Die intellectuelle Anſchauung Schellings, die er beſonders in ſeinen im Jahre 1800 erſchienenen „Syſtem des tranſcendentalen Idealismus“ zu begründen geſucht, ſie iſt das eigentliche Händeausſtrecken der Philoſophie in das Gebiet der Phantaſie und Kunſt hinüber, und ſie enthält das Geſtändniß, daß die Philoſophie, um zu einer ächt menſchlichen Lebens-

kunſt zu werden, durch die Kunſt ergänzt und vollendet werden müſſe. Die potenzirte Anſchauung wird in jener Schrift Schelling's (S. 481) zugleich als die productive betrachtet, doch wird dort dies productive Element eben nur darin erkannt, daß die Anſchauung potenzirt oder intellectuell geworden iſt.

In der deutſchen Literatur ſelbſt hatte ſich auch um dieſe Zeit eine merkwürdige Einwirkung der intellectuellen Anſchauung auf die Poeſie an den Tag gelegt, die wir hier nur kurz zu bezeichnen haben. Die intellectuelle Anſchauung brachte eine beſondere Phantaſieperiode unter den deutſchen Dichtern hervor, die Periode der Romantik, in der aber die Phantaſie nicht als das reine plaſtiſche Element wirkſam blieb, ſondern zum Theil in unreine Vermiſchungen der Phantaſie mit der Reflexion, und in ein inhaltslos verſchwimmendes Phantaſiren über die Phantaſie ſich verlor, worin die bildneriſche Zeugungskraft der Phantaſie ſich ebenſo überreizte als abſtumpfte.

Die intellectuelle Anſchauung, die durch Hegel wieder aus der Philoſophie herausgeworfen wurde, eben des Elements der Phantaſie wegen, das durch ſie in der Vernunft anerkannt war, ſie iſt von Schelling auf ſeinem neueſten Standpunkt in der Philoſophie zwar ſcheinbar penſionirt und in den Ruheſtand ver-

ſetzt worden, und Schelling hat ſie an einer Stelle in der Einleitung ſeiner Offenbarungsphiloſophie als ein „Erbſtück Fichte's“ bezeichnet, auf den er ſie damit zurückgeworfen, und der das Ich in intellectueller Anſchauung gewonnen habe. Die intellectuelle Anſchauung des Abſoluten aber, das Hegel nicht anſchauen, ſondern beweiſen wollte, bezeichnet hier Schelling nochmals als diejenige Anſchauung, in der das Object nicht ein Anderes iſt als das Subject, ſondern mit ihm identiſch. Die neue Offenbarungsphiloſophie iſt aber gerade in ihren beſten Momenten wieder nur eine Bethätigung der intellectuellen Anſchauung, der Philoſoph kann auch hier noch, ſelbſt um die göttliche Offenbarung zu erklären, von dem künſtleriſchen Element, von der Anknüpfung an die Kunſt und die Phantaſie, ſich nicht loswinden. In dieſer Schelling'ſchen Offenbarungsphiloſophie wird das „Große, Geniale des Chriſtenthums“ ſelbſt gerade darin gefunden, „daß darin der göttliche, große, unendliche Inhalt in die beſtimmteſte, beſchränkteſte endlichſte Form eingefaßt erſcheine“, denn Gott, ſagt Schelling, iſt die höchſte künſtleriſche Natur, und das Weſen der Kunſt und des ſich in ihr ausſprechenden Genies iſt: Einfaſſung eines großen, reichen, gewaltigen Inhalts in die beſtimmteſte, endlichſte, faß-

lichſte Form. Wo entweder, bemerkte Schelling hier, ſchrankenloſe Productionskraft iſt, ohne von der Form gebändigt, in eine beſtimmte, endliche Form gefaßt zu ſein, wo alſo der Stoff die Form erdrückt, oder wo andrerſeits Form ohne Fülle, dürre, leere Form iſt — da iſt kein Kunſtwerk, kein Genie. Dem wahren Kunſtwerk muß man es anſehen, wie die Form den unendlichen Inhalt, den reichen großartigen Stoff bezwungen und gebändigt hat, und das iſt in der göttlichen Offenbarung geſchehen.

Dieſe Anſchauungsweiſe erinnert ganz unmittelbar an die Zeit, wo von Seiten der Naturphiloſophie und der Identitätsphiloſophie die Einheit von Philoſophie und Poeſie ausdrücklich behauptet worden war, und wo zur wahren Herſtellung dieſer Einheit die ſchaffende Phantaſie gewiſſermaßen aufgeboten wurde, wieder eine neue Erfindung zu machen, die Erfindung einer neuen Mythologie für das moderne Geiſtesleben.

Hier beginnt auch, auf dieſem merkwürdigen Wendepunkt des deutſchen Geiſteslebens, wo die Phantaſie mit der Vernunft ſich zu einer neuen Concentration und Totalanſchauung des menſchlichen Daſeins durchdringen wollte, die erſte Hinwendung des deutſchen Geiſtes zum Orient, als dieſem Heimathland der menſchlichen Ideen, und Friedrich Schlegel hat

das Verdienſt, dieſe neue Richtung zuerſt angeregt und bezeichnet zu haben.

Die Einheit von Subject und Object, welche Schelling als das Weſen der intellectuellen Anſchauung beſtimmte, ſie macht im Grunde auch das Weſen der Phantaſie ſelbſt aus, wo dieſelbe in ihrer höchſten bildneriſchen Bedeutung erſcheint.

Schon im Traum, welcher dieſe untere, rein leibliche Stufe der Phantaſie ausdrückt, wenn wir im Schlafe träumen, macht ſich dieſe ſeltſame Fähigkeit geltend, daß wir uns in Alles, was Gegenſtand unſerer Vorſtellung wird, auch ſelbſt verwandeln können, ſogar in das Entgegengeſetzteſte von unſerer eigenen Natur und Gewohnheit. Die Edelſten und Zarteſten werden hier in der Welt des Traums Mörder, Diebe und Verrichter von ſchlechten und grauſamen Handlungen, die ſie in der Wirklichkeit vielleicht niemals über ſich vermögen würden, was aber ſchon in dieſer rein materiellen Sphäre des Daſeins nichts als dieſe eigenthümliche Kraft des menſchlichen Geiſtes bekundet, ſich in die unmittelbare Wirklichkeit ſeiner Vorſtellungen ſelbſt zu verwandeln, und, um es in der Sprache des leiblichen Traums ſelbſt empiriſch auszudrücken: wenn er den Mord denkt, Mörder zu ſein, wenn ihn die Gedanken des Todes durchſchauern, ſich ſelbſt oder den

ihm nächſten geliebteſten Gegenſtand als Todten zu ſehen.

Der Traum, in welchem das Vorwalten des Ganglienſyſtems im Schlaf dieſe oft ſo bunten und ſelbſt erſchütternden Gebilde ſchafft, er iſt aber nur die leibliche Andeutung von jener inneren Dramatik des Menſchengeiſtes, welche in der Phantaſie als eine durchaus reine und freie, geiſtige Kraft ſich darſtellt. Dieſe Phantaſie, dieſe wahre Geiſterſeherin der Wirklichkeit, die ſich mit Liebesarmen auf die Realität der Welt und Natur losſtürzt, ſie ſubjectivirt und objektivirt ebenfalls die Wirklichkeit und wird eins mit derſelben durch die productive Anſchauung, in der ſie ſich an den Gegenſtand verliert, und durch die ſie ſich zugleich denſelben wahrhaft zu eigen macht, indem ſie dann die Macht der ſchaffenden Individualität zur höchſten Geltung bringt.

In der Phantaſie verwandelt ſich der anſchauende Geiſt zugleich in den Gegenſtand ſeiner Anſchauung ſelbſt, und wird eben dadurch ſchaffend, indem er aus ſich, dem anſchauenden Geiſt, heraus, den Gegenſtand neu erſchafft und geſtaltet. In der Phantaſie wird der anſchauende Geiſt, der die Landſchaft betrachtet, zur Landſchaft, d. h. er nimmt ſie in ſich auf, und ſie erhält aus ihm heraus erſt ihre wahre Begränzung,

ihre höhere geiſtige Form, in der ſie ſich zu einem wahren Bilde abſchließen kann; er wird zum Strom, und wandelt mit ihm in die Unendlichkeit des Weltmeers hin, er wird zum Lotos, und in ſeinem Kelche ſchaukelt ſich der wahre Gott, der Gott der Wirklichkeit.

Die Phantaſie iſt dieſer durchaus geiſtige Zauberſtab, durch den die Wirklichkeit berührt wird, damit ſie in ihre hohe Lebensblüthe trete. Sie iſt dies Sehen der Wirklichkeit, in welcher der Geiſt ſieht, und ſie gleicht darin dem Auge ſelbſt, in welchem der Organismus dieſe wunderbare Einheit ſeines geiſtigen und ſinnlichen Elements gewiſſermaßen als den Blüthenpunkt des ganzen Lebens zuſammengedrängt hat.

---

15. Ironie und Humor.

Es kann Momente geben, wo der Genius in einer beſonderen Zerfallenheit mit der Wirklichkeit uns erſcheint, und dies ſind die Stufen der Ironie und des Humors, auf denen wir jetzt die Bedeutung des ſchaffenden Genius zu betrachten haben.

Das Weſen der Ironie, oder der ironiſche Genius, iſt zunächſt und vorzugsweiſe als eine Conſequenz der Fichte'ſchen Philoſophie anzugeben, und er trat auch zuerſt und am entſchiedenſten in jener Zeit des deut

ſchen Geiſteslebens hervor, wo in der Fichte'ſchen Wiſſenſchaftslehre der Welt die wahre Realität nur aus dem Ich übertragen wurde. Das abſolute Ich, in welchem Fichte zuerſt das ganze Geiſtesleben zuſammenzudrängen ſuchte, ſtellte gewiſſermaßen ein Zwiſchenreich zwiſchen der alten und neuen Zeit des Geiſtes dar, zwiſchen der Zeit, in welcher das Subject, in ſich ſelber thronend, ſich in himmelweiter Ferne abgeſchieden hatte von der objectiven Wirklichkeit, deren Sein nicht aus ſich ſelbſt beſtimmt werden konnte, und der Zeit, in welcher das Object ſeine unendliche Tiefe erſchließen, ſein ewiges Anrecht an das Subject behaupten und ſich in ſeiner ſubſtantiellen Einheit mit dem Subject als die wahrhaft reale Wirklichkeit entfalten wollte. So iſt auch der ironiſche und humoriſtiſche Genius beſonders nur als eine Zwiſchen- und Uebergangsſtufe zwiſchen einer alten und neuen Zeit des Geiſtes und der Kunſt zu betrachten.

Die Ironie erzeugte ſich weſentlich aus der kühnen Entgegenſetzung des Subjects gegen eine beſtehende Welt, indem durch dieſen mit aller Macht des Selbſtbewußtſeins feſtgehaltenen und aufgezeigten Gegenſatz etwas ausgedrückt werden ſoll, das nur in ihm und durch ihn ſich bemerklich machen läßt; alſo iſt die Ironie die eigentliche unerbittliche Kraft des Gegen-

ſatzes ſelbſt, die ſich Geltung verſchafft, und ſich eine poetiſche Genugthuung bereitet. Daher erſcheint die Ironie bei aller überlegenen Weisheit, die aus der von ihr behaupteten Stellung hervorleuchtet, doch zugleich mit der Strenge und Schonungsloſigkeit, die meiſtentheils in ihrem Character vorherrſchend getroffen wird. Sei nun dieſe Stellung, welche ſie ſich giebt, eine künſtliche oder natürliche, immer wird man die geiſtige Macht, auf die ſie ſich gründet, und durch welche ſie mit ſolcher Ueberlegenheit über einer von ihr ſelbſt geriſſenen Kluft der Weltanſchauung ſich ſchaukelt, nicht in Abrede ſtellen können.

Iſt die Ironie nun weſentlich ein die Schranke der Wirklichkeit negirendes und in dieſer Negation ſich ideal vorkommendes Element, ſo zeigt dagegen der Humor dieſelbe Kraft im Zuſammenfügen und Combiniren der Gegenſätze, welches Geſchäft er auf ſeine Weiſe, aus der Fülle einer gemüthlichen Innerlichkeit heraus, vollbringt. Der Humor iſt ebenfalls wie die Ironie ein künſtlicher Sieg der Geſinnung über den Zwieſpalt des Individuums mit dem Allgemeinen der Weltordnung, aber wenn die Ironie gern alle Illuſion vernichtet, um die reine Wahrheit zu ermitteln, ſo beſitzt dagegen der Humor das Talent des Scheins, das er aber nur aufweckt, um der Wahrheit zu Sieg

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.
3-598-52006-9
FN. 0221/614

und Verherrlichung zu helfen. Man könnte daher den Humor eine burleske Philosophie nennen. Wenn die Philosophie auf dem rein gedankenmäßigen Wege jene Conflikte des Individuellen und Allgemeinen überwindet, und mit allem ehrbaren Ernst der Logik und der ganzen Mühsamkeit ihrer Consequenzen die Weltharmonie in der Idee auferbaut, so erringt der Humor dieselbe auf einmal wie im Fluge auf der Höhe seiner reinen, kindlichen, siegesübermüthig scherzenden Gesinnung. Gleich der Philosophie ist auch der Humor im Beginn seiner Operationen durchaus ein Skeptiker, der an allem durch Autorität Gegebenen zweifelt, aber indem er sich mit diesen Zweifeln beluſtigt, indem er sinnig Gegensatz gegen Gegensatz spielen läßt, und durch die wunderbare Gewalt seiner witzigen Combinationen allem Bestehenden die Geltung streitig zu machen droht, hat er doch zugleich unvermerkt die Wahrheit auf den Thron gehoben, deren streithafter Verfechter er nur gewesen. Diese Feier der Wahrheit, welche der Humor in bunten Festkleidern veranstaltet, giebt ihm auch jederzeit einen geistigen Hintergrund, ein geistiges Princip, ohne das er niemals auftritt, und wodurch er sich wesentlich von seinen Dienern und Genossen, Witz und Laune unterscheidet, die nur etwas Untergeordnetes gegen den Humor sind. Witz

und Laune sind bloße Mittel des Humors, die auch an vereinzelten, zufälligen und äußerlichen Weltbeziehungen sich einfinden und geübt werden können, aber der Humor tritt immer aus der Totalität einer ganzen Weltansicht heraus. Er zeigt sich daher in dem modernen christlichen Leben, dessen Weltanschauung vornehmlich an jenen Zwiespalt der persönlichen Freiheit mit der allgemeinen Nothwendigkeit verfallen ist, zugleich als Versöhner der Gegensätze, indem er ein künstliches Reich der Freiheit bildet, das die drückende Erdatmosphäre überwunden und auf seiner Höhe die unter ihm liegende Welt von der Vogelperspective aus betrachtet. Daher hat er bei aller Miene der Ueberlegenheit, die er annehmen kann, und bei aller Schärfe des Zersetzens und Aussonderns, die er gegen die Theile ausübt, um zum Ganzen zu gelangen, doch zugleich etwas Weiches und kindlich Naives in seinem Wesen, das bisweilen sogar an Sentimentalität gränzen kann, und wodurch er sich hauptsächlich von der Ironie unterscheidet. Der Humor kann die Gegensätze, welche die Ironie hervorruft, nicht in dieser Trennung bestehen lassen, sondern es ist eben sein Wesen sie sogleich zu verallgemeinern und in dem reinen Aether seiner lachenden Weltansicht aufzulösen. Der Humor gewinnt hierin zugleich einen idealisirenden Character, er idealisirt überhaupt jeden

materiellen Stoff, den er berührt, indem er ihn mit der höchſten Weltordnung, wie ſie gedacht werden kann, in Beziehung ſetzt. In dieſer ihn ſicher ſtellenden Beziehung zum Unendlichen, von welcher der Humor trunken ſcheint, bewegt er ſich im Endlichen mit dieſer großen Heiterkeit, Muthwillen und ſelbſt Ausgelaſſenheit. Man muß daher mit Jean Paul übereinſtimmen, wenn er (in ſeiner „Vorſchule zur Aeſthetik“) den Humor „das umgekehrte Erhabene“ nennt, und dies umgekehrte Erhabene beſteht in nichts Anderem, als in dem mit allem Endlichen ſpielenden Geiſtesübermuth einer Geſinnung, die ſich tief im Unendlichen heimiſch zu machen und zu ſichern ſtrebt.

Weil der Humor nun auf dieſe Weiſe ſo innig mit der Weltanſchauung zuſammenhängt, daß er vielmehr immer als ein beſonderer Ausdruck derſelben auftritt, ſo liegt darin zugleich ausgeſprochen, daß er unter allen Künſten, in denen er productiv zu werden vermag, vorzugsweiſe in der Poeſie ſeine Stätte und ſeinen eigenſten Wirkungskreis finden muß, weil dieſe die eigentliche Kunſt der zur Geſtalt werdenden Weltbetrachtung iſt. Der Humor iſt in der That ein Lebenstheil der modernen Poeſie ſelbſt, die ohne ihn ſchwerlich ihre Aufgabe und Bedeutung vollſtändig löſen würde. Dagegen muß man das Leben und die

Poeſie der Alten gewiſſermaßen frei vom Humor nennen. Die einfache, antike Natur bewegte ſich, ohne großen Kampf innerer Gegenſätze, in jener ſchönen Einheit und Harmonie der Bildung, die von den Griechen am liebſten unter dem umfaſſenden Namen der Muſik bezeichnet und erſtrebt wurde, und der Staat umſchloß und befriedigte in jenem großen Begriff der freien Oeffentlichkeit, zu der ſich Jegliches herausbildete, auch die beſonderſten, innerſten Bedürfniſſe des Individuums. So war ein Einklang der Lebensbeſtrebung mit den vorhandenen Zuſtänden der Wirklichkeit da, der jeden ernſteren und ſchmerzlicheren Conflict des Perſönlichen mit dem Allgemeinen hinderte. Mochte daher auch die kräftige Heiterkeit und Befriedigung aus dem Leben der Alten in unverkümmerter Friſche in ihre Poeſie und Kunſtgebilde übergehen, ſo blieb ihnen doch, bei aller Anmuth ihres Scherzes, bei allem Sinnreichen ihrer Komik, das Element des Humors ein Fernes und Fremdes.

Nur in der Komödie des Ariſtophanes regte ſich bereits ein unſern heutigen Begriffen von Humor verwandtes Element, und zwar hier auf einer Stufe des Unterganges und Ueberganges des antiken Lebens, auf der jener Höhepunkt der humoriſtiſchen Anſchauung in der künſtlichen Ueberlegenheit, welche ſich der Genius

des Komikers im Geiſt über ſein entſittlichtes und aus den alten Normen gewichenes Zeitalter gab, erreicht werden konnte; denn in einer ſolchen Zeit beginnt in der That die eigenthümliche Aufgabe und Stellung des Humors für die Welt, wie für die Poeſie.

Man kann daher den Humor, wie ſehr auf der einen Seite eine geſunde Reaction und ein Lebensdrang der Freiheit ſich in ihm Luft ſchafft, doch zugleich als ein Symptom der Krankhaftigkeit des modernen Lebens anſehen, als ein Produkt derjenigen modernen Sehnſucht und Wehmuth, welche Auguſt Wilhelm Schlegel als das Muttermaal aller Poeſie der Neueren bezeichnet. Die romantiſche Schule, die den Humor wie die Ironie als ein ſo abſichtliches Kunſt- und Lebensprinzip ſich ausbildete, hat denn auch den krankhaften Sinn davon genug hervorgekehrt, und iſt ihm beſonders in den ſpätern Schickſalen von einigen ihrer Mitglieder entſchieden verfallen. Selbſt in Shakſpeare, bei aller thatſächlichen Gewalt, und ſo zu ſagen, geſunden Körperkraft ſeiner Poeſie, tritt die humoriſtiſch-ironiſche Weltanſicht oft mit jenem krankhaften Anflug dazwiſchen, welche ihm das ungeheure Mißverhältniß des Geſchehenen zu der idealen Weltordnung angekränkelt hat. Seine Narren bringen am meiſten durch die Wehmuth, mit der ſie ihre humoriſtiſche Kappe tragen,

dieſen herzzerſchneidenden Contraſt zur Anſchauung. Und in den Volks- und Bedientenſcenen werden durch das Thun und Meinen der kleinſten Leute die größten Weltvorgänge humoriſtiſch auf den Kopf geſtellt, was bei aller Luſtigkeit ſelten ohne den bitterſten Eindruck der Schwermuth abgeht. Cervantes aber hat dieſe ironiſch-humoriſtiſche Stimmung, die aus dem Weh und den Widerſprüchen der Zeit heraus ſo luſtig wird, im Don Quixote zu einer Geſtalt ausgeprägt, welche die klaſſiſche Figur dieſes kranken Welthumors geworden. Man kann, vor der genauern Bekanntwerdung des Shakſpeare und des Cervantes in Deutſchland kaum von einem humoriſtiſchen Element in dem Sinne, in welchem wir es hier betrachtet haben, in unſerer Literatur reden. Leſſing unterſchied zwar ſchon, an einer Stelle ſeiner Dramaturgie, Humor und Laune von einander, woraus hervorgeht, daß er die eigenthümliche Sphäre des erſteren mit ſeinem Alles erfaſſenden Sinne ahnete, wenn ihm auch in ſeiner klaren und feſten Geiſteshaltung, in ſeiner überall auf dem kürzeſten Wege ſich zu den Reſultaten hinwendenden Verſtandes-Entſchloſſenheit nicht zugemuthet werden konnte, ſich in die Wirbel und Untiefen dieſer Sphäre weiter hineinzubegeben. Die Ironie aber, deren Leſſing ſelbſt ſo mächtig geweſen, war nur die des conſequenten

Verſtandes, welcher in den Netzen des Widerſpruches ſein Schlachtopfer fängt.

Es war aber vorzüglich aus der engliſchen Literatur her, und namentlich durch Shakſpeare, Swift und Sterne, die umfaſſendere Gattung des Humoriſtiſchen zuerſt und am reichſten in die deutſche Literatur übergegangen. Die barocken Contraſte, die dem engliſchen Nationalcharacter eigen ſind, jene Miſchung von Schwermuth, Tiefſinn, Naivetät und Laune ſcheinen dort für den Humor einen vorzugsweiſe fruchtbaren Boden abgegeben zu haben, wodurch ein origineller Typus deſſelben geſchaffen wurde, der beſonders in Deutſchland ſich mit wahlverwandten Geiſtern begegnen mußte. Schon in mehreren Luſtſpielen von Lenz waltet ein ächt ſhakſpeariſcher Humor, mit einer Freiheit der Behandlung, die für jene Zeit der deutſchen Literatur als etwas Ausgezeichnetes geachtet werden muß. Der Einfluß Swift's und Sterne's trat in Hippel, dieſem erſten großen Humoriſten der Deutſchen, nicht minder deutlich hervor, obwohl man bei der hohen Originalität dieſes Geiſtes nur die Anregung auf jene Einflüſſe zurückführen kann. Zugleich erhielt der Humor bei Hippel ein entſchieden philoſophiſches Element zu ſeiner Grundlage, das der deutſchen Natur vornehmlich zuzuſagen ſchien. In dieſer Richtung war jedoch ſchon in

Hamann, wenn auch zu seiner Zeit fast nicht gekannt, etwas Eigenthümliches hervorgetreten, das man mit dem Namen eines metaphysischen Humors bezeichnen könnte.

---

16. Bild und Gedanke.

In dem Verhältniß von Bild und Gedanke haben wir das eigentliche Grundwesen der künstlerischen Darstellung überhaupt zu betrachten. In der Phantasie hatten wir schon diejenige gestaltende Kraft erkannt, durch welche Form und Idee sich zur wahren Einheit des wirklichen Lebens ineinanderbilden, und diese Ineinsgestaltung von Wesen und Form, von Materie und Geist, die uns im Kunstwerk zu einem gegenständlichen Organismus wird, sie bringt uns zugleich das Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen, des Endlichen und Unendlichen, wahrhaft vor die Anschauung.

Die Geschichte dieses Verhältnisses ist die Geschichte der verschiedenen Völkerideale, die sich in Kunst und Religion ihren wesentlichsten Ausdruck und eine das eigenste Leben jedesmal zusammenfassende Darstellung geschaffen haben. Wie es den Völkern gelungen ist, das wahre Bild zu gestalten, darin wird sich zugleich

auf einer höheren oder niedrigeren Stufe die Vollendung ihres Weltbewußtſeins ausdrücken, denn das Bild iſt die Einheit von Weſen und Form, es iſt diejenige Form, welche das Weſen ſelbſt iſt, und in der ſich darum die für die menſchliche Anſchauung einzig mögliche Erſcheinung der Einheit des Göttlichen und Menſchlichen darſtellt.

Das wahrhafte Geſtalten des Bildes, oder die Darſtellung, iſt darum die vorherbeſtimmte Harmonie des Endlichen und Unendlichen, die ſich eine Wirklichkeit zu erringen und ein nothwendiges, feſtes Daſein, den Verhältniſſen der Zeit, des Volkstemperaments und der ganzen Weltanſchauung entſprechend, zu geben ſtrebt.

Das Bild, als dieſe wirklich gewordene Einheit des Endlichen und Unendlichen, iſt darum in ſeiner höchſten Vollendung nichts als das wahre Weſen des Gedankens ſelbſt, es iſt der wieder in die Lebensunmittelbarkeit getretene Gedanke, und das Darſtellen wird das eigentlich höhere Erkennen des Gegenſtandes, indem der Gegenſtand, der wahrhaft dargeſtellt iſt, zugleich wahrhaft zu ſeiner Erkenntniß gebracht ſein muß.

Die aprioriſche Begriffsphiloſophie vermag nur die negative Einheit von Idee und Wirklichkeit zu

erreichen und darzustellen, indem das Wesen des Gedankens bei ihr nur aus der Auflösung und Abwerfung aller Lebensbildlichkeit hervortritt. Eine wahrhaft positive Einheit von Idee und Wirklichkeit, von Wesen und Form, vollbringt sich in der Kunst, in dieser Macht des Bildes, das in seinen Formen die absolute Wirklichkeit darstellt. Der Versuch, eine positive Philosophie herzustellen, wie der neuerdings von Schelling angestellte, zeigt daher vorherrschend eine Anknüpfung an das künstlerische Volksbewußtsein auf, wie schon früher bemerkt worden ist.

Das wahre Bild zu finden, also die Einheit des Göttlichen und Menschlichen zu gestalten, darin drückt sich der große welthistorische Kampf des Völkerbewußtseins aus, dies ist der ewige Krieg zwischen Materie und Geist, der in den Mysterien von Eleusis durch jene geheimnißvollen Kampfspiele dargestellt wurde, in denen die Kinder der Erde mit der Gottheit rangen. Die Gestaltungsversuche der Kunst seit den urältesten Zeiten sind zugleich Sühneversuche, und aufgerichtete Formen des Friedens für jenen in alle Völkerzustände tief hineingreifenden Zwiespalt des Bewußtseins zwischen den endlichen Formen der Welt und dem unendlichen Leben der Gottheit. Dieser Frieden, den die Geschichte der Völker als das wahre Gleichgewicht

der Menſchheit erſtrebt, er iſt das eigentliche Ideal der Wirklichkeit, er iſt das Bild, das Götterbild, die Offenbarung der Gottheit in der menſchlichen Form.

Der menſchliche Geiſt geſtaltet das Bild, nicht als die leere, von Gott entäußerte Form, ſondern er drückt in dem Bilde die wahre Realität deſſen aus, was an den Dingen *ewig* iſt, es ſind die Formen des göttlichen Seins ſelbſt, die in das Bild hinaustreten wollen, und darin ihren Durchgang durch den ſchaffenden Menſchengeiſt nehmen. In dieſer Freiheit, und in dieſem unabweislichen Drang, das *Göttliche* durch das Vermögen der Kunſt im *Bilde* darzuſtellen, zeigt ſich zugleich am meiſten, wie die ewigen Formen des göttlichen Seins dem menſchlichen Geiſt urſprünglich anerſchaffen ſein müſſen, weil ſie durch die Kunſt wieder aus ihm ſelbſt geſtaltig heraustreten können, nach den älteſten mythiſchen Ueberlieferungen allerdings unter unmittelbarer Beihülfe der Götter ſelbſt. Die älteſten Götterbilder, und die erſten heiligen Zeichen der Gottheit, oder die *Symbole*, ſind immer von dem Gott ſelbſt eingeführt und angeordnet. Bei den Griechen wurde behauptet, daß die älteſten Bilder der Gottheiten, deren Künſtler unbekannt waren, vom Himmel gefallen ſeien (*διοπετῆ*), wie denn jede auch von bekannten

Künſtlern gefertigte Statue als von der Gottheit unmittelbar erfüllt angeſehen wurde.*)

Die Geſchichte des Bildes iſt die Geſchichte der Zeiten ſelbſt. Zuerſt war das Bild nur ein Zeichen der Idee, und dies iſt die Stufe der ſymboliſch-mythiſchen Weltanſchauung der älteſten Völker des Alterthums, die in der Plaſtik des helleniſchen Volkslebens ihre höchſte Vollendung erreicht.

---

17. Das ſymboliſch-mythiſche Ideal.

Die erſte Entfaltung des menſchlichen Geiſtes in Symbol und Mythus ſchließt die erſten Anfänge aller Kunſt in ſich.

Wenn das Bild in ſeiner höchſten Vollendung die wahre und ewige Natur der Dinge ſelbſt iſt, ſo tritt uns dagegen in dieſer noch unvollendeten und mangelhaften Form des Bildes, welche man das Symbol nennt, das bloße Naturbild als ſolches entgegen, das noch in der Gewalt des Stofflichen geblieben, und das rohe Naturmaterial zwar als etwas nach dem Geiſt Bearbeitetes und Geformtes, aber noch nicht mit dem Geiſt Eins Gewordenes, aufzeigt.

Das Urbewußtſein der Völker erſcheint gewiſſermaßen

*) Vgl. Winkelmann, Geſchichte der Kunſt III. 15.

in die Unendlichkeit aufgegangen, und ist in seinem gränzenlosen Schauen zugleich wie aus allem Gesetz der Natur herausgefallen. Da will ihm das Symbol gleichsam ein Zeichen der Rettung entgegenbringen, und will es durch das endliche Gepräge, das es ihm wieder aufdrückt, an die feste gewohnte Wirklichkeit binden und darin heimisch machen.

Das Symbol, als diese künstliche und meist willkürlich festgestellte Vermittelung zwischen dem Endlichen und Unendlichen, erscheint daher auf seiner niedrigsten Stufe als Fetisch, in entwickelterer Kunstbildung als Hieroglyphe, mystische Charactere und als Allegorie. Im Symbol, diesem ersten Lebenszeichen des sich gestalten wollenden menschlichen Selbstbewußtseins, will sich die erste Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen zu Stande bringen, aber es ist eben nur diese äußere Einigung, und nicht die absolute Einheit und Durchdringung, die sich darin vollbringen kann.

Das Symbol ist das erste Aneinanderprallen der beiden Welten, von denen der Mensch beim Erwachen seines Selbstbewußtseins sich in die Mitte gedrängt und hin und her gestoßen sieht. Das Wort selbst bezeichnet diesen Zustand am deutlichsten, indem *σύμβολον* von *συμβάλλω* das Zusammenwerfen von zwei entgegengesetzten Dingen, die Zusammenbringung von etwas

Verschiedenem, bedeutet. So ist das Symbol diese erste Stoßkraft des menschlichen Geistes, durch die er sich mit der Gewalt des in ihm drängenden unendlichen Lebens auf das Endliche wirft, und er erhascht in dieser ersten stürmischen und dunkelvollen Begegnung zweier Welten ein lebendiges buntes Zeichen, das er jauchzend emporschleudert aus der Tiefe dieses geheimnißvoll ringenden Bewußtseins, das Zeichen, daß das unendliche göttliche Sein beginne angeschaut und geboren zu werden in dem natürlichen Sein der Wirklichkeit, das erste Zeichen dieser göttlichen Erlösung der Wirklichkeit, *das Symbol*. Das Symbol, in welchem das Unendliche dem endlichen Naturbild blos *anhaftet*, in welchem der Gott die Welt nur erst ergriffen und zu sich gezogen hat an den äußersten Spitzen der endlichen Erscheinung, das Symbol deutet darum ebenso sehr noch die Trennung und das Auseinanderliegen seiner Gegensätze, als das Zusammenfügen und die Einheit an, aber dies Andeuten ist zugleich die Sehnsucht der Einigung und Versöhnung selbst.

In dem Symbol waltet die Herrschaft des Naturstoffes vor, und das natürliche Material als solches sucht die geistige und göttliche Bedeutung an sich zu reißen. Daher das noch Schwankende und Unentschiedene zwischen Form und Wesen, das dem Symbol

immer eigen, ſowohl wo es als Kunſtgebilde auftritt, wie in den Darſtellungen der Gottheit bei älteren und neueren Völkern, von den thierköpfigen Götterbildern der Aegypter herab bis zu den Heiligenbildern und Madonnen eines chriſtlichen Zeitalters, oder wo es als eine geiſtige Ausdrucksform ſich hinzuſtellen ſucht, wie in gewiſſen Religionsformeln, in den mancherlei Gebräuchen des religiöſen Cultus, auch in der Philoſophie in gewiſſen alten Philoſophenſchulen, namentlich bei den Pythagoräern, wo bildliche Denkformeln, die in einem natürlichen Gleichniß eine beſtimmte geiſtige Bedeutung einzuſchließen ſuchten, gewiſſermaßen die Schulſprache auszumachen ſchienen.

Das ſchwankende Weſen des Symbols, das ſeine Urſache in der Vieldeutigkeit der Materie, in dem geheimnißvollen Regen und Schillern des noch nicht überwundenen Naturſtoffs hat, es hat in allen Völkerzeiten tief in die eigenthümlichſten Geiſteszuſtände der Menſchheit eingeſchnitten, und die Geſinnungen der Völker, ihre Epochen, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft charakteriſiren ſich daran. Das Symbol iſt der noch nicht frei gewordene Geiſt, der auf ſeiner ringenden Lebensſtufe das wahre Bild, welches die Freiheit und die Schönheit ſelbſt iſt, nicht zu erreichen vermag. Die Entwickelung des Völkergeiſtes geht

immer von dem Symbol aus, und ſucht auf dieſer Linie ſeiner Fortbewegung das ächte Bild zu ſchaffen, welches dieſe höhere Einheit des ganzen Daſeins iſt. Aber der Völkergeiſt fällt auch von dem Bild, das er eben in höherer Entfaltung ſeiner Zuſtände erreicht zu haben ſcheint, oft wieder zurück in das Symbol, und die ſymboliſche Weltanſicht, mit ihrem ſo grell ſich ausdrückenden Widerſpruch zwiſchen der Geſtalt und ihrer Bedeutung, dringt immer wieder verwirrend und mit Nacht umdämmernd in die beginnende Freiheit des Geiſtes ein. Dieſer Rückfall in das Symboliſche, wodurch der Stoff immer wieder den Geiſt zwingen, und hindern will, daß Inneres und Aeußeres, Göttliches und Menſchliches im Völkerleben ſich zu gleicher und freier Durchdringung vereinigen, dieſe ſchwankenden Geiſteszuſtände, die ſich immer wieder an das Symboliſche, Rettung ſuchend, anklammern, und ſtatt des Unendlichen mit einem leeren endlichen Zeichen ſich begnügen, inbrünſtig den kalten Fetiſch küſſen, wo ſie den lebendigen Gott umarmen könnten, und ſtatt der wahrhaft mit dem Leben einsgewordenen Geſtalt der Freiheit und Schönheit immer wieder ein untergeſchobenes Götzenbild hinnehmen, dieſe Zuſtände, die wir auch im Geiſtesleben der Völker ſymboliſche Zuſtände nennen können, ſie rühren in Staat, Religion

und Kirche bis in die neueſten chriſtlichen Zeiten hinein immer wieder ihre uralte heidniſche Macht auf.

Dieſe dunkle Gewalt des Symboliſchen, aus der nächtlich kämpfenden Vorzeit des Bewußtſeins immer wieder neu hervorquellend in das Tagesleben der Völker, ſie kehrt ſich in der politiſchen Entwickelung der chriſtlichen Staaten ſtets von Neuem heraus, als Prinzip der abſoluten Formel, als dasjenige Prinzip, das auf einen myſtiſchen Grund der göttlichen Machtübertragung an ein allereinzelnſtes Weſen das ganze Staatsgebäude ſtützt, und in aller Myſtik doch nur ein mechaniſches Gebild erzeugt, einen politiſchen Fetiſchismus, wo ein vereinzeltes und abgeriſſenes Moment der Schöpfung das Ganze bedeuten will, ein Stein die Welt, ein verworfenes Stück Holz das Univerſum. So kehrt der Thierdienſt der alten Völker oft in den geiſtigen Zuſtänden der neueren wieder, man glaubt zuweilen den alten, hundsköpfigen Anubis Aegyptens durch die moderne Politik heulen zu hören, und der Apis, der göttliche Ochſe, erſcheint immer noch gut und gutmüthig, wie er vor Alters geweſen, in der Geſtalt bedrückter Völkerverhältniſſe.

Die ſymboliſche Geiſtesform macht ſich auch als Ausdruck der religiöſen Anſchauung und Verehrung durch alle chriſtlichen Zeiten hindurch in ihrer ſchwan-

kenden Bedeutung geltend. Auch die christliche Anschauung wird in den verschiedenen Momenten ihrer Entwickelung durch ihre symbolischen Elemente grell gefärbt, aufgehalten und unter verwirrende, den freien Geist bindende Einwirkungen gestellt. Schon durch die Madonnenbilder, die in verschiedenartiger Beziehung und aus verschiedenem Stoff gebildet werden, entsteht diejenige Trennung der Anschauung, die dem Symbol immer anhaften wird. So sind in manchen Ländern der Christenheit die schwarzen Madonnen, von denen man noch heut in Polen und Schlesien zum Theil sehr gute Bilder sehen kann, vorzugsweise verehrt, und als die wunderthätigsten, die Kraft des Göttlichen unmittelbar in sich tragend, angesehen worden. So war es auch eine sehr verbreitete christliche Vorstellung, daß die Maria, die in dem einen Bilde so oder so repräsentirt war, auf eine andere Maria eifersüchtig sein konnte, wie ein französischer König einer Maria förmlich durch einen Botschafter seine Entschuldigungen deshalb übersandte, weil er immer die andere bei sich trage.*) Hier zeigt sich mitten im Christenthum das aus dem Symbolischen immer wieder heraustretende Uebergewicht des materiellen Naturstoffes, der selbst in der christlichen Abendmahlsformel, mit dem in ihr

*) Vgl. Schleiermachers Aesthetik S. 587.

unüberwundenen Widerſpruch zwiſchen dem es iſt und bedeutet, ſich in ſeiner Vieldeutigkeit zum Theil unheilvoll geregt hat, indem das Brot und der Wein, dieſe beiden tiefſten Naturſymbole der chriſtlichen Religion, zugleich als die verwandelten Subſtanzen des göttlichen Leibes und Lebens ſelbſt genoſſen werden ſollen. Das Symboliſche muß aber ſchon deshalb immer alle Einheit der Anſchauung aufheben, weil es in der zwieſpältigen Natur des Symbols ſelbſt liegt, etwas höheres zu bedeuten als es iſt, und darum wird auf dem ſymboliſchen Wege die einheitliche Anſchauung der Gottheit immer in lauter einzelne Vielfältigkeiten und Mehrheiten des göttlichen Weſens zerſetzt und zerſplittert. So iſt das Symbol die unerſchöpflich fließende Urquelle des Polytheismus ſelbſt, und wo, wie in dem vielfach geſpaltenen Madonnendienſt der chriſtlichen Kirche, aus einer Maria gewiſſermaßen mehrere entſtanden ſind, je nach dem ſchwarzen oder weißen Stoff, aus dem ſie gefertigt, oder nach localen und landſchaftlichen Beziehungen, die ihr anhaften, da iſt es das alte polytheiſtiſche Prinzip, es iſt die ſchauerliche Mahnung des Götzenbildes, das ſich begierig wieder in das chriſtliche Bewußtſein hineindrängt.

Die Symbolik, mit welcher alle Kunſt und alle Religion gemeinſam beginnen, zeigt ſich zuerſt als dieſe

rohe, natürliche Stufe des Pantheismus, der das Eine, Göttliche, schlechthin in Allem, Endlichem erblickt. Es geschieht aber darin sogleich schon der erste Schritt zur Vergeistigung dieser Anschauung und zwar durch die Kunst selbst, welche den Naturstoff, in dem die Erscheinung der Gottheit festgehalten werden soll, bearbeitet, ihn also dadurch schon seiner gemeinen Endlichkeit zu entreißen anfängt und mit dem Funken des göttlichen Werdens selbst die roheste Materie durchleuchtet und bezwingt. Und dies ist im höheren Sinne das pantheistische Wesen der Kunst zu nennen, daß sie in der Wirklichkeit selbst, die sie zu ihrem Material überkommt, den Gott zu entwickeln und herauszubilden hat, und dadurch die erste Bewegung im Bewußtsein der Völker bezeichnet, um in der Wirklichkeit die wahre Totalität des Göttlichen anzuschauen. Man kann daher von der Kunst wahrhaft sagen, daß sie alle Dinge der Wirklichkeit nur in Gott betrachten und in Gott gestalten lehre, aber dieser Pantheismus der Kunst, wie sehr er auch der wahrhaft religiösen Anschauung und der Freiheit des Bewußtseins dient, er ist es doch gerade, von dem gewisse christliche Theologen ihre Abneigung und zum Theil ihre Verwünschungen gegen die Kunst hergeleitet haben. Tholuck, in einem Aufsatz, der sich in Neander's Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des

Chriſtenthums (Bd. 1.) befindet, erhebt ſeine Stimme gegen alle Abbildung menſchlicher Vorſtellungen von der Gottheit, und verkennt darin den eigenſten Entwickelungsgang, welchen der menſchliche Geiſt und das Bewußtſein der Völker gerade auf dieſem Wege genommen. Tholuck, der ſelbſt ein Mann von überwiegender Phantaſie iſt, oder wenigſtens bei ſeinem erſten Auftreten war, wo orientaliſche Gluth und Bilderfülle ſeine gläubige Seele durchzogen, er ſcheint ſich allmählig abgeſtumpft und vernüchtert zu haben durch jene traurige Frömmigkeit, die in der vollen lebendigen Wirklichkeit Gott nicht mehr zu finden vermag, und darum auch das Bild haßt, welches, das Jenſeits der Gottheit nicht mehr beſtehen laſſend, in dieſem ſchönen unendlichen Dieſſeits, wie man das Bild nennen muß, die wahre gotterfüllte Wirklichkeit, den wirklichen Gott, bekennt. Jene Richtung des frommen abſtracten Gefühls muß ſich daher immer als kunſtfeindlich zeigen, und Tholuck that dies beſonders auch gegen das Theater, in einer beſonderen Schrift, die er vor mehreren Jahren dagegen gerichtet.

Das ächte Bild, in dem auch erſt die Kunſt ſelbſt zu ihrer wahren Vollendung kommt, wird aber der reinen und würdigen Anſchauung von der Gottheit niemals ſchädlich werden können, ſondern jede Religions-

anſicht, die am meiſten polytheiſtiſche ſowohl wie die am meiſten monotheiſtiſche, muß durch das ächte Bild befriedigt und in ihrem innerſten Bedürfniß nach der Gottheit gehoben werden können. Dies iſt auch die ächt geſchichtliche Entwickelung des menſchlichen Geiſtes ſelbſt. Die Kunſt ſelbſt liegt in ihrer höher und reiner ſich geſtaltenden Entwickelung immer mehr von jenem ſchlechten Pantheismus ab, der einzig und allein zum Vorwurf gemacht werden kann, und der bis in die neueſten Zeiten hinein den Grund zu ſo vielen Anklagen hergegeben, ja gewiſſermaßen zu einer polizeilichen Kategorie geſtempelt worden iſt, der aber, wenn man ihn näher zergliedert, im Grunde nur einen Unſinn enthält, welcher niemals beſtanden hat. Was den Neueren als dieſer Pantheismus verdächtig geworden iſt, der Alles in Pauſch und Bogen für Gott nimmt, und dadurch zuletzt allerdings als gottlos erſcheinen muß, dieſer als ſchlechthin negativ zu bezeichnende Pantheismus, er hat ſich niemals in menſchlichen Geiſteszuſtänden als eine dauernde Form der Anſchauung bethätigen können. Die Kunſt ſelbſt, deren Weſen es iſt, das zerſplitterte Allerlei der Erſcheinung in die wahre Totalität des Daſeins zu erheben, die Kunſt ſelbſt zeichnet den Weg vor, um hinwegzukommen von dieſer bloßen willkürlichen Vergötterung der Materie,

indem ſie von dem Stein, von dem Holzſtumpf, von dem Mineralklumpen, auf den ſich die erſte dumpfe Anbetung des Göttlichen ſtürzt, allmählig fortgeht zu dem auf immer geiſtigerer Nothwendigkeit ruhenden Bilde.

18. Die ſymboliſche Kunſt.

Auf der Stufe des Symbols, in dem zuerſt noch am Roheſten das pantheiſtiſche Vielerlei des göttlichen Lebens ſich darſtellen will, vermag die Kunſt ſelbſt nur den Beginn ihrer Wirkſamkeit zu zeigen, und ſie wird darin auch noch nicht in ihrer höheren ſelbſtändigen Bedeutung erkannt. In Aegypten, dem Heimathland der Symbole, ſtanden die Künſtler ſogar in einer gewiſſen öffentlichen Verachtung, und gehörten der Handwerkerkaſte zu, wie ſie denn auch in der Verfertigung der Götterbilder, die ihnen aufgetragen waren, nur als Handwerker verfahren, d. h. nach einer beſtimmten, durch das Geſetz feſtgeſtellten Form und Norm arbeiten durften, von der ihnen abzuweichen nicht erlaubt war.*)

Die ägyptiſchen Künſtler waren deshalb durch das Staatsgeſetz auf die Fortführung eines und deſſelben Kunſtſtils angewieſen, weil dieſer Stil mit der Ver-

*) Vergl. Winkelmann, Geſchichte der Kunſt I. 75.

fassung und der Religion des Landes im innigsten Zusammenhang betrachtet wurde. Plato erzählt daher im 2. Buch seiner Gesetze, daß die zu seiner Zeit in Aegypten gefertigten Statuen durchaus dieselbe Bildung und Manier hätten, wie die, welche vor tausend und mehr Jahren dort gearbeitet worden. Die Erlaubniß der ägyptischen Künstler, zu bilden, schränkte sich auch m[illegible]uf die Götter, Könige und Priester ein, die (mit Ausnahme der Schnitzfiguren an ihren Gebäuden) einzig und allein in menschlicher Form dargestellt werden durften. Götter, Könige und Priester waren aber bei diesem Volke im Grunde nur dieselben Repräsentanten des göttlichen Wesens, denn die Götter der Aegypter waren in alter Zeit immer auch die Könige dieses Landes gewesen, und den ältesten Königen gehörte das Priesterthum ursprünglich an.

Dies streng monarchische Staatsleben, in welchem der freie Mensch noch nicht, wie später in Griechenland, mit einer Statue belohnt wurde, hüllte sich deshalb tief und fest in die Symbole ein, und umspann mit ihren dunklen Fäden, welche die Kunst nach politischer Vorschrift schlingen mußte, das ganze Volksbewußtsein. In der Kunst selbst mußte sich das menschliche Individuum noch gefesselt und unbewegt zeigen. Die Füße der ägyptischen Statuen sind in Parallellinien dicht

zuſammen ſtehend, und nur ein wenig darf ſich ein Fuß vor dem andern hervorſchieben. Ebenſo geſchloſſen und jeder freien Handlung entzogen ſind die Arme, die an den männlichen Geſtalten feſt an die Seiten angeklemmt, ebenfalls in gerader Linie herunterhängen, bei den weiblichen Figuren in der Regel nur der rechte Arm, während der linke gebogen unter der Bruſt ruht. Die Statuen erſcheinen noch an eine Säule angelehnt, mit der ſie aus einem Stück beſtehen. Die geraden und wenig bewegten Linien ſind das Herrſchende und alles Andere Zwingende. Die gebundene und gezwungene Form der menſchlichen Perſönlichkeit darzuſtellen, muß ſich die ägyptiſche Kunſt zu ihrer Aufgabe machen. Selbſt im Tode muß das Individuum ſich als Mumie in ſich ſelbſt einſchließen, weil es ſonſt die Unſterblichkeit nicht zu erringen vermag. Das Individuum als ſolches in ſeiner beſondern Bedeutung wird nur als Mumie Gegenſtand der Kunſt, wo die Malerei bei den Aegyptern ihr Werk beginnt, die mit ihren Farben, deren beſonders ſechs angenommen werden: weiß, ſchwarz, blau, roth, gelb und grün, hinzutritt, um noch zuletzt den menſchlichen Körper mit den heiligen Symbolen zu bemalen. Von den Künſten, die am meiſten auf das Innere des menſchlichen Geiſtes eingehen und daraus entſpringen, erſcheint die Dichtkunſt

ſogar als verboten. Doch erwähnt Herodot (II. 79.) eines ägyptiſchen Volksliedes, das er überall ſingen gehört, und welches er mit dem Linosgeſang der Hellenen vergleicht. Der griechiſche Linos war ein Klagegeſang auf den Tod des alten thebaniſchen Dichters dieſes Namens, den alle Dichter als den Vater ihrer Kunſt beſangen.*) So hatten die Aegypter ein gleiches Klagelied, welches nach Einigen ihr erſtes und einziges Lied geweſen ſein ſoll, und das bei ihnen Maneros hieß, worin der frühverſtorbene einzige Sohn des erſten Königs von Aegypten verherrlicht wurde. Doch ſcheint ſich annehmen zu laſſen, daß die Aegypter mehrere ihnen eigenthümlich angehörende Volkslieder hervorgebracht und geſungen haben.

Die Muſik dagegen hat ſich myſtiſch mit der Aſtronomie verbunden, und hat eine beſtimmte Beziehung zu den Cyklen der Geſtirne, die für das ganze ägyptiſche Geiſtesleben von ſo großer Wichtigkeit ſind. Doch erſcheint die Muſik auch als der Ausdruck des geheimnißvollen Geiſtestaumels, der hier Land und Volk bewegt, namentlich bei den orgiaſtiſchen Phallusfeſten, wo die Flöte ihre wollüſtig ſchwebenden Töne hineinmiſcht. Oſiris ſelbſt will die Völker durch Muſik bilden. In den alten Königsgräbern werden

*) Vergl. Hartmann, Geſchichte der Perſie I. 96.

vielſaitige Harfen laut, und wer ſie verſteht, hört die Geheimniſſe der Vergangenheit und der Zukunft. Die Muſik erſcheint hier als die allgemeine Kunſt des Geiſterreichs, in der gewiſſermaßen alle andern Symbole des Lebens in myſteriöſer Einheit zuſammenfließen.

Uebrigens haben die Aegypter ſchon muſikaliſche Inſtrumente verſchiedener Art gekannt, beſonders aber die ſehr kunſtvoll ausgebildete Harfe von vielen Saiten. Der tönende Memnon, der Morgengöttin Sohn, ſteht als das Symbol der Göttlichkeit des Klanges da, und verherrlicht den Ton in der Schöpfung, den er an die Bedeutung des Lichtes knüpfte. Das Licht der Frühſonne trifft ſein Bild, und wenn die anbetenden Geſänge der Prieſter es umtönen, antwortet Memnon ſelbſt mit dem Siebenlaut, und er, der Lichtgeiſt, in welchem der Sonnenaufgang verehrt wird, wird zum Gott und Vater der Muſen, in welchen die Natur zuerſt den Ton, der hier gewiſſermaßen als das klingende Selbſtbewußtſein der Natur heraustritt, gewinnt. Dieſes Symbol enthält die entſchiedenſte Andeutung, wie in Aegypten der Menſchengeiſt, indem er den Naturſtoff durch ſeine Symbolik vergöttlicht, doch auch ſchon aus demſelben ſich zur Freiheit hervorzuringen ſtrebt, und zwar durch den Ton, der hier zuerſt als dieſe Gegenwirkung von Licht und Materie, von Geiſt

und Natur, ſich bildet, ausſtrahlend dieſes Ineinanderdringen von Geiſt und Natur, deſſen Product hier der Ton wird. Im Symbol des Memnons vereinigt ſich daher gewiſſermaßen dieſe ganze ſymboliſche Weltanſchauung wie in ihrem Grundbilde, indem die Vereinheitlichung von Geiſt und Materie, nach welcher alle Symbolik trachtet, hier im Ton, wie er als die Einheit des Lichts mit dem Stein erſcheint, als erreicht und befriedigt angeſchaut wird. In neuerer Zeit haben reiſende Engländer, die in Aegypten Memnonsſäulen beſichtigt haben, ihrem ächt nationalen praktiſchen Inſtinct gemäß, herausfinden wollen, daß bei dem Tönen der Säule nur Prieſterbetrug dahinter geſteckt, und ſie haben eine Vorrichtung darin entdecken wollen, vermittelſt welcher ein in der Säule verſteckt geweſener Prieſter durch einen Metallſtöpſel den Klang hervorbrachte. Dies iſt auch höchſt wahrſcheinlich, obwohl dieſe traurige Klugheit, welche aus allen Räthſeln und Geheimniſſen im Himmel und auf Erden am Ende ein mechaniſches Figurentheater zuſammenfindet, auch ihr Verletzendes hat. Die weinenden Marienbilder der chriſtlichen Zeiten, welche Thränen von Blut aus ihren beweglichen Augen vergießen, (und den Zeitungsnachrichten zufolge, hat erſt vor Kurzem wieder ein ſolches in Rom Blut geſchwitzt) ſie haben daſſelbe Phänomen

dargeboten, das Symbol in lebendige Bewegung gebracht zu ſehen durch die Mechanik, mit der darin die Symbolik ihre grundthümliche Verwandtſchaft, welche ſie noch von der höheren Stufe des wahrhaft freien Bewußtſeins zurückhält, aufzeigt. Dieſe Mechanik thut aber der inneren Bedeutung des Symbols ſelbſt keinen Eintrag, und bei aller Verfälſchung der Marienbilder hat der Dienſt der Madonna immer ſeine Zeit gehabt, wo er die Gemüther in wahrhafter Bedeutung erfüllte.

Die ſymboliſche Geſtaltungskraft, welche wir in Aegypten als urſprünglich heimiſch erblicken müſſen, drängte ſich in der Baukunſt dieſes Volkes zu den großartigſten und koloſſalſten Hervorbringungen zuſammen. Die ungeheure Felſennatur des Landes ſelbſt war die Grundlage und das Vorbild ihrer rieſenhaften Bauwerke, deren gewaltige und in ſich verſchloſſene Maſſen überall den geheimnißvollen Geiſt dieſes Volkes ausdrücken. Die Baukunſt der Aegypter ging vom Höhlenbau und vom Erdbau aus, worin überhaupt die erſten Anfänge der bauenden Kunſt zu erblicken ſind. Die ägyptiſchen Pyramiden, die als Grabmäler der Könige aufgeführt wurden, weiſen zunächſt jene Form des Erdhügels an ſich auf, der in früheſten Zeiten namentlich bei den kaukaſiſchen Völkerſchaften zur Errichtung eines Denk- und Grabmals diente und die

Gebeine ihrer Verstorbenen in sich schloß, wie man deren noch heutzutage bei slavischen Völkern, namentlich in Polen, erblicken kann, wo noch in neuerer Zeit dem großen Kosciuszko in der Nähe von Krakau ein solcher Erdhügel aufgeworfen wurde, der durch die Art, wie er gemeinsam von dem ganzen Volke ausgeführt wird, die Betheiligung der ganzen Nation an dem Denkmal ausdrückt. Der Pyramidenbau in Aegypten hat dieselben einfachen Formen, es sind die ursprünglichen Naturformen, bei denen zum Theil die Felsengestaltungen des Landes als Vorbild gedient haben. Ein Steinhügel bildete den inneren Kern der Pyramide, um den Quadern herumgelegt wurden. Im Innern befanden sich, meistens aus großen Quadern gebaut, die Todtenkammern, in welchen die Sarkophage standen, oder die Leichen ruhten auch in tiefen Aushöhlungen des Fußbodens. Gänge verbanden inwendig die einzelnen Kammern. Als Wächter dieses heiligen Todtenreichs stand die gewaltige Sphinx vor der Pforte, und hütete, als Sinnbild der tiefsten und geheimnißvollsten Weisheit, den Zugang. Hier webt sich Kunst und Natur zu einer seltsamen Hülle ineinander, um inwendig ein Dasein zu fassen, welches sein Unendliches, zu dem es hier entrückt erscheint, nur wieder als eine neue geheimnißvolle und unzerstörbare Endlichkeit aufzeigt.

So ist die Pyramide die einfache Grundgestalt und Concentration des Symbols überhaupt, wie es das Weltbewußtsein auf dieser Stufe der Zeiten ausdrückt.

Wenn es für die ägyptischen Künstler ein Staatsgesetz gab, durch das sie in der Bildung der menschlichen Figuren eigenthümlich beschränkt wurden, so scheint ihnen dies in ihren Darstellungen der Thiere nicht in dieser Weise hinderlich gewesen zu sein, weshalb denn auch in den Gebilden derselben immer eine größere Freiheit des Stils und eine mehr künstlerische Schöpferkraft sich zeigt. Die Thiere waren an sich heilige Symbole, die Katze, das Krokodil, das Flußpferd, die Fischotter, die Schlange, und mehrere andere, wurden mehr oder weniger Gegenstände der religiösen Andacht, und so als Zeichen der Gottheit von den Künstlern gebildet.

Ein anderes vielgebrauchtes Symbol ist der Phönix, dieser heilige und geheimnißvolle Vogel, dessen Lebensgeschichte zuerst der wundergläubige Herodot ausführlicher erzählt hat. Ein Theil seines Gefügels ist golden, der andere roth, und an Gestalt und Größe gleicht er dem Adler, doch hat ihn Herodot selbst nur in einem Bilde gesehen. Dieser Vogel kommt alle fünfhundert Jahr einmal nach Aegypten, aber er kommt nur dann, wenn sein Vater gestorben ist. Er kommt

aber aus Arabien herübergeflogen, um seinen todten Vater, den er in Myrrhen eingehüllt, in das Heiligthum des Helios zu tragen und dort zu begraben. Dies ist das Symbol der Wiedergeburt der neuen Zeit, und der in der Myrrhenkugel verschlossene Vater ist die alte Zeit, die in der Sonnengluth des Helios, durch welche sich Alles ewig erneut, zu Grabe getragen wird. Mit dem alten Zeitenvogel stürzt sich der neue zusammen in die Flammen der ausbrennenden Zeit, und aus der eigenen Asche schwingt er sich in verjüngter Lebensgestalt empor, als die neue Zeit. In diesem Sinnbild, in welchem die Aegypter zunächst eine ihrer astronomischen Perioden angedeutet haben, oder das große Jahr ihrer Zeitrechnung, das sich immer in gewissen Cyklen vollendete, in ihm hat jener Glaube an eine neue Zeit, der von Alters her immer die Herzen der Völker bewegt, sein wunderbares Symbol gefunden, das bis auf unsere Tage lebenskräftig geblieben ist. Zu einem Bild der menschlichen Unsterblichkeit, und besonders der Auferstehung des Fleisches ist der Phönix zuerst durch die christlichen Kirchenväter gemacht worden, und hat auch in dieser Bedeutung der modernen Poesie vielfach gedient.*)

In seiner Entstehung bedeutet aber dies Symbol

*) Creuzer, Symbolik I. 145.

die ewige Erneuerung der Zeiten für die Völker, und man hat bis in unsere Tage hinein dies Symbol gebraucht, um eine neue Wendung der öffentlichen Geschicke, den Kampf zwischen alter und neuer Zeit, und die Kraft der Wiedergeburt des Völkerglücks und der Völkerfreiheit, damit zu bezeichnen. Von Zeit zu Zeit, nach Ablauf gewisser Cyklen des Geistes, brennen die Lebensformen der Völker zu Asche, und die richtige Zeit muß eingehalten werden, um das erstorbene Leben hineinzutragen in den Aufgang des neuen Sonnenjahrs, wo aus der Asche sich wieder die neue Gestalt erhebt.

Dies Symbol hat sich auch in einem andern Bilde bei den neueren Völkern forterhalten, in den sogenannten Johannisfeuern, die zur Zeit des Sommersolstitiums noch jetzt im Norden und auch bei uns in Deutschland auf den Höhen angezündet werden, und die von Uralters her mit dem Begriff, daß die alte Zeit verbrannt werden solle, den Gedanken der Zukunft und der Freiheit des Völkerlebens verbunden haben. Immer ist es dasselbe Bedürfniß nach Erneuerung und Versöhnung, nach Gestaltung und Vollendung, das die Völker in unruhig und befriedigungslos gewordenen Geisteszuständen zum Symbol treibt, und gewöhnlich ist es dasselbe uralte Symbol, das aus den frühesten Völkerbedürfnissen her immer wieder in

die neuen Zuſtände als ihr eigenſtes Zeichen ſich hineindrängt.

---

19. Die türkiſche Blumenſprache.

Das Symbol, als die untergeordnetere und willkürlichere Form des Bewußtſeins, kann auch in ſpäteren Zeiten beliebig geſchaffen werden, und hat inſofern nicht, wie der Mythus, ſeine beſtimmte hiſtoriſche Epoche, die es ausfüllt und umſpannt. So nennt man auch ſymboliſch diejenigen bildlichen Denkformeln, wie ſie in alten Philoſophenſchulen, namentlich bei den Pythagoräern, gewiſſermaßen die Schulſprache auszumachen ſchienen, und die in einem natürlichen Gleichniß eine beſtimmte geiſtige Bedeutung einzuſchließen ſuchten. So war bei den Pythagoräern, welche ihre Weisheit zum Theil aus dem Orientalismus entwickelten, eine ſolche ſymboliſche Denkformel zum Beiſpiel die: ſitze nicht auf dem Scheffel, mit der man doch eben nicht geheimnißvoll zu thun braucht, obwohl ihr Sinn in alter Zeit ſelbſt verſchiedenartig ausgelegt wird, indem Porphyr ſie deutet: lebe nicht unthätig! Jamblichus aber: Trage nicht Nahrungsſorgen ins Geiſtige über, und lebe mehr der Seele und der Betrachtung, als dem

Leib und dem Leiblichen!*) Dies iſt eine Symbolik, wie wir ſie heut noch alle Tage hervorbringen, und wie ſie in den Freimaurerlogen zu den feſtſtehenden Formen gehört.

So iſt auch die Blumenſprache der türkiſchen Harems eine ſolche ſich künſtlich fortentwickelnde Symbolik, welche aber weit kunſtvoller zuſammengefügt iſt, als die pythagoräiſchen Denkſymbole, indem hier an das Naturbild, die Blume, jedesmal eine ganze zuſammenhängende Gedankenreihe geknüpft wird. Joſeph von Hammer hat in ſeinen „Fundgruben des Orients“ zwei ſehr gelehrte Abhandlungen über die Symbolik des Harems, wie er die Blumenſprache nennt, geliefert, und es iſt bemerkenswerth, daß dieſe Symbolik, wieviel Bedeutung auch bei den andern aſiatiſchen Völkern die Blume hat, überhaupt nur bei den Türken ſich erzeugt, wo ſie die Frauen des Harems als ein Produkt ihrer müßigen Phantaſie und zugleich als eine Politik ihres Herzens hervorgebracht haben.

Dieſe Blumenſymbolik beſteht aber eigentlich darin, daß gewiſſe Wörter genommen werden, welche ſich auf die Namen gewiſſer Blumen und Früchte reimen, und nachdem dieſer Reim einmal gewählt und feſtgeſetzt iſt, dient er dazu, einen ganzen im Sinn behaltenen Satz

*) Vergl. Creuzer, Symbolik I. 39.

zu bezeichnen, welcher mit dem gegebenen Reim endigt. Auf dieſe Weiſe beſteht die Blumenſprache nicht aus einzelnen Worten oder Phraſen, ſondern immer aus einer ganzen Gedankenvorſtellung, an deren Sinn durch die Blume oder die Frucht erinnert wird, deren Namen mit dem letzten Wort des Gedankenſatzes ſich reimt, was bei einer Sprache, welche ſo reich an Reimen iſt, wie die türkiſche, vorzugsweiſe begünſtigt werden muß. Der bei jeder Blume vorzugsweiſe anzunehmende Reim iſt jedoch feſtgeſetzt, und die Kenntniß der Blumenſprache beſteht dann eben darin, die angenommenen Reime zu kennen, welche den beſtimmten Gedankenſatz nach ſich ziehen. So iſt z. B. in dem ſymboliſchen Wörterbuch des Harems, womit uns Hammer bekannt gemacht hat, Klee die Bezeichnung für den Satz: ich liebe dich bis in des Todes Weh, u. dgl. Hier zeigt ſich das Symbol als eine Gemeinſchrift, die nur den Eingeweihten verſtändlich iſt, und die ein Auskunftsmittel für die mangelnde oder verbotene Oeffentlichkeit der Verſtändigung dargeboten, ein Beweis wie durch türkiſche Zuſtände eine völlig organiſirte Heimlichkeit und ſymboliſche Geiſtesformen geſchaffen werden können.

20. Der Mythus.

Um ſich vom Symbol zum ächten Bild zu erheben, muß die Kunſt ihren Durchgang durch den Mythus nehmen.

Der Mythus iſt ſchon die innerlichere und umfaſſendere Geſtaltung des ganzen Volksbewußtſeins, das in ihm ſich ſelbſt gegenſtändlich zu werden geſtrebt hat. Der Mythus, als dieſe urſprüngliche Geſtalt des Volksbewußtſeins, aus welchem alle anderen Geſtaltungen und Geiſtesentwickelungen herfließen müſſen, der Mythus wird ſich zwar oft des Symbols als Mittel oder auch als Anlaß ſeiner Darſtellungen bedienen, und beſonders hat Creuzer in ſeiner Symbolik und Mythologie der alten Völker die Entſtehung der Mythen aus den Symbolen oft ſehr überraſchend nachgewieſen. Aber der Mythus iſt ſchon dieſe geiſtigere Totalität, welche in einer auf die rein geiſtige Erkenntniß abzielenden Form, die erſten Regungen des Geſchichtslebens und des denkenden Bewußtſeins in Verbindung mit dem Naturleben und mit den gegebenen örtlichen Verhältniſſen ineinsgeſtalten will.

Der Mythus erſcheint vorzugsweiſe in Indien als dieſe erſte Geſtalt aller Philoſophie, Religion und Poeſie. Denn da der Mythus das urſprüngliche Volksbewußtſein ſelber iſt, ſo erſcheint in ihm Das,

was urſprünglich im Volksbewußtſein verbunden lag, zuerſt als eine einheitliche Geſtalt, als die Einheit von Wiſſen und Leben, Denken und Glauben, als die Einheit von Speculation und Geſchichte.

Der Mythus iſt die Sage vom Geiſt, in welcher dieſer zum erſten Mal zu Worte zu kommen geſtrebt hat, wie denn μῦθος zunächſt nichts Anderes iſt als ἔπος, das Wort, hierin zugleich die erſte Form aller Poeſie im Epos andeutend, wovon wir ſpäter zu ſprechen haben werden. Bei Homer erſcheint μῦθος auch noch völlig gleichbedeutend mit λόγος, ſo daß ſich der Mythus hierin als die geſtaltete Vernunft und Wahrheit ſelbſt ergiebt, innerhalb deren noch gar keine Trennungen zwiſchen Wahrheit und Unwahrheit ſtattfinden können, welche Trennung erſt in den ſpäteren Zeiten angenommen wird, wo μῦθος nur eine Erdichtung bedeutet, wie im Gegenſatz zu der von der Wahrheit erfüllten und beglaubigten Erzählung, die nun vorzugsweiſe als λόγος erſcheint.

In ſeinem urſprünglichen Weſen iſt aber der Mythus keineswegs als Erdichtung zu nehmen, welches eine willkürliche Erfindung ausdrücken würde, ſondern der Mythus iſt vielmehr die wahre Dichtung ſelbſt, an der aber kein Einzelner gedichtet, ſondern in der das Ganze aus ſich ſelbſt heraus zum Gedicht geworden

iſt. Der Mythus iſt die objective Poeſie des Volksbewußtſeins, das eben ſich ſelbſt in ſeiner Wahrheit darin anſchauen will und darum in dieſem ſeinem natürlichen Drang der Selbſterkenntniß, gleich dem Seidenwurm, der ſich ſelbſt verſpinnt, ſich dieſe Hülle der Dichtung webt, um darin ſein eigenſtes Weſen in göttlicher Freiheit auszuſpannen.

Die fortwährend ſchaffende Begeiſterung, welche das Volksleben in ſeinen innerſten Tiefen und in ſeiner geheimſten Stille durchdringt, ſchafft überall den Mythus, wo das Volk in ſeinem Urgrunde ſich rührt, und zum erſten Male gegenſtändlich aus ſich heraustritt, um ſeiner ſelbſt deſto gewiſſer zu werden, welches in dieſem mythiſchen Denken geſchieht, das zugleich philoſophiſches Dichten iſt. Die Mythen erſcheinen daher faſt immer aus hiſtoriſchen und philoſophiſchen Elementen gemiſcht, welches philoſophiſche Element an ihnen vorzugsweiſe das religiöſe oder das theomythiſche iſt, und je älter und unverbildeter noch der Mythus iſt, deſto mehr trägt er noch in der Regel von dem philoſophiſchen Ernſt der Urwelt in ſich, bis das Poetiſche als ſolches überwiegender in ihm wird und ihn durch Heiterkeit und Schönheit immer mehr ſänftiget und mildert.

21. Die Geſtaltungen des Mythus in Indien.

Der Mythus iſt aber bei den Indiern noch nicht zu dieſer plaſtiſchen Geſtalt der Schönheit gediehen, in die er ſich bei den Hellenen erhebt. Je mehr geiſtige Innerlichkeit das indiſche Volk bewegte, deſto ſchärfer trennten ſich in ſeiner Anſchauung ſowohl, wie in ſeiner Kunſtbilonerei noch die Elemente des Bildes und des Gedankens auseinander, und das Bild der Gottheit ward von vorn herein nur mit dem Bewußtſein hingeſtellt, daß es ein unvollkommenes und mangelhaftes Zeichen für daſſelbe ſei, und daß die wahre Bedeutung davon in der innerlichen Vorſtellung, im Denken und im Gefühl der Gläubigen, zurückgeblieben ſei, dem aber in ſeiner Tiefe und Fülle gar nicht genügt werden könne durch das Bild. Die mythiſchen Geſtalten, welche dies Volk zum Ausdruck ſeiner inneren Gedankenwelt gefunden, ſchweifen daher immer in das Maßloſe und Ungeheure hinüber, und können ſich nicht genug thun an Zeichen und Attributen, um den unendlichen Inhalt, auf den ſie bezogen werden, zu erſchöpfen.

Die mythiſche Darſtellung erſcheint daher in Indien vorzugsweiſe in der Bedeutung der Allegorie, die aus ſolchen, die innere Welt von der älteren abſcheidenden, Geiſteszuſtänden geboren wird. Die Allegorie

iſt nicht die abſolute Durchdringung von Weſen und Form, aus welcher allein die Schönheit wird, ſondern in ihr bedeutet die Form nur das Weſen; das Bedeutſame, für das alle möglichen Zeichen und Sinnbilder ganz äußerlich hervorgeſucht werden können, macht den eigentlichen Character der Allegorie aus. Dieſe allegoriſche Bildnerei erzeugt daher ebenſoſehr das phantaſtiſch Rieſenhafte, wie das Kindiſche und Triviale, und innerhalb dieſer beiden Sphären bewegt ſich auch die indiſche Kunſtdarſtellung. Das Unſchöne und Geſchmackloſe, das der Allegorie in der Regel eignet, beherrſcht im höchſten Grade alle Kunſtformen des indiſchen Volkes. Die Weisheit wird durch viele Köpfe, die Tapferkeit und Stärke durch viele Arme abgebildet.

Die Allegorie ſchließt immer ein Reflexionselement in ſich, das nicht zur wahren Plaſtik zu bezwingen iſt, weil es, ſtatt des Genuſſes der unmittelbaren Anſchauung, nur den Sinn der Deutung weckt, und eigentlich nur eine Erinnerung an das Weſen ſelbſt iſt, worin ſich gerade die Zerfallenheit des Bewußtſeins zwiſchen Gedanke und Bild am entſchiedenſten herausſtellt. In Zeiten der Entartung des Geſchmacks und des ganzen Lebensverfalls, wo ein Widerſpruch zwiſchen den innerſten Elementen des Daſeins entſtanden iſt,

thut ſich daher gewöhnlich die allegoriſche Symbolik am meiſten hervor. Als das Nationalleben der Römer am tiefſten geſunken war, wurde ganzen Büchern bei ihnen eine allegoriſche Einkleidung gegeben. So ſchrieb Martianus Capella eine ganze Encyclopädie aller Wiſſenſchaften unter dem Bilde einer Hochzeit der Philologie und des Merkurs.

Die allegoriſche Bildnerei zeigt hauptſächlich den Drang nach Perſonification auf, und es iſt das Perſönlichwerden der Ideen, das Suchen nach einer individuellen Verkörperung des geiſtigen und göttlichen Inhalts, um die es ſich dabei handelt. Die vielfachen Incarnationen, welche der indiſche Gott Wiſchnu erfuhr, ſtellen in der indiſchen Religionsanſchauung das eigentliche Weſen dieſer nach Verkörperung ſich drängenden Symbolik des Geiſtes dar. In endloſen Geſtaltungen ſtürzt ſich der Gott in die Materie hinein, und kann doch ſeine Weſenheit in den Formen derſelben gar nicht erſättigen, weshalb er eine Incarnation nach der andern zur Vollbringung ſeiner ſelbſt erwählt. Die Statue, in welcher der Gott vorgeſtellt wird, hat dann dieſelbe ſchwankende Bedeutung, es wohnt die Kraft des Gottes allerdings in dem Götterbilde ſelbſt und ſtrahlt in demſelben ihre Wirkung auf die Welt aus, aber die Anſchauung ſelbſt kann ſich auch bei dieſem

Bilde nicht beruhigen, ſondern ſie ſchweift immer wieder davon ab zu einer Allgemeinheit des Bewußtſeins hin, worin ſie in einer unbegränzten und ſchrankenloſen Form den Gedanken des Göttlichen weiter fortſpinnt, während im helleniſchen Bewußtſein die gefundene plaſtiſche Form zugleich die Beruhigung und die Gränze für die Anſchauung des Geiſtes wird. Es giebt daher gar nichts Feſtes und Beſtimmtes auf dieſer Stufe des Symbols, welche uns das indiſche Bewußtſein vorführt, ſondern alle Zeichen und Sinnbilder taumeln in wilder Mannigfaltigkeit durcheinander, eine Geſtalt verwandelt ſich urplötzlich in die andere, und die buntſcheckigſte Sinnlichkeit, die das Leben des Geiſtes bedeuten ſoll, ſchiebt ſich in maßloſen Gebilden hin und her.

Ehe Chriſtus als wahres Bild, das heißt, als die ächte Einheit des Göttlichen und Menſchlichen, erſchienen war, ehe die wahre Wiedereinſetzung des Bildes in ſein geiſtiges und göttliches Recht durch das Chriſtenthum ſtattgefunden hatte, entfaltete ſich ſchon in der indiſchen Phantaſie die Weisheit des Menſchgewordenen göttlichen Geiſtes, mußte aber in ſich ſelbſt wieder vergehen und erſterben, ohne zum weltgeſchichtlich bewegenden Prinzip werden zu können. Im Kriſchnas drängen ſich alle ſonſt zerſtreuten Formen der Natürlichkeit zuſammen, um in ihm ihr geiſtiges Band

zu finden, und einer Einheit des Geistes in ihm sich zu unterwerfen. Die Dreifachheit des urgöttlichen Wesens, wie sie schon in dem indischen Bewußtsein lebt, hat sich im Krischnas zu einer Einheit zusammengefaßt, welche das ganze Dasein als wahrer Lebenshauch durchdringt, und in den Urgrund der Natur und des Geistes zugleich ihre Wurzeln hinabgesenkt hat. Aber es kann sich unter diesem Volke noch keine einheitliche und harmonische Lebensgestaltung daraus zusammenfügen, die wahre Form der Schönheit wird noch nicht auf diesem Grunde geboren, und das Bild zerbricht sofort wieder in seine elementaren Bestandtheile, es wird immer wieder der schroffe Gegensatz von Natur und Geist daraus, und die damit verbundene Vernichtung der individuellen Persönlichkeit, an welche das Bewußtsein auf dieser Stufe unrettbar verfällt. Denn das Märtyrerthum, welches die harmonisch erschaffenen Formen des körperlichen Daseins um des Geistes willen zerstückelt und durch auferlegte unnatürliche Bußen aufreibt, das Märtyrerthum kehrt sich in allen Epochen der indischen Volksentwickelung immer wieder als die höchste Spitze des Bewußtseins heraus. Im Besitz ihrer höchsten Weisheit setzt diese Weltanschauung den wahren Werth des Daseins doch nur wieder in die Trennung des Geistigen und Natürlichen, und ihr Ideal

iſt demgemäß nicht das Handeln und die lebendige perſönliche Bewegung der That, ſondern das Büßen, das Ertödten der natürlichen Kraft des Lebens. Dies indiſche Märtyrerthum, in dem Görres und Andere ſo viel Chriſtliches haben wiederfinden wollen, hat ſich denn auch bis in die ſpätere chriſtliche Denkweiſe ſelbſt wieder gewaltig hineingedrängt. Jene alten Einſiedler und Riſchi's der Indier, welche ſich ſo übernatürliche Qualen zumutheten und darin den Stachel höchſter Seligkeit und wahren göttlichen Bewußtſeins empfanden, ſie wiederholen ſich in der erſten aſcetiſchen Epoche des Chriſtenthums, das darin noch ſeinen mächtig nachwirkenden Zuſammenhang mit der Geiſtesart des Orients aufzeigt.

---

22. Das perſiſche Lichtſymbol.

Zwiſchen Symbol und Allegorie in der Mitte ſteht das perſiſche Lichtſymbol, in welchem es ſich um keine künſtliche Bildnerei einer religiöſen Vorſtellung handelt, ſondern wo das Natürliche das Göttliche unmittelbar ſelbſt iſt und bedeutet. Ormuzd, der Gott des Lichts, iſt zugleich das abſolut gute Weſen, weil er das abſolut reine Licht ſelbſt iſt. Vor Erſchaffung aller Dinge war das Wort, das vom Throne des

Guten her gegeben worden, und aus welchem das Urlicht geflossen, welches Ormuzd ist, der ewige Lichtquell, Erstgeborener aller Wesen. In ebenso entschiedener natürlicher Einheit des Finstern und Bösen steht ihm das Reich des Ahriman gegenüber, und die ganze Weltanschauung bewegt sich in diesem einfachen Dualismus, der in dem Kampf und der Mischung des Gegensatzes das wahre Bestehen der Dinge erblickt, und wo durch den Kampf dieser beiden unendlichen Prinzipien das Endliche sich wahrhaft in Gott gesetzt sieht, wie es die höhere Lehre der Magier ausgedrückt hat.

Symbolisch ist diese Weltanschauung der Perser allerdings noch insofern zu nennen, als hier nicht Licht und Feuer als bloßer materieller Naturstoff göttlich verehrt werden, sondern nur das ihnen inwohnende Prinzip, ihre höhere geistige Wesenheit. Auch fehlt es der persischen Religionsanschauung nicht an vielfachen einzelnen Symbolen, besonders der Thierwelt, worin sie ihre ethischen Prinzipien sinnbildnerisch ausgedrückt hat. Das vorherrschend moralische Element ihrer Anschauung, das der Phantasie nicht günstig war, konnte freilich auch die Hervorbringungen in der Kunst nicht auf eine ausgezeichnete Stufe heben. Die Perser hatten, wie Herodot erzählt, die Meinung, daß die

Götter gar nicht in menſchlicher Geſtalt gebildet werden könnten, und Winkelmann wies in ſeiner Geſchichte der Kunſt nach, daß die Statuen von dem perſiſchen Gott Mithras, die an verſchiedenen Orten in Rom zu ſehen ſind, nicht von perſiſchen Künſtlern herrühren können, ſondern ſpätere griechiſche oder römiſche Arbeiten ſind, wie denn der Dienſt dieſes Gottes Mithras, der in der perſiſchen Religion gewiſſermaßen als der Mittler zwiſchen den beiden Prinzipien des Lichts und der Finſterniß erſcheint, ſich noch im ſpäteren Römerreich als Geheimdienſt verbreitete und mit den erſten Geſtaltungen des Chriſtenthums nicht unweſentlich zuſammenhing.

---

22. Das plaſtiſche Ideal des Hellenismus.

In der plaſtiſchen Welt der Griechen haben wir nun vorzugsweiſe das zur höchſten Vollendung ſeiner Form gelangte Schönheitsideal ſelbſt anzuſchauen. Das Schönſte und der Schönſte iſt in der helleniſchen Weltanſicht der Gott ſelbſt, und die Kunſt, deren höchſtes Ideal immer die Menſchwerdung Gottes iſt, hat die Aufgabe, dieſen menſchgewordenen Gott als das wahrhaft Schöne zu bilden.

Die Kunſt tritt hier als die ächte Opferprieſterin der Gottheit auf, und wie die Götter ſonſt in den finſterſten Zeiten des Heidenthums blutige Menſchenopfer zu ihrer Genugthuung verlangten, ſo waren es bei den Hellenen nun die ſchönſten menſchlichen Formen, die ihnen geopfert und geweiht wurden. Der Gott nimmt das Opfer dieſer ſchönen Menſchenform an, und vollbringt in der Erſcheinung derſelben ſeine höchſte Offenbarung. Das aber, was am Gott das Schönſte iſt, iſt der Menſch, das höchſte Schöne oder die ſchönſte Erſcheinung konnte nur das Ideal der menſchlichen Natur ſein, in welchem das Götterideal ausgeprägt wurde.

Dieſer Gedanke, daß das höchſte Menſchliche zugleich das wahrhaft Göttliche iſt, hat ſich zuerſt im Hellenenthum als die plaſtiſche Religion dieſes Volkes zu geſtalten begonnen. Dieſer Gedanke, der im Chriſtenthum ſpäter zu dieſem welterſchütternden und weltverzehrenden Gährungselement wird, und der uns heut noch in ſchweren Geiſteskämpfen gefangen hält, er findet in dem glücklichen Volksnaturell jener Zeit ſeine ruhige und harmoniſche Löſung durch die Plaſtik. Wenn im Hellenenthum, in dieſer erſten Offenbarung von der Einheit des Göttlichen und Menſchlichen, wenn in ihm als die eigentliche Schönheit Gottes der

Mensch heraustrat, so wurde darauf im Christenthum scheinbar das Gegentheil davon offenbar, und es wurde in diesem zuerst verkündigt, daß das Schönste am Menschen Gott sei. Hier deutet sich uns zuerst der Gegensatz der hellenischen und christlichen Weltanschauung an, den wir aber hier schon in dieser vorläufigen Beziehung uns gegenwärtig erhalten müssen, um auch das Hellenenthum selbst in seinem wesentlichsten Sinn für die ganze Entwickelung der Zeiten aufzufassen. Im Hellenenthum und im Christenthum stellen sich uns zwei ursprüngliche Grundformen der göttlichen Offenbarung dar, die durch ein innerstes gemeinsames Band miteinander verbunden sind, die sich deshalb in der ganzen nachfolgenden Geschichte niemals wieder loslassen, sondern unaufhörlich locken und reizen, die sich fortwährend zu durchdringen trachten, in der Kunst sowohl wie in der ganzen Geistesbildung der Neueren, und in allen ihren sich gestalten wollenden Lebenszuständen.

Die eigentliche Hauptgestalt des Lebens war aber im Hellenenthum doch der Gott, es handelt sich im Hellenenthum wesentlich um das wahre Götterthum, wie es sich im Christenthum zuerst um das wahre Menschenthum handelt. In der Schönheit des griechischen Gottes verzehrt sich noch die selbständig

Bedeutung der menschlichen Natur. Die menschliche Schönheit des Gottes hat zugleich alles Eigendasein des menschlichen Lebens wie seine Beute an sich gerissen, während im Christenthum die göttliche Schönheit des Menschen zuerst sich hervorbildet und damit das Reich des freien wahrhaft menschlichen Selbstbewußtseins in der Geschichte beginnt. In der Ilias bekriegen sich noch die Götter und die Menschen, und es wird von Seiten der Götter gewissermaßen Jagd gemacht auf die Menschen, die, ein Spielball der Götterlaune, elend hin und her geworfen werden, und dem Gott gegenüber keine Bürgschaft für ihr individuelles Eigenleben haben. Im homerischen Epos zeigt sich diese willkürliche Bestimmung, welche das menschliche Wesen durch das göttliche empfängt, noch von der gemüthlichen und heitern Seite des unmittelbaren Naturlebens, es ist auch in den Göttern selbst der rohe Naturzustand ihres Daseins, der sie mit den Menschenkindern in dies abenteuerliche Handgemenge bringt. Der Mensch selbst, als der Gegenstand dieser göttlichen Wegelagerung und Raubritterei, erträgt noch mit fröhlicher Laune die tyrannische Uebermacht des Göttlichen, der er individuell erliegen muß. Ihn hält dafür die allgemeine Macht des göttlich und menschlich verzweigten Volkslebens aufrecht, auf dessen Grund er so behaglich ruht, und

von dem er ebenſo wenig heruntergleiten kann, wie die Götter ſelbſt von ihrem ſie feſtbindenden Olymp losgekettet werden können. Dies ſind die epiſchen Geiſteszuſtände, die im Homer ihre eigentliche Nationaldichtung und ihre wahre Concentration erhalten haben. Der Mangel an individueller Berechtigung aber, welcher ſich ihren Göttern gegenüber bei den Griechen zeigt, wird durch die Tragödie zu einer beſtimmten Idee ausgebildet und erſcheint hier als dieſe, das ganze perſönliche Leben bezwingende, Schickſalsidee, welche zugleich als die höchſte poetiſche Idee daſteht, zu der es das helleniſche Alterthum überhaupt hat bringen können. Die Schickſalsidee iſt die zum Bewußtſein gebrachte Idee des menſchlichen Individuums, das in ſeinem Eigenleben den Göttern zum Raube preisgegeben iſt, und die Tragödie hat aus dieſer Idee heraus den tiefſten Klagegeſang über die, durch die göttliche Macht hervorgebrachte, Zerſtückelung des menſchlichen Lebens ertönen laſſen.

In der griechiſchen Tragödie tritt zuerſt dieſe merkwürdige Kehrſeite des antiken Volksdaſeins heraus, auf der es ſich in ſeinem menſchlichen Selbſtbewußtſein gebrochen und beeinträchtigt bekennt, und durch die Trauer, die es um der menſchlichen Bedürftigkeit willen erhebt, zugleich ſchon ſeinen Wendepunkt andeutet, den

man in den Chorgesängen des Sophokles vielfach als einen christlichen bezeichnet hat. So fehlt in der griechischen Tragödie die eigentlich menschliche Wirklichkeit, die nur als eine beeinträchtigte im Gegensatz zu der göttlichen Machtausübung hingestellt ist, die sich aber nicht zu dieser freien selbsteigenen Lebensgliederung entfalten kann. Und wo die weltliche individuelle Wirklichkeit schon mehr durchzubrechen strebt, wie bei Euripides, macht sich zugleich ein Verfall des eigentlich antiken Kunstprinzips schon bemerkbar. Das Alterthum bringt es immer nur zum Drama des in das Menschenthum hineinspielenden Götterlebens, während auf dem Grund und Boden des Christenthums erst das Drama des aus dem Göttlichen heraustretenden wahren Menschenlebens beginnt.

Wenn die griechische Poesie die Gegensätze des Göttlichen und Menschlichen bis zu dieser höchsten Spitze der tragischen Schicksalsidee gegen einander heraustreten läßt, so haben wir in der bildenden Kunst der Griechen, in der Sculptur, das eigentlich bindende und vermittelnde Prinzip des hellenischen Lebens zu erkennen. Die Sculptur, als diese eigentliche Kunst der plastischen Bildung, ist als die wesentlichste Ergänzung zum Epos und zur Tragödie der Griechen zu betrachten, und hilft erst die Totalität der hellenischen

Weltanſchauung zu einem Ganzen vollenden. In der bildenden Kunſt werden die Formen und die Züge der menſchlichen Schönheit gewiſſermaßen in Gott geſammelt, es tritt nicht die göttliche Schönheit aus dem Menſchenbilde heraus, ſondern die menſchlichen Formen werden von den Künſtlern eklektiſch zuſammengeleſen, und wo er die ſchönſten findet, bildet er den Gott darin. Die ideale Götterſchönheit, wie ſie aus der idealen Menſchenſchönheit herrlich hervorgeht, zeigt hier die Ineinanderbewegung des göttlichen und menſchlichen Weſens nur in jener äußerlichen Natürlichkeit an, die als die Gränze und Schranke des antiken Lebens überall ſtehen bleibt, und in der Plaſtik, als dieſer eigentlichen Kunſt des antiken Lebens, ſich durch die Art und Weiſe der Bildung des Gottes ſelbſt am meiſten anzeigt.

Das Schönheitsideal, das die Griechen aus vielen einzelnen ſchönen Formen von verſchiedenen Körpern her zuſammenſuchten, wie von vielen großen Künſtlern des Alterthums ausdrücklich überliefert iſt, das Schönheitsideal erſcheint dadurch gewiſſermaßen als ein Sammelbegriff der ganzen Wirklichkeit ſelbſt, und das daraus hervorgegangene Bild der Gottheit wird zu einem Collectivbild der Menſchheit ſelbſt, zu einem Auszug und Inbegriff aller ſchönſten menſchlichen Formen. Die Gottheit erſcheint in dieſem ihrem Bilde als der

Inbegriff der Menſchheit ſelbſt, aber in dieſer bloß natürlichen Zuſammenfügung der göttlichen und menſchlichen Elemente.

Man hat in der Kunſttheorie zu behaupten geſucht eine ſolche Auswahl einzelner ſchöner Formen von verſchiedenen Körpern zu einem Ganzen ſei unmöglich und unkünſtleriſch, und beſonders hat Bernini die Meinung ausgeſprochen, ein beſtimmtes Glied und Theil des menſchlichen Leibes paſſe ſich zu keinem andern Körper, als dem es urſprünglich eigen iſt. Dieſe Anſicht iſt jedoch namentlich durch Winkelmann, (Kunſtgeſchichte II. 61. flg.) entſchieden widerlegt worden, und ſie wird es am meiſten durch die Anſchauung der Antike ſelbſt, in der die individuelle ſchöne Form, von den verſchiedenſten Seiten her der Wirklichkeit entlehnt, ſich zur Harmonie des ganzen Bildes, und zur einheitlichen Geſtalt der Gottheit ſelbſt zuſammenfügte. Dieſe objective Einheit des Mannigfaltigen macht auch vorzugsweiſe das Weſen der Antike und den Character des plaſtiſchen Standpunkts überhaupt aus.

Indem die Griechen die Schönheit aus vielen einzelnen ſchönen Körpern zuſammenfügten, wie Zeuris ſeine Juno aus den fünf Schönheiten zu Kroton bildete und wovon auch Sokrates in ſeiner Unterredung mit

dem berühmten Maler Parrhasius (bei Xenophon in den Memorabilien III. 10. 2.) das Prinzip erörtert, so legten sie dadurch eben ihren hohen Sinn für die objective Idee der Schönheit an den Tag. Diese Idee der Schönheit waltete zugleich als ein strenges Gesetz, indem ihr gegenüber alle persönliche und subjective Vorliebe für diese oder jene Form unterdrückt, und nur das aufgenommen und herausgebildet werden mußte, was dieser allgemeinen Gesetzgebung der Schönheit, die das ganze Lebensgebiet durchzog und absteckte, entsprach.

Den Göttern selbst konnte nicht allgemein das gleiche Maaß der Schönheit zuertheilt werden, sondern jeder Gott hatte seine bestimmte Schönheit, in welcher er sich eben seinem Wesen nach individualisirte. Weil der Gott aber immer der schönen menschlichen Form bedurfte, um die Gestalt seiner eigenen Offenbarung zu finden, so mußte das ganze Leben sich demgemäß auf dieser gesetzmäßig vorgeschriebenen Linie der Schönheit bewegen. So ward sogar die Zeugung schöner Kinder durch darauf gesetzte Preise befördert, und unter den bekannten, in einem alten Volksliede enthaltenen vier Wünschen der Griechen waren die ersten, gesund und schön von Gestalt zu sein.

Die höchsten Bildungen der Götter bei den Griechen

geſchahen noch nicht in menſchlicher Geſtalt, ſondern ſie wurden zuerſt durch viereckige Steine und unbearbeitete Klötze andeutungsweiſe vorgeſtellt, zuvörderſt in den bekannten dreißig Steinen, in welchen in älteſter Zeit ſchon dreißig Gottheiten der Griechen angebetet wurden, und die ſich in der Stadt Pharä in Achaja noch in den Zeiten des Pauſanias befanden*). Aus dem Stein heraus, der auch als bloße Säule ſich darſtellt, fand nach der allmälig fortſchreitenden Lebensbildung der Griechen die immer vollkommenere Erzeugung der Geſtalt Statt, indem der Stein bald mit einem Kopf verſehen, dann auch in den Unterſchieden des Geſchlechts bezeichnet, ferner durch einen Einſchnitt zur Abſonderung der Schenkel weiter gegliedert wurde, bis zuletzt Dädalus, der in Holz arbeitete, dem unförmlichen Bild das bewegliche Leben ſchenkte, indem er ihm gänzlich die Beine und Füße löſte und dadurch zuerſt die eigentliche Freiheit der menſchlichen Geſtalt in das Götterbild hineintrug. So wurde auf erhöhteren Stufen des Volkslebens, je mehr durch geiſtige Bildung das Menſchliche ſich ſeiner wahrhaft göttlichen Beſtimmung zuzuwenden ſchien, das Göttliche immer mehr als das Menſchliche, als das Ideal der menſchlichen Geſtalt, zur Erſcheinung gebracht.

*) Vergl. Winkelmann, Kunſtgeſchichte I. 2.

Nachdem das Ideal der menſchlichen Formen für die Götter gefunden worden, ſcheint das Staatsgeſetz ſelbſt beſtimmte Normen feſtgeſtellt zu haben, nach denen jede Gottheit in ihrer eigenthümlichen Weiſe gebildet werden mußte. Es herrſchte aber auch der Volksglaube, daß die Geſtalten der Götter den Künſtlern in einer Erſcheinung ſo offenbart worden wären, wie ſie dieſelben in ihren Werken dargebildet, was auch Parrhaſius von der Geſtalt, in der er den Herkules gemalt, ſelbſt gerühmt haben ſoll. Denn dies iſt eben die heitere Lebensfülle der helleniſchen Welt, daß in ihr Alles, was gelten ſollte, wie aus der unmittelbaren Anſchauung gewonnen ſein mußte. Der Grieche gewann ſich ſeine ganze Wirklichkeit, die er anſchaute, als dies naturfriſche und unmittelbare Erlebniß ſeines Bewußtſeins, ſeine Objectivität erlebte er ſelbſt als ein Natürliches, und ſicherte ſie dadurch vor dem Zerfreſſenwerden durch die Reflexion, woran ſie bei den Neueren ſo oft kranken muß. Seine Ideale kannten darum den Zwieſpalt mit der Natur und Wirklichkeit nicht, weil, was idealiſch erſchien, nur die Wirklichkeit ſelbſt bei ihnen war, und als Natur in unmittelbar gegebener Form vor ihnen lag. So ſchöne Menſchenformen, als ihre Künſtler in den Götterbildern zeigten, hatten die Griechen wirklich, das Ideal war Natur bei ihnen

und so erlebten sie ihre eigenen Götter unaufhörlich in sich selbst. Sie kannten nicht den Gott der Tradition, wozu sich den Neueren der wahre lebendige Gott so oft wieder verknöchert, sie kannten nicht den Gott, der bei uns aus einem Buch in das andere hinübergenommen, und tausendfach künstlich immer wieder verbrieft und versiegelt wird, ohne nur einmal angeschaut und unter den Frühlingsgewittern der Wirklichkeit wahrhaft erlebt zu werden. Die Kraft der menschlichen Formen, in denen der Gott sich damals trug, hat jetzt nachgelassen, und sie werden für die Kunst nur wieder lebensvoll aus der Tiefe des wahren göttlichen Gedankens heraus, der sie als ein neues Weltbewußtsein durchströmt und neu verschönt.

Als die eigentliche Blüthe dessen, was die Offenbarung der Gottheit überhaupt in der alten Welt hat wirken können, erscheinen uns die Heroen, diese Ideale des antiken Menschenthums, die zugleich um die Freiheit des menschlichen Geschlechts kämpfen und als Wohlthäter derselben eingreifen in ihre Verhältnisse und Bewegungen. Als die Produkte der göttlichen Offenbarung der alten Welt erschienen sie darum auch als die Söhne Gottes, aber es zeigt sich an ihnen bloß das göttlich gewordene Menschenthum insofern, als es mit den Eigenschaften des Göttlichen nur behaftet

iſt, die einzeln an ihm bleiben, und nicht das ganze Weſen durchdrungen haben. Alle Menſchen ſind im Alterthum zu Heroen beſtellt und können in die göttlichen Reihen derſelben verſetzt werden, aber die darin ſich verkündigende Vergöttlichung der Menſchennatur vollbringt ſich nicht aus dem innern Geiſte heraus, und erfüllt darum nicht das ganze Menſchenweſen mit der göttlichen Kraft, ſondern nur einzelne Theile desſelben. Der verwundbare Fleck des Achill, dieſe Ferſe, auf welcher dem göttlichen Helden der vergängliche Menſch haften geblieben, und von wo aus ihn das Verhängniß der Endlichkeit auch ereilen muß, dies iſt das wahre Sinnbild des Hellenismus, und drückt in den ſchönſten und größten Formen die Vollendung und den innerſten Mangel deſſelben zugleich aus. Es iſt an dem heitern Gebilde der antiken Art und Kunſt jener wehmüthig ſchöne Hauch, der den glänzendſten Lebensſpiegel immer leiſe trübt. Die Götter haben alles Menſchliche an ſich geriſſen, aber der Menſch vermag ſich nimmer ganz mit dem göttlichen Leben zu durchdringen, es bleibt ihm an der Ferſe haften jener kleine freſſende Flecken der Endlichkeit, der ihm näher und näher bis in das innerſte Leben nagt. Durch die Feuerläuterung, durch der Flammen Gluth, hat Achills Mutter ihrem herrlichen Sohn die Unſterblichkeit zu

verleihen getrachtet, aber er hat nicht „ganz göttlich und unsterblich zu werden vermocht. Statt der Läuterung durch das Naturelement, bietet sich im Christenthum erst die wahre Läuterung und Vergöttlichung des endlichen Menschenlebens durch die Flammen des Geistes dar.

---

24. Die antike Objectivität.

Die vielgerühmte Objectivität des antiken Lebens ist dies bloß natürliche Dieſſeits, das die schönste Form für diese in sich ruhende Selbstbefriedigung gefunden. Diese Objectivität der Alten, die sowohl in der Kunst wie in der ganzen Lebensanschauung so hoch gestellt worden, das Ideal der Antike, das allen Zeiten seitdem ebenso sehr als unerreichbare wie als höchste Form alles Schaffens vorgeschwebt, es ist diejenige Darstellung, in welcher das göttliche Leben des Objects an und für sich zu seinem Rechte und zu seiner Befriedigung gelangt, es ist der in der realen Gegenständlichkeit eingeschlossene und abgefundene Gott, der sich in der Antike vollkommen zur Erscheinung bringt, ohne daß noch etwas von seinem Wesen verhüllt und geheimnißvoll an ihm zurückbliebe. Das antike Ideal

hat eben in dieſer Objectivität, um die es ihm allein zu thun iſt, Alles gefunden und Alles herausgeſagt, und macht dadurch auf die höchſte Vollkommenheit der Darſtellung ſchlechthin Anſpruch, indem es im Aeußern das Innere durchweg erſchöpft haben muß.

Dieſe abſolute Vollkommenheit der Antike hat ihr auch vorzugsweiſe den Namen der klaſſiſchen Kunſt verſchafft, es iſt das Ideal der Klaſſicität, in welchem ſich der Begriff des ganzen Alterthums uns gegenüberſtellt. Indem die lediglich aus der Objectivität heraustretende Kunſt der Alten die wahre Realität der Schönheitsidee, aus dem Gegenſtande ſelbſt heraus, gefunden, iſt ſie dadurch als die vorzugsweiſe klaſſiſche oder vollkommene Kunſt in den Mittelpunkt des Kunſtlebens überhaupt getreten.

Der Begriff des Klaſſiſchen, der an ſich nur den Ausdruck einer beſtimmten Stufe der Völkerbildung iſt, hat ſich zugleich zu einem allgemeinen Kunſtbegriff ausgedehnt, der aber als ſolcher nach dem Bedürfniß der Zeiten, aus dem er hervorgegangen, auch wieder eingeſchränkt werden muß. Die Klaſſicität der Alten war zugleich die der Göttlichkeit des Objects entſteigende Schranke für das ſubjective Leben des ſchaffenden Geiſtes, für jene innere Bewegung der Perſönlichkeit, die bei den Neueren faſt alle ihre Kunſtgebilde durchbricht,

und ſich, innerhalb der Realität des Gegenſtandes ſelbſt, noch gar nicht erſättigen und ſtillen kann. Die ſchaffende Perſönlichkeit der Alten hatte ſich ſelbſt noch gar nicht im Sinne, und ſie hatte nicht den überfluthenden Drang, eine andere ſubjective Genugthuung an dem Werk zu erſtreben, als ſchon in der vollkommenſten Ausgeſtaltung ihres Gegenſtandes ſelber lag.

Daher hat man mit Recht bemerkt, wie ſchwer es ſei, die Perſönlichkeit der alten Dichter und Künſtler in ihren Werken zu errathen, während die Neueren oft ihre ganze Lebensgeſchichte in ihre Werke hineingeſchrieben haben, ſich ſelbſt nicht loswerden können, aber auch ſich ſelbſt wahrhaft finden wollen, indem ſie ſchaffen. Dies iſt der ſubjective Lebensdrang der chriſtlichen Zeit, wo der göttliche Inhalt des Daſeins in den innerſten Menſchen ſelbſt hineingetreten, und nicht mehr als eine ihm äußere Wirklichkeit ihm gegenüberſteht, ſondern aus dem innerſten Menſchen heraus und im Durchgang durch denſelben ſich als eine neue Wirklichkeit geſtalten will. Man hat den Dichtern, die in neueſter Zeit vorzugsweiſe von der Antike gelockt worden und ihr nachgeſtrebt haben, wie Göthe, den Vorwurf der Unchriſtlichkeit gemacht, und doch hat es, bei aller dieſer Objectivität der Form, die in den göthe'ſchen Dichtungen erreicht iſt, zugleich keinen

ſubjectiveren Dichter gegeben, dem darum in dieſer Beziehung das chriſtliche Element nicht abzuſprechen iſt, denn dieſe ſubjective Ergriffenheit des ganzen Lebens, die ſich bei Göthe in der Produktion fortwährend zu reinigen und zu läutern ſucht, und die immer nur aus dem wahrhaft Menſchlichen das rein Göttliche zu entwickeln ſtrebt, ſie macht das wahre Weſen chriſtlicher Lebensentfaltung aus. Göthe zeigt uns am meiſten die Unbezwinglichkeit der Subjectivität und Perſönlichkeit in der modernen Kunſtwelt, und deutet zugleich in ſeiner Dichtungswelt die wahre Verſchmelzung der Antike mit der modernen Subjectivität an, und darin zugleich den Uebergang, auf welchen antikes und chriſtlich modernes Daſein ſich zur Einheit einer neuen Lebensgeſtaltung zuſammenzufügen haben.

Die antike Objectivität aber, welche den Gott in ſeiner realen Gegenſtändlichkeit feſthalten konnte, prägte darum in jenem klaſſiſchen Schönheitsideal vorzugsweiſe diejenigen Momente aus, welche als die Eigenſchaften der in ſich ſelbſt geſättigten und beruhigten Wirklichkeit erſcheinen, und die gerade immer am lebendigſten die Sehnſucht der Neueren nach dem klaſſiſchen Ideal wachgerufen haben. Dies iſt die Ruhe, die Stille und die Heiterkeit des antiken Kunſtgebildes, worin der weſentlich characteriſtiſche Ausdruck deſſelben beſteht.

Die Ueberſchwänglichkeit, welche in den Kunſtwerken der Neueren aus der gränzenloſen Subjectivität herfließt, die ſich in ihrem Werke gar nicht genug thun kann, ſie fehlt darum in gewiſſem Betracht auch dem antiken Schönheitsideal nicht, aber ſie erſcheint bei demſelben ebenfalls nur als die höchſte und innerſte Ausdehnung der Objectivität ſelbſt, es iſt die in Bewegung gerathende Unendlichkeit des objectiven Bildes, welche auch die Kunſtwerke der Alten mit einem hohen inneren Leben durchwogt, aber die Subjectivität iſt nicht hineingezogen und mitleidend gemacht bei dieſer lediglich in den Gränzen des Objects haften bleibenden Bewegung. Dem Object aber den Schein ſolcher inneren Bewegung zu geben, daß es ſich aus ſich ſelbſt ins Unendliche und Unermeßliche hinein ausſtreckt, das haben die Alten in ihren größten Kunſtwerken immer meiſterlich verſtanden. So hat Winkelmann in ſeiner Beſchreibung mehrerer antiken Götterbilder ſinnreich bemerkt, daß dieſelben vor dem anſchauenden Auge gewiſſermaßen wachſen und ſich vergrößern. Dieſer in ſich ſelbſt wachſende Lebenspunkt, den die Alten in ihren Werken mit einer ſo wunderbaren und geheimnißvollen Kunſt getroffen, er iſt das eigentliche Ideal ihrer klaſſiſchen Darſtellungskunſt, die ſonſt in ſo harten Banden der Objectivität gefeſſelt gelegen.

Dieſe Objectivität der Alten konnte aber, wie ſie an ſich war, zu keiner dauernden und wahrhaft beglückenden Geiſtesform im Völkerleben werden. Dies klaſſiſche Schönheitsideal, das die ganze unendliche Welt in das Object einſchloß, es mußte auch mit der objektiven Wirklichkeit ſelbſt, wie ſie im Fortgang der Zeiten ſich auflöſte, wieder zerfallen. Das vollendete Bild, in welchem die Griechen die Göttlichkeit der Form darſtellten, es vermochte noch nicht als die wahre Form des Göttlichen ſtehen zu bleiben, es drückte dieſe Einheit des Göttlichen und Menſchlichen, welche das höchſte Bild iſt, nur eben in dieſer bloß natürlichen Zuſammenfügung beider Elemente aus. Dies von der helleniſchen Weltanſchauung erreichte Bild, nachdem es mit ſeinen wunderbaren Illuſionen ſein Zeitalter erfüllt und über daſſelbe den Reiz eines kurzen Jugendfrühlings ausgegoſſen hatte, es verging wieder in ſich ſelbſt hinein, und verfiel an den Tod des Körperlichen und Gegenſtändlichen, das es zu ſeinem Gott erhoben hatte. Es hinterließ in ſeinem Verſcheiden, wo es zerbrach durch des Geiſtes wahre Offenbarung, die ſich in dem Weltalter des Chriſtenthums herandrängte, es hinterließ ſeine Schönheit als ein zauberiſches Erbe den nachkommenden Geſchlechtern, denen es ſeitdem immer in den Händen und auf dem Herzen wunderbar

gebrannt hat. Es hinterließ die ſchöne Form des objectiven und wirklichkeitsvollen Daſeins, die, nachdem der rechte Grund des Geiſtes durch die chriſtliche Offenbarung gefunden worden, nun wieder als die Vollbringerin des ächten Lebensbildes locken ſoll, es hinterließ den Hellenismus als die Vergangenheit und zugleich als eine neue Zukunft des Chriſtenthums.

Der Verfall des helleniſchen Ideals in ſich ſelbſt ſtellt ſich aber am entſchiedenſten in jener gänzlich materialiſtiſchen Denkweiſe dar, in welcher die alte Zeit überhaupt ihr Ende und ihre Auflöſung gefunden. Dieſer Materialismus, in welchem ſich das göttliche Körperleben der Alten ſo auf die Spitze getrieben, daß zuletzt auch der Geiſt ſelbſt nur als etwas Körperliches angeſehen wurde, dieſer Materialismus erhielt zuletzt gewiſſermaßen ſeine Philoſophie in dem Syſtem des Epikur, und beſonders auch in derjenigen naturaliſtiſchen Weltanſchauung, wie ſie der Dichter Lucrez in ſeinem berühmten Werk von der Natur der Dinge in einem philoſophiſchen Zuſammenhange, gewiſſermaßen als einen Abſchluß der Weltanſchauung der alten Zeit überliefert hat. Namentlich iſt es die eigenthümliche Bildertheorie des Epikur, welche uns Lucrez in ſeinem Gedicht vollſtändig auseinandergeſetzt hat, und worin wir prinzipienmäßig den Verfall des eigentlichen

Lebensbildes der alten Welt, und ſeine Entartung zu einem bloßen Körperbild, zu erkennen haben. Der epikureiſche Lucrez iſt in dieſer Beziehung ein ſehr wichtiger Dichter, und wie ſeine Lehren und Geſinnungen die in der Auflöſung begriffene Menſchheitsperiode des Alterthums darſtellen, die er kurz vor der Erſcheinung des Chriſtenthums ſo gründlich und erſchöpfend in ihrer Entleerung an allem göttlichen und geiſtigen Inhalt charakteriſiren hilft, ſo tritt er auch in neuerer Zeit in Deutſchland vor dem Ausbruch der revolutionairen Bewegungen des achtzehnten Jahrhunderts mit einem merkwürdigen Einfluß auf die Geiſter wieder hervor. Der größte deutſche Dichter ſelbſt, Göthe, ging einmal ernſtlich damit um, ein ähnliches Werk ganz in der Weiſe des Lucrez zu dichten, wobei er die Knebel'ſche Ueberſetzung als Grundlage benutzen wollte.

Jene Bildertheorie des Epikur aber, wie ſie uns Lucrez im vierten Buch ſeines Gedichts überliefert hat, haben wir uns zum Schluß dieſes Abſchnitts über das klaſſiſche Ideal noch näher zu veranſchaulichen. Nach dieſer Anſicht ſchicken die Oberflächen der Körper dünne Figuren von ſich aus, woraus das eigentliche Bild der Dinge entſteht. Lucrez bezeichnet dieſelben als kleine Häutchen, welche gleichſam die Hülſen der Körper ſind, und von dieſen ſich ablöſen, um das Bild zu

formiren. So ist das Spiegelbild, oder das Bild, das im Wasser gesehen wird, selbst etwas Körperliches, indem es als eine selbstständige Ablösung von den Körpern, die sich auf der Fläche spiegeln, dort gegenständlich wird. Es heißt Buch IV. 145.

Immer ein Aeußerstes quillt empor in Fülle von Dingen,
Welches sie von sich schießen; und trifft es auf andere Körper,
Dann dringt solches hindurch, am meisten durch Stoffe der Kleider:
Trifft es jedoch auf rauheren Stoff der Steine, des Holzes,
Wird es zerrissen, und giebt kein Bild zurück von denselben;
Stellet sich etwas jedoch, das dicht und glatt ist entgegen
Und vorzüglich der Spiegel, so trägt dergleichen sich nicht zu:
Denn durchdringen kann es ihn nicht, wie das Kleid, auch zerrissen
Wird es nicht, da zuvor schon selbst die Glätt' es beschützt hat.
Daher fließen in Menge zurück die Bilder des Spiegels:
Und so schnell du ein Ding hinstellest, in welcher Minute,
Was für ein Ding es auch sei, sogleich erscheinet das Bild dir.
Dieses beweist, daß stets den obersten Flächen der Körper
Bilder entfließen von dünnem Gewob', und leise Gestalten.

Diese rein materialistische Objectivität hebt alle geistige Anschauung und Erkenntniß der Dinge besonders deshalb auf, weil sie folgerecht auch zu der Annahme kommt, in den dermaßen körperlich erzeugten Bildern der Dinge liege einzig und allein der Grund, daß wir sehen und erkennen. So ist das Körperliche überall das Ursprüngliche, aus dem Körper hat sich erst die Bewegung des Geistes ergeben, selbst die Glieder des Körpers sind nicht des Gebrauchs wegen, also nicht

zu einem ideellen an ſich daſeienden Zweck, entſtanden, ſondern aus dem Entſtandenen hat ſich erſt der Gebrauch deſſelben ergeben.

Auch das Sehen war nicht vor entſtandenem Lichte der Augen,
Noch der Rede Gebrauch vor anerſchaffener Zunge.

Die Erlöſung von dieſer Objectivität, von einer Objectivität, welche Alles ſein wollte, und damit zuletzt an das Nichts verfiel, welche die im Naturbilde real gewordene Einheit des Göttlichen und Menſchlichen war und mit einer Zerſtörung des Menſchlichen wie des Göttlichen, mit einer Verzweifelung an aller ſelbſteigenen Bedeutung des Geiſtes überhaupt endete, die Erlöſung davon, und darin die wahre Befreiung des unendlichen ſubjectiven Geiſtes der Menſchheit, konnte nur die Offenbarung des Chriſtenthums hervorbringen. Das chriſtliche Ideal iſt es, oder die wahre Wiedereinſetzung des Bildes in ſeine geiſtige Weſenheit, womit wir uns nun in unſerm folgenden Abſchnitt zu beſchäftigen haben.

---

25. Das chriſtliche Ideal.

Im Chriſtenthum iſt es der Gott im Menſchen, welcher als die neue treibende Lebenskraft der Völker-

geſchichte und als das neue Ideal der Kunſt erſcheint. Im Chriſtenthum iſt es auf den Menſchen abgeſehen, wie im Heidenthum auf den Gott. Der wahre Menſch ſoll jetzt offenbar werden, der ganze Menſch ſoll wiedergeboren werden, der Menſch, in dem Gott wohnt, der Menſch als wahrhaft Gottes Kind, das ächte Menſchenthum, ſoll ſich entwickeln und in die Lebensbewegung hinaustreten. Das Kreuz Jeſu Chriſti wird uns in dem Sinne, in dem wir es hier zu betrachten haben, als der wahrhaft grüne Stamm der Weltgeſchichte, als die Grundſäule zum Tempel der freien und glücklichen Völker erſcheinen.

Das klaſſiſche Ideal der alten Welt muß durch die neue chriſtliche Weltanſicht zuerſt ſeine Auflöſung finden, die antike Objectivität, die in den Gränzen der natürlichen Endlichkeit auch die ganze unendliche Welt des Individuums hatte feſthalten und einſchließen wollen, ſie mußte erſt zu dieſer ganz entgötterten Wirklichkeit werden, wie ſie im Lichte des neu aufgehenden Chriſtenthums ſich zeigte, ehe das letztere ſeine Aufgabe, die Offenbarung des unendlichen ſubjectiven Daſeins des Menſchengeiſtes, und damit die wahre Erlöſung des Geſchlechts, beginnen konnte.

Chriſtus, in der Welt erſchienen als das wahre

Lebensbild der Menſchheit, als das ächte Bild der Einheit des Endlichen und Unendlichen, ſteht als der höchſte Gipfel der Menſchwerdung Gottes da, und ſchließt damit die alte Welt vollkommen ab, in welcher die Menſchwerdung Gottes als eine bloß reale Gegenſtändlichkeit, in einer dem ſubjectiven Geiſt durchaus äußerlich bleibenden Weiſe und Form, vollbracht war.

Die Statue des alten Gottes, dieſe ſchöne Siegesgeſtalt der göttlichen Objectivität, ſie hatte das Auge verſchloſſen, und drückte durch dieſen Mangel in der Darſtellung des Auges gerade den fehlenden ſubjectiven Lebenspunkt aus, welchen der Gott hier in ſeiner eigenen Offenbarung nicht hatte.

Dies iſt die blinde Objectivität des antiken Gottes, der das Zeichen des göttlichen Selbſtbewußtſeins, das Auge, noch nicht an ſich trägt, und der dieſe harte und kalte Realität des Naturgebildes noch nicht durchbrochen und durchleuchtet hat mit dem Feuer dieſes Selbſtbewußtſeins, welches das wahre Verbindungsglied zwiſchen dem Gott und dem Menſchen iſt.

Dies verſchloſſene Auge der alten Objectivität geht zuerſt in Chriſtus auf, und dies Licht, das in ihm aufbricht, beſcheinet grüßend zwei Welten, die alte, deren Vollendung und Erfüllung er wird, und die

der Natur aufgedrungene unwahre Linie, doch den inneren beweglichen Lebensausdruck dadurch zu erſetzen.*)

Die antike Sculptur, die das Auge bloß in ſeiner Wölbung und in ſeinem Abſchnitt von den Augenliedern andeutete, verzichtete gänzlich auf die innere Darbildung dieſes wahrhaft individuellen und geiſtigen Lebensorgans, weil es nicht in der ganzen Anſchauungsweiſe, die hier mit dem Bilde des göttlichen nnd menſchlichen Weſens verbunden wurde, gegeben lag. Dem antiken Geiſt war es überhaupt eigen, Alles mehr in der Maſſe zu betrachten und namentlich die menſchliche Geſtalt und ihre Verhältniſſe mehr in dem Ausdruck des leiblichen Gliederbaues und der harmoniſchen Verarbeitung der Knochen und Muskeln, als im Geſicht, in dieſem geiſtigen individuellen Brennpunkt des ganzen Lebens gebildet zu ſchauen.

Indem Chriſtus den menſchgewordenen Gott verkündigte, brachte er dadurch den inneren göttlichen Lebenskern der menſchlichen Natur, und zwar aus dem Selbſtbewußtſein der unendlichen Subjectivität heraus, zur Geltung. Der entgöttlichten Objectivität des Menſchengeiſtes, womit die antike Welt geendet hatte, eine von der wahrhaft göttlichen Subſtanz erfüllte

*) Vergl. Schleiermacher's Aeſthetik, herausgegeben von Lommatzſch, S. 364.

Subjectivität gegenüberzustellen, darum handelte es sich zuerst im Christenthum, und darum nahm die erste Periode des christlichen Völkerlebens, durch das ganze Mittelalter hindurch, diesen überschwänglich subjectiven, in die Innerlichkeit sich einspinnenden, in gewissem Betracht immer mit der objectiven Lebenswirklichkeit zerfallenen, Character an. Es mußte aber erst das Christenthum als dieser Gegensatz gegen die heidnische Objectivität entschieden durchgearbeitet, nach allen seinen Seiten hin herausgekehrt und bis auf seine äußerste Spitze verfolgt werden, und so als die Gränzscheide zweier Weltalter sich hinstellen. So hatte es in dieser, seiner äußersten Subjectivität anfänglich eine negative Seite seiner Bedeutung vorzugsweise herausgewendet, es hatte zuerst jenen transcendenten Character annehmen müssen, welcher über die bestehende Wirklichkeit der Welt sich hinausschwang, und die Seligkeit und das Himmelreich gerade in dem Gegensatz von aller objectiven Aeußerlichkeit, in dem Mangel an allem Besitz der Wirklichkeit, im Leiden, in der Armuth und in der Verfolgung, erstrebte. So wird von Christus ausdrücklich den Armen das Reich Gottes verheißen, und die höchste Seligkeit den von den Menschen Ausgestoßenen. (Lucas 6. 20.) Gott selbst erscheint hier noch nicht heimisch auf Erden, sondern er hat nicht,

„wo er ſein Haupt hinlege.“ Nach der irdiſchen Exiſtenz zu trachten, wird ausdrücklich als heidniſch bezeichnet. Zuerſt ſoll getrachtet werden nach dem Reiche Gottes, wo dann alles Andere von ſelbſt zufallen werde. Was hoch iſt unter den Menſchen, wird als ein Gräuel vor Gott angegeben. (Luc. 16. 15.) Das Reich Gottes kommt aber nicht mit äußerlichen Gebärden, ſondern das Reich Gottes, heißt es, iſt inwendig in Euch. Chriſtus iſt aber gekommen, um ein Feuer anzuzünden auf Erden. Den niedrigſten Tod der Endlichkeit aber läßt er über ſich ſelbſt ergehen. Mit einem Verbrecher zugleich langt er im Paradieſe an.

Dieſe erſten Geſtaltungen und Richtungen des Chriſtenthums, welche eine neue Zerfallenheit zwiſchen Geiſt und Körper in das Bewußtſein der Menſchheit brachten, ſie gehören aber vorzugsweiſe nur dieſer gegenſätzlichen und negativen Stellung an, durch welche das Chriſtenthum zuerſt die in ſich ſelbſt verloren gegangene Objectivität der alten Welt, welche der leeren Form verfallen war, zu bezwingen hatte. Dieſe Aufgabe, das Ideal des antiken Weltbewußtſeins zu vernichten, war aber nur die eine Seite des Chriſtenthums, welche dem Uebergang der Zeiten als das wahre Gährungselement der Geſchichte diente.

Die andere Seite, welche eine poſitive Bedeutung

des Christenthums aus sich entfalten will, tritt aber nicht minder aus dem höchsten Grundgedanken der christlichen Religion, und aus ihrem ursprünglichen Wesen, unabweislich hervor. Der menschgewordene Gott des Christenthums ist zugleich der in der Wirklichkeit wahrhaft incarnirte Gott, welcher die Einheit der idealen und realen Welt in sich als vollbracht darstellt, und darin eine neue, tiefinnerste Zusammenfügung von Natur und Geist der Menschheit, das wahre Ideal der Wirklichkeit, welches die höchste Zukunft der Geschichte ist, aufgerichtet hat. Die alte Kirche selbst, deren Lehrer sich über die Verschiedenheit der beiden Naturen in Christus oft so abenteuerlichen und wahnsinnigen Vorstellungen überlassen, sie hat in ihren Synodalbeschlüssen immer vorzugsweise ein festes Bewußtsein darüber gezeigt, daß die Einheit der Person Christi, d. h. Christus als das wahre Bild der göttlichen und menschlichen Natur zugleich, die sich in gleicher Berechtigung in ihm durchdrungen haben, als das Nothwendigste festgehalten werden müsse. So wurde auf der ökumenischen Synode von Chalcedon das Bekenntniß über die Person Christi besonders dahin festgestellt, daß Christus bei der Verschiedenheit seiner beiden Naturen doch Eine Person, wahrer Gott und wahrer wirklicher Mensch zugleich gewesen.

Die Incarnation des Gottes im Menſchen erſcheint hier ſomit als das Ideal der eigentlichen Entwickelung des Menſchengeiſtes zu ſeiner wahren göttlichen Natur, zu ſeinem höchſten Selbſtbewußtſein, in dem die wahre Einigung und Einheit mit Gott, und die ächte Geſtaltung ſeiner eigenen Lebenswirklichkeit erlangt wird. Chriſtus iſt deshalb vorzugsweiſe als der wahre Menſch ſelbſt, der in ihm zur Offenbarung gekommen, zu begreifen, er iſt nicht mehr der Gott von Marmor, Erz und Holz, ſondern der Gott von lebendigem Fleiſch und Blut, und es iſt deshalb etwas Weſentliches für die ganze Weltanſchauung des Chriſtenthums, gerade in ſeiner körperlichen Erſcheinung das wirklich menſchliche Fleiſch und Blut feſtzuhalten.

Wenn uns Schelling an einer Stelle ſeiner neuen Offenbarungsphiloſophie von dem Fleiſche Chriſti bemerkt hat, daß daſſelbe, da Chriſtus den Stoff ſeiner Incarnation aus ſich genommen, deshalb auch kein gemeines geweſen ſein könne, gleich dem unſrigen niederziehend und beſchwerend, und wenn er daraus die wunderbare Feinheit Chriſti als Kind, die Kräfte, die aus ſeinem Körper ausſtrahlten, und um deren willen ſich die Menſchen um ihn drängten, wie auch ſeinen frühen Tod am Kreuz, „während ſonſt Gekreuzigte länger lebten," herleiten will, ſo hat er uns dadurch in eine

finstere Anschauungsweise versetzt, die dem hellgewordenen Geist des heutigen Christenthums nicht mehr entspricht.

Auch meint Schelling, daß sich danach, also nach dieser übernatürlichen Beschaffenheit des Fleisches Christi, auch das Christusideal der Kunst bestimmen müsse, welches bis jetzt weder in der Malerei noch in der Sculptur gefunden worden. Das wahrhafte Christusideal kann aber nur sein das Ideal des wahrhaft Menschlichen, das nicht als die übernatürliche, sondern als die wahrhaft natürliche Incarnation des Göttlichen sich erweist. Das Gottmenschliche, welches die Kunst in ihren höchsten Gebilden zur Erscheinung gebracht, und das in der fortstrebenden Völkergeschichte sich in allen Bildungszuständen zu dem wahrhaft Menschlichen als dem ächt Christlichen zu gestalten trachtet, es ist das ächte Bild der Wirklichkeit, die sich in ihrer göttlichen Wesenheit darstellt, und die Kunst hat es in ihren höchsten Hervorbringungen nur mit dieser Wirklichkeit, niemals aber mit übernatürlichen Incarnationen, die nur ein wesenloses Frazzenbild erzeugen würden, zu thun.

Christus selbst erscheint wahrhaft als der eigentliche Künstler der Wirklichkeit, wie er auch (Joh. 9. 4.) von sich sagt: „ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat." Wie er dem antiken Heidenthum

gegenüber zunächſt als der Zerſtörer der objectiven Wirklichkeit uns erſchien, ſo iſt er doch, ſeinem eigenſten göttlichen Grundgedanken nach, weſentlich das weltſchöpferiſche Prinzip in Gott ſelbſt, und dadurch das geſtaltende, eine neue Objectivität erzeugende Leben der ganzen nachfolgenden Welt. Der Bibelſpruch: „ich lebe nicht, ſondern Chriſtus in mir!“ ſagt nur dieſe ewige Einheit des Göttlichen und Menſchlichen aus, die das ſich fortgeſtaltende Leben der Wirklichkeit ſelbſt iſt, und deren Geheimniß in der Erſcheinung des Chriſtenthums offenbar geworden. Chriſtus, wie er auch nach dem Kirchenglauben, als die zweite Perſon der Gottheit, der Mittler zwiſchen Gott und Welt iſt, vermag dies nur dadurch zu ſein, daß mit ihm, als dem Sohn Gottes, die Erzeugung der Welt aus Gott überhaupt begonnen, und daß er ſomit der göttliche Lebenspunkt der Wirklichkeit iſt, in dem ſie deshalb auch ihre Erlöſung zu finden hat, die aber nichts Anderes iſt als ihre wahrhafte Fortgeſtaltung aus dem göttlichen Weſen heraus, die wahrhaft göttliche Selbſtbeſtimmung ihres freien Daſeins.

Chriſtus, in dem die Kirche ſelbſt das eigentlich weltbildende und plaſtiſche Prinzip von Ewigkeit her geſehen, er iſt, wie er der ewige Uebergang von Gott zu Welt iſt, ſo auch der ewige Mittler von Wirklichkeit

zu Wirklichkeit. Die Wirklichkeit aber, die sich in ihm aufgelöst hat, wie die der antiken Welt, muß sich auch in Allem, was ewig in ihrer Schöne und Größe war, zuletzt in ihm wiederfinden und zu ihm neu versammelt werden, welches die Syntheſe des antiken Schönheitsideals mit der christlichen Weltanschauung ist, die sich schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums merkwürdig angedeutet hat, und seitdem als eine Zukunft der Völkergeschichte stehen geblieben ist.

Die völkerverführende Helena, als das Prinzip der schönen antiken Fleischlichkeit, welche durch viele Mythen und mancherlei märchenhafte Vorstellungen des Mittelalters merkwürdigerweise hindurchspielt, sie hatte mehrfach den gegenseitigen Reiz der Lockung angedeutet, in dem helleniſches und christliches Prinzip sich gegenüber stehen geblieben sind. Umgekehrt war die heilige Jungfrau Maria der Christen nicht selten zur sinnlichen Helena geworden, und hatte in den mystischen Ausartungen des christlichen Kirchenlebens eine weltliche Gluth entzündet. Christus selbst war zuweilen wie Jupiter erschienen, und wenn der heidnische Zeus sich in Thiergestalten verwandelte, um die Töchter der Sterblichen sich zur Lust zu beschleichen, so gemahnten die geschnitzten Jesusbilder, welche zu den Nonnen ins Bett gelegt wurden, an nicht minder bedenkliche Operationen.

Auf einigen alten Gemälden der ersten christlichen Zeit erscheint sogar Orpheus als Symbol Christi. Ueberhaupt zeigen sich in den ältesten christlichen Kunstdenkmälern die Symbole der alten heidnischen Kunst schon vielfach in christlicher Bedeutung verwandt. Auf den ältesten Bildern, die Aringhi in seiner Roma subterranea beschreibt, sehen wir Christus beständig in römischer Kleidung, mit der Tunica, oft auch mit Tunica und Toga, die Füße gewöhnlich mit Sandalen, das Haupt aber unbedeckt. Den Pilatus erblickt man in diesen Bildern gewöhnlich in der Gestalt eines römischen Imperators, in einer Rüstung, und mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte.

Dieser Syncretismus des christlichen und antiken Lebens erwies sich schon in der Anordnung der christlichen Feste, die zum Theil den alten heidnischen Naturfesten entsprachen und dieselben gewissermaßen zu einer höheren Vergeistigung in sich aufgenommen hatten, wie sie denn auch von den ältesten Vorstehern der christlichen Kirche mit Absicht auf die Tage der heidnischen Feste verlegt wurden. Es konnte nicht fehlen, daß dabei auch von den heidnischen Festgebräuchen Manches in die Feier des christlichen Gottes überging, und wenn das Heidenthum anfänglich gewissermaßen in die christliche Kirche aufgenommen und darin

verſchmolzen werden ſollte, ſo pflanzte es ſich auch wohl mannigfach tief in die chriſtlichen Symbole ein.

---

26. Das Chriſtusbild.

Was die erſten bildlichen Darſtellungen des Chriſtenthums anbetrifft, ſo entwickelten ſich dieſelben erſt ſpät zu einiger Freiheit und Beſtimmtheit. Dies geſchah beſonders deshalb, weil es zuerſt den alten Chriſten ſtreng verboten war, auf bildliche Geſtaltungen ſich einzulaſſen, indem im Bildwerk ſtets noch die Verlockung, in den heidniſchen Polytheismus zurückzuverfallen, gefürchtet wurde.

Das Bild von Chriſtus ſelbſt, das Götterbild des neuen Weltalters, in welchem nicht, wie beim antiken, die menſchliche Schöne nur ein willkürlich aufgegriffenes Zeichen des göttlichen Weſens war, ſondern worin das neue Ideal ſo dargeſtellt werden ſoll, daß der ganze Gott den ganzen Menſchen durchdrungen, dies Chriſtusideal hat ſeine künſtleriſche Geſchichte, die wir uns jetzt in einigen Zügen näher veranſchaulichen müſſen.

Die Vorſtellungen, welche man überhaupt von der Geſtalt Chriſti hatte, erſcheinen in den älteſten

Zeiten des christlichen Lebens verschiedenartig, und besonders zweierlei. Die eine dieser Vorstellungen suchte in Christus nur den häßlichen, ungestalten, gemißhandelten Gott zu erblicken, und bezweckte damit, der ersten christlichen Weltansicht gemäß, den Gegensatz gegen den vorzugsweise schönen Gott des antiken Ideals aufzustellen, denn es handelte sich bei dem christlichen Gott zuerst nur um sein Leiden, um seine Niedrigkeit, als die wesentlichsten Zeichen seiner menschgewordenen Gottheit. Diese Meinung der ältesten Christen hat sich besonders auf eine Stelle im Jesaias gestützt (III. 42.): „daß sich viele über ihn ärgern werden, weil seine Gestalt häßlicher ist denn andrer Leute, und sein Ansehen, denn der Menschenkinder!" Dies wurde von den heidnischen Schriftstellern, welche gegen das Christenthum geschrieben, auch häufig zu einem Vorwurf gegen die neue Religion benutzt, und der Epikuräer Celsus, der etwa 120 Jahre nach Christus gelebt, sagte: „Da der göttliche Geist in Jesu gewohnt hat, mußte er an Gestalt und Gesichtsbildung alle übrigen übertreffen. Sie selbst gestehen aber, daß sein Körper klein, ungestalt, und eines niedrigen Ansehens gewesen sei."

Als sich aber der christliche Geist erst zu dem Grade von selbständiger Entwickelung erhoben hatte,

daß er den Einfluß des antiken Schönheitsideals nicht mehr als einen verführerischen und zum Abfall verlockenden zu fürchten hatte, wandte auch er sich entschieden zum Ideal des schönen Gottes hin, und statt des niedrigen, in schmachvoller Gestalt dastehenden Christus, ward nun der in die wahre Glorie des Gottes tretende, weltbeherrschende und welterlösende, das wahre Bild für die christliche Phantasie, und Gegenstand der diesem Ideal nacheifernden Künstler.*)

Wie aber der häßliche Gott der Christen der Prophezeiung des alten Testaments entnommen worden, so mußte auch das schöne Christusideal zunächst auf eine Stelle der Psalmen sich stützen, wo es, im 45., heißt: „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern! Holdselig sind Deine Lippen! Darum segnet Dich Gott ewiglich!“ Auf diesen Psalm haben sich auch die ersten Kirchenlehrer gestützt, welche, wie Chrysostomus und Hieronymus, zuerst der herrschenden Vorstellung von dem häßlichen Christengott entgegenzuarbeiten gestrebt. Eine erschöpfende Zusammenstellung findet man darüber bei Jablonski, de Origine Imaginum Christi Domini, in seinen Opusculis, Te

*) Vergl. Fr. Münter, die Sinnbilder der alten Christen. II. 6. u. 7.

Waters Ausgabe, Lugd. Batav. 1809. Tom. III. p. 377.

Die Künstler, welche jetzt das Christusideal zu bilden strebten, konnten dabei ihre Phantasie vor der Einwirkung der heidnischen Antike nicht mehr bewahren. In den Christusbildern aus dem vierten Jahrhundert blickt plötzlich der jugendschöne Apollo heraus, der als Ideal bei der Bildung des christlichen Heilands angenommen wird. In einigen alten Christusköpfen tritt auch eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem allheilenden und menschenfreundlichen Gott Aesculap hervor. Einen andern Ausdruck brachten die verschiedenen nationellen Auffassungen der Völker in das Christusideal, und Christus erwies sich darin vorzugsweise zugleich als das lebendig gewordene Völkerideal, daß er bei den Römern, Juden, Griechen und Aegyptern, und allen andern Völkern überall nach der Verschiedenheit des nationalen Schönheitsideals gebildet erscheint. Hierbei ist es bemerkenswerth, daß alle diese verschiedenen Bildungen in mehreren Zügen auf eine ursprüngliche Tradition zurückweisen, die einen herrschend gebliebenen Typus besonders für das Gesicht Jesu Christi aufgestellt hat. Die Sage, daß sich Pilatus ein Portrait von Christus habe verfertigen lassen, ist freilich durch keine gegründete Ueberlieferung bestätigt worden, ebenso hat

ſich der bekannte Brief des Publius Lentulus, eines angeblichen Freundes des Pilatus, worin über die Perſon Chriſti ein genauer Bericht, gewiſſermaßen ein Polizeirapport an den römiſchen Senat abgeſtattet wird, als unächt erwieſen*). In dieſem Briefe wird nun Jeſus folgendermaßen beſchrieben: „Als ein Mann von ſtattlichem Wuchſe, anſehnlich, und einem ehrwürdigen Antlitz, welches die, ſo ihn ſehen, ſowohl lieben als fürchten können. Seine Haare ſind gelockt und kraus, etwas dunkel und glänzend, fließen von den Schultern herab, und ſind in der Mitte nach Art und Weiſe der Nazaräer geſcheitelt. Die Stirne iſt eben und überaus heiter, das Geſicht ohne Runzel oder Flecken, angenehm durch eine mäßige Röthe. Naſe und Mund ſind ohne Tadel, der Bart iſt ſtark und röthlich, nach der Farbe der Haare, nicht lang, ſondern geſpalten; die Augen ſchillernd und leuchtend.“ Eine zweite Beſchreibung der Geſichtsbildung Chriſti hat der berühmte griechiſche Dogmatiker, Johann von Damaskus, geliefert, der einer der Hauptkämpfer im Bilderſtreite für die Beibehaltung der Bilder geweſen,

*) Die gelehrten Unterſuchungen über dieſen Brief hat Gabler auf das Erſchöpfendſte geführt in ſeiner Schrift de αὐθεντίᾳ Epistolae Publii Lentuli ad senatum Romanum de Christo scriptae, Jenae 1819.)

und in der Mitte des achten Jahrhunderts gelebt. Chriſtus erhält in dieſer Beſchreibung ebenfalls einen ſtattlichen Wuchs, ferner zuſammengewachſene Augenbraunen, (die im Orient namentlich bei den Frauen als hohe Schönheit gerühmt zu werden pflegen) ſchöne Augen, große Naſe, ebenfalls krauſes Haupthaar, ſchwarzen Bart und gelbliche Geſichtsfarbe, ja ſogar lange Finger.

Dieſe, wie alle andern Beſchreibungen, laufen im Weſentlichen darauf hinaus, der bildenden Kunſt die ſchönſte Geſtalt des chriſtlichen Gottes zu überliefern. Manche Bildungsformen dieſes Ideals, wie zum Beiſpiel das geſcheitelte Haar, haben deshalb eigentlich nur das Bedeutſame der Allegorie für ſich, da die Scheitelung des Haars weſentlich eine Folge von jener eigenthümlichen Bildung des Scheitelknochens iſt, die ſich, auch nach der Gall'ſchen Schädeltheorie, vorzugsweiſe bei Menſchen von einer religiöſen und prophetiſchen Geiſtesart finden ſoll*). Man hat jedoch aus anderen Gründen der Landesſitte eher wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß Jeſus überhaupt kein langes Haupthaar getragen, was nicht gepaßt haben würde zu einem Turban, oder zu einer ähnlichen orientaliſchen

*) Vergl. Fr. Münter, die Sinnbilder der alten Chriſten II. 11.

Haupthedeckung, in der man sich doch Christus bei seinen Lebzeiten vorstellen muß.

Wie die Griechen ihre vom Himmel heruntergefallenen Bildsäulen der Götter hatten, so finden wir auch bei den Christen zuerst solche Bilder von Christus, die nicht von Menschenhänden verfertigt waren (εἰκονες ἀχειροποιηταί), und von denen zuerst gegen Ende des sechsten Jahrhunderts die Rede ist. Dazu gehören auch die Abdrücke von Christi Gesicht auf Schweißtüchern, wie denn Christus selbst, nach der Erzählung, sein Gesicht in einem Schweißtuch abgedruckt haben soll, um es dem Fürsten Abgar von Edessa zu senden, der einen Maler nach Jerusalem geschickt hatte, welcher aber das Bild Christi nicht vollenden konnte, weil ihn der Glanz seines Angesichts an aller Arbeit verhinderte.

Als ein besonderes Moment in der Darstellung des Christus auf den ältesten Kunstdenkmälern ist noch der Nimbus zu bemerken, welcher das Haupt des christlichen Gottes umstrahlt, der aber ebenfalls keine ursprüngliche Erfindung des christlichen Geistes ist, sondern von den heidnischen Kunstwerken in die christlichen überging, wo der Nimbus der alten Götter zum christlichen Heiligenschein wurde. Auf den Gemälden der Alten sieht man ihre Gottheiten und Heroen, später auch in den Kunstwerken der Römer die Häupter der Kaiser, von dem Nimbus umflossen, der von den

ältesten Christen zuerst auf Jesus selbst übertragen wurde. Später erhielten ihn auch die Engel, die Apostel, die Heiligen und selbst die symbolischen Thiere der Evangelisten, auf den Bildern der Künstler.

Dies sind die Grundzüge des Christusideals, wie es aus den ältesten Vorstellungen der christlichen Kirche überliefert worden, und wie es wiederaufgenommen ist von der später auf vollendeter Kunststufe erblühenden Malerei der Italiener, namentlich durch die Begründer derselben Cimabue und Giotto, von denen aus es sich in immer vollkommeneren Kunstgestaltungen weiter fortbildete. (Münter II. 24.) Die Christusköpfe des Michael Angelo tragen jedoch noch die härtesten und unedelsten Formen an sich, die erst durch Rafael die wahrhaft göttliche Verklärung, und zugleich den höchsten Ausdruck der menschlichen Schönheit, erlangen. In Rafaels Christus ist es vorherrschend die wahrhaft menschliche Erscheinung des Gottes, um deren ideale Verwirklichung es dem Künstler zu thun ist, und darin ist ihm besonders Leonardo da Vinci gefolgt, der in seinem Christuskopf, welcher sich auf der Lichtensteinischen Gallerie zu Wien befindet, zugleich die höchste Mannesschönheit dargestellt, und in diesem höchsten Männlichen, diesen entschiedensten Ausdruck göttlicher That, das wahrhaft Göttliche abzubilden gestrebt hat.

In diesem durchaus vollendeten Kopf des Leonardo da Vinci kann man die Aufgabe, den christlichen Heiland künstlerisch zu gestalten, als gelöst betrachten. Denn alle Bestrebungen der Kunst, dem Antlitz und der Gestalt Christi eine mystische Idealität zu geben, und darin auf besondere Weise seine Gottheit ausdrücken zu wollen, muß man für verfehlt ansehen. Das Durchscheinende und Hereinragende von etwas Ueberirdischem und Uebermenschlichem, das viele Maler besonders dem Christuskinde auf ihren Bildern verliehen haben, kann oft von großem Eindruck auf das Gemüth des Beschauers sein, allein es ist weder in künstlerischer noch in religiöser Hinsicht eine befriedigende Form, weil es die Einheitlichkeit des Bildes schon in der Anschauung aufhebt. Die ältesten Bildnereien von Christi Gestalt und seinem persönlichen Leben bewegen sich auch alle in einem bestimmten Cyclus, zu dem vorzugsweise die historischen Momente aus dem Leben Jesu zu gehören scheinen, aber nicht diejenigen, welche ihn in jenen Augenblicken, wo Göttliches und Menschliches sich in ihm scheiden und von einander lösen wollen, darstellen konnten. Es ist bemerkenswerth, daß in diesen ältesten christlichen Kunstwerken niemals weder die Kreuzigung, noch die Grablegung, oder die Auferstehung und Himmelfahrt, und überhaupt Nichts von

dem, was ſich nach der Auferſtehung Chriſti begeben haben ſoll, dargeſtellt worden iſt. (Münter I. 22.) Erſt die ſpätere Malerkunſt ergriff dieſe tranſcendenten Momente des chriſtlichen Heilands, konnte aber damit niemals zu reinen und wahrhaft idealen Kunſtdarſtellungen gelangen, da entweder die materielle Schwere und Trübe des religiöſen Stoffs die freie Produktion des Bildes hinderte, oder die Kälte allegoriſcher Sinnbildnerei dazwiſchentrat.

---

27. Die chriſtlichen Symbole.

Die künſtleriſche Darſtellung Chriſti ſchwankte überhaupt leicht zwiſchen ſymboliſch-allegoriſcher Bedeutſamkeit und hiſtoriſcher und menſchlicher Wirklichkeit. Der chriſtliche Gott, der im reinen göttlichen Geiſt zuerſt die Stufe des Symbols überwunden, bedient ſich jedoch ſelbſt zu ſeiner erſten Verkündigung noch der ſymboliſchen und allegoriſchen Formen, und ſcheint damit dem noch ſchwankenden und unſicheren Bewußtſein ſeiner Zeit, das noch von den Symbolen der heidniſchen Weltanſchauung gefangen gehalten wurde, hülfreich und ſchonend entgegengekommen zu ſein. In ſeinen mannigfachen Reden und Gleichniſſen überlieferte

Christus selbst den reichsten Stoff für die symbolisch-allegorische Auffassung, wie wenn er sich „den guten Hirten", das „Licht der Welt" genannt, und seinen Aposteln gesagt hatte, er wolle sie zu „Menschenfischern" machen. Diese Sinnbilder waren es denn vorzugsweise, welche die ersten christlichen Künstler beschäftigten, aber es war seltsam, daß darin zugleich nur eine Wiederkehr antiker Symbole gefunden werden konnte, da schon die antiken Mysterien ähnliche Sinnbilder dargeboten hatten.

Die hauptsächlichsten Symbole, welche wir auf den alten christlichen Kunstwerken überliefert finden, sind denn auch heidnischen Ursprungs, und irgendwie mit der Anschauungsweise des antiken Lebens verwandt. Dahin gehört z. B. der Anker, welches eines der ältesten Symbole der christlichen Kirche ist, und auf Grabsteinen wie auf geschnittenen Steinen überaus häufig bemerkt wird. Dieses Symbols haben sich schon die Griechen von alten Zeiten her mehrfach bedient, es erscheint bei ihnen besonders als ein städtisches und gewerbliches Sinnzeichen, und kommt als solches häufig auf den Münzen der Städte vor. Bei den Christen bedeutet es die festgegründete Hoffnung der neuen Kirche, auch die Standhaftigkeit im Leiden. Auf einigen alten christlichen Gemmen erblickt man ein oder zwei Fische

neben dem Anker, und dazu öfter auch den Namen Jesu Christi.

Unter den Bäumen erscheint die Palme, welche die alten Völker zur Bezeichnung ihrer Siege gebrauchten, und unzählige Male auf ihren Denkmälern abbildeten, auch als ein besonders heiliges Symbol der Christen, das besonders ihre Grabsteine ziert, und auch hier, wie bei den Griechen und Römern, ein Zeichen des Sieges bedeutet, welches der wahre Christ dem Tode gegenüber aufpflanzen darf. Die Palme ist immer das wahre Zeichen ächt christlicher Ueberwindung und Glorie.

Bemerkenswerth ist auch das Symbol des Einhorns, dieses wundervollen und räthselhaften Thiers, das in den Mythen des heidnischen Morgenlandes, besonders in der Lehre Zoroasters, eine so große Rolle spielt, und dort als ein Symbol der Reinheit und Stärke, im beständigen Kampf mit den Mächten des bösen Prinzips, vorgestellt wird. Das Horn dieses Thieres, dem die Eigenschaft beigelegt wurde, daß es alle Gifte unschädlich machen könne, wurde von den ältesten Christen zu einem Symbol des Kreuzes Christi gemacht, und es ward dabei wohl besonders auf die alles Gift der Welt zerstörende Bedeutung des Kreuzes angespielt. Eine weitere Ausbildung dieser mühsamen und frostigen

Allegorie iſt die alte Legende vom Einhorn, in welcher Chriſtus ſelbſt als das Einhorn erſcheint. Das Einhorn, heißt es, kann nur von einer reinen Jungfrau eingefangen werden, welche ihm ihren unſchuldigen Schooß öffnet, in den es ſein Haupt legt und ſo darin einſchlummernd zu einer Beute der Jäger wird. So iſt das Einhorn das Symbol der Menſchwerdung Chriſti durch den Schooß der heiligen Jungfrau. Münter (die Sinnbilder alter Chriſten I. 43.) bemerkt, daß auf chriſtlichen Kunſtdenkmälern das Einhorn zuerſt in Deutſchland, beſonders auf Hirtenſtäben, erſcheine, welche, von Elfenbein geſchnitzt, in ihren Krümmungen das vor einem Kreuze knieende Einhorn zeigen, während es in ſpäteren Kunſtvorſtellungen deutlich auf die unbefleckte Empfängniß angewandt wurde. Auf Gemälden des funfzehnten Jahrhunderts ſieht man häufig das Einhorn dargeſtellt.

Unter den Fiſchen gehört auch der Delphin zu den aus heidniſchen Vorſtellungen in chriſtliche Kunſtwerke übergegangenen Sinnbildern. Die Chriſten ſelbſt nannten ſich Fiſche und Fiſchlein, und Chriſtus hieß in dieſer myſtiſchen Symbolik vorzugsweiſe der Fiſch. Der Delphin aber, im Alterthum dieſes menſchenfreundliche und menſchenrettende Seethier, wie es auf den heidniſchen Monumenten beſonders zu dieſem Symbol

der Glückſeligkeit wird, welcher die Menſchen nach dem Tode auf dem Rücken des tragenden Thieres zugeführt werden, der Delphin erſcheint auf den chriſtlichen Denkmälern vorzugsweiſe als dieſer Fiſch Chriſti, und dieſe Symbolik der chriſtlichen Kirche trug ſich bis in die Bildnereien des ſpäteren Mittelalters hinüber, wie man denn ſelbſt im hohen Norden Fiſche in den Runenſteinen eingehauen findet. Der Hahn, bei den Griechen das Symbol der Wachſamkeit, ward auch von den alten Chriſten in dieſer ſymboliſchen Bedeutung, um die Wachſamkeit der Lehrer zu bezeichnen, häufig auf die Zinnen ihrer Kirchen geſetzt, wovon ſich noch der Gebrauch, Wetterhähne auf den Kirchthürmen zu haben, herzuſchreiben ſcheint.

Unter den eigenthümlichen Symbolen der Chriſten aber, die aus dem eigenſten Geiſt der neuen Religion hervorgingen, haben wir noch das Kreuz zu erwähnen, welches als das Grundſymbol und erſte Erkennungszeichen der Chriſten von den Tagen der Apoſtel an zu betrachten iſt. In der geſammten Natur, in allen Formen und Beziehungen des Lebens, fanden die älteſten Chriſten das Kreuz vorgebildet. Alles im Leben, lehrten die Kirchenväter, nehme von ſelbſt die Geſtalt des Kreuzes an, der Menſch, wann er bete, der Vogel, wann er ſeine Flügel zum Flug ausſtrecke,

das Schiff, wann es mit ſchwellenden Segeln dahinfahre. Auf die myſtiſchen Spielereien mit der Figur des Kreuzes, die einem römiſchen T oder griechiſchen Thau glich, und in welchem Buchſtaben deshalb die erſten chriſtlichen Lehrer große Geheimniſſe haben entdecken wollen, haben wir uns hier nicht einzulaſſen. Das Kreuz erſcheint in ſeinen verſchiedenartigen Formationen, bald dreiarmig, bald vierarmig, ſehr häufig auf den älteſten chriſtlichen Kunſtdenkmälern, aber immer als das einfache Kreuz, das erſt ſpäter durch das Crucifix faſt gänzlich verdrängt wurde. Münter hat in ſeinem mehrmals angeführten Buch (I. 77.) mit ziemlicher Gewißheit behauptet, daß die Vorſtellung des Gekreuzigten in der ganzen älteſten Kirche durchaus unbekannt geweſen, und man kann annehmen, daß die Kirche nicht vor Ende des ſiebenten Jahrhunderts die Crucifire gekannt habe. Das Kreuz verband ſich mit der Perſon Chriſti in den ſpäteren künſtleriſchen Darſtellungen auf verſchiedenartige Weiſe. Zu dem bloßen Kreuz wurde zuerſt das Lamm am Fuße des Kreuzes hinzugefügt, welches, um das Blut Chriſti zu bezeichnen, roth gemalt wurde. Sodann ſtellte man Chriſtus bekleidet am Kreuze dar, mit zum Gebet erhobenen Händen, jedoch nicht angenagelt. Darauf erblickte man ihn mit vier Nägeln ans Kreuz geheftet, und zwar in den

älteren Crucifixen, lebend, mit offenen Augen, in den spätern, vom zehnten und eilften Jahrhundert an, auch als Leichnam.

In den Darstellungen der Christusbilder macht sich immer ein Widerspruch zwischen dem Symbol und der Wirklichkeit geltend, welches diese Bilder stets gehindert hat, in einer rein idealen Sphäre der Kunst zu stehen, indem namentlich das Leiden, das vorgestellt wird, halb als ein wirkliches und creatürliches Leiden, halb als ein symbolischer Ausdruck des aller irdischen Vernichtung überlegenen, göttlichen Lebens erscheinen soll. Günstiger scheint sich das Bild der Jungfrau Maria zur Aufgabe für die Kunst zu stellen, indem ihre Darstellung, über diesen Zwiespalt zwischen Symbolischem und Wirklichem hinaustretend, immer auf die allgemeine ideale Bedeutung der Menschwerdung Gottes hinzielt, und es ausschließlich das reine Symbol der Gottesgebärung ist, das sie in ihrem Bilde auszudrükken hat. Die Kunst hat daher bei der heiligen Jungfrau eine durchaus ideale Aufgabe zu erfüllen, sie hat das ächt Menschliche, die Mutter mit dem Kinde, hier als das wahrhaft Göttliche vorzustellen, und vermag somit die Einheit einer Anschauung zu gewähren, die den Christusidealen so selten eigen ist. Man hat

deshalb den bildenden Künstlern bei weitem bessere Madonnenbilder, als Christusdarstellungen, zu danken.

Die heilige Jungfrau wurde jedoch erst in späterer christlicher Zeit zu einem Gegenstand der bildenden Kunst erhoben, und zwar erst seitdem die Spitzfindigkeiten der Theologie den Begriff der Jungfrau zu einer lebhaften Erörterung gebracht hatten. Das Madonnenbild wurde aber in seinen ersten Grundzügen, die, wie beim Christusbild, für alle nachfolgenden Darstellungen eine normale Bedeutung erhielten, durchaus nach dem Christusideal selbst geformt, wobei die alte christliche Ansicht zum Grunde lag, daß Christus in allen seinen Zügen seiner Mutter ähnlich gewesen sei. Das Madonnenbild war daher in seiner ursprünglichen Gestaltung nur eine weibliche Paraphrase des Christusbildes selbst. Die ersten Darstellungen der Madonna durch die griechischen Maler haben die auf den Sarkophagen gefundenen ältesten Madonnenformen verarbeitet, welche ihren Grundcharakter in der Schönheit des Ovals ausdrücken. Darauf wurden diese Formen durch Cimabue, Guido von Siena und den Florentiner Giotto aufgenommen und in die italienischen Malerschulen übergeführt, wo Rafael diesen überlieferten Zügen der Madonna ihre geistige und ideale Vollendung gab.

28. Die romantiſche Kunſt.

Die chriſtliche Kunſt, die wir zuletzt ausſchließlich innerhalb ihres religiöſen Darſtellungsgebiets betrachtet hatten, ſie entwickelt ſich, je mehr ſie zur Ausdrucksform für die innere unendliche Welt des Individuums wird, vorzugsweiſe zur romantiſchen Kunſt. Die Form des Romantiſchen iſt es, welche wir nun als dieſe eigenſte Form des ſubjectiven chriſtlichen Geiſtes zu begreifen haben.

Das romantiſche Ideal iſt das Bild der neuen Lebenswirklichkeit, wie ſie aus der an die Stelle der antiken Objectivität getretenen Perſönlichkeit des Menſchengeiſtes heraus ſich erzeugt. Das Romantiſche iſt der erſte Lebensdrang der neueren chriſtlichen Völker, die Wirklichkeit, die bei den alten Völkern ganz und gar nur in der Objectivität eingeſchloſſen und abgegränzt lag, aus der Subjectivität heraus neu zu gebären, und darin als eine gränzenloſe und wahrhaft unendliche aufzuzeigen. Dieſe chriſtliche Subjectivität, welche fortan die ganze Wirklichkeit bedeuten will, und dieſelbe ſowohl in ihr Inneres hinein aufzehrt, als auch in einem beſtändig unruhigen Drang nach Außen hin wieder aus ſich entläßt und aus ſich umzugeſtalten ſtrebt, dieſe chriſtliche Subjectivität, welche das ſchaffende Leben nicht mehr in der plaſtiſchen Nothwendigkeit des

Objects, in dem objectiven Müſſen des antiken Ideals, ſondern jetzt in dem freien Wollen der Perſönlichkeit erkennt, ſie iſt die innerſte Quelle des Romantiſchen, und der romantiſchen Lebensformen, in deren wunderbarer Hülle uns das ganze Mittelalter erſcheint.

In dieſer Romantik ſtellt ſich uns zunächſt das wirklich gewordene Daſein des Chriſtenthums dar, die romantiſche Zeit iſt das Streben nach Darſtellung einer chriſtlichen Wirklichkeit, einer Lebenseinheit der chriſtlichen Weltanſchauung, die ihre Totalität, ihren ganzen Gegenſatz gegen das antike Leben, und ihre unendliche eigenthümliche Zukunft, am erſchöpfendſten in dieſer Idee des Romantiſchen zur Erſcheinung gebracht hat.

Das Romantiſche, wie es ſeinem Namen nach als Romanzo zunächſt die im Mittelalter vor ſich gegangene Miſchung und Durcheinandergährung der Mundarten der Völker bezeichnet, ſo iſt es auch im Geiſte als die zuſammenfaſſende einheitliche Form für das ſich bildende Lebensbewußtſein der neueren Völker anzuſehn. Das Romanzo erſcheint auf dem Gebiet der Sprachen als der Niederſchlag jener ungeheuren Völkerbewegung, welche die Bildungselemente der alten und neuen Zeit in ſich zu verarbeiten und in einem feſten Guß zuſammenzufügen ſtrebte, und die aus dieſem

Feuer der hiſtoriſchen Miſchung hervorgegangenen romaniſchen Sprachen zeigen die Miſchformen beſonders des Lateiniſchen und Teutoniſchen auf, worin ſie nur den allgemeinen Drang des Weltalters, aus der Auflöſung der antiken Bildung neue Lebensorgane hervorzurufen, beurkunden.

So wird der romantiſche Geiſt ſelbſt, als dieſer ideelle Compler des neueren Völkerlebens, zum wahrhaften Bewußtſein dieſer Zeit, und macht ſich als das innere Band aller Verhältniſſe, als die geſtaltende Lebenskraft in allen Entwickelungen der Völker geltend. Das Romantiſche iſt der eigentliche Frühlingsgeiſt dieſer neuen jugendkräftigen Völkergeſchlechter, und es entſpringt beſonders gewaltig und ſtark aus der religiöſen Innerlichkeit und Freiheitsliebe des germaniſchen Volksſtammes, in dem ſich die geſchichtlich bildende Kraft des chriſtlichen Geiſtes am urſprünglichſten darſtellt.

Das romantiſche Ideal ſtellt aber das Bild der chriſtlichen Wirklichkeit, das es auszuführen hat, noch immer in einem gewiſſen Widerſpruch mit den Formen der äußeren Welt dar, und dieſer Widerſpruch, den es in ſich trägt, durchbricht immer wieder die künſtlich geſchaffene Einheit ſeiner Lebensgebilde, wie herrlich und glanzvoll dieſelbe auch entfaltet ſein mag. Dieſer Widerſpruch, der das ganze Mittelalter erſchüttert,

kommt aus dem transcendenten Geist der christlichen Weltansicht heraus, die in dieser ersten Periode ihrer Entwickelung, einseitig auf der Spitze der subjectiven Unendlichkeit thronend, die wahre Wirklichkeit des Geistes noch in dieser Negation gegen das Endliche und Weltliche zu behaupten sucht. Die Romantik, als diese Kraft des Individuums, sich selbst in seiner innersten Unendlichkeit zu erfassen, sie erscheint zugleich als dieser beständige Kampf mit der Wirklichkeit selbst, welche nach den Formen dieser höchsten Subjectivität sich gestalten soll, aber der Ineinsbildung mit derselben noch widersteht. Daher das in gewissem Betracht Unvollendete aller Gebilde der romantischen Kunst, und die Andeutung darin, daß der Sehnsucht des schaffenden Geistes doch nicht habe genügt werden können, wie es gerade die erhabensten Werke der romantischen Baukunst an den Tag legen.

Die romantisch-christliche Wirklichkeit ist noch diese schwankende Bewegung zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, welche das wahre Reich Gottes und des Geistes bald in einer Abwerfung und Vernichtung aller äußerlichen Welt- und Lebensformen erstrebt, bald in der endlosen Weite und Ferne der Welt selbst, auf bunten Abenteuern, Kreuzzügen und Wallfahrten, zu erringen sucht. Nach diesen beiden Momenten, welche

die der Weltentſagung und Welteroberung ſind, theilt ſich die ganze Romantik des Mittelalters vornehmlich in zwei Lebensgeſtaltungen, die ſich auf der einen Seite als das Mönchsthum, auf der andern als das Ritterthum zeigen, und beide nur die verſchieden auseinandergegangenen Richtungen derſelben abſoluten Subjectivität des Zeitgeiſtes ſind. Dies ſind in dieſer Zeit die beiden höchſten Formen des menſchlichen Daſeins, in welchen ſich die Kraft und der innere perſönliche Reichthum des Individuums, die Macht, welche es aus ſich ſelbſt heraus über die Welt gewonnen, an den Tag legen.

Nachdem dieſe unendliche Subjectivität des ſich ſelbſt beſtimmenden und ſich ſelbſt beſitzenden Menſchengeiſtes ſich in der Romantik erſchloſſen, war die innerſte Welt des Individuums urplötzlich ſo reich an Inhalt und Leben erſchienen. Denn der Mönch, welcher der äußeren Welt entſagen konnte, um lediglich der inneren zu leben, bekannte dadurch von ſich, daß er allen den Reichthum und die Lebensfülle, die er außen aufgegeben, entbehren könne durch dieſe Einkehr in ſich ſelbſt, durch dies Verſinken in ſeine eigene innere Geiſtigkeit, in welcher er den Beſitz der höchſten Wirklichkeit finden wollte. Dies war der Sinn ſeines Gelübdes, das er ablegte, und worin zugleich die Aufgabe lag, mit der

höchsten Tapferkeit des Geistes die Welt in allen ihren Formen zu bezwingen.

Wie der Mönch sein Gelübde ablegte, so mußte der Ritter seine That thun, denn das Ritterthum war kein durch die Geburt oder durch willkürliche Verleihung sich übertragender Stand, sondern eine That mußte vollbracht worden sein, um den Ritter zu machen. Der Ritter aber treibt die Kraft des individuellen Geistes noch weiter, und entfaltet sie zum höchsten Schwung und zur schönsten Blüthe der Subjectivität, indem dieselben Mächte, welche den Mönch nach Innen treiben, den Ritter nach Außen drängen, und an ihm ihre andere Seite herauskehren, nämlich die, mitten im vollen Menschenleben und im bunten Getriebe der Lebendigkeit, an der Welt selbst, an der siegreichen Durcharbeitung ihres Stoffes, die Alles zwingende Macht der Subjectivität zu beweisen. Denn was den Ritter seine That vollführen läßt, ist nicht die materielle Gewalt der Tapferkeit allein, sondern es sind die aus ihm hervorquellenden begeisternden Mächte der ganzen Lebensanschauung seiner Zeit, es ist der erste Versuch des subjectiven Geistes, auch die äußere objective Welt als die seine zu erkennen, sich in und mit ihr einzurichten, und sie zum wahren Grund und Boden der christlichen Gemeinde, zur wahren Wirklichkeit zu erheben.

Die chriſtliche Innerlichkeit hat es im Mönchsthum nur zu einer Abſtraction von der äußern Weltlichkeit gebracht, und dieſe Abſtraction, in welcher das Subject in ſich allein ſeine ganze Objectivität gefunden, macht ſich in ihrer höchſten Bedeutung als dieſe chriſtliche Myſtik geltend, welche, bei allen Abenteuerlichkeiten ihrer Ausartung, oft ein ſo wunderbares und gedankenvolles Leben der Beſchaulichkeit in ſich entwickelt hat.

Die äußerſte Steigerung dieſer Abſtraction erſcheint im Märtyrerthum, und in den freiwillig auferlegten Bußen und Qualen, worin die Endlichkeit, die hier im menſchlichen Leib ſelbſt vorgeſtellt iſt, dafür Strafe und Schmerz empfinden muß, daß ſie überhaupt exiſtirt. Der Schmerz, in welchem die Kraft des endlichen und leiblichen Daſeins ſich abſchwächen ſoll, er zeigt ſich hier als der trübe Uebergang zur Freiheit und Schönheit des in ſich ſelbſt ſiegenden und herrſchenden Geiſtes. Der Märtyrer iſt der erſte Ritter Chriſti, der es dem leidenden chriſtlichen Gott gewiſſermaßen nachthut, und das Endliche in Gott und im Geiſt, im Unendlichen, als Opfer ſterben laſſen will.

Die Leiden der Märtyrer gewinnen ihre höhere ideale Bedeutung in der Beziehung auf die allgemeine göttliche Leidensgeſchichte ſelbſt, wodurch ſie auch in den künſtleriſchen Darſtellungen, die ihnen in älterer

und neuerer Zeit gegeben worden, einzig und allein mit dem Schönheitsgesetz in Einklang gebracht werden können, gegen das sie sonst durch die Natur ihres Gegenstandes selbst ausdrücklich gerichtet sind. Diese zerstückelten Leiber, zersägten Gliedmaßen, und durch tausendfache körperliche Martern entstellten Formen der menschlichen Erscheinung, in deren Wiedergebung sich besonders die bigotte katholische Malerei gefallen hat, sie können von der Kunst niemals zur Schönheit bewältigt werden, und nur durch die allegorische Bedeutsamkeit, welche ihnen die Künstler mehr oder weniger geschickt aufdrücken, können sie überhaupt als ein Gegenstand der Kunst zugelassen werden.

Die wahre Schönheit der romantischen Gestalt hebt sich erst im Ritter heraus, in dem sich die gesunde und positive Seite der christlichen Wirklichkeit zu entwickeln beginnt. Der Ritter, in welchem sich das Religiöse mit dem Weltlichen zuerst zu einer tüchtigen und heitern Lebensform zu durchdringen strebt, er erscheint wahrhaft als das romantische Subject, das sich der Fesseln jener negativen christlichen Innerlichkeit entschlagen will, und sich dadurch frei macht, daß es diese absolute Innerlichkeit in den Strom des vollen und warmen menschlichen Lebens hinleitet und sich damit in das wirkliche concrete Dasein der Welt

hineinbildet. Aus der Miſchung des kirchlichen und politiſchen Lebens, welche das Mittelalter iſt, erhebt ſich der Ritter als das wahre Vermittelungsglied, durch das ſich die Völkerzuſtände aus dem Geiſt des Chriſtenthums heraus zu einer wahrhaften und einheitlichen Weltform geſtalten wollen.

Die romantiſche Perſönlichkeit, welche ſich im Ritterthum in ihrer Blüthe darſtellt, trägt vorwaltend ihr religiöſes Pathos in ſich, das jedoch ſofort zu einem weltlichen wird, und als ein Prinzip des wirklichen Lebens, des geſelligen bürgerlichen Verkehrs und der öffentlichen politiſchen Verhältniſſe ſich bethätigt. So wird das innige perſönliche Verhältniß zur Mutter Gottes, dieſer ſchwärmeriſche Mariendienſt, zum ritterlichen Frauendienſt überhaupt, und die Minne wird die eigentliche Form dieſer ſubjectiven Innerlichkeit des ganzen Lebens, die ſich darin ihren weſentlichſten Ausdruck giebt. Zu der Liebe, als dieſem Grundprinzip des romantiſchen Daſeins, fügt ſich die Treue, die derſelben religiöſen Quelle entſteigt, und aus der unverbrüchlichen Treue gegen den Herrn und Heiland, welchem der Ritter all ſein Leben gewidmet, zur Herrentreue und Dienſttreue wird, worin vorzugsweiſe das Weſen der romantiſchen Treue beſteht. Mit der Liebe und mit der Treue iſt in der romantiſchen

Persönlichkeit unzertrennlich das Prinzip der Ehre verbunden, worin der reine Werth der Persönlichkeit als solcher, die hohe und unantastbare Bedeutung des Subjects selbst, verkündigt und durchgesetzt wird. Das im Christenthum erlöste Individuum hat eben durch diese Erlösung einen Grund bekommen, etwas auf sich zu halten, auf seine individuellen Rechte bis in die leiseste Nüance hinein zu bestehen, und dadurch ist diese überaus große Zartheit und Reizbarkeit entstanden, welche das Prinzip der romantischen Ehre wesentlich charakterisirt.

So werden in diesen drei hauptsächlichsten Lebensmomenten der romantischen Persönlichkeit, in der Liebe, Treue und Ehre, in denen sich diese ganze Weltanschauung der Subjectivität so lebenskräftig und heiter gestaltet, so werden in ihnen die religiösen Ideen des Zeitalters zuerst zur weltlichen Wirklichkeit, und bilden sich darin in den concreten Lebensstoff hinein. Zugleich sind sie die entschiedensten und substantiellen Merkmale des Unterschieds zwischen dieser modernen romantischen Individualität und der antiken klassischen Persönlichkeit.

Die klassische Persönlichkeit, welche sich noch nicht in ihrer eigenen Subjectivität dieses Unendliche bedeutet, sie kann deshalb auch nicht von dem Prinzip der Ehre so durchzogen sein, die Individualität ist ihr noch

nicht in dem Maße heilig und unverletzlich, daß ſie aus der Unantaſtbarkeit derſelben ein eigenes Pathos ihres Lebens machen ſollte. Der antike Menſchengeiſt konnte noch nicht dieſen unendlichen Werth auf die Individualität legen, weil ſie ihm noch nicht ganz gehörte, weil die eigentliche Wirklichkeit nicht in ihr gegeben lag, und ſie kein Theil iſt, ſondern nur Theil hat an dem Kreiſe der göttlichen Objectivität, in dem Alles ſich bewegt. Der Heros, der im antiken Leben denſelben Höhepunkt bezeichnet, wie im modernen der Ritter, er lebt in der endlichen Gegenwart eingeſchloſſen, deren zeitliche und materielle Bedürfniſſe ſeinen ſtarken Arm herausfordern, und was er an Thaten in dieſem Kreiſe vollbringt, gehört nicht ihm allein, ſondern die Götter haben es durch ihn vollbracht entweder in unmittelbarer Beihülfe oder durch beſondere Begabung. Die Tapferkeit des Heros erſcheint gewiſſermaßen wie eine große Naturnothwendigkeit, die ihre ewige ſittliche Baſis in ſich trägt, aber die That erſcheint noch nicht als dies höchſte Selbſtbewußtſein der Perſönlichkeit, das ſich darin zuſammengedrängt und zum Leben gefördert hat. Daher iſt es nicht die Ehre, ſie, in der die Individualität gewiſſermaßen ihre Funken ſprüht, ſondern es iſt ſtatt deſſen nur die zur Sittlichkeit veredelte Naturkraft, welche das Pathos der Heroen

bildet, und worin das ideale Reich der Geistigkeit, in dem der Ritter wandelt, sich noch nicht erschließen kann.

Die antike klassische Persönlichkeit hat darum auch diese Reizbarkeit der Subjectivität nicht, weil es noch nicht ihre Aufgabe ist, die Unendlichkeit der Subjectivität zu verfechten und durch die Welt zu bringen. Die moderne Persönlichkeit aber hat mit der Aufgabe der unendlichen Subjectivität zugleich diese unendliche Reizbarkeit überkommen, in der ihre ewige geistige Pein und Unruhe sich beurkundet, die aber damit auch ihre wahrhafte Ehre geworden ist, die Ehre, die das moderne Individuum darin zu suchen hat, daß in seinem eigensten persönlichen Sein der wahre göttliche Inhalt und die wahre Wirklichkeit anerkannt und immerdar hochgeachtet werde, ein Prinzip der Ehre, das in den romantischen Zeiten als diese beständige Kampflust und Schlagfertigkeit des Ritters sich zeigt, und das uns seitdem allwege zu Rittern des freien persönlichen Geistes geschlagen hat.

Unter den Künsten ist es die Poesie, welche diese Bedeutung des Ritterthums vorzugsweise in sich aufgenommen und verherrlicht hat, und wie die moderne Poesie selbst diese Kunst ist, welche die wogende Innerlichkeit des geistigen Lebens am unmittelbarsten und freiesten heraustreten läßt, so muß ihr auch das Ritter-

thum, als dieſe erſte Freiwerdung der ſubjectiven Innerlichkeit, als ihr eigenthümlicher Gegenſtand zunächſt zufallen. Die Ritterdichtung des Mittelalters ſtellt uns daher das Ritterthum beſonders als dieſen Hort des Glaubens vor, durch den, wie in dem Sagen-Cyclus von Karl dem Großen, Kirche und Staat gleicherweiſe vor den hereinbrechenden Schaaren der Ungläubigen, vornehmlich der Araber, geſchützt werden. In dem Cyclus, der ſich um den König Artus dreht, ſucht ſich das Ritterthum vorzugsweiſe in ſeiner nationalen Kraft zu erfaſſen und eigenthümlich abzugränzen, in den Amadiſſen aber gelangt die Aventure in ihren vollen glänzenden Zug, und unternimmt, auf der ebenſo anmuthig als gefahrvoll ſich verwickelnden Lebensbahn, Abenteuer auf Abenteuer, worin ſich die lebendige Kette der Wirklichkeit jugendfriſch und naturvoll zuſammenſchiebt.

---

29. Die chriſtliche Naturanſicht.

In dieſe chriſtlich romantiſche Weltanſicht tritt das Verhältniß des Menſchen zur *Natur* als ein neues und eigenthümliches hinein, das wir hier noch beſonders zu betrachten haben. Die Natur beginnt in den chriſtlichen Zeiten zuerſt eine eigene Stelle im *Bewußtſein* einzunehmen, während ſie in der antiken

Welt als ein Unbewußtes wirksam gewesen. Das Naturgefühl der Alten befriedigte sich sofort in der Gestaltung und symbolischen Verwendung des Naturstoffs, es war darum als ein innerliches Moment, das in sich selbst hätte verweilen können, nicht vorhanden. Die Natur war dem antiken Menschengeist nur immer dieser verarbeitete Lebensstoff selbst gewesen, in welchem der Geist sich sofort durch seine eigene Ausdehnung seine heimische Form geschaffen. Der christliche Geist hatte aber zunächst seine Heimath nicht in dem Reich der Natur finden wollen, sondern die Natur hatte sich ihm als ein von dem Geist losgerissenes Element bald seltsam verdüstert und verschleiert, bald in eine unerreichbare Ferne, auf eine wunderbare Höhe der Freiheit und Schönheit, entzogen, so daß sie nur wieder seine Sehnsucht wie nach einem verloren gegangenen Paradies zu reizen begann. Diese Natursehnsucht der Neueren, die aus allen ihren Zuständen herauszuschlagen beginnt, und in der sich das beständig drängende und in sich selbst erzitternde Wesen des christlichen Geistes am tiefsten ausströmt, sie ist das charakteristische Streben, mit der Unruhe des in sich selbst wogenden Geistes, welche das Christenthum entzündet, sich wieder in den Naturfrieden hineinzuretten, und ein neues Reich der Versöhnung zwischen Natur und Geist

zu begründen, wozu der ursprüngliche Gedanke des Christenthums alle Elemente in sich trägt.

Die Sehnsucht nach der Natur, welche die Neueren so wunderbar beschleicht, sie ist nur ein historisches Symptom des Völkerlebens, in dem sich ankündigt, daß die Entwickelung des menschlichen Geschlechts dahin gehe, den Geist wieder zur Natur werden zu lassen, die Natur durch den Geist zu erlösen, und den Geist in der Natur seine freie und selbstbewußte Wirklichkeit sich erschaffen zu lassen.

In diesem Naturdrang des christlichen Geistes stellt sich uns zugleich jener große Wendepunkt der Zeiten dar, auf dem sich die antike Objectivität mit der christlichen Subjectivität wieder zu einem neuen wahren Lebensbilde der Freiheit und Schönheit zusammenzufügen, und darin die Einheit des Menschengeistes, die sich zuerst im Christenthum auseinandergerissen, wiederherzustellen hat. Denn nachdem die Natur in der alten Welt als unmittelbare und unbewußte Lebensstufe verbraucht worden, nachdem sie im Christenthum zuerst als ein Gegensatz des Geistes abgeworfen und in ein für sich verschlossenes Reich verwiesen worden, drängte sie sich in demselben Moment wieder als ein unabweislicher Gegenstand des Gefühls und der Sehnsucht in den christlichen Geist ein, und

bereitet in der eigenthümlichen Durchdringung mit demſelben, welche weſentlich modern iſt, ein neues Weltalter vor, die Zeit der Einheit von Natur und Geiſt, die Zeit der aus dem freien Selbſtbewußtſein hervortretenden wahren Wirklichkeit. Dies iſt zugleich das Ideal der Zukunft, das ſich hier aus dem chriſtlich-romantiſchen Ideal heraus angekündigt hat, und aus demſelben ſeine wahrhafte Entwickelung nehmen muß, das Ideal einer zuſammenfügenden, die geiſtige Welt mit der realen harmoniſch verſchmelzenden Periode des chriſtlichen Völkerlebens.

---

30. Das Mährchen.

In der chriſtlichen Weltanſicht tritt die Natur zuerſt als dieſe Lockung und Verlockung des Geiſtes auf, welche, wie im Mährchenleben des Mittelalters, die behauptete Selbſtändigkeit gewiſſermaßen verſpottet, und ihm ein magiſches Labyrinth vorzaubert, in deſſen Irrgängen ſie ihn zu fangen und einzuſchließen trachtet. Dies iſt die Bedeutung des Mährchens, welches als eine ganz eigenthümliche Schöpfung des chriſtlich-romantiſchen Geiſtes gerade aus dieſer Naturanſicht hervorſteigt.

Das Mährchen ist eben diese wunderbare Mähr von der Natur selbst, die Geschichte ihrer seltsamen Verwickelungen mit dem Menschengeist, diese dämmernde Mischung von Natur und Geist, die sich in traumartigen Gebilden willkürlich ergeht, und doch auf einen unendlichen geheimnißvollen Sinn in sich Anspruch macht.

Man kann das Mährchen, das als diese ringende Naturansicht des Mittelalters hervorgetreten, daher kaum eine bestimmte Dichtungsgattung nennen, weil sich bloß dieser allgemeine Zustand des Volksgemüths darin hinzustellen versucht, weil sich nur ein zwischen Vergangenheit und Zukunft schwankender Moment des Volksbewußtseins darin abzeichnet. Dies Schwanken zwischen Vergangenheit und Zukunft ist das ächte Wesen des Mährchens, und zugleich die wahre Weisheit desselben. Denn das Mährchen versinnbildlicht immer den Moment, wo der Uebergang aus einem unfreien Zustand in einen freien erfolgen soll. Das Naturgebilde erscheint in ihm in der Regel als diese Verzauberung, welche auf die Erlösung harrt. Alles bedeutet etwas Anderes, als was es ist, und in dem Durcheinanderschieben dieser Lebens- und Naturformen, worin aus der unwahren sich immer die wahre erzeugen soll, verräth das Mährchen sein idealisches und

prophetiſches Element. Der Bär, der Wolf, der Vogel, ſie bedeuten den ſchönen Prinzen oder die ſchöne Prinzeſſin, welche in dies rauhe und unholdige Naturgebild hinein verwünſcht ſind. Was als das Erlöſende von dieſem Bann dazwiſchen tritt, iſt gewöhnlich die Liebe, alſo das geiſtige Element, welches das andere Geiſtige, das in dieſen Naturzwang gerathen, auch wieder zu ſich befreit, und ſich dann mit ihm zu dieſem ſchönen ewigen Liebesbund verbindet, welcher als das wahre Symbol der freien und berechtigten Einheit von Natur und Geiſt erſcheint. Die Entzauberung, als dieſe Erlöſung von der Natur, und die dadurch erfolgende wahrhafte Verklärung der Natur, zeigt ſich als die ächte Aufgabe des Mährchens, worin der chriſtliche Geiſt ſich im wunderſamen Spiel die Bahn ſeiner Entwickelung vorgezeichnet.

---

31. Das Wunderbare.

Die chriſtliche Naturanſicht hat vorzugsweiſe das Wunderbare in die Natur hinein verlegt, und dies iſt dadurch zu einem beſonderen Element der modernen und romantiſchen Kunſt überhaupt geworden. Das

Wunderbare iſt aber nichts Anderes als die Durchbrechung der Naturgeſetze ſelbſt, und der Verſuch, der Vorſtellung und der Willkür des Geiſtes Macht zu geben und Raum zu ſchaffen mitten im Kreiſe des Naturlebens ſelbſt. Das Wunderbare enthält in ſeiner Erſcheinung beſonders die Anerkennung von dem Uebergewicht des Geiſtes über die Natur in ſich, aber noch in dieſer bloß magiſchen Form, welche in wilder Zügelloſigkeit hin und her taumelt. Das Wunderbare beſteht zunächſt darin, daß das geiſtig und ſittlich Nothwendige, das geſchehen muß, ſich in einer die Natur ſelbſt durchbrechenden und überwindenden Form durchſetze und verwirkliche.

Und dies iſt das ideale Element in dieſer Poeſie und Philoſophie des Aberglaubens, daß zur Verwirklichung des ſittlich und geiſtig Rechten die organiſch geſchloſſene Natur ſelbſt entweder ihre geheimnißvollen Kräfte aufbietet oder geheimnißvolle Veränderungen und Verwandelungen in ihrem eigenen Gang zuläßt, unerhörte Weſen, Geſpenſter, Kobolde und Heren, zu Werkmeiſtern eines beſonderen Gelingens entſendet.

Bei den Alten war es der deus ex machina, welcher als das ſchließlich Waltende und Entſcheidende in ihren Darſtellungen erſcheint. Dies iſt der perſönlich dazwiſchentretende und handelnde Gott, der gewöhnlich

am Schluß der alten Tragödie ſich wirkſam erweiſt und die menſchlich verworrene Begebenheit ſchlichtet und löſt. Dies die Wirklichkeit durchbrechende Walten des Göttlichen trägt aber bei den Alten keineswegs den Charakter des Wunderbaren an ſich, und das Wunder vollbringt ſich überhaupt nicht auf dem Grund und Boden des antiken Lebens in dem Sinne, in welchem es ſich erſt aus der chriſtlichen Naturanſicht erzeugt hat. Wenn der Gott in der antiken Tragödie ſich ſelbſt gewiſſermaßen in Scene ſetzt, ſo geſchieht darin nur das Gängundgebe der mythiſchen Vorſtellungsweiſe, das in jeder Statue, in jeder Götterſäule an der Straße, ſich ebenſo verwirklicht hat.

Das Wunderbare wird bei den Alten recht eigentlich als ſolches nur da bemerkt, wo die klare Anſchauung einer perſönlich handelnden Gottheit fehlt, und wo die Wirkung in das Reich einer unermeßlichen Geiſtigkeit ſich verliert, was den Alten als das wahrhaft grauenerregende Wunder gelten muß. In dieſer Hinſicht iſt beſonders der vielbewunderte Schluß des Oedipus auf Kolonos anzuführen, wo im heiligen und grauenvollen Hain der Eumeniden ein ganzes menſchliches Daſein wunderbar verhallt, und in Ahnungen einer höheren geiſtigen Unendlichkeit, die ſein Haupt umrauſchen, ſich geheimnißvoll in ſich ſelbſt

verliert. Dieſe Stelle kann vielleicht als der Gipfel des Wunderbaren in der antiken Weltanſchauung erſcheinen, und man hat in dieſen Schlußchören der ſophokleiſchen Tragödie häufig das Erſcheinen eines chriſtlichen Elements herausgehoben, das aber gerade in dieſer aus den Naturformen hervorbrechenden reinen Geiſtigkeit, die ſich als eine höchſte Wundererſcheinung hinſtellt, beſteht.

Bei den Neueren iſt es beſonders das Sinnlichwerden geiſtiger Vorſtellungen, welches das Wunderbare ausmacht, und als dieſe unmittelbare Verſinnlichung des Geiſtigen wird in dem Mährchen- und Wunderglauben die Natur in allen ihren Elementarformen ſelbſt angeſchaut. Dies iſt zunächſt der Drang der chriſtlichen Subjectivität, welche ſich ſelbſt in alle Außengebilde der Welt mächtig hineingeſtalten will, und ſo zuvörderſt das menſchliche Bild in die Naturgeſtalten gewiſſermaßen hineindrängt.

Die Berge, Bäume und Flüſſe, die den Menſchen in nächtlicher Einſamkeit räthſelhaft anſchauen, die im Sonnenſchein ſo ſeltſam blinken und lächeln, die ihm zuzuwinken ſcheinen mit den ſturmbewegten Häuptern, und zu ihm reden wollen in dem ängſtlichen geheimnißvollen Rauſchen ihrer Wipfel, Zweige, Blätter und Wellen, er geſtaltet ſie in ihrer unheimlichen Größe

und Erſcheinung zu Rieſen, Elfen, Geſpenſtern und Elementargeiſtern, denen er mancherlei Thaten und Abenteuer, wie ſie der Localität und ihm ſelbſt entſprechen, in wunderbaren Erzählungen andichtet. Nach der Eigenthümlichkeit der Völker und der verſchiedenen Localität ihrer Naturumgebungen erhalten auch die Mährchen, als Gewächſe dieſer Gegenden ſelbſt, eigenthümliche und verſchiedene Form und Inhalt. Steffens, in ſeiner Abhandlung zur Sagen- und Mährchenwelt, will ſelbſt die Mährchen der Hochländer und Tiefländer, die Granit- und Schiefermährchen, ſo unterſcheiden.

Der Trieb, die Welt und die Natur zu anthropomorphiſiren, das heißt, ſie der Selbſtbeſtimmung des unendlichen ſubjectiven Geiſtes zu unterwerfen, er zeigt ſich bei den chriſtlichen Völkern zuerſt in ihrer Mährchenluſt und Mährchenweisheit. Das anthropomorphiſirende Hellenenthum hatte das Naturleben, das es zur plaſtiſchen Geſtalt bezwungen, in ſeinem materiellen Stoff belaſſen, und innerhalb deſſelben verherrlicht und vermenſchlicht. Das Chriſtenthum, von demſelben Vermenſchlichungstrieb bewegt, mußte, um ihn zu befriedigen, das Naturbild vor Allem durchgeiſtigen, und ſo durchſchoß es die Natur, die es wahrhaft zu erlöſen hatte, zuerſt mit dieſen mährchenhaften Zügen und Phyſiognomieen des menſchlichen Geiſtes. Dieſe Bilder mußten,

weil an ihnen noch der formlos ringende Geiſt ſeine erſten Geſtaltungsverſuche machte, darum eben zum Theil ſo frazzenhaft ausfallen, wie ſie auch anderntheils wieder, als dieſe erſten Frühlingsknospen des ſich mit der Natur verſöhnenden chriſtlichen Geiſtes, dieſe mährchenhafte Süßigkeit und Herzinnigkeit erhielten.

Die aus dem Alterthum zurückgebliebene entgötterte Natur erhielt zwar durch jenes Anthropomorphiſiren des chriſtlichen Geiſtes ihre heiteren und ſchönen Götter nicht mehr zurück, aber die Wunder der Natur formten ſich nur ſo bedeutſam und geheimnißvoll, um die Wunder des Geiſtes anzudeuten. Die Wunderwelt, welche ſich der träumende chriſtliche Geiſt zuerſt in ſeinen Mährchenvorſtellungen und Sagen aufbaute, ſie erſcheint nur wie das erſte dämmernde Morgenroth einer Verkündigung, der Verkündigung, daß aus dieſer Miſchung des Natürlichen und Geiſtigen, welche das Mährchen ausmacht, künftig in wahrhafter Durchdringung ſich die ächte freie Wirklichkeit des chriſtlichen Lebens herausbilden werde. Die Wunder des Mährchens zeigen auf das größte Wunder, das ſich noch vollenden ſoll, auf die Wirklichkeit hin, und wie im Mährchen die Elementargeiſter und Naturmächte herausgefordert werden, um das Wunder zu Stande zu bringen, ſo tritt ſpäter die Geſchichte ſelbſt, als die wahre Bethätigung

der menſchlichen Geiſtesmacht, und als die größte Wunderthäterin zugleich, hervor, indem durch ſie das Allerwunderbarſte, die freie Wirklichkeit des Menſchengeiſtes, ſich gebären ſoll. Dieſen Gedanken hat unter den neueren Dichtern beſonders der träumeriſch-prophetiſche Novalis in ſeinem Roman „Heinrich von Oſterdingen“ auszuführen geſucht.

Die moderne Kunſt hat ſich das Element des Wunderbaren auch vorzugsweiſe in der Bedeutung angeeignet, daß darin eine geiſtige ſubjective Vorſtellung, die den Helden drängt und reizt, zu etwas unmittelbar Wirklichem und Objectivem wird, indem ſie ſich gegen alle Geſetze der Natur gerade der Naturformen bedient, um ſich als eine reale Erſcheinung geltend machen zu können. Beſonders hat Shakſpeare in dieſem tieferen innerlichen Sinne ſeine Geiſter und Geſpenſter auftreten laſſen, und im Macbeth und Hamlet hat ſich das Wunderbare, wie es in den Kreis der romantiſchen Kunſt hineingehört, in der würdigſten und reinſten Form dargeſtellt. Die Geſpenſterbilder ſind hier nur die real gewordenen Objectivbilder der Seelenzuſtände ſelbſt, ſie gleichen dem Dolch, welcher dem mit Mordgedanken erfüllten Macbeth vor Augen ſchwebt, und den er ſelbſt ſehr treffend einen „Gedankendolch“ nennt, der „nichts Wirkliches“ ſei, und der nur „ſein eigener

blutiger Gedanke" ſei, der ihm ſo herausgetreten vor das Auge. Die Hexen ſind ferner dieſe arbeitenden Verwickelungen und Kräfte der böſen That, die darin zu Realitäten herausgetreten. Im Hamlet iſt es der ganze Gedanke der Tragödie, welcher in der Erſcheinung von Hamlets Vater perſönlich und real geworden. Nur in ſolcher innerlichen Bedeutung dürfen die Geiſter und Geſpenſter in der Kunſt zugelaſſen werden, und anderweitige Spukbilder, an denen es in der modernen Poeſie niemals gefehlt hat, müſſen für ebenſo trivial und langweilig gehalten werden, als auf der anderen Seite die Geiſtererzählungen mit natürlichen Auflöſungen, die eine Zeitlang in der deutſchen Literatur Mode waren, und wo die geglaubte Exiſtenz eines Geiſtes ſich nur auf eine im Mondſchein ſpazierengegangene Katze, oder gar auf Diebe zurückführt.

Der Glaube an das Wunderbare beruht aber in dem menſchlichen Geiſt auf jener niemals ganz klar gewordenen Anſchauung von der Verbindung des Geiſtigen und Natürlichen, und dieſer ungewiſſe Schauer bei der Betrachtung des Naturbildes iſt es, welcher die größten und ſtarkmüthigſten Menſchen dem Aberglauben überliefert. So konnte z. B. Napoleon bekanntlich den Hahn nicht krähen hören, ohne von den unheimlichſten und peinigendſten Empfindungen ergriffen

zu werden. Jean Paul aber ſpricht, an einer Stelle in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik, eine eigene Freude darüber aus, daß er auf einem Dorfe jung geweſen und alſo in einigem Aberglauben erzogen worden. Der ſinnige Dichter will damit die unerſchöpflich ſprudelnde, geheimnißvolle Quelle des Naturlebens bezeichnen, mit dem gerade der ſchaffende Geiſt, ſei er nun Künſtler oder Geſchichtsheros, beſtändig in einem geheimen, wenn auch räthſelhaften Zuſammenhange bleibt.

Wir haben jetzt die Idee der Schönheit auf drei verſchiedenen Stufen des Völkerlebens ſich entwickeln ſehn, und das Schöne darin als die ideale Form der jedesmaligen Lebensunmittelbarkeit erkannt, in welcher die ganze herrſchende Weltanſicht auf ihren Höhepunkt herausgetreten. Wir haben damit dieſen allgemeinen Theil, in dem wir das Schöne als dieſen Idealismus der Unmittelbarkeit zu beſtimmen hatten, als erledigt zu betrachten, und gehen zu dem zweiten Haupttheil der Aeſthetik über, in dem wir es mit der beſonderen Form der Verwirklichung des Schönen, mit dem Kunſtwerk ſelbſt, auf ſeinem eigenthümlichen und ſelbſtändigen Gebiet zu thun haben.

Zweiter Theil.

Die verwirklichte Idee der Schönheit

oder

das Kunſtwerk.

I. Das Kunſtwerk.

Wir haben zuerſt das Kunſtwerk, als dieſen eigenthümlichen und geſchloſſenen Organismus des ſchaffenden Geiſtes, im Gegenſatz zu dem Naturwerk, zu betrachten.

In dem Kunſtwerk hat die Freiheit des ſchaffenden Geiſtes ſich den Zwang angethan, ſich zur Nothwendigkeit des Organismus zu entſchließen. Das Kunſtwerk iſt daher dies einsgewordene Gebilde der Freiheit und Nothwendigkeit, das Kunſtwerk iſt dies abſolute Können, das es mit dem nothwendigen Inhalt des Lebens zu einer freien und ſchönen Wirklichkeit zu bringen vermocht hat. In dieſer Welt des Kunſtwerks iſt nun der wahre Schöpfungstag des Bewußtſeins angebrochen, und eine neue Einheit von Geiſt und Körper hat der Künſtler zu Stande gebracht, er hat denjenigen höchſten Lebenspunkt geſtaltet, auf dem die ideale und reale

Welt ihr gemeinsames Band, die Wirklichkeit ihrer Versöhnung, gefunden haben.

Das Kunstwerk bezeichnet überhaupt diejenige Sphäre des Menschengeistes, in welcher die auseinanderfallenden natürlichen und geistigen Gegensätze des Lebens sich aus ihrer Zerstückelung zu erheben, und in ein festes Lebensbild zusammenzufügen trachten. Das Kunstwerk ist darum, wenn es auch erst durch die besondere und ausschließliche Befähigung des Individuums gestaltet wird, doch wesentlich eine Sache der Menschheit, und die ganze Menschheit schaut darin das Bild ihrer eigenen Entwickelung, die Blüthe ihrer Hoffnungen und das Ziel ihrer Zukunft an. Alle Bildungszustände streben nach dem Kunstwerk hin, und wo dieselben aus dem Geist des Kunstwerks herausgefallen, ist jene Gebrochenheit des ganzen Lebens bemerkbar, die entweder eine verfallene und abgelaufene oder eine qualvoll ringende Völkerepoche bezeichnet. So hat sich der heutigen Zeit die Idee des Kunstwerks wesentlich verdunkelt, und sogar mitten in der Kunst selbst, namentlich in der neuesten Poesie, hat sich ihr das rein künstlerische Element verwischt, und ist von der schwankenden Reflexion der Zeit durchzogen und ungestaltig gemacht worden. Dies ist das ungewisse Hinundhergeworfensein unserer heutigen Zustände, die

Verlegenheit um das eigentliche Ziel der Entwickelung, um das es ſich handelt, und das krankhafte Geſpanntſein mit allen Mitteln, durch welche das Ziel gefunden werden könnte.

Dies iſt eine dem Geiſt des Kunſtwerks widerſtrebende Epoche, die aber ihre endliche Erlöſung und Befreiung nur in demjenigen Geiſt finden kann, welchen das Leben des Kunſtwerks uns veranſchaulicht, in dem Geiſt der freien und bewußten Organiſation, die mit göttlichem Muth das ganze und volle Leben da entſtehen läßt, wo es ſich aus dem Schwerpunkt des innerſten Daſeins heraus zur Exiſtenz drängt, und worin einzig und allein das Weſen des Kunſtwerks beſteht.

Das Kunſtwerk hat alle ſchwankende Verlegenheit um das höchſte Ziel des Daſeins überwunden, und es zeigt ſich mit allen ſeinen Mitteln und Wegen in dieſem vollkommenen harmoniſchen Einklang, welcher, die Willkür ausſchließend, die wahre, aus dem Inhalt ſelbſt ſich erzeugende Formgebung des Lebens iſt. Darum ſchließt das Kunſtwerk die Ruhe und die Bewegung zugleich in ſich, es iſt der ewig nothwendige Stillſtand des Organismus, an den ſich das Daſein hier gefeſſelt hat, und zugleich treibt in dieſen Gränzen der volle Lebensſtrom in die Unendlichkeit der Zukunft hin. Es

iſt die höchſte Spannung des ganzen Lebens, die ſich im Kunſtwerk darſtellt, und zugleich hat alle Spannung der einzelnen Formen und Mittel aufgehört, und ſie ſind als das rechte Werkzeug der Befriedigung herausgetreten, durch welche das Kunſtwerk, als dieſes in ſich ſelig gewordene Produkt von Himmel und Erde, ſich vollendet hat.

Erde und Himmel ſind im Kunſtwerk ineinandergefloſſen, und das wahre Dieſſeits, der ächte Vollgenuß der Wirklichkeit, hat ſich darin zur Erſcheinung gebracht.

Dieſe Vollkommenheit des Kunſtwerks, welche ſich in der darin erreichten Einheit des mannigfaltigen Lebens ausdrückt, ſie darf keine bloß mechaniſche und an den äußeren Theilen erreichte, ſein. Der bloße Mechanismus, der ſeine Theile wohlgefügig und augenfällig ineinanderſchiebt, macht ebenſowenig ein Kunſtwerk, als einen Staat. Die wahre Vollkommenheit des Kunſtwerks erwächſt erſt aus der richtigen Vermittelung ſeines äußeren und inneren Lebens, aus jenem hohen Gleichgewicht des Daſeins, das ſeinen innerſten Grundgedanken zu der ihm angemeſſenen That getrieben, und ihn in dieſer That durchaus erſchöpft und ausarbeitet.

Dieſe Vollkommenheit des Kunſtwerks, die zugleich

ſeine höchſte Gebundenheit iſt, ſie ſtellt nur das innerſte Band zwiſchen Gedanke und That vor, aber innerhalb dieſer Gebundenheit ſelbſt quillt dann auch wieder die größte Beweglichkeit, die ſich nach allen Seiten hin frei machen kann, mitten in dieſer Einheit erwachſen die vielfältigſten Contraſte, der lebhafteſte Wechſel der Erſcheinungen, der immer von neuem anziehende Reiz der Uebergänge und Modulationen der Geſtaltung. Dies iſt das in aller Einheit vielgliederige Leben des Kunſtwerks, das als die größte Aufgabe des menſchlichen Daſeins uns in allen unſern Zuſtänden lockt, und das wir aufrichten müſſen als das wahre Bild der Verſöhnung aus den jetzt umherliegenden ſcharfen und ſchneidenden Trümmern der Wirklichkeit.

---

2. Das Geiſteskunſtwerk und das Naturkunſtwerk.

Dies Geiſteskunſtwerk, um das es ſich hier handelt, wird dem Menſchen gewiſſermaßen vorgebildet durch das Naturkunſtwerk, das den künſtleriſchen Organismus an dem Naturbilde aufzeigt als ein urſprünglich überliefertes Geſetz der Schöpfung.

Man kann daher zunächſt mit Recht ſagen, daß alle Kunſt eine Nachahmung der Natur ſei, indem ein

Bild schöner und kunstvoller Gestaltung dem menschlichen Geist immer schon in dem Naturbild gegenüber gestanden. Aber die Kunst ist auch wieder, in weiterer Entwickelung ihres Wesens, so weit entfernt davon, eine bloße Nahahmung der Natur zu sein, daß sie vielmehr das Elementare der Natur nur als ein bloßes Material ihrer Absichten zu verbrauchen weiß.

Der Künstler, wie sehr ihn auch das hohe Vorbild alles Schaffens in der Natur zuerst antreiben und zu seinem eigenen Werk bewegen mag, so muß er doch gerade auf dem entgegengesetzten Punkt, als die Natur, seine eigentliche Schöpfung beginnen, er muß damit anfangen, womit die Natur endigt, mit dem Geist. Der Künstler muß die Natur zunächst in den Geist zurücknehmen, und das eigentliche Wesen der künstlerischen Produktion wird dann darin bestehen, daß aus diesem geistigen Lebensprozeß, welchem die Natur im Künstler unterworfen wird, sich ein Gebilde erhebe, das auf dem höheren Grunde des Geistes doch dieselbe Realität des Naturwerkes wiedererhalten.

So ist es das Kunstwerk, welches diesen höchsten Gang der menschlichen Entwickelung in sich darstellt: daß der Geist, nachdem er sich zur Bethätigung seiner Freiheit von der Natur losgerissen und in seinem schaffenden Selbstbewußtsein sich sein eigenes Reich

gegründet hat, zuletzt als das Höchste wieder diese Naturwerdung des Geistes, welche das Kunstwerk ist, hervorbringen muß. So weist das Kunstwerk, als auf seine höchste Vollendung, zuletzt wieder auf die Natur zurück, die es zum Schluß seiner Produktion erreicht haben muß, während das Naturwerk immer auf den Geist hinweist, als auf die ihm beständig mangelnde Vollendung seiner Gebilde, und worin an dem Naturwerk immer diejenige geheimnißvolle Sehnsucht herauszubrechen scheint, welche ein Hindrängen der Natur zum Bewußtsein ist.

Dies Hindrängen der Natur zum Bewußtsein ist derjenige Moment des Schaffens, auf dem die im ganzen Universum so eigenthümlich dastehende Thätigkeit des gestaltenden Künstlers beginnt, es ist der Moment der aus sich selbst heraustretenden Natur, welcher in den Künstler übergeht, und in ihm sich zur Produktion eines neuen Organismus der Lebendigkeit emporschwingt.

Dies ist also der eigentliche Lebens- und Werdepunkt der Kunst, auf dem, wie ich bemerkt hatte, der Künstler sich zuerst von der Natur trennen muß, um sich nachher in dem Gebilde des Geistes, das er aus dieser Bezwingung der Natur erschafft, wieder auf das Höchste und Tiefste mit der Natur zu vereinigen.

Dieſe Freiheit des Bewußtſeins, welche dem Naturgebilde, wie ſchön es auch immer an ſich ſei, doch ewig mangelt, ſie entzündet ſich im Künſtler zu dieſer in den tiefſten Schacht der Schöpfung ſelbſt ſich hineinſtürzenden Begeiſterung, die zunächſt die ganze Schöpfung umzukehren ſcheint, und mit einer Alles erſchütternden Bewegung ihre Formen ergreift.

Der tiefe Schleier der Natur, welcher den Geiſt bei ihrem Beſchauen oft ſo wehmüthig gemahnt, reißt im Künſtler entzwei, und die ſtarre Nothwendigkeit ihrer Formen, die immer nur das Geſetz veranſchaulichen, bricht ſich hier an der menſchlichen Produktion, welche daraus die freie Nothwendigkeit, oder ein höheres Naturleben der Freiheit im Kunſtwerk, zu ſchaffen unternimmt.

Während es in dem Reich der Natur das Charakteriſtiſche iſt, daß alle ihre Erſcheinungen ſo raſch wechſeln und vergehen, um aus ihren unaufhörlich ſich ſelbſt verſchlingenden Formen immer neue und dieſelben zu gebären, während der Punkt der Ewigkeit, aus welchem Alles in der Natur hervorquillt, in ihr nur in dieſen beſtändigen Fluctuationen der äußeren Erſcheinung ſich verräth und verhüllt, tritt dagegen die Kunſt als dieſe neue Macht des Geiſtes dazwiſchen, welche die innere Ewigkeit der äußeren Erſcheinungswelt

feſthält und gewiſſermaßen zum Stillſtand bringt; welche in der Form das Weſen zwingt, ſich zu etwas Bleibendem, zu einem Bild des ganzen und vollen Lebens, und damit zu einem Werk der vollkommenen Schönheit zu machen.

Das Naturſchöne, dem eben nur dieſe Naturſeite der Schönheit, welche die Form iſt, gelungen, das Naturſchöne, welchem die Schönheit entweder nur als Element, oder als eine mit dem Naturding ſelbſt materiell verwachſene Eigenſchaft anhaftet, es kann darum nicht dieſe innerſte Zugehörigkeit zu dem menſchlichen Geiſt behaupten, wie die Schönheit des Kunſtwerks, in dem die weſentlichſte Entwickelung des Menſchengeiſtes, im Kämpfen und Ringen mit der Natur, ihre eigenſte Leidensgeſchichte vollbracht und darin zugleich ihre hohe und göttliche Verklärung gefunden hat.

Dies iſt die ſeltſame Kälte, die uns an dem ſchönen Naturwerk, vor den Farbenwundern der Blumen, vor den erhabenſten und gemüthlichſten Anſprüchen der Landſchaft, vor dem hohen Meer ſelbſt, in welchem die urſprüngliche Geſetzloſigkeit der Natur ſich als ein Bleibendes feſtgehalten zu haben ſcheint, immer ſobald durchſchauert, dies iſt die eigenthümliche Fremdheit und Wildheit, durch welche ſich uns das glänzendſte Naturgebild immer ſo leicht zu einem Nachtgeſpenſt der Phantaſie verkehrt, und in düſtere verworrene Träume uns abführt.

Dagegen ist es die eigenthümliche menschliche Wärme des Kunstwerks, die uns sogleich auf dem wohnlichen und behaglichen Grund des Daseins aufnimmt, und uns empfinden läßt, wo unsere wahre Heimath ist, nämlich auf dieser reinen Höhe des in Natur und Geist eingewordenen Lebens.

So ward das Kunstwerk als ein wahrhaftes Geschenk der Götter den Menschen in dem Sinne gegeben, daß darin die Verkündigung von der ursprünglichen Einheit von Natur und Geist liegen solle, einer Einheit, die sich hier aus der freiesten und höchsten Willenskraft des menschlichen Geistes selbst wiederherstellt. Diese Wiederherstellung aller ursprünglichen Einheit des Daseins, die sich im Kunstwerk vollbringt, sie ist zugleich eine Predigt von der ewigen Liebe, deren eigenste Feier und Verherrlichung immer die Kunst ist. Das Kunstwerk predigt, daß alle Gegensätze zuletzt ein höchstes Band der Liebe finden sollen, das sie umschlingt, und das sie in der ursprünglichen Einheit, aus der sie hergeflossen, wieder zusammenfaßt, und ein freies göttliches Leben der Wirklichkeit daraus erzeugt.

Diese Gegenüberstellung des Naturschönen und des Kunstschönen, wie wir sie uns anschaulich zu machen gesucht, sie ist gewiß nicht geeignet, das Natürliche gegen das Geistige in diese Verachtung herabfallen zu lassen, der

man ſich bei dieſer Gelegenheit leicht überlaſſen zu können ſcheint, und die Hegel gerade bei dieſer Gegenüberſetzung durch jenen bekannten Ausſpruch an den Tag gelegt hat: „daß ein ſchlechter Einfall, wie er dem Menſchen wohl durch den Kopf geht, immer noch höher zu achten ſei, als das Naturprodukt.“ Beſſer hat dieſen Gedanken, oder das, was in dieſem Gedanken etwa vernünftig ſein könnte, ſchon Klopſtock in einer ſeiner Oden ausgedrückt, wo er ſagt:

Schön iſt Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verſtreut, aber ſchöner ein froh Geſicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Dies noch einmal Denken des Gedankens der Schöpfung, wie es Klopſtock bezeichnet, iſt eben dieſe menſchliche Produktion, welche, der Natur ſich gegenüberſtellend, doch, wie ich auszuführen geſucht, auf der höchſten Höhe der Kunſt eben nur wieder in die Wahrheit und Realität des Naturgebildes zurückſtrebt. Wenn in dem Naturwerk das Schöne nicht zugleich als Bewußtſein, ſondern nur noch als Stoff vorhanden iſt, ſo tritt es doch dadurch nicht als ein Verächtliches gegen den menſchlichen Geiſt zurück, der den Naturſtoff zwar bezwingen ſoll, aber als ſeine Grundlage, die er immer wieder aufzunehmen hat, niemals abzuſtreifen und zu entbehren vermag.

In dieſer Freiheit des menſchlichen Geiſtes aber, die im Schaffen des Kunſtwerks den Naturſtoff bezwingt, die das Schöne von ſeinem bloß ſtofflichen Daſein gewiſſermaßen geiſtig loslöſt, und in das bewußte Leben hinein befreit, in dieſer Freiheit und Bewußtheit der künſtleriſchen Produktion ſelbſt muß doch zugleich ein unbewußtes Moment anerkannt werden, ohne das die Produktion überhaupt nicht würde vor ſich gehen können.

Das wahre und höchſte Verſtändniß der Kunſt iſt auch von jeher darin übereingekommen, daß die bewußte Hervorbringungskraft zum Erzeugen des Kunſtwerks nicht allein ausreiche, ſondern daß zugleich eine unbewußte Kraft darin thätig mitwirke, welche als die auf dem verborgenſten Grunde des Kunſtwerks haften gebliebene Naturkraft, als das aus ſeinem eigenſten Sein heraus ſich ſelbſt mitgeſtaltende Leben des Objekts, anzuerkennen iſt.

Dieſe neben der bewußten Geſtaltung als unbewußtes Schaffenselement ſich wirkſam erweiſende Naturkraft, welche nur dem wahren Genius ſelbſt beiſteht, ſie iſt das eigentlich zuſammenfügende und organiſch bindende Prinzip des Kunſtwerks, und durch ſie erhält erſt die künſtleriſche Produktion dieſe volle Macht des Lebens und der Wirklichkeit, dieſe unerſchöpfliche Tiefe

und Fülle, dieſe Feſtigkeit und innere Unzerſtörbarkeit, worin ſie einem von der Natur ſelbſt geoffenbarten Lebensbilde gleichkommt.

Wie die bloße Nachahmung der Natur in der Kunſt nur eine leere Bildnerei, nur eine ſeelenloſe Cryſtalliſation der Formen erzeugt, wovon ſich in der Kunſtgeſchichte aller Nationen Beiſpiele genug aufführen, ſo hat dagegen auch der Mangel jener wirkenden unbewußten Naturkraft im Kunſtwerk nur das Wirklichkeitsloſe, in abſtrakter Reflexion gefangen gebliebene, mithin das Verfehlte in jeder Art, erzeugen können.

Die Natur hat in ſich ſelbſt ſchon den Drang, ſich beſtändig zu vergeiſtigen, und ſie verräth dies innerhalb des Naturſtoffs ſelbſt gerade in dem Beſtreben, ſich überall ſchöne und regelmäßige Formen zu geben, worin ſie gewiſſermaßen ſchon über ſich ſelbſt hinausgeht. Die Schönheit der Blume beſteht gerade in dieſem organiſch vollendeten Bau ihres Kelchs, in dieſer Abzirkelung und dieſem Geäder ihrer Blätter, in dieſer ganzen Bildnerei ihrer Geſtalt, welche ſchon als ein Analogon des geiſtigen Begriffs auftritt, und worin die Natur ſelbſt zuerſt verkündigt, daß das wahrhaft Schöne das wahrhaft Geiſtige ſei.

3. Das Naturideal.

Es ist daher mit Recht zu sagen, daß die Natur der Kunst ihr Ideal schon vorgezeichnet und vorbedeutet habe, und in diesem Sinne ist es, in welchem das Naturideal stets und allwege von der Kunst zu benutzen sein wird. Die griechische Kunst ist hier vor Allen als dies lebendige und heitere Götterkind des Naturideals zu nennen, in ihr ist diese naive und unwillkürliche Entwickelung zur Schönheit und Geistigkeit, wie sie an der Naturgestalt sich zeigt, am scharfsinnigsten abgelauscht und zur Kunst verarbeitet worden. Darin, in dieser harmonischen Verbindung des Geistigen und Natürlichen, welche dies Volk wie ein Geschenk aus den Händen der Natur selbst empfangen, hat es denn auch sich selbst als dieses große und freie Volksganze wahrhaft künstlerisch hinstellen können. Dieses wahrhafte Wissen von dem Verhältniß zwischen Natur und Kunst, dessen Quelle uns nur im Alterthum fließt, hat der neueren Zeit zuerst Winkelmann wieder geoffenbart.

Die in der ganzen Schöpfung verstreute Schönheit hat ihren Mittelpunkt in der menschlichen Gestalt, im Menschen selbst gefunden, und dieser ist darum auch die Hauptaufgabe für alle Kunst, der unerschöpfliche Quell ihrer Bildungen, geworden.

Der menſchliche Körper ſelbſt iſt die erſte Verwirklichung der Schönheitsidee, das erſte Kunſtwerk, in welchem Natur und Geiſt ineinandergedrungen und dort die Verbindung gefeiert haben, die als das eigentliche Grundgeſetz aller Lebensentwickelungen daſteht. Was in der menſchlichen Geſtalt zuerſt geeint und zu einem feſten Lebensbild ineinandergefloſſen erſcheint, das Körperliche und das Geiſtige, es trennt ſich zwar wieder in das Leben ſelbſt hinaus, und geht dort in ſeine verſchiedenen, ſich ewig ſuchenden und fliehenden Richtungen wieder auseinander, aber im Menſchenleibe ſelbſt, in welchem die philoſophiſche Naturwiſſenſchaft mit Recht ein Gleichnißbild der ganzen Schöpfung und eine vollendete Zuſammenfaſſung aller Formen und Weſenheiten geſehen, in ihm hat ſich das ſchönſte Bild jener ewigen urſprünglichen Einheit darſtellig gemacht.

Die Schönheit hat in der menſchlichen Geſtalt den vollen Verbindungspunkt aller ihrer Melodieen gefunden, und die heilige, allbedeutſame Offenbarung, welche in der Form des menſchlichen Körpers ſtattgefunden, iſt eine doppelte. Einmal erſcheint darin die Offenbarung eines geiſtigen Vernunftweſens, das ſich nicht herrlicher hat verwirklichen können, als in dem Bild der natürlichen Schönheit, im Organismus, und zweitens erſcheint darin die Offenbarung des endlichen

Naturwesens, das seine höchste Schönheit, Wahrheit und Freiheit nicht anders hat erreichen können, als in diesem Bild des höchsten Geisteslebens, in das es sich im Menschen hineingestaltet hat.

Die wahre Idee der Schönheit des Menschen ist daher diese, daß in ihr die Schönheit des Geistes mit der Schönheit der Natur eins geworden, wodurch das Naturbild zum Geistesbild, und das Geistesbild zum Naturbild sich gemacht hat. Novalis sagt daher in einem seiner Fragmente sehr treffend: „man berührt den Himmel, wenn man einen Menschenleib betastet."

In dieser Betrachtung entsteht auch zugleich das wahre Wissen von der Form, und mithin vom Kunstwerk, denn nur das ist Form, worin sich diese Veräußerlichung des Inneren und diese Verinnerlichung des Aeußeren so zu einem festen Lebensganzen vollbracht hat, daß der in der allgemeinen Bedeutung der Gestalt aufgehobene Unterschied von Form und Wesen an keinem einzelnen Merkmal der Erscheinung mehr festzuhalten ist.

Die höchste Vollendung der Form wird daher immer darin bestehen, daß sie gänzlich zum Wesen geworden ist, und mithin eigentlich aufgehört hat, Form zu sein, weshalb die Arbeit des Künstlers immer dahin gehen muß, durch die höchste Form seines Werkes

zugleich wieder die Form zu verwiſchen und aufzulöſen, das heißt, alle Einzelbeſtimmungen des Daſeins zuletzt in den vollen Lebensbegriff ſelbſt unterzutauchen und darin gleichſam in den Schooß der Ewigkeit zu verſenken.

Dieſe Verarbeitung der Form in das Weſen hinein wird zugleich die höchſte Stufe der künſtleriſchen Charakteriſtik und Individualiſirung ausmachen. Auf dieſer Stufe, auf der auch das Kleinſte und Einzelnſte das große und ganze Leben wird, muß die Form ebenſo aufhören, Form zu ſein, wie das Kunſtwerk auf ſeinem höchſten Gipfel aufhören muß, Kunſt zu ſein, und dem vom Strom der Lebendigkeit ſelbſt durchzogenen Naturwerk gleichkommt.

Die Schönheit des bloß organiſchen Naturgebildes, die Schönheit der Pflanzen, der Thiere, ſie iſt noch dieſe bloß reale Form der Schönheit, in der nicht dieſe freie Durchdringung des Inneren und Aeußeren den Grundton bildet, ſondern wo das Charakteriſtiſche und Individuelle mehr den Zufällen einer ganz objectiven Aeußerlichkeit, der Atmoſphäre, des Bodens, preisgegeben erſcheint. Alexander v. Humboldt hat in ſeinen „Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe“ (welche ſich im zweiten Band ſeiner Anſichten der Natur befindet) auch einen ſehr anziehenden und ſinnreichen Beitrag zu einer Schönheitslehre der Natur überhaupt

geliefert, und es hat wohl Niemand die lebendige und individuelle Physiognomie der Natur so erhaben und verständnißvoll angeschaut, und darzustellen gewußt als Humboldt.

Diese Physiognomie der Natur ist aber immer nur die Erscheinung eines localen Naturcharakters, der aus der Mischung eigenthümlicher Formen und Farben, wie sie jedem Himmelsstrich vorzugsweise eignen, sich zusammensetzt, und worin die Natur eigenthümliche Stereotypen aufweist, die als solche auch von der Kunst, namentlich von der Landschaftsmalerei, ganz in ihrer realen Zusammensetzung aufgenommen und nicht anders als abgeschrieben werden können. In der Kunstsprache selbst weiß man mit diesen Stereotypen, als da sind: Schweizer Natur, italienischer Himmel, nordische Schneelandschaft, immer sofort eine in allen ihren einzelnen Theilen bestimmte Anschauung und Darstellungsweise zu bezeichnen*). Da ist es die eigenthümliche Bläue des Himmels, die besondere Gluth der Gestirne, der Duft und die Beleuchtung der Landschaft, die bräunlicheren oder grüneren Tinten des Laubes, die Thiergestalten, welche am Saum des Waldes hervorblicken, die Pflanzen und Kräuter, welche besonders diese Form und diese Fülle herauskehren, da sind es alle diese,

*) Vergl. A. v. Humboldt, Ansichten der Natur S. 16.

nach den klimatiſchen Verhältniſſen ſich gleichartig und harmoniſch zu einander fügenden Einzelnheiten, welche zu einem Geſammtbild der Schönheit in der Natur zuſammentreten.

Dieſe verſchiedenen Landſchaftsideale, wie ſie unter den beſonderen Himmelsſtrichen ſich darſtellen, ſprechen zugleich den Volkscharakter aus, der ſich auf ihrem Grunde entfaltet. In den Bardengeſängen der alten nordiſchen Völker, im Oſſian, iſt es nur der Naturcharakter, der darin zu Worte zu kommen geſtrebt hat. Es iſt der Nebel der Berge, die wunderſam geformten Häupter der Felſen ſind es, die abenteuerlichen Wolkengebilde des ewig umdüſterten Himmels, es ſind die Pflanzen, Thiere und Kräuter der Gegend, woraus ſich hier das Lied geſponnen, und woran die Sage der Nation ihre Erfindungen genährt hat.

Die erſten Volksgeſänge enthalten faſt überall nur das Streben der Völker, das Ideal ihrer Landſchaft in ein geiſtiges Ideal umzuwandeln und aus dem Naturgeiſt ein Bewußtſein des Volksgeiſtes zu machen. Aus der Melancholie der einſamen Felſennatur wird der Trauergeſang der Helden, auf der fröhlichen und blüthenreichen Ebene erwächſt der milde Hirtengeſang, oder es ſauſt darüber das muthig ſchwellende Schlachtenlied. So weiſt die Schönheit der Natur immer auf

die beginnende Schönheit des Menschengeistes, als auf das sie Vollendende, hin. Oder es muß die Schönheit der Naturform zu einer Form und einem Mittel der wissenschaftlichen Erkenntniß dienen, wie Karl Ritter, aus der eigenthümlichen Betrachtung der plastischen Bildungen des Erdkörpers, aus der Anschauung der Plateau-Verhältnisse erst die wahrhaft wissenschaftliche Geographie hervorgebracht hat, die im Grunde eine ästhetische ist.

---

4. Die Menschenschönheit.

Die Schönheit des Naturbildes hat im Thier schon zu dieser freien Beweglichkeit der Formen sich hervorgerungen, und namentlich die Künstler des Alterthums haben diese häufig zu den ausgezeichnetsten Gestaltungen benutzt, unter denen die Kuh des Myron, die Hunde des Nicias und das Kalb des Menächmus als die berühmtesten Thierkunstwerke zu nennen sind. Aber im Menschen wird die Schönheit zuerst sich selbst Zweck, und wie sie auch in ihm noch den Einfluß der natürlichen Bedingungen des Daseins erfahren mag, indem auch am Menschenleibe die klimatischen und landschaftlichen Einwirkungen formbestimmend hervortreten, so bleibt doch die in den Naturformen sich bestimmende Schönheit des Menschen nicht mehr ein materielles Besitzthum der Natur, sondern sie wird

ſofort zu einer freien Erſcheinung des Bewußtſeins, zur Perſönlichkeit.

Die Perſönlichkeit in ihrer wahren Bedeutung kommt nur dem Menſchen zu, und ſie iſt in ihm die eigentliche Blüthenſtätte der Schönheit, der höchſte Lebenspunkt dieſer Vermählung zwiſchen Natur und Geiſt, auf welchem das Schöne erſt wahrhaft erſcheinen kann. Die Natur ſelbſt drückt dies Hinſtreben zur menſchlichen Perſönlichkeit, als zu ihrem Gipfelpunkt, ſogar in manchen abenteuerlichen Formationen aus, wie denn viele Berggipfel und Felſenhäupter bekannt ſind, welche eine beſtimmte menſchliche Geſichtsbildung an ſich tragen, wie z. B. der Gipfel des Traunſteins, der, nach der einſtimmigen Bemerkung aller Reiſenden, wenn man ihn von der Linzer Straße aus erblickt, vollkommen das im Profil gezeichnete Geſicht Ludwigs XVI. darſtellt: eine Bemerkung, welche jedoch zuerſt franzöſiſche Emigranten gemacht hatten.

Die menſchliche Schönheit, wenn wir ſie auf ihren verſchiedenen Stufen betrachten wollen, ſtellt ſich uns zunächſt in den zwei Gegenbildern des männlichen und weiblichen Lebens dar. Dieſer Geſchlechtsgegenſatz, und die aus ihm hervortretende Verſchiedenartigkeit des Schönheitsbildes, iſt keine willkürliche Entgegenſetzung, ſondern es werden darin ewige

Lebensbegriffe dargeſtellt, welche durch die ganze Schöpfung gehen.

Mann und Weib ſtellen nur auf dem entgegengeſetzten Wege der Bildung dieſelbe Idee des Daſeins in gleich würdigen und gleich ſchönen Formen dar, und eine Vergleichung der männlichen Schönheit mit der weiblichen, zum Nachtheil der einen oder der anderen, wird daher immer unſtatthaft und reſultatlos ſein. Ein in der Darſtellung des weiblichen Lebens beſonders glücklicher Schriftſteller, Hippel, der Verfaſſer des Buches über die Ehe, hat geſagt: „die Weiber ſind nur natürlich ſchön gebaut, der Bau der Männer iſt künſtlich ſchön!“ Dieſe Bezeichnung des Gegenſatzes der männlichen und weiblichen Schönheit trägt aber nur eine halbe Wahrheit in ſich. Das Weib, mehr mit dem allgemeinen Naturleben verbunden bleibend als der Mann, der ſich auf ſeiner eigenthümlichen Laufbahn beſtändig davon losreißen muß, das Weib ſtellt darum auch vorherrſchend mehr die Plaſtik des unmittelbaren Naturlebens an ſich dar. Die weiblichen Formen individualiſiren ſich daher in zarteren und weicheren Andeutungen, und erſcheinen weniger ausgearbeitet und durchwirkt von dem geiſtigen Entwickelungskampf des Lebens, welchen der Mann, der ihn vorzugsweiſe zu ſeiner Aufgabe erhalten, auch in der

ſtärkeren Muskulatur ſeiner Formen, die ihm das Anſehn eines ausgearbeiteteren und mehr künſtleriſchen Gebildes giebt, an ſich aufweiſt.

Aber dieſe mehr vegetative Schönheit des weiblichen Leibes entbehrt darum der künſtleriſchen Vollendung ihrer Formen nicht, ebenſo wenig als das Weib überhaupt von den geiſtigen Entwickelungskämpfen des Mannes unberührt und ausgeſchloſſen bleiben darf, mit denen ſie ſich vielmehr durch die Liebe zu verbinden, und in einen auch ihr eigenes Daſein durchwirkenden und erhebenden Einklang zu ſetzen hat.

So iſt die Liebe das eigentliche Schönheitsprinzip der weiblichen Formen, ſowie die That das Schönheitsprinzip der männlichen Formen iſt. Als der eigentliche Schönheitsgürtel macht ſich daher die Scham geltend, durch welche die weiblichen Formen dieſen Schmelz und dieſe zarte Abdämpfung ihrer Umriſſe zu erfahren ſcheinen. Dies auch in den Formen ſich ausſprechende beſtändige Zögern der weiblichen Natur, zur That herauszutreten, alſo in die männliche Schönheitsform überzugreifen, beſtimmt die weibliche Schönheit in ihrer eigenthümlichſten Weiſe in dieſem Sinnpflanzenleben der Formen, welche ſtets wieder in ſich ſelbſt zurückkehren zu wollen ſcheinen, und die Scham, welche

hier die Grazie selbst ist, sucht sie immer auf dieser Stufe festzuhalten.

So hat die weibliche Natur diese Aufgabe zu erfüllen, ein harmonisch in sich selbst zurückkehrendes Dasein darzustellen, in welchem das geistige Entwickelungsleben immer wieder in den Naturfrieden sich hineinzubilden strebt, und worin das Weib ein allgemeines Prinzip ausdrückt, das allen Bildungen und Erscheinungen des Lebens seinen eigenthümlichen Stempel aufdrückt.

In dieser allgemeinen Lebensbedeutung ist auch das Weibliche vielfach und bei allen Nationen erkannt und verherrlicht worden. Luther sagt an einer Stelle seiner Tischreden: „unser Fleisch ist das meiste Theil Weiberfleisch!“ Diesen Gedanken, das Weibliche als ein allgemeines Lebensprinzip in der menschlichen Natur anzunehmen, findet man schon bei den Alten in mehreren Lebensanschauungen und Bezeichnungen, wie denn die Griechen sowohl wie die Römer die Augäpfel des Menschen junge Mädchen nannten, was die Wörter pupillae und κοραὶ geradezu bedeuten. An einer merkwürdigen Stelle in dem Orphischen Hymnus, welcher sich bei Eusebius in der Praeparatio evangelica findet, heißt es von Zeus: „Zeus ward erzeugt als Mann und ist auch unsterbliche Jungfrau!“ Ein

neuerer Dichter, Göthe, hat dies im zweiten Theil des Fauſt, in dem bekannten Gedicht von dem „ewig Weiblichen, das himmelan zieht," in einem verwandten Sinne ausgeſprochen.

---

5. Der Hermaphrodit und Anaphrodit.

Statt der Entgegenſetzung des Geſchlechtlichen aber, wodurch die Kunſt die feinſten und bedeutſamſten Ausführungen der menſchlichen Geſtalt zu ihrer Aufgabe erhält, hat man auch eine äußere Vermiſchung der geſchlechtlichen Natur in einem Kunſtbild feſtzuhalten geſucht, wie dies namentlich die alte Kunſt im Hermaphrodit gethan. Der Hermaphrodit erſcheint zunächſt als dieſer Eklekticismus männlicher und weiblicher Schönheit, durch den man die ſchönſten Formen beider Geſchlechter auszuwählen und zu einem menſchlichen Geſammtbild zu vereinigen geſtrebt.

Die Kunſt hat in dieſen Bildern eigentlich ein übermüthiges Spiel der Schönheit getrieben, ſie hat ſich in dem muthwillig gewordenen Bewußtſein ihrer Herrſchaft über das Schöne ein Ideal hervorgezaubert, dem ſie den Schein eines wirklichen Lebensgebildes zu

geben ſich vermißt. Denn wenn es auch in einer gewiſſen phyſiſchen Bedeutung Hermaphroditen giebt, ſo ſind doch die der alten Kunſt nur Idealbilder, die in der Wirklichkeit niemals exiſtirt haben. Die Hermaphroditen der Alten, unter denen der berühmteſte und ſchönſte der in der Villa Borgheſe zu Rom iſt, ſie haben eine jungfräuliche Bruſt, die männlichen Zeugungsglieder, ſonſt in allen Formen das eigenthümlich Schwankende und Unentſchiedene zwiſchen Knaben und Mädchen, das einen beſonderen üppigen Reiz über die Geſtaltung ausgießt.

Dieſer hermaphroditiſchen Durchdringung und Vermiſchung des männlichen und weiblichen Lebensprinzips, der wir einige der vollendetſten Bildwerke des Alterthums verdanken, ihr ſteht die geſchlechtloſe anaphroditiſche Auffaſſung der menſchlichen Schönheit gegenüber, die beſonders in der chriſtlichen Lebensanſicht wurzelt, indem Chriſtus überhaupt die Seligkeit in die Geſchlechtsloſigkeit ſetzte. Dem natürlichen Geſchlechtsleben der alten Götter gegenüber, erſcheint der chriſtliche Himmel zuerſt mit geſchlechtsloſen Weſen bevölkert. An die Stelle der geſchlechtlichen Gemeinſchaft tritt die Gemeinſchaft der Heiligen, und jenes Leben der Seligen, in dem, wie es heißt, nicht mehr gefreit werden ſoll.

Das geſchlechtloſe Menſchenbild wird aber von

der Natur ſelbſt kaum im früheſten Kindesalter gezeigt, da ſchon beim Kinde in den leiſeſten Formen der Erſcheinung die Geſchlechtsunterſchiede, oft ſehr beſtimmt, ſich ausprägen. In der Darſtellung der Engel und Genien hat die chriſtliche Kunſt das geſchlechtsloſe Schönheitsbild am angemeſſenſten zu verwirklichen geſucht. Bei der Jungfrau Maria, bei welcher die befruchtete göttliche Jungfrauſchaft eigentlich daſſelbe iſt mit der im chriſtlichen Reiche Gottes herrſchenden Geſchlechts- und Eheloſigkeit, hier haben die alten chriſtlichen Maler zu einem nebenher gehenden Symbol ihre Zuflucht genommen. Dies ſieht man beſonders auf den Gemälden der altdeutſchen Schule, namentlich auf denen, welche die Verkündigung Mariä darſtellen, und worin beſonders dieſes ewig jungfräuliche Leben der Mutter Gottes zur Hauptaufgabe der Kunſt geworden. Der Lilienſtengel, welchen auf dieſen Gemälden der Engel in der Hand hält, oder auch die Lilien in dem Blumentopf, den man zu dieſer ſymboliſchen Bedeutung häufig neben der Jungfrau ſtehen ſieht, ſie haben in ihrem Kelch keine Staubfäden, worin ſie die Idee der Geſchlechtsloſigkeit ausdrücken ſollen.

6. Volkscharakter und Physiognomie.

Die Schönheit der menschlichen Gestalt, die wir bisher in ihrem idealen Organismus betrachtet haben, weist jedoch auch Verschiedenartigkeiten der Bildung an sich auf, welche dem Einfluß bestimmter Naturverhältnisse angehören, und wodurch ein eigenthümlicher Volkscharakter in der Schönheit hervorgeht, den wir hier noch näher zu bezeichnen haben. Dies ist die nationelle Form der Bildung, die im Organismus des Leibes und des Geistes sich ihre besonderen Ausdrucksweisen erschafft, und wodurch die Kunst ebenfalls in ihren Hervorbringungen wesentlich bestimmt wird.

Der leibliche Volkscharakter, in welchem die gestaltende Kraft des Naturgeistes persönlich geworden, er muß zugleich als die nothwendige Form des geistigen Volkscharakters sich erweisen. Je höher entwickelt eine Volksthümlichkeit sich darstellt, desto schärfer und ausschließlicher werden auch in ihr diejenigen nationellen Formen hervorgetreten sein, welche als die Einheit einer bestimmten natürlichen und geistigen Zusammenwirkung, als diese Physiognomie eines in sich selbst beschlossenen harmonisch abgerundeten Daseins, erscheinen.

Schon bei dem einzelnen Menschen hat man die Bemerkung zu machen, daß, je bedeutungsvoller seine eigenste Natur sich entwickelt hat, um so individueller

gewiſſermaßen ſeine Gliedmaßen, ſeine Augen, ſeine Hände, ſeine Geſtalt geworden ſind. Dies findet in ſcharf feſtgehaltenen Zügen immer auch bei der Erſcheinung eines Volksganzen Statt.

Das Wiſſen von dieſer Immanenz der Natur und des Geiſtes hat ſich durch die Phyſiognomik zu einer beſtimmten Wiſſenſchaft zu entwickeln geſucht, obwohl der Begründer derſelben, Lavater, dieſer gläubige und erleuchtete Seher in Zürich, noch kein dauerndes Gebäude von derſelben aufführen konnte. Lavater bildete alle ſeine bedeutenden Zeitgenoſſen, jene ſchaffenden Geiſter alle, die damals zur Heraufführung einer neuen Epoche erſtanden waren, in ſeinen phyſiognomiſchen Fragmenten ab, und erklärte die Uebereinſtimmung ihrer organiſchen Formen mit ihren geiſtigen Eigenſchaften. In Göthe's Kopf namentlich hatte er ein Muſterbild der höchſten Vollendung aufgeſtellt, und meinte, wenn ein Gott ſich hätte organiſch verleiblichen wollen, ſo würde er nur die göthe'ſchen Körperformen als die würdigſten ſich haben erwählen können.

Die einzelnen ſchönen Formen der menſchlichen Geſtalt, welche man in einem Kunſtwerk vorgeſtellt ſieht, haben eine doppelte Seite ihrer Erſcheinung, nämlich eine nationale und ideale, die ſich beide in

der Kunst zu verschmelzen und zu einer Einheit zu durchdringen haben.

Diejenigen Nationalitäten erscheinen daher als die glücklichsten und zur Kunst befähigtsten, in denen die Natur, der Himmelsstrich, der Boden selbst, schon das Hervortreten idealer Schönheitsformen unter den Menschen begünstigen. Die hohen und vollendeten Formen der Menschenkinder, wie sie unter italienischem und griechischem Himmel als Naturgewächse selbst sich erzeugen, haben sich hier wie von selbst zu Kunstwerken geschaffen dargestellt, und den Künstlern in der Wahl dieser prächtigen nationalen Bildungen das Ideal gewissermaßen in die Hände geliefert.

So ist es gekommen, daß viele nationale Eigenformen der Griechen und Italiener als ideale Kunstformen überhaupt angenommen und als solche zu einer allgemeinen Anforderung der Schönheit in der Kunst gemacht worden sind, während man es dem Rubens zum Vorwurf gemacht hat, daß er, selbst nach einem langen Aufenthalt in Italien, immer nur nationale niederländische Menschengestalten in seinen Bildern gezeichnet hat.

So ist das sogenannte griechische Profil, aus der geraden und sanft hinuntersteigenden Linie bestehend, welche Stirn und Nase wie eine harmonisch sich ab-

ſenkende Form zuſammen bilden, das vorzugsweiſe als ein Naturprodukt dieſes ſanften und milden Himmelsſtrichs erſcheint, zu einer idealen Schönheitsform überhaupt geworden. Daſſelbe iſt der Fall mit der ſchmalen und kurzen Stirn, die als ein Haupterforderniß aller wahren und jugendlichen Schönheit in allen alten Bildwerken daſteht, und wonach ſich auch das Haar eigenthümlich zu formen hat, indem es ſich in rundlichen Linien bis über die Schläfe herüberlegen muß, die nicht unbewachſen ſich zeigen darf. Von dieſem Ideal der kurzen Stirn und der in die Schläfen weit hervortretenden Haarbildung hat zwar die neuere Kunſt ſich verſchiedenfach wieder abzuwenden geſucht, um eine offene Stirn hervorzubringen, was aber ſelten zum Vortheil der Darſtellung, wenigſtens bei Bildern junger Perſonen, ausgefallen.

Was dagegen die Augen betrifft, ſo bemerkt man, wie ſich die griechiſchen Künſtler darin ein eigenthümliches Ideal gebildet haben, das von der Natur vielmehr abzuweichen als ihr zu folgen ſtrebt. Indeß iſt das tiefliegende Auge in den Statuen der Alten, das gewöhnlich von den beſtehenden Naturformen abweicht und über dieſe hinausgeht, zugleich das Mittel einer ſehr wirkſamen Charakteriſtik des ganzen Geſichts geworden, das durch dieſen tiefen Einſchnitt allein

größere Beweglichkeit des Ausdrucks erhalten konnte. Namentlich charakteriſiren ſich dadurch die Götter in der verſchiedenartigen Bedeutung ihres Weſens.

---

7. Die Stilarten des Kunſtwerks.

Wir haben jetzt das Kunſtwerk in derjenigen Beſtimmung zu betrachten, welche es aus dem eigentlichen Inhalt des Lebens ſelbſt heraus, aus den verſchiedenen Bewegungen der Wirklichkeit, empfängt, und worin es als ein mannigfach bedingtes, und zu verſchiedenen Formen der Kunſt heraustretendes Gebilde erſcheint.

Die Idee der Schönheit muß ſich mehrfach brechen an den Bedingungen der Wirklichkeit, unter denen ſie zum Leben gebracht werden ſoll, und dieſe Gewalt des Stoffes, wie ſie ſich im Kunſtwerk mächtig erweiſt, erzeugt verſchiedene Arten der künſtleriſchen Darſtellung ſelbſt, in denen ſich bloß das verſchiedene Verhältniß der Idee zur Wirklichkeit geſtaltet, und wodurch ſich das ergiebt, was man am Kunſtwerk ſeinen Stil zu nennen pflegt.

Die Urform aller Darſtellung iſt der epiſche Stil, worin ſich dieſe erſte künſtleriſche Geſtaltung des Völkerlebens, das noch befriedigt in ſich ruht und noch

von keinen Gegenſätzen des Geiſtes durchbrochen iſt, ſeinen Ausdruck ſchafft. Die epiſche Form der Darſtellung hat es mit einem ganzen Volkszuſtand zu thun, deſſen harmoniſche Lebensentwickelung ſie in ſich faßt. Die epiſchen Formen ſind die paradieſiſchen Formen des Menſchengeſchlechts, ſie haben die urſprüngliche Seligkeit aller Exiſtenz feſtzuhalten, und darum beruhen ihre Darſtellungsmittel in dem in ſich ſelbſt geſättigten und getränkten Behagen ſelbſt.

Wenn die epiſche Darſtellung nur für ein ganzes Volksdaſein eintreten kann, ſo iſt die ihr verwandte idylliſche Darſtellung dagegen die erſte Form des Individuums, durch welche daſſelbe ſich in dieſer Harmonie mit dem ihm eigenſt angehörigen Lebenskreiſe malt. Dieſer epiſche und idylliſche Stil iſt der Stil des im ungebrochenen Frieden der Exiſtenz ruhenden Völker- und Menſchenlebens. Wo auf dieſem Grunde ein ganzes Kunſtwerk ſich entwickelt, da hat es darum die einfachſten Naturformen zu ſeiner Vollbringung zu wählen. Die Conflicte ſelbſt, die auf dem idylliſchen und epiſchen Gebiet vorfallen, ſind nur ein Spiel des lebensfreudigen Muthwillens, der in der Gewißheit, daß die ewige Harmonie des Daſeins ſich gar nicht zertrümmern laſſe, dieſelbe augenblicklich unterbricht und ſich an ihren Geſetzen reibt.

Der erſte und tiefſte Bruch, welcher in das Daſein hineintritt, entſteht mit der beginnenden Geſchichte, durch welche alle Gegenſätze der Wirklichkeit erwachen, und durch die das Völker- und Menſchenleben in ſeinen innerſten Elementen umgekehrt und mit ſich ſelbſt entzweit wird. Dieſe tiefinnere Entzweiung des Daſeins, welche dem Kampf des Lebens um ſeine wirklichen Formen angehört, iſt das Tragiſche, in welchem das ganze Daſein zugleich zu ſeiner höheren Entwickelung herausgetreten iſt. Das in ſich ſelbſt friedlich ruhende Leben, das in den epiſchen und idylliſchen Zuſtänden in ſeine von der Welt ihm geſetzte Schranke nur mit Behagen ſich fand, hat jetzt dieſe nothwendige Schranke als eine Verneinung ſeiner ſittlichen Freiheit und ſeiner höheren Perſönlichkeit erkannt. So hat es in einen Freiheitskampf mit dieſer Nothwendigkeit ſich eingelaſſen. In dieſem Kampf hat der Menſch ſeine wahre Würde und ſeine höchſte Beſtimmung zu bethätigen, und die tragiſche Glorie, die ihn im Unterliegen ſchmückt, iſt die eigentliche Vollendung ſeiner Exiſtenz, und die wahre Verſöhnung des Schickſals ſelbſt. Die Schuld, welche durch das Eintreten des geſchichtlich ringenden Geiſtes in die Welt und in die Menſchenbruſt gekommen, findet in der tragiſchen Entwickelung ſelbſt die Kraft, ſich zu löſen und zu ſühnen. Der ächte

Eindruck der tragiſchen Darſtellung muß daher jene hohe Trauer um die ganze Menſchheit ſein, die alles Leid der Welt in ſich zuſammendrängt und zugleich in der Idee überwindet. In dem Tragiſchen liegt daher zugleich das Erhebende über alle Verwickelungen der Schuld, denen das ringende Individuum unterlegen, und dies iſt die Idee des Erhabenen ſelbſt, die das eigentliche Element der tragiſchen Schönheit ausmacht.

Das Erhabene trägt zunächſt dieſelbe Negation gegen die harmoniſche Schönheit in ſich, wie das Tragiſche, was ſich zugleich im Namen des Erhabenen ausdrückt. Denn in dem Erhabenen liegt zugleich die Bezeichnung eines Gegenſatzes. Ueber etwas erhaben zu ſein und zu etwas erheben, welche beide Momente weſentlich im Erhabenen liegen, darin drückt ſich vorherrſchend die Beſtimmung aus, daß das Erhabene, um ſich als ſolches darzuſtellen, ſich verneinend gegen das gewöhnliche harmoniſche Maaß der Schönheit und des Lebens verhalten müſſe. Im Erhabenen erſcheint daher das Schöne ebenſo ſehr als aufgehoben und negirt, als es zugleich durch einen Kampf der Ueberwindung wiedergewonnen, und dadurch in jenen Schein der Hoheit und Größe getreten iſt, welche die wahre Form des Erhabenen bildet. Die gewaltigen Schauſpiele und Gebilde der Natur, oder jene großen ſittlichen

Handlungen, die mit einer Aufopferung des gewohnten Lebensglücks verbunden erſcheinen, pflegen daher vorzugsweiſe als erhabene Gegenſtände ſich darzuſtellen. Das Erhabene iſt dieſe große ſiegreiche Form, welche aus dem Kampf mit der gemeinen Endlichkeit der Dinge hervorgetreten, und in einer überſchwänglichen und unermeßlichen Welt der Anſchauung ſich eingebürgert und heimiſch gemacht hat. Das Erhabene hat das Maaß der Unendlichkeit in die endliche Erſcheinungswelt ſelbſt hineingebildet, und darin dieſe abſolute Großheit der Form hervorgebracht, welche in derſelben rührenden Ueberwindungsglorie ſich zeigt, wie das Tragiſche. In der Natur iſt das größte Beiſpiel dieſer Erhabenheit das Meer, welches dem kämpfenden tragiſchen Helden gleicht, der ſich mit der ganzen Kraft ſeiner Exiſtenz gegen die Schranken der Welt erhoben. Das Meer iſt dieſe wahrhaft pathetiſche Tragödie der Natur, worin ſich im Ungeſtüm und in der Feſſelloſigkeit der Erſcheinung, in dieſem titanenhaften Anſtürmen gegen die ewig bindende Nothwendigkeit des Weltalls, mitten in dieſer Geſetzloſigkeit und Freiheit ſelbſt die höchſte Befriedigung des Naturgeſetzes vollbringt. Dieſe übereinanderſtürzenden und niederſinkenden Wogen, welche bald wie Engel des Lichts bald wie Dämonen der Finſterniß in das Univerſum hinein-

tanzen, und in dieſer rauſchenden Hochzeitsfeier Himmel und Erde miteinander verbinden, ſie ſtellen doch in aller ihrer Wildheit und Großheit immer nur den ewigen Rhythmus aller Lebensbewegung dar, dem ſie gehorchen, und die wahre Friedensmelodie der Schöpfung wird doch endlich aus allen dieſen Stürmen offenbar. In dieſem Ringen zwiſchen Aufruhr und Geſetz, in dieſer zur Harmonie gezwungenen Unbändigkeit, liegt die eigentliche Erhabenheit des Meeres, und das Weſen des Erhabenen überhaupt. Das Erhabene zeigt ſich daher auch oft in der Darſtellung des Schmerzes ſelbſt. Die Alten haben dieſe Erhabenheit, welche in dem körperlichen Schmerz eine geiſtige Hoheit und Vollendung ausdrückt, vorzugsweiſe darzuſtellen und hervorzubringen verſtanden, ſowohl in ihrem ſittlichen Leben wie in ihren Kunſtwerken. Der ſeine Hand in das Kohlenfeuer ſtreckende Mucius Scävola, deſſen That an ſich nur einen Anblick widerwärtiger Lebensverſtümmelung darbieten würde, wäre doch durch die ſittliche und geiſtige Größe, die ſich darin ihre Genugthuung verſchafft, ein erhabenes Bild für die künſtleriſche Darſtellung. Die Alten ſind in dieſer Erhabenheit, welche ſie dem Schmerz beilegen, ſo weit gegangen, daß Sophokles ſelbſt den an eiternden Fußwunden darniederliegenden Philoktet ſogar auf der Schaubühne

zeigen durfte,' ſo wie auch in den Trachinierinnen Herkules unter unausſprechlichen Körperqualen vor den Augen des Zuſchauers dahinſterben muß. Die Neueren, bei welchen der Schmerz ſich ſo leicht zur Sentimentalität verzärtelt, oder, wie auf den Heiligenbildern, die kokette und in ſich ſelbſt verliebte Form eines abſtracten Märtyrerthums zeigt, ſie haben dieſe hohe und reine Naturſtärke des körperlichen Schmerzes ſelten verſtanden, und ſich darum auch an ſeine Darſtellungen nie in dem Maaße gemacht, wie die Alten. Dieſe reine Erhabenheit des Körperſchmerzes hat ſich beſonders in der antiken Gruppe des Laokoon verherrlicht, die zuerſt im ſechszehnten Jahrhundert in den Bädern des Titus zu Rom wiedergefunden worden. In dieſem alten Kunſtwerk erſcheint uns das Gebild des Schmerzes in ſeiner höchſten menſchlichen Offenbarung.

Wie wir aus dem Tragiſchen das Erhabene gefunden haben, ſo wird ſich uns auch in dem Erhabenen ein innerer Uebergang zu dem Komiſchen darſtellen, und das bekannte Sprüchwort, vom Erhabenen zum Lächerlichen ſei nur ein Schritt, muß ſich uns auch in der Aeſthetik bewahrheiten. Die negative Erſcheinung des Erhabenen iſt aber das Komiſche. Wenn im Erhabenen uns gewiſſermaßen das Extrem der Schönheitsidee, aber noch in einer poſitiven Form der Offen-

barung, entgegentritt, ſo ſehen wir dagegen im Komiſchen das entgegengeſetzte äußerſte Ende des Schönen in dieſer negativen Form der Offenbarung ergriffen und hervorgebildet. Die komiſche Schönheit der Darſtellung hat es mit der den tragiſchen Lebenszuſtänden geradezu entgegengeſetzten Situation zu thun, und wenn das Tragiſche in dem Kampf gegen die wirkliche Beſchränkung des Daſeins erſcheint, ſo beruht dagegen das Komiſche auf derjenigen Verwickelung und Beſchränkung, in welcher ſich das Weſentliche des Daſeins, die wahren, rechten und ewigen Formen der Exiſtenz, gegen eine bloß ſcheinbare Verneinung, die auch eine Bejahung ſein kann, behaupten. Der Zweck der komiſchen Darſtellung iſt dann der, dieſen falſchen Schein, der Alles in Verwirrung geſetzt hat, ſo in ſeiner Nichtigkeit herauszukehren, daß daraus die wahre Befriedigung der ſittlichen Intereſſen und der perſönlichen Freiheit erwächſt. Das Komiſche iſt alſo ebenfalls nicht, wie das Erhabene, das Schöne an ſich, ſondern das Komiſche iſt diejenige Schönheit, welche es ebenſo ſehr mit dem Uebermaaß des Endlichen und Gemeinen zu thun hat, wie das Erhabene mit dem Uebermaaß des Unendlichen und Ungemeinen, aus welchem Uebermaaß beide das Maaß der Schönheit herzuſtellen haben. Das eigentlich Komiſche findet ſich nur am

Menſchen und im menſchlichen Leben, weil ſich durchaus eine mittelbare oder unmittelbare Wirkung der menſchlichen Freiheit darin vollbringt. Man hat behauptet, daß jeder Menſch irgend ein komiſches Element an ſich trage, und daß dies beſonders Geiſtern von höherer Art und Begabung eigen ſei. Dieſes Komiſche in jeder menſchlichen Individualität iſt aber eben ein Zug von Idealität in jeder menſchlichen Perſönlichkeit, und deutet nur den Punkt an, auf welchem jede Exiſtenz mit den Widerſprüchen des gemeinen endlichen Lebens zu ringen hat, und auf dem ſie ihre Anſtrengungen macht, zwiſchen dem Sein und Schein des Daſeins ſich in der ihr gebührenden Freiheit zurechtzufinden, welche Anſtrengung dann eben, ſo lange ſie ohne ernſte Conflicte mit der Außenwelt in dieſer rein naiven Sphäre der Individualität verbleibt, dies urſprüngliche komiſche Element in jeder menſchlichen Perſönlichkeit ausmacht. Dies iſt ungefähr daſſelbe, was man auch mit der Behauptung auszudrücken geſucht, daß jeder gute Kopf etwas Verrücktes an ſich habe, und wozu man den bekannten Ausſpruch des Seneca: nullum magnum ingenium sine quadam mixtura dementiae als Beleg brauchen kann. Dieſe Verrücktheit eines jeden guten Kopfes kann aber auch nur im beſten Sinne die ideale Bedeutung haben, daß der Kampf, mitten in der

gemeinen Wirklichkeit der Dinge ſelbſt die Idee zu behaupten und durchzuſetzen, darin ausgedrückt erſcheint.

Die tragiſche und komiſche Darſtellung verhalten ſich keineswegs als ausſchließliche Tonarten gegen einander, ſondern können ſich in einem und demſelben Kunſtwerk ganz ideengemäß vermiſchen. Wie das Erhabene ſelbſt in komiſche Töne hinüberſpielen kann, ſo kann auch das Komiſche als ein Element der göttlichen Idee ſelbſt erſcheinen. Ariſtophanes ſtellte die Götter oft lächerlich dar, daſſelbe thaten im chriſtlichen Mittelalter geiſtliche Komödien. Dies iſt überhaupt die eigenthümliche Seite des Mittelalters, auf der uns ſeine wahre Kraft und Fülle an Poeſie entgegentritt, daß in ihm Ernſt und Scherz ſich noch nicht zu dieſem feindlichen Gegenſatz geſpalten haben, ſondern daß ſie zuſammen, in dieſer Innerlichkeit des Volksgemüths vereint, zu einander und für einander ſtehen konnten, ohne ſich auszuſchließen. Das chriſtliche Mittelalter bewies in dieſem Hang, namentlich ſein religiöſes Leben mit einem komiſchen Element zu durchweben, am meiſten die Fähigkeit, ſich zu jener Idealität der komiſchen Weltanſchauung aufzuſchwingen, die zugleich an den Tag legt, wie ſicher und feſt alle ernſten Lebenselemente in ſolcher Zeit geſtanden haben müſſen.

8. Die Poesie.

Den Ursprung der Poesie ebenso geschichtlich und aus bestimmten Motiven festzustellen, wie man es mit andern Künsten und Erfindungen zu thun vermag, haben sich die Gelehrten vielfach Mühe gegeben. Man hat den Ursprung der Poesie in die religiöse Anschauung und Verehrung eines höchsten Wesens bei den Völkern verlegt, doch giebt es wilde Völker, die keine Idee von einem religiösen Cultus haben und welche doch Poeten und Gesänge besitzen. Goguet in seinem bekannten Werke de l'origine des lois, des arts etc. führt auch die Meinung an, welche die Entstehung der Poesie aus der Eigenliebe der Völker herleitet, welche Meinung im Grunde nicht so übel ist, insofern die Eigenliebe etwas gemein hat mit jener Selbstanschauung und Selbsterkenntniß, welche in der That im menschlichen Wesen einen Grund der Poesie abgiebt. So enthalten die Volksgesänge der Wilden allerdings meist nur Lobeserhebungen ihres eigenen Volksstammes, dessen Herrlichkeit mit allen möglichen Uebertreibungen abgehandelt wird. Die Bewohner der Marianischen Inseln, die zu den ungebildetsten und beschränktesten aller Menschenstämme gerechnet werden müssen, hielten sich vor Ankunft der Europäer für das einzige und ausschließliche Volk des ganzen Universums, und ihre

Dichter, deren ſie ebenfalls hatten, beſtärkten ſie in dieſer Vorſtellung, ja die ganze Poeſie der Marianiſchen Inſeln, welche die Europäer vorfanden, drehte ſich um den einen Gedanken dieſer Einzigkeit ihres Volksſtammes.

Die Gelehrten werden aber wohl noch in andere Tiefen hinabzuſteigen haben, um den Urſprung der Poeſie zu finden, nämlich in das innerſte Weſen des Menſchengeiſtes ſelbſt.

Herder, in ſeiner Preisſchrift über den Urſprung der Sprache, behauptete, die Sprache, in ihrer erſten Schöpfung rein nach Naturlauten und Interjectionen aufgenommen, ſei immer eine Art von Geſang geweſen; gewiß aber iſt, daß auch die erſte Aufzeichnung der Rede bei allen Völkern einen rhythmiſchen Charakter an ſich trug, der ſich bald an eigenthümliche Versgebilde feſſelte.

Die Poeſie, die als ein Höhepunkt des menſchlichen Geiſtes erſcheint, ſoweit derſelbe ſich in der Sprache producirt, beginnt ihr Werk allerdings ſchon mit der Entſtehung der menſchlichen Sprache ſelbſt. Die productive Ueberlieferung der menſchlichen Perſönlichkeit iſt, wie in der Geſchichte an die That, ſo in der Poeſie an das Wort gefeſſelt. Es iſt das ewig producirende Weſen des individuellen Geiſtes, mit dem wir es in der Poeſie zu thun haben, der ſein wahres

göttliches Sein darin hat, sich unaufhörlich zu gestalten, und der die Realitäten, in und mit welchen er sich gestaltet, als diesen eigenthümlichen Stoff hat, den er durch sich zu seiner wahren Wesenheit erhebt, indem er sich selbst darin hervorbringt. Die Realitäten, als von Gott ewig gegeben, diese existirenden Thatsachen des absoluten Geistes, wirken zur Hervorbringung des individuellen Geistes ebenso mit, als sie in diesem individuellen Geist erst wahrhaft erscheinen, und in ihm ihre ewige Zukunft haben.

---

9. Poesie und Philosophie.

Man hat oft Philosophie und Poesie einander gegenübergestellt, und die eine auf Kosten der anderen zu bevorzugen oder herabzusetzen gesucht. Philosophen selbst sind es denn namentlich häufig gewesen, welche die Behauptung gethan, daß in der Philosophie allein die wahrhaft ordnende und gestaltende Lebenskraft der Völker sich bewege, während in der Poesie gewissermaßen nur das gemüthliche Stillleben friedlicher Völkerzustände, die nicht mehr im Drang historischer Entwickelung begriffen, sich ausspreche.

Diese Ansicht, die eine unnöthige Trennung in

die menſchliche Geiſtesentwickelung hineinbringt, iſt vor allen Dingen eine ungeſchichtliche. Das philoſophiſche und das poetiſche Element des Geiſtes, das ſich im Orient, namentlich bei den Indiern, völlig ineinsgeſtaltet hat, und in dieſer Einheit ein ſelig in ſich ruhendes Urbewußtſein des Menſchengeiſtes darſtellt, es muß zwar in den ſpätern hiſtoriſchen Bewegungen ſich wieder von einander trennen und losreißen, wie in alter Zeit zuerſt bei den Griechen, die in ihrer Bildung Philoſophie und Poeſie rein geſondert aufzeigen und beide theils in einer ſelbſtändigen Entwickelung neben einander hergehen laſſen, theils auch, wie bei Plato, in einem innern Kampf begriffen darſtellen.

Der Dichtergeiſt und der Denkergeiſt, die im Pantheismus der orientaliſchen Anſchauung zuſammengefallen waren, und darin die Ureinheit von Bild und Gedanke darſtellten, ſie müſſen auf der entwickelteren Stufe des Völkerbewußtſeins zwei verſchiedene Pole des Geiſtes bezeichnen, auf denen ſich derſelbe aber mit gleicher Nothwendigkeit zur Erſcheinung bringt. Die Philoſophie, als die Wiſſenſchaft des Unendlichen, hat damit keine höher begründeten Anrechte auf die Herrſchaft des Geiſtes, als die Poeſie, welche die Darſtellung und Geſtaltung des Unendlichen iſt, und in welchem die Welt dem Gedanken Gottes nachgeſchaffen wird.

Es kann zerriſſene Zuſtände des Nationallebens geben, aus denen man die Hände nach Rettung herausſtrecken muß, und wo die Einen der Poeſie, die Andern der Philoſophie die eigentliche Aufgabe der Rettung und der Verſöhnung des Bewußtſeins zuertheilen möchten. Ob wir ſelbſt heut in einer ſolchen rettungsbedürftigen Zeit leben, wollen wir für jetzt dahin geſtellt ſein laſſen. Eine kämpfende Zeit iſt noch keine rettungsbedürftige, und wer im Gedränge der Schlacht ſich tapfer hält, den läßt man ſich durchſchlagen, bis zu dem Ziel, wo ihm der Lorbeer winkt, aber man nimmt ihn nicht mit geſunden Gliedern und geſundem Geiſt mitten aus der Feldſchlacht hinweg, um ihn großmüthig in einem Hospital zu bergen. Die abſichtlichen Rettungsanſtalten für das Bewußtſein, die man in gewiſſen Zeiten für nöthig befinden kann, gemahnen doch gar zu ſehr an das Hospital.

Sprechen wir zuerſt von der Philoſophie, ſo wird man dieſer Allnährerin des Geiſtes, neben ihrem innern Wirken, auch die beruhigende und verſöhnende Kraft nicht abſprechen können, denn was kann beruhigender ſein, als der ewige Gedanke ſelbſt, der Alles in ſeinen Gottesfrieden rettet. Aber in ihrer höchſten Bedeutung kann die Philoſophie ihre Aufgabe nicht außer ſich ſelbſt haben, ſondern dieſe Aufgabe iſt der Organismus des

Gedankens ſelbſt, der einmal in ſich ſelbſt, und dann in der beſtehenden Wirklichkeit des Geiſtes ſich nachzuweiſen hat. Alle andern Zwecke der Philoſophie, welche dieſelbe etwa auf die Bewältigung und Bearbeitung eines beſtimmten Zeitgeiſtes richten möchte, liegen ſchon außer ihr, und müſſen ihr allmählig eine ſchiefe Stellung geben und ſie in ihrem eigenſten Weſen mit ſich ſelbſt entzweien. Will die Philoſophie das Werk der Verſöhnung und Befriedigung des Völkergeiſtes ſich allein und vorzugsweiſe ſich zueignen, ſo wird ſie in ihr Gedankenleben, das ewig rein bleiben ſollte, bald vielleicht unreine und falſche Abſichten hinübertragen müſſen, denn niemals und nirgend hat ſich noch das Nationalleben durch beſtimmte ſyſtematiſche Einflüſſe einer Philoſophie verbeſſern, oder wo es zerfallen war, wiedereinrenken laſſen.

Die Philoſophie, und hätte ſie alle Hände voll von Beruhigung, wäre ſie die als gültig geſtempelte Beſänftigung ſelbſt, wird uns nicht beruhigen und beſänftigen können, wenn wir in unſeres innerſten Geiſtes Gründen wirklich aufgeregt ſind. Der philoſophiſche Gedanke als auserwähltes Rüſtzeug zur Beruhigung muß in den nationalen Lebensformen und deren Entwickelung von ſelbſt arbeiten und daraus, durch den Kampf des hiſtoriſchen Lebens ſelbſt, als die wahrhaft poſitive Ge-

ſtalt unſeres Daſeins ſich bilden. An dieſer Arbeit wird die Philoſophie ihren großen Antheil haben können, indem ſie den ächten Gedanken der Wirklichkeit in ſeiner freien Wahrheit feſtzuſtellen hat, aber ſie wird darin keinen größeren Antheil behaupten können als die Poeſie hat, die zu allen Zeiten da am lebendigſten und kräftigſten erſchienen, wo ein Volk mitten im heißen Drang ſeiner Entwickelung begriffen oder gewaltige Kriege zur Behauptung ſeiner Selbſtändigkeit und ſeiner Ehre geführt hat, wie denn von dieſem Wechſelleben zwiſchen Poeſie und Geſchichte die griechiſche Poeſie, die zur Zeit der Perſerkriege und des peloponneſiſchen Krieges ſich am herrlichſten hervorgethan, das glänzendſte Beiſpiel iſt.

Der Poeſie kann die lebendige Mitarbeit an der Entwickelung der Völkerzuſtände niemals abgeſprochen werden, und ſie hat darin weſentlich ihr politiſches Moment, wie denn die wahrhaft nationale Poeſie, welche in ihren Formen die thatſächliche Bewegung des Volksgeiſtes aufgenommen, allein die ächte politiſche Poeſie iſt, wozu man diejenige nicht unbedingt rechnen kann, die bloß durch momentane Anregung dem Tage dienen will und die dazu oft ſehr gefallſüchtig zierliche Viſitenkarten bei der Freiheit abgiebt.

Die Poeſie kann aber eben ſo wenig die Geſchichte

machen, als die Philoſophie die Geſchichte vernichten kann. Die Geſchichte iſt das in Freiheit und Nothwendigkeit aus ſich ſelbſt entquellende Leben des Geſchlechts, das die Philoſophie begriffsmäßig erkennen, die Poeſie in Schönheit ausgeſtalten helfen will. In ihren urſprünglichen Elementen liegen Philoſophie und Poeſie beide im Geſchichtsleben tief verhüllt und verbunden, und zeigen ſich darum im Urbewußtſein des Menſchengeiſtes in der Einheit auf, in der man ſie im Orient in dieſer wunderbar verzweigten Fülle des Denkens und Geſtaltens antrifft.

---

10. Die Poeſie und die platoniſche Republik.

Ein Hauptmoment in allen unſern äſthetiſchen Entwickelungen war uns bisher immer das geweſen, das Schöne und die wahre Wirklichkeit des Völker- und Staatslebens nicht im Widerſpruch miteinander zu erblicken, ſondern vielmehr in ihrer Unzertrennlichkeit, als Sein und Schein deſſelben Lebensbildes, zu behaupten.

In dieſer Betrachtung könnte uns Plato ſtören, der göttliche Plato, der in ſeiner Republik ein Verdammungsurtheil gegen die nachahmende Kunſt ausſprach, und bekanntlich die Dichter aus ſeinem idealen

Staat ausgestoßen wissen wollte. Dies muß uns einmal bei Plato selbst befremden, aus dessen Dialogen uns gewissermaßen die ersten Elemente zu einer Wissenschaft des Schönen entgegentreten, und dem wir wenigstens eine hohe Ansicht von der Schönheit nicht abläugnen können, wenn er auch selbst im Phädros an der Herstellung einer eigentlichen Kunstlehre gezweifelt hat. Dann muß es Wunder nehmen, eine solche den Poeten feindliche Sentenz ausgesprochen zu hören unter einem Volke, dessen Dichtungen so innig mit dem ganzen öffentlichen Volksleben verwachsen sind, in dessen Tragödie das Volk selbst immer mitspielte, indem es sogar der Form nach im Chor sich vertreten sah. Bei einer Nation, in welcher die Poesie die reinste ideale Form der Volksvertretung hergegeben hatte, wie sollte da wieder Volk und Poesie von einander losgerissen werden, und wie konnte ein solcher Gedanke gerade in dem edelsten und gebildetsten hellenischen Bewußtsein, in dem Bewußtsein Plato's, hervorgehen?

Zunächst müssen wir uns hier erinnern, daß in Plato zwar eine hohe Ansicht der Schönheit, aber keineswegs die höchste und eigentlich wahre Erkenntniß derselben, anzutreffen ist. Plato's Theorie des Schönen, die wir besonders in seinem Phädros, im Philebos, im Hippias Major und im Symposion antreffen, hängt

ganz genau mit seiner Lehre von den Ideen zusammen, in deren Welt der Menschengeist früher selbst gelebt und gewandelt, im unmittelbaren Anschauen dieser Ideen des Guten, Wahren und Schönen den Göttern gleichend. Im Phädros heißt es daher, daß der beflügelte Gedanke des Philosophen die irdische Schönheit erblicke im Lichte jener himmlischen, deren er sich aus jener Zeit, wo seine Seele unter den Göttern gelebt und dort das Schöne angeschaut habe, erinnere!

So wird bei Plato das Schöne allerdings schon in das Absolute hinaufgerückt, aber nur als jene ungewiß dämmernde platonische Erinnerung, als jenes Abbild (ὁμοίωμα) der göttlichen Uridee (ἰδέα, παράδειγμα). Diese bloß mythische Entwickelung der Idee der Schönheit im Phädros wird im großen Hippias sogleich mit der Idee des Guten als Eins gesetzt, da das Schöne schon durch seine Mitabstammung aus den Urideen mit dem Guten und Wahren als Eines angenommen werden muß, und sonach in seinem Hauptzweck als eine Anleitung zur Tugend zu empfehlen ist, freilich durch die poetische Vermittelung des Eros, der durch das Schöne erweckt wird. Im Gastmahl erhalten wir durch die Rede der Diotima noch eine nähere Bestimmung über das Schöne, welches dort besonders im Verhältniß zu dem platonischen Begriff der Liebe betrachtet wird. Im Philebos

aber scheint der größte Anlauf zu einer metaphysischen Begründung des Schönen genommen zu werden, indem in diesem Dialog das Wesen der Schönheit als die Einbildung der göttlichen Idee in das gewordene Sein betrachtet wird. Nach einer Stelle im Kratylos aber und in den Büchern über die Gesetze, ist die schöne Kunst deshalb mangelhaft, weil sie nicht auf die Erkenntniß der Dinge geht, und die eigentliche Wahrheit derselben, welche die philosophische ist, nicht in sich trägt, ein Dilemma zwischen Philosophie und Kunst, über das seitdem alle Philosophen bis auf Hegel nicht wieder hinausgekommen sind.

In den Büchern über den Staat aber wird die schöne Kunst vorzugsweise als die nachahmende bestimmt, die aber, da die Kunst nichts mit der Erkenntniß zu thun hat, nur von der Vorstellung aufgefaßt wird, und die Vorstellung ist hier eigentlich dasjenige, was zwischen der Erkenntniß und der Unkenntniß, oder zwischen dem Seienden und dem Nichtseienden als ein Mittleres dasteht. Hier in diesen Büchern vom Staat ist es nun, wo gegen Ende des zweiten Buchs und im Anfange des dritten, wie auch im zehnten Buch, Plato seinen harten Spruch gegen die Dichter, und namentlich gegen Homer, der Urquell der hellenischen Volksdichtung, richtet, indem er sie wegen ihrer lügenhaften

und unwürdigen Darstellungen der Götter als verderblich für das Leben des Staats betrachtet. Plato, der einen neuen idealen Staat construiren wollte, konnte in demselben die Repräsentanten des alten hellenischen Volksglaubens, welches die Dichter sind, nicht dulden, und er drückte in dieser ihrer Verwerfung gewissermaßen nur den Kampf aus, den bei den Hellenen schon seit alter Zeit das philosophische Bewußtsein gegen den nationalen mythischen Götterglauben und die volksthümlichen plastischen Formen desselben geführt. Dieser Kampf hatte sich in Plato zu einem geistigen Monotheismus vollendet, der sich aber den bestehenden nationalen Formen gegenüber nur polemisch verhalten konnte, und deshalb auch mit der Dichtkunst, die den Realismus der Volksreligion nährte und verbreitete, zerfallen mußte.

Dies ist das Christliche im Plato, wie man es vielfältig und mit Recht genannt hat. Die Vorahnung des christlichen Gedankens war in Plato hineingetreten auf dem Wege derjenigen Ideenentwickelung, die ein unendlich Seiendes zu erkennen sich genöthigt sah. Dies unendlich Seiende sind bei Plato die Ideen, und die sichtbare Welt ist nur das ewige Werden derselben. Die Idee erscheint hier schon als ein Mittler zwischen dem Geist und der Materie, und in der Einheit der Erkenntniß und Anschauung, die daraus her-

vorachen will, kann der helleniſche Polytheismus keine Stelle mehr finden. Das antike Ideal erſcheint in Plato gebrochen, und der chriſtliche Gedanke hat ihn überkommen zunächſt als dies auflöſende und gährende Element, welches das in das Endliche gekommene Unendliche iſt, und in Plato entſchieden als den Höhe- und Vernichtungspunkt der alten Götterwelt ſich hinſtellt, in Chriſtus aber, als dieſem eigentlichen Gipfel der alten Welt, zugleich zum erlöſenden Heiland des neuen Weltbewußtſeins wird.

Dieſer herandringende chriſtliche Gedanke entzweite aber in Plato zunächſt das ideale Selbſtbewußtſein, zu dem er ſich erhoben, mit der bildlichen und künſtleriſchen Vorſtellungswelt ſeines Volkes, und man kann nicht annehmen, daß er ſich für ſeine Perſon in dieſem Widerſpruch glücklich befunden habe. Bei der Begabung ſeiner eigenſten Natur, die ihn auf kunſtvolle und ſchöne Formen angewieſen, und bei dem Drang ſeiner Phantaſie, mit der Schönheit des Mythus ſich zu vermählen, muß das Abwenden von all dieſer nationalen Herrlichkeit des Hellenenthums nicht ohne eine tiefe Erſchütterung in ihm vorgegangen ſein. Darum hat ſich auch der Kampf ſeines Bewußtſeins hineingeſtreckt in dieſe auf und niederwogende Dialektik des Dialogs, die bei aller Kunſt, welche man daran zu bewundern hat, doch nur das

zur Schönheit mühsam bezwungene Bild ewiger Unruhe und Befriedigungslosigkeit ist, und mit deren Gestrüpp oft nur heimliche Wunden umflochten sind. Mit vielem schöpferischen Geschick bestrebte er sich, die Welt des Bildes und der Schönheit, die er geflohen, noch in der Form seiner Werke festzuhalten, und er suchte darin gewissermaßen das ganze Culturleben der Griechen noch einmal zusammenzufassen, indem er die wesentlichsten Formen desselben, das Drama, den Mythus und die Philosophie, darin zu einer Einheit zu verschmelzen trachtete.

Aber die wirkliche Zusammenfügung dieser auseinandergebrochenen Elemente konnte er nicht mehr finden. In dieser Vorahnung eines Reiches des Geistes saß Plato auf den Trümmern der hellenischen Götterbilder. Die Poesie, die Kunst, welche diese Bilder geschaffen, sie mußten ihm auf diesem Wendepunkt der Zeiten bloß als diese gottverlassene Endlichkeit erscheinen, und er deutete damit auch für Poesie und Kunst gewissermaßen eine neue Zukunft an, in der sie mit der Unendlichkeit des Inhalts erfüllt und durchdrungen werden sollten, die Zukunft des Christenthums.

In Plato sehen wir am entschiedensten schon diesen Gegensatz sich verkündigen zwischen der heidnischen Kunst, welche die Verendlichung des Unendlichen war, und

zwischen der christlichen Kunst und Poesie, deren innerstes Leben das Unendliche selber ist.

Plato vertrieb die Dichter, weil sie nicht die Bildner des Geistes waren, ihm fehlte schon das Element des Unendlichen in der alten Poesie, welches zugleich das wahrhaft Menschliche ist. Das Christenthum erst konnte und sollte die Dichter wieder in den Staat zurückführen, in dem Plato's idealer Drang nach der Zukunft sie nicht länger dulden mochte. Das Christenthum deckte erst die wahren Quellen des Schönen, die tief im Menschen selber ruhen, auf, indem es statt der endlichen Götterwelt ein unendliches Menschenthum, eine göttliche Menschenwelt verkündigte. Die Schönheit des antiken Lebens war verblaßt und verblichen bis in den Tod hinein, und der alte olympische Glanz seiner Formen erschimmerte gerade in den edelsten Geistern nur noch wie ein Grabeslicht. Im christlichen Bewußtsein ging eine neue junge Schönheit des Daseins auf, die Schönheit der unendlichen Menschenidee, und das Schöne war nicht mehr, wie es Plato in seinen Annäherungsversuchen an die neue Weltanschauung bestimmen wollte, ein bloßer Abglanz der ewigen Ideen, sondern es war als ein Ausdruck des Unendlichen, das in die Wirklichkeit getreten, selbst eine neue, aus sich heraus bestehende Wirklichkeit geworden.

Dies iſt der Charakter der chriſtlichen Kunſt, den ſie aus der Idee des Chriſtenthums ſelbſt gewonnen, und wenn die Vorahnung des Chriſtenthums im Heidenthum gerade dasjenige Element war, welches Bild und Gedanke, Idee und Wirklichkeit, zerriß und gegen einander auftrieb, ſo war das Chriſtenthum ſelbſt ſeinem innerſten Gedanken nach zugleich dazu beſtimmt, eine neue Verſöhnung zwiſchen der Idee und dem Bilde und darin ein neues Weltalter der Schönheit zu ſtiften.

II. Die Kunſtformen der Poeſie.

Die einzelnen Gattungen der Poeſie ſind ebenſo ſehr Producte ihrer Zeit, als die Poeſie ſelbſt es iſt, und es darf nicht für zufällig angeſehen werden, welche Kunſtformen vorzugsweiſe in einer Epoche von den ſchaffenden Geiſtern ergriffen werden. Es giebt epiſche, lyriſche und dramatiſche Zeitalter, wie es ruhende, thatenluſtige und träumende Völkerſtimmungen in der Geſchichte giebt.

Bei den Alten treten die Kunſtformen am reinſten und entſchiedenſten gegen einander heraus; dagegen iſt es merkwürdig zu ſehen, wie oft ſich die Neueren in der Wahl der Gattungen vergriffen haben. Wenn man

ein sinnreich auseinandergelegtes System erblicken will, wie sich die Gattungen der Poesie stufenweise mit dem Volksgeist fortentwickeln, so muß man das schöne Bild der griechischen Literaturgeschichte sich vergegenwärtigen. Diese ist in der That ein wahres System der Entfaltung der Kunstformen. Welcher Dichter hätte zur Zeit der Perserkriege noch unternehmen können, den Hellenen ein Epos zu dichten! In den Perserkriegen war der griechische Volksgeist dramatisch geworden, und der Tag der Schlacht bei Salamis erblickte bekanntlich zugleich die drei größten Dramatiker, indem Aeschylus dort kämpfte, Sophokles den Siegesreigen tanzte, und Euripides geboren wurde. Der Mythus, der früher nur in der Form des Epos überliefert worden war, trat jetzt seine Seelenwanderung in das Drama hinüber an, und verkörperte sich in festen Gebilden der Tragödie vor den Augen seines Volkes. Was früher Ohr gewesen war, wurde jetzt Auge; das Volk wollte sich nichts mehr episch erzählen lassen, es wollte schauen; es wollte Gestalten, Handlung, Thaten der Menschen und Götter haben, und seine Dichter wurden Dramatiker. Vordem war aber das Epos ein nicht weniger nothwendiges Moment des ganzen Lebens gewesen, als es jetzt das Drama wurde. Das Epos war die mythische Einheit aller Richtungen des Volkslebens; es war die un-

mittelbare Volksnatur selbst, wie sie dachte, anschaute, sich bewegte und in sich selbst träumerisch versunken war; im Epos ging der Mensch noch im Volksleben auf, im Drama erhob er sich aus der Masse und befreite sich zu einer selbstständig heraustretenden Gestalt.

Es war daher bei den Griechen die jedesmal herrschende Gattung der Poesie auf jeder einzelnen Stufe fast die ganze Poesie selbst, und so erblickt man bei ihnen das seltene Schauspiel einer innersten Nothwendigkeit der hervortretenden Kunstformen, mit der Geschichte ihres öffentlichen Lebens wunderbar schön zusammenhängend. Die Neueren sind darin schon deshalb nicht so glücklich, weil ihre Poesie von jeher weniger Sache des öffentlichen Volkslebens gewesen war, und darum hat ihre Literatur so viele gekünstelte Treibhausblüthen aufzuweisen, die, zu den lebendigen Bedürfnissen ihrer Zeit nicht passend, nur aus einer theoretischen Grille gepflanzt zu sein scheinen.

Aus dem gleichgültigen Verhältniß der Literatur zum öffentlichen Leben ist bei den Neueren diese Rathlosigkeit und Verlegenheit hervorgetreten, welche über ihren Kunstformen waltet, und die Bedeutung derselben so hin und her schwanken läßt. Die Modernen sind es daher, welche die eigentliche Leseliteratur erzeugt haben, die aller unmittelbaren Verknüpfung mit einem

Organ des Lebens nachläſſig ſich begiebt. Hat ſonſt die Literatur ein beſtimmtes Verhältniß zu irgend einem Lebensorgan angenommen, und iſt ſie Schauliteratur, wie im Drama der Griechen und Römer, wo ſie unmittelbar vor das Auge hinaustreten muß und ohne dies gar nicht zu exiſtiren glaubt, oder Hörliteratur, wie im Epos der Alten oder in der Poeſie der Orientalen, wo das Ohr das vermittelnde Organ des Dichters wird, oder Tonliteratur, wie in der Lyrik ſo vieler Völker, welche ohne ihre Lautwerdung durch die menſchliche Stimme ihren Zweck für verfehlt halten würde: ſo ſtellt ſich dagegen in der Leſeliteratur der Modernen die entſchiedenſte Gleichgültigkeit gegen ſolche organiſche Vermittelung des Genuſſes heraus.

Das Epos, das Drama und das lyriſche Gedicht erſcheinen in der neueren Poeſie oft ohne alle Anſprüche, gehört, geſchaut oder geſungen zu werden. Daher iſt es denn auch gekommen, daß ſich dieſe Gattungen in ihren eigentlichen Charakterformen ſo ſehr verwiſcht haben und oft in zerronnener Allgemeinheit ineinander übergegangen ſind. Ueberhaupt wird es deshalb in der neueren Poeſie bedenklich, etwas über den Begriff der Dichtungsarten zu ſagen, und über den Rang der einen vor der andern, beſonders aber über die zeitgemäße Herrſchaft der einen über die andere, ſich zu entſcheiden.

Wo die Bedeutung der Oeffentlichkeit für das Kunstwerk beschränkt oder gar nicht vorhanden ist, und die Wirkungen hauptsächlich auf die Lectüre berechnet werden, verlieren auch die Gattungsverschiedenheiten ihren eigensten Effect und können sich nicht mehr mit der künstlerischen Schärfe gegen einander herausbilden.

Um so mehr muß dies der Fall sein, wenn in einer Literatur, wie in der deutschen, diejenigen Formen der Production, welche sich am meisten der Oeffentlichkeit und der unmittelbaren Volksanregung entziehen, noch die meiste Freiheit der Darstellung und Aeußerung haben. Dies ist leider eine Thatsache, welche sich aus unserm neueren Literaturleben gar nicht wegläugnen läßt, und welche die einsame Leseliteratur zum Nachtheil aller freien künstlerischen Gestaltung so sehr bei uns begünstigt hat.

---

12. Das Epos.

Es hat in der Literatur der Gegenwart nicht an Bestrebungen gefehlt, die sämmtlichen Gattungen der Poesie, wie sie nur irgend aus der Literaturgeschichte und Kunsttheorie überliefert erschienen, anzubauen, aber selten zeigte sich dabei die höhere Nothwendigkeit, welche

gerade zu dieser und zu keiner andern Form treiben mußte.

Beginnen wir die epische Poesie, diese Urform alles Dichtens, zu betrachten! Das antike Epos war der ursprünglichste und unmittelbarste Ausdruck und Abdruck des Lebens der alten Völker in seiner ethischen und religiösen Bedeutsamkeit. Ein modernes Epos, in Sinn und Form der Alten, ist also eigentlich ein Unding, wenn auch die Einwendung, welche man gewöhnlich gegen das Epos bei den Neueren, als eine unzeitgemäße Form angebracht hat, insofern eine nichtige ist, als die Poesie Alles, was sie im ächten Geiste empfangen und geboren hat, durchbringen wird und jederzeit durchgebracht hat. Nichtsdestoweniger ist denjenigen Formen nur eine geringe Geltung zuzugestehen, welche ein künstlerischer Spieltrieb zu einem bloßen Scheinleben erweckt hat.

Bei den Alten selbst bezeichnete das Epos im Grunde weniger eine bestimmte Kunstform, als es vielmehr die naturgemäß entstandene volksthümliche Form war, welche den mythischen Inhalt in seiner ersten unvermittelten Erscheinung darstellte. Später, auf einer höherer Stufe der griechischen Nationalbildung, wurde Das, was früher Epos gewesen war, nunmehr Drama, das heißt, der Inhalt der epischen Poesie ging in die dramatische

über, die dann Form und Ausdruck des Mythus oder der Poeſie überhaupt geworden iſt.

Wie ſehr nun auch Epos und Drama ihrer äußerlichen Form und Erſcheinung nach einander gegenüberſtehen, ſo würde man doch den Geiſt der antiken Poeſie verkennen, wenn man dieſen Gegenſatz, als durch das innere Weſen beſtimmt, ſo ſtreng auffaſſen wollte, als wir in der modernen Poeſie die Elemente der epiſchen und dramatiſchen Kunſt ſondern müſſen. Sagt doch Ariſtoteles ſelbſt in ſeiner Poetik mit dürren Worten, daß Drama und Epopöe eigentlich ganz mit einander übereinſtimmten und ſich ähnlich ſeien, das Sylbenmaß ausgenommen, denn beide ſtellten Handlungen dar, nur das Epos erzählend. Die Eigenthümlichkeit des Dramas beſtimmt er aber zum Unterſchied vom Epos nur nach ſeiner äußerlichen und formellen Erſcheinung, als durch Prolog, ἐπεισοδίων, στάσιμων, ἔξοδος u. dgl., dahingegen ſich das Epos nur durch ſeine Länge von dem Drama unterſcheide*).

Dieſe Theorie des berühmten Stagiriten wird uns, die wir in der modernen Poeſie eine innere nothwendige Unterſcheidung der Kunſtformen verlangen, allerdings

*) Vergl. Aristot. Poetic. cap. 2. §. 12. c. 6. §. 32. beſonders c. 14. §. 60.

von geringem Belang erſcheinen wollen, aber dieſe Stellen könnten auf eine merkwürdige Weiſe zum Belege dienen, daß ein Gegenſatz des Epiſchen und Dramatiſchen als weſentlich verſchiedener Kunſtformen dem kritiſchen Bewußtſein der Alten fremd war. Das Drama ſcheint freilich auch bei den Alten im Allgemeinen darauf gerichtet, die unmittelbare Gegenwart des Geſchehenen darzuſtellen, während das Epos uns in eine hinter uns liegende Vergangenheit zu verſetzen ſucht; wie viele Tragödien laſſen ſich aber nicht finden, wo die dramatiſchen Perſonen nichts als Rhapſoden ſcheinen, welche die hinter der Scene vorgefallenen und abgethanen Hauptmomente der Kataſtrophe, deren Vorführung in dem modernen Drama eben der begriffsgemäße Hauptzweck der Darſtellung ſein muß, erzählen und nur ihr Pathos darüber ausſprechen. Auch ſind dieſe Momente der Kataſtrophe nach der aus dem Epos herübergenommenen Fabel des Stücks zuweilen ſo ſehr bloß epiſcher Natur, daß ſie nicht dargeſtellt, ſondern nur erzählt werden können. Das moderne Drama wird ſich aber, um ſeinem Begriffe zu entſprechen, ſolche epiſche Stoffe gar nicht wählen dürfen, und es gilt für daſſelbe die richtige Bemerkung, welche neuere Kritiker oft gemacht haben, daß es unmöglich ſei, aus einer guten Erzählung ein wirkliches Drama herauszubilden,

weil das Drama der modernen Poesie, wie es wenigstens in seinem ewigen und vollendeten Urbilde bei Shakspeare dasteht, nicht nur unmittelbare Gegenwart, sondern auch unmittelbar ins Leben greifende That und Handlung ist, das antike Drama aber, das seinem innersten Wesen und Inhalt nach aus dem Epos hervorgegangen, sich demselben nicht gegenübersetzt, sondern nur den Stoff desselben, der durch die ganze griechische Poesie als Urstoff waltet, nämlich den Mythus, in der den Zeitverhältnissen geistiger und geselliger Cultur eigenthümlichen Form, durch scenische und mimische Darstellung zur Erscheinung bringt.

In der modernen Poesie sind die Verhältnisse des Epischen und Dramatischen nicht in Bezug auf einen verwandten Inhalt, den sie etwa nur verschieden ausdrücken, zu betrachten, sondern als zwei durch ihr Wesen entgegengesetzte Kunstformen, die verschiedene, durch die Eigenthümlichkeit des Inhalts bedingte Richtungen der künstlerischen Darstellung zeigen, und sich selbständig neben einander entwickeln und fortbilden, da hingegen das antike Epos sich in dem Drama auflöst, darin untergeht und in der dichterischen Productivität nicht mehr fortbesteht.

Das Epische ist daher ebensowohl als das Dramatische in der modernen Poesie ein völlig neuer,

ſelbſtändiger und von dem antiken durchaus abzuſondernder Begriff. Ein modernes Epos im Sinne der Alten muß daher im Grunde für ein Unding erklärt werden. Das moderne Epos muß ſich vielmehr eigenthümlich in ſich ſelbſt erfaſſen, und indem es ſich zugleich in einer ſelbſtändigen Kunſtform darſtellt, wird es eine gleiche Nationalbedeutung wie das antike Epos gewinnen, inſofern es den zeitgemäßen Inhalt und Geiſt des Lebens aufnimmt und zur Erſcheinung bringt.

---

13. Die Lyrik.

Die Lyrik iſt die eigentliche Freiheit der menſchlichen Bruſt, in welcher die innerſte Kraft des individuellen Daſeins ſich in ſich ſelbſt zuſammengefaßt hat, und in dieſer innigſten Zuſammendrängung und Concentration das wahre Bild der ihr gehörigen Wirklichkeit zu erzeugen ſtrebt.

Derjenige blüthenreiche Lebenspunkt, auf welchem der Menſch aus der ganzen ihn umgebenden Wirklichkeit und Natur zu ſich ſelbſt zurückkehrt, auf dem er in der ganzen weiten Schöpfung ſich, dieſe Unendlichkeit in engſter individueller Begränzung, findet, dieſer Lebenspunkt iſt der lyriſche, der von dem Dichter in reichen

und mannigfachen Weisen ausgeprägt wird, in jedem ächt menschlichen Gemüth aber seine nothwendige Stelle und allgemeine Bedeutung hat.

Dies ist das lyrische Pathos der menschlichen Brust, daß dem Menschen darin sein eignes Herz als dieser wahre Frühling aufgeht, als der eigentliche Frühling der Wirklichkeit, der ihr Blüthenauge aufgegangen in dieser Lyrik, welches Blüthenauge das auch selbst her-

Herz weiß sich in der Lyrik als diesen Quell des wahrhaft substantiellen Menschengefühls, worin sich der Mensch in dieser Stärke seiner Einheit wesentlich als ein Ganzes empfindet. Das Herz ist hier nicht bloß dieser natürliche Abgrund, von dem es in der Schrift heißt, daß daraus hervorgehen allerlei arge Gedanken, Mord, Ehebruch, falsch Zeugniß, Lästerung u. s. w., auf welche Stelle des Evangelisten sich die absolute Begriffsphilosophie, die keine höhere substantielle Bedeutung des Herzens anzuerkennen vermochte, mit besonderer Vorliebe berufen hat.

Aber das Herz wird durch die Lyrik gerade als der ganze wesentliche Mensch offenbar, als dieser ächt menschliche Organismus zwar, durch den Alles, was menschlich ist, seinen Durchgang nimmt, in dem alle innersten Bewegungen des Lebens ihre Fäden verknüpfen,

der aber auch seinen eignen Inhalt wieder in sich selbst läutert und befreit, und diese Läuterung und Befreiung des menschlichen Herzensinhalts ist gerade die lyrische Poesie. In der heiligen Schrift wird jedoch das Herz bloß in jener seiner natürlichen Unreinheit verdammt, von dem reinen Herzen aber heißt es, daß die, welche es besitzen, Gott schauen werden. Dies reine Herz ist aber wahrhaft das in sich frei gewordene Herz, und die lyrische Dichtung, von der man es vorzugsweise sagen

Production, in welcher das Herz zu diesem seinem wahrhaften Schauen Gottes gelangt.

Diese höhere ächt menschheitliche Bedeutung des Herzens, welche in der Lyrik aufgeht, hat schon der deutsche Sprachgebrauch selbst geheiligt, wie er von dem, der kein rechter Mann und ohne Ehre ist, gleichbedeutend sagt, daß er kein Herz habe. Die substantielle Wesenheit des Gefühls ist es hier überhaupt, um die es sich handelt. Das Gefühl, das auf der Stufe der absoluten Begriffsphilosophie als die bloß natürliche, nicht im Geiste vermittelte und darum untergeordnete Affection des Seelenlebens erscheint, es darf nicht bloß in dieser Beschränkung und Einseitigkeit genommen werden, sondern, um ein vollständiges und wahrhaft lebendiges Bild menschlichen Daseins anzuschauen, muß auch

ein Gefühl erkannt werden, das nicht bloß negativ den Gegensatz gegen die geistige Erkenntniß darstellt, sondern in dem die wahre lebendige Verbindung von Geist und Gemüth, als das eigentlich organische Band des individuellen Daseins erscheint.

Es muß in diesem höheren Leben des Gefühls die eigentliche Blüthe des menschlichen Selbstbewußtseins, das zum lebendigen Dasein gewordene Erkennen selbst,

Existenz, die Universalität und Unendlichkeit des persönlichen Lebens, mit einem Wort, es muß in dem Gefühl jene wahre Vollendung des menschlichen Organismus erkannt werden, durch welche er erst daseinskräftig, einheitlich und wirklichkeitsvoll werden kann.

Die Vernichtung des Gefühls, welche die hegelsche Begriffsphilosophie aufgebracht hat, muß sich beschämt sehen durch die Lyrik der Völker, worin sich von den ersten und einfachsten Zeiten her bis in die verwickeltsten Culturperioden hinein das Gefühl als diese wahrhaft substantielle Volkskraft offenbart hat. In den Volksliedern belauschen wir die ersten Selbstgespräche der Völker, und das Kleinste und das Größte des Daseins wird hier in diesen wesenhaften Kreis des Volksgemüths hineingezogen, in dem es in Ernst und Scherz eine eigenthümliche Weihe und Durchdringung erhält.

Das Lied, als dieſe erſte einfache Form des ſingenden Volksgemüths, iſt eben die der Wirklichkeit des Lebens abgewonnene Melodie ſelbſt, das Lied iſt dieſer ergriffene einzelne Moment des Daſeins, der dadurch, daß er in die Totalität des Volksgemüths als in ein höheres Ganzes untergetaucht worden, eben dieſe Fülle der Innerlichkeit, und dieſe entzückende Harmonie des Ausdrucks gefunden hat. Das Naturleben bildet einen weſentlichen Hintergrund des Volksliedes; es ſchallt am [illegible] aus dem grünen Wald hinaus, der ſein freies Rauſchen und Reigen mit dem Rhythmus des Volksgeſanges vermählt, und der dem ſich austönen wollenden Volksherzen gewiſſermaßen die Beichte abnimmt. In und mit der Natur iſt es die Liebe, welche den unerſchöpflichen Inhalt des Volksliedes ausmacht, und worin das Naturbild ſich ſchon den höheren Zauber eines Geiſtesbildes zu gewinnen trachtet.

Unter künſtleriſcher entwickelten Verhältniſſen des Lebens und der Geſellſchaft geſtaltet ſich das Volkslied zur Ode, die zunächſt als eine pathetiſche Feier allgemeiner Volksfeſte und großer Nationalbegebenheiten erſcheint, ſodann auch überhaupt der Ausdruck einer beſonders feierlichen Stimmung und Erregung des Dichters wird, wie in der Liebesode oder in der naturbeſchreibenden Ode.

Verbindet sich die lyrische Stimmung und Form mit einem epischen Moment, so entsteht die Elegie, deren Form auch bei den Alten in dieser Mischung eines epischen und lyrischen Verselements sich zeigt, wie man das Distichon nennen kann. Die Elegie ist diejenige Gestaltung des lyrischen Gefühls, wo das Selbstbewußtsein, aufgetrieben aus dieser lyrischen Lust, welche sich an den unmittelbaren Genuß der Gegenwart hingegeben hatte, sich nun, durch jenen ewigen negativen Zug des

[illegible] und vergäng-

lichen Erscheinung erkennt. Die Elegie ist dann vorzugsweise die Erinnerung an die einstige daniedergesunkene Größe der Zeiten, und darin besteht wesentlich ihr episches und erzählendes Moment, woran sich die Elegie anknüpft, und welches ihr in ihrer Trauer diese Ruhe und Selbstbefriedigung giebt, welche die wahrhaft elegische Wehmuth ist. Die Elegie geht von einem allgemeinen großen Gesichtspunkt der Weltbetrachtung aus, und daher die Reflexion, welche dieser Dichtungsart besonders eignet. Das Bewußtsein der Elegie erkennt aber mitten in dieser Flüchtigkeit und Nichtigkeit der Dinge, die es betrauert, sich selbst als ein ewig Feststehendes und Dauerndes, wovon es in der Betrachtung ausgeht, und dies giebt ihm das sanft Darüberstehende

und mit Behagen Verweilende, wodurch das Elegiſche ſich von dem Tragiſchen unterſcheidet.

Der Uebergang des Lyriſchen in das Gebiet der Reflexion, welcher ſich durch die Elegie auf der Seite des Gefühls darſtellt, macht ſich auf der Seite des Verſtandes durch das Epigramm geltend. Der Verſtand, als dieſe einſeitige und keine Illuſion mehr beſtehen laſſende Thätigkeit des Menſchengeiſtes, der Verſtand hält ſich nicht mit der Trauer über die Nichtigkeit der äußeren Erſcheinung auf, ſondern er hat vielmehr ſeine Waffen und Arme zum ſiegenden Streit, den Witz, durch welchen er das endliche, von ſeiner Idee abgefallene Lebensbild wieder in die unendliche Idee zurückzuverſenken und zurückzuzwingen trachtet. Dieſe Bewegung, welche der Verſtand durch den Witz unternimmt, um eine Verſöhnung der Idee mit der endlichen Erſcheinungswelt zu Stande zu bringen, heißt das Epigramm. Das Epigramm wohnt nicht unter epheu-umflochtenen Ruinen, noch wandelt es ſeufzend und irrend in dem Schatten der Wälder und durch die Mondnacht dahin, wie die Elegie. Aber das Epigramm, das ſich dreiſt und ſeines Effects gewiß gerade an der Marktecke des wirklichen Lebens aufſtellt, es hat eben den Widerſpruch des Daſeins, woran die Elegie krank und traurig geworden, dazu aufgenommen, um ſich daran in der

Kraft ſeines Sieges und ſeines Uebermuths zu zeigen. Aber dieſer Sieg, welchen das Epigramm über den Gegenſaz von Idee und Wirklichkeit feiert, erſcheint nur in der augenblicklichen Glorie dieſes wetterleuchtenden Verſtandes, der darin die höchſte ſeiner Thaten vollbringt.

Vollſtändiger iſt die Wirkung der Satire, in welcher ſich der Geiſt der Elegie mit dem Geiſt des Epigramms verbindet, und worin die Wirklichkeit auf dieſem Punkt ihres Zerfallenſeins mit der Idee vielseiniger betrachtet, nicht bloß, wie in der Elegie, auf den Flügeln einer ſanften idealen Wehmuth hinundhergeſchaukelt, oder, wie im Epigramm, durch eine ſolche glänzende Gewaltthat des Verſtandes in ihre Einheit wiederhergeſtellt wird, ſondern worin der innere Lebensprozeß dieſer mangelhaften Wirklichkeit zergliedert, worin die Geſchichte dieſes Widerſpruchs zwiſchen Idee und Erſcheinung erzählt und am beſten bildlich und mimiſch vorgeſtellt wird, in welcher Weiſe die Horaziſche Satire als ein ſehr reines und vollkommenes Muſter daſteht. Die Satire hat das epiſch-lyriſche Moment, auf dem ſie beruht, mit der Elegie gemein, von der ſie auch einen inneren Grundton der Anſchauung, der als dieſer leiſe und geheime Klagehauch auch alle ſatiriſchen Darſtellungen färben muß, empfängt. Aber die Satire beſitzt zugleich die Kraft des Epigramms, um ſich aus dieſer elegiſchen Trauer loszureißen, und ſo

zeigt sie die in sich ruhende Innerlichkeit der Elegie zugleich mit dem streitfertigen und siegreichen Widerstand des Epigramms in sich auf. Die innere Verstimmung der Welt malt sich in diesen drei unter einander zusammenhängenden Dichtungsarten wesentlich aus.

Zu allen Zeiten sind große Dichter in diesen Formen von besonderer Wirkung auf die einzelnen und allgemeinen Zustände ihrer Nation gewesen, aber sie haben darin immer eine gewisse Nothwendigkeit des Weltbewußtseins gestaltet, aus der sich diese Formen der Poesie überall wie von selbst hervordrängen. So sieht man das satirische Element immer als einen unmittelbaren Ausdruck des Volksbewußtseins hervorbrechen, namentlich auf Volksfesten und größeren Volkszusammenkünften, und überall, wo eine Masse Volks bei irgend einer Gelegenheit sich zusammengefunden, entsteht auch unwillkürlich und wie durch einen geheimnißvollen Trieb jenes Spotten und Necken, durch welches das Volk gewissermaßen aus sich heraustritt und sich über seine eigne Masse erhebt. Das Volk kann nicht beisammen sein, ohne sich zu verspotten, wodurch es sich selbst gegenständlich zu werden sucht, und ein ideales Element seiner Freiheit bekundet. Dies ist der ewige lyrisch-satirische Zug des Volksgemüths, worin dasselbe die Tiefe und Fülle seines ewig producirenden Innern aufdeckt. Es

liegt ihm die allgemeine Weltanſicht zum Grunde, daß Alles in ſich ſelbſt aufgelöſt und in ſeinen eigenen Gegenſatz zerſpalten werden müſſe, um ſich in dieſer Zerſetzung als das wahrhaft ideale Daſein zu behaupten. So miſchten die Römer ſelbſt in ihre Triumphlieder, die ſie ihren ſiegreich einziehenden Feldherren darbrachten, auch Spottgeſänge und ſatiriſche Schimpfreden ein. Manche Gottheiten hatten bei den Alten ſogar ihren eigenen ſatiriſchen Schimpfcultus, wie Herkules.

So trägt alle Volkspoeſie an ſich ſchon häufig einen Keim von Oppoſition in ſich, denn die Volks-Stimme iſt eben darum Gottes Stimme, weil vor der geſunden und durchdringenden Anſchauung des Volkes, in der das Recht und die Freiheit ſchon wie ein Naturinſtinct leben, keine Schlechtigkeit beſtehen kann. Das deutſche Volkslied des Mittelalters hat in Scherz und Schimpf ſo manchen nationalen Widerſtand ausgefochten, und ein ächter Kern unſerer Nationalität iſt darin herrlich zu Tage gekommen. Wenn aber die Volkspoeſie, in ihrer natürlichen Freiheit und in des Volkes nie zu berückendem Wahrheitsinſtinct, leicht zur Oppoſitionspoeſie geworden, ſo ſollte umgekehrt auch alle Oppoſitionspoeſie, durch welche Unnatur der Zeiten ſie auch erweckt und zu künſtlichen Formen getrieben werden mag, zur Volkspoeſie zurückkehren und zu Volkspoeſie werden.

14. Das Drama.

Das Drama iſt ſeinem innerlichſten Begriff nach dieſes in Handlung getretene Gewiſſen der Nation, das die Lebensgeſtalten, jede in ihrer individuellen Berechtigung, gegen einander heraustreten läßt, damit ſie in dem Kampf der Intereſſen, den ſie gegen ſich auszuführen haben, die wahre und höchſte Idee des Daſeins vollenden, und, ſei es durch ihren Sieg, ſei es durch ihren Untergang, verherrlichen.

Das Drama iſt daher die eigentliche Poeſie der freien Perſönlichkeit, die Poeſie der Berechtigung und der Gerechtigkeit, und in Deutſchland iſt es der Narr, der Hanswurſt, der Pickelhäring, welcher, als dieſer Volksprophet der freien Perſönlichkeit, als dieſer Schalk, der bei allen ſeinen Schelmenſtreichen doch eigentlich nur die Partei des Rechts und der Wahrheit nimmt, darin zugleich als der Vermittler und eigentliche Begründer des Dramas erſcheint. Bei den Griechen war es Dionyſos, der löſende und vermittelnde Gott, geweſen, der, bei dem Wendepunkt dieſes Volkes zu einem neuen hiſtoriſchen Daſein, aus ſeinem Dienſt das Drama hatte heraustreten laſſen. Bei den Deutſchen war es der Narr, welcher in den alten Volks- und Kirchenſpielen die erſten dramatiſchen Geſtaltungen erweckte, der Narr,

der, wie Dionyſos, auf den materiellen Genuß hielt, und dem Jenſeits der Romantik und der Kirche das auf ſich ſelbſt gewieſene Diesſeits des wirklichen Lebens gegenüberſtellte.

Das Drama iſt die Form der ächten Lebenswirklichkeit ſelbſt, worin dieſe ihr wahrhaft menſchliches Weſen, wie es ſich in ſeinen entſcheidendſten Gegenſätzen durcheinanderbewegt, offenbaren will. Ariſtoteles beſtimmt daher die Eigenſchaft des dramatiſchen Helden ganz richtig dahin, daß er ſich weder durch Vortrefflichkeit noch durch Schlechtigkeit beſonders auszeichnen dürfe, aber an Ehre und Macht auf ſolcher Stufe ſtehen müſſe, daß ſich an ihm das Weſen des menſchlichen Lebens recht deutlich offenbaren könne.

Um dies Weſen des menſchlichen Lebens in ſeiner Univerſalität handelt es ſich nun im Drama. Die Zweiheit der menſchlichen Natur, welche zwiſchen einer zeitlichen Bedingung der Exiſtenz und ihrer ewigen idealen Beſtimmung hinundherirrt, tritt hier handelnd auf, und das Handeln unter dieſem Widerſpruch iſt eben das Drama, welches in dem Durcheinanderwirken dieſer beiden Gewalten, die Alles bewegen und zwingen, die ihm eigenſt angehörige Verwickelung, Kataſtrophe und Auflöſung findet. Daher lockt das Drama nicht nur den künſtleriſch ſchaffenden Geiſt als dieſe höchſte

und universale Kunstform, sondern es gemahnt auch den Zuschauer, daß er immer mit dieser idealen Erwartung den Vorhang des Dramas emporrollen sieht, als ob die Räthsel und Verschlungenheiten seines eignen Daseins ihm hier auf den Brettern des Dramas gelöst, als ob seine eignen Kämpfe, um die sein zeitliches und ewiges Wohl sich bewegt, hier entscheidend durchgefochten und geschlichtet werden sollten.

So ist das Drama unter allen Kunstgattungen von dieser höchsten Wirkung, daß es in uns den innersten Lebenspunkt selbst trifft, auf dem wir menschlich uns bewegen, und über dessen Verneinung und Bedürftigkeit wir zugleich durch das Drama hinausgehoben werden, indem wir das zeitliche Einzelne, das uns gleicht, und das auf diese Höhe und zu dieser Würde des großen Lebenskampfes herausgetreten, indem wir dies zeitliche Einzelne sich durch diesen seinen Kampf, der das Drama ist, hineinretten sehen in die allgemeine ewige Idee des Lebens, die zuletzt Alles zurecht formt nach der göttlichen Wahrheit und Wesenheit.

Wir haben uns schon in einem früheren Abschnitt veranschaulicht, wie aus dieser Lebensidee auf einem und demselben Grunde das Tragische und das Komische sich erheben, und diese beiden äußersten Enden der Lebensidee, welche derselben Quelle und demselben Kampf entsteigen,

erhalten durch das Drama, welches die thatsächliche Gestaltung dieser Lebensidee ist, als Tragödie und Komödie ihre vollendetste Gestaltung. In dem antiken Drama erscheinen das Tragische und Komische noch am strengsten und reinsten von einander gesondert. Die alte Tragödie erscheint als dieser herrlich zusammengedrängte Blüthenpunkt des antiken Lebens, die alte Komödie tritt als das Symptom des Verfalls auf und bezeichnet den Sturz der sittlichen, religiösen und politischen Volksverhältnisse. Dies geht so zu, weil in dem Tragischen der alten Welt sich ausschließlich das Schicksal vertritt, und dies antike Schicksal, das als der Höhepunkt der alten Kunst erscheint, ist zugleich das Walten der Gottheit selbst, die an den Stärksten und Größten des Menschengeschlechts, den Heroen, sich durch deren gewaltigen Lebenskampf offenbart. Weil die Götter selbst diese ganze und große Zerschmetterung des zeitlichen Daseins verhängt haben, so muß auch in dieser zeitlichen Zerschmetterung selbst die wahre göttliche Verklärung des Menschen sich darstellen, denn das Werk der Götter muß immer wieder zu etwas Göttlichem hinführen. Dies ist die hohe göttliche Glorie der antiken Schicksalstragödie. In der alten Komödie dagegen, die vom Schicksal entblößt ist, tritt uns die gemeine entgötterte Welt vor die Anschauung, die ihrer

eignen Endlichkeit überlaſſen und preisgegeben erſcheint, und dies iſt eben das Komiſche, das ſich auf dieſem Grunde des abgefallenen Daſeins entwickelt. Die antike Komödie, als die ſich ſelbſt überlaſſene Menſchenwelt, hat daher mit der antiken Tragödie, welche die den Göttern preisgegebene Menſchenwelt iſt, keinen Grundzug ihrer Anſchauung gemein.

Anders verhält es ſich in der neueren Kunſt und im modernen Drama, wo das Tragiſche und Komiſche ſich nicht ſo entſchieden von einander ſondern, ſondern mehr und weſentlich ineinanderfallen. Bei den Neueren iſt das Schickſal aus den Händen der Götter, die es ſonſt wie eine außerhalb des Menſchen ſtehende Macht verwalteten, nun in den Menſchen ſelbſt hinabgeſtiegen, und wirkt dort in den Tiefen des individuellen perſönlichen Lebens als die aus dem innerſten Daſein ſelbſt heraustretende Gewalt, welche die Lebensloose in jenem bunten modernen Durcheinander, aber doch zugleich nach den ewigen Geſetzen und Beſtimmungen miſcht.

Dadurch, daß in der modernen Welt die ſich bewegenden Lebensformen das Schickſal ſelbſt geworden ſind, offenbart ſich das moderne Leben am eigenthümlichſten in dieſem Reiz der Contraſte, welche ſich ewig ſuchen und locken, und worin das Tragiſche das Ko-

miſche, und das Komiſche das Tragiſche beſtändig herausfordert und zuſammenzuſchlingen und ineinanderzubilden ſtrebt. Dieſe Grundbildung des modernen Lebens weiſt vorzugsweiſe das Shakſpeare'ſche Drama in ſich auf, worin beſonders das Ineinanderfallen der tragiſchen und komiſchen Elemente auf einem und demſelben Lebensgrunde charakteriſtiſch iſt, und den wahren Höhepunkt der modernen Welt, welchen Shakſpeare in ſeinem Drama erſtiegen, bezeichnet.

---

15. Roman und Novelle.

Im **Roman** vereinigen ſich gewiſſermaßen wieder die verſchiedenen Elemente der Poeſie, beſonders ſieht man das lyriſche und dramatiſche darin verſchmelzen, und wenn man ihn deshalb eine Miſchgattung zu nennen geneigt wäre, ſo ſtellt er doch darin ein Totalbild der menſchlichen Richtungen in jeder Ausdehnung dar, und gewinnt an Reichthum der innern Bezüge, was ihm etwa an ſtrenger Kunſtvollendung in der äußern Form entgehen möchte. Die Proſa erſcheint in ihm als das vereinende Geſammtorgan aller Zuſtände, ſie mögen poetiſch oder proſaiſch ſein.

Der Roman ſtellt in ſeiner weitläufigen Tendenz

die große, nach vielen Seiten hin ausgebreitete Gesammtrichtung eines Lebens dar, in welchem sich die Schicksale und Bestrebungen des Individuums im Gegensatz und Reflex der bestehenden Wirklichkeit der Welt abrollen.

Dem Roman mit seiner Ausdehnung in die Breite der Welt und durch die ganze Länge des Lebens steht die Novelle gewissermaßen mikrokosmisch gegenüber. Wenn der Roman ein ganzes, in allen seinen Theilen, auch dem Verlaufe der Zeit nach erschöpftes Leben zur Anschauung bringt, und man ihn mit seinen im Fortschritt der Zeit sich aneinander reihenden Begebenheiten einer Linie vergleichen kann, die sich in einer geraden Richtung und allmähliger Verlängerung fortbewegt, so erscheint die Novelle dagegen mehr einer Cirkellinie gleich, die in sich selbst zusammengeht, und die bestimmteste Beziehung auf ein gewisses Centrum hat, um dessenwillen sie da ist und ihren Lauf vollführt. Die Novelle behandelt in der Regel ein von einer gesammten Lebenstendenz abgesondertes, einzeln für sich bestehendes Lebensverhältniß, auf dessen Verlauf und Endentwickelung es zunächst abgesehen. Sie strebt von ihrem Anfange an zu einem nothwendigen Schlusse hin, der aus dem Mittelpunkt des Stoffes organisch hervorgeht, während der Schluß des Romans gewissermaßen mehr willkürlich

ſcheint, indem er ſich gleichſam nur als letzte Begebenheit an eine Reihe von Begebenheiten, freilich immer zur vernunftgemäßen Befriedigung anſchließt.

Bei der Novelle wäre ſomit der Schluß oder die Pointe, worauf die Begebenheiten hinſtreben, als das entſchiedenſte und ihrem Intereſſe weſentlichſte Moment anzuſehen, das Intereſſe des Romans aber würde nicht ſowohl in dem Reſultat des Ausgangs beruhen, als vielmehr in der fortlaufenden, mannigfach wechſelnden Richtung des Lebens ſelbſt. Von der Novelle, die weſentlich aus den Verhältniſſen ſich erzeugt, wie der Roman aus dem Charakter des Individuums, kann man im Allgemeinen gewiß richtig behaupten, daß ſie eine prismatiſche Zuſammendrängung der Wirklichkeit ſei, mit Abſicht eines beſtimmten, ſchlagartig hervorzubringenden Effects. Die Lebensanſchauung der Novelle iſt nicht ſo univerſal und allſeitig, wie im Roman, der deshalb einer gemeſſenen und ausführlichen Auseinanderlegung ſeiner Form bedarf; die Novelle fängt ihre Verhältniſſe in dem Brennſpiegel einer charakteriſtiſchen Abſicht, einer Zeittendenz, einer auf die Tagesbewegung berechneten Reflexion auf, und iſt nach ihren Gegenſtänden der verſchiedenartigſten Behandlung, der Vermiſchung des entgegengeſetzteſten Stils fähig.

Die Novellenpoeſie trägt ſomit ein Reflexions-

element in ſich, das ihrer plaſtiſchen Geſtaltungskraft nicht förderlich zu ſein ſcheint. So ſehen wir ſie denn auch in Deutſchland zur ſchläfrigen Zeit der Reſtaurationsepoche ſo blühend und überwuchernd hervortreten, zu einer Zeit, wo die Thatkraft wieder den Rückzug antreten mußte in die Betrachtung, und man, ſtatt im Handeln lebensfriſch weiter vorzuſchreiten, mit ſich zu Rathe zu gehn, und dem Geiſte der Geſchichte den kaum eröffneten Raum wieder abzumarkten begann. In Italien aber, dem Vaterland der Novellen, wo Boccaccio als Stammvater dieſer Novellenpoeſie anzuſehn iſt, ſehen wir dieſe Gattung aus einem kleinlichen und zerfallenen Nationalleben ſich erheben. Ebenſo entſtehen in Spanien die Novellen zu einer ſpäten Zeit, wo die eigenthümliche Nationalpoeſie aufgehört hat zu blühen, und die poetiſche Ritterzeit übergegangen iſt in eine bürgerliche und künſtlich in ſich ſelbſt reflectirte Aera.

---

16. Die Muſik.

Nachdem wir jetzt die Poeſie in ihren verſchiedenen Formen betrachtet haben, müſſen wir dieſe eigenthümliche Welt der Dichtung, welche die Poeſie auf dem Gebiet der Sprache hervorzaubert, jetzt auf dem ver-

wandten Gebiet des Tons erkennen, wodurch wir die Region einer neuen Kunſt, der Muſik, betreten. Die Muſik ſteht mit der Poeſie auf derſelben Seite des ſchaffenden Bewußtſeins, ſie iſt als Tondichtung, wie ſie auch zur Bezeichnung ihres Weſens treffend genannt wird, die eigentliche Schweſter der Poeſie, und mit derſelben ſowohl in innerem Betracht der Idee, wie in der Anwendung und den Wirkungen auf das Leben, mannigfach verbunden.

Die Muſik, als dieſe tönende Kunſt der inneren Dichtung des menſchlichen Selbſtbewußtſeins, hat zuerſt den allgemeinen Grund und Boden der unendlichen Innerlichkeit, aus dem ſie hervorſteigt, mit der Poeſie gemein. Sie bringt aber dieſen Inhalt der inneren menſchlichen Dichtungswelt entweder begleitend zur Darſtellung, indem ſie ſich an ein beſtimmtes, ſchon vor ihr vorhandenes Gedicht anſchließt, in welchem Verhältniß ſie ſchon einen weſentlichen Theil ihres eignen Characters bezeichnet, der nämlich darin beſteht, daß die Muſik ein jede innere Gedankenſchöpfung und Lebensanſchauung noch begleitendes ideelles Element in ſich enthält, gewiſſermaßen eine Reihe von unendlichen innern Schwingungen des Selbſtbewußtſeins, die nicht in der Sprache feſtgehalten und eingeſchloſſen werden können, und die deshalb im Ton ſich dieſe weitere und unbegränztere

Sphäre des Ausdrucks ſuchen, wodurch ſie Leben und Geltung erlangen. Oder es baut ſich die Muſik in eigenen, der reinen Tonwelt angehörigen, von der Poeſie unabhängigen Compoſitionen ihr ſelbſtändiges Gebiet auf. Dann wird aber in dem innern Eindruck, welchen dies reine Muſikſtück hervorbringt, die Poeſie abermals hinzutreten, und die muſikaliſche Wirkung wird ſich zuletzt im Gemüth wieder in eine poetiſche verwandeln, um aus dem hinumhergeſchwungenen Tonſpiel das Geiſtige als ein Bleibendes zu retten.

Das innere Weſen der Muſik, als dieſer Kunſt der inneren Gedankenſchwingungen, worin die allgemeine Erregbarkeit und unendliche Erzitterung des Selbſtbewußtſeins ſich zu einer Production geſtaltet und in die Objectivität heraustritt, dies Weſen der Muſik wird ſchon durch ihr Organ, den Ton, in ſeiner Bedeutung aufgezeigt. Der Ton, der die innere Schwingungskraft eines Körpers iſt, der ſich in ihm bis zu dieſer äußerſten Spitze zuſammengefaßt, daß ſie laut werden, d. h. aus ſich heraustreten kann, der Ton iſt ſelbſt die beſtimmte Form von etwas Unbeſtimmtem, er iſt dieſer feſtgewordene beſondere Ausdruck einer allgemeinen Erregbarkeit, den die Muſik bloß zu ſeiner idealen Vollendung in der Kunſt zu erheben hat.

Die Muſik, die, ebenſo wie der Ton, das Bewußt-

ſein einer unbewußten Welt darſtellt, die Muſik gehört durch den Ton zweien Welten an, der natürlichen und der geiſtigen, die ſie in ſich zu einer Geſammtwirkung ideell zuſammenſchließt. Der Ton, deſſen Bedeutung wir zunächſt noch näher zu erkennen haben, iſt das in jedem Körper ſich bewegende allgemeinſte Lebensinnere, das durch die Schwingung, alſo durch die Erregung der jeder Materie inwohnenden Elaſticität und Lebensſpannung, herausgelockt werden kann. Dieſe Bewegung der inneren Lebenskraft des Körpers, welche ſich äußerlich und leiblich durch den Ton darſtellt, muß durch die Muſik ſelbſt zu einem geiſtigen Organismus ſich vollenden.

Der Ton iſt aber nur die Anzeige davon, daß der Körper getroffen worden in ſeiner innerſten Weſenheit, und die Muſik als Kunſt überträgt dies innerſte Getroffenſein auf den Geiſt, der hier im Ton verkündigen ſoll, wie er von dem Ewigen getroffen worden iſt durch und durch.

Die menſchliche Stimme zeigt ſchon, ehe ſie durch die Muſik zu Geſang geworden, Laute in ſich auf, welche nicht in Sprache übergehen können, und die doch eine weſentliche Lebensäußerung der inneren menſchlichen Welt ſind, wohin vornehmlich das Lachen, das Weinen, und ſo mancher ſeufzende Ausruf der Empfindung ge-

hören. Hier haben wir es noch mit den bloßen Naturbewegungen des Tons zu thun, der aber auf dem Wege iſt, ſich zur Muſik zu erheben, da er derjenigen inneren Lebenserregung angehört, welche nicht Sprache werden kann.

Die Erhebung des Naturlauts zur Muſik geſchieht durch das Zeitmaaß, wodurch dem Ton zuerſt ſeine weſentliche geiſtige Beſtimmung widerfährt, indem er gemeſſen, d. h. in ſeinem inneren Unterſchiede als eine lebendige Weſenheit gegliedert wird. Die Muſik hat es daher nach ihrer natürlichen Seite hin mit dem Raum, nach ihrer geiſtigen Seite hin mit der Zeit zu thun. Von der Naturbewegung ausgehend, muß ſie im Raum ſich erzeugen, in der räumlichen Welt des Körpers, dem ſie durch die Schwingung, welche die Materie in ſich ergriffen, den Ton entlockt, der in der menſchlichen Stimme den Organen des lebendigen Körpers angehört, in den muſikaliſchen Inſtrumenten aber, die nur dieſe Auffaſſung und Erweiterung der menſchlichen Stimme zu einem Höchſten des Umfangs und der Vollſtändigkeit ſind, dem unorganiſchen Naturſtoff ſelbſt.

Mit dieſem gewonnenen Ton muß die Muſik aus dem Raum in die Zeit hinübertreten, worin er erſt ſeine Geltung erlangt, indem er ſich durch das Geſetz der

rhythmiſchen Tonfolge, dem er ſich unterwirft, zur Melodie geſtaltet.

Die Melodie iſt das erſte vollendete Grundbild der muſikaliſchen Produktion, worin dieſe die erſte einfache Verbindung ihres Gedankens gefunden. Die Muſik ſtellt alſo das Geiſtige in und mit den Functionen des Natürlichen dar, und darin iſt ſie eben dieſe wunderbare und geheimnißvolle Kunſt, daß ſie die gränzenloſe Geiſtigkeit, die ihr eigentliches ideales Gebiet iſt, in der begränzteſten Form, in dem räumlichen Naturelement und in dem ſtrengen Zeitmaaß des Rhythmus, feſtzuhalten und zu offenbaren vermag.

Die produktive Kraft des menſchlichen Geiſtes erſcheint vielleicht in keiner andern Kunſt ſo groß, und mit ſo mächtigen Anſtrengungen, als in der Muſik, in der ſich eine Schöpfung aufgebaut hat, die mit Dem, was in der Natur ſelbſt Analoges geleiſtet worden, in gar keinem Verhältniß des Umfanges und der Bedeutung ſteht. Den andern Künſten, namentlich der Malerei, Sculptur und Baukunſt, hat die Naturproduktion ſchon bedeutungsvolle Gebilde auf ihrem eigenen natürlichen Gebiet vorgehalten, wie in der Landſchaft, in der organiſchen Lebensgeſtalt, in den Formationen der Felſen und Berge. Die Muſik aber, welche in der Natur gehört wird, iſt nur eine dürftige

und hinter jedem idealen Begriff der Kunst zurückbleibende Andeutung.

In der Natur lebt eigentlich nur der Schall, der diese allgemeine, von keinem geistigen Zeitmaaß durchzogene Lebensäußerung der natürlichen Körperwelt ist. Ein verworrenes Geräusch macht der Wind im knarrenden Forste, und wenn er durch die Felsschluchten heult, scheint sich eine wüste Verlorenheit des Universums, das wehklagend den rechten Ton seines Bewußtseins hier nicht finden kann, darin zu charakterisiren. Der Vogelgesang, in welchem sich der Naturschall zuerst zum Ton zu bilden strebt, kommt doch weder an Umfang der Töne der menschlichen Stimme gleich, noch läßt sich ihm eine eigentlich musikalische Bedeutung beilegen, da er in den meisten seiner Weisen nur eine Tonfolge ohne allen Rhythmus darstellt.

Den wahren Ton der Schöpfung findet der Mensch erst aus, und wie das menschliche Wesen selbst die in ihm persönlich gewordene Natur ist, so bringt es auch den Ton hervor, welcher gewissermaßen die persönlich gewordene Form und Individualisirung des Naturschalles ist, indem der Ton, als ein quantitatives und qualitatives Wesen zugleich, eine bestimmte Zeit erfüllend und in sich selbst nach Höhe und Tiefe sich messend, sich darstellt.

Die wunderſame Produktion einer unendlichen, ſonſt nirgend gegenſtändlich vorhandenen Welt, welche die Muſik unternimmt, ſie tritt daher rein aus dem menſchlichen Geiſte ſelbſt und deſſen unerſättlichem Offenbarungsdrange heraus. Und wie die Kunſt überhaupt immer nur das allgemeine menſchliche Beſtreben iſt, daß das Menſchenleben ganz aus ſich heraustrete, und aus ſeinen verborgenſten Tiefen hervor in die Erſcheinung gelange, ſo drängt ſich dieſer Offenbarungstrieb des menſchlichen Daſeins mit den unendlichſten Anforderungen in die Muſik hinein, wo aus dem, was nirgend geſagt, und nirgend dargeſtellt werden kann, aus jener abſoluten Möglichkeit aller innern Bewegungen und Schwingungen des Selbſtbewußtſeins, eine eigene objektive Schöpfung gemacht wird.

Die Muſik, indem ſie die Lautwerdung gerade des tiefſt Verſchwiegenen iſt, das im menſchlichen Innern lebt, indem ſie das zum Ton ſich formende Bewußtſein über alles das iſt, was in der Tiefe der menſchlichen Bruſt einer unendlichen Ahnung gehört und in eine ewige Zukunft ſich hineinſehnt, die Muſik hat zugleich eine auflöſende Kraft in ſich, ſie löſt das ganze menſchliche Bewußtſein, das ſie in den Momenten ſeiner Vergangenheit und Zukunft ergreift, in die unmittelbare Gegenwart und Einheit der ewigen lebendigen Idee auf.

Die Muſik iſt auf dieſer Seite, wo ſie unmittelbar in das ewige Leben der Idee hineintritt, in ihrer intellektuellen Bedeutung anzuerkennen, die ihr niemals abzuſprechen ſein wird, wenn auch eine logiſche Beſtimmtheit des Gedankenausdrucks niemals von ihr verlangt werden kann. In dieſer letzteren Hinſicht iſt der Muſik oftmals Unrecht geſchehen, beſonders von Seiten der Philoſophen, welche das Weſen dieſer Kunſt darum herabzuſetzen, und als ein bloß willkürliches, gedankenloſes Spiel der Empfindung zu bezeichnen geſucht, weil ſie keine logiſche Gedankenbeſtimmtheit gewähren könne. Dies heißt aber dem Begriff der Tonkunſt ſelbſt von vorn herein eine Gewalt anthun. Die Muſik vermag diejenige Sphäre der Gedankenwelt, mit der ſie es zu thun hat, ebenſo beſtimmt zur Darſtellung zu bringen, wie jede andere Kunſt, ohne daß es ihr zukäme, eine muſikaliſche Logik zu ſein.

Zwar ſcheint allerdings die gedankengemäße Ausdrucksamkeit der Muſik hier und da in Zweifel gezogen werden zu können, und es hat zuweilen den Anſtrich, als ob dieſe oder jene Tonreihe z. B. ebenſo gut einen ernſten, tragiſchen, wie einen heitern und ſcherzhaften Gedanken ausdrücken könne. Dieſer ins Vague und Unbeſtimmte ſich verlierende Ausdruck der Muſik gehört aber nicht dem allgemeinen Weſen der Muſik ſelbſt an,

ſondern er wird immer nur die Fehlerhaftigkeit und der Mangel der beſondern muſikaliſchen Compoſition ſein. In einem beſonderen Genre der Muſik läßt ſich aber jene Zweideutigkeit und Zweifelhaftigkeit des muſikaliſchen Ausdrucks vielleicht vorzugsweiſe als Charakter bemerken, dies iſt in dem italieniſchen Genre, das ſonſt ſeine hohen Vorzüge gerade in der Beweglichkeit und Leidenſchaftlichkeit des Ausdrucks wie auch in der höchſten kunſtmäßigen Entwickelung der menſchlichen Stimme ſelbſt behauptet.

Die Vielbedeutſamkeit des muſikaliſchen Tons, welche durch den Geiſt einer vollendeten und geſchloſſenen Compoſition auf feſte Gränzen zurückgeführt werden muß und kann, ſie enthält aber den allgemeinen Grund in ſich von der Verbreitung der Muſik durch alle Formen und Richtungen des menſchlichen Lebens, von ihrer Betheiligung an allen Begebenheiten des Volkslebens und der Geſellſchaft, von ihrem innigen Zuſammenhang mit den geſchichtlichen Entwickelungen des Menſchengeiſtes. Leibnitz an einer Stelle ſeiner Schriften (T. VI. p. 306) bemerkt ſehr treffend, daß das Werk der Reformation im ſechzehnten Jahrhundert ſich weſentlich auch durch die Muſik, die von den Reformatoren ſehr geſchätzt und ſinnig benutzt worden, verbreitet habe. Deutſchland und Frankreich ſind vor-

züglich durch Gesänge, die den innersten Grund des Volkslebens entzündeten, reformirt worden.

Wie durch den Gesang der Gemeinde, so ist auch durch den Tanz und durch die Arbeit, zu der sie sich bei vielen Handwerkern von selbst gesellt, die Musik mit dem Volksleben verknüpft, und zu all diesem Antheil an den individuellsten Zügen des Lebens erwächst sie wie von selbst aus ihrem eigensten Wesen heraus, und entnimmt daraus ihr Recht, überall zu sein, wo ein Mensch geboren wird, wo er stirbt, oder wo er seine schönsten Lebensfeste begeht.

Das eigenthümlichste Wesen der modernen Musik erschließt sich in der Harmonie, die wesentlich eine Erfindung des christlichen Geistes ist und dasjenige wahrhaft christliche Geistesleben versinnbildlicht, worin sich die ganze große Vielfachheit und Mannigfaltigkeit der Existenzen in den einen göttlichen Grundgedanken des Lebens zusammenschlingt und versenkt, indem die Harmonie in der Musik eben dies ist, daß in ihr Töne verschiedener Stimmen gleichzeitig zusammentreffen, und in einer solchen ideell zusammenpassenden Verbindung des Verschiedenartigen ein wesentlich bestimmtes, reiches Verhältniß der Kunst ausdrücken, während die Melodie nur diese rhythmisch geordnete Tonfolge des einfachen musikalischen Gedankens ist.

17. Muſik und Philoſophie und Philoſophie der Muſik.

Wenn die Philoſophie unſerer Tage in ihren univerſalen Beſtrebungen auch eine Kunſtphiloſophie in dem Sinne zu gründen ſich bemühte, daß durch ſie gewiſſermaßen erſt alle Künſte zur Vernunft gebracht werden ſollten, ſo ſcheint ſie dagegen an der Muſik eine natürliche Feindin ihrer Kunſtphiloſophie zu haben, denn ſo gern man auch in unſerer philoſophiſchen Zeit jedes Stückchen Brot nicht anders als denkend verzehren, und verzehrend durchdenken möchte, ſo iſt doch gar nicht abzuſehen, wie man die Tonmuſe und ihr melodiſches Leben der überall geltend gemachten philoſophiſchen Denk- und Begriffsbeſtimmtheit irgend annähern könne. Die unbegreifliche Schönheit der Muſik mag die Kunſtphiloſophen in Verlegenheit geſetzt haben, denn der Poeſie laſſen ſich ideelle Tendenzen ankränkeln und in den plaſtiſchen Künſten kann man bei den ſichtbar gewordenen Geſtalten des Malers, bei den Statuen des Bildhauers, über die Verkörperung der mit ihrer Form identiſchen Idee philoſophiren, aber eine in der Luft entſtehende und mit dem Schall verſchwebende Welt von Tönen, die gleich trunkenen Bienenſchwärmen aufflattern und wieder auseinanderſtieben, ſcheint der philoſophirenden Betrachtung der Kunſt auch gar keinen Anknüpfungspunkt zu bieten.

Dennoch könnten die Philosophen gerade von der Musik lernen, daß es möglich ist, auch mit der anscheinenden Miene des tändelnden Jugendleichtsinns die tiefsten Dinge von der Welt zu sagen, denn das hat eben die Tonkunst an der Art, daß sie mit ihren Melodieen nur wie ein spieltreibendes Kind erscheinen will, welches ein übervolles und überseliges Herz, dessen es sich der klugen und wissenschaftlichen Leute wegen fast schämen möchte, hinter seinen klingenden musikalischen Figuren bald schalkhaft verbirgt, bald mit liebesuchender Wehmuth sich hervorwagen läßt in wunderbaren Tonandeutungen, die an jedes Menschenherz mit der leisen Frage: verstehst Du mich? herantönen.

Die Mittel der Musik, die Töne, sind zweideutig, ja, das müssen wir den gründlichen Männern, welche nicht einsehen können, wie man durch Töne einen bestimmten Inhalt darzustellen vermag, von selbst zugeben; die Gesangtöne — diese Engel des menschlichen Athems — so wie die Instrumentaltöne — diese lautwerdenden Harmoniegeister der anorganischen Natur — sind aber gleicherweise nicht nur zweideutig, sondern sogar vieldeutig, doch es gilt eben in der Musik, nicht Das, was sie heraussagt, für das Wesentliche ihrer Darstellungen zu nehmen, sondern vielmehr Das, was sie im tiefsten

Seelenhintergrund als ihr wahres Gefühl mehr ahnen läßt, denn zur Schau trägt.

Der Philoſoph, ſeinen Begriff als Maßſtab feſthaltend, hat, indem er auf eine Muſik hört, zunächſt keine dringendere Anforderung, als daß ihm dieſe Muſik auch Etwas ſage, woraus er ſich irgend ein ſolides Reſultat entnehmen könne, denn es gehört zu den Prinzipien des philoſophiſchen Denkens, daß jeder vernünftige Inhalt ſich auch müſſe als ſolcher herausſagen laſſen. Das Unſagbare wäre ſomit nur als das Schlechte und Unvernünftige, oder vielmehr als das rein Nichtige und Inhaltsloſe anzuſehen. Von der Muſik aber könnte die Philoſophie lernen, daß es etwas Unſagbares im innern Leben des Menſchen giebt, einen heimlichen Seelenſchatz, der nicht in Worten und Begriffen gehoben werden will und kann, und dennoch eines wahrhaften Inhalts voll iſt. Dieſes Unſagbare im Menſchen nimmt die Tonkunſt auf ihre Flügel, und was als der geiſtige Zuſammenhang durch das Spiel ihrer Melodien hinſchwebt, das iſt das Flüſtern der ſchüchternen Pſyche und ihrer geheimſten Freuden und Schmerzen. Die Muſik neckt uns gewiſſermaßen mit ihrem Inhalt, und während wir nur den künſtlichen Zauber der Inſtrumente und das glockenhelle, frühlingsfriſche Organ der Sängerin zu hören ſcheinen, während

wir nur den ſinnlichen Schmeichellauten der Töne uns hingeben oder den kunſtreich durchgeführten Satz des Componiſten bewundern, hat ſie ſich unvermerkt mit dem Klang ihrer Geigen, Flöten, Bratſchen und Geſangtändeleien tiefer in unſer Herz geſchlichen, und ihr anmuthig verſtelltes Lachen und Weinen fängt an in uns ein Denken und Fühlen zu bedeuten, das uns in den räthſelhafteſten Grund unſers Weſens mit Andacht und Liebe verſenkt. Die Muſik neckt uns wehmüthig-ſchalkhaft mit ihrem Inhalt, indem ſie ihre Inſtrumente oft von etwas ganz Anderem zu uns ſprechen läßt, als was ſie uns eigentlich ſagen möchte; indem ſie ihren Sinn flatterhaft verſteckt und verkleidet hinter dem ſchimmernden Putz der glänzendſten Tonſtücke, um uns durch die unſchuldige Eitelkeit eines harmlos vorüberklingenden Lebensglückes erſt in Weltfreude und Erdengenuß hinauszulocken und dann plötzlich wie im Spiel, ehe wir es dachten, mit den goldenen Pfeilen ihrer Töne auch auf eine verborgene Stelle in unſrer Bruſt zu zielen, welche ſich zu gleicher Zeit davon verwundet und geheilt findet.

Wie es die Schwere aller Körper mit ſich bringt, nach beſtimmten Geſetzen zu fallen, ſo iſt es der Reiz der Gegenſeitigkeit, durch welche Körper, die einander mit Energie berühren, in den Zuſtand gerathen

zu tönen, und wie die Bewegung den Fall erzeugt, ſo läßt die Berührung der irdiſchen Materie den Schall entſtehen. Die ſeelenvolle Wirkung aller Saiteninſtrumente führt ſich ganz einfach auf das Aneinanderſchlagen zweier feſter Maſſen zurück, und wenn Du dem vollen Ton eines Waldhorns in ſeiner romantiſchen Modulation nachgehſt oder Dich in den kunſtvollen Geſang einer Menſchenſtimme vertiefſt, ſo wirſt Du Dir in dieſem Augenblick den Genuß nicht durch die kühle Gelehrtenbetrachtung ſtören wollen, daß das, was Dich beglückt, nichts als eine Folge des Luftzuges ſei, der ſich bei dem Blaſeinſtrument in ein beſtimmtes Verhältniß zur Röhre und bei der Stimme in ein ſolches zu den Athemwerkzeugen geſetzt hat. Du haſt für dieſen Augenblick Recht, aber in einer andern Beziehung unternimmt man ja jene Zurückführung der Muſikäußerungen auf die elementaren Naturverhältniſſe nicht, um die Bedeutung der Muſik dadurch zu vernüchtern — ſondern um ſich vielmehr daran zu erinnern, daß die Muſik die durch die urſprünglichſte Nothwendigkeit ſelbſt gegebene Kunſt der Völker iſt.

Malerei und Sculptur ſetzen ſchon der Mittel wegen, durch die ſie ſich hervorbringen, einen vorgerückteren und künſtlicheren Kulturzuſtand des geſellſchaftlichen Volkslebens voraus, und dem Erwachen der

Poeſie muß eine hiſtoriſche oder mythiſche Nationalvergangenheit vorhergehen, welche den dichtenden Geiſt durch Thaten und Begebenheiten anregt, denn die Poeſie, wie ſie in ihrem Urſprunge immer epiſch iſt, beginnt ihre Darſtellung keineswegs mit den innern Schickſalen des Individuums, ſondern vielmehr mit den äußeren der Völker, Stämme und Geſchlechter. Aber die Muſik iſt die erſte Kunſt des Individuums, ſie iſt gewiſſermaßen die erſte Lyrik der individuellen Empfindung bei den Völkern, während die Poeſie erſt, nachdem ſie die epiſche Stufe zurückgelegt, lyriſch wird und ſich mit den Gefühlen zu beſchäftigen anfängt.

Der Schall, dieſes noch blos Elementariſche, enthält doch ſchon die Sehnſucht aller Körper nach Muſik in ſich und deutet das Verhältniß der irdiſchen Materie zur Weltharmonie an. Durch den Schall, weil er aus der gegenſeitigen Berührung der Materie entſteht, empfinden und verrathen alle Körper die geheime Sympathie, in der ſie gemeinſam aus der Natur herausgeboren wurden, und welche ſie, ſo oft ſie ſich wieder berühren, an ihre Verwandtſchaft mahnt durch den tönenden Schall, der das Streben zur Harmonie aller Dinge iſt. Der Schall der irdiſchen Materie geht jedoch wie ein verlorner Ruf durch das Univerſum, denn wie ſich auch die im All zerſtreuten Körper im Moment der Berüh-

rung durch den Schall wieder anlocken mögen und im Klingen den Jubel einer ſcheinbaren Wiedervereinigung laut werden zu laſſen ſcheinen; wie auch ſelbſt dem Lichte in der Mythe von der Memnonsſäule die Sehnſucht beigelegt wird, den Klang in der Materie zu wecken und durch den Reiz der Berührung das der elementaren Natur inwohnende Streben zur Harmonie in Muſik zu verwirklichen: ſo hat doch der weltenordnende Gott der ſehnſüchtigen Materie ihr Bedürfniß der Harmonie nur inſofern geſtillt, daß er ſie durch die ewigen Geſetze, unter welchen ſie den rhythmiſchen Kreislauf ihres Daſeins vollführt, mit der Melodie der Bewegung begabt hat.

Nur in der Bewegung, alſo nur formell, bringt es die Natur zur Harmonie, und die rollenden Weltkörper, im Drang der Attractionskraft durch die Himmelsräume ſich fortſchwingend, ſuchen und fliehen ſich gegenſeitig in regelmäßigen Schwebungen, aber indem ſie das Streben haben, der eine den andern durch Berührung ereilen zu wollen, und es ſcheint, daß ſie ihre Harmonie, nach welcher ſie alle ausgewandelt ſind, eben nur durch die gegenſeitige Berührung und Annäherung erlangen können und müſſen, ſo wird ihnen dieſe Harmonie gerade nur dadurch, daß ſie nie in Berührung miteinander gerathen, und ſie Das, was ſie

ſuchen, niemals finden; denn in dieſer Anziehung und wieder erfolgenden Abſtoßung, welche eine Melodie der Bewegung unterhält, ſtellen ſie die wunderbare Harmonie des Sonnenſyſtems dar.

Dieſes Leben im Geſetz und Rhythmus der Bewegung iſt die höchſte durch die Natur gehende Melodie, welche ſie in ihren Organiſationen zu erreichen und gewiſſermaßen als eine Feier ihrer göttlichen Erſchaffung an ſich aufzuzeigen vermag. Die Alten ſogar nannten die Melodie der Bewegung in den Naturkörpern und im Wandellauf der Geſtirne, obwohl ſie noch nicht einmal die Ahnung von der Harmonie eines Sonnenſyſtems hatten, ſchon eine Muſik, indem ſie den organiſchen Zuſammenklang der Welten als die Sphärenmuſik zu vernehmen glaubten; und dieſe den antiken Völkern auch ſonſt in andern Beziehungen eigne Ausdehnung und Verallgemeinerung des Begriffs der Muſik ſpricht beweiſend dafür, daß überhaupt die Muſik der Alten noch nichts als ein formeller Rhythmus geweſen, den ſie auch in den Hervorbringungen der Natur und in dem harmoniſchen Bildungszuſtand eines Menſchen als Muſik empfanden, jedoch in einer geiſtigen Selbſtändigkeit noch nicht zur Kunſt ausgebildet hatten.

Uns aber, in unſerer heutigen chriſtlichen Anſchauungstiefe, kann die bloße harmoniſche Form der

Bewegung noch nicht Muſik ſein, und jenes Wandelſyſtem der kreiſenden Sternenwelt erfüllt uns durch die Melodie der Bewegung zwar mit Bewunderung und Ehrfurcht, aber es dünkt uns ein ſtummer und ſchauerlicher Reigen, der die Geheimniſſe einer unendlichen Zukunft durch myſtiſchen Tanz zu verherrlichen ſcheint, jedoch von den lebenweckenden Geiſtern des Tons nicht umſchwebt wird. Nach Leben ſucht der Menſchengeiſt, nach Leben ſchlägt das Menſchenherz, und in der Harmonie, zu der es die Natur durch Bewegung bringt, fehlt ihm die leben- und liebeathmende Seele. Nur der Tanz gehört unter den menſchlichen Harmonieſpielen der bloßen Melodie der Bewegung an, und iſt daher eine rein natürliche und elementariſche Kunſt, wenn man ihm den Namen einer Kunſt geben darf; die Tanzkunſt aber iſt es, welche abſolute Philoſophen unaufhörlich mit der Muſik, Poeſie und den andern auf einer geiſtigen Bedeutung beruhenden Künſten verwechſeln mögen, denn nur den Tanz könnte es treffen, was ſie von der bloßen Natürlichkeit der Kunſt überhaupt zu ſagen ſich unterfangen.

Die Sehnſucht nach einer höheren, geiſtigeren Muſik als die bloß formelle und gewiſſermaßen architektoniſche der geſetzmäßigen Naturharmonie iſt, verräth die Materie, wie oben bereits angedeutet wurde, durch den Schall,

der als Laut der Berührung schon ein lebendigeres Verhältniß der Körper zu einander ausdrückt. Der Schall erlebt jedoch nur durch den Menschen seine Vergeistigung und Vervollständigung zur Musik. In der Natur selbst verbleibt er ein Schall, eine Beute der ihn verflüchtigenden Luft, und die an ihn sich anschmiegende Echo, welche aus der Felsschlucht heraus ihm bei seinem schnellen Vergehen den klagenden Nachhall widmet, scheint die geheime Seele des Schalls zu sein, welche über die Fluren ihr Trauergeflüster hintönen läßt: daß der Schall in der Natur hat ersterben müssen, ohne zur Musik werden zu können.

Die Musik selbst ist daher geistigen Wesens, weil sie in ihrer höchsten Ausbildung nur aus der Harmonie der menschlichen Seele stammt; aber den elementaren Schall, der als unbefriedigter Sehnsuchtslaut durch Raum und Zeit irrt, hat die Kunst des Menschen in den musikalischen Instrumenten gewissermaßen aufgefangen und festgehalten, und ihm in diesen durch die Bedingung eines bestimmten Raumes, der ihm zur Ausfüllung angewiesen wird, und durch das auferlegte Gesetz des Zeitmaaßes, dem er sich unterwerfen muß, die Fähigkeit, sich zur Musik zu erheben, eröffnet. Sowie ein Gedanke erst durch die Behandlung zum Gedicht wird, so der Schall nun erst unter der

künſtlichen Bedingung der Inſtrumente zur Muſik. Aus dieſer unſerer Anſicht folgt auch, daß die muſikaliſchen Inſtrumente keineswegs, wie manche Muſiktheoretiker gemeint haben, eine Nachahmung der menſchlichen Stimme ſind, ſondern eben die zur Kunſt erhobene Ausbildung und Idealiſirung des elementaren Schalls der Materie, welcher in dieſer Form die Menſchenſtimme ſogar an Vielfältigkeit der Modulationen noch übertreffen kann. Die Stimme iſt ſonſt allerdings das Primäre gegen die Inſtrumente, und der in der Menſchenbruſt vergeiſtigte Schall war die erſte Muſik, die durch die Welt erklang, mit welcher der Menſch ſich ſchon in harmoniſchen Weiſen zum Lobe des Schöpfers und alles Deſſen, was er liebte und empfand, verſuchte, noch ehe eine kühne und geiſtreiche Erfindung darauf gekommen war, auch in der anorganiſchen Natur, wie im Holz und der Darmſaite, den ihr eigenthümlich inwohnenden elementaren Schall zum wirklichen Muſikausdruck eines Inſtrumentes auszubilden. Das Inſtrument iſt ſonach auch etwas Eigenthümliches gegen die Stimme, und auf der Verſchiedenheit beider beruht eben die Vielſeitigkeit der dramatiſchen Wirkung in der Opernmuſik, wo Sänger und Orcheſter concertirend einander gegenüberſtehen, während nur das noch ungeübte und verwirrte Ohr des Laien ein Uniſono zu hören wähnt.

Wenn sich nun aber die Musik auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit ganz zu der geistigen Macht und Selbständigkeit einer Kunst erhoben hat, so scheinen dagegen manche Naturformen der Musik, wie z. B. die Windharmonica, die mit den Glockentönen ihr musikalisches Spiel treibt, eine von der Natur selbst dargebotene Erinnerung für die Musik zu sein, welche sie an ihren elementaren Ursprung aus dem Schall der Materie mahnt; sie mahnt die Musik jedoch nicht nur an ihren elementaren Ursprung, sondern enthält auch zugleich damit die Anerkennung in sich, wie sehr dieselbe in ihrem Blüthenzustand als Kunst von den bloßen Anfängen des Naturspiels weitergeschritten und die Muse des zartesten Seelenausdrucks geworden sei. Was die Windharmonika so andeutet, scheint auch der Vogelgesang zu lehren, denn auch in dem schönsten Schlag der Nachtigall vernehmen wir doch nur ein musikalisches Naturspiel, weil es im Bereich des nur Natürlichen geblieben, und nicht zur ächten Musik hat werden können, sondern als schmelzender Klageaccord in die Lüfte hinirrt. Auch die Nachtigall weist in ihren Liederversuchen auf den Menschen hin und erinnert daran, daß nur er die Melodieen, an deren einzelnen Lauten sie ihr Leben hinbringt, in ein geistiges Ganzes zusammenzufinden vermöge. —

So wären wir denn durch den Gang der bisher unternommenen Betrachtung wie von ſelbſt dahin gelangt, die Anſicht der abſoluten Philoſophie von der bloßen Natürlichkeit der Kunſt hier in Bezug auf die Muſik widerlegt zu haben. Es ließe ſich aber jetzt vielleicht noch mit Fug in Erwägung ziehn, ob denn nicht auch die Muſik ſelbſt innerhalb ihrer eigenthümlichen Wirkſamkeit zu Gedanken führe, mit Gedanken ſich beſchäftige oder dem durchaus denken wollenden Zuhörer nicht etwas mehr gewähren könne als ein bald langweilig werdendes Schmeichelconcert für das Ohr?

Wer einen Gedanken nur in Paragraphenform als ſolchen gelten laſſen kann, der fliehe Muſik und Kunſt, denn für ihn iſt die Welt des Schönen eine gedankenloſe! Der abſtracte philoſophiſche Gedanke iſt jedoch nur ein abgeſchiedener Geiſt, der, nachdem er das ſterbliche Körperleben von ſich abgeworfen, aus dem fernen Jenſeits der Reflexion herüber in die hinter ihm zurückgebliebene Sinnlichkeit des Erdendaſeins hineinſcheint, um Das, was die Menſchen in Unbefangenheit beglückt und was ſie Friſche des Lebens nennen, als ein Vergängliches und Nichtiges aufzuzeigen, das nur dazu beſtimmt ſei, ſich zu opfern, um ihn, den abgeſchiedenen Geiſt, hervorzubringen. Das Denken ſelbſt aber, welches durch aller Menſchen und Völker Weſen geht wie

ein allgemeiner Pulsschlag, wirkt als der thätige Trieb in jeglicher Produktion des Lebens, und erscheint mithin auch in der Kunst als die unsterbliche Seele derselben, denn was hätte die Kunst für eine Bedeutung für die Völker, wenn nicht das Denken der Völker darin wäre! —

Das Denken, welches in der Philosophie als Begriff, in der Poesie aber als Gedankenbild heraustritt, erscheint in der Musik, möchten wir sagen, als eine Gedankenstimmung. In der Tonkunst ist Alles Stimmung, aber Nichts Marime, denn eben durch die Stimmung, in welche die Musik uns versetzt, erreicht sie ihre eigentlichste Wirkung indem sie ihre Zwecke in uns selbst sich entwickeln läßt. Daher könnte man behaupten, daß auf der jenseitigen Grenze der Musik die Philosophie anfange, und welcher begeisterte Kunstfreund hat es nicht an sich erlebt, daß er von der überschwänglichen Stimmung, welche eine große Tonschöpfung in ihm erregt, erst dann wieder frei geworden, nachdem er Das, was die Klänge in ihm wach gerufen, in Gedankenform aus sich herausphilosophirt hat, wozu in frischen und phantasiereichen Jugendjahren, wenn man aus einer Oper von Gluck oder Mozart kommt, eine ganze Sommernacht, an Freundesarm in

Spaziergängen hingewandelt, des Geſprächſtoffes nicht ermangelt.

Weil die Tonkunſt die ſchmeichelnde Muſe der Seelenſtimmung iſt, und als ſolche Jedem Jedes giebt, dem Schwachen Troſt, dem Starken Kraft, dem Eiteln Lebensflitter und dem Denker Ausſichten in die Ewigkeit der unendlichen Zukunft, deshalb iſt ſie eben eine ſo populäre Kunſt und mehr als eine andere Eigenthum des Volkes. Die Volks- und Geſellſchaftsſitte hat daher ſeit den früheſten Zeiten unter allen Künſten immer die Muſik zur vertrauten Herrin, Dienerin oder Freundin ſich erwählt, und die wechſelnden täglichen Stimmungen, welche das menſchliche Leben bald in Freuden- und Trauerfeſten, bald in kirchlicher Gottesandacht oder ſelbſt bei öffentlichen Staatsgeſchäften, durchlaufen, muß die Muſik alle begleiten, anfriſchen und ſchmücken durch ihr anſchmiegendes Weſen, noch heut bei uns, ſowie ehemals, ſogar bei den uncultivirteſten Hirtenvölkern. Die Muſik umſchwebt Deine Wiege und ruft Dich mit ihren Glockenklängen zur Taufe; ſie bringt Deiner Liebe ein Ständchen und feiert Deinen Hochzeitstag als der ſinnigſte, Dein geheimſtes Glück am zarteſten verſtehende, Gaſt unter den Gäſten; als Ballmuſik vergißt ſie mit Dir alle Schwere des Daſeins und führt Dich zum Tanze, in die leichtſin-

nigen Reihen des hüpfenden, tändelnden Lebensgenusses, durch welche sie als das ordnende Gesetz der süßen Trunkenheit hinschreitet, die Musik folgt Dir auf die Reise und lockt Dich wanderlustig mit schmetternden Posthorntönen in alle Fernen und Weiten der großen Gotteswelt hinaus; sie zieht mit Dir in den Krieg und an ihren Trommelwirbeln und Trompetenstößen entzünden sich die wilden Geister der Schlacht; sie legt sich auch sanft auf Dein Grab mit Trauergeläute und Scheidesang, und wenn die Deinigen Dich im lautlosen Schmerz hinuntersenken, ist sie die letzte Erdenstimme, welche Dir nachhallt auf Deinem letzten Wege. Die Musik hilft Könige krönen und Verbrecher hinrichten; sie hilft dem Armen sein Brot erwerben und versüßt dem Reichen sein Mahl; Musik ist ein Allerseelenfest, das durch die ganze Welt empfunden und verstanden wird. Wenn aber die Musik so überall dabei ist in allen Stimmungen und Zuständen des Lebens, muß sie auch eine weise und lehrreiche, ja eine philosophische Kunst sein, denn sie kann viel Stoff zum Denken in sich aufnehmen und viele Erfahrungen machen bei ihrer vertrauten Gemeinschaft mit der Menschen Herz und Schicksal, und dieser Denkstoff und diese Weiterfahrungen ruhen auch auf ihren Saiten und jede ihrer Melodieen ist wie die Knospe einer verschlossenen Weisheit.

Für Den, der Ohren hat zu hören und Augen des Geiſtes zu ſehen, bricht die ſchamhafte Tonknospe leiſe auseinander, und, groß wachſend, ſchaut ſie ihn an wie die Lotosblume, auf deren Blättern ein Gott ſich wiegt. Für Den iſt die Muſik auch eine Philoſophie.

Das Tranſcendentalſpiel der Muſik hat der Volksglaube ſchon von alten Zeiten her in der rührenden Mythe vom Schwanengeſang, bewußt oder unbewußt, angedeutet. Der ſtille, von den Griechen dem Apollo geheiligte und mit Wahrſagerkraft begabte Schwan ſcheint zur Harmonie ſeines ſchönen Lebens, das er in ſanften und regelmäßigen Bewegungen auf der Welle hinbringt, nur der tönenden Stimme zu ermangeln, um das Muſikaliſche, das ſein Weſen in ſich hat und das ſeinen weichen Mädchenhals ſchwellt, auszuathmen, aber erſt im Tode verleiht ihm die Sage den Geſang, und nur dem Sterbenden erſt löſt der Gott die Zunge für die Melodie, ſo daß er zu ſein aufhört, indem er zu ſingen anfängt, und in der erlangten Muſik ſein Daſein verſchwebt und hinübertönt. Die Muſik zu erreichen, ſcheint die Lebensaufgabe des Schwans zu ſein, nach der er in anmuthigen Kreiſen über das Waſſer auszieht, und wie nach unſerer eben ausgeführten Bemerkung die Natur ihre Harmonie nur in der Melodie der Bewegung findet, ſo läßt ſich auch

der Urſprung von der Schwanengeſangsmythe leicht auf die rhythmiſchen Bewegungen, mit welchen das graziös rudernde Thier die Welle durchſchneidet, erklärend zurückführen, beſonders da bei den Alten die Schwäne nicht nur im Tode, ſondern überhaupt als ſingend gedacht werden. Nach einigen Stellen bei Griechiſchen Dichtern ſingen die Schwäne auch nur wann der Weſtwind weht, was auf das Entſtehen ihrer Muſik durch das Rauſchen der Flügel zu deuten ſcheint, welche ſie dem koſenden Zephyr mit verlangendem Geräuſch entgegenflattern laſſen, und ſo könnte man, käme es darauf an, die Schwanenmuſik noch vielfältig als ein durch natürliche Verhältniſſe gegebenes Bild nachweiſen, wenn Jemand noch daran zweifeln möchte, daß der Schwan, wie er im Abendgold der Welle auf dem ſtillen See ſich wiegt, nicht ſchon an ſich eine muſikaliſche Geſtalt ſei. Die Schwanengeſangsmythe, natürlich aufgefaßt, würde nichts weiter als den phantaſiereichen Volksſinn auch hier bewähren, der ſelbſt in der architektoniſchen Symmetrie der Bewegung ein Muſikſpiel zu empfinden weiß; aber eine eigentliche Tiefe der Bedeutung gewinnt die Sache nur in Beziehung auf den ſterbenden Schwan, und hier könnte man zweifeln, ob Verherrlichung des Todes oder Verherrlichung der Muſik ihr mythiſcher Sinn ſei. Nach unſerer Anſicht

Beides, denn der Schwanengeſang, der gleichnißweiſe auch ins menſchliche Leben übergegangen und uns oft darin gemahnt, iſt einerſeits der ſanfte Hauch eines ſchönen Todes, welcher den Inbegriff eines reinen unbefleckten Lebens als Geſang ausathmet und die zerſtreuten Accorde der Harmonie, die bisher nur vereinzelt das mangelhafte Daſein umſchwebten und lockten, nun zu einer ausklingenden Feiermelodie der Vollendung zuſammenfindet; anderſeits iſt er die zur Sprache des tiefſten Lebensgeheimniſſes geweihte Kraft der Muſik, welche hier recht eigentlich als die Tranſcendentalharmonie erſcheint, indem an ihren Tönen ſich ein Daſein hinüberſpielt in die jenſeitige ſeelige Zukunft. Der Sinn des Schwanenliedes geht auch in ethiſcher Anwendung durch das ganze chriſtliche Leben, und er iſt in der That ſo chriſtlich und zugleich ſo ſentimental, daß man ſich wundern kann, ihn bereits in der antiken Welt verbreitet zu finden, denn ſchon Ariſtoteles gedenkt der Sage vom ſterbenden Schwan (histor. animal. IX. 12.)

Aber der darin angedeutete tranſcendente Charakter der Muſik erſcheint nicht bloß, wie es hier der Fall, als das Ueberſchwängliche, welches dieſer Kunſt eigen iſt, ſondern das Tranſcendente der Tonmuſe beruht auch überhaupt in der Art und Weiſe, wie die muſikaliſche Harmonie durch das Herüber und Hinüber der Töne

ſich hervorbringt und aus einander ſuchenden und fliehenden Gegenſätzen den vollſtändigen Satz erzeugt. Den Satz herauszuhören iſt in der Muſik nicht Jedermanns Sache, und meiſtentheils ein bevorzugter Genuß der Muſikgelehrten, aber je mehr in einer ſo muſikaliſchen Zeit, wie die unſrige, auch das Ohr des Laien ſich dazu üben wird, in den in einander tranſcendirenden Gegenſätzen die Harmonie des Satzes erkennen zu lernen, je mehr wird die Muſik neben ihrer Bedeutung als Kunſt auch noch eben dadurch zu einem Bildungsmittel für das Volk dienen. Denn muß es nicht mehr, als manche Logik, den Verſtand und die Urtheilskraft ſchärfen und beleben, wenn das größere gebildete Publikum, dem die Weisheit der Schulphiloſophie im Durchſchnitt nicht zugutekommt, auf eine ihm am meiſten zugängliche und populäre Weiſe durch die Muſik und durch das Eingehen in die Compoſitionsweiſe derſelben Gelegenheit erhält, daran den organiſchen Aufbau eines Ganzen in der Symmetrie ſeiner Theile einzuſehn, die Dialektik dieſer Theile gegen einander und gegen das Ganze als ein Nothwendiges zu verſtehn und ſo eine geſetzmäßige gegründete Welt in ihrer Regel, in ihrer logiſchen Ordnung analyſiren zu lernen?

Da die Muſik die am meiſten durch das Geſetz gegliederte und ihrer Hervorbringung genau bedingte

Kunſt iſt, ſo dürfte wohl Niemand zweifeln, daß ſie auf die bezeichnete Art auch Verſtand und Vernunft zu üben vermöge, ohne daß es vielleicht nöthig iſt, den Generalbaß ſtudirt zu haben, um Dies an ihr zu erfahren.

---

18. Die bildenden Künſte.

In der Poeſie und Muſik mußten wir die Künſte der abſoluten Innerlichkeit des Menſchenlebens erkennen. Mit der abſoluten Aeußerlichkeit des menſchlichen Lebens haben es nun diejenigen Künſte zu thun, welche wir vorzugsweiſe die bildenden Künſte nennen, die, als Sculptur und Malerei, ihre beſondere und höchſte Aufgabe in der menſchlichen Geſtalt als ſolcher haben.

Wenn Poeſie und Muſik zu verkündigen haben, wie die innere Welt des Menſchen eine unendliche iſt, ſo verkündigen die Darſtellungen der Sculptur und Malerei, daß der Menſch eine unendliche Aeußerlichkeit beſitzt, die in ſeiner leiblichen Erſcheinung die eigentliche ſichtbar werdende Wirklichkeit des geiſtigen Lebens ausmacht. Dieſe ſubſtantielle Weſenheit des menſchlichen Leibes, die in dieſen beiden Künſten zu ihrer Verherrlichung gelangt, haben wir ſchon in einem früheren Abſchnitt betrachtet und nach den beſonderen Bildungen des Körperlebens, wie ſie

ſich im Allgemeinen zur Darſtellung der Kunſt verhalten, erörtert. Wir haben es an dieſer Stelle nur noch mit den allgemeinen Ideen zu thun, nach welchen dieſe beiden Künſte ihre Darſtellungen ausführen.

Die Sculptur iſt vorzugsweiſe die Kunſt der menſchlichen Geſtalt, die ſie zunächſt ſo aufzunehmen hat, wie dieſelbe ſich ſelbſt überlaſſen und auf ſich ſelbſt geſtellt im Raume daſteht. Es kommt hier im eigenſten Sinne auf die Exiſtenz der Geſtalt ſelbſt an, die dreifach in ihren Ausdehnungen, nach Länge, Breite und Tiefe, die ganze Freiheit ihrer Erſcheinung, wie ſie im Raume ſelbſtändig ſich abzeichnet, geltend macht. Dieſe Auffaſſung der Geſtalt, welche die Sculptur durch die Hinſtellung ihres Werkes giebt, iſt der wahrhafte Idealismus der menſchlichen Aeußerlichkeit, indem der Körper, der hier aus ſich ſelbſt heraus ſeine Begränzung gefunden, gewiſſermaßen in dem heiligen Recht ſeines Einzelweſens, und in ſeiner menſchlichen Eigenmacht, die ihm zugleich eine göttliche Bedeutung verleiht, durch die Bildhauerkunſt verherrlicht wird. Die Geſtaltungen der Sculptur erſcheinen darum immer vorzugsweiſe als Bildnereien der Götterwelt, denn in dieſer Zuſammendrängung des Individuums auf ſich ſelbſt iſt der Menſchenleib in ſeiner wahren Bedeutung nur der Träger des göttlichen Lebens. Um dieſe höchſte Anſchauung

der menſchlichen Geſtalt zu erwerben, hat die Bildhauerkunſt nur dem Typus der Natur ſelbſt zu folgen, deren Wahrheit und Wirklichkeit auch das höchſte und einzige Geſetz für ihre Darſtellungen ſind. Der Künſtler hat daher die Geſtalt aus ihren eignen Mitteln von innen her aufzubauen, und dabei dem organiſchen Bildungsweg der Natur ſelbſt nachzugehen, indem er mit dem Knochengerüſt beginnen und von ihm aus die Muskulatur und die weiteren plaſtiſchen Formen finden muß. Dieſe Kunſt hat es daher in ihrer eigenſten Bedeutung mit dem Nackten zu thun, in dem ſie ihre wahre Aufgabe am ſiegreichſten erfüllen kann. Wo aber dem Körper noch eine beſondere künſtliche Gewandung gegeben werden ſoll, da iſt dieſe ſo zu wählen, daß ſie der Wahrheit und Schönheit des Naturideals keinen Eintrag thut, ſondern in harmoniſcher Uebereinſtimmung mit demſelben ſich befindet. Die Gewandung wird dadurch einer der weſentlichſten und ſchwierigſten Beſtandtheile der plaſtiſchen Kunſt.

Ob es auch für die Gewandung des menſchlichen Körpers ein beſtimmtes Schönheitsideal gebe, iſt eine Frage, deren Entſcheidung für das individuelle Leben der Nationen ebenſo ſehr wie für die darſtellende Kunſt von Wichtigkeit wäre. Wie man das helleniſche Ideal der Körperbildung als das am meiſten beſtim-

mende in der bildenden Kunst angesehen, so hat man auch die hellenische und antike Gewandung überhaupt als die einzig würdige Form für die Sculptur betrachten wollen, welcher Ansicht allerdings die moderne Kleidung selbst, ebenso sehr durch ihre Unnatur wie durch ihre Kunstwidrigkeit, den größten Vorschub geleistet. Besonders ist es die Kleidung der heutigen Gegenwart, welche die Entfernung von allen idealen Formen des Lebens gewissermaßen durch den Schnitt der Mode versinnbildlicht, und die bald im Eckigen, Spitzen und Knappen, bald im Bauschigen und Tonnenartigen, eine menschliche Gestalt auszuführen sucht, die nirgend eine Existenz hat, in der sich aber die Zerfahrenheit und Naturlosigkeit heutiger Lebenszustände hinlänglich zu charakterisiren scheint.

Wenn in der Sculptur alle Darstellungen eine rein körperliche Bedeutung haben, und durch rein körperliche Mittel wirken, so tritt uns dagegen in der Malerei eine Kunst entgegen, welche die körperlichen Gestaltungen, auf die sie es ebenfalls abgesehen hat, sofort zu geistigeren Beziehungen vertieft, indem sie das Körperliche in seiner bestimmteren Bedingung durch einen Inhalt des Geistes zur Erscheinung bringt. In dieser Kunst ist es das Licht, welches dem Körper seine selbständige Abrundung giebt, und ihn zugleich

zu einem Bilde der Vorſtellung und darin zu einer gedankenmäßigen Verknüpfung heraushebt. Dieſe inneren Beziehungen des Gedankens, in welchen ſich das Gemälde abſchließen muß, haben hier ihr künſtleriſches Organ beſonders in der Perſpective, welche diejenige Auseinanderlegung des darzuſtellenden Gegenſtandes iſt, in der die Nothwendigkeit des materiellen Stoffes in die geiſtige Freiheit der Erſcheinung ſich auflöſt. Dieſer gedankenmäßige Zuſammenhang der Gegenſtände, welcher ſich in der Perſpective des Bildes zuſpitzt, führt ſich äußerlich und ſinnlich durch die Gruppirung aus, in welcher die einzelnen Figuren der Darſtellung ſich harmoniſch im Sinne des ganzen Grundgedankens zu ordnen, und ſowohl in Uebereinſtimmung mit demſelben, als im rechten Verhältniß zu ſich ſelbſt, gegen einander aufzuſtellen haben. Die eigentliche Lebenswärme ſeines Daſeins aber empfängt das Bild durch die Farbe, welche, als derjenige räumlich gewordene Ausdruck des Lichts, der daſſelbe in ſeiner bedeutſamen Miſchung mit den Objecten der Wirklichkeit darſtellt, recht eigentlich das pulſirende Blut in die Formen der Darſtellung gießt, und dadurch die organiſch lebendige Exiſtenz des Ganzen ſchafft. Als die höchſte geiſtige Potenz der Farbengebung erſcheint das Helldunkel, dieſe ideale Einheit von Licht und Schatten, in welcher

beide in einander übergefloſſen ſind und doch Eines durch das Andere ſich erhalten hat. In dieſem Helldunkel vertieft und verdichtet ſich der ganze Körper des Gemäldes zu dieſer in ſich ſelbſt ruhenden Sättigung des wirklichen Lebens, welche der wahre Triumph der Kunſt iſt.

---

19. Die Baukunſt als univerſale Kunſt.

Die vier Künſte, Poeſie, Muſik, Sculptur und Malerei, die wir bisher einzeln betrachtet haben, indem wir in der Poeſie und Muſik die unendliche Innerlichkeit des Menſchenlebens, in der Bildhauer- und Malerkunſt aber die unendliche Aeußerlichkeit unſeres Daſeins zu erkennen hatten, dieſe verſchiedenen Darſtellungsformen des ſchaffenden Geiſtes vereinigen ſich gewiſſermaßen in einer univerſellen Schöpfung in der **Baukunſt**, in welcher die Innerlichkeit und Aeußerlichkeit des menſchlichen Daſeins ſich zur Einheit eines Gebildes zuſammenſchließen, welches Gebilde nach der göttlichen Seite des Lebens hin der **Tempel**, nach der irdiſchen Seite das **Haus** iſt.

In dieſer Zuſammenſchließung der Innerlichkeit und der Aeußerlichkeit des Menſchendaſeins, worin die Archi-

tektur ihre Kunſtaufgabe vollbringt, nimmt ſie alle übrigen Künſte, die ſonſt einzeln für ſich den verſchiedenen Richtungen des ſchaffenden Geiſtes angehören, gewiſſermaßen zu einem univerſalen Schöpfungsact des Lebens in ſich auf. In dem Geiſt des Gebäudes, inſofern es als die Umſchließung eines beſondern Lebensinhalts daſteht, der darin eine ſeiner Idee entſprechende Wohnung und Heimath gefunden, in dieſer eine lebendige Daſeinsinnerlichkeit verkündigenden und einſchließenden Bedeutung des Bauwerkes, drückt ſich die in der Architektur waltende Lebensposeſie, oder die innere unendliche Dichtung aus, der jede wirkliche Daſeinsform entſteigt. Die Architektur erſcheint als dieſe Poeſie des Raumes, welche den Gedanken des Lebens zwingt, ſich im Stoff zu verwirklichen, und welche die Idee als heimiſch darſtellt in dem Reich der Wirklichkeit.

Die Architektur iſt darum weſentlich dieſe ſymboliſche Kunſt, durch welche ſich das Grundſymbol des Lebens zuerſt im Tempel, in der Kirche vollbringt, wovon bei aller Baukunſt, als der erſtweſentlichen und urſprünglich geſetzgebenden Form alles Bauens, zunächſt ausgegangen werden muß. Denn der Tempel iſt das Symbol der wahren göttlichen Wirklichkeit, und der Tempelbau zeigt an, welchen ungeheuren Glauben der Menſch gewonnen an die unmittelbare Gegenwart Got-

tes im wirklichen Leben, an die Einheit des Göttlichen und Wirklichen, an die Versöhnung der endlichen und unendlichen Welt des Daseins, denn dieser Glauben ist das eigentliche Fundament des Tempelbaus, auf dem er in dieser vielbedeutenden Herrlichkeit emporsteigt. Der Tempel ist in diesem Sinne die zusammengedrängte Form des Weltgebäudes selbst, oder diese symbolische Vereinigung von Geist und Natur, welche als der zur Existenz gekommene Begriff der Weltordnung überhaupt sich darstellt. Der Tempel hat darin den Begriff des Weltgebäudes überhaupt nachzubilden, daß er den Heimathssitz des lebendigen Gottes in diesem ideellen Einklang der irdischen Formen und Verhältnisse darstellen soll.

Dieselbe Idee, die dem Gott den Tempel gebaut hat, baut dem Menschen sein eigenes Haus, worin die Unendlichkeit der Existenz sich ebenfalls hingegeben und beschlossen hat im Raum, welcher die Form für den Begriff geworden ist. Das Haus umschließt die Dichtung des menschlichen Lebens, das Wohnhaus zeigt an, daß der Mensch seine Heimath hat auf der Erde, mitten in dieser vollen und vielfachen Wirklichkeit, aus deren Stoffen und Verhältnissen selbst er sich sein Haus gebaut, damit er wisse, wo er sein Haupt hinlege.

Wie aber der Häuserbau in architektonischer Hin-

ſicht immer auf den Tempelbau zurückweiſt, und zurück geführt werden muß, ſo ſteht auch der innere Geiſt beider in dieſer ewigen, das ganze Daſein umfaſſenden und ausſprechenden Wechſelbeziehung. Und wie der Tempel darſtellt, daß die wahre Heimath des lebendigen Gottes die Wirklichkeit ſelbſt iſt, ſo ſtellt das menſchliche Wohnhaus, indem es aus dem Tempelbau hervorgegangen, dar, wie dieſe Wirklichkeit überall nur Gottes iſt, aus Gott hervorgegangen, und in Gott zurückkehrend.

Die wahre Heimath des Menſchenhauſes, welche in Gott iſt, zeigt auf die wahre Heimath des Gotteshauſes, welche die Wirklichkeit iſt, hin, und ſo ſchließen ſich in dieſer Grundſymbolik, welche die Kunſt des Bauens vollbringt, die beiden Seiten des Lebens, das Innere und das Aeußere, zu dieſer Einheit zuſammen, worin ſich die wahre göttliche Wirklichkeit des Daſeins vollbringt.

Von dieſer ſchaffenden Nothwendigkeit der Idee aus muß man die Kunſt des Bauens in ihrer urſprünglichſten Entwickelung ableiten, nicht aber von dem ſinnlichen Bedürfniß, von dem bloßen Bedürfniß des Schutzes gegen das ſtürmiſche Naturelement und die wilden Thiere, woraus Manche lediglich den Urſprung der Baukunſt haben erklären wollen. Dieſen Schutz

fand der Menſch ſchon in denjenigen Bauten, welche die Natur für ihn ausgeführt zu haben ſcheint, in den Höhlen und in den Schluchten der Berge und Felſen, aber die höhere Kunſt des Baues konnte nur aus der im Menſchengeiſt erwachenden Idee hervorgehen, aus der Idee, daß das Lebensbild von Innen und nach Außen zugleich in die Erſcheinung und zur Vollendung gebracht werden müſſe. Die Idee iſt es, welche den Göttern die Tempel gebaut, und von der Idee, welche die wahre Werkmeiſterin und Baukünſtlerin des Lebens iſt, empfing auch der Menſch ſein wohnliches Haus. Die Idee zeigt dem Menſchen zuerſt wahrhaft an, wo er auch ſein Haupt hinzulegen habe.

Nachdem wir jetzt in der Architektur die Poeſie, als Lebensdichtung ſelbſt, erkannt haben, müſſen wir auch ſehen, wie die zweite der Künſte, die Muſik, von der Baukunſt aufgenommen und in ihrem Gebilde geltend gemacht wird. Die Idee der Muſik entfaltet ſich in der Baukunſt in dem, was man das Verhältniß in den Theilen des aufgeführten Gebäudes nennt, und wie man das Architekturwerk als eine ſtumme Dichtkunſt bezeichnet hat, ſo hat man es auch häufig ebenſo treffend eine feſtgewordene und gewiſſermaßen erſtarrte Muſik genannt. Das Verhältniß in der Baukunſt iſt aber dasjenige, wodurch der Gedanke,

nachdem er hier als Stoff in den Raum hineingetreten, ſich den Raum gewiſſermaßen wieder vergeiſtigt durch das Zeitmaaß, das als das harmoniſch Verbindende aller ihrer Einzelglieder erſcheint, welchen Prozeß der Bildung die Muſik ebenfalls auf dem ihr eignen Kunſtgebiet vollbringt, indem, wie ich früher erörtert habe, der Ton aus dem Raum, in welchem er materiell entſteht, ſich in die Zeit hineinſchwingt durch das Geſetz des Rhythmus, welches das Geſetz des ſich bewegenden Geiſtes ſelber iſt. Die Muſik der Baukunſt führt ihren himmelhoch jauchzenden Reigen als Melodie und Harmonie durch das Verhältniß des Gebäudes auf, als Melodie, indem Säule, Pfeiler und Bogen in dieſer rhythmiſchen Schwingung, in der ihre Form ſich ausdrückt, ſich entwickeln, als Harmonie, durch das muſikaliſche Verhältniß des Ganzen, in welchem die verſchiedenen Strebeformen, die ſich gleichzeitig neben einander entwickeln, ſich in einander neigen und zuſammenfügen zu dieſem wahrhaften Bund der Idee, der ſich darin vollbringt.

Um den ſo in ſeiner Idee vollendeten Bau, in welchem ſich eine Einheit des Lebens ausdrücken ſoll, auch wieder in die Mannigfaltigkeit des bunten und bewegten Daſeins heiter zurückzuführen, tritt die Sculptur an den Bau heran, um ihn noch wahrhaft menſch-

lich auszuſchmücken durch die individuelle Geſtalt. Die Sculptur tritt hier gewiſſermaßen als etwas Vermittelndes wohlthuend hinzu, indem ſie die geiſtige Größe des Baues, den erhabenen Ernſt der Idee, durch welchen das Bauwerk ſich wie in eine abgeſchiedene und entfernte Welt hinaufgehoben hat, wieder belebt, und durch ihre plaſtiſchen Geſtaltenbildnereien, die ſie hinzufügt, gleichſam daran erinnert, daß das ganze Werk nur vorhanden ſei, um alle Luſt und allen beweglichen Lebenstrieb des Daſeins ſich daran offenbaren zu laſſen, und um die univerſale Lebensidee, der im Ganzen des Werks genug gethan worden, wieder in das Einzelſte, wie in ſeine Blüthenſpitzen, hineintreten zu laſſen. In dieſem Sinne bethätigt ſich die Sculptur beſonders in der alten deutſchen Baukunſt, wo wir den Bau der Kirche mit dieſer unendlichen Fülle kleiner plaſtiſcher Ausführungen belebt und durchflochten ſehen, die häufig auch wie in einem Anfall von Ausgelaſſenheit und Muthwillen ſpaßhafte und groteske Bildnereien aller Art aufzeigen. In dieſem hier angedeuteten Sinne wird dann eben der Grund offenbar, warum wir bei jenen rieſenhaften gothiſchen Domen des Mittelalters, wie beim Straßburger Münſter, oben aus dem kunſtvollen Blätterwerk und Laubgeflecht plötzlich einen gri-

maſſirenden Eſelskopf oder einen poſſirlich ſchwänzelnden Affen herausblicken ſehen, welche Geſtalten, die ſich hier in der ſichern Unendlichkeit der Idee gewiſſermaßen wiegen, die Sculptur in jenem ironiſchen Spiel hinzugefügt hat, durch das ſie das Höchſte wieder mit dem Kleinſten gutmüthig verknüpfen will.

Der eigentliche religiöſe Inhalt des Gebäudes, die Idee der Gottheit, welcher der Bau gewidmet iſt, ſie wird von der Malerei ſchließlich in den begränzten Raum des Bildes zuſammengefaßt. Damit der Bau nicht ganz ſtumm bleibe in ſich ſelbſt, hat nun die Farbe die Bedeutung der Sprache übernommen, und drückt an den Wänden, auf den Fenſterſcheiben und als Altarblatt gewiſſermaßen das Wort aus, um das es ſich handelt, und das den Sinn des göttlichen Geheimniſſes in ſich trägt, indem die heilige Geſchichte der Idee, in ihren individuellen Zügen feſtgehalten, gemalt wird. —

Die ſachliche Entwickelung des Weſens der Baukunſt und ihrer Ordnungen und Geſetze haben wir der techniſchen Kunſtlehre ſelbſt zu überlaſſen. — —

Wie wir aber heut noch unbeſtimmt hinundherſchwanken, was wir eigentlich bauen ſollen, an und aus unſerm Leben ſelbſt, ſo iſt dieſe Rathloſigkeit des

geistigen Bauens, die uns jetzt hinundherzieht, auch in die gegenwärtige oder moderne Baukunst unserer Tempel, Häuser und Staatsgebäude übergegangen. Der Baustil in der heutigen Wirklichkeit erweist sich in den Gebäuden, die wir aufführen, ebenso uneins mit sich selbst, charakterlos, und von keiner höhern Nothwendigkeit in den Formen ausgeprägt, als dies in unserer ganzen Lebensidee selbst der Fall ist. Wie ich aber im Verlauf dieser Darstellung der Aesthetik immer zur Erkenntniß zu bringen gesucht habe, daß das Ideal des heutigen Lebens, das wahre moderne Schönheitsideal, welches zugleich das Freiheitsideal unserer Zustände ist, daß dies Ideal sich in der Durchdringung des antiken und namentlich des hellenischen Schönheitslebens mit dem Geist des christlichen Bewußtseins, und in der harmonischen Ineinsbildung dieser beiden großen Menschheitselemente darstelle, so müssen wir es auch als den Beruf der heutigen modernen Baukunst erkennen, den antiken Stil mit dem Stil des christlich romantischen Mittelalters zu einer harmonischen Schöpfung zu vereinigen, und darin auch äußerlich das einheitsvolle Gebild des heutigen Lebens als die reiche und reife Frucht der abgelaufenen Zeiten, welche alle Blüthenmomente der Vergangenheit in sich aufgenommen hat, darzustellen.

Unſere Aufgabe, die wir in der Behandlung der Aeſthetik zu umzeichnen und möglichſt zu löſen geſtrebt, ſchließt ſich daher in der zuletzt von uns betrachteten Kunſt, in der Baukunſt, wie in ihrem Reſultat zuſammen, und dieſe Kunſt erweiſt ſich uns nun auch darin als die vorzugsweiſe ſymboliſche, daß ſie uns den Bau des Lebensideals ſelbſt in ſeiner Vergangenheit wie in ſeiner Zukunft zu veranſchaulichen hat. Die Baukunſt, welche die Kunſt iſt, das Innen zu einem Außen, und das Außen zu einem Innen zu machen, ſie bringt eben darin die allgemeine Lebensidee zur Anſchauung, die in der harmoniſchen Ineinsgeſtaltung des Inneren und Aeußeren ihre höchſte Geſtaltung erſtrebt, welches wir als das weſentliche Prinzip der Kunſt auf allen ihren verſchiedenen Standpunkten zu erkennen hatten, und worin das Leben ſelbſt ſich zu dieſem höchſten Kunſtwerk der Freiheit und Schönheit vollenden ſoll, was zugleich die Grundanſicht war, die uns bei dieſer Entwickelung der Aeſthetik als einer Kunſt- und Lebenswiſſenſchaft geleitet hat.

Am meiſten unter allen Künſten ſcheinen die Architektur und die Poeſie — die Kunſt des äußern Bauens und die Kunſt des innern Bauens — noch einer großen und umfaſſenden Zukunft entgegenzugehen.

Die Baukunſt, als dieſe mit der lebendigen Wirklichkeit ſelbſt weiter wachſende Kunſt, in welcher ſich die Lebensidee jedes Zeitalters am unmittelbarſten verſinnbildlicht, die Poeſie, als dieſes nie abreißende innerſte göttliche Menſchheitsleben, als der ſubſtantielle Menſchheitsgeiſt ſelbſt, der ſich darin ſeinen Ausdruck ſchafft.

Druck von Louis Humblot in Berlin.

Der heilige Geiſt

und

der Zeitgeiſt.

Zwölf Capitel,

den Reformfreunden

auf katholiſchem, proteſtantiſchem und jüdiſchem Gebiet

gewidmet

von

Theodor Mundt.

Berlin.
Mylius'ſche Buchhandlung.
1845.

1. Der heilige Geiſt und der Zeitgeiſt.

Der Zeitgeiſt, dieſer vielverachtete und geſchmähete, faſt immer verdächtige und jedenfalls unbequeme Geiſt, er wird jetzt von den Einen als der heilige Geiſt und als Gott ſelbſt, von den Anderen als der Teufel in unmittelbarſter Wirkſamkeit, betrachtet. Mit Gott hat er auch Das gemein, vielverachtet und geſchmäht, verdächtig und unbequem zu ſein. Unter dieſen Bedingungen des Daſeins trat vor allen die chriſtliche Religion in die Welt ein, und ſie machte es ſogar zu einem Element ihrer göttlichen Lehre, dies negatioe Verhältniß zur Welt zu haben. Mit dem Teufel hat er das gemein, daß er keine Ruhe finden kann, und ſich nicht beruhigt bei allem Hergebrachten und Beſtehenden, ſondern unaufhörlich drängt, und reizt und prickelt, als der ewig neue Beweggrund zu neuen Thaten.

Der Zeitgeiſt iſt aber weder Gott noch Teufel, ſondern er iſt der ſchaffende Menſchengeiſt ſelbſt, der in dieſem ſeinem Schaffen, durch welches er in dem Grunde göttlicher Selbſtbeſtimmung ruht, ein wahrhaft heiliger Geiſt iſt. Wir ſchmachten jetzt auf allen Gebieten nach Genugthuung und Befriedigung, denn unſer Kopf iſt voll von unruhigen Gedanken, und der Geiſt hat ſich an ſich ſelbſt faſt übergeſſen, aber unſer Herz iſt leer und trocken, und den ganzen Menſchen verlangt nach einer neuen Einheit aller ſeiner Zuſtände, in der ihm Freiheit und Liebe, Geiſteslicht und Lebenswärme, Gedanke und That in einander gefloſſen.

Vielen iſt heut keine andere Religion als die Religion des Zeitgeiſtes übrig geblieben. Wenn ſie noch beten könnten oder ſollten, würden ſie zum Zeitgeiſt beten, zu dem ſie einzig und allein eine Andacht in ihrer Bruſt ſpüren. Der Menſch kann auch zu ſich ſelbſt Andacht haben, denn wenn er ſich wahrhaft in das Bewußtſein ſeiner göttlichen Beſtimmung verſenkt, ſo hat er damit ein religiöſes Werk gethan und iſt des heiligen Geiſtes in ſich gewiß geworden. Dieſe Andacht, die der Menſch zu ſich ſelbſt hat, kann er auch zum Zeitgeiſt haben, indem er in demſelben die wahre Fortbewegung alles göttlichen und menſchlichen Inhalts erkennt.

Die Religion des Zeitgeiſtes iſt die Religion des Selbſtbewußtſeins, aber darin liegt nicht das Ziel, ſondern nur die innerſte und nothwendige Fortbewegung des Menſchengeiſtes gegeben. Die Religion des Zeitgeiſtes iſt nur der Uebergang zur wahren Religion, denn die Zeit ſelbſt kann nur darin ihre Wahrheit haben, daß ſie etwas über alle Zeit hinaus Liegendes und Ewiges zu gründen und zu formen ſucht. Wenn wir daher den Zeitgeiſt heilig ſprechen müſſen, ſo geſchieht es inſofern er den heiligen Geiſt zum Durchbruch und zur Geſtaltung, und zur wahren Freiheit ſeiner Offenbarung bringen ſoll.

Und in dieſer innigen Durchdringung des Zeitgeiſtes mit dem heiligen Geiſt liegt der reformatoriſche Drang gegeben, welcher heut die Gegenwart in allen ihren geſunden Lebensorganen neu durchzieht und erfüllt. Dieſe reformatoriſchen Bewegungen der Zeit haben auf allen Gebieten, auf denen ſie losgebrochen, dieſelbe Bedeutung, indem ſie die Errungenſchaften des vernünftigen und wiſſenſchaftlichen Bewußtſeins auch in die Formen des religiöſen Geiſtes der Menſchheit verſöhnend und vermittelnd hinüberführen wollen.

Der neue Cultus, welcher unter verſchiedenen Formen aufgerichtet werden ſoll, iſt nicht mehr der abſtracte Cultus der Vernunft, wie er in den philoſophiſchen Syſtemen vergebens nach

einer Existenz gerungen. Wenn aber der wahre Cultus nichts Anderes ist, als die volksthümlich gewordene Form der höchsten Ideen, so wird der alle Geister und Herzen lösende und bindende Cultus, um den es sich in den reformatorischen Bewegungen unserer Zeit handelt, eben in der Aufstellung solcher Formen beruhen, durch welche die freie Bestimmung des menschlichen und göttlichen Inhalts eben so sehr als Thatsache der Vernunft, wie als unmittelbares Eigenthum des Volksbewußtseins erscheint. —

2. Die reformatorischen Bewegungen des Tages.

Das Interesse für die neukatholischen Bewegungen der Zeit hat sich vorzugsweise und überwiegend bei den Protestanten ausgesprochen, deren kirchlicher Indifferentismus dadurch zum Theil aus seinem Schlummer geweckt worden; wie es denn auch vornehmlich die protestantisch-liberale Presse ist, welche diese Bewegungen ausgefochten, und als deren Kind sie eigentlich zu betrachten sind. Wir wollen annehmen, daß es nicht bloß das Interesse an der Negation gewesen, welches die liberale Presse in der letzten Zeit zu dieser Lieblingsverbindung mit den Bestrebungen für eine von Rom unabhängige katholische Kirche getrieben. Vielmehr kann man wohl sagen, daß es überhaupt der Gedanke einer geistig freien Kirche ist, welcher sich durch diesen deutschen Katholizismus plötzlich in die Mitte der Zeit vorgedrängt, und damit auch das protestantische Bewußtsein wieder zu durchdringen angefangen.

In der ursprünglichen Idee der deutschen katholischen Kirche (die wir zunächst von ihrer wirklichen Ausführung durch Ronge, Czersky und ihre Nachfolger unterscheiden wollen), liegt auch nach zwei Seiten hin eine lebendige Kraft zur Reinigung und Wiederherstellung unseres religiösen Bewußtseins. Einmal wirkt

ſie gegen den bisherigen *proteſtantiſchen Poſitivismus*, über den ſie in ihren eigenen confeſſionellen Beſtimmungen hinauszugeben ſtrebt, indem ſie ſich auf reinem chriſtlichen Grunde eine Freiheit und Unabhängigkeit der kirchlichen Formen ſchaffen will, wie ſie bisher noch nicht im Chriſtenthum verwirklicht geweſen. Dann aber enthält ſie ein wohlthuendes Gegengift gegen diejenigen Negationen der Zeit in ſich, welche dem heutigen Bewußtſein alle Nothwendigkeit religiöſer Formen abzuſprechen und abzuſtreifen geſucht haben. Man konnte daher auf den Gedanken kommen, daß dieſe deutſche katholiſche Kirche, wenn es ihr gelingen ſollte, ſich eine feſte, dauernde, und in der That geiſtig freie Begründung zu geben, bald als eine für das ganze Geiſtesleben der Gegenwart einflußreiche Erſcheinung daſtehen würde. Der Proteſtantismus ſelbſt konnte zunächſt dadurch eine Rückwirkung erfahren, die ihn heilſam erſchüttern und manche unreinen und ungeſunden Stoffe, mit denen er ſich in ſeinen gegenwärtigen Tageszuſtänden vermiſcht hat, wieder von ihm ausſcheiden ſollte. Denn auch im proteſtantiſchen Kirchenleben wird es keine dunkeln und geheimnißvollen Mächte mehr geben, die aus ihm heraus zweideutig ſchillernd das Geiſtesleben regieren wollen, mit einem Worte, auch der *proteſtantiſche Jeſuitismus* wird fallen, wenn die katholiſche Kirche eine rein evangeliſche Baſis gefunden hat, welche alle Anknüpfungspuncte unſerer Zuſtände an hierarchiſche Elemente abſchneidet.

Es ſcheint in unſerer Zeit durchaus die *Sektenbildung* die herrſchende Form für die Erneuerung des religiöſen Bewußtſeins werden zu ſollen, und ſo ſehen wir denn in der Gegenwart nach allen Seiten hin die beſtehenden Gemeindeverbände auseinanderfallen, um der individuellen Freiheit des Gewiſſens und der Perſönlichkeit, die das eigentliche Pathos der Gegenwart iſt, Raum zu ihrer lebendigen Exiſtenz zu geben.

In unſerer Zeit neigen ſich überhaupt alle Confeſſionen ei-

ner merkwürdigen Vermiſchung entgegen. Während die neuen proteſtantiſchen Tendenzen im Katholizismus gegen die katholiſchen Tendenzen im Proteſtantismus gute Dienſte leiſten werden, verflechten ſich auch in der Mitte des Judenthums immer mehr jüdiſche und chriſtliche Richtungen durcheinander, und bilden auch hier einen Boden für die Reform, die jetzt zu einer allgemeinen deutſchen Entwickelung des Judenthums hinausſtrebt.

---

3. Der proteſtantiſche Katholizismus.

In einer eigenthümlichen Schrift, welche der Profeſſor Baltzer in Breslau vor einiger Zeit unter dem Titel: „Preßfreiheit und Cenſur mit Rückſicht auf die Trierer Wallfahrt“ herausgegeben, findet ſich neben vielen ſonderbaren und übereilten Behauptungen auch die ſehr richtige aufgeſtellt: daß der Katholizismus ſelbſt das Prinzip der Reformation in ſich getragen habe. Die Reformation ſelbſt aber, wie ſie vor drei Jahrhunderten als eine hiſtoriſche Thatſache hervorgetreten, will Herr Baltzer für den eigentlich verlorenen Sohn anſehen, durch welchen ſich das reformatoriſche Prinzip der Geſchichte „emancipirt“ habe, und darum aus dem conſervativen Prinzip herausgefallen ſei, weshalb mit dieſer Zeit ſo ſchwere und verhängnißvolle Entwickelungen in dem Leben des ganzen Europa begonnen hätten. Das reformatoriſche Prinzip, das alſo nach Herrn Baltzers Meinung im Schooße des Katholizismus ſelbſt conſervativ geblieben ſein würde, wurde durch dies Herausfallen aus demſelben auf ganz verlorne Wege verſchlagen, auf denen es, durch den hinter ihm herdonnernden Fluch des Himmels, auf der einen Seite in die Abgründe der Revolution, auf der anderen Seite in den Rachen der die Vergötterung des Selbſtbewußtſeins lehrenden Philoſophie hinein getaumelt ſei. Dieſe Wanderungen, welche Herr Baltzer

das reformatoriſche Prinzip antreten läßt, haben eine gewiſſe thatſächliche Richtigkeit, obwohl ſie durch die ächte hiſtoriſche und gedankenmäßige Auffaſſung natürlich in einen ganz anderen Zuſammenhang ſich reihen. Wir bewundern an dieſer ganzen Auseinanderſetzung eines ſonſt ſo taktfeſten Katholiken bloß, daß er ſie überhaupt gemacht hat, da ſie uns durchaus nicht in ſeine hierarchiſche Logik, mit der er ſonſt die neuen katholiſchen Bewegungen zerſetzen will, hineinzupaſſen ſcheint. In früheren Zeiten war dieſe Logik Roms turniergewandter, jetzt muß ſie ſich durch Herrn Baltzer in ihr eigenes Geſicht ſchlagen laſſen, da durch die Anerkennung des Satzes, daß die katholiſche Kirche der urſprüngliche Boden für die Reform ſei, dem neuen reformatoriſchen Katholizismus, den Herr Baltzer bekämpfen will und ſoll, das weſentlichſte Zugeſtändniß gemacht worden iſt.

Durch dieſe neuen Bewegungen in der katholiſchen Kirche aber ſieht ſich auch der Proteſtantismus wieder jenem großen geſchichtlichen Wendepunct gegenübergeſtellt, wo er ſelbſt nichts Anderes war, als dieſer dialektiſche Widerſpruch der katholiſchen Kirche mit ſich ſelbſt, der dieſe aus ihrem eigenen Bewußtſein heraus zu einer Reformirung an Geiſt und Gliedern trieb. So erinnerte uns die deutſche Meſſe Czerskys in Schneidemühl zuerſt an die, welche im ſechszehnten Jahrhundert Thomas Münzer zu Alſtedt eingerichtet hatte, aber der bewußtvolle Geiſt der heutigen Zeit vermeidet die blutigen und gräuelvollen Folgen der damaligen, und ſchickt ſich fügſamer in getrennte Organiſationen, ſobald ihm dieſelben nur irgend erleichtert werden. Wenn aber Einige dieſe ausgebrochenen Bewegungen mit feindlichem und beſorgtem Auge betrachten wollen, als ob dadurch der innere Frieden der Bevölkerung unter ſich geſtört werden könne, ſo iſt vielmehr zu ſagen, daß eine neue brüderliche Einmacht unter den Bekennern der chriſtlichen Confeſſionen dadurch entſteht, wie ſie bisher noch nie in der Welt beſtanden.

Denn der von Rom frei gewordene Katholizismus, der damit zugleich ſeine Ausſchließlichkeit aufgegeben, hat in dem Element der Nationalität und Vernunft, auf das er ſich neu begründet, zugleich das urſprüngliche Band der Einheit und Liebe für Alle wiedergefunden. —

Die beiden Führer dieſer neuen Bewegung, Johannes Ronge und Johannes Czerskỳ, haben ſich darin als wahre Volksmänner erwieſen, daß ſie ihre eigene Perſönlichkeit der ganzen Sache unterzuordnen geſucht und jene immer nur inſoweit haben geltend machen wollen, als es dieſe zu ihrer inneren Feſtſtellung verlangte. Darin haben ſie den richtigen Takt unſerer Zeit getroffen, welche jetzt ihre Entwickelungen mehr aus dem allgemeinen Bewußtſein und aus der Maſſe heraus vollbringen will, als daß ſie großartig überragender Perſönlichkeiten dazu bedürfte. Das Kleine, Beſchränkte, in den Geſichtspuncten Begränzte, welches in Ronge's und Czerskỳ's Weſen liegt, kann daher zugleich als das charakteriſtiſche Moment ihres Berufes zu dieſer Bewegung angeſehen werden. Denn das ſind heutzutage die Männer der Zeit, welche von keiner großen Perſönlichkeit gedrückt werden. Um ſo klarer, reiner und beſtimmter, ohne Vermiſchung mit ſubjectiven Nebenelementen, kann ſich dann durch ſie die Sache ſelbſt geſtalten, auf welche es ankommt. —

Beide Männer der katholiſchen Reform ſahen wir zuerſt perſönlich neben einander bei der erſten gottesdienſtlichen Feier der deutſch-katholiſchen Gemeinde in Berlin, welche ſie leiteten. Es war dies der 30. März dieſes Jahres, ein wichtiger und bedeutungsvoller Tag, inſofern er der Berliner jungen Gemeinde unter dieſen Auſpicien ihre erſte kirchliche Repräſentation gab, und der für Alle, welche an dieſen Bewegungen des freien Geiſtes der Zeit Theil nahmen, eine anziehende Erinnerung bleiben wird. Die dichtgedrängte Verſammlung, welche ſich gegen tauſend Perſonen belief, konnte von dem großen Hörſaal des

grauen Kloſters, worin ſie ſtattfand, und von den daran ſtoßenden Zimmern kaum gefaßt werden. Ein ſehr großer Theil der Anweſenden beſtand aus Frauen, was vielleicht als ein erfreuliches Zeichen dafür gelten konnte, daß hier die Reform bereits ihre tieferen Wurzeln in das Familienleben hinabgeſenkt und dadurch einen ſicheren Boden ihrer Fortentwickelung gefunden hat. Die feierliche und geſpannte Haltung der ganzen Verſammlung erkannte die Bedeutung des Moments an. Der Gottesdienſt ſelbſt begann mit einem erhebenden Einleitungsgeſang der Gemeinde, welchen die aufgeſtellte kleine Orgel in rührenden Klängen begleitete. Darauf erſchien Ronge vor dem Altar und ſprach zuerſt das Sündenbekenntniß (Confiteor). Die einfache Meßhandlung, die das ſinnliche und äſthetiſche Gepränge der römiſchen Meſſe ausſchließt, ſtellt ſich in getiegener und gemüthanſprechender Weiſe dar. Die Erſcheinung Ronge's brachte in der Verſammlung einen tiefen, bewegenden Eindruck hervor. In ſeiner kräftig gedrungenen, ſcharf gezeichneten Perſönlichkeit iſt das individuelle Element, das in der Macht des Verſtandes ſeine Berechtigung ſucht, am ſtärkſten hervorgehoben; wie denn auch der eigentliche Anfang der Beſtrebungen Ronge's, der in modern-journaliſtiſcher Form ſich durch ſeinen Brief an den Biſchof Arnoldi kund gab, aus dieſem oppoſitionellen Element des Verſtandes herausſtrat. Die Beſtimmungen des heutigen Geſchlechts ſind wunderbar. Zeitungsartikel ſind ihm jetzt die Krippen des heiligen Geiſtes, und aus liberalem Journalfutter muß es ſich ſeine Religion zurecht machen! Aber Gott bleibt Gott, mag er nun in den Spalten der Journale geboren werden, oder im Kelch der Lotosblume erwachen! —

Neben Ronge ſahen wir an jenem Tage Czerski, welcher die Hauptpredigt hielt. Die von Ronge gänzlich verſchiedene Perſönlichkeit Czerski's iſt nicht minder charakteriſtiſch für die inneren Beweggründe, aus welchen ſich bei ihm die Sache

der Reform entwickelt hat, und für die Stellung, welche er derselben in seinem weiteren Vorschreiten gegeben. Wir sehen in ihm mehr ein kindliches, gläubig hingegebenes Gemüth, welches nicht gerade aus sich selbst heraus den Kampf der Reform eingegangen wäre, das aber aus reinem Seeleninstinct und naivem Takt die rechte Bahn des Fortschritts und der Freiheit verfolgt, nachdem es einmal auf dieselbe hinausgetreten. Allen gemeinen Verdächtigungen der Ultramontanen zum Trotz hat man ihn in sittlicher Hinsicht so sehr über alle Anfechtung erhaben finden müssen, daß selbst die rein persönlichen und subjectiven Motive, welche seiner Absagung des Cölibats allerdings vorausgegangen sind, ihm nicht haben nachtheilig werden können.

Die Predigt, welche wir von ihm hörten, verbreitete sich über die Quellen des Glaubens, und wies dieselben nach als eingegraben im Herzen des Menschen, in seiner Vernunft, als in dem göttlichen Funken, und in der heiligen Schrift, die so lange den katholischen Kirchengenossen verschlossen gewesen sei. Seine hellönende, in inniger Begeisterung sich emporschwingende Sprache hat etwas Bewegliches, das nicht leicht den Eindruck verfehlt. Besonders wirkungsreich war die Stelle, wo er die Trennung der jungen Gemeinden von der römischen Kirche bezeichnete und sagte: „wir kommen aus einem harten Dienstthaus, das wir verlassen haben, aber in die schöne, freie Wohnung des Christenthums selbst sind wir dafür eingezogen, und diese werden wir niemals wieder verlassen." Dagegen war die Erklärung vom Wesen des Glaubens, welche er an die Spitze seiner Rede stellte, und worin er den Glauben dahin bestimmte, daß derselbe „das sichere Dafürhalten von dem sei, was unsere Sinne übersteigt", von charakteristischer Bedeutung für die supranaturalistische Richtung, auf deren Boden die Reform in Schneidemühl stehen zu bleiben scheint.

Von größerer Bedeutung erschien uns an diesem Tage die Abendmahlspredigt, welche Ronge hielt, und worin er

in einfachen, großen Zügen das volksthümliche Element der brüderlichen Liebe und Gleichheit bezeichnete, das überhaupt in der christlichen Religion ursprünglich gegeben liege, und das in der Einsetzung des Abendmahls seine eigenste Vertretung gefunden habe. Schon Schleiermacher hob das volksthümliche und demokratische Element des Abendmahls heraus. Ronge aber that dies noch mit besonderer und bedeutsamer Beziehung auf die armen und arbeitenden Volksklassen der Gegenwart, indem er sagte, daß beim Genuß des brüderlichen Liebesmahles Jeder zugleich das Bewußtsein in sich lebendig zu machen habe, wie den leidenden Mitmenschen zu helfen sei, und zwar nicht bloß durch augenblicklich lindernde Almosen, sondern zugleich durch Beseitigung der Ursachen, welche die Leiden in der Gesellschaft hervorrufen.

So sehr wir es anerkennen müssen, daß Ronge sich bestrebt, die heutigen Interessen der Religion und des Christenthums mit den innersten Lebensbewegungen der Gesellschaft zu verbinden, so glauben wir doch, daß Ronge sich und der ganzen Sache der neukatholischen Bewegung gewisse Verdächtigungen und Vorwürfe erspart haben würde, wenn er vor der Hand noch jene Beziehung, namentlich des christlichen Gottesdienstes selbst, zu den armen und arbeitenden Volksklassen vermieden hätte: eine Beziehung, die freilich ächt christlich und durch und durch christlich ist, und die im Geiste des Stifters der christlichen Religion selbst gegeben liegt.

Diese Beziehung hat aber zugleich den neukatholischen Gemeinden die Verdächtigung des Communismus zugezogen, welches Wort zuerst von der Berliner evangelischen Kirchenzeitung gegen sie ausgesprochen wurde, denn die vorr sich vertretende Partei ist bekanntlich gerade darin sehr geschickt, sich die schlagenden Stichwörter der Zeit anzueignen und Bannstrahlen daraus zu schmieden, welche sie gegen ihre Opfer schleudert. So ist jetzt nichts natürlicher, als daß die neukatholischen

Gemeinden in Deutſchland, und vor Allem der tapfere und geiſtesmuthige Ronge ſelbſt, Ausgeburten des herrſchenden communiſtiſchen Geiſtes der Zeit ſind, denn das: Kreuzige! Kreuzige! der evangeliſchen Kirchenzeitung und aller ihrer verwandten Organe lautet jetzt Communismus, und an allen Ecken und Enden Communismus! Der Hauptartikel der evangeliſchen Kirchenzeitung gegen die Neukatholiken, welcher von dem bekannten Guerike in Halle herrührt, iſt eine von jenen fanatiſchen und augenverdreherriſchen Herzensergießungen, wie wir ſie in Herrn Hengſtenberg's Reich wohl gewohnt ſind, und denen, bei aller ihrer Salbung, doch auch eine gewiſſe Schlangenklugheit nicht abgeht.

Dieſer Communismus aber, welcher jetzt in die Katholiken gefahren ſein ſoll, hat das neukatholiſche Weſen geboren, und dies iſt der Antichriſt ſelbſt, der, wie dieſe Evangeliſche meint, jetzt in ſolcher Geſtalt auftreten, um das ächte Chriſtenthum innerlich und äußerlich zu verderben. Herr Guerike hat uns bei dieſer Gelegenheit zu beweiſen geſucht, daß Papismus und Jeſuitismus unüberwindliche Potenzen ſind, welche niemals durch menſchliche Kraft auszutilgen. Was aber im Bereich der evangeliſchen Kirchenzeitung die „menſchliche Kraft" genannt wirt, iſt bekanntlich ein ſehr zweideutiges, zur Gebrechlichkeit und Schlechtigkeit prädeſtinirtes, darum der Freiheit ſeines Geiſtes nicht mächtiges noch würdiges Ding! Deshalb ſind die Führer und Angehörigen der neuen Kirchenreform, in denen gerade die Kraft des menſchlichen Geiſtes: ſich aus ſeinem eigenen Bewußtſein heraus zu befreien, von neuem offenbar geworden, auf dieſem hengſtenbergiſchen Standpunct nichts als Verführer und Verführte, die, „von dem Tagesliberalismus umſchwärmt", dieſem ſündigen Ungeheuer ihre unſterbliche Seele in den Rachen ſtecken. Es iſt ſeltſam, daß, während die kritiſchen Raticalen ſich im feindlichen Gegenſatz zu den neukatholiſchen Bewegungen verhalten, deren ſubſtantiell gebliebenes

religiöſes Element ihnen zuwider iſt, jetzt die Hengſtenbergianer kommen, um die Neukatholiſchen zu taufen, und zu taufen auf die Namen der Raticalen, der Communiſten, der Tagesliberalen, und wie dieſe Höllenvögel der Zeit ſonſt noch heißen. Um aber alle Begriffsverwirrungen vollſtändig zu machen, legt die Kirchenzeitung, welche ſich ſelbſt die Evangeliſche getauft hat, bei dieſer Gelegenheit ihre unverbrüchliche Sympathie mit dem Papismus und Jeſuitismus ſelbſt an den Tag. Und weiter iſt dann auch in dieſer Sache nichts nöthig geweſen. —

Wenn aber Theologen, die doch auf einem mehr oder weniger wiſſenſchaftlichen Grund und Boden ſtehen, dieſe gedankenloſe Verdächtigung gegen den Neukatholizismus zuerſt erfinden und auf die Bahn bringen konnten, ſo iſt es um ſo weniger einem baieriſchen Polizei-Amt zu verargen, wenn es öffentlich ausſpricht, daß es die Neukatholiken als communiſtiſche und radicale Hochverräther verfolgen will. Jene theologiſche Partei in Berlin hat ſich aber bei dieſer Denunciation noch nicht beruhigen können, ſondern der Profeſſor Hengſtenberg hat bekanntlich noch bei der theologiſchen Facultät der Berliner Univerſität den Antrag geſtellt: daß dieſe Facultät einen ausdrücklichen Proteſt gegen die Bewegungen der deutſchkatholiſchen Gemeinden beſchließen und veröffentlichen ſolle!

Daß aber die Berliner theologiſche Facultät zu einem ſolchen päpſtlichen Autoritäts-Act, zu dem ihr auch auf ihrem rein wiſſenſchaftlichen Gebiet alle und jede Berechtigung abgeht, ſich nicht würde mißbrauchen laſſen, war vorauszuſehen, und die Ablehnung des ihr geſtellten Anſinnens beweiſt wenigſtens den richtigen Tact, welchen ſich dieſe Facultät bewahrt hat. Die evangeliſch-hierarchiſche Partei der Hengſtenbergiſchen Kirchenzeitung nimmt jetzt der Zeit und ihren reformatoriſchen Bewegungen gegenüber dieſelbe Stellung ein, wie weiland die berühmten Kölniſchen Theologen und an ihrer Spitze der große Ketzermeiſter Jacob von Hogſtraten, zur Zeit der Refor-

mation des ſechszehnten Jahrhunderts. Es werden auch dieſe Nachkommen der alten Kölniſchen Theologie ihren Reuchlin und Ulrich von Hutten unter uns finden, und durch ſie in allen ihren Meinungen und Thaten dem Richterſtuhl der öffentlichen Meinung gegenüber geſtellt werden. Bekanntlich iſt auch ſchon auf dem letzten preußiſchen Provinziallandtag eine Erklärung gegen die fanatiſchen und aller ſonſtigen Schranken entbundenen Tendenzen der Hengſtenberg'ſchen Evangeliſchen Kirchenzeitung ausgegangen, und man mußte ſich freuen, daß ein ſo hochſtehender ſtändiſcher Körper, dem man dabei keine antichriſtlichen Parteileidenſchaften des Tages wird unterſchieben können, Gelegenheit genommen hat, das Verhältniß eines ſo hochfahrenden, verdammungsluſtigen und inquiſitoriſchen Blattes der beaufſichtigenden Staatsgewalt gegenüber zu erörtern. Wenn der preußiſche Landtag, in Bezug auf einen diesfalls vorliegenden Antrag, ſich mit Recht entſchieden hat, daß unter keinen Umſtänden heut eine Verſchärfung der Cenſur zu beantragen ſein möchte, „obwohl nicht verkannt werden kann, daß die Evangeliſche Kirchenzeitung ausnahmsweiſe ganz von der Cenſur befreit zu ſein ſcheine", ſo wird doch ſchon das öffentliche Erörtern dieſer längſt ſchon aufgefallenen Anomalie, gerade wie es hier von einem Landtage ausgeht, hoffentlich nicht ohne Nutzen vorübergegangen ſein. Dieſe ſich in Alles miſchende Kirchenzeitung, welche nach allen Seiten der Zeit hin einen ſo rigoroſen Gewiſſenszwang geltend machen will, darf Dinge in den Kreis ihrer Beſprechung ziehen, die häufig allen anderen Organen der Oeffentlichkeit verſchloſſen ſind, und für deren Ausbeutung ſie ein eigenthümliches Privilegium zu beſitzen ſcheint. Aber die Zeit für ſolche privilegirte Ausnahmeſtellung im Reiche des Geiſtes und des öffentlichen Wortes iſt jetzt vorüber!

4. Laienthum und Urchristenthum.

Indem die neukatholischen Gemeinden der Macht und Herrlichkeit der römischen Tradition die einfache menschliche und volksthümliche Vernunft gegenübergestellt haben, begannen sie eigentlich damit, womit auch die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts den Anfang gemacht, nämlich: den Laienstand wieder in seine geistlichen Rechte einzusetzen, wie er sie im Urchristenthum genossen, und wodurch der Laie die Macht und Freiheit wiedergewinnt, sich selbst als das berechtigte Organ seiner religiösen Bedürfnisse hinzustellen.

Aber es scheint, daß noch keine Zeit geradezu den Muth gehabt hat, das Priesterthum des Laienstandes in einer bestimmten Form zur Verwirklichung zu treiben. Luther begann die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts mit dem Grundgedanken, daß das Priesterthum kein besonderer Stand mehr sein solle, und daß, wie er besonders in seiner Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation“ ausführlich entwickelte, „jeder Laie ein geborner Priester“ sei. Indeß bog die Reformation selbst in ihren weiteren Entwickelungen bald genug von diesem Gedanken ab, und verbarg ihn wieder vorsichtig in den protestantischen Kirchenverfassungen und symbolischen Verpflichtungen, durch welche sie die Hierarchie ersetzte.

Während aber die neukatholische Richtung es mit großer Behutsamkeit vermieden hat, irgend eine unmittelbare Anknüpfung an die Reformation zu nehmen, weshalb sie auch mit einer fast zu absichtlichen Prüderie Luther's Bibelübersetzung von sich abgelehnt hat: so muß man es dagegen als ein charakteristisches Merkmal an ihr ansehen, daß sie sich so häufig auf die Gemeindezustände innerhalb des Urchristenthums zurückbezieht, und darin eine Bekräftigung für die heutigen Thaten sucht. In dieser Beziehung war uns eine zweite Predigt interessant, welche Ronge in Berlin hielt, und worin er besonders den Zu-

ſtand der erſten chriſtlichen Gemeinden in den urſprünglichen Zeiten des Chriſtenthums als Muſter eines chriſtlichen Gemeindelebens hervorhob. Dieſer erſte, wahrhaft volksthümliche Grund des Chriſtenthums enthält allerdings den Kern aller freien chriſtlichen Entwickelung in ſich. Hier iſt es der Geiſt der Gemeinde ſelbſt, welcher als der ſchaffende und geſtaltende thätig iſt, und frei aus ſich ſelbſt heraus zur Fortbildung und Entwickelung des religiöſen Inhalts drängt. Dieſes in ſich und aus ſich ſchaffende Weſen des Gemeinde-Geiſtes, wie es im Urchriſtenthum ſeine erſten Wurzeln getrieben, iſt zugleich als der wahrhaft reformatoriſche Grundgedanke unſerer Zeit zu betrachten, der nach allen Seiten hin, auf politiſchem wie auf ſocialem und religiöſem Gebiet, ſeine Bewegungen macht. Unſere Zeit hat dieſen Gedanken eigentlich von Schleiermacher überkommen, welcher der erſte neuere Theologe und Denker war, der die Fortentwickelung des Chriſtenthums auf die innere Macht und Freiheit der Gemeinde ſelbſt ſtützte, und den Geiſt der Kirche als etwas Subſtantielles annahm, als eine ſelbſteigene Entwickelungskraft, die nur ſich, und keinem äußeren Geſetz und Zwang, zu gehorchen hat. Es ſcheint überhaupt, daß die Saat des freien Gedankens und vernünftigen Bewußtſeins, welche Schleiermacher auf ſeinem Wege durch die proteſtantiſche Kirche, in der letzten Zeit zum Theil widerwillig ausgeſtreut hat, erſt jetzt aufzugehen und in Frucht zu treten im Begriff iſt, und zwar auf beiden Seiten des chriſtlichen Kirchenlebens zugleich, auf der katholiſchen ſowohl wie auf der proteſtantiſchen, auf welcher letzteren in neueſter Zeit Wislicenus und die ſogenannten proteſtantiſchen Freunde in der Richtung jenes Gedankens die Reform angeregt. Dieſe Ausführer und Führer der neueren Gedankenbewegungen auf kirchlichem Gebiet ſind auf Ideen Schleiermacher's zurückzuführen, wenn dieſe Männer auch in ihrer perſönlichen Bedeutung nicht im Entfernteſten mit jenem Heros des freien proteſtantiſchen Bewußtſeins verglichen werden kön-

nen. Bei Schleiermacher kam doch Alles mehr aus dem Zusammenhang einer großen, auf dem ureignen Boden der Geistesskraft stehenden Persönlichkeit heraus. Die Männer der neuesten Reform aber haben sich davor zu hüten, daß sie nicht einem aus Zeitungsstoff zusammengebackenen Herrgott Altäre bauen! —

In der Predigt, welche wir zunächst von Ronge hörten, bezeichnete er zugleich in seiner einfachen aber schlagenden Weise die eigentliche Idee des von den neuen Gemeinden unternommenen Kampfes, die er dahin bestimmte: die Freiheit des Glaubens zu verwirklichen, und den Frieden nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Gesellschaft und unter den Ständen herstellen zu helfen. Die eigentliche sittliche Kraft des Volkes müsse zum Heil der ganzen Gesellschaft wiedergewonnen werden auf dem Grunde des reinen und ächten Christenthums. Kräftige Worte sprach er in dieser Predigt auch gegen den Pietismus der Zeit, und gegen Diejenigen, welche lehren und verschreiben, daß das Christenthum im bloßen Glauben beruhe.

5. Der christliche Staat und die religiösen Reformen.

Wenn die Erlösung der Menschheit durch das Christenthum eine wirkliche und substantielle ist, so liegt darin zugleich diese Einigung und Vermittelung der göttlichen und menschlichen Natur gegeben, hergenommen aus dem innersten göttlichen Grunde des Menschheitswesens selbst, welche, auf den äußeren politischen Organismus des Völkerlebens angewandt, in diesem nur die wahre Wirklichkeit der Freiheit schaffen kann. Es ist diese Einheit von Idee und Wirklichkeit, von Körper und Geist, welche aus dem innersten Grunde des Christenthums selbst gefunden werden muß, und in deren freier Darstellung der Staat einzig und allein sich als den wahrhaft christlichen beweisen kann.

Die Einheit von Körper und Geiſt iſt in den neueren Zeiten immer entſchiedener der Angelpunct geworden, um den ſich im Völker- und Staatsleben alle Bewegungen und Entwickelungen drehen wollen. Gleich dem Kunſtwerk will ſich auch der Staat immer mehr und ausſchließlich in der wahren Wirklichkeit, in der eigentlichen Unmittelbarkeit des Menſchengeiſtes niederlaſſen und befeſtigen.

Der wahrhaft chriſtliche Staat kann nur der freie Staat ſein, denn die innerſten Prinzipien des Chriſtenthums widerſtreiten dem Geiſt der Freiheit nicht, ſondern laſſen denſelben wahrhaft aus ſich heraustreten. Man hat die Knechtſchaft des modernen Staatslebens chriſtlich zu conſtruiren gewußt, und ſie ſowohl aus der Jenſeitslehre des Chriſtenthums abgeleitet, wie aus den damit zuſammenhängenden Vorſchriften der chriſtlichen Moral, welche befiehlt: „Schlägt dich Einer auf die rechte Wange, ſo halte ihm auch die linke dar!“ oder: „ſo dir Einer den Mantel nimmt, ſo gieb ihm auch den Rock dazu!“ wobei jedoch noch keineswegs das Poſtulat an ſich aufgeſtellt iſt, daß man es überhaupt dazu kommen zu laſſen braucht, ſich auf die rechte Wange ſchlagen oder den Rock nehmen zu laſſen. Es iſt aber ſeltſam, daß man ſo lange immer nur dieſe Seite des Chriſtenthums auf das Staats- und Geiſtesleben der Völker angewandt hat, und daß man nicht in die wahre Lebensfülle des Chriſtenthums, welche vor Allem in der Heraufbildung der inneren Freiheit der Geſinnung beſteht, niedergeſtiegen iſt. Das rechte Handeln nach der inneren Freiheit der Geſinnung iſt das wahre und höchſte Lebensgeſetz, das Chriſtus in die Welt gebracht hat. Bis in die neueſte Zeit hinein iſt ſo viel Mißbrauch damit getrieben worden, der Praxis und der Wirklichkeit des Staatslebens eine ausſchließlich chriſtliche Norm zu geben. Hoffen wir, daß man die romantiſche Staatslehre, die Alles in der Praxis ſchlechthin chriſtlich machen will, nicht wieder unter uns aufleben laſſen wird. Adam Müller conſtruirte bekanntlich auch die Natio-

nalökonomie ganz christlich, und zwar aus dem Dogma der Dreieinigkeit heraus, wo er dann den Boten als Gott Vater, die Arbeit als Gott Sohn, und den Dünger als den heiligen Geist in dieser Theorie erscheinen ließ. Ein Mißbrauch des christlichen Prinzips aber kann es nicht genannt werden, wenn die Idee der modernen Freiheit in ihre ursprüngliche Wurzel, in die Idee des Christenthums, sich zurücksenkt und dort geborgen und ewig begründet sein will! „Als Erlöste", wie es im neuen Testament heißt, „sind wir bestimmt, nicht mehr der Menschen Knechte zu werden!" Christus, der das wahre Reich Gottes in die innere Kraft der Gesinnung verlegt hat, hat aus dieser heraus bestimmt, daß alle Menschen gleich vor Gott und gleich frei sind. Hier ist das wahrhaft bildende und schöpferische Element des modernen Völkerlebens anzuerkennen, es ist die ächt christliche Gesinnung selbst, die als Grundquell der Freiheit auch in dem Staat und in allem Geistesleben durchbrechen muß. Dies endlich zu erfüllen, hierin ist dem christlichen Staat seine wahre Bedeutung und seine höchste Entwickelung angewiesen. Luther selbst sagt: „Wer ein christlicher Fürst sein will, der muß wahrlich die Meinung ablegen, daß er herrschen und mit Gewalt fahren will. Verflucht ist alles Leben, das ihm selbst zu gut gesucht wird! Verflucht alles Werk, das nicht in Liebe geht!"

Diese innere Freiheit der Gesinnung, welche als der eigentliche Lebenskern des Christenthums zu betrachten ist, muß, wie sie aus dem Inhalt der christlichen Religion selbst herausteigt, sich so auch wieder in denselben hineinbilden und den Grund seiner selbsteigenen Weiterentwickelung abgeben. Auf diesem Grunde ist mit der freien Fortbildung des Christenthums zugleich das Prinzip der Toleranz gegen alle abweichenden Bekenntnisse selbst gegeben. Im preußischen Staatsleben aber liegen bereits die entschiedensten Normen zur Regelung aller abweichenden religiösen Bekenntnisse vor. Diese Normen sind in

der Union des preußiſchen Staats gegeben. Der Gedanke zu einer Union der beiden proteſtantiſchen Kirchen war in Preußen zuerſt von Schleiermacher ausgegangen, der denſelben in ſeiner anonym erſchienenen Schrift: „Zwei unvorgreifliche Gutachten in Sachen des proteſtantiſchen Kirchenweſens, zunächſt in Beziehung auf den preußiſchen Staat", die 1804 herauskam, ſchon vollkommen ausgeſprochen, und ſeinem Grundweſen nach entwickelt hatte, ſowie er ſpäter im preußiſchen Staat zur Ausführung kam, ohne daß man nachher Schleiermacher's dabei gedacht hätte. Die beſtehenden Trennungen des chriſtlichen Lebens zu überwinden und zur Verſöhnung zu bringen, hatte ſich Schleiermacher nach allen Seiten hin zur Aufgabe geſetzt. Die Wiederherſtellung der proteſtantiſchen Kirchen-Einheit wollte Schleiermacher auf die individuelle Freiheit begründen. Er entwickelte in dieſer Schrift, wie es darauf ankomme, die Kirchen-Einheit herzuſtellen, ohne daß die Unterſchiede im Lehrbegriff und die Abweichungen im Rituale angetaſtet werden dürfen, und wie dieſe Wiederherſtellung erfolgen müſſe, ohne irgend Jemand in der Freiheit ſeines Glaubens und ſeines Thuns zu beſchränken. Zugleich erklärte ſich hier Schleiermacher entſchieden dagegen, das Abendmahl überhaupt als ein dogmatiſches Abzeichen zu betrachten, als ſollten nur die es zugleich und auf einerlei Weiſe genießen, welche im Lehrbegriff genau oder im Ganzen übereinſtimmten. Weder mit dem Begriffe des Abendmahls noch mit der hiſtoriſchen Einſetzung hänge eine ſolche Forderung irgend zuſammen. Und was die Austheilungsworte betrifft, ſo dürfe man ſie ja nur, wie ſie in beiden Confeſſionen gewöhnlich ſind, betrachten, um ſich zu überzeugen, daß keine dadurch ihre unterſcheidende Lehrmeinung vom Abendmahle beſtimmt ausdrücken und abbilden wollte. Buchſtäblich auf dieſe Anſicht Schleiermacher's, die zu einer hiſtoriſchen Thatſache in der preußiſchen Staatsentwickelung werden ſollte, wurde im Jahre 1817 die preußiſche Union gegrün-

det. Durch ſie ſollte nun innerhalb der proteſtantiſchen Kirche dieſe thatſächliche Vereinigung und Zuſammenfaſſung aller in divergirenden Standpuncte des Glaubens geſchaffen werden. Die preußiſche Union iſt von ihren Gegnern vielfach als das eigentliche Syſtem des religiöſen Indifferentismus angefochten worden, und namentlich haben dies die Verkämpfer des altlutheriſchen Standpunctes, beſonders Steffens in ſeiner Schrift: „Wie ich wieder Lutheraner wurde“ mit großem Nachdrucke und zum Theil mit ſchlagender Polemik gethan. Dieſe Indifferenz, welche nach der Meinung der Altlutheraner in der Union liegen ſollte, und die dann in dieſer Vermiſchung aller beſtimmten religiöſen Ueberzeugungsformen beſtehen würde, läßt aber auch noch eine andere und höhere Auffaſſung zu. Dieſe Indifferenz iſt keineswegs die bloße inhalts- oder gedankenloſe Gleichgültigkeit ſelbſt, ſondern ſie ſchließt vielmehr zugleich das Prinzip der individuellen Freiheit in ſich, die hier darin beſteht, den Inhalt der Religion nicht nach äußeren auferlegten Verpflichtungen denken zu müſſen, ſondern ſo, wie es das frei in ſeinen Gedanken ſich beſtimmende Individuum will und kann.

In dieſem Sinne muß man gerade heut wieder in Preußen an die Bedeutung der Union erinnern. Wie mißliebig auch ihr ganzes Weſen bei den Denkern eben ſo ſehr wie bei den Gläubigen geworden ſein mag, ſo hat ſich doch unſer Staat dadurch in Sachen der Religion geſetzliche Normen auferlegt, von denen man ihn nicht möchte wieder herabgleiten ſehen. Die Union hat vorzugsweiſe den Symbolen der proteſtantiſchen Kirche gegenüber die individuelle Denkfreiheit zur Berechtigung und Anerkennung gebracht. Nach dieſem in der Union grundthümlich aufgeſtellten Prinzip wird dann auch der Staat unſeres Erachtens ferner diejenigen Abweichungen im Glauben und Bekennen zu behandeln haben, welche ſich im proteſtantiſchen Gemeindeleben hinſichtlich der kirchlichen Symbole herausſtellen

und wahrscheinlich bald zu einem förmlichen Schisma in der protestantischen Kirche ausschlagen werden.

Der christliche Staat scheint aber bisher in seinem Interesse, welches er den reformatorischen Bewegungen der Zeit geschenkt hat, vorzugsweise von der Ansicht geleitet und beherrscht worden zu sein: daß hier eine günstige Gelegenheit sich biete, dem religiösen Sinn der Zeit überhaupt beizukommen und ihn auf eine Weise, welche die Form volksthümlicher Freiheit für sich hätte, zurückzuführen auf die Grundlage des christlichen Positivismus, die durch Indifferenz, Wissenschaft und Radicalismus mehr oder weniger für untergraben und bedroht angesehen werden mußte.

In diesem Sinne haben sich auch, wie man sagt, die neuen reformatorischrn Bestrebungen unter den Juden einer besonderen Begünstigung des preußischen Cultusministers Herrn Eichhorn zu erfreuen gehabt, der sich in einer Audienz, welche einige Führer dieser Reform bei ihm hatten, sehr beipflichtend über diese Bewegung ausgesprochen haben soll. Man kann bei dieser Gelegenheit auf den Gedanken kommen, daß die jüdische Reform Elemente in sich trägt, durch welche sie sich einem christlichen Positivismus annähern wird oder muß, indem sie das Judenthum zur Ablegung einer eigentlichen religiösen Confession drängen will. Man konnte bisher vom Judenthum nicht sagen, daß es eine Confession hatte, insofern es, außer dem Grunddogma des einigen und alleinigen Gottes, keine eigentlichen dogmatischen Bestimmungen in sich trägt, dagegen aber das Ritualgesetz in seiner ausschließlich überlieferten Form zu diesem spezifischen Ausdrucke seiner nationalen und religiösen Besonderheit gemacht hat. Wenn in diesem talmudistischen Ritualgesetz bisher aller wesentliche, religiöse Inhalt bei den Juden festgesessen und erstarrt war, so hat die Reform dagegen zunächst den Sinn, daß sie diesen religiösen Inhalt wieder zu einer freien und lebendigen Bewegung in den Geistern entfesseln will. Daß

eine ſolche Wirkung vor der Hand auch der Regierung des chriſtlichen Staates willkommen ſein muß, verſteht ſich von ſelbſt, da der Indifferentismus in Sachen der Religion, welchen das alte Judenthum bisher vorzugsweiſe zu Tage gefördert und wodurch es den negativen Richtungen der Zeit und den ſkeptiſchen Trieben der modernen Wiſſenſchaft manchen Zuwachs geliefert, eben für den Feind gilt, den man um jeden Preis gern vertilgen möchte. Die jüdiſche Reform hat daher im chriſtlichen Staat, wie er jetzt iſt, und unter ſeinen gegenwärtigen Zeitverhältniſſen die Bedeutung, daß ſie als eine Bekämpferin der religiöſen Indifferenz und als Propaganda eines religiöſen poſitiven Sinnes überhaupt angeſehen wird; und in dieſer Beziehung wird ſie zunächſt auf jede Unterſtützung und Billigung der Regierung, beſonders aber des preußiſchen Cultusminiſteriums, zu rechnen haben. Bei einer weiteren Entwickelung dieſer Reform, welche die Stern'ſche univerſale und verallgemeinernde Anſicht des Judenthums zu ihrer Grundlage genommen, wird die daraus hervorgehende Gemeinde entweder im Chriſtenthum ſich verlieren, oder zu einer Vernunftreligion ſich geſtalten. Daß man es aber zu dieſem letzteren nicht kommen zu laſſen brauche, dafür wird man dann immer noch Mittel genug in Händen haben. Dies iſt auch, auf die chriſtliche Seite ſelbſt hinübergewandt, derſelbe Geſichtspunct, von dem aus zuerſt die katholiſche Reform, als eine neue Propaganda des poſitiven chriſtlichen Sinnes, in Berlin mit günſtigen und beifälligen Augen angeſehen wurde. —

Da wir hier einmal auch die Richtungen der jüdiſchen Reform berührt haben, ſo wollen wir noch eine weſentliche Veranlaſſung derſelben, welche in den von Dr. Stern in Berlin gehaltenen Vorträgen*) anzuerkennen iſt, in einigen Zügen

*) So eben im Druck erſchienen unter dem Titel: „Die Aufgabe des Judenthums und des Juden in der Gegenwart" (Berlin 1845, Berliner Leſekabinet).

zu charakteriſiren ſuchen. Durch dieſe Vorleſungen waren eigentlich zuerſt die zwieſpältigen Elemente, welche im inneren Gemeindeleben der Berliner Juden bisher verdeckt gelegen, oder nur noch mit mühſamer Anſtrengung zuſammengehalten wurden, herausgelockt und zu einem offenen Gegenſatz einander gegenübergeſtellt worden. Dieſe Vorleſungen, die ſich in einer ſehr anziehenden und maaßvollen Form zu geben wußten, beabſichtigten zunächſt, auch in Berlin diejenigen reformatoriſchen Richtungen im Judenthum aufzuregen, die ſich anderswo ſchon tiefer feſtgeſetzt haben, in Berlin aber bis jetzt nur wenig nachhaltige Aufnahme fanden, da das vorwiegende ariſtokratiſche Element unter den Berliner Juden, das ſich auf der einen Seite als Geldariſtokratie, auf der anderen als äſthetiſche Bildungsariſtokratie äußert, zu der religiöſen Frage großentheils als Indifferenz ſich verhält, und jeden auffallenden Schritt, durch den man ſich der chriſtlichen und geſellſchaftlichen Convention gegenüber bemerklich machen könnte, am liebſten vermeidet. Neben dieſer Partei der Berliner Juden, die ſehr groß iſt, lebte bisher in ziemlich gutem Einvernehmen die orthodoxe Partei, der man hier ſtets die Genugthuung gelaſſen hat, daß ſie dem kirchlichen Gemeindeleben ſelbſt ihren ganzen und unbeſtrittenen Stempel aufdrücken durfte. Die orthodoxe und conſervative Richtung der hieſigen jüdiſchen Gemeinde iſt daher die ausgeſprochene und einzig anerkannte bei den Juden ſelbſt, und in ihr hat das Berliner Judenthum eine Einheit aufrecht zu erhalten geſucht, die Einige aus geſellſchaftlichem Anſtand und religiöſer Indifferenz, Andere aus dem rechtgläubigen Intereſſe an ihrer Religion, nicht aufzugeben entſchloſſen ſind. Die conſervative Richtung des hieſigen Judenthums hatte ſich neuerdings durch die Herberufung des Dr. Sachs als Rabbinats-Aſſeſſor noch wirkſamer und feſter begründet. Dieſer zuletzt in Prag angeſtellt geweſene jüdiſche Gelehrte, der früher ſeine wiſſenſchaftlichen Studien in Berlin gemacht hat, ſtrebt jetzt mit großem

Eifer nach einer religiösen Belebung des Judenthums in seinen alten, traditionellen Formen, und bezweckt dies sowohl durch seine vielbesuchten Predigten, als auch durch besondere religiöse Unterrichtsstunden, welche er seit Kurzem, nach Art des christlichen Confirmanden-Unterrichts, vor der Hand nur für jüdische Knaben, eingerichtet hat. Dieser festgeschlossenen Masse des Berliner Judenthums war Dr. Stern, mit einem jugendlich schönen Glauben an Reform und Zukunft, gegenüber getreten. Wir glauben zwar, daß er sich eine zu ideale Aufgabe des Judenthums zurecht geträumt hat, indem er in der Zukunft des Judenthums gewissermaßen eine neue Zukunft der Menschheit überhaupt zu erblicken scheint. Die Juden sind ihm, nach Auflösung ihres politischen Nationalverbandes, die in alle Welt gesendeten Verkündiger und Vertreter des Monotheismus, und gewissermaßen mit dieser Mission wurden sie unter alle Nationen verstreut, um unter denselben den einigen, geistigen und unkörperlichen Gott zu bekennen. Mit gänzlicher Uebergehung der dogmatischen Schwierigkeiten, die sich dem Christenthum gegenüber in dieser Ansicht darbieten, begründet Dr. Stern daraus die Nothwendigkeit, daß das Judenthum sich in alle Nationalitäten hineinzufinden und zu verschmelzen habe. So sieht er die nächste, wahrhafte Gestaltung des Judenthums darin, daß es eine jüdische Kirche zu bilden habe, welche mit den es umgebenden, christlichen Lebenselementen durchaus in keinem Widerspruch sich befinde, sondern mit der christlichen Wirklichkeit, die auch das Judenthum anzuerkennen habe, in einem ideellen Einklang stehe. Der Judenschmerz früherer und noch nicht lange vergangener Zeiten ist jetzt einem kräftigeren Selbstbewußtsein bei den Juden gewichen, und zu dessen Belebung werden auch die neuen Reformbestrebungen wesentlich dienen. Das Zerfallen des Judenthums in einzelne Secten dürfte aber vor der Hand nur, wie bei allen religiösen Gemeinden, als ein neues und zukunftversprechendes Lebenssymptom zu betrachten sein.

6. Das poſitive Chriſtenthum und die Vernunft.

Der große Kampf der Zeit, in dem die edelſten Kräfte der Gegenwart immer mehr zu einem neuen Vereinigungspunct ſich zuſammenzufinden und aneinanderzuſchließen ſcheinen, beruht in ſeinem weſentlichſten Urſprung auf dem Gegenſatz zwiſchen der denkenden Vernunft und der poſitiven chriſtlichen Offenbarung, welcher Gegenſatz für die neueren Völker eine welthiſtoriſche Bedeutung hat.

Die moderne Philoſophie hat dieſen großen Stein des Anſtoßes zuerſt auf die Bahn der Geſchichte gewälzt. Die proteſtantiſche Weltanſicht, wie ſie zuerſt aus der Epoche der Reformation ſich hervorgebildet hatte, ſchuf gewiſſermaßen einen mit der Wirklichkeit zerfallenen Standpunct, indem ſie Gegenſatz gegen Gegenſatz aufgeſtellt und dadurch dem Selbſtbewußtſein der Menſchheit zwar die Freiheit als Preis des Kampfes gezeigt, aber ihm nicht zugleich den wahren Gottesfrieden des Geiſtes, die Beruhigung und ſichere Begründung des Menſchen in ſich ſelbſt, gegeben hatte. Die aus der proteſtantiſchen Weltbildung hervorgegangene ſpeculative Vernunftwiſſenſchaft aber, die Philoſophie, wollte ſich der großen Aufgabe unterziehen, das in Geiſt und Körper zerſpaltene, in Theorie und Praxis getrennte moderne Bewußtſein wieder zu vereinheitlichen in den Syſtemen des Gedankens.

Die klaffende Wunde des neuen proteſtantiſchen Lebens ſchloß zuerſt ein Jude, Spinoza, mit einem wunderbaren und Alles vor ſich niederwerfenden Gedanken zu, mit dem Gedanken des Pantheismus, und die Wunde heilte daran mit der ewigen göttlichen Narbe, die ſeitdem allem modernen Geiſtesleben anhaften geblieben, mit der Narbe des Spinozismus, oder der Lehre von der einzigen, abſolut unendlichen Subſtanz.

Mit dieſer ſcheinbaren Verſöhnung der Wirklichkeit im Pan-

theismus, welche Spinoza seiner zerrütteten Zeit darbot, lag jedoch zugleich der durchdringendste Widerspruch gegen die damalige Entwickelung des Christenthums überhaupt ausgesprochen, dem Spinoza die Philosophie, die bis dahin nur für die ancilla theologiae gegolten, zuerst als ein selbstständiges und unabhängiges Element entgegenzusetzen strebte. Dem Glauben an das Wort Gottes in der heiligen Schrift, auf welches Luther die neue protestantische Weltbildung gegründet hatte, stellte Spinoza zuerst das innere Wort Gottes im menschlichen Geist gegenüber, das er für die wahre Bundesschrift Gottes erklärte, welche Gott selbst mit seinem Siegel, nämlich mit seiner Idee, als dem Bilde seines göttlichen Wesens versiegelt habe, so daß man die Schrift Gottes nicht mit Tinte, sondern mit dem göttlichen Geist, nicht auf steinernen Tafeln, sondern auf die lebendigen Tafeln des Herzens geschrieben, in sich tragen müsse (wie es im theolog. polit. Tractat c. XII heißt: Nam tam ipsa ratio, quam prophetarum et apostolorum sententiae, aperte clamant, Dei aeternum verbum et pactum, veramque religionem hominum cordibus, i. e. humanae menti inscriptam esse, eamque verum esse dei syngraphum, quod ipse suo sigillo, nempe sui idea, tamquam imagine suae divinitatis, consignavit). Er forderte daher zuerst, daß man aufhören solle, den Buchstaben anzubeten.

So war es Spinoza, welcher in der von ihm begründeten Wissenschaft die erste Feindschaft aussäete zwischen dem Worte Gottes in der Schrift und dem Worte Gottes im Geist, welchen letzteren, als das wahre Wort, er zugleich als den entscheidenden Meister des Buchstabens hinstellte, indem er damit die erste Hand anlegte an die kritische Zersetzung und Sichtung der biblischen Schriften, wie ihn denn auch David Strauß in seiner Glaubenslehre den „Vater der biblischen Kritik“ genannt hat.

Aber wie jede große That zugleich ihre Strafe in sich trägt unter den Bedingungen ihrer Zeit, so mußte auch Spinoza als ein Geächteter und Einsamer durch seine Zeit irren; die Wirklichkeit, welche er in seinem Bewußtsein zur ewigen Seligkeit sich verklärt hatte, stieß ihn als einen ihr nicht Zugehörigen aus und brandmarkte ihn als einen Heimathlosen auf der Erde. Vom Judenthum ausgetreten, bekannte er sich doch zum Christenthum nicht, und alle Gegensätze des Lebens, welche er in der höheren Geisteswissenschaft zu versöhnen wollen, drangen nun als Schmach und Verfolgung auf ihn ein, und ließen ihn, allein mit den Wundern seines innern Himmels, einsam sterben. Spinoza, nicht Christ und nicht Jude, der in die Herrlichkeit der absoluten Substanz sich einspinnende Indifferenzpunct des Christenthums, erzeugte doch im Pantheismus, kann man sagen, den ewigen Juden des modernen Geisteslebens, der seitdem noch nicht darin ausgestorben ist.

Eine neue Vermittelung und Versöhnung suchte dagegen Leibnitz in die protestantische Zerfallenheit des Bewußtseins zu bringen. Der einzigen absolut unendlichen Substanz, welche Spinoza gefunden hatte, gab Leibnitz gewissermaßen die Individualität zurück durch seine Lehre von den Monaden oder den an und für sich seienden einfachen Substanzen, die er als die letzten untheilbaren Prinzipien alles zusammengesetzten Daseins erkannte, und welche Monaden ihm nur dadurch Realitäten sind, daß sie sich durch die ihnen inwohnenden wirklichen Eigenschaften, die bei keiner Monas ganz so sind wie bei der anderen, beständig von einander unterscheiden. Die Leibnitzischen Monaden tragen daher schon die Einheit des Idealen und Realen in sich, und ebenso geht daraus die wahre organische Vereinigung von Geist und Körper, die wir im Bewußtsein des Protestantismus hatten auseinanderfallen sehen, grundsätzlich hervor. Denn die ewig vorherbestimmte Harmonie aller Substanzen, worin die Monadenlehre sich weiter auseinanderlegte,

läßt auch Geist und Körper, von wie verschiedenen Gesetzen auch beide abhängen, doch als übereinstimmende Darstellungen desselben Allgemeinen erscheinen (convenium vero inter se, vi harmoniae inter omnes substantias praestabilitae, quoniam omnes sunt repraesentationes universi, Princip. Phil. §. 78—79). So sehen wir hier in der Begründung der deutschen speculativen Wissenschaft zugleich die wahre Gesundheit des Lebens als eines in allen seinen Theilen gleichberechtigten, den unzertrennten individuellen Menschengeist verherrlichenden Ganzen, wie eine neue Heilsbotschaft sich andeuten, und obwohl sie von den unempfänglich gewordenen Organen ihres Jahrhunderts noch nicht lebendig in Fleisch und Blut verwandelt werden konnte, so müssen wir doch in ihr die erste Wiederherstellung der modernen Individualität in die Rechte ihres einen und ungetheilten Daseins, die erste Ueberwindung des Trennungsprinzips der Reformation, begrüßen. Diese prästabilirte Harmonie, welche Leibnitz lehrte, und welche die aus der ewigen Wesenheit selbst hervorgehende Uebereinstimmung aller Zustände der Welt in sich schließt, ist zugleich die erste wahre Freiheitslehre, die Lehre von der in jeder einzelnen Individualität sich darstellenden Freiheit des göttlichen Geistes selbst. Leibnitzen's Theodicee, in welcher die aus der Reformation sich losreißenden Gegensätze des Dogmatismus und Skepticismus zuerst ihre Vereinigung in der wahren wissenschaftlichen Gotteserkenntniß anstreben, die Theodicee erklärt die wahre Freiheit für diejenige, wo der frei handelnde Wille, der sich selbst bewegt, in seiner That zugleich die höchste Uebereinstimmung mit der reinen Vernunft, also die absolute Zweckmäßigkeit, an den Tag legt. Dies ist zunächst nur die Freiheit der sittlichen Welt, mit der aber die Freiheit der weltlichen Zustände überhaupt, da es bei Leibnitz keinen feindlichen Gegensatz mehr zwischen Welt und Geist giebt, unzertrennlich zusammenhängt. So erhebt sich hier der theologisch-moralische Grund eines Naturrechts, auf

welchem Leibnitz ſpäter ſein bekanntes Syſtem einer Republik der chriſtlichen Völker, die freilich der Hierarchie des Mittelalters ſehr gleich kam, ausführte.

Die philoſophiſche Richtung des Leibnitz war alſo vorzugsweiſe die geweſen, daß er in der feſtgeſtellten Harmonie zwiſchen der körperlichen und geiſtigen Natur die wahre Freiheit und Einheit, nicht bloß des Geiſtes, ſondern der Welt überhaupt zu begründen ſuchte. So ſtrebte denn Leibnitz auch die im Chriſtenthum ſelbſt ausgebrochenen Gegenſätze aus dieſem Standpunct heraus wieder zu verſöhnen. In der Harmonie der geiſtigen und körperlichen Natur hatten ſich ihm ſchon das Reich der Gnade und das Reich der Natur, welches letztere bei den Reformatoren noch als ein Reich der Gottloſigkeit und Sündhaftigkeit ſelbſt erſcheint, in ihren Gegenſätzen aufgelöſt und zu einem freien Reich der Geiſter, die in ihrer Gemeinſchaft mit Gott den wahren Gottesſtaat gründen (civitatem dei h. e. regnum omnium perfectissimum) verbunden. Eine nothwendige Folge davon war die Verſöhnung zwiſchen Vernunft und Offenbarung, zwiſchen Glauben und Wiſſen, die ſich hier zuerſt in ſeinem Geiſt wiſſenſchaftlich geſtaltete, und während Spinoza den Widerſtreit zwiſchen der chriſtlichen Offenbarung und der philoſophiſchen Erkenntniß des Geiſtes zuerſt in's Bewußtſein gebracht hatte, ging Leibnitz von der Nothwendigkeit ihrer Uebereinſtimmung aus, freilich zum Theil durch ein rein negatives Verfahren, indem er das, was in uns den Lehren der Offenbarung widerſprechen könnte, nicht als die wahre Vernunft anerkannt wiſſen wollte, ſondern nur als die Corruption und den Irrthum ſelbſt, wogegen er den unumwößlichen Satz hinſtellte: daß die göttliche Offenbarung, als die Quelle aller Vernunft, niemals der Vernunft widerſprechend erfunden werden könne.

Auf dieſem Standpunct mußte ſich Leibnitz auch über die Gegenſätze des kirchlichen Lebens ſeiner Zeit hinausgehoben füh-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.
3-598-52006-9
FN. 0212/015

len, und wenn er die Wiedervereinigung der katholischen und protestantischen Kirche auf dem Grunde einer allgemeinen vernunftgemäßen Religionswissenschaft erstrebte, so war er mit diesem Gedanken nur zu frühe in seiner Zeit erschienen. In seiner Zeit trug er dafür bloß den Vorwurf eines heimlichen Katholiken davon, obwohl er sich gegen mehrere katholische Lehrsätze ausdrücklich erklärte.

Eine andere Wendung aber nahm die Stellung der Vernunft zum positiven Christenthum in den Geisteskämpfen des achtzehnten Jahrhunderts, durch welche zuerst ein negatives Vernunftleben sich hervorbildete, das, dem christlichen Inhalt gegenüber, eine ganz neue bestimmende und zersetzende Macht in Anspruch nahm. Christian Wolf ließ in seiner Philosophie zuerst den von allem substantiellen Inhalt sich losmachenden Entleerungsprozeß des achtzehnten Jahrhunderts systematisch vor sich gehen, und darin, was dies ganze Jahrhundert charakterisirt, das Göttliche an die Gewalt des menschlichen Verstandes überantworten. In Deutschland ereignete sich dies zuerst auf wissenschaftlich-raisonnirende Weise, wozu die Wolfische Philosophie, die aus der Welt und Geist verbindenden Leibnitzischen Ideen wieder eine Verstandestrennung in einem platt populairen Dogmatismus geschaffen, die bequemste Anleitung bot. In dieser Philosophie sehen wir gewissermaßen das erste Bestreben, eine speculative protestantische Dogmatik hervorzubringen, in welcher zuvörderst die philosophische Construction der christlichen Glaubenslehre noch ein ganz positives Verhältniß zur Offenbarung annehmen wollte, indem durch die hier noch mathematische Demonstrirmethode der Philosophie die Uebereinstimmung der christlichen Offenbarung mit der Vernunft nachgewiesen werden sollte. Die Vernunft wurde aber bald sehr geneigt, sich das Gelingen dieses Experiments als einen Triumph anzurechnen, der besonders zur Selbstverherrlichung ihrer eigenen Kraft dienen solle, und auf diesem Puncte entsprangen in

Deutſchland die zwei weſentlichſten Richtungen einer negativen Vernunfterkenntniß, die ſeitdem an die Entwickelung des chriſtlichen Bewußtſeins ſich unabweislich feſtgehangen haben.

In der einen Richtung will die ſich als ſelbſtändig ſetzende Vernunft einzig und allein ſich als die Quelle und den Mittelpunct göttlicher Offenbarung hinſtellen, und das auf dieſer Stufe des Bewußtſeins entbehrlich ſcheinende Chriſtenthum kann keine höheren Offenbarungen gewähren, als die aus der reinen Vernunft ſelbſt ſich herleiten und in ihr gewiß werden müſſen. Die andere Richtung dieſer negativen Vernunft, welche an der chriſtlichen Offenbarung als etwas Gegebenem feſthalten will, muß aus den Offenbarungswahrheiten durch die gedankenmäßige Conſtruction ſich erſt Vernunftwahrheiten bilden, und erblickt in dieſen letzteren erſt die eigentliche Realität aller Offenbarung.

Beide Richtungen, die uns heutzutage noch in unſeren innerſten Eingeweiden wühlen, und die wir in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in einem Moment des deutſchen Geiſtes ſich bilden ſehen, wo derſelbe ſeinen aus der Reformation gewonnenen neuen Lebenskern wieder in lauter formaliſtiſche und negative Verſtandesbegriffe aufzulöſen drohte, beide Richtungen hatten in jener Zeit zunächſt die gleiche Wirkung, daß ſie in das um die Kirche herum aufgethürmte Bollwerk der chriſtlichen Orthodoxie zuerſt erſchütternd eindrangen, und dem Hochmuth der willkürlichen Prieſterſatzung zwar einen anderen Hochmuth, den Hochmuth der Vernunft, aber doch immer ſchon zu einem nützlichen Gegenſatz gegenüberſtellten.

Dies negative Vernunftleben des achtzehnten Jahrhunderts, das ſich in der Wolfiſchen Philoſophie noch eine ganz friedliche rationale Grundlage conſtruirte, es unterhöhlte bald die Denkart der ganzen Zeit, und drängte zuvörderſt das innere lebensvolle hiſtoriſche Daſein des Chriſtenthums, wie es in der Reformation wiedererrungen war, in den Gemüthern zurück, in-

dem das eigentliche Weſen des Chriſtenthums fortan immer mehr in die Lehre und deren Subtilitäten geſetzt wurde.

Das Prinzip des Proteſtantismus, wie es namentlich als Lutherthum in eine formelle Streittheologie und nichtige Polemik ausgeartet war, hatte ſich freilich zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts gänzlich unwirkſam gemacht und ſich in gedankenloſer Dialektik von ſeiner eigentlichen Lebenskraft losgeſagt. Das religiöſe Gefühl flüchtete ſich um dieſe Zeit zuerſt in den Pietismus, der, eine Geburt der proteſtantiſchen Zerfallenheit, durch Philipp Jacob Spener in einem edlen Sinne und als Freiſtatt für die chriſtlichen Herzen, welche der beſtehende kirchliche Zuſtand zurückſtieß, gegründet worden, hier aber ſchon in ſeiner Entſtehung das von der Kirche ſich abwendende Element, das ſpäter im Pietismus immer mächtiger geworden, hiſtoriſch aufzeigte. Spener wollte im Pietismus das Werk der Reformation zu ſeiner eigentlichen Vollendung bringen, indem er in den dürren Wüſtenſand der Orthodoxie, auf welchem das Lutherthum zum Verſchmachten aller Gemüther ſitzen geblieben war, die friſchen Ströme des religiöſen Gefühls wieder hineinzuleiten ſuchte. Aber ohne die Stärke des wiſſenſchaftlichen Gedankens und der hiſtoriſchen Wahrheit konnte der Pietismus, der eigentlich nur die proteſtantiſche Aufklärung der Myſtik und der Theoſophie war, keine Reformation vollführen, ſondern zeigte ſich nur immer als ein trübes Gährungselement in der Kriſis der Zeiten, bald mit dieſer bald mit jener Maske des Zeitgeiſtes ſich bekleidend, und weltklug überall Verſorgungs-Comptoire aufſchlagend, durch die man für eine billige Abgabe von Heiligkeit, jedoch nach dem Grade derſelben, den Grad ſeiner Anſtellung erhielt.

Um dieſelbe Zeit, und als die erſte organiſche Geſtaltung des Pietismus, ſehen wir durch einen Grafen, den Grafen Zinzendorf, Herrnhuth ſich öffnen. Wenn man es als den erſten Vorboten der revolutionairen Geſinnung in Deutſch-

land betrachtet hat, daß in Goethe's Wilhelm Meister der Bürgersohn die Gräfin küßt, was in Deutschland allerdings nicht leicht vor den neunziger Jahren hätte zu Stande kommen können, so erscheint es ebenso sehr als ein revolutionaires Symptom, als ein Symptom der sich lösenden Ständeunterschiede, wenn der Aristokratismus mit dem Pietismus eine Verbindung eingegangen, wozu das achtzehnte Jahrhundert ebenfalls den ersten Grund gelegt. Wenn sich die Aristokratie einestheils an den Pietismus angeklammert hat, um sich in ihm eine neue Stütze zu gewähren und ihre Privilegien gewissermaßen beim lieben Gott zu erneuern, so widerfährt doch der Aristokratie auf der andern Seite durch den Alles auflösenden Schleim des Pietismus eine volksthümliche Zersetzung und Abreibung, durch die sie an die rohesten Grundstoffe der Gesellschaft zurückverwiesen wird. So sind es besonders die Handwerker, und unter ihnen die Weber, die Schuhmacher, welche der Pietismus auf seinem Grunde zu dieser seltsamen Gemeinschaft mit der Aristokratie erhoben hat. In Herrnhuth, das der Graf von Zinzendorf, von Spener eingesegnet, im Jahre 1724 stiftete, versuchte das christlich-religiöse Gefühl sich eine neue und eigene Gesellschaftsverfassung zu gründen, einen Staat der christlichen Liebe, in welchem der Seelenbräutigam Jesus mit seiner Braut, der Gemeinde, eine fast zu vertrauliche Verbindung geschlossen. Hier begann zuerst die zweideutige Vermengung des sinnlichen und geistigen Elements, in welcher das vom Protestantismus preisgegebene und seiner Unfreiheit überlassene Körperleben seine Rache nahm an der modernen Menschheit. Das Mutteramt des heiligen Geistes, das Zinzendorf in Gemeinschaft mit seiner Frau, einer gebornen Gräfin Reuß von Ebersdorf, verkündigte, brachte oft sehr leibliche Früchte zur Welt, und die berüchtigte herrnhuthische Ehe, gewissermaßen die magna charta alles modernen Muckerthums, wurde das Symbol dieser Christianisirung des Geschlechtstriebes, wie man

diese pietistische Versöhnung zwischen Welt und Geist, zwischen Leib und Seele nicht anders nennen kann. Der Pietismus war auch schon so verbreitungslustig in die ganze Zeit hinausgedrungen, daß wir eine Abzweigung von ihm selbst in der Nähe des Throns Friedrichs des Großen, wo sonst die skeptische Weltbildung der neuen Zeit ihren Sitz aufgeschlagen hatte, erblicken. Dieser Potsdamer Pietismus zeichnete sich jedoch durch eine merkwürdig strenge und nüchterne Sittlichkeit aus, und war gewissermaßen ein militairisch disciplinirter Pietismus.

Es ist aber merkwürdig zu sehen, wie in diesem Jahrhundert jede Richtung immer nur zu der auflösenden Denkart hinarbeitete, welche dies Zeitalter überall beherrscht und am Ende in allen seinen Grundfesten erschüttert. Das christliche Gefühl, das sich im Pietismus und Herrnhuthismus vor den Stürmen des Zeitalters seine innere Gottseligkeit hatte retten wollen, wird selbst in diesem seinem Versteck ergriffen von den Dämonen dieser Zeit, und muß dieselbe Arbeit verrichten helfen, die wir der negativ gewordenen Vernunfterkenntniß hier zugetheilt sehen, nämlich das Leben der christlichen Kirche zu untergraben und das christliche Bewußtsein selbst zu verweltlichen. Nachdem diese auflösende Denkart des Jahrhunderts eigentlich bei den Skeptikern in England ihren ersten Anstoß erhalten, sehen wir sie in Frankreich sofort politisch werden, in eine politische Aufklärung umschlagen, und zu ihrer Rettung nach den öffentlichen Formen des Nationallebens selbst sich ausstrecken, um in einem allgemeinen Vernichtungsact, zu dem die ganze Zeit reif geworden, ihre Wiedergeburt an Geist und Körper zu finden. In Deutschland wühlte diese Denkart lange in sich selbst herum mit all der innern Zähigkeit und Klebrigkeit des deutschen Geistes, und sie entließ aus sich, als die innersten Ausströmungen ihres Systems, jene zweifelhaften Denkformen des Theismus, des Naturalismus, des gemeinen Menschenverstandes, des Mora-

lismus, des abstracten Humanismus und Philanthropismus, des sinnlichen Eudaimonismus und Fatalismus, und wie alle jene Formen dieser vielfach gebrochenen Weltansicht heißen mögen, in denen wir dies Geschlecht des achtzehnten Jahrhunderts in unruhiger Lebenspein sich abmühen und genußlos dahinstreben sehn, bis wir am Ende des Jahrhunderts das deutsche Volk auf dieser Stufe der sittlichen und religiösen Entleerung, der innern Erschöpfung erblicken, wo Schleiermacher, in seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" ihm zurief: „Es ist Euch gelungen, das irdische Leben so reich und vielseitig zu machen, daß Ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürfet, und nachdem Ihr Euch selbst ein Universum geschaffen habt, seid Ihr überhoben an dasjenige zu denken, welches Euch schuf." Diese Reden Schleiermacher's bezeichneten schon durch ihren Titel schneidend genug den ganzen Entwickelungsgang, welchen dies Jahrhundert in seiner Bildung genommen, indem nämlich in der Verachtung der Religion die eigentliche Höhe der Bildung erstrebt wurde. Auf den Lehranstalten wurde den Primanern zur Belohnung ihres Fleißes erlaubt, am Ende der Stunde auf das Katheder zu treten und die Widersinnigkeit des Christenthums zu beweisen. So erzählt uns ein Zeitgenosse, der über seine vor ungefähr funfzig Jahren auf einem deutschen Gymnasium empfangene Schulbildung berichtet: „In einer sogenannten Religionsstunde, wo alle Klassen vereinigt waren, redete mich der Lehrer also an, indem er sich vergnügt die Hände rieb: „Da Er so fleißig ist in der Geschichte und Latein, so soll Er uns zu mehrer Aufmunterung in den philosophicis, denen Er weniger Geschmack abzugewinnen scheint, in einem eigenen Vortrage ergötzlich darthun, wie die Lehre von der Gottheit Christi und des heiligen Geistes gegen die Regeln einer gesunden Logik verstoße."

So war in diesem achtzehnten Jahrhundert die abermalige tiefste Erniedrigung über Jesus Christus gekommen, und indem

er nun am Kreuze der menſchlichen Vernunft ausgeſpannt wurde, bohnten ihn abermals die Schriftgelehrten, und die Philoſophen und die Schulknaben reichten ihm den Eſſig ihrer Weisheit dar. Der Tempel der Vernunft, um welchen das entfeſſelte Volk in Frankreich in dieſem Augenblicke jauchzte, ſtand auch in Deutſchland über den Trümmern des chriſtlichen Bewußtſeins aufgerichtet, als die eigentliche ſichtbare Kirche der Gottverlaſſenheit, welche die unſichtbare Kirche des Gottesbewußtſeins überwunden. Dieſer Verfall der deutſchen Nationalgeſinnung um dieſe Zeit war keineswegs bloß durch den herübergedrungenen Einfluß des franzöſiſchen und engliſchen Skeptizismus bedingt worden, ſondern er entwickelte ſich zuerſt von innen heraus aus dem deutſchen Geiſtesleben ſelbſt, aus der Veränderung der ganzen philoſophiſchen Weltanſchauung, die in Deutſchland durch das leibnitziſch-wolfiſche Syſtem vorbereitet wurde, aus der Zerrüttung und Erſtarrung des kirchlich proteſtantiſchen Lebens, das in ſich ſelbſt heilsarm geworden, und dem gegenüber die Vernunft zuerſt die Entdeckung machen mußte, daß das Göttliche viel reiner und freier in ihr ſelber ſei. So verblich hier der lebendige Gottesſohn wieder, und nachdem Luther den friſchen fleiſchgewordenen Chriſtus wieder mitten in das Leben der modernen Geſchichte hineingeführt, ward er im achtzehnten Jahrhundert als der entgöttlichte Chriſtus wieder aus der Geſchichte hinausgewieſen, die nun lediglich durch die freiſchaffende Vernunft getrieben werden ſollte.

7. Die Entwickelung des Rationalismus und Leſſing.

Die ſich in ſich ſelbſt erkräftigende menſchliche Vernunft, obwohl ſie im Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts bald alles göttliche Weſen verflüchtigt hatte, ſchleuderte doch zuerſt wieder einen neuen Lebensfunken in das Gebiet des Chri-

stenthums selbst hinüber, das aus seinen todten Formeln sich wieder zu einem Kampfe des Geistes aufrichten mußte und darin neue Pulsschläge begann. Zwar erschien die Vernunft um diese Zeit als der Wolf, welcher heimlich unter die Schafe geschlichen kam und fortan unter ihnen wohnen wollte. Aber die Lämmer erstarkten selbst unter dieser Gemeinschaft des Wolfes, und manche ließen sich verführen, selbst zu werden wie die Wölfe, so daß sie hingingen und ihre eigenen Hirten zu zerfleischen anfingen. Dies that im Grunde die Exegese von Ernesti und Semler, welche unter dem Handgemenge der Vernunft mit dem Christenthum hervorgegangen war, und auf die Kraft der grammatischen und historischen Kritik sich stützend, den Gegnern des Christenthums zeigen wollte, daß die Theologie auf ihrem eigenen Gebiete aufzuräumen verstehe, und daß das Christenthum sich durch sich selbst erneuern und verjüngen könne, ohne sich in seinem Grundwesen untreu zu werden. Semler erkannte in seinem Werk „von freier Untersuchung des Kanon", das 1771 erschien, schon die Perfectibilität des Christenthums an. So weit war man auf der theologischen Seite selbst, die am positiven Christenthum festhalten wollte, während man auf der andern Seite die Auflösung der christlichen Religion in einen bloßen Naturalismus und Moralismus immer eifriger betrieb.

Dies war die geistige Verwirrung der Zeit, als Lessing im Jahre 1777 zuerst die Wolfenbüttler Fragmente herausgab, deren eigentlicher Verfasser, Reimarus, welcher Professor am hamburger Gymnasium war, erst später bekannt wurde. Diese Fragmente schleuderte Lessing gewissermaßen als einen feurigen Brand, dessen Brennen er selbst los sein wollte, unter die Parteien seiner Zeit, ihn selbst quälte heimlich der Standpunct, welchen Reimarus darin mit so großer Offenheit, ja selbst Gründlichkeit und Ehrlichkeit durchzuführen gesucht, und bei der Herausgabe mag Lessing, wie er selbst

mehrfach angedeutet hat, allerdings von der Ueberzeugung getrieben worden sein, daß durch die freie und öffentliche Erörterung dieses Standpunctes, zu welchem die damalige Richtung der Vernunft wie von selbst hindrängte, zugleich eine Erlösung von demselben gefunden und der wahre Standpunct in der Religion vermittelt werden könne. In diesem Sinne hat ihn auch Herder in einem Aufsatz in den „zerstreuten Blättern" vertheidigt, Lessing selbst aber hat sich, in den aus dieser Sache hervorgegangenen Streitschriften gegen Goeze, auf das Entschiedenste von aller Feindseligkeit gegen das positive Christenthum losgesprochen. Wir werden sehen, ob wir ihm dies in seiner Stellung zur Religion überhaupt werden zugeben können. Der in den Wolfenbütteler Fragmenten durchgeführte Standpunct war aber der, daß in der christlichen Offenbarung wie in der biblischen Ueberlieferung überhaupt nicht der wahre lebendige Gott sich zu erkennen gegeben habe, sondern daß darin Willkür und Täuschung den wahren Gott, der nur in der Natur und in der Vernunft sich offenbare, verdeckt und entstellt habe. Es wurde bestritten, daß eine in ihrer Erkenntniß so zweifelhafte und in ihrer Verbreitung so mangelhafte Offenbarung, wie die des Christenthums, die allgemeine Bedingung für das Seelenheil der Menschheit enthalten könne. Die Kraft der negativen Vernunft, welche die Zeit gewonnen, wurde hier an den biblischen Schriften selbst, zum Theil mit Glück, oft mit blendender Wirkung, kritisch ausgeübt. Jesus Christus selbst erscheint als ein schlauer Demagog, mit großen politischen und socialen Verführungskünsten, wodurch er die Völker berückt, und mit den Evangelisten wird ein Zeugenverhör in dieser demagogischen Untersuchungssache angestellt, wo denn Widersprüche über Widersprüche entdeckt werden. Reimarus war aus der Wolfischen Philosophie hergekommen, aber er hatte die in derselben noch friedlich ruhende dogmatische Construction des Christenthums aus ihrer Ruhe aufgescheucht und in ihre Consequen-

zen hineingetrieben, auf deren Spitze sie zu diesem, Leib und Geist des Christenthums vernichtenden Rationalismus wurde. Das Rationalwerden der Theologie, die theologia rationalis dieser Zeit, ging hier ebenso aus den Consequenzen des wolfischen Systems hervor, wie die Richtung, welche in unserer Zeit die Theologie zu einer bloßen Anthropologie erklärt hat, aus den auf die Spitze getriebenen Consequenzen der Hegel'schen Philosophie sich herausgedrängt hat. Doch hat dieser theologische Anthropologismus von heut mit vollem Bewußtsein auch das Gefühl der Frömmigkeit von sich abgeworfen, das der theologische Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts noch als ein bedeutendes Element in sich erhalten hat, ja in das er sich zum Theil aus der Verwüstung, die er angerichtet, wieder zu retten suchte. Reimarus selbst galt in seiner Zeit theilweise sogar für einen erbaulichen Schriftsteller, er hatte gegen den Atheismus und Spinozismus geschrieben, und in seinem Buche über die „vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" die Herrlichkeit Gottes eindringlich dargethan aus der Zweckmäßigkeit und Weisheit aller Einrichtungen der Natur. Auch in den Fragmenten, wo der Schlag nur auf die christliche Kirche abgesehen war, bleibt Gott in seinem wahren Tempel, in der Natur, als das einzig Belebende und Erquickende übrig.

Und wie verhielt sich Lessing zu diesem Standpunct, er, der Mann ohne Illusionen, ohne alle Vorbehalte des Bewußtseins? Bis zur Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente sehen wir ihn in einem Verhältniß zur christlichen Religion, worin er, wie er selbst im Anti-Goeze sagt, „nicht allein das Christenthum überhaupt nach seinen Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlich-lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt habe." Mit seinem nachmaligen größten Gegner, dem Hauptpastor Goeze in Hamburg, der eine sehr gute

Sorte Rheinwein in seinem Keller führte, hatte Lessing früher in ganz gutem Vernehmen gestanden, ihn bei einigen polemischen Anlässen sogar in Schutz genommen, und besonders manches rechtgläubige Glas Wein bei ihm getrunken. Die Anmerkungen, welche Lessing später zu den Wolfenbütteler Fragmenten folgen ließ, schworen den Sturm herauf, in dem Deutschland eine seiner merkwürdigsten, des ewigen Nachruhms mit Recht für werth gehaltenen Fehden entstehen sah. Lessing stellte in seinem Anti-Goeze mit Recht als Hauptsatz auf, „daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen zieht, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie angeht, so wesentlich und groß sind, daß aller subjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird als daß er wirklich daraus entstehe, in keine Betrachtung zu kommen verdient." In Bezug auf die Fragmente aber, erkennt Lessing die darin in's Licht gesetzten Widersprüche der Evangelisten vollkommen an, und giebt somit, wie er sagt, die Voraussetzungen zu, ohne sich mit der Folge, mit der Anwendung, welche Reimarus davon auf die christliche Religion selbst macht, einverstehen zu wollen.

Lessing, der in keinem Ding nach dem Beiwerk fragte, und für den es keiner Hinterthüren bedurfte, um durch sie zur Wahrheit hineinzuschlüpfen, konnte den Geist festhalten, indem er den Buchstaben preisgab, und so erklärte er in den Anmerkungen zu den Fragmenten geradezu; „der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion; folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion." Ebenso urtheilt er über die Beweiskraft der Wunder, die ihm für die Göttlichkeit der christlichen Religion nichts Verbindliches enthalten.

Das eigentlichste Wesen der christlichen Religion aber fand Lessing nicht in den überlieferten symbolischen Büchern, son-

dern, wie er in dem Aufſatz „Leſſings nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Goeze“ ausführlicher entwickelt hat, in der älteſten Regula fidei, die nicht aus den Schriften des neuen Teſtaments gezogen, und dagewesen, ehe noch ein einziges Buch des neuen Teſtaments exiſtirte. Mit dieſer Regula fidei hätten ſich die Chriſten der ganzen erſten vier Jahrhunderte begnügt und ſie für vollkommen hinlänglich zum Chriſtenthum gehalten. Dieſe Regula fidei alſo ſei der Fels, auf welchem die Kirche Chriſti erbaut worden, und nicht die Schrift. Die Schriften des neuen Teſtaments, ſo wie ſie unſer jetziger Kanon enthält, ſeien den erſten Chriſten unbekannt geweſen, und die einzelnen Stücke, welche ſie daraus kannten, hätten bei ihnen nie in dem Anſehen geſtanden, in welchem ſie bei einigen von uns nach Luther's Zeiten ſtänden. Die chriſtliche Religion ſei in den erſten vier Jahrhunderten aus den Schriften des neuen Teſtaments nie erwieſen, ſondern höchſtens nur beiläufig erläutert und beſtätigt worden. Die Authentie der Regula fidei ſei viel leichter und richtiger zu erweiſen, als die Authentie der neuteſtamentlichen Schriften. —

Wenn dies ungefähr Leſſing's Verhältniß zu den bibliſchen Schriften iſt, die er nicht als Quellen, ſondern nur als Beläge der chriſtlichen Religion angeſehen wiſſen will, ſo ſehen wir ihn mit derſelben innern Freiheit auch den Geiſt des Chriſtenthums erfaſſen. Die chriſtliche Religion beſteht ihm hauptſächlich und einzig in der chriſtlichen Liebe. Den Aufſatz: „Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft“ ſchließt Leſſing mit den merkwürdigen Worten: „möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Teſtament Johannis wieder vereinigen!“ Dieſe Anſicht führte er in dem kleinen Geſpräch: „das Teſtament Johannis“ weitläufiger aus. Dies Teſtament Johannis, welches Hieronymus überliefert hat, beſtand in den Worten: „Kinderchen, liebet Euch!“ Die große

sittliche Gewalt des Leſſing'ſchen Genies, reine reine, von aller Eigenſucht entäußerte Hingebung an die Entwickelung des Menſchengeſchlechts, offenbart ſich allerdings am ſchönſten in dieſer Anſicht, welche das Weſen des Chriſtenthums einzig und allein in die chriſtliche Liebe ſetzen will.

Während die Feinde des Chriſtenthums im achtzehnten Jahrhundert dieſe Religion zu vermenſchlichen ſuchten, und mit Hohn und Spott die Geißel ihrer Vernunft darüber ſchwangen, wollte Leſſing in dem Gedanken der chriſtlichen Liebe das ächt Chriſtliche als das ächt Menſchliche beſtimmen, indem er das ächt Menſchliche nicht als eine Erniedrigung des Göttlichen, ſondern als die wahrhafte Blüthe deſſelben, als die im chriſtlichen Bewußtſein wirklich vollbrachte Einheit des Göttlichen und Menſchlichen, begründen wollte. Und mit dieſem Gedanken ſehen wir Leſſing auf der Höhe der modernen Zeiten thronen, in dieſer Beſtimmung des ächt Chriſtlichen als des ächt Menſchlichen hat er zuerſt allen Kämpfen des modernen Bewußtſeins einen Weg der Verſöhnung und des Sieges vorgezeichnet, auf dem wir ihm heut nachwandeln, und auf dem die wahrhafte Entwickelung des Menſchengeſchlechts gegeben liegt.

Wie aber Leſſing in allen Dingen nur der Prophet, nicht der Vollender war, ſo ſehen wir ihn auch mit ſeinem Chriſtenthum der Liebe noch gewiſſermaßen Schiffbruch erleiden an den Klippen ſeiner Zeit, und weder zu eigenem Frieden noch zur Verſöhnung der allgemeinen Gegenſätze des Jahrhunderts damit gelangen. Es war ihm nicht vergönnt, ſeine Anſicht des Chriſtenthums ſo auszubilden, daß ſie in ihm ſelbſt die Widerſprüche bezwungen hätte, die wir bis an ſeines Lebens Ende an ſeinem Herzen nagen ſehn. Soll die chriſtliche Liebe die wahre chriſtliche Religion ſein, ſo betreffen wir ihn doch dabei ſofort auf dem Widerſpruche, daß, um die chriſtliche Liebe zu haben, es gar nicht des offenbarten Chriſtenthums ſelbſt dazu

bedarf. Ueber dieſen Widerſpruch iſt Leſſing nicht hinausgekommen, und er hat ſich ewig unbefriedigt daran hin- und hergewunden, indem er doch am Ende derjenigen Richtung ſeiner Zeit, welche alles poſitive Chriſtenthum bekämpfte, den größten Vorſchub damit gewähren mußte, und ſo einen Theil von ſich an die negative Vernunft dieſes Jahrhunderts gefangen gab. Die äußerſte Spitze dieſer ſeiner religiöſen Richtung und Entzweiung ſtellte Leſſing in Nathan dem Weiſen dar, wo die chriſtliche Liebe, welche die wahre chriſtliche Religion ſein ſoll, am herrlichſten in dem Juden, in Nathan, erſcheint, und zwar auf dem Grunde einer Geſinnung, welche ſich mehrfach unterwühlt vom Zweifel und ſelbſt vom Haß gegen den ſtrengen finſtern Geiſt des Chriſtenthums zeigt. Nathan iſt am Ende der beſte Chriſt. „Bei Gott, er war ein Chriſt, ein beſſerer Chriſt war nie!“ Im Nathan ſcheint Leſſing ſich zuerſt den Entſchluß abgerungen zu haben, ſeinen eigenen Wirren durch ein Machtwort ein Ende zu machen, und durch dieſes dramatiſche Manifeſt gegen alle poſitive Religion den Knoten zu durchhauen. Seine ſpätern Aeußerungen über Religion ſind nur Bekräftigungen der im Nathan angedeuteten Richtung. Die Nothwendigkeit einer poſitiven Religion für das Staatsleben nicht läugnend, erklärt er jedoch zuletzt alle poſitiven Religionen für gleich wahr und gleich falſch, und die beſte poſitive Religion iſt am Ende die, welche die wenigſten conventionellen Zuſätze zur natürlichen Religion enthält.

Der Unterſchied, welchen ſich Leſſing zwiſchen der Religion Chriſti und der chriſtlichen Religion hingeſtellt, fand doch bei ihm ſelbſt noch keine nachhaltige und folgenreiche Entwickelung. In der Religion Chriſti, als das urſprüngliche reine Weſen ſeines perſönlichen und menſchlichen Lebens enthaltend, fand er eben das Princip der chriſtlichen Liebe als das herrſchende Religionsprincip auf, gegenüber der chriſtlichen Religion, die als eine in ſich ſelbſt niemals klar ge-

worbene Compoſition der ſpäteren überlieferten Lehren und Bücher erſcheint. Neben dieſer Richtung her, und nicht ganz durch einen deutlichen Uebergang mit ihr verbunden, geht diejenige, welche man die philoſophiſche Richtung Leſſings nennen kann, und die in ſeiner kleinen Schrift über die Erziehung des Menſchengeſchlechts ſich auf eine eigenthümliche Weiſe zum Chriſtenthum zu ſtellen verſucht. In dieſer Schrift, deren angefochtene Aechtheit vor einiger Zeit von Guhrauer treffend vertheidigt worden iſt, ſtellt Leſſing die allmählige Ausbildung der geoffenbarten Wahrheiten zu Vernunftwahrheiten als das eigentliche Ziel der Entwickelung des Menſchengeſchlechts dar. „Als ſie geoffenbart wurden, heißt es, waren ſie freilich noch keine Vernunftwahrheiten, aber ſie wurden geoffenbart, um es zu werden.“ Und an einer andern Stelle heißt es: „Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns ſelbſt in den Elementarbüchern des neuen Bundes verſprochen wird.“ Jacobi hat in ſeinem bekannten Geſpräch mit Leſſing, welches er uns in ſeinen Briefen über Spinoza mitgetheilt hat, aus Aeußerungen Leſſings wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß dieſer als Spinoziſt geſtorben ſei, und ſich zuletzt an das ἓν καὶ πᾶν, als die ihm einzig übrig bleibende Vorſtellung Gottes, angeklammert habe, da ihm, wie er geſagt, der perſönliche Gott nur angſt und bange mache.

Zwei Gedanken hat uns aber Leſſing als Erbe hinterlaſſen, das Erbe ſeiner Kämpfe und ſeiner Unruhe, zwei Gedanken, in denen er die Zukunft ausdrückte, die auch noch unſere Zukunft iſt. Den Gedanken der chriſtlichen Liebe, in dem er eine allgemein menſchliche Volksreligion ahnete, und den Gedanken eines neuen ewigen Evangeliums, in welchem die Offenbarungswahrheiten ſich zugleich als Vernunftwahrheiten darſtellen. Dieſe beiden Gedanken ſind die Hauptbewegungskräfte für die neuere Völkergeſchichte und für die neuere Phi-

loſophie geworden. Die chriſtliche Liebe, die bei Leſſing noch als eine das Chriſtenthum ſelbſt zerſetzende und aufhebende erſcheint, in der ſich aber die wahre Freiheit der Perſönlichkeit im Denken und Glauben ſchon lebendig und wirkſam zeigt, die chriſtliche Liebe muß ſich in uns nun auch als die wahre Weltliebe offenbaren, als die Quelle der weltlichen Freiheit, welche nichts Anderes als die Hineinbildung der chriſtlichen Liebe in die Zuſtände der Wirklichkeit iſt. Womit Leſſing noch ſcheiterte, damit müſſen wir jetzt unaufhaltſam hindurch. Die chriſtliche Liebe, die Alle gleich verbindet, kann für uns nur in der Idee der politiſchen Freiheit ihre Vollendung finden. An dieſem Ziele dürfen wir uns durch nichts irre machen laſſen, weder durch falſche Hoffnungen, noch durch künſtliche Ableitungen. Nur in einer freien Welt wird alsdann das neue ewige Evangelium, von dem Leſſing prophezeit, herangekommen ſein, nur in einer freien Welt werden Offenbarung und Vernunft ſich als eins geworden ſetzen können.

Leſſing hatte ohne Zweifel eine genaue Kenntniß des Spinoza, und er ſchilt ſeine Zeitgenoſſen, daß ſie von ihm wie von einem „todten Hunde“ ſprechen. Der todte Hund aber, wie Leſſing es nennt, entwickelte gerade um dieſe Zeit wieder ſein großes geheimes Leben unwiderſtehlich, und drängte ſich auf dem Wendepunkt, den Leſſings Geſtalt uns bezeichnet, zuerſt in die Entwickelung des deutſchen Geiſtes hinein. Leſſing ſelbſt hatte ſich zuvörderſt und weſentlich auf dem Standpuncte der Leibnitziſchen Philoſophie bewegt, und von ihr auch im Grunde jenes theiſtiſch moraliſche Prinzip empfangen, in welchem eine Fortbildung des Menſchengeſchlechts nach göttlichem Erziehungsplan, nach dem Weltplan eines ertrauenden Gottes angeſchaut wird. Dieſen Leibnitziſchen Standpunct ſehen wir in Leſſing zuletzt von den Ideen des Spinozismus durchbrochen, aber Leſſing deutet auch hier nur den dialektiſchen Uebergang an, ohne nach einer Seite hin ſer-

tig geworden und von einem bestimmten Inhalt erfüllt sich zu zeigen. Wenn man sein Gespräch mit Jacobi über den Spinozismus genauer betrachtet, so findet man doch nur diejenigen Sprünge des Lessing'schen Geistes darin, mit denen er unaufhörlich über sich selbst hinauszugehen gesucht, ohne sich auf einem Standpunct abschließen zu können. Lessing wollte sich weder an die christliche Orthodoxie, noch an den supranaturalistischen Gott der Vernunftreligion, den Jacobi um diese Zeit in Schwange zu bringen gesucht, gefangen geben. Indem er daher gegen Jacobi den Spinozismus vertheidigt, machte er darin nur die Rechte der philosophischen Erkenntniß überhaupt gegen Jacobi geltend, welcher Vernunfterkenntniß und Atheismus als gleichbedeutend betrachten wollte. Der Spinozismus und die Philosophie als solche waren für Lessing in diesem Augenblick ein und dieselbe Sache, und an seinen ironischen Seitenblicken gegen den neuen Standpunct Jacobi's fehlt es selbst in jener Unterredung mit demselben nicht*).

Lessing mag immerhin geäußert haben, daß er mit der Idee eines persönlichen, schlechterdings unendlichen Wesens nur die Vorstellung von unendlicher Langeweile verbinden könne. Sein eigentlicher Standpunct, den er in seinen Schriften ausgeprägt hat, war aber der des Theismus, der vorzugsweise an eine persönliche Ursache der Welt, die von der Welt etwas Unterschiedenes ist, sich hingiebt. Die Nachricht von Lessings Spinozismus erscheint als eine Mythe, welche einen tiefen Einblick in die geheimen Revolutionen seines Geistes gewährt. Der Pantheismus, mit seiner Anschauung des immanenten Gottes, der als die einzige unendliche Substanz zugleich das wahre Wesen aller Dinge selbst ist und nichts anderes ist als dieses inwohnende wahre Wesen der Wirklich-

*) Man vergl. Schelling's Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Herrn Jacobi. S. 45 fgd.

keit, die Natura naturans; dieser Pantheismus hatte für Lessings Geist von jeher etwas Anlockendes gehabt, schon in seiner Jugend scheint er sich zu demselben hingeneigt zu haben, und kurz vor seinem Tode erschien ihm derselbe nochmals als eine Art von Rettung für das rathlos gewordene Bewußtsein seiner Zeit, insofern er darin einen nothwendigen Durchgangsprozeß für die philosophische Vernunfterkenntniß erkannt und geahnt zu haben scheint. Lessing war der erste, welcher diese allgemeine und durchgreifende Bedeutung des Spinoza für die moderne Geistesentwickelung anerkannt hat. Der Spinozismus schien ihm eine so unerläßliche Stufe des Bewußtseins, daß er auch von Leibnitz behauptete, derselbe sei in seinem Herzen immer ein Spinozist gewesen.

8. Theismus und Pantheismus.

In Lessing sehen wir zugleich denjenigen Moment des deutschen Geistes sich darstellen, auf welchem die beiden großen Strömungen des modernen Geistes sich begegnen und theilen, nämlich die Strömungen des Theismus und Pantheismus, um von diesem Puncte aus als zwei immer entschiedener und vielgestaltiger sich entwickelnde Richtungen und Gegensätze das gesammte Geistesleben zu bedingen. In dieser Bewegung erhalten wir zwei große Gruppen der neueren Literatur, zu denen alle einzelnen Erscheinungen mehr oder weniger ihre Zugehörigkeit und Abhängigkeit bekennen werden. Die eine Gruppe legt uns den theistisch-kritisch-moralischen Reflexionsstandpunct in den verschiedenartigsten Gebilden und Persönlichkeiten auseinander, sie hebt sich zuerst aus der leibnitz-wolfischen Philosophie als die negativ gewordene Vernunft heraus, sie regt mächtig die Kritik aller Offenbarung und die Beurtheilung aller Lebenszustände an, sie erreicht in Lessing auf die reinste Weise den Höhe-

punct ihrer Entweihung mit der positiven Religion, sie geht in Frankreich auf der äußersten Spitze ihrer Consequenzen in Voltaire, Rousseau und den Encyclopädisten auf die Revolution los, sie sitzt in Deutschland auf dem Thron Friedrichs des Großen und macht dort schon die Freiheit der Individualität zur Umbildung des modernen Staatsprincips geltend. Dann wird diese kritische Reflexionsrichtung durch Kant auf einen neuen Bewegungspunkt gestellt, sie erscheint in ihm als kritische Philosophie mit dem Richterschwert über die Vernunft selbst, der Vernunft, die dem Christenthum gegenüber so hochmüthig und ausschließlich geworden war, und deren Rechte und Fähigkeiten nun ihrerseits wieder in Prüfung und Zweifel gezogen werden. In Kant wird der Theismus zu einem vollkommen abgerundeten Moralsystem, diese Richtung baut sich hier ein ethisches Gemeinwesen auf, in welchem Staat und Kirche ihre höchsten Gesetze finden sollen. Dies Bestreben setzt sich in Fichte zunächst gewaltig fort, in welchem sich die theistische Richtung zu ihrer äußersten Spitze erhebt, indem sie dem Pantheismus gegenüber, der in der substantiellen Objectivität sich bewegt, eine substantielle Subjectivität als den äußersten Gegensatz zu begründen sucht, das absolute Ich Fichte's, in dem dann allein die Realität gefunden wird. Die andere Spitze dieser Subjectivitätsrichtung biegt in Jacobi von allem philosophischen Erkennen ab, und verlegt allen Inhalt lediglich in die Region des Glaubens und Fühlens. Zuletzt sehen wir diese ganze Gruppe der Literatur, die in ihren innersten Fäden zusammengehört, durch die Schiller'sche Poesie sich mit dem populairen Nationalbewußtsein vermitteln. Schiller ist der eigentliche Dichter dieser subjectiv-idealistischen Richtung, die wir aus dem theistischen Grundprinzip hergeleitet haben, wie Goethe vorzugsweise der Dichter derjenigen Geistesrichtung ist, welche wir, als die pantheistische, die zweite große Strömung in der modernen Geisteswelt bilden sehn.

Wie ich angedeutet habe, ging die pantheiſtiſche Bewegung der Literatur auch ſchon durch Leſſing's Geiſt hindurch, und wurde von ihm zuerſt als eine mächtig werdende Entwickelung und Denkart erkannt. Bemerkenswerth iſt, daß Leſſing auch der erſte war, der die pantheiſtiſche Grundrichtung in Goethe's Poeſie hervorgehoben hat. In dem ſchon mehrmals angeführten Geſpräche Leſſing's mit Jacobi, ſagt Leſſing, nachdem er das ihm von Jacobi mitgetheilte Gedicht Goethe's: Prometheus, geleſen: „ich habe kein Aergerniß daran genommen; ich habe das ſchon lange aus der erſten Hand. Der Geſichtspunct, aus welchem das Gedicht genommen iſt, das iſt mein eigener Geſichtspunct. Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit ſind nicht mehr für mich; ich kann ſie nicht genießen. *ἓν καὶ πᾶν*! Ich weiß nichts anderes. Dahin geht auch dieſes Gedicht (von Goethe), und ich muß bekennen, es gefällt mir ſehr. Jacobi. Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverſtanden. Leſſing. Wenn ich mich nach jemand nennen ſoll, ſo weiß ich keinen andern. Jacobi. Spinoza iſt mir gut genug, aber doch ein ſchlechtes Heil, das wir in ſeinem Namen finden! Leſſing. Ja! wenn Sie wollen! .... Und doch .... Wiſſen Sie etwas Beſſeres?“ —

In dieſem Goethe'ſchen Gedicht kann vornehmlich die Stelle:

Haſt Du nicht Alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?

als das Glaubensbekenntniß und Symbol desjenigen Pantheismus betrachtet werden, der an das Seiende der Welt als an die wahre Göttlichkeit ſich hingiebt und der lediglich in dieſem Begriffe des abſolut Seienden Gott als Wirklichkeit und die Wirklichkeit als Gott erkennt. Der Theismus dagegen hat es nicht mit einem Seienden, ſondern mit einem Geſetzten zu thun. Für den Theismus iſt die Welt eine durch eine außerweltliche perſönliche Urſache geſetzte Welt. Gott ſteht für ihn außerhalb der Welt, er iſt die bewirkende, aber von ihr

ewig getrennte Urſache derſelben, daher die dualiſtiſche Zerfallenheit der Wirklichkeit mit der Idee, welche wir an allen dieſer Richtung zugehörigen Erſcheinungen des Lebens und der Wiſſenſchaft zu betrachten haben. Der Pantheismus dagegen, oder die auf die Göttlichkeit des Seienden gegründete Geiſtesrichtung, hat die verſöhnte und von ihrem eigenen Inhalt geſättigte Wirklichkeit darzuſtellen. Er ſetzt ſich in Goethe, den wir ſchon frühe mit Spinoza ſich beſchäftigen ſehn, auf der breiten Grundlage einer dichteriſchen und productiven Natur feſt, und verbindet ſich in ihm mit den wieder mächtig gewordenen Elementen der antiken Weltanſchauung zu einem großartigen und heitern Lebensgenüge. Der Pantheismus ſchafft ſich in Goethe's Fauſt ſeine größte Dichtung, und deutet in dieſer zugleich ſeine neue Verzweigung mit der modernen Wiſſenſchaft, mit der Wiſſenſchaft des Wiſſens, des unendlichen abſoluten Erkennens, an. Das Wiſſen, an deſſen Unendlichkeit Fauſt noch zu Grunde geht, indem er aus der abſoluten Wirklichkeit herausfällt in die ſchlechte endliche, an deren Genuß er ſich ſelbſt verzehrt, dies Wiſſen, mit ſeinem dialektiſchen Prozeß zwiſchen Endlichkeit und Unendlichkeit, entwickelt ſich gleichzeitig in der deutſchen Wiſſenſchaft zu einem neuen Syſtem des Geiſtes. Sehen wir in Fauſt den gefallenen Spinoza, der aus der göttlichen Subſtanz der Wirklichkeit ſich ſelbſt ausgeſtoßen und nun ohne Inhalt in die Endlichkeit und in die Materie zerfahren iſt, ſo richtet ſich dagegen Spinoza um dieſe Zeit in der Schelling'ſchen Naturphiloſophie und in der daraus hervorgehenden Identitäts-Philoſophie Hegel's als eine neue Lebensform des Geiſtes auf. Dieſe pantheiſtiſch-dogmatiſche Richtung, die ſich hier entwickelt, nimmt in der productiven Literatur theilweiſe ihren Durchgang durch die romantiſche Schule, in der Wiſſenſchaft aber gliedert ſie ſich allmählig zu einem logiſchen Gedankenſyſtem, in welchem Hegel die abſolute Subſtanz des Spinoza zu dem ſich ſelbſt wiſſenden Begriffe, der darum auch in ſeine Gegenſätze auseina-

ander getreten iſt, zu erheben geſucht. Mitten in dieſer pantheiſtiſchen Geiſtesbewegung ſehen wir Schleiermacher ſtehen, ſo wie wir Leſſing in ſeiner Zeit zwiſchen dem Theismus und Pantheismus mitteninne erblicken müſſen. Aber Schleiermacher hatte die Aufgabe, beiden Richtungen gegenüber das chriſtliche Bewußtſein, die poſitive geoffenbarte Religion, feſtzuhalten, und ſomit, unter harten Kämpfen des Geiſtes, in ſich ſelbſt erſchüttert und durchbrochen von allen den Gegenſätzen, die er überwinden wollte, das dritte Element zu vertreten, das im Theismus und Pantheismus ſich ſeine Stelle nicht hat begründen können.

9. Die Verpflichtung auf die ſymboliſchen Bücher.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. von Preußen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geſchah es, daß ſich der proteſtantiſche Staat als einen abſolut chriſtlichen ſetzen wollte, indem er die Unabänderlichkeit des chriſtlichen Lehrbegriffs zu einem Staatsgeſetz erhob. Nachdem Friedrich der Große, der antichriſtliche Philoſoph von Sansſouci, geſtorben war, ſollte in Berlin ſofort das Reich Jeſu Chriſti wiederhergeſtellt werden, und darin eine Gegenwirkung gegen den atomiſtiſchen und unchriſtlichen Geiſt des Jahrhunderts vollbracht werden. Dieſe Gegenwirkung, die, obwohl ſie ſich auf das poſitive Chriſtenthum ſtützte, doch nur eine lediglich negative Bedeutung für ihre Zeit gewann, haben wir für unſern Zweck einen Augenblick lang näher zu betrachten, und müſſen dabei zunächſt des bekannten Staatsminiſters von Wöllner gedenken, der dieſe neue Reaction unter Friedrich Wilhelm II. leitete.

Der Entgeiſtungsproceß, welcher das ganze achtzehnte Jahrhundert ausfüllte, hatte das ächte Geheimniß der menſch-

lichen Vernunft, welches ihr göttliches Weſen iſt, von ſich zu ſtoßen, dafür aber an allerhand falſche Geheimniſſe ſich feſt gehangen, welche auf der dürren Haide dieſer Zeit als bleiche Nebelgeſtalten umhertanzen. Dieſe falſchen Geheimniſſe, die der Obſcurantismus wob, und die ſich in den geheimen Geſellſchaften dieſes Jahrhunderts, beſonders in den Illuminaten und Roſenkreuzern, verbreiteten und verzweigten, ſie hatten in ihre abenteuerlichen Schlupfwinkel den Glauben an das Uebernatürliche und Ueberſinnliche zu retten geſucht und darin ſchon einen Keim der Reaction gegen die negative Vernunft und gegen die aufkläreriſche Theologie verborgen. Aber dieſe Form, in welche die Myſterien des Geiſtes ſich eine Zeitlang geflüchtet hatten, war doch auch nur wieder eine neue Verhöhnung des Allerheiligſten der menſchlichen Natur. Im Stein der Weiſen wurde das Erkenntnißprinzip des menſchlichen Geiſtes geſucht, und aus geheimen Kräften der Natur ſollte ſich darſtellen, was der ſchwache Glauben und die ſtolze Vernunft dieſes Jahrhunderts nicht hatte finden können, nämlich das von der ewigen Kette der Geiſter durchflochtene Zauberreich der Wirklichkeit, das ächt nur in der wahren Idealität des Gedankens erſcheint, hier in dieſer falſchen und trügeriſchen Richtung aber nur die Nachtgeſpenſter ausſendet, um zu verlocken und der Nichtigkeit des Geiſtes zu überantworten, welche letztere die einzige Hölle iſt.

Die Gier nach Geheimniſſen und Wunderbarkeiten, im Gegenſatz zu allem Rationalismus und Skeptizismus, quälte und verzehrte dies Jahrhundert in ſeinen innerſten Eingeweiden, und behing die Schlechtigkeit dieſer Zeit noch mit der Schelle der Thorheit. Aus dieſen falſchen Geheimniſſen des Jahrhunderts ward gezeugt die Reaction, welche ſich in Preußen unter Friedrich Wilhelm II. durch den Staatsminiſter Joh. Chriſt. von Wöllner bewerkſtelligte, eine Reaction, die wiederherſtellen wollte, was das Jahrhundert mit aller ſeiner Macht unter-

graben, die aber, weil sie gegen den freien Geist der Geschichte überhaupt reagirte, eben nur eine Reaction, und keine Wiederherstellung genannt werden konnte.

Die Wiederherstellung des religiösen und christlichen Bewußtseins sehen wir gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach drei verschiedenen Richtungen hin sich verkündigen. Die eine ist die aus dem Verjüngungsquell des Kantischen Systems neu und stark hervorströmende deutsche Philosophie, welche wieder die Macht der Idee in das ausgeleerte Dasein zurückzuführen strebte und dadurch zunächst wieder einen würdigen Grund in den Gemüthern legte, auf dem Gott in seiner Wahrheit und Wesenheit wiedererscheinen konnte. Die andere Richtung, welche sich aus diesem neuen Aufschwung der Ideen der Philosophie entwickelte, ist die von Schleiermacher gegen Ende des Jahrhunderts ergriffene, der es zuerst unternahm, das christliche Bewußtsein nach den höheren wissenschaftlichen und historischen Anforderungen der Zeit und doch im Einklang mit sich selbst neu zu begründen.

Zwischen diesen beiden Richtungen, welche ihre Zeit mächtig ergriffen und vorwärts trieben, sehen wir mitteninne das Wiederherstellungs-Edict Wöllner's vom Jahre 1788 stehen, jenes berühmte Religions-Edict, in welchem sich der Qualm aller dieser schlechten und verdächtigen Stoffe des Jahrhunderts zu einer Form zu gestalten gesucht. Das Erbe Friedrichs des Großen, die scharfe aber klare Luft, welche er in seinen Landen hinterlassen, ward umwölkt und verdunkelt von diesen bösen Dünsten, die nun über Preußen emporstiegen. Wöllner war als Leiter der geistlichen Angelegenheiten an die Stelle des freisinnigen Ministers von Zedlitz getreten, der unter Friedrich II. die Verwaltung des Kirchen- und Schulwesens in Händen gehabt. Friedrichs Neffe und Nachfolger, der König Friedrich Wilhelm II., war in seiner lebhaften und sinnlichen Einbildungskraft der Geheimnißkrämerei erlegen, mit

der seine Umgebungen ihn eingesponnen hatten, besonders aber die Herren von Wöllner und von Bischofswerder, die beide dem geheimen und räthselhaften Orden der Rosenkreuzer angehörten, und welche die erste Anwendung dieser Geheimnisse auf die Staats- und Regierungskunst versuchten.

In Wöllner läßt sich nun ein Musterbild derjenigen Reactionaire zeichnen, welche die Zurückschraubung des Menschengeistes, bei der sie durch ihre Meisterschaft in den falschen Scheidekünsten einzig und allein eine vortheilhafte Rolle davontragen können, auf die heiligen Bücher der Religion verpflichten. Wöllner war zuerst märkischer Landprediger gewesen, und hatte sich als solcher gut auf die Oekonomie und Landwirthschaft verstanden, was ihm den Weg zu einem Kammerrath des Prinzen Heinrich gebahnt. Bei diesen praktischen Tendenzen, mit denen er begann, hatte er auch seine Eigenschaft als Rosenkreuzer, bei welchem Orden er den Namen Chrysophiren führte, zu mächtigen Verbindungen zu benutzen gewußt, die ihn bald auf die einflußreichste Stelle im Lande emporhoben. Auf dieser hatte er sein Hauptaugenmerk zuerst und vorzugsweise auf die Religion gerichtet, und das von ihm ausgearbeitete Religions-Edict sollte das religiöse Bewußtsein des Volkes auf die symbolischen Bücher des Christenthums obrigkeitlich verpflichten. Dies Gesetz gehört zu denjenigen Taschenspielereien und Geisterbannereien der Staatskunst, wie sie in denjenigen Epochen, wo eine alte und eine neue Zeit sich scheiden, durch einen unüberwindlichen Widerstandstrieb der menschlichen Natur ausgeübt zu werden pflegen.

Das europäische Staatensystem vermochte in den seit dem Hubertsburger Frieden geltenden Prinzipien nicht länger festzustehen, sondern zeigte durch ein verhängnißvolles Knarren in seinen eigenen Angeln überall an, daß es sich in unabsehbaren Bewegungen loslöse von seiner alten Befestigung. Friedrichs des Großen Staat sehen wir scharf auf dem Scheidepuncte

ſtehen zwiſchen der alten und neuen Zeit Europa's. In ſeinem Teſtament, das Friedrich verſiegelt dem geheimen Archiv übergeben hatte, vermachte er ſeinem Nachfolger den Thron und namentlich den Schatz, „der, wie es darin heißt, dem Staate gehört und keine andere Beſtimmung hat als die Völker zu vertheidigen und deren Laſten zu erleichtern.“ Zu ſeinem Nachfolger aber ſagte er in dieſem Teſtament: „er ſoll immer bedenken, daß der König nicht beſſer ſei als andere Menſchen!“

Dieſe Gedanken aber, die Friedrich in ſeinem politiſchen Teſtament ausſprach, waren es, welche bald nach ſeinem Tode ſich in allen Formen des Völkerlebens wie irrende Feuer hervordrängten und die alte Welt politiſch zu verjüngen und lebensvoll umzugeſtalten ſuchten. In Frankreich, in den Niederlanden, in Polen, in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten hatten dieſe gewaltigen Spannungen des neuen Geſchichtsgeiſtes ſich ſchon verkündigt.

Preußen, durch den vorangeſchrittenen Geiſt ſeines großen Herrſchers in einem innerlichen Gleichgewicht der Entwickelung erhalten, ſuchte unter Friedrich Wilhelm II., nicht durch den drängenden Volksgeiſt getrieben, ſondern lediglich aus Regierungsfurcht, die neuen Flammen der Geſchichte durch dieſe religiöſe Dämpfungsmaßregel zu erſticken. In dem Zwielicht zwiſchen der alten und neuen Zeit, in welchem Friedrichs Nachfolger ſich zu fürchten begann, niſteten die Geiſter Wöllner's. Dies geſpenſterhafte Zwielicht der Zeiten, in welchem ſich die Reaction ergeht, ſcheint den Grund in ſich zu enthalten, daß wir gerade zurückſchraubende Staatsmänner in gewiſſen Epochen merkwürdigerweiſe mit dem Geſpenſter- und Geiſterglauben behaftet ſehen, wovon ſich viele Beiſpiele in der Geſchichte aufſtellen laſſen. Vor die Thür der neuen Zeit werden dann Geſetze und Verordnungen hingeworfen, die ſelbſt nur ein Spuk der alten Zeit ſind, und wohl den Staatsmännern, die

sich dann noch, wie Wöllner, auf eine unsichtbare Geisterwelt berufen können, welche ihnen diese Gesetzentwürfe unmaßgeblich dictirt hat. Sie sind dann natürlich von jeder Verantwortung frei. Wöllner, Chrysofiren-Wöllner, handelte in der That auf höheren Befehl der Geister, und diese hatten ihm befohlen, zuerst die freie Wissenschaft im Lande heimlich abzuwürgen, und ein ganz nagelneues Gespenst der Hölle, die polizeilich geknebelte Dogmatik, als Sicherheitswache neben dem Thron aufzustellen.

Ein anderer geisterseher Staatsminister an diesem Hofe war Joh. Rud. von Bischofswerder, ein allvermögender Mann bei dem König, dem er schon als Kronprinzen in innigster Freundschaft zugesellt war, aus Thüringen stammend, als Major und General eine ausgezeichnete Thätigkeit entwickelnd, als Staatsmann aber durch diejenigen Geheimmittel und Arcana wirkend, die er aus der Schule der Rosenkreuzer, denen er angehörte, überkommen hatte. Dieser Orden der Rosenkreuzer, der schon auf die uralte Weisheit der ägyptischen Pyramiden sich zurückführen wollte, hatte verschiedene geheime Zwecke, über die man jedoch nie recht klar geworden ist. Sie wollten die Kirche und den Staat verbessern, faßten aber die Erreichung aller ihrer Pläne in dem Stein der Weisen zusammen, mit dessen Auffindung sie sich vorzugsweise beschäftigten. Die Geschichte dieser geheimen Secten in Deutschland, besonders der Rosenkreuzer und Illuminaten, ihr Zusammenhang und ihre Ausbreitung, ist immer mehr oder weniger räthselhaft geblieben. Man hat weder ihre Stifter noch ihre Epochen recht angeben können, und sie erscheinen gewissermaßen wie eine Generatio aequivoca, die sich auf der Fäulniß dieses Jahrhunderts angesetzt hat. Die Rosenkreuzer namentlich hatten sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fast in allen Städten Deutschlands verbreitet und einen geheimen Zusammenhang unter denselben organisirt, indem sich der ganze Orden nach den

Städten, die er umſpannte, in verſchiedene „Kreiſe“, wie es genannt wurde, abtheilte. In ihren Mittheilungen, die ſie ſich unter einander machten, bedienten ſie ſich einer eigenthümlichen Hieroglyphenſchrift. Von dem, immer achtbar gebliebenen, rein ethiſchen Orden der Freimaurer hatten die Roſenkreuzer ihre äußerlichen Symbole, Schurzfelle, Bänder und Chiffern zum Theil entlehnt. In der Eidesformel bei der Aufnahme in dieſen Orden hieß es unter Anderm: „Ehre und ſchätze die Aqua Toffana als ein ſicheres, geſchwindes und nothwendiges Mittel, durch den Tod oder durch Beraubung des Verſtandes den Erdboden von denjenigen zu ſäubern, welche die Wahrheit herabzuwürdigen oder ſie aus unſern Händen zu reißen ſuchen.“

Aus dieſer Schule waren die vertrauteſten und einflußreichſten Staatsminiſter Friedrich Wilhelms II., welche einen abſolut chriſtlichen Staat herſtellen wollten, hervorgegangen. Der Geiſterglauben ließ ſich um ſo wohlgefälliger zu einem Syſtem der politiſchen Stabilität verwenden, als es in beiden nur auf eine geſchickte Maſchinerie ankommt, auf das Perlicke Perlocke des Kasperle im Puppenſpiel, durch das die Geiſter in Bewegung geſetzt und gezügelt werden können. Wöllner und Biſchofswerder beſchworen und bannten aber nicht nur Geiſter, ſie waren auch Adepten, und zündeten im verſchwiegenen Laboratorium ihr brodelndes Hexenfeuer an, um Gold zu machen. Die Goldmacherei iſt ein weſentlicher integrirender Beſtandtheil der Geheimnißſucht, die hier als Regierungskunſt aufgetreten war. In der Goldmacherei hat ſich der Trieb des menſchlichen Geiſtes, der urſprünglich immer auf das Höchſte gerichtet iſt, ſeit alten Zeiten her wunderbarlich ſelbſt verſpottet. Das edelſte Metall, das Gold, aus der rechten Verſchmelzung der unedleren Metalle herzuſtellen, ſollte gewiſſermaßen als der höchſte Triumph und Ausdruck der menſchlichen Weisheit errungen werden, aber dieſe Verſuche mißglückten ebenſo ſehr und fielen in unförmlichen Klump zurück, als es der Philoſophie

damals noch mißglückte, in der rechten Ergreifung und Gestaltung der Wirklichkeit das wahre Ideal des Geistes herzustellen und zu fixiren, und das eine und ausschließliche Prinzip aufzufinden, das die Alles durchdringende Wahrheit selber ist. So haben die Adepten aus Allem Gold, und die Philosophen aus Allem Prinzipien zu machen gesucht, und das wahre Gold des Lebens blieb in den innersten Schachten der Erde verborgen, wie das höchste Erkenntnißprinzip in dem Geiste Gottes selbst. Die politische Goldmacherei aber hat es immer nur zu einer ganz gemeinen Geldmacherei gebracht, mit der auch Männern, wie Wöllner und Bischofswerder, ohne Zweifel am meisten gedient sein mochte. Der wohlgefüllte Schatz Friedrichs des Großen schwand dahin, neue Steuern wurden erhoben, und besonders die nothwendigsten Lebensbedürfnisse der armen Volksklassen, die Friedrich der Große unbesteuert gelassen hatte, mit Abgaben belegt. Mehl und Schweinefleisch brachten um diese Zeit mehr Geld hervor, als der von Gespenstern umtanzte Schmelztiegel Bischofswerders. Die Goldmacherei dieser Staatsmänner war nur die eigentliche Formel eines solchen politischen Gaukelsystems, das ein Volk um seine wahren Menschenrechte und seine gesunden Sinne zu täuschen sucht. Diese Goldmacherkunst, die aus schlechten und unedelen Stoffen edele herzustellen meint, ist in der Politik eine sehr gewagte und gefährliche Kunst. Das stärkste Gift, welches diese Geheimnißmänner der Sage nach von den schäumenden Lippen der Wahnsinnigen bereiteten, und das sie für heilig hielten, diese Aqua tofana. von den Lippen der wahnsinnig gewordenen Völker gewonnen, muß dann den Giftmischer wie den Vergifteten verzehren!

Aus diesen geheimnißvollen und magischen Elementen gewoben, sehen wir in dem Leben des achtzehnten Jahrhunderts eine merkwürdige Gestalt, den berüchtigten Grafen Cagliostro, über dessen persönliche Verhältnisse uns Goethe in seiner ersten

italienischen Reise interessante Nachrichten gegeben, wie wir auch in Goethe's Großkophta einen Theil seiner seltsamen Geschichte behandelt finden. Dieser ganz Europa durchziehende Betrüger, Wunderthäter und Magier erscheint als der ausgebildetste Typus dieser abenteuerlichen und geheimnißvollen Gelüste seines Jahrhunderts, die er zu einem großartigen Erwerb und Verkehr zu benutzen wußte.

Cagliostro's aber in der Politik, und nichts mehr und nichts weniger, waren die neuen Regierungskünstler des christlichen Staates unter Friedrich Wilhelm II. Auf den blinden Glauben sollte der Staat als auf seine festeste Grundsäule gestellt werden. Alle freieren Geistesrichtungen waren verdächtig und wurden als jacobinische Zeichen verfolgt. Gab es noch keine Spione, so gab es doch in jener sehr vollständig assortirten Geisterwirthschaft Visionnaire und Thaumaturgen. Ein solcher Visionnair konnte dann nichts dafür, wenn er unvermerkt den Leuten in die Häuser und Stuben schaute. Während man mit dem reinen Protestantismus prunkte und ein Religionsgesetz darauf gründete, war man doch in dem geheimsten Winkel seines Herzens eigentlich katholisch, und der verkappte Jesuitismus umschlich den Thron des Königs von Preußen. Die Aufhebung des Jesuitenordens durch den Papst Clemens XIV. Ganganelli hatte den jesuitischen Geist in einer noch gefährlicheren Zerstückelung und Verhüllung durch ganz Europa versprengt. Dieser versprengte jesuitische Geist erzeugte hier in Preußen um diese Zeit mit dem Protestantismus sich einen Sohn. Es war die Geburtsstunde des protestantischen Jesuitismus, die sich hier in den gesetzgeberischen Umtrieben eines Wöllner belauschen läßt.

Der Staat hatte in Preußen vermittelst der Wöllner'schen Polizeigeister durch Gewalt christlich gemacht werden sollen, ehe noch das christliche Bewußtsein aus seinen eigenen innersten Gründen heraus in den Gemüthern organisirt worden. Bei

der Erneuerung der deutschen Philosophie selbst war das Christenthum noch nicht wieder aufgenommen, sondern vielmehr in seiner eigensten Wesenheit verworfen worden. Bei Kant war die freie That des sittlichen Geistes zugleich der wahre und einzige Inhalt des religiösen Bewußtseins selbst gewesen. Dies war der bloß anthropologische Standpunct Kant's, dem in neuester Zeit die radicale Theologie des Nachhegelianismus wiederum zugefallen ist. Das Christenthum hatte aber für Kant nur die Bedeutung eines moralischen Zuchthauses gehabt, und wie diese Philosophie überhaupt dahin strebte, den freien Menschen auch von jeder äußeren Autorität frei zu machen, und nur die Autonomie des eigenen Geistes zur Anerkennung zu bringen, so betrachtete sie auch die christliche Offenbarung als eine von jenen unnützen Fesseln des Menschengeistes, von denen sich derselbe frei zu machen habe. Das Höchste, was Kant für die Anerkennung des Christenthums thun konnte, war noch dies: daß er das in demselben offenbarte göttliche Prinzip, soweit es Verbindlichkeit haben könne, für das reine Vernunftprinzip selbst erklärte. Aber ein eigentlich substantielles und selbstständiges religiöses Bewußtsein erkannte er ebenso wenig an, als er den christlichen Geist für eine nothwendige Form des religiösen Bewußtseins gelten ließ.

Es konnte aber auf dem bloß theistischen Standpunct der Philosophie, der nur den extramundanen Gott kennt, das wahre und lebendige Christenthum ebenso wenig wieder erscheinen, als auf dem orthodoxen Standpunct des Staats, der das Christenthum von Neuem auf die unfreie Wirklichkeit begründen will. Denn das Christenthum, wenn es als die wahre Sohnschaft Gottes in den Gemüthern wieder lebendig werden soll, kann dies, nach der deutlichen Bestimmung der Geschichte selbst, heut nur in der freien Wirklichkeit vollenden. Die von Gott wahrhaft erfüllte und durchdrungene Wirklichkeit, die aus sich selbst frei geworden ist, diese ächte Wirklichkeit trägt auch einzig und

allein die ächte Sohnschaft Gottes in sich, und dies ist der wahrhaft christliche Standpunct, der durch alle historischen und traditionellen Verzerrungen des Christenthums hindurch aufrecht erhalten werden muß.

10. Protestantismus und Jesuitismus, und die freie Wissenschaft.

Der Protestantismus, welchen die Wissenschaft auf die Bahn der Geschichte gerufen, hatte durch den deutschen Geist seinen Ursprung finden müssen; der Jesuitismus aber, welcher die eigentliche Gegenbewegung gegen den wissenschaftlichen Geist der neuern Zeit wurde, war aus dem Gehirn eines fanatischen und wundergläubigen Spaniers hervorgestiegen.

Ignaz Loyola war ein Zeitgenosse Luthers, und das Begegnen dieser Beiden als Kinder einer und derselben Zeit drückt wie mit Einem Schlage diese große Reaction aus, welche die frei gewordene Wissenschaft der Zeit, die den neuen Bewegungen der Völker zum Leitstern geworden, gegen sich aufrufen mußte. Die Wissenschaft, welche der ärgste Feind der Kirche geworden war, weil die individuelle Freiheit des Menschengeistes darin emporblühte, die Wissenschaft konnte in ihrem antikatholischen Wirken nur dadurch beschworen werden, daß man sich ihrer auf ihrem eigenen Gebiet zu bemächtigen suchte, wozu man in diesem Sinne des Jesuitismus bedurfte. Der Jesuitismus hat daher seinen bestimmten Gegensatz, aus dem er hervorgegangen und auf den er angewiesen, an der Wissenschaft, und diese Intrigue, sich als zerstörender Wurm mitten in die Wissenschaft selbst hineinzubohren, ist eben der Jesuitismus. Luther, der deutsche Bauernsohn, war das ächte Gegenbild aller Intrigue gewesen, und seine That war das freie Wort, das durch ihn in seine unmittelbare Einheit mit dem Gedanken treten wollte. Diese Einheit von Wort und Gedanke, in welcher

die neue Zeit des Völkerlebens sich begründen will, ist die wahre wissenschaftliche Ehrlichkeit, mit welcher der deutsche Geist in seine neuere Geschichte eingetreten ist. Dagegen bestand der Jesuitismus in der Entdeckung, daß das Wort nicht der organische Ausdruck des Gedankens, sondern nur die Maske desselben sei, die nach dem Zweck, den es zu erreichen gilt, in allen Farben und Formen getragen werden könne. Diese Heiligsprechung der Lüge, von der die römisch-katholische Kirche selbst in der letzten Zeit eigentlich nur noch gelebt hatte, wurde durch den Jesuitismus zum System einer neuen Lebensweisheit ausgebildet und ausgemauert. Diese neue Weisheit wurde denn auch das ätzende Gift, das sich wunderbar rasch und tief in alle Verhältnisse des modernen Völkerlebens einfraß.

In Spanien hatte schon die Einführung der Inquisition, welche im Jahre 1478 durch Ferdinand den Katholischen geschah, den Grund dazu gelegt, alle strebenden Geister in den Kreis der Lüge und Heuchelei zu bannen. Dieser König, dessen Falschheit und Schlechtigkeit die Geschichte eingezeichnet hat, war wegen seiner Bemühungen für die Inquisition vorzugsweise der Katholische genannt worden, obwohl er darin im Grunde nur ein Mittel politischer Selbstsucht organisiren wollte, um Adel und Volk gleichmäßig in Furcht und Abhängigkeit zu erhalten. Die spanische Inquisition, welche das erste Vorbild aller falschen Staatskünste der neueren Zeiten wurde, verwilderte durch ihre blutigen Gräuel den spanischen Volkscharakter, sie spürte mit ihrer ungeheuern Wachsamkeit jeden freien Gedanken, jede philosophische Regung, jeden religiösen Zweifel aus, der in der Brust eines Spaniers auf irgend einer geheimen Stelle seines Bewußtseins sich hatte einschleichen wollen, und indem sie Alle, welche sich in den Verdacht eines Gedankens gesetzt hatten, verbrennen ließ, gelang es ihr in der Zeit der Reformation, daß keine einzige protestantische Gemeinde sich in Spanien bilden konnte. —

Das System Loyola's aber hatte sich durch die nachfolgende Praxis seiner Jünger in der hohen Schule der Welt und Politik zu der riesenhaften Ausdehnung und Größe herangebildet, in der wir es noch heut, und in diesem Augenblick vielleicht thätiger als je, erblicken.

Auf jenem großen Scheidepunct der Zeiten, im Jahrhundert der Reformation, wo alle Tradition der Geschichte zum ersten Mal gewaltsam in Frage gestellt wurde, hatte der Katholizismus seine Stabilität nicht anders mehr erhalten zu können geglaubt, als daß er in seinen eignen Schooß ein revolutionäres Princip aufnahm, welches aber tief inwendig genährt war mit der wahrhaften Milch der katholischen Kirche und deßhalb sein Gift nur auf die Welt tröpfeln, seine befruchtenden und erhaltenden Säfte aber auf die Kirche zurücktreiben mußte. Diese revolutionaire Ausstrahlung des Katholizismus ist der Jesuitismus, die größte und furchtbarste Erfindung, welche die Stabilität in der Weltgeschichte zu ihrer Vertheidigung gemacht hat. Durch diesen glänzenden Gedanken ist es nun schon seit Jahrhunderten gelungen und gelingt es fortwährend, der Geschichte diese tödtliche Langsamkeit und diese in sich selbst verkümmernde Lüge anzukränkeln, durch welche die einfachsten Ideen, die so klar und abgemacht sind, wie draußen um uns her die Vollbringung der Naturgesetze, doch nicht mehr zu entschiedenen und siegreichen Thatsachen werden können. —

Im modernen Staat, wo derselbe mit seinen politischen Pflichten, Hoffnungen und Verantwortungen einem mündigen Volksbewußtsein gegenüber dasteht, kann auch der Jesuitismus, in welche Form er sich immer verkleidet haben mag, keine Stätte mehr finden, und der Staat hat sich nur auf die in ihm vorhandene Stärke seiner gesetzlichen Einrichtungen zu stützen, um sich, als ein freies Reich des in sich gesunden Nationalgeistes, von allem Trug jesuitischer Tendenzen gereinigt zu sehen. In diesem Sinne waren besonders die Verhandlungen interessant

und bedeutungsvoll, welche während der letzten Sessionen in der französischen Deputirtenkammer über die Jesuitenfrage stattgefunden, und besonders war es die Rede von Thiers, welche hier eine weitreichende Wirkung hervorbrachte. Die französische Deputirtenkammer, welche der Politik und öffentlichen Meinung in Deutschland lange die eigentliche Ammenmilch geliefert, hatte diesen Einfluß in der letzten Zeit, wo bei uns selbstständigere und von Innen herausgetretene Entwickelungen des politischen Lebens sich Bahn gemacht, fast gänzlich verloren. Die Rede von Thiers über die Jesuiten war aber seit langer Zeit wieder die erste, welche auf die öffentliche Meinung in Deutschland eine bedeutende Rückwirkung äußerte, indem sie die Nothwendigkeit und Möglichkeit gesetzlicher Mittel gegen die Verbreitung der jesuitischen Tendenzen thatsächlich nachwies. In Paris selbst hatte man nicht erwartet, gerade Thiers, der sonst Alles brauchen konnte, woraus sich nur irgend Politik machen ließ, und dem deshalb auch die Jesuiten selbst vielleicht zum Politikmachen nicht hätten zu schlecht sein können, in diesem klaren, schlagfertigen und unzweideutigen Sinne reden zu hören. In den Pariser Salons schien man der Meinung gewesen zu sein, daß Thiers in der Jesuitenfrage um den Brei herumgehen und seinen klug dressirten Katholizismus aus der Kaiserzeit, der halb positives Christenthum, halb rücksichtsvolle Diplomatie ist, mit allerhand Vorsichten und Vorbehalten werde spielen lassen. Aber diese entscheidende und ehrliche Sprache, welche die Jesuitenfrage rein auf den Standpunct der Gesetzlichkeit im Staate zurückweist, mußte jetzt aus dem Munde von Thiers eine um so größere Wirkung hervorbringen. Dies kann auch den deutschen Staaten, welche mit jesuitischen Verwickelungen und Anfechtungen in irgend einer Form zu kämpfen haben, als Lehre gesagt sein, daß es, um sie in Geist und Gewissen frei zu machen, nichts anderes als einer Anwendung der in ihnen vorhandenen gesetzlichen Mittel bedarf. Denn ein wahrhaft ge-

ſetzlich organiſirter Staat trägt auch immer ſchon in ſich ſelbſt die Mittel, um freie Geiſtes- und Glaubensformen ungetrübt und ungehindert in ſich zum Leben gelangen zu laſſen. Man darf dabei freilich nicht überſehen, daß in allen religiöſen Dingen ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen Frankreich und Deutſchland obwaltet. Im heutigen Frankreich haben die atheiſtiſchen Richtungen des achtzehnten Jahrhunderts kaum noch eine Spur zurückgelaſſen. Frankreich iſt jetzt entweder gläubig und gut katholiſch, oder es iſt philoſophiſch ungläubig, aber dieſer philoſophiſche Unglaube, als deſſen Führer einige ſeiner bedeutendſten wiſſenſchaftlichen und ſocialen Schriftſteller erſcheinen, iſt nicht mehr der alte Voltairianismus von ehedem, ſondern er trägt ein poſitives Element der Wiſſenſchaft in ſich, das ſich eine ſubſtantielle Bedeutung für die ganze Lebens- und Staatsentwickelung zu geben ſtrebt. Dagegen iſt Deutſchland jetzt bei weitem mehr zerfreſſen von jenen kritiſchen, negativen, atomiſtiſchen und anthropologiſtiſchen Tendenzen, wie ſie in Frankreich den Moment vor der Revolution bezeichneten. In Frankreich hat daher der Jeſuitismus bei der heutigen religiöſen und römiſch-katholiſchen Stimmung des Volkes auf mehr Boden zu rechnen als in Deutſchland. Frankreich konnte ſelbſt die unſchuldige franzöſiſch-katholiſche Kirche des Abbé Chatel, der in ſeiner deklamatoriſchen Andacht Chriſtus und Napoleon identificirte, nicht ertragen, und vermochte keine allgemein geiſtige und reformatoriſche Bedeutung daran anzuknüpfen. Dagegen haben bei uns die neuen deutſch-katholiſchen Gemeinden gerade darin ihre weſentliche Bedeutung gefunden, daß ſie mit dem wahren Bewußtſein unſerer ganzen heutigen Lebensentwickelung zuſammengetroffen, und daſſelbe zu einer Thatſache der geiſtigen Freiheit der Völker zu erheben geſtrebt haben. —

Seine ſchlimmſte Thätigkeit und Wirkung hat der Jeſuitismus immer da entfaltet, wo er ſich in die Wiſſenſchaft ſelbſt hineingeſetzt und ſie zum unmittelbaren Organ ſeiner Abſichten

zu brauchen und zu corrumpiren gesucht hat. Der Jesuitismus hat dann immer so gethan, als wenn es zum Heil aller Völker besonders darauf ankomme, daß die Wissenschaft christlich gemacht werde. Dies Problem einer vorzugsweise und ausschließlich christlichen Wissenschaft, von der in neuester Zeit wieder so viel die Rede gewesen, müssen wir hier noch einen Augenblick zur Erwägung ziehen.

Es wird allerdings seine Wahrheit haben, wenn eine innere christliche Substanz der Wissenschaft in dem Sinne verlangt wird, daß die ganze Freiheit und Innerlichkeit des menschlichen Selbstbewußtseins, welche wesentlich im Christenthum und durch dasselbe entfesselt worden ist, auch zum bewegenden Moment der Wissenschaft selbst zu machen sei. Dies hat aber nicht seine Wahrheit, wenn christliche Wissenschaft so viel heißen soll, als daß die ganze Wissenschaft in all dem freien Drang ihrer Entfaltung an die positiven Formen des Christenthums festgeschlossen und dadurch christlich *gemacht* und ausschließlich christianisirt werden soll. Diese neue *Christlichmachung der Wissenschaft* würde aber nur eine neue *Katholizisirung der Wissenschaft* sein, die aber auch nichts Neues, sondern schon etwas sehr Altes wäre, und wodurch bekanntlich *Friedrich Schlegel*, in seinem letzten Lebens- und Geisteswirken, dazu gekommen ist, die Bedeutung Luthers und der Reformation hinwegzuläugnen aus der Literatur- und Geistesgeschichte des deutschen Volkes. Luther ist freilich für jene Katholizisirung der Wissenschaft ein ebenso unbequemer Name, wie er für die Freiheit der modernen Wissenschaft und Literatur der eigentliche, in seinem historischen Rechte strahlende Genius ist, dessen Schutz wir noch bis auf diesen Augenblick anzurufen haben. Luther hat sich, an unzähligen Stellen seiner Schriften, für die wissenschaftliche Lehrfreiheit und Schreibfreiheit, nicht bloß innerhalb der Gränzen der Naturwissenschaften (wie vor einiger Zeit bei Gelegenheit der Jubelfeier der Universität Kö-

nigsberg eine hochgestellte Person) erklärt. Was diese vielbesprochenen Naturwissenschaften aber anbelangt, so ist in dieser Beziehung sogar merkwürdig, daß gegen diese heutigen Schooßkinder unserer Toleranz die Reformatoren ihrerseits sich sogar eine Intoleranz haben zu Schulden kommen lassen, indem, nach dem bekannten Factum, Melanchthon gegen die Fortschritte der Naturwissenschaften durch Copernicus auftrat, und sagte, es sei eine volksgefährliche Lehre, daß sich die Erde um die Sonne drehe, gegen welche die Obrigkeit aufgerufen werden müsse. Dagegen hat Luther vielfach, namentlich in seiner Schrift von der weltlichen Obrigkeit, die unbeschränkteste Freiheit in allen Dingen des Geistes behauptet, und er sagt an einer Stelle: „was auf Erden ist und zum zeitlichen irdischen Reich gehöret, da hat ein Mensch wohl Gewalt von Gott, aber was zum Himmel und zum ewigen Reich gehöret, das ist allein unter dem himmlischen Herrn. — Wenn nun dein Fürst oder weltlicher Herr dir gebeut, mit dem Papst zu halten, sonst oder so zu gläuben, oder gebeut dir, Bücher von dir zu thun, soltu also sagen: Es gebührt Lucifer nicht, neben Gott zu sitzen; Lieber Herr, ich bin Euch schuldig zu gehorchen mit Leib und Gut, gebietet mir nach Eurer Gewalt maß, auff Erden, so will ich folgen. Heißt Ihr aber mich gläuben und Bücher von mir thun, so will ich nicht gehorchen, denn da seyd Ihr ein Tyrann, und greift zu hoch, gebietet, da Ihr weder Recht noch Macht habt ꝛc. Nimmt er dir drüber dein Gut, und straft solchen Ungehorsam, selig bist Du, und danke Gott, daß Du würdig bist um Göttliches Worts willen zu leiden, laß ihn nur toben den Narren, er wird seinen Richter wohl finden. Denn ich sage dir, wo du ihm nicht widersprichst, und giebst ihm Raum, daß er dir den Glauben, oder die Bücher nimmt, so hast du warlich Gott verläugnet."

* So hat Luther hier schon das Prinzip der Gnade aus der Wissenschaft gewiesen, und dafür das Prinzip der Freiheit in

ihre Mitten geführt, sodaß die Wissenschaft jetzt und in keiner Zeit mehr die Gnade wird annehmen können, sollte sie ihr auch noch so huldreich entgegengetragen werden. In dieser Gnade, zu welcher Wissenschaft und Literatur wieder hervorgerufen werden sollen, läge denn auch in der That ihre Auflösung selbst gegeben. Ein eigenthümliches Document dieser Gnadenberufung der Literatur ist ein Hirtenbrief gegen die neue Literatur, von Johann Theodor Bischof von Chersones, Apostolischem Vicar für das Großherzogthum Luxemburg, der vor einiger Zeit ausgeschrieben worden und durch die Zeitungen bekannt geworden ist. Dieser Hirtenbrief, der namentlich gegen die Tendenzen der neuesten Literatur in Deutschland und Frankreich gerichtet ist, fängt damit an: Die schöne Zeit sei vorüber, wo das kirchliche Lehramt die Veröffentlichung der geistigen Erzeugnisse überwacht habe. Seitdem aber die Literatur von der kirchlichen Autorität losgerissen, habe Gott sie schmählichen Lüsten überlassen (Römer I, 22, 25, 29). Zur Veredelung der Literatur schlägt Johann Theodor zuletzt vor, eine christliche Leihbibliothek zu errichten. In dieser würden dann aber freilich die besten Autoren aller Völker keinen Zutritt erhalten können.

Es ist aber des christlichen Prinzips selbst ganz unwürdig, zu diesem Alles bannenden Schreckmittel im Reich des Geistes verbraucht zu werden, um darin die Rolle eines muhamedanischen Ausschließungsprinzips zu übernehmen. Muhamed befahl, daß Keiner von seinem Volke besser schreiben und besser denken solle, als er, welcher die Norm alles Geisteslebens im Koran festgestellt habe. Dafür erlaubte er seinem Volke, die alten Märchen und romantischen Erzählungen zu lesen, auf welchen Märchenkreis auch zum Theil noch die heutigen gestiefelten Kater und Blaubärte zurückzuführen sind. Das christliche Prinzip aber bedarf dieser muhamedanischen Künste nicht, um als die Mitte alles Geisteslebens geltend gemacht zu werden. Es trägt vielmehr den Kern zu allen freien Bewegungen des Geistes in alle Wirklichkeit hinein in sich. —

Will man ein Beispiel haben, wohin die christliche Corruption und Verfälschung der Wissenschaft führen kann, so braucht man nur die Unterrichts- und Schulbücher der Jesuiten nachzuschlagen, welche darin die lehrreichsten Consequenzen aufweisen. Aus einem solchen jesuitischen Schulbuch, welches in Luzern beim Jugendunterricht eingeführt war und wonach noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelehrt und examinirt wurde, theilte kürzlich Trorler, in einer eigens darüber herausgegebenen Brochüre *), unter Anderm folgende Stelle mit: „Im Jahre 1521 hat Kaiser Carolus V auf dem Reichstag zu Worms, um das vom Papst gefällte Urtheil zu vollziehen, mit Beistimmung der übrigen Reichsstände, den Luther als einen, der kein Mensch, sondern der Teufel selbst in menschlicher Gestalt, welcher zum Verderben des menschlichen Geschlechts den Unflat und Kehrrath der vorlängst verworfenen Ketzereien gleichsam in ein Schindgrub zusammengeschüttet, und unter dem Namen der evangelischen Bekenntniß allen Frieden und evangelische Liebe zu zerstören und gänzlich zu vertilgen sich bemühet, in die Reichsacht erklärt, und dessen als eines verstocktesten Ketzers pestilenzische Schriften und Bücher öffentlich zu verbrennen befohlen."

II. Die Religionsfreiheit und die Presse.

Das Wöllner'sche Religionsedict gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte eine ganz neue polizeiliche Behandlung des geistigen Nationallebens überhaupt nothwendig gemacht, und diese Zeit der falschen Christlichkeit des Staatslebens ist es, welche die polizeiliche Zügelung der geistigen Tendenzen geboren hat.

*) Musterproben aus dem Schulunterricht der Jesuiten zu Luzern im achtzehnten Jahrhundert. Nachtrag zur Jesuitenfrage von Dr. Trorler. Bern 1844.

Mit dem Religionsedict hatte sich in Preußen zur selben Zeit auch das im Jahre 1788 erschienene Censuredict verbunden. Schon Thomasius aber hatte die Censur dogmatischer Schriften für einen Angriff gegen die Glaubensfreiheit erklärt. Die politische Censur war aber zuerst durch Friedrich den Großen vollständig ausgebildet und nachdrücklich angewandt worden. Von einer Censur in Sachen des Denkens und Glaubens wußte man um diese Zeit in Preußen fast gar nichts. Die Censur sollte nur die Erörterung über die inneren Angelegenheiten des Landes treffen. Unter die inneren Angelegenheiten aber rechnete Friedrich der Große Philosophie und Religion keineswegs. Gott und Jesus Christus gehörten für ihn gewissermaßen noch zum auswärtigen Departement. Dies waren Dinge, die damals sehr entfernt von Sanssouci wohnten, und ihn deshalb wenig drückten und bekümmerten, wo denn darüber gesprochen, geschrieben und gedruckt werden konnte, was Jeder Lust trug. Seitdem aber sind Philosophie und Religion bei uns auch unter die inneren Angelegenheiten getreten, und es ist die Zeit gekommen, wo sie sich mit dem bestehenden Staatsorganismus vertragen müssen.

Unter Friedrich Wilhelm I. hatte in Preußen das General-Directorium noch jeder allgemeinen Censur, zu der ein Entwurf vorgelegt worden war, auf das Entschiedenste widersprochen, und nur die Beaufsichtigung der theologischen Schriften verstattet. Das allgemeine Censuredict Friedrichs des Großen erschien aber erst im Jahre 1749, welches für alle Druckschriften, mit Ausnahme der von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen, eine Censur verordnete, während Friedrich noch zu Anfang seiner Regierung selbst erklärt hatte: „daß gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten." *)

*) Vgl. Hesse, die Preußische Preßgesetzgebung S. 9.

Das Cenſuredict vom Jahre 1788 aber, das die in dem Wöllner'ſchen Religionsgeſetz ergriffenen Zwecke vollenden helfen ſollte, wühlte ſich tief und dauernd in das Mark des geiſtigen Nationallebens hinein. Dies Cenſuredict iſt für uns um ſo wichtiger und bemerkenswerther, als es ſpäter zum Theil wörtlich in das Cenſuredict vom 18. Oktober 1819 übergegangen iſt, welches noch heutzutage und bis auf dieſen Augenblick die Grundlage unſerer Cenſurverhältniſſe bildet. Dies Cenſurgeſetz ging von demſelben Gedanken aus, auf welchem das Wöllner'ſche Religionsedict beruhte, daß es nämlich möglich ſei, von Staats- und Obrigkeitswegen eine Norm des Geiſteslebens feſtzuſtellen, die als eine unüberſteigliche Schranke der Bildung und der Forſchung von dem Volke gläubig hingenommen werden müſſe. Dies geſchah zu einer Zeit, wo in Europa die Preßfreiheit zuerſt zu einer Völkerfrage erhoben worden war. In Preußen aber wollte man damals die neuen politiſchen Zuckungen des Staatslebens mit der eiſernen Kette der Cenſur feſtbinden an den unabänderlichen Lehrbegriff der chriſtlichen Kirche.

Noch niemals aber hatte ſich, trotz aller Cenſur, die Preſſe lebendiger und eifriger geregt, als in der Bekämpfung des Wöllner'ſchen Religionsedictes, und des Geiſtes, aus dem es hergefloſſen. Hufeland gab eine Schrift heraus: „über das Recht proteſtantiſcher Fürſten, unabänderliche Lehrbegriffe feſtzuſetzen", er erklärte ſich darin aus den Prinzipien der Staatslehre gegen dieſes Recht, und warnte vor einer Anwendung deſſelben. In Halle hatte der berüchtigte Bahrdt, der Verfaſſer der „Briefe über die Bibel im Volkston", ein Luſtſpiel drucken laſſen können, unter dem Titel: das Religionsedict, worin er der unbändigſten und frechſten Verſpottung deſſelben freien Lauf gelaſſen hatte. Er wurde freilich dafür auf ein Jahr auf die Feſtung geſchickt. Auch andere würdige Stimmen wurden in Berlin ſelbſt gegen jede zwangsmäßige

Verpflichtung auf die ſymboliſchen Bücher, durch die Preſſe laut, und wo die Cenſur ihre Veröffentlichung hatte hindern wollen, entſchied das alte gute Kammergericht meiſtentheils zu Gunſten der freien Erörterung. Dies war der Fall mit den „Fragmenten über Aufklärung," welche der Prediger Riem in Berlin herausgegeben hatte. In einer Eingabe an den König ſagte Riem: Ich bin Einer von den Unglücklichen, wenn es ein Unglück iſt, welchen die Fortſchritte in dem Fache der Theologie und Philoſophie, ſtatt ihn dem Lehrbegriffe der Kirche zu nähern, von demſelben entfernten. Nie, ſo wollte es mein Schickſal, konnte ich mich von den im §. 7 des Religionsedicts namentlich angeführten Geheimniſſen überzeugen, weil mein Geiſt zu wenig empfänglich war, das Vernunftmäßige derſelben einzuſehen. Nichts blieb mir übrig, als die reine Lehre Jeſu, ohne Menſchenſatzungen, wie die Evangeliſten ſie von ihm erzählen." Riem legte darauf freiwillig ſeine Stelle als Prediger am Berliner Waiſenhauſe nieder.

Merkwürdig iſt auch die Geſchichte des Paſtors Schulz in Giehlsdorf in der Mark, der drei Gemeinden vorſtand und in einem kräftigen und mannhaften Geiſt den Wöllner'ſchen Umtrieben entgegenwirkte. Er war ſchon früher zweimal in Unterſuchung geweſen, einmal, weil er nicht in der Perücke, ſondern immer mit einem Zopfe predigte, und dann, weil er ſich nicht hatte entſchließen können, die Beweggründe zur Tugend von Gott herzuleiten. Jetzt wurde er wegen eines Buches angeklagt, in welchem er den Miniſter Wöllner einen niederträchtigen und landesverrätheriſchen Böſewicht genannt hatte. Vorgefordert, bekannte er offen, daß er über die Gottheit Chriſti, über die Verſöhnung durch ſein Blut und über die Inſpiration der Bibel anders denke, als in den ſymboliſchen Büchern ſtehe, und daß er auch in ſeinen Predigten dieſe Abweichung immer durchgeführt habe. Seine Sache kam vor das Berliner Kammergericht, das ihn frei ſprach. Der König aber, in Un-

willen darüber ausbrechend, bedrohte die Räthe des Collegiums dafür mit einer besonderen Bestrafung, und Schulz ward durch einen Machtspruch seines Amtes entsetzt. Zur Entschädigung für die Pfarre gab man ihm jedoch sofort eine neue Anstellung an der Porzellanfabrik in Berlin *). Das Berliner Porzellan wurde bei weitem nicht für so zerbrechlich gehalten, als von diesem Standpunct aus der Fels der christlichen Kirche gehalten wird, den man um diese Zeit durch solche Stützen der obrigkeitlichen Macht zu befestigen für nöthig hielt.

Und bei dem Religionsedict war Wöllner nicht stehen geblieben. Er ließ demselben die berühmte Examinationscommission folgen, zu welcher der Prediger Hermes aus Breslau herbeigerufen worden war. Dieser Hermes hatte zu einem Buche seines Schwiegersohns, des Kaufmanns Oswald, eine Vorrede geschrieben, und darin der Welt die ausdrückliche Versicherung gegeben, daß das Reich Gottes bald wiederkehren und dann alle Neuerer verstummen würden. Dies verdiente eine besondere Belohnung von Seiten des Staats, und Hermes wurde dafür Ober-Consistorialrath und Mitglied der geistlichen Examinationscommission, die jetzt in Berlin niedergesetzt wurde. In der Instruction für diese Examinationscommission, am 31. August 1791 vom König allein unterzeichnet, wird das Religionsedict als die einzige und ausschließliche Basis hingestellt, auf welcher alle Religionslehrer examinirt werden sollten. Nur die redlichen Bekenner Jesu, d. h. diejenigen, welche sich in dem Examen über ihre Orthodoxie und Anhänglichkeit an die alte reine christliche Glaubenslehre ausgewiesen hatten, sollten ferner zu einem geistlichen oder Schulamt zugelassen werden. Zugleich beschäftigte man sich mit der Abfassung und Ein-

*) Vergl. das preußische Religionsedict. Eine Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert, erzählt für das neunzehnte. (Leipzig 1842.) S. 26 fgd.

führung eines allgemeinen Landeskatechismus in diesem Sinne. Dem Professor Niemeyer in Halle wurde der Gebrauch seines eigenen Lehrbuchs der populairen und praktischen Theologie bei seinen Vorlesungen untersagt. — —

Auf diesem ganzen Standpunct aber wird besonders die Macht der Presse auf die Gestaltung der Wirklichkeit falsch beurtheilt. Die Presse arbeitet immer nur die gegebenen Zustände des Geistes aus, und sie ist nicht das Pulverfaß, sondern nur der Spiegel der Geschichte, der zum Bewußtsein bringen hilft, und darin allerdings eine gefährliche Seite seiner Wirksamkeit behauptet. Aber es hilft nichts, den Spiegel zerschlagen, der ein uns feindliches Bild zurückwirft, wenn das Bild selbst hart hinter unsern Schultern stehen bleibt, um uns jeden Augenblick an unserm Leben zu ergreifen.

Wenn wirklich gefährliche Ideen auf dem Grunde des Nationallebens wogen, so bleibt dem Staat nur zweierlei zu thun übrig. Entweder er erkennt diese Ideen als richtig an, und dann muß er eilen, um sich sofort in seinem eigensten Organismus danach zu gestalten, und durch die gesetzlichen Formen, die er diesen Ideen auf seinem heiligen und reinen Gebiet verleiht, jede feindliche Ausartung zu verhüten. Oder er hält diese Ideen für falsch, so muß er in sich selbst um so mehr, mit jedem nur möglichen Aufwand, das höchste Leben seiner Einrichtungen zu entwickeln suchen, um zu zeigen, daß der innern Festigkeit und Gesundheit seiner Organe nichts gebreche. So giebt es im Grunde für den wahren, immer in gesunder Entwickelung begriffenen Staat keine gefährlichen Ideen. —

Von diesem Standpunct aus haben wir denn auch die neuesten Verwickelungen der Presse mit den religiösen Bewegungen des Tages zu beurtheilen. Diese Bewegungen haben ihren wesentlichen Ausgangs- und Stützpunct in der Presse gefunden, und die weitere Betheiligung dieser letzteren an ihren Kämpfen ist deshalb eine Lebensfrage für die Sache selbst.

um die es sich handelt. Es ist sehr bemerkenswerth, daß es in der letzten Zeit vorzugsweise die katholische Partei gewesen, welche in mehreren, sehr laut gewordenen Stimmen auf unbedingte Preßfreiheit angetragen hat. So ist der bekannte Professor Baltzer in Breslau (in seiner Flugschrift: „Preßfreiheit und Censur, mit Rücksicht auf die Trierer Wallfahrt"), sogar so weit gegangen, gerade in Bezug auf die katholische Kirche die „Berathung eines Preßgesetzes ohne Censur" als eine der wichtigsten Propositionen für die preußischen Provinziallandtage zu empfehlen. Aber Herr Baltzer mag uns verzeihen, wenn wir ihm nicht glauben können, daß es ihm ein so entschiedener Ernst damit sei! Denn indem er allerdings Preßfreiheit für den katholischen Standpunct will, ist ihm doch schon jetzt die Preßfreiheit gegen den katholischen Standpunct zu viel, und er läßt zu dem Ende in seiner angeführten Schrift die in Preußen bestehenden Censurverordnungen in der ganzen Ausführlichkeit des Actenstücks wieder abdrucken, um zu beweisen, daß die freie Bewegung, welche der Tagespresse zu Gunsten Ronge's und der katholischen Kirchenreform verstattet worden, durchaus gegen die Censurgesetze selbst verstoße. Seiner Mittheilung der preußischen Censurgesetze fügt er bloß in zwei Anmerkungen den römischen Stuhl hinzu, der in dem gesetzlich garantirten Censurschutz mit inbegriffen liege. So greift er auch die Motivirungen an, mit welchen das Erkenntniß des preußischen Obercensurgerichts den ersten Brief Ronge's, an den Bischof Arnoldi von Trier, zum Druck verstattet hat. Diese Motivirungen waren aber gerade in der von Baltzer angegriffenen Beziehung bedeutungsvoll, in der es sich nämlich darum handelt, daß, wie es in jenem Erkenntniß heißt, „das, was von einem katholischen Priester über eine katholische Einrichtung geäußert wird, nicht darauf abzielen kann, Zwiespalt zwischen den im Lande vorhandenen Konfessionen zu säen." In diesem lediglich auf juristischer Anschauung ruhenden

Erkenntniß drückt sich aber der durchaus richtige und würdige Standpunct aus, welchen die Staatsregierung selbst in dieser Sache eingenommen, indem sie in der ausgebrochenen Bewegung durchaus keine konfessionellen Conflicte erblicken will, und sie darum ihrer gänzlich freien und ungehinderten Entwickelung überläßt.

12. Die Preußische Kabinetsordre über die deutschkatholische Angelegenheit.

Die in Berlin schon seit einiger Zeit erwartete Allerhöchste Kabinets-Ordre über die deutschkatholische Angelegenheit ist unter dem 30. April erlassen und zuerst am 30. Mai in der Allgemeinen Preußischen Zeitung veröffentlicht worden. Wieviel Gunst oder Ungunst in den darin gegebenen Bestimmungen für die freie Weiterentwickelung der neuen katholischen Gemeinde, und der religiösen Bewegungen des Tages überhaupt, enthalten sei, dies wird natürlich jetzt der Gegenstand eifriger Deutung und Auslegung. Diese Kabinetsordre, welche nun vor der Hand die einzige Mitgift des Staats auf den ferneren Wegen der jungen Gemeinden sein wird, scheint uns vor allen Dingen den erfreulichen Sinn zu haben: daß sie den status quo der deutschkatholischen Bewegung zur staatlichen Anerkennung bringt, die Aufrechthaltung dieses status quo gewissermaßen den Staatsbehörden zur Pflicht macht, und die weitere Fortbildung dieser kirchlichen Reform als eine Sache der individuellen Freiheit hinstellt und ihren eigenen inneren Bestimmungen anheimgiebt. Der öffentliche Ausdruck dieser Ansicht, welche von dem Thron herab „die Gewissensfreiheit als das Grundprincip der preußischen Regierung" von neuem mit einer feierlichen Zusage bekennt, kann unter den gegenwärtigen Zeitumständen, wo der Stachel der Reform in allen Geistern und in allen Zuständen steckt, nur als ein Do-

cument von der höchsten Wichtigkeit begrüßt werden. Für die neuen deutschkatholischen Genossenschaften selbst ist diese Verweisung auf ihre innere ungestörte Entwickelung, welche der eigentliche Inhalt der Königlichen Kabinetsordre ist, freilich zugleich eine vorläufige Suspendirung ihrer Angelegenheit, die zwar allen fördernden und hemmenden Schritten von Seiten der Staatsbehörde gleichmäßig entzogen sein soll, welche aber auch in dieser Freiheit, in der sie gänzlich auf sich selbst gestellt wird, die fernere Sicherheit ihrer Bewegung und Ausbreitung gefährdet sehen dürfte. Wenn, nach der Königlichen Kabinetsordre, der gegenwärtige deutschkatholische Standpunct noch so wenig „reif" ist, daß selbst über die „Zulässigkeit seiner späteren Anerkennung" für jetzt noch kein Urtheil gefällt werden könne, indem diese Sache „nach Innen und nach Außen noch keine Gestalt gewonnen," so gehört, nach dem ausdrücklichen Sinne der Königlichen Worte, diese innere Gestaltgebung der neuen Gemeinde ihrer eigenen Entwickelung und ihrer freien Selbstbestimmung an. Nach Außen aber kann sie erst eine fertige und organische Gestalt durch die förmliche Anerkennung des Staats gewinnen, und so lange ihr diese entzogen war und bleibt, wird sie immer nur als ein schwankender Organisationsversuch sich darstellen können. Nur erst durch die Anerkennung des Staats, welche die Beziehungen und Geltungen der Separatgemeinden gesetzlich ausprägt, werden diese ihre Organisation abschließen und zu einer fertigen Gestalt erheben können. Soll aber die Anerkennung des äußeren Bestehens dieser Gemeinden zugleich von ihrer inneren Entwickelung, also von der Gestalt, welche ihr Bekenntniß und ihre dogmatische Lehre aufzeigen, abhängig gemacht werden, so werden sie darin einer Beurtheilung unterliegen, die nach den verschiedenen theologischen Standpuncten, welche der Staat dabei selbst in Anwendung bringen kann, verschieden ausfallen müssen. Es ist aber gewiß erfreulich und auch nach andern Seiten hin

beruhigend vom Thron herab zu vernehmen, daß dabei das „Grundprincip der preußischen Regierung," die Gewissensfreiheit, den Ausschlag geben soll! Wenn in der Kabinetsordre diesem „Grundprinzip der preußischen Regierung", der Gewissensfreiheit, nur die Allerhöchsten Entschließungen der Königlichen Person selbst, die in dieser Sache abzuwarten sein sollen, gegenüber gestellt werden: so dürfen sich die katholischen Separatgemeinden, ohne kleingläubig zu werden, jetzt wohl um so mehr einer Hoffnung auf vollkommene Uebereinstimmung jener vorbehaltenen Entschließungen mit dem Grundprinzip der preußischen Regierung, überlassen. Die Königliche Kabinetsordre ist nichts Anderes als eine gesetzliche Feststellung desjenigen Verfahrens, welches Preußen bisher und von Anfang an factisch in der Behandlung der katholischen Reformbewegungen beobachtet hatte, und diese Norm des bedingten Gewährenlassens, die wahrscheinlich zur allgemeinen Bundesmaßregel in Deutschland erhoben werden wird, wird nun das Geleise sein, in welchem sich die ganze Bewegung mit großer Vorsicht weiter zu schieben hat. —

Dieselbe Freiheit, welche den Reformbewegungen innerhalb der katholischen Kirche vor der Hand nach ihrer innern Seite hin zugestanden wird, scheint auch die innere Entwickelung des Protestantismus selbst mehr und mehr in Anspruch nehmen zu wollen. Die immer umfassender werdenden Bestrebungen, welche sich in der letzten Zeit vorbereitet haben, wollen in ihrem eigentlichen Ziel nichts Anderes, als: den Protestantismus zu der Höhe des wissenschaftlichen Bewußtseins der Zeit heraufzubilden, und das Element der freien und sich selbst bestimmenden Vernunft, aus dem er ursprünglich hervorgetreten, wieder als das bewegende Prinzip in sein innerstes Leben hinein zu vertreiben! Dies Bestreben ist überhaupt als eine Grundaufgabe der Gegenwart zu erkennen. In einer Zeit, wo, wie

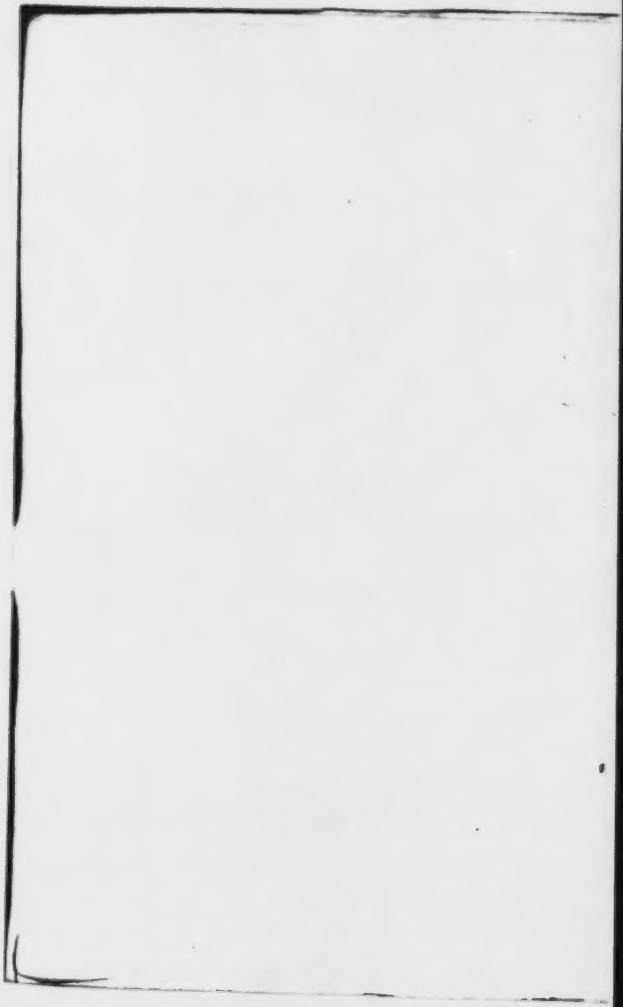
in der Angelegenheit des Pfarrers Wislicenus, eine besondere Glaubenscommission ernannt wird, um die „theologischen Standpuncte“ von Staatswegen zu untersuchen und einer officiellen Prüfung zu unterwerfen, dürfte es von doppelter Bedeutung und Wichtigkeit sein, wenn diese Untersuchung des Standpunctes, auf dem man sich befindet, zu gleicher Zeit frei aus der Gemeinde selbst heraustritt, und als ein an ihr selbst sich vollziehender Act ihres Selbstbewußtseins erscheint. Die protestantische Presse, welcher man nicht wird abläugnen können, daß sie in der vorzugsweise ihr angehörenden Vertretung der neukatholischen Bewegung mit allem Takt und Maß verfahren, wird dann auf ihrem eigensten Gebiet gewiß mit derselben Freiheit, die ihr dort zugestanden worden, sich bethätigen dürfen. Denn dies ist der Charakter der neuen Bildungsepoche der Menschheit, daß die Individualität selbstständig und frei aus sich die allgemeinen Zustände erzeuge, in denen sie ruhen und sich bewegen soll. Die Vernunft der Persönlichkeit will sich dann in der Vernunft der Weltordnung wiederfinden und mit derselben ihre Einigung vollbringen, um das Reich Gottes in einer in sich selbst befriedigten und gesunden Realität auf Erden zu verwirklichen. —

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

Allgemeine

Literaturgeſchichte.

Erſter Band.



Allgemeine

Literaturgeſchichte.

Von

Theodor Mundt.

Erſter Band.

Die Literatur der alten Völker.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1846.

BIBLIOTECA
[illegible]
ALICANTINA

Vorwort.

Dieser Versuch einer Darstellung der allgemeinen Literaturgeschichte, welchen ich hiermit dem Publikum übergebe, ist aus den Vorträgen entstanden, die ich an der berliner Universität in mehreren Semestern unter dem Titel einer Philosophie der Literatur gehalten. Während es mir bei jenen Vorlesungen vorzugsweise nur darauf ankam, die geistigen Entwickelungsmomente der Literatur oder vielmehr das literarische Völkerleben in seinem großen ideellen Zusammenhang darzustellen, habe ich in der gegenwärtigen Ausführung, die für das größere Publikum bestimmt ist,

zugleich dem literarhiſtoriſchen Charakter der Behandelung nachgeſtrebt.

Obwohl ich nun Gelegenheit gehabt habe, dieſen Gegenſtand mehrfach und ſeit Jahren in verſchiedener Weiſe zu bearbeiten, ſo weiß ich doch ſelbſt am beſten, wie viel meiner Arbeit noch zu ihrer Vollendung gebricht, und wie ich nur in dem meiner ganzen Darſtellung zum Grunde liegenden Streben nach einer höheren Literaturwiſſenſchaft, die ſich in ihrer Richtung und Behandelungsweiſe den freien Bewegungen der modernen Wiſſenſchaft und des heutigen Völkerlebens anſchließt, meine Rechtfertigung finden mag.

Werke dieſer Art, die nur allmählig zu einiger Vollkommenheit heranwachſen können, pflegen nach der Perſönlichkeit ihres Bearbeiters bald in dieſer bald in jener Partie ihre Vorzüge oder Mängel zu behaupten. Beſonders iſt dies bei Darſtellungen der allgemeinen Literaturgeſchichte der Fall, bei denen gewöhnlich ein Theil reicher ausgeführt und mehr aus originaler Anſchauung gewonnen erſcheint als der andere. Von dieſer Ungleichartigkeit, die in der umfaſſenden und verwickelten Natur des Gegen-

ſtandes ſelbſt liegt, ſind gerade die bedeutendſten bisherigen Leiſtungen auf dieſem Gebiet am wenigſten freizuſprechen. Auch meine Arbeit leidet im Ganzen wie im Einzelnen an dieſer Ungleichartigkeit, welche hier mit der Aufgabe ſelbſt innig verwachſen zu ſein ſcheint. Man muß aber bei einem ſolchen Buch ſchon von vorn herein ein wenig auf das Wohlwollen der Leſer rechnen können, ohne welches ſich eine Arbeit dieſer Art weder unternehmen noch vollenden läßt, und davon muß ich denn auch das Weiterſchreiten der meinigen abhängig machen.

In meiner Darſtellung hat die Literaturgeſchichte der neueren Völker ſeit den dreizehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart, welche dem zweiten und dritten Theil meines Buches einnimmt, die Hauptſtelle und die weiteſte Ausführung erhalten, während ich in dem erſten Theil mehr einleitungsweiſe die früheren literariſchen Völkerzuſtände behandelt und in ihren weſentlichſten Elementen charakteriſirt habe. Das Uebergewicht, welches die neuere Zeit beſonders ſeit der Reformation bei mir erhalten mußte, geht ſchon aus dem inneren Weſen meiner ganzen Arbeit her-

vor, wonach dieſe nicht bloß eine Relation über die Geiſtesſchätze der Vergangenheit, ſondern vielmehr ein an den Entwickelungskämpfen der Gegenwart ſich lebendig betheiligendes und zur Orientirung darin dienendes Werk ſein will.

Berlin, 29. Oktober 1845.

Inhalt.

Einleitung.

	Seite
1. Der Begriff der Literatur bei den Alten und Modernen . .	1
2. Die wissenschaftliche Behandlung der Literatur	7
3. Die Literatur, die Sprache und die Nationalität	24

Erster Abschnitt.

Die Literatur des Orients.

1. Der Orientalismus	32
2. Das symbolische Geistesleben. Aegypten	37
3. Poesie und Weisheit des Mythus. Indien	45
4. Persien	87
5. Die arabische Literatur	123
6. Die hebräische Literatur	144
7. Die chinesische Literatur	156

Zweiter Abschnitt.

Die griechische Literatur.

1. Geist des Hellenismus	174
2. Die griechische Poesie und ihre Anfänge	178
3. Das homerische Epos	186
4. Die Epiker	202
5. Die hesiodische Dichtung	204

Seite
6. Die lyrische und elegische Dichtung der Griechen . . . 212
7. Die satirische und didaktische Dichtung 231
8. Die lyrischen Dichterschulen 240
9. Die griechische Tragödie 261
10. Die griechische Komödie 261
11. Das Satyrdrama 265
12. Die griechische Geschichtschreibung 266
13. Die griechische Staatsberedtsamkeit 272
14. Die griechische Philosophie 275

Dritter Abschnitt.

Die römische Literatur.

1. Der Charakter der römischen Literatur 292
2. Die dramatische Poesie der Römer 294
3. Die römische Komödie 297
4. Die epische Poesie der Römer 299
5. Die lyrische Poesie der Römer 304
6. Die römische Satire 304
7. Die Fabel 311
8. Die römische Geschichtschreibung 311
9. Die römischen Redner 317

Vierter Abschnitt.

Die Idee des Mittelalters.

1. Antike und christliche Weltanschauung 321
2 Die Romantik 323
3. Anfänge deutscher Literatur- und Sprach-Entwickelung . 328

Einleitung.

1. Der Begriff der Literatur bei den Alten und Modernen.

In der Literatur haben wir den geistigen Organismus der gesammten Weltanschauung, die objective Gestalt alles Wissens und Schaffens in den Völkern, zu erkennen. Thomas Campanella nannte die Welt „die Handschrift Gottes". In diesem Sinne könnte man die Literatur die wahre Handschrift des Geistes nennen. Diese handschriftliche Ueberlieferung des Geistes, welche die Literatur ist, erscheint darum als die ächteste und vollständigste Tradition, weil der Weltgeist eben so treu wie der individuelle Volksgeist sich in ihr abbildet und sie mithin den schaffenden subjectiven Geist in seiner wahren Identität mit dem objectiven Gedanken, das individuelle Wollen in seiner organischen Einheit mit dem allgemeinen Sollen, in sich enthält.

So ist die Literatur am allermeisten dasjenige Reich des Geistes, in welchem die Darstellung der freien Wirklichkeit sich vollbringt, sie ist das schöne Reich, in welchem uns die ideelle Freiheit, auf dem objectiven Grunde der allgemeinen Vernünftigkeit, siegreich entgegentritt.

Und in diesem Sinne, in welchem unsere Zeit ihre eigenste Richtung auch die Freiheit der Persönlichkeit hat, werden wir auf die Literatur, als den wahrhaft concreten Ausdruck dieser persönlichen Freiheit des menschlichen Geistes, zu erkennen haben, und wir möchten hinzufügen, daß dies die einzig würdige Art ist, in der man sich überhaupt in heutiger Zeit mit Literatur beschäftigen kann.

Die Literatur, in ihrem productiven Leben an sich, enthält die innersten Genugthuungen des Menschengeistes. Johannes von Müller, in seiner Rede über den Untergang der Freiheit der alten Völker, sagt sehr treffend: „Zwei Institute, wodurch eine öffentliche Meinung und Stimme begründet wird, Religionsvorträge und unser Literaturwesen, fehlten der alten Welt.“ In der That fehlte den Alten der Begriff der Literatur in dem Sinne, in welchem sie bei den neueren Völkern ein für sich unabhängiges und selbstständiges Lebensgebiet behauptet. Bei den Neueren ist die Literatur neben dem Staat eine zweite Oeffentlichkeit, in welcher der Nationalgeist sich seine Gestaltung schafft. Ja, durch die Oeffentlichkeit der Literatur hat sich in schlimmen Zeiten sehr oft die mangelhafte und kranke Oeffentlichkeit des Staatslebens ersetzt und ergänzt.

Bei den Alten gab es nur die eine und ungetheilte Oeffentlichkeit des Staatslebens, und alle andern Richtungen und Thätigkeiten des Nationalgeistes waren diesem Staatsleben so immanent und eingeordnet, daß sie, sei es in der Poesie, in der Geschichtschreibung, in der Philosophie, nur als bestimmte und bedingte Theile der politischen Oeffentlichkeit erscheinen konnten.

Mit dem Staat hob sich bei den Alten die Literatur und mußte mit ihm verfallen. Bei den Modernen dagegen haben Literatur und Staat sehr häufig in dem umgekehrten Verhältniß zu einander gestanden, und die politische Freiheit konnte

unausgebildet erscheinen, während der in der Literatur arbeitende Volksgeist schon alle Fesseln abgeworfen hatte und geistig auf der Höhe seiner freien Bestimmung sich zeigte.

Der Staat konnte krank sein, und in der Literatur war Gesundheit die Hülle und Fülle, in die Wissenschaft, in die Poesie hatten sich diejenigen Elemente des Heils hineingeflüchtet, welche der Staat noch nicht vertragen, noch nicht in sich verarbeiten konnte, und die erst später, aus der Wissenschaft, aus der Poesie, in den Staat sich zurückbilden und in den Organismus desselben aufgenommen werden mußten.

Eine solche Wechselwirkung zwischen Literatur und Staat kannte das Alterthum nicht, in welchem alles Geistige naturgemäß aus dem Staat herauswachsen, aber auch, wie das Naturproduct, mit ihm vergehen mußte, sobald sein mütterlicher Boden erschüttert war.

Bei den neueren Völkern dagegen strebt und wühlt alles ungebändigte Verlangen des Menschengeistes in der Literatur, in der es sich gewissermaßen eine Freistätte ausgefunden. Die geheimsten Regungen der Individualität und des Volksgemüths brechen hier unaufhaltsam durch, und suchen und finden eine Form, sich zu gestalten, empfangen hier eine Kraft der Wirklichkeit und der Wahrheit, durch die sie gültig werden. Der Gedanke der Freiheit, wo er noch heimathlos umherirrt, hat doch seine Heimath in der Literatur gewiß. Die Literatur kann ihn aufnehmen, beherbergen und bewirthen, und wäre er auch in aller Herren Ländern sonst verschmäht, geächtet. In der Literatur feiert der Geist, welcher anderwärts noch seine endlichen Niederlagen erleiden muß, schon ewige Siege. Die Literatur führt entscheidende Kämpfe, auch wenn alle Waffen der Völker rosten, nur die wahre Ehre gilt in ihr, wenn auch überall die Schande die Oberhand haben sollte.

Doch auch das versöhnende, vermittelnde Wesen der Literatur müssen wir anführen. Da muß ihr vor allen Dingen nachgesagt werden, daß sie, in ihrer volksthümlichen Gemüthsinnigkeit, es mit Vornehm und Gering gleichermaßen hält, und, wie sie den Krieg hat, so auch den Frieden bringt und die Liebe in alle Stände. Es giebt keine andere Aristokratie in ihr, als das Wissen und das Schaffen, welches die höchste Aristokratie ist, aber das höchste Ziel aller ihrer Bestrebungen ist das Volk, aus dem sie herkommt und zu dem sie wieder zurück muß! Und einen stillen Winkel des Friedens hat die Literatur für jedes Herzensbedürfniß der Völker offen. Hier bilden sich ihre Lieblingsträume aus, und Alles, was das Individuum an schönen Hoffnungen für sich und für das Ganze hat, thut es in die Literatur. Diese pflegt es als ihr Kind, und macht das Nothwendige daraus, das ganze Epochen Bewegende. Die Literatur, als diese Herzenserleichterung der Völker, nimmt dem Geist die Lasten der endlichen Gegenwart ab, und läßt ihn von den Höhen der Zukunft herab ins Land schauen.

Die Zukunft der modernen Völker, jedesmal wo sie auf großen Wendepuncten sich entschied, war immer zuerst in ihrer Literatur angebrochen. So geht auch durch die Literatur immer jene βασιλεία θεοῦ, jene beständige Erwartung einer seligen Gesellschaftsverfassung, welche den Grundgedanken des neuen Testaments bildet, und deren Herniedersteigen vom Himmel auf die Erde stets in der nächsten Zukunft erschaut und ersehnt wird. Diese Richtung der modernen Literatur auf die Zukunft giebt ihr das Drängende, Gährende, Athemlose und Maßlose, und von inneren Keimen strotzend, kann sie sich deshalb nicht genug thun, die Sehnsucht treibt sie, das Unermeßlichste will sie ausdrücken und gestalten. Diese Macht der Zukunft in der

Literatur ist die wahre Jugendkraft der Völker, das unaufhörlich erneuernde und fortgestaltende Leben der Jugend, die ihr Werk in der Literatur hat. Daher mußte Gutenberg die beweglichen Typen für die Beweglichkeit der Literatur erfinden. Er wurde dadurch gewissermaßen der erste Volkstribun der Literatur, indem er sie unter das Volk brachte, und dem Volke gegeben hat was des Volkes war. Die Presse wurde nun der Literatur heilige Bundeslade, welche durch die Nationen hingetragen wird.

Diese in sich freie Bewegung des Geisteslebens, welche die Literatur darstellt, kann zwar, wie ich es zu Anfang genannt habe, ein unabhängiges und selbstständiges Lebensgebiet für sich behaupten, und eine zweite, oft die bessere Oeffentlichkeit neben der Oeffentlichkeit des Staatslebens sein. Aber ihre erste und letzte Bestimmung ist doch die, die objective Wirklichkeit des wissenden und schaffenden Geistes auf ihrem rein ideellen Gebiete darzustellen, und damit der wahre Ausdruck der bestehenden Wirklichkeit des Nationalgeistes überhaupt zu sein. Als diese ideelle Wirklichkeit, als welche die Literatur wie eine glückliche Identität des Idealen und Realen erscheint, hat sie ihre Wahrheit und darum ihre größte Wirkung in dem nothwendigen Zusammenhang, in welchem sie zu allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, und zu dem höchsten sittlichen Ausdruck desselben, dem Staat, sich befindet. Diesen Zusammenhang zum Bewußtsein zu bringen, und dadurch die Literatur in der wahren Einheit ihres Gedankens zu erkennen, wird die Aufgabe des ächten Wissens von der Literatur sein, wie es denn überhaupt nur die Aufgabe des Wissens sein kann, die Einheit des Gedankens, welche zugleich die wahre Lebenseinheit der Wirklichkeit ist, in allen Wissenschaften hervorzubilden.

Die Literatur, wie sie den Kampf der innersten Be-

wegungen der Wissenschaft darstellt, ist auch zugleich der Frieden selbst für die verschiedenen Richtungen derselben. Die Literatur besteht nur aus den Thatsachen des Geistes, die sich als solche eine gültige Stelle im Ganzen erworben haben, und sie ist die wahre Unsterblichkeit der Geistesthaten ihres Volkes, eine Unsterblichkeit, in der sich auch alle negativen Einzelnheiten und extremen Besonderheiten des Tages, wie überhaupt alle Gegensätze, über sich selbst hinaus verklären. So ist die Literatur, als dies Ausgeglichensein im Ganzen und Großen, die wahre Vermittlerin der Wissenschaft, und sie hat ein eigenes Recht dazu, diese Vermittelung zu übernehmen, und eine eigene Kraft sie darzustellen. Indem die Wissenschaft der Literatur keinen höheren Zweck hat, als die Geistesbildung in ihrem ganzen Organismus zum Bewußtsein zu bringen, so hat sie, um dazu zu gelangen, auch Jedes auf seiner Stelle in seiner Bedeutung anzuerkennen, und in dieser Anerkennung aller Gegensätze, die sie aus dem Ganzen heraus vollbringt, wird sie den ewigen Frieden des wissenden und schaffenden Geistes darstellen.

In dem durchaus positiven Gebiet der Literatur, auf dem wir uns befinden, haben wir darum auch die Wissenschaft selbst in ihrer ganzen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit aufzunehmen. Die Literatur ist ein Gebiet der Freiheit für die Nothwendigkeit der Idee, und was die neueste Philosophie noch zu lösen strebt, den allgemein vernünftigen Gedanken in seiner Idealität mit der individuellen Freiheit zu begründen, das hat in der Literatur bereits sein Recht ausgeübt, und ist darin zu einer gestaltenden Weltordnung geworden, zu einer Weltordnung der Freiheit. Die Freiheit der Wissenschaft, die vom Staat nicht immer anerkannt wird, und auch mit der Freiheit, welche der Staat als solcher für sich in Anspruch nehmen kann, nicht

immer harmonisch zusammenstimmt, diese Freiheit der Wissenschaft erhält in der Literatur, auf dem objectiven Grunde des ganzen nationalen Geisteslebens, ihr volles und unbestreitbares Recht nachgewiesen. Die Literatur giebt dem Wissen, welches frei gehandelt hat, seine sichere Stelle im Nationalbewußtsein, sie ist selbst das freie Handeln des Wissens in der unbedingtesten Form der Erscheinung. Die Wissenschaft, als Literatur angesehen, auf welcher Stufe der Betrachtung sie allen endlichen Hader und Conflict mit der Wirklichkeit und mit den momentanen Anforderungen des Staats überwunden, muß uns hier in ihrer wahrhaft göttlichen Harmonie entgegentreten, in der sie von sich zeugt, daß sie nicht die Dienerin der endlichen Wirklichkeit, sondern Bewegerin und Gestalterin der dem ewigen Geist angehörigen, wahren Wirklichkeit ist, und daß, wenn sie auch mit dem endlichen Staat, wie er ist, zerfallen sein kann, sie doch darin nur für den ideellen Staat und dessen Vollendung gearbeitet hat.

2. Die wissenschaftliche Behandlung der Literatur.

Die Wissenschaft der Literatur hat es mit dem in der Literatur sich gestaltenden Weltgeist zu thun, der sich darin in der Einheit seiner idealen und realen Elemente überliefert hat. Jede Ueberlieferung hat zunächst ein historisches Element an sich, wie denn alles Wissen überhaupt für uns nur einen historischen Ausgangspunct haben kann. Das Wissen hat immer schon seine Vergangenheit gehabt, aus der heraus es sich zu uns entwickelt, und unser Wissen kann nicht bestehen, ohne das Wissen von der Vergangen-

heit zu sich hineinzunehmen. Daher bei allen Völkern die Sage von einer hohen vorweltlichen Cultur, auf die Alles wie auf ein Urbild der Wissenschaft und Kunst zurückweist, und aus der uns eine Welt des Urwissens entgegentritt, in welchem gar keine Trennung zwischen Leben und Wissen vorhanden, in welchem das Leben schon Wissen, das Wissen Leben, und der Geist als solcher real war. Die spätere Welt, in welcher sich Wissen und Leben wieder entzweien mußten und der Geist sich in sich selbst trennte, hat daher immer ein historisches Verhältniß zu einem Urbild des Wissens in sich behalten, wie ihr auch das innere Streben daraus herfließt, jene verloren gegangene Einheit, in welcher es nur die eine wahre Realität des Geistes gab, durch das Wissen und durch das Schaffen wiederherzustellen. Es ist daher zunächst die historische Ueberlieferung, auf deren Wegen uns das urbildliche Wissen noch in zerstreuten Andeutungen entgegentritt, und die eigene, davon abgeschnittene Production des Geschlechts sucht sich ebenfalls auf historischem Wege wieder daran anzuknüpfen. So wird in der späteren Zeit der *wissende Geist*, welcher sich seiner ganzen Vergangenheit wieder zu bemächtigen strebt, auch zugleich der *schaffende Geist*, der sich daraus die neue Zukunft gestaltet.

Die Literatur, welche wir in dem Sinne, in dem wir sie darstellen wollen, schon als den objectiven Organismus der ganzen Weltanschauung bezeichnet haben, ist der in Sprache und Schrift festgehaltene Ausdruck dieser Productivität, in welcher der wissende Geist sich zugleich als den schaffenden bethätigt. Den wissenden und den schaffenden Geist können wir daher von unserm Standpunct aus in der Literatur nicht als *getrennt* annehmen, sondern es wird eben unsere Beschäftigung sein, sie in derjenigen Einheit und Verbundenheit in der Literatur nachzuweisen,

durch welche die letztere erst als die wahre Totalität des im Volksgeist sich individualisirenden Weltgeistes erscheinen kann. Und hier finden wir uns vor dem wesentlichen Punct, auf welchem sich die umfassende wissenschaftliche Darstellung der Literatur von demjenigen Vortrag der Literaturgeschichte zu unterscheiden hat, der darin nur ausschließlich die Erscheinungen des poetisch producirenden Geistes zusammenfassen will, und dessen Thaten aneinanderzureihen, ästhetisch zu beurtheilen, und historisch nachzuweisen, dort vorzugsweise als Literaturgeschichte ausgegeben und betrieben wird. Wie Treffliches auch in neuerer Zeit auf diesem Gebiet geleistet worden, so erscheint doch der Begriff der Literatur, wie er in diesen Darstellungen gefaßt wird, für die Anforderungen, welche unsere Zeit hier mit Recht zu machen hat, nicht mehr ausreichend. Die poetische Production wird zwar immer den Nationalgeist wie den Weltgeist überhaupt in seiner schönsten und freiesten Entfaltung wiedergeben, und den schaffenden Geist in derjenigen göttlich sich selbst bestimmenden Freiheit zeigen, in der er das Höchste ist, das auf Erden durch menschliche Thatkraft verwirklicht werden kann. Aber an sich ist schon die Trennung unrichtig, welche den poetisch schaffenden Geist in diese Sonderung versetzen will, in welcher er zwar für sich selbst zu seinem Recht gebracht, aber doch zugleich abgelöst werden soll von derjenigen Totalität des Geistes, deren Theil er selber nur ist, und ohne die er auch im Grunde nicht wahrhaft begriffen werden kann. Auf der andern Seite kann Das nicht vorzugsweise Literaturgeschichte heißen wollen, was die Wissenschaft gewissermaßen von dem Ganzen der Nationalliteratur ausgeschieden hat, in der sie als ein nothwendiges Glied der Entwickelung behauptet werden muß. Die Wissenschaft ist aber nicht minder ein Eigenthum und der Ausdruck des öffentlichen

Nationalgeistes, und soweit sie die allgemeinen Bewegungen desselben in sich zu Gestalt und Bewußtsein gebracht, hat sie auch ihre tiefbegründete Stelle in der Einheit der Nationalliteratur eingenommen. Andere Nationen, obwohl sie sich nicht, wie die Deutsche, ein vorzugsweise literarisches und wissenschaftliches Volk nennen, sind uns doch in der nationalen Anerkennung der Wissenschaft vorangegangen, wie z. B. die Franzosen, welche auch ihre wissenschaftlichen Schriftsteller, die bedeutend auf das Ganze eingewirkt haben, immer als nationale Autoren betrachten. Wer würde wohl bei ihnen eine Geschichte der französischen Nationalliteratur schreiben, ohne Montesquieu, Condorcet, Royer-Collard, La Mennais, darin abzuhandeln, aber Geschichten der deutschen Nationalliteratur haben wir genug, in denen man sich vergeblich nach Leibniz, nach Schleiermacher, nach Schelling und Hegel umsieht, wo doch in demselben Augenblick allgemeine Zustände der Bildung berührt werden, welche sich ohne jene gewaltigen Geister nicht so, wie sie geworden, hätten entwickeln können. Die Literatur jedes Volkes ist aber die gestaltete Form der nationalen Geistesbildung überhaupt, und insofern sie die ganze Substanz des Nationalgeistes in sich aufgenommen, muß auch diese in der Betrachtung der Literatur nach allen Seiten hin erörtert werden.

Auf die bisherige Behandlung der Literaturgeschichte wollen wir jetzt noch einen kurzen Blick werfen. Bei den Alten haben Cicero, Plinius, Quinctilian, Pausanias, Dionysius von Halikarnaß, und manche Andere, zwar schon literarhistorische Notizen zusammengestellt, und uns darin oft sehr Nützliches und Brauchbares aufbewahrt, aber die Literatur konnte ihnen noch kein besonderer Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntniß sein. Die Literaturwissenschaft erhielt ihre eigentliche Begründung

und der fast über Alles geschrieben, was es über und unter der Erde, in der Natur und überhaupt in der Welt giebt. Wie er als der Wiederbegründer der Naturgeschichte angesehen werden muß, so legte er auch in seiner Bibliotheca universalis, die zuerst 1545 erschien, den Grund zu einer umfassenderen Literaturwissenschaft. Gesner wird daher in der Regel als der eigentliche Vater der Literaturgeschichte angesehen, wenngleich er in seiner Universal-Bibliothek nichts Anderes gab, als einen alphabetisch geordneten Katalog über alte und neuere, im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen vorhandene Schriftsteller, welche er später, im zweiten Theil dieser Bibliothek, wissenschaftlich nach den Fächern zu ordnen suchte.

Den Namen Literaturgeschichte selbst aber scheint zuerst Peter Lambeck gebraucht zu haben, der im siebzehnten Jahrhundert in Hamburg lebte und an dem dortigen Gymnasium Vorträge über Literatur hielt, für welche er im Jahre 1659 seinen Prodromus historiae literariae herausgab.

Die Wissenschaft der Literatur war aber in dieser Zeit eigentlich nur eine fach- und registermäßig geordnete Vielwisserei. Die Polyhistorie war der eigentliche Charakter der damaligen Wissenschaftlichkeit, die noch mit dem Stoff überpfropft war und desselben nur erst äußerlich, durch Zusammenstellen und Unterbringen, Herr zu werden suchte. Ein gewaltiger Polyhistor war Daniel Georg Morhof, der in seinem Polyhistor literarius, philosophicus et practicus, zuerst 1688 herausgegeben, eine bedeutende Quellensammlung für die Literaturgeschichte überlieferte. Mehrere andere Arbeiten ähnlicher Art, welche um diese Zeit in Deutschland erschienen, als von Struve, Reimmann, Gundling, Heumann, Stolle u. A. können wir hier übergehen. Was die deutschen Gelehrten hier

leisteten, muß als das Unerläßliche betrachtet werden, um einer neuen Wissenschaft Bahn zu brechen und Form zu gewinnen.

Eine großartige Ansicht, die Literaturgeschichte wissenschaftlich zu behandeln, war zuerst von England aus durch Baco von Verulam angedeutet worden, und hatte auch auf diese deutschen literarhistorischen Arbeiten, wenigstens auf ihr Bestreben, hin und wieder Einfluß gewonnen. In seiner Restauratio magna sive de dignitate et augmentis scientiarum, die zuerst 1605 erschien, spricht sich Baco im zweiten Buch (Cap. 4.) auch über die wissenschaftliche Anlage einer Literaturgeschichte in dem großen Zusammenhange aus, in welchem er überhaupt zuerst den Gedanken einer Encyclopädie des menschlichen Wissens auf ächt philosophischer Grundlage entwickelt hat. Baco faßt an dieser Stelle die Literaturgeschichte schon sehr erfolgreich als einen nothwendigen Theil der Weltgeschichte überhaupt auf, indem er die letztere in drei Theile gegliedert wissen will, in die heilige oder Kirchengeschichte, in die bürgerliche Weltgeschichte, und drittens, in die Literatur- und Kunstgeschichte. Letztere, die er als noch nicht vorhanden unter die desiderata rechnet, will ihm so wichtig erscheinen, daß er die ganze Weltgeschichte, ohne die Literaturgeschichte, mit der Statue des Polyphem vergleichen möchte, welcher das Auge fehlt, denn das sei derjenige Theil des Bildes, der am meisten den Geist und die innere Begabung der Person ausdrücke. In den particularen Wissenschaften der Rechtsgelehrten, Mathematiker, Rhetoren und Philosophen, sei zwar hier und da von den Secten, Schulen, Büchern und Autoren leichtfertig Erwähnung geschehen oder eine nüchterne und trockene Erzählung gemacht worden, wie auch dürre und unfruchtbare Tractate de rerum et artium inventoribus wohl gefunden würden, aber eine gerechte und

universale Geschichte der Literatur sei bis jetzt noch von Niemanden herausgegeben worden. Baco schreitet nun dazu, Inhalt, Methode und Endzweck einer solchen Literaturgeschichte näher zu bestimmen. Inhalt ist die Entwickelungsgeschichte, der Fortschritt und die Wanderung der Wissenschaften und Künste über die verschiedenen Theile der Erde, unter den verschiedenen Einwirkungen der Zeiten und Gegenden der Welt. Die Natur der verschiedenen Welttheile und Völker soll dabei bestimmt und hinsichtlich ihrer vorherrschenden Anlage oder Ursähigkeit zu den besonderen Wissenschaften und Künsten charakterisirt werden. Vorzüglich aber sollen, was auch überhaupt der Weltgeschichte Zierde und Seele sei, mit den Begebenheiten auch die Ursachen verbunden werden. Dieser Begründung einer Wissenschaft der Literatur wird man schon das philosophische Element nicht absprechen können, wenn auch Baco selbst ausdrücklich hinzusetzt, daß die Darstellung nicht kritisch, sondern vielmehr rein historisch gehalten werden müsse. Im höchsten Sinne aber faßt Baco hier die Bedeutung und den Endzweck der Literaturgeschichte auf, indem er ihren Nutzen für das Verständniß der geistigen und politischen Bewegungen der Völker, ja ihren Einfluß auf die beste Einrichtung der öffentlichen und Staatsverhältnisse hervorhebt. Wir können daher auf Baco mit Recht den ersten Gedanken einer Philosophie der Literatur zurückführen, wenn er auch die Literaturwissenschaft, nach seiner encyclopädischen Gliederung aller menschlichen Wissenschaften, unter die Ueberlieferungswissenschaften (traditiva disciplina) rechnet, aber sein ganzes Wissenschaftsgebäude, wie sehr ihm auch und oft mit vielem Unrecht der Empirismus zum Vorwurf gemacht worden, hat doch im Grunde und in seinem eigensten Zusammenhang einen so speculativen Charakter, daß eigentlich keine einzelne Wissen-

ſchaft darin gänzlich der Empirie verfallen kann. Der Grundſatz, welchen Baco in ſeinem Organon als den leitenden für alle Wiſſenſchaft aufgeſtellt hat: vere scire, est per causas scire, wurde für die Behandelung der Wiſſenſchaften ein erhebender und lebendig machender, indem diejenige fortan nur als wahre Wiſſenſchaft gelten ſollte, welche ſich aus ſich ſelbſt in ihren nothwendigen Urſachen begründet und dadurch in gedankenmäßigen Formen nachgewieſen. Der Polyhiſtorie ſeiner Zeit, in welcher das Wiſſen noch eine literarhiſtoriſche Rumpelkammer war, konnte Baco nicht wirkſamer gegenübertreten, als indem er ihr die Gewalt des Gedankens anzuthun ſuchte, und ſie dadurch eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Encyclopädie zu werden nöthigte, in welcher denn auch die Geſchichte der Literatur ſelbſt nur in einem gedankenmäßigen Zuſammenhang ihrer Entwickelung ihre Stelle finden konnte.

Im achtzehnten Jahrhundert begegnen wir einigen bedeutenden Anläufen, die Literaturgeſchichte philoſophiſch zu geſtalten, oder wenigſtens in einem allgemein umfaſſenden Sinne zu behandeln. Dahin können wir auch die Arbeiten einiger franzöſiſchen Gelehrten rechnen, z. B. das anerkannte Werk von Goguet, de l'origine des loix, des arts et des sciences et de leurs progrès chez les anciens peuples, Paris 1758, 3 Vol., welches jedoch nicht vollendet wurde, aber hier und da ſehr eingreifende und noch heut nutzbare Unterſuchungen enthält, wie es denn nach einem großartigen, Wiſſenſchaft, Kunſt, Religion, Sitten und Staatsverfaſſungen in ſich begreifenden Plan angelegt iſt, der an ſich ſchon ungemein viel Erweckliches und Anregendes hat. Auch der Italiener Giacommaria Carlo Denina verdient hier wegen mehrerer Arbeiten angeführt zu werden, unter denen wir beſonders ſein großes Werk discorso sopra le vicende della letteratura,

zuerst in 2 Bänden, Turin 1761, später in 4 Bänden, Turin und Carmagnola 1792—1811, auch in Berlin 1784 gedruckt, zu nennen haben. Dieser freisinnige italienische Abbé, der von den mannigfachsten Schicksalen umhergetrieben wurde, und auch nach Berlin kam, wo er Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde, brachte eine bei aller Flüchtigkeit doch sehr geistreich combinirende Anschauung an die Literatur, welche er nach Zeiten und Völkern zu einer ganz hübschen Uebersichtlichkeit zusammen gruppirte. Es ist derselbe Denina, der auch ein Leben Friedrichs des Großen, und eine Prusse litteraire jener Zeit, ja sogar ein Heldengedicht, eine Russiade geschrieben, welche letztere er vielleicht unbeschadet seiner Unsterblichkeit hätte unterlassen können.

Von Italien aus war eigentlich schon durch Vico im achtzehnten Jahrhundert eine höhere und philosophische Ansicht auch der Literatur verbreitet worden. Giovanni Battista Vico, dessen wissenschaftliche Bedeutung uns eigentlich zuerst durch Goethe, (Wahrheit und Dichtung: II. Abth. 2. Thl. S. 43.) später durch mehrere einflußreiche Bezugnahmen von Hegel wiederbelebt wurde, gab im Jahre 1725 zuerst sein Principj di una scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni heraus. Diese „neue Wissenschaft" des Vico, diese scienza nuova, welche eine Metaphysik der Geschichte zu geben anstrebt, sucht auch die Bildungszustände aller Völker auf die Einheit der Prinzipien zurückzuführen, und beschäftigt sich daher eben so sehr mit den Staaten und Völkern, wie mit dem Ursprung der Sprachen und Wissenschaften, mit der Poesie, mit Homer, und mit dem vorgeschichtlichen Geistesleben überhaupt, wie denn seine Leistung besonders darin besteht, eine philosophische Geschichts- und Alterthumskunde geliefert zu haben, in welcher die Philosophie durch die

hiſtoriſchen Volksverhältniſſe, und die hiſtoriſchen Volksverhältniſſe durch die Philoſophie, begründet werden ſollen. Die Gliederung der Dreiheit zeigt ſich in der Anſchauungsweiſe Vico's vorherrſchend, ſo müſſen ſich die Sprachen auf drei, die Staaten auf drei, ſelbſt die Sitten ſich auf drei, zurückführen. Auch nannte er ſein Werk ſelbſt eine politiſche Theologie, in welcher auch die Jurisprudenz, die überhaupt eine beſondere Seite der Vico'ſchen Unterſuchungen bildet, oft eine eigenthümliche und ſehr myſtiſche Rolle zugewieſen erhält. Der Katholizismus hat ihn aber, wie ſchon Gans über Vico bemerkt hat, (in der Vorrede zu Hegel's Philoſophie der Geſchichte), daran gehindert, das Weſen der neuen Zeit inſofern richtig zu begreifen, als ihm der Uebergang und Gegenſatz des Mittelalters zu der neuen Zeit gänzlich fehlt, da er das Moment der Reformation nicht anzuerkennen vermag. Aber ſein Beſtreben, ein inneres gemeinſames Band für die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes aufzuzeigen, bleibt immer hoher Anerkennung werth, wenn er ſich auch oft in mythologiſche und etymologiſche Träumereien dabei verirrt hat. Wie ſehr aber bei Vico die Poeſie und die Literatur ſchon als ein Grundelement der menſchlichen Geiſtesentwickelung erſcheinen, zeigt ſich bereits auf dem merkwürdigen Titelbild an, welches Vico zu dieſer ſeiner scienza nuova hat anfertigen laſſen, und das gewiſſermaßen ſein ganzes Syſtem in einer Allegorie veranſchaulichen ſoll, wie er denn auch in der Einleitung ſeines Werkes dies Bild ausführlicher erläutert. Darauf ſieht man denn auch eine Statue des Homer, welche von einem Lichtſtrahl getroffen wird, der oben aus dem Buſen einer weiblichen Geſtalt herabſtießt. Dieſe letztere iſt aber keine andere Dame als die Donna Metafisica, die mit ihren Füßen die rollende Weltkugel unter ſich tritt, welche Weltkugel ſehr knapp auf die eine Ecke eines Al-

tars ſich ſtützt, was ungemein kippig ausſieht, wenn man dabei an die Theologie als eine Stütze des Weltalls denkt. Donna Metafiſika aber hat Flügel an ihrem Haupt, und befindet ſich in einem Zuſtand der Ekſtaſe, denn ſie iſt getroffen von dem Auge Gottes, welches oben in der Sonne innerhalb eines Triangels dargebildet iſt, und von dem aus ein Feuerſtrahl geradewegs in den Buſen der Donna Metafiſica fließt. Die Donna, (und ſie iſt am Ende der betrachtende Geiſt des Verfaſſers in ſeinem Buche ſelbſt), ſchaut, wie Vico ſagt, in Gott die Welt des menſchlichen Geiſtes an, welches die metaphyſiſche Welt iſt (Ella in quest' Opera contempla in Dio il Mondo delle menti umane, ch' è 'l Mondo metafisico), um dadurch das Walten der Vorſehung in der Welt des menſchlichen Willens nachzuweiſen, welches die bürgerliche Welt, oder die Welt der Nationen iſt (per dimostrarne la Provvedenza nel Mondo degli animi umani, ch' è 'l Mondo civile, o sia il Mondo delle Nazioni). Der Lichtſtrahl aber, welcher aus dem Buſen der Metafiſica zurückfließt, fällt auf die Statue des Homer, als des primo Autore della Gentilita, und dieſe Verknüpfung der Metaphyſik mit der Poeſie durch denſelben Lichtſtrahl, welcher zuerſt aus Gott hergefloſſen, ſoll gewiſſermaßen die erſte Grundeinheit der Völkerbildung darſtellen, von welcher das Geſchlecht ausgegangen. Die auf der Urgeſchichte der menſchlichen Ideen beruhende Metaphyſik (Metafisica, la quale si è fatta sopra una Storia dell' Idee umane, da che cominciaron tal uomini a umana mente pensar) hat aber in den erſten Begründern der menſchlichen Nationen ſich niedergelaſſen, und auf dieſem mythiſchen Grunde, auf welchem die naturſtarken Sinne und die Gewalt der Phantaſie vorherrſchen, erſcheint die Poeſie zugleich als die erſte Weisheit des Geſchlechts, und gewiſſermaßen in einer Art von reli-

giöser und theologischer Bedeutung (la Prima sapienza del Mondo per li Gentili oder auch la scienza de' Poeti Teologi.). In diesem Sinne nimmt in den Vico'schen Untersuchungen Homer die bedeutende Stelle ein, die ihm dort im Zusammenhange der philosophischen Geschichtsbetrachtung eingeräumt ist.

Wenn wir uns jetzt wieder nach Deutschland zurückwenden, so finden wir dort, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ein Werk des deutschen Geistes, das, als eine der bedeutendsten Anregungen und Vorarbeiten zur Philosophie der Geschichte, auch für die höhere wissenschaftliche Behandlung der Literatur von Wichtigkeit ist. Dies sind Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, die zuerst im Jahre 1784 bis 1791 in Riga herauskamen. Schon zehn Jahre früher, im Jahre 1774, hatte Herder eine kleine Schrift unter dem Titel: „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" herausgegeben, welche den ersten Entwurf seiner nachher ausgeführten, auf so großartiger Anlage beruhenden Arbeit enthielt.

Die Analogieen der äußern Welt, die klimatischen, organischen und geographischen Einwirkungen auf den Geist und die Bildung des Menschengeschlechts bilden die eigenste Grundlage von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte, die darum weniger eine Entwickelung der welthistorischen Dinge selbst, als vielmehr eine klimatisch-organische Begründung der menschlichen Geistesbildung geworden ist, und darin auch sehr nützliche Vorarbeiten zu einer zusammenhangsvollen wissenschaftlichen Betrachtung der Literatur überliefert.

Die höhere Auffassung der Literatur selbst trat jedoch zuerst aus jenen Umwälzungen des europäischen Geisteslebens hervor, welche gegen Ende des achtzehnten Jahr-

hunderts aus der Revolution in Frankreich entstanden. Um diese Zeit traten alle geistigen Richtungen des Völkerlebens näher aneinander, und sammelten sich zu einer Einheit in dem lebendigen Begriff der Nationalität, welcher als die Höhe aller Lebenserscheinungen sich darstellte. In Deutschland war es die sogenannte romantische Schule, deren Bestrebungen wir später in dem Zusammenhang unserer Darstellung näher zu charakterisiren haben werden, welche in dem Sinne einer höheren volksthümlichen Anschauung alles geistigen und literarischen Lebens zuerst Literaturgeschichte schrieb, besonders Friedrich Schlegel, in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur" (zuerst Wien 1815) und August Wilhelm Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur (1809—1811). Zugleich war es die neue, besonders durch Schelling's philosophischen Idealismus angekündigte Geisteswissenschaft des Jahrhunderts, welche einen bedeutenden Einfluß ausübte auf diese Bestrebungen, eine umfassende und gewissermaßen idealistische Literaturwissenschaft zu gestalten. In diesem Sinne ist auch Adam Müller mit seinen „Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur" (1806) als bedeutend für die höhere Behandlung der Literaturgeschichte zu nennen.

Unabhängig aber von den speculativen Bewegungen der Zeit, erblicken wir zu Anfang dieses Jahrhunderts einige in ihrer Weise äußerst werthvolle Darstellungen der Literatur, welche uns den literarhistorischen Pragmatismus in seiner trefflichsten Ausrüstung zeigen. Unter diesen ist zuerst Ludewig Wachler zu nennen, der in vielfachen Ausgaben Handbücher, Grundrisse und Vorlesungen über allgemeine Geschichte der Literatur und literarischen Cultur, wie auch über deutsche Literatur insbesondere, geliefert, ein

Mann von vielem historischen Wissen und einem kernhaften deutschen Gemüth, der in einer freisinnigen nationalen Richtung unendlich viel Gutes in Deutschland gewirkt hat, dessen Urtheile aber oft in einem gewissen rhetorischen Schwulst und einem seltsamen Schnörkelwesen von Beiwörtern, durch welche er die Schriftsteller zu charakterisiren sucht, verloren gehen.

Neben ihm ist Friedrich Bouterwek anzuführen, dessen „Geschichte der neuern Poesie und Beredsamkeit" in 12 Bänden auf einer noch umfassenderen und eigenthümlicher erworbenen Grundlage des literarhistorischen Wissens beruht, als das Wachler'sche Werk. Doch ist Wachler in der Behandlung der deutschen Literatur bedeutender und eindringlicher, Bouterwek hat dagegen in der spanischen und italienischen Literatur unendlich viel gelesen, und seine Arbeit ist hierin noch unentbehrlich und unübertroffen. Bouterwek befand sich auf dem Kantisch-Jacobischen Standpunct, und hat auch auf dem Gebiet der Philosophie einige abenteuerliche Kreuzzüge unternommen, von denen jedoch glücklicherweise seine literarhistorischen Darstellungen frei geblieben.

Als ein Nachfolger von Wachler und Bouterwek erscheint uns in neuester Zeit Gervinus, mit seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, ein Werk von umfassendem historischen Wissen und durchdringendem historischen Geist, aber doch von einer zurückstoßenden und ernüchternden Einseitigkeit. Der historische Geist aber, der hier Alles vermögen und bestreiten soll, tritt doch gar zu cyklopenhaft auf, und hat sich nicht nur gegen die ewige und göttliche Idee in der Literaturgeschichte mit persönlicher Willkür vorgedrängt, sondern auch diejenige Musenhaftigkeit streng von sich abgewiesen, ohne die man sich überhaupt mit Literatur gar nicht einlassen sollte. Dieses

„reine Geschäft des Historikers", welches Gervinus, nach seinem eigenen Ausdruck, an unserer Literatur üben will, nämlich, wie er sagt: „zu ordnen, zu stellen, Zusammenhang in Allem und durch den Zusammenhang Nothwendigkeit nachzuweisen," macht uns angst und bange, wenn wir sehen, in welcher Gestalt die Literatur selbst aus diesem Geschäft hervorgeht. Dies Nachweisen des Zusammenhanges in Allem, welches er sich durch das bloß historische „Ordnen und Stellen" des Stoffs zu geben vermißt, hat er doch auch nicht leisten können, ohne sein eigenes subjectives Raisonnement zu Hülfe zu nehmen, welches denn nicht etwa in der Idee, deren einzig und allein ordnende und stellende Macht Gervinus als dieser „reine Historiker" nicht anzuerkennen vermag, seine Wurzel sucht, sondern dieselbe lediglich in der Persönlichkeit des Herrn Historikers selbst, in seinen Neigungen und Abneigungen, in seinem Geschmack und Ungeschmack, aufzeigt. Diese Objectivität der Literaturgeschichte, welche nicht die wahre Objectivität der Idee ist, sondern vielmehr die kalte und geringschätzige Anmaßung, die alle Gegenstände in eine beliebige Ferne zu sich stellt, und sich dabei so viel als nur irgend möglich aller Begeisterung und Liebe enthält, diese Art von Objectivität heißt doch nur allen geistigen Duft von der Literatur wegblasen, und ein anatomisches Präparat, statt einen lebendigen Organismus davon zur Anschauung bringen. Gervinus hat eine eigene frösteinde Antipathie gegen Alles was Genie heißt, und ihm wird erst dann immer recht leicht ums Herz, wenn er durch eine recht zudringlich auf den Leib rückende Combination der gegebenen Verhältnisse, worin diese Historik ihren Triumph zu feiern sucht, dem Genie gewissermaßen seine endliche Entstehung und Zusammensetzung nachgewiesen, und ihm, so zu sagen, seine Vettern und Basen, mit denen er auf

die Welt gekommen, vorgerückt hat. Dieser bauernstolze Pragmatismus, der mit seinem überlegenen und selbstgefälligen Lächeln dem Geist gewissermaßen in die Karten zu kucken meint und Alles besser verstehen will als der Geist selbst, dieser Pragmatismus, der bei aller seiner Vierschrötigkeit doch das Gras wachsen hört in der Literatur und das Genie aus seinen Windeln construirt, er möchte die Literatur sogar um ihre Zukunft betrügen. Gervinus spricht nämlich zugleich die Ueberzeugung aus, daß die deutsche Dichtung bereits ihre Zeit gehabt, daß die geistige Productionskraft bei uns erschöpft sei, und die Talente, die jetzt kein Ziel mehr hätten, lieber auf die wirkliche Welt und den Staat sich lenken sollten, wo in neue Materie neuer Geist zu gießen sei. Er spricht sich darüber auch folgendermaßen aus: „die inneren Nöthigungen unserer Zustände rathen uns an, uns fürderhin mit dem Genusse unserer alten Poesieen zu begnügen, die ermattete Productionskraft auf einen andern Boden zu verpflanzen, wo sie neue Nahrung findet, und wenn wir das Alterworbene in der Literatur nicht mit dem Neuzuerwerbenden im Staate zugleich verbinden können, lieber jenes aufzugeben als dieses". Wer sollte glauben, daß ein Mann, der seinen Ruhm vorzugsweise seiner freien und biedern Gesinnung verdankt und der uns als Einer der Sieben von Göttingen immer ehrwürdig erscheinen wird, uns solche Perfidien gegen unser eigenes Nationalleben anrathen könnte, wobei auch noch die nationale Productionskraft als solche so geringschätzig fortkommt, daß sie als ein bloßes Belieben betrachtet wird, sich vorwärts oder rückwärts oder nach dieser und jener Seite hin willkürlich zu wenden, was denn in der That die Kraft des Dichtens und Producirens wie jede andere menschliche Kraft betrachten heißt, die, je nachdem es ihr als ihre Aufgabe gefällt, Acten schrei-

ben, auch schustern und schneidern kann. Der Ruhm der Gervinus'schen That in Göttingen ist auch auf seine Literaturgeschichte zurückgeflossen, und sie mag uns auch deshalb noch immer in diesem schöneren Licht willkommen geheißen sein, denn wenn auch jene sieben Professoren in Göttingen im Grunde nichts Anderes thaten, als was ein ehrlicher Mann thun mußte, so wachsen doch in Deutschland die ehrlichen Leute noch keineswegs wie die Brombeeren, und wer zur rechten Zeit und am rechten Ort ein ehrlicher Mann gewesen, bleibt immer für uns ein Held!

3. Die Literatur, die Sprache und die Nationalität.

Wir hatten den Begriff der Literatur dahin bestimmt, daß in ihr die Einheit des wissenden und schaffenden Geistes sich darstelle, und diese Einheit ist der absolute Geist selbst, oder die aus sich selbst sich begründende Darlegung der göttlichen Idee, wie sie ihre Manifestation in der Literatur hat. Wir nehmen hier den absoluten Geist als dasjenige Sichselbstbestimmen der göttlichen Idee, worin sie zugleich in der Nothwendigkeit ihre Freiheit findet, eine Offenbarung des allgemein vernünftigen Gedankens, der eben durch diese Offenbarung individuell geworden, und den ewigen Sieg der Individualität damit bestimmt. Dies ist das ewig producirende Wesen des individuellen Geistes, mit dem wir es zu thun haben, der sein wahres göttliches Sein darin hat, sich unaufhörlich zu gestalten, und der die Realitäten, in und mit welchen er sich gestaltet, als diesen eigenthümlichen Stoff hat, den er durch sich zu seiner wah-

ren Wesenheit erhebt, indem er sich selbst darin hervorbringt. Die Realitäten, als von Gott ewig gegeben, diese existirenden Thatsachen des absoluten Geistes, wirken zur Hervorbringung des individuellen Geistes ebenso mit, als sie in diesem individuellen Geist erst wahrhaft erscheinen, und in ihm ihre ewige Zukunft haben.

Die eigenthümliche Durchdringung des individuellen Geistes mit der ewigen Realität, die eben dies Wechselleben ewiger Productionskraft ist, sie macht sich in der Erzeugung der menschlichen Sprache selbst unabweisbar geltend. Die Sprache erscheint als der eigentliche Lebensorganismus des Gedankens selbst, und insofern ist es die ganze menschliche Individualität, welche in der Sprache ihre Offenbarung findet. In der Individualität des Menschen ist somit der eigentliche Ursprung der Sprache aufzusuchen, die menschliche Sprache ist die menschliche Individualität selbst, und um alle abstracten Ansichten über eine sogenannte göttliche Erfindung der Sprache zu widerlegen, hat Herder in seiner berühmten Preisschrift über die Sprache, schlagend den Grundgedanken hingestellt: daß menschliche Vernunft und menschliche Sprache etwas Identisches und gleichzeitig miteinander Hervorgegangenes sind.

Die Sprache erscheint daher zugleich als der wesentliche Ausdruck des Unterschiedes zwischen Mensch und Thier, obwohl die in früheren Zeiten häufig aufgestellte Hypothese: daß die Thiere Alles erreichen würden, was der Mensch ist; wenn sie nur die Sprache besäßen, für ebenso sinnlos angesehen werden muß, als die andere, ihr gleichkommende: daß die Menschen in ihrem ersten Zustande eine Gattung Thiere gewesen, und als solche, nur mit dem Naturgeschrei begabt, in den Wäldern gelebt hätten. Herder bezeichnete die Thiersprache sehr richtig als „ein dunkles sinnliches Einverständniß einer Thiergattung unterein-

ander über ihre Bestimmung, im Kreise ihrer Wirkung." Die Welt des Thieres ist aber das Thier selbst, und es ist das Allerabgeschmackteste, das man nur hat thun können, gewissermaßen aus einer gutmüthigen Rücksicht für den lieben Gott, auch in den Thieren eine ideale Vorstellungswelt anzunehmen, in deren geheimnißvollen Grund wir nur nicht hinabzusteigen vermöchten, weil wir die Thiersprache nicht begriffen. Was wir an den Thieren zu begreifen haben, ist eben bloß das Thier. Der Orang-Outang hat, anatomisch untersucht, fast die gleichen Sprachwerkzeuge aufgewiesen, wie der Mensch, und doch hat ihm noch immer nicht beliebt, das Wort zu sprechen, das ihn zum Menschen machen könnte, und wozu wir, bei unserm heutigen Ueberfluß an Cultur, ihm gern etwas abtreten würden von all unsern Systemen und unseren philosophisch-theologisch-polizeilichen Verwickelungen. Die gelehrten Hunde, die man noch immer so häufig auf Kunstreisen begriffen findet, und die allerdings namentlich als Rechner oft Erstaunliches leisten, müssen zwar so thun, als ob sie unendlich gelehrt wären, aber wenn sie sprechen könnten, würden sie sich gewiß zu ihrem eigenen Vortheil beeilen, uns zu sagen, daß sie nichts wüßten.

Der göttliche Ursprung der Sprache hat aber in dem Sinne seine Wahrheit, indem er in dem göttlichen Ursprung der menschlichen Individualität selbst inbegriffen liegt. Damit läßt sich sehr gut vereinigen, wie in der Schrift, im 2. Buch Mose, die Sprache als ein Werk Gottes angegeben wird: „Der Herr sprach zu Mose: Wer hat den Menschen den Mund geschaffen? Hab' ich's nicht gethan, der Herr? So gehe nun hin, ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen sollst!" Zu Adam selbst aber werden alle Geschöpfe gebracht, daß er sie *nennen* soll, und die biblische Tradition deutet hier in der einfa-

chen Identität des Namens mit dem Dinge, welche durch die dem Adam zuerkannte Namengebung vollzogen wird, das unmittelbare Wesen der Ursprache an.

Die Sprache, als Wortwerdung und Auslautung der Individualität, schließt die natürliche Verschiedenheit der Volkssprachen in sich, welche auch zu einer eigenthümlichen Lebensbedingung für die Entwickelung der Literatur wird. Es hat sich bekanntlich Leibnitz mit dem Probleme beschäftigt, eine allgemeine Sprache für die menschlichen Gedanken herzustellen, und er wollte ein Alphabet der menschlichen Gedanken finden, durch welches diese in ihrer allgemeinen Wesenheit erschöpfend und richtig abgebildet werden könnten, was er besonders in seiner Historia et Commendatio linguae characticae universalis, quae simul sit ars inveniendi et judicandi (abgedruckt in seinen Oeuvres philosophiques, publ. par Raspe, p. 535 folgd.) näher ausgeführt hat. Die schärfste Beurtheilung dieses Strebens nach einer allgemeinen Charakteristik der Begriffe hat Hegel in dem 2. Band seiner ausführlicheren Wissenschaft der Logik (S. 164. 1. Ausg.) gegeben, indem er sagt, daß dieser Lieblingsgedanke Leibnitzens, den er in der Jugend gefaßt, und der Unreifheit und Seichtigkeit desselben unerachtet auch späterhin nicht aufgegeben habe, mit seiner Anwendung des combinatorischen Calculs auf den Schluß und auf die Verbindung anderer Begriffe zusammengehangen und sie im Grunde dasselbe sei wie die verrufene Lullianische Kunst. Ganz so sinnlos, wie hier Hegel es darstellt, kann sich jedoch wohl Leibnitz sein merkwürdiges Problem nicht gedacht haben, und wir müssen hier noch etwas bei diesem Gedanken verweilen, der, wenn er sich verwirklichen ließe, alle Literatur bei den Völkern unmöglich oder unnütz machen würde, indem er die Entwickelung der Volkssprachen als unnöthig für das Le-

ben des Geistes zurückgedrängt und dem Geist eine von aller Nationalität unabhängige reine Offenbarung seiner selbst verliehen hätte, wobei uns jedoch nothwendig einfallen muß, daß diese, alle nationale Form ausschließende, allgemeine Charakteristik der Begriffe, welche Leibnitz suchte, in manchem Betracht mit dem Hegelschen Begriff, als dem wahren Wesen des Geistes, Aehnlichkeit hat, insofern derselbe das nur für die wahre Realität und das eigentliche Leben gelten läßt, was in diese reine und mit sich selbst identische Form des Erkennens gefaßt worden. Leibnitz aber ging hierbei zunächst von der Grundansicht aus, die er auch in seiner Schrift de arte combinatoria ausgesprochen, daß es gewisse primitive Gedanken des Menschengeistes geben müsse, deren Zahl sich bestimmen und fixiren ließe, und in die alle menschlichen Gedanken überhaupt zurückgeführt und aufgelöst werden könnten. Das Postulat ist nun, für diese Urgedanken bezeichnende Charaktere aufzufinden, und daraus wieder die Charaktere der abgeleiteten Begriffe zu bilden. Aus der Zusammensetzung mehrerer Charaktere würden dann Formeln entstehen, mit welchen dergestalt gerechnet werden könnte, daß, eben wie bei einer Rechnung selbst, die Richtigkeit des Gedankens schon aus der Richtigkeit der Formel hervorgehen müßte, oder, wie Leibnitz selbst sagt: „daß die Irrthümer der Ratiocination aus der Bildung und Construction der Vocabeln selbst, gleichsam als Solöcismen und Barbarismen, entdeckt werden könnten; wie in der Arithmetik und Algebra geschieht, wo die ganze Ratiocination im Gebrauche der Zeichen besteht, und wo ein Irrthum der Rechnung zugleich ein Irrthum des Geistes ist.“*) Von dieser Differentialrechnung des Begriffs selbst abie-

*) Vergl. Gubrauer, Leibnitzens Leben I. 323.

hend, muß man jedoch vor Allem die Möglichkeit bezweifeln, daß überhaupt genügende und entsprechende Charaktere gefunden werden könnten, in welchen sich die Urgedanken des Menschengeistes gewissermaßen abbilden ließen, wie auf der andern Seite, was auch Leibnitz selbst einräumt, diese Charaktere die wahre Philosophie schon voraussetzen würden. Für diese wahre Philosophie, oder die richtige Darstellung der primitiven Gedanken, hielt aber Leibnitz natürlich seine eigene Philosophie, was wir ihm nicht verargen wollen, da es bis jetzt noch jeder Philosoph vor und nach ihm gethan. Dabei nimmt jedoch Leibnitz an, daß man in dieser Analysis der menschlichen Gedanken auf einen Gedanken stoßen werde, dessen Nothwendigkeit nicht durch diese Zahlenreihen oder Formeln sich beweisen ließe, sondern nur in Gott, als dem außerhalb dieser Formeln stehenden Urgrund, ihren Beweis hätte. Diese tantalischen Bestrebungen des großen Philosophen, einen absoluten Dogmatismus des menschlichen Geistes aufzustellen, und zwar in allgemeinen, algebraisch symbolischen Charakteren, deren Sprache ohne Wörterbücher zu lernen, wodurch dann der Mensch eben, ohne, wie bis jetzt, einen großen Theil seines Lebens auf die Erlernung der Sprachen zu verwenden, seines Lebens gewissermaßen viel länger genießen und ohne alle Umwege der Bildung unmittelbar zur Weisheit und Erkenntniß gelangen würde: diese Bestrebungen beweisen eben durch ihre Unausführbarkeit auf das Schlagendste, daß alle Bildung, alle Erkenntniß, alle Productivität des menschlichen Geschlechts lediglich auf der Individualität beruhen. Die allgemeine Charaktersprache der Begriffe, welche jede Individualität und mit ihr alle Nationalität vernichten würde, wäre das Paradies der Langenweile, dessen Seligkeit wir uns jetzt und für alle Ewigkeit nicht wünschen. Lieber im Schweiß unseres Angesichts

zu Grunde gehen bei Scheller, Riemer, Schneider, und wie die Wörterbücher nur alle heißen können, von denen uns der große Leibnitz erlösen wollte, als in jenen fabelhaften Charakteren, die sich ohne Wörterbücher erlernen lassen sollen, an der urgeistigen Substanz, welche nicht mehr vorwärts noch rückwärts kann, zu schwelgen. Auf die Zukunftslinie der Geschichte des menschlichen Geistes müssen wir uns stellen, wollen wir unser Leben wahrhaft genießen und benutzen, und diese Zukunftslinie ist die Individualität, welche die Quelle aller Productionskraft ist. Alle wahre Geisteshervorbringung ist individuell, und was die Individualität in der Sprache, das ist die Nationalität in der Literatur, weshalb man in der Literatur nichts Höheres betrachten kann, als den individualisirten Geist der Nationen, wie er sich darin die ihm eigensten Formen geschaffen, und dadurch seine absolute Wesenheit wie seine Unsterblichkeit sich begründet hat.

Die productive Ueberlieferung der menschlichen Individualität ist in der Geschichte an die That, in der Literatur an das Wort gefesselt. Wie aber von den Thaten der Geschichte schon frühe allerhand Gedächtnißzeichen, Bildwerke, Münzen, und die Steine selbst sprechen, so mußte auch für das Wort, um die Ueberlieferung des Geistes in ihm festzubilden, die Schrift erfunden werden, in welcher die Fortentwickelung der Ideen zuerst einen äußern Anhalt und eine historische Gewißheit erhielt. Bei allen Völkern bezeichnet die Erfindung und Feststellung der Schrift denjenigen Moment, wo ihre Geistesbildung sich historisch zu bewegen beginnt, und die Productivität der Ideen schon so drängend geworden, daß ein Volk, zur Verständigung mit seiner Zukunft wie mit seiner Vergangenheit, der Schriftzeichen bedarf. Die Schrift erscheint daher als diese Zauberei, welche Vergangenheit und Zukunft ermittelt, und sie

iſt in der That dieſe Herenkunſt, wofür ſie von den noch nicht cultivirten Völkern der Erde gewöhnlich angeſehen wird, und wenn uns Reiſende von dem ſonderbaren Eindruck und der geſpenſterhaften Scheu erzählen, welche der Anblick der Schrift bei Wilden hervorzurufen pflegt, ſo haben dieſe Wilden ganz Recht mit ihrer Scheu, denn dieſe Schrift iſt für ſie die Sphinx der Völkerbildung, mit deren Enträthſelung ihre Stunde geſchlagen haben würde. Merkwürdig iſt auch, was uns Clapperton, in ſeinem Journal of a second expedition into the Interior of Africa (S. 214.) von der Schuljugend in Fellata, der bedeutendſten Provinz im Süden von Afrika, erzählt. Hat nämlich der Lehrer die an die Tafel geſchriebenen arabiſchen Worte, die auswendig gelernt werden müſſen, ehe er zu einer neuen Lection übergeht, von der Tafel abgewaſchen, ſo wird das Waſſer, deſſen er ſich hierzu bediente, von den lernbegierigen Schülern jedesmal ausgetrunken, weil ſie dann erſt, nachdem ſie die abgewaſchene Schrift in succum et sanguinem in ſich aufgenommen, von ihrem wirklichen Wiſſen ſich überzeugt halten. Hier hat die Schrift in der naiven Vorſtellung der Naturkinder die Bedeutung von etwas Identiſchem mit dem Wiſſen ſelbſt, und im Grunde iſt dieſe Vorſtellung doch nicht um Vieles widerſinniger, als die Vorausſetzung des Leibnitz, daß wir in ſeiner allgemeinen Zeichenſchrift die Urbegriffe ohne alle weitere Mühe gewiſſermaßen würden verſpeiſen können.

Erſter Abſchnitt.

Die Literatur des Orientalismus.

1. Der Orientalismus.

Ein Urzuſtand aller Völkerbildung erſcheint uns in der Poeſie, als Poeſie treffen wir die erſte Entfaltung des Menſchengeiſtes in jener ſeligen Einheit von Dichtung und Wiſſen an, welche in der Mythe ſinnlich und geiſtig zugleich ſich ſo lebensvoll geſtaltet.

Dieſe Urpoeſie des Völkerzuſtandes haben wir zuerſt im Orient anzuſchauen, auf welchen überhaupt als auf eine urſprünglich vorhandene Einheit alles menſchlichen Geiſteslebens alle Ueberlieferungen zurückweiſen, ſowohl in der Sprache wie in den Ideen. Der Orient, als die Heimath der menſchlichen Ideen, als derjenige Anfang, welcher zugleich ſchon ſeine Vollendung in ſich trägt, will uns jene gegenſatzloſe Einheit des Geiſtes aufzeigen, die als ein unmittelbares Naturleben beſteht und in aller Ueberſchwänglichkeit der Naturfülle ſich lebendig erweiſt.

Daher der Zug der heutigen wiſſenſchaftlichen Forſchung nach dem Orient, als der Quelle der Völkerbildung worin zugleich der Drang unſerer eigenen Geiſteszuſtände

ſich offenbart, der überall auf das Urſprüngliche zurückgehn und das Geſetz der Einheit für alle Entwickelung finden will. Dieſer Zug unſerer Zeit nach dem Orient hat ſich jedoch in der reinen Wiſſenſchaft, namentlich in der orientaliſchen Philologie ſelbſt, erfreulicher erwieſen, als in der Rückwirkung auf unſere Poeſie, die, Goethe's Diwan und weniges Andere etwa abgerechnet, nur geſchmackloſe Mißbildungen aufzuzeigen hat. Dieſe letzteren ſind denn auch vielfach dazu dienlich geweſen, den Pantheismus in den übeln Ruf zu bringen, den er in unſerer Zeit überhaupt davongetragen und der ihn faſt zu einer der vielen polizeilichen Kategorieen geſtempelt hat, mit denen unſere Tage ſo geſegnet ſind. Wenn zum Beiſpiel ein neuerer deutſcher Dichter, Friedrich Rückert, ſingt:

O Sonn', ich bin dein Strahl, o Roſ', ich bin dein Duft,
Ich bin dein Tropf', o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft,

ſo iſt dies lyriſch trunkne Sichempfinden im Allgemeinen allerdings jenem Pantheismus der orientaliſchen Weltanſchauung gleich, die in Allem nur Eines ſieht, feiert und anbetet. Aber was den Neueren als dieſer Pantheismus verdächtig geworden iſt, der Alles in Pauſch und Bogen für Gott nimmt, und dadurch zuletzt als gottlos erſcheinen muß, dieſes Aufgehenlaſſen der Individualität in der allgemeinen Subſtanz, es ſtellt ſich auf dem orientaliſchen Anſchauungsgebiet ſelbſt nicht als dieſer negative Pantheismus dar, welcher ſich feindlich gegen die Individualität verhielt, ſondern der Orient war der individualiſirte Pantheismus ſelbſt, in welchem die allgemeine Subſtanz ſich als Perſönlichkeit geſetzt hatte.

Viele Probleme, welche heut noch die dringendſte Arbeit des Völkerlebens ausmachen, finden ſich in der orientaliſchen Weltanſchauung, obwohl nur als natürlich exiſtirende Thatſache, ſchon gelöſt, in der ſich das ſinnliche und

geiſtige Element des Daſeins zu einer einheitlichen Lebensform merkwürdig durchdrungen, und das göttliche mit dem weltlichen Leben nur eine und dieſelbe Realität ausmacht, in welcher der Menſch mit ſeinem Geiſt und mit ſeinen Sinnen zugleich aufgegangen iſt. Oder der Menſch ſelbſt iſt vielmehr als dieſe urgeiſtige Realität erſchienen, welche alle Individualität überſchattet und in ſich aufgenommen hat. Alle unſere ſpeculativen Syſteme, unſere eigenſte Geiſteswelt deutet ſich ſchon in der mythiſchen Dichtungswelt des Orients wunderbar an, obwohl in jener Durchwobenheit des Gedankens mit der Phantaſie, in welcher das Denken als Phantaſiren und das Phantaſiren als Denken erſcheint, aber darin den bedeutſamſten Kern menſchlicher Ideen geſtaltend. Dies iſt der Standpunct der Natur-Symbolik, welche die Lebensform des Orients ausmacht, und die, abenteuerlich und vielgliederig in ihren Gebilden, darum ſo maßlos durch Himmel und Erde umherſchweift, weil ihr noch Alles gehört, und weil ſie den noch nicht mit ſich ſelbſt entzweiten Geiſt, der darum an keinem Gegenſatz eine Schranke findet, auch in allen Erſcheinungen der Welt als unendlich beſitzt, weil in ihr der Geiſt noch als Natur erſcheint.

Die Naturſymbolik des Orientalismus ſtellt uns jene Einheit von Religion, Philoſophie, Poeſie, Staat und Leben dar, in der wir das Paradies des menſchlichen Geiſtes erblicken müſſen, das ſich, wie hier im Uranfang, ſo auch am Ende der Geſchichte wieder zu verwirklichen hat, obwohl dann in den reinen Formen des Geiſtes, welche aus dem Entwickelungs- und Läuterungsproceß der Geſchichte frei und ſiegreich hervorgehen müſſen und die der Orientalismus noch in das mythiſche Naturleben verhüllt hat. Am Anfang wie am Ende der Geſchichte ſteht das Paradies, aber das Dazwiſchenliegende, welches die Ge-

schichte ist, wäre eine unnütze Bewegung, wenn nicht das Paradies des Endes die höhere Form für das Paradies des Anfangs gefunden hätte. So sehen wir aber in dem Orientalismus die erste menschliche Geistesbildung in einer Einheit von Philosophie und Poesie sich gestalten, und dies enthält für uns auch einen lehrreichen Aufschluß in sich über die vielfach erhobene Frage, was der Entwickelung und Befriedigung des menschlichen Geistes mehr diene, die Philosophie oder die Poesie? Diese Frage ist, namentlich von Philosophen selbst, oft zum Nachtheil und zur Erniedrigung der Poesie beantwortet worden, und man hat dann gemeint, in der Philosophie quille allein die wahrhaft ordnende und gestaltende Lebenskraft der Völker, während in der Poesie gewissermaßen nur das gemüthliche Stillleben friedlicher Völkerzustände, die nicht mehr im Drang historischer Entwickelung begriffen, sich ausspreche. Diese Ansicht, die eine unnöthige Trennung in die menschliche Geistesentwickelung hineinbringt, ist vor allen Dingen eine ungeschichtliche, und sie muß sich durch unsere ganze nachfolgende Darstellung von selbst widerlegen. Das philosophische und das poetische Element des Geistes, das sich im Orient, namentlich bei den Indiern, völlig ineinsgestaltet hat, und in dieser Einheit ein selig in sich ruhendes Urbewußtsein des Menschengeistes darstellt, es muß zwar in den späteren historischen Bewegungen sich wieder von einander trennen und losreißen, wie in alter Zeit zuerst bei den Griechen, die in ihrer Bildung Philosophie und Poesie rein gesondert aufzeigen und beide theils in einer selbstständigen Entwickelung nebeneinander hergehen lassen, theils auch, wie bei Plato, in einem innern Kampf begriffen darstellen. Der Dichtergeist und der Denkergeist, die im Pantheismus der orientalischen Anschauung zusammengefallen waren, und darin die Ureinheit von Bild und

Gedanke darstellten, sie müssen auf der entwickelteren Stufe des Völkerbewußtseins zwei verschiedene Pole des Geistes bezeichnen, auf denen sich derselbe aber mit gleicher Nothwendigkeit zur Erscheinung bringt. Die Philosophie, als die Wissenschaft des Unendlichen, hat damit keine höher begründeten Anrechte auf die Herrschaft des Geistes, als die Poesie, welche die Darstellung und Gestaltung des Unendlichen ist, und in welchem die Welt dem Gedanken Gottes nachgeschaffen wird, aus demselben Grund, aus welchem in der indischen Vorstellung die Weltschöpfung überhaupt vor sich geht, nämlich aus der ewigen Lust Gottes mit sich selbst zu spielen und sich darin unendlich zu bejahen und unendlich zu verneinen, welche ewige Lust dort Maja heißt.

Der Orientalismus ist aber für alle nachfolgende Geschichte ein merkwürdiges Ferment der Entwickelung geblieben, und erscheint gewissermaßen als der Sauerteig, der in allen wesentlichen Bildungen des Geschlechts mitwirkend und gestaltend auftritt. Wie er sich in den Hellenismus hineingebildet und dort seine Naturidealistik in die rein künstlerische Weltanschauung des Griechen erhoben hat, so sehen wir ihn später wieder in Alexandria, auf diesem geheimnißvollen Focus der sich ändernden Weltbildung, in der Berührung griechischer Ideen mit orientalischer Weltanschauung, als diese Vorahnung und Vorbedeutung des Christenthums erscheinen. Bis in die neueste Zeit hinein müssen wir dem Orientalismus die bedeutendsten Einwirkungen auf den modernen Geist zuschreiben, ja wir sehen ihn sogar mit allen ausschließlichen Richtungen des Katholizismus sich verbinden, und selbst für die katholisch reactionnairen Tendenzen der Neuzeit einen merkwürdigen Uebergang bilden, wie dies namentlich in den Beschäfti-

gungen Friedrich von Schlegel's mit der Sprache und Literatur der Indier, die seinem Uebertritt zum Katholizismus zunächst vorausgingen, zu Tage gelegen.

---

2. Das symbolische Geistesleben. Aegypten.

Die erste Entfaltung des menschlichen Geistes in Symbol und Mythus schließt die ersten Anfänge aller geistigen Anschauung und Hervorbringung, und darum auch aller Literatur in sich.

In dem Symbol tritt uns das bloße Naturbild als solches entgegen, das noch in der Gewalt des Stofflichen geblieben, und das rohe Natur-Ideal zwar als etwas nach dem Geist Bearbeitetes und Geformtes, aber noch nicht mit dem Geist Eins-gewordenes aufzeigt. Das Symbol hat den unendlichen Inhalt des Geistes in der blos natürlichen Form des Bildes festzuhalten gesucht. Das Urbewußtsein der Völker erscheint gewissermaßen in die Unendlichkeit aufgegangen, und ist in seinem gränzenlosen Schauen zugleich wie aus allem Gesetz der Natur herausgefallen. Da will ihm das Symbol gleichsam ein Zeichen der Rettung entgegenbringen, und will es durch das endliche Gepräge, das es ihm wieder aufdrückt, an die feste gewohnte Wirklichkeit binden und darin heimisch machen. Das Symbol, als diese künstliche und meist willkürlich festgestellte Vermittelung zwischen dem Endlichen und Unendlichen, erscheint daher auf seiner niedrigsten Stufe als Fetisch, in entwickelterer Kunstbildung als Hieroglyphe, mystische Charaktere, und als Allegorie. Im Symbol, diesem ersten Lebenszeichen des sich gestalten wollenden mensch-

lichen Selbstbewußtseins, will sich die erste Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen zu Stande bringen, aber es ist eben nur diese äußere Einigung, und nicht die absolute Einheit und Durchdringung, die sich darin vollbringen kann.

Das Symbol ist das erste Aneinanderprallen der beiden Welten, von denen der Mensch beim Erwachen seines Selbstbewußtseins sich in die Mitte gedrängt und hin und her gestoßen sieht. Das Wort selbst bezeichnet diesen Zustand am deutlichsten, indem σύμβολον von συμβάλλω das Zusammenwerfen von zwei entgegengesetzten Dingen, die Zusammenbringung von etwas Verschiedenem, bedeutet. So ist das Symbol diese erste Stoßkraft des menschlichen Geistes, durch die er sich mit der Gewalt des in ihm drängenden unendlichen Lebens auf das Endliche wirft, und er erhascht in dieser ersten stürmischen und dunkelvollen Begegnung zweier Welten ein lebendiges buntes Zeichen, das er jauchzend emporschleudert aus der Tiefe dieses geheimnißvoll ringenden Bewußtseins, das Zeichen, daß das unendliche göttliche Sein beginne angeschaut und geboren zu werden in dem natürlichen Sein der Wirklichkeit, das erste Zeichen dieser göttlichen Erlösung der Wirklichkeit, das Symbol. Das Symbol, in welchem das Unendliche dem endlichen Naturbild blos anhaftet, in welchem der Gott die Welt nur erst ergriffen und zu sich gezogen hat an den äußersten Spitzen der endlichen Erscheinung, das Symbol deutet darum ebenso sehr noch die Trennung und das Auseinanderliegen seiner Gegensätze, als das Zusammenfügen und die Einheit an, aber dies Andeuten ist zugleich die Sehnsucht der Einigung und Versöhnung selbst.

In dem Symbol waltet die Herrschaft des Naturstoffes vor, und das natürliche Material als solches sucht die

geistige und göttliche Bedeutung an sich zu reißen. Daher das noch Schwankende und Unentschiedene zwischen Form und Wesen, das dem Symbol immer eigen, sowohl wo es als Kunstgebilde auftritt, wie in den Darstellungen der Gottheit bei älteren und neueren Völkern, von den thierköpfigen Götterbildern der Aegypter herab bis zu den Heiligenbildern und Madonnen eines christlichen Zeitalters, oder wo es als eine geistige Ausdrucksform sich hinzustellen sucht, wie in gewissen Religionsformeln, in den mancherlei Gebräuchen des religiösen Cultus, auch in der Philosophie in gewissen alten Philosophenschulen, namentlich bei den Pythagoräern, wo bildliche Denkformeln, die in einem natürlichen Gleichniß eine bestimmte geistige Bedeutung einzuschließen suchten, gewissermaßen die Schulsprache auszumachen schienen.

Das schwankende Wesen des Symbols, das seine Ursache in der Vieldeutigkeit der Materie, in dem geheimnißvollen Regen und Schillern des noch nicht überwundenen Naturstoffs hat, es hat in allen Völkerzeiten tief in die eigenthümlichsten Geisteszustände der Menschheit eingeschnitten, und die Gesinnungen der Völker, ihre Epochen, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft, charakterisiren sich daran. Das Symbol ist der noch nicht frei gewordene Geist, der auf seiner ringenden Lebensstufe das wahre Bild, welches die Freiheit und die Schönheit selbst ist, nicht zu erreichen vermag. Die Entwickelung des Völkergeistes geht immer von dem Symbol aus, und sucht auf dieser Linie seiner Fortbewegung das ächte **Bild** zu schaffen, welches diese höhere Einheit des ganzen Daseins ist. Aber der Völkergeist fällt auch von dem **Bild**, das er eben in höherer Entfaltung seiner Zustände erreicht zu haben scheint, oft wieder zurück in das **Symbol**, und die symbolische Weltansicht, mit ihrem so grell sich ausdrückenden Wider-

ſpruch zwiſchen der Geſtalt und ihrer Bedeutung, dringt immer wieder verwirrend und mit Nacht umdämmernd in die beginnende Freiheit des Geiſtes ein. Dieſer Rückfall in das Symboliſche, wodurch der Stoff immer wieder den Geiſt zwingen und hindern will, daß Inneres und Aeußeres, Göttliches und Menſchliches im Völkerleben ſich zu gleicher und freier Durchdringung vereinigen, dieſe ſchwankenden Geiſteszuſtände, die ſich immer wieder an das Symboliſche Rettung ſuchend anklammern, und ſtatt des Unendlichen mit einem leeren endlichen Zeichen ſich begnügen, inbrünſtig den kalten Fetiſch küſſen, wo ſie den lebendigen Gott umarmen könnten, und ſtatt der wahrhaft mit dem Leben einsgewordenen Geſtalt der Freiheit und Schönheit immer wieder ein untergeſchobenes Götzenbild hinnehmen, dieſe Zuſtände, die wir auch im Geiſtesleben der Völker *ſymboliſche Zuſtände* nennen können, ſie rühren in Staat, Religion und Kirche bis in die neueſten chriſtlichen Zeiten hinein immer wieder ihre uralte heidniſche Macht auf.

Die Symbolik, mit welcher alle Kunſt und alle Religion gemeinſam beginnen, zeigt ſich zuerſt als dieſe rohe natürliche Stufe des Pantheismus, der das Eine, Göttliche, ſchlechthin in Allem, Endlichem erblickt. Es geſchieht aber darin ſogleich ſchon der erſte Schritt zur Vergeiſtigung dieſer Anſchauung, und zwar durch die *Kunſt* ſelbſt, welche den Naturſtoff, in dem die Erſcheinung der Gottheit feſtgehalten werden ſoll, *bearbeitet*, ihn alſo dadurch ſchon ſeiner gemeinen Endlichkeit zu entreißen anfängt, und mit dem Funken des göttlichen Werdens ſelbſt die roheſte Materie durchleuchtet und bezwingt.

Auf der Stufe des Symbols, in dem zuerſt noch am Roheſten das pantheiſtiſche Vielerlei des göttlichen Lebens ſich darſtellen will, vermag die Kunſt ſelbſt nur den Be-

ginn ihrer Wirksamkeit zu zeigen, und sie wird darin auch noch nicht in ihrer höheren selbstständigen Bedeutung erkannt. In Aegypten, dem Heimathland der Symbole, standen die Künstler sogar in einer gewissen öffentlichen Verachtung, und gehörten der Handwerkerkaste zu, wie sie denn auch in der Verfertigung der Götterbilder, die ihnen aufgetragen waren, nur als Handwerker verfahren, d. h. nach einer bestimmten, durch das Gesetz festgestellten Form und Norm arbeiten durften, von der ihnen abzuweichen nicht erlaubt war.*)

Die ägyptischen Künstler waren deshalb durch das Staatsgesetz auf die Fortführung eines und desselben Kunststils angewiesen, weil dieser Stil mit der Verfassung und der Religion des Landes im innigsten Zusammenhang betrachtet wurde. Plato erzählt daher im 2. Buch seiner Gesetze, daß die zu seiner Zeit in Aegypten gefertigten Statuen durchaus dieselbe Bildung und Manier hätten, wie die, welche vor tausend und mehr Jahren dort gearbeitet worden. Die Erlaubniß der ägyptischen Künstler, zu bilden, schränkte sich auch nur auf die Götter, Könige und Priester ein, die (mit Ausnahme der Schnitzfiguren an ihren Gebäuden) einzig und allein in menschlicher Form dargestellt werden durften. Götter, Könige und Priester waren aber bei diesem Volke im Grunde nur dieselben Repräsentanten des göttlichen Wesens, denn die Götter der Aegypter waren in alter Zeit immer auch die Könige dieses Landes gewesen, und den ältesten Königen gehörte das Priesterthum ursprünglich an.

Dies streng monarchische Staatsleben, in welchem der freie Mensch noch nicht wie später in Griechenland, mit einer Statue belohnt wurde, hüllte sich deshalb tief und

*) Vergl. Winkelmann, Geschichte der Künste I. 75.

fest in die Symbole ein, und umspann mit ihren dunkeln Fäden, welche die Kunst nach politischer Vorschrift schlingen mußte, das ganze Volksbewußtsein. In der Kunst selbst mußte sich das menschliche Individuum noch gefesselt und unbewegt zeigen. Die Füße der ägyptischen Statuen sind in Parallellinien dicht zusammenstehend, und nur ein wenig darf sich ein Fuß vor den andern hervorschieben. Ebenso geschlossen und jeder freien Handlung entzogen sind die Arme, die an den männlichen Gestalten, fest an die Seiten angeklemmt, ebenfalls in gerader Linie herunterhängen, bei den weiblichen Figuren in der Regel nur der rechte Arm, während der linke gebogen unter der Brust ruht. Diese Statuen erscheinen noch an eine Säule angelehnt, mit der sie aus einem Stück bestehen. Die geraden und wenig bewegten Linien sind das Herrschende und alles Andere Zwingende. Die gebundene und gezwungene Form der menschlichen Persönlichkeit darzustellen, muß sich die ägyptische Kunst zu ihrer Aufgabe machen. Selbst im Tode muß das Individuum sich als Mumie in sich selbst einschließen, weil es sonst die Unsterblichkeit nicht zu erringen vermag. Das Individuum als solches in seiner besonderen Bedeutung wird nur als Mumie Gegenstand der Kunst, wo die Malerei bei den Aegyptern ihr Werk beginnt, die mit ihren Farben, deren besonders sechs angenommen werden: weiß, schwarz, blau, roth, gelb und grün, hinzutritt, um noch zuletzt den menschlichen Körper mit den heiligen Symbolen zu bemalen.

Von den Künsten, die am meisten auf das Innere des menschlichen Geistes eingehen und daraus entspringen, erscheint die Dichtkunst sogar als verboten. Doch erwähnt Herodot (II. 79.) eines ägyptischen Volksliedes, das er überall singen gehört, und welches er mit dem Linosgesang der Hellenen vergleicht. Der griechische Linos

war ein Klagegesang auf den Tod des alten thebanischen Dichters dieses Namens, den alle Dichter, als den Vater ihrer Kunst, besangen.*) So hatten die Aegypter ein gleiches Klagelied, welches nach Einigen ihr erstes und einziges Lied gewesen sein soll, und das bei ihnen Maneros hieß, worin der frühverstorbene einzige Sohn des ersten Königs von Aegypten verherrlicht wurde. Doch scheint sich annehmen zu lassen, daß die Aegypter mehrere ihnen eigenthümlich angehörende Volkslieder hervorgebracht und gesungen haben.

Die Musik dagegen hat sich mystisch mit der Astronomie verbunden, und hat eine bestimmte Beziehung zu den Cyklen der Gestirne, die für das ganze ägyptische Geistesleben von so großer Wichtigkeit sind. Doch erscheint die Musik auch als der Ausdruck des geheimnißvollen Geistestaumels, der hier Land und Volk bewegt, namentlich bei den orgiastischen Phallusfesten, wo die Flöte ihre wollüstig schwebenden Töne hineinmischt. Osiris selbst will die Völker durch die Musik bilden. In den alten Königsgräbern werden vielsaitige Harfen laut, und wer sie versteht, hört die Geheimnisse der Vergangenheit und der Zukunft. Die Musik erscheint hier als die allgemeine Kunst des Geisterreichs, in der gewissermaßen alle anderen Symbole des Lebens in mysteriöser Einheit zusammenfließen.

Die symbolische Gestaltungskraft, welche wir in Aegypten als ursprünglich heimisch erblicken müssen, drängte sich in der Baukunst dieses Volkes zu den großartigsten und colossalsten Hervorbringungen zusammen. Die ungeheure Felsennatur des Landes selbst war die Grundlage und das Vorbild ihrer riesenhaften Bauwerke, deren gewaltige und in sich verschlossene Massen überall den geheimnißvollen

*) Vgl. Hartmann, Geschichte der Poesie. I. 81.

Geist dieses Volkes ausdrücken. Die Baukunst der Aegypter ging vom Höhlenbau und vom Erdbau aus, worin überhaupt die ersten Anfänge der bauenden Kunst zu erblicken sind. Die ägyptischen Pyramiden, die als Grabmäler der Könige aufgeführt wurden, weisen zunächst jene Form des Erdhügels an sich auf, der in frühesten Zeiten namentlich bei den kaukasischen Völkerschaften zur Errichtung eines Denk- und Grabmals diente und die Gebeine ihrer Verstorbenen in sich schloß, wie man deren noch heutzutage bei slavischen Völkern, namentlich in Polen, erblikken kann, wo noch in neuerer Zeit dem großen Kosciuszko in der Nähe von Krakau ein solcher Erdhügel aufgeworfen wurde, der durch die Art, wie er gemeinsam von dem ganzen Volke ausgeführt wird, die Betheiligung der ganzen Nation an dem Denkmal ausdrückt. Der Pyramidenbau in Aegypten hat dieselben einfachen Formen, es sind die ursprünglichen Naturformen, bei denen zum Theil die Felsengestaltungen des Landes als Vorbild gedient haben. Ein Steinhügel bildete den inneren Kern der Pyramide, um den Quadern herumgelegt wurden. Im Innern befanden sich, meistens aus großen Quadern gebaut, die Todtenkammern, in welchen die Sarkophage standen, oder die Leichen ruhten auch in tiefen Aushöhlungen des Fußbodens. Gänge verbanden inwendig die einzelnen Kammern. Als Wächter dieses heiligen Todtenreichs stand die gewaltige Sphinx vor der Pforte, und hütete, als Sinnbild der tiefsten und geheimnißvollsten Weisheit, den Zugang. Hier webt sich Kunst und Natur zu einer seltsamen Hülle ineinander, um inwendig ein Dasein zu fassen, welches sein Unendliches, zu dem es hier entrückt erscheint, nur wieder als eine neue geheimnißvolle und unzerstörbare Endlichkeit aufzeigt. So ist die Pyramide die ein-

fache Grundgestalt und Concentration des Symbols überhaupt, wie es das Weltbewußtsein auf dieser Stufe der Zeiten ausdrückt.

---

3. Poesie und Weisheit des Mythus. Indien.

Das Symbol ist nur das einzelne bildliche Zeichen für das Ganze, welches der Mythus aus der unendlichen Fülle des unmittelbaren Seins selbst aufnimmt und in die gemäße Form des Volksbewußtseins gestaltet.

Der Mythus ist schon die innerlichere und umfassendere Gestaltung des ganzen Volksbewußtseins, das in ihm sich selbst gegenständlich zu werden gestrebt hat. Der Mythus, als diese ursprüngliche Gestalt des Volksbewußtseins, aus welchem alle anderen Gestaltungen und Geistesentwikkelungen herfließen müssen, der Mythus wird sich zwar oft des Symbols als Mittel oder auch als Anlaß seiner Darstellungen bedienen, und besonders hat Creuzer in seiner Symbolik und Mythologie der alten Völker die Entstehung der Mythen aus den Symbolen oft sehr überraschend nachgewiesen. Aber der Mythus ist schon diese geistigere Totalität, welche in einer auf die rein geistige Erkenntniß abzielenden Form, die ersten Regungen des Geschichtslebens und des denkenden Bewußtseins in Verbindung mit dem Naturleben und mit den gegebenen örtlichen Verhältnissen ineinsgestalten will.

Der Mythus, wie er die erste Gestalt aller Geschichte ist, ist auch die erste Gestalt aller Philosophie, Religion und Poesie, denn da der Mythus das ursprüngliche Volksbewußtsein selber ist, so erscheint in ihm Das, was ur-

sprünglich im Volksbewußtsein verbunden lag, zuerst als eine einheitliche Gestalt, als die Einheit von Wissen und Leben, Denken und Glauben, als die Einheit von Speculation und Geschichte. Der Mythus ist die Sage vom Geist, in welcher dieser zum ersten Mal zu Worte zu kommen gestrebt hat, wie denn μῦθος zunächst nichts Anderes ist als ἔπος, das Wort, hierin zugleich die erste Form aller Poesie im Epos andeutend, wovon wir später zu sprechen haben werden. Bei Homer erscheint μῦθος auch noch völlig gleichbedeutend mit λόγος, so daß sich der Mythus hierin als die gestaltete Vernunft und Wahrheit selbst ergiebt, innerhalb derselben noch gar keine Trennungen zwischen Wahrheit und Unwahrheit stattfinden können, welche Trennung erst in den späteren Zeiten angenommen wird, wo μῦθος nur eine Erdichtung bedeutet wie im Gegensatz zu der von der Wahrheit erfüllten und beglaubigten Erzählung, die nur vorzugsweise als λόγος erscheint.

In seinem ursprünglichen Wesen ist aber der Mythus keineswegs als Erdichtung zu nehmen, welches eine willkürliche Erfindung ausdrücken würde, sondern der Mythus ist vielmehr die wahre Dichtung selbst, an der aber kein Einzelner gedichtet, sondern in der das Ganze aus sich selbst heraus zum Gedicht geworden ist. Der Mythus ist die objective Poesie des Volksbewußtseins, das eben sich selbst in seiner Wahrheit darin anschauen will und darum in diesem seinem natürlichen Drang der Selbsterkenntniß, gleich dem Seidenwurm, der sich selbst verspinnt, sich diese Hülle der Dichtung webt, um darin sein eigenstes Wesen in göttlicher Freiheit auszuspannen.

Die fortwährend schaffende Begeisterung, welche das Volksleben in seinen innersten Tiefen und in seiner geheimsten Stille durchdringt, schafft überall den Mythus, wo das Volk in seinem Urgrunde sich rührt, und zum er-

sten Male gegenständlich aus sich heraustritt, um seiner selbst desto gewisser zu werden, welches in diesem mythischen Denken geschieht, das zugleich philosophisches Dichten ist. Die Mythen erscheinen daher fast immer aus historischen und philosophischen Elementen gemischt, welches philosophische Element an ihnen vorzugsweise das religiöse oder das theomythische ist, und je älter und unverbildeter noch der Mythus ist, desto mehr trägt er noch in der Regel von dem philosophischen Ernst der Urwelt in sich, bis das Poetische als solches überwiegender in ihm wird und ihn durch Heiterkeit und Schönheit immer mehr sänftiget und mildert.

Die Urphilosophie Indiens, welche zugleich Urdichtung ist, und größtentheils aus Sprüchen, Anrufungen, gottesdienstlichen Hymnen und religiös-poetischen Anschauungen besteht, stellt uns diesen grauen, urweltlichen Ernst noch am unvermitteltsten vor die Seele. In den Veda's (den ältesten heiligen Büchern der Indier) sehen wir die ursprünglichen Elemente jener Einheit von Philosophie und Poesie wie sie vorzugsweise im indischen Bewußtsein sich gestaltet hat, und wie sie sich darin streng gedankenmäßig zu gliedern versucht. Die Identität Gottes und des Alls ist die hauptsächlichste Lehre dieser Urphilosophie, wo Gott Brahma ist, der Athem der Natur, oder auch die allgemeine Weltseele, durch die das All besteht, welches letztere nur als die unendliche Vielheit des von Anfang her gewesenen absoluten Urwesens erscheint. Zur Wiedervereinigung der Seele mit Gott hilft, nach den Vedas einzig und allein die schauende Wissenschaft. Die Seele, als die Bewohnerin zweier Welten, hat eine angeborne Wissenschaft, und eine Unwissenheit, welche ihr durch die äußern Bedingungen des sinnlichen Daseins auferlegt wird, zwischen beiden aber schwankt sie hin und her, bis endlich der

Drang der Wissenschaft das sinnliche Körperleben durchbrochen und die dadurch befreite Seele in ihre ursprüngliche Form oder in die Einheit mit dem ewigen Urgeist zurücktritt, gleich wie die Gewässer, die aus den großen Flüssen Ganges und Djemna herfließen, sich zuletzt als der eine Strom im Weltmeer, in das sie sich stürzen, wiederfinden. Entäußerung von der Individualität, worin die höchste Vollkommenheit und Weisheit gefunden wird, erscheint daher als das eigentliche Bildungsstreben des damaligen Menschengeistes, dessen wahres Ziel die Vereinigung mit Gott ist, aber nicht zur Vernichtung der Individualität, sondern zum Wiederfinden der Individualität in Gott, wie denn das All eben so gut Brahma ist (individuelle Unendlichkeit) wie Brahma das All ist (unendliche Vielheit). So erscheint in diesem ältesten indischen Religionsbewußtsein ein Pantheismus, der gewissermaßen ein Monotheismus ist, welcher seine rein geistige Grundlage hat, aber zugleich die Vielheit der Individualität in seiner Einheit mit aufgezehrt hat.

Die Veda's stellen die älteste Epoche indischer Dicht- und Denkweise dar, und werden nach manchen Ueberlieferungen 4900 Jahre vor Christus gesetzt. Die religiöse Anschauung, der Cultus, welche den eigentlichen Inhalt dieser geheimnißvollen Veda's bilden, treten hier zugleich als philosophische und dichterisch gestaltete Elemente auf. Die Veda's gelten für Offenbarungen, welche aus dem Munde Brahma's selbst hergeflossen, bis sie Vyasa (der Sammler) aufgezeichnet und in Büchern geordnet hat. Das erste Buch, Ritsch, besteht aus Gebeten und Hymnen in Versen; das zweite, Jaguisch, Jagiur, aus Gebeten in Prosa; das dritte, Saman, aus Gebeten, die bei der gottesdienstlichen Handlung gesungen werden; das vierte, Atharvan, enthält die Weihgebete, Anrufungsformeln an

die Götter u. dergl. Colebrooke (in den Asiatic Researches VIII. 377 folg.) hat die genauesten Nachweisungen über die Veda's gegeben, und zugleich ihre Ursprünglichkeit und Aechtheit mit den gründlichsten Beweisen dargethan. Der nähere Inhalt der Veda's wurde in Europa besonders bekannt durch Anquetil du Perron, welcher in der von ihm herausgegebenen Upnekhata (Straßburg 1804) eine lateinische Uebersetzung des persischen Auszuges bekannt machte, den ein persischer König von den Veda's veranstaltet hat. Einige der Hymnen und Gebete der Veda's hat Bopp in seiner Schrift über das Conjugationssystem der Sanskritsprache (S. 273 folgd.) in einer deutschen Uebersetzung mitgetheilt. Auch in Maja's Brahma oder die Religion der Indier als Brahmaismus (S. 99 flgd.) sind einige solcher Uebertragungen anzutreffen.

An die Veda's der Indier schließen sich die Purana's an, deren kosmogonische und theogonische Darstellungen ebenfalls nicht ohne ein philosophisches Element sich zeigen, welches selbst in die Genealogie ideale Anschauungen zu bringen sucht. Der Purana's (welcher Name nichts als alte Schriften bedeutet) giebt es achtzehn, und sie sollen ebenfalls von Vyasa sechszehnhundert Jahre vor Christus nach den mündlichen Ueberlieferungen aufgezeichnet worden sein. Der Inhalt der Purana's ist die Erschaffung, Fortentwicklung und Neugestaltung der Welten, die Geschichte der Götter und Heroen, und die eigentlich mythischen Anschauungen der Indier von den Incarnationen. Die verschiedenen Purana's haben besondere Titel, als Brahma, Pedma (der Lotus), Brahmanda (das Weltei), Wischnu u. s. w.

Die eigentliche epische Mythendichtung der Indier ent-

wickelt sich vorzugsweise im Ràmàyana und Màhàbharata, diesen beiden großen epischen Gedichten, welche in der Entwickelungsgeschichte der Heroenzeit, die sie enthalten, das sich bildende historische Bewußtsein darstellen.

Der Ràmàyana, das heißt: der Wandel des Rama, wird allgemein dem Seher Vàlmîki zugeschrieben, der aber, wie alle genannten Verfasser der epischen Urdichtung, nur eine mythische Person gewesen zu sein scheint. Von diesem Vàlmîki wird mythologisch erzählt, daß er zuerst die Dichtkunst, und auch das eigenthümliche indische Versmaaß, den Slokas, welcher im Epos angewandt wird, erfunden habe. Dies geschah, als Vàlmîki zwei Liebende belauschte, welche in der glücklichen Einsamkeit der Wildniß, in der sie lebten, miteinander koseten, als plötzlich aus dem Dickicht wilde Männer hervorstürzen, und den Jüngling ermorden. Bei diesem Anblick brach der zarte und empfindungsvolle Dichter in Worte des Entsetzens und des Mitgefühls aus, und seine Klage, die besonders dem verlassenen Weibe galt, war das erste elegische Gedicht, das zugleich in dem Rhythmus, in dem es sich wie von selbst darstellte, das eigenthümliche Gesetz des indischen Distichons aufzeigte. Dieses Distichon oder Slokas besteht aus zwei sechszehnsylbigen Versen, deren jeder in der Mitte einen Abschnitt hat, durch welchen das ganze Distichon in vier gleiche Theile zerfällt, die nach der indischen Verslehre Füße genannt werden, und jedesmal aus acht Sylben bestehen. Der Ausgang jedes dieser sechszehnsylbigen Verse ist in der Regel jambisch, ⏑ — ⏑ —. An jeder andern Stelle des Verses können nach Belieben und nach der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks metrische Formen aller Art aufgenommen werden. Eine Besonderheit ist die, daß in dem ersten und dritten Fuß oder Versgliede des Distichons

die fünfte Sylbe fast niemals lang erscheint *). So heißt es zu Anfang des Ràmàyana, nach F. Schlegel's Uebersetzung:

Dem Fürsten Heil der Einsiedler, jenem Büßer in seel'gem Glanz,
Aller Weisheit Besitzherrn, ihm, Vàlmiki, dem Seher, Heil!
Sie, die stets Rama, Rama singt, Süßes mit süßem Klange sagt,
Geschwungen auf des Dichters Zweig, grüß' ich Vàlmiki's Nachtigall.

Das Epos des Ràmàyana besteht, mit Ausnahme der für unächt erklärten Episoden, aus 24,000 Distichen, und wird in sieben Bücher, kanda, eingetheilt. Jedes Buch, das seinem Inhalt gemäß einen besondern Titel führt, zerfällt wieder in kleinere Unterabtheilungen, sarga. Das erste Buch des Ràmàyana, Adikanda, beginnt mit einer Dichtung von dem Verfasser und dem Ursprung seines Werkes. Es wird in der Einleitung zuerst erzählt, wie der Sehergott Nàrada dem Vàlmiki die Herrlichkeiten des Ràma, der sich noch am Leben befindet, seine Tapferkeit und alle Tugenden seiner Seele offenbart. Nachdem aber Vàlmiki inzwischen durch jenen Vorfall das Versmaaß der Poesie gefunden, erscheint ihm in seiner Einsiedlerhütte Brahma selbst, und feuert ihn an, die Thaten des Ràma zu singen, indem er ihm weissagt, daß er ein Gedicht hervorbringen werde, welches groß, vollendet und unsterblich sei. Wir geben den weitern Verfolg des Gedichts mit den Worten Friedrich Schlegel's, welcher in seinem Buch über die Sprache und Weisheit der Indier (S. 223 flgd.) die ersten Uebersetzungen aus dem Ràmàyana mitgetheilt hat: Ràma's Erscheinung wird nach der indischen Sage als die siebente Menschwerdung des Wishnu betrachtet. Sie wird durch die Klagen veranlaßt, welche vor den Brahma kamen, über die Unthaten

*) Vergl. Friedrich Schlegel, über die Sprache und Weisheit der Indier. Heidelberg, 1808. S. 227.

des Riesen Ravanas, Königs zu Lanka, und seiner Genossen, welche sogar den Indra bekriegten. Um ihn zu bekämpfen, entschließt sich Wishnu, menschliche Gestalt anzunehmen, als Sohn des Dasharatha, Königs von Ayodhya. Dasharatha hat von drei Gemahlinnen vier Söhne; von der Kausalya den Râma, von der Koika den Bharata, und von einer dritten, deren Namen verschiedentlich angegeben wird, noch den Lakshmana, den Freund und Begleiter des Râma, und einen vierten, der Bharat's Begleiter war. Dasharatha will den erstgeborenen Râma feierlich zum Erben erklären und einsetzen. Aber Koika, die ihrem Gemahl große Dienste erzeigt hatte, benutzt sein ihr deshalb gegebenes Versprechen, jede Bitte zu erfüllen, die sie an ihn thun würde. Sie begehrt, daß Râma auf zwölf Jahre verbannt, Bharat aber an seine Stelle zum Erben erklärt werde. Hier beginnt Narada's Erzählung, die zugleich eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Gedichts ist. Râma geht in den Wald, wohin ihm sein treuer Bruder Lakshmana und seine Geliebte, Sita, folgen. Der alte Dasharatha stirbt vor Gram; nach seinem Tode wird Bharata, der einmal gemachten Anordnung des Vaters gemäß, zum Königthum berufen. Er will es aber nicht annehmen, sondern geht in den Wald zu Râma und bietet diesem das Reich an. Râma verweigert es, und bewegt den Bharata zurückzukehren, der dann die Regierung antritt und Nandrigama seinen Hof hält. Râma irrt ferner in der Wildniß umher und fängt nun an die Riesen zu bekämpfen, wozu ihm Indra's Waffen verliehen worden. Er tödtet viele derselben; Ravanas, der Riesenkönig zu Lanka, geräth darüber in Zorn und sinnt auf Rache. Durch List entführt er die schöne Sita, Râma's Geliebte, wobei er den wunderbaren Geier, den Wächter in Râma's Behau-

ſung, tödtet. Als Ràma den Leichnam deſſelben beſtattet und verbrennt, läßt ſich eine weiſſagende Stimme aus der Flamme vernehmen, die dem Ràma angiebt, was er nun ferner zu thun habe. Er verbündet ſich jetzt mit den beiden wunderbaren Waldmenſchen oder Affenhelden, Hanumàn und Sugriva. Er tödtet durch Sugriva's Rath unterſtützt einen der Hauptgegner und furchtbarſten Rieſen, den Bali. Hanumàn ſchwimmt durch's Meer nach der Inſel Lanka, befreit Sita, tödtet viele Rieſen und verbrennt die Stadt Lanka. Dann geht er zum Ràma und bringt ihm die frohe Botſchaft. Ràma geht an den Strand des Meeres; Sàmudra, d. i. der Oceanus, giebt ihm ſelbſt die Mittel an, die bekannte wunderbare Brücke nach der Inſel Lanka über's Meer zu ſchlagen. Er tödtet den Ravanas, und findet ſeine geliebte Sita wieder, hegt aber ein Mißtrauen, ob ſie ihm auch die Treue bewahrt habe. Sita beweiſt ihre Unſchuld durch die Feuerprobe. Alle Götter ſind hoch erfreut darob, und er eilt nun nach Randrigama, wo die Brüder dann vereinigt herrſchen, und ferner in Freude und Herrlichkeit leben. Darauf folgt eine kurze Schilderung von der goldenen Zeit, welche die Menſchen unter Ràma's Herrſchaft jetzt verleben, und eine Weiſſagung, wie lange dieſelbe noch dauern wird.

Außer den angeführten deutſchen Ueberſetzungen von Friedrich Schlegel finden ſich auch bei Bopp (über das Conjugationsſyſtem der Sanſcritſprache S. 159. 235) einige Bruchſtücke aus dem Ràmàyana übertragen.

Das zweite große Epos der Indier iſt der Mahàbhàrata (der große Bhàrata), als deſſen Verfaſſer Vyaſa genannt wird, und das in achtzehn Geſängen den Bürgerkrieg zwiſchen den Helden vom Stamme Pandu und Kuru, oder den Mondskindern darſtellt. Dies Epos enthält, wie im Gedichte ſelbſt angegeben ſteht, nur 2400 Slokas, die

ſich jedoch durch die mannigfachen Epiſoden, an welchen der Mahâbhârata ſo reich iſt, bis zu 100,000 Slokas ausgedehnt haben. Bhârata, der Sohn des Duſhanta, König von Haſtinapura, hieß der Ahnherr der beiden Geſchlechter der Kuru's und Pandu's, deren Streit um die Beſitznahme des Reichs hier in bunten und wunderbaren Abenteuern vorübergeführt wird. Der Vater der Kuru's, Dhritarashtra, hatte, da er blind war, dem Thron entſagt, worauf ihn ſein Bruder Pandus beſtiegen hatte. Die fünf Söhne deſſelben aber, die Pandowas, wurden wegen der Thronfolge von den Söhnen Dhritarashtra's, die ihrerſeits nach der Herrſchaft ſtrebten, heftig angefochten und gedrängt, und es entſtanden daraus die mannigfachen Schickſale und Begegniſſe, welche die fünf Pandûſöhne in dieſen Verwickelungen zu erleiden hatten.

Berühmt ſind die Epiſoden oder kleineren epiſchen Dichtungen, welche den Mahâbhârata mannigfach durchflechten, und meiſt in den dritten Abſchnitt des Ganzen, Vanaparvan, eingereiht ſind. Die meiſten dieſer Erzählungen trägt der Brahmane Markhandeyas den Panduſöhnen vor, als dieſe ſich in der Wildniß befinden. Die alte Dichtung ergeht ſich hier in ihrem freieſten und willkührlichſten Behagen, oder ſie überläßt ſich, gedankenvoll abirrend von der geraden Bahn ihres Vortrags, gleichſam ſeitwärts im Dickicht des Waldes, dem tiefſten Schauen, mit dem ſie in die Ureinheit alles Geſchaffenen und Geſtalteten einzudringen ſucht. Mehrere dieſer Epiſoden des Mahâbhârata ſind auch in Deutſchland durch Ueberſetzungen und Bearbeitungen mehrfach bekannt geworden. Wir nennen zuerſt die Geſchichte des Nalas und der Damayanti, die mannigfachen Prüfungen und Schickſale dieſes liebenden Paares darſtellend, das, nach vielen Abenteuern und unglücklicher Trennung, zuletzt wieder glück-

lich zusammengeführt wird. Diese episodische Dichtung, welche für sich allein sechsundzwanzig Gesänge umfaßt, ist als ein kostbares Juwel der Poesie überhaupt zu betrachten. In's Deutsche übersetzt wurde sie im Metrum der Ursprache von Kosegarten (Jena, 1820). Die Innigkeit, Milde und Größe, mit der die darin geschilderte Leidenschaft auftritt, wirkt noch heut so frisch und bezaubernd, als wenn der neueste romantische Genius mit aller seiner Herzenskraft und seinem Farbenreichthum daran gearbeitet hätte. Es ist dies zugleich die Lieblingssage des alten Indiens, an welcher sich die ganze sinnige und gemüthvolle Spielerei der Volksphantasie ergötzt und ersättigt hat. So findet man diese Begebenheiten des Königs Nalas und seiner Damayanti von mehreren indischen Dichtern behandelt. Eine dieser Bearbeitungen, die unter dem Namen Nalodaya bekannt geworden, wird dem spätern Dichter Kalidasas zugeschrieben. Der Originaltext derselben wurde nebst einer lateinischen Uebersetzung von F. Benary (Berlin 1830) herausgegeben. Eine freie, aber den Geist des Originals getreu wiedergebende Nachdichtung gab Friedrich Rückert unter dem Titel: „Nal und Damayanti, eine indische Geschichte" (Frankfurt 1828).

Eine andere in Deutschland sehr bekannt gewordene Episode des Mahâbhârata ist die Bhagavadgîtâ, d. h. das Lied vom Bhagavan, welches ein Beinamen des hier auftretenden Gottes Krischna ist, in dem sich Wischnu in seiner achten Menschwerdung darstellt. Der eigentliche Inhalt dieser Episode ist ein philosophisches Gespräch, welches der Held Ardschunas, der sich beim Vorrücken in die Schlacht mit Krishna zusammen auf einem Streitwagen befindet, mit dem Gott führt. Nirgend zeigt sich anschaulicher und durchdringender als hier, diese Lähmung der ganzen menschlichen Individualität, welche aus der in-

dischen Weltansicht, namentlich aber aus der Lehre von der Emanation und der Seelenwanderung hervorgehen muß, indem sich da Niemand mehr an die freudige Vollbringung thatsächlichen und gegenwärtigen Lebens hinzugeben vermag. Es ist dies der Augenblick, wo die Helden und Heroen handelnd erscheinen sollen, und da wird Ardschunas, im Bewußtsein der Nichtigkeit alles menschlichen Daseins, von einem merkwürdigen Verzagen am Kampfe selbst ergriffen, indem er denselben für unnütz erachten muß. Im Angesicht des Schlachtfeldes ruft er aus:

Nicht wissen wir welches uns besser sein mag, ob jene wir oder sie uns besiegen,
Die selber wir mordend nicht leben möchten, die stehen kampflustig im Angesicht uns *).

Krishna sucht ihm dagegen mit philosophischen Tröstungen zuzusprechen, indem er ihm in einer durchaus metaphysischen Auseinandersetzung das ewig Eine alles Daseins, das ursprunglich und unwandelbar besteht, und das bei allem Wechseln und Zerfallen der irdischen Formen stets in unendlicher Gleichheit mit sich selbst unerschütterlich sich erhält, zum Bewußtsein bringt. Es ist ein merkwürdiger Anblick, hier einen tapfern und großen Helden zu sehen, der beim Beginn der Schlacht durch metaphysische Gedanken über Sein und Nichtsein vom Kämpfen zurückgehalten wird. Es zeigt sich hier, wie durchwachsen die indische Volksanschauung von den philosophischen Ideen ist, indem in einem Nationalgedicht ein ganzes metaphysisches System entwickelt werden kann, das mit der vorgehenden Handlung selbst nur insofern lose verknüpft ist, als dadurch der Held von der Nothwendigkeit, zu kämpfen und zu handeln, neu überzeugt

*) Nach der Uebersetzung von Friedrich Schlegel, über die Sprache und Weisheit der Indier, S. 290, wo sich mehrere Bruchstücke aus der Bhagavadgitâ übertragen finden.

werden ſoll. In die Auseinanderſetzungen des Gottes Krishna miſcht ſich daher wiederholt die Aufforderung zum Kampfe:

Unvernichtbar wohl iſt, wiſſe, das wodurch dieſes All beſteht;
Nicht mag vernichten irgendwer, was unſterblichen Weſens iſt.
Dieſe endlichen Leiber hier ſind nur Hülle des Ewigen,
Das keiner vernichtet noch mißt; auf denn, und kämpfe, Bharat's Sohn.
Wer irgend wähnt, daß dies tödte, und wer, daß es getödtet ſei;
Wohl nicht weiſe ſind beide ſie; nicht tödten kann's und ſterben nicht.
Geboren wird's niemals und ſtirbt auch nimmer; nicht gilt, es war hier und es wird ſein, iſt jetzt;
Denn unerzeugt ewig wohl iſt's das alte, und nicht erſtirbt's, wird auch der Leib getödtet.

Krishna ſucht alſo dem Helden hier durch eine zuſammengedrängte Darſtellung der weſentlichen indiſchen Glaubensanſicht begreiflich zu machen, wie er, den der Anblick ſeiner zum Kampf gegen ihn ausgeſchickten Blutsverwandten mit Mitleid und Zagen erfüllt hatte, ungeſcheut kämpfen ſolle, da das Tödten doch kein Tödten ſei, indem das Nichtſein kein Nichtſein und das Sein kein Sein. Das philoſophiſche Anſehn der Bhagavadgitâ ſtand im alten Indien ſelbſt ſehr hoch, und ward in ſeiner heiligen Bedeutung faſt den Veda's gleich erachtet. Auch die neuere deutſche Philoſophie hat ſich mit Vorliebe dieſer indiſchen Dichtung bemächtigt, um die Bedeutung der darin aufgeſtellten Denkformen für die Entwickelung der Philoſophie ſelbſt aufzuzeigen, wie dies Hegel in einem Aufſatze über die Bhagavadgitâ (in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik 1827, ſpäter unter ſeinen Werken in den Vermiſchten Schriften abgedruckt) gethan. In philoſophiſcher und ſprachlicher Hinſicht gab Wilhelm von Humboldt eine Reihe trefflicher Bemerkungen über dieſe Epiſode in ſeiner Schrift

über die unter dem Namen Bhagavad-Gitâ bekannte Episode des Mahâbhârata, Berlin 1826; worüber auch zu vergleichen A. W. Schlegel's Indische Bibliothek, II. 1. S. 218 flgd. A. W. Schlegel's kritische Ausgabe der Episode erschien mit einer lateinischen Ueberſetzung, Bonn 1823.

Andere Epiſoden des Mahâbhârata ſind von Bopp im Original mit deutſchen Ueberſetzungen herausgegeben worden, namentlich „Ardſchunas Reiſe zu Indras Himmel, Hidimbas Tod, des Brahmanen Wehklage, Sundas und Upasundas" (Berlin 1824) und „die Sündfluht, Sâwitri, Raub der Draupadi, Ardſchunas Rückkehr" (Berlin 1829).

Das Alter dieſer beiden großen Dichtungen der Indier hat man ſich mehrfach zu beſtimmen bemüht, doch hat nichts Genaueres darüber feſtgeſtellt werden können, als daß ſie vor 1200 vor Chriſtus zu ſetzen ſind. Die Indier beſitzen auch noch einige andere Darſtellungen in der Form des Epos, eines von Bharavin, Kirâtârjuniga, die Kämpfe des Ardſchunas gegen den Shivas in der Geſtalt eines in den Bergen lebenden Kiratas darſtellend, ein anderes von Maghas, (Mâghakâvya) unter dem Titel: Siſupalabadha (der Tod des Siſupala). Einige andere Dichtungen dieſer Art gehören in den Sagenkreis des Râmâyana hinein, ſo das Epos Raghuvanſa von dem Dichter Kalidaſas, der auch ein mythologiſches Gedicht von der Geburt des Kumaras, Kumâraſambhava geſchrieben. Ein anderes auf dem Râmâyana beruhendes Epos iſt die Raghavapândavîya, welches denſelben Stoff behandelt, wie das Gedicht des Kalidaſas, jedoch hat ſich darin die ſeltſame Phantaſie des Dichters der ſophiſtiſchen Spielerei ergeben, daß ſeine Darſtellung ebenſowohl für eine Verherrlichung der Pandavas, als des Râma's und ſeines Geſchlechts angeſehen werden kann.

Eine eigenthümliche Periode der indiſchen Literatur iſt die Periode ihrer geſetzgebenden Schriften, die ungefähr mit dem Jahre 1200 ihren Anfang nimmt, und ſich an die alte epiſche Dichtung anſchließt. Dies iſt das Geſetzbuch des Menu oder Manu (Mânava Dharma Sâſtra), deſſen wunderbare Ueberlieferungen man nur mit dem tiefſten Erſtaunen betrachten kann. Der Inhalt deſſelben beſteht aus kosmogoniſchen und philoſophiſchen Anſchauungen, die in einer geheimnißvollen, oft ſehr kurzen und fragmentariſchen Sprache vorgetragen ſind. Die metaphyſiſchen Ausführungen, welche ſich hier finden, haben einen tiefen, ernſten und erhabenen Charakter, doch treten auch wieder bunte kühne Bilder blitzartig erhellend in das abſtracte Dunkel hinein. William Jones, der dies Geſetzbuch zuerſt durch eine engliſche Ueberſetzung aus dem Sanſcrit bekannt machte (Calcutta 1794, London 1796), vergleicht es wegen dieſes ſeines hohen und ſtrengen Stils mit den moſaiſchen Urkunden des hebräiſchen Volkes. Die Kosmogonie im Menu beginnt mit der uranfänglichen Finſterniß, die Alles einhüllte. Darauf erſchien: „der Weſen Anfang", „der ſelig Selbſtſtändige", um aus ſeinem eigenen Leib heraus die Vielfachheit der Weſen zu ſchaffen. Dann wird die Erzeugung des Welteis beſchrieben, welches, nachdem das Waſſer erſchaffen worden, und mit oder in ihm der Samen des Lichts, ſich aus dem letztern, wie Gold glänzend, gebildet zu haben ſcheint. In dieſem Ei lebte durch eigene Kraft Brahma, der Ahnherr des Weltenalls. Nachdem Brahma durch die eigene geiſtige Bewegung ſeines Weſens das Ei in Stücke getheilt, bildete er aus den getheilten Stücken Himmel und Erde, „Mitten Luft, und die acht Länder, der Waſſer Haus, das ewige." Darauf zieht Brahma aus ſeinem eigenen Selbſt die geiſtigen Grundkräfte alles Daſeins hervor, den Geiſt, „der

iſt und nicht iſt auch“ und die Ichheit,“ ſo ein Warner und König iſt.“ Dies urſprüngliche Selbſt iſt das Atma, der Geiſt iſt Mano, die Ichheit Ahankara. Alsdann werden die ſieben Naturkräfte, die große Weltſeele, die fünf Sinnlichkeiten oder Elemente, und die Ausflüſſe des urſprünglichen Selbſt, Atmamatrafu, geſchaffen. Daran ſchließen ſich alle Einzelweſen in ihrer Verſchiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit, die nach einem vorher beſtimmten und unabwendbaren Schickſal ihr Leben zu durchwandeln und zu vollenden haben.

Dies iſt die uralte indiſche Lehre von der Emanation, welche das Geſetzbuch des Menu in ſeiner Kosmogonie mit ächt metaphyſiſcher Ausführung überliefert. Dieſe Emanationslehre drückt ſich näher auch in der Anſicht von den vier Weltaltern aus, die, urſprünglich aus dem ewigen Geiſt der Gottheit hergefloſſen, doch ſtufenweiſe eines nach dem andern immer mehr dem Verderben ſich zuneigen, und nur die ſich fortentwickelnde Verſchlechterung des menſchlichen Lebens darthun, aus welcher die Rettung nur in dem Rückweg zur Gottheit, alſo in der ewigen Vergangenheit, zu finden. Die Lehre von der Emanation der Welt iſt alſo zugleich die Lehre von der nothwendigen Rückkehr der Menſchheit, denn das ganze gegenwärtige Leben erſcheint nach dieſer Anſicht jedesmal als ein Abfall und als ein Unglück. So ſingt Menu, den Fluch alles Daſeins in der Erſchaffung ſelbſt andeutend, welche die Geiſter in dieſe irdiſchen Lebensformen gebannt hat:

Von vielgeſtaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn,
Endes bewußt ſind dieſe all, mit Freud' und Leidgefühl begabt.

Und dieſes Ende iſt das ihnen von Anfang her beſtimmte Verderben, ihr Ziel.

Dieſem Ziel nach nun wandeln ſie, aus Gott kommend, bis zur Pflanz herab,
In des Seins ſchrecklicher Welt hier, die ſtets hin zum Verderben ſinkt *).

Dieſe Anſicht von dem Unglück alles Daſeins, in einer der älteſten Schriftkunden des menſchlichen Geſchlechts niedergelegt, und im indiſchen Leben durch die wunderbaren Erſcheinungen jener büßenden Einſiedler und Märtyrer ſo merkwürdig bethätigt, ſie hat noch bis auf den heutigen Tag in den Völkerzuſtänden merkwürdig fortgewirkt, und ſie hat ſich namentlich als lebendig erwieſen in jenen Ausartungen der chriſtlichen Anſchauung, die ein wahres und gerechtes Daſein nur in der Zerknirſchung und Weltentäußerung begründen will, und ſie iſt als die eigentliche Ahnfrau aller religiöſen und politiſchen Zurückſchraubungsſyſteme zu betrachten, wo dieſelben überhaupt noch einen ideellen Grund haben. Dieſe uralte Lehre, welche das wahre Leben nur in der Rückkehr ſieht, kann aus der Gegenwart ſelbſt immer nur ein Martyrthum erzielen, und dieſer Standpunkt, welcher die Weltgeſchichte lange genug verdreht, findet ſeine Ueberwindung erſt in derjenigen modernen hiſtoriſchen Entwicklung, welche aus der Idee des Chriſtenthums zugleich die Idee der weltlichen Freiheit herausbilden will. So iſt es denn gekommen, daß wir heutzutage nicht mehr in der Rückkehr Gott finden, ſondern lediglich im Vorwärtsgehen, in der Werdeluſt der Zukunft, und die heutige Weltſtimmung hat für Alles Sinn, nur nicht mehr für die Märtyrerſchaft, welche früher das Glück des Bewußtſeins in der Zerquä-

*) Nach der Ueberſetzung Friedrich Schlegel's, in der Sprache und Weisheit der Indier S. 279 folg. — Das Geſetzbuch des Menu wurde mehrmals in's Deutſche übertragen, von Hüttner (Weimar 1797) und früher, nach einer perſiſchen Ueberſetzung, von Raspe (Hamburg 1778).

lung der Individualität gesucht hat. Wir können heut nicht mehr begreifen, warum wir nicht auch mit gesunden Gliedmaßen frei und glücklich gemacht werden sollen, und darin hat sich überhaupt die Weltstimmung so merkwürdig geändert, daß jetzt alle Entwickelung des Bewußtseins nur auf die freie Harmonie der leiblichen und geistigen Zustände gerichtet ist. Es ist wohl keineswegs eine Erschlaffung zu nennen, wenn unsere Zeit heut nicht mehr die geringste Lust zum Märtyrerthum zu empfinden scheint, und, bei dem festgestellten Bewußtsein über die innere Nothwendigkeit unserer heutigen Entwickelungen, sich nicht mehr danach drängen will, Leib und Leben sich zu verstümmeln. Es ist wahr, die heutige Menschheit scheint ihr Leben lieb zu haben, mehr als jede andere Zeit. Aber es hängt heut auch Alles davon ab, daß man das Leben hat, das reine volle unverstümmelte Leben, das allein fähig ist, den wahren lebendigen Gott in sich zu offenbaren, und das allein das Recht hat, sich nach dem höchsten Gesetz alles Daseins in der Idee der Freiheit zu gestalten. —

An diese gesetzgebenden Schriften der Indier reihen sich ihre philosophischen Systeme an, welche in den merkwürdigsten Versuchen der Speculation fast alle Denkformen durchgemacht haben, und deren sechs angenommen werden können, indem jedes System in zwei besondere Richtungen oder Zweige zu zerfallen pflegt. Zuerst sind die zwei Systeme der Sânkhya (Ueberlegung) anzuführen: 1) Sânkhya nirîswara, das heißt: Sânkhya ohne Herrscher, oder ohne höchstes Wesen, welches System eine theoretische Vernunftrichtung durchzuführen sucht. Als Stifter dieser Lehre wird Kapilas genannt. Einen Grundriß derselben hat Lassen unter dem Titel Kârikâ bekannt gemacht (Bonn 1832). 2) Sânkhya seswara, das heißt: Sânkhya mit Herrscher, von Patandschalis gegründet, eine

ſtreng auf die Veda-Lehre ſich ſtützende philoſophiſche Richtung, welche namentlich in den früher ausführlicher erwähnten philoſophiſchen Gedankenentwickelungen der Bhagavadgîtâ zum Grunde liegt. Der Zweck dieſer Lehre iſt zum Yoga zu führen, das heißt, zur abſoluten Vereinigung mit dem höchſten Weſen. Ferner ſind die beiden Syſteme der Nyaya-Philoſophie zu nennen. Die Nyaya, deren Stifter Gotamas ſein ſoll, bedeutet durch ihren Namen ſo viel als: dialektiſches Schließen, logiſche Kunſt *). Das Lehrbuch dieſer Philoſophie wurde gedruckt unter dem Titel: Nyaya-sutra-vritti, the logical aphorisms of Gotamas (Calcutta, 1828). Eine vorherrſchend moraliſche Richtung haben die beiden Zweigſyſteme der Mîmânſâ (Forſchung), welche ſich beide auf die Lehre der Veda's begründen: 1) Karma-mîmânſâ (Thatforſchung) oder Pûrva-mîmânſâ (erſte Forſchung), welche ſich mit rein praktiſchen ethiſchen Richtungen beſchäftigt, und von Dſchaiminis geſtiftet ſein ſoll. 2) Brahmana-mîmânſâ (Lehrforſchung) oder Uttara-mîmânſâ (zweite Forſchung) auch Vedânta genannt, beſchäftigt ſich mit der Theorie dieſer Richtung, und wurde von Bâdarâjanas gegründet. William Jones hat die Mîmânſâ-Lehre mit der Platoniſchen Schule der Griechen verglichen. Dieſe philoſophiſchen Syſteme der Indier, zu denen ſich die von Kanâdas geſtiftete unbedeutendere Weiſeſchika (Unterſcheidung), mit einer mehr phyſikaliſchen Richtung noch hinzufügen ließe, ſie ſind in ihrem eigentlichen philoſophiſchen Inhalt noch wenig erörtert, obwohl ſie für die ganze Erkenntniß der indiſchen Denkweiſe und Geiſtesrichtung von der größten Wichtigkeit

*) Vergl. Fr. Schlegel, Sprache und Weisheit der Indier S. 134. wo auf eine Ableitung des Namens dieſer Philoſophie von nyate, er ordnet, conſtituit, hingewieſen iſt, wovon Niti, die Sittenlehre.

ſind. Einige genauere Nachrichten über die Philoſophie der Indier gab Colebrooke in ſeinen Essays on the philosophy of the Hindus, (in den Transactions of the royal asiatic society, London 1824—29, franzöſiſch von Pauthier, Paris 1833). —

Nicht ſo reich, als die übrigen Zweige der indiſchen Literatur, blüht die Lyrik unter dieſem Volke, obwohl es auch in dieſer Dichtungsart manches Treffliche und Sinnreiche aufzuweiſen hat. Der in allen Gattungen der Poeſie fruchtbare Kalidaſas hat auch einige lyriſche und elegiſche Werke geliefert, unter denen beſonders der Meghadûta, d. h. der Wolkenbote, zu nennen. Ein Verbannter ſitzt, in Gedanken an ſeine Heimath und eine zurückgelaſſene geliebte Gattin verſunken, auf dem Berge Ramagiri, und ſchaut ſehnſüchtig eine Wolke an, der er ſein tiefes Leid klagt, indem er dieſer Wolke den Weg ſagt, welchen ſie ziehen ſolle, immer nach dem Norden zu, um ſeiner fernen Gattin dorthin die Grüße ſeines Herzens zu tragen. Dieſe liebliche Dichtung gab Wilſon zugleich mit einer engliſchen Ueberſetzung heraus (Calcutta 1813). Eine andere Dichtung von Kalidaſas iſt: Sringâratilaka, d. i. das Stirnmal der Liebe, welches nach den darüber bekannt gewordenen Nachrichten erotiſchen Inhalts ſein ſoll. Die Rituſanhâra des Kalidaſas, d. i. der Kreis der Jahreszeiten, iſt ein beſchreibendes Lehrgedicht in ſechs Geſängen, worin zugleich die verſchiedenen Bilder der wechſelnden Jahreszeiten in reichen Schilderungen vorübergeführt werden. Das Original erſchien zu Calcutta gedruckt, eine deutſche Ueberſetzung davon hat Koſegarten geliefert.

Das berühmteſte lyriſche Gedicht der Indier aber iſt die Gitagovinda, ein Hirtengedicht, das zugleich die feurigſten und üppigſten Töne der Leidenſchaft anſchlägt,

indem es den Kriſhna beſingt, wie er, in Erdenluſt hingegeben, als Hirt auf den Feldern wandelt, und von neun friſchen und lieblichen Hirtenmädchen umgeben iſt, unter denen er der herrlichen Hirtin Radha ſeine flammende Neigung geſchenkt hat. Alles taumelt dithyrambiſch in dieſer gluthvollen und farbenreichen Dichtung, in der neben dem Erhabenſten und Zarteſten das Kühnſte und in Wagniß des Sinnlichen Unerhörteſte ſteht. Die verwegenen Miſchungen aller Tonarten und Gegenſätze des Lebens, die ſich hier auf idylliſchem Grunde und im leichten Rahmen darſtellen, ſind ganz der unendlichen Ausdehnungsfähigkeit des indiſchen Geiſtes gemäß, und ſtehen zugleich in der eigenthümlichen Bildung dieſes Volkes als die natürlichen und ihm angemeſſenen Erſcheinungen ſeines Weſens da. Als Dichter der Gitagovinda wird Jayadevas genannt. Das Original erſchien gedruckt: Khizurpur 1808. Eine engliſche Ueberſetzung davon gab W. Jones (Works, 4. Band), worin er jedoch, nach Friedrich Schlegel's Urtheil, nur ein ſchwaches Nachbild von den Gluthfarben des Urtextes lieferte. Die deutſche Uebertragung von Fr. Majer (in Klaproth's Aſiatiſchem Magazin Band II. 294—375) iſt nach der engliſchen des Jones gearbeitet. Eine metriſche Bearbeitung erſchien unter dem Titel: Gitagovinda, oder Kriſchna der Hirt, von Wilhelm Riemſchneider 1818.

Zu erwähnen iſt hier auch das elegiſche Gedicht Ghatakarparam, das zerbrochene Gefäß. Die Regenzeit iſt eingetreten, und eine junge Frau, deren Mann ſich fern von ihr auf der Reiſe befindet, fängt an von Sehnſucht nach ihm gequält zu werden. Ihre Klagen, die ſie aus tiefſter Seele ausſtrömt, und zu der alle Bäume und Blumen der Umgegend theilnahmsvoll horchen, endigen damit, daß ſie ſich bei dem Gedanken tröſtet, die über ihrem Haupte

dahinziehende Wolke werde die Liebesgrüße, welche sie ihr aufträgt, richtig bei dem fernen Gatten bestellen. Zum Schluß erhebt sich noch der Dichter in eigner Person, und fordert, voll von der ihm eigenen Meisterschaft in seiner Kunst, zu einem poetischen Wettkampf heraus, indem er sich vermißt, Jedem, der ihn in der künstlichen Bildung der poetischen Formen übertreffen würde, Wasser in einem zerbrochenen Gefäß zu überreichen. Dies Gedicht erschien herausgegeben von Dursch, Berlin 1828. Im elegischen Versmaaß hat es P. von Bohlen übersetzt (im Alten Indien II. 381—384).

Andere Blüthen der indischen Lyrik sind in den verschiedenen Sammlungen enthalten, z. B. im Amaru-satakam, d. i. Amaru's Hundert, worin sich hundert erotische Epigramme des Amaru finden; ferner in: Bhartrihari-satakâni, d. i. Bhartrihari's Hunderte, eine Sammlung von poetischen Sprüchen und Sentenzen, von dem Dichter Bhartrihari, welcher zur Zeit Christi gelebt hat; und Tschaura-pantschâsika, d. i. Tschauras Funfzig, wo der Dichter Tschauras, der wegen seiner Liebe den Tod erleiden soll, in funfzig Distichen die Seligkeit und den Genuß seiner vergangenen Liebesfreuden schildert. Diese beiden letztgenannten Sammlungen hat P. von Bohlen mit Uebersetzung und Commentar herausgegeben (Berlin, 1833).

Ein späteres Gedicht ist Mohamudgara, d. i. Schlägel der Thorheit, welches von einem Dichter Sankara Acharya, der im achten Jahrhundert nach Christus gelebt hat, herrührt. Es hat eine durchaus ascetische Tendenz, die in einer strengen und schmucklosen Sprache vorgetragen wird, indem der Verfasser die Entsagung von allen Genüssen und Vortheilen der irdischen Welt einschärft. Dies nur aus zwölf Strophen bestehende Gedicht ist übersetzt von Bode (in Klaproth's Asiatischem Magazin II.

265—268) und von P. von Bohlen (im Alten Indien II. 375—377). —

Eine eigenthümliche Dichtungsweiſe, welche wahrſcheinlich in Indien ihren Urſprung genommen, nämlich die Fabeln, haben wir noch zu erwähnen. Dieſe Gattung der Poeſie, deren Weſen vorzugsweiſe darin beſteht, daß die Naturbilder zu einer geiſtigen Bedeutung und als Träger eines beſtimmten Gedankens benutzt werden, ſie konnte beſonders und urſprünglich bei dem indiſchen Volke ſich bilden, weil dieſem die Durchdringung und Vereinheitlichung des Geiſtes mit der Natur die nothwendigſte Bildungsſtufe ſeines Bewußtſeins geworden war. Die indiſchen Fabeln haben es vorzugsweiſe mit den Thieren und Pflanzen zu thun, an welchen die ewigen Geſetze der Sittenlehre und der Ideenwelt anſchaulich dargeſtellt werden. Die Thiere erſcheinen hier in durchweg menſchlicher Handlungsweiſe, und ironiſiren dadurch die Vorgänge in der beſtehenden Wirklichkeit, worauf es als auf den eigentlichen Sinn und Zweck der Darſtellung abgeſehen iſt. Umgekehrt werden auch die Menſchen als Thiercharaktere hingeſtellt, und müſſen durch dieſe Bezeichnung, welche ſie davontragen, ihr eigenſtes menſchliches Sein entfalten. Der älteſte Fabeldichter der Indier iſt Wiſhnuſarman, ein Brahmine, der im fünften Jahrhundert vor Chriſtus gelebt haben ſoll, und deſſen Fabelſammlung den Titel: Panchatantra, d. i. die fünf Bücher, führt. Dies Fabelbuch iſt in alten und neueren Zeiten faſt in alle Sprachen der Welt überſetzt worden, und ging zuletzt aus dem Lateiniſchen auch in's Deutſche über in dem 1483 und ſodann 1548 erſchienenen Büchlein: „der altenn weiſen Exempel, Sprüche und Unterweiſungen" *). In Indien ſelbſt iſt vornehmlich

*) Die näheren Nachweiſungen darüber giebt Roſenkranz, Handbuch einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie, I. 72 folgd.

eine auszugsweise Bearbeitung des Panchatantra, unter dem Titel: Hitôpadeśas, d. i. heilsame Belehrung, beliebt und verbreitet gewesen. Der Hitôpadeśas ist eine Sammlung der indischen Fabeln, zu denen viele Stellen aus den ältern Nationaldichtern, besonders auch aus Menu's Gesetzbuch, wie überhaupt eine Anthologie von Sinn- und Sittensprüchen, zum Auswendiglernen für die Jugend in den Schulen bestimmt, hinzugefügt sind, so daß wir daran im eigentlichsten Sinne ein indisches Schulbuch vor uns haben. Dies Buch wurde zuerst von Wilkins in's Englische übersetzt (Bath, 1787), später von Jones (Works XIII.), der eine ganz wortgetreue Uebertragung davon gegeben hat. Eine Ausgabe des Originals mit lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen erschien von A. W. von Schlegel und Lassen (Bonn 1829). Einige einzelne Fabeln finden sich übersetzt in Bohlen's altem Indien (II. 391—395). Eine vollständige Uebersetzung erschien vor Kurzem von Max Müller (Leipzig 1844).

Den Fabelbüchern der Indier stellen sich an die Seite ihre Novellenbücher, wie man ihre großen Sammlungen von Erzählungen nennen kann, unter denen die Kathâ Sarit Sâgara, die gewöhnlich Wrihatkathâ (große Erzählung) genannt wird, die hauptsächlichste Stelle einnimmt. Der alte Herausgeber derselben wird Somadevas genannt, und die ganze Sammlung scheint im elften Jahrhundert entstanden zu sein. Fragmente daraus, namentlich die Gründung der Stadt Pataliputra, und die Geschichte der Upakośa, erschienen im Original und mit einer deutschen Uebersetzung herausgegeben von Herrmann Brockhaus, (Leipzig, 1835).

Der größte Reichthum der indischen Literatur stellt sich in der dramatischen Poesie dar, die hier eine merkwürdige Ausbildung, Vielseitigkeit und Vollkommenheit

der Technik gewonnen. Die Indier haben ein eigenthümlich entwickeltes Nationaltheater beſeſſen, wie wenig andere Völker, und dies entſchiedene und geſtaltenreiche Heraustreten des indiſchen Geiſtes zu dramatiſchen Formen muß um ſo mehr in Erſtaunen ſetzen, als man dem ſonſt ſo ſehr in abſtracte Anſchauungen vertieften Volkscharacter nicht die Fähigkeit zutrauen ſollte, an die ſcharfe Auffaſſung und Beleuchtung der Wirklichkeit, wie ſie das Drama fordert, ſich hinzugeben. Das Drama iſt aber den Indiern ſo wichtig und bedeutungsvoll, daß ſie ſeine Erfindung ſelbſt bis auf die Götter zurückgeführt haben, indem, der Sage nach, Brahma ſelbſt die dramatiſche Kunſt dem Bharata, einem begeiſterten Seher, offenbart haben ſoll *). Die älteſten dramatiſchen Darſtellungen, welche die Indier hatten, waren dreierlei Art, Nâtya, Nritya, Nritta, welche vor den Göttern dargeſtellt wurden durch die Gandherbas und Apſaraſas, die Geiſter und Nymphen aus Indra's Himmel, die durch Bharata zu der Darſtellung herbeigezogen worden. Das Nâtya iſt das eigentliche Drama, das hier als eine mit Sprache verbundene Pantomime bezeichnet werden kann. Das Nritya iſt dagegen die bloße Pantomime ohne Sprache, und das Nritta beſteht einfach aus einer Tanzdarſtellung. Zu dieſen drei dramatiſchen Gattungen ſoll der Gott Shiva ſelbſt noch zwei andere, das Tândava und Lâſya hinzugefügt haben, welche beide ebenfalls nur Tänze ſind. Dieſer Bha-

*) Wir geben die nachfolgenden Nachrichten über das indiſche Drama nach Wilſon, der ſeinen Select specimens of the theatre of the Hindus, translated from the original sanscrit (Calcutta 1827, 3 Bände), im erſten Band S. 1—79) eine Abhandlung über das dramatiſche Syſtem der Indier vorausgeſchickt hat, welche immer noch das Beſte enthält, was darüber bekannt geworden.

rata, welcher für den durch göttliche Offenbarung getriebenen Begründer des Dramas gilt, wird auch als der erste Verfasser einer Dramaturgie angesehen, mit welcher sich die Indier überhaupt vielfach beschäftigt haben. Eines ihrer ältesten und berühmtesten Werke über das Technische der dramatischen Kunst ist Daśa Rúpaka, oder Beschreibung der zehn verschiedenen Gattungen der dramatischen Poesie, die aus Text und Beispielsammlung besteht, welcher erstere dem Dhananjaya, dem Sohn Wishnu's, zugeschrieben wird, der im elften Jahrhundert, wo die dramatische Kunst dieses Volkes sich bereits wieder ihrem Verfall zuneigte, gelebt haben soll. Ein anderes mehr der allgemeinen Poetik und Rhetorik gewidmetes Werk ist Saraswati Kanthábharana, dessen Verfasser Bhoja Rája genannt wird, in fünf Büchern, dessen letztes sich mit der dramatischen Kunst beschäftigt. Eine hinzugefügte Beispielsammlung theilt mehrere Stücke aus verschiedenen Zeiten mit. Ferner ist anzuführen das Kávya-Prakáśa, ebenfalls eine allgemeine Rhetorik und Kunstlehre, in zehn Abtheilungen, von Mammatta Bhatta aus Kaschmir herrührend, worin mit besonderer Rücksicht auch viele Einzelnheiten der dramatischen Poesie behandelt werden. Eine andere besonders in Bengalen sehr berühmte Poetik ist Sáhitya Derpana, in zehn Büchern, von denen das sechste der theatralischen Technik gewidmet ist. Der Verfasser ist der bengalische Pundit Wiswanáth Kavirága. Das Sangita Retnákara handelt mehr von der Pantomime, vom Tanzen und Singen, als von der dramatischen Composition selbst, obwohl es auch mehrere bemerkenswerthe Nachrichten über theatralische Darstellung und Scenerie enthält. Es ist von Sáregi Deva, einem kaschmirischen Pundit, geschrieben. Außerdem giebt es noch sehr viel andere kritische und dramaturgische Werke dieser Art, die großentheils

von Wilſon, in ſeiner Abhandlung über das dramatiſche Syſtem der Indier, nachgewieſen werden.

Die allgemeine Bezeichnung für alle dramatiſchen Compoſitionen iſt in Indien Rúpaka, von Rúpa, Geſtalt, wodurch die eigentliche Aufgabe der dramatiſchen Kunſt, eine Verkörperung und Geſtaltung menſchlicher Charaktere und Gefühle, und gewiſſermaßen das unmittelbare natürliche Heraustreten der Leidenſchaft und des Gefühls zu ſein, treffend angedeutet zu ſein ſcheint. Außer den Rúpaka's, welche die Hauptgattung bezeichnen, giebt es auch noch Uparúpaka's, welches niedere Rúpaka's oder dramatiſche Darſtellungen zweiter Klaſſe bezeichnet. Von den Rúpaka's giebt es zehn verſchiedene Arten, von den Uparúpaka's achtzehn. Um uns dies künſtlich verzweigte Weſen der indiſchen Dramaturgie näher zu veranſchaulichen, laſſen wir, nach Wilſon's Angaben, eine kurze Charakteriſtik dieſer verſchiedenen dramatiſchen Species folgen.

Zu den Rúpaka's rechnet man: 1) das Nátaka, welches vorzugsweiſe das Drama ſelbſt iſt, und von den Indiern für die vollkommenſte aller ihrer Gattungen erklärt wird. Der Gegenſtand, welcher darin dargeſtellt wird, muß immer von großer Bedeutung ſein, und ſich dazu eignen, gefeiert und verherrlicht zu werden. Deshalb dürfen auch nur würdige und erhabene Perſonen darin auftreten, und der Held muß entweder ein König, wie Dushyanta, oder ein Halbgott wie Ráma, oder eine Gottheit wie Kriſhna ſein. Die im Nátaka vorgehende Handlung oder Leidenſchaft, darf nur eine einzige und ungetheilte ſein, entweder Liebe oder Heroismus. Ferner erfordern es die Geſetze dieſer Gattung, daß die Verwickelung einfach, die Umſtände zuſammenhängend ſind, und die ganze Handlung genau aus den Begebenheiten hervorfließt, Epiſoden aber und weitläufige Unterbrechungen vermieden werden. Die Dauer

eines Aktes ſoll, nach den älteren dramaturgiſchen Beſtimmungen, nur einen Tag betragen, doch hat das Sáhitya Derpana dieſe Dauer auf einige Tage und ſelbſt bis zu einem Jahr ausgedehnt. Wenn die Handlung nicht innerhalb dieſer Gränzen eingeſchloſſen werden kann, ſo müſſen dann die weniger bedeutenden Begebenheiten zur Erzählung zuſammengedrängt, oder es muß angenommen werden, daß ſie in den Zwiſchenakten vorgehen. Die Sprache im Nátaka muß fein und klar ſein. Das Stück darf aus nicht weniger als fünf Akten und nicht mehr denn zehn beſtehen. Als eine Eigenthümlichkeit dieſes indiſchen Drama's iſt noch anzuführen, daß daſſelbe keine tragiſche Kataſtrophe haben darf, was durch ein Grundgeſetz der Kunſt ſo ſehr verboten iſt, daß der Tod keines der Helden oder Heldinnen angekündigt werden darf, ſondern jeder blutige Vorgang hinter die Scene den Augen der Zuſchauer entrückt werden muß. In dieſer erſten Klaſſe des Drama's giebt es ſehr zahlreiche Dichtungen, und darunter die beſten, welche die indiſche Poeſie aufzuweiſen hat. Zu den Nátaka's gehören die Sakuntalà, ferner Mudrà Ràkſchaſa, Vein Sanhàra, Anergha Ràghava und mehrere Andere. — 2) Die zweite Art der Rúpakas iſt das Prakarana, welches in den Hauptzügen mit dem Nátaka übereinſtimmt, jedoch eine weniger erhabene Rangſtufe behauptet. Die Fabel muß erdichtet, aber aus dem wirklichen Leben gezogen ſein und in einer anſtändigen Sphäre der Geſellſchaft ſich bewegen. Der geeignetſte Gegenſtand dieſer Stücke iſt die Liebe. Der Held muß ein Miniſter, ein Bramana, oder ein höherer achtungswerther Kaufmann ſein. Die Heldin kann ein Mädchen aus guter Familie, oder eine Courtiſane ſein; im erſteren Fall führt das Prakarana den Beinamen Suddha, oder rein, im letztern Sankirna. Die Courtiſane

oder Veſyà iſt jedoch keineswegs ein Weib von ſchmutzigem oder ungeſetzlichem Lebenswandel, ſondern vielmehr mit den Hetären der Griechen zu vergleichen. Die Veſyà iſt ein Charakter, wie ſie ſich immer da zeigen müſſen, wo die beſtehende Sitte den verheiratheten Frauen den Eintritt in die Geſellſchaft verbietet, oder ihnen denſelben nur auf Koſten des weiblichen Rufes eröffnet. Zur Klaſſe der Prakarana's gehören die Stücke Mrichchakati, Màlati und Màdhava. 3) Das Bhàna, welches nach ſeiner techniſchen Beſtimmung nur aus einem Monolog in Einem Akt beſteht, worin der Darſteller eine Menge von Begebenheiten, welche entweder ihm ſelbſt, oder Andern geſchehen ſind, in dramatiſcher Form erzählt. Liebe, Krieg, Betrug, Intriguen und Täuſchungen aller Art ſind die hier geeigneten Gebiete und der Erzähler kann ſeinen Vortrag durch einen angeblichen Dialog mit einem imaginairen Zwiſchenredner beleben. Dieſe Gattung erfordert eine feine und gebildete Sprache, und Muſik und Geſang beginnen und ſchließen die Darſtellung. Die Bauchrednerkunſt, welche in Indien nicht unbekannt war, ſoll öfter zu den fingirten Dialogen angewandt worden ſein. Zu dieſer Gattung gehört Sàreda, Tilaka. 4) Das Vyàyoga, eine dramatiſche Darſtellung irgend einer kriegeriſchen Handlung, woran durchaus keine Frauen Antheil nehmen dürfen, ſo daß das Gefühl der Liebe gänzlich davon ausgeſchloſſen bleibt. Das Stück iſt auf einen Akt, eine Handlung und die Dauer von einem Tage beſchränkt, und der Held muß ein Krieger oder Halbgott ſein. Zu dieſer Klaſſe gehörig werden angeführt die Stücke Saugandhikàharanam, Jàmadagnya Jaya, Dhananjaya Vijaya. 5) Das Samavakàra iſt die dramatiſche Darſtellung eines mythologiſchen Gegenſtandes in drei Akten, wovon die Handlung des erſten Akts gegen neun Stunden einzunehmen

hat, des zweiten drei und eine halbe Stunde, und des dritten ein und eine halbe Stunde. Götter und Dämonen treten hier auf, obgleich auch sterbliche Wesen dazu eingeführt werden können. Der Held ist kein Einzelner, sondern es kann deren so viel als zwölf geben, als Krishna und andere Gottheiten. Obwohl die Liebe in dieser Gattung zulässig ist, so muß doch die darin vorherrschende Leidenschaft der Heroismus sein. Stürme, Kämpfe, Eroberungen von Städten können darin mit allem Aufwand und Pomp des Krieges, mit Elephanten, Pferden und Wagen vorübergeführt werden. Man sieht daraus, daß auch die Indier schon große Spektakelstücke gekannt haben müssen. Wilson bemerkt, daß diese Darstellungen gewöhnlich in freier Luft, auf einer großen Ebene und in chaotischer Unordnung stattgefunden haben. Am anziehendsten und am besten ausgeführt sind die Prozessionen. So wurde der Einzug von Ramä und Sitä in Benares im Jahr 1820 zu einer reichen, malerischen und unterhaltenden Scene benutzt. Als ein altes Beispiel dieser Art wird Samudra Mathanam angeführt. 6) Das Dima ist mit der vorigen Gattung verwandt, hat aber einen mehr düstern Charakter und beschränkt sich auf die Darstellung schreckensvoller Begebenheiten, als da sind, böser Vorbedeutungen, Bezauberungen, Belagerungen und Schlachten. Es umfaßt vier Akte und der Held muß ein Dämon, Halbgott oder eine Gottheit sein. Als Beispiel wird das Stück Tripuradaha angeführt, welches die Zerstörung des Dämons Trigura durch Shivä darstellt, worin drei Städte verbrannt werden. 7) Das Jhämriga ist eine Art Intriguenstück in vier Akten, in welchem der Held ein Gott oder berühmter Sterblicher, die Heldin eine Göttin ist. Liebe und Heiterkeit sind die vorherrschenden Gefühle. Die Heldin ist der Gegenstand eines Krieges oder Streites und

die Anſchläge des Helden dürfen ſich mit Mißgeſchick, nicht aber mit dem Tode endigen. Als Beiſpiel dieſer Gattung wird das Kuſumuſekhara Vijaya angeführt. 8) Das Anka. Einige halten dies für ein Stück in einem Akt, Andere für einen Supplementakt, der als Introduction eines Drama's, oder zur weitläuftigeren Auseinanderſetzung einer Begebenheit dient. Der Stoff muß bekannt und der Held ein Sterblicher ſein; der pathetiſche Stil iſt darin vorherrſchend. Ein Stück dieſer Art iſt Sermiſchtha Yayati. 9) Das Vithi hat einige Aehnlichkeit mit dem Bhana: es iſt einaktig und kann von einem einzigen Darſteller aufgeführt werden, obgleich das Daſa Rúpaka deren zwei erfordert. Jedenfalls muß es eine Liebesgeſchichte ſein, in komiſchem Dialog vorgetragen und beſtehend aus Equivoquen, Räthſeln, Scherzen, Wortſpielen, ironiſchen Lobſprüchen und ſcherzhaften Schimpfreden. Es mag einige Verwandtſchaft gehabt haben mit den Fabulae Atellanae der alten Toskaner. 10) Das Prahaſana iſt eine Farce oder komiſche Satire, und geißelt vorzüglich die geheiligten und privilegirten Orden der Gemeinſchaft der Brahmanen, Asceticker, wie auch ſonſt die Männer von Rang und Reichthum, Prinzen und ſonſtige Vornehme. Die Laſter, die an den beiden Letztern gerügt werden, ſind der Mißbrauch des Reichthums, ihre niedere Sinnlichkeit, weniger ihr tyranniſcher Despotismus. Die Gegenſtände der Satire gegen die beiden erſteren ſind ihre Sinnlichkeit und Heuchelei. Dieſe Stücke gleichen in gewiſſer Beziehung den Komödien des Ariſtophanes, doch fehlt ihnen deſſen überſchwellende Fröhlichkeit und glänzende Erfindung, auch ermangeln ſie des höhern Verdienſtes der Poeſie und des Witzes, obwohl ſie voll Schärfe und Laune ſind. Häſyárnava, Kautuka Servaswa, und Dhurtta Narttaka ſind Stücke dieſer Gattung. Der Stoff dieſer Stücke

muß erdichtet, der Held ein Brahmane, König oder Schurke ſein. Das dramatiſche Perſonal iſt aus Hofleuten, Bettlern, Rittern, Buhlerinnen, Dienern und Spitzbuben zuſammengeſetzt, und das untergeordnete Perſonal muß das niedere Prakrit oder den Localdialect ſprechen.

Die zweite Klaſſe der dramatiſchen Poeſie der Indier, die Uparûpakas, ſtellt ſich in noch zahlreicheren Arten und Formen dar, deren Unterſchiede jedoch meiſt nur in äußerlichen und unweſentlichen Dingen beſtehen, weshalb wir uns eines näheren Eingehens auf die einzelne Bedeutung dieſer dramatiſchen Spielarten hier enthalten können, als da ſind: Prakaranikâ, das Trotaka, Goſchti, Sattaka, Prasthâna, welches aus zwei Akten beſteht, und mit dem Namen des Sclavendrama's belegt werden kann, indem es die ſonderbare Eigenthümlichkeit hat, daß die Helden und Heldinnen, die darin auftreten, Sclaven ſein müſſen, und alle übrigen Perſonen müſſen Ausgeſtoßene und Verworfene ſein, welche ſich mit Geſang und Tanz, die den Hauptinhalt dieſer Gattung bilden, äußern; ferner das Utthâthya, ein mythologiſches Drama, Kâvya, Prenkhana, Hâſaka, Sanlâpaka, Srigaditam, Silpaka, ein Drama, deſſen Held immer ein Brahmane iſt, der einen Ausgeſtoßenen zum Vertrauten hat; Wunder und Zaubereien aller Art geſchehen, und die Handlung geht an einem Orte vor, wo todte Körper verbrannt ſind; ferner das Vilaſikâ, Durmallikâ, Hallikâ, Bhanikâ *).

Das beſtimmte dramaturgiſche Syſtem, welches die Indier in ihrer Poeſie ausgebildet haben, hat auch für

*) Vergl. Wilſon, Specimens of the theatre of the Hindus I. 19 folg. Roſenkranz hat in ſeinem Handbuch einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie I. 41 folgd. einen deutſchen Auszug aus der trefflichen Abhandlung Wilſon's über die indiſche Dramaturgie gegeben.

die ſceniſchen Einrichtungen ihrer Bühne und für den ganzen theatraliſchen Apparat genaue Vorſchriften geſchaffen. So muß die Aufführung jedes Stücks durch ein kleines Vorſpiel eröffnet werden, in welchem der Schauſpieldirector, und ein Mitglied der Geſellſchaft ſelbſt, Schauſpieler oder Schauſpielerin, hervortreten, um dem Publikum Nachricht von dem Verfaſſer, ſeinem Werk, den Schauſpielern, und den dem Drama ſelbſt vorausgegangenen früheren Begebenheiten zu ertheilen. Nachdem in dieſem Prolog zugleich Gebet und Geſang abgehalten, beginnt das Stück, zu deſſen Durchführung, außer den handelnden Perſonen, noch der Einführer, Praveſâka, welcher den Wechſel der Scenen anzeigt, und der Dolmetſcher, Viſchkambha, erforderlich ſind. Der letztere iſt gewiſſermaßen der Clown oder Hanswurſt des Theaters, indem er ſowohl die Lücken in der vorgehenden Geſchichte durch Erzählungen auszufüllen, als auch überhaupt durch allerhand Kurzweil und Poſſen die Zuſchauer zu ergötzen hat. Häufig erſcheinen dieſe Perſonen auch in eine engere Verbindung mit der dramatiſchen Handlung ſelbſt geſetzt. Der Akt, oder Anka, wird dadurch bezeichnet, daß ſämmtliche Perſonen die Bühne verlaſſen, und die Zahl der Akte kann ſich von einem bis auf zehn erſtrecken. Der erſte Akt, Ankamukha, dient nur prologartig zur Expoſition des Ganzen. Aus ihm müſſen ſich die ſpäteren Akte in folgerechter Entwickelung ergeben. Die indiſche Dramaturgie hat auch für die Gefühle und Leidenſchaften der Helden und Heldinnen eine eigenthümliche Claſſification erfunden, nach der die Perſonen des Drama's ſich in beſtimmten Typen darſtellen müſſen. Die hauptſächlichſten Eigenſchaften des Nayaka, oder Helden, ſind: lalita, heiter, gutgelaunt, leichten Sinns, sânta, edel und tugendhaft, dhirodâtta, hochſtrebend, aber mit Mäßigung und Feſtigkeit, udatta, glühend und ehrgeizig. Dieſe

Beſtimmungen zerlegen ſich wieder in 48 Species, welche, indem ſie wieder nach ihrem irdiſchen, halb göttlichen oder himmliſchen Urſprung ſich abtheilen, dadurch bis zu 144 Arten ſich vervielfältigen. Die richtige Miſchung dieſer Eigenſchaften zu einem feſten Charakterbild wird dann als das Haupterforderniß der dramatiſchen Darſtellungskunſt angeſehen. Die Heldinnen oder Nâyikâ's werden ebenſo nach beſtimmt gegebenen Anſchauungen gebildet. Nach den verſchiedenen Gattungen der dramatiſchen Stücke ſelbſt erſcheinen ſie bald als Nymphen des Himmels, als Bräute der Halbgötter, Frauen der Heiligen und weibliche Heilige ſelbſt, wie auch als Gottheiten der Wälder und Flüſſe. In den Stücken, die rein erdichtet ſind, ſieht man dagegen Prinzeſſinnen und Courtiſanen, deren Geſtalten der Mythologie oder der Phantaſie des Dichters angehören können: in den Intriguenſtücken aber die verſchiedenen Inſaſſen des Harems, die ſich gewöhnlich als Portraits aus dem wirklichen Leben darſtellen. Man darf ſich nicht wundern, wenn man das Weib überhaupt in freieren Lebensbewegungen im indiſchen Drama ſich zeigen ſieht, als es ſonſt die ſocialen Gewohnheiten des Orients mit ſich zu bringen ſcheinen, da bei dem Volke der Indier die Einſchränkungen und Ausſchließungen der Frauen im ſtrengeren Maaße erſt der ſpäteren, von den Muhamedanern angeeigneten Sitte angehören. Die Frauen unterſcheiden ſich in verſchiedenen Arten als Swakîya, die Frau eines Individuums ſelbſt, Parakîya, die Frau oder Tochter einer andern Perſon, und Sâmânyâ, ein in unabhängiger Lage ſich befindendes Frauenzimmer. Die verſchiedenen Eigenſchaften, welche dieſen dreien zukommen, ſind Mugdhâ, jugendlich, Praurhâ, herangewachſen, und Pragalbhâ, reif, woraus ſich wieder, in ferneren Unterabtheilungen, mehrfache Varietäten ergeben. Dagegen iſt, aus einem gewiſſen

moraliſchen Zartgefühl, die Intrigue im indiſchen Drama ſo beſchränkt, daß eine Parakiya, oder das Weib eines Andern, niemals zum Gegenſtand der intriguanten Verwickelung ſelbſt gemacht werden kann. Die Zuſtände, in welchen ſich eine Nâyikâ befinden kann, ſind an der Zahl acht: Swâdhinapatikâ, Eine, die ihrem Gatten treu ergeben iſt, Vâsakasajjâ, ein in Erwartung ihres Liebhabers hingeriſſenes Frauenzimmer, Virahotkanthitâ, eine um die Abweſenheit ihres Gatten Leidtragende, Khanditâ, die ſich um die entdeckte Untreue eines Liebhabers quält, Kalahântaritâ, die ſich um eine wirkliche oder eingebildete Vernachläſſigung ärgert und bekümmert, Vipralabdhâ, die ſich betrübt, weil ihr Liebhaber ſeine Beſtimmung verfehlt hat, Proshitabhartrikâ, eine Frau, deren Gatte oder Liebhaber ſich in einem fremden Lande befindet, und Abhisârikâ, ein Frauenzimmer, die ausgeht ihren Liebſten zu finden, oder die ausgeſchickt hat ihn zu ſuchen. Der weiblichen Zierden, welche jede Heldin beſitzen muß, werden zwanzig von den indiſchen Tramaturgen errechnet.

Die dramatiſchen Perſonen, welche den Helden und die Heldin des Stücks umgeben, machen den Anga oder Körper des Drama's aus. Darunter iſt der Pîtamerdha, der Freund und Vertraute des Helden, der auch zuweilen als Held zweiter Klaſſe mit der Haupthandlung verbunden erſcheint. Eine bedeutende Stellung nimmt aber im Drama der Pratinayaka ein, welcher als der Gegenpart des Helden daſteht und denſelben zu bekämpfen ſucht. Dieſe Charaktere haben wieder ihre beſonderen Umgebungen, die als Hofleute, Miniſter, Officiere und Begleiter aller Art ſich darſtellen können. Darunter ſind jedoch zwei Perſonen, der Vita und der Vidûshaka, die als eigenthümliche Figuren des indiſchen Theaters nicht fehlen dürfen. Der Charakter des Vita iſt ein ganz beſonderer, in allen ſchönen Künſten,

beſonders in Poeſie, Geſang und Muſik, muß er wohl bewandert ſein, und er iſt immer einem Manne oder einer Frau als Begleiter zugeſellt, welche letztere jedoch in dieſem Falle eine Courtiſane iſt. Zuweilen erſcheint er wie der Paraſit in der griechiſchen Komödie, doch darf er bei aller Abhängigkeit, in der er zu den übrigen Perſonen ſtehen muß, niemals verächtlich werden. Der Vidushaka dagegen iſt der Buffo des indiſchen Theaters, der als demüthiger Begleiter zu einem Prinzen oder vornehmen Mann erſcheint, obwohl er ſelbſt ſeltſamer Weiſe immer ein Brahmane iſt. Er muß ſtets lebendig und beweglich auf der Scene erſcheinen, ein luſtiges und poſſenhaftes Weſen haben, und in jeder Beziehung eine lächerliche Perſönlichkeit abgeben. Die Nâyikâ oder Heldin des Stücks hat ihre beſtimmte Gefährtin und Vertraute, wozu beſonders eine Milchſchweſter ſich empfiehlt, oder, wenn die Heldin eine Königin iſt, eine ihrer Favoritdamen. In mehreren Dramen wird dieſe Partie vorzugsweiſe durch fromme Frauenzimmer ausgefüllt, die dann gewöhnlich aus der Buddhaſekte ſind *).

Nicht minder haben die Gefühle, welche durch das Drama erregt werden müſſen, und die im Indiſchen Raſas heißen, ihr beſtimmt ausgebildetes Syſtem und ihre genaueſte Claſſification erhalten. Dieſe Gefühle, die ein ſehr weitläufig behandelter Gegenſtand der indiſchen Dramaturgie ſind, müſſen in der Compoſition des Stückes eingeſchloſſen liegen, aber ſie werden ſichtbar durch den Einfluß der Handlung auf das Gemüth des Leſers oder Zuſchauers. Auf die Sprache hat das indiſche Drama eine große Sorgfalt verwendet. Die gewöhnliche Handlung, der Dialog, iſt größtentheils in Proſa, ſobald aber Betrachtungen

*) Vergl. Wilſon a. a. O. I. S. 34—65.

und Beſchreibungen von höherem poetiſchen Schwung eintreten, wird der Vers gebraucht. Die ganze Reichhaltigkeit der Sanscrit-Metren entfaltet ſich dann, vom Anuſhtubh bis zum Dandaka, oder von Verſen zu vier achtſylbigen Zeilen, bis zu Verſen, die eine Sylbenzahl von 27—199 faſſen. Die verſchiedenen Charaktere, welche im Drama auftreten, haben zugleich ihre beſonderen Sprachformen, die ihnen eigenthümlich ſind. Der Held ſelbſt und die übrigen Hauptperſonen des Stücks ſprechen das Sanscrit, die Frauen dagegen und die untergeordneten Charaktere bedienen ſich des Prâkrits, welches nur eine andere, durch einen weicheren Dialekt beſtimmte Modifikation dieſer Sprache iſt. Die verſchiedenen Dialekte des Indiſchen erhalten überhaupt ihre eigenthümliche und feſte Stelle im Drama. Die Heldin und die bedeutendſten weiblichen Charaktere ſprechen das Sauraſeni, die Begleiter königlicher Perſonen Mâgadhi, die Diener Rajputs und die Kaufleute Ardhha, ein halbes oder gemiſchtes Mâgadhi. Der Vidushaka ſpricht das Prâchi oder den öſtlichen Dialekt, Schelme bedienen ſich des Avantikâ, oder der Sprache von Ougein, und die Intriguanten haben die Sprache des Dekhin oder der Halbinſel. Alle anderen Figuren, Kuhhirten, Ausgeſtoßene, Jäger, bedienen ſich ihrer ihnen eigenthümlich zuſtehenden Sprachformen. Selbſt die böſen Menſchen des Stücks reden ihren beſonderen Jargon, und die Piſâchas oder Kobolde, wie ſie die Scene betreten, reden einen Dialekt des Prâkrit, der Paiſâchi genannt wird. Das indiſche Drama ſcheint durch dieſe abgepferchten Gebiete der Sprache, welche es jedem Charakter nach ſeinen verſchiedenen menſchlichen Stellungen überweiſt, die kaſtenmäßige Abſonderung des indiſchen Lebens überhaupt wiederzuſpiegeln.

Die ſceniſche Einrichtung des indiſchen Theaters ſcheint

sehr einfach gewesen zu sein, um so mehr, da es kein besonderes Theatergebäude für die dramatischen Vorstellungen gab, sondern gewöhnlich in irgend einem Zimmer oder einer Halle der Königspaläste gespielt wurde. Ein einfacher Schirm oder Vorhang sonderte die Schauspieler von den Zuschauern ab. Die Bühne selbst hieß Ranga Bhûm., oder Rayathya, und war sehr beschränkt, obwohl es nach dem Inhalt vieler indischen Stücke zu schließen, auch nicht an Maschinerieen gefehlt haben kann, wie denn auch Thronsitze, Waffen, mit lebenden Thieren bespannte Wagen, vielfältig in Gebrauch gewesen sein müssen. Genau war man in der Beobachtung der Kostüme, und die Frauen wurden in der Regel auch durch Frauen selbst dargestellt, obwohl auch Männer und Jünglinge namentlich in den ernsteren weiblichen Rollen häufig aufgetreten zu sein scheinen. In den Einzelnheiten der Bühnendarstellung gab es für den Schauspieler die genauesten Vorschriften, die auch auf das innere Wesen des Dramas selbst ihren Einfluß üben, wie z. B. darauf, daß die eigentliche tragische Katastrophe, namentlich alles Blutvergießen u. dgl. niemals angesichts der Zuschauer geschehen darf *).

Die dramatische Poesie der Indier ist in Europa besonders durch die Sâkuntalâ des Kalidâsas, welcher Dichter im ersten Jahrhundert vor Christus am Hofe des Vikramaditya gelebt, eingeführt worden. Diese herrliche, seelenvolle Dichtung, welche den indischen Geist in aller seiner Gemüthszartheit und innerlichen Tiefe charakterisirt, wurde zuerst in einer wortgetreuen englischen Uebersetzung von William Jones (Calcutta 1789) bekannt gemacht, worauf Georg Forster eine deutsche Uebertragung mit Erläuterungen (Mainz und Leipzig 1791, zweite Ausgabe

*) Vergl. Wilson, a. a. O. I. S. 66 folgr.

Frankfurt 1803) herausgab. Sâkuntalâ iſt ſeitdem der Liebling der europäiſchen Leſewelt geworden, und für ihr ſinniges Traumleben im einſamen Wald, für ihre Liebesſpiele und zärtlichen Lieder, für ihr Unglück, durch den Bann eines Zauberfluchs von dem geliebten königlichen Gatten vergeſſen worden zu ſein, und für die endliche Wiedervereinigung der reinſten und empfindungsvollſten Liebe, haben ſich überall die lebendigſten Sympathieen gezeigt. Dies wunderbar zarte Drama zeigt uns die romantiſche Fülle und Tiefe des indiſchen Geiſtes in einer eigenthümlich klaren, durchſichtigen und harmoniſch abgerundeten Form, und was im Epos ſich zu dieſen coloſſalen phantaſtiſchen Gebilden verzerrt und maſſenhaft angehäuft hat, dies überſchwängliche Ineinandergehen von Natur und Geiſt, das erſcheint hier im Drama zu einem freien, ſinnigen, maaßvollen Ganzen ausgearbeitet. In dieſem Spiel der Sâkuntalâ mit ihren Blumen, Pflanzen und Thieren, welche ſie zu Vertrauten ihrer Liebe und ihres innerſten Herzens macht, ſieht man die Elemente des geiſtigen und natürlichen Lebens, zwiſchen denen ſonſt die indiſche Weltanſchauung in ſo wilden Kämpfen hin- und herſchwankt, in einem ſüßen Einklang ſich zuſammenfinden. Eine andere dramatiſche Dichtung des Kalidâſas iſt Vikamas und Urvaſi (der Held und die Nymphe), welches eine mit der Sâkuntalâ durchaus verwandte Fabel und Charakterdarſtellung enthält. Eine engliſche Ueberſetzung dieſes Stückes hat Wilſon, im erſten Bande ſeines Theaters der Hindu's, gegeben. In einer deutſchen Uebertragung kann man den vierten Akt in den Wiener Jahrbüchern der Literatur (1829. Band 46, S. 13—26) leſen. Ein anderes von Wilſon überſetztes Drama, das Einige dem Kalidâſas zugeſchrieben haben, heißt Agnimitra und Malavika, ein indiſches Familiengemälde, das die in

mannigfachen Verwickelungen ſich abſpinnende Geſchichte des Königs Agnimitra darſtellt, doch trägt es in mehreren Zügen den Stempel einer ſpäteren Abkunft an ſich. Andere indiſche Dramen, die wir namentlich durch Wilſon zuerſt kennen gelernt haben, ſind: Mrichchhakati, in zehn Akten, als deſſen Verfaſſer Sudraka, König von Ujjayini, ein Zeitgenoſſe des Kalidâſas, angegeben wird. Dieſes alte Drama, das eine überaus intereſſante Verwickelung behandelt, iſt in einem durchaus einfachen und kunſtloſen Stil gehalten, und iſt reich an ſpannenden Scenen und Situationen. Unter den ſpäteren dramatiſchen Dichtern der Indier iſt Bhavabhuti, auch Srikantha genannt, anzuführen, der im achten Jahrhundert nach Chriſtus gelebt haben ſoll. Es ſind von ihm drei Stücke vorhanden, welche Wilſon in ſeinem Theater der Hindu's zum Theil überſetzt, zum Theil dem Inhalt nach angegeben hat. Zuerſt Mâlati und Mâdhava, ein Stück von großen Schönheiten, und mit vielem Aufwand kunſtvoller Technik ausgearbeitet. Der Dichter iſt zugleich Gelehrter und Philoſoph, und kann ſich nicht enthalten, ſeine Weisheit in ſchulmäßigen Sätzen mitten in das Gedicht hineinzuſtreuen. Sein anderes Stück heißt: Mâhavira Cheritra, eine dramatiſche Geſtaltung aus dem Râmayâna, indem der Dichter die Abenteuer Râma's, mit genauer Anknüpfung an die Folge der Erzählung im Epos, in ſieben Akten darſtellt. Eine Fortſetzung dieſes Stückes lieferte er in ſeinem Uttara Râma Cheritra. —

Faſſen wir jetzt, nach Betrachtung der indiſchen Poeſie, noch einmal die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten zuſammen, durch welche ſich die Bildungsſtufe und Weltan-

schauung dieses Volkes ausgeprägt zeigt, so erblicken wir hier das mythische Volksbewußtsein noch im Gegensatz und Kampf mit der äußeren plastischen Lebensgestaltung begriffen. Je mehr geistige Innerlichkeit das indische Volk bewegte, desto schärfer trennten sich in seiner Anschauung sowohl wie in seiner Kunstbildnerei noch die Elemente des Bildes und des Gedankens auseinander, und das Bild der Gottheit ward von vorn herein nur mit dem Bewußtsein hingestellt, daß es ein unvollkommenes und mangelhaftes Zeichen für dasselbe sei, und daß die wahre Bedeutung davon in der innerlichen Vorstellung, im Denken und im Gefühl der Gläubigen zurückgeblieben sei, dem aber in seiner Tiefe und Fülle gar nicht genügt werden könne durch das Bild. Die Symbole, welche dies Volk zum Ausdruck seiner inneren Gedankenwelt gefunden, schweifen daher immer in das Maßlose und Ungeheuere hinüber, und können sich nicht genug thun an Zeichen und Attributen, um den unendlichen Inhalt, auf den sie bezogen werden, zu erschöpfen.

Die vielfachen Incarnationen, welche der indische Gott Wishnu erfuhr, stellen in der indischen Religionsanschauung das eigentliche Wesen dieser nach Verkörperung sich drängenden Symbolik des Geistes dar. In endlosen Gestaltungen stürzt sich der Gott in die Materie hinein, und kann doch seine Wesenheit in den Formen derselben gar nicht erschöpfen, weshalb er eine Incarnation nach der andern zur Vollbringung seiner selbst erwählt. Es giebt daher gar nichts Festes und Bestimmtes auf dieser Stufe des Symbols, welche uns das indische Bewußtsein vorführt, sondern alle Zeichen und Sinnbilder tummeln in wilder Mannigfaltigkeit durcheinander, eine Gestalt verwandelt sich urplötzlich in die andere, und die buntscheckigste Sinnlichkeit, die das Leben des Geistes bedeuten soll, schiebt

ſich in maaßloſen Gebilden hin und her. Die göttliche Verehrung des Affen erſcheint als das wahre Symbol dieſer endlichen Verzerrung des Abſoluten. Die bunte, vielbewegliche Endlichkeit, welche hier gewiſſermaßen der das Ewige nachgrimaſſirende Affe der Unendlichkeit iſt, erſcheint in der Geſtalt des Affenkönigs Hanuman von der höchſten Bedeutung. Dieſer Affe iſt in dem Rámáyana der Vollbringer wahrer Heldenthaten, und tritt als eine der wichtigſten Figuren in den Vordergrund. Als ein Symbol der Weltklugheit aber zeigt ſich der Elephant, der als der Weltträger erſcheint, denn acht Elephanten tragen die Welt auf ihren Rücken. In dem Stier und der Kuh aber wird ein Göttliches unmittelbar angeſchaut, und es wird beſonders die göttliche Zeugungskraft des Siwas und des Parwati darin verehrt. Die natürliche Zeugung iſt überhaupt eine Grundanſchauung der indiſchen Phantaſie, welche darin die unendliche Macht alles geiſtigen Hervorbringens ausdrücklich als ein Natürliches bekennt. In der berühmten Epiſode aus dem Rámáyana liegen Siwas und Umá hundert Jahre lang in ununterbrochener ehelicher Umarmung, und dieſe coloſſale Gewalt des Zeugungsakts, von dem Siwas nur auf vieles Bitten der übrigen darüber erſchrockenen Götter abläßt, wird in dem indiſchen Gedicht mit einer wunderbaren, alle Vorſtellung überbietenden Genauigkeit zergliedert.

Als ein weſentlicher Zug an dieſer phantaſtiſchen Symbolik der Indier iſt noch der zu bemerken, daß darin zum erſten Mal die wirkliche Menſchwerdung Gottes uns entgegentritt, indem die Gottheit ſich hier mit ihrem vollen Weſen in die menſchliche Geſtalt und in das menſchliche Schickſal hineinbegiebt, und dann aus dem Schooß eines ſterblichen Weibes heraus geboren werden muß. Wiſhnu hat als Fiſch, als Schildkröte, als Eber und

als Zwerg, in welcher Gestalt er als Ueberwinder des Bali erscheint, noch nicht der menschlichen Geburt bedurft, in die er eingeht als Râma, denn der Raschasas von Lanka, das eigentlich böse Prinzip, das sich selbst in frevelhafter Eigenmacht zur Gottheit auflehnen will, es kann der hier hervortretenden Vorstellung nach nur durch den Menschensohn überwunden werden, und als dieser Ueberwinder wird Râmâ der Träger einer neuen geistigen Entwickelung des indischen Volkes, worin die Begründung des Brahmanenthums den Sieg höhern und reineren Geisteslebens gegen die alte wilde Naturmacht verkündet. Hier als Ueberwinder erscheinend, wird Wishnu in seiner neunten Verwandlung zu dem in seiner Siegesherrlichkeit sich darstellenden Gott, in welcher Bedeutung er Krishnas heißt, der Beste der Männer, dessen Haupt mit Blumen gekränzt ist. Als solcher ist er der freundliche Geleiter und Hort der menschlichen Lebenskämpfe, der Fürst des Friedens. Seine Lehre, die in der großen Episode des Mahabharata, Bhagavad-Gita, dargestellt ist, zeigt auf die geistige Ueberwindung aller blinden natürlichen Nothwendigkeit des Daseins hin. Das ewige unsichtbare Leben des Geistes wird in dieser Lehre verkündet, und aus dieser Unsichtbarkeit des ewigen göttlichen Gedankens heraus, welche Krishnas selbst ist, muß die Welt sich zur wahren Sichtbarkeit entfalten, worin sie zu ihrem eigentlichen Leben in Gott selbst gelangt. Alle Dinge der Schöpfung leben in Krishnas, obwohl er nicht in den Dingen einwohnend lebt, sondern das Erdenleben und die Natur, über denen er behütend schwebt, sind in allen ihren Wandelungen und Hervorbringungen unter seine Obhut gestellt. Die eigentliche Spitze dieser Lehre aber ist die Buße, durch welche der Geist sich hinwegkehrt über alle Anfechtungen und Täuschungen des wechselnden Lebens, indem er sich selbst abstumpft gegen

den Reiz aller natürlichen Daseinsformen, und dadurch den Besitz des Ewigen erringt. Der Gott Krishnas selbst stirbt, nachdem er den Krieg gegen die Pandawen beendigt hatte, an einem Baum mit einem Pfeil durchschossen *).

Die Hindeutung auf das Christenthum, welche in dieser indischen Lehre der Bhagavad-Gita liegt, ist oft genug herausgekehrt worden. In dem alten Buddhaismus schon hat Creuzer das Wesen der katholischen Kirche wiedererkennen wollen. Wir müssen uns zunächst anschaulich zu machen suchen, wie das indische Bewußtsein, mit seinen unbestimmt zwischen Geist und Natur hin- und hergeworfenen Symbolen, ungestüm nach einer Einheit des geistigen und leiblichen Daseins ringt, ohne dieselbe in einer beruhigten Anschauungsform festhalten und zu dem ächten Bild, in welchem sich der höchste Sieg des Daseins offenbart, gestalten zu können. Im Krishnas ist Gott allerdings schon in menschlicher Gestalt hervorgetreten, und wirklich Mensch geworden, es ist das ächte Bild für das Bewußtsein in ihm angedeutet, das aber in dem indischen Leben noch nicht Wirklichkeit zu werden vermag, wie es erst durch das Christenthum auf einer höheren und geistigeren Stufe der Offenbarung zu werden bestimmt ist, nachdem im Hellenenthum zuvor dies Menschenthum der Gottheit in seiner bloß natürlichen Form, auf der Stufe des plastisch gewordenen Ideals, hatte verherrlicht werden müssen. Im Krishnas drängen sich alle sonst zerstreuten Formen der Natürlichkeit zusammen, um in ihm ihr geistiges Band zu finden, und einer Einheit des Geistes in ihm sich zu unterwerfen. Die Dreifachheit des urgöttlichen Wesens, wie sie schon in dem indischen Bewußtsein lebt, hat sich im Krishnas zu einer Einheit zusammengefaßt, welche das

*) Vrgl. Stuhr, die Religionssysteme des Orients. S. 123 f.

ganze Dasein als wahrer Lebenshauch durchdringt, und in den Urgrund der Natur und des Geistes zugleich ihre Wurzeln hinabgesenkt hat. Aber es kann sich unter diesem Volke noch keine einheitliche und harmonische Lebensgestaltung daraus zusammenfügen, und es erhebt sich hier immer wieder der schroffe Gegensatz von Natur und Geist, und die damit verbundene Vernichtung der individuellen Persönlichkeit, an welche das Bewußtsein auf dieser Stufe unrettbar verfällt. So muß sich das Märtyrerthum in allen Epochen der indischen Volksentwickelung immer wieder als die höchste Spitze des Bewußtseins herauskehren. Selbst auf der höchsten Stufe ihrer Weisheit setzt diese Weltanschauung den wahren Werth des Daseins doch nur wieder in die Trennung des Geistigen und Natürlichen, und ihr Ideal ist demgemäß nicht das Handeln und die lebendige persönliche Bewegung der That, sondern das Büßen, das Ertödten der natürlichen Kraft des Lebens. Dies indische Märtyrerthum, in dem Görres und Andere so viel Christliches haben wiederfinden wollen, hat sich denn auch bis in die spätere christliche Denkweise selbst wieder gewaltig hineingedrängt, und es wiederholt sich in der ersten ascetischen Epoche des Christenthums, das darin noch seinen mächtig nachwirkenden Zusammenhang mit der Geistesart des Orients aufzeigt.

---

4. Persien.

Dem vielfach verschlungenen indischen Bewußtsein gegenüber haben wir in dem geistigen Leben des persischen Volkes eine einfachere und mehr zu einer klaren Einheit

des Gedankens hinstrebende Symbolik zu betrachten. In dem persischen Lichtsymbol, welches der ursprüngliche Ausdruck der Weltanschauung dieses Volkes ist, handelt es sich um keine künstliche Bildnerei einer religiösen Vorstellung, sondern das Natürliche ist und bedeutet hier vielmehr das Göttliche unmittelbar selbst. Ormuzd, der Gott des Lichts, ist zugleich das absolut gute Wesen, weil er das absolut reine Licht selbst ist. Vor Erschaffung aller Dinge war das Wort, das vom Throne des Guten her gegeben worden, und aus welchem das Urlicht geflossen, welches Ormuzd ist, der ewige Lichtquell, Erstgeborner aller Wesen. In ebenso entschiedener natürlicher Einheit des Finstern und Bösen steht ihm das Reich des Ahriman gegenüber, und die ganze Weltanschauung bewegt sich in diesem einfachen Dualismus, der in dem Kampf und der Mischung des Gegensatzes das wahre Bestehen der Dinge erblickt, und wo durch den Kampf dieser beiden unendlichen Prinzipien das Endliche sich wahrhaft in Gott gesetzt sieht, wie es die höhere Lehre der Magier ausgedrückt hat. Von dieser Anschauung aus erblickt der Geist in allen sinnlichen Erscheinungen des Lebens und der Natur eine Masse persönlicher Gestaltungen, die als Zaubergebilde alle Räume bevölkern und durchdringen, und so erscheint Persien als die eigentliche Heimath der Geister und Gespenster, welche hier als der Ausdruck einer deutungsvollen Naturbetrachtung erscheinen, und das unendlich Zusammenhängende in der Kette aller Wesen und Dinge anzeigen. Der schaffenden und dichtenden Phantasie mußte dadurch ein weiter und großer Spielraum eröffnet sein, und dies zeigt sich mannigfach in der Poesie dieses Volkes, welche jedoch ihren bedeutendsten Erscheinungen nach erst in diejenige Epoche fällt, wo das mohamedanische Element in Persien ein-

gedrungen und namentlich bei den hervorragendſten ſchaffenden Geiſtern zur herrſchenden Bildungsform geworden iſt.

Die Urform der perſiſchen Cultur ſtellt ſich in der alten Sprache des Zend dar, in welcher die alten Religionsbücher des Zoroaſter geſchrieben ſind, dieſes perſiſchen Propheten, welcher das heilige Feuer und in ihm den Grund und das Wort alles Lebens aus dem Himmel geholt, und in dem die ganze Weisheit der Magier, dieſer im Beſitz aller Wiſſenſchaft und Erkenntniß ſich befindenden Prieſterkaſte, zu einem Syſtem ſich zuſammengeſtellt hat. An den Namen des Zoroaſter knüpft ſich ſonach das eigentliche Grundweſen der perſiſchen Geiſtesentwickelung, und die ihm zugeſchriebenen Urkunden des Zend-Aveſta, welches die einzigen Denkmäler der alten Zendſprache überhaupt ſind, enthalten den Kern aller religiöſen und geiſtigen Ueberlieferungen dieſes Volkes. Wie eine räthſelhafte Stimme aus der grauen Morgenferne der Zeiten läßt ſich hier das Zend vernehmen, eine Sprache, von der ſich ſonſt nirgends die leiſeſten Spuren auffinden laſſen, und deren Geſchichte in keiner einzigen hiſtoriſchen Beziehung mehr hat angegeben werden können. Nachdem, nach dem Tode Alexanders des Großen, das Perſerreich unter die Herrſchaft der Parther gefallen war, hatten ſich die urſprünglichen Elemente des perſiſchen Geiſteslebens faſt fünfhundert Jahre lang in heimlicher Nacht bergen müſſen, und ihre Ueberbleibſel waren in der Stille von den Prieſtern der alten Götter ſorgſam gehütet worden. Unter den Saſſaniden aber, zu Anfang des dritten Jahrhunderts nach Chriſtus, wo der alte Feuerdienſt ſeine Erneuerung fand, zeigte ſich auch ſofort das Beſtreben, jene heiligen Schriften wiederherzuſtellen, die nirgend mehr als Ganzes vorhanden geweſen ſein ſollen, ſondern die jetzt erſt aus den Ueberlieferungen der Prieſter, welche ſie in ihrem Gedächt-

niß bewahrt hatten, zusammengestellt werden mußten. Die Bücher des Zend-Aveſta enthalten jedoch die urſprünglichen Cultusformen und die eigentliche Lebensnorm des perſiſchen Volkes. Außer ihrem liturgiſchen Inhalt, zu dem ſich auch Hymnen zu Lob und Preis der höheren göttlichen Mächte, Verherrlichungen der Güte und Pracht der Natur, Gebete und Anrufungen an einzelne bedeutungsvolle Naturweſen geſellen, finden ſich darin Vorſchriften aller Art für den praktiſchen Lebenszweck, Regeln, wie der fromme Ackerbauer ſein Tagewerk einzurichten habe, und wie man überhaupt im Umgang mit ſeinen Mitmenſchen ſich gut und gerecht zu benehmen. Die eigentliche theologiſche und dogmatiſche Bedeutung des Zend-Aveſta iſt jedoch ſehr gering und dürftig, und was in einem der Hauptbücher, dem Vendidad, wo ſich ein Geſpräch zwiſchen Ormuzd und Zerduſcht findet, darüber enthalten iſt, läßt ſich nur als eine trockene, aller geiſtigen Dialektik entbehrende Auseinanderlegung der alten Lehre anſehen. In den Gebetformen des Zend-Aveſta erſcheint Zoroaſter ſelbſt häufig als dritte Perſon angerufen, und man hat daraus folgern wollen, daß nicht das ganze Zend-Aveſta von dem alten Magier und Propheten herrühren könne. Ueberhaupt hat ſich über die Lebensumſtände Zoroaſters, über ſeine Zeit und ſein Vaterland, ſowie auch über die Einheit ſeiner Perſon, nichts Beſtimmtes feſtſetzen laſſen, wie er denn nach Einigen ſechstauſend Jahre vor Plato gelebt haben ſoll, während ihn Andere erſt in das ſechſte Jahrhundert nach Chriſtus ſetzen. So iſt ſeine Perſon recht eigentlich in der Sphäre der Idee zu Hauſe, und erſcheint als der ewige Genius ſeines Volkes, welcher die innerſten Lebensbewegungen deſſelben in ſich zuſammenſchließt. Die einzelnen Bücher des Zend-Aveſta ſind: Vendidad (d. i. zum Streit, nämlich: wider Ahriman), Izeſchne oder Jasna (Erhebung der Seele,

Lobpreiſung und Andacht), Vispered (Oberhäupter der Weſen). Dieſe drei bilden den eigentlich canoniſchen Theil des Zend-Aveſta, auch Vendidad-Sadé genannt. Die übrigen Bücher, Jeſchts und Neaeſch, und Sirôſe (ein liturgiſcher Kalender) ſind zum Theil in der Pehlewiſprache geſchrieben. Den Ruhm, das Zend-Aveſta zuerſt entdeckt zu haben, hat Anquetil du Perron in Anſpruch zu nehmen, welcher es 1771 in Paris franzöſiſch herausgegeben hat. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien von Kleuker (Riga 1776, drei Theile und der Anhang dazu, Riga 1783, zwei Bände), welcher zugleich über die Aechtheit des Zend-Aveſta feſte und unumſtößliche Beweiſe lieferte. Der Zendtert des ganzen Vendidad-Sadé erſchien in einer lithographirten Ausgabe von Burnouf (Paris 1830—35). Eine unvollendete Ausgabe des Vendidad iſt die von Olshauſen (Hamburg 1829). — Die zweite Entfaltung der perſiſchen Literatur ſtellt ſich in der Pehlewiſprache dar, die jedoch ebenfalls keine anderen Denkmäler hat, als die auf die alte Volksreligion ſich beziehenden Schriften, die beſonders unter dem Namen des Bundeheſch zuſammengefaßt werden, welches ein encyclopädiſches, zum Theil dogmatiſch gehaltenes Handbuch über die Religion Zoroaſters iſt, mit allerhand Abhandlungen über religiöſe und aſtronomiſche Gegenſtände, über bürgerliche Einrichtungen, Ackerbau, über die Genealogie Zoroaſters und der alten perſiſchen Königsgeſchlechter. In dieſen Urkunden erſcheint bereits eine künſtlichere Ausbildung des religiöſen Bewußtſeins, als im Zend-Aveſta, und es haben ſich im Bundeheſch phantaſtiſche Ausſchmückungen, wie auch ſchon rationaliſtiſche Deutungen an den urſprünglichen reinen Kern der Feuerlehre angeſetzt.

Die eigentliche nationale Literatur der Perſer beginnt erſt mit der Entwickelung der Parſiſprache, oder des neu-

perſiſchen Idioms, welche in die Zeit fällt, wo der Islam in Perſien Aufnahme gefunden, und dem Mittelalter angehört. Die flüſſigeren Elemente des Mohamedanismus, und darin die geiſterweckende Kraft des Monotheismus, drangen jetzt in die alte abſtracte Starrheit und Inſichgekehrtheit des perſiſchen Geiſtes ein, und machten denſelben zum Produciren beweglicher und geſchickter, indem ſie gewiſſermaßen ein leichteres Blut und eine größere Heiterkeit der Phantaſie in den Nationalcharakter brachten. Die mohamedaniſche Geiſtesrichtung, aus welcher ſämmtliche bedeutende Schriftſteller des perſiſchen Volkes hervorgingen, ſpiegelte ſich bald auch in der neuperſiſchen Sprache ſelbſt mannigfach wieder, indem arabiſche Worte und Redewendungen darin eine Stelle erhielten. Dieſe neu auftretende perſiſche Nationalliteratur nimmt ihren Anfang mit dem vierten Jahrhundert der Hedſchira, oder nach chriſtlicher Zeitrechnung, im zehnten Jahrhundert. Joſeph von Hammer, in ſeiner Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens, bezeichnet folgende Perioden der perſiſchen Literaturentwickelung: I. Vom vierten Jahrhundert der Hedſchira bis faſt zum Ende des fünften, 300—500, oder nach chriſtlicher Zeitrechnung von 913—1106, wo die urſprüngliche Reinheit der perſiſchen Poeſie, und die Blüthe des epiſchen Zeitalters in Firduſſi ſich darſtellt. II. 500—600, oder 1106—1203, die Periode der entſchiedeneren Vermiſchung mit dem Arabiſchen, und eine panegyriſche und romantiſche Richtung der Poeſie, als deren Häupter Enweri und Niſâmi zu nennen. III. 600—700, oder 1203—1300, myſtiſche und moraliſche Tendenzen der Poeſie, Dſchelaleddin Rumi und Saadi. IV. 700—800, oder 1300—1397, wo die lyriſche Poeſie in Hafis ihre höchſte Blüthe und Vollendung erreicht. V. 800—900, oder 1397—1494. Stillſtand der perſiſchen Poeſie, und der

letzte große Dichter Dſchami. VI. 900—1000, oder 1494—1591, wo die Poeſie zurückzutreten anfängt und die Elemente der perſiſchen Literatur, beſonders der Geſchichtſchreibung, dagegen eine Bedeutung gewinnen. VII. 1000—1248, oder 1591 bis auf unſere Zeit, Verfall der Dichtkunſt und Geſchichtſchreibung durch die Verwirrung des öffentlichen politiſchen Lebens. —

Die perſiſche Poeſie hat es zu einer großen Mannigfaltigkeit der Formen gebracht, unter denen das kleinere lyriſche Gedicht, das in den Diwänen oder Sammlungen zu ganzen Reihen vereinigt erſcheint, und die größere romantiſche und hiſtoriſche Erzählung, am meiſten angebaut erſcheinen. Die Dichtkunſt dieſes Volkes nahm jedoch ihre Entwickelung nicht aus dem innerſten Herzensdrang der Nation heraus, ſondern Fürſtengunſt und Fürſtenmacht waren es, welche ſie ihrer Blüthe zuführten, und das bewegende Element in ihrer Fortbildung wurden. Der Schah iſt das eigentliche Sternbild der perſiſchen Dichter, von dem ſie Licht und Wärme für ihre Hervorbringungen empfingen, der Schah regte die Geſänge der Dichter an, befahl und belohnte ſie, oder ward durch die Ungnade, die er ihnen bewies, ihre, oft den Tod bewirkende Kritik. Wenn hier die bedeutendſten Dichter zugleich Hofdichter ſein mußten, ſo zeigten ſich dagegen in Parallele mit ihnen die bedeutendſten Fürſten, die entweder mit Erfolg zu Gegenſtänden der Poeſie werden konnten, oder von denen in einem hohen und würdigen Sinne Anlaß und Anerkennung der Poeſie ausging. Unter dieſen großen und ausgezeichnete Fürſten der Perſer iſt obenan Kabus zu nennen, aus der Dynaſtie der Dilemiten, der ſowohl ſelbſt die Dichtkunſt mächtig förderte, als er auch der erhabene Gegenſtand des berühmten Kabusname wurde, das einer ſeiner Enkel, Kjekjawus, verfertigte, ein Buch der Weis-

heit für Fürsten und Fürstenkinder, das von einem durchaus hohen Standpunkt aus die einem Prinzen nöthige wissenschaftliche Bildung auseinandersetzt, „um entweder durch irgend eine Kunst seinen Unterhalt zu gewinnen, wenn er durch's Schicksal in die Nothwendigkeit versetzt werden möchte, oder im Fall er der Kunst zum Unterhalt nicht bedürfte, doch wenigstens vom Grunde jeder Sache wohl unterrichtet zu sein, wenn er bei der Hoheit verbleiben sollte." Goethe hat, in den Anmerkungen zu seinem west-östlichen Diwan, diese menschliche und fürstliche Bedeutung des Buches Kabus in einem sehr schönen Sinne erörtert *).

Die bedeutendste Anregung zu einer neuen Nationalpoesie ging jedoch von Mahmud, dem Gasneviden, aus, der als der eigentliche Begründer der persischen Dichtkunst zu betrachten ist und überhaupt die Entwickelung einer höheren nationalen Cultur der Perser in seinem Geiste trug. Dieser große Fürst, welcher der zweite Herrscher aus dem Stamme des Gasneviden war, zeigte sich zuerst als der eifrigste Anhänger des Mohamedanismus, und suchte, von dessen nach Geisteseinheit trachtenden Standpunkt aus, besonders alle Elemente des Götzendienstes unter seinem Volke zu vertilgen. Dabei entfaltete er das merkwürdige Streben, mit diesen neuen einfachen und geistigen Formen der Religion, die er auszubreiten suchte, zugleich eine ächt persische nationale Tendenz zu verbinden, und dazu bediente er sich der Poesie, die er als einen Abgesandten in das Reich der alten nationalen Vergangenheit aberd-

*) Es erschien in einer deutschen Bearbeitung unter dem Titel: Buch des Kabus, oder Lehren des persischen Königs Kiekjawus für seinen Sohn Osfilam Schah. Ein Werk für alle Zeitalter, aus dem Türkisch-Persisch-Arabischen übersetzt und durch Abhandlungen erläutert von H. S. v. Diez. Berlin, 1811.

nete, um ſich der urſprünglichen Ueberlieferungen der Volksgeſchichte neu zu bemächtigen, und eine organiſirende Kraft für die Gegenwart des Nationallebens daraus zu machen. Es gab eine alte Reichsgeſchichte, welche, aus Chroniken und Volkstraditionen beſtehend, unter dem Titel Baſtannamè bekannt, unter Jezdedjerd III., dem letzten Saſſaniden, in Proſa verfaßt worden ſein ſoll. Dies alte Werk, das den Kern des perſiſchen Nationallebens in ſich ſchloß, war ſtets in vielfachen Abſchriften unter dem Volke umhergegangen und ſchon unter Manſur I., welcher dem Stamme der Samaniden angehörte, war eine Bearbeitung des Baſtannamè verſucht, aber von dem Veſir Abu Manſur Alomri, welcher dieſelbe übernommen, nicht vollendet worden. Auf dieſes Werk hatte Mahmud ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet, nachdem das Original deſſelben wiederaufgefunden worden war, und unter den vierhundert Hofdichtern, welche in Muſenbereitſchaft und ſeines Winks gewärtig ſeinen Thron umſtanden, wählte er ſieben aus, und übergab ihnen ſieben Abtheilungen des Baſtannamè zur Bearbeitung.

Einer dieſer Dichter war der berühmte Anſſari, welcher in der ihm übertragenen Arbeit am glücklichſten war, und durch die Proben der Ausführung ſeinen Herrn in ein ſo hohes Entzücken verſetzte, daß ihm derſelbe nicht nur den Auftrag gab, das ganze Baſtannamè zu einem großen Nationalgedicht umzuſchaffen, ſondern ihn auch dafür zum Dichterkönig ernannte, dem alle andern Dichter an ſeinem Hofe untergeordnet und zu Prüfung und Lohn ihrer Arbeiten unterworfen ſein ſollten. Die Idee der Alleinherrſchaft, welche die ganze perſiſche Weltanſchauung erfüllte, mußte auch in das freie und ideale Reich der Poeſie mit einem monarchiſchen Element eindringen, und ſo ſehen wir hier einen vollkommenen Dichter-

hofstaat sich begründen, ein Dichterkönigthum, das seitdem in Persien eine bestimmte, dem Reichsfürsten bedeutungsvoll zur Seite stehende Würde verblieb. Der Dichter, der als Herr und Meister seiner hohen Kunst erkannt ist, erscheint hier ein König neben dem König, und er ist die höchste Instanz aller geistigen und wissenschaftlichen Bewegungen des Landes, gewissermaßen ein poetischer Unterrichtsminister, der als der größte Dichter zugleich den höchsten Maaßstab für die geistige Bildung seines Volkes abgiebt, und der als Sänger der Thaten und Begebenheiten seiner Nation zugleich ihr Historiograph und Geschichtsschreiber ist. Mit fürstlichem Gepränge hält er daher seinen Aufzug, wo er bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich erscheint, und alle äußeren Ehrenzeichen sind ihm beigelegt, um ihn als einen der Mächtigsten des Landes auftreten zu lassen.

Aber Anssari war klug genug, den einmal erworbenen Ruhm bei der ungeheuren Aufgabe, die ihm gestellt worden, nicht wieder aufs Spiel zu setzen, und er zögerte die Bearbeitung des ganzen Bastannamè so lange hin, bis sich ein anderes hochbegabtes Talent gefunden, auf dessen Schulter er seine Arbeit legen konnte. Anssari selbst stellte seinen Herrn Mahmud dadurch zufrieden, daß er dessen Siege in einer großen Ode (Kassîde) von 180 Distichen verherrlichte. Das hohe Nationalepos des persischen Volkes aber vollendet zu gestalten, dazu rief er selbst einen andern Dichter in die Schranken, welcher der größte seines Volkes wurde, und den die Musen mit der höchsten Macht und Lieblichkeit des Gesanges dazu ausgerüstet hatten.

Dies war der herrliche Firdussi, welcher Name soviel heißt als der Paradisische, während der eigentliche Name dieses Dichters Ishak, Sohn Schereffschah's von Tus, lautete. Hier in Tus, wo sein Vater bei einem

vornehmen Mann Gärtner war, wuchs das junge Dichtergenie, unter Blüthen und Nachtigallen, in der Stille heran, und holte ſich aus der eignen Kraft und Tiefe ſeiner Seele die Mittel zu der hohen poetiſchen Vollendung, mit welcher er plötzlich in die Welt hinaustrat. In ſeiner Verborgenheit hatte ihn jedoch ſchon derſelbe Drang bewegt, welcher in dieſer Zeit in dem geiſtreichen Fürſten Mahmud lebendig geworden war, nämlich die Richtung auf die alten nationalen Ueberlieferungen des Vaterlandes, und ſchon in den Gärten von Tus war er eifrig und unabläſſig mit einem Exemplar des Baſtannamè, das ihm zu Händen gekommen, beſchäftigt. So war er wohlbewandert und gelehrt in den alten perſiſchen Geſchichten und Volkstraditionen, als ihn eine Klage über den Statthalter von Tus, die er anzubringen hatte, eines Tages nach Gasna zu dem Muſenhof Mahmud's führte. Hier weiß er auch, nach langen vergeblichen Verſuchen, in die Nähe des Dichterkönigs Anſſari zu kommen, den er im Kreiſe ſeiner Schüler antrifft, und Firduſſi iſt ſo glücklich, durch die Laune des Muſenfürſten in ein Versgeſpräch hineingezogen zu werden, in dem er durch eine einzige kühne und gewichtvolle Reimzeile, die er improviſirt, und durch welche er zugleich eine ungewöhnliche Kenntniß der alten perſiſchen Landesgeſchichten verräth, das Erſtaunen Aller auf ſich zieht. Anſſari hatte jetzt ſeinen Mann gefunden, dies war der Dichter, den er brauchte, und der ihn in dem alten perſiſchen Heldengeſang ablöſen konnte, indem er ihn als ſeinen Jünger und Schützling einführte, während er ſelbſt ſeine Tage in ſchwelgeriſchem Wohlleben, wie die übrigen Hofdichter, beſchließen wollte. So wird denn Firduſſi durch ihn mit Jubel zu Mahmud gebracht, und erhält den Auftrag, Iran's Heldenbuch zu vollenden. Nun beginnt Firduſſi das ganze Schahnamè zu dichten,

nachdem er zur Probe zuerst den Krieg zwischen Rusthm und Asfendiar gesungen, und wahrhaft königliche Belohnung wird ihm verheißen, indem jedes Distichon, das Firdussi geschrieben, zugleich als Anweisung auf einen Ducaten im königlichen Schatz betrachtet werden sollte. Firdussi hat dreißig Jahre am Schahnamè gearbeitet, da wird er durch einen Höfling, dessen Haß er auf sich gezogen, bei dem Sultan wegen heimlicher Ketzerei und Freigeisterei verklagt, und der gegen ihn verstimmte Fürst läßt ihn seine Ungnade gerade in Bezug auf das große Dichterwerk selbst empfinden, denn nachdem Firdussi das Schahnamè vollendet dargebracht hat, sendet man ihm den allerkärgsten Lohn dafür, ebenso viele Silberstücke für jeden Doppelvers, als er sonst Goldstücke erhalten hatte. Der gekränkte Dichter vertheilt dieses Geld unter die Diener des Sultans, und nachdem er eine Satire gegen Mahmud geschrieben, verbirgt er sich fortan in der Einsamkeit. Sein Leben beschließt er in seinem Geburtsort Tus, und als die Boten des wiederversöhnten Sultans, welche zwölf mit Juwelen, Perlen und Indigo beladene Pferde mit sich führen, ihn aufsuchen, begegnen sie an den Thoren von Tus einem Leichenzug. Firdussi war gestorben (1030), und sein Lehrer Essedi hatte die letzten viertausend Verse des Schahnamè, welche noch dem Ganzen gefehlt, in einer Zeit von vierundzwanzig Stunden hinzugedichtet, damit der um die Vollendung seines Werkes zagende Dichter ruhig sterben könne. —

Das Schahnamè, diese alte persische Königs- und Heldendichtung, durch welche Firdussi für alle Zeiten unsterblich geworden, ist ein Epos in der wahren künstlerischen Bedeutung des Wortes, indem es die mythisch-historischen Elemente des alten Volkslebens mit der Kraft der Dichtung neu zusammengefaßt und zu klaren

Formen herausgearbeitet hat. Der Zweck des Epos, den tiefen mythiſchen Grund eines ganzen Nationallebens mit innerſtem Bewußtſein und doch zugleich in naiver Anſchaulichkeit darſtellig zu machen, hat Firduſſi in meiſterhafter Vollendung durchgeführt, und in dieſer Beziehung nimmt er dieſelbe Stelle ein wie Homer, und hat dieſelbe Bedeutung, welche das homeriſche Epos für das Culturleben der Griechen hatte, auch für das perſiſche erfüllt. Die Vergleichung des Firduſſi mit Homer, die beſonders durch Wahl angeregt worden, hat daher ihre weſentlichen Seiten, auf die ſie ſich ſtützen kann, wenn auch die hohe Kunſtvollendung des griechiſchen Epos und die heitere kryſtallhelle Einfachheit und Einfalt ſeiner Formen, die ſich in einer unendlich harmoniſchen Gliederung auseinanderlegt, nicht von dem perſiſchen National- und Heldengedicht gefordert werden kann, welches, nachdem es mit der phantaſtiſchen Geſtaltung des uralten Mythus begonnen und darin zugleich die mannigfach verhüllte ſpeculative Traditionsweisheit zu ergreifen geſucht hat, zuletzt mehr in geſchichtlichen Elementen ausläuft. Daß die alte ächte Nationalität die eigentliche Muſe Firduſſi's geweſen, zeigt ſich auch in ſeiner Sprache, in der er ein merkwürdiges Streben, altperſiſche Reinheit und Aechtheit zu bewahren, an den Tag gelegt hat. So hat er die arabiſchen Worte, welche zu ſeiner Zeit in die Nationalſprache ſich eingedrängt hatten, der alten Sprache ſeines Epos ſtreng verſagt und ſich in ſeiner Diction mehrfach dem alten Pehlewi wieder anzunähern geſucht.

Der erſte Theil des Schahnamè, welcher die mythiſch-heroiſche Zeit umfaßt, findet ſeinen Mittelpunkt in der Perſon und den Thaten des großen perſiſchen Heros Ruſthm, in dem ſich uns zugleich das perſiſche Heldenleben, der iraniſche Pehlwan, welcher hier dieſelbe Bedeutung und

Lebensstellung entwickelt, wie der Ritter des Abendlandes, in mannigfachen Gebilden entfaltet. Görres, der in seinem „Heldenbuch von Iran“ (Berlin 1820, zwei Bände) eine treffliche und geistvolle Entwickelung des Schahnamè, sowie mehrere Auszüge und prosaische Uebersetzungen einzelner Stücke des Gedichts gegeben, vergleicht dies persische Heldenleben in sehr sinnreichen Ausführungen mit dem germanischen Ritterthum, und sucht die Gleichheit der bewegenden Lebensprinzipien in beiden anschaulich zu machen. Als der Mittelpunkt dieses morgenländischen Ritterthums erscheint der Schah, welcher alle Lebenseinrichtungen überwacht und leitet, und der in den Provinzen umherzieht, um das Beste seines Volkes zu wahren. Die Hauptgestalten seines Gefolges sind die Priester und die Ritter, die ersteren, weise und der Zukunft mächtige Männer, Mobeds, welche in den Sternen lesen können, und die zugleich die ersten Räthe des Fürsten in allen Dingen des Gesetzes sind; und die letzteren die Pehlwanen, die Helden des Krieges, die als Reiter oder als Bogenschützen, oder als Lanzenträger, zu dem Elephanten, oder dem Lastkameel gesellt, in verschiedene Gattungen sich sondern, und unter Anführung des Schahs, oder des von ihm erwählten Feldherrn die Kämpfe des Krieges ausfechten. Es ist merkwürdig, hier in den Formen einer morgenländischen Verfassung im Priester und im Ritter die beiden Emanationen des geistlichen und weltlichen Elements zu erblicken, welche sich im Schah als in der Einheit des ganzen Organismus zusammenfinden und in ihm erst ihre wahre Lebensbewegung erhalten, durch die sie zur Bethätigung ihrer Kraft freigelassen werden in die Mitte der Wirklichkeit hinein: in welcher ganzen Weltanschauung man die innigste Verwandtschaft mit dem Lebenssystem des deutschen Mittelalters erkennen muß.

Der perſiſche Pehlwan erſcheint abereben ſo entſchieden und weſentlich, wie der Ritter des Occidents, auf das Prinzip der Ehre geſtützt, in welcher alle ſeine Thaten und Abenteuer wurzeln. Dagegen zeigt ſich hier die Liebe nicht als ein ſo hervortretendes Pathos, das zum bewegenden Moment in dem Leben des tapfern Helden werden könnte, wie dies im abendländiſchen Ritterthum der Fall iſt. Vielmehr ſcheint die Frau hier nicht als eine dem Tapfern ganz ebenbürtige Geſtalt zuläſſig, ſondern ſie muß hier, in den Kreiſen des alten Heroenlebens, in die Verborgenheit und Verachtung ſich zurückziehen, welche ihr ganzer geſellſchaftlicher Zuſtand im Orient überhaupt mit ſich bringt, und die durch die Gräuelintriguen und heimlichen Schlechtigkeiten des perſiſchen Harems beſonders gerechtfertigt erſcheint. Eine andere Lebensmacht dagegen, welche hier auf dem Heldenboden Irans Alles beſtimmt und in Bewegung ſetzt, iſt das Prinzip der Blutrache, das ſich tief in das innerſte Leben der Völker und ſeiner Geſchlechter hineinwühlt, und zum eigentlichen Schickſal der Zeiten wird, indem es bis in ferne Jahrhunderte hinein das feinſte Geäder aller Thaten und Handlungen, wodurch ganze Stämme in Vernichtung dahinſinken müſſen, bildet.

Der zweite Theil des Schahnamè, oder die jüngere hiſtoriſche Zeit, welche ſich darin darſtellt, bewegt ſich um Alexander den Großen oder Iskander, deſſen welterſchütternde Züge in einem wunderbaren und phantaſtiſchen Licht hingeſtellt ſind. Die epiſche Dichtung, welche ihren Anfang mythiſch mit Kajomers, dem aus dem Urſtier hervorgegangenen erſten Menſchen genommen, welcher erſte Menſch zugleich der erſte König geweſen, ſie ſucht ihren hiſtoriſchen Schluß zu finden in einem nicht minder univerſalen Königsgebilde, wozu Alexander geworden, indem er durch ſeine die ganze Erde umſpannenden Thaten

und durch die den Göttern ſelbſt ſich gleichſtellende Kraft einer menſchlichen Perſönlichkeit, welche zu ſich alles Völkerleben wie zu der ihm beſtimmten Einheit beruft, gewiſſermaßen als der Vollender des Geſchichtslebens der Menſchheit erſcheint. —

Von dem Schahnamè ſind mehrere einzelne Stücke in deutſchen Ueberſetzungen erſchienen, beſonders in den von Hammer herausgegebenen Fundgruben des Orients, wie auch in Hammer's Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens (S. 59—76), in welcher letzteren ſich eine von Hammer ſelbſt gearbeitete, metriſche und gereimte Ueberſetzung des Abſchnittes Heftchuan, oder der ſieben Abenteuer Isfendiars findet. Die vollſtändigſte und geiſtgetreueſte Anſchauung des Schahnamè wird man aus dem oben angeführten Buch von Görres empfangen, der ſeine Ueberſetzung von 37 Sagen (Band I., S. 1—271 und II. S. 1—347) in der Weiſe der alten deutſchen Volksdichtung gehalten hat. —

In der zweiten Epoche der perſiſchen Literatur ſehen wir, unter den Seldſchugiden, eine eigenthümliche panegyriſche und enkomiaſtiſche Richtung der Poeſie hervortreten, welche ihren Gegenſtand in der unbegränzten Verherrlichung des Fürſten findet. Der Fürſt, der in der erſten Epoche nur das anregende Element der Nationalpoeſie geweſen war, er wird jetzt der Inhalt der Poeſie ſelbſt, und ſein Lob in allen Tonarten ſpielen zu laſſen und es nach allen Seiten hin zu erſchöpfen, dies macht den Meiſter der Kaſide, oder des panegyriſchen Gedichts. Wenn dieſe Tendenz auf das abſolute Fürſtenlob ſchon einen Verfall der nationalen Poeſie anzukündigen ſcheint, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß auch in dieſer precären Gattung große Dichter aufgetreten ſind, oder wenigſtens ſolche, die einen hohen Ruhm darin zu erlangen gewußt haben. Als ein

ſolcher iſt zuerſt Ewhadeddin Enweri zu nennen, der im zwölften Jahrhundert lebte, und der den Schmeichelton der fürſtendieneriſchen Muſe am wirkſamſten getroffen. Enweri war ein gelehrter und vielfach gebildeter Dichter, der auf der hohen Schule zu Tus (einer Stadt, deren vorgeſchrittene wiſſenſchaftliche Elemente ſchon den Firduſſi der Freigeiſterei verdächtig gemacht) ſich den ausgebreiteſten Studien hingegeben hatte. Vor der Thür ſeines Collegiums ſitzend, ſieht der Schüler den Sultan Sandſchaar in ſeiner großweltlichen Pracht vorüberreiten, und neben demſelben erblickt er den in ſeinen goldſtrahlenden Kaftan gehüllten Hofdichter, der ebenbürtig und in gleichem Glanz zur Seite des Fürſten herreitet. Enweri's Herz begann ihm zu lachen, und die finſteren Träume der Schule von ſich abwerfend, beſchließt er, ſich der heitern glückſtrahlenden Welt hinzugeben, und mit Lobverſen auf die Macht, Schönheit und Hoheit des Sultans, zu denen er einen unerſchöpflichen Vorrath gleich Meeresfluthen in ſich verſpürte, an den Hof zu ziehen. Seine Muſe brauchte auch nicht lange vergebens mit Fürſtenlob hauſiren zu gehen, bald ſieht man ihn am Hofe des Sultans beſtens inſtallirt, und mit dem Ehrendiplom des Hofdichters geſchmückt, in einer prächtigen Hauseinrichtung niedergelaſſen. Nun fließt die Kaſſide unabläſſig und in vollen Strömen aus ſeinem Munde, und ſie ergießt ſich formgewandt und ſtoffbegierig nach allen Seiten hin, indem ſie außer dem Fürſten auch alle Große und Angeſehene der Welt, alle Beſire, ſchöne Frauen und Mädchen, Sänger und Muſikanten, in die Wirbel ihrer Lobeserhebungen mit hineinzieht. Daß es ein glückſeliger und in manchem Betracht dem Dichterberuf wahrhaft eignender Standpunkt iſt, in der ganzen Welt und allen ihren Formen und Erſcheinungsweiſen nur rauſchende Lobeshymnen der Exiſtenz heraus-

zuhören, dies läßt ſich nicht geradezu in Abrede ſtellen, und man kann, wenn der Gedanke an die Verächtlichkeit eines ſolchen Handwerks dabei auftauchen ſollte, demſelben mit dem Idealismus der Poeſie überhaupt, die in ihrer höchſten Bedeutung dieſe Stellung zur Welt hat, entgegentreten. In dieſem Sinne ſcheint auch Goethe, in den Anmerkungen zum weſtöſtlichen Divan, den Enweri gegen die Vorwürfe des Serviliſmus retten zu wollen, welche man noch nach ſpäten Jahrhunderten gegen den alten perſiſchen Fürſtendichter gerichtet hat. Von den Kaſſiden Enweri's kann man mehrere in einer deutſchen Ueberſetzung in Hammer's Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens (S. 89—100) leſen. —

Neben ihm iſt ſein Zeitgenoſſe Niſami anzuführen, (Abu Mohammed Ben Juſſuf Scheich Niſameddin, auch Motanaſi genannt), der das Intereſſe dieſer panegyriſchen Epoche vorzugsweiſe an die Verherrlichung der Liebe feſſelte, welche er faſt zum ausſchließlichen Gegenſtand ſeiner Geſänge machte. Es war nicht mehr die Zeit, das nationale Heldenepos, das Firduſſi einfürallemal vollendet hatte, weiter anzubauen, und ſo griff Niſami mit zartem und ſehnſuchtsvollem Geiſt nach allen Fäden der Liebe und der Wunderlegende umher, um daraus das romantiſche Epos zu geſtalten. Die Geſchichte der Liebenden, ihre innern und äußern Verhältniſſe, welche ſie mit der ewigen Kraft der Neigung zu einander geführt haben, dann die widerwärtigen Schickſale und Zwangsbeſtimmungen des Außenlebens, und das innere Verhängniß der Herzen, welches oft aus unerklärlichem Eigenſinn Zuſammengehöriges und Verbundenes feindlich trennt und auseinanderreißt, dies tönt ſinnig und gewaltig auf Niſami's Harfe. Beſonders ſind hier die Geſchichten von Chosru und Schirin, wozu er den Stoff aus dem

Schahnamè entlehnte, und Leila und Medſchnun zu nennen, die in einer unendlichen Fülle dichteriſchen Gemüths und dichteriſcher Formen die innigſten Empfindungen der Menſchenbruſt und zugleich die tiefſten Schmerzen unbefriedigter und raſtloſer Sehnſucht aushauchen. Aber Alles löſt ſich bei dieſem Dichter zuletzt in einer klaren, praktiſch ſittlichen Lebensanſchauung auf, und dieſen Geiſt einer wohlgefügten Ordnung und Organiſirung des Daſeins hat er ausdrücklicher noch in ſeinen moraliſchen Gedichten zum Bewußtſein zu bringen geſucht. Als ein ſolches iſt Machſenol-eſrar, das Magazin der Geheimniſſe, zu betrachten, worin er in zwanzig Capiteln eine durch Geſchichten und Anekdoten belegte Ethik lieſen, welche ſich auf die weſentlichſten Verhältniſſe der menſchlichen Exiſtenz erſtreckt. Ein panegyriſches Gedicht mehr, als ein Heldengedicht, iſt das Jskandernamè, oder das Buch Alexanders, von Niſami zu nennen. Die Geſchichte Alexanders des Großen, der als Welteroberer und Prophet verherrlicht wird, erſcheint auch hier phantaſtiſch gewendet und mit den buntſchillernden Fäden der Fabel durchflochten, wie z. B. der Zug Alexanders in das Land der Finſterniß, wo er den von dem Propheten Chiſer bewachten Quell des Lebens ſucht, welchen er aber nicht zu erlangen vermag. Ein anderes Werk des Niſami iſt ſein Heft peiker, oder die ſieben Schönheiten, eine reiche Fundgrube romantiſcher Geſchichten, welche an ſieben Tagen in der Woche von ſieben Prinzeſſinnen dem Sultan erzählt werden, und die bis in die neueſte Zeit hinein vielfach von andern Dichtern benutzt worden ſind. Dieſe fünf Werke Niſami's erſchienen nach ſeinem Tode geſammelt unter dem Titel Pendſch Kendſch, d. i. die fünf Schätze, häufig auch blos Chamſſe, der

Fünfer, genannt. Nisami ſtarb im Jahr 1180, unter der Regierung Togrul's. —

Unter den andern dieſer Zeit angehörenden Dichtern iſt Omar Chiam zu nennen, der beſonders polemiſche Strophen dichtete, worin er die Myſtiker und Philoſophen, die aus dem Islam ſchon pantheiſtiſche Lebensanſchauungen zu entwickeln geſucht, mit ihren trüben und geiſtig verworrenen Sätzen verſpottete, indem er mit ſatiriſchem Uebermuth Alles, was Jene von den überſinnlichen Verzückungen des Daſeins und von der Vereinigung des ſchauenden Geiſtes mit Gott ausgeſagt hatten, auf das Materielliſte als auf die wahre Urſache zurückführte, nämlich auf den Genuß des Weins und der Liebe, in welchem, nach ſeiner Weisheit, der wahre und ächte Rauſch des Daſeins zu finden, in welchem das ächte Entſchwinden und Vergehen der Welt vor den entzückten Augen des Schauenden, und darin die wahrhafte Vereinigung mit Gott, zu erſtreben. In dieſem Dichter ſehen wir merkwürdigerweiſe eine umgekehrte und auf den Kopf geſtellte Metaphyſik humoriſtiſch ſich darſtellen, die jubelnd an das Sinnliche ſich anklammert, und in dieſer frohherzigen Sicherheit der unmittelbaren irdiſchen Exiſtenz, das wahre lebendige Sein der Wirklichkeit zu behaupten trachtet, indem ſie alles Ueberſinnliche und Geiſtige in dem Materielliſten auflöſt und bedeutungsvoll verflüchtigt. Als myſtiſcher Dichter iſt aber vornehmlich Senaji zu nennen, der in Gasna lebte und im Jahre 1180 geſtorben iſt. Er wurde zu ſeiner Zeit faſt wie ein Heiliger verehrt, wie denn auch zu ſeiner Grabſtätte heut noch gewallfahrtet wird. In ſeinem Hadika oder Ziergarten hat er gewiſſermaßen ein Schatzkäſtlein der perſiſchen Myſtik geliefert, welches ſpäter vielfach nachgeahmt und ausgebeutet worden iſt, und worin dieſer myſtiſche Liebesbund der Creatur mit Gott, in deſſen Verzückun-

gen alle Realitäten der Welt hinſchwinden, ſeine ſchönſten und innigſten Darſtellungen gefunden hat.

Ein univerſales Bild der perſiſchen Myſtik erhalten wir durch die Schriften und Dichtungen des Feridedin Attar, mit ſeinem vollſtändigen Namen Mohammed Ben Ibrahim Attar von Niſchabur, welcher auch die Geißel des beſchaulichen Lebens genannt wurde. Von ihm ſind eine Menge myſtiſcher und aſcetiſcher Werke in Proſa und in Verſen ausgegangen, die im Morgenlande eines großen Rufes genoſſen und allgemein verbreitet geweſen ſind, darunter beſonders Waſſietname (auch Pendname genannt), Buch des Rathes, Dſchewahireſſat, die Eſſenzen der Subſtanz, Mantiket-tair, die Vögelgeſpräche, worin die Vögel, in allerhand weiſe Lebensbetrachtungen vertieft, großen Rath halten, wie ſie es anzufangen haben, um zu dem weiſen Vogel Simurgh zu gelangen, in welchem letztern die Myſtik ihr höchſtes Ideal und das eigentliche Symbol ihres Strebens anſchaut. Von dieſen beiden Werken findet man Auszüge und Ueberſetzungen in Hammer's Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens (S. 141—156). Feridedin Attar, der zugleich der größte Sammler aller Werke der morgenländiſchen Myſtik war, gab eine Art von Encyclopädie derſelben in ſeinen Lebensbeſchreibungen der Heiligen, Teskeret-ol-ewlia, die im Orient gewiſſermaßen einen Canon deſſen bilden, was das Reich der Beſchaulichkeit in ſeinen Hauptvertretern aufzuweiſen hat. Ein anderes berühmtes Werk des Attar iſt ſein Eſſarname, das Buch der Geheimniſſe, welches er dem jungen Dſchelaleddin Rumi ſchenkte, den er durch den gewaltigen Einfluß dieſer Dichtung auf dieſelbe Bahn der myſtiſchen Poeſie trieb, und ihr dadurch ihren höchſten Genius und Vollender zuführte.

Die dritte Periode der persischen Literatur wird durch diese Vollendung der mystischen Poesie, welche in Dschelaleddin Rumi und in Saadi sich vollbrachte, bezeichnet. Diese eigenthümliche Richtung des Bewußtseins, welche den Geist auf sich selbst und gewissermaßen in seine innersten Schlupfwinkel zurückdrängte, um ihm dort ein Dasein zu sichern, das von allen Stürmen und Erschütterungen der Wirklichkeit nicht berührt und umgeworfen werden konnte, sie erzeugte sich in einem natürlichen Gegensatz zu den historischen Schicksalen, welche durch das Vordringen der Mongolen auch über das persische Volk hereinbrachen. Der wilde Dschengischan, welcher den Koran unter die Hufe seiner Pferde hatte treten lassen, war als Zerstörer des arabischen Geistes- und Culturlebens aufgetreten, und unter solchen Anfechtungen und Erschütterungen aller äußeren Verhältnisse pflegt es zu geschehen, daß das Bewußtsein in sich selbst sein Recht, seine Welt und seine Heimath sucht, und daß es seine höchste Kraft darin entwickelt, alles ringsumher Bestehende geistig zu negiren, welche Kraft der Negation gegen die Wirklichkeit hin der innerste Grund und Boden aller Mystik ist. So wurden gerade die edelsten und ausgezeichnetsten Geister der Nation in dieser Zeit Mystiker, wie Feridoddin Attar, Dschelaleddin Rumi und Saadi, deren Richtung eine heilige Poesie genannt wurde, und die den Mohammedanismus, ihn in seiner innersten geistigen Wurzel erfassend, zu jener pantheistischen Alleinheitslehre ausbildeten, worin sich das ganze Dasein mit allen seinen individuellen Erscheinungen und Bestrebungen, mit aller Pein der ringenden und kämpfenden Persönlichkeit, untertauchen und in diesem Versinken seine Rettung, Versöhnung und Erlösung finden sollte.

Die Nachtigall dieser Selbstbeschauung wurde Mewlana Dschelaleddin Rumi genannt, dessen eigentlicher

Name Mohammed hieß, indem er der Sohn Mohammed's von Balch war, eines berühmten Lehrers, der mit ſeinem Sohn einen großen Reiſezug nach Mekka, Syrien und Rum (Kleinaſien) unternimmt, und zuletzt in Konia (Iconium), unter dem Schutz des Seldſchugiden Alaeddin, ſein Lehramt fortſetzt, das nach ſeinem Tode Dſchelaleddin Rumi, unter gewaltigem Zulauf der Schüler, überkommt. Aber dieſe wiſſenſchaftlichen Formen einer mehr äußerlichen Erkenntniß genügen bald ſeinem wunderbar ſtrebenden Geiſt nicht mehr, er wirft ſie von ſich ab, und entfaltet dafür das himmliſche Lichtgefieder eines ganz innern und inwendigen Erkenntnißlebens, indem er ſein großes gewaltiges unendliches Herz öffnet, das alle dieſe Offenbarungen in ſich trägt. Das Hauptgedicht Dſchelaleddins iſt ſein Mesnewi, welcher Titel ſich blos auf die Reimzeilen des Gedichts bezieht, indem er nichts Anderes bedeutet, als: das doppeltgereimte Gedicht. In dieſem Werk hat Dſchelaleddin in ſechs Büchern die Grundrichtungen eines beſchaulichen Lebens entwickelt. Die Flöte, welche als das Symbol der göttlichen Eingebung zu Anfang des Gedichts angerufen wird, läßt aus Dſchelaleddins Bruſt ihren Himmel und Erde durchdringenden Hauch hervorgehen, und der Dichter will darin den Laut der Schöpfung treffen, welcher der Grundklang aller übrigen Lebenstöne iſt, und in dem ſich das Räthſel der großen Weltharmonie, die Eines in Allem und Alles in Einem anſchauen läßt, befriedigungsvoll und wonneverbreitend zu erkennen giebt. Auf den Zauberflügeln einer wunderbaren Sprache, die voll innerlicher Stürme und Gluth doch zugleich klar und maßvoll ſich behauptet, ſchwingen wir uns zur Weltenſeele auf, und die Flammen des Alls ergreifen uns, den einzelnen individuellen Punkt, der aber nicht verloren gehen kann, ſondern der, je inbrünſtiger er

ſich ſelbſt in ſeinem Innerſten faßt und hält, um ſo entſchiedener ſich ſelbſt im ganzen All wiederfindet, um ſo ſeliger in jeder Blume, in jedem Stern ſich ſelbſt anſchaut. Die Form dieſer Darſtellung iſt rhapſodiſch, einzelne Bilder, Legenden, Erzählungen und Allegorieen reihen ſich aneinander, je nachdem die innerliche Anſchauung durch etwas Aeußeres, durch eine praktiſche Anwendung oder thatſächliche Begebenheit zu erläutern und zu beſtätigen iſt. Das Mesnewi hat dieſelbe volksthümliche Verbreitung im Orient gefunden, wie das Schahnamè, und was Firduſſi's Heldengedicht für die Stärkung und Aufrechterhaltung des nationalen Volksverbandes war, das wurden Dſchelaleddins tiefſinnige Doppelzeilen für die innerliche Entwickelung des orientaliſchen Bewußtſeins, das ſich darin neu in ſich ſelbſt zuſammenfügte und zu einer geiſtigen Einheit befeſtigte. Ein ſiebentes Buch des Mesnewi, über deſſen Aechtheit viel geſtritten worden, ſoll nach Einigen ſeit dem Tode des Dſchelaleddin verborgen geblieben ſein, während es nach Anderen in jüngerer Zeit von Sofi dede verfaßt worden, der ein Scheih der von Dſchelaleddin geſtifteten myſtiſchen Derwiſche, der Mewlewi's, in Konſtantinopel geweſen war. — Nicht minder berühmt und volksthümlich ſind die lyriſchen Gedichte Dſchelaleddin's im Orient geworden. Auch in dieſen zeigt ſich der phantaſiereiche, gemüthvolle, mit Begeiſterung der Liebe Alles umfaſſende Dichter, der ſein großes Thema, die Alleinheit von Welt, Natur und Menſch, in den verſchiedenſten Tonarten durchzuführen ſucht. Die Gaſelen ſeines Diwans wurden überall im Orient geſungen, und aus ihm, wie aus dem Mesnewi haben die Derwiſche Mewlewi ihre heiligen Geſänge hergenommen, welche ſie bei ihren Andachtsübungen unter Begleitung der Flöte

abzuſingen pflegen *). Die dithyrambiſche Luſt des Pantheismus, welche den Dſchelaleddin ergriffen, läßt ihn in ſeinen Gaſelen oft in einen an humoriſtiſchen Wahnſinn gränzenden Taumel verfallen, z. B.

Ich bin der Vogel der Gottheit, trommelnd: Bakrabaku,
Das Glas des Weins, der Zucker bin ich, Braten bin ich,
Ich bin der Weg von Hedſchaf, Gebet und Pſalter bin ich,
Ich bin das ewige Loos, die trunkene Nachtigall ich, u. ſ. w.

Die Richtung Dſchelaleddins in der Poeſie wurde durch einen andern Dichter nicht mit derſelben Gluth einer gewaltigen Innerlichkeit, aber dafür in einem ruhigern Maaß des Verſtandes und der Einbildungskraft, fortgeſetzt. Dies war Scheich Moßlihеddin Saadi, aus Schiras, der in einem praktiſchen, vorzugsweiſe dem ſittlichen Lebenszweck zugewendeten Geiſte die Lehre der Beſchaulichkeit und der pantheiſtiſchen Alleinheit zu geſtalten ſuchte. Hammer bemerkt von dieſem Dichter mit Recht, daß er unter allen orientaliſchen Dichtern mit ſeiner kältern Phantaſie und geläutertem Geſchmack am meiſten dem Genius des Abendlandes entſpreche, was zum Theil auch dem Umſtand zuzuſchreiben, daß Saadi auf ſeinen vielen Reiſen, die er unternahm, auch als Gefangener der Kreuzfahrer ins Frankenland gekommen. Seine Werke wurden auch ſehr frühe in Europa bekannt und geleſen, wo ſie namentlich durch die beiden Reiſenden Olearius und Chardin, welche auf dieſen perſiſchen Dichter vor allen übrigen ihr Augenmerk gerichtet, eingebürgert wurden, von

*) Nähere Nachrichten über das Breuer der Derwiſche ertheilt Hammer, Geſchichte der perſiſchen Redekünſte (S. 195). Dort findet man auch Auszüge und Ueberſetzungen aus Dſchelaleddin's Meſnewi, ſowie aus ſeinem Diwan. Vergl. auch Tholuck's Blüthenſammlung aus der morgenländiſchen Myſtik (S. 53—192).

dem der erstere Saadi's Rosenhain und Fruchtgarten zuerst in's Deutsche übersetzt hat. Saadi führte ein vielbewegtes Leben, fast dreißig Jahre hindurch war er ununterbrochen auf Reisen, dann hat er sich wieder dreißig Jahre lang nur den Studien und der innern Beschauung in der Stille eines verborgenen Lebens gewidmet, und jetzt in seinem hohen Alter beginnt er erst seine poetischen Werke auszuarbeiten und sie zum Ausdruck aller seiner vielfachen Lebenserfahrungen und Anschauungen zu machen. Erst nach seinem Tode erschien eine Sammlung seiner Gedichte durch Ahmed Nassif Ben Lesun. Das berühmteste derselben ist das Gulistan oder Rosengarten, eine Dichtung, die fast in alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist, und in Form, wie Inhalt Nachahmer aller Art im Orient wie im Occident gefunden hat. Dies ist ein moralisches Gedicht, das durch Betrachtungen und Geschichten aller Art die Kunst zu leben lehrt, die Kunst zufrieden zu sein, die Kunst mit Alt und Jung, mit König und Derwisch umzugehen, seine Kinder zweckmäßig zu erziehen, und dergl. In dieser Tendenz reiht der Dichter eine Menge von Sittensprüchen, Anekdoten und lehrreichen Erzählungen in Prosa und in Versen aneinander, welche nach dem moralischen Zweck, den sie haben sollen, in verschiedene Hauptstücke abgetheilt sind. Nach demselben Plan ist auch das Bostan oder der Fruchtgarten Saadi's angelegt. Beide Werke sind die Fundgrube der neueren Novellisten und Fabeldichter geworden, die aus diesem reichen und unerschöpflichen Schacht von Bildern und Geschichten oft die Erfindung zu ihren berühmtesten Stücken hergeholt haben. Die deutsche Uebersetzung des Gulistan und Bostan von Olearius erschien im Jahre 1654, Gentius gab ihn persisch und lateinisch (Amsterdam 1651) heraus, seit welcher Zeit mehrere Ausgaben des Original-

tertes, wie auch engliſche und franzöſiſche Ueberſetzungen davon, erſtere von Dumoulin (Calcutta 1823) erſchienen ſind. Hammer bemerkt, daß eigentlich die lyriſchen Gedichte Saadi's oder ſeine Gaſelen es ſind, welche ſeinen Ruhm im Orient ausgemacht haben, und die wiederum in Europa faſt unbekannt geblieben ſind, wo ſie auch ſchwerlich daſſelbe Glück machen würden, wie ſein Frucht- und Roſengarten. Saadi's Gaſelen wurden im Orient das Salzfaß der Dichter genannt, ihr Inhalt iſt bald ein erotiſcher, bald ein philoſophiſcher, und ſie zerfallen in vier Abtheilungen: 1) Taibat, Wohlgerüche, die gewöhnlichen Gaſelen enthaltend, 2) Bedaii, eine künſtlichere Gaſelengattung, 3) Gaſeliat Kadimi, Gaſelen, die im Geiſt und Ton älterer Dichter gehalten ſind, und 4) Chavatim, oder ſogenannte Schlußringſteine. Unter ſeinen Werken, deren perſiſcher Originaltext zu Calcutta in zwei Bänden erſchienen, finden ſich auch arabiſch und perſiſch gemiſchte Gedichte, Molemaat, in welchen dem arabiſchen Vers immer ein perſiſcher, oder auch dem perſiſchen ein arabiſcher Vers folgt. Der moraliſch beſchauliche Saadi ſchwebte jedoch nicht ſo ſehr in dem reinen Aether ſeiner Abſtractionen darin, daß er nicht auch der im Orient ſo begünſtigten und verbreiteten Liebhaberei an Zoten ein Genüge gethan hätte, nämlich in ſeinen Heſeliat oder Poſſen, worin er, in drei in Proſa geſchriebenen Abſchnitten, eine Reihe der unzüchtigſten Geſchichten und Schwänke erzählt hat. Hammer bemerkt über dieſes orientaliſche Genre ſehr treffend: „Es würde vielleicht unerklärbar ſein, wenn man nicht bedächte, daß im Morgenlande, wo geſellſchaftlicher Ton und Sitte ſich des Einfluſſes der Frauen nicht erfreut, ſo Manches im Munde des Mannes nicht für unanſtändig gilt, was bei uns feinere Lebensart aus gebildeten Geſprächen und

Schriften verbannt, und daß dem Orientalen daher Zoten nichts als erlaubte Possen dünken, mit denen er sich wie an den Einfällen eines Schalksnarren gerne erlustigen mag. Dieser, durch die Trennung der Geschlechter herbeigeführte Mangel eines feineren Gefühls für Anständigkeit und Sitte in solchen Dingen, ist selbst heute noch, und besonders in den Farcen des sinesischen Schattenspieles, auffallend, welche bei den Türken und Persern die Lückenbüßer des Theaters sind. Es ist ein Gewebe der größten Unsäthigkeiten, die dennoch nicht nur in den öffentlichen Gesellschaften der Großen, sondern auch selbst in den Festen des Harems mit dem größten Wohlgefallen aufgenommen werden *)." —

Die vierte Periode der persischen Dichtkunst stellt ihren Höhepunkt in dem Dichter Hafis dar, in welchem sich die lyrische Poesie des Orients in ihrem schönsten Glanz und in ihrer umfassendsten Bedeutung zeigt. Der vollständige Name dieses Dichters ist Schemseddin Mohammed Hafis, welche letztere Benennung sich auf seine eigenthümliche und tiefe Kenntniß des Korans bezog, indem sie soviel bedeutet als: der Bewahrende, oder auch die Glaubenssonne und der Preiswürdige. In späterer Zeit nannte man ihn Lissanol-ghaib, d. i. die mystische Zunge, womit jedoch nur ein sehr unwesentlicher und untergeordneter Theil seiner dichterischen Productionen, die eine mystische Richtung an sich tragen dürften, zu bezeichnen wäre. Denn sein eigentliches Wesen, das er als Dichter mit der reichsten Fülle des Gemüths und der poetischen Formen hingestellt hat, drückt vielmehr das kräftigste und lebendigste Besitzergreifen von allem Genuß der Wirklichkeit aus. Wir sehen in Hafis den

*) Vergl. Hammer, Geschichte der schönen Redekünste Persiens. S. 216 folgd.

Dichter, welcher in der Mitte des vollen und ſprudelnden Lebens mit genußkräftigen Organen daſteht, und der, obwohl er ſelbſt in Verachtung alles irdiſchen Glanzes und als Derwiſch lebte, doch durch ſeinen flammenden Geiſt Alles hindurchgehen ließ, was die Welt an funkelnden Freuden der Sinne, und an unmittelbaren und gegenwärtigen Befriedigungen des Menſchenlebens, darzubieten vermag. Obwohl er vom Koran ausging, den er vollſtändig auswendig wußte, ſo befand er ſich doch zugleich in einer ſtarken Oppoſition gegen Alles, was die äußeren Cultusformen der Religion betraf, und ſein Ruf als Freigeiſt war in dieſer Beziehung ſo entſchieden verbreitet, daß ihm nach ſeinem Tode das ordentliche Begräbniß verweigert werden ſollte. Seine Freunde ſchlugen den Weg ein, zu ſeiner Rechtfertigung dieſe ganze Poeſie der Sinne, der Liebe und des Weins nur für allegoriſche Formen der Myſtik ſelbſt zu erklären, wobei ſie umgekehrt verfuhren, wie früher Omar Chiam, der zur Verſpottung der Myſtik die ganze myſtiſche Terminologie nur auf die Berauſchung durch Wein und Liebe zurückgeführt hatte. So war denn auch Hafis durch ein Fetwa des berühmten Mufti Ebu Suud wieder zuläſſig gemacht worden, man hatte dem Dichter ſelbſt ſein ehrenvolles Begräbniß zugeſtanden, und ſein Diwan, deſſen Leſung verboten worden, ward wieder dem Volke freigegeben. Von den pantheiſtiſchen Richtungen der früheren perſiſchen Poeſie iſt jedoch bei Hafis keine Spur mehr wahrzunehmen. Sein leichtes und leichtſinniges Dichterherz hat ſich lediglich an das rauſchende Glück der Minute feſtgehangen, ſeine Muſe iſt der flatternde Schmetterling des irdiſchen Augenblicks, im Sonnenſchein ſich volltrinkend und an allen Düften des Lebens ſich berauſchend, aber es kommt ihr nicht darauf an, im Augenblick die Ewigkeit feſtzuhalten, vielmehr iſt das die

wahre Ewigkeit für sie, wo sie sich ganz im Augenblick erfättigt, und wo sie in diesem Augenblick die taumelnde Lust aller Welten und Zeiten in sich durchgekostet hat. Hafis starb im Jahre 1389 in dem poetischen Schiras, wo er geboren worden, und zwar an den Ufern des Rokнabad, welchen er selbst in seinen Gedichten so vielfach verherrlicht hat. Der Name Hafis ist bei der europäischen Lesewelt ein sehr bekannter und beliebter geworden, namentlich durch Goethe, der in seinem westöstlichen Diwan seine Wahlverwandtschaft mit dem persischen Dichter durch das sinnigste Hineinleben in seine ganze Weltanschauung kundgegeben hat. Eine Uebersetzung des Diwans des Hafis erhielten wir durch Joseph von Hammer (Stuttgart 1812 und 1815 in zwei Bänden), und damit zugleich in der Vorrede eine ausführlichere Biographie und Kritik des Dichters. —

Die eigentliche Productivität der persischen Poesie scheint mit Hafis zu erlöschen, und was nach ihm kommt, trägt mehr den Stempel des auf dem Wege der Bildung und der Reflexion hervorgegangenen Talents an sich, das, wie es in solchen Perioden zu geschehen pflegt, in allen äußern Formen zwar eine große Vollendung und sogar Meisterschaft erlangen kann, dem jedoch die innere freie Natur der schöpferischen Hervorbringung gebricht. Den bedeutendsten Typus dieser späteren Zeit stellt hier Mewlana Dschami dar, der, ein Erbe aller ihm vorangegangenen persischen Poesie und Cultur, die verschiedenen Richtungen des nationalen Geisteslebens in sich zusammenfaßt und sie zu klaren und besonnenen Formen verarbeitet, indem er, alle Extreme der Bildung überwindend, vielthätig und unermüdlich bis zu seinem zweiundachtzigsten Jahr, in welchem er 1492 stirbt, fast auf allen Gebieten der prosaischen und poetischen Rede productiv ist. Er erscheint als der Eklektiker der persischen Literatur, der durch das,

was er leiſtet, und in muſterhafter Correctheit vollendet, zugleich die Normen feſtſtellt für alle nachfolgende literariſche Production, wie man dies in der That nun Jahrhunderte hindurch in der perſiſchen Literatur erblickt; und ſo kann man Dſchami gewiſſermaßen das Normalgenie für dieſe Zeiten des literariſchen Verfalls nennen, die für ihre innere Schwäche und Abgeſtorbenheit noch regelrechte und tadelfreie Formen zu finden wiſſen. Dſchami iſt weltlicher und ascetiſcher Schriftſteller zugleich, er giebt als Lyriker drei Diwane heraus, in denen er bald die myſtiſchen Tonarten Attar's und Dſchelaleddin's anſchlägt, bald in freier Weltluſt wie Hafis ſich gebärdet, dann zeigt er ſich auch als romantiſch-epiſcher Dichter, und ſtellt als ſolcher, nach dem vielfach nachgeahmten Beiſpiel des Niſami, zuerſt einen Fünfer, Chamſſe, zuſammen, worin er ein moraliſch-ascetiſches Gedicht, Tohfetol-ebrar, das Geſchenk der Gerechten, an die Spitze ſtellt, dann folgt ein Werk von ähnlicher myſtiſch-didaktiſcher Tendenz, unter dem Titel Subhetol-ebrar, der Roſenkranz der Gerechtigkeit, darauf die beiden romantiſchen Gedichte Juſſuf und Suleicha, und Leila und Medſchnun, und endlich das den Schluß bildende Iskandernamè, oder das Buch Alexanders, das aber keine erzählende Darſtellung, ſondern nur eine moraliſche Betrachtung nicht einmal über das Leben des Helden iſt, ſondern über allerlei Dinge und Verhältniſſe des menſchlichen Daſeins, die mit einem ſehr loſen Faden an die Perſon Alexanders geknüpft ſind. Später machte Dſchami aus ſeinem Fünfer einen Siebener, indem er noch zwei neue Dichtungen hinzufügte. Wie er hier als ein Nachahmer Niſami's auftrat, ſo ſchrieb er, in der Form und im Geiſte Saadi's, einen Fruchtgarten, Beharistan, worin ſich, außer den moraliſchen Geſchichten, Sprüchen und Anekdoten, auch ein literarhiſto-

rischer Abschnitt findet, der unter der Ueberschrift: „von den Singvögeln der Rede und den Papageien der Dichtkunst“ biographische Notizen über mehrere persische Dichter mittheilt. Der Mysticismus selbst hat in Dschami zu einer größeren Objectivität und zu einem ruhigeren Selbstbewußtsein sich umgesetzt, und reflectirt sich selbst in historischer Betrachtung, indem Dschami die Geschichte des Mysticismus zu schreiben unternimmt. Dies ist sein Nefhatol-in's, der Hauch der Menschheit, worin er eine Reihe von Biographieen der berühmtesten Scheiche der Sofi's mittheilt, welche er durch eine Abhandlung über die Stufengrade des beschaulichen Lebens, über die äußere und innere Vervollkommnung der Erkenntniß und der Anschauung, einleitet. Diese Abhandlung, welche die Lehre der Sofi's in ihren Grundzügen darstellt und uns zugleich ein Bild der verschiedenen Klassen dieser Heiligen entwirft, ist von großer Bedeutung für das Verständniß aller orientalischen Geistesentwickelung, und der persischen Literatur insbesondere. Man sieht darin, wie die Mystik ein nationales Element zu werden vermochte, und wie sie in die eigensten Formen des Volkslebens sich hineinbildete *). — Ein im Orient sehr bekanntes Werk Dschami's ist auch seine Briefsammlung, welche Musterbeispiele zum Briefschreiben enthält. Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß in den folgenden Zeiten der persischen Literatur die Briefschreibekunst immer mehr ein eigenthümliches Element der

*) Einen Auszug daraus giebt Hammer a. a. O. S. 341 flgd., wo sich auch mehrere Uebersetzungen aus den übrigen Schriften Dschami's, besonders aus seinem Diwan und aus Juffuf und Suleicha, finden. — Von Medschnun und Leila erschien eine französische Uebersetzung von Chezy (Medjnoun et Leila, poème traduit du Persan de Dschami. par A. L. Chezy. Paris 1805) und eine deutsche von Hartmann (Leipzig 1807. 2 Bände).

literariſchen Hervorbringung wurde, das ſich dem poetiſchen Verdienſt der Dichter zugeſellte. Eine beſondere Bedeutung aber gewann, ſeit dem Verfall der Dichtkunſt in Perſien, die Geſchichtſchreibung, von der ſich eine außerordentlich reichhaltige Literatur unter dieſem Volke darſtellt. Dieſe Geſchichtſchreibung iſt entweder eine univerſale, indem ſie die allgemeine Geſchichte der mohammedaniſchen Völker behandelt, oder ſie beſchäftigt ſich ſpeciell mit der Geſchichte der einzelnen Dynaſtieen, welche in Perſien und Indien an der Herrſchaft geweſen. Außer den Chroniken und Chronikenſammlungen, deren es eine große Anzahl giebt, und unter denen ſich beſonders die kunſtvoll geſchriebene Chronik des Waſſâf, 1333, die Geſchichte der Nachkommen Dſchingiskhan's enthaltend, auszeichnet, iſt vornehmlich die große Univerſalgeſchichte, Rauset essafa, d. h. Flur der Lauterkeit, von Mirchond, (um 1520) zu nennen, da ſie auch bei uns durch Wilken bekannt geworden iſt, der einige Theile derſelben herausgegeben, z. B. „Geſchichte der Samaniden" (Göttingen 1810), „Geſchichte der Ghaznaviden" (Berlin 1833), „Geſchichte der Seldſchukiden" (Berlin 1836). —

Die perſiſche Poeſie, deren Hauptentwickelungen wir in dieſem Abſchnitt vorzugsweiſe betrachtet haben, entbehrt, bei allem ihrem Formenreichthum, den ſie mit ſo großer Beweglichkeit an ſich herausgebildet hat, einzig und allein der dramatiſchen Form, welche ſie ſich merkwürdigerweiſe nicht anzueignen vermochte. Die innern Gründe dieſes Mangels ſind aber bedeutungsvoll, indem ſie das eigentliche Fundament, auf welchem die ganze Literatur und Geiſtesbildung dieſes Volkes ſtand, am entſchiedenſten charakteriſiren. Die poetiſche Despotie Perſiens, welche dem Geiſtesleben dieſes Volkes ſeine Gränzen anwies, wollte und konnte das Drama nicht aufkommen laſſen,

weil dies eine Form der Dichtung iſt, welche eine freie, auf ſich ſelbſt geſtellte Entwickelung des Volkslebens zu ihrer Baſis verlangt. Dies iſt eine ſehr weſentliche Anſchauung, welche wir hier unmittelbar als eine Thatſache der Literaturgeſchichte ſelbſt empfangen, und die eine der wichtigſten Lehren in ſich ſchließt. Das Drama, dieſes poetiſche Symbol der Freiheit, das ſeinen Lebensnerv in der Individualität und in der That hat, es wagt ſich in Perſien, wo das Geiſtesleben dem Sultan gehört, nicht hervor, ſondern die Poeſie, nachdem ſie ſich an der alten nationalen Heldendichtung durch Firduſſi geſtärkt hat, vermag hier nicht den Fortſchritt vom Epos zum Drama zu machen, wie dies in Griechenland, in normalmäßiger Gliederung der Literatur, geſchieht. Vielmehr verſinkt ſie hier ſofort in die Träume und Düfte einer Lyrik, welche durch die verlockende Muſe des Genuſſes eine narkotiſche Betäubung über das Volksbewußtſein bringt, indem ſie alle ſcharfen Anforderungen an die Wirklichkeit des Lebens, die im Drama zur Poeſie der That werden, in der Hingebung an die Luſt des Augenblicks einſchläfert. Dieſelbe Richtung, welche ſich über die thatſächliche Ergreifung der Wirklichkeit hinwegſetzt, ſpinnt in dem romantiſchen Epos freudvoll und leidvoll ihre Geſchichte aus, während die Myſtik, um des Daſeins Zerſplitterung und Verflüchtigung in alle Elemente der Aeußerlichkeit zu verhüten, hinzutritt, und das Leben an eine tiefinnere unſichtbare Welt des Bewußtſeins rettend feſtzubinden ſucht. Die Myſtik, welche ſich dadurch als ein nothwendiges nationales Element behauptet, übernimmt ſonach in Perſien gewiſſermaßen die Rolle des Dramas, indem ſie die das Nationalbewußtſein zuſammenfügende und befeſtigende Bedeutung deſſelben gewinnt. —

In neueſter Zeit iſt in Perſien eine Art dramatiſcher

Spiele in Aufnahme gekommen, die aber nicht den Namen des wirklichen Drama's verdienen, ſondern nur als öffentliche Gaukelſpiele zu betrachten ſind, die, bald luſtigen, bald traurigen Inhalts, bei gewiſſen Gelegenheiten dem Volke zum Beſten gegeben und auch meiſt von Jongleurs improviſirt werden. Alexander Chodzko, ein Pole, welcher ſich längere Zeit in Perſien aufgehalten, hat in der Revue indépendante (1844, Juli) genauere Nachrichten über dieſe perſiſchen Theaterſpiele gegeben, welche er mit den Myſterien-Aufführungen des Mittelalters vergleicht.

5. Die arabiſche Literatur.

Der hochbegabte und vielfach gebildete Volksſtamm der Araber hat ſeit den früheſten Zeiten ein eigenthümliches Kulturleben unter ſich entwickelt, und deshalb auch einen reichen Boden für Poeſie und Literatur nach allen Seiten hin abgegeben. Die ungemeine Ausdrucksfähigkeit und Beweglichkeit der arabiſchen Sprache, welche für jeden Gedanken ſofort eine Fülle von Bezeichnungen zu ſchaffen vermag, ſowie auch das beſondere Weſen des an den Quellen eines freien Naturdaſeins geſtärkten und getränkten Volksgeiſtes, waren hier beſtändig günſtige Bedingungen für die geiſtige Productivität und die dichteriſche Darſtellung. Dieſe unmittelbare Dichterkraft des arabiſchen Nationalgeiſtes entfaltet ſich am herrlichſten in den Zeiten des früheren Hirten- und Wüſtenlebens dieſes Volkes, ehe noch Mohammed und ſein Koran dem Volksbewußtſein ein mehr reflectirte Form und eine gezügelte rationaliſtiſche Haltung gegeben, wodurch freilich eine neue Epoche höherer

Geiſtesentwickelung bei den Arabern begann, die jedoch bei allem Bedeutenden, was ſie hervorbrachte, nicht mehr dieſen dichteriſchen Glanz des alten Volkslebens an ſich aufzeigen konnte. Die arabiſche Poeſie theilt ſich daher in zwei weſentliche Abſchnitte, deren erſter vorzugsweiſe die Poeſie der Wüſte, oder die aus dem Naturleben hergefloſſene alte Volksdichtung iſt, während wir den zweiten als die Poeſie der Bildung und der religiöſen Geiſteszucht, welche an dem Gängelbande der Reflexion einhergeht, zu bezeichnen haben werden.

Die Dichtungen, welche der Zeit vor Mohammed angehören, erſcheinen größtentheils nur als der Ausdruck dieſer urſprünglichen Weltanſchauung des arabiſchen Geiſtes, welche ſich in dem Leben der Wüſte concentrirt, und auf die eigenthümlichen Elemente des nomadiſchen Hirtenvolkes ſich gründet. Die Natur iſt das Haus des frei umherſchweifenden Volkes, die Sternennacht, welche ſich über ſeinen Zelten wölbt, iſt ſeine Heimath, und ſein Kameel und ſein Roß, ſeine Lanze und ſein Bogen, der Kampf gegen den hereinbrechenden Fremden, gegen welchen er ſeine Weideplätze und ſeine Heerden zu vertheidigen hat, die Abenteuer und Gefahren bei dem nächtlichen Beſuch der Geliebten, die Schreckniſſe der Wildniß, welche den Herumſtreifenden jeden Augenblick den Tod droht, dies ſind die Lebenselemente des Arabers, welche ſich für ihn in ebenſo viele Elemente der dichteriſchen Anſchauung und der Poeſie verwandeln. Die Tapferkeit, die Liebe, die Ehre ſind die Prinzipien dieſes frohbewegten Daſeins, in welchem ſich die erſten Naturkeime des abendländiſchen Ritterthums regen. Aus dieſen Subſtanzen aber formt ſich das Volkslied wie von ſelbſt, indem die Gegenſtände des Lebens ſich dazu hindrängen, Geſang zu werden, kraft der leichtbeſchwingten Einbildungskraft des Volkes, welche feurig und

erfinderiſch für Alles, was ſie ausdrücken will, das bezeichnende Bild in ihren Umgebungen findet. Die Bezeichnungsweiſe dieſer Volkspoeſie iſt daher kurz und ſchlagend, ſie drängt ſich in körnigen Sprüchen zuſammen, oder ſchließt in die brennende Gluth der Metapher eine ganze Welt von Anſchauungen ein. Dazu berauſcht ſie ſich in den Wohlgerüchen von Jemen, ſie lagert in waſſerkühler und ſchattiger Gegend, und pflückt ein Veilchen, um die blauen Augen des geliebteſten Mädchens zu vergleichen, oder ſie nimmt die Perlen von Omman, die das Koſtbarſte ausdrücken müſſen, was der Beſitz dem Liebenden gewähren kann. So breitete ſich hier ein dichteriſches Volksleben aus, das zugleich ſeiner eigenen poetiſchen Kraft ſich bewußt und ſtolz darauf war, indem es für den größten Ruhm der Stämme angeſehen wurde, den beſten Dichter hervorgebracht zu haben. Dieſe Volkslieder tragen ſämmtlich eine geregelte Form ſowohl durch das abgemeſſene Sylbenmaaß, in welchem ſie verfaßt ſind, als auch durch den Reim an ſich, bei welchem der des erſten Verſes der durchgehende iſt, indem ſich alle anderen Verſe des Gedichts mit ihm endigen müſſen.

Der innere Naturdrang, welcher bei dem Araber die Poeſie erzeugte, erhielt nicht minder öffentliche Gelegenheiten, ſich zu befriedigen und zu dichteriſchen Thaten anzuregen. Dies waren beſonders die poetiſchen Wettkämpfe, welche auf den jährlichen Meſſen zu Okhaz, einer Stadt in der Landſchaft Thehama, ſtattfanden. Die Gedichte des Siegers wurden feierlich am Eingang der Kaaba zu Mekka aufgehangen, nachdem ſie mit goldenen Buchſtaben auf perſiſche Seide geſchrieben worden. Von dieſen Preisgedichten, welche der Zeit kurz vor Mohammed angehören, ſind es beſonders die ſieben Moallakat (d. h. die aufgehangenen), welche Geiſt und Form dieſer eigenthümlichen

Volksdichtung am schönsten und treuesten überliefert haben. Diese berühmten Gedichte haben zugleich insofern einen historischen Charakter, als sie die eigenen Thaten und Schicksale des singenden Dichters, besonders wie derselbe an den blutigen Kriegen der Stämme Theil genommen hat, erzählen. Damit wird jedoch immer die Verherrlichung eines schönen Mädchens, der Geliebten des Dichters, verbunden, welche einen nothwendigen Bestandtheil der Dichtung bildet und jedesmal den Eingang derselben abgeben muß. Der Dichter fängt damit an, sich der Liebe seiner Jugend zu erinnern, er sieht sich an dem Ort, der früher Zeuge seiner glücklichen Liebe gewesen, aber das Mädchen, welches er damals umarmt hat, ist, mit dem verronnenen Zauber der Jugend selbst, dahingeschwunden. Dies bringt ihn darauf, seinen Lebenserinnerungen überhaupt nachzugehen, und durch einen Sprung versetzt er sich nun mitten in die Heldenthaten und kriegerischen Abenteuer hinein, deren Darstellung eigentlich der Zweck seines Gesanges ist. Der Schluß hat ebenfalls seine vorgezeichnete Norm, indem er gewöhnlich eine Apologie des Stammes ist, welchem der Dichter zugehört, und der dann als der tapferste und gastfreieste unter allen gepriesen wird *).

Die ältesten Gedichte der Moallakat, welche in der Sammlung selbst aus irgend einem zufälligen Grunde die letzte Stelle erhalten haben, sind von den beiden Dichtern Amru Ben Kolthun und Hareth Ben Hillesa, welche als Abgeordnete ihrer beiden im Krieg mit einander begriffenen Stämme vor dem Könige von Hira, Amru, erschienen, der zum Vermittler des Streites zwischen diesen

*) Vergl. Rosenmüller, über die sieben der ältesten arabischen Gedichte, welche unter dem Namen der Moallakat bekannt sind, in den Nachträgen zu Sulzer's Allgemeiner Theorie der schönen Künste, Band VI., Stück 1, S. 1—28.

Stämmen, Bekr und Tagleb, erwählt worden. Der Dichter Amru, von den Taglebiten geſandt, war ein feuriger Jüngling, der in einem kühnen und hochherzigen Liede die Ehre ſeines Stammes vertrat. Sein Gedicht begann vorſchriftsmäßig mit der Verherrlichung des Weins und der Geliebten, worauf ſich der Dichter ohne allen Uebergang ſofort an den zum Schiedsrichter beſtellten König wendet, von deſſen Ausſpruch der Frieden unter den beiden Stämmen abhängig gemacht wird. Der andere Dichter, Hareth, welcher der Wortführer der Bekriten iſt, ein ſchon achtzigjähriger Greis, beginnt dagegen einen Geſang, der die Weisheit und Beſonnenheit ſeines Alters charakteriſirt, der aber nichts deſtoweniger von großer poetiſcher Schönheit und Wirkung iſt. Den ſtereotypen Eingang des Frauenlobs benutzt er dazu, die Schönheit und Tugend der Gemahlin und Mutter des Königs zu verherrlichen. Geſchickt weiß er dann zum Preiſe des Stammes der Bekriten überzugehen, indem er den König daran erinnert, daß dieſer Stamm es geweſen, welcher den Tod ſeines Vaters an den Kriegern des Königs von Ghaſſan gerächt habe. Dieſe beiden Gedichte ſind die ausgezeichnetſten und poeſiereichſten in der ganzen Sammlung der Moallakat. Die andern fünf Dichter dieſes alten poetiſchen Cyclus heißen Tarafah, der, erſt der Lieblingsdichter des Königs Amru, nachher auf Befehl deſſelben, wegen eines ſatiriſchen Gedichts, enthauptet wird, ferner Caab Ben Zohair, ſchon ein Zeitgenoſſe des Mohammed ſelbſt, dem er ſein Gedicht, worin er die Verſöhnung der kriegeriſchen Stämme Abs und Dhobian feierte, ſelbſt vorgetragen haben ſoll; Antara Ben Scheddad el abſi, welcher Dichter ſelbſt als tapferer Held berühmt iſt, und wegen ſeiner Auszeichnung im Kriege el Fewares (der Held) genannt wird, wie er denn auch in ſeinem Gedicht, in kriegeriſchen und ge-

waltigen Tönen, außer ſeiner Liebe, auch die Schlacht Mortakeb beſingt, in der er den Dſobijaniden Dhemhem getödtet hat; Lebid Abu Akil ben Rabiad, erſt ein Feind des Propheten Mohammed, dann ein Anhänger des Korans durch die poetiſchen Schönheiten deſſelben, wegen derer er ſich zum Mohammedanismus bekehrt, als Dichter in einem Geſang von hoher poetiſcher Bedeutung ſich ſelbſt ſingend, indem er ſeinen Muth, ſeine Tapferkeit und Gaſtfreiheit, dazu das Leben der arabiſchen Wüſte, die er in den herrlichſten Farben malt, zum Gegenſtand ſeines Liedes macht; und zuletzt Amri el Kais, zu Mohammed in einem feindlichen und ſatiriſchen Verhältniß ſtehend, und als Dichter beſonders durch ein Lied bekannt, das er auf ein ſchönes Mädchen gedichtet, der er ſelbſt beim Baden die Kleider weggenommen hatte, ſo daß ſie genöthigt worden war, nackt bei ihm vorüberzugehen. — Eine Geſammtausgabe der Moallakat erſchien von William Jones, zugleich mit einer engliſchen Ueberſetzung (London, 1783, und in den Works von Jones, London 1799, 4. Band). Eine deutſche Ueberſetzung gab A. Th. Hartmann: „die hellſtrahlenden Plejaden am arabiſchen poetiſchen Himmel, oder die ſieben am Tempel zu Mekka aufgehangenen arabiſchen Gedichte" (Münſter, 1802). —

Die alten arabiſchen Volksgeſänge ſcheinen ſchon ſehr früh ein Gegenſtand der eifrigen Sammlung für die arabiſchen Gelehrten geworden zu ſein. Abu Temam, der ſelbſt Dichter war, und einen eigenen Diwan geſchrieben, der noch handſchriftlich vorhanden iſt, veranſtaltete, im zweiten Jahrhundert nach Mohammed, eine ſolche Sammlung altarabiſcher Volkslieder in zehn Büchern, deren erſtes die Ueberſchrift Hamaſah (Tapferkeit) führt, wonach die ganze Anthologie ihren Namen erhalten. In dieſen Geſängen, welche Abu Temam nach der mündlichen

Tradition niedergeſchrieben, iſt die ganze Mannigfaltigkeit des alten Volks- und Wüſtenlebens zuſammengedrängt, alle Kraft und aller Muthwille des Volksliedes wird darin in friſchen Tönen laut, bald wird das Leben des Helden feierlich geprieſen, bald ſein Untergang beklagt, auf den Feigen werden Spottlieder geſungen, die Frauen werden ihrer Schöne und Lieblichkeit wegen geprieſen und zugleich in neckiſchen Schmähliedern verſpottet, auch das Kameel, die Schlange, der Waſſerſturz der Wüſte, erhalten ihre Lieder. Nachträge und Vervollſtändigungen zu dieſer Sammlung, ſowie ähnliche Anthologieen, erſchienen darauf in großer Menge, ſind jedoch meiſt nur handſchriftlich vorhanden *).

Der reformatoriſche Einfluß, welchen Mohammed und ſein Koran auf das ganze Gedankenleben und dadurch auch auf die innere Geiſtesentwickelung des arabiſchen Volkes ausüben mußte, ward bald in allen Geſtaltungen wie des Lebens ſo auch der Literatur ſichtbar. Es wurde zwar die alte Freiheit des Volkslebens durch dieſen Propheten zu Grabe getragen, und die alten poetiſchen Wettſpiele zu Okhaſh nahmen ihr Ende, da Mohammed ſie als heidniſche Elemente des alten Volkslebens verbot. Aber Mohammed, wenn er auch die Muſen ſeines Volkes zunächſt verſtummen machte, ſuchte doch ein höheres Verdienſt um ſeine Nation darin, daß er ihr, der vielfach zerſplitterten, welche in dem eiferſüchtigen Gedränge der verſchiedenen Stämme auseinanderzugehen drohte, eine geiſtige Concentration des Bewußtſeins und darin das Prinzip einer nationalen Einheit zu geben trachtete, und dies iſt weſentlich die politiſche Bedeutung Mohammed's, durch ſein

*) Einen genaueren Nachweis derſelben giebt Grätz, Lehrbuch einer allgemeinen Literaturgeſchichte, Zweiter Band I. Seite 433 folgd.

Lehre ein neues Element der Einheit für das arabiſche Volk aufgeſtellt zu haben, das ſich bald als ein geiſtig einigendes und vermittelndes für das orientaliſche Leben überhaupt erwies. Dies iſt das ſiegreiche Moment, das im Mohammedismus gelegen, und wodurch er ſich als eine nothwendige Form, die unausbleiblich ergriffen werden mußte, behauptete. Mohammed war indeß ſelbſt zu ſehr Sohn ſeines Volkes, als daß er gänzlich ohne alle Poeſie ſich in die Mitte ſeiner Nation hätte hinſtellen dürfen. Er hielt es vielmehr für nöthig, ſich als den erſten Propheten und Geſetzgeber zugleich für den erſten und größten Dichter ſeines Volkes zu erklären, wie es denn vorzugsweiſe die poetiſche Schönheit und literariſche Bedeutung des Korans iſt, auf welche er ſich ſelbſt als auf das gewichtigſte Zeichen ſeiner göttlichen Offenbarung beruft, indem es (Sura 10, 11, 17) heißt: „Sage ihnen, ruft Gabriel, ſie ſollen nur zehn ſolche Verſe ſchaffen, wie die des Koran: wollen ſie aufrichtig ſein, ſo müſſen ſie bekennen, nur von Gott allein komme ein ſolches Werk: ſage ihnen, Menſchen und Teufel zuſammengenommen vermöchten nie etwas hervorzubringen, was ſich der Vollkommenheit des Koran nur von weitem nahe!“ Mohammed ging daher ſo weit, ſelbſt die Sprache des Koran als die höchſte und vollendetſte Norm für die arabiſche Nationalſprache überhaupt hinzuſtellen, über die dann in keiner Abweichung mehr hinausgegangen werden dürfe. Der Darſtellung des Koran iſt zwar der poetiſche Schwung und beſonders die mächtige Beredſamkeit nicht abzuſprechen, aber es hat ebenſo ſehr als Dichterwerk wie als Werk der göttlichen Offenbarung ſeine bedeutenden Mängel und Schwächen, die es in einem weniger erhabenen Licht erſcheinen laſſen, als Mohammed ſelbſt davon behauptet. Wenn der weſentliche Kern dieſer neuen Lehre darin beruhte, die mythologiſche

Verwilderung des Volksbewußtſeins durch die Anſchauung eines einigen und geiſtigen Gottes aufzuheben, ſo erfand doch der Prophet in ſeiner eigenen Sprache und Anſchauungsweiſe eine ſolche Menge von Bildern, Gleichniſſen, Allegorieen und Sprüchen, die zu ſtereotypen Formen des religiöſen Bewußtſeins werden ſollten, daß dieſelben gewiſſermaßen für eine neue Mythologie gelten konnten. Der alte Stern- und Zeichendienſt der Araber ſah ſich abgelöſt durch eine geiſtige Abſtraction, welche Mohammed aus den Elementen aller andern Religionen, beſonders aber aus der jüdiſchen und chriſtlichen gemacht hatte, und wozu er die äußeren Cultusformen der früheren heidniſchen Volksreligion gefügt hatte. Dies Alles tauchte er unter in die Fülle einer dunkeln und verworrenen Bilderwelt, deren ſinnliche Gluth und Herrlichkeit dazu dienen ſollte, die Lücken ſeiner Abſtractionen auszufüllen und mit Fleiſch und Blut zu erfüllen. Der Koran (welcher Name ſoviel bedeutet als Sammlung der Schriften) beſteht, ſeiner äußern Form nach, aus rhapſodiſchen Artikeln, welche bald in den Reden des Propheten, bald in Sittenſprüchen und philoſophiſchen Artikeln, oder in Ausſprüchen des verzückten Sehers, ſich darſtellen. Die Abſicht auf eine poetiſche Wirkung iſt im Koran um ſo hervorſtechender, da mehrere Stellen darin aus den alten Volksdichtern Arabiens entlehnt ſein ſollen. Der Koran iſt in 114 Hauptabſchnitte eingetheilt, deren jeder eine Sura (eine Stufe, Reihe) heißt, und die wieder in Unterabtheilungen oder Verſe (Ayath, Wunder, Zeichen) zerfallen. Außer dieſen Abtheilungen von ungleicher Länge giebt es noch eine Eintheilung des Korans in 60 gleiche Abſchnitte, und eine andere in dreißig Sectionen, die zum Gebrauch der Leſer des Korans in den Moſcheen beſtimmt iſt. Mohammed hat den Koran nicht ſelbſt niedergeſchrieben, ſondern derſelbe

entſtand durch die allmähligen Aufzeichnungen ſeiner Schüler, die dann wieder durch Ebu Bekr zu einem Ganzen zuſammengeſtellt wurden. Von den vielfachen und verſchiedenartigen Ausgaben des Koran haben wir hier nur die von G. Flügel: Corani textus arabicus (Leipzig 1834, neue Auflage von E. Redslob, 1837) anzuführen. Ins Deutſche wurde der Koran mehrmals übertragen, zuerſt von Th. Arnold (Lemgo 1746). Eine zeitgemäße und brauchbare Ueberſetzung iſt die von Fr. Eb. Boyſen und G. Wahl (Halle 1828). —

Unter den Dichtern, welche nach Mohammed eine bedeutende Stufe der Vollendung in der Poeſie erreichten, iſt vorzugsweiſe Motenabbi zu nennen, der den Ruhm des größten arabiſchen Dichters überhaupt davongetragen, da er die höhere Bildung des Geiſtes, durch welche er ſich auszeichnete, mit dem kernhaften und naturfriſchen Weſen der alten Volksdichtung zu verſchmelzen wußte, weshalb er auch, nachdem er alle Gelehrſamkeit der Schulen ſich angeeignet, eine Zeitlang in die Wüſte ging, um dort die Fülle und Kraft der arabiſchen Volksſprache ſich anzueignen. Dieſer merkwürdige Mann hieß eigentlich Abu'l-thib Ahmed Ben El Haſſan Ben Abd'Os Sſammad El Dſchofi El Kendi El Kufi und ward 303 der Hedſchira oder im Jahre 915 nach Chriſtus zu Kufa geboren. Er lebte meiſtentheils in Syrien und Aegypten, wo er als Hofdichter das Geld der Fürſten ſich gefallen ließ. In der Wüſte aber verkündigte er von ſich, daß er ein Prophet ſei, woher er auch ſeinen Beinamen Motenabbi, welcher Einen anzeigt, der gern Prophet ſein will, empfing. Sein Diwan, der aus 181 Gedichten beſteht, genoß im Orient eines großen Ruhmes, und wurde der Gegenſtand vieler Commentatoren, die ihm weitläufige Auslegungen widmeten. Der Dichter wurde im Jahre 965

auf einer Reiſe von räuberiſchen Beduinen ermordet. Joſeph von Hammer überſetzte ſeinen Diwan unter dem Titel: Motenebbi, der größte arabiſche Dichter, zum erſten Male ganz überſetzt (Wien, 1824).

Als die bedeutendſte Form, in welcher wir bisher die arabiſche Poeſie ſich entwickeln ſahen, hatte ſich die Lyrik erwieſen, welche ſich auch als die bequemſte und ausdrucksvollſte Gattung für ein an das ſubjective Phantaſieleben hingegebenes Volksgemüth zeigen muß. Damit hängen die didaktiſchen und ſatiriſchen Richtungen der Poeſie zuſammen, die ebenfalls bei den Arabern einen günſtigen Boden fanden, obwohl ſich wenig ſelbſtſtändige Werke dieſer Art erhalten haben. Bedeutend iſt aber die Literatur der Sprüchwörter in Arabien, von denen dies Volk große Sammlungen aufzuweiſen hat, darunter die große, alte aus 7000 Sprüchen beſtehende Sammlung des Meidani, Medſchmaolemſal benüelt, ferner die Sammlungen des Zamakhſchari, von dem beſonders Atwak eſſeheb (die goldenen Halsbänder), das aus 99 Sprüchen beſteht, auch durch deutſche Uebertragungen vielfach bekannt geworden *). Der Spruch erſcheint hier als die auf einen Schlag zuſammengedrängte Wirkung des lyriſchen, didaktiſchen und ſatiriſchen Elements, indem er den Erguß einer ſubjectiven Anſchauung ſo hinſtellt, daß dadurch die Einſicht in eine Mangelhaftigkeit des Weltzuſtandes verbunden wird mit der daraus hervorgehenden Lehre, wie am beſten und weiſeſten alle beſtehenden Mängel des Lebens zu überwinden und zum Heil zu kehren ſeien. Die

*) Samachſchari's goldene Halsbänder, als Neujahrsgeſchenk. Arabiſch und Deutſch, von J. von Hammer. Wien, 1835. Neue und den Hammer'ſchen Text zum Theil berichtigende Ueberſetzungen von H. L. Fleiſcher, Leipzig 1835, und von G. Weil, Stuttgart, 1836.

weitere, gewissermaßen dramatische Ausführung des Spruches ist aber die Fabel, in welcher dieselbe Vereinigung der lyrischen, didaktischen und satirischen Anschauung stattfindet. Auf diesem Gebiet haben auch die Araber nicht unerhebliche Leistungen aufzuzeigen, obwohl sie darin der Originalarbeiten entbehren und meist nur fremde Erfindungen, besonders indische und persische, theils übertragend, theils umarbeitend benutzt haben.

Besonders sind es die großen indischen Fabelbücher, deren wir früher bei der Literatur der Indier Erwähnung gethan, die auch in Arabien Eingang fanden, und hier vornehmlich in dem großen Thierepos Kalilah ve Dimna nachgebildet und verschmolzen erschienen *). Die eigenthümliche Fabelliteratur der Araber concentrirt sich jedoch in einem berühmten Namen, dem des Locman, der lange Zeit vor Mohammed gelebt haben soll, wenn die nach seinem Namen bekannte Sammlung überhaupt das Werk einer bestimmten dichtenden Person ist, oder nicht vielmehr, wie mehrfach angenommen worden, nur die Redactionen einer Reihe älterer und neuerer Fabeln, die vielleicht einige Fabeln und Sprüche von dem alten Weisen Locman selbst enthält, denn daß ein solcher gelebt habe, beweist die einunddreißigste Sure des Koran, welche diesen Namen zur Aufschrift führt.

Die Form der arabischen Poesie aber, welche nach der lyrischen am meisten Originalität gezeigt, ist die Form der Erzählung, des Märchens, des Romans, worin der volksthümliche Hang zu wunderbaren und sinnreichen Geschichten sich am liebsten und reichsten befriedigte. Mohammed hatte zwar geglaubt, daß es der geistigen Rein-

*) S. die gelehrten Nachweisungen bei Gräße, Lehrbuch der allgemeinen Literaturgeschichte II. 1. S. 445 folgd.

heit und Tüchtigkeit des Volksbewußtseins, worauf er es mit seiner Lehre abgesehen, schaden könne, wenn dasselbe sich zu sehr in dieser träumerischen und heidnischen Welt der Märchen einspinnen und umgarnen ließe, und er verbot deshalb namentlich die persischen Märchen, wahrscheinlich aus dem Gedanken, daß darin ein abergläubisches Gefangengeben an das Naturelement der Freiheit des Geistes gefährlich werden könne. Dagegen rühmte er den wohlthätigen Einfluß, den die Heldenthaten des alten Kriegers und Dichters Antara auf die Erweckung eines thatkräftigen Sinnes haben müßten, und hierin bezeichnete er den Lieblingsgegenstand der arabischen Volkserzählung, mit dem sich lange und vielfach die Phantasie zu beschäftigen gewußt hat. Dies alte Heldenbuch, das den Antara, den aus den Moallakat bekannten Dichter und Stammvater der Ritter, zum Gegenstand hat, wurde, nach einigen Angaben im Roman selbst, vornehmlich dem Asmai zugeschrieben, dem am Hofe Harun al Raschids lebenden berühmten Grammatiker und Theologen, aber aus weiteren Forschungen darüber hat besonders Hammer dargethan, daß dieser Heldenroman zuerst im sechsten Jahrhundert der Hegira von dem berühmten Arzt und Dichter Ibn-esi-Saigh niedergeschrieben worden, jedoch nach den Ueberlieferungen der einzelnen Abenteuer und Geschichten, die bereits zu Mohammed's Zeit, zum Theil wohl in vollendeter Form, vorhanden waren, und an den eigenthümlichen Erzählungs-Abenden der Araber vielfach vorgetragen wurden. (Hammer, Wiener Jahrbücher 1819. VI. 242). Eine englische Uebersetzung dieses Romans erschien unter dem Titel: Antar, a bedoueen Romance, translated from the arabic, by Terrick Hamilton (London, 1819—20, 4 Bände). —

Das Bedürfniß sich etwas erzählen zu lassen, welches

unter den Arabern bei Vornehm und Gering, bei Alt und Jung so sehr zu einer Lebensgewohnheit geworden, es wirkte jedoch mächtiger als alle Verbote Mohammeds, indem es bald auch unwiderstehlich die persische Märchenwelt zu sich heranzog und sich durch die innigste Verschmelzung aneignete. Diese der Erzählung gewidmeten Abende und Nächte bei den Arabern, welche das alte Behagen des Nomadenvolks zu geselliger Niederlassung in der Schattenkühle oder beim Licht der Sterne entstehen ließ, und die so populär waren, daß sogar bestimmte erzählungsgeschickte Männer zur Leitung der Unterhaltung gewissermaßen dabei angestellt wurden, sie hatten sich in den Städten durch ähnliche öffentliche Zusammenkünfte fortgesetzt, in denen besonders Geschichten erzählt und unterhaltende Gespräche gepflogen wurden. In diesem volksthümlichen Bedürfniß nach den Märchen lag zugleich eine Art von Vermittelung für die arabische Literatur mit den anderen Literaturen des Orients, namentlich mit der persischen und indischen, gegeben, und so ist es vorzugsweise auf diesem Gebiet des Märchens, wo wir ein solches Ineinanderübergehen der orientalischen Literaturen am entschiedensten zu bemerken haben. Hier ist besonders das große Märchenwerk Tausend und Eine Nacht zu nennen, ursprünglich nur Tausend Nächte, welches, aus dem Persischen herstammend, dem am Hofe Mahmud's des Gasneviden lebenden Dichter Nasti zugeschrieben wird. Da es in Arabien wie in Persien schlaflose Fürsten gab, welche lange und öde Nächte zu verkürzen und durch die liebliche Geschwätzigkeit der erzählenden Muse auszufüllen hatten, so konnte die arabische Uebersetzung dieser Märchen, die zuerst unter dem Khalifen Manssur geschah, eine ganz natürliche Anknüpfung an das arabische Leben selbst gewinnen. Es wurde auch sofort ein arabisches Nationalwerk daraus,

indem spätere Herausgeber und Ueberarbeiter, die zugleich statt der tausend Nächte tausendundeine Nacht lieferten, durch Zuthaten und Einschiebungen aller möglichen Art ihm ein heimisches Gepräge in jeder Weise gaben. Durch dieses arabische Verarbeiten und Weiterspinnen wuchs der alte Märchenschatz zu einer immer größeren Fülle und üppigeren Ausdehnung heran, und mischte sich in den verschiedensten Stilarten und Zeitanklängen, wodurch die abweichenden Ansichten über ihre Abfassung und Redaction den weitesten Spielraum erhalten konnten *). In diesen Erzählungen hat man den Grundstock aller der Geschichten zu betrachten, welche seitdem in die Phantasie aller andern Völker eingedrungen und dort zu Stoffen für die verschiedenartigsten Ausführungen, bald im Drama, bald in der Novelle und im romantischen Gedicht, benutzt worden, und die schon durch die altfranzösischen Fabliaur, durch Boccaccio und Ariosto den Uebergang zur europäischen Lesewelt gemacht haben, noch ehe sie in unmittelbaren Uebertragungen bei derselben bekannt geworden sind. Die französische Uebersetzung von A. Galland, welche zuerst 1704 erschien, bürgerte dies Werk vornehmlich im Occident ein. Von dem Original erschien in Deutschland die Ausgabe: Tausend und Eine Nacht, arabisch nach einer Handschrift aus Tunis, herausgegeben von Mar. Habicht (Breslau, 1825—39, Band 1—8). Daran schließt sich die deutsche Uebersetzung: Tausend und Eine Nacht. Arabische Erzählungen, zum ersten Mal aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt von M. Habicht, F. H. v. d. Hagen und K. Schall (Breslau, 1825. 4. Aufl. 1836, 15 Bände). —

*) Eine kritische Auseinandersetzung über die Geschichte der Tausend und Eine Nacht und ihre Bearbeitung gab Chézy im Hermes, Band XXX., S. 157—199.

Andere Märchenkreise des Orients, wie der Roman Sentabad, der indischen Ursprungs gewesen zu sein scheint, und die „Geschichte der sieben Vezire" gingen ebenfalls in den Cyclus der Tausend und Eine Nacht über, die sonach die allmählig entstandene Concentration des ganzen orientalischen Märchen- und Sagenschatzes gewesen zu sein scheint. —

Die Erzählungsabende der Araber hatten in der Form der Makamat (d. i. gesellschaftliche Sitzungen) eine regelmäßige und geordnete Gestalt gewonnen, in der sie nicht bloß der erzählenden Unterhaltung, sondern auch den Uebungen der Rhetoren in der Beredsamkeit, und öffentlichen volksthümlichen Mittheilungen jeder Art gewidmet waren. Diese Form benutzte einer der bedeutendsten arabischen Dichter, Hariri, zu einem im ganzen Orient hochgepriesenen Werke, das er nach diesen Versammlungen oder Sitzungen, in welche er seine Erfindungen hineinverlegte, Macamat betitelt. Hariri war im Jahre 446 der Hegira oder 1054 nach Christus zu Bassora geboren, und hieß mit seinem eigentlichen Namen Abu Mohammed al Casem Ben Mohammed.

Sein Werk besteht aus funfzig solcher Versammlungen, welche die seltsamen Abenteuer und Fahrten des umherschweifenden Ritters Abu Zaid aus Serudsch in Mesopotamien darstellen. Dieser Abu Zaid ist ein Glücksritter von dem eigenthümlichsten Schrot und Korn, und er weiß sich funfzig Mal in verschiedene Gestalten zu verwandeln, in welchen er eben der mannigfach abwechselnde Gegenstand dieser funfzig Erzählungen des Hariri wird, die, jede für sich ein beschlossenes Ganze ausmachend, an dieser sie verbindenden Persönlichkeit des Haupthelden ihren Zusammenhang haben. An solchen Versammlungstagen nämlich, wo das Volk sich zu gemeinsamer Anregung

und Ergötzung in Menge zusammenzufinden pflegt, tritt der schalkhafte Abu Zaid immer in andern Verwandlungen hervor, indem er bald in den Lumpen eines Bettlers, bald als verarmter Dichter und Philosoph, bald blind, bald lahm, bald als angesehener und vornehmer Mann, sich unter dem Volke zeigt und dasselbe unter allen diesen verschiedenen Formen immer auf gleiche Weise für sich einzunehmen und ihm Geld, Lebensmittel und Tribut jeder Art abzugewinnen versteht. Zugleich weiß er dabei mit treffendem Spott die Thorheiten des Volks zu geißeln, oder höhere Lebensweisheit in ihm zu erwecken. Wodurch er wirkt, ist der unwiderstehliche Zauber seiner Rede, seine große geistige und persönliche Gewandtheit, und seine hinreißende Liebenswürdigkeit des Benehmens. Dies philosophische Vagabundenthum, das sich hier in so ergötzlichen und sinnreichen Bildern entfaltet, findet seinen Schluß darin, daß Abu Zaid zuletzt aus allen seinen Verhüllungen heraustritt, und dem Volke von Bassora die Grundsätze seines geheimnißvollen Handelns erklärt, indem er darauf seinen Sinn von allen Formen der Erde hinweg fortan nur auf das Ueberirdische und Göttliche zu richten verheißt, und zu diesem Zweck sich in ein Kloster von Serudsch begiebt. Von diesem Werk des Hariri erschienen mehrfache Uebersetzungen fast in allen Sprachen, darunter von Friedrich Rückert: „die Verwandelungen des Abu Said von Serug, oder die Makamen des Hariri in freier Nachbildung" (Stuttgart 1827, zweite Auflage 1836)*). —

Der Geist des arabischen Volkes bewies seine außerordentliche Entwickelungskraft nicht bloß innerhalb der

*) Vgl. Klaproth, Asiatisches Magazin, Band II., Seite 212 folgd.

Dichtkunst, sondern er zeigte sich in fast noch größerem Umfange auf dem Gebiet der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, wo er besonders auch die philosophische Richtung, die in ihm lag, in zum Theil bedeutenden und originellen Hervorbringungen entfaltete. Die Araber geben im Mittelalter eine merkwürdige Verbindungskette für das Geistesleben der bedeutendsten Völker ab, sie erscheinen plötzlich als die Herren im Reich des Wissens und des Geistes, und alle anderen Nationen gehen zu ihnen in die Schule, um Mathematik und Naturkunde, Geschichte und Geographie bei ihnen zu studiren. Das mohammedanische Geistesleben war um diese Zeit, wo der christliche Geist in Europa in seiner innern Entwicklung schon abgebrochen und barbarischen Verdumpfungen erlegen schien, als ein neues Bildungsferment in das europäische Völkerleben hineingetreten, und hatte demselben einen neuen wissenschaftlichen Inhalt zugeführt, dessen sich der Araber mit dem eignen heißen Drang der orientalischen Natur so rasch und entscheidend zu bemächtigen gewußt. Durch diese seltsame Culturbewegung geschah es, daß die arabische Sprache selbst zu wissenschaftlichen Bezeichnungen mehrere Namen und Kunstwörter hergegeben hat, die sich noch heute ausschließlich auf ihrer Stelle befinden.

Den wesentlichsten Anstoß zu ihren wissenschaftlichen Richtungen empfingen die Araber durch ihre Begegnung mit dem griechischen Geist, dem sie sich besonders durch eine eigenthümliche Aneignung des Aristoteles zuwandten, und woraus sich eine eigene philosophische Literatur bei ihnen entwickelte. Die Anlage zu metaphysischen und dialektischen Betrachtungen schien dem arabischen Geist naturgemäß und ursprünglich schwerlich zu eignen, wie es auch in der Religion Mohammed's, die im Koran alle menschliche und göttliche Weisheit beschlossen haben wollte, durch

aus nicht lag, ſich, zur Prüfung und Beſtätigung, der forſchenden Vernunft und den Kategorieen des denkenden Geiſtes zu unterwerfen. Indeß hatte doch die Aneignung der griechiſchen Philoſophie nicht gewehrt werden können, die namentlich unter den am meiſten für die Wiſſenſchaft begeiſterten Kaliphen aus der Dynaſtie der Abaſſiden, beſonders unter Al Manſur, Al Raſchid und Al Mamum, ſich durch die Ueberſetzung der griechiſchen Autoren, vornehmlich aber der Schriften des Ariſtoteles, zu begründen angefangen. Und obwohl dieſe Uebertragungen meiſtens nur ſehr unvollkommen und verworren geſchahen, ſo daß aus Ariſtoteles, durch allerlei myſtiſche Zuthaten des orientaliſchen Geiſtes, eine ganz fremde Geſtalt gemacht wurde, um die man den Glorienſchein einer faſt abgöttiſchen Verehrung legte und auf die alle dunkeln Kämpfe des eigenen Geiſtes übertragen und gehäuft wurden, ſo hatte man doch gerade auf dieſem Wege den Ariſtoteles am entſchiedenſten ſich zu eigen zu machen geſucht, indem ſeine dialektiſche Vernunftkunſt zur Aufhellung aller Schwierigkeiten und Dunkelheiten des eignen Glaubensſyſtems gewiſſermaßen zu Hülfe gerufen werden ſollte. Ariſtoteles war dadurch theils in der Geſtalt, welche ihm die Neuplatoniker gegeben, theils in den aus dem Geiſt des Islam ſelbſt gewobenen Schleiern und Hüllen, in die geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Entwickelungen des Völkerlebens hineingeſchoben worden, und dies iſt das Verdienſt der Araber, daß ſie den Ariſtoteles, wenn auch in falſchen Formen, zu dieſer univerſalen Mitte der europäiſchen Bildung machten, auf welcher er in der That ſo bedeutungsvoll für die ganze moderne Wiſſenſchaft geworden iſt. Denn ſowohl durch die arabiſchen Commentatoren des Ariſtoteles, wie auch durch die arabiſchen Ueberſetzungen ſeiner Schriften ſelbſt, wurde der eigentliche

Verbindungsweg zwischen der aristotelischen Philosophie und der modernen europäischen Wissenschaft geschaffen. Die Araber selbst beschäftigten sich aber vornehmlich mit der dialektischen Seite der Philosophie des Aristoteles, und bildeten daraus eine eigenthümliche arabisch-scholastische Philosophie hervor, die aber wieder, nach dem schwankenden und abweichenden Verständniß, das man von Aristoteles selbst hatte, in verschiedene Secten sich spaltete.

Unter diesen arabischen Gelehrten und Philosophen ist zu nennen Thabet Ben Corrah (835 n. Chr.), der vornehmlich Astrolog und Mathematiker war, und dessen Uebersetzungen aristotelischer Werke nur handschriftlich vorhanden; ferner Honain Ben Ischak Ben Honain (809 n. Chr.) der besonders als medicinischer Schriftsteller berühmt ist, und Uebersetzungen des Aristoteles in's Arabische und Syrische machte, die ebenfalls nur als Handschriften existiren. Dasselbe ist der Fall mit den Abhandlungen und Commentaren des Mata, und Al Kendi, welcher letztere besonders das Organen des Aristoteles zum Gegenstand seiner Erklärungen machte. Sehr bedeutend und vielseitig erscheint El Ghasali, aus Thus (1058 n. Christus geb.), ein bagdader Professor, der sich, nach großen philosophischen Studien, zu den positiven Religionswahrheiten zurückbekannt zu haben scheint, indem er vornehmlich in seinem Werke Teha futol filasifet, d. h. der Sturz der Gebäude der Philosophen, die religiösen Bestimmungen des Korans gegen die Sätze der Platoniker und Aristoteliker vertheidigt, wogegen später der berühmte Averroes von Cordova (gestorben 1198 nach Cristus) eine eigene polemische Schrift gerichtet. Von Ghasali's Werken ist noch vorhanden eine Art Ethik, welche er unter dem Titel Ejuha al valed, d. i. o mein Sohn *), ver-

*) O Kind! die berühmte ethische Abhandlung Ghasali's.

faßt hat, und ein System der Logik, welches er „das Richtmaaß der Wissenschaft“ genannt hat.

Ein aristotelischer Philosoph vom Kopf bis zur Zehe war Al Farabi (gestorben 950 n. Chr.), der eine große Encyclopädie der Wissenschaften, außerdem mehrere vorbereitende und einleitende Schriften zum Studium der aristotelischen Philosophie geschrieben. Sein Schüler ist Avicenna (980 n. Chr. geb.), der zu der Metaphysik des Aristoteles einen sehr merkwürdigen Commentar geschrieben, in welchem er sich als Supranaturalist zeigt, indem er dem Denken die Fähigkeit abspricht, das Ding an sich und das Wesen der Wirklichkeit überhaupt zu construiren. Außer seinen eigenen philosophischen Werken schrieb er auch ein Gedicht über die Logik. Seine Erklärungen und Uebersetzungen haben am meisten dazu beigetragen, das Ansehn des Aristoteles im Orient zu behaupten und auszubreiten *). —

Diese eigenthümlichen Bewegungen eines arabischen Culturlebens, welche, wie wir in einem späteren Abschnitt sehen werden, ihren Weg über Spanien nahmen, um auf diesem Punkt auf das Innigste in das europäische Herzblut hinüberzudringen, sie lassen den Reichthum aller ihrer Gestalten und Erzeugnisse schwer in einer gedrängten Darstellung zusammenfassen, und wir haben hier nur die am meisten bezeichnenden Erscheinungen andeuten können. Mit einem wehmüthigen Rückblick vermag man jedoch nur dieser frühen Errungenschaften des Geistes zu gedenken, die, nachdem sie für andere Völker zündende und zeugende Lebenselemente geworden, in sich selbst wieder zusammensinken,

Arabisch und Deutsch als Neujahrsgeschenk von Hammer-Purgstall. Wien, 1838.

*) S. die bibliographischen Nachweisungen bei Gräße, Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte II. 1. S. 484.

aus dem lebendigen Dasein abscheiden und in dem Schutt der Jahrhunderte begraben werden sollten. Diese hohe Geistescultur der Araber mußte in den Staub der Bibliotheken zurücktreten, und ein dunkeles zweifelhaftes Leben als Handschrift fortführen, wo sie auf die Erlösung eines mit ihrer Sprache ringenden Gelehrten harrt. Und all die großen Schauplätze der Wissenschaft und Dichtung, wo früher Universitäten geblüht und das ganze All der Bücherwelt in sich schließende Bibliotheken gestanden, sie wurden wieder kahlgefegt von der hereindringenden Barbarei, und die alte Wildheit des Naturlebens brach, Alles überwältigend und sich unterjochend, da von Neuem los, wo der Geist für alle Ewigkeit seinen Sitz aufgeschlagen zu haben schien. Dies ist die tragische Geschichte der menschlichen Civilisation, die, an den Kampf zwischen Natur und Geist gebunden, in dem Ringen dieser beiden Grundelemente des Daseins auf- und niedergeht, und bald die Höhen des Lebens ersteigt, bald in die Tiefen des alten und ewigen Nichts wieder zurückgeschnellt wird. —

6. Die hebräische Literatur.

Eine gewichtige Andeutung der vom Bann des Naturprincips frei werdenden Weltanschauung des Orients giebt uns schon das hebräische Volk, welches in diesem Sinne, in dem es die ursprünglichen Elemente des Christenthums am reinsten in sich getragen, uns vorzugsweise als das auserwählte Volk erscheint, und das in dem ächt menschlichen Charakter seiner alten Poesieen und Geschichtsbücher, in der individuellen Lebendigkeit seiner gei-

ſtigen Entwickelung, in der freien volksthümlichen Erſcheinung ſeiner dichteriſchen Propheten, die gewiſſermaßen als die öffentlichen Beweger des Nationallebens heraustreten, in ſeiner Weiſe eine ebenſo eigenthümliche Stelle im Alterthum und zum Alterthum behauptet, wie das Hellenenthum. Wenigſtens hat das Judenthum durch die Gewalt des reinen, ſittlichen und perſönlichen Geiſtes ebenſo ſehr den Orientalismus von der Natur-Symbolik loszuringen geſtrebt, als, wie wir ſpäter ſehen werden, das Hellenenthum, mit der ihm verliehenen glückſeligen Gabe des künſtleriſchen Schaffens und Individualiſirens, in ſeinem plaſtiſchen Geiſt die orientaliſche Anſchauung umgebildet und zu einer in der Form der Schönheit begränzten Kunſtſymbolik geklärt und erhoben hat.

Das Feuer des orientaliſchen Geiſtes, das im hebräiſchen Volke in ſeiner ganzen Stärke glüht, zeigt ſich in demſelben doch zugleich zu einem eigenthümlichen Maaß geklärt, und es ſcheinen in ihm alle Ausartungen der orientaliſchen Phantaſie zu einem harmoniſchen Rhythmus bezwungen. Das Rhythmiſche, welches den ganzen Geiſt dieſes Volkes eigenthümlich charakteriſirt, macht ſich daher auch in ſeiner Poeſie als ein nicht bloß für die Form, ſondern auch für den Inhalt bedeutungsvolles Element geltend. Dieſer vorzugsweiſe rhythmiſche Charakter der hebräiſchen Poeſie, welcher in dem durch die Accentuation hervorgebrachten eigenthümlichen Fall der Worte beruht, er zeigt ſich zugleich in der Stellung, welche die Gedanken zu einander annehmen müſſen, indem ſie nicht anders, als in einer gleichmäßig in Satz und Gegenſatz ſich gliedernden, bald ſich trennenden, bald ſich wieder zuſammenfaſſenden Reihe zur Darſtellung kommen. Dies iſt der ſogenannte Parallelismus der hebräiſchen Poeſie, welcher urſprünglich davon ausgegangen zu ſein ſcheint, daß die ſich ent-

sprechenden Glieder anfänglich dieselbe Wortzahl haben mußten, wodurch vielleicht die den Juden fehlende Metrik bestimmter Sylbenmaaße ersetzt werden sollte, welcher Parallelismus aber sodann auch eine innerliche geistige Bedeutung erhielt und als das wesentliche Maaß des Gedankens selbst in den Inhalt übertrat. Sehr treffend charakterisirt Herder (in seiner Abhandlung über den Geist der hebräischen Poesie) diesen Parallelismus folgendermaßen: „Dadurch wird die Poesie der Hebräer ein kurzer und einfacher Chorgesang von Strophe und Ant.strophe. Die beiden Glieder bestärken, erheben, bekräftigen einander in ihrer Lehre oder Freude. Bei Jubelgesängen ist das offenbar; bei Klagetönen will es die Natur des Seufzers und der Klage. Das Athemholen stärkt gleichsam und tröstet die Seele, der andere Theil des Chors nimmt an unserm Schmerze Theil, und ist das Echo unseres Schmerzes. Bei Lehroden bekräftigt ein Spruch den andern: es ist, als ob der Vater zu seinem Sohne spräche, und die Mutter es wiederholte. Die Rede wird dadurch so wahr, so herzlich, so vertraulich. Bei Amöbäischen Gesängen der Liebe giebts die Sache selbst; die Liebe will süßes Geschwätz, Wechsel der Herzen und der Gedanken. Sobald sich das Herz ergießt, strömt Welle auf Welle, das ist Parallelismus. Es hat nie ausgeredet, hat immer etwas Neues zu sagen. Sobald die erste Welle sanft verfließt, oder sich prächtig am Felsen bricht, kommt die zweite Welle wieder."

Dieser mit dem Mangel bestimmter Metra verbundene Parallelismus der Darstellung, welcher eigentlich eine entschiedene Sonderung von Poesie und Prosa in dieser Literatur nicht zuläßt, sondern der alle Formen der literarischen Mittheilung bei diesem Volke gleichmäßig bezeichnet, er drückt eigentlich die wesentlichsten Schwingungen des ganzen Nationalcharakters, wie er im Monotheismus

seine innerste Lebenswurzel hat, aus. Es ist ein vorzugsweise individuelles Pathos, das den hebräischen Geist bewegt, und wodurch er zu dieser Darstellungsmanier als zu dem eigensten Ausdruck seines Charakters gelangt ist. Der vorzugsweise individuelle Standpunkt des hebräischen Geistes besteht aber darin, daß in ihm die Anschauung des einen Gottes, von dem alle Bestimmungen des Daseins ausgehen, sich zugleich in einer Selbstanschauung und in einer nationalen Selbstverherrlichung darstellt, indem dem einen Gott das eine Volk gegenübersteht, das auserwählte Volk, welches das von dem Herrn dazu erkorene Gefäß des göttlichen Inhalts selbst ist. Die Poesie dieses Volkes hat sich daher mit Recht vorzugsweise den Beinamen der heiligen Poesie erworben, und sie behauptet dies Wesen der Heiligkeit in der gegenseitigen Durchdringung des religiösen und nationalen Elements, worin die Volksdichtung zugleich Gottesdichtung geworden und worin die religiöse Mythe zugleich als nationale Mythe oder vielmehr als bestimmte Thatsache der Nationalgeschichte selbst angeschaut werden soll. Aus diesem religiös nationalen Standpunkt heraus erhebt sich diese Poesie mit solcher subjectiven Inbrunst und Innerlichkeit, und da sie, ihrem Streben nach individueller Geistigkeit gemäß, keine andere Mythologie aufzuwenden hat, als die Bilderpracht ihrer subjectiven Anschauung, so drängt sie darin, im Bilde, alle Kraft des religiösen und nationalen Gedankens zusammen. Das Bild, welches alle Anschauung individualisirt und persönlich macht, stellt in dieser Poesie, bei aller Fülle und Ueberschwänglichkeit, zugleich die gewonnene Klarheit und Sicherheit des Verhältnisses zwischen dem Geistigen und Natürlichen dar, und Gott selbst erscheint als der ordnende und gestaltende Meister seines Werkes, der Natur, der er sich mit Künstlerfreude

an seinem eigenen Schaffen hingegeben hat, und die er theilweise auch als eine erhabene Maschinerie zur Ausführung seiner höchsten Zwecke benutzt. —

Aus unserer Bezeichnung des Grundwesens der hebräischen Poesie und Literatur ergiebt sich, daß dieselbe einen überwiegend lyrischen Charakter haben muß, mit welchem sich das didaktische Element häufig innig verbunden zeigt. Eine besondere Mannigfaltigkeit von Dichtungsarten läßt sich daher bei den Juden nicht annehmen, obwohl man die Bücher des Alten Testaments, welches der Körper dieser Poesie ist, oft mit künstlicher Gliederung in verschiedene Gattungen einzutheilen gesucht hat. Selbst die ihrem Grundcharakter nach epischen fünf Bücher des Moses (Pentateuch) lassen von einem Epos im eigentlichsten Sinne nicht sprechen, sondern die Beziehung auf den einen und unumschränkten Gott Jehovah, welcher alle Handlungen des einzelnen Individuums bestimmt und überwacht, und dessen Zwecke zur absichtlichen Leitung seines Volkes überall in den Vordergrund treten, diese Beziehung drückt auch hier dem Ganzen einen hervorstechend lyrischen und didaktischen, zum Theil auch hymnischen Charakter auf. Diese poetischen Geschichtsurkunden, die nicht von Moses selbst verfaßt sind, sondern in späterer Zeit unter dem Exil zusammengetragen wurden, sie sind wesentlich als eine Redaction der alten Volksdichtungen selbst zu betrachten, welche darin oft in ihrer ursprünglichen Fassung aufgenommen und eingereiht zu sein scheinen, oft auch nur von der späteren Hand nachgebildet, oder mit verschönernden Zusätzen versehen wurden. Hier ist eine rein poetische Sphäre, in die der Gesetzgeber das ganze Leben seines Volkes hineinzuheben sucht, Alles wird Poesie, die Priester werden Dichter, und ein poetischer Gottesstaat erblüht, der Gott des Volkes und das Volk Gottes feiern im Lied ihre Einigung.

Selbst die Kriegs- und Siegesgesänge dieser Nation, die man überall in ihren heiligen Schriften eingestreut findet, und die einen so mächtigen Klang haben, z. B. das gewaltig tönende Lied am Meer, (2. Buch Mosis 15) haben wesentlich eine religiöse Richtung, und sind eigentliche Lobgesänge Gottes, der auch als ein kriegerischer und kriegführender Gott bei den Juden seine Bedeutung hat. „Der Herr ist der rechte Kriegsmann!" heißt es ausdrücklich in jenem Siegesgesang. In demselben Charakter der Darstellung, wie der Pentateuch, ist das Buch Josua, das mannigfach compilirte Buch der Richter, die Bücher Samuelis, die Bücher der Könige, die Chronika, anzusehen. In andern geht der epische Ton entschieden in den idyllischen über, wie in dem lieblichen und ächt dichterisch ausgeführten Buch Ruth. In den prophetischen Büchern des Alten Testaments muß man den poetischen Zweck am entschiedensten mit dem nationalen in Verbindung setzen. Diese Propheten, welche in besondern Schulen sich organisirten, haben ihren Beruf darin, als Vermittler zwischen Gott und Volk ihre Stimme zu erheben, indem sie ebenso sehr den Willen Gottes und der Vorsehung verkündigen, als sie das Volk in dem rechten Wandel und in der Zugehörigkeit zu dem wahren Gott zu erhalten trachten. Zu dieser Wirkung auf das Volk, welche die eigentliche Muse der Propheten ist, haben sie dann die höchsten Mittel der Poesie und Beredsamkeit in Bewegung zu setzen, und die Gründung der Prophetenschulen, in denen die Poesie als ein so wesentliches Element der Volkslehre und Volksbildung gesetzt wurde, schließt eben in dieser Idee die Anerkennung der universalen und nationalen Bedeutung der Dichtkunst in sich. Von den Prophetenschulen ging daher auch eine wesentliche Förderung der Nationalpoesie selbst aus, und es ward in ihnen die lyrische, didaktische

und elegische Richtung der Poesie verbreitet, welche in den schönsten Zeiten des jüdischen Reiches, unter David und Salomo, ihre höchste Blüthe und Vollendung zeigten.

Die hebräische Lyrik hat ihre herrlichsten Leistungen besonders in den Psalmen (ψαλμοί, Tehillim) aufzuweisen, deren sich hundertundfunfzig, in fünf Bücher abgetheilt, unter den Schriften des Alten Testaments finden. Man hat sich mehrfach bemüht, diese Psalmen nach dem verschiedenen Inhalt, den sie haben, in besondere Klassen zu bringen, und sie als religiöse Hymnen, als Nationalpsalmen, als Zions-, Königs- und Tempelpsalmen, als Dank-, Fleh- und Klagepsalmen u. s. w. einzutheilen. Diese verschiedenen Charaktere der Psalmen finden sich auch meistentheils in den von späterer Hand hinzugefügten Ueberschriften derselben, zugleich mit der historischen oder individuellen Situation, in welcher sich die Verfasser des Liedes befunden, wie auch mit Bemerkungen über das musikalische und liturgische Verhältniß des Psalms, angegeben. Die schönsten dieser Psalmen sind von König David, dem Meister des hebräischen Nationalgesanges, auf dessen liederreicher Harfe die ganze Herrlichkeit seines Volkes und seines Gottes in vollen Klängen rauscht. In diesen Davidischen Psalmen hat die Dreiheit des jüdischen Nationallebens, Gott, Volk und Poesie, ihre lieblichste Einigung gefunden, und der König selbst taucht eben als Dichter und Sänger ganz und gar mit seiner Persönlichkeit in dem Begriff von Gott und Volk unter. Denn als König ist er nur der „Knecht Gottes", dem aber Gott hilft, und diesem König ist als dem Knecht Gottes das Volk anvertraut, dessen höchster Hirt aber wieder der Herr ist. Hierin liegt eine milde Sphäre der Freiheit gegeben, in der das ganze Leben in seine schönste Blüthe treten muß, und der König ist es selbst, welcher als Volks-

dichter die Verkündigung davon weithin in das Land ertönen läßt. Die Verfaſſer der übrigen Pſalmen ſind Salomo, Moſes, die Davidiſchen Sangmeiſter Aſaph, Heman und Ethan, die Kinder Korah, und vierunddreißig rühren von Ungenannten her, können aber auch vielleicht theilweiſe noch dem David und ſeiner Schule zugeſchrieben werden. Im Allgemeinen kann man das eigenthümliche Weſen der Pſalmen dahin beſtimmen, daß ſie das fromme Gemüth, welches ſeinem Gott hingegeben iſt, im Kampfe mit den Verwickelungen des Erdenlebens ſchildern. Der Pſalm iſt der hochtönende Seufzer des Individuums, das ſich in eine vollkommene Harmonie mit Gott und Welt zu bringen trachtet. Da miſcht ſich denn auch die tiefe wehmuthsvolle Klage hinein, und beſonders ſind es die an dem Gedanken der Theokratie ſtreng feſthaltenden Gemüther, welche, von Sagen über die Wendung und Wandelung der Zeiten erfüllt, dem Trauergeſang ſich hingeben. In dieſer Beziehung ſchließen ſich an die Pſalmen die fünf Klagelieder Jeremiä an, welche die Zerſtörung der Stadt Jeruſalem und des Tempels, womit ſich das eigene Geſchick des unglücklichen Dichters tragiſch verbindet, zu ihrem Gegenſtand haben. Die nationale Elegie nimmt darin ihren höchſten Schwung, und die größte Meiſterſchaft des Ausdrucks hat ſich aufgeboten, um dieſe ein ganzes Volksdaſein umfaſſende Trauer zu geſtalten. —

Die Perſönlichkeit und Regierung Salomo's war nicht minder, als die des David, der Poeſie günſtig geweſen. Doch bot die Dichtkunſt dieſes prächtigen, üppigen und klugen Königs nicht mehr die naturvolle Einfalt des Davidiſchen Geſanges dar. In der Salomoniſchen Poeſie, wie in dem eignen Leben dieſes Königs, ſteht ſich die glänzende Genußluſt des Augenblicks mit einer epigrammatiſchen und ſkeptiſchen Lebensweisheit gegenüber. Es

iſt die eigenthümliche Zerfallenheit des Bewußtſeins, welche ſich hier noch mitten in der Kraft und Fülle der ſinnlichen Befriedigung geltend macht. Dieſer König, welcher der Wolluſt und der Weisheit zugleich zu dienen verſteht, hat unter der glänzenden Schminke der Luſt die Runzel der Reflexion verſteckt, und indem die Freude an der Welt aus ſeinem jauchzenden Herzen hervorbricht, ſchickt ihr ſein ſcharfſinniger Geiſt den Witz und das Epigramm auf der Ferſe nach, die beide das Gift des Widerſpruchs und des Zweifels in die Blüthen der Gegenwart einätzen. Dieſer Standpunkt endigt mit ſeinem ihm eigenthümlichen Bekenntniß, daß Alles eitel ſei, welche Anſchauung der Welt in dem „Prediger Salomo" ſich ihre gründliche Ausführung verſchafft. In dieſer Lebensmaxime, „daß Alles eitel ſei," faſſen ſich auch die beiden Seiten dieſes dem Weltgenuß und der Weltverachtung gleichmäßig und aus gleichen Urſachen hingegebenen Standpunktes ganz folgerichtig zuſammen. Es iſt ebenſo ſehr der Epikuräismus wie der Skepticismus, welche die Eitelkeit alles Lebens in dieſem Sinne zu proclamiren haben, daß es von gleicher Bedeutung ſei, ſich der Welt, der nichtigen, hinzugeben oder ſich von ihr abzuwenden, denn der Genuß trägt hier die Zerſtörung in ſich, ſowie die Zerſtörung den Genuß. Indeß trägt dieſe Richtung noch die moraliſche Kraft in ſich, ſich zu Gott zu erheben, und die Furcht Jehovahs über alle Eitelkeit des Lebens zu ſetzen, wie dies den weſentlichen Inhalt der Sprüche Salomo's und des Prediger Salomo ausmacht. Dieſe beiden, gewiſſermaßen zuſammengehörigen Werke, welche uns unter dem Namen Salomo's überliefert ſind, rühren jedoch nur theilweiſe von ihm ſelbſt her. Die Sprüche gehören vielleicht größtentheils ihm an, doch wurden ſie erſt zur Zeit des Hiskias in eine Sammlung gebracht. Der Prediger Salomo aber

wurde nicht von Salomo ſelbſt geſchrieben, ſondern ſeine Abfaſſung ſcheint erſt zu Anfang der macedoniſchen Periode geſchehen zu ſein.

Aus der Zeit Salomo's, und in Diction, Glanz und Gluth der Auffaſſung durchaus die Eigenthümlichkeit dieſer Zeit an ſich tragend, iſt das Hohe Lied, eigentlich das ſchönſte Lied, Schirhaſchirim, anzuführen. Dieſe erotiſche Idylle, die mit großer Unwahrſcheinlichkeit der Autorſchaft Salomo's zugeſchrieben wird, ſcheint aus einer Reihe von Volksliedern und Volksballaden componirt worden zu ſein, und die Zuſammenſtellung derſelben geſchah ohne Zweifel in der Zeit des Salomo ſelbſt, oder nicht viel ſpäter. Das Hohe Lied kann uns im eigentlichſten Sinne als eine Blumenleſe von Volksliedesliedern erſcheinen, und in dieſer Weiſe erklärt ſich das Fragmentariſche und Rhapſodiſche des Ganzen, in welchem zwar ein durchgehender Zuſammenhang vorhanden iſt, der aber nur lokker verbunden und hier und da durch falſche Einſchiebungen aus der Ordnung gebracht zu ſein ſcheint. Der Geiſt, der in dieſem Liedercyclus weht, iſt der lieblichſte und ſinnigſte, in einer wunderbaren Anmuth der Sprache haucht ſich hier das tiefſte Gefühl der Liebe und Leidenſchaft aus, aber wie glühend und ſchwungvoll dieſe ſich auch äußert, ſo iſt die ganze Atmoſphäre der Dichtung eine milde und gemüthliche, Alles iſt in die klaren und unſchuldigen Farben der Idylle getaucht, und die ländliche Begränzung, in welcher ſich alle Momente dieſer Gefühlswelt halten, läßt jede Scene in einem ſänftigenden und friedlichen Schimmer hervortreten. —

Während in dieſer Dichtung alles Liebliche und menſchlich Milde, das dem hebräiſchen Volkscharakter eigen iſt, ſich zuſammengedrängt hat, erſcheinen die gewaltigen und tragiſchen Elemente des jüdiſchen Geiſtes zu einer halb

epiſchen halb dramatiſchen Darſtellung verbunden im Hiob. Dieſe wunderbare und räthſelhafte Dichtung gewährt uns den Einblick in eine tiefe geiſtige Zerfallenheit des Bewußtſeins, die uns in erſchütternden Tönen die Qual eines ganzen ſich ſelbſt nicht genügenden Daſeins ausſpricht. Der Hiob iſt eine Univerſaldichtung der jüdiſchen Weltanſicht zu nennen. Der einige jüdiſche Gott ſieht ſich darin gewiſſermaßen zu einem Zweikampf herausgefordert von dem in ſeiner Eigenmacht ihm gegenüberſtehenden Individuum, und dies Individuum, das ſich ſeiner perſönlichen Leiden wegen zu einer Anklage Gottes berechtigt glaubt, iſt Hiob, ein hochbegabter Menſch, der die größte Fähigkeit beſitzt, die Herrlichkeit der Schöpfung und der Natur zu begreifen, und der ſich dennoch gedrungen fühlt, ſeine eigene Exiſtenz zu verfluchen und ſie dem Gott, der ſie ihm gegeben, gewiſſermaßen vor die Füße zu werfen. Dieſe Klage des an ſich ſelbſt verzweifelnden Menſchendaſeins tönt hier ſo hinreißend und unwiderſtehlich, daß Gott ſelbſt erſcheinen und ſich perſönlich in's Mittel legen muß, aber ihm ſcheint dabei nichts anderes übrig geblieben zu ſein, als daß er ſich als den unbegreiflichen Gott hinſtellt, dem man blindlings vertrauen müſſe, und dem gegenüber der Menſch alle ihm auferlegten Leiden in Hingebung dulden müſſe. Dieſer Conflict, welchen der Hiob veranſchaulicht, hat nicht bloß die Bedeutung eines individuellen poetiſchen Gebildes, ſondern es ſpiegelt ſich darin in ſehr gewichtigen und entſcheidenden Zügen der ganze religiöſe und ſittliche Standpunkt des jüdiſchen Volkes wieder, in welcher Beziehung man auch oft den Hiob ſelbſt nur zu einer Allegorie des jüdiſchen Volksthums hat machen wollen. Der jüdiſche Monotheismus zeigt aber hier ſchon ſeine heimliche Gebrochenheit in ſich ſelbſt auf, und weiſt dabei zugleich bedeutungsvoll auf den Punkt hin, wo die harten

und trotzigen Gegenſätze des jüdiſchen Lebens ſich in ſich ſelbſt zu einem verſöhnenden Geiſt hinwenden, der nachher im Chriſtenthum ſich begründet. Dieſe Verſöhnung des chriſtlichen Geiſtes iſt es, welche unbewußt im Hiob ſelbſt als das eigentlich Mangelnde ſich bemerklich macht, denn Hiob vermag eben das menſchliche Leiden, von dem er ſelbſt ſo übermäßig heimgeſucht iſt, nicht in Einklang zu bringen mit einer vernünftigen Weltordnung und einem allweiſen Gott, und ſein Gott, der ihn darauf zu einem abſoluten Vertrauen auf die göttliche Schickung verweiſt, wirft doch damit nur eine aſſertoriſche Verſicherung in die klaffende Wunde des Bewußtſeins, die ſich damit nicht zu ſchließen vermag. In dieſer ſchmerzhaften Diſſonanz wird gewiſſermaßen die Religion geahnt, welche das Leid des Individuums und die mangelhafte irdiſch preisgegebene Exiſtenz ſelbſt zum Ausgangs- und Mittelpunkt ihres Syſtems und zum Hauptartikel ihres Glaubens gemacht. In dieſem am meiſten jüdiſchen Gedicht vom Hiob, in dem alle Töne des jüdiſchen Nationalcharakters angeſchlagen werden, in ihm bricht doch zuletzt, aus rieſengroßen Schmerzen heraus, die Morgendämmerung eines neuen religiöſen Bewußtſeins an, welches ſich verräth in der Sehnſucht nach einer Religion des Schmerzes, nach einer Religion, welche in die Bedürftigkeit des Individuums ſelbſt hinabſteigt und in der Verſöhnung des Menſchen mit ſeinen Schmerzen ihre eigentliche Aufgabe findet. Der jüdiſche Gott verweiſt hier im Hiob dieſen entſtehenden Anforderungen gegenüber auf ſeine eigene Unendlichkeit ſelbſt, in der Alles wohl berathen ſei, während das neue religiöſe Bewußtſein, das ſich hier ſchon regt, auf die Unendlichkeit des Individuums hinſtrebt. Bei dieſer tiefinnern Bedeutung des Buches Hiob für die nationale Weltanſicht der Juden iſt es um ſo bemerkenswerther, daß ſeine Abfaſſung

sich durch verschiedene Zeiten der jüdischen Geschichte hindurchzieht, indem ein Theil desselben schon vor Moses niedergeschrieben zu sein scheint, und man überhaupt drei besondere Stücke darin annehmen kann, welche die verschiedenen Epochen ihrer Abfassung an sich kundgeben *). —

7. Die chinesische Literatur.

Neben dem hebräischen Volk haben wir jetzt die Geistesbewegungen der Chinesen zu charakterisiren, welche, wie die Juden, in die mythologische Speculation der orientalischen Weltansicht nicht eingegangen, sondern frühe ein rationelles und ethisches Prinzip zum Mittelpunkt ihres geistigen und volksthümlichen Daseins gemacht haben. Das chinesische Reich hat den Völkern, die es bewohnen, immer die Welt selbst bedeutet, weshalb es auch bei ihnen vorzugsweise diesen Namen führt, oder es ist ihnen als die Blume der Mitte erschienen, in deren Duft sich gewissermaßen die Substanz der ganzen Welt zusammengedrängt hat. In dieser nationalen Abgeschlossenheit hat dies Volk seit uralten Zeiten her sich einem eigenthümlichen Geistesleben überlassen, das in der entschiedenen Schranke, die es um sich gezogen, zugleich die ungeheure Dauer seiner Existenz und die behagliche Fülle seiner Hervorbringungen gefunden. Die Chinesen, deren Geschichte in der ersten

*) Vergl. Herder, Geist der hebräischen Poesie. — Lowth. de poesi sacra Hebraeorum, ed. Rosenmüller. Lips. 1815. — De Wette, Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des alten Testaments. Fünfte Ausgabe, Berlin 1840.

Morgenfrühe alles Völkerlebens beginnt, zeigen eine Entwickelung auf, die bei aller scheinbaren Erstarrung in sich selbst doch zugleich eine Mannigfaltigkeit von wohlausgearbeiteten und scharf ausgeschnittenen geistigen Erscheinungen darbietet, und diese aus einem strengen und einförmigen Lebensgesetz hervortretende Vielfachheit der Leistungen bildet den Typus der chinesischen Literatur, welche für die erste und älteste von ganz Asien anzusehen ist. In dieser Literatur sind fast alle Formen der literarischen Darstellung vertreten, in der Poesie werden Lyrik, Drama und Roman vielfältig angebaut, Religion und Philosophie überliefert sich aus den ältesten Urkunden und Reichsschriften in einer nationalen Form der Entwickelung, und die eigenen Geschichten werden mit dem sorgfältigsten historischen Griffel, den je ein Volk über sich selbst geübt, in die Annalen des Landes eingetragen. Leicht und mühsam, heiter und peinlich zugleich sind diese Hervorbringungen eines in seinen vorgeschriebenen Geleisen sich abgemessen dahinziehenden Geistes. Dies peinliche Sichselbstbewachen des Bewußtseins, welches den ganzen chinesischen Volkscharakter bezeichnet, giebt aber der Nation zugleich eine entschiedene Richtung auf Kritik und Gelehrsamkeit, und die chinesische Wissenschaft erscheint durch eine große Menge ansehnlicher Werke vertreten.

Dieses älteste Volk der Welt, und zugleich das einzige, das sich eine selbstständige und von den Zeiten nicht durchbrochene Entwickelung von seinem Anfange her bis auf den gegenwärtigen Augenblick bewahrt, es hat die beispiellose Dauerhaftigkeit und Zähigkeit seiner Lebensformen auf das eine Grundprinzip seiner Verfassung zurückzuführen, welches bei ihm alle einzelnen und individuellen Zustände durchdrungen und alle Veränderungen überdauert hat. Dies ist wesentlich das patriarchalische Prinzip,

oder das Prinzip der unumschränkten väterlichen Gewalt, welches in China in seiner eigentlichen Naturkraft seinen Anfang nimmt und dort den ersten und letzten Grund aller Lebensgestaltungen in einer unabreißbaren Consequenz abgiebt. Im Judenthum erscheint das patriarchalische und väterliche Element der Verfassung gemildert und gesänftigt von geistigen und individuellen Einflüssen, indem dort das Volk, als das auserwählte Volk Gottes, der Autorität seiner Machthaber nur insofern verfällt, als der göttliche Wille, der eine Bürgschaft der Freiheit für das Volk in sich enthält, es zuläßt. In der chinesischen Weltansicht fehlt diese dialektische geistige Vermittelung des väterlichen Regiments, indem hier der Kaiser, in welchem sich dieses concentrirt, zwar ebenfalls nur als ein Vollstrecker des göttlichen Willens und Gesetzes selbst erscheint, jedoch so, daß auch das Heil des Himmels nur für Den zu gewinnen ist, der den Willen des Kaisers unbedingt gethan hat. Diese Gliederung des chinesischen Volksdaseins entnimmt ihre Berechtigung aus der ersten und ursprünglichen Naturform alles socialen Lebens, nämlich des Familienlebens, in welchem der Gehorsam und die Ehrfurcht als die ersten unumstößlichen Bedingungen der Existenz selbst erscheinen. Wie dies väterliche Regiment aber, das ein vorzugsweise chinesisches Lebensprinzip ist, in seinem innersten Grunde ein solches ist, das alle Geschichte tödtet, zeigt sich gerade am entschiedensten bei diesem Volke, denn die allen Zeiten trotzende Dauerhaftigkeit seiner geschichtlichen Zustände ist eben seine Geschichtslosigkeit selbst, und wie auch in mancherlei inneren Unruhen und Verwickelungen die Dynastieen wechseln und durcheinanderstürzen mögen, dasselbe Prinzip, mit denselben Fesseln für alle geistige und volksthümliche Entwickelung, besteigt immer wieder den Thron, und so bleibt das Leben in seinem Ganzen und in

allem Einzelnen, seit Jahrtausenden und für alle Jahrtausende, immer dasselbe. So hat sich in China, der Heimath der patriarchalischen Verfassungen, zugleich die innere Nichtigkeit und Ohnmacht derselben am thatsächlichsten dargelegt, und die schlechthin väterliche Regierung, die auch das geistige und wissenschaftliche Leben bevormundet und überwacht, demaskirt sich hier immer mehr als ein bloß polizeiliches Scheinsystem, die Verantwortlichkeit aller Regierungshandlungen, welche der Herr Aller bloß von seinem Gewissen abhängig machen will, wird zu einem sophistischen Lügenbild, und die arglistigste Tyrannei, die sich immer noch auf ihr Gewissensrecht wird berufen können, spinnt in ihrem Netz alle Lebensregungen des Volkes ein. China hat darum für viele moderne Zustände eine prototypische und symbolische Bedeutung gewonnen, es liefert in diesem Sinne fortwährend die mannigfachsten Vergleichspunkte und Beispiele, und seine geschichtlichen und geistigen Verhältnisse können darum nicht aufmerksam genug betrachtet und erforscht werden. —

In den ältesten Zeiten zeigt sich das patriarchalische Prinzip am reinsten und stärksten, es stellt unmittelbar die goldene Zeit selbst dar, und es hat eine innere Berechtigung dazu, indem es die ursprüngliche Harmonie der geistigen und natürlichen Zustände, in welcher alles Volksdasein wurzelt, als ein Existirendes aufzeigen kann. Als der Gründer dieses Prinzips in China wird Fohi genannt, der, angeblich 3461 vor Christus, in der religiösen Lehre, die er aufstellte, zugleich die politische Grundlage des Reiches der Chinesen schuf. Die Lehre des Fohi gründete sich wesentlich auf einen geistigen Urstoff aller Dinge, dessen unsichtbares und unbegreifliches Dasein von Ewigkeit her besteht, und das durch die Erschaffung der Welt eine materielle Form angenommen. Ein reines, tu-

gendhaftes, geistiges und gerechtes Leben ist die Aufgabe der zu dieser Lehre sich Bekennenden. Die hauptsächlichsten Formen aller späteren Religionsanschauungen, die Dreieinigkeitslehre, die Seelenwanderung, scheinen aus diesem uralten System des Fohi ihren Ursprung hergenommen zu haben*). Diese alte Weisheits- und Tugendlehre des Fohi, in der sich zugleich die Regierungsform des Landes als die absolut väterliche feststellte, scheint darauf durch große sittliche und religiöse Verirrungen im Innern des chinesischen Volkes selbst untergraben worden zu sein. Da trat, im sechsten Jahrhundert vor Christus, als Reformator des chinesischen Volkslebens Confucius (Kung-Fu-Tsü) auf, der im Jahre 551 im Königreiche Lu, der jetzigen Provinz Schangtong, geboren, und im Jahre 478 vor Christus, nachdem er sich in die Einsamkeit geflüchtet hatte, gestorben ist. Confucius, ein geistig ordnender und sittlich reorganisirender Prophet, richtete sein Bestreben nicht darauf, neue Glaubenssätze aufzustellen, sondern er hielt vielmehr die alte Zeit, ihren Glauben und ihre Ueberlieferungen, als die nicht zu verlassende Norm des chinesischen Lebens fest. In diesem Sinne machte er es zu seiner Aufgabe, die alten klassischen Schriften der chinesischen Nation zu sammeln, in eine bestimmte Ordnung zu bringen und seinem Volke darin den Canon eines glückseligen geistigen und sittlichen Lebenszustandes aufzustellen, wie auch zugleich ihm den ausschließlichen Typus seiner bürgerlichen und politischen Einrichtungen darin vorzuzeichnen. In dieser seiner kanonischen Sammlung stellte Confucius daher sowohl die alten politischen Reichsschriften der Chinesen, als auch ihre alten lyrischen Volksgesänge, zusammen. Er faßte darin, auf der Grundlage der alten Religions-

*) Vergl. Klaproth, Asiatisches Magazin erster Band, S. 149—169: über die Fo-Religion in China.

und Sittenlehre des Fohi, alle Züge eines glücklichen Normalzustandes für die chinesische Nation zusammen, welcher darin bestehen sollte, daß das Gleichgewicht aller Kräfte und Thätigkeiten, in einem vom Himmel selbst bestimmten Maaß der menschlichen Existenz, gefunden würde. Der Begriff, um dessen Verwirklichung es sich hier handelt, ist der Begriff der Mitte, worin sich die ganze chinesische Weltanschauung am entschiedensten ausgedrückt hat. Diese Mitte, in der das Weltall selbst sich erfassen muß, um seinen Halt und sein Bestehen zu finden, stellt sich in den Bewegungen des menschlichen Daseins als diejenige Harmonie dar, welche aus einer durch die sittliche Kraft gleichmäßig geordneten Existenz, aus dem ächten Frieden der Seele, aus der Hingebung an die Arbeit, an die Bezwingung und Unterwerfung des Erdbodens durch Ackerbau und Cultur, besteht. So bestimmt sich durch die von Confucius begründete Reichsreligion China in bewußtwollem Geiste zu diesem Reich der Mitte, in welchem alle Lebenszustände innerlich und äußerlich zu dieser Vollkommenheit berufen sind, zu dieser friedvollen Versöhnung von Himmel und Erde, die den Menschen in der Erlangung des Gleichgewichts seiner Existenz beglückt. Der Mensch, der in der rechten Mitte sein Dasein begründet hat, kann der Sünde und dem Unglück nicht mehr anheimfallen, und die Ordnung des Weltalls selbst, die Einrichtung der Natur, der Gang der Jahreszeiten und Gestirne, wird durch ihn, der in dem Gesetz der Mitte lebt, aufrecht erhalten. So wird der Mensch, indem er das Gesetz des Weltalls in sich trägt, zugleich ein Erhalter desselben, und er tritt als ein nothwendiges Glied, als die eigentliche Mitte zwischen Himmel und Erde, in die Kette der Schöpfung ein. Dies ist die eigenthümliche Dreieinigkeitslehre der Chinesen, welche alle Richtungen und Entwickelungen

dieser Nation beherrscht, und die auch auf ihre politischen Verfassungsverhältnisse sich entschieden angewandt hat. Der Kaiser ist eben darin vorzugsweise der Sohn des Himmels, weil er unter allen Erschaffenen das reinste Abbild des göttlichen Gesetzes in sich darstellt, nach welchem er denn auch das ganze Volksleben zu gestalten und einzurichten hat. Dies ist der innere religiöse Grund, welcher den Fürsten zum Prototyp aller Verhältnisse und Entwickelungen des Volkslebens erhebt, und wie er selbst nach der göttlichen Seite hin das Kind par excellence ist, so wird er eben dadurch nach der volksthümlichen Seite hin wieder der Vater par excellence, und das Volk gestaltet sich nur dadurch zu seinem Heil, daß es die Pflichten des Kindes gegen ihn erfüllt. So begründet sich das theokratische Element, auf das alle väterlichen Regierungen zurückgeführt werden müssen, und zu dem sie sich auch, unter den verschiedensten Völkerformen, immer wieder zurückneigen werden*).

Das Werk des Confucius besteht aus sechs Büchern, welche sämmtlich als Originalüberlieferungen und Denkmale der ältesten Cultur aus den Zeiten der drei ersten Dynastieen, die China nacheinander beherrscht haben, zu betrachten sind. Diese Bücher ordnen sich folgendermaßen: 1) das Y-King, welches die Trigramme des Fohi mit den Commentaren des Confucius enthält, und worin sich die eigentliche Geheimlehre der Chinesen befindet; 2) das Schu-King, worin die alte Reichsgeschichte, mit moralischen und metaphysischen Erörterungen, vorgetragen wird; 3) das Schi-King, die durch Confucius veranstaltete Sammlung der chinesischen Volksge-

*) Vergl. Windischmann, die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte, Theil 1., besonders S. 22 — 36, wo das Grundprinzip des chinesischen Lebens vortrefflich charakterisirt ist; und Stuhr, die Religionssysteme des Orients, S. 9 folg.

fänge; 4) das Li-King, eine erst in späterer Zeit gemachte Zusammenstellung alter Regeln und Vorschriften für das bürgerliche Leben; 5) das Yo-King, nur noch in wenigen Fragmenten erhalten, und von der alten Musik handelnd; 6) das Tschong-tsieu, eine von Confucius verfaßte chronikenartige Geschichte des Königreiches Lu. Unter diesen Büchern wollen wir das Schu-King und das Schi-King, als die beiden wichtigsten und bedeutungsvollsten, mit einigen ausführlicheren Bemerkungen hervorheben.

Das Schu-King ist als eine geordnete Blumenlese der uralten chinesischen Geschichtschreibung anzusehen. Im chinesischen Reiche gab es schon unter den ersten Dynastieen Hofgeschichtschreiber und Historiographen, welche dazu angestellt waren, sowohl die Aeußerungen, Aussprüche und Verfügungen der Fürsten, als auch die Begebenheiten ihrer Zeit niederzuschreiben, und Confucius stellte aus diesen alten Berichten, von denen ihm zu seiner Zeit noch die Originalien vorlagen, das Schu-King, oder das Buch der unveränderlichen und gewissen Lehre, in hundert Kapiteln, zusammen, von denen noch acht und funfzig übrig geblieben sind. Er hatte dabei den bestimmten Zweck, das Fundament der chinesischen Staatseinrichtungen in ihren ursprünglichen und unabänderlichen Formen festzustellen, und dabei für Volk sowohl wie für Herrscher gleichzeitig die Kunst zu regieren und zu gehorchen, auf die Maximen der ältesten Herrscher des Landes zu begründen. Es ist ein Abriß chinesischer Staatsphilosophie, die sich auf die lebendigen Gestalten der alten Landesgeschichte beruft, und auf deren Basis zugleich die wesentlichsten Grundsätze der Lebensmoral selbst entwickelt werden. Von den Chinesen selbst wurde das Schu-King die „Quelle alles Wissens," die „Richtschnur aller Jahr-

hunderte" genannt, und es hat bei ihnen das Ansehn eines heiligen und universalen Volksbuches in allen Beziehungen behauptet *). —

Dieselbe universale Bedeutung für das chinesische Volksleben hat das Schi-King, in welchem Confucius dreihundert alte Volkslieder aus den Zeiten der drei ersten Dynasticen Hia, Schang und Tscheu zusammengestellt hat, indem er dieselben aus den Handschriften der großen kaiserlichen Bibliothek der Dynastie Tscheu entnahm und zum Theil mit einem kurzen Commentar begleitete. Das Schi-King zerfällt in vier Theile, unter denen der erste, welcher Kue-fong (die Sitten des Reichs) überschrieben ist, die bezeichnendsten und kernhaftesten Volkslieder der Chinesen enthält. Die Art, wie diese Gesänge unter der Dynastie der Tscheu zusammengebracht wurden, spricht am meisten für ihre volksthümliche Bedeutung. Jene Fürsten hatten nämlich eine Anzahl kleinerer Vasallen im Reiche geschaffen, welche den Namen Vang führten, und die von Zeit zu Zeit persönlich an dem Hofe des Kaisers erscheinen mußten, um über die Verwaltung der ihnen zu Lehn gegebenen Fürstenthümer einen Bericht abzustatten. Mit diesem Bericht war aber zugleich die Verpflichtung verbunden, jedesmal die neu aufgekommenen Volkslieder, die ein Jeder in seiner Provinz zu sammeln Gelegenheit gehabt, dem Kaiser mitzubringen, der sie dann durch seine Hofgelehrten prüfen und ein Gutachten darüber ausstellen ließ. Diese Volkslieder wurden gewissermaßen als Sittenzeugnisse der

*) Vergl. Klaproth, Asiatisches Magazin, zweiter Band: über die alte Literatur der Chinesen, S. 201—211. — Eine französische Uebersetzung des Schu-King erschien von Gaubil unter dem Titel: Chou-king, un des livres sacrés des Chinois, trad. par le feu P. Gaubil Miss. à la Chine, revu et corrigé sur le texte chinois par M. de Guignes. Paris, 1770.

ganzen Provinz benutzt, und je nach dem Geist oder nach der Stimmung, welche diese Gesänge ausdrückten, ward die schlechte oder gute Verwaltung des Vang in Anschlag gebracht. Fand man in der Residenz, daß die Volksgesänge der Provinzen bedenkliche Töne angeschlagen hatten, so wurden neue Regierungsmaßregeln danach genommen. Die dem Hofe wohlgefälligen Lieder aber wurden dazu bestimmt, bei öffentlichen Festlichkeiten unter Musikbegleitung gesungen, und nachher in der Bibliothek des Kaisers aufbewahrt zu werden. So erscheint hier das Volkslied bei den Chinesen auf eine merkwürdige Art zugleich in seiner politischen und in seiner polizeilichen Bedeutung, und man kann nicht läugnen, daß es eine gewisse Höhe der Bildung bei einer Nation ausspricht, wenn man sie die Gesänge des Volks als Verwaltungsrapports benutzen sieht. Confucius hat nun im Kue-fong, wie es scheint, nur die am Hofe gebilligten Volkslieder zusammengestellt, weil er nur solche in der Bibliothek der Tscheu vorgefunden haben konnte *).

Einen höheren poetischen und künstlerischen Werth haben die in der zweiten und dritten Abtheilung des Schiking unter der Ueberschrift Ya (Oden) enthaltenen Gedichte, unter denen besonders die des Ta-ya und Siao-ya mit Auszeichnung genannt werden. Diese Oden, welche meist in einem erhabenen und großartigen Stil gehalten sind, haben ebenfalls vorherrschend einen politischen Charakter, indem die Fürsten, Großen und höchsten Beamten des Reichs, mit ihren Tugenden und Lastern, oder große Staatsactionen, die eine öffentliche Feier hervorrufen, den Hauptinhalt dieser Gesänge bilden, die danach im mannigfaltigsten Wechsel bald strafend, bald verherrlichend, bald

*) Vergl. Klaproth, Asiatisches Magazin, II. 492.

betrachtend ſich vernehmen laſſen. Die vierte Abtheilung des Schi-King enthält unter der Ueberſchrift Sung (Lobgedichte) eine Reihe von Geſängen, welche gewiſſermaßen als officielle Hymnen betrachtet werden können, indem ſie bei öffentlichen Opferhandlungen, die entweder dem Himmel ſelbſt dargebracht wurden, oder welche der Kaiſer in feierlichen Aufzügen ſeinen Ahnherren oder den großen Männern alter Zeiten widmete, geſungen ſind. Friedrich Rückert hat in deutſcher Ueberſetzung eine Auswahl aus den Liedern des Schi-King mitgetheilt *). —

Neben dieſen Büchern des Confucius, welche den heiligen Nationalcanon ausmachten, gab es, unter dem Namen Sſee-Schu, eine mehr untergeordnete Reihe von Schriften, welche aus moraliſchen Betrachtungen und Anweiſungen zu einem ſittlichen und tugendhaften Leben beſtehen, und größtentheils zu Textſtellen des Confucius Auslegungen ſeiner Schüler, beſonders des Tſeng-tſeu, enthalten, wie auch ein von Confucius ſelbſt redigirtes Buch Hiao-King (Buch der kindlichen Ehrfurcht), und einige andere Schriften dieſer Art. Dies Sſee-Schu ſcheint dazu beſtimmt geweſen, die Lehre des Confucius in einer faßlichen und populairen Form für Schule, Haus und Familie zu verarbeiten.

Während aber die Religion des Fohi durch den Confucius zur ausſchließlichen Volksreligion geworden war, fehlte es nicht an heimlichen und innerlichen Bewe-

*) Schi-King, chineſiſches Liederbuch, den Deutſchen angeeignet von Friedrich Rückert (Altona, 1833) — Der Originaltext der ſämmtlichen Werke des Confucius, mit engliſcher Ueberſetzung: Confucius works contain. the original text with a translat. by J. Marshmann, Serampore 1809. Deutſch: Werke des Tſchineſiſchen Weiſen King-Fu-Tſü und ſeiner Schüler, von W. Schott. Erſter Band, Halle, 1816, zweiter Band, Berlin, 1832.

gungen des Bewußtseins, welche, der Volksreligon gegenüber, einen neuen Entwickelungsprozeß des Geistes entspannen. Dies ist die Tao-Secte, die, von einem philosophischen Element des Denkens angeregt, die abstracte Gestalt, welche das Leben durch die Lehre des Confucius gewonnen, zu durchbrechen trachtete, und Vernunftanschauungen, die zugleich zu einem Quell lebendiger und genußvoller Wirklichkeit werden sollten, dafür hineinzuleiten suchte. Als der Stifter dieser Schule, welche sich vorzugsweise nach der Vernunft (Tao) benannte, wird Lao-tsee oder Lao-giün angegeben, der um das Jahr 200 (nach Andern 604) vor Christus gelebt haben soll. Er stellte sein System unter dem Titel Tao-te-king (Buch über Vernunft und Tugend) auf, und entwickelte darin die Prinzipien einer neuen Welt- und Gottesanschauung, die er damit begann, daß er die Vernunft für das erste und ursprüngliche Wesen alles Erschaffnen, für die Mutter des Weltalls selbst, erklärte. Während alle andern Dinge, Mensch, Erde, Himmel nur ein Abbild dieser ewig schaffenden Vernunft seien, bestimmte er die Vernunft, die lediglich in ihren eigenen Tiefen ruhe, nur zu einem Abbild ihrer selbst. Lao-giün scheint zu dieser seiner Lehre wesentlich von der indischen Philosophie angeregt worden zu sein, und bekannte sich auch in gewissem Betracht zu der Emanationslehre derselben, sowohl durch die Stufenfolge der Abbilder, in denen er Mensch, Erde, Himmel und Vernunft aneinanderreihte, als auch durch die bestimmte Anschauung von den menschlichen Seelen als Ausflüssen eines ätherischen Urseins, in dessen Einheit sie nach dem Tode wieder übergehen würden. Den innersten Zusammenhang der Wesen drückte er jedoch durch Zahlen aus, und besonders sind es Eins, Zwei und Drei, worin er das eigentliche Prinzip der Weltschöpfung und Welter-

haltung zusammenfaßte *). Diese Schule, welche sich im Verfolg der Zeiten weiter ausbildete, und, wie es scheint, durch die nach China hinübergedrungenen Elemente indischer Wissenschaft und Philosophie fortgesetzt neue Quellen der Entwickelung erhielt, sie drückt das eigenthümliche Schwanken des chinesischen Bewußtseins zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit in den bedeutungsvollsten Zügen aus. Diese Tao-Religion, welche alles Dasein rein geistig in den Regionen der Vernunft beginnen ließ, verfiel aus dieser Grundansicht heraus doch zugleich an den entschiedensten Epikuräismus, indem sie, in der Anschauung der durch alle Lebensformen sich hindurchleitenden Vernünftigkeit, damit in dem schönsten Gebrauch der sinnlichen Existenz selbst den wahren Cultus der Vernunft erkennen konnte. Die Sinnlichkeit wurde daher bald als das eigentliche Reich der Vernünftigkeit in der Tao-Lehre angeschaut, und daraus erwuchs eine Hingebung an das materielle Dasein, die so brennend und vielverlangend wurde, daß sie in das Wesen der Zauberei und Geisterbeschwörungen überschlug. Das Suchen nach dem berühmten Unsterblichkeitstrank ging aus diesen Richtungen der Tao-Schule hervor. Durch diesen Trank soll der Tod aus der Welt verbannt werden, und darin liegt das entschiedene Bekenntniß, daß das Leben der Sinnlichkeit ausreichend befunden wird, um alle Genüsse und Befriedigungen auch dem Geist zu gewähren. Dieser chinesische Unsterblichkeitstrank erscheint hier als das wahre Organ der Philosophie des Diesseits, die das Ewige im Wirklichen festzuhalten strebt. Damit hängt denn auch der aus der Tao-Lehre hervorgehende Glaube an die Geisterwelt zusammen, und das

*) Vergl. Stuhr, die Religionssysteme des Orients, S. 23 flgd. und Pauthier, Mémoire sur l'origine et la propagation de la doctrine du Tao, Paris 1831.

Beſtreben, zwiſchen dem Gedanken und der Sinnlichkeit eine leichte luftige Zauberbrücke aufzuſchlagen, auf der man an der Hand der Geiſter ſelbſt genußreich einherwandeln könne. So wird auch der Kunſt, zu fliegen, nachgetrachtet. Und in ſolchen dunkeln Verworrenheiten muß dies Streben nach der Verdieſſeitigung des Geiſtigen hier noch ſeine Spitze und ſein Ende finden, da die chineſiſche Wirklichkeit, die noch bloß das geiſtig abgerichtete Schattenſpiel der Sinnlichkeit iſt, nicht als Träger des reinen und wahren Geiſtes ſelbſt zu erſcheinen vermag. —

Einen Abdruck dieſer gekünſtelten, mannigfach abgerichteten und in vorgeſchriebenen Geiſtesformen einhergehenden Wirklichkeit des chineſiſchen Lebens findet man in der Poeſie dieſes Volkes, der es nicht an einer Menge verſchiedenartiger Hervorbringungen fehlt und die in einzelnen Gattungen ſogar eine noch kaum überſehene Fülle an den Tag gelegt hat. Als der eigentliche Begründer einer kunſtgerechten chineſiſchen Poeſie kann Tu-Fu genannt werden, mit dem Beinamen Tſeu-meï, der zu Anfang des achten Jahrhunderts n. Chr. zu Siang-yang in der Provinz Hu-kuang geboren wurde, und beſonders als Verfaſſer von drei beſchreibenden Gedichten, welche im Chineſiſchen Fu genannt werden, berühmt iſt. Die Gedichte des Tu-Fu haben in China ein außerordentliches Anſehn genoſſen und ſind noch heut ſo ſehr verbreitet, daß man ſie in allen Bibliotheken, in jedem Geſellſchaftszimmer und ſelbſt in den geringſten Hütten antrifft, ja es werden Verſe daraus zu Inſchriften an Häuſern, auf Fächern und andern Toilettengegenſtänden benutzt. Neben Tu-Fu iſt ſein Zeitgenoſſe Li-thai-pe in gleicher Bedeutung für die chineſiſche Poeſie und deren Formgebung zu nennen, und die Regeln, welche beide Reformatoren in der Dicht-

kunſt ihres Volkes aufgeſtellt haben, ſind noch heut in ihrer Geltung geblieben *).

Eine Gattung, in welcher die Chineſen eine große Anzahl von Productionen aufzuweiſen haben, iſt die dramatiſche, die aus großen hiſtoriſchen Stücken oder aus kleinen Komödien beſteht. Die letzteren ſind Poſſen, welche gewöhnlich von herumziehenden Schauſpielerbanden vorgetragen werden. Dabei befindet ſich die Bühne, welche auf wenigen Pfählen zurecht gemacht wird, in dem entſchiedenſten Naturzuſtande. Die ſceniſchen Einrichtungen werden nicht durch Decorationen oder auf irgend einem künſtlichen Wege dargeſtellt, ſondern es genügt die Handbewegung des Schauſpielers, um eine Thür anzuzeigen, oder eine Bewegung der Schenkel, um dem Zuſchauer auszudrücken, daß er zu Pferde ſitzt. In den hiſtoriſchen Stükken ereignen ſich oft die gewaltſamſten und fürchterlichſten Dinge, Krieger, Geiſter und Dämonen treten in entſetzlichen Masken und Verunſtaltungen auf, und ganze Heere gerathen an einander, wobei die Lo's und Trommeln, die einen ungeheuern Lärm machen müſſen, eine Hauptrolle zu ſpielen haben. Das Orcheſter, welches ſich im chineſiſchen Theater auf der Bühne ſelbſt befindet, ſpielt uniſono. Unter den Schauſpielern dürfen, nach einer Staatsverordnung, ſich keine Frauenzimmer befinden, um dem bei den Chineſen ſo ſtarken Hange zur Liederlichkeit keinen Vorſchub zu leiſten **). —

Ein eigenthümliches Gebiet der chineſiſchen Literatur

*) Vergl. Abel-Rémusat. Nouveaux Mélanges Asiatiques, II. 174 folgd.

**) Einige Nachrichten über das chineſiſche Theater, ſ. in Klaproth's Aſiat. Magazin I. S. 66–68 und ebend. S. 91 folgd. Fragment einer chineſiſchen Komödie.

sind die Romane, in welchen uns die Chinesen in die verborgensten Eigenthümlichkeiten ihres Haus- und Familienlebens einführen. Sie verrathen jedoch gerade auf diesem Felde so sehr ihre Armuth an eigentlicher poetischer Erfindung, daß Abel-Rémusat in seiner Parallèle des Romans de la Chine et de ceux de l'Europe (welche er seiner Uebersetzung des Ju-Kiao-Li vorangeschickt) mit Recht bemerkt, die andern Asiaten entstellten durch ihren eigenthümlichen Hang zum Wunderbaren oft ihre ehrwürdigsten Nationalüberlieferungen und zeigten sich romanhaft selbst in der Historie, während dagegen die Chinesen selbst in ihren Romanen Historiker blieben. Ein junger Gelehrter ist fast ausschließend der Held dieser Erzählungen, und dies macht sich ganz natürlich bei einem Volke, bei dem nur die Wissenschaften und Kenntnisse Ansehen in der Gesellschaft und Zutritt zu den höchsten Ehrenstellen im Staate verleihen. Ein solcher Romanheld hat denn vor Allem zwei große und wahrhaft chinesische Lebenstendenzen vor sich, nämlich die Reichsexamina zu bestehen und einen literarischen Grad zu erwerben, und dann, sich würdig und mit der genauesten Beobachtung aller Ceremonieen zu verheirathen und dem Staate Kinder zu erzeugen. Dabei muß er schlechterdings ein Musterbild der Tugend und Redlichkeit sein, und er triumphirt am Ende seiner Romanlaufbahn zur Freude aller seiner Mitbürger gewöhnlich dadurch, daß er nebst seiner tugendhaften Auserkorenen vom Kaiser ein öffentliches Belobungsschreiben wegen der erprobten Tugend erhält, während dagegen die Lasterhaften, welche der Tugend Fallstricke gelegt, meist aus der Welt, d. h. aus China oder aus einer der Hauptstädte desselben, verbannt werden. Durch die französischen Uebersetzungen des um diese Literatur vielfach verdienten Abel-Rémusat,

welcher zuerſt den ſehr beliebt gewordenen Roman: „Ju-Kiao-Li ou les deux cousines“ (4 Bände, Paris 1826; deutſch, Stuttgart 1827), und eine Sammlung vermiſchter Erzählungen unter dem Titel: Contes chinois, trad. par Davis, Thoms, d'Entrecolles (3 Bände, Paris 1827; deutſch, Leipzig 1827) herausgab, erhielten dieſe Romane auch bei der deutſchen Leſewelt eine verbreitetere Aufnahme. Rémuſat's Vorgänger in dieſen Beſtrebungen iſt jedoch eigentlich der Engländer Davis, dem wir die Chinese Novels (London 1822) verdanken. Aber bereits um einige funfzig Jahre früher wurde ein jetzt faſt ganz vergeſſener chineſiſcher Roman nach einer engliſchen, in Kanton ſelbſt gearbeiteten Ueberſetzung von C. G. von Murr ins Deutſche übertragen: Haoh Kjöh Tſchwen, d. i. die angenehme Geſchichte des Haoh Kjöh (Leipzig 1766). Haoh Kjöh iſt der Name des chineſiſchen Verfaſſers, welcher auf dieſe Weiſe gemeiniglich den Büchertitel zu bilden pflegt, was nicht ſelten zu Mißverſtändniſſen Anlaß gegeben. Der Roman des Haoh-Kjöh iſt in der ſogenannten leichten Schreibart Sjaoh-ſchwe abgefaßt. In der Einleitung des deutſchen Ueberſetzers findet man zugleich eine Nachweiſung über die an Zahl nicht unbeträchtlichen chineſiſchen Romane, welche ſich in der königlichen Bibliothek zu Paris befinden ſollen, und die auch Fourmont in ſeinem Catalog. libror. bibliothec. reg. Sinicorum in der Grammatica Sinica (366, 369, Nr. 27—35) verzeichnet. Die Romane der Chineſen ſind theils in Proſa, theils in Verſen, einige ſelbſt in durchgehender dialogiſcher Form völlig wie ein Drama, abgefaßt, z. B. der Roman des Yah mii. Die Capitel derſelben werden Hoe ey genannt. Was im Durchſchnitt die Zeit der Abfaſſung betrifft, in welche die uns bekannten chineſiſchen Romane fallen, ſo

dürfte man wohl nicht ſehr irren, wenn man ihnen das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert anweiſt *). —

*) Vergleiche meinen Artikel: chineſiſche Romane, im Converſationslexicon der neueſten Zeit und Literatur. S. intereſſante Bemerkungen von Abel-Remuſat über den Roman Hoatſiau, nach der engliſchen Ueberſetzung von Thoms, in den Nouveaux Melanges asiatiques I. 334 folgd.

Zweiter Abſchnitt.

Die griechiſche Literatur.

1. Der Geiſt des Hellenismus.

Wir haben unſere Betrachtung jetzt auf das Hellenenthum zu wenden, bei dem wir zuerſt aus der Freiheit und Innerlichkeit eines wahrhaften Volkslebens heraus auch die beſtimmteren Formen einer Literatur in kunſtmäßiger Gliederung an den Tag treten ſehen. Das Geiſtesleben des Orients war mehr oder weniger eine poetiſch geſtaltete Identitätsphiloſophie geweſen, die aber weder den reinen Gedanken noch die reine Geſtalt hatte finden können, und die darum wie ein unendlicher geheimnißvoller Nebel, in dem ſich allerhand wunderbare und phantaſtiſche Bilder abzeichnen, über dem menſchlichen Geiſte lag. Aus dieſem tiefſinnigen Identitätsleben des Orients ſtieg das ſchöpferiſche Hellenenthum in Alles bewältigender und klärender Schönheit der Bildung empor. Wenn man ein ſinnreich auseinandergelegtes Syſtem erblicken will, wie ſich die Gattungen der Literatur ſtufenweiſe mit dem Volksgeiſt fortentwickeln, ſo muß man das ſchöne Bild der griechiſchen

Literaturgeſchichte anſchauen. Dieſe iſt in der That ein wahres Syſtem der Entfaltung der Kunſtformen.

In der plaſtiſchen Welt der Griechen haben wir vorzugsweiſe das zur höchſten Vollendung ſeiner Form gelangte Schönheitsideal ſelbſt anzuſchauen. Die Kunſt tritt hier als die ächte Opferprieſterin der Gottheit auf, und wie die Götter ſonſt in den finſterſten Zeiten des Heidenthums blutige Menſchenopfer zu ihrer Genugthuung verlangten, ſo waren es bei den Hellenen nun die ſchönſten menſchlichen Formen, die ihnen geweiht wurden. Das Ideal der menſchlichen Natur wird dadurch zugleich das Götterideal ſelbſt, und dieſer Gedanke, daß das höchſte Menſchliche zugleich das wahrhaft Göttliche iſt, hat ſich zuerſt im Hellenenthum als die plaſtiſche Religion dieſes Volkes zu geſtalten begonnen. Die eigentliche Hauptgeſtalt des Lebens war aber im Hellenenthum doch der Gott, und es handelte ſich im Hellenenthum weſentlich um das wahre Götterthum, wie es ſich ſpäter im Chriſtenthum zuerſt um das wahre Menſchenthum handelte. In der Schönheit des griechiſchen Gottes verzehrt ſich noch die ſelbſtſtändige Bedeutung der menſchlichen Natur. Die menſchliche Schönheit des Gottes hat zugleich alles Eigendaſein des menſchlichen Lebens wie ſeine Beute an ſich geriſſen. In der Ilias bekriegen ſich noch die Götter und die Menſchen, und es wird von Seiten der Götter gewiſſermaßen Jagd gemacht auf die Menſchen, die, ein Spielball der Götterlaune, elend hin und hergeworfen werden, und dem Gott gegenüber keine Bürgſchaft für ihr individuelles Eigenleben haben.

Als die eigentliche Blüthe deſſen, was die Offenbarung der Gottheit überhaupt in der alten Welt hat wirken können, erſcheinen uns die Heroen, dieſe Ideale des antiken Menſchenthums, die zugleich um die Freiheit des

menschlichen Geschlechts kämpfen. Sie erscheinen vorzugsweise als die Söhne Gottes, aber es zeigt sich in ihnen bloß das göttlich gewordene Menschenthum insofern, als es mit den Eigenschaften des Göttlichen nur behaftet ist, die einzeln an ihm bleiben, und nicht das ganze Wesen durchdrungen haben. Der verwundbare Fleck des Achill, diese Ferse, auf welcher dem göttlichen Helden der vergängliche Mensch haften geblieben, und von wo aus ihn das Verhängniß der Endlichkeit auch ereilen muß, dies ist das wahre Sinnbild des Hellenismus, und drückt in den schönsten und größten Formen die Vollendung und den innersten Mangel desselben zugleich aus. Es ist an dem heitern Gebilde der antiken Art und Kunst jener wehmüthig schöne Hauch, der den glänzendsten Lebensspiegel immer leise trübt. Die Götter haben alles Menschliche an sich gerissen, aber der Mensch vermag sich nimmer ganz mit dem göttlichen Leben zu durchdringen, es bleibt ihm an der Ferse haften jener kleine fressende Flecken der Endlichkeit, der ihm näher und näher bis in das innerste Leben nagt. Durch die Feuerläuterung, durch der Flamme Gluth, hat Achills Mutter ihrem herrlichen Sohn die Unsterblichkeit zu verleihen getrachtet, aber er hat nicht ganz göttlich und unsterblich zu werden vermocht. Statt der Läuterung durch das Naturelement bietet sich im Christenthum erst die wahre Läuterung und Vergöttlichung des endlichen Menschenlebens durch die Flamme des Geistes dar. —

Das eigentliche Ideal der Antike aber, das im Hellenismus sich seine vollendete Gestaltung gegeben, und das allen Zeiten seitdem ebenso sehr als unerreichbare wie als höchste Form alles Schaffens vorgeschwebt, dies Ideal ist jenige Darstellung, in welcher das göttliche Leben des Objects an und für sich zu seinem Rechte und zu seiner Befriedigung gelangt, es ist der in der realen Gegenständ-

lichkeit eingeſchloſſene und abgefundene Gott, der ſich in der Antike vollkommen zur Erſcheinung bringt, ohne daß noch etwas von ſeinem Weſen verhüllt und geheimnißvoll an ihm zurückbliebe. Das antike Ideal hat eben in dieſer Objectivität, um die es ihm allein zu thun iſt, Alles gefunden und Alles herausgeſagt, und macht dadurch auf die höchſte Vollkommenheit der Darſtellung ſchlechthin Anſpruch, indem ihm an ſeinem Gegenſtande nichts mehr zu löſen übrig bleiben darf, indem es im Aeußern das Innere durchweg erſchöpft haben muß. Dieſe abſolute Vollkommenheit der Antike hat ihr auch vorzugsweiſe den Namen der klaſſiſchen Kunſt verſchafft, es iſt das Ideal der Klaſſicität, in welchem ſich der Begriff des ganzen Alterthums uns gegenüberſtellt. Indem die lediglich aus der Objectivität heraustretende Kunſt und Literatur der Alten die wahre Realität der Schönheitsidee aus dem Gegenſtande ſelbſt heraus gefunden, iſt ſie dadurch als die vorzugsweiſe klaſſiſche oder vollkommene Kunſt in den Mittelpunkt des Kunſtlebens überhaupt getreten. Der Begriff des Klaſſiſchen, der an ſich nur der Ausdruck einer beſtimmten Stufe der Völkerbildung iſt, hat ſich zugleich zu einem allgemeinen Kunſtbegriff ausgedehnt, der aber als ſolcher nach dem Bedürfniß der Zeiten, aus dem er hervorgegangen, auch wieder eingeſchränkt werden muß. Die Claſſicität der Alten war zugleich die der Göttlichkeit des Objects entſteigende Schranke für das ſubjective Leben des ſchaffenden Geiſtes, für jene innere Bewegung der Perſönlichkeit, die bei den Neueren faſt alle ihre Kunſtgebilde durchbricht, und ſich bei ihnen innerhalb der Realität des Gegenſtandes ſelbſt noch gar nicht erſättigen und ſtillen kann.

2. Die griechiſche Poeſie und ihre Anfänge.

Bei den Griechen waren viele glückliche Verhältniſſe zuſammengetreten, um dieſe eigenthümliche Schönheit, Tüchtigkeit und Geſundheit des Daſeins zu erzeugen, welche in der freien Harmonie der körperlichen und geiſtigen Lebenselemente für alle Hervorbringungen des ſchaffenden Talents eine ſo ſeltene und ſeitdem nicht wiedergekehrte Gunſt bewieſen. Die heitern und ſtärkenden klimatiſchen Einflüſſe ihrer vom Meere beſpülten Landſchaften ſind dabei nicht minder in Anſchlag zu bringen, als die freien volksthümlichen Verfaſſungen, deren ſich die griechiſchen Völker zu erfreuen hatten, und worin ſie, namentlich im Gegenſatz zu den große Maſſen auf Einen Punkt zuſammendrängenden Einherrſchaften des Orients, ſich in vielfachen Stammesgliederungen in ſelbſtſtändiger Volkskraft individualiſirten. Dieſe eigenthümliche Beſonderung der griechiſchen Stämme brachte einen individuellen Reichthum ſowohl in das politiſche Leben, als auch in die geiſtige Bildung und Schaffenskraft dieſer Nation, und dieſe Mannigfaltigkeit der Organe, durch welche das helleniſche Leben ſich ausdrücken konnte, hielt ſich eben ſo entſchieden in der *Sprache*, in der Verſchiedenheit der nationalen Dialekte, feſt. Dieſe verſchiedenen Mundarten bei den Hellenen erſcheinen merkwürdigerweiſe als ebenſo viele Gliederungen ihres geiſtigen Nationallebens, und in dieſer Beziehung ſieht man ſie nacheinander auch als eigenthümliche Formen der ſich fortentwickelnden Literatur und ihrer Gattungen hervortreten. Als die beiden Grunddialekte, in welche ſich zuerſt die Urſprache Griechenlands geſpalten, erſcheinen der *äoliſche* und der *joniſche*, von denen der erſtere in ſeinen pelasgiſchen Formen am meiſten die urſprüngliche Naturſtärke und elementare

Rauhheit des alten Volkslebens wiederſpiegelte. In dieſer Mundart erklangen die Gedichte des Alcäus, der Sappho, der Korinna. Der ioniſche Dialekt dagegen wird das Organ einer bereits entwickelteren, in fortgeſchritteneren Cultur- und Weltverhältniſſen gewiegten Völkerſchaft, und demgemäß bewegt er ſich in geſchmeidigen, milden und biegungsfähigen Wortformen. Er iſt die Sprache Homer's und Heſiod's, durch welche Dichter dieſer Dialekt ſeine literariſche Geltung feſtgeſtellt hat, nachdem er ſchon in den früheren Anfängen der epiſchen Poeſie weſentlich gebraucht worden. Die ioniſche Mundart ſchien ſich in ihren maaßvoll hingleitenden Formen beſonders mit dem Fluß des Hexameters zu vereinigen, und ſo wurde ſie vorzugsweiſe die Sprache des Epos und der Elegie, während der äoliſche Dialekt, und der aus ihm hervorgetretene doriſche, in ihren gewaltigen, breit auslautenden Klängen, für die feſſelloſen und von der Kraft des Subjects getragenen Bewegungen der lyriſchen Poeſie ſich am geeignetſten zeigte. Pindar läßt darum den erhabenen Ernſt ſeiner Oden in dieſen doriſchen Formen reden. Dagegen tritt die ſpäter ſich entwickelnde attiſche Mundart, welche ſich vorzugsweiſe auf der Grundlage des ioniſchen Dialekts erhebt, mit dem Streben nach einer univerſalen Geltung hervor. Sie wird das Organ des Drama's, der Philoſophie, der Geſchichtſchreibung, und weiß im raſchen Sieg die entſcheidendſten Bewegungen der griechiſchen Cultur an ſich zu feſſeln. —

Dieſelbe beſtimmte Gliederung der geiſtigen Nationalität, die ſich in den Dialekten der Sprache darſtellt, hat ſich, wie ſchon früher bemerkt, in den Gattungen der griechiſchen Poeſie und ihrer Entwickelung durchgeführt. Das Epos, welches faſt in allen Original-Literaturen den Reigen beginnt, erſcheint namentlich bei den Griechen als dieſe

erste bedeutungsvolle Zusammenfassung des ganzen Volksbewußtseins. Das Epos tritt als die mythische Einheit aller Richtungen des Volkslebens auf; es ist die unmittelbare Volksnatur selbst, wie sie dachte, anschaute, sich bewegte und in sich selbst träumerisch versunken war. Im Epos ging der Mensch noch im Volksleben auf, während er bald darauf, in der Lyrik, gewissermaßen in seine eigene Brust zu greifen angefangen, indem er in dieser Form der Poesie die sich entwickelnde Kraft des Selbstbewußtseins und der Individualität verräth. Alsdann trat der Mythus, der früher nur in der Form des Epos überliefert oder in der Ode subjectiv angeschaut und verherrlicht worden war, seine Seelenwanderung in das Drama hinüber an, und verkörperte sich in festen Gebilden der Tragödie vor den Augen seines Volkes. Es war daher bei den Griechen die jedesmal herrschende Gattung der Poesie auf jeder einzelnen Stufe fast die ganze Poesie selbst, und so erblickt man bei ihnen das seltene Schauspiel einer innersten Nothwendigkeit der hervortretenden Kunstform, mit der Geschichte ihres öffentlichen Lebens wunderbar schön zusammenhängend. —

Die Urpoesie des hellenischen Volkes, welche dem homerischen Epos vorausging, scheint sich in vorzugsweise mystischen Elementen aus dem Volksgottesdienst selbst gestaltet zu haben, und war lange Zeit mit den Formen und Ausdrucksweisen desselben eins geblieben. In diesen alten geheimnißvollen Bewegungen des Geistes erscheint die Religion als der Mittelpunkt alles Dichtens und Lebens, aber indem sie in ihren magischen Kreis alle Erscheinungen und Thatäußerungen des ganzen Daseins hineinzieht, ist sie selbst noch in ihrem eigensten Innern in dunkeln Gährungen begriffen, und ringt nach einer bestimmten und entschiedenen Gestaltung, nach einer Heraushebung ihres Be-

wußtseins, wozu die Dichter, welche hier die Priester selbst sind, am meisten mitzuwirken und zu schaffen haben. Der Dichter ist hier Priester, Sänger und Seher zugleich, und die Gottheit, welcher er näher steht, als alle anderen Wesen, hat gnadenvoll ihm das heilige Haupt berührt, daß er mit einer höhern Erkenntniß aller Dinge des Himmels und der Erde, mit einem Wissen von allen verborgenen Kräften der Natur, und mit dem Blick in die Weiten der Zukunft, begabt erscheint. Seine Offenbarungen, die ihm werden, sind entweder Hymnen und Gebete, welche bei dem Dienst der Götter abgesungen wurden, oder es sind mythische Lieder, in welchen der geheimste Gedanke der Gottheit und des göttlichen Zusammenhangs alles Geschaffenen sich bedeutungsvoll auszutönen sucht. Diese ursprünglichen Elemente des Götterdienstes und des Wissens von den Göttern, welche sich durch die Poesie gestalten, werden zugleich Musik, indem sie in der untrennbar mit ihnen verbundenen Tonkunst, zu welcher sich der Tanz gesellt, ihre innigste Verschmelzung und Auslautung finden. Diese älteste heilige Poesie der Hellenen knüpft sich an die Namen des Linos, von dem Stobäus in seinen Ekloge zwölf Verse aufbewahrt hat, die angeblich diesem Dichter zugeschrieben werden, und philosophischen Inhalts sind; ferner des Pamphos, des Olen, Melampos u. A. Die beiden beziehungsreichsten und berühmtesten Namen aber sind die des Orpheus und seines Schülers Musäos, in denen sich diese alte geheimnißreiche Zeit der hellenischen Urdichtung vorzugsweise zusammengedrängt zu haben scheint. Vornehmlich ist es der Name des Orpheus, von welchem diese ganze Frühepoche des hellenischen Geistes ihre wesentliche Bezeichnung empfangen hat. Diese orphische Zeit knüpft an die Gestalt eines Individuums, dessen wirkliches Leben zweifelhaft bleiben muß, den ganzen

stürmischen Drang ihrer innersten Entwickelungen an, und dieser innerlichste Bildungskampf des griechischen Volksgeistes ist es, welcher in Orpheus und seinen Liedern seine Geschichte aufgezeichnet hat. Orpheus erscheint wesentlich als der erste Formgeber und Gestalter des mythologischen Bewußtseins der Hellenen, und in dieser Beziehung gründet er bereits den eigensten und bedeutungsvollsten Gegensatz, welcher nachher durch die ganze griechische Volksentwickelung geht und in derselben als ein hauptsächliches Moment festgehalten worden ist, nämlich der Gegensatz zwischen der religiösen Volksanschauung, und der Geheimlehre, welche letztere sich die Entwickelung einer innerlichen und geistigen Anschauungswelt für Bevorzugte und Eingeweihte vorbehalten hat. Wie weit jedoch diese Anfänge der griechischen Mysterien, welche auf Orpheus und Musäos zurückgeführt werden, schon die Elemente einer höheren geistigen Erkenntniß in sich trugen, oder ob die alle Formen durchbrechende Geistigkeit der Anschauung, welche darin vertreten wurde, nicht vielmehr zuerst in einem Uebermaaß der Sinne und in den höchsten Wirbeln der schrankenlosen Leidenschaft sich bewegte, darüber haben sich keine klaren Bestimmungen finden lassen. Wenn aber die Mysterien zuerst einen wesentlich orgiastischen Charakter gehabt zu haben scheinen, so bezeichnet sich darin nur der wilde Entwickelungskampf selbst, in welchen das Reich der Sinne mit dem Reich des Geistes gerathen mußte, und die Geheimlehre ist eben darin der Uebergang zu einer neuen Erkenntniß, daß das Sinnliche, welches in dem alten Naturdienst des Volkes in unmittelbaren, ruhigen und gewissermaßen vegetativen Formen wohnt, in den Mysterien durch eine geheimnißvolle Verzückung sich so sehr auf die Spitze treibt, daß es sich selbst vernichtet, und in dieser Selbstvernichtung eine Bedeutung für das Freiwerden des

Geiſtes gewinnt. Dies iſt der dunkele Sinn jener Verſtümmelungen an ſich ſelbſt, zu denen ſich in den Myſteriendienſten die Leidenſchaft ſo leicht hingeriſſen fühlt, theils in dem Wahnwitz einer ſich über ſich ſelbſt hinauswirbelnden Sinnlichkeit, theils in der Ahnung eines höheren unendlichen Lebenselements, zu dem nur durch Ueberwindung aller Schranken der Sinne eingegangen werden kann. So nimmt in den Myſterien, wie ſehr ſie auch urſprünglich die Träger einer geheimnißvollen Sinnlichkeit waren, doch in der That die reinere geiſtige und wiſſenſchaftliche Lehre von Gott und Welt ihren Anfang, und ſie werden darum ſpäter der eigentliche Ausgangspunkt der griechiſchen Philoſophie, welche in ihrem Verhältniß zur Volkspoeſie denſelben Dualismus der Götteranſchauung fortführt, nämlich jenen Dualismus des Exoteriſchen und Eſoteriſchen, der ſeine zwei Linien ſo entſcheidungsvoll durch die griechiſche Nationalbildung hinzieht. Die Poeſie ſucht darin als die exoteriſche Form der Nationalbildung das Geſtaltige und Bildliche der Götterwelt feſtzuhalten, während die Philoſophie, an der Auflöſung aller bildlichen Elemente zu geiſtigen Begriffen arbeitend, ſich als ein geheimnißvolles Element der Umwälzung im ganzen Nationalcharakter geltend macht.

Dieſe erſten myſtiſchen Geiſtesrichtungen in Griechenland, welche ſpäter Philoſophie wurden, ſcheinen vornehmlich aus Thracien herübergedrungen zu ſein, welches vielfach als das Heimathsland der helleniſchen Geheimlehre genannt wird, und Orpheus ſelbſt, wenn von ſeiner zweifelhaften perſönlichen Erſcheinung die Rede iſt, ſtellt ſich uns vorzugsweiſe als Thracier dar, indem ihn die Sage dort als einen Sohn des Königs Oeagrus und der Muſe Kalliope, im vierzehnten Jahrhundert v. Chr. geboren werden läßt. Wenn aber Ariſtoteles (nach einer Anführung

bei Cicero, de natura deorum I. 38) geradezu behauptet hat, daß der Dichter Orpheus niemals existirt habe, so wollte er damit wohl vorzugsweise diejenige Existenz des Orpheus in Abrede stellen, welche derselbe in den von ihm überlieferten unächten und verfälschten Gedichten geführt hat. Die poetischen Werke, die unter dem Namen des Orpheus überliefert worden, namentlich seine Hymnen oder Weihungslieder, die gewöhnlich auch dem Onomakritos zugeschrieben werden, ferner die Argonautika, ein historisch-episches Gedicht in 1384 Versen über den Zug der Argonauten, ein Gedicht Λιθικά über die geheimen Kräfte der Steine, und mancherlei Fragmente von andern Werken, z. B. über die Bedeutung der Erdbeben (περὶ σεισμῶν), sind sämmtlich spätere Erzeugnisse und Verarbeitungen, welche mit größerem oder geringerem Recht auf den alten Begründer der griechischen Mysterien zurückgeführt werden *).

Ebenso unsicher sind die mit dem Namen des Musäos bezeichneten Dichtungen und Dichtungsfragmente, welche aus Hymnen, Orakelsprüchen, Heilvorschriften, astrologischen und theogenischen Poesieen bestehen, und unter denen der verloren gegangene Hymnus an Ceres von Pausanias als der einzig ächte angegeben wird **).

---

*) Eine vollständige Ausgabe der Dichterwerke des Orpheus erschien von Gottfried Hermann (Leipzig 1805, 2 Bände). Unter den deutschen Uebersetzungen ist anzuführen: Orpheus der Argonaut, von J. H. Voß, zusammen mit Hesiod (Heidelberg 1806). — Orpheus Hymnen, griechisch und deutsch, von D. H. Ph. Dietsch (Erlangen 1822). — Vergl. über diese orphische Zeit der griechischen Dichtkunst: Fr. Schlegel, Studien des klassischen Alterthums (Werke III. S. 13 folgd. — Schell, Geschichte der griechischen Literatur (deutsch von Schwartze) I. S. 20 folgd.

**) Musäus Urschrift, Uebersetzung, Einleitung und Anmerkungen von Franz Passow, Leipzig 1810.

Dies ist die Zeit der helleniſchen Volksbildung, in welcher die Poeſie in ihrer Einheit mit der Religion zugleich die Bedeutung einer theogoniſchen und kosmogoniſchen Urdichtung hat, aus der das göttergeſtaltende Bewußtſein ſeine Kraft und Weihe hernimmt. Dieſe Zeit iſt um ſo wichtiger, weil ſie die Grundkeime des ganzen nachfolgenden Geiſteslebens der Griechen und ihrer hauptſächlichſten Lebensanſchauungen in ſich trägt, und je klarer ſich die einzelnen Verhältniſſe derſelben auffaſſen laſſen, beſonders was die Beziehung der innerlichen Geheimlehre zur öffentlichen Volksreligion anbetrifft, um ſo beſtimmter wird ſich das griechiſche Nationalleben in ſeinen eigenſten und entſcheidenſten Entwickelungen beurtheilen laſſen. Denn aus jener früheſten pelasgiſchen Cultur des griechiſchen Lebens, die ihren mit der orientaliſchen Ueberlieferung noch innigſt verwachſenen Geheimdienſt beſonders auf Samothrake gegründet hatte, aus jener alten orphiſchen Theologie, welche eine geiſtige Grundlage für die Entwickelung des Griechenthums geworden war, aus dieſen dunkeln myſtiſchen Elementen rang ſich der Volksgeiſt der Hellenen, als aus einer ſeiner eigenſten Natur nicht entſprechenden Sphäre, bei beginnender Ausbildung ſeines eigenthümlichſten Weſens, mächtig los. Die in dem griechiſchen Volksgeiſt wurzelnde Richtung auf das Perſönliche und Geſtaltige entzweite ſich ſchon frühe mit der in der alten pelasgiſchen Geheimlehre feſtgehaltenen ſpeculativ-religiöſen Ueberlieferung des Orients, und ſtellt den über daſſelbe errungenen Sieg am entſchiedenſten und herrlichſten in dem homeriſchen Epos auf.

3. Das homerische Epos.

Im homerischen Epos gestaltete sich zuerst diese Lostrennung des Volkslebens von jener geheimen Philosophie und Theologie, die in den orphischen Mysterien und in dem Dienst von Samothrake, auf diesem räthselhaften Uebergang des Orients in den Occident, ihre Entwickelung behauptet. Schelling, in seiner Schrift über die Gottheiten von Samothrake, stellt die merkwürdige Ansicht auf, daß die Pelasger die Grundbegriffe der Religion in natürlicher Reinheit erhalten hätten, und daß das homerische Phantasiespiel einer Götterwelt, wie er es nennt, nur darauf berechnet sei, daß die Geheimlehre Alles wieder zurechtstelle. In dem Epos des Homeros stellt sich uns allerdings zuerst, wenn wir so sagen dürfen, ein exoterisches Götterleben dar, das, wie es sich aus den geheimen Systemen einer esoterischen Götterweisheit losgerissen haben mag, auch in der späteren Entwickelung wieder seinen Gegensatz findet in der Speculation der griechischen Philosophen und in der sich fortbildenden Lehre der Mysterien. Hierin zeigt sich denn überhaupt, wie wir schon in dem vorigen Abschnitt angedeutet, der große Gegensatz, welcher die griechische Bildung in ihren innersten Bewegungen getrieben und der sie darum eben so vielgestaltig ausgearbeitet hat, nämlich der Gegensatz zwischen Philosophie und Poesie, zwischen Gedanke und Mythe, ein Gegensatz, den wir im griechischen Leben immer mächtiger werden und gewaltige Kämpfe des Bewußtseins hervorrufen sehen, und der seitdem in allen gebildeten Nationen auf der Grundlage des Christenthums fortgekämpft worden, wie er denn auch heut in unsern Geisteszuständen nicht beschwichtigt ist. Aber, um hier beim Hellenenthum stehen zu bleiben,

so kann man nicht behaupten, daß Homeros, und mit und nach ihm Hesiodos, von welchem Herodot sagt, daß sie den Hellenen ihre Götter erzeugt, gewissermaßen die niedrigere Stufe des Volksbewußtseins in ihrer Dichtung darstellten, indem darin die Götter, vermenschlicht und in die volksthümliche Anschauung hineingebildet, ein exoterisches, gewissermaßen von ihrem eigenen Geist und Inhalt verlassenes Leben führten, während in jener Geheimlehre, und in der sich bald so einflußreich entwickelnden griechischen Philosophie, der eigentliche Kern des höheren gebildeten Nationalbewußtseins, in dem wahren Wissen von den Göttern, sich entwickelt und geltend gemacht habe. Wäre dies der Fall gewesen, so würde Homer, mit einem solchen äußerlichen Phantasiespiel einer Götterwelt, nicht die universale Bedeutung unter seinem Volk und im ganzen Alterthum erlangt haben, durch die wir ihn eine unerschöpfte Quelle für die ganze nachfolgende Geistesbildung der alten Zeit werden sehn.

Die wahre Natur des griechischen Volksgeistes aber, welche die ist, Alles zu anthropomorphisiren, hatte ihre eigenste Offenbarung gerade im Homer vollbracht. Der Geist, der in den homerischen Dichtungen dem Götterleben diese volksthümliche reale Gestaltung gegeben, ist als der wahre griechische Nationalgeist anzuerkennen, als derjenige ächte hellenische Geist, dessen ewige Frische durch das Leben der ganzen Menschheit rieselt und bei seiner Erinnerung noch heut die Sehnsucht bei den Völkern erweckt wie nach einem verloren gegangenen Ideal harmonischen, leiblich und geistig gesunden, in individueller Freiheit der Gestalt göttlich und weltlich befriedigten Menschenlebens. So enthält das homerische Epos das wahre Prinzip des Hellenismus in sich, das Prinzip der Plastik, welche ihre Ideale in individueller Gestaltung festbildet und darin

begreift, und die durch das ganze griechische Nationalleben wirkt, den Organismus des Staats wie das sittliche praktische Dasein zu diesem individuellen Kunstwerk bestimmend und erhebend. Die Philosophie aber, wie wir später sehen werden, stellte in ihrem Gegensatz und Widerstand gegen die mythische Poesie ein nicht minder gewaltiges Moment der griechischen Nationalentwickelung auf, aber sie betrieb, durch diese geheime Arbeit des Gedankens, die sie in den Systemen wie in den Mysterien langsam und stufenweise aber mit unendlicher Stärke und Ausdauer des Geistes unternahm, sie betrieb darin nur die Auflösung des griechischen Nationalbewußtseins, das damit an ein höheres Moment der Geschichtsentwickelung, an das Christenthum, sich überliefern mußte. Aber im Homer wurde doch die bestehende Wirklichkeit des Hellenismus, gewissermaßen der Grundstock des griechischen Nationallebens, worin dasselbe das eigenste Bewußtsein seiner Nationalität stärkte und erfrischte, beständig von den Hellenen angeschaut, und es ist merkwürdig zu sehen, wie man sich in Griechenland bemüht hat, alle späteren Momente der Nationalbildung auf Homer, als auf den eigentlichen Vater aller nationalen Gestalten und Entwickelungen, zurückzuführen. Wie stark auch die Philosophen Xenophanes und Heraklit ihren Haß gegen Homer auftrugen, welchen Heraklit einen unvernünftigen Sterndeuter nannte, der seiner abgeschmackten Vorstellungen wegen Schläge verdiente, und aus den Schulen verbannt werden müsse, wie sehr auch bei Pythagoras die mythische Götterdichtung des Homer nur zu einer Allegorie und moralischen Sinnbildnerei herabgesetzt wurde, bei Empedokles aber zu einer bloßen gestalteten Physik und Individualisirung der Naturelemente, so bewiesen diese Philosophen, obwohl die Bedeutung des Homer verkleinernd, doch eben durch die beständige nothwendige Beziehung zu

ihm gerade, wie ſehr er das Centrum des griechiſchen Geiſteslebens geweſen. Auch ſtand die Rache des Volkes gegen Einzelne auf, welche ſich gegen den Mythus und gegen die Anſchauungsweiſe des Homer vergangen hatten, wie denn Anaxagoras deshalb, auf einſtimmigen Beſchluß des athenienſiſchen Volkes, als Atheiſt und Gotteslängner aus Attika verbannt wurde. Auf der entgegengeſetzten Seite bemühten ſich die Stoiker, in den homeriſchen Gedichten nichts als Philoſopheme zu erblicken und in der alten Poeſie überhaupt möglichſt eine Philoſophie nachzuweiſen, was denn nur das andere Beſtreben verräth, der Philoſophie eine volksthümliche Gunſt durch dieſe Anknüpfung an die mythiſche Poeſie zu erwerben. Wie zu den Stoikern, ſo wird Homer von Andern auch wieder zu den Skeptikern gerechnet, weil er denſelben Dingen bei verſchiedenen Gelegenheiten bald dieſe, bald jene Benennung und Bedeutung beilege, und Plato findet ſogar den philoſophiſchen Grundſatz des Heraklit, daß alles Leben nur in dem beſtändigen Fließen aller erſcheinenden Dinge beruhe, ſchon in der Anſchauung des Homer vom Okeanos, als dem Vater der Götter, gewiſſermaßen vorgebildet und bewahrheitet, wodurch denn auch Homer, durch die Anerkennung des Flüſſigen und ewig Beweglichen als des erſten erzeugenden Prinzips, ſkeptiſch die Abſolutheit aller beſtimmten Erkenntniß ausgeſchloſſen habe *).

So wurde Homer, den jeder ſich nach ſeiner Art zuzueignen ſtrebte, Allen Alles, und man kann mit Recht behaupten, was Properz von ihm geſagt, daß Homer ſein Werk mit der Nachwelt nur immer wachſen geſehn. Das Nationalbewußtſein der Griechen, wie es ſich zuerſt in den

*) Vergl. Fr. Schlegel, Studien des klaſſiſchen Alterthums (Werke III. 99).

homerischen Gesängen fest zusammengefügt, scheint sich auch mit dieser unendlichen Innigkeit daran festgehangen zu haben, um sich in ihm vor der Auflösung, die unter den eigenthümlichen Kämpfen des griechischen Geistes beständig drohte, zu sichern. Wir haben die schmerzhafte Zerfallenheit des Bewußtseins angedeutet, die das glänzende Lebensbild des griechischen Volkes heimlich unterwühlte und in diesem vorzugsweise als glücklich gepriesenen Weltalter die schneidendsten Gegensätze des menschlichen Geistes überhaupt erweckte, indem der speculirende Gedanke in diese Feindschaft auf Tod und Leben mit dem Volksglauben, mit der volksthümlich mythischen Unmittelbarkeit, gerieth.

Im Homer aber haben wir den festen, jugendfrischen, von keiner Reflexion des Bewußtseins angenagten und darum ewig schönen Körper des hellenischen Volksgeistes anzuschaun, der uns in diesem Frieden des Leibes und Geistes, in dieser Ganzheit und Unzerbrochenheit des Bewußtseins, eben so wohlthuend und wonnereich entgegentritt. Darum werden wir bei Homer von dieser wahrhaft menschlichen Wärme so behaglich durchdrungen und fühlen uns angeweht und belebt von dieser Morgenfrische des Geschlechts, in welcher die graue unheimliche Nachtdämmerung des orientalischen Geisteskampfes zum erstenmal dem hellen klaren Tag gewichen, indem als Ueberwinderin des dunkel streitenden Bewußtseins die Gestalt jubelnd an das Licht der Sonne getreten. Diese im homerischen Epos sich so beglückend darstellende Ueberwindung der an dunkeln Geisteskampf gefesselten Vergangenheit des Völkerlebens bildet für die Hellenen zugleich das Moment ihrer eigensten Volksgestaltung selbst, und so ist es bei Homer das Volksleben in seinen tiefsten und innersten Gründen, das allen Sieg und alle Herrlichkeit des Daseins in sich schließt und nach allen Beziehungen hin das Höchste bedeutet, auf

das es ankommt. Hier erblicken wir das Volksleben auf den Höhen der Menschheit stehen, und die Könige, wie die Götter selbst, haben darin ihre Macht und ihre Seligkeit, daß sie in die Mitte genommen und umspannt sind von diesen himmelhoch treibenden Wogen des Volkslebens, welche in seliger Selbstbefriedigung Alles gleich machen und Alles verbinden. So erscheint uns hier im Volksleben, als die ewige Beruhigung und göttliche Kraft in sich selber tragend, eine glückliche Mitte der Menschenbildung, die seitdem für alle Zeiten anziehend und lockend geblieben ist, ein heiliges Glück menschlicher Zustände, das die Geschichte seitdem auf allen Standpunkten vergeblich wiederzufinden gesucht, und das hier als das Glück des unmittelbaren Volkslebens dasteht, das sich unter dem Segen und der nächsten Theilnahme der Götter jauchzend in sich selbst bewegt, und durch alle streitenden Geistesgegensätze hindurch sich friedlich in sich selbst zusammengenommen. Das Glück des Volkslebens, als die heitere gestaltenreiche Verbindung menschlicher und göttlicher Kraft in einem ausgeglichenen und vollen Lebensganzen, ist eben das ewig Sehnsuchtswerthe, das eigentliche Ideal des Hellenismus, das noch heut der Anschauung in unverblichener Schöne vorleuchtet, und wenn die modernen Klagen um die vergangene Herrlichkeit der alten Götter Griechenlands, die eine Zeitlang in unserer Poesie ein stehendes Thema waren, ihren Sinn gehabt, so ist er in der beständig erstrebenswerthen Ausgeglichenheit und Verbundenheit eines wahrhaft volksthümlichen Geisteslebens anzuerkennen, das, aus allen innerlichen Gegensätzen heraus, zu sich selbst befreit, in der Harmonie der Gestalt den Frieden des Geistes gefunden.

Dieses wahrhaft substantielle Volksleben der Alten, das alle innerlichen Mächte des Daseins in sich aufnimmt

und in sich zu heitern Formen befreit, wie es zuerst in der homerischen Dichtung sich so satt von dieser seiner eigenen Herrlichkeit organisirt hat, es schließt zugleich das eigentliche Freiheitsprinzip der alten Welt seinem ursprünglichen Wesen nach in sich, und ist mit ihm eines und dasselbe. Dies antike Freiheitsprinzip, dessen Ursprung wir schon im Homer in den ersten Bildungen des hellenischen Volksgeistes lebendig sehen, dies antike Freiheitsprinzip, das nachher wie ein berauschendes Gährungselement durch die ganze nachfolgende Geschichte bis auf den heutigen Tag weitergewirkt, es hat seine noch immer wachsenden Flammen zuerst angezündet an jener mythischen Volksunmittelbarkeit, an jenem in sich einigen Glück des Volksbewußtseins, das sich auf dem menschlich und göttlich gleich verzweigten Grunde der homerischen Zeit niedergesenkt und in dieser Errungenheit der individuellen Gestaltung seinen Sieg über das orientalische Lebens- und Denkprinzip, über das Prinzip der despotischen Allgemeinheit, verherrlicht hat. Darum giebt es kein höheres Ziel der Geschichte wieder zu erreichen, als das, welches im wahren Volksleben ruht, in dem auch die Gegensätze des christlichen Geistes ihre Beruhigung zu finden bestimmt sind, indem sie aus der innerlichen Zerklüftung des Bewußtseins und aus der Geschiedenheit in Weltliches und Geistliches, wieder zurückkehren müssen in die Einheit des ganzen und unzerstückelten Lebens, die sich nur in dem innerlich und äußerlich freigewordenen Volksleben, als die wirklich erlöste nationale Oeffentlichkeit, aufbauen kann. Nur auf dieser Höhe des Volkslebens erscheint die wahre Höhe der Menschheit wieder, da wohnt das Glück in der freien Ausgeglichenheit der menschlichen Zustände, von keinen Trennungen auseinandergerissen, sondern durchflochten von dem einen Gedanken, daß im Volke selbst Gott erscheint, so wie im Homer die Volksdichtung

zugleich Götterdichtung ist. Das moderne Bewußtsein, das sich auf dem Grunde des Christenthums wieder zu der Höhe des freien Volksthums zu erheben hat, ist noch weit entfernt davon, dies wahre Glück des Menschenlebens zu erreichen. Gespalten hat es sich noch in den Gegensatz zwischen Gesellschaft und Volk, bei dem kein Heil, und nicht einmal Vergnügen zu finden. Die moderne Gesellschaft, die so entschieden abgetrennt von allem Volksleben dasteht, hat das Wehe des Geistes, das in der gebrochenen Einheit unserer Zustände festgesessen ist, noch durch tausend künstliche Abrichtungen vermehrt, während das Volk auf der andern Seite das verkehrte Bestreben an den Tag gelegt hat, sich mit dem künstlichen Gesellschaftsleben zu vermitteln und nach den Formen desselben sich vermeintlich zu verfeinern. Bei uns will die feine Gesellschaft nicht Volk sein, und das Volk will feine Gesellschaft sein, wirft seine Trachten und seine Feste immer mehr ab, verlernt seine Lieder und kleidet sich nach der Mode, um vornehm zu erscheinen, als ob es etwas Vornehmeres geben könnte, als das Volk an und für sich in seiner angeborenen Herrlichkeit. Aus diesen unsern Schwankungen zwischen Volk und Gesellschaft muß sich uns das wahre allgemeine Volksleben auf erhöhterer Grundlage wiedergebären, und diese neue Grundlage muß das wahrhaft freigewordene Nationalleben selbst sein, in dem es als das Höchste und Vornehmste nur ein volksthümliches Geistesleben giebt.

Bei Homer geht in diesem Begriff der Volksthümlichkeit überhaupt aller gesellschaftliche Unterschied als in seinem höheren Prinzip auf, und wie bei ihm das wahrhaft Göttliche zugleich das wahrhaft Volksthümliche ist, so wird auch dem Volk selbst in seinen Einzelgestalten leicht der Beinamen des Göttlichen beigelegt, wie dies denn dem dadurch berühmt gewordenen Sauhirten in der Odyssee

widerfährt. Dieser Eumäos, welcher auch als der männerbeherrschende Sauhirt in der Odyssee erscheint, und mit welchem der göttergleiche Odysseus auf ganz ebenbürtigem Fuße verkehrt, stellt in rührender Weise die im homerischen Epos durchgehende Oberherrlichkeit des volksthümlichen Prinzips dar, das sich in allen andern Lebensgestaltungen gleicherweise bei ihm geltend macht. Einem Blick auf die homerische Staatsverfassung oder Das, was uns auf diesem mythischen Volksgrunde schon als Bild geordneter politischer Einrichtung entgegentritt, dürfen wir uns auch hier zur Veranschaulichung des hellenischen Schönheitsideals nicht entziehn. Die Volksrechte zeigen sich uns schon bei Homer in einer bedeutenden und entschiedenen Ausbildung, und über die Angelegenheiten des Staats kann nur in öffentlichen Volksversammlungen entschieden werden. Wir sehen, wie die Könige für sich allein niemals etwas beschließen können, sondern erst aus den Aeltesten und Vornehmsten einen Rath versammeln, dem sie vorlegen, was sie für Bestimmungen wünschen, die aber, wenn sie im Rath beschlossen, erst vollzogen werden konnten, nachdem sie von den Königen der Volksversammlung mitgetheilt worden, was wir im modernen Sinne geradezu eine ständische Monarchie mit dem Zweikammersystem nennen könnten, ohne dadurch auch nur einen einzigen falschen Ton in jenes alte homerische Staatsleben hineinzutragen. Dies Verhältniß ist schon bei den Alten selbst durch Aristoteles zum Bewußtsein gebracht worden, der in seiner Großen Ethik (lib. 3, cap. 5) Das als das Wesentlichste der homerischen Staatsformen nennt, daß die Könige das im Rath Beschlossene dem Volke vorlegen mußten. Rath und Volksversammlung werden aber im Homer immer auf das Genaueste unterschieden. Im dritten Gesange der Odyssee rühmt Nestor seine Uebereinstim-

mung mit Odysseus: „Damals sprachen wir nie, ich selbst und der edle Odysseus, weder in Volksversammlung Verschiedenes, weder im Rathe.“ Das Volk aber, als der eigentliche Grund alles Daseins des Staates, ist bei Homer nicht beschränkt in seiner Annahme oder Zurückweisung der Beschlüsse des Königs und des Raths, und in der Totalität seines Lebens die Idee der Freiheit zur Erscheinung bringend, war das Volk auch frei in allen seinen Handlungen. Ja diese mythische Volksunmittelbarkeit erscheint bei Homer so sehr als das Gestaltende aller Lebensformen, daß die Königswürde selbst nur als ein Ausfluß und Geschenk des Volkes betrachtet wird. So ruft Odysseus (im 7. Ges.) vor der Königin der Phäaken, Arete, stehend, folgende merkwürdige Worte ihr zu:

O Arete, Du Tochter des göttlichen Helden Rhexener,
Deinem Gemahl und Dir selber umfass' ich die Knie, ein Bedrängter,
Auch den geladenen hier! Es verleihn Euch Allen die Götter
Heil und langes Leben, und jeglicher lasse den Kindern
Reichthum nach im Haus, und die Ehre, verliehn von dem Volke!

Die Königswürde zeigt sich im homerischen Epos überhaupt als eine durchaus volksthümliche Würde, die besonders deshalb die erste ist, weil sie in dem, was hier als die Spitze des ganzen Volkslebens erscheint, nämlich in der Verehrung der Götter, ebenfalls ihre höchste Bestimmung empfängt. Dies ist das Oberpriesterthum des Staates, welches mit der königlichen Würde unzertrennlich verbunden ist, und worin diese eines ihrer eigenthümlichsten Vorrechte behauptet. Der König war zugleich der erste Vollstrecker aller religiösen Handlungen des Volks, und die den Göttern geweihten Opfer und Spiele konnten nur unter des Königs Oberleitung vollzogen werden, welches eine im griechischen Bewußtsein so eingewurzelte Vor-

stellung war, daß selbst in den späteren Republiken, in welche die monarchische Form überging, noch der den Mysterien und religiösen Handlungen Vorstehende den Namen des Königs trug. Sonst haben die Könige bei Homer noch das Recht, das Volk zu versammeln, über seine Klagen abzuurtheilen, im Kriege anzuführen. Ihre Einkünfte wurden ihnen in Naturproducten überliefert, ihre Civilliste bestand sehr häufig nur aus den fettesten Hammeln und dem auserlesensten Hornvieh, das ihnen in größerer Menge als den Andern zuertheilt wurde. Man findet aber auch Spuren bei Homer, daß die Könige den Völkern neue Taxen und Schatzungen auferlegten. Immer aber erscheint das Volk als Volk in seiner heiligsten und tiefsten Bedeutung, und über alle Unterthanenschaft hinaus zeigt sich der Begriff des Volkes erhaben, es ist da eine große und von den Göttern gesegnete Herrlichkeit, Volk zu sein. Und wenn hier und da Stimmungen gegen die Volksherrschaft sich einweben, welche wie Schmeicheleien gegen die Könige aussehen, z. B. in der Iliade, 2, 204: „Nichts taugt Vielherrschaft, Einer sei Herrscher, sei König!", so muß man zugleich bedenken, daß der epische Gesang ursprünglich auch dazu bestimmt gewesen, bei den Festmahlen der Fürsten zu ertönen, wozu auch die homerischen Lieder theilweise in ihrer ersten Anlage gedient haben mögen *).

Das führt uns auf die eigenthümliche Form, in welcher sich der epische Gesang bei den Griechen überlieferte und ausbildete, welches durch die volksthümlich hervorgegangenen Sängerschulen der Rhapsoden (ῥαψῳδοί) geschah. In der Fortentwickelung des hellenischen Lebens hatte die mystische und priesterliche Bedeutung der Poesie

*) Vergl. Ottfried Müller, Geschichte der griechischen Literatur I. 50.

sich allmälig verloren, und ein neues, heiterer geartetes Dichtergeschlecht trat heran, dem zwar nicht mehr die heilige Würde des Priesters beigelegt wurde, das aber darum in größerer weltlicher Freiheit den Gesang in die Mitte des Lebens tragen und zu einem weitverbreiteten Eigenthum des Volkes machen konnte. Dies waren die Rhapsoden, welche, von Ort zu Ort umherwandernd, in den Hütten des Volkes und in den Palästen der Könige überall willkommen und geehrt waren. Der Stoff, welchen sie in ihren Gesängen weitertrugen, war das Leben und die Heldenthaten der nationalen Heroen, und besonders die Ereignisse des trojanischen Krieges, welche bald der Mittelpunkt des heimischen Volksgesanges geworden schienen, und in deren Darstellungen alle anderen Lieblingsgestalten und Interessen, welche das Volksgemüth bewegten, aufgenommen und zusammengedrängt wurden. So erhielt das hellenische Epos seine naturwüchsige Entstehung, in der es sich aus und mit dem Volksleben selbst in gegenseitiger Durchdringung erzeugte, denn indem der Sänger seinen Gegenstand, den er vortrug, auch den öffentlichen Zwecken, den Stimmungen und Bedürfnissen seiner Hörer anzupassen hatte, so bildete sich daraus eine Wechselwirkung zwischen dem Stoff und dem Volk, in welcher Eines sich in das Andere übertrug, und so den Grund jener wahrhaft epischen Volksdichtung legte, bei der von einem einzelnen Verfasser nicht mehr die Rede sein kann, sondern wo sich Subject und Object des Volksgesanges in eine wunderbare Einheit zusammengewoben haben. Der in dieser Art hervorgetretene epische Gesang hatte sich zugleich seinen eigenthümlichen musikalischen Vortrag gebildet, der auf die Formen der poetischen Darstellung selbst vom wesentlichsten Einfluß wurde, und dessen Begleitung vornehmlich in einem Saiten-Instrument, Kithara oder Phorminx

genannt, bestanden. Diesem musikalischen Element der epischen Poesie entsprach das ihr eignende Versmaaß, der Rhythmus des Herameters, mit einer gewissen Naturnothwendigkeit. Das Ton- und Taktmaaß des Herameters, diese eigenthümlichen Wellenbewegungen der daktylischen Füße, welche im gleichmäßigen Schaukeln der Arsis und Thesis sich charakterisiren, lassen den wahren Grundton des epischen Gedichts vernehmen, mit dem auch die ganze Stilart der poetischen Darstellung selbst, die Wortfolge, die regelmäßige Wiederkehr bestimmter Bezeichnungen und Ausdrücke, die stehenden Benennungen für Götter und Helden, als zum eigensten Wesen des epischen Vortrags gehörig, zusammenhängen.

Die Heimath dieser neuen weltlichen und volksthümlichen Gesangesschule war Jonien, unter dessen mildem und klarem Himmel sich die hellenische Volksdichtung ausbildete, die deshalb auch vorzugsweise die ionische Poesie genannt wurde, wie denn Homeros selbst, der gewöhnlich als der Vorsteher oder Reigenführer dieser Rhapsodenschulen angesehen wurde, in den ionischen Landen geboren sein soll. Doch ist die Einheit und Wirklichkeit seiner Person, als des ausschließlichen Verfassers der beiden großen epischen Gedichte, Ilias und Odyssee, von der modernen wissenschaftlichen Kritik so gründlich angefochten worden, daß sich die allgemeine Ansicht über Homer bei uns dahin festgestellt hat, es sei dies ein dichterisches Collectiv-Individuum, unter dessen Namen die Zusammenfügung und Ordnung der alten hellenischen Volksgesänge geschehen, von denen er als selbstständig schaffender Dichter vielleicht einzelne Theile und Ausführungen gearbeitet. Während die größten Kritiker des Alterthums, darunter Aristoteles selbst, an ihren einen und ungetheilten Homer geglaubt haben, muß es als ein wunderbares Phänomen erscheinen, daß

die Kritik der neueren Zeit, in ihren ſchulmäßigen Abſtractionen doch zu einer ſchärferen Einſicht über das allgemeine Weſen der Volksdichtung gelangend, die Spuren verſchiedener Verfaſſer auffinden und nachweiſen konnte. Der grauen und altklugen Negations-Weisheit der modernen Zeit mußte dies Werk vorbehalten bleiben, nachdem die im Beſitz aller Wirklichkeit geſättigte Anſchauung des Alterthums ſich ahnungslos der Einheit und des planmäßigen Zuſammenhanges der homeriſchen Dichtungen erfreut hatte, welche Eigenſchaften beſonders von Ariſtoteles ausdrücklich hervorgehoben werden. Zweifel an der einheitlichen Compoſition des homeriſchen Epos wurden jedoch in der neueren Kritik ſchon früh erregt, und beſonders war die Odyſſee bereits von den alexandriniſchen Kritikern Ariſtophanes von Byzanz und Ariſtarchus nur bis Geſang 23, Vers 296, für homeriſch erklärt worden, worauf man ſchon das Eintreten einer fremden Hand hatte erkennen wollen. Die moderne Anſicht, daß der Name Homer nur die Bezeichnung jener poetiſchen Allgemeinheit ſei, aus welcher das Epos volksthümlich herausgetreten, wurde zuerſt durch die franzöſiſchen Kritiker Perrault und Hédelin, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, angedeutet. In einem umfaſſenderen Sinne, und bereits auf die höhere univerſale Bedeutung mythiſcher Volksdichtung hinweiſend, hatte aber Vico ſchon in ſeinen Principi di scienza nuova den Gedanken zu einer Auflöſung der homeriſchen Individualität entwickelt. Ihre eigentliche gelehrte Begründung und kritiſche Beweisführung erhielt dieſe Hypotheſe durch Friedrich Auguſt Wolf, der in ſeinen im Jahr 1795 erſchienenen Prolegomenen zum Homer die Ilias ſowohl wie die Odyſſee für eine aus den Geſängen verſchiedener Verfaſſer zuſammengefügte Compoſition erklärte, indem er ihre innere Trennung in ungleichartige und verſchiedene

Theile, die Abweichungen des Stils und der Sprache, und die Unmöglichkeit, daß ein einzelner Dichter zu einer Zeit, wo es nur mündliche Traditionen des Gesanges geben konnte, den Plan zu einer so umfangreichen Dichtung fassen konnte, als die wichtigsten Beweismittel seiner Kritik geltend machte. Diese Ideen über Homer haben seitdem an den höheren historischen Anschauungen des Volkslebens, zu welchen sich das wissenschaftliche Bewußtsein unserer Zeit erhoben, eine neue Beweiskraft gewonnen, und dadurch fast die Gewißheit eines Entwickelungsgesetzes für die ersten Bildungen alles Völkerlebens erlangt.

Die Ansichten über die Composition der homerischen Gesänge ordnen sich nun dergestalt, daß zuerst Lykurgus, im Jahre 884 vor Chr., die auf seinen Befehl gefertigten Abschriften derselben nach Griechenland gebracht haben soll. Drei Jahrhunderte später wurden unter Pisistratus die einzelnen Rhapsodieen in eine planmäßige Sammlung gefügt, und zu einer bestimmten Ordnung, aus welcher sich die beiden großen Gedichte der Ilias und der Odyssee ergaben, vereinigt. Nach dieser ihrer ersten umfassenden Redaction schienen sie später wieder eine neue Ueberarbeitung erfahren zu haben, welche von den Diaskenasten (διασκευάζειν) ausging, wie man diejenigen Gelehrten nannte, welche die Compositionen der homerischen Gesänge durch Hinzufügung neu gefundener Rhapsodieen gewissermaßen fortsetzten und ergänzten, oder auch hier und da die Ordnung des Ganzen durch eine neue Reihenfolge von Versen und Gesängen verbesserten. Die Ausgabe aber, welche darauf Aristoteles von der Ilias und Odyssee für Alexander den Großen besorgte, machte entschieden auf eine organische Abgeschlossenheit und Vollendung, auch nach der inneren poetischen Seite hin Anspruch, obwohl spätere Kritiker, namentlich die sogenannten Chorizonten (οἱ χωρίζοντες,

die Trennenden) auch über diese Ausgabe wieder hinausgingen, neue kritische Untersuchungen damit vornahmen und Vieles, was derselben nicht Stand halten wollte, wegstrichen. Die letzte Feuerprobe der Kritik bestand endlich der homerische Text bei den alexandrinischen Grammatikern des dritten und vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt, welche durch ihre abermalige Sichtung und Ausscheidung diejenige Gestalt desselben feststellten, in welcher die Gedichte dann bis auf uns sich überliefert haben *).

Die übrigen dem homerischen Namen zugeschriebenen Werke haben nicht minder große Zweifel über ihre Urheber erregt. Die in den Kreis der homerischen Poesie gerechneten Hymnen, deren sich vierunddreißig erhalten haben, scheinen Ueberbleibsel derjenigen Gesangeskunst zu sein, welche sich auf dem Grunde der im homerischen Epos festgestellten poetischen und sprachlichen Formen in Hellas weiterentwickelte. Diese nächste nachhomerische Zeit, deren Sänger auch vorzugsweise den Namen der Homeriden führen, hat uns in jenen Hymnen ihre bedeutungsvollsten Productionen hinterlassen. Diese Rhapsoden hatten nämlich die Gewohnheit, ehe sie ihre größeren epischen Gesänge zu recitiren begannen, einen Vorgesang zum Lob irgend einer Gottheit vorauszuschicken, der προοίμιον, oder auch, was er wirklich war, ὕμνος genannt wurde. Die homerischen Hymnen bestehen daher entweder bloß aus solchen Einleitungsversen, oder sie spinnen sich, den Lebensgang des gepriesenen Gottes weiter verfolgend, zu kleinen Epopöen aus, welche planmäßig in drei bestimmten Theilen

*) Die besten Ausgaben des Textes sind von Wolf, Bothe, Dindorf, Heyne, neuerdings von J. Becker (Berlin 1843). Homers Werke, ins Deutsche übersetzt von Joh. Heinr. Voß (fünfte Auflage, Stuttgart 1832, 2 Bände). — Vergl. Schöll, Geschichte der griechischen Literatur I. 120.

in einem Prolog, der epiſchen Fabel und dem Epilog, ſich gliedern.

Einer ſpäteren Zeit gehört dagegen ohne Zweifel das kleine ſatiriſche Epos vom Froſchmäuſekrieg, Batrachomyomachia, an, welches als eine Traveſtie der Ilias wahrſcheinlich von einem jüngeren alexandriniſchen Dichter verfaßt worden iſt. Der Spaß hat jedoch in dieſem komiſchen Heldengedicht meiſt etwas ſehr Froſtiges, wiewohl es auch an einigen wahrhaft drolligen Zügen nicht fehlt. Ein ähnliches ſatiriſches Gedicht iſt der Margites, das ebenfalls als homeriſch bezeichnet wird, und im Alterthum ſelbſt eine gewiſſe poetiſche Berühmtheit beſaß. In dieſem Margites wird gewiſſermaaßen ein Heros des Stümperthums komiſch gefeiert. Ariſtoteles ſpricht im vierten Capitel ſeiner Poetik mit Auszeichnung von dieſem Gedicht, in welchem er den erſten Urſprung der komiſchen Kunſt in Griechenland erkennen will. Eine Seltſamkeit iſt das ebenfalls für homeriſch ausgegebene Bettlerlied, Eireſione, das einige luſtige und anmuthige Züge enthält. —

4. Die Cykliker.

In den Formen der homeriſchen Dichtung bewegten ſich die ſogenannten Cykliker weiter, welche Dichter bald nach Homer, zum Theil vielleicht noch zu ſeiner Zeit gelebt haben. Dieſe Epiker, deren es eine große Menge gegeben, ſahen die homeriſche Poeſie gewiſſermaßen für den Cyclus alles Dichtens überhaupt an, in dem man bleiben müſſe, und der nach den Seiten hin, welche Homer

noch nicht berührt oder nur flüchtig ergriffen hatte, weiter auszubilden sei. Von dieser Bestimmung, welche sie ihrer Poesie gaben, erhielten sie den Namen der cyklischen Dichter. Diese alte cyklische Poesie, deren Ton wir nur noch aus sehr wenigen fragmentarischen Ueberbleibseln zu erkennen vermögen, hat darum ihre Wichtigkeit, weil sich in ihr die mythischen und nationalen Traditionen des hellenischen Volkes zu einer gewissen Vollständigkeit sammelten, und sie dadurch zu einer Quelle und Fundgrube für die ganze nachfolgende griechische Bildung wurde, die sich nach allen Seiten hin ihren Stoff aus den cyklischen Dichtern holte. So haben fast alle Dichter der Griechen stoffartig aus den Cyklikern geschöpft, nicht minder die alten Künstler, welche viele wesentliche Anregungen zu ihren Bildern daraus empfingen: so wie auch die ersten Quellen der römischen Poesie, besonders des Virgil, in diesen cyklischen Gedichten fließen. Das mythische Epos wird von den Cyklikern schon in einem mehr historischen Geiste ergriffen und ausgebildet, und es ist darin der Anfang einer poetischen Geschichtschreibung des griechischen Volkes gemacht, welche, aus dem Zweck einer historischen Ergänzung des homerischen Epos hervorgegangen, namentlich den geschichtlichen und genealogischen Zusammenhang in die alte Heldenüberlieferung zu bringen gesucht hat. Die genanntesten Namen dieser Dichter sind: **Eumelos** von Korinth, als Verfasser mehrerer Epopöen, darunter der **Korinthiaca** genannt; **Lesches** aus Lesbos, der eine kleine Ilias, Μικρὰ ἰλιάς, in vier Gesängen, geschrieben haben soll, worin er den Tod des Achilleus und den Streit des Ajax und Odysseus um seine Waffen erzählt hat; ferner **Peisandros**, aus Kamiros in Rhodos, einer der berühmtesten Dichter dieser Gattung, der oft dem Homer gleichgestellt worden, und der eine **Herakleide** in zwei Büchern

gedichtet, worin er diese wichtigste und bedeutungsvollste Gestalt des griechischen Heroenthums, den Herakles, in dem die Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen im Helden ihre glänzendste Realität gefunden, biographisch besungen hat. Peisandros wurde später von den alexandrinischen Grammatikern unter die klassischen Epiker aufgenommen, ebenso Panyasis, der ebenfalls eine Herakleia in vierzehn Büchern gedichtet. Der Ehrenrang eines Klassikers ward auch dem Antimachos, von Kolophon, gewährt, der sich in einer dunkeln und schwülstig erhabenen Schreibart gefallen, und deshalb ein Liebling des Kaisers Hadrian gewesen, der ihn weit über den Homer gestellt haben soll. Zu einigen Compositionen dieser cyklischen Dichtung fehlt der Name des Verfassers, wie zur Thebais, die im Alterthum einen hohen Ruhm genossen, und von Einigen für ein homerisches Werk erklärt werden ist. Diese Thebais, welche aus sieben Büchern bestanden, hatte den Krieg der Argiver gegen Theben zu ihrem Gegenstand, und füllte darin eine wesentliche Seite des Epikus der Ilias und Odyssee aus. An der Thebais hängt ein anderes Epos, die Epigonen, zusammen, welches die Thaten der Söhne jener Helden darstellt, die vor Theben gefochten, und unter denen besonders Diomedes und Sthenelos verherrlicht werden *).

5. Die hesiodische Dichtung.

Im Hesiodos, einem Dichter, welcher im neunten Jahrhundert vor Christus gelebt haben soll, stellt sich uns

*) Vgl. F. G. Welcker, der epische Cyclus (Bonn 1835).

eine zweite Bildungslinie des helleniſchen Geiſtes dar, welche, neben dem homeriſchen Epos hergehend, und mit demſelben zu gleichen Zielen ſich hinbewegend, nämlich zu einer perſönlichen Herausgeſtaltung der griechiſchen Götter aus den alten myſtiſchen und orientaliſchen Geiſteselementen, doch einen eigenthümlichen Charakter, wenigſtens eine beſondere Nüancirung, für ſich in Anſpruch nimmt. Die weltliche und plaſtiſche Abklärung des nationalen Mythus, welche im Homer entſchieden herausgetreten, iſt im Heſiod noch mit einer leiſen Wolke aus der ſymbolischen und theomythiſchen Urzeit verhüllt. Ueber ſeinen Geſtaltungen ruhen noch einige nicht ganz abgelöſte Schleier, welche der dunkeln Götterdämmerung des Bewußtſeins angehören. Dann theilt ihnen der beſtimmte lehrende Zweck ſeiner Dichtungen, der in allen vorwaltet, ihren vorzugsweiſe ernſten und herben Charakter mit. Aus Cumä in Aeolien abſtammend, war er, der Sage nach, in das alte poetiſche Land Böotien eingewandert, wo in früher Zeit die mythiſche Anſchauung allen Bergen, Thälern und Quellen dichteriſches Leben verliehen hatte. Die Sprache in Heſiod's Dichtungen iſt jedoch die ioniſche Mundart, welche ſich mit dem ſüßen und anmuthigen Charakter ſeiner poetiſchen Darſtellung naturgemäß zu verbinden ſcheint.

Man hat auch von den Geſängen des Heſiod vielfach behauptet, daß ſie in ähnlicher Weiſe, wie die homeriſchen, aus einer Zuſammenfügung einzelner, volksthümlich verbreiteter Rhapſodieen entſtanden ſeien. Dieſer Anſicht wird durch die Betrachtung der heſiodiſchen Geſänge, namentlich ſeiner Werke und Tage (ἔργα καὶ ἡμέραι) manche Wahrſcheinlichkeit gegeben, welches letztgenannte Gedicht, in ſeinem etwas lockeren Zuſammenhang und bei den ſich findenden Wiederholungen einzelner Verſe, die Spuren einer Redaction aus einzelnen ſelbſtſtändigen Fragmenten zu

verrathen ſcheint. So mag Heſiodos denn, wie Homeros in Jonien, ſo in Böotien als Haupt einer Sängerſchule zu betrachten ſein, welche dort, in der ernſthafteren und tiefſinnigeren Anſchauungsweiſe jener Bevölkerung, theogoniſche Vorſtellungen und ethiſche Lebensregeln verbreitete. Jedoch iſt der hervorragende individuelle Charakter in den heſiodiſchen Geſängen nicht zu überſehen, der ſich mit bei weitem ſtärkerer Eigenthümlichkeit färbt und geltend macht, als es bei Homer der Fall iſt. Wir ſehen in den heſiodiſchen Gedichten einen Geiſt, der mit hohem Bewußtſein von den verderbten geſellſchaftlichen Zuſtänden ſeiner Zeit ſpricht, der in ſeiner Reflexion ſchon den Wechſel verſchiedener Menſchheitsperioden und einer darin ſich vollbringenden Entartung des menſchlichen Geſchlechts trägt, und den darum eine gedankenvolle Trauer über das allgemeine Schickſal des Menſchenlebens erfüllt. Aus dieſer prophetiſchen Melancholie heraus erhebt ſich der Sänger zu ſtrengen und mächtigen Lehren über die Wiedereinrichtung des ganzen Daſeins, und er ſucht ein Syſtem der Ordnung und Beſchwichtigung zu finden, durch welches ſowohl das öffentliche politiſche Leben wie die individuellen häuslichen Zuſtände wiedereingerenkt und in eine Form des Friedens und der Beruhigung gebracht werden können. Darum ſucht er vorzugsweiſe die religiöſen, geſellſchaftlichen und häuslichen Zuſtände ſeiner Zeit zu ordnen, und dieſe ordnende und geſtaltende Kraft hat bei ihm die Poeſie, welche namentlich auf zwei Seiten ihr reformatoriſches Werk durch ihn beginnt. Einmal ſucht Heſiod in ſeiner Theogonie dem Bewußtſein über die Götterwelt, das durch die Vielfachheit der Ueberlieferungen zerriſſen und verwirrt ſein mußte, einen neuen feſten Anhalt zu geben, indem er eine Einheit der Traditionen feſtzuſtellen ſtrebt, und mit den Götterſagen, die er in beſtimmten Reihen gliedern,

zugleich die Heldensage in lichtvolle Gruppen abtheilt, und zu einer genetischen Entwickelung zusammenfaßt. Dann stellt er in den „Tagen und Werken“ eine sittliche Hausordnung für das gesellige und werkthätige Leben auf. In dieser merkwürdigen ethischen Dichtung sieht man auf der einen Seite die ersten naiven Elemente eines bürgerlichen Gesellschaftslebens sich auseinanderlegen, auf der andern Seite machen sich schon sociale und politische Spaltungen geltend, wie sich besonders in den mehrmals wiederholten Klagen über die Könige, und in einigen satirischen Bemerkungen gegen das weibliche Geschlecht zeigt. Man hat daraus die Spuren einer späteren Zeit, welche zwischen dem homerischen Staat und der Einführung der republikanischen Verfassungen in der Mitte gelegen, und in der sich bereits politische und sociale Entwickelungskämpfe regten, erkennen wollen, und einer solchen Zwischenperiode des hellenischen Bewußtseins, welche sich durch strenge ethische Organisation einem drohenden Verfall zu entziehen strebt, gehören auch ohne Zweifel die hesiodischen Gesänge an. Die strenge Wahrheit des Lebens erscheint somit als der eigentliche Beruf der hesiodischen Muse, und dies ist auch der Sinn, in welchem Hesiodos, nach seiner eigenen Erzählung im Eingang der Theogonie (V. 1—35) von den Musen zum Dichter geweiht worden ist. Denn als Hesiodos, in einem Thal am Fuße des Helikon, als Schaafhirt die Nacht bei seinen Heerden zugebracht, waren die dort lustwandelnden Musen, nachdem sie sich in der Musenquelle gebadet, zu ihm getreten, und hatten ihn den Gesang der Wahrheit gelehrt. Die unmittelbare Wirklichkeit, der sich Hesiod in seinen „Werken und Tagen“ hingegeben, hat einen so entschieden praktischen Charakter, daß sie auf ihrer hauptsächlichsten Seite als Oekonomie erscheint, und in der Arbeit das ächte Glück

und die wahre Bedeutung des menschlichen Daseins erkennt. Dieser Grundzug der hesiodischen Lebensansicht verräth am entschiedensten den Abschluß der goldenen Zeit, welchen Hesiod dadurch bezeichnet, daß er die Arbeit und den Erwerb in die Mitte des Lebens hineinstellt, und von ihnen alle wahren und beglückenden Gestaltungen des Daseins abhängig macht. Diese Arbeit, deren Lebensregeln Hesiod festzustellen sucht, betrifft besonders den Landbau welchen der Dichter nach der Ordnung der Jahreszeiten in seinen eigenthümlichen Beschäftigungen und Scenerieen vorüberführt. Obwohl Hesiod hier mit vieler idyllischer Anmuth und Einfalt den Ton des ländlichen Gesanges anschlägt, so ist es doch auf die eigentlich poetische Seite der Darstellung dabei gar nicht abgesehen, sondern der praktische Zweck selbst bleibt der vorwaltende, der in der gnomischen und spruchreichen Weise der Behandlung seine genügendste Lösung zu finden scheint. Hesiodos wird daher auch von mehreren alten Kritikern vorzugsweise ein gnomischer Dichter genannt. Ebenso finden sich in seiner Darstellung auch Elemente der Fabel, besonders in der Erzählung vom Habicht und der Nachtigall, worin Quinctilianus den ersten Ursprung des Apologs erkennen will. Dies Gedicht von den „Werken und Tagen" wird übrigens von Vielen nur als Fragment eines größeren Ganzen betrachtet. Einige Kritiker, darunter Twesten, haben den künstlichen Kitt in der Zusammenfügung der einzelnen Bruchstücke erkennen wollen, und danach die verschiedenen sich sondernden Bestandtheile des Gedichts bezeichnet *).

Die dem Hesiodos zugeschriebene Theogonie trägt in ihrer großen Bedeutsamkeit für das mythologische Be-

*) Vgl. A. Twestenii Commentatio critica de Hesiodi carmine, quod inscribitur: Opera et Dies. Kiliae 1845.

wußtſein der Griechen zugleich ein poetiſches Element in ſich, das zuweilen mit einer erhabenen Kraft der Schilderung ſich geltend macht. Es iſt eine Geſchichte der Zeugung und der Kämpfe des Göttergeſchlechts, welche der Dichter hier in kunſtvoller Gliederung und nach beſtimmten leitenden Ideen, die er ſich über den inneren Zuſammenhang der Götterſage gebildet zu haben ſcheint, aufgeſtellt hat. Aus dieſer entſchiedenen individuellen Anſicht des Dichters, welche ſich in der Theogonie durch die bewußtvolle Beherrſchung, Ausſcheidung und Verbindung des vorhandenen mythologiſchen Stoffes geltend macht, ſcheint die Einheit ſeiner Perſon bei dieſer Abfaſſung dieſer Geſänge faſt unabweislich uns entgegenzutreten. Mögen ſie auch, nach der Annahme der Kritik, ihre gegenwärtige Geſtalt, in der wir ſie noch beſitzen, von den Händen ſpäterer Grammatiker empfangen haben, ſo iſt ihr Urſprung doch ohne allen Zweifel in der heſiodiſchen Zeit in einem bewußtvollen Geiſte zu ſuchen, welcher alle theogoniſchen und kosmogoniſchen Ueberlieferungen ſeines Volkes geſichtet, abgewogen und daraus einen Canon zuſammengeſtellt hat, der für das religiöſe Volksbewußtſein entſcheidend und ausſchließlich wurde. Dabei iſt der Dichter jedoch nicht bloß als nüchterner kritiſcher Compilator der Göttermythen verfahren, ſondern er hat ſich ſelbſt mit ſchauendem und ſchaffendem Geiſt gewiſſermaßen in das innerſte Werkthum der göttlichen Zeugungen hineingeſtürzt, und ſeine Anſchauungen, zu dieſem Urquell alles Seins innerlichſt zugelaſſen, ſind darum ſo rieſengroß, ſo urſtark, und zum Theil ſo rauh und wild in ihrem Ausdruck geworden. Dies Gedicht von der Theogonie beginnt mit dem Chaos, welches ſich Heſiod als das lebensvolle Grundweſen aller Exiſtenz gedacht hat, indem er die Erde, die Mutter mit der breiten Bruſt, den Tartaros, welcher

das Prinzip der Tiefe darſtellt, und den Eros, der das bewegende und zuſammenhaltende Prinzip iſt, daraus hervorgehen läßt. Ferner ſteigen aus dem Chaos hervor Erebos, welcher als der Geiſt der Finſterniß ſich über dem Erſchaffenen niederließ, und ſeine Gemahlin, die Nacht, aus deren Umarmungen Aether und Tag geboren wurden. Aus ſich ſelbſt aber erzeugt ferner die Nacht alle jene räthſelhaften und dunkeln Mächte des Daſeins, als da ſind das Geſchick, die Ker, den Tod, den Schlaf, die Träume, den Momos, die Mühſal, die Hesperiden, die Pönen, die Keren, die Nemeſis, den Betrug, die Liebe, das Alter, die Zwietracht u. ſ. w. Der Dichter ſcheint hier von dieſen dynamiſchen Potenzen des menſchlichen Lebens aufzeigen zu wollen, daß ſie gewiſſermaßen den Naturgrund alles Daſeins bilden, indem er ſie aus dem Schooß der Nacht, als deren Kinder, entſtehen läßt. Die Erde dagegen erzeugte ſich aus ſich den geſtirnten Himmel, zu ihrer eigenen Umhüllung und zum Sitz der Götter, dann die weitgeſtreckten Gebirge, den Aufenthalt der Nymphen. Von der Geburt des Pontos wird ausdrücklich bemerkt, daß ihn die Erde ohne den Anreiz der Liebe erzeugt habe. Dagegen geht aus ihrer Umarmung mit dem Himmel die Geburt des Okeanos hervor. Die Liebesvereinigung der Erde mit dem Himmel führt aber darauf noch zu einer ganzen Reihenfolge von Zeugungen, deren bedeutendſte Gebilde die Titanen, die Cyclopen und Hekatoncheiren ſind. In dieſen Dreien ſtellt ſich am ausdrucksvollſten der große mythologiſche Naturprozeß dar, der auf der einen Seite, in den Titanen, das hohe und ewige Gefüge elementariſcher Ordnung veranſchaulicht, während auf der andern Seite die Cyclopen und Hekatoncheiren die lauernde zerſtörende Gewalt bezeichnen, welche in der Schöpfung immer wieder hervorzubrechen und alles Ge-

ſchaffene in die alte Formloſigkeit zurückzuſtürzen ſtrebt. Die weiteren Entwickelungen der Göttergeſchlechter führen ſich mehr im genealogiſchen und erzählenden Stil aus, und wie eine Generation aus der andern als ein neues nothwendiges Glied der großen Weſenkette hervorbricht, ſo iſt es zugleich ein ungeheurer Kampf, durch welchen die eine Generation gegen die andere ſich zu behaupten hat. Das Ungeheuere, das überhaupt eine Lieblingsbezeichnung des Heſiod iſt, bildet den Grundzug aller dieſer Anſchauungen, und läßt einen rieſigen und wilden Eindruck und das ſchauerliche Gefühl von dem urſprünglichen Ringen und Drängen aller geheimnißvollen Mächte des Daſeins zurück.

Auf den Namen des Heſiodos ſind auch die ſeltſamen Bruchſtücke geſchrieben, welche gewöhnlich unter der Bezeichnung Schild des Herakles (Ἀσπὶς Ἡρακλέους) zuſammengefaßt werden. Eine alte, vielleicht der heſiodiſchen Schule angehörige Helden-Genealogie (Ἡρωογονία), ſcheint die erſte Grundlage dieſer Darſtellungen abgegeben zu haben, an welche dann ſpätere Rhapſodieen, wie der Kampf des Herakles mit dem Eyknos, und die darin eingefügte Beſchreibung des herakleiſchen Schildes, geknüpft wurden. Damit ſcheint auch ein eigenthümliches Werk, welches bei den Alten unter dem Namen des Katalogs der Weiber bekannt war, in Verbindung geſtanden zu haben, welcher Katalog vielleicht mit dem andern großen Frauengedicht des Alterthums, den Eöen, eines und daſſelbe geweſen. Dieſe Eöen, auch große Eöen genannt (Μεγάλαι Ἠοῖαι), welche ihre Benennung von den jedes einzelne Stück beginnenden Anfangsworten ἢ οἵη (oder wie) erhalten, waren eine Reihe von Darſtellungen der berühmteſten Heroinen, die aus dem Liebesbunde mit einem Gott einen großen gefeierten Heros zum Sohn empfangen hatten. Die erſten ſechs und funfzig Verſe, welche

dem „Schild des Herakles“ als Eingang dienen, und von der Alkmene handeln, ſcheinen dieſen Göen angehört zu haben, welche, nach Suidas, wiederum nur eine Unterabtheilung des „Katalogs der Weiber“ gebildet haben. Daß man dieſe alten Frauenlobdichtungen mit der heſiodiſchen Poeſie in Verbindung geſetzt hat, kann um ſo mehr befremden, da Heſiod ſich gerade als Weiberfeind bekannt gemacht hatte, und ſeine bitteren Klagen gerade die unnütze Laſt betreffen, welche durch die Weiber, die nur verzehrten, aber nichts durch Arbeit erwerben könnten, der menſchlichen Geſellſchaft aufgebürdet ſei. Indeß wenn auch Heſiod dieſer Weiberfeind aus nationalökonomiſchen Rückſichten geweſen, ſo gehörten doch die Heroinen nothwendig in die Götter- und Heldenſage hinein, welche durch den alten Sänger die normale Beſtimmung ihres Cyclus empfangen, und ſo lag dieſe Aufgabe einer heroiſchen Frauendichtung nahe, die entweder durch Heſiod ſelbſt, oder durch einen Rhapſoden aus ſeiner Schule, gelöſt werden mußte *).

6. Die lyriſche und elegiſche Dichtung der Griechen.

Eine neue Saite des helleniſchen Nationalbewußtſeins und der öffentlichen politiſchen Verhältniſſe dieſes Volkes

*) Vgl. Ottfried Müller, Geſchichte der griechiſchen Literatur I. 135—175, und Fr. Schlegel, Studien des klaſſiſchen Alterthums (Werke III. 202—217). Die neueſte Ausgabe der Werke des Heſiodos iſt: Hesiodi Carmina recens. et comm. instruxit C. Goelling (Gotha 1831, 2. edit. 1842). — Deutſche Ueberſetzung: Heſiod's Werke und Orfeus der Argonaut, von J. H. Voß (Heidelberg 1816).

bezeichnet die lyriſche Poeſie, welche als die Kunſt der ſich ſelbſt beſtimmenden menſchlichen Perſönlichkeit, zu der Zeit in Griechenland auftritt, wo die republikaniſchen Verfaſſungen neue Lebensformen für Staat und Individuum zu gründen beginnen. Die nationale Bedeutung des alten Epos war noch in dem Volksthümlichen als einer dichten und feſten Maſſe aufgegangen, und der Dichter des epiſchen Geſanges ſelbſt zeigte ſich wie überdeckt und verſchüttet von den Wogen ſeines eigenen Liedes, das in ſeiner Alles überwältigenden Objectivität wie ein aus ſich ſelbſt ſich ſpinnendes Gewand ſeiner Zeit erſchien. Der epiſche Geſang war der Geſang der heroiſchen Zeit geweſen, in der es nur eine wahrhafte Individualität gab, welches die heroiſche war, die aber zugleich eine ſo univerſale Bedeutung hatte, daß ſie alle anderen Lebensrichtungen in ſich aufzehrte und in ſich zu einer abſoluten Einheit verwob. Dieſer abſolute und univerſale Charakter der epiſchen Zeiten zertheilte ſich durch den ſcharf ſondernden und ſcheidenden Geiſt, der mit der Entwickelung der republikaniſchen Staatsformen zu herrſchen begann, und dieſe bedeutungsvolle Umwandelung, welche um den Beginn der Olympiadenrechnung das ganze helleniſche Leben betraf, zeigte ſich weſentlich als eine neue Phaſe der geiſtigen Nationalbildung, welche in der Dichtkunſt ſich durch die Form der Lyrik am mächtigſten und ausdrucksreichſten bezeichnete. Der Dichter dieſer neuen lyriſchen Zeiten erſcheint ſelbſt vorzugsweiſe als das aus der Maſſe heraustretende Individuum, als ein Volksrepräſentant, während er im Epos nur ein Volksproduct geweſen. Die Lyrik wird ſomit weſentlich das Organ der politiſchen Freiheit ſelbſt, ſie macht ſich als das innerſte Bewußtſein der öffentlichen, bürgerlichen und individuell menſchlichen Zuſtände ihres Volkes geltend, ſie regt vom Herzen zum

Herzen Stolz, Troſt, Hoffnung und Glauben, Haß gegen Tyrannei und Laſter, Liebe und Muth für die Freiheit, für alles Große und Edele, an. So ſtellt ſich in dieſen neuen Formen des poetiſchen Schaffens der Geiſt eines Zeitalters dar, das ſich in klarer und freier Beſtimmung aller ſeiner Lebenselemente ſelbſtbewußt zu erfaſſen, abzugränzen, und nach geſetzlichen Bewegungen, die aber der Ausdruck des freien Bewußtſeins ſelbſt ſind, zu ordnen ſucht.

Die lyriſche Poeſie der Griechen erſcheint uns zuerſt als *Elegie*, wodurch ſie jedoch nicht eine innere ſpecifiſche Eigenthümlichkeit des Inhalts, ſondern nur diejenige metriſche Form bezeichnet, durch welche ſie ſich von dem Epos characteriſtiſch unterſcheidet, und die in der Verbindung des Hexameters mit dem Pentameter, oder dem Diſtichon beſteht. Dieſer vorzugsweiſe elegiſche Rhythmus, der zuerſt in Jonien zu Kriegsgeſängen gebraucht zu ſein ſcheint, drückt zuvörderſt den Gegenſatz des lyriſchen Gedichts gegen das epiſche auf eine entſcheidende Weiſe aus, denn dem unterſchiedslos dahinrollenden Gang des Hexameters giebt der ihm folgende Pentameter jedesmal einen pointirten Abſchluß, und in dem letztern macht ſich vorzugsweiſe das Weſen der Lyrik geltend, in dem es liegt, eine beſtimmte Spitze des Gefühls und der Geſinnung zu erreichen und hervortreten zu laſſen. Im Hexameter und Pentameter ſcheinen zwei verſchiedene Momente der Anſchauung gegen einander anzuſtreben, die nachdem ſie den dialektiſchen Kampf zwiſchen Hebung und Senkung in weitausgeholten Schwingungen ausgeführt, zuletzt in einem melodiſchen Schlußfall ſich zur Vereinigung neigen und darin einen ſiegreichen Ruhepunkt der ganzen rhythmiſchen Bewegung finden. C. A. Böttiger hat daher den Urſprung des elegiſchen Metrums in dem Gebrauch der lydiſchen Doppelflöte finden wollen, welche

aus einer männlichen und einer weiblichen Flöte bestand, und zuerst bei den Kriegselegieen des Kallinos so angewandt sein soll, daß der Herameter von der männlichen Flöte, der Pentameter dagegen von der weiblichen, begleitet wurde. Indeß scheint die Flöte keineswegs zur ausschließlichen Begleitung der Elegie bestimmt gewesen zu sein, wenigstens nicht in den ersten Zeiten, da diese neue Dichtung anfangs schwerlich auf den musikalischen Vortrag berechnet war. Obwohl die Flöte allerdings auch bei den Alten in kriegerischer Bedeutung erscheint, so kann doch die Elegie, wenn sie auch ursprünglich ein Kriegsgesang gewesen, niemals im Kriege selbst gesungen worden sein, wozu ihre ganze Tonart und ihre metrischen Formen selbst nicht paßten.

Das Distichon oder die Elegie, welche wir ursprünglich als gleichbedeutend annehmen müssen, bezeichnete also dies neue subjective Heraustreten aus dem Epos zuerst ohne eigentliche substantielle Bestimmung des Inhalts. Nur zögernd scheint sich der elegische Dichter von den epischen Formen loslösen zu wollen, indem er noch mit dem einen Fuß darin stehen bleibt, während er mit dem andern schüchtern zu neuen rhythmischen Bewegungen fortgeht. Denn so ist das Distichon als der erste Versuch zur Bildung lyrischer Strophen anzusehen, indem in dieser paarweisen Verschlingung des Herameters und Pentameters schon eine solche lyrische Modulation entsteht, wie sie später in der Ode mannigfaltiger verflochten und künstlicher ausgebildet wurde. Die bestimmte Bedeutung eines Trauergesanges und Klageliedes aber nahm die Elegie erst in späteren Zeiten zu ihrem eigentlichen Inhalt auf. Es scheint aber dabei der Unterschied zwischen der alten Elegie als ἐλεγεῖον, welches blos das Wesen des Distichengedichts ausdrückte, und dem ἔλεγος, welches ein Trauergedicht als solches

ſeinem Inhalt nach bezeichnet, feſtgehalten werden zu müſſen. Der Uebergang zu der auch dem Inhalt nach elegiſchen Bedeutung dieſer Dichtweiſe lag jedoch in der eigenthümlichen Fülle der lyriſchen Subjectivität ſelbſt, die zuerſt in dieſen Formen ihre ganze unendliche Bewegung entfeſſelte. Denn das lyriſche Gedicht, welches das ganze Herz des Menſchen auf der Zunge tragen ſollte, konnte bei den Griechen, dieſem vorzugsweiſe politiſchen Volk, zuerſt dieſe politiſchen und kriegeriſchen Töne anſchlagen, die Elegie konnte, wie bei Kallinos, zuerſt Kriegs- und Staats-Elegie ſein, da dieſes Reich des öffentlichen Lebens zugleich ein innerliches Element und eine Herzensſache für den Hellenen war. Dieſelbe Elegie aber, welche anfangs politiſch tönte, konnte nachher auch ebenſo naturgemäß in denſelben Formen alle Tiefen der innerſten Herzensempfindung durchmeſſen, und zum Ausdruck der Klage und Wehmuth werden, denn das ächte und volle Gefühl, wenn es in ſich alle Töne des Daſeins durchzittern läßt, wird immer auch einen Grundklang wehmüthiger Lebensanſchauung in ſich tragen. —

Als den erſten Dichter, bei dem wir den Gebrauch des elegiſchen Metrums antreffen, haben wir **Kallinos**, den Epheſier, zu nennen, welcher häufig auch für den Erfinder des Diſtichons gilt. Dieſer Dichter, über deſſen Alter verſchiedene Angaben vorliegen, indem ihn Einige ſogar zwiſchen Homer und Heſiod ſetzen wollen, lebte, dem Strabo zufolge, zur Zeit der Zerſtörung von Sardes durch die Cimmerier, welche in das Jahr 634 vor Chriſti Geburt geſetzt werden kann. Das kriegeriſche Herandringen der furchtbaren Cimmerier und Treter, welches beſonders den Landsleuten des Dichters gefahrvolle Unterjochung drohte, und dagegen der aſiatiſch verweichlichte Zuſtand der joniſchen Bevölkerungen, die nicht Lebenskraft mehr genug

zu besitzen schienen, um jenen barbarischen Horden gegenüber sich würdig aufrecht zu erhalten, dieser schmerzliche Gegensatz seiner Zeit war es, welchen Kallinos zum Inhalt seiner Gesänge machte. Auch die Bedrängungen, welche die Ephesier von Magnesia erlitten, scheint sich dieser patriotische Dichter tief zu Herzen genommen zu haben, und in dem von Stobäus aufbewahrten Bruchstück, das aller Wahrscheinlichkeit nach dem Kallinos zugehört, ruft er die Jünglinge seines Volkes auf, sich tapfer zu zeigen, und der eingerissenen Erschlaffung zu widerstehen, denn die Zeiten des Krieges seien für die ganze Welt herangekommen. Die Gedichte des Kallinos scheinen daher vornehmlich darin Schlachtgesänge gewesen zu sein, daß sie zum Kampfe aufzurufen und zu begeistern suchten, und zu dieser Bestimmung seiner Elegie paßt auch wesentlich der hohe heroische Ton, mit dem sich Kallinos noch vorherrschend dem Geist des alten Epos angeschlossen zu haben scheint *).

Eine Fortgestaltung der durch Kallinos begründeten Elegie in demselben Geiste und denselben Formen zeigte sich durch Tyrtäos, dessen Lebensumstände durch den zweiten messenischen Krieg, 684 vor Christi Geburt, bezeichnet werden. Die politische Bedeutung der Poesie erscheint in Tyrtäos in ihrer glänzendsten und machtvollsten Bedeutung, indem dieser Dichter von den Athenern nach Lacedämon zu Hülfe gesandt wurde, um die dort ausgebrochenen innern Staatsconflicte durch die Einwirkung seiner Gesänge zu ordnen und zu beruhigen. Diese innern politischen Zerrüttungen Sparta's bestanden vornehmlich

*) S. Gaisford Poetae minores Graeci, Callin. Vol. I. p. 426. — In's Deutsche übersetzt unter dem Namen des Tyrtäus von Chr. von Stolberg, in seinen Gedichten aus dem Griechischen; und von Franz Passow in dem Pantheon von Busching und Kannegießer (Leipzig 1810) I 1. H., S. 91. flgd.

darin, daß diejenigen Lacedämonier, welche Grundstücke in Messenien besaßen und dieselben durch den neuen Aufstand der Messenier gefährdet sahen, auf eine neue Aeckervertheilung in der Republik, mit drohenden Bewegungen, angetragen hatten. Dies griff in die innersten socialen und ökonomischen Einrichtungen des Staatslebens ein, und Tyrtäos dichtete mit Beziehung darauf eine größere Elegie, welche unter dem Titel Eunomia, die Gesetzlichkeit (auch Politeia, die Verfassung, genannt) berühmt geworden ist, und worin er den Spartanern mit einer hohen Begeisterung von der Größe ihrer eigenen, durch Hülfe der Götter begründeten und durch großartigen Bürgersinn blühend getragenen Verfassung sprach.

Außerdem dichtete Tyrtäos mehrere andere Elegieen, welche in gewaltigen kriegerischen Tönen an die Lacedämonier sich wandten, um ihr Herz zu tapfern und entschlossenen Thaten zu erwecken, durch welche allein sie sich wieder ein würdiges und freies Volksdasein zu erkämpfen vermöchten. Diese Elegieen, deren sich noch drei nebst einigen Bruchstücken uns erhalten haben, dichtete Tyrtäos im ionischen Dialekt, denn wenn er auch, den nicht zu bezweifelnden Berichten nach, ein Athener war, so schien doch dort schon das ionische Culturleben, und mit ihm die Elegie selbst, einen solchen Eingang gefunden zu haben, daß sich Tyrtäos der ionischen Formen dieser Dichtungsart, als schon populair gewordener, bemächtigen konnte. Seine Elegieen scheinen jedoch sofort zu einem spartanischen Geisteseigenthum geworden zu sein, denn die Spartaner eigneten sie sich dergestalt an, daß sie immer bei ihnen gesungen werden mußten, was auf ihren Kriegszügen besonders während der gemeinschaftlichen Abendruhe nach dem Mahle geschah, wo einzelne, mit der Kunst des Vortrages und Gesanges begabte Krieger sich aus der Gesellschaft

erhoben. Wer sich am meisten darin auszeichnete, erhielt eine besondere Belohnung dafür, indem ihm vom Kriegsobersten eine größere Portion Fleisch angewiesen wurde. Mit diesen Elegieen sind jedoch nicht die eigentlichen Kriegslieder des Tyrtäos zu verwechseln, welche in der Schlacht selbst, unter Begleitung der kriegerischen Doppelflöte, gesungen wurden. Diese waren in einem anapästischen Rhythmus, und im dorischen Dialekt gedichtet, ebenso seine Marschlieder (τὰ ἐμβατήρια), die für den Gebrauch der spartanischen Heere besonders bestimmt gewesen *). —

Die Anknüpfung an individuelle Lebenszustände, welche bereits die kriegerische Elegie des Tyrtäos durch ihren Vortrag beim geselligen Mahl gesucht hatte, dehnte sich bald weiter aus, und gab der ganzen Dichtungsform einen neuen und reicheren Inhalt, welcher besonders alle Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit der menschlichen Gemüthszustände in sich aufnahm. Die Gelegenheit, bei welcher die Elegie öffentlich vorgetragen wurde, gehörte zu sehr dem Genuß des Augenblicks an, als daß nicht diese Richtung bald auch zum Inhalt des Gedichts selbst hätte werden sollen, und so traten denn der Wein und die Liebe, als die beiden Hauptmächte des geselligen Mahls, mit allen ihren verlockenden und jauchzenden Lebensklängen, in die Elegie hinüber. Diesen lebensfrohen und genußathmenden Geist scheinen zuerst die Elegieen des Archilochos ausgesprochen zu haben, den wir als Reigenführer des jambischen Gedichts noch in einer andern Bedeutung werden kennen zu lernen haben. Dazu fand sich auch ganz naturgemäß

*) Eine sehr brauchbare Ausgabe ist: Tyrtaei opera quae supersunt omnia ed. C. A. Klotz, Altenburg 1767, mit einer deutschen Uebersetzung von Weiße. — Deutsche Uebersetzungen außerdem von Chr. von Stolberg in den Gedichten aus dem Griechischen, von J. H. Bothe, Berlin 1793, 1794 u. a.

der Gegenſatz von Trauer und Wehmuth zum Inhalt der Elegie ein, denn zum irdiſchen Genuß geſellt ſich immer auch die Klage über die Vergänglichkeit deſſelben, und das Gemüth, dem die Freuden der Gegenwart in raſcher Erſättigung dahinſchwinden, fühlt ſich wehmuthsvoll zu Betrachtungen über den Wechſel des Lebens und zum Rückblick in die Vergangenheit geſtimmt. Dieſen Uebergang der elegiſchen Form zu einem elegiſchen Inhalt ſcheinen zuerſt die Gedichte des Mimnermos, der in Smyrna geboren und um das Jahr 600 vor Chriſtus gelebt hat, ausgedrückt zu haben. Die Elegie des Mimnermos war aber in den ſanften Trauertönen, welche ihren Charakter bilden, auch nicht ganz ohne politiſche Grundlage, denn den Dichter quälte der edle Schmerz um ſein ioniſches Vaterland, das, in immer größerer Entartung begriffen, der Oberherrſchaft der Lydier mehr und mehr verfiel. So ſcheint ihm von dieſer Seite her der Stachel zur Schwermuth und zur Klage über die Leiden und Beſchränkungen des menſchlichen Daſeins gekommen zu ſein, und dieſe Trauer hauchte er in ſo ſüßen und wohllautenden Klängen aus, daß er davon den Beinamen des Ligyaſtaden (λιγυς) empfing. Mimnermos gehörte wahrſcheinlich zu den eigenthümlichen und zartbeſaiteten Geiſtern, welche in den Zeiten, wo die öffentlichen Nationalzuſtände ihre Freiheit und Würde verlieren, ſich ſchmerzbewegt in ihr innerſtes Gefühl zurückziehen, oder, zur Verſcheuchung aller Herzensbangigkeit, an den Liebesſtand des Augenblicks ſich feſthängen. Die alten Kriegestöne der Elegie verſucht auch Mimnermos noch einmal anzuſchlagen, indem er in einem Gedicht, von welchem Pauſanias erzählt hat, die glückliche Schlacht der Smyrnäer gegen Gyges und die Lyder beſang. Damit ſcheint er ſeiner erſchlafften Zeit ein Bild alter hochherziger und tapferer Vergangenheit entgegenhalten zu wollen

der Dichter selbst aber glaubt schwerlich mehr an die Rückkehr jener vergangenen Herrlichkeit seines Volksstammes, sondern er sieht die Zuflucht gegen alle Bedrängnisse der Zeit nur in der Liebe und im Genuß. Seine berühmte Elegie an die Flötenspielerin Nanneo scheint diesen heißen Zwiespalt des Dichtergemüths am glühendsten ausgedrückt zu haben, und wenn dies Gedicht für das erste erotische des Alterthums gilt, so hatte es doch zugleich eben darin seine politische Bedeutung, daß es, von verfallenen nationalen Zuständen und besonders von den unglücklichen Verhältnissen der Vaterstadt des Dichters ausgehend, diese Betrachtung hinüberführt zu der Alles besiegenden Hingebung an die Liebe und an das Glück der Jugend und Schönheit, die frisch genossen werden müßten, ehe das gunstlose Alter Alles mit seinen Runzeln überdecke. Der Dichter selbst ist jedoch bereits ein Greis, als er seine zärtliche Leidenschaft der jungen Flötenspielerin entgegenbringt, und das Glück der Liebe soll seinen kahlen Scheitel nicht mehr bekränzt haben. So tritt denn auch hier derselbe Gegensatz, welcher den Dichter politisch zwischen Vergangenheit und Zukunft bewegt, in die Liebe hinein, wo er als der Gegensatz des Alters und der Jugend, der Schönheit und der Häßlichkeit, sich geltend macht, und je anmuthiger und feuriger die Bilder sind, welche die Phantasie des Dichters von den Liebesfreuden hinzaubert, um so wunderbarer nehmen sie sich auf dem tiefdunkeln melancholischen Schattengrunde aus, auf dem sie stehen *).

Eine reichere und vielfältigere Ausbildung erhielt die

*) Eine besondere Ausgabe von N. Bach: Mimnermi Colophonii carmina quae supersunt (Lipsiae 1826). Deutsch von Chr. Stolberg, in den Gedichten aus dem Griechischen, — von Herder, in den zerstreuten Blättern. — Von A. W. Schlegel, in der Europa Bd. 1. S. 2.

Elegie durch Solon, den großen Geſetzgeber Athens, der (594 v. Chr. Geb.) den erſten Grund zu jener feinen, in gediegener Kraft ſich anmuthsvoll begränzenden Bildung legte, die als die attiſche einen ſo großen Namen im Alterthum erlangt, und durch welche die liebenswürdigſte Blüthe des helleniſchen Geiſtes gezeitigt wird. Die Geſetzgebung Solons gab dem heitern und milden Charakter des Hellenenthums ſeine eigentliche Geſtaltung, und während in dem ſpartaniſchen Leben nur die kriegeriſche Seite des griechiſchen Volksgeiſtes in ſpröden und einſeitigen Formen ſich darſtellte, durchdrang ſich in Athen das kriegeriſche Element zugleich mit dem geiſtigen und künſtleriſchen, und erzeugte daraus dieſe Wunderblume einer glänzenden, jugendlich friſchen und männlich beſonnenen, in ſich ſelbſt geſättigten, allſeitigen Cultur. Als ein wahrer Repräſentant des attiſchen Charakters muß uns Solon ſelbſt erſcheinen, der in ſeinen Gedichten ſowohl wie in ſeiner Geſetzgebung dieſen lebensmuthigen feurigen Geiſt darſtellt, welcher zugleich maaßvolle Formen für ſich gefunden hat, und darin von der ioniſchen Zerfloſſenheit wie von der doriſchen Härte ſich eigenthümlich ſcheidet. Sein ganzes Wirken hatte einen weſentlich politiſchen Grundzug, der auch den Charakter ſeiner Dichtungen bildet, unter denen die kriegeriſche Elegie Salamis, welche ſeiner Jugendzeit angehört, am meiſten berühmt geworden iſt. Die Wiedereroberung von Salamis, in deren Beſitz die Megarer waren, hatte ſich für die Athener zu einem ſo ſchmerzlichen und wunden Punkt gemacht, daß verboten worden war, wieder von ihr zu ſprechen, weil der Staat ſchon ſeine beſten Kräfte bei dieſer Angelegenheit umgeſetzt hatte. Da ſprang eines Tages Solon, im verſtellten Wahnſinn, auf den Stein des Herolds am Platz der Volksverſammlung, mit dem Merkurshute auf dem Kopfe, und ſang mit mäch-

tigen Tönen jene Elegie von der Wiedereroberung der ſchönen Inſel, die einen ſo gewaltigen Eindruck auf das Volk machte, daß man aufbrach, um einen neuen Zug nach Salamis zu unternehmen, welcher auch die Inſel wieder in den Beſitz der Athener brachte. Von dieſer Elegie ſind nur noch acht Verſe erhalten, welche Plutarchus und Diogenes Laertius anführen. Einige andere aufbehaltene Fragmente ſeiner Elegieen zeigen ebenfalls den patriotiſch erglühten Dichter, welcher den öffentlichen Volkszuſtand zum Gegenſtande ſeines Dichtens und Trachtens macht. In einem Fragment ſchildert er beſonders nachdrücklich das Elend der Armen, und den Uebermuth der demokratiſchen Partei, während er in einem andern den Knechtsſinn des atheniſchen Volkes geißelt, das, leichtſinnig ſeine Freiheit wegwerfend, einem Herrn ſeinen Nacken gebeugt und ſich der Tyrannei des Peiſiſtratos untergeordnet habe. So iſt es eine eigentlich politiſche Poeſie, deren Töne Solon in der Elegie angeſchlagen, das Volk anregend, ſtrafend, zur Thatkraft erweckend, aber zugleich geſellt ſich ein eigenthümliches Element ruhiger und weisheitsvoller Betrachtung hinzu, welches den Dichter von einer gewiſſen geſicherten Höhe des Standpunkts herab ſeine Stimme erheben läßt. Dies iſt das gnomiſche Element in der Poeſie Solons (γνῶμαι, Sprüche), weshalb man ihn auch vorzugsweiſe einen gnomiſchen Dichter genannt hat, obwohl ſeine Elegie zwiſchen der gnomiſchen und politiſchen Elegie in der Mitte ſteht. In einigen ſeiner Elegieen ſcheint jedoch dieſe lebensweiſe ethiſche Betrachtung den Grundton gebildet zu haben, wie in der, wo er das menſchliche Leben nach ſieben Stationen, die es durchzumachen habe, charakteriſirt, indem er jeder Periode verſchiedene phyſiſche und geiſtige Eigenthümlichkeiten zuerkennt. Achtzehn Verſe dieſer Elegie hat uns Philo aufbewahrt. So beſitzen wir auch noch mehrere Sprüche

von ihm, welche der Ausdruck einer behaglichen Lebensphiloſophie ſind, indem ſie die gerechte Schranke für den Genuß beſtimmen, ohne ſich in einer allzu rigoroſen Moral abzuſchließen. Viel Sinnreiches enthalten die noch übrig gebliebenen Verſe ſeines Gebets an die Muſen *).

Der gnomiſche Charakter ſcheint beſonders in den Elegieen des Theognis aus Megara (547 vor Chr.) vorherrſchend geweſen zu ſein, wenigſtens tragen die von ihm übrig gebliebenen Bruchſtücke, welche aus 1400 Verſen beſtehen, ausſchließlich dieſe Richtung auf das ethiſch Erwecklichе in ſich. Indeß ſcheint dieſe Sammlung von Sentenzen und Sprüchen (παραινέσεις), welche wir noch von ihm beſitzen, nur Auszüge aus ſeinen größeren Gedichten zu enthalten, welche gerade mit der Abſicht gemacht wurden, ſchlagende Stellen der Lebensweisheit und der Tugendlehre zuſammenzubringen. Indeß laſſen ſich aus einer eindringlichen Combination ſeiner Bruchſtücke auch ſehr eigenthümliche politiſche Beziehungen dieſes Dichters herausfinden, welche ihn weſentlich als einen politiſchen Dichter darſtellen, und die innern Parteiverhältniſſe in ſeinem Vaterlande Megara auf eine merkwürdige Art berühren. In Megara ſcheinen gerade zur Zeit des Dichters große innere Kämpfe zwiſchen dem ariſtokratiſchen und demokratiſchen Element ſtattgefunden zu haben, von welchen auch Theognis, der ein reicher Ariſtokratenſohn geweſen, nicht zu ſeinem Vortheil berührt wurde. Die Reibungen jener beiden Parteielemente in den griechiſchen Staaten fanden gewöhn-

*) Eine beſondere Ausgabe der Soloniſchen Fragmente iſt: Solonis carmina quae supersunt, emend. et annot. instr. N. Bach. Bonn 1825. Deutſche Ueberſetzungen findet man in Chr. v. Stolberg's Gedichten aus dem Griechiſchen; in Fr. Jacobs Tempe, II., S. 95; von A. W. Schlegel, in der Europa, Bd. I., St. 2.

lich ihre augenblickliche Beschwichtigung darin, daß neue Gütervertheilungen vorgenommen wurden, wobei die Vornehmen ihre großen Grundbesitze zerstückeln und in die Hände der Armen übergehen sehen mußten, wozu noch kam, daß auch, zur Verstärkung des demokratischen Gewichts im Staatsleben, eine Menge von Landbauern bei solchen Gelegenheiten mit politischen Rechten in die Stadtgemeinde aufgenommen wurden. Dies waren die Anfänge des sich gestaltenden demokratischen Geistes in Griechenland, der die socialen Erschütterungen, welche sein Aufstreben begleiteten, thatkräftig und schlagfertig durch jene agrarischen Gesetze bewang, die dann so schneidend in den innersten Staatsorganismus eingriffen. Solche Experimente mit der Ausgleichung des Besitzes durch Vertheilung, vor denen die neuere Zeit an denselben Abgründen der Gesellschaft zurückschaudert, vollbrachte man in so früher Zeit mit einer gewissen Sicherheit in den Formen, über die man erstaunen muß, doch erweisen sie sich immer nur als Palliativmittel, die bloß von augenblicklicher Wirkung sein konnten. Indeß scheint doch auch der augenblickliche Effect, welcher für die Gesellschaftsverhältnisse dadurch erreicht wurde, nicht ohne Bedeutung für das Leben des Staats geblieben zu sein, und die alte Demokratie wuchs unter diesen gefährlichen innern Stürmen mächtig heran. Der Dichter Theognis stand in diesen Bewegungen auf der aristokratischen Seite, sein Vermögen war in die Hände der Demokraten gekommen, und er klagt darüber in einem Fragment, daß er nichts mehr behalten habe als das Leben, wie ein Hund der schwimmend Alles von sich geworfen, um nur durch den reißenden Fluß zu kommen. Und indem er den Kranich hört, dessen Ruf zur Bestellung der Saaten auffordert, erinnert er sich wehmuthsvoll dabei seiner blühenden Felder, die nun in fremde Hände gerathen seien. Seine Ba-

erstadt aber anblickend, klagt er gegen seinen Freund Kyrnos (an welchen er alle seine Gedichte gerichtet zu haben scheint), daß man jetzt so viel fremdartige Gestalten dort erblicke, welche man sonst nur auf dem Lande, mit Ziegenfellen am Leibe, bei der Feldarbeit gesehen. „Nun sind — heißt es in diesem Fragment — dies die Guten, o Polypais Sohn, und die, welche vordem edel waren, sind jetzt die Schlechten: wer möchte dies anzuschauen ertragen!" Hier erscheinen noch bei Theognis die Bezeichnungen der Guten und der Schlechten (ἀγαθοί und κακοί) als Ausdruck des gesellschaftlichen Stände-Unterschiedes, indem die Guten die Vornehmen und Adligen, die Schlechten aber die geringen Leute des Volkes waren, während die Kalokagathie erst in einer späteren Zeit des griechischen Lebens die sittliche und geistige Aristokratie anzeigte, welche bei den Hellenen auf eine so bedeutungsvolle Weise die wahre Vornehmheit in die Schönheit und Bildung verlegte. Aus den Fragmenten des Theognis treten uns aber eigenthümliche politische Zustände entgegen, welche mit manchen heutigen modernen eine gewisse Verwandtschaft haben. So klagt der aristokratisch gesinnte Dichter, daß der Reichthum schon den Adel zu verdrängen anfange, Alle wollten in dieser Zeit nur reich werden, und um des Vermögens willen heirathete der Edle die Tochter des Schlechten, und der Schlechte die Tochter des Edlen. Man glaubt hier in der That eine moderne Klage über die Vermischung der Aristokratie durch Bankiierstöchter laut werden zu hören. Der Dichter selbst hat persönliche Ursache, sich über diese Einrichtung zu beschweren, denn seine Geliebte soll von ihren Aeltern genöthigt werden, einem schlechtern Manne, d. h. einem Nichtadeligen, der aber Geld hat, sich hinzugeben. Indeß scheint das Mädchen die aristokratischen Sympathieen ihres Dichters zu theilen, sie will den

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MUNDT.T. FN. 02213/016

„Schlechten“ nicht, der ihr aufgedrungen wird, und verhüllt ſchleicht ſie ſich zu ihrem Dichter, „mit dem leichten Sinne eines kleinen Vögleins *).“ Das Weib und der Dichter erſcheinen hier als die beiden Vertreter des ariſtokratiſchen Elements, welche daſſelbe aufrecht zu erhalten ſuchen. Die meiſten Gedichte des Theognis verrathen zugleich eine beſtimmte Beziehung auf das Symposion, und ſcheinen demnach, wie dies überhaupt der Lebenskreis der Elegie war, in welchem ſie zur Erſcheinung kam, in jenen vertrauten Tiſchgeſellſchaften vorgetragen worden zu ſein, welche bei den Griechen gewiſſermaßen die geſchloſſenen und excluſiven Zirkel der Kalokagathie waren. So deuten auch die Fragmente des Theognis eine ſolche ariſtokratiſche Genoſſenſchaft an, in deren Mitte ſeine Gedichte, mannigfach gefärbt durch die verſchiedenen Perſönlichkeiten des Sympoſions, vorgetragen wurden **).

Als einen gnomiſchen Elegieendichter haben wir hier auch den Philoſophen Xenophanes zu nennen, aus Kolophon (527 vor Chriſtus), welchen wir noch ſpäter als den Stifter der eleatiſchen Denkerſchule zu betrachten haben werden. Ein Fragment von ihm, welches Athenäus aufbewahrt hat, zeigt ihn uns ebenfalls als einen Dichter des Sympoſions, der aber die Freuden des Gelages ſchon bedeutend mit philoſophiſchen Elementen zu temperiren ſucht, indem er auffordert, nicht mehr die alten Dichterfabeln von den Kämpfen der Titanen und Kentauren, ſondern lieber

*) Vergl. Ottfried Müller, Geſchichte der griechiſchen Literatur S. 212—215.

**) Von den Ausgaben des Theognis nennen wir die von Immanuel Bekker (2. Ausg. Berlin 1828) und von F. Th. Welcker (Frankfurt a. M. 1826), in welcher letzteren eine neue Ordnung der Fragmente hergeſtellt iſt. — Deutſch von A. W. Schlegel in der Europa Bd. I., St. 2, und Fr. Jacobs, Tempe, Bd. II.

das Lob der Tugend und guter Thaten zum Gegenstand des Liedes zu machen. So verräth sich schon in den poetischen Fragmenten des Xenophanes ein Zwiespalt des philosophischen Bewußtseins mit den volksthümlichen Vorstellungen und Lebensformen. Er will, daß der Philosoph über Alles gelten solle, und tadelt das Volk, das einen olympischen Sieger mehr feiert als den weisen Mann *).

Zu den gnomischen Dichtern kann man auch Kritias, einen von den dreißig Tyrannen Athens, Pythagoras, aus Samos, dessen goldene Sprüche (χρυσᾶ ἔπη) im elegischen Metrum seine Schüler, besonders Empedokles, gesammelt, und Phocylides, aus Milet, rechnen.

Unter den späteren Dichtern der Elegie müssen wir hier noch Simonides, von Keos (558 vor Christus) anführen, welcher als der Gründer der eigentlichen Trauerelegie betrachtet wird, indem er zuerst entschieden die innere geistige Bedeutung der Elegie festgestellt hat, die seitdem beständig in diesem Sinne der sanften Wehklage um verlornes oder beschränktes Glück erscheint, als dieser Seufzer der Resignation, mit dem das Individuum der allgemeinen Weltordnung, sich mit derselben in der stillen Kraft des Bewußtseins abfindend, gegenübersteht. Der weiche, rührende, innerlichst ergreifende Geist, welchen die Alten an den Poesieen des Simonides hervorgehoben haben, sprach sich vornehmlich auch in der Todtenklage, in der Trauer um die gefallenen Helden, als Inschrift auf Grabern, und in ähnlichen Formen aus. So ist besonders seine Elegie auf die bei Marathon Gefallenen im Alterthum berühmt gewesen. Eine bestimmte Beziehung hatte seine Muse überhaupt zu den Perserkriegen, deren Ereignisse ihm ein viel-

*) S. Xenophanis Colophon. Carm. reliq. expl. et illust. S. Karsten. Bruxell. 1830. — Deutsch von Fr. Passow, Pantheon II. 1.

facher Stoff für das elegische Gedicht geworden. Und hier nahm die Elegie zugleich eine Wendung in das Epigramm hinüber, welche ursprüngliche Verwandtschaft beider Dichtungsarten sich namentlich an den Grabschriften erweist, mit denen vornehmlich Simonides, zur Schmückung der Grabstätten der gefallenen Krieger, beauftragt wurde. Man scheint sich überhaupt diesen Dichter in bedeutenden persönlichen Verhältnissen denken zu müssen, er lebte im vertrauten freundschaftlichen Umgang mit Pittacus und den Pisistratiden, wie auch mit dem spartanischen Könige Pausanias, und mit Hiero I. von Syrakus. So wurde er denn auch als Dichter damit geehrt, daß alle die Staaten, deren Völker gegen die Perser gestritten hatten, ihm den Auftrag ertheilten, ihren Tapferen Denkschriften auf die Gräber zu dichten.

Als eine solche Grabinschrift scheint das Epigramm seinen Ursprung genommen zu haben, und Simonides hatte das eigenthümliche Talent, in der bedeutungsvollen Kürze dieser Form sich mit Glück und Erfolg zu bewegen, indem ihm darin besonders jene großartige und sinnschwere Einsylbigkeit gelang, welche den Charakter dieser Dichtungsart bildet. Dies bewies er vornehmlich in seinem wahrhaft großen Epigramm auf die bei Thermopylä gefallenen Spartaner, welches so lautete: „Fremdling, melde den Lakedämoniern, daß wir hier liegen, ihren Gesetzen gehorsam!“ Einen Gegensatz zu den Grabinschriften bildeten die auf den Weihgeschenken der Götter, deren Simonides ebenfalls viele gedichtet zu haben scheint, und die gleichfalls meistentheils einen Bezug auf die Perserkriege hatten, indem sie einen Dankausdruck des am Leben gebliebenen siegreichen Kriegers gegen die Götter enthielten. In der griechischen Anthologie finden sich mehrere Stücke des Simonides, die Fragmente größerer Elegieen zu sein scheinen, indem sie an

dieser Stelle zugleich das Ansehn von einzelnen, für sich bestehenden Epigrammen haben. Die Natur des Epigramms aber bezeichnet sich schon in diesem seinem Hervorgehen aus der Elegie, mit der es in seinen ersten Anfängen den Inhalt gemein hat, entschieden genug. Es kommt nämlich im Epigramm darauf an, den ganzen Inhalt, auf den es abgesehen ist, so sehr innerlich und äußerlich in einer entschiedenen Spitze zusammenzudrängen, daß darin auf dem kleinsten Punkt die weiteste und umfassendste Bedeutung erschöpfend concentrirt erscheint. Diese eigenthümliche Krystallisation eines an Ausdehnung reichen Inhalts auf den kleinsten aber entscheidendsten Punkt des Ausdrucks und der Anschauung ist das Epigramm, das deshalb auch äußerlich in der begränztesten Form auftreten muß und in wenigen Distichen seinen ganzen Kraftaufwand zu bestreiten hat. Das Epigramm hat darin gewissermaßen einen speculativen Charakter, indem es in die Mitte und Tiefe eines Gegenstandes so scharf und gewaltig einzudringen weiß, daß es gewissermaßen den innersten Begriff desselben hervorlockt und zur Erscheinung bringt. Diese epigrammatische Spitze ist also eigentlich das den Gedanken selbst Herausdrängende, und so beruht die wahrhaft schlagende Wirkung des Epigramms eben darin, daß der Gedanke eines Gegenstandes in der schärfsten und überzeugendsten Form in seine Rechte eingesetzt wird. So sieht man in dem angeführten Epigramm des Simonides auf die gefallenen Helden von Thermopylä die eigentliche und größte Bedeutung dieses Heldentodes ausgesprochen, indem darin die Helden selbst von sich bekennen, daß das höchste Opfer ihres Lebens, welches sie gebracht haben, nur die Erfüllung des Gesetzes ist, welche sie dem Vaterlande schuldig sind. Dies ist die feierliche Demuth des Heldentodes, in der gerade sein höchster Sieg sich darstellt. Man hat oft das

antike Epigramm als ein wesentlich verschiedenes von dem modernen auffassen wollen, in welchem letzteren allerdings diese sogenannte epigrammatische Spitze schärfer und zum Theil mit satirischer Kraft heraustreten zu müssen scheint, während das Epigramm der Alten nicht nothwendig immer auf diesen äußersten schneidenden Punkten der Wirkung sich bewegt, sondern sich auch da schon genug gethan hat, wo es in dem einfachsten schlagendsten Satz den Gedanken zu seinem Abschluß gebracht.

Die Epigramme des Simonides sind fast alle in dem elegischen Metrum gedichtet, und zeigen nur hierunda, wo ein Eigenname dem daktylischen Maaß widerstanden zu haben scheint, trochäische Rhythmen auf *).

Neben Simonides ist noch Antimachos, aus Kolophon, als Dichter gefühlvoller und erotischer Elegieen zu nennen, doch ist seine berühmte Liebeselegie Lyde verloren gegangen. —

---

7. Die satirische und didaktische Dichtung.

Während wir bisher im Epos das mythologische Bewußtsein der Griechen sich gestalten sahen, wodurch eine Nationaldichtung entstanden war, welche auf den feierlichen

*) Eine besondere Ausgabe der Fragmente des Simonides erschien von Schneidewin, Göttingen 1834. — Deutsche Uebersetzungen der Elegie, von Fr. Jacobs, in Wielands attischem Museum IV. 2., von Fr. Passow, im Pantheon; der Epigramme, in Herder's zerstreuten Blättern, Fr. Jacobs Tempe, Chr. v. Stolberg's Gedichten aus dem Griechischen.

Höhen des Volkslebens in abgemessenen Schwingungen sich bewegte; während wir darauf aus dem Epos die Elegie sich bilden sahen, die, zum Theil noch auf dem Grunde der epischen Formen sich entwickelnd, doch schon aus dem mythologischen und heroischen Lebenskreis, aus dem Kreis der Vergangenheit, in den der Gegenwart, in ein gegenwärtiges politisches und individuelles Lebenselement hinübertrat; so kam jetzt noch, fast gleichzeitig mit der Elegie, eine neue Form der Poesie hinzu, welche, auf der dem Epos ganz entgegengesetzten Lebensseite, und ganz unabhängig von allen Formen desselben, gewissermaßen eine neue Schöpfungsreihe in der poetischen Welt der Griechen begann. Dies ist die satirische Dichtung des Archilochos, in der auf dem Lebensgebiet, das sie eigenthümlich behauptet, eine ebenso ursprüngliche Welt der Anschauung und Darstellung ausgeprägt worden zu sein scheint, als im homerischen Epos und in der hesiodischen Götterdichtung. Diese satirische Poesie dringt nun schärfer, als jede frühere, zu den Realitäten des wirklichen Lebens vor, und ergreift diese gerade auf ihren charakteristischen Endpuncten, an den Extremen, denn darin ist sie eben diese satirische Betrachtung der bestehenden Welt, diese unerbittliche Muse, daß keine Illusionen des Scheins für sie gelten, sondern daß sie, alle Gegensätze zwischen Schein und Sein schonungslos herauskehrend, diejenigen Lebensformen als Carikaturen zeichnet, welche mit dem eigensten wahren Sein im Widerspruch stehen. Der Thau, welcher in scharfen Demanttropfen auf den Flügeln dieser satirischen Muse blitzt, ist ein ätzender Saft, welcher auf alle falschen Hüllen und Formen der Welt träufelt, und diejenigen wegfrißt, die das innerste und wahrhafte Sein aller Lebensgestalten entstellen und verkleiden. Das Epigramm, das in seinem Ursprung aus der Elegie auch noch ein episches Element in sich trägt, hat

seine eigentliche Wirkung ebenfalls noch in einer idealen Sphäre, indem es sich bei ihm um die Zurückführung eines Dinges auf seinen Gedanken handelt. Das satirische Gedicht jedoch hat zwar in seiner letzten Wirkung dieselbe ideelle Bedeutung, aber es verweilt länger und ausführlicher bei den Einzelnheiten des wirklichen Lebens, die es zu zergliedern hat, um aus dieser Anatomie der Wirklichkeit die höhere ideale Gestalt des Lebens zu gewinnen.

Die satirische Anschauung war überhaupt ein eigenthümliches Element des griechischen Geistes, das sogar nach manchen Seiten hin mit ihrem religiösen Cultus sich verwachsen zeigte. So gab es eigene Schimpfgottesdienste, wie der des Herakles auf Rhodos, wo der Cultus gerade in den Schmähungen bestand, welche von dem versammelten Volke ohne Maaß und Zahl ausgestoßen wurden. Dasselbe scheint bei gewissen Festen der Demeter, besonders auch bei der mysteriösen Feier derselben in Eleusis, in einer noch ausgedehnteren Weise der Fall gewesen zu sein, indem dort das Volk untereinander sich mit Spott und Schimpf aller Art neckte, und Jeder das Recht hatte, den Andern beliebig zum Gegenstand seines Witzes zu machen. Dieser Volksübermuth, welcher sich an den religiösen Götterdienst selbst anschließt, stellt diese Ausgelassenheit des Bewußtseins dar, welche die Sicherung im Unendlichen, die es sich soeben durch die Erfüllung mit dem göttlichen Gedanken gegeben, gerade durch die muthwilligste Zersetzung alles endlichen Inhalts und Stoffes ausdrückt. Eine solche, zum Theil auch lascive Weltfreiheit, wie sie gerade aus der Mitte und Tiefe des göttlichen Dienstes herausbricht, zeigt sich uns hier auf dem Grunde des alten hellenischen Volkslebens ebenso natürlich erwachsen, wie später im christlichen Mittelalter die Eselsfeste und ähnliche possenhafte und satirische Volksaufzüge der römischen Kirche. Dieses satirische Aeußern

des Volkshumors, wie es bei den Griechen namentlich an den Demeterfesten geschah, hatte den eigenthümlichen Namen des Jambos empfangen, woraus man in mythologischer Vorstellung eine Magd der Demeter, Jambe, gemacht hatte, die durch ihr possenhaftes und neckisches Wesen die Göttin, welche in Schmerzen um ihre geraubte Tochter versunken war, zuerst wieder erheitert hat. So ist denn auch für die satirische Poesie eine mythische Anknüpfung gefunden, welche zugleich die metrische Form dieser Dichtungsweise, die vorzugsweise die jambische ist, bezeichnet.

Archilochos (zwischen 678 und 629 vor Christus zu setzen) war auf der Insel Paros geboren, auf welcher der Dienst der Demeter, ebenso wie in Eleusis, eine besondere Stelle und Bedeutung gefunden hatte, und die Poesie dieses Dichters scheint sich in jeder Beziehung an den heimischen Cultus der Göttin angeschlossen zu haben, wie denn auch ein großer Theil seiner Gedichte auf ihren Dienst und den damit verbundenen des Bacchus sich bezogen haben sollen*). Die eigenthümliche Richtung seiner Poesie aber, die satirische, scheint nur der gesteigerte und geformte Ausdruck derjenigen Volksstimmung gewesen zu sein, welche hier durch die vaterländische Begehung der Demeterfeier sich besonders stark ausgebildet hatte, und an der die archilochische Poesie offenbar ihren natürlichen Grund und Boden gehabt. Es liegt in dieser Poesie gewissermaßen ein Drang der Freiheit, in welchem der menschliche Geist sich jauchzend von allen Schranken der hergebrachten und eingesessenen Rücksichten loszuschütteln sucht, indem er, alles Conventionelle durchbrechend, seine Freiheit eben darin fin-

*) Vgl. Ottfried Müller, Geschichte der griechischen Literatur I. 236.

det, daß er das Schlechte als das Schlechte bezeichnen, und den Schein auf den Schein zurückführen darf. Und wie der Dienst des Bacchus sich mythisch mit dem der Demeter verbunden hat, so scheint auch ein bachantisches Element in diesem Geist der satirischen Anschauung und Dichtung zu wohnen, was im Archilochos mit solcher hinreißenden Gewalt aufgetreten, daß die Gegenstände seiner Satire dadurch gewissermaßen in sich selbst aufgerieben wurden. So wird die Geschichte von der Tochter des Lykambes erzählt, welche, nachdem sie mit dem Dichter verlobt war, ihm jedoch auf Veranlassung ihres Vaters wieder abgesagt hatte, von dem Archilochos deshalb in schneidenden Satiren verfolgt wurde, die so wenig zu verwinden sein mußten, daß sich Vater und Tochter danach erhängten. Die Zügellosigkeit der archilochischen Muse wurde deshalb auch im Alterthume vielfach verklagt und sprüchwörtlich angeführt, aber wir besitzen heut nur noch wenige Fragmente von ihm, welche Athenäus, Clemens von Alexandrien, Stobäus und einige Scholiasten aufbewahrt haben, und die uns von dem geistigen Charakter seiner Dichtungen wenig mehr erkennen lassen.

Der jambische Vers, dessen sich Archilochos eigenthümlich zu seinen Gedichten bediente, entwickelte für diese Poesie der Satire dieselbe charakteristische Kraft der Bezeichnung, wie der Hexameter für das Epos, und das Distichon für der Elegie. Der Jambus hat schon durch seine metrische Eigenschaft, indem er rasch von der Senkung zur Hebung vorschreitet und durch diesen unmittelbaren Uebergang von der Thesis zur Arsis der letzteren einen besonders gewichtigen Ton zuertheilt, eine eigenthümliche Ausdruckskraft, die vornehmlich dieses entschiedene, rücksichtslose, siegesgewisse Vordringen in die Mitte des Lebens hinein anzeigt. Indem sich der jambische Vers in Dipodieen gliedert, deren

drei immer den jambischen Trimeter ausmachen, so erhält dieser Vers dadurch noch ein festeres, kräftig geschlossenes Ansehen, und scheint sich wie mit gepanzerten Gliedern auszustrecken. Die Ausbildung des jambischen Trimeters scheint dem Archilochos vorzugsweise zugeschrieben werden zu müssen, wenn auch jambische Verse schon in älteren Dichtungen, wie in dem sogenannten homerischen Margites, gebraucht wurden. Archilochos hatte auch gleichzeitig den trochäischen Vers angewendet, welcher den dem Jambus entgegengesetzten Charakter des Hinabsteigens hat, worin sich gewissermaßen ein lösender und sanft ausgleichender Rhythmus zu erkennen giebt. Diesem sich ruhiger ausspinnenden Charakter gemäß vollendet er sich auch am liebsten in vier Dipodieen zu dem trochäischen Tetrameter, den Archilochos, nach einigen Fragmenten zu schließen, mehr zum Ausdruck einer gehalteneren, nicht so scharf zu einer bestimmten Pointe hinstrebenden Betrachtung genommen hat, während er den Jambus vorzugsweise zum Organ seiner die Thorheit der Menschen geißelnden Muse machte. Und als jambischer Dichter, mit dieser die bestehende Wirklichkeit an sich ziehenden und meisternden Poesie, hat er diesen hohen Ruhm im Alterthum behauptet, das ihn mit Homer zusammenstellte, und beider Dichter Gedächtniß an Einem Tage zu feiern pflegte.*) —

Unter den Nachfolgern des Archilochos in dieser jambischen Poesie ist zuerst Simonides von Amorgos zu nennen, der sein Zeitgenosse gewesen zu sein scheint, und dessen Satire die eigenthümliche Richtung hatte, daß er

*) Archilochi. Jambographorum principis, reliq. coll. ill. Ign. Liebel, Lips. 1812; neue vermehrte Auflage 1819. — Deutsche Uebersetzungen von Christ. von Stolberg, in den Gedichten aus dem Griechischen, von Herder, in den zerstreuten Blättern, zweite Sammlung, von Fr. Passow, im Pantheon.

darin nicht einzelne Individuen, sondern ganze Stände und Klassen der Gesellschaft angriff, namentlich aber die Frauen, als deren Hasser er sich auf eine nicht sehr sinnreiche Weise zeigte, indem er die verschiedenen schlechten Eigenschaften der Frau ihren besonderen Abstammungen zuwies, je nachdem sie vom Affen stammte, wo sie die Häßliche und Boshafte ist, oder vom Schweine, von dem die Schmutzige herkommt, vom Pferde, von dem die Putzsüchtige.

Die Jamben des **Solon** sind ebenfalls hier anzuführen, welche Aristides der Rhetor und Plutarch in einem Bruchstück uns aufbewahrt haben. Der große Gesetzgeber scheint darin seine politischen Parteikämpfe ausgefochten zu haben, denen er, nach Einrichtung seiner neuen Staatsverfassung, ausgesetzt war. Während er in dem elegischen Versmaaß die allen Lebensconflicten überlegene Stellung des Weisen ausgeprägt hatte, wählte er die Jamben zu seiner Waffe, womit er sich seiner Widersacher auf dem Schauplatz des Tages zu entledigen suchte. Diese satirische Richtung war jedoch bei Solon nur eine Nebenbewegung seines sonst so leidenschaftslosen und ruhig geebneten Charakters. Dagegen war **Hipponax** (540 vor Chr.) ein Jambendichter von dem entschiedensten satirischen Gepräge, und er scheint, wie die meisten satirischen Geister, häßlich und verwachsen gewesen zu sein, was seinen Haß gegen Welt und Menschen, von dem er leidenschaftlich erglühte, noch mehr gestachelt haben soll. Hipponax, den politische Verfolgungen aus seiner Vaterstadt Ephesos getrieben hatten, gab in der eigenthümlichen Stimmung, die ihn deshalb erfüllte, seiner Satire das Pathos der Freiheit und höheren Sittlichkeit. Sein Spott scheint ätzend, schwer treffend und vernichtend gewesen zu sein, und in einem seiner aufbehaltenen Fragmente geißelt er in harten Tönen die Schlemmerei und Verschwendungssucht der kleinasiatischen

Griechen seiner Zeit. Er sucht in seiner Darstellung durchaus den Ton des wirklichen Lebens zu treffen, dem er seine Sprache, und sogar auch den Vers, dessen er sich bediente, charakteristisch anpaßte, indem er statt des letzten Jambus im Trimeter einen Spondeus eintreten ließ, wodurch das ganze Versmaaß seinen Rhythmus verändern und sich einen absichtlich gelähmten, nachlässigen und verzerrten Gang geben mußte, der aber durch das höhnisch Hinterdreinlachende, das er in diesem, auch zuweilen im fünften Fuß auftretenden Spondeus zu erhalten schien, ein noch schärfer bezeichnendes Organ der Satire wurde. Man nannte diese eigenthümlichen Jamben des Hipponax Choliamben oder auch Trimetri Skazontes. Mit Hipponax zusammen wird immer der Jambendichter Ananies genannt, und beide Dichter scheinen fast in einem ähnlichen Verhältniß mit einander gestanden zu haben, wie in der neueren Literatur die französischen Dichter Méry und Barthelémy, da die Werke des Hipponax und Ananies ebenso verschmolzen und untrennbar im Alterthum vorkommen.

Die satirische Poesie muß ihrer Natur nach immer auch ein didaktisches Element in sich tragen, das sie bald hinter ihren Angriffen auf Individualitäten und Verhältnisse verbergen, bald geradezu in unmittelbarer Darstellung hervortreten lassen wird. In dieser Verbindung des Didaktischen und Satirischen geht aber auch eine eigene poetische Gattung hervor, welches der Apolog oder die Thierfabel (auch Ainos genannt) ist. Unter den satirischen Dichtern hat sich Archiloches selbst gerade zu seinen bittersten Wirkungen des Apologs bedient, indem er in der berühmten Fabel vom Fuchs und Adler, die Philostratus von ihm anführt, seinen Hauptangriff auf den Lykambes ausführte. Doch begegnen wir, wie schon früher bemerkt, der Thierfabel bereits in den Hauslehren des Hesiodos. In

dieser Form der Darstellung hat das Thier, zuweilen auch ein anderer lebloser Gegenstand, die Beziehungen der Menschenwelt zu vertreten und auszusprechen. Indem das Thier, seiner eigensten Natur nach unbetheiligt an allen diesen menschlichen Wirren und Conflicten, zur Abspiegelung und Contrastirung derselben gebraucht wird, so entsteht eben durch diesen vielsagenden und ausdrucksvollen Gegensatz ein so schlagendes Bild der Wahrheit, das sich unabweisbar der Anschauung aufdrängt.

Diese eigenthümlichen Gestalten und Verknüpfungen der Fabelwelt scheinen aus einer allmähligen Ueberlieferung von Bildern, Gleichnissen und Sinnsprüchen, welche die Griechen wahrscheinlich auch von den orientalischen Völkern herübergenommen, sich zusammengesetzt zu haben, und so gab es in der griechischen Literatur wohl von älterer Zeit her eine eigenthümliche Fabelüberlieferung, welche vorzugsweise unter dem Namen des Aesop fortgepflanzt und ausgebildet wurde. Die griechische Thierfabel wird deshalb ausschließlich die äsopische Fabel genannt, und die Person des Aesop selbst ist durch spätere Sagen in ein buntes possenhaftes Gewand gehüllt worden, in dem er als eine Art von Eulenspiegel erscheint, der selbst viele sinnreiche Schelmenstreiche gemacht, und auf dessen Namen und Kosten denn Alles geschrieben wurde, was auf diesem Gebiet an Erfindungen und Geschichten sich überlieferte. Diese märchenhaften Sagen über den alten Fabeldichter sind in der Biographie des Aesop, welche dem constantinopolitanischen Mönch Maximus Planudes zugeschrieben wird, zusammengestellt. Nach der Nachricht des Herodot aber hat Aesop um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Chr. Geb., als phrygischer Sklave, gelebt, und empfing von dem Philosophen Jadmon, dem er zuletzt gedient hatte, seine Freiheit. Mit den Fabeln, welche er erzählte, scheint er jedes-

mal bestimmten Ereignissen und Richtungen des wirklichen Lebens, politischen Vorfällen, oder auch ethischen und philosophischen Tendenzen seiner Zeit, entgegengetreten zu sein, und seine Contrastirungen derselben durch das Thierleben üben immer in einfacher und populairer Darstellung eine mächtig überzeugende Wirkung aus. So soll er, nach einer Erzählung des Aristoteles, für einen angeklagten Demagogen öffentlich mit einer Fabel aufgetreten sein, und die Bewohner von Delphi reizte er durch eine solche, die ihre religiösen Vorstellungen beleidigte, dermaßen, daß sie ihn von dem Felsen Hyampe hinabstürzten. Die äsopischen Fabeln scheinen lange nur in mündlicher Ueberlieferung verbreitet gewesen zu sein, und ihre ursprüngliche Abfassung war prosaisch, wie denn Plato erzählt, daß sich Sokrates im Gefängniß damit beschäftigt habe, diesen Fabeln eine metrische Form zu geben. Die erste Sammlung von äsopischen Fabeln scheint die gewesen zu sein, welche Demetrius Phalereus veranstaltete. Unter den andern vielfältigen Sammlungen, welche besonders dem Mittelalter angehören, sind die florentinische, heidelbergische, augsburgische und vatikanische Sammlung als die berühmtesten zu nennen. *) —

8. Die lyrischen Dichterschulen.

Die eigentliche Lyrik der Griechen tritt in einer entschiedenen Verbindung mit dem Element der Musik auf,

*) Eine Hauptausgabe der Fabeln des Aesop ist die von J. G. Schneider, Breslau 1812, welche nach der von Lessing mit Randbemerkungen versehenen Abschrift, die Reiske von dem Augsburger Manuscripte genommen, gearbeitet ist. — Eine deutsche Uebersetzung von J. F. V. Moz, Leipzig 1794.

welche sowohl durch den Gesang als durch die Begleitung der Instrumente ein nothwendiger Bestandtheil des lyrischen Gedichts wird. Die Bedeutung dieser Lyrik, eine innerste Subjectivität auszutönen, sucht sich auch sofort im Reich des Klanges eine bestimmte Form, durch die sie ihren Charakter erschöpfend hinzustellen strebt.

Die Bildungsgeschichte der griechischen Musik selbst hängt daher genau mit der Entwickelung der lyrischen Poesie zusammen, und Terpander der Lesbier, der im siebenten Jahrhundert vor Christus lebte, wird als der Schöpfer der griechischen Musik zugleich zum eigentlichen Begründer des lyrischen Gedichts in seinen wesentlichsten Formen. Terpander erscheint als der musikalische Genius seiner Zeit, welcher die verschiedenen Elemente musikalischer Kunst und Gesanges, wie sie sich unter jeder besonderen griechischen Völkerschaft als eigenthümlicher Ausdruck derselben gebildet hatten, in einem allgemeinen System zusammenfaßte. Indem Terpander durch diese seine musikalische Gesetzgebung alle zerstreuten Tonarten der griechischen Provinzen und Kleinasiens gewissermaßen in einer Einheit sammelte, machte er selbst neue Instrumental-Erfindungen, durch welche er dem musikalischen Ausdruck einen neuen Aufschwung gab. Unter diesen ist besonders die siebensaitige Kithara oder das Heptachord zu nennen.

Das frühere musikalische System, auf welches der ganze griechische Gesang begründet gewesen, war das des Tetrachord, oder der viersaitigen Kithar, welcher Terpander noch drei Saiten hinzufügte, wie er selbst in zwei von ihm aufbewahrten Versen (bei Euclides Introduct. Harmon. p. 19) sagt: „Wir, die wir den viertönigen Gesang verschmäht haben, werden nun zu der siebensaitigen Phorminx neue Hymnen anstimmen.“ Besonders aber in dem musikalischen Sparta, in welchem das ganze Leben nach bestimmten

Taktmaaßen sich regeln und gliedern mußte, übte Terpander dadurch eine eigenthümliche und öffentliche Wirkung seines musikalischen Geistes aus, daß er die spartanischen Gesetze in bestimmte Tonweisen (νόμοι) brachte. So wird die Musik hier zu einem organischen Ausdruck des öffentlichen Staatslebens selbst, und wie sie sich dadurch als eine Kunst erweist, welche die ganze Bewegungskraft eines Volksdaseins in sich schließen und umspannen kann, so muß sie auch für diejenige individuelle Offenbarung der Persönlichkeit, welche vorzugsweise die Lyrik ist, den eigentlichen schöpferischen Grund und Boden abgeben können.

Von den eigenen Compositionen und Dichtungen Terpander's sind nur sehr unbestimmte Vorstellungen übrig geblieben. Er soll zu Hexametern musikalische Noten geschrieben, und besonders einzelne Stücke aus dem Homer für den musikalischen Vortrag auf der Cither gewissermaßen componirt haben, für welches Instrument er auch eigene Hymnen, schwerlich aber bloß im hexametrischen Maaße, gedichtet zu haben scheint. Doch setzte sich seine Wirksamkeit in den lyrischen Dichterschulen Griechenlands in blühenden Entwickelungen fort, und dies geschah nach zwei Seiten hin besonders durch die aeolischen und durch die dorischen Lyriker, in denen die beiden Hauptstilarten der lyrischen Kunst bei den Griechen sich darstellen.

Die aeolische Dichterschule, welche vornehmlich auf der Insel Lesbos in dem Dialekt des aeolischen Stammes ihre Ausbildung erhielt, zeigte sich vorzugsweise als die Lyrik des Individuums, das darin den Kreis seines eigensten persönlichen Thuns und Leidens beschreibt, und sie war darum auch für den Vortrag des einzelnen Dichters, zur Begleitung des Saiteninstruments, bestimmt, während dagegen die dorische Lyrik, in Stoff und Form aus der individuellen Begränzung herausgehend, und an

die öffentlichen und politischen Verhältnisse des Lebens sich anschließend, mehr für den Vortrag durch Chöre sich berechnete und darin ihre allgemeinere volksthümliche Bestimmung geltend machte.

Unter den aeolischen Lyrikern, welche in diesem alterthümlichen, gefühlsinnigen und naturvollen Dialekt ihre Lieder sangen, ist zuerst Alkäos, in Mitylene auf der Insel Lesbos geboren (611 vor Chr.), zu nennen. In ihm scheint sich eine gewaltige dichterische Individualität, im Kampf mit den politischen Parteiverhältnissen seiner Zeit und seines Vaterlandes, ausgesprochen zu haben. Zur aristokratischen Partei gehörend, war der Dichter mit seinem Bruder aus Mitylene vertrieben, und zu einem umherschweifenden Leben genöthigt worden. Eine der bedeutendsten Oden, welche wir von Alkäos noch theilweise besitzen, dichtete er in schwungvollen Bildern gegen Myrsilos, als derselbe eine tyrannische Einzelherrschaft in Mitylene an sich zu reißen strebte. Diese Ode enthält die berühmte Vergleichung des Staats mit einem Schiff, das, von den Brandungen des Meeres ergriffen, schon seine Seegel den Winden preisgegeben sieht, und von den hereindringenden Wellen erfüllt wird. Bekannt ist die Nachbildung dieser Ode durch Horaz (O navis referent —).

Der Dichter scheint also zunächst seine einseitige politische Stellung, dies Pathos der Aristokratie, in seinen Oden ausgeprägt zu haben, dann gab er sich aber auch den Freuden des Bacchus und dem ganzen Behagen des Genusses hin, in welchem letztern ihn selbst nicht der Umstand gestört hat, daß er, wie er selbst in einem Liede erzählt, in einer Schlacht mit den Athenern seine Waffen weggeworfen habe. Das eigenthümliche aeolische Naturell, das bei allen tiefen leidenschaftlichen Bewegungen doch zugleich wieder einer feinbegränzten Harmonie zustrebt, sucht in Al-

käos seine schönsten Rhythmen festzustellen. Demgemäß erhält hier die Poesie durchaus einen strophischen Charakter, und in diesem strophischen Gedicht (μέλος) fügen sich in feinster Abmessung und im gewogensten Takt die Melodieen des Geistes zu einer Gestaltung zusammen. Die metrische Form, welche sich Alkäos für seine Oden erfunden und die nach ihm den Namen behalten hat, erscheint als ein ausdrucksvolles Organ, das diese mannigfachen Bewegungen des individuellen Gefühls, dies sich Ausbreiten und sich Wiederzusammenfassen der Empfindung, auf das Wirksamste zu einer Einheit gestaltet.

Die Alkäische Ode hat in dieser Verbindung der jambischen und daktylischen Maaße, welche ihr eigen ist, das Charaktervolle, kühn Anstrebende und darum vorzugsweise Männliche in ihrem Ausdruck, während dagegen die Ode seiner Freundin und Geliebten, der Dichterin Sappho, die in ihren metrischen Formen den entgegengesetzten Charakter des sanft Hinabgleitenden, in Betrachtung, Sehnsucht und Resignation sich Hingebenden hat, als die Offenbarung des weiblichen Prinzips in der Kunstform angesehen werden kann.

Diese Sappho, welche Alkäos seine „veilchenlockige, hehre, süßlächelnde Sappho" nennt, ebenfalls auf Lesbos geboren (um 610 v. Chr.), hat als Dichterin glühender Liebesneigung einen vielgefeierten Namen im Alterthum, der jedoch auch manchen Schmähungen und Neckereien von der sittlichen Seite her unterlag, wozu zum Theil die freiere Stellung, welche das weibliche Geschlecht auf Lesbos sowohl im geselligen als im geistigen Heraustreten genossen, beigetragen zu haben scheint.

Das eigenthümliche Frauenleben auf Lesbos, das von dem in den andern griechischen Staaten entschieden abwich, hatte sich in einem besonderen Bund der Frauen und Mäd-

chen organisirt, welcher ohne Zweifel seine Mysterien hatte, und eine Art von Freimaurerloge des weiblichen Geschlechts darstellte, in der es an geistigen und künstlerischen Zwecken, an Liedertafeln, an poetischen und musikalischen Wettkämpfen und Uebungen, nicht gefehlt zu haben scheint. Sappho und einige ihrer congenialen Genossinnen, die in ihren Liedern öfter genannt werden, mögen die Leiter und Beweger dieses Bundes gewesen sein, der nicht innerhalb der Gränzen einer idealen Mädchenfreundschaft verblieb, sondern, wie aus mehreren Bruchstücken der Sappho selbst hervorgeht, in den sinnlichsten Formen der Zärtlichkeit und Leidenschaft entbrannte.

Diese vielbesprochene lesbische Frauenliebe scheint aber selbst in ihren sinnlichsten Ausartungen keine der öffentlichen Volkssittlichkeit geradezu widersprechende Leidenschaft gewesen zu sein, da Sappho, namentlich in dem von Longin aufbewahrten großen Fragment, mit einer solchen offenherzigen Entzückung von der Körperlust, die ihr das von ihr geliebte Mädchen verursachte, dichten und sagen konnte. Die lesbische Dichterin scheint jedoch nicht mit der spätern Sappho von Ereſſos zu verwechseln, welche in der Liebesverzweiflung über den Phaon sich vom leukadischen Felsen in das Meer stürzte. *)

Die andern, aus dem lesbischen Liebes- und Liedesbund hervorgegangenen Dichterinnen sind: Erinna, welche ein Gedicht: der Spinnrocken, in dreihundert Hexametern schrieb, worin sie die Leiden ihres jungen, vom harten Sinn der Mutter beschränkten und an die Spindel verwiesenen Lebens ausgeklagt zu haben scheint; ferner Myrtis,

*) Eine Ausgabe der vom Alkäos übrig gebliebenen Fragmente besorgte A. Matthiä (Leipzig 1827), der Fragmente der Sappho Ch. A. Neue (Berlin 1827).

aus Anthedon in Böotien, und Corinna aus Tanagra, welche beide die Lehrerinnen des Pindar gewesen.

Als ein Geistesverwandter dieser Lyrik ist hier auch Anakreon zu nennen, obwohl er ein Jonier war, aus Teos gebürtig (559—474 v. Chr.). Es ist merkwürdig, daß auch dieser lyrische Dichter ein Aristokrat gewesen, denn er lebte am Hofe des Polykrates, des Tyrannen von Samos, dann war er dem Tyrannenhause des Hipparches, des damaligen Beherrschers von Athen, mit seiner Person und seiner Muse zugesellt, und half die aristokratischen Herrlichkeiten und Festgelage mit seinen Liedern feiern. Der ionische Leichtsinn bildet den Hauptcharakter der Gesänge des Anakreon, und seine eigentliche Muse ist der Augenblick, in dessen Genuß er allen Werth des Daseins, ohne tiefe Ergreifung irgend einer Lebensform, sondern mit flüchtigem Tändeln der Minne hineinlegt. Dazu ist der Dichter schon alt und ergraut, indem er sich diese Kränze der Sinnlichkeit um sein Haupt hängt, und den Freuden des Weins, der Knaben- und der Mädchenliebe, nachtaumelnd, stellt er, ohne Sorgen über diesen Gegensatz, aber auch ohne alle sittliche Würde, diese anmuthige Zersatterung der Existenz dar. Das eigenthümliche Versmaaß, dessen er sich namentlich zu seinen erotischen Gesängen bediente, und das seine Grundmessung in dem Jonicus a majore hat, scheint den taumelnden, tänzelnden und lallenden Charakter dieser Muse sehr bezeichnend auszudrücken.

Diese Weise der Poesie, den Lebensgenuß zu singen, und sich mit den Freuden des Augenblicks zu bekränzen, ist durch Anakreon gewissermaßen typisch geworden, und so haben sich viele Lieder, die in seinem Geist und seiner Form gedichtet, auch unter seinen Namen reihen müssen, wie die uns noch vorhandene Sammlung anakreontischer Gesänge, welche Constantin Cephalas im zehnten Jahrhundert ver-

anhaltete, in ihrer Mischung von Aechtem und Unächtem zeigt *).

Die anakreontische Gattung gehört theilweise einer Form des Gesanges an, welche in Griechenland bei allen Stämmen die meiste volksthümliche Verbreitung gefunden, und die als ein frisches Gewächs des Augenblicks aus der ganzen hellenischen Lebensweise hervorging. Dies ist die Skolienpoesie der Griechen, welche dem geselligen Mahl entsprang, eine Blüthe des Weins und der Liebe.

Die Skolien waren in ihrer eigentlichsten Bedeutung Trinklieder, oder vielmehr Gesellschaftslieder, die jedoch nicht im Chor von Allen gesungen wurden, sondern Einzelne, des Gesanges mächtige, wurden dazu aufgefordert, und dazu die Lyra oder ein Myrtenzweig an der Tafel herumgegeben.

Das Aeolische Melos scheint seinen Rhythmen nach die Grundlage zu diesen Skolien abgegeben zu haben, welche auch besonders von den Lesbiern vielfach gesungen wurden. Als Thema der Skolien erscheint sehr oft der Spruch irgend eines Weisen, der mit lebendiger Anwendung auf den Moment aufgefaßt und in der fröhlichen Stimmung desselben verarbeitet wird, so daß dieser Dichtung im behaglichen Ergreifen des nächsten Lebenszweckes auch ein tieferes Element der Weltbetrachtung nicht gebricht.

*) Eine gute Ausgabe des Anakreon, zugleich mit den Fragmenten der Sappho und Erinna besorgte G. A. Möbius (Gotha 1826). Die Gedichte des Anakreon allein gab Th. Bergk (Leipzig 1835) heraus, und Mehlhorn (Glogau 1825). — Deutsche Uebersetzungen: von K. W. Ramler, mit den noch übrigen Oden der Sappho, gesammelt von G. L. Spalding (Berlin 1801). — Die neueste, mit den Liedern der Sappho und dem Originaltext, von N. J. L. Samson von Himmelstiern (Riga 1826).

Die dorische Dichterschule mußte durch den Zusammenhang mit großen öffentlichen Lebens- und Staats-Ereignissen, der ihr eigenthümliches Element ist, auch in großartigeren, besonders starken und kraftvollen Formen sich entwickeln. Das musikalische Element dieser Schule wurde zuerst, wie bei den aeolischen Lyrikern, durch Terpander bestimmt, nachher aber durch Thaletas, der die Tanzkunst genau mit der Musik und Dichtkunst verschmolz, und dadurch den eigentlichen Grund zu dem vielseitig lebendigen und plastisch ausgebildeten Chorvortrag legte, welcher vorzugsweise den Charakter der dorischen Lyrik ausmacht.

Diesen dorischen Chorgesang scheint zuerst Alkman in eigenthümlich poetischen, schwungreichen und künstlich verflochtenen Formen ausgebildet zu haben. Dieser Dichter war aus Sardes gebürtig (672), hatte sich aber in Sparta einheimisch gemacht, das zu jener Zeit noch so reich an poetischen Keimen und volksthümlichen Gesangselementen war, daß der Dichter an das, was er dort vorfand, mit seinen Chorliedern anknüpfen konnte. Besonders dichtete er Chorgesänge für Jungfrauen, welche Lieder vorzugsweise den Namen der Parthenien führten, und die zuweilen auch aus einem Wechselgesang zwischen den Jungfrauen und dem Dichter selbst, der als Chorführer und Chorlehrer sich in ihrer Mitte befand, bestanden zu haben scheinen. Außerdem dichtete er Hymnen, gottesdienstliche Gesänge, Hymenäen und Liebeslieder, welche von Jünglingschören ausgeführt wurden. Nach ihm sind Stesichoros, Arion, Ibykos, Bakchylides, Lasos von Hermione, als Fortbildner des dorischen Chorgesanges zu nennen. Auch ist Simonides von Keos, den wir früher als Dichter der Elegie und des Epigramms erwähnt haben, mit seinen im reichsten Rhythmenwechsel für öffentliche politische und religiöse Gelegenheiten gedichteten Chorgesängen hier anzuführen

Als vollendeter Genius der doriſchen Schule muß uns dagegen Pindaros erſcheinen, der (522 v. Chr. geboren) die reifſte und ſtärkſte Lebensblüthe des griechiſchen Volkes in ſich getragen, und in welchem die glänzendſte Epoche der griechiſchen Geſchichte gewiſſermaßen ihren Dichter gefunden. In ihm ſchließen ſich die aeoliſch-doriſchen Dichtungselemente Griechenlands als in ihrer höchſten Spitze ab, und zugleich ſind es die höchſten Begebenheiten und öffentlichen Formen des helleniſchen Nationallebens, in denen die Muſe Pindar's ſich ihre eigenthümlichen Kreiſe gezogen. Die Gedichte des Pindar ſind nationale Gelegenheitsgeſänge zu nennen, die, in einem heroiſchen und epiſchen Ton gedichtet, von Sängerchören ausgeführt und mit mimiſcher Tanzdarſtellung begleitet wurden.

Dieſe Poeſie entſprang keineswegs aus der inneren Begeiſterung des Dichters allein, denn da ihr Gegenſtand der in den öffentlichen Nationalſpielen gekrönte Sieger war, ſo wurde die Verherrlichung deſſelben in der Regel zum Thema einer Preisaufgabe für die Dichter, die entweder von vornehmen Freunden und Gönnern der Sieger, oder vom Staat ſelbſt, beſtellt und reichlich belohnt wurden. Namentlich wird die Pindariſche Muſe in dieſer Beziehung durchaus nicht von eigennützigen Geldtendenzen freigeſprochen, aber dies beeinträchtigte das großartige Bewußtſein dieſes Dichters keineswegs in ſeiner Schaffensfreiheit, ſondern er verſenkte vielmehr jede Beſtellung ſofort tief in den allgemeinen nationalen Grund, durch den und in dem unter dieſem Volke Alles poetiſch gemacht werden mußte.

Dieſe große Einheit des antiken Nationallebens, in der alle Einzelthätigkeiten und individuellen Beſtimmungen in einen Alles bindenden und vereinigenden Zuſammenhang eintreten, bethätigt ſich gerade an dieſer erhabenen Gelegenheitspoeſie, die, weil ſie im Nationalen wurzelte, darum

auch nicht aus dem ächt Dichterischen herausfallen konnte, wie dies die Oden Pindar's in edelster und kraftvollster Weise darthun.

So sehen wir ihn Aufträge zur Poesie von den Königen und Vornehmen seiner Zeit empfangen, besonders von Hieron von Syrakus und Theron von Agrigent, von Amyntas von Macedonien und Arkesilaos König von Kyrene, sowie auch vielfach von den freien Städten Griechenlands. Aber er blieb dabei in Gesinnung und Verhältniß der freie unabhängige Dichter, der nur seinem eigenen Genius gehorchte und dessen Maaß erfüllte, indem er den Bestellungen der Großen und der Behörden sich unterzog. Diese Bestellungen hatten dann ihre nächste nationale Veranlassung in den vier großen hellenischen Spielen, den Olympien, Pythien, Nemeen, Isthmien, bei denen der Sieg der Wettkämpfer zugleich als ein Sieg seines ganzen Stammes, den er vertrat, angesehen und gefeiert wurde. Denn es handelte sich bei diesen Kampfspielen um die höchsten Nationaltugenden des griechischen Volkes, um den Sieg durch die Kraft und Vollkommenheit eines idealisch ausgebildeten Körpers, oder durch die Vemeisterung des Rosses, oder auch durch die Kunst, ein musikalisches Instrument zu spielen. Der Sieg darin hatte dann mit dem nationalen zugleich einen religiösen Charakter, indem die Feier desselben in Prozessionen zu den Altären der Götter und durch Opfermahle begangen wurde, zugleich aber auch mit einem genußreichen, schäumenden Festgelage sich verband.

Alle diese verschiedenen Töne einer großen heiligen Nationalfeier hatte dann der Dichter in seinem Epinikion zu einer Einheit zusammenzufassen, und dies Epinikion, das entweder bei dem Festzug zu den Altären, oder bei dem die Feier beschließenden Freudengelag gesungen wurde, brachte in der von ihm geforderten Mannigfaltigkeit des Ausdrucks

die ganze Bedeutung des Tages ins Bewußtsein, indem es bald in hoher geistiger Würde, von dem erhabenen Standpunct des Nationalfestes aus, bald in persönlich heiterm Ergehen, in der überfließenden Lust des Augenblicks sich ausspricht.

Diese Epinikien (ἐπινίκια ἄσματα) sind es, welche uns vorzugsweise von der Poesie des Pindar übrig geblieben, und worin wir zugleich die ansehnlichsten Massen der griechischen Lyrik überhaupt, die sonst nach allen Seiten hin nur in einzelnen Splittern und Trümmern für uns vorliegt, besitzen. Pindar behauptet aber seinen eigenthümlichen Charakter als Siegessänger darin, daß er durchweg das individuelle Moment des einzelnen Siegers zu einem allgemeinen und idealen zu erheben sucht, indem er das Individuum selbst, dem das Glück des Sieges zu Theil geworden, dadurch gewissermaßen als den idealen Menschen seines ganzen Stammes und Vaterlandes betrachtet, und im Glanz des gegenwärtigen Ereignisses nur einen symbolischen Ausdruck für Würde, Schönheit und Verdienst eines ganzen Lebens, einer geschichtlichen Totalität, zu finden und festzustellen strebt. Daran knüpfen sich denn auch didaktische und ethische Elemente in dieser Siegesdichtung an. Der Dichter verlangt von seinem hohen idealen Standpunct, den er hier eingenommen hat, daß das menschliche Dasein sich zu einem edlen, im Maaß der Weisheit abgegränzten, in Liebe und Anbetung zu den Göttern sicher wurzelnden Ganzen abschließen und zusammenfassen solle.

Der göttliche Grund, der allem Glück und Sieg des Lebens als eigentlicher Urheber innewohnt, ist es dann auch, zu dem der Dichter vorzugsweise gern den Flug seiner Betrachtung erhebt, indem er sein Lob des Siegers auf den Gott, dem sein Geschlecht angehört oder der in besonderer Beziehung zu den stattgefundenen Wettkämpfen steht, zurückführt und dadurch beschränkt, aber auch zugleich auf eine

tiefere Grundlage erhebt. Darin entwickelt sich zugleich das mythische Element in Pindar's Gesang, das oft eine breite und sich weitverspinnende Ausführung von ihm erhält.

In seinen rhythmischen Formen tritt dieser Dichter durchaus charaktervoll und nach der mannigfaltigen Bestimmung seines jedesmaligen Gegenstandes auf. Seine Rhythmen mischen sich größtentheils aus daktylischen Reihen und trochäischen Dipodieen, behaupten aber in dem Gang und der Zusammenstellung derselben die größte Freiheit und Beweglichkeit, für welche der Dichter lediglich aus seinem Innern und nach den Gränzen seines Themas sich das Maaß bestimmt. Ihre Eintheilung in Strophe, Antistrophe und Epode deutet auf den äußern Vortrag hin, welchen diese Oden durch Gesang- und Tanz-Aufführung erhielten. Der dichterische Ton des Pindar wird am besten durch die einfachen und schlagenden Worte des Quinctilian (Inst. Orat. X. 1. 6.) charakterisirt: „Unter den neun Lyrikern ist Pindar der Erste, durch die feierliche Pracht seines Geistes, durch seine Sentenzen, seine Redebilder, durch die herrlichste Fülle von Gedanken und Worten, und gewissermaßen durch den Strom seiner Beredsamkeit." Man hat seine Epinikien nach dem Orte der besungenen Kampfspiele in vier Abtheilungen gebracht, so daß wir von ihm 14 olympische, 12 pythische, 11 nemeische und 8 isthmische Oden besitzen *).

*) Die berühmte Ausgabe von A. Böckh, welche für die kritische Bearbeitung des pindarischen Textes eine neue Epoche begonnen, erschien: Leipzig 1811—1821, 2 Bände in 4 Abtheilungen, zugleich mit lateinischer Uebersetzung, Commentar und Abhandlung über Pindar's Versmaaße. Teutsche Uebersetzungen: von J. H. Voike (Berlin 1808, 2 Thle.); von Fr. Thiersch, bei seiner Ausgabe des Textes (Leipzig 1820. 2 Bde.). Einzelne Oden: J. H. Voß, im deutschen Museum. Jan. 1778; von W. v. Humboldt, in der teutschen Monatsschrift 1795.

9. Die griechische Tragödie.

Im griechischen Drama erscheint uns der Gipfelpunct der antiken Kunstbildung, und die alte Weltanschauung überhaupt tritt in demselben, namentlich in der Tragödie, zu ihrer geistigen Höhe heraus. Der Mythus, nachdem er die objective Unmittelbarkeit des Epos verlassen und in der Lyrik den Durchgang durch die warme individuelle Menschenbrust genommen, wird in der Tragödie an das Licht des wirklichen Lebens hinausgebracht, und erfährt darin zugleich seinen ersten Vergeistigungsprozeß, indem er zum Theil vor den Augen des ganzen Volkes dieselbe Auflösung des mythischen Bewußtseins vorbereitet und vollbringt, welche geheimnißvoll in den Mysterien arbeitet.

Besonders ist es der zweite der griechischen Tragiker, Sophokles, der am meisten den idealen Standpunct der griechischen Tragödie ausprägt und den antiken Mythus in ein geistiges Element hinüber verschweben und verdämmern läßt, während der erste, Aeschylos, noch mehr im Ausdruck der starken mythischen Urformen sich zu halten strebt, der dritte aber, Euripides, die Auflösung der mythischen Welt gewissermaßen als vollzogen betrachtet und darum schon bürgerliche Lebenstöne in die Tragödie mischt.

Die Feste des Gottes, welcher als der eigentliche Culturbringer der Griechen und als die lösende und vollendende Macht ihres nationalen Geisteslebens erscheint, des Dionysos, gaben auch die Veranlassung zur Entstehung der griechischen Tragödie, die zuerst aus den beim dionysischen Cultus vorgetragenen chorischen Gesängen hervorging, und von dem am Altar geschlachteten Bock (τράγος) ihren Na-

men empfing. Der Inhalt dieser eigenthümlichen Poesie, die sich bald zu einem selbständigen Formen-Organismus hervorbildet, ist wesentlich die antike Schicksalsidee, welche überhaupt den geistigen Höhepunct im Leben des Alterthums abgiebt, und darum auch in der höchsten Form der antiken Kunst, in der Tragödie, zu dem eigentlich gestaltenden Princip wird.

Dies antike Schicksal ist die Spitze des Verhältnisses zwischen der Macht der Götter und dem Leben des menschlichen Individuums, und darum wird es zum Inhalt der Tragödie, welche den Lebenskampf der Größten und Stärksten des Menschengeschlechts, der Heroen, veranschaulicht. Weil die Götter selbst aber diese ganze und große Zerschmetterung des zeitlichen Daseins verhängt haben, so muß auch in dieser zeitlichen Zerschmetterung selbst die wahre göttliche Verklärung des Menschen sich darstellen, denn das Werk der Götter muß immer wieder zu etwas Göttlichem hinführen, und dies ist die hohe göttliche Glorie der antiken Schicksalstragödie.

Das Individuum erscheint darin durchaus in der Gewalt der Götter und von derselben hingenommen, und indem es unweigerlich erfüllen muß, was in dieser höheren Nothwendigkeit seines Daseins ihm vorgezeichnet ist, erfährt es diesen innersten Bruch seiner ganzen Existenz, welcher den Begriff des wahrhaft Tragischen ausmacht, und worin das Ringen des Menschlichen mit dem Göttlichen, und der daraus hervorgehende Sieg der ewigen göttlichen Lebensidee, die sich im Sturz des Menschlichen verwirklicht, als die eigentliche Handlung erscheint.

Das Tragische beginnt eigentlich mit dem Eintritt des Menschen in die Geschichte, wo das wirkliche Leben seine innersten Gegensätze gegen einander herauskehrt, und das ganze Dasein in einen Kampf um seine höhere und wahre

Entwickelung tritt. So gestaltet sich auch die Tragödie in Griechenland gerade zur Zeit des beginnenden historischen Lebens der Hellenen und als die wahre Blüthe desselben.

Das mythische Leben will in das geschichtliche übergehen, und diesen Entwickelungsmoment bezeichnet die griechische Tragödie mit ihren die Lebenskämpfe des Individuums verherrlichenden Darstellungen. Das Individuum trägt aber in der antiken Tragödie nicht sein Schicksal in sich selbst, wie im modernen Drama, wo das Schicksal in den Menschen selbst hinabgestiegen und nicht anders als in den innersten individuellen Gründen und Conflicten seines Daseins waltet.

In der alten Tragödie ist das Schicksal eine eigenthümliche Maschinerie der Götter, welche sie gewissermaßen von außen her über das Individuum ausspannen. Der ringende und kämpfende Mensch muß in das göttliche Netz fallen, welches auf seinen Wegen lauert, und dies ist das Fatum des antiken Lebens selbst, das in seiner bindenden Nothwendigkeit gewissermaßen noch etwas Elementarisches in sich trägt, und eine Schwere des Naturstoffes, welche weder Gott noch Mensch hier überwinden können.

Die Geschichte der griechischen Tragödie knüpft sich zuerst an die Namen Epigenes, Thespis und Phrynichos, welche die ersten dramatischen Darstellungen in Griechenland versuchten. In ihren Stücken war nur ein Schauspieler thätig, welcher das Ganze vortrug. Zur Organisation eines Kunstwerks erhob sich diese Form zuerst durch Aeschylos (in dem attischen Eleusis 525 v. Chr. geboren, Olymp. 63, 4), der als Soldat in den Perserkriegen tapfer gefochten und als Dichter die Grundlage des nationalen Dramas schuf, indem er demselben namentlich durch Hinzufügung des zweiten Schauspielers den Dialog gab

und die Masken und den Kothurn einführte. Dieser dramatische Urgeist der Griechen, in welchem kriegerischer und poetischer Genius zusammenflossen, stellte in seinen einfach angelegten, aber riesengroßen und erschütternden Gebilden die hohen Schrecknisse der antiken Schicksalswelt am mächtigsten und unmittelbarsten dar.

Von seinen zahlreichen Stücken sind, außer den Fragmenten, nur noch sieben vollständige uns übrig geblieben, nämlich der gefesselte Prometheus, die Perser, Sieben gegen Theben, Agamemnon, Choephoren, Eumeniden und Hiketiden.

In den Persern, in welchen er die historischen Großthaten des Tages schildert, an denen er selbst Theil genommen, und deren glänzendster Punct die in dieser Tragödie so glühend geschilderte Schlacht bei Salamis ist, strebt er die griechische Bühne entschieden zum Mittelpunct des Nationallebens selbst zu machen.

In dem gefesselten Prometheus, der das zweite Stück einer Prometheischen Trilogie war (dem feuerbringenden und dem erlösten Prometheus), hat der Dichter die Tragödie des ganzen Menschen- und Götterthums gedichtet. Erde, Meer, der Olymp und der Menschengeist stehen sich hier in gewaltigen Verhältnissen gegenüber, von unendlichen göttlichen Schmerzen und titanischem Ringen zittert das All, und die Bestimmung der ganzen Schöpfung zur Tragödie erhält in den hochgeschwungenen Rhythmen des Dichters und in der herben Urkraft seiner Anschauungsweise eine göttliche Feier der Vernichtung.

Im Agamemnon, den Choephoren und den Eumeniden, welche zusammen die Oresie bilden, besitzen wir eine vollständige Trilogie, wie die Alten drei zusammengehörige Stücke nannten, in welchen ein in verschiedenen Theilen sich gliedernder Organismus einer Handlung

zur Darſtellung kommt. Der Mythus erfährt in der Trilogie eine wahrhaft künſtleriſche Zerlegung, indem er nach allen ſeinen Gegenſätzen entwickelt und dann in dem dialektiſchen Fortgang der Darſtellung zu ſeiner höheren Einheit vermittelt wird *).

Ihre höhere Form empfing die griechiſche Tragödie durch den milderen und flüſſigeren Genius des Sophokles, der in dem attiſchen Demos Kolonos Olymp. 71, 2 geboren wurde, und Olymp. 93, 4 ſtarb. Die dramatiſche Natur der Tragödie erhielt bei ihm erſt ihr vollkommenes Genüge, der Chorgeſang mußte gegen die Handlung in eine gemeſſene Gränze zurücktreten, und durch die Hinzufügung des dritten Schauſpielers konnte eine mannigfaltigere Charakteriſtik und eine beweglichere Darſtellung hervorgehen.

Er ſoll 130, nach Andern 80 Stücke geſchrieben haben, woron uns heut nur noch ſieben übrig geblieben ſind, nämlich der Ajas, die Elektra, König Oedipus, Antigone, Oedipus auf Kolonos, die Trachinierinnen und Philoktet; außerdem mehrere Fragmente, unter denen ſich jedoch manches unächte befindet, namentlich das aus 340 Verſen beſtehende der Klytämneſtra.

In Sophokles hat ſich ein ſchönes und harmoniſches Maaß der tragiſchen Darſtellung gebildet. Alles ſteht bei ihm auf einer idealen Höhe der Anſchauung, auf welcher alles Harte und Schroffe geſchmolzen und ſelbſt das Furchtbare und Gräßliche der mythiſchen Urdichtung in der künſtleriſchen Vollendung ſelbſt ſich aufgelöſt hat.

*) Kritiſche Ausgaben des Aeſchylos von A. Wellauer (Leipzig 1823), Chr. G. Schütz (Halle 1809), Dindorf u. a. — Deutſche Ueberſetzungen von Voß (Heidelberg 1827) und Droyſen (Berlin 1832). Den Agamemnon überſetzte Wilhelm von Humboldt (Leipzig 1816).

Sophokles taucht den Mythus in seinen ideellen Grund unter und läßt ihn daraus in wundersamer Klarheit und Durchgeistigung, nach gedankenvollem Plan, innerlich und äußerlich ein Werk der Grazien, hervorgehen. In der sanften und stillen Erhabenheit seiner Muse leuchtet uns das verklärende Abendroth des hellenischen Volkslebens entgegen. An diesem Scheidepunct einer ablaufenden Culturepoche stehend, scheint er dieser Stellung in hoher Wehmuth und großartiger Resignation sich bewußt, und überträgt dem Chor, der bei ihm vorzugsweise die versöhnende Macht der Idee vertritt, die Aufgabe, alle Schmerzen der Reflexion über Welt und Zeit zu lösen und den an den Schranken des Menschlichen sich abarbeitenden Geist durch die Weisheit der Betrachtung zu seiner ihm unentreißbaren inneren Freiheit zu erheben.

So verbindet sich in dem Sophokleischen Genius das Zarte, Liebenswürdige und Feinsinnige, diese frische und glänzende Heiterkeit der Poesie, mit dem tiefsten idealischen Ernst und mit aller dramatischen Kraft und Stärke. Diese letztere zeigt sich bei ihm besonders in der folgerechten und genau verketeten Entwickelung der Handlung, die sich in einer streng geschlossenen Gliederung fortbewegt, den entscheidenden Moment, aus dem Alles hervorgeht, sofort feststellt und klar veranschaulicht, und aus ihm im raschen, ächt dramatischen Fortgang die Katastrophe begründet.

Die Einheit von Handlung, Zeit und Ort, welche Aristoteles als das innerste Wesen des dramatischen Organismus bezeichnet, erwächst bei Sophokles wie aus der Natur der Handlung selbst, und als ein Product des Gedankens, aus dem heraus er den Mythus in Handlung gesetzt hat*).

*) Die besten kritischen Ausgaben der Tragödien des Sophokles sind von G. G. A. Erfurt (Leipzig 1802—25), G. Her-

Der dritte der griechischen Tragiker ist Euripides, geboren zu Salamis Olymp. 75, 1 und zu Pella in Makedonien beim Könige Archelaos Ol. 93, 3 gestorben, nach der Sage von Hunden zerrissen. Dieser Dichter repräsentirt allerdings den Verfall der alten Tragödie, indem alle substantielle Kraft des Mythus bei ihm verblichen ist und auch keine höhere ideale Weltansicht seinen Gestaltungen zum Grunde liegt. Aber ältere und neuere Kritiker, der Lustspieldichter Aristophanes (in den Fröschen) an der Spitze, sind immer leicht geneigt gewesen, die großen poetischen Eigenschaften, welche dem Euripides nichtsdestoweniger zugesprochen werden müssen, zu verkennen und haben ihn in ihren Urtheilen ohne Zweifel zu tief herabgesetzt.

Wenn auch Euripides häufig durch einen rhetorischen Schwall seinen Mangel an lebendiger Zeugungskraft und innerer Fülle zu verdecken sucht, so zeigt er doch auch oft eine glänzende Gewalt der Charakteristik, ein tiefes Eingehen in das Wesen der menschlichen Natur, und eine ächt dramatische Leidenschaft, die oft bewundernswürdige Kraftanstrengungen macht. Ihm war nichts Anderes mehr übrig geblieben, als die entgötterte Wirklichkeit, aus der er mit dem künstlichen Stab der Rhetorik die Poesie herauszuschlagen hatte. Seine Menschen, die er zeichnete wie sie sind, waren von dem hohen Kothurn des Aeschylos und Sophokles herabgestiegen und hatten sich dem Maaßstab des gewöhnlichen Lebens, in dessen Mitte sie darin standen, gefügt.

---

mann (Leipzig 1809), F. Nevius (Leipzig 1831), Ed. Wunder (Gotha 1830). Die Scholien zum Sophokles gab P. Elmsley (Leipzig 1826) heraus.

Deutsche Uebersetzungen von Solger (Berlin 1808, neue Auflage 1824), Thudichum (Darmstadt 1827), Donner (Heidelberg 1842), und neuerdings eine recht gelungene Uebertragung in fünffüßigen Jamben von Fritze (Berlin 1844).

Der Mythus selbst muß diesen neuen weltlichen und bürgerlichen Anforderungen des Dichters nachgeben und danach eine Gestaltung annehmen, welche den jedesmaligen Zwecken der poetischen Darstellung selbst entspricht. Der Prolog wird vorausgeschickt, um gewissermaßen als Parlementair mit dem Mythus zu unterhandeln und das willkürliche Umspringen mit demselben zum rechten Verständniß zu bringen. An die Stelle des hohen tragischen Pathos aber ist die Sentenz getreten, welche die künstliche und reflectirte Stellung, die der Dichter zum mythischen Nationalleben hat, vollends charakterisirt und der eigentliche Ausdruck derselben ist. In dieser pointirten Auffassung der unmythisch gewordenen Wirklichkeit stellt Euripides schon den Uebergang zur Komödie dar.

Von der großen Anzahl von Stücken, die Euripides geschrieben (nach Einigen 75), sind uns nur noch 19 erhalten, von denen jedoch mehrere interpolirt, eines aber, der Rhesos, für entschieden unächt gehalten wird. Die andern sind: Hekabe, Phönissen, Alkestis, Andromache, Troerinnen, Hiketiden, Iphigenia in Tauris und in Aulis, Herakliden, Ion, der rasende Herakles, Elektra, Medea, Orestes, Helena, der Cyklop, Hippolytos, Bacchantinnen*).

Von den späteren Tragikern, welche den Verfall dieser Dichtungsform immer entschiedener bethätigten, und unter denen Ion, Achäos und Agathon die berühmtesten,

*) Nach der ältesten Ausgabe von J. Lascaris (die jedoch nur vier Stücke enthält) erschienen die kritischen Ausgaben von Canter, Musgrave, Barnes, Beck, neuerdings von A. Matthiä (Leipzig 1813—29, 9 Bände) und von Boissonade (Paris 1825—27).

Für die beste deutsche Uebersetzung gilt noch immer die von F. H. Bothe (5 Bände, Berlin 1800—3). Eine neue Uebersetzung von Donner (Heidelberg 1842, 1 Bd.).

sind uns nur noch wenige Fragmente übrig geblieben. Das Alexandrinische Zeitalter sah noch eine neue künstliche Blüthe der tragischen Poesie hervortreten, die sogenannte tragische Plejas, aus den sieben Dichtern Alexander Aitolos, Sosiphanes, Sositheos, Homeros dem Jüngern (aus Hierapolis in Carien), Philiscos aus Corcyra, Aiantides, Dionysiades und Lycophron bestehend, in denen aber, wie aus dem Wenigen, das noch übrig geblieben, zu schließen, statt der Poesie nur eine schwülstige und dunkel eingesponnene Manier geherrscht zu haben scheint. —

10. Die griechische Komödie.

Diese Dichtungsart nahm ihre ursprüngliche Entstehung ebenfalls, wie die Tragödie, aus dem Cultus des Dionysos her, und zwar aus den bei demselben vorgetragenen Phallischen Gesängen. Der Name (κῶμος und ᾠδή, Freudengesang, Lustspiel) bezeichnet in dieser Ableitung das ursprüngliche Wesen dieser Gattung, die, nach der trefflichen Beweisführung Böckh's, (im Staatshaushalt der Athener II. 363 flgd.) anfangs durchaus lyrischer Art gewesen, und ohne alle dramatische Verknüpfung, aus einem wirklichen Festgesang bestanden.

Diese Herleitung und Bestimmung der alten Komödie wird durch andere Etymologieen, namentlich durch die bekannte, κώμη, Dorf, schwerlich verdrängt. Dieser letztern gedenkt auch Aristoteles (Poet. 3, 5. 6.) ohne ihr jedoch beizupflichten, indem er sie nur als ein Bestreben der Dorer, besonders der Megarer, anführt, sich die Er-

findung der Komödie beizulegen, was eben durch diese Ableitung seine Wahrscheinlichkeit gewinnen mußte, da nur bei den Dorern das Dorf κώμη genannt wurde, welches bei den Attikern δῆμος hieß. Es scheint aber, daß in der That bei den Megarensern zuerst die antike Komödie erblüht sei, und zwar durch Susarion, welcher die megarische Komödie begründete. Aus dieser bildete sich die Attische Komödie hervor, in welcher diese Gattung eine der Tragödie ebenbürtige Vollendung durch Aristophanes erhielt.

Diese Attische Komödie zerfällt ihrem Wesen nach in drei Perioden, in die alte, mittlere und neuere Komödie, die in dem Inhalt und in der daraus hervorgehenden Stilart von einander abweichen. Die alte Komödie hatte sich ihren Kreis in der ganzen Wirklichkeit des Nationallebens gezogen und deutete ihn mit aller Feinheit der persönlichen Satire, mit einer ironischen Zersetzung aller öffentlichen Verhältnisse, und mit der übermüthigsten Verspottung aller geistigen, sittlichen und politischen Richtungen des Tages, aus. Die innere Auflösung des antiken Staats- und Lebenskörpers schuf sich in der alten Komödie dies eigenthümliche Organ der Selbstanschauung und Selbstzerfleischung, durch welches sie mit dem eigenen Verderben in witzigster Weise abrechnete. Als die Dichter der alten Komödie werden der Dorer Epicharmos aus Kos, Krates, Kratinos aus Athen, Eupolis, Pherekrates, Platon, und Aristophanes aus Athen (Ol. 88—97) als die bedeutendsten angeführt. Die umfassendste Richtung und glänzendste künstlerische Ausbildung erhielt aber die Komödie durch den letztgenannten Aristophanes.

Dieser Dichter schrieb 54 Komödien, von denen uns noch 11 vollständig überliefert sind, nämlich der Plutos, die Frösche, die Ritter, die Acharner, die Thesmophoriazusen, die Ekklesiazusen, der Friede, die

Wolken, die Vögel, die Wespen, und Lysistrata. In diesen Stücken, obwohl sie uns nur einen kleinen Theil einer großartigen Productivität überliefern, überschauen wir doch den reich ausgestatteten Genius des Dichters in seinen wesentlichsten Richtungen und in dem vollständigen Verhältniß der Opposition, das er seiner Zeit gegenüber einnahm.

Er erscheint uns darin selbst als ein begeisterter Anwalt für die alte, einheitliche, von den Göttern getragene, im strengen Kunststil gebundene Zeit des griechischen Nationallebens. Dieses edele und hohe Pathos, mit welchem er für die alte Einheit und Undurchbrochenheit der hellenischen Nationalität schwärmte, müssen wir ihm zunächst zugestehen. Es bildet den Kern seiner Poesie, und die Quelle der großen dichterischen Schönheiten, welche in den Komödien des Aristophanes, mitten unter den ausgelassensten Ausbrüchen des Cynismus und der Obscönität, oft so wunderbar zart, mit überschwänglicher Innerlichkeit und im höchsten Zauber künstlerischer Formen, hervorblühen.

Indem aber sein Humor diese Trauer über den socialen und politischen Verfall der Zeit zu seiner Grundlage hat, steigt er daraus zugleich wie eine entfesselte Mänade hervor, welche sich an der Gemeinheit und Schlechtigkeit der Gegenwart berauscht zu haben scheint und in wilder Trunkenheit die Fackel ergreift, um in die verborgensten und ekelhaftesten Winkel des Verderbens hineinzuleuchten. Er brachte die lebenden Personen seiner Zeit, welche er als Repräsentanten der von ihm bekämpften Richtungen betrachtete, selbst auf die Bühne, und gab sie oft mit hinreißendem Erfolg der Verspottung des Volkes Preis, das in ihnen seine eigene Verwirrung beklatschen mußte.

So gewinnt die aristophanische Komödie in dieser Zeit des griechischen Lebens eine wahrhaft dämonische Bedeu-

tung. Sie tritt als das Gewiſſen der Nation ſelbſt heraus und verhängt auf ihre Anklagen ſofort die Strafen, zu deren Vollziehung ſie, ſtatt der Furien, den Witz und die Ironie ausgeſendet hat. Seine politiſche Stellung hat Ariſtophanes beſonders ſcharf in den Rittern ausgeprägt, und er erſcheint uns darin in entſchiedenem Gegenſatz gegen die demagogiſche Richtung des athenienſiſchen Staatslebens, welche in dem Volksführer Kleon, der an der Spitze der Handwerker und der armen Leute ſteht, ihren Vertreter hat. Die Hauptſatire trifft aber eigentlich das Volk ſelbſt, welches als der Demos von Athen wie ein kindiſcher alter Herr dargeſtellt wird, und welchen zuletzt der Wurſthändler in ſeinem Keſſel neu aufkocht, um ihn zu verjüngen und zu der alten nationalen Herrlichkeit zurückzubringen. Nicht minder haßte Ariſtophanes in der Philoſophie dasjenige unterhöhlende und zerſtörende Element, welches den Nationalglauben der Griechen vernichtet und die ganze Einheit des antiken Lebens gebrochen hatte. Daher ſeine feindliche Stellung zum Sokrates, welcher in den Wolken eine ſo polemiſche Behandlung erfährt. *) —

Ariſtophanes machte ſelbſt ſchon in ſeinem Plutos den Uebergang in die mittlere Komödie, die eigentlich keine beſondere Gattung für ſich bildet, ſondern nur nach der durch ein Staatsverbot herbeigeführten Beſchränkung, lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen, ſich reformirt hat. Dadurch wurde der alten Komödie ein Hauptorgan genommen, welches ſie mit der Wirklichkeit verknüpfte, und ſie

*) Unter den neueſten Ausgaben des Ariſtophanes iſt beſonders die von W. Dindorf zu nennen (Leipzig 1830, 2 Bände), welcher auch die große von Invernizi begonnene Ausgabe (vom 7. bis zum 13. Bande) vollendete. Deutſche Ueberſetzungen von J. H. Voß (Braunſchweig, 1821, 3 Bände) und Droyſen (Berlin 1835, 3 Bände).

mußte ihre Gestalten verallgemeinern, dadurch aber auch in der lebendigen Bedeutung, welche sie früher für das Tagesleben gehabt, schwächen. Unter den Dichtern der mittleren Komödie werden vornehmlich Antiphanes und Alexis mit einiger Auszeichnung genannt. In der neueren Komödie vollendete sich die in der mittleren eingeschlagene Richtung zu einem ganz bestimmten Typus, indem in ihr das eigentliche Lustspiel, welches die allgemeinen Lächerlichkeiten und Beschränktheiten menschlicher Situationen und Verhältnisse zum Gegenstand hat, hervorgeht. Der berühmteste Dichter der neueren Komödie ist Menander (Olymp. 109, 3. — 122, 2), der mehr als hundert Stücke geschrieben, und außer den wenigen von ihm erhaltenen Fragmenten (herausgegeben von Meinecke, Berlin 1823), uns eigentlich nur in den Nachbildungen des römischen Terenz aufbewahrt ist. Mit ihm rang Philemon (Ol. 112, 3. — 129, 3) um den Preis des Tages, und scheint zum Theil glücklicher als sein Nebenbuhler gewesen zu sein, was von Einigen als der Grund angegeben wird, daß sich Menander ertränkte. —

11. Das Satyrdrama.

Diese eigenthümliche Gattung der griechischen Poesie steht gewissermaßen zwischen der Tragödie und Komödie in der Mitte, obwohl sie ihrem Stoff nach mehr in den Kreis der ersteren fiel und auch von einem alten Schriftsteller eine scherzende Tragödie (Παίζουσα τραγῳδία, bei Demetrius de elocut. §. 169) genannt wird. Das Satyrspiel scheint zuerst aus den Chorgesängen hervorgegangen zu sein, welche bei den dionysischen Festen die als Satyrn verkleideten Choreuten vortrugen.

Die eigentliche kunstmäßige Ausbildung wird aber dem Pratinas von Phlios zugeschrieben, der ein Zeitgenosse des Aeschylos war und mit demselben auch in der Tragödie wetteiferte. In dem Drama Satyrikon aber, durch das er vorzugsweise berühmt wurde, verstand er in der alten Mythen- und Heroengeschichte ein humoristisches Element herauszufinden, worauf es bei dieser Gattung vorzugsweise ankam. Das Satyrdrama entnimmt seine Stoffe aus demselben Kreise wie die Tragödie, bringt aber in denselben Stoff eine ganz andere Tonart hinein und sucht das Derbe, Natürliche, Spaßhafte dabei vorwalten zu lassen. Der Kyklop des Euripides ist das einzige übrig gebliebene Stück, welches uns noch eine vollständige Anschauung des alten Satyrspiels gewähren kann. Gewöhnlich wurde es mit drei andern Tragödien zusammen aufgeführt, wobei das Satyrdrama den Schluß machte.

Einen mehr parodischen Charakter hatte die Hilarodie oder Hilarotragödie, welche Rhinton aus Tarent (300 vor Christus) erfunden haben soll. Die Mimen (μίμοι) dagegen waren Volksschauspiele, die besonders bei den Sicilern einheimisch waren und in hanswurstartigen Darstellungen bestanden zu haben scheinen. Sophron aus Syrakus, ein Zeitgenosse des Euripides, wird gewöhnlich als der Erfinder dieser Gattung betrachtet. —

12. Die griechische Geschichtschreibung.

Es lag in dem ganzen öffentlichen Leben der Griechen, daß die historische Kunst bei ihnen zu einer bedeutenden Ausbildung gelangen mußte. Das alte Staatsleben stellte in seinen Bewegungen nach Außen und Innen einen so

offenen und einheitlichen Organismus dar, daß jedes Individuum als einen nothwendig mitlebenden Theil deſſelben ſich empfinden mußte und die eigentliche Sättre ſeines Bewußtſeins in dem Begriff des Vaterlandes hatte. Die Hiſtoriker der Alten hatten für ihre Darſtellungen den großen Vortheil, daß ſie dabei immer von dem beſtimmten Begriffe eines Vaterlandes, ja einer Vaterſtadt ausgingen. Ihr hiſtoriſcher Sinn und Takt hatte dadurch einen feſten Anhalt und Mittelpunkt gewonnen, die Weltgeſchichte begann ihnen gewiſſermaßen an ihrem heimiſchen Heerd und entwickelte ſich aus ihren nächſten Umgebungen, aus ihren täglichen Bedürfniſſen und Lebensgewohnheiten heraus. Durch dieſe intime Nähe, in welche den Alten die Geſchichte gerückt iſt, entſteht in ihrer Hiſtorie dieſe innige perſönliche Durchdringung des Geſchichtſchreibers mit ſeinem Stoff, und daraus die freie dramatiſche Behandelung, der lebendige natürliche Ton, und die feſte harmoniſche Abgränzung, welche die bewundernswerthen Eigenſchaften der antiken Geſchichtſchreibung ſind. —

Die hiſtoriſche Kunſt der Griechen begann mit ihren Logographen und Mythographen, welche Geſchlechtsregiſter von den Göttern und Helden abfaßten und die Urgeſchichten einzelner Staaten und Völker erzählten, wozu ſie die Dichter, beſonders den Homer, benutzten, auch andere Sagen und Ueberlieferungen des Landes dazunahmen. Von dieſen älteſten Denkmälern der griechiſchen Geſchichtſchreibung ſind nur noch wenige ſpärliche Fragmente übrig geblieben. Zu einem reinen und eigenen Gebiet ſtellte ſich die Geſchichtſchreibung zuerſt durch Herodotos (Olymp. 74, 1 oder 484 v. Chr.) feſt, der ſeine von dem Tyrannen Lygdamis unterjochte Vaterſtadt Halikarnaſſos verließ, um auf Samos ioniſchen Geiſt und Dialekt in ſich aufzunehmen, denn in dieſen milden und weichen Formen wollte er

sein großes Geschichtswerk schreiben, dessen Abfassung in die Zeiten des peloponnesischen Krieges fällt. Herodot war historischer Forscher und darstellender Künstler zugleich, und ist als der Erste anzusehen, welcher den historischen Stoff der Vergangenheit kritisch sichtete und zu den Quellen der Begebenheiten zurückging, welche er persönlich auf weitumfassenden Reisen durch Asien, Aegypten und die hellenischen Staaten selbst aufsuchte. So erforschte Herodot die Geschichten fast aller damals bekannten Völker der Erde, und brachte davon in seinem Buch eine Darstellung zusammen, der man zwar häufig Wunderglauben und Leichtgläubigkeit zum Vorwurf gemacht hat, die aber nichtsdestoweniger auf einem strengen Sinn für historische Wahrheit und auf einer kritischen Abwägung und Berichtigung vieler einzelnen Thatsachen beruht. Der Grundgedanke des Herodot ist bei dieser seiner Völkergeschichte offenbar der gewesen, das ursprüngliche Verhältniß zwischen den Hellenen und den Völkerschaften Asiens zu erörtern und gewissermaßen die Geschichte des Verhältnisses zwischen dem Orient und Occident zu schreiben. In einer höchst kunstvollen Anlage und Gliederung baute er die Völkermassen auf, auf welche es ihm dabei vorzugsweise ankam, ließ in anziehenden Episoden ihr innerstes individuelles Leben heraustreten, und erfaßte sie mit großartig überschauendem Blick auf den entscheidendsten historischen Punkten, auf denen sie in Conflict und Berührung mit einander geriethen. Auf diesem Grunde leitet er seine Darstellung mit eben so vieler Besonnenheit als Leichtigkeit zu den neueren Geschichtsbewegungen der Griechen auf ihrem eigensten Nationalgebiet hin, und dieser Gipfelpunkt seines Werkes sind die Perserkriege, von denen einzelne Schlachtschilderungen die größte Bewunderung erwecken. Man hat den Herodot häufig den Homer der Geschichtschreibung genannt, und dies trifft sowohl hinsichtlich

des mild fließenden poetischen Wesens seiner Darstellung zu, als es auch den ganzen Charakter derselben, der sich durchaus in der Weise eines Epos darstellt, bezeichnet. Dazu kommt seine völlig epische Weltanschauung, welche in der Geschichte überall nur eine Manifestation der göttlichen Macht erblickt und den Einfluß derselben höher anschlägt als alle individuelle Thatkraft der Helden*).

Als Herodot einen Theil seiner Geschichte zu Olympia an dem Tage der Nationalfeste vorlas, befand sich unter den Zuhörern, welche ihm ihren Beifall zujauchzten, auch ein Knabe, dem vor Bewunderung die Thränen in den Augen standen, und dem alsdann Herodot selbst seine große Zukunft prophezeite. Dies war Thukydides aus Athen (geboren Olymp. 77, 2 oder 471 v. Chr.). Wenn Herodot in den Thaten und Begebenheiten der Geschichte vorwaltend nur eine göttliche Wirkung, ein Daimonion, erkennen wollte, so erstand dagegen im Thukydides der Historiker, der in der Geschichte nur den menschlichen Zusammenhang der Dinge, das Walten individueller Charaktere und Umstände darstellen wollte. Seine Anschauung war nur immer streng auf den wirklichen Körper des Staatslebens gerichtet, dessen Bewegungen er aus dem nothwendigen Zusammenhang des ganzen Organismus herleitete.

In diesem Sinne schrieb er die Geschichte des peloponnesischen Krieges und führte darin eine großartige dramatische Gliederung dieser merkwürdigen Völkerbegebenheit auf, die er für die wichtigste der ganzen Weltgeschichte er-

*) Aeltere Ausgaben von Aldus, Stephanus, Jac. Gronov, Wesseling, Reiz, neuere von Schäfer, Schweighäuser und Gaisford.

Deutsche Uebersetzungen von Degen, Mar. Jacobi, Fr. Lange (2 Bde., Berlin 1810—1813; 2. Aufl. Breslau 1830) und Ad. Schöll (Stuttg. 1828—1832).

klärte. Diese rein pragmatische Geschichtschreibung, die sich ihr Gebiet so fest und bestimmt abgesteckt hat, trägt zugleich den Charakter des frischen Erlebnisses und der mündlichen Ueberlieferung an sich, wonach die Darstellung aufgezeichnet ist, und wodurch die Thukydideische Geschichte etwas Memoirenartiges erhält. Ein vielbedeutendes Element in seiner Darstellung aber bilden die Reden, die nicht immer so gehalten sein können, wie er sie einfügt, sondern die er vielmehr meistentheils aus dem inneren geistigen Zusammenhang der Umstände ergänzt und ausgeführt hat. Er zeigt sich darin nicht nur in dem hohen staatsmännischen Takt, der ihm als Historiker vorzugsweise eigen ist, sondern er beweist auch darin zugleich seine Kraft der durchdringenden Betrachtung, mit welcher er das innerste Wesen und den geistigen Zusammenhang der Ereignisse erfaßt. Denn die von ihm mitgetheilten Reden enthalten in der Regel eine Erörterung über die inneren Beweggründe der geschichtlichen Handlung und Verwickelung, und bilden dadurch eine Art von historischem Chor zu dem großen Geschichtsdrama des Thukydides *).

Eine Fortsetzung der Geschichte des Thukydides lieferte Xenophon (in Athen Ol. 84, 1 von 444 vor Chr. geboren) in seiner griechischen Geschichte, welche er unter dem Namen Ἑλληνικά herausgab. Er kann sich sowohl in der tiefen geistigen Erfassung des nationalen Geschichtslebens, wie in der thatsächlichen Gewalt die Darstellung nicht zu der Bedeutung des Thukydides erheben, aber dafür tritt uns ein anmuthig begränzter, harmonischer, wahrheitsvoller Charakter in ihm entgegen, der sich in schöner einfacher

*) Mehrere Ausgaben von J. Bekker, E. F. Poppo. — Deutsche Uebersetzungen von M. Jacobi (Hamburg 1801), von J. D. Heilmann mit Nachträgen und Berichtigungen von Bredow (Leipzig 1808).

Form und mit einem liebenswürdigen Gemüth an den hiſtoriſchen Stoff hingiebt und denſelben frei aus ſich heraus walten läßt. In ihm iſt ein gewiſſes geſchichtliches Gemüths- und Gefühlsleben vorherrſchend, das ſich wie eine Sinnpflanze fein und zierlich an den großen Baum der Geſchichte anrankt. In dieſer Art hat er beſonders in ſeiner Anabaſis den Rückzug der 10,000 Griechen vortrefflich beſchrieben *).

Unter den übrigen Hiſtorikern der Griechen ſind zu nennen: Kteſias, Ephoros (Verfaſſer einer Univerſalgeſchichte von der Rückkehr der Herakliden bis 340 v. Chr.), Theopompos (auch ein Fortſetzer der Geſchichte des Thukydides und ein Epitemater des Herodot); dann die ſogenannten Geſchichtſchreiber Alexander's des Großen, Kalliſthenes, Anarimenes, Marſyas, Hieronymos, Duris, Klitarchos, Nymphis, Hekataios, Eumenes und Menächmos.

Die ſpätere griechiſche Geſchichtſchreibung entbehrt gänzlich der Kraft des nationalen Elements und geht in Polybius (geboren um 210—200 v. Chr.) und in Dionyſius von Halicarnaß (um 66 vor Chr.) ſogar zu einer entſchiedenen Verherrlichung des Römerthums und der Römerherrſchaft über. Letzterer nimmt in ſeiner Archäologie ſogar zu dem künſtlichen Mittel ſeine Zuflucht, die Römer als ein urſprünglich griechiſches und griechiſch gebildetes Volk darzuſtellen, um dadurch den Griechen das Joch ihrer Eroberer angenehmer zu machen. Noch weniger bedeutend iſt Diodorus aus Sicilien, welcher unter Julius Cäſar und Auguſt lebte, und in ſeiner Hiſtoriſchen Bibliothek, von der

*) Ausgaben ſeiner ſämmtlichen Werke von B. Weiske, Schneider, J. B. Gail. — Eine deutſche Ueberſetzung ſämmtlicher Schriften des Xenophon von A. Chr. und Cr. Borheck (Lemgo 1774—1808).

uns ein großer Theil verloren gegangen, die Geschichte aller Völker der Erde bis zum Jahre 60 vor Christus behandelte. —

13. Die griechische Staatsberedtsamkeit.

Mit dem geschichtlichen Leben der Griechen steht ihre Staatsberedtsamkeit im genauesten Zusammenhange.

Die Geschichte der griechischen Beredtsamkeit ist die Geschichte des griechischen Staatslebens selbst, das, entfernt von aller Geheimregierung, die glückliche Organisation hatte, in seinen wesentlichsten Lebensbeziehungen vorzugsweise laut werden können und die That ebenso in das Wort, wie das Wort in die That zu erheben. Die inneren politischen Entwickelungen, die Parteikämpfe der Staaten, die beständigen Reibungen zwischen dem aristokratischen und demokratischen Element, die Volksversammlungen, waren eine beständige Schule der öffentlichen Rede bei den Griechen, durch welche sie lebendige Frische, dramatische Gewalt und ein bestimmtes Verhältniß zur Wirklichkeit des Staatslebens empfingen. Die bedeutendsten Staatsmänner waren zugleich große Redner, und in Perikles, in welchem sich die eigentliche Blüthe athenensischer Staatsweisheit darstellt, entfaltete sich zugleich der höchste Glanz und die größte Majestät der Redekunst, und der ganze Zauber attischer Prosa.

Die Beredtsamkeit hing aber nicht nur mit dem öffentlichen Volks- und Staatsleben der Griechen, sondern auch mit den inneren dialektischen und sophistischen Geistesrichtungen zusammen, welche das griechische Volk bewegten. Der Grundgedanke aller Redekunst ist die Ueberredung zu jedem Zweck, und indem die Beredtsamkeit dies versucht drückt sie darin zugleich den Zweifel aus, daß es überhaupt einen für sich bestehenden, durch sich selbst haltbaren, objec-

tiven Inhalt gebe. Die Redekunſt giebt vielmehr zu erkennen, daß es bei jedem Gegenſtand nur darauf ankomme, wie er ſubjectiv dargeſtellt werde, und wie er vermittelſt dieſer Darſtellung in das menſchliche Bewußtſein übergehe So bildet ſich auch die griechiſche Rhetorik zuerſt weſentlich in den Rednerſchulen der Sophiſten aus, bei welchen dieſe von ihnen gelehrte Kunſt, für und wider eine und dieſelbe Sache zu ſprechen, auf das ſkeptiſche Prinzip, daß es keine objective Erkenntniß gebe, ſich begründet hatte. Protagoras von Abdera, welcher zur Zeit des Perikles in Athen lebte, ſcheint dies Prinzip einer ewigen Unbeſtimmtheit und Wandelbarkeit des Inhalts, welches ſchon früher von der griechiſchen Philoſophie aufgeſtellt war, zuerſt auf die Beredtſamkeit angewandt und damit gewaltige Wirkungen auf der Rednerbühne ſelbſt erzielt zu haben. Dieſe Richtung ſcheint von Gorgias, der in Leontium in Sicilien (427 v. Chr.) geboren war, auf die Spitze getrieben und in ihren äußerſten Conſequenzen ausgebildet worden zu ſein. Das Vaterland des Gorgias, Sicilien, erſcheint uns überhaupt als die Wiege der ſophiſtiſchen Redekunſt, welche als die eigentliche Vorſchule und Bildungsſtufe der attiſchen Beredtſamkeit anzuſehen iſt. Hier, beſonders in Syrakus, hatte ſich ſchon frühe, unter eigenthümlichen politiſchen Verhältniſſen, vornehmlich nach der Vertreibung des Tyrannen und der Einrichtung der Demokratie, die Kunſt der Rede und der abſichtsvollen, rhetoriſch gekünſtelten Schönrednerei bedeutend entwickelt. Korax und Tiſias werden als die hauptſächlichſten Vertreter und Lehrer der ſicilianiſchen Redekunſt genannt, welche bei dieſen vorzugsweiſe den Charakter der gerichtlichen Beredtſamkeit gehabt zu haben ſcheint. Dieſe Rhetoren waren eigentlich geſchickte Advokaten, welche bei den vielfachen Prozeſſen, die nach der Umwälzung der politiſchen Zuſtände durch Entſchädigungs-

Anforderungen an den Staat entstanden waren, durch die Kunst ihrer Rede eine gesuchte und berühmte Wirksamkeit erlangten. Gorgias, der ein Schüler des Tisias war, kam als Gesandter der Leontiner nach Athen, und brachte dort die sicilische Gattung der Beredtsamkeit, die bei ihm noch einen höhern geistigen Aufschwung erhalten, zuerst zu Ehren und in Aufnahme*). Auf dieser Grundlage bildete sich dann die attische Redekunst selbst zu eigenthümlicher und reiner Vollendung aus.

Als die ersten attischen Redner, die zu Ansehen und Bedeutung gelangten, sind Antiphon, Andokides, Lysias, Isäos, Isokrates u. a. zu nennen. An Kunst der Darstellung aber, an Tapferkeit der Rede und an Größe und Würde der Gesinnung übertraf Alle Demosthenes (385 v. Chr. geboren), der große Feind Philipps und Alexanders von Macedonien, welcher die unüberwindlichen Schlachtreihen seiner Perieden mit der meisterhaften Anordnung eines Feldherrn aufstellte. Die Schulkünsteleien, aus welchen die attische Beredtsamkeit emporgewachsen war, hatte Demosthenes in seiner eigenen hohen Ausbildung überwunden. An die Stelle der rhetorischen Schulnormen war bei ihm der unmittelbare Drang des historischen Lebens und Geistes getreten, und die Macht der Geschichte bewegte und beflügelte am meisten seine Sätze**).

Der erbitterte Feind des Demosthenes war der Redner

*) Eine treffliche und gründliche Auseinandersetzung dieser sicilianischen Vorzeit der griechischen Beredtsamkeit liefert L. Spengler in seinem Buch: συναγωγὴ τεχνῶν sive Artium scriptores (1828).

**) Ausgaben von Reiske in den Oratores graeci (1770), Schäfer (London, 9 Bände, 1822—26), Wilhelm Dindorf (3 Bde., Leipzig 1825), Imm. Bekker in den Oratores attici (Berlin 1823). — Demosthenes Staatsreden nebst der Rede für die Krone, übersetzt von Fr. Jacobs (Leipzig, 2. Ausg. 1833); die philippischen Reden übers. von Bekker (Halle 1823—25.)

Aeschines (389 geboren), der in politischer Hinsicht auf der entgegengesetzten Seite stand, und das glänzende Schauspielertalent der Rede, welches er besaß, im Interesse Macedoniens verbrauchte *).

14. Die griechische Philosophie.

In der Philosophie der Griechen stellt sich uns die andere Seite des hellenischen Volksgeistes dar, auf welcher er sich in sich selbst zu zersetzen und in heimlicher Arbeit des Gedankens seine innere Fortentwickelung und Vergeistigung, damit aber zugleich die Auflösung seines positiven Daseins, seiner nationalen Religions-, Lebens- und Staatsformen zu betreiben strebt. Wenn uns die Poesie als die gesunde und feste Blüthe des Nationallebens, die Historik und Redekunst als das unmittelbare Organ der Wirklichkeit des Staatslebens erschien, so sehen wir dagegen durch die Philosophie diese schöne Einheit des ganzen Volksdaseins durchbrochen von der Eigenmacht des denkenden Individuums, das, auf die Kraft seines Gedankens gestützt, aus dem Verband aller nationalen Ueberlieferungen heraustritt, und in einer neuen Heimath des Geistes sich ansiedelt, welche aller bestehenden Wirklichkeit sich feindlich gegenüber befindet. Es ist merkwürdig, daß gerade bei dieser Nation, welche so plastisch verfestigt und ausgearbeitet erscheint, diese innere Aushöhlung und Untergrabung durch den philosophischen Gedanken nicht ausbleiben sollte. Grie-

*) Die drei Reden, welche wir noch von ihm besitzen, stehen in Reiske Oratores graeci und in Bekker Oratores attici: eine besondere Ausgabe von Bremi (Zürich 1823).

chenland erhielt aber die universale Aufgabe für die Menschheit zugewiesen, auf der einen Seite ein Natur- und Kunst-Ideal festzustellen, auf der andern Seite die dialektischen Gedankenformen der Speculation, wie sie in der modernen Wissenschaft wieder aufgenommen werden mußten, zu begründen. Wenn aber in der griechischen Philosophie der speculative Gedanke seine Bedeutung wesentlich darin entfaltet, der Gegensatz und die Auflösung der nationalen Wirklichkeit zu sein und den Bruch des Geistes mit derselben zu begründen, so wird dagegen, von diesen Anfängen aus, der wahrhafte Fortgang der Philosophie als Wissenschaft der, die ächte Versöhnung der Idee mit der Wirklichkeit und ihre eigentliche Ineinssetzung zu Stande zu bringen.

Bei aller Feindschaft zwischen der Philosophie und Poesie der Griechen, die sich immer entschiedener herausstellte und in Plato sogar bis zu dem berühmten Vertreibungsproject der Dichter aus dem Staat sich steigerte, scheint doch eine ursprüngliche Einheit von Philosophie und Poesie, oder vielmehr ein gemeinschaftlicher Ausgangspunct beider in den alten Orphischen Gesängen, in der Hesiodischen Theogonie und in andern Urklängen des dichtenden und denkenden Geistes bestanden zu haben. Die ersten Bethätigungen der alten Denker zeigten sich auch nicht in wissenschaftlich ausgearbeiteten Systemen, sondern in einzelnen gnomischen Sprüchen und in Aufstellung von Sätzen, welche noch zum Theil etwas von der poetischen Anschauung an sich trugen.

Die älteste Gestaltung einer griechischen Philosophie tritt uns in dem geistig lebendigen Volksstamme der Jonier entgegen. Diese ersten ionischen Philosophen hatten ihren Geist vorzugsweise auf die Erkenntniß des Naturlebens der Dinge gerichtet, weshalb sie auch den Namen der Physiker bei den Alten davongetragen. Sie verbanden Mathematik, Astronomie und Theologie zu einer

einheitlichen geistigen Anschauung, in der sie den Begriff und Ursprung aller Dinge bestimmen wollten. Es werden in ihren fragmentarischen Speculationen schon oft die kühnsten Anläufe genommen, die mythischen Formen des Nationalglaubens in geistige Vorstellungen umzusetzen.

In der Reihe dieser speculativen Physiker tritt uns zuerst Thales von Milet entgegen (600 v. Chr.), der auch zu den sieben Weisen Griechenlands gerechnet wird. Er lehrte, daß das Wasser oder die Urfeuchte das Prinzip aller Dinge sei. Damit scheint er schon auf die innere Bewegung und Fortwandelung aller Dinge hindeuten zu wollen, womit auch sein anderer Ausspruch: „Alles sei voll Götter" (πάντα πλήρη θεῶν εἶναι, Aristoteles de anim I. 5) zusammenstimmt. Die Götter sind nach dieser Anschauung die inneren Bewegungskräfte des Universums. Zugleich verweist der alte Physiker auf die innere Welt des Individuums als die am meisten maßgebende und bestimmende, was er mit seinem berühmten Ausspruch γνῶθι σεαυτόν sagen zu wollen scheint.

Anarimandros, aus Milet, welcher um dieselbe Zeit lebte, suchte das göttliche Urwesen als das Unbegränzte (ἄπειρον) zu bestimmen, aus dem Alles hervorgegangen und in das Alles auch wieder zurückkehren müsse. Aus diesem ewiger Unbegränzten fließen, in beständiger Emanation, alle Welten hervor, die für sich selbständige Bewegungskräfte haben, oder auch als göttliche Wesen anzusehen sind.

Ein jüngerer Zeitgenosse der beiden ersten war Pherekydes, aus Syros, welcher mit der alten theologischen Poesie der Orphiker noch in innerlicher Berührung gestanden zu haben scheint. Er nahm drei ewige Prinzipien aller Dinge an, welche er Jupiter, Zeit und Chaos (Ma-

terie) nannte, der menschlichen Seele aber gestand er Ewigkeit und Unvergänglichkeit zu.

Dagegen hielt Anarimenes, der ein Schüler des Anarimandros war, die Luft für den Ursprung aller Schöpfungen. Wie die Seele (sagt er in einem Fragment), die ein Hauch ist, uns zusammenhält, so auch die Luft das ganze Universum.

Am bedeutungsvollsten unter all diesen Denkversuchen steht aber Heraklitos aus Ephesos da (505 v. Chr.) von den Alten der Dunkle genannt. Er machte aus der Emanationslehre der ionischen Physiker die Lehre von der Bewegung aller Dinge, von dem ewigen Werden. Denn nach seiner Anschauung giebt es kein bleibendes Sein irgend eines Dinges, sondern jedes Sein ist immer nur eine andere Form eines andern. Diese ewig sich bewegende Selbsthervorbringung der Welt symbolisirte er im Feuer. Dieser tiefe Blick in den innersten geistigen Zusammenhang der Schöpfung mußte ihn zugleich den bildlichen Vorstellungen der Volksreligion entfremden. Mit dieser brach er offen und tadelte den nationalen Bilderdienst der Griechen als einen sinn- und inhaltlosen. Doch hing er selbst noch an symbolischen und mythischen Vorstellungen fest, indem er den Urstoff aller Dinge nicht bloß materiell faßte, sondern zugleich als eine geistige Macht, welche alles Leben aus sich hervorgehen ließ.

Die entschiedenste Trennung des denkenden individuellen Geistes von der Volksreligion brachte aber Anaragoras zu Stande, der ein Schüler des Anarimenes genannt wird. Er schrieb auch, wie alle diese alten Philosophen, ein Buch „über die Natur", worin er Urstoffe oder Atome als die ursprünglichen und ewigen Bestandtheile aller Dinge annahm (ὁμοιομέρειαι), aus welchen sich die Körperwelt zusammenfügte. Unter allen

diesen Homoiomerien besteht eine Gemeinschaft und Verwandtschaft des Stoffes. Außerhalb derselben aber steht das Geistige und Göttliche, der Geist (νοῦς), welcher allem Leben den Anstoß giebt und durch den die Atome erst die Kraft empfangen, sich zu bewegen und zur Gestalt zusammenzufügen. Diese Lehre des Anaragoras vom νοῦς, welche Gott zwar außerhalb der Welt stellt, aber ihn zugleich als die bewirkende Ursache aller Dinge ansieht, erscheint im Occident als die erste Begründung theistischer Weltansicht.

Diogenes von Apollonia schloß sich der Lehre des Anarimenes von der Luft als dem Grundprinzip aller Dinge an. In ähnlicher Weise philosophirte auch Archelaos aus Milet, der mit dem Prinzip des Anarimenes zugleich die Geisteslehre des Anaragoras vereinigt zu haben scheint.

Wenn diese speculativen Denkversuche der alten Philosophen noch mehr in der Innerlichkeit des Gedankens selbst verblieben und weder eine umfassende wissenschaftliche Ausbildung erhielten noch wirkungsreich in das öffentliche Leben selbst übergingen: so organisirte sich dagegen in einer anderen Philosophenschule, der sogenannten italischen, die Philosophie mit bestimmten Zwecken auf das wirkliche Leben und selbst auf die öffentlichen politischen Verhältnisse. Dies geschah durch die Pythagoräische Philosophie und Schule, welche in den griechischen Colonieen Unteritaliens durch den geheimnißvollen Pythagoras (um 584 v. Chr. zu Samos geboren) begründet wurde.

Dieser großartige Mann scheint auf seinen Reisen durch Asien, Griechenland und Aegypten, auf denen er auch in den ägyptischen Priesterorden aufgenommen worden sein soll, die orientalische Mystik und den occidentalen Verstand gleichmäßig in sich ausgebildet zu haben. Vermittelst der Wissenschaft der Mathematik vereinigte er diese beiden entge-

gengesetzten Elemente zu einer eigenthümlichen Zahlenlehre, in welcher er den symbolischen Ausdruck aller philosophischen Erkenntniß zu finden und festzustellen strebte.

Von den ionischen Philosophen hatte er die Emanationslehre aufgenommen, und sie dahin ausgebildet, daß er das in eine Lichtmaterie gekleidete göttliche Wesen im Centrum des Universums annahm, von wo aus alle Gestaltungen der Welt ausflössen und alle geistigen und menschlichen Dinge ihren Ursprung herleiteten. Mit dieser Emanation hing auch die ihm eigene Ansicht von der Seelenwanderung zusammen, durch welche er die menschliche Seele, zu ihrer allmähligen Reinigung und Vollendung, den Weg durch alle Körpergestaltungen des ganzen Universums antreten läßt. Die innere Entwickelung seiner philosophischen Lehre, soweit dieselbe noch erkennbar ist, gehört der Geschichte der Philosophie an. Der pythagoräische Bund aber, welchen er stiftete, scheint mehrfach politische Zwecke verfolgt und eine Umgestaltung der Gesellschaft nach den geistigen, göttlichen und sittlichen Prinzipien der Schule erstrebt zu haben. Was in der Lehre ihm angehörte, oder seinen Schülern und Nachfolgern, unter denen die bedeutendsten Teleauges und Mnesarchos (seine Söhne), ferner Alkmaion, Timaios, Okellos, Archytas, Philolaos und Empedokles aus Agrigent zu nennen sind: dürfte nicht mehr unterschieden werden können.

Einen bedeutenden Fortgang der griechischen Speculation stellt die Eleatische Schule dar, welche in Großgriechenland in der Kolonie Elea (später römisch Velia genannt) emporblühte und durch den Dichter Xenophanes (gegen 527 v. Chr. geb.) gegründet worden war. Xenophanes negirte die Idee des Werdens, welche in der ionischen Philosophie aufgestellt worden, durch das ewige Sein, in welchem er den Begriff der Gottheit selbst er-

faßte. Bei seiner dialektischen Begründung des Pantheismus, wie die Lehre des Xenophanes zu bezeichnen ist, ging er von den Satz aus: „Aus Nichts wird Nichts", und dies führte ihn zu der Behauptung, daß nur ein ewiges Sein existire, oder daß Alles Eins sei. Diese ewige, einheitliche und unveränderliche Substanz, die Alles ist und in der Alles ist, giebt dem Philosophen zugleich den Grund und Boden zu einer Kritik der nationalen Götter, die von ihm zuerst auf eine entschiedene und herbe Weise, besonders gegen die Götterdichtungen des Homer und Hesiod, geführt wird. Xenophanes schrieb sein Werk über die Natur in poetischer Form, und zwar im Versmaaß und der Sprache des Epos. Er soll sein Gedicht selbst als Rhapsode an öffentlichen Festen vorgetragen haben.

Die Lehre von dem Eins und Allen, die Xenophanes zuerst in großer geistiger Anschauung ergriffen hatte, wurde durch Parmenides zu ihrer eigentlichen dialektischen Entwickelung und Begründung gebracht. Er legte seine begeisterungsvollen Ansichten ebenfalls in einem Gedicht von der Natur nieder, in welchem er die Lehre vom reinen Sein entwickelte und zugleich das Naturleben in seiner ganzen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu construiren suchte.

Des Parmenides Schüler, Zenon, bildete darauf die Dialektik als eine eigene Wissenschaft systematisch aus. Die sophistische Disputirkunst nimmt hier aus den Bestrebungen des philosophischen Geistes heraus ihren Anfang. Der Drang der Eleaten, alle Erscheinungen der endlichen Welt, welche nicht der reinen und ewigen Substanz angehörten, in ihrer Nichtigkeit aufzuzeigen, begründete diese Kunst der Trugschlüsse, welche nachher in dem Geistesleben der Griechen eine so wichtige Rolle spielten.

Durch die Schüler Zenon's, namentlich durch Leu-

kippos, ging eigentlich eine jüngere Eleatische Schule hervor, welche gewöhnlich die physische oder atomistische genannt wird. Leukippos schloß sich der Lehre des Anaxagoras von den Atomen an, und verband damit die Annahme eines leeren unendlichen Raumes, wozu die Kraft der Bewegung hinzutritt. Diese drei sind die Grundprinzipien der Welt und alles Lebens. Die Seele selbst ist nichts als eine Vereinigung von runden Atomen.

Das Atomensystem bildete der heitere Demokritos von Abdera, der berühmte Reisende und Naturforscher, genauer und wissenschaftlicher aus, indem er die Atome nach ihrer Undurchdringlichkeit und Schwere, und die Kraft der Bewegung nach ihren verschiedenen Ursachen und Wirkungen bestimmte.

Diese Richtung der jüngeren Eleatischen Schule scheint aber ihre eigentliche Wurzel in Empedokles von Agrigent gehabt zu haben. Nach den Schilderungen, welche uns von der Persönlichkeit und den Thaten des Empedokles überliefert worden, müssen wir ihn als einen gewaltigen Geist erkennen, der auch äußerlich Großes und Wunderbares vollbrachte, und durch Bezwingung schädlicher Naturkräfte, Austrocknung von Sümpfen und ähnliche Leistungen den Ruf eines Wunderthäters im Alterthum gewann. Auch er dichtete, wie Xenophanes und Parmenides, in epischer Form ein großes Gedicht über die Natur, worin er nach einer Vereinigung aller Standpuncte der früheren Philosophen gestrebt zu haben scheint. Das ewige unendliche Sein der Eleaten bildete den Grund seiner Anschauungen, aber er bestimmt dies Sein zugleich als ein vierfaches nach den vier Elementen, Feuer, Luft, Erde und Wasser, denen er mythologische Namen, Zeus, Here, Aïdoneus und Nestis, giebt. Die Erde führt diesen Namen, weil er den Menschen überhaupt für einen abgefallenen Dämon ansieht,

der, aus dem Himmel verstoßen, in dieser finstern Höhle ein Leben der Buße vollbringt. In der vierfach getheilten Welt aber herrschen zwei Grundprinzipien, das gute und das böse; durch die Einwirkung des bösen Prinzips ist die Welt aus der Einheit, in der sie ursprünglich eine Kugel gebildet („den göttlichen Sphäros"), herausgerissen worden. Die Seele des Menschen aber betrachtete er als eine Vereinigung der vier Elemente, und nahm ihren Hauptsitz im Blute an. —

Zum Theil als eine Reaction gegen den immer weiter drängenden, verzehrenden und negativen Geist der Philosophen, zum Theil als eine Vollendung der Bestrebungen der Philosophie zu einer ächt menschlichen Vernunftlehre und einem reinen Humanismus, erscheint uns der große und weise **Sokrates**, aus Athen (geboren 470 oder 469 v. Chr.). Wir erblicken in ihm einen Gipfelpunct der antiken Weltbildung, insofern er der Auflösung des nationalen griechischen Bewußtseins, die er selbst betreiben und vollenden hilft, doch zugleich einen sittlichen Lebensinhalt, die innere Kraft der Gesinnung und Würde der Persönlichkeit, überhaupt ein innerlich und äußerlich wohlgeordnetes, edeles und thatkräftiges Leben, dessen Förderung der Zweck seines Lehrens und Wirkens war, entgegenstellt. Den negativen Richtungen der Philosophen, besonders der Sophisten, in denen die Anmaßung des Wissens zu einer formalistischen und willkürlichen Zersetzung alles Inhalts ausgeartet war, stellte er das **Wissen des Nichtwissens**, welches er als seinen größten Ruhm von sich behauptete, gegenüber. Dies Wissen des Nichtwissens war die ihm eigene **Ironie**, welche die Grundform seiner geistigen Anschauung und seiner Wirkung auf die Bildung seiner Zeitgenossen war. Die Sophisten, welche er bekämpfen wollte, schlug er gewissermaßen mit ihren eigenen

Waffen, mit der Dialektik, welche er als das unwiderstehliche Organ seiner überlegenen Denkkraft nach allen Seiten hin handhabte, jedoch zu dem entgegengesetzten Zweck, wie die Sophisten, nämlich um eine reine, positive und thatkräftige Lebensgesinnung hervorzurufen. Im beginnenden Verfall einer ganzen Weltepoche stellte er ein Bild sittlicher Hoheit dar, und zeigte, wie der Mensch nur in seine eigene Brust zu greifen brauche, um darin das wahrhaft Göttliche und alle ewigen Mächte des Lebens zu finden. Sein Menschheitsideal war die Kalokagathie, das Schön- und Gutsein, worin er die harmonische Vollendung von Leib und Seele begriff, und wozu er eine eigenthümliche Tugendlehre aufstellte.

Sokrates erscheint uns in der Mitte eines großen Kreises strebender Geister, welche durch seine Lehre angezogen wurden und dieselbe nach verschiedenen Seiten hin theils im Leben ausbreiteten, theils wissenschaftlich fortbildeten. Unter diesen Sokratischen Schülern ragen vornehmlich Cebes, Aeschines, Xenophon, Simon, Kriton, Pyrrhon, als solche, welche mehr in praktischer Form die Geistesart des Sokrates fortpflanzten, hervor. Durch Aristippos aber entstand aus dem Sokratismus die Cyrenaische Schule, durch Antisthenes die Cynische, in welcher der witzige Sonderling Diogenes von Sinope und der Satirendichter Menippos sich besonders bemerklich machen. Durch Euklides aus Megara, welcher Grundelemente der Eleatischen Philosophie mit der Sokratischen Denkweise verband, ging die Megarische Schule hervor, welche die philosophische Dialektik auf die äußerste Spitze getrieben zu haben scheint, und ein bloßes Streitraisonnement daraus machte, darum auch die Eristische genannt. Mit ihr wesentlich verwandt war die Elische und Eretrische Schule, die beide gegen einander keine bedeutenden Unterschiede dar-

boten, und durch Phädon aus Elis und Menedemos aus Eretria gestiftet wurden. —

Der Sokratische Geist wurde zu seiner wahren Idealität vollendet durch Plato aus Athen (429 v. Chr. geb.). In diesem hohen Genius, in dem sich dichterische und philosophische Begabung um den Vorrang stritten, will sich die Auflösung des antiken Weltbewußtseins durch die Kraft des rein geistigen Gedankens und zugleich im Frieden und in der Harmonie der künstlerischen Form vollbringen. Der Kampf des philosophischen Bewußtseins gegen den nationalen mythischen Götterglauben hatte sich in Plato zu einem geistigen Monotheismus vollendet, in dem man mehrfach auch eine Vorahnung des Gedankens des Christenthums zu erkennen gesucht hat.

Diese Vorahnung des christlichen Gedankens war aber in Plato hineingetreten auf dem Wege derjenigen Ideenentwickelung, die ein unendlich Seiendes zu erkennen sich genöthigt sah. Das unendlich Seiende sind bei Plato die Ideen, und die sichtbare Welt ist nur das ewige Werden derselben. Die Idee erscheint hier schon als ein Mittler zwischen dem Geist und der Materie, und in der Einheit der Erkenntniß und Anschauung, die daraus hervorgehen will, kann der hellenische Polytheismus keine Stelle mehr finden. Das antike Ideal erscheint in Plato gebrochen, und der christlich Gedanke hat ihn überkommen zunächst als dies auflösende und gährende Element, welches das in das Endliche gekommene Unendliche ist, und in Plato entschieden als den Höhe- und Vernichtungspunct der alten Götterwelt sich hinstellt.

Dieser herandringende christliche Gedanke entzweite aber in Plato zunächst das ideale Selbstbewußtsein, zu dem er sich erhoben, mit der bildlichen und künstlerischen Vorstellungswelt seines Volkes, und man kann nicht annehmen, daß er sich

für seine Person in diesem Widerspruch glücklich befunden habe. Bei der Begabung seiner eigensten Natur, die ihn auf kunstvolle und schöne Formen angewiesen, und bei dem Drang seiner Phantasie, mit der Schönheit des Mythus sich zu vermählen, muß das Abwenden von all dieser nationalen Herrlichkeit des Hellenenthums nicht ohne eine tiefe Erschütterung in ihm vorgegangen sein. Darum hat sich auch der Kampf seines Bewußtseins hineingestreckt in diese auf und niederwogende Dialektik des Dialogs, die bei aller Kunst, welche man daran zu bewundern hat, doch nur das nur Schönheit mühsam bezwungene Bild ewiger Unruhe und Befriedigungslosigkeit ist, und mit deren Gestrüpp oft nur heimliche Wunden umflochten sind. Mit vielem schöpferischen Geschick bestrebte er sich, die Welt des Bildes und der Schönheit, die er gesloben, noch in der Form seiner Werke festzuhalten, und er suchte darin gewissermaßen das ganze Culturleben der Griechen noch einmal zusammenzufassen, indem er die wesentlichsten Formen desselben, das Drama, den Mythus und die Philosophie, darin zu einer Einheit zu verschmelzen trachtete.

Aber die wirkliche Zusammenfügung dieser auseinandergebrochenen Elemente konnte er nicht mehr finden. In dieser Verahnung eines Reiches des Geistes saß Plato auf den Trümmern der hellenischen Götterbilder. Die Poesie, die Kunst, welche diese Bilder geschaffen, sie mußten ihm auf diesem Wendepunct der Zeiten bloß als diese gottverlassene Endlichkeit erscheinen, und er deutete damit auch für Poesie und Kunst gewissermaßen eine neue Zukunft an, in der sie mit der Unendlichkeit des Inhalts erfüllt und durchdrungen werden sollten, die Zukunft des Christenthums.

In Plato sehen wir am entschiedensten schon diesen Gegensatz sich verkündigen zwischen der heidnischen Kunst,

welche die Verendlichung des Unendlichen war, und zwischen der christlichen Kunst und Poesie, deren innerstes Leben das Unendliche selber ist. So vertrieb Plato die Dichter aus seinem Staat, lediglich aus dem Grunde, weil sie nicht Bildner des Geistes waren; ihm fehlte schon das Element des Unendlichen in der alten Poesie, welches zugleich das wahrhaft Menschliche ist. In seinen Büchern vom Staat hat er seinen harten Spruch gegen die Dichter, und namentlich gegen Homer, den Urquell der hellenischen Volksdichtung, gerichtet, indem er sie wegen ihrer lügenhaften und unwürdigen Darstellungen der Götter als verderblich für das Leben des Staats betrachtet. Plato, der einen neuen idealen Staat construiren wollte, konnte in demselben die Repräsentanten des alten hellenischen Volksglaubens, welches die Dichter sind, nicht dulden. Diese Zerfallenheit Plato's mit der nationalen Dichtkunst, als dem eigentlichen Realismus der Volksreligion, muß uns als eine um so schmerzlichere erscheinen, da uns in Plato's Dialogen gewissermaßen die ersten Elemente zu einer Wissenschaft des Schönen entgegentreten. Plato's Theorie des Schönen, die wir besonders in seinem Phädros, im Philebos, im Hippias Major und im Symposion antreffen, hängt ganz genau mit seiner Lehre von den Ideen zusammen, in deren Welt der Menschengeist früher selbst gelebt und gewandelt, im unmittelbaren Anschauen dieser Ideen des Guten, Wahren und Schönen den Göttern gleichend. Im Phädros heißt es daher, daß der beflügelte Gedanke des Philosophen die irdische Schönheit erblicke im Lichte jener himmlischen, deren er sich aus jener Zeit, wo seine Seele unter den Göttern gelebt und dort das Schöne angeschaut habe, erinnere! So wird bei Plato das Schöne allerdings schon in das Absolute hinaufgerückt, aber nur als jene ungewiß dämmernde platonische Erinnerung, als jenes

Abbild (ὁμοίωμα) der göttlichen Urideе (ἰδέα, παράδειγμα). Diese bloß mythische Entwickelung der Idee der Schönheit im Phädros wird im großen Hippias sogleich mit der Idee des Guten als Eins gesetzt, da das Schöne schon durch seine Mitabstammung aus den Urideen mit dem Guten und Wahren als Eines angenommen werden muß, und sonach in seinem Hauptzweck als eine Anleitung zur Tugend zu empfehlen ist, freilich durch die poetische Vermittelung des Eros, der durch das Schöne erweckt wird. Im Gastmahl erhalten wir durch die Rede der Diotima noch eine nähere Bestimmung über das Schöne, welches dort besonders im Verhältniß zu dem platonischen Begriff der Liebe betrachtet wird. Im Philebos aber scheint der größte Anlauf zu einer metaphysischen Begründung des Schönen genommen zu werden, indem in diesem Dialog das Wesen der Schönheit als die Einbildung der göttlichen Idee in das gewordene Sein betrachtet wird. Nach einer Stelle im Kratylos aber und in den Büchern über die Gesetze, ist die schöne Kunst deshalb mangelhaft, weil sie nicht auf die Erkenntniß der Dinge geht, und die eigentliche Wahrheit derselben, welches die philosophische ist, nicht in sich trägt. So langt Plato auch hier wieder bei dem Grundwiderspruch zwischen Bildlichkeit und Geistigkeit an, welcher alle Lebensgestaltung in dieser Zeit trennt und zerreißt*).

In der Platonischen Philosophie zeigt sich uns wenigstens in der Form, die sich darin das Denken giebt, das

---

*) Ausgaben der sämmtlichen Werke von Fr. Ast (Leipzig 1819—32), G. L. Chr. Schneider (Leipzig 1830—33), J. Bekker (Berlin 1816—18), G. Stallbaum (Gotha 1827) u. v. a. Einzelne. Dialoge von Fischer, Heindorf, Buttmann, Wolf. Deutsche Uebersetzung von Fr. Schleiermacher (5 Bände, Berlin 1804—10; neue Auflage 1827—28).

Bestreben, ein plastisches Element in der hellenischen Nationalbildung festzuhalten. Auch dies wurde durch den Vollender der griechischen Speculation, durch Aristoteles aus Stagira (384 v. Chr. geb.) aufgegeben, und statt der reichen dialogischen Gewandung des Plato tritt er uns mit der Weisheit, welche als der Niederschlag der ganzen hellenischen Cultur und Gesittung in ihm erscheint, in einer streng systematischen und wissenschaftlichen Form entgegen. Er war zwanzig Jahre hindurch ein Schüler des Plato gewesen, und hatte bei diesem Lehrer die dialektische Kraft des Geistes geübt und hervorgebildet. Als Erzieher Alexanders des Großen trat er alsdann zu dem Gipfelpunct des alten politischen Völkerlebens heran, indem er den Fürsten bildet, durch welchen die Staatenverhältnisse der antiken Welt zum letzten Mal durcheinandergeschüttelt und vor ihrem Ende noch zu einer Einheit zusammengedrängt werden. Was Alexander für das politische Leben der alten Welt war, das war Aristoteles für das geistige. Er faßte mit der überlegenen und Alles concentrirenden Kraft des philosophischen Gedankens den ganzen geistigen Thatbestand des antiken Lebens zusammen, und ordnete ihn nach dem Begriff, den er zuerst in seinen logischen Denkformen bestimmte. Der philosophische Gedanke tritt in Aristoteles als der Todtenrichter der antiken Geisteswelt auf. Neben dem Alles in sich aufnehmenden Weltreich des Alexander, steht die encyclopädische Philosophie des Aristoteles als dieselbe gewaltige Vereinigung und Durcharbeitung aller Elemente des Alterthums dar. Aristoteles entwirft den ersten Grundbau zu der Wissenschaft des Wissens, in welcher die Erkenntniß um ihrer selbst willen da ist, und in der sie den Begriff der Dinge aus den eigenen inneren Gründen derselben schöpft. Umherwandelnd im Säulengange des

Lyceums, lehrt er seine Philosophie, welche davon den Namen der peripatetischen empfängt.*)

In der Philosophie des Aristoteles war es auf die höchste Objectivität der Erkenntniß angekommen und dieselbe war auf allen Gebieten des Wissens systematisch gegliedert worden. Das denkende Individuum selbst ging dabei in seinem eigenen Gedankensysteme auf und sollte sein persönliches Eigenleben an die Allmacht des Begriffs abgeben. Dagegen kamen nach Aristoteles noch zwei neue philosophische Richtungen auf, welche wieder auf das persönliche Leben des Individuums zurückgingen und die rechte und glückliche Gestaltung desselben zum Hauptzweck des Philosophirens machten. Dies waren die epikureische und die stoische Philosophie.

Das System, welches Epikuros (337 v. Chr. geboren) in seinem Garten zu Athen vortrug, war eine individuelle Glückseligkeitslehre, die jedoch ihren wesentlichen Grund in der Vernunft und in der Freiheit sucht, durch welche allein die Schmerzlosigkeit und unerschütterliche Ruhe (ἀταραξία), welche als das Ideal des menschlichen Zustandes betrachtet wird, gewonnen werden können. Diese ethische Richtung seiner Philosophie gab ihr eigentlich ihre Bedeutung und ihre Ausbreitung. Der philosophische Theil seiner Lehre schloß sich der Eleatischen Physik und besonders der Lehre des Demokrit an.

Die Philosophie, welche Zeno aus Citium in Cypern (um 340 v. Chr. geboren) in der Stoa zu Athen vortrug, hatte mit der epikureischen gewissermaßen das Uebereinstimmende: das wahre Glück des Individuums in der Unbe-

*) Ausgaben der sämmtlichen Werke von Fr. Sylburg (Frankf. 1584), J. Th. Buhle (Zweibr. 1791—1800), J. Bekker (Berl. 1831—1836). — Eine deutsche Uebersetzung wurde in Stuttgart (1835) begonnen, jedoch nicht vollendet.

wegtheit der Seele und in der Sicherung vor Leidenschaften und sinnlichen Eindrücken zu suchen. Die stoische Moral fällt daher mit der epikureischen gewissermaßen zusammen, indem beide das Glück und den Genuß als den Zweck des Menschen setzen. Doch erscheint bei den Epikureern die Tugend in diesem Sinne nur als ein bloßes Mittel, sich angenehme Empfindungen, d. h. das Glück, zu sichern. Bei den Stoikern aber gewinnt die Tugend an und für sich einen substantiellen Werth, indem sie als die Verwirklichung des absolut Guten die Uebereinstimmung der Vernunft mit der Natur darstellen soll. Die Philosophie des Zeno bestand aus Logik, Dialektik (Rhetorik), Physik und Psychologie. Die Welt ist ihm ein unaufhörliches Vergehen und Entstehen, indem sie aus sich selbst heraus durch das Feuer verbrennt und in den Flammen immer wieder ihre Erneuerung findet. Erschaffen ist die Welt aus der Urmaterie durch die Einwirkung Gottes, welcher zum Bindemittel aller Ursachen und Wirkungen in der Welt die Unabänderlichkeit des Fatums nahm. —

Dritter Abſchnitt.

Die römiſche Literatur.

1. Der Charakter der römiſchen Literatur.

In den Römern ſehen wir ein Volk von gewaltiger äußerer Organiſationskraft, das ſich in großartigen Schwingungen nach Außen hin entwickelt und ſeine Geiſtesbildung auf einem durchaus objectiven Grunde der Nationalität und des Staatsbegriffes vollbringt.

Wenn bei den Griechen aus der freien Entfaltung der menſchlichen und volksthümlichen Individualität die Blüthe ihrer Kunſt und ihrer Nationalbildung hervorging, ſo war es bei den Römern der objective Begriff des Staats, welcher auch alle geiſtigen Entwickelungen der Nation umſpannte und aus dem alle Lebens- und Bildungsformen, alle Bethätigungen im Oeffentlichen, Literariſchen und Häuslichen, gleichſam in einer ſyſtematiſchen Nothwendigkeit hervorgingen.

Dieſer große römiſche Volkspragmatismus ſtellt uns eine durchaus weltliche und politiſche Nation dar, die weder auf den ſpeculativen Tiefſinn des Mythus noch auf die

Zaubermacht der Plastik ihre Volksentwickelung stützt, sondern in der Alles praktisch und thatsächlich vor sich geht und in der die alte Religion selbst nur in Form einer verständigen Popularität und eines praktischen, gewissermaßen dem Staat einverleibten Nationalismus bestehen konnte. Die alte mythische Religionsanschauung erlebt im Römerthum ihre innerste kritische Zersetzung, wird zum Theil schon Gegenstand der antiquarischen Forschung und löst sich in sittlichen, politischen und polizeilichen Elementen, oder, so zu sagen, in der ausschließlichen Productivität des Staatswesens selbst, auf.

Mit dieser ungemeinen äußeren Thatkraft begabt, stellen die Römer doch nur gewissermaßen ein Volk aus zweiter Hand dar, indem sie ihre wesentliche Nationalstärke darin offenbaren, daß sie das Fremde sich aneignen, mit einer durchdringenden Schärfe verarbeiten, und nach dem nationalen Staatsbedürfniß umwandeln und neugestalten. So zeigt sich in der römischen Literatur dieser eigenthümliche und merkwürdige Schmelzungsprozeß, durch welchen die griechische Cultur in gangbarer römischer Staatsmünze ausgeprägt wurde.

Die Literatur und Dichtkunst stand bei den Römern nicht auf einem mythischen Volksgrunde und nahm auch demgemäß ihren Ursprung nicht aus einem mythischen Nationalepos her, wie bei den Griechen. Die römische Literatur wurde als eine Luxussache aristokratischer Nationalbildung gewissermaßen eingerichtet und in Form gebracht. Der Mann von Geist, Talent und Bildung konnte eigentlich in Rom nichts Höheres sein als Staatsmann, da es für die Poesie als solche durchaus keine volksthümlichen und nationalen Anknüpfungspuncte gab, aber auf dem Wege des Verstandesraisonnements war auch das Bedürfniß klar geworden, eine Literatur gewissermaßen als Zierde und

Schmuck eines ordentlichen und recht organisirten Staatshaushalts zu haben.

Das Herüberheben der griechischen Literatur in die nationalen römischen Formen mußte sich dazu um so mehr als zweckmäßig empfehlen, als der römischen Staatsgeschichte, selbst durch das Zurückgeben auf den griechischen Mythus eine weitere und umfassendere Vergangenheit gegeben wurde, und die nüchterne und rein verstandesmäßige Zusammendrängung auf den Moment der Gegenwart, welches der Charakter des römischen Nationallebens ist, durch die Verschmelzung mit griechischen Geisteselementen einzig und allein eine Ergänzung, Vertiefung und eine schönere Perspective erhalten konnte. Auf solchen Grundlagen mußte denn die römische Literatur in der Form sowohl wie in ihrem Wesen diesen absichtlichen, pragmatischen und zweckvollen Charakter gewinnen, dem alle höhere ideale Freiheit der Production fehlt und für den die nationelle Manier das eigentliche Gesetz der künstlerischen Darstellung ist.

2. Die dramatische Poesie der Römer.

Die Anfänge der römischen Literatur führen sich auf ländliche Festgesänge und Nationallieder zurück, für die es ein eigenthümliches nationales Metrum in dem Saturnischen Vers (versus Saturnius) gab. Musik und Tanz begleiteten diese uralten Gesänge der Römer, in denen wir auch die ersten Elemente einer nationalen religiösen Liturgie zu erblicken haben. Wir sehen darin zugleich den ersten Beginn dramatischer Darstellung, da in diesen Mimen, durch die natürliche dramatische Beweglichkeit des römischen Charakters, bald auch Dialog und Doppelchöre

eingeführt wurden. So entstanden die Carmina Fescennina, die humoristische Hochzeitsspiele in Form von zwei Spielern oder von Doppelchören waren, oder die Carmina amoebaea, Wechselgesänge der Hirten, in überwiegend witziger Form, mit wiederkehrenden Refrains, und mit mimischem Ausdruck heraustretend. In diesen alten Mimen scheinen etrurische Volks- und Sprachelemente überwiegend gewesen zu sein.

Eine weitere Ausbildung der Mimen waren die Atellanen, lustige Volksspiele, welche ihren Namen nach der Oscischen Stadt Atellä in Campanien erhielten, und deren Gegenstände aus dem Kreise der gemeinen täglichen Wirklichkeit, besonders aber des ländlichen Lebens, hergenommen waren. Die dramatische Handlung war wohl noch wenig in ihnen ausgebildet; ebenso in den Saturae, Volkspossen, welche improvisirt wurden, und die bei dem römischen Volke so viel Anklang fanden, daß der allgemein verbreitete Sinn dafür zur Entwickelung des Drama's überhaupt wesentlich beitrug.

Die kunstmäßigere Gestaltung des römischen Dramas beginnt mit Livius Andronicus aus Tarent (um 240 v. Chr. geboren). Mit ihm fängt zugleich die Verpflanzung der griechischen Poesie auf römischen Boden an. Von einer feinen Verschmelzung griechischer und römischer Bildungselemente war jedoch noch nicht die Rede, sondern Livius Andronicus scheint seine Tragödie und Komödie noch geradezu aus dem Griechischen übersetzt zu haben.

Sein Zeitgenosse war Cn. Nävius aus Campanien, welcher den ersten punischen Krieg, in dem er selbst mitgefochten, in einem epischen Gedicht darstellte, seine Tragödien aber nach den Mustern des Euripides und Aeschylos dichtete, wobei er schon entschiedener auf die Durchführung

römischer Nationalformen an dem Angeeigneten und Fremden gehalten zu haben scheint.

Das römische Drama theilt sich auch schon früh in zwei bestimmte Klassen, je nachdem griechischer Stoff und griechisches Kostüm oder römischer Stoff und römisches Kostüm darin das überwiegende Element bilden. Von vorzugsweise griechischem Charakter sind die fabula crepidata (Tragödie) und die fabula palliata (Komödie). Die römischen Stücke bilden die fabula praetextata (eine Tragödie aus der römischen Geschichte) und fabula togata (Komödie aus dem römischen Volksleben). Diese letztere zerfiel in mehrere Untergattungen, in die Comoedia trabeata, von Melissus erfunden, und nur in gebildeten Kreisen spielend, Comoedia tunicata oder tabernaria, von Personen niedrigeren Standes handelnd, Comoedia planipedia (planipedaria), wo der Schauspieler mit bloßen Füßen auftrat, auch riciniata, von der Anwendung eines eigenthümlichen weiblichen Anzugs der Römer, der ricinia. —

Eine höhere practische und nationale Bedeutung gewann aber zuerst Q. Ennius, aus Rudiä in Calabrien (239 — 169 v. Chr.). Dieser Dichter besitzt schon eine vielseitigere und umfassendere Productionskraft und ein mannigfaches Wissen. Er bestrebt sich zuerst mit entschiedenem Bewußtsein einen ächt römischen Nationaltypus zu gestalten und wird dadurch der eigentliche Begründer der römischen Literatur. Seine Annalen sollten ein römisches Nationalepos im Sinne des homerischen werden. Als Dramatiker gab er nur Nachbildungen Euripideischer Stücke. Auch verpflanzte er in seinem Epicharmus zuerst einige Absenker der griechischen Philosophie auf römischen Boden.

Sein Schwestersohn war der Tragiker M. Pacuvius (221 v. Chr. geboren), von dessen zwölf Tragödien, die in einem erhabenen und pathetischen Stil gedichtet waren,

beſonders der Ruhm von Antiopa und Duloreſtes auf uns gekommen iſt. Ein bei den Römern ſehr beliebter Tragiker war auch Lucius Attius (172 v. Chr. geboren), der mehrere patriotiſche Tragödien ſchrieb, größtentheils aber die griechiſchen Tragiker mit Effect ausbeutete. Außerdem dichteten römiſche Tragödien M. Attilius, Titus Septimius, Ovidius Naſo, Aſinius Pollio, Cilnius Mäcenas, Caſſius Parmenſis, L. Varius.

Unter dem Namen des Seneca beſitzen wir zehn Tragödien, die durch eine glänzende Rhetorik, durch ein Haſchen nach kühnen Sentenzen und geſchraubten Sätzen, und durch ein gewaltſames Beſtreben, pikant, leidenſchaftlich und intereſſant zu ſein, den verderbten Geiſt der Kaiſerzeit ausdrücken. Neun dieſer Tragödien ſind freie Bearbeitungen nach Euripides und Sophokles. Die ſtoiſche Philoſophie ſchwellt die Sentenzen dieſes Dichters zu langen bombaſtiſchen Gemeinſprüchen an, durch welche er Kraft der Geſinnung und großen Charakter verrathen will. —

3. Die römiſche Komödie.

Die Komödie der Römer, obwohl ſie ebenfalls von der Nachahmung des Griechiſchen ſich nicht losketten konnte und ganz im Geleiſe deſſelben arbeitete, verſuchte doch mit einigen freieren Bewegungen das römiſche Volksleben ſelbſt in ſich aufzunehmen. Dies muß beſonders von M. Accius Plautus aus Sarſina im Umbrien, einem Zeitgenoſſen des Ennius (184 v. Chr. geſtorben) geſagt werden. Nachdem er früher Director einer Schauſpielertruppe geweſen war, lebte er in dürftigen Verhältniſſen als Arbeiter zu Rom, und ſchrieb in dieſer Lage, in der er das Leben

gearbeiteten Stücken eine anschauliche Vorstellung von dem Lebensten der römischen Gesellschaft.*)

Neben Plautus und Terentius ist Cäcilius Statius aus Insubrien, ein Freund des Ennius, zu nennen, der ebenfalls nach den Mustern der neueren griechischen Komödie, besonders nach Menandros, arbeitete. Dasselbe gilt von L. Afranius, der in die griechische Komödie römische Charaktere hineinbrachte.

Mit diesen künstlichen und kunstmäßigen Komödienschreibern wetteiferten oft sehr glücklich die Dichter der volksthümlichen Atellanen, unter denen besonders Q. Novius und L. Pomponius Bononiensis, welchem letzteren witzige Parodieen und Volksschilderungen nachgerühmt werden, anzuführen sind.

Es fehlte auch nicht an Dichtern, welche dem römischen Volksdrama selbst eine höhere kunstmäßige Form und Sprache zu geben versuchten, wie Gn. Matius, welcher die Gattung der Mimijamben aufbrachte, der witzige Ritter D. Laberius, und Publius Syrus, an dessen Mimen der moralische Ton und die Sentenzenfülle gerühmt werden. —

4. Die epische Poesie der Römer.

Die Form künstlicher Aneignung und Herüberbildung, welche die ganze römische Literatur an sich trug, mußte

*) Ausgaben von Rich. Bentley (Cambridge 1726), Bothe, Klotz. — Deutsche Uebersetzungen von Schmieder (Halle 1794), Chr. D. Kindervater (Jena 1799—1800), Kerfe (Leipzig 1805), F. H. von Einsiedel (Leipzig 1810), der eine metrische Bearbeitung des Terenz für das deutsche Theater versuchte.

vorzugsweise in derjenigen Dichtungsart, welche bei andern Völkern unmittelbar im Naturleben des Volkes ihre Wurzel zu haben pflegt, nämlich im Epos, hervorstechen. Der Versuche des Nävius und Ennius, römische Nationalbegebenheiten zur Grundlage epischer Dichtung im Stil des Homer zu machen, ist schon gedacht worden. Nach den Mustern der griechischen Epik arbeitete mit besonderer Gewandtheit und Belesenheit P. Terentius Varro (116 bis 127 v. Chr.), dem es in seinen Nachbildungen glänzend gelang, die nationale Ueberlieferung und den patriotischen Römergeist mit dem griechischen Mythus zu verschmelzen und in dieser künstlichen Combination die Norm für ein römisches Nationalepos hinzustellen.

Die höchste Vollendung dieser Combination sehen wir dann durch Publius Virgilius Maro (70 v. Chr. geboren) erreicht. Seine Aeneis, in zwölf Büchern, worin der Trojaner Aeneas als der Stammvater des römischen Volkes verherrlicht wird, ist eine ungemein kunstvoll und elegant gearbeitete Mosaik griechischer Poesie, die nach dem nationalen römischen Bedürfniß verarbeitet und zugespitzt ist. Diese Romanisirung des Homer, die ebenso sehr eine gelehrte wie eine poetische Arbeit zu nennen, ist aber nicht sowohl eine Nachahmung homerischer Darstellungs- und Sinnesweise, als vielmehr eine Verwandelung derselben in römische Manier und in die Formen eines raffinirteren und zum Theil überbildeten Geschmacks. Die glänzende und mit meisterhafter Kunst ausgearbeitete Diction und Sprache, die lebendigen, hier und da an Affectation gränzenden Ausbrüche der Empfindung, und die kühnen dramatischen Wendungen, welche der Dichter seinen Charakteren zu geben versteht, gehen weit über das Wesen des Epos und über die Gränze homerischer Einfalt und Naturwürde hinaus. Wenn Virgil in seiner Aeneis, ungeachtet vieler einzelnen

poetiſchen Schönheiten derſelben, uns mehr wie ein Rhetor erſcheint, der in einer Kunſtſchule einen trefflich ausgearbeiteten und harmoniſch abgerundeten Vortrag über einen aufgegebenen Gegenſtand hält, ſo zeigen ihn uns ſeine anderen Arbeiten, die Bucolica, in 10 Eclogen, und die Georgica, in 4 Büchern, bei weitem mehr als ſelbſtändig ſchaffenden Dichter, wenn er auch in dem erſten Werk die Idylle des Theokrit nachahmt, und in dem andern auf Befehl des Mäcenas es unternimmt, ein Lehrgedicht von dem italiſchen Landbau zu ſchreiben, worin er wiſſenſchaftliche Kenntniß der Natur, zum Theil aus den Griechen entlehnt, mit freier Naturbegeiſterung und friſcher Landſchaftsmalerei verbindet. *) —

Die Fortbildung des römiſchen Epos geſchah durch M. Annaeus Lucanus, der durch ſeine Pharsalia berühmt wurde, durch C. Silius Italicus, Verfaſſer der Punica, C. Valerius Flaccus (Argonautica), P. Papinius Statius, ein Improviſator, der eine Achilleis und Thebais nach griechiſchen Vorbildern dichtete. —

Eine größere Selbſtändigkeit des Schaffens legten die Römer in dem didactiſchen Epos an den Tag, in dem ſie zwar auch griechiſche Muſter, namentlich die Lehrdichter in Alexandria, vor Augen hatten, worin ſie jedoch zugleich in eigenthümlicher geiſtiger Freiheit das Product einer durchbildeten Geſinnung und Lebensanſchauung darſtellten. Die bedeutendſte Dichtung dieſer Art iſt von T. Lucretius Carus (95—51 v. Chr.), welcher von der Natur der Dinge in 6 Büchern ſchrieb. Dieſer körnige und geiſtig tapfere Dichter ſtrebte mit wahrhaft römiſcher Nationalkühn-

*) Ausgaben von Nicol. Heinſius (Amſt. 1664), P. Burmann (Amſt. 1746), C. G. Heyne (Leipzig 1767, 88, 1800). Wunderlich und Rukkopf. — Deutſche Ueberſetzung von J. H. Voß (Braunſchweig 1821).

heit die Grundfragen des Lebens zur Entſcheidung zu bringen. Er ſtützte ſeine Anſchauungen über den göttlichen und menſchlichen Zuſammenhang der Dinge auf die Philoſophie des Epikur und die Naturanſicht des Empedokles. Dieſen ſpeculativen Elementen ſuchte er Form, Schwung und Zauber der Poeſie zu verleihen. Dies Gedicht iſt gewiſſermaßen als ein Abſchluß der Weltanſchauung der alten Zeit zu betrachten, indem die darin ausgeprägten Lehren und Geſinnungen die in der Auflöſung begriffene Menſchheitsperiode des Alterthums darſtellen, welche Lucrez kurz vor der Erſcheinung des Chriſtenthums ſo gründlich und erſchöpfend in ihrer Entleerung von allem göttlichen und geiſtigen Inhalt charakteriſirten hilft. Der Verfall des antiken Lebens ſtellt ſich am entſchiedenſten in dieſer naturaliſtiſchen Weltanſchauung hin, welche Lucrez in ſeinem philoſophiſchen Gedicht gewiſſermaßen in ein Syſtem gebracht hat. Im vierten Buche entwickelt der Dichter auch jene eigenthümliche Bildertheorie des Epikur, welche alles Weſen der Dinge und den Geiſt ſelbſt nur in körperlicher Zuſammenſetzung erkennt, und worin der Materialismus, in welchem das Leben der Alten verendete, ſein vollendetes Bekenntniß ablegt. Die Objectivität der Antike, welche ihr Gott verlaſſen hat, will auf dieſer ihrer äußerſten Spitze gar keine geiſtige Anſchauung und Erkenntniß der Dinge mehr zulaſſen. *)

Andere Lehrdichter waren Aemilius Macer, ein Freund Virgil's und Ovid's, der über Vögel, Kräuter u. a. ſchrieb, Cäſar Germanicus (Aratea), Gratius Faliscus, deſſen Lehrgedicht über die Jagd (Cynegeticon) die erſte poetiſche Darſtellung dieſes Gegenſtandes iſt.

In gewiſſem Betracht iſt auch P. Ovidius Naſo

*) Ausgaben von Wakefield, Eichſtädt, Forbiger. — Deutſche Ueberſetzung von K. L. von Knebel (2. Ausg. Leipzig 1831).

(geboren 43 v. Chr.) unter die didactischen Poeten zu reihen, obwohl seine ächt dichterische Persönlichkeit, die alle von ihm behandelten Gegenstände beherrscht, seinen Darstellungen immer einen freien, individuellen und vorherrschend lyrischen Charakter aufdrückt. Auf einer vielseitigen geistigen Bildung ruhend, eine hohe poetische Begabung mit rhetorischer und dialectischer Kunst versetzend, weiß er glänzende und üppige Gebilde der Phantasie zu erzeugen, denen es zwar innerlich ganz und gar an einem gediegenen, tiefen und sittlichen Kern gebricht und an allen den kräftigen und mannhaften Eigenschaften, welche sonst den römischen Charakter bezeichnen. Aber dafür hat er liebliche und verblühte Träumereien, glänzende Einfälle, und die sinnigsten Tändeleien einer immer angeregten glühenden Einbildungskraft. Die innere Verderbniß des Augusteischen Zeitalters hat er in anmuthigster Form meisterhaft wiedergespiegelt. Gerade in diesem Schlamm, auf dem er mit Behagen steht, bewegt er sich mit der liebenswürdigsten Virtuosität auch als Dichter. Der eigentliche Mittelpunct seiner Poesie ist die Liebe, welche er sowohl in eigenen Lehrgedichten über die Kunst der Liebe und ihre charakteristischen Erscheinungen und Kunstgriffe, (Amores, Ars amandi, Remedia Amoris) als auch in Episteln der berühmtesten Vertreter der Liebe (Heroiden) behandelte. Sein ausgearbeitetstes Werk wurden aber die Metamorphosen, ein anmuthiges und ächt poetisches Fabelbuch, in welchem die Verbindung der griechischen Mythenwelt mit den lateinischen Ueberlieferungen in glänzender Form gelungen. In dieser ungemein glücklichen Darstellung hat er eine poetische und volksthümliche Schmelzung der antiken Mythologie vollbracht, und ihr darin eine fürsige Ueberlieferung gegeben, welche bis in die spätesten Zeiten hinein gegolten und verbreitet wurde. Den nationalen Fest- und Götter-Cultus beschrieb er trefflich

und nach eigenthümlichen Quellen in ſeinen Fasti, aus denen man heut am anſchaulichſten und gründlichſten die Religion der Römer in ihren Elementen und Formen kennen lernen kann. In ſeiner Verbannung, welche er ſich durch wenig aufgeklärte Verhältniſſe zuzog, ſchrieb er die empfindungsreichen und wehmüthigen Tristia und die Epistolae ex Ponto. Auch als dramatiſcher Dichter verſuchte er ſich mit einem Trauerſpiel Medea *).

5. Die lyriſche Poeſie der Römer.

Die römiſche Lyrik war, wie die andern Zweige der römiſchen Poeſie, vorherrſchend Ueberſetzungsproduct, und Product künſtlicher Bildung und Aneignung. Das eigentliche Lied, die Ode, die Elegie, erſcheinen faſt ganz und gar als fremde Blüthen, von geſchickter Hand gepflegt und mit Zierlichkeit nationalen Zuſtänden angepaßt. Dagegen bilden ſich in zwei andere Dichtungsformen, in die Satire und das Epigramm, politiſche und hiſtoriſche Nationalmomente hinein, und geben dadurch zu bedeutenderen charakteriſtiſchen Leiſtungen Anlaß.

Das römiſche Lied, das Carmen, erhielt durch C. Valerius Catullus (86—49 v. Chr.) ihre erſte kunſtmäßige Ausbildung. Die Poeſie des Catull iſt überwie-

*) Ausgaben ſeiner ſämmtlichen Werke von Nic. Heinſius, Pet. Burmann, Fiſcher, Merſcherlich, Jahn. — Die „Metamorphoſen", überſetzt von Rede (Berlin 1791) und J. H. Voß (Braunſchweig 1798); die „Faſten" von K. Geib (Erlangen 1828).

gend erotischer Natur, und hat in dem feurig dargelegten Liebesverhältniß zur Lesbia eine dramatische und dialectische Beweglichkeit des Gefühls, die sich in dem Umschlagen der Liebe in Haß wirkungsreich ausspricht. Reich und mannigfaltig in seinen metrischen Formen, immer anmuthig und zierlich in seiner Darstellung, entbehrt dieser Dichter doch fast aller selbständigen Erfindung, indem er seinen inneren Gedankenaufwand aus den Griechen bestreitet*).

Den größten römischen Lyriker erblicken wir in Q. Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.). In diesem Dichter vereinigt sich griechische Kunstbildung und Lebensweisheit mit römischer Weltlichkeit und patriotischer Nationalbegeisterung. Er stellte in seinen Gedichten ein leichtes und graciöses Gemisch von Humanität und Ironie, von poetischer Begeisterung und weltmännischer Klugheit, eine wahre Verschmelzung von Dichter und Weltmann, dar, und wurde auf dieser umfassenden und vielseitigen Grundlage dieser populairste Dichter der alten Welt, der noch das ganze Mittelalter hindurch in aller Gebildeten Munde lebt und dessen Sentenzen als Orakelsprüche der Lebensweisheit galten. Sein Charakter hat nicht die republikanische Größe und Gediegenheit der früheren Zeiten Roms, aber in der feinen Berechnung, mit der er sich der Augusteischen Hofwelt anpaßt, zeigt er eine anmuthige und gediegene Haltung des Wesens, eine überlegene Beurtheilung der Sitten seiner Zeit, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, und die ächte Laune eines Weisen. Der literarische Eklektizismus Roms hatte in dem Dichter Horaz seinen größten

*) Ausgaben von F. G. Döring, J. Sillig, C. Lachmann u. a. — Deutsch im Auszuge von Ramler (Leipzig 1793). Schwenck (Frankf. 1829).

Meiſter und feinſinnigſten Virtuoſen gefunden. Durch das große Schmelzungstalent, das er beſaß, ſchied er aus der ganzen dichteriſchen, literariſchen und philoſophiſchen Cultur der Vergangenheit das Beſte und Paſſendſte aus, und machte davon dieſe klare und metallhaltige Compoſition, der in der Vollendung der Form zugleich ein gewiſſer Adel nicht abzuſprechen iſt. So überſetzt er auch den griechiſchen Epikureismus nach den Elementen, die er zum populairen Gebrauch von ihm aufnehmen kann, auf feine und ſorgfältig abgewogene Weiſe in die römiſche Urbanität. Horaz repräſentirt gewiſſermaßen die äußerſte Gränze der antiken Kunſtbildung, und hat für dies Ende der alten Kunſt und Cultur dieſelbe univerſale Bedeutung, wie Homer für den Anfang, mit dem er auch den Ruhm der nachfolgenden Jahrhunderte in gleichem Maaße getheilt hat. Seinen eigenthümlichen menſchlichen Charakter und ſeine geiſtige und literariſche Stellung zu ſeiner Zeit, in der wir ihn namentlich als den Mittel- und Blüthepunct des literariſchen Roms anſehen müſſen, hat er am meiſten in ſeinen Satiren und Epiſteln, den originellſten und bedeutendſten Producten ſeiner Muſe, ausgeprägt. In ſeinen Oden und Epoden, die durchgängig nach griechiſchen Muſtern gearbeitet ſind, tritt das patriotiſche und nationale Element oft mit großer Energie hervor, das erotiſche zeigt ſich dagegen in der Regel als das unbedeutendere und werthloſere. In ſeiner Epiſtel an die Piſonen (de arte poetica), welche theilweiſe in den Charakter der Satire verfällt, beweiſt er die tiefſte Kenntniß der antiken Literatur, und zugleich ſein Streben, als Reformator der nationalen Poeſie eine neue Aera heraufzuführen *). —

*) Ausgaben von D. Heinſius, R. Bentley, F. H. Bothe. — Deutſche Ueberſetzungen: Horazens Werke, von J. H. Voß

Nach der Bedeutung eines eigenthümlichen, von griechischen Vorbildern unabhängigen Dichters strebte Albius Tibullus (um 30 vor Chr.), welcher gewöhnlich der Vater der römischen Elegie genannt wird, die er in gefälliger und einfacher Form, jedoch mehr zierlich als tief in der Empfindung, ansprechend in seinen erotischen Malereien und Ergießungen, welche er vornehmlich zwei Damen, der Delia und der Nemesis widmet, besonders glücklich aber in idyllischen und landschaftlichen Schilderungen, anbaut. Als seine Vorgänger in der Elegie können zum Theil Catullus (elegia de coma Berenices, nach Kallimachos), vornehmlich aber Cn. Cornelius Gallus, C. Helvius Cinna und C. Valgius Rufus, von deren Elegieen aber nichts übrig geblieben, betrachtet werden. Das dritte Buch der Elegieen des Tibullus wird aber von Vielen einem Freigelassenen, Namens Lygdamus (nach Andern auch dem Cassius Parmensis) zugeschrieben *).

Weicher, gluthvoller, aber auch mehr wollüstig verschwimmend sind die Elegieen des Sextus Aurelius Propertius (52—16 v. Chr.). Seine Gedichte sind Ergüsse eines zärtlichen, in glücklicher und qualvoller Liebe zur Cynthia befangenen Herzens, und zugleich Pro-

(Heidelberg 1806), E. Günther (Leipzig 1830). — Horaz Satiren, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen von C. M. Wieland (zuerst Leipzig 1786—94). — Horaz Oden, übersetzt von A. F. van der Decken (Braunschweig 1838), C. W. Binder (Stuttgart 1831), C. F. Preiß (Leipzig 1805—7).

*) Ausgaben von Ch. G. Heyne (Leipzig 1755, 3. Ausgabe von Wunderlich, Leipzig 1817), Huschke, Bach, Lachmann, Dissen. — Deutsche Uebersetzungen: Tibull und Lygdamus, übers. und erklärt von J. H. Voß (Tübingen 1810), F. G. von Strombeck (Göttingen 1825), Fr. W. Richter (Magdeburg 1831).

ducte griechischer Studien, von denen er sich zuweilen in einzelnen Wendungen einen gelehrten Anflug zu geben liebt *).

6. Die römische Satire.

Bei weitem nationaler als die Elegie hat sich in der römischen Poesie die Satire gestaltet, die, wie Horaz selbst angiebt, zuerst durch den Ritter C. Lucilius aus Suessa in Campanien (geboren 148 v. Chr.) begründet und von ihm zu einem Werkzeug der Geißelung seiner Zeitgenossen in ihren öffentlichen und häuslichen Sitten gemacht wurde. Die Satiren des schon früher erwähnten Terentius Varro scheinen den Uebergang zur Ausbildung einer eigentlichen Kunstform in dieser Gattung gemacht zu haben. Diese Kunstform stellte Horaz in seinen Satiren in äußerer und innerer Vollendung dar. Seine Satiren bezeichneten aber schon durch den Namen der Sermonen, welchen er ihnen beilegte, den verallgemeinerten Typus, welchen diese Gattung unter den Händen des Horaz empfing, indem sie bei ihm mehr die Bedeutung eines moralischen Lebensbildes, einer ethischen Charakterzeichnung hat.

Einen tieferen und mächtigeren Strafton stimmte in der Satire Aulus Persius Flaccus (34—62 nach Chr.) an, der sich in der Form nach Lucilius und Horaz gebildet, in seiner Richtung aber den Geist der stoischen

*) Ausgaben von Broukhuis, Kuinoel, Lachmann, Valdamus, Jacob, Hertzberg. — Deutsch von Knebel (Leipzig 1798) und J. H. Voß (Braunschweig 1830).

Philosophie in tiefernster und kraftvoller Polemik auf die verderbten Zustände Roms anwandte. In ihm zeigt sich ein schroffer, starker, in einsames und tragisches Dunkel sich einspinnender Geist, der auch seinen poetischen Formen diesen absichtlich ungefügigen und unharmonischen Ausdruck giebt *).

Leichter und beweglicher tritt Decimus Junius Juvenalis (unter Claudius zu Aquinum geboren) mit seinen Satiren auf. Er hat sich in denselben gewissermaßen eine vollständige Abspiegelung des Lebens und der Zustände seiner Zeitgenossen zur Aufgabe gemacht, und so ladet er alle Stände und alle Charaktere vor sein Forum. Er giebt uns eine reiche Gallerie römischer Charakterbilder, die er in künstlerischen und correcten Formen, und zugleich mit hohem satirischem Pathos hinstellt. Die rhetorische Bildung, auf welcher Juvenal ruht, giebt auch seiner poetischen Darstellung auf der einen Seite manches Kalte, auf der andern ein absichtliches Streben nach Effect und künstlichen Schlaglichtern **).

Hier ist auch wohl der berüchtigte Titus Petronius, der Günstling des Nero und Anordner (arbiter) der üppigen und frechen Lustbarkeiten dieses Kaisers, anzuführen. In seinen uns nur sehr verstümmelt erhaltenen Satiren (Satiricôn libri) hat er etwas Großartiges in der Unverschämtheit geleistet, mit der er die Blößen des sittlich zerrütteten Roms aufdeckt. Seine Darstellungen dieser Ver-

*) Ausgaben von Casaubonus, König, Passow, Weber, Plum. — Deutsche Uebersetzungen von Passow, mit lateinischem Text (Leipzig 1809). Fülleborn (Züllichau 1794), Nasser (Kiel 1807), Wagner (Lüneburg 1811), Donner (Stuttg. 1822).

**) Ausgaben von Henninius, Ruperti, Achaintre (Paris 1810), Weber (Wien 1825). — Deutsche Uebersetzungen von K. Fr. Bahrdt (Dessau 1781 u. flgd.), Haugwitz (Leipzig 1818), Donner (Tübingen 1821).

derbheit sind zügellos, aber zugleich so naturwahr und in großem Stil ausgeführt, daß man die lastervolle und der heftigsten Reizmittel bedürfende Wirklichkeit der römischen Kaiserzeit lebendig vor sich sieht *).

In gewissem Betracht kann auch A. Lucius Apulejus, ein Afrikaner von Geburt (um 120 nach Chr.) hier angeführt werden, indem sein Roman, der sogenannte „goldene Esel" (Metamorphoseos sive Fabularum Miletiarum de asino libri XI.), theilweise auch der satirischen Gattung angehört, und zur Unterhaltung der überreizten und übersättigten vornehmen Welt Roms, für welche er schrieb, bestimmt war **).

Das flüchtige Kind der Satire, aus der Modeliebhaberei an der satirischen Gattung hervorgegangen, ist das Epigramm, das in der römischen Poesie durch M. Valerius Martialis aus Bilbilis (unter Domitian) zuerst geschaffen und ausgebildet wird. Seine Epigramme machen den Eindruck von leichten Impromptus, und benutzen mit schlagfertigem Witz und glücklicher Combination den Moment der Gegenwart, den sie auch in seiner sittlichen Blöße mit aller Frechheit enthüllen ***).

---

*) Ausgaben von Burmann (Amsterdam 1743) und Anton (Leipzig 1782). — Deutsche Uebersetzungen von Heinse (Schwabach, angeblich Rom, 2 Bde., 1773) und Gröninger (Berlin 1796; dies Buch wurde confiscirt und verbrannt, und erschien darauf wieder, ohne Namen des Verfassers, Blankenburg und Leipzig 1798).

**) Deutsch von Rode (2 Bde., Dessau).

***) Ausgaben von Peter Scriverius, Schrevel (mit Anmerkungen von J. Fr. Gronov). Lemaire (Paris 1825). — Deutsch im Auszuge von Ramler (Leipzig 1787—91). Eine purificirte Uebersetzung von Willmann (Köln 1825).

7. Die Fabel und Idylle.

Beide Dichtungsarten, die in einem eingebildeten Naturleben ihren Kreis haben, laufen eigentlich dem unmittelbar praktischen Wesen des römischen Nationalgeistes zuwider und haben darum auch nur geringe Pflege und Ausbildung bei denselben gefunden.

Phädrus, ein Freigelassener des Augustus, giebt in jambischer Form eine Sammlung äsopischer Fabeln heraus, von denen später Avianus 42 in Distichen bringt. Sie scheinen zur Unterhaltung der geringeren Klassen von Roms Bevölkerung bestimmt gewesen zu sein, wodurch sich auch manches Eigenthümliche in Vortrag und Sprache bei ihnen erklärt. Die Abfassung dieser Fabeln, die bald als untergeschoben, bald als vielfach verfälscht betrachtet worden sind, ist immer mit einigem Dunkel umgeben gewesen *).

8. Die römische Geschichtschreibung.

Die Geschichtschreibung ist das eigentlich nationale Talent der Römer und bildet darum auch die bedeutendste und glanzvollste Seite ihrer Literatur, wo der eigene Lebensstoff sich unmittelbar verarbeitet und die innerste National- und Staatsentwickelung aus sich selbst heraus eine originale künstlerische Form der Darstellung und Ueberlieferung sich erzeugt.

*) Ausgaben von P. Burmann, Heusinger, Schwabe, Tipe, Orelli.

Die römische Geschichtschreibung beginnt mit den alten Annalisten, welche nur an einem einfachen Faden den historischen Stoff aufreihen und weder politische noch künstlerische Motive ihrer Darstellung kennen. Die bedeutendsten Namen dieser Annalisten sind Q. Fabius Pictor, L. Cincius Alimentus, L. Cornelius Sisenna, Piso u. a. Als ein Uebergang von der bloß annalistischen Behandlung der Geschichte zu einer gesinnungsvolleren und die Nationalzustände tiefer erfassenden Historik, scheint der große charaktervolle M. Porcius Cato Censorius aus Tusculum (236—150 v. Chr.) in seinen Origines bezeichnet werden zu können.

Die planmäßigere, in der Form ausgebildetere Geschichtschreibung nimmt eigentlich erst mit Julius Cäsar (100—44 v. Chr.) ihren Anfang, dessen memoirenartige Darstellungen, namentlich de bello gallico, den frischen Reiz des geschichtlichen Erlebnisses haben und in einer ansprechenden Offenheit der Gesinnung, wie in klarer und anmuthvoller Sprache gehalten sind. Seine anderen Bücher de bello Alexandrino, Africano und Hispaniensi sind schon im Alterthum mehrfach für unächt erklärt worden.

Der wahre literarische Charakter des Cornelius Nepos (unter Augustus gestorben) kann nicht mehr recht erkannt und beurtheilt werden, da seine größeren historischen Arbeiten (Chronicorum libri und vitae virorum illustrium) verloren gegangen, während dagegen die noch erhaltenen, ihm zugeschriebenen vitae excellentium imperatorum für das schlechte Machwerk einer späteren Zeit anzusehen sind.

Eine höhere Kunstform in der Geschichtschreibung erstrebt zuerst C. Sallustius Crispus (85 v. Chr.), der in seinen Historiae (von denen wir nur noch Fragmente besitzen) und in dem Bellum Catilinarium und Bellum Jugurthinum sich eine eigenthümliche Technik der Darstellung

geschaffen, indem er einen energischen und ganz in die Fülle der Gegenwart getauchten Stil mit alterthümlichen Wendungen, gräcisirenden Sprachformen und dichterischen Licenzen mischt und darin ein feinsinnig abgewogenes Maaß beobachtet. Er drängt seinen Stoff zu mächtigen dramatischen Gruppen zusammen, entfaltet mit psychologischem und politischem Tiefblick die handelnden Charaktere in ihren innersten Beweggründen, und stellt sich in seiner Auffassung und Beurtheilung der Ereignisse auf den erhabensten, alles Gemeine seiner Zeit abweisenden Standpunct. Wie sehr man auch seine eigene Sittlichkeit im Alterthum selbst verdächtigt hat, so läßt er doch in der Behandlung der Geschichte seiner Zeit überall nur den edelsten und höchsten Gesichtspunct walten *).

Nach einer mehr objectiven Darbildung der historischen Thatsachen strebt **Titus Livius** aus Patavium (59 v. Chr. geboren). Er behandelte in seinen Historiae romanae in 142 Büchern die Geschichte des römischen Staats, von Erbauung der Stadt Rom bis zum Tode des Drusus (10 v. Chr.), und zeigte darin das vorherrschende Streben nach einer behaglichen und anmuthigen Popularität, welche, die Mitte haltend zwischen strenger politischer Ansicht und poetischer Formung, der Unterhaltung eines größeren Leserkreises sich zu bestimmen scheint. Bei dieser Popularität ist er doch genau und correct in seiner Darstellung, zwar mehr rhetorisch als eigentlich künstlerisch, aber oft reich in der Schilderung und Malerei, durch welche er die lebendigsten Wirkungen hervorzubringen versteht. Die historische Kritik vermischt sich bei ihm gern mit der Volkstradition, der er

*) Ausgaben von G. Corte, Müller, Gerlach, Krip. — Deutsch von J. C. Schlüter (Münster 1806—7), C. L. Woltmann (Prag 1811) C. F. von Strombeck (Gottingen 1817.)

durch Aufnehmen mancher populairen Glaubens- und Sagens-Elemente, welche ihn selbst in den Verdacht des Aberglaubens gebracht haben, mehr schmeichelt, als der historische Verstand gestatten möchte. Diesem Historiker geht der eigentlich weltgeschichtliche und politische Charakter der Geschichtschreibung ab, und er hat dafür nach dem rein humanen gestrebt, der aber auch oft nur als eine in besonderen Eigenheiten sich gefallende, kleine Particularität erscheint, welche mit dem bekannten (von Asinius Pollio erfundenen) Ausdruck auch als die Lativinität des Livius bezeichnet wird *).

Unbedeutender erscheinen neben ihm Trojus Pompejus, der unter Augustus eine Weltgeschichte in 44 Büchern schrieb (durch den dürftigen Auszug des Justinus, 160 nach Chr., fortgepflanzt), und C. Vellejus Paterculus, der am kaiserlichen Hofe des Tiberius lebte und seine Römische Geschichte mit der Leichtigkeit eines Hofmannes schrieb, der mit Allem rasch fertig zu werden versteht. Er macht wenigstens einen angenehmeren Eindruck als Valerius Maximus, der unter Tiberius in einem schlechten Stil und ohne allen Geist und Geschmack allerlei merkwürdige Begebenheiten und Anekdoten aus der Weltgeschichte bunt zusammengestellt hat.

Ueber Person, Zeit und Werth des Q. Curtius Rufus, welcher die Thaten Alexanders des Großen beschrieben, (de rebus gestis Alexandri M. l. X.) ist viel gestritten und gezweifelt worden, und Einige haben in seiner romanartigen Geschichte sogar ein Product des Mittelalters erkennen wollen. Wie wenig historischen Charak-

*) Ausgaben von J. F. Gronov, Drakenborch, J. Bekker, Alschefski, Moeller. — Deutsch von J. Ph. Ostertag (Frankf. a. M. 1790—98, von C. Heusinger (Braunschweig 1821).

ter aber auch seine Darstellung haben mag, so ist ihr doch ein leichtfließender und beweglicher Ausdruck und die Kunst zu unterhalten und zu spannen, nicht abzusprechen *).

Den größten Geschichtschreiber des alten Roms haben wir aber in C. Cornelius Tacitus (59 oder 47 nach Chr. geboren) zu betrachten. Ein Genius von wahrer Hoheit und durchdringender Schärfe, bewacht er das fortschreitende Verderben und die innere Zerrissenheit der römischen Kaiserzeit, und läßt in seiner Darstellung jenen tragischen Zorn, die satirische Wehmuth und den vernichtenden welthistorischen Spott aus, welche die größte und edelste Römerseele charakterisiren. Seiner Bildung nach ruhte Tacitus auf umfassenden Studien und Anlagen, er war mit der Poesie der alten Welt vollkommen vertraut, hatte Rechtswissenschaft und Beredtsamkeit studirt, war unter Vespasian in den Krieg gezogen und mit den ersten öffentlichen Staatsämtern betraut worden. So war er in allen Richtungen seiner Zeit heimisch und ansässig, überall drang sein richtender und gerechter Blick hin, und erschloß die Tiefen der Charaktere und Verhältnisse in ihren verborgensten Triebfedern. Seine Darstellungen der römischen Geschichte, die er in den Historien (historiarum libri V., von Galba bis Domitianus) und in den Annalen (vom Tode des Augustus bis Nero, in 16 Büchern, von denen uns nur die ersten Bücher vollständig, die übrigen verstümmelt und bruchstückartig erhalten) gab, haben mit dem Wesen einer objectiven, in antiker Art einfach aus dem Gegenstand sich hervorspinnenden Geschichtschreibung nichts gemein. Der historische Stoff erscheint hier vielmehr in die Hand einer übermächtigen Subjectivität gegeben,

*) Ausgaben von Freinsheim, Snakenburg, Zumpt. — Deutsch von Osterlog, Frankfurt 1799.

welche in der Weise, wie sie ihn verarbeitet und combinirt, am meisten ihre eigene Weltanschauung und Zeitansicht darin zur Geltung zu bringen strebt. Tacitus schreibt seine Geschichte, wie der Dichter seine Tragödie schreibt, deren Personen und Thaten er innerlichst in seinem schaffenden Geist abgewogen und die er nur unter der bestimmten und berechneten Beleuchtung der Schicksalsidee, die sich an ihnen verwirklicht zeigen soll, in Handelung treten läßt. So hat sich Tacitus, von diesem seinem Gemüths- und Zeitstandpunct aus, zugleich eine eigenthümliche Sprache und Stilweise geschaffen, in der diese schlagartigen Wirkungen des Gedankens und der Ironie sich ihre volle Genugthuung bereiten können, und wo das stilldüstre Flackern eines verzehrenden Feuers, aller Tiefsinn seines Zorn und alle prophetische Wehmuth, auch grammatisch in eigenthümlichen Worten und Wendungen sich andeuten. In seinem Buch über Deutschland (de situ, moribus et populis Germaniae), welches eine Darstellung der urdeutschen Volkszustände nach den ältesten und zuverlässigsten Quellen giebt, fühlt man die subjective Sehnsucht nach einfachen, unverdorbenen Naturzuständen, die des Verfassers Seele durchdringt, mächtig herausschlagen. Tacitus erscheint uns in dieser Darstellung wie ein antiker Rousseau, welcher der kranken und giftigen Civilisation seiner Zeit entfliehen will, indem er sein vollwogendes und gereiztes Herz an das Ideal eines ursprünglichen und unmittelbaren Naturlebens hängt. Ein großartiges antikes Lebensbild aus seiner nächsten Umgebung hat er dagegen in der Biographie seines Schwiegervaters Agricola (Vita Juli Agricolae) aufgestellt *).

*) Ausgaben von A. Gronov, Ernesti, Oberlin, J. Becker, N. Bach. — Deutsch von Baehrdt, Weltmann, Schlüter,

Die römiſche Geſchichtſchreibung der ſpäteren Zeit wird nur durch Talente von untergeordnetem Werth vertreten. C. Suetonius Tranquillus, L. Annaeus Florus, Aurelius Victor, Eutropius u. a. wären hier anzuführen, doch haben ſie weder in ihrer Sprache, welche der ſilbernen Latinität angehört, noch in ihrer Behandelung des hiſtoriſchen Materials irgend eine hervorragende, über das Mittelmäßige hinausgehende Bedeutung.

9. Die römiſchen Redner.

Die Beredtſamkeit iſt die Blüthe und der Inbegriff des römiſchen Nationallebens und ſtellt die öffentliche und geiſtige Bildung dieſes Volkes auf ihrem ſchönſten und vollendetſten Höhepunct dar. Die Beredtſamkeit iſt die wahre Plaſtik des römiſchen Nationalgeiſtes, die, obwohl auch hier griechiſche Studien ihren bildenden Einfluß geltend machen, doch als das reinſte und unmittelbarſte Product nationaler Geſinnung und vaterländiſcher Entwickelung daſteht. Die Beredtſamkeit iſt hier durchaus Organ und Inſtrument des Nationallebens in allen ſeinen einzelnen Verhältniſſen, Bedürfniſſen und Verrichtungen, die Beredtſamkeit iſt die That des öffentlichen Lebens, zu der ebenſo ſehr perſönliche Tapferkeit und Charakter, als Kunſt und Talent, erfordert werden.

Die römiſche Redekunſt entfaltet ſich in den Zeiten der Republik in den reinſten und freieſten Formen des

Strombeck, Hacke, W. Böttticher, Rickleſs. — Germania, lateiniſch und deutſch von G. L. Walch (Berlin 1829), von Gerlach und Wackernagel (Baſel 1835—37). —

des Ausdrucks und der Technik. Die Reihe der republikaniſchen Redner beginnt mit Appius Claudius Cäcus (278 v. Chr. geſtorben) und mit M. Porcius Cato Cenſorius, der in einem wenig gefeilten und gerundeten, aber ſtarken und geſinnungskräftigen Stil mehr als 150 Reden (Cicero kennt noch mehr als funfzig davon) ausarbeitete. Darauf werden bedeutende rhetoriſche Studien gemacht, zu denen ſowohl Cato's rhetoriſche Vorſchriften (in ſeinem verloren gegangenen Buch de oratore) als auch die immer mehr in Mode kommenden Bildungsreiſen nach Athen, die Anregung geben. So gehen Redner hervor, wie Tiberius und Cajus Graechus, Marcus Antonius, L. Licinius Craſſus, M. Junius Brutus, O. Hortenſius Ortalus, und der Vollender der römiſchen Beredtſamkeit, M. Tullius Cicero, deſſen vielſeitig gebildetes und allbewegliches Genie die nationale Redekunſt in ihren ſchönſten Rhythmen und Normen feſtſtellte.

Cicero, der größte Redner der Römer (106 v. Chr. geboren) prägte ſeinen allbeweglichen und leicht flüſſigen Charakter, der ihm in der Politik ſeiner Zeit häufig den Vorwurf des Schwankens und des Wankelmuths zugezogen, auf eine glänzende und unwiderſtehliche Weiſe in ſeinen Reden ab, die er bei den vielſeitigſten öffentlichen Anläſſen, bald in politiſcher bald in privatrechtlicher Beziehung, gehalten. Er übte die Kunſt der Beredtſamkeit nicht bloß als Sache des Talents, ſondern ſie ging bei ihm zugleich aus einer wiſſenſchaftlich entworfenen und begründeten Theorie hervor, die er in mehreren ſeiner bedeutendſten Werke (de Oratore, de claris oratoribus seu Brutus, Orator, Topica ad Trebatium u. a.) oft ſehr anziehend und immer lehrreich entwickelt hat. Cicero iſt einer der anmuthigſten und anregendſten Schriftſteller des Alter-

thums, welcher gewiſſermaßen den raiſonnirenden Katalog anfertigt zu der Cultur und Bildung der ganzen antiken Welt, die er in populairer Weiſe verarbeitet, zwar oft flach und ſchönrednerisch, wo es auf Erfaſſung tieferer und ſpeculativer Elemente ankommt, jedoch immer in gewandter und glücklicher Form und mit einer innigen Begeiſterung für alle höheren Intereſſen der Menſchheit, mit einem warm ſchlagenden Herzen für alles Gute und Schöne, und mit einer wahrhaft humanen Geſinnung, die beſtändig wieder für ihn einnehmen muß, ſo oft man auch durch die perſönliche Eitelkeit und manche faſt geckenhafte Charakterzüge dieſes Schriftſtellers wider ihn verſtimmt werden mag. Die römiſche Proſa erhält durch ihn die höchſte Stufe ihrer Bildung, auf der ſie einen durchaus klaren, künſtleriſch gefügten und großartig abgerundeten Organismus darſtellt. Das Studium griechiſcher Dichter, Redner und Philoſophen, dem ſich Cicero ſeit ſeinen früheſten Jugendjahren hingegeben hatte, machte die Grundlage ſeiner hohen Kunſtbildung aus, durch welche er der lateiniſchen Proſa ihr Muſtergepräge an Sprache, Compoſition und Periodenbau aufdrückte.

Ein weſentliches Bildungselement des Cicero war auch die griechiſche Philoſophie geweſen. Den Römern war kein eigenthümliches ſpeculatives Denkorgan verliehen und ſo ſetzte ſich auch bei ihnen die Philoſophie Griechenlands, die theils durch griechiſche Sophiſten nach Rom einwanderte theils von bildungsluſtigen römiſchen Jünglingen in Athen ſtudirt wurde, in ein populaires Raiſonnement und in praktiſche Lebensweisheit um. So iſt auch die Philoſophie des Cicero zu betrachten, der nach einer vollſtändigen und ſyſtematiſchen Aneignung der griechiſchen Philoſophie ſtrebte, und zuerſt, nach ſeiner eigenen Behauptung (Tusc. I. 3) die römiſche Sprache geſchickt machte,

philoſophiſche Denkbeſtimmungen in Worten aufzunehmen. Er bildete ſich ein Miſchſyſtem faſt aus allen griechiſchen Philoſophenſchulen, räumte jedoch dabei der ſtoiſchen Philoſophie einen vorwaltenden Einfluß ein. In der Form ſtrebte er meiſt der dialogiſchen Behandelung des Plato nach. In dieſer ſtoiſch-eklektiſchen Richtung aber ſchrieb er ſeine philoſophiſchen Werke, die der ſpäteren Zeit ſeines Lebens angehören, und unter denen als die hauptſächlichſten zu nennen ſind die Bücher de legibus, die Academicae quaestiones, de finibus bonorum et malorum, de natura deorum, de divinatione, de fato, de senectute, Laelius seu de amicitia, Tusculanae disputationes, de Officiis, Paradoxa *).

*) Ausgaben der ſämmtlichen Werke des Cicero von Orneſti, Garatoni, Schütz, Orelli u. v. a. — Die einzelnen Schriften, Reden und Abhandlungen in vielfachen Ausgaben und Ueberſetzungen.

Vierter Abſchnitt.

Die Idee des Mittelalters.

1. Antike und chriſtliche Weltanſchauung.

Die Epoche des chriſtlich romantiſchen Volkslebens, welche das Mittelalter darſtellt, haben wir hier nur mit einigen Zügen in ihrem allgemeinen geiſtigen Zuſammenhang und in den Prinzipien, welche den Uebergang zur Literatur und Geiſtesbildung der neueren Zeit in ſich ſchließen, zu bezeichnen. Die Darſtellung der mittelalterlichen Literatur ſelbſt, welche hier nicht in unſerm Plan liegt, hat mit genauer kritiſcher Sichtung der mannigfachſten Gruppen und Kreiſe, die ſich auf den verſchiedenſten Völkergebieten verzweigen, den verſchlungenſten Organismus zur Anſchauung zu bringen, der nur in ausführlicher Darlegung aller ſeiner einzelnen Erſcheinungen und zugleich in einer Reproduction des Stoffs, welcher durch alle Sagen- und Dichtungskreiſe hindurchgeht, für die Auffaſſung lebendig werden kann. In dem folgenden Bande haben wir die Literatur der neueren Zeit bei den bedeutendſten Völkern in den Momenten begonnen, wo ſie aus dem

Mittelalter hervorſteigen oder noch in den Zeitläufen deſſelben ſchon die Keime der modernen Geiſtesbildung heraustreiben. —

Die antike Welt hatte mit der inhaltslos gewordenen und entgöttlichten Objectivität des Menſchengeiſtes geendigt, und das Chriſtenthum mußte ihr deshalb zuerſt eine von der wahrhaft göttlichen Subſtanz erfüllte Subjectivität gegenüberſtellen. Dies war die erſte Aufgabe, mit welcher das Chriſtenthum in die Welt getreten war, und darum nahm die erſte Periode des chriſtlichen Völkerlebens, durch das ganze Mittelalter hindurch, dieſen überſchwänglich ſubjectiven, in die Innerlichkeit ſich einſpinnenden, in gewiſſem Betracht immer mit der objectiven Lebenswirklichkeit zerfallenen Charakter an. So mußte in allen geiſtigen und künſtleriſchen Erſcheinungen zunächſt jener tranſcendente Charakter ſich herausbilden, welcher über die beſtehende Wirklichkeit der Welt ſich hinausſchwang und im Jenſeitigen ſeinen wahren Inhalt und ſeine wahre Vollendung ſuchte.

Die erſten Geſtaltungen und Richtungen des Chriſtenthums, welche eine neue Zerfallenheit zwiſchen Geiſt und Körper in das Bewußtſein der Menſchheit brachten, gehören aber vorzugsweiſe nur dieſer gegenſätzlichen und negativen Stellung an, durch welche das Chriſtenthum zuerſt die in ſich ſelbſt verloren gegangene Objectivität der alten Welt, welche der leeren Form verfallen war, zu bezwingen hatte. Dieſe Aufgabe, das Ideal des antiken Weltbewußtſeins zu vernichten, war aber nur die eine Seite des Chriſtenthums, welche dem Uebergang der Zeiten als das wahre Gährungselement der Geſchichte diente.

Die andere Seite, welche eine poſitive Bedeutung des Chriſtenthums aus ſich entfalten will, tritt aber nicht minder aus dem höchſten Grundgedanken der chriſtlichen Religion, und aus ihrem urſprünglichen Weſen, unabweislich

hervor. Der menschgewordene Gott des Christenthums ist zugleich der in der Wirklichkeit wahrhaft incarnirte Gott, welcher die Einheit der idealen und realen Welt in sich als vollbracht darstellt, und darin eine neue, tiefinnerste Zusammenfügung von Natur und Geist der Menschheit, welches die höchste Zukunft der Geschichte ist, aufgerichtet hat. —

2. Die Romantik.

Die ganze umfassende Einheit des christlichen Lebens im Mittelalter, eine Einheit von Staat, Kirche und Volk, sehen wir in jener eigenthümlichen Form der Weltanschauung, welche die Romantik ist, ausgedrückt. In der christlichen Romantik des Mittelalters erscheint uns wieder ein Volksleben, dem der Alten an Fülle und Einheit ähnlich, aber im Feudalstaat noch gebunden liegend an die Gegensätze von Freiheit und Knechtschaft, die der im christlichen Geist selbst noch nicht ausgeglichenen Trennung der idealen und realen Elemente des Daseins entsprechen. Die Romantik erscheint somit im Mittelalter als das eigenste Volksleben selbst, denn sie ist das Durchdrungensein aller Richtungen und Aeußerungen von der hohen Einfalt der Volkspoesie, die durch ihren frischen Quell, welchen sie mitten in das Dasein hineinleitet, aus dem reichsten Culturzustand immer wieder einen einfachen Naturzustand zu weben sucht.

Das Romantische, wie es seinem Namen nach als Romanzo zunächst die im Mittelalter vor sich gegangene Mischung und Durcheinandergährung der Völker bezeichnet, so ist es auch im Geiste als die zusammenfassende einheit-

liche Form für das sich bildende Lebensbewußtsein der neueren Völker anzusehn. Das Romanze erscheint auf dem Gebiet der Sprachen als der Niederschlag jener ungeheuren Völkerbewegung, welche die Bildungselemente der alten und neuen Zeit in sich zu verarbeiten und in einem festen Guß zusammenzufügen strebte, und die aus diesem Feuer der historischen Mischung hervorgegangenen romantischen Sprachen zeigen die Mischformen besonders des Lateinischen und Teutonischen auf, worin sie nur den allgemeinen Drang des Weltalters, aus der Auflösung der antiken Bildung neue Lebensorgane hervorzurufen, beurkunden.

Wie in der Baukunst des Mittelalters, so war auch in der Poesie die Romantik derjenige bestimmende Geist, welcher die äußerste Vielfachheit der Erscheinungen in der Einheit seines Grundgedankens zugespitzte und behaglich spielend alles Einzelne begünstigte, um es auf die innigste Weise im Ernst des Ganzen gefangen zu nehmen.

Das sinnig frohe Spiel, das die Romantik mit dem Einzelnen um des Ganzen willen treibt, charakterisirt zugleich ihre volksthümliche Bedeutung. Die Romantik ist überhaupt in ihrem eigentlichsten Wesen Volksleben, und wandelt am liebsten auf den Wegen, wo sie das Volk trifft, und seine Interessen aufnehmen und verherrlichen kann. Im Mittelalter ist es wunderbar anzusehen, wie, ungeachtet der schroffen Trennungen der Stände, welche der feudale Staat gegründet hatte, doch alle Lebenserscheinungen einen innigen Zusammenhang mit dem Volksleben herauskehren. Der Staat selbst nimmt in seinen feierlichsten Aufzügen, wo er seine Idee nach außen hin am würdigsten offenbaren will, eine volksthümliche Beweglichkeit an, und da er bei weitem mehr öffentliches Leben kennt und zuläßt, als der heutige so knapp zugeschnittene moderne Staat, so schlagen oft die wichtigsten Staatsactionen

tief in den Grund des bunteſten Volkslebens ihre Wurzeln ein. Die Kirche des Mittelalters aber kann ebenſo wenig der Volksthümlichkeit entrathen, vielmehr geſtaltet ſich gerade aus ihrer Mitte heraus ſo manches Volksfeſt, und die Volksfeſte überhaupt haben ihren kirchlich religiöſen Sinn, aus deſſen Tiefe ſie ſo ſicher, und darum ſo ausgelaſſen, emporſteigen. Und wie Staat und Kirche, ſo lebt auch die Familie mehr mit dem ganzen Volke, als dies in modernen Zeiten der Fall iſt. Das Familienleben wird zum Volksleben durch den öffentlichen Gemüthsverkehr, welcher in dieſem Zeitalter die herrſchende Form des allgemeinen Bewußtſeins iſt, und der alle Schranken überwindet und alle Gegenſätze vermittelt. Dies Aufgehen alles Lebens im Volksleben, das dadurch als ein Allen gemeinſames Element in ſeiner höheren und geiſtigen Bedeutung anerkannt wird, obwohl es dieſe Anerkennung ſeiner Herrſchaft eben nur geiſtig und ſonſt in keiner rechtlichen Form beſitzt, dies iſt der Grundzug der Romantik des Mittelalters. Dieſe große Gemeinſamkeit und dies tiefe Ineinandergreifen aller Lebenselemente macht die romantiſche Weltanſchauung aus. Es iſt das Durchdrungenſein aller Richtungen und Aeußerungen von der hohen Einfalt der Volkspoeſie.

Denn das Volk ſteht in der Herrlichkeit und Hoheit ſeines Begriffs der Natur noch am allernächſten, und iſt kühn genug, auf dieſe alles zurückzuführen, in dieſer ſich Alles zu vereinfachen und aufzulöſen. So iſt die Volkspoeſie immer zugleich Naturpoeſie, und verhandelt ihre Intereſſen im Freien und Grünen, in den Feldern und Wäldern, mit denen ſie vertraut iſt. Der Volkston miſcht ſich mit dem Naturton in einer vollen Harmonie und dieſe überſtrömt mit einer Gewalt, der nichts widerſtehen kann, alle Gebiete des Lebens.

Welch ein großer Schatz an Liebe und Gemüth muß in jenem Zeitalter der Menschheit mächtig gewesen sein, wo der Feudalstaat, welcher von oben her auf dem Prinzip der Sonderung und Trennung beruhte, von unten her und von innen heraus zu einer Lebenseinheit gewendet wurde, in der alle Härten verschmelzen mußten! So kann man sagen, daß das Volksleben gewissermaßen durch die Romantik das Feudalwesen bezwungen, indem es sich mit den Ketten der Liebe und des Gemüths an den Staat festhängt und ihn zu sich herunter und in seine Mitte zieht. Das mit Romantik überspannene Staatsleben des Mittelalters wurde Volksleben und verlor sich in diesem auf eine geheimnißvolle Weise mit seinem harten und strengen Begriff. Es war die Romantik in diesem Sinne die Freiheit des Mittelalters und sie war es, in welcher die Persönlichkeit sich als frei setzte, um aufzukommen mitten in einer Welt von Fesseln und Schranken.

Die Romantik, als diese Kraft des Individuums, sich selbst in seiner innersten Unendlichkeit zu erfassen, erscheint zugleich als dieser beständige Kampf mit der Wirklichkeit selbst, welche nach den Formen dieser höchsten Subjectivität sich gestalten soll, aber der Ineinsbildung mit derselben noch widersteht. Daher das in gewissem Betracht Unvollendete aller Gebilde der romantischen Kunst, und die Andeutung darin, daß der Sehnsucht des schaffenden Geistes doch nicht habe genügt werden können, wie gerade die erhabensten Werke der romantischen Baukunst an den Tag legen. Die romanisch-christliche Wirklichkeit ist noch diese schwankende Bewegung zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, welche das wahre Reich Gottes und des Geistes bald in einer Abwerfung und Vernichtung aller äußerlichen Welt- und Lebensformen erstrebt, bald in der endlosen Weite und Ferne der Welt selbst, auf bunten Abenteuern, Kreuzzügen und

Wallfahrten, zu erringen ſucht. Nach dieſen beiden Momenten, welche die der Weltentſagung und Welteroberung ſind, theilt ſich die ganze Romantik des Mittelalters vornehmlich in zwei Lebensgeſtaltungen, die ſich auf der einen Seite als das Mönchsthum, auf der andern als das Ritterthum zeigen, und beide nur die verſchieden auseinandergegangenen Richtungen derſelben abſoluten Subjectivität des Zeitgeiſtes ſind. Dies ſind in dieſer Zeit die beiden höchſten Formen des menſchlichen Daſeins, in welchen ſich die Kraft und der innere perſönliche Reichthum des Individuums, die Macht, welche es aus ſich heraus über die Welt gewonnen, an den Tag legen.

Die wahre Schönheit der romantiſchen Geſtalt hebt ſich im Ritter heraus, in dem ſich die geſunde und poſitive Seite der chriſtlichen Wirklichkeit zu entwickeln beginnt. Der Ritter, in welchem ſich das Religiöſe mit dem Weltlichen zuerſt zu einer tüchtigen und heitern Lebensform zu durchdringen ſtrebt, er erſcheint wahrhaft als das romantiſche Subject, das ſich der Feſſeln jener negativen chriſtlichen Innerlichkeit entſchlagen will, und ſich dadurch frei macht, daß es dieſe abſolute Innerlichkeit in den Strom des vollen und warmen menſchlichen Lebens hinleitet und ſich damit in das wirkliche concrete Daſein der Welt hineinbildet. Aus der Miſchung des kirchlichen und politiſchen Lebens, welche das Mittelalter iſt, erhebt ſich der Ritter als das wahre Vermittelungsglied, durch das ſich die Völkerzuſtände aus dem Geiſt des Chriſtenthums heraus zu einer wahrhaften und einheitlichen Weltform geſtalten wollen.

Unter den Künſten des Mittelalters iſt es die Poeſie, welche dieſe Bedeutung des Ritterthums vorzugsweiſe in ſich aufgenommen und verherrlicht hat, und wie die moderne Poeſie ſelbſt dieſe Kunſt iſt, welche die wogende In-

nerlichkeit des geistigen Lebens am unmittelbarsten und freiesten heraustreten läßt, so muß ihr auch das Ritterthum, als diese erste Freiwerdung der subjectiven Innerlichkeit, als ihr eigenthümlicher Gegenstand zunächst zufallen. Die Ritterdichtung des Mittelalters stellt uns daher das Ritterthum besonders als diesen Hort des Glaubens vor, durch den, wie in dem Sagen-Cyklus von Karl dem Großen, Kirche und Staat gleicherweise vor den hereinbrechenden Schaaren der Ungläubigen, vornehmlich der Araber, geschützt werden. In dem Cyklus, der sich um den König Artus dreht, sucht sich das Ritterthum vorzugsweise in seiner nationalen Kraft zu erfassen und eigenthümlich abzugränzen, in den Amadissen aber gelangt die Aventure in ihren vollen glänzenden Zug, und unternimmt, auf der ebenso anmuthig als gefahrvoll sich verwickelnden Lebensbahn, Abenteuer auf Abenteuer, worin sich die lebendige Kette der Wirklichkeit jugendfrisch und naturvoll zusammenschiebt.

---

3. Anfänge deutscher Sprach- und Literatur-Entwickelung.

Der romantische Geist, welcher als der ideelle Complex des neueren Völkerlebens und als das wahrhafte Bewußtsein des ganzen Weltalters erscheint, macht sich als das innere Band aller Verhältnisse, als die gestaltende Lebenskraft in allen Entwickelungen der Völker geltend. Das Romantische ist der eigentliche Frühlingsgeist der neuen jugendkräftigen Völkergeschlechter, und es entspringt besonders gewaltig und stark aus der religiösen Innerlichkeit und Freiheits-

liebe des germaniſchen Volksſtamms, in dem ſich die geſchichtlich bildende Kraft des chriſtlichen Geiſtes am urſprünglichſten darſtellt. —

Als die beiden hauptſächlichſten Lebensquellen deutſcher Sprache und Darſtellung müſſen aber die Bibel und die Canzlei angeſehen werden. Das religiöſe Element der deutſchen Nation bildete am meiſten auch ihre Sprache, und von der Bibelüberſetzung des Ulphilas bis zu der Luther's, in welcher ſich die verworrene Völkerwanderung deutſcher Mundarten zuerſt in ein feſtes und einheitliches Bett ergoß, hat das Chriſtenthum vorzugsweiſe unſere Sprache und Literatur in Bewegung geſetzt. Die Rechtsverhandlungen und die Landesgeſetze halfen zuerſt die Sprache des wirklichen Lebens heranbilden. So entſtand jene Miſchung von wichtigthuendem, gründlich auseinanderſetzenden Canzleiton und körniger, erbaulicher, patriarchiſcher Bibelſprache, die ſo lange der Charakter und Ausdruck des deutſchen Lebens war, und auf die Entwickelung der Sprache und Geiſtesbildung den bedeutendſten Einfluß gewann.

Nach dem Untergang der gothiſchen Stammesherrſchaft, nach welcher ſich das Frankenreich erhob, ward die deutſche Sprache in ihrer Weiterentwickelung beſonders von den fränkiſchen und allemanniſchen Stämmen getragen, und bezeichnet ſich in dieſer Periode vorzugsweiſe als die althochdeutſche, obwohl die Herrſchaft des Althochdeutſchen keineswegs unbeſtritten war, ſondern das Niederdeutſche (oder Altſächſiſche) ſchon vielfach ſchaffend ſich hervordrängte, und in mehreren literariſchen Denkmälern ſein Daſein beurkundet hat.

Das Verhältniß der deutſchen Sprache zur Kirche, welches ihre erſte Bildungsſtufe im carolingiſch-fränkiſchen Zeitalter iſt, wurde jedoch durch eine mächtige Nebenbuhlerin, die lateiniſche, theils an einer ganz orginellen

Entfaltung gehindert, theils mit fremden Stoffen durch sie gefärbt. Die griechische Grazie und Wortschönheit der Sprache des Ulfilas, (die jedoch, nach Walafried Strabo, noch im neunten Jahrhundert dem Volke ganz verständlich gewesen sein soll,) ging unter Karl dem Großen in latinisirende Wendungen und Nachahmungen über, und Karl selbst, als er statt des Schwertes die Feder nahm, machte in seinen deutschen Schriften und Uebersetzungen die deutsche Sprache zur Sclavin lateinischer Constructionen.

Rom's gebrochene Weltherrschaft bemächtigte sich doch noch mit unabweislichem Einfluß der ersten Keime einer neuen Stammsprache, und impfte sich begierig in die Natur derselben ein, während sie im Dunkel der deutschen Klöster, wo sich die antike Gelehrsamkeit festsetzte, noch gefährlichere Intriguen gegen die Entwickelung der modernen Tirsprache spann. Die Geistlichen suchten die deutsche Sprache, die von ihnen nur eine lingua agrestis genannt wurde, in Verachtung zu bringen und zu erhalten, und Karl der Große, der eine deutsche Grammatik schrieb oder schreiben wollte, that doch nichts für die ausschließliche Aufnahme der deutschen Sprache in den öffentlichen Gottesdienst. Doch hatte er, an dessen Hofe nur in fränkischer Mundart geredet wurde, beständig mit Plänen zu einer wahrhaft nationalen Erhebung und Begründung des deutschen Lebens sich getragen, und wie er grammatisch die Gesetze der vaterländischen Sprache ordnen wollte, so dachte er auch schon an eine Sammlung der alten deutschen Volksdichtungen und Heldensagen. Die von ihm gestifteten Klosterschulen wurden die wesentlichsten Träger der nationalen Bildung und modernen Wissenschaftlichkeit überhaupt.

Die Uebersetzung des Isidorischen Tractats de nativitate domini, Kero's Verdeutschung der Regel des H. Benedict, die Uebersetzung der 26 Hymnen des heiligen Am-

broſius (aus dem achten Jahrhundert); Otfried's gereimte Evangelien-Harmonie, das lateiniſch-deutſche Gloſſar des Rhabanus Maurus über das Alte und Neue Teſtament, mehrere Pſalmen-Ueberſetzungen, vielfache Auslegungen und Umſchreibungen des Vater-Unſers (aus dem neunten Jahrhundert): Notker's Ueberſetzung und Erklärung der Pſalmen (aus dem zehnten Jahrhundert), und Williram's Ueberſetzung und Erklärung des Hohen-Liedes (aus dem zehnten Jahrhundert) wirkten am bedeutendſten auf die Ausarbeitung dieſes früheſten Sprachcharakters.

Die ernſte, großartige Erhabenheit der Wortlaute, die in der carolingiſch-fränkiſchen Zeit an dem religiöſen und prieſterlichen Element, an den feierlichen Eidleiſtungen, den Ueberſetzungen und Paraphraſen der Evangelien und Tractaten ſich heranbildete, in ihren dunkeln Klängen noch an die heiligen Schatten der Druidenhaine gemahnend, wandelte ſich im Minneſang in ſanftere, liebliche Flötentöne um. Ein fröhliches Naturleben, Sonnenſchein, Wieſengrün, Morgenſchmelz der Liebe, ſingender Frühlingswald, alles das überfiel das Herz der Menſchen, erheiterte und klärte die religiöſe Richtung, und machte ſie weltlich oder vielmehr poetiſch. Das Ritterthum, die poetiſchen Flegeljahre der deutſchen Nation, machte die Sprache galant, höflich, keck in ihren Ausdrücken und Wendungen, ſangbar, ſchmeichleriſch für das Ohr, und im höchſten Grade biegſam für Alles, was die bewegte Phantaſie in der Rede dichten und ausmalen wollte. Der wachſende Völkerverkehr, die Heereszüge nach Italien, die Wallfahrten, der immer ſtärker werdende Umſatz von Begriffen und Weltverhältniſſen, entwickelten die Beziehung der Sprache auf Mittheilung und Umgang, und gaben ihr geſchmeidige, raſche, prägnante, die Grammatik nach dem Sinn und Gefühl meiſternde Fügungen und Wendungen.

Die geschichtlichen Veränderungen, welche mit dem deutschen Leben vorgingen, ließen das schwäbische Zeitalter unserer Sprache, und mit ihm ihre poetische Jugend, schnell ablaufen. Das Naturleben der Sprache verblich, als die städtischen Einrichtungen sich immer entschiedener auszubreiten begannen.

Mit ihnen bildete sich die deutsche Canzleisprache und gewann eine eigenthümliche Bedeutung für unsere Literatur und Sprache. Der Gebrauch der deutschen Sprache in den öffentlichen Verhältnissen erhielt erst mit Rudolf von Habsburg, der sie durch eine bestimmte Vorschrift bei der Canzlei einführte, einen feststehenden Charakter, wenn ihre Anwendung auch schon vor diesem Kaiser in diplomatischen Urkunden nachgewiesen werden kann. Die deutsche Canzleisprache war die erste Einwirkung, eine prosaische Gesammtsprache für die Nation und das bürgerliche und gesellschaftliche Leben hervorzurufen. Dieses Ziel wurde freilich damals noch nicht erreicht. Die provinzielle Zersplitterung der Deutschen verrieth sich schon durch das Chaos ihrer Mundarten, und obwohl das Oberdeutsche bis dahin stets eine geistige Herrschaft ausgeübt hatte über alle Nebendialekte, und auch durch Rudolfs Canzlei zur Sprache des Reichstags und der Landesgesetze erhoben war, so wollten doch damit die Mundarten der Provinz, besonders aber das sehr fein organisirte Niedersächsische, noch immer nicht aus ihren Rechten weichen. Vielmehr wurde durch die Land- und Stadtrechte die Trennung der Dialekte noch eher verfestigt als ausgeglichen, denn wie allgemein auch das Oberdeutsche als die Norm des gebildeten schriftlichen Ausdrucks anerkannt sein mochte, so konnte es nicht fehlen, daß die Gesetze im nördlichen Deutschland wieder in den Provinzialdialekten umgeschrieben und vertreitet wurden. Der Sachsenspiegel, der schon lange vor Kaiser Rudolfs Regierungsantritt, um das Jahr 1220 durch Eike von Repgew

zusammengetragen wurde, zeigte zwar das Bestreben, sogar das sächsische Landrecht an die schwäbische Mundart zu fesseln, aber die Sprache war schwankend, gemischt und fand im nördlichen Deutschland keinen Anklang. Ein ausgebildeteres Denkmal der Prosa, die sich aus diesen ersten Bewegungen des bürgerlichen und städtischen Lebens erhob, war der im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts entstandene Schwabenspiegel. Der schwäbische Dialekt zeigt sich in diesem oberdeutschen Landrecht von einer außerordentlichen Bildsamkeit für die Poesie, die schon Numerus und sinnreiche Satzfügungen annimmt.

Die deutsche Canzleisprache war eine gute Bildungsschule der deutschen Prosa, aber es bedurfte eines andern Inhalts, um die deutsche Darstellung zu heben oder nur eine Vereinheitlichung der Dialekte zu Stande zu bringen. Bedeutender hätte die romantische Prosa der Volksbücher, die vorherrschend schwäbischer Mundart war, auf den Geschmack wirken können, aber diese blieben, wie es schien, zu sehr entfernt von einem eigentlich literarischen Einfluß. Die Volksbücher stellen den unmittelbarsten Uebergang der Poesie in die Prosa dar, indem sie die Auflösungen der alten Ritterbücher in populaire Erzählungen sind. Je näher diese Novellen noch ihrer ursprünglichen poetischen Quelle stehen, wie besonders die des vierzehnten Jahrhunderts, desto mehr zeigen sie den Reiz einer Prosa, welche die dichterischen Elemente, aus denen sie entstanden, als Substanz beibehalten, aber mit großer Leichtigkeit in einen einfachen, zierlichen, natürlichen Fluß der Rede hineingeleitet hat. Die kurze Satzbildung der Poesie ist ihnen ebenfalls noch eigenthümlich und verbindet sich mit einem bestimmten Tonfall und Wohllaut, den die Prosa damals nur von der Poesie aufnehmen und auf dem eigenen abgesteck-

ten Gebiet noch nicht entwickeln konnte. Die Novellensammlung der Gesta Romanorum ist hier besonders zu nennen. —

Ein eigenthümlicher Uebergang für die Bildung deutscher Sprache und Literatur wurde die Mystik, welche gewissermaßen der Minnegesang der religiösen Andacht zu nennen ist. Das metaphysische Grundelement des deutschen Wesens suchte sich zuerst in der Mystik zu gestalten, in welcher speculative Gedanken-Anschauungen mit innerster Gefühlspoesie sich durchdrangen und in einer eigenthümlich geschaffenen Sprache, die das Uebersinnliche in sinnlich dichterischen Bildern festzuhalten strebte, sich ihren Ausdruck gab. Der Heros dieser mystischen Gedankenpoesie, die zugleich schon manche reformatorische Elemente in sich trägt, und die Jahrhunderte der erwachenden Vernunft und Denkkraft bedeutungsvoll einleitet, wurde der geniale Dominicanermönch Tauler.

Johann Tauler wurde um das Jahr 1294 in Cöln, nach Andern in Straßburg geboren, an welchem letztern Orte er als Dominicanermönch lebte und lehrte, doch ist es wahrscheinlich, daß er sich früher auch in Cöln aufgehalten. Als seinen Lehrer in der Theologie findet man öfter Ruisbrock genannt. Tauler selbst machte noch als Dominicanermönch eine Reise nach Paris, um dort seine geistlichen gelehrten Studien ausgedehnter zu betreiben. Die Nachrichten von seinem Leben sind aber so spärlich, daß viele Umstände desselben im Dunkel bleiben werden. So scheint er eine Zeitlang an Wahnsinn gelitten zu haben, wenigstens mag dies Gerücht durch den Umstand veranlaßt worden sein, daß Tauler einmal während des Predigens in ein anhaltendes Weinen verfiel, in welchem Zustande er zwei Jahre verblieben sein soll. Tauler starb zu Straßburg am 17. Mai 1361, welches Todesjahr durch das mit seinem Bildniß gezierte Grabmal, das ihm in jener Stadt

errichtet worden, (abgebildet vor Spener's Ausgabe von Tauler's Predigten, Frankfurt a. M. u. Leipzig 1720. 4.) verbürgt wird. Die Bedeutsamkeit, welche dieser großartige Geist in einem von Barbarei umnachteten Zeitalter gewonnen, ist eine doppelte, und für die Theologie wie für die deutsche Sprache von gleicher Wichtigkeit. Mit tiefem, innigem Gemüth, blühender Phantasie und poetischem Redetalent im höchsten Grade begabt, wurde er das Haupt der Polemik, welche sich von Seiten der mystischen Theologie gegen die dürren scholastischen Richtungen seines Jahrhunderts erhob. Während jener theologisch-philosophische Scholastizismus in spitzfindigen Verstandesformeln die Wahrheit zu begründen suchte, versenkte sich dagegen diese Mystik gläubig in das innere Leben, und schuf sich aus den Gegenständen ihrer Religion ebenso viele Gegenstände der Liebe, mit denen es sich auf dem Wege entzückter Sehnsucht zu einer Einheit in der Anschauung zusammenzuschließen strebte. Diese in der höchsten Exaltation der mystischen Anschauung erreichte Einheit mit Gott gestaltete sich zu einem brünstigen Minneverhältniß zwischen ihm und der Creatur, und Gott wird deshalb in der Sprache der Mystiker vornehmlich als der „minnigliche Grund" gedacht. In Tauler finden sich die ersten Unterscheidungen des innern Lebens in die drei Grade der Reinigung, der Erleuchtung und der Vereinigung. Man kann in ihm den reinsten Typus dieser religiösen Mystik annehmen, weil sie bei ihm in einem wirklich tiefen Geiste ihre Wurzel hatte und sich von trüberen Elementen der Schwärmerei meistentheils frei erhielt, obwohl auch er nicht selten einem Uebermaß süßlicher Spielereien in Gedanken und Ausdrücken sich hingab. Für die Geschichte der deutschen Sprache erscheint Tauler als geistreicher Wortbildner höchst merkwürdig, und seine Schriften, obwohl mit vielen veralteten Wörtern durchmischt, sind doch

als die bedeutendſten Vorläufer der durch Luther ausgebildeten neuhochdeutſchen Proſa anzuſehen. Der reichen Phantaſie Tauler's genügte oft der vorhandene Sprachſchatz nicht, und er ſchuf ſich deshalb mit glücklicher Kühnheit für ſeine Gedanken neue Bezeichnungen, wodurch er die deutſche Sprache mit wahrhaft productivem Geiſte bereichert hat. Mehrfältige Zweifel haben ſich darüber erhoben, ob die Sprache der Tauler'ſchen Predigten urſprünglich deutſch, oder lateiniſch geweſen. Es ſcheint aber der Titel der älteſten Leipziger Quart-Ausgabe (1498) *) unbezweifelt darauf hinzudeuten, daß ein doppelter Text vorhanden war, und es iſt wohl nicht unwahrſcheinlich anzunehmen, daß Tauler ſeine Predigten, nachdem er ſie deutſch gehalten, nachher lateiniſch niedergeſchrieben hat. Damit ſtimmt überein, daß, wie bekannt, viele ſeiner Predigten in dem deutſchen Text, in dem ſie verbreitet wurden, von ſeinen Zuhörern nachgeſchrieben worden ſind, wodurch ſich auch die Abweichungen und Verſchiedenartigkeiten mehrerer Texte erklären. Unter den übrigen Schriften Tauler's iſt die berühmteſte: „Die Nachfolgung des armen Lebens Chriſti", die im Jahre 1521 zum erſten Male nach dem alten Manuſcript gedruckt, und darauf in alle Sprachen überſetzt wurde; von dem Mönch Surius, der die meiſten Schriften Tauler's ins Lateiniſche übertrug, ins Lateiniſche (Cöln, 1548). Tauler's bekannteſte Schriften ſind außerdem: „Medulla animae, Mark der Seele, oder von der Vollkommenheit aller Tugenden"; „Geiſtliche Betrachtungen vom Leben und Leiden Chriſti"; „Von den

*) „Sermon des grossgelarten in gnaden erlauchten doctoris Johannis Tauleri predigerr ordens, weisende auf den nehesten waren wegk, yn geiste tzu wandern durch vberschwebenden syn, unvoracht von geistesynnigen vorwandelt in deutsch manchen menschen zu selikeit."

zehn Blindheiten und vierzehn Wurzeln der göttlichen Liebe"; „Von der dreifachen Uebung und den Freuden des himmliſchen Reiches." — Die beſondere Vorliebe, welche Luther und Melanchthon für Tauler's Schriften hegten, iſt bekannt. Vornehmlich hat Luther den Dominikaner, in deſſen Geſinnung in der That ſchon manche Elemente eines freien reformatoriſchen Geiſtes wiederklingen, nicht nur oft gelobt und angeführt, ſondern auch manche Sprüche und Gedanken Tauler's in ſeine eigenen Schriften aufgenommen.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Allgemeine

Literaturgeſchichte.

Zweiter Band.

Allgemeine

Literaturgeſchichte.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

Die Literatur der Reformationsperiode und des achtzehnten Jahrhunderts.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1846.

Inhalt.

Fünfter Abſchnitt.

Die Literatur der Reformationsperiode.

		Seite
1.	Die Idee des proteſtantiſchen Weltalters	1
2.	Deutſchland. Wiſſenſchaft und Literatur als Oppoſitionsmächte	13
3.	Luther, die Bibel und das Neuhochdeutſche	60
4.	Die deutſche Volksliteratur vor und in der Reformationszeit	87
5.	Die kunſtmäßige Ausbildung der deutſchen Literatur	107
6.	Die Entwickelung der dramatiſchen Poeſie in Deutſchland	111
7.	Deutſchland. Die didaktiſche und ſatiriſche Poeſie der Reformationszeit	141
8.	Das geiſtliche und weltliche Lied in der Reformationszeit	151
9.	Die italieniſche Literatur	153
10	Die ſpaniſche Literatur	211
11.	Die portugieſiſche Literatur	249
12.	Die Anfänge der deutſchen Philoſophie	254
13.	Die ſyſtematiſche Philoſophie	271
14.	Die deutſche Poeſie im ſiebzehnten Jahrhundert	292

Seite
15. Die engliſche Literatur 312
16. Die franzöſiſche Literatur 346
17. Die niederländiſche Literatur 387
18. Die ſcandinaviſche Literatur 395

Sechster Abſchnitt.

Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts.

1. Die atheiſtiſche und atomiſtiſche Literatur in Frankreich . 401
2. Die engliſche Literatur 420
3. Deutſchland. Die Richtungen der negativen Vernunft . 427
4. Die Entwickelung der deutſchen Nationalliteratur . . . 442

Fünfter Abſchnitt.

Die Literatur der Reformationsperiode.

1. Die Idee des proteſtantiſchen Weltalters.

Die Darſtellung dieſer Epoche hat es mit denjenigen Zeiten des Völkerlebens zu thun, welche, aus dem chriſtlichen Mittelalter ſich loslöſend, damit die bisherigen dichteriſchen Illuſionen des romantiſchen Volksgemüths zu durchbrechen trachten, und zwar durch die Kraft des Gedankens ſelbſt, der jetzt in der Wirklichkeit des Volkslebens ſich verkörpern will. Dies iſt die Epoche des in ſein höheres Bewußtſein hinübertretenden und darum ſich als frei ſetzenden Volkslebens, in welchem der als chriſtlich erkannte Gott zugleich als Gott der freien Weltformen zur Erſcheinung gebracht werden ſoll. Dieſe Epoche, in deren Verzweigungen und Abſtrömungen wir noch heut begriffen ſind, wird ſich uns weſentlich in drei Gliederungen darſtellen, in denen wir ſie im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert vorzugsweiſe als die Epoche der Reformation, in dieſen reformatoriſchen Bewegungen des wiſſenſchaftlichen, poetiſchen und volksthümlichen Geiſtes erblicken; worauf ſich uns eine eigenthümliche Zwiſchenperiode zeigt, die

wir vorzugsweise als die Geistesbildung des achtzehnten Jahrhunderts zu betrachten haben werden, in diesen merkwürdigen Vorbereitungen und Erschütterungen, durch welche der mit allen seinen Traditionen überworfene Geist zwischen Literatur und Staat schwankt, indem aus dem Einen das Andere entstehen möchte; bis wir endlich in der Epoche der Revolution selbst, die uns bis auf den heutigen Tag betrifft, die eigentliche Thatsache des modernen Geistes sich gestalten sehen, auf welche mehr als drei der heißesten Jahrhunderte des Menschengeistes losgegangen, und in der sich aus dem Kampf aller gegeneinander herausgetretenen Gegensätze des Völkerlebens die höchsten Entscheidungen unseres Daseins feststellen sollen.

Als die beiden hauptsächlichen Enden dieser großen Bildungsgeschichte der modernen Völker, die wir in diesem Zeitraum durchmessen wollen, erscheinen uns daher die Reformation und die Revolution, in welcher ersteren die Idee der christlichen Freiheit, wie in der letzteren die Idee der politischen Freiheit, sich zu begründen strebte, unvollendet beide noch in ihren Entwickelungen, aber darauf angelegt, sich in einer Synthese zu vereinigen, für welche die feste Lebensform zu finden das eigenste Streben des heutigen und gegenwärtigen Menschengeistes ist. Diese zu findende Synthese der christlichen und der politischen Freiheit will sich heut aus allen Bewegungen der Wissenschaft und Literatur wie des öffentlichen Volksgeistes gewaltig hervordrängen, und mag ihre Erfüllung auch noch so fern stehen, so scheint doch in der Lösung dieses Problems, auf die jetzt Alles hinarbeitet, die Lösung und der Friedensbund für die wichtigsten Kämpfe des Menschengeschlechts verheißen. Und auf diesem Punct haben wir diese Epoche für unsere Darstellung hier aufzunehmen, indem wir uns dadurch sofort auf ein an unsere nächsten Lebensbedingungen

gebundenes Gebiet versetzen, auf dem jede Stelle uns mahnen wird, die Hand auf unser Herz zu legen.

Die Weltgeschichte, nachdem sie mit dem Ritterthum und mit dem Heldenthum der Faust fertig geworden war, klopfte plötzlich an die stille Zelle des Gelehrten, und alle seine Bücher wollte sie nun brauchen, um die Quellen der zusammenhängenden Geschichte des menschlichen Geistes darin aufzugraben und als ein Wasser des Lebens in die neuen Entwickelungen hineinzuleiten. Der Gelehrte wurde nun der Held, der wahre Ritter der Zeit, und so werden wir auch in dieser Periode schöne glänzende Gestalten erscheinen sehen, die, wie Ulrich von Hutten, Busch u. a., von innen und von außen Ritter, dabei lebensfrisch und geistesmuthig, im eigentlichen Sinne dies Heldenthum der Wissenschaft bekannten.

Diese neue Umwandlung des Geschichtslebens durch die Wissenschaft ist in ihrem innersten Prinzip eine protestantische zu nennen, und es ist das protestantische Weltalter der Literatur, das wir hier betreten, und das wir selbst bei den Völkern, die in ihren positiven Glaubensformen katholisch bleiben, wie bei den Spaniern, Italienern und Franzosen, auf ihrem innersten Geistesgebiet werden anbrechen sehn, indem es auch bei ihnen um dieselbe Zeit als diese Erneuerung ihres ganzen Geisteslebens durch die Macht des Gedankens und durch die Macht der Weltlichkeit sich geltend macht.

Bei den Italienern z. B. werden wir um diese Zeit einen großen Machiavelli auftreten sehn, welcher gerade in die Mitte des Katholizismus hinein den Gedanken eines protestantischen Staats-, und Geisteslebens trägt, das auf dem Prinzip politischer und religiöser Freiheit zugleich ruhen soll. In anderer Art werden wir bei den Spaniern Cervantes

erblicken, welcher der Literatur ſeiner Nation einen neuen Schwung giebt, indem er im Don Quixote, in welchem er die verblichenen Illuſionen der romantiſchen Zeit verſpottet, ein neues proteſtantiſches Prinzip der Weltlichkeit und Wirklichkeit zum Durchbruch zu bringen ſtrebt.

So giebt es ein innerſtes proteſtantiſches Element aller neueren Geſchichte, einen Proteſtantismus, der nicht bloß eine einſeitige Negativität gegen einzelne Lebensformen darſtellt, ſondern der als ein univerſaler Proteſtantismus feſtzuhalten iſt, als welcher er den um alles Glück der ewigen Zukunft neu unternommenen Kampf des modernen Menſchengeiſtes uns bedeutet. Der Proteſtantismus iſt der zweite Engel des Herrn, welcher mit dem flammenden Schwerte des Geiſtes die Menſchheit abermals aus dem Paradieſe gejagt hat, damit ſie den Frieden des Bewußtſeins, welcher ſich in der Kirche und im Volksleben des Mittelalters gottesgnädig über ihr Haupt geſenkt hatte, wieder breche, und hinausſtürze um Gut und Blut in den Kampf des hiſtoriſchen Lebens, in dem ihr ein neuer und höherer Frieden als je verheißen.

Die Zeit der mühevollen Arbeit des Geiſtes beginnt mit dieſer neuen Zeit des Völkerlebens, und dieſe unendliche Arbeit iſt das Erbe, das uns unſere Väter hinterlaſſen haben, die ächte Baarſchaft unſeres heutigen Lebens. In ſofern iſt es eine harte Zeit, der wir angehören, eine Zeit, welche alle Vortheile früherer Lebensepochen der Menſchheit aufgegeben hat und dafür noch keine neuen feſten Beſitzthümer des Daſeins ſich hat geſtalten können. Dieſe proteſtantiſche Zeit des Völkerlebens, welche nicht mehr in dem Schatten der chriſtlichen Romantik die Gluthen des Gedankens kühlt, die der Hannswurſt nicht mehr luſtig macht, und aus deren lichten Wäldern und breiten Straßen die Aventure fortgezogen, dieſe Zeit läßt nur Den glücklich er-

ſcheinen, der mitten im Kampf darin ſteht, und ſich immer ſchlagfertig erhält. Wer in dieſer Zeit außerhalb des Kampfes und der Arbeit ſteht, für den iſt übel geſorgt, und die Genußloſigkeit des heutigen Daſeins muß ihn verzehren. Der Genuß des Daſeins iſt heut vorherrſchend in den Kampf und in die Arbeit gelegt. Dieſe Runzel des Denkens auf der Stirn des heutigen Geſchlechts, welche gewiſſermaßen als das Kainszeichen des Proteſtantismus ſich ihm vererbt hat, ſie iſt das Symbol unſerer Kämpfe und Zuſtände.

Die Idee der chriſtlichen Freiheit, in welcher die neue Zeit ihren Anfang genommen, und die nur eine Freiheit des innern Lebens war, ſie entwickelte aus ſich nothwendig die Denkfreiheit, und darin das wahrhaft moderne Lebensprinzip, aus dem wir nun alle Geſtaltungen der Literatur und des Staats werden eigenthümlich hervorgehen ſehn. Das hohe Lied von der Denkfreiheit iſt das eigentliche God save the king der neuen Zeit geworden, und ſo ſchön es klingt, ſo hilft uns doch der bloße Klang davon nichts, ſondern wir müſſen uns ihrem Inhalt nach zu beſtimmen ſuchen, worin das ſubſtantielle Weſen dieſer Denkfreiheit, welche uns als das Grundelement des modernen Geiſteslebens erſcheint, beſtehe. Denkfreiheit, iſt ſie zunächſt die Freiheit, daß Jeder denken kann, was er will, wo ſie denn eigentlich nur jene triviale Zollfreiheit der Gedanken darſtellte, ſo wäre ſie nur ein armſeliges Wortſpiel, erfunden, ſchlechten Köpfen eine Wichtigkeit beizulegen. In der ächten Zeit der Freiheit müſſen zwar die ſchlechten Köpfe ebenſo wie die guten frei werden können, und ſo wird die wahre Denkfreiheit auch das gemeine und dumme Zeug, das aus den ſchlechten Köpfen heraus ſich ans Tageslicht ſehnt, gern vertragen, ja die Gemeinheit der ſchlechten Köpfe wird erſt da, wo allgemeine Denkfreiheit beſteht, wahrhaft unſchädlich und ungefährlich gemacht werden können. Die

ſchlechten Köpfe, die in allen Zeiten ein großes Kirchſpiel für ſich bilden und darin keineswegs eine ſtille Gemeinde ausmachen, ſie ſchreien oft am lauteſten gerade nach Denk-, Geiſtes- und Lehrfreiheit, und verrathen in der Sehnſucht nach Lehrfreiheit nicht etwa den anſtändigen Trieb, ſelbſt noch etwas dabei lernen zu wollen, ſondern ſie verlangen in dieſer Freiheit des Geiſtes nur die Freiheit, ſelbſt ſo ſchlecht ſein zu dürfen wie ſie gerade ſind, und ſich zur Belohnung dafür ſelbſt als geiſtesfrei zu ſtempeln, wofür ſie dann gern ihrer ganzen Zeit die Benennung der Epoche der Freien bewilligen wollen. Solche Leute, welche die Denkfreiheit bloß als ein Prinzip des Egoismus im kleinlichſten Maaßſtabe verbrauchen wollen, hat es zu allen Zeiten gegeben. Luther nannte ſie die „Rottengeiſter der Vernunft", und beklagte ſich in ſeiner Zeit bitter über ſie. Sie gleichen den indiſchen Nabelbeſchauern, welche das Wort OM, worin ſie den Begriff der göttlichen Dreieinigkeit zuſammenfaßten, unaufhörlich ausſprachen und dabei die höchſte Seligkeit empfanden, während ſie damit doch zu nichts Weiterem gelangten, als zur Betrachtung ihres eigenen Nabels, in deſſen autonomer Anſchauung ſie Jahrzehnte lang ſtill ſaßen.

Die wahre Denkfreiheit aber, die zunächſt immer vorausſetzt, daß man auch denken kann, und etwas zu denken hat, dieſe Denkfreiheit hat einen beſtimmten Inhalt, aus dem ſie kommt und den ſie will. Die wahre Denkfreiheit iſt nicht eine Freiheit der beliebigen Gedanken, ſondern ſie iſt die Freiheit des Gedankens ſelbſt, die Freiheit der wahren Idee, in welcher alle Fortentwickelung gegeben liegt, und in deren freier Erkenntniß und Geſtaltung die Geſchichte ihren nothwendigen Fortſchritt macht. Nun haben aber von jeher alle Parteien behauptet, daß ſie im Beſitz der wahren Idee der Geſchichte ſind, und jede Partei, ſobald ſie nur eine ächte Partei iſt, d. h. wirklich eine eigenthüm-

liche Nüance der allgemeinen Idee in sich trägt, wird auch zu ihrer Verfechtung die Denkfreiheit für sich in Anspruch nehmen, und vom Staat mit Recht verlangen können, daß er sie ungehindert ihren Standpunct aussprechen läßt. Und hier haben wir das Verhältniß der Denkfreiheit zum modernen protestantischen Staat, in welchem Verhältniß sich die umfassendste Bedeutung der Denkfreiheit, und ihre eigentliche Bestimmung, die Grundlage der politischen Freiheit zu sein, an den Tag legt. Die Denkfreiheit ist nichts Anderes, als die Freilassung aller Gegensätze der Idee in das lebendige Leben der Wirklichkeit hinaus, wo sie sich zu dem einen und nothwendigen Ziel der Geschichte hin ineinsgestalten müssen, und so erscheint die Denkfreiheit als das wahre Mittelglied zwischen der christlichen Freiheit und der politischen Freiheit.

Das moderne protestantische Weltalter zeigt uns sein eigenstes Leben auf drei Entwickelungsstufen, in denen sich uns das moderne Bewußtsein construirt, als dessen erste Stufe wir in der Zeit der Reformation die christliche Freiheit sich erheben sehn, welche aber die politische Freiheit von sich ausgestoßen hat in die ungewisse äußere Welt hinaus, wo sie auf den rauhen Wegen der Geschichte für sich irren mußte. Da wird als das zweite Glied die Denkfreiheit mächtig, in deren unabweislichem Einfluß auf die Gestaltung der historischen Wirklichkeit wir den nächsten Uebergang zur politischen Freiheit selbst erblicken, und so schließt sich in ihr, in der Denkfreiheit, das erste Glied mit dem dritten Gliede wieder lebendig zusammen, und was sich als Gegensatz so schmerzhaft von einander ausgeschieden hatte, die christliche und die politische Freiheit, muß sich nun wieder zu seiner endlichen Einigung, auf der glücklich erreichten Höhe des modernen Bewußtseins, ineinandergestalten. So ist die Denkfreiheit, als die innerste Bildnerin

der politischen Freiheit, allerdings der wichtigste Bildungsstoff unserer Zeit geworden, um den gerungen werden muß, Geist gegen Geist, Zahn gegen Zahn, und wenn die Denkfreiheit nicht danach zu fragen braucht, weß Brot sie ißt, so wird ihr einzig und allein daran liegen, das lebendige Brot der Geschichte zu wirken. —

Mitten im Schooße der Reformation selbst hatten sich die Grundelemente des modernen Lebens, das Christliche und das Politische, von einander gesondert und losgerissen, aber in dieser Losreißung stürzten sie als die bewegenden Dämonen in die Wirklichkeit der Geschichte hinüber, um dort den historischen Lebenspunct, die gestaltende Thatsache ihrer Vereinigung, bei den Völkern zu suchen. So entwand sich aus der Reformation zuerst der skeptische Geist der neueren Völkerentwickelung, der alle bestehenden Traditionen anzuzweifeln gelernt hatte, und sich nach Frankreich hin absenkte, wo er die Wurzeln schlug für die moderne Politik, und, sich fortwühlend auf dem innersten Boden des gesellschaftlichen Zustandes, in der Freigeisterei des achtzehnten Jahrhunderts, in den Atheisten und Encyclopädisten, die Revolution vorbereiten hilft. In Frankreich ist es zuerst Voltaire, welcher den modernen protestantischen Geist in den Formen der französischen Nationalität aufgenommen, und den Kampf Luther's gegen die geistige Zwingherrschaft des römischen Clerus fortführt, indem er schon das Moment der politischen Freiheit und der Menschenrechte dicht neben das Moment der kirchlichen und religiösen Freiheit stellt, wie er dies namentlich in seiner Schrift: les droits des hommes et les usurpations des papes (1768) und in einigen andern Flugblättern gethan. So war Voltaire auch der Erste, welcher in seinem großen Geschichtswerk: Essai sur les moeurs et l'esprit des nations die Thatsache der deutschen Reformation und den Charakter

Luther's in einem würdigen Sinne und mit hiſtoriſcher Gerechtigkeit darſtellte, und dies that Voltaire, deſſen moraliſcher Cynismus ſelbſt im heutigen Frankreich ſo ſehr verſchrieen iſt, während das heutige Frankreich einen Capefigue hervorgebracht hat, der in ſeiner eben erſchienenen franzöſiſchen Geſchichte im Zeitalter der Reformation Luther ein moraliſches Schwein (pourceau moral) nennt. Man müßte ſich wundern, daß der heutzutage beliebteſte Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Nation dies auszuſprechen wagt, wenn ſich nicht gerade der Geiſt der heutigen franzöſiſchen Geſchichtszuſtände darin verriethe, die, unter den Schwarzkünſteleien der gegenwärtigen Regierungsepoche, wie überall, eingeſtändlich oder nicht eingeſtändlich, einem reactionnairen Katholizismus verfallen ſind. Dies Schwanken der Geiſtesbildung zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Elementen werden wir dann überhaupt in unſerer ganzen nachfolgenden Darſtellung immer in den Zeiten als eigenthümliches Zerrbild hervortreten ſehn, wo die öffentlichen Zuſtände der Völker einen Bruch in ſich ſelbſt erlitten haben.

Wir haben ſchon bemerkt, daß die proteſtantiſche Zeit des Völkerlebens nicht als eine bloß negative Zeit angeſehen werden kann. Schelling nennt in ſeinen Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums den Proteſtantismus „dieſes bloß negative Beſtreben, welches, außerdem daß es die Stetigkeit in der Entwickelung des Chriſtenthums aufhob, nie eine poſitive Vereinigung und eine äußere ſymboliſche Erſcheinung derſelben als Kirche, ſchaffen konnte.“ Schelling fügt an jenem Orte hinzu: „an die Stelle der lebendigen Autorität (alſo: Papſt) ſei die andere todter, in ausgeſtorbenen Sprachen geſchriebener Bücher getreten, und da dieſe ihrer Natur nach nicht bindend ſein konnte, eine viel unwürdigere Sklaverei, die

Abhängigkeit von Symbolen, die ein bloß menſchliches Anſehn für ſich hatten." Dieſe Anſicht, obwohl ſie die hiſtoriſche Nothwendigkeit verkennt, mit welcher der Proteſtantismus beim erſten Beginn ſeiner Beſtrebungen ſich allerdings als negativ ſetzen mußte, iſt doch darin eine bedeutungsvolle zu nennen, daß ſie in der Abhängigkeit von den Symbolen, auf welche der proteſtantiſche Staat ſich von vorn herein begründete, nur eine unwürdige Sklaverei des Geiſtes erkennen will. Der proteſtantiſche Staat, der in der Zeit der Reformation ſelbſt als der einſeitige chriſtliche Staat begann, hat aber eben dieſe ſeine einſeitige Chriſtlichkeit, in der er das Element der weltlichen Freiheit noch nicht auszubilden vermag, zu überwinden und zu löſen durch das andere Moment, welches dem Proteſtantismus ebenfalls als ſein eigenſtes Leben innewohnt, nämlich durch das Moment der Wiſſenſchaft.

Der Proteſtantismus hat dann all ſein Gift, welches die Negation iſt, durch ſein Gegengift, welches die Wiſſenſchaft ſelbſt iſt, aufzuheben, und daraus die wahrhaft poſitive Kraft organiſcher Geiſtesbildung für alle Völker zu machen. Und dies iſt die aus der Reformationsepoche ſelbſt unmittelbar hervorgehende Ausſtrömung der modernen Wiſſenſchaft, in welcher ſich die vom Proteſtantismus ausgegangene Trennung in hiſtoriſches und dogmatiſches Leben des Geiſtes am mächtigſten wieder zuſammenzufügen und auszugleichen ſtrebt, und in deren thatenvoller Gedankenreihe wir Deutſchland mit ſeiner Philoſophie und ſeinen Geiſtesſyſtemen werden obenan ſitzen ſehen. In dieſer Abſtrömung aus dem Schooß der Reformation ſehen wir die Wiſſenſchaft zugleich ſchon als eine Vermittlerin des antiken Geiſtes mit dem modernen Bewußtſein auftreten, indem die griechiſche Philoſophie und die Alterthumskunde überhaupt hier an der Wiege der modernen Wiſſenſchaft

ſtanden, und ihre ewig geſtählten Formen des Geiſtes an die Kämpfe der neuen Zeit anſchloſſen. Obwohl Luther vom Ariſtoteles ſagte, daß er zum Verſtändniß der heiligen Schrift unnütz ſei, ſo war doch Ariſtoteles damit nicht abgefunden, ſondern wirkte gerade in allen durch Luther zum Denken erwachten Geiſtern lebendig und als drängender Keim der modernen, bald ſelbſtſtändig ſich organiſirenden Vernunftwiſſenſchaft.

Denn namentlich war es dieſe Entwickelung der modernen Vernunftwiſſenſchaft, welche in ihrem Hervorgehen aus den proteſtantiſchen Geiſtesbewegungen der Völker vorherrſchend ein Eigenthum des deutſchen Geiſtes blieb. Das negative Moment des Proteſtantismus, von dem ich ſchon geſagt habe, daß es nach Frankreich hinübergezogen war, vermiſchte dort ſeine Skepſis mit der Geſchichte, und ließ daraus den hiſtoriſchen Geiſt der neuen Zeit hervortreten, der allmählig das ganze politiſche Syſtem von Europa veränderte. Das poſitive Moment des Proteſtantismus aber, welches die Wiſſenſchaft iſt, verblieb autochthoniſch in Deutſchland. So ſehen wir in franzöſiſcher Geſchichte und in deutſcher Wiſſenſchaft zwei Grundrichtungen des modernen Lebens überhaupt entſtehen, welche in ihrem Gegenſatz, und in den Verſuchen, denſelben zu vermitteln, die noch zu vollbringende Aufgabe des heutigen Völkerlebens anzeigen: nämlich, die freie Ineinsgeſtaltung des thatſächlichen hiſtoriſchen Lebens mit dem inneren Recht des Gedankens, welche dann jedes Volk in ſeinem eigenſten nationalen Geiſt zu erfüllen haben wird. Deutſches und franzöſiſches Geiſteselement haben ſich darum wechſelweiſe in Haß und Liebe beſtändig anziehen müſſen, indem in Deutſchland der Gedanke das hiſtoriſche und nationale Leben ebenſo vergeblich ſuchte, als Frankreich, das hiſtoriſche Land, heftig und unter zerſtörenden Kämpfen nach der Idealität des Gedankens ringt, nach jener

den wahren ſittlichen und religiöſen Inhalt verleihenden Idealität des Gedankens, mit der es noch zerfallen blieb.

Wenn wir Deutſchen uns oft vorzugsweiſe das literariſche und wiſſenſchaftliche Volk, das Volk der Literatur, genannt haben, ſo liegt darin unſer Stolz, indem wir die Berechtigung dazu aus unſerer größten Nationalepoche, aus den Bildungskämpfen des Proteſtantismus, überkommen haben, aber dieſer Stolz iſt uns zugleich unter unſern Händen zu einem Bettelſtolz dahingeſchwunden, wenn es dabei ſtehen bleiben ſoll, daß wir nichts als ein literariſches und wiſſenſchaftliches Volk ſind, dem kein anderes Nationaldaſein, als in ſeinen Büchern, gebührt. Dieſe bloß literariſche Exiſtenz der deutſchen Nation iſt denn auch faſt ſchon zu einem Spottnamen bei den andern Völkern geworden. Die Literatur iſt allerdings die eigentlichſte Mitgift des deutſchen Volkes, mit der ſie auf dem Schauplatz der Geſchichte erſchienen iſt, aber dies unſer hiſtoriſches Heirathsgut, das wir von dem Schöpfer der Nationen erhalten haben, ſoll uns denn auch dazu verhelfen, wirklich zu heirathen, und geſchichtlich unter die Haube zu kommen. Der mannigfache äußere Zwang aber, unter dem ſich gerade die deutſche Literatur bis auf den heutigen Tag bei uns ſelbſt entwickelt hat, macht die Deutſchen völlig zu dieſen Narren der Literatur, die einmal ganz und gar auf die Literatur angewieſen ſind, und dann doch wieder damit zu keiner Thatſache vorgehen können, während andernttheils wieder in den Beſchränkungen und Beargwöhnungen, welche bei uns die Literatur zu erfahren hat, gerade die Anerkennung liegt, daß die Literatur und die Wiſſenſchaft in ſich enthalte die geſtaltende Thatſache des nationalen Lebens. Dieſen Hoffnungen hat ſich denn auch die deutſche Wiſſenſchaft gerade in der letzten Zeit am ſtärkſten überlaſſen.

2. Deutſchland. Wiſſenſchaft und Literatur als Oppoſitionsmächte.

Das proteſtantiſche Element der deutſchen Wiſſenſchaft iſt es, welches in der Zeit der Reformation als die Wiſſenſchaft ſelbſt, als ihre eigenſte und wahrhafte Natur ſich ankündigt, und woher die Wiſſenſchaft Ein für allemal ihr Recht zu aller oppoſitionnellen Freiheit gegen jede Stabilität des Geiſtes und Lebens hergenommen. Der eigentliche Charakter aller Literatur in dieſem Zeitraum iſt daher der Charakter der Oppoſition, in dem ſich ſowohl die wiſſenſchaftlichen Entwickelungen dieſer Epoche, als auch die Hervorbringungen der Volksliteratur zeigen. Dieſer Oppoſitionsgeiſt tritt als das innerſte Selbſtbewußtſein des deutſchen Volkes heraus, das jetzt erwacht, und in ſeine eigene Bruſt zu greifen anfängt, um darin den Kern und die wahre Geſtalt ſeines Lebens zu finden. Das eigentliche Ziel dieſer Oppoſition, oder dieſes erwachenden Selbſtbewußtſeins des Volkes, war die geiſtliche Autorität, von der ſich das Bewußtſein losringen mußte, um in der weltlichen Freiheit, nach welcher der Geiſt ſelbſt verlangte, das neue Daſein der Völker zu begründen.

Das Syſtem der römiſchen Hierarchie war das Syſtem der Emanation geweſen, wo von Gott dem Vater auf den Sohn, von dem Sohn auf den Apoſtelfürſten, und von dieſem wieder auf den Biſchof von Rom, als den geiſtlichen Herren der Erde, alle Gewalt emanirt und in dieſer großen Wellenlinie von oben nach unten ausgegoſſen war. Aus dieſem geiſtlichen Element fließt aber erſt alle Lebenskraft und alles Beſtehen in die Weltlichkeit hinüber, und das höchſte Symbol dieſer Emanation des Weltlichen aus dem Geiſtlichen iſt die Salbung der Könige und Herren der Erde. Die Sakramente ſind die geheimnißvollen Zügel,

welche der Priester der Welt angelegt hat, und das eigentliche Mysterium dieser ganzen Weltbeherrschung heißt die Autorität. Diese Autorität, als Grundprinzip der ganzen feudalistischen Weltanschauung, saugt ihre wesentliche Lebenskraft aus dem Glauben an die Ueberlieferung. Wodurch sie aber so gewaltig herrscht und bindet, dies ist die Macht des Geheimnisses; das Geheimniß, welches das eigentliche Wesen der Autorität ist, erscheint als das eigentlich herrschende, alle Wissenschaft und alle Volkskraft in sich hinein verzehrende Prinzip in jener ganzen Epoche der Menschheit.

Die eigentliche Wiederherstellung der Wissenschaften aber, wie man diesen Zeitraum, mit dem wir es jetzt zu thun haben, auch zu bezeichnen pflegt, bestand darin, daß die Wissenschaft sich aus dem Geheimniß losriß, in dem sie bis dahin durch den römischen Clerus gefangen gehalten worden, und daß sie dem Volke sich hinzugeben anfing, als eine wahre Volkssache, zu welcher die Wissenschaft sich zuerst in dieser protestantischen Periode bestimmte. Die Geistlichkeit hatte durch das Prinzip der geheimnißvollen Autorität das Geistesleben der Völker ebenso sehr wie ihr Weltleben an sich gezogen und sich ausschließlich zu eigen gemacht. Den Geistlichen gehörte bis dahin die Wissenschaft der Völker, wie ihnen das Eigenthum derselben, durch Zins, Lehn und Steuern aller Art, gehörte. Dies unmittelbare Darinsitzen der geistlichen Autorität in allen Besitzthümern der Völker, in ihrem Wissen wie in ihrer Arbeit, in ihren Feldern wie in ihren Häusern, und in ihren Frauen, hatte die Eigenthumsverhältnisse der Nationen und damit alle ihre sittlichen und geistigen Lebensformen über den Haufen geworfen. Das Volksbewußtsein begann sich zuerst als Sprüchwort zu regen, und die Sprüchwörter der Deutschen sind darum der Anfang aller Weisheit und

Wissenschaft bei unserm Volke, sie enthalten, als diese ersten kurzen Seufzer der Opposition, das erste Bewußtsein der Freiheit in sich. So hieß ein gemeines Sprüchwort in dieser Zeit: „hast du deine Frau verloren, so suche sie im Schottenkloster." Ein anderes Sprüchwort sagte: „wer sich einmal gütlich thun will, der schlachte ein Huhn; wer ein Jahr lang, der nehme eine Frau; wer es aber alle seine Lebtage gut haben will, der werde ein Priester!" Durch solche stille Bezeichnungen fand sich das deutsche Volk lange vor der Reformation mit diesem geistlichen Prinzip ab, das ihm in allen seinen Gliedern zuckte. Eine andere volksthümliche Form für die Verbreitung des neuen protestantischen Wissens waren die Flugblätter.

Die ganze Literatur der Reformationszeit erscheint vorherrschend in Flugblättern. Man hat es oft als eine besondere Eigenthümlichkeit der französischen Revolution angesehen, daß sie die Form der Flugschriften hervorgerufen, um durch einen aufregenden satirischen und witzigen Ton die Volksmeinung zu bewegen und zu bilden. Wie wir aber diese ganzen Bewegungen des neueren Geschichtsgeistes wesentlich auf Deutschland zurückführen müssen, wo sich zuerst der bürgerliche Volksgeist der neuern Zeit, und in ihm der dritte Stand der Geschichte in seinen ersten geistigen Elementen, entwickelt hat, so müssen wir auch Deutschland und die deutsche Reformation als die eigentliche Heimath und den ersten Ausgangspunct der modernen Flugschrift erkennen. Wir fühlen uns nur heutzutage zu sehr abgeschnitten von allem öffentlichen Volksleben, das als ein freies Gewächs aus seinen eigenen Tiefen hervorstiege, so daß wir unsere eigenen Ueberlieferungen nicht mehr zu begreifen vermögen, und so halten wir in vielen Dingen für französische Erfindung, was eigentlich ursprüngliches Organ unseres Wesens selbst ist. Die Flug-

schrift war aber in Deutschland die erste Form des modernen Oppositionsgeistes geworden, Erasmus von Rotterdam hatte mit seinen humoristischen Gesprächen gewissermaßen den Anfang gemacht, und diese satirischen Blätter, in welchen die Ironie auf das ganze geistige und kirchliche Leben der Zeit losging, hatten sich in vielfachen Ausgaben durch das Volk verbreitet, und wurden populair, obwohl sie noch in lateinischer Sprache geschrieben waren. Luther, Hanns Sachs und Andere begannen die Flugschrift zuerst in der kernigen, gemüthreichen, deutschen Sprache reden zu lassen, und man muß über die unendliche Anzahl erstaunen, in welcher damals besonders satirische Volksblätter, welche der Zeitbewegung dienten, mit und ohne Namen ihrer Verfasser, gewissermassen aus der Erde schossen. Der eigenthümliche deutsche Volkshumor, welcher als die wahre Kraft und Tiefe des deutschen Selbstbewußtseins erscheint, er mußte darum gerade in dieser Zeit der Freiheit des wahren Glaubens so üppig emporblühen, welche Glaubensfreiheit nichts Anderes als das sich frei bestimmende Selbstbewußtsein selbst ist. Den Zeiten der Kämpfe und der freien Bewegung des Selbstbewußtseins gehört darum auch dieser satirische und humoristische Ton der Betrachtung, welcher sich in den Ernst und die Wehmuth des ringenden Gedankens hineindrängt, als etwas Eigenthümliches und Berechtigtes an, dies ist der ächte Schimpf und Scherz des deutschen Volksgeistes, welcher gerade mit dem heiligen und glühenden Ernst der Reformation sich mischte. Denn nicht weinend, sondern viel lieber lachend, muß ein tüchtiges Volk sich die Freiheit des Geistes erobern können, und so begannen es die Deutschen in dieser Zeit. Darum lachten alle diese reformatorischen Flugschriften aus jener Zeit Deutschlands so hell, zuweilen wohl mit einem Schimmer der tiefsten Wehmuth, aber noch mehr lachten sie aus der

starken Brust ihres eigenen guten Rechts heraus, daß es in ganz Deutschland danach fröhlich erschallte. Diese Blätter nahmen noch ein anderes Talent, das des Holzschnittes, in den Dienst der Volksopposition, indem sie durch die Carikaturen und Zeichnungen, womit sie häufig geziert sind, oft ihre Hauptstreiche, namentlich gegen den Clerus, ausführten. Sehr bekannt ist z. B. die „lutherische Strebkatz," wo auf dem Titel eine Menge Thiere erscheinen, die in Kutten und Panzer gehüllt sind, und denen Luther das Kreuz knieend entgegenhält. Es macht sich darin eine Darstellungsweise geltend, die gewissermaßen durch einen Schlag in einer ganzen Weltansicht uns orientirt, und darum diese entscheidende Wirkung gerade auf das einfache Volksgemüth haben kann. Ein anderes Flugblatt machte viel Aufsehen, unter dem Titel: „Eyn Wegsprech gen Regensburg zu vnß Concilium zwischen eynen Byschof Hurenwirt vnd Kuntzen seinen Knecht 1525." oder ein anderes: „Eyn vndered des Pabsts vnd seiner cardinelen wie zu thun sey vnd das wort Gottes vnder zu trucken wie yeglicher sich darauf zu bedenken." Der Dialog ist hier am häufigsten die Form dieser Darstellungen, auch der Brief, und selbst die Predigt. Diese deutschen Flugblätter des sechszehnten Jahrhunderts sind mit ihren das Volksgemüth durchdringenden Scherzen verstummt, sie liegen begraben in den Kapseln der Bibliotheken, in denen man sie oft zu Tausenden wiederauffinden kann. Dieser lachende Zahn, den die Volkssatire uns zeigt, ist aber nur der Beweis, daß das Leben gesund und frisch ist, und so muß ein Volk sein, wenn sich die Weltgeschichte in ihm offenbaren will.

Als eine andere volksthümliche Verbreitung des neuen Geistes der Freiheit müssen, neben den Flugschriften, auch die sogenannten Prädicanten angeführt werden, gewissermaßen die wandernden Rhapsoden des protestantischen Welt-

alters, eine Schaar freier Prediger und Verkündiger, welche sich aus allen Ständen aufmachten, um auf allen Wegen und Stegen des deutschen Landes den frei gewordenen Geist zu predigen. In jenen Flugschriften, die auch meistentheils anonym sind, und in diesen Prädicanten, deren Namen fast gar nicht auf die Nachwelt gekommen, ist es merkwürdig zu sehen, wie der reformatorische Geist der neuen Zeit zuerst gewissermaßen episch in den Massen arbeitet, und als ein durch diese ganze Breite des Volkslebens sich hintragendes und langsam verzweigendes Epos des neuen freien Bewußtseins schwer, mühsam, aber fest und sicher dahinwandelt, bis es in einzelnen großen Geistern sich individualisirt, wie in Erasmus, Luther, Ulrich von Hutten, Hanns Sachs, in denen es dann durch die höchste Macht der Persönlichkeit, die es gewinnt, dramatisch wird, und als handelnde Großthat auf dem Schauplatz der Geschichte feststeht. Jene umherwandernden Prädicanten waren ihrem Stande nach Edelleute, Bauern, Gelehrte und Handwerker, unter diesen aber besonders die Schuhmacher, die sich bei allen modernen Geistesbewegungen in Deutschland so wesentlich hervorgethan haben, neuerdings jedoch mehr in der zu Allem helfenden Schmiere des Pietismus arbeitend, damals aber Helden, Wortführer und Dichter des neuen protestantischen Geistes. Diese Prädicanten, die, gehorsam dem sie treibenden Geist, ein umherirrendes, flüchtiges und mühseliges Leben führten, sie predigten auf allen Straßen, von allen Bergen und von allen Thälern, und wo sie nicht in den Kirchen und auf den Kanzeln erscheinen durften, da bestiegen sie die Gerichtslinde des Dorfes, oder sie versammelten auf der duftigen Wiese, unter freiem Himmel, die zahllosen Schaaren der Gläubigen zu der wahren, freien Kirche des Herrn. Gewöhnlich war ein gewaltsamer Tod das Ziel ihrer Laufbahn, und wir müssen es dem trefflichen

Sleidanus danken, daß er in seinen Commentarii de statu religionis Carolo quinto, uns einige Nachrichten erhalten hat von diesen Männern, deren Namen die Geschichte nicht verewigt, die aber zuerst den freien protestantischen Geist durch die Mitte des Volkslebens dahintrugen*)

Lange, oft Jahrhunderte hindurch scheinen die wesentlichsten Fragen des Menschengeschlechtes nur als dogmatische Streitigkeiten einer besonderen Wissenschaft sich eingeschlossen zu haben, und der gemeine Volksverstand, welcher auch wohl der gesunde Menschenverstand an sich ist, scheint gar keinen Antheil daran gewinnen zu können. Dann aber begegnen uns diese Fragen plötzlich auf allen Straßen, sie predigen uns von allen Dächern, sie essen mit uns an unserem Tisch, sie sind unser eigenstes und wahres Selbst geworden. So war es mit der alten Kirche gewesen, die ihre heimlichen, wissenschaftlichen Erschütterungen lange als bloße Spitzfindigkeiten hinter ihren Mauern eingeklemmt hielt, bis in der Reformation plötzlich eine Volkssache für Haus und Hof, für Weib und Kind daraus wurde, wozu jene Prädicanten das Meiste beigetragen hatten, besonders auch darum, weil anfänglich die Erzeugnisse der Druckerpresse ihrer Kostspieligkeit wegen nur den Wohlhabenderen zugut kamen.

Dies Volksthümlichwerden der Wissenschaft und Literatur war es aber eben, das bei denen, welche noch die Macht der alten Autorität in ihren Händen zu haben glaubten, wie beim Papst und allen Gliedern des Clerus, diese große Besorgniß und diesen heftigen Widerstand erweckte. Die Uebersetzung der Bibel in die lebendigen Volkssprachen war von Rom aus verboten gewesen, noch ehe

*) Vgl. Bensen, Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken, S. 63.

Luther die seinige begonnen. Es war jedoch nicht bloß dies frische pulsirende Blut in der Sprache der Völker, das für gefährlich gehalten wurde, sondern es gab noch ein anderes, ganz neues Element der Wissenschaft, welches in dieser Zeit den Völkern wiedergeboren worden war, und das gerade über die Alpen herüber, aus Italien, nach Deutschland gekommen. Dies war der Geist des classischen Alterthums, das, an dieser entscheidenden Schwelle der neueren Geschichte, den Freiheitskämpfen der modernen Völker wunderbar beispringen, und mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen Rom machen sollte. Diese classische Bildung der antiken Zeit ist es, welche namentlich als Hellenismus nun die ganze moderne Welt in ihren innersten Bewegungsmomenten ergreift, und in ihr zu einer neuen Macht des Lebens erwächst. Die frohe, lebensheitere und geschichtskräftige Zeit, welche in Deutschland erwacht war, hatte sich wesentlich auf diese Studien gestützt. „O Jahrhundert!“ rief Ulrich von Hutten aus — „die Studien blühen, die Geister wachen: es ist eine Lust zu leben!“

Erasmus und Reuchlin hatten die alte classische Gelehrsamkeit zuerst als ein historisches Bewegungselement in dieser Zeit wiedergefunden, sie hatten die alten Sprachen, besonders auch das Griechische, das sie zuerst gründlich erlernten, mitten auf den Kampfplatz des Tages hingestellt, und starke Waffen daraus geschmiedet für die Entwickelung des freien nationalen Geistes in Deutschland. Die Theologie auf eine allgemeine literarische Grundlage zu stellen, und ihr Studium namentlich durch die Erforschung der Originalsprachen der heiligen Schriften zu bestimmen, war zuerst ein Gedanke des Erasmus von Rotterdam gewesen, und er hatte dadurch den ersten Anfang gemacht, die Theologie aus dem abenteuerlich und phantastisch vermummten Wesen, in dem sie bei den Scholastikern

dagestanden, zu befreien und zu einer Wissenschaft des Lebens und des freien wirklichen Geistes zu machen, während einige Scholastiker in Leipzig noch um diese Zeit behauptet hatten, daß das am ersten Tage der Welt erschaffene Licht die Theologie gewesen sei, und daß den Engeln selbst discursive Theologie beiwohne. In Paris hatte aber die theologische Facultät der dortigen Universität selbst noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts vor dem versammelten Parlament behauptet, daß es um die Religion geschehen sein würde, wenn der Staat das Studium des Griechischen und Hebräischen erlauben wollte. Aehnlich dachte in Deutschland damals die Universität zu Cöln, wo sich in der theologischen Facultät der Geist finsterer und inquisitorischer Gesinnung festgesetzt hatte, und mit ihrer Unterstützung war sogar ein kaiserliches Edict nachgesucht worden, daß alle hebräischen Bücher, besonders aber der Talmud, im Lande ausgeliefert und verbrannt werden sollten. Doch ward von den kaiserlichen Räthen Reuchlin als Kenner der jüdischen Literatur aufgefordert, sein Gutachten in dieser Angelegenheit zu geben, und es fiel so entschieden und gesinnungskräftig im Geiste der neuen Freiheit der Studien aus, daß die Cölner Theologen ihren Antrag aufgeben mußten.

In Cöln, wo damals bereits seit länger als hundert Jahren eine Universität geblüht hatte, war vorzugsweise jenes Nachtgeschmeiß der Wissenschaft angesiedelt, das von der Theologie und Scholastik des Mittelalters nicht lassen wollte, sondern in der wuchernden Finsterniß derselben fett und stark geworden war. Den dem Licht entgegenstrebenden Zeitgeist zurückzuzwingen, war das Hauptbestreben mehrerer hier angestellter Professoren der Theologie. Unter diesen befand sich auch der berüchtigte und furchtbare Jacob von Hochstraten (auch Hogstraß oder Jacobus

de Alta platea genannt), der Mitglied des Dominicaner-Ordens, Doctor der Theologie, und Ketzermeister, wie er sich selbst nannte (Inquisitor haereticae pravitatis) für die Provinzen der Erzbisthümer Mainz, Trier und Cöln war. Außerdem hatte er eine Professur an der Universität Cöln, welche Professur man, der damit verbundenen Wirkung nach, eine Professur der wissenschaftlichen Corruption nennen konnte, welche Art von Anstellungen es schon damals gab. Denn dieser Mann trug den wüthendsten Haß gegen Alles in sich, was mit den Waffen des Lichtes und der Wahrheit gegen den alten dunkeln Geistezwang ankämpfen wollte, und sein Katheder sollte dazu dienen, den neuen wissenschaftlichen Volksgeist wieder dumm zu machen und in die wohlgefälligen Schranken der Autorität zurückzuleiten. Ein gewaltsamer Charakter, riesengroß und von unbezähmbaren Körperkräften, außerdem frech und unverschämt in der Wahl aller seiner Mittel, war er zugleich in der Kunst des scholastischen Disputirens ein Meister, denn die Disputirmethode des Unterrichts blühte damals auf der Universität Cöln, wie auf allen scholastisch eingerichteten Universitäten. Dieser Ketzermeister, in dem sich wiedererkennen dürften manche unserer heutigen Resurrectionsmänner, die in der Wissenschaft nur Leichen ausgraben, und zwar befohlene Leichen, dieser Ketzermeister zog außerdem mit Hammer und Blasebalg in Deutschland umher, predigte aller Orten gegen das Griechische und Hebräische, und sagte: „Lieben Kinder, man hat eine neue Sprache erfunden, welche man das Griechische nennt, man muß sich sehr davor hüten, denn sie ist die Mutter aller Ketzereien. Auch sehe ich da in den Händen vieler Leute ein Buch, welches in dieser Sprache geschrieben ist, und das sie sonderbarer Weise das Neue Testament nennen; dies ist ein Buch voll Gift und Unkraut. Was aber das Hebräische

anbetrifft, meine theuren Brüder, so ist es nur zu gewiß, daß alle Diejenigen, welche es lernen, auf der Stelle Juden werden." Dieser Sendung Hogstraten's gegenüber, worin der Papismus seine klägliche und unwürdige Zerfallenheit mit dem wissenschaftlichen Geist des Jahrhunderts selbst bekannte, ihr gegenüber mußte die Wissenschaft gerade die Bedeutung einer Oppositionsmacht gewinnen, und dazu sehen wir sie zuerst in den Händen des Erasmus und Reuchlin erstarken.

An der Universität Cöln selbst aber deutete sich schon unter der studirenden Jugend in kräftigen Zügen das neue Element der Freiheit als Element der Wissenschaft an. Der für deutsche Freiheit glühende Jüngling Ulrich von Hutten studirte hier, zugleich mit seinem Freunde Crotus, und zu den Epistolae obscurorum virorum wurden hier in Cöln ohne Zweifel schon die Materialien eingesammelt und die Originale zu jenen satirischen Schilderungen eingefangen.

Wir bemerkten, wie die Sprache und Literatur des alten Griechenlands und Roms als eine Hülfsmacht und als eine historische Kraft sich den Bewegungen der neuen Zeit verbunden hatten.

Als die erste Mittelsgestalt dieser Verbindung, in welcher die Macht der Wissenschaft eine Macht der Geschichte werden sollte, führten wir schon den vielgewandten Erasmus an, welchen man in der That den Odysseus der Reformationsepoche nennen könnte. Er hieß eigentlich Gerhard de Praet, und die Umstände seiner Geburt, die einem Klosterroman gleichen, sind für diese Zeit und für sein ganzes nachfolgendes Leben von höchst charakteristischer Bedeutung. Erasmus war ein Kind der Liebe, von einem Vater, der von seinen Angehörigen mit Gewalt dem Klosterleben bestimmt worden, obwohl er sich bereits mit Mar-

garetha, der Tochter eines holländischen Arztes, in ein Verlöbniß eingelassen hatte. Margaretha gebar heimlich in Rotterdam am 27. October 1467 einen Sohn, welchen man nach seinem Vater Gerhard Gerhardssohn taufte, während der nach Rom entflohene Vater sich dort durch das Abschreiben der Werke klassischer Autoren ernährte, und durch falsche Nachrichten über den Tod seiner Geliebten getäuscht, nun wirklich Mönch wurde, später aber in Holland, wo er sie lebend wiederfand, ein Verhältniß mit ihr führte, das mit dem Abälards und Heloisens verglichen werden konnte. Unter dem Eindruck solcher Verhältnisse wuchs der junge Gerhard Gerhardssohn heran, welcher sich später, nach der Sitte der Zeit, diesen halb griechischen halb lateinischen Namen Desiderius Erasmus beilegte. Er war klein von Gestalt, blond und blauäugig, und hatte seiner eigenthümlichen Geburt diese nervöse Beweglichkeit, aber auch diese Scheu vor jedem unumwundenen Heraustreten zu danken, die ihn nachher in allen Stellungen seines Lebens charakterisirt hat. Außerdem mußte er gerade aus den Elementen heraus, aus denen er gezeugt war, aus dem Kampf der Welt und der persönlichen Freiheit mit dem Kloster, sich zum ersten Urheber der großen modernen Opposition bestimmt sehen, die sich bald durch Luther zu thatsächlichen Entscheidungen erhob.

Erasmus sollte zuerst selbst, in dem Studiendrang seiner Jugendjahre, mit der tiefen Verderbniß des wissenschaftlichen Unterrichts in seiner Zeit qualvoll zu ringen haben. Er war der berühmten Schule zu Deventer übergeben worden, in der aber die barbarische Methode des Zeitalters, die scholastische, welche Geist und Herz unfrei machte, nicht minder als anderswo wucherte, obwohl Alexander Hegius, ein Schulmann, der sich um die wissenschaftliche Bildung seiner Zeit sehr verdient gemacht hat,

bald in einem etwas besseren Geiste die Leitung dieser Anstalt übernahm. Erasmus fühlte hier schon als Knabe die Nothwendigkeit einer neuen Methode der Wissenschaft, und suchte instinctmäßig darin die wahre Formel für die Freiheit des Bewußtseins seiner Zeit. Nach dem Tode seiner Eltern, seine Mutter starb durch in Deventer ausgebrochene Pest, und sein Vater war ihr im Schmerz über diese Trauerbotschaft nachgestorben, war Erasmus durch allerlei Künste seiner Verwandten und Vormünder zum Klosterleben gedrängt worden. Da ihm nicht vergönnt wurde, auf eine ordentliche Universität zu ziehen, mußte er in der Klosterschule zu Herzogenbusch seine weitere Ausbildung suchen, bis er eines Tages durch einen Schulfreund, der Mönch geworden, sich überreden ließ, in das Kloster Stein, bei Gouda, einzutreten. Dort brachte er mit seinem Freunde heimlich die Nächte im Lesen der lateinischen Klassiker zu. Aber die Gesellschaft, welche er sonst in diesem Kloster fand, war so schlecht und gemein, daß Erasmus, bei seiner Reizbarkeit für jeden Eindruck, in das unsittliche und schwelgerische Klosterleben, wie er selbst gesteht, mit hineingezogen wurde. Denn diese alten Burgen der Weltentsagung waren zuletzt nur Bequemlichkeitsörter für den Sinnengenuß und für alle Laster geworden. Alle Organe der alten Zeit waren jetzt morsch und faul. So sehen wir mit den Klöstern auch die Universitäten dieser Zeit im Schlamm der tiefsten Erniedrigung.

Erasmus hatte jetzt selbst Gelegenheit gefunden, sein Klosterleben zu unterbrechen, und durch Unterstützung des Bischofs von Cambray nach Paris zu gehen, wo die berühmteste und angesehenste Hochschule der damaligen Zeit ihn lockte, seine Studien fortzusetzen. Er erhielt in Paris eine Stelle in dem Collegium Montaigu (Montis acuti) und studirte dort die scholastische Theologie, deren eigent-

licher Schreckensſitz die Pariſer Univerſität war, und die Erasmus hier als ein Geſpenſt kennen lernte, deſſen Umarmungen dem lebendigen Geſchlecht alles Mark des Daſeins ausſaugen wollten. Erasmus hat an einer Stelle ſeiner Geſpräche (Colloq. famil. Ulm. 1712. p. 562.) die Schickſale ſeines äußeren und ſeines wiſſenſchaftlichen Menſchen in Paris ſehr draſtiſch erzählt. In ſeinem Collegium fand er ſo viel Theologie, daß, wie er ſich ausdrückte, ſogar in die Wände der theologiſche Geiſt gefahren war. Dagegen ſagte er, daß er aus dem Collegium nichts mit herausgenommen habe, als einen Körper voll verdorbener Säfte, und Ungeziefer in ſchrecklicher Menge. Die Studirenden wurden dort ſo ſchlecht gehalten, durch hartes Lager, ſchlechte und magere Koſt, Wachen und übermäßige Arbeit, daß, wie Erasmus erzählt, in einem Jahre viele der hoffnungsvollſten Jünglinge theils getödtet, theils blind, wahnſinnig oder ausſätzig wurden, und kein einziger ohne Schaden davon gekommen ſei. „Einige Schlafzimmer — erzählt Erasmus weiter — wurden durch ihre niedrige Lage, die feuchten Kalkwände und die Nähe eines gewiſſen Ortes ſo verderblich, daß keiner ihrer Bewohner ohne eine gefährliche Krankheit davon kam, und viele daran ſtarben. Die Strafen, die in Schlägen beſtanden, wurden henkermäßig geübt, auch bei den geringſten Verſehen; ſo, hieß es, müſſe die Wildheit ausgetrieben werden; denn Wildheit nannte man eine freimüthige Geſinnung, die man mit allem Fleiße zu brechen ſuchte, um die jungen Leute zum Kloſter deſto geſchickter zu machen. Und wie viel faule Eier wurden da verzehrt! wie viel verdorbener Wein getrunken! Vielleicht iſt jetzt dies Alles verbeſſert; aber zu ſpät für die, welche daran geſtorben ſind, oder einen ſiechen Körper herumſchleppen!“

Mit dieſen mächtigen Klageſeufzern ſchildert uns

Erasmus den Zustand des damaligen Universitätslebens, als dessen höchste Norm in dieser Zeit die Universität Paris zu betrachten ist, und das seine äußere Gestaltung in diesen Collegien oder Bursen hatte, in welchen die Studenten, einer strengen persönlichen Zucht und Aufsicht unterworfen, zusammen wohnten und die Vorlesungen hörten. Die deutschen Universitäten, unter denen in dieser Zeit Erfurt obenan stand, waren nach demselben Organisationsplan eingerichtet, doch scheint mit dem Prügeln der Studirenden glimpflicher verfahren worden zu sein, da sich Erasmus an dieser Stelle so sehr über die Schläge auf der Universität Paris wundert.

Dieser zwangsmäßigen Organisation des Universitätslebens scheinen die inneren scholastischen Elemente selbst zu entsprechen, welche in dieser Zeit das Grundwesen alles Wissens und Lehrens ausmachen. Was dieser Scholastizismus sei, darüber müssen uns hier einige kurze Andeutungen genügen. Die herrschende scholastische Philosophie, welche sich zuletzt durch den Engländer Occam, der ein Schüler des Scotus gewesen war, in das innerste Geistesleben der mittelalterlichen Völker, gestützt auf eine falsche Auffassung des Aristoteles, hineingedrängt hatte, sie war auch zur eigentlichen Geistesform für das wissenschaftliche Leben der Universitäten geworden, und Alles, Form wie Inhalt der ganzen Wissenschaft, lag schwer in diesen Banden der Unfreiheit gefangen. Diese scholastische Geistesform, welche in dem System des Nominalismus ihre Spitze gefunden, sie hatte mit dem Wesen des Individuellen eine eigenthümliche Spiegelfechterei und Gleißnerei getrieben, ohne den wahren Begriff der Individualität selbst finden zu können, der erst in der Reformation als ein neues historisches Moment des Völkerlebens durchbricht. Von diesem Nominalismus war die Subjectivi-

tät des Denkens in dem Sinne behauptet worden, daß es keine allgemeinen Begriffe gebe, denen eine objective Realität zukomme, sie hätten vielmehr die Wirklichkeit ihres Daseins nur in der Anschauung des Verstandes, als ein Gebilde der Abstraction, und indem sie durch den Verstand aufgefaßt und durch die Sprache bezeichnet würden, könnten sie dadurch einen Schein von Realität gewinnen, aber nicht die Wirklichkeit selbst, die nur den individuellen Dingen an sich zukomme.

Diese reale Geltung der individuellen Formen, auf welche der Scholasticismus alle Erkenntniß zurückzuführen strebte, in ihr liegt jedoch keineswegs diejenige individuelle Freiheit des Geistes eingeschlossen, welche erst durch den wissenschaftlichen protestantischen Geist, und zwar nach heftigem Kampfe mit dem Scholasticismus, aufgerichtet werden konnte. Diese scholastische Form der Wissenschaft hatte alles Lehren in ein bloßes Disputiren umgewandelt, wie es, vor der Entstehung der Universitäten, schon in den Klosterschulen mit großem Eifer getrieben worden war. Die berühmtesten Disputationen hatte von jeher die Universität Paris aufzuweisen gehabt, und der eigenthümliche Kleinlichkeitsgeist der deutschen Natur hatte auch bald in diese gleißnerischen Formen des unfreien Geistes hineinzuschlüpfen gelernt. Die Regeln des Disputirens waren damals zugleich die Methodik für alle wissenschaftliche Untersuchung geworden, und die Compendien und Lehrbücher der Universitäten erschienen meist in der Form eines Dialogs abgefaßt und schon zum Behuf einer daraus vorzunehmenden Disputation eingetheilt.

Die Disputation hatte aber in früherer Zeit ganz naturgemäß zur eigentlichen Form für die wissenschaftliche Untersuchung werden müssen, da es kein besseres und eindringlicheres Mittel gab, wissenschaftliche Fragen öffentlich

zu machen, und Ideen ihren Weg finden zu laſſen in das daran betheiligte Publikum, wofür erſt ſpäter die Buchdruckerkunſt eintrat, die darin als ein wahrhaft wiſſenſchaftliches Organ, und zugleich als ein nationales Organ der Wiſſenſchaft ſich darbot. Vor der Buchdruckerkunſt war die öffentliche Disputation dieſes volksthümliche Organ der wiſſenſchaftlichen Verbreitung geweſen, und dadurch war die Wiſſenſchaft ſelbſt genöthigt worden, dieſe dialektiſche und dialogiſche Gliederung in ſich aufzunehmen, welche ihr Rüſtzeug war, um damit ſofort auf den offenen Markt der Disputation hinaustreten zu können. Dies mangelhafte Verhalten der Wiſſenſchaft zur Oeffentlichkeit war es, woraus allein das Disputirweſen ſich erzeugen konnte, und bald mußte auch in das innere Leben der Wiſſenſchaft ſelbſt dieſe falſche Form verderblich hinübergreifen, indem es ſich nicht mehr um die reine Entwickelung der objectiven wiſſenſchaftlichen Idee, ſondern nur um die ſchlagfertige und ſpitzfindige Verarbeitung ſubjectiver Verſtandesformen, um die Kunſt über Nichts Etwas zu ſagen, handelte.

Hier ſehen wir zugleich den Urſprung aller dialogiſchen Methode auf Univerſitäten, in der alten finſtern Scholaſtik des Mittelalters, und in der mißverſtandenen und falſch angewandten griechiſchen Philoſophie, welche jene dunkel umſponnene Zeit des Geiſteslebens ebenfalls charakteriſirt. In dieſer dialogiſchen Verflüchtigung der wahren Wiſſenſchaft, welche das ſcholaſtiſche Disputiren war, hatte nur die Unfreiheit des Geiſtes ſelbſt ihre innere, ruhelos ſchwankende, ihres eigenſten Seins ungewiſſe, und darum ſich ſelbſt in ihrem wahren Inhalt verzehrende Pein und Bangigkeit, die Bangigkeit eines ſchlechten, wiſſenſchaftlichen Gewiſſens, ausgedrückt, und es iſt deshalb ein gutes Zeichen für unſre Zeit, daß in ihr alle Verſuche, ein dialogiſches Element auf Univerſitäten wie-

derherzustellen, so unpopulair geworden sind, und in diesem Augenblicke durchaus dies Resultat davon getragen haben, daß die festbegründete Freiheit unsers wissenschaftlichen Bewußtseins sie von sich stößt.

Erasmus aber war es, welcher der alten, in sich unfreien Methode der Wissenschaft zuerst die neue, auf die Freiheit des Geistes sich stützende Methode gegenüberstellte, welche man, im Gegensatz zu der scholastischen, gewöhnlich die humanistische Methode der Wissenschaft nennt, die wir aber noch lieber als die vorzugsweise literarische bezeichnen möchten. Wodurch Erasmus dies Zeitalter wesentlich und zuerst rettete, dies war die Macht der Literatur, der er sich selbst jetzt mit einer nie gekannten Beweglichkeit überließ, und die er durch eine beispiellose Thätigkeit in ganz Europa nach allen Seiten hin ausbreitete. Wie er selbst sagt, hatten ihn die faulen Eier und die ungesunden Schlafzimmer der Universität Paris krank gemacht, und nachdem er wieder genesen, beschloß er in Paris von freier literarischer Thätigkeit und vom Unterrichtgeben zu leben. Durch Unterricht verschaffte er sich in Paris zuerst die bedeutenden Verbindungen, die ihm nachher so ansehnliche Pensionen von vornehmen Gönnern einbrachten, und ihm zuerst den Uebergang nach England vermittelten, wo wir ihn bald in die höchsten Kreise der Gesellschaft aufgenommen, und im Umgange mit den bedeutendsten Staatsmännern und Gelehrten Englands erblicken, wie mit Thomas Morus und Johann Colet. Ein höheres Weltleben hatte dort den deutschen Gelehrten plötzlich aufgenommen, und trug dazu bei, ihm die klare, gebildete und hinreißende Form zu geben, die uns an den Schriften des Erasmus noch heut anspricht, und der damals die ganze europäische Lesewelt nicht zu widerstehen vermochte. Jetzt verfaßte er neue Lehrbücher, durch welche er der Behand-

lung der Wissenschaften diese freiere literarische Form zu geben suchte, welche ihre Methode nur aus der innersten Bestimmung des Inhalts selbst empfängt. Außerdem übersetzte er aus dem Griechischen, edirte in einer großen Anzahl von Ausgaben die alten Klassiker, und reproducirte den freien und frisch gebliebenen Geist der Antike in seinen eigenen Schriften, in denen er mit tiefem Ernst und mit blitzender Laune die Theologie der alten Zeit und die verfaulten Formen ihrer Frömmigkeit angriff. Seine größte That aber, welche er in diesem literarischen Vorkampf der Reformation verrichtete, war seine griechische und lateinische Ausgabe des neuen Testaments, welche zuerst im Jahre 1516 erschien, und also dem Auftreten Luthers kurz voranging. Der griechische Text des Neuen Testaments war bis jetzt den Christen im Abendlande ein Geheimniß gewesen, und man sah ihn jetzt gewissermaßen zum ersten Mal vor den Augen der Leute erscheinen. Dieser griechische Text war als ein großes Geheimniß gewissermaßen hinter den Coulissen der Kirche stehen geblieben und nur in der Maske der Vulgata aufgetreten, deren Fehlerhaftigkeit Erasmus jetzt, nach dem Vorgange des Laurentius Valla, in vielen bedeutenden Fällen aufdeckte. Er sagte aber, daß er diese kalte Wortstreiterin, Theologie, jetzt auf ihre Quellen zurückführen wolle. An dieser ihrer warmen Lebensquelle, wo Alles so einfach und menschlich sich ausnahm, wollte er ihr eine neue Kraft des Daseins zuführen. Damit stellte Erasmus zuerst das große Siegesinstrument für den ganzen Kampf dieses Zeitalters auf, und er widmete diese seine Ausgabe des Neuen Testaments merkwürdigerweise dem Papst Leo X., unter dessen Schutz er seine Arbeit stellte, was in einem anderen Falle auch Hutten um diese Zeit that, wie auch Luther 5 Jahre später seine Schrift „von der christlichen Freiheit" demselben Papst zueignete. Diese Zueig-

nungen an den Papſt, gerade von ſolchen Werken, die den Ausſchlag für die neue Zeit gaben, liefern den Beweis, daß damals gerade die bedeutendſten Männer in Deutſchland der Meinung lebten, es müſſe der Pabſt ſelbſt vor Allen ein aufrichtiges und redliches Intereſſe an der Reformirung der geiſtlichen und kirchlichen Dinge in dieſer Zeit nehmen. Das Dankſagungsſchreiben des Papſtes an Erasmus für die Ausgabe des Neuen Teſtaments ſoll jedoch ſehr kalt geweſen ſein, obwohl der Papſt die Arbeit rühmte. So ehrlich und vermittelungsluſtig iſt aber die Oppoſition von jeher in Deutſchland geweſen. Ehe ſie losſchlägt, legt ſie ſich erſt lange ſchmeichelnd, wie ein guter Hund, zu den Füßen Derjenigen hin, auf welche ſie es eigentlich abgeſehen hat, und bettelt um ihr Recht. Dieſe grundgutmüthige deutſche Oppoſition iſt ſo höflich, daß ſie ihren eigenen Waffen, mit denen ſie ſiegen kann, immer erſt die Farben und das Feldzeichen ihrer Gegner anhängt, und ſo thut, als wolle ſie nur unter ihrem Zeichen ſiegen. Hätte man ſich in Deutſchland von oben herab Mühe gegeben, dieſe gutmüthigen Triebe der nationalen Oppoſition anſtändig zu erziehen, ſo würde man einen guten und dem Staate ſelbſt ſehr dienlichen Mann an ihr gehabt haben, während man dadurch, daß man ſie ſtets mit den Füßen von ſich geſtoßen, Alles ſchlechter gemacht hat. So hätte auch der Papſt Leo, wenn er nicht, wie häufig dieſe Großwürdenträger der alten Zeit, ein ſchwelgeriſcher Schöngeiſt geweſen wäre, zu kraftlos, um die innere Entwickelung ſeiner Zeit zu begreifen, die Bewegung der Reformation in ſeinen Händen behalten können.

Erasmus hatte jedoch, indem er die klaſſiſchen Studien weckte, dies nur im Sinne der Geſchichte und im Sinne des Volks gethan. Die eigentlich handwerksmäßige Philologie aber, welche jetzt auch im Geleite dieſer Beſtrebungen in Deutſchland erſchien, war ihm fremd, ja er

bekämpfte ſie ſogar, wo ſie dem Fortſchritte des Geiſtes ſich entgegenſtellte, nachdrücklich, namentlich in ſeinen Ciceronianus, der in Form eines Geſprächs, im Jahre 1528 erſchienen. Dieſer Widerſpruch, in welchem ſich die noch neu geborene Philologie mit dem wahren geſchichtlichen Fortſchritt und mit dem innerſten Geiſte der Nation zeigte, war beſonders in den Ciceronianern hervorgetreten, welche ſich um dieſe Zeit zu einer ordentlichen Sekte herangebildet hatten, und in denen jenes antigeſchichtliche und antinationale Element ſeine hartnäckigſte Verknöcherung fand. Dieſe Sekte der Ciceronianer, als deren eigentlicher Urheber Longolius zu nennen iſt, konnte ſelbſt für die Bezeichnungen des nächſten und gegenwärtigſten Lebens keinen Ausdruck dulden, der nicht im Cicero geſtanden hatte. Chriſtoph Longolius ſelbſt, zu Mecheln im Jahre 1488 geboren, hatte Bedenken getragen, den Namen Chriſten zu gebrauchen, weil ſich derſelbe nicht im Cicero fand.

Man nannte Erasmus und Reuchlin die beiden Augen Deutſchlands, worin ſich der Gedanke ausſpricht, daß die Nation zuerſt durch die Wiſſenſchaft ſehend geworden ſei. Indeß war Erasmus zaghaft, unentſchloſſen und wankelmüthig, der hiſtoriſchen Thatſache ſelbſt gegenüber, und als die geſchichtlichen Stürme der Reformationszeit in Wirklichkeit ausbrachen, ſehen wir ihn weichlich ſich in ſich ſelbſt und ſeine Gelehrſamkeit zurückziehen, und eine zweifelhafte und zweideutige Stellung zu den Männern der Thatſache, namentlich zu Luther ſelbſt und zu Ulrich von Hutten, annehmen. Eigentlich erſchrak der blonde Erasmus vor dem Gedanken, der plötzlich durch Luther an den Tag gekommen war, daß nämlich in der Wiſſenſchaft ein Element der Revolution ſtecke, und wenn er ſich auch gedacht hatte, daß die Welt durch die Wiſſenſchaft eine andere werden ſolle, ſo meinte er, müſſe dies doch im

Frieden, mit allem Anſtand, und ohne Schaden für Jedermann, geſchehen. So ſchrieb er im Jahre 1520 an den Rector der Univerſität Erfurt Folgendes: „Die Wiſſenſchaften müſſen ſich auf den Hochſchulen unvermerkt einſchleichen, ſo daß ſie nicht als Feinde erſcheinen, die Alles vor ſich niederwerfen, ſondern als Gaſtfreunde, die allmählig mit den alten Bewohnern des Hauſes in eine Familie verſchmelzen. Gewaltſame Veränderungen haben mir niemals gefallen; und wenn meine Einſicht mich nicht ganz trügt, ſo wird durch beſcheidene Rathſchläge weit mehr ausgerichtet als durch leidenſchaftliche Kämpfe." Der offene Kampf war es alſo, vor dem Erasmus zurückbebte, und wir ſehen hier in ihm ein weibliches Prinzip der Reformationszeit ſich regen, das gern vermitteln und verſöhnen, überall anknüpfen und überall noch feſthalten möchte, gegenüber der einſeitigen und darum Alles thatkräftig vollbringenden Mannesnatur Hutten's und Luther's, die mitten in den Kampf gehen und nicht weichen noch wanken wollen. Erasmus ſagte, daß Luther „dem Papſt an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen habe", und dieſer Griff ſchien ihm ſelbſt in ſeinem innerſten Herzen ein ganz nützlicher und nothwendiger zu ſein, aber er wollte ſich nicht zu einer öffentlichen Partei dafür erklären, er gehörte zu den halb feigen, halb vornehmen Naturen, welche in ſchwierigen und gefährlichen Zeiten aus ihrem Herzen ein koſtbares Geheimniß machen. So begegnen wir hier in unſerm Erasmus leider der erſten Perfidie des proteſtantiſchen Weltalters, der erſten Perfidie gegen den thatſächlichen Geiſt der Zeit, der ſeitdem bei den Vertretern und Leitern der modernen Wiſſenſchaft ſo viele Perfidien gefolgt ſind. Und wie es bei jeder Geneſis einer neuen Weltepoche einen Kain oder Judas gegeben hat, ſo muß uns auch Erasmus als dieſer erſte Verräther der

proteſtantiſchen Zeit erſcheinen, der den Proteſtantismus perſönlich verrathen hat, nachdem er ihm den erſten Bruderkuß der Wiſſenſchaft gegeben. Erasmus war ſich dieſer ſeiner zweideutigen Stellung zur Zeit ſelbſt bewußt, denn er ſchreibt darüber an einen Freund folgendermaßen: „Hätte auch Luther Alles auf die unſträflichſte Weiſe geſchrieben, ſo habe ich eben doch keine Neigung, für die Wahrheit zu ſterben. Es hat nicht jeder den Muth, ein Märtyrer zu werden, und mir iſt bange, wenn es Ernſt würde, ich möchte es machen wie Petrus.“ Dies war der weichherzige Erasmus, dem man es nicht verdenken konnte, daß ihm die Luſt zu einem Märtyrer der Zeit gefehlt, denn er war ſo zart gebaut, daß er das Wort Tod nicht ohne Schaudern hören konnte. Seine blauen Augen waren faſt immer halb geſchloſſen, und die feine Ironie, welche ſeine Mundwinkel beſtändig umſchwebte, charakteriſirte ihn mit dieſem Lächeln, das alle Verhältniſſe ſcharf durchdringt, und ſich ſelbſt nicht traut, weil es Niemanden traut. Luther ſagte deshalb geradezu von Erasmus: „daß er in der Haut nichts tauge“, und dieſer Luther'ſche Ausdruck iſt ſehr charakteriſtiſch, indem dadurch dies Nichtstaugen, als in der Phyſis des Erasmus liegend, angegeben wird. Weniger glimpflich ſagte Luther an einer andern Stelle: „Erasmus iſt ſchlüpfriger als ein Aal, ungewiß und fährlich allenthalben zu faſſen. Er will auf Eiern gehen, und doch keines zertreten, ſagen, und nicht ſagen, ſchließen und — nicht ſchließen.“ Indeß bezog Erasmus zu viele Penſionen von vornehmen katholiſchen Gönnern, und der kaiſerliche Hof Karls V. ſelbſt, der ſich ſo entſchieden gegen Luther erklärt hatte, zahlte ihm ein zu bedeutendes Jahrgehalt, als daß Erasmus, der alles dies nicht entbehren konnte, der Sache Luther's ſich offen hätte anſchließen mögen. Erasmus war ein Lebemann, dem die Behaglichkeit des

äußerm Daseins sehr viel galt. Er mußte immer schön eingerichtet sein, er liebte kostbare Polster in seinem Hause, zierliche Geräthe um sich her, und er selbst rühmte sich einmal, daß ihn sein Haushalt jährlich 600 Gulden koste, was für den Aufwand der damaligen Zeit höchst ansehnlich zu erachten war. —

Erasmus mußte sich in prächtig geschmückten Zimmern in seine Polster einwickeln, um darunter den draußen blasenden Sturm der Weltgeschichte zu verhören. Wer ein schlechtes historisches Gewissen hat, und das hatte der gegen beide Parteien der Zeit zweizüngelnde Erasmus, der duckt sich gern so behäbig und bequemlichkeitssüchtig unter, und es wird ihm selten an Mitteln fehlen, sich ein genußreiches äußeres Dasein zu verschaffen. So wurde dem Erasmus vom Pabst ein Bisthum angeboten, wenn er gegen Luther schreiben wolle, aber was er dem Papst noch abschlug, das bewilligte er bald dem Könige von England, Heinrich VIII. der ihn dazu unaufhörlich gedrängt hatte. Erasmus schrieb gegen Luther, und ist schwerlich ohne bedeutenden Lohn dafür geblieben. Er selbst meldet in einem Briefe seinem Freunde Pirkheimer (Epist. lib. 30 ep. 20) er habe nur deshalb gegen Luther geschrieben, weil es der König von England, der ihn so lange dazu gedrängt, zuletzt übel genommen haben würde, wenn er es nicht gethan. Es lag also diesem Mann der Wissenschaft noch etwas daran, daß ihm die Könige nichts übel nehmen sollten, und während um dieselbe Zeit Luther, wie sein Biograph Matthesius erzählt, oft bei der dürftigsten Mahlzeit, bei Salz und Brot und einem Häring saß, und die Bibel in's Deutsche übersetzte, wie ein recht armer Mensch des Volkes, so kaufte sich Erasmus von dem guten Stück Geld, das er an Luther verdient, vielleicht neue Möbel, oder einen schönen Teppich, der frisch aus Venedig gekom-

men war. Denn in dieſer Zeit begann zugleich der Luxus des ſtädtiſchen Lebens mächtig emporzublühen. Ueber Venedig waren nach Deutſchland die Reichthümer und die Pracht Aſiens hergefloſſen gekommen, und in den Städten Augsburg und Nürnberg, welche die Handelsverbindung mit Italien am lebhafteſten angeknüpft hatten, ſah man mit dem Wohlſtand zugleich die Kunſt und die Schönheit einziehen in das wirkliche Leben. In Augsburg wurden Häuſer gebaut im venetianiſchen Stil, deren Mauern man mit Freskomalereien geziert ſah.

Erasmus indeß, der achſelzuckend gegen Luther ſich ſtellte, der ihn tadelte, daß er keine Achtung gegen die gekrönten Häupter beſitze, daß er vorwitzig als ein Einzelner ſich herausdränge, um die Zeit zu reformiren, was er doch den mächtigen Herren von Gottes Gnaden lieber überlaſſen ſolle, Erasmus der ſagte: Luther ſei ein ganz guter Mann und habe einige recht vernünftige Sätze aufgeſtellt, die aber auch wieder gar ſehr viel Paradoxes enthielten, und von ihm ſelbſt mit viel zu großer Heftigkeit vertheidigt würden; Erasmus brachte es doch mit all dieſen Halbheiten zu keinem rechten Anſehn mehr ſelbſt bei der entgegengeſetzten Partei, bei der beſtehenden Kirche, wie ſehr er auch in verbindlichen Wendungen ſeine fortdauernde Ergebenheit gegen das Oberhaupt der römiſchen Kirche verſicherte. Die Anhänger und Vertreter des Papſtthums erklärten ihn vielmehr bald auf das Entſchiedenſte für den erſten Feind der römiſchen Kirche, und verfolgten ihn als ſolchen in Predigten, Vorleſungen und Flugblättern aller Art, womit denn auch dem Erasmus ſein eigentlichſtes Recht geſchah. Denn das Mönchs- und Pfaffenweſen hatte die tiefen Wunden, welche ihm zu allererſt die Satire des Erasmus geſchlagen, noch klaffend aufzuweiſen. Seine berühmte Lobrede der Narrheit (Moriae encomium,)

war noch nicht vergessen, und konnte nicht vergessen werden. Vielmehr verbreitete sich dies Buch noch bei Lebzeiten des Erasmus in 27 Auflagen durch ganz Deutschland, und wurde fast in alle europäischen Sprachen übersetzt, so daß es als der eigentliche Schlüssel des neuen Geistes des Jahrhunderts, als das erste Höhenfeuer der volksthümlichen Opposition erscheint. Erasmus benutzte zur Form dieser Opposition das eigenthümliche Element der Narrheit, das in Deutschland schon seit Jahrhunderten als ein wahrhaft nationales sich eingebürgert hatte, das im Volksbuch des Eulenspiegel eine bestimmte Persönlichkeit angenommen, das im Reinecke Fuchs so sinnreich unter der Thiermaske die Opposition gegen Fürsten und Pfaffen verborgen, das in Sebastian Brandt's Narrenschiff sich zu einer ernsten sittlichen Geißel über alle Stände und Geschlechter gemacht, und in Johann Geiler von Kaisersberg sogar die Kanzel des Straßburger Münsters bestiegen hatte, um dort über die Schiffsladung der Brandtschen Narren zu predigen: welche Erscheinungen wir in einem eigenen folgenden Abschnitt über die Volksliteratur dieses Zeitraums näher zu betrachten haben werden.

Erasmus aber hatte in seiner Lobrede der Narrheit, wenn auch in lateinischer Sprache, doch darum nicht minder beweglich und populair, dies ächt deutsche Element aufgegriffen und die eindringlichste Zeitsatire daraus gemacht. Er schrieb dies Buch im Jahre 1509, unterwegs auf seiner Reise in Italien, wo er rings um sich her Gelegenheit gehabt hatte, die frischesten Eindrücke von der Entartung und sittlichen Zerlassenheit des römischen Kirchenwesens und des italienischen Lebens überhaupt in sich aufzunehmen. Er war damals im Begriff von Italien aus nach England zu reisen, wo eben Heinrich VIII., nach dem Tode seines Vaters, den Thron bestiegen hatte, und da dieser Fürst schon als junger Prinz die größte Vorneigung für Erasmus

an den Tag gelegt hatte, so riefen ihn die hohen englischen Freunde des Erasmus jetzt dorthin in die Nähe des Throns, in der Hoffnung, ihm jetzt für immer eine Stellung in England begründen zu können. Erasmus wohnte in London bei Thomas Morus, und überreichte diesem gewissermaßen als Gastgeschenk die mitgebrachte Lobrede der Narrheit, mit welcher er begrüßen wollte den freien Boden Englands, das von diesem Geistes- und Gewissensdruck Roms niemals so gebeugt worden war, als das unglückliche Deutschland. Die erste Ausgabe scheint noch in demselben Jahre 1509 in Paris gedruckt worden zu sein. Eine der ältesten Ausgaben ist die unter dem Titel: Μωρίας ἐγκωμιον, id est, stultitiae laus, libellus vere aureus, nec minus eruditus et salutaris quam festivus. Argentor. ap. Schurer 1514. 8. Hans Holbein, der in seiner sinnigen und witzigen Kunst des Holzschnitts ebenfalls den reformatorischen Geist des Jahrhunderts wiederspiegelt, hat einige Ausgaben mit den ergötzlichsten und seltsamsten Zeichnungen ausgestattet, unter denen man auch den Papst selbst mit der dreifachen Krone in eigenthümlicher Stellung erblickte.

In diesem Buch des Erasmus sehen wir aber die Narrheit selbst persönlich auftreten, als Moria, Tochter des Plutus, führt sie sich ein, geboren ist sie auf den glückseligen Inseln, an den Brüsten der Trunkenheit und Ungezogenheit hat sie als Kind gelegen, und sich daran groß gesogen. In der langen Geschichte, welche sie uns beredt zu erzählen beginnt, schildert sie ihr eigenes unermeßliches Reich, zu dem eigentlich Alles gehört, was lebt. Vor dies Forum der Narrheit sind denn auch alle Stände und alle Richtungen der Zeit geladen, und indem sie ironisch gelobt werden, wie wacker sie sich in der Thorheit gehalten hätten, empfangen sie dadurch ihre schneidende Kritik. Den größ-

ten Schimpf erhält die dialektische Theologie mit ihren Syllogismen, durch welche sie die Kirche zu stützen vermeine, wie Atlas den Himmel. Dann sind es die Mönche, die magistri nostri, und ihre Genossen, mit ihrer Dummheit, ihrer Rohheit, ihrer Unwissenheit und ihrem Cynismus. Die Bischöfe werden dann gegeißelt in ihrem weltlichen, geldgierigen, theatralischen Wesen. In dieser Satire greift jedoch Erasmus nicht bloß die verderbten Formen und Vertreter der Religion an, sondern die Satire, die er so siegesübermüthig schwingt, dringt zuweilen auch in das positive Gebiet der Religion selbst ein, und verletzt geistesfrei die inneren Gränzen des Dogmas.

Derselbe Geist trieb ihn auch in seinen schon früher erwähnten Gesprächen (Familiarium colloquiorum opus) die seit 1522 in unzähligen Ausgaben erschienen sind.

Bei der schwierigen Position, welche den Erasmus zwischen Lutherthum und Papstthum in der Mitte fesselte, ist zu verwundern, daß noch soviel Ruhm und Ansehn von ihm übrig geblieben ist. Es gehörte aber zur ungeschmälerten Behauptung dieses seines Namens diese unermüdliche literarische Kraft und Thätigkeit, die ihn zum gelesensten Schriftsteller des ganzen Europa machte, ferner sein glänzender Witz, seine anmuthigen Pointen, und der geistreiche Firniß, hinter dem er immer that, als wenn ihm ganz gut zu Muthe sei. Vielleicht muß es als ein Unglück für die ganze Sache der deutschen Reformation angesehen werden, daß der einzige diplomatische Kopf dieser Zeit, welches Erasmus war, und der manche Seiten der deutschen Reformation, die im nationalen Phlegma und Ungeschick stecken geblieben sind, geschickt hätte vermitteln, und in das nationale Leben hinüberführen können, wozu Luther und Ulrich von Hutten zu einseitig und zu starr waren, der Reformation verloren ging.

Neben Erasmus haben wir auch Johann Reuchlin als diesen wissenschaftlichen Vorkämpfer und Begründer zu betrachten, der besonders dadurch, daß er das Sprachstudium des Hebräischen schuf, seinerseits der historischen Zeitbewegung diente.

Die hebräische Sprache war seit den Zeiten des heiligen Hieronymus unter den Christen nicht mehr bekannt gewesen, und Reuchlin beschreibt selbst in der Vorrede zu seinen Rudimenta hebraica, welche sein Hauptwerk für die Erneuerung des hebräischen Sprachstudiums sind, die beispiellos mühseligen Wege, welche er gehen mußte, um die Kenntniß des Hebräischen durch das kostspieligste Zusammenbringen von Büchern, und durch das Aufsuchen schriftkundiger Juden in allen Ländern, besonders in Deutschland und Italien, sich zu erwerben. Er sagt, daß er sich das Hebräische gewissermaßen brockenweise von den Juden auf den Straßen zusammengesucht habe. Und daraus stellte er mit starkem und gestaltendem Geist die Wissenschaft dieser Sprache wieder her, welche der entscheidenden That dieses Jahrhunderts, der Bibelübersetzung Luther's, vorangehen mußte. Aber sein Umgang mit den jüdischen Rabbinen hatte ihn zugleich auf die Cabbala geführt, und Reuchlin glaubte im Drang seines Strebens, daß er in der Cabbala das wahre und ächte Geheimniß der Zeit werde erfassen und aufdecken können. Denn daß sich ungewöhnliche und geheimnißvolle Zusammenhänge des ganzen Lebens jetzt verwirklichen wollten, darauf schienen alle Geister der Zeit fast in einer bestimmten Erwartung und Spannung gerichtet. Dies Geheimniß aber, um das es sich in der Welt und in Deutschland nun handeln sollte, war die Geschichte selbst, die in ihren Grundtiefen sich aufrührte. Statt des Geheimnisses der Geschichte aber ergriff Reuchlin die Geheimnisse der Cabbala. Hierin deutete er aber einen merkwürdigen

Zuſammenhang an, welcher in dieſer Zeit zwiſchen dem Wort der Sprache, das die neuen Studien ergriffen hatten, und zwiſchen der im Worte liegenden tiefinnerſten Einheit des Göttlichen und Menſchlichen, ſich geltend machen ſollte. In ſeinem berühmten Werk: de verbo mirifico, worin ſich Reuchlin mit dieſer eigenthümlichen Myſtik des Wortes beſchäftigt hat, iſt er oft in ſehr gedankenvollen Anſchauungen und in einer glänzenden blühenden Sprache auf dieſen geheimnißvollen Zuſammenhang des Zeitalters eingegangen. Dies Geheimniß des innerſten Zuſammenhanges aller erſchaffenen Dinge iſt eben das Wort, in welchem der cabbaliſtiſche Philoſoph Reuchlin, welcher die platoniſche und ariſtoteliſche Philoſophie mit dem Hebraismus verbunden hatte, die Wirklichkeit in Gott und Gott in der Wirklichkeit erblickt. Es heißt in der angeführten Schrift unter Anderm: „Gott, der ſich des Umgangs mit der heiligen Seele freut, will dieſelbe in ſich verwandeln, in ihr wohnen: Gott iſt Geiſt, das Wort iſt ein Hauch, der Menſch athmet, Gott iſt das Wort. Die Namen, die er ſich ſelbſt gegeben, ſind ein Wiederhall der Ewigkeit: da iſt der Abgrund ſeines geheimnißvollen Webens ausgedrückt; der Gottmenſch hat ſich ſelbſt das Wort genannt.“ (II. 6. 15. III. 3. 19.) Reuchlin drückte hier aber noch cabbaliſtiſch aus, was die begonnenen Sprachſtudien der Zeit hiſtoriſch ausdrücken wollten, nämlich daß aus dem frei werdenden Wort die eigentliche Umgeſtaltung des ganzen Völkerlebens in göttlichen und menſchlichen Dingen hervorgehen ſolle.

Einen eigenthümlichen Vorläufer und zugleich Mitkämpfer der Reformation erblicken wir in Ulrich von

Hutten, diesem ritterlichen „Poet und Orator," wie er sich selbst nannte, welcher der erste Märtyrer der neuen Freiheit in Deutschland ist, während Erasmus kein Märtyrer hatte werden wollen. In ihm stellen sich uns zugleich diejenigen Bewegungen dar, welche in Deutschland aus der Reformation der Kirche zugleich eine nationale Reform, eine Reform des öffentlichen und politischen Lebens der Deutschen, zu machen strebten. Wenn Luther seine erste und umfassendste Reformschrift, in welcher er auf die einheimischen Nationalzustände einging, vorzugsweise dem „christlichen Adel deutscher Nation" widmete, so deutete er damit schon ein merkwürdiges Element dieser Zeit an, das sich gerade im deutschen Adel zu regen angefangen, und von dem Luther selbst eine mächtige Anregung und Förderung erhalten hatte. Unter diesen wahrhaft Edeln der deutschen Nation, welche dem verfallenen und gesunkenen Adel ein neues protestantisches Lebenselement einzuhauchen trachteten, ist vor allen Ulrich von Hutten zu nennen, der uns das erschütterndste deutsche Lebensbild vor Augen stellt. Zugleich hatte Hutten auf Luther selbst einen gewaltigen Einfluß ausgeübt, obwohl sich beide niemals persönlich gekannt haben. Hutten selbst rühmte sich an mehreren Stellen seiner Schriften, und besonders in seiner bekannten Expostulatio cum Erasmo, daß er lange vorher, ehe es Luther gewagt habe, gegen Rom gekämpft und gerungen, und die Niederdrückung der päpstlichen Macht zum Heil des deutschen Vaterlandes erstrebt habe. Die Verbindung zwischen der geistigen und weltlichen Freiheit der Völker hatte sich zuerst in diesem hochherzigen fränkischen Ritter schon zu einem festen Bewußtsein ausgebildet, und so war sein Kampf gegen den Geisteszwang der römischen Curie deshalb frühe schon auch als ein Freiheitskampf für das politische Leben Deutschlands erschienen.

Luther, indem er seine Schrift an den deutschen Adel herausgab, hatte schon von der neuen Bewegung und Gesinnung, die in demselben angebrochen war, vielfache Kunde erhalten, und es war ihm der Gruß und Schutz dieser neuen Ritterschaft der Freiheit, die sich im Adel bilden wollte, mannigfach angetragen worden. Der erste Brief, welchen Ulrich von Hutten an Luther geschrieben, begann mit den Worten: „Wach' auf, du edle Freiheit! — Ich will Euch in Allem, es gehe wie es wolle, getreulich beistehen; derohalben dürft ihr mir forthin ohne alle Furcht alle euere Anschläge kühnlich offenbaren und anvertrauen. Wir wollen durch Gottes Hülfe unser aller Freiheit schützen und erhalten, und unser Vaterland von alle dem, damit es bishero ist unterdrückt und beschwert gewesen, getrost erretten."

Das mühselige Leben Ulrichs von Hutten haben wir jetzt zu betrachten, in welchem das neue protestantische Geschichtsleben zuerst jenes Märtyrerthum der deutschen Freiheit gebiert, das seitdem ein beständiger Erb- und Familienzug bei den großen Bewegungsmännern unserer Nation geblieben. Lichtenberg sagte einmal, daß sich der Charakter der Deutschen in zwei Worten zusammenfassen lasse: patriam fugimus. Und diesen ächt deutschen Charakter, das Vaterland zu fliehen, stellte Hutten zuerst auf das Erschütterndste durch sein Leben und seine Schicksale dar. Ihm, dem qualvollen Ringer in und mit seiner Zeit, war aufgegeben, gerade die Seite der deutschen Nation, auf welcher ihr Fluch und ihr Unglück liegt, in einem großen tragischen Typus hinzustellen. Hutten ist der Held derjenigen Tragödie des deutschen Geistes, in welcher Alles scheitert und untergeht, gerade in dem Augenblick, wo es reif zur That aus dem reifen Gedanken sich herausdrängt, und wo die Idee lange gewissermaßen

ßen fertig und vollendet gelegen, aber so sehr vollendet, daß sie, auf diese ihre geistige und innere Kraft pochend und trotzend, und hochmüthig darauf werdend, darin immer den rechten Moment verträumt, um den Uebergang zur historischen That zu machen, und so zuletzt, bei aller geistigen Größe, immer das Schauspiel eines kleinen, zerschellten, jämmerlich betrogenen Volksdaseins darbietet.

Dies ist die alte und neue Tragödie des deutschen Geistes, die an dem Leben Ulrichs von Hutten vollständig abgespielt werden kann, und die der moderne Dichter, welcher das in seiner Nation waltende Schicksal in seiner entscheidendsten Gestalt zur Darstellung bringen wollte, vorausgesetzt daß wir ein deutsches Nationaltheater hätten und haben könnten, darauf mit dem gewaltigsten Erfolg uns vorüberführen würde. Aber die Deutschen haben eher den unglücklichen Hutten in Vergessenheit bei sich gerathen lassen, und fast zwei Jahrhunderte hindurch war sein Name und seine Schriften unter dem deutschen Volke wie verschollen gewesen, bis zuerst Herder im deutschen Merkur und nachher im 5. Band seiner Zerstreuten Blätter in seinem „Denkmal Ulrichs von Hutten" wieder an den gänzlich vergessenen Ritter erinnerte, sowie auch Goethe, gleichzeitig mit dem patriotischen Moser, den zürnenden Wunsch ausgesprochen hatte, daß doch eine von unseren siebenmal sieben Akademieen und Societäten eine Sammlung der Schriften Hutten's veranstalten möchte, was erst in unsern Tagen, wenn auch noch immer nicht ganz vollständig, durch die Ausgabe von Ernst Münch geschehen ist.

Es hat aber auch dieser Umstand, daß die Deutschen den ersten Helden und Märtyrer ihrer Freiheit noch dazu mit der Schmach der Vergessenheit bedecken konnten, seine tragische Seite. Es ist, als ob die guten Deutschen in

Ulrich von Hutten das eigentliche Gespenst ihres Nationalunglücks lange gefürchtet hätten, es war dieser ächt deutsche Klumpen Unglück, über welchen die Nation, in ihren beständigen unheimlichen Ahnungen, diesen Schleier hatte fallen lassen, der das wehmüthige Bild Ulrichs von Hutten bedeckte. Und wenn seine Gestalt seitdem wieder eingetreten ist in das deutsche Nationalbewußtsein, wenn wir diesen Ritter wieder nach allen Seiten hin zu dem unsrigen gemacht haben, so mag uns das für unsre heutigen Geistes- und Lebenskämpfe, welche ihrem Prinzip nach noch die damaligen sind, kein unheilbedeutendes Symbol sein.

Auf der andern Seite konnte es leicht geschehen, daß die meisten seiner Schriften sich wieder zerstreuen und bald der allgemeinen Aufmerksamkeit entziehen mußten, da Hutten bei seinem unruhigen und vielfach umhergestoßenen Leben niemals daran denken konnte, seine Schriften zu sammeln, die, wie er selbst, nur an der Landstraße der Zeit flüchtig umherirrten, und oft schon in den Staubwirbeln der Zeit begraben wurden. Denn die meisten seiner Schriften verfaßte er selbst in diesem drängenden und gejagten Zeitmoment, auf der Reise und auf der Flucht, in einem Wirthshaus am Wege, besonders aber unterwegs zu Pferde, wo er, ein mit dem Sturmwind der Zeit dahinfegender Reiter, auf einzelnen Stückchen Papier seine besten Reden und Gedichte niederschrieb. Alle diese seine kostbaren Flugblätter aber, die er oft selbst nur mühsam wieder zusammenstellen konnte, müssen uns doch unter sich wesentlich zu einem Ganzen verbunden erscheinen, und dieses Ganze, das sie in ihren starken und großen Gedanken und in der oft rührenden Gewalt ihres Ausdrucks darstellen, ist die ringende deutsche Nation selbst, es sind lauter einzelne blutige Stücke von dem Ganzen des deutschen Volksherzens, die sich darin

zu einem wahren Kunſtwerk der Freiheit zuſammenzufügen trachten.

Ulrich von Hutten war der erſte Mann in Deutſchland geweſen, welcher die Nation frei machen wollte nicht bloß in ihren Gedanken, ſondern auch in ihrem unmittelbaren lebendigen Volksdaſein, und deshalb geſellte er zu ſeiner Schreibfeder das Schwert, welche beide er, als die Symbole des deutſchen Freiheitskampfes, auf ſeiner ganzen mühſeligen Lebenswanderung beſtändig mit ſich trug. Ritter und Magiſter der freien Künſte zugleich, in dieſen freien Künſten aber weſentlich nur die Freiheit des Vaterlandes betreibend, ſah Ulrich von Hutten zuerſt in der Wiſſenſchaft das wahre Ritterthum der neuen Zeit, wie er denn in ſeinem Schreiben an Wilibald Pirkheimer, worin er über ſeine ganze Lebensrichtung die merkwürdigſten Bekenntniſſe ablegt, ausdrücklich von ſich ſagt, daß er ſich ſeiner Familie wegen nicht für adlig halte, ſondern ſich den Adel erſt durch die Wiſſenſchaft und durch ſeine Verdienſte um das Vaterland zu erwerben gedenke. Um eine vollendete nationale Reform in Deutſchland durchzuführen, ſchien es ihm aber nöthig, zum Schwert zu greifen, und nicht bloß, wie Luther, geiſtig auf den Kampf des inneren Bewußtſeins ſich zu beſchränken. Hier theilen ſich dieſe beiden Seiten der Reformationsepoche in ihre zwei entſchiedenen Gegenſätze, vertreten durch die beſten Männer ihrer Zeit, durch Hutten und Luther, die beide ein weſentlicheres Verhältniß zu einander haben, als man gewöhnlich angenommen hat, da, nachdem in Hutten und ſeinen Freunden die weltliche Seite der deutſchen Reform verunglückt war, ſich in Luther immer einſeitiger und ſtrenger das Bewußtſein ausbildete, es ſei nur die innere Freiheit des Geiſtes, um die es ſich bei der deutſchen Nation handeln könne. Luther aber hatte eigentlich aus Hutten's

Schriften zuerſt die rechte und klare Einſicht über den römiſchen Hof und über die Stellung des Papſtes zur Chriſtenheit gewonnen. Wenn man ſieht, wie Luther in ſeiner Schrift „an den Adel deutſcher Nation" die Geheimniſſe und Umtriebe des römiſchen Hofes ſo ſcharf erkennt und geißelt, während er noch bei ſeinem eigenen Aufenthalt in Rom geglaubt hatte, die Idee des Papſtthums in der Chriſtenheit aufrecht erhalten zu können, ſo muß man annehmen, daß ihm dies nicht möglich geweſen ſein würde, wenn ihm nicht Hutten ſchon durch ſeine ſehr gründlichen, wiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Auseinanderſetzungen über die Idee der römiſchen Hierarchie und über die zuſammengelogenen Rechte und Beſitzthümer des Clerus den Weg dazu vorgezeichnet hätte. Schon ehe Luther ſeine Theſes in Wittenberg anſchlug, war Ulrich von Hutten, als er ſich auf ſeinem Stammſchloß Steckelberg in der Einſamkeit aufhielt, auf den Gedanken gekommen, die alte Schrift des Laurentius Valla, die von jeher ein Schrecken der Päpſte geweſen, wieder neu herauszugeben.

Laurentius Valla war ein italieniſcher Gelehrter geweſen, welcher in der Mitte des 15. Jahrhunderts zu Rom gelebt und von dem damaligen frei und wiſſenſchaftlich geſinnten Papſt Nicolaus V. Schutz und ein öffentliches Lehramt erhalten hatte. Dieſer kritiſche Kopf beſchäftigte ſich mitten in Italien mit der „Freiheit des menſchlichen Willens," er ſchrieb über die Unächtheit des Briefwechſels Chriſti mit dem König Abgarus, und hatte zuerſt die Fehler in der kirchlichen Ueberſetzung des Neuen Teſtaments, in der ſogenannten Vulgata, aufzudecken begonnen, woran wir auch Erasmus ſeine eignen Beſtrebungen auf dieſem Gebiet anknüpfen ſahen.

Ulrich von Hutten dagegen zog jetzt eine andere Schrift dieſes Mannes hervor, welche in das eigentliche

Eingeweide der römischen Kirche gegriffen, indem sie die sogenannte Schenkung Konstantins des Großen, auf welche die Geistlichkeit die ausschließliche Idee ihres Länderbesitzes rechtlich begründen wollte, als eine Lüge und Dichtung nachwies. Diese Schrift führte den Titel: de falso credita et ementita donatione Constantini Magni, und war von den Päpsten mit ihren heftigsten Bannflüchen belegt worden, während sie Hutten jetzt mit einer langen Zueignungsschrift an den Papst Leo X. versah, indem auch er der bereits bemerkten Sitte der damaligen Opposition folgte, welche ihre Hauptstreiche, die sie ausführte, zugleich mit einer Dedication dem Gegner in das Haus sandte. Herder nennt diese Dedication einen „wahren Helden- oder Eulenspiegelstreich in Hutten's Leben," aber dieses Wesen der deutschen Opposition, halb Narr halb Held zu sein, ist ihr seit diesem ersten Heraustreten Hutten's treu geblieben. Es war dies aber eine flammende Dedicationsepistel, welche Hutten an den Papst richtete, und der gewaltige Ton, der darin herrschte, ward mit Staunen in allen Theilen von Deutschland und zu Rom gehört. Hutten nannte darin die Vorgänger des Papstes Diebe, Mörder und Straßenräuber, und greift hier bereits, noch ehe etwas von Luther gehört worden war, das Ablaßwesen auf das Nachdrücklichste an, indem er darüber zu Leo X. sagte: „Deine Vorfahren waren es, die in den Sünden anderer Menschen, und selbst noch in den Strafen der Sünden nach dem Tode, eine Gelegenheit fanden, Beute zu machen." Es war vielleicht die betäubende Wirkung dieser Sprache, welche verursachte, daß man die so lange unterdrückt gewesene Schrift, die namentlich dem römischen Kirchenstaat jede rechtliche Basis seines Bestehens unter den Füßen entzog, daß man diese Schrift jetzt ungehindert ihre Wege ziehen ließ.

Den von Hutten zuerſt angeſchlagenen Ton der neuen Freiheit fand ſelbſt Luther noch drei Jahre nach dem Erſcheinen dieſer Dedication zu ſtark, obwohl er bald, bei Ueberſendung ſeiner Schrift über die chriſtliche Freiheit an den Papſt, dieſelbe Methode ergriff, in einer Zueignungsſchrift an Leo die Oppoſition ſelbſt einzuleiten. Schon früher war manches beißende Epigramm und manches helltönende ſatiriſche Gedicht des deutſchen Ritters durch Deutſchland umhergeflogen, und hatte die Gemüther in dem Gedanken entflammt, daß in Rom aller Druck des menſchlichen Geiſtes und alle Erniedrigung und Herabwürdigung der Völker ihren Ausdruck und ihren Mittelpunkt gefunden hätten.

In ähnlichem Sinne wirkte Hutten durch die Herausgabe einer alten Handſchrift: De unitate ecclesiae conservanda et schismate, quod fuit inter Henricum IV. Imp. et Gregorium VII. Pont. Max., welche er in der Bibliothek zu Fulda aufgefunden hatte. Er eignete ſie dem Herzoge Ferdinand von Oeſterreich in einem ſehr energiſchen Schreiben zu, in dem er dazu mahnt, Deutſchland unabhängig von Rom zu machen. Unter den erſten brauſenden Jugend- und Freiheitsdichtungen Hutten's aber iſt beſonders ſein Sieges- und Loblied auf Reuchlin zu erwähnen, das er ſchon im Jahre 1515, ehe er nach Italien ging, gedichtet hat. Der Triumph Reuchlin's über die theologiſchen Dunkelmänner der Univerſität Cöln, welche, unter der Anführung Hochſtraten's und Pfefferkorn's, ein Inquiſitionsgericht gegen ihn niedergeſetzt hatten, weil ſich Reuchlin, wie bereits erwähnt worden, geweigert, der beabſichtigten Judenverfolgung beizutreten und für die Verbrennung aller Bücher der Juden zu ſtimmen, dies bildete den Gegenſtand des feurigen Hochgeſanges, den Hutten, welcher ſich einen Schüler und Sohn Reuchlin's nannte,

anstimmte. Dies Gedicht lief lange nur in Abschriften in Deutschland umher, da der ängstliche Erasmus, welcher den Ton zu heftig fand, vom Druck abgerathen hatte, bis es endlich Hutten, zu Anfang des Jahres 1519, nach seiner Rückkehr aus Italien, jedoch ohne seinen Namen, im Druck erscheinen ließ. Hutten verherrlichte darin den Sieg der Wissenschaft, welchen Reuchlin gefeiert hatte, als einen Sieg der Freiheit des Vaterlandes. Die erste Ausgabe von 1519 scheint unter dem Titel: „Triumphus D. Reuchlini viri praestantissimi Encomion" herausgekommen zu sein. Es ist hier und da daran gezweifelt worden, ob dies Gedicht wirklich von Hutten sei, doch haben es ihm alle seine Zeitgenossen selbst zugeschrieben, und es trägt auch so entschieden den Ausdruck jenes stürmischen und inbrünstigen Geistes in sich, mit dem sich Hutten an die junge Sache der Zeit gehangen, daß nur er in diesen dunkeln und mächtigen Seufzern der Freiheit zu erkennen ist. Die Freiheit der Nation, ihre geistige und darin zugleich ihre politische Freiheit, sie ist der verbindende elektrische Faden, an welchem sich alle Schriften Hutten's, wie sie auch in verlorenen und fliegenden Blättern erschienen sein mögen, unverkennbar aufreihen. Dies Wort der deutschen Freiheit, welches Hutten zuerst so drangvoll hat hören lassen, es hat allen seinen Schriften, ungeachtet ihrer fragmentarischen Zerissenheit, doch gewissermaßen die Form und Weihe der Ewigkeit ertheilt. Denn dies Wort der Freiheit war es, in welches damals die ersten frischen und jungfräulichen Säfte der neuen Geschichte hineinschossen, und von dessen Klang darum Alles erschallte, und alle Augen übergingen. Hutten gehörte zu denen, welchen die Augen übergingen bei der deutschen Freiheit, und seine Jubelgesänge, mit denen er die Sonne der Zukunft heraufpochen möchte, verbargen viel geheime Wehmuth und ein

beklommenes Herz in ſich. Er ſtellt ſich ſelbſt als dieſen vorzugsweiſe berührbaren und angegriffenen Menſchen ſeines Jahrhunderts dar, indem er einmal von ſich ſagt: „daß ihm gemeiner Schmerz (Schmerz der Nation) weher thue als Anderen.“ Sein vertrauter Freund Cochläus, der es gut mit ihm meinte, warnte ihn darum vor dieſer germanica libertas, nach der es dem Ritter ſo weh that in Herz und Gliedern, und er prophezeite ihm großes Unglück daraus, wenn er ſich noch weiter mit dieſer gefährlichen und zweifelhaften Perſon befaſſen würde, indem er an Pirkheimer über Hutten ſchrieb: Vereor, ne germanica illa libertas, si non temperatur, gravior ei aliquando sit futura. Retrahe eum quaeso, ne forte barbarorum insidiis tanto praematuro spolietur ingenio communis patria nostra. Aus dieſen merkwürdigen Worten des Cochläus erſieht man, wie ſchon damals in Deutſchland die Anſicht eine ausgebildete war, daß die deutſche Freiheit den verderbe, welcher ſich mit ihr beſchäftige. Daß aber der Reuchlin'ſche Triumphgeſang ein Gedicht Hutten's ſei, geht ſchon aus der dem Gedicht angehängten Nachſchrift ſelbſt hervor, worin man den eigenthümlichen Wahlſpruch Huttens lieſt, indem es heißt: ruptus est carcer, jacta est alea, regredi non licet. Dies iſt das: ich hab's gewagt! womit Hutten den großen Sprung bezeichnen wollte, den er von einer alten Zeit zu einer neuen herüber gethan, und den er, da er nun einmal auf der Zinne der neuen Zeit ſitze, nicht wieder zurückthun könne. In dem Eingang zu ſeinem „Geſprächbüchlein“ hat Hutten, in einem an den Leſer gerichteten Gedicht, dies „Ich hab's gewagt“ ſelbſt in ſeinem ganzen Sinn, als Wahlſpruch des neuen nationalen Strebens, erläutert. Dies Gedicht fängt mit den Worten an:

Die warheit iſt von newem geborn,
Vnd hat der betrugk ſein ſchein verlorn.

Darauf freut ſich der Dichter des begonnenen Strebens der Wahrheit in Deutſchland, indem er ausruft:

Ach fromme Teutſchen halt ein rat,
Das nun ſo wert gegangen hat,
Daß nit geeh wieder hinder ſich.

Von ſich ſelbſt ſagt er zuletzt:

Wiewol mein fromme muotter weynt,
Do ich die ſach hett gfangen an.
Gott wöll ſie tröſten, es müſſ gan,
Vnd ſollt es brechen auch vorm end.
Wils Gott, ſo mags nit werden gwend.
Darumb will brauchen fuß vnd hend.
Ich hab's gewagt!

Dies Geſprächbüchlein Hutten's, in welchem er ſeine berühmten Geſpräche über das Fieber zuſammenſtellte, enthält auch den merkwürdigen Dialog: Vadiscus, sive Trias Romana, worin er ſeinen Widerſtand gegen Rom zu einer noch entſchiedeneren Macht des Ausdrucks geſteigert hat. Es unterreden ſich darin ein Freund Hutten's und der Verfaſſer, indem der Eine dem Andern die ihm gewordenen Mittheilungen eines Reiſenden, Namens Vadiscus, der aus Rom gekommen, über den ausſchweifenden Lebenswandel der römiſchen Cleriſei, erzählt. Dies Geſpräch führt den Namen der römiſchen Trias, weil es faſt durchgehends aus Triaden beſteht, die ſich folgendermaßen darſtellen: „Drei Dinge erhalten das Anſehn Roms: die Würde des Papſtes, die Reliquien der Heiligen und der Ablaßhandel. — Dreierlei Waaren werden in Rom öffentlich verkauft: Chriſtus, geiſtliche Würden und Weiber. — Von drei Dingen hört man ungern reden: von allgemeinen Concilien, von der Verbeſſerung der Kirche und von der Aufklärung Deutſchlands. — Drei Dinge ſind zu Rom in hohem Werthe: ſchöne Weiber, ſchöne Pferde und päpſtliche Bullen. — Drei

Dinge sind in Rom ganz gemein: Hochmuth, Kleiderpracht und Fleischeslust. — Drei sehr verderbliche Dinge ziehen die Kardinäle nach sich: die lange Schleppe an ihren Kleidern, womit sie Staub erregen, und sowohl den Augen als den Lungen schaden; ein großes Gefolge von Taschendieben, Meuchelmördern, Mädchen- und Weibermäklern, Giftmischern und anderem Gesindel: endlich ihre Gnadenbezeugungen und Dispensationen, womit sie nah und ferne alles rein ausfegen. — Drei Dinge können Rom besser machen: der Ernst der deutschen Fürsten, die Verzweiflung der deutschen Nation und die Waffen der Türken."

Stärker noch, als diese Triaden selbst, sind die im Verlauf dieses Gesprächs dazu gegebenen Erläuterungen und Commentare, welche meist mit unwiderlegbaren historischen Beweismitteln auftreten und aus der Geschichte der Päpste selbst hergenommen sind. Dazwischen bricht das deutsche Nationalgefühl Hutten's oft in glühender Wehmuth heraus, wie an der Stelle, wo er von der eigenthümlichen Verachtung der Deutschen spricht: „Ueber uns Deutsche lachen zu Rom die Kinder, die alten Weiber, die Handwerker, Kaufleute, Pfaffen, Laien, Edle und Unedle, Herren und Knechte; selbst die Juden dürfen die Deutschen verspotten. Man hat dort ein eigenes Sprichwort, und bedient sich desselben sehr fleißig, um uns verächtlich zu machen, wiewohl man nichts von uns sagen kann, als daß wir ihre Verspottung nicht merken wollen, daß wir zu leicht glauben und uns aus Aberglauben dasjenige von der List nehmen lassen, was man vor Zeiten selbst mittelst der Waffen nicht nehmen konnte."

Nicht minder wirkten die Epistolae obscurorum virorum in Deutschland, welche durch ihre Verbreitung und Aufnahme die Bedeutung einer Nationalsatire erlangten und dem Pfaffenthum in der öffentlichen Meinung den heftigsten

Stoß gaben. Von dieser merkwürdigen Briefsammlung erschien das erste Buch zuerst im Jahre 1515, wahrscheinlich von Wolfgang Angst und Crotus Rubianus gemeinschaftlich verfaßt, an dem Druckort Hagenau, und es erweckte so sehr die Sympathie Hutten's, daß er sich entschloß, an dem zweiten Buch derselben zusammen mit seinem Freunde Crotus mitzuarbeiten, in welcher Weise sich wohl die Mitverfasserschaft Hutten's an diesem Werke am zuverlässigsten feststellen läßt.*) Dies Buch, das besonders das Treiben der Bettelmönche in ihrer eigenen Sprache, in dem barbarischsten Latein, geißelte, und sie in ihrer nichtsnutzigen Gelehrsamkeit, Sittenlosigkeit und Rohheit vor aller Welt enthüllte, es ward, obwohl es vorzugsweise eine mit den deutschen Nationalsitten verwobene Satire war, auch in allen übrigen Ländern Europa's begierig gelesen und laut belacht, unter dem Zetergeschrei der darin portraitirten Theologen, deren Originale leicht herauszufinden waren. Die Autorschaft der Dunkelmännerbriefe war abwechselnd dem Reuchlin, Erasmus, Hutten, Eoban Hesse, Pirkheimer, Hermann Busch, und allen den namhaften Männern jener Zeit, welche an der Spitze der wissenschaftlichen und literarischen Bewegung standen, zugeschrieben worden, und es ging mit ihnen fast, wie später in England mit den Briefen des Junius, daß man niemals gänzlich und unbestreitbar über die Verfasser hat einig werden können, welches in der ganzen Literaturgeschichte fast die beiden einzigen Beispiele bewahrter Anonymität bei so Epoche machenden Werken sind. Erasmus war wohl am allerwenigsten der Verfasser der Epistolae obscurorum virorum, und er freute sich nur heimlich an den treffenden Streichen, welche diese Satire ausführte, ja er soll darüber

*) Vgl. Wagenseil, Ulrich von Hutten S. 195 flgg.

ſo gelacht haben, daß ihm ein Geſchwür aufbrach, das den Aerzten tödtlich geſchienen hatte. Dagegen hatte ſich die angegriffene Partei ſelbſt wohl am allgemeinſten dafür erklärt, Hutten für den Verfaſſer anzuſehen. Die Benennung obscuri viri war ein Stichwort, das ſich am häufigſten in Hutten's Gedichten und Briefen fand. Indeß hatte ſich doch auch ſchon früher die Meinung gebildet, daß dieſe Autorſchaft mehreren Verfaſſern zugeſchrieben werden müſſe. —

Leo X. hatte ſchon dieſe Briefe verboten und zum Verbrennen empfohlen. Um ſo mehr ſchien es zu bewundern, daß Hutten ſelbſt noch immer ungetroffen von dem römiſchen Bann daſtand, bis ihn dieſer endlich zuerſt im Jahre 1520 ereilte, wo Leo X. ein Breve an den Erzbiſchof Albert von Mainz erließ, um ihn zu einer Beſtrafung und Zügelung Hutten's aufzufordern, welcher damals im Dienſt und Schutz dieſes geiſtlichen Fürſten zu Mainz ſich befand. Dies erweckte ein Zerwürfniß Hutten's mit ſeinem lange ſo nachſichtsvoll gebliebenen Gönner, unter deſſen Augen Hutten in Mainz mehrere ſeiner freimüthigſten Schriften hatte drucken laſſen können, und Hutten mußte das goldene Mainz, wie er es nannte, verlaſſen, wo er die ſchönſten Tage ſeines Lebens verbracht. Es wurde jetzt bei Strafe der Excommunication der Verkauf und das Leſen der von Hutten herausgegebenen Schriften verboten, und für Hutten begann jetzt die Zeit ſeiner Verfolgung und Drangſale, an denen ſich ſein edeles Daſein bis in den Tod zerreiben mußte. Auf dem Schloß Landſtuhl, zwiſchen Kaiſerslautern und Zweibrücken gelegen, und noch jetzt in ſeinen Ruinen merkwürdig zu erblicken, nahm Hutten jetzt bei ſeinem Freunde Franz von Sickingen die ihm noch einzig gebliebene Zuflucht, wo ſich ſchon mehrere andere um der Wahrheit willen verfolgte Flüchtlinge ein-

gefunden hatten, wo sich gerade jetzt der edle Ritter Hartmut von Cronenberg und Heinrich Kettenbach, ein flüchtiger Prediger aus Ulm, bei Sickingen befanden. Später zog Sickingen mit seinen Freunden nach dem Schlosse Ebernburg, das an der Nahe bei Kreutznach gelegen war. Hier errichtete Hutten eine Druckerei, und nannte dieses Schloß die „Herberge der Gerechtigkeit."

Es ist merkwürdig zu sehen, wie die freie Presse, welche der Sache der neuen Zeit dienen sollte, ihre erste heimliche Zuflucht auf dem Schlosse eines deutschen Ritters findet, und wie diese Druckerei, welche die Herberge der Gerechtigkeit in ihrer Zeit zu sein sich rühmen durfte, als ein festes Schloß für die deutsche Freiheit sich hinstellt, das, Trost und Heil erweckend, weit in das deutsche Land hinausragt.

Anderthalb Jahre hindurch verweilte Hutten in sicherer Zurückgezogenheit auf Ebernburg, und schrieb und druckte hier mehrere seiner Sendschreiben, die am meisten Eindruck in Deutschland machten, darunter die an Karl V., an Albert von Mainz, an den Churfürsten Friedrich von Sachsen, an den Ritter Sebastian Rothenhahn, an die deutschen Stände u. a. In der Schrift an den Churfürsten Friedrich von Sachsen sagte er: „Wenn Themistokles noch lebte, würde er von den Deutschen das Nämliche sagen, was er von den Eretriern sagte: sie haben ein Schwert, aber keinen Muth!" In seinem Sendschreiben an Karl V. forderte Hutten den Kaiser auf, sich der Deutschen gegen den Papst anzunehmen, da er der Einzige sei, welcher der Gewalt dieses Hohenpriesters werde widerstehen können. Zugleich verfocht darin Hutten seine eigene Sache, da der Papst gefordert hatte, daß er, der deutsche Ritter, gebunden nach Rom geführt werden solle, und zwar deshalb, weil er seiner gedrückten Nation habe helfen wollen. In dieser Zeit entstand auch sein Sendschreiben an Franz von Sickingen,

in dem er zum Schluß sehr rührend sagt: „daß man an seinem Freund sehen mag, wie teutsch Blut noch nit verfygt, noch daß adlich Gewächs teutscher Tugend ganz ausgewurzelt sei.“ Mit dieser Zueignungsschrift sandte Hutten seinem ritterlichen Freunde die für ihn gearbeitete deutsche Uebersetzung seines „Gesprächsbüchleins“, mit dem Motto: „Ein groſses Ding die Wahrheit, stark über Alles.“

Am volksthümlichsten unter allen Schriften Hutten's wurde aber die „Clag und Vermanung gegen den übermäßigen vnchristlichen gewalt des Bapstes zu Rom, und der vngeistlichen geistlichen, durch Herrn Vlrich von Hutten, Poeten vnn Orator der ganzen Christenheit, vnn zuuoran dem vatterland teutscher Nation zu nutz vnd gut, von wegen gemeiner Beschwernuß, vnd auch wegen seiner eigen notdurfft, in Reymens weiß beschrieben. Jacta est alea.“ Diese Flugschrift scheint ebenfalls in Ebernburg im Jahre 1520 herausgekommen zu sein. Auch müssen wir noch eine Schrift von ihm anführen, welche uns den Ritter in einer eigenthümlichen Bedrängniß zeigt, die sich zu den vielen Mühen und Verkümmerungen seines Lebens hinzugesellte. Sie betrifft jene besondere Krankheit, die in dieser Zeit zuerst ihre verheerenden Wirkungen über Europa verbreitete, und die uns hier um so weniger unerwähnt bleiben darf, als diese Krankheit, welches die gallische war, von seinen Gegnern als eine Strafe Gottes ausgeschrieen wurde, die ihn für seine liberalen Richtungen und für seine Hinneigung zum Lutherthum getroffen habe. In seinem berühmten Buch über das Franzosenholz, das Hutten unter dem dem Titel: de Guajaci Medicina et morbo gallico herausgab, hat er die Geschichte dieser seiner Krankheit erzählt, die ihn dermaßen ganz und gar überwältigt hatte, daß ihm das eine Bein zum Gebrauch faſt unfähig geworden war, und er beinahe am ganzen Leibe mit Geschwüren überdeckt

war. Es scheint aber der von ihm beschriebene Trank vom Guajac- oder Franzosenholz auf ihn selbst nur vorübergehend eine gute Wirkung ausgeübt zu haben.

Wir betrachteten bisher die wissenschaftlichen Vorarbeiten der Reformation durch Erasmus und Reuchlin, und die aus diesen Studien hervorgegangenen Bestrebungen Ulrichs von Hutten, welcher, an der Spitze des freisinnigen Adels seiner Zeit, die wissenschaftliche Erhebung des deutschen Geistes auch zu einer politischen Wiedergeburt und zu einer Erneuerung des ganzen Nationalkörpers der Deutschen machen wollte. Diese drei Männer wurden, wie es allen Vorläufern in der Geschichte ergeht, auf dieser Vorstufe des historischen Lebens ihrer Epoche verbraucht und gewissermaßen aufgerieben. Erasmus mühte sich zuletzt nicht sehr rühmlich ab, die Parteien der alten und der neuen Zeit mit einander zu vermitteln und zu versöhnen. Vor den neuen reformatorischen Bewegungen des deutschen Geistes hatte er sich aber bereits nach der Schweiz flüchten müssen, um unangenehme persönliche Verwickelungen zu vermeiden, aber auch nach Basel bis in seine abgeriegelte Studirstube hinein folgte ihm der Geist der Zeit, und wollte ihm keine Ruhe mehr unter seinen Büchern lassen. Er konnte gegen das Ende seines Lebens keinen Wohnort mehr finden, an dem er sicher war vor der eindringenden Reformation, und nach ermüdendem und unerquicklichem Hinundherreisen, starb er zuletzt in Basel. Wenn sich Erasmus nach der Schweiz geflüchtet hatte, um dem Drängen des Zeitgeistes nach thatsächlichen Entscheidungen auszuweichen, so langte etwas später Ulrich von Hutten, als der verunglückte Held des historischen Erwachens seiner Nation, im tiefsten Elende, ebenfalls in diesem Lande

an, der erſte der deutſchen Freiheitsflüchtlinge, welchen die Schweiz, die von jeher als der verdauende Magen der europäiſchen Politik erſchienen iſt, in ſich aufgenommen, und er fand dort auf der Inſel eines Schweizerſees, wie auch Jean Jacques Rouſſeau, ſeinen Tod. Johann Reuchlin dagegen, wenn er auch nicht perſönlich unter den Stürmen der Zeit ſcheiterte, ging doch wiſſenſchaftlich verloren, indem ihn gerade das Studium des Hebräiſchen, das er in Deutſchland mit ungeheurer Kraftanſtrengung zuerſt wieder erweckt hatte, zuletzt in die cabaliſtiſche Philoſophie hineinzog und in myſtiſcher Verdunkelung ſeinen Geiſt dem hellen hiſtoriſchen Tag der Gegenwart entfremdete.

3. Luther, die Bibel und das Neuhochdeutſche.

Luther iſt als der Sieger in dieſen reformatoriſchen Bewegungen zu betrachten, aus denen ſeine Vorläufer nur Verwirrung, Qual und Tod für ſich hatten finden können, und zwar als der Sieger durch das Wort. Dies befreiende Wort des Jahrhunderts zu finden und zu feſſeln, dazu gehörte aber eine ſo glückliche und für den geſchichtlichen Erfolg vorherbeſtimmte Individualität, wie die Martin Luther's war, den wir jetzt in ſeinem Einfluß, welchen er gerade in dem angegebenen Sinne auf die Entwickelung des Wortes in ſeiner Epoche gehabt, zu ſchildern verſuchen wollen.

Wie Reuchlin, der eines armen Boten Sohn geweſen, ſo war auch Martin Luther aus der unterſten Schicht des deutſchen Volkslebens, ärmſter und niedrigſter Leute Kind, hervorgeſtiegen. Mit dieſen Männern nimmt die Weltgeſchichte des dritten Standes in Europa zuerſt

ihren eigentlichen Anfang. Die Kinder der armen Leute fangen nun an die Geschichte zu machen. Luther sagte in seinen Tischreden von sich selbst mit Stolz: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahn, sind rechte Bauern gewesen.“ Dies kräftige, breitschulterige Volksnaturell, welches den Charakter Luther's ausmacht, hat ihm denn auch diese vorzugsweise günstige Organisation gegeben, die fest und knochenstark genug ist, um sich in Deutschland von den wetterwendischen und zweideutigen Verhältnissen nicht abnutzen zu lassen. Diese günstige historische Organisation Luther's besteht für Deutschland eben darin, daß er Gesundheit und Zähigkeit genug hatte, um, was der Deutsche in seiner Volkssprache so nennt, einen guten Puff vertragen zu können, und dies ist wesentlich das Geheimniß, um in Deutschland etwas Hohes und Ausgezeichnetes zu vollbringen.

Die Geschichte unserer nationalen Bewegungen nimmt nun durch Luther ihren großen Anfang mit einer Bewegung der Sprache, und zeigt dadurch an, daß dies diejenige Epoche der Geschichte ist, in welcher das Volk zu seinem Wort zu gelangen strebt, zu dem Wort, das wahrhaft die öffentlichen Nationalzustände verbinden und in einander befestigen kann. Das eigentliche Wort der Nation zu finden, dies ist das Bestreben jener großen Sprachrevolution, die sich durch Luther's deutsche Bibel gewissermaßen im Frieden des Wortes Gottes vollbrachte. Denn der alte Ausspruch: Volksstimme, Gottesstimme, gewann in der deutschen Bibelübersetzung Luther's recht eigentlich seine Bedeutung, indem durch sie die Sprache des Wortes Gottes zugleich die neue Grundlage und Form der Volkssprache wurde.

Diese neuhochdeutsche Sprache Luther's war darum die hauptsächlichste Waffe, durch welche einzig und allein

die Reformation ausgefochten werden konnte, weil in ihr die Sprache des Reichs, die Sprache der Mächtigen und Großen, gewissermaßen zusammenstieß mit der Sprache des Volks, und darin eben diese wahrhaft nationale Form, die in alle Gebiete des Lebens gleich mächtig und gleich weit hineindringen konnte, für die neuen Ideen erschuf. Es ist bemerkenswerth, daß Luther selbst erst zu diesen seinen Sprachformen gelangte, nachdem er auf den Reichstagen zu Augsburg und Worms, besonders gegenüber dem feinen und sprachgebildeten Hoflager Kaiser Karl's V., mit seinen rauhen und etwas gemeinen Ausdrucksformen, wie er sie aus seinem Kloster- und Jugendleben mitgebracht hatte, unangenehm aufgefallen sein mochte. Selbst in seinen früheren Schriften bis zum Jahre 1520 sieht man Luther noch häufig solche gemeine, gewissermaßen plebejische Sprachformen gebrauchen, wie vormerken, vernichten, zureißen, zubrechen, uffrichten, die schon bei den altschwäbischen Dichtern, sowie nachher in den Schriften des Reichs, auch in den Werken der spätern Dichtung und der Geschichte, namentlich noch im Weißkunig und im Theuerdank, längst in vermerken, vernichten, zerreißen, zerbrechen, aufrichten *), verbessert waren. Wenn Klopstock in seiner Ode: die deutsche Bibel, von Luther sagt: „daß er des Vaterlandes Sprache bildete zu der Engel Sprach' und der Menschen," so kann man bei diesem Letztern, daß er sie zu einer Sprache der Menschen gemacht, an den Ausspruch Karl's V. sich erinnern, welcher bekanntlich die deutsche Sprache nur für eine Sprache der Pferde erklärte, indem er sagte, spanisch wolle er mit Gott sprechen, italienisch mit den Damen, französisch mit den Männern, und deutsch mit seinem Pferde. (Bonhours, Entretien d'Ariste et d'Eugene p. 82.)

*) Vergl. Radlof, Sprachen der Germanen S. 80.

Radlof, in seinem Buch über die Sprachen der Germanen, in ihren sämmtlichen Mundarten, S. 82, hat die Behauptung aufgestellt, daß dieser hochgebildete, so vieler Sprachen kundige Kaiser diesen Ausspruch nur in bestimmter Beziehung auf Luther gethan, dessen gemeine Ausdrucksformen ihm auf dem Reichstag anstößig geworden, und daß dies mit einen wesentlichen Grund abgegeben habe, warum Karl V. zuletzt den ganzen Gedanken der deutschen Reformation so verächtlich von sich abwies. So viel ist aber gewiß, daß Luther auf diesen Reichstagen zuerst den höhern Weltblick für seine ganze Stellung gewann, und daß ihn auch darin wiederum der glückliche Instinct des Reformators leitete, daß er die Sprache des Protestantismus, die er allgemein national begründen wollte, an jene ursprünglich hochgebildete Sprache des deutschen Reichstags, als der bestehenden Form für die nationale Einheit Deutschlands, anknüpfte.

Seit den Reichstagen zu Augsburg und Worms hatte daher Luther den Plan gefaßt, auf der Grundlage der alten Reichssprache, die er in ihren besseren Gebilden beibehielt, eine feinere und veredeltere Sprachschöpfung hervorgehen zu lassen, und diesen Gedanken begann er in seiner Bibelübersetzung auszuführen, worin er sogleich statt mancher rauhen Formen der Reichsschriften, wie Bevelch, Vermechlung, Purger, Potte, die feineren sächsischen Sprachgebilde, wie Befehl, Vermählung, Bürger, Bote, eintreten ließ. Luther hatte aber im Allgemeinen an jener alten deutschen Reichssprache, deren Vortrefflichkeit Leibnitz noch hervorgehoben hat, eine sehr wesentliche und feste Grundlage für seine neue Sprachschöpfung, denn es hatten sich auch viele alte kernhafte Gebilde der deutschen Sprache in jenem Reichsstil noch lebendig erhalten.

Ein besonderes einflußreiches Element seiner Sprachbildung entnahm aber Luther auch aus dem Munde des

Volkes selbst. Das deutsche Volk, das noch den frischen und unverdorbenen Kern des Nationallebens in sich bewahrte, nach ihm schaute Luther, nach seinen eigentlichen Herzensausdrücken und Kernworten hörte er ringsumher, als er in der deutschen Bibelsprache die neue Nationalsprache begründete. Indem er sie, wie ich bereits bemerkt habe, ihrer allgemeinen Grundlage nach an diejenigen Geforme der Reichssprache anknüpfte, in welchen sich bereits eine hochdeutsche Mundart ausgebildet hatte, so ging er doch damit zugleich unter das deutsche Volk hinaus, wie er selbst in seinem „Sendschreiben vom Dolmetschen" (das zuerst 1530 gedruckt erschien) §. 12 sagt: „man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, wie die Esel thun; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn, und merken, daß man deutsch mit ihnen redet."

Eine Sprache der Wirklichkeit, den Ausdruck des wirklichen Volkslebens, wollte Luther in seiner Bibelsprache gestalten, und so ging er auch, während er sich mit dieser Uebersetzung beschäftigte, häufig in die Werkstätten der Handwerker, oder er sah den Spielen der Kinder auf der Straße zu, um sich diese recht naiven Herzenslaute der Volkssprache abzulauschen. Auch erzählt uns Mathesius in der 13. Predigt über Luther's Leben, daß Luther manches Schaaf in seiner Gegenwart habe abschlachten lassen, um, wenn er gerade eine Beschreibung von Opfern zu übersetzen hatte, sich von dem Fleischer berichten zu lassen, wie man ein jedes am Schaaf nenne. Die in der Apokalypse 21. angeführten Edelsteine ließ er sich durch den Hofprediger Spalatin vom Hofe der sächsischen Fürsten verschaffen, um für ihre

Farben nach eigener Anschauung die lebendigsten Ausdrücke sich zu erfinden.

Bei den Deutschen hatte schon seit dem Jahre 360, seit Ulfila's Bibelübersetzung, die Bibel alle inneren und äußeren Bewegungen der deutschen Nationalität gewissermaßen mitdurchgemacht, indem sie in den verschiedenen Zeiträumen sowohl in die jedesmalige öffentliche Reichssprache Deutschlands, als auch in die mannigfachen Mundarten der Stämme, übertragen worden war. Diese nationale Zersplitterung Deutschlands, welche sich durch die verschiedenen Mundarten der früheren deutschen Bibelübersetzungen kundgegeben, sie war in Luther's Bibel zum ersten Mal durch das neue einheitliche Organ der Sprache als überwunden dargestellt, und zwar inniger und fester, als es die Verfassung des deutschen Reichskörpers selbst bisher zu thun vermocht hatte. Die Einheit Deutschlands, die durch Luther zuerst in unserer Sprache vollbracht werden sollte, sie begann dadurch zuerst in dem geistigen Leben der Nation ihre Wurzel zu schlagen, und sich daraus als das höchste politische Symbol der neueren Geschichte unseres Volkes anzukündigen.

Im 76. Capitel seiner Tischreden spricht Luther selbst von den verschiedenen Mundarten der Deutschen, und beklagt, daß oft ein Bayer den andern nicht verstehe, geschweige denn, daß der Bayer oder Oestreicher einen Thüringer oder Sachsen verstehen sollte, wie denn schon das Bejahen überall anders laute, ja, jutha, ju, le, ha u. s. w. Man muß den ungemeinen Takt und Scharfsinn bewundern, mit welchem Luther die Spracheigenthümlichkeiten der verschiedenen deutschen Stämme beurtheilte, indem er ihnen für das einheitliche Gefüge des Neuhochdeutschen Dasjenige abzulauschen verstand, was an jeder Mundart das Erhaltenswerthe und dem allgemeinen nationalen

Sprachschatz wahrhaft Zugehörige ihm dünkte. Von den Oestreichern und Bayern behauptete er, daß sie keine reinen Doppellaute hätten, und Uur für Euer, Fuhr für Feuer, Brout für Brot, sagten. Die Franken redeten grob mit ungehöfelter Junge, lo, jo. *) Dagegen heißt es im 69. Capitel der Tischreden: „Die Märkische Sprache ist leichte, man merkt kaum, daß ein Märker die Lippen reget, wenn er redet: sie übertrifft die sächsische." Der Sprache der Hessen schien Luther besonders gewogen, weil sie, wie er bemerkt, die Worte mit einem Tone sprächen, als sängen sie.

Diese Vielzüngigkeit des deutschen Nationallebens, gegen welche zuerst Luther ankämpfte, war das alte Erbtheil der vielfachen Sonderungen und Wanderungen der deutschen Stämme gewesen, wodurch sie sich schon frühe auch in getrennten Staaten niedergesetzt hatten. Doch darf man annehmen, daß bis zum Jahre 1000 nach Christus die verschiedenen deutschen Mundarten keine so große Abweichung dargeboten haben. Mit den Schwankungen und Zerrüttungen des politischen Lebens in Deutschland haben sich auch die individuellen Verschiedenheiten der Stämme auf Kosten der Nationaleinheit immer schroffer ausgeprägt. Schon Luther verglich in seinen Tischreden Deutschland mit „einem schönen weidlichen Hengst, der Futter und alles genug hat, was er bedarf, es fehlet ihm aber an einem Reuter; gleichnu wie ein stark pferd on einen Reuter, der es regirt, hin und wider in der irre leufft, also ist auch Deutschland mechtig gnug von sterke und leuten, Es mangelt ihm aber an einem guten Heubt und Regenten."

*) Vergl. Grotefend, Luther's Verdienste um die Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache, (in den Abhandlungen der Frankfurter Gelehrten-Gesellschaft, I. 96.)

Das deutsche Kaiserthum war nun nimmer, und am allerwenigsten zu Luther's Zeit, dieser gute Reiter gewesen, welchen er für den deutschen Hengst verlangt. Lange hatte das deutsche Kaiserthum wenigstens durch seine Idee verbindend in Deutschland gewirkt, und die deutsche Nation war gutmüthig und ideal genug gewesen, mit dem heiligen römischen Reich, das niemals eine Wirklichkeit gehabt hat, diesen Mysticismus zu treiben, durch den es sich innerlich und organisch verbunden fühlte, und worin sich Deutschland heimlich in den Gedanken vertiefte, ein Weltreich zu sein, und gewissermaßen eine allgemeine christliche Nation darzustellen, der über alle andern Völker eigentlich die Oberhoheit gebühre, während sie dabei doch nie zu einer deutschen Nation hatten werden können. Deshalb aber waren die Deutschen von jeher ein Gegenstand der Verachtung für die übrigen Nationen. Schon Heinrich VII. hatte es für eine Beleidigung erklärt, daß man ihn König von Deutschland nennen wollte, da er ursprünglich, und noch ehe er gekrönt worden, König der Römer genannt zu werden verdiene.*) Auch Luther erwähnt zu seiner Zeit die Verachtung der Deutschen. Im 77. Capitel seiner Tischreden, wo er von Deutschland handelt, sagt er: „Es giebt kein verachteter Nation als die Deutschen, Italianer heißen uns Bestien, Frankreich und England spotten unser, und alle andern Lender, Wer weis, was Gott will und wird aus den Deutschen machen, Wiewol wir eine gute Staupe für Gott wol verdienet haben."

Die heilige römische Reichsidee, mit der so lange ein förmlicher Geheimdienst in Deutschland getrieben worden, sie war zugleich die wehmüthig lustige Narrenkappe der

*) Vergl. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. I. 54.

deutſchen Nation geweſen. Das deutſche Reich zeigt ſich zur Zeit der Reformation als ein völlig entleertes, nichtiges und an ſich ſelbſt zu Schanden gewordenes Gebilde in dem Syſtem der Europäiſchen Staaten. Die Reformation ſelbſt muß vielmehr für Deutſchland als der erſte Lebensſtoß angeſehen werden, um eine wahrhafte deutſche Reichsidee zu begründen, und zu einer nationalen Wirklichkeit zu erheben. Die Reformation, die zuerſt wieder den ſterbenden deutſchen Staatskörper zu einem neuen hiſtoriſchen Daſein weckte, gerade durch die Trennungen und Gegenſätze, welche ſie hervorrief, und die Viele ſo ſehr an ihr beklagt haben, gerade dadurch hauchte ſie den Deutſchen dieſe neue nationale Lebenskraft in alle Glieder, und befähigte ſie erſt von dieſem Zeitpunkt an wahrhaft, eine Nation in der Geſchichte zu werden. Die Bibel Luther's und ihre zum eigentlichen Nationalorgan ſich erhebende Sprache wurden das Palladium dieſes neuen Kampfes für die Aufrichtung der deutſchen Nationalität. Dieſen Kampf zu kämpfen, und die wahre Idee der Einheit Deutſchlands auch politiſch daraus hervorgehen und ſich verwirklichen zu laſſen, dies erſcheint ſomit auch als eine proteſtantiſche Lebensaufgabe der neueren Zeit, es iſt eine ächt proteſtantiſche Ueberlieferung, die uns in dieſen Kampf will treiben, der in der Reformation durch Luther zuerſt beginnt.

Die neue organiſche Einheit des Lebens, welche die Reformationszeit ſuchte, und die wir zuerſt in Luther's Deutſch als einen neuen Ausdruck des ganzen Nationallebens zu charakteriſiren hatten, ſie kündigte ſich beſonders darin wunderbar an, daß in ihr das wahrhaft Menſchliche zuerſt zu ſeiner eigentlichen Bedeutung zu kommen ſich drängte, und als die eigentliche Sache des wahrhaft Göttlichen ſich erklärte. Dies iſt die Einheit des wahrhaft Göttlichen und des wahrhaft Menſchlichen, die zuerſt da-

durch an den Tag gekommen war, daß in Luther's Bibel das Wort Gottes das Wort des Volkes geworden war — wie denn ein Schriftsteller dieser Zeit, Johannes Agricola, frohlockend ausruft: daß Gott in dieser Zeit zuerst angefangen habe, Deutsch zu sprechen, was er früher nimmer gethan hätte! Der eigentlich menschliche Werth der heiligen Schrift gelangt daher durch Luther's Bibelübersetzung zum ersten Mal zu seiner Geltung, das wahrhaft göttliche Ansehen der Bibel kann sich von jetzt an nur darin behaupten, daß dies Buch als das vorzugsweise menschliche Buch erscheint.

Daß Gott, der sich nur des Menschen wegen offenbart haben kann, dies Wort der Offenbarung gesprochen, welches das wahrhaft menschliche Wort, das Wort des lebendigen Volkes selbst ist, darin liegt der wichtigste Uebergang dieses Jahrhunderts. Die von der römischen Hierarchie unter so festem Verschluß gehaltene Bibel, als ein bevorrechtetes Geheimniß der Offenbarung, war deshalb der Menschengeist selbst gewesen, der dort in dunkler Schmach an seinen Fesseln gelegen hatte. Luther selbst, welchen man vorzugsweise den Mann Gottes genannt hat, und auch wohl noch mit diesem Ehrennamen belegt, er wollte selbst nur darin der wahre Mann Gottes sein, daß er der wahre Mensch seines Jahrhunderts zu sein sich bestrebte. In dieser Hinsicht verdient es besonders bemerkt zu werden, wie Luther sowohl, als auch die übrigen Mitgenossen der Reformation, ihr Werk niemals einer eigentlichen göttlichen Eingebung und Inspiration zuschrieben, wie die Propheten früherer Zeiten, die sich nach dieser Seite hin jedesmal in einen eigenthümlichen Mysticismus einzuhüllen für nöthig hielten, sondern in Luther ist es das eigenste menschliche Walten und Wirken selbst, das ihn frei und klar aus sich selbst und aus den Umständen heraus zu allen seinen Thaten treibt.

Und indem er selbst nicht weiß, wohin es geben wird mit seinem Werk, indem er muthig die Hand anlegt an die Gestaltung einer Zukunft, welche er selbst noch nicht ganz begriffen hat, schwingt er sich dadurch, als das ächte Gotteskind der neuen Zeit, in den wahren Mittelpunkt des historischen Lebens, ihm selbst unbewußt, hinein.

Zwar sagt er in seinem mehrmals erwähnten Sendbrief vom Dolmetschen der heiligen Schrift, daß es „eine besondere Gabe und Gnade Gottes sei, recht dolmetschen zu können," und an einer andern Stelle meint er, daß dazu ausdrücklich „der Verstand Christi" erforderlich sei, aber seine Uebersetzung, unter ächt menschlichen Mühen und Anstrengungen zu Stande gebracht, wurde darum nicht minder das Werk einer freien, wahrhaften Produktion des auf sich selbst gestellten Menschengeistes, das Werk des menschlichen Genius selbst, der gerade in dieser Kraft und Freiheit des Sichselbstbewegens, worin er schaffend geworden ist, sein göttliches Wesen, die rechte göttliche Gabe und Gnade bekundet. Und wenn Luther angeführt hat, daß auch ein besonders christlicher Verstand zum Dolmetschen gehöre, so verschmäht er doch selbst nebenher zu seiner deutschen Bibelübersetzung auch den Verstand der Juden nicht, denn wie Luther während seines Aufenthalts zu Rom unter Leitung des Juden Elias (auch Levita genannt) seine hebräischen Sprachstudien machte, so ließ er sich auch, während er an der Uebersetzung der Bibel selbst arbeitete, wie Mathesius in seiner 13. Predigt berichtet, häufig mit Juden in Gespräche und Berathungen ein, um über den Ausdruck dieser oder jener Schriftstelle etwas von ihnen zu lernen.

Wie Luther allmählig seinem Ziel entgegenschritt, zeigt die Stufenfolge seiner Uebersetzungen, die vom Jahre 1517 an in einzelnen Stücken der Bibel sich aneinanderreihten. Zuerst waren es die 7 Bußpsalmen, welche

Luther, noch vor Beginn des Theſenſtreites wider Tetzel, im Jahre 1517 in einer deutſchen Ueberſetzung mit einer Auslegung herausgab, da er das Werk der Reformation überhaupt mit der Buße der Chriſtenheit begonnen ſehen wollte. Die erſte vollſtändige Ueberſetzung des Neuen Teſtaments erſchien im Jahre 1522 unter dem Titel: Das Newe Teſtament. Deutſch. Wittenberg, ohne Angabe des Verfaſſers und des Druckers, und ohne Jahreszahl. Daß Luther's Name ſich nicht auf dieſer erſten Ausgabe ſeiner Ueberſetzung genannt findet, könnte auffallend erſcheinen, um ſo mehr, da man nicht annehmen darf, daß Luther bei dieſem Werk irgend anonym hätte bleiben wollen. Die ganze Zeit war aber vielmehr ſchon davon erfüllt, daß Luther, und gerade Luther die Bibel überſetzen würde, und wenn Panzer (in ſeiner Geſchichte der teutſchen Bibelüberſetzung Luther's S. 56) meint, daß Luther aus Beſcheidenheit zuerſt ſeinen Namen verſchwiegen habe, ſo könnte uns ſtatt dieſer Tugend, mit der ſich Reformatoren und Bewegungsmänner niemals aufgehalten haben, vielmehr die große Gewißheit ſeiner ſelbſt entgegentreten, mit der Luther ſein Werk begann. Auch darf man annehmen, daß Luther, da er das ganze Bibelwerk überſetzen wollte, ſich nach Vollendung deſſelben erſt auf dem Haupttitelblatt zu nennen beabſichtigte,*) welchen Plan er ſpäter bei den folgenden Ausgaben des Neuen Teſtaments änderte.

Die erſte Ausgabe des Neuen Teſtaments, für deren Erſcheinen man gewöhnlich den 21. September als den Matthäustag annimmt, ward jedoch ſchon in den erſten drei Monaten vergriffen, obwohl ſie den für die damalige Zeit ſehr hohen Preis von 1½ Gulden hatte, wogegen

*) Vgl. Schott, Geſchichte der Bibelüberſetzung Luther's S. 39.

heutzutage Gottes Wort im Lande bei weitem wohlfeiler geworden iſt und man hier und da wohl noch eine Gratification dazu erhält. Luther's Ueberſetzungen erſchienen aber zuerſt im Jahre 1534 zu dem vollſtändigen Bibelwerk zuſammengeſtellt. Darauf erfolgte die umfaſſende Reviſion ſeiner Arbeit vom Jahre 1541 an, und nach ihr eine Reihe von immer vollendeteren Ausgaben bis zu der von 1545, die, von Luther noch ſelbſt beſorgt, als die letzte Feſtſtellung und Organiſation ſeiner Sprache anzuſehen iſt. Dieſe Ausgabe letzter Hand, die noch unter Luther's eignen Augen gedruckt wurde, ſchließt ſomit die von Luther unternommene neuhochdeutſche Sprachbewegung in ihren letzten Reſultaten ab, indem ſie die Endentſcheidung über diejenigen Formen unſerer Sprache darſtellt, welche in Luther's Ueberſetzungswerkſtatt, nach reiflichen jahrelangen Forſchungen und Erwägungen, für die vollendetſten erklärt worden waren. Den Freundeskreis Luther's, welcher an der Ausfeilung und Vollendung der deutſchen Bibel eifrigen Antheil nahm, hat uns beſonders Matheſius in ſeiner dreizehnten Predigt über Luther anmuthig geſchildert. Es waren vornehmlich Melanchthon, Dr. Bugenhagen, Dr. Kreuziger, Matthäus Aurogallus, und der Corrector der Bibel, M. Georg Rörer, welche ſich in den Abendſtunden bei Luther in fröhlicher und gemüthsinniger deutſcher Weiſe verſammelten, um die Verbeſſerung der deutſchen Bibel miteinander zu berathen. „Herr Philippus bracht mit ſich den griechiſchen Text, Dr. Kreuziger neben dem Hebräiſchen die chaldäiſche Bibel, die Profeſſores hatten bei ſich ihre Rabbinen, Dr. Pommer hatte auch einen lateiniſchen Text für ſich, darinn er ſehr wohl bekannt war. Zuvor hatte ſich ein jeder auf den Text gerüſtet, davon man rathſchlagen ſollte, griechiſche und lateiniſche neben den jüdiſchen Auslegern überſehen. Darauf

proponiret dieser Präsident einen Text, und ließ die Stimme herumgehen, und höret, was ein jeder darzu zu reden hätte, nach Eigenschaft der Sprache oder nach der alten Doctoren Auslegung." „Wenn nun — erzählt Matthesius ferner — „Doctor sich müde und hellig gearbeitet hatte, war er am Tische fröhlich, ließ bisweilen eine Cantorei anrichten. Auf ein Zeit, in Beisein guter Leut, sungen wir Didonis letzte Wort ausm Virgilio: Dulces exuviae." Diesen Symposien Luther's verdankte die deutsche Nation die Vollendung ihres größten Volksbuches. Daß es übrigens dabei, trotz aller dionysischen Verdächtigkeit Luther's, sehr mäßig hergegangen sein muß, ersieht man aus allen Berichten, und aus dem großen Aufsehen, das bei Matthesius von einem Eimer guten Most's gemacht wird, welchen „ein Discipel, den der Herr Doctor am Tisch lieb hatte, ihm mit von Gutterbach bracht," und von dem Matthesius nichts weiter zu sagen weiß, als daß er „sehr lieblich und fein, mit weinlicher Schärfe temperiret gewesen sei." „Wie Doctor seinen Gästen denselben fürsetzet: „wie gefällt Euch der Pfedersbemer?" sagt er. Unser Herr Gott will der Welt einen guten Trunck zur Letzt einschenken," „wie denn dies vierzigste Jahr sehr gute Wein wuchsen."

Daß in Luther eigentlich ein dionysisches Element stecke, hatten die katholischen Gegner der neuen Bewegung selbst am meisten zur Anerkennung zu bringen gestrebt, und Hieronymus Emser dichtete auf Luther's Hochzeit ein spottendes Brautlied, worin die Lutheraner selbst einen bachischen Jubelgesang anstimmen müssen, der auch eine Verherrlichung des Priapus Lampsacenus enthält. Im ähnlichen Sinne hatte Johann Cochläus, der Breslauer Kanonikus, eine dramatische Satyre auf Luther gedichtet, die er das „Bockspiel Martin Luther's" nannte, welches im Jahre 1531 in Mainz erschien. In einem höheren

Geiſte läßt ſich jedoch auch dies neue dionyſiſche Weltelement auffaſſen und zugeſtehen, welches in der proteſtantiſchen Weltbildung Luther's in der That aufgegangen zu ſein ſchien, und worin uns der Luther, welcher den für einen Narren erklärte ſein Lebelang, der nicht liebte Wein, Weiber und Geſang, als der neue chriſtliche Dionyſos erſcheinen kann, als diejenige befreiende und löſende Geiſtesmacht, welche die Griechen in ihrem Dionyſos als den Gott des Uebergangs, des Uebergangs aus hartem und dunklem Geiſteskampfe zu milden, ſchönen und freien Lebensformen, angebetet haben. Und wie der alte griechiſche Dionyſos in ſeinem Gefolge die attiſche Tragödie hatte und das ganze Zaubergeleite ſchöner und inniger Menſchheitscultur und Geiſtesfreiheit, die hinter ihm ſich nun ewig blühend durch alle Zeiten hindurchſchlingen, ſo ſehen wir auch hinter Luther ein ſolches Geiſtesgefolge ſich hinziehen durch die Zeiten bis auf uns, das ganze Geiſtesgefolge der neueren Literatur und Wiſſenſchaft, die ihre proteſtantiſche Geburt niemals werden verläugnen können, und ihrem innerſten Grundweſen nach proteſtantiſch ſind. Wenn Erasmus etwas ſpöttiſch von der „lutheriſchen Tragödie" ſprach, die in dieſen Zeiten aufgeführt würde, ſo deutete er doch damit, ohne es zu wollen, eine weſentliche Seite der deutſchen Reformation an, nämlich jenes Lebendigwerden höherer Volkscultur, als deren Blüthe im alten Griechenland die Tragödie ſelbſt ihren Urſprung genommen. Nachher, als die Männer der Reformation anfingen zu heirathen, ſagte Erasmus, daß aus der Tragödie der Zeit eine Komödie geworden ſei. Dieſes Heirathen, welches namentlich in der Hochzeit Luther's von der ganzen damaligen Zeit wie eine große und entſcheidende Weltbegebenheit aufgenommen wurde, gehört auch in dieſe Reihe dionyſiſcher Momente, welche den Sieg der freien Weltlichkeit und Vernunft in

diesem Jahrhundert als einen protestantischen bezeichnen sollten.

Es ging eine märchenhafte Volksverrückung durch jene Jahre des sechszehnten Jahrhunderts, wonach es hieß, daß aus der Ehe eines Mönchs und einer Nonne der Antichrist würde geboren werden. Es war aber nicht der Antichrist, der in der Ehe zwischen Mönch und Nonne, welche Luther's Hochzeit uns darstellt, sein Leben gewinnen sollte, sondern es war vielmehr die Vernunft, die freilich diesen und den heutigen Zeiten häufig als der Antichrist erschienen, wiewohl sie der wahre Christ selber ist. Erasmus bemerkte aber in einem Brief an Franz Sylvius unter dem 15. Mai 1526, zu welcher Zeit er mit Luther schon sehr gespannt war, sehr richtig: „Wenn die Fabel Grund hätte, daß der Antichrist von einem Mönch und einer Nonne sollte geboren werden, wie viel tausend Antichristen müßte die Welt schon längst gehabt haben!“ Luther selbst aber sah seine Hochzeit gerade als diesen symbolischen Ausdruck der neuen Weltfreiheit dieses Jahrhunderts an, indem er in einem Brief an Nicolaus von Amsdorf sagt: daß er „in dieser Hochzeit, Fürsten und Pfaffen zum Trotz, seine ganze Lehre durch die That bekräftigen wollte.“

Bei diesem freien und kühnen Ausgreifen in das Leben hinein, wo der ächte Genuß der Wirklichkeit zugleich als die wahre Vernunft der Wirklichkeit erscheinen und begründet werden soll, blieb jedoch Luther eigentlich arm und ohne den Besitz aller irdischen Glücksgüter, welche ihm das äußere Leben hätten behaglicher machen können, während seine Gegner, namentlich Hieronymus Emser, immer in den ausgesuchtesten Freuden der Tafel schwelgten. Luther's ordentliche Einnahmen beliefen sich niemals höher als auf 200 Meißnische Gulden, und er selbst erzählt uns, wie er von seiner Bibelübersetzung durchaus keinen äußeren

Gewinn gehabt, indem er in seinem Sendschreiben vom Dolmetschen feierlich ausruft: „Ich habe keinen Heller dafür genommen, noch gesucht, noch damit gewonnen, so habe ich meine Ehre nicht drinnen gemeint, das weiß Gott mein Herr; sondern habe es zu Dienst getban denen lieben Christen, und zu Ehren Einem, der droben sitzt!“ So ließ er sich auch seine übrigen Schriften niemals bezahlen, obwohl ihm von einem Buchhändler ein Jahrgehalt von 400 Gulden dafür geboten wurde, da Luther's Schriften nun bald in allen europäischen Landen, außer Deutschland auch in Frankreich, Spanien und Italien, stark vertrieben wurden. Bei weitem besser stand sich Hieronymus Emdser mit seiner Berichtigung der lutherischen Bibel-Uebersetzung, die er im Jahr 1523, auf Herzog Georgs von Sachsen Befehl, herausgab, unter dem Titel: „Auß was grund vnnd vrsach Luther's Dolmetschung vber das newe Testament dem gemeinen man billich verbotten worden sei,“ worauf er später, im Jahr 1527, seine eigene, von Herzog Georg bei ihm bestellte Uebersetzung des Neuen Testaments folgen ließ, welche er, mit Berichtigung und Umänderung einiger unwesentlichen Stellen, aus Luther's Testament wörtlich abgeschrieben hatte. Zu diesem Plagiat waren auch noch die in den ersten Ausgaben des Lutherischen Neuen Testaments befindlichen Holzschnitte von Lucas Kranach gefügt. In seinem Mandat gegen das Neue Testament Luther's hatte Herzog Georg diese Holzschnitte als „schmähliche Figuren, päpstlicher Heiligkeit zu Hohn und Spott“ bezeichnet, und doch hatte er sich durch seine Creatur bereden lassen, dieselben Bilder für sein berichtigtes Neues Testament anzukaufen.

Als Luther mitten in seinem Uebersetzungswerk begriffen, ward er einmal von dem Bewußtsein überschlichen, daß er damit die bestehende Welt aus ihren Angeln zu

heben drohe, wie er denn überhaupt den Untergang der Welt stets vor der Thür glaubte. Ihm ward zuweilen dabei bange in seinem Geist, und als er bald nach Herausgabe seines vollständigen Neuen Testaments seine Uebersetzung des Propheten Daniel, im Jahre 1530, einzeln erscheinen ließ, sagte er in der Zueignung derselben an Johann Friedrich, Herzog zu Sachsen, daß er den Anbruch des jüngsten Tages gewärtige, und daß er deshalb noch rasch diesen Propheten Daniel vor den übrigen Propheten ausgewählt habe, „auf daß derselbige doch an Tag käm, ehe denn es alles zergehe, und er sein Amt ausrichte und tröste die elenden Christen, um welcher willen er geschrieben, und auf diese letzte Zeit gespäret und verhalten ist!“ „Denn“ — heißt es ferner „es ist Alles aus und erfüllet: das Römische Reich ist am Ende, der Türk auf hoheit kommen, die Pracht des Papstthums fället dahin, und knacket die Welt an allen Enden fast, als wollt sie schier brechen und fallen!“

Aber dies Knacken der Welt an allen Enden, das Luther während seiner Uebersetzung der Bibel verspürte, es war gerade das Zeichen, daß sich die Welt erhalten wollte, es war der Triumphton, welchen sie anstimmte über das nie abreißende und ewig neu hervorquellende Leben ihrer Entwickelungen. Auf der Wartburg, welche Luther sein Pathmos nannte, hatte er zuerst den Gedanken der deutschen Bibel in seinem ganzen Umfange in sich durchgedacht, und die welterschütternde Bedeutung dieses Unternehmens erkannt, während schon die in Aufruhr gerathene Welt ihre dumpfen und verworrenen Schreie zu ihm in seine Einsamkeit herübersandte.

Die nationale Wirkung des Wortes Gottes, und darin die göttliche Bedeutung des nationalen Elements, die wir beide in ihrer gegenseitigen Durchdringung als das wahre Wesen von Luther's Bibel, von Luther's Deutsch, anzu-

erkennen gehabt, sie konnte nicht geschehen, ohne ein wesentliches Hülfsmittel, welches sich die Erfindung dieser Zeiten selbst, aus dem innersten Drang ihrer Entwickelung heraus, geschaffen hatte. Dieses Hülfsmittel war die Buchdruckerpresse, welche hier, bei ihrer Entstehung, als ein Hülfsmittel Gottes und als ein Hülfsmittel der Nation zugleich erscheint, und dadurch als dieses, Gott und der Nation geheiligte Instrument der Freiheit für alle Zeiten das Recht erlangt hat, unbedingt frei gegeben zu werden, und den protestantischen Völkern, als diese ihnen angestammte geweihte Waffe ihrer Väter, nicht mehr entzogen und verkümmert zu werden. Während früher der Preis einer geschriebenen Bibel auf 400 bis 500 Goldgulden zu stehen kam, so gelangte die gedruckte Bibel für das geringste Geld gerade in die Hände des Volkes, dem sie gehörte. Kaum war ein Stück der Bibel aus der Presse hervorgegangen, so mußte es sogleich wieder von Neuem gedruckt werden, und bald waren viele hunderttausend Exemplare der Schrift, die zuerst aus Hans Fust's Officin hervorgingen, an allen Orten verbreitet. Sehr willkommen, sagt Matthesius in seiner 13. Predigt, war dies Buch den frommen Deutschen, wie ihrer über viel hunderttausend in deutscher Sprach sollen gedruckt sein, ob es wohl dem Teufel und seinen Helfern sehr wehe thät, als welcher dieser Teufel und seine Helfer, denen es besonders wehe that, sich denn zuerst die römische Inquisition dargestellt hatte.

Es ist hier zugleich zu bemerken, daß Luther zuerst die Benennung unserer Nation als Deutsche in Umlauf gebracht und verbreitet hat, während in allen älteren Reskripten des heiligen römischen Reichs sowie überhaupt in allen alten Urkunden unserer Nationalliteratur nur der Name der Teutschen erscheint, welche Benennung auch immer in Süddeutschland ausschließlich verbreitet gewesen. Luther

spricht zuerst von dem deutschen Reich und dem deutschen Kaiserthum, von dem er in seiner Schrift „an den Adel" sagt, daß das rechte, wahrhafte deutsche Kaiserthum erst jetzt, wann die Nation selbst frei geworden, aufgerichtet werden könne. Dies wahrhafte deutsche Kaiserthum verkündigt Luther zu einer Zeit, wo das teutsche Kaiserthum mit seinem großartigen Scheinleben zu Ende ging und alle nationale Bedeutung unter dem deutschen Volke eingebüßt hatte. Luther erklärte sich für die durch ihn allgemein gewordene Schreibart deutsch statt teutsch aus einer Ableitung, die allerdings für irrig gehalten werden muß, indem er deutsch, welches er zuerst deutzsch und später deudsch schrieb, aus einem alten Worte deud, soviel als deus, entstanden aus dem Hebräischen dod, Verwandter, Blutsfreund, herleiten wollte. *) Daraus machten die Gottesgelehrten in Sachsen und Niedersachsen, welche diese Schreibweise zuerst von Luther annahmen, das heut gäng und gäbe gewordene Wort deutsch.

So ging unsere Nation zuerst aus dem Protestantismus und durch Luther als eine deutsche hervor, und ihr widerfuhr diese neue Benennung wie zum Zeichen dessen, daß Alles aus dieser Zeit heraus an ihr erneuert, und zu einer neuen freien Nation umgeschaffen werden solle. Die Schreibformen deutsch und teutsch gehen aber seitdem wie ein seltsames Wortspiel durch die deutsche Geschichte, und necken die arme, schwankende, selbst ihrem Volksnamen nach nicht einig gewordene Nation gewissermaßen durch die daran sich heftenden Beziehungen. So ist es sonderbar, daß das 1000jährige teutsche Reich, als es durch das Zusammenstoßen der geschichtlichen Verhältnisse wirklich seine Auflösung erhielt, kurz vor seinem Ende noch sich in ein

*) Vergl. Radlof, Sprachen der Germanen, S. 88.

deutsches Reich umgetauft und diese Benennung officiell angenommen hatte, so daß es unter dieser Namensform, unter der Luther zuerst seine nationale Erneuerung verlangte, auch wirklich der neuen Zeit Deutschlands wich, indem es sich endlich deutsch begraben ließ.

Wenn durch die deutsche Sprache der Bibel zuerst die menschliche Bedeutung des Wortes Gottes an den Tag gekommen ist, so hat sich in dieser Erkenntniß auch zuerst der höhere Begriff dessen entwickelt, was eine Nation ist, es ist zuerst die höhere Idee des Volkes daraus hervorgestiegen. Der höhere Begriff von der Nation ist ein Begriff des Protestantismus, und wir müssen gerade den protestantischen Ursprung dieser Idee allwege festzuhalten und zu behaupten suchen. K. L. v. Haller stellte in seiner berühmten Restauration der Staatswissenschaften den Satz auf, daß eine Nation nichts anderes heiße, als eine Menge zerstreuter Leute, welche durch den Staat polizeilich zusammengehalten würden, was sich denn eine wirkliche Nation in der That nur aus einer augenblicklichen Zerstreuung gefallen lassen könnte.

Diese Ansicht, die noch heutzutage hier und da nur zu sehr ihre Geltung ausüben will, sie erscheint bereits durch die Bewegungen der Reformation in ihrem innersten Wesen vernichtet, indem durch die Reformation das nationale Element, und zwar der eigenste einheitliche Organismus des Nationallebens, die Sprache, zum eigentlichen Träger der göttlichen Offenbarung gemacht, und darin der Volksgeist, als eine in sich selbst bestimmte historische und göttliche Macht, als die wahre Bewegungsmacht der Geschichte anerkannt wird. Während man oft die Bemerkung gemacht hat, daß die nationale und politische Zersplitterung der Deutschen der Entwickelung ihrer geistigen Cultur förderlich gewesen sei, so erblickt man gerade umgekehrt in den

Bewegungen der Reformation die Thatsache an der Spitze, daß die wahrhaft geistige Entwickelung des deutschen Volkes vorzugsweise zu einer neuen innersten Einheit des Nationallebens hindrängt.

Marheineke sagt in seiner kleinen Schrift „über den religiösen Werth der teutschen Bibelübersetzung Luther's," sehr treffend: „daß sich durch Luther's Bibel der Protestantismus als die wahre Religion der Teutschen legitimirt habe." Und wenn der Protestantismus die wahre nationale Religion der Deutschen ist, sowie er der Ursprung ihrer einheitlichen Nationalsprache ist, so muß das, welches die eigentlich gestaltende Lebenskraft bei dieser nationalen Religion und Sprache gewesen, nämlich das Element der Freiheit, zugleich als ein innerstes Nationaleigenthum den Deutschen zugesprochen werden, sowie Ulrich von Hutten in seiner tiefschmerzlichen Klageschrift an den Herzog Friedrich zu Sachsen sagte: „daß dem teutschen Land vnder allen nation in der gantzen Welt die Freiheit am meisten gebürt."

Luther gab aber die Bibel dem Volke und in ihm der Geschichte nicht, damit Volk und Geschichte an die Bibel festgenagelt würden, sondern er gab die Bibel der Geschichte, selbst um den Preis, daß die Bibel durch die Geschichte vernichtet werden könne, wenn vernichten heißen kann, was das ewige Entwickeln ist, und worin die heiligen und unantastbaren Rechte des Protestantismus, seine wissenschaftlich und historisch bezwingende Macht, der neueren Völkergeschichte als ihr wahrstes Gesetz eingegraben sind.

Innerhalb des Religiösen selbst hatte zwar der Protestantismus zunächst nur die Richtung gehabt, zuerst wieder an den reinen historischen Leib des Christenthums zu ver-

weisen, zu dem er aber nur durch Kraft und Hülfe der neuerwachten Wissenschaft hatte durchdringen können, aber den wissenschaftlichen Geist, mit dem er den Bann der willkürlichen Autorität gesprengt hatte, nun auch innerlich und gedankengemäß auszugleichen mit den überlieferten historischen Formen des Christenthums, darauf war es den Reformatoren noch nicht angekommen, die nur ein rein praktisches, christliches Leben wirken wollten, in dem aber, bei der grundsätzlich angenommenen Verderbtheit und Sündhaftigkeit des ganzen menschlichen Geschlechts, alles Verdienst lediglich auf Christus zurückgeführt wurde.

Luther selbst überließ das dogmatische Wesen ganz seinem Freunde Melanchthon, welcher sich besonders durch seine schon 1521 erschienenen loci communes den Titel eines Präceptor Germaniae erwarb, und diese seine Dogmatik hauptsächlich auf die beiden Sätze gründete: 1) daß die menschliche Kraft unzulänglich sei, um durch sich selbst das ewige Heil zu gewinnen, und 2) daß das einzige Heil in der Aneignung des Verdienstes Christi bestehe. In dieser ersten Ausgabe der Melanchthonischen Dogmatik, welche ohne des Verfassers Wissen durch Luther zum Druck besorgt wurde, ist noch die Lehre von der Dreieinigkeit wie von der Personen Christi gänzlich fortgeblieben, in den spätern Ausgaben erscheint Vieles wesentlich berichtigt und ergänzt, wenn auch noch immer in dem Sinne, in welchem die Reformatoren überhaupt alles speculative Element im Christenthum wesentlich vermieden, zum Theil unter die dialektischen Spitzfindigkeiten rechneten, zum Theil aber auch gefährlich für die damaligen Zeitbewegungen erachteten. Es offenbarte sich jedoch in dieser ersten Richtung der protestantischen Dogmatik nicht sowohl ein Mißverhältniß zur Speculation selbst, als vielmehr bloß die polemische Lebensstellung der Reformatoren, mit der sie historisch be-

gonnen, und die auch in die Behandlung des dogmatischen Elements anfangs hinübertreten mußte. So konnte gegen den Ablaßkram des Papstthums, und gegen die römische Lehre, daß die Kirche einen Gnadenschatz von überflüssigen Verdiensten besitze, unächt kein stärkerer Gedanke auch dogmatisch ins Feld gestellt werden, als der, welchen wir zuerst in der protestantischen Dogmatik aufgestellt sehen, nämlich, daß die Menschen schwach, sündig und verderbt seien, daß von ihnen selbst kein Heil ausgehen könne, und alles Verdienst nur in Christus beruhe.

Indeß hatte doch das Element der philosophischen Forschung und die Philosophie selbst nicht so ganz von den ersten protestantischen Geistesbewegungen fortgewiesen werden können, als es Luther anfänglich bei seinem Auftreten auf dem Katheder von Wittenberg allerdings erstrebt zu haben schien. Als Vertreter der Philosophie auch in der Theologie erscheint uns bald kein Anderer, als Philipp Melanchthon selbst, von dem man sagte, daß er die heidnische Philosophie zur Hinterthür wieder hereingeführt, nachdem sie Luther kaum zur Vorderthür hinausgejagt hätte, und worin sich zuerst ein Element des Streits zwischen Luther und Melanchthon erhob. Luther nannte den Aristoteles einen „Lügner und Buben," einen „Erzfultum," einen „müßigen Esel, der Geld und Gut und gute faule Tage genug hätte gehabt," „einen listigen Dialektikum," „einen unsaubern, elenden Menschen," in seiner Schrift an den christlichen Adel, in welcher er auch sagte: „Lehret doch der elende Mensch in seinem besten Buch de anima, daß die Seele sterblich sei mit dem Körper." Doch fügt Luther selbst an dieser Stelle hinzu: er möge es wohl gerne leiden, daß von den Büchern des Aristoteles die Logik, die Rhetorik und die Poetik behalten, oder in eine andere, kurze Form gebracht würden: dagegen

erklärte Melanchthon bald mit Eifer, „es wäre dem gemeinen Besten überaus viel daran gelegen, daß der Aristoteles erhalten würde, und den Studirenden zur Hand wäre, denn man könne ohne diesen Autor nicht allein die Philosophie nicht erhalten, sondern es könnte gar keine rechtschaffene Lehr- oder Lernart ohne ihn beibehalten werden." Melanchthon schrieb ein Programm zur Verherrlichung der Aristotelischen Logik, worin er sagte, wenn einer die Theologie eher lernte, als die Logikam, und die übrige Philosophie, so sei er mit den Lahmen zu vergleichen, welche nimmer zum Gehen kommen würden.

Luther aber blieb fortdauernd nur dem praktischen Leben der Wissenschaft zugewendet, und ließ die Machthaber seiner Zeit derb an, wenn sie ihre Geldmittel auf andere, unnütze und prunkende Dinge verwandten, als auf die Errichtung von Schulen und Universitäten, in welchen die ganze Zeit den Höhepunkt ihrer historischen Bewegung erkannt zu haben schien.

Zu den Verwickelungen des neuen protestantischen Geistes mit der Wissenschaft der Alten trat auch noch der Einfluß, welchen die jetzt bekannt werdenden Dichter des alten Hellas auf die Geister auszuüben begannen. In das Haus Reuchlin's war zuerst von den Alpen herüber ein vollständiger Homer in seiner ächten Gestalt gekommen, und in ihm trat fortan ein ganz neues Bildungselement auch in die deutsche Wissenschaft hinüber, was wir besonders auf der Universität Wittenberg mit leidenschaftlichem Eifer ergriffen sehn. Als Melanchthon zuerst seine Professur in Wittenberg antrat, las er zum Beginn derselben den Homer und zugleich die Epistel Pauli an den Titus, was von den Altgläubigen der Zeit mit nicht geringem Verdruß bemerkt wurde. Auch erzählt Winsemius von ihm, daß er noch auf seinem Todbette den

Studenten in Wittenberg den Homer zu lesen empfohlen, „da es nächst der Bibel keine besseren und heilsameren Schriften gebe als den Homer."

Luther war zwar anfänglich mit dieser neuen Bewegung, welche aus dem Alterthum in den deutschen Geist hinüberdringen wollte, nicht einverstanden, er murmelte grollend etwas von „schändlichen unverschämten Poeten" und „verdammten Heyden," aber wie ihn der gute und beredte Melanchthon freundlich beschwatzt zu haben schien, der Philosophie und namentlich der Logik schon ein Moment in der Theologie einzuräumen, so mochte es ihm auch mit den alten Classikern einigermaßen gelingen, denn wir finden auch Luther bald fröhlich beschäftigt, die Fabeln des Aesop zu lesen, von denen er in seinen Tischreden so Schönes sagt, und sich sogar sechzehn in's Deutsche übersetzt hatte. Die antike Weltbildung begann sich aber jetzt, mitten in den Bewegungen der Reformation, so unabweisbar mit dem christlichen Element zu begegnen und zusammenzuschließen, daß, wie Surius in seiner Chronik erzählt, ein Lutherischer Prediger, welcher auf der Kanzel über die Ehe predigte, dabei mehr als zwanzig Verse aus Ovid's de arte amandi in seiner Predigt angeführt haben soll.

Ein solcher Taumel der Begeisterung war es, mit welchem sich der antike classische Geist jetzt wieder in den modernen christlichen hineinzudrängen suchte, und zwar auf einem Punkt, wo sich eine neue Weltbildung, eine neue volksthümliche Epoche des Menschengeschlechts, in der Reformation begründen wollte.

Es ist aber merkwürdig zu sehen, wie es gerade Homer ist, diese älteste Wunderdichtung des occidentalen Volkslebens, welche hier von den Reformatoren neben die Bibel selbst gestellt wird, und durch welche Zusammenstellung sich gewissermaßen die Synthese des hellenischen und christlichen

Geistes andeuten, welche in der Reformation beginnt, welche als das wahre Element der neuern Geistesentwickelung, und als die ächte Zukunft derselben erscheint. Die occidentalische Geistesrichtung, welche wesentlich die der Freiheit und der Persönlichkeit ist, sie erscheint in der Reformation vorzugsweise auf den germanischen Stamm übertragen, und zwar übertragen durch Aufnahme des hellenischen Elements, wie es sich vorzugsweise im Homer in seiner Reinheit und Aechtheit gestaltet hatte. Die Bibel, in welcher die Reformation die erste Quelle ihrer Thaten gefunden, und Homer, welcher bestärken und bestätigen soll, was die Reformation gethan, nämlich das Werk des freien Geistes, in diesen beiden Urbüchern der Menschheit, welche jetzt gewissermaßen entdeckt worden, scheint die Welt zu ihren Urquellen eines freien volksthümlichen Lebens zurückgekehrt zu sein.

Unter den eigenen Schriften Luther's sind als diejenigen, welche den wesentlichsten und thatsächlichsten Einfluß auf die Gestaltungen seiner Zeit gewonnen, besonders folgende zu nennen: „Sermon vom Ablaß und Gnade" (1517); „von dem ehelichen stande" (1519); „von dem Wucher" (1519); „an den christlichen Adel deutscher Nation" (1520); „von der babylonischen Gefangenschaft" (1520); „von der Freiheit eines Christenmenschen" (1520); „ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein können" (1527); „vom Kriege wider den Türken" (1528) u. a. Viele darunter wurden oft in wenigen Jahren zwölf bis dreizehn Mal aufgelegt. Seine „Kirchenpostille" (1527) erklärte Luther selbst für sein bestes Buch. Von seinen gemüthskräftigen „geistlichen Liedern" erschien die erste Sammlung Wittenberg 1524, die zweite Leipzig 1545 in 89 Liedern. Unter

den verschiedenen Gesammtausgaben der Werke Luther's sind die Wittenbergische, welche in 12 Foliobänden (1539—1559) die deutschen Schriften, in 7 Bänden (1545—1558) die lateinischen umfaßt, die Jenaische (1556—1558) in 8 deutschen und 4 lateinischen Foliobänden und 2 Ergänzungsbänden, die Altenburgische (1661—1664) die deutschen Schriften in 10 Foliobänden, nebst einem Ergänzungsband enthaltend, die Hallische von Walch, (1737—53) in 24 Quartbänden, ebenfalls nur die deutschen Schriften liefernd, zu nennen. — Eine würdige und zeitgemäße Gesammtausgabe der Werke Luther's erscheint ebenso sehr und noch dringender, denn die Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen, als eine Nationalaufgabe und als eine Ehrensache für die Gegenwart.

---

4. Die deutsche Volksliteratur vor und in der Reformationszeit.

Wir hatten bisher gesehen, wie es die Wissenschaft war, welche durch die Gelehrten dieser Zeit die nationale Opposition begründet hatte. Diese oppositionelle Wirkung der Wissenschaft würde aber nicht möglich geworden sein, wenn nicht der Volksgeist in Deutschland schon frühe aus sich selbst heraus die ersten Quellen der Opposition entlassen hätte.

Wie der Volksgeist in seiner innersten Natur selbst schon Oppositionsgeist ist, indem er in der gesunden Einfalt seiner Anschauung alles Schlechte und Ueberlebte sogleich zu zerreiben und ebenso witzig als gemüthlich in

seine Richtigkeit aufzulösen pflegt, dies hatte sich bei den Deutschen schon in dem ganzen Jahrhundert, welches der Reformation vorhergegangen war, in dieser eigenthümlichen Form der Volksliteratur und Volksdichtung gezeigt. Diese Literatur des Volkes, die auf den Jahrmärkten und in den Wirthshäusern, in den Spinnstuben und an den Feierabenden in Dorf und Stadt ihr Leben empfing, setzte sich zusammen aus der mündlichen Ueberlieferung, aus jenen naiven und sinnreichen Geschichten, die das Volk unter sich sind, und in denen es seinen Uebermuth und seine Kümmernisse mit Behagen ausplaudert, oder auch mit der ihm eigenen Schalksmiene den Kampf gegen die bestehenden und eingesessenen Formen der Jahrhunderte führt.

Das deutsche Volk erzählte sich schon immer Geschichten, statt der Geschichte selbst, und füllte und beschwichtigte darin sein unzufriedenes oder hoffendes Herz. In dieser Weise ist die Opposition eine Grundrichtung in der deutschen Volksliteratur geworden, und es zeigt sich darin jene frühe bleiche Morgendämmerung des Volksbewußtseins, die zwischen Traum und Erwachen ringt. Der Volkswitz ist dieser pochende Reiz, historisch aufzustehen, aber schwere Träume spinnen ihn immer wieder in sinnende Thatenlosigkeit ein.

Für diese Richtungen der Volksliteratur entstehen dann gern auch besondere Lieblingsgestalten, welche zum Mittelpunkt der Produktion werden, und an denen ein ganzer Cyclus solcher Geschichten sich aufreiht. Eine Gestalt dieser Art ist der vielberühmte Till Eulenspiegel, in welchem sich der deutsche Volkshumor im funfzehnten Jahrhundert seine derbste und ausgelassenste Genugthuung geschaffen. Dieser Eulenspiegel war nach den Angaben des Volksbuches selbst ein Bauernsohn aus dem Dorfe Knetlingen im Braunschweigischen gewesen, und sein Grabstein, welcher

zu Ende des Volksbuches abgebildet gezeigt wird, läßt ihn zu Möllen bei Lübeck bereits im Jahre 1350 gestorben sein. Auch werden noch heutzutage in der Kirche in Möllen ein Paar Stiefel vom Eulenspiegel gezeigt, und ein Baum, der auf seinem Grab gestanden haben soll, ist mit Namenseinschnitten und mit eingeschlagenen Nägeln, durch welche sich reisende Handwerksburschen verewigt haben, ganz überdeckt.

Diese alte Schalksfigur, welche namentlich dem deutschen Bürgerstande ganz an's Herz gewachsen war, und noch bis in die neuere Zeit der Liebling der unteren Volksklassen geblieben, scheint also wirklich eine persönliche Existenz gehabt zu haben, und der aus Eulenspiegel's Thaten und Geschichten entstandene Volksroman ist das Epos dieses Helden der Knechte- und Mägdestuben und der Arbeiter-Werkstätten. Dieser kurzweilige und possenreiche Gesell erscheint als ein Abenteurer, welcher im Lande herumzog, und auf seine eigene Hand dumme Streiche machte. Wie die romantischen Ritter auf die Abenteuer der Minne und des Schwertes auszogen, so zog Eulenspiegel auf dumme Streiche aus, aus denen er sich ein besonderes, seinen Mann ernährendes Handwerk geschaffen, aber diese dummen Streiche sind eigentlich die Aventure des gesunden Menschenverstandes selbst, der sich in diesem Jahrhundert auf die Reise begiebt, um in den deutschen Landen alle Leute und alle Stände mit ihren Gewohnheiten und Ueberlieferungen zu necken.

Eulenspiegel ist daher keine romantische Volksfigur mehr, sondern bereits eine rein bürgerliche, und er repräsentirt eben diesen wachgewordenen bürgerlichen Menschenverstand, der mit scharfen und hellen Augen um sich blickt, unbarmherzig alle Illusionen von den menschlichen Zuständen abstreift, und die Thorheiten der Menschen in ihren eigenen Consequenzen fängt und verspottet. Dieser lachende

Verstand in Eulenspiegel's Schnurren, der nichts Ritterliches hat, aber darum nicht minder schlagfertig und unternehmungslustig ist, er beweist seine eigenthümliche Taktik eben in diesen Consequenzen, die er den Menschen aller Stände gewissermaßen auf den Hals hetzt, und worin er gewöhnlich so verfährt, daß er sie mit verstellter Gutmüthigkeit in einen Handel verwickelt, durch den die darauf Eingehenden zuletzt in ihrer Blöße und Nichtigkeit erscheinen, indem sie in ihrem egoistischen Interesse Das für Ernst genommen haben, was Eulenspiegel nur als ein Wortspiel, um sie damit zu verlocken, hingestellt hat. Er selbst geht dann gewöhnlich mit dem Triumph aus, daß er sich auf Kosten Anderer satt gegessen und getrunken hat. Oder er beruft sich selbst mit arglistiger Zweideutigkeit auf den Wortverstand, um die Leute, die es sonst eben mit der Sache nicht genau nehmen, dadurch zu foppen, wie er es namentlich mit den Pfaffen macht, besonders mit dem Pfarrer von Bubenbeck, in der zwölften Historie, bei welchem er sich als Küster vermiethet hat, und den er zu einer Wette um eine Tonne Bier veranlaßt, weil der Pfaff gesagt hatte, „er habe Macht, mitten in die Kirche zu sch....." Nachdem Eulenspiegel dies lebhaft bestritten hatte, machte sich der Pfaff allerdings sofort praktisch an's Werk, worauf aber Eulenspiegel ein Winkelmaß holte, um auszumessen, ob es wirklich mitten in der Kirche sei, doch fehlte daran viel, und Eulenspiegel hatte seine Tonne Bier gewonnen. Hier wird durch die Consequenz eines schlechten Wortwitzes doch zugleich die Schlechtigkeit Derer, welche selbst gar keine Sache mehr haben und mit ihrer eigenen Sache zerfallen sind, in das beste Licht gerückt, und darin ist Eulenspiegel's Witz zugleich schon ein reformatorischer und oppositioneller Witz, weil er durch den Widerspruch, den er überall aufdeckt, diese Entleerung von allem wahren für-

lichen Inhalt seiner Zeit bei allen Ständen aufzeigt. In der Maske der Dummheit macht er dann oft die ersten und höchsten Anforderungen der Vernunft geltend, und indem er die Menschen mit ihren ganz äußerlichen Widersprüchen neckt und foppt, neckt und foppt er sie dadurch zugleich an ihren innersten und ewigen Interessen, denen gegenüber sie sich durch ihn beschämt fühlen müssen. So kommt Eulenspiegel in seiner 34. Historie auch nach Rom, wo er die Aufmerksamkeit des Papstes bei der Messe dadurch auf sich zieht, daß er demselben einen Körpertheil zukehrt, welchen der heilige Vater sonst nicht eben zum Segnen zu erhalten pflegt, und indem der verwunderte Papst sich deshalb mit ihm in ein Gespräch einläßt, hat Eulenspiegel dadurch nur eine mit seiner Wirthin eingegangene Wette gewonnen, auf die es ihm eigentlich angekommen war. Nicht minder bedeutsam, in jenem reformatorischen Sinne des Volksbuches, ist die 13. Historie, die uns zugleich eine interessante Nachricht über die damaligen kirchlichen Mysterienspiele in Deutschland, und die Art und Weise ihrer dramatischen Aufführung giebt.

Wie sehr aber dieser Volksroman vom Eulenspiegel Jahrhunderte hindurch ein wahres Hausbuch der Deutschen, die bürgerliche Hauspostille der armen Leute, geworden war, geht schon daraus hervor, daß, nach der eingetretenen Glaubensspaltung der Zeit, sich verschiedene protestantische und katholische Bearbeitungen des Eulenspiegel's bildeten, aus dem Grunde, daß diese Schwänke ungetheilt dem Volksinteresse erhalten werden möchten, obwohl ihr innerstes Prinzip doch immer jenes sich befreiende Volksbewußtsein ist, das aus sich selbst heraus schon eine protestantische Natur entfaltet hat. Nach den Forschungen, welche Lessing (Lessing's Leben, III. 136) über das Volksbuch des Eulenspiegel angestellt hat, wurde dasselbe

bereits gegen das Jahr 1483 geſchrieben, und zwar zuerſt in Sächſiſcher Sprache, oder vielmehr auf Plattdeutſch, woraus es nachher in mehreren Ausgaben in's Hochdeutſche überſetzt worden, wie aus der von Leſſing angeführten, auf der Wolfenbütteler Bibliothek befindlichen Ausgabe hervorgeht, welche den Titel führt: „Eyn wunderbarliche und ſeltzame Hiſtory von Tyll Ulnſpiegel, bürtig aus dem Lande Brunſchwieg, wie er ſein Leben verbracht hatt, neulich aus ſächſiſcher Sprach auff gut Teutſch verdolmetſchet, ſehr kurzweilig zu leſen mit ſchönen Figuren," Augspurg, 1540. Leſſing hat auch die früher ſehr verbreitete Annahme, daß der Schriftſteller Thomas Murner Verfaſſer des Eulenſpiegel ſei, entkräftet, und dagegen hervorgehoben, daß ſein Verfaſſer ein Laie geweſen und wenig oder gar keine gelehrte Bildung beſeſſen und kein Latein verſtanden habe. Eine noch ältere hochdeutſche Ausgabe, als die von Leſſing angeführte, befindet ſich auf der Berliner Königlichen Bibliothek, und führt den Titel: „Von Ulnſpiegel eines bauren ſon des Lands Braunſchweick, wie er ſein Leben volbracht hat, gar mit ſeltzamen ſachen," Gedruckt zu Erffurdt durch Melchior Sachſſen vnn der Archen Noe, 1538. Auf dem Titelholzſchnitt iſt Eulenſpiegel zu Pferde dargeſtellt, wie er im Galopp ſeinen Zug durch die Welt unternimmt, in der rechten Hand den Spiegel, in der linken die Eule emporhaltend. An ſeinem Fuß, der im Steigbügel ſteht, iſt merkwürdigerweiſe der Bauernſchuh mit den Ritterſporen geziert. Auch hat er einen krummen Türkenſäbel an ſeiner Seite hängen. Sonſt iſt er mit dem Wams und der Mütze des Narren geziert. Als dieſer berittene und wehrhaft gemachte Narr zeigt er ſich als einen Führer des deutſchen Volkes, und wenn ſich Luther bald nach ihm (im Eingang zu ſeiner Schrift an den deutſchen Adel) zum Hofnarren des deutſchen Volkes machen wollte, um es auf

die Bahn der Geschichte zu führen, so war Eulenspiegel schon vor ihm dieser freie Volksnarr gewesen, der in den Hütten der untersten Stände einen Oppositionsgeist entzündete.

Der Eulenspiegel hatte uns das Element der Narrheit als ein eigenthümliches deutsches Volkselement dargestellt, und zwar so, daß diese volksthümliche Narrheit zugleich als eine dialektische und zersetzende Kraft mitten in die Volkszustände eindringt, und dadurch zu einem reformatorischen Prinzip im Schooße des Volkslebens selbst wird. Diese Narrheit, welche in der Aufzeigung der Widersprüche des bestehenden Lebens sich geltend machte, nimmt darum in diesen Schalksgestalten des deutschen Volksthums größtentheils eine sophistische Form an, in der sie, durch allerhand Foppereien, zugleich die Denkkraft des Volkes herausfordert und sein Selbstbewußtsein erweckt. Diese sophistische Richtung haben alle Vor- und Nebenläufer des Eulenspiegel, z. B. der Pfarr vom Kalenberge, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gelebt, und zuerst Hofnarr eines Herzogs Otto, dann Pfarrer gewesen sein soll. In seinen Schwänken machten sich schon die Gegensätze der neuen Zeit so geltend, daß er z. B. am Osterfest statt der Fahne ein Paar alte Hosen in Prozession umherführt, oder auch sich sein prächtigstes Meßgewand anzieht, und in demselben die Schweine hütet.

Ein besonders charakteristisches Volksbuch aber ist das Lalenbuch oder die Geschichte der Schildbürger, das zwar in seiner festgestellten literarischen Form erst in der späteren Zeit des sechszehnten Jahrhunderts (älteste Ausgabe 1597) erscheint, das aber in mündlichen Ueberlieferungen wohl schon ein Jahrhundert früher bei den Deutschen lebendig war. In diesem merkwürdigen Buch wird das deutsche Volk an seiner empfindlichsten und

wundesten Stelle geneckt, nämlich an seiner Spießbürgerei, deren komischen Mythus wir gewissermaßen in dieser Geschichte der Bürger von Schilda erhalten.

Die neue kräftige Entwickelung des Bürgerstandes, die sich schon seit dem funfzehnten Jahrhundert hervorgethan, hatte auch ein neues bürgerliches Selbstbewußtsein bei den Deutschen begründet, das sich gewichtig in sich selbst zu erfassen suchte. Dies neue Bewußtsein des deutschen Bürgerstandes hatte aber keinen nationalen Mittelpunkt finden können, durch den es sich sofort als mitlebenden Theil einer großen politischen Organisation hätte erkennen und darin Freiheit und Frische aller Lebensbewegungen empfangen sollen. Dieser Mangel an einem historischen und nationalen Mittelpunkt ist eben Schilda selbst, das in dem großmächtigen Königreich Mesopotamien, noch hinter Utopien, gelegen ist. Und der Bürger von Schilda ist dann eben der, welcher sich selbst und alle seine kleinen und winzigen Lebensverrichtungen für den eigentlichen Mittelpunkt der ganzen Nation betrachtet und darin gewissermaßen die entscheidenden Formen alles politischen und geistigen Daseins sieht. Daß Schilda die ganze Welt sei, dies ist der schneidende Sinn der Tragikomödie, die sich hier solchergestalt aufführt, daß alle Angelegenheiten von Schilda, und darunter besonders diejenigen, die ganz und gar keine politische Bedeutung haben können, doch mit einer hohen politischen Grandezza und in den pomphaftesten Formen behandelt werden. Die Lächerlichkeit dieses Contrastes hat darin zugleich ihre wehmüthige Seite, daß in diesem Schildaer Lebensdrama alle bürgerlich organisirende Kraft, die der Deutsche allenfalls hat, an diesem Kleinkram des Lebens verbraucht und verpufft wird, an dem alle Formen großer politischer Organisation mit dieser Wichtigthuerei nachgeäfft werden. Indem Schilda die ganze Welt

ist, ist auch die ganze Welt zu Schilda geworden, und dies ist der wahre Grundbegriff der deutschen Spießbürgerei, von welcher das Volksbuch eine so vollendete und meisterhafte Darstellung gegeben. Der Verfasser desselben nennt sich auf dem Titel M. Aleph, Beth, Gimel, der Festung Ypsilon Bürger-Amtman, und man muß von ihm sagen, daß er seinen Stoff, den er offenbar aus dem Munde des Volkes selbst zusammengelesen, mit einem gewissen Bewußtsein der Ironie geordnet und anmuthig und plastisch hingestellt hat, wodurch das Lalenbuch offenbar das erste aller deutschen Volksbücher ist. Daß solche ironische Geschichten von den Schildbürgerstreichen im Munde des deutschen Volkes umhergingen, wie noch heut von ähnlichen und wirklich existirenden Städten, die, wie z. B. Polkwitz in der Lausitz, Tetrow in Mecklenburg, besonders dazu auserwählt scheinen, das deutsche Bewußtsein über jene nationale Krankheit wach zu erhalten, dies Vorhandensein einer mythischen Ueberlieferung unseres Kleinweltwinkellebens beweist nur, wie das deutsche Volk sich von jeher durch Selbstironisirung von dieser seiner Krankheit zu befreien gestrebt, welche ihm am schwersten in den Gliedern liegt, und die nicht bloß aus seinem individuellen Charakter, sondern auch aus seinem historischen Schicksal kommt.

Das Ergreifendste in diesem Mythus des deutschen Spießbürgerthums ist aber dies, daß die Schildaer, nachdem sie die ganze Welt aufgegeben haben, um sich mit aller ihrer Organisationskraft einzig und allein auf Schilda zu stürzen, dies mit dem Bekenntniß thun, **Narren** zu sein, und zwar Narren mit solchem Bewußtsein, daß sie sich zu einer förmlichen **Gemeinde der Narrheit** constituiren, und auf dies Prinzip der Narrheit, als auf das höchste Staatsprinzip, ihr eigentliches Communalleben begründen. Diese Narrheit ist aber darum eben diese besondere Rarität

und bedeutungsvolle Erscheinung, weil sie bei den Schildaern aus der höchsten Weisheit selbst entstanden ist. Denn die Schildaer sind, nach der Geschichte, direkte Abkommen der sieben Weisen Griechenlands, und sie waren wegen ihres hohen Verstandes und ihrer vortrefflichen Weisheit so berühmt gewesen, daß sie in allen Landen als Rathgeber in schwierigen und zweifelhaften Sachen gesucht wurden. Von Kaisern, Königen, Fürsten, Herren und Städten kamen alle Augenblicke Abgeordnete zu ihnen, um sie zum Rath herbeizuholen, und bald fand sich kein einziger nur einigermaßen wohlconditionirter Schildbürger mehr zu Hause, weil sie sämmtlich als Räthe an den Höfen der Fürsten lebten, um die Regierung und das Wohl der Völker zu leiten. Indeß waren ihre in Schilda zurückgebliebenen Weiber damit keineswegs einverstanden gewesen, die ganze weibliche Gemeinde zu Schilda hielt darüber eine Rathsversammlung ab, und sandte ein weitläufig motivirtes Schreiben an die abwesenden Ehemänner, worin ihnen vorgestellt wurde, daß es doch viel schöner sei, statt sorgenvoll da draußen Fürsten und Völkern zu dienen, lieber daheim in dem süßen Schilda mit Weibern und Kindern, mit Vettern und Basen sich zu erlustigen. Sämmtliche Schildaer kehrten auch sofort aus der Fremde zurück, und nach herzlicher Begrüßung mit ihren Familien hielten sie einen großen Rath, daß sie nicht mehr ihrer Weisheit wegen also von Hause abgefordert würden, sondern fortan immer bei den Ihrigen bleiben könnten. Sie beschlossen darauf, sich dumm zu stellen, und ein Jeder von ihnen solle, wo er gehe und stehe, die allernärrischsten Possen und dummen Streiche ausführen, damit Keiner im Lande mehr darauf kommen könne, sie als Rathgeber für das öffentliche Regierungswesen der Völker abzuholen. Indem sie aber jetzt aus lauter Klugheit Narren wurden, vertieften sie sich bald bis

über die Ohren in ihre eigene Narrheit hinein und konnten sich so wenig mehr aus ihr herausfinden, daß sie einen vollendeten Staatshaushalt des Narrenthums abgaben. Der Schildaer hat also seine große historische Vergangenheit, wie die ganze deutsche Nation sie hat. Der Schildaer hat früher da draußen in der Welt im Rath der Fürsten und Völker gesessen, aber was ihn von der historischen Laufbahn abgerufen hat, sind seine Weiber und Kinder, und die Erlustigung mit Vettern und Basen. Seiner ihm eigenen und angeborenen Weisheit nach könnte er Weltbürger sein, aber die Liebe zum Hause treibt ihn nun, par excellence Schildaer Bürger zu sein. Sehr rührend erscheint es als eine Narrheit, Schildaer Bürger zu sein, zu der er sich freiwillig und aus Prinzip entschlossen hat. Dies ist das arme Narrenthum der deutschen Nationalität, das aus großer ursprünglicher Weisheit und aus tiefem Bewußtsein entsteht, das sich mit Bewußtsein zum Narren machen läßt, das in diesem Bewußtsein seiner Narrheit eine Weisheit sucht, bis zuletzt Weisheit und Narrheit sich zu Zuständen ineinandergeschlungen und verwickelt haben, in denen sie den tragischen Eindruck des Wahnsinns machen. In ähnlicher Bedeutung werden wir, wenn wir zur spanischen Literatur kommen, das dort von Cervantes aufgestellte Element der Don Quixoterie erblicken, indem dieser große Dichter in der Figur des Don Quixote für seine Nation ebenfalls diese Zerfallenheit mit den bestehenden Formen der Wirklichkeit als Narrheit und Wahnsinn auftreten läßt. Das deutsche Volksbuch von den Schildbürgern giebt aber diese Dialektik von Weisheit und Narrheit mit einer wahrhaft dramatischen Darstellungskraft, und oft in wirklich erhabenen und imposanten Gruppen. Eine der vollendetsten Darstellungen ist die, wie die Schildbürger sich ein neues Rathhaus gebaut und die Fenster vergessen haben,

ſo daß es, zu ihrem größten Erſtaunen, im Innern ganz finſter iſt, und ein Rathstag ausgeſchrieben wird, wie dem abzuhelfen ſei. —

In dem Buch von den Schildbürgern iſt es beſonders das deutſche bürgerliche Gemeindeleben, das in allen Beziehungen zum Gegenſtande der Ironie gemacht wird. Ein anderes vielverbreitetes Gedicht dieſer Zeit liefert gewiſſermaßen die Ergänzung dazu, indem es mit demſelben Muthwillen der Betrachtung in die Sphäre des Hoflebens eindringt. Dies iſt das komiſche Epos vom Reineke Fuchs, in dem unter der allegoriſchen Maske der Thierwelt eine Geißel über alle Stände, beſonders aber über die höheren Kreiſe des Hof- und Staatslebens, geſchwungen wird. Dies war, ebenſo wie das bürgerliche Gemeindeleben, eine ganz neue Sphäre der Wirklichkeit in dieſer Zeit. Die Staatsintrigue, die ihren Grund und Boden in den verderbten und weichlichen Zuſtänden der ſouverainen Hofhaltung findet, hatte in der romantiſchen Politik des Mittelalters, und in den feudalen und hierarchiſchen Formen des ganzen Lebens, ſich mehr geheimnißvoll verhüllt, als daß ſie ſchon zu dieſer weltmänniſchen Beweglichkeit und Frechheit herausgetreten wäre, mit der ſie ſchon im funfzehnten Jahrhundert in das Regierungsweſen der Völker eingriff.

Als ein Symbol dieſer neuen weltlichen Durchtriebenheit der Zeiten erſcheint uns Reineke Fuchs, dieſer Meiſter der Weltformen, der durch ſeine große diplomatiſche Geſchicklichkeit, bei aller ſeiner Schlechtigkeit des Gemüths und der Sitten, doch der Sieger in allen Verhältniſſen und der mächtige Günſtling ſeines ſchwachſinnigen Herrn bleibt. Dies Gedicht legt zuerſt ein ſehr ſcharf ausgebildetes Bewußtſein über den diplomatiſchen Charakter des modernen Staatslebens an den Tag, und indem es dies Bewußtſein in den populairen Geſtalten der Thierfabel unter das Volk

brachte, stellte es dadurch für die neue politische Weltanschauung des modernen Europa's allgemein gültige Typen und Beispiele auf, die noch bis auf den heutigen Tag ihre Bedeutung behalten haben. Das Gedicht vom Reineke Fuchs hat deshalb einen durchaus universalen Charakter für diese Zeit: und man wird kaum von ihm sagen können, daß es einer einzelnen Nation ausschließlich und vorzugsweise angehöre. Diese Erfindung scheint sich bei Franzosen, Engländern, Niederländern und Deutschen gleichmäßig und ursprünglich ausgebildet zu haben. Die Untersuchung aber über die ersten Quellen des Gedichts führt sich auf diese sinnbildliche Vorstellung des Fuchses zurück, der schon frühe und zu allen Zeiten als ein politisches Symbol und als Repräsentant staatsmännischer Klugheit und Verschlagenheit gebraucht worden ist. In Frankreich gab es schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eine ähnliche Dichtung unter dem Titel des gekrönten Fuchses (Le Renard couronné), wie auch den Roman du nouveau regnard, von dem altfranzösischen Dichter Jaquemars Gielee, der zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte. Diese Gedichte scheinen jedoch keinerlei Verwandtschaft zu haben mit dem alldekannten plattdeutschen, das durch Heinrich von Alkmar in vollendeter Form gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts bearbeitet wurde. Die älteste Bearbeitung dieses Stoffes in holländischer Prosa führt den Titel: Die Historie vom reinaert de vos, und wurde zuerst in Gouda 1479, und in der berühmten Delfter Ausgabe 1485, 4to gedruckt. Daß aber vielleicht dennoch die Originalität der deutschen Erfindung zu behaupten sein möchte, könnte vielleicht daraus hervorgehen, daß die deutschen Namen der Thiere, die in dem Gedichte vorkommen, als Ziegrim und Reineke, Reinart, auch in den ausländischen Dichtungen vom Reineke Fuchs beibehalten werden

ſind. So ſcheint ein urſprünglich deutſches Gedicht allen andern Dichtungen zum Grunde gelegen zu haben.

Von dem plattdeutſchen **Reineke Fuchs** bekennt jedoch der angebliche Dichter deſſelben, **Heinrich von Alkmar**, in der Vorrede ausdrücklich, daß er das Gedicht nicht ſelbſt geſchrieben, ſondern, wie er ſagt, aus der wälſchen und franzöſiſchen Sprache übertragen habe. Dieſer Dichter, von dem man ſonſt gar nichts weiß, nennt ſich in der Vorrede auch Schullehrer und Zuchtmeiſter des Herzogs von Lothringen. Die älteſten Ausgaben dieſes Gedichts ſind Lübeck 1498 und Roſtock 1517. Die beſte Ausgabe davon veranſtaltete **Hoffmann von Fallersleben**, Breslau 1834. **Goethe** überſetzte es bekanntlich in Hexametern, zuerſt im Jahre 1794.

Das Narrenthum erſchien uns als der eigentliche Uebergang zur Freiheit des Bewußtſeins bei den Deutſchen. Der Drang dieſer Zeit, in die eigene Bruſt hineinzugreifen und ihre Ideen und Ueberlieferungen zu reinigen, bot ſich als dieſer Narr dar, der ſich deshalb mit ſo lächerlichen Gebärden auf den Kopf ſtellt, damit das ganze Menſchenweſen in ſich ſelbſt umgekehrt und in dieſer Durcheinanderſchüttelung ſeiner Gegenſätze reformirt werde. Der romantiſche Tiefſinn des Mittelalters hatte das Narrenthum ſchon in den Kreis der chriſtlichen Kirche gezogen, und in den komiſchen Kirchenfeſten, in mancherlei Prozeſſionen, und beim Kirchenbau ſelbſt in der humoriſtiſchen Spielerei der Arabeske, zu einer ſinnreichen Geltung erhoben. Auf dem chriſtlich germaniſchen Lebensgrunde erzeugte ſich die Idee der Narrheit als dieſe innerliche Kraft des Bewußtſeins, in der ſich alle Gegenſätze des Lebens verbinden wollen, und wie die chriſtliche Weltanſicht überhaupt darauf hinausgeht, die Allgegenwart des Göttlichen in jedem ächt Menſchlichen zu erkennen, ſo wird auch der höhere Gedanke der

Narrheit darin gefunden, daß auch die menschliche Verkehrtheit das Göttliche in sich trage, und daß der Narr gewissermaßen auf den Gott hinweist. Je entschiedener sich das Narrenthum der Welt zur Erscheinung bringt, desto siegreicher tritt die göttliche Idee selbst heraus, welche als das einzig erhaltende und ordnende Gesetz alles Daseins sich erweist.

Diesen philosophischen Gedanken der Narrheit brachte ein eigenthümlicher Schriftsteller dieser Zeit, Sebastian Brand, durch sein berühmtes Gedicht: das Narrenschiff zum Bewußtsein. Brand, der mit seinem gelehrten Namen auch Titio hieß, wurde im Jahre 1458 zu Straßburg geboren, und lebte zu seiner Zeit in bedeutenden öffentlichen Verhältnissen und Staatsämtern, zuerst an der Hochschule zu Basel als Rechtslehrer, dann in seiner Vaterstadt Straßburg als Stadtsyndikus, wie er auch wegen seiner bedeutenden Staats- und Rechtskenntnisse vom Kaiser Maximilian I. mehrmals an seinen Hof gezogen und von ihm die Würden eines kaiserlichen Rathes und Pfalzgrafen empfing. Brand hatte, wie Erasmus und Reuchlin, und zum Theil in enger Verbindung mit diesen, eine Erneuerung des geistigen Lebens der Zeit in den klassischen Studien des Alterthums erstrebt, aber er suchte die neue humanistische Bildung vorzugsweise auf die deutsche Volkssprache anzuwenden, in welcher er sein von allen Ständen gelesenes und zu einem Volksbuch gewordenes Narrenschiff dichtete. Dies Gedicht schwingt in seiner humoristischen Erfindung zugleich eine strenge sittliche Geißel über alle Verirrungen und Thorheiten der Zeit. Das eigenthümliche Pathos dieses in vierfüßigen gereimten Jamben geschriebenen Gedichts ist der sittliche Zorn über verkehrte und lasterhafte Zeitgenossen, und über die Ausartungen ganzer Stände, wie sie sich in des Dichters Tagen in grellen Zügen dar-

bieten mußten. Alle dieſe Schlechtigkeiten ſeiner Zeit hat Sebaſtian Brand auf einem Schiff aufgeladen, das er das Narrenſchiff nennt, und dies Schiff iſt unterwegs begriffen auf der Fahrt nach dem Lande Narragonien, wie der Dichter die Heimath aller Narren nennt, in die er ſie jetzt zurückſchaffen will. Dies iſt der allegoriſche Rahmen dieſer Schilderungen, die ſich ſonſt in 113 einzelnen Kapiteln, ohne einen bindenden Zuſammenhang, darſtellen. In dieſem Zurückſchiffen aller Narren in ihre Heimath, in Narragonien, liegt eben der Gedanke ausgedrückt, daß durch dieſe Fahrt, die der Dichter unternimmt, alle Narrheit aus der Welt herausgebracht werden ſoll, und dies Narragonien iſt dann die eigentliche Selbſterkenntniß der Narrheit, auf die es bei dem Ganzen abgeſehen iſt. So ſagt Brand ſelbſt in der Vorrede ſeines Gedichts:

— wer ſich für ein narren acht,
Der iſt bald zu eym wiſen gmacht.

Er nennt deshalb ſein Gedicht auch den Narrenſpiegel, und macht mit dem Büchernarren den Anfang, dem die Rathsnarren, Geldnarren, Kleidernarren, Liebesnarren, Bau-, Tanz-, Sauf- und Freßnarren, und andere Narren aller Art folgen, die nach ihren beſonderen Gattungen, mit Schellen und Kappen geziert, nach Schiffsladungen zuſammengepackt erſcheinen. Auch die ſittliche Verwilderung des geiſtlichen Standes nimmt einen guten Platz in der Ladung des Narrenſchiffes ein. Der Dichter zergliedert mit durchdringender Lebenskenntniß alle dieſe Zuſtände, und kehrt darin oft mit überraſchender Schärfe der Anſchauung die innerſten Wahrheiten heraus. Die ganze Darſtellung erſcheint als ein Gewebe von Sprüchen, Allegorien, Fabeln, und geſchichtlichen Beiſpielen, in einer kernhaften Sprache, die ſehr viel Bezeichnungsvolles und Eigenthümliches in ſich trägt. Der Dichter ſelbſt aber entzieht ſich nicht dieſem

großen moralischen Reinigungsprozeß der Zeit, den er in der Idee der Narrheit angestellt hat, und er nennt sich mit einem gewissen Stolz selbst einen Narren, indem er zum Schluß des Einleitungsgedichts sagt:

Es kann nit Jeder narren machen,
Er heiß dann wie ich bin genannt,
Der narr Sebastianus Brand.

Das Narrenschiff scheint vom Verfasser und von fremder Hand mehrmals überarbeitet worden zu sein, wodurch die verschiedenen abweichenden Texte dieses Gedichts entstanden sind, die oft ganz fremdartige Zusätze darbieten. Die erste Ausgabe erschien 1494 in Basel bei Johann Bergmann von Olpe.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Brand über sein Narrenschiff auch ein Collegium an der Universität zu Basel gelesen habe, wie dies über den Reineke Fuchs früher vielfältig geschah. Denn auch in dem Universitätsleben der damaligen Zeit müssen wir ein humoristisches Element erblicken, ohne das die innerliche deutsche Natur einmal nicht fertig werden konnte, und das sich als ein vollkommen berechtigtes bei Lehrern und Schülern festgestellt hatte. So wurden den Studenten damals namentlich an Feiertagen besonders heitere Vorträge gehalten, die ihnen zu Lust und Lehre zugleich bestimmt waren. Dies alte humoristische Element der deutschen Universität wird heut nur noch durch die stereotypen Professorenwitze, die alljährlich an derselben Stelle wiederkehren, etwas mühsam vertreten.

Sebastian Brand hatte in seinem Narrenschiff selbst die Sünde und das Laster unter dem Gesichtspunkt der Narrheit betrachtet, und darin für seine Zeit eine besonders milde und freie Lebensanschauung an den Tag gelegt. Es wird aber auch bei ihm Alles für Narrheit angesehen, was über das gewöhnliche Maaß des werktägigen

geſunden Daſeins in einem höheren Beſtreben hinausgeht, z. B. wenn man all ſein Sinnen darauf richte Städte und Länder zu erkunden, wenn man den Zirkel zur Hand nehme, um zu erforſchen, wie breit die Erde, wie fern das Meer ſich ziehe.

So war es der eigentlich geſunde Menſchenverſtand, der in dieſer Idee der Narrheit bei den Deutſchen ſich um dieſe Zeit conſtituirte, und der von allen phantaſtiſchen und idealiſtiſchen Abirrungen früherer Zeiten das Bewußtſein zur Ergreifung und Geſtaltung der nächſten Wirklichkeit hinwenden wollte. Dies Element der Narrheit, als die Form des volksthümlichen Selbſtbewußtſeins ſelbſt, erſcheint daher in dieſem Jahrhundert als eine allgemein menſchliche Berechtigung, in der ſich zu zeigen Jedermann zuſtehen muß, während wir heutzutage, in unſerer knapp zugeſchnittenen Modernität, auch dieſe Freiheit der Lebensbewegung, ungehindert und nach Kräften ein Narr ſein zu können, verloren haben, wie denn in unſerer Zeit eine beſondere Polizeierlaubniß auch dafür erforderlich iſt, um ein Narr ſein zu können.

Die allgemein menſchliche Bedeutung der Narrheit, die darum auch ſelbſt zu einem religiöſen Element werden konnte, zeigte ſich in dieſer Zeit des deutſchen Lebens beſonders in den Predigten, welche Johann Geiler von Kaiſersberg über das Narrenſchiff ſeines Freundes Brand auf der Kanzel gehalten. Johann Geiler wurde im Jahre 1445 zu Schaffhauſen geboren, und nach dem Tode ſeines Vaters als dreijähriges Kind zu ſeinem Großvater in Kaiſersberg im Elſaß gebracht, von welchem Ort er ſeinen Beinamen empfangen hatte. Er wurde in Baſel Doctor der Theologie, und darauf Prediger in Freiburg, Würzburg, Augsburg, und zuletzt in Straßburg, wo die prächtige Kanzel im Münſter für ihn erbaut wurde, auf

der er seine gewaltigen volksthümlichen Predigten hielt, und unter der er auch nach seinem Tode sein Begräbniß fand. Auf dieser Kanzel hielt er denn auch im Jahre 1498 seine 110 Predigten über das Narrenschiff, die als Denkmäler der Sprache wie der Zeitgesinnung gleich sehr zu beachten sind. Sie sind die originellste Mischung von freimüthiger Opposition, gewaltiger Redekraft, cynischer Ungebundenheit und moralischer Würde, und einer Satire, die zwar das Schmutzigste sich nicht zu berühren scheut, aber doch fast immer eine gewisse innere Erhebung verbreitet. Die von ihm in die Kirche selbst hereingenommene Opposition gegen die Ausartungen des geistlichen Standes muß uns um so merkwürdiger erscheinen, da er selbst der bestehenden Kirche in strenger Anhänglichkeit zugewandt blieb.

Als Sittenprediger aber schwingt er über die Thorheiten der Welt eine unerbittliche Geißel, die freilich durch die komische Miene und den scurrilen Witz, womit sie gehandhabt wird, für uns wenigstens meistentheils ihren bittern Stachel verliert, und worin er als der Vorläufer Abrahams a Sancta Clara anzusehen ist.

Seine 110 Predigten über das Narrenschiff gehen in derselben Ordnung fort, wie die Titel in Brand's Gedicht, obwohl er diesen Dichter und sein Gedicht niemals darin anführt. Seine Predigten sind zum Theil weit malerischer und ausdrucksreicher als die zum Grunde gelegten Textesworte. Geiler entwarf seine Predigten, wie dies damals üblich war, gewöhnlich lateinisch, und hielt sie deutsch, und aus dieser Nachschrift seines deutschen Vortrags scheinen sie zuerst verbreitet worden zu sein. Zwar sind doppelte Texte von den Narrenpredigten vorhanden, der lateinische, den Jacob Otther, sein Schüler, herausgegeben, und die älteste deutsche Uebersetzung von dem Franziskanermönch Johannes Pauli, die im Jahre 1520

verbreitet wurde. Doch iſt gewiß, daß ſie Geiler auf der Kanzel deutſch gehalten, und die ihm eigenthümliche Diction iſt ohne Zweifel aus ſeinem Munde in die Ueberſetzung übergegangen. Zu ſeinen Predigten über das Narrenſchiff gab Geiler auch ein Gegenſtück „das Schiff der Penitenz und Bußwürkung“ (lateiniſch: 1512, deutſch: Augsburg 1514) wie viele andere Predigtſammlungen und Erbauungsſchriften, das „Buch Granatapfel“ (Straßburg 1510) und die „Chriſtliche Pilgerſchaft zum ewigen Vaterland“ heraus, welche letztere Jacob Other 1512 nach Geiler's Tode aus deſſen Handſchriften drucken ließ.

In demſelben Kreis der Anſchauung bewegte ſich auch Thomas Murner, der ebenfalls ein Geiſtlicher geweſen, Doctor der Theologie und Doctor beider Rechte, ein kaiſerlicher gekrönter Poet, der zu Frankfurt am Main und Straßburg lebte, und zu Luzern ſtarb. Er ergriff mit einer ungewöhnlichen ſatiriſchen Schärfe das wirkliche Leben ſeiner Zeit. Unter ſeinen Werken ſind die Narrenbeſchwörung und die Schelmenzunft die berühmteſten. Auch ſchrieb er die Mühle von Schwindelsheim, die Gäuchmatt (ſoviel als Narrenwieſe). Später zeigte er ſich als einen der heftigſten Gegner Luther's im ſatiriſchen Ton, beſonders in ſeiner Schrift: „An den Großmechtigſten und Durchlüchtigſten adel tütſcher Nation,“ worin er gegen die gleichnamige Luthersche Schrift auftrat.

In gewiſſer Hinſicht kann hier auch Albrecht von Eybe (Ybe) angeführt werden, der beſonders in ſeinem Eheſtandsbuch den humoriſtiſchen deutſchen Volkston meiſterlich aufgenommen und getroffen hat. In der Vorrede zu dieſem ohne Titel erſchienenen Werk giebt ſich der Verfaſſer als „in baide recht doctor, Archidiacon zu Wirtzburg vñ Thumherr zu Bamberg vnd Aystet“ zu erkennen. Die älteſten Ausgaben ſind von Nürnberg, 1472, in welchem

Jahre der Verfasser sein Buch mit einer feierlichen Zueignung dem löblichen Magistrat und der Gemeinde der Stadt Nürnberg als Neujahrsgeschenk übersandte. Man hat diesen fröhlich gelaunten Autor, welcher das eheliche Leben nach allen Seiten hin betrachtet, vielleicht nicht ganz mit Unrecht den deutschen Montaigne genannt. Hinundwieder laufen seine moralischen Tractate, wenn der Verfasser seine lustige Phantasie von dem didaktischen Ton abführt, in kleine Novellen aus, die, in ihrer zierlichen und naiven Behandlung, an Boccaccio erinnern. Zuweilen hat er auch aus demselben entlehnt, wie die Erzählung, mit der er beweisen will, „das man frowen und junckfrowen zu rechter czeit menner geben soll." Die vortrefflich gehaltene Erzählung: „wie sich ein frow halten soll in abwesen irs mans" zeigt ihn selbst als Meister im naiven Novellenstil. Manches scheint er wörtlich aus andern Schriftstellern übersetzt zu haben, wie er überhaupt eine vielfältige Belesenheit an den Tag legt. Seine feine Auffassung von Welt- und Lebensverhältnissen ist gerade dazu geeignet, uns das Privatleben seiner Zeit, wie es geredet und für seine eigenthümlichen Zustände Worte gefunden, auseinanderzulegen.

---

5. Die kunstmäßige Ausbildung der deutschen Literatur.

Der Fortgang zu einer Hervorbildung künstlerischer Formen in der deutschen Literatur geschah sehr langsam, und in einer allmähligen Durchdringung mit denjenigen Bildungsstoffen, welche die fortschreitende Kenntniß und Aneignung fremder Literaturen, und besonders der Poesie des Alterthums, herangeholt hatte. In dieser Hinsicht kann

die deutsche Literatur den Vergleich mit den Literaturen der übrigen Völker, besonders der romanischen, die so frühe zu glänzenden Kunstformen sich erhoben, nicht im Geringsten aushalten. Die deutschen Volksbücher, obwohl sie zum Theil eine naive Abrundung und kindliche Harmonie auch in der Form aufweisen, trugen doch gerade nicht dazu bei, den Sinn für eine künstlerisch heraustretende Gestaltung in Deutschland zu erwecken, sondern sie spinnen vielmehr das deutsche Volksbewußtsein recht in diese dämmernde Innerlichkeit einer an sich selbst zehrenden Phantasie ein. Diese deutschen Volksbücher gehörten auch zum Theil fremden und namentlich französischen Erfindungen an, wie der Fierabras, Kaiser Octavianus, Vier Haimonskinder, die schöne Magellone. Die ursprünglich deutsche Volksdichtung schuf sich ihre bedeutsamste Gestalt im Faust, und drängte gerade in dieser Figur, die persönlich eben so formlos als sie geistig unendlich ist, die innersten Eigenthümlichkeiten ihres ganzen Wesens zusammen. Die Faustsage, die sich ohne Zweifel an eine historische Person anknüpfte, bildete sich erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in der bestimmten Form aus, in der sie zuerst in der Historie von Dr. Johann Fausten Lübeck 1588 sich literarisch festgestellt zu haben scheint. Das Jahrhundert der Reformation symbolisirte darin sein ganzes universales Streben, den Weltdrang der Wissenschaft, die vor ihr Revolutionstribunal zuletzt die Schöpfung selbst und die Gottheit laden wollte. Zugleich bildete sich in dieser Sage der Moment einer ganzen Völkerscheide fest, nämlich der Moment der geistigen Scheidung zwischen Mittelalter und neuer Zeit, welche beide Epochen sich im Faust auf der einen Seite entschieden trennen, auf der andern noch in einem dunkeln und geheimnißvollen Ringen mit einander begriffen zeigen. —

Das deutſche Volk verbeſſerte ſeine Darſtellungsformen namentlich durch die Ueberſetzungen der Alten. Uebertragungen griechiſcher und römiſcher Schriftſteller, beſonders des Ariſtoteles, Cicero, Salluſt, Terenz, Ovid, erſchienen ſchon frühe. Ueberſetzungen des Boccaccio, der philoſophiſchen Schriften des Petrarcha, wurden bereits im funfzehnten Jahrhundert gedruckt. Die bedeutendſten Ueberſetzer dieſer Zeit ſind Dietrich von Pleningen, Hans von Dalberg, Willibald Pirkheimer (Ueberſetzung des Iſokrates an Demonikus, Augsburg 1519), Albrecht von Eybe, hinter deſſen „Spiegel der Sitten" (Metz 1500) ſich einige verdienſtvolle Ueberſetzungen, unter Anderm von Schauſpielen des Plautus, befinden, Nicolaus von Wyle („Translation oder Tütſchungen" Eßlingen 1478) u. a.

Dieſem Bildungsſtreben gegenüber begann auch durch die Chroniken und durch die erſten Verſuche deutſcher Geſchichtſchreibung ſich die Sprache des wirklichen Lebens zu entwickeln, was auf die Hebung der literariſchen Darſtellungsformen überhaupt günſtig zurückwirkte. Die dem vierzehnten Jahrhundert angehörenden Chroniken des Johann Riedeſel, das Elſaſſiſche Zeitbuch des Jacob Twinger von Königshofen, ferner die Chronik der Stadt und der Herren von Limburg an der Lahe, welche der Schreiber Johann Gensbein verfaßte, und mehrere andere hiſtoriſche Bücher dieſer Art, können uns die Anfänge der Geſchichtſchreibung in deutſcher Sprache bezeichnen. Die thüringiſche Chronik von Johann Rothe aber, einem Mönch zu Eiſenach, die in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts herauskam, kann für die früheſte Erſcheinung eines wirklichen Geſchichtſchreibertalents in Deutſchland gelten. Dieſer Mönch, der ſich auch als Dichter bekannt gemacht, bewies ſchon eine gewiſſe Feinheit

und Anmuth hiſtoriſcher Darſtellung, die beſonders in Zeichnungen von Perſönlichkeiten auf eine merkwürdige Weiſe glücklich iſt. Man kann von ihm in der That ſagen, daß er dem trockenen Chronikenſtil ſchon eine mehr künſtleriſche und poetiſche Färbung gegeben. Die Legendendichtung, in welcher ſich Johann Rothe auch ſonſt verſucht hat, trug auch etwas von ihrem Element in ſeine Geſchichtsdarſtellung über. In einem ſtrengeren hiſtoriſchen Stil ſchrieb Johann Thurmayer, genannt Aventinus (von ſeiner Vaterſtadt Abensberg), der in einer ſpäteren Zeit des Jahrhunderts lebte. Seine baieriſche Chronik erſchien erſt in lateiniſcher, dann in deutſcher Sprache. Neben ihm können noch angeführt werden: die Chronik der burgundiſchen Kriege, von Diebold Schilling, die Weltchroniken von Steinhövel, Thomas Lirar, Werner Rolewink, Hartmann Schedel (von Georg Alt in deutſche Sprache gebracht); ferner die in niederdeutſcher Mundart geſchriebenen „Cronecken der Saſſen“ von Conrad Botho und Thomas Gheyſmer's „däniſche Chronik,“ dann Petermann Etterlyns Schweizer-Chronik, Aegidius Tſchudi's Chroniken, und das Buch von Ulrich Reichenthaler über das Concilium zu Conſtanz. Alle dieſe Erſcheinungen ſind wichtig für die Bildung des hiſtoriſchen Bewußtſeins unter den Deutſchen. Zugleich verrathen ſie das Streben nach Formen für den nationalen Geiſt, und den Drang, denſelben aus trüber Geſtaltloſigkeit in eine klarere und freiere Region zu erheben.

Nach kunſtmäßiger Gliederung für nationalen Stoff ſtrebte in dieſer Zeit beſonders der nürnberger Dichter Melchior Pfinzing, der Geheimſchreiber Kaiſer Maximilians I., geboren 1481, geſtorben 1535. Seine geſchichtliche Dichtung, der Theuerdank, die zuerſt Nürnberg 1517 erſchienen, ſtellt in einer etwas koſtbar thuenden

Form, aber zugleich in würdiger und edler Handlung, das abenteuerliche und ritterliche Lebensbild des Kaisers Maximilian in seinen Jünglingsjahren auf. Wie in dem kaiserlichen Jüngling selbst alle Fahrten und Verlockungen des Lebens und der Phantasie an einem hohen Verstandeselement ihre weise Begränzung finden, so hat auch der Dichter alle Romantik seines Stoffes in eine gehaltene und sittlich getragene Form zu zwingen gesucht, sich dazu aber der, sein ganzes Gedicht durchfröstelnden Mittel der Allegorie bedient. Der Kaiser selbst soll ihm zum Theil den Plan des Gedichts vorgezeichnet haben. In der Umarbeitung des Theuerdank durch Burkhard Waldis (Frankfurt am Main 1553 und später) ist das moralisch betrachtende Element dieser Dichtung noch stärker und überwiegender herausgetreten. Was der Theuerdank in poetischer Form, ist der Weiß-Kunig (1515) in prosaischer. In diesem Buche, das seinen Entwurf ebenfalls dem Kaiser Maximilian I. und einem seiner Geheimschreiber Marx Treizsauerwein die Ausführung verdankt, ist es gleichfalls auf eine allegorische Darbildung des historischen nationalen Stoffes abgesehen. Den Gegenstand macht die Geschichte Kaiser Friedrichs III. und seines Sohnes Maximilian aus.

6. Die Entwickelung der dramatischen Poesie in Deutschland.

Wir haben früher in dem Element der Narrheit diejenige Lust des deutschen Volkes erkannt, in der sich das allgemeine Selbstbewußtsein der Nation volksthümlich zu gestalten suchte. Aus diesem Element sehen wir auch eine

wirkliche Form der deutschen Poesie, nämlich die dramatische, sich erheben, die auf diesem bunten Grunde des Volkslebens ihre ersten Bildungsversuche machte.

Das deutsche Drama erscheint uns ursprünglich als der Versuch, diesen Narren, der im deutschen Volksbewußtsein lebte, zu einer Gruppe zu bringen, und ihn darin handelnd und in seiner wesentlichen Betheiligung an dem wirklichen Leben zu zeigen. In dem Narren liegt schon an sich ein dramatisches Element, das nur ergriffen und ausgebildet zu werden braucht, um die Entwickelung eines Schauspiels an ihm zu haben. Denn der Narr hat die ganze bestehende Welt sich gegenüber, zu der er sich gewissermaßen wie der reflectirende Chor in der antiken Tragödie verhält, in welchem Chor der geistige Träger der ganzen vorgehenden Handlung erscheint und in dem sich das innerste Gewissen aller Handelnden selbst repräsentirt. Im deutschen Volksleben hatte der Narr diese Bedeutung des antiken Chors vielfältig auszuüben gehabt. Der Narr war der erste Gewissensrath der deutschen Nation geworden, und indem er mitten in der Betrachtung des wirklichen Lebens wohnte, mit dem er sein dialektisches Spiel trieb, so wurde er der natürliche Ausgangspunkt dramatischer Gestaltungen, die sich um ihn in aller Fülle des Lebens gruppirten.

Das Drama ist selbst seinem innerlichsten Begriff nach dieses in Handlung getretene Gewissen der Nation, das die Lebensgestalten, jede in ihrer individuellen Berechtigung, gegen einander heraustreten läßt, damit sie in dem Kampf der Interessen, den sie gegen sich auszuführen haben, die wahre und höchste Idee des Daseins vollenden, und, sei es durch ihren Sieg, sei es durch ihren Untergang, verherrlichen. Das Drama ist daher die eigentliche Poesie der freien Persönlichkeit, die Poesie der Berechtigung und

der Gerechtigkeit, und in Deutschland ist es der Narr, der Hannswurst, der Pickelhäring, welcher, als dieser Volksprophet der freien Persönlichkeit, als dieser Schalk, der bei allen seinen Schelmenstreichen doch eigentlich nur die Partei des Rechts und der Wahrheit nimmt, darin zugleich als der Vermittler und eigentliche Begründer des Dramas erscheint.

Es ist zugleich das ächte bürgerliche Lebenselement, um das es sich hier handelt, und dieses in Deutschland erwachte Bürgerthum, das sich in seinem eigenen Bewußtsein erfaßt und seine Wirklichkeit geltend machen will, es bedient sich dazu zuerst des Narren, den es aussendet auf alle Wege zu seiner Verkündigung. Der eifrigste Anwalt und Vertreter der neuen bürgerlichen Zeiten ist ebenso sehr der Narr, der besonders den Pfaffen und Junker bei seiner ausschließlichen Stellung neckt und foppt, als es in der objectiven Form das dramatische Volksspiel ist, in dem sich das Element der Bürgerlichkeit zuerst seinen poetischen Ausdruck zu schaffen sucht. Der deutsche Bürgerstand ist es vorzugsweise, den wir im funfzehnten Jahrhundert plötzlich von diesem eigenthümlichen Drang ergriffen sehen, Komödie zu spielen, und den ihm eigens angehörigen Productionen eine dramatische Form zu geben. Es ist sein historisches Heraustreten in die Geschichte, das sich in diesen dramatischen Volkslustbarkeiten des deutschen Bürgerstandes ankündigen will, und das der Narr, als dieser Prophet des deutschen Bürgerthums, unter dessen Schellengeläute das deutsche Volk in die Geschichte einzieht, vermittelt. Es ist merkwürdig, daß die verschiedenen Benennungen dieses Charakters bei allen Völkern sämmtlich einen Gegenstand des Essens bezeichnen, wie Pickelhäring, Hannswurst, Jean Potage, Jean Farine, Jacques Pudding, Arlequin, Macaroni, Polichinello. Indem sich aber in dem Narren dies

Element der Mahlzeit, um deren willen er seine Possen macht oder sich neckend an Andere herandrängt, als ein so wichtiges andeutet, zeigt er sich darin eben als der wahre Repräsentant des in der materiellen Natur festwurzelnden Volkes.

Bei den Griechen war es Dionysos, der lösende und vermittelnde Gott, gewesen, der, bei dem Wendepunct dieses Volkes zu einem neuen historischen Dasein, aus seinem Dienst das Drama hatte heraustreten lassen. Bei den Deutschen war es der Narr, der, wie Dionysos, auf den materiellen Genuß hielt, und dem Jenseits der Romantik und der Kirche das auf sich selbst gewiesene Diesseits des wirklichen Lebens gegenüberstellte, in dem sich aber noch dieses unruhige Gähren und Treiben des Volksgeistes in sich selbst darstellte. Das Drama gewann daher bei andern Nationen, namentlich bei den Spaniern, bei weitem früher eine kunstmäßige und feine Ausbildung seiner Formen, während es in Deutschland lange auf diesem allgemeinen Grunde des wogenden Volksgeistes, als ein halb allegorischer, halb humoristischer Ausdruck desselben, sich bewegte.

Die ältesten Volksdarstellungen, die ein dramatisches Element in sich trugen, hatten zwar meistentheils einen kirchlichen und religiösen Inhalt, und stellten sich als diese Mysterienspiele dar, die besonders in der Passionsgeschichte und in andern hervorragenden Begebenheiten der heiligen Schrift ihren Stoff suchten. Sie machten fast einen Theil des Gottesdienstes selbst aus und kamen in den Kirchen und auf den Kirchhöfen an Festtagen zur Aufführung, wobei die Geistlichen selbst oder ein armer Pilgersmann, der gegen gute Befestigung sich zu einer Rolle verstand, die Schauspieler waren. Diese bei allen Nationen verbreiteten Mysterienspiele, welche die erste Grundlage aller thea-

tralischen Vorstellungen sind, scheinen in Deutschland schon unter den Karolingern stattgefunden zu haben, indem aus dieser Zeit ein Verbot angeführt wird, wonach bei solchen Darstellungen keine Priester- oder Mönchskleidung angelegt werden durfte. Aber auch in diesen kirchlichen Darstellungen, die eigentlich nur eine geistliche Mummerei waren, war das komische Element das grundthümliche und überwiegende, und der Narr war es recht eigentlich, der darin sein Wesen trieb und dem freien Volksbewußtsein gerade auf diesem Gebiet der kirchlichen Ueberlieferung oft die ausgelassenste Genugthuung verschaffte. Diese biblischen Volksdarstellungen nahmen alle mehr oder weniger die Form der Posse und Farce an, und zeigten sich in dieser Art unter verschiedenen Namen der Osterpossen, Weihnachtspossen, Gregorius-, Martins-, Nicolaus-Feste, Fastnachtslustbarkeiten, Nürnberger Schönbartlaufen u. a. Eines der ältesten Spiele dieser Art ist das Osterspiel vom Antichrist (ludus paschalis de adventu et interitu antichristi), das wahrscheinlich aus dem zwölften Jahrhundert herstammt. Das Stück ist in lateinischer Sprache geschrieben, in der auch die Nonne Rhoswitha aus dem Stifte zu Gandersheim ihre sechs Schauspiele, die wir noch von ihr besitzen, geschrieben hat. Diese merkwürdige Dichterin lebte um das Jahr 980 unter den Ottonen und steht in diesem geistesfinstern Jahrhundert als ein eigenthümliches und sinniges Lichtbild da. Ihre Stücke wurden zuerst im Jahre 1501 durch Conrad Celtes aus der Handschrift eines deutschen Benedictinerklosters herausgegeben.

Ihre sechs Schauspiele sind betitelt: Gallicanus, Dulcitius, Kallimachus, Abraham, Paphnutius, Glaube, Liebe, Hoffnung. Ueberall erkennt man in diesen Dramen einen frischen, feurigen Geist, eine tiefe Gemüthlichkeit, ja selbst an Humor fehlt es dieser Dichterin

nicht, wie denn z. B. in dem Kallimachus der feurige Liebhaber, dem sich die keusche, von ihm verfolgte Nonne zu entziehen weiß, von seltsamem göttlichem Zauber geblendet, einem Theekessel und einer Bratpfanne, die er für die Geliebte hält, seine heftige Liebe bekennt, und endlich voll Liebesinbrunst den Theekessel an sein Herz drückt. — Gottsched hat einen Auszug ihrer Dramen gegeben, und den ersten Aufzug des Gallicanus übersetzt.

Die Aufführung der Mysterienspiele dauerte bis in das funfzehnte Jahrhundert. In diesen geistlichen Spielen vermischt sich die Figur des Narren häufig auch mit der des Teufels. Die Teufelswirthschaft, die zuerst bei den Franzosen eine reichere Ausbildung erhalten, war auch in Deutschland bald zu einem heimischen und beliebten Element geworden, das der dramatischen Allegorie den weitesten Spielraum darbot. Es treten in diesen Stücken Sauteufel, Aufruhrteufel, Hosteufel und andere Teufel auf, und das Assortiment der Teufeleien vermehrte sich in Deutschland so sehr, daß ein berliner Prediger, Musculus, im Jahre 1555 auch einen Hosenteufel schrieb, der gegen die damals üblichen weiten Beinkleider gerichtet war. Derselbe schrieb auch noch einen Fluchteufel, einen Kriegsteufel, einen Eheteufel. Eine Gesammtausgabe aller Teufel erfolgte im Jahre 1575 zu Frankfurt a. M. unter dem Titel: theatrum diabolorum.

Im funfzehnten Jahrhundert gelangten zuerst die Fastnachtsspiele zu einiger Bedeutung und zu einer mehr bestimmten Form. Die deutsche Fastnacht- und Narrenzeit, welche dem Dionysosfest der Griechen vergleichbar ist, sollte den dramatischen Darstellungen in Deutschland zuerst einen lebhafteren Schwung geben. Das dramatische Element bildete sich hier durch die Umzüge der verkleideten Personen, die in den Häusern ihrer Bekannten und Freunde zur An-

knüpfung einer luſtigen Scene einſprachen, auf die natürlichſte Weiſe von ſelbſt. Am meiſten gediehen ſolche dramatiſchen Luſtbarkeiten in Augsburg und in Nürnberg, in welcher letzterer Stadt beſonders ſich ſchon frühe ein ſatiriſches Volkstheater gebildet hatte, das ſogar einen Chor hatte, wie das Theater der alten Griechen.

Die Reformationszeit brachte ſchon mehr Tendenzen in dieſe dramatiſche Kunſt des Volkes. Mit dem didaktiſchen und allegoriſchen Element, das ſich jetzt darin geltend zu machen anfängt, zieht auch die kirchliche Polemik in dieſe Spiele ein.

Unter den einzelnen Dichtern, in welchen ſich die dramatiſche Hervorbringung zuerſt individualiſirte, iſt beſonders Hanns Volz zu nennen, der in Worms geboren, Meiſterſänger, Barbier, und, wie es ſcheint, auch der Beſitzer einer Preſſe zu Nürnberg war, auf welcher er ſeine eigenen Poeſieen druckte. Er begann ſeine poetiſche Laufbahn mit einem Geſprächsſpiel, welches er im Jahre 1470 dichtete. Recht vaterländiſche Töne ließ er in ſeinem hiſtoriſchen Gedicht „von wannen das heilige römiſche Reich ſeinen Urſprung erſtlich hat“ erklingen, indem er darin beſonders über den Verfall des deutſchen Reiches ſeine poetiſche Klage erhebt. Als Barbier verfaßte er auch ärztliche Geſundheitsregeln. Er wurde ſpäter Proteſtant, und man rechnet ihn gewöhnlich zu den zwölf alten großen nürnberger Meiſterſängern, unter denen ihn auch Hanns Sachs und Wagenſeil anführen. Vier Faſtnachtsſpiele wurden von ihm gedruckt, die derb, witzig, gemüthskräftig und in einer ſehr beweglichen Sprache gehalten ſind. Vielleicht noch treffender und bedeutender im Ausdruck des damaligen Volksgeiſtes ſteht neben ihm Hanns Roſenplüt, genannt der Schnepperer, d. h. Schnatterer, Schwätzer. Er lebte zwiſchen 1430 und 1460 zu Nürnberg, ſcheint

aber auch als Wappendichter an den Höfen herumgereist zu sein. Vielen Ruhm gewann sich sein ernstes Gedicht von der Hempacher Schlacht (1450), in welcher die Nürnberger über die sie bekriegenden Fürsten den Sieg davongetragen hatten. Unter seinen zehn Fastnachtsspielen, die viel witzige Unzüchtigkeit und wenig dramatische Kunst aufweisen, sind: „des Turken Baßnachtspiel," „der Ehebruch" und „von den Pawern und dem Bock" am meisten gelesen worden. Eine andere eigenthümliche Production jener Zeit ist: „das Spiel von Frau Jutten," von Theodor Schernberg, das sehr bedeutsame Züge enthält, und weniger ein Satirenspiel, als eine Mysteriendarstellung im tragischen Genre zu nennen ist, obwohl neun verschiedene Teufel darin mitspielen. Der Gegenstand ist die fabelhafte Päpstin Johanna. Der ausführliche Titel dieses Stückes lautet: Ein schön Spiel von Fraw Jutten, welche Bapst zu Rom gewesen und aus ihrem Bäpstlichen Scrinio Pectoris auf dem Stuel zu Rhom ein Kindlein zeuget. Vor 80 Jahren gemacht und geschrieben, jetzt aber newlich funden, und aus Ursachen, in der Vorrede vermeldet, in Druck gegeben. Apocalip. XVIII. Bezalet sie wie sie Euch bezalet hat. Eisleben 1565. 8. bei Andreas Petri. Der Herausgeber dieser Tragödie, Hieronymus Tilesius Hirschpergensis, behauptet, daß dies Stück aus dem Jahre 1480 herstamme. „Es kommt, sagt er, aus der katholischen Kirche her, ist im Jahre 1480 durch einen Meßpfaffen, Theodoricum Schernberk, in einer Reichstatt gemacht und geschrieben, wie man mit des Authoris eigen Handschrift in Originali darthun kann, und zwar jedermann auch leichtlich in der Composition sehen wird. Darüber ist's auch also approbirt, daß es öffentlich zur selben Zeit also gespielet und agieret ist worden."

Die Entwickelung der dramatiſchen Poeſie in Deutſchland fand in dieſer Zeit ihren eigentlichen Heros in Hanns Sachs, welcher mit ſeinem wahrhaft ſchöpferiſchen Genius, mit dem er als der ächte Anfang der neueren deutſchen Poeſie erſcheint, ſich der dramatiſchen Form bemächtigte, und darin mit einer univerſalen Darſtellungsluſt alle Stoffe der Vergangenheit und den ganzen Lebenskreis der Gegenwart zuſammenzudrängen und zu erſchöpfen ſuchte.

Dieſer merkwürdige Schuhmacher Hanns Sachs ſtellt uns das bürgerliche Element der Zeit, in welchem auch alle Dichtung Deutſchlands ganz und gar aufgegangen war, auf ſeiner Höhe und in derjenigen Vollendung der Formen dar, deren es nur fähig ſein konnte. Damit bezeichnet er ſowohl entſchieden den Abſchluß der alten romantiſchen Poeſie Deutſchlands, die ſich bei ihm gänzlich in den bürgerlichen Lebensſtoff und in die moraliſche Betrachtung aufgelöſt hat, als er auch der eigentliche Reformator der neueren Poeſie der Deutſchen wird, die er ſchon in ihre eigenthümlichſten Geleiſe hineinhebt, indem er ihr das ganze Reich der Geſchichte und die unmittelbare Lebenswirklichkeit ſelbſt zu ihrer eigenſten Heimath anweiſt. Und dieſer Mann, welcher ſo bedeutungsvoll an der Gränzſcheide zwiſchen unſerer alten und modernen Cultur und als die productive Mitte derſelben daſteht, war ein armer Handwerker, aus dem niedrigſten Kreiſe des Volkes, in welchem ſich die deutſche Poeſie als dieſer ſogenannte Meiſtergeſang zu ihrer weſentlichen Erneuerung und Grundreform hingedrängt hatte, nachdem ſie als Minnegeſang an den Höfen und bei den großen Herren vom Adel abgeblüht war.

Die früheren Minneſänger waren vorwiegend Könige, Herzoge, Fürſten und Grafen, und überhaupt vornehme und reiche Leute geweſen, die größtentheils einer glänzen-

den und üppigen Lebensſtellung noch den Schmuck der Poeſie hinzuzufügen ſtrebten. Dieſer ariſtokratiſche Geſang ward durch den Meiſtergeſang, oder durch diejenigen Männer aus dem Volke abgelöſt, welche an das Singen und Dichten mehr ihre ganze Exiſtenz geſetzt und zuerſt ebenfalls an den Höfen, aber als beſoldete Meiſter des Geſanges, gelebt zu haben ſcheinen*). Dieſer Meiſtergeſang hat ſich urſprünglich ohne Zweifel aus dem umherſchweifenden Volksgeſang entwickelt, der von wandernden Sängern und Spielleuten, die ſich oft ſchon zunftmäßig organiſirt hatten, im Lande verbreitet wurde. Von dieſem Volksgeſang trennte ſich aber der Meiſtergeſang ſofort in einer ſelbſtſtändigen Bedeutung und Ausbildung, ſobald er, wie es ſcheint, erſt an den Höfen eine feſte Stellung gefunden, und nachher in beſonderen Schulen ſich innerlich und äußerlich zu einer eigenthümlichen Organiſation gegliedert hatte, was beſonders im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert geſchah, und wozu Hanns Sachs, welcher von Wagenſeil der Patriarch der Meiſterſänger genannt wird, die vollendende Hand gereicht hatte.

Dieſe eigentliche Organiſation des Meiſtergeſanges zu einer Zunft war ein Werk der arbeitenden Klaſſen ſelbſt geweſen, die den in dieſer Zeit an ſie ergangenen hiſtoriſchen Ruf, zu erwachen und ſich ihrer bewußt zu werden, zuerſt durch das Ergreifen der dichtenden Kunſt aller Orten beantworteten. Luther hatte, der Müßigkeit der katholiſchen Heiligentage und Kirchenfeſte gegenüber, die Arbeit des Volkes als den wahren Heiligendienſt hervorgehoben, und dadurch in der Arbeit weſentlich ein proteſtantiſches Lebenselement bezeichnet. Wenn Luther in der Arbeit die proteſtantiſche Freiheit ſah, ſo machten um dieſe Zeit

*) J. Grimm, über den deutſchen Meiſtergeſang 133.

die Männer der Arbeit, die Handwerker, aus der Arbeit eine Poesie, und wurden als Handwerker Dichter, wobei in der zunftmäßigen Gliederung, auf die sie noch Alles zurückführten, es ihnen begegnen mußte, daß sie auch als Dichter noch Handwerker blieben.

Die Poesie des Zunftwesens, das ebenso behaglich als gewichtig eine abgeschlossene Welt für sich bildete, über die aber jetzt das Bewußtsein ihrer Bedeutung und ihrer Verbindung mit allen höchsten und wahrhaften Lebensinteressen gekommen und in dichterischen Gefühlen aufgebrochen war, diese Poesie des Zunftwesens konnte zugleich nur ein Zunftwesen der Poesie selbst werden, aber es bewegten sich doch darin die bedeutendsten Entwickelungsmomente des ganzen Zeitalters. Diese dichtenden Handwerker stellten in der Verbindung von Poesie und Arbeit, worin das eigentliche Element des Meistergesanges besteht, zuerst den Protestantismus der Poesie dar, der vornehmlich durch Hans Sachs im tiefsten Bewußtsein ausgebildet wurde, indem man von diesem Dichter sagen kann, daß er auf die Reformation Luther's eine neue deutsche Lebenspoesie begründete, und darin dem Glaubensreformator als poetischer Reformator ebenbürtig zur Seite steht. Das protestantische Element ist von dem Meistergesang in seinem Wesen durchaus nicht zu trennen, und wie sich alle Meistersänger, darunter vor Allen Hans Sachs, mit Begeisterung dem neuen Glaubensbekenntniß selbst zuneigten und zu demselben übertraten, so war es auch die durch Luther organisirte neuhochdeutsche Sprache, welche die durch das Gesetz ihrer Schule vorgeschriebene Sprache der Meistersänger wurde und durch diese zuerst am eindringlichsten den Weg in die Kreise des Volkslebens, in Haus und Familie, fand.

Die Erneuerung des Andenkens des Hans Sachs

und ſeiner Werke, die lange in Deutſchland, gleich denen Ulrich's von Hutten, mit dem Dunkel der Vergeſſenheit bedeckt geweſen, betrifft daher zugleich die Ausfüllung einer weſentlichen Lücke in unſern Nationalerinnerungen, die wir zuerſt den Bemühungen Wieland's und Goethe's verdanken, welcher letztere beſonders in einem ſeiner bedeutendſten Gedichte „die Erklärung eines alten Holzſchnittes, vorſtellend Hans Sachſens poetiſche Sendung“ ein unvergängliches Charakterbild des „theuern Meiſters“ aufgeſtellt hat.

Die Stadt Nürnberg, in welcher Hans Sachs im Jahr 1494 geboren wurde, erſcheint uns in dieſer Zeit als ein eigenthümlicher Mittelpunkt, welcher die hauptſächlichſten Lebensbewegungen an ſich zog und in ſeinem Schooße bedeutſam ausarbeitete. So ſagte Luther ſelbſt, in der Zueignung einer kleinen Schrift („daß man die Kinder zur Schule halten ſoll“) von Nürnberg: „Nürnberg leuchtet warlich in ganz Deutſchland wie eine Sonne unter Mond und Sternen, und gar kräftiglich alle Städte beweget, was daſelbſt im Schwange geht.“ Die feinere künſtleriſche und geſellige Ausbildung der deutſchen Lebensverhältniſſe hatte vorzugsweiſe in Nürnberg ihren Sitz aufgeſchlagen und von dorther auf den deutſchen Geiſt eingewirkt. Dort lebte der kraftvolle und großſinnige Albrecht Dürer, der in der bildenden Kunſt und durch die Mittel derſelben dieſelbe Bedeutung für die deutſche Geiſtesbildung gewann, wie Hans Sachs durch ſeine poetiſchen Darſtellungen. Albrecht Dürer und Hans Sachs haben in der That dieſelbe einfache, derbe, verſtandvoll breite und im Thatſächlichen ſich erſchöpfende, dabei gemüthsinnige und geiſteskräftige Weiſe der Lebensdarſtellung miteinander gemein. Auch durch ſeine Schriften, in ſeinen mathematiſch kunſttheoretiſchen Abhandlungen, hatte Albrecht Dürer in einem gediegenen, reinen und

klaren Deutſch diejenige Proſa heranbilden helfen, welche in dieſer Zeit als inhaltsreiche Lebensproſa die Poeſie der Wirklichkeit ſelbſt in ſich aufzunehmen beginnt, und die auch in Hans Sachs, ungeachtet ſeiner poetiſchen Formen, den eigentlichen Grundkern ſeines Weſens als Dichter ausmacht.

Hans Sachs aber hatte durch ſeine Geburt ſelbſt und alle ſeine Lebensumſtände die wahre demokratiſche Dichterweihe empfangen. Denn er war eines Schneiders Sohn, und ſein Lehrmeiſter in der Poeſie war ein Leineweber, Namens Leonhard Nunnenbek, der als Meiſterſänger in Nürnberg einen Ruf hatte, und von dem dankbaren H. Sachs noch in ſeinem ſpäteſten Alter poetiſch verherrlicht worden iſt. Hans Sachs ging als Schuhmachergeſelle in ſeinem ſiebzehnten Jahre auf die Wanderſchaft, und ging über Regensburg, Paſſau und Salzburg nach München, Würzburg, Frankfurt und Wien, worauf er, nach fünfjährigem Umherziehen in der Fremde, wieder nach ſeiner Heimath Nürnberg zurückkehrte. Nach einigen Stellen ſeiner Gedichte ſcheint er jedoch auch in Italien geweſen zu ſein; ſo heißt es in einem Schwank, der vom Urſprunge des Weihwaſſers handelt, zu Anfang:

Einsmals im gnadenreichen Jar
Ich auch zu Rom umb Ablaß war
Darzu mich nicht die göttlich Lieb
Sondern allein der Fürwitz trieb
Daß ich mit guten Offerten komm
Zu beſchauen die große Stadt Rom
Und ihr groß gewaltig Gebeu
Ihr Antiquität ich mich freu.

In Nürnberg aber ſcheint Hans Sachs einen offenen Schuſterkram gehalten zu haben, der ihm jedoch ſoviel Zeit übrig ließ, daß er die unendliche dichteriſche Produc-

tivität, die in ihm lebte und drängte, vollauf und in unbegränztem Maaße befriedigen konnte. Diese Hervorbringungsluſt in ihm war ſo ſtark, daß er, ſeiner eigenen Angabe nach (in ſeiner kurzen poetiſchen Biographie, die ſich unter ſeinen Gedichten findet und bis zum Jahre 1567 reicht) vom Jahre 1514 an 6048 größere und kleinere Gedichte, 1700 Schwänke, 208 geiſtliche und weltliche Tragödien, Comödien und Faſtnachtsſpiele, 73 Kriegslieder, und noch viele andere Lieder, Schriften und Aufſätze verfertigt hat. Seine ſämmtlichen Werke machten 34 Folianten aus, die er alle mit eigener Hand abgeſchrieben hatte, wovon er jedoch ſelbſt nur eine beſtimmte Auswahl zum Druck verordnete.

Mit dieſer unermüdlichen poetiſchen Darſtellungskraft, die alle Tage wie eine regelmäßige organiſche Function ihre Genugthuung verlangte, holte ſich der Dichter gewiſſermaßen die Stoffe der ganzen Welt in ſeiner poetiſchen Werkſtatt zuſammen, denn es giebt in der Geſchichte, in der Bibel, in der alten Mythologie und in der neueren Mährchenwelt kaum irgend einen handlichen Stoff, welchen ſich nicht Hans Sachs aufgegriffen und zu ſeiner dichteriſchen Praxis untergebracht hätte. Dieſer ämſige Bienentrieb, ſich die ganze Welt in ſüße Poeſie zu verwandeln, iſt denn der eigentliche Charakter ſeines Schaffens. Bei dem Mangel an klaſſiſcher Bildung, indem er kein Latein und Griechiſch verſtand, hatte er ſich jedoch mit einer in Erſtaunen ſetzenden Beleſenheit in deutſchen Schriften den Zugang zu allem Wiſſen und zu allen Thatſachen alter und neuer Zeit zu verſchaffen gewußt. Das Alterthum ſteht ihm ebenſo nahe als die Gegenwart, die er in allen ihren Verzweigungen und Erſcheinungen mit ſeinem ruhigen klaren Auge überſchaut. Seine Zeit aber, in der er ganz und gar zu Hauſe iſt, liefert ihm den Grundton

zu seiner Behandlung aller Gegenstände der Welt. Es ist der ehrsame Hausverstand der Zeit, dabei auch das tüchtige und witzige deutsche Volksgemüth, das auf jeden Stoff seinen eigenthümlichen Stempel gedrückt hat. Die Rechtlichkeit im Handel und Wandel ist daher der eigentliche poetische Gesichtspunkt, unter den sich der Dichter alle seine Lebensdarstellungen rückt. Goethe bezeichnet deshalb in seinem angeführten Gedicht die eigentliche Muse Hans Sachsens sehr treffend als die „thätig Ehrbarkeit, sonst auch Großmuth, Rechtfertigkeit." Dadurch gelang es diesem Dichter aber gerade, die hausbackene Alltäglichkeit des deutschen Lebens mit einem poetischen Stachel zu durchdringen, und so auf höhere heimische Lebensbildungen hinzuweisen.

In dem Dichterleben des Hans Sachs sind zwei Perioden zu unterscheiden, die eine, worin er wesentlich dem Meistergesang angehörte, und worin das Stoffliche der Darstellung ein großes Uebergewicht bei ihm geltend machte, und die andere, worin er vorzugsweise als Dramatiker, in einer freieren Form der Auffassung und Behandlung, wirkte. Aus seiner ersten Periode hebt sich als ein Glanzstern seine Begeisterung für Luther und den Fortgang seiner Thaten heraus. Sein berühmtes Lobgedicht auf Luther und die Reformation entstand am 8. Juli 1523, und führt die Aufschrift:

Die Wittenbergisch Nachtigall
Die man yetzt höret überall.

Der Anfang klingt also:

Wacht auf, es nahendt gen dem tag,
Ich hör singen ym grünen hag,
Ein wunigkliche Nachtigall,
Ihr Stymm durchklinget yetzt und dall,
Die nacht neygt sich gen Occident,

Der tag gert auff von orient,
Die rothbrünſtige morgenröt
Her durch die trüben wolken göt,
Daraus die lichte Sunn thun blicken,
Des Mondes Schein thut ſie verdrücken,
Der iſt jetzt worden yleich und finſter,
Der vor mit ſeinem falſchen glinſter
Die ganzen Hert Schaf hat geblendt,
Daß ſie ſich haben abgewendt
Von yrem hirten und der weyd u. ſ. w.

Die Poeſie des Hans Sachs erſcheint hier als die wahre Vermittlerin zwiſchen Luther's Reformation und dem niederen Volksleben, in deſſen Kreiſen ſie die große Gedankenthat des Jahrhunderts zuerſt einheimiſch machte. Hans Sachs dichtete Luthern nach ſeinem Tode auch das Leichengedicht, in ſeinem „Epitaphium oder Klagred ob der leich Dr. Martin Luther's," worin die Theologie ſelbſt als Klageweib erſcheint, und den Verluſt des „treuen und kühnen Helden," wie Luther genannt wird, betrauert. Bei dieſem innigen und geiſtesverwandten Verhältniß zwiſchen Luther und Hans Sachs iſt es bemerkenswerth, daß Luther faſt niemals und an keinem Ort ſeiner Schriften oder Briefe des Dichters erwähnt hat. Doch nahm er in das von ihm zuſammengeſtellte Geſangbuch, mit beſonderem Lob, ein geiſtliches Lied von Hans Sachs auf, das berühmte: „Warum betrübſt du dich, mein Herz," das ſeitdem ein Lieblingseigenthum des proteſtantiſchen Kirchengeſanges geblieben iſt.

Was die Verdienſte Hans Sachſens als Meiſterſänger anbetrifft, ſo hängen dieſelben genau mit den inneren eigenthümlichen Einrichtungen zuſammen, in denen

ſich dieſe dichteriſche Zunftgeſellſchaft begründete. Dieſe Inſtitutionen des Meiſtergeſangs hat uns beſonders Joh. Chriſtoph Wagenſeil in ſeinem Buch „von der Meiſterſinger holdſeligen Kunſt, Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten und Lehrſätzen" überliefert, welches Buch ſich hinter ſeinem Werk de civitate Norimbergensi (Altdorf 1697) befindet. Nach einer Sage, welche unter den Meiſterſängern ſelbſt ſich fortpflanzte, geht ihr Urſprung bis ins zehnte Jahrhundert, unter die Regierung Otto's des Großen, zurück. Zu Mainz, wo die älteſten Urkunden und Inſignien der Meiſterſänger aufbewahrt wurden, ferner zu Straßburg, Augsburg, Nürnberg, Memmingen, Colmar, Ulm, hatten die bedeutendſten Singſchulen beſtanden. Dieſelben hatten eine ſo geſchloſſene Organiſation, daß die Mitglieder ſich darin nach beſonderen Graden, die durch ihre künſtleriſche Fertigkeit beſtimmt wurden, ordneten, und die Aufnahme erſt nach der bei einem Meiſter eingegangenen Lehre und Prüfung erfolgen konnte. Eben ſo hatten die inneren poetiſchen Geſetze, nach denen ſie arbeiteten, ihre beſtimmte und unumſtößliche Gliederung, welche die Tabulatur genannt wurde. Ein Meiſtergeſang oder Bar beſtand aus mehreren Stücken oder Geſätzen. Ein Geſätz theilte ſich wieder in zwei Stollen, welche eine gleiche Melodie haben mußten. Dem Stoll folgte der Abgeſang, von einigen Verſen, mit einer beſonderen Melodie, welche ſich von der Melodie der Stollen unterſcheiden muß. Hierauf folgte wieder ein Stoll, welcher ſich in ſeiner Melodie an die der früheren Stollen anſchloß.

Hinſichtlich des Reimes gab es ſehr beſtimmte Vorſchriften. Stumpfe Reime waren ſolche, die ſich einſylbig reimten (männliche); klingende Reime heißen die weiblichen; Waiſen ſind reimloſe Verſe; Schlagreime ſind zweiſylbige, aufeinander reimende Wörter, die für ſich

allein einen Vers ausmachen u. ſ. w. Von den Fehlern und Strafen, welche beim Meiſtergeſang vorfallen können, führt Wagenſeil zweiunddreißig an. An der Spitze ſteht folgende Beſtimmung: „Ein Fehler iſt, wann etwas nicht nach der hohen Teutſchen Sprache gerichtet und geſungen wird, wie ſolche in Dr. Martin Luther's Teutſcher Ueberſetzung der Bibel befindlich und in der Fürſten und Herren Cantzleyen üblich und gebräuchlich iſt.“ (Wagenſeil a. a. O. S. 525). Ferner gehörten dazu: falſche Meinungen, die aus abergläubiſchen, unchriſtlichen und unzüchtigen Worten beſtanden, deren Gebrauch unmittelbare Wegweiſung aus der Schule zur Folge haben konnte; außerdem: falſch Latein, blinde Meinungen (undeutlich und unvollkommen ausgedrückte Gedanken), blinde Worte (undeutliche und unverſtändliche Worte), Halbworte (um eine Sylbe verkürzte Worte), Anhang (wenn man an ein einſylbiges Wort eine unnütze Sylbe anhängt), Kleb-Sylben (wenn aus einem mehrſylbigen Wort durch Zuſammenziehen und Abbrechen ein einſylbiges gemacht wird), falſche Blumen oder Coloratur u. ſ. w.

Für das Höchſte in der Meiſterſängerkunſt wurde es angeſehen, eine eigene Melodie erfunden zu haben, die Ton oder Weiſe genannt wurde, und nach dem Namen des Erfinders und ihrer beſonderen Eigenthümlichkeit noch eine beſondere Bezeichnung erhielt. Solcher Singweiſen gab es gegen vierhundert, die Wagenſeil mit ihren meiſt höchſt abenteuerlichen und phantaſtiſchen Kunſtnamen verzeichnet hat, darunter: die kurze Maſſeran-Weiſe Hans Findeiſens, die Schwarzzinken-Weiſe M. Ambroſii Metzger's, die kurze Affenweiſe Georg Hagens, der Bauren-Ton Severin Kriegsauers, der ſchwarze Ton Klingsohrs, die abgeſchiedene Vielfraßweiſe Carl Fo-

ders, die gestreift-Safran-Blümlein-Weise Hans Findeisens, die hohe Firmament-Weise u. s. w.

Die Mitgliedschaft war, nach der Angabe Wagenseil's, folgendermaßen organisirt: „Wer die Tabulatur noch nicht recht versteht, wird ein Schüler; der Alles in derselben weiß, ein Schulfreund; der etliche Töne, etwa fünf oder sechs, vorsingt, ein Singer; der nach andern Tönen Lieder macht, ein Dichter; der einen Ton erfindet, ein Meister; alle aber, so in die Gesellschaft eingeschrieben sind, werden Gesellschafter genannt." Aus den Meistern war eine Anzahl von Richtern ausgewählt, die, unter dem Namen der Merker, alle in den Arbeiten vorkommenden Verstöße gegen die Tabulatur zu rügen, die Strafen dafür zu bestimmen, über die Aufnahme neuer Mitglieder zu entscheiden und bei Wettgesängen das schiedsrichterliche Urtheil abzugeben hatten.

Wagenseil beschreibt die feierlichen Zusammenkünfte der Meistersänger in Nürnberg folgendermaßen: „In Nürnberg ist denen Meistersingern erlaubt, ihre Sing-Schulen die Sonn- und Feiertage Nachmittag, so oft es ihnen gefällig, zu halten; welches jedoch der Zeiten gar selten, und fast nur um die Hohen Fest geschieht. Und ist hiezu sonderlich, von Alters, die sogenannte Catharina-Kirch, vielleicht weil selbige heilige Jungfrau und Märtyrerin für eine Patronin der freien Künste, nach Art, als man vormals bei den Heiden die Minervam gehalten, in der Römischen Kirche aufgeworfen worden. — Wenn ein Sing-Schul soll gehalten werden, lassen etliche Tage vorher die Merker oder Fürsteher der Meister-Singer-Genoßschaft hierzu ansagen; und geschieht solche Ansage durch den jüngsten Meister, welcher zu jeglichen Gesellschafter in seine Behausung gehen, und deßwegen einigs Recompens nicht begehren soll. Wer das nit thät, dem soll in einem Jahr nit gemerckt

werden. — Es ist ein jeder Gesellschafter verbunden, so er zur Sing-Schul berufen wird, zu erscheinen, und wann er nicht kommen kann, sich durch den Umsager entschuldigen zu lassen. — Inmittels wird in der Catharina-Kirch, bei Anfang deß Chors, ein niedriges Gerüst aufgerichtet, darauff ein Tisch mit einem großen schwarzen Pult, und um den Tisch Bänke gesetzt werden, und wird solches Gerüst, welches man das Gemerke nennt, mit Fürhängen gantz umzogen, daß man außen nit sehen kann, was darinnen geschiehet. Eine kleine Cathedra, in Form einer Cantzel, auff welche derjenige, so ein Meisterlied absinget, sich setzet, und der Sing-Stul heißet, bleibt beständig unverrückt an ihrem Ort, ohnfern der großen Cantzel, davon die Predigten gehalten werden. Wann der zur Sing-Schul bestimmte Tag erschienen, so geschiehet deren Anzeigung durch vier oder fünf in der Stadt öffentlich aufgehenkte Tafeln, davon drei an unterschiedlichen Stöcken des großen Markts, die vierte aber an dem äußern Thor, wodurch man zu der Catharinen-Kirche gehet, angemacht werden. Auff einer von den Tafeln, so auf den Markt hangen, ist ein Garten abgemalet, in welchem etliche Personen herumwandeln. Und ist in der Höhe zu lesen:

„Zwölff Alte Männer vor viel Jahren,
Thäten den Garten wohl bewahren,
Vor wilden Thieren, Schwein und Bären,
Die wollten ihn verwüsten gern;
Die lebten, als man zählt vorwahr,
Neunhundert und zwei und sechzig Jahr."

In dem vorgeschriebenen Geleise der Meister-Sänger-Formen hatte Hans Sachs so viel productives Leben zu entwickeln gesucht, als vielleicht überhaupt darin möglich war.

den konnte. Seine höhere und umfaſſendere Bedeutung als Dichter haben wir jedoch in ſeinen zahlreichen dramatiſchen Arbeiten zu ſuchen, auf deren Form und Geſtaltung Terenz und Reuchlin von beſonderem Einfluß geweſen zu ſein ſcheinen. Die Uebertragungen des Terenz ſowohl, wie die neuere lateiniſche Dramatik, mit welcher Reuchlin durch ſeine scenica progymnasmata und ſein Drama Sergius vorangegangen war, hatten überhaupt in dieſer Zeit einen bedeutenden Einfluß auf eine kunſtmäßigere Entwickelung der dramatiſchen Poeſie in Deutſchland gewonnen.

Die dramatiſchen Arbeiten von Hans Sachs zerfallen in Tragödien, Komödien und Faſtnachtſpiele, unter welchen letzteren ſich ſeine reichſten und gelungenſten Darſtellungen finden. Aller höhere Kunſtbegriff der dramatiſchen Geſtaltung geht ihm freilich noch ab, und ebenſo wenig kann er eigentlich das Weſen der Tragödie und Komödie klar auseinanderhalten, die bei ihm häufig auf eine ſehr naive Weiſe zuſammenfallen und ineinander übergehen. So hat er auch allen ſeinen Perſonen, aus welcher Weltgegend er ſie immer zuſammengeholt haben mag, durchaus den Stempel des nürnberger Stadtcharakters aufgedrückt. Gott der Herr ſelbſt, wo er bei ihm auftritt, kann ſich nicht anders als in der nürnberger Denkart und Sprechweiſe expectoriren. Von ſeinen 50 weltlichen Komödien ſind beſonders zu nennen: „Comödie, darin die Göttin Pallas die Tugend und die Göttin Venus die Wolluſt verſicht," in welcher die alten heidniſchen Göttinnen, Herkules und Epikur, der chriſtliche Satan und Kaiſer Karl V. in ehrbarſter Unbefangenheit, als wenn ſie durchaus zuſammengehörten, miteinander verkehren; ferner das „Kampfgeſpräch zwiſchen Jupiter und Juno, ob Weiber oder Männer zum Regiment tauglicher ſeien," die „geduldige und

gehorsame Markgräfin Griselda," „der alt reich Burger, der seinen Söhnen sein Gut übergab," Persones die Königin reit den Philosophum Aristoteles," u. a.

Unter seinen 26 geistlichen Komödien ist die bemerkenswertheste und unterhaltendste: Comödia die ungleichen Kinder Evä, wie sie Gott der Herr anredt. 1553. In der Vorrede sagt der Ehrenhold, der in den Fastnachtsspielen den Prologus vorstellt:

Ein Comödi und lieblich Gedicht
Das ursprünglich hat zugericht
Im Latein Philippus Melanchton
Und nun dem gemeinen Man
Auch in teutsche Sprache ist gewandt.

Diese höchst kurzweilige Komödie ist aber nicht etwa nach einer vorangegangenen lateinischen Bearbeitung des Melanchthon gemacht, sondern dieser letztere hatte bloß das alte fromme Mährchen, das hier zum Grunde liegt, in einem seiner Briefe erzählt, woraus denn Hans Sachs seine Komödie schöpfte. Die Elemente, welche der Dichter hier durcheinandergemischt hat, die Urzeit des Menschenlebens, in die der bürgerliche Verstand von Heut plötzlich und ohne alle Entschuldigungen hineingetreten ist, das Paradies, in dem Gott Vater schon die Kinder Adams aus dem Katechismus Luther's examinirt, Alles dies ist von der drolligsten und unwiderstehlichsten Wirkung. Im ersten Act theilt Adam der über den Genuß des Apfels sehr reumüthigen Eva mit, daß Gott der Herr morgen, als an einem Sonntage, sie besuchen wolle, um zu sehen, wie sie haushalten, wie sich die Kinder befinden, und was sie gelernt haben.

Darumb, so thu die Kinder baden
Strehl sie, und schmück sie allesammt

Und leg ihn an ihr Feiergewand,
Kehre das Haus und ſtreue ein Graß
Auf daß es hierin ſchmeck deß baß,
Wenn Gott der Herr kommt morgen rein
Mit den lieben Engelein ſein.

Eva iſt ſehr erfreut über dieſe Nachricht, und verſpricht die Kinder ſogleich zu waſchen und das Haus zu ſcheuern. Dann klagen ſich die Aeltern ihre Noth über den unartigen Sohn Cain, der gar nicht dem wohlerzogenen Abel gleiche. Dieſer kommt eben herein und wird beauftragt, Cain zu ſuchen, damit ſie gewaſchen werden. Im zweiten Act ſucht Abel ſeinen ungerathenen Bruder auf, und wird von ihm mit harten Worten angelaſſen. Die nahe Ankunft des Herrn erfreut den Cain gar nicht, und er folgt ſeinem Bruder nur in's Haus, weil er vor den Hieben des Vaters Furcht hat. Sie gehen zu den Aeltern, und hier erhebt ſich ein Streit, denn der ungerathene Cain will ſich durchaus nicht waſchen und kämmen laſſen.

Ich will wol ungewaſchen ſein.
Wann mich die buben thun erhaſchen
Werd ich wohl umb den Kopf gewaſchen
Daß mir rinnt über's Maul das Blut.

Im dritten Act kommt der Herr mit ſeinen Engelein, Adam und Eva empfangen ihn, Cain mit 6 Brüdern und Abel mit andern 6 Brüdern ſtellen ſich links und rechts auf. Unendlich komiſch iſt die Figur Gott Vaters; er examinirt Abel mit ſeinen Brüdern im Katechismus, wobei er die Fragen genau nach der Weiſe des lutheriſchen Katechismus ſtellt, und ſich ganz an die 5 Hauptſtücke deſſelben hält. Abel antwortet auf Gottes Fragen wie ein Doctor der Theologie, und Gott iſt ſehr zufrieden mit ihm. Schlimmer aber ſteht es mit Cain und ſeiner Rotte, die auf des

Herrn Fragen nur verkehrte Antworten geben. Als Cain z. B. den Glauben auffagen ſoll, ſpricht er:

Ich glaub' an Gott, Himmel und Erden
Und auch des Samens Weib muß werden,
Dazu des heiligen Geiſtes Namen
Die Sünde, Fleiſch und Leben. Amen.

Seiner Brüder Einer betet das Vaterunſer folgendermaßen:

O Vater Himmel unſer
Laß uns alhier Dein Reich geſchehen
Im Himmel und auf Erden ſehen
Gieb uns Schuld, täglich viel Brodt
Und alles Uebel Angſt und Noth.

So weit iſt das Gedicht ein ſehr gelungenes Idyll zu nennen, das ſich in einigen vortrefflichen Contraſten gruppirt. Der fünfte Act dagegen iſt trocken und unerfreulich; mit ihm beginnt die eigentliche Handlung, die Ermordung Abels, zu der Cain vom Teufel beredet wird. Die Brüder gehen hinaus Gott zu opfern, und Abel ermahnt den Cain zum Guten, und fordert ihn auf, doch um der ewigen Seligkeit willen Gutes zu thun. Cain antwortet:

Ich weiß wol, wie es ſteht auf erden,
Wie's dort zugeht, das weiß ich nicht.
Doch wenn mich Gott darzu verſieht
Daß ich auch ſelig werden ſöll
So werd ich ſelig, ich thue was ich wöll.

Er erſchlägt den Abel, und gräbt ihn ein. Dann kommt der Herr ihn zu verdammen. Cain meint, er werde ihn tödten, worauf aber Gott erwiedert:

Nein Cain, wer dich ſchlegt auf erden,
Sols ſiebenfalt gerochen werden.
Da mach an Dich ein Zeichen ich
Daß niemand ſoll erſchlagen Dich.

Satan flüstert darauf dem Cain zu:

Cain, thu Dich an ein baum henken
Oder in ein Waſſer ertrenken
Auf daß Du kommſt der Marter ab
Und ich an Dir ein höllbrand hab. — —

Eine Ausgabe seiner Gedichte besorgte Hans Sachs selbst bei seinen Lebzeiten zu Nürnberg (1558—1561) in 3 Foliobänden; dieselbe erschien vermehrt in 5 Bänden (Nürnberg 1570—1579). Eine spätere noch mehr vervollständigte Ausgabe ist die zu Kempten gedruckte, zu Augsburg verlegte, in fünf Quartbänden (1612—1616). —

Unter den übrigen Dichtern dieses Zeitraums, welche die dramatische Form der Poesie auszubilden suchten, ist zuerst Paul Rebhuhn zu nennen, der Schulmeister zu Plauen, nachher Pfarrer zu Oelsnitz und zuletzt Superintendent im Amte Voigtsberg gewesen. Er stand mit Luther und Melanchthon in brieflichem Verkehr, und zeichnete sich vor seinen dichtenden Zeitgenossen besonders durch eine höhere künstlerische Ausbildung der Sprache und des Versmaaßes aus, wozu ihm das Studium der Alten verholfen hatte. Namentlich unterschied er zuerst genau jambische und trochäische Verse von einander. Von seinen Arbeiten sind uns bekannt: „Ein Hochzeitspil auf die Hochzeit zu Cana Galilaea geſtellet" (Zwickau 1538) und „Ein geiſtlich ſpil von der Gottfurchtigen und keuſchen Frawen Suſannen, ganz luſtig und furchtbarlich zu leſen" (Zwickau 1536 und 1544). Dies Stück hat ein lyrisches und musikalisches Element in sich, und scheint als eine Art von Singespiel dargestellt worden zu sein, zu welchem Ende es auch mit Noten versehen gewesen.

Als der bedeutendste dramatische Dichter nach Hans

Sachs steht in dieser Zeit der Nürnberger Notar und Gerichtsprocurator Jacob Ayrer da. Er bildete sich zum Theil nach Hans Sachs, dessen Zeitgenosse er war, doch brachte er schon kunstreicher angelegte Intriguen und Verwickelungen in seine dramatischen Spiele. Man nennt ihn gewöhnlich den Begründer des deutschen Singspiels, obwohl dasselbe schon früher bestanden zu haben scheint. Doch war Ayrer wohl der erste, welcher den musikalischen Vortrag in bestimmterer Weise im Drama einführte. Seine Singspiele sind in numerirte Strophen abgetheilt, und in musikalischer Hinsicht ist den Schauspielern weiter nichts vorgeschrieben, als daß sie das zu Singende „nach der Melodie eines beliebten Volksliedes" vortragen sollen. Oft wird es auch gänzlich in ihre Willkür gestellt, „ein zur Sache passendes Lied einzuschalten." Ayrer hat schon mehr theatralischen Zuschnitt und ein bestimmter organisirtes Bühnenwesen, und giebt selbst für die scenische Einrichtung seiner Stücke oft genaue Vorschriften. Er theilt seine Bühne in drei Theile, welche er die Zinne (das obere Theater), die Brücke (den etwas erhöhten Hintergrund der Bühne), und das Proscenium nennt. Das Theater hat bei ihm Vorhang und Maschinerie, die Schauspieler tragen Masken und charakteristische Kostüme. Das Stoffliche, welches Ayrer zu seinen Stücken benutzte, ist ebenso bunt und aus allen Weltgegenden und Autoren zusammengeholt wie bei Hans Sachs, doch tritt in den Ayrer'schen Stücken das Element des Romantischen und Wunderbaren überwiegender ausgebildet hervor. Seine beiden Stücke von der schönen Melusina: „Tragedi Erster Theil, von der schönen Melusina und ihrem verderben vnd Untergang," in 6 Akten, und „Tragedi Ander Theil, von der schönen Melusina, wie Goffrius gehauset, vnd sein endt genommen hat," in 6 Akten, zeichnen sich vor allen übri-

gen durch die ſehr geſchickte dramatiſche Durchführung aus. Unter ſeinen Faſtnachtſpielen iſt ſein „Comediſcher Prozeß wider der Königin Podagra Tyranney“ beſonders ergötzlich. Dies Stück iſt in vollſtändiger Prozeßform, die man in damaliger Zeit mehrfach zu dramatiſchen Darſtellungen benutzt findet, abgehandelt. Es erſcheinen darin die vom Podagra befallenen Helden Priamus, Achilles und Ulyſſes, und Hans Sachs tritt ſeltſamer Weiſe als ihr Rechtsanwalt auf, indem er vor dem römiſchen Kaiſer Severus den Prozeß gegen die Königin Podagra anhängig macht, die aber an Petrarcha einen ſehr beredten Vertheidiger findet, durch deſſen Bemühungen ſie freigeſprochen wird. Jacob Ayrer, deſſen Geburts- und Todesjahr nicht beſtimmt angegeben werden können, ſchrieb, nach der Annahme von Koch und Bouterwek, ſeine Stücke zwiſchen den Jahren 1570—1589, nach Tieck, der in ſeinem Altdeutſchen Theater fünf Stücke von Ayrer mitgetheilt hat, erſt in einer ſpäteren Zeit, vom Jahre 1610 an. Eine Sammlung ſeiner Stücke erſchien nach ſeinem Tode unter dem Titel: „Opus theatricum, dreyſig ausbündtige ſchöne Comedien vnd Tragedien von allerhand denkwürdigen alten Römiſchen Hiſtorien und andern Politiſchen geſchichten und gedichten, Sampt noch andern Sechs und dreyſig ſchönen luſtigen vnd kurtzweiligen Faßnacht- oder Poſſen Spilen, durch Weyland den Erbarn und wolgelährten Herrn Jacobum Ayrer Notarium publicum vnd Gerichts-Procuratoren zu Nürnberg ſeeligen“ ꝛc. ꝛc. Nürnberg 1618, Fol. In der Vorrede „an den chriſtlichen gutherzigen Leſer“ heißt es, daß Ayrer“ zu ſeinen Müſſigen ruhſtunden und erquickzeiten ſich in der löblichen Poeterei ergötzt, und dies opus geſchrieben, das nicht allein zum Leſen anmütig und lieblich, ſondern darin auch alles nach dem Leben ſo angeſtellt vnd dahin gerichtet, das mans

(gleichsam auff die neue Englische manier vnd art) alles Persönlich Agiren und Spilen kann."

Diese letztere Stelle ist um so bemerkenswerther, als sie den hervorragenden Einfluß der Englischen Comödianten an den Tag legt, welche um diese Zeit, in einer förmlich organisirten Gesellschaft, in Deutschland umherzogen und hier durch ihre beliebten Vorstellungen die Lust am Drama und Theater wirksam verbreiteten. Wo diese Schauspieler eigentlich hergekommen, ob sie ursprünglich Engländer, oder ob sie Deutsche gewesen, welche in England ihre Stücke zusammenbrachten, und dieselben nachher in Deutschland, von Stadt zu Stadt umherziehend, an den Höfen und bei allen Festgelagen, zu ihrem Erwerb spielten, darüber hat sich niemals eine bestimmte Aufklärung ermitteln lassen. Soviel ist gewiß, daß diese englische Schauspielergesellschaft um diese Zeit den herrschenden Ton für alle dramatischen und theatralischen Vergnügungen der Deutschen abgab, und der Typus der deutschen Schauspielergesellschaften wurde, die nach ihrem Vorbild sich mehr und mehr jetzt organisirten. Die von ihnen gespielten Stücke erschienen in zwei Sammlungen, die erste unter dem Titel: „Englische Comedien und Tragedien d. i. Sehr schöne, herrliche und auserlesene, geist- und weltliche Comedi und Tragedi-Spiel, sampt dem Pickelhäring" 1620 (neue Ausgabe 1630); und die zweite: „Schaubühne Englischer und Französischer Comödianten" 3 Bände, Frankfurt 1670 (der zweite und dritte Band führt den Zusatz: „sampt dem Pickelhäring)," und Frankfurt und Leipzig 1727 in 3 Bänden. Besonders berühmt scheint unter den Stücken der Engländer eine Pantomime gewesen zu sein, welche die Geschichte der Susanne vorstellte, und deren Aufführung bei einem Feste an dem Hofe des Herzogs Friedrich von Würtemberg (1603) erwähnt wird.

Die Liebe zum Theater drang jetzt in alle Stände ein, und selbst vornehme Herren, wie der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, beschäftigten sich damit, Komödien zu dichten. Dieser theaterlustige Fürst, der sich zuerst ein eigenes Hoftheater gründete, schrieb selbst mehrere Stücke, denen zum Theil eine komische Wirkung nicht abzusprechen ist, wenn sie auch sonst keine bedeutendere poetische Begabung aufweisen. Am bekanntesten unter seinen Stücken ist die: „Tragoedia H. I. B. A. L. D. E. H. A. von geschwinder Weiberlist einer Ehebrecherin" (Magdeburg 1605 und 1606.) Die Buchstaben auf dem Titel sollen die Autorschaft des Herzogs folgendermaßen andeuten: Henricus Iulius Brunsvicensis ac Luneburgensis dux editit hunc actum. Eine besonders originelle Composition ist seine: „Comedia H. I. D. B. E. L. E. P. I. H. L. von Vincentio Ladislao, Satrapa von Mantua." (Magdeburg, ohne Jahreszahl.)

Von den übrigen dramatischen Dichtern dieser Zeit ist eine große Anzahl zu nennen. Thomas Naogeorgius (der unter verschiedenen Namen erscheint und wahrscheinlich Johann Christian Kirchmaier hieß), ein Prediger von freier Denkweise und Lehre, schreibt lateinische Komödien in reformatorischer Richtung, die er größtentheils selbst ins Deutsche übersetzt zu haben scheint. Auch dichtete er eine poetische Satire gegen das Papstthum unter dem Titel Regnum papisticum, (Basel) welche der treffliche Fabeldichter Burkhard Waldis („das Päpstische Reich" 1555) ins Deutsche übersetzte. Johann Crigin-ger, genannt Vallensis, schrieb die „Historie vom reichen Mann und armen Lazarus" (1555); der züricher Wundarzt und Steinschneider Jacob Rueff ein „lustig Spiel von Erschaffung Adam und Eva und ihrem Fall im Paradies" (Zürich 1550); Georg Wickram, Stadt-

ſchreiber zu Burkheim, „der treue Eckart, ein neu Faſtnachtſpiel," (Straßburg 1538) und „Tobias, ein ſchön chriſtlich Bürgerſpiel" (1562). Dieſer letztgenannte Autor zeigt ſich uns auch in einer umfaſſenderen literariſchen Thätigkeit und Zeitbeziehung, beſonders durch ſein „Rollwagenbüchlein oder Rollwagen von Schimpf und Ernſt" (Straßburg 1557), worin er, durch eine Zuſammentragung von allerhand luſtigen und ſatiriſchen Geſchichten, beſonders die Sitten des geiſtlichen Standes geißelte und dem polemiſchen Geſchmack ſeines Zeitalters diente. Seinen Roman: „der Goldfaden" hat Clemens Brentano in einer neuen Bearbeitung (Heidelberg 1809) herausgegeben.

Ein dramatiſcher Dichter von nicht gewöhnlicher Fruchtbarkeit war Nicodemus Friſchlin (1547 — 1590), der die meiſten ſeiner Stücke lateiniſch ſchrieb; ſie wurden von Andern ins Deutſche übertragen, eines, „Julius Redivivus" durch Jacob Ayrer (Nürnberg 1585). Martin Hayneccius (1544 — 1611), ein Schulrector, ſchrieb Hanso framea, (Lips 1571), von ihm ſelbſt unter dem Titel: „Hans Pfriem oder Meiſter Kecks" (Leipzig 1582 und öfter) in deutſcher Sprache bearbeitet. Ferner iſt von ihm bekannt ſein Almansor (1588) Deutſch: „der Kinder Schulſpiegel oder der Schulteufel" (1582. 1603). Auch der breslauer Schuſter Adam Puſchmann, (1532 — 1600), welcher gewöhnlich der letzte Meiſterſänger genannt wird, der treugeſinnte Schüler von Hans Sachs, deſſen Tod er in ſo innigen Tönen beſungen, dichtete eine „Comödie von Jacob und ſeinem Sohn Joſeph," welche 1583 zu Breslau aufgeführt wurde. Ein mecklenburgiſcher Schulrector, Franz Omichius, ſchrieb eine Komödie „von des Dionyſius und Damens und Pythias Brüderſchaft" (Roſtock 1588). Bedeutender ragt Johann Stricker hervor, von dem beſonders „der deutſch

Schlemmer, geistlich Spiel" (Magdeburg 1588) und „Fall Adams und Evä" (1590) bekannt sind. Bartholomäus Ringwaldt, ein Prediger der Mark Brandenburg, hat sich besonders durch seine geistlichen Lieder und im Lehrgedicht eigenthümlich und kräftig hervorgethan. Sein größeres Gedicht: „die lautere Wahrheit, wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann verhalten soll" (Erfurt 1585; bis 1598 in sechs Auflagen erschienen) ist auch durch eine tüchtige Ansprache an das Nationalbewußtsein der Deutschen bemerkenswerth. Von seinen dramatischen Arbeiten, mit denen er sich ebenfalls beschäftigte, ist besonders sein Speculum mundi (herausgegeben von seinem Sohn Christian, Frankfurt a. d. O. 1590) anzuführen. Viel Aufsehen erregte in dieser Zeit ein Stück von Johann Brummer, einem schwäbischen Rector, unter dem Titel: Tragicomödia apostolica (Lauingen 1592), worin die ganze Apostelgeschichte dramatisirt erscheint. Zacharias Rivander schrieb ein dramatisches Spiel: Lutherus redivivus (1593). Und in dieser Weise ließen sich noch eine Menge von Namen dramatischer Dichter anführen, welche ihrem Stande nach größtentheils der Kirche und Schule angehörten, und besonders geistliche Spiele in großer Anzahl verfertigten.

---

7. Deutschland. Die didaktische und satirische Poesie der Reformationszeit.

Die protestantische Bewegung der Geister, nachdem sie sich in der Bildung der Zeit tiefer festgesetzt hatte, machte in den Richtungen der deutschen Poesie besonders zweier-

lei Elemente vorherrſchend, das didaktiſche und das ſatiriſche, welche als weſentlich charakteriſtiſche Formen des deutſchen Bewußtſeins in dieſer Periode auftreten. In beiden drückt ſich die Kraft und die Klarheit aus, welche der Geiſt nunmehr der Wirklichkeit gegenüber gewonnen, in deren lebendiger Mitte er' ſich ſo heimiſch und berechtigt fühlt, daß er dieſelbe mit überlegener Macht des Bewußtſeins ſeiner Betrachtung unterwirft. Dieſe Anſchauung der Wirklichkeit wird eine didaktiſche, wo der betrachtende Geiſt aus ſeinem eigenen Bewußtſein die ſittlichen Formen des Lebens ableitet und darin die Harmonie des beſtehenden Daſeins zu begründen ſtrebt. Dagegen ſchafft ſich der ſatiriſche Genius ſeinen Beruf aus der Freiheit und Feſtigkeit des Standpunktes, welcher in dieſem Zeitalter im Reich des Denkens und Glaubens errungen iſt, und auf dem alle Gegenſätze zu einem Spiel froher und übermüthiger Laune, alle Widerſprüche nur zu einem Reiz werden, an dem das eigene Behagen und die glänzendſte Genugthuung des Daſeins ſich feſtſtellt.

Den didaktiſchen Ton der Poeſie ſchlagen in dieſer Zeit faſt alle bedeutenden Dichter mehr oder weniger an. Beſonders iſt es die Fabel, welche nach dieſer Seite hin unter den literariſchen Formen der Reformationszeit wieder hervortritt und ſich in mehreren bedeutenden Erſcheinungen geltend macht. Der alte Aeſop wird dabei wieder als Muſter ergriffen und nachgebildet, oder es wird in ſeinen hergebrachten Typen das Eigene geliefert, wie Luther „Ein neu Fabel Eſopi vom Löwen und Eſel" (1528), die ſeine eigene Erfindung iſt, herausgab. Als der bedeutendſte Fabeldichter dieſer Zeit muß uns aber Burkhard Waldis erſcheinen, der Kaplan der Landgräfin Margarethe von Heſſen, der früher als Mönch ein vielfaches und buntes Wanderleben führte, und dann zum Pro-

testantismus übertrat, worauf er sich als einen heftigen Gegner des Katholizismus bewies. Die Darstellungsmanier in seinen Fabeln, die auf einer großen Welt- und Menschenkenntniß beruhen, ist durch Natürlichkeit, Feinheit und Leichtigkeit ausgezeichnet. Sein bis auf die heutige Zeit anziehend gebliebenes Fabelbuch erschien unter dem Titel: „Esopus, ganz neu gemacht und in Reimen gefaßt mit sammt hundert neuer Fabeln" (Frankfurt am Main 1548). Zu seinen eigenen Fabeln nahm er den Stoff aus Boccaccio'schen Novellen, aus Volksschwänken, Tausend und einer Nacht und ähnlichen Quellen. Neuere Fabeldichter haben ihn häufig benutzt und nachgebildet, wie F. W. Zachariä in seinen Fabeln und Erzählungen in Burkhard Waldis Manier (1771). Der „Psalter, in neue Gesangsweise gebracht" welchen B. Waldis herausgab (Frankfurt 1553), und seine Umarbeitung des Theuriank (1553) entsprechen nicht seinem Ruhm, den er als Fabeldichter behauptet. Sein Geburtsjahr läßt sich nicht angeben, doch fällt sein Tod nach 1554.

Ein eigenthümlicher Schriftsteller dieser Zeit ist Erasmus Alberus (1500—1553), der zu Wittenberg seine Studien machte und lange ein flüchtig umhergetriebenes Leben führte, bis er zuletzt General-Superintendent zu Neubrandenburg wurde. Er trat mit großer Schärfe und Energie satirisch gegen viele falsche Richtungen seiner Zeit auf, besonders in seinem merkwürdigen Buch „der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran" (zuerst mit einer Vorrede von Luther, ohne Jahreszahl, erschienen, spätere Ausgaben: Wittenberg 1542 und 1573). Er lieferte darin eine satirische und höchst ausgelassene Uebersetzung der Albizzi'schen Vergleichung zwischen dem heiligen Franciscus und Jesus Christus. Eine Umarbeitung dieses Buches gab später (1614) Fischart heraus. Die 49

Fabeln, welche Erasmus Alberus in seinem „Buch von der Tugend und Weisheit" (Frankfurt am Main 1550) gab, und die er in seiner Jugend gedichtet, sind nicht ohne Witz und Laune. Man findet darin auch eine Schilderung des Lebens Aesop's, wie auch die Fabel Luther's vom Löwen und Esel darin in Reime gebracht ist. Als polemischer Schriftsteller nahm Erasmus Alberus, der einen großen Eifer für Luther an den Tag legte, eine bedeutende Stellung zu den kirchlichen Bewegungen des Tages ein. Sein „Contrafactur Jörg Witzels" (eine Streitschrift gegen den bekannten G. Wicel), ferner „Neue Zeitung von Rom, woher das Mordbrennen kam" (1541) und „Dialogus vom Interim" (1548) wurden in dieser Beziehung besonders wirksame Erscheinungen der damaligen Kirchenpolemik.

Weniger bedeutend erscheint uns Daniel Holzmann, ein Meistersänger, der zu Augsburg und Wien lebte und die Cyrillischen Fabeln, 95 an der Zahl, in vierfüßige gereimte Jamben brachte, unter dem Titel: „Spiegel der natürlichen Weisheit" (Augsburg 1571, 72). Dies Fabelbuch war damals sehr verbreitet und vielgelesen, obwohl ihm, gegen die Leistungen von Waldis und Alberus, nur ein geringer Werth zuzugestehen ist.

Reichhaltiger und vielseitiger ist das satirische Element in dieser Periode vertreten. Der Hang zur Satire erweist sich namentlich in dieser Zeit als ein natürlicher Grundzug des deutschen Geistes, der sich in seine ernstesten Verhandlungen und Darstellungen oft unabweisbar einmischt. Luther selbst kann in vielem Betracht als der erste Satiriker der deutschen Nation angeführt werden, und er zeigt sich uns oft, nicht bloß in seinen unmittelbar polemischen Schriften, sondern überhaupt in seiner innersten Darstellungsweise, als Meister jenes Weltspotts, der die

Gegenstände und Persönlichkeiten, mit denen er es zu thun hat, in allen ihren Kehrseiten und Wendepuncten zergliedert und beleuchtet. Die Parteiverhältnisse, die im Jahrhundert der Reformation zu immer vielfältigeren Reibungen gegeneinander heraustraten, begünstigten diese satirischen Regungen des deutschen Volkscharakters. Es ist merkwürdig, daß, während den deutschen Productionen die vollendete weltliche Form lange mangelte, und darin der Deutsche hinter der Literatur und Kunst der übrigen gebildeten Völker zurückblieb, er diesen Mangel gewissermaßen durch sein satirisches Genie ersetzte, durch das er sich schon frühe einen Anstrich von Weltfreiheit und von kecker Ergreifung aller Formen der Wirklichkeit gab.

Die Volkssatire hatte in Deutschland ihre alten Ueberlieferungen, welche die Dichter des sechszehnten Jahrhunderts oft sehr glücklich zu Compositionen vereinigten. Eine solche satirische Mythe des deutschen Volkslebens ist z. B. der Grobianus, welchen Friedrich Dedekind, ein Pastor zu Lüneburg, in lateinischen Versen bearbeitete (Frankfurt am Main 1549; vermehrt 1552, 1558 und öfter). Dies Gedicht wurde von Kaspar Scheyd (Worms, 1551) in deutschen Versen übersetzt. Es hat höchst lächerliche Züge, durch welche es das Laster der Grobheit im menschlichen Umgangsleben zu veranschaulichen sucht, und wodurch hier zugleich schon feinere gesellschaftliche Formen für das deutsche Leben in Anspruch genommen werden. Der eigentliche Reiz besteht jedoch in den derben Schilderungen der Grobheit selbst, die in all ihren Verstößen doch so ergötzlich erscheint, daß sie als Lieblingsgestalt fast den Sieg davonträgt.

Der größte satirische Genius dieser Zeit aber ist Johann Fischart, in welchem sich die didaktischen und satirischen Elemente des Zeitalters zu einer merkwürdigen

Originalität mischten und verbanden. Dieser große Autor, welchen man den wahren Volkstribun der deutschen Satire nennen kann, wurde zu Mainz oder Straßburg in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts geboren, und starb wahrscheinlich im Jahre 1589. Er war Doctor der Rechte, und hatte um das Jahr 1586 als Amtmann zu Forbach bei Saarbrück in Dienst gestanden. Sein vielseitiger und einem zügellosen Muthwillen der Productionskraft dahingegebener Genius bemächtigte sich fast aller Formen der Darstellung, und mit Ausnahme des Dramatischen, dem er sich niemals zugewandt hat, ließ er wohl kaum irgend eine Gattung der Poesie unversucht und unangebaut. Er gab seine zahlreichen Schriften unter verschiedenen Namen heraus, indem er sich bald Menzer bald Reznem, bald, mit einer griechischen Uebersetzung des Wortes Fischart Elloposkleros nannte. In Fischart sehen wir zugleich nach Luther den bedeutendsten und productivsten Sprachkünstler, welcher die neuhochdeutsche Prosa, wie sie sich aus den reformirten Dialekten zusammengefügt hatte, nun mit den blitzenden Farben des Nationalhumors durchschoß und eigenthümlich aufzuputzen suchte. In diesem Sinne schuf er sich nach seiner eigenen Phantasie eine höchst originelle Sprache, welche in ihren neuen Wörtergestaltungen und absonderlichen Zusammensetzungen oft die bedeutsamsten Bezeichnungen aufweist, und deren Gewinn für unsere Sprachbildung überhaupt noch höher anzuschlagen wäre, wenn nicht der Cynismus des Zeitalters oft in seiner ganzen Unflätigkeit sich an diese Formen festgeklebt hätte. Die überwiegend cynische Natur des Fischart, die das subjektive Gepräge seiner ganzen Zeit ist, tritt in ihm zugleich als ein phantastisches Spiel auf, das in seinem innersten Grunde einen treuen, gemüthlich frohherzigen Sinn und einen hellen denkenden

Geist verräth. In den Harlekinaden seiner Sprache hat sich oft diese Philosophie vermummt, und seine witzsprühenden Wortspiele, die oft so abenteuerlich und kindisch aussehen, lassen das innigste und reichste Gemüth hervorquellen.

Es ist keine Frage, daß Fischart zugleich ein großer Sprachforscher gewesen, und in den Organismus der deutschen Nationalsprache tief eingedrungen ist. Denn selbst in den tollsten Ungeheuern seiner Wortgebilde, in denen seine Phantasie einen Mänadentanz auszuführen scheint, macht sich oft der subtilste Verstand der Zusammensetzung und Gestaltung geltend. Die colossale Geschwätzigkeit seines Humors, mit dessen Wortreichthum kein anderer Dichter der Welt wetteifern kann, mußte auch in der Sprache nach neuen Formen des Ausdrucks greifen, und Fischart gräbt dann mit merkwürdiger Kraft alle Wurzeln des nationalen Idioms auf, ein neues und unerhörtes Blühen und Wachsen von Worten daraus erzeugend. Das Talent des Sprachkünstlers zeigte er auch in seinem Versuch, deutsche Pentameter und Hexameter einzuführen die er in seiner Uebersetzung des Rabelais zu Ende des zweiten Capitels eingestreut hat, und zwar in gereimten Distichen. An dieser Stelle hat Fischart in dieser Form grade seinen geistreichen Patriotismus, seine Liebe zum deutschen Land und Volk, und seine Begeisterung für die Freiheit derselben, woren fast alle seine Schriften durchglüht sind, ausgedrückt. Wie er selbst sagt, so hat er deshalb diese Sylbenmaaße versucht: „dieweil daraus die Künstlichkeit der teutschen Sprache in allerhand Carmina beschein: und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechsmäßiger Sylbenstimmung, und siebenmäßigem Sechsschlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Mueß allein essen wollten) forthin weiche."

Auf der Höhe ſeiner humoriſtiſchen Sprachkunſt zeigte ſich Fiſart in ſeiner berühmten Ueberſetzung und Bearbeitung des erſten Buches von Gargantua und Pantagruel des Rabelais, welche er zuerſt im Jahre 1575 erſcheinen ließ, unter dem Titel: Affentheurlich Naupengheurliche Geſchichtsklitterung, von Thaten und Nahten von kurtzen langen Weilen vollem beſchreiten Helden und Herrn Grandguſier Gargantua und Pantagruel, Königen in Utopien, Jedewelt und Nienenreich, Soldan der neuen Kannarien und Dudyßen-Inſeln, auch Großfürſten im Rudel Ribel Rebelland, Erbrögt auf Nichilburg und Niederherren zu Nullibingen, Nullenſtein und Nirgendheym. Erwann von M. Franz Rabelais franzöſiſch entworfen; nun aber überſchrecklich luſtig in einen deutſchen Model vergoſſen, und ungefehrlich ebenhin, wie man den Grindigen lauſet, in unſer Mutter-Lallen über oder drunter geſetzt. Auch zu dieſem Druck wieder auf dem Amboß gebracht und dermaßen Pantagrueliſch verpoſſelt, verſchmidt und verdängelt, daß Nichts ohn das Eiſen Riſi daran mangelt, durch Huldrich Ellopoſkleron. Gedruckt zu Grenesing im Günßreich." — Von dieſem humoriſtiſchen Coloß erſchienen bis zum Jahre 1631 vierzehn Ausgaben, die in ihrem Titel alle mehr oder weniger verſchieden lautend ſind. Eine neuere moderne Umgeſtaltung dieſes Buches, wie die von Eckſtein (Sander) verſuchte (Hamburg 1787, in drei Theilen), kann nur als ein verfehltes Unternehmen erſcheinen, einen ſolchen Urwald deutſchen Scherzes und phantaſtiſcher Satire zu lichten. Fiſchart nahm ſich in ſeinen Arbeiten häufig Vorbilder, an welche er ſich anlehnte, die er jedoch nur zum Thema benutzte, an dem er ſein eigenes vollſtändiges Concert abſpielte. So hat er ſich auch in ſeiner Schrift „Aller Praktik Großmutter" (zuerſt 1573), worin er die im-

merwährenden Kalender und Wetterbüchlein sehr lustig verspottet, an Rabelais angeschlossen, wie auch in seinem Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis (1590). Einem holländischen Original folgte er in seinem „Bienenkorb des heil. römischen Immenschwarms“ (1579), worin er besonders das verderbte Leben der Pfaffen in sittlicher Hinsicht satirisch geißelte, wie er in einem spätern Anhang: „der heilige Brotkorb“ auf die Umtriebe des römischen Reliquienwesens seinen ätzenden Spott ausgoß. Als einen ehrbaren Schalk, mit ächt deutscher Gemüthsbehelmerei, zeigte er sich in seinem „Podagrammatisch Trostbüchlein“ (1577) worin er eine satirische Schutzrede des Podagra's hielt. Im ernsteren Stil ist sein „Philosophisches Ehezuchtbüchlein“ (Straßburg 1577), worin er den deutschen Hausverstand klug, fromm und sittig reden läßt. Unter seinen eigentlich poetischen Werken ist sein satirisches Heldengedicht „Von S. Dominici und S. Francisci artlichem Leben und großen Greueln“ (1571) zu nennen, welches er gegen den fanatischen Franciskaner J. Naß richtete. In einem andern epischen Gedicht „Glückhaft Schiff von Zürich“ (1576) läßt er einen frisch gekochten Hirsebrei die Reise von Zürich nach Straßburg machen, um durch das Warmbleiben desselben die Nähe und Verbindungsfähigkeit dieser beiden Städte zu beweisen, woraus in einfacher und sinniger Darstellung wie in landschaftlicher und idyllischer Schilderung ein anmuthiges Gedicht entstanden ist. Fast zu stark im Cynischen, aber unvergleichlich im possenhaften Uebermuth ist die „Flohhatz, Weiberatz,“ ein Reimgedicht (in der ältesten Ausgabe ohne Angabe des Orts und der Jahreszahl erschienen, dann Straßburg 1577 und öfter), wo die Flöhe ihren Prozeß mit den ihnen nachstellenden Weibern durchfechten. Volksthümlich kann man eigentlich den Genius des Fischart nicht nennen, dazu steckte er zu tief in

einem eigenthümlich verſponnenen und grüblerisch genialen Geiſtesleben, das ihm individuell angehörte, und nicht in den populairen Kreis der Vorſtellung zu bringen vermochte. Er iſt noch bis auf den heutigen Tag ein Gegenſtand der literarischen Feinſchmeckerei geblieben, die ſich aber noch lange nicht genug dieſer auserleſenen Koſt bemächtigt hat.

Neben ihm iſt Georg Rollenhagen (1542—1609), geboren zu Bernau, erſt Magiſter und Rektor zu Halberſtadt, dann Prediger und Rektor zu Magdeburg, zu nennen. Er ſchrieb nach dem Muſter des Reineke Fuchs ſein ſatiriſch-komiſches Thierepos „Froſchmeuſeler oder die wunderbare Hofhaltung der Fröſche und Mäuſe“ in drei Büchern (Magdeburg 1595; bis 1627 in fünf Ausgaben, zuletzt Frankfurt und Leipzig 1730). Daß er ſich das ältere deutſche Gedicht zum Vorbild genommen, geſteht der Dichter ſelbſt in der Vorrede zu. Außerdem hat er aber, in der ganzen Grundlegung ſeines Stoffes, die homeriſche Batrachomyomachia vor Augen gehabt. Es war ſchwer, daraus ein großes und umfaſſendes Gedicht zu geſtalten, wie Rollenhagen im Sinne gehabt, doch machte er es ſich bequem durch die breite Ausführung ſeiner Epiſoden, die oft das Ganze überragen. Darſtellung und Erfindung zeigen zwar keine hohe Originalität auf, das Gedicht fällt oft in Einzelnheiten und Geſprächen auseinander, aber immerhin bleiben dieſer Froſchkönig Bauſzback, Physignathus, der Mäuſe-Kronprinz Broſeldieb, Psichicarpax, u. ſ. w. ergötzliche Geſtalten. Eine derbe und kräftige Sinnesweiſe macht ſich beſonders in den Sprüchen geltend, die ein kernhaftes Element dieſes Gedichts bilden. Eine verjüngte Bearbeitung dieſes Gedichts von Ch. L. Siegel (Köln 1786) iſt nicht ganz unglücklich zu nennen.

In ähnlicher Weiſe bearbeitete Hans Chriſtoph Fuchs des italieniſchen Dichters Folengo Moſchea,

die das Hauptwerk der macaronischen Gattung war, unter dem Titel: „Ameisen- und Mückenkrieg“ (1600), wovon eine spätere Ueberarbeitung durch Balthasar Schnurr (Straßburg 1612; neue Ausgaben von Büsching, Leipzig 1806, und Genthe, Eisleben 1833) bekannter geworden ist.

---

8. Das geistliche und weltliche Lied in der Reformationszeit.

Die lyrische Poesie der Deutschen zeigt sich in dieser Zeit besonders als geistliches Lied, das, zuerst volksthümlich aus dem innersten Drang deutschen Gemüths erwachsen, durch den Protestantismus eine strengere kirchliche Form erhielt und als Kirchenlied in zahlloser Menge sich ausbreitete. Der einzelnen Lieder und der Liedersammlungen entstehen in dieser Periode so viele, daß sie kaum übersehen zu werden vermögen, und das geistliche Lied erhielt um so mehr Zuwachs, als die weltlichen Lieder jetzt häufig in geistliche umgesetzt werden und selbst ihre Melodien dem Kirchenlied unterlegen. Das weltliche Lied selbst, das in seiner volksthümlichen Bedeutung zurücktritt, erhält sich hierunda eigenthümlich fort durch die historischen und politischen Elemente des Tages, die es, häufig in einem satirischen Sinne, aufnimmt. Die politische Lyrik macht sich schon so wirksam geltend, daß Kaiser Carl V. im Jahre 1524 ein Censuredict dagegen ergehen läßt, welches in den folgenden Jahren mehrmals erneuert wurde. Die metrischen Formen zeigen sich in diesem Zeitraum noch ohne

alle künſtliche und theoretiſche Beſtimmung, und ſtellen ſich in einem rohen Naturzuſtand dar, in dem ſie ſich feſſellos von dem Gefühl hinundhertreiben laſſen.

Das Kirchenlied hatte durch die Reformatoren ſelbſt, namentlich durch Luther, zuerſt eine bedeutſame Geſtaltung empfangen. Auch Huldrich Zwingli, der Reformator zu Zürich, (1484—1531) dichtete einige treffliche geiſtliche Lieder. Ferner ſind zu nennen: Lazarus Spengler, der Rathsſchreiber in Nürnberg („durch Adams Fall" ꝛc.); Nicolaus Decius („Allein Gott in der Höh" ꝛc., „O Lamm Gottes unſchuldig" ꝛc.); Paul Speratus von Spretten, deſſen fünf geiſtliche Lieder ſich in Luther's Geſangbuch (dritte Auflage) finden; Albrecht von Brandenburg der Jüngere, Markgraf zu Brandenburg-Kulmbach, genannt Alcibiades (1522—57) „Was mein Gott will, das g'ſcheh allzeit." Nicolaus Herrmann, Kantor in Joachimsthal in Böhmen, der eine Sammlung geiſtlicher Lieder in zwei Theilen (1559, 1581) herausgab; Paul Meliſſus (eigentlich Schede, 1539—1602), der geiſtliche Gedichte und Pſalmen ſchrieb, und auch im weltlichen Lied ſich verſuchte; Johann Polyander (eigentlich Graumann, 1487—1541), Prediger zu Königsberg, („Nun lob mein Seel);" Juſtus Jonas („Wo Gott der Herr nicht bei uns wär");; Wolfgang Muſculus (Meſel, 1497—1563), Profeſſor der Theologie zu Bern; Paul Eberus, (1511—1569) Prediger und Profeſſor zu Wittenberg, („Wenn wir in höchſten Nöthen" ꝛc.: „Herr Gott dich loben alle wir";) Hermann Bonn (1504—1548), der den niederdeutſchen Kirchengeſang anbaute, und „geiſtlike Geſenge und Leder, die nicht in dem Wittenberger Sangbök ſtahn" (Parchim 1547) herausgab; der gemüthvolle und ſinnige Johann Matthefius (1504—1565) von dem wir ſechs

geistliche Lieder besitzen („Aus meines Herzens Grunde"); Nicolaus Selneccer, der ein „Gesangbuch oder christliche Psalmen" (Leipzig 1587) herausgab; Cyriacus Spangenberg, „der ganze Psalter in Liedern" (Frankfurt 1582); Philipp Nicolai (1556—1608), Pastor zu Hamburg, der in lateinischer und deutscher Sprache schrieb, und einen „Freudenspiegel des ewigen Lebens" (Frankfurt 1594) herausgab. Unter seinen Liedern ist das: „Wie schön leuchtet der Morgenstern" am berühmtesten geworden; Ambrosius Lobwasser, Professer der Rechte zu Königsberg, „Psalmen in deutschen Reimen" (Nürnberg 1573), und viele andere. *)

9. Die italienische Literatur.

Wir wenden uns jetzt zur Literatur der Italiener, in der wir diejenigen Bildungsstoffe, die wir in Deutschland als die wesentlich reformatorischen Elemente der neuen Zeit auftreten sahen, als in ihrer Heimath aufzusuchen haben. Die Begegnungen der italienischen und germanischen Völkerbildung zeigen sich uns dabei als zwei aufeinander angewiesene Geschichtselemente, die sich mehrfach zu berühren und gegenseitig anzuregen haben.

*) Ein sehr genaues Verzeichniß der geistlichen Liederdichter und Liedersammlungen in diesem Zeitraum findet man in dem trefflichen, leider bisjetzt noch unvollendet gebliebenen Werk von Carl Eitner: Synchronistische Tabellen zur vergleichenden Uebersicht der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, (Breslau 1842) 2. Lieferung, S. 55 und 56, und S. 58—68.

Der Gegensatz zwischen Deutschland und Rom, der die deutschen Völker in einem magischen Kreise gefangen gehalten, hatte dieselben doch zugleich dazu getrieben, sich selbst in ihrer eigensten historischen Bestimmung zu erfassen. Wir hatten gesehen, wie die zuerst von Italien ausgegangenen Studien des classischen Alterthums in Deutschland zu einer Speise für die Freiheit des Volkes geworden und den Geist der Reformation getragen hatten, der gerade die Ketten, die Rom allen Völkern angelegt, zuerst zerbrach. So wirkte Italien durch Deutschland reformatorisch gegen sich selbst, indem die in seinem Schooße erzeugten Bildungsmittel bei dem deutschen Volke zu Mitteln und Thatsachen der historischen Erlösung wurden.

Dagegen war Italien auf die Bahn seiner geistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen zuerst durch den Einfluß der germanischen Völkerkraft hingeführt worden. Das alte Römerthum hatte in einer allgemeinen Schmach und Verderbniß aller seiner Zustände geendet, und es war von einer geistig blöden und knechtischen Volksmasse, von schwachen und halbwahnsinnigen Kaisern, von liederlichen Mönchen, lasterhaften Reichen und verzweifelten Sclaven, zu Grabe getragen worden.

Die Eroberungszüge der germanischen Völkerschaften, die über Italien hereinbrachen, riefen zuerst wieder Licht und Leben wach in dieser großen Völkerleiche, in der die Vergangenheit einer ganzen Weltcultur dem Tod verfallen gewesen. Die edeln und hochbegabten Gothen waren noch in dem Schlamm stecken geblieben, den sie statt des Lebens des Römerthums vorfanden, und sie waren mit hineingeschleppt worden in die allgemeine organische Entartung und Verwilderung Italiens. Dagegen machten die Longobarden zuerst die regenerirende Kraft des germanischen Elements auf Italien geltend, und die Vermischung

des italienischen Volkes mit diesem naturfrischen nordischen Stamm verjüngte und erneuerte sein ganzes Dasein in physischer und geistiger Art.

Die Ureigenheit der neuen italienischen Race, die von den italienischen Geschichtschreibern noch bis auf den heutigen Tag mit großer Festigkeit behauptet zu werden pflegt, ist daher um so weniger aufrecht zu erhalten, als gerade durch diese Vermischung mit dem germanischen Völkerstoff Italien erst seine neuen Lebenskräfte wieder empfing, die sich schon unter den Ostgothenkönigen durch Erneuerung eines wissenschaftlichen und künstlerischen Eifers zu bethätigen anfingen. Das germanische Element erscheint uns für die neuern Zeiten der Geschichte vorzugsweise als dieser historische Sauerteig, der anderswo sehr gut zu neuen Schöpfungen im Völkerleben benutzt werden kann, mit dem es aber viel länger und schwieriger ausfällt, wenn aus ihm für die eigene Nation das rechte Brot gebacken werden soll.

Die italienische Literatur, welche durch Dante, Petrarca und Boccaccio ihre wesentliche Begründung erhielt, stützte sich in diesen schaffenden Geistern vornehmlich auf diejenigen reformatorischen Elemente, die aus den erneuerten Studien des classischen Alterthums hergeflossen kamen, und aus denen hier in Italien die Grundformen der modernen Poesie erschaffen werden, während zwei Jahrhunderte später in Deutschland versucht wird, Politik daraus zu machen, und der Literatur daraus eine Richtung auf die Gesinnung und auf die eigenste persönliche Welt des Individuums zu geben.

Der große Dichter Dante, welcher der Vater der italienischen Literatur genannt wird, und in dem uns der schöpferische Urgeist der modernen Literatur entgegentritt, in welchem sich zuerst alle ihre Grundelemente zusammendrän-

drängen und gestalten, Dante hat in mehrfacher Hinsicht für das italienische Volk dieselbe Bedeutung, wie Luther zweihundert Jahre später für das deutsche, und dieser Vergleich, der sich durchführen läßt, ist doch um so weniger paradox zu nennen, je mehr Dante gerade mitten im System des Katholizismus wurzelte, und auf die hauptsächlichsten Anschauungsformen desselben, auf Hölle, Fegefeuer und Himmel, sein ungeheueres Gedicht, die göttliche Komödie, gründete.

Der Katholizismus, welcher das weltorbende Prinzip des alten Roms auf derselben Stelle abgelöst hatte, war zwar von Dante in seinem Gedicht zu einer merkwürdigen Centralisation aller Geistesrichtungen im Völkerleben benutzt worden, aber Dante's riesenhafter Geist rüttelte zugleich schon an denjenigen Elementen des Katholizismus, durch welche sich die Kirche in eine falsche Stellung zum Staat gesetzt und trügerisch die Herrschaft der Welt an sich hatte fesseln wollen. Die Verderbniß und Schlechtigkeit des Papstwesens ist selbst von dem protestantischen Luther nicht stärker und greller gemalt worden, als von Dante in seiner göttlichen Komödie. So ruft im 27. Gesang des Paradieses, 22, Petrus aus, indem sich die Gesichter aller Seligen dabei mit dem tiefsten Purpur der Schaam bedecken:

„Der meines Stuhls sich anmaaßt dort auf Erden,
Des Stuhls, des Stuhls, auf dem kein Hirt jetzt wacht,
Vor Christi Blick, zum Schutze seiner Herrden,
Hat meine Grabstatt zum Kloak gemacht
Von Blut und Stank, drob der zu ew'gen Qualen
Einst von hier oben fiel, dort unten lacht!

Dante selbst, aus der Familie der Alighieri zu Florenz im Jahre 1265 geboren, hatte durch die wichtigen Staatsämter, welche ihm mehrfach übertragen wurden,

auch Gelegenheit gefunden, die innere Verderbniß und Entartung der römischen Zustände kennen zu lernen. Besonders sah er in der zunehmenden Verweltlichung der römischen Kirche, die auch das Staatsleben der Völker in sich hinein verzehren wollte, den eigentlichen Ursprung ihrer Entsittlichung und Auflösung, wie er dies in seinem Gedicht mehrfach und in den stärksten Bezeichnungen ausgedrückt hat, z. B. (Fegefeuer XVI, 127): „Seit die Kirche Roms zwei Herrschaften vereinigt, sinkt sie in Schmutz dahin und besudelt sich und ihre Last."

Die reformatorische Bedeutung Dante's erstreckt sich auch, gleich der Luther's, auf die Nationalsprache selbst, die in Italien eben so wie in Deutschland einer vielfachen Zersplitterung und Trennung der Dialekte anheimgefallen war. Es gab in Italien vierzehn Hauptdialekte, in denen das Volk und mit ihm seine Schriftsteller redeten, und wodurch sich das Nationalbewußtsein in diese verschiedenen Ausdrucksformen gesondert hatte, die der Zertheilung des ganzen Landes in lauter kleine politische Parteikörper auch literarisch entsprachen. Wie Luther aus einer feinen Sichtung der deutschen Mundarten die neuhochdeutsche Sprachbildung als Grundlage unserer modernen Literatur gewonnen, so hatte auch Dante für die Bildung einer allgemeinen Schriftsprache in seiner Nation denselben Weg eingeschlagen. Mit patriotischem Feuer hat er in seinem Werk de vulgari eloquio sive Idiomate diese Aufgabe zu lösen gesucht. Er liefert darin eine gründliche und scharfe Beurtheilung aller italienischen Dialekte, unter denen er es keinem einzelnen zugestehen will, die allgemeine italienische Schriftsprache zu bilden. Dante wird aber selbst zum eigentlichen Gründer der italienischen Sprache, indem er allen Mundarten seines Volkes die besten und bezeichnungsvollsten Sprachformen entnahm und daraus

ein harmonisches Gefüge des Nationalausdrucks bildete, das besonders dem erhabenen Schwung des Gedankens und der Anschauung dienen konnte.

Dante entwarf seine göttliche Komödie aus dem mächtigen Gedanken heraus, daß die große Lebenseinheit, in welcher die antike Welt bestanden hatte, auch für die moderne Welt wiedergefunden werden müsse. Diese neue moderne Lebenseinheit, deren Epos er in der göttlichen Komödie schreibt, will er construiren in dem Bewußtsein der großen Verbindung, welche er zwischen Vergangenheit und Gegenwart aufsucht, und worin alle bedeutenden Richtungen und alle großen Menschen der Vergangenheit mit dem Leben der Gegenwart sich zusammenschließen und zu einem Universalbild des ganzen menschlichen und göttlichen Daseins vereinigen sollen. Alle Wissenschaften schlingen sich in diesen großen Geisterreigen des Daseins, welchen der Dichter aufführt, und werden darin gewissermaßen eins, so daß Philosophie, Astronomie und Theologie, welche die geleitenden Elemente auf des Dichters Wanderung sind, zuletzt wie zu Einer Wissenschaft ineinanderfließen, zur Wissenschaft des wahren Menschheitsbewußtseins, das sich darin vollendet hat. Die Einheit aller Wissenschaften, zu welcher der Himmel und Hölle durchwandernde Dichtergeist hinandringt, ist zuletzt gewissermaßen die Liebe selbst. Und Beatrix, die früh dahingeschiedene Jugendgeliebte des Dichters, die ihm als sein wahrer Stern das ganze Leben hindurch vorgeleuchtet hat, sie erscheint ihm zuletzt im Paradiese wieder, aber da ist es bald die ewig beglückende und erlösende Liebe seines Herzens, bald ist es die Theologie selbst, die unter dem Bilde Beatricens, die göttliche Weisheit kündend, ihm offenbar geworden ist. Diese Einheit von Wissenschaft und Dichtung, von Erkenntniß und Liebe, welche in Dante's Komödie

begründet werden ſoll, und die ſich an allen großen Geſtalten der Vergangenheit und Gegenwart aufreiht, die der Dichter in Hölle, Fegefeuer und Paradies antrifft und in ihren beſonderen Zuſtänden dort ſchildert, dieſe Einheit hat nur durch die Allegorie darſtellig gemacht werden können, und Dante's Gedicht iſt in dieſem Sinne das vorzugsweiſe allegoriſche Gedicht der modernen Poeſie, in dem die Allegorie eine Grundform für die ſubſtantiellen Bedürfniſſe des modernen Geiſtes zu werden ſtrebt, in dieſer kalten und reflexionsmäßigen Befriedigung aber, die ſie am Ende nur zu gewähren vermag, zugleich dieſe zurückbleibende Gebrochenheit des modernen Bewußtſeins, die mit der thatſächlichen Entſcheidung geſpannt iſt, aufzeigt. Dieſe großmächtige Einheit von Wiſſenſchaft und Leben, von Erkenntniß, Poeſie und Liebe, welche eigentlich die katholiſche Kirche in ihrem wahren Daſein hätte gewähren ſollen, ſtellte Dante in der Allegorie ſeiner Dichtung als gelöſt dar, und ſo iſt die göttliche Komödie im Grunde die Normaldichtung des Katholizismus ſelbſt, die aber ebendeshalb, weil ſie das wahre Ideal deſſelben in ſich trägt, gegen ſeine einzelne beſtehende Form, wie ich angedeutet habe, ſich polemiſch zu richten hat, und darin ihren weſentlich reformatoriſchen Stachel trägt. In der Mitte aller dieſer Erſcheinungen und Begegniſſe ſteht der Dichter ſelbſt, welcher ſie erlebt, und der dadurch hier als dies abſolute Individuum der Menſchheit erſcheint, in dem die ganze Welt ihren Zuſammenhang zu finden ſtrebt. Commedia hat er dies Gedicht genannt, ohne irgend einen Bezug auf die dramatiſche Kunſt ſelbſt, die ihm gänzlich fremd war, aber wahrſcheinlich in der höheren Anſchauung des Lebensdrama's, das nach ſeiner Anſicht keinen tragiſchen Verlauf hatte, ſondern indem es zuletzt die Liebe iſt, in deren Geſtalt alles höchſte Wiſſen und alles höchſte Streben

dem Wanderer aufgeht, eine wahrhafte, ewig heitere und ewig beglückende Komödie ist. —

Die politischen Ansichten Dante's, die sich in der göttlichen Komödie deutlich genug auf die Herstellung eines großen Weltreichs, mit völliger Sonderung der geistlichen und weltlichen Gewalten unter Papst und Kaiser, erstrecken, erscheinen in seinem Tractatus de Monarchia weiter ausgeführt. In diesem Buch betrachtete Dante besonders auch die zerrissenen politischen Zustände Italiens, für die er nur Heilung und Rettung sah in der Ueberwindung aller aristokratischen und demokratischen Parteibesonderheiten, und in der Gründung eines allgemeinen Kaiserthums, das eine starke und unerschütterliche Einheit für alle weltlichen Autoritäten darstellen sollte, sowie die Kirche, unbefleckt und undurchbrochen von allen weltlichen Einmischungen, die Einheit für das geistige und innere Leben der Völker darzustellen hätte. Die Idee der Monarchie gewinnt durch diesen Standpunkt in Dante die Bedeutung einer idealen und universalen Macht, die freiheitbringend, lösend und vereinigend wirken soll. In seinem in gedankenkräftiger Prosa abgefaßten Convito hat er diesen Gedanken einer Universalmonarchie ebenfalls in einigen energischen Zügen angedeutet. Dies merkwürdige Buch bildet gewissermaßen einen Commentar zu Dante's Leben und Dichten, indem man darin den erhabenen Bildungsgang seines Geistes und seine Allseitigkeit und seinen Zusammenhang mit allen Thatsachen und Strebungen der Wissenschaft erkennen kann. Einen Einblick in die innerste Individualität des Dichters gewährt auch seine Vita nuova, sowie seine lyrischen Gedichte, Sonette und Kanzonen, welche die gewaltige Flugkraft der Dante'schen Phantasie in diesen beschränkteren Formen nicht minder bedeutungsvoll aufzeigen. Die göttliche Komödie ward aber

ſchon zu Dante's Zeit zu einem Mittelpunct alles ſpeculativen und wiſſenſchaftlichen Erkennens gemacht, indem in Italien beſondere Profeſſuren zur Erklärung deſſelben begründet wurden, wie im Jahre 1373 zuerſt die Dante-Profeſſur in Florenz, welche dem Boccaccio übertragen wurde, der am 3. October dieſes Jahres ſeine Vorleſungen in der St. Stephanskirche begann. Boccaccio ſchrieb auchein Leben Dante's (neuerdings herausgegeben von Gamba, Venedig 1825), worin er dem Genius und dem Charakter ſeines großen Lehrers zum Theil eine ſehr treffende Würdigung widerfahren ließ. Die andern Lehrſtühle zur Erklärung Dante's wurden ſpäter in Bologna, Piſa, Venedig und Piacenza errichtet. In Bologna hatte Benvenuto von Imola einen Curſus von zehn Jahren über Dante geleſen und dadurch den Grund zu ſeinem umfaſſenden Commentar gelegt, welchen er auf Veranlaſſung Nicolaus II. von Eſte veröffentlichte. — *)

*) Die Divina Commedia verbreitete ſich in Italien in zahlloſen Ausgaben. Die erſte iſt die Folio-Ausgabe, welche zu Fuligno 1472 erſchien. Unter den ſpäteren Ausgaben ſind die von Lombardi (Rom 1791, 3 Bände und 1815—1817, 4 Bände), die mailändiſche (3 Bände, 1809) und die florentiniſche (in der zuerſt 1595 der beſte Text des Gedichts feſtgeſtellt wurde, nachher beſonders 1817, 3 Bände) zu nennen. Eine ſehr brauchbare Handausgabe iſt die in Paris (1818, 1819) in drei Octavbänden erſchienene, mit dem Commentar von Bagioli. In den von Biscioni herausgegebenen Prose di Dante e Boccaccio (Florenz, 1723) ſind von dem Convito und der Vita nuova die beſten Abdrücke gegeben. Unter den Ausgaben der ſämmtlichen Werke Dante's iſt die Venetianiſche (bei Zatta, 1757—58, fünf Quartbände) als die beſte zu nennen. — Deutſche Ueberſetzungen: die göttliche Komödie zuerſt von Bachenſchwanz

Die göttliche Komödie des Dante hatte eigentlich die scholastisch-theologische Grundlage, auf welcher alle Geistesbildung des neueren Italiens ursprünglich ruhte, diese gelehrte Mystik, die aus Allem Eines und aus dem Einen Alles zu machen suchte, zu einer Nationaldichtung, zum nationalen Epos auszubilden gestrebt. Aber Dante und sein Gedicht, wenn auch von Staatswegen diese besonderen Professuren zur Erklärung desselben in Italien errichtet wurden und obgleich es selbst in den Klöstern bei den geistlichen Uebungen noch zu Dante's Lebzeiten als eine Art von Andachtsbuch zu Grunde gelegt wurde, blieb doch dem eigentlichen Volksgeist der Italiener gegenüber als eine fremde und einsame Schöpfung bestehen. Die großen, geistig starken und sittlich erhabenen Formen dieses Dichters überragten zu sehr die ganze Höhe des italienischen Nationalgeistes, als daß sie zu einer eigentlichen Repräsentation desselben hätten werden können. Dante war daher nicht der Dichter, welcher der nachfolgenden italienischen Literatur das herrschende Gepräge aufgedrückt, sondern dies konnte nur durch einen viel leichtfertigeren und gewissermaßen verderbteren Geist geschehen, der sich durch glatte und gleißnerische Formen in diesen Volksgeist hineingeschmeichelt und in den Besitz desselben gesetzt hatte.

Dieser Dichter war Francesco Petrarca, welcher

---

in Prosa (Leipzig 1767—69), dann metrisch, in einigen einzelnen Proben von A. W. von Schlegel, vollständig von Kannegießer (3 Bände, Leipzig 1814—20 und öfter), von Streckfuß (3 Bände, Halle 1824—27); die Vita nuova von Oynhausen (Wien 1824); die lyrischen Gedichte von Kannegießer, Carl Witte, Lüdemann.

der italieniſchen Poeſie das Sonett und die Kanzone gab, und ſie in dieſen gekünſtelten und abgeriebenen Formen des Gefühls zu derjenigen Koketterie und Heuchelei abrichtete, welche dem italieniſchen Volkscharakter ganz naturgemäß zuſagen, und als deren erſter ſchöpferiſcher Repräſentant Petrarca zu betrachten iſt. Dieſer Dichter, der Sohn eines verbannten Florentiners, im Jahre 1304 zu Arrezzo geboren, machte ſich mit einer wunderbaren Beweglichkeit ſeiner Perſon ſowohl wie ſeines Talents zum Mittelpunct des italieniſchen Geiſteslebens, das er als hervorbringender Dichter, als Beförderer der neuen wiſſenſchaftlichen Studien, als Hofmann und als Politiker merkwürdig vertritt.

Man hat oft bemerkt, daß Petrarca's Ruhm eigentlich ſeinen gelehrten Arbeiten, ſeinen lateiniſchen Werken und ſeinen großartigen Bemühungen um die Wiederherſtellung der antiken Literatur gebühre, und daß man eine Ungerechtigkeit gegen ihn begangen habe, indem man ſein Andenken vorzugsweiſe an ſeine italieniſchen lyriſchen Gedichte, beſonders aber an ſeine Sonette gefeſſelt. In dieſer Ungerechtigkeit liegt aber zugleich eine ſehr bedeutungsvolle Gerechtigkeit, denn in dieſer von Petrarca begründeten künſtlichen Lyrik, die in einen beſtechenden aber inhaltsloſen Glanz ſchöner Formen ſich hüllte, in ihr ſehen wir den eigentlichen Typus des italieniſchen Volksnaturells ſich geſtalten, und darum gewann dieſe Richtung, in welcher ein ganzer Volkscharakter eigentlich nur als Manier erſcheint, eine ſo ausgebreitete Bedeutung.

In Italien hatte keine wahre Volkslyrik entſtehen können, weil die neueren Italiener, deren Daſein ſich an eine untergegangene früher ſo große Nationalität gewiſſermaßen durch eine künſtliche Vermittelung angeknüpft, darum dieſe träumende Vorzeit der Entwickelung nicht gehabt hatten,

aus welcher der Volksgesang als diese wahrhafte Naturstimme hervorsteigt, und die innerste Brust der Völker zuerst erleichtert. Diesen Tiefen eines unschuldigen und gesunden Volksherzens entstammte die italienische Lyrik nicht, sondern wie der Grund der italienischen Nationalbildung die graue Reflexion war, welche sich den Lebensstoff aus künstlich zusammengerafften und gelehrten Elementen zurecht machte, so wurde auch die Lyrik, welche die eigentliche Poesie des Naturells bei den Völkern ist, in Italien sofort zu diesem geknissenen und lügnerischen Ausdruck einer Empfindung, die nur den Muth hatte schöne Form zu werden, weil sie nicht das Herz hatte wahrer Gedanke zu sein. Das Verhältniß Petrarca's zu seiner vielgepriesenen Laura, das in sich selbst eine Lüge war, wurde deshalb auch die wesentliche Grundlage und die eigentliche Phrasenquelle für diese schönthuende italienische Lyrik, in der das Gift der inneren Unwahrheit so herrliche und farbenreiche Blüthen trieb. Die Liebe Petrarcas zu Laura ist der Mythus dieser lyrischen Koketterie, die eine lange und weitverbreitete Dichterschule hinter sich hergezogen hat, und für welche Petrarca das Sonett, das er von den sicilianischen Liebesdichtern überkam, und die Canzone, welche ihm die provençalischen Dichter überlieferten, als Hauptformen dieses Gesanges eingerichtet hat.

Dante hatte für die Poesie der göttlichen Komödie die feierliche Terzine gebraucht, welche in ihren hochtönenden Schritten stark und erhaben sich zeigt, und ihrer gedankenvollen Würde, die schwer in sich selber ruht, zugleich durch den unablässig wechselnden Reim die Beweglichkeit des Hinausstrebens in die Zukunft verleiht. Petrarca dagegen machte dem spielenden und kosenden Gefühl, das er verewigen wollte, im Sonett dieses parfümirte Lotterbett, auf dem es auf schöne theatralische Stellungen ab-

gesehen war. Der Gedanke, als dieser aufgespießte Schmetterling, mußte darin sein Leben lassen, und gerade durch den Prozeß der Abtödtung, den er erfährt, seine Flügel so strecken lernen, daß sich die schönsten Schattirungen und Farbenschmelze an ihm hervorbringen.

Die Italiener, deren erste Geistesbildung so tief mit dem Scholasticismus und einer kalten grüblerischen und quälerischen Philosophie zusammenhing, sie hatten dieses scholastische Grundelement der damaligen Zeit im Epos des Dante zwar vergeistigt und idealisirt gesehen, aber so wenig überwinden können, daß es selbst in ihre Liebesempfindungen und in ihre Liebesgedichte hinüberdrang. Denn das Sonett ist selbst nichts Anderes als diese scholastische Form des Dichtens, in der ein dialektisches Hinundherzerren mit dem Gedanken getrieben wird. Die ganze Poesie der Italiener ist darum vorzugsweise sonettenhaft, weil es bei ihr immer auf eine Form hinauskommt, der genuggethan werden muß, und zu deren schönster Ausfüllung dem Gedanken entweder etwas abgenommen oder zugesetzt werden muß. Die vierzehn Zeilen des Sonetts sind denn auch recht eigentlich ein scholastisches Gaukelspiel mit dem Gedanken, und sind auch von neueren Theoretikern, namentlich von Fr. Schlegel, in diesem Sinne ganz schulmäßig construirt worden, indem die vier ersten Zeilen des Sonetts die These, die vier nächstfolgenden die Antithese, und die sechs Schlußzeilen die Synthese zu bilden haben.

In dieser Form des Sonetts, welche als eine nationale Form der Poesie bei den Italienern ihren ganzen Volkscharakter bezeichnet, sang denn auch Petrarca seine Liebe zu Laura, in der er seinen Lesern eine platonische Tugenddichtung vorgaukeln möchte, die aber unter den Umgebungen des päpstlichen Hofes zu Avignon, wo Laura lebte, und den Petrarca selbst seiner Lasterhaftigkeit we-

gen das abendländische Babylon nannte, sehr an Glauben verliert. Indeß hatte Petrarca, der gewandte Mann der Form und des Wohllauts, sich in diese keusche Minne, von welcher er ganz Europa unterhielt, mit bewundernswürdigem Talent hineingelogen. Die persönliche Eitelkeit, welche das Grundprinzip alles Dichtens und Trachtens bei diesem Manne war, hatte ihn gestachelt, den Troubadourgesang fortzusetzen, dessen Elemente er sich schon frühe, während seines Aufenthalts im südlichen Frankreich, besonders in Montpellier, wo er seine Studien gemacht, angeeignet. Aber Petrarca besaß, wie seine Lebensgeschichte ausweist, die beispiellose Fähigkeit, sich in alle Seelenzustände wie auch in alle äußeren Lebensstellungen hineinzuschmiegen und darin handelnd aufzutreten. Seine Lyrik hing wesentlich mit der Diplomatie zusammen, in welcher er einer der größten Meister seines Jahrhunderts war, so daß bei ihm Eines aus dem Andern entstehen konnte, der Lyriker aus dem Diplomaten und der Diplomat aus dem Lyriker, wie es wirklich bei ihm der Fall wurde. Denn wir finden ihn in seiner Zeit beständig mit den wichtigsten politischen Sendungen beauftragt, die er fast an alle Großmächte des damaligen Europas empfing, bald vom deutschen Kaiser, namentlich von Carl IV. bei dessen schwierigen Unterhandlungen mit Italien Petrarca gebraucht wurde, so auch vom Papst, vom König von Frankreich, vom Senat von Venedig und allen Fürsten Italiens. Besonders merkwürdig ist dabei die Stellung, welche Petrarca einzunehmen wußte, indem er in der Behandelung der ihm übergebenen Angelegenheiten häufig durchaus selbstständig erscheint, und in der Regel mit einem glänzenden persönlichen Vortheil daraus scheidet. Der lyrische Diplomat und der diplomatische Lyriker nimmt es dann auch nicht so genau mit derjenigen Perfidie der Gesinnung, welche ei-

gentlich die Grundlage dieſer Spiegelfechtereien des Gefühls bildet, aus denen die ganze Petrarca'ſche Poeſie beſteht. —

Am ungetrübteſten muß uns das Verdienſt Petrarca's um die Wiederbelebung der alten claſſiſchen Literatur in ſeiner Zeit erſcheinen, für die er die gewaltigſten Anſtrengungen und Aufopferungen machte, wie man ſie einer ſonſt ſo weichlichen und genußſüchtigen Perſönlichkeit nicht zugetraut haben ſollte. Beſonders waren es die Werke des römiſchen Alterthums, deren Handſchriften er mit beiſpielloſer Mühe und großem Koſtenaufwand ſammelte und überall aufzufinden ſtrebte. Zu dieſem Zweck durchreiſte er faſt ganz Europa, beſonders Frankreich, Deutſchland, Spanien und alle Theile Italiens, und die von ihm entdeckten und zuſammengebrachten Handſchriften, unter denen ſich vornehmlich mehrere Werke des Cicero, und die Inſtitutionen des Quintilian befanden, vervollſtändigten ſchon die römiſche Literaturkenntniß um ein Bedeutendes. Zugleich benutzte Petrarca dieſe Reiſen, um mit allen bedeutenden Gelehrten und Alterthumsforſchern des damaligen Europa's in Verbindung und Briefwechſel zu treten, und ſo eine innere Verbindung der ganzen wiſſenſchaftlichen Welt ſeiner Zeit zu bewirken, die für die Entwickelung der Studien ſelbſt vom größten Vortheil wurde.

Unter den eigenen lateiniſchen Werken des Petrarca, auf welche er ſelbſt das größte Gewicht legte, iſt ſein großes Epos Africa beſonders zu nennen, obwohl es für uns nicht mehr die Bedeutung haben kann, die ihm von ſeiner Zeit, welche darin ein würdiges Seitenſtück der Virgil'ſchen Aeneide erkennen wollte, beigelegt wurde. In dieſem Heldengedicht beſang Petrarca den dritten puniſchen Krieg und die Großthaten des älteren Scipio, indem er

in der Feier der alten römiſchen Herrlichkeit zugleich dem Nationalſtolz der Italiener, den er in dieſer Beziehung öfter durch ſeine patriotiſchen Declamationen in Anſpruch nahm, zu ſchmeicheln ſtrebte. Dieſes Gedicht erregte in Italien einen ſo ungeheueren Enthuſiasmus, daß der Dichter dieſer ſeiner Arbeit vorzüglich ſeine Krönung auf dem römiſchen Capitol verdankte, die am 8. April 1341 erfolgte, welche Petrarca jedoch nicht auf poetiſchem Wege allein, ſondern ebenſo ſehr durch künſtliche Machinationen, durch die er beſonders auf den König Robert von Neapel zu wirken ſuchte, erlangte. —

In ſeinem Alter ſpielte Petrarca den Philoſophen und Ascetiker, und ſchrieb in dieſer Richtung eine Reihe philoſophiſcher Schriften, denen es jedoch an aller inneren Naturwahrheit und Tiefe der Empfindung gebricht, und worin er über alle weltliche Luſt und poetiſche Sinnlichkeit den Sieg des gottergebenen und höher erleuchteten Weiſen zu feiern ſuchte. Dieſe Tendenz auf das Ueberſinnliche ſuchte er ſchon in ſeinem größeren italieniſchen Gedicht, Trionfi, mit beſonderer Beziehung auf ſeine Liebe zu Laura zu geſtalten. Dies Gedicht ſtellt in allegoriſcher Bildnerei ſechs Triumphe auf, die Triumphe der Liebe, der Keuſchheit, des Todes, des Ruhmes, der Zeit, der Gottheit, und zwar ſo, daß von dieſen Mächten immer eine die andere überwindet, indem zuerſt Laura in der Allgewalt der Liebe ſelbſt erſcheint, worauf der Tod als Ueberwinder der Laura auftritt, der Ruhm aber wieder den Tod beſiegt, ſo wie den Ruhm die Zeit, bis zuletzt im Triumphe der Gottheit, die alle Ueberwinder überwinden muß, der höchſte und ewige Sieg gefeiert wird, durch den zugleich der Dichter im unwandelbaren Frieden des Himmels ſeine Wiedervereinigung mit der Geliebten findet. Dies Gedicht nimmt ſich jedoch matt, dürftig und

rhetoriſch kalt aus, beſonders wenn man es mit Dante vergleichen will, deſſen göttliche Komödie Petrarca hier ohne Zweifel in der ganzen Manier und Anlage nachbilden wollte. Doch konnte Petrarca, der Dante's Dichterruhm beneidete und ſeinen Genius niemals zu würdigen vermochte, am allerwenigſten in dieſen großen Formen des Dante'ſchen Geiſtes etwas leiſten. In der Abſicht, ſich ſelbſt und der Welt etwas vorzuphiloſophiren, ſchrieb Petrarca ſeine lateiniſchen Abhandlungen de contemtu mundi, de remediis utriusque fortunae, de Vita solitaria et de otio religiosorum. Von ſeinen übrigen lateiniſchen Werken iſt die Schrift de viris illustribus und ſeine Historia Iulii Caesaris (herausgegeben von Chr. Schneider, Leipzig 1827) zu erwähnen. Seine zahlreichen Briefe ſind eine beſonders intereſſante Quelle auch für das Studium ſeiner Zeitgenoſſen und Zeitgeſchichte. *)

Wir wenden uns jetzt zu Giovanni Boccaccio, der von den italieniſchen Kritikern „das Orakel der italie-

*) Die lyriſchen Werke Petrarca's erſchienen in Italien in mehr als zweihundert Ausgaben, deren älteſte um das Jahr 1470 (ohne Angabe des Orts) herauskam. Im ſechszehnten Jahrhundert lieferte der berühmte Buchdrucker Aldus Manutius mehrere ſehr ſchöne und correcte Ausgaben. Eine neuere vollſtändige Ausgabe ſeiner Rime iſt die zu Padua erſchienene (1827—29, zwei Bände), welche zugleich die beſten Commentare von Taſſoni, Muratori u. A. umfaßt. Eine gute Handausgabe iſt die von Fernow (Jena, 1806, 2 Bände). Eine Geſammtausgabe von den Werken des Petrarca erſchien unter dem Titel: Fr. Petrarchae opera, quae extant omnia (Baſel, 1581 4 Foliobände). — Deutſche Ueberſetzungen: einzelne Sonette von Gries und A. W. von Schlegel, ſämmtliche lyriſche Gedichte von K. Förſter (Leipzig, 1833).

nischen Prosa" genannt wird, und in dem sich die ächte Liebenswürdigkeit des italienischen Volkscharakters ihren Typus geschaffen hat. Wie in Dante der Nationalgeist seine Idealität angestrebt hatte, die sich in Petrarca wieder in die Koketterie der Form und in dieses Schönthun mit sich selbst umsezte, so zeigte sich in dem dritten Begründer dieser Literatur, in Boccaccio, die derbe sinnliche Seite des italienischen Volksnaturells in ihrer schönen natürlichen Kraft und Gesundheit vertreten und zu einem Element der Literatur gemacht.

In Boccaccio (geboren zu Paris, 1313, der natürliche Sohn eines florentinischen Kaufmanns) erscheint uns der Italiener als dieser frohe und leichtfertige Sohn des Augenblicks, der mit kräftigen, für den Genuß geborenen Organen sich auf die Gegenwart wirft und darin zur Zügellosigkeit die Milde und Grazie des Naturkindes hinzufügt, wie er die übermüthigen Befriedigungen, die er sich verschafft, in angeborener künstlerischer Form und Plastik vollbringt. Dieser wahre italienische Volkscharakter, welchem Boccaccio zuerst die gebildete Sprache der Prosa geschaffen, er trägt in dieser seiner eigenthümlichen Mischung zugleich eine Opposition gegen alle weltlichen und geistlichen Beschränkungen seiner Freiheit in sich.

Die römisch-katholische Hierarchie, die in ihrem großen Spinnennetz das ganze Leben eingefangen haben will, hat zwar in der Trägheit, Arbeitsscheu und nationalen Zerfahrenheit der Italiener ihre eigentliche Stütze und Lebenskraft gefunden, aber sie erhält zugleich ihren ersten erschütternden Stoß aus demselben italienischen Volkscharakter heraus, in welchem Uebermuth, Laune und Genußlust beständig alles geistliche Element wieder zersetzen und in seinen Gegensatz, in das weltliche Element, auflösen. So ist es die Richtung auf den Weltgenuß, in der in Italien zugleich die ersten

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MORDT.T. FN. 02214/017

reformatorischen Elemente erwachen. Der Genuß, welcher das eigentliche Pathos des italienischen Lebens ist, schließt bei diesem Volke auch den Stachel der Opposition in sich, durch die es in seinem eigensten Lebenskreise das geistliche Joch fortwährend abzuschütteln strebt.

Für diesen merkwürdigen dialektischen Prozeß ist Boccaccio der wahre Nationaldichter, und seine weltberühmten Novellen sind die eigenthümliche Form für diesen Uebermuth des italienischen Lebens, und zugleich für dessen innerste Zerfallenheit, geworden. Dante's Stimme gegen den Verfall des Papstthums und der Geistlichkeit war in der göttlichen Komödie zu sehr einer fernen Geisterstimme gleich erklungen, und konnte in dem gemeinen Gewühl des täglichen Lebens nicht vernommen werden. Petrarca aber, der Alles mitmachte, wenn er sich selbst dabei in einer hübschen Position zeigen konnte, hatte die auch von ihm nicht abgewiesene Opposition gegen das päpstliche Wesen, besonders aber gegen den schwelgerischen und liederlichen Papsthof zu Avignon, lediglich in die Form moralischer Betrachtungen gebracht, in denen er mehr sich selbst heimliche Bußübungen veranstaltete, weil er der glänzenden Liederlichkeit der Päpste in Avignon, wo damals alle schönen und leichtfertigen Frauen Italiens zusammenströmten, selbst nicht hatte widerstehen können. Petrarca's Freund, der muthwillige Boccaccio, bemächtigte sich mit einer viel eindringlicheren Wirkung dieser oppositionellen Richtung, die durch ihn in Italien zu einer durchaus volksthümlichen wurde, und die er aus den innersten und natürlichsten Conflicten des wirklichen Lebens selbst, aus dem, was jeden Tag und in jeder Stube sich ereignen konnte, hervortreten ließ.

Die Novelle wurde die eigentliche nationale Form für diese italienischen Lebensconflicte, in denen von Boccaccio nach zwei Seiten hin die weltliche Freiheit und

Berechtigung geltend gemacht wurde, einmal indem in diesen Novellen von dem weltlichen Element gezeigt wurde, daß es die gesunde Blüthe des Lebens selbst sei, und dann indem das geistliche Element gerade in seinen Vertretern als der Weltluft verfallen und in ihr völlig untergegangen dargestellt wurde. Boccaccio hatte sich mit naiver Luft und bloß seinem satirischen Instinct folgend, in dies zweischneidige Thema hineingestürzt, in welchem er diese innersten Grundgegensätze des modernen Lebens in kecken Reibungen gegeneinander spielen ließ. Die prinzipiellen Auseinandersetzungen des geistlichen und weltlichen Elements konnten erst in der deutschen Reformation und Philosophie erfolgen, in denen die Gegensätze von Geist und Materie, soweit es sich darin um Gottheit, Menschheit und Staat handelt, zu einer entscheidenden Eröterung geführt werde nsollten. Durch die Novellengeißel aber, welche Boccaccio über den geistlichen Stand schwang, und namentlich in der Beziehung, wo sich die Verlorenheit desselben in den Strudeln des Welllebens herausstellen sollte, durch diese große Satire, welche mit der Fackel der Lächerlichkeit in diese geheimsten Schleichwege der Geistlichkeit und in ihre täglichen und menschlichen Bedürfnisse hineinleuchtete, durch sie begann das reformatorische Prinzip der neuen Zeit in der That seine ersten Vorpostengefechte auszuführen. Die geschmeidige und schlüpferige Novellenform diente sehr gut dazu, diesen Inhalt lose zu machen und gewissermaßen unvermerkt unter die Leute zu bringen, und der Novellenmeister Boccaccio hätte in diesem frühen Jahrhundert in keiner anderen Form als in der Novellenform diese Opposition gegen die Geistlichkeit zu einer volksthümlichen erheben können.

Durch die Novelle, welche die schlechten und verbuhlten Streiche eines Geistlichen in einer anmuthigen,

leichtfertigen und gar nicht ernsthaft aussehenden Form erzählte, stahl er sich gewissermaßen mit diesem Oppositionsstoff in den Mund des Volkes hinein. Die Novelle ist insofern eigentlich eine feige Form zu nennen, indem sie als künstliches Surrogat für eine historische That, als ein listiges Ersatzmittel für eine freie öffentliche dramatische Handlung erscheint. Petrarca gab der neueren Literatur das Sonett, und gründete darin diese poetische Form der Unfreiheit, in welcher das vorgeschriebene und unüberschreitbare Gefüge gewissermaßen den Zwang des positiv Bestehenden repräsentirt, welches Bestehende aber dermaßen sich geltend macht, daß hier der Gedanke nicht ganz Form, und die Form nicht ganz Gedanke werden kann. Eine zweite Form der Unfreiheit, kann man sagen, bildete Boccaccio in der Novelle für die moderne Literatur aus. Denn das heimliche Wesen der Novelle, in welches sich gern Tendenzen verstecken, die sonst noch keine Berechtigung im öffentlichen Leben selbst erlangt haben, und die sich deshalb unter diesem schillernden Gewand der Novelle verkriechen müssen, um darin so lange als Tendenz sich ihr Leben zu fristen, bis sie zur wirklichen That erlöst werden können, diese Heimlichkeit der Novelle trägt allerdings ein charakteristisches Element der Unfreiheit in sich, und wir sehen sie darum zuerst in Italien, mitten unter unfreien, der Zerstückelung und der Heimlichkeit verfallenen Nationalzuständen, ergriffen und ausgebildet. Wenn große Ereignisse fehlen, die das Leben gestalten und anregen, verliert sich das Dasein in kleinliche Interessen und Intriguen, und sucht sich in der Vielseitigkeit und Beweglichkeit verschiedener Richtungen zu erhalten, da es sich in einer tieferen Einheit des Strebens nicht erfassen kann. So zerfällt Italien im Mittelalter in lauter kleine Freistaaten, die an und für sich selbst bestehen wollen, und ihre Existenz

gegen einander geltend machen. Durch sie und ihren weitverbreiteten Handel nach Außen scheint Italien in sich ein vielbewegtes Leben zu führen, durch sie ist es aber zugleich in sich selbst zerstreut und entzweit und auf ein empirisches Kleinkrämerleben angewiesen, indem es zugleich die Ruinen seiner alten, großen Vergangenheit aufzubewahren und den einreisenden Fremden zu zeigen berufen ist. So bewegt sich auch das individuelle und gesellige Leben dieses Volkes, ebenso wie sein Staatsleben, ohne von einem allgemeinen und innerlichen Streben durchdrungen zu sein, nur in bunten Carnevalsbildern, und wie in unzusammenhängenden aber pikanten Scenen einer Opera buffa auf und nieder.

Und dies ist die novellistische Gestaltung des italienischen Staatslebens selbst, das zugleich aus den Conflicten der vielen selbständigen Familien und Adelsgeschlechter in diesem Lande unaufhörlichen Novellenstoff erzeugt hat. Italien wird so das eigentliche Mutterland oder die Wiege der modernen Novellistik. Das novellistische Staatsleben, in dem kein großes zusammenhängendes Staatsdrama aufgeführt wird, weist in seinem eigensten Ursprunge auf das Sultanat zurück, welches auf den Polstern seines Divans niedergestreckt liegt, und sein Ohr den hübschen Geschichten und Erzählungen leiht, welche die neben ihm knieende Sultanin so sinnreich vorzutragen versteht, und in denen sie zugleich manche Tendenz einkleidet, oder manches Staatsgeschäft insinuirt, für das auf dem Wege der freien offenen Verhandlung gewiß kein Gehör zu finden gewesen wäre. So hat auch Boccaccio die Novellistik seines Decamerone besonders an den großen orientalischen Märchenschatz angeknüpft, der unter dem Namen Tausend und Eine Nacht eine Concentration alles morgenländischen Erzählungsstoffes uns darbietet, und woraus Boccaccio

einen großen Theil seiner Erfindungen, mit Hinzuziehung anderer Stoffe aus den altfranzösischen Fabliaux und andern alten Volksgeschichten, geschöpft hat. Das novellistische Staatsleben, das zu den Märchen der Vergangenheit seine Zuflucht nimmt, um damit etwas für die Gegenwart zu beweisen, es hat seinen Gegensatz an dem dramatischen Staatsleben, in welchem die inneren Gegensätze des Lebens äußerlich handelnd geworden sind, in welchem das Volk als ein wesentliches Glied des Ganzen vertreten ist, und worin die Opposition, die das eigentliche Geheimniß aller ächt dramatischen Lebensentwickelung in sich schließt, zum nothwendigen und anerkannten Hebel dieser letzteren wird.

Das novellistische Hauptwerk des Boccaccio ist sein berühmtes Decamerone, diese Sammlung von hundert Novellen, welche der Dichter in diesen interessanten und seitdem so häufig nachgeformten Rahmen gebracht hat, indem er erfindet, daß, während der Pest von 1348, eine Gesellschaft liebenswürdiger Männer und Frauen auf einer Villa versammelt ist, wohin sie sich zur Vermeidung der Ansteckung zurückgezogen haben, indem sie sich zugleich zu ihrer Unterhaltung verpflichten, daß Jeder innerhalb zehn Tagen an jedem Tage eine Novelle erzählen solle, was, bei der Anzahl von zehn Mitgliedern, hundert Erzählungen ausmacht. Die einleitenden Beschreibungen sind schon meisterhaft, und kündigen diese bewegliche Kunst der Darstellung an, welche meisterhaft aller Tonarten und Gemüthszustände sich zu bemächtigen versteht, und die in den Novellen selbst mit dieser unnachahmlichen Grazie und Ausgelassenheit sich entfaltet. In jener Einleitung ist es aber besonders die berühmte Beschreibung der Pest von Florenz, die, der thucydideischen Schilderung der athenienſischen Pest

nachgebildet, als ein Meister- und Musterstück der Prosa dasteht.

Ein anderer eigenthümlicher Roman Boccaccio's ist seine Fiammetta, unter welchem Namen er den Gegenstand seiner eigenen Liebe, die Prinzessin Maria, natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, verherrlicht haben soll, eine Dame, welche auf das Leben und Dichten Boccaccio's von dem wesentlichsten Einfluß wurde, und ihm auch den Auftrag gab, das Decamerone zu schreiben. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Romans ist die Vermischung der alten heidnischen Mythologie mit der christlichen Religion und den kirchlichen katholischen Vorstellungsformen. Nachdem Fiammetta ihren auserwählten Panfilo zum ersten Mal in der katholischen Kirche während der Messe gesehen, wird sie in der Nacht darauf von vielen verliebten Sorgen und Zweifeln gequält, ob sie der Leidenschaft, die sie ergriffen, sich hingeben solle oder nicht, als ihr Venus selbst erscheint, ihr ganzes Kostüm aus der alten Götterzeit noch mitbringend, und sie durch eine lange Rede, in der sie alle Götter und Heroen, welche der Liebe erliegen mußten, aufzählt, zu gewinnen sucht, ihr zu huldigen und den schönen Panfilo ihrem Gemahl vorzuziehn. „Weh mir Unglückseligen! sagt Fiammetta. Gedenke ich jetzt, was hernach erfolgt ist, so zweifle ich keinen Augenblick, daß es nicht Venus, sondern Tysiphone war, welche mir damals erschien. Und wie einst Juno den Glanz ihrer Gottheit verhüllte, und die Gestalt einer alten Frau annahm, so hatte diese hingegen jetzt ihr furchtbares Schlangenhaar abgelegt, und sich mir in so herrlicher Gestalt gezeigt, und gleichwie jene der Semele erschien, um ihr verderblichen Rath zu geben, so verführte mich auch diese mit ihren Reden, denen ich, Arme! nur zu leicht Gehör gab, und mich verleiten ließ, euch alle, dich, fromme Treue, ehr-

würdige Zucht, heilige Keuschheit, einziger und höchster Schatz züchtiger Frauen, aus meinem Herzen zu verjagen.*)

Dieser Roman, obwohl er viel hochtrabende und schwülstige Declamationen und mancherlei ermüdende Weitschweifigkeiten enthält, zeigt den Dichter doch nicht minder als einen großen Darsteller menschlicher Leidenschaft und als einen tiefen Kenner aller Irrgänge und Schleichwege des menschlichen Herzens, dessen Sophistik Boccaccio ganz besonders studirt hat. Auf dem italienischen Grund und Boden selbst kann auch jene Verknüpfung der alten classischen Mythologie mit den Elementen des Katholizismus nicht so fremdartig und barock erscheinen, als sie uns heut für den ersten Augenblick entgegentreten muß. Die alte Mythologie war in Italien immer noch ein Lebenselement geblieben, das nicht nur alle Dichter erfüllte, sondern auch im Volke selbst, fast bis auf den heutigen Tag, noch einen weitverbreiteten Anklang hat. Ein anderer Roman Boccaccio's ist sein Filicopo, eine sehr abenteuerliche Composition, welche das Element der alten Rittergeschichten seltsam verarbeitet, und in der zugleich alle Götter der alten Zeit in genauester Betheiligung an den Romanverhältnissen auftreten, ja der Papst selbst erscheint mit ihnen so genau verbunden, daß er als Vicar der Juno auftritt, wogegen Pluto die Gestalt eines christlichen Ritters annimmt. Auch in metrischer Form zeigte sich Boccaccio, besonders in seinem Epos la Teseide, welches insofern eine literarhistorische Bedeutung in Anspruch nehmen kann, als Boccaccio darin zuerst die Ottave rime anwandte, die, früher wohl schon von den sicilianischen Dichtern gebraucht, doch von ihm diejenige Ausbildung erhielten, in

*) Nach der deutschen Uebersetzung von Sophie Brentano.

der sie nachher in der romantischen Poesie Italiens eine so glänzende Rolle gespielt haben. Auch eine Reihe lateinischer Werke verfaßte Boccaccio, darunter: de genealogia deorum libri XV; de montium, sylvarum, lacuum, fluviorum, stagnorum et marium nominibus; de casibus virorum et feminarum illustrium; de claris mulieribus u. a. Seine Verdienste um das klassische Alterthum, die er sich auch durch Sammeln von Handschriften und vielfältige Studien erwarb, erstreckten sich besonders auf das Griechische.*)

Unter den Nachfolgern und Nachahmern des Boccaccio ist, als ihm am nächsten stehend der Zeit und der Manier nach, zuerst Franco Sacchetti, geboren zu Florenz im Jahre 1335, zu nennen. Wir besitzen von ihm 258 Novellen, freilich nur sehr kleine Geschichten und Anecdoten, in denen er die Sitten seiner Zeit, besonders lächerliche und den geistlichen Stand betreffende Züge, mit vieler Lebendigkeit und nicht ohne Witz aufgreift und verspottet. Mehrere seiner Novellen beruhen auf eigenen Erlebnissen des Dichters. Deutsch findet man einige in den Novellen von Cäcilie (Erfurt 1816, S. 93—154). Aus einer der Sacchetti'schen Novellen hat Bürger den Stoff zu seiner poetischen Erzählung vom Kaiser und Abt genommen.

---

*) Der Ausgaben des Decamerone giebt es eine unzählige Menge, unter den älteren besonders die zu Mantua 1472 und zu Florenz 1527 erschienenen. Neuere Ausgaben sind die von Poggiali (Livorno, 1789, 4 Bände), die Pisaer (4 Bände 1815) die Pariser von Biagoli mit einem ausführlichen Commentar (1823, 5 Bände), die von Ugo Foscolo (London 1825). Eine deutsche Uebersetzung des Decamerone erschien zuletzt von Witte und Lüdemann (Leipzig 1830).

Berühmter als Novellist ist der Bischof Matteo Bandello geworden (1480— 1562), der in seinen zahlreichen Novellen es an Unsittlichkeit seinem Meister Boccaccio gleichgethan, in kunstgemäßer Darstellung sich ihm jedoch nicht genähert hat. Von seinen Novellen ließ er im Jahre 1554 drei Bände erscheinen, ein vierter folgte im Jahre 1573, nach dem Tode des Verfassers.*) Es ist bemerkenswerth, daß gerade die unzüchtigsten Novellenschreiber katholische Geistliche, häufig von hohem Range, waren. Der Bischof Bandello ist gewiß bei seinen geistlichen Ordensbrüdern beliebter und berühmter geworden durch seine Novellen, als er es durch die gelehrtesten theologischen Dissertationen hätte werden können. Bandello hat auch eine Novelle des Boccaccio (Decam. X. num. VIII. Tito e Gisippo) ins Lateinische übersetzt, unter dem Titel: Titi Romani Egesippique Atheniensis amicorum historia in latinum versa per F. M. Bandellum. Mediolani 1509. 8.

Um vieles ausgezeichneter sind die bei uns weniger gekannten Novellen von Antonio Francesco Grazzini, der im Jahre 1540 zu Florenz geboren, und 1583 daselbst starb. Als Mitstifter der Akademie della Crusca erhielt er den Namen Lasca, mit dem er sich öfters auf seinen Schriften nennt. Seine Novellen, die erst nach seinem Tode herausgekommen, sind, ungefähr nach dem Vorbilde des Decamerone, in Erzählungsabende einer Gesellschaft abgetheilt. An Correctheit und künstlicher Bildung des Stils nähert er sich, wie Boccaccio, der anti-

*) Die beste Ausgabe der Bandello'schen Novellen kam in London, 1790—93, in neun Bänden heraus. Eine verstümmelte deutsche Uebersetzung gab Adrian (Frankfurt a. M. 1818)

len Prosa. Seine Novellen haben mehr Katastrophe und Interesse der Entwickelung, als Bandello's, und sind oft mehr als bloße Anecdoten und verliebte Klatschgeschichten.*)

Die Literatur der Italiener, nachdem sie durch Dante, Petrarca und Boccaccio die Begründung ihrer Formen und ihrer Sprache empfangen, wurde darauf im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert eine Hofliteratur, eine Luxussache dieser kleinen Despoten und Tyrannen Italiens, welche sich am liebsten in einer ästhetischen Hofhaltung constituirten und dazu auch die Literatur brauchten. Den Aristocraten mußte die Entwickelung der italienischen Literatur überlassen bleiben, weil das italienische Volk nicht mehr die selbständige geistige Kraft hatte finden können, um aus der Literatur eine Volkssache und ein Eigenthum des seine Freiheit schaffenden Nationalgeistes zu machen. Die politische Zerfallenheit und Verderbtheit Italiens hatte die ästhetische Fürstenwirthschaft begünstigt, die hier mit buntem Gepränge getrieben wurde, und Italien ist das eigentliche Vaterland der ästhetischen Tyrannen, von denen sich hier eine ganze Dynastie in den berühmten Medicäern erzeugte und fortpflanzte. Die Medicäer waren die eigentlichen Vertreter der politischen Unfreiheit Italiens, obwohl sie zugleich die Beschützer aller Künste und Wissenschaften

---

*) Grazzini war auch als Improvisatore berühmt. Eine deutsche Uebersetzung seiner Novellen erschien Leipzig, 1788, 2 Theile. Auch findet man einige in Gaciliens Novellen S. 189 flgd. und in Reichard's Bibliothek der Romane 5 Band, wo sie aber nur nach einem französischen Auszuge verdeutscht sind.

waren, und selbst sehr hübsche Verse machten, wie z. B. Lorenzo von Medici, Pietro's großer und prächtiger Sohn, der diesen Beinamen des Prächtigen seiner hochfahrenden ästhetischen Ritterlichkeit wegen erhalten hatte. Denn diese ästhetischen Fürsten wollten zugleich wieder Ritter sein, sie gingen in den schönsten poetischen Aufzügen auf die Jagd, und veranstalteten Turniere, von denen das weltberühmte, welches Giuliano und Lorenzo von Medici in Florenz gaben, zu einem Gegenstande der Poesie für mehrere damalige Dichter, besonders für Angelo Poliziano, wurde.

Der ästhetische Despotismus dieser Periode suchte die alten romantischen Zeiten wieder zu erneuern, aber diese Romantik, die jetzt als Hofsache künstlich und kokett wieder verwendet werden sollte, war nicht die alte gesunde Romantik des Volkes, sondern es war eine neue Manier großer und vornehmer Herren, die in diesen ritterlichen und poetischen Gewändern, in welche sie sich kleideten, zugleich ein schlechtes politisches Gewissen verbargen. Man gab ritterliche und romantische Hoffeste, man rüstete in diesen gebildeten Hofzirkeln nach Plato, denn die platonische Philosophie war mit der Romantik zugleich als eine Modesache wieder aufgenommen worden, wie denn Lorenzo von Medici selbst in seinem Lehrgedicht Altercazione einige Sätze aus dieser Philosophie in Verse gebracht hatte. Außerdem besang Lorenzo seine schönen Gartenanlagen auf der Insel Ambra, die nach seinem eigenen Plan ausgeführt waren, denn er machte auch ästhetische Baupläne, wie denn die Architektur seiner Zeit großartige Verschönerungen von ihm empfing. Im Carneval sang er selbst auf der Straße die von ihm gedichteten Carnevalslieder (canti carnaleschi) und dann tanzte er (nach seinen canzoni a ballo) mit dem Volke, das er sonst verachtete. Auch hatte er Anlage zur

Satire und zum Bonmot, und er dichtete vielleicht die erste Travestie, welche die moderne Literatur überhaupt aufzuweisen hat, indem er in der Manier von Dante's Hölle unter dem Titel Simposio oder i beoni (die Trinker) eine Reise in den Weinkeller schrieb, wozu er die Wege sehr gut zu finden wußte, obwohl er noch, wie Dante den Virgil, so den Bartelin sich zum Führer angenommen, mit dem er sich über die dort anwesenden Trinker unterhält. Es versteht sich von selbst, daß Lorenzo von Medici gleichzeitig auch fromm war, und seine geistlichen Lieder und Oden, deren er mehrere gedichtet hat, erschienen später (1680 in Florenz) in dem bekannten Familiengesangbuch der Mediceer abgedruckt, denn in der Dynastie dieses ästhetischen Despotismus hatten alle Familienglieder geistlich gedichtet, und besonders Lorenzo's Mutter, die fromme Lucrezia Tornabuoni, welche das Meiste zu jenem Gesangbuch beigesteuert.

Lorenzo's Gesellschafter und Freund, der berühmte Angelo Poliziano, heut noch als Philolog in besserem Andenken, fügte auch zu den Plaisirs der italienischen Hofhaltungen die Lust am Theater hinzu, indem er um diese Zeit den Versuch machte, die Tragödie der Alten wiederherzustellen, oder vielmehr daraus die neue Gattung der Oper zu schaffen, die durch seinen Orfeo, worin er die Geschichte des Orpheus und der Euridice dramatisch und mit Musikbegleitung behandelte, gewissermaßen ihren ersten Ursprung erhielt. So beginnt die Oper, dieser interessante Zwitter der modernen Kunst, in dieser Epoche der ästhetisch sich bemäntelnden und herausputzenden Unfreiheit, als ästhetisches Hofvergnügen, wie denn auch der Orfeo zu einem Hoffest ersonnen und zuerst in Mantua zur Feier der Rückkehr des Cardinals Gonzaga im Jahr 1483 gespielt wurde. Doch wurde das Erwachen der modernen

Theaterkunst überhaupt durch dieses Stück vorbereitet; und die dramatische Poesie fing nun bald an sich zu regen, aber noch so vereinzelt, daß die italienischen Fürsten nur zu besonderm Zwecke, und oft nur für eine einzelne Vorstellung, ein Theater aufschlagen ließen, auf dem zuerst Lustspiele des Plautus und Nachbildungen davon zur Aufführung kamen, und wobei die Hofcavaliere und die Großen des Landes sich um die Rollen stritten.

Die Hauptform für diese neue Hofpoesie, welche die Schminke der politischen Entartung und Liederlichkeit war, wurde aber das romantische Epos, das um diese Zeit durch Ariosto seine glänzendste Ausbildung und Formvollendung erhielt. Diese neue Gattung, in welcher die Hofromantik sich auf einer breiten Grundlage niederzulassen suchte, war zuerst durch zwei Hof- und Staatsmänner, Luigi Pulci und den Grafen Bojardo, welche die nächsten Vorläufer des Ariosto sind, angelegt worden.

Pulci, der ein Tischgenosse des Lorenzo von Medici war, schrieb auf Verlangen der schon erwähnten frommen Mutter des Lorenzo, sein Epos von den Abenteuern Morgantes, Roland's Freunde, unter dem Titel Morgante maggiore, in 28 Büchern, in sehr schön gearbeiteten Stanzen. Pulci hatte nicht den geringsten Glauben mehr an die alte romantische Ritterwelt in sich, vielmehr stand er an der Spitze derjenigen Skeptiker, welche sich schon um diese Zeit allem positiven Inhalt des Lebens gegenüber aufgestellt hatten, und besonders auch zu allen Ueberlieferungen des Christenthums sich negativ und mit Spott und Ironie verhielten. Dieser talentvolle, aber geistig ausgedörrte Hofmann, sollte aus dem jetzt schon so verschollenen christlichen Ritterthum ein neumodisches Epos machen, das bei der üppigen Tafel des Lorenzo von Medici, zur Vermehrung seiner romantischen Illusionen, vorge-

leſen werden konnte. Die alten Ritterromane des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die größtentheils franzöſiſch abgefaßt waren, hatten als verlegene Waare ſchon lange keine Leſer mehr gefunden, und Pulci trieb in ſeinem Geiſt, für den es keine ritterlichen und romantiſchen Wunder mehr gab, nichts als die Ironie auf, durch welche er dieſe vergangene Herrlichkeit allein wieder ins Leben zu rufen vermochte. Sein Epos wurde daher die Carikatur des alten Ritterthums, indem er ſich dabei zugleich, mit der Miene des vollendeten Hofmannes, den ehrſamen Anſtrich gab, als wenn er ganz gut chriſtlich romantiſch geſinnt ſei, und den Auftrag ſeiner hohen Herrſchaften mit ernſtlichem Eifer erfüllt habe. So machte er aus dem Karolingiſchen Sagenkreis eine bunte moderne Farce, in der es oft ſehr derb und cyniſch hergeht, in der alle Stände und Richtungen, Ritter, Helden, Prieſter, Prinzeſſinnen, Kaiſer und Vaſallen, wie die kirchlichen Elemente des Chriſtenthums, in einem tollen Gemiſch durcheinander geworfen, und der Ironie zur Vernichtung überantwortet werden.

In einem durchaus entgegengeſetzten Sinne ſchrieb der Graf Bojardo, der am Hofe zu Ferrara bei der berühmten Fürſtenfamilie der Eſte lebte, ſein Epos Orlando innamorato, welches er aus denſelben Quellen wie Pulci ſchöpfte. Dieſer vornehme Staatsmann, der in Ferrara in den höchſten Aemtern ſtand, meinte es ehrlicher mit ſeiner Aufgabe, und hielt es vielleicht für ſeine Pflicht als Beamter und Hofmann, an die chriſtlich romantiſche Wunderſage der alten Zeit ſich hinzugeben, und daraus etwas Poſitives hervorzubringen, weshalb er denn im Roland alles Ernſtes ein Ideal des Ritterthums und der romantiſchen Liebe aufzuſtellen ſuchte. Dazu konnte er jedoch nur auf dem Wege einer ſehr mühſamen Reflexion gelangen und ſein Gedicht wurde um ſo froſtiger, als er zu-

gleich ein christlich allegorisches Element damit zu verbinden suchte, indem z. B. Roland der in der göttlichen Gnade lebende Mensch ist und dgl. mehr.

Es gehörte aber eine ganz andere Natur dazu, um die befohlene Hofromantik, welche bei den italienischen Fürsten zur Etikette gehören sollte, zu einer höheren poetischen Bedeutung zu bringen, eine Natur, in welcher die ursprünglichen Gaben des Dichters unverwüstlich neben den Eigenschaften des Hofmanns bestehen und mit ihnen verschmelzen konnten. Eine solche ebenso geniale als servile Dichternatur war der große Ludovico Ariosto, geboren 1474 zu Reggio, und gestorben 1533 zu Ferrara, wo er der Gnade der herzoglichen Familie der Este lebte. Dieser glänzende und muthwillige Geist stimmte den wahren romantischen Sirenengesang an, durch welchen die Völker Italiens die Schmach und Bedrückung ihres politischen Lebens vergessen und in die Träume der alten Zeit wieder zurückgelullt werden sollten.

Ariosto hatte sich in seinem Orlando furioso in denselben Sagenkreis der Paladine Karls des Großen hineinbegeben, den Bojardo in seinem Gedicht eröffnet und in den Hauptfiguren festgestellt hatte, und man kann den rasenden Roland darum eine Fortsetzung des in der Mitte abgebrochenen Bojardo'schen Gedichts nennen. Der Aufzug des alten Ritterthums gleicht zwar auch bei Ariosto mehr einem romantischen Hoffest, das in täuschender Nachahmung aller Formen, Farben und Kleider zur Unterhaltung hoher Herrschaften sich darstellt, aber es ist ihm doch gelungen, vermöge seiner unendlich beweglichen und zauberkräftigen Phantasie eine gewisse Vermittelung hervorzurufen zwischen der alten Volksromantik und der neuen Hofromantik, oder vielmehr die Täuschung der Malerei so vollkommen zu machen, daß die alten romantischen Gestal-

ten wie aus eigener Luſt und Wahl ſich in den Dunſtkreis des modernen Hoflebens hineinverſetzt zu haben ſcheinen. Denn wie groß auch der reine poetiſche Zauber dieſes Gedichts iſt, der ſich Jahrhunderte hindurch bei allen Nationen forterhalten hat, ſo bricht doch in allen Verhältniſſen der Arioſto'ſchen Dichtung dieſer Geiſt des Hofes hervor, auf den eigentlich die Wirkung des Ganzen wie des Einzelnen durchgängig berechnet iſt. Nicht nur, daß der Dichter häufig ſeine Stanzen dazu benutzt hat, um ſeinen vornehmen Gönnern darin die niedrigſten Schmeicheleien zu adreſſiren, ſondern der geheime Zweck des ganzen Epos iſt eigentlich ein Compliment gegen das fürſtliche Haus Eſte, als deſſen Vorfahre Rüdiger, der vielmehr als Roland der wahre Held Arioſt's iſt, verherrlicht wird, und zu welchem Ende er auch die Handlung ſeines Gedichts mit der Vermählung dieſes fabelhaften Ahnherren der Eſte's mit Bradamante ſchließen läßt. Außerdem iſt der lockere Zuſammenhang des Gedichts, der dem Leſer überall anzufangen und überall aufzuhören erlaubt, ganz eingerichtet für den vorzugsweiſen Gebrauch der höheren Stände, und beſonders zerſtreuter und intriguanter Hofdamen, die ihre Aufmerkſamkeit nicht lange auf einen Punct feſſeln können, ſondern flüchtig von einem Intereſſe zum andern abgezogen werden müſſen. Arioſto's Gedicht hat auch in ſeiner Darſtellungsform dieſe gute Lebensart des Höflings nachzumachen gewußt, daß von keinem Ding zu lange hintereinander die Rede ſein darf, ſondern möglichſt raſch von Einem zum Andern übergegangen werden muß. Daher liegt in der Form dieſer Dichtung Alles ſo bequem oben auf, daß ſich jeder herausſuchen kann, was ihm gerade für den Augenblick ſeiner Stimmung paßt, ſodaß der raſende Roland dadurch gewiſſermaßen dieſe Hofpoſtille oder dies

Andachtsbuch zum täglichen Gebrauch der Damen und Cavaliere bei Hofe geworden iſt.

Wie der Dichter ſich über ſeinen eigenen Leſer luſtig zu machen ſcheint, den er von Gegenſtand zu Gegenſtand wie in einem Zaubergarn mit ſich fortzieht, und der immer da mit ihm abbrechen muß, wo er am liebſten verweilen möchte, ſo ſchwebt überhaupt dieſer leiſe Hauch der Ironie über der ganzen Dichtung, und durchdringt beſonders mit einem ſchalkhaften Anflug das eigentliche Ritterthum, das Arioſto in ſeinem Gedicht darſtellig macht, und das in ſeinem ganzen Auftreten bei ihm dieſe komiſch feierliche Haltung hat, die von ſich ſelbſt zu ſagen ſcheint: fürchtet euch nicht vor mir, ich bin nicht Das, was ich ſcheine, ich bin nur eine ſchöne buntgeſtickte Tapete! Dies iſt das klare ſchelmiſche Auge des Dichters, das mitten durch ſeinen romantiſchen Wirrwarr ſo bewußtvoll zu uns aufblickt, und uns, aller ritterlichen Romantik gegenüber, das nicht mehr zurückzudrängende moderne Verſtandeselement ausdrückt.

Der raſende Roland des Arioſto erſchien zuerſt im Jahre 1515 zu Ferrara in vierzig Geſängen. Die Ausgabe vom Jahre 1532, welche kurz vor dem Tode des Dichters erſchien, iſt bedeutend vermehrt und als die eigentliche Feſtſtellung des Textes letzter Hand, der alle ſpäteren Ausgaben gefolgt ſind, zu betrachten. Die anhangsweiſe hinzugefügten fünf Geſänge ſind nicht eigentlich als eine Fortſetzung des raſenden Rolands anzuſehen, ſondern ſcheinen Fragmente eines ſelbſtändigen Gedichts zu ſein, deſſen Vollendung jedoch Arioſto aufgegeben. Außer dieſem romantiſchen Epos ſchrieb Arioſto auch mehrere Luſtſpiele für das Theater in Ferrara, mit deſſen Leitung er in der letzten Zeit ſeines Lebens beauftragt geweſen, und das auch nach dem von ihm entworfenen Plan erbaut worden

war. Besonders sind es seine vier Komödien La Cassaria, i Suppositi, la Lena, il Negromante, deren Bühnenaufführung in seiner Zeit berühmt war. Ein unvollendetes Festspiel, la Scolastica, war im Stile des Plautus und Terenz, von denen Ariosto auch einige Stücke für die Aufführung auf dem Hoftheater von Ferrara übersetzte. Als lyrischer Dichter zeigte er sich in Sonetten, Canzonen und Elegieen. Auch dichtete er eine Reihe von Satiren, in der Form von Briefen an Freunde, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden und worin er Vieles aus den persönlichen Situationen seines Lebens verhandelte.*) —

Der vierte Gestalter des romantischen Epos war Torquato Tasso, der 1544 zu Sorrento geboren wurde, und nach einem äußerlich und innerlich genualten Leben, das so häufig zum Gegenstand der innigsten Theilnahme und der dichterischen Darstellung selbst gemacht worden, 1595 zu Rom starb, als er eben auf dem Capitol gekrönt werden sollte. Dieser in der poetischen Form sowohl wie in der christlichen Gesinnung durchaus correcte und orthodoxe Dichter vollendete das romantische Epos der Italiener äußerlich zur höchsten regelmäßigen und tadellosen Schönheit. Das fromme und rechtgläubige Wesen seiner Auffassung und Darstellung, das den romantischen Stoff überall mit einer gewissen religiösen Ehrbarkeit durchdringt, hat viele Freunde gefunden, ist aber auch hierumda verspottet worden, wie von Voltaire, der sich, in seiner Abhandlung über die epische Dichtkunst, über diesen Charakter des Tasso lustig gemacht hat. Sein Epos, das be-

*) Die beste Ausgabe der Werke Ariost's ist die zu Venedig (1730 Fol.) erschienene. Deutsche Uebersetzungen des rasenden Roland erschienen von Gries (5 Bände, Jena, 2. Auflage 1826) und von Streckfuß (6 Bände, Halle 1818—26).

freite Jerusalem, in 20 Gesängen, ist durch die reine Begeisterung, mit welcher der Dichter an seinen Gestalten hängt, durch den unwiderstehlichen musikalischen Reiz seiner Sprache und seiner Verse, und durch die malerische Gewalt seiner Schilderungen, ein Gedicht von europäischem Ruhm geworden, das fast in alle Sprachen der Welt, sogar ins Arabische, Türkische und Chinesische übersetzt worden. Das Interesse an den Kreuzzügen, welche der Dichter zu seinem Stoff gewählt, war in seiner Zeit noch ein volksthümliches und konnte auf die lebendigen Sympathieen der europäischen Völker rechnen. In dieser Beziehung war sein Epos auf eine durchaus wirkungsreiche und der ursprünglichen Natur des epischen Gedichts angemessene Grundlage gestellt, aber Tasso war kein Dichter, welcher sich in den ursprünglichen epischen Volkston hätte hineinleben können, sondern wie er seinen Stoff nur durch künstliche Aneignung und auf dem Wege der vermittelnden Reflexion aufgenommen, besonders auch in eigenthümlicher Anempfindung an die ihm vorangegangenen Dichter, namentlich Ariosto, aus dem er eigentlich seine Auffassung der romantischen Ritterwelt schöpfte: so brachte er auch in seinem ganzen Gedicht nur ein künstliches Gebäude zu Stande, das musterhaft in der Anordnung, unendlich melodienreich im Anschlagen der verschiedensten Tonarten, aber doch im innersten Wesen kalt und als eine Frucht berechneter Studien erscheint. Diese Studien sind oft so genau und gewissenhaft, daß die Schilderung der Oertlichkeiten auf einer durchaus richtigen geographischen Anschauung beruht, wie denn besonders die Beschreibung von Jerusalem und seinen Umgebungen die merkwürdigste Treue in allen Einzelnheiten der Lage darthut. Mit der Bewunderung seines Zeitalters zog Tasso jedoch zugleich die Anfeindungen einer bitteren Kritik auf sich, deren Spruch be-

ſonders durch die Academie della Crusca zu Florenz vertreten wurde. Dieſe Kritik begründete ſich vornehmlich auf das unbedingte Anſehn Arioſt's, deſſen Manier von ſeinen Freunden als unbeſtreitbares Muſter aufgeſtellt werden ſollte, gegen das nichts Anderes mehr aufkommen durfte. Gegen die Vorwürfe, welche ihm von dieſer Seite her gemacht wurden, ſuchte der arme gequälte Dichter vergebens einen Widerſtand in ſich zu finden, bis er ſich zuletzt, in verzweifelter Verkennung ſeines eigenen Werkes, entſchloß, daſſelbe umzuarbeiten und ſein Gerusalemme conquistata zu ſchreiben, das er jedoch nur auf vier Geſänge brachte. Er warf darin ſelbſt ſein beſtes poetiſches Hab und Gut über Bord, ließ die von ſeinen Gegnern getadelte Epiſode von Olind und Sophronia gänzlich fort, und machte aus ſeinem Rinaldo einen Ricardo, einen der normänniſchen Eroberer des Königreichs Neapel. — Wenn dem Taſſo der Lorbeer der epiſchen Dichtung zu einem ſo brennenden und verletzenden Schmuck um ſeine Schläfen wurde, ſo trug er dagegen in einer andern Gattung unbeſtrittenere Erfolge davon. Dies war das Hirtendrama, in dem er zwar ſchon einige Vorgänger hatte, beſonders den ferrareſiſchen Dichter Agoſtino Beccari, der für den Erfinder dieſer Gattung in Italien gelten kann, und der in dramatiſcher Form eine arkadiſche Schäferwelt zurechtſtellte; aber im höheren Sinne und in wahrhaft poetiſcher Ausbildung hat doch Taſſo zuerſt dies Genre erſchaffen, und zwar durch ſeinen berühmten Aminta, welchen er zuerſt im Jahre 1572 erſcheinen ließ. In dieſem fünfactigen Schäferſpiel ſind die idylliſchen Elemente vortrefflich und mit vielem Gefühl gezeichnet, obwohl man ſich aller Anſprüche auf eine eigentlich dramatiſche Darſtellung begeben muß. Viel unbedeutender aber ſind ſeine übrigen Dramen, ein Luſtſpiel, gli intrichi d'amore, und das

Trauerſpiel il Torrismondo, welches letztere er im Irrenhauſe, im St. Annenkloſter, dichtete. — Als lyriſcher Dichter ſchrieb Taſſo eine Reihe von Sonetten, Canzonen, Madrigalen, die zuerſt im Jahre 1583 unter dem Titel Rime e prose (in 6 Bänden) gedruckt erſchienen.*)

Der von Taſſo angeſchlagene Ton der Schäferpoeſie ward durch Battiſta Guarini (1537 — 1612) in ſeinem berühmten Hirtendrama, Pastor fido, der eine Nachahmung des Taſſo'ſchen Amynta iſt, fortgeſetzt. Das Drama der Italiener nahm in dieſer frühen Zeit ſeiner Entwickelung noch am glücklichſten das idylliſche Element in ſich auf. Durch andere Dichter, wie Triſſino (1478 — 1550) und Rucellai (1475 — 1525) wurde eine Einführung der antiken claſſiſchen Tragödie in allen ihren Formen verſucht, aber dieſe Nachahmungen, durch welche ſich das italiniſche Theater im ſechszehnten Jahrhundert zu begründen ſuchte, konnten keinen Boden gewinnen, und verſchwanden ſpurlos wieder. Mehr Ruhm und dauerndere Verbreitung fand die lyriſche bukoliſche Richtung der ita-

*) Ausgaben des befreiten Jeruſalems: zuerſt Ferrara 1581, welche der Dichter noch ſelbſt beſorgte; dann: Mantua 1584, Genua 1590, London 1724 (in 2 Quartbänden), Urbino 1735 in Folio, Venedig 1760 (in 2 Foliobänden), die Didot'ſche (Paris 1784 — 86), die zu Parma erſchienenen Bodoni'ſchen Ausgaben (1789) und mehrere andere. Unter den Ausgaben der geſammten Werke des Taſſo ſind beſonders drei zu erwähnen: die Bottari'ſche (Florenz 1724, in 6 Foliobänden), die von Mauro und Seghezzi (Venedig 1735 - 42, in 12 Quartbänden) und die Roſini'ſche (Piſa 1821). Deutſche Ueberſetzungen des befreiten Jeruſalems erſchienen von Gries (2 Bände, Jena 1819, dritte Auflage) und von Streckfuß (Leipzig 1822, 2 Bände).

lienischen Poesie, worin besonders Jacob Sannazar (1458—1530) durch seinen Schäferroman Arcadia (1504), eine aus zwölf idyllischen Scenen in Prosa und zwölf Eklogen in Versen zusammengesetzte Darstellung arkadischen Hirtenlebens, Epoche machte.

Eine eigenthümliche Pflanze des italienischen Geistes ist die komische Volksliteratur, in der weniger einzelne hervorragende Geister ihre Begabung ausdrücken, als sich darin vielmehr das Volksnaturell selbst, besonders in seinem Talent zur Poesie und Zote, offenbart. Dieser Volkshumor prägte sich indeß auch in der Literatur durch einzelne Vertreter aus, die eigenthümliche Manieren dafür feststellten, durch welche sich gewissermaßen besondere Gattungen auf diesem Gebiet ergaben. So wurde die burchiellesch'sche Manier durch den florentinischen Barbier Domenico Burchiello (der eigentlich St. Giovanni hieß) festgestellt. Derselbe lebte zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts und schrieb eine Reihe satirischer Sonette, in denen die italienische Volkskomik in aller ihrer Derbheit und ihrem Cynismus lebte.

Ein anderes Genre, das bernesco, bezeichnete Francesco Berni, (1490—1536), der in einem leichten, muthwilligen und ausgelassenen Ton Alles von der komischen und lächerlichen Seite darzustellen verstand. Diese Manier, die er mit Ariosto'scher Anmuth zu handhaben verstand, zeigte er in ihrer höchsten Vollendung in seinem verliebten Roland, der bei den Italienern noch heut einen classischen Ruhm genießt. In diesem Gedicht gab er gewissermaßen eine naivetätrende Bearbeitung des Orlando innamorato von Bojardo. Die romantische Ritterwelt empfängt hier von dem Spott des satirischen Dichters ihre innerste Zersetzung und Vernichtung. Unter seinen übrigen Werken sind die satirischen Sonette und seine

Capitoli zu nennen, welche letzteren, in terze rime gedichtet, meiſtens komiſche Lobreden, wie das Lob der Peſt, Arieſt's, der Diſteln u. ſ. w. enthalten.

Ein drittes Genre der burlesken Volkspoeſie iſt die macaroniſche Poeſie, deren Eigenthümlichkeit darin beſteht, der Nationalſprache die Wörter und Endungen einer fremden Sprache anzuhängen und einzumiſchen. Die italieniſche Sprache verband ſich hier vorzugsweiſe mit den Biegungen der lateiniſchen zu dieſer komiſchen Wirkung, die ſich ſo darſtellt, als wenn ein halb alberner Schüler, der gelehrt thun will, eine Erzählung herſtammelt. Als der eigentliche Erfinder dieſer Gattung wird Teofilo Folengo genannt, (1491—1544) ein Benedictiner-Mönch, der erſt, aus Liebe ſeinem Kloſter entflichend, ein umherirrendes und abenteuerliches Leben führt, wo er für ſeine muthwillige Poeſie den Stoff ſammelt, nachher aber in ſein Kloſter zurückkehrt und durch religiöſe Gedichte Buße thut. Sein erſtes Werk in der macaroniſchen Gattung war ſein Baldo da Cipada, in 25 Büchern, ein ſatiriſches Epos, welches zuerſt im Jahre 1517 zu Venedig erſchien, und worin er zum Theil den Virgil traveſtirt hat; ferner ſeine Idylle Janitonella und die Moſchea in 3 Büchern, worin er, in der Weiſe der homeriſchen Batrachomyomachia, einen Krieg der Mücken und Ameiſen beſang. In italieniſcher Sprache gab er (1526) ſeinen Orlandino (Rolandchen), eine komiſche Epopöe heraus, in der er auf eine höchſt komiſche, aber auch oft ſehr freche und frivole Weiſe die ganze Poeſie des Helden von Roncevall verſpottete und lächerlich machte. Unter den religiöſen Gedichten ſeines ſpäteren reuigen Alters wird das von der Menſchwerdung Chriſti von Sismondi und Tiraboſchi ſehr gerühmt. Als Verfaſſer ſeiner macaroniſchen Gedichte nannte ſich Folengo Merlino Coccajo

Seinen Orlandino gab er unter dem Namen Limerno Pitocco heraus.

Unter den übrigen Dichtern dieser burlesken Gattungen erwähnen wir nur noch den witzigen und verderbten Pietro Aretino (1492—1557), der in seinen zahlreichen Schriften und Poesieen aller Art eben so viel Zügellosigkeit und Frechheit, als glänzendes Talent und sprühende Laune an den Tag legte. Ungeachtet eines lasterhaften und schmachvollen Lebens ward ihm doch von einem Theil seiner Zeitgenossen der Beinamen des Göttlichen beigelegt, dessen er sich auch selbst mit der größten Unverschämtheit als Unterschrift bediente. Unter seinen poetischen Arbeiten sind besonders seine Komödien bemerkenswerth, deren er fünf hinterlassen, und die große dramatische Vorzüge und den Werth einer originellen, von aller Nachahmung des antiken Dramas freien Composition haben. Der sittliche Verfall des nationalen Lebens stellt sich in diesen Lustspielen des Aretino in den grellsten und schneidendsten Zügen dar. Dadurch ist Aretino der ächte Sittenmaler seines Jahrhunderts geworden, und er malte die Verderbniß der Zustände und Charaktere um so lebendiger und wahrheitsgetreuer, je mehr er selbst daraus hervorgegangen und zusammengesetzt war. Unter seinen in Prosa geschriebenen Arbeiten sind besonders die Ragionamenti piavecoli, eine Reihe erzählender, satirischer und burlesker Skizzen, anzuführen. Die geniale Frechheit und Schmutzigkeit des Aretino'schen Geistes hat sich darin vielleicht ihr colossalstes Denkmal gesetzt.

Ihrem entschiedenen Verfall neigte sich die Literatur der Italiener im siebzehnten Jahrhundert zu, und die Schriftsteller dieser Zeit stehen in Italien selbst unter dem Namen der seicentisti in keinem glänzenden Ruf. Der Geschmack verschlechterte sich in diesem Jahrhundert beson-

ders durch den Einfluß der sogenannten Akademieen, die sich jetzt aller Orten, und selbst in den kleinsten Städten bildeten und die Ausübung der literarischen Production bald zu einem Handwerk stempelten, das sogar erblich und käuflich war. Diese italienischen Akademieen richteten ihre Thätigkeit besonders auf das Theater und auf die Verfertigung von Komödien, die im siebzehnten Jahrhundert in einer ungeheuren Anzahl entstanden. Die Akademieen constituirten sich entweder selbst zu Theatern, oder sie verbanden sich mit den schon bestehenden Theatergesellschaften, mit denen sie eine Art von Compagniegeschäft betrieben.

Einer der hervorragendsten Dichter dieser Zeit ist Giambattista Marini (1569—1625), der den verderbten und überreizten Geschmack, welcher auf dem Grunde politischer und religiöser Unfreiheit in dieser Zeit Italiens so üppig wucherte, in den glänzendsten und vielseitigsten Formen befriedigte. Er wurde deshalb der auf Händen getragene Liebling seiner Zeit, obwohl er auch eine Gegenpartei fand, die, von dem Grundsatz der Correctheit ausgehend, aber selbst in hohlen Formbestrebungen befangen, den Marini zum Gegenstand heftiger Federkriege und aller möglichen Verfolgungen machte. Das berühmteste Werk dieses fruchtbaren Dichters, der in allen poetischen Formen sich versuchte, ist sein Adonis, ein romantisch-episches Gedicht in 20 Gesängen, welches die Liebe der Venus und des Adonis behandelt, und die leichtfertige, glänzende, an witzigen Contrasten und sinnlichem Ueberschwang reiche Manier des Marini auf ihrem Gipfel zeigt. In dieser Manier bildete Marini eine förmliche Schule aus, und die Marinisten übten selbst bis nach Spanien hin ihren Einfluß auf den literarischen Geschmack. Unter den Marinisten sind besonders Claudio Achillini und Gerolamo Preti zu nennen. Andere Dich-

ter, wie Gabriello Chiabrera (1552—1637), Fulvio Testi, suchten, besonders in Nachahmung des Horaz und Pindar, der Poesie einen reineren Stil wiederzugeben, blieben aber mit ihren Bestrebungen vereinzelt stehen. Der Gedanke an die nationale Freiheit und an die Erhebung des Vaterlandes wurde in dieser Zeit nur in einem einzigen Dichter wach, nämlich in dem florentinischen Senator Vincenzio di Filicaja (1642—1707), der in seinen Oden und Sonetten, besonders in dem berühmten Italia! Italia! einen hohen patriotischen Ton anschlug.

Eine eigenthümliche poetische Erscheinung dieser Zeit ist das heroisch-komische Epos, das zuerst durch Alessandro Tassoni (1565—1635) Aufnahme fand. Dieser Dichter, der zugleich in hohen Staatsämtern stand, gab 1622 den geraubten Eimer (la secchia rapita) heraus, worin er einen im dreizehnten Jahrhundert vorgefallenen Krieg zwischen den Modenesern und Bolognesern besang, in welchem die Modenesen einen Eimer aus Bologna als Trophäe weggeführt hatten. Zu gleicher Zeit mit diesem Gedicht erschien ein anderes heroisch-komisches Epos von Francesco Bracciolini von Pistoja (1566—1645), unter dem Titel: Lo Scherno degli Dei (die Verspottung der Götter), worin die Geschichte der Venus und des Mars behandelt wird. Der Dichter travestirte darin eigentlich die Götter der alten Welt, die er in allen möglichen burlesken Situationen und Reden vorführt. Diese Gattung des burlesken Epos, die in Italien große und heftige Federkriege über ihren eigentlichen Gründer entzündete, ob nämlich Tassoni oder Bracciolini dafür zu halten sei, wurde fortgesetzt von Lorenzo Lippi, in seinem Malmantile racquistato (1676), und von Paolo Minucci, der einen Torracchione desolato herausgab. Diese Gedichte er-

langten in Italien einen großen Ruf, nicht ihrer poetischen Bedeutung wegen, sondern wegen der darin durchgeführten Reinheit des toskanischen Volksdialekts.

Wir hatten früher gesehen, wie in Italien die Romantik eine künstliche Spielform für unfreie Völkerverhältnisse geworden. Die romantische Poesie der Italiener, welche als diese üppige Blume der Fäulniß mitten in der Schmach eines ganzen Nationallebens blühte, sie begegnete sich mit der romantischen Staatskunst, um dem unterjochten Volke das der Tyrannei so vieler kleiner Fürsten preisgegeben war, alles Lebensmark auszusaugen und es unfähig zu einer würdigen Volksexistenz zu machen. Als ein Freund des verderbenden Volkes erschien um diese Zeit Nicolo Machiavelli (1469—1527), der berühmte Secretair der florentinischen Republik, der von der Falschheit der Zeiten, mit welcher er in ein gewagtes diplomatisches Spiel sich einließ, auch zu einem Freunde der Tyrannei und zu einem Lehrer des Despotismus selbst gestempelt worden ist.

Dieser größte Denker Italiens hat durch sein weltbekanntes und in der ganzen Welt gebrauchtes Buch über den Fürsten einer gewissen falschen und meineidigen Staatskunst seinen Namen leihen müssen, und die machiavellistische Politik ist eine gängundgebe Bezeichnung für diejenige Niederträchtigkeit geworden, welche, in der Verachtung des Volkes ihren ersten Regierungsgrundsatz bekennend, durch gleißnerische Arglist ihre Gewalt zu stützen weiß, und selbst der Unterdrückung der Freiheit den Schein des Rechts zu geben versteht. Dies ist als ein Unglück für den Genius des Machiavelli zu betrachten, der die schlechte und zweideutige Zeit, in welcher er

geboren war, retten und zur Freiheit erheben wollte, der dem Gedanken einer politischen Wiedergeburt Italiens sein ganzes Leben opferte, und der doch an diese zweideutigen und kranken Stoffe seiner Zeit, welche er sich wie der Arzt die Pest gewissermaßen einimpfte, um sie an seinem eigenen gesunden und widerstandskräftigen Organismus heilen zu lernen, der daran seinen guten Namen bei der Nachwelt, und selbst zum Theil bei der wissenschaftlichen Kritik, verlieren sollte. Indeß ist die politische Ehre Machiavelli's in neuester Zeit wohl als allgemein wiederhergestellt zu betrachten, und wir haben in ihm nur den wahrhaft reformatorischen Genius Italiens zu erblicken, der sein unglückliches Vaterland aus der geistlichen Verknechtung der Hierarchie ebenso sehr wie aus der Tücke und romantischen Gemeinheit seiner Fürsten befreien wollte, und zwar zu einer Zeit, wo die Idee einer Verjüngung des Volkslebens in Deutschland reif geworden war, und wo die ganze Welt nach einer Erneuerung ihrer Formen bangte.

Aber Machiavelli stellte der Romantik die Diplomatie gegenüber, und an seiner Zeit und dem noch übrig gebliebenen Kern des italienischen Volkscharakters verzweifelnd, war er zu dem Grundsatz gelangt, daß das Böse nur durch das Böse ausgetrieben und geheilt werden könne, und daß die Welt, wie sie damals war, betrogen werden müsse, um zum Recht, zur Freiheit und zum Glück gebracht zu werden. Diese Idee, daß einem entarteten und unfrei gewordenen Volke gewissermaßen wider seinen Willen geholfen werden müsse, und daß dies Volk, welches als eigentliche Lebensmacht nur noch den Betrug kennt, auch nur durch den Betrug zur Wahrheit zu führen sei, diese Idee wurde bei Machiavelli der innerste Ausgangspunct der Diplomatie, deren Wissenschaft er zuerst begründete, und deren Kunst er als der erste und größte Meister

derselben lehrte. Die Diplomatie entstand überhaupt in diesem Jahrhundert des reformirenden Verstandes, als diese neue Wissenschaft, welche die schwarze Kunst des Mittelalters ablöste, und in welcher der erwachende Weltverstand der Völker seine erste Periode begann, die auch eine Schwarzkünstlerperiode war, nur daß diese ersten magischen Betrügereien, die der Verstand ausübte, in den öffentlichen Zuständen der Fürsten und Völker sich ihren Spielraum suchten. In dieser Diplomatie hatte die Politik des Betruges, welche im siebzehnten Jahrhundert bei allen Staaten gleichermaßen herrschte, sich ihr Schauspielertalent ausgefunden, und der Fluch seiner Zeit trieb einen großen und ehrlichen Mann, wie Machiavelli, dazu, für dieses Schauspielertalent die Regeln festzustellen nnd ein wissenschaftliches System daraus zu machen. Er verhielt sich aber selbst wie ein hoher und edler Träumer dazu, denn er machte sich zum Meister der Diplomatie und der Fürstenkniffe lediglich in dem letzten Schlußgedanken an die Freiheit des Volkes, die nach seiner Meinung aus all dem Betruge endlich als die alleinige Wahrheit heraustreten solle. Und diesen letzten geheimen Schlußgedanken der Diplomatie des Machiavelli haben alle Diejenigen, welche sich in seiner Kunst zu seinem Jünger bekannt haben, nicht herauszufinden vermocht, sondern sie haben diese Spitze des Machiavelli'schen Fürstenbuches, die nur aus dem richtigen Verhältniß Machiavelli's zu seiner Zeit zu erkennen ist, wohlweislich abgebrochen, ehe sie dies Buch zu ihrem praktischen Gebrauch, zum wahren Evangelium aller Fürstentugenden und Regierungsränke bestimmt haben.

Seine Schrift vom Fürsten, il principe, widmete Machiavelli dem bekannten Lorenzo von Medici, also demjenigen seiner Gegner, durch welchen Machiavelli's Streben für die Freiheit der florentinischen Repu-

blik gescheitert war, dem romantischen Lorenzo von Medici, der selbst immer die höchste Staatsklugheit in den feinsten Betrug und die wahre Herrscherkraft in die Grausamkeit gesetzt hatte. Dieser Medici, der den Grundsatz in der Politik aufgestellt hatte, daß man erst Worte suchen müsse, und dann Thaten, war also vielleicht auf dem Wege, sich zu demjenigen Fürstenideal heranzubilden, von welchem Machiavelli das wahre Heil für Italien erwartete, nämlich zu einem Tyrannen. Denn bei der Versunkenheit des italienischen Volkes, welche der Demokratie durchaus keinen sittlichen und physischen Haltpunct mehr darbieten konnte, und bei der nicht geringeren Verderbtheit des Adels, bei dem durchaus keine Anknüpfung an irgend eine Reform des Staatslebens zu nehmen war, hatte Machiavelli die Grundansicht in sich ausgebildet, daß Italien nur durch einen großen Tyrannen zu retten sei, und daß er es sei, von dessen Kraft und Gewalt besonders die Herstellung der politischen Einheit Italiens, welches der größte Traum unter Machiavelli's politischen Freiheitsträumen war, erhofft werden müsse. Die Volksfreiheit hatte in Machiavelli eigentlich ihren glühendsten Schwärmer gefunden; in seinen Schriften und Gedichten spricht er an mehreren Stellen hinreißend von der Süßigkeit der Freiheit, von der dolcezza del vivere libero. Aber er verachtete zugleich das Volk tief in seinem gegenwärtigen Zustande, zu dem es herabgesunken, und so glaubte er, daß dies entartete Volk zuerst eines Zuchtmeisters bedürfe, der es aus seiner Erbverderbtheit zu erwecken habe. Nachdem sich Machiavelli mit den republikanischen Träumen seiner Jugend abgefunden, scheint ihm nur noch der Gedanke einer Errettung Italiens von eigenem und fremdem Joche in der Form des Absolutismus übrig geblieben zu sein. Er schrieb deshalb in seinem Principe gewissermaßen eine

Anleitung, wie man Tyrannen machen könne, indem er darin ein System von Regierungsvorschriften aufstellt, wie er es selbst nur im Umgang mit den größten fürstlichen Verbrechern seiner Zeit, besonders als er die diplomatische Schule des Cäsar Borgia durchmachte, sich abgelauscht haben kann. Der Reformator, welchen er für das italienische Volk suchte, sollte ein Reformator mit Feuer und Schwert sein, der alle Tücken des verderbten Volksgeistes gewissermaßen an sich reißen und in sich zügeln und bewältigen konnte. Der phantastische Mönch Savonarola, welcher um diese Zeit in Florenz von einer Reform der Kirche und von einer politischen Wiedergeburt Italiens predigte, genügte daher dem Machiavelli nicht. Savonarola hatte nur Worte auf seiner Kanzel, aber kein Schwert, und Machiavelli wollte eine thatsächliche Ergreifung und Umkehrung aller Verhältnisse, wozu er sich einen neuen Fürsten sucht und erziehen will. Und in diesem neuen Fürsten, den er in seinem Principe schildert, will er nicht das allgemeine Ideal eines Fürsten aufstellen, sondern er entwirft darin bloß die Lineamente eines solchen Fürsten, wie der gegenwärtige drängende Moment Italiens ihn braucht.

An andern Stellen der Machiavelli'schen Schriften findet sich jedoch mehrfach die Ansicht hervorgehoben, daß es in einem wahrhaft geordneten und schon vernünftig eingerichteten Staat keines absoluten Herrschers bedarf. Diesen Gedanken hat Machiavelli besonders in seinen Discorsi über den Livius, die ein viel ausgearbeiteteres und vollendeteres Werk als sein Principe sind, unzweideutig und stark genug ausgesprochen. Aus der Verachtung des Volkes und aus der Ansicht von der Schlechtigkeit und Entartung desselben entwickelte Machiavelli zuerst die Nothwendigkeit des absoluten Regime's, wie

wir später in England aus derſelben Anſicht die erſte abſolutiſtiſche Staatslehre durch Thomas Hobbes werden hervorgehen ſehen. Aber Machiavelli hatte ſich dabei auf die thatſächlich vorliegenden Erſcheinungen des italieniſchen Lebens zu beziehn, die ihn umgaben und drängten. Nichtsdeſtoweniger muß man auf den Gedanken kommen, daß ſich Machiavelli dabei in ein ironiſches Spiel mit der Schlechtigkeit ſeiner Zeit eingelaſſen habe, und wenn er vielleicht auch die Wirkung eines großen Tyrannen für Italien insgeheim darin ſehen mochte, daß das Volk, zuletzt zum Aufſtande gegen ihn gereizt, dadurch zur Wiedererlangung eines höheren und würdigeren Bewußtſeins getrieben werden könne, ſo iſt doch zugleich nicht das innere ironiſche Element zu verkennen, welches er leiſe in die Darſtellung ſeines Fürſten ſelbſt hineintreten läßt, in welchem Sinne beſonders das 18. Capitel des Principe, welches die Ueberſchrift führt: „Welchergeſtalt die Fürſten Treu und Glauben halten ſollen," zu verſtehen ſein dürfte.

Das eigentliche Ideal Machiavelli's aber war die altrömiſche Freiheit, und überhaupt die Einrichtungen des altrömiſchen Staatslebens, auf die er am liebſten die Wiedergeburt Italiens begründen möchte. In ſeinen Discorsi, und in ſeiner vortrefflichen Florentiniſchen Geſchichte, durch welche er die italieniſche Hiſtorik begründete, hat er dieſe Anſicht mehrmals als den eigentlichen Grundgedanken ſeines Strebens ausgeſprochen. Sein Buch über das Kriegsweſen (l'arte della guerra) iſt nicht minder auf dieſe Anſichten gebaut. Den Widerſpruch des Chriſtenthums mit der politiſchen Freiheit der Völker begann Machiavelli zuerſt in der modernen Welt anzudeuten. In ſeinen Discorsi finden ſich einige ſehr ſtarke und gewaltige Stellen darüber.

Als Dichter hat ſich Machiavelli beſonders in

ſeinen drei Luſtſpielen gezeigt, in denen er, der Sitte ſeiner Zeit gemäß, in den zügelloſeſten Erfindungen ſich erging, aber zugleich ſchon in ſatiriſcher Charakterdarſtellung das Element der Tartufferie zeichnete, das ſpäter durch Molière zu ſeinem eigentlichen Typus ausgebildet wurde. Seine Erzählung vom Belfagor hat eine faſt europäiſche Berühmtheit erlangt. Wie man ſagt, ſoll Machiavelli, der mit dem Beiß eines böſen Weibes beglückt war, darin ſein eigenes Hauskreuz zu Papiere gebracht haben, indem er einen Teufel ſchilderte, der, um einem böſen Weibe zu entfliehen, ſich nicht mehr anders als in die Hölle retten kann.*)

Die mehr ſkeptiſche Richtung, durch welche Machiavelli das öffentliche und geiſtige Leben Italiens zu reformiren ſuchte, erhielt einen eigenthümlichen Gegenſatz, der aber nicht minder eine reformatoriſche Bedeutung für das italieniſche Geiſtesleben erſtrebt, an der Philoſophie des Thomas Campanella, der einen ſpeculativen Dogmatismus, auf Offenbarung und Natur gegründet, aufzuſtellen ſuchte. Dieſer hochbegabte calabreſiſche Mönch (1568—1639), in dem Philoſophie und Poeſie ſich wun-

*) Ausgaben ſeiner geſammelten Werke: zuerſt Rom 1550, Genf 1550, 5 Quartbände, Venedig 1550, 3 Bände, London 1747 und öfter, Florenz 1782, 6 Quartbände, Philadelphia 1796, 6 Octavbände, Baſel 1803, 9 Octavbände, Mailand 1804, 10 Octavbände, und 1810—11 in 11 Octavbänden. Eine Deutſche Ueberſetzung erſchien von Ziegler (Karlsruhe 1833, 3 Bände). Der Principe erſchien deutſch von Rehberg (Hannover 1810, 2. Aufl. 1824). Von den istorie fiorentine giebt es eine deutſche Ueberſetzung von Neumann (Berlin 1809, 4 Bände). Leo überſetzte die „Briefe an ſeine Freunde" (Berlin 1826).

derſam vermiſchten, erſtrebte eine innere Reform des Gedankenlebens ſeiner Zeit, indem er ſich zuerſt von der ariſtoteliſchen Philoſophie, wie ſie in den ſcholaſtiſchen Zerrformen Alles beherrſchte, losriß, und darauf ein eigenes philoſophiſches Syſtem zu gründen unternahm, in welchem er zwar viel Widerſprechendes durcheinandermengte, das aber doch einen neuen Weg zur Anerkennung und Feſtſtellung der Freiheit des Gedankens und des Rechts der Vernunft ſuchte. Die Schriften des Bernardinus Teleſius (1508—1588), der zuerſt in Neapel eine Art von Naturphiloſophie lehrte, die jedoch bloß eine zum Theil mit ethiſchen Elementen verſetzte Naturlehre geweſen zu ſein ſcheint, hatten die philoſophiſche Richtung Campanella's zuerſt erweckt. Dieſer letztere ging zur Begründung ſeines Syſtems von der Einheit des Empfindens und Erkennens aus (sentire est scire), indem er darin gewiſſermaßen die natürliche und geiſtige Seite des Menſchen zu vereinigen und in einer nothwendigen Harmonie zu begründen ſuchte. Indem er ſo eine Metaphyſik herſtellen wollte, welche den gedankenmäßigen Grund für Religion, Natur und Sittlichkeit hergebe, legte er den Bau einer Naturphiloſophie an, die in ihrer Vereinheitlichung des ſinnlichen und göttlichen Elements, und in der von ihr ſchon verſuchten Identificirung des Nothwendigen und Zufälligen in der Welt, eine Art von Pantheismus aufſtellte, der beſonders in der Lehre des Campanella, daß die Welt nichts als das lebendige Bild Gottes ſei (mundum esse dei vivam statuam), ſein Hauptprinzip ausdrückte. Aus dieſer Grundanſicht des Erkennens ergiebt ſich denn ebenſowohl eine körperliche Beſchaffenheit der Seele ſelbſt, die nach ihren phyſiſchen Verhältniſſen beſtimmt wird, als im Univerſum aufzufindende Geiſter erkannt werden, die beſonders den Reigen der Sterne füh-

ren. In seiner Philosophie, welche so die Einheit alles Lebens in der Natur zu finden suchte, erscheint daher die Welt als eine Offenbarung Gottes durch das Schaffen selbst (operando). Die Wissenschaft der Erkenntniß aber, welche das Wesen und den Zusammenhang aller Dinge erklären soll, und welche ihm vorzugsweise die Metaphysik ist, beruht nach seiner Annahme auf gewissen prinzipiellen Voraussetzungen der Erkenntniß, die gewissermaßen als eine Naturnothwendigkeit des Wissens im Menschen dastehen. Diese so angenommenen natürlichen Erkenntnißstücke, auf welche Campanella seine Metaphysik stützt, betreffen die Thatbestände unseres Seins, Wissens, Wollens und Könnens, die Gränzen, welche wir für diese Eigenschaften in uns selbst vorfinden und anerkennen müssen, und zugleich die Möglichkeit ihrer Befriedigung, die gerade darin gegeben liegt, daß wir sie in uns haben und besitzen. Unter seinen selten gewordenen philosophischen Schriften sind es besonders die Philosophiae rationalis et realis Partes V. (Paris 1635 —1638), und die Universalis philosophiae sive metaphysicarum rerum juxta propria dogmata Partes tres (Paris 1638), sowie auch seine Abhandlung de sensu rerum et magia (herausgegeben von Tob. Adami, Frankfurt 1620, von Campanella selbst. Paris 1636), worin er sein philosophisches System entwickelt hat. Er schrieb auch, während er selbst, politischer und ketzerischer Verdächtigungen wegen, sich im Gefängniß befand, eine Apologia pro Galilaeo (Frankfurt 1622). In einem eigenthümlichen Buch, das er unter dem Titel Civitas solis (Ultraj. 1643) herausgab, versuchte er eine ideale Gesellschaftsverfassung, im Sinne der platonischen Republik, aufzustellen. Unter dem Namen Septimano Squilla schrieb er mehrere italienische Gedichte, die er selbst philosophische betitelte (Scelta d'alcune poësie philosophiche

1632) und von denen Herder (Adraſtea Band 3) einige Mittheilungen gegeben hat. Ungeachtet der freien Bewegung der Vernunft, die ſich in Campanella's Philoſophie ſchon ihre ewigen Rechte zu begründen ſtrebte, ſuchte er doch den Zwieſpalt des Gedankens mit dem beſtehenden römiſchen Kirchenglauben und der päpſtlichen Hierarchie ſelbſt zu überwinden. Die verſöhnliche Stellung welche er in einigen ſeiner Schriften nach dieſer Seite hin zu behaupten ſuchte, beſonders in ſeinem Atheismus triumphatus (1631) und in der Monarchia Messiae (1633) beruht aber nur auf einer ſchwachen und künſtlichen Vermittelung. —

Dies letztere kann man nicht von dem großen Giordano Bruno behaupten, der um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts zu Nola im Neapolitaniſchen geboren, von demſelben Kampf gegen die Ariſtoteliſche Philoſophie ausging, wie Campanella, und gleich dieſem, zu einer pantheiſtiſchen Naturphiloſophie fortſchritt, aus der heraus ſich zugleich die glühendſten Elemente des Widerſpruchs und Kampfes gegen das beſtehende Kirchenſyſtem und gegen allen Geiſteszwang entwickelten. Dieſer feurige Denker, in welchem die philoſophiſche Speculation ſich den erhabenſten Flug der Poeſie geliehen, wurde ſelbſt in ſeiner Zeit ein Opfer für die Freiheit der Vernunft, die er bekannte und zu organiſiren ſtrebte. Seine Kämpfe gegen den geiſtlichen Stand und das Mönchsweſen, dem er ſelbſt zuerſt angehörte, trieben ihn aus Italien fort. Er lebte darauf in Genf, London und Paris, wo er über die berühmte große Kunſt des Raimund Lullus (1234) Vorleſungen hielt, über jene ars magna, die darin beſtand, eine mathematiſche Combination von Grundbegriffen in einer gewiſſen topiſchen Reihe aufzuſtellen, und damit eine Löſung aller wiſſenſchaftlichen Probleme zu begründen. Bruno führte ein wiſſenſchaftliches Abenteurerleben, das

ihn auch nach Deutschland verschlug. Im Jahre 1586 lebte er als Privatdocent der Philosophie und Mathematik in Wittenberg, dann in Prag, und auf Veranlassung des ihn begünstigenden Herzog Julius von Wolfenbüttel als Privatdocent in Helmstedt, von wo er sich nach Frankfurt am Main begab. Nach Italien wieder zurückgekehrt, ward er in Venedig auf Befehl der Inquisition verhaftet, und darauf in Rom, als Ketzer und Abtrünniger der Kirche, am 17. Februar 1600 verbrannt. In Bruno's Philosophie wurde Gott als der innere und eine Grund aller Dinge mit einem mächtigen Aufwand von Gedankenkraft und Phantasie hingestellt. Die Einheit von Gott und Welt wurde somit die pantheistische Grundidee dieser Philosophie, welche er besonders in seiner Schrift de la causa, principio et uno (1584), von der zuerst F. H. Jacobi in seinem Buch über Spinoza einen Auszug gegeben, und in der Abhandlung del infinito universo et mondi, (1584) entwickelt hat. Dieselben Ideen führte er später in poetischer Form in seinem lateinischen Gedicht de Innumerabilibus, Immenso et Infigurabili (1591) aus. Die große Anschauung von der Göttlichkeit und Unendlichkeit des Universums, welche Bruno in seinen Schriften philosophisch ausführte, und worin er Gott als die lebendige und zum Organismus gewordene Weltseele construirte, diese Anschauung traf mit dem Copernicanischen Weltsystem zusammen, dem sich Bruno als eifriger Anhänger angeschlossen hatte, und beide Beziehungen reichten hin, ihn der Verketzerungssucht seiner Zeit zu überliefern. Seine Ansichten vom Weltgebäude entwickelte er vornehmlich in seinen merkwürdigen Aschermittwochs-Dialogen, die er unter dem Titel la cena de le ceneri herausgab. Die dialogische Form ist überhaupt in den meisten seiner Darstellungen vorherrschend, und trägt häufig dazu bei, den genialen und erhabenen

Schwung ſeiner Ideen noch lebendiger zu machen. In mehreren ſeiner Schriften tritt er auch als ſcharfer Satiriker ſeiner Zeit auf, wie in den Dialogen Spaccio della bestia trionfante, die eigentlich eine philoſophiſche Allegorie der Tugenden enthalten, die als Geſtirne an den Himmel verſetzt werden. Auf einem höheren Standpunct der Weltironie bewegt er ſich in der Cabala del cavallo Pegaseo coll' aggiunta del' asino Cillenico, worin er der Seligkeit des Nichtwiſſens und der Unwiſſenheit eine Lobrede hält. Als Dichter zeigte er ſich in ſeinen Heroici furori, die in einer Reihe von Sonetten und Dialogen beſtehen und die Liebe zu ihrem Gegenſtand haben, die in ihrer wahren Bedeutung als die göttliche Liebe ſelbſt und als die Sehnſucht nach dem Ewigen und Unendlichen begriffen und verherrlicht wird. Auch giebt es ein Luſtſpiel von ihm: il candelajo (abgedruckt im Teatro italiano, Leipzig 1829), in welchem er mit Uebermuth und Schärfe die Verirrungen ſeiner Zeit geißelt und beſonders auch eine Richtung verſpottet, von der er ſich ſelbſt in ſeinem Leben nicht hat frei machen können, nämlich die der Magie und Alchymie, die ſich bei ihm noch häufig mit ſeiner Naturanſicht verbunden hat. Die italieniſchen Schriften des Giordano Bruno, die noch vorhanden waren, ſammelte Adolph Wagner (Opere di Giordano Bruno, 2 Bände, Leipzig 1830). —

Die Verbindung des kabbaliſtiſchen Elements mit der neu ſich entwickelnden Naturwiſſenſchaft der Zeit zeigte ſich in Geronimo Cardano (gewöhnlich Hieronymus Cardanus genannt) noch greller und mit mehr phantaſtiſchen Annahmen verſetzt. Dieſer berühmte Naturforſcher und Mathematiker, der von 1501—1576 lebte, legte ſeine originellen phyſiſchen und metaphyſiſchen Anſichten beſonders in zwei Schriften, de subtilitate und de rerum varietate

nieder. Der mystische Zusammenhang zwischen natürlichem und geistigem Leben, den er darin zu einem dunkeln System ausspann, verrieth sich auch auf eine eigenthümliche Weise in seinem Glauben an einen Dämon familiaris, dem er auch im persönlichen Leben einen großen Einfluß auf alle seine Handlungen verstattete. Indeß scheint ihn selbst dieser Schutzgeist nicht immer sicher geführt zu haben, wie aus den stürmischen Ausschweifungen seines eigenen Lebens hervorgeht, die er in seinen Selbstbekenntnissen de vita propria (1542) auf eine so merkwürdige Art enthüllt hat. Als Mathematiker hat er der berühmten Cardanischen Formel ihre Existenz gegeben, die eine Auflösung der Gleichungen des dritten Grades enthält, nach einigen Behauptungen aber dem Tartalea angehört, dem sie Cardanus abgelistet haben soll. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu Leiden (1663, in 10 Bänden). —

Die reformatorischen Bewegungen des italienischen Geistes erhielten in dieser Zeit ihren stärksten und unzweideutigsten Vertreter durch den großen Paolo (Pietro) Sarpi (1552—1623), in dem den Italienern ein ächt historischer und politischer Genius gegeben war, der aber mit aller Gewalt seines Talents und Charakters nur den innersten Verfall und Bruch des italienischen Nationallebens festzustellen und zu bezeichnen vermochte. Die Staatsschriften, welche er im Auftrage der venetianischen Republick in deren Streitigkeiten mit dem Papst (Paul V.) verfaßte, suchen die Hauptangelpunkte der Reformationszeit, den Conflict der geistlichen und weltlichen Gewalt, und die Gränzen beider, in einer scharfen und geistig tapfern Sprache zur Entscheidung zu treiben. Sein bedeutendstes und auf die Nachwelt vererbtes Werk aber wurde die Geschichte des Tridentinischen Concils, das zuerst im Jahre 1619 zu London unter dem Titel „Istoria del con-

cilio Tridentino nella quale si scuoprono tutti gl' artifizj della corte di Roma per impedire che nè la verità di dogmi si patefasse nè la reforma del Papato e della chiesa si tentasse di Pietro soave Polano" herauskam. Den letztgenannten Namen, unter welchem er mit diesem Werk auftrat, hatte er sich aus seinem Anagramm gebildet. In der Geschichte dieses Concils aber, in welchem sich die reformatorischen Hoffnungen und Strebungen von ganz Europa wie zu einem entscheidenden Punct zusammengedrängt hatten, und von dem alle Völker dieses Jahrhunderts eine Lösung ihrer wesentlichsten geistigen Verwickelungen erwarteten, in der Geschichte des tridentinischen Concils konnte Paolo Sarpi die ganze Intriguengeschichte der römischen Curie, und alle die Schleichwege einer niederträchtigen Politik, welche durch kleinliche Menschenkniffe den göttlichen und ewigen Freiheitsdrang der Geschichte aufzuhalten und zu vernichten sich vermißt, erzählen. Paolo Sarpi war der Mann dazu, diese schwierige Aufgabe in dem rechten Sinne und mit schlagender Kraft zu lösen. Die einzelnen und labyrinthisch durcheinandergeflochtenen Erscheinungen dieses Concils ordnete er, mit einer durchdringenden Kritik der Quellen, zu einer übersichtlichen Einheit. Wenn er nicht mit der Ironie eines Tacitus diese Geschichte schrieb, so erfüllte und durchhauchte er dafür seine Darstellung mit dem milden Geist einer erhabenen Betrachtung, mit dem sittlichen Ernst einer hohen Freiheitsliebe, und mit der einfachen aber schlagkräftigen Würde einer allen niedrigen menschlichen Eigennutz durchschauenden Mannesgesinnung. So schrieb Paolo Sarpi die Geschichte des tridentinischen Conciliums, in welchem die reformatorische Tragödie dieser Zeit ihre schneidende Spitze gefunden. —

10. Die ſpaniſche Literatur.

Die ſpaniſche Literatur, obwohl ſie in ihren ſprachlichen und poetiſchen Formen bei weitem früher als die italieniſche entſtanden, nahm, dem Volkscharakter gemäß, eine langſamere Entwickelung. Zu dem Rang einer ausgebildeten Literatur erhob ſie ſich eigentlich erſt in der Zeit Karls V. und Philipps II., in einer Epoche der ſpaniſchen Geſchichte, wo der alte Glanz dieſer Nationalität ſchon im Verbleichen war, und die freien, ſtarken und geſunden Elemente, welche die frühere ritterliche Zeit des ſpaniſchen Lebens getragen hatten, einer dumpfen Verknechtung durch römiſche Hierarchie, durch Inquiſition und Jeſuitismus, zu weichen anfingen. Die ganze ſpaniſche Geſchichte vom achten bis zum funfzehnten Jahrhundert war eine glänzende und glückliche Volksdichtung geweſen, die ſich in den Romanzen ihre nationale Ueberlieferung gebildet hatte. Der Kern des ſpaniſchen Volkscharakters verdichtete ſich hier im Kampf gegen die fremden Eindringlinge, die Mauren, und nur auf den Beſitz einiger engen Felſen in ſeinem eigenen Lande zurückgedrängt, in den Bergen die ganze Nation verſammelnd, hatte das ſpaniſche Volk hier die eigentlichen Grundtypen ſeines Charakters ſich geſchaffen. In dieſen erſten Kämpfen des ſpaniſchen Volkes um ſeine chriſtliche Religion, welche zugleich die Kämpfe für ihre Nationalität ſelbſt waren, gründete ſich dieſe Liebe zur Freiheit und Gleichheit, dieſer Stolz auf das Recht und die Würde der Perſönlichkeit, welche urſprünglich das innerſte Weſen des ſpaniſchen Nationalcharacters ausgemacht haben.

Aus einem ganz urſprünglichen conſtitutionellen Leben, wie es die Spanier in ihrer früheſten Epoche in ihren Bergen geführt, war ihre Verfaſſung, wie ein Naturpro-

duct selbst, und aus dem eigensten Kern des Volksgeistes herausgewachsen, und dies ist die wahre Constitution, welche ein Volk durch seine eigensten Lebenskämpfe sich selbst errungen und damit zu seinem nothwendigen Eigenthum gemacht hat, während jede andere Constitution, die, ohne eine organische Vermittelung und Hinzuziehung des Volkswillens selbst, aus einer willkürlichen Erfindung entstanden und nun plötzlich wie ein Sonntagskind in unsere Fenster hineinschaute, doch nur einen geringen Werth haben würde. — —

Der Fortgang von der volksthümlichen Romanzenpoesie zu einer höheren kunstmäßigen Gestaltung der nationalen Poesie und Literatur geschah bei den Spaniern durch die Ausbildung der dramatischen Form, die hier im funfzehnten Jahrhundert schon eigenthümliche Versuche macht, sich zu begründen und in mehrfachen Productionen auszubreiten. Der volksthümliche Ursprung des Dramas zeigt sich auch bei den Spaniern, wie bei allen neueren Völkern, in den kirchlichen Mysterienspielen, die in der Form der Autos sacramentales bei den berühmtesten spanischen Dichtern oft mit großer Vorliebe ausgebildet erscheinen. Einen besonderen Anstoß aber erhielt die dramatische Poesie in diesem Lande durch eine satirisch-pastorale Gattung, die hier vornehmlich durch den Mingo Rebulgo heimisch wurde, unter welchem Titel in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts ein satirisches Schäferdrama erschien, das aber vielmehr nur ein Dialog zu nennen ist, der zwischen zwei Schäfern stattfindet, welche sich über Hof und Regierung des damals herrschenden Johanns II. in ziemlich scharfen politischen Anspielungen miteinander unterreden. Diese eigenthümlichen Pastoralgespräche wurden gegen Ende dieses Jahrhunderts durch Juan del Enzina zu einer schon bestimmteren dramatischen Form erhoben, indem die-

ſer Dichter geiſtliche und weltliche Schäferſpiele in einer bereits künſtlicher zuſammengeſetzten Handlung daraus machte. Von einer anderen Seite her war es der dramatiſche Roman Calliſtus und Meliböa oder Cölestina, der einen beſtimmten Einfluß auf die Entwickelung der dramatiſchen Poeſie, und vornehmlich des Luſtſpiels, in Spanien ausübte. Die ächt komiſche Grundlage dieſes in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts entſtandenen Romans mußte ſich auch namentlich zur Begründung eines nationalen Luſtſpiels günſtig erweiſen. Im Dialog ſind häufig Wendungen und Züge des lateiniſchen Luſtſpiels aufgenommen und nachgebildet. Nach der Meinung einiger Literarhiſtoriker wurde der erſte Act dieſer Compoſition von Rodrigo de Cota geſchrieben, worauf gegen das Jahr 1510 Fernando de Roras die andern zwanzig Acte hinzugefügt haben ſoll. Nachahmungen dieſes Werkes erfüllten bald die ganze ſpaniſche Literatur und dauerten bis tief in das ſechzehnte Jahrhundert hinein. Dieſe Anfänge des ſpaniſchen Dramas wurden durch drei andere Schriftſteller ſchon mit mehr ſchöpferiſcher und bewußter Kraft ergriffen und zu der höheren Ausbildung vorbereitet, die ſpäter vorzugsweiſe den Glanz und die Beweglichkeit des ſpaniſchen Nationalgeiſtes aufzeigte; dies waren Bartholome Torres Naharro, ein Geiſtlicher, der zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts unter dem Titel Propaladia acht Luſtſpiele herausgab, und der zuerſt das Drama in drei Acte oder Jornadas eintheilte, ferner Lope de Rueda, ein Goldſchläger aus Sevilla, der auch als Schauſpieler mit einer eigenen Bande umherzog und Luſtſpiele und Schäferſpiele, beſonders mit ſehr verwickelter Intrigue, ſchrieb, und Juan de la Cueva, welcher zuerſt als Dramaturg beſtimmt auf die Geſtalt des ſpaniſchen Dramas einwirkte und ſowohl die eigenthümliche Bedeutung der Intriguen-

entwickelung in demſelben wie auch die Miſchung der tragiſchen und komiſchen Elemente, als einen charakteriſtiſchen und nationalen Grundzug der dramatiſchen Poeſie in Spanien feſtſtellte.

Auf dieſer Stufe hatte die ſpaniſche Poeſie ſich einfach aus den Elementen der heimiſchen Nationalität ſelbſt erhoben und darin ihre innerliche Nahrung und Befriedigung gefunden. Die Zuſammendrängung der ſpaniſchen Volkselemente zu einer politiſchen Großmacht Europa's, die unter Karl V. geſchah, gab der Literatur in dieſem Lande zuerſt eine univerſalere und weltfreiere Richtung, in der ſie zum Theil die nationalen Schranken erweiterte, zum Theil bei andern Völkern in die Schule ging, und deren Formen und geiſtige Beſonderheiten ſich aneignete. Die Zeit der Monarchie Karls V. enthält daher, wie für die ganze Nation ſo auch für ihre Literatur und Poeſie, das Moment weiteren Ausgreifens und allſeitigeren Bildens in ſich, wenn auch zugleich die Urſprünglichkeit des nationalen Geiſtes damit mehrfach durchbrochen und zerſtreut wurde.

Unter den Dichtern, welche in dieſer Zeit eine Erneuerung der ſpaniſchen Poeſie beſonders durch die Einimpfung italieniſcher Formen und Versmaaße erſtrebten, iſt zuerſt Juan Boscán Almogaver zu nennen, der gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts geboren wurde, und vor dem Jahre 1544 ſtarb. Boscán ſtieß die eigentliche Nationalform der ſpaniſchen Lyrik um, jenen alten caſtilianiſchen Versbau, der in vier Trochäen das organiſche Gerüſt der nationalen Romanzenpoeſie gebildet hatte, und der ſich ſo wunderbar in der Aſſonanz abrundete, an die ſich das Ohr des ſpaniſchen Volkes als an eine ächte Nationalmelodie gewöhnt hatte. Boscán, obwohl er in ſeinen Jugendgedichten noch im alten Ton und Maaß der

spanischen Cancioneros gedichtet hatte, ging in seinen späteren Arbeiten zu dem fünffüßigen Jambus der Italiener über, den er bald gereimt anwandte, bald auch reimlos, wie die Italiener in ihren versi sdrucciolí. Besonders sind seine Sonette und Canzonen, die sich im zweiten Buch seiner Gedichte befinden, ganz im italienischen Stil, und namentlich in der Weise des Petrarca gehalten, den sich Boscán zum Muster genommen. In dieser Richtung der Poesie wetteiferte mit ihm sein Freund Garcilaso de la Vega (1500—1536), welcher noch entschiedener dem italienischen Stil in Spanien Aufnahme verschaffte, und besonders durch seine Hirtengedichte, die er in Sicilien und Neapel schrieb, und durch seine Sonette, in denen er in vollendeter Schönheit der Sprache glühende Liebesgefühle sang, sich seinen Dichterruhm begründete. Ein vielseitigerer Autor, der sich aber den beiden vorgenannten in derselben Geschmacksrichtung anschließt, ist Don Diego Hurtado de Mendoza, einer der bedeutendsten Staatsmänner und Feldherren dieser Zeit, der an den wichtigsten Beziehungen der Regierung Karls V. thätigen Antheil genommen. Er wurde zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zu Granada geboren, und starb, nach einem ungemein beweglichen, der Staatsintrigue und der Unterdrükkung der Völkerfreiheit gewidmeten Leben, im Jahre 1575 zu Valladolid. Als Dichter hat er im italienischen Geschmack eine Reihe von Sonetten, Canzonen und Episteln geschrieben, unter welchen letzteren besonders die an Boscán berühmt geworden ist, die sich durch eine große Innigkeit des Gemüths auszeichnet, was mit dem persönlichen Charakter dieses in allen Kniffen und Ränken der Staatskunst gewandten Diplomaten in einem seltsamen Contrast zu stehen scheint. Mendoza beschränkte sich jedoch als Dichter nicht auf die Nachbildung der italienischen Formen,

ſondern er bediente ſich auch wieder der altcaſtilianiſchen Maaße, in ſeinem Redondillas, Quintillas und Villancicos, in denen er die Formen der alten Schule weſentlich verbeſſerte. Seinen eigentlichen Ruhm in der ſpaniſchen Literatur gründete er ſich jedoch durch ſeinen komiſchen Roman vom Lazarillo de Tormes (Vida de Lazarillo de Tormes, Taragena 1536), worin er als Schöpfer einer neuen Gattung daſteht, die in Spanien im eigentlichſten Sinne national wurde und ſich in Ueberſetzungen und Nachbildungen bei allen Völkern verbreitete. Dies iſt der ſogenannte Bettler- und Schelmen-Roman, als deſſen Stammvater Lazarillo de Tormes anzuſehen iſt. Mendoza ſchrieb dieſen Roman noch als Student in Salamanca, und entfaltete darin eine wunderbar genaue Kenntniß des caſtilianiſchen Volkslebens, das er in allen ſeinen häuslichen und geſellſchaftlichen Zuſtänden, beſonders aber in der Roth der unteren Klaſſen, meiſterhaft ſchilderte. Die Spanier nennen dies Genre el gusto picaresco (die Bettlergattung). Die Romantik der ſpaniſchen Bettler und Gauner, die ſich gewiſſermaßen die regelmäßige Organiſation einer Innung gegeben hatten, war jetzt an die Stelle der Romantik der fahrenden Ritter getreten. Mendoza ſtellte gleich den vollendeten Typus dieſer Gattung auf, doch rührt nur der erſte Theil des Lazarillo in der vorliegenden Geſtalt von ihm her, den zweiten hat ein gewiſſer de Luna, den man ſonſt nicht kennt, hinzugefügt (Saragoſſa, 1652). *) Unter den zahlreichen Nachahmungen dieſes Romans zeichnet ſich der Don Guzmann de Alfarache, von Matthee Alemän (1599) und die picara Iustina vornehmlich aus.

*) Eine deutſche Ueberſetzung des Lazarillo erſchien von Keil (Gotha 1810).

Mendoza wurde zugleich der erſte Hiſtoriker der Spanier, durch ſeine Geſchichte des Krieges von Granada, welche er zum Theil als Augenzeuge des Aufſtandes der Mauren ſchrieb, und worin er die Töne der alten römiſchen Geſchichtſchreibung, beſonders im Sinne des Salluſt und Tacitus, anzuſchlagen ſuchte. Dies bedeutende Geſchichtswerk durfte jedoch erſt im Jahre 1610 im Druck erſcheinen, in ſeiner ganz urſprünglichen Geſtalt und ohne alle Verſtümmelung kam es jedoch erſt 1776 zu Valencia heraus. Eine Reihe ſatiriſcher Gedichte, welche Mendoza geſchrieben, waren durch die Inquiſition unterdrückt worden. —

Die aus der Hinneigung zu italieniſchen Formen entſtandene neue Richtung der ſpaniſchen Poeſie wurde vornehmlich durch zwei Portugieſen, die zum Theil in die Literatur Spaniens übertraten und deshalb hieher gehören, in bedeutender Weiſe fortgeſetzt. Dies waren Miranda und Montemayor. Der erſtere von dieſen, Francisco de Saa Miranda (1494—1558) ſchrieb jedoch in caſtilianiſcher Sprache nur Eklogen, in denen er halb dem Theokrit, halb dem Garcilaſo nachahmte, und blieb in ſeinen übrigen Arbeiten ganz der portugieſiſchen Poeſie angehörig. Dagegen machte ſich Jorge de Montemayor (gegen das Jahr 1520 geboren und 1561 oder 62 in Spanien oder Italien ermordet) durchaus in der ſpaniſchen Literatur einheimiſch, beſonders durch ſeinen berühmten Schäferroman Diana, in dem er ſeine eigene unglückliche Liebe zu einer ſchönen Caſtilianerin, welche ſich mit einem Andern verheirathete, poetiſch verherrlichte. Dieſer Roman, welchen der Dichter jedoch nur bis zum ſiebenten Buch vollendete, begründete zuerſt den ſpaniſchen Schäferroman, der in dieſem Lande ſo reichlich und mit ſo vielem Aufwand ſchöner und inniger Gefühle angebaut wurde.

Als eine reine Dichtung des Gefühls, in lieblicher Anmuth der Gestaltung, krystallhell und blumenfrisch in ihren Formen, ist auch die Diana des Montemayor vorzugsweise anzuerkennen. Unter den Dichtern, welche sich mit ihrer Fortsetzung und Vollendung zu schaffen machten, ist der Valencianer Gil Polo als der glücklichste zu nennen. Das Lob, welches Cervantes der Diana ertheilte, ist bekannt. Eine Sammlung der Gedichte des Montemayor erschien unter dem Titel: Cancionero (Saragossa 1561). —

Zu einer mehr künstlichen Richtung suchte Fernando de Herrera (ungefähr von 1500—1578) die spanische Sprache und Poesie zu einer größeren Ausbildung zu bringen. Dieser Dichter, welcher in seiner Zeit von einer ihn verehrenden Partei in Spanien den Beinamen des Göttlichen empfing, suchte in der Sprache die poetischen und prosaischen Elemente mehr zu scheiden, als dies bis dahin in der spanischen Literatur stattgefunden hatte, und bildete sich zu diesem Zweck viele neue Worte und Wendungen, wobei er zum Theil den lateinischen Sprachorganismus vor Augen hatte. In seinen Dichtungen suchte er in der Form des italienischen Canzonenstils den erhabenen Flug der antiken Ode zu erreichen, in der er sich besonders den pindarischen Schwung zum Muster genommen. Unter seinen Oden ist besonders die auf die Schlacht bei Lepanto berühmt geworden, worin die patriotische und nationale Seite dieser Odenbegeisterung am kräftigsten und innigsten ausgedrückt ist. Eine andere an den Schlaf zeichnet sich durch eine sinnige Malerei der Sprache und des Verses aus. — Neben ihm ist Luis Ponce de Léon (1527—1591) zu nennen, der als Oendichter ebenfalls nach antikem Muster sich bewegte und darin besonders den abgezirkelten und harmenischen Formen der horazischen Ode

folgte. Stil und Sprache sind bei ihm einfacher und ungesuchter als bei Herrera. Merkwürdig ist das Schicksal dieses Dichters, daß er wegen seiner Uebersetzung des hohen Liedes von der Inquisition, die jede Uebertragung irgend eines Buches der Bibel ohne ihre besondere Erlaubniß verboten hatte, in den Kerker geworfen wurde, wo er fast fünf Jahre lang unter den größten Entbehrungen schmachten mußte. —

Die lyrische Poesie der Spanier bewegte sich bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein in den durch die genannten Dichter eröffneten Geleisen und Formen. Es stellen sich uns hier noch eine Menge von Dichternamen entgegen, die sich aber weniger mehr als entschiedene und scharf ausgeprägte Individualitäten auffassen lassen. Unter ihnen sind die Dichterbrüder de Argensola (Lupercio Leonardo und Bartolomeo Leonardo) durch ihr hervorragendes Streben nach correcten Formen bemerkenswerth. Die spanische Poesie von der Nachahmung der Antike, zu der sie durch Vermittelung der italienischen Poesie gelangt war, wieder zurückzuführen, wurde ein Bestreben des Don Christóval de Castillejo, der in seinen Gedichten altspanische Volkstöne anzustimmen suchte. Seine vorherrschende Richtung ist aber die satirische und sarkastische, die bei ihm selbst in seinen Liedern so sehr die Oberhand gewinnt, daß der eigentlich poetische Eindruck darunter verschwindet. —

In der Epoche, wo alle Völker eine reformatorische Bewegung in ihren Geisteszuständen an den Tag legten, fehlt eigentlich den Spaniern dieser wesentliche Uebergang in die neuere Zeit der Geschichte, den sie nicht mitgemacht

haben, und diese bei ihnen eingetretene Stockung, die eine innerlichst geschichtliche ist, hat ihre ganze Lebensentwickelung mitten entzwei gebrochen. Spanien erscheint darum in der neueren Völkergeschichte als dieses räthselhafte Fragment, aus dem sich mit aller Anstrengung kein Ganzes mehr will schaffen lassen. Diesen unglücklichen Conflict, daß Spanien gerade im Zeitalter der Reformation sich seine innerste Entwickelung abschnitt, und den neuen Zeiten der Geschichte, einer neuen Wirklichkeit des Lebens sich verschließen wollte, diesen Conflict sehen wir auch in der Literatur dieses Zeitraums wesentlich ausgedrückt, und zwar durch einen seiner größten schaffenden Geister, durch Miguel de Cervantes Saavedra, den Verfasser des Don Quixote, geboren im Jahre 1549 zu Alcala de Henares.

Die falsche Wendung, welche der spanische Nationalcharakter um diese Zeit unternahm, war in diesem großen Genius als Splitter der Ironie stecken geblieben, an dem er sich selbst bis in den Tod verwunden und vergehen mußte. Eine neue Lebenswirklichkeit zu schaffen, wovon in dieser Zeit alle Völker hingerissen waren, dies war auch das Ideal, das den Dichtergeist des Cervantes erglühen machte, und er ist in dieser Beziehung für seine Nation wesentlich als ein reformatorischer Genius zu betrachten, indem er der alten zur Tradition gewordenen Romantik sich polemisch gegenüberstellte, und die Anerkennung und Gestaltung einer neuen Wirklichkeit im Leben wie in der Poesie verlangte. Er war deshalb in seiner Zeit mit der neuromantischen Schule, welche den weichen und zerfließenden Geist der italienischen Poesie in sich aufgenommen, und im Drama besonders durch Lope de Vega vertreten wurde, in einen feindlichen Gegensatz gerathen. Cervantes selbst aber suchte die neue wirklichkeitsvolle Poesie, die er in sei-

nen Gedanken trug, zuerst im Drama zur Darstellung zu bringen. Seine Dramen, womit er seine poetische Laufbahn begann, sind Riesenwerke an kühner Phantasie und großartiger Anlage, von denen uns leider eigentlich nur zwei bekannt sind, die Eroberung von Numancia und das Leben in Algier (El Trato de Argel), obwohl Cervantes selbst sagt, daß er in dieser Periode seines Lebens an dreißig solcher Stücke geschrieben habe. Er gedachte damals durch das Theater, das er auch aus seinem äußern unvollkommenen Zustande (wie er es selbst in der Vorrede zu seinen acht Komödien schildert) hervorbilden half, auf sein Volk zu wirken, und auf neue und eigenthümliche Weise eine ächt nationale Begeisterung zu erwecken, denn das romaneske Ritterthum versuchte er nie in die Poesie aufzunehmen, weil er richtig erkannte, was an der Zeit sei, und wie die Poesie für das, was an den Interessen der Gegenwart das Heiligste und Wahrhafteste sei, ihre Nation jetzt begeistern müsse. Cervantes dachte an die Bühne der Griechen, die zum lebendig wirkenden Mittelpunkt selbst der Interessen des Staates wurde. So meinte er in seinem Trauerspiel Numancia, das mit einer ungewöhnlichen Begeisterung gedichtet ist, an einem Bild nationaler Größe die Vaterlandsliebe seiner Spanier zu entflammen. In dem Trato de Argel zielt er noch unmittelbarer auf vaterländische Interessen: er schildert in diesem Stück das Leben der spanischen Gefangenen in Algier, das er selbst einst erduldet hatte, in hinreißenden Zügen einer ächt dramatischen Beredtsamkeit; er scheint durch das Drama die Spanier aufzufordern, alles zu thun für die Loskaufung ihrer unglücklichen Mitbrüder. Es ist leicht, diesen Dramen manchen Vorwurf zu machen, besonders die Behandlung unpoetischer Momente, wie des Hungers und körperlicher Schmerzen, welche aber mit ei-

nem Aufschwung der Phantasie und des Gefühls, und mit einer dichterischen Gluth ausgemalt sind, die in Erstaunen setzen kann. Auch das Undramatische der Katastrophe könnte man an ihnen tadeln, doch beruht dies mehr in dem Mißgriff in der Wahl des Stoffes als in der Darstellung, die man in anderer Hinsicht von einem ächt dramatischen Leben, das sich in einer thatvollen Gegenwart gestaltet, beseelt findet. In diesen Stücken walten tiefe Interessen des Menschenlebens, welche die Poesie mit Begeisterung ausspricht; keine Spur von manierirter Nationalität zeigt sich hier; alles ist in einem freien und allgemein poetischen Stil gehalten. Die Kühnheit und Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks, wie die lebhafte Gestaltung, erinnert nicht selten an den brittischen Zeitgenossen des Dichters, an Shakspeare. Solche Tragödien auf so hohem Kothurn sind nicht wieder über die spanische Bühne gegangen. Cervantes erlebte den Schmerz, von der neuromantischen Schule des Lope verdrängt zu werden, dessen Dramen zu viel Novellenhaftes und Intriguantes hatten, um nicht dem dermaligen Nationalcharakter besser zuzusagen. Cervantes gab das Theater auf, doch hat er, wie es scheint, den Unmuth über sein ihm verbittertes, eigenthümliches Streben nie verschmerzen können. Jetzt mag ihm Polemik gegen das Theater, und besonders gegen den fruchtbaren Lope, bald versteckter, bald offener hervortretend, wohl gethan haben. *) Er begann sich auf andre Richtungen der Poesie zu wenden, und soll schon damals,

*) Die Puppenspielkomödie ist gewiß aus dieser Zeit, und als Satire auf das Theater zu beziehen. Sie steht Deutsch in Bertuch's Magaz. d. span. u. portug. Litt. Bd. I. S. 213 flgd.

noch vor dem Don Quixote, einige seiner Novellen geschrieben haben, in denen sein productiver Geist allerdings wieder eine eigenthümliche Form ergriff, aber die Fülle der Poesie, die Macht der Begeisterung, in der er seine Tragödien hoffnungsvoll dichtete, ist nicht mehr da; auch war nun Cervantes schon älter geworden. Schon in seiner Jugend hatte er sich in seinem Schäferroman Galathea, welcher zuerst 1584 in Madrid erschien, der Gattung des Romans zugewendet, aber jene Production, die er noch dazu unvollendet ließ, ist nur ein mit dem eigentlichen Wesen des Dichters wenig zusammenhängender Versuch, in dem pastoralen Genre nach den damals so berühmten Vorbildern desselben etwas zu leisten.

Wenn uns Cervantes gewissermaßen als ein antiromantischer Dichter erscheinen muß, indem er entweder erkannte, wie die alte Romanze dem jetzigen Leben fremd geworden, und die neue Romantik der dramatischen Schule eine Affectation sei, oder weil er sich selbst eine eigenthümliche und noch nicht eingeschlagene Richtung der Poesie eröffnen wollte; so sehen wir ihn zugleich in einer sonderbaren Production, die bei ihrem ersten Erscheinen ganz Spanien erfüllte, das Verhältniß der alten romanesken Zeit zu der Gegenwart behandeln. Dies ist sein Roman Don Quixote, dessen erster Theil zuerst im Jahre 1605 zu Madrid herauskam. Das Verhältniß des Don Quixote ist ein tragisch ironisches, es stellt mit einem bittern Spott das alte Ritterthum, den Kern des spanischen Lebens, der damaligen Nationalität gegenüber als einen Wahnsinn dar; es zeigt Vergangenheit und Gegenwart in einem seltsamen grauenhaften Conflict, die Vergangenheit ist großartig, reich an Leben und Poesie, aber die Gegenwart kann sie nicht mehr aufnehmen, in den engen Kreis derselben hineingebannt, erscheint sie als Carikatur und Verrücktheit, als ein

solcher Ritter von der traurigen Gestalt wie Don Quixote. Hinter aller Lustigkeit dieses Buches glaubt man doch den Trübsinn durchschimmern zu sehen, der dem Cervantes während dieser phantastischen Production in der Seele lag. Es ist sein eigener Zwiespalt mit der Gegenwart, der sich in diesem Verhältniß des fahrenden Ritters ausdrückt: Cervantes war selbst dieser Don Quixote, der sich mit seiner eigenthümlichen Poesie hochstrebend auf die Bühne seiner Zeit verirrte und damit an dem Geschmack der Gegenwart scheiterte. Auch äußerlich befand sich Cervantes wohl in keinem behaglichen Zustande, denn er schrieb bekanntlich den Don Quixote, wenigstens den ersten Theil, im Gefängniß. Daß er bloß die Ritterromane, die zu dieser Zeit noch immer in Menge geschrieben wurden, durch den Don Quixote habe satirisiren und in Verruf bringen wollen, ist eine Meinung, welche sich selbst auf eine hingeworfene Aeußerung in der Vorrede des Romans zu stützen scheint, die aber tiefer aufzufassen, und überhaupt auf das Verhältniß des alten romanesken Ritterthums in der Gegenwart zu beziehen ist. Die Ritterromane, welche zu dieser Zeit erschienen, waren eben solche Carikaturen in der Literatur, als der Ritter von La Mancha ein Phantom in der bürgerlichen Wirklichkeit, das heißt, sie waren beide verspätete Artikel aus der vergangenen Zeit, die der Gegenwart nicht mehr angehörten. Bei der Musterung aber, welche der Pfarrer und Barbier über die Bibliothek des Don Quixote halten, läßt er jene Ritterromane wohl sortiren, nur die schlechten werden dem Feuer überantwortet, und vor allen läßt er den Amadis, den Vater dieser ganzen Maschinerie, wie sich Lope de Vega ausdrückt, verschonen.

Seine Novellen gab Cervantes zuerst im Jahre 1613 unter dem Titel Novelas exemplares (lehrreiche Er-

zählungen) heraus. Diese Novellen, die durchaus harmlos erscheinen und von einer liebenswürdigen Milde des Dichters und von einem tiefen und klaren Lebensbewußtsein zeugen, können auch zum Theil als eine produktive Polemik gegen den manierirten Geschmack seiner Zeit angesehen werden. Wenigstens zeigt sich Cervantes darin insofern als Anti-romantiker, als er das Leben in einer ganz einfachen natürlichen Auffassung und Mischung der Verhältnisse darstellt, die mehr allgemein menschlich als nationell spanisch sind, und von aller romantischen Manier und Affectation sich fern halten.

In Spanien erscheint die Novelle bei ihrem ersten Auftreten gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts nicht als Nationalproduct, sondern als Uebersetzungsartikel aus dem Italienischen, der viel Glück bei den Spaniern machte. Die Novellen des Boccaccio ahmte nach oder copirte zuerst Juan Timoneda, ein gebildeter Buchhändler, gab ihnen jedoch, um den noch unbekannten Titel Novelas zu vermeiden, die Benennung Patrañas (Mährchen), wie man die alten Geschichten und Erzählungen zu nennen pflegte. Eine eigenthümliche Richtung erhielt die Novellenpoesie zuerst durch Cervantes, wie er selbst in der Vorrede zu seinen lehrreichen Novellen bekennt: „Ich glaube (und bin gewiß), daß ich der erste bin, der in unserer castilianischen Sprache selbst erzählt. Die vielen andern Novellen, die bei uns gedruckt werden, sind durchgängig aus fremden Sprachen übersetzt, aber diese sind mein Eigenthum, und ich habe sie weder geborgt noch gestohlen. Meine Phantasie hat sie erzeugt, meine Feder hat sie zur Welt geboren, und die Presse giebt ihnen ihre Ausprägung.“ Demungeachtet ist die Novellenpoesie, obgleich Cervantes manchen glücklichen und talentvollen Nachfolger und Nachahmer fand, in Spanien eigentlich nie-

mals zur Nationalpoesie geworden, wenigstens nicht in dem Sinne, wie es die Romanze, der Ritterroman, und das sich nach ihnen im Nationalstil entwickelnde romantische Drama waren, welche Dichtungsarten am unmittelbarsten den Geist des Volkes und ihrer Zeit in sich aufnahmen, oder vielmehr aus den Verhältnissen derselben hervorgingen. Wie wenig Cervantes mit den Italienischen Novellisten gemein hat, geht schon daraus hervor, daß er an einer andern Stelle der Vorrede zu seinen Novelas exemplares sich entschieden gegen die Unsittlichkeit seines Zeitalters erklärt, indem er seinen Erzählungen die strengste Sittlichkeit zur Pflicht macht, die besonders deshalb seiner Zeit lehrreiche Novellen oder Muster-Erzählungen sein konnten. Er sagt: „Die verliebten Reden, die in einigen dieser Novellen vorkommen, sind der Vernunft, der Sittlichkeit und der Religion so wenig entgegen, daß sie weder dem einfältigsten noch dem witzigsten Leser einen unreinen Gedanken einflößen werden. Ich habe ihnen den Namen lehrreiche Erzählungen beigelegt, und wenn Du darauf achtest, so wirst Du wohl finden, daß keine darunter ist, aus welcher man nicht eine gute Lehre oder Beispiel ziehen könnte. Wenn ich wüßte, daß das Lesen dieser Erzählungen bei irgend jemand einen ungeziemenden Wunsch erregen könnte, so würde ich mir die Hand, womit ich sie schrieb, lieber abhaun, als sie ans Licht stellen. Ich befinde mich nicht in einem Alter, um mit der Zukunft Scherz zu treiben."

In diesen Novellen des Cervantes ist es daher die sinnreiche Erfindung allgemein menschlicher Situationen, welche ihren eigenthümlichen Werth ausmacht. In einigen zeigt sich aber auch jener stechende, wortspielerische, raffinirte Witz, wie er das Eigenthum kranker Seelenstimmungen in den Perioden des Uebergangs ist, und wie er

auch in mehreren Partieen des Don Quixote gefunden wird. Dies ist besonders in der Novelle vom gläsernen Licentiaten (Licenciado Vidriera) der Fall. Das Interesse des ganzen Gemäldes beruht nur auf den sinnreichen, gespitzten und gewitzten Antworten des verrückten Licentiaten, der, von einer fixen Idee befallen, von Glas zu sein sich einbildet, dabei in der That aber einen wahrhaft glasscharfen Verstand behalten hat, und durch die Straßen von Madrid herumwandelnd, von den ihn umringenden Volkshaufen über allerlei Dinge gefragt wird, und Jedem eine sehr pikante Antwort giebt, gleichsam ein moderner ironischer Sokrates im Miniaturstil. Auch die humoristische Darstellung des Wahnsinnes, der wir später in der Tieck'schen Novellenpoesie wieder begegnen, ist hier zu bemerken. Das Gespräch der beiden Hunde Scipio und Berganza als Anhang zur Erzählung: die betrügliche Heirath, gehört unter den Novellen des Cervantes auch zu solchen phantastisch-humoristischen Compositionen, die unmöglich zu einem heitern Ergötzen bewegen können. Hoffmann hat diese gesprächigen Hunde Scipio und Berganza wieder aufgenommen, in einer Periode der deutschen Poesie, die mit der dermaligen spanischen in gewisser Hinsicht wohl zu vergleichen ist. Dagegen treffen wir unter den lehrreichen Novellen des Cervantes andere an, die durch eine liebliche Anmuth der Erfindung, durch innere Milde und gemüthliche Heiterkeit wohlthätig anziehen. Der edelmüthige Liebhaber, das Zigeunermädchen, die Stimme der Natur die adliche Dienstmagd, Cornelia Bentivoglio, der eifersüchtige Estremadurier, sind sinnreiche Novellenbilder, die fast in jeder Stimmung ansprechen und interessiren können. Ihre besondere Grazie, welche sie

schmückt, ist eine Einfachheit, die sich immer poetisch zu erhalten weiß.

Einen solchen milden Eindruck hinterläßt das letzte Werk des Cervantes, die Drangsale des Persiles und der Sigismunde, nicht. Dieser Roman, den er wenige Tage vor seinem Tode beendigt haben soll, scheint eine verkümmerte Production zu sein, es fehlt ihm ganz an behaglicher Ausführung und heiterer Stimmung, die man auch von dem kranken Dichter, der gewiß noch für Geld schreiben mußte, nicht erwarten darf. Eine tumultuarische und phantastische Zusammenhäufung von Gestalten und Bildern, welche diesen abenteuerlichen Roman gedrängt anfüllt, scheint einen inneren Schmerz betäuben zu sollen. Bedeutend ist eine tiefe Religiosität, die sich an vielen Stellen mehr als in den sonstigen Schriften des Cervantes ausdrückt. Sonst ist in diesem Roman, der im Norden spielt und von dem Verfasser selbst eine nordische Geschichte genannt ist, ein gewisser geographischer Aberglauben auffallend, mit dem die Länder und Völker des Nordens geschildert werden. Besonders Dänemark gilt noch als ein ganz barbarisches Land voller Riesen und Ungeheuer; manche andere fabelhafte Dinge, die Cervantes zu glauben scheint, sind fast unbegreiflich. Das Vorwort, das er kurz vor seinem Tode geschrieben haben soll, so wie die Zueignung an seinen Gönner, den Grafen Lemos, der einzige, der ihn noch einigermaßen unterstützt haben mag, ist deshalb berühmt geworden. Mit der Ruhe eines großen Geistes sagt der todkranke Dichter allen Scherzen und muntern Freuden ein wehmüthiges Lebewohl. Er starb in Armuth im J. 1616 zu Madrid, neunundsechzig Jahr alt.

Unter den späteren Arbeiten des Dichters ist die Reise zum Parnaß zu erwähnen, sie zeugt von seinem

Talent für Kritik und kritische Satire. Daß er seiner eignen Schriften hierin mit vielem Selbstgefühl gedenkt, hätte ihm nicht so sehr zum Vorwurf gereichen sollen. — Unter sein Bildniß, wenn ein Freund von ihm zur Befriedigung seiner Eitelkeit etwa ein solches liefern wollte, räth Cervantes in guter Laune (in der Vorrede zu seinen Novellen) folgende Worte zu setzen: „Der Mann hier mit dem Adlergesicht, mit dem braunen Haar, und der glatten, freien Stirn; mit dem fröhlichen Blick; mit der krummen, aber nicht häßlichen Nase; mit dem Silberbart, der vor kaum zwanzig Jahren noch golden war; mit dem starken Stutzbart und kleinen Munde, der oben nicht reichlich mit Zähnen versehen ist, deren er überhaupt nur ein halbes Dutzend hat, schlecht genug beschaffen und noch schlechter gepflanzt, weil sie nicht aufeinander passen; mittelmäßig von Wuchs, frisch von Gesichtsfarbe, und eher weißlich als braun, ein wenig geduckt und nicht gar leicht zu Fuß. Dieser Mann, sag' ich, ist der Verfasser der Galatea, und des Don Quixote von la Mancha. Er hat auch nach dem Vorbilde des Cäsar Caporali von Perugia eine Reise auf den Parnaß geschrieben, und noch einige andere Werke, die sich hier und da zerstreut finden, manche vielleicht ohne den Namen ihres Verfassers. Man nennt ihn gewöhnlich Miguel de Cervantes Saavedra. Er war viele Jahre Soldat, und sechsthalb Jahr in der Gefangenschaft, wo er lernte die Widerwärtigkeit mit Geduld zu ertragen. In dem Seetreffen bei Lepanto verlor er die linke Hand durch einen Büchsenschuß; eine Verletzung, die ihn zwar entstellt, die er aber für eine Schönheit achtet, weil er sie bei der denkwürdigsten Gelegenheit erhielt, welche vergangene Jahrhunderte gesehen und künftige sehen können." —

Dies war Cervantes, in diesem eigenthümlichen Verhältniß zu seiner Zeit und seiner Nation, der gegenüber er ganz einsam eine in sich selbst abgebrochene Saatspitze vorstellt, welche vergebens einer neuen Zukunft hatte entgegenwachsen wollen. Daß das reformatorische Bewegungsprinzip des damaligen Europas auch in den Geist dieses großen Dichters eingedrungen war, geht selbst in religiöser und kirchlicher Hinsicht aus mehreren Stellen des Don Quixote hervor, wo eine tiefernste Polemik gegen die Ausartungen der Geistlichkeit sich angedeutet hat. Aber während Deutschland der Welt einen Luther gegeben, hatte Spanien um diese Zeit einen Loyola hervorgebracht, und sich darin als der eigentlich historische Gegensatz von Deutschland aufgestellt. Der Protestantismus, welcher die Wissenschaft auf die Bahn der Geschichte gerufen, hatte durch den deutschen Geist seinen Ursprung finden müssen, der Jesuitismus, welcher die eigentliche Gegenbewegung gegen den wissenschaftlichen Geist der neuen Zeit wurde, war aus dem Gehirn eines fanatischen und wundergläubigen Spaniers hervorgestiegen. Dieser Gegensatz gegen das eigentliche Lebensprinzip der neuen Zeit, der sich in Spanien begründet, ist so wichtig für alle nachfolgende Entwickelung der Wissenschaft und Literatur, daß wir hier noch einen Augenblick dabei stehen bleiben müssen. In diesem Gegensatz, welcher die historische Krankheit Spaniens ist, erzeugte es den Jesuitismus durch Ignaz Loyola, der ein Zeitgenosse Luther's war, und das Begegnen dieser Beiden als Kinder einer und derselben Zeit drückt wie mit Einem Schlage diese große Reaction aus, welche die frei gewordene Wissenschaft der Zeit, die den neuen Bewegungen der Völker zum Leitstern geworden, gegen sich aufrufen mußte. Die Wissenschaft, welche der ärgste Feind der Kirche geworden war, weil die indivi-

duelle Freiheit des Menſchengeiſtes darin emporblühte, die Wiſſenſchaft konnte in ihrem antikatholiſchen Wirken nur dadurch beſchworen werden, daß man ſich ihrer auf ihrem eignen Gebiet zu bemächtigen ſuchte, wozu man in dieſem Sinne des Jeſuitismus bedurfte. Der Jeſuitismus hat daher ſeinen beſtimmten Gegenſatz, aus dem er hervorgegangen und auf den er angewieſen, an der Wiſſenſchaft, und dieſe Intrigue, ſich als zerſtörender Wurm mitten in die Wiſſenſchaft ſelbſt hineinzubohren, iſt eben der Jeſuitismus. Luther, der deutſche Bauernſohn, war das ächte Gegenbild aller Intrigue geweſen, und ſeine That war das freie Wort, das durch ihn in ſeine unmittelbare Einheit mit dem Gedanken treten wollte. Dieſe Einheit von Wort und Gedanke, in welcher die neue Zeit des Völkerlebens ſich begründen will, iſt die wahre wiſſenſchaftliche Ehrlichkeit, mit welcher der deutſche Geiſt in ſeine neuere Geſchichte eingetreten iſt. Dagegen beſtand der Jeſuitismus in der Entdeckung, daß das Wort nicht der organiſche Ausdruck des Gedankens, ſondern nur die Maske deſſelben ſei, die nach dem Zweck, den es zu erreichen gilt, in allen Farben und Formen getragen werden könne. Dieſe Heiligſprechung der Lüge, von der die römiſch-katholiſche Kirche ſelbſt in der letzten Zeit eigentlich nur noch gelebt hatte, wurde durch den Jeſuitismus zum Syſtem einer neuen Lebensweisheit ausgebildet und ausgemauert. Dieſe neue Weisheit wurde denn auch das ätzende Gift, das ſich wunderbar raſch und tief in alle Verhältniſſe des modernen Völkerlebens einfraß, und ſo oft die Fürſten zu Betrügern ihrer Völker, die Regierungen zu geheimen Verſchwörungen gegen das Volk und die Prieſter zu Gauklern gemacht hat. In Spanien hatte ſchon die Einführung der Inquiſition, welche im Jahre 1478 durch Ferdinand den Katholiſchen geſchah, den Grund dazu gelegt,

alle strebenden Geister in den Kreis der Lüge und Heuchelei zu bannen. Dieser König, dessen Falschheit und Schlechtigkeit die Geschichte eingezeichnet hat, war wegen seiner Bemühungen für die Inquisition vorzugsweise der Katholische genannt worden, obwohl er darin im Grunde nur ein Mittel politischer Selbstsucht organisiren wollte, um Adel und Volk gleichmäßig in Furcht und Abhängigkeit zu erhalten. Die spanische Inquisition, welche das erste Vorbild aller niederträchtigen Staatskünste der modernen Zeiten wurde, verwilderte durch ihre blutigen Gräuel den spanischen Nationalcharakter, sie spürte mit ihrer ungeheuren Wachsamkeit jeden freien Gedanken, jede philosophische Regung, jeden religiösen Zweifel aus, der in der Brust eines Spaniers auf irgend einer geheimen Stelle seines Bewußtseins sich hatte einschleichen wollen, und indem sie Alle, welche sich in den Verdacht eines Gedankens gesetzt hatten, verbrennen ließ, gelang es ihr in der Zeit der Reformation, daß keine einzige protestantische Gemeinde sich in Spanien bilden konnte. Während sich in Spanien diese verheerende Macht über die Gewissen constituirt hatte, war in Italien zu derselben Zeit, und aus denselben Beweggründen, die Censur erfunden worden, die den fortschreitenden Geschlechtern die Freiheit der Presse entzog. Solcher vorausgegangenen Thaten, wie Inquisition und Censur es sind, bedurfte es, um den Jesuitismus bereits auf urbar gemachtem Boden in der Welt auftreten zu lassen. Der Gründer dieser merkwürdigen Maschinerie, die in der Geschichte der Menschheit eine so große Rolle gespielt hat, hieß Don Inniго Lopez de Recalde, aus dem edlen Geschlechte Derer von Loyola und auf dem gleichnamigen Schlosse in Guipuzcoa geboren. (1491 – 1556).

Von Loyola selbst existiren zwei Werke in spanischer Sprache, seine „Ordensconstitution" und seine „Geistlichen

Uebungen," welche letzteren zu Rom 1548 erschienen sind. Sein System bildete sich jedoch erst durch die nachfolgende Praxis seiner Jünger, in der hohen Schule der Welt und Politik, zu der riesenhaften Ausdehnung und Größe heran, in der wir es noch heut erblicken.

Auf jenem großen Scheidepunct der Zeiten aber, im Jahrhundert der Reformation, wo alle Tradition der Geschichte zum ersten Mal gewaltsam in Frage gestellt wurde, hatte der Katholizismus seine Stabilität nicht anders mehr erhalten zu können geglaubt, als daß er in seinem eigenen Schooß ein revolutionnaires Prinzip aufnahm, welches aber tiefinwendig genährt war mit der wahrhaften Milch der katholischen Kirche und deshalb sein Gift nur auf die Welt tröpfeln, seine befruchtenden und erhaltenden Säfte aber auf die Kirche zurücktreiben mußte. Diese revolutionnaire Ausstrahlung des Katholizismus ist der Jesuitismus, die größte und furchtbarste Erfindung, welche die Stabilität in der Weltgeschichte zu ihrer Vertheidigung gemacht hat. Durch diesen glänzenden Gedanken ist es nun schon seit Jahrhunderten gelungen, und gelingt es fortwährend, der Geschichte diese tödtliche Langsamkeit und diese in sich selbst verkümmernde Lüge anzukränkeln, durch welche die einfachsten Ideen, die so klar und abgemacht sind, wie draußen um uns her die Vollbringung der Naturgesetze, doch nicht mehr zu entschiedenen und siegreichen Thatsachen werden können. —

In Spanien hatte der Jesuitismus seine Einkehr in die moderne Wissenschaft zuerst durch den berühmten Juan Mariana vollbracht, welcher der Machiavelli der Spanier genannt wird, und durch sein merkwürdiges Buch de regno et regis institutione das erste Gebäude jesuitischer Staatskunst aufführte. Mariana war im J. 1537 zu Talavera, einem District in der Provinz Toledo, geboren.

Diese Gegend Spaniens, in welcher Mariana oft mit seinem Freunde, dem Dichter Calderon, zusammen in ländlicher Zurückgezogenheit lebte, hat er selbst in dem Eingang zu seinem erwähnten politischen Werk durch eine sehr romantische Schilderung verewigt. Mariana war, seiner ausgezeichneten Geistesfähigkeiten wegen, bereits in seinem siebzehnten Jahr in den Orden der Jesuiten aufgenommen worden. Er hatte darauf, vielfach in der Welt umherreisend, in Italien die Theologie gelehrt, in Frankreich aber durch Disputationen in der Philosophie Aufsehen erregt. Sein Hauptwerk wurde eine Geschichte Spaniens, welche er zuerst lateinisch schrieb, und nachher selbst ins Spanische übersetzte, und die er Philipp dem Zweiten mit einer Zueignung widmete, welche keineswegs diejenige knechtische Sprache athmete, die diesem Monarchen sonst überall entgegenschlagen mußte. Der große Jesuit, der sich schon mit Dreistigkeit an die Könige zu drängen versteht, und der auch die Sprache der Freimüthigkeit führen kann, wo ihm diese grade paßt, macht sich hier dem gefürchtetsten König seiner Zeit gegenüber geltend. Dagegen setzte er in seinem Buch de regno et regis institutione, welches er Philipp dem Dritten überreichte, bereits diejenige jesuitische Regierungskunst auseinander, die dem politischen Zweck alle Moral untergeordnet hat, und dieselben Mittel, durch welche sie den Despotismus der Könige stützt, ächt jesuitisch auch dazu verwenden kann, den Königsmord zu begründen. Man hat auch diesem Buch praktische Folgen in der Geschichte beimessen wollen, und es wurde deshalb zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen in Paris von Henkers Hand verbrannt, weil, der allgemeinen Sage nach, der Mörder Ravaillac, welcher Heinrich den Vierten erschlagen, die Beweggründe zu seiner That aus diesem Werke Mariana's geschöpft haben sollte, wie sehr sich auch die

Jesuiten damals bemühten, zu beweisen, daß Ravaillac dies Buch gar nicht gekannt habe. Mariana hatte freilich darin den Mörder Heinrich's des Dritten, den Mönch Clement, als einen zweiten Brutus vertheidigt, aber nicht aus Grundsätzen der Hierarchie, sondern lediglich aus denen der politischen Freiheit, welche Mariana, neben dem Despotismus und der kirchlichen Intoleranz, stellenweise auch noch zu berücksichtigen wußte.

Die wissenschaftliche Intrigue, welche unter dem Namen des Jesuitismus in Spanien geboren worden, hatte ihre Zwillingsschwester an der romantischen Intrigue, welche ebenfalls ihre wahre Heimath in Spanien hat. Diese romantische Intrigue, die das eigentlich nationale Pathos des Spaniers ist, erhielt durch die dramatische Poesie dieses Volkes, im 16. und 17. Jahrhundert namentlich durch Lope de Vega und Calderon, ihre glänzendste und üppigste Ausbildung. Der edle Cervantes hatte sich an dem Streben, seine Nation von dem romantischen Schlamme zu reinigen, zu Tode gequält, und nur die Dornenkrone damit errungen. In der Romantik aber bekämpfte Cervantes diejenige Richtung des spanischen Nationalcharakters, welche in dieser Zeit die ganze Nationalität in eine kokette Manier auflösen wollte, und sie dadurch jedes sittlich feststehenden Inhalts und jedes wahrhaften und geistigen Strebens beraubte. Er hatte deshalb der Romantik die Ironie entgegengestellt, an welcher er selbst in tiefer Einsamkeit vergehen mußte. Dagegen gewann die Poesie der romantischen Intrigue, als die eigentlich nationale Poesie dieser Zeit, in Lope de Vega und Calderon den Preis des Tages.

Lopè Felix de Vega Carpio war zu Madrid im Jahre 1562, funfzehn Jahre nach Cervantes, geboren. Er war eine Zeitlang Secretair beim Herzog Alba gewesen, und lebte darauf vom Ertrag seiner poetischen Arbeiten, für die er von frühester Jugend an ein so ungeheures Talent des Schnellschaffens gezeigt hatte, daß er zu einem Theaterstück von mehr als 2000 Versen, von der verwickeltsten Handlung, und mit Sonetten, Terzinen und Octaven durchmischt, nicht mehr als einen Tag nöthig hatte. Ein solches Talent ist recht eigentlich eine Wunderkraft der Hand zu nennen, durch welche sich hier die Poesie gewissermaßen magnetisch auszuströmen scheint, da zu einem solchen Schaffen eine bestimmte körperliche Organisation ebenso nothwendig ist als die geistige. So brachte er es zu dieser weltberühmten und beispiellosen Fruchtbarkeit, die ihn zweitausend zweihundert Theaterstücke, darunter achtzehnhundert Lustspiele und vierhundert Autos sacramentales, außer seinen vielfachen andern poetischen Arbeiten, die allen Gattungen angehören, verfertigen ließ. Von seinen dramatischen Arbeiten sind ungefähr nur 300 Stücke in 25 Quartbänden gedruckt worden. Seine anderen Werke erschienen zu Madrid 1776 unter dem Titel: Zerstreute Werke (Obras sueltas) in 21 Quartbänden gedruckt. Nach einer anderen Angabe über die poetische Gesammtthätigkeit des Lopè soll er 133,225 Bogen und 21,300,000 Verse geschrieben haben. Auch er begann, wie Cervantes, mit der pastoralen Gattung, indem er sich zuerst in seinem Gedicht Arcadien an einer Nachbildung der Diana des Montemayor versuchte. In einigen epischen Dichtungen, die seiner frühesten Zeit angehören, strebte er dem romantischen Epos der Italiener nach. Unter diesen Epen ist seine Corona tragica, in welcher er das Schicksal der Maria Stuart zum Gegenstand der Darstellung genom-

men, wegen des leidenschaftlichen Hasses gegen den Protestantismus bemerkenswerth, dem Lopè de Vega darin freien Lauf gelassen.

Die eigentliche Bedeutung dieses Dichters zeigt sich jedoch in seiner Thätigkeit für das Theater, das durch ihn seine wesentliche nationale Begründung in Spanien erhielt. Das Leben des damaligen Spaniens, in seiner pikanten Mischung raffinirter Civilisation, seiner Galanterie und rohen Ausartung, in der innigen Zartheit und blutigen Verwickelung seiner Liebesabenteuer, in seinen geheimnißvollen Balkonscenen, in der romantischen Welt des Prado, in seinen nächtlichen Begegnungen zu Liebe, Zweikampf und Tod, Alles dies kann in seiner nationalen Bedeutung und Herrlichkeit nicht besser geschildert und zu typischer Vollendung hingestellt werden, als in den Schauspielen des Lopè de Vega. Dieser Dichter hat besonders in seinen Intriguenstücken (in der spanischen Dramaturgie die sogenannten Schauspiele im Mantel und Degen, Comedias de capa y espada) diese ächt spanischen Lebensverwickelungen in aller ihrer Eigenthümlichkeit gezeichnet. Die abenteuerlichste Verschlingung der Situationen, wobei der Dichter in zügelloser Laune der Phantasie, aber oft mit wunderbarer Erfindungskraft und großem Reichthum an sinnigen Einfällen umherfährt, bildet in diesen Stücken das Hauptinteresse. Das bewegende Prinzip aller Handlungen aber ist die Leidenschaft der Liebe, welche die einzige Richtschnur, das wahre Sittengesetz, die Göttin aber auch die Despotin der ganzen gesellschaftlichen Welt ist. Diese Liebe hat die sanftesten Schwärmereien, die zartesten und beglückendsten Träume und Schelmereien, aber auch alle Frechheit der Welt, tückische Hinterlist, Betrug und Mord in ihrem Gefolge. Das eigentliche Symbol dieser spanischen Lebensintrigue aber ist die Galanterie, welche in diesem

Lande das erste zwingende und Alles heiligende Gesetz für das Individuum wird, dem es selbst da gehorchen muß, wo eine Dame in einem Fall, der vielleicht den Gesetzen der Ehre und des Anstands keineswegs entspricht, seinen Schutz in Anspruch nehmen will. Es giebt aber für den Spanier dieser Zeit kein höheres sittliches Pathos mehr als das der Galanterie, welches alle anderen Lebensprinzipien in sich hinein aufzehrt, worin sich aber zugleich das ganze Labyrinth leidenschaftlicher Verworrenheit und Gesetzlosigkeit aufbaut. Diese Galanterie erscheint im Grunde nur als eine Convention, die der Liebe selbst einen vorherrschend conventionellen Charakter giebt, indem es nicht so sehr ein Herzensbedürfniß, als vielmehr eine Regel des guten gesellschaftlichen Tons wird, ein Liebesverhältniß zu haben.

Wie Lopé de Vega in diesen Intriguenstücken das spanische Sitten- und Gesellschaftsleben in seinem specifischen Wesen zur Schau stellt, so hat er in seinen geistlichen Schauspielen, die bald Lebensgeschichten de. Heligen, Vidas de Santos, bald sacramentalische Handlungen, Autos sacramentales, sind, nicht minder treu jenen orthodoxen katholischen Standpunkt des spanischen Geistes, der undurchbrochen von allen freien Bewegungen der Zeit sich erhält, abgezeichnet. Es fehlt darum, namentlich in seinen Vidas sacramentales, nicht an lustigem und phantastischem Aufputz dieser katholischen Frömmigkeit.

Die dramatische Darstellung Lopé de Vega's ist rasch, leicht, locker in der Verbindung, aber ungemein dreist im Zerhauen des Knotens, und voller Wagnisse, Erfindung auf Erfindung zu häufen, und dann mit einem glücklichen Coup plötzlich abzubrechen. In seinen prosaischen Arbeiten bewegt sich Lope mit geringerem Geschick und ist sichtlich in der Prosa nicht so heimisch wie im Vers. In seinen Novel-

len, die sich durch eine sehr reiche, oft aber ermüdende Verwickelung und Intrigue auszeichnen, sind die in großer Menge eingelegten Gedichte werthvoller als die übrige Darstellung selbst. Eine Stelle aus der Zueignung dieser Novellen an die Señora Marcia Leonarda ist für die Geschichte der Novellenpoesie nicht ohne Interesse. Es heißt darin: „In Zeiten, die weniger aufgeklärt waren als die jetzigen, obgleich damals mehr gelehrte Männer lebten, nannten wir, was sie jetzt novelas heißen, cuentos (Mährchen). Sie wurden durch Ueberlieferung aufbewahrt, und ich erinnere mich nicht, sie geschrieben gesehen zu haben. Die Fabel beschränkte sich auf eine Art von Büchern, die als Geschichten erschienen, und die man in kastilischer Sprache Ritterthaten (Caballerias) nannte, als wollte man damit sagen: Außerordentliche Thaten tapfrer Ritter. In ihnen waren die Spanier ungemein erfindungsreich; kein andres Volk in der Welt übertraf sie an Einbildungskraft; es zeigen dies die vielen Esplandinen, Pheben, Palmerine, Lisuarte, Florambelen, Espheramunden, und der von einer portugiesischen Dame (!) erzeugte Vater dieser ganzen Maschinerie, der berühmte Amadis. Andre folgten diesem Vorbilde selbst in Versen; auch in Spanien wurden Versuche gemacht, weil man nicht unterlassen wollte, alles zu versuchen. Ebenfalls gab es in Spanien, theils aus dem Italienischen übersetzte, theils ursprünglich gedichtete Novellen, und weder der eigenthümliche Stil, noch die wirkliche Anmuth gebrach darin dem Miguel de Cervantes.“*)

Unter den Dichtern, welche sich in Stil und Manier dem Lopè de Vega anschlossen, können wir hier gleich

*) F. Lopè de Vega's romant. Dichtungen, übersetzt von G. Richard, B. II. S. XIV.

den Juan Perez de Montalvan anführen, der gegen hundert Schauspiele und eine Anzahl Novellen hinterließ, welche letzteren er unter dem Titel des Cervantes, Novelas exemplares, herausgab. Hier sind auch die Novellen zweier Dichterinnen zu nennen, der Donna Mariana de Caravajal y Saavedra und der Donna Maria de Zayas y Sotomayer*) zu nennen, welche mit einem großen Reichthum an Phantasie und Erfindung, aber auch theilweise mit großer Zügellosigkeit und Ueppigkeit, die spanische Novellenpoesie anbauten. —

Der eigentliche Mittelpunct alles poetischen Schaffens wurde aber in Spanien immer mehr das Theater, für welches der Phönix seiner Nation, Lopé de Vega, die Grundtypen aufgestellt hatte, das aber durch einen andern Dichter, Don Pedro Calderon de la Barca (1600—1687) seine höhere und kunstmäßigere Vollendung erhielt. Wenn die Spanier den Lopé den Phönix, so haben sie dagegen den Calderon den König der spanischen Bühne genannt. Nachdem er als Soldat mehrere Feldzüge in Italien und den Niederlanden mitgemacht, ward er von dem schöngeistigen König Philipp IV., der sich selbst in dramatischen Dichtungen versuchte, an den Hof zu Madrid berufen, wo er mit bedeutenden Einkünften angestellt wurde. Später trat er in den geistlichen Stand und wandte seine dramatische Productionskraft jetzt vorzugsweise den religiösen Stücken und den Autos sacramentales zu, wie er denn überhaupt in seinem Alter Alles, was er von weltlichen Schauspielen gedichtet, zu bereuen und seiner für unwürdig anzusehen anfing. Wenn

*) Deutsch von Sophie Brentano in ihren Spanischen und Italienischen Novellen (Penig 1806, Bd. II.)

Die Dramen des Calderon theilen sich in religiöse, historische, mythologische, romantische und moderne Sittenstücke (Comedias de capa y espada). In seinen religiösen Schauspielen, in denen El Principe constante und la Devocion de la cruz als die Hauptproductionen dastehen, verbinden sich rein poetische, biblische und legendenartige Elemente. Das christliche und kirchliche Element erscheint hier oft wie in einer feierlichen Transfiguration, zu welcher die Poesie in flammender Gewalt alle ihre Zauberwirkungen aufbietet. Unter seinen historischen Stücken sind es besonders die aus der spanischen Geschichte, in denen sich eine kräftige und phantasievolle Darstellung zeigt. In fremde Nationalitäten vermag er sich nicht so leicht hineinzuversetzen, oder er eignet sie sich in höchst phantastischer Form an, wie er dies namentlich mit der römischen Geschichte gethan. In seinen Intriguen-Stücken erscheint bald das komische Element in allem Reichthum der Laune und mit wahrhaft erfinderischem Muthwillen, bald treten aber auch hochtragische Verwickelungen auf, welche zuweilen zu dem Höhepunkt der Tragödie sich erheben. Eine bestimmte Sonderung des Lustspiels und Trauerspiels kann man im Grunde nicht bei Calderon annehmen. Sie führen alle den gemeinschaftlichen Namen la gran Comedia, den sie zu ihrer Zeit auf den Theaterzetteln erhalten zu haben scheinen, aber der allen gemeinsame Grundzug ist die Verwickelung der Leidenschaften, die sich stoffartig nach den ihr inwohnenden Richtungen auseinanderlegt, und je nachdem es gerade dazu kommt, bald zu einem heitern und komischen, bald zu einem tragischen Endziel hinausläuft. Die Sprache und Darstellung des Calderon, wie glänzend, farbig und poetisch reich sie auch sein mag, verräth doch zugleich in ihren epigrammatisch gesuchten Wendungen, Verschlingungen und geschraubten Gegensätzeleien je-

nen Moment des geſunkenen und verderbten Geſchmacks und Nationalgeiſtes, der ſich in allen Literaturen durch dieſe Symptome ankündigt und dem dann gerade die begabteſten Geiſter am entſchiedenſten verfallen. Auch Calderon bewies in der Zahl ſeiner Hervorbringungen eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit, indem er über 120 Schauſpiele geſchrieben, von denen jedoch nur 108 gedruckt ſind, außerdem aber eine Menge anderer Dichtungen, darunter Sonette, Romanzen, Lieder.*) —

Die ſpaniſche Bühne zog in dieſer Zeit alle Productionskraft der Dichter an ſich, und die Theaterſtücke mehrten ſich in ungeheurer Anzahl, wie die verſchiedenen Sammlungen beweiſen, unter denen beſonders eine, die unter dem Titel de un ingenio de esta Corte (von einem ſchönen Geiſt dieſes Hofes) erſchienen, zu bemerken iſt. Unter dieſen Schauſpielen ſcheinen mehrere von Philipp IV. ſelbſt herzurühren, andere ſind in ſeinem Sinne, und ihm zu Gefallen, von ſeinen Hofleuten ausgearbeitet. Eines dieſer Stücke, der Teufel als Prediger (el diablo predicador y mayor contrario amigo) zeichnet ſich durch einen höchſt bizarren Humor aus, der mit aller Tollheit der Erfindung zugleich die entſchiedenſte Rechtgläubigkeit und kirchliche Orthodoxie verbindet. Zu den bedeutenderen dramatiſchen Talenten aber, die mit Calderon in Vergleich geſtellt werden können, gehört Auguſtin Moreto, der

*) Unter den ſpaniſchen Ausgaben der Calderon'ſchen Schauſpiele ſind die zu Madrid erſchienenen Quartausgaben (1683—89 und 1685—91, in 9 Bänden, und 1760—63 in 10 Bänden) von Fernandez de Apontes anzuführen. Neuere Ausgaben von Keil (Leipzig, 1820—23, in 3 Bänden, die nur 30 Schauſpiele enthält, und eine andere, Leipzig 1831, 4 Bände). Deutſche Ueberſetzungen von A. W. Schlegel, Gries und Malsburg.

ebenfalls von Philipp IV. begünstigt wurde, und später in den geistlichen Stand trat, seitdem jedoch allen Arbeiten für das Theater entsagte. Die Lustspiele des Moreto zeichnen sich durch eine besondere Feinheit und psychologische Schärfe der Charakterschilderung, worin sie zum Theil selbst den Calderon übertreffen, und durch eine sinnige Anlage der Situationen aus. Auf der deutschen Bühne ist vornehmlich sein El desden con el desden (unter dem Titel: „Donna Diana oder Stolz und Liebe" von West (Schreivogel) bearbeitet) bekannt und beliebt geworden. Moreto's Stücke wurden vielfach von andern, besonders französischen und italienischen Dichtern, benutzt, so sein No puede ser (Es kann nicht sein) von Molière in seiner Ecole des maris, und von demselben auch El desden con el desden in seiner Princesse d' Elide. Die Komödien des Moreto erschienen zu Madrid 1654 gesammelt, später und vollständiger zu Valencia 1676 und 1677, in drei Quartbänden.

Unter den Dichternamen, welche uns in den alten Sammlungen spanischer Schauspiele begegnen, ist der des Don Francisco de Roras einer der bekanntesten. Er ist besonders im komischen Genre stark, und einige seiner Stücke sind von französischen Bühnendichtern benutzt worden, wie z. B. sein Entre bobos anda el juego (Unter Narren geht das Spiel) in dem Don Bertran de Cigarral von Thomas Corneille. Andere dramatische Dichter sind Juan de Hoz, Joseph Cañizarez, Guillen de Castro, dessen Mocedades del Cid von Corneille benutzt wurde, Tirso de Molina, Antonio de Solis (der berühmte Geschichtschreiber) u. A. —

Die dramatische Dichtkunst hatte bei den Spaniern die Gunst der Nation und die volksthümliche Verbreitung für sich gefunden. Dies war weniger mit den übrigen

Formen der Poesie der Fall geworden, die darum entweder dürftiger sich fortbildeten, oder noch mehr, als es im Drama, bei der mehr praktischen Natur desselben, möglich war, einem falschen Zeitgeschmack und einer unnatürlichen phantastischen Verschrobenheit des Stils verfielen. Diese letztere Richtung der Darstellung hatte in Spanien besonders der dadurch berühmt gewordene Louis Góngora de Argote (1561—1627) hervorgerufen und zu einem eigenthümlichen Kunstsystem ausgebildet. Góngora, der zuerst einige treffliche Lieder im altspanischen Stil gedichtet, suchte sich darauf, um den höchsten Preis in der Poesie zu gewinnen, in einer merkwürdigen Verzerrung der Sprache zu abenteuerlichen Structuren zu überbieten. Er nannte diese Manier den Estilo culto, der sich außer den ungewöhnlichen Formen, zu denen er sich aufschrob, auch durch eine gesuchte mythologische Vermummung, in die alle Poesie eingepackt wurde, charakterisirte. Die figürliche Redeweise wurde in diesem Stil zu einem Extrem ausgebildet, bei dem kaum noch von Sinn die Rede sein konnte, sondern wo es eher darauf anzukommen schien, gewissermaßen eine erhabene Unverständlichkeit hervorzubringen, die den höchsten poetischen Effect machen sollte. Mit der spanischen Sprache wirthschaftete er so seltsam, daß er für die gewöhnlichsten Wörter einen ungewöhnlichen Sinn ausfindig zu machen suchte, oder die ungebräuchlichsten Wörter in einem ganz gemeinen Sinn anwandte, wie er auch selbst lateinische und griechische Constructionen in das Spanische einzwängte. Nicht minder abenteuerlich war seine Interpunction, die er sich neu erfand, und auf eine eigenthümliche Weise zur Abtheilung seiner Verse benutzte. In solchen wunderbar ausgeklügelten Formen schrieb er seine Soledades (Einsamkeiten), seinen Polyphem und einige andere Dichtungen. Obwohl seine Manier berühmt wurde und die Bildung einer förmlichen

Schule unter dem Namen der Culturiſten zur Folge hatte (von denen ſich in einer eigenthümlichen Nüance die Conceptiſten, die mehr von den italieniſchen Mariniſten an ſich hatten, unterſchieden): ſo hatte doch Góngora perſönlich kein ſehr erfreuliches Schickſal, ſondern ſtarb in bitterer Armuth. Der Gongorismus iſt aber als eine beſondere ſymptomatiſche Erſcheinung zu betrachten, der ſich in allen Literaturen immer unter anderen Namen und Formen wiederholt, und gewiſſe Perioden eigenthümlich charakteriſirt. —

Eine andere Richtung der ſpaniſchen Poeſie machte ſich in der Hinneigung mehrerer Lyriker zu den Liedergattungen der Griechen und Römer geltend. Unter dieſen iſt beſonders Eſtèvan Manuel de Villègas (1595—1669) anzuführen, der auch der ſpaniſche Anakreon genannt wird, und in ſeinen Gedichten, die unter dem Titel Anatorias erſchienen, den Horaz und Anakreon theils überſetzte theils nachbildete.

Ein ſelbſtändiger literariſcher Charakter tritt uns noch in Francisco Quevedo Villegas (1580—1645) entgegen, ein Mann den vielfältige und erſchütternde Lebenserfahrungen zu einem Höhepunct der Ironie hinaufgehoben hatten, mit der er oft in bitterer und ſchneidender Betrachtung ſein Zeitalter zergliederte. In der Poeſie übte er zugleich auf productivem wie auf polemiſchem Wege einen Widerſtand gegen die Geſchmacksverderbniß der Gongoriſten aus, die er in ſeinen Liedern mit beißender Laune verſpottete. Er ſelbſt ſchrieb eine Reihe von Gedichten, die in drei Bänden unter dem Namen des ſpaniſchen Parnaß geſammelt wurden, und unter denen mehrere im altcaſtilianiſchen Nationalton gedichtet ſind. Er gab ſeine Poeſieen unter dem Namen des Baccalaureus de la Torre heraus. Durch Quevedo wurde auch eine Gattung ſpa-

nischer Zigeunerlieder, unter dem Namen Xacaras, und in der Gaunersprache derselben gedichtet, in Spanien eingeführt und sehr beliebt. Am bedeutendsten aber steht er als Prosaiker da, besonders durch seinen Schelmenroman vom großen Tacaño (Schelmenhauptmann), in dem er ein reiches und witziges Lebensbild entfaltete. In seinen Träumen (Sueños) ließ er sich in der seltsamsten phantastischen Laune gehen, die zugleich auch sehr ernsthafte Töne anschlägt. So wird in einem dieser Träume eine sehr originelle Schilderung des jüngsten Gerichts, mit satirischen Anspielungen auf alle Stände, gegeben. Unter seinen übrigen prosaischen Schriften befindet sich auch ein politisches Werk von der Staatskunst Gottes und der Regierung Christi, welches Philipp IV. zugeeignet ist, und worin er für die Fürsten Lebens- und Regierungsregeln aufstellt, die auf der Grundlage des Christenthums und der evangelischen Lehren und Geschichten beruhen. Diese Art von christlicher Politik, welche alle Regierungstugenden mit der Moral des Evangeliums in Einklang stellen will, ist jedoch, manche geistreiche und scharfsinnige Combinationen abgerechnet, sehr unbedeutend ausgefallen. —

Wenn wir auf diese Entwickelung der spanischen Literatur einen Blick zurückwerfen, so sehen wir den Höhepunct dieser Literatur in der Form des Dramas erreicht, insofern darin der ganze Reichthum der nationalen Phantasie, alle Zustände, Arten und Unarten des Nationallebens, sich zusammendrängen. Die epische Poesie war in der früheren Romanzenzeit dieses Volkes mehr lyrisch aufgegangen, und es hatte darum die eigentliche Form des Epos hier nicht zu einer selbständigen Gestalt gelangen können. In späterer Zeit wollten auch durch künstliche Aufnahme dieser Form keine besonderen Leistungen hervorgehen,

obwohl besonders im sechszehnten Jahrhundert, wo das Beispiel der italienischen Literatur und die historischen Ereignisse der Zeit zu epischen Darstellungen herauszufordern schienen, mehrere Versuche dieser Art gemacht wurden. Besonders entstanden in dieser Zeit, wo Karls V. abenteuerreiche Kriegszüge und die Eroberung Amerika's die Phantasie anregten, eine Reihe von Caroleen und Mericaneen, welche diese Gegenstände mit dem Gesang der epischen Muse verherrlichen wollten, aber als in sich schwache und kraftlose Schöpfungen kein Leben finden konnten. Unter diesen epischen Compositionen des sechszehnten Jahrhunderts, deren Thema Amerika und die Kämpfe mit den eingeborenen wilden Völkerschaften sind, nimmt die Araucana des Ercilla einen hervorragenden und verhältnißmäßig bedeutenden Platz ein. Alonzo de Ercilla y Zuñiga (1533 oder 1540 in Madrid geboren) hatte selbst den Krieg mitgemacht, welchen die Araucaner, diese kriegerische und mächtige Bevölkerung an der Küste von Chili, durch das Losreißen ihres Freistaates von dem spanischen Joch entzündet hatten. Ercilla schrieb seine Araucana zum Theil mitten im Getümmel des kriegerischen und abenteuerlichen Lebens selbst, das er darin in trefflichen Versen und schwungvollen Schilderungen darstellte. Später vollendete er es in Spanien bis zum 37. Gesange. Doch kann sein Gedicht nicht im höheren Sinne als Poesie gelten. Die Wahrheit der eigenen Anschauung und der erlebten Ereignisse bildet den einzigen Reiz daran. —

11. Die portugiesische Literatur.

Das Volk der Portugiesen, in dem die spanische Nationalität ein grundthümliches Element war und blieb, hat sich immer mit einer gewissen absichtlichen Anstrengung bemüht, eine eigenthümliche Literatur bei sich hervorzubilden, um in dem Besitz derselben mit ihren stammverwandten Nachbarn wetteifern zu können. Sie hat zu diesem Ende einen vollständigen Anbau aller literarischen Gattungen versucht, und im Bereiche derselben, wenn auch in beschränktem Umfange, manches Werthvolle geleistet. Portugiesische und spanische Literatur verhalten sich in ihrem Charakter ungefähr ebenso zu einander, wie die Sprachen beider Nationen, indem die portugiesische Spache gewissermaßen nur ein verweichlichtes und zusammengezogenes Castilianisch ist, dessen starke Laute sämmtlich umgebogen und umgeschmolzen und durch Auslassungen in lauter milde und sanfte Töne verwandelt sind. Diesem weichen Ausdruck des Nationalorgans gemäß, gestaltete sich auch die Poesie in Portugal überwiegend lyrisch, besonders in ihren ersten Anfängen, welche mit der Stiftung der portugiesischen Monarchie selbst, durch Heinrich von Burgund und seinen Sohn Alphons Henriquez, im elften und zwölften Jahrhundert zusammenfallen. In dieser Zeit bestand der dichterische Ausdruck der Nation vornehmlich in leidenschaftlichen und schwärmerischen Liedern, in denen Liebe und Natur mit enthusiastischer Hingebung gefeiert wurden. Die beiden Ritter Gonzalo Hermigues und Egaz Moniz, welche unter Alphons I. lebten, sind mit einigen Liederbruchstücken, welche Manuel de Faria y Souza aufbewahrt hat, als die Hauptvertreter dieses Zeitraums übrig geblieben. Dieser lyrisch gefühlsweiche Grundcharakter der portugiesischen Poesie wurde im funfzehnten Jahrhundert besonders durch den berühmten Macias, der

den Beinamen der Verliebte (el Enamorado) führte, zu einer förmlichen Schule ausgebildet.

Im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert aber erhielt die portugiesische Literatur durch eine Reihe von Autoren, welche mit umfassenderen Schöpfungen auftraten, ihre eigentliche Begründung. Dies war die Zeit, wo das portugiesische Nationalleben überhaupt seinen Höhepunkt erreichte, wo es sich durch die Entdeckung und Aneignung neuer Weltstraßen und überseeischer Besitzungen zu einer großartigen Macht ausdehnte, und wo es Helden hervorbrachte, die mit dem Nationalruhm zugleich die Phantasie der Dichter beflügelten und ihr neue Stoffe zur Gestaltung zuführten. Den Reigen dieser bedeutenderen portugiesischen Nationalautoren begann Bernardino Ribeyro, der am Hofe des großen Königs Emanuel (1495—1521) lebte und dort zu einer Dame eine Leidenschaft gefaßt hatte, welche die Grundlage seiner Dichtungen wurde. Wie man sagt, war es des Königs eigne Tochter Beatrix, welche diesen Einfluß auf den Dichter gewonnen. Unter seinen Poesieen sind es besonders die Eklogen, welche eine eigenthümliche und hohe Stufe einnehmen, und worin er das Hirten- und Landleben nicht bloß als pastorales Genrebild, sondern als eigentliches Ideal des menschlichen Lebens und als die Mustereristenz selbst darstellte. Und diesen Sinn hat die bukolische Poesie der Portugiesen immer vorzugsweise herausgekehrt. Ribeyro brachte aber zugleich in das von ihm geschilderte Hirtenleben, das vorzugsweise an den Gestaden des Tajo und Mondego und den portugiesischen Meeresküsten spielt, geheimnißvolle Beziehungen und Anspielungen auf das Hofleben hinein, und wie es scheint, besonders auf sein Liebesverhältniß, das er darin zu deklariren und zu verflechten suchte. Dasselbe scheint er in sei-

nem Roman Menina e Moça, welcher das erste Product der höheren portugiesischen Prosa ist, beweckt zu haben.

Ein mehr ins Volk gedrungener Dichter war Gil Vicente, der unter der Regierung Emanuels und Johanns I. lebte, und sein Talent besonders dem Theater zuwandte, dem er selbst als Schauspieler und Theaterdirector angehörte. Er schrieb Auto's, Komödien, Tragikomödien, und Farcen, in denen oft die tollste Phantasie in den buntscheckigsten Erfindungen und Zusammenstellungen ihre Wirthschaft treibt. Er begründete den Portugiesen ein Volkstheater, und drängte darin mit volksthümlichem Takt alle nationalen Beziehungen zusammen. Zu gebildeten Kunstformen suchte Saa de Miranda, den wir mit seiner Schäferpoesie schon unter der spanischen Literatur aufzuführen hatten, das Drama zu gestalten, indem er, nach Vorbild des classischen Theaters der Italiener, auch den Portugiesen eine classische Nationalbühne zu schaffen strebte. Er ahmte, außer den römischen Lustspieldichtern, besonders Ariosto und Machiavelli nach, und schrieb in dieser Art, in der Form der italienischen Commedia erudita, seine zwei Lustspiele, von denen das eine os Estrangeiros (die Fremdlinge), das andere os Villalpandios (Name zweier Soldaten) betitelt ist, und die beide in Italien, mit völliger Nachahmung der italienischen Sitten, spielen. In portugiesischer Sprache schrieb Miranda auch Episteln, Sonette, Hymnen und Volkslieder.

Durch ein Streben nach Classicität und Correctheit suchte sich Antonio Ferreira (1528—1569) auszuzeichnen, indem er in classischer Regelrechtigkeit und strenger und zierlicher Glättung das wahre Ideal der Poesie verwirklichen wollte. In seinen Sonetten, Oden und Elegieen hat er bald Petrarca, bald Horaz als Muster vor Augen gehabt. Eine Nachahmung der griechischen Tragödie unter-

nahm er in seinem Trauerspiel Inez de Castro, worin er diesen in Portugal durchaus nationalen und volksthümlichen Stoff zwar in schöner Sprache, aber ohne höheres Leben behandelte. Nicht minder kalt und wirkungslos sind seine Lustspiele. Die von Miranda und Ferreira gestiftete classische Schule erhielt an Pedro de Andrade Caminha und Diego Bernardes ihre Nachfolger, die aber ebenso wenig durch dies Prinzip der Correctheit ihre Nation hinreißen und erheben konnten.

Der Dichter aber, welcher wahrhaft der poetische Träger des Nationalruhms wurde, und in dem sich der portugiesische Volksgeist in seiner charakteristischen Höhe und Tiefe, nach seinem edelsten Inhalt und in seiner glänzendsten Form offenbarte, dieser Dichter war in Luis de Camoëns (1524—1569) erstanden. In ihm zeigte sich die portugiesische Nationalität in ihrer tieferen Innerlichkeit, und zugleich im wehmuthsvollen Bewußtsein ihres kurzen Glücks und ihrer vergänglichen Größe, so daß Camoëns, dieser zarte Dichter der Schmerzen, die er als Ausdruck seiner Individualität besonders in seinen lyrischen Poesieen aushauchte, zugleich als tragischer Prophet des Nationalgeschicks der Portugiesen dasteht. Dieser Dichter hatte sich vorgesetzt, Poet und Soldat zu gleicher Zeit zu sein, und in beiden Gestalten an dem Schicksal und an den Thaten seiner Nation sich zu betheiligen. In dieser Weise hat er denn auch den Beruf seines Dichterlebens durch Erwerbung der Martyrkrone zu erfüllen gewußt. Zuerst hatte er als Freiwilliger Kriegsdienste auf der portugiesischen Flotte gegen die Marocaner genommen, und unter den Mauern vor Ceuta durch eine Kugel das rechte Auge verloren. Aber schon jetzt ward er in seinem Vaterlande von Geringachtung und Mangel an Anerkennung verfolgt, und er suchte darauf ein esseres Glück in Ostindien, wo er an den dortigen Ver-

wickelungen und Kämpfen als Soldat Antheil nahm. Aber auch hier leuchtete ihm nur der Stern des Unglücks. Trübſelige Conflicte brachten ihn hier dahin, daß er auf die Inſel Macao, an den chineſiſchen Küſten, verwieſen wurde, wo er fünf Jahre, zum Theil in drückender Armuth, zubrachte. Auf dieſer Inſel, wie man ſagt, in einer Grotte, welche noch heut als Camoënsgrotte gezeigt wird, ſchrieb er ſein großes Nationalepos Os Lusiadas, die Luſiade, in zehn Geſängen, welches er dem König Sebaſtian zueignete, der ihn dafür mit einem Jahrgeld von noch nicht fünfundzwanzig Thalern belohnte. Man kann nicht eigentlich ſagen, daß Vasco da Gama der Held dieſes Epos ſei, obwohl ſeine Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien einen Hauptgegenſtand der Dichtung bildet. Der eigentliche Held der Luſiade iſt aber Portugal ſelbſt, deſſen Großthaten und Ruhm er mit enthuſiaſtiſcher Hingebung und mit flammendem Stolz beſingt. In dem Moment der Herrlichkeit, in welchem Camoëns ſein Vaterland zeigt, indem es hier, durch die Eröffnung einer neuen prachtvollen Welt in Aſien, entſcheidend und umgeſtaltend auf die europäiſchen Völkerverhältniſſe wirkt, konnte es auch der patriotiſchen Begeiſterung des Dichters einen glänzenden Stoff gewähren, obwohl ebenſo die künſtlichen Anſtrengungen nicht zu verkennen ſind, welche er aufwenden mußte, um Licht und Wärme über einen Gegenſtand auszugießen, der in ſeiner hiſtoriſchen Sprödigkeit kaum zum Aneignen loſte.*) —

Camoëns hatte einige Nachfolger in dieſer patriotiſchen Poeſie, namentlich den Jeronymo Cortereal, und Rodriguez Lobo, deren Leiſtungen aber wenig hervor-

*) Die beſte Ausgabe der Luſiade iſt die von Joze Maria de Souza-Botelho (Paris 1817. Fol.). Eine deutſche Ueberſetzung von Kuhn und Winkler (Leipzig 1807).

ragten, und darum bald der Vergessenheit anheimfielen. Die portugiesische Literatur neigte sich überhaupt schon vom siebzehnten Jahrhundert an entschieden ihrem Verfall zu, und selbst die wenigen Namen, welche sie seitdem aufzuweisen hat, und die nur noch im Gedächtniß der Literarhistoriker bestehen, bezeichnen kaum irgend ein originelles, edles und von wahrhafter Bedeutung erfülltes Streben. —

12. Die Anfänge der deutschen Philosophie.

Nachdem wir in Italien den eigentlichen Ursprung der reformatorischen Ideen der neuen Zeit, in Spanien aber den historischen Gegensatz derselben betrachtet haben, der in der Begründung des Jesuitismus sich in alle nachfolgenden Epochen des Völkerlebens hinein erstreckt hat, kehren wir jetzt zuvörderst nach Deutschland zurück, um hier den Fortgang des reformatorischen Geistes in der Entwickelung der deutschen Philosophie anzuschauen.

Die deutsche Philosophie übernahm gewissermaßen das Ergänzungswerk der deutschen Reformation, welche letztere Gegensatz gegen Gegensatz aufgestellt, und dadurch dem Selbstbewußtsein der Menschheit zwar die Freiheit als Preis des Kampfes gezeigt, aber ihm nicht zugleich den wahren Gottesfrieden des Geistes, die Beruhigung und sichere Begründung des Menschen in sich selbst, gegeben hatte.

Die aus der protestantischen Weltbildung hervorgegangene speculative Vernunftwissenschaft aber, die Wissenschaft der Wissenschaft, die Philosophie, wollte sich der

großen Aufgabe unterziehen, das in Geist und Körper zerspaltene, in Theorie und Praxis getrennte moderne Bewußtsein wieder zu vereinheitlichen in den Systemen des Gedankens. Aber wir werden zugleich sehen, wie diese Bestrebungen der Philosophie noch nicht den Einfluß auf das öffentliche Nationalleben gewinnen konnten, um auf dessen Widersprüche versöhnend zurückzuwirken, und wie in ihren Systemen selbst die Trennung zwischen Idee und Wirklichkeit, woran die ganze Zeit krankte, noch keineswegs als befriedigend gelöst angeschaut werden konnte.

Die deutsche Sprache hatte eigentlich schon frühe begonnen, sich aus ihrem innersten Wesen heraus eine philosophische Ausdrucksfähigkeit zu schaffen. Was Leibniz in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken über die deutsche Sprache" wünschte und vermißte, nämlich einen original deutschen Ausdruck für den philosophischen Gedanken, ohne alle fremde und gelehrte Terminologie, das schien sich schon im vierzehnten Jahrhundert in ganz einfacher Weise aus der unmittelbaren Quelle unserer Sprache selbst zu ergeben. In dieser Beziehung ist die theosophische Abhandlung eines ungenannten Verfassers „über die wirkliche und mögliche Vernunft," die wahrscheinlich um das Jahr 1350 entstanden ist, als sehr merkwürdig zu nennen.*) Man findet darin die verwickeltsten und abstractesten Begriffe, die man sonst nur in den gelehrten Formeln des Scholastizismus zu bezeichnen wußte, in einer ächt deutschen Auseinandersetzung und mit einer gewissen Eleganz der Darstellung gegeben. Bouterwek ist der Meinung, daß diese Abhandlung in ihrer Zeit nicht die einzige solcher Art geblieben sein möchte Von derselben Bedeutung für den philo-

*) Abgedruckt in Docen's Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Literatur Bd. I. 140.

sophischen Ausdruck der deutschen Sprache ist auch die Uebersetzung, welche Conrad von Megenberg um diese Zeit von dem lateinischen Werk des Thomas Cantimpratensis über die Natur der Dinge verfaßte.

In der Reformationszeit selbst ist es der merkwürdige Sebastian Franck (1500—1545), welcher die philosophische Darstellung eigenthümlich ausbildete und manche Ausdrucksform geschaffen hat, welche noch heut für logische Gedankenbezeichnungen in unserer Sprache geblieben ist. Er versuchte in seinen philosophischen Schriften eine metaphysische Behandelung des Christenthums, und zwar zum Theil auf Grund der neuplatonischen Ideen, und besonders der Lehre von der Weltseele, welche er mit der christlichen Offenbarung zu verschmelzen strebte. Die Mystik Taulers scheint dabei besonders auf ihn gewirkt und auch seiner Sprache eigenthümliche Wendungen zugeführt zu haben. Franck war jedoch zugleich ein scharfsinniger und witziger Kopf, und wenn ihn auf der einen Seite sein schwärmerischer Tiefsinn selbst den Bewegungen der Wiedertäufer zuführte, so erhielt er sich auf der andern auch wieder geistesfrei und klar, wie er in seinem sehr pikant geschriebenen Commentar deutscher Sprüchwörter, die er gesammelt (Frankfurt am Main 1541) bewiesen. Einen besonders glücklichen und feinen Takt aber zeigte er darin, für abstracte Vorstellungen und Begriffe neue Wörter zu bilden, unter denen solche wie ausdruck, aigenthumb, zeitlos, begirdlos, und viele andere, durch ihn theils geschaffen theils zuerst in Umlauf gesetzt wurden. Unter seinen theologischen und philosophisch-mystischen Abhandlungen sind die „Paradoxa oder zweihundertachtzig Wunderreden aus heiliger Schrift," (Ulm 1534), ferner: „daß Gott das einig Ein und höchstes Gut" (1534) zu nennen. Auch seine „Weltchronik oder Geschichtbibel" die vom Anbeginn der Dinge bis zum Jahre 1591 fortge-

führt ist, zeichnet sich bei einer vortrefflichen Darstellung durch eigenthümliche und originelle Weltanschauungen aus. Hinter seiner Uebersetzung des Lobes der Narrheit von Erasmus von Rotterdam befindet sich auch eine philosophische Abhandlung „von dem Bam des Wissens Guoz und Böß," in welche rFranck unter Anderm den menschlichen Willen philosophisch zu bestimmen sucht. Lessing war es, welcher zuerst wieder auf die Bedeutung Sebastian Franck's auch in philosophischer Hinsicht aufmerksam machte, doch hat man sich weniger mit ihm beschäftigt, als seine in vielfacher Beziehung anregsamen Schriften verdienen.

An der Pforte der deutschen Philosophie aber steht in dieser Zeit eine räthselhafte und abenteuerliche Gestalt, der weltberühmte Theophrastus Paracelsus, der gewissermaßen der erste Geisterbeschwörer des philosophischen Gedankens in Deutschland zu nennen ist. Seine Zeit nannte ihn den Wundermann, obwohl die höchsten Wunder, die er zu verrichten strebte, nur darin bestanden, daß er eine Einheit des Organismus in allen göttlichen und menschlichen Dingen erkennen wollte und deshalb das Natürliche auf das Geistige wie das Geistige auf das Natürliche, die Erde auf den Himmel, den Menschen auf den Gott bezog, und im unmittelbaren Zusammenhang mit einander schaute. Dieser kühne und gewaltige Geist, der zu den innersten Lebensquellen der Schöpfung vordringen wollte, fand zuerst die Idee des Organismus, und begründete auf die Anschauung derselben das erste Fundament der deutschen Philosophie, welche durch ihn als diese phantastische Naturphilosophie ihren Anfang nahm, und darin schon so bedeutende Tiefen des speculativen Gedankens erschloß, daß die späteren Erneuerer der deutschen Naturphilosophie, Schelling, Steffens und Oken, oft nur in den von ihm eröffneten Spuren gedankenmäßiger weitergegangen sind. In einer Zeit, wo das

copernikanische Sonnensystem den erstaunten Blick der Menschheit auf das organische Leben des Weltalls gerichtet hatte, war Theophrastus Paracelsus des Gedankens voll geworden, daß es eine natürliche Einheit aller Dinge gebe, welche zugleich die höchste geistige und göttliche Einheit sei, und daß diese Einheit, die als die Idee des Organismus zu fassen, im Mikrokosmos des Menschen dieselbe Wiederholung ihrer Gesetze aufgestellt habe, die im Makrokosmos des bestehenden Weltalls sich dargebildet haben. Durch diesen Gedanken wurde er neben Luther der zweite Reformator für das Geistesleben der neuen Zeit, indem er dem individuellen Menschengeist sein Recht auf die Erkenntniß der ganzen Gottesschöpfung zeigte, ein Recht, das er aus dem organischen Zusammenhang, in welchem ihm Mensch und Gott, Natur und Geist standen, herleiten wollte. Dieser Standpunct hatte sich aber in Paracelsus noch keineswegs in einer begriffsmäßigen Klarheit gliedern können, sondern er war nur davon mit einer bacchantischen Begeisterung durchdrungen worden, mit der er sich kopfüber in die Geheimnisse der Natur und des Lebens, in einem ewigen ruhelosen Taumel, hineinstürzte. Der Gedanke von der Einheit des Organismus, wie tief er ihn auch in seinen Schriften ergriffen und ausgeführt hat, läßt ihn jedoch zuerst an die romantische Nachtseite der Naturwissenschaft verfallen. Wenn er das menschliche Leben und Leiden mit den Sternen verknüpft, wenn er in den Pflanzen und Steinen einen Klang von dem wiederfindet, was in des Menschen Brust als Grundton schläft, dann jauchzt und jubelt es durch alle seine Sinnen und Nerven, der drängende Geist in ihm entläßt aus sich die Geister, die Dämonen, und zum wilden Tanz von ihnen fortgerissen, verliert der Philosoph das Maaß und Senkblei der Wissenschaft aus seiner Hand, die Philosophie ist ihm zur Magie geworden, und der Durst

nach dem unmittelbaren Besitz seiner Erkenntniß treibt ihn in die grünen Hecken der Sinnlichkeit, um sich dort alle seine lechzenden Organe zu kühlen. So stürzt sich in ihm die Wissensgluth des deutschen Faust mit der Genußsucht des spanischen Don Juan zusammen, und er vereinigt so den Absolutismus des Wissens, welchen die Faustsage des sechszehnten Jahrhunderts im deutschen Volksbuch symbolisirt hatte, mit dem Absolutismus der Sinne, der sich im spanischen Don Juan seine Mythe geschaffen.

Dieser wunderbare Mann war um das Jahr 1493 zu Maria Einsiedeln in der Schweiz geboren. Theophrastus Paracelsus nannte er sich auf seinen Schriften. Sein vollständiger Familienname aber ist Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim. Sein Vater, der als Arzt in Kärnthen lebte, soll der natürliche Sohn eines Fürsten gewesen sein, und hatte eine Leibeigene geheirathet. Von dieser abenteuerlich gemischten Abstammung war Paracelsus.

Seine Jugend und Studienzeit ist mit einem geheimnißvollen Schleier bedeckt. Nachdem ihn sein Vater in der Alchemie, Astrologie und Medicin unterrichtet hatte, scheint er sich sofort einem umherschweifenden Reiseleben überlassen zu haben. Durch das Leben wollte er sich den Weg zur Wissenschaft bahnen, und da er die Schulweisheit der Aerzte seiner Zeit schon frühe verachtete, so suchte er seine Studien, durch welche er die Medicin zu einer neuen Kunst erheben wollte, unterwegs auf der Reise, im unmittelbaren Verkehr mit der Natur, mit dem Leben und mit dem Volke zu machen. Es wird erzählt, daß er auf diesen seinen Wanderungen, auf welchen er die neue Wissenschaft suchte, bis nach Aegypten und Arabien gekommen sei. Er hatte sich dadurch bei seinen philisterhaften deutschen Zeitgenossen in den Ruf eines Landstreichers und Vagabunden gebracht,

aber dies war seine Art, die hohe Schule des Lebens zu besuchen, um eine Wissenschaft aus dem Leben, und aus dem Leben eine Wissenschaft zu machen, und wenn er in geringen Schenken mit den Lanzknechten zechte, und mit Freudenmädchen sich herumtrieb, oder den armen Hüttenarbeitern und Scharfrichtern aus ihren täglichen Erfahrungen Geheimnisse der Chemie abzulocken suchte, oder wenn er bei Zigeunern, Hirten und alten Weibern den Naturkern aller Medicin suchte, so hätte er immer, auch bei der schmutzigsten Berührung mit dem Leben, das eine große, organische Ganze des Lebens, das er finden und zusammensetzen wollte, vor Augen. —

In dem System des Paracelsus trat eigentlich zuerst der volle Gegensatz gegen das leere Formelwesen der scholastischen Philosophie heraus, welche auch in der alten Medicin das bestimmende Element geworden war. Aus diesem Formelkram, der die ganze Wissenschaft der Medicin auf ein bloßes Commentiren galenischer und hippokratischer Lehrsätze beschränkt hatte, strebte nun Paracelsus mit seiner Geistesmacht die Medicin zu erlösen und ihr den höheren Charakter der Wissenschaft zu geben. Er suchte sie deshalb auf 4 Grundpfeilern neu aufzurichten, und diese waren ihm die „Philosophie, Astronomie, Alchymie und die Tugend." Auf diesem bunt zusammengestellten wissenschaftlichen Grunde entfaltete er seine romantische Praxis, deren Hauptsatz eigentlich darin bestand, daß in der Arzneikunst lauter Arcana oder Specifica gesucht werden müßten, ein Satz, welcher in unserer Zeit in den neueren Bewegungen der homöopathischen Medicin wieder zum Vorschein gekommen ist, wie denn auch das System des Paracelsus häufig als die eigentliche Wurzel unserer heutigen Homöopathie angesehen wurde. In diesem Sinne hat zuerst C. H. Schultz in seiner Schrift über die Homöobiotik des Paracelsus den Zu-

sammenhang des Paracelsus mit Hahnemann sehr lehrreich erörtert. Die neuesten Wundermänner aber, welche auch auf unserem Boden hier aus der modernen Homöopathie herausgewachsen sind, wenn sich auch ihre Kuren immer mehr in den höheren und höchsten Kreisen ausbreiten, zeigen doch durch dies Wunderelement, das lediglich ihre Charlatanerie ist, schon die Verendung und Auflösung der Homöopathie an, während bei Paracelsus der Zusammenhang mit dem Wunder nur das tiefsinnerlichste Naturfundament ist, auf das er seine neue Wissenschaft begründen will. Die Praxis führte übrigens auch den Paracelsus in die höchsten Kreise seiner Zeit, wie er sich denn selbst rühmte, achtzehn Fürsten curirt zu haben, die von den Aerzten der älteren galenischen Schule alle aufgegeben gewesen. Die berühmtesten Personen seiner Zeit, unter diesen auch Erasmus von Rotterdam, empfingen von ihm Heilung in schweren Uebeln.

Nachdem sich Paracelsus bis zu seinem zweiunddreißigsten Jahre in der Welt herumgetrieben, und auf seinen Fahrten den Stein der Weisen gesucht, durch sein lebenverlängerndes Wunderelixir die Menschen geheilt, und wenn er kein Geld hatte, in Dorf und Schänke wohl auch aus der Hand geweissagt, und aus den Gestirnen die Nativität gestellt hatte, kam er im Jahre 1527 nach Basel, wo er, durch Hülfe des Oecolampadius, zum Professor der Medicin, Philosophie, und Chemie ernannt wurde. Hier hielt er seine Vorlesungen in deutscher Sprache und begann schon hiermit eine Neuerung in den Formen des damaligen Universitätslebens. Zugleich eröffnete er seine akademische Wirksamkeit damit, daß er die verrotteten Bücher des Galen und Avicenna verbrannte, und im Angesicht der sie verzehrenden Flammen seine neue Wissenschaft proclamirte, die lediglich eine Wissenschaft des organischen Menschen sein sollte. Er hielt es jedoch nur zwei Jahre in Basel aus, wo er in

heftige Streitigkeiten mit anderen Professoren, und mit der Obrigkeit selbst gerieth, so daß er, um einer über ihn verhängten gerichtlichen Strafe zu entgehen, die Stadt verlassen mußte. Er lebte darauf abwechselnd in mehreren Städten, zuletzt im Jahre 1541 zu Salzburg, wo er, am 23. September im Wirthshause zum weißen Roß, im achtundvierzigsten Jahre seines Lebens, verstarb, nach einer nicht ganz unwahrscheinlichen Sage ermordet und von einem Felsen bei Salzburg herabgestürzt, wie man denn noch vor einigen Jahren an dem Bruch seines Schädels die Spur dieser gewaltsamen Todesart bemerkt haben will.

Paracelsus soll im Ganzen 46 Bücher geschrieben haben, doch ist es mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden, über die Originalität und Aechtheit vieler ihm zugerechneten Werke ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Da er selbst die wenigsten derselben hat herausgeben können, sondern viele erst nach seinem Tode durch Andere herausgekommen sind, so sind gewiß mancherlei Verfälschungen dabei untergelaufen, worauf auch schon Huserus aufmerksam gemacht, welcher die erste Sammlung der Paracelsischen Schriften in 10 Bänden, Basel 1589 veranstaltet hat. Manches, was in seinen Schriften für eine eigenthümliche Verworrenheit und Sinnlosigkeit des Verfassers erklärt worden ist, scheint dem Zustand seiner hinterlassenen und sorglos verschleuderten Manuscripte zugeschrieben werden zu müssen.

Die Lehre des Paracelsus ward durch einen seiner bedeutendsten Schüler, durch Valentin Weigel, theologisch und philosophisch weiter ausgebildet. Dies war ein Prediger, der in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts im Meißenschen lebte, und durch mehrere Werke, wie Tractatus de opere mirabili, arcanum omnium arcanorum, seinen „güldenen Griff, die Anleitung, alle Dinge ohne Irr-

thum zu erkennen" (1578), eine Philosophia mystica, ja sogar eine astrologische Theologie (Theologia astrologizata) den durch Paracelsus angeregten geheimnißvollen Erkenntnißtrieb seiner Zeitgenossen beschäftigte.

Diese Philosophen, welche nur erst die Träumer des philosophischen Gedankens in Deutschland waren, geben der höheren Erkenntniß, nach der sie ringen, zuerst die Form des Geheimnisses, und dies Geheimniß wird denn bald auch das Eigenthum bevorrechteter Geister, die vorzugsweise dieses Schauens in den tiefen Zusammenhang aller Dinge theilhaftig werden. In diesem ersten Entwickelungsdrang der deutschen Philosophie wird die Mystik als ein nothwendiges Element des Gedankens selbst ergriffen. Der speculative Gedanke ist auch an sich dieses wahre Geheimniß der Wirklichkeit, die ihren eigentlich lebendigen und süßen Kern hinter dem Blätterwerk ihrer endlichen Formen, ihr Sein hinter dem Schein verbirgt. Der Gedanke ist der tiefversteckte Schatz des Daseins, der gehoben werden muß, und der Schatzgräber ist der Geist, der seinen Zauberapparat in Bewegung setzt, durch welchen sich alle Tiefen aufthun und alle Riegel gesprengt werden.

Diese an sich richtige Bedeutung, welche man im sechszehnten Jahrhundert zuerst dem philosophischen Gedanken gab, carikirte sich jedoch in jener Zeit noch als diese phantastische Geheimnißkrämerei, wie sie im Rosenkreuzerorden ihren Mittelpunct fand. Dieser Orden, der zuerst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bekannt wurde und zu Ende des achtzehnten durch die weltberühmten Betrügereien des Cagliostro und durch die geistersehenden Staatsminister des Königs Friedrich Wilhelm II. seinen Einfluß merkwürdig erneuerte, dieser Orden mochte aus dem Geheimniß des philosophischen Gedankens, mit dem Paracelsus begonnen hatte, eine geheime Gesellschaft, die allen

Völkern und Staaten eine neue Reformirung ihrer Zustände bereiten wollte, deren Zwecke aber im Grunde auf die Auffindung des Steins der Weisen, auf die Kunst Gold zu machen und Wunderelixire herzustellen, sich bezogen. Die romantische Naturphilosophie des Paracelsus war die eigentliche Grundlage des Rosenkreuzerordens geworden und hat sich in den abenteuerlichen Bestrebungen desselben soweit durch die nachfolgenden Jahrhunderte fortgepflanzt. Mit den physikalischen und chemischen Wunderkategorieen des Paracelsus verbanden aber die Rosenkreuzerbrüder die Beziehung auf die Geheimnisse, welche in den alten Pyramiden Aegyptens schlummerten, und wo ein gewisser Christian Rosenkreuz, der im vierzehnten Jahrhundert gelebt hatte, sie auf seinen Reisen aufgefunden und mitgebracht haben soll. Das Seltsamste ist aber, daß der Rosenkreuzerorden wahrscheinlich aus dem Mißverständniß einer Satire hervorgegangen, die in dieser Zeit der Dichter und Theolog Valentin Andreä, unter dem Titel: „Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz" (erschienen 1603) gedichtet.

Dieser Valentin Andreä, der im Jahre 1586 zu Herrenberg in Würtemberg geboren, war einer der bedeutendsten und eigenthümlichsten Geister seiner Zeit, und ist überhaupt auf eine hohe Stelle im Reich der deutschen Literatur zu setzen, der er auch als lyrischer Dichter mit einigen leicht und heiter hingeworfenen, aber sehr gemüthskräftigen Dichtungen angehört. Er machte das witzige und satirische Element seines Geistes zu seiner Hauptwaffe, die er besonders gegen die mystischen Verirrungen und die Geheimnißsucht seiner Zeitgenossen richtete, und in diesem Sinne schrieb er die schon angeführte „Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz," in welcher er, wie er später ausdrücklich selbst eingestanden hat, die phantastische Thorheit seines Jahrhunderts, das Spiel mit Wundern, Geheimnissen

und magischen Kräften, verspotten wollte. Seine ganz in mystische Gedanken verlorenen Zeitgenossen verstanden aber diese ironische Ansprache eines freien Geistes nicht, und die vollendete Form dieser Satire bewies sich an ihnen eben darin, daß sie alles für Ernst nahmen, und die geheimnißvollen Elemente, in welche die Dichtung ihren Spott gewoben hatte, vielmehr dazu benutzten, eine neue Verbrüderung für Geheimnisse und Wunder darauf zu gründen. So wurde der freisinnige und antimystische Andreä, der ein reines, praktisches und einfaches Geistesleben in Religion, Wissenschaft und Politik anstreben wollte, gewissermaßen der Stifter und Erneuerer des Rosenkreuzerordens, der seine erste geheime Bundesorganisation früher durch Agrippa von Nettesheim empfangen haben soll. Andreä selbst blieb zu den Schwärmereien der Rosenkreuzer fortdauernd in einem ironischen und polemischen Verhältniß, und auch seine späteren Schriften, besonders die „Allgemeine und Generalreformation der ganzen Welt benebenst der Fama fraternitatis der Rosenkreuzer" (Regensburg 1614) und die „Confessio fraternitatis der Rosenkreuzer" sind entschieden in diesem Sinne zu verstehen. Herder hat in seinen zerstreuten Blättern zuerst das Andenken Andreä's als Schriftsteller wieder erneuert, und sagt von ihm, daß er wie die Rose unter den Dornen in seinem Jahrhundert geblüht habe. Seine lateinisch geschriebene Selbstbiographie wird im eigenhändigen Manuscript auf der Wolfenbüttler Bibliothek aufbewahrt (deutsch in Seybold's Selbstbiographieen berühmter Männer II.).

Die Geheimnißsucht des Zeitalters aber, die, wie ich nachgewiesen habe, nur eine Ausartung und ein Umschlagen der Wahrheit des philosophischen und religiösen Gedankens war, ließ sich nicht so leicht bekämpfen und auflösen. Diese Schwärmereien für den Stein der Weisen

und für die Goldmacherkunst, gerade weil sie mit etwas Wesentlichem, mit dem Gedanken selbst zusammenhingen, gruben sich darum nur um so tiefer eben in die deutsche Natur ein. —

In einem anderen Geist dieser Zeit, und zwar in dem bedeutendsten und tiefsinnigsten nach dieser Seite hin, in Jacob Böhme, verband sich die Richtung auf das Wunderbare der Natur mit den Prinzipien der Philosophie und Religion zu einem systemartigen Ganzen. Von diesem merkwürdigen Philosophus teutonicus, mit welchem Beinamen Böhme vorzugsweise belegt worden, haben wir jetzt zu sprechen, und in ihm diejenige ursprüngliche und unverwüstliche Gedankenkraft des deutschen Geistes zu bewundern, die, unter allen Schlacken der Zeit und unter allen Verkümmerungen der persönlichen Existenz, doch die Mission der höchsten Ideen mit einem heiligen Feuer vollbringt.

Jacob Böhme ist ein Lebensbild der deutschen Wissenschaft, wie es nirgend anders als auf unserm deutschen Grund und Boden gewachsen sein kann, und man hat ihn daher sehr bedeutsam gerade den teutonischen Philosophen genannt, weil er uns gewissermaßen die teutonischen Urwälder des deutschen Gedankens darstellt, in denen tief im wilden Gestrüpp der eingedrungene Sonnenstrahl des Himmels heimlich glüht und wärmt, und unter dessen Pflanzungen Alles, was später im philosophischen Geistesleben der Deutschen aufgegangen, schon im Werden und im Wachsthum sich zeigt. Die neueren Systeme der deutschen Philosophie, besonders Fichte, Schelling und Hegel, tragen alle etwas von den Grundkeimen in sich, die in Jacob Böhme's Wald so mächtig und drangvoll emporgesproßt sind. Besonders ist es Hegel, welcher zuerst in neuester Zeit die philosophische Anerkennung Jacob Böhme's ausgesprochen und ihm die Bedeutung beigelegt hat, daß

mit ihm eigentlich die Geschichte des deutschen Philosophirens ihren Anfang nehme, weil Böhme, wie Hegel sagt, zuerst den Gehalt der Religion zur allgemeinen Idee erweitert, in demselben die höchsten Probleme der Vernunft concipirt und Geist und Natur in ihren bestimmten Sphären und Gestaltungen darin zu fassen gesucht.

Dies war der merkwürdige deutsche Schuster Jacob Böhme, der, ohne alle Hülfsmittel der äußeren Gelehrsamkeit, an die Verlorenheit und Dunkelheit des deutschen Handwerkerstandes hingegeben, aus sich selbst heraus und in sich selbst das kühne Werk sich vorsetzte, alle Dinge der Welt nur in der göttlichen Idee anzuschauen, und unter dem Gesichtspunct der Ewigkeit zu betrachten. Wo sich ihm dies hohe Streben in buntscheckige und abenteuerliche Formen verzerrte, trägt die ganze Geistesbildung seiner Zeit die entschiedenste Schuld davon. Er war im Jahr 1575 zu Alt-Seidenburg, drei Stunden von Görlitz, geboren, in einer Gegend der deutschen Lande, wo die Bewohner von Natur ein theosophisches Organ zu besitzen scheinen. Die Lausitz hat in dieser Hinsicht von jeher mystische Richtungen und Charactere hervorgebracht, und es haben sich dort sogar, wie in Schottland, die Probleme des zweiten Gesichts (second sight) gezeigt, wovon man bis in die neueste Zeit hinein Beispiele gesehen. Die Lausitzer haben diese Eigenthümlichkeit mit den Thüringern getheilt, bei denen sich auch, gerade zur Zeit der Reformation und kurz vorher, mystische und theosophische Richtungen mehrfach hervorgethan hatten. Dort in der Lausitz aber, im Angesicht des schönen Berges der Landeskrone, welche diese Gegend beherrscht, hütete Jacob Böhme mit andern Knaben seines Dorfes das Vieh. Schon als Kind hatte er Gesichte, und in einer Höhle der Landeskrone erblickte er eine große Kiste voll von Gold, die aber verschwunden war,

als er mit andern Knaben sich aufmachte, um den Schatz zu heben. Sein alter Biograph Abraham von Frankenberg (dessen Lebensgeschichte Böhme's der Amsterdammer Sammlung seiner Werke beigefügt ist), hat uns mehrere charakteristische Züge dieser Art aufbewahrt. Als Jacob Böhme Schuhmacherlehrling war, und sich allein im Laden befand, tritt plötzlich ein hoher fremder Herr zu ihm herein, kauft ein Paar Schuhe zu einem ungewöhnlich hohen Preis, und redet darauf mit seltsam strahlenden Augen den erschrockenen Jacob bei seinem Namen an, indem er ihm sagt, daß künftig ein großer Mann aus ihm werden, und sich alle Welt über ihn verwundern solle. Auf seiner Wanderung als Schuhmachergesell war er einst sieben Tage lang von göttlicher Beschaulichkeit ergriffen. Nachdem er sich darauf in Görlitz als Meister niedergelassen, und die Tochter eines Fleischers geheirathet hatte, lebte er still und fleißig bei seinem Handwerk, bis er endlich im Jahre 1600, in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, abermals von einer göttlichen Verzückung ergriffen wurde, und zwar bei Betrachtung eines zinnernen Gefäßes, bei dem ihm seltsame Figuren und Farben vor seinem Gesicht entstanden, sodaß er sich in den innersten und geheimsten Grund der Natur hineingeführt sah, wodurch er, wie er sagte, allen Geschöpfen plötzlich in das Herz geschaut habe. Indeß scheint ihn das Schusterhandwerk nur sehr wenig ernährt zu haben, oft hatte er kein Geld, um sich Leder zu kaufen, und dann verbrachte er seine Zeit mit Lesen und Sinnen. Sein Biograph sagt zwar, daß er nur die Bibel gelesen, aus der er all sein Wissen und seine Kenntnisse geschöpft habe, aber nichtsdestoweniger kannte Jacob Böhme auch viele Werke der Gelehrten seiner Zeit, und besonders haben die Schriften des Paracelsus einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt und wesentlich die Formen seiner Naturbetrachtung be-

stimmt. Im Ganzen wandte sich Jacob Böhme allerdings unbefriedigt von den Gelehrten ab, indem er sagte: „Ich habe viel hoher Meister Schriften gelesen, in Hoffnung, den Grund und die rechte Tiefe darin zu finden, aber ich habe nichts gefunden, als einen halbtodten Geist, der sich ängstet zur Gesundheit."

Im Jahre 1612 schrieb Jacob Böhme zuerst seine „Morgenröthe im Aufgang," eines seiner Hauptwerke, das unter dem Namen Aurora, welchen ihm Balthasar Walter, einer seiner bedeutendsten Schüler, gegeben, am bekanntesten geworden ist. Dies wunderbare Manuscript blieb jedoch 27 Jahre lang im Verwahrsam des Görlitzer Magistrats, dem Böhme durch den ihm feindlich gesinnten Prediger Richter als gefährlich denuncirt werden war, bis es zuerst im Jahre 1641 auf Verwendung des Hofmarschals Pfug, der sich dies Buch herausgeben ließ, zum Druck befördert wurde. Der vollständige Titel dieses höchst eigenthümlichen Buches lautet: „Morgenröthe im Aufgang, das ist die Wurzel oder Mutter der Philosophiä, Astrologiä und Theologiä aus rechtem Grunde, oder Beschreibung der Natur, wie alles gewesen und im Anfange alles geworden ist. Alles aus rechtem Grunde in Erkenntniß des Geistes, im Wallen Gottes mit Fleiß gestellt durch Jacob Böhmen, in Görlitz 1612 seines Alters 37 Jahr. Dienstag, zu Pfingsten." Die Anfechtungen, welche Böhme wegen seines Manuscripts durch Anstiften des orthodoxen und fanatischen Ortsgeistlichen zu bestehen gehabt, waren so weit gegangen, daß ihn der Rath in Görlitz sogar auf einige Zeit gefangen gesetzt hatte. Doch entwickelte er sich gerade durch diese Verfolgungen stärker und mächtiger in sich selbst, und fand namentlich den Schutz einiger schlesischen Adeligen, die ihm später auch für die Abschriften seiner Bücher, die er ihnen selbst anfertigte, Unterstützungen

an Geld und Lebensmitteln zukommen ließen. Denn da er von seinem Handwerk nicht recht leben konnte, befand er sich mit Weib und Kindern in großer Noth, und scheint eben nur durch diese Abschriften seiner eigenen Bücher sich einigermaßen ernährt zu haben. Eine große Verbreitung seiner Schriften wünschte er aber selbst nicht, indem er an einer Stelle seiner theosophischen Briefe von ihnen sagt: „Meine Schriften sind nicht Jedermanns Speise. Ich erkenne sie nicht für ein Werk meiner Vernunft, sondern für eine Offenbarung Gottes. Daher bin ich denen stumm, die nicht aus Gott geboren sind. Darum handelt mit meinen Schriften weislich, und verschweigt meinen Namen, bis daß endlich die finstere Nacht kommen, wie mir ist gezeigt. Alsdann soll das Perlein gefunden werden." Nachdem er, wegen der Verdrießlichkeiten, die ihm seine Morgenröthe zugezogen, 7 Jahre geschwiegen hatte, begann er im Jahre 1619 wieder, wie Frankenberg sagt, nach einer neuen Anregung durch das innere Licht, die Feder zu ergreifen. Jetzt verfaßte er zuerst seine Beschreibung der drei Prinzipien göttlichen Wesens, mit einem Anhange: gründliche und wahre Beschreibung des dreifachen Lebens im Menschen. Diesem folgten seine übrigen zahlreichen Werke, unter denen die „Hohe und tiefe Gründe von dem dreifachen Leben des Menschen nach dem Geheimniß der drei Prinzipien göttlicher Offenbarung," sein Buch „de signatura rerum h. e. von der Geburt und Zeugung aller Wesen," das „Mysterium magnum, oder Erklärung über das erste Buch Mosis von der Offenbarung göttlichen Worts, durch die drei Prinzipien göttlichen Wesens, auch von Ursprung der Welt und der Schöpfung," die bedeutendsten sind. Er starb im Jahre 1624 in seinem funfzigsten Jahre. Bei seinem Begräbniß wurde von dem Geistlichen eine Schmähpredigt auf ihn gehalten.

Der Leichenstein auf seinem Grabe ward bald darauf zertrümmert gefunden.

Von seinen Schriften ist nur sein kleines Buch von der Buße noch bei seinen Lebzeiten, und zwar kurz vor seinem Tode, im Druck erschienen. Der Holländer van Beyerland, welcher die vollständige Sammlung der Böhme'schen Manuscripte für 100 Thaler an sich gekauft hatte, veranstaltete die Ausgabe der sämmtlichen Werke Böhme's (Amsterdam 1682 in 10 Bänden). —

13. Die systematische Philosophie.

Wir gehen jetzt zu den eigentlich wissenschaftlichen Gestaltungen der Philosophie über, deren innere systematische Entwickelung wir hier für unsern Zweck nur anzudeuten, und der Geschichte der Philosophie selbst zu überlassen haben. Es ist merkwürdig, daß zuerst ein Franzose es war, welcher den Reigen der systematischen Philosophie beginnt und derselben ihre Bahnen vorzeichnet, nämlich René Des Cartes, ein reicher französischer Edelmann, geboren 1596 zu la Haye in der Touraine. Er war aus der berühmten Jesuitenschule zu La Fleche hervorgegangen, war aber durch einen unruhigen Wissenstrieb bald in aller Herren Ländern umhergejagt worden. Alle überlieferten Bücher und Systeme verwerfend, hatte er auf seinen großen Reisen, unter den Anschauungen der Natur und eines mannigfach gestalteten Volkslebens, den Gedanken gefaßt, ganz aus sich selbst heraus eine Philosophie zu finden. So that Des Cartes den ersten entscheidenden Schritt, die neuere spe-

culative Vernunfterkenntniß zu begründen, indem er in seinen Schriften, welche er größtentheils während seines Aufenthalts in Holland (von 1629—1649) ausarbeitete, ein System aufstellte, in welchem das wirkliche Sein, dessen das Individuum an sich gewiß werden wollte, zuerst aus dem Bewußtsein des Denkens hergeleitet wurde. Aber dies wirkliche Sein, dessen Idealität damit zuerst angedeutet ward, war nur das Sein des eignen Ich (cogito, ergo sum), das seine wahre Realität im Denken behauptete und erkannte und dadurch seines denkenden Lebens, des Geistes, viel gewisser sich fühlte, als des Körpers. Der Seele des Menschen aber sind nach diesem System die höchsten Ideen angeboren, und namentlich die Idee Gottes selbst, aus welcher Angeborenheit der Gottesidee denn auch lediglich das Dasein Gottes bewiesen wird. Die Vernunft aber ist ebenfalls diese angeborene Kraft, welche dadurch ausreicht, die heilige Schrift zu erklären und wirksam zu machen. So sehen wir in der prima philosophia des Cartesius, die zuerst 1641 erschien, im Grunde die eigentlichsten Stoffe der protestantischen Weltansicht sich zu einem idealistischen System zusammenschlingen, in welchem der dialektische und skeptische Geist, der das Bestehende, wie es an sich ist, anzweifelte, sich zur Anerkennung eines ewig Gewissen und Wahren aus den Verstandesschlüssen des Geistes heraus erhob, in seinem eigentlichsten Wesen aber, obwohl die Einheit von Sein und Denken annäherungsweise in der Reflexion versuchend, doch nicht über den mit der Wirklichkeit zerfallenen Protestantismus hinauskam.

Diese klaffende Wunde des neuen protestantischen Lebens schloß zuerst ein Jude, Baruch Spinoza, mit einem wunderbaren und Alles vor sich niederwerfenden Gedanken zu, mit dem Gedanken des Pantheismus, und die Wunde heilte dar-

an mit der ewigen göttlichen Narbe, die seitdem allem modernen Geistesleben anhaften geblieben, mit der Narbe des Spinozismus, oder der Lehre von der einzigen, absolut unendlichen Substanz, die in allen nachfolgenden Bestrebungen der Philosophie mehr oder weniger wirksam erscheint.

Die Begriffe des Spinozismus und des damit gleichbedeutend werdenden Pantheismus, auch Atheismus, zeigen sich seitdem so sehr in das innerste Grundwesen unserer Literatur verflochten, daß wir keinen Schritt in derselben vorwärts thun können, ohne uns mit diesem Element im positiven oder im negativen Sinne zu begegnen.

Wenn Schleiermacher in seinen Reden über Religion ausruft: „voller Religion war Spinoza und voll heiligen Geistes; und darum steht er auch da allein und unerrecht, Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht!“ so hat Spinoza doch im unsichtbaren Reich der Geister mehr als das Bürgerrecht sich gegründet, er ist eine geheime Bewegungskraft derselben geblieben, und hat den Fluch, der über ihn ausgeschüttet worden, häufig in Segen umgewandelt. Der durch ihn auf eine speculative Grundlage gestellte Pantheismus wurde seitdem der eigentliche Gährungsstoff des modernen Geisteslebens und hat alle inneren und äußeren Gestaltungen desselben wesentlich getrieben und bedingt.

Spinoza rettete sich aus der wilden Gemeinheit seiner Zeit auf die grüne Insel seines universalen Gottesbewußtseins, in welches er alle Wirklichkeit versenkte, indem er in der intellektuellen Anschauung der ewigen absoluten Substanz, wie man seine Lehre bezeichnen muß, alle Weltlichkeit und Persönlichkeit als in ihrem höchsten und einzig wahren Grunde untertauchen ließ, und in diesem Zugrundegehen in Gott, auf ächt orientalische Weise, die wahre Freiheit und Auferstehung der Welt und Persönlichkeit wer-

derfinden wollte. Der uralte Orientalismus, versetzt mit dem scharfen Oppositionsgeist des jüdischen Charakters, versuchte hier in Spinoza mit riesenhafter Gewalt eine Auflösung des modernen christlichen Lebens zu Stande zu bringen und der in Parteikämpfe und innere Zerrissenheit verfallenen Wirklichkeit desselben eine höhere Einheit wiederzugeben, als sie das Christenthum bisher zu gewähren vermocht hatte, jene pantheistische Einheit des Absoluten, in welchem die Wahrheit und Wirklichkeit aller Dinge nichts anderes als das eigentliche Leben Gottes ist.

Mit dieser scheinbaren Versöhnung der Wirklichkeit im Pantheismus, welche Spinoza seiner zerrütteten Zeit darbot, lag jedoch zugleich der durchdringendste Widerspruch gegen die damalige Entwickelung des Christenthums überhaupt ausgesprochen, welchem Spinoza die Philosophie, die bis dahin nur für die ancilla theologiae gegolten, zuerst als ein selbständiges und unabhängiges Element entgegenzusetzen strebte. Dem Glauben an das Wort Gottes in der heiligen Schrift, auf welches Luther die neue protestantische Weltbildung gegründet hatte, stellte Spinoza zuerst das innere Wort Gottes im menschlichen Geist gegenüber, das er für die wahre Bundesschrift Gottes erklärte, welche Gott selbst mit seinem Siegel, nämlich mit seiner Idee, als dem Bilde seines göttlichen Wesens versiegelt habe, so daß man die Schrift Gottes nicht mit Tinte, sondern mit dem göttlichen Geist, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf die lebendigen Tafeln des Herzens geschrieben, in sich tragen müsse. (wie es im theolog. polit. Tractat c. XII. heißt: Nam tam ipsa ratio, quam prophetarum et apostolorum sententiae, aperte clamant, Dei aeternum verbum et pactum, veramque religionem hominum cordibus, i. e. humanae menti inscriptam esse, eamque verum esse dei syngraphum, quod ipse suo

sigillo, nempe sui idea, tamquam imagine suae divinitatis, consignavit). Er forderte daher zuerst, daß man aufhören solle, den Buchstaben anzubeten.

So war es Spinoza, welcher in der von ihm begründeten Wissenschaft die erste Feindschaft aussäete zwischen dem Worte Gottes in der Schrift und dem Worte Gottes im Geist, welchen letzteren, als das wahre Wort, er zugleich als den entscheidenden Meister des Buchstabens hinstellte, indem er damit die erste Hand anlegte an die kritische Zersetzung und Sichtung der biblischen Schriften, wie ihn denn auch David Strauß in seiner Glaubenslehre den „Vater der biblischen Kritik" genannt hat.

Aber, wie jede große That zugleich ihre Strafe in sich trägt unter den Bedingungen ihrer Zeit, so mußte auch Spinoza als ein Geächteter und Einsamer durch seine Zeit irren, die Wirklichkeit, welche er in seinem Bewußtsein zur ewigen Seligkeit sich verklärt hatte, stieß ihn als einen ihr nicht Zugehörigen aus und brandmarkte ihn als einen Heimathlosen auf der Erde. Vom Judenthum ausgetreten, bekannte er sich doch zum Christenthum nicht, und alle Gegensätze des Lebens, welche er in der höheren Geisteswissenschaft hatte versöhnen wollen, drangen nun als Schmach und Verfolgung auf ihn ein, und ließen ihn, allein mit den Wundern seines innern Himmels, einsam sterben. Spinoza, nicht Christ und nicht Jude, der in die Herrlichkeit der absoluten Substanz sich einspinnende Indifferenzpunct des Christenthums, erzeugte doch im Pantheismus, kann man sagen, den ewigen Juden des modernen Geisteslebens, der seitdem noch nicht darin ausgestorben ist. Wenn es Einige als die Aufgabe des Judenthums haben erkennen wollen, mit der Idee des einigen und geistigen Gottes sich in alle Nationalitäten hineinzusetzen, und unter alle Völker zerstreut, als diese ewig schmerzliche Mahnung an den

Monotheismus unter ihnen dazustehen, so hat Spinoza, welchen man den größten Juden nach Christus genannt hat, dieser Mission des jüdischen Volkes gewissermaßen den Schlußpunct gegeben durch den Pantheismus, in dem alle positive Besonderheit der Religionen ihre Auflösung finden muß.

Aus einer jener portugiesischen Judenfamilien, die gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts durch Ferdinand den Katholischen und Isabella und den König Emanuel von Portugal aus jenen Landen in so großen Massen vertrieben wurden, stammte Baruch von Spinoza ab, der im Jahre 1632 zu Amsterdam geboren worden. Diese portugiesischen Judenfamilien, deren es auch heut noch in einigen Gegenden Deutschlands mehrere giebt, haben stets den Vorzug einer adeligen Abstammung behauptet, und dies erklärt uns auch, daß wir dem Namen des Spinoza diese Bezeichnung des Adels gegeben sehn. Nachdem er das Judenthum aufgegeben hatte, verwandelte er seinen Vornamen Baruch in Benedict, seine Gegner aber nannten ihn Maledict und wollten es damit als einen göttlichen Fluch bezeichnen, durch den er auf die Erde geschickt worden sei. Der Bestimmung seines Vaters, Kaufmann zu werden, hatte er sich schon frühe durch seinen Drang nach wissenschaftlicher Erkenntniß entzogen. Sein erster Lehrer war Franz van den Ende, ein Gelehrter von abenteuerlichem Lebenswandel, der später in Frankreich auf dem Schaffot endigte, und in Amsterdam damals im Lateinischen Unterricht ertheilte. Er hatte unter Anderem die seltsame Methode, in seiner Abwesenheit seine Schüler durch seine Tochter unterrichten zu lassen, die so gelehrt und ausgezeichnet war, daß sie im Lateinischen und in der Musik jedem Meister an die Seite gesetzt werden konnte. Sie war nicht schön, aber durch ihren Geist und ihren Witz so anziehend, daß

sich Spinoza in sie verliebte. Dies war das einzige Mal in seinem ganzen Leben, daß die Liebe eine Bedeutung für ihn gehabt, aber er war unglücklich in dieser Neigung, indem einer seiner Mitschüler, welcher der Schönen ein Perlenhalsband von zweihundert Louisdors an Werth schenkte, den Sieg bei ihr davontrug, und nachher hat Spinoza niemals wieder der Macht der Persönlichkeit, welche er zu ihrer ewigen Befriedigung in die Tiefen der Substanz versenkte, diesen Reiz zugestehen wollen. Sein alter Biograph Colerus hat die Meinung ausgesprochen, daß Spinoza durch seinen Umgang mit van den Ende die ersten Keime des Atheismus in sich gesogen habe. Dieser Colerus, der ein lutherischer Prediger im Haag gewesen, hat, obwohl er sich als einen Gegner der Philosophie des Spinoza zu erkennen giebt, uns doch in seiner holländisch erschienenen Biographie das treueste und am meisten unparteiische Lebensbild des großen Weltweisen überliefert. Seine naive und treuherzige Darstellung, die er aus mündlichen Nachrichten von den nächsten Umgangsgenossen des Spinoza selbst geschöpft, geht besonders darauf hinaus, in Spinoza den hohen, edeln und würdigen Mann zur Anschauung zu bringen, der, unbekümmert um alle Genüsse und Anlockungen der Welt, ein einfaches und einsames Dasein ohne Vorwurf verlebte.

Die erste philosophische Gestaltung seiner Ideen hat Spinoza selbst auf den Einfluß der Philosophie des Cartesius zurückgeführt. In diesem ersten speculativen Entwickelungsdrang seiner Jugend entfremdete er sich auch sofort dem Wesen der jüdischen Religion, die in der portugiesischen Juden-Synagoge zu Amsterdam alle Starrheit des alten Talmudismus in höchster Strenge festgehalten hatte. Der Zwiespalt mit seinen Glaubensgenossen, denen Spinoza ungescheut mit geistesfreien Ansichten ge-

genüber getreten war, wurde bald so heftig, daß er zu einem öffentlichen Aergerniß für diese Gemeinde ausschlug. Die Rabbinen selbst boten ihm ein Jahrgehalt von 1000 Gulden an, wenn er im Einverständniß mit ihnen bleiben und ihre Synagoge besuchen wolle. Aber Spinoza war nicht zu gewinnen, sodaß sein Leben in Gefahr gerieth, indem er eines Abends, als er spät nach Hause ging, auf der Straße von einem Juden mit einem Dolch angefallen wurde, wobei jedoch nur sein Rock von dem Stich getroffen wurde. Nachdem sich Spinoza darauf vom Judenthum förmlich und feierlich losgesagt hatte, sprachen die Juden selbst eine Excommunication über ihn aus, indem der damals berühmte alte Rabbi Chacham Abuabh den großen Judenbann, der Schammatha genannt wird, über ihn verhängte. Dieser Bann, der das stärkste Anathem der jüdischen Hierarchie ist, und bei dessen Veröffentlichung durch die Rabbinen in frühern Zeiten auf den Zinken geblasen wurde, drückt eine ewige Verstoßung aus der Synagoge und aus aller menschlichen Gemeinschaft aus. Das Formulare eines solchen Bannes hat Colerus in seiner Biographie des Spinoza mitgetheilt. Spinoza aber, nachdem er mit dem positiven Judenthum gebrochen hatte, fühlte sich dadurch auch zugleich über das positive Christenthum hinausgekommen, und trat deshalb niemals zu demselben über, obwohl er im Haag, wohin er sich jetzt begab, öfter lutherische Predigten mit Wohlgefallen angehört haben soll. Hier im Haag verbrachte er sein Leben in der tiefsten Einsamkeit, oft viele Wochen sein Zimmer nicht verlassend, meist nur von Milch und Brot lebend, mit der Ausarbeitung seiner philosophischen Schriften, und mit dem Schleifen von Ferngläsern beschäftigt, denn diese Kunst hatte er schon früher gelernt, um sich damit seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Darin war er einer alten Vorschrift der jüdi-

schen Rabbinen gefolgt, die in den Tractaten des Talmud festgestellt hatten, daß Jeder seine Kinder auch ein Handwerk erlernen lassen müsse. Einige alte Rabbinen, wie z. B. Jehuda, haben es ausdrücklich festgestellt, daß jeder Gelehrter auch ein Handwerk oder eine Kunst nebenher erlernt haben müsse, weil sonst kein ordentlicher und sittlicher Mensch aus ihm werden könne. Spinoza aber hatte es in der von ihm erwählten Kunst so weit gebracht, daß er sogar eine neue Art optischer Gläser erfunden haben soll. Er war klein von Gestalt, hatte krauses, schwarzes Haar, auffallend lange schattige Augenbrauen, und trug in seinem Gesicht ganz den scharfen Typus des portugiesischen Juden ausgedrückt. Er ging sehr schlecht gekleidet, und besonders war sein Schlafrock berüchtigt, in welchem, wie Colerus erzählt, ihn einst ein Staatsrath, der ihn besuchte, mit Verwunderung angetroffen haben soll. Und als dieser Staatsrath dem Spinoza deshalb einen Verweis gab, soll der Philosoph der absoluten Substanz erwiedert haben: daß ein Mensch nicht werth wäre einen schönen Rock zu haben, da es wider die gesunde Vernunft sei, um nichtswürdige Dinge eine kostbare Decke zu legen. Er starb im Jahre 1677 im 44. Jahre seines Alters, unter dürftigen und trübseligen Umständen. Der Kurfürst Carl Ludwig von der Pfalz, der von ihm gehört, hatte ihm eine Professur der Philosophie an der Universität zu Heidelberg anbieten lassen, jedoch mit dem Hindeuten, daß er durch den Vortrag seiner philosophischen Lehren die öffentlich bestehende Religion nicht gefährden dürfe. Mit der kurzen Antwort, daß er nicht wisse was das sagen wolle, lehnte er die Professur ab. Diese Antwort war die erste Kampfesloſung, welche Spinoza für die Freiheit der Philosophie ausbrachte, der er neben der Theologie ihren selbständigen Platz ausbedingen wollte.

Seine erste Schrift, die im Jahr 1663 herauskam, die Principia philosophiae more geometrico demonstrata war nur eine Erläuterung und Kritik der Lehren des Descartes, dessen ersten Fundamentalsatz, daß man existire, weil man denke, er darin übereinstimmend aufgenommen hat. Im Jahre 1670 gab er seinen berühmten Tractatus theologico-politicus heraus, worin er den eigentlichen Mittelpunct seiner eignen absoluten Anschauung feststellte, und in religiöser Hinsicht besonders die Freiheit des Geistes, nach den in ihm selbst vorhandenen Bestimmungen die Bibel auszulegen, wahrte. In dieser Schrift, in den Cogitata Methaphysica, und in seiner Ethik, welche erst unter seinen nachgelassenen Werken erschien, hat er den ganzen großen Zusammenhang seiner Lehre vollständig entwickelt.

Eine dem Spinozismus verwandte Entwickelung der Philosophie zeigte sich in dieser Zeit in Frankreich durch Nicole Malebranche (1638—1715), welcher ohne Zweifel der größte Philosoph der Franzosen zu nennen ist. Die Ideen des Carteſius, von denen er ausging, suchte er auf eine wahrhaft speculative Grundlage zu stellen, indem er einen Realgrund annahm, in welchem alles Sein und Denken Existenz, Einheit und Bewegung hätte. Dieser Realgrund war ihm Gott, und so kam Malebranche zu dem Satz, welcher den Kern und Mittelpunct seiner ganzen Philosophie bildet: daß wir alle Dinge in Gott schauen. Diese wesentlich pantheistische Anschauung, durch welche er sich dem Spinoza näherte, bildete er jedoch viel individueller und gewissermaßen körperlicher aus als Spinoza, indem er Gott sogar als die einzige Grundursache aller einzelnen körperlichen und seelischen Bewegungen des Organismus annahm. So wurde sein Gedankensystem, das er in seinem Buch de la recherche de la verité (1674) entwickelte, diese religiöse Mystik, die an großen

und fruchtbaren Anschauungen reich ist, und wahrhaft speculative Elemente in sich trägt. —

Den bedeutendsten Fortschritt machte aber jetzt der philosophische Gedanke in Deutschland durch Leibnitz, der in den Verhältnissen des siebzehnten Jahrhunderts eine eigenthümliche, großartig vermittelnde Stellung einnimmt. Schon die sprachlichen Trennungen, welche in diesem Jahrhundert die im schroffsten Gegensatz sich gegenüberstehenden Stände charakterisirten, überwand Leibnitz durch seine geniale Vielseitigkeit, mit der er die verschiedenen Organe seiner Zeit gleichmäßig beherrschte. Als Weltmann war er der Sprache der höheren Stände mächtig, als Gelehrter standen ihm die klassischen Formen zu Gebote, als Patriot schrieb er deutsch für die höhere Ausbildung und nationale Pflege der Muttersprache. Leibnitz gab der Wissenschaft zuerst eine Stellung zur großen Welt, zum Adel und den Höfen, indem er die Werke seiner Philosophie und Forschung nicht bloß lateinisch reden ließ, sondern auch durch die französische Sprache jenen Kreisen der Gesellschaft annäherte. Aber noch mehr muß in dem höchsten Sinne des speculativ-wissenschaftlichen Geistes die wahre Vermittelung und Versöhnung, welche Leibnitz in die protestantische Zerfallenheit des Bewußtseins zu bringen strebte, anerkannt werden. Der einzigen absolut unendlichen Substanz, welche Spinoza gefunden hatte, gab Leibnitz gewissermaßen die Individualität zurück, durch seine Lehre von den Monaden oder den an und für sich seienden einfachen Substanzen, die er als die letzten untheilbaren Prinzipien alles zusammengesetzten Daseins erkannte, und welche Monaden ihm nur dadurch Realitäten sind, daß sie sich durch die ihner inwohnenden wirklichen Eigenschaften, die bei keiner Monas ganz so sind wie bei der andern, beständig von einander unterscheiden. Die Leibnitzischen Mo-

naden tragen daher schon die Einheit des Idealen und Realen in sich und ebenso geht daraus die wahre organische Vereinigung von Geist und Körper, die wir im Bewußtsein des Protestantismus hatten auseinanderfallen sehn, grundsätzlich hervor. Denn die ewig vorherbestimmte Harmonie aller Substanzen, worin die Monadenlehre sich weiter auseinanderlegte, läßt auch Geist und Körper, von wie verschiedenen Gesetzen auch beide abhängen, doch als übereinstimmende Darstellungen desselben Allgemeinen erscheinen (conveniunt vero inter se, vi harmoniae inter omnes substantias praestabilitae, quoniam omnes sunt repraesentationes universi, Princip. Phil. §. 78—79). So sehen wir hier in der Begründung der deutschen speculativen Wissenschaft zugleich die wahre Gesundheit des Lebens als eines in allen seinen Theilen gleichberechtigten, den unzertrennten individuellen Menschengeist verherrlichenden Ganzen, wie eine neue Heilsbotschaft sich andeuten, und obwohl sie von den unempfänglich gewordenen Organen ihres Jahrhunderts noch nicht lebendig in Fleisch und Blut verwandelt werden konnte, so müssen wir doch in ihr die erste Wiederherstellung der modernen Individualität in die Rechte ihres einen und ungetheilten Daseins, die erste Ueberwindung des Trennungsprinzips der Reformation, begrüßen. Diese prästabilirte Harmonie, welche Leibnitz lehrte, und welche die aus der ewigen Wesenheit selbst hervorgehende Uebereinstimmung aller Zustände der Welt in sich schließt, ist zugleich die erste wahre Freiheitslehre, die Lehre von der in jeder einzelnen Individualität sich darstellenden Freiheit des göttlichen Geistes selbst. Leibnitzens Theodicee, in welcher die aus der Reformation sich losreißenden Gegensätze des Dogmatismus und Skeptizismus zuerst ihre Vereinigung in der wahren wissenschaftlichen Gotteserkenntniß anstreben, die Theodicee erklärt die

wahre Freiheit für diejenige, wo der frei handelnde Wille, der sich selbst bewegt, in seiner That zugleich die höchste Uebereinstimmung mit der reinen Vernunft, also die absolute Zweckmäßigkeit, an den Tag legt; dies ist zunächst nur die Freiheit der sittlichen Welt, mit der aber die Freiheit der weltlichen Zustände überhaupt, da es bei Leibnitz keinen feindlichen Gegensatz mehr zwischen Welt und Geist giebt, unzertrennlich zusammenhängt. So erhebt sich hier der theologisch-moralische Grund eines Naturrechts, auf welchem Leibnitz später sein bekanntes System einer Republik der christlichen Völker, die freilich der Hierarchie des Mittelalters sehr gleich kam, ausführte.

Gottfried Wilhelm Leibnitz wurde im Jahre 1646 zu Leipzig geboren. Der philosophische Genius erwachte in ihm fast schon als Knaben, und Aristoteles, Plato, selbst die Scholastiker waren die Gefährten seiner Kinderjahre, wie uns Leibnitz selbst in einem Aufsatz über seine erste wissenschaftliche Jugendentwickelung merkwürdig geschildert hat. Vielleicht giebt es kaum ein ähnliches Beispiel, wo der Drang des philosophischen Wissens so unmittelbar als eine Sache des menschlichen Naturells aufgetreten ist, als bei Leibnitz, in dessen Kinderspiele sich die Philosophie mischte. In seinem sechszehnten Jahre hatte er schon seine Dissertation de principio individui geschrieben, durch deren Vertheidigung er Baccalaureus der Philosophie wurde. In seiner Jugend trieb ihn ein unruhiges Umhergreifen nach allen Richtungen der Wissenschaft. Zugleich mit der Philosophie beschäftigten ihn Jurisprudenz, Politik, Mathematik, Physik, und er gründete auf alle diese Studien sofort die umfassendsten Weltpläne, durch die er das höchste Ideal der Menschheit verwirklicht sehen wollte. So trug er sich schon frühe mit der Herstellung seiner allgemeinen Sprachcharaktere für alle Na-

tionen, durch welche er die Trennung der verschiedenen Volkssprachen aufheben wollte, mit einer Verbesserung des Corpus Iuris, und andern wissenschaftlich idealen Projecten. Wir treffen ihn sogar während seines Aufenthalts in Nürnberg als Secretair einer dortigen Rosenkreuzer-Gesellschaft an, in die er sich anfänglich aus Ironie einge schlichen, indem er in seinem Schreiben, welches er an die Gesellschaft um Zulassung richtete, eine Menge Redensarten aus alten chemischen und mystischen Büchern zusammenstellte, die er selbst nicht verstand, die aber einen so großen Eindruck machten, daß man ihn für einen vollkommenen Adepten hielt und ungeachtet seiner Jugend zum Secretair des Vereins mit einem Jahrgehalt erhob. Nichtsdestoweniger scheint sich darauf Leibnitz selbst in Nürnberg in alchymistische Arbeiten ernstlich eingelassen zu haben. Auch er suchte in seiner Jugend, wie so viele bedeutende Männer seiner Zeit, den Stein der Weisen, und rührte den Schmelztiegel, um Geld zu machen. Doch schreibt er darüber in einem seiner Briefe, es sei gut, daß er in der Jugend gelernt habe, was ihm als Mann zur Vorsicht gereichen sollte, denn er habe später oft mehreren Fürsten, die ihn zu alchymistischen Versuchen angeregt, zur Besonnenheit rathen können.

Durch seine Verbindung mit den Alchymisten scheint Leibnitz auch die Bekanntschaft mit dem berühmten Staatsmann und Gelehrten Johann Christian von Boineburg gemacht zu haben, der Minister des großsinnigen Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn war. Diese Bekanntschaft machte Epoche in Leibnitzens Lebens, indem sie dem Denker zuerst die große Welt und die ganze Wirklichkeit als das eigentliche Feld des Gedankens erschloß, und Leibnitz zu der hohen und umfassenden Weltstellung befähigte, die ihn unter den Philosophen alter und neuer

Zeit ausgezeichnet hat, und in der er den wahrhaft philosophischen Beruf immer darin erfüllte, daß er aus den Gedanken des Geistes Thaten der Welt zu machen strebte. Nachdem Leibnitz bald darauf in kurmainzische Staatsdienste eingetreten, war der polnische Königsthron, durch die Abdankung Johann Kasimirs, erledigt und zum Gegenstand der Bewerbungen für viele Fürsten und Prinzen geworden. Im Interesse des Pfalzgrafen von Neuburg hatte Boineburg eine Gesandtschaft an den polnischen Reichstag angenommen, und Leibnitz war von ihm gewonnen worden, eine Staatsschrift auszuarbeiten, welche, unter der Maske eines bigotten polnischen Edelmanns und Reichstagsmitgliedes, auf die Königswahl zu Gunsten des katholischen Pfalzgrafen, hinwirken sollte. Leibnitz legte, hier sogleich sein Meisterstück in den Kniffligkeiten der Diplomatie ab, indem er unter verstelltem Namen sein Specimen demonstrationum politicarum pro Rege Polonorum eligendo, im Jahre 1669, vor Eröffnung des polnischen Reichstages herausgab. Besonders merkwürdig erscheint in dieser Schrift die Anwendung der mathematisch-philosophischen Methode, wie sie durch Cartesius und Spinoza gegründet worden war, auf eine bestimmte Tagesfrage der Politik und Diplomatie, wobei der jugendlich begeisterte Denker in der Vorrede die eigenthümliche Ueberzeugung ausspricht, daß durch die Beweismittel dieser Methode jeder Leser zur Uebereinstimmung zu zwingen sei.

Die damalige Weltlage, welche sich auf die Erhaltung des westphälischen Friedens stützte, war durch die Uebergriffe der französischen Politik in das deutsche Staats- und Völkerleben, und namentlich durch die willkürlichen Eroberungsprojecte Ludwigs XIV., mit neuen Erschütterungen bedroht. Der Kurfürst, in dessen Diensten Leibnitz stand, hatte sich offen in die Reihen der Opposition gegen Frank-

reich geſtellt, und ſich darin der Tripel-Allianz, die zwiſchen der Republik Holland, England und Schweden abgeſchloſſen worden, zugeſellt. Leibnitz aber theilte mit ſeinem Freund und Gönner Boineburg die heimliche Sympathie für Frankreich, und in dieſem Sinne ſchrieb er im Jahre 1670 in deutſcher Sprache ſeine Denkſchrift: „Bedenken, welchergeſtalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umſtänden nach auf feſten Fuß zu ſtellen.“ Dieſe Schrift iſt ſowohl ihrer ausgezeichneten Sprache wegen bemerkenswerth, in der wir zum erſtenmal ſeit Luther wieder das Deutſche als Organ für die öffentlichen Intereſſen des deutſchen Volkes ergriffen ſehn, als ſie auch durch ihren Inhalt und ihren Grundgedanken ſich wichtig erweiſt, welcher darauf gerichtet iſt, die Nothwendigkeit eines harmoniſchen Verhältniſſes zwiſchen Frankreich und Deutſchland darzuthun. Dagegen entwirft er zugleich die ſcharfſinnigſten Combinationen, Frankreich in ſeinen ehrgeizigen Plänen auf ſich ſelbſt zurückzudrängen, und ſowohl die deutſchen Gränzen, wie die innere deutſche Nationalität, in Geiſt, Sitten und Sprache, vor allen franzöſiſchen Einflüſſen zu wahren. Hier war Leibnitz auf einen eigenthümlichen Gedanken gekommen, durch den er die Eitelkeit und Thatenluſt Ludwigs XIV. für die europäiſche Politik unſchädlich zu machen und von ihr abzulenken hoffte, nämlich den Gedanken, der Eroberung Aegyptens und der Zerſtörung des türkiſchen Reichs durch die franzöſiſchen Waffen. Dieſe Idee arbeitete Leibnitz ſofort mit hoher Begeiſterung in einer Denkſchrift an Ludwig XIV. aus, und begründete ſie auf das Umfaſſendſte durch ein weites geſchichtliches und politiſches Material und auf einer tiefen philoſophiſchen Grundlage. Dies Project, das Leibnitz bei ſeinem ſpäteren Aufenthalt in Paris in einer perſönlichen Unterredung mit dem König wieder auf-

zunehmen ſuchte, ward jedoch von Ludwig XIV. verworfen. Das mittelalterliche Element der Begeiſterung, das zur Ausführung eines ſolchen Kreuzzuges gegen die orientaliſchen Barbaren nothwendig war, hatte Ludwig XIV, der ſich auf einem ironiſch äſthetiſchen Standpunct der Aufklärung befand, nicht mehr in ſeiner Seele auftreiben können. Vielleicht waren er und ſeine Miniſter auch zu klug, um nicht eine Ahnung davon zu haben, daß ihnen der deutſche Idealiſt, der Philoſophie und Diplomatie künſtlich ineinandergemiſcht hatte, hier nur eine Falle geſtellt, durch die ſie von dem Schauplatz der europäiſchen Politik hinweggelockt werden ſollten. Ein Auszug aus der Denkſchrift Leibnizens erſchien zuerſt im Jahr 1803 in England, von einem Ungenannten herausgegeben, der, wie es ſcheint, im Dienſt der engliſchen Regierung ſtand, und dadurch nachweiſen wollte, daß die Unternehmung Napoleons zur Eroberung Aegyptens ſowohl in der Idee, als in den ergriffenen Mitteln der Ausführung, aus jenem Project herzuleiten ſei, welches Leibnitz im Jahre 1672 Ludwig XIV. vorgelegt habe. Dieſe Meinung iſt vielfach ſelbſt von bedeutenden Hiſtorikern ausgeſprochen worden, obwohl ſich niemals ein eigentlicher Beweis hat finden laſſen, der es auch nur wahrſcheinlich hätte machen können, daß das Directorium in Paris oder Napoleon ſelbſt von jener Denkſchrift Leibnizens irgend eine Kunde gehabt.

Die philoſophiſche Richtung des Leibnitz war, wie ich ſchon vorhin angedeutet, vorzugsweiſe die geweſen, daß er in der feſtgeſtellten Harmonie zwiſchen der körperlichen und geiſtigen Natur die wahre Freiheit und Einheit, nicht bloß des Geiſtes, ſondern der Welt überhaupt zu begründen ſuchte. So ſtrebt denn Leibnitz auch die im Chriſtenthum ſelbſt ausgebrochenen Gegenſätze aus dieſem Standpunct heraus wieder zu verſöhnen. In der Harmonie der geiſti-

gen und körperlichen Natur hatten sich ihm schon das Reich der Gnade und das Reich der Natur, welches letztere bei den Reformatoren noch als das Reich der Gottlosigkeit und Sündhaftigkeit selbst erscheint, in ihren Gegensätzen aufgelöst und zu einem freien Reich der Geister, die in ihrer Gemeinschaft mit Gott den wahren Gottesstaat gründen (civitatem dei h. e. regnum omnium perfectissimum), verbunden. Eine nothwendige Folge davon war die Versöhnung zwischen Vernunft und Offenbarung, zwischen Glauben und Wissen, die sich hier zuerst in seinem Geist wissenschaftlich gestaltete, und während Spinoza den Widerstreit zwischen der christlichen Offenbarung und der philosophischen Erkenntniß des Geistes zuerst ins Bewußtsein gebracht hatte, ging Leibnitz von der Nothwendigkeit ihrer Uebereinstimmung aus, freilich zum Theil durch ein rein negatives Verfahren, indem er Das, was in uns den Lehren der Offenbarung widersprechen könnte, nicht als die wahre Vernunft anerkannt wissen wollte, sondern nur als die Corruption und den Irrthum selbst, wogegen er den unumstößlichen Satz hinstellte, daß die göttliche Offenbarung, als die Quelle aller Vernunft, niemals der Vernunft widersprechend erfunden werden könne. Auf diesem Standpunct mußte er sich auch über die Gegensätze des kirchlichen Lebens seiner Zeit hinausgehoben fühlen, und wenn er die Wiedervereinigung der katholischen und protestantischen Kirche auf dem Grund einer allgemeinen vernunftgemäßen Religionswissenschaft erstrebte, so war er mit diesem Gedanken nur zu frühe in seiner Zeit erschienen. Zu seiner Zeit trug er dafür bloß den Vorwurf eines heimlichen Katholiken davon, obwohl er sich gegen mehrere katholische Lehrsätze ausdrücklich erklärte. So sprach er sich auch gegen ein ächt katholisches Lebensprinzip, gegen die Unauflöslichkeit der Ehe,

aus, und konnte es von seinem auf das Prinzip der freien Individualität gestützten Systeme aus nicht anders thun.

Leibnitz war inzwischen in den hannöverschen Staatsdienst getreten, und hatte dort am Hofe Johann Friedrich's eine bedeutende und besonders der Entwickelung seines wissenschaftlichen Lebens günstige Stellung erhalten. Hier in Hannover begann er auch zuerst seine Bestrebungen und weitausgreifenden Unterhandlungen, eine kirchliche Reunion der christlichen Völker hervorzurufen. Leibnitz war selbst Protestant, hatte aber, was die eigentliche Kirchenverfassung anbetrifft, stets mit großer Vorneigung von den Institutionen der katholischen Kirche gesprochen. Nichtsdestoweniger konnte er niemals bewegen werden, zum Katholizismus überzutreten, obwohl er selbst erklärte, daß er, wäre er in der katholischen Kirche geboren, sie nur verlassen haben würde, wenn man ihn seiner Philosophie wegen ausgestoßen hätte. In dieser Hinsicht ist sein Briefwechsel, welchen er mit dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels in den Jahren 1683—1685 geführt, von besonderem Interesse. Dieser ihm sehr befreundete Fürst, welcher in dieser Zeit zum Katholizismus übergetreten war und über seinen Uebertritt eine besondere Schrift unter dem Titel „Discret-Katholischer" herausgegeben hatte, suchte auch Leibnitz vielfach zu bereden, daß er sich zum Convertiten machen solle. Zu diesem Zwecke hatte er eine besondere Schrift in französischer Sprache unter dem komischen Titel „Suegliarino oder Bußwecker für meinen so theuersten als einsichtsvollsten Leibnitz" an ihn ergehen lassen. In den daran sich knüpfenden Verhandlungen hat Leibnitz der katholischen Kirche als der wahren sichtbaren die bedeutendsten Zugeständnisse gemacht, jedoch zugleich behauptet, daß, wenn er sein innerstes Herz entdecken und seinen Gedanken ohne Heuchelei ihre Freiheit

laſſen wolle, er von Rom nicht zum Eintritt in dieſe Kirche angenommen werden könne.

Die Idee der katholiſchen Kirche jedoch, mit welcher ſich Leibnitz trug, erſcheint bei ihm als die eigentliche Spitze ſeines ganzen politiſch-ſpeculativen Syſtems, in dem er die chriſtlichen Völker zu einer neuen Wiedervereinigung aller ihrer Lebensformen berufen wollte. Leibnitz will daher die katholiſche Kirche, und in ihr eine Reunion der Proteſtanten ſelbſt, ſobald dieſe Kirche objectiv als eine Idee der Wiedervereinigung des chriſtlichen Völkerlebens genommen wird. Dagegen lehnt er die katholiſche Kirche in dem perſönlichen Fall ab, wo ſie bloß als eine äußere Schranke für die innere und geiſtige Freiheit des Individuums ihm entgegentritt. Dieſen Widerſpruch, in dem ſich Leibnitz befand, hat er ſelbſt durch den Gegenſatz der inneren und äußeren Communion der Kirche bezeichnet, welche Unterſcheidung ſich mehrfach in ſeinen Schriften findet, indem er in einem Brief an den genannten Landgrafen geradezu ſagt, daß man in der inneren Communion der katholiſchen Kirche ſein könne, ohne in der äußeren zu ſein: mit welcher inneren Communion er aber nur die Idee der philoſophiſchen Gemeinſchaft ausdrückt, die er in ſeinem ſpeculativen Syſtem ſelbſt gründen wollte, dieſe wahre Gemeinſchaft der Heiligen, welche die ganze menſchliche Geſellſchaft ſelber iſt.

Mit dieſen Anſichten des Leibnitz von der Katholizität der philoſophiſchen Idee, wie man es ausdrücken könnte, ſcheinen jedoch ſeine ſpäteren Bemühungen um einſeitige Formen der proteſtantiſchen Kirche, namentlich um die Wiedervereinigung der verſchiedenen Parteien derſelben, und um die Einführung der Liturgie der engliſchen Kirche in Preußen und Hannover, im Widerſpruch zu ſtehen. Leibnitz aber, bei dem ſich, wie wir ſchon geſehen haben, Philoſophie und Diplomatie gern durcheinandermiſchten, und der nicht ſo

leicht dem Gelüſt eines diplomatiſchen Auftrags widerſtand, ſcheint aus dieſem letzteren Anreiz hauptſächlich den Verhandelungen Preußens um die engliſche Liturgie ſeine Hand gelieben zu haben. Der König Friedrich I. von Preußen hatte bald nach ſeiner Krönung den Gedanken gefaßt, die Liturgie der engliſchen Kirche in Preußen einzuführen. Der berliner Hofprediger Jablonski ſoll dazu den erſten Anſtoß gegeben haben, da er ein Freund der biſchöflichen Verfaſſung war, und man ihn kurz vorher in Groß-Polen auf einer Synode der böhmiſchen Brüder ſelbſt zum Biſchof erwählt hatte. Der König ſelbſt hatte den Biſchöfen, die er anfänglich nur für die Dauer ſeiner Krönungsceremonie ernannt, ihre Würde auf Lebenslang beſtätigt, und ihnen bedeutende Einkünfte angewieſen. So ließ er auch die engliſche Liturgie im Jahre 1704 ins Deutſche überſetzen. Leibnitz ſelbſt glaubte vielleicht ſeinen philoſophiſchen Gedanken einer Hierarchie ſchon der Verwirklichung entgegenzuführen, wenn er der proteſtantiſchen Kirche zu hierarchiſchen Formen verhelfe, und ſo nahm er ſich dieſer Angelegenheit durch eine beſondere Denkſchrift an, welche er an den König von Preußen richtete, und worin er die kirchliche Hierarchie als eine Hauptſtütze der königlichen Macht und Würde, auch in einem proteſtantiſchen Staate, empfahl. Leibnitz bediente ſich hier des Sprüchwortes der Engländer ſelbſt: no bishop, no king! In Deutſchland ließ ſich jedoch ſchon damals ein orthodoxer Lebensgrund, wie er zu einem ächt engliſchen Kirchenleben gehört, nicht mehr künſtlich ſchaffen, und die Unterhandlungen geriethen bald ins Stocken. Auch der religiöſe Geiſt hat ſeine nationalen Lebensgewohnheiten, mit denen er unzertrennlich und organiſch verbunden iſt. Der Grund und Boden des deutſchen Lebens hat ſich auseinandergethan und geſpalten vor der Macht des Gedankens, welche in England aller-

dings noch nicht das Bollwerk der Liturgie erſtiegen hat. Aber der religiöſe Geiſt in Deutſchland iſt nicht durch die engliſche Liturgie zu retten. Wo der Gedanken eine Kluft geriſſen hat, können die orthodoxen Formen nicht mehr darüber hinweghelfen, und andere Mächte müſſen erſt in dieſen Abgrund hinabſteigen, um ihn zu ſchließen. Mit dem Tode Friedrichs I. von Preußen ſchienen auch die Sympathieen für die engliſche Orthodoxie auf dem preußiſchen Königsthron von ſelbſt erloſchen zu ſein. Vielmehr traten entſchiedene Abneigungen gegen England fortan bei den preußiſchen Herrſchern auf.

14. Die deutſche Poeſie im ſiebzehnten Jahrhundert.

Die unglücklichen Verhältniſſe und Ereigniſſe des ſiebzehnten Jahrhunderts hatten eine barocke Miſchung von Lebenselementen hervorgebracht, welche zum Theil der Barbarei gleichkam, und die deutſche Geiſtesbildung einer babyloniſchen Verwirrung fremder Sprachen und Sitten preisgab. Das wüſte Völkergetümmel des dreißigjährigen Krieges hatte namentlich dazu beigetragen, den Nationalſinn der Deutſchen in dieſer Zeit zu verwirren und ſeiner innerſten Kraft zu berauben. Das heimathliche Organ ſelbſt, die deutſche Rede, verſtummte wieder in den höher gebildeten Lebenskreiſen, wo man, vornehmlich ſeit dem weſtphäliſchen Frieden, ausſchließlich das Franzöſiſche ſich angeeignet hatte. Auch als Organ der Wiſſenſchaft und Speculation, die in einzelnen Köpfen weiterarbeitete, war die deutſche Sprache verſtoßen worden, da der Gelehrte ſich jetzt wieder mehr als

je zu der altklassischen Latinität zurückwandte, deren die wissenschaftliche Grandezza zu ihrem vollständigen Kostüm zu bedürfen schien. Selbst bei einigen deutschen Dichtern, wie Jacob Balde (1603—1668) verschwisterte sich die heimathliche Poesie mit der Sprache der Gelehrsamkeit zu einem wahren Seelenbunde, und wenn man die Begeisterung und den Gedankenschwung betrachtet, womit dieser geniale Jesuit seine lateinischen Poesieen dichtete, so muß man erstaunen über die Nüchternheit und lächerliche Armseligkeit, der er sich in seinen deutschen Gedichten, z. B. in dem aus lateinischen und deutschen Versen gemischten de vanitate mundi überlassen konnte. Seine besten Gedichte hat Herder (in seiner Terpsichore) in einer trefflichen deutschen Uebersezung erneuert. Deutschland war aber in dieser Zeit zerbrochen, entvölkert, an fremde Bestandtheile preisgegeben, und darum mußte ihm auch die Einheit seines Nationalausdrucks wieder verloren gehen.

Nur in dem grünen und geistig beweglichen Schlesien war es, wo im siebzehnten Jahrhundert die deutsche Muse einen neuen Heimathssitz sich schuf und in ihren Liedern die deutsche Sprache zu besseren Zeiten hinübertrug. Die erste schlesische Dichterschule, welche durch Martin Opitz gegründet wurde, und auch nach diesem Manne gewöhnlich als eine neue ihre Zeit beherrschende Periode bezeichnet wird (ungefähr von 1624—1670), überrascht uns durch den frischen Muth, mit dem sie es plözlich, in diesem geistesleeren Getümmel des damaligen Deutschlands, unternahm, einen neuen Schwung in die vaterländische Poesie zu bringen. Der schlesische Volkscharakter, auf welchen sich diese neue Bewegung stützte, konnte schon an sich als ein inniger poetischer Grund und Boden angesehen werden, auf dem die nationale deutsche Dichtung ein eigenthümliches Wachsthum finden mochte. Aber es ist überhaupt zu be-

merken, daß in Schlesien damals ein erhöhtes geistiges Leben sich begründet hatte, namentlich eine wissenschaftliche und literarische Regsamkeit, die zum Theil mit der lebendigen Verbreitung, welche die Reformation in Schlesien gefunden, zusammenhing.

Martin Opitz, geboren zu Bunzlau im Jahre 1597, (seit seiner Erhebung in den Adelstand von Boberfeld) verdient zwar den Namen eines Vaters der neueren Dichtkunst, den man ihm gegeben, nicht in dem Umfange eines eigentlich productiven Genius, aber er war ein feiner, charaktervoller und durchdachter Geist, welcher die deutsche Literatur in die Schule nahm und ihr eine neue Erziehung widerfahren ließ. Die Correctheit, zu welcher Opitz die deutsche Darstellung zügelte, war eine anmuthige Holländerei, eine Reinlichkeit und Sauberkeit in Worten und Gedanken, der sich sein Naturell offenbar durch seinen Aufenthalt in den Niederlanden zuerst anbequemte. Zweierlei Richtungen machen die Gestalt dieses Schriftstellers bedeutsam für das neue Werden der Literatur. Einmal, daß er als Weltmann vielfältigen Menschenverkehr genossen, und auf Reisen, an Höfen und inmitten der höheren Gesellschaft sich freie Lebens- und Ausdrucksformen zueigengemacht hatte. Dann, daß er auf die Quellen der deutschen Sprache wieder zurückging, eifrige Nachgrabungen nach den versunkenen Schätzen der früheren Zeit anstellte und überhaupt mit klugem Blick Alles beherrschte, was nur im Bereich des Studiums lag. So arbeitete er einen geschmackvollen und tadellosen Typus in sich aus, der durch seine Sicherheit und Geschmeidigkeit wohl eine formelle Grundlage für die neuere Dichtersprache abgeben konnte, aber keine eigentliche innere Macht des Genius ausübte. Jedenfalls bereicherte er das deutsche Literaturgebiet um ein Wesentliches, und wenn ihm auch theilweise ein Vorwurf dar-

aus gemacht werden kann, daß er sich zu viel mit der Nachbildung der ausländischen Poesie und ihrer Formen zu schaffen machte, wie er durch seine zahlreichen Uebersetzungen fremder Literaturwerke bewiesen, so erweiterte er doch dadurch zugleich den Horizont der deutschen poetischen Bildung, und wirkte in dieser Hinsicht zur Vermittelung der literarischen Eigenthümlichkeiten der Nationen, wie später nach weiterem Maßstabe die Führer der romantischen Schule. Besonders waren es die metrischen Formen der deutschen Poesie, welche Opitz mit vielem Geschick nach den Beispielen der ausländischen Dichter neu gestaltete, bereicherte und auf bestimmtere Gesetze zurückführte. So hatte er namentlich den Alexandriner (besonders in seiner Uebersetzung der Antigone des Sophokles) in einer festeren prosodischen Form angewandt, als die Franzosen, welche noch keine eigentliche Messung, sondern nur eine Abzählung der Sylben stattfinden ließen. Als seine Vorgänger in einer gebildeteren metrischen und prosodischen Form der deutschen Sprache können zwar schon die beiden Dichter Rudolf Weckherlin (1584—1651; „zwei Büchlein Oden und Gesänge" Stuttgart 1618) und der begeisterte Jesuit Friedrich von Spee (1591—1635, „Trutz Nachtigall" Köln 1649, „gülden Tugendbuch" Köln 1666) angesehen werden, aber sie standen noch nicht auf der Höhe der gelehrten und weltlichen Durchbildung, die dem Opitz gerade diesen wirksamen Standpunct in der deutschen Literatur gab und ihn zugleich zu einer Vermittelung derselben mit den höheren Ständen seiner Zeit befähigte.

Daß Opitz jedoch keineswegs einer blinden Ausländerei in seinen Bestrebungen hingegeben war, sondern alle fremden Aneignungen, die er machte, nur in den Kern der deutschen Nationalität selbst zu verwandeln strebte, geht aus vielen Stellen seiner theoretischen Schriften über deutsche

Dichtkunst und Sprache hervor, besonders aus seinem Aristarchus sive de contemptu linguae teutonicae, welche Abhandlung Opitz schon im Jahre 1617 als Gymnasiast zu Beuthen schrieb. Er kämpfte darin nachdrücklich für die Reinheit und Aechtheit der deutschen Sprache, brandmarkte alle Ausländerei und Sprachmengerei und empfahl zugleich das Studium der alten klassischen Litteratur als die wahre Quelle freier und höherer Bildung. Der eigentliche Canon des neuen und geregelten Geschmacks aber, welcher die literarische Oberherrschaft Opitzens bezeichnete, ist seine berühmte Abhandlung von der deutschen Poeterey, später auch Prosodia germanica von ihm betitelt, die zuerst 1624 in Breslau herauskam und bis zum Jahre 1668 in zehn Auflagen durch Deutschland verbreitet wurde. In diesem Buch ging Opitz im Einzelnen in die Formen der deutschen Darstellung ein und suchte derselben sowohl in grammatischer wie in höherer künstlerischer Hinsicht ihre Normen zu geben.

Die eigenen dichterischen Arbeiten des Martin Opitz haben einen vorherrschend didaktischen Charakter, doch liest man in seinen „poetischen Wäldern" auch einige Lieder, die aus einer innigen dichterischen Anschauung geflossen sind. Besonders versteht er sich auf die Beschreibung, und hierin ist vornehmlich sein Gedicht „Vesuvius" (1633) berühmt und als Opitzens Meisterstück betrachtet worden. Seine Uebertragung von Rinuccini's schäferlichem Singspiel „Daphne" (welches Stück, mit Musik von Peri, zum ersten Male in Florenz 1594 gegeben war) kann gewissermaßen als die erste deutsche Oper betrachtet werden: sie wurde von Schütz (Sagittarius) componirt und kam am Dresdener Hofe zur Aufführung.*) —

*) Gesammt-Ausgaben von Opitzens Werken sind: die

Eine eigenthümliche Förderung des literarischen Lebens wurde in dieser Zeit durch die sogenannten Sprachgesellschaften erstrebt, die zum Theil nach dem Vorbild der italienischen Akademieen, besonders der Academia della crusca gestiftet wurden, jedoch eher guten Geschmack und Darstellung in Deutschland verdarben, als daß sie ihn hätten reformiren sollen. Spielerei und gemüthliche Albernheiten wurden der Charakter der deutschen Gesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Sie hätten für die Nationalliteratur denselben Mittelpunct abgeben können, wie die Universitäten für die wissenschaftliche Bildung, aber solche Concentrationen oder Vertretungen hat die deutsche Literatur jederzeit vergebens angestrebt. Die deutschen Gesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts waren in allen Schwächen ihres Zeitalters mitten befangen und verzierten dieselben noch mit allerhand phantastischem Aufputz und Gaukeleien, mit denen sie ihre Statuten behingen. Die bedeutendste dieser Gesellschaften war die fruchtbringende oder der Palmenorden, gestiftet auf der Wilhelmsburg zu Weimar, den 24. August 1617, unter den Auspizien dreier Herzöge zu Sachsen, Johann Ernst, Friedrich und Wilhelm, und zweier Fürsten von Anhalt, wie sich denn überhaupt diese Gesellschaft stets durch die Mitgliedschaft hoher fürstlicher und adeliger Häupter auszeichnete. Unter den Schriftübellern, welche dieser Gesellschaft angehörten, ist Opitz selbst, als „der Gekrönte" zu nennen. Außerdem der durch sein Buch „von den Ursachen des teutschen Kriegs" (Frankfurt 1617) bekannte weimarische Archivar Friedrich Hortleder, ser-

---

Danziger (1641, 2 Bände), die Amsterdamer (1646, 3 Bände), und die Breslauer (1690, 3 Bände). Doch sind sie alle mehr oder weniger unvollständig.

ner der Dichter Dietrich von dem Werder, ein Oberſt in Guſtav Adolf's Heer, der Arioſto's raſenden Roland und Taſſo's befreites Jeruſalem ins Deutſche überſetzte und einen politiſchen Roman Diana, auf die Verhältniſſe des dreißigjährigen Krieges gebaut, ſchrieb (1644); Fran; Freiherr von Logau (1604—1655), deſſen wohlverdienter Ruhm als epigrammatiſcher Dichter durch Leſſing und Ramler erneuert und ſeitdem bis in die Gegenwart hinein lebendig geblieben iſt (100 deutſche Reimſprüche, Breslau 1638, und 3000 (eigentlich 3553) deutſche Sinngedichte, Breslau 1654, herausgegeben von Leſſing und Ramler, Leipzig 1759, überarbeitet von Ramler, Leipzig 1791); Philipp von Zeſen (oder Caeſius, 1619—1689), als Dichter durch äußerſt zahlreiche lyriſche und ſchäferliche Poeſieen bekannt; J. G. Schottel, durch ein in grammatiſcher Hinſicht bedeutendes Werk „ausführliche Arbeit von der deutſchen Hauptſprache“ (Braunſchweig 1663) bekannt; Andreas Gryphius („der Unſterbliche“); Moſcherosch und Andere.

Der fruchtbringenden Geſellſchaft folgte die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft oder der Roſenorden, durch Philipp von Zeſen und Dietrich Peterſen zu Hamburg geſtiftet. Dieſe Geſellſchaft aber, welche ſich ſpäter in Zünfte, die Roſen-, Lilien-, Nelken-, Rautenzunft u. ſ. w. theilte, gerieth mit ihren Beſtrebungen gegen die Verkehrtheiten des Geſchmacks und namentlich gegen die Sprachmengerei des Jahrhunderts wieder in das entgegengeſetzte Extrem der Pedanterie, und legte den Grund zu jenem abenteuerlichen Puriſmus in Deutſchland, der den ganzen Bildungsgang unſerer Sprache verkennt und die Freiheit und Aneignungsfähigkeit derſelben an der innerſten Wurzel hemmt. Noch mehr ins Lächerliche hinüber ſchimmerte die Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer oder der gekrönte

Blumenorden, gestiftet durch Georg Philipp Harsdörffer (1607—1671), einen nürnberger Rathsherrn, der viele lyrische und schäferliche Poesieen dichtete und auch eine Art von Poetik, unter dem Titel „der poetische Trichter" herausgab; und durch Johann Klaj (1616—1656), der lyrische Schäferpoesieen und auch eine Reihe von Dramen (Engel- und Drachenstreit," „der leidende Christ" Nürnberg 1644, „Herodes der Kindermörder" 1645 u. a.) schrieb. —

Unter den Dichtern, die das von Opitz begonnene Werk edeler poetischer Formenbildung weiterführten, ist vor allen Paul Flemming, aus dem Voigtlande (1609—1640) zu nennen. In ihm war ein origineller Dichtergeist lebendig, der auf einem tiefen deutschen Gemüthsgrunde ruhte, und an Schaffenskraft und poetischer Macht weit den Opitz selbst überragte. Die von Opitz neu angeregten Formen wurden erst durch Flemming mit wahrhaft poetischem Geist und Inhalt erfüllt, wie z. B. das Sonett, in dessen Form Flemming Ausgezeichnetes leistete. Im Liebesgedicht, in dem er eine seelen- und gedankenvolle Gluth in wunderbarer Zartheit und Fülle aushauchte, ist er ebenso sehr Meister, wie im geistlichen Lied, in dem er einen tiefen und kräftigen Herzenston angestimmt hat. Das treffliche Lied: „In allen meinen Thaten," das in alle Gesangbücher übergegangen, ist von Paul Flemming. Die erste Ausgabe von Flemming's Gedichten erschien Jena 1642. Die neueste Ausgabe besorgte Gustav Schwab, Stuttgart 1820.*) Flemming machte mit Adam Olearius (1600

*) Varnhagen von Ense hat im vierten Band seiner Biographischen Denkmale (1827) eine sehr interessante und in allen damaligen Lebensverhältnissen vortrefflich orientirende Biographie geliefert.

— 1671) zusammen die Reise nach Persien mit, welche von der holsteinischen Gesandtschaft unternommen wurde und die Olearius (der sich auch als Dichter durch ein Lobgedicht auf Gustav Adolf, und durch ein Lehrgedicht von der Entstehung des Tabacks, 1643, bekannt machte) in seiner „Moskowitischen und Persianischen Reisebeschreibung vom Jahre 1633—39 (Schleswig 1647) beschrieb. Olearius bereichert auch die poetische Phantasie der Deutschen mit orientalischen Anschauungen, indem er Saadi's Gulistan oder Rosengarten und Lockmans Fabeln in deutsche Prosa übersetzt (1654).

Die lyrische Poesie gewann in dieser Zeit durch eine große Anzahl von reichbegabten Talenten eine bedeutende Vertretung und Ausbreitung. Wenn Paul Flemming einer der ersten und größten Lyriker Deutschlands zu nennen ist, so können seine anderen lyrischen Zeitgenossen zwar nicht auf eine so hohe Stellung in der Poesie Anspruch machen, verdienen aber nicht minder im Gedächtniß unserer Nation festgehalten zu werden. Unter diesen ist besonders Andreas Scultetus zu nennen, dessen Gedichte Lessing wieder auffand und (Braunschweig 1771) herausgab. Dieser aus Bunzlau gebürtige Dichter, dessen Lebensverhältnisse uns fast gänzlich unbekannt geblieben, scheint in ganz jungen Jahren um 1642 in Breslau gestorben zu sein. Unter seinen hochtönenden Gedichten, die an innerer Macht weit seinen Meister Opitz übertreffen haben, ist besonders die „österliche Triumphposaune" (Breslau 1642) anzuführen. Ferner erschienen von ihm „der blutschwitzende Jesus," „Friedens Lob- und Krieges Leidgesang" (Breslau 1641) und eine Reihe von Gelegenheitsgedichten. Neben ihm ist sein Freund und Landsmann, der dritte bunzlauische Dichter Andreas Tscherning (1611—1659) anzuführen, der fast ein Nachahmer von Opitz zu nennen ist, wie er auch

in Opitzischer Art ein „unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst“ (Lübeck 1659) herausgab. Als Dichter ließ er geistliche und weltliche Lieder, „deutscher Gedichte Frühling“ (Breslau 1642), „Vertrab des Sommers deutscher Gedichte“ (Rostock 1655) „Lob der Buchdruckerei“ (Breslau 1640) „Poetische Schatzkammer“ (Lübeck 1659) erscheinen. Ferner sind zu nennen die Dichter Heinrich Albert, aus dem Voigtlande (1604—1668), Simon Dach, aus Memel (1605—1659), Professor der Poesie zu Königsberg, besonders als Kirchenliederdichter ausgezeichnet, Robert Roberthin (1600—1648), Johann Rist (1607—1667), ein mecklenburgischer Kirchenrath, einer der fruchtbarsten geistlichen Liederdichter, Verfasser des bekannten und zum Theil berüchtigten Liedes: „O Ewigkeit du Donnerwort“), Georg Neumark (1621—1681), Verfasser geistlicher und weltlicher Lieder, darunter des bekannten: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“), Samuel von Butschky, ein Breslauer (1612—1678, ein sehr reicher und tiefsinniger Dichter, mit mystischen und katholischen Tendenzen, in denen er aber kräftig, gedankenvoll und schwungreich sich zeigt, Siegmund von Birken (oder Betulejus, 1626—1681) ein Böhme von Geburt, der geistliche und weltliche Gedichte schreibt und auch als Dramatiker (Margenis, ein Festspiel) thätig ist, J. Georg Schoch, der außer seinen lyrischen Gedichten auch eine „Comedia vom Studentenleben“ (Leipzig 1657) herausgiebt, Paul Gerhard, aus Gräfenhainichen (1606—1676), der dem protestantischen Kirchengesang eine einfache, klare und milde Vollendung giebt (Haus- und Kirchenlieder“ Berlin 1666), und Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius, aus Breslau (1624—1677), dieser tiefsinnige geistliche Epigrammatiker, der in der Geschichte der deutschen Mystik eine eigne Würdi-

gung verdient, und deſſen ſpeculative Bedeutung ebenſo groß iſt wie ſeine poetiſche. („Cherubiniſcher Wandersmann," Wien 1657, „Evangeliſche Perlen," Glatz 1676, „Heilige Seelenluſt, oder geiſtliche Hirtenlieder der in ihren Jeſum verliebten Pſyche," (mit Joſephi Melodicen) Breslau 1668, „Betrachtung der vier letzten Dinge" Schweidnitz 1675). Auch zwei Dichterinnen dieſer Zeit wollen wir hier erwähnen, Louiſe Henriette Kurfürſtin von Brandenburg (1626—1667), Verfaſſerin des Liedes: „Jeſus, meine Zuverſicht," auf deren Veranſtaltung das Berliner Geſangbuch (1653) durch Chr. Runge herausgegeben wird; und die liebliche und ſinnreiche Sibylle Schwarz (1621—1638), die Tochter des Bürgermeiſters zu Greifswald (geiſtliche und weltliche Gedichte, herausgegeben von Gerlach. Danzig 1650). —

In der Mitte dieſer Zeit ſteht ein Genius, der ſich eine umfaſſendere Herrſchaft in dem Reich der Poeſie zu begründen ſtrebte und vorzugsweiſe das Drama mit ſchöpferiſcher Kraft anbaute. Dies iſt Andreas Gryphius, der im Jahre 1616 zu Groß-Glogau geboren wurde und 1664 als Syndicus daſelbſt ſtarb. Das Seltſame und Außerordentliche, das im Charakter dieſes Mannes lag, wurde auch der Grundzug ſeiner dramatiſchen Dichtungen, in denen ein ſtarkes und vielbewegliches Gemüth ſich offenbart und ein ernſter, kräftiger Sinn das Leben ergreift. Man hat dieſen Dichter früher zuweilen mit Shakſpeare verglichen, beſonders iſt dies von Elias Schlegel geſchehen, der eine eigene Abhandlung darüber „Vergleichung Shakſpeares und A. Gryphs" (im dritten Bande ſeiner Werke, Kopenhagen und Leipzig 1764) geſchrieben. Dabei figurirt vornehmlich auch der ſehr äußerliche Umſtand, daß Gryphius in demſelben Jahre geboren, in dem Shakſpeare geſtorben. Gryphius ſcheint ſich aber vielmehr den Holländer Jooſt

van Vondel zum Muster seiner dramatischen Darstellung genommen zu haben. Auch hat er in mehreren seiner Stücke den Seneca und die italienischen und französischen Dramatiker vor Augen gehabt. Eigenthümlich ist dem Gryphius die Richtung auf das Element des Wunderbaren und Gespensterhaften, das in seinen Dramen, oft mit einer großen Kraft der Phantasie, eine so hervorragende Stelle einnimmt, und bei ihm mit um so größeren Ansprüchen auftritt, als der Dichter selbst, wie aus mehreren Zügen in seiner Biographie ersichtlich ist, mit einem eigenthümlichen Glauben an die geheimnißvollen Mächte des Daseins hingegeben war. Dagegen ernüchterte er auch wieder seine Erfindungen durch allegorische und didaktische Elemente, durch moralische Sprüche und ein sentenziöses Pathos, womit er seine Poesie überfüllte. Seine Dramen zeichnen sich häufig durch eine leidenschaftliche Gewalt der Sprache und durch erhabene Schilderungen aus, aber den Charakteren fehlt oft eine bestimmtere Gestaltung, wie auch die ganze Darstellung noch zu keiner irgend künstlerischen Vollendung gelangt. Unter seinen Trauerspielen sind am hervorstechendsten: „Leo Arminius," die Ermordung des byzantinischen Kaisers Leo durch den Aufrührer Michael Balbus behandelnd, ein Stück mit einigen hochtragischen Momenten; ferner „Katharina von Georgien," das romantische Trauerspiel „Cardenio und Celinde," der trocken historische „Karolus Stuartus," der eigentlich nur ein pathetischer und sentenzenreicher Beweis von der Abscheulichkeit des Königsmordes sein soll. Unter seinen Lustspielen, welche Gryphius selbst „Schimpf- und Scherzspiele" betitelt, ist auch heutzutage noch sein übermüthiger Peter Squenz („Absurda comica, oder: Herr Peter Squenz, Schimpfspiel," nach Gottsched's Angabe zuerst 1663 gedruckt) bekannt. Gryphius hat darin die in Shakspeare's

Sommernachtstraum vorkommende Geſchichte von Pyramus und Thisbe behandelt, und wenn er auch vielleicht das Shakſpeariſche Stück ſelbſt gar nicht kannte, das übrigens ſchon um dieſe Zeit wahrſcheinlich durch die engliſchen Komödianten in Deutſchland aufgeführt worden war, ſo hatte er doch bei der Bearbeitung ſeines Peter Squenz ein Stück von dem deutſchen Dichter Daniel Schwenter (1636 zu Altorf geſtorben) vor Augen, woraus er, wie er ſelbſt in der Vorrede ſagt, den Stoff zu ſeinem Peter Squenz entnommen. Schwenter aber ſcheint entweder ein altdeutſches Faſtnachtsſpiel oder den Shakſpeare'ſchen Sommernachtstraum ſelbſt zu ſeinem Stück benutzt zu haben. Einen originellen Schwank zeichnete Gryphius in ſeinem „Horribilicribrifax," worin er die Renommiſterei des Porte-d'epe's vortrefflich ſatiriſirte. Die Stücke des Gryphius haben alle eine regelmäßige Eintheilung in fünf Acte, die bei ihm Abhandlungen heißen. Seine Scenen nennt er Eingänge, die Chöre Reyen. In ſeinen anderen poetiſchen Werken, beſonders in ſeinen Oden und Sonetten, erweiſt er ſich als einen Zögling der Dichterſchule des Opitz. Von den Ausgaben ſeiner ſämmtlichen Werke iſt die durch ſeinen Sohn Chriſtian Gryphius beſorgte (Breslau und Leipzig 1698, in zwei Theilen) die vollſtändigſte. —

Die zweite ſchleſiſche Dichterſchule, deren Zeit ungefähr von 1670—1700 zu ſetzen iſt, machte ganz abſonderliche Anſtrengungen, um der deutſchen Poeſie einen reichen und genialen Aufſchwung zu geben, und wenn auch die Verirrungen, welche den Führern dieſer neuen Geſchmacksrichtung in Deutſchland beigemeſſen werden, zum Theil ſehr bizarrer und phantaſtiſcher Art waren, ſo ließ ſich doch auch bei einigen derſelben ein bedeutendes Talent und große dichteriſche Anlage nicht verkennen. Das eigentliche Haupt dieſer Schule wird Chriſtian Hofmann

von Hofmannswaldau (1618 zu Breslau geboren und als Rathsherr daselbst 1679 gestorben) genannt. Er, und Caspar Daniel von Lohenstein (aus Nimptsch in Schlesien, 1635—1683) wurden die ersten Urheber der piquanten und hypergenialen Schreibart in Deutschland, die durch die Namen dieser Autoren fast sprüchwörtlich geworden. Hofmann von Hofmannswaldau, ein Mann von großer, bewundernswürdiger und doch verdorbener Phantasie, hatte durch seine excentrischen und üppigen Poesieen die erste Grundlage zu dieser Manier gelegt, welche in ihren Formen zum Theil auf eine Nachbildung der italienischen Poesie sich stützte, wie denn auch Hoffmann eine Bearbeitung von Guarini's Pastor fido herausgab.*)

Eine vielseitigere Thätigkeit zeigte Lohenstein, dem eine große, auch durch mannigfache Reisen genährte Bildung nicht abzusprechen ist. In ihm lagen glänzende geistige Elemente gegeben, die er jedoch nicht zu einer reinen Harmonie verarbeiten konnte, in deren überschwänglicher und absichtlich aufgeschraubter Verwendung aber der „Lohenstein'sche Schwulst" seinen Ursprung erhielt. Den geringsten Gehalt haben seine lyrischen Gedichte, besonders seine geistlichen Lieder („Himmelsschlüssel" und „Geistliche Gedanken.") Auch in der antiken „Heroide," die Hofmannswaldau ebenfalls anzubauen strebte, kann man ihn nicht eben glücklich nennen. Eine in mehrfachem Betracht ausgezeichnete Leistung ist dagegen sein großer Roman Arminius und Thusnelda, der sich an mehreren Stellen zu einer großartigen Energie der Darstellung erhebt und zu-

*) Die beste und vollständigste Ausgabe seiner Gedichte ist die von B. Neukirch besorgte: „Herrn von Hofmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte," 7 Bände, Leipzig 1695—1727 und 1734.

weilen ſogar der einfachen Würde eines Geſchichtsſchreibers in den hiſtoriſchen Partieen nachſtrebt. Dieſer Roman, zu ſeiner Zeit vom Leſepublikum verſchlungen, für uns wegen ſeiner Weitſchweifigkeit und in ſtofflicher Hinſicht nicht mehr genießbar, iſt das werthvollſte Document dieſer zweiten ſchleſiſchen Schule, in der die Phantaſie ſich gänzlich aller Zügel der Sprache und Darſtellung bemächtigte. Lohenſtein hatte in dieſer Gattung ſchon Vorgänger in Deutſchland gehabt, beſonders an Philipp von Zeſens adriatiſcher Roſimunde und Buchholzens Herkules und Valiska. Auf eine merkwürdige Weiſe hat aber Lohenſtein in ſeinem Roman in der römiſchen Geſchichte zugleich eine Studie über den ſchleſiſchen Adel eingewoben, die ſich hier ſehr ſonderbar ausnimmt, und auch für die heutige Zeit noch Intereſſe hat. Lohenſtein hatte ſeinen Roman, den er ſchon in ſeinem Alter begann, nicht mehr vollenden können, worauf ſein Bruder die Fortſetzung, und ein Prediger Chr. Wagner den Schluß hinzufügte. Der zuerſt von B. Neukirch herausgegebene Roman (Leipzig 1689, 1690, 2 Theile) erſchien mit jener Fortſetzung und dem Schluß herausgegeben von G. Chr. Gebauer (Leipzig 1731, 4 Theile). Lohenſtein ſchrieb auch mehrere Trauerſpiele, unter denen ſeine „Cleopatra," „Agrippina," „Sophonisbe" am bekannteſten geworden ſind. Seine Beſtrebungen um die Reinheit der deutſchen Sprache verdienen aber unter allen Umſtänden anerkannt zu werden. —

Dieſer deutſche Gongorismus, der durch Hofmannswaldau und Lohenſtein begründet worden, überbot ſich noch in den Nachahmern, unter denen Heinrich Anſelm von Ziegler und Kliphauſen (1653—1690) obenan ſtand. Seine „Aſiatiſche Baniſe oder blutiges und doch muthiges Pegu" (Leipzig 1688) veranlaßte zu ſeiner Zeit eine ganze Baniſen-Literatur in Seiten- und Gegenſtücken. Nicht ge-

radezu einen Nachahmer dieser Manier kann man den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (1633—1714) nennen, der, außer seinen Romanen, auch durch seinen späteren Uebertritt zur katholischen Religion Aufsehen in seiner Zeit erregte. Durch seine Romane: der „durchlauchtigsten Syrerin Aramena Liebesgeschichte" (Nürnberg 1669, 5 Theile) und „Octavia, römische Geschichte" (Nürnberg 1685—1707) electrisirte er gewaltig das leselustige Publikum seiner Zeit. Er hatte sich ebenfalls nach Hofmannswaldau gebildet, aber die Darstellung seiner Romane ist einfacher, etwas weniger barock und nicht so üppig. Die Romane dieses bücherschreibenden Fürsten sind auch in gesellschaftlicher Hinsicht bemerkenswerth, indem sie Bilder des Hoflebens und der höheren Lebenskreise in die Interessen der deutschen Lesewelt brachten. Die Romanenliteratur der damaligen Zeit ruhte in Erfindung und Behandlung vornehmlich auf dem französischen Geschmack der Scudéry und des Calprenède. Der eigentliche Reiz dieser deutschen Romane aber war das Unmögliche, das gar nicht Existirende, sowohl in Gestalten wie in Ereignissen, und die Deutschen des siebzehnten Jahrhunderts hatten ihr Vergnügen daran, diese Abenteuer eines in die blaue Luft hineinsegelnden Lebens mitzuträumen. Das Wirkliche in diesem Jahrhundert war das Wüste und Unbehagliche, ein Getümmel von feindlichen Bildern, dem man zu entfliehen suchte, und so setzte man sich diese wesenlosen Gestalten einer romanhaften Weltordnung zusammen und bevölkerte magisch die fernen Räume hinter den Bergen. Dies verworrene Jahrhundert war gänzlich ohne Ideale. Sein Zerfallensein mit der Wirklichkeit führte es nicht auf eine ideale Welt, sondern auf eine phantastische hin, zu neuer Verwirrung der Lebensanschauung. Statt der Ideale, welche doch wieder nur eine Wirklichkeit erzielen, geriethen die Deutschen auf

Phantasmagorien, mit denen sie sich in bänderreichen Romanen ihre Sehnsucht nach den bessern Zuständen hintäuschten.

Der berühmte Roman vom „abenteuerlichen Simplizissimus" (Mömpelgart 1669) den ein Musketier des dreißigjährigen Krieges, Samuel Greifenson von Hirschberg, dessen Lebensumstände sonst unbekannt geblieben, unter dem Namen German Schleifheim von Sulzfort verfaßte, behauptet in diesem Sinne seinen eigenthümlichen Werth. Dieses mit frischem Soldatensinn geschriebene Buch liefert ein keckes Sittengemälde auf dem nächsten Grund und Boden der Gegenwart, und tritt der erträumten und fremdartigen Romanenwelt mit einheimischen Elementen gegenüber. Die Phantasie wurde in diesem Roman mitten in die Geschichte des Tages versetzt, der Held ist ein Abenteurer, der nicht mit Luftgebilden, sondern mit den Formen der Wirklichkeit sich herumschlägt, und wenn es auch bizarr und seltsam hergeht, so soll damit gerade das Leben und die Zeit, wie sie sind, geschildert werden.

Auf einem andern Gebiet ist der schon früher angeführte, gelehrte und weltkundige Adam Olearius (1600—1671) zu nennen, der in seiner „Moskowitischen und Persianischen Reisebeschreibung vom Jahre 1633—1639 (Schleswig 1647) die prosaische Darstellung für die Anschauung des Wirklichen bildete. Das Interesse am Reiseleben, das er durch sein damals vielverbreitetes Buch in der Zeit erregte, setzte sich erst zu Anfang des folgenden Jahrhunderts in den zahllosen Robinsonaden fort, die seit Defoe's Robinson Crusoe auch Deutschland in allen Gestalten überschwemmten, und worin sich wieder abenteuerliche Wirklichkeit mit dem Phantastischen mischte.

Die merkwürdigste Mischform des ganzen Jahrhunderts ist aber Abraham a Sancta Clara, eigentlich Ulrich

Megerle, aus Schwaben (1642—1709). In diesem humoristischen wiener Hofprediger haben sich alle Elemente des Wirklichen und Phantastischen seiner Zeit zu einer originellen und gewissermaßen halbwahnsinnigen Gestalt verkörpert. Er kannte die Welt, die Verhältnisse, das Volk, die Großen, und seine Darstellung legt mit ihren tausendfältigen Anspielungen, Gleichnissen und Beobachtungen das merkwürdigste Zeugniß davon ab, aber er kleidete Alles zu abenteuerlich in die Hanswurstracht ein und setzte ihm die Schellenkappe auf, wodurch oft seine schönsten Gedanken wieder in eine burleske Phantasmagorie zerrinnen. Seine Sprache ist der Tummelplatz aller Elemente dieser Zeit, ein wirres Schneeflockengewühl von Wörtern und Bildern, ein tumultuarisches Lager mit wüstem Soldatenlärm, romantischen Waldhornsklängen, Kapuzinerweisheit und Marketenderwitzen, und hinter allem durcheinanderschmetternden Getöse oft ein zartes und liebliches Gemüth verborgen. Der satirische Genius dieses Jahrhunderts brauchte so starkes Nießwurz, um das apathisch gewordene Volks- und Familienleben gewaltsam aufzuschütteln. Unter den Werken des Abraham a Sancta Clara sind besonders zu nennen sein: „Judas der Erzschelm" (Bonn 1687), „Wintergrün; Abraham. Gehab dich wohl" (Wien 1706), „Reim dich oder ich biß dich" (Köln 1702), „Heilsames Gemisch Gemasch" (Würzburg 1704) „Hui und Pfui der Welt" (Würzburg 1710) „Etwas für Alle" (Nürnberg 1711) „Neu ausgehacktes Narrennest" (Wien 1737, 3 Theile) u. v. a. zu nennen.

Einen strafenden und ernsten Ton der Satire stimmte auch J. Mich. Moscherosch (1600—1669) an, welcher nach den Sueños des Quevedo seine „Wunderliche und wahrhafte Geschichte Philanders von Sittewald" (erst in einzelnen Blättern, dann gesammelt Straßburg 1650) ori-

ginell bearbeitete. Sein Buch ist für die Sittengeschichte in den Jahren des dreißigjährigen Krieges, für die Schilderung der Soldatengräuel des damaligen Deutschlands, in manchen Partieen von culturhistorischer Wichtigkeit. Nur verliert sich dieses Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft oft in gar zu gelehrte Witzeleien und pedantische Wortspiele. Ihm verwandt ist der Satiriker Joh. Balthasar Schuppe (1610—1661), der in seinen unter dem Titel: „Lehrreiche Schriften" gesammelten Satiren (Hanau 1663) manche magisterhafte Richtungen der Zeit und der damaligen Gelehrsamkeit lustig verspottete. Er giebt zugleich in seinen Schriften ein vielseitiges Lebensbild seiner Zeit, indem er die Zustände des Volkes ebenso genau wie die der höheren Gesellschaft und des Hofes in seinen Darstellungen auffaßt. Als Satiriker ist auch Joachim Rachel (1618—1669) zu nennen, dessen in Alexandrinern geschriebene Satiren zuerst Frankfurt 1664, und nachher in mehreren Ausgaben erschienen. Ferner Joh. Wilh. Lauremberg (1591—1659) mit seinen „Veer olde berömede Scherzgedichte durch Hans Willmsen L. Rost" (1654). —

Die Poesie dieser Zeit, die besonders als Lyrik in weltlichen wie in geistlichen Tönen so reich und mannigfach blühte, hat noch eine große Reihe von Namen aufzuweisen, von denen wir hier nur einige der besten anführen wollen. Christian Weise (1642—1708), der in der Darstellung schon eine Reaction gegen die Lohenstein'sche Schule einleitete und dagegen Einfachheit und Natürlichkeit wieder in die Poesie zurückzuführen strebte. Er war Lyriker, Dramatiker und Romandichter. Seine Romane haben zum Theil eine satirische Richtung, wie „die drei Hauptverderber" (Leipzig 1671), „die drei ärgsten Erznarren der ganzen Welt" (1672), „die drei

klügsten Leute" (1673), „die politischen Näscher" (1686). Als Dramatiker schrieb er zweiunddreißig Stücke, unter denen „der bäurische Machiavellus" (Zittau 1679) „Markgraf von Ancre" (Leipzig 1681); Siegmund von Birken oder Betulejus (1626—1681), der, wie er als Dramatiker und pastoraler Dichter mit Glück thätig war, so auch als historischer Schriftsteller in seinem „Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich" (Nürnberg 1668) eine nicht unbedeutende Leistung in der Geschichtschreibung gab; Mich. Kongehl (1646—1710), geistlicher Liederdichter; Chr. Anton Knorr von Rosenroth, ein Schlesier, (1636—1689), der in mystischer Richtung geistliche Lieder und Spiele schrieb; ebenso Quirinus Kuhlmann, in Breslau 1652 geboren, und zu Moskau 1689 verbrannt, der eine große Anzahl mystischer und fanatischer Schriften geschrieben, die jetzt sehr selten geworden sind, darunter: „Neubegeisterter Böhme" (Leiden 1674), „Himmlische Liebesküsse" (Jena 1672), „Wesentlicher Kühlpsalter" (Amsterdam 1686); J. Chr. Hallmann, auch ein Schlesier (1650—1704), besonders als Dramatiker thätig, Verfasser der „Trauer-Freuden- und Schäferspiele" (Breslau 1773); Hans Aßmann Freiherr von Abschatz (1646—1699), ein Dichter ganz im opitzischen Geschmack („Poetische Uebersetzungen und Gedichte nebst Leben," Breslau 1704); F. R. Ludwig Freiherr von Canitz, (1654—1699) preußischer Minister in Berlin, in seinen Poesieen besonders der Satire und dem Lehrgedicht sich zuneigend („Nebenstunden unterschiedener Gedichte," herausgegeben von J. Lange, Berlin 1700, seitdem in vielfachen Ausgaben und von verschiedenen Herausgebern, von J. U. König, mit der Biographie des Dichters, Berlin 1727 u. flgd. von Bodmer Zürich 1737. von Geßner, Bern 1770); Christian Gry-

phius, Sohn von Andreas Gryphius (1649—1706), der „Poetiſche Wälder„ (Frankfurt 1698) herausgab. —

15. Die engliſche Literatur.

In England ſcheint die neuere Geſchichte auf dem Wege einer ganz naturgemäßen Entwickelung des Volkslebens ihre wahre Aufgabe zur unmittelbaren Löſung gebracht zu haben, indem ſie hier die auf das Höchſte ausgebildete Freiheit des conſtitutionellen Staatslebens zugleich mit dem religiöſen chriſtlichen Geiſt in allen Lebensäußerungen ſo feſt und unzertrennlich zu verbinden geſtrebt. Aber doch hat hier die Geſchichte nur ein großartiges Scheinbild ihrer Aufgabe vollbracht, und das freie Staatsleben, zu einem wie herrlichen und bewundernswerthen Organismus auch immer ausgearbeitet, ſteht doch im engliſchen Volke nur als der unendlich praktiſche und äußerliche Nationalgeiſt da, der, zwar frei, aber doch gebunden in dieſer lähmenden Orthodoxie des Lebens, die geiſtige Macht und Bewegung des modernen Gedankens nicht in ſich durchempfunden hat. Daher die ſtarre Einſeitigkeit des engliſchen Geiſteslebens, das immer wieder der eigenthümlichen Schwere des praktiſchen und materiellen Naturells zu erliegen droht.

Hier zeigen ſich die aus der Entwickelung des äußern Staatsorganismus herfließenden Bedingungen des öffentlichen Lebens und der öffentlichen Meinung normgebender als aller Einfluß des Gedankens, der es ſich aber nicht nehmen laſſen wird, auch hier noch ſeine Erſchütterungen und ſeine Trennungen, aus denen erſt die wahre Einheit

wieder erwächst, zu vollführen. Wir werden darum England bei aller Größe seiner Literatur und seiner Verfassung immer nur als den launenhaften Gegensatz zur Entwickelung des modernen Bewußtseins anzuerkennen haben. Ein besonderer Grund davon beruht in der unspeculativen Richtung des englischen Geisteslebens überhaupt, das zwar theilweise in ideale Stimmungen versetzt, aber doch nicht durch Ideen aus den festgezogenen Gränzen der praktischen Nationalität herausgebracht werden kann.

Es giebt nur *eine* Idee in England, welche eine allgemeine und unumstößliche Gültigkeit erlangt hat, und diese ist zugleich die höchste praktische, nämlich die Idee der constitutionellen Freiheit. Mit ihr verbindet sich der religiöse christliche Sinn, um für die wesentlichsten Lebensäußerungen eine feste und stereotype Form zu schaffen, innerhalb deren sich am Ende auch der Geist und jede Production desselben bewegen muß, wenn ihm der gültige Stempel zuerkannt werden soll. Dazu kommt, daß der Begriff des Dichters, des Literaten, des Philosophen in England niemals in dem tiefinnerlichen Sinne und in einer allgemeinen Bedeutung anerkannt gewesen. Das heißt, die Engländer haben eine rein literarische und geistige Macht als solche niemals anerkannt, und wie sehr sie auch literarische Verdienste geehrt und belohnt haben, so konnten es doch die Schriftsteller nie recht zur Geltung eines in sich selbst anzuerkennenden Standes bei ihnen bringen. Nur was mit dem Staatsleben organisch verknüpft ist, kann als etwas Selbständiges angesehen werden, und die aus der Entwickelung des Staatsorganismus herfließenden Bedingungen des öffentlichen Lebens und der öffentlichen Meinung sind normgebender, als aller Einfluß der Denker. Die eigentliche Philosophie der Engländer ist ihr *Humor*, der in der That eine eigenthümliche Art von speculativer Bewegungskraft in sich enthält, und

ihre Literatur mit diesem durchaus individuellen Colorit gefärbt hat. Dieser Nationalhumor, meistentheils interessant und von einer kernhaften Fülle des Gemüths zeugend, entspringt auch wieder aus den Gegensätzen des öffentlichen Lebens, dessen schroffe Contraste, wie sie nirgend sonst sich gegenüberstehen, in dieser hin- und herschaukelnden scherzhaften Weltansicht dasselbe Gleichgewicht finden müssen, das sie in der Staatsverfassung durch die künstliche Organisation erhalten.

In England ist aber zugleich der germanische Lebenskern, welcher hier als ein ursprüngliches Volkselement mächtig ist, in seinem wesentlichen Einfluß auf die Bildung der Nationalzustände zu erkennen.

Die Fülle des germanischen Naturlebens hat ursprünglich in der englischen Geistesbildung eine Form der Freiheit gefunden. Das germanische Naturleben, von dem die alte Volkspoesie Englands so herrlich rauscht und überströmt, dies germanische Naturprinzip hat sich in England zuerst mit dem antiken Freiheitsprinzip verbunden, und für diese Verbindung eine feste Gestalt errungen in der britischen *Verfassung*, die darum als ein hohes Denkmal der Einigung des modernen Geschichtsgeistes mit der antiken Lebensform ewig bewundert werden wird. Das eigentliche Naturleben der Dinge hat im englischen Staat am meisten die Obmacht behalten. Im König liegt die eigentliche *Schwerkraft* des Staatslebens gegeben, die er aber nicht aus sich selbst zieht, sondern aus den wahren Lebenskräften der *Anziehung* und *Abstoßung*, die in den beiden Kammern des Parlaments sich bewegen, und deren höheres Gleichgewicht, welches die Schwerkraft des Ganzen ist, sich im König ebenso sehr wiederherstellen muß, als dieser aus der allgemeinen Bewegung der Kräfte selbst erst die wahre Lebenskraft empfängt. Die handeltreibenden Staaten, welche

sich vorzugsweise zu Herren der Meere gemacht, haben schon in der alten Welt immer vorzugsweise freie Verfassungen entwickelt. Das Verhältniß zum Meere hat das eigenthümliche Naturelement des englischen Geistes noch mehr bestimmt, und die freie Mischung von Naturleben und Geschichte in ihm begünstigt, wie sie in der englischen Verfassung ursprünglich hervorgetreten, und wie sie in der Literatur Englands durch Shakspeare zu einem der höchsten Ideale der modernen Poesie ausgebildet worden ist. —

Nachdem die Zeit der Barden und der Balladen in England ausgeklungen war, begründeten sich eigentlich künstlerische Formen der Literatur und Poesie zuerst durch den Dichter Geoffroy Chaucer (1328—1400), der als der Stammvater der englischen Nationalliteratur angesehen wird, und durch den auch die englische Sprache selbst ihre erste höhere Organisation zu literarischem und geistigem Ausdruck erhielt. Chaucer bediente sich dazu vorzugsweise der französischen Sprachformen, durch welche er der englischen Darstellung zu einem beweglicheren Ideenverkehr zu verhelfen suchte. Auch strebte er danach, dem Nationalgeist überhaupt eine freiere Richtung zu geben, wie er denn selbst den reformatorischen Bestrebungen Wiklef's anhing und eine Verbreitung derselben sich eifrig angelegen sein ließ. So sehen wir in diesem ersten Dichter der Engländer zugleich die protestantische Geistesfreiheit der neuen Zeit sich ankündigen, und diese protestantische Opposition zeigt sich an vielen Stellen von Chaucer's Gedichten, wo das Mönchswesen mit treffendem Spott angegriffen wird. Sein Hauptwerk sind die berühmten Canterbury-Erzählungen (Canterbury-Tales), die aus einer Reihe von Geschichten bestehen, welche sich eine Gesellschaft von Pilgern auf dem Wege nach Canterbury erzählen. Die Personen dieser Gesellschaft, ein Ritter, Junker, Nonne, Jurist, Koch, Schiffer, Müller u. s. w.

ſind etwas mannigfaltiger individualiſirt, als im Decamerone des Boccaccio, der ſonſt hier offenbar als Vorbild gedient hat. Chaucer benutzte zu dieſen Erzählungen, die theils in Verſen theils in Proſa gehalten ſind, vorzüglich die Stoffe der franzöſiſchen Fabliaux, die er mit der ihm eigenthümlichen humoriſtiſchen Laune und geſunden Natürlichkeit bearbeitete. Die Aneignung und Aufnahme der franzöſiſchen Nationalbildung machte ſich bei Chaucer nicht bloß in der franzöſiſchen Behandlung ſeiner Mutterſprache, ſondern auch in dem ganzen Geiſt der Darſtellung, den er zu franzöſiren ſtrebte, geltend. Es iſt merkwürdig, daß bei der gegenſeitigen Antipathie, welche den Charakteren beider Nationen grundthümlich innewohnt, der erſte Beginn der engliſchen Nationalliteratur gerade auf franzöſiſche Sprach- und Bildungselemente ſich ſtützen mußte. Außer den Canterbury-Erzählungen giebt es von Chaucer noch dreizehn größere Gedichte, darunter ſein Roman von der Roſe (The Romaunt of the Rose); welchen er nach dem bekannten franzöſiſchen Roman de la Rose in freier Nachbildung bearbeitete; und Troilus und Creiſida, ein Gedicht in fünf Geſängen, worin er ſich dem Boccaccio anſchloß.*)

Der durch Chaucer zuerſt betretene Weg einer künſtleriſchen Geſtaltung der Nationalpoeſie zog zwar einige Nachfolger an, die auf demſelben fortarbeiteten, wie Thomas Occleve, John Lydgate u. a., aber ein feſter Boden für eine nationale Literatur in England ſchien noch nicht gewonnen, und die alte freie Volkspoeſie der Balladen, die alle gelehrten Normen verſchmähte, erhielt noch immer wieder zeitweiſe die Oberhand. Dieſe Volksdichter oder

*) Die Canterbury-Tales erſchienen zuerſt um das Jahr 1840 von Caxton gedruckt; eine kritiſche Ausgabe mit einem Gloſſar beſorgte Tyrwhitt (2 Bände London 1795).

Minstrels, die ihr Lied zur Harfe ertönen ließen, hatten besonders in Schottland, wo das Naturleben am längsten die geistigen Richtungen des Volkes beherrschte, ihre Heimath, und von dort aus kamen auch nach England immer wieder neue Anregungen des volksthümlichen Gesanges herüber. Wenn es auch in Schottland schon an einzelnen Versuchen nicht fehlte, um eine auf literarischer Bildung ruhende Kunstpoesie hervorzurufen, so blieb doch hier die Ballade und das Volkslied vorherrschend die heimische Form der Dichtung, und Jacob I. selbst, König von Schottland (1393–1437), erscheint an der Spitze dieser schottischen Nationalsänger, welche den alten poetischen Stil aufrecht zu erhalten suchten. Unter diesen hat sich besonders der Minstrel Harry unter dem Namen des blinden Heinrich (blind Harry) berühmt gemacht. Er besang das Leben und die Abentheuer des schottischen Ritters William Wallace, in derselben Weise, wie vor ihm der schottische Kunstdichter John Barbour sein Epos von Robert Bruce und dessen Befreiung Schottlands gedichtet hatte.

Die englische und schottische Balladenpoesie enthält den eigentlichen poetischen Kern des Nationalcharakters in sich, und drückt denselben mit einer ungemeinen Beweglichkeit, Fülle und Frische, und mit einer natürlichen Naivetät der Anschauung aus, die einen unwiderstehlichen Reiz auf das Gemüth ausübt. Bei den Schotten gesellte sich noch ein nationales Element der Musik dazu, durch welches sich die dichterische Darstellung noch inniger und wirksamer mit dem Volksgemüth verwebte. Diese Poesieen hängen nicht in einem epischen Cyclus zusammen, wie dies bei andern Völkern der Fall ist, sondern sie beruhen auf einzelnen, individuellen Situationen und Gemüthszuständen, die in irgend einem Moment leidenschaftlicher Spannung ergriffen und mit dramatischer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ausge-

führt werden. Rasch, kurz, zuweilen wie athemlos und doch, auf dem dunkelsten und düstersten Hintergrunde, in durchsichtiger Klarheit und geisterhafter Vollendung, sind diese eigenthümlichen Bilder hingestellt. Die Melancholie und düstere Farbengebung, welche gewöhnlich das Charakteristische ihrer Darstellung ist, hat ihren Grund in dem Einfluß, welchen hier das Naturleben auf den Menschengeist in innigster Verschlingung mit demselben ausübt. Wald, Berg und See gewinnen ein persönliches und dämonisches Leben, und betheiligen sich in geheimnißvolle Wirkung an den Schicksalen des Individuums, an den Verwickelungen des Hasses und der Liebe der Menschen. Die englischen und schottischen Balladen und Volkslieder, die vielfach ineinander übergegangen sind, lassen sich in ihrem eigentlichen Alter schwer bestimmen. Die größte Anzahl derselben wurde erst im sechszehnten Jahrhundert aufgeschrieben und gesammelt, obwohl sie in ihrer Entstehung theilweise gewiß schon früheren Jahrhunderten angehören. Die berühmte Sammlung, welche der Bischof Percy unter dem Titel Reliques of ancient English poetry zusammenstellte, liefert den eigentlichen Grundstock dieses alten poetischen Volksschatzes; doch gab es schon früher, besonders in Schottland, mehrfache Sammlungen dieser Art. —*)

Die bestimmteren Gestaltungen der englischen Nationalliteratur beginnen unter der Regierung Heinrichs VIII., dessen wild umhergreifender Despotismus zwar einem selbständigen Geistesleben der Nation keineswegs förderlich zu sein schien, unter dem aber doch, in den mancherlei Kämpfen und Verwickelungen, welche diese Zeit mit sich brachte, und

*) Einen Nachweis der englischen und schottischen Balladensammlungen giebt Bouterwek, in seiner Geschichte der englischen Poesie S. 105.

bei dem Eindringen der protestantischen Richtungen in den Geist der Nation, der englische Charakter zuerst in sich selbst energischere Bewegungen erfuhr. Heinrich VIII. hatte sich selbst, nachdem er wegen seiner Heirathsgeschichten mit dem Papst zerfallen war, zum Helden und Führer des Protestantismus in seinen Landen gemacht, der jedoch in der Form, welche ihm dieser König gab, der Basis der Geistes- und Gewissensfreiheit, welche sein ursprüngliches Leben ist, nicht mehr entsprechend blieb. Die neue englische Episcopalkirche, an deren Spitze sich der König selbst als ausschließlich maßgebendes Oberhaupt auch nach der inneren dogmatischen Seite hin, stellte, wandte die Geistesfreiheit des Protestantismus zu einem System des Geisteszwanges an, doch gingen nichtsdestoweniger aus dieser protestantischen Anregung des englischen Nationalcharakters die entschiedensten Einflüsse zur Belebung wissenschaftlicher und literarischer Cultur und allgemeiner Lebensbildung hervor. Wie in Deutschland, so hatte auch in England die Uebersetzung der Bibel um diese Zeit eine bedeutende Wirkung auf die Entwickelung und Gestaltung der Nationalsprache und des geistigen und wissenschaftlichen Lebens überhaupt. Auch hier erwachten auf den Ruf des Protestantismus die classischen Studien, und von den Literaturen des Alterthums wie von denen anderer neuerer Völker, besonders der Italiener, wurden Aneignungen und Nachbildungen in allen Formen versucht. Unter der Regierung Heinrichs VIII. waren es besonders der Cardinal Wolsey und der Kanzler Thomas More, welche ein höheres literarisches und wissenschaftliches Leben in England zu begründen strebten.

Dieser letztgenannte Staatsmann und Schriftsteller, Thomas More (1480—1535), obwohl er schon gegen die neue protestantische Bewegung des Zeitgeistes heftig eiferte, stand doch selbst mit eigenen bedeutenden Hervor-

bringungen an der Spitze der wissenschaftlichen Bestrebungen. In englischer Sprache schrieb er jedoch nur einige Poesieen, die keinen sonderlichen Ruhm erlangten, seine Hauptwerke aber verfaßte er in lateinischer Sprache, besonders seine berühmte Utopia (1516), diese merkwürdige Schrift, in welcher er das Ideal einer neuen Gesellschaftsverfassung auseinandersetzte, in Phantasieen und Combinationen gesellschaftlicher Formen, die besonders auch die Eigenthumsverhältnisse der Völker betreffen. Der englische Kanzler, welcher selbst der Einführung des Protestantismus in seinem Vaterlande widerstrebte und im Kampf dagegen dem Zorn Heinrichs VIII. auf dem Blutgerüst erlag, war doch den die ganze Gesellschaft umwühlenden und erneuernden Ideen, welche das Jahrhundert der Reformation in seinem Schooße trug, in sich selbst nicht entgangen. So stellte er in seinen Utopieen das Ideal einer gesellschaftlichen Republik auf, worin schon die Grundideen, welche später der Socialismus und Communismus entwickelt hat, besonders die Gemeinschaft der Güter, eigenthümlich ergriffen sind. Er hatte sich darin zunächst Plato's Republik zum Muster genommen, verarbeitete aber diese socialen Entwickelungsideen zugleich auf dem Boden christlicher Weltanschauung. Sein Buch gab den Typus her zu allen nachfolgenden Utopieen, die seitdem in großer Zahl bei allen Völkern hervorgetreten.

Neben Thomas More kann hier Francis Bacon, später Bacon von Verulam genannt (1561—1626), als einer der großen Wiederhersteller des wissenschaftlichen Geistes von Europa, angeführt werden. Was die Männer der Wissenschaft in Deutschland in großen Anstrengungen und Mühen des Geistes und der Forschung anstrebten, das suchte Bacon gewissermaßen in einer wissenschaftlichen Universalidee zu sammeln und zu einer großen organischen Einheit zu erheben, die zugleich den Schlüssel aller Erkenntniß

und alles Wissens in sich enthielte. Sein eigentliches Streben war daher darauf gerichtet, eine große Reform und Restauration aller Wissenschaften zu vollbringen, und für alle einzelnen Wissenschaften ein Gesammtband zu finden, durch welches zugleich eine allgemeine Methodik ihrer Behandlung festgestellt werden könnte. Aus dieser hohen Ansicht von dem innern Zusammenhang aller wissenschaftlichen Erkenntniß schrieb er seine Instauratio magna, deren erster Theil unter dem Titel de dignitate et augmentis scientiarum (1605) herauskam, und ursprünglich in englischer Sprache (Of the Proficience and Advancement of Learning) geschrieben war. In diesem Buch stellte er gewissermaßen das encyclopädische System der Wissenschaften auf, welche er nach den drei Grundkräften der Seele, nach Gedächtniß, Phantasie und Verstand, eintheilte, und daraus die drei Hauptgliederungen aller Wissenschaft, in Geschichte, Poesie und Philosophie, herleitete. Von diesem Grundgerüst aus zeigt er nun, wie die einzelnen Wissenschaften weiter ausgebaut und ihrer ursprünglichen Idee gemäß entwickelt werden können; wie er auch in den am Schlusse hinzugefügten Desiderata auf die Gestaltung neuer Wissenschaften hindeutet, welche noch geschaffen werden müssen, und worunter sich auch eine Grammatica philosophica befindet. Der zweite Theil der Instauratio magna ist sein Novum Organum sive Indicia vera de interpretatione naturae (zuerst 1620 erschienen). In diesem seinem Organon gab Bacon gewissermaßen eine Logik und Methodik aller wissenschaftlichen Erkenntniß. Die Philosophie, welche Bacon zu begründen suchte, erwies sich insofern als eine Art von Empirismus, als er dieselbe, der dialektisch-scholastischen Begriffsrichtung entgegenstrebend, auf das Princip der Erfahrung begründen wollte, unter welcher er die Wahrnehmung der Gegenstände durch Induction verstand. Aber diese empirische

Anſchauung des Bacon hatte doch ihre wahrhaft ſpeculative Bedeutung darin, daß dadurch eine Wiſſenſchaft geſucht wird, welche gewiſſermaßen eine Abbildung der Wahrheit und Wirklichkeit ſelbſt iſt, und deren reale Elemente in der Durchleuchtung der Idee aufzeigt. So findet ſich ſchon bei Bacon der in der ſpätern deutſchen Identitätsphiloſophie ausgeführte Gedanke von der Einheit des Seins und Erkennens angedeutet. Der Hauptſatz des Bacon iſt aber der bekannte: Kenntniß iſt Macht, und in dieſer Herrſchaft über die Wirklichkeit, welche er der Wiſſenſchaft zuertheilte, drückte er den Lebens- und Bewegungsgedanken der neuen Zeit ebenſo kurz als ſchlagend aus. —

Während ſo die Wiſſenſchaft in England ſich ſofort auf den höchſten und umfaſſendſten Standpunct zu ſtellen ſtrebte, auf dem ſie ſich wenigſtens nach ihrer ſpeculativen Seite hin in dieſem Lande keineswegs erhalten hat, bedurfte die engliſche Poeſie noch mehrerer vorbereitenden Talente, ehe ſie in Shakſpeare den Gipfelpunct ihrer äußeren und inneren Vollendung erſtieg. Unter dieſen Dichtern, welche dem Auftreten Shakſpeare's vorangingen, ſind beſonders Surrey, Sackville, Sidney und Spenſer zu nennen. Philipp Sidney (1554—1586) wurde vornehmlich durch ſeinen Schäferroman Arcadien berühmt, welcher nach ſeiner Schweſter, der Gräfin von Pembroke, der er dies Product zueignete, the Countess of Pembroke's Arcadia, von ihm betitelt wurde. Dieſer Roman iſt eine der vielen Nachahmungen der Diana des Montemayor, die in den Literaturen aller Völker hervortraten. Originelle Zuthaten hat Sidney wenig in ſeiner Arbeit hinzugefügt, doch war ſeine Proſa, ungeachtet ihres romantiſchen Schwulſts und ihrer geſchraubten Phraſen, für die damalige Zeit nicht ganz ohne Verdienſt. Die Lieder und Eklogen, welche bei den vier erſten Büchern den Schluß bilden und auch ſonſt mehr-

fach eingestreut werden, sind zugleich durch den Versuch, englische Hexameter, Alexandriner und Ottaven zu bilden, bemerkenswerth. Unter seinen lyrischen Gedichten, die viel Treffliches enthalten, zeichnen sich besonders seine 108 Sonette aus, die unter dem Titel Astrophel and Stella einen besonderen Cyklus bilden und worin er den Gegenstand seiner Liebe (eine Lady Rich), die in Sidney's Arcadien unter dem Namen Philoklea gefeiert wird, in petrarchischer Form, obwohl die Glätte und Anmuth des Italieners nicht erreichend, verherrlichte. Sidney erwarb sich das Verdienst, einen Dichter, der bei weitem höher angelegt war als er selbst, nämlich Edmund Spenser, anzuregen und in seiner Ausbildung zu fördern. Spenser, in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts geboren, setzte in seinem Schäferkalender die von Sidney begonnene bukolische Richtung der Poesie fort. Ein hoher Ansatz zu einem großen poetischen Werke aber wurde seine Feenkönigin (The Fairy-Queen), worin er ein umfassendes romantisches Epos aus dem Kreise der Arturischen Sagen beabsichtigte. Den Gedanken zu diesem Gedicht gab ihm ohne Zweifel die Poesie Ariosto's ein, der Spenser nacheifern und eine gleiche Schöpfung in seiner vaterländischen Literatur gegenüberstellen wollte, aber um den italienischen Dichter noch durch ein eigenthümliches Element zu übertreffen, durchwirkte er den romantischen und märchenhaften Stoff ganz und gar mit der Allegorie, die bei allem Aufwand von Phantasie und dichterischer Kraft, welche Spenser daran wandte, doch ihren erkältenden Einfluß auf das ganze Gedicht nicht verlieren konnte. So sind selbst mehrere Personen, welche in dem Gedicht handelnd auftreten, eigentlich nur Personificationen abstracter Eigenschaften und Begriffe, denen der Dichter sich nicht einmal bemüht hat, einen andern Namen

als den der allgemeinen Begriffe, welche sie repräsentiren, beizulegen.

Diese poetischen Leistungen hatten dazu gedient, dem englischen Geist einen flüssigeren und beweglicheren Ausdruck zu geben und ihm für die höheren und innerlichen Beziehungen des Lebens eine gebildete Sprache zu schaffen. Der wahre Mittelpunct der englischen Poesie aber, in welchem alle dichterischen Kräfte des Nationalgeistes zusammenströmten, wurde das Drama.

Der englische Nationalcharakter mit seinen historischen und praktischen Richtungen konnte der Herverbildung des dramatischen Elements vorzugsweise günstig sein. Die Bühne gewann daher in England schon frühe eine reiche und mannigfaltige Ausbildung. Das Drama nahm aber hier in seiner allmähligen Entfaltung denselben Weg, wie bei andern Völkern, indem es sich aus den geistlichen Spielen, die man in England Miracles nannte, und aus einer satirischen und farcenhaften Verweltlichung derselben, entwickelte. Dazu gesellte sich eine eigenthümliche Gattung moralischer Allegorieen in dramatischer Form, welche Moralitäten genannt wurden, und ursprünglich aus Frankreich herübergekommen waren. Unter den Stücken dieser Art sind der bethlehemitische Kindermord (Candlemass-day or the Killing of the children of Israel), der Spottlümmel (Hick-Scorner), Jedermann (Every-man), in welchem die ganze Menschheit in einer Personification erscheint, die berühmtesten.

Unter den bereits geformteren dramatischen Darstellungen ist das Lustspiel von Frau Gurtens Nähnadel (Gammar Gurton's needle), welches im Jahre 1551 zum ersten Mal gedruckt wurde, besonders bekannt geworden. Die eigentlichen Vorläufer einer höheren Kunstvollendung des englischen Drama's sind aber die Dichter: John Lily,

der eigentliche Hofdichter der Königin Elisabeth, der in seinen Schau- und Lustspielen einen gezierten und witzelnden Höflingston zum Besten gab; ferner Christopher Marlow (oder Marlee), der zum Theil noch ein Zeitgenosse Shakspeare's war, ein Dichter von großartigen aber verwilderten Anlagen, von gewaltigen und harten Formen, der aber in seinen Stücken, unter welchen der Jude von Malta, Eduard II., Faust die bekanntesten sind, oft zu den höchsten Gipfeln wahrer Poesie, besonders in tragischer Darstellung, heranstieg;*) Robert Green, der vielleicht der begabteste in dieser Gruppe war, und in einer Reihe von Schauspielen (Pater Bacon, Roland), Gedichten und anderen Schriften ein außerordentlich bewegliches, ausdrucksreiches und auch zum Theil humoristisches Talent an den Tag legte, und zugleich auch als moralischer Schriftsteller großen Eindruck auf seine Zeitgenossen machte, indem er von den Ergebnissen seines eigenen wilden, ausschweifenden und mannigfach umhergeworfenen Lebens die ergreifendsten Schilderungen gab. —

Diese poetischen Vorarbeiter, um deren ausführlichere Würdigung sich in neuerer Zeit besonders Ludwig Tieck verdient gemacht hat, gingen dem hohen Meister des modernen Drama's, William Shakspeare, voraus. Shakspeare (23. April 1564 — 23. April 1616) ist immer wie der bessere Genius des englischen Volkes selbst gewesen, und je nachdem man in England von der Verehrung Shakspeare's abgefallen oder wieder zu seinem Dienst zurückgekehrt ist, scheint sich danach der Verfall oder die Wiedererhebung des englischen Nationalgeistes zu seiner ursprüng-

*) Der deutsche Dichter Wilhelm Müller gab eine Uebersetzung des „Doctor Faustus von Christoph Marlowe" (Berlin 1818).

lichen Bestimmung beurtheilen zu lassen. Die Shakspearesche Poesie mahnt die Engländer ewig an das ursprüngliche germanische Element ihres Stammes, worin die wahre Gemüthsinnigkeit und Naturfülle ihres Daseins uranfänglich wurzelt, und Shakspeare, wie sehr er auch der wahrhaft englische Dichter ist, der Dichter der strengen historischen Wirklichkeit, dessen Schöpfungen das allmächtige Wort der Geschichte wiederhallen, und an den Quellen eines tiefen Naturlebens sich ersättigen, Shakspeare ist darin zugleich der ächt germanische Dichter, der denn auch in dieser Bedeutung seine andere Heimath in Deutschland selbst finden mußte, und darin für das Herüber- und Hinüberleben der verwandten Volksstämme ein wahrhaft weltgeschichtlicher Repräsentant geworden ist.

Für die englische Geistesbildung selbst wurde Shakspeare ein Hort und Retter, und wenn wir in Frankreich aus der falschen Anwendung der Antike einen unsinnigen Regelzwang der Kunst und die nationale Prachttragödie der Franzosen entstehen sehen, so bewahrte die englische Poesie ihre natürliche, nur der innern Lebenskraft gehorchende Entwickelung einzig und allein durch das Beispiel Shakspeare's, und wurde durch dasselbe immer wieder zu dieser innern Naturwahrheit zurückgebracht. Shakspeare hinderte die falsche Anwendung von Griechenland und Rom durch die wahrhafte Erfassung und Verarbeitung des antiken Geistes, besonders des antiken Volksgeistes, von dem Shakspeare's Dramen sowohl in ihrem innersten Leben durchdrungen sind, als er ihn auch in seiner eigensten Wesenhaftigkeit, namentlich im Julius Cäsar, geschildert und abgebildet hat, wie es sonst nirgend geschehen. Die ächte Anwendung des antiken Geistes, die in der Ausbildung des Lebensprinzips der freien Individualität besteht, hatte die englische Poesie in Shakspeare, und der englische Staat in

seiner constitutionellen Verfassung gefunden, und beides aus der eigensten germanischen Natur heraus, diese in der Politik so verrufene germanische Natur, die hier glorreich die Form der Freiheit aus sich selbst heraus hat davontragen können.

Die dramatischen Werke Shakspeare's sind in folgender chronologischer Ordnung geschrieben: 1. Heinrich VI. Erster Theil. 1589; 2. Heinrich VI. Zweiter Theil. 1591; 3. Heinrich VI. Dritter Theil. 1591; 4. Ein Sommernachtstraum (A. Midsummer Night's Dream) 1592; 5. Komödie der Irrungen (Comedy of Errors), 1593; 6. Zähmung der bösen Sieben (Taming of the Shrew) 1594; 7. Verlorene Liebesmühe (Love's Labours lost) 1594; 8. Zwei Edelleute von Verona (Two Gentlemen of Verona) 1595; 9. Romeo und Julia, 1595; 10. Hamlet, 1596; 11. König Johann 1596; 12. König Richard II. 1597; 13. König Richard III. 1597; 14. Heinrich IV. Erster Theil. 1597; 15. Heinrich IV. Zweiter Theil. 1598; 16. Der Kaufmann von Venedig. 1598; 17. Ende gut Alles gut (All's well that end's well) 1598; 18. König Heinrich V. 1599; 19. Viel Lärm um Nichts (Much ado about nothing) 1600; 20. Wie es Euch gefällt (As you like it) 1600; 21. Die lustigen Weiber von Windsor (the merry Wives of Windsor) 1601; 22. König Heinrich VIII., 1601; 23. Troilus und Cressida 1602; 24. Maaß für Maaß (Measure for Measure) 1603; 25. Das Winter-Märchen (The Winters Tale) 1604; 26. König Lear 1605; 27. Cymbeline 1605. 28. Macbeth 1606; 29. Julius Cäsar 1607; 30. Antonius und Cleopatra 1608; 31. Timon von Athen 1609; 32. Coriolan 1610; 33. Othello, 1611; 34. Der Sturm (the Tempest) 1612; 35. Der heilige Dreikönigs-Abend (Twelft Night) 1614.*)

*) Nach Malone's Attempt to ascertain the chronological order of Shakspeare's plays.

Diese Stücke pflegt man vorzugsweise als die ächten, dem Genius Shakspeare's angehörigen Arbeiten zu betrachten, während einige andere, als deren Verfasser Shakspeare auch gewöhnlich genannt wird, wie Titus Andronicus, Pericles, Locrine, Sir John Oldcastle, Leben und Tod des Lord Cromwell, frühere Bearbeitungen von König Lear und König Johann u. a. entweder zweifelhaft, oder, wie Tieck zum Theil in seinem Altenglischen Theater nachzuweisen gesucht hat, in die Jugendzeit des großen Dichters zu setzen sind.

Die Kritik, und namentlich die englische und deutsche, hat im Einzelnen für die Beurtheilung und Erläuterung der Shakspeare'schen Stücke so viel gethan, daß wir uns hier nur auf die allgemeinsten Andeutungen beschränken dürfen. Der eigentliche Charakter der Shakspeare'schen Poesie, durch den sie ihre Bedeutung für das ganze europäische Literaturleben am entschiedensten an den Tag legt, beruht aber in der unmittelbaren Gestaltwerdung der Wirklichkeit, in welcher dieser Dichter als der wahre Lebensschöpfer der modernen Poesie sich zeigt. An der Gränzscheide der alten und der neuen Zeit Europa's hervortretend, wird er der ächte Dichter der neuen, aus den reformatorischen Bewegungen der Völker erwachsenden Wirklichkeit, indem er die freie Thatäußerung der schaffenden Poesie zugleich mit der Macht und Selbstbestimmung des Gedankens, die an alle Lebensformen sich hingebende Phantasie mit dem Maaß und der Innerlichkeit des vernünftigen Bewußtseins, zu verbinden und ineinszusetzen weiß. Shakspeare ist der Dichter, in welchem das neue Weltalter der Reformation seine poetische Frucht gebiert. Während es überall sonst nur Trennungen des Verstandes und der Reflexion hervorgerufen, hat es in Shakspeare seinen größten organisirenden Geist gefunden, welcher, auf den Lichthöhen

der Weltbetrachtung stehend, die wahrhaft versöhnende und wahrhaft ausgleichende Einheit von Schaffen und Denken vollbringt. In Shakspeare fügt sich die Welt, nachdem sie durch die Reformation in ihre Gegensätze auseinandergetreten war, zuerst wieder zu einem untheilbaren und in ewigen Lebensgesetzen festgefügten Ganzen zusammen. Die dämonischen und elementaren Gewalten des Mittelalters sind hinter ihm dahingeschwunden, und in der neuen Lebenswirklichkeit, deren Meister und Dichter er ist, läßt er sie nur als vergeistigte Mächte und Potenzen wirksam werden. Die Hexen, Gespenster und Wundererscheinungen, wie Alles, was er aus der mittelalterlichen Lebens- und Naturanschauung überliefert findet, werden in seinen Tragödien, wie im Macbeth, Hamlet, Richard III., nur als die innerlich wirkenden Prinzipien zugelassen, welche die menschlichen Charaktere in Bewegung setzen und ihre Handlungen und Thaten bestimmen. Indem Shakspeare so die Naturſymbole des Mittelalters in geistige Potenzen umwandelt und damit in die Gedankenelemente der neuen Zeit hinüberführt, macht er sich dadurch zugleich als den Sohn und Beherrscher der neuen Weltbildung und der neu begründeten Wirklichkeit geltend.

So ist der Standpunct Shakspeare's recht eigentlich der Standpunct der protestantischen Wirklichkeit, aber derjenigen ächten protestantischen Wirklichkeit, welche aus den Gründen des freien Selbstbewußtseins heraus in helle und klare Gestalten sich gliedert, ihre naturkräftig ergriffenen Massen der Herrschaft des Gedankens unterwirft, und die Gegensätze der Reflexion durch die Poesie der That zu einer ächten Lebenseinheit verbindet. Dieser eigenthümliche Standpunct der Shakspeare'schen Weltanschauung hat zugleich seiner dramatischen Darstellungskunst ihren besonderen Charakter gegeben, durch den sie sich einzig in der modernen Poesie

hingestellt hat, und durch den das Shakspeare'sche Drama diese gewissermaßen specifische Kunstform und eine vollendete Normalgestalt der modernen dramatischen Poesie für alle Völker geworden ist. Dieser Charakter der Shakspeare'schen Darstellung zeigt sich in dem vollen Freilassen aller Gegensätze des Lebens, die in seinem Drama dicht neben einander und in unmittelbarster Berührung ihre Vertretung finden. So stehen bei ihm das tragische und das komische Element des Daseins in dieser innigen und unaufhörlichen Wechselwirkung zusammen, durch welche es nicht sowohl auf einen schneidenden und auffallenden Contrast abgesehen ist, als sich vielmehr darin ein unmittelbares Gehenlassen der Wirklichkeit, die wahrhaft thatsächliche Auseinanderlegung des realen Lebensstoffes, gewissermaßen in elementarer Freiheit und Selbständigkeit, und mit der göttlichen Naivetät der Weltschöpfung selbst, vollbringt. Diese unmittelbare Realität des Shakspeare'schen Drama's, welche oft eine Unempfindlichkeit und Härte gegen die individuellen Leiden der Menschheit in sich zu schließen scheint, löst sich aber wieder auf und zerschmilzt in der universalen Idee des Lebens, mit welcher der Dichter über und in seinen Gestalten thront und die das innere, überall durchquellende Pathos seiner ganzen Darstellung ist. Aus ihr entnimmt der Dichter diese unendliche Sicherheit seiner Gestaltungen, seinen titanenhaften Trotz und Ungestüm, womit er die Lebenslose mischt und rücksichtslos zur äußersten Entscheidung treibt, seine kindliche Unschuld, mit der er auf die zartesten Farbenspiele des Daseins, auf die leisesten Schwingungen der Existenz, auf die tändelnde Poesie des Augenblicks sich versteht. Demgemäß strömt auch die Sprache, die er seine Menschen sprechen läßt, wie aus den Urquellen der Schöpfung hervor, treist und rückhaltlos in allen ihren Bezeichnungen, unwiderstehlich machtvoll, immer

das rechte Wort treffend und schaffend, im Hohen und Niederen, im Fürchterlichen und Zarten, im Leichtfertigen und Gemeinen stets gleich ausdrucksvoll und gleich unerschöpflich.

In seinen Dramen hat Shakspeare zugleich den höchsten Typus künstlerischer Objectivität aufgestellt, die in dieser hohen Unterordnung des schaffenden Genies selbst unter den realen Inhalt seiner Darstellung besteht. Wenn sich dabei die eigene Persönlichkeit des Dichters in seiner Darstellung gänzlich zu verlieren und mit einer seltenen Strenge aller subjectiven Genugthuungen zu enthalten scheint, so zeichnet er sich doch gerade in dieser dramatischen Darstellung auch seiner individuellen Natur nach als eine in großen Zügen fertig abgeschlossene und vollendete Persönlichkeit ab, deren substantielles Wesen nach allen Seiten hin offenbar wird. Das höchste Offenbarwerden auch der Persönlichkeit jedes Dichters geschieht doch immer in seinem größten Werk, in dem die Poesie des Objects ihre volle Genugthuung erhalten. In diesem Sinne hat denn auch Shakspeare in seinen Dramen am meisten seine Persönlichkeit offenbart, und bei weitem mehr, als in seinen lyrischen Gedichten, unter denen besonders seine 154 Sonette einen tief beweglichen individuellen Ausdruck haben. Aber all diese weiche Herzenspoesie, welche Shakspeare darin ausströmt, kann, bei vielen einzelnen Schönheiten, doch nur als ein ungenügender Ausdruck seiner selbst angesehen werden. Ebenso sind seine andern beiden Dichtungen Venus und Adonis und der Raub der Lucretia (the Rape of Lucrece) welche er seinem Gönner, dem liebenswürdigen Grafen von Southampton, widmete und die seiner Jugendzeit angehören, nur von geringem und formellem Werth, im Vergleich mit den universalen Lebensoffenbarungen seiner dramatischen Kunst.

In der Zeit der erwachenden Gelehrsamkeit und Philosophie erscheint Shakspeare, der ungelehrte und unstudirte Dichter, und wirkt, als das reine Genie des Schaffens, lediglich durch die freie That der Production, aber im Sinne der höchsten Ideen des Zeitalters, die er zur Gestaltung brachte. Das wissenschaftliche und philosophische Moment des Jahrhunderts, welches seine höchste und wahrhafte Bedeutung darin hatte, die ganze Wirklichkeit zu einem bewußten Eigenthum des menschlichen Geistes zu machen, es konnte keine höhere Befriedigung und Erfüllung erlangen, als durch die aller Wirklichkeit volle Poesie Shakspeare's, welche in der freiesten Beweglichkeit des äußeren Lebens, in dem Schicksal des Individuums wie in den Ereignissen der Völker und Staaten, zugleich die tiefsten Gründe aller Existenz, den wahren Zusammenhang des Lebens, das ächte Wissen vom Dasein und darin die höchste Weisheit, entfaltet.*) —

*) Die erste Sammlung von Shakspeare's Stücken erschien unter dem Titel: Mr. William Shakspeare's Comedies, Histories and Tragedies, published according to the true original copies, London 1632 Fol. Seitdem erschien eine große Reihe von Ausgaben, darunter die bekanntesten von Nic. Rowe 1709, von Pope, 1723, 6 Bde. von Warburton 1747, 8 Bde., von Johnson 1765, 8 Bde., von Steevens, 1765, von Johnson und Steevens 1774 und 1778, 10 Bde, von Isaac Reed 1785, 21 Bde, von Edm. Malone 1786 u. s. w. Diese Ausgaben sind es vornehmlich, welche die Grundlage aller seitdem erschienenen Textbesorgungen und Commentationen Shakspeare's bilden. Unter den neuesten englischen Ausgaben verdient besonders die von Boswell und Chalmers eine Erwähnung. Die deutsche Uebersetzung Shakspeare's, die durch die Arbeit von Wieland und Eschenburg begonnen wurde, erhielt durch A. W.

Nachdem die englische Poesie in Shakspeare ihren Gipfelpunct erstiegen hatte, suchten die nachfolgenden Dichter den durch Shakspeare gewonnenen Kern der Poesie entweder zum Extrem oder zur Manier oder zu einer ihn wieder abplattenden Correctheit auszubilden. Unter diesen nächsten Nachfolgern Shakspeare's sind besonders die Dichter Beaumont und Fletcher, die ihre zahlreichen Dramen gemeinschaftlich arbeiteten, zu nennen. John Fletcher (1576—1625) und Francis Beaumont (1585—1615), suchten über Shakspeare, dem sie Vieles verdankten und der an einigen ihrer Stücke sogar mit Hand angelegt haben soll, noch hinauszugehen, indem sie seine kräftige dramatische Ergreifung des thatsächlichen Lebens zu einer Zügellosigkeit, Wildheit und Frechheit übertrieben, durch welche sie aus allen Gränzen der Poesie heraustraten. Humoristischer Uebermuth und geniale Erfindung sind ihnen oft nicht abzusprechen, doch arten ihre Darstellungen beständig in Ueppigkeit und Zuchtlosigkeit aus, und selbst ihre Tragödien, darunter besonders die berüchtigte Maids tragedy, sind mit Unanständigkeiten und Zweideutigkeiten überfüllt. Doch sagte dies dem Zeitgeschmack zu und war ein Product desselben, wie denn auch die Stücke von Beaumont und Fletcher zu ihrer Zeit eines Ruhmes genossen, der fast das Ansehen Shakspeare's zu überflügeln schien. In derselben Manier arbeitete Philipp Massinger, der in seinen zahlreichen Stücken, besonders in seinen Tragödien, einen großen Reichthum der Phantasie und eine sehr planmäßige und kunstvolle Anlage der Darstellung zeigt. Einige seiner Schauspiele arbeitete er gemeinschaft-

---

Schlegel (in der letzten Ausgabe ergänzt von Tieck, Berlin 1829—1835, 9 Bde) ihre Vollendung und eine allgemeine Bedeutung für die deutsche Literatur.

lich mit den dramatischen Dichtern Thomas Dekker, William Rowley und Thomas Middleton.

Allen diesen Dichtern kann man bei ihrer unläugbar großen Begabung doch nicht die Bedeutung zugestehen, welche Benjamin Johnson, gewöhnlich Ben-Jonson genannt, (1574—1637) in der englischen Poesie nach Shakspeare einnimmt. Bei diesem Dichter, der als Mensch eine abenteuerliche und wechselvolle Schule des Lebens durchmachte, ist es Verstand, Bildung und Studium der antiken classischen Poesie, wodurch er ganz und gar erfüllt und in seinen Darstellungen bestimmt wird. Von Shakspeare zuerst unterstützt und eingeführt, strebte er doch die Shakspeare'sche Richtung der Poesie durch eine neue literarische Partei zu verdrängen, an deren Spitze er sich mit großem kritischem Witz und der ganzen Wucht seiner classischen Gelehrsamkeit stellte, und die eine Zeitlang Anklang und Einfluß genug im englischen Literaturleben gewann. Aber dies Bestreben, die Poesie durchweg auf eine begriffsmäßige und schulgerechte Form zurückzuführen, mit welcher Kraft und Anstrengung es auch zum Theil unternommen wurde, konnte doch in keiner Weise ein nachhaltiges Gelingen haben, da alle innere productive Gewalt der dichterischen Darstellung dabei verloren ging. Zuletzt blieb doch nur der Eindruck mühseliger Pedanterie und Schulweisheit von Ben-Jonson's Arbeiten zurück. Am vorzüglichsten sind noch seine Lustspiele, darunter sein erstes und am meisten berühmt gewordenes Every Man in his humour (Jeder nach seiner Laune), welches Shakspeare selbst auf die Bühne brachte, obwohl Ben-Jonson hier schon, namentlich in dem Prolog, seine reformatorischen und kritischen Feldzüge ankündigte, und besonders gegen die historischen Schauspiele Shakspeare's polemisirte. —

Die historischen und politischen Kämpfe, welche Volk und Staat in England im siebzehnten Jahrhundert erschütterten, hatten auch auf die Fortentwickelung der englischen Literatur, ihre Richtungen und ihre Formen, einen bedeutenden Einfluß. Das Gegeneinanderringen der verschiedenen Parteien, die in Karls I. Enthauptung und in Cromwell's Herrschaft ihre Hauptmomente ausdrückten, so wie die wachsenden Einflüsse der Puritaner, bestimmten und bedingten auch wesentlich das englische Geistesleben und spalteten den Nationalgeist in Reflexion und Selbstzersetzung. Zugleich begründeten sich in dieser Zeit zuerst auf einer festeren und absichtlicheren Grundlage die eigentlich positiven Normen des englischen Nationalcharakters, die besonders in der Aufführung eines kirchlichen und geistigen Bevormundungs-Systems bestanden und die empirischen und mechanischen Grundrichtungen des englischen Geistes zu einem inneren Zusammenhang concentrirten.

Der Empirismus und Mechanismus des englischen Geistes baute sich zuerst sein wissenschaftliches System durch Thomas Hobbes, aus dessen theologisch-politischer Lehre alle späteren Richtungen des englischen Atheismus und Materialismus herfließen. Hobbes, von dem durch Baco geweckten philosophischen Geist getrieben, hat eigentlich die wahrhaft englische Nationalphilosophie gestiftet, indem er die Gesetze der Physik auf den Staat und die Religion anwandte und überhaupt aus den mechanischen Bewegungen der Natur auch das Leben des Geistes construirte. So dem Charakter des englischen Volkes getreu, in dem das Geistige so leicht und vorzugsweise als etwas Physikalisches betrachtet wird, entwickelte Hobbes aus der Naturlehre die erste Staatslehre Europa's, namentlich in seinem Buch de Cive, das zuerst 1642 erschien, und in seinem Leviathan im Jahre 1651. Den Staat wissenschaftlich zu erkennen,

hatte man in dem neueren Europa überhaupt erſt kurze Zeit vorher durch Hugo Grotius angefangen, der aber den Staat nicht tiefer zu erfaſſen wußte, als indem er ihn auf die Convention, auf willkürliche Verabredung und Vertragsſchließung, und auf die Feſtſtellung des individuellen Eigenthums gründete. Bemerkenswerth iſt, daß man ſich erſt um dieſe Zeit, wo die Wiſſenſchaft die Geſetze der Natur und namentlich die Bewegungen der Himmelskörper zu ergründen angefangen, auch mit der Wiſſenſchaft des Staats, mit dieſem Sonnenſyſtem des geſellſchaftlichen Völkerlebens, zu beſchäftigen begann. Wenn uns Copernikus, wie Lichtenberg ſagte, eine verbeſſerte Ausgabe des Weltſyſtems geliefert hat, ſo hat er uns damit zugleich die erſte Staatslehre vermittelt, und zwar die wahrhaft monarchiſche Staatslehre. Lichtenberg, in einer ſeiner phyſikaliſchen Schriften, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erſchienen, bedauerte, daß, wie es eigentlich die jetzige Mode der Zeit mit ſich brächte, er das Sonnenſyſtem gar nicht revolutionnair conſtruiren könne, was ihm beſonders um ſeines Herrn Verlegers willen in der Seele weh thue, denn dieſer Staat des Himmels ſei ſo durchaus monarchiſch, daß ſelbſt ein Komet, die einzige Klaſſe von Geſchöpfen, von deren excentriſchem Verfahren ein ehrlicher Mann noch irgend einmal zweckmäßige Verwirrung erwarten könnte, nur herankomme, um die abſolute Monarchie mit dem Schweife zu ſalutiren, und ſich dann in der ſchönſten Ordnung wieder zurückzuziehn.

So gründete zu einer Zeit, in der das moderne Staats- und Völkerleben zu einer neuen Entwickelung ſich erhoben, Thomas Hobbes das monarchiſche Staatsprinzip auf das neu erkannte Prinzip der Naturlehre, welches aus dem in der Mitte des Weltalls ſtehenden Lichtkörper,

der Sonne, das höchste zwingende Gesetz aller Bewegungen ableitete. Diese Zwingherrschaft des Lichts, welche den ursprünglichen chaotischen Zustand der Natur überwunden und geordnet, trug Hobbes auf das Leben des Staats über, dessen Wesen er ebenso darein setzte, daß die uranfängliche Naturwildheit des Menschen, welche er als den ursprünglichen Zustand des Geschlechts angab, oder, wie er es nannte, dieser Krieg Aller gegen Alle, im Staat seinen Frieden geschlossen und sich in der gesetzlichen Nothwendigkeit desselben hindurchgerungen habe zu einem Zustand der Ordnung und des Rechts. Die unumschränkte Königsgewalt, welche Hobbes in die Mitte seines Staats stellte, war gewissermaßen die aufgefundene höchste Form für den Zwang, welchen der Mensch in erwachender Selbsterkenntniß sich auferlegt hatte, um seine ursprünglich böse Natur darin zu überwinden und durch das Unterordnen aller seiner schlechten Begierden unter eine unbedingte Obergewalt einen Rechtszustand zu erlangen, an diese einzige Gewalt alle seine Rechte zu übertragen und sich darum zum einzigen Ausfluß des Rechts überhaupt zu erheben.

Diese Ansicht vom Staat, in dem ersten wissenschaftlich behandelten Staatsrecht entwickelt, muß aber ebenfalls im Zusammenhang mit ihrer Zeit, aus der sie hervorging, beurtheilt werden. Hobbes, welcher zuerst den absoluten Staat wissenschaftlich construirte, und ihn aus der ursprünglichen Bosheit und Wildheit, aus dem Naturchaos des menschlichen Wesens ableitete, das sich gewissermaßen zu einer Sicherheit vor sich selbst in diesem absoluten Staat gezwungen, Hobbes stand mit dieser Ansicht ebenso auf dem unterwühlten Grunde einer Revolution, wie Rousseau, der von der entgegengesetzten Annahme, daß der Mensch von Natur gut und glücklich sei, zur Construction des Volksstaats gelangt war, in seiner Zeit gestanden. Hobbes, der den Naturzustand für böse hielt,

construirte daraus den absoluten Staat, und zwar im Angesicht eines blutenden Königs, Karls I. von England, der eben sein Haupt auf das Schaffot hatte strecken müssen.

Und zum zweiten Mal erblickte dann in Frankreich die moderne Welt einen fallenden König unter dem Henkerbeil, nachdem aus der entgegengesetzten Idee, daß der Naturzustand gut und glücklich sei, durch Rousseau der Volksstaat construirt worden war. Beide Ereignisse haben in der Geschichte auch äußerlich ihren verhängnißvollen Zusammenhang behauptet, wie sie innerlich die Incidenzpunkte der Ideen bilden, die das neuere Völkerleben vorzugsweise erschüttert haben. Ludwig XVI. im Temple beschäftigte sich bekanntlich, wie Frau von Staël erzählt hat, unverwandt mit dem Schicksal Karl Stuart's von England, dessen Verhältnisse er immer mit den seinigen verglich, und sich daraus, um den unglücklichen Ausgang Karl's I. zu vermeiden, Lehren abnahm, die keineswegs günstig auf seine eigene Lage zurückwirkten. Denn es scheint der Fluch mancher Könige zu sein, daß sie niemals etwas aus der Geschichte lernen können, und selbst da, wo sie lernen wollen, nicht zu ihrem Vortheil. Der König von Frankreich, mit seinen gebundenen Händen und abgeschnittenem Haar vor der Guillotine stehend, unschuldig sterbend, weil die Ideen eines noch nicht vorhandenen und verwirklichten Staats als Gesetze gegen ihn angewandt worden waren, weist mit herzerschneidender Beziehung auf Karl I. von England zurück, dessen Enthauptung ein Beispiel wurde für die französischen Jacobiner, ohne das sie wahrscheinlich den Tod des sechzehnten Ludwig nicht beschlossen hätten. Karl Stuart von England steht allerdings mit Schuld beladen in der Geschichte seiner Nation da. Während der König von Frankreich nach einem neuen Staatsgesetze gerichtet worden war, das nur erst in den Ideen gegeben lag, welchen Ideen er zum Opfer gebracht wurde, so machte sich

Karl Stuart selbst zum Opfer der absoluten Königsgewalt, die in seinem Lande noch keine bestehende Gültigkeit hatte, sondern der vielmehr das repräsentative System als die eigentlich bestehende und real gewordene Lebensform gegenüberstand. An dem Parlament, diesem heiligen Zion der Britten, auf der Idee des Grundvertrags zwischen König und Volk auferbaut, mußte daher das absolute Königthum auf Tod und Leben mit den Volksrechten zusammenprallen.

Thomas Hobbes, einer der eifrigsten Anhänger Karl Stuart's, und Partei gegen die Revolution nehmend, mußte flüchten, und nahm auf seiner Flucht auch die Idee des absoluten Königthums mit sich, die er in die Wissenschaft hineinzutreten suchte. Auf dieser Flucht schrieb er sein berühmtes Buch de Cive, in welchem er die ganze Welt, und auch alle positive Religion, an den Stufen des unbeschränkten Königthums niederlegte, und diesem eine feste Stelle wenigstens im Staatsrecht sicherte. So behauptete er auch, daß einzig und allein der Landesfürst vorzuschreiben habe, was über Gott gedacht und gelehrt werden solle.

Das System des Hobbes, das gar keine geistigen Substanzen in der Welt gelten läßt, sondern überall nur Körper sah, wurde in dieser materialistischen Anschauung aller Dinge das wahre System des englischen Geistesmechanismus, der jedoch längst in sich hätte zusammenstürzen müssen, wenn er nicht auch tiefere Wurzeln festgesenkt hätte in dem unerschöpflichen Grunde des Naturlebens selbst, das für England das tragende Prinzip seiner Entwickelung geworden.

Die Poesie dieses Zeitraums bewegte sich vorzugsweise in diesen Elementen der öffentlichen Verhältnisse. Edmund Waller (1605—1687) ließ sein Talent der Gelegenheitspoesie gewissermaßen als Wetterfahne zwischen den Parteien

hinundherflattern. Er war ein Dichter schöner und wohlgemessener Formen und begründete sich dadurch einen Namen in der englischen Literatur. Aber die zweideutige Stellung, welche er als öffentlicher Character inmitten der wechselnden Verhältnisse annahm, trug er auch in seine Poesieen hinüber, in denen er bald Cromwell, bald die Restauration Karl's II. durch Lobgedichte feierte. Ein entschiedener royalistischer Parteigänger war dagegen der Dichter Abraham Cowley (1618—1667), der sich mit leidenschaftlichem Eifer in der Sache Karl's I. betheiligte und nach der Rückkehr desselben seine berühmte Ode upon his Majestys restoration and return schrieb.

Der Hauptdichter dieser Zeit aber wurde John Milton (1608—1674), der in seinen vielfachen und in die öffentlichen Verhältnisse oft tief eingreifenden Schriften dem religiösen und politischen Geist Englands in dieser Periode einen bedeutenden Ausdruck giebt. Als Publicist zeigte er sich besonders in seiner berühmten Vertheidigung des englischen Volkes (defensio pro populo Anglicano), die 1651 erschien und zur Widerlegung der von Saumaise im Jahre 1649 herausgegebenen Vertheidigung des Königs (defensio regis) dienen sollte. Der Standpunkt, welchen Milton in dieser Abhandlung den Parteien gegenüber einnahm, war im Grunde ein sehr ehrenhafter. Von der Volksfreiheit sprach er darin in einem großen Sinne, indem er zugleich den Usurpator Cromwell auf diese Freiheit verpflichten wollte. Das Parliament erkannte die Dienste, welche Milton dem Staat mit dieser Schrift geleistet, durch eine Belohnung von 1000 Pfund an. Seine innige und eifrige Betheiligung an der republikanischen Partei verband sich bei ihm zugleich mit dem Streben nach einer Reform der englischen Kirche, gegen deren bischöflich hierarchische Elemente er ankämpfte, und die er, eben so wie den Staat,

auf eine von allem Gewissenszwang und allem positiven Satzungsgeist freie Verfassung begründet sehen wollte. Seinen eigentlichen Standpunct in kirchlichen Dingen, durch den er zugleich den Puritanern und Presbyterianern entschieden gegenübertrat, hat er in einigen Abhandlungen, welche besonders von der bürgerlichen Gewalt in Kirchensachen handeln, ausgeführt. Die Sache der politischen und religiösen Freiheit war ihm eine so heilige, daß selbst die unheilbare Erblindung, die ihn in Folge seiner großen geistigen Anstrengungen befiel, ihn nicht davon abhalten konnte, sich ferner den Staatsbewegungen thätig hinzugeben. In einem Zeitpunct, wo das Königthum schon wieder neue Sympathieen in den Gemüthern gefunden und seiner Wiederherstellung in England nahe war, schrieb Milton noch seine beiden Flugschriften upon the model of common wealth und Ready and easy way to establish a free commonwealth. Diese im Sinne der Republik geschriebenen Abhandlungen erschienen wenige Monate vor der Restauration, die keine persönliche Gefahr für Milton brachte, da der lateinische Secretair Cromwell's sich in der erlassenen act of oblivion mitinbegriffen fand, obwohl seine defensio pro populo Anglicano und sein Iconoclastes (welchen er zur Widerlegung des dem König Karl I. zugeschriebenen Ikon Basilike herausgegeben) von Henkershand verbrannt wurden.

Die Wendung der öffentlichen Verhältnisse trieb jedoch Milton zur Poesie zurück, die schon die Beschäftigung seiner Jugend gewesen war. In seinen Jugendgedichten, die unter dem Titel juvenile poems 1645 zu London gedruckt erschienen, kündigt sich schon der starke, feierliche und schwunghafte, in religiöser Tiefe befestigte und von Freiheit erglühte Sinn aus, welcher die Milton'sche Poesie später auf eine so erhabene Weise charakterisirt hat. In diese frühere Periode

gehört das beſchreibende Gedicht der Allegro und der Penſeroſo, ein lyriſches Charakterbild von eigenthümlicher Erfindung, ferner die Elegie Lycidas, welche er auf den Tod eines im Schiffbruche verunglückten Jünglings gedichtet, und ein dramatiſches Spiel Comus. Das Werk aber, welches ſeinen eigentlichen Dichterruhm in England und in Europa begründet, das verlorene Paradies (the paradise lost) begann er jetzt, in ſeiner Zurückgezogenheit von den öffentlichen politiſchen Bewegungen, zu dichten und zu vollenden (1665). Der Dichter war ſchon ſiebenundvierzig Jahr, als er dieſe Dichtung ausführte, die als das reife und vollgehaltige Product ſeines ganzen Lebens und aller ſeiner Strebungen uns erſcheint. In dieſer Beziehung aber, in welcher der Dichter auch ſeinen ganzen politiſchen, religiöſen und ſittlichen Charakter in ſeinem Werk niederzulegen und abzubilden geſtrebt hat, kann man ihm nicht diejenige poetiſche Leichtigkeit und Freiheit zugeſtehen, welche der Production des Genies ſonſt ihren Stempel aufdrücken muß. Vielmehr erſcheint das verlorene Paradies oft herbe, ſteif, mit Abſichtlichkeiten überladen und in einer etwas ſchwerfälligen und pedantiſchen Pracht, wie ſehr es auch ſonſt durch ſeine ausgezeichneten poetiſchen Schönheiten unter die höchſten Meiſterwerke aller Nationen ſich reiht. Dem Ideal claſſiſcher Vollkommenheit und Bildung hat Milton vielleicht zu mühſam in ſeiner Darſtellung und Sprache nachgeſtrebt, welche letztere er beſonders mit manchen Neuerungen, denen man zum Theil latiniſirende und gräciſirende Wendungen zum Vorwurf gemacht hat, behandelte. Das verlorene Paradies führt uns in den urſprünglichen Naturzuſtand des Menſchengeſchlechts zurück, in welchem der Sündenfall die erſte dramatiſche Kataſtrophe der Welt bildet. Satan ſelbſt wird dadurch die Hauptgeſtalt der Darſtellung, und das ganze Gedicht verdankt ſeinen Ruhm beſonders dieſer

Figur, die durch Milton's Auffassung eine ganz eigenthümliche Bedeutung für die moderne Poesie gewonnen hat. Bei Milton hat sich der Teufel in der modernen Poesie zum ersten Mal als diese Großmacht des Bösen constituirt, die mit Selbstbewußtsein in dieser Eigenschaft thront und mit aller Gewalt eines königlichen Herrschers sich verkündigt. Das Milton'sche Gedicht hat dadurch mehr den Charakter einer Tragödie, als eines Epos gewonnen, und so schließt es sich auch in seiner ganzen Darstellung mehr dramatisch zusammen, als daß es in epischer Breite und Behaglichkeit auseinanderginge. Die erste Ausgabe des Paradise lost erschien London 1667 in 10 Büchern, die zweite, London 1674, noch mit zwei neuen Gesängen vermehrt. In seinem späteren Alter gab Milton noch ein wiedergewonnenes Paradies (Paradise regained, 1671) heraus. Seine literarische Thätigkeit setzte er unermüdlich und nach allen Seiten hin bis in die letzte Zeit seines Lebens fort. Seine Geschichte von England, eine Logik (1672) und die Discourses of true religion (1673) sind die Frucht seines hohen Greisenalters. —

Ein Spiegel seiner Zeit, obwohl in einem entgegengesetzten Sinne wie Milton, war auch der Dichter Samuel Butler (1612—1673), der sein satirisches Talent, mit dem er reichlich ausgerüstet war, zur Verspottung der Cromwellschen Partei verwandte. Dies that er in seinem berühmten komischen Epos Hudibras, dessen erster Theil 1663, der zweite 1664 erschien; ein dritter Theil kam noch im Jahre 1678 heraus, ohne jedoch einen Abschluß für das ganze Gedicht zu bringen. Es zeigt sich in diesem Gedicht die seltene Erscheinung, die satirische Muse im Dienst des Royalismus und der Loyalität zu erblicken, wie denn Karl II. dies loyal poem auswendig gewußt haben soll, obwohl er den Verfasser in Noth schmachten ließ und nur mit sehr

armſeligen Gaben belohnte. Bei der Anlage des Gedichts hat Butler den Don Quixote vor Augen gehabt.*)

Die royaliſtiſche Richtung, welche die Poeſie in Butler nahm, hatte ſich wenigſtens noch in eigenthümlichen nationalen Formen gehalten. Dagegen zeigte ſie in einigen andern Dichtern, welche ſich der Bewegung der Reſtauration mit ihrem Talent anſchloſſen, eine Hinneigung zu franzöſiſchen Bildungselementen, welche durch die aus Frankreich zurückgekehrten Stuarts ſelbſt ihre Anregung und Begünſtigung fanden. Ein ſolcher Dichter war vornehmlich John Dryden (1631—1701), ein vielbeweglicher und mannigfach begabter Geiſt, der zuerſt in ſeinen heroic stanzas (1658) Cromwell's Lob ſang, bald darauf aber in ſeiner Astraea redux, einem ſchwungvollen Feſtgedicht der Reſtauration, die Rückkehr Karl's II. feierte. In einem andern ſatiriſch politiſchen Gedicht Absalon and Achitophel (1681), welches er gegen die Partei des Herzogs von Monmouth richtete, erſcheint Karl II. allegoriſch in der Figur des Königs David dargeſtellt. Seine eigentliche Thätigkeit als Dichter wandte er dem Drama zu und ſchrieb, mit großer Leichtigkeit der Form, eine Reihe von Bühnenſtücken, die aber nur einen geringen Werth behaupten konnten. Bei ſeinem Talent, ſich allen Parteien hinzugeben, verſuchte er es, nach der Thronbeſteigung Karl's II., auch mit der katholiſchen Religion und erhielt ſeinen Uebertritt zu derſelben mit der Stelle eines königlichen Hiſtoriographen bezahlt. Er ſchrieb jetzt ſeine ſeltſame Fabel the hind and the panther, worin die Römiſche Kirche als eine milchweiße Hirſchkuh vorgeſtellt wird, welche ihre Oberhoheitsrechte gegen die proteſtantiſche Kirche, die unter dem Bilde eines Panthers erſcheint, geltend

*) Eine treffliche deutſche Ueberſetzung gab D. W Soltau (zweite Auflage, Königsberg 1797)

macht. Mehr Verdienst, als durch alle diese Arbeiten, gewann er sich durch seine Uebersetzungen alter klassischer Dichter, besonders des Persius, Juvenal und des Virgil, sowie durch seinen Dialog über die dramatische Dichtkunst (Essay on dramatic poesy), der damals ein großes kritisches Ansehen in England erlangte. Unter seinen lyrischen Arbeiten ist besonders sein Alexanderfest (Alexander's feast or the power of music, in honour of St. Cecilia's day) durch die Composition von Händel (1725) berühmt und verbreitet worden. —

Die durch Dryden geschaffene Eleganz der Formen, die vorzugsweise auf französischer Bildung fußte, ward besonders durch Alexander Pope (1688—1744) in eigenthümlicher und bedeutender Weise fortgesetzt. Dieser tiefgebildete Geist machte sich schon im Knabenalter durch seine Ode an die Einsamkeit (Ode on solitude) bekannt. Einige Hirtengedichte, sein Messiah, eine biblische Elegie, sein Lehrgedicht über die Kritik (Essay on criticism), sein Lockenraub (Rape of the lock, 1712) und seine Beschreibung des Waldes bei Windsor (Windsor-forest) begründeten seine Stelle in der englischen Literatur. Unter diesen hat die komische Epopöe der Lockenraub von jeher wegen der Virtuosität, mit der hier der kleinlichste und unwichtigste Gegenstand zu einer anziehenden und witzigen Behandelung gelangt, Bewunderung erregt. Durch das Bedürfniß, welches damals im englischen Publikum entstanden war, eine vollkommene Uebersetzung des Homer zu haben, wurde auch Pope aufgefordert, sich an diese Aufgabe zu machen. Er begann zuerst die Uebersetzung der Iliade, die er in fünf Jahren vollendete (London 1716—1720, 6 Bände). Von der Odyssee übersetzte Pope nur 12 Bücher; die Uebertragung der anderen gehört den Dichtern Elijah Fenton und William Broome. Die auf Subscription herausgegebene Uebersetzung der Iliade, für welche

der Band auf eine Guinee festgesetzt wurde, machte den Dichter reich und trug ihm nach Abzug aller Kosten 5320 Pfund ein. Als philosophischen Dichter zeigte er sich in seinem Lehrgedicht über den Menschen (Essay on man 1733—34), worin er in drei Episteln eine Reihe treffender Beobachtungen über menschliche Zustände und menschliches Glück vortrug. Die philosophischen Glückseligkeitstheorieen des Lord Bolingbroke, welchem er sein Gedicht gewidmet, und des Grafen Shaftesbury, bildeten den Einschlag in dies didaktische Gedicht. Dazu gesellten sich Anschauungen aus der Theodicee des Leibniz, und wie einige seiner theologischen Gegner ihm vorwarfen, sogar Anklänge an den Spinozismus. Die Vereinigung von Poesie und Philosophie zu einem großartigen Ganzen, wonach Pope hier strebte, ist ihm jedoch insofern nicht gelungen, als daraus nur eine glatte, regelmäßige und elegante Sentenzendarstellung hervorgegangen, die im Grunde weder auf poetische noch auf philosophische Bedeutung Anspruch machen kann. An dies Lehrgedicht vom Menschen schließen sich Pope's moralische Versuche (Moral essays), in denen er satirische Lebens- und Sittenbilder zeichnen wollte. Seine zahlreichen Gegner, die sowohl gegen seine dichterischen Arbeiten wie gegen seine Homer-Uebersetzung aufgetreten waren, fertigte er in Masse in seiner berühmten Dunciade ab, deren beißender Spott jedoch auch das Mißfallen vieler seiner Freunde erregte. —

16. Die französische Literatur.

In dem französischen Volk stellt sich uns seit den Zeiten seiner frühesten Entwickelung ein glücklich begabter Cha-

rakter dar, der immer aus sich selbst heraus thatkräftige und rasche Entscheidungen trifft, und mit diesem historischen Takt und Instinct, der ihm in seiner innersten Natur eigen ist, unmittelbarer die Ziele der Geschichte ins Auge faßt, ihre dialektischen Verstufen und Reflexionsübergänge schneller überspringt als andere Völker, und darin vorzugsweise nur die eine Richtung hat, aus den Ideen eine Wirklichkeit, aus dem Gedanken die That zu schaffen. Die große Völkermischung, welche aus dem römischen und germanischen Element hervorgegangen, hat sich in keinem Volkscharakter so rein und schön abgeklärt und zu einem so festgefügten und organisch gesunden Naturell verbunden, wie in dem französischen. Die leichte Flüssigkeit des Handelns, die es vorzugsweise zu diesem Volk der That gemacht, hat sich in ihm stets mit der substantiellen Wesenheit der germanischen Natur, der es auf Gedankenmomente ankommt, zu einigen gestrebt. Die Wechselwirkung zwischen deutschem und französischem Geist ist darum für die neuere europäische Bildungsgeschichte ein so bedeutendes und fruchtbares Verhältniß geworden, und wo der eine die Initiative ergriffen, hat der andere entweder die eigentlich vollendende und ausführende Hand dazu thun müssen, oder er ist schon das vorbereitende Element der ganzen Bewegung gewesen.

Dies Verhältniß hat sich namentlich in den beiden Hauptangelpuncten der modernen Welt, in der Reformation und Revolution, in dieser Weise bethätigt. Die Entwickelung der Reform, deren erster Zweck darauf gerichtet war, den Geist und die Institutionen des Mittelalters zu bekämpfen, hatte schon in Frankreich früher als in Deutschland eigenthümliche Wurzeln geschlagen, obgleich sie in letzterem Lande zuerst zu einer thatsächlichen Entscheidung auf dem religiösen Gebiet sich gestaltete. In Frankreich hatte jedoch die eigenste Entfaltung des Nationalcharakters schon frühe re-

formatoriſche Elemente in ſich erzeugt, welche auf eine Zerſtörung der Feudalariſtokratie und der päpſtlichen Autorität mächtig hinwirkten. Wenn der Kampf hier nicht ſchon als ein kirchlicher und religiöſer ausbrach, ſo lag dies einestheils darin, daß für das franzöſiſche Volk die religiöſe Frage niemals eine öffentliche Lebensfrage werden konnte, anderntheils hatte in Frankreich die gallikaniſche Kirche ſich freiere und unabhängigere Formen zu ſchaffen gewußt, die den Einfluß des Papſtes weſentlich beſchränkten, die Ausſprüche deſſelben nicht als abſolut anerkannten und dem allgemeinen Concilium für untergeordnet erklärten. Ludwig der Heilige ſelbſt hatte durch ſeine pragmatiſche Sanction (1268) der römiſchen Hierarchie ihren eigentlichen Giftzahn ausgebrochen, indem er alle eigenmächtige Beſteuerung ſeiner Staaten durch die römiſche Curie verbot, und dieſe geiſtliche Steuer Roms hatte gerade an dem innerſten Lebensmark Deutſchlands geſogen und hier dem hiſtoriſchen Geiſt Kraft zu ſeinem Durchbruche gegeben. Der Proteſtantismus hat alſo in Frankreich niemals dieſen ergiebigen Grund und Boden finden können, auf dem er die Bedeutung einer wahrhaft nationalen Oppoſition erlangt hätte. Wenn er ſich auch ſpäter, nachdem die deutſche Reformation erfolgt war, und beſonders in den Formen, die ihm Calvin gegeben (der ſeine Institutiones religionis christianae ſelbſt ins Franzöſiſche überſetzte) lebendig in Frankreich verbreitete, ſo hatte er doch in dieſem Lande ſchon deshalb keine weitgreifende Lebenskraft, weil er hier nicht als ein nationales Product entſtanden war. Er bedurfte in Frankreich der Durchdringung mit der nationalen Politik, um als ein Entwickelungsmoment im ganzen Nationalleben aufgenommen zu werden. So wurde aus den proteſtantiſchen Grundtrieben der neueren Geſchichte in Frankreich die Revolution gemacht, in welcher das Geiſtesleben der Franzoſen ſeine eigentliche Spitze gefunden hat. —

Die historische Plastik, welche das innerste Wesen des französischen Nationalcharakters ausmacht, läßt auch die Entwickelung der Literatur und Geistesbildung dieses Landes stets im innigsten Zusammenhang mit seiner Geschichte und seinen öffentlichen Einrichtungen erscheinen. So hat schon frühe das Centralisationssystem des französischen Staats, das dem politischen und geschichtlichen Leben seine wesentlichste organische Form giebt, auch auf die Literatur und Poesie der Franzosen den entschiedensten Einfluß ausgeübt. Paris wird bereits bei den ersten Anfängen der neueren Literatur die bestimmende und gesetzgebende Macht für Sprache und Darstellung, und da es von hier aus vorzugsweise der Hof ist, welcher nach dieser Richtung hin den Geschmack der Nation beherrscht, so setzten sich dadurch Einflüsse in der französischen Literatur fest, welche geistig freien und natürlichen Formen der Darstellung nicht günstig sein konnten, sondern den Genius durchaus in conventionelle Manier, in raffinirte Absichtlichkeit und in Nebentendenzen, die das Verhältniß des Dichters zum Hof und den Großen ausdrückten, einschnürten. Diese Schule der Höfe, welche die französische Literatur durchzumachen hatte, konnte ihr zunächst nur diesen verderbten, insinuanten, überreizten und aristokratisch verbuhlten Charakter mittheilen, der so lange ihr eigenthümliches Gepräge gebildet, der seinen Typus zuerst unter der Regierung Franz I. feststellt, und im Zeitalter Ludwigs XIV. sich zu dieser künstlich getriebenen Prachtliteratur des Ancien Regime vollendete, von welcher Voltaire den Uebergang macht zu der Literatur der neuen Zeit Frankreichs.

Am Hofe des ritterlichen, romantischen und literarischen Franz I., des père des lettres, erhielt die französische Nationalliteratur ihre erste Grundrichtung, in der sie von jetzt an umfassendere Gestaltungen erstrebte Dieser König bildet in seiner eigenen Person die Gränzscheide zwischen der alten

romantiſchen Zeit und der neuen wiſſenſchaftlichen Periode Europa's, und wirkte nach beiden Richtungen hin in begeiſterter Weiſe. In ſeinen eigenen Gedichten ſprach ſich ſein romantiſcher Sinn im hergebrachten franzöſiſchen Nationalton aus. Seine Schweſter, die geniale und galante Königin Margarethe von Navarra, ſchrieb, nach dem Vorbilde des Boccaccio, ihre zwar leichtfertigen und frivolen, aber doch nach ſeiner und anmuthiger Darſtellung ſtrebenden Novellen. Ein höher wirkender Einfluß ging dagegen von dieſem franzöſiſchen Hofe in der Begünſtigung der alten klaſſiſchen Studien aus, die Franz I. ſowohl durch einzelne bedeutende Anregungen, durch die Berufung des berühmten Griechen Laskaris nach Paris, und durch die Stiftung des College Royal, zu erwecken und in ſeiner Nation einzubürgern bemüht war. So beginnt auch die neue Bildungsgeſchichte Frankreichs mit dieſer Anknüpfung an die alte römiſche und griechiſche Welt, die bald auch in der Entwickelung der franzöſiſchen Poeſie ſelbſt ein ſo eigenthümliches Element wird, und die Geſtaltung derſelben ganz und gar bedingt. Die Beſtrebungen dieſer Zeit, der Nationalbildung in Frankreich eine größere und reichere Grundlage zu geben, dienten jedoch nicht dazu, eine innere Einheit des franzöſiſchen Nationallebens zu begründen, ſondern ſie legten vielmehr auch ihrerſeits den Grund zu den ſchroffen und unheilvollen Trennungen der Stände, welche in dieſem Lande die innere ſittliche Kraft des ganzen Nationalcharakters aushöhlten und die Revolution ſelbſt in ihrem Schooße trugen. Denn die im Zeitalter Franz I. beginnende Nationalbildung tritt zugleich als ein ariſtokratiſches und gegenſätzlich ſonderndes Element inmitten der Nation ſelbſt hervor, indem der geiſtige und wiſſenſchaftliche Beſitz ebenſo zu einem bevorrechteten Eigenthum wird, welches die ſogenannten hohe-

ren Stände von dem Volke trennt und unterscheidet, wie jedes andere Privilegium der Kaste.

Die Literatur des Ancien Regime begann die Nachahmung der Antike, welche ihr eigentliches Lebensprinzip wurde, zuerst in unmittelbarer Aneignung der classischen Formen, worin besonders Clement Marot, welcher der eigentliche poetische Repräsentant dieser Epoche Franz des Ersten ist, voranging. Sein Vater, Jean Marot, ist der Vorläufer dieser französischen Höflingspoesie, die sich in einem antiken Guß und in classischer Bildung darstellig machen wollte. Jean Maret, der Garderobe-Intendant am Hofe Franz I., machte sich poetisch besonders durch seine Reisen bekannt, unter welchem Titel er die Kriegszüge Ludwigs XII. gegen die Genueser und gegen die Venetianer besang. Auch schrieb er ein Lehrbuch für Prinzessinnen (Doctrinal des Princesses) in Versen. Sein Sohn Clément Marot (1495 — 1544) erscheint uns in seinem Leben wie in seinen Dichtungen als ausgebildetster Typus dieser Zeit, indem er den leichtfertigen, frivolen, über seinen eigenen Mangel an sittlichem Gehalt und Kern witzelnden, aber zugleich nach anmuthigen Formen strebenden Charakter der Epoche erschöpfend bezeichnet. Dieser poetische Kammerdiener Franz I. wurde ebenso sehr durch seine Liebeshändel, welche er besonders mit der schönen Gräfin Diana von Poitiers und nachher selbst mit der geistesverwandten Margarethe, Königin von Navarra, hatte, wie durch seine Verse berühmt. Als Dichter bildete er sich in seinen Formen vornehmlich nach lateinischen und griechischen Autoren, aus denen er auch Mancherlei ins Französische übersetzte. Er besaß die große Leichtigkeit und Beweglichkeit, alle Tonarten anzuschlagen und in alle Richtungen einzugehn, wie er denn auch mit dem Protestantismus coquettirte, zu dem er sich, auf Veranlassung Calvin's, vorübergehend, und, so lange als er mit Franz I. gespannt

war, bekannte. Seinen Antheil an den proteſtantiſchen Bewegungen des Zeitalters drückte er durch ſeine poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen aus, die er zuſammen mit Beza gearbeitet hatte, und welche auch bei dem proteſtantiſchen Gottesdienſt in Frankreich längere Zeit gebraucht wurde. Die Verfolgungen der Geiſtlichkeit, welche ſich Marot durch dieſe Ueberſetzung zuzog, nöthigten ihn aus Frankreich zu entfliehen. Unter ſeinen größeren Gedichten iſt die Hölle (l'Enfer) das bedeutendſte. Er ſchildert darin in treffenden ſatiriſchen Zügen ſeine Verhaftung und ſeinen Prozeß, die er wegen ſeiner Hinneigung zum Lutherthum auszuſtehen gehabt. In einer poetiſchen Predigt (Sermon), welche er an Franz I. richtete, ſuchte er ſogar auf den König zu Gunſten der Proteſtanten einzuwirken und ihm die Angelegenheiten derſelben ans Herz zu legen. Unter ſeinen zahlreichen lyriſchen Gedichten ſind ſeine Epiſteln wegen des Beſtrebens bemerkenswerth, den Horaz nachzuahmen, was ihm aber nur in ſehr ſchwachem Maaße gelang. Seine eigentliche Meiſterſchaft bewies er aber als Liederdichter, in ſeinen Chansons und Rondeaux, in denen er die ganze Anmuth und Naivetät ſeines Stils (nach ihm vorzugsweiſe Style marotique genannt) entfaltete. Unter den Gegnern Marot's thaten ſich die Dichter Jean le Blond und François Sagon hervor, welcher letztere Anti-Marotiſche Epiſteln (Epitres Anti-Maroliques) herausgab. Unter den Dichtern, die den Kern der Marot'ſchen Partei in der damaligen franzöſiſchen Literatur bildeten, ſind beſonders Charles Fontaine, Etienne Dolet und Mellin de St. Gelais zu nennen, letzterer ein Geiſtlicher, der, wie Marot, nach claſſiſcher Vollkommenheit und Correctheit in den poetiſchen Formen ſtrebte, und in dieſer regelrecht ausgefeilten Tändelpoeſie beſonders Ovid, Catull und Johannes Secundus vor Augen hatte.

In der Marot'schen Schule war die Nachahmung der Antike nur mehr in einem dilettirenden Ergreifen von Aeußerlichkeiten geschehen. Dies Streben ward in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts durch eine neue literarische Schule, welche sich nach der Zahl ihrer Mitglieder die französische Plejade oder das Siebengestirn nannte, zu einer umfassenderen und bestimmteren Tendenz ausgedehnt. Den Dichtern der Plejade ist eine gelehrtere und einsichtsvollere Aneignung der antiken Formen nicht abzusprechen, auch suchten sie der Poesie ihrer Zeit einen höheren Geist und eine kräftigere und edlere Gesinnung einzuhauchen. Aber es konnte ihnen, beim Mangel an wahrer hervorbringender Kraft, nicht gelingen, diese Mischelemente, auf welche sie ihr Schaffen gründeten, und die besonders in einem Zusammenwerfen antiker, italienischer und nationalfranzösischer Geistesformen bestanden, zu einer wirklich productiven Einheit zu verarbeiten und in einen poetischen Fluß zu bringen. Es blieb dies Streben vielmehr ein stückenartiges und unverdauliches Amalgam von einzelnen Bildungsstoffen, das nur einen peinlichen Eindruck machen konnte. Ebenso buntscheckig war die Sprache, welche sich die Siebengestirner neu und eigenthümlich zurecht machen wollten, indem sie lateinische und griechische Wortformen und Redewendungen aufnahmen, in welchem Jargon eine Zeit lang sogar am französischen Hofe selbst gesprochen wurde.

Die sieben Dichter der französischen Plejade sind Ronsard, du Bellay, Antoine de Baif, Pontus de Thyard, Remi Belleau, Jean Daurat, und Jodelle. Als Stifter der Schule wird gewöhnlich der erstgenannte, Pierre de Ronsard (1525—1585), angesehen, obwohl er seinen Leistungen nach keineswegs für den bedeutendsten gelten kann. Er wurde in seiner Zeit als der Fürst der französischen Dichter (prince

des poëtes français) gepriesen, mit welchem stereotypen Prachtnamen er auch auf dem Titel der großen Pariser Ausgabe seiner Werke (1623) bezeichnet wird. Ein nach dem Erhabenen und Ungemeinen strebender Geist ist dem Ronsard im Allgemeinen nicht abzusprechen, doch führte er mit all dem classischen, mythologischen und historischen Apparat, auf den er seine Dichtungen gründete, nur ein hohles, pomphaftes und schwerfälliges Gebäude auf, das durch den griechischen und lateinischen Aufputz und durch Seltsamkeiten von eigener Zuthat reizen sollte. Er ahmte jedoch nicht bloß den Dichtern des Alterthums nach, sondern auch den italienischen, vorzüglich Petrarcha, in dessen Manier er einige hundert Sonette unter dem Titel Les Amours dichtete, wodurch es ihm gelang, dem von den Franzosen bisher stets zurückgewiesenen Sonett Aufnahme in Frankreich zu verschaffen. Als Laura figurirt bei ihm eine gewisse Cassandra, die mit sehr schwerem gelehrten Geschütz gefeiert wird. Ronsard griff nach allen möglichen Formen und Tonarten umher, um ein großer classischer Dichter seiner Nation zu werden, worauf er es mit aller Absicht angelegt hatte. Er brachte ein Stück von Aristophanes, den Plutus, in einer französischen Uebersetzung auf die Bühne, er schrieb Oden nach dem Zuschnitt des Pindar und Horaz, und versuchte es zuletzt auch mit Homer, indem er eine Franciade (la Franciade) schrieb, welches ein französisches Nationalepos sein sollte, in welchem er die mythische Stiftung des Königreichs Frankreich durch den trojanischen Prinzen Francus, einen Sohn Hektor's, besingt. So war denn hier auf unmittelbarstem Wege die Verknüpfung der französischen Nationalität mit der classischen Welt des Alterthums, wonach die ganze Geistesbildung hinstrebte, gefunden. —

Der bedeutendste Dichter des Siebengestirns ist Etienne

Jodelle (1532—1573). Er hatte mehr Kraft und Geschick, als die übrigen, das Streben nach Classicität gewissermaßen zu nationalisiren, und in einer höheren productiven Bedeutung darzustellen. Seine Hauptrichtung ging aber auf das Theater, als dessen Reformator er auftrat und das er nach dem Muster des griechischen Dramas neugestalten wollte.

Die bisherige Gestalt der französischen Bühne bot freilich einen sehr buntscheckigen und wunderlichen Anblick dar. Das Drama war auch in diesem Lande, wie anderswo, aus den freien mimischen Darstellungen hervorgegangen, welche in dem Cultus der alten Kirche und in der volksthümlichen Anschauung der Heiligengeschichte ihren Stoff und ihre Formen empfingen. Diese entwickelten sich in Frankreich allmählig zu kleinen dramatischen Compositionen, die Jeux genannt wurden, und neben dem kirchlichen Element zuweilen auch schon weltliche Gegenstände und allegorische Personen auftreten ließen. Im funfzehnten Jahrhundert sonderten sich schon die einzelnen dramatischen Gattungen auf bestimmten Theatern, deren es vornehmlich drei gab, und unter denen zuerst das Theater der Passionsbrüderschaft (confrairie de la Passion) zu nennen ist. Dies war eine Gesellschaft von Pilgern, welche in ihren Darstellungen von Mysterienspielen besonders auch die Leidensgeschichte Christi aufgeführt, und sich durch dies Passionsstück (zuerst 1380 gespielt) vorzugsweise ihren Ruhm erworben hatten, so daß sie sich nach demselben den Namen der Passionsbrüder beilegten. Sie erhielten 1402 ihr besonderes Privilegium, durch das sie sich förmlich constituirten, und wurden somit in der europäischen Theaterwelt die erste stehende Gesellschaft, welche sich in bestimmter Weise organisirte. In diesen französischen Mysterienspielen mischten sich, ebenso wie in den deutschen, noch die komischen

und tragiſchen Partieen der Darſtellung durcheinander. Zum Theil vor den Schauſpielern der Paſſion und gleichzeitig mit denſelben beſtand in Frankreich die Geſellſchaft der Schreiber der Bazoche (les Clercs de la Bazoche), die aus einer privilegirten Verbindung von Advokaten und Juſtizbeamten hervorgegangen war, und welche eine neue dramatiſche Erfindung machten, indem ſie den Myſteriendarſtellungen vorzugsweiſe eine moraliſch-allegoriſche Beziehung gaben. Dieſe Stücke, welche unter dem Namen der Moralitäten aufkamen, waren mit einem außerordentlich guten Humor und vieler Kraft und Beweglichkeit der Phantaſie ausgeſtattet. In ihnen bildeten ſich die erſten Elemente des modernen Luſtſpiels heran. Das dritte Theater war das der Enfans sans souci, welches zunächſt aus einer Vereinigung von jungen Männern des Adels hervorging, die ſich daran ergötzten, ſatiriſche Narrenſpiele aufzuführen und von Karl VI. ein eigenes Privilegium für ihre Geſellſchaft empfingen. Auf dieſem Theater wurden alle Darſtellungen der Welt und Zeit beſonders aus dem Geſichtspunct der Narrheit gegeben. Die Stücke wurden sotties genannt und machten ſich auch in politiſcher Beziehung zu einem ſatiriſchen Zeitſpiegel, welcher die öffentlichen Verhältniſſe und Charaktere in ſcharfen Lichtern zurückwarf. Die Form dieſer Stücke, welche ſehr populair in Frankreich wurden, war ebenfalls die Allegorie, welche vorzugsweiſe zur charakteriſtiſchen Darſtellung der Thorheiten der Zeit gebraucht wurde.

Dieſe Theaterzuſtände fand Jodelle in ſeiner Zeit vor, als er es unternahm, dem franzöſiſchen Drama durch die antiken claſſiſchen Formen eine neue Geſtalt zu geben. In dieſer Abſicht ſchrieb er zuerſt ſeine Tragödie Cleopatra, in welcher er auch den antiken Chor beibehielt. Die regelrechte dramatiſche Organiſation, als deren Schöpfer ei-

gentlich Jodelle in Frankreich anzusehen ist, bildet den Hauptvorzug dieses Stückes, durch welches die alte dramatische Schule mit ihren formlosen romantischen Erfindungen zuerst verdrängt und in der Gunst des Publikums wie des Hofes überflügelt wurde. Dabei wußte Jodelle zugleich mit vielem Geschick und Takt noch so viel von dem romantischen Element beizubehalten, als für den französischen Nationalcharakter ansprechend sein mußte, und so machte er aus der Romantik und Antike eine wohlberechnete Mischung, welche der Grundcharakter des französischen Dramas wurde. In der Form hat er zuerst die berühmten drei Einheiten des Aristoteles zum Fundamentalgesetz des neueren französischen Theaters gemacht. Seine Cleopatra, welche diese durchgreifenden Reformen bewirkte, war zuerst im Jahre 1552 in Paris aufgeführt worden, und zwar von Jodelle und seinen Freunden selbst, da die Schauspieler der bestehenden Theatergesellschaften nicht für die neue Manier gebraucht werden konnten. Der junge und hübsche Jodelle spielte selbst die Rolle der Cleopatra. Mit dem Erfolg dieses Stückes war um so mehr der Sieg einer neuen dramatischen Schule entschieden, als Jodelle auch den Hof für diese Aufführung zu interessiren gewußt hatte. Nachdem Jodelle den Typus der modernen französischen Tragödie geschaffen, schrieb er sein Lustspiel Abt Eugène (Eugène, ou la Rencontre), durch welches er ebenso für die Komödie eine neue Bahn brechen wollte. Er nahm sich hier das Lustspiel des Plautus und Terenz zum Muster, suchte jedoch in diesen Formen die französischen Nationalzüge des Lustspiels zu begründen, wie er denn in dem Helden des Stückes selbst eine durchaus moderne Figur zeichnete, ein Charakterbild der modernen Heuchelei und Gleißnerei, das hier noch sehr roh angelegt erscheint, und in feinerer Ausführung durch Molière's Tartuffe seine normale Vollendung erhält. Der

Eugène Jodelle's, der ein so schneidendes Sittenbild von dem Leben des katholischen Clerus enthüllt, schlägt zugleich auf eine merkwürdige Weise den Ton der Epoche der Reformation an, welcher Eindruck jedoch durch den leichtfertigen und unmoralischen Schluß der Komödie wieder zerstört wird. —

In einem anderen hochbegabten Geist dieser Zeit ist das protestantische Element des Jahrhunderts gewaltiger und vollständiger zum Durchbruch gekommen. Dies ist der große Satiriker François Rabelais, zu Chinon in der Touraine zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts geboren, zuerst als Mönch bei den Franciscanern und Benedictinern mit einem umfassenden Studium der alten Sprachen und Literaturen beschäftigt, dann als Professor der Medicin in Montpellier von berühmter Wirksamkeit, und in vielfachen andern wissenschaftlichen und abenteuerlichen Beziehungen umherwandernd. In ihm haben sich alle Bildungsstoffe seiner Epoche gewissermaßen auf den Kopf gestellt, und erscheinen nach einem riesenhaften Maaßstabe der Caricatur ins Ungeheuerliche verzerrt, wodurch sie ihre schneidendste Zergliederung und Zersetzung in ihrem innersten Wesen erfahren. Die geschichtlichen Gegensätze der Zeit, und die auflösenden Elemente, welche in dem Kampf eines alten und neuen Weltalters gegeben lagen, konnten sich nicht kühner contrastiren und abstoßen, als in Rabelais, der aus Allem eine kecke und zügellose Posse machte. Sein eigentliches Element war die Farce, worin er alle Kämpfe des Jahrhunderts gewissermaßen auflöste, indem er mit beispiellosem Uebermuth sich an alle Richtungen und Persönlichkeiten heandrängte, sie neckend, schimpfend, hohnlachend und schwatzend durcheinandermengte und diesen ungeheuern satirischen Weltbrei daraus bereitete, der uns in Gestalt seines großen Romans Gargantua und Pantagruel

überliefert worden ist. Man kann Rabelais den Michel Angelo der Zote nennen, so colossal und zum Theil erhaben zeigt er sich in diesem Roman selbst in der zudringlichsten Gemeinheit und in dem unverschämtesten Cynismus, welcher die Hauptwaffe seiner Darstellung bildet. Dieser rücksichtslose Standpunct, der mit Allem anbindet und nichts bestehen läßt, der Allem nachläuft und Alles anhält, aber Nichts bewahrt und festhält, dieser Standpunct ist zwar der Ausdruck der geistigen Ungebundenheit, aber es fehlt ihm doch diejenige innere Würde und sittliche Haltung, welche ihm die wahre Bedeutung geistiger Freiheit und die reine Macht des ächten Genius geben kann. Rabelais wälzt sich mehr in all diesen Stoffen und Richtungen seiner Zeit umher, indem er dabei das Gift seines zerfressenden Witzes und Spottes um sich spritzt, als daß er wirklich herrschend über ihnen stände und sie in dem entscheidenden Lebenspunct ihrer Entwickelungen ergreifen könnte. In Rabelais wirkt der entfesselte Verstand des protestantischen Weltalters, der sich berauscht hat an dem jungen Most der neuen Zeit und zu seinen Thyrsusschwingern Witz und Humor bestellt, welche sich bacchantisch auf Alles werfen, was ihnen in den Weg geräth. Rabelais stand mit den höchsten Personen seiner Zeit auf geistlichem und weltlichem Gebiet, mit Päpsten und Cardinälen, und mit den Fürsten Franz I. und Heinrich II. in genauer Berührung, und er schien es zu verstehen, eine so weltkluge und gesicherte Stellung nach allen Seiten hin anzunehmen, daß er nie mit den Personen zerfiel, wie sehr er auch die Richtungen bekriegen und seiner Ironie preisgeben mochte. So konnte er noch bedeutende geistliche Pfründen erlangen, während er zugleich gegen Mönchthum und römisches Kirchenwesen die bittersten Pfeile der Satire abschoß. Seine hohen Gönner und Freunde bildete er zum Theil selbst in dem Roman Gargantua und

Pantagruel ab, namentlich hat man eine Persiflage auf Franz I. darin erblicken wollen, der sich gleichwohl für dies Buch sehr interessirte und bekanntlich dessen Verbot, welches die theologische Facultät zu Paris ausgesprochen hatte, wieder aufhob. Das stehende Thema der Rabelais'schen Satire sind aber im Gargantua, oder vielmehr in der Fortsetzung desselben, im Pantagruel, die Bettelmönche, in deren Orden Rabelais früher selbst gestanden. Damit verbindet sich die Verspottung der alten romantischen Gestalten und Geschichten des Mittelalters, um den modernen Eindruck des Buches, als eines universellen Symptoms des neuen protestantischen Weltalters, zu vollenden.*) Rabelais starb ungefähr im Jahre 1553, mit dem berühmt gewordenen Ausspruch auf seinem Todbette, daß er jetzt das große Vielleicht aufsuchen wolle (je m'en vais chercher un grand Peut-être). Man kann ihn in mancher Hinsicht als einen Vorläufer der Skepsis des achtzehnten Jahrhunderts betrachten, und namentlich scheint Voltaire in der Schule des Rabelais, der er gewiß viel verdankt, sich gebildet zu haben.

---

*) Die früheste Ausgabe des ersten Buchs des Romans erschien 1533 zu Lyon; das fünfte Buch kam erst nach dem Tode des Rabelais heraus. Unter den Ausgaben seiner Werke ist besonders die kritische und gelehrte von La Monnoye und Duchat: Oeuvres de Maitre François Rabelais, Amsterdam 1711, 5 Bände, anzuführen (neue Auflage 1741, in 3 Bänden); neuere Ausgaben: Paris 1820, 3 Bände, mit einem Glossar, und Paris 1822, 5 Bände, mit dem Commentar von Johanneau. Die vortreffliche und congeniale Uebersetzung von Franz Regis, die auch einen Commentar enthält, erschien unter dem Titel: „Meister Franz Regis, der Arznei Doctor, Gargantua und Pantagruel, (Leipzig 1832 flgd.).

Die große Zwanglosigkeit und Ungebundenheit, welche der Rabelais'sche Genius auch in der Form und Sprache darstellte, erscheint zugleich als ein heilsames Gegengift gegen die Sucht nach classischer und antiker Abzirkelung der französischen Darstellung, gegen diese mühsame und gelehrte Convention, welche einen absichts- und anspruchsvollen Zwang an die Stelle der von innen heraus quellenden Formen der nationalen Poesie gesetzt hatte. Eine taktvollere und feinere Vermittelung zwischen den antiken und nationalfranzösischen Formen suchte Malherbe und seine Schule einzuführen.

François de Malherbe (1555—1628), ein in vornehmen Verhältnissen geborener und lebender Dichter, stellte den classischen Typus der französischen Lyrik fest, indem er in seinen Liedern, Epigrammen, Sonetten und Stanzen einem Ideal von Wohlklang, Harmonie, Abgemessenheit und Correctheit nachstrebte, das sich um so sicherer bei ihm ausarbeiten konnte, als Gedanke und Phantasie bei diesem Dichter schon an sich so mäßig und wohlgezogen waren. Es gelang ihm jedoch, einen feinen Guß der französischen Diction zu treffen, der von den Franzosen lange Zeit als ein ächtes Muster der Darstellung angesehen und bewundert wurde. Unter seinen Nachahmern und Nachfolgern sind als die talentvollsten besonders Theophile Viaud, François Maynard, Claude de l'Etoile, Marc-Antoine Gerard de St. Amand u. a. zu nennen.

Ein größerer Kopf war ohne Zweifel Mathurin Regnier (1573—1613), welcher der erste classische Satirendichter der Franzosen genannt wird. Er hatte nicht den ausgelassenen und ausschweifenden Witz des Rabelais, aber er besaß ein satirisches Pathos, mit welchem er oft auf eine sehr eingreifende Weise sein Zeitalter in die Schule nahm, indem er in der Verspottung der Thorheiten, wie er

sie in der Wirklichkeit vorfand und nach dem Leben abzeichnete, zugleich das didaktische Element vorwalten ließ. In seinen sechszehn Satiren, die wir noch von ihm besitzen, hat er eine Reihe trefflicher Charakterbilder gezeichnet, die in der Form seine Studien des Juvenal und Horaz verrathen, in ihrer genialen und naiven Behandlung aber durchaus das eigenste französische Naturell wiederspiegeln.

Eine eigenthümliche Form, um die sociale Verderbtheit des Zeitalters zu übertünchen, wurde in Frankreich die pastorale Gattung der Poesie, die schon früher in einzelnen Versuchen hervorgetreten, und großentheils nach den bukolischen Dichtungen der Alten, besonders aber nach Virgil, gemodelt worden war, in dieser Zeit aber ein berühmtes Product, den großen Schäferroman Astrée, von Honoré d'Urfé (geboren 1567 zu Marseille) hervorbrachte. Dieser fünfbändige Roman, dessen erster Theil im Jahre 1610 herauskam, ist hauptsächlich nach dem Typus der spanischen Schäferspiele zugeschnitten und sieht der Diana des Montemayor in vielen Stücken ähnlich. Der Dichter nennt sein Buch selbst einen allegorischen Schäferroman (Pastorale allegorique), mit welcher Bezeichnung jedoch nur die Einführung wirklicher Personen und Begebenheiten in der Maske der Hirtengestalten gemeint ist, wie denn Honoré d'Urfé seine eigene Lebens- und Liebesgeschichte und seine und seiner Geliebten Person in vielen Zügen dieser Dichtung eingewebt hat. —

Der eigentliche Höhepunct der französischen Literatur des Ancien Regime stellt sich in der Form der dramatischen Poesie dar, welche den poetischen Würdenschmuck der absoluten Monarchie Ludwigs XIV. ausmacht, und die

dichterische Production dieser Epoche auf ihrer glänzendsten Stufe zeigt.

Die französische Monarchie hatte in ihrer allmähligen Entwickelung zu einer großen und umfassenden Einheit des ganzen Nationallebens auch die geistige Kraft der Nation, die Seite des Talents und des künstlerischen Schaffens, zu schätzen und zu benutzen verstanden. Das geistige Nationalleben sollte den Hauptgrundschlag in dem Gewebe der absoluten Monarchie bilden, und dieser glückliche Gedanke, der eigentlich eine Erfindung **Richelieu's** war, ist als der wesentlichste Zusammenhalt des ganzen Staatsgebäudes der alten Zeit, und als die Hauptstütze seines nationalen und populairen Ansehens zu betrachten. Unter der Regierung Ludwigs **XIII.** war durch Richelieu der Grund zu dieser schönwissenschaftlichen Hofhaltung der absoluten Monarchie gelegt worden. Wie der Hof in politischer Hinsicht der Mittelpunct alles Staatslebens war, so sollte er auch alle geistigen Kräfte der Nation in sich concentriren. Richelieu machte es daher schon zu einer Aufgabe seines staatsmännischen Wirkens, die Literatur in den Kreis der Monarchie zu bannen, und er führte dies besonders durch die Stiftung der **französischen Akademie** (1635) aus, durch welche auch der Entwickelung der Sprache dieser Stempel und Zwang eines absoluten Herrscherprincips aufgedrückt werden sollte. Mit diesem System, welches Ludwig XIV. erbte und auf eine so glänzende und geschickte Weise ins Leben hinüberzuführen verstand, hing die eigenthümliche Gestaltung, die Literatur und Poesie selbst in ihren innersten Formen annahmen, auf das Innigste zusammen. Die Literatur entwickelte sich in Gemäßheit dieses Hofverhältnisses, in das sie hineingezogen war, innerlich und äußerlich nach den ihr dadurch auferlegten Conventionen, und erhielt damit einen Charakter, der nur aus diesem besonderen Zu-

ſammentreffen des Hof- und Muſenlebens erklärt werden kann. Während in Deutſchland gerade diejenigen Geiſter, welche am mächtigſten und erfolgreichſten für die Heraufbildung der neueren Poeſie und Literatur wirkten, dem Bürger- und Handwerkerſtande angehörten, ſehen wir um dieſe Zeit in Frankreich, wo es Hofſtellen, Beförderungen, ergiebige Penſionen und goldhaltige Pfründen für die Dichter gab, die Männer der Literatur immer nur aus den höheren und ausſchließlichen Kreiſen der Geſellſchaft hervorgehen und zur vollſtändigen Anerkennung ihres Werths darin aufgenommen werden.

Die franzöſiſche Conventionspoeſie dieſer Zeit hatte nun vornehmlich im Drama ihr großartigſtes Organ ſich erſchaffen. In dem Drama des Ancien Regime war die Convention zu einem künſtleriſchen Syſtem ausgebaut worden, welches ſich auf die Ariſtoteliſche Poetik und auf das derſelben entnommene Prinzip der Einheit von Zeit, Ort und Handlung ſtützte. Dies Einheitsprinzip, aus welchem die Organiſation des franzöſiſchen Dramas und beſonders der Tragödie gemacht wurde, war jedoch nur ein Mißverſtändniß, wie des Ariſtoteles ſelbſt, ſo auch der innerlichen und geiſtigen Elemente der Darſtellung, und bewies, daß dieſe Zeit ſelbſt in der Kunſt über die formelle Abrichtung nicht hinauskommen konnte, und den Zwang einer abſtracten Uebereinkunft brauchte, ſtatt der lebendigen Freiheit, den Gegenſtand in ſeiner inneren Bewegung aus ſich ſelbſt walten zu laſſen. Es war am Ende nur das Streben, das antike Drama courfähig für den franzöſiſchen Hof zu machen, und in dieſem Sinne mußte denn auch der vorzugsweiſe dazu ergriffene Stoff der römiſchen und griechiſchen Welt, ja ſelbſt die türkiſche Geſchichte, ſich nach dem Zuſchnitt des franzöſiſchen Hoflebens bequemen, und zur Huldigung für daſſelbe verbrauchen laſſen. Zu einer

künſtlichen Vermittelung dieſer Gegenſätze, die nur in der Reflexion geſchaffen werden konnte, mußte dann dies rhetoriſche Pathos aufgewandt werden, welches ſowohl in der Sprache des Dichters, wie in der Recitation durch den Schauſpieler, der ganz ſpecifiſche Ausdruck der franzöſiſchen Tragödie geworden iſt. Die Unnatur und Affectation, welche man dabei dieſer Darſtellung vorzugsweiſe anhaften ſieht, erſcheint gewiſſermaßen als ein Privilegium, das zu einer hohen künſtleriſchen Vollendung und einem ganz beſtimmten nationalen Typus ausgebildet worden iſt.

Nachdem Jodelle bereits die Grundorganiſation des franzöſiſchen Drama's in dieſem Sinne feſtgeſtellt hatte, war durch ſeine nächſten Nachfolger bis auf Corneille nur wenig Bedeutendes und Hervorragendes geleiſtet worden. Unter dieſen Dramatikern, welche zwiſchen Jodelle und Corneille in der Mitte ſtehen, ſind beſonders Robert Garnier (Hippolyte, 1573, Jüdinnen), La Peyrouſe (Medea, 1555), Mayret (ſeine berühmte Tragödie Sophonisbe) zu nennen.

Von dem Grundprinzip der Nachahmung des griechiſchen Theaters war auch Pierre Corneille (1606—1684), welchen ſeine Nation lange als ihren größten dramatiſchen Dichter und vorzugsweiſe als den Großen (le grand Corneille) bewunderte, ausgegangen. Er nahm zunächſt die von Jodelle aufgeſtellten Miſchformen auf, und bildete dieſe Vermengung des antiken und romantiſchen Ideals mit einem ſtärkeren und großartigeren Dichternaturell aus. Corneille verband mit dem Studium der griechiſchen Tragiker zugleich eine Hinneigung zu den ſpaniſchen Dichtern, deren Pomp und Prunk ihm beſonders in ſeiner ſpäteren Zeit, wo er ſich in ſeiner eigentlichen Productionskraft erſchöpft fühlte, zuſagte und aufnehmenswerth erſchien. Corneille war ohne Zweifel darauf angelegt, ein großer

Dichter im ächten und höchsten Sinne des Wortes zu werden, aber die erhabenen Eigenschaften seines poetischen Wesens konnten unter den conventionellen Bedingungen, unter die auch er seine ganze Schöpferkraft stellte, und bei dem der Muse unwürdigen Streben, jeden Lustzug des Hofes zu erlauschen und zu einem Motiv in der Darstellung des Gedichts selbst zu benutzen, nicht zu einer freien Entwickelung gelangen. Er brachte daher, mit all seinem Talent, doch nur eine halb gelehrte halb höfische Herrenpoesie zu Stande, die in dem Ausdruck der Leidenschaften oft mächtig und in der Anlage der Situationen fast immer kunstreich ist, aber im Grunde aller inneren und äußeren Freiheit der dichterischen Schöpfung, aller Wahrheit der Poesie und alles Adels der Natur entbehrt. Seine römischen und griechischen Helden, die im französischen Nationalgeschmack ausstaffirt sind, haben daher auf alle mögliche Anerkennung Anspruch, nur nicht auf die, Menschen zu sein. Sie sind künstliche Abstractionen, die ihre ganze Lebenskraft in dem ungemein rednerischen Pathos, in der Beweglichkeit ihrer Raisonnements und in all dieser Maschinerie von Absichten, Antithesen, kostbaren Sprüchen und gesellschaftlichen Beziehungen haben. Diese Poesie erscheint daher auch keinen Augenblick frei und auf ihre eigenen inneren Lebensquellen sich verlassend, sondern sie ist vielmehr auf jedem Schritt ängstlich und peinlich bemüht, sich zu bewachen, jede Falte an sich zu untersuchen, und nachzusehen, ob sich auch Alles in vorgeschriebener Ordnung, dem System getreu, und den höchsten Rücksichten gemäß, welche die des Hofes sind, an ihr befinde. Dies zeigt sich auch in den eigenthümlichen Rechenschaftsberichten, welche der Dichter in den Vorreden und Excursen seiner Stücke abzulegen pflegt. Corneille's erste Tragödie war die Medea, welche im Jahre 1635 erschien. 1636 gab er seinen Cid heraus, welches

sein berühmtestes Trauerspiel wurde, und, trotz mancher kritischen Anfeindungen, einen ungeheuern Enthusiasmus in der Nation hervorrief, wie ihn bis dahin noch kein Dichterwerk in Frankreich erweckt hatte. Im Cid hat sich Corneille noch am wenigsten durch ängstliche Rücksichten auf antike Muster einengen lassen, und sich einer gewissen romantischen Freiheit der Composition hingegeben, die zu dem großen Erfolg dieses Stückes wesentlich beigetragen hat. In seinem dritten Trauerspiel, den Horaziern, hatte er es schon strenger auf die Erfüllung der aristotelischen Poetik abgesehen, und er wollte darin eine classische und regelrechte Musterform geben, welche zugleich den französischen Nationalgeschmack in jeder Weise befriedigen konnte. In seinem Cinna, Polyeukt, Tod des Pompejus, führte er diese Tendenz immer planmäßiger und entschiedener durch. Für sein bestes Stück hat er selbst die Rodogune erklärt, dessen Berechtsamkeit zwar glanzvoll und hinreißend zu nennen ist, dem aber durchaus keine höhere dramatische Anlage und Durchführung zugesprochen werden kann. In seinen späteren Stücken, wie Oedipe, Sophonisbe, Agesilaus, u. s. w., die keinen Beifall mehr finden konnten, mühte er sich vergeblich ab, sich wieder zu der Höhe seiner selbst zu erheben, und sucht dazu alle möglichen Effecte, selbst Opernpomp, wie in seiner Andromeda, herbeizuziehen. In freieren Formen bewegte sich Corneille als Lustspieldichter. Er ließ sich in dieser Gattung mehr gehen, und suchte, jedoch ohne allzu ängstlichen Plan, die Manier des Terenz mit französischer Correctheit und spanischer Romantik zu verbinden. Sein Lügner und die Fortsetzung des Lügners (la Suite du Menteur) sind jedoch eigentlich keine Originalstücke, sondern fast ganz nach spanischen Komödien gearbeitet.*)

*) Die beste und vollständigste Ausgabe von Corneille's

Neben Corneille ist der zweite Großwürdenträger des französischen Drama's, Jean Racine (1639 — 1699) zu nennen. Seine ohne Zweifel hoch zu stellende Dichtergabe neigte sich schon früh der Hofgunst entgegen, und bildete sich im Einklang mit dem Hofton zu dem Ideal aus, das sie zu erreichen strebte. So begann er seine poetische Laufbahn eigentlich als Lobredner Ludwigs XIV., besonders in seiner berühmten Ode La Renommée aux Muses, in welcher die unsinnigsten Schmeicheleien in hochtrabende Verse gebracht sind, und worin die Nymphe Fama die Musen auffordert, den Himmel zu verlassen, und in Paris, am Hofe Ludwigs XIV., in dem Vergnügen Seiner Nähe, mehr als Nectar zu genießen. In Racine hat sich, in den einmal angenommenen Formen der dramatischen Poesie seiner Zeit, der ächt französische Typus zur reinsten Vollendung und elegantesten Ausbildung gebracht. Racine hat nicht die großen und starken Elemente der Auffassung und Darstellung, durch welche Corneille seine erhabene und schroffe Originalität zu behaupten wußte. Dagegen verarbeitete er das griechische System des französischen Dramas zu einem gleichmäßigeren, harmonischen und weichen Gefüge, in dem das flüssige und bewegliche Wesen der französischen Nationalität als das vorwaltende Element sich geltend machte. So wurden die römischen, griechischen und türkischen Heroen bei Racine noch entschiedener als bei Corneille ganz französische Persönlichkeiten, die noch dazu nicht anders als im Hofstil des großen Ludwig und mit voller Kenntniß der

---

Werken ist die von Renouard (Paris 1817, 12 Bände), in welcher zugleich die bedeutendsten Arbeiten seines Bruders Thomas Corneille aufgenommen wurden. Auch enthält diese Ausgabe den Commentar von Voltaire, und die Palissot'schen Noten im Auszuge.

Etikette, sich bewegen. Man könnte daher Racine den französischesten aller Dichter nennen, insofern ihm die Geltendmachung der französischen Nationalität auch in dem fremdesten Stoff als die eigentliche Aufgabe aller Darstellung erscheint. Dabei fehlt es diesem Dichter keineswegs an poetischer Innerlichkeit, an zarten und reichen Nüancen des Gemüths, und an naturwahren Gefühlen, welche allen rednerischen Schwulst und alle künstlerische Feierlichkeit der Darstellung durchbrechen. Dies ist besonders in seiner Phädra der Fall, in der die trefflichsten Anläufe zu einer ächt poetischen und dramatischen Darstellung gemacht werden. Sein erstes Stück, die Thebaide oder die feindlichen Brüder, das besonders nach den Phönicierinnen des Euripides und den Sieben des Aeschylus gearbeitet war, erschien 1664, dann folgte sein Alexander 1666 und 1668 die Andromache, durch welches Stück Racine zuerst seiner Muse den enthusiastischen Beifall des Publikums gewann. In demselben Jahre schrieb er auch sein Lustspiel die Prozeßführer (les Plaideurs), eine Komödie im aristophanischen Stil, bei der besonders die Wespen des griechischen Dichters zum Vorbild gedient haben. Seine anderen Stücke, Britannicus, Bérénice, Bajazet, Mithridate, Iphigénie und Phèdre, folgten sich in dem Zeitraum von 1669 bis 1677. Seine beiden letzten Dramen, Esther und Athalie, schrieb er 1689 und 1691, auf Veranlassung der Frau von Maintenon. Diese Stücke hatten das interessante Schicksal, die Verfolgungen der orthodoxen und bigotten Partei auf sich zu ziehen, und ihre Aufführung, die zunächst für das Fräuleinstift in St. Cyr bestimmt war, mußte deshalb unterbleiben. Aber Racine machte sich selbst Gewissensbisse über die in jenen Stücken von ihm versuchte Verbindung der Religion mit der Poesie und dem Theater. In dieser Unklarheit, welche zuletzt seinen Geist beherrschte, blieb Racine

bis zu ſeinem Tode befangen. Unter ſeinen übrigen Arbeiten ſind ſeine lyriſchen Gedichte und Epigramme, ſeine in der Akademie gehaltenen Reden, ſeine Briefe und eine Ueberſetzung von Plato's Symposien zu nennen. Wie Racine als Menſch und als Dichter von der Gnade Ludwigs XIV. gelebt hatte, ſo ſtarb er auch an der Ungnade dieſes Monarchen, welche er ſich durch ein der Frau von Maintenon überreichtes Memoire über die in Frankreich herrſchende Noth zugezogen hatte.*) —

Gleichzeitig mit der Tragödie bildete ſich in Frankreich auch die Komödie zu einem höheren Typus aus, und zwar durch Molière, der eigentlich Jean Baptiſte Pocquelin hieß (1620—1673), und jenen Namen annahm, unter welchem er zuerſt als Schauſpieler auftrat und auch als Dichter auf die Nachwelt gekommen iſt. Auch Molière hatte ein Verhältniß zum franzöſiſchen Hofe, dem er ſchon als Vorſteher einer Schauſpielergeſellſchaft, welche von Ludwig XIV. unter dem beſonderen Titel der Comédiens ordinaires du Roi conceſſionirt worden, dienſtbar war. Aber ſein ſelbſtändiger und im Künſtlerberuf ſtolz abgeſchloſſener Charakter ließ ihn den Einflüſſen des Hoflebens nicht dergeſtalt unterliegen, daß er, wie Corneille und Racine gethan, auch ſeine inneren Abſichten als Dichter danach gemodelt hätte. Vielmehr ſchuf er in ſeinen Komödien Lebensdarſtellungen von unmittelbarer Wirklichkeit, in welchen die ſchärfſte und rückſichtsloſeſte Beobachtung des menſchlichen Thun und Treibens ſich geltend machte, und worin er Charakterbilder hinſtellte, die durch ihre innere

*) Unter den zahlreichen Ausgaben der Racine'ſchen Werke ſind die Didot'ſche (Paris 1801, 3 Bände), die von Laharpe (Paris 1807, 7 Bände) und Aimé Martin (Paris 1820, 7 Bände) zu nennen.

Wahrheit und Natur einen unwiderſtehlichen Eindruck hervorbrachten und dem Luſtſpiel zuerſt ſeine moderne Bedeutung und künſtleriſche Geſtalt gaben. Während Molière als Schauſpieldirecter und Schauſpieler die unvermeidliche Aufgabe hatte, den Hof durch Luſtbarkeiten und Aufzüge aller Art zu ergötzen, wobei oft Ludwig ſelbſt, der Großherr der abſoluten Monarchie, in eigener Perſon mit Tanz und Pantomime mitſpielte: ſo entfaltete er dagegen in den beſten ſeiner eigenen Stücke die Irrgänge menſchlichen Lebens und menſchlicher Charaktere ohne allen Rückhalt und alle Beſchönigung, mit einer meiſterhaften Zergliederungskunſt, und mit ebenſo vielem ſittlichen und pſychologiſchen Ernſt als komiſcher Kraft der Erfindung und Ausführung. Molière hatte den Muth, dem ganzen prachtvollen Hofe Ludwigs XIV. gegenüber den Menſchen ſo zu zeigen wie er iſt, in ſeiner Wahrheit und Nacktheit, ein hinfälliges Opfer ſeiner Leidenſchaften und Laſter, ein Kind der Thorheit und der Schwäche, eine Carikatur ſeiner Selbſtſucht, ſeiner ehrgeizigen und gewinnſüchtigen Pläne. Es war wichtig, daß gerade in dieſer Zeit, wo eine einzige menſchliche Perſönlichkeit den ganzen Staat in ſich hatte concentriren wollen (l'état c'est moi), die Poeſie es unternahm, als Richterin der menſchlichen Natur ſelbſt aufzutreten, ihre innere ſittliche Lebenskraft der Feuerprobe der Komödie zu unterwerfen, und ihre Gebrechlichkeit und Nichtigkeit in unwiderleglicher Charakterentwickelung aufzuweiſen. Molière benutzte die auf der Bühne ſeiner Zeit vorhandenen Luſtſpiel-Elemente, die einmal in leicht hingeworfenen komiſchen Compoſitionen ſich zeigten (pièces à scènes détachées), andertheils aus Nachahmungen des ſpaniſchen und italieniſchen Theaters beſtanden. Auf dieſer Grundlage führte Molière einen ganz neuen Bau auf, ſeine Charakter-Komödie, in der immer ein beſtimmtes Thema vorwaltet,

das durchgeführt, meistens in sehr einfacher Auseinanderlegung der gegensätzlichen Momente entwickelt und in einer entscheidenden Pointe zugespitzt wird. In dieser Weise hat er besonders in seinem Tartuffe die höchste Vollendung seines eigenthümlichen Komödienstils bewiesen. Die einfache, dialektische und schlagfertige Anlage dieses Stückes, die Verbindung des scharfen tendenziösen Plans mit dem heitern Sichgehenlassen der ächten Lustspiellaune, der leise und unmerkliche Fortschritt der Handlung, der doch nur um so energischer und rascher auf sein eigentliches Ziel losgeht, Alles dies bildet die durchaus charaktergemäße Form einer Komödie, deren Tendenz eine welthistorische geworden ist und bis auf die heutige Zeit ihre schlagende Bedeutung bewahrt hat. Molière's Tartuffe, die Komödie der Heuchelei und religiös maskirten Schlechtigkeit, erscheint als eine höchst glückliche Gestaltung desjenigen modernen Trugsystems, das in der Verworrenheit und Unfertigkeit der Geisteskämpfe der neuen Zeit am sichersten und frechsten sein Nest bauen konnte. Es ist dies der gesellschaftliche Jesuitismus, welcher zwar an dem religiösen und kirchlichen seinen Vater und Erzeuger bekennt, aber zugleich ein eigenthümliches Reich für sich in Anspruch nimmt, dem die Molière'sche Komödie Einfürallemal den Namen gegeben.*)

Nachdem Corneille, Racine und Molière die französische Tragödie und Komödie in ihrer modernen Kunstform begründet hatten, folgten ihnen auf den eröffneten Bahnen eine Menge von Talenten nach, denen es jedoch kaum gelungen ist, ihre Physiognomie als eine bleibende in der Li-

*) Unter den neueren Ausgaben der Molière'schen Werke sind die von Auger (Paris 1819, 9 Bände) und von Nodier anzuführen. — Eine deutsche Uebersetzung lieferte Zschokke (Zürich 1805, 6 Bände).

teraturgeſchichte ihres Volkes abzuprägen. Durch den Namen macht ſich uns am meiſten Thomas Corneille (1625—1709) bemerklich, ein Nachahmer ſeines großen Bruders, unter deſſen dramatiſchen Arbeiten der Graf von Eſſex am bekannteſten geworden. Außerdem ſind Joſeph François Duché, Jean Nicolas Pradon (durch die ſchöngeiſtige Coterie der Frau von Sévigné gehoben und eine Zeitlang ſelbſt Racine gegenübergeſtellt), Jean François Regnard (1647—1709), als Luſtſpieldichter einer der glücklichſten Nachfolger Molière's, Marc-Antoine Le Grand, Verfaſſer des berühmten Schlaraffenluſtſpiels le Roi de Cocagne, und Crebillon der Aeltere (Prosper Jolyot de Crebillon), deſſen Tragödien im hochtragiſchen und gräßlichen Stil ihm den Beinamen des franzöſiſchen Aeſchylus verſchafften, zu nennen. In dieſer Zeit erhielt auch zuerſt die Oper in Frankreich ihre Entſtehung, und zwar zunächſt in der Form der italieniſchen Oper, welche, unter dem beſonderen Schutze Mazarin's, 1645 eingeführt wurde. Das erſte Operntheater ward 1669 in der Académie royale de Musique privilegirt. Die Opern des italieniſchen Componiſten Lulli, zu welchen Philippe Quinault (1634—1688) den Text gearbeitet, waren die erſten erfolgreichen Darſtellungen dieſer Art, die, beſonders in der heroiſchen Gattung, welche ſchon durch einige Pompſtücke von Corneille vorbereitet worden war, ein neues Prunk-, Zerſtreuungs- und Beſchwichtigungsmittel für die Hofhaltung der abſoluten Monarchie wurde. Neben der heroiſchen Prachtoper, die hoffähig gehalten werden mußte, bildete ſich aus den komiſchen Volksdarſtellungen, welche auf den Jahrmärkten und in den pariſer Vorſtädten üblich geworden waren, allmählig das Vaudeville. Dies war eine Gattung, die zuerſt aus einer Vereinigung des Volksliedes mit der Pantomime und Recitation hervorgegangen war, und wozu die

stereotypen Volkscharaktere der italienischen Komödie, mit einigen nationalen Zuthaten und Abänderungen, hinzugefügt wurden. In dieser Form, in der das französische Volksnaturell sich eigenthümlich festsetzte, waren zuerst vornehmlich die Dichter Le Sage, Le Grand und d'Orneval thätig. —

Die Productivität der französischen Poesie, welche in der dramatischen Form mit einem so großen Aufwand von Kraft gearbeitet hatte, behielt in dieser Zeit für die anderen Gattungen nur schwächere und einzeln übende Versuche übrig. Unter den Classikern Ludwigs XIV. ist Jean La Fontaine (1621—1694) besonders mit seinen weltberühmt gewordenen Fabeln und Erzählungen anzuführen. Dieser merkwürdige Autor, welcher in seiner Zeit vorzugsweise der gute Mann (le bon homme) genannt wurde, zeichnete sich ebenso sehr durch seinen eigenthümlichen, mitten im Strudel des pariser Weltlebens in naiver Einfalt sich gehenlassenden Charakter, wie durch sein poetisches Talent aus. Man kann wohl annehmen, daß diese sorgleose Simplizität und Unschuld, mit der sich Lafontaine in der Mitte verderbter und überreizter Zustände darzustellen wußte, nicht ganz ohne künstliche Raffinerie gewesen, aber dieser Charakter, wenn er ihn zum Theil auch nur spielte, war doch auch wieder mit so vielen natürlichen, gemüthsinnigen und wahren Elementen versetzt, daß man ihm vorzugsweise den Typus der Liebenswürdigkeit zuerkennen mußte. Wie er aber sich selbst in dieser Naivetät seines Wesens sehr geschickt zu arrangiren verstand, so übte er auch als Dichter eigentlich nur das Talent des Arrangirens, indem er, ohne alle selbständige Erfindung, die Schätze der altfranzösischen Fabliaux und der italienischen Novellistik zu verarbeiten und mit den Zügen der alten äsopischen Fabelwelt zu mischen wußte. Sein Hauptverdienst wurde dabei der reizende,

muthwillige und graciöse Vortrag, der selbst dem Anstößigen und Zweideutigen eine anmuthige Haltung zu geben versteht. —

Es fehlte in dieser Zeit auch nicht an einem kritischen Geist, welcher den ästhetischen Geschmack seiner Epoche in Regeln faßte und ein bestimmtes Bewußtsein darüber aufstellte. Dies war Nicolas Boileau, genannt Despréaux (1636—1711), der „Gesetzgeber des Geschmacks" (le législateur du goût), welcher ebenfalls in dem Dunstkreis Ludwigs XIV. seine Stätte fand und den König in so fein gedrechselten Versen lobte, wie es ihm kaum noch widerfahren war. In Boileau ist die Kritik und Satire hoffähig geworden und richtete Theorie und Epigramm nach dem allein selig machenden Lächeln des Monarchen ab. Er machte sich zuerst als Satirendichter bekannt, erlangte aber seinen eigentlichen Ruhm durch seine in Versen geschriebene Poetik (l'art poetique, 1674) und durch das in demselben Jahre erschienene komische Gedicht: das Chorpult (Lutrin). Boileau hat als Dichter gewissermaßen Mustereremplare zu seinen kritischen Theoricen liefern wollen; daher die glatte Abzirkelung und verstandesmäßige Zügelung seiner poetischen Darstellung, der man, besonders im Komischen, oft ein eigenthümliches Interesse nicht absprechen kann, wenn auch aller eigentliche Inhalt und Gedanke der Poesie dabei todtgeschlagen wird. In seinem Lehrgedicht über die Poetik hatte Boileau ohne Zweifel die Horazische Epistel an die Pisonen vor Augen gehabt, doch ging er darin bei weitem systematischer und schulmäßiger zu Werke als der alte Dichter, und stellte einen Canon des guten Geschmacks auf, der eigentlich nur die Herrschaft des formellen Verstandes in der Poesie begründen wollte, und in Frankreich lange eine unumschränkte Geltung ausgeübt hat. In seinen Episteln, die ebenfalls nach dem Muster der horazischen geformt sind,

hat Boileau noch am meisten eigenen dichterischen Aufschwung bewiesen. —

Unter allen Gattungen der Poesie, welche in der Hof-Atmosphäre Ludwigs XIV. ihr Gedeihen suchten und fanden, blieb die Lyrik entfernter stehen, und konnte, schon ihrer innersten Natur nach, durch welche sie vorzugsweise der Freiheit des Volkslebens und des individuellen menschlichen Selbstbewußtseins angehört, nicht in ein besonders ergiebiges Verhältniß zum Hofe eintreten. Zwar gab es auch eine galante lyrische Hofpoesie, die besonders durch Isaac de Benserade (vorzugsweise le poète de la cour genannt) vertreten wurde. Aber als eine eigentliche Hofpoesie zeigte sich die Lyrik nur in jenen frivolen und leichtfertigen Kleinigkeiten, welche, im spielerischen Ton hingeworfen, doch im Grunde am tiefsten die innere Denkart und Lebensanschauung der ganzen Zeit verriethen. Diese Poesie, welche Madrigale, Sonette, Rondeaux, Episteln, Epigramme machte, nannte sich auch vorzugsweise die flüchtige (poésies fugitives), oder die Poesie der Gesellschaft (Vers de société). Es ist bemerkenswerth, daß in diesen Gedichten sich zuerst jene freigeistige und materialistische Denkart ausbildete, welche später im achtzehnten Jahrhundert in ihren antichristlichen, lebensgenießlichen und doch Alles zerstörenden Tendenzen, die bewegende Macht der französischen Geschichte wurde. Die begeisternde Muse dieser halb philosophischen halb frivolen Lebenspoesie war Ninon de l'Enclos gewesen, und später mußte diese Richtung, welche aus der eigensten zerflossenen und verderbenen Denkart des Ancien Regime herkam, sonderbarer Weise eine volksthümliche Kraft in Frankreich gewinnen, durch welche die Revolution gereinigt wurde. Unter den Dichtern, welche in dieser epikureischen Lyrik am meisten Ruhm gewannen, sind Claude Emanuel Luillier (nach seinem Geburtsort gewöhnlich Cha-

pelle genannt), Alexandre Lainez, Abbé Chaulieu, der Marquis de la Fare, Jean François Sarrasin, der Abbé des Yvetaux, La Monnay u. a. anzuführen. Andere Dichter, welche in dieser Zeit nach solideren Leistungen und gehalteneren Formen strebten, fielen mehr oder weniger der Mittelmäßigkeit anheim, wie der Odendichter Jean Baptiste Rousseau (1669—1741); Antoine Houdart de la Motte (1672—1731), der Oden und anakreontische Lieder, aber auch mehrere Lustspiele, Trauerspiele und Opern dichtete; Bernard le Bovier de Fontenelle (1657—1757), ein vielseitiger Geist, der besonders durch seine Schäferspiele und Idyllen, die keine Natur und viel elegante Affectation haben, berühmt wurde, in seinen prosaischen Schriften aber, besonders in seinen akademischen Gelegenheits- und Gedächtnißreden und in seinen kritischen und philosophischen Abhandlungen (darunter seine berühmte astronomische Schrift sur la pluralité des mondes), einen bedeutenden Einfluß auf die Nationalbildung seiner Zeit gewann; Antoinette Deshoulieres (1634—1694), deren berühmte Eklogen einen feinen weiblichen Sinn verrathen. —

Die epische Poesie konnte sich als solche bei den Franzosen zu keiner eigenthümlichen Bedeutung erheben. In der komischen Epopöe, die dem französischen Nationalgeist sehr zusagte, waren einige ausgezeichnete Leistungen hervorgetreten, aber das eigentliche heroisch-romantische Gedicht, das Jean Desmarets de St. Sorlin (gestorben 1676) durch sein Epos Clovis, und sein Zeitgenosse Jean Chapelain durch die epische Behandlung der Jungfrau von Orleans zu begründen suchten, gewann unter diesen Händen kein wahrhaft poetisches Leben. Nicht glücklicher waren George de Scudéry (1601—1667) mit seinem sehr gelebrt behandelten Alarich, und der Jesuit Pierre le

Moine (1601—1672), welcher aus den Thaten des heiligen Ludwig ein schwülstiges Epos machte. Dagegen traf François de Salignac de la Motte Fénelon, der Erzbischof von Cambray (1651—1715), in seinem berühmten Telemach bei weitem mehr den einfachen und großen Stil, welchen das Epos erfordert, obwohl er auf eine eigentlich epische Form dabei verzichtet hatte, indem er an die Stelle des Alexandriners die schönste harmonische und melodieenreiche Prosa gesetzt. —

Einen innigeren und nothwendigeren Zusammenhang mit dem französischen Nationalleben gewann der Roman, der als ein Hauptausdruck der persönlichen und gesellschaftlichen Regsamkeit dieses Volkes erscheint und darum so reich an Gestalten und Beziehungen geworden ist. Die ersten Erscheinungen des modernen Romans in Frankreich waren jedoch höchst abenteuerliche und geschmacklose Compositionen, die in einer seltsamen Verarbeitung griechischer und römischer Geschichtsstoffe, welche nach dem Zuschnitt der alten Ritterromane zurecht gemacht wurden, bestanden. Gautier de Costes de la Calprenède, ein Gascogner (im Jahre 1663 gestorben), brachte diese barocken Darstellungen in Mode, worunter besonders sein Roman Cassandre am französischen Hofe und im Publikum viel Glück machte. Seine Nachahmerin war eine Dame, das Fräulein Madelaine de Scudéry (gestorben 1701), die in einer Reihe von Romanen und Erzählungen (Clelia, Cyrus u. s. w.) galante und schwärmerische Gefühle mit pedantischer Gelehrsamkeit mischte. Den antiken Stoff zu romantisiren, war auch ihre Aufgabe, welche sie sich vorgesetzt hatte. Dieser antik-romantische Roman wurde jedoch bald durch den rein historischen ersetzt, in dessen Bearbeitung sich besonders die Damen hervorthaten, bei welchen das Romanschreiben um diese Zeit fast epidemisch wurde. Dies waren vornehmlich Frau-

lein Charlotte Rose de Caumont de la Force (1650 bis 1724), die galante Frau von Villedieu, die Gräfin de la Fayette (gestorben im Jahre 1693), unter deren Romanen die Prinzessin von Cleves und Zaide bei der Lesewelt in großem Ansehen standen. Diese Gräfin gab dem Roman schon eine mehr memoirenartige Gestalt und verstand sich besonders auf die geheimen Hofgeschichten, die sie in ihren Memoiren des französischen Hofes pikant genug verarbeitete. Hier wurde der Grund zu jener eigenthümlichen französischen Scandalliteratur gelegt, welche in der Hofhaltung Ludwigs XIV. ihren Mittelpunct hatte, und in der sich besonders Roger de Rabutin Graf de Bussy (1618—1693) durch seine berüchtigte Histoire amoureuse des Gaules auszeichnete. —

Neben diesen Erscheinungen bildete sich mehr einzelnstehend der komische Roman, namentlich durch den originellen Paul Scarron (1610—1660, verheirathet mit der Francisca d'Aubigné, der nachmaligen Marquise de Maintenon) aus. Dieser sonderbare Charakter, welcher gegen einen kranken und gebrechlichen Körper ein Gegengewicht in einer unerschöpflichen Lustigkeit und in den drolligsten Einfällen suchte, war in seiner Zeit eine sehr bekannte und beliebte Figur. Obwohl sein komischer Roman (le Roman comique) manchen guten Spaß und manche wirklich komische Situation enthält, so fehlt ihm doch jeder höhere poetische Werth der Erfindung und Darstellung. Noch ungenießbarer für unsern heutigen Geschmack sind seine Lustspiele und seine travestirte Aeneide.

Scarron verdankte sehr viel den spanischen Romanen und Novellen, von denen er auch mehrere Uebersetzungen geliefert hat. Fast ganz aus den Quellen der spanischen Novellistik arbeitete auch Alain René le Sage (1668—1747), der mit einem großen Geschick und anmuthigem

Darſtellungstalent nach ſpaniſchen Vorbildern eine Reihe von komiſchen Romanen ſchrieb, namentlich den Guzman d'Alfarache, den Baccalaureus von Salamanca, die Geſchichte des Stevanille von Gonzales, den hinkenden Teufel (nach dem diablo coxuelo von Luis Perez de Guevara) und den in allen Sprachen vielgeleſenen Gil Blas von Santillana, welcher letztere Roman lange Zeit für ein Originalproduct angeſehen wurde, obwohl er nur eine glückliche Verarbeitung und Compilation ſpaniſcher Quellen iſt, wie in neuerer Zeit beſonders Ludwig Tieck dargethan hat. —

Zu einer eigenthümlichen Abart des Romans wurde in dieſer Zeit in Frankreich das Feenmärchen, welches plötzlich aufkam und ſich dann zu einer ungewöhnlich fruchtbaren Gattung erhob. Es war dies eine neue Mode der franzöſiſchen Literatur, welche das Ende des Zeitalters Ludwigs XIV. charakteriſirt, und ein merkwürdiges Zeugniß von dem Mangel an innerer Befriedigung und von dem unruhigen Umhergreifen dieſer Zeit nach allen Formen der Zerſtreuung und Unterhaltung ablegt. So mußte auch die orientaliſche Märchen- und Fabelwelt dazu dienen, dem überſättigten und überreizten Geiſt dieſer Epoche eine neue Abſpannung und Abwechſelung zu bereiten und ihn über die nächſte Wirklichkeit des Lebens und der Geſchichte hinwegzutäuſchen, deren höheren Begriff und wahrhafte Geſtalt er nicht aus ihr ſelbſt hatte finden können. Als den Erfinder des franzöſiſchen Feenmärchens nennt man gewöhnlich Charles Perrault (1626—1703), der die Erzählungen meiner Mutter Gans (Contes de ma mère l'Oye) 1697 herausgab. Ihm folgte die Gräfin d'Aunoy, die Verfaſſerin einiger hiſtoriſchen Romane, welche eine ähnliche Märchenſammlung in demſelben Jahre herausgab. Die franzöſiſche Ueberſetzung der arabiſchen Tauſend und Eine Nacht, von Antoine Galland, kam erſt im Jahre

1704 heraus, kann also nicht die unmittelbare Anregung zu dieser Richtung der französischen Literatur gegeben haben, sondern scheint vielmehr nur als eine Folge derselben entstanden zu sein. Das meiste Glück in dieser Gattung machte eigentlich der Graf Antoine d'Hamilton (gestorben 1720), dessen vier Facardine eine ächte Märchenphantasie aufzeigen und noch bis in die neuere Zeit hinein in Frankreich gelesen und bewundert worden sind. —

Die bisher von uns betrachteten Schriftsteller, welche uns die Epoche Ludwigs XIV. in ihrem ästhetischen Glanze zeigten, stellten uns mehr ein strahlendes Gerüst dar, auf welchem die absolute Monarchie in der möglichst schönen Situation sich niedergelassen, als daß wir durch sie einen Einblick in das Innere des französischen Nationalgeistes selbst hätten gewinnen können. Doch gab es in dieser Zeit auch einige in ihrem freien Gedankenleben sich bewegende Geister, welche an die Stelle des Alles zwingenden und bannenden Hofes eine höhere Nothwendigkeit, die der Idee, zu setzen gewagt und derselben hingegeben lebten. René des Cartes hatte schon durch den Fundamentalsatz seiner Philosophie, welcher in das denkende Ich den wahrhaften Begriff alles Seins und aller Wirklichkeit verlegte, das Grundprinzip des Ancien Regime, wonach das Individuum den eigentlichen Grund seiner Existenz nicht in sich selbst, sondern nur in der außer ihm bestehenden höchsten und absoluten Persönlichkeit des Staats hatte, durchbrochen. Ebenso enthielt der Hauptsatz in der Philosophie des Malebranche: „daß wir alle Dinge in Gott schauen," schon eine Gegenwirkung in sich gegen das Lebensprinzip, welches vorzugsweise die Poesie dieser Zeit ausgeprägt hatte, nämlich, alle Dinge nur im König zu schauen. Ein unab-

hängiger Geist, der nur auf den eigenen Gründen seines Bewußtseins stehen wollte, stellte sich auch in Blaise Pascal (1623—1662) dar, ein Mann, der zwar am philosophischen Wissen selbst verzweifelte, und demselben die Möglichkeit einer entscheidenden Bestimmung über die höchsten Angelegenheiten des Menschen absprach, der aber zugleich die schärfsten Waffen der Vernunft und eines genialen Spottes gegen alle Verdunkelungen und Verdrehungen der Wahrheit und des freien Bewußtseins anwendete. In diesem merkwürdigen und hochbegabten Genius zeigt sich daher der Widerspruch zweier entgegengesetzten Richtungen, die ihn nach verschiedenen Zielen hin unablässig bewegen, innerhalb deren er aber eine geistig ächte, wahre und freie Stellung einzunehmen bestrebt ist. Von seinem Naturell im Grunde zur Speculation und Skepsis gedrängt, entsagt er doch diesen inneren Forderungen seiner Anlagen oder beschwichtigt sie vielmehr durch eine ersetzende Thätigkeit auf einem andern Gebiet, indem er als Mathematiker und Physiker neue und eigenthümliche Forschungen unternimmt und Erfindungen von der höchsten Wichtigkeit macht und anregt. In diesem klaren, hellen und scharfgeschliffenen Geiste, der den Mathematiker und Physiker charakterisirt, schrieb Pascal auch gegen die Jesuiten, deren Lehren und Geistesränke er in seinen berühmten Provinzialbriefen mit so meisterhafter Ironie analysirt und zersetzt hat. Die Casuistik der jesuitischen Väter, ihre weltbetrügerische Moral und ihre völkerberückende Gewissensherrschaft sind die Gegenstände dieser Pascal'schen Provinzialbriefe, welche unter dem angenommenen Namen Louis de Montalte erschienen und den Titel führen: Les Provinciales, ou Lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial de ses amis avec les notes de Guill. Wendrock (Nicole), vom Januar 1656 bis zum März 1657 herausgekommen und seitdem in unzähligen

Ausgaben verbreitet. Sein zweites Hauptwerk sind die Pensées sur la Religion (1692), worin Pascal seine eigenthümliche Mittelstellung, welche er zwischen dem positiven Kirchensystem und der philosophischen Gedankenbestimmung einnehmen wollte, in scharfer dialektischer Entwickelung, und nicht selten mit der ihm eigenen witzigen Nüancirung, dargelegt hat. Beide Werke zeichnen sich vornehmlich durch die vortreffliche Prosa aus, in der sie geschrieben, besonders aber durch diese hinreißende und körnige Beredsamkeit, welche der prosaischen Darstellung Pascal's so viel äußeren Zauber, innere Haltung und sittliche Hoheit verleiht. Die mystische und ascetische Richtung, welcher Pascal in der letzten Zeit seines Lebens gänzlich verfiel, deutet sich in den Pensées oft in großen und erhabenen Zügen an.*)

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu Pascal bildet der Herzog François de la Rochefoucauld (1613—1680), der in dem Gewirr der politischen Parteiverhältnisse seiner Zeit und in dem Getriebe der großen Welt lebte. Als Schriftsteller hat er namentlich durch seine Réflexions et Maximes einen großen Einfluß auf die Gesinnung seiner Zeit und der französischen Nation überhaupt geübt. Diese Lebensphilosophie und Menschenbeobachtung, welche La Rochefoucauld in der scharfen Manier seiner aphoristischen Sätze zum Besten gab, beruht auf jener schneidenden Verachtung der menschlichen Natur, die ein Charakterzug des raffinirten und ausgefeilten Weltmannes ist, und in glatter und gesellschaftlicher Form ihre sibyllinischen Aussprüche ertheilt. Als einen scharfen Beobachter hat er sich auch in den Memoires zur Geschichte seiner Zeit gezeigt, obwohl der Beinamen des französischen Tacitus, welchen ihm dies Werk

*) Oeuvres complètes de Pascal, herausgegeben von Lemercier (2 Bände, Paris 1830).

zugezogen, der Hof- und Intriguengeschichte La Rochefoucauld's wenig anpaßt.

Die Lebensweisheit La Rochefoucauld's, welche in allem menschlichen Thun und Treiben nur den Stachel des Egoismus herausfindet, war auch nur ein Product des Hoflebens und der Hofgesinnung gewesen, welche sich in diesem Schriftsteller eine Art von philosophischem Ausdruck gegeben. In einem andern sehr einflußreichen Autor dieser Zeit sehen wir sogar die Theologie im Hofcostüm Ludwigs XIV. auftreten. Dies war Jacques Benigne Bossuet (1627—1704), der Theolog des Ancien Regime, der mit seiner imposanten und hochtönenden Beredsamkeit, die ihn auszeichnete, und worin er gerade den Ton des Hofes traf, den absoluten Katholizismus in seiner Unumschränktheit und Unbeweglichkeit vertrat und gegen alle protestantischen Regungen der Zeit verfocht. Die Talente des Jesuiten und Hofmannes vereinigten sich in Bossuet mit dem fanatischen Dogmatiker zu dieser großen oratorischen Wirkung, der sein Zeitalter nicht widerstehen konnte, die aber für uns, ungeachtet ihres prächtigen Phrasenpomps, nur noch den Eindruck großer Härte und Geistesbeschränkung machen kann. Seine Verdienste um die Ausbildung der französischen Prosa werden in Frankreich sehr hoch geschätzt. Am berühmtesten ist er in dieser Beziehung durch seine Leichenpredigten (Oraisons funèbres) geworden, unter denen besonders die auf die Herzogin von Orleans und auf Condé als Meisterstücke des rednerischen Stils bewundert werden. In seiner Exposition de la doctrine de l'église catholique sur les matières de controverse (Paris 1671) und in der Histoire des variations des églises protestantes (Paris 1688) hat er mit machtvoller Beredsamkeit die Grundlehrsätze der katholischen Kirche der protestantischen gegenübergestellt und vornehmlich in der letzteren Schrift Alles

zuſammengeſtellt, was nur zur Bekämpfung des Proteſtantismus vorgebracht werden kann. Eines ſeiner bekannteſten und geleienſten Werke iſt auch ſein Discours sur l'histoire universelle, jusqu'à l'empire de Charlemagne (Paris 1681), gewiſſermaßen der erſte Verſuch einer Univerſalgeſchichte in raiſonnirender Ueberſicht.*) Eine bloße Compilation aus andern Geſchichtswerken iſt ſein Abriß der franzöſiſchen Geſchichte (Abrégé de l'histoire de France), welchen er ebenfalls, wie ſeine Univerſalgeſchichte, zur Belehrung des Dauphins verfaßte. —

Die ſittlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände dieſer Zeit werden uns aber durch keinen Schriftſteller ſo perſönlich nahe gebracht und unmittelbar vor Augen geſtellt, wie durch La Bruyère (1639—1696). Dieſer Mann hatte kein ſehr umfaſſendes Talent, aber auf dem Darſtellungsgebiet, auf das er ſich vorzugsweiſe beſchränkte, gab er darum nur um ſo ſchärfere und treuere Charakterzeichnungen. Sein eigenthümliches Werk, durch das er ſeinen Namen in ganz Europa bekannt machte, heißt die Charaktere (les Caractères ou les Moeurs de ce siècle). Er portraitirte darin die franzöſiſche Geſellſchaft in dem Zuſchnitt, welchen ihr der Hof und die äſthetiſche Geiſtesdreſſur Ludwig's XIV. gegeben, und überlieferte uns ſomit in lebenden Bildern die individuellen Sittenzuſtände ſeiner Epoche, wie er ſie aus friſcher Anſchauung und Beobachtung gewonnen. Wenn La Bruyère in ſeinen Charakteren den franzöſiſchen Geſellſchaftsgeiſt mehr typiſch abbildete, bereitete dagegen Charles de Saint-Denis Herr von Saint-Evremont (1613 bis 1703) in ſeinen witzigen Schriften ſchon jene frivole Geſellſchaftsphiloſophie vor, welche die einzige Wahrheit

*) Eine deutſche Uebertragung und Fortſetzung gab Cramer (Leipzig 1757—1786 in ſieben Bänden).

im Genuß und Vergnügen sucht, und die der atheistischen und materialistischen Geistesrichtung des achtzehnten Jahrhunderts zunächst in die Hände arbeitete. Diese Seite ist die glänzendste an ihm, während seine ästhetischen und literarischen Schriften, und seine Poesieen, nur von höchst untergeordnetem Werth waren. Seine Oeuvres complètes gab zuerst Des Maizeaux (London 1705, 2 Bde.) nach St. Evremont's Manuscripten heraus. —

Die französische Prosa, welche sich durch diese Schriftsteller zu gesellschaftlicher Freiheit und Beweglichkeit bildete, gewann auch durch die Historiker und Memoirenschreiber, die in der Zeit Ludwig's XIV. eine immer reichere Literatur auszumachen anfingen, ein eigenthümliches nationales Feld. Die eigentliche Historik konnte zwar in dieser Zeit noch zu keiner bedeutenden Entwickelung gelangen, aber dennoch waren die Anfänge derselben schon bemerkenswerth, die besonders von François Eudes de Mezeray, Gabriel Daniel, Rapin de Thoyras, den Abbé René Aubert de Vertot, Charles Rollin und den Abbé Claude Fleury (1640—1723), den Verfasser der berühmten und noch immer in Ansehen gebliebenen Kirchengeschichte, gemacht wurden. Unter den Memoiren sind es vornehmlich die des Cardinals Retz, welche den Grund zu jener offenen und rücksichtslosen Mittheilung über Persönlichkeiten und geheime Zusammenhänge der Ereignisse legten, wie sie nachher in dieser Literatur zu einer so merkwürdigen Quelle für die öffentliche Geschichte und für die Bewegung des ganzen Nationallebens geworden ist. Zu diesen Formen der Literatur, in denen der französische Nationalcharakter gewissermaßen seine verborgensten Springfedern offenbarte, sind auch die Briefe zu rechnen, in welchen sich oft das nationale Temperament in aller seiner Liebenswürdigkeit, Koketterie und Elasticität ausgesprochen

hat. Diesen Typus prägten am reizendsten die Briefe aus, welche Marie Rabutin Marquise von Sévigné (1626—1696) an ihre Tochter schrieb (Lettres à sa fille Mad. de Grignan).

---

17. Die niederländische Literatur.

Die Literatur des niederländischen Volkes konnte nicht aus eigentümlichen nationalen Elementen hervorgehen, weil diese hier nicht stark genug waren, um eine originale Geistesbildung zu tragen und aus sich selbst heraus in Form und Gestalt zu bringen. Ein Volk, wie das niederländische, welches immer von fremden Nationaleinflüssen in die Mitte genommen war, konnte darum auch in seiner literarischen Bildung nichts weiter als eine möglichst talentvolle Bearbeitung der fremden Eindrücke darstellen. Diese Eindrücke gehören besonders der französischen und deutschen Nationalität an, welche sich in die Herrschaft über Hollands Volksthum theilten und darin abwechselten. Diese Elemente sich so zurecht zu machen, daß das eigene Temperament damit verträglich bestehen kann, war die eigentliche Aufgabe des niederländischen Geistes. Demgemäß stellte sich auch der Charakter seiner Leistungen vorzugsweise dahin fest, daß nur ruhig abgezirkelte, besonnene, klare, aber auch jeder inneren geistigen Bewegung entzogene Formen erstrebt wurden. Innerhalb dieser Schranken aber regte sich ein gesunder, kräftiger und heiterer Sinn, der sich, fern von allen idealen Höhen des Lebens und des Geistes, am meisten heimisch in der platten Wirklichkeit, und in einer starken komischen Auffassung derselben befand.

Die ersten literarischen Hervorbringungen dieses Volkes bestanden daher vorherrschend aus Nachbildungen, welche namentlich von französischen und deutschen Dichtungen gemacht wurden. Zuerst zeichnete sich darin der Dichter Jacob van Maerlant (gestorben 1300) aus, der seine Reimbibel (Rymbybel) nach des Petrus Comestor Biblia scolastica in flandrischer Mundart arbeitete und sich eine eigenthümliche Diction zurecht machte, in die er auch viele französische Wörter einmischte. In dieser Reimbibel sowohl wie in seinen andern Arbeiten (Bestiaris oder der naturen bloeme; die Heymelycheit der Heymelycheit, worin er die Lehren des Aristoteles an Alexander behandelte, u. a.) zeigte sich Maerlant vorzugsweise als ein Dichter von didaktischen Tendenzen, welche selbst in seinen episch historischen Dichtungen, wie seiner Alexandreis, welche er nach dem Lateinischen des Walther von Chatillon verfaßte, sich geltend machten. Die Reimchroniken wurden überhaupt eine gängige Form in dieser frühesten Zeit der holländischen Poesie, und es erschienen solche von Melis Stoke, einem Mönch aus dem Kloster Egmond (gestorben 1305), von Jan van Helu, der die Thaten Johanns I. von Brabant besang, Niklaes de Klerk u. a. Neben diesen historischen Reimgedichten wurden auch die Geschichten des Karolingischen und Artusischen Sagenkreises, in Uebertragungen und Nachbildungen der nordfranzösischen Gedichte, vielfach verbreitet. In diesen Erzeugnissen der holländischen Poesie hatte sich vorzugsweise das französische Element geltend gemacht. Dagegen trat in den holländischen Volksliedern der Einfluß der deutschen Volksdichtung hervor, die ihren innerlichen, gemüthsbewegten und naturvollen Charakter selbst in den steifen Formen des niederländischen Naturells nicht verläugnen konnte. Diese Volkslieder der Holländer bilden einen sehr reichen und mannigfaltigen Zweig ihrer Poesie: in

einigen derselben bethätigt sich auch eine originale poetische Erfindung, besonders in den geistlichen Gesängen, in den Weihnachts- und Osterliedern. In der Regel aber sind die niederländischen Volkslieder auf deutschen Ursprung zurückzuführen und haben entweder ganze Lieder oder einzelne Wendungen dem Deutschen entnommen.

Wenn selbst im Volksgesang keine eigentlich productive Grundlage vorhanden war, so bewies dies am meisten, wie bei dieser Nation die Poesie überhaupt nur als eine künstliche Treibhauspflanze ihre Stelle hatte. So ging auch die eigentliche Pflege und Ausbildung der Dichtkunst von solchen künstlichen Veranstaltungen aus, wie in Holland die Rederijker oder Rhetoriker waren. Unter diesem Namen bestanden nämlich Sängerschulen, welche in Weise der deutschen Meistersänger zunftmäßig organisirt waren, und auch um dieselbe Zeit wie diese in Blüthe standen. Sie gingen zuerst im funfzehnten Jahrhundert von Flamland aus, und zählten in ihren Kammern, wie ihre Vereinigungen genannt wurden, fürstliche Mitglieder, wie Jan von Brabant und Wilhelm von Oranien. Diese Sängerschulen scheinen zugleich nicht ohne politische Bedeutung gewesen zu sein, wie aus dem Verbot hervorgeht, welches Alba gegen sie erließ, indem er ihren Einfluß auf die Erweckung eines freien und unabhängigen Bürgersinns fürchtete. Aus diesen Gesellschaften der Rederijker gingen auch die ersten Bestrebungen eines vaterländischen Theaters hervor, das besonders zur Zeit der Reformation und des Abfalls der Niederlande von Spanien mit vorwiegender Absicht einer politischen Wirkung ausgebildet wurde. In diesen dramatischen Spielen, mit welchen die Rederijker in den Städten und auf dem Lande umherzogen, erschienen die historischen Personen und Begebenheiten der Zeit in getreuer Darstellung auf der Bühne, wie z. B. die Enthauptung von Egmont und Horn

auf dem Theater selbst vor sich ging. Am bedeutendsten wirkte die unter dem Namen einer Akademie zusammengetretene Gesellschaft von Sam. A. Coster, und die später mit ihr vereinigte Kammer der Rederijker, die sich die in Liebe blühende (in liefde bloeijende) nannte, aus welcher die bedeutendsten Dichter und Schriftsteller der Holländer hervorgingen.

Unter ihnen ist zuerst Pieter Corneliszoon Hooft (1581—1647), der als Begründer der holländischen Literatur angesehen wird, zu nennen. Er hatte sich auf der Grundlage des classischen Alterthums und der italienischen Poesie gebildet und strebte nach einer correcten und harmonischen Form für die Literatur seines Volkes. Er hat in Holland eigentlich die Tragödie geschaffen (Baeto und Gerard van Velzen). Auch dichtete er ein Schäferspiel Granida. Als Historiker arbeitete er nach dem Muster des Tacitus, den er vortrefflich übersetzte. Unter seinen Geschichtswerken ist besonders die „Geschichte der Niederlande" (von 1550—1587) werthvoll und in der Darstellung ausgezeichnet. Auch sind seine Briefe, die in dieser Gattung als Muster angeführt zu werden pflegen, bemerkenswerth.

Der Heros der niederländischen Poesie ist Joost van der Vondel (1587—1679), ein vielseitig schaffender Genius, der in allen Formen der Poesie ungemein fruchtbar war, vornehmlich aber als dramatischer Dichter (durch 16 geistliche und 14 weltliche Tragödien) seinen Ruhm begründete. Joost van der Vondel hat, was fast allen holländischen Dichtern fehlt, Begeisterung, Innigkeit und Gefühlswärme in hohem Maaße, und wie er sich auch in seinen Tragödien durch die Beobachtung der griechischen Formen einengen ließ, so behielt doch die originelle dichterische Kraft, die ihm inwohnte, darin ihre ungeschwächte Macht, und man kann in ihm das Höchste erreicht sehen, wozu es

der poetiſche Geiſt Hollands überhaupt hat bringen können. Unter ſeinen Dramen iſt das vaterländiſche Schauſpiel Gysbrecht van Amſtel berühmt geworden. Die Popularität dieſes Stückes hat ſich in Holland bis auf den heutigen Tag erhalten.

Neben Hooft und Vondel ſteht Jacob Cats (1577 bis 1680) als der dritte Begründer und Reformator der holländiſchen Sprache und Poeſie, ein Dichter, der durch ſeine Aemter in hohen Staatsbeziehungen lebte, der aber in ſeinen poetiſchen Arbeiten vorzugsweiſe einen idylliſchen, moraliſchen und didaktiſchen Ton anſchlug. Seine Muſe war die behagliche Gutmüthigkeit, welche ehrlich und ohne alle höhere Illuſionen ins Leben ſchaute, und das holländiſche Naturell getreu wiederſpiegelte. —

Wenn die Poeſie in Holland nur wenige eigenthümliche Blüthen reifen konnte, ſo zeigten ſich dagegen die bedeutendſten Anſtrengungen des holländiſchen Geiſtes auf dem Felde der Gelehrſamkeit und eigentlichen Philologie. Der Nationalcharakter konnte ſeine Pedanterie und ſeinen eingeborenen Säuberlichkeitsgeiſt nicht würdiger in Handlung bringen, als durch dieſe Heroen der philologiſchen Gelehrſamkeit, welche eine ſo glänzende Seite der holländiſchen Literatur darſtellen. Die Namen Juſtus Lipſius, Janus Douſa, J. J. Scaliger, J. Meurſius, Hugo Grotius, Gerh. Joh. Voß, Dan. Heinſius und ſein Sohn Nicol. Heinſius, Joh. Friedr. Gronov und ſein Sohn Jacob Gronov, Jac. Perizonius, Ezech. Spanheim, Grävius, bezeichnen dieſe anſehnliche philologiſche Tafelrunde, welche vorzugsweiſe der Univerſität Leyden angehörte und in dieſer durch ganz Europa berühmt gewordenen Hochſchule ihren Mittelpunct hatte. Gleich der Univerſität Leyden wirkte auch die ſchon im vierzehnten Jahrhundert durch den Karthäuſer Geirt oder Gerard Groote angelegte große Bil-

dungsanstalt zu Deventer, aus welcher die bedeutendsten Gelehrtencharaktere der Zeit, darunter Thomas a Kempis (eigentlich Hamerken oder Hämmerlein, 1388—1471, „soliloquia animae“, „hortulus rosarum“ und „de imitatione Christi“), Rudolph Agricola und Desiderius Erasmus hervorgingen.

Eine eigenthümliche Stelle in den Bildungskämpfen der Holländer nimmt auch die Theologie ein, welche in diesem Lande, unter mannigfachen Verwickelungen, eine öffentliche und politische Bedeutung erhält und mit den inneren Parteibewegungen der Republik in unmittelbaren Zusammenhang tritt. Die Reformation hatte in Holland zuerst in der Form des Calvinismus Eingang und große Verbreitung gefunden, darin aber ein sehr strenges und starres Geisteselement, das nicht ohne Opposition bleiben konnte, geltend gemacht. Gegen die Calviniſche Prädestinationslehre trat vornehmlich der große Theolog Jacob Arminius (eigentlich Hermans, 1560—1609) auf, welcher Professor der Theologie zu Leyden war. Er und seine Anhänger, die sogenannten Arminianer oder Remonstranten (nach den unter der Ueberschrift Remonstrantia von ihnen aufgesetzten fünf Bekenntnißartikeln) suchten eine mildere und weniger formelle Lehre, welche der Freiheit des Individuums und seiner Vernunft mehr Raum verschaffte, der namentlich durch Franz Gomarus vertretenen Calviniſtischen entgegenzustellen. Dies erregte einen heftigen Parteikampf, welcher in das bürgerliche Leben selbst beunruhigend und zerstörend hinübergriff und erst durch die berüchtigte dordrechter Synode (13. November 1618 bis 9. Mai 1619) auf eine alle Gewissensfreiheit vernichtende Weise, zu Gunsten des strengsten Calvinismus, und mit der bestimmtesten Verweisung der Vernunft unter den unbedingten Gehorsam des Glaubens, als dessen Magd und

Gefangene, entschieden wurde. Der Protestantismus stellte hier zuerst die Tyrannei des Buchstabens auf, und es gab in Holland schon Eiferer, welche aus den symbolischen Büchern die Zwingburg alles religiösen Gedankens und Glaubens machten. Als Opfer dieser Bewegungen in Holland fiel der ruhmvolle Patriot Oldenbarneveldt, den sein Anhang an den Remonstranten auf das Schaffot brachte, wie auch Hugo Grotius, der in seinem Buch de veritate religionis christianae Partei für die unterdrückten Remonstranten genommen und sich im Sinne einer gesunden und freien Entwickelung des christlichen Bewußtseins ausgesprochen, ins Gefängniß geworfen und nach seiner Flucht aus demselben (in der ihm von seiner Frau übersandten Bücherkiste) aus seinem Vaterlande verbannt wurde. Diesen Bewegungen in der protestantischen Kirche Hollands entsprachen in der katholischen die Kämpfe, welche der Bischof Cornelius Jansen (1585—1638) durch sein Buch Augustinus (Löwen 1640) entzündete. Jansen hatte darin den alten Augustinischen Lehrbegriff von der Prädestination oder Gnadenwahl in seiner vollen Strenge und in seiner ganzen Ausschließlichkeit erneuert und als Mittelpunct des dogmatischen Lebens seiner Kirche wiederherzustellen gesucht. Die Ansicht Augustins, daß der von Natur verderbte Mensch aus sich selbst heraus und aus seinem freien Wollen und Wirken nicht zum Heil und zur Seligkeit gelangen könne, sondern daß Gott nach seiner vorherbestimmten Gnadenwahl die Einen zur Erlösung, die Andern zur Verdammniß berufen habe, diese Ansicht, der schon der Britte Pelagius die selbsteigene Kraft der menschlichen Individualität und Freiheit gegenübergestellt hatte, war im Grunde auch von den deutschen Reformatoren mehrfach getheilt worden; wenigstens wurde in der lutherisch-evangelischen Concordienformel, in der man über den Augustinischen Satz hinauszugehen suchte,

nur eine sehr künstliche Umgehung desselben zurecht gemacht. Jansen aber gewann in seiner Zeit durch die strenge Wiederaufnahme dieses Satzes, welcher die ausgebrochenen historischen Geisteskämpfe dieses Jahrhunderts gewissermaßen beschwichtigen und an die träge Ruhe des Fatalismus anfesseln sollte, den großen Anhang, der seine Partei überall verbreitete und besonders in Frankreich eine Zeitlang, ungeachtet aller Gegenwirkungen Ludwig's XIV. und der Jesuiten, zu einer herrschenden machte. Es ist bemerkenswerth, daß die Jesuiten in dieser Lehre von der Gnadenwahl und von der Freiheit und Kraft des menschlichen Willens immer milderen und geistigeren Bestimmungen das Wort geredet haben. Die Streitigkeiten, welche in den Niederlanden durch den spanischen Jesuiten Ludwig Molina (gestorben 1600) ausbrachen, warfen auf die Conflicte der verschiedenen Orden hinsichtlich dieses Lehrbegriffs ein interessantes Licht. Auch die Philosophie, namentlich der Cartesianismus, verfehlte nicht, auf die religiösen und kirchlichen Bewegungen in Holland einen entscheidenden Einfluß auszuüben, der zuerst durch Johann Coccejus (1603 bis 1669), einen Anhänger der Philosophie des Descartes, in einer eigenthümlichen Richtung geltend gemacht wurde. —

Als der höchste wissenschaftliche Genius seines Vaterlandes muß aber Hugo Grotius (de Groet, 1583 bis 1645) angesehen werden. Auf einer großen Gelehrsamkeit und weltumfassenden Bildung fußend, ließ er nach allen Richtungen seiner Zeit hin schöpferische und organisirende Momente ausgehen. Als Dichter, Staatsmann, Jurist, Theolog und Philosoph, trat er auf die Höhen seines Jahrhunderts hinaus, und regte die freien Gestaltungen der Wirklichkeit, wie sie die mündig werdende Vernunft der Völker verlangte, auf allen Gebieten mächtig und geistesstark an. Zuerst vertheidigte er in seinem Buch Mare li-

herum die Freiheit des holländischen Handels nach Ostindien, worauf er sein Hauptwerk de jure belli et pacis (zuerst Paris 1625) erscheinen ließ. Dies berühmte Buch, welches die erste wissenschaftliche Begründung des Völkerrechts ist, ragt vornehmlich durch das Streben nach einer höheren philosophischen Begründung des Rechtsbegriffes selbst in dieser Zeit hervor. Von einem sittlichen Gemüthsstandpunkt ausgehend, der ihn trieb, gegen die Vermehrung der Kriege zu schreiben, gelangte er auf dem Wege philosophischer Entwickelung zur Aufstellung von Principien des Naturrechts, die er in den Lebens- und Anschauungsformen aller Völker als gleichmäßig daseiend nachzuweisen suchte. Hugo Grotius findet den Rechtsbegriff als eine sittliche Macht in der Brust jedes Menschen, den lebendigen Grund desselben aber in dem menschlichen Socialitätstrieb, der aus sich selbst heraus eine Regelung und Gewährleistung verlangt (societatis custodia). Dem Naturrecht (dictamen rectae rationis) stellt Hugo Grotius schon das positive Recht (jus voluntarium) entschieden gegenüber, indem er zugleich die Idee eines allgemeinen göttlichen Rechts, welches das wahre positive sei, anzudeuten sucht. —

18. Die scandinavische Literatur.

Die Literatur des scandinavischen Nordens umfaßt die Geistesbildung der drei Reiche Dänemarks, Schwedens und Norwegens, die bis in das funfzehnte Jahrhundert hinein eine gemeinsame geistige und literarische Entwickelung gehabt haben. Diese Literatur behauptet für uns ihre be-

sondere Wichtigkeit darin, daß sie uns in ihren alten Denkmalen die Grundelemente deutscher Sprache und Lebensanschauung vor Augen stellt und namentlich in ihrer Poesie, welche eine vollständige Ueberlieferung der Religionsformen der deutschen Vorzeit ist, die Urzustände unserer Nationalität enthält. Dieser urgermanische Volksgesang hatte seine bestimmte Organisation in den Skalden (Skáld, Dichter), welche die Dichtkunst wie ein von den Königen und vom Volk ihnen übertragenes Amt verwalteten, die Thaten der Könige einzeichneten und verherrlichten, und in dem Liede zugleich die Geschichte ihres Stammes schrieben. Der Skaldengesang war seinem Inhalt nach entweder Göttergesang oder Heldengesang; doch werden in der Regel nur die Dichtungen, deren Verfasser den Namen nach bekannt sind, Skaldenlieder genannt, während sonst die alten Götter-, und Heldengesänge, welche aus der Masse der Volkspoesie aufgenommen sind, nach der berühmten Sammlung des Sämund Sigfuson, den Namen der Edda-Lieder führen. Der eigentliche Mittelpunct dieser scandinavischen Volkspoesie wurde aber Island, seit dem Jahre 864, wo die flüchtigen Normannen eine Ansiedelung gründeten, in welcher, dem Eindringen des Christenthums gegenüber, die alten nordischen Lebenselemente treu in Geist und Form bewahrt wurden. In Island wurde auch Sämund, genannt der Weise (hinn Fródi), geboren. Dieser hochbegabte Mann, der auf Reisen in fremden Ländern sich eine vielseitige Bildung erworben, lebte von 1056 oder 1057 bis 1133. Seine eigenen Arbeiten, die besonders in einer Geschichte der Könige Norwegens bestanden, sind verloren gegangen, doch hat die von ihm veranstaltete große Sammlung der Götter- und Heldenlieder des Nordens, die Edda, die nach ihm auch die Sämundinische genannt wird, seinem Namen eine unvergängliche Bedeutung gegeben

Diese Skaldenlieder, deren Kenntniß wir Sämund verdanken, stellen sich alle in einer sehr bestimmten, geregelten und künstlerisch entwickelten Form dar. Namentlich bieten die Versarten der Skalden, deren man gewöhnlich 136 annimmt, eine ungemein kunstreiche und mannigfache Structur dar. Die Alliteration oder der Buchstabenreim ist in der Regel vorwaltend, obwohl auch in einigen schon der Endreim gebraucht wird.

Der Edda Sämund's folgte die jüngere Edda, welche der Isländer Snorri Sturluson (1178—1241), ein eigenthümlicher, unruhig bewegter Charakter, der Dichter der Heimskringla, herausgab. In dieser Snorra-Edda erscheint nicht mehr der reine und einfache Kern des scandinavischen Skaldenthums. Die darin enthaltenen Stücke sind zum Theil Umarbeitungen und Compilationen aus den älteren Eddagesängen, zum Theil Anleitungen zur Poesie, Metrik und Redekunst. Es macht sich also hier schon ein reflectirtes Bewußtsein geltend, das die Poesie nicht mehr in ihrer unmittelbaren Naturkraft tragen kann.

Ihre weitere lebendige Entwickelung fand die scandinavische Poesie in den Sagen, welche hier reich aus der Landschaft und aus der Volksphantasie hervorquollen (Volsungasaga, Wilkina oder Niflungasaga, Nornagestrsaga, wozu sich auch Aneignungen der romanischen Volksdichtungen gesellten). Alle die Klänge der alten scandinavischen Dichtung lösten sich zuletzt im Volkslied auf, das von dem vierzehnten Jahrhundert an bis in das sechszehnte hinein alle poetischen Regungen des Nationalgeistes in sich zusammenschließt, und theils die alte Heldensage in einzelnen Richtungen ergreift und fortbildet, theils in Balladen und Mährchen die Innerlichkeit des Volksgemüths herauskehrt, theils auch den Ereignissen der Gegenwart in den historischen Liedern folgt. Dies Volkslied flocht am in-

nigsten dies gemeinsame Band um den dänischen, schwedischen und norwegischen Stamm, und umspannte die drei Völkerschaften mit der Einheit des Gesanges. Besonders sind es die sogenannten Kaempe-Viser, welche in der Regel allen drei Völkern gemeinschaftlich angehören. —

Diese Völker haben jedoch in ihren Literaturen auch einige berühmte Namen aufzuweisen, die ihnen einzeln eigenthümlich angehören. In Schweden beginnt die kunstmäßig gebildete Poesie erst im achtzehnten Jahrhundert mit dem Auftreten des Dichters Olav von Dalin einiges höhere Leben zu entwickeln. Dagegen entfaltete sich in diesem Lande auf den Gebieten der Gelehrsamkeit, der Jurisprudenz und der Naturwissenschaften schon früher ein reges und productives Leben. Einen der merkwürdigsten Geister der neuern Zeit brachte Schweden in Emanuel von Swedenborg (1688—1772) hervor. Swedenborg erscheint uns in dem Bestreben, die physische und geistige Einheit der Welt zu finden, als nächster Nachfolger der deutschen Theosophie und Jacob Böhme's. Doch war bei ihm die naturwissenschaftliche und naturphilosophische Grundlage, auf der er die geheimnißvolle Einheit von Welt, Geist und Natur aufführen wollte, bedeutender und entschiedener als bei Jacob Böhme. Von physikalischen und mathematischen Anschauungen war Swedenborg ausgegangen, und hatte von ihnen aus das innerste Geheimniß des Geistes, die göttliche Bedeutung der ganzen Schöpfung und des Menschen selbst, zu finden gestrebt. So wurde ihm die Natur gewissermaßen zur Bibel und die Bibel zur Natur, aus der mystischen Vereinigung beider Elemente sollte aber zugleich eine Uebereinstimmung mit dem bloßen Kirchenglauben hervorgehen, und dies ist der besondere Standpunct, durch welchen sich Swedenborg von allen Theosophen unterscheidet. Gelehrter, Weltmann und Geisterseher, stellte

er unter allen Formen dieſe allſeitige Berührſamkeit ſeines Weſens dar, die ihn auf dem Wege unmittelbarer innerer Erleuchtungen, wofür er ſelbſt alle ſeine Erkenntniß ausgab, an den Urquell aller Dinge führte und ihn glauben ließ, zur ächten Anſchauung des Zuſammenhanges der ganzen Schöpfung gelangt zu ſein. Unter ſeinen zahlreichen Schriften ſind es beſonders die Arcana coelestia, quae in scriptura sacra verbo domini sunt detecta (8 Bände, London 1749—1756), welche uns die berühmte Swedenborg'ſche Theologie in ihrem ganzen Umfange enthüllen. —

In Dänemark iſt es der Dichter Ludwig Freiherr von Holberg (1684—1754), welcher die neuere Literatur dieſes Volkes weſentlich begründet hat. Eine vielſeitige wiſſenſchaftliche Bildung verband er mit großen und weitreichenden Lebenserfahrungen, die er auf Reiſen und in dem mannigfachſten Umherbewegen ſich erworben. Der eigenthümliche Grund und Boden ſeines Talents aber war die Satire, und in dieſer Form entfaltete er eine ungemein reiche und bewegliche Anſchauung, welche ihn in alle Ecken und Winkel des bürgerlichen Lebens und der geſellſchaftlichen Convention hineinblicken läßt und ihn zum Richter aller Mißformen und Verkehrtheiten im ſittlichen, häuslichen und öffentlichen Leben macht. In der Satire Holberg's bleibt jedoch das komiſche Element der Betrachtung das vorherrſchende, und dadurch ſtellt ſich bei ihm dieſer milde, behagliche und vollſaftige Charakter feſt, der ſeinen ſchärfſten Spottzeichnungen immer noch ein anmuthiges und harmoniſches Colorit läßt, und uns bei ihm das wohlthuende Gefühl giebt, daß wir in einer Welt uns bewegen, die ungeachtet aller ihrer Verzerrungen und Verrenkungen eine wohlgeordnete, in ewigen Geſetzen geſicherte iſt. Holberg wurde zuerſt durch ſein großes hiſtoriſch-komiſches

Heldengedicht Peder Paars (deutsch von Scheibe, Kopenhagen 1764) berühmt. Seinen satirischen Roman Niels Klims unterirdische Reise schrieb er in lateinischer Sprache (dänisch von Baggesen 1789, deutsch von Mylius, Breslau 1788, und neuerdings von Wolf, Leipzig 1829). Am bedeutendsten hat sich jedoch Holberg als Lustspieldichter bethätigt. In seinen 24 Komödien ist die größte Einfachheit der Durchführung bemerkenswerth, jedoch ist zugleich die Behandlung des einen Hauptcharakters, welcher in der Mitte steht und das Thema des Stückes ausmacht, erschöpfend. Gesunde und unverwüstliche Heiterkeit und derbe Natürlichkeit sind die Hauptzüge dieser Lustspiele, die in der komischen Literatur Europas zu den ersten Leistungen gehören. Das Massive und Breitschulterige, welches diese Komik hat, verbindet sich zugleich mit so viel köstlicher Prallheit, Unschuld und Ehrlichkeit, daß man die reinste poetische Wirkung davon empfinden muß.

Sechster Abschnitt.

Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts.

1. Die atheistische und atomistische Literatur in Frankreich.

Der eigentliche religiöse Standpunct des achtzehnten Jahrhunderts ist der Standpunct des Theismus, welcher sich insoweit zu einer Anschauung der göttlichen Dinge erhebt, daß er einen Gott als eine persönliche Ursache der Welt annimmt, welcher Gott aber zugleich etwas von der Welt durchaus Unterschiedenes und ewig von ihr Getrenntes ist. Der Theismus hat aber im Grunde kein bestimmteres religiöses Element in sich, als der Pantheismus, der sonst vorzugsweise mit dem Atheismus gleichbedeutend erachtet wird. Die persönliche Ursache der Welt, welche der Theismus in Gott annimmt, ist doch eben nur ein angenommener Gott, sowie die dadurch bewirkte Welt nur eine gesetzte ist. Das wahrhaft Seiende Gottes und der Welt, also ihre innere Nothwendigkeit, bleibt dabei außer aller Bestimmung stehen, und so kann der bloß angenommene Gott ebenso gut auch nicht angenommen werden, wie wir denn den Theismus in diesen seinen Gegensatz als Atheis-

mus am entschiedensten in Frankreich in dieser Zeit umschlagen sehen.

Diesen Prozeß veranschaulicht uns am besten François Marie Arouet de Voltaire (1694—1778), dieser lustige Hanswurst des Atheismus, in seinen Schriften. Es giebt nichts Drolligeres als die Voltaire'sche Metaphysik, deren Hauptabriß sich unter dem Titel Traité de metaphysique unter den sogenannten philosophischen Schriften Voltaire's findet, und worin der gemeine Menschenverstand, der sich bei ihm für Philosophie ausgiebt, hinter einer meisterlich affectirten Ehrbarkeit alle seine Schelmstücke und Abgeseimtheiten verbirgt. In dieser schlechten Zeit, welche die Zwischenperiode ausfüllt zwischen der Vollendung des absoluten Staats durch Ludwig XIV. und zwischen dem Ausbruch der Revolution, in dieser Zeit der gänzlichen Erniedrigung der Menschennatur hatte sich ein seltsames, häßliches, aller ideellen Substanz feindseliges Wesen auf den Thron des Geistes geschwungen, der gemeine Menschenverstand genannt, ein die ewigen Ideen zerstörender runzeliger Kobold, der, wie die Staubwolke vor dem Gewitter, vor der Revolution einherfegte, und vor der Thür derselben aufräumte, was es noch an positiven Lebensmächten gegeben.

Diesen gemeinen Menschenverstand machte Voltaire zum eigentlichen Narren des Jahrhunderts, indem er ihm die Schellenkappe seines Witzes aufsetzte und ihn lustig die Pritsche schwingen lehrte gegen Gott, Christenthum, Tugend, Unsterblichkeit und wie alle die Ideen heißen mögen, die der gemeine Menschenverstand um diese Zeit aus dem Leben wegzuraisonniren hatte. Es ist höchst komisch, zu sehen, wie sich Voltaire in seiner Metaphysik herbeiläßt, den Begriff Gottes wenigstens scheinbar und gewissermaßen aus Gnade und Barmherzigkeit noch bestehen zu lassen, obwohl er behauptet, daß derselbe dem Menschen bei weitem we-

niger nothwendig sei, als seine Nase und die fünf Finger: alle Menschen würden mit einer Nase geboren, aber kein einziger würde mit dem Begriff Gottes geboren, welchen man den Kindern nur erst mit Mühe einpräge, sich aber später erst auf dem Wege des Calculs aneigne, wie etwa eine Wahrheit der Mathematik, doch keineswegs mit der Bestimmtheit derselben. Die Voltaire'sche Metaphysik bringt es dann nur zu dem Satz: die Meinung, daß ein Gott sei, bietet unübersteigliche Schwierigkeiten dar, aber immerhin würde das Gegentheil, daß kein Gott sei, eine zu große Absurdität sein, um es annehmen zu können. Indeß verschmähte es Voltaire auch nicht, absurd zu sein, und sein nicht nichtseinkönnender Gott ist doch nur eine höhnische Grimasse, durch welche der Atheismus sich noch ein besonderes Ansehen zu geben sucht. So stellte Voltaire auch in seiner Metaphysik den Satz auf, daß die Ideen nur durch die Sinne erzeugt werden, und diese Grundansicht der französischen Philosophie jener Zeit schloß noch bei weitem mehr den Atheismus in sich, als jede andere subjective Läugnung Gottes.

In Voltaire lag ursprünglich derjenige gesunde Menschenverstand, dem man seine Berechtigung von Ewigkeit her nicht versagen kann, und der auch theilweise seine wohlthätigen Wirkungen in diesem Jahrhundert ausgeübt hat. Der gesunde Menschenverstand hat sein kühnstes Meisterstück in Voltaire's Candide, dem Roman über die beste Welt, geliefert oder liefern wollen. Voltaire hat in diesem Buch einen merkwürdigen Feldzug gegen den Optimismus unternommen, indem er, auf den Standpunct des gemeinen wirklichen Lebens sich stellend, von diesem aus die Ansicht von der besten Welt zu zertrümmern und in ihre Widersprüche zu zerlegen sucht, und zwar so, daß er durch lauter argumentationes ad hominem das

bestehende Verhältniß der Wirklichkeit, oder die Uebel in dieser besten Welt, bemerklich macht. Voltaire hat hier zunächst den gemeinen empirischen Gebrauch, den man von der Idee des Optimismus gemacht hat, als lächerlich darstellen wollen, jene empirische Anwendung des Optimismus, welche entweder die Frömmelei oder der gedankenlose Eudaimonismus sich dadurch zu Schulden kommen lassen, daß sie den Gedanken, Alles in der Welt sei das Beste, in die Wirklichkeit des gemeinen Lebens, in der sie es sich wohl sein lassen wollen, herabziehen, während dieser Gedanke nur in der wissenschaftlichen Idee seine Wahrheit und seine Bedeutung hat. Das Verfahren des ächten gesunden Menschenverstandes ist allerdings hier darin zu bemerken, daß er dem falschen Gebrauch, den der empirische Standpunct von einer Idee macht, die Consequenzen dieses empirischen Standpuncts selbst gegenüberstellt. Diese vielen irdischen Mängel der Welt, die uns Voltaire's Candide oft in so lächerlichen Contrasten zur Anschauung bringen will, so daß ein Verliebter, mitten in den reinsten Ergüssen seiner Leidenschaft, Prügel bekommen oder seine Nase verlieren kann, oder daß die Tugendhaften Schiffbruch leiden, alle diese möglichen Unglücksfälle sind doch in der That für das höhere denkende Bewußtsein nicht als eigentliche Weltmängel vorhanden, und sie gehen verloren in der großen Idee der Welt selbst, die allein für den Gedanken existirt. Wenn also Voltaire in seiner Candide vorzugsweise den Kampf gegen den Idealismus der deutschen Philosophie, und namentlich der Leibnitz'schen, führt, welche letztere er mit ihrem Satz von dem „ausreichenden Grunde" (raison suffisante) so boshaft verspottet, so hat er dabei dem philosophischen Standpunct doch eigentlich nur den flachen Erfahrungssatz gegenübergestellt: „daß Alles in der Welt höchst miserabel hergehe". In Schelling's und Hegel's

Kritischem Journal der Philosophie wird in dem Aufsatz: Glauben und Wissen, oder die Reflexionsphilosophie der Subjectivität (II. Bd. 1. Heft S. 172) eine vortreffliche Bemerkung über dies Verhältniß des gesunden Menschenverstandes zur philosophischen Idee gemacht, dabei jedoch das Voltaire'sche Verfahren in diesem Fall, das mit dem Pessimismus der Kantischen und Fichte'schen Moraltheologie in Zusammenhang gebracht wird, offenbar zu hoch und zu ernst angeschlagen. Es heißt an jener Stelle: „Da eine philosophische Idee in die Erscheinung herabgezogen, und mit den Principien der Empirie verbunden, unmittelbar eine Einseitigkeit wird, so stellt der wahrhafte gesunde Menschenverstand ihr die andere Einseitigkeit, die sich ebenso in der Erscheinung findet, entgegen, und zeigt damit die Unwahrheit und Lächerlichkeit der ersten, indem für jene erste sich auf die Erscheinung und Erfahrung berufen wird, er aber in eben dieser Erfahrung und Erscheinung das Gegentheil aufzeigt; weiter aber geht der Gebrauch und die Wahrheit der zweiten Einseitigkeit für sich nicht, und der ächte gesunde Menschenverstand muthet ihr auch nicht mehr zu; die Schulpedanterie macht sich hingegen gegen den gesunden Menschenverstand wieder auf dieselbe Weise lächerlich, daß sie das, wovon es nur diesen relativen Gebrauch ad hominem machte, absolut aufnimmt, und es ernsthafter Weise in philosophische Form giebt; dieses Verdienst hat die Kantische und Fichte'sche Philosophie sich um die Voltaire'sche Argumentation erworben."

Man kann indeß von Voltaire nicht behaupten, daß er bei dieser ächten Negation des gesunden Menschenverstandes stehen geblieben. Die ursprüngliche Gesundheit des Menschenverstandes wird dann immer zur Gemeinheit, wenn seine negative Kraft, die sich zunächst als gesunde Reaction geltend macht, zugleich ein positives Resultat durch

sich selbst darstellen will. Dieses zweideutig schillernde Verhältniß findet sich auch in Voltaire's Candide. Nicht bloß die falsche Ansicht des Optimismus will er bekämpfen, dies wäre für den immer auf große Siege ausgehenden Voltaire'schen Geist ein zu abstractes Spielwerk gewesen. Der Optimismus ist der Ausdruck der idealen Wissenschaft, welche in der Wirklichkeit die inwohnende und gestaltende göttliche Idee anerkennen muß, und für die also die bestehende, d. h. in der Idee wahre Wirklichkeit auch immer die beste ist. Leibnitz verlegt in der Theodicee den Gedanken der besten Welt sogleich in den Schöpfungsact Gottes, indem er sagt: sapientia dei (ut ita dicam) infinitas universi series possibiles expendit; et exinde demum electionem optimi statuit, ut bonitati plene satisfaciat. —

Die ungeheuere Thätigkeit, welche Voltaire während seines Lebens entfaltete, erstreckte sich fast auf alle Gebiete des Wissens und alle Formen der Production. Wie man auch über seinen menschlichen Character und über seinen Werth als Dichter und Philosoph urtheilen mag, so tritt uns doch in allen seinen Leistungen eine gewaltige Thatkraft des Geistes entgegen, die für die Freiheit des menschlichen Bewußtseins sich erhebt. Den Kampf für die Freiheit seiner Nation hat Voltaire vorzugsweise in den Kampf gegen das Papstthum und den christlichen Positivismus zusammengedrängt. Das ursprüngliche freie Recht des menschlichen Geistes hat er in mehreren seiner Schriften als den Gegensatz gegen die Despotie des römischen Clerus mit einer gewaltigen Tapferkeit verfochten, und wie drollig, possenhaft und satanisch auch oft die Gesichter sind, welche dieser Schriftsteller in dem Augenblick zeigt, wo er für die heiligsten Güter der Menschheit, für die Unabhängigkeit der Vernunft,

für die Freiheit zu denken und zu schreiben, seine Stimme erhebt, so liegt doch die Würde seiner Erscheinung, die wir ihm nicht absprechen können, in diesem Heldenthum der neuen Ideen selbst, die ihn nimmer ruhen lassen. Die Idee der Gleichheit, die von Voltaire schon verkündigt wird, tritt in ihm noch mehr als eine Sache der Humanität hervor. In seinen Pensées sur l'administration publique (1753) sagt er, daß wir alle gleich als Menschen geboren sind, aber darum nicht gleiche Mitglieder der Gesellschaft sind.

In Voltaire war immer eine gewisse Bonhommie der Verderbtheit zu sehen, eine Art von Chevalerie des Atheismus, und seine vielgestaltige Polemik, mit der er unter allen Formen die Ewigkeit der Ideen bekriegte, befolgte in der Regel noch die Gesetze der guten Lebensart. Voltaire ist gewissermaßen ein allmächtiges Wesen, dem alle Mittel der Wirksamkeit zu Gebote stehen, und bald mit Leidenschaft, bald mit erkünstelter Ruhe, fröhlich schwatzend, indem er heimlich mordet, unerbittlich und doch mit einem listigen Schein von Großmuth, mit den beweglichen Sprüngen des Tigers und doch die würdige Toga des Philosophen um seine Schulter geschlagen: so sieht man Voltaire in seinen Schriften in allen möglichen Stellungen, in allen nur erdenklichen Contrasten und Gegensätzen, aber immer voll Anregung und Wirksamkeit, und niemals dem Genre, welches er selbst für das einzig schlechte erklärte, nämlich dem langweiligen, verfallend.

Eine merkwürdige Rache aber traf dies ganze Zeitalter darin, daß, weil es den Geist Gottes geläugnet hatte, es darum auch den Geist des Menschen in seiner höheren ideellen Wesenheit läugnen mußte und nicht zu erkennen im Stande war. Dies ist die nothwendige materialistische

und sensualistische Richtung, in welche dies Jahrhundert als in seine unvermeidliche Consequenz hineingezogen werden mußte. In demselben Moment, wo wir Gott in seiner Erniedrigung hier erblicken, sehen wir auch die Menschennatur in ihrer tiefsten Erbärmlichkeit sich aufdecken, und wenn die ewige Verwandtschaft des Geistes Gottes mit dem Menschengeiste durch einen äußerlichen Beweis zu verherrlichen war, so konnte es nicht offenbarer geschehen, als durch die atheistische und materialistische Schule in Frankreich, die den Menschen verwerfen mußte, weil sie den Gott verworfen hatte, und die verdammt wurde, das wahre Wesen des Menschen nur in seinem endlichen natürlichen Leib, in seinen Nerven, in seinen Gehirnfasern, in seinen Sinnen zu suchen. Mitten aus dieser Geistesverwirrung blickt uns ein merkwürdiges Gesicht entgegen, welches zwar das Muttermaal und Schandmaal seiner Zeit wie alle übrigen an sich trägt, auf dem aber wunderbare, nach Rettung suchende Träume hinundherblitzen. Dies ist der große Träumer und Denker Jean Jacques Rousseau (1712—1778), ein seltsamer Irrstern, aber doch ein Stern. Er schleuderte in seine entsittlichte und entgöttlichte Zeit zuerst die Behauptung: daß der Mensch von Natur gut sei, und da es kein Spott war, den er damit ausdrücken wollte, sondern ein heiliger Ernst, so war es eine Wahrheit für diese Zeit, die durch Mark und Bein ging, und nach der sich die Steine hätten auseinanderthun mögen, um in demselben Sinne zu predigen. Die Lehre, daß der Mensch von Natur gut sei, welche Rousseau zuerst wie eine feurige Kohle in seine entsittlichte und entgöttlichte Zeit geschleudert, diese Lehre enthielt zweierlei Momente in sich, welche wir hier noch näher zu bezeichnen haben. Das eine Moment ist dies, daß die Menschheit, die ursprünglich gut und glücklich aus den Händen der Natur hervorgegan-

gen, auch wieder in diesen ihren Naturgrund hinabsteigen und zur Natur zurückkehren müsse. Das zweite Moment dieser Lehre ist die nothwendig in ihr enthaltene Negation gegen den bestehenden Gesellschaftszustand, und gegen das verfassungsmäßig Böse, das die Menschheit als Gesellschaft in diesen ihren Einrichtungen entwickelt und mit falschen Eiden geheiligt hat. Rousseau trug diese Lehre zuerst vor in dem Discours über die von der Akademie zu Dijon gestellte Frage: Le Rétablissement des sciences et des arts a t-il contribué à epurer ou à corrompre les moeurs? im Jahre 1750. Wie Voltaire das Christenthum haßte, so haßte Rousseau die Cultur, und sah in ihr die eigentliche Schlange, durch deren Schuld die Menschheit aus dem Paradiese verstoßen, aus dem Paradies des Naturzustandes. Die nächste Folge dieses Gedankens entwickelte Rousseau in seinem zweiten Discours: Sur l'inégalité des conditions parmi les hommes, im Jahre 1753, worin er zu beweisen suchte, daß die Erde Niemandem gehöre, und daß die Idee des Eigenthums, auf welche die civilisirte Gesellschaft gegründet worden, eine falsche und betrügerische sei. Diese beiden Abhandlungen waren nur die Vorläufer seiner beiden größern Werke, des Contrat social, in welchem Rousseau sein System der politischen Freiheit entwickelt hat, worin der Staat eben dadurch frei wird, daß er in seinen ursprünglichen Naturgrund, welches hier der allgemeine Volkswillen ist, wieder niederzusteigen genöthigt wird; und dann des Emile, dem Roman der Erziehung des Naturmenschen, worin das eigentliche Rousseau'sche Ideal, wie es in der neuen Menschheit zu Fleisch und Blut werden soll, abgehandelt wird. Beide Werke erschienen im Jahre 1762. Hier tritt in Rousseau zuerst eine rein geformte Gestaltung der socialen Ideen heraus, die seit dem sechszehnten Jahrhundert in der modernen

Menschheit lebendig geworden waren, und auf dem Grunde der Reformationszeit, in den Wiedertäufern, sich zuerst mächtig, aber noch als trübe und abenteuerliche Gährungen geregt hatten. In den Wiedertäufern des sechszehnten Jahrhunderts sehen wir aber schon den ersten Anfang derjenigen revolutionnairen Geistesrichtung, welche eine Umgestaltung aller Einrichtungen der Welt aus dem Gedanken herleiten wollte, daß der Mensch von Natur gut sei. Dieser Gedanke ist die wahre Propaganda der neueren Menschheit, in ihm schütteln sich die ersten Grundkeime aller politischen und socialen Revolution. Heimlich, aber mit unaufhaltsamer Kraft wühlt sich dieser Gedanke dicht am Herzen der modernen Geschichte fort. Er läuft als der verbindende electrische Faden durch alle Zeiten hindurch, aus der Wiedertaufe des sechszehnten Jahrhunderts tritt er, in Rousseau seinen Durchgang durch die Idee der Volkssouverainetät nehmend, in die Zeit der Revolution hinüber, und dringt bis zu uns als Saint-Simonismus, Fourierismus und Communismus, und bildet sich in alle Formen der neuesten socialen Systeme hinein.

Rousseau bringt in seiner Theodicee des Naturzustandes, zu deren schwärmerischem Verkündiger er sich gemacht, die eigentliche Wiedertaufe seines Jahrhunderts wieder an den Tag, und sein Naturmensch, mag er immerhin theilweise lächerlich geworden sein und sich unter den Einflüssen seiner Zeit zu einem Unding verwaschen haben, so hat er doch einer allgemeinen Sehnsucht der Zeiten Gestalt und Wort gegeben, er hat aus sich jene Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts geboren, die ein nicht minder gefährliches Grundelement der Revolution ist, als auf der andern Seite die Aufklärung durch Voltaire und die in seinem Geiste weiter schaffenden französischen Schriftsteller geworden ist. Diese Sentimentalität, welche im Gegensatz

gegen die bestehende Civilisation den Naturgrund alles Daseins wieder aufzulockern suchte, vermittelte auf der einen Seite in Rousseau die Idee von der Volkssouverainetät, auf der andern Seite reifte sie in ihm jene wunderherrlichen Blüthen der Poesie, die in seiner Nouvelle Heloise uns den Charakter Rousseau's von seiner liebenswürdigsten Seite zeigen. —

In Rousseau regt sich die pantheistische Weltansicht der modernen Zeit in aller ihrer Macht, und sucht sich bei ihm zuerst auf das neuere Staatsleben anzuwenden. Es ist aber die zur französischen Revolution hinströmende positive und allgemein menschliche Grundrichtung der Zeit, welche durch Rousseau vertreten und geltend gemacht wird. Sein Hauptgedanke, daß der Mensch natura sua gut, frei und glücklich sei, und darum in diese seine ursprüngliche Natur wieder zurückkehren müsse, schließt den entschiedensten Gegensatz gegen allen Theismus, wie er immer zugleich ein Dualismus ist, in sich, und sichert dem Rousseau'schen Standpunct damit auch das religiösere Element, das wir ihm vor seinen übrigen, auf die Revolution hinwirkenden Zeitgenossen zuerkennen müssen. Eine unwillkürliche Verwandtschaft Rousseau's mit dem Spinozismus, der in der ganzen Geistesbildung Europa's um diese Zeit mächtig wieder auferstanden, läßt sich dabei ohne große Paradoxie behaupten. Freilich ist bei Spinoza, wie er die Immanenz Gottes in der Welt bestimmt hat, der menschliche Wille nicht frei, aber insofern er der Selbstbestimmung der Substanz unterliegt, sieht er doch wieder, indem er die wahre inwohnende Thätigkeit der Substanz selbst ist, als das frei aus sich selbst heraus sich Bewegende da, in dem absoluten Willen, den er in sich gliedert, seinen eigenen freien Willen sich bestimmend. So tauchte Rousseau in seinem Contrat social den Einzelwillen in dem Gesammtwillen

des Volkes unter, und erkannte in ihrem sich organisch bedingenden Verhältniß den einzigen Grundvertrag des freien Gesellschaftszustandes an. Die Revolution begann überhaupt mit diesem durchaus metaphysischen Verfahren, daß sie Alles auf die Grundeinheit der Begriffe zurückzuführen suchte. So ward Ludwig XVI. als Hugo Capet angeredet, und damit der erste einfache Begriff des französischen Königthums gewissermaßen dialektisch herausgeschält.

Die Lehren, welche die sogenannten Freidenker des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich auch über den physischen Organismus des Menschen, und über den eigentlichen Sitz des Lebens aufstellten, erscheinen ebenso charakteristisch für die Entwickelung der Revolution. Der Locke'sche Empirismus hatte überhaupt dieser ganzen französischen Zeitphilosophie den ersten Anstoß gegeben, und sich zuerst durch Condillac als eine systematische Wissenschaft in Frankreich verbreitet. Condillac, der in den menschlichen Vorstellungen nur trübe Copieen der Dinge gelten lassen wollte, und jede unmittelbare Anschauung des Dinges an sich als unmöglich läugnete, verlegte den Sitz des Geistes in die Gehirnfibern, deren mechanische Bewegungen alsdann das Denken ausmachten. Der religiösere Bonnet, obwohl er sonst die menschliche Seele für ein immaterielles Wesen erklärte, hielt doch ebenfalls nur die Nerven und die Sinne für das eigentlich Geisterzeugende, für den Sitz des geistigen Lebens. Helvetius gründete auf die nämliche sensualistische Ansicht seine Sittenlehre, deren höchstes Princip eine klugberechnete Selbstliebe und der sinnliche Genuß wurde. Holbach, in dem berühmten Systeme de la nature, das 1770 erschienen, erklärte demgemäß den Begriff des Geistes für eine bloße Negation, da ihm keine Wesenheit an sich zukommen, und er nur an irgend einem materiellen Merkmal erkannt werden könne. In dem Ge-

hirn, als dem Mittelpuncte des Nervensystems, erkannte er die Seele an. Auch bemerkte das Système de la nature, daß, wer Seele und Körper scheide, damit nichts weiter thue, als daß er das Gehirn von sich selber unterscheide. Diese Ansicht, so wie überhaupt die ganze Denkart der sensualistischen Schule über den Sitz des Lebens, gewann nachher mitten in den Bewegungen der Revolution eine furchtbare Bedeutung und Anwendung. Man muß die Erfindung oder den Gebrauch der Guillotine auf diese Ansicht der Sensualisten zurückführen. Guillotin, ein Arzt, welcher der von ihm vorgeschlagenen und neu combinirten Köpfmaschine seinen Namen geben mußte, glaubte dadurch der hinzurichtenden Menschheit, die in der Revolution gewissermaßen als ein Postulat der praktischen Vernunft gesetzt worden war, einen Dienst der Humanität zu erzeigen. Indem er, wie die ganze Philosophie seiner Zeitgenossen, von der Ansicht ausging, daß der eigentliche Sitz des Lebens im Kopfe und in den Gehirnfibern stecke, kam es, um den Todesprozeß zu erleichtern, seiner Meinung nach wesentlich darauf an, daß durch diese schiefe Richtung, die er der Schneide des Fallbeils gab, der Kopf so rasch und sanft als möglich herausgeholt und wirklich abgeschnitten wurde, während die früher übliche Maschine ihn, oft sehr unsicher, abgestoßen hatte. So wurde die Erfindung des Guillotin in der That als eine Erfindung der Humanität bezeichnet. Ludwig XVI. aber, dessen Amme schon seltsamer Weise Guillot geheißen haben soll, sah diesen verhängnißvollen Namen bei seiner Wiege wie bei seinem Tode stehen, und erschien somit prädestinirt, unter dieser schneidenden Form, in welcher sich die sensualistische Zeitphilosophie auf das Staatsleben angewandt hatte, das Leben der absoluten Monarchie zu beschließen. —

Die negativen, atheistischen, naturalistischen und atomi-

ſtiſchen Richtungen des Jahrhunderts, deren luſtig trompetender Vorreiter Voltaire geweſen, ſchlugen in der berühmten Encyclopädie ihr Hauptlager auf und ſuchten dort das wahre Babel der modernen Verſtandesnegation zu gründen, obwohl im Grunde Voltaire gegen Jeſus Chriſtus, den er ſich beſonders in eine Ecke genommen hatte, mehr Dienſte leiſtete, als die ganze Encyclopädie zuſammen. Dieſe letztere, von Diderot und d'Alembert gegründet, von 1751 bis 1763 erſchienen (27 Bände Text und 6 Bände Kupfertafeln enthaltend), dies alphabetiſch geordnete Regiſter aller Verſündigungen des menſchlichen Geiſtes, bildete gewiſſermaßen die Rüſtkammer für die Ideen der Revolution, und ſtellte ſyſtematiſch den gebrochenen Zuſtand des Bewußtſeins dar, wie er geworden ſein mußte, um in der Revolution, als in dem äußerſten Act der Zerſtörung, ſich ſelbſt in allen ſeinen Grundfeſten umzukehren zu einem neu organiſirten Daſein.

Der Atheismus hatte in Frankreich eine politiſche Bedeutung, er wurde eine politiſche Macht, die ſich tief in die Formen des Nationallebens hineinwühlte. Der Atheismus, nachdem er mit Gott und den Ideen, mit dem göttlich Seienden in der Wirklichkeit überhaupt, fertig geworden war, hatte in ſeiner entleerten Bruſt noch einen Gott übrig behalten, es war der Gott des Vaterlandes, die Freiheit, an welchen er glaubte. Nachdem jede andere Religion aus den Gemüthern getilgt worden, war die Religion der Freiheit übrig geblieben, an welche der Atheismus der Nation, aus dem Sumpfe ſeiner Sünden heraus, ſich gewaltſam anklammern mußte. Für die Religion der Freiheit eine Form zu finden, dazu mußten alle andern Formen erſt zuſammenſtürzen, aber die Geſchichte ließ dieſen Prozeß nur in dem Gedanken zu, daß aus der Religion der Freiheit auch die wahre Religion des Geiſtes und alle poſitiven

Mächte des Daſeins ſich neu wiederherſtellen müſſen. Dies war das gefährliche Drängen Diderot's, d'Alembert's, Condorcet's, Raynal's geweſen, daß ſie das Bewußtſein ihrer Zeit auf dieſen letzten ſchwindelnden Punct getrieben hatten, wo es nur durch die äußerſte Negation aller ſeiner Formen den verlorenen gegangenen Inhalt wiederfinden konnte. —

Auf dieſen in Kampf und Auflöſung begriffenen Grundrichtungen des achtzehnten Jahrhunderts entwickelte ſich die Literatur in Frankreich zuerſt zu einer öffentlichen Macht. Staat und Kirche waren in dieſer offenbaren Verderbniß begriffen, die Staatsgewalten hatten ſich in Willkürlichkeit und Feilheit ſelbſt zu Grunde gerichtet, die moraliſche Entartung des Adels, der Geiſtlichkeit, der Beamten nahm der beſtehenden Wirklichkeit jede ſichere Stütze. Es mußte daher gewiſſermaßen eine neue Inſtanz geſchaffen werden, welche als ein Höheres über den kraftlos gewordenen Formen des öffentlichen Lebens Geltung erhielte, und dies war die Inſtanz der Geiſter, die ſich in Frankreich im achtzehnten Jahrhundert begründete. Die Beſſeren und Edleren der Nation waren es ohne Zweifel, welche, auf dem wankenden Boden auf ihre eigene Geiſteskraft zurückgetrieben und angewieſen, in der allgemeinen Unſicherheit ſich ſelbſt und die ihnen gegebene Macht, zu verneinen, als das Sicherſte erfaßten. Verneint, das heißt, auf ſeinen einfachſten und urſprünglichſten Naturgrund zurückgeführt, mußte auch zuvörderſt alles Beſtehende werden, um dadurch zu ſeiner wahrhaften Bejahung in einer Wiedergeburt aller Formen gelangen zu können. Der Literatur wurde dieſe langſam unterhöhlende Arbeit zu Theil und ſie führte dieſelbe mit einer ſich weit in alle Adern des Lebens vertreibenden Conſequenz aus. Erſchien ſie in den Materialiſten und Encyclopädiſten des achtzehnten Jahrhunderts oft wie ein

freſſendes Gift, das auch die ewigen Geſetze und Mächte der Welt anzunagen drohte, ſo half ſie doch im Grunde nur durch ihre Endwirkung dieſe letzteren befeſtigen und aufrecht erhalten. Durch dieſe Literatur des achtzehnten Jahrhunderts entſtand eine Veränderung der Nationalideen, deren erſten Anſtoß Chateaubriand ſogar ſchon auf den Telemach Fenelon's, des Biſchofs von Cambray, zurückführt.*) Dieſe neuen Ideen bildeten lange ein unſichtbares und geheimes Tribunal, vor dem im Stillen über die Zukunft Frankreichs abgeurtheilt und über das Beſtehende gerichtet wurde. —

In dieſer Epoche, wo die Literatur durchaus zu einer Waffe der Zeit gemacht wurde, konnten gründliche und ob-

*) In ſeinem Essai sur les Révolutions, einem Buche, das Chateaubriand ſpäter ſehr bereut und gewiſſermaßen ſelbſt in die Acht erklärt hat, hebt er vornehmlich folgende Stellen aus dem Telemach heraus, wo derſelbe „voit tomber un roi despotique, dont la tête sanglante, secouée par les cheveux, est montrée en spectacle au peuple qu'il opprimoit". Ferner: „il apprend, que le gouverné n'est pas fait pour le gouvernant, mais celui-ci pour le premier." — „Celui-ci lui raconte la mort d'un tyran, et lui fait la peinture d'un peuple heureux selon la nature. — Le tableau des cours et de leurs vices passe devant ses yeux; l'homme vertueux banni, le fripon en place, les ambitions, les préjugés, les passions des rois, les guerres injustes, les plans faux de législation etc. — Schon Maſſillon, der große und freiſinnige Kanzelredner, hatte unter Ludwig XIV. in der Kirche gepredigt, daß ſich die Könige dem Dienſt des Volkes unterordnen ſollen, und daß ſie ihre Krone zwar auf Gottes Befehl, aber auf Gottes Befehl durch das Volk empfangen hätten: que ce sont les peuples, qui, par l'ordre de Dieu, les ont fait ce qu'ils sont. —

jective Schöpfungen, die auf einem umfassenden Plan beruhten, kaum entstehen. Einen um so mächtigern Eindruck muß uns in solcher Zeit die Erscheinung eines Montesquieu machen, der seine Wirksamkeit auf den festen und ewigen Grundsäulen der wissenschaftlichen Forschung aufführt und die gediegenste Wissenschaft zur Bewegungskraft seiner Zeit und seiner Nation zu machen strebt. Charles de Secondat, Baron de la Brède et de Montesquieu (1689—1755) war nicht minder, wie Voltaire, Diderot, d'Alembert, ein Kind der negativen und skeptischen Richtungen seines Jahrhunderts, Religion und Sittlichkeit waren ihm nur klimatische und landschaftliche Erscheinungen, und das Christenthum konnte er als eine religiöse Institution nicht begreifen, höchstens als einen politischen und historischen Moment gelten lassen. In diesem Sinne zeigte er sich zuerst in seinen berühmten Lettres persanes (1721; deutsch von Michaelis, Landshut 1803). In diesen Briefen zerlegte er mit einem tief schneidenden Secirmesser, aber zugleich in einer heitern und lachenden Form, die öffentlichen und geistigen Nationalzustände der Franzosen. Die Operation, die er darin an dem gesellschaftlichen Körper seines Vaterlandes vollbringt, ist um so interessanter, als der Arzt hier dieselbe Krankheit, welche er bekämpft, in den entschiedensten Symptomen an sich selbst aufweist. Besonders ist es die religiöse Zerfallenheit, die auch Montesquieu zum Spott gegen das Christenthum treibt. Sein Standpunct war jedoch wesentlich der Standpunct der philosophischen Geschichtsbetrachtung, und auf diesem hat er für die innere Bildungsgeschichte der Nationen und ihre Verfassungsformen einen genialen und großartigen Blick gezeigt, wie er keinem einzigen Schriftsteller vor ihm eigen gewesen. In seiner Philosophie der römischen Geschichte, die unter dem Titel: Considérations sur les causes de

la grandeur et de la décadence des Romains (1734) herauskam, hat er zuerst diese bedeutende Einsicht in das historische und politische Werden der Völker an den Tag gelegt. Zu einem großen und zusammenhangsvollen System bildete er dieses sein Wissen in dem Esprit des lois (Genf 1749, 2 Bde.; deutsch von Hauswald, Görlitz 1804) aus. Dieses Werk, das auf einem ungeheuern und mit colossalen Anstrengungen zusammengebrachten Material beruht, sucht die politische und gesellschaftliche Entwickelung der Völker auf eine einheitliche Anschauung und auf ein geistiges Gesetz zurückzuführen und in Verbindung mit den physikalischen und landschaftlichen Bedingungen des Völkerlebens aufzuzeigen. Der Staatsorganismus, welchen Montesquieu erstrebt, muß so vollkommen, zutreffend und vorsorglich eingerichtet sein, daß, gewissermaßen ohne Zuthun jedes Einzelnen, immer nur das Rechte und Wahre, und die ächte Verwirklichung des Volkswohles, welches als höchstes Gesetz des ganzen Staatslebens aufgestellt wird, geschehen kann. Durch dies Werk Montesquieu's wurde das Interesse für Politik und Staatsentwickelung am innigsten in den französischen Nationalcharakter verflößt und zu seiner Haupteigenschaft gestempelt. In seinen Dialogues de Sylla et de Lysimaque (1748), welche Montesquieu unter dem Namen Charles d'Outrepont herausgab, hat er in einer merkwürdigen negativen und dialektischen Form seine Begeisterung für die Freiheit an den Tag gelegt, indem er darin mit psychologischer Schärfe in die innerste Natur des Despoten sich hineinkehrt und ein ungemein lehrreiches Seelengemälde desselben liefert. —

Ein merkwürdiges Symptom dieser Zeit sind auch die unsittlichen Romane, welche eine ganz eigenthümliche Kategorie für sich bilden, und in denen die nackte Blöße einer zerfallenen und aus den Fugen gerathenen Wirklich-

keit in der übermüthigſten Weiſe aufgedeckt wird. Die Liaisons dangereuses, welche die egoiſtiſche und perfide Lebensweisheit La Rochefaucauld's zum Vortheil der Sinnlichkeit und des raffinirteſten Genuſſes ausbeuten; Schriftſteller wie Louvet de Couvray (1764—1797), der Deputirte des Convents, der in ſeinem weltberühmten Roman: Les Amours du chevalier de Faublas (Paris 1791, 13 Bände) mit vieler Anmuth und Grazie und gewiſſermaßen in claſſiſcher Vollendung dies ſchmutzige Genre ausbildete; Claude Prosper Jolyot de Crébillon (1707 bis 1777), der jüngere Crébillon genannt (Le sopha, la nuit et le moment, les égaremens du coeur et de l'esprit); Niclas Edme Retif de la Bretonne (1734—1806), der eine außerordentliche Kenntniß des wirklichen Lebens und beſonders der unteren Volksklaſſen offenbarte, und in ſeinen durch Naturwahrheit und friſche, kräftige Geſinnung ausgezeichneten, nur oft durch ein erkünſteltes Streben nach moraliſchen Abſichten erkälteten Erzählungen häufig ſchon die innerſten Conflicte der Geſellſchaft berührte (Les Contemporaines, in 42 Bänden, Paris 1780, le paysan perverti und la paysanne pervertie); Marivaux, Cazotte, alle dieſe und ähnliche Schriftſteller ſchilderten in ihren leicht hingeworfenen Arbeiten die Auflöſung aller bürgerlichen und geſellſchaftlichen Bande ihrer Zeit auf das Erſchöpfendſte. Dagegen ſtellen ſich in einigen anderen Autoren einfachere Richtungen in anmuthig begränzter Form und in ethiſcher Haltung dar. Zu dieſen Schriftſtellern gehörte Jean Pierre Claris de Florian (1755 bis 1794), der das Genre der Harmloſigkeit beſonders in ſeinen Schäferromanen und in ſeinem hiſtoriſchen Roman Gonzalve de Cordove mit Glück anbaute; und Jean François Marmontel (1723—1799), deſſen moraliſche Erzählungen, Geſchichte Belizars und der Peruaniſchen

Inka's faſt eine europäiſche Verbreitung gefunden und manche Verdienſte der Darſtellung und guten Geſinnung haben.

2. Die engliſche Literatur.

In England haben wir zum Theil die erſten Quellen für jene zerſtörenden Richtungen des Empirismus und Skeptizismus aufzuſuchen, die in Frankreich eine politiſche Auflöſung herbeiführen ſollten, und in Deutſchland, wie wir bald ſehen werden, einen Verfall des innerſten geiſtigen Lebens wirkten. Aber die eigenthümliche Orthodoxie des engliſchen Nationalgeiſtes konnte niemals ganz durchbrochen und verwüſtet werden von jenen niederreißenden Bewegungen der Denker, weil in dem Leben dieſes Volkes ein großer Halt- und Schwerpunct gegeben lag in der freien öffentlichen Verfaſſung, die, durch die Geſchichte ſelbſt ſchon zu einer unbezwingbaren Macht ausgebildet, eine allgemeine Sittlichkeit des Nationalgeiſtes, und damit einen nicht mehr irre zu leitenden patriotiſchen Inſtinct für die Erhaltung des öffentlichen Lebens geſchaffen hatte. Die aus der Hobbes'ſchen Schule hervorgegangenen Materialiſten und Atheiſten bildeten bald im Lande eine Reihe von Denkern und Zweiflern, welche in der Welt des Geiſtes dieſelbe Reaction gegen alle angeborenen Ideen und in der Religion dieſelbe Oppoſition gegen das Chriſtenthum ausübten, wie es um dieſelbe Zeit in Frankreich und Deutſchland geſchieht. Auch in England wurde das Skelett einer natürlichen Religion der chriſtlichen Offenbarung als das wahre Heil gegenübergeſtellt. Schon Lord Herbert

von Cherbury hatte die Grundwahrheiten des Chriſtenthums auf einige Säze der natürlichen Religion zurückzuführen, und damit gewiſſermaßen ein vereinfachtes Chriſtenthum zum bequemern Handgebrauch der Völker herzuſtellen geſucht. Graf Anton Shaftesbury, in ſeinen berühmten Characteristics of man, manners, opinions, times, die 1733 erſchienen, lehnte mit der vornehmen Miene des Welt- und Hofmanns das durchaus unfaſhionable Chriſtenthum ab, in welchem ſogar die Armen und Geringen ſelig geſprochen wurden. Johann Toland erklärte in ſeinem berüchtigten Werk Christianity not mysterious alle Myſterien des Chriſtenthums für Machwerke der Kirchenväter und Scholaſtiker, um das Volk damit zu knechten. Sein Buch wurde in Irland verbrannt. Ferner will ich noch Collins, A discourse of free thinking, London 1713, und A discourse of the grounds and reasons of christian religion 1724, die Schriften von Woolſton, Tindal, Morgan, Bolingbroke anführen, welcher leztere, als ein in allen Ränken gewandter Staatsmann auch in der Geſchichte bekannt, in freigeiſtiger Denkart und freileiblicher Lebensweiſe den franzöſiſchen Encyclopädiſten vollkommen ebenbürtig, gegen die Unſterblichkeit der Seele, gegen die Wahrhaftigkeit der Bibel, die er eine Don Quixotiade nannte, und gegen das Chriſtenthum ſchrieb, an welchem leztern er beſonders Das auszuſezen hatte, daß das Chriſtenthum die Vielweiberei nicht geſtatte.

Dieſe Richtung des empiriſchen Verſtandes-Realismus hatte ſich in dem philoſophiſchen Syſtem von John Locke zu einer ſyſtematiſchen Theorie der Erkenntniß auszubilden geſucht, welche Theorie der Erkenntniß denn auch nur eine ſcharfſinnige Theorie des Senſualismus ſelbſt war, eine Sinnenlehre der Ideen, welche die Gedanken aus der Erfahrung herleitet, und nichts im Geiſte gelten läßt, was nicht

durch die Sinne, als die Reflexion derſelben, in ihn hineingekommen. Der Locke'ſche Empirismus war in dem Syſtem von David Hume zwar theoretiſch widerlegt, aber durch die univerſale Skepſis, welche Hume an die Stelle des Empirismus ſetzte, im Grunde nur zu ſeiner äußerſten wiſſenſchaftlichen Conſequenz gebracht. Hume wird von Kant der Geograph der menſchlichen Vernunft genannt, er ſchnitt jedoch eigentlich der menſchlichen Vernunft alles Land ab, indem er ſeine ſcharfſinnigen Unterſuchungen über die Fähigkeiten der Vernunft, die er, wie Kant, anſtellte, mit dem negativen Reſultat ſchloß, daß es keine objective Erkenntniß der Dinge geben könne. Hume ſteht durchaus und vollkommen auf dem Standpunct der franzöſiſchen Encyclopädie und der deutſchen Aufklärung, und da er als Hiſtoriker, wie groß er auch als ſolcher war, Gott in der Geſchichte nicht hatte finden können, ſo mußte er auch als Philoſoph an dem Daſein Gottes verzweifeln. Die moraliſche Unkraft ſeines Standpunctes bekannte Hume darin, daß er den Selbſtmord prinzipienmäßig vertheidigte.

Gegen dieſen an der Weſenhaftigkeit des menſchlichen und göttlichen Geiſtes verzweifelnden Empirismus hatten ſich zwar auch in England auf der Seite der Philoſophie ſelbſt mächtige Gegenwirkungen hingeſtellt. Dem Mechanismus, Materialismus und Atheismus des Zeitalters traten auch in England myſtiſche und idealiſtiſche Richtungen gegenüber, welche die Philoſophie, als Natur und Vernunfterkenntniß, in ihren höchſten Grund, in die Gotteserkenntniß, niederzuſenken ſuchten, und ſich dabei wieder in einen myſtiſchen Supranaturalismus verloren. Als der Urheber dieſes engliſchen Myſticismus wird gewöhnlich Theophilus Galeus betrachtet, der in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts lebte. Henry More ging in ſeinen philoſophiſch-theologiſchen Schriften auf die angebo-

renen Ideen zurück, und erkannte in der Natur übernatürliche Principien und eine allgemeine göttliche Weltſeele an. Dieſe Denker ſuchten überhaupt die intellectuelle Welt zu retten. Noch weiter ging Georg Berkley in ſeinem Eifer für das Ueberſinnliche und Geiſtige, indem er in ſeinem idealiſtiſchen Syſtem dazu fortſchritt, der äußeren materiellen Welt überhaupt alle Exiſtenz abzuſprechen. Er läugnete, daß unſere Vorſtellungen und Empfindungen Abbildungen der äußern Dinge des Weltalls ſeien, und behauptete dagegen, daß wir in unſern Anſchauungen und Empfindungen nichts Anderes erkennen, als unmittelbar unſere Anſchauungen und Empfindungen ſelbſt, deren Urheber in uns lediglich Gott ſei. Die ſinnlichen Dinge des Weltalls exiſtiren daher nur in Dem, was wir durch Gottes Willen von ihnen erkennen. Dieſe ſupranaturaliſtiſche Myſtik der Engländer bietet aber keine erfreulicheren und erhebenderen Seiten dar, als die alle Ideen phyſikaliſirende Geiſtesmechanik, in deren Bekämpfung ſie ſich vorzugsweiſe erhoben und entwickelt hatte, obwohl ſie ebenſo ſehr einem eigenthümlichen Grundzug des engliſchen Nationalcharakters angehört. Dieſe engliſche Myſtik, die ſich beſtändig auch wieder mit ſophiſtiſchen und ſkeptiſchen Elementen verſetzt, iſt in ihrem innerſten Grunde eigentlich nur eine Philoſophie des Aberglaubens, welchem der engliſche Volksgeiſt, in die unheimliche und nächtliche Seite ſeines Naturlebens verfallend, ſich ſo leicht hinzugeben ſcheint. Wir ſehen, der engliſche Nationalcharakter biegt von den gefährlichen Bewegungen, die einzelne Denker unternahmen, immer wieder auf die ihm eigenthümliche Linie der Orthodoxie zurück, und verfeſtigt ſich dann gern wieder in der ſtrengen religiöſen Geſinnung und dem kirchlichen Lebensſyſtem dieſes Volkes, welche wir, wie ehrenwerth auch an ſich, doch als die ei-

gentlichen chinesischen Schutzmauern England's gegen alle Revolution des Gedankens betrachten müssen. —

In diesen inneren Widersprüchen aber, welchen der englische Nationalgeist im achtzehnten Jahrhundert verfiel, entwickelten sich um diese Zeit hervorstechend drei Richtungen, die der englischen Literatur ihren sie wesentlich charakterisirenden Ausdruck gaben, nämlich die Satire, der Humor und die Sentimentalität. Den Uebergang der skeptischen Grundrichtung der Zeit in Humor und Satire stellt uns am glänzendsten Jonathan Swift (1667—1745) dar, welcher mit den überlegenen Waffen des Spottes und des schonungslosesten Witzes alle Verkehrtheiten und Krankheiten seiner Zeit bekämpfte, und alle ihre Gegensätze und Widersprüche aufrührte. In seiner Satire aber war ein Zug von Grausamkeit und Wildheit, mit der er sich auf die Thorheiten seiner Zeitgenossen als auf seine Beute losstürzte und in ihre Wunden sich einbohrte. Sein „Märchen von der Tonne" (tale of a tub, 1704) bildet gewissermaßen den Mittelpunct seiner satirischen Kreuzzüge. Er hat es darin besonders mit den Parteien der christlichen Kirche zu thun, die er in witzigen Allegorieen zersetzt, während ihm die englische Nationalkirche als sein höchstes Ideal übrig bleibt. Ihren höchsten Gipfel erstieg seine weltverachtende und menschenhassende Satire in den „Reisen Gulliver's" (1727), worin er in einer oft höchst drolligen Erfindung alle Verkehrtheiten und Verderbtheiten der menschlichen Natur vor Augen stellt. Swift's satirischer Genius ist ein harter Diamant, der alle Stoffe des Lebens und der Zeit bis in ihre Wurzeln hinein zerschneidet. Die milde Höhe des Humors zeigt sich dagegen in Lorenz Sterne (1713—1768), der in seinem Sentimental journey through France and Italy (1767) und in seinem komischen Roman The life and opinions of Tristram Shandy

(1739—66) im ächten Reiz humoristischer Lebensanschauung entfaltet. Diese besteht bei ihm vornehmlich in dem wunderbaren Zartblick, in die kleinsten Zusammenhänge einer menschlichen Existenz einzugehen, die geheimsten individuellen Berechtigungen des Daseins zu verstehen, und besonders in das eigenthümliche Kleinleben, in dem sich gewisse Menschencharaktere abschließen, liebevoll und unendlich gutmüthig sich zu vertiefen. Dieser Sterne'sche Humor hat darum so viel von der Sentimentalität an sich, und verschmilzt mit derselben häufig zu einem Begriff, weil in ihm die Menschenliebe und die Hingebungsfähigkeit an das Dasein das eigentliche Thema bildet. Die Eigenmacht des menschlichen Charakters, der seine kleinste Lebensgewohnheit als sein unveräußerliches Recht in Anspruch nehmen darf, hat er in seinem Tristram Shandy mit unvergleichlicher Komik geschildert. Es ist der Humor des Originals, der hier seine Bedeutung geltend macht, und der diese Berechtigung des menschlichen Wesens, in seinen Charaktereigenheiten gewissermaßen sein Königreich zu finden, bald mit lachender Freude, bald mit wehmüthiger Ironie auseinanderlegt. In seiner sentimentalen Reise giebt Yorik (mit welchem Namen sich Sterne auf den meisten seiner Schriften nannte) die zartsinnigsten Welt- und Menschenbeobachtungen, die in freier und anmuthiger Form wie Wegeblumen bei ihm entstehen und die ganze Liebenswürdigkeit seines Gemüths uns entgegenbringen.

An Zartheit und idyllischer Schwärmerei ist Oliver Goldsmith (1729—1774) mit ihm zu vergleichen, aber sein vielgelesener Vicar of Wakefield, der uns den Einblick in eine herrliche Innerlichkeit des Familienlebens gewährt, hat seine Bedeutung mehr in dem Natürlichen und prosaisch Wahren, auf das es hier gerade ankommt, während es sich bei Sterne immer um dichterische und ideale

Geſichtspuncte handelt. Gänzlich in die Proſa des bürgerlichen Lebens führte Samuel Richardſon (1689 bis 1761) durch ſeine Familienromane, ſeine Clariſſa, ſeine Pamela, ſeinen Grandiſon, wo Alles auf eine Apotheoſe der abſtracteſten Tugend hinauslief, ſein dankbares und zahlreiches Publikum ein. Dagegen bewegten ſich Henry Fielding (1707—1754) und Tobias Smollet (1720 bis 1771) in ihren abenteuerlich und unterhaltend componirten Romanen vorzugsweiſe auf dem Boden der unmittelbaren und natürlichen Wirklichkeit. Sie ſuchten das Leben und die Menſchen ohne alle ideale und poetiſche Beleuchtung gerade ſo darzuſtellen wie ſie ſind, und wie ſie in den täglichen Berührungen und Verwickelungen des Daſeins uns entgegentreten können. Dieſe Richtung auf das Natürliche und Wirklichkeitsvolle, welche die engliſche Literatur in dieſen Romanen erhielt, brachte einen eigenthümlichen Populartон in Mode, der Alles auf den geſunden Menſchenverſtand zurückführte, und in Joſeph Addiſon (1672—1719) ſeinen höchſten Typus hinſtellte. Dieſer Schriftſteller wirkte beſonders durch die Zeitſchrift the spectator, welche er zuſammen mit ſeinem Freunde Richard Steele ſchrieb und worin er mit nicht allzutiefem Ernſte und mit nicht allzuſcharfem Witz Ereigniſſe und Perſonen ſeiner Zeit charakteriſirte. Außerdem verfaßte er ein Trauerſpiel Cato, und eine Apologie der chriſtlichen Religion (Evidences of the christian religion), mit welcher er den antichriſtlichen Skeptikern ſeiner Zeit gegenübertreten wollte. —

In einer vielbedeutenden Form des engliſchen Nationalgeiſtes bildete ſich die politiſche Beredſamkeit und die hiſtoriſche Darſtellung aus. Die Leiſtungen auf dieſem Gebiet müſſen in einem weiteren Zuſammenhang mit den öffentlichen Verhältniſſen des Nationallebens beurtheilt

werden. Eine Erscheinung, wie es z. B. die politischen Briefe des Junius sind (zuerst 1772, in der vollständigen Sammlung aber 1812), in denen sich das ganze politische Parteileben Englands wie in einen Brennpunct zusammengedrängt hat, kann nur an der Quelle der englischen Politik selbst verstanden und gehörig gewürdigt werden. Der großartige Geschichtssinn dieses Volkes hat sich aber in seinen ausgezeichneten Historikern, namentlich in Hume, Robertson und Gibbon auf das Würdevollste und Bedeutendste vertreten, und in diesen Männern die Kunst der historischen Darstellung auf der höchsten Stufe gezeigt. —

3. Deutschland. Die Richtungen der negativen Vernunft.

Die philosophische und wissenschaftliche Entwickelung des deutschen Geistes stützte sich im achtzehnten Jahrhundert zuerst auf den preußischen Staat, welcher in dieser Zeit seine weltgeschichtliche Mission auch auf dem Gebiet der Wissenschaft anzutreten begann. Das protestantische Prinzip, das in diesem Staat seinen eigentlichen Lebenssitz erhalten sollte, und hier die Aufgabe hat, in der Entwickelung zur politischen Freiheit seine Negativität zu überwinden, und das wahrhaft freie positive Leben des modernen Staats zu erzeugen, das protestantische Prinzip Preußens mußte bei dem beginnenden historischen Leben dieses Volkes sofort der Hervorbildung der freien Wissenschaft sich zuneigen.

Die Universität Halle wurde der erste Ausgangspunct des freieren wissenschaftlichen Geistes der Zeit. Dort hatte schon Christian Thomasius (1655—1728), der große Bekämpfer des mittelalterlichen Aberglaubens, eine nationale

wissenschaftliche Wirksamkeit begonnen, und wie er gegen die Hexenprozesse und gegen den Geisterglauben schrieb, so schrieb er auch gegen die Furcht vor dem Geist, den er in einer volksthümlichen Form mitten ins Leben hineinzustellen den Versuch machte. Durch ihn wurde die Sprache des Katheders zuerst wieder eine nationale und die Bildung der Jugend wieder an ein heimathliches Band geknüpft, indem Thomasius der erste war, welcher in deutscher Sprache auf einer deutschen Universität Vorlesungen über Philosophie hielt. —

Auf derselben Universität Halle wirkte seit 1711 Christian Wolf, der freilich durch die pietistisch-theologische Reaction 1723 aus Preußen verbannt wurde, (und zwar wurde der in ihm geächteten Philosophie unter Androhung des Stranges anbefohlen, die preußischen Staaten zu verlassen, wobei der bekannte Joachim Lange, der Stammvater der wissenschaftlichen Denunciation (1670—1744), die Hauptrolle gespielt hatte,) aber unmittelbar nach dem Regierungsantritt Friedrich's des Großen sah man auch den ehrenvoll zurückberufenen Philosophen wieder in Halle auf seinem Lehrstuhl.

Christian Wolf (1679—1754) ließ in seiner Philosophie zuerst den von allem substantiellen Inhalt sich losmachenden Entleerungsprozeß des achtzehnten Jahrhunderts systematisch vor sich gehen, und darin, was dies ganze Jahrhundert charakterisirt, das Göttliche an die Gewalt des menschlichen Verstandes überantworten. In Deutschland ereignete sich dies zuerst auf wissenschaftlich raisonnirende Weise, wozu die Wolfische Philosophie, die aus den Welt und Geist verbindenden Leibnitzischen Ideen wieder eine Verstandestrennung in einem platt-populären Dogmatismus geschaffen, die bequemste Anleitung bot. In dieser Philosophie sehen wir gewissermaßen das erste Bestreben, eine

speculative protestantische Dogmatik hervorzubringen, in welcher zuvörderst die philosophische Construction der christlichen Glaubenslehre noch ein ganz positives Verhältniß zur Offenbarung annehmen wollte, indem durch die (hier noch mathematische) Demonstrirmethode der Philosophie die Uebereinstimmung der christlichen Offenbarung mit der Vernunft nachgewiesen werden sollte. Die Vernunft wurde aber bald sehr geneigt, sich das Gelingen dieses Experimentes als einen Triumph anzurechnen, der besonders zur Selbstverherrlichung ihrer eigenen Kraft dienen solle, und auf diesem Punkt entsprangen in Deutschland die zwei wesentlichsten Richtungen einer negativen Vernunfterkenntniß, die seitdem an die Entwicklung des christlichen Bewußtseins sich unabweislich festgehangen haben.

In der einen Richtung will die sich als selbstständig setzende Vernunft einzig und allein sich als die Quelle und den Mittelpunkt göttlicher Offenbarung hinstellen, und das auf dieser Stufe des Bewußtseins entbehrlich scheinende Christenthum kann keine höheren Offenbarungen gewähren, als die aus der reinen Vernunft selbst sich herleiten und in ihr gewiß werden müssen. Die andere Richtung dieser negativen Vernunft, welche an der christlichen Offenbarung als etwas Gegebenem festhalten will, muß aus den Offenbarungswahrheiten durch die gedankenmäßige Construction sich erst Vernunftwahrheiten bilden, und erblickt in diesen letzteren erst die eigentliche Realität aller Offenbarung.

Beide Richtungen, die uns heutzutage noch in unsern innersten Eingeweiden wühlen, und die wir hier in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in einem Moment des deutschen Geistes sich bilden sehen, wo derselbe seinen aus der Reformation gewonnenen neuen Lebenskern wieder in lauter formalistische und negative Verstandesbegriffe aufzulösen drohte, beide Richtungen hatten in jener Zeit zunächst die gleiche

Wirkung, daß sie in das um die Kirche herum aufgethürmte Bollwerk der christlichen Orthodoxie zuerst erschütternd eindrangen und dem Hochmuth der willkürlichen Priestersatzung zwar einen andern Hochmuth, den Hochmuth der Vernunft, aber doch immer schon zu einem nützlichen Gegensatz, gegenüberstellten.

Dies negative Vernunftleben des achtzehnten Jahrhunderts, das sich in der Wolfischen Philosophie noch eine ganz friedliche rationale Grundlage construirte, es unterhöhlte bald die Denkart der ganzen Zeit, und drängte zuvörderst das innere lebensvolle historische Dasein des Christenthums, wie es in der Reformation wiedererrungen war, in den Gemüthern zurück, indem das eigentliche Wesen des Christenthums fortan immer mehr in die Lehre und deren Subtilitäten gesetzt wurde.

Das Princip des Protestantismus, wie es namentlich als Lutherthum in eine formelle Streittheologie und nichtige Polemik ausgeartet war, hatte sich freilich zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts gänzlich unwirksam gemacht und sich in gedankenloser Dialektik von seiner eigentlichen Lebenskraft losgesagt. Das religiöse Gefühl flüchtete sich um diese Zeit zuerst in den Pietismus, der, eine Geburt der protestantischen Zerfallenheit, durch Philipp Jacob Spener (1635—1705) in einem edlen Sinne und als Freistatt für die christlichen Herzen, welche der bestehende kirchliche Zustand zurückstieß, gegründet werden, hier aber schon in seiner Entstehung das von der Kirche sich abwendende Element, das später im Pietismus immer mächtiger geworden, historisch aufzeigte. Spener wollte im Pietismus das Werk der Reformation zu seiner eigentlichen Vollendung bringen, indem er in den dürren Wüstensand der Orthodoxie, auf welchem das Lutherthum zum Verschmachten aller Gemüther sitzen geblieben war, die frischen Ströme des

religiösen Gefühls wieder hineinzuleiten suchte. Aber ohne die Stärke des wissenschaftlichen Gedankens und der historischen Wahrheit, konnte der Pietismus, der eigentlich nur die protestantische Aufklärung der Mystik und der Theosophie war, keine Reformation vollführen, sondern zeigte sich nur immer als ein trübes Gährungselement in der Krisis der Zeiten, bald mit dieser, bald mit jener Maske des Zeitgeistes sich bekleidend, und weltklug überall Versorgungs-Comptoire aufschlagend, durch die man für eine billige Abgabe von Heiligkeit, jedoch nach dem Grade derselben, den Grad seiner Anstellung erhielt.

Um dieselbe Zeit, und als die erste organische Gestaltung des Pietismus, sehen wir durch einen Grafen, Nicolaus Ludwig von Zinzendorf (1700—1760) Herrnhuth sich öffnen. Wenn man es als den ersten Vorboten der revolutionairen Gesinnung in Deutschland betrachtet hat, daß in Goethe's Wilhelm Meister der Bürgersohn die Gräfin küßt, was in Deutschland allerdings nicht leicht vor den neunziger Jahren hätte zu Stande kommen können, so erscheint es ebenso sehr als revolutionaires Symptom, als ein Symptom der sich lösenden Ständeunterschiede, wenn der Aristokratismus mit dem Pietismus eine Verbindung eingegangen, wozu das achtzehnte Jahrhundert ebenfalls den ersten Grund gelegt. Wenn sich die Aristokratie einestheils an den Pietismus angeklammert hat, um sich in ihm eine neue Stütze zu gewähren und ihre Privilegien gewissermaßen beim lieben Gott zu erneuern, so widerfährt doch der Aristokratie auf der andern Seite durch den alles auflösenden Schleim des Pietismus eine volksthümliche Zersetzung und Abreibung, durch die sie an die rohesten Grundstoffe der Gesellschaft zurückverwiesen wird. So sind es besonders die Handwerker, und unter ihnen die Weber, die Schuhmacher, welche der Pietismus auf seinem Grunde zu dieser seltsa-

men Gemeinschaft mit der Aristokratie erhoben hat. In Herrnhuth, das der Graf v. Zinzendorf, von Spener eingesegnet, im Jahre 1721 stiftete, versuchte das christlich-religiöse Gefühl sich eine neue und eigene Gesellschaftsverfassung zu gründen, einen Staat der christlichen Liebe, in welchem der Seelenbräutigam Jesus mit seiner Braut, der Gemeinde, eine fast zu vertrauliche Verbindung geschlossen. Hier begann zuerst die zweideutige Vermengung des sinnlichen und geistigen Elements, in welcher das vom Protestantismus preisgegebene und seiner Unfreiheit überlassene Körperleben Rache nahm an der modernen Menschheit. Das Mutteramt des heiligen Geistes, das Zinzendorf in Gemeinschaft mit seiner Frau, einer gebornen Gräfin Reuß von Ebersdorf, verkündigte, brachte oft sehr leibliche Früchte zur Welt, und die berüchtigte herrnhuthische Ehe, gewissermaßen die magna charta alles modernen Muckerthums, wurde das Symbol dieser Christianisirung des Geschlechtstriebs, wie man diese pietistische Versöhnung zwischen Welt und Geist, zwischen Leib und Seele, nicht anders nennen kann. Der Pietismus war auch schon so verbreitungslustig in die ganze Zeit hinausgedrungen, daß wir eine Abzweigung von ihm selbst in der Nähe des Throns Friedrich's des Großen, wo sonst die skeptische Weltbildung der neuen Zeit ihren Sitz aufgeschlagen hatte, erblicken. Dieser Potsdamer Pietismus zeichnete sich jedoch durch eine merkwürdig strenge und nüchterne Sittlichkeit aus, und war gewissermaßen ein militairisch disciplinirter Pietismus. —

Es ist aber merkwürdig zu sehen, wie in diesem Jahrhundert jede Richtung immer nur zu der auflösenden Denkart hinarbeitete, welche dies Zeitalter überall beherrscht und am Ende in allen seinen Grundfesten erschüttert. Das christliche Gefühl, das sich im Pietismus und Herrnhuthismus vor den Stürmen des Zeitalters seine innere Gott-

ſeligkeit, hatte retten wollen, wird ſelbſt in dieſem ſeinem Verſuch ergriffen von den Dämonen dieſer Zeit, und muß dieſelbe Arbeit verrichten helfen, die wir der negativ gewordenen Vernunfterkenntniß hier angetheilt ſehen, nämlich das Leben der chriſtlichen Kirche zu untergraben und das chriſtliche Bewußtſein ſelbſt zu verweltlichen. In Frankreich ſehen wir dieſe auflöſende Denkart des Jahrhunderts ſofort politiſch werden, in eine politiſche Aufklärung umſchlagen, und zu ihrer Rettung nach den öffentlichen Formen des Nationallebens ſelbſt ſich ausſtrecken, um in einem Vernichtungsact, zu dem die ganze Zeit reif geworden, ihre Wiedergeburt an Geiſt und Körper zu finden. In Deutſchland wühlte dieſe Denkart lange in ſich ſelbſt herum mit all der Zähigkeit und Klebrigkeit des deutſchen Geiſtes, und ſie entließ aus ſich, als die innerſten Ausſtrömungen ihres Syſtems, jene zweifelhaften Denkformen des Theismus, des Naturalismus, des gemeinen Menſchenverſtandes, des Moralismus, des abſtracten Humanismus und Philanthropismus, des ſinnlichen Eudaimonismus und Fatalismus, und wie alle jene Formen dieſer vielfach gebrochenen Weltanſicht heißen mögen, in denen wir das Geſchlecht des achtzehnten Jahrhunderts in unruhiger Lebenspein ſich abmühen und genußlos dahinſtreben ſehen, bis wir am Ende des achtzehnten Jahrhunderts das deutſche Volk auf dieſer Stufe der ſittlichen und religiöſen Entleerung, der inneren Erſchöpfung erblicken, wo Schleiermacher, in ſeinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" ihm zurief: „Es iſt Euch gelungen das irdiſche Leben ſo reich und vielſeitig zu machen, daß Ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürfet, und nachdem Ihr Euch ſelbſt ein Univerſum geſchaffen habt, ſeid Ihr überhoben an Dasjenige zu denken, welches Euch ſchuf." Dieſe Reden Schleiermacher's bezeichnen ſchon durch ihren Titel ſchneidend genug

den ganzen Entwicklungsgang, welchen dies Jahrhundert in seiner Bildung genommen, indem nämlich durch die Verachtung der Religion die eigentliche Höhe der Bildung erstrebt wurde. Auf den Lehranstalten wurde den Primanern zur Belohnung ihres Fleißes erlaubt, am Ende der Stunde auf das Katheder zu treten und die Widersinnigkeit des Christenthums zu beweisen. So erzählt uns ein Zeitgenosse, der über seine vor ungefähr 50 Jahren auf einem deutschen Gymnasium empfangene Schulbildung berichtet: „In einer sogenannten Religionsstunde, wo alle Klassen vereinigt waren, redete mich der Lehrer einst also an, indem er sich vergnügt die Hände rieb: „Da er so fleißig ist in der Geschichte und Latein, so soll er uns zu mehrerer Aufmunterung in den philosophicis, denen Er weniger Geschmack abzugewinnen scheint, in einem eigenen Vortrage ergötzlich darthun, wie die Lehre von der Gottheit Christi und des heiligen Geistes gegen die Regeln einer gesunden Logik verstoße." —

So war in diesem achtzehnten Jahrhundert die abermalige tiefste Erniedrigung über Jesus Christus gekommen, und indem er nun am Kreuz der menschlichen Vernunft ausgespannt wurde, höhnten ihn abermals die Schriftgelehrten, und die Philosophen und die Schulknaben reichten ihm den Essig ihrer Weisheit dar. Der Tempel der Vernunft, um welchen das entfesselte Volk in Frankreich in diesem Augenblicke jauchzte, stand auch in Deutschland über den Trümmern des christlichen Bewußtseins aufgerichtet, als die eigentliche *sichtbare* Kirche der Gottverlassenheit, welche die unsichtbare Kirche des Gottesbewußtseins überwunden. Dieser Verfall der deutschen Rationalgesinnung um diese Zeit war keineswegs bloß durch den herübergedrungenen Einfluß des französischen und englischen Skepticismus bedingt worden, sondern er entwickelte sich, wie ich schon ge-

zeigt habe, zuerst von innen heraus aus dem deutschen Geistesleben selbst, aus der Veränderung der ganzen philosophischen Weltanschauung, die in Deutschland durch das Leibniz'sche und Wolf'sche System vorbereitet wurde, aus der Zerrüttung und Erstarrung des kirchlich protestantischen Lebens, das in sich selbst heilsam gewerken, und dem gegenüber die Vernunft zuerst die Entdeckung machen mußte, daß das Göttliche viel reiner und freier in ihr sei.

Die Entwicklung der preußischen Nationalität nimmt in dieser Zeit eine immer entscheidendere Bedeutung für das deutsche Geistesleben ein. Der preußische Nationalcharakter suchte sich am entschiedensten in sich selbst zu erfassen und unabhängig von allen fremden Einflüssen auszubilden unter Friedrich Wilhelm I. Dieser König, der den ganzen Staat, gewissermaßen für das leibliche Eigenthum seiner Person ansah, ist als der Begründer des eigentlichen preußischen Kasernengeistes oft zu missfällig beurtheilt worden. Man darf ihm auch nicht nachzurühmen vergessen, daß er in seinem harten und unbeweglichen Geist doch den Gedanken eines ächt deutschen sittlichen Nationallebens getragen, als dessen Symbol er zwar bieder genug den Stock hinstellte, der jedoch in mancher Beziehung besser war und gesunder wirkte, als der französische Galanteriedegen und das englische Bücherthum, mit dessen Einführung man sich kurz zuvor in Preußen beschäftigt hatte. Der oberste Staatsgrundsatz Friedrich's Wilhelm I war: „nicht raisonniren, er ist mein Unterthan!" In den Menschen seines Volks erkannte er nur die Natur des Unterthanen an, welche er über die eigentlich menschliche Natur stellte, und darum vertauschte und verkaufte er auch seine Unterthanen nach dem Auslande hin, oder verheirathete, wen er gerade auf der Straße traf,

nach Belieben. Aber das Wort, welches sein Sohn Friedrich der Große sagte: „den Sieg bei Leuthen gäbe ich hin, wäre mein Volk so redlich wie unter meinem Vater!“ läßt uns einen versöhnenden Blick auf diesen Zustand zurückwerfen.

Diese Redlichkeit unter dem Stock, die freilich nicht viel werth sein kann, weil ihr die persönliche Freiheit mangelte, sie war jedoch eine gute militairische Schule für die preußischen Völker, durch welche Friedrich seinen den preußischen Staat zu einer europäischen Macht begründenden Siege gewann. An diesen Siegen stärkte sich ohne Zweifel die äußere Haltung des deutschen Nationalgeistes, aber im Inneren des deutschen Lebens herrschten schwankende und den tiefsten Lebenskern verzehrende Richtungen. Das berüchtigte Système de la nature, das den Unterschied des Menschen von den Thieren nur in der größeren Beweglichkeit des Nervensystems hatte finden können, war von einem Deutschen geschrieben worden, obwohl, zur Ehre der deutschen Natur, vielfach behauptet werden ist, der deutsche Baron von Holbach sei nicht der Verfasser. Zudem ließe sich kaum eine Richtung in der Welt im Guten wie im Schlimmen finden, bei der man nicht auch einen Deutschen betheiligt getroffen hätte. Die deutsche Natur mahte auch in diesem Jahrhundert als des Menschheitsbildes Purel getreulich hinterher. Die Schriften eines Deutschen, des Joh. Chr. Edelmann, die im Jahre 1750 zu Frankfurt a. M. auf kaiserlichen Befehl verbrannt wurden, sind auch noch heute nicht dieser Ehre bar zu erwähnen. Edelmann erklärte sich gegen alle biblische Offenbarung Gottes, behauptete, das Neue Testament sei erst unter Constantin dem Großen verfaßt, die Dreieinigkeitslehre aber aus jüdischen und heidnischen Fabeln zusammengesetzt. Man hat in diesem Edelmann mehrfach den Vorläufer der späteren Richtung von David

Strauß erkennen wollen, den seine Gegner häufig den Edelmannus redivivus genannt haben, und Strauß spricht auch in seiner Glaubenslehre (Th. I. S. 199. und öfter) mit einer nicht abzuläugnenden Hochschätzung von ihm. Edelmann lebte übrigens zuletzt in Berlin, und durfte in Berlin sogar ruhig sterben, im Jahre 1767, wobei das große Wort Friedrich's: „daß Jeder in seinen Staaten nach seiner Façon selig werden könne", sich wenigstens äußerlich bewahrheitet hat. In Preußen sehen wir überhaupt um diese Zeit den wahren Sitz der deutschen Denk- und Glaubensfreiheit, aber da es für unanständig gehalten werden muß, einem großen Manne etwas als positives Verdienst anzurechnen, was nur eine negative Tugend bei ihm gewesen, so kann uns auch Friedrich wegen dieser seiner Gewährung der Denk- und Glaubensfreiheit nicht in der vollen Glorie seines Verdienstes erscheinen. Es ist wahr, von einer Censur in Sachen des Glaubens und Denkens wußte man um diese Zeit in Preußen fast gar nichts. Aber unter dieser Denk- und Glaubensfreiheit hatte Friedrich der Große keineswegs auch die innern Angelegenheiten des Landes mitinbegriffen sehen wollen. Die innern Angelegenheiten sind überhaupt derjenige schlimme Punct, die wahre Scylla und Charybdis, woran die großmüthigsten und stärksten Versätze der Deutschen immer so leicht scheitern. Die Preßfreiheit wäre in Deutschland längst eine alte Nationaltugend, wenn es keine inneren Angelegenheiten gäbe. Unter die innern Angelegenheiten aber rechnete Friedrich der Große Philosophie und Religion keineswegs. Gott und Jesus Christus gehörten für ihn gewissermaßen noch zum auswärtigen Departement. Dies waren Dinge, die sehr entfernt von Sanssouci wohnten, und ihn deshalb wenig drückten und bekümmerten, wo denn darüber gesprochen, geschrieben und gedruckt werden

konnte, was Jeder Lust trug. So ist denn an dem großen König auch hier die bittere Schwäche des deutschen Nationalcharakters herausgetreten, daß man sich verstattet, auf mehrere hundert Meilen Weite außerordentlich freisinnig und rebellisch zu sein, und auf Ufnesten China's und Hinter-Asiens selbst höchst subversive oder revolutionaire Pläne zu hegen. Aber wo es darauf ankommt, mit Muth und Kraft in das eigene Herz hineinzugreifen, untersucht die Linke erst was die Rechte will, und die Rechte was die Linke, und der rechte Zeitpunct verstreicht immer thatlos. Bei aller Censurfreiheit in dieser Zeit Friedrich's des Großen, übte doch seine Censurcommission nach allen Seiten der publizistischen Discussion hin den beschränkendsten Einfluß aus. Seitdem aber sind Philosophie und Religion bei uns auch unter die innern Angelegenheiten getreten und es ist die Zeit gekommen, wo sie sich mit dem bestehenden Staats-Organismus vertragen müssen. Unter Friedrich Wilhelm I. hatte das General-Directorium noch jeder allgemeinen Censur, zu der ein Entwurf vorgelegt worden war, auf das Entschiedenste widersprochen, und nur die Beaufsichtigung der theologischen Schriften verstattet. Das allgemeine Censuredict Friedrich's des Großen erschien aber erst im Jahre 1749, welches für alle Druckschriften, mit Ausnahme der von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen, eine Censur verordnete, während Friedrich der Große noch zu Anfang seiner Regierung selbst erklärt hatte, „daß gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht geniert werden müßten". Die praktische Anwendung dieser Censurvorschriften Friedrich's des Großen blieb jedoch immer sehr ungewiß, einzelnen Personen war sogar ausdrücklich Censurfreiheit für sich bewilligt worden, wie z. B. dem damals sehr bekannten Kriegsrath Crantz, der jedoch seine Censurfreiheit wieder verlor, weil er 1783 „Oesterreichische Charla-

tanericen" herausgegeben hatte, während er seine „Berlinischen Charlatanericen" ungestraft hatte drucken lassen dürfen. Friedrich der Große wollte nicht, daß noch ein Anderer, als er selbst, Oesterreich besiegen solle. Friedrich der Große war in der Politik, was, wie wir bald sehen werden, Lessing in der Literatur, beiden war die Binde der Zeit von ihren Augen gefallen, aber die neuen Gebiete, die sie zuerst erkannten, vermochten sie nicht selbst zu gestalten. Es ist seit einiger Zeit bei uns aufgekommen, mit Friedrich's Freisinnigkeit gewissermaßen groß zu thun, und seine Worte als ein privilegirtes Rüstzeug zu gebrauchen, mit dem man sich auf eine ebenso wohlfeile als unschädliche Weise hübsch gerüstet und oft sehr gefährlich angestellt hat. Dies ist die schlimmste Heuchelei unserer Zustände, daß wir uns, um nur nicht die eigene Haut zu Markte zu tragen, noch gern aus alten Zeiten ein Schild zusammenflicken, hinter dem wir unsere Thaten bergen mögen. Unter Friedrich's des Großen Hand begann allerdings der Staat in leisen Bewegungen zu erzittern. Aber die Dinge waren nicht so bedeutungsvoll, als sie sich ansahen. Friedrich schrieb selbst an d'Alembert im Jahre 1782: „Bei uns bleibt Jeder, wie er ist." Und so machte Friedrich auch aus seinem Volke kein freies Volk. Es ist bekannt, wie er bald vor seinem Tode ausgerufen, daß er „müde sei über Sklaven zu herrschen!" Der von Friedrich dem Großen gegründete Regierungsmechanismus hatte seine blendenden und glänzenden Seiten. Er war mit dem Schimmer der Denk- und Glaubensfreiheit umkleidet, und Mirabeau, in seinem Werke: de la monarchie prussienne sous Fréderic le Grand 1788), welches Buch eine Frucht seines damaligen Aufenthalts in Berlin war, Mirabeau, der sonst die politischen Einrichtungen Friedrich's keineswegs günstig beurtheilte, wußte doch von Preußen nichts Günstigeres zu sagen, als

daß es reif sei für die große Revolution, reif, weil die Freiheit des Denkens, die Freiheit der Religion und die Freiheit der Presse dort schon so große Fortschritte gemacht hätten. Er fügt an dieser Stelle (Tom. V. p. 405) einen ordentlichen Stoßseufzer hinzu, daß der Schutzgeist Europa's und des Menschengeschlechts Preußen in den Gefahren, die ihm drohen, leiten und aufrecht erhalten möge! Auch deutsche Staatsmänner trugen sich um diese Zeit mit dem Gedanken, daß Preußen von einer Revolution erschüttert und umgebildet werden könne. Friedrich der Große aber hatte dem gesetzlichen Leben seines Staats gewissermaßen eine neue nationale Grundlage zu geben gesucht durch das preußische Landrecht, das er schon im Jahre 1746 angekündigt hatte. Für die moderne Politik fehlt ein Volksbuch, wie es für die Religion in der Bibel gegeben ist, wo sie zugleich in der modernen Sprachschöpfung, die sich durch Luther an sie knüpfte, die bedeutsamsten Ausdrücke des Nationallebens gründete. Friedrich scheint bei seinem preußischen Landrecht ursprünglich durchaus ein politisches Volksbuch im Sinne gehabt zu haben, nach der Ankündigung sollten die dann aufzustellenden Gesetze nur aus der „Vernunft und Landesverfassung" hergeleitet werden, gegen viele der veralteten und unvernünftigen Institutionen des römischen Rechts wurde von vornherein eine entschiedene Erklärung abgelegt, und ein wahrhaft nationales Rechtsbuch schien die vorherrschende große Idee des Königs hier zu sein. Dies sollte denn auch auf dem volksthümlichen Wege selbst entstehen, und das Volk wurde hier selbst zum Antheil an der Gesetzgebung aufgefordert, indem Friedrich den Entwurf seines Gesetzbuches der Oeffentlichkeit übergab und zu Beurtheilungen darüber auffordern ließ. Aber auch dies war nur ein großer Schein, dem wir keinen wesenhaften Inhalt entsprechen sehen. Das preußische Landrecht,

von dem nur ein Theil unter Friedrich dem Großen fertig wurde, auf wie freisinnige Grundsätze es auch in vielen Puncten gestellt war, entbehrte doch schon in seiner Darstellung einer wahrhaft nationalen Form, und konnte, von dem römischen Recht auch in der Form verdunkelt und unpopulair gemacht, darum auch zu keinem politischen Volksbuch für die Nation erwachsen.

Das Verhältniß Friedrich's des Großen zum französischen Atheismus, der ihm besonders in der Person Voltaire's und in einigen Figuren seiner Hofgesellschaft, wie seines Vorlesers La Mettrie (des Verfassers von L'homme machine) nahe getreten war, läßt sich halb als ein Verhältniß der Ironie, halb als ein Spiel darstellen, welches der König mit der geistigen Verworrenheit seiner Zeit und mit seinen eigenen inneren Widersprüchen getrieben. Wie sehr auch Friedrich der Große selbst jenen skeptischen Zeitrichtungen in sich verfallen sein mochte, so erhielt er sich doch zugleich in einer gewissen unabhängigen und königlichen Stellung über denselben aufrecht und verlor seine Würde niemals an den Schmutz der Aufklärung, den sein Jahrhundert angehäuft hatte.

Was des großen Königs Beziehungen zur deutschen Literatur anbetrifft, so hatte Friedrich allerdings durch seine nächsten literarischen Umgebungen auf seine besseren Gedanken gebracht werden können, als er sie in seiner Schrift de la littérature allemande mit solcher Wegwerfung geltend machte. Die Notabilitäten der damaligen deutschen Literatur, die sich in der nächsten Nähe Friedrich's des Großen zeigten, gaben zusammen eine seltsame Gruppe ab. Ramler, der sich schon wie ein Art Jupiter auf diesem literarischen Olymp gebärdete, und Alles, was ihm von andern Dichtern zu nahe kam, mit der Gartenschecre seiner regelrechten Rhetorik und Grammatik zurechtstutzte, fuhr mit seiner Muse häufig zwischen Berlin und Potsdam hinunder.

Zu Potsdam donnerte er dann den großen König an mit seinen hohlen patriotischen Oden, und kehrte darauf, Stoff zu neuen Oden in Gedanken, wieder nach Berlin zurück, wo er an der Kadettenschule mit Batteux's schönen Künsten den Geschmack der jungen Leute verdarb. Auch Lessing zeigte sich als eine unbegriffene Gestalt vorübergehend und im Hintergrunde in Potsdam. Ebenfalls hier gesehen wurde Johann Georg von Zimmermann (1728 bis 1795), der Verfasser der Schrift „über die Einsamkeit" (zuerst 1755, in der späteren Umarbeitung 1784), der nachher vor Eitelkeit zu Grunde ging, und in seinem Buche über Friedrich den Großen (1788) die ersten Spuren dieser Krankheit verrieth.

4. Die Entwickelung der deutschen Nationalliteratur.

Die deutsche Poesie hatte sich im siebzehnten Jahrhundert vornehmlich in der Lyrik gebildete Formen und einen reichen Ausdruck für die gemüthliche Anschauung des Lebens zu schaffen gewußt. Diese Richtung war auch noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch einige wohlbegabte Talente fortgesetzt worden, wie Johann von Besser (1654—1729: Gedichte, herausgegeben von König, Leipzig 1732), Christian Wernigk (oder Wernack, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts geboren und zwischen 1710 und 1720 in Paris gestorben: „Ueberschriften oder Epigramme", Amsterdam 1697, worin schon kraftvolle Anregungen des nationalen Selbstgefühls, und Streben nach freier geistiger Bildung, im Kampf gegen die Lohenstein'sche Schule) und seine beiden Gegner Chr. H. Po-

tel (1658—1705; Verfasser von 25 Opern, vom Kapellmeister Kayser in Hamburg componirt) und Chr. F. Hunold (1680—1721, dessen Romane unter dem Namen Menantes erschienen, und Verfasser der dramatischen Satire „der thörichte Prüfschmeister oder schwärmende Poete", Hamburg 1704, welche in der berühmten Fehde des Lohensteinianers Postel mit Wernigk zur Vertheidigung des ersteren erschien), ferner Benjamin Schmolck (1672—1737), Benjamin Neukirch (1665—1729), Joh. Ulrich von König (1688—1744), Barthold H. Brockes (1680 bis 1747, „irdisches Vergnügen in Gott", Hamburg 1721, 9 Bde.).

Am bedeutendsten stellt sich aber der Uebergang aus der formellen Bildung des siebzehnten Jahrhunderts in den geistigen Ueberschwang des achtzehnten in Johann Christian Günther (1695—1723) dar. Dieser in Schlesien geborene Dichter besaß Alles, was zum ächten Schrot und Korn der Poesie gehört, und wäre berufen gewesen, der Reformator der deutschen Poesie zu werden, wenn nicht das düstere verzehrende Feuer, das ihn hinunterhetrieb, seinen Genius gebrochen und sein Leben zernichtet hätte. In dem genialen, aber unglücklichen und dämonisch zerstörten Günther sehen wir schon den Typus eines verlorenen und zerrissenen Dichterlebens, wie es in einer späteren Zeit des achtzehnten Jahrhunderts als ein eigenthümliches Product desselben erscheint. Günther hatte ein ursprüngliches Feuer der Begeisterung und eine Macht der genialen Anschauung, welche seinen Gedichten oft den höchsten Schwung und die tiefste Bedeutung geben. Aber die sittliche Zerfallenheit seines Charakters mußte auch sein Genie mit in ihren Sturz begraben. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien Breslau, 1723, nach seinem Tode; eine vollständige Ausgabe mit seiner Biographie, Breslau und Leipzig, 1735

Zwei ungleich weniger begabte Naturen, Albrecht von Haller und Friedrich von Hagedorn, gewannen durch ein gediegenes und schön begränztes Streben, einen viel erwecklicheren Einfluß auf die Bildung einer neuen poetischen Epoche in Deutschland. Albrecht von Haller, aus Bern (1708—1777), brachte in die deutsche Poesie den freien und gesunden Naturton, den er selbst durch ein vertrautes und inniges Leben mit der Natur und durch eine große wissenschaftliche Bemächtigung derselben gefunden hatte. Seine botanischen, medicinischen und anatomischen Arbeiten verschafften ihm einen europäischen Ruhm, der auch auf seine Leistungen als Dichter überging. In seiner Poesie, die zum Theil nach den englischen Dichtern sich gebildet hatte, mischte sich das beschreibende mit dem didaktischen Element. Ein solches naturschilderndes Lehrgedicht und didaktisches Naturgedicht sind „die Alpen“ (1729), in denen große landschaftliche Anschauungen sich mit einigen kühnen geistigen Zügen verbinden. Etwas hart und langweilig sind seine drei politischen Romane, Alfred, Usong und Fabius und Cato, ausgefallen, worin er die drei Regierungsformen des despotischen, monarchischen und republikanisch-aristokratischen Staats zum Thema genommen hat. Haller (in seiner Zeit auch vorzugsweise der große Haller genannt) war ernst, feierlich, etwas schwergemessen und zur weichen Melancholie geneigt. Einen entschiedenen Gegensatz zu ihm bildet der in den deutschen Literaturgeschichten gewöhnlich mit ihm zusammen genannte Friedrich von Hagedorn (1708—1754), ein heiterer, geselliger und anmuthig tändelnder Geist, der in Fabeln, Erzählungen und Liedern, in denen er zumeist dem Vorbild Lafontaine's und anderer Franzosen folgte, nach leichten und freien Formen mit großem Glück strebte. Die erste Ausgabe seiner „Poetischen Werke“ gab Eschenburg heraus

(Hamburg 1800, 5 Bände); eine neuere Ausgabe: Hamburg 1825. Haller und Hagedorn strebten zuerst mit kräftigem Geist der hoffmannswaldau-lohenstein'schen Manier entgegen, indem sie an die Stelle des gekünstelten Schwulstes einfachere Formen und naturwahren Inhalt zu setzen sich bemühten. Sie wollten den Geschmack jener Schule zum Vortheil der ächten Poesie bekämpfen. Zu Gunsten der Poesielosigkeit und Geistesnüchternheit aber trat jetzt ein andrer Kämpfer, der berühmte und großmächtige Gottsched auf, der sich einen sehr ausgebreiteten Wirkungskreis in seiner Zeit gewann, und gegen die hoffmannswaldau-lohenstein'sche Schule ebenso befug, wie gegen Haller und Hagedorn, zu Felde zog.

3. **Christoph Gottsched** (1700—1766) machte sich zum eigentlichen Heroen jenes **Prinzips der Correctheit**, welches das nachher in diesem Jahrhundert so mächtig werdende Prinzip der abstracten Tugend und Moral, das Prinzip des gesunden Menschenverstandes und der rationalistischen Aufklärung, schon vorher verkündigte. Gottsched war ein Wolfianer, und hatte aus dieser Schule die kategorische Behandlung der Sprache, die besonders auf die reine, deutliche und logisch bestimmte Fassung der deutschen Prosa von Einfluß gewesen war, in die Literatur mitgebracht. Sein Irrthum bestand nur darin, daß er diese Prosa, in der eine formalistische Philosophie ihr abstractes und körperloses Leben abprägte, für das Ideal ansah, nach dem auch die Poesie Deutschlands geregelt werden müsse. So gründete Gottsched gewissermaßen eine neue Einheit von Poesie und Prosa, indem er Alles prosaisch machte, was bisher in der deutschen Sprache poetisch gewesen war, und jede Eigenmächtigkeit der dichterischen Diction, der Wortstellung, Inversionen und Machtwörter mit Todesstrafe belegte. Nachdem er dies undankbare Werk, Alles zu ebe-

nen und richtig zu machen, vollendet, vergriff er sich aus Correctheit auch am Hanswurst, den er auf dem deutschen Theater nicht länger leiden mochte, und die Truppe der Madame Neuber in Leipzig half damals seine Pläne verwirklichen, nur correcte und hanswurstlose Stücke, wie sie Gottsched und seine Gattin, die durchaus nicht talentlose Luise Adelgunde Victorie Gottsched (1713—1762) größtentheils nach dem Französischen verfertigten, aufzuführen.

Gottsched's Thätigkeit als Schriftsteller würde großartig zu nennen sein, wenn hier nicht die gewaltsamsten Bemühungen um die Poesie eigentlich nur die entschiedenste Vernichtung der Poesie zu ihrem Zweck und Inhalt gehabt hätten. Als Kritiker, Literator und Sprachforscher hat er sich besonders durch seine vielfachen Sammlungen, die zum Theil heut noch wegen der Zusammenstellung des Materials Werth haben, ein nicht abzuläugnendes Verdienst erworben, obwohl er die großen Sprach- und Literaturschätze, in deren Besitz er sich befand, oft gar zu sehr im gottschedischen Geiste benutzt hat. Dahin gehören seine „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache" (8 Theile, 1732—1744), „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Kunst" (1757—1765, 2 Thle.), „Versuch einer kritischen Geschichte der Dichtkunst" (1730), „Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste" (1745, 10 Theile); „Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" (12 Bände, 1751—1762) u. s. w. Unter seinen eigenen dramatischen Arbeiten ist das Trauerspiel „Der sterbende Cato" (1732) am berühmtesten geworden. Mehr innere Poesie, als Gottsched selbst, hatte im Grunde seine Frau, was nicht sowohl ihre eigenen dichterischen Arbeiten als vielmehr ihre Briefe (herausgegeben von Dorothea von Runkel, Königsberg und Leipzig 1776, 3 Theile) beweisen, die in einer für die damalige Zeit vor-

mäßlichen Schreibart manches Feine, Sinnige und Gemüthvolle enthalten.

Die bedeutendsten Anhänger Gottsched's, welche zu seiner Partei und Schule sich bekannten, waren J. J. Schwabe („Belustigungen des Verstandes und Witzes", Leipzig 1741—45, 8 Bände), Joh. Elias Schlegel (1718—1749), der fruchtbarste dramatische Dichter seiner Zeit, besonders Verfasser mehrerer Lustspiele; J. A. Schlegel („der Unzufriedene", ein Lehrgedicht); J. F. W. Zachariä (1726—1777, „der Renommist", komische Epopöe, 1742); Dan. W. Triller (1695—1782, „poetische Betrachtungen"); Chrph. Otto Fr. von Schönaich, der von Gottsched selbst gekrönte Verfasser des Heldengedichts Hermann; Abraham Gotthelf Kästner (1719 bis 1800), der berühmte Mathematiker, dessen Epigramme (zuerst Gießen 1781), nicht ohne lebendigen Witz sind, und Andere.

Die Gottschedische Richtung in der Poesie fand durch die beiden Schweizer J. Jacob Bodmer (1698—1783) und J. Jacob Breitinger (1701—1776) eine energische und gesinnungsvolle Bekämpfung. Beide Männer waren zwar keine ausgezeichnet begabten Geister, denen selbst eine höhere Schöpferkraft innegewohnt hätte, aber die Kritik und Polemik, durch welche sie wirkten, hatte viel Anregsames und Kräftigendes, und bezeichnete weiterleuchtend die neuzubetretende Bahn der deutschen Literatur. Bodmer hatte aus den altdeutschen Studien, und besonders aus der Sprache der Minnesänger eine neue Belebung und Erfrischung der deutschen Diction herzuleiten gesucht. Außerdem übersetzte er Milton's verlorenes Paradies, um die Erhabenheit und hochpoetische Macht des englischen Dichters als Hülfsmacht gegen die französische und gottschedische Correctheit in's Feld zu stellen. Ihn unterstützte sein Freund

und Mitarbeiter Breitinger durch ästhetische und philosophische Untersuchungen, besonders in seiner „Kritischen Dichtkunst“ (1740, 2 Theile), welche eigentlich den Ausschlag zum Kampf gegen Gottsched gab, obwohl die ersten Angriffe gegen den poetischen Herrgott der Pleiße in den „Discursen der Maler“ erfolgten, einer kritischen Zeitschrift, zu welcher sich Bodmer und Breitinger mit einigen andern Schweizern, Hirzel, Waser (Uebersetzer des Swift) u. a. vereinigt hatten. In dieser Zeitschrift (Zürich 1721), welche unter dem Titel „Maler der Sitten“ fortgesetzt wurde, war zuerst an dem Ruhme Gottsched's gerüttelt worden, der diesen Journalen eine eigene Wochenschrift „die vernünftigen Tadlerinnen“ (1725, Halle und Leipzig) gegenüberstellte. Breitinger war ein scharfsinniger, gelehrter und gemüthlicher Mann, während die Polemik Bodmer's einen mehr jovialen und keck heranspringenden Charakter hatte. Breitinger machte in seiner Poetik treffliche Bemerkungen über Sprache und Stil, namentlich über den Gebrauch der Kraft- und Machwörter, die durch die Pedanterie der Gottschedianer, mit Ausnahme etwa der für ihre Polemik brauchbaren Kraft- und Schimpfwörter, fast gänzlich aus der deutschen Diction vertrieben waren. So wirkte auch Bodmer durch seine „Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen“ (Zürich 1740). Denn auch das Wunderbare war ein Hauptpunct des Gottschedischen Geschmacksterrorismus geworden, indem ihm nach demselben keine Stelle mehr in der Poesie vergönnt werden sollte.

Die Gegenpartei, welche sich endlich gegen Gottsched in der deutschen Literatur immer bedeutender feststellte, bestand zum Theil aus solchen Schriftstellern, die anfänglich zu ihm gehört und zuerst unter seiner Fahne in der Literatur aufgetreten waren. Dies sind namentlich Joh. Jmm.

Pyra (1715—1744), Samuel Gerh. Lange (1711 bis 1781, Ueberſetzer der Horaziſchen Oden, Halle 1747), Johann Chriſtoph Roſt (1717—1765), der „das Vorſpiel", ein ſatiriſch-epiſches Gedicht in 5 Geſängen (Dresden 1742) gegen Gottſched richtete, und ihm außerdem auf einer Reiſe bei jeder Station, wo er verweilte, die „Epiſtel des Teufels an Gottſched" überreichen ließ. Auch der witzige Chriſtian Friedrich Liscov (1701 bis 1760), der größte Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts, war zuerſt ein Anhänger Gottſched's geweſen. Liscov richtete die Gewalt ſeines witzigen und ſpottenden Genius vorzugsweiſe gegen die ſchlechten Schriftſteller, die er beſonders in den Perſonen des Magiſter Sievers in Lübeck und des Profeſſor Philippi in Halle durch ſeine Ironie unſterblich machte. Die ganze Gattung verſpottete er ſehr witzig in ſeiner Schrift „die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwieſen" (1736). Auch ſchrieb er „über die Unnöthigkeit guter Werke zur Seligkeit" (1730). Eine Ausgabe ſeiner Schriften erſchien unter dem Titel: „Sammlung ſatiriſcher und ernſthafter Schriften" (Frankfurt und Leipzig 1739). Obwohl die Liscov'ſchen Schriften durch ihren pamphletartigen Charakter keinen dauernden Platz in der Literatur gewinnen konnten, ſo fehlte es ihnen doch in der Darſtellung durchaus nicht an einem gediegenen und für die Entwickelung der deutſchen Proſa bedeutungsvollen Elemente. Gleichzeitig wirkte auch der Theolog J. Lorenz von Mosheim (1694—1755) durch ſeine ausgezeichneten Kanzelreden und andere theologiſch-moraliſche Darſtellungen („Heilige Reden", Hamburg 1725, 6 Bände, und „Sittenlehre der heiligen Schrift", Helmſtädt 1735, 4 Bände) zu einer höheren und edleren Geſtaltung der deutſchen Proſa mit. —

Der Gottſchediſchen Literaturherrſchaft gegenüber bil-

deren sich auch eigenthümliche literarische Gruppen, welche, wenn auch keineswegs bedeutende Leistungen, doch immer ehrenwerthe Bestrebungen vereinigten, um einer edleren Anschauung und Formung der Kunst Durchbruch zu verschaffen. So ging die sogenannte Sächsische Schule hervor, welche ihren wesentlichen Vereinigungspunct in den Bremischen Beiträgen („Neue Beiträge zur Vergnügung des Verstandes und des Witzes" 1745—1748, 6 Bände) hatte. Diese wurden zuerst von C. Chr. Gärtner (1712 bis 1791), später von J. M. Dreyer herausgegeben. Unter den Mitarbeitern sind besonders J. A. Cramer, J. A. und J. Elias Schlegel, G. W. Rabener (1714 bis 1771, der in seinen damals vielgelesenen satirischen Schriften gewissermaßen eine bürgerliche Hausmannskost der Satire lieferte, die dem deutschen Vetter Michel sehr behaglich mundete), J. Arnold Ebert (1723—1795, Uebersetzer von Rich. Glover's Leonidas), Christlob Mylius u. a. Auch nahm Christian Fürchtegott Gellert (1715—1769) an den Bremischen Beiträgen Antheil. In diesem trefflichen Geist erblicken wir den Dichter deutschen Biedersinnes und deutscher Rechtschaffenheit, welche seine eigentliche Muse zu nennen sind. Wie engherzig, steif und kleinlich uns auch heut Manches an dieser Poesie vorkommen mag, so ist doch auch viel Zartheit, Innigkeit und Tüchtigkeit darin, und dies waren die Eigenschaften, durch welche Gellert den Weg zum deutschen Volksherzen fand. Seine „Fabeln und Erzählungen" (Leipzig 1746—1748, 2 Theile) wurden ein Haus- und Familienbuch für den deutschen Bürger- und Bauernstand, ein Evangelium der Lebensweisheit für die armen und gemeinen Leute. Seine andern Schriften, seine Lustspiele und sein Roman aus dem Leben der schwedischen Gräfin (Leipzig, 1746) zeigen den redlichen, aber ängstlichen und kranken Mann nicht immer in der frischen und

kernigen Stimmung, durch welche seine Fabeln eine so außerordentliche Popularität gewannen.

In den Bremischen Beiträgen war auch schon der Name Klopstock gelesen worden, der die neue Aera der deutschen Nationalliteratur bedeutungsvoll ankündigte. Die geistigen und literarischen Bedürfnisse hatten um diese Zeit im deutschen Publikum und in allen Klassen der Gesellschaft plötzlich zu steigen begonnen. Die Journalistik, die um diese Zeit ihre lehrreichen und kurzweiligen Wochenvisiten in Deutschland begann, trug Vieles zu einer harmonischen Vertheilung von Sprache und Bildung bei, wie pedantisch auch sonst noch der Zuschnitt sein mochte, in dem sie auftrat. Diese Wochen- und Monatsschriften, die bald als „Jünglinge", bald als „Greise", bald als „Aufseher" und „Zuschauer", „Freigeister" und „Aerzte" das Publikum fesselten, brachten eine gewisse Geschmeidigkeit in den Ausdruck des wirklichen Lebens, und trugen dazu bei, der deutschen Darstellung größere Flüssigkeit und Beweglichkeit zu geben.

Eine neue Gruppe strebender Geister war in Halle zusammengetreten. Hier hatten junge Talente einen Dichterbund geschlossen, der auf die Heraufführung einer schöneren Zukunft der deutschen Poesie gerichtet war. Alle schwerfälligen Fesseln in Form und Behandlung sollten abgestreift werden, das Gedicht sollte leicht, frei, natürlich und ungesucht sich darstellen, und zugleich eine heitere und gesunde Ansicht des Lebens, maßvollen Genuß und anmuthig begränzte Sinnlichkeit, darin vertreten werden. Hätte diese neue Schule eine höhere productive Kraft gehabt, so würde die lebensvolle und freie Stellung, die sie in der Poesie einzunehmen strebte, schon ein bedeutendes Moment in der Entwickelung der Nationalliteratur abgegeben haben.

Aber die Leistungen dieser Dichter hatten noch wenig selbständigen Gehalt, und waren größtentheils Paraphrasen des Anakreon und Horaz, welche beiden Dichter hier in Form und Inhalt einen solchen Einfluß ausübten, daß man sich ganz in ihre Anschauungsweise versetzte, bis in die größten individuellen und localen Einzelnheiten hinein in ihrer Weise sich gebärdete und dann recht poetisch zu sein glaubte. Ein Führer dieser anakreontisch-horazischen Tändelgeister war Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719—1803), ein Mann, der ebenso viel Talent zur Freundschaft wie zur Poesie hatte, und durch die persönliche Hingebung, mit der er sich den verschiedensten Geistern anzuschließen verstand, manchen fördernden Einfluß auf das ganze literarische Leben seiner Zeit gewann. Er trat zuerst mit einem „Versuch in scherzhaften Liedern" (Berlin 1744) auf, die seinen Namen sogleich zu einem berühmten in Deutschland stempelten, dann folgten seine „Lieder ernster Art", seine „Fabeln" und „Romanzen" und die „Preußischen Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757, von einem Grenadier" (Berlin 1758), welche einen freien, lebendigen und kraftvollen Schwung hatten und eine volksthümliche Verbreitung in Deutschland erlangten. Das Andenken an den „Vater Gleim" ist bei uns erloschen, seine Dichtungen sind heut kaum noch lesbar für uns, aber diese Art eines gemüthsinnigen Literaturverkehrs, wie Gleim ihn repräsentirte und begründen half, kann uns heutzutage, wo zum Theil die größte Rohheit an die Stelle der literarischen Umgangsfeinheit des achtzehnten Jahrhunderts getreten ist, zu mancher interessanten Vergleichung auffordern.

Aus jenem Hallischen Dichterbunde gingen aber ferner hervor Johann Peter Uz (1720—1796, „Lyrische Gedichte", Berlin, 1749), Johann Nicolaus Götz (1721—1781,

ein keineswegs gewöhnliches Talent, fein gebildet, heiter und schwungvoll, besonders im Lied, in seinem von Ramler herausgegebenen poetischen Nachlaß aber zum Theil in entstellender Correctur vor das Publicum gebracht *), und Karl Wilhelm Ramler (1725—1798), als Lyriker und patriotischer Odendichter thätig und von seiner Zeit mit dem Beinamen des deutschen Horaz geschmückt. Doch ist Ramler nur ein sorgsam künstelnder Rhetor, der im Schweiß seines Angesichts meißelte und feilte, und diese gelehrte Schmiedekunst auch an andern Dichtern ausübte, wie an Götz, an dem „Frühling" seines Freundes Kleist, und an Geßner's Idyllen, welche er unglücklicher Weise in Hexameter übertrug. Bei aller seiner poetischen Genauigkeit sprang er übrigens mit der antiken Metrik selbst sehr leichtsinnig um, und die Sylbenmessung, welche er sich in seinen Versen gestattete, stritt gegen alle Gesetze der Sprache an. Seine Verballhornungen anderer Dichter lieferte er in seiner „Lyrischen Blumenlese" (Leipzig, 1776—1778) und seiner „Fabellese" (Leipzig, 1783—1790). Eine achtbare und ausgebreitete literarische Wirksamkeit ist ihm sonst nicht abzusprechen. Unter seinen eigenen Gedichten ist, außer den Oden auf Friedrich den Großen, besonders seine Cantate „der Tod Jesu" (von Graun componirt) bekannt geworden. Ramler's „poetische Werke" (2 Bde, Berlin, 1800) gab Gedicke heraus. Neben ihm wollen wir seinen poetischen Freund Ewald Christian von Kleist (1715—1759) nennen, der in der Schlacht bei Kunersdorf fällt, und in seinem Gedicht „der Frühling" (Berlin 1749) eine poetische Naturbeschreibung liefert, welche zwar farbenreich und anschaulich ist, aber zu sehr ein anatomisches Präparat

*) Vgl. Voß, Kritische Briefe über Götz und Ramler (Mannheim 1809).

aus der Landschaft macht und mehr den Eindruck eines Todten, als der lebendigen Natur selbst hervorbringt. Der neue Versuch eines Hexameters mit einer Vorschlagsylbe, welchen Kleist in diesem Gedicht gemacht, sollte diesem Versmaaß mehr Abwechselung und Modulation geben, was aber nicht dadurch erreicht wurde.

Ein höherer Genius der deutschen Literatur ersteht in **Friedrich Gottlieb Klopstock** (2. Juli 1724—14. März 1803), in welchem der eigentliche Eroberer und Schöpfer der modernen Dichtersprache in Deutschland erschien: Eroberer, weil er die engen Gränzen erweiterte, welche ihm die Sprache seiner Zeit vorsteckte. Er ist das Genie der Sprache in diesem Jahrhundert, und wirkte nicht so sehr durch das Innere seiner Poesie, als durch die Formen derselben, mit durchgreifender Schöpfermacht. Klopstock tränkte seine Diction zuerst an den altdeutschen Quellen, besonders auch an Luther, und vermittelte dann durch eine etwas mühsame, aber feinsinnige und geistvolle Combination die deutschen Elemente mit den Ueberlieferungen der römischen und griechischen Bildung, die hier schon in der Sprache ihre Wirkung begann, welche wir bald auf dem allgemeinen geistigen Grunde des modernen Völkerlebens mächtig werden hervortreten sehen. Diese aus modernen und antiken Vortheilen und Schönheiten combinirte Diction brachte Klopstock in einen kunstvoll berechneten Guß, und machte sie flüssig mit einer originellen Begeisterung, der an Ursprünglichkeit des Lebens und der Anschauung nichts fehlte. Aber wenn man das Wirken der andern Geister, die bald gleichmächtig neben ihm aufstanden, mit dem seinigen vergleicht, so ist es immer nur die Sprache seiner Zeit, die Klopstock vorzugsweise beherrschte, während An-

dern die Aufgabe zufiel, die Gesinnung, die Weltbildung, die Humanität und das Urtheil ihres Jahrhunderts neuzugestalten. Klopstock hatte herrliche Gefühle, ein reiches Dichterherz für Liebe und Freunde, schöne große Gedanken über Natur und Gott, doch brachte er es mit Allem diesem nur zu einem musikalischen Effect, zu einem tönenden Meisterstück der Sprache. Die Thränen, welche Schmerz, Liebe und Andacht bei ihm ausströmen, erstarren ihm unter den Händen zu Crystallen und Perlen, aus denen sich funkelnde Kränze zusammensetzen, und mitten in der hingerissenen Bewegung fängt man an, mit diesen schönen Steinen seines Gefühls zu spielen, oder sie wie kostbare Schmucksachen zu behandeln.

So war die Messiade selbst im Grunde nur eine kostbare Ausschmückung der christlichen Orthodoxie, der es zwar nicht an erhabenen und ächt poetischen Einzelnheiten fehlte, wo aber das System der kirchlichen Rechtgläubigkeit, das hier die Grundlage des Epos geworden, doch am Ende den Sieg davon trägt über die poetische Anschauung, und nur einen aller freien Poesie zuwiderlaufenden Eindruck zurücklässt. Die drei ersten Gesänge des Messias erschienen im Jahre 1748 in den Bremischen Beiträgen (Bd. IV. St. 4. u. 5.) mitgetheilt. In den Jahren 1747 und 1748 schrieb Klopstock auch seine ersten Oden und Elegieen: Lehrling der Griechen, Wingolf, an Giseke, die künftige Geliebte, an Ebert, Selmar und Selma. 1751 kamen die ersten fünf Gesänge der Messiade in Halle heraus, 1756 die fünf folgenden Gesänge, 1773 der Schluß des Ganzen. —

Die Wirksamkeit der Sprache Klopstock's war gewaltig und beispiellos und zeugte neues Leben in der ganzen Literatur. Die correcte Literatur hatte seit Opitz in der Trittmühle des Alexandriners am sichersten und regelrechte-

sten gearbeitet. Klopstock schlug durch seine polymetrische Behandlung der deutschen Sprache den Weg zu ihrer Umwandlung ein. Die Anwendbarkeit unserer Sprache auf den polymetrischen Numerus der griechischen und römischen keck voraussetzend, ließ er die deutsche Natur voll Begeisterung in diesen fremden Bewegungen walten. Zwar war er in der kunstreichen Bildung des Hexameters, durch den er die Alexandriner verdrängte, nicht um Vieles glücklicher, als seine übrigen Zeitgenossen, die darin mit den Quantitätsfähigkeiten der deutschen Sprache dilettirten, denn das antike Gesetz der Quantität spielte auch in Klopstock's Hexametern eine schlechte Rolle. Aber das Neue waren hier weniger die Formen, als vielmehr die Diction, welche eigenthümlich an diesen Formen entstand, sowohl unter der Bedingung des Hexameters, als durch die hochfliegenden Sylbenmaaße der Oden, deren er zum Theil eigen erfundene, aber im antiken Sinne schuf. Herder bekämpfte zwar in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur die Meinung, als eigene der polymetrische Charakter jener alten Sprachen der Deutschen natürlich, aber er erklärte sich zugleich gegen die Literaturbriefe, welche mehrere selbstgebildete Sylbenmaaße Klopstock's nur für „künstliche Prosa" gelten lassen wollten. Herder verglich diese klopstock'schen Erfindungen mit dem Numerus der Hebräer, und wollte sie eher die „natürlichste und ursprünglichste Poesie" genannt sehen.

Klopstock's poetischer Stil ist eine kunstvolle Vereinigung aller sinnlichen und geistigen Elemente der Sprache. Sein großer Takt, Bild und Gedanke in ein gleichberechtigtes Verhältniß zu einander zu stellen, brachte die feinsten und originellsten Nüancen der Diction hervor, schuf Wörter und Zusammensetzungen, in denen die Grammatik nach der ideellen Anschauung sich merkwürdig formen mußte, und wirkte selbst im Kleinen und Einzelnen durch über-

raschende Handgriffe der Sprache, durch die Kunst der Uebergänge, durch Partikeln, namentlich aber durch die Vorsatzsylben, mit denen er seine Zeitwörter bildete. So werden durch Wörter, wie niederdonnern, herunterhallen, zujauchzen und unzählige andere, die mit antikem Anflug geformt sind, ganze Begriffe plastisch vor die Anschauung geführt. Noch eigenthümlicher läßt er die Poesie in der Diction walten, indem er das Concrete für das Abstracte, und an andern Stellen auch wieder den abstracten Ausdruck für den concreten zu setzen versteht. Ferner ist seine Behandlung des ganzen Periodenbau's bedeutsam für die Sprache sowohl, wie für die Elastizität der deutschen Darstellung. Die Verschlungenheit seiner metrischen Streben brachte ihn zu einer Verkettung der Redesätze, wie sie in dieser Freiheit und Kunstsinnigkeit bisher noch nicht geübt war, Zwischensätze, Participialconstructionen, Weglassung der Hülfszeitwörter und Pronomina, Abkürzungen und frappante Verbindungen wurden dabei ebenso kühn als wirksam benutzt, und auch die Wortstellung im Einzelnen gewann dadurch oft einen originellen Charakter. So sehr hier das Vorbild der antiken Sprachen mitwirkte, so wurde doch die Productionslust der deutschen Sprache dadurch in ihrem eigensten Grundwesen aufgeregt.

Um unsere Anschauung des achtzehnten Jahrhunderts in seiner entscheidendsten Gestalt zu fesseln, haben wir uns jetzt mit einem Genius zu beschäftigen, der in der eigentlichsten Mitte seines Jahrhunderts dasteht, dessen Fäden in sich zusammenschlingend und wieder entwirrend, und mitten in der Verwirrung seiner Zeit die Keime einer neuen freien Zukunft ausstreuend. Dies ist Gotthold Ephraim Lessing (22. Februar 1729 bis 15. Februar 1781), der noch heut dem deutschen Geist und seinen wesentlichsten

Aufgaben und Bewegungen ebenso nahverbunden angehört, als zur Zeit seines Lebens, und viel mehr noch denn damals, denn nachdem sich sein Geist im Dienst der Wahrheit und Freiheit abgerungen mit unwürdigen und schlechten Zeitgenossen, lebt er heut unter uns als das reine Ideal der Freiheit von Wissenschaft und Poesie, als welcher Freiheit Held er sich auf dem von Philosophie und Theologie untergrabenen und gefährlich umwellten Boden seiner Zeit emporgerungen. Und darum haben wir in Lessing den eigentlichen Lebenspunct zu ergreifen, auf dem sich das abgelaufene Jahrhundert und die heutige daraus hervorgegangene Zeit am tiefsinnersten begegnen, auf welchem hellleuchtenden Punct wir unsere nächste Vergangenheit und Zukunft am klarsten überschauen.

Lessing gehörte, wie Luther, zu jenen kreuzschulterigen Geistern, welche die Geschichte immer vorzugsweise da hinstellte, wo es etwas zu tragen giebt, und wo ein ganzes Jahrhundert seine Kämpfe und seine Sünden abzuwerfen hat auf dies ihr auserwähltes Kind, das damit verdammt muß in die Schlacht der Zeiten und in den Tod. Lessing, in dem sich das Heldenthum der Denkfreiheit darstellt, wie in Luther das Heldenthum der christlichen Freiheit, hatte so den weltgeschichtlichen Beruf Luther's fortzusetzen und weiterzubilden, indem er die protestantische Weltanschauung von ihrem verzehrenden Spiritualismus loszubinden und mit dem wahren Inhalt des vernünftigen Weltlebens, mit der ächten Poesie der Wirklichkeit und dem wahrhaften Lebensgenuß des Geistes und Leibes, zu erfüllen und zu durchdringen hatte. So sehen wir in Lessing den ersten ächt protestantischen Dichter und Lebensphilosophen, der den Protestantismus in eine höhere und freiere Sphäre von Poesie und vernünftiger Wirklichkeit hineinhob, und die Verfassungsidee der neuen protestantischen Weltbildung, welche Luther

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.
3-598-52006-9
FN. 02215/018

in den drei bekannten Gewalten: „Wein, Weiber und Geſang“ zu conſtituiren geſucht, wirklich zu einer Wahrheit zu erheben ſtrebte, wenigſtens was den Wein und den Geſang betraf. In der That dürfen wir auf dieſen Umſtand, den uns zunächſt Leſſing's äußere Lebensentwickelung bemerklich macht, kein geringes Gewicht legen, denn vor allen Dingen, ehe er noch ſehr viel Anderes that, ſuchte ſich Leſſing zu einem freigebildeten, im ächten Beſitz und Genuß des Lebens heimiſchen Mann der Welt und der Wirklichkeit umzuſchaffen, umzuſchaffen aus dem Pedanten des Zeitalters, deſſen Symbol, den Zopf, auch Leſſing als das Sündenmaal ſeiner Zeit an ſich trug. Man hat es Leſſing in ſeiner Zeit übel genommen, daß er ſehr viel Wein trank, und die orthodoxen Theologen und Geiſtlichen haben ihn deshalb verläſtert. Auch Goethe ſagt von Leſſing: „er warf, im Gegenſatz von Klopſtock und Gleim, die perſönliche Würde gern weg, weil er ſich zutraute, ſie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, und gefiel ſich in einem zerſtreuten Wirthshaus- und Weltleben“. Aber dies Wirthshaus- und Weltleben, das Leſſing führte, hing mit ſeiner ganzen Miſſion, die er in dieſem Jahrhundert zu vollführen hatte, auf das Genaueſte zuſammen. Nicht bloß darauf kam es an, daß Leſſing Wein trank, ſondern auf den Geiſt, in dem er ihn trank. Auch die Correcten, die abſtract Moraliſchen, die Orthodoxen, ja Gottſched und der Hauptpaſtor Götze, tranken in dieſer Zeit gewiß ihren Wein, aber wenn dieſe ſich zu dem Zopf des Jahrhunderts noch einen andern dazu tranken, ſo trank Leſſing nur, um ſich ſeinen Zopf, den Zopf des Jahrhunderts, hinwegzutrinken. —

Wir haben in Leſſing zuerſt das Streben hervorgehoben, dem deutſchen Geiſt eine freie Weltbildung zu geben, und hier zeichnete Leſſing in ſich ſelbſt die Richtung vor,

welche gegen Ende des Jahrhunderts Goethe im Wilhelm Meister ergriff, worin das Hinstreben des deutschen Geistes zu freien Weltformen als ein Grundelement des deutschen Romans erscheint. Lessing, der eigentliche Führer des Bildungsstrebens seiner Nation, suchte sich aus der Gelehrsamkeit und Vernunftweisheit seiner Zeit zuerst emporzurichten durch das Theater, durch das Drama. Während die Bildung des deutschen Volkes rings um ihn her in lauter formalistische Kategorieen sich zu zersetzen drohte, erblickte Lessing zuerst in der Idee eines deutschen Nationaltheaters, an die sein jugendlicher Geist sich festhing, eine Rettung für das deutsche Geistesleben, einen gesunden Ausweg aus der entkräftenden Vernunftdialektik seiner Zeit, eine neue Vermittelung von Geist und Körper des Nationallebens. Die Kirche stand nicht mehr mitten im Centrum des Völkerdaseins, wie im Mittelalter, noch trug sie ferner die jugendliche Kraft des historischen Fortschritts in sich, wie zu Luther's Zeit. Da sah Lessing vor seinem Geiste im Theater ein Nationalinstitut, auf dessen Grunde sich eine Wiedergeburt aller Formen des Volkslebens erstreben ließ, und das, vorausgesetzt, daß es zu einem ächten und reinen Nationalinstitut umgeschaffen werden könne, eine neue sittliche und religiöse Concentration gewähren müsse. Die Ausbildung und die Befreiung des deutschen Theaters in diesem höchsten nationalen Sinne war das Ideal und die Beschäftigung seiner Jugend, sowie die Freiheit des Denkens und Glaubens in der Religion die Arbeit und die Begeisterung seines Alters wurde.

Nach diesen beiden Richtungen hin hat er die Aufgabe seines wissenschaftlichen Heldenthums getheilt und erfüllt. In seiner frühesten Jugend befreite er sich selbst zuerst durch die Komödie von den Schlacken seines Jahrhunderts. So sehen wir ihn in seinen ersten kleinen Jugendproductionen,

wie im „jungen Gelehrten“ und im „Freigeist“, in dem ersten Stück die Pedanterie, und in dem zweiten den flachen Skeptizismus seiner Zeit, freilich noch in sehr untergeordneter Durchführung, abwerfen. In Leipzig, von wo aus Gottsched das deutsche Drama mit lichtem Bewußtsein verdarb und ausschließlich französisch machte, begann Lessing seine Bestrebungen für das Theater, für das Leben. Wie er in seiner Komödie den jungen Gelehrten von sich abgeschüttelt hatte, bei allem Trieb zum Vielwissen, der in ihn selbst gelegt war, so suchte er auch in seiner Person das steifgliederige pedantische Wesen vollends auszuziehen, er lernte reiten, tanzen, fechten, und nahm allerhand körperliche Uebungen mit sich vor, um den freien Geist auch in der Freiheit der körperlichen Erscheinung darzustellen. Diese letztere erschien unter den damaligen Deutschen entweder als die Carikatur der französischen Weltbildung, oder sie war, namentlich unter dem Gelehrtenstande und den Mittelklassen des Volkes, noch ausnehmend vernachlässigt. Den deutschen Bären nicht durch fortgesetztes Französiren, sondern aus seiner eigenen Kraft heraus zu bilden, war Lessing's Gedanke. Die körperlichen Uebungen, die Stärkung und Ausbildung des Leibes, wurden damals in Deutschland eine ganz neue Schule auch für die Freiheit des Geistes. So kam um diese Zeit zuerst das Baden im Flusse auf, das man seltsam genug früher nicht in dem Maße gekannt und geübt zu haben scheint, als es seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgekommen ist. Wie neu das Flußbaden war, ersieht man aus den Klopstock'schen Oden der damaligen Zeit, in welchen diese freie Lust des Körpers gewissermaßen in ihrer geistigen und gemüthlichen Bedeutsamkeit gefeiert wird, wie auch das Schlittschuhlaufen, das wir bei Klopstock mit allem Ueberschwang seiner Phantasie verherrlicht finden. Alle diese Dinge sind bedeutend in einer Zeit, in

der das Nationalleben selbst einen neuen Reigen beginnt, freiere Melodieen der Bewegung versucht, und wo auch der Körper sich getrieben fühlt, die freie Wellenlinie der Natur zu suchen und dem schönen Rhythmus des Universums sich anzuschmiegen, wie man dies im Flußbaden und im Schlittschuhlaufen symbolisch angedeutet finden kann. Auch die Veränderungen, welche mit der Kleidung der damaligen Deutschen vorgingen, müssen in Anschlag gebracht werden. Lessing, als er sich nach Berlin begeben hatte, um dort eine Stellung für sich zu finden, schreibt das Mißlingen seiner Absichten dem Umstande zu, daß eine neue Kleidung, die ihm seine Eltern zu schicken versprochen, ausblieb, und er sich deshalb nicht besser vor den Leuten sehen lassen konnte. Klopstock, nachdem die ersten Gesänge seines Messias erschienen waren, ward von seinem Verleger Hemmerde nach Halle eingeladen, wo er von demselben, weil das Buch so viel Glück machte, einen prächtigen blauen Leibrock, eine goldbrokatene Weste und ein Paar manchesterne Beinkleider zum Geschenk erhielt, sich aber auch gefallen lassen mußte, daß der Verleger mit dem dermaßen eingekleideten Dichter in der ganzen Stadt umherzog, und in seinem Beisein Jedermann bemerklich machte, was er an den Verfasser des Messias gewandt habe.

Lessing's Wirksamkeit für das deutsche Theater war vorzugsweise eine *wissenschaftliche* zu nennen, wenn man auch seine eigenen productiven Arbeiten in ihrem dichterischen Werth jetzt höher stellen muß, als es eine Zeitlang in der deutschen Literaturgeschichte üblich war, und als Lessing selbst, zu einer Zeit, wo er sich von seinen Theaterbestrebungen wie von einer fehlgeschlagenen Hoffnung wieder abwandte, sie ansehen wollte. Lessing, der die deutsche Bühne frei machen und sie in die Mitte des Nationallebens hineinstellen wollte, wie sie bei den Alten

gestanden, war darum auch als schaffender Dichter zugleich immer Held der Wissenschaft, der in der freien Production stets auch ein Reinigungs- und Begründungswerk seiner Zeit, eine Herkulesarbeit der Idee, zu vollbringen hatte. In dieser Aufgabe, die ihm in seiner Nation zu Theil geworden, liegt auch der mehr kritische Charakter seiner eigenen Poesie, und die Nothwendigkeit, daß in ihm die Dichtung etwas von der Wissenschaft hat, gegeben. Es war aber darum keineswegs bloß die kalte und mühsame Reflexion, welche seine poetischen Schöpfungen gestaltet hätte. Sie hatten vielmehr, obwohl aus der Combination des Gedankens und des Urtheils entstanden, doch immer ein eigenthümlich bewegendes Pathos in sich, das Pathos des nach seiner wahren Freiheit ringenden deutschen Geistes selbst, und aus dieser Tiefe heraus steigt oft wunderbar verschönend Farbe und Duft, um den strengen Geist, die harten Umrisse der Combination zu schmelzen. Sonst muß man allerdings Lessing vorzugsweise das Genie der Prosa nennen, und eben als prosaisches Genie wurde er der nothwendige Einschlag in die Bewegungen des Geschmacks und der Geistesbildung seines Zeitalters. Der sonnenhelle Geist Lessing's gewann seinen eigenthümlichen Einfluß auf die deutsche Literatur besonders durch den Geist der Prosa, der ihn durchdrang und in Bewegung setzte. Das scharfgeschliffene und zersetzende Wesen seines Genius, diese stillangeglühte Begeisterung des Verstandes, dies heimliche Dichten der Combination, diese leuchtende klare Ruhe in immer bewegter Gedankendialektik, waren schon als ein höheres Element von Prosa charaktergemäß in ihm vorhanden. Diese Gleichmäßigkeit der poetischen und prosaischen Bedürfnisse seines Naturells schuf in ihm jene eigenthümliche Prosa, die, ohne prosaische Poesie oder poetische Prosa zu sein, als eine fein nüancirte Mittelgestaltung aus den

eigensten Elementen seines Wesens hervorging, und für die Darstellung der deutschen Literatur überhaupt von so großer Bedeutung wurde. Als den poetischen Höhepunkt seiner Prosa kann man die Sprache der Dramen, namentlich der Emilia Galotti, bezeichnen. Bei allen dichterischen Anlässen der Situation, die ihn auf das hohe Meer des Pathos und der Leidenschaft hinausweisen, behält doch die Diction stets ein gewisses prosaisches Maß, und zügelt die Bewegungen der Phantasie durch kluge Berechnung. Dagegen ist das Poetische oft in die innere epigrammatische Gedankenwendung verlegt, und steigt hervor aus lakonischen Wortblitzen und tiefgedachten Antithesen. Kühne Inversionen erschüttern zuweilen den Strom dieser Diction, leise Andeutungen sind auf eine umfassende Wirkung berechnet. In den kritischen, polemischen und didaktischen Schriften Lessing's kehrt sich mehr die ätzende Kraft, die scharfe perspectivische Gedankenbeleuchtung in seiner Prosa, heraus, ohne selbst bei strengerer Wissenschaftlichkeit an der Genialität der Behandlung zu verlieren. In diesem Genre der Darstellung vertritt bei ihm das Witzige die Stelle des Poetischen, und die kurze und einfach pointirte Satzbildung bringt Effecte hervor, die das Gemüth stärker fesseln, als die blendendste dichterische Diction. Die Klugheit gilt oft statt der Schönheit, aber sie befängt und beherrscht uns ebenso anmuthig, wie diese. Ein gewisser Uebermuth spielt mit seinen eigenen Gedanken, sieht eine Zeitlang ruhig und kaltherzig ihren Verwickelungen zu, weidet sich sichtlich und mit bedeutsamem Lächeln an dem Schein der grausamsten Consequenzen, und fasst dann mit raschem Griff alle ausgeworfenen Fäden zu einer Totalwirkung zusammen. Die Oekonomie und Lichtervertheilung in Lessing's Stil ist ebenso bewundernswürdig, als die geistige Spannkraft in Worten und Wendungen, die Bestimmt-

heit bei aller Leichtigkeit, die ironische Grazie, welche die eigentliche Seele seiner Darstellung ist. Daß sich Lessing in manchen Stücken nach Diderot's Schreibart gebildet, hat Karl Rosenkranz in einem Aufsatz über Diderot nicht mit Unrecht hervorgehoben, und wir werden den Einfluß Diderot's auf Lessing's literarische Entwickelung überhaupt noch weiter zu bemerken haben. Seine Diction stärkte und bereicherte Lessing aber besonders aus den Fundgruben unserer älteren Sprache, aus denen er viel Gold und Erz der deutschen Rede hervorzog und auf sinnreiche Weise in neuen Umlauf brachte. Auch in grammatischer Hinsicht wußte Lessing Rath, größeren Klang, Harmonie und Festigkeit in den deutschen Satz zu bringen, indem er besonders der oft unbequemen Hülfszeitwörter, namentlich in Zwischensätzen, sich zu entledigen wußte. Die eigenthümliche Prägnanz seiner Satzbildung zeigte sich vorzugsweise tauglich in der dialogischen Behandlung der Sprache, die ihm meisterhaft gelang, und auch auf die gesellschaftliche Bildung zurückwirkte.

Lessing erhob das eigentliche Schwert seines Geistes zuerst auf dem rein wissenschaftlichen Boden der Kritik selbst, in der Dramaturgie. Der Widerstand, welchen er hier gegen die französische Tragödie des ancien Regime so unbezwinglich geleistet, muß umfassender, als bloß von Seiten des ästhetischen Geschmacks, betrachtet werden. Es liegt eine historische Bewegung des modernen Geistes darin, die nothwendig erfolgen mußte.

Der Geist der antiken Welt, der seit der Reformation und der Wiederherstellung der Wissenschaften immer unaufhaltsamer wieder in die neuere Geschichte und in die moderne Bildung hinübergedrungen war, er hatte zuerst in Frankreich eine glänzende Anwendung auf das moderne Geisteselement versucht, und hier die classische Prachtlitera-

tur der Franzosen unter Ludwig XIV. geschaffen, jene seltsame aber immer großartige Mischung von französischer Nationalität und antikem Heroismus, an die Richtstange der mißverstandenen aristotelischen Poetik geklebt. Aber wie in Ludwig XIV. selbst die Idee einer französischen Universalherrschaft im antiken Sinne historisch mißglückte, und das Eroberungsprinzip, auf das er sie stützen wollte, immer wieder in sich selbst abbrach, so gelang auch die Wiedererstehung der Antike im französischen Geist im Grunde nur als Carikatur. Die Tragödie des Corneille, Racine, Voltaire, war, bei aller Größe der schaffenden Kraft, die sich theilweise doch darin offenbart, nur ein Warnungsbild, wie die Antike nicht aufgenommen werden dürfe in den Geist der modernen Völker. Diese Einheit von antikem und modernem Geist war jene abstracte und mechanische Einheit, zu welcher das französische Nationalleben überhaupt beständig hingeneigt hat, ein glänzender Mechanismus der Idee, den wir mit dieser Virtuosität der Abstraction häufig das wahre concrete Leben bei den Franzosen ersetzen sehn.

Das antike Weltprinzip, in der dreieinigen Offenbarung der Schönheit, Wahrheit und Freiheit der Individualität sich gestaltend, sollte als das Vermittelnde von Schönheit, Wahrheit und Freiheit in der modernen Geschichte wiedererscheinen, und verlegte diese Vermittelung zuerst wahrhaft in den wissenschaftlichen Geist des deutschen Volkes hinein. In Deutschland hatte zuerst Johann Joachim Winckelmann (1717—1768) den antiken Geist in seiner reinsten und höchsten Bedeutung wiedererkannt, er hatte in der Antike den großen geistigen Volksorganismus angeschaut, in welchem die ewige göttliche Idee eingegangen war mit der eigenthümlichen Lebensform des Volkes. Indem Winckelmann die wahre Erkenntniß des anti-

ken Schönheitsprinzips wiederfand, hatte er darin dem modernen Geschlechte ein Urbild vollendeten organischen Einheitslebens aufgedeckt, und im Ideal der Kunst auf den großen Zusammenhang hingewiesen, in welchem der Geist aller Zeiten und Völker zu einander steht, ein Zusammenhang, welcher die unaufhörlich fortgehende Offenbarung der göttlichen Ideen selbst ist, der nie abreißende Faden, der die ältesten Zeiten immer wieder mit den neuesten verbindet, in welcher Verbindung und Combination gerade die Lösung der höchsten Probleme der Menschheit stets von Neuem versucht wird. Alle die Statuen und Bildwerke der antiken Kunst, welche Winckelmann zuerst in deutscher Schreibart so einfach, naturvoll und doch erhaben, die alten Steine neu durchwärmend mit moderner Begeisterung, seiner Zeit beschrieben, sie standen als eben so viele Zeugen auf für ein höchstes Glück des Daseins, das immer wieder zu erstreben sei in einem einheitlichen Volksorganismus, der, von der göttlichen Idee tief durchwirkt, auf dem Grunde derselben zur ewigen Schönheit und Freiheit sich zu gestalten vermag. In dieser Erkenntniß der Antike, welche Winckelmann (vornehmlich in seiner „Geschichte der Kunst des Alterthums," Dresden 1764.) in einer Darstellung überlieferte, von der man sagen könnte, daß sie in ihrer plastischen Schreibart die Ideen gewissermaßen für das Auge geschrieben, in dieser Erkenntniß stellte Winkelmann die Verknüpfung des antiken und modernen Geistes zuerst auf dem rein wissenschaftlichen und ideellen Gebiet dar, und bahnte dadurch einer höhern Ansicht der Natur und der Kunst zugleich den Weg, die von seinem Geist aus in das Leben der Nation selbst immer tiefer und wirksamer hinübergegriffen. Winckelmann, nachdem er die höchsten Geheimnisse der Kunst erkannt und angeschaut, er, der gesagt hatte, daß die höchste Schönheit in Gott sei, er starb mit

dem ihm unerfüllt gebliebenen Wunsche, eine gleiche Erkenntniß, wie von der Kunst, so auch von der Natur zu besitzen, und dadurch den Vollgenuß der Schönheit der ganzen Schöpfung sich zu erwerben, wie er denn in den Briefen, die er in seinen letzten Lebensjahren an vertraute Freunde schrieb, häufig bemerkte, daß sein Forschungs- und Anschauungseifer sich von der Kunst immer mehr auf die Natur und ihre Gestaltungen wende, worin ihm eine hohe Totalität der Weltanschauung vorschwebte, die erst in den spätern Entwickelungen der Naturwissenschaft sich ihrer Erfüllung zugeneigt hat.

Winckelmann befähigte aber zugleich den deutschen Geist, an der falschen Combination, wie er in der französischen Literatur bereits stattgefunden, zum Richter und Rächer zu werden, wie er denn als solcher in Lessing mit aller Streitbarkeit des deutschen wissenschaftlichen Gedankens aufgestanden war. Man muß daher zu der Dramaturgie Lessing's, in der er diesen weltgeschichtlich bedeutenden Kampf führte, nothwendig auch seinen Laokoon hinzunehmen, der ein Jahr früher als die Dramaturgie, 1766, erschien. Im Laokoon war Lessing zunächst von Winckelmann'schen Ideen ausgegangen, an die er seine eigenthümlichen Untersuchungen anknüpft, in denen es sich, bei allen gelehrten und kritischen Einzelausführungen, doch wesentlich um die Bestimmung des Ideals in der Kunst handelt. Die Wolfische Philosophie, welche im Grunde die Vollkommenheitstheorie zu ihrem Hauptprinzip gemacht, hatte auch in der von ihr ausgegangenen, durch Alexander Gottlieb Baumgarten (1714—1762) begründeten Aesthetik (Aesthetica. Frcf. a. V. 1750. 58. 2 Tble.) das Ideal der Kunst vorzugsweise in die Vollkommenheit gesetzt, was namentlich die Poesie jener Zeit in den Fesseln des bloß moralischen Gesichtspunkts gefangen hielt. Auch

Klopstock war in seiner Poesie eigentlich nicht über die Gränzen des moralischen Ideals hinausgekommen, und die wolfischen Philosophen waren deshalb die ersten, welche sich beeilten, die Messiade anzuerkennen.

Lessing, von der Antike ausgehend, begründete auf die Anschauung derselben zuerst wieder die höhere ideale Ansicht der Kunst, die namentlich aus der Poesie das Prinzip der moralischen Vollkommenheit herauswies, und das Ideal in die lebendige Handlung selbst verlegte. Der Laokoon und die Dramaturgie bilden in dieser Bedeutung einer idealen Freimachung der Kunst zusammen ein Ganzes, und wurden der unerschöpfliche und quellenreiche Grund, auf welchem wir die nachfolgende Literaturentwickelung und Kunstbetrachtung in Deutschland sich nähren und bewegen sehn, zwei Grundpfeiler, auf denen im Schaffen und Erkennen so mächtig fortgebaut werden konnte, wie es seitdem durch die bedeutendsten Geister unserer Nation geschehen. In der Dramaturgie scheint Lessing dem französischen Geist seine eigenen Waffen im Kampfe abgenommen zu haben, indem er mit einer ebenso glänzenden Beweglichkeit des Witzes und Spottes, wie sie die Franzosen sonst als ihr Nationaleigenthum in Anspruch nehmen konnten, die Schwere des wissenschaftlichen deutschen Geistes beflügelte. Bemerkenswerth ist jedoch, wie Lessing in der Dramaturgie am Aristoteles festhält, und, nachdem in der französischen Tragödie das Mißverständniß der aristotelischen Poetik nachgewiesen, deren bekannte drei Einheiten von Zeit, Ort und Raum Lessing wesentlich auf die geistige Einheit der Handlung zurückführt, gab er sich doch selbst an die Unfehlbarkeit der aristotelischen Poetik, besonders hinsichtlich der Tragödie ganz und gar gefangen. Ein Widerspruch damit scheint es zu sein, daß Lessing gleichzeitig auf Shakspeare hinwies und denselben als eine

Quelle zur Erkräftigung und Belebung der deutschen Poesie zuerst empfahl. Im Grunde aber hielt sich Lessing nur deshalb an Shakspeare, weil ihm dieser den Alten und der antiken Poesie näher zu stehen schien, als die Franzosen. Bei einer nähern Beschäftigung mit Shakspeare würde er aber auch leicht gesehen haben, wie hier das Drama der modernen Poesie, auf einem Gipfel seiner Vollendung dastehend, den entschiedensten Gegensatz zu den Alten und zu der Lehre des Aristoteles von der Tragödie bildet. Im Aristoteles findet sich noch nicht diejenige innere und nothwendige Unterscheidung der Kunstformen, welche wir für die moderne Poesie verlangen müssen, und die Lessing selbst in seinem Laokoon dem allgemeinen Prinzip nach verfochten hat, indem er darin vorzugsweise den Grundsatz durchführt, daß alle Kunstgattungen streng von einander gesondert erhalten werden müssen. Was nun das Drama anbetrifft, so sagt Aristoteles selbst in seiner Poetik mit dürren Worten, daß Drama und Epopöe eigentlich ganz miteinander übereinstimmten und sich ähnlich seien, das Sylbenmaaß ausgenommen, denn beide stellten Handlungen dar, nur das Epos erzählend. Die Eigenthümlichkeit des Dramas bestimmt er aber zum Unterschied vom Epos nur nach seiner äußerlichen und formellen Erscheinung, als durch Prolog, ἐπεισόδιον, στάσιμον u. s. w. dahingegen sich das Epos nur durch seine Länge von dem Drama unterscheide. In der modernen Poesie dagegen ist das Drama, namentlich durch Shakspeare, zu einem neuen und selbständigen Begriff herausgebildet worden, der sich durchaus absondert von dem antiken, wo das Drama nur den Uebergang des Mythus aus dem Epos in eine neue, der fortgeschrittenen Stufe des Nationallebens angemessenere Form darstellt, ein Verhältniß, dessen weitere Erörterung in die Aesthetik gehört. Wenn Lessing sich bemühte,

die Bedeutung des Aristoteles auch für die moderne Poesie zu erhalten, so ist dies vielleicht die einzige unnütze Arbeit, die wir ihn in seinem immer schlagfertigen und seines Gegenstandes gewissen Leben unternehmen sehn. Aristoteles aber, ein unabweisbares Bildungselement der modernen Zeiten, drängt sich in denselben auf verschiedenen Puncten gewaltig hervor, und gleicht darin dem maulwurfartig unter der Erde fortwühlenden Geist im Hamlet, dem der staunende Dänenprinz nur sein albernes hic et ubique entgegenflüstert. So scheint Aristoteles, durch den tiefsten Grund der Zeiten sich fortwühlend, auch ein altes geheimnißvolles Anrecht an den modernen Menschengeist zu behaupten, das er auch in neuester Zeit wieder in Hegel, auf der Spitze des absoluten Begriffs, mit dem entschiedensten Antheil daran geltend gemacht hat.

In Lessing aber war der antike Geist als ein innerstes Element seines Charakters lebendig, und so suchte er sich auch mit der Poetik des Aristoteles, aus einer gewissen Consequenz seiner ganzen Richtung, besser zu vertragen, als ihm sonst wohl möglich gewesen sein möchte. In derjenigen Production aber, welche als die höchste Spitze seiner Bestrebungen für das Theater erscheint, in Emilia Galotti, zeigt sich der Einfluß vorherrschend, welchen Shakspeare und Diderot auf Lessing gehabt, der erste in der freien individuellen Charakteristik, der letztere in der dialektischen Behandlung der bürgerlichen Welt. Im Innersten aber lebt auch in Emilia Galotti ein antiker Geist der Freiheit und Ehre, der mit dem knappen Zuschnitt der modernen bürgerlichen Verhältnisse, in welche Lessing sein Stück hineingestellt hat, nicht immer glücklich übereinstimmt. Die Emilia Galotti bezeichnet aber ebenso den Höhepunct der theatralischen Bestrebungen Lessing's, womit er dieselben beendigt hat, als später Nathan der Weise den erha-

benen Schluß- und Lösepunct seiner zweiten polemisch-theologischen Periode darstellt, mit der wir uns nun näher zu beschäftigen haben. Ermüdet vom Theater sich abwendend, das seinem Streben nicht mit dem ihm gemäßen Erfolge gelohnt, stellte Lessing noch zuletzt in seiner Emilia Galotti eine Production hin, in welcher sein Gedanke von einem modernen Theaterstück sich in der That am vollendetsten ausgedrückt, und worin er, in Dialog und dramatischer Charakteristik, der Zukunft einen richtigen und ersprießlichen Weg vorgezeichnet. Nun sehen wir ihn, mit einer neuen Schwingung seines Geistes, in die Kämpfe seiner Zeit zwischen Vernunft und Christenthum sich stürzen, durch welche er gewissermaßen unverwundbar, in den Styx seiner unverwüstlichen Polemik getaucht, hindurchgeht. Aber wenn auch unverwundbar scheinend, wie Achill, lauert ihm doch, wie diesem, beständig an der Ferse der Tod. Heiter im Kampfe, wie nur immer der homerischen Helden Einer, und lebensübermüthig wie diese, an dem prasselnden Bivouacfeuer seiner Polemik sich den Ochsen der christlichen Orthodoxie bratend in der Gestalt des Herrn Hauptpastors Goeze, in all dieser seiner Heiterkeit müssen wir ihn doch mit der Wehmuth betrachten, mit der wir beim Homer auch den Achill sein herrliches, dem Untergang geweihtes Heldenleben hinbringen sehn. Dieser wehmüthige Eindruck, den uns Lessing in all seiner stählernen Kraft hervorbringt, liegt in der Schranke, welche die negative Vernunft seines Jahrhunderts um ihn gezogen, und gegen die er sich bis in den Tod abarbeitet. Doch dürfen wir uns Lessing, bei allem Bewußtsein unbefriedigten Strebens, das ihn zuletzt beschlichen, niemals als eigentlich unglücklich in sich selbst denken, noch mochte er je schwermüthig oder verzagt erschienen sein, denn in ihm lebte jene antike Strenge und Prallheit des Charakters, die nicht so leicht

dahinschmilzt, sondern in sich selbst ausdauert, mochte auch eine ganze Zeit über ihm zusammenstürzen. Für ihn geschah allerdings wenig, was ihm das Bewußtsein eines glücklichen Besitzes und Behagens in der Welt hätte geben können. Unstät und vielbeweglich, nie ausruhend, immer mitten auf der Heerstraße seiner Zeit, und stets sein blankes Schwert an der Seite, sehen wir ihn sich unaufhörlich hin und herwenden. Vieles, was Andere tröstete, war für ihn oft gar nicht vorhanden. Von der Natur sagte er bekanntlich, daß sie ihn nur dann erst erfreuen würde, wenn sie einmal, statt grün, roth blühen würde, auch in dieser Abgewandtheit von dem sentimentalen Naturgefühl sich den Alten verwandt zeigend, wenn man auch bei jenem Ausspruch bedenken muß, daß Lessing nach seinem eigenen Geständniß Vieles mehr γυμναστικῶς als δογματικῶς sagte, und daß er sich durch jenes barbarisch klingende Wort von der Natur vielleicht nur einen Naturempfindsamen vom Halse schaffen wollte, wie er denn auch mit Goethe's Werther sich gar nicht verständigen konnte. Lessing stand überhaupt in allen Dingen mehr zwischen, als in seiner Zeit, und deshalb wollte er sich auch nie zum Haupt irgend einer Partei in derselben machen, wozu sich ihm in der ausbrechenden philosophisch-theologischen Revolution des Jahrhunderts mehr als eine Aufforderung entgegenbot. Seine Zeit war ihm nur die Form der Zukunft, und er der Meister mit dem Hammer, welcher die Form langsam und vorsichtig zerschlagen mußte, damit sie springend die Zukunft aus sich freilasse und als ihren Kern eine siegreiche Gestalt entblöße, die Gestalt des frei gewordenen Menschengeistes. So mußte er wirken und schaffen als der Genius des Widerspruchs, der keiner Partei diente und keiner unterlag, obwohl er von allen Wunden aufzuzeigen hat, und allen Wunden zufügte. Als

junger Mensch in den Ferien von der Universität nach Hause reisend, brachte er ein Heft Wein- und Liebeslieder mit, die er gedichtet hatte, und die in der orthodoxen elterlichen Predigerfamilie alle Verdammung hätten finden mögen, nur nicht bei einem jungen Mädchen, Lessing's Schwester, welche die Blätter der jugendlichen Lebenslust heimlich verbrannte, wofür Lessing als Neplik nur ein wenig Schnee aus dem Garten holte und ihr denselben in den Busen warf. Dies war die Vorbedeutung von Lessing's ganzem Lebensschicksal, er lockte immer nur den Gegensatz hervor. So ward er auch später auf dem Gebiet seines Wirkens, das wir jetzt näher betrachten wollen, von den christlichen Theologen den Freigeistern zugerechnet, während ihn die Freigeister wieder von sich abzuschütteln und den christlichen Theologen zuzuwerfen suchten.

In der That wird mit diesem äußerlichen Verhältniß Lessing's Standpunct innerhalb der Philosophie und Theologie seiner Zeit in seiner ganzen Eigenthümlichkeit bezeichnet. Die ausgebrochene Trennung zwischen Vernunft und Christenthum haben wir schon in ihren allgemeinsten Elementen betrachtet, welche Trennung sich zunächst an die Entwickelung der Wolfischen Philosophie in Deutschland anschloß, und im Grunde ihre noch treibendere Ursache hatte in dem gänzlichen Verfall des protestantischen Kirchenlebens jener Zeit und in der Erstarrung der protestantischen Theologie, die zu einem Heidenthum des Buchstabens ausgeschlagen war.

Die sich in sich selbst erkräftigende menschliche Vernunft, obwohl bald im Rationalismus dieses Jahrhunderts alles göttliche Wesen verflüchtigend, schleuderte doch zuerst wieder einen neuen Lebensfunken in das Gebiet des Christenthums selbst hinüber, das aus seinen todten Formeln sich wieder zu einem Kampf des Geistes aufrichten

mußte und darin neue Pulsſchläge begann. Zwar erſchien die Vernunft um dieſe Zeit als der Wolf, welcher heimlich unter die Schafe geſchlichen kam und fortan unter ihnen wohnen wollte. Aber die Lämmer erſtarkten ſelbſt unter dieſer Gemeinſchaft des Wolfes, und manche ließen ſich verführen, ſelbſt zu werden wie die Wölfe, ſo daß ſie hingingen und ihre eigenen Hirten zu zerfleiſchen anfingen. Dies that im Grunde die Exegeſe von Erneſti und Semler, welche unter dem Handgemenge der Vernunft mit dem Chriſtenthum hervorgegangen war, und auf die Kraft der grammatiſchen und hiſtoriſchen Kritik ſich ſtützend, den Gegnern des Chriſtenthums zeigen wollte, daß die Theologie auf ihrem eigenen Gebiet aufzuräumen verſtehe, und daß das Chriſtenthum ſich durch ſich ſelbſt erneuern und verjüngen könne, ohne ſich in ſeinem Grundweſen untreu zu werden. Semler erkannte in ſeinem Werk „von freier Unterſuchung des Kanon," das 1771 erſchien, ſchon die Perfectibilität des Chriſtenthums an. So weit war man auf der theologiſchen Seite ſelbſt, die am poſitiven Chriſtenthum feſthalten wollte, gelangt, während man auf der andern Seite die Auflöſung der chriſtlichen Religion in einen bloßen Naturalismus und Moralismus immer eifriger betrieb.

Dies war die geiſtige Verwirrung der Zeit, als Leſſing im Jahre 1777 zuerſt die Wolfenbüttler Fragmente herausgab, deren eigentlicher Verfaſſer, Reimarus, welcher Profeſſor am Hamburger Gymnaſium war, erſt ſpäter bekannt wurde. Dieſe Fragmente ſchleuderte Leſſing gewiſſermaßen als einen feurigen Brand, deſſen Brennen er ſelbſt los ſein wollte, unter die Parteien ſeiner Zeit, ihn ſelbſt quälte heimlich der Standpunct, welchen Reimarus darin mit ſo großer Offenheit, ja ſelbſt Gründlichkeit und Ehrlichkeit durchzuführen geſucht, und bei der Heraus-

gabe mag Leſſing, wie er ſelbſt mehrfach angedeutet hat, allerdings von der Ueberzeugung getrieben worden ſein, daß durch die freie und öffentliche Erörterung dieſes Standpuncts, zu welchem die damalige Richtung der Vernunft wie von ſelbſt hindrängte, zugleich eine Erlöſung von demſelben gefunden und der wahre Standpunct in der Religion vermittelt werden könne. In dieſem Sinne hat ihn auch Herder in einem Aufſatz in den Zerſtreuten Blättern vertheidigt, Leſſing ſelbſt aber hat ſich, in den aus dieſer Sache hervorgegangenen Streitſchriften gegen Goeze, auf das Entſchiedenſte von aller Feindſeligkeit gegen das poſitive Chriſtenthum losgeſprochen. Wir werden ſehen, ob wir ihm dies in ſeiner Stellung zur Religion überhaupt werden zugeben können. Der in den Wolfenbüttler Fragmenten durchgeführte Standpunct war aber der, daß in der chriſtlichen Offenbarung wie in der bibliſchen Ueberlieferung überhaupt nicht der wahre lebendige Gott ſich zu erkennen gegeben habe, ſondern daß darin Willkür und Täuſchung den wahren Gott, der nur in der Natur und in der Vernunft ſich offenbare, verdeckt und verſtellt habe. Es wurde beſtritten, daß eine in ihrer Erkenntniß ſo zweifelhafte und in ihrer Verbreitung ſo mangelhafte Offenbarung, wie die des Chriſtenthums, die allgemeine Bedingung für das Seelenheil der Menſchheit enthalten könne. Die Kraft der negativen Vernunft, welche die Zeit gewonnen, wurde hier an den bibliſchen Schriften ſelbſt, zum Theil mit Glück, oft mit blendender Wirkung, kritiſch ausgeübt. Jeſus Chriſtus ſelbſt erſcheint als ein ſchlauer Demagog, mit großen politiſchen und ſocialen Verführungskünſten, wodurch er die Völker berückt, und mit den Evangeliſten wird ein Zeugenverhör in dieſer demagogiſchen Unterſuchungsſache angeſtellt, wo denn Widerſprüche über Widerſprüche entdeckt werden. Reimarus war aus der

Wolfischen Philosophie hergekommen, aber er hatte die in derselben noch friedlich ruhende dogmatische Construction des Christenthums aus ihrer Ruhe aufgescheucht und in ihre Consequenzen hineingetrieben, auf deren Spitze sie zu diesem Leib und Geist des Christenthums vernichtenden Rationalismus wurde. Das Rationalwerden der Theologie, die theologia rationalis dieser Zeit, ging hier eben so aus den Consequenzen des Wolfischen Systems hervor, wie die Richtung, welche in unserer Zeit die Theologie zu einer bloßen Anthropologie erklärt hat, aus den auf die Spitze getriebenen Consequenzen der Hegel'schen Philosophie sich herausgedrängt hat. Doch hat dieser theologische Anthropologismus von heut mit vollem Bewußtsein auch das Gefühl der Frömmigkeit von sich abgeworfen, das der theologische Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts noch als ein bedeutendes Element in sich erhalten hat, ja in das er sich zum Theil aus der Verwüstung, die er angerichtet, wieder zu retten suchte. Reimarus galt in seiner Zeit theilweise sogar für einen erbaulichen Schriftsteller, er hatte gegen den Atheismus und Spinozismus geschrieben, und in seinem Buch über die „vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" die Herrlichkeit Gottes eindringlich dargethan aus der Zweckmäßigkeit und Weisheit aller Einrichtungen der Natur. Auch in den Fragmenten, wo der Schlag nur auf die christliche Kirche abgesehen war, bleibt Gott in seinem wahren Tempel, in der Natur, als das einzig Belebende und Erquickende übrig.

Und wie verhielt sich Lessing zu diesem Standpunct, er, der Mann ohne Illusionen, ohne alle Vorbehalte des Bewußtseins? Bis zur Herausgabe der Wolfenbütteler Fragmente sehen wir ihn in einem Verhältniß zur christlichen Religion, worin er, wie er selbst im Anti-Goeze sagt, „nicht allein das Christenthum überhaupt nach seinen Leh-

ren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlich-lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt habe." Mit seinem nachmaligen größten Gegner, dem Hauptpastor Goeze in Hamburg, der eine sehr gute Sorte Rheinwein in seinem Keller führte, hatte Lessing früher in ganz gutem Vernehmen gestanden, ihn bei einigen polemischen Anlässen sogar in Schutz genommen, und besonders manches rechtgläubige Glas Wein bei ihm getrunken. Die Anmerkungen, welche Lessing später zu den Wolfenbütteler Fragmenten folgen ließ, schworen den Sturm herauf, in dem Deutschland eine seiner merkwürdigsten, des ewigen Nachruhms mit Recht für werth gehaltenen Fehden entstehen sah. Lessing stellte in seinem Anti-Goeze mit Recht als Hauptsatz auf, „daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen zieht, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie angeht, so wesentlich und groß sind, daß aller subjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird als daß er wirklich daraus entstehe, in keine Betrachtung zu kommen verdient." In Bezug auf die Fragmente aber erkennt Lessing die darin ins Licht gesetzten Widersprüche der Evangelisten vollkommen an, und giebt somit, wie er sagt, die Voraussetzungen zu, ohne sich mit der Folge, mit der Anwendung, welche Reimarus davon auf die christliche Religion selbst macht, einverstehen zu wollen. Lessing, der in keinem Ding nach dem Beiwerk fragte, und für den es keiner Hinterthüren bedurfte, um durch sie zur Wahrheit hineinzuschlüpfen, konnte den Geist festhalten, indem er den Buchstaben preisgab, und so erklärte er in den Anmerkungen zu den Fragmenten geradezu: „der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion: folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe

gegen den Geist und gegen die Religion." Ebenso urtheilt er über die Beweiskraft der Wunder, die ihm für die Göttlichkeit der christlichen Religion nichts Verbindliches enthalten. Das eigentlichste Wesen der christlichen Religion aber fand Lessing nicht in den überlieferten symbolischen Büchern, sondern, wie er in dem Aufsatz „Lessing's nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze" ausführlicher entwickelt hat, in der ältesten Regula fidei, die nicht aus den Schriften des neuen Testaments gezogen, und dagewesen, ehe noch ein einziges Buch des neuen Testaments existirte. Mit dieser Regula fidei hätten sich die Christen der ganzen ersten 4 Jahrhunderte begnügt und sie für vollkommen hinlänglich zum Christenthum gehalten. Diese Regula fidei also sei der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbaut worden, und nicht die Schrift. Die Schriften des neuen Testaments, so wie sie unser jetziger Kanon enthält, seien den ersten Christen unbekannt gewesen, und die einzelnen Stücke, welche sie daraus kannten, hätten bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie bei einigen von uns nach Luther's Zeiten ständen. Die christliche Religion sei in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätigt worden. Die Authentie der Regula fidei sei viel leichter und richtiger zu erweisen, als die Authentie der neutestamentlichen Schriften. —

Wenn dies ungefähr Lessing's Verhältniß zu den biblischen Schriften ist, die er nicht als Quellen, sondern nur als Belege der christlichen Religion angesehen wissen will, so sehen wir ihn mit derselben innern Freiheit auch den Geist des Christenthums erfassen. Die christliche Religion besteht ihm hauptsächlich und einzig in der christlichen Liebe. Den Aufsatz: „Ueber den Beweis des Geistes und

der Kraft" schließt Lessing mit den merkwürdigen Worten: „möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen!" Diese Ansicht führte er in dem kleinen Gespräch: „das Testament Johannis" weitläufiger aus. Dies Testament Johannis, welches Hieronymus überliefert hat, bestand in den Worten: „Kinderchen, liebt Euch!" Die große sittliche Gewalt des Lessing'schen Geistes, seine reine, von aller Eigensucht entäußerte Hingebung an die Entwickelung des Menschengeschlechts, offenbart sich allerdings am schönsten in dieser Ansicht, welche das Wesen des Christenthums einzig und allein in die christliche Liebe setzen will. Während die Feinde des Christenthums in diesem Jahrhundert diese Religion zu vermenschlichen suchten, und mit Hohn und Spott die Geißel ihrer Vernunft darüber schwangen, wollte Lessing in dem Gedanken der christlichen Liebe das ächt Christliche als das ächt Menschliche bestimmen, indem er das ächt Menschliche nicht als eine Erniedrigung des Göttlichen, sondern als die wahrhafte Blüthe desselben, als die im christlichen Bewußtsein wirklich vollbrachte Einheit des Göttlichen und Menschlichen, begründen wollte. Und mit diesem Gedanken sehen wir Lessing auf der Höhe der modernen Zeiten thronen, in dieser Bestimmung des ächt Christlichen als des ächt Menschlichen hat er zuerst allen Kämpfen des modernen Bewußtseins einen Weg der Versöhnung und des Sieges vorgezeichnet, auf dem wir ihm heut nachwandeln, und auf dem die wahrhafte Entwickelung des Menschengeschlechts gegeben liegt. Wie aber Lessing in allen Dingen nur der Prophet, nicht der Vollender war, so sehen wir ihn auch mit seinem Christenthum der Liebe noch gewissermaßen Schiffbruch erleiden an den Klippen seiner Zeit, und weder zu eigenem Frieden noch zur Versöhnung der allgemeinen Gegensätze des Jahrhunderts

damit gelangen. Es war ihm nicht vergönnt, seine Ansicht des Christenthums so auszubilden, daß sie in ihm selbst die Widersprüche bezwungen hätte, die wir bis an seines Lebens Ende an seinem Herzen nagen sehen. Soll die christliche Liebe die wahre christliche Religion sein, so betreffen wir ihn doch dabei sofort auf dem Widerspruch, daß, um die christliche Liebe zu haben, es gar nicht des offenbarten Christenthums selbst dazu bedarf. Ueber diesen Widerspruch ist Lessing nicht hinausgekommen, und er hat sich ewig unbefriedigt daran hinundhergewunden, indem er doch am Ende derjenigen Richtung seiner Zeit, welche alles positive Christenthum bekämpfte, den größten Vorschub damit gewähren mußte, und so einen Theil von sich an die negative Vernunft dieses Jahrhunderts gefangen gab. Die äußerste Spitze dieser seiner religiösen Richtung und Entzweiung stellte Lessing in **Nathan dem Weisen** dar, wo die christliche Liebe, welche die wahre christliche Religion sein soll, am herrlichsten in dem **Juden**, in Nathan, erscheint, und zwar auf dem Grunde einer Gesinnung, welche sich mehrfach unterwühlt vom Zweifel und selbst vom Haß gegen den strengen finstern Geist des Christenthums zeigt. Nathan ist am Ende der beste Christ. „Bei Gott, er war ein Christ, ein besserer Christ war nie!“ Im Nathan scheint Lessing sich zuerst den Entschluß abgerungen zu haben, seinen eigenen Wirren durch ein Machtwort ein Ende zu machen und durch dieses dramatische Manifest gegen alle positive Religion den Knoten zu durchhauen. Seine späteren Aeußerungen über Religion sind nur Bekräftigungen der im Nathan angedeuteten Richtung. Die Nothwendigkeit einer positiven Religion für das Staatsleben nicht läugnend, erklärt er jedoch zuletzt alle positiven Religionen für gleich wahr und gleich falsch, und die beste positive Religion ist ihm am Ende die, welche die wenigsten conventionellen

Zusätze zur natürlichen Religion enthält. Der Unterschied, welchen sich Lessing zwischen der Religion Christi und der christlichen Religion hingestellt, fand doch bei ihm selbst noch keine nachhaltige und folgereiche Entwickelung. In der Religion Christi, als das ursprüngliche reine Wesen seines persönlichen und menschlichen Lebens enthaltend, fand er eben das Prinzip der christlichen Liebe als das herrschende Religionsprinzip auf, gegenüber der christlichen Religion, die als eine in sich selbst niemals klar gewordene Composition der späteren überlieferten Lehren und Bücher erscheint. Neben dieser Richtung her, und nicht ganz durch einen deutlichen Uebergang mit ihr verbunden, geht diejenige, welche man die philosophische Richtung Lessing's nennen kann, und die in seiner kleinen Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts sich auf eine eigenthümliche Weise zum Christenthum zu stellen versucht. In dieser Schrift stellt Lessing die allmählige Ausbildung der geoffenbarten Wahrheiten zu Vernunftwahrheiten als das eigentliche Ziel der Entwickelung des Menschengeschlechts dar. „Als sie geoffenbaret wurden, heißt es, waren sie freilich noch keine Vernunftwahrheiten, aber sie wurden geoffenbaret, um es zu werden." Und an einer andern Stelle heißt es: „Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird." Jacobi hat in seinem bekannten Gespräch mit Lessing, welches er uns in seinen Briefen über Spinoza mitgetheilt hat, aus Aeußerungen Lessing's wahrscheinlich zu machen gesucht, daß dieser als Spinozist gestorben sei, und sich zuletzt an das ἓν καὶ πᾶν, als die ihm einzig übrig bleibende Vorstellung Gottes, angeklammert habe, da ihm, wie er gesagt, der persönliche Gott nur angst und bange mache. Zwei Gedanken hat uns aber Lessing als Erbe hinterlassen,

das Erbe seiner Kämpfe und seiner Unruhe, zwei Gedanken, in denen er die Zukunft ausdrückte, die auch noch unsere Zukunft ist. Den Gedanken der christlichen Liebe, in dem er eine allgemeine Volksreligion ahnete, und den Gedanken eines neuen ewigen Evangeliums, in welchem die Offenbarungswahrheiten sich zugleich als Vernunftwahrheiten darstellen. Diese beiden Gedanken sind die Hauptbewegungskräfte für die neuere Völkergeschichte und für die neuere Philosophie geworden. Die christliche Liebe, die bei Lessing noch als das Christenthum selbst zersetzend und aufhebend erscheint, in der sich aber die wahre Freiheit der Persönlichkeit im Denken und Glauben schon lebendig und wirksam zeigt, die christliche Liebe muß sich in uns nun auch als die wahre Weltliebe offenbaren, als die Quelle der weltlichen Freiheit, welche nichts Anderes als die Hineinbildung der christlichen Liebe in die Zustände der Wirklichkeit ist. Womit Lessing noch scheiterte, damit müssen wir jetzt unaufhaltsam hindurch. Die christliche Liebe, die Alle gleich verbindet, kann für uns nur in der Idee der politischen Freiheit ihre Vollendung finden. An diesem Ziel dürfen wir uns durch nichts irre machen lassen, weder durch falsche Hoffnungen, noch durch künstliche Ableitungen. Nur in einer freien Welt wird alsdann das neue ewige Evangelium, von dem Lessing prophezeit, herangekommen sein, nur in einer freien Welt werden Offenbarung und Vernunft sich als einsgeworden setzen können.

Lessing hatte ohne Zweifel eine genaue Kenntniß des Spinoza, und er schilt seine Zeitgenossen, daß sie von ihm wie von einem „todten Hunde" sprechen. Der todte Hund aber, wie Lessing es nennt, entwickelte gerade um diese Zeit wieder sein großes geheimes Leben unwiderstehlich, und drängte sich auf dem Wendepunct, den Lessing's

Gestalt uns bezeichnet, zuerst in die Entwickelung des deutschen Geistes hinein. Lessing selbst hatte sich zuvörderst und wesentlich auf dem Standpunct der Leibnitzischen Philosophie bewegt, und von ihr auch im Grunde jenes theistisch moralische Prinzip empfangen, in welchem eine Fortbildung des Menschengeschlechts nach göttlichem Erziehungsplan, nach dem Weltplan eines extramundanen Gottes, angeschaut wird. Diesen Leibnitzischen Standpunct sehen wir in Lessing zulezt von den Ideen des Spinozismus durchbrochen, aber Lessing deutet auch hier nur den dialektischen Uebergangan, ohne nach einer Seite hin fertig geworden zu sein und von einem bestimmten Inhalt erfüllt sich zu zeigen. Wenn man sein Gespräch mit Jacobi über den Spinozismus genauer betrachtet, so findet man doch nur diejenigen Sprünge des Lessingschen Geistes darin, mit denen er unaufhörlich über sich selbst hinauszugehen gesucht, ohne sich auf einem Standpunct abschließen zu können. Lessing wollte sich weder an die christliche Orthodoxie noch an den supranaturalistischen Gott der Vernunftreligion, den F. H. Jacobi um diese Zeit in Schwang zu bringen gesucht, gefangen geben. Indem er daher gegen Jacobi den Spinozismus vertheidigt, machte er darin nur die Rechte der philosophischen Erkenntniß überhaupt gegen Jacobi geltend, welcher Vernunfterkenntniß und Atheismus als gleichbedeutend betrachten wollte. Der Spinozismus und die Philosophie als solche waren für Lessing in diesem Augenblicke ein und dieselbe Sache, und an seinen ironischen Seitenblicken gegen den neuen Standpunct Jacobi's fehlt es selbst in jener Unterredung mit demselben nicht.*) Lessing mag immerhin geäußert haben, daß er mit der Idee eines persönlichen,

*) Vgl. Schelling's Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Herrn Jacobi S. 45. flgd.

schlechterdings unendlichen Wesens nur die Vorstellung von unendlicher Langerweile verbinden könne. Sein eigentlicher Standpunct, den er in seinen Schriften ausgeprägt hat, war aber der des Theismus, der vorzugsweise an eine persönliche Ursache der Welt, die von der Welt etwas Unterschiedenes ist, sich hingiebt. Die Nachricht von Lessing's Spinozismus erscheint als eine Mythe, welche einen tiefen Einblick in die geheimen Revolutionen seines Geistes gewährt. Der Pantheismus, mit seiner Anschauung des immanenten Gottes, der als die einzige unendliche Substanz zugleich das wahre Wesen aller Dinge selbst ist und nichts anderes ist als dieses inwohnende wahre Wesen der Wirklichkeit, die Natura naturans, dieser Pantheismus hatte für Lessing's Geist von jeher etwas Anlockendes gehabt, schon in seiner Jugend scheint er sich zu demselben hingeneigt zu haben, und kurz vor seinem Tode erschien ihm derselbe nochmals als eine Art von Rettung für das rathlos gewordene Bewußtsein seiner Zeit, insofern er darin einen nothwendigen Durchgangsprozeß für die philosophische Vernunfterkenntniß erkannt und geahnt zu haben scheint. Lessing war der erste, welcher diese allgemeine und durchgreifende Bedeutung des Spinoza für die moderne Geistesentwickelung anerkannt hat. Der Spinozismus schien ihm eine so unerläßliche Stufe des Bewußtseins, daß er auch von Leibnitz behauptete, derselbe sei in seinem Herzen immer ein Spinozist gewesen.

So sehen wir Lessing zugleich denjenigen Moment des deutschen Geistes darstellen, auf welchem die beiden großen Strömungen des modernen Geistes sich begegnen und theilen, nämlich die Strömungen des Theismus und Pantheismus in der Literatur, um von diesem Punct aus als zwei immer entschiedener und vielgestaltiger sich entwickelnde Richtungen und Gegensätze das gesammte Gei-

stesleben zu bedingen. In dieser Bewegung erhalten wir zwei große Gruppen der neueren Literatur, zu denen alle einzelnen Erscheinungen mehr oder weniger ihre Zugehörigkeit und Abhängigkeit bekennen werden. Die eine Gruppe legt uns den theistisch-kritisch-moralischen Reflexionsstandpunct in den verschiedenartigsten Gebilden und Persönlichkeiten auseinander, sie hebt sich zuerst aus der Leibnitz-Wolfischen Philosophie als die negativ gewordene Vernunft heraus, sie regt mächtig die Kritik aller Offenbarung und die Beurtheilung aller Lebenszustände an, sie erreicht in Lessing auf die reinste Weise den Höhepunct ihrer Entzweiung mit der positiven Religion, sie geht in Frankreich auf der äußersten Spitze ihrer Consequenzen in Voltaire, Rousseau und den Encyclopädisten auf die Revolution los, sie sitzt in Deutschland auf dem Thron Friedrich's des Großen, und macht dort schon die Freiheit der Individualität zur Umbildung des modernen Staatsprinzips geltend. Dann wird diese kritische Reflexionsrichtung durch Immanuel Kant auf einen neuen Bewegungspunct gestellt, sie erscheint in ihm als kritische Philosophie mit dem Richterschwert über die Vernunft selbst, die Vernunft, die dem Christenthum gegenüber so hochmüthig und ausschließlich geworden war, und deren Rechte und Fähigkeiten nun ihrerseits wieder in Prüfung und Zweifel gezogen werden. In Kant wird der Theismus zu einem vollkommen abgerundeten Moralsystem, diese Richtung baut sich hier ein ethisches Gemeinwesen auf, in welchem Staat und Kirche ihre höchsten Gesetze finden sollen. Dies Bestreben setzt sich in Fichte zunächst gewaltig fort, in welchem sich die theistische Richtung zu ihrer äußersten Spitze erhebt, indem sie dem Pantheismus gegenüber, der in der substantiellen Objectivität sich bewegt, eine subjektive Subjectivität als den äußersten Gegensatz zu begrün-

den sucht, das absolute Ich Fichte's, in dem dann allein die Realität gefunden wird. Die andere Spitze dieser Subjectivitätsrichtung biegt in F. H. Jacobi von allem philosophischen Erkennen ab, und verlegt allen Inhalt lediglich in die Regien des Glaubens und Fühlens. Zuletzt sehen wir diese ganze Gruppe der Literatur, die in ihren innersten Fäden zusammen gehört, durch die Schiller'sche Poesie sich mit dem populairen Nationalbewußtsein vermitteln. Schiller ist der eigentliche Dichter dieser subjectiv-idealistischen Richtung, die wir aus dem theistischen Grundprinzip hergeleitet haben, wie Goethe vorzugsweise der Dichter derjenigen Geistesrichtung ist, welche wir, als die pantheistische, die zweite große Strömung in der modernen Literatur bilden sehen.

Wie ich angedeutet habe, ging die pantheistische Bewegung der Literatur auch schon durch Lessing's Geist hindurch, und wurde von ihm zuerst als eine mächtig werdende Entwickelung und Denkart erkannt. Bemerkenswerth ist, daß Lessing auch der erste war, der die pantheistische Grundrichtung in Goethe's Poesie hervorgehoben hat. In dem schon mehrmals angeführten Gespräch Lessing's mit Jacobi, sagt Lessing, nachdem er das ihm von Jacobi mitgetheilte Gedicht Goethe's: Prometheus, gelesen: Ich habe kein Aergerniß daran genommen; ich habe es schon lange aus der ersten Hand. Der Gesichtspunct, aus welchem das Gedicht genommen ist, das ist mein eigener Gesichtspunct. Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. ἓν καὶ πᾶν! Ich weiß nichts anders. Dahin geht auch dieses Gedicht (von Goethe); und ich muß bekennen, es gefällt mir sehr. Jacobi. Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden. Lessing. Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern. Jacobi. Spinoza

iſt mir gut genug, aber doch ein ſchlechtes Heil, das wir in ſeinem Namen finden! Leſſing. Ja! wenn Sie wollen! ..... Und doch ..... Wiſſen Sie etwas Beſſeres?" —

In dieſem Goethe'ſchen Gedicht kann vornehmlich die Stelle:

Haſt Du nicht Alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?

als das Glaubensbekenntniß und Symbol desjenigen Pantheismus betrachtet werden, der an das Seiende der Welt als an die wahre Göttlichkeit ſich hingiebt, und der lediglich in dieſem Begriff des abſolut Seienden Gott als Wirklichkeit, und die Wirklichkeit als Gott erkennt. Der Theismus dagegen, deſſen literariſche Ausſtrahlungen wir in der erſten Gruppe bezeichnet haben, hat es nicht mit einem Seienden, ſondern mit einem Geſetzten zu thun. Für den Theismus iſt die Welt eine durch eine außerweltliche perſönliche Urſache geſetzte Welt. Gott ſteht für ihn außerhalb der Welt, er iſt die bewirkende aber von ihr ewig getrennte Urſache derſelben, daher die dualiſtiſche Zerfallenheit dieſes Standpuncts, die Zerfallenheit der Wirklichkeit mit der Idee, welche wir an allen dieſer Richtung zugehörigen Erſcheinungen der Literatur zu betrachten haben werden. Der Pantheismus dagegen, oder die auf die Göttlichkeit des Seienden gegründete Geiſtesrichtung, hat die verſöhnte und von ihrem eigenen Inhalt geſättigte Wirklichkeit darzuſtellen. Er ſetzt ſich in Goethe, den wir ſchon frühe mit Spinoza ſich beſchäftigen ſehn, auf der breiten Grundlage einer dichteriſchen und produktiven Natur feſt, und verbindet ſich in ihm mit den wieder mächtig gewordenen Elementen der antiken Weltanſchauung zu einem großartigen und heitern Lebensgenüge. Der Pantheismus ſchafft ſich in Goethe's Fauſt ſeine größte Dichtung, und

deutet in dieser zugleich seine neue Verzweigung mit der modernen Wissenschaft, mit der Wissenschaft des Wissens, des unendlichen absoluten Erkennens, an. Das Wissen, an dessen Unendlichkeit Faust noch zu Grunde geht, indem er aus der absoluten Wirklichkeit herausfällt in die schlechte endliche, an deren Genuß er sich selbst verzehrt, dies Wissen, mit seinem dialektischen Prozeß zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit, entwickelt sich gleichzeitig in der deutschen Wissenschaft zu einem neuen System des Geistes. Sehen wir in Faust den gefallenen Spinoza, der aus der göttlichen Substanz der Wirklichkeit sich selbst ausgestoßen und nun ohne Inhalt in die Endlichkeit und in die Materie zerfahren ist, so richtet sich dagegen Spinoza um diese Zeit in der Schelling'schen Naturphilosophie und in der daraus hervorgehenden Identitäts-Philosophie Hegels als eine neue Lebensform des Geistes auf. Diese pantheistisch-dogmatische Richtung, die sich hier entwickelt, nimmt in der productiven Literatur theilweise ihren Durchgang durch die romantische Schule, in der Wissenschaft aber gliedert sie sich allmählig zu einem logischen Gedankensystem, in welchem Hegel die absolute Substanz des Spinoza zu dem sich selbst wissenden Begriffe, der darum auch in seine Gegensätze auseinandergetreten ist, zu erheben gesucht. —

Wir haben noch einen Blick auf die sogenannte **Aufklärung des gemeinen Menschenverstandes** zu werfen, wie sie in dieser Zeit in Deutschland ihr eigenthümliches Geschäft betrieb und geistige Zustände hervorrief, welche sich mit den zerwühlenden Richtungen in Frankreich in einem gewissen Sinne parallelisiren ließen. Das eigentliche Verfahren jener **Aufklärung** bestand aber vorzugsweise darin, daß die ewige Wesenheit der Idee in

der Wirklichkeit nicht anerkannt, sondern daß die Wirklichkeit eben auf- und ausgeklärt wird von dieser Idee, die als Lug und Trug, als leerer Schein und eitele Anmaßung der Speculation verschrieen wird. Ein solcher Auf- und Aufklärer der Idee war in Deutschland der berliner Buchhändler Friedrich Nicolai (1733 — 1811). Der Theismus, der in Voltaire als Atheismus nothwendig umgeschlagen war, hatte sich in Friedrich Nicolai als Philisteismus gesetzt, und suchte als solcher das geistige Leben der Deutschen von Grund aus zu verheeren. Voltaire und Nicolai lassen sich ungefähr so vergleichen, wie in dieser Zeit der französische und deutsche Geist überhaupt eine Parallele darbieten können.

Es schien wirklich, als hätte die Mark auch ihren Voltaire sich erzeugen wollen in diesem Friedrich Nicolai, der später durch Fichte's gewaltigen Zorn unerreichbar schön abgebildet wird, in der merkwürdigen Schrift: Fr. Nicolai's Leben und seltsame Meinungen, wo das setzende Ich Fichte's diesen Nicolai als einen Hund setzt, und ihn in seiner Hundenatur nach allen Formen der Wissenschaftslehre construirt. Friedrich Nicolai gründete im Jahre 1765 die Allgemeine deutsche Bibliothek, die zuerst bis 1791 in 118 Bänden, und 22 Bänden Anhängen erschien, dann in der Fortsetzung als Neue allgemeine deutsche Bibliothek von 1792 bis 1801 in 56 Bänden, und später wieder von 1807 bis 1811, herauskam. Diese Allgemeine deutsche Bibliothek, in welcher die märkische Aufklärung ein kritisches Blutgerüst aufschlug, kann mit ihrer Zeitgenossin, der französischen Encyclopädie Diderot's und d'Alemberts, ungefähr so, wie Blut und Sand, verglichen werden. Beide Institute der Aufklärung aber hatten denselben Plan und Zweck, den Nationalgeist zu entleeren und zu entsittlichen, wenn auch das eine durch die

weltgeschichtlich stürmenden Dämonen, das andere durch die kleinen abgerichteten Teufel der Dummheit und Bosheit, die geschäftig hin und her schwänzelten, um alles höhere Leben der Idee in der damaligen Literatur und Geistesbildung Deutschlands zu untergraben.

In Nicolai war es der Satan der allgemeinen Verständlichkeit, der sich zum Herrscher über das Leben und den Geist aufwerfen wollte, und was sich dieser platten Verständlichkeit nicht fügte, ward von ihm in seiner kritischen Bibliothek als Idee an den Pranger gestellt. Diesen Menschenverstand, der um diese Zeit in Deutschland wie in Frankreich und England, Alles entscheiden will, diesen Menschenverstand sehen wir bald als den gemeinen bald als den gesunden auftreten, und wir haben ihn immer abwechselnd so bezeichnen müssen. Eine gewisse Gesundheit wird auch immer leicht eine Gemeinheit sein. Man kann auch zu gesund sein und sein wollen, und so ging es dem Menschenverstand in dieser Zeit, der sein Leben lieb hatte, und es darum verlieren sollte.

In seiner kritischen Bibliothek schlachtete Nicolai ganz handwerksmäßig die Opfer ab, die ihm in der Welt der Idee gegenüberstanden. Fast ebenso unermüdlich und vielthätig wie Voltaire, ist Nicolai jedoch kein Ritter, kein Held wie dieser, sondern nur der Freiknecht seines Standpunctes, den nur das Genie der Unverschämtheit zu einer gewissen Höhe emporsteigen läßt. In seiner plumpen Sicherheit nicht aus dem Sattel zu heben, trabt er auf dem Klepper seines gemeinen Verstandes durch Dick und Dünn, er reitet in das Land der wahren Nützlichkeit, er kehrt unterwegs tausendmal in den gemeinen Schenken der empirischen Consequenz ein, trinkt sich aber niemals um seinen Verstand, indem er vielmehr an den Dichtern und Idealisten seiner Zeit beständig das Laster des Rausches zu bemerken

hat. Während er die ganze Welt für betrunken hält, ist er der einzig nüchtern gebliebene in derselben, und statt über diesen schrecklichen Zustand zu verzweifeln, stellt er sich selbst vielmehr hochmüthig als das wahre Musterschaaf der Schöpfung darin auf. Mit der vornehmen Verachtung gegen die Idee, welche er affectirt, bringt er es aber doch nur zu jenem Bauernstolz, der seine eigene Blöße nicht decken kann. In Nicolai erscheint die Aufklärung zugleich als die Mutter der Nützlichkeitstendenz, und während die französische Aufklärung als politische Revolution endigte, und darin eine Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf das Nationalleben machte, zog die berliner Aufklärung zuletzt im Lande herum betteln, sie bettelte sich lauter kleine Nützlichkeiten zusammen, und suchte das Leben, dem sie Gott, Geist und Wissenschaft genommen, auf den Nutzen zu stellen.

Der eigentliche Philosoph der märkischen Aufklärung aber wurde Moses Mendelssohn (1729—1786), ein gediegener und ächt humaner Charakter, als Denker zwar auf den Standpunct der wolfischen Philosophie beschränkt, deren Plato man ihn nannte, aber doch von wohlthätigem Einfluß auf die geistige Bildung seines Zeitalters und auf die Entwickelung schöner und geschmackvoller Formen für den philosophischen Gedanken. Die Mendelssohn'sche Philosophie war der Versuch, aus der Vernunftreligion des achtzehnten Jahrhunderts ein klares und edles Lebenssystem zu schaffen, und dies gelang ihm, soweit es dem raisonnirenden Verstand, welcher das ausschließliche Organ Mendelssohn's war, überhaupt gelingen konnte. Seine philosophische Bedeutung ist wohl zum Theil von seinen Freunden überschätzt worden, namentlich auch von Lessing selbst, den Herr Moses (wie Mendelssohn in diesem Kreise immer genannt wird) im Grunde niemals recht begriffen hat,

wie auch Mendelssohn's verkehrte und etwas schwache Aeußerungen über Lessing's Spinozismus beweisen. Seinen philosophischen Standpunct begründete Mendelssohn besonders in seinem „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele" (Berlin 1767) und in seinen „Morgenstunden" (Berlin 1785). Zu einer Reform des Judenthums auf freier geistiger Grundlage stellte Mendelssohn die ersten bedeutenden Momente fest, vornehmlich in seiner Schrift „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum." (Berlin 1783.) —

Die deutsche Poesie verbreitete sich im achtzehnten Jahrhundert in eigenthümlichen Gruppen, welche, zunächst durch lokale Verhältnisse zusammengeführt, zu einer selbstständigen literarischen Bedeutung sich ausprägten und eine besondere Phase der deutschen Literatur darstellten.

Einen vorherrschend lyrischen Charakter hatte der **Dichterbund in Göttingen**, der aus einem gemüthsinnigen poetischen Streben, und aus der ächten literarischen Lust deutscher Jugend, hervorgegangen war. Die bedeutendsten Theilnehmer an dieser dichterischen Vereinigung waren **Hölty**, **Voß**, die Brüder **Christian** und **Leopold** Grafen **von Stolberg**, **Miller**, **Bürger** und **Boje**, welcher letztere eigentlich, obwohl dem Talent nach am geringsten begabt, doch durch ein glückliches und tüchtiges Naturell der Vereinigungspunct dieses sogenannten „Hainbundes" wurde. Das bedeutendste poetische Talent unter Allen hatte ohne Zweifel **Ludwig Heinrich Christoph Hölty** (1748 bis 1776), der Dichter der Abendröthe und des tiefsten Naturgefühls, der in einer ungemein harmonischen Form, welche durch die Studien des klassischen Alterthums gebildet war, die wunderbarsten Gebilde der Elegie und

Idylle hinzauberte. Diese schwärmerische Naturpoesie, auf einen weichen sanften Charakter gestützt, zuweilen von der bestimmten Vorahnung eines frühen Todes durchhaucht oder auch von schwindsüchtigen Nervenerregungen geisterhaft angeweht, zeigt sich zugleich in ihrem innersten Wesen kernhaft und gedankenvoll. Die Hölty'sche Poesie hat nicht diese weichliche Zerflossenheit, welche seine Nachahmer, die zum Theil populairer geworden sind als er, darunter besonders Friedrich Matthisson, zum eigentlichen Charakter der Naturdichtung machten.

Aus mehr gelehrtem als ursprünglich poetischem Stoff waren von vorn herein die dichterischen Bestrebungen von Johann Heinrich Voß (1751—1826) zusammengesetzt. Zwar versuchte er sich mehrfach in eigenen dichterischen Arbeiten, besonders in Oden und Liedern, die sich oft durch einen kraftvollen Schwung und eine frische, tüchtige Auffassung wirklicher Lebensverhältnisse auszeichnen, aber ihre Poesie mehr in der Sprache und in der äußern Form, als im Inhalt haben. Seine Meisterschaft in der Poesie der Sprache konnte er besonders in seinen Epoche machenden Uebersetzungen von Homer, Virgil, Horaz, Hesiod, Theokrit u. s. w. bethätigen; als Dichter aber erreichte er seinen Höhepunct in der „Luise" (zuerst 1783 im „Hamburger Musenalmanach" und 1795 in vollendeter Gestalt), worin er, was im Grunde das Streben des ganzen Hainbundes war, die antike Form mit deutscher Gemüthsidyllik zusammenwarf und zu einem Ganzen zu vereinigen strebte.

Mit diesen Dichtern blühte zugleich die Zeit der Musenalmanache in Deutschland empor. Diese gemüthlichen Stelldicheins der deutschen Poesie drücken die harmlose Literaturseligkeit der Deutschen im achtzehnten Jahrhundert auf eine sehr bezeichnende Weise aus. Der erste „Musenalmanach" war der göttinger, welchen Fried-

rich Wilhelm Gotter (1746—1797) der Verfasser vieler damals beliebter Singspiele, und Heinrich Christian Boje (1744—1806) zuerst im Jahre 1770 zusammen herausgaben. Die folgenden Jahrgänge, bis 1775, gab Boje allein heraus, worauf ihn der Dichter Leopold Friedrich Günther von Göckingk (1748—1828) bis zum Jahre 1778 fortsetzte. Einen neuen Musenalmanach gab Johann Heinrich Voß seit 1776 heraus, welcher gewöhnlich der hamburgische genannt wird, und der seiner Zeit so viel einbrachte, daß der Herausgeber darauf heirathen und eine häusliche Einrichtung begründen konnte. Dem „hamburger Musenalmanach" (1776—1800) hatte sich auch Göckingk angeschlossen, worauf Bürger im Jahre 1778 die Fortsetzung des göttinger Almanachs übernahm.

Der letztgenannte Dichter, Gottfried August Bürger (1748—1794) hatte einen mächtigen Anlauf genommen, ein deutscher Volksdichter zu werden, und in seinen Balladen und Liedern fließt oft ein ursprünglicher Quell volksthümlicher Begeisterung, die frische, pralle, gesunde und lebensübermüthige Gebilde hinstellt. Aber in dem drangvollen und stürmisch bewegten Gemüth dieses Dichters waren die Elemente nicht klar und bestimmt genug gesondert, um die heitere und sonnige Blüthe ächter Volkspoesie darin gedeihen zu lassen. Doch hat er namentlich in seinen Liedern oft den deutschen Volkston in wunderbarer Kraft und Herrlichkeit getroffen. Ein unglückliches und mannigfach zerschelltes Leben brachte aber viel Trübes, Eckiges und Gewaltsames auch in seine Poesie, und ließ ihn sich maaßlos überstürzen, wo er im Gefühl der ihm verliehenen Macht recht aus dem Vollen greifen wollte.

Ein mäßiger angelegtes Talent war Matthias Claudius (1743—1815), der als Volksdichter und

Volksschriftsteller eine große populaire Wirksamkeit erlangte, besonders durch den von ihm herausgegebenen „Wandsbecker Boten", in dem er den größten Theil seiner Arbeiten zuerst veröffentlichte, welche er nachher unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans, oder: Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten" (Hamburg 1775—1812) sammelte. In Claudius ist ein gesunder Volkshumor lebendig, der auf den einfachen und natürlichen Menschenverstand sich stützt, und mit hellem und klarem Auge die Dinge der Wirklichkeit um sich her betrachtet und nach ihrem rechten Maaß und in ihrem rechten Lichte bestimmt. In diesem Sinne, als eigentliches Organ der Volksansicht, wirkte er lange zur Heranbildung einer freien, edlen und patriotischen Denkart im deutschen Volke, bis er zuletzt plötzlich den entgegengesetzten Ton anschlug, und aus einem Vertheidiger der Toleranz, der Preßfreiheit und der religiösen Aufklärung zu einem Bekämpfer und Verkleinerer derselben wurde. Seine Sprache sucht sich durch einige Gewaltsamkeiten, die in Abkürzungen und Zusammenziehungen bestehen, im Stil des Volkscharakters zu halten, was nicht immer einen glücklichen Eindruck bei ihm macht.

Dem Dichterbund in Göttingen gehörte auch Johann Anton Leisewitz (1752—1806) an, der durch sein Trauerspiel „Julius von Tarent" (Leipzig 1776), welches sein einziges Werk blieb, sich einen berühmten Namen in seiner Zeit machte. In diesem Stück hat er sich jedoch nur als einen geschickten Nachahmer der Lessingschen Dramatik gezeigt. Wäre ihm eigene Production vergönnt gewesen, so würde er nicht ein ganzes Leben hindurch, und in einer Zeit, wo die literarische Production so große Gunst für sich hatte, ein so consequentes Schweigen haben beobachten können.

Eine andere bedeutungsvolle Gruppe der deutschen Literatur haben wir jetzt in Weimar aufzusuchen, diesem kleinen, an sich ganz unhistorischen Ort, wo um diese Zeit die höchsten literarischen Talente Deutschlands ihre Ausbildung erhielten, aber getrennt von aller politischen Nationalbedeutung, während wiederum in Potsdam auf dem Thron des großen Königs das werdende historische Element dieser Zeit sich von der geistigen Seite der deutschen Nationalität und ihrem Fortschritte abgewandt gezeigt hatte.

In stiller Pflege regte sich hier in Weimar ein geistiges Gedeihen, das immer bedeutsamer in das Leben des übrigen Deutschlands übergriff, und unter den Schutz einer großgesinnten geistvollen Frau gestellt war, der Herzogin Amalia, die zuerst Wieland zum Erzieher ihres Sohnes Carl August, des nachherigen genialen Landesfürsten, berufen hatte. Herder kam erst im Jahr 1776 nach Weimar, etwas früher Goethe, nachdem kurz zuvor Carl August die Zügel der Landesregierung übernommen. Schiller war der Späteste, der sich diesem auserlesenen Verein anschloß. Andere Geister, wie Knebel, Einsiedel, Seckendorf, Musäus, Bode, Böttiger, halfen diesen Kreis nach mehreren Seiten hin vervollständigen. Die hier in Weimar sich darstellenden Verhältnisse scheinen zugleich einigermaßen wichtig für die Begriffe von den Ständeunterschieden in Deutschland. Denn das geistige Verdienst hatte hier auch in seiner Beziehung zur Gesellschaft eine Geltung zu gewinnen angefangen, die bis dahin ihm nichts allgemein Zugestandenes war, und man sah das Talent nun zuerst in eine vertraute Nähe zu Fürst und Thron treten, in der es auf die siegreichste Weise die Vermittelung sonst noch so scharf getrennter Lebenselemente übernahm. Aber aus solchen Verhältnissen hätte in dieser Hinsicht dennoch mehr werden können, als wirklich daraus

wurde. Der aristokratische Geist dieser Zeit war noch zu mächtig. Die Genies, welche die demokratische Natur ihres Ursprungs hinauserhoben hatten bis zum genauen Freundesumgang mit Fürst und Fürstin, wurden vielmehr Aristokraten. Sie ließen sich adeln, wurden geadelt oder mußten geadelt werden. Es war die geadelte deutsche Literaturperiode, und die berühmt gewordenen Männer derselben, die beinahe Alle bürgerlicher Geburt waren, hielten es dann fast für eine Sache des öffentlichen Anstandes, nicht länger als Bürgerliche zu erscheinen. Nicht so gut hatte es Klopstock in Karlsruhe an dem Hofe des Markgrafen von Baden, des nachherigen Großherzogs Carl Friedrich, gefunden. Denn bei aller Gefälligkeit, die man gegen ihn am Hofe hatte, und bei der vorzüglichen Auszeichnung seiner Person, ließ es doch hier die alte Hofetikette noch nicht zu, ihn anders denn als einen bloßen Legationsrath zu behandeln, womit jedoch Klopstock keineswegs zufrieden war, sondern er reiste nach wenigen Tagen, sogar ohne Abschied zu nehmen, von Karlsruhe wieder ab.

Wir wollen bei diesen Männern der weimarischen Literaturperiode zunächst den Zusammenhang hervorheben, den auch diese Geister mit der allgemeinen Denkart ihres Zeitalters, mit der materialistischen Gesinnung desselben und mit der Zerfallenheit des religiösen Bewußtseins, an den Tag legen mußten. Dies bekundete sich auf dieser Seite des deutschen Geisteslebens sehr merkwürdig durch die eifrige Wiederaufnahme eines alten Gedichts, der Bücher des Lucrez von der Natur der Dinge, dessen Philosophie — die Weisheit des Epikur — eine Zeitlang entschieden die Philosophie des weimarischen Lebenskreises war, und mehreren dieser Geister, besonders in der naturalistischen Auffassung aller Gegenstände des Denkens, in Fleisch und Blut übergegangen war. Mit der Uebersetzung des Lucrez hatte

sich Karl Ludwig von Knebel, dringend aufgefordert von allen Uebrigen, in dieser Zeit (in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) zu beschäftigen angefangen, obwohl er erst nach fast dreißig Jahren mit dieser Arbeit, die seine beste und verdienteste wurde, zu Stande kam, nachher aber noch sein ganzes Leben hindurch unaufhörlich daran besserte, und sich mit diesen Ideen zu schaffen machte. Es war seltsam genug, daß ein Dichter und Denker, wie der epikureische Lucrez, dessen Lehren und Gesinnungen in seinem Weltalter ebenfalls eine in der Auflösung begriffene Menschheitsperiode darstellten, eine so große und innere Wichtigkeit bei diesen Geistern erlangen konnte. Goethe selbst ging einmal ernstlich damit um, ein ähnliches Werk ganz in der Weise des Lucrez zu dichten, wobei er die Knebel'sche Uebersetzung als Grundlage benutzen wollte. So erzählt wenigstens Knebel selbst in einem Briefe an Matthisson (in Matthisson's literarischem Nachlaß, Th. 3. S. 8.). Die Andern, und darunter auch Knebel, trugen sich mit gleichen Entwürfen, um ihre innere Wahlverwandtschaft mit der lucrezischen Natur der Dinge auch in productiven Ergießungen an den Tag zu legen, und Knebel hatte es von dem ganzen Freundeskreise gewissermaßen wie einen Auftrag der Pflicht überkommen, an die Uebersetzung zu gehn, zu der er, nach dem Erfolg der im gemeinsamen Wetteifer gelieferten Proben, als der geeignetste befunden wurde. In der Philosophie des Epikur, welche Lucrez in seinem Gedicht zusammenhängend und erklärend überlieferte, sehen wir aus der alten Zeit her die erste Quelle jener materialistischen und naturalistischen Denkart zu uns fließen, die später in Frankreich, England und Deutschland so mächtig und auf die Ereignisse selbst wirkend wieder hervortritt, und es war ein eigenthümlicher scharfer Instinct der Zeit, welcher Goethe und Knebel auf den Lucrez zurückgetrieben hatte.

In Johann Wolfgang von Goethe (1749 bis 1832) stellt sich uns aber das Geistesleben Deutschlands in dieser Zeit auf seinem Gipfel und in dem Streben nach einer universalen Vollendung dar.

Wenn wir heutzutage einen Augenblick lang aufgehört haben, uns an Goethe's Dichtungswelt mit so ungetheiltem Sinn, wie sonst, hinzugeben, so trägt daran die Unruhe des in uns arbeitenden Geschichtsgeistes selber die Schuld. Wir haben heut nicht mehr diesen Ueberwind vor der Geschichte, wie ihn Goethe sich zu erhalten gewußt, und wir sind in allen Dingen und in jeder Betrachtung, die wir unternehmen, heut die historisch Ergriffenen. Man hat häufig von der Gesundheit gesprochen, deren Goethe in der von ihm behaupteten Unabhängigkeit seiner Person von den Bewegungen und Verwickelungen der Geschichte sich rühmen konnte, und es gehörte eine Zeitlang zur Bildung des Geistes und Geschmacks in Deutschland, dieser vielgepriesenen goethe'schen Gesundheit nachzustreben. Die ästhetische und geistige Bildung eines großen Theils der Deutschen hat sich gerade an dieser Harmonie der Goethe'schen Persönlichkeit, welche sich so künstlerisch abgeschlossen hat gegen die eindringende Qual der Geschichte, entwickelt. Aber diese Phase der deutschen Bildung ist wieder abgelaufen und die nicht mehr zu bezwingende Fluth der Geschichte hat sich darüber ergossen. Wir sind heut gerade in den Lebenstheilen erkrankt, in denen Goethe gesund gewesen, und an der göttlichen Krankheit des historischen Werdens liegen wir darnieder. Ich muß aber darthun, wie die Goethe'sche Zeit der deutschen Bildung, diese Zeit des literarischen Eudaimonismus, vorangehn mußte, um die Verjüngung Deutschlands zu einem historischen Volksleben zu tragen und innerlichst vorzubereiten. Goethe's Poesie bezeichnet uns das Bildungsleben des deutschen Geistes in seinen

innersten Elementarstoffen. In der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts war es vornehmlich die Familie und die Persönlichkeit, welche die Gränze der Dichter und des Volkes ausmachten. Einen merkwürdigen Commentar zu dieser damaligen Art zu dichten besitzen wir in Goethe's Selbstbekenntnissen: „Dichtung und Wahrheit", in denen die geniale Persönlichkeit sich so fest in ihren eigenen Mikrokosmos einschließt, daß dieser die wahre Weltgeschichte wird und eine aller weltgeschichtlichen Bewegung überlegene Geltung annimmt. Die allgemeinsten, elementaren Bestandtheile des Lebens, die geselligen Formen der deutschen Wirklichkeit, die plastisch heraustreten sollen, die Conflicte der Sittlichkeit, welche aus den geselligen Culturzuständen sich entspinnen, das Ringen des Geistes mit der Natur und mit den Gesetzen des Universums, dies sind die wesentlichsten Aufgaben der goethe'schen Poesie: und darin beruht zugleich das große kulturhistorische Verdienst dieses Dichters, daß er dies Elementarische des deutschen Geistes mit seinem Alles verarbeitenden Talent aufgenommen und auf die fortentwickelnde Bewegungslinie der Nationalbildung hinausgestellt hat. Goethe's Tod bezeichnet in Deutschland den Abschluß dieser Bildungszeit, die durch ihn ausgefüllt und in der Alles durch ihn erfüllt wurde, bis auf den Geist der politischen Freiheit, der nach ihm zu kommen bestimmt war, der aber nicht eher in der deutschen Wirklichkeit sich niederlassen konnte, als bis diese die goethesche Bildungsstufe durchlaufen und an den schönen goethe'schen Geistesformen sich aus der Barbarei der alten Zeit neu herausgeboren hatte. Die ästhetische und sittliche Grundlage der Freiheit hat die goethe'sche Poesie überliefert, aber das freie Volksleben selbst, das Ideal der Zukunft, saß noch als eine verhüllte Gestalt an ihren Quellen. Die Schönheit ist in Deutschland der Freiheit vorausgegangen als

ihre Verkündigerin, was als ein heilbedeutendes Zeichen für die Reinheit und Aechtheit unserer nationalen Entwicklung hier begrüßt werden soll. In Goethe's Poesie hat die Schönheit sich zuerst in die deutsche Wirklichkeit hineinzubilden gestrebt, und ihre feinen Gränzlinien gezogen für alle Lebensgestaltungen, und dies im Geist des hellenischen Alterthums, das der modernen Welt seine Wirksamkeit lange und auf verschiedenen Punkten aufgedrungen, aber für diese zuletzt keine auserwähltere Individualität hatte finden können, als die goethe'sche. Aber die heitere antike Weltanschauung war in Goethe zugleich durchflutet von dem großen feierlichen Strom des Pantheismus, auf dem Goethe in alle innerlichen Tiefen des Daseins sich hinabgestürzt, und den er sich schon frühe aus der heiligen Schaale des Spinoza geschöpft. Der Hellenismus und der Pantheismus, die als zerstreute Feuermassen bisher in der modernen Welt umhergeflogen, finden hier in dem größten Dichter unserer Nation ihre Gestaltung, und treiben ihn an das Werk der Befreiung des deutschen Geistes, von dem er mit gewaltiger Hand schon den großen Gliederbau vollführt, den schönen Leib zeichnet, und in der Nation gewissermaßen die Statue des Pygmalion hinstellt, die künftig erst an der Brust der Freiheit erwarmend, sich das volle Leben erringt. Der Hellenismus begabt ihn mit der Macht der individuellen Schönheit, die, wenn sie das ganze Leben sich zum Kunstwerk ausgebildet hat, zuletzt die Krone der künstlerischen Vollendung nur von der Freiheit empfängt. Der Pantheismus aber begabt den Goethe mit der Macht der innerlichen Durchdringung, und läßt ihn in der hellen Wirklichkeit selbst das wahre göttliche Geheimniß erkennen, durch dieß Erkenntniß des göttlichen Lebens der Wirklichkeit aber die Tiefen aufrühren, aus denen das freie und in sich selbst berechtigte Volksleben

uns emporsteigen soll. Die Freiheit steht in Goethe nur noch als schöne und sittliche Bildung der Persönlichkeit da. Sie mitten im deutschen Volksleben als die herrschende Gestalt zu zeigen, wird die höchste Nationalpoesie der nach Goethe gekommenen Zeit sein.

Je mehr unsere heutige Zeit sich der Erfüllung ihrer höchsten Ziele annähern wird, desto mehr werden wir, statt einen Bruch unserer Bildung mit der Poesie Goethe's zu empfinden, in derselben die nothwendige Grundlage der deutschen Geisteszustände erkennen. Die Freiheit des deutschen Volkslebens, die in unserer Brust erwacht ist und in allen unsern Lebensformen drängt, sie muß sich nach ihren höchsten Siegen auch mit dem durch Goethe gefundenen Gesetz der Schönheit im deutschen Leben wieder zu vermählen trachten. Ermangelte Goethe des eigentlich germanischen Geschichtsgeistes, und darum auch des christlichen Sinnes, so müssen wir ihn doch als den Urheber und Helden derjenigen Bewegung des deutschen Geistes anerkennen, die in uns, den Erben Goethe's, historisch und religiös sich vollenden und den wahrhaft substantiellen Inhalt der Wirklichkeit erobern soll! In diese ersten ursprünglichen Bewegungen des deutschen Geistes zu diesem Ziel wollen wir uns jetzt durch rasche Vergegenwärtigung der hauptsächlichsten Werke Goethe's zurückversetzen.

Die beiden merkwürdigen Gegensätze des Ethischen und Physischen, der sittlichen Welt der Persönlichkeit und der natürlichen Gesetze des Universums, treten bei Goethe zuerst im Götz von Berlichingen als deutsche Historie auf. Dies Stück war der erste kühne Wurf des jungen Genies, das, an seinem Stoff den Kampf zwischen alter und neuer Zeit malend, diesen in dem nämlichen Moment durch sich selbst begann und ankündigte. In dem deutschen Ritter Götz ist es die physische Naturkraft der Geschichte

selbst, die das Ideal der Sittlichkeit und Freiheit in ihre eigene gesunde Stärke setzt. Aber dieser unvermittelte Zustand, wo nur auf der rohen Naturstufe das physische Element gleichbedeutend mit dem geistigen sich erweist, in der Geschichte die Zeit des Faustrechts, dieser Zustand kann nicht dauern, ein neues Weltalter des Geistes bricht herein, und beginnt seine Wirksamkeit mit den negativen Zuständen der Trennung, die es in das ganze Leben bringt. Wie sich in dem religiösen Bewußtsein der Reformationszeit das Reich der Gnade entschieden gegenübergestellt hatte dem Reich der Natur, so begannen nach diesem großen feindlichen Riß, welcher in die Einheit des Geisteslebens gethan worden, alle Lebensäußerungen des Geschlechts sich unruhig und ewig unbefriedigt innerhalb dieses Gegensatzes zu bewegen. Der moderne Unfrieden, welcher in dieser Spaltung zwischen Natur und Geist wie eine reiche Giftblume emporgeschossen war, er gestaltete sich in der zweiten Production Goethe's recht aus der wogenden Tiefe der deutschen Brust heraus. Wir sehen den jungen Werther in seinen Leiden, und dies sind die Leiden der deutschen Jugendbrust überhaupt, die sich um diese Zeit in ihrer ganzen Innerlichkeit entfesseln wollte, und an die Unendlichkeit der Natur und der Liebe inbrünstig sich erschloß. Aber dies Erschließen der deutschen Brust mußte hier noch ein ungeheurer Schmerz sein, und stellt vor Deutschland mit zerschmetternder Wahrheit den Untergang der um ihre Ideale ringenden Persönlichkeit hin. Dies große Naturgemälde ist die wahre Tragödie des deutschen Gefühls, das hier in seinen eigenen Flammen ersticken muß, und gar keinen rettenden Ausweg finden kann in das wirkliche Leben, mit dem es zerfallen ist. Die ganze Wirklichkeit ist dem Werther aufgegangen in seiner Liebe, die alle anderen Ideale des Lebens in sich aufgenommen

und beschlossen hat. Diese den ganzen Lebensinhalt verzehrende Liebe, der ihr eigener Gegenstand entgeht, ist der unversöhnte deutsche Geist, der seine wahre Wirklichkeit noch nicht gefunden und der deshalb in diesen himmelschreienden Dissonanzen auf sich selbst zurückgetrieben wird und in sich zusammenstürzt. Aber durch diese wühlenden Mißklänge läßt sich doch schon leise und von fernher ein Ton der Harmonie vernehmen, der hier über Goethe's Harfe zittert, und der in tiefen Grundaccorden die Versöhnung und Vermittelung andeutet, welche von der goethe'schen Poesie über Deutschland ausgehen soll. Die allnährende Natur ist es, in der Werther, heimathlos geworden in der Wirklichkeit, die große ursprüngliche Heimath des Menschengeistes wiedersucht, aber auch sie stößt ihn noch zurück und erscheint ihm nur als das ewig hervorbringende und ewig verschlingende Ungeheuer.

Die verloren gegangene Einheit des Geistes mit der Natur wiederzufinden, hat der Dichter im Faust die höchsten Flügel der Dichtung ausgespannt. Er nimmt hier gewaltig treffend die alte Volksmythe auf, welche beziehungsreich an diejenige Zeit des germanischen Geisteslebens sich anknüpft, wo dasselbe sich in seine Gegensätze zerspalten hatte und wo die Wissenschaft als ein neues Gährungselement in das moderne Volksleben eingedrungen war. So ist Faust der Mann der deutschen Wissenschaft, der das Universum in allen seinen Lebenstiefen ergründen will, der aber, am Wissen verzagend, sich der Magie hingegeben hat, um die unendliche Einheit des Geistes und der Natur durch sie zu erfassen. Die Magie soll die Pforten des Geisterlebens erschließen und die wirkende Natur mit ihren geheimnißvollen Kräften seinem Schauen enthüllen. Es ist im Faust derjenige pantheistische Drang des Erkennens, der im Universum sich und in sich

das Universum erfassen will, es ist die Tragödie des wissenden Geistes, die sich hier abspielt. In diesen Drang des Geistes, sich absolut eins setzen zu wollen mit der Natur und der ganzen Welt des Universums, hat der Dichter den ganzen Gedankenzug des modernen Zeitalters hineinschreiten lassen, und unsere ganze Entwickelung in Staaten und Wissenschaften darin in ein Zauberbild gezwungen. Aber Faust verschmachtet in seiner einsamen Zelle, und die Geister, die er gerufen, machen ihm mit der Zweideutigkeit der Hölle die absolute Erkenntniß erst recht streitig. Die Abscheidung der endlichen Welt von der unendlichen, über die hinweg zur Einheit durchzudringen das göttliche Streben der Wissenschaft ist, die aber Faust verzweifelnd von sich geworfen, diese Abscheidung trägt für den Menschengeist die wahre Hölle in sich, und auf diesem Punct läßt deshalb der Dichter den Teufel erscheinen, der sich des Faust anzunehmen kommt. Der Teufel wird hier, wie immer, gezeugt aus jener ewigen Feindschaft zwischen dem Endlichen und Unendlichen, und er steigt als der mächtige Fürst dieser Welt aus jenem Abgrund des Dualismus heraus, der die Welt in zwei Hälften zerschlagen, in zwei Reiche getrennt hat, in das überirdische Reich Gottes und in das Reich des endlichen Menschenlebens. Der wahre Drang der Wissenschaft, in dem Endlichen das Unendliche zu begreifen, war bei Faust in jene schwarze Kunst umgeschlagen, welche das Unendliche in die Endlichkeit herabzuziehen sich vermißt. Das von sich selbst abgefallene Unendliche ist aber die eigentliche Endlichkeit, welche der Immanenz Gottes sich entäußert hat, und darum die dem Teufel verschriebene Wirklichkeit oder den Teufel selbst in Person darstellt. Faust tritt nun unter dem Schutzgeleit des Teufels seine Wanderung in das grüne blühende sinnliche Weltleben hinein an, als dessen gestaltendes Prinzip sich

hier der böse Dämon erweist. Wir sehen den herrlichen Geist des Faust der Endlichkeit überantwortet werden und in ihren Formen sich auflösen. Den Teufel hat Goethe hier in seinem ursprünglichen Wesen durchaus der biblischen und christlichen Vorstellung gemäß auftreten lassen, in sofern Mephistopheles Gott schlechthin unterworfen erscheint, und zunächst als der Versucher und Dränger des Menschengeistes, um denselben im Kampfe sich bewähren zu lassen, sich geltend macht. Aber darin hat sich die goethe'sche Vorstellung des Bösen auch wieder entschieden von der christlichen abgetrennt, insofern der Satan und die ganze dazu gehörige Dämonologie bei dem Dichter nicht als das selbständige Reich sich zeigt, als welches es im Christenthum ursprünglich angenommen ist. Die ursprüngliche christliche und kirchliche Vorstellung bedarf des Teufes, den zu besiegen und dessen Werke zu zerstören Christus in die Welt gekommen ist. Das Böse ist nach dieser Anschauung eine ursprüngliche Weltkraft, die für sich selbst so mächtig werden kann, daß Gott selbst sich in einen Kampf mit ihr einzulassen hat, um sie wieder sich zu unterwerfen. Goethe hat sich in seiner Zeichnung des Mephistopheles schon jener pantheistischen Vorstellung des Bösen angeschlossen, die wir zuerst in der Theodicee des Spinoza ausgesprochen finden, und wonach das Böse und das Gute gleicherweise und als dieselben Begriffe in Gott aufgegangen sind, in dem Bösen aber wesentlich die Kraft des Guten selbst erscheint. Dies ist in der Hegel'schen Philosophie später die nothwendige Negation geworden, die zur Hervorbringung des absoluten Begriffs erfordert ist, welche aber Goethe's Mephistopheles in den bekannten Worten ausgedrückt hat: „ich bin ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft." Zu einer Zeit, wo es bei einigen Schülern Hegel's Mode

war, Goethe und Hegel mit einander zu parallelisiren, hat man mit dieser Stelle des Dichters großen Prunk getrieben und sie der Hegel'schen Negation vielfach als einen zierenden Schmuck in die Ohren gehangen. Dies ist der pantheistische Teufel Goethe's, der bei der Zerspaltung des Lebens, die er wirkt und aus der allein er mächtig hervorsteigt, doch nur die wahre ewige Einheit des Endlichen und Unendlichen verherrlicht, in welcher Einheit Tiefen und Höhen Alles nur Gott ist. Bei den Bestrebungen einer gewissen Zeitrichtung aber, uns das historische Christenthum bis auf den Buchstaben wiederherzustellen, muß man sich wundern, daß man nicht auch den Teufel wieder zu restauriren versucht hat, da nach dem strengen System der Rechtgläubigkeit die Macht Jesu Christi nur durch die gegenüberstehende und anerkannte Macht des Teufels vollkommen offenbar werden kann.

Im Werther und im Faust hatte Goethe die deutsche Persönlichkeit untertauchen und sich aufleckern lassen in den Elementen des Universums. Aber diese Auflösung war nur der unendliche Seufzer der sich befreien wollenden deutschen Persönlichkeit, ein Seufzer in das All hinaus, und neue Bewegungen und Bildungen des individuellen Daseins begannen sich danach zu erheben. Jetzt erst wird der eigentliche Roman der Lehrjahre des wirklichen Lebens geschrieben. Wilhelm Meister kommt heran und mit ihm schmiegt sich der aus seinen Geistesstürmen erlöste Dichter freundlich der Fülle des bestehenden Lebens an. Die warme menschliche Wirklichkeit umfängt uns wohlthuend, der Kunsttrieb regt sich zugleich als allgemeiner Bildungstrieb, und als die wahre Formgebung des Lebens, um die es sich bei dem strebenden Individuum handelt. Die Unendlichkeit der Natur, welche im Werther und im Faust riesenmäßig und zerstörend in das Leben

des Geistes hineinragt, wird hier durch die ethische Bildungskraft des persönlichen Geistes überwunden, und wird als Stoff mitten in der unendlichen vollen Wirklichkeit des Lebens verarbeitet.

Wie jedoch im Einzelnen das Bildungsbestreben in diesem Roman aufgefaßt wird, darin sehen wir noch entschieden und ausschließlich die Lebensverhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts zu uns herantreten, wo Bürgerthum und Adel als so verschiedene und von einander abgesonderte Sphären der Gesellschaft gelten, daß fast nur bei dem letzteren eine freie, sichere und gebildete Form des geselligen Lebens möglich schien, wovon der andere wie ausgeschlossen betrachtet wurde. Daher traute man damals nur vornehmen Personen einen gewissen Anstand des äußeren Daseins zu, weil sie allein zur öffentlichen Erscheinung berufen schienen. Wilhelm Meister, der daran verzweifelt, die Bildung, welche dem andern Stand schon durch die hohe Geburt selbst angeeignet ist, sich in der beschränkten Lage seiner Bürgerlichkeit geben zu können, entschließt sich daher zur theatralischen Laufbahn, die, außer der Sphäre vornehmer Verhältnisse, ihm noch der einzige Weg scheint, sich für die öffentliche Erscheinung in einer freien und edlen Form zu bilden. Und als er das Theater aus inneren Gründen aufgiebt, wird er wieder zu Ende des Romans vornehmer Gesellschaft genähert, die ihn gleichsam als einen Auserwählten und Begnadigten aus seinem bürgerlichen Kreise zu sich herauf hebt, weil in ihr allein das Heil wahrhaft geselliger Bildung zu finden sei. Ja, durch den Besitz Nataliens wird Wilhelm Meister der adligen Familie selbst einverleibt. Doch verräth der Roman schon dadurch, daß er zum Schluß beide Verhältnisse in einander übergehen läßt, und daß es dem geistigen Talent möglich gemacht wird, den

Sieg über die Schranken der bürgerlichen Gesellschaft davonzutragen, das revolutionnaire Ende seines Jahrhunderts. Die vornehme Bildung wurde aber aus dem Wilhelm Meister heraus lange ein hauptsächliches Thema der deutschen Romandichter. So wünscht sich in einem Romane von Franz Horn ein Dichter, der seiner niedrigen Geburt wegen daran verzweifelt, sich einen vornehmen und freien Anstand beibringen zu können, nichts sehnlicher, als daß sein Vater doch wenigstens ein Hofrath möchte gewesen sein, damit ihm ein gutes und standesmäßiges Betragen schon als unverwüstliches Erbstück gewissermaßen angezeugt wäre. In den Wahlverwandtschaften Goethe's tritt aber das Leben der Natur noch einmal mächtig in das geistige und sittliche Menschenleben hinüber. Dieser Roman, welcher aus einer Betrachtung der Physik hervorgegangen, und die physikalischen Gesetze der Anziehung und Abstoßung so merkwürdig in das ethische Gebiet hinüberspielen läßt, hat gewissermaßen die Aufgabe, in den geordneten Formen des Lebens die Einheit des Naturgesetzes mit dem Gesetz des geistigen Lebens zur Anschauung zu bringen.

Dies Bestreben, das Natürliche mit dem Geistigen zu identificiren, müssen wir nun als einen allgemeinen Geistesdrang dieses Zeitalters überhaupt erkennen, und es wird uns dies Verhältniß nach zwei Richtungen hin auch in der deutschen Philosophie mächtig entgegentreten. Die ethische Bildungskraft des Ich, welche Goethe schon im Wilhelm Meister wie in seinem eigenen Leben, als die eigentliche Bewingung des wogenden Naturelements hat auftreten lassen, erhält durch die Fichte'sche Philosophie ihre wissenschaftliche Begründung, und entwickelt sich darin zu dem substantiellen Ich, das selbstherrlich aus sich die Welt erschafft. Die Immanenz der Natur und des Geistes aber, die im Faust auf der phantastischen Spitze der Magie abgebrochen, wird von

Neuem als Wissenschaft aufgenommen in der Schelling'schen Naturphilosophie, und entwickelt sich in ihr wissenschaftlich zu der absoluten Identitätslehre, die, wenn sie früher dagewesen wäre, vielleicht den Faust vom Teufel gerettet hätte. So sehr aber lag diese Richtung der Immanenz von Geist und Natur in dem Innersten der Zeitgenossen ausgesprochen, daß Johann Kaspar Lavater (1741—1801), der gläubige und erleuchtete Seher in Zürich, eine neue Wissenschaft, die Physiognomik, darauf begründen und sich Anhang dafür gewinnen konnte. Die bedeutenden und schaffenden Geister alle, die damals zur Heraufführung einer neuen Epoche entstanden waren, bildete Lavater ab in seinen „Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" (Leipzig und Winterthur 1775—78) und erklärte die Uebereinstimmung ihrer organischen Formen mit ihren geistigen Eigenschaften. In Goethe's Kopf namentlich hatte er ein Musterbild der höchsten Vollendung aufgestellt. Wenn ein Gott sich hätte organisch verleiblichen wollen, so würde er, nach dieser Lavater'schen Entwickelung, nur die goethe'schen Körperformen als die würdigsten sich haben erwählen können!

Die rein menschliche und gesellschaftliche Seite des Lebens weist sich aber in Goethe's Anschauungs- und Dichtungsweise als die ausschließliche und überwiegende gegen alle anderen Anforderungen des Daseins. In dem Schauspiel die natürliche Tochter ist es das Abstractum einer Heilighaltung der bürgerlichen Gesellschaftsform und Gesellschaftsehre, zu deren Versöhnung und Ausgleichung jedes Opfer nothwendig erachtet wird, und im Tasso tritt der Dichter als solcher selbst hervor, ein Schooßkind seiner Träume, in einer launenhaften Zerspaltung zwischen Dichter und Mensch, zwischen Innen und Außen, zwischen Welt und Gemüth befangen. Denselben Zwiespalt stellt auf andre

Weise und auf anderm Gebiet der Egmont dar. Hier ist es, merkwürdig genug, die Geschichte, welche sich in Conflict mit dem individuellen Gemüth zeigt, indem eine liebenswürdige und auf das persönliche Lebensbehagen gestützte Natur von dem Ernst der historischen Verwickelungen geknickt wird und unter dieser Macht zu Grunde geht. Man hat sonst gerade bei dieser Dichtung, sowohl in der Zeichnung des Alba, als auch in der Behandlung der Volksscenen den politischen und historischen Instinct Goethe's zu bewundern gehabt, und es ist auch sonst wohl klar, daß es Goethen an historischem Sinn und Verständniß überhaupt nicht gefehlt, von dessen tief greifenden Combinationen selbst die Farbenlehre ihre Spuren aufgewiesen hat. Aber wie er die historische Wirklichkeit dem poetischen Talent gegenüber verstand, davon liefert eben der Egmont, der am meisten unter seinen Werken dieser Realität der Geschichte sich hingegeben, den Beleg zu Ungunsten des Historischen. Das Historische ist hier das harte und rauhe Element, von welchem der Held, der Mann des feinen und schönen Lebensgenusses, feindlich darnieder geworfen wird.

Wenn wir aber oben aus dem Wilhelm Meister vorugsweise die Elemente des achtzehnten Jahrhunderts herauszukehren gesucht, so dürfen wir auch das rationalistische Raisonnement nicht unerwähnt lassen, das in diesem Roman ebenfalls eine Rolle spielt und sich besonders über Zufall und Schicksal, und welches von beiden denn eigentlich die Welt regiere, oft auf eine sehr seltsame Weise Luft macht. Das Rationalistische giebt sich vornehmlich darin kund, daß dem leitenden menschlichen Verstand die Entscheidung über den Bau und die Einrichtung des Lebens gegeben wird, und das Walten des Schicksals erhält wohl besonders um deswillen eine so vornehme und fast spöttische Abweisung, weil die lebensweise Erziehungsgesell-

schaft, in ihrer geheimnißvollen und weitreichenden Wirksamkeit vom Thurm, selbst nicht ungern das Schicksal spielen möchte. In dieser Erziehungsgesellschaft, welche den Hintergrund des Goethe'schen Romans bildet, verkörpert sich zugleich das Prinzip der sogenannten Menschenkenntniß, die im achtzehnten Jahrhundert ein so beliebtes Capitel war und fast wie eine besondere Berufswissenschaft getrieben wurde, in welchem Sinne besonders der Freiherr von Knigge (1752—1796) sein vielgelesenes Werk „über den Umgang mit Menschen" geschrieben hatte. In Goethe's Wilhelm Meister aber sollen wir nun jene Herren von der geheimen Erziehungsgesellschaft sämmtlich für vollendete Menschenkenner gelten lassen, wie den durch seine Lebensweisheit imponirenden Abbé, den kalten spöttischen Jarno, den egoistischen nur auf Genuß raffinirten Lothario, welche die Menschen nicht anders als unter der Kategorie der armen Teufel betrachten, weil sie scharfen Verstand und Kaltherzigkeit genug besitzen, sie überall in ihren Schwächen zu belauern und ihre Verlegenheiten für sich zu nutzen. Diese Menschenkenner betheiligen sich im Grunde selbst an der Kategorie der armen Teufel, denn darin beruht ein gewisses Mißverhältniß in dem Goethe'schen Roman, daß Wilhelm Meister zu Ende fast gezwungen wird, solche Charaktere als höchste Muster der Bildung anzuerkennen, ja sich selbst nach ihnen zu bilden, welche in der Darstellung und Ausstattung vom Dichter so vernachlässigt sind, daß sie nicht einmal als entschiedene Charaktere, viel weniger als musterhafte Bildungen für das Leben angesehen werden können. In diesen etwas dürftigen Aushülfen des Romans, wie in der ganzen geheimen Erziehungsmaschinerie, welche ihn leitet, zeigt sich aber der wesentliche Grundmangel, welcher dem Roman des achtzehnten Jahrhunderts eigen sein mußte. Es ist der Staat und das historische Völkerleben, welche

dem sich entwickeln wollenden Helden zu seiner Bildung abgeben. So richtet in naiver Weise Bettine, in welcher sich die Opposition der romantischen Schule mit Liebesinbrunst an Goethe anklammert, an diesen die Frage: warum er denn nicht seinen Wilhelm Meister zum Schluß in historische Verwickelungen gebracht, und z. B. in eine Revolution, wie den Tyroler Aufstand hineinversetzt habe?

Wie aber Göthe zuerst einen gebildeten Ton der Geselligkeit anstimmte, so war er auch der erste deutsche Poet, welcher weibliche Gestalten mit solcher Bedeutung in den Kreis der Dichtung führte, daß dadurch der Einfluß, welchen das Weibliche auf anmuthige Formen des Lebens und eine liebliche Bildung der geselligen Verhältnisse ausübt, mit einem bisher noch nicht gekannten Zauber der Darstellung geltend gemacht wurde. So erscheinen dem nach Wahrheit strebenden Wilhelm Meister die weiblichen Gestalten, die ihm abwechselnd begegnen, recht als Ideale dessen, was er will und sucht. Die zärtliche Mariane fesselt ihn, aber er ist zu einem höhern Ziel berufen, als die Richtung ist, welche die theatralische Geliebte darstellt. Philine kann nur das Ideal eines müßigen Lebensphilosophen sein, und als solche gehört sie dem blonden Friedrich eigen, aber zwischen Theresen und Natalien mag Wilhelm Meister anfangs schwanken. Therese ist das Ideal eines reinlichen und gefälligen Materialismus, in dem sich's wohl sicher und heimisch leben läßt; doch Natalie ist das seelenvolle Bild der edelsten und lieblichsten Lebensform, soll es wenigstens sein, wenn sie auch in der Darstellung in zu flüchtiger Erscheinung hervorgetreten; sie stellt zugleich die Richtung eines feinen und vornehmen Lebens dar, zu der sich der glückliche Wilhelm durch sie emporschwingt. In der Gräfin aber, welche den bürgerlichen Wilhelm umarmt und küßt, zeigt sich schon

ein Privatvortheil, welchen der revolutionnaire Geist gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts erringt.

Wie nun im Wilhelm Meister das Streben nach einer vornehmen Bildung das Ziel ist, so treffen wir in den Wahlverwandtschaften auf schon völlig ausgebildete gesellige und gesellschaftliche Verhältnisse. Die Personen, die sich uns hier zeigen, haben an der geselligen Form ihrer Bildung nichts mehr zu entwickeln übrig, sie haben früher, wie der Dichter zur Zeit des Romans selbst, schon am Hofe gelebt, und ein guter und feiner Ton ist ihnen zur Natur geworden. Aus den geselligen Scenen dieses Romans spricht daher, mit einer großen Wohlbehäbigkeit der Darstellung, alle Bequemlichkeit und Freiheit des vornehmen Anstandes, und auch die Kälte desselben macht sich fühlbar. Aber auf eine neue Weise hat der Dichter hier, in Bezug auf das Hauptthema des Romans, die geselligen Verhältnisse des Lebens als solche zu einander aufgefaßt. Er hat sie als entschiedene und nothwendige Formen des Daseins in ihrer ethischen Heiligkeit und Unverletzlichkeit gesetzt, wie sie als Familienverhältnisse in einer göttlichen Ordnung bestehen, oder bestehen sollen. Indem der Roman die Unantastbarkeit dieser Verhältnisse durch die entsetzlichen Folgen ihrer willkürlichen Auflösung darstellt, macht er allerdings das Recht und die Rache der Sittlichkeit mit einer Strenge geltend, welche den Gesetzen der christlichen Religion nicht fremd, sondern vielmehr eigenthümlich ist. Aber diese Strenge wird doch zugleich mit einer herben Grausamkeit ausgeübt, welche die Personen des Romans gewissermaßen als Schlachtopfer der Sittlichkeit erscheinen läßt, einer Sittlichkeit, welche schon die Neigung sie zu übertreten, als schuldige That furchtbar ahndet. Ottilie, die zarte seelenvolle Gestalt, folgt unbewußt in ihrer Kindlichkeit der gefährlichen Neigung, welche sie nur wie ein heiterer, un-

schuldiger Traum ergriffen hat. Sie wird aufgerüttelt aus diesem Traum zum Bewußtsein ihres Verhältnisses, die Nothwendigkeit des Entsagens ergreift sie schrecklich, und sie ist dazu entschlossen, mit einer himmlischen Gewißheit ihrer selbst; aber ein tückisches Schicksal, welches es in antiker heidnischer Weise auf das Elend dieses Hauses abgesehn, läßt ihre Entsagung nicht als eine Wiederherstellung des moralischen Zustandes gelten, und Ottilie muß als Kindesmörderin, ja als Selbstmörderin durch Entsagung und Hungertod untergehn. Der ächten Kindlichkeit Ottiliens gegenüber erscheint Eduard wie ein verzogenes Kind, das seinen Willen haben muß. Er hat viel von einer männlichen Koquette an sich, eine Eigenschaft, die man bei mehreren männlichen Gestalten Goethe's wiederfindet; doch söhnt das Unglück, in das ihn seine Unmännlichkeit stürzt, zum Schluß in sofern mit ihm aus, als sich das Gefühl des Mitleids daraus erhebt, obwohl kein großes tragisches Mitleid. Das Extrem einer strengen Sittlichkeit, das der Dichter in den Wahlverwandtschaften walten läßt, hat er uns sonst eben nicht gezeigt, und er hat die Ehe in ihrer ethischen Bedeutsamkeit und Heiligkeit z. B. im Schluß der natürlichen Tochter, und sonst, viel herrlicher gepriesen, als auf die negative und tragische Weise der Wahlverwandtschaften. —

Auf eine freiere Bildung in der Nation hatten schon vor Goethe einige Schriftsteller vortheilhaft hingewirkt, und als solche sind namentlich Wieland und Thümmel zu bezeichnen.

Vor einiger Zeit hat es ein englischer Kritiker unserer Literatur zum Vorwurf gemacht, daß sich kein höherer Welton in ihr bemerkbar mache, daß die deutschen Schriftsteller keine Weltmänner seien, und man es ihnen in ihren Productionen ansehe, wie sie unter verkümmerten Stuben-

verhältnissen, fern von allem öffentlichen Leben, groß geworden. Die deutsche Literatur hat indeß schon frühe Schriftsteller aufzuweisen, welche jenen Vorwurf, so viel Wahres er auch enthalten mag, sehr beschränken dürften. Vielleicht haben die Engländer selbst, ungeachtet ihrer großartigeren und freieren Nationalverhältnisse, uns keinen einzigen ihrer Schriftsteller entgegenzuhalten, welcher so viel feinen Weltton, so viel graciöse Beweglichkeit, so viel durch geistreichen Witz veredelte Vornehmheit und geschmackvolle Art zu leben, in seinen Darstellungen entfaltet hätte als **Moritz August von Thümmel** (1738—1817). Thümmel ist in der That der erste deutsche Schriftsteller, aus dem uns ein wahrer Weltton anspricht, wie er vor ihm in deutscher Rede und Dichtung noch nicht gehört worden war und erst später eben in den Romanen Goethe's sich zu einer noch kunstmäßigeren Form der deutschen Geselligkeit auszubilden strebte. Hofmann und Weltmann in geistreichster Weise, durch vielfache Reisen besonders in Frankreich gebildet, mit nicht gewöhnlichen Kenntnissen ausgerüstet, und zu allem Schönen, das die Gegenwart erzeugt, einen immer offenen Sinn, frohen Humor und Genußlust mitbringend, sieht Thümmel das Leben überall aus unbefangten und erweiterten Gesichtspuncten an, wie er sie in der Gesinnung seiner Zeit und Umgebung nicht als herrschend vorfinden konnte, und es ist in dieser Hinsicht als bemerkenswerth anzuführen, daß Thümmel's Wilhelmine, die alle Pedanterie so liebenswürdig verspottet, bereits im Jahre 1764 erschienen ist, wo deutsches Zopfthum vielleicht gerade seinen Gipfelpunct erreicht hatte. Sein Hauptwerk aber wurde seine „Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich" (Leipzig 1791—1805, 10 Bände), in der sein genialer Lebenshumor oft in zügelloser Freiheit, aber stets in anziehender und gefälliger Form sich darstellt. Daß aber

die ehrbaren Deutschen aus den Sechziger, Siebziger und Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an den von Muthwillen und Leichtfertigkeit überstrudelnden Schriften Thümmel's wie Wieland's ihre Lieblingslectüre fanden, ist eine merkwürdige Thatsache der deutschen Bildungsgeschichte. —

Christoph Martin Wieland (1733 — 1813) strebte einer freiern und lebensvollern Richtung der deutschen Poesie im Sinne antiker Lebensweisheit und griechischer Formengrazie nach. Von Hause aus eine durchaus tugendhafte Individualität, die aus einer ganz orthodoxen Bildungsschule der Moral hergekommen war, fühlte sich Wieland nichts desto weniger in seinen Dichtungen beständig zur Sinnlichkeit hingedrängt, die nach einem freieren Lebensbehagen trachtete und oft einen ganz romantischen Anstrich nahm, welche Manier in seinem romantischen Heldengedicht „Oberon" (1780) auf ihrem Gipfelpunct sich zeigt. Wieland hatte sich zuerst in der kritischen Schule von Bodmer, und in dessen persönlichem Umgang, zu dieser tüchtigen und vielseitigen literarischen Persönlichkeit herangebildet, welche in dieser Zeit nach vielen Seiten hin ihre Wirksamkeit erstreckte. Wir sehen in ihm eine Mischung altklassischer Studien mit moderner Geistesbeweglichkeit, und eine Verbindung der Grazien Griechenlands mit dem leichten und frivolen Sinn Frankreichs, wie sie heutzutage zwar alles Interesse für uns verloren hat, damals aber in mancher Beziehung eine glänzende und anregsame Erscheinung war. —

In den Romanen von Wilhelm Heinse (1749 — 1803) zeigt sich dagegen eine wilde Ausartung der Wieland'schen Schule, die von dem alten Meister der Grazien selbst nicht gebilligt wurde. In Heinse hatte sich die lebensbedürftige deutsche Natur unter den südlichen Himmelsstrich geflüchtet und an italienischer Gluth sich zu den Freu-

den des Daseins berauscht. Bei diesem feurigen Dichter verschwamm aber das Pathos der Leidenschaft zu sehr im Phantastischen, und wie sehr er daher auch das Prinzip des Lebensgenusses künstlerisch zu gestalten und die Lebensansicht überhaupt mit der Kunstansicht zu identificiren suchte, er bewegte sich doch nur in einer verworrenen Sphäre unvermittelter Gegensätze. Ihm verflackerte Alles unter den Händen zu einer verzehrenden Lohe der Sinnlichkeit, und die glückseligen Inseln des Genusses hatten keinen festen Lebenshalt, sondern waren nur ein geistreicher Wollusttraum.

Während in der Poesie dieser Zeit der Drang erwacht war, dem deutschen Leben freiere und schönere Formen zu gewinnen, wurde zugleich durch die Philosophie in Deutschland der erste Anstoß zur freien Selbsterkenntniß und Selbstbestimmung des menschlichen Geistes gegeben. Und dies war die Philosophie des großen **Immanuel Kant** (1724 bis 1804), in welcher die **Vernunft**, nachdem sie sich in diesem Jahrhundert des Höchsten vermessen, und gleich dem absoluten Staat in Frankreich, auf Leben und Tod mit Allem gewirthschaftet hatte, ihre eigentliche Revolution gemacht. Die stolze Bastille, welche sich die Vernunft dieser Zeit zwingherrlich aufgethürmt hatte, ward gestürmt und genommen durch die Kritik der reinen Vernunft von Kant, die zuerst im Jahre 1781 erschienen war. Der gemeine Dogmatismus des achtzehnten Jahrhunderts ward begraben unter den Trümmern dieser Zerstörung, welche der große Weltweise von Königsberg anrichtete. Ebenso sank der andere Gegensatz dieses Jahrhunderts, der Materialismus und freigeistige Eudaimonismus, in seinem Nichts dahin vor der hohen Offenbarung der menschlichen Geisteskraft,

die in Kant's Kritik mit sich selbst zu Gerichte ging, und sich umwälzte in sich selbst aus ihren eigensten Lebensgründen heraus. Zwar hat Kant die Objectivität und eigentliche Realität aller Vernunfterkenntniß bestritten, indem er sein negatives und rein kritisches System darauf erbaute, daß wir die Dinge nicht erkennen, wie sie an sich sind, sondern nur, wie sie uns erscheinen. Aber indem er dabei die Vernunft selbst zum Gegenstand ihrer eigenen Untersuchung und Prüfung machte, berief er gewissermaßen die erste Volksversammlung aller menschlichen Geisteskräfte zusammen, er stellte mit kühnem Feldherrnauge eine große Heerschau an über alle Functionen des denkenden Geistes, in Reih und Glied wurden alle reinen Verstandesbegriffe aufgezählt und geordnet, ihre wahre Stelle wurde ihnen durch ihre unumstößliche Bedeutung angewiesen, es ward endlich das Grundverzeichniß aufgenommen von allen wirklich speculativen Ideen des Menschengeistes, und die Form ihrer negativen Ausbildung durch die Reflexion ward bestimmt. Indem Kant diesen großen Rechenschaftsbericht der menschlichen Vernunft vollendete, und dadurch das wahre Leben des Geistes auf die Selbsterkenntniß und auf den sich selbst bestimmenden Geist gründete, entwarf er damit das erste wahre Register der Menschenrechte selbst, und ein Sündenregister für diejenigen, welche sich ihrer Anerkennung geweigert, denn das, was der Mensch wahrhaft selbst ist, muß als sein eigentlichstes Recht, als das wahre Menschenrecht genommen werden.

Dieser wahre Mensch, der bei Kant aus der eigenen Selbsterkenntniß als das sich selbst bestimmende freie Wesen hervortrat, er ist jedoch nur der absolut sittliche Mensch, und als der wahrhaft sittliche zugleich der wahrhaft freie. Die Thatsachen des Sittengesetzes und der Freiheit werden als die einzige Grundlage der praktischen Philosophie auf-

gestellt. Die Ideen von Gott und Unsterblichkeit sind aber nicht Bedingungen des moralischen Gesetzes, wie Kant in der Vorrede zur Kritik der praktischen Vernunft ausdrücklich ausgesprochen hat.

„Ich kenne nichts Höheres im Himmel und auf Erden, als den gestirnten Himmel über mir und das Sittengesetz in mir!" so rief Kant durchdringend in sein unfreies und entsittlichtes Jahrhundert hinein. Dies wurde ein mächtig zündender Lebensfunke, sittliche Thatkraft wieder im deutschen Volke zu wecken, es wurde ein neuer Maßstab, den Menschen zu schätzen nach seiner eigenen inneren Tüchtigkeit, nach dem Werth seiner Gesinnung, und nicht mehr nach allen jenen künstlichen Particularitäten und theoretischen Verschiedenheiten, um die bisher die Welt in Thorheit vergangen, um die Kriege geführt und Völker hingeopfert worden waren. Die freie That, auf welche Kant zuerst die höhere Idee der Menschenwürde gründete, sie erschien als der lebendige Quell der neuen historischen Zeit, die jetzt wieder über den Menschen und Völkern zu tagen begann. Indem Kant den Menschen als durchaus frei und in der Autonomie seines Willens anerkannte, mußte er auch das Böse als eine natürliche Folge der menschlichen Freiheit anerkennen, die höchste Aufgabe der Freiheit aber zugleich in die Selbstüberwindung setzen. Dies ist der wahrhaft menschliche Lebenskampf, der in dieser Philosophie zuerst in seiner tiefsten Bedeutung anerkannt wurde. Dies höhere Menschenthum, das durch Kant aufging, hat nicht schöner zur Gestalt werden können, als in dem Dichter Schiller, der das ewig Sittliche, das Kant gelehrt, zu dem ewig Schönen zu verklären strebte.

Die freie That des sittlichen Geistes war bei Kant zugleich der wahre und einzige Inhalt des religiösen Bewußtseins selbst. Dies war der bloß anthropologische Stand-

punct Kant's, und wenn in neuester Zeit die radicale Theologie des Nachhegelianismus wieder so viel Lärm getrieben mit ihrem anthropologischen Standpunct, so liegt darin doch nur ein geistesschwaches Zurückfallen in dieses mangelhafte und noch unvollendete Wesen der Kant'schen Philosophie. Das Christenthum hatte für Kant nur die Bedeutung eines moralischen Zuchthauses, und wie er dahin strebte, den freien Menschen auch von jeder äußeren Autorität frei zu machen, und nur die Autonomie des eigenen Geistes zur Anerkennung zu bringen, so betrachtete er auch die christliche Offenbarung als eine von jenen unnützen Fesseln des Menschengeistes, von denen sich derselbe frei zu machen habe. Das Höchste, was er für die Anerkennung des Christenthums thun konnte, war noch dies: daß er das in demselben offenbarte göttliche Prinzip, soweit es Verbindlichkeit haben könne, für das reine Vernunftprinzip selbst erklärte. Aber ein eigentlich substantielles und selbständiges religiöses Bewußtsein erkannte er ebenso wenig an, als er den christlichen Geist für eine nothwendige Form des religiösen Bewußtseins gelten ließ.

So war auch bei dem Begründungswerk der neuen deutschen Philosophie Jesus Christus verworfen worden. Die Philosophie hatte das Christenthum noch nicht wiederfinden können, und in der Literatur haben wir gesehen, wie um diese Zeit in Weimar die großen schaffenden Geister ihr Herz und ihren Glauben an die epikureische Philosophie des Lucrez festgehangen hatten, in der gelehrt worden, daß Geist und Seele sterblich, und daß der Geist des Menschen so gut ein Körpertheil sei wie Hand und Fuß. —

Es war jedoch in dieser Zeit zugleich durch zwei ausgezeichnete Geister, durch Hamann und Herder, auf den substantiellen Inhalt der christlichen Gesinnung hingewiesen worden, und zwar gerade der Kantischen Philosophie ge-

genüber, welche von diesen ihren größten Widersachern eines leeren Vernunftformalismus angeklagt wurde, und die für Viele damals ein mächtigeres Ereigniß des Bewußtseins geworden war als der christliche Geist. Johann Georg Hamann aber (1730 — 1788), der „Magus im Norden," wie er sich selbst auf einigen seiner Schriften nannte, der von Kant gesagt, daß er den Menschen zu Etwas, Gott zu Nichts gemacht habe, Hamann war schon als Prophet des ursprünglichen religiösen Bewußtseins im Menschen erschienen, und der Geist der Frömmigkeit, jener stillen aber großen Macht, die auf dem urfesten Kern des Menschengeistes sich niedergelassen, redete aus Hamann gewichtige Offenbarungen in die Zeit hinein. Hamann ist hierin der eigentliche Vorläufer Schleiermacher's gewesen, aber die eigenthümliche Dunkelheit des Hamann'schen Geistes überschattete seine Wirkung, und fesselte ihn magisch an die innersten Geheimnisse der Menschenbrust, in denen er nicht frei wurde, sondern die ihn überwältigten. Diese Dunkelheit Hamann's muß als das innerste Eigenthum seines Geistes betrachtet werden, eine Dunkelheit, die der heiligen Nacht gleicht, welche, in sich selbst verschleiert, alle Geheimnisse der Welt birgt, aber nicht verräth, den Sinn in sich tragend, durch wunderbare Schatten- und Dämmerstreifen ihn malend, im Sternenglanz ihn untertauchend, aber doch auch wieder tief ihn verhüllend und vergrabend. Hamann ist dieselbe Zwischennatur zwischen Philosophie und Offenbarung, wie später Schleiermacher, aber die peripherischen Bewegungen dieser Geister aus demselben Centrum heraus wurden verschieden. Hamann wandte sich streng und unabweisbar auf das Historische des Christenthums zurück, aber dieses historische Christenthum gewann in seinem mächtigen Geist ein allen Tod des Buchstabens überwindendes ideales Leben. Alles Hängen an Worten und buchstäblichen

Lehren in der Religion ist Lamadienst! schreibt Hamann an Jacobi. Aber die Lanze, welche Hamann mit der Philosophie brach, blieb ihm doch stückweise in seinem eigenen Fleische haften, und hinderte die wahrhaft gesunde und durchaus große Verarbeitung des Lebens in seinem Organismus, zu der er fähig gewesen wäre.

Auch Johann Gottfried von Herder (1744—1803) trug einen solchen scharfen Splitter vom Speer der Philosophie in seinem christlichen Leib mit sich herum. Hamann war bald Hauslehrer, bald Handlungsreisender, bald Packhofsverwalter gewesen, und hatte durch diese zerstreuten weltlichen Beschäftigungen, die er sich auferlegen mußte, die innere Unabhängigkeit seines Geistes nur um so stärker behauptet. Herder aber trug, wie Schleiermacher, den Priesterrock, den sie sich beide, so oft es gehen wollte, zum Philosophenmantel zu drappiren suchten. Herder empfand das Tragen des Priesterkleides bei weitem unbequemer als Schleiermacher, der sich bald und frühe mit dem Reiz des Weltlichen abgefunden zu haben scheint. Herder aber hätte zu Zeiten gern von der schäumenden Weltlust gekostet, wie Goethe und der Großherzog Karl August, und die Bewegungen seines Lebens, über die er nicht einig mit sich selbst werden konnte, gaben ihm deshalb stets etwas Gedrücktes. Herder stand immer wie ein dunkler und halbverhüllter Stern in jenem weimarischen Sonnensystem da. Er gehörte zu jenen schmerzdurchzogenen Individualitäten, die, bei einem unruhigen Streben und Umhergreifen nach allen Richtungen des Geistes und Wissens hin, nimmer glücklich werden und etwas Verzehrendes in ihrer Brust mit sich herumtragen, das zugleich mit den bedeutsamsten und glücklichsten Eigenschaften ihres Schaffens zusammenhängt. So zeigte er sich in seinem vielseitigen literarischen Bewegen, wie im Leben selbst, als getrieben von einem unstäten Feuer, das nur in sehr wenigen

seiner Werke, wie in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," zu einem gediegenen Kern sich gestaltete. Er war, neben Goethe, der umfassendste und reifste Geist unter seinen dortigen Zeitgenossen, doch würde er noch bei weitem mehr gewirkt haben, wenn er nicht in eine beständige Empfindsamkeit seiner Subjectivität verloren gewesen wäre. Den weimarischen Hof erbaute er durch schöne Predigten, den Prinzessinnen gab er den Religionsunterricht. Die freisinnige Richtung des Herder'schen Geistes ist aber noch wenig hervorgehoben worden. Er schätzte an den Fürsten nur das Menschliche, und verachtete die Sclaverei der Formen als etwas den Menschengeist Entwürdigendes. In der Philosophie brach er heftig mit Kant, dessen Schüler er früher gewesen war, und er schrieb im Jahre 1799 die „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft," worin er gegen das „Satzungenpapstthum" der kritischen Philosophie, wie er es nannte, protestirte, und dabei, wie Hamann, hauptsächlich von dem Verhältniß der Vernunft zur Sprache ausging. Durch die Verkünstelungen und Verdrehungen der Sprache in Kant's System sah er auch das Werkzeug der Vernunft selbst verderbt und verleidet. Herder führte dabei den Kampf gegen alle speculative Systemsucht der Deutschen überhaupt. Ungewordene Nation, ruft er in der Metakritik aus, an wie andere Dinge solltest du denken! Aber die ungewordene Nation dachte nur Systeme auf Systeme, in denen sich die uralte Schlange der Erkenntniß häutete, während das Nationalleben nur langsam und gewissermaßen bei den Haaren in die freieren Gedankenkreise hineingezogen wurde, die der Geist auf einem abgeschlossenen Gebiet wob. — In jenen „Ideen zur Philosophie der Geschichte" hat Herder den eigensten Ertrag seines sonst so vielfach zerstückelten und in gewissem Betracht verlorenen Lebens niedergelegt, und darin seinen sonst so leicht in Ge-

fühlsweiche verschwimmenden Geist zu einer Kraft der Anschauung und der Darstellung gesammelt, die hier Unvergängliches geleistet und angeregt hat. Herder war einer der ersten Menschen in Deutschland, der auf den Gedanken kam, wie er es selbst in der Einleitung zu seinen „Ideen" ausdrückt, nämlich: „ob nicht, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte?" Mit diesem Gedanken beschäftigte sich Herder schon in seiner frühesten Jugend, und er blieb der Stern seines Lebens, dem nachstrebend er die wahre Stärke und Gesundheit seines Geistes entfaltete. Die Richtung auf dieses Ziel ist bei Herder um so merkwürdiger, da sie sich bei ihm rein aus der poetischen Anschauung des Menschengeschlechts heraus gebar, und mit seinen Eigenschaften als Dichter, als gemüthsinniger Mensch, ja als Priester und Verkündiger des Wortes Gottes, auf das Genaueste zusammenhängt. Denn Herder war und wollte nichts weniger sein als ein Philosoph, obwohl ihn selbst in seiner alle Flammen des subjectiven Gefühls ausspeienden Polemik gegen die kritische Philosophie oft sein heimliches philosophisches Naturell überkam. Als Antagonist gegen Kant hat Herder zwar nicht die Macht und die Bedeutung erlangt, wie Hamann, der gleich ihm an ein Unnennbares und ewig Geheimnißvolles in der menschlichen Brust appellirte und diese Appellation in die Form seines wunderbaren, prophetischen, alle Geheimnisse der innern dunkeln Märchenwelt in sich abbildenden Geistes kleidete. Aber der Kampf der poetischen, auf ihr Gefühl, ihre Anschauung, ihre Naturempfindung als auf ihr gutes Recht sich berufenden Subjectivität gegen den Kritizismus der Vernunft und gegen die Gedankenformen der metaphysischen Speculation überhaupt, welchen Kampf

Hamann und Herder vorzugsweise in ihrem Jahrhundert darstellten, er war ein weltgeschichtlich bedeutender und hatte eine große gute Berechtigung für sich, die in gewissen Entwickelungskrisen des menschlichen Geistes immer wiederkehren wird. Herder ließ jedoch selbst in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit seinem Widerwillen gegen die Metaphysik freien Spielraum. Aber die eigene Behandlungsweise seines Gegenstandes ist darum doch, wenn auch ohne philosophische Kategorieen, philosophisch und ein wichtiger Anstoß zur Philosophie selbst, welche letztere ihm freilich auch in dieser Beziehung nichts gilt, sobald sie „abgetrennt von Erfahrungen und Analogieen der Natur" erscheint.

Durch Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte gründete sich in Deutschland zuerst die höhere Geschichtsbetrachtung und Geschichtsdarstellung überhaupt, welche auf dem historischen Gebiet selbst durch Johannes von Müller (1752—1809) durch umfassende geschichtliche Arbeiten, namentlich aber durch seine „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten" sich bedeutend anzukündigen begann. In diesem Werk, das zuerst in Form von Vorlesungen (Genf, 1779) in französischer Sprache entworfen und 1797 zu Wien in deutscher Sprache ausgeführt wurde (vollständig erschienen im Jahre 1811 in drei Bänden), läßt sich der Einfluß nicht abläugnen, welchen die durch Herder angeregte organische und zusammenhangsvolle Entwickelung des Menschengeschlechts ausgeübt hat. Sein bedeutendstes Werk, das seinen eigentlichen Ruhm gemacht, ist jedoch seine „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft." Seinen historischen Stil hatte Johannes von Müller an den beiden größten politischen Nationen der Welt, an den Römern und Engländern, gebildet, und wenn er in seinen Geschichtswerken die Größe historischer Gesinnungen und germanischer

Urkraft vorzugsweise zu verherrlichen strebte, so mußte dabei sein späteres persönliches Schwanken, das ihn auf eine peinliche und kleinliche Weise zwischen Napoleon und Deutschland in die Mitte warf, um so unangenehmer sich zur Schau stellen. Dem Tacitus, auf dessen Darstellungsweise gewöhnlich der historische Stil Johannes von Müller's zurückgeführt wird, hatte auch Thomas Abbt (1738—1766) in seinem Fragment der portugiesischen Geschichte und einigen anderen Aufsätzen auf eine geniale Weise nachgeahmt, ein Schriftsteller, welcher sich sonst vornehmlich durch populair-philosophische Darstellungen, namentlich durch seine Abhandlungen „vom Tode für's Vaterland," und „vom Verdienste" in seiner Zeit berühmt und gelesen machte.

Ein mit Herder mehrfach verwandter Geist war Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819), in dem die Mischung einer poetischen und wissenschaftlichen Begabung ebenso, wie bei Herder, ein Schwanken nach beiden Seiten hin, und dadurch ein ebenso befriedigungsloses als unablässiges Geistesstreben, hervorbrachte. Er wollte die Poesie philosophisch und die Philosophie poetisch machen, und so entstanden auf beiden Gebieten diese warmen, vollblütigen, von einer erhabenen Herzensbegeisterung erfüllten Gebilde, denen wenigstens der Charakter der Liebenswürdigkeit durchweg zuzusprechen ist, wenn auch weder auf der einen Seite die poetische Gestaltungskraft, noch auf der andern der wissenschaftliche Gedanke, ihr eigentliches Recht erlangt hatten. Er hatte sich, wie Herder und Hamann, dem philosophischen Kritizismus seiner Zeit, wie überhaupt allen Richtungen der systematischen und dogmatisirenden Vernunft, mit leidenschaftlicher und begeisterter Polemik gegenübergestellt. Dagegen construirte er selbst einen Vernunft-

tischer Denker zu sein, dazu war er zu poetisch, wie er, um ganz Dichter zu sein, die Schwere des philosophischen Gedankens nie ganz verklären konnte. Der abstrakten Philosophie sich ungetheilt hinzugeben, davon zog ihn ab seine Dichterphantasie und der süßlockende Ruf poetischer Träume, die zuweilen so sehnsuchtsvoll und lieblich in seinen Schriften schwärmen. Aber die Form der Schönheit blieb seinem Tiefsinn versagt. Was sein Genius als Denker und Dichter vermochte, hat er in seinem Hauptwerk, den „Lebensläufen nach aufsteigender Linie" (1778—81) niedergelegt und erschöpft. Dies ist ein deutsches Hausbuch voll herzerquickender Treue und Kernhaftigkeit der Gesinnung, wie sie heutzutage fast aus der Welt entschwunden ist. Die naive Sentimentalität und idyllische Frömmigkeit in dem geschilderten Leben der curländischen Pastorfamilie ist um so anziehender, da wir hier überall in Localitäten, Characteren und Verhältnissen Abdrücke von Hippel's Persönlichkeit und eignen Lebensumständen finden und zu suchen haben. Die Autorschaft dieses anonym erschienenen Buches wurde damals auch dem Philosophen Kant selbst zugeschrieben, welches Gerücht am meisten darin seinen Anhalt zu finden schien, daß Hippel in den „Lebensläufen" mehrfach Kantische Ideen und ganze Auseinandersetzungen im Sinne und in der Form dieses Systems aufgenommen hatte. Kant selbst hat in der „Erklärung wegen der von Hippel'schen Autorschaft," welche er nach Hippel's Tode zur Abweisung der ihm zugeschriebenen Bücher, darunter auch des Buches „über die Ehe" abgab, es so gestellt, als ob Hippel aus seinen Collegienheften, die er sich irgendwie zu verschaffen gewußt, manches Populaire, was der aufgeweckte Mann in seine launigen Schriften mischen konnte, entnommen, um so „durch die Zuthat des Nachgedachten dem Gericht des Witzes einen schärferen Geschmack zu ge-

ben;“ und es eben daraus auch erklärt, wie dieser sein vertrauter Freund in ihrem engern Umgange doch über seine Schriftstellerei nie ein Wort habe fallen lassen. Die Rechtfertigung Hippel's in dieser Beziehung ist nicht schwer. Jene Kantischen Ideen und Deductionen finden sich allerdings unläugbar und vielleicht oft wörtlich in den „Lebensläufen“ vor; aber sie sind ihrem wesentlichsten Inhalt nach dem in dem Roman eingeführten Königsberger „Professor Großvater“ in den Mund gelegt, in welchem Hippel augenscheinlich Niemand anders als Kant selbst hatte hinzeichnen wollen. Er ließ also seinen Professor Großvater einen Auszug aus der Kantischen Philosophie vortragen, und Kant, welcher der Großvater selbst war, hätte daher seine Copie wenigstens keines Plagiats an seinen Heften zu beschuldigen brauchen. Das eigentlich Auffallende war aber freilich, daß diese Ideen in den Hippel'schen „Lebensläufen“ früher ins größere Publikum kamen, als die Kantischen Vorlesungen selbst, denen sie angehörten, und welche der Philosoph erst später dem Drucke übergab. Dadurch gewann es eben eine Zeitlang eine gewisse Augenscheinlichkeit, daß Niemand anders als Kant der Verfasser der „Lebensläufe“ sei. Außerdem irrte sich Kant in der abgegebenen Erklärung, wenn er darin sagt, daß Hippel nur das Populaire aus seiner Philosophie aufgenommen und sich überhaupt nie sonderlich mit Philosophie befaßt habe. Daß Hippel die ganze speculative Richtung der Kantischen Philosophie seinem Bewußtsein angeeignet, hat er eben in seinen „Lebensläufen“ bewiesen, worin er die Hauptresultate derselben mit vieler eigenthümlichen Freiheit der Darstellung gewissermaßen populair wiederzugeben gesucht, und es gehört zu den Curiosa der Literaturgeschichte, daß dieselben schon 1779 (in welchem Jahre der betreffende zweite Theil der „Lebensläufe“ erschien) in einem Roman

ins Publikum kamen, während die „Kritik der reinen Vernunft“ erst 1781 gedruckt wurde. — Hippel's Buch „über die Ehe“ ist früher als die „Lebensläufe.“ Die erste Ausgabe dieser vielgelesenen Schrift kam 1774 heraus, und zwischen ihr und der dritten Ausgabe (1792) findet ein großer Unterschied hinsichtlich der Behandlung und veränderten Auffassung des Gegenstandes statt, so sehr, daß eine ganz andere Ansicht vom weiblichen Geschlecht darin zum Grunde liegt. In dieser Ausgabe trug sich Hippel bereits mit den modern socialen Ideen über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, welche er auch in einer eignen Schrift unter diesem Titel ausführlich dargelegt hat. Er will den Frauen dieselben Rechte, dieselbe Wirksamkeit im Staate wie im geistigen und bürgerlichen Leben eingeräumt wissen als dem Mann, dem er in den früheren Ausgaben noch das Primat als Erstgeburt der Schöpfung gelassen hatte. Das letzte bedeutende Werk Hippel's sind die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z“ (1793 — 1794). Das Hauptthema dieses humoristischen Romans ist als eine Parodie des Geburtsadels zu bezeichnen, und die Satire wird hier nicht selten sehr bitter und schneidend. Außer dem Ahnenstolz geißelt hier auch seine Muse bald in heitern bald in schroffen Zügen die mystische Weisheits- und Geheimnißkrämerei der Freimaurer- und Illuminatenorden, deren ausführliche Darstellung das gelehrte Studium Hippel's bewundern läßt, das er auf die Geschichte und die Institutionen dieser geheimen Gesellschaften und Orden verwendet haben muß. Bei seiner sinnreichen Auffassung und Parodie der Ordensmysterien, Wunderverbrüderungen und geheimnißvollen Betrügereien lebensweiser Gesellschaften, fallen uns als Gegenstück dazu viele Romane der damaligen Zeit ein, besonders von Spieß wunderlichen Angedenkens („Zwölf schlafende Jungfrauen“ u. s. w.), in denen das,

was Hippeln hier zum Gegenstand der Laune und Satire dient, recht in ehrbarer Auffassung als Hebel einer abenteuerlichen Geschichte benutzt und zum Leckerbissen für eine wundersüchtige Phantasie verarbeitet wird. —

Der Humor, welcher in Hippel auf einer ächt deutschen Geistes- und Gemüthsgrundlage sich aufbaute, hatte sich in einem anderen ihm verwandten Schriftsteller, in Georg Christoph Lichtenberg (1742—1799) mehr an englischen Bildungselementen entzündet. Lichtenberg ist in vieler Beziehung, und unbeschadet seiner Originalität, mit Swift zu vergleichen, und schleuderte auch, wie dieser, nach allen Richtungen seiner Zeit hin die mächtigen Geschosse seines immer schlagfertigen und unwiderstehlichen Witzes. Die stärksten Schläge richtete seine Satire gegen die Physiognomiker und Philologen. Die ganze Kraft seines humoristischen Genius drängte er in der berühmten Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche (wovon er vier Lieferungen besorgte), zusammen, indem er darin eine durchdringende Kenntniß menschlichen Lebens und menschlicher Charaktere mit dem schneidendsten Witz und der genialsten Laune vereinigte. Lichtenberg gehörte zu den Geistern, deren natürlicher Trieb es ist, alle Illusionen zu zerstören, und die dazu ungeheure Geisteskräfte und ein arbeitsames und angestrengtes Leben verwenden. Auf der Höhe seiner blendenden Negation wohnte Lichtenberg jedoch zuletzt einsam, menschenscheu und unglücklich, und fing an, mitten im Sonnenschein seines Witzes, Gespenster zu sehen und sich an düstere Ahnungselemente hinzugeben. Seine Verdienste, die er sich als Physiker erworben, sind bedeutend genug anzuschlagen, und knüpfen sich an eigenthümliche, mit seinem Namen bezeichnete Entdeckungen. Auch sein Humor hatte diese physikalische Zersetzungskraft, welche Welt und Menschen in ihre Urstoffe auflöst. —

Das Prinzip der Selbstbestimmung des menschlichen Geistes, auf welches die Kantische Philosophie eine neue Erweckung sittlicher Thatkraft zu gründen angefangen, gedieh in andern Geistern dieser Zeit, und zum Theil unabhängig von dem philosophischen System selbst schon zu einer Anwendung in Leben und Wirklichkeit. In der Schweiz war es Johann Heinrich Pestalozzi (1746 – 1827), welcher aus unmittelbarer Kraft geistiger Anschauung heraus sein großes Erziehungssystem aufstellte, das er auf den Grundgedanken baute, daß alle menschliche Bildung nur eine Belebung der selbsteigenen inneren Thätigkeit des Geistes sei, und daß das Kind nur durch die Entwickelung der ihm inwohnenden schaffenden Kraft, die sich an den Gegenständen übt und bethätigt, wahrhaft zum Menschen sich bilden könne. Darauf gründete er die eigenthümliche Methode seines Elementarunterrichts, der sich ganz auf die sinnliche und geistige Anschauung zurückführt, und nicht obwohl in dem Inhalt des Gegenstandes als in der Form der Aneignung und der dadurch bewirkten Erregung der geistigen Gesammtthätigkeit des Individuums, seinen eigentlichen Zweck sucht. Zu dieser Ansicht war Pestalozzi nicht auf dem Wege gelehrter und systematischer Untersuchungen, sondern vielmehr in der Opposition gegen alle Künstlichkeiten der Cultur und Wissenschaft gelangt. Der Gedanke von der Verderbtheit und Verschrobenheit des gegenwärtigen Civilisationszustandes der Menschheit war das Pathos, welches ihn ganz und gar erfüllte und seinem Geist auch praktisch die Richtung vorzeichnete, welche er in unermüdlicher, aufopferungs- und schmerzenreicher, aber schlecht belohnter Thätigkeit verfolgte. Sein Haß gegen die Cultur, welcher durch Rousseau's Schriften bei ihm Nahrung fand, trieb ihn auf die innersten und unmittelbarsten Lebensquellen im Individuum selbst zurück, und erzeugte bei ihm diese Idee des

Elementarunterrichts, welcher den ursprünglichen Menschen in seiner ganzen und ungetheilten Kraft zu seiner Basis nimmt und seine Menschenbildung als ein Product seines eigensten inneren Menschenseins hervortreten läßt. Mit dieser Rückkehr zu den ursprünglichen Tiefen und Quellen der menschlichen Individualität verbindet Pestalozzi zugleich die Rückkehr zur Natur selbst, zu einem harmonischen Menschheitsverhältniß in ihrem Schooß und in ihrer Mitte, und zu einem Aufgehen menschlicher Thatkraft und Kunst in den Objecten der Natur und in deren Bearbeitung und Bewältigung. Mit diesem Ideal einer Erziehung des Menschengeschlechts wandte er sich nicht an die Könige und die Großen seiner Zeit, sondern er sammelte arme Bettelkinder um sich, die er zuerst auf seinem kleinen Gut bei Bern unweit Lenzburg, welches er Neuhof nannte, im Jahre 1775 zu einer eigenthümlichen Erziehungsanstalt vereinigte. In dieser sollten sich landwirthschaftliche und industrielle Arbeiten mit der intellectuellen Erziehung vereinigen, und obwohl die gänzlich aus eigenen Mitteln angestellten Versuche noch scheiterten, und den großherzigen Unternehmer selbst in Elend und Noth stürzten, so erfaßte doch Pestalozzi in dieser Idee ländlicher Armen- und Waisenerziehung, die er zu organisiren strebte, einen für die glücklichere Entwickelung der Gesellschaft so bedeutenden und folgereichen Gedanken, daß er, getrost wie er that, einer weiteren Ausbildung desselben in der Zukunft ihn überlassen durfte. Pestalozzi hat sich ein unsterbliches Verdienst dadurch erworben, daß er die Heilung der Armuth, als eines Uebels der Gesellschaft, zuerst mit der Volkserziehung selbst in die innigste Gemeinschaft brachte und zu einer und derselben Sache verband. Er hat überhaupt in seinem Wirken wie in seinen Schriften den wesentlichsten Nerv der modernen Lebensentwickelung getroffen, und was auf dem von ihm zuerst bestellten Boden Glück-

liches aufgeht, wird zugleich die Erinnerung an seinen Namen unvergänglich machen. Unter seinen Schriften sind es besonders sein herrlicher Volksroman „Lienhardt und Gertrud“ (Basel 1781—1789), ferner seine „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts“ (Zürich 1797), „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ (Bern und Zürich 1801), seine „Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse“ (1804), seine „Wochenschrift für Menschenbildung,“ und die „Reden an sein Haus“ (im 9. und 11. Band seiner „sämmtlichen Schriften“), worin man eine ausführliche und erschöpfende Darlegung der Grundideen seines Lebens findet.

Auf dem Grunde der berlinischen Aufklärung, die durch Friedrich Nicolai kritisch und durch Moses Mendelssohn philosophisch vertreten wurde, war auch ein durch anmuthige Formen sich auszeichnender Schriftsteller, Johann Jacob Engel (1741—1802) erwachsen, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf das deutsche Bildungsleben, besonders in Berlin, einen nicht unerheblichen Einfluß gewann. Indem er sich geistig an die Richtungen der berlinischen Aufklärung anlehnte, zeigte er zugleich, was ein Mann von edlerem Geschmack und von einer gewissen natürlichen Poesie auf diesem Boden erzielen und leisten könne. Er erzeugte aus dieser allgemeinen Ernüchterung des sogenannten gesunden Menschenverstandes doch eine krystallklare und hellgeschliffene Prosa, der es auch nicht ganz an poetischen Farben fehlte, um der alltäglichen Wirklichkeit schon einen höheren Schimmer der Dichtung zu erwecken. Als eine klare, freundliche und lebenswarme Gestalt steht Engel in der deutschen Literatur da. Seine Schriften gehören nicht zu den mächtigen Schöpfungen des deutschen Geistes,

durch welche die Grundtiefen des Nationalbewußtseins aufgerührt wurden, aber sie haben ihren nicht zu vergessenden Werth in der schon frühe von ihnen ausgegangenen Vermittelung der deutschen Bildung mit freien und edelen Formen, nach denen Engel im Aeußern und Innern seiner Darstellung bereits in einer Zeit strebte, wo Goethe's Prosa noch nicht ihre Meisterwerke hingestellt hatte. Engel umzeichnete und skizirte schon die höheren Formen der deutschen Bildung, welche nachher durch unsere größten schaffenden Geister ihre gesättigte Ausführung und Verwirklichung fanden. Als Aesthetiker, Moralphilosoph und Dichter suchte er nach verschiedenen Seiten hin einen schönen und reinen Lebenstypus zu gestalten, dessen eigentliche Bedeutung in dem Gesetz des Maaßes und der Harmonie bestand, welches Engel für die deutsche Darstellung zu begründen strebte. Das Maaß ist in der That die eigentliche Muse Engel's, das leise Geheimniß seiner Darstellungskunst, das Pathos seiner künstlerischen und ethischen Gesinnung. In diesem Maaß, welches er überall als das eigentlich Bestimmende in Inhalt und Form walten läßt, soll sich die ächte Begränzung des menschlichen Lebens, als eine Kunst der Weisheit, der Sittlichkeit und der Schönheit darstellen. In diesem Sinne hat er den Standpunct der Aufklärung, welcher in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts die Geister in Deutschland beherrschte, mit der ethischen und ästhetischen Seite der platonischen Philosophie in Verbindung zu setzen gesucht. Seine Hinneigung zur platonischen Philosophie, soweit sich ihm dieselbe auf einem im Grunde unspeculativen Standpunct erschließen konnte, legte Engel nicht nur in seiner besonderen Schrift: „Versuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platonischen Dialogen zu entwickeln" an den Tag, sondern er versuchte auch selbst eine kunstmäßige Aneignung der Formen des

platonischen Dialogs. Diese eigenthümlichen Gesprächsrhythmen des Plato, mit ihren wunderbar verschlungenen Wortgeflechten, verstand Engel schon abzulauschen, wenn auch noch nicht mit derjenigen geistigen und dialektischen Vollendung, zu der es seine späteren Nachfolger in diesem Streben, Schleiermacher und Solger, gebracht haben Man kann aber von Engel sagen, daß er den Deutschen den Zopf des achtzehnten Jahrhunderts nicht sogleich unbarmherzig heruntergeschnitten habe, sondern daß er noch erst milde Uebergänge versucht, um allmählige Lösungen der deutschen Bildung zu bewirken. In Engel's Schriften geht daher die neue Zeit Deutschlands nicht, wie bei Goethe, in unmittelbar sich ausschüttenden, vollen und starken Frühlingswettern auf, sondern es ist die Poesie und Philosophie des gesunden Menschenverstandes, die in Engel in vorsichtiger Abwägung ihre Blüthen treibt.

Der Satz Kant's, den er in der Kritik der reinen Vernunft ausgesprochen, daß sich die Gegenstände nach unsrer Erkenntniß richten müßten, während man bisher angenommen habe, alle unsere Erkenntniß müsse sich nach den Gegenständen richten, dieser Satz enthält theoretisch den revolutionnairen Drang des Geistes in sich, der in diesem Jahrhundert die bestehende Wirklichkeit nach sich selbst, nach den innersten Gesetzen des Geistes, umzubilden unternimmt, und der uns in der Welt der deutschen Dichtung vornehmlich aus der Schiller'schen Poesie, schwärmerisch aufjauchzend aus der Tiefe des ächten deutschen Volksherzens heraus, entgegentritt.

Dieses stürmische Element in der deutschen Poesie hatte sich schon durch einige Dichter angekündigt, welche vorzugs-

weise nach diesem Charakter, in welchem sie sich darstellten, bezeichnet zu werden pflegen und als Vertreter einer sogenannten Sturm- und Drangperiode in der deutschen Literatur gelten. Dieser Sturm und Drang ist aber nur ein sehr äußerlicher Name für die hohen Wogen, welche der deutsche Geist jetzt zu schlagen begann, und worin seine tiefste Kraft, mit der er eine Poesie der Wirklichkeit gründen wollte, aufschäumte. Es ist bemerkenswerth, daß auf dieses neue Streben in der deutschen Poesie Shakspeare einen bedeutenden Einfluß ausübte, indem Klinger, Lenz und auch Schiller in seinen ersten riesenhaften Jugenddichtungen dem großen brittischen Dichter in Geist und Form nachstrebten und seine dramatische Macht in Ergreifung des wirklichen thatsächlichen Lebens sich zum Vorbild nahmen. Als der eigentliche Dichter der Sturm- und Drangperiode wird gewöhnlich Friedrich Maximilian von Klinger (1753—1831) angesehen, der wenigstens ein gewaltiges Streben hatte, urkräftige und ursprüngliche Gebilde in der deutschen Poesie darzustellen, wenn auch in der Ausführung ihm ein höherer und feinerer Geschmack, weichere und flüssigere Formen gebrachen. In dem absichtlichen Streben nach Großheit und Stärke, welches die Klinger'sche Poesie charakterisirt, gelang ihr meist nur das Harte, Rauhe, Fremdartige und Schroffe, dem er einen dichterischen und originellen Anstrich zu geben suchte. Die rauhe deutsche Mannesnatur, die sich in ihm poetisch machen wollte, überschlug und überstürzte sich in ihren Darstellungen. Seine Dichtwerke gewannen den düstern und verschlossenen Charakter einer Festung, in der Alles wohlausgerüstet und tapfer bestellt ist, in der die hochherzigsten Entschlüsse leben, worin aber ein behagliches, wohnliches und musenhaftes Element nicht zu suchen ist. Den bedeutendsten Werth haben seine Romane („Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt," 1791,

„Geschichte Giafar's des Barmeciden," „Geschichte Raphael's de Aquillas," „der Faust der Morgenländer," „der Weltmann und der Dichter," u. s. w.) in denen er zum Theil auf universale, alle Richtungen des sittlichen, socialen und religiösen Lebens umfassende Darstellungen ausgegangen ist. Als Dramatiker hat er eigentlich nur die Härten und schroffen Gegensätzlichkeiten Shakspeare's in sich aufgenommen, doch ist nicht zu verkennen, daß er auf dem Wege seines Vorbildes bereits dem höheren Begriff des Drama's sich annähert. — Dem Shakspear'schen Geist von innen her verwandter war Jacob Michael Reinhold Lenz (1750 bis 1792), welcher dazu berufen war, der erste dramatische Dichter der Deutschen zu werden, wenn ihn nicht ein umherschweifendes maaßloses Leben und Mangel an innerer sittlicher Haltung früh gebrochen und zur Vollendung seines Dichtergenie's unfähig gemacht hätten. Vornehmlich ist es der dramatische Humor, durch den sich Lenz eigenthümlich auszeichnete, und der, theilweise auf Shakspeare gepfropft, doch auch in originaler Entwickelung die frischesten und köstlichsten Blüthen trieb. Unter seinen dramatischen Arbeiten, die von Tieck gesammelt wurden (Berlin 1828), zeichnen sich vornehmlich „der Hofmeister" und „die Soldaten" durch das Streben nach natürlicher und wirklichkeitsvoller Darstellung und Charakteristik aus, obwohl einzelne monstrose Ausgeburten der keckſten und zügellosesten Laune die eigentlich poetische Freude trüben und den Dichter ins Ungeheuerliche und Formlose sich verlieren lassen.

Der wahre Sturm- und Drangdichter der Deutschen wurde aber Friedrich Schiller (1759—1805), in dem dieser Sturm und Drang des deutschen Geistes sich zu

dem idealen Streben nach einer Umgestaltung der Wirklichkeit des Völkerlebens vollendete und vergeistigte. Schiller war dies in sich tüchtige und gesinnungsstarke Individuum der Kant'schen Philosophie, der Dichter des kategorischen Imperativs, der in seinem sehnsüchtigen Geist aus den sittlichen Idealen schon ein freies schönes Volksleben hervorsteigen sah, und der das Kantische Ding-an-sich, diese unerkennbar stehen gebliebene Objectivität der Welt, an seine glühende Brust drückte, um sie unter den Pulsschlägen des Dichters erwarmen zu lassen und poetisch den Liebesbund vorzubereiten, der zwischen Subject und Object nun bald in der Identitätsphilosophie Schelling's und Hegel's geschlossen werden sollte. Schiller hatte sich aus den Elementen des achtzehnten Jahrhunderts auf einer ebenso großartigen Grundlage des Strebens, wie Goethe, nur nicht mit derselben Fähigkeit der Individualität, sich allseitig auszubilden, erhoben. Schiller's zu subjective Natur hatte die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit, welche er in seiner Jugend vorgefunden, als ein zu herbes Element der Trennung in seiner Poesie bestehen lassen, und statt durch ein Streben nach Plastik Rettung für diese Trennung zu suchen, wie Goethe, hatte er sich vielmehr in jenem Dualismus noch auf philosophischem Wege bestärkt, indem er an der getrennten Weltansicht der Kantischen Philosophie sein Lebens- und Kunstprincip sich verfestigte. Dadurch kam eine innere Einseitigkeit in Schiller hinein, die an allen seinen Mängeln schuld ist. Der unausgeglichene Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit, der sich seines ganzen Denkens und Dichtens bemächtigt hatte, ließ seine Poesie bald ebenso erhaben erscheinen, als er dieselbe auch wieder an den Rand der größten Trivialitäten führte und oft mitten in diese hinein, wie dies namentlich in seinen lyrischen Gedichten begegnet. Nur die Rhetorik wirft ihre

Blumen als Brücken von einem Ende dieses Dualismus zum andern und führt damit in ihrer entzündlichen Hast einen schwankenden Bau auf, an den sie selbst nicht glaubt, denn ihr ist dabei bange und wehe um's Herz. Aber Schiller's Poesie hatte zugleich eine deutsche nationale Bedeutung, in der sie selbst vor Goethe eine eigenthümliche Stärke voraus hat. Vielleicht konnte Schiller eben deshalb von Goethe an Kunstbildung und Formtalent übertroffen worden, weil Schiller's Wesen so ursprünglich deutsch, ja krank deutsch war, und er die innere Zerrissenheit des Volkscharakters in seiner eigenen Individualität mit aller Begeisterung und Tiefe des Schmerzes darstellte. In jedem Gedanken, den Schiller gehabt, ist deutsches Blut, über jedem Satze, den er geschrieben, ruht die deutsche Atmosphäre. Goethe sucht eine klare durchsichtige griechische Luft, einen schönen italienischen Himmel über seine Poesie zu wölben, und entschlägt sich darunter der deutschen Befangenheiten. Bei Schiller aber kommt man nicht leicht über die Sorgen des Vaterlandes hinaus, man fühlt bei ihm die Brustbeklemmung unserer Nationalität und das schwer athmende Ringen nach einer noch verhüllt liegenden Zukunft, der er mit seinem großen Sinne für Freiheit, und durch ein bestimmtes historisches Element in seiner Dichternatur, entgegenstrebte. Daß Schiller's Wirkung eine so beispiellos populaire in Deutschland gewesen, geht eben aus dem subjectiven Verhältniß, das er sich selbst zu seiner Nation gab, hervor, und um eine solche Wirkung bis in alle Stände von der deutschen Bühne herab zu verbreiten, mußte diese rhetorische Mischung von Erhabenheit und Trivialität dazu kommen, die bei Schiller geräuschvoll genug sich vernehmen ließ. Darum aber traf er wohl die Massen, aber sein Einfluß auf die allgemeine Nationalbildung war dennoch kein tiefer dringender, und die

nationalen und historischen Elemente seiner Poesie nutzten sich meist am Theatereffect ab.

Wir sehen gegen Ende dieses Jahrhunderts die Geschichte vorzugsweise in derjenigen Bewegung begriffen, welche in der Wiedererzeugung eines höheren und freien Volksthums auf dem Grunde des modernen Staatslebens ihre Aufgabe hatte. Es ist bemerkenswerth, daß zu dieser Zeit zugleich eine neue eifrige Beschäftigung mit den Studien des klassischen Alterthums beginnt, daß man besonders den Homer und die Griechen wieder mit enthusiastischer Vorliebe liest, und sehnsüchtig auf die alten Götter Griechenlands zurückblickt. Schiller's Gedicht: die Götter Griechenlands, entstand im Jahr 1788, also kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution, welcher die in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts allgemein sich regenden Ideen von Volk und Natur in ihrer höheren Bedeutung, auch in Deutschland vorangingen. Auch in Frankreich setzte die Akademie einige Jahre vor der Revolution Preise aus für die beste französische Uebersetzung des Homer.

Alle Zeiten hängen durch ein inniges und gemeinsames Band zusammen, und dies ist das Band des ewig schaffenden Geistes, das in der Geschichte niemals abreißt, und dessen fortlaufende Bewegung die Wissenschaft überall nachzuweisen hat. Der trivial gewordene Spruch, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt, hat in jenem innern Zusammenhang aller Zeiten, aus dessen unerschöpftem göttlichem Grunde sich immer dieselben Probleme zu neuer Lösung erzeugen, seine

Wahrheit und ſeine heilige große Bedeutung. So ſehen wir in dem homeriſchen Zeitalter die Volksunmittelbarkeit zwar aus einer vorangegangenen Revolution des Bewußtſeins hervorgetreten, indem ſich dieſe Volksunmittelbarkeit, welche Götter, Könige, Volk und Natur gleichmäßig verbindet, als eine Erlöſung aus derjenigen Kriſis des menſchlichen Geiſteslebens zeigt, welche zwiſchen dem orientaliſchen und occidentaliſchen Lebensprincip ſo lange gerungen, bis der Sieg des Occidents ſich zuerſt in der helleniſchen Volksbildung, in dieſen ihren vom Homer überlieferten urſprünglichen Formen, entſchieden. Aber die Volksunmittelbarkeit in dieſer homeriſchen Zeit, die ſomit zugleich als das erſte occidentaliſche Lebensprinzip überhaupt ſich geltend macht, erſcheint als der wahre Friedens- und Liebesbund zwiſchen allen Mächten des Daſeins, aufgerichtet zur heiligen Feier der freien Perſönlichkeit in dem jugendfriſchen und unſchuldreinen Herzen der Völker.

Dieſe nämliche Idee der Volksunmittelbarkeit aber iſt es, welche in der neueren Geſchichte ſo gewaltig wiedererſcheint, und hier, aus dem großen Bruch des modernen Bewußtſeins herausgetreten, die revolutionnaire Epoche der neueren Menſchheit erzeugt hat. Lange vor der franzöſiſchen Revolution ſehen wir aber ſchon in den menſchlichen Gemüthern jenes geheime Ziehen und Bewegen der Sehnſucht entſtehen, das ſich nach einer neuen Durchdringung und Ausgleichung des Lebens hinwendet, indem es ſeine Ideale zunächſt in der Rückkehr zur Natur, und zu jenem unmittelbaren Naturgrunde alles Daſeins findet, auf welchem es denn auch zuletzt das freie Volk in ſeiner alten angeborenen Herrlichkeit wiederſucht. Mit dieſer Rückkehr zum Naturideal ſehen wir denn im achtzehnten Jahrhundert merkwürdig die Vorliebe zu dem griechiſchen und römiſchen Alterthum, beſonders aber zu der Quelle des

antiken Freiheitsprinzips, zum Homer, sich verbinden, und jenes von uns angeführte Schiller'sche Gedicht, das die Götter Griechenlands feiert, darf man nicht aus der Stimmung der jugendlichen Sentimentalität erklären wollen, sondern lediglich aus der revolutionairen Gesinnung des Jahrhunderts, die in Schiller damals die eigentlich treibende Kraft seines Genius war. Das Unchristliche des Schiller'schen Gedichts hier bei Seite lassend, bemerken wir darin die gewaltig durchtönende Trauer um die „entgötterte Natur," die jetzt „knechtisch dem Gesetz der Schwere dient," und um die verloren gegangene Einheit von Dichtung und Wahrheit, in welcher Einheit „Lebensfülle durch die Schöpfung floß." Es war die Sehnsucht nach einer neuen, wieder von der göttlichen Substanz erfüllten, freien Wirklichkeit, welche Schiller zu dieser Anbetung des hellenischen Geistes zurücktrieb, und wenn er auch darin irrte, weil er mit dieser Sehnsucht der Freiheit den christlichen Geist noch nicht zu vereinigen wußte, sondern vielmehr ihn dadurch verneinte, so ist doch diese Stimmung bei ihm nicht aus einer Schwäche, sondern vielmehr aus der Kraft geflossen, die sein ganzes Dichterleben am meisten bezeichnet, aus der Kraft des antiken Freiheitsprinzips, das in Schiller mehr als in jedem andern modernen Dichter geglüht hat. Und in dieser Richtung seiner Poesie stellt Schiller gerade einen Durchgangspunct des modernen Bewußtseins dar, auf dem ihm die Sympathieen der Jugend gewiß geblieben sind, wenn man auch seine Zerfallenheit zwischen Ideal und Leben, die sich häufig nur künstlerisch und rhetorisch wiederherstellt, die aber doch beständig auch den historischen Drang und Stachel zur Heraufführung einer einheitlichen und freien Wirklichkeit in sich trägt, wenn man auch diese Zerfallenheit oft mit Erfolg gegen ihn benutzt hat, ihn auf sentimentale und transcendentale Schwächen zurückzuführen

Die Sentimentalität war aber in jenem in allen seinen Nerven durchstürmten Jahrhundert als ein nothwendigre Gährungsstoff innig mit jener Richtung verbunden, welche in dem idealen Naturleben die ächte Freiheit des Menschenlebens wiederfinden wollte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Allgemeine

Literaturgeschichte.

Dritter Band.

Allgemeine

Literaturgeſchichte.

Von

Theodor Mundt.

Dritter Band.

Die Literatur der Revolutionsperiode.
(Neunzehntes Jahrhundert.)

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1846.

BIBLIOTH
REGIA

Inhalt.

Siebenter Abſchnitt.

Die Literatur der Revolutionsperiode.

	Seite
1. Frankreich. Die Schriftſteller der Nationalverſammlung	5
2. Der Nationalconvent	14
3. Die Poeſie der Revolutionszeit	19
4. Die publiziſtiſche und hiſtoriſche Literatur	42
5. Wiederherſtellung des religiöſen Geiſtes in Frankreich	48
6. Deutſchland. Die hiſtoriſche Bewegung und die deutſche Philoſophie	65
7. Die romantiſche Schule	88
8. Die Wiederherſtellung des religiöſen Bewußtſeins in Deutſchland	137
9. Zeitgenoſſen der Romantik	152
10. Die nationalen und reactionnairen Bewegungen in Deutſchland. 1806—1816	173
11. Die Reſtauration und der Romanticismus in Frankreich	252
12. Die Wirkungen der Julirevolution in Frankreich und Deutſchland	277
13. Die ſociale Wiſſenſchaft und Poeſie in Frankreich	287
14. Die ſociale Literatur in Deutſchland	325

Seite

15. Politische und reformatorische Bewegungen in der deutschen Literatur 348
16. Die englische Literatur seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts 368
17. Die neueste europäische Literaturentwickelung 393
18. Die neueste deutsche Poesie 420
19. Die philosophische und wissenschaftliche Literatur in Deutschland 451

Siebenter Abſchnitt.

Die Literatur der Revolutionsperiode.

1. Frankreich. Die Schriftſteller der Nationalverſammlung.

Die Revolution iſt der Mythus der neuen Zeit. Ihn deuten und die in ihn eingegrabenen Widerſprüche verſöhnen, heißt die alte Sphinx in den Abgrund ſchleudern und den freien Menſchen auf den Thron der Menſchheit ſetzen. Der Strom der Revolution in allen ſeinen Krümmungen und Windungen zieht ſich durch das Gebiet des geiſtigen Völkerlebens, welches wir jetzt betreten, und wie der Jordan in alter Zeit der heilige Strom geweſen, mit deſſen Waſſern die chriſtliche Erlöſung der Menſchheit getauft worden, ſo iſt die Revolution der Jordan der neuen Zeit, aus dem getauft worden ſind alle ihre Beſtrebungen und Entwickelungen, die Taufe der politiſchen Erlöſung, die in ihren wahren Segen zu erheben, das heißt, mit der chriſtlichen Erlöſung ineinszugeſtalten, die innerſte Geiſtesbewegung unſerer Zeit ausmacht. Chateaubriand, als er im gelobten Lande reiſte, füllte aus den heiligen Fluthen des Jordan eine Vaſe mit dieſem Waſſer, das er nach Europa brachte, und womit ſpäter der kleine Herzog von Bor-

deaux, die Hoffnung der modernen Legitimität, getauft wurde. Aber diese Taufe der modernen Legitimität aus dem Jordan hat keinen Segen gebracht, oder, um ohne Gleichniß weiterzusprechen, der in diesem Symbol ausgedrückte Bund des christlichen Princips mit dem legitimen hat sich nicht mehr als lebenskräftig und haltbar erwiesen. Das christliche Princip in seinem neuen Bunde mit der Freiheit des modernen Volkslebens, welcher Bund mit den Wellen der Revolution getauft worden, haben wir in der Zeit, in welche wir jetzt eintreten wollen, nach allen Seiten hin zu betrachten, und in den verschiedensten Erscheinungen des Lebens und der Literatur als wirksam aufzuweisen.

Auch den höheren Begriff der Literatur haben wir aus jenen Umwälzungen des europäischen Geisteslebens überkommen, welche aus der französischen Revolution entstanden waren. Dies ist der Begriff der Literatur als einer zusammenhängenden, nationalen Wissenschaft, welche die literarische Cultur nicht einem fern abliegenden, getrennten, idealen Gebiet überweiset und überläßt, sondern als einen concreten Bestandtheil der wahren Wirklichkeit des Volksgeistes zur Einheit des Ganzen rechnet. Wie durch die französische Revolution der Staat selbst zuerst national wurde, indem er als höchster Inbegriff des Nationallebens zugleich seine höchste Geltung erhielt, so rückten auch durch dieselbe Thatsache der neueren Geschichte alle einzelnen Schöpfungen des modernen Geistes zu einer näheren Beziehung aneinander, und erkannten ihren wahren Mittelpunct in dem lebendigen Volksgeist an, dessen Kinder sie doch alle waren. Wie zur Zeit Ludwigs XIV. alle Schriftsteller mehr oder weniger ein Verhältniß zum Könige haben mußten, so ward jetzt die Nation und das Nationelle das glänzendste Hoflager der Literatur. Die Entwickelung des dritten Standes durch die Revolution hatte überhaupt das Nationalleben bereichert

und mit frischen Säften angefüllt, von denen es nun lebendig getrieben wurde, sich mit allen ihm sonst abgekehrt gewesenen Elementen zu begegnen und auszugleichen. An diesem neuen Lebensreiz erhob sich der Begriff der Literatur vorzugsweise zu einem nationalen, und ward ein Element der Vermittelung in dem gährenden Bildungsstreben, das Alles an die Harmonie freier Zustände setzte. Wie alle Stände sich lebendiger durchdrangen, so mußte auch der Gelehrtenstand selbst mehr als je hervor an das Tageslicht, und die Wissenschaft suchte nicht mehr als Eule die zurückgezogene Nacht, sondern den wahren Sonnenpunct des Wirkens, der am Horizonte des öffentlichen Nationallebens lag.

In Frankreich hatte die absolute Monarchie auch der Nationalliteratur ein eben so bestimmtes und in sich fertiges Gepräge gegeben, wie allen andern Erscheinungen des Lebens und des Staats. Denn je entschiedener die Spitze ist, in welcher alle Nationalität zusammenläuft, in desto festeren, gewissermaßen befohlenen Formen müssen auch alle Einzelnheiten der Bildung und geistigen Hervorbringung ihre Zugehörigkeit zu dem herrschenden Typus bekunden. Der classische Geist, welcher die Literatur der absoluten Monarchie in Frankreich charakterisirte, und von der Hofhaltung Ludwigs XIV., von der Akademie und von der aristotelischen Poetik seine höchsten Tagesbefehle empfing, war allmählig und wie von selbst den merkwürdigen Veränderungen gewichen, welche im achtzehnten Jahrhundert mit dem französischen Nationalcharakter selbst vorgingen. Kaum mag es noch eine andere Nation geben, in welcher, bei einer so feststehenden Eigenthümlichkeit des nationellen Temperamentes, sich zugleich eine solche Veränderungsfähigkeit des allgemeinen Volkscharakters, besonders durch geistige Einflüsse, bemerklich gemacht hätte, wie bei den Franzosen. Die epochemachenden Ereignisse und Verhältnisse in Frankreich haben

von Zeit zu Zeit immer eine ganz andere Nation angetroffen, und so finden wir in der Revolution von 1789 ein so gänzlich verschieden genaturtes Geschlecht, das durch die Einwirkungen einer vorangegangenen negirenden und atheistischen Literatur seine Art entschieden gewechselt hatte. War die Literatur des französischen Classizismus die Prachtliteratur des absoluten Regime gewesen, und erschienen uns die bedeutenden Dichter jener Zeit in ihrer steifen Feierlichkeit gewissermaßen als Großwürdenträger des Nationalruhms, so zeigte sich dagegen in der Revolution und der ihr zunächst vorausgegangenen Zeit die Literatur als eine Macht des öffentlichen Lebens und gewann, was sie an Glanz verlor, an Wirksamkeit wieder. Was Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Diderot und die übrigen Encyclopädisten zur Auflockerung des französischen Nationalcharakters gethan, indem sie theils die Macht der Individualität, theils die ursprünglichsten Rechte des Naturzustandes gegen die eingesessenen und überlieferten Zustände herauskehrten und mit ihrer zersetzenden Geistesschärfe bewaffneten: das ging in der Revolution reichlich in seine Blüthe auf und half die Ereignisse in ihrem Innersten bewegen. Die Schriftsteller, welche in dieser Revolutionszeit auftreten, erscheinen alle mehr oder minder als Ausdruck der öffentlichen Verhältnisse oder an den einzelnen Stadien derselben betheiligt, von ihnen bewegt, bedroht oder in irgend einem Zusammenhang, der dann gerade das Bedeutendste an ihnen wird, ergriffen. Die Literatur der Revolutionsperiode, deren Entwickelungen wir jetzt zunächst in Frankreich zu betrachten haben, hat ihr Interesse und ihre Bedeutsamkeit nicht in den Leistungen der Production, noch auch durchschnittlich in den ausgezeichneten Persönlichkeiten und Begabungen der Autoren, sondern lediglich in den Wechselwirkungen der Literatur mit der großen öffentlichen Nationalbegebenheit. Als Lite-

ratur kommt es vielmehr noch nicht wieder zu einer entschiedenen Gestaltung, die Tagesdebatte übervortheilt und bedrängt den literarischen Stoff, und das einseitige classische Element ist in der Poesie noch nicht überwunden, sondern haftet, und das ohne Kraft, an Form und Inhalt weiter. Der hier genommene Anlauf, eine neue französische Literatur zu gestalten, gelangt erst unter der Restauration, wo sich der Nationalcharakter abermals verändert und Einflüsse deutscher Poesie und Speculation in die französische Bildung eintreten, zu seiner Erfüllung, indem zu der alten classischen Norm der Nationalliteratur der wahre Gegensatz im Romanticismus heraustritt. —

Die neuen Ideen, welche in der Literatur Frankreichs sich entwickelten, hatten lange ein unsichtbares und geheimes Tribunal gebildet, vor dem im Stillen über die Zukunft Frankreichs abgeurtheilt und über das Bestehende gerichtet wurde. In der Nationalversammlung von 1789 gestaltete sich zuerst ein fester körperlicher Ausdruck, welcher darüber kein Geheimniß mehr übrig lassen wollte, daß eine neue Organisation des ganzen Nationallebens nothwendig geworden war, und der schon die Gestaltung Dessen aufzeigte, was allmählig eine ideelle Nothwendigkeit und durch den Gegendruck der materiellen Interessen und Verlegenheiten eine unumgängliche Gewißheit geworden war. In Mirabeau, diesem donnernden Zeus der Nationalversammlung, begegneten sich auf eine merkwürdige Art die Elemente des alten und neuen Frankreichs in einer Mischung und Verbindung, wie sie die mit den Gegensätzen spielende Geschichte öfters auf solchen Wendepuncten des Völkerlebens in den begabtesten Individuen hervortreten läßt. Die Rouéschaft des ancien regime war in Mirabeau auf das Glänzendste erhalten, und zugleich war er mit der Kraft eines Volkstribuns ausgerüstet, dessen Beredsamkeit Alles zer-

schmetterte, was nicht den Willen des Volks für den höchsten gelten lassen wollte. Ein Aristokrat vom Kopf bis zur Zehe, brüstete er sich üppig mit allen Farben der Standesvorrechte, und schlug sich doch zu den eifrigsten Verfechtern der gesetzlichen Rechte des dritten Standes, der besonders den energischen Reden Mirabeau's es zu verdanken hatte, daß er als ein rechtsgültiges Glied in den Staatsorganismus eintreten konnte. Dies monstre d'esprit, de talens et de vices, wie ein französischer Schriftsteller den Mirabeau nennt, hatte seine größten Vorzüge eigentlich darin, daß es nichts Heiliges für ihn gab, denn das wirklich Gute, das er leistete, trat bei ihm eigentlich aus jener Verachtung aller Principien hervor, die sich zuletzt doch um so mächtiger auf die entscheidende Richtung des Tages wirft, weil diese die einzige Gelegenheit ist, das Talent geltend zu machen. So war die Revolution ihm eigentlich nur der Spielball seines Genies, doch warf er sie mit seiner titanischen Kraft auf diejenige Seite hin, auf welche sie fallen mußte, um einen historischen Beruf zu erfüllen. Die aufwühlende und alle Principien zerstörende Literatur des 18. Jahrhunderts hatte in dieser Hinsicht an Mirabeau ihre Schule gut bewährt. In ihm wurde die Entleerung von allem bestehenden Inhalt, dieser mit der Wirklichkeit zerfallene Nihilismus, welchen die Literatur verbreitete, doch am Ende zu einer lebenskräftigen Gestalt herausgeboren, in der die Nation eine nützliche und ihrem Fortschritt ersprießliche Vertretung fand. So geschah es, daß ein mit allen Lastern der alten Zeit begabter Mann dem edelsten Interesse der neu aufgehenden Zeit Frankreichs, dem Interesse der Volksvertretung, so große Dienste leisten mußte.

Unter dem allgemeinen Ringen der Geister und der Kräfte war der dritte Stand aus den geöffneten Tiefen

der Geſchichte herausgeſtiegen, und dieſe für die nachfolgende Geiſtesentwickelung aller Völker ſo verhängnißvolle Geburt ward mit Staunen und mit Schrecken, und mit einem durch ganz Europa gehenden Herzklopfen, begrüßt. Dieſer dritte Stand ſprengte ſeine Gruft und ſchleuderte zuerſt den ſchweren Sargdeckel, hinter welchem die Geſchichte ihn ſo lange begraben gehalten, auf die Bruſt des Adels und der Geiſtlichkeit, daß ſie daran vergehen ſollten. Dann richtete er ſich, ein noch halb ſchlummernder Rieſe, wie im Traum empor, und ſtieß mit ſeinem ſchwankenden Haupt, das er kühn gen Himmel ſtrecken wollte, gegen den Königsthron, der an dieſer Berührung in lauter Stücke zerſchellte. Die noch unerſchöpfte Naturkraft der Geſchichte hatte ſich in ihm aufgeſpart, und durchdrang nun mit ihm die ganze Welt in allen ihren Adern.

Die neue Verkündigung des dritten Standes hatte in Frankreich ein Geiſtlicher, der Abbé **Sieyes**, geſchrieben. In ſeiner im Januar 1789 herausgekommenen Schrift: Qu'est — ce que le Tiers — etat? hatte er behauptet, daß der dritte Stand die **ganze Nation** ſei. „Der dritte Stand — heißt es in dieſer Schrift — umfaßt Alles, was der Nation gehört; und Alles was nicht der dritte Stand iſt, kann ſich nicht als ein Beſtandtheil der Nation anſehen. Was iſt der dritte Stand? **Alles!**“

Graf und Geiſtlicher zugleich, ſprach **Sieyes** doch ſowohl gegen den Adel wie gegen den Klerus, wie es ſich denn überhaupt hier als eine bemerkenswerthe Thatſache aufdrängt, daß die bedeutendſten Unterſtützungen, welche der dritte Stand in der franzöſiſchen Revolution zu ſeiner Erhebung gewonnen, von Männern des Adels und der Geiſtlichkeit ausgingen.

Dieſe ariſtokratiſche Natur war es gerade geweſen, welche in dem **Grafen Mirabeau** ſo gewaltig den de-

mokratischen Zwecken gedient hatte. Seine Meisterschaft in der Intrigue, die er an einer Hofhaltung der alten Monarchie mit den prächtigsten Erfolgen würde haben spielen lassen, kam jetzt, wo die Volkstribüne der Schauplatz seines thatendurstigen Geistes wurde, gewissermaßen seinem Redetalent zu Gute. Denn betrachtet man die Beredsamkeit Mirabeau's in den von ihm überlieferten Reden, so tritt uns daraus besonders diejenige intriguante Geisteskraft entgegen, die sich mit gleicher Geschicklichkeit Allem anzuschmiegen und Allem zu widerstehen versteht. Die unüberwindliche Dialektik dieser Redekraft setzt jedesmal Alles an ihr Ziel, und sie erreicht dasselbe durch jedes mögliche Mittel, bald durch Leidenschaft, bald durch Kälte, bald durch offene Gewaltsamkeit, bald durch ein geheimes und langsames Umstricken des Gegenstandes mit Scheingründen und Beweismitteln aller Art. Selbst ruhig und voll Eigenbeherrschung, zeigt sich der Redner darum um so wirksamer gerade in dem Sturm und Drang seiner Rede, und um so geschickter in der Benutzung des menschlichen Charakters, den er mit einer despotischen Menschenkenntniß, könnte man sagen, zu belauern, in sich selbst umzukehren, und in der verschiedensten Weise sich gehorsam zu machen weiß. Jedoch hätte Mirabeau das ihm in so ungeheurem Grade eigene Talent der öffentlichen Beredsamkeit, welches wahrhaft das Talent der neuern Zeit ist, in keiner andern Weise dergestalt üben und zu so wichtigem Einfluß bringen können. Die schöpferische Kühnheit seiner Rede führte ihn auch zu manchen Neuerungen in seiner Sprachbildung, welche ihm seine kritischen Zeitgenossen zum Vorwurf gemacht haben. Aber er deutete darin nur die Freiheitsregungen an, mit denen auch die französische Sprache alte Fesseln von sich abwerfen wollte, wie es in einer späteren Periode dieser Literatur entscheidender geschah. Mirabeau zeigte sich als

Schriftsteller zuerst durch seinen Essai sur le despotisme, der in Holland im Jahre 1776 erschien, und worin er mancherlei Eindrücke aus der Lecture des Tacitus und des Rousseau mit einer hinreißenden Begeisterung für die Freiheit der neueren Völker verarbeitete. In einem Gefängniß auf dem Schloß Vincennes, wohin er sich durch die abenteuerlichen Verschlingungen seines Lebens gebracht hatte, schrieb er sein bekanntes Werk: Des lettres de cachet et des prisons d'etat, 1782, zwei Bände. So gab er auch seinen Briefwechsel mit Sophie, der Gattin des Präsidenten Le Monnier, welche Mirabeau entführt und darauf geheirathet hatte, heraus, unter dem Titel: Lettres originales de Mirabeau, ecrites du Donjon de Vincennes, Paris 1792, in vier Bänden, worin er mit einer wunderbaren und hinreißenden Kraft der Darstellung das interessanteste Seelengemälde der Leidenschaft entfaltete. Durch seinen Aufenthalt in Berlin, wohin er durch einen geheimen Auftrag Calonne's gesandt worden, entstanden die Werke: de la Monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand, London 1789, 4 Bände, und die Histoire secrète de la cour de Berlin, Paris 1789, 3 Bände, welches letztere Ludwig XVI, um den deshalb ergangenen Anforderungen der Diplomatie zu genügen, durch Henkershand verbrennen lassen mußte. Die Reden Mirabeau's erschienen gesammelt unter dem Titel: Mirabeau peint par lui-même, ou recueil des discours qu'il a prononcés, des motions qu'il a faites. Paris 1791, 4 Bände. Eine andere Ausgabe führt den Titel: Collection complète des travaux de M. Mirabeau à l'assemblée nationale, von Etienne Méjan, Paris 1791, in 5 Bänden. Ferner: Oeuvres oratoires de Mirabeau, Paris 1819, 2 Bände, und die ersten drei Bände von Barthe's Orateurs français. Eine vollständige Aus-

gabe von Mirabeau's Werken besorgte Mérilhou (Großsiegelbewahrer im Ministerium Laffitte) in 9 Octavbänden, Paris 1825—1827.

Unter den hochgestellten Männern, welche sich um diese Zeit durch die Literatur der Sache des Volkes annahmen, ist auch zu erwähnen der Graf d'Entraigues, welcher in seinem Essai sur les privilèges den Adel gerade von der Seite angriff und preisgab, auf welcher er bisher seine ersprießlichste Bedeutung in Anspruch genommen hatte, nämlich von der Seite seiner Privilegien.

Grégoire, später Bischof, einer der edelsten und größten französischen Charaktere, und einer der einflußreichsten Hebel der Revolution, sowohl in der Nationalversammlung wie im Convent, verfocht in seinem öffentlichen Wirken, wie in seinen Schriften in der Sache der Revolution zugleich die Sache der Humanität und Menschenliebe. Er vertheidigte zwar beständig die Gerechtsame des geistlichen Standes, aber doch war er es, welcher zuerst den von der französischen Geistlichkeit verlangten Bürgereid leistete und überhaupt den geistlichen Stand zu einem bürgerlichen zu machen trachtete. Als Schriftsteller ließ er eine zahlreiche Reihe von Werken ausgehen, unter denen mehrere Schriften für die Menschenrechte der Farbigen auf St. Domingo, sein Essai historique sur les libertés de l'eglise gallicane et des autres églises de la catholicité, zuerst 1808, neue Ausgabe Paris 1820, ferner sein Essai historique sur la puissance temporelle des papes, 3. Ausgabe, Paris 1811, 2 Bände, seine Histoire des sectes religieuses, 2 Bände, Paris 1810, seine Histoire des confesseurs des empereurs, des rois et d'autres princes, Paris 1824, 3 Bände, und besonders seine in vielen Auf-

lagen verbreitete Schrift: de la constitution française de l'an 1814, Paris 1814 anzuführen ſind. Eine ausführliche Darſtellung ſeines Charakters und ſeiner Wirkſamkeit gab H. Carnot in ſeiner Notice historique sur Henri Grégoire, Paris 1837.

Die andern Mitglieder der Nationalverſammlung, Barnave, Lafayette, Bailly, Larochefoucauld-Liancourt, Maury, Cazalès, Lameth, Thouret, Roederer, Necker, Lally-Tollendal, Mounier, Volney u. A. ſtellen in ihren verſchiedenen Individualitäten verſchiedene Abſtufungen des damals waltenden öffentlichen Geiſtes dar, welche ſie auch mehr oder weniger literariſch bethätigen, ohne daß man von ihnen verlangen könnte, eine eigentlich literariſche Bedeutung zu zeigen. Der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt, ein Mann der Mitte zwiſchen Hof und Volk, entfaltete zwar ein bedeutendes Talent der Schilderung in ſeiner amerikaniſchen Reiſebeſchreibung (Voyage dans les Etats-unis d'Amérique, fait en 1795, 1796 et 1797, Paris, an VII. 8 Bände), aber ſeine Schriftſtellerei war nur eine nebenher ergriffene literariſche Beſchäftigung, auf die er ſich beſonders ſeit ſeinem eingetretenen Zerwürfniß mit den öffentlichen Begebenheiten warf. Dagegen hat er ſich andere Verdienſte um die menſchlichen Zuſtände ſeines Vaterlandes erworben, indem er die Impfung der Pocken und den gegenſeitigen Unterricht in Frankreich eingeführt hat.

Mounier, auf das Bedeutſamſte einwirkend in den erſten Verhandlungen der Nationalverſammlung, war ein Charakter von edler und tiefdurchdachter Mäßigung, welcher ſtets den Gedanken der Revolution in ſeiner Reinheit und Unvermiſchtheit aufrecht zu erhalten ſuchte, und ſein Bewußtſein darüber auf das Kräftigſte ausſprach, namentlich auch in ſeinen beiden Schriften: Recherches sur les

causes qui ont empêché les François de devenir libres (Genève 1792. 2 Bände), und de l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés sur la revolution de France (Tubingue 1801). In der letzteren hat er besonders auf eine durchdringende Weise vor der Sophistik gewarnt, welche sich in einer Zeit der Revolutien des menschlichen Geistes so leicht bemächtigt, indem durch die schlechten Mittel der gute Zweck erreicht und verwirklicht werden soll. Mounier aber wollte auch die individuelle Moral retten, indem er aufzeigte, welche Vermessenheit es von Seiten der Sterblichen wäre, der Gottheit nachahmen zu wollen, und, wie sie, das Böse zur Hervorbringung des Guten zu gebrauchen, da der Sterbliche doch nicht gleich der Gottheit den Erfolg der Unternehmungen in der Hand haben könne. Seine Schriften sind zur tiefinnersten Erkenntniß der französischen Revolution von großer Wichtigkeit, indem sie die Stellung bezeichnen, welche das von den hohen und ächten Ideen der Revolution ergriffene Gemüth in dem Zwiespalt, in den es zwischen der Macht der Ereignisse und der innern Moral der Persönlichkeit hineingedrängt wurde, angewiesen erhielt. Mounier war, wie Necker, ein Anhänger des englischen Verfassungssystems, und beide Männer suchten dieser ihrer Schule so viel als möglich Grund und Boden in Frankreich zu gewinnen.

In Volney sehen wir den unabhängigsten Charakter der Revolution, welcher den radikalen Gedanken derselben sowohl in seinem äußern Leben unerschütterlich festhielt, als er ihn auch mit einer entschiedenen Consequenz auf geistigem und religiösem Gebiet ausbildete, wie namentlich in seinen Ruines ou méditations sur les revolutions des empires, welche im Jahre 1791 erschienen. Dies berühmte und verschrieene Buch ist vielleicht die gründlichste

Anwendung des Revolutionsgeistes auf die moralische Weltordnung, deren höchster Grund in dem Naturgesetz anerkannt wird. Dem Materialismus, welchen Volney aufbaute, ist eine streng logische Entwickelung nicht abzusprechen, aber gerade dieser gierige Verstand, der sich auf jede Idealität, wie auf seine Beute, losstürzt, macht den fürchterlichen und niederschlagenden Eindruck, welchen man stets bei Volney's Philosophie empfunden hat. Den fast niemals passenden Namen eines Atheisten kann man eigentlich auch auf Volney nicht anwenden, denn giebt es nach ihm nichts Geistiges als die Materie, so hat doch dieselbe auch wiederum ihre geistige Natur in sich, und Gott wird durch dieselbe wirksam und beweglich. Volney vertheidigte sich gegen den Vorwurf des Atheismus durch seinen bald darauf erschienenen Moralcatechismus: La loi naturelle ou Catechisme du citoyen français, später auch unter dem Titelzusatz: Principes physiques de la morale bezeichnet. Diese physische Grundlage der moralischen Weltordnung ist dann die ewig feststehende und regelmäßige Ordnung des Universums, in welcher sich die Weltregierung Gottes bethätigt (l'ordre constant et regulier par lequel Dieu régit l'univers). Könnte man leicht geneigt sein, einen Abgrund von Schlechtigkeit in solchen Grundsätzen zu erblicken, welche nur diese materielle und sensualistische Begründung der höchsten Erkenntnißgegenstände zulassen, so ist doch dagegen der Umstand bemerkenswerth, daß Volney selbst ein ehrlicher und ehrenwerther Mann war, der in den verschiedenen Wechselfällen seines Privatlebens, unabhängig von dem persönlichen Vortheil, nur nach der Richtschnur eines höheren und allgemeinen Zweckes gehandelt hat. Während der verschiedenen Phasen der Revolution blieb er den Principien getreu, aus denen er 1789 zuerst an den Ereignissen Theil genommen, und schlug, obwohl mit Napoleon durch

persönliche Verhältnisse befreundet, und demselben bei den Ereignissen des 18. Brumaire thätig zugewandt, doch später alle Gewaltstellen aus, die ihm Napoleon angeboten, denn er gehörte zu der Minorität, welche im Senat eine Opposition, wenn auch freilich mit schwacher Lebenskraft, unterhielt. Der philosophische und moralische Standpunct, den Volney in seinen merkwürdigen Schriften zu begründen suchte, erzeugte sich in diesem Zeitalter aus einer an sich ganz gesunden und unverdorbenen Lebensrichtung, und konnte mit aller Gediegenheit und Tüchtigkeit des Naturells bestehen, wie wir denn in Volney zugleich den Mann der gründlichsten Wissenschaftlichkeit, der in seinen übrigen geschichtlichen, sprachlichen, statistischen und ethnographischen Schriften eine so gehaltvolle, positive Richtung befolgte, erblicken. —

2. Der Nationalconvent.

Mit der gesetzgebenden Versammlung und dem Nationalconvent betrat die französische Revolution schon eine entscheidendere Stufe und schickte sich zu schweren und schicksalsvollen Bestimmungen an. Im Innern bildeten sich die einzelnen Parteien der Revolution zu immer gefährlicheren Nüancen aus, und nach Außen ergab sich eine unheildrohende Stellung der europäischen Mächte zu Frankreich. Das Haupt Ludwigs XVI. schwankte schon dem Todesstreich entgegen, denn der Nationalconvent hatte seine erste That in der feierlich ausgesprochenen Abschaffung des Königthums verrichtet. Der Abbé Lechevalier hat behauptet, Ludwig XVI. sei durch den Einfluß der Royalisten hingerichtet worden, weil man dies für das sicherste Mittel gehalten

hätte, wieder einen König zu bekommen. Ein witziger Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, Lichtenberg, bemerkte demgemäß, daß man sagen könne, der König sei in usum Delphini hingerichtet worden. In der That war dieser unselige Königsmord zugleich wie der heilige Gral der Revolution, der eine versöhnende Gewalt ausübte, und das Königthum, das man vernichten wollte, gerade in dem innersten und zartesten Bewußtsein der Nation aufrecht erhielt. Das Gewissen der Nation sollte der Dränger werden, der wieder auf eine inhaltsvolle Gestaltung des Lebens hinarbeitete.

Der edle Bischof Grégoire selbst, von dem im Nationalconvent die welthistorisch gewordenen Worte: l'histoire des rois est le martyrologe des nations gehört wurden, sprach mit allem Aufwand seiner Beredsamkeit für die Vernichtung der Königswürde, zugleich aber auch für Abschaffung der Todesstrafe, denn der wesentlichste Beweggrund dieser seiner Wirksamkeit im Convent war der, das Leben des unglücklichsten Königs zu retten. Indeß konnte die neue und untheilbare Republik, welcher der Strudel ihrer innern Verwirrung schon über den Kopf wuchs, nicht mehr solche Gesinnungen würdigen, wie sie Grégoire geltend machen wollte. Die Vernunft des Convents ward erschüttert durch die gewaltigen Parteiungen des Berges und der Gironde, in deren Zwiegefechten die Schreckensherrschaft den Sieg über die Mäßigung davontrug. Das Revolutionstribunal festigte wenigstens die verworrenen und haltungslosen Massen der Revolution und gab ihnen eine Zeit lang die Bestimmtheit und Ordnung, welche in diesem Moment allerdings nur die Gewalt des Schreckens hervorbringen konnte. —

Die Vertreter dieser Phase, in welcher wir nach unserem Zweck zugleich die geistigen Elemente der sich neu

gestaltenden Nation zu verfolgen haben, sind Gestalten von der verschiedenartigsten Bedeutung. Der Cultus der Vernunft und die Decretirung der allgemeinen Religionsfreiheit sind die Spitzen, zu welchen sich das innere Leben der Nation in diesem Zeitraum herauskehrte, und in diesen Kreis der Geistesanschauung sehen wir auch die bedeutsamsten Köpfe getrieben und sich mit ihrer eigensten Begabung darin bethätigen. Die Namen Condorcet, Rabaut St. Etienne, Carnot, M. J. Chenier, Isnard, Saint-Just, Robespierre, Danton, Camille Desmoulins, Louvet de Couvray und sehr viele andere sind hier zu nennen, welche theils durch ihr persönliches Redetalent den mächtigsten Ausdruck dieser Periode abgaben, theils durch Schriften die innere Richtung des Zeitalters aussprachen.

Eine logische Philosophie dieses Zeitalters zu gründen, war Condorcet, welcher an der dem Convent vorgelegten ersten republikanischen Constitution einen so großen Antheil hatte, auf dem besten Wege. Dieser merkwürdige Revolutionsphilosoph war der ebenbürtigste Schüler und Abkomme Voltaire's, dessen Leben er auch beschrieben hat, doch wußte er noch gründlicher und systematischer jene Skeptik an allem bestehenden Inhalt des Lebens, an aller positiven Religion und Offenbarung zu fassen, indem er eigentlich an die Stelle dieser Skeptik einen Glauben setzte, nämlich den an die maßloseste Perfectibilität des Menschengeschlechts. Dieser Glauben mußte sich aber nicht minder nihilistisch und inhaltslos erweisen, als der muthwilligste Scepticismus selbst, denn ein Princip, das eigentlich nur eine unaufhörliche Reihe von Veränderungen anerkannte, die freilich immer zum Besseren und Edleren hinführen sollten, aber damit doch zugleich alles Feste und Positive jederzeit wieder verneinten, konnte im Grunde nur ein Gedankensystem des Zweifels genannt werden. Und

doch sollte es bei Condorcet die Stelle der Religion selbst vertreten, und einen Trost für das Gemüth bewähren, welchen er bei dem ihm verhaßten Christenthum zu finden verschmähte. In seiner Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain, kurz vor seinem Tode geschrieben, hat er, oft in ergreifenden Zügen, diese Ansicht entwickelt. Die gesammelten Schriften von Condorcet erschienen in 21 Bänden (Braunschweig und Paris 1804) und umfassen seine politischen, staatsökonomischen, juristischen und biographischen Werke.

Sein Freund Cabanis, mit größerem persönlichem Glück, als er, bei der Revolution betheiligt und unter dem Directorium und von Napoleon durch Ehrenstellen ausgezeichnet, verfolgte diese Richtung der Negation gegen den positiven Geist durch ein noch gröberes System des Sensualismus, das er vornehmlich in seinen Rapports du physique et du moral de l'homme, (Paris 1802, zwei Bände) niederlegte. Er war Arzt, und der Körper galt ihm zugleich für den höchsten und letzten Ausgangspunct des Geistes, und im Grunde für den Geist selbst. Cabanis hat den Satz erfunden, welcher die Aufregung der Revolutionsepoche am erschöpfendsten und mit einer furchtbaren Kürze bezeichnet: les nerfs, voilà tout l'homme, und in diesem Satz begründete er gewissermaßen seine ganze Philosophie und den eigentlichen Lebensgehalt seiner Zeit. Das Verwerfliche dieser Ansicht, welche in der Materie und deren vollkommensten Ausbildung allen Geist, alle Wahrheit und alles Glück des Daseins zusammenfaßt, ist leicht zu bemerken und darzuthun, aber sie hat auch eine Seite, auf der sie wenigstens ihr Hervortreten gerade in solcher Zeit rechtfertigen kann, mit deren Bestrebungen sie auch im Wahrhaften einen nicht abzuläugnenden Zusammenhang hat. Denn die Revolution hatte allerdings in ihrer höchsten und

reinsten Bedeutung die Aufgabe, den Geist in der Materie, die Freiheit in dem Bestehenden und Ueberlieferten, das Gesetz und Recht des Ganzen in seinen einzelnsten Gliedern zu verwirklichen und zur Anerkennung zu bringen. Das Volk selbst war die bisher verstoßene und der Anerkennung ihres Geistes nicht gewürdigte Materie gewesen, jetzt sollte das Volk Alles sein, und in der Philosophie dieser Zeit mußte denn auch der Schwerstoff des organischen Lebens, die Materie, für den Hauptsitz alles Seins gelten. Die Theorie von der Oberherrlichkeit des Volkes traf auf eine merkwürdige Art mit der Zurückführung alles Geistigen und Sittlichen auf das Physische zusammen, wie sie namentlich in der Philosophie von Cabanis sich mit dieser grellen Offenherzigkeit, die den ganzen Menschen nur in den Oscillationen des Nervenlebens begriff, aufzubauen suchte. Der Heros dieses Nervengeistes mußte ihm daher Mirabeau sein, als dessen Freund und Bewunderer Cabanis bekannt ist. Cabanis erkannte nicht den durch sich selbst bestimmten Geist an, der aus seiner eigenen Freiheit und Nothwendigkeit heraus zu handeln vermöchte. Die Nervenerschütterungen brachten nach seinem System auch den Willen selbst hervor, und so war Mirabeau in seinem Verhältniß zur Revolution, das wir oben bezeichnet haben. Es war der Kitzel seiner eigenen Nerven, den Mirabeau an den öffentlichen Ereignissen befriedigen wollte, denn diese hatten nicht aus ihrem selbsteigenen Geist heraus ihre Bedeutung für ihn, es war auch nicht ihre prinzipielle Selbstständigkeit, die er an ihnen anerkannte, sondern lediglich das, was davon im Verhältniß zu seinen nach Genugthuung trachtenden Sinnen stand. Die gesammelten Werke von Cabanis erschienen in 5 Bänden, Paris 1823—25.

3. Die Poeſie der Revolutionszeit.

Von den Erſchütterungen und Verwickelungen der Revolution mußte ein Rückweg in einen organiſch verfeſtigten Zuſtand gefunden werden können, die Revolution ſelbſt mußte geſetzlich werden können. Dies wurde ſie in Napoleon. Er war das Genie der That, welcher all dieſe Zerfahrenheit von Gegenſätzen und Widerſprüchen in ſich ſelbſt zu einem poſitiven Organismus zuſammenfaßte und eine Art von Wiederherſtellung des Geſetzes durch Legitimirung der Revolution begründete. Das Kaiſerreich wurde auf ſeine Weiſe eine Erneuerung der Glanzperiode des abſoluten Regime's, das er nur auf einem neuen Grunde des Nationallebens und in neuen Formen zur Erſcheinung brachte. Napoleon, in welchem die Revolution eine abſolute Form angenommen, hatte auch nicht übel Luſt, nach mehreren Seiten hin ſich gleich einem Ludwig XIV. zu gebärden, und gern hätte er wohl auch für einen Wiederherſteller der Nationalliteratur gegolten und wie Louis quatorze eine auserwählte Schaar großer und ſchöner Geiſter um ſich verſammelt. Wie ihm in allen Dingen darum zu thun war, auch etwas von dem althergebrachten Glanz des Throns um ſich zu verbreiten, ſo würde er es ohne Zweifel auch als eine Erhöhung ſeiner Legitimität angeſehen haben, wenn um ihn her eine neue Nationalliteratur entſtanden, wenn Tragödien des Kaiſerreichs gedichtet worden wären, wie früher Tragödien des ancien Regime. Napoleon war ſich dieſes Verhältniſſes entſchieden bewußt, und ließ auch in dieſem Sinne eine literariſche Parole ergehen, aber ſeine Tagesbefehle, denen die Fürſten und Völker ſeiner Zeit ſich beugen mußten, wollten doch für die Productionen der Dichter nichts fruchten. Die Poe-

ſie ſeiner Zeit blieb ihm ſtumm, oder wo ſie zu reden ſich beſtrebte, that ſie es meiſt in unreifen, zwiſchen alter und neuer Form leblos ſchwankenden Verſuchen. Unter Napoleon verhallte auch die Beredſamkeit wieder, welche ſonſt die einzige der redenden Künſte geweſen war, die in dieſer Zeit einen neuen und eigenthümlichen Aufſchwung genommen.

Fragen wir überhaupt nach der ſchönen Literatur in Frankreich während der Zeit der Revolution und in Folge derſelben, ſo fehlt es zwar nicht an mannigfachen Talenten und an einer bunten Reihe von Beſtrebungen und Leiſtungen, aber es tritt uns ſchwerlich irgendwo ein reiner Geiſt der Production in einem höheren und ausgebildeten Stil, noch weniger aber eine Einheit und Fülle des Kunſtwerks entgegen. Es fehlte allen Dichtern diejenige Freiheit und Unbefangenheit des Geiſtes, in deren Beſitz die ganze Nation während dieſer Epoche ſich nicht befand.

Als die eigentlichen Dichter der Revolutionszeit werden gewöhnlich die Brüder Chénier, namentlich André Chénier, ferner Lebrun, Andrieux und einige andere angeführt. André Chénier war auch in der That ein wahrhaft poetiſches Talent, das, mit den Ereigniſſen der Revolution in Berührung geſetzt, daran ſowohl ſeinen höchſten Schwung entfaltete, als es ſich auch im Wirbel derſelben an ſeiner freieren und rein dichteriſchen Entwicklung beeinträchtigt ſehen mußte. Ein edler Dichterſinn, wie der ſeinige, wollte die Freiheit in ihrer reinſten Geſtalt verwirklicht haben, und dies trieb ihn zum Widerſtand gegen die blutigen und gräuelvollen Wendungen der Revolution, wie es ihn zu den herrlichſten und kraftvollſten ſeiner Oden und Elegieen begeiſterte. Mit ihm nimmt in der That die neue Zeit der franzöſiſchen Poeſie ſchon ihren Anfang, obwohl erſt in großartigen Andeutungen, durch welche gezeigt wird,

wie der Genius der französischen Sprache von seinen alten Fesseln entbunden und in ein neues Reich der Naturwahrheit und Freiheit und eines durch seinen eigenen Inhalt bestimmten geistigen Ausdrucks hineingehoben werden könne. Hierin beginnt Chénier schon ein Werk, welches später der Romanticismus ausführte, daß er Sprache und Form der Poesie durch den Gedanken zu emancipiren suchte, und überhaupt, bei allem hochfliegenden Schwung seiner Gedichte, zugleich den Sprachausdruck des wirklichen und gemeinen Lebens in die Poesie hinübertreten ließ. Daher ist seine Darstellung ebenso leicht und ungebunden, als sie wieder maßvoll in sich selbst und auf der Schwere ihrer eigenen Kraft beruhend sich zeigt. Chénier war ein classisch gebildeter Dichter, und folgte besonders in seinen Idyllen und Elegieen, die eine durchweg frische und anmuthvolle Lebensanschauung athmen, den Mustern der Alten. Die griechische Mythologie ist in ihm auf die allernaivste Weise zu Fleisch und Blut geworden und so in sein eigenes Naturell und in den Geist seiner Darstellung aufgegangen, daß man es nicht mehr als ein fremdartiges Element von ihm zu trennen vermag. Doch war er es zugleich, welcher die Schranken der französischen classischen Schule zuerst durchbrach, und namentlich dem Alexandriner, diesem feierlich abgemessenen Paradeschritt des Classicismus, seine freiere Bewegung eroberte. Er schaffte die feststehende Cäsur in der Mitte des Verses ab, indem er dieselbe beweglich machte und dadurch dem Alexandriner einen manigfaltigeren und dem wechselnden Gedanken sich mehr anschließenden Ausdruck gab, wie auch dadurch, daß er, das Enjambement sich verstattend, den Gedanken von einem Verse zum andern frei hinübergreifen ließ. Alles dies sind Befreiungen auch der Poesie in einem Zeitalter, welches sich die Verwirklichung der Freiheit in allen Lebensdingen zu

seinem Beruf gestellt, und André Chénier wird deshalb auch von vielen französischen Kritikern als der Befreier der französischen Poesie genannt. Sein Haupt mußte er unter die Guillotine der Schreckensmänner legen und mitten in einem Gedicht, in welchem er kurz vor seiner Hinrichtung noch einmal seine poetische Seele aushauchte, holten ihn die Henker ab.

Von seinen Werken giebt es vornehmlich zwei Ausgaben: Poésies de A. Chénier précédées d'une Notice par H. de Latouche, Paris 1820 und später, und die Oeuvres de A. Chénier anciennes et posthumes, corrigées et mises en ordre par D. C. Robert, Paris 1824—26, in zwei Bänden.

Sein Bruder war der Dichter Marie-Joseph de Chénier, Mitglied des Convents, dem man nachgesagt, daß er durch größere Anstrengungen das Leben André's hätte retten können. Doch ist er von diesem Vorwurf selbst durch Chateaubriand, der sonst nicht zu den Freunden dieses Dichters gehört, freigesprochen worden. Marie-Joseph de Chénier war ein edler und poetischer Charakter, aber heftigeren Temperaments als sein Bruder, und deshalb widerstandsloser den Leidenschaften der Revolution hingegeben, welche er fast in allen ihren Stadien lebhaft ergriff und auch durch sein Dichtertalent auszuprägen suchte. Er war der Dramatiker der Revolution und benutzte mit kühnem Geist die Gewalt der Bühne, um auf das Volk zu wirken, aber auch die Parteien bewegen und anschüren zu helfen. In diesem Sinne wirkte zuerst im Jahre 1789 seine Tragödie Charles IX. ou l'école des Rois, die unmittelbar aus der ersten Aufregung der Revolution hergeflossen und den damals herrschenden Geist der Zeit mächtig vertrat. An diesem Stück hatten die französischen Kritiker die Entstellung der historischen Wahrheit zu tadeln, und

viele verwarfen auch gänzlich seine poetische Bedeutung, indeß war es der hinreißende öffentliche Erfolg, welcher es zu einer der wichtigsten Productionen stempelte. Sein Trauerspiel Henri VIII. gewann nicht diese öffentliche Tagesbedeutung, ebenso wenig sein Jean Calas, doch sah der Dichter selbst in diesen Stücken seine poetischen Lieblingskinder, von denen er wenigstens das erstere mehrmals überarbeitete. Als ein Culminationspunct dieses Antheils der Poesie an der Revolution erschien aber sein Cajus Gracchus, der im Jahre 1792 auf dem Théâtre français zur Aufführung kam. Dies ist ein Trauerspiel der Republik, mit den berühmten, damals so wirkungsreichen Worten:

. . . Arrêtez, malheur à l'homicide . .
Des lois et non du sang. Ne souillez point vos mains . .

Chénier setzte diese durchaus demokratische Dichtungsweise in seinem 1793 aufgeführten Fénélon fort, wie in dem antik gehaltenen Timoléon, mit Chören und Volksgesängen, welche zum Theil von Méhul auf das Wirksamste componirt wurden. Die Republikaner selbst wollten jedoch in allen diesen Dramen nicht diejenige äußerste Genugthuung finden, die sie im Drang ihrer Partei begehrten, und der Dichter kam in manchem Betracht in verdrießliche Lebensstellungen. Seine Productivität war keine gewöhnliche, und außer mehreren Dramen, die noch von ihm bekannt sind, hat er sich auch fast in allen übrigen Gattungen der Poesie, wie auch als Kritiker und Literarhistoriker versucht. Gegen Napoleon bildete er, zur Zeit der consularischen Gewalt, und später, eine sehr lebhafte Opposition, die er zum Theil selbst in einer Tragödie Cyrus, die zur Krönung Napoleon's aufgeführt wurde, auf versteckte Weise hindurch schimmern ließ. Von seinen gesammelten Werken giebt es mehrere Ausgaben, unter denen die Oeu-

vres (anciennes et posthumes) de Mar. Jos. de Chénier, précédées d'une notice historique par M. Arnault, Paris 1824—1826, in 8 Bänden, die vollſtändigſte ſein dürfte.

Unter den andern Dichtern, welche entweder aus der Revolution ſich erzeugten oder ihr Talent derſelben dienſtbar machten, führen wir jetzt zuerſt Ecouchard Lebrun an, welchen man den Gelegenheitsdichter der franzöſiſchen Revolution nennen kann. Wenigſtens ſehen wir ihn nicht in einem ſo prinzipienmäßigen Zuſammenhang mit den öffentlichen Ereigniſſen, und daraus ſchaffen, wie der Dichter Chénier. Bald feierte er die Revolution in den heftigſten und übertriebenſten Oden, bald gab er ſich wieder, beſonders zur Zeit der Schreckensherrſchaft, die ihm freilich ſeine Vermögensumſtände zerrüttete, den weichlichſten Klagen hin. Die Kühnheit ſeiner Gedanken und Verſe riß ihn oft fort, beſonders im Epigramme, in welchem er alle Widerſprüche ſeiner Zeit zu den ſchärfſten Spitzen herauszukehren verſtand. Als Epigrammendichter in der Revolution verdient er darum eine beſondere Aufmerkſamkeit, weil er kaum eine hervorragende Perſönlichkeit dieſer Epoche verſchonte, wenn er ſich auch ſelbſt dabei oft gehäſſig beleuchtete. In ſeinen Oden ſind ihm Schwung und Erhabenheit nicht abzuſprechen, und viele darunter behaupten noch heut den hohen Ruhm, den ſie zu ihrer Zeit gefunden. In der Biographie des Contemporains wird er der Dichter des Directoriums genannt, unter dem er allerdings ſo begünſtigt wurde, daß er auch als Poet bei allen möglichen Gelegenheiten mit ſeinen Verſen für daſſelbe in die Schranken trat. Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien nach Lebrun's Tode im Jahre 1811 in 4 Bänden, unter dem Titel: Oeuvres de Ponce-Denis (Ecouchard) Le Brun.

mises en ordre et publiées par P. L. Ginguené et précédées d'une notice sur sa vie et ses ouvrages.

Seinen Freund Andrieux wollen wir hier gleich anschließen, der als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und später als Präsident des Tribunats keine unerhebliche Wirkung auf die Oeffentlichkeit ausübte, und in der französischen Poesie besonders als Komödiendichter sich einen bleibenden Namen gemacht hat. Auch als Erzähler hat er einige Lieblingsstücke des französischen Publikums geschaffen, wozu vornehmlich der Müller von Sanssouci gehört, in dem auch ein versöhnliches Licht auf die Könige geworfen wird:

— et ces malheureux rois,
Dont on dit tant de mal, ont du bon quelquefois.

Der Müller heißt aber selbst Sanssouci in dieser Erzählung, und der Dichter glaubte, daß nach ihm erst das berühmte Schloß des großen Friedrichs getauft worden. Andrieux war zuletzt Professor der Literatur am Collège de France in Paris gewesen. Seine Werke erschienen, von ihm selbst besorgt, unter dem Titel: Oeuvres de F. G. J. St. Andrieux, zuerst Paris 1818—23 in 4 Bänden, später 1823, in 6 Bänden. — Mit Andrieux wirkte zusammen Collin d'Harleville, der sich durch eine Reihe von Theaterstücken, besonders auch im Fach des Lustspiels, bekannt machte. (Théâtre et poesies fugitives de J. F. Collin d'Harleville, Paris 1805, in 4 Bänden. Eine andere Ausgabe: Chef-d'oeuvres dramatiques, Paris 1822.)

Ebenso Picard, der Schauspieler und Theaterdichter zugleich war, und im Lustspiel eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit an den Tag legte. Das gewöhnliche bürgerliche Leben war es, das er in seinen Stücken scharf und charakteristisch wiederzugeben verstand. Sein Hauptverdienst ist

die Natürlichkeit der dramatischen Entwickelung, und an ihm, wie an den vorgenannten Dichtern, ist die frische und ungetrübte Laune, diese Harmlosigkeit des Schaffens zu bewundern, welche sie sich in ihrer Zeit bewahren konnten. Auch Picard's Romane wurden zu ihrer Zeit viel gelesen, und, ebenso wie seine Komödien, mehrfach in's Deutsche übersetzt. Unter Andern schrieb er einen Gil Blas der Revolution in 5 Bänden, der zu seiner Zeit viel gelesen wurde. Die Oeuvres de L. B. Picard, Paris 1821—22, enthalten eine Sammlung seiner Theaterstücke und einiger seiner Romane.

Diese Dichter, der unbefangenen Production hingegeben, hatten sich dadurch gewissermaßen unabhängig vom Zeitgeist gestellt, und trugen nicht die Verderbtheit, aber auch nicht die mächtige Bewegung desselben an sich. Anders war Pierre Augustin Caron de Beaumarchais, dessen Lustspiele wir hier noch ganz besonders und in ihrem innern Zusammenhange mit dem Zeitalter der Revolution zu betrachten haben. Kaum hat ein anderer Autor die innerste Dialektik seines Jahrhunderts so sehr in seiner Person und seinem Talent ausgeprägt, als Beaumarchais, welcher auf dieser Ausgebildetheit und Richtigkeit seiner Zeit, aber auch auf ihrer elastischen Kraft des Widerspruchs, gewissermaßen wie ein Virtuose herumspielte. Wir können diesen merkwürdigen Menschen auch nicht besser bezeichnen, als wenn wir ihn einen Virtuosen des revolutionairen Zeitgeistes nennen, denn dieser war ihm das Instrument, auf welchem er mit allerhand feinen und kühn angewandten Kunstgriffen meisterhafte Wirkungen hervorrief. Die Sophistik Voltaire's und Rousseau's versetzte sich bei ihm mit einem Advokaten-Talent, das den Markt des Tages zu beherrschen verstand, und seine Spitzfindigkeit darauf verwandte, die Ideen der Zeit gewissermaßen an den Mann zu

bringen. Seine Hauptproduction in dieser Beziehung ist die Hochzeit des Figaro, welche Komödie als eine Fortsetzung seines Barbier de Seville ou la précaution inutile (1775) zuerst im Jahre 1784 unter dem Titel la folle Journée, später erst le mariage de Figaro genannt, erschien. Die Hochzeit des Figaro ist die wahre Komödie der Revolution. Das schleichende Gift der Gesellschaft, das Niemand noch beim rechten Namen zu nennen weiß, und welches doch alle in ihrem innersten Mark ergriffen hat, zeigt sich uns hier in einer merkwürdigen Verkettung von Verhältnissen, die alle mit Schlangenwindungen um den Gegensatz von Sein und Schein sich drehen. Das, was ist, ist nicht: dieser dialektische Grundgedanke zieht sich erschütternd und Alles untergrabend durch die Hochzeit des Figaro hin, und dies ist zugleich der Hauptgedanke der Revolution, die in dem Bestehenden das Nichtseiende aufzuzeigen hatte. In dem Stück des Beaumarchais sind alle Personen schuldig, und selbst diejenigen, die etwa Recht darin haben, wie Figaro selbst, sind von der allgemeinen Schuld nicht freizusprechen, sondern behalten ihren Antheil an der Verdammung Aller. Daher der unheimliche und fast gespensterhafte Hintergrund, welchen man bei der Komödie, trotz aller ihrer Muthwilligkeiten und ergötzlichen Verschlingungen, nicht loswerden kann. Es ist der lauernde Geist eines tiefen Unheils, der, obwohl er noch mit Neckereien sich begnügt, doch seinen tragischen Eindruck nicht verwinden läßt. Und auf diese allgemeinere Wirkung ist es abgesehen, nicht etwa bloß darauf, im Grafen Almaviva und seinen sittlich unterhöhlten Verhältnissen die Verlorenheit eines aristokratischen Lebens zu zeichnen. Die ganze Stimmung des Zeitalters, die nur Nichtiges überall sehen mochte, ist in der Hochzeit des Figaro abgedrückt. Jede Form hat hier schon ihre innere Bedeutung

verloren, und darum wird mit ihr dies lose Spiel getrieben, das theils in allem Ernste über jede heilige Scheu hinaus ist, theils in der Frivolität dieses Antastens aller heiligen Bande sich gefällt und damit zu gefallen sucht. Wenn man will, bewies Beaumarchais in diesem Stück ein gewisses Darüberstehen über dem Geist der Revolution und der allgemeinen Anzweiflung der Verhältnisse, denn all diese geheimen Sünden und Sündenneigungen, die am Ende nur der Trieb eines Jeden nach dem ihm naturgemäßen Verhältniß sind, werden im Grunde vom Dichter selbst mit einer kalten, nirgend Partei nehmenden, das Verwickeltste mit Ueberlegenheit bemeisternden, Ruhe abgehandelt. Man könnte sagen, daß Beaumarchais selbst dieser Figaro der Revolution war, der zu den Ereignissen derselben die nämliche Stellung einnahm, wie der kluge Barbier zu den Verhältnissen jener Komödie. Figaro steht auch über allen diesen Verhältnissen, deren geheime Fäden er so geschickt durcheinander windet, und am Ende ist er der einzige, der mit einem reellen Vortheil aus dem ganzen Imbroglio hervorgeht. Dieser sein Vortheil besteht, außerdem daß er die Braut davonträgt, noch darin, daß er sich herrlich amüsirt hat und den Triumph seines Witzes, zum Theil auch seiner Rechtschaffenheit feiert, denn er intriguirt hier theilweise auch aus Rechtlichkeit, es steckt in diesem ehrlichen Schelm die gesunde Naturkraft, die dem Volke überhaupt innewohnt, und wodurch es selbst in den schlimmsten Krisen, wie die der Revolution, in seinem innersten Grunde doch nur das Rechte und Erle verfolgt. So erhält auch die ganze Komödie den heitern volksthümlichen Schluß, welcher sich in den Couplets durch die übermüthige Weisheit des: Tout finit par des chansons ausdruckt. Dieser Standpunkt des Figaro ist ein sehr freier und nützlicher, und unter Verhältnissen, die alle ihre Ein-

sachheit verloren und in sich selbst verschroben sind, von dem wirksamsten Erfolg. Auch Beaumarchais benutzte die Revolution zu seinem Nutzen und Vergnügen aus. Er begründete sich durch mancherlei Spekulationen, welche er an die Ereignisse knüpfte, ein bedeutendes Vermögen, verwandte es aber besonders darauf, diejenigen Autoren, auf welche sich die Revolution als auf ihre ersten geistigen Urheber stützt, gewissermaßen die Patristik der Revolution, nämlich Voltaire und Rousseau, in glänzenden Gesammtausgaben neu herauszugeben. Diese Kehler Ausgabe des Voltaire, dessen noch unedirte Manuscripte er auch angekauft hatte, kostete ihn allein gegen drei Millionen Franks. Sie erschien in 70 Bänden, 1784—89. Seine Ausgabe Rousseau's kam ebenfalls in Kehl heraus, in 34 Bänden, 1783—89.

Von seinen Bühnenproduktionen, welche er mit der Eugénie, der bekannten auch von Göthe im Clavigo benutzten Geschichte von Beaumarchais' Schwester, begann, ist noch zu erwähnen: la mère coupable, eine Fortsetzung des Figaro, und seine Oper Tarare. Beide Stücke tragen ebenfalls vielfache Keime des drängenden Zeitgeistes in sich, und sind theilweise auch auf bestimmte Persönlichkeiten gerichtet, worin Beaumarchais überhaupt eine eigenthümliche Tapferkeit seiner Zeit gegenüber bewies. Denn er begnügte sich selten mit den Allgemeinheiten der Ideen, sondern griff keck in die lebendige Fülle der ihn umgebenden Wirklichkeit hinein, wo er denn hervorzog, was ihn den Zeitgeist in einer persönlich gewordenen Gestalt am schärfsten fassen ließ, oder auch, was gerade seinen eigenen Leidenschaften entsprach. Ebenso berühmt, wie als Dichter, ist Beaumarchais als Prozeßführer geworden, namentlich durch seine Prozesse gegen Goezmann und Madame Kornemann, welche er durch seine darüber herausgegebenen

Memoires zu einem öffentlichen Interesse und zu einer Rechtsangelegenheit für die ganze Nation zu machen wußte. Er entwickelte in diesen Prozeßschriften eigentlich dasselbe Talent, welches seinen Theaterstücken diese in die öffentliche Meinung sich einätzende Wirksamkeit verlieh, nämlich das Talent, mit der heitersten Miene seine Zeit zu verachten und ihr diese Verachtung noch dazu wie eine Schmeichelei ins Gesicht zu werfen. Dies war das große Geheimniß, wodurch Beaumarchais wirkte, und wodurch er den neuen Ideen Durchbruch beim größeren Publikum verschaffte, ohne daß man von ihm selbst sagen könnte, es seien diese Ideen in ihm schon Fleisch und Blut gewesen. So griff er den Adel an, von welchem er die berühmte Definition gegeben: qu'est-ce qu'un noble? — un homme qui s'est donné la peine de naître. Aber er selbst ließ sich darum die Genußlichkeiten einer aristokratischen Roueschaft nicht entgehen. Beaumarchais war ein Werkzeug der öffentlichen Meinung, wie sie solche Zeiten brauchen. Aus ihren schlimmen Säften gezeugt, aber mit der gesunden Naturkraft, dagegen zu reagiren, begabt, stellte er den Prozeß des kranken Organismus dar, der sich durch den Widerstand gegen sich selbst zu befreien sucht. Wie Beaumarchais in der Poesie den Weg der Natur einzuschlagen suchte, indem er eine freie Entwickelung wirklicher Lebensverhältnisse auf der Bühne zu ihrer Hauptaufgabe stellte, so kann man wohl auch von seiner auf das Oeffentliche übergehenden Wirksamkeit behaupten, daß sie für Recht, Wahrheit und Freiheit ersprießlich gewesen, insofern er das Gegentheil davon in seiner Nichtigkeit aufgezeigt hat. In neuerer Zeit hat Mary Lafon (im Journal de l'institut historique, Paris 1834, Livr. 2.) ziemlich wahrscheinlich zu machen gesucht, daß ein Freund von Beaumarchais, Gudin de la Brunellerie, seine Stücke eigentlich ausgearbeitet habe, indem

Beaumarchais nur den Plan dazu gemacht, und ſpäter die letzte Hand daran gelegt hätte. Solche Behauptungen, wie glaubhaft ſie auch immer gemacht werden können, werden doch ſtets nur einen ſehr precären Werth haben. Ein ſeiner Zeit ſich ſo bemeiſternder Genius, wie Beaumarchais, kann nicht noch einen andern hinter ſich gehabt haben, der ihm ſouflirt und für ihn gearbeitet hätte. Die Werke von Beaumarchais erſchienen zuerſt Paris 1780 in 4 Bänden, darauf: avec des dissertations, par Gudin de la Brunellerie, Paris 1809 in 7 Bänden, ſpäter 1821—26 in 6 Bänden. Eine neuere Ausgabe iſt: Oeuvres complètes, précédées d'un notice par M. Saint-Marc-Girardin, Paris 1836.

Andere Dichter jener Zeit, die in einer Specialgeſchichte der franzöſiſchen Literatur nicht leicht fehlen dürften, können wir hier für unſern Zweck übergehen. Es ſind dies namentlich Boufflers, Ducos, Parny, der franzöſiſche Tibull, der von der napoleoniſchen Polizei verboten wurde; Legouvé, d'Avrigni, Fontanes, der antirevolutionaire Dichter, Désaugiers; Duval, gleich Picard, dramatiſcher Dichter und Schauſpieler zugleich, und Andere, welche hier für unſere laufende Betrachtung nicht gerade als eingreifend aufzunehmen ſind. Der Dichter der Marſeillaiſe, wofür M. J. de Chenier häufig gehalten wurde, war Rouget de Liſle, den wir hier noch wegen des wunderbaren Schickſals anzuführen haben, welches ein einziges Gedicht gehabt, indem es, wie kaum jemals ein anderes, zu einer weltgeſchichtlichen Thatſache wurde, und, gleich den aus Drachenzähnen emporgeſchoſſenen Mannſchaften, mit ſeinen Verſen blutige Ereigniſſe geſäet hat. Von dieſem Dichter der Marſeiller Hymne ſind ſonſt keine poetiſchen Thaten weiter bekannt geworden, doch reicht die eine, welche in Wahrheit eine ſolche war, hin, um ſeinen Namen

dauernd in die Geschichtsbücher einzuzeichnen. Er starb erst im Jahre 1835, nachdem er eine Pensien von 6000 Francs, welche man ihm nach der Julirevolution zur Anerkennung seines Gedichts angeboten, ausgeschlagen hatte.

Ferner wollen wir noch Arnault mit einigen näheren Bezeichnungen erwähnen, weil er zu den von Napoleon begünstigten Dichtern gehörte, aus welchen der Letztere gern eine eigenthümliche Literatur des Kaiserreichs hätte hervorwachsen sehen. Antoine-Vincent Arnault hing den Grundsätzen der Revolution an, aber er gestaltete dieselben als Dichter unabhängig von allem Parteigeist, in einem reinen Sinne der Freiheit, von welchem besonders seine Dramen durchglüht sind, namentlich die, in welchen er altrömische Lebensgestalten mit großer Kraft und Hoheit der Darstellung gezeichnet hat. Seine ersten Tragödien, die ein bedeutendes Aufsehen erregten, waren der Marius à Minturnes (1791) und Lucrèce ou Rome libre (1792). Zu mehreren Opern Méhul's lieferte er den Text. Eine seiner neueren Tragödien, Germanikus (Paris 1816), die er durchaus gerecht nach dem Tacitus gearbeitet, ist vielleicht die gediegenste seiner Productionen und zeichnet sich ebenso sehr durch die Einfachheit der Behandlung, wie durch einen kühnen und hinreißenden Gedankenschwung aus. Unter seinen übrigen Schriften ist besonders sein großes Prachtwerk über Napoleon zu nennen (Vie politique et militaire de Napoleon, ouvrage orné de planches lithographiées d'après les tableaux et les dessins des premiers peintres de l'école française, Paris 1822, in 3 Foliobänden, wofür zum Lohn ihm Napoleon in seinem Testament ein Vermächtniß von 100,000 Francs bestimmt hatte. Auch poetisch hatte Arnault den Kaiser mehrfach zu verherrlichen gesucht, besonders durch seinen Chant lyrique pour l'inauguration de la statue votée à l'Em-

pereur par l'Institut und die Cantate sur la naissance du Roi de Rome, Paris 1811. Und doch bleibt Arnault, wenn auch vorzugsweise der Dichter des Kaiserreichs zu nennen, in seinen Productionen zurück hinter dem Glanz und der Bedeutung dieser Zeit, die zu ihrer Verherrlichung kein so mächtiges Organ der Poesie in ihm fand, als sie durch die Allgewalt ihrer Ereignisse wohl hätte erzeugen können. Es wollte diese auf die bloße Gewalt des Factums gegründete Periode überhaupt kein productives Genie hervorbringen, in welchem sich ein umfassendes, tiefdurchdrungenes Bewußtsein dieser Zeit, und ein plastischer Abdruck derselben gestaltet hätte. Die vollständigste Ausgabe von Arnault's Werken erschien in Paris 1824, in 8 Bänden.

Dasselbe geistige Verhältniß zur Kaiserzeit stellt uns Arnault's Freund, Jouy, dar, der geistvolle Hermite de la Chaussée d'Antin, mit welchem Arnault zusammen an der Biographie nouvelle des Contemporains arbeitete. Jouy ist ein scharfer und durchdringender Beobachter seiner Zeit, und kannte dieselbe in ihren mannigfachsten Abstufungen und Zusammenhängen, wodurch er im Stande war, so charakteristische Bilder von dem Privatleben dieser Epoche, namentlich unter Napoleon's Herrschaft, zu entwerfen, wie er dies unter der Maske des Eremiten der Chaussée d'Antin gethan. Die so bezeichneten Aufsätze erschienen zuerst in der Gazette de France, in welcher Jouy jede Woche einen Artikel zu liefern hatte, was vom 17. August 1811 bis zum 31. März 1814, an welchem Tage Ludwig XVIII. in Paris einzog, geschah. Gesammelt erschienen diese Artikel unter dem Titel: L'Hermite de la Chaussée d'Antin, ou Observations sur les moeurs et les usages Parisiens ou commencement du 19. siècle, in 5 Bänden, Paris 1812—1814. Aber auch Jouy be-

saß nicht die Kraft, seine Zeit dichterisch zu gestalten, und in einem Gemälde zu einem großen objectiven Ganzen zu verarbeiten. Er reflectirte sie nur nach ihren Einzelnheiten in diesen Sittenschilderungen des Jahrhunderts, oder streute anregende und begeisternde Anspielungen auf den Tag in seine Theaterstücke und besonders in seine berühmten Operntexte ein. Namentlich hat er für die von Spontini componirten Opern: die Vestalin und Ferdinand Cortez, den Text geliefert. Auch er war nicht der Dichter des Kaiserreichs, welchen Napoleon suchte und brauchte. Jouy's Tragödie Bélisaire wurde von der napoleonischen Polizei wegen mehrerer darin befindlichen Anspielungen auf den Kaiser verboten. Wie Alexander der Große, so konnte auch Napoleon seinen Homer nicht finden. Später hat die französische Geschichtschreibung wohl Vieles geleistet, und man kann die Darstellung, welche Segur in seinem berühmten Werke von Napoleon und der großen Armee geliefert, wohl das Epos des großen Kaisers nennen, das ihn freilich nur auf jenem tragischen Gipfelpunkt seiner Laufbahn zeigt. Von Jouy's Werken ist noch zu erwähnen, daß eine vollständige Ausgabe derselben Paris 1823—1828 in 27 Bänden erschienen ist. —

Noch muß eine eigenthümliche Gestalt dieses Zeitraums, Frau von Staël-Holstein, geborne Anne-Louise-Germaine Necker, und zwar besonders für sich, nach ihrer individuellen Natur, betrachtet werden, obwohl sie auch den Ideen nach im innigsten Zusammenhange mit der Epoche steht, deren literarischen Ausdruck wir zu charakterisiren haben. Diese Schriftstellerin ist ein glänzendes Phänomen in ihrer Nation, das nach allen Seiten hin blendende Strahlen werfen, und wenn auch keine belebende Wärme, doch ein Bewunderung erregendes Licht um sich verbreiten mußte. In der Staël wollte die Natur das höchste Meisterstück

des Weibes ſchaffen, welches das poetiſche und liebeſchwellende Frauenherz in einer Harmonie mit den höchſten Aufgaben des Staats und der nationalen Wirklichkeit darſtellen ſollte. Auf eine ſo großartige Harmonie war es ohne Zweifel in der Staël angelegt, denn ſie beſaß alle Fülle der weiblichen Innerlichkeit neben dem ausgebildetſten Sinn für die öffentlichen Angelegenheiten des Staats und der Nation, und neben dem heroiſchen Muth, ſich dem Dienſt dieſer öffentlichen Wirklichkeit perſönlich hinzugeben. Eine Schülerin von Montesquieu und Rouſſeau, deren Ideen ſie ſchon in ihrer früheſten Jugend eingeſogen, hing ſie an dem Gedanken der politiſchen Freiheit mit einer Schwärmerei, welcher zugleich der practiſche Inſtinct, die ſcharfe Einſicht in die Wirklichkeit und ihre Verhältniſſe, nicht fehlte, denn die Tochter Necker's hatte ſchon im Hauſe ihres Vaters, dem Vereinigungspunct der bedeutendſten Perſönlichkeiten, eine Schule merkwürdiger Erfahrungen durchgemacht. Eine ſo ſeltene Begabung mit Eigenſchaften, welche die Natur ſonſt getrennt und feindlich gegen einander zu halten pflegt, ſchien hier ein vollkommenſtes und harmoniſch ausgerundetes Daſein entſtehen laſſen zu wollen. Kam aber doch kein ganz ungetrübtes Bild hervor, ſondern verzerrte ſich vielmehr dieſe große Anlage theilweiſe zur Caricatur, ſo muß man ſagen, daß die Schwäche und der Eigenſinn des Geſchlechts doch am Ende das wieder verpfuſcht hat, was zur höchſten und umfaſſendſten Darſtellung eines weiblichen Lebens, und zur wirkſamſten Vereinigung der Seiten, welche ſich ſonſt im Weibe trennen, berufen war.

Ihr Antheil an den Angelegenheiten des Staats und der Nation muß bedeutſam genug angeſchlagen werden, wenn man bedenkt, daß Napoleon ſelbſt es der Mühe werth hielt, mit ihr um ihre Sympathie zu unterhandeln. Man kennt die Anträge, welche ihr Napoleon mehrmals

machen ließ, um sie für seine Partei zu gewinnen, da sie ihm durch ihre Oppositionen, welche sie von ihrem Salon aus durch die mächtigsten Aussprüche in das innerste Getriebe des Lebens hinein verbreitete, immer gefährlicher wurde. Aber es bestand eine natürliche Feindschaft zwischen ihr und Napoleon, über deren eigentlichen Grund Vieles gefabelt worden ist. Es war vornehmlich diejenige Feindschaft, in welche das Genie mit dem Genie, die Größe mit der Größe zu gerathen pflegt. Napoleon mußte die geistige Ueberlegenheit einer Frau hassen, die sich ihm nicht unterordnen wollte, und die Staël verabscheute wieder in Napoleon die materielle Gewalt, deren rohe Grundlage ein Geist wie der ihrige, feinbesaitet und hochstrebend zugleich wie er war, anzuerkennen sich sträubte. So bildeten sich zwischen diesen Beiden, die auf der gleichen Höhe einer Ausnahmestellung, sie des Geistes und er der Gewalt, sich gegenüber standen, jene merkwürdigen Händel aus, die zuletzt aber von der napoleonischen Polizei ziemlich brutal geführt wurden. Sie nannte ihn den Robespierre à cheval, und das war im Grunde nur ein schlechtes Witzwort: er aber mußte gegen den Geist die Polizei zu Hülfe rufen, und das bewies die ohnmächtigste Stellung des Gewaltigsten, der Macht des Geistes gegenüber. Doch verdanken wir diesen Zerwürfnissen, welche sie aus ihrem Vaterlande trieben, die Veranlassung zu ihren deutschen Studien, welche in ihrer Einwirkung auf die französische Bildung selbst von nicht unerheblicher Wichtigkeit wurden.

Für unsere Aufgabe ist es hier vor Allem erforderlich, ihr Buch über die Literatur anzuführen, welches sie unter dem Titel: de la littérature, considérée dans ses rapports avec les institutions sociales, zuerst im Jahre 1796, erscheinen ließ. In diesem Buche bezeichnete sie, man könnte sagen, mit prophetischem Griffel, den wahren

Wendepunct der französischen Nationalbildung, und was sie hier angedeutet, ist in der späteren Fortentwickelung der französischen Literatur und Cultur reichlich in Erfüllung gegangen. Die innerste Wechselwirkung zwischen der Literatur und den Zuständen der nationalen Wirklichkeit, welche Frau von Staël hier mit durchaus geschichtlichem und philosophischem Geist nachzuweisen sucht, erscheint in ihrer Darstellung zugleich als das Erforderniß des wahren Fortschritts in der literarischen und geistigen Bildung eines Volkes. Das Ideal der Menschheit tritt bei ihr in der harmonischen Durchbildung des Innern und Aeußern, des Geistigen und Materiellen, hervor, und erfüllt darin, nach dem Gesetz einer immer fortschreitenden Entwickelung, die wahre Freiheit, welche zugleich die höchste Sittlichkeit und die größte Vernunft ist. So soll auch die Literatur nicht einseitig für sich dastehen und sich in eine absonderliche, aus Fremdartigem zusammengesuchte Manier verkleiden, sondern sie soll ihren unmittelbaren Antheil an der Entwickelung des ganzen Lebens haben. Mit einem Wort, das Wirkliche und das Menschliche, mit seinen Leidenschaften, Verwickelungen und Einrichtungen, will Frau von Staël zur wesentlichsten Aufgabe der Literatur und der Poesie gemacht sehen. Es war dies ein Manifest, mit welchem sie den wahren Lebenspunkt ihrer Zeit traf, und deshalb war ihr Buch von einer durchaus entscheidenden und epochemachenden Wirkung. Es drückte den Umschwung der französischen Nationalliteratur aus, wie er aus einer innern Nothwendigkeit hervor erfolgen mußte, indem die neuen Anregungen, welche in die literarische Production hineindrangen, auch neue Gesetze für dieselbe verlangten, und die alten immer mehr als todte erscheinen ließen.

Unter den eigenen Schöpfungen der Frau von Staël war es zuerst ihr Roman Delphine, (Paris 1803, 6 Bände),

welcher eine allgemeine Wirkung hervorbrachte, und zugleich eine neue Sphäre, die *sociale*, im Roman anbaute. Diese Delphine ist gewissermaßen der erste Musterroman über die *Stellung des Weibes zur Gesellschaft* und über die Conflicte zwischen Sitte, Neigung und Gesetz, wie sie besonders in einer bedeutend angelegten weiblichen Natur sich entspinnen. Es ist die erste jener socialen Darstellungen, welche später in Frankreich durch die Romantiker, vornehmlich aber durch *George Sand*, wie auch in Deutschland durch einige Autoren, einen eigenthümlichen Platz in der modernen Literatur einnahmen. Auch fehlte es schon der *Staël* nicht an den Anfechtungen, welche sich an solche Entwickelungen socialer Kämpfe leicht heranfinden, und die Delphine wurde sogar mit eine Veranlassung für *Napoleon*, die Verbannung der Verfasserin aus Paris zu befehlen. Frau von *Staël* hat in dieser Darstellung ein subjectives Moment ihrer eigenen Lebensstellung mitwirken lassen, denn es ist nicht zu verkennen, daß Delphine, in ihren zweifelvollen Zuständen und Schwankungen, in diesem Hin- und Hergeworfensein zwischen höheren Anforderungen ihrer Natur und den hergebrachten, an sich auch berechtigten Conventionen, das Unbehagen und den Schmerz malt, welchem die Dichterin in sich selbst Luft zu machen hat. Doch blieb bei der *Staël* Alles mehr innerhalb der Gränzen der poetischen Production und sie befreite sich darin auf künstlerischem Wege von dem drückenden Gefühl ihrer Zerwürfnisse. Sie verlor sich noch nicht auf jene schwindelnden Höhen der socialen Speculation, auf welchen wir später eine fast ebenso reich begabte Frau, *George Sand*, in einer so verwegenen und für sie selbst nicht beglückenden Stellung erblicken. Die *Staël* hatte mehr Hülfsquellen in sich, als *George Sand*, durch welche sie aus subjectiven Verwickelungen immer wieder Auswege zu frischen Thatäußerungen

des Lebens finden mußte, und sie stellt insofern eine vollkommnere und höhere Organisation dar. Sie wußte sich mit einer merkwürdigen Spannkraft des Geistes stets neue Gebiete des Wissens, der Thätigkeit und der Theilnahme zu eröffnen, sie studirte Deutschland, wenn ihr Frankreich verleidet wurde, sie hing sich an die großen Angelegenheiten des Staats, wenn ihr Herz nichts Anderes hatte, woran es sich hängen sollte. Bei diesem männlichen Vermögen, sich durch die Welt zu ergänzen und auszugleichen, war Frau von Staël doch durch und durch Weib, und erfüllte die Pflichten desselben wohlthuend nach allen Seiten hin. Ja selbst in ihrer öffentlichen Stellung zur Revolution, der sie sich Anfangs mit Begeisterung hingegeben hatte, machte sich das weibliche Naturell mit jener Herzensmilde und Gemüthsüberschwänglichkeit geltend, aus der ihre Réflexions sur le procès de la Reine, zur Vertheidigung der unglücklichen Königin Antoinette, hervorgingen.

Frau von Staël war unglücklich verheirathet, ihre erste Ehe war ein äußerliches Arrangement. Darin sehen wir auch bei ihr die Grundlage jener socialen Mißstimmung, welche die Delphine geschaffen. Frau von Staël war erfüllt von den höchsten Idealen der Liebe und Ehe, wie alle diese Frauen, welche an der Stellung ihres Geschlechts zur Gesellschaft zu Dichterinnen oder Märtyrerinnen geworden sind. Ihre poetische Hauptgestalt wurde aber die Corinna, (Corinne ou l'Italie, Paris 1807, 2 Bände), in welcher sie alle ihre Herzensgluth und Herzensbedürfnisse bekannt und ausgehaucht hat. Eine solche Stellung des Weibes, wie sie die Improvisatrice Corinna gehabt, diese freie öffentliche Erscheinung, in welcher der Glanz der Oeffentlichkeit doch wieder nur der Ausdruck der innersten verschwiegendsten Poesie des Weibes ist, dieser hohe Ruhm des äußerlichen Hervortretens, in dem aber nur das Zar-

teste, Innerlichste gefeiert werden soll, dies mochte auch der Staël als ihr selbst eignend und ihre schönsten Wünsche befriedigend erscheinen. Der große Aufwand, welchen Frau von Staël an die sehr farbenreiche Darstellung dieses Buchs gewandt hat, trägt gewissermaßen etwas vom Rausch des Opiums an sich, welchem letztern sie bekanntlich, zur Verkürzung ihres Lebens, leidenschaftlich ergeben war. Diese Entzündungen der Phantasie, welche sie so meisterhaft ausgemalt hat, entspringen hier allerdings zugleich aus dem italienischen Leben selbst, aus der italienischen Natur und Kunst, deren Eindrücke sie in diesem Roman vollständig niederzulegen gesucht. Es spielt aber dabei zugleich jene Ueberreiztheit der Nerven mit, die alle Modulationen des Gefühls bis zur feinsten Spitze des Tons durchmacht, und, sich matt und müde stürmend, doch nicht zum Frieden eines Vollgenusses gelangt.

Das berühmte Buch der Staël über Deutschland, das im Jahre 1809 von ihr vollendet wurde, (de l'Allemagne, zuerst London 1813, Paris 1814 in 2 Bänden erschienen), ist hier zunächst zu erwähnen. Man hat ihrem Umgang mit A. W. v. Schlegel, der auf so vertraute Weise ihr Genosse und Begleiter war, einen großen Antheil daran beimessen wollen, doch muß derselbe wohl auf Einzelnheiten beschränkt bleiben. Denn man sieht es dieser ganzen Darstellung an, daß der Stoff eigenthümlich und aus der unmittelbaren Anschauung heraus gewonnen und verarbeitet worden. In diesem Buche herrscht eine gesunde Denkkraft, die sich frei von aller Manier und subjectiven Befangenheit zu erhalten strebt und mit einem feinen und Alles durchdringenden Spürblick geradewegs auf ihren Gegenstand losgeht. Diese Aneignung der deutschen Literatur und Wissenschaft ist in ihrer Art noch immer die gründlichste und tiefsinnigste, welche dem französischen Geist bis jetzt

gelungen, und die Staël hat darin zuerst das Wahlverwandtschaftsverhältniß zwischen der deutschen und französischen Literatur durchgreifend begonnen, von welchem nachher so oft auf beiden Seiten mit ebenso großer Wichtigkeit als Grundlosigkeit die Rede gewesen. In keinem Franzosen aber ist es noch zu einer vorurtheilsfreien Durchdringung mit dem deutschen Literaturgeist gekommen, wie sie die Staël in ihrem Buche über Deutschland erreicht hat. Ihr persönlicher Umgang mit den deutschen Literaturheroen in Weimar trug dazu allerdings das Wesentlichste bei, und sie hat Vieles mündlich zu erforschen verstanden, was andre Franzosen niemals aus deutschen Büchern erlernen mögen. Wie sie aber das Erforschte aufnahm und gestaltete, zeugt von einer männlichen Kraft und Würde des Geistes, und doch wieder von dem weiblichen Tact und Instinct, der sich auch in das Tiefste gewissermaßen hineinzuschmeicheln versteht und mit der Anempfindung (wofür Göthe ein- für allemal das klassische Wort gebildet) zugleich das Verständniß empfängt. Die deutschen Studien scheinen aber auf Frau von Staël's eigene Bildung auf das Entscheidendste zurückgewirkt zu haben. Sie brachte auch von dort den religiösen christlichen Inhalt wieder mit, dessen sich Frankreich in der Revolution entleert hatte.

Dasselbe, was wir dem weiblichen Instinct der Staël beigemessen haben, gilt auch von ihren Betrachtungen über die hauptsächlichsten Begebenheiten der französischen Revolution (Considérations sur les principaux évènements de la révolution française) welche sie während der Jahre 1813—1817 niedergeschrieben, und die erst nach ihrem Tode veröffentlicht worden sind. Hier ist sie mit derselben merkwürdigen Fähigkeit in den Staatskörper eingedrungen und hat die constitutionellen Ideen in dem höhern Licht einer ideellen und moralischen Nothwen-

digkeit gezeigt. Die englische Verfassung erscheint dabei als ihr Ideal, das auch in Frankreich verwirklicht zu sehen ihr eifrigstes Bestreben ist. Die Liebe zu ihrem Vater, welche einen Grundzug ihres Wesens bildet, mischt sich auch in diese Darstellung auf die rührendste Weise, indem sie die Verwaltung des Minister Necker ebenso einsichtig als begeistert darin auseinandersetzt.

Wir müssen uns mit diesen wenigen Grundstrichen zur Characteristik einer Frau begnügen, deren Bedeutung in die Zukunft der Nationalbildung hinausreicht, und die nicht bloß an der Stelle, auf welcher sie in der Literatur erscheint, ihre Wichtigkeit behauptet. Ebendeshalb verdient sie eine selbstständigere und mehr individualisirte Betrachtung, während wir hier nur den Punct zu finden hatten, auf welchem sie ihren hochbegabten Geist mit den innersten Bewegungselementen der Zeit sich begegnen ließ. Eine vollständige Ausgabe ihrer Werke besorgte ihr Sohn in 18 Bänden, Paris 1820—1821.

4. Die publizistische und historische Literatur.

Wir haben gesehn, wie die productive Literatur dieses Zeitraums von den öffentlichen Ereignissen bedingt war und eines Wechsellebens mit demselben zu ihrer eigenen Fortbildung bedurfte. Diesem Verhältniß war namentlich in der Poesie der schwankende, halbfertige und über die Gränzen der Kunst hinausgehende Charakter zuzuschreiben, weil sich der Einfluß der Zeit mehr in diese Gebilde hineindrängte, oft auch in ihnen versteckte, als daß sie der unmittelbare plastische Ausdruck des damaligen Nationalgeistes

geworden wären. Von einer eigentlich freien künſtleriſchen Production konnte daher nicht wohl in dieſer Phaſe der franzöſiſchen Literatur die Rede ſein. Freier und ſicherer mußte ſich dagegen das Talent der publiziſtiſchen und hiſtoriſch-politiſchen Schriftſtellerei in dieſer Zeit emporſchwingen. Dieſer Theil der Literatur, in welchem ſich jetzt die franzöſiſche Sprache am glänzendſten und beweglichſten entfaltete, konnte die entſchiedenſte Färbung und Individualiſirung gewinnen.

Die Memoirenliteratur, die ihren weſentlichſten Quellpunkt in dieſer Periode fand, hat eine der eigenthümlichſten Fähigkeiten der franzöſiſchen Nationalität ausgebildet, nämlich die, die öffentlichen Ereigniſſe gewiſſermaßen perſönlich werden zu laſſen und dadurch den Gegenſatz zwiſchen Privatleben und öffentlichem Geſchichtsleben aufzuheben. Die Geſchichte empfing in dieſen Memoiren ihre entſcheidendſte Beleuchtung aus der Stellung der perſönlichen Verhältniſſe, deren Kehrſeiten und Geheimniſſe alle dabei hervortreten mußten, und doch waren dieſe Perſönlichkeiten wieder die dienſtbaren Träger der öffentlichen Dinge, zu deren Entwickelung ſie ſich ſo fein, ſo klug, ſo leidenſchaftlich, ſo beſonnen in Bewegung ſetzten. Es iſt dies etwas Antikes in dem franzöſiſchen Nationalcharakter, daß die Perſönlichkeit ganz im Vaterlande und das Vaterland ganz in der Perſönlichkeit aufzugehen pflegte. Sowie der Römer in ſeinem eigenſten Sein Rom war und mit ſeiner Weltſtadt zu einem unzertrennlichen Begriff verſchmolzen ſchien, in welchem eine Sonderung der Privatintereſſen von den öffentlichen Angelegenheiten nicht mehr zuläſſig war, ſo iſt auch dem Franzoſen dieſe Ineinsbildung ſeiner Perſönlichkeit mit dem Begriff von Frankreich wie angeboren, und dies Schauſpiel eines in allen ſeinen Einzelnheiten ſo merkwürdig zuſammengehörenden nationalen Orga-

nismus stellt sich uns in der Memoirenliteratur so reich und vielfältig dar. In antiker Weise, nach Art des Cäsar, schrieb auch der General Dumouriez sein militairisches und politisches Leben, indem er sich darin selbst in der dritten Person einführt. Er war einer der bemerkenswerthesten und begabtesten Charaktere der Revolution, und seine eigene vielfach gewaltene und widerspruchsvolle Stellung in derselben macht seine Schriften, die er über Frankreich sowohl, wie über die allgemeine Lage des damaligen Europa herausgab, und dann besonders auch seine Lebensbeschreibung und seine Memoiren, zu den bedeutsamsten Zeugnissen seiner Zeit. Seine kräftigen und gehaltenen Schilderungen von Frankreich zur Zeit der Revolution haben neben ihrem historischen Werth den der lebendigsten Anschaulichkeit. Seine Memoires erschienen zu London 1794 in 2 Bänden, worin die spätere Geschichte seines Lebens dargestellt ist. Diese Memoiren ergänzte er selbst durch die einige Jahre darauf herausgekommene Vie du Général Dumouriez (Hamburg 1805, in 3 Bänden) worin er die Schicksale seines früheren Lebens erzählt. Von seinen übrigen Werken ist noch zu erwähnen: Coup d'oeil politique sur l'avenir de la France (Hamburg 1795) und Tableau spéculatif de l'Europe, (Hamburg 1798).

Die französische Publizistik nach den Individualitäten ihrer Hauptvertreter zu charakterisiren, wäre eine sehr umfangreiche Aufgabe des Literarhistorikers, welche ein eigenthümliches Licht auf die öffentlichen Verhältnisse verbreiten würde. Wir haben hier nur noch einige Autoren zu nennen, in welchen uns der literarische Abdruck der Revolution für unsere allgemeine Betrachtung am bezeichnendsten entgegentritt. Dies ist zuerst Pierre Louis Lacretelle, genannt der Aeltere, der begeisterte Anwalt der Constitution von 1791, welcher sowohl als Redner in der gesetz-

gebenden Versammlung, wie in seinen mannigfachen publizistischen, politisch-literarischen und juristischen Abhandlungen, die Revolution als eine öffentliche Rechtssache zu behaupten und auch innerhalb dieses Rechtsstandpunktes einzugränzen suchte. Dieser Standpunkt, welchen er mit aller Kraft des Geistes und mit persönlicher Aufopferung durchführte, war ein sehr bedeutender, denn es kam ihm darauf an, das subjektive Gefühlselement, und damit die persönlichen Leidenschaften und Verwirrungen, von der Sache der Revolution abzustreifen und dafür den reinen und ursprünglichen Rechtsbegriff aus ihr zu retten. Er war vielleicht der ehrlichste Mann der Revolution, und dabei von einer unerschütterlichen Festigkeit seiner Vernunft, die sich keinen Augenblick den Leidenschaften des Tages gefangen gab. Seine vorzugsweise juristische Stellung in der Revolution war jedoch keine einseitige, sondern verband sich in ihm mit einer philosophischen und sittlichen Weltanschauung, durch welche er dem Rechtsbegriff seine höchste und alle Verhältnisse des Staats umspannende Ausdehnung zu geben trachtete. Das rechtsphilosophische Element in Lacretelle ist um so merkwürdiger, als es bei ihm nicht aus der Anwendung eines bestimmten philosophischen Systems auf die Rechtswissenschaft sich erhob, wie denn dies in Deutschland die eigentliche Geburt der Rechtsphilosophie ist. Bei Lacretelle war es das innerlich verwühlte und mit den Rechtsbegriffen überworfene Zeitalter der Revolution, das die philosophische Betrachtung des Rechts und der Gesetzgebung in ihm hervorrief, indem es ihn auf die allgemeinen Grundbedingungen des menschlichen Daseins und auf den ersten Quell seiner gesetzlichen Einrichtung, die Vernunft, zurückweisen mußte.

Seine gerichtlichen Reden und rechtsphilosophischen Arbeiten sind gesammelt in der Ausgabe seiner Oeuvres com-

plètes (1823—24, in 6 Bänden), welche Lacretelle noch selbst zu besorgen begonnen, und worin sich auch ein dramatischer Roman Malherbe ou le fils naturel findet.

Nicht ganz so unzweideutig in seinem Verhältniß zur Revolution steht sein jüngerer Bruder Charles Lacretelle da, der das Journal des Débats, kurz nach seiner Begründung, mit Ducos zusammen redigirte, und worin schon seine Geschichtsschreibung der Revolution begann. Seine Histoire de l'Assemblée, de la Convention Nationale, et du Directoire exécutif, Paris 1801—1806, 5 Bände, (die später als der siebente bis vierzehnte Theil seiner Histoire de la France pendant le 18me siècle, Paris 1808 erschien), sie hat ihn besonders namhaft gemacht, obwohl auch vielen Tadel über Gesinnung sowohl wie über Darstellung der Thatsachen ihm zugezogen. Er ist ein Geschichtsschreiber der historischen Einzelnheiten, die man lebendig genug von ihm überliefert erhalten kann, über die er aber beständig das Ganze vergißt. Auch die historischen Arbeiten des älteren Ségur (Louis Philipp, Comte de Ségur) sind hier noch, als bedeutungsvoll aus den Bewegungen dieses Zeitraums hervorgegangen, zu nennen. Dieser Mann befand sich in verschiedenen Zeiträumen auf den höchsten Stellen der Gesellschaft, bald war er der russischen Kaiserin Katharina II. Günstling gewesen, und wirkte dadurch wesentlich auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse mit, bald stand er als Ceremonienmeister Napoleons demselben mit der feinsten Schmeichelei nahe. Mit dem Schmeichler und feinen Staatsmann verband Ségur jedoch zugleich den Sinn eines Ehrenmannes, mit dem er die öffentlichen Verhältnisse ansah und beurtheilte, und dies bewies er vornehmlich in seinen historischen Werken, die neben der eleganten Darstellung den Vorzug eines in das innerste Staatsleben der Völker ein-

geweihten Beobachters an ſich tragen. Darunter ſind beſonders zu nennen: die Decade historique ou tableau historique et politique de l'Europe de 1786—1796, contenant l'histoire de Frédéric Guillaume II. roi de Prusse, et un précis de révolutions de Brabant, de Hollande, de Pologne et de France. Paris 1800, 3 Bände (vierte Ausgabe 1824, 4 Bände) und ſein Abrégé de l'histoire universelle, ancienne et moderne, à l'usage de la jeunesse, Paris 1817 — 1830, in 47 Bänden. Seine Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes (dritte Ausgabe, 1827, 3 Bände) wurden in Frankreich ſtark geleſen. Auch als Liederdichter und Theaterſchriftſteller hat ſich Segur bekannt gemacht, als letzterer beſonders durch ſein Théâtre de l'Ermitage 1789, 2 Bände, welches die Stücke enthielt, die er für das Sommertheater der Kaiſerin Katharina II. auf ihrem Luſtſchloß l'Hermitage gedichtet hatte. Seine geſammelten Werke erſchienen zu Paris 1824—30 in 33 Bänden.

Jean Baptiſte Say, der National-Oeconom, dürfte auch hier anzuführen ſein, da er zur Zeit der größten Verwilderung der Revolution den Muth hatte, durch eine gediegene wiſſenſchaftliche Unternehmung den Gemüthern wieder eine Richtung auf etwas Höheres und in ewigen Ideen Feſtſtehendes zu geben. Denn es war im zweiten Jahre der Republik, 1794, als er die Décade philosophique, littéraire et politique, in Gemeinſchaft mit Chamfort und Ginguené, herauszugeben begann. Dies war eine Lectüre, welche das entfeſſelte Volk auf andere Gedanken bringen ſollte, und das Journal beſtand lange als eines der eifrigſt geleſenen.

In dieſem Zuſammenhange wollen wir zuletzt noch Pierre Edouard Lemontey nennen, der in vielſeitiger Thätigkeit ſeiner Zeit angehörte, und als ein ironiſcher Kopf

in vielen witzigen kleinen Schriften und Gedichten ihre Kehrseiten herausstellte. So gab er bei der Kaiserkrönung Napoleons das humoristische Flugblatt: Irons-nous à Paris? ou la famille du Jura Paris 1804, heraus, bei Gelegenheit der Geburt des Königs von Rom das heroisch-komische Epos: Thibaut. Paris 1811, und mehrere Schriften dieser Art. Doch war sein Beruf, die Zeit zum Bewußtsein ihrer selbst zu bringen, eigentlich ein höherer, und er suchte auch denselben durch eine kritische Geschichte Frankreichs zu erfüllen, die den Zeitraum vom Tode Ludwigs XIV. bis zur Gegenwart, also die für das französische Nationalleben entscheidendsten Wendepunkte und Uebergänge, darstellen sollte. Bekanntlich vollendete er davon nur seine berühmte Geschichte der Regentschaft und Minderjährigkeit Ludwigs XV. die nach seinem Tode unter dem Titel: Histoire de la Régence et de la minorité de Louis XV. jusqu'au ministere du Cardinal de Fleury, Paris 1832, 2 Bände, erschien, und in der wir den historischen Stil in seiner höchsten Würde und Ausbildung zu bewundern haben.

5. Die Wiederherstellung des religiösen Geistes in Frankreich.

Der philosophische und religiöse Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, der die Geister gelähmt und die Staaten zerfressen hatte, er wurde in Deutschland, wie wir bald sehen werden, durch die auf das Unendliche sich wendende Macht des Gedankens bewungen, in Frankreich schlug er sich selbst seine Todeswunde in der Revolution, in welcher die ganze Negation dieses Jahrhunderts sich verblu-

tete und mit ihrem Blute den Boden der Geschichte neu bestellte.

Eine nächste Folge der französischen Revolution wurde eine religiöse Reaction, die vornehmlich durch François Auguste Vicomte de Chateaubriand eingeleitet wurde, diesem vielseitig schillernden und farbenreichen Geist, der seinen über alle Richtungen der Zeit hinwegquellenden Reichthum an innerer Kraft und Phantasie bald hier bald da Blüthen treiben und Wurzel schlagen ließ. Später werden wir ihn als eine majestätische Gestalt des Legitimismus zu charakterisiren haben, und ihn in dieser Richtung endlich beschlossen und beruhigt finden. In der Revolution aber erscheint er uns noch in der ganzen Beweglichkeit und Wandelbarkeit seines Wesens, bald der neuen Bewegung des Nationallebens leidenschaftlich zugewandt, bald die dadurch im Gemüth der Menschheit gerissene Kluft wieder zu verbinden trachtend. Aus diesen beiden Richtungen seines Geistes sind seine zwei Hauptwerke, welche diesem Zeitraum angehören, hervorgegangen, nämlich sein Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes, considérées dans leurs rapports avec la révolution française, welches zuerst im Jahre 1797 in London erschien, und dann sein vielberühmtes Génie du Christianisme, ou beautés de la religion chretienne, das zuerst 1802 herauskam. Ehe Chateaubriand das erstgenannte Buch schrieb, hatte er schon seine heiße Dichterbrust im Schatten der amerikanischen Urwälder gekühlt, wohin ihn seine abenteuerliche Reiselust getrieben. Dort, unter den Kindern des Urwaldes, den Indianern, hatte er, wie er selbst auseinandergesetzt, alle Staats- und Verfassungsformen bei den verschiedenen Stämmen systematisch ausgebildet angetroffen, und so gewissermaßen seinen politischen Cursus in den amerikanischen Wäldern durchgemacht. Die

Ideen des Rouſſeau'ſchen Naturſtaats, mit denen er urſprünglich angefüllt war, begegneten ſich ihm hier mit der mannigfachſten Gliederung politiſcher Organismen, wie ſie unter den Indianerſtämmen gewiſſermaßen wild gewachſen ſchienen und doch ganz der politiſchen Theorie gemäß ſich entwickelt hatten. So wildgewachſen und buntvermengt erſchienen auch die politiſchen Ideen, welche Chateaubriand bald darauf in ſeinem Buche über die Revolutionen aufſtellte, in welchem er den Verſuch machte, die großen Umwälzungen der Geſchichte mit einer vernünftigen Weltregierung in Einklang zu bringen. Er ſchrieb dies Buch in London, wohin ihn ſein Schickſal getrieben, nachdem er im Heer der Emigranten, und bei der Belagerung von Thionville die Ungunſt dieſer Verhältniſſe ritterlich miterduldet. Es war aber in dieſem ſeltſamen Buche vornehmlich der Stachel der Revolution ſelbſt, welcher in des Verfaſſers eigenen Buſen tief hineingedrungen, und an dem wir ihn ſich herumwinden ſehen. Sein Ringen war, die aufgeregten Gegenſätze der Geſchichte wieder zu beſchwichtigen, doch war er ſelbſt noch der Aufregung verfallen, die ihn mit Herzensangſt an alles nur irgend erdenkbare hiſtoriſche Material ſich anklammern läßt, das er zu ſeinen Combinationen von allen Seiten her zuſammenrafft. —

Die Schriftſteller des alten Frankreichs waren zuletzt bei ihrer Nation in einige Verachtung gerathen, weil ſie noch religiös geweſen waren. Damit aber der geiſtige Nationalruhm, welcher ſich noch an das Zeitalter Ludwigs XIV. feſtgeſchloſſen hatte, nicht geſchmälert würde, hatte man, um Corneille und Racine in ihrem Anſehen aufrecht zu erhalten, ausgeſprengt, daß dieſe großen Dichter heimlich Atheiſten und ſchlechte Chriſten geweſen wären, obwohl nicht zu läugnen ſei, daß ſie auch als Dichter bedeutender daſtehen würden, wenn ſie in dem Zeitalter Dide-

rot's und d'Alembert's gelebt hätten *). Durch diesen unterhöhlten Literaturgeist des achtzehnten Jahrhunderts war allgemach jene Veränderung der Nationalideen eingetreten, deren ersten Anstoß Chateaubriand sogar schon auf den Telemach Fenelon's, des Bischofs von Cambray, zurückführen will, indem er in seinem Essai sur les révolutions vornehmlich folgende Stellen aus dem Telemach heraushebt, wo derselbe „einen despotischen König niederstürzen sieht, dessen blutiges Haupt, an seinen Locken emporgerissen, dem zu dem Schauspiele versammelten Volke vorgewiesen wird, das er unterdrückt hatte." Ferner lernt Telemach schon, daß der Regierte nicht für den Regierenden geschaffen ist, sondern dieser für jenen. Und es wird ihm von dem Tode eines Tyrannen erzählt, und ihm die Schilderung eines glücklichen Volkes nach der Natur gemacht (la peinture d'un peuple heureux selon la nature). An einer andern Stelle des Telemach (Livr. XII.) sagt Fenelon auch schon: der König vermag Alles über das Volk, aber die Gesetze müssen auch Alles über das Volk vermögen.

Einen entschiedneren Charakter trug Chateaubriand's Buch über den Geist des Christenthums, wenn man mit dem reinen Worte Geist diesen Génie du Christianisme übersetzen darf, wo der Titel schon auf das am Christenthum hervorzuhebende ästethische Element hinzudeuten scheint, auch diese ästhetische und schöngeistige Construction des Christenthums, mit welcher sich Chateaubriand in diesem Buche an die überreizten und zerstörten Nerven seiner Nation schmeichlerisch wenden wollte, um durch diese künstliche Vermittelung den religiösen Inhalt nur überhaupt wieder durchzubringen. Treffender würde man jenen Titel daher „die Schöngeisterei des Christenthums"

*) Chateaubriand, Génie du Christianisme I. 8.

verdeutschen. Das Christenthum erscheint hier als beau mit einem sehr narkotischen Geruch. Es wird wie Moschus über das kranke Leben der Nation gestreut, um mit starken Düften diese allgemeine Fäulniß zu übertäuben. Es war eine Schaale voll Opium, dies Christenthum, welches Chateaubriand auf die Revolution goß, um diesen Krampf des geschichtlichen Lebens wieder zu stillen, und statt des großen Völkerfriedens, welcher die Freiheit ist, schöne Träume von der schönen Jungfrau Maria auszugießen. Die Wiederherstellung des religiösen Geistes, ward in Frankreich durch Chateaubriand eine Wiederherstellung des Katholizismus in seinen strengsten und besondersten Formen.

Die große Glaubenstrennung, welche Europa seit der Reformation zerklüftet hatte, zeigte sich auch hier wieder an der Pforte der neuern Zeit als dasjenige schädliche und unheilsvolle Element, das die Einheit der modernen Völkerentwickelung beständig gestört hat. In Spanien war das katholische Prinzip zugleich als das Staatsprinzip am entschiedensten zur Ausbildung gekommen. England aber hatte das protestantische Prinzip als das Prinzip der politischen Freiheit entwickelt. In Frankreich hatte Montesquieu in seinem Esprit des lois zuerst an der brittischen Verfassung seine Ideen vom Staatsleben entwickelt, welche in seinem Lande die Grundlage der staatswissenschaftlichen Erkenntniß und Bildung überhaupt wurden. Frankreich hatte auch schon seit dem ersten Riß, welchen es in das Gebäude der absoluten Monarchie gemacht, angefangen, ein eigentlich protestantisches Staatsleben in sich vorzubereiten. Die Staatsentwickelung wurde in Frankreich protestantisch, der katholische Glauben hatte sich nicht nachtheilig in die Bewegungen der politischen Freiheit hineingedrängt. Um den Abgrund der Revolution wieder zu schließen, hatte aber

auch Napoleon für nützlich erachtet, daß man in denselben den Katholizismus hineinwerfe, und in diesem Sinne wurde ihm das Buch von Chateaubriand jetzt eine sehr willkommene Erscheinung, ja dies Buch ist in diesem Betracht eine durchaus welthistorische Thatsache. Nach der Revolution schien man in Frankreich überall wieder beten zu gehen. Die religion de nos peres ward plötzlich wieder eine große Modesache. Aus den Steinen der zerstörten Bastille, die in England pfundweise für vieles Geld verkauft wurden, ließ man sich nun in Frankreich Heiligenkreuze verfertigen. Von wunderbaren Bekehrungen hatte man schon in der letzten Zeit gehört. Es war sogar durch Frankreich die Sage erschollen, daß Voltaire als Kapuziner gestorben sei. Ganz Frankreich wurde in der That jetzt fromm, und schlug das Kreuz hinter seine eigenen Sünden her.

Das Buch von Chateaubriand wirkte aber damals auf alle Stände belebend und gewissermaßen mit einer bezaubernden Kraft, denn die Behandlung war ebenso unwiderstehlich als die Anregung darin für den Augenblick wohlthuend war und den in der Wüstenei des Tages verschmachtenden Herzen mit einem Labetrank entgegenkam. Wir haben früher den Geist der atheistischen Literatur und der sensualistischen Systeme in Frankreich bezeichnet, und die nothwendige Seite ihrer Berechtigung, die auch ihnen auf ihrer Stelle nicht abzusprechen war, nicht geläugnet. Dieser Geist hatte jedoch sein negatives Moment, in welchem er sein Dasein gefunden, bald überleben müssen, und was er durch die Erschütterung aller positiven Formen gewirkt, war, sobald diese Wirkung wieder eine feste Lebensgestalt gewann, zugleich sein eigener Tod gewesen. Auf diesem Punct, wo das Bedürfniß nach einer neuen Erfüllung mit positivem Inhalt sich wieder einstellte, war Chateaubriand eben

mit dieser seiner ästhetischen Darstellung des Christenthums erschienen, die dem tiefern religiösen Bewußtsein widerwärtig und widerstrebend sein muß, die damals aber in ihrer Berechnung auf die erschlafften Herzen ihren Endzweck nicht verfehlte. Chateaubriand machte im Génie du Christianisme die Religion zu einem Gegenstand des Wohlgefallens an schönen Formen und poetischen Empfindungen, und überhaupt zu einer Gestaltung der Schönheit. Die Schönheit wird gewissermaßen die Vermittlerin zwischen der Schwäche der Menschen und der Größe der Gottheit, welche letztere wir nicht zu fassen und zu ertragen vermöchten, wenn sie sich nicht für uns zu jenem milden Glanz und in jene schmeichlerischen Illusionen abdämpfte, die Chateaubriand an den Lehren und dem Ritus des Christenthums als das Wesentlichste hervorhebt. So nimmt hier bei ihm die Schönheit diejenige Stelle ein, welche eigentlich der Idee des Mittlers selbst zukommt, und die raisons poétiques, die raisons de sentiment sind es, die dem Dogma seinen Halt und dem Glauben seine Lebenskraft verleihen sollen. Deutsche Theologen, namentlich der ehrenwerthe und freisinnige Tzschirner, haben von Chateaubriand's ästhetischer und sentimentaler Entwickelung des Christenthums nicht mit Unrecht gesagt, daß sie oft gleichbedeutend mit der Voltaire'schen Verspottung desselben erschiene. In der That macht sich dieser Eindruck häufig genug geltend, und es ist merkwürdig zu sehen, wie der Widerstand, welchen Chateaubriand gerade der Frivolität der Religionsansicht entgegenstellen wollte, bei ihm selbst einen frivolen Anstrich gewinnen mußte, wie dies bei seiner Schilderung der Jungfrau Maria der Fall ist. Maria, die Mutter Gottes, ist das schöne und entzückende Weib, deren Bild uns um deswillen in dieser irdischen Schönheit entgegenstrahlen muß, daß wir uns in sie verlieben und durch

diese Verliebtheit des himmlischen Geistes und der höchsten Tugend theilhaftig werden. Das Weib Maria, welches „Jungfrau und Mutter zugleich ist, (diese beiden göttlichsten Zustände des Weibes) die auf einem Strahlenthron sitzt, glänzender wie Schnee, von schönen Engeln bedient, Harfentöne und himmlische Stimmen spielen ein beständiges Concert um sie her, sie, durch deren süßen Schooß die Gnade des Herrn herabgekommen, gleichsam als hätte Gott dadurch diese Gnade nur noch schöner machen wollen, sie enthält das bezauberndste Dogma des Christenthums in sich, indem sie den Schrecken und Zorn Gottes dadurch sänftigt, daß sie die Schönheit zwischen unser Nichts und die göttliche Majestät stellt." (en interposant beauté entre notre néant et la majesté divine.*)

Aber diese süßliche Frivolität, welche Chateaubriand der heitern und witzigen der Encyclopädisten entgegensetzte, befand sich doch wenigstens auf Seiten der Religion selbst, für welche der Génie du Christianisme Parthei ergriffen, und das genügte damals der Geistlichkeit, um eine Unterstützung der Religion und Kirche in diesen mythologischen Ausstaffirungen des Christenthums zu erblicken, ein Beweis mehr für die Gesunkenheit des geistlichen Standes, der sich an so schwachen Ranken wieder emporrichten mußte. Später stand der Génie du Christianisme auf dem Index der verbotenen Bücher, damals, bei seinem Erscheinen, mußte er sogar der Wiedervermittelung der französischen Kirche mit Rom dienen, in welchem Sinne Napoleon selbst das Buch betrachtete und belohnte. Chateaubriand hatte sich auch darin eine besondere Mühe gegeben, die stabilen Elemente des Katholizismus aufrecht zu erhalten. So sprach er mit aller seiner Begeisterung für das Cölibat der Priester. —

*) Genie du Christianisme I. 38. 39.

Die zweite Eva, welches Maria ist, sie hat, um die Uebel der ersten Maria zu heilen, die Jungfrauschaft vom Himmel herabgeholt. Der Gesetzgeber der Christen ward von einer Jungfrau geboren, und starb jungfräulich. Christus hat dadurch, sagt Chateaubriand, zugleich in politischer und natürlicher Hinsicht die Lehre geben wollen, daß die Erde die Höhe ihrer Bevölkerung erreicht, und daß die Zahl der Menschen, anstatt sie zu vermehren, zum Heil des ganzen Geschlechts vielmehr eingeschränkt werden müsse. Darum will Chateaubriand das Cölibat als eine göttliche Stiftung zur Abwehr der Uebervölkerung ansehen. Das katholische Cölibat hat sich freilich immer Mühe gegeben, diese Ansicht nach Kräften zu widerlegen, indem es bekanntlich aller Orten gerade zur Vermehrung der Bevölkerung seine geheime Thätigkeit entwickelt hat.

Auch die strengkatholische Ansicht der Ehe behauptet Chateaubriand hier in dieser seiner liebenswürdigen orthodoxen Schwärmerei. Der sacramentale Charakter der Ehe wird hier von seinen poetischen Bildern auf das Schönste verherrlicht, und Alles aufgeboten, um gegen jede Scheidung der Ehe zu sprechen. Die Unauflöslichkeit des Ehebundes ist eine Lieblingsgrille der romantisch-katholischen Staatsansicht. Sie tritt hier in Frankreich noch mit der besonderen Bedeutung auf, dem in der Revolution entsittlichten Privatleben eine neue Festigkeit der Form und Innerlichkeit des Inhalts zurückzugeben. Dies ist aber der falsche christliche Staat, der das Prinzip der schlechthin väterlichen Gewalt, auf welches er sich selbst von oben herab stützen will, auch von unten herauf zu befestigen strebt durch die alle Individualität überwältigende Ausschließlichkeit und Unzertrennlichkeit der Ehe, in welcher der absolut christliche Staat sich sein Abbild construiren will. Der nach der Revolution wieder religiös und katholisch gewordene Legitimus suchte

durch Chateaubriands begeisterte Stimme zuerst wieder diese seine innerste Herzensangelegenheit zur Sprache zu bringen.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie in einem so hochbegabten Geist, wie Chateaubriand, der Legitimismus und Katholizismus sich ineinanderzuranken und ihre Lebensfragen gierig zu verflechten suchen. Jedoch ist im Génie du Christianisme noch öfter von Freiheit die Rede, ja Chateaubriand nennt das Christenthum selbst la plus favorable à la liberté. Im Abendmahl sieht er sogar eine antike Gleichheit des menschlichen Geschlechts veranschaulicht, indem hier Alle mit gleichen Berechtigungen vor Gott hintreten. Doch wird diese Ansicht des Christenthums nicht weiter mächtig in ihm, und dringt nicht bis zu freien und heitern Formen des Lebens durch.

Auf den lebensfrohen Sinn der protestantischen Länder sieht Chateaubriand dagegen mit Bitterkeit herab. So wirft er z. B. den protestantischen Geistlichen in Deutschland vor, daß sie Bälle geben, um ihre Kinder zu amüsiren. Vielleicht thaten sie es auch, um ihre Töchter besser zu verheirathen, da protestantische Prediger gewöhnlich stark mit Töchtern gesegnet sind, was als eine sonderbare Thatsache zur Physiologie der protestantischen Prediger gehört, nicht minder merkwürdig als ein anderes die Literaturgeschichte angehendes Factum, daß nämlich der größte Theil der in Deutschland erschienenen Räuberromane von protestantischen Landgeistlichen verfertigt worden. Bälle geben und Räuberromane schreiben, das erstere vielleicht von dem Honorar der letztern, sind allerdings wohl zwei schwere Vorwürfe gegen die Geistlichkeit des Protestantismus, der seine weltliche Phantasie darin zu einer ausschweifenden Geltung gebracht hat. Aber für uns klingt es heut sehr veraltet und fast wie eine rührende Mythe, daß protestantische Pre-

diger Bälle geben sollen, was Chateaubriand in Deutschland bemerkt haben will. Leider hat sich das kräftige und gesunde Weltelement des Protestantismus in seiner Geistlichkeit heut nicht mehr so ungetrübt erhalten, als es in Luther's Geist ursprünglich entwickelt gelegen, und wie es der Protestantismus, als dieser Dränger der freien historischen Wirklichkeit, überhaupt zu seinem Wesen hat, und man muß sagen, daß die heutige protestantische Ascetik, die sich der Welt enthalten will, schlimmer ist als aller katholische Heiligendienst und Fastenwesen.

Die vollendete Meisterhaftigkeit des Stils, dieser großartige Zauber der Prosa, trugen übrigens nicht wenig zu dem unerhörten Erfolge des Génie du Christianisme bei. In seinem Roman Atala aber (einer Episode aus seiner in Amerika geschriebenen umfassenden Darstellung der indischen Stämme: Les Natchèz ou l'Epopée de l'homme de la nature, und zuerst einzeln erschienen Paris 1810), in ihm hat Chateaubriand zum Theil dieselbe Richtung, wie in dem Werk über die Schönheiten des Christenthums verfolgt und in eigenthümlichen poetischen Erfindungen veranschaulicht.

Es war aber nur die Phantasie gewesen, in welcher Chateaubriand eine Versöhnung hatte stiften wollen, welche nur in der Idee zu Stande gebracht werden konnte. Doch fehlte es auch selbst in jener Zeit nicht an Geistern, welche die ideelle Versöhnung, deren das in seinem Innersten erschütterte Frankreich bedurfte, stark genug in ihrem Bewußtsein trugen, denen aber nicht die Macht gegeben war, durch ihr Wort so weit hinauszudringen in die Massen der Nation, wie der mit magischer Redegabe ausgestattete Chateaubriand.

Ein solcher Geist war der fromme Saint-Martin, welchen man mit Recht den französischen Jacob Böhme

genannt hat. Seine Alles in Gott untertauchende Ansicht der Dinge, wie sie der Mystik eigen ist, und in Saint-Martin nicht nur das Schauen, sondern auch das Denken in Gott und durch Gott als die höchste Bildungsstufe des Menschen zu begründen suchte, sie entfremdete ihn jedoch nicht den öffentlichen Ereignissen und Nationalverhältnissen, die er vielmehr mit einer durchdringenden Schärfe und großartigen Ueberlegenheit beurtheilte. In dieser Beziehung ist besonders seine Lettre a un ami, ou considérations politiques, philosophiques et religieuses sur la révolution française (1795) bemerkenswerth. Die Revolution wird darin als ein Act der göttlichen Offenbarung begriffen, denn dies sei eine Krise der zu Ende gehenden menschlichen Gewalt auf Erden (la crise et la convulsion des puissances humaines expirantes, et se débattant contre une puissance neuve, naturelle et vive), und eine Herrschaft der Alles durchdringenden göttlichen Einheit soll an der Stelle des bisherigen eitlen irdischen Regiments ihren Anfang nehmen. Der gestürzte Monarch Frankreichs ist nicht durch menschliche Kraft allein gestürzt, sondern Gott hat darin eine große Lehre allen Königen und Völkern geben wollen, daß sie nicht länger sich gegen die Wahrheit verschließen, und an dem falschen Prinzip festhängen, in einem einzigen Menschen die ganze Nation zu concentriren, während das allein die Wahrheit sei, sich zu vergessen, sich hinzugeben, und sich nicht anders zu wissen als in der Nation. Die Mystik langte in Saint-Martin bei ihrem höchsten Ziel, einem Gottesstaat, an, doch statt sich mit leeren Träumereien in den Begriff desselben zu versenken, benutzte sie ihn vielmehr dazu, ihn in einem scharfen Gegensatze dem absoluten und feudalen Menschenstaate gegenüber zu stellen. Diese gesunde und practische Anwendung der Mystik auf die Wirklichkeit

ist sehr merkwürdig, und macht den Standpunct Saint-Martins zu einem ebenso eigenthümlichen als an neuen Anschauungen fruchtbaren. Die Mystik vertrat bei Saint-Martin die Stelle der Skepsis, welche in Voltaire, Rousseau, Diderot und den Uebrigen auf den Naturstaat hingetrieben hatte, und der Gottesstaat der Mystik muß am Ende dasselbe bedeuten, wie der Naturstaat, zu welchem die Skepsis durch Verneinung des bestehenden Weltzustandes zurückgekommen war. Als eine Offenbarung Gottes erkennt aber Saint-Martin die Revolution auch in Bezug auf die Kirche selbst, indem er seine Ueberzeugung ausspricht, daß der ächte Kern der Religion und die Grundwahrheit der Kirche durch diese Staatsumwälzung nur gefördert werden können. Die Vorsehung selbst hat sich der durch eine verdorbene und ruchlose Geistlichkeit gewissermaßen erkrankten Kirche angenommen, und diese Revolution erweckt, um mit den Mißbräuchen des alten Regime auch die Mißbräuche der Kirche abzuschaffen, und unter neuen öffentlichen Formen des Lebens auch die Kirche neu erstarken und gesunden zu lassen.

Aehnliche Ansichten hatte auch der Graf Joseph de Maistre um dieselbe Zeit ausgesprochen, ein sehr origineller Schriftsteller, der, obwohl er sich auf dem einseitigsten katholischen Standpunct befunden und erhalten, gleichwohl die wohlthuende Wirkung der französischen Revolution auf den verderbten Klerus mit Bewußtsein anerkannt hat. In seinen Considérations sur la France (Paris 1796), welche in dieser Beziehung seine Hauptbekenntnisse enthalten, begreift er die Revolution, wie Saint-Martin, als einen Act der göttlichen Vorsehung (l'action de la providence a été visible dans la révolution). Der eigentliche Hauptsatz dieser Ansicht ist der christliche: la divinité punit pour régénerer. Und da es nach de Maistre nichts Zufälli-

ges in der Welt giebt, und alles Böse und jede Unordnung am Ende nur zum Guten und zur Ordnung wirken muß, so sind selbst die Gräuel und Schreckniße der Revolution nothwendige und von Gott anerkannte Momente. Daher erblickt de Maistre selbst in Robespierre ein auserlesenes Werkzeug der Rettung: qu'on y réflechisse bien. on verra que le mouvement révolutionnaire une fois établi, la France et la monarchie ne pouvait être sauvées que par le Jacobinisme . . . Le génie infernal de Robespierre pouvait seul opérer ce prodige. Es iſt eine ſehr bemerkenswerthe Thatſache, daß gerade von dieſen katholiſchen Politikern, als deren Haupt de Maistre angeſehen werden kann, dieſe unbefangene welthiſtoriſche Auffaſſung des Revolutionsprincips ausgegangen war. Indeß hatte de Maistre um jene Zeit ſein ſtarr katholiſches Staatsgebäude, das er ſpäter in ſeiner bekannten Theorie vom Papſte (du pape, Lyon 1819) aufführte, noch nicht erſonnen. Vielmehr hatten ihn die großen politiſchen und moraliſchen Erſchütterungen ſeiner Zeit zu dem Gedanken bewegt, daß eine neue Offenbarung auch in der Religion bevorſtehen könne, und entweder eine neue Religion oder eine Erneuerung des Chriſtenthums in einer ganz außerordentlichen Weiſe, von der Zukunft zu erwarten ſei. Es heißt in den Considérations (p. 66.): „Lorsque je considère l'affaiblissement général des principes moraux, la divergence des opinions, l'ébranlement des souverainetés qui manquent de base, l'immensité de nos besoins et l'inanité de nos moyens, il me semble que tout vrai philosophe doit opter entre ces deux hypothèses, ou qu'il va se former une nouvelle religion ou que le Christianisme sera rajeuni de quelque manière extraordinaire."

Seitdem hat dieſer Gedanke einer neuen Religion

sowohl wie einer besonderen Erneuerung und Verjüngung des Christenthums, wie sehr auch de Maistre selbst wieder von ihm abgefallen, nicht aufgehört, in Frankreich wie in Deutschland die Gemüther zu beschäftigen, aufzuregen und zu den verschiedenartigsten Speculationen zu treiben. Es ist aber noch weniger hervorgehoben, wie dieser Gedanke, der Vater des Saint-Simonismus, Fourierismus und der andern socialen Phänomene, sich zuerst unter den Einflüssen der politischen Revolution ins Bewußtsein gebracht hat, und zwar in einer so bestimmten Form, wie ihn de Maistre ausgesprochen. Dieser aber blieb seiner eigenen Prophezeihung von der Zukunft keineswegs treu zugewandt. Er endigte vielmehr damit, einen in den Ideen der Vergangenheit wurzelnden theokratischen Staat zu construiren, der dann auf die Lehre von der Erbsünde sich begründen mußte. Denn bei der allgemeinen Schwäche, Verderbtheit und Unzulänglichkeit des menschlichen Geschlechts ist der Staat, welcher die Menschen am strengsten in Zucht und Buße nimmt, der beste und vollkommenste, seinem Begriff gemäßeste. Der wahre Begriff des Staats ist aber die Infallibilität, auf welche die von Gott eingesetzten Regierungen ihren Völkern gegenüber sich zu stützen haben. Ueber beiden aber, den Regierungen und den Völkern, steht der Papst, welcher, als da allerinfallibelste Wesen, den höchsten und letzten Grund der Infallibilität der Regierungen in sich darstellt, und darum als der oberste Schiedsrichter der ganzen Christenheit anzuerkennen ist. Die gesammelten Werke de Maistre's erschienen: Brüssel, 1838, in 7 Bänden.

In diesem Zusammenhange dürfte auch noch de Bonald anzuführen sein. Louis Gabriel Ambroise Vicomte de Bonald suchte in einem logischen Schematismus hierarchische und absolutistische Ansichten zu begründen,

und behauptete ein ausschließliches katholisches Staatssystem geschaffen zu haben. Man kann ihm nicht abläugnen, daß er mit Geist und selbst mit Genialität die revolutionairen Ideen zu bekämpfen gesucht, aber was er an deren Stelle setzte, war doch nur ein todter Autoritätsglauben, der bewegungslos in sich selbst verdumpfen mußte. Er schrieb zuerst als Emigrirter von 1791 seine Théorie du pouvoir civil et religieux, die im Jahre 1796 herauskam. Sein Hauptwerk aber ist die Législation primitive, considérée dans les derniers temps, par les seules lumières de la raison (zuerst Paris 1802, in 3 Bänden, dritte Ausgabe 1829). Gesammelt erschienen seine Werke: Paris, 1817—1819, in 12 Bänden.

Diesen Bestrebungen der religiösen Reaction gegen den Revolutionsgeist müssen wir auch schließlich noch den Namen Bernardin de Saint-Pierre anreihen, der hier um so weniger vergessen werden darf, als er eine so außerordentliche populaire Wirkung in Frankreich hatte. Seine Schriften, besonders Paul und Virginie (Paris 1789), sind auch in Deutschland fast allgemein gelesen, und haben ihren eigenthümlichen Zauber über die Gemüther verbreitet. Dieser gottselige Träumer, der ein unwiderstehliches Darstellungstalent besessen, suchte der Religion durch Betrachtung der Natur eine neue Stütze in seiner Zeit zu geben. Er hatte nicht die tiefe Kraft der Mystik, wie Saint-Martin, noch war es seine Sache, mit philosophisch-politischen Theorien und logischen Constructionen, wie de Maistre und de Bonald, sich einzulassen und dadurch auf eine bestimmte kirchliche Gestaltung hinzuwirken. Am meisten ist die Richtung Bernardin's mit dem ästhetisch-sentimentalen Christenthum Chateaubriand's zu vergleichen, in welchem auch der Naturbetrachtung keine unwesentliche Rolle zugetheilt ist. Aber so mächtig begabt, wie Cha-

teaubriand, war Bernardin de Saint-Pierre nicht, und seine Wirkungen verbleiben mehr in dem beschränkten Kreise der Naturidyllik, die er freilich zu den höchsten Zwecken zu benutzen strebte. Dem Unglauben seiner Zeit an Gott setzte er den in der Natur sichtbar gewordenen Gott entgegen, der denn in diesen Naturmalereien, in diesen Schilderungen ländlicher Sitte und Unschuld und eines aller Civilisation überlegenen Naturzustandes, oft auf sehr künstliche Weise, aber doch immer mit der schönen Innerlichkeit eines poetischen Gemüths, gefeiert und offenbar gemacht wird. Die Rousseau'schen Naturideale gingen in diesem Schriftsteller auf die sanfteste und gewissermaßen orthodoxeste Weise in Fleisch und Blut über. Dagegen wird alles Mangelhafte in der Welt nur den menschlichen Einrichtungen und Ueberlieferungen beigemessen, und dem Civilisationszustande werden die abschreckendsten Dinge nachgesagt. Es ist dies ein Standpunct des subjectiven Idealismus, welchen unser Schiller in den bekannten Versen: „Die Welt ist vollkommen überall, Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual," ausgedrückt hat. Dieser Standpunct läßt eigentlich den Aufenthalt auf einer wüsten Insel oder das Leben Robinson Crusoë's als das höchste Ideal eines menschlichen Zustandes erscheinen, und wirklich betreffen wir auch Bernardin de Saint-Pierre selbst in seinem eigenen Leben vielfältig auf solchen abenteuerlichen Gelüsten. Daß Napoleon diesen Autor vorzugsweise liebte war zu einer gewissen Zeit begreiflich, wo der große Kaiser Alles liebte und unterstützte, was dem aufgeregten Zustand der französischen Nation wieder die Basis einer moralisch-religiösen Rechtgläubigkeit zurückgeben konnte. Es war dies das Stadium, auf welchem die Despotie immer gern mit der Orthodoxie Verbindungen anknüpft. In Bernardin de Saint-Pierre aber war ein Element, dem man gerade nach den

wüſten und ſchrecklichen Eindrücken der Revolution ſein Gemüth ſchwer entziehen mochte, denn wer folgte ihm nicht gern aus der wie mit einem Fluch beladenen, dunkeln und verworrenen Wirklichkeit auf die ſonnigen und grünen Höhen ſeiner Dichtung, wo in den Gräſern der Athem Gottes weht.

Die Ausgabe ſeiner Schriften iſt: Oeuvres complètes, précédées d'un Essai sur la vie et les ouvrages de Bernardin de Saint-Pierre, in 12 Bänden, Paris 1818—1831.

---

6. Deutſchland. Die hiſtoriſche Bewegung und die deutſche Philoſophie.

Die geiſtigen Zuſtände und Thaten, welche in demſelben Zeitraum in Deutſchland hervortreten, ſtellen in ihrem innerſten Grunde dieſelbe Idee des Völkerlebens dar, welche das politiſche Leben in Frankreich zur Zeit der Revolution getrieben, und die in Deutſchland gleichzeitig in den inneren Bewegungen des Gedankens, in der Philoſophie, und in den neuen Geſtaltungen der Poeſie, gearbeitet hat.

Das politiſche und das wiſſenſchaftliche Land, Frankreich und Deutſchland, ſtehen ſich hier beim Beginn der neuen Zeit als die beiden von einander losgeriſſenen Grundelemente des modernen Lebens gegenüber, die aber beſtimmt ſind, ſich mit einander zu vermitteln, und durch die Entwickelungen der Geſchichte ſelbſt in ihrem Gegenſatz überwunden zu werden. Die Bedeutung dieſer Stellung, welche der franzöſiſche und der deutſche National-

geist zu einander haben, legt sich in den eigenthümlichen Richtungen, durch welche beide Völker sich beständig angezogen und abgestoßen haben, merkwürdig an den Tag. Die Hingebung an die geschichtlichen Thatsachen Frankreichs hat sich dabei in Deutschland ebenso entscheidend gezeigt, wie in Frankreich neuerdings die Hingebung an die philosophischen und ideellen Thatsachen des deutschen Geistes, und diese Symptome der französischen und deutschen Gegenseitigkeit bilden zusammen ein Ganzes, das in seiner welthistorischen Bedeutung aufgenommen und erkannt werden muß. Die politische Universalität Frankreichs und die wissenschaftliche Universalität Deutschlands stehen sich darin zu gegenseitiger Lockung und Anziehung gegenüber, was aber im großen Sinne der welthistorischen Entwickelung nur die Bedeutung haben kann: daß das freie historische Wachsthum des französischen Volkes sich mit dem Leben der wissenschaftlichen Idee zu durchdringen und zu sänftigen habe, sowie das deutsche Volk aus der wissenschaftlichen Erkenntniß eine historische That zu machen und die freie Idee der Wissenschaft in das Leben des freien Staats hineinzubilden habe.

Die deutsche Philosophie ist der eigentliche Geheimdienst, in welchem die Geschichte dieser Nation lange einzig und allein sich mit der Freiheit ihrer Völker beschäftigt hat. In ihrer Philosophie hat die deutsche Nation zuerst mit der ihr eigenen Inbrunst und Gewissenhaftigkeit ihre Zukunft zu bauen angefangen, und sie hat oft ihre ganze Lebensmacht und Gestaltungskraft in diesem gleichsam unterirdischen Reich des Gedankens aufgebraucht. Um so tiefer und innerlicher wird die Herrlichkeit des deutschen Geistes sich entfalten, wenn in Deutschland endlich aus dieser geheimen, der Nachtseite verfallenen Freiheit des Den-

kens die öffentliche That des freien Nationallebens gemacht wird!

In diesem Sinne, in welchem die Philosophie als eine Bewegungskraft des Nationalgeistes erscheint, ist hier zuerst Johann Gottlieb Fichte mit seiner absoluten Subjectivitäts- oder Ichheits-Lehre zu nennen, durch welche er das kritische und transcendentale System Kant's wissenschaftlich vollenden und die Kluft ausfüllen wollte, welche Kant zwischen den Gegenständen und dem sie erkennen wollenden Geist gelassen.

Das System Fichte's war es, in dem zugleich die revolutionaire Epoche zuerst ihren philosophischen Geistesausdruck in Deutschland gefunden. Nachdem Fichte in seiner ersten Schrift Versuch einer Kritik aller Offenbarung (Königsberg 1792), in der er sich noch fast ganz auf Kantischem Standpunct befunden, die durchdringende und unerbittliche Schärfe seines philosophischen Genie's angekündigt hatte, schritt er dazu, in seiner Wissenschaftslehre das neue Prinzip der Erkenntniß zu suchen, durch welches er eine Einheit in das zerrissene Wissen des menschlichen Geistes zu bringen trachtete.

Die erste Bearbeitung der Wissenschaftslehre von Fichte erschien im Jahre 1794, also mitten unter den Bewegungen der Revolution, und in der Aufregung aller europäischen Verhältnisse. Diese Wissenschaftslehre, in ihrer ersten Gestalt durchaus idealistisch, lehnte alle gegebenen Voraussetzungen der gegenständlichen Welt ab, und erhob sich aus dieser Negation der bestehenden Wirklichkeit zu der kühnen Behauptung, daß nur durch einen Akt des Ich die wahre Wirklichkeit producirt werden könne. Dies Ich, das bisher in der Welt in den historischen Traditionen des Staats- und Völkerlebens gefangen gesessen hatte, stand nun plötzlich zu einer Thathandlung des Erkennens auf, und suchte

aus sich heraus eine Philosophie zu begründen, in welcher der menschliche Geist innerhalb seiner eigenen nothwendigen Bestimmtheit zugleich die höchste Freiheit des Handelns entfalten sollte. Das Ich, welches durch diese Form des Erkennens schöpferisch in die Welt hineintritt, wird aber dadurch zugleich sein eigener Schöpfer, indem es sich durch dies sein erkennendes Handeln ebenso selbst hervorbringt, wie es die Realität der Welt durch sich bestimmt. Das Ich wird somit der wahre Ausfluß der Wirklichkeit und erzeugt sich doch zugleich aus seinem Erkennen der Wirklichkeit, welcher Akt das Bewußtsein ist.

Es ist keine Frage, daß diese philosophische Lehre ein kräftiges Ergreifen der thatsächlichen Welt begünstigen mußte, und darum ihrerseits ein wesentliches Symptom des erwachenden historischen Lebens der Völker war. Wenn auch Fichte später von diesem seinem ersten Standpunct wieder abfiel, und in der letzten Bearbeitung der Wissenschaftslehre *) diese Thatkraft des Ich wieder untergehen ließ in dem Begriff Gottes, den er nunmehr als den absoluten Grund aller Realität faßte, so folgte er doch in jenem Beginn seines Philosophirens offenbar einer historischen Zeitregung. In seinem Naturrecht (Jena, 1796, 1797, zwei Theile) trug er aber wesentlich dazu bei, den alten traditionell historischen Staat zu stürzen und aus seiner Kategorie des Selbstbewußtseins einen freien Rechtszustand zu entwickeln, welcher in der Gemeinschaft und Gegenseitigkeit freier Wesen den wahren Vernunftstaat begründe. Den Staat bestimmte er überhaupt als die Verwirklichung des

*) Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre, und zweite Einleitung in die Wissenschaftslehre (in dem philosophischen Journal von Niethammer u. Fichte, 1797, Stück I. IV. V. und VI.) und: die Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinsten Umrisse dargestellt. Berlin 1810.

Vernunftrechts und strebte somit einen idealen Staat an, welchen er den zusammenbrechenden politischen Formen seiner Zeit gegenüberstellte. In diesem Sinne schrieb er auch seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution." (1793). An diese neuen Gedanken vom Staat knüpfte sich bei Fichte auch seine Idee der allgemeinen Volkserziehung, die er als Forderung an den Staat richtete, und worin er den tiefsten Lebenspunct der modernen Staatenentwickelung traf. Die thatsächliche Gewalt des Geistes, mit welcher Fichte die philosophische Erkenntniß in das nationale Leben hinübergreifen zu lassen vermochte, zeigte er besonders in seinen Reden an die deutsche Nation (Berlin 1808) durch deren Geist und Sprache er sich selbst und seiner großen Persönlichkeit ein unsterbliches Denkmal gesetzt hat. Später trat Fichte freilich aus allen diesen practischen Anläufen seiner Philosophie den Rückzug in das Gebiet der übersinnlichen Moral und einer alle Wirklichkeit verachtenden oder auflösenden Gottseligkeitslehre an. Nun wurde der Vernunftstaat ein Gottesstaat und die höchste Freiheit ward in die moralische Vollkommenheit und Seligkeit gesetzt.

Man hat Fichte auf seinem ersten Standpunct des absoluten Ichs, der in den vom Jahr 1794—1802 erschienenen Schriften dieses Philosophen sich dargelegt hat, mehrfach vergleichen wollen mit der Erscheinung Napoleons, und dessen weltgeschichtlicher Bestimmung, in der das Heldenthum des absoluten Ichs den Abgrund der Revolution geschlossen hatte. Diese Vergleichung kann allerdings nach mehreren Seiten hin anschaulich durchgeführt werden. Beide Männer waren die Erben einer Revolution, Napoleon der politischen und gesellschaftlichen dieses Jahrhunderts, Fichte aber der durch Kant bewirkten Revolution des

philosophischen Bewußtseins. Das Volk hatte sich in der Revolution als die wahre objective Realität der Geschichte, als das absolut Seiende, herausheben und befreien wollen. Die absolute Monarchie hatte darin den Reflexionsstandpunct des subjectiven Idealismus geglichen, daß sie das Volk, oder die unendliche Objectivität, nicht als ein Seiendes, sondern nur als ein Gesetztes anerkannt hatte. Aber die Anerkennung der absoluten Realität des Volks hatte in der Revolution wohl erstritten, aber nicht in einer ewigen und festen Form der Freiheit gestaltet werden können. Mitten unter diesen Gestaltungsversuchen der Revolution regte sich wieder das Bedürfniß nach einer absoluten Subjectivität, die mächtig und groß genug wäre, über der Entwickelung der Volksidee zu thronen und sie beherrschend ihr zu dienen. Diese absolute Subjectivität wurde Napoleon, der die Volksidee in den Kaisermantel hüllte, und ein Zwischenreich gründete zwischen der alten und neuen Zeit, in welchem die Sonne des Ruhmes leuchtete. Denn um die Volksidee sicherer an dem Kaiserlichen Herzen einschlummern zu lassen, hatte er ihr den strahlenden Ruhm zum Spielwerk gegeben, mit dem er ihr die Freiheit vertauscht. Dies Zwischenreich der absoluten Ichheit Napoleons war die hervorgetretene Mitte zwischen dem absoluten Subject der alten Monarchie und dem in seinem absoluten Sein aufgegangenen Volksobject der neuen Zeit.

Wie in Frankreich mit der Bewegung der politischen Lebensformen, so wurde in Deutschland um dieselbe Zeit und in derselben Richtung mit der Bewegung des Gedankens geantwortet auf die heißeste Frage des Menschengeistes. Das absolute Ich, in welchem Fichte zuerst das ganze Geistesleben zusammenzudrängen suchte, stellte, wie die Herrschaft Napoleons, ebenfalls ein Zwischen-

reich zwiſchen der alten und neuen Zeit des Geiſtes dar, zwiſchen der Zeit, in welcher das Subject, in ſich ſelber thronend, ſich in himmelweiter Ferne abgeſchieden hatte von der objectiven Wirklichkeit, deren Sein nicht aus ſich ſelbſt beſtimmt und erkannt werden konnte, und der Zeit, in welcher das Object ſeine unendliche Tiefe erſchließen, ſein ewiges Anrecht an das Subject behaupten und ſich in ſeiner ſubſtantiellen Einheit mit dem Subject als die wahrhaft reale Wirklichkeit entfalten wollte. Fichte warf ſich wie ein Gefeſſelter zwiſchen Subject und Object herum, und faßte heldenmüthig ſeine Aufgabe jedesmal an den entgegengeſetzten Enden an, um auf dem erſten Standpunct das Object durch das Subject, auf dem ſpäteren das Subject durch das Object zu überwinden, in der Ueberwindung aber weſentlich zu einigen. Seine erſte Philoſophie hat er ſelbſt in den Satz zuſammengefaßt: das Ich iſt Ein und Alles! Dies Ich iſt aber nur dann das wahrhaft abſolute Ich, wenn es das Nicht-Ich, das erfahrungsmäßig dem Ich als gegenſtändliche Welt gegenüberſteht, als die eigentliche Schranke ſeiner Abſolutheit aufgehoben oder vielmehr in das Ich hinein aufgezehrt hat. Das Nicht-Ich ſoll auf dieſe Weiſe negirt werden, und erweiſt ſich doch in demſelben Moment wieder als unentbehrlich, da, wenn alles Sein in die Subjectivität aufgegangen wäre; das Ich zugleich allen Inhalt ſeines Denkens verloren haben würde. Die Objectivität mußte daher aus dem abſoluten Ich ſelbſt wieder heraustreten und von demſelben wahrhaft geſetzt werden, ſo daß ſich hier erſt in Weiſe einer Reproduction durch das ſittliche Sollen die wirkliche Welt wieder herſtellen muß. Dies zwiſchen Subject und Object umherirrende Ich war wie der ausgeſpannte Zaubermantel Fauſt's, der durch das magiſche Kunſtſtück alle

Entfernungen im unendlichen Raum überwand. Aber die Welt blieb dabei eine ewig getrennte, und sobald der Zauber nachließ, sank der kühn Emporgeflogene ohnmächtig auf die unterste Erdscholle zurück. So fiel das Fichte'sche Ich aus seiner Absolutheit immer wieder in die beschränkende Endlichkeit herab, die es nicht durch die ausreichende Kraft des Gedankens überwinden und in die wahrhafte Unendlichkeit aufheben konnte. Es war dasselbe Scheinspiel des Gedankens, und mit derselben Heldenkraft durchgeführt, wie wir von Napoleon gesehen, daß in ihm die objective Volksidee sich als herrschend hatte setzen wollen unter der Form der absoluten Subjectivität, die aber ihren Inhalt, das Volk, in sich hinein verzehrte, um es nicht als ein an und für sich Seiendes, sondern als das Sein sollende wieder aus sich zu reproduciren und in den Staat zu entlassen, so wie das Fichte'sche Ich, welches das Nicht-Ich nicht mehr wie Kant als ein Fremdes und Unbegriffenes sich gegenüber bestehen lassen konnte, es schon zu einem Prozeß wieder aufnahm, zu einem Prozeß der praktischen Vernunft, in welcher das sittliche Wollen sich die Wirklichkeit des Objects als eine sein sollende bestimmte.

Man hat das Fichte'sche Ich zu seiner Zeit vielfach verspottet. Jean Paul hat in seiner Clavis Fichtiana, die er als komischen Anhang zu seinem Roman: Titan herausgegeben, am treffendsten die lächerlichen Consequenzen dieses Standpuncts gezogen. Er vergleicht diese absolute Ichheit, die, um handeln und reagiren zu können, sich vorher diesen Widerstand, das Nicht-Ich, erschaffen muß, mit dem Vater des Sobouroff, der sich selber Geld borgte, sich Wechsel ausstellte, sie oft protestirte, und sich nach dem Wechselrecht strenge genug behandelte. Blos zu ihrer Verherrlichung, sagt Jean Paul, thun die absolute

Ichheit dies Alles. Oder er vergleicht den Fichte'schen Denkprozeß mit jener Katze, die ein brittischer Geizhals blos, anstatt sie zu füttern, mit fetten Riemen überstrich und die sich selber den ganzen Tag belecken mußte, um zu leben. Diesen ersten Standpunct der Fichte'schen Wissenschaftslehre, nach welcher die wahre Realität der Welt nur aus dem Ich übertragen wird, werden wir bald in der deutschen Poesie als das Prinzip der Ironie und des romantischen Humors eigenthümlich sich geltend machen sehen.

Zum zweiten Mal versuchten Subject und Object in Fichte, ihre ewigen Rechte auf einander durchzusetzen, und diese Berechtigung ihrer Einheit bewies sich gerade in diesem Philosophen auf doppelte Weise. Denn nachdem er in seiner ersten Philosophie vom Subject aus versucht hatte, das Object in das Subject hinüberzunehmen, warf er sich auf seinem zweiten Standpunct mit demselben Geistesdrang auf die Seite des Objects, und suchte nun das einzige wahrhafte Sein in dem Absoluten oder in Gott zu erfassen, wo das Subject selbst jetzt nur als Accidens der göttlichen Substanz erscheint. Diese Gestaltung seines Systems legt sich am schönsten und erschöpfendsten in seiner Anweisung zum seligen Leben dar. Hier erscheint Fichte von der Macht des Spinozismus getrieben und begeistert, und der Grundgedanke des Spinoza, Alles unter der Gestalt der Ewigkeit anzusehen, führt ihn hier auf die Höhen des idealen Lebens, und läßt ihn überall nur das eine absolute und göttliche Sein erkennen, mit dem sich zu vereinigen die Seligkeit selbst, wie zugleich die wahre Speculation ist. Alles Leben hat seine unwandelbare und ewige Grundlage nur im göttlichen Wesen. Die Mannigfaltigkeit und Wandelbarkeit der Erscheinungen besteht nur für die Reflexion. Alle die Zerspaltungen des Daseins werden

aber von dem reinen absoluten Denken ergriffen und zusammengefaßt unter die absolute und Eine Grundform des Begriffs, als die eine in sich geschlossene und vollendete Welt des göttlichen Lebens.

Diese im erhabensten Geist und in herrlicher Sprache ausgeführte Anweisung Fichte's zum seligen Leben (erschienen Berlin 1806) bildet für die Gestaltung eines neuen Verhältnisses zwischen Philosophie und Christenthum den wesentlichsten Uebergang, und besonders wurde hier der Grund gelegt zu derjenigen theologisch-philosophischen Richtung der Zeit, welche das johanneische Christenthum als die höchste und gültigste Form der christlichen Offenbarung bekennt. Es scheint noch wenig hervorgehoben, daß dies Christenthum des vierten Evangeliums, zu dem uns auch die neueste Schelling'sche Offenbarungs-Philosophie wieder hinzuführen strebt, als das letzte Resultat der Fichte'schen Philosophie hervorgegangen ist. Die sechste Vorlesung in Fichte's Anweisung zum seligen Leben hat den Zweck, die neue philosophische Ansicht in ihrer Uebereinstimmung mit dem Christenthum aufzuzeigen, dessen wahren Geist nach Fichte nur das Evangelium Johannis ausspricht, nämlich die absolute Einheit des menschlichen Daseins mit dem göttlichen, die in Jesus Christus als Person erschienen. „Nur mit Johannes — sagt Fichte S. 155 — kann der Philosoph zusammenkommen, denn dieser allein hat Achtung für die Vernunft, und beruft sich auf den Beweis, den der Philosoph allein gelten läßt, den innern: So jemand will den Willen thun des, der mich gesandt hat, der wird inne werden, daß diese Lehre von Gott sei. . . Die andern Verkündiger des Christenthums aber bauen auf die äußere Beweisführung durch Wunder, welche, für uns wenigstens, nichts beweisen. Ferner enthält auch unter den Evangelisten Johannes allein das, was

wir suchen und wollen, eine Religionslehre." Das Hineintreten der modernen Philosophie in die Theologie, mit der Absicht beide in eins zu gestalten, wird durch dies ausschließliche Hinwenden auf das Evangelium Johannis zuerst bezeichnet. Es geht aus Fichte zunächst in Schleiermacher über, und nimmt nicht blos dogmatische Bedeutung, sondern auch vorzugsweise historische Beweiskraft in Anspruch. Um so leidenschaftlicher wendet sich dann die destructive theologische Kritik der späteren Zeit gerade gegen dies Evangelium, liegt aber darüber mit sich selbst im Streite und vermag es weder zu beseitigen, noch stehen zu lassen.

Fichte aber, nachdem er die wahre Vereinigung des göttlichen Daseins mit dem menschlichen in Jesus Christus hineinverlegt, und zwar als eine historische Zeiterscheinung, fügt hinzu, dies enthalte nur die Wahrheit, nicht die Nothwendigkeit des christlichen Dogmas. Alle, die seit Jesu zur Vereinigung mit Gott gekommen, seien nur durch ihn dazu gelangt. Es sei aber nicht gewiß, ob nicht auch ohne Christus jemand zu jener Erkenntniß und zum seligen Leben gelangen könne. Die ewige Dauer des Christenthums als einer auf eine historische Person gebauten Religion sei durchaus nicht verbürgt. Wenn nur jemand wirklich mit Gott vereinigt, so sei es gleichgültig, auf welchem Wege er dazu gekommen, denn es wäre unnütz und verkehrt, statt in der Sache zu leben, immer das Andenken des Weges sich zu wiederholen. Kehrte Jesus einmal wieder in die Welt zurück, so würde er gewiß mit der Herrschaft des Christenthums in den Gemüthern zufrieden sein, und nicht danach fragen, ob man sein Verdienst dabei priese oder überginge. Nur die metaphysische ewige Wahrheit mache selig, das Historische aber sei ein bloßes, ein für sich bestehendes Factum, insofern einseitig, und in

dieser auf Einen Punct concentrirten Wahrheit blos Durchgangspunct. Die höchste absolute Erkenntniß bestimmt sich aber bei Fichte zuletzt als die absolute Liebe, oder als die Liebe Gottes, in welcher Gott und der Mensch als Eins und ewig verschmolzen erscheinen. In der Anweisung zum seligen Leben sagt Fichte von dieser Liebe: „Die Liebe ist höher denn alle Vernunft, und sie ist selbst die Quelle der Vernunft, und die Wurzel der Realität, und die einzige Schöpferin des Lebens und der Zeit; und ich habe dadurch den höchsten realen Gesichtspunkt einer Seins- und Lebens- und Seligkeitslehre, d. i. der wahren Speculation, zu welcher wir bis jetzt hinaufstiegen, endlich klar ausgesprochen."

Dies Ende hatte der subjective Idealismus in Fichte genommen, daß er das allmächtige Ich, von dem er ausgegangen war, zuletzt willig und mit Begeisterung hineyfern mochte an das allgemeine göttliche Sein, das sich in der Objectivität alles Lebens ihm erschlossen hatte. Diese großartigen Schwankungen Fichte's, die zuletzt ein so heiliges Bekenntniß von der Nothwendigkeit einer Versöhnung des Geistes mit der Erscheinungswelt ablegten, sie waren die eigentlichen Geburtswehen der neuen Zeit des deutschen Geisteslebens, und wurden gerade in ihrem Uebergang aus dem subjectiven Idealismus in die spinozistische Ansicht bedeutend für die ganze geistige Entwickelung.

So mußte auch Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, von dem wir jetzt zu sprechen haben, seine Entwickelung, durch welche die deutsche Philosophie sich vollenden wollte, zuerst auf dem Standpunct Fichte's beginnen, und konnte von diesem aus erst in die Tiefe der absoluten Erkenntniß hinabsteigen, durch welche er den höchsten innern Drang des Zeitalters nach Einheit und ideeller Verbindung zu befriedigen strebte und im Subject-Object oder in der

absoluten Einheit beider die alte Wunde des Dualismus zu heilen suchte, die das Menschengeschlecht in seinem geistigen wie in seinem historischen Leben so lange in seiner tiefsten Brust getragen. In Schelling haben sich alle einzelne Standpuncte der Philosophie gewissermaßen erschöpft, und wir sehen in ihm den Gott Wischnu der modernen Philosophie, der die vielfachsten Verkörperungen und Verwandelungen erfährt, den wir aber in seiner wahren Gottheit thronend auf der Lotosblume des Absoluten erblicken, auf welcher er den Gedanken der unendlichen Einheit alles Lebens träumt, und von seinen Träumen fuhr es damals wie ein elektrischer Zauberschlag durch die ganze Zeit, daß es sich in allen Gebieten der Erkenntniß danach lebensvoll regt und alle Erscheinungen und Bestrebungen der menschlichen Kunst und Wissenschaft sich hervordrängen und versammeln wie zu einem Frühlingsfest des Geistes. Schelling ist eine jener großen Persönlichkeiten, in denen das immerwährende Wechseln der Standpuncte nur die Lebensfülle der innern Entwickelung beweist, und nur dazu dient, den allgemeinen Fortschritt der geistigen Erkenntniß zu tragen. Im Reich des Geistes gilt lediglich das allgemeine Gesetz der Entwickelung, dem allein die Eide treu gehalten werden müssen. Unsere Zeiten sind aber nicht mehr so einfach, daß die Entwickelungskraft eines aus dem Ganzen und Vollen lebenden Geistes abzuschließen vermöchte in einer unveränderlich ihn beherrschenden Richtung. Das Drama des menschlichen Geistes nimmt immer von mehreren und verschiedenen Seiten zugleich seine Anläufe, um die Katastrophe zu gestalten, die endlich wie durch einen Ausschlag des Schicksals selbst erfolgt.

Indem aber Schelling in seiner ersten Philosophie, die wir jetzt zu betrachten haben, im Absoluten das Ideale und Reale als Eines begründete, suchte er das

Leben in seiner Totalität zu erfassen, und nicht blos zum Bewußtsein das Ich, sondern auch zur Anschauung zu bringen, welches Schelling die intellektuelle Anschauung nannte. Aus dem Absoluten ging das Ich selbst und die ganze reale Welt hervor, welche letztere in ihrer Erscheinung vorzugsweise die Natur war. Natur und Geist entwickelten sich aber gegenseitig aus einander und gelangten in dieser Identität, in welcher sie das absolute Sein darstellten, zu ihrem wahren Begriff. Dieser Begriff war in seiner Absolutheit zugleich Gott selbst und Gott war somit die Identität von Natur und Geist oder die Vernunft beider. Diese Totalanschauung des Lebens im Absoluten mußte auch alle einzelnen Richtungen des Daseins veredeln und befreien, und Alles, was sich in der Zeit zu bilden strebte, auf ein höchstes göttliches Urbild hinweisen. Zu diesen bestimmte und nothwendige Verhältniß zu einem Höchsten trat bei ihm auch die Geschichte, die in ihrem Gesammtprozeß nichts Anderes sein konnte, als das sich entwickelnde Absolute oder die Offenbarung Gottes selber. Der Staat selbst aber stellte sich gewissermaßen als der organische Körper des absoluten Seins dar, als die äußere Zusammengliederung des Ideals, in welcher die Gesammtheit aller Lebenselemente sich ebenso in ihrer Nothwendigkeit wie in ihrer Freiheit setzte. Die ideale Sphäre aber, in welcher der Staat darin stand, war die Sphäre der Freiheit, in der sich Freiheit und Nothwendigkeit in einander auflösen mußten. Das dialektische Widerspiel der Einheit und Vielheit (die absolute Indifferenz des Differenten, welche eigentlich der Grundgedanke des Schelling'schen Systems war) war nicht blos eine philosophische Gründung des Zeitalters. Diese Idee hatte in der Revolution thatsächlich die Massen ergriffen und sie getrieben, die Vielheit des Volkes mit der Einheit des ganzen Staatslebens aus-

zugleichen. Die Revolution erstrebte ebenfalls diesen absoluten Indifferenzpunct der Einheit und Vielheit, auf welchem die Harmonie der Freiheit und Nothwendigkeit in der unendlichen Staatsidee sich darstellen sollte. Und so zeigte hier der deutsche Geist vor der Hand sein Begnügen, das Prinzip dieser Harmonie in dem absoluten Idealismus, auf rein geistige Weise, und mit Entsagung der thatsächlichen Anwendung auf das öffentliche Leben, zu construiren.

Die von Schelling entwickelte Philosophie schritt jedoch besonders als Naturphilosophie dazu vor, sich zur Bewegerin und Gestalterin des wirklichen Lebens zu machen *). Die entscheidende Annahme, zu welcher Schelling hier fortgegangen, war die Einheit von Natur und Geist, durch welche zugleich bestimmt wurde, daß die Natur, „nichts anderes sei als der sichtbare Geist," und daß sie unbedingte Realität, wahres Sein und absolute Thätigkeit habe. Dieser Gedanke wurde die erste Wendung zu einer großen Vermittelung der gesammten Wirklichkeit. In seiner Abhandlung „über das Verhältniß des Idealen und Realen in der Natur" erklärte Schelling die Erkenntniß

*) Die auf diesem Standpunct von Schelling herausgegebenen Schriften sind: Ideen zu einer Philosophie der Natur, als Einleitung in das Studium dieser Wissenschaft, I. Theil, Leipzig 1797. Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Auflage, Landshut 1803. — Von der Weltseele; eine Hypothese der höheren Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus, nebst einer Abhandlung über das Verhältniß des Idealen und Realen in der Natur, oder Entwickelung der ersten Grundsätze der Naturphilosophie an den Prinzipien der Schwere und des Lichts. Hamburg 1798. 2te Aufl. 1809. (Die Abhandlung über das Verhältniß des Idealen und Realen in der Natur besonders gedruckt: Hamburg 1806 und Landshut 1807). — Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, Jena 1799. — Einleitung zu seinem Entwurfe eines Systems der Naturphilosophie, Jena 1799. — Zeitschrift für die speculative Physik, Jena 1800—1803. — Neue Zeitschrift u. s. w. Tübingen 1803.

der Natur für das Band, wodurch die Idee mit der Wirklichkeit vermittelt ist. In derselben Schrift ruft er denen, welche die Wissenschaft des Ewigen suchen, zu: „Kommet her zur Physik, und erkennet das Ewige!“ Diese Einheit von Physik und Ethik, die in der antiken Ansicht der Welt schon lebendig gewesen, sie wurde durch Schelling zuerst wiedergefunden, und durchdrang und erschütterte als eine neue Lebenskraft ihr ganzes Zeitalter. Diese Erkenntniß war wichtig, denn sie enthielt die Ineinssetzung der Idee mit der Wirklichkeit in sich, in welcher das Gesetz des Geistes auch das Gesetz der Natur geworden war. Der Dualismus der Weltansicht, der bisher mit Schmerzen und schönrednerischer Sehnsucht sich an die Unerreichbarkeit des Ideals festgehangen hatte, er war durch die Naturphilosophie überwunden und des Stoffes zu seinem Jammer entledigt worden. Indem die Naturphilosophie den Gedanken aufgestellt hatte, daß es nur Einen wahren Lebensorganismus gäbe, hatte sie dadurch die neue Weltansicht vorbereitet, daß das eigentliche Leben der Idee in seiner thatsächlichen Wirklichkeit besuche, und wenn auch die wissenschaftliche Bedeutung der Naturphilosophie an sich wieder verloren gehen mußte, so wird sie doch darin ihren Werth behaupten, daß sie den neuen Geist der einheitlichen und freien Entwickelung der Völker zuerst in einem System auszudrücken gesucht hat.

Hier sehen wir die wissenschaftliche Vollendung des Spinozismus durch die Naturphilosophie sich bewerkstelligen. Der alte räthselhafte Block des Spinozismus, der so lange als der verworfene Edstein umhergelegen, ward nun erst durch Schelling zu einem griechischen Götterbild ausgearbeitet, und mit dem Geist hellenischer Philosophie geklärt und in ein intuitives Licht erhoben. Die Naturphilosophie erwuchs vielmehr als das lebendige Product

des spinozistischen Grundbegriffs, der durch die höhere Betrachtung der Natur und durch das daraus gewonnene Prinzip der Freiheit ergänzt und in geistige und persönliche Bewegung gesetzt wurde.

Die intellectuelle Anschauung, welche Schelling zum eigentlichen Organ des philosophischen Denkens machte, sie war im Grunde nichts Anderes, als die höhere Kraft der Phantasie, oder als die Anerkennung der Phantasie, als eines bestimmten und nothwendigen Moments in der Vernunft selbst. Die intellectuelle Anschauung war das Bekenntniß der menschlichen Vernunft gewesen, daß ihr noch etwas fehle, wenn sie den Gegenstand blos gedacht und begriffen habe, es war die Sehnsucht in ihr, mit dem Gedachten wieder hinaus zu kommen in die Unmittelbarkeit des Daseins und es anzuschauen als ein organisch Lebendiges, Einheit- und Wirklichkeitsvolles. Die intellectuelle Anschauung, die nicht blos innerhalb der deutschen Philosophie selbst eine so große Rolle gespielt hat, sondern die auch ein bedeutungsvolles Symptom der Geistes- und Völkerbewegung gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist, sie mußte aus der Lehre von der Einheit von Natur und Geist, die in der Naturphilosophie aufgetreten war, nothwendig heraussteigen, und sie war gewissermaßen die Verkündigung von einer höhern Totalität des Lebens, die als ein historischer Drang in allen Zuständen der damaligen Zeit erwacht war. In der Revolution hatte sich dieser ideale Drang in den Volksgeist hineingestürzt, um eine Einheit von Geist und Körper im Staatsleben, und damit die Auflösung aller Widersprüche des öffentlichen Nationallebens zu erstreben. Diese ächt menschliche thatsächliche Vollbringung eines Lebensganzen, die zugleich als die wahrhaft historische Bewegungskraft in der Geschichte erscheint, sie hatte sich in der deutschen Philosophie als in-

tellectuelle Anschauung bezeichnet, welche Schelling besonders in seinem im Jahr 1800 erschienenen System des transcendentalen Idealismus zu begründen gesucht hat. Die potenzirte Anschauung wird in jener Schrift Schelling's (S. 481) zugleich als die productive betrachtet, doch wird dort dies productive Element aber nur darin erkannt, daß die Anschauung potenzirt, oder intellectuell geworden ist. —

In seiner Abhandlung „über das Wesen der menschlichen Freiheit" (welche sich in dem ersten und einzig gebliebenen Bande von Schelling's gesammelten Schriften, Landshut 1809, S. 397 flg., findet) bemerkt Schelling: daß bis zur Entdeckung des Idealismus der eigentliche Begriff der Freiheit in allen neueren Systemen gefehlt habe. Schelling führt uns in dieser berühmten Abhandlung in die Metaphysik der Freiheit ein, und diese Bestimmung der Freiheit und Selbstständigkeit des menschlichen Handelns, die hier zunächst das ethische und rein persönliche Gebiet betrifft, muß uns, in dieser verhängnißvollen Zeit des Völkerlebens unternommen, zugleich als die erste und grundgesetzliche Bestimmung für die Freiheit aller menschlichen Lebensformen, für die Freiheit der ganzen Wirklichkeit erscheinen. Die Lehre von der Immanenz der Dinge in Gott und die Freiheit widersprechen sich aber nicht, denn, wie Schelling es hier ausdrückt, ist gerade nur das Freie, und soweit es frei ist, in Gott, das Unfreie aber, und soweit es unfrei ist, nothwendig außer Gott. Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Es ist nicht einzusehen, wie das allervollkommenste Wesen auch an der möglich vollkommensten Maschine seine Lust fände. Wie man auch die Art der Folge der Wesen aus Gott sich denken möge, nie könne sie eine mechanische sein, kein bloßes Bewirken oder Hinstellen, wobei das Bewirkte nichts

für sich selbst ist. Gott aber kann nur offenbar werden in dem, was ihm ähnlich ist, in freien aus sich selbst handelnden Wesen. Als höchste Forderung der Philosophie aber wird es erkannt, zu zeigen, daß alles Wirkliche (die Natur, die Welt der Dinge) Thätigkeit, Leben und Freiheit zum Grund habe, denn der Gedanke, die Freiheit zum Eins und Alles der Philosophie zu machen, habe den menschlichen Geist überhaupt, nicht blos in Bezug auf sich selbst, in Freiheit gesetzt und der Wissenschaft in allen ihren Theilen einen kräftigeren Umschwung gegeben als irgend eine frühere Revolution.

Der reale und lebendige Begriff der Freiheit wird aber hier von Schelling so bestimmt, daß sie ein Vermögen des Guten und des Bösen sei. Dies führt ihn zu dem schwierigsten Punct in der ganzen Lehre von der Freiheit, zu der Untersuchung über die Natur des Bösen (Schriften I. 422). Um die Entstehung des Bösen nach dieser Schelling'schen Ansicht anschaulich zu machen, müssen wir uns zuerst auf seine Betrachtung über die Existenz Gottes zurückführen, wie er dieselbe in dieser Abhandlung über die menschliche Freiheit bestimmt. Da nichts vor oder außer Gott ist, sagt Schelling, so muß er den Grund seiner Existenz in sich selbst haben. Dieser Grund seiner Existenz, den Gott in sich hat, ist nicht Gott absolut betrachtet, d. h. sofern er existirt, denn er ist ja nur der Grund seiner Existenz, er ist die Natur in Gott, ein von ihm zwar unabtrennliches aber doch unterschiedenes Wesen. Schelling sucht dies Verhältniß durch das der Schwerkraft und des Lichtes in der Natur zu erläutern. Die Schwerkraft geht vor dem Licht her als dessen ewig dunkler Grund, der selbst nicht actu ist, und entflieht in die Nacht, indem das Licht (das Existirende) aufgeht. Gott, fährt Schelling fort, hat in sich einen innern Grund seiner

Existenz, der insofern ihm als Existirenden vorangeht, aber ebenso ist Gott wieder das Prius des Grundes, indem der Grund, auch als solcher, nicht sein könnte, wenn Gott nicht actu existirte. Das Wesen dieses ersten bewußtlosen Grundes ist die Sehnsucht, die das ewig Eine empfindet, sich selbst zu gebären. Entsprechend dieser Sehnsucht, welche als der noch dunkle Grund die erste Regung göttlichen Daseins ist, erzeugt sich in Gott selbst eine innere reflexive Vorstellung, durch welche, da sie keinen andern Gegenstand haben kann als Gott, Gott sich selbst in einem Ebenbilde erblickt. Diese Vorstellung ist im Anfange bei Gott, und der in Gott gezeugte Gott selbst, sie ist der Verstand, das Wort jener Sehnsucht. Der ewige Geist, der das Wort in sich und zugleich die unendliche Sehnsucht empfindet, von der Liebe bewogen, die er selbst ist, spricht das Wort aus, daß nun der Verstand mit der Sehnsucht zusammen freischaffender und allmächtiger Willen wird, dessen erste Wirkung in der anfänglichen Natur die Scheidung der Kräfte ist. Jedes der so in der Natur entstandenen Wesen hat ein doppeltes Prinzip in sich; doch nur im Menschen ist die ganze Macht des finstern Prinzips, und in ebendemselben zugleich die ganze Kraft des Lichts. Diejenige Einheit beider Prinzipien aber, die in Gott unzertrennlich ist, ist im Menschen zertrennlich, und dies ist die Möglichkeit des Guten und Bösen. Das aus dem Grunde der Natur emporgehobene Prinzip, wodurch der Mensch von Gott geschieden ist, ist die Selbstheit in ihm, die aber durch ihre Einheit mit dem idealen Prinzip Geist wird. Dadurch aber, daß die Selbstheit Geist ist, ist sie zugleich aus dem Kreatürlichen ins Ueberkreatürliche gehoben, sie ist Wille, der sich selbst in der völligen Freiheit erblickt, nicht mehr Werkzeug des in der Natur schaffenden Universalwillens, sondern über und außer aller Natur. Dadurch aber,

daß die Selbstheit den Geist hat (der über Licht und Finsterniß herrscht) kann die Selbstheit sich trennen von dem Licht, oder der Eigenwille kann streben, das, was er nur in der Identität mit dem Universalwillen ist, als Particularwille zu sein, der die Kräfte nicht mehr unter sich, wie der ursprüngliche, vereinigen kann: diese Kräfte weichen vielmehr von einander als das empörte Heer der Begierden und Lüste, (indem jede einzelne Kraft auch eine Sucht und Lust ist), und beginnen für sich ein eignes und absonderliches Leben zu formiren, ein Leben der Lüge, ein Gewächs der Unruhe und Verderbniß, das Böse selbst. Wie vermag aber dies Böse als ein unverkennbar allgemeines, mit dem Guten überall im Kampf liegendes Princip, aus der Schöpfung hervorzubrechen? Es thut es, antwortet hier Schelling, als ein zur Offenbarung Gottes Nothwendiges! Denn wenn Gott als Geist die unzertrennliche Einheit beider Principien ist, und dieselbe Einheit nur im Geist des Menschen wirklich ist, so würde, wenn sie in diesem ebenso unauflöslich wäre als in Gott, der Mensch von Gott gar nicht unterschieden sein, er ginge in Gott auf, und es wäre keine Offenbarung und Beweglichkeit der Liebe. Denn jedes Wesen kann nur in seinem Gegentheil offenbar werden, Liebe nur in Haß, Einheit in Streit. Wäre keine Zertrennung der Principien, so könnte die Einheit ihre Allmacht nicht erweisen; wäre nicht Zwietracht, so könnte die Liebe nicht wirklich werden. Der Mensch ist auf jene Gipfel gestellt, wo er die Selbstbewegungsquelle zum Guten und Bösen gleicherweise in sich hat: das Band der Principien in ihm ist kein nothwendiges, sondern ein freies. Er steht am Scheidepunct; was er auch wähle, es wird seine That sein; aber er kann nicht in der Unentschiedenheit bleiben, weil Gott nothwendig sich offenbaren muß, und weil in der Schöpfung überhaupt nichts Zwei-

deutiges bleiben kann. Dennoch scheint es, er könne sich nicht aus seiner Unentschiedenheit heraustreten, eben weil sie dies ist. Es muß daher ein allgemeiner Grund der Sollicitation, der Versuchung zum Bösen sein, wär' es auch nur, um die beiden Prinzipien in ihm lebendig, d. h. um ihn ihrer bewußt zu machen.

Wir müßen diesen Gegenstand hier ausführlicher erörtern, weil diese Ansicht der Freiheit und des Bösen, aus der deutschen Philosophie heraus zum Bewußtsein gebracht, die Anerkennung der eigentlich historischen Thatkraft des Menschengeistes, und der historischen Entwickelung der Wirklichkeit überhaupt in sich trägt. Wenn wir aus den dunkeln Tiefen, in welchen hier der deutsche Gedanke das wahre Lebensgesetz der menschlichen Entwickelung angeschaut hatte, emporblicken in das Leben der Zeit hinaus, so sehen wir das Böse, als diese wahrhafte bewegende geschichtliche Kraft, die durch ihre Trennungen nur der Einheit und der Liebe dienen muß, gewaltig in den Gräueln der Revolution offenbar geworden. In demselben Sinne, wie der deutsche Philosoph den Begriff des Bösen betrachtet hatte, war, wie wir in der französischen Literatur der Revolutionszeit sahen, von dem frommen Saint-Martin die Revolution selbst als eine Offenbarung Gottes angesehen worden, und de Maistre hatte selbst in Robespierre ein auserlesenes Werkzeug der Rettung erblickt. Später wird dann in dem beruhigten und geordneten Staatsleben, das die gewaltsamen Krisen seiner Entwickelung überstanden, das nothwendig Böse als das Element der Opposition thätig. Die Opposition erweist sich bei der fortschreitenden politischen Bildung der Völker als ebenso unentbehrlich zur freien Verwirklichung des wahren Staatslebens, als, nach Schelling's Entwickelung, das Böse immer der wahren Offenbarung Gottes dient. Bei dem

nothwendig Bösen, wie es Schelling construirt hat, kann sich heut auch getrost die Opposition ein Standpünctchen erbetteln, wenn man sonst ihre Berechtigung und Nützlichkeit verkennen sollte.

In der Poesie aber haben wir durch Goethe's Faust das nothwendig Böse, das zum Guten schaffen muß, in der Gestalt des Mephistopheles dargebildet gesehen. Die Poesie überhaupt wird durch diese Ansicht einer größeren Fülle der Lebenswirklichkeit mächtig, sie löst durch die höhere Darstellung der Sünde und der Leidenschaft ihre wesentlichsten Aufgaben, und verherrlicht das ideale Gebiet der Freiheit, in welchem sie darin steht, am schönsten durch diese kühne Herauskehrung der Gegensätze des Daseins, deren naturwildes Bewegen und Schwanken den eigentlichen Herzschlag der Wirklichkeit bildet. In diesem Hineintreten der Poesie in das volle Leben der Wirklichkeit entwickelt sich in Frankreich die nationale Literatur zu einer höhern Blüthe des Geistes und der Sprache, welche Umwandlung mitten in der Revolutionsperiode sich vorbereitet, und später, wie wir noch zu betrachten haben werden, als die neuromantische Poesie der Franzosen sich vollendet. In Deutschland aber entwickelte sich um diese Zeit die romantische Schule, aus den Einflüssen der Goethe'schen Poesie und der neuen Zeitphilosophie gleicherweise hervorgegangen, und suchte einen neuen Standpunct für Poesie und Wirklichkeit hinzustellen, den wir, bei allen Verkehrtheiten und Mängeln, welche man dieser Schule nachzuweisen hat, doch in seiner ursprünglichen Idee als ein in sich gerechtfertigtes und der Fortentwickelung unserer Literatur nothwendiges Element anzuerkennen haben werden.

7. Die romantiſche Schule.

In Deutſchland hatten die Beſtrebungen der ſogenannten romantiſchen Schule zuerſt das Bewußtſein über eine neue volksthümliche und in das Völkerleben hinübergreifende Bedeutung der Literatur an den Tag gelegt, und dies Bewußtſein, wenn auch zum Theil künſtlich, zu poetiſchen Thaten zu treiben geſucht. Wie man auch die dichteriſchen Verdienſte dieſer Schule, unter deren Benennung man die erſte, aus Goethe entwachſene Generation der deutſchen poetiſchen Jugend zuſammenfaſſen kann, anſchlagen mag, ſo wird man doch ihrer Bemühung, die Literatur im höchſten Sinne zu faſſen und auszuüben, ſtets Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſen. Dieſe Schriftſteller und Dichter, welche ſich an den Großthaten der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts gebildet hatten, ſahen ſich als Erben einer reichen und herrlichen Fülle von Literatur und Poeſie, an der ſie ſchon durch den Beſitz, ſelbſt wenn ſie ihrem productiven Schaffenstalent nicht allzu viel vertrauten, zu Helden und Meiſtern werden konnten. Und ſo ſuchte die romantiſche Schule vor allen Dingen Beſitz von der Literatur zu ergreifen, und that dies durch einen umfaſſenden Griff in den Literaturſchatz des ganzen europäiſchen Völkerlebens, und durch eine kühne Combination der nationalen Vergangenheit mit dem neuen Geſchichtsgeiſt der Gegenwart.

Die Begriffe von Volksleben und Nationalität, welche die franzöſiſche Revolution zu neuen Thatſachen der Geſchichte gemacht hatte, waren von entſcheidendem Einfluß auf dieſe Richtung der romantiſchen Schule geweſen. In der Einzelausführung dieſer Richtung mußte mancherlei Unnatürliches, Geſchraubtes und Verkünſteltes vorfallen. Das

deutsche Mittelalter, die spanische und italienische Poesie mit ihren künstlichen Formen, dazu der subjective, religiöse Aufschwung, welcher aus Opposition gegen den rationalistischen Unglauben des Jahrhunderts einen ästhetischen Katholizismus schuf, Alles dies mußte eine bunte Musterkarte von Bestrebungen liefern, die zwar ihre geistige Einheit und Rechtfertigung an dem neuen universalhistorischen Streben der Zeit hatten, im Einzelnen aber oft der Carikatur, der geistleeren Spielerei der Form, der erschlaffenden Wollüstelei der Empfindungen verfiel. Aber indem diese Schule auf ihrem romantischen Divan die Literaturen aller Völker niedersitzen hieß, versammelte sie dieselben doch zugleich im Geist und in der Wahrheit um sich, und entwickelte aus der literargeschichtlichen Stellung, auf die sie sich selbst begründete, eine höhere nationale Literaturbetrachtung überhaupt, welche besonders durch die Brüder Friedrich und August Schlegel diesen ihren weltliterarischen Standpunct auszuprägen suchte. —

Betrachten wir das Wesen der literarischen Epoche, mit der wir es jetzt in Deutschland zu thun haben, näher, so werden wir hier nicht mehr diejenige ruhige Entwickelung, denjenigen heiligen Literaturfrieden antreffen, welcher die deutsche Literatur und Poesie des achtzehnten Jahrhunderts so entschieden charakterisirte, der aber dort nur aus der gänzlichen Lossagung von allen Welthändeln entspringen konnte, und der damals allerdings dazu geeignet war, unserer Literatur bei ihrer Begründung die tiefe menschliche Innigkeit und den idealen Schwung zu geben, durch welche sie sich immer als ein besonders geweihtes Element unter den übrigen Lebensinteressen gezeigt. Es war allerdings vorzugsweise ein Idealismus der sich in sich selbst abschließenden Persönlichkeit, durch welchen dieser dem positiven Schaffen so günstige Literaturfrieden, auf Kosten des historischen An-

theils an dem allgemeinen Völkerleben, sich erhalten hatte. Denn die einzelnen historischen Triebe, welche auch in jener Epoche in unserer Nationalliteratur aufsproßten, wurden doch sofort wieder in den subjectiven Kreis des Behagens und Beliebens verwiesen und bald zum Verbrauch der dichterischen Persönlichkeit bequem eingeschmolzen. So kann man die Oden und Kriegeshymnen, mit welchen die Sänger der damaligen Zeit Friedrich den Großen und den siebenjährigen Krieg verherrlichten, nicht für dasjenige ansehen, wodurch der Geschichtsgeist des Jahrhunderts zu seinem Recht gekommen wäre, sondern es ist eben nur die Anpassung der Geschichte an die engsten Zwecke und Formen der Individualität. Einen erhabeneren Aufschwung nahm Klopstock in seinem poetischen Antheil an der französischen Revolution, aber seine Muse konnte noch kein historisches Blut sehen, und erschrak und erbleichte deshalb bald vor den einzelnen Gräueln, durch welche die Revolution sich in sich selbst zu reinigen und abzuklären hatte. Die ruhige Entwickelung aber, welche die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts sich auf einem abgegränzten Terrain vergönnte, macht, bei aller stürmischen und gewaltsamen Innerlichkeit, doch ihr Bild zu einem klaren, wohlthätigen und harmonisch abgemessenen, und ihre großen Gestalten treten, jede von der andern entschieden gesondert, jede auf den Glanz und die Größe ihrer Individualität gestützt, immer deutlich und unverkennbar heraus. Ganz anders aber wird sich uns das Bild darstellen, das wir in der seit den revolutionairen Erschütterungen Europa's entstandenen und fortgehenden Literatur auch in Deutschland zu schildern haben werden. Die Revolution und die aus ihr hervorgegangenen Verhältnisse und Begebenheiten bedingen zu wesentlich diese Literaturepoche, als daß sie nicht gänzlich aus dem individuellen Behagen, aus dem friedlichen Entwickelungsgesetz der Subjectivität, herausgeschleu-

dert ſein ſollte. Was uns aber hier an dem ſchönen Schauſpiel der in ſich einigen und großen Individualitäten entgeht, das werden wir an der Einheit und Größe der Richtungen, an dem Zuſammenhang der einzelnen Leiſtung mit den allgemeinen Weltforderungen wiedergewinnen. Und wenn wir durch alle Verwirrungen und Verwickelungen unſerer neueren Literatur uns bis zu der Klage werden hindurchgearbeitet haben: daß uns die Literatur der Schönheit fehle, ſo werden wir doch an dieſer Literatur der bloßen Geſinnung darum nicht den Uebergang verkennen, durch welche ſie ſchon in das Reich der Schönheit ſich hineinmündet und ihre Sehnſucht nach demſelben angedeutet hat. —

Die romantiſche Schule begann und entwickelte ſich, ihrem äſthetiſchen Glaubensbekenntniß nach, allerdings aus der Goethe'ſchen Poeſie, an deren Verherrlichung ſie zum Theil ihre Kritik ausbildete, und doch muß man ſie zugleich von ihrer eigenthümlicheren Seite her als eine Oppoſitions- und Bewegungspartei gegen Göthe bezeichnen, was jedoch gar nicht hinderte, daß viele Anhänger der romantiſchen Schule Zeitlebens Goethianer blieben. Dieſem anſcheinenden Widerſpruch muß ich noch einige Worte widmen. In Novalis lagen ſchon alle Keime zu einer offenen Oppoſition gegen Goethe angedeutet, aber dieſe offne Oppoſition, welche ſich gewiſſermaßen gegen die blos glückmachende Form das Anſehen der ſpeculativen Vertiefung gab, erſchien keineswegs ſo durchdringend und weſenhaft, als die, welche der ganzen Stellung der romantiſchen Schule unwillkührlich zum Grunde lag. Das Verdienſt dieſer Schule, welches ſie oft genug zur Schau getragen, nämlich die Phantaſie der Deutſchen emancipirt zu haben, kann man nicht ſo hoch anſchlagen, als das bereits oben erwähnte Verdienſt dieſer Schriftſteller, daß ſie den Blick zur Anſchauung einer Weltpoeſie erhoben, und die in Perſön-

lichkeiten begränzten Aussichten des deutschen Parnasses durch Hinweisung auf die übrigen Volksliteraturen und auf die eigene Vergangenheit erweiterten. Die romantische Schule wurde zugleich der literarhistorische Mentor ihrer Nation. Durch Tieck und die Schlegel wurde Shakspeare der deutschen Poesie gewonnen. Zwar gab es schon früher Uebertragungen des großen britischen Dichters, besonders durch Wieland (Zürich 1762—1766, 8 Bände) und seinen Nachfolger Eschenburg, („Shakspeare's theatralische Werke," Zürich 1775—1787, 14 Bände, und „Shakspeare's Schauspiele," Zürich 1798—1806, 12 Bände); aber erst durch die romantische Schule wurde Shakspeare ein ganz neues Element für unsere Poesie, das die außerordentlichsten und eingreifendsten Folgen hatte. Goethe selbst, von diesen Folgen ereilt, protestirte in seinem bekannten Aufsatz „Shakspeare und kein Ende" dagegen.

Ludwig Tieck war ohne Zweifel der Productivste der ganzen romantischen Schule und erstrebte, nachdem er lange an Shakspeare gelernt, neue Gesetze und Motive der poetischen Darstellung. Goethe hatte zwar im Wilhelm Meister auch mit Begeisterung sich mit Shakspeare zu thun gemacht und eine treffliche Analyse der Charactere im Hamlet gegeben, aber nur für die Theaterzwecke, denn mit der tiefer liegenden Bedeutung Shakspeare's hat sich Goethe im Grunde nie sonderlich befreunden mögen. In Tieck, nicht in Tieck dem Kritiker, sondern in Tieck dem Dichter, findet man das größte Verständniß Shakspeare's, aus dem er eine neue Kunst der Darstellung sich zu eigen zu machen gesucht. Es ist die Kunst, in Gegensätzen und Contrasten darzustellen, woraus zugleich zwei der neuen Schule eigenthümliche Elemente, Ironie und Humor, ihre Flügel entfalteten: wogegen bei Goethe die kalte Einfachheit, Ruhe und Alles an sich herausstellende Plastik der

Antike immer vorzugsweiſe als Muſter der Darſtellung erſcheint. Daher bei ihm keine verſteckte Feinheit der Motive, ſondern, wie an einer Bildſäule, ſucht er jeden Zug ſeines Gedichtes für die Anſchauung auszumeißeln. Deshalb kennt Goethe auch das Geheimnißvolle in der Poeſie wenigſtens nicht als ein beſonderes Element, oder wo es ihn überraſcht, wie in der Mignon, ſtellt er ihm auch ſogleich die ehrbare Bürgerlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber, die im Wilhelm Meiſter zu einem ſo weſentlichen Zeithintergrund wird. Die Poeſie der Romantik, der Ironie und des Humors, die in Shakſpeare ſchon ſo frühe einen Gipfelpunct erreichte, ſtrebte aber jetzt, gewiſſermaßen im Gegenſatz zu Goethe's antik gemeſſener Natur, eine neue Wahlverwandtſchaft mit den Deutſchen an. Tieck erreichte jedoch, indem er an die Darſtellungselemente Shakſpeare's ſeine Poeſie anknüpfte, die Weltklarheit und Lebensfülle Shakſpeare's nie, ihm blieb dieſe unmittelbare Naturfriſche der Geſtaltung aus, denn er war und blieb ein Reflexionspoet.

Muß uns Goethe gegen Tieck immer als ein primitiver Genius, als urſprünglicher Originalgeiſt erſcheinen, ſo ſehen wir hingegen Goethe und Shakſpeare zwei völlig entgegengeſetzte Pole der modernen Poeſie bedeuten, was Keinem klarer geweſen als Goethen ſelbſt, der mehrere Mal dieſe Antipathie ſeines Genius bekannt hat, mehr aber wie eine Naturregung, denn als kritiſche Ueberzeugung. So war auch Goethen Alles, was ſich nachher aus Shakſpeare in der deutſchen Literatur ableitete, eigentlich zuwider, wie er denn überhaupt in der ganzen romantiſchen Schule immer eine Art von Aufruhrſtiftung gegen ſein legitim gewordenes Reich, gegen ſein ruhiges Princip der Schönheit, erblickte. Dagegen gingen dieſe Romantiker viel vorurtheilsfreier und klarer gegen ihn ſelbſt zu Werke, und

vornehmlich legten die unbefangenen und liebevollen Beurtheilungen, welche Friedrich Schlegel damals ſowohl von den Lehrjahren als von der 1806 erſchienenen Ausgabe der Goethe'ſchen Werke lieferte, das rühmlichſte Zeugniß davon ab. Die neue Schule meinte es mit der Revolution, welche ſie in der deutſchen Literatur ankündigte, eigentlich nicht ſo rigoriſtiſch, und wenn ihr die Goethe'ſchen Formen zu moneten waren, und ſie dagegen ihr Vorhaben, das Talent der Darſtellung zu emancipiren und in eine geiſtig bewegtere, von Humor und Ironie getragene Welt von Motiven hineinzuheben, etwas ſelbſtgefällig zur Schau trug, ſo beſtritt ſie doch im Grunde die Herrſchaft Goethe's auf dem deutſchen Parnaſſe nicht. —

Die Naturphiloſophie und die Romantik waren es, durch welche ſich eine neue Zeit des geiſtigen Nationallebens ankündigen wollte, und als ein äußerer Vereinigungspunct erſcheint uns dabei die Univerſität Jena gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wo ſich in den dort zuſammentreffenden Geiſtern alle Einflüſſe, aus denen die neue Schule ſich miſchte, auch nach der Seite ihrer philoſophiſchen Abſtammung hin, in engſter Berührung zeigten. Dies Leben in Jena hat Niemand ſo trefflich geſchildert, wie Heinrich Steffens, den man auch als einen Angehörigen der Romantik betrachten muß, in ſofern er dieſelbe bis auf die ſpeculativen Höhen der Schelling'ſchen Philoſophie verfolgte, und ſich in dieſer Verwurzelung der Romantik mit der Speculation ſo ausbildete, daß er als Philoſoph immer Romantiker, und als Romantiker immer Philoſoph geblieben iſt. „Es war wohl eine ſchöne Zeit — heißt es in ſeinem Novellencyklus von den vier Norwegern — die ich in Jena verlebte. Ich kann ohne freudige Rührung, ja ohne Begeiſterung nicht an ſie denken. Ein neues Zeitalter wollte beginnen, und regte ſich in allen empfänglichen jugendlichen

Gemüthern. Wo wir hinſahen, erblickten wir bedeutende Männer, die hier einen Mittelpunct des wechſelſeitigen Verſtändniſſes gefunden hatten. Goethe gehörte dieſem Kreiſe zu, und ward als ſein Stifter betrachtet. Die bedeutende Stelle, die er bekleidete, wie ſie ſonſt wohl die Jugend entfernt, nicht ſelten zum Widerſtand reizt, erſchien uns durch ihn einen hohen Glanz zu erhalten, indem ſie ihn auch äußerlich erhob. Es war für die anmuthigeren Formen des Lebens, für die zarteren Verhältniſſe der Geſelligkeit nicht ohne Einfluß, daß ein ſolcher Mann der Jugend genähert wurde, wenn er auch nur aus der Ferne erſchien, und an keine nähere Verbindung zu denken war. Er war dennoch geiſtig in unſerer Mitte, indem ſein Geiſt durch Männer, die wir ſo hoch verehrten, in ſeiner tieferen Bedeutung hervortrat. Und welche Männer waren hier verſammelt! Der ſtarke Fichte, der mächtige Schelling, deſſen gewaltiges Ringen uns anzog, Tieck, die Gebrüder Schlegel. Novalis erſchien als Gaſt, Schleiermacher, obgleich fern, gehörte dem Kreiſe zu, und wenn gleich mancher Widerſtreit unter ſo entſchiedenen Naturen ſich frühzeitig entwikkeln mochte, wir kannten ihn nicht, ahneten ihn kaum, und erblickten nur den blühenden Frühling einer neuen geiſtigen Zeit, den wir mit jugendlicher Heftigkeit frohlockend begrüßten.“

Das kleine heimliche Jena, in ſeinen Bergen verſchloſſen, war der Mittelpunct dieſer neuen Beſtrebungen geworden. Die Weltgeſchichte hat auch ihre Karavanſerais unter den Städten, in denen ſie unterwegs vorzugsweiſe gern einkehrt. Ein ſolches Karavanſerai des deutſchen Geiſtes war die Univerſität Jena an der Gränzſcheide des neuen Jahrhunderts geweſen, wo ſich Fichte, Schelling, Tieck, die Gebrüder Schlegel, Steffens, Novalis, auch Hegel, wie in entfernterer Beziehung auch Schleier-

macher, neben- und miteinander wirksam und von demselben Drang der Zeit getrieben zeigten. In den kleinen Städten des Thüringer Waldes hatte sich die Reformationszeit am entscheidendsten bewegt. Der Geist der deutschen Wissenschaft und Poesie sollte sich nun ebenfalls in diesen Gegenden erneuern, wie bald auch durch die Schlacht bei Jena Deutschland der tiefsten Erniedrigung seines politischen Daseins sich bewußt werden und gemahnt werden sollte an die Nothwendigkeit einer neuen nationalen Erhebung seiner Völker. Das heilige römische Reich, von dem Voltaire sehr gut gesagt hatte, daß es weder heilig, noch römisch, noch reich sei, es war ohne Todeskampf gestorben, es war die schlechte und längst zerborstene Hülse gewesen, aus welcher sich der Kern des deutschen Volkes neu herausschälen wollte, und Napoleon selbst, der durch den Rheinbund den gewaltsamsten Riß in das deutsche Leben gezogen, mußte dadurch die deutsche Volkskraft am Ende nur zu sich selbst erlösen und seine höhere Einheit durch Erweckung der innersten Lebensmächte Deutschlands begründen helfen. Aber Deutschland, von dem es von jeher geheißen: „wir haben dir gepfiffen, und du hast nicht getanzet," mußte noch eine lange Reihe von Erniedrigungen und Beschimpfungen durchlaufen, ehe es sich selbst finden konnte, und die Schlacht bei Jena war der erste Tag dieser schweren und erschütternden Prüfungen der Nation. Unter dem Kanonendonner der Schlacht bei Jena schrieb Hegel die letzten Sätze seiner Phänomenologie des Geistes, Goethe verheirathete sich an demselben Tage. So sehen wir an diesem Schlachttage, an welchem die alte Zeit Deutschlands vollkommen in sich zusammenbrach, die Philosophie und die Poesie Deutschlands sich eigenthümlich bethätigen, sowie die griechische Tragödie am Tage der Schlacht bei Salamis, der freilich schon ein Tag der nationalen Herrlichkeit Griechenlands

war, durch ihre drei Vertreter jene eigenthümliche Gruppe bildete. Die Geſchichte ſpielt immer und überall und oft ſehr ſinnreich mit Namen, Gegenden, Tagen und Zahlen, und bei der unendlichen Langſamkeit, mit der ſie ſich vorwärts bewegt, ſcheint ſie ſich immer hinlängliche Muße zu ſolchem Zeitvertreib gönnen zu können.

In Jena aber hatte Schelling zuerſt die Idee der Naturphiloſophie wiſſenſchaftlich und ſyſtematiſch auszubilden geſtrebt. Steffens hat in ſeinen Memoiren, an denen er noch unter dem Titel: Was ich erlebte, ſchreibt, mehrmals und mit beſonderem Nachdruck anzudeuten geſucht, daß die Naturphiloſophie ein gemeinſchaftliches Product von ihm und Schelling geweſen ſei, und Schelling ſie ohne Hinzuziehung der poſitiven Naturkenntniſſe Heinrichs Steffens nicht auszuführen vermocht haben würde. Dies ſcheint ihm auch zugegeben werden zu müſſen, da man wohl nie daran gezweifelt hat, daß Steffens ein großer Experimentator iſt, wie ſich auch zuletzt in ſeinem Roman: die Revolution, gezeigt hat. Steffens wurde aber hier zugleich die eigentliche Hängebrücke zwiſchen der Naturphiloſophie und Romantik, auf welcher dieſe beiden neuen Richtungen der Zeit in einem lebendigen Herüber und Hinüber ſich ſchaukelten. In Steffens verläßt aber ſchon die Romantik ihre ſchönen volksthümlichen Wege, und neigt ſich der Ariſtokratie der Geiſtreichen zu, wie er denn im erſten Bande ſeiner Memoiren ſeine Abſtammung ſogar auf königliches Geblüt zurückführt in einem ſehr ſonderbaren Zuſammenhang. Die Verdienſte dieſes ausgezeichneten Mannes um die Literatur und geiſtige Entwickelung Deutſchlands werden nie beſtritten werden können, aber wir mußten ihn hier zunächſt als die eigentliche Mittelsgeſtalt derjenigen Verwirrung bezeichnen, welche zugleich als eine

Verschmelzung der philosophischen und poetischen Elemente des Geistes neu ausbricht.

Von Seiten der neuen Philosophie war die Einheit von Philosophie und Poesie zuerst wieder behauptet worden. In Schelling's und Hegel's „Kritischem Journal der Philosophie" erschien ein Aufsatz „über Dante in philosophischer Beziehung," worin die Ansicht, daß das höchste Bildungsziel der neueren Zeit die Verschmelzung von Philosophie und Poesie sei, sich an die göttliche Komödie des Dante bedeutungsvoll anzulehnen strebt. Dante wird in dieser Beziehung für unbewußt erklärt, da er ausgesprochen habe, was der moderne Dichter zu thun hat, um das Ganze der Geschichte und Bildung seiner Zeit, den einzigen mythologischen Stoff, der ihm vorliegt, in einem poetischen Ganzen niederzulegen. Indem Dante die philosophischen, theologischen und wissenschaftlichen Elemente seiner Zeit mit der Poesie zu verschmelzen suchte, habe er darin eine ganz eigenthümliche Mittelform zwischen Allegorie und symbolisch, objectiver Gestaltung erfunden. In Deutschland wurde nur Goethe's Faust als das einzige Gedicht von so universeller Anlage erkannt, das die äußersten Enden in dem Streben der Zeit durch eine eigenthümliche mythologische Erfindung, die Gestalt des Faust, auf ähnliche Weise zusammengeknüpft habe.

So hatte auch schon Friedrich Schlegel in dem „Gespräch über die Poesie," welches er im Jahre 1800 niederschrieb *), die charakteristische Bemerkung gemacht: daß es der modernen Poesie an einem Mittelpunct gebreche, wie es die Mythologie für die Poesie der Alten war. Dies Bedürfniß eines neuen Mittelpunctes der poetischen Gestal-

*) Wieder abgedruckt in seinen sämmtlichen Werken (Wien 1822—25), im fünften Band.

tung, in welchem sich auch das Bedürfniß dieser Zeit überhaupt nach dem Schwerpunct einer neuen Lebenseinheit ausdrückt, bezeichnet Friedrich Schlegel folgendermaßen: „Wir haben keine Mythologie, keine geltende symbolische Naturansicht, als Quelle der Phantasie, und lebendigen Bilder-Umkreis jeder Kunst und Darstellung. Aber, setze ich hinzu, wir sind nahe daran, eine zu erhalten, nicht blos jene alte Symbolik zu versuchen, sondern eben dadurch auch eine neue für uns wiederzugewinnen; oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernsthaft dazu mitwirken sollen, eine solche symbolische Erkenntniß und Kunst wieder hervorzubringen. Denn auf dem ganz entgegengesetzten Wege wird sie uns kommen, als die alte ehemalige, welche überall die erste Blüthe der jugendlichen Phantasie war, sich unmittelbar anschließend und anbildend an das nächste Lebendigste der sinnlichen Welt. Die neue Symbolik muß im Gegentheil aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden; es muß das künstlichste aller Kunstwerke sein, denn es soll alle anderen umfassen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poesie und selbst das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt."

Diese Begründung einer neuen symbolischen Weltanschauung erblickt Friedrich Schlegel dann näher in der neuen Geisteswissenschaft des Jahrhunderts, welche sich in dem philosophischen Idealismus angekündigt hat. Er sagt darüber in demselben Aufsatz Folgendes: „Alle Wissenschaften und alle Künste wird diese große intellectuelle Wiedergeburt und neue Belebung ergreifen. Vorzüglich sieht man sie in der Naturwissenschaft wirken, in welcher die dynamische Erkenntniß eigentlich schon früher für sich hervorbrach, ehe sie noch vom Zauberstabe der Philosophie berührt war. Und dieses merkwürdige Factum kann zugleich ein Wink sein über den geheimen Zusammenhang

und die innere Einheit des Zeitalters. Der Idealismus, in praktischer Ansicht nichts anders als der Geist jener intellectuellen Wiedergeburt, die große Maxime derselben, die wir aus eigener Kraft und Freiheit ausüben und ausbreiten sollen, ist in speculativer Ansicht, so wichtig er sich auch hier zeigt, doch nur ein Theil, ein Zweig, eine Aeußerungsart von dem Hauptphänomen, daß die Menschheit aus allen Kräften ringt, ihren verlorenen Mittelpunct wiederzufinden. Sie muß, wie jetzt die Sachen stehen, entweder untergehen, oder sich, wie ein Phönix, neu aus der Asche der falschen Geistescultur und alles bloß abstracten Denkens verjüngen. Was ist wahrscheinlicher, und was läßt sich nicht von einem solchen Zeitalter der Verjüngung hoffen? Das graue Alterthum wird wieder lebendig werden, und die fernste Zukunft der Bildung sich schon in Vorbedeutungen melden." — Und ferner heißt es: „Der Idealismus in jeder Form muß auf eine oder die andere Art aus sich herausgehen, um in sich zurückkehren zu können, und zu bleiben, was er ist. Deswegen muß und wird sich aus seinem Schooß ein neuer ebenso gränzenloser Realismus erheben, und der Idealismus also nicht bloß in seiner Entstehungsart ein Beispiel für die neue Mythologie und symbolische Kunst, sondern selbst auf indirecte Art die Quelle derselben werden. Die Spuren einer ähnlichen Tendenz kann man schon jetzt fast überall wahrnehmen; besonders in der Naturphilosophie, deren mannigfaltige Wege und Abwege uns bald den Schlüssel und den Uebergang zu jeder alten oder neuen mythologischen Ansicht der Natur darbieten werden."

Wir haben uns bei diesen Stellen ausführlicher verweilt, weil sie ein Hauptbekenntniß der romantischen Schule über ihr Streben und ihre Stellung zu den andern Grundrichtungen ihres Zeitalters enthalten, und uns zugleich zei-

gen, von welchem umfassenden und hohen Standpunct in dieser Schule die allgemeine Bewegung dieser revolutionairen Epoche angesehen wurde. Es ward also von diesen Schriftstellern eine Poesie erstrebt, welche auf einem neuen Realismus, der jedoch idealischen Ursprungs sei, beruhen sollte: und in diesem neuen Realismus sollte die eigenthümliche Aufgabe der Poesie zu Tage kommen, welche ja vorzugsweise in der Harmonie des Idealen und Realen sich begründe. Der neue Realismus aber, welcher das ganze Dasein mit seiner Lebenspoesie durchdringen und befruchten sollte, ward besonders in der Wechselwirkung, in welcher die idealistische Zeitphilosophie mit der lebendig producirenden Weltgeschichte begriffen war, so hoffnungsreich angeschaut, und darin in der That der Grundkeim der modernen Völkerentwickelung aufgedeckt. Wenn alles Leben wie alles Schaffen in dieser Durchdringung des philosophischen Idealismus mit der weltgeschichtlichen Realität einen solchen Mittelpunct wiederfinden sollte, wie ihn der Mythus in der alten Welt abgegeben, so bewies Friedrich Schlegel durch diese Anschauung ebenso sehr den tiefen Zusammenhang, welchen die neue literarische Epoche mit der Zeitphilosophie hatte, als er zugleich einen freien Standpunct über derselben dadurch zu begründen suchte. Indem er merkwürdiger Weise voraus sagte, daß die Naturphilosophie in einer mythologischen Philosophie endigen würde, wie dies Schelling noch spät in seiner Philosophie der Mythologie eintreffen ließ, suchte er doch allen falschen Consequenzen der neuen Geisteswissenschaft, die gewissermaßen zu einer neuen Mythologie des Daseins führen sollte, aus dem Wege zu gehn und bestrebte sich, die idealistischen Offenbarungen an dem historischen Leben der Zeit zu berichtigen. Wäre er immer in dieser freien Geistesrichtung verharrt und vorgeschritten, so würde er die neue Wendung der deutschen

Literatur, welche er begründen half, zu einem weit höheren Ziele hinausgeführt haben, und selbst in seiner Persönlichkeit vor so mancherlei Verdunkelungen, die ihn später überschatteten, sicher geblieben sein. —

Die Schelling'sche Geistesrichtung schien aber jetzt wirklich in die Mitte der deutschen Literatur bewegend hineintreten zu wollen. Gegen die alte Jenaische Literaturzeitung wurde eine „Neue Jenaische Literaturzeitung" gestiftet, und von Goethe selbst eifrig betrieben, in welcher es anfänglich besonders darauf abgesehen sein sollte, die ganze Literatur auf die Schelling'sche Richtung zu begründen. Tieck, die Gebrüder Schlegel, Steffens, erschienen dabei als Hauptmitarbeiter, und auch Schleiermachers, als im Bunde mit dieser Richtung vorausgesetzt, ward dabei gedacht. Aber Schellings Philosophie bestand immer hauptsächlich in der großen Kunst, stets neue Anfänge für das Geistesleben zu schaffen, mit diesen Anfängen aber sich hypothetisch und willkürlich herumzuwerfen, und sie als einzelne Splitter im Fleisch seiner Zeit stecken zu lassen. Aus diesen Splittern hat man zur Zeit der Naturphilosophie Gedichte gemacht, in neuester Zeit will man sich wieder Heiligenbilder und fromme Ordensfreunde daraus schnitzen. Der Schelling'sche Geist war immer ein mächtiges Scheinen, durch das ganze Gebiete der menschlichen Erkenntniß wunderbar erleuchtet worden sind, aber in sich selbst kalt und ohne productive Wärme, hat er auf keinem Punct seines Wirkens ein dauerndes und in sich befriedigtes Leben entzünden können. Seinen neuesten Standpunct werden wir an einem späteren Ort näher zu bezeichnen haben. Damals in Jena aber war er am entschiedensten auf den Bewegungspunct seiner Zeit hinausgetreten, und dieses schöne Moment der Verjüngung des deutschen Geistes, wofür alle diese strebenden Köpfe ihre Zeit hielten, war in Schelling

besonders verheißungsvoll anzuschauen. Dies Zusammenleben in Jena gehört zu den erfreulichsten Gruppen, die man in der Literaturgeschichte gesehen. Es war die auf einen Blüthenpunct hindrängende Zeit selbst, welche hier einen freien Geisterbund geschaffen und aus dem Lebenstrieb der Idee selbst nach den gleichartigen und gegensätzlichen Elementen zusammengeführt hatte. Aus einer nothwendigen Idee heraus, wie hier, muß es geschehen, wenn eine Stadt den Anspruch durchführen will, in ihren Mauern vorzugsweise die bewegenden großen Geister der Zeit zu vereinigen. Ein künstlich gezogener Geisterbund aber, wie ihn gern das Ancien Regime um sich versammelt hat, wird eher einem Marstall voll wohldressirter Musenpferde gleichen, die von den Herrn nach Belieben und Vergnügen auf die Trense oder auf die Stange geritten werden können, und wobei die Idee der Zeit, die einzig und allein die Gastgeberin und Grundherrin sein soll, nichts gewinnt. —

Doch ereigneten sich auch Störungen in diesem Kreise, welche einen unangenehmen Beigeschmack in sich trugen, und die Geistesverfolgungen, die später in Deutschland so überhand nehmen sollten, gewissermaßen einleiteten. So war Fichte vom sächsischen Hofe aus und durch den Theologen Reinhard als Atheist verklagt worden, und die deshalb von der Weimarischen Regierung angestellte Untersuchung begründete sich besonders auf Fichte's Aufsatz: „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung," in Fichte's und Niethammer's philosophischem Journal abgedruckt. Der Handel hatte damit geendet, daß Fichte die Entlassung von seiner Jenaer Professur nahm, und dafür eine freundliche Aufnahme im preußischen Staat fand, der seine weltgeschichtliche Aufgabe, der Staat der wahren modernen Geistesfreiheit zu sein, beim Regierungs-

antrin Friedrich Wilhelms III. wieder lebensvoll ergriffen hatte. —

Ehe wir jetzt auf die Einzelnheiten der romantischen Schule und ihre besonderen Vertreter uns einlassen, wollen wir uns in einer kurzen Betrachtung damit beschäftigen, was denn eigentlich diese **Romantik** zu bedeuten habe, die hier zum Ausdruck einer neuen literarischen Epoche werden will. Es muß uns vornehmlich daran liegen, daß sich der Begriff der Romantik, gerade in seiner Wiederbelebung in dieser Epoche des deutschen Lebens, als ein gerechtfertigter vor uns zeige, weil die Fortentwickelung unserer Literatur an keinen Irrthum, sondern immer nur an ein in sich vernünftiges und nothwendiges Element geknüpft sein kann.

Der Begriff der Romantik ist allerdings der eigentliche Ausdruck der Lebensmächte des Mittelalters, und insofern scheint er bei einer Generation, welche vorzugsweise ihre eigene revolutionaire Zeit begreifen und gestalten wollte, zunächst nur eine künstliche Erwerbung zu sein. Es war aber derjenige Geist der modernen Menschheit, welchen wir den romantischen nennen, keineswegs an die particulairen Lebenserscheinungen des Mittelalters gebunden. Die Romantik war vielmehr die ganze umfassende Einheit des modernen christlichen Lebens, eine Einheit von Staat, Kirche und Volk, wie sie nur im Mittelalter zu einer festen und vollendeten Erscheinung gediehen, und darin eine Blüthe des nationalen Lebens der Völker entwickelt hat. Aus dieser tief durchdrungenen Einheit, welche zugleich eine Symbolik des menschlichen Daseins war, entfaltete sich eine wunderbar bewegte und geheimnißvolle Mannigfaltigkeit, die aus dem Mittelpunct des Christenthums heraus, in dem sie gefangen blieb, zugleich die kühnsten Züge in alle Aeu-

sterlichkeiten der Welt hinaus unternimmt. Dies ist die Romantik, die nach Innen als Complex und Gesammtbewußtsein der christlichen Welt erscheint, nach Außen als Aventüre sich entfaltet, als welche sie das noch nicht mit ihr vereinigte Leben zu erobern und auf den Mittelpunct, aus dem sie selber stammt, zurückzuführen unternimmt.

Die Romantik hat ebenso gut ihre unantastbaren historischen Rechte, wie die ganze Weltanschauung des Mittelalters, in der sie geboren wurde. Und in dem Sinne, in welchem wir in einem früheren Abschnitt von der Romantik gesagt haben, daß sie die Freiheit des Mittelalters gewesen, hat sie auch heut noch ihre Berechtigung, als ein positives Element anerkannt zu werden. Denn wenn sie damals als Vermittlerin gelten mußte zwischen der Individualität und dem Feudalstaat, indem sie als höchste Instanz über beide den Begriff des Volkslebens setzte, so kann man ihr nicht nachsagen, daß in ihr als solcher schon das Prinzip der Unfreiheit und Verfinsterung stecke. Die Volkspoesie, denn nichts als das war in ihrem Ursprunge die Romantik, ist immer und überall für die Freiheit, und hat noch nie und nirgend den unfreien Mächten einen Dienst geleistet. Das Subject ist in der Romantik allerdings als frei gesetzt, und schaltet und waltet nach Behagen und Stimmung, aber sein Behagen besteht nicht darin, sich egoistisch zu übernehmen, weil es sein eigenstes Wesen verlangt, sich hinzugeben, und in der wahren Hingebung seine Freiheit zu finden. Dies Sichhingeben des Subjects in der Romantik ist aber auch wieder kein zerfahrendes Preisgeben der Individualität und kein Verlieren des eigenen Inhalts, sondern indem es die volle Bedeutung der ihm gegenüberstehenden objectiven Welt anerkennt, spielt es fröhlich mit der Erkenntniß derselben und schützt sich durch die gesunde Naturkraft des Gemüths davor, in der bestehenden

Realität der Welt mit verbraucht zu werden. Diese Freiheit des romantischen Subjects ist der wahre Segen, der aus der Volkskraft des Mittelalters hergeflossen. In ihr symbolisirt sich zugleich die eigenste Bedeutung des christlich-germanischen Lebens, das berufen ist, die Gegensätze von Freiheit und Knechtschaft, die es in seinem Schooße trägt, im Geiste zu vermitteln, und dasjenige, wodurch es real gebunden ist, ideel als aufgehoben in sich zu setzen. Indem dies die wesentlichste Dialektik des Christenthums ist, so zu verfahren und darauf sich anzuweisen, so wird auch die Romantik, welche auf dasselbe Verhältniß von Idealität und Realität sich gründet, dadurch wesentlich eine christliche. Und das ganze Nationalleben, das in dieser christlichen Romantik sich seinen Ausdruck schafft, wird dem Bau des gothischen Domes gleichen, zu dessen Coloß Stein auf Stein heranzutragen, nur durch den Frohndienst des Volkes möglich wird, aber wie aus der einzelnen harten Arbeit sich das ganze Werk harmonisch und mild zusammenfügt, so verschwindet auch in der Freiheit dieses Ganzen der Zwang des Einzelnen. Der Dom, aus der Knechtsarbeit des Volkes emporgestiegen, bildet sich zugleich im Geist des Volkes zu seiner Wolkenhöhe herauf, und indem er durch seinen Gedanken, den er verwirklicht, als ein Gebilde der Freiheit dasteht, empfängt auch das Volk für seinen Schweiß und seine Mühe nur die Anschauung der Freiheit und Seligkeit von ihm zurück.

Betrachten wir nun den Sinn, in welchem die neue Dichter-Generation zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Begriff der Romantik so ausdrücklich wieder aufnahm, so müssen wir ihr zugestehen, daß sie dies zunächst in der volksthümlichen Bedeutung dieses Begriffs, und mit dem Streben, die Nationalität wieder in ihrem ursprünglichen Kern zu erfassen, gethan. Will auch Friedrich Schle-

gel selbst, für diese mit ihm und seinen Freunden beginnende Epoche der Literatur, die Bezeichnung einer neuen Schule eigentlich nicht gelten lassen, so hatte doch die Richtung, welche von allen diesen Schriftstellern mit so großer Absichtlichkeit ergriffen wurde, unverkennbar ein neues Prinzip, das besonders in dem der Romantik gegebenen Verhältniß zu den neuen Zeit- und Lebensbewegungen sich herausstellte. Die revolutionnaire Epoche, in welche das achtzehnte Jahrhundert mit allen seinen Richtungen ausgelaufen war, traf mit dieser Romantik in der Literatur auf keine so widerstrebende Weise zusammen. Die Romantik stützte sich auf dieselbe volksthümliche und nationale Kraft, durch welche die Revolution den Sturz des Feudalstaates unternahm. Und war das romantische Bewußtsein von einer idealen Lebenseinheit ausgegangen, in die es Alles versenkte und verschmolz, so strebte die Revolution, aus demselben idealen Drang des Volksgeistes heraus, nach Einheit und Auflösung der Widersprüche in Staat und Nationalleben. Es ist wahr, die Revolution hat die Romantik vernichtet, insofern sie der letzteren ihre Aufgabe, die an den Feudalformen haftete, fortnahm, aber in dem Geiste, in welchem die junge Schule die Romantik als Volkskraft neu entwickelte, begegnete sich die Romantik noch einmal mit der Revolution an demselben Kreuzweg der Zeiten. Es kann Niemanden einfallen zu behaupten, daß diese neue Romantik bei ihrem ersten Auftreten für Finsterniß und Unfreiheit gefochten hätte! War auch ihr Feldlager die Phantasie, ihre Waffe die Ironie und der Humor, ihre Volksversammlung der Wald mit seinen grünen Bäumen und Sträuchen, so rührte sie doch mit all diesen Bewegungen das Herz der deutschen Nationalität stark genug auf und wirkte zunächst im Sinne des Fortschritts. Während die Revolution auf den Trümmern der mittelal-

terlichen Feudalwelt den freien modernen Staat gebären wollte, schaute die Romantik allerdings in die Vergangenheit zurück, aber sie sammelte von dorther nur die Belege für die Würde und Größe des ursprünglichen Nationallebens, von dem sie Zeuge gewesen war. Zwar ließ sie sich in Kämpfe der Ironie mit der Aufklärung ein, aber dies war die seichte und rationalistische Aufklärung, die durch ihren damaligen Repräsentanten, in dem sie der romantischen Schule vorzüglich entgegentrat, den Buchhändler Nicolai, sich hinlänglich charakterisirte. Es war die Aufklärung, die alle Lebenspoesie ausrottet, um eine Art von Polizeistaat der Vernunft einzurichten, in dem die ganze menschliche Natur ordnungsmäßig verwaltet wird. Gegen diese Aufklärung, welche die Keime der größten Despotie in sich schließt, kämpft die Romantik im Sinne der Freiheit der menschlichen Gefühlswelt und zu Gunsten der freien Individualität. So ist auch das Verhältniß der Romantik zur Philosophie ihrer Zeit anzusehen.

Als die Schelling'sche Philosophie zuerst den absoluten Idealismus construirte, stand ihr die Romantik nicht fern, sondern empfing Nahrung aus den Tiefen der neuen Speculation, welche ihrerseits gern mit dem Kind der Phantasie spielte. Das Schelling'sche Subject-Object suchte eine ausgeglichene Wirklichkeit darzustellen, indem es die wahre Realität in der Einheit des Gegenstandes mit dem es erkennenden Geiste behauptete, und in dieser kühnen Auflösung der Wirklichkeit durch den Geist dem allgemeinen Drang des Revolutions-Zeitalters gehorchte. Und was that das romantische Subject, indem es sich mit Liebesarmen auf die Realität der Welt und Natur losstürzte? Es subject-objectivirte ebenfalls die Wirklichkeit in seiner Weise, und wurde eins mit derselben durch die Hingebung, in der es sich an den Gegenstand verlor, und durch die

es zugleich die Macht ſeiner eigenen Individualität geltend machte. —

Die Philoſophie hatte auch eine höhere Betrachtung der Kunſt ſelbſt in dieſer Zeit angeregt. Durch Schelling wurde die Kunſt zuerſt als eine Offenbarung des Abſoluten begründet und ſeine Philoſophie war die erſte, welche Kunſt und Schönheit in der Ewigkeit und Unendlichkeit ihrer Idee anerkannte, wodurch ſie einen ſo mächtigen Einfluß auf die äſthetiſche Bildung ihrer Zeit und die ganze Epoche der Literatur gewann. Wiſſenſchaft, Religion und Kunſt werden in dem Schelling'ſchen Syſtem als die drei Emanationen des Abſoluten auf der Seite der Idealität, ſo wie Schwere, Licht und Organismus auf der gegenüberſtehenden Seite der Realität hingeſtellt. Die Schönheit iſt ihm jedoch die endliche Darſtellung des Unendlichen, und dieſe Darſtellung geſchieht durch die Kunſt, welche die Offenbarung Gottes im menſchlichen Geiſte iſt. In ſeinem „Syſtem des tranſcendentalen Idealismus" hat Schelling ſeine näheren Deductionen des Kunſtproducts gegeben. Das Kunſtproduct iſt bei ihm die Identität des Bewußten und Bewußtloſen im Ich, und zugleich Bewußtſein dieſer Identität, wodurch das Product einer ſolchen Anſchauung einerſeits an das Naturproduct und andererſeits an das Freiheitsproduct gränzt, was die tiefſte Einſicht in das Hervorbringen künſtleriſcher Productionen verräth. Die Befriedigung dieſes Widerſpruchs der bewußten und unbewußten Thätigkeit wird im vollendeten Kunſtproduct erreicht. Das aber, was dieſe Harmonie hervorbringt, iſt nichts Anderes als das Abſolute, welches den allgemeinen Grund der präſtabilirten Harmonie zwiſchen dem Bewußten und dem Bewußtloſen enthält. So wird die Kunſt auch von dieſer Seite, wo die offenbarende Thätigkeit des Genies gemeint iſt,

an das Absolute hinangeschoben, wodurch nur die eine Gefahr entstand, das Philosophische und das Schöne zu vermischen, welche denn auch oft verwirrend genug auf dem durch Schelling angeregten Gebiet eingetreten ist.

Die Fichte'sche Philosophie blieb ihrerseits ebenfalls nicht ohne ästhetischen Einfluß, namentlich auf diejenige literarische Epoche, bei der wir hier noch verweilen, und deren eigenthümliches Prinzip, die Ironie, man in gewisser Hinsicht nicht mit Unrecht als eine Consequenz des Fichte'schen Systems betrachtet hat. Das weltbetrachtende Ich, das in seinem Verhältniß zu den Objecten bald ein bedingtes, bald ein bedingendes war, bildet in dieser freien und schwankenden Bewegung der Idee schon fast, ich möchte sagen, einen künstlerischen Standpunct der philosophischen Anschauung. Aber statt der Idee der Schönheit tauchte dennoch bei Fichte stets nur die Moralidee auf. Diese Philosophie erzeugte in der Anwendung auf das Leben immer nur ethische Tendenzen, welche dann als die höchste Thätigkeit des practischen Ich gewußt werden. In Fichte's moralischer Weltordnung — gewissermaßen ein geschlossener Handelsstaat des Geistes — muß das ästhetische Wohlgefallen an den Objecten dem sittlichen untergeordnet oder vielmehr darin aufgehoben werden, da es nach der Fichte'schen Sittenlehre keine freie Glückseligkeit giebt, sondern Sittlichkeit die einzige Seligkeit in den Lebens- und Gemüthszuständen ist. So wird bei Fichte die Schönheit als Sittlichkeit gesetzt, oder vielmehr nur als eine Anleitung zum sittlichen Leben betrachtet, was jedoch eigentlich nichts Anderes heißt, als den ganzen selbstständigen Begriff des Schönen aus dem Dasein hinwegtilgen. Dies hat auch Solger im ersten Gespräche seines Erwin*)

*) Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst, von Carl Wilh. Ferd. Solger, 2 Bände, Berlin 1815.

auf eine sehr nachdrückliche Weise auseinandergesetzt, da er an dieser Stelle offenbar auf die Fichte'sche Philosophie hinzielt. Fichte's Ansicht weist jedoch hier auf einen grossen Gewährsmann zurück, mit dem er in der Stellung des Schönen zum Leben auf eine merkwürdige Weise sympathisirt. Dies ist Plato, dessen Schönheitslehre, wie sie in seinen Dialogen zerstreut ist, ebenfalls darauf hinausläuft, das Schöne, das schon durch seine Mittelstammung aus den Urideen, mit dem Guten und Wahren als Eines angenommen wird, in seinem Hauptzweck als eine Anleitung zur Tugend zu empfehlen. Freilich durch die poetische Vermittelung des Eros, der durch das Schöne erweckt wird. Nur hat es bei dem Griechen immer noch einen freieren und weiteren Sinn als bei Fichte, wenn in der platonischen Aesthenk das Schöne, das sonst auch als die sinnliche Darstellung sittlicher und bürgerlicher Vollkommenheit definirt wird, nur als ein beförderndes und anleitendes Mittel der Ethik erscheint, denn der Begriff des Ethischen bei den Alten trug noch andere und höhere Elemente geistiger und humaner Ausbildung in sich, als unter der engen kategorischen Form, unter der bei den Neueren gewöhnlich das Moralische auftritt, enthalten ist. Dennoch wirkte die Fichte'sche Philosophie mehr als jede frühere in Deutschland auf die sich regenden poetischen und productiven Geister der damaligen Zeit. Das durch sie zum kecken Bewußtsein gebrachte Verhältniß des Ichs zum Nicht-Ich, diese Thatkraft der subjectiven Negation, welche sich selbst als den entscheidenden Grund aller Wirklichkeit hinstellt und nur das für Wirklichkeit gelten läßt, was sich von dem Ich bereits hat bestimmen und durchdringen lassen, dies Prinzip nun war es vornehmlich, auf welches das durch die romantische Schule so stark ausgesprochene Element der Ironie sich philosophisch begründen konnte.

Diese Ironie erhielt jedoch als ästhetisches Prinzip erst von späteren, zum Theil der Schelling'schen Philosophie angehörenden Aesthetikern, wie Solger, und zwar da auf einer bestimmteren und allgemeineren Grundlage, eine feste Stellung und wissenschaftliche Begründung in der Aesthetik.

Bei den Romantikern war die Ironie vorzugsweise ein Lebensprinzip und offenbarte sich in Gesinnung und Weltanschauung auf eigenthümliche Weise. Und mit der Ironie theils gleichbedeutend, theils aus derselben sich erzeugend, gesellte sich der Humor dazu, und beide Elemente wurden gewissermaßen die Hauptmächte der neuen poetischen Schule, durch welche sie ihre größten Thaten ausführte. Wir haben es hier überhaupt mit zwei Begriffen der modernen Poesie zu thun, denen wir eine etwas ausführlichere Betrachtung widmen müssen, weil es sich dabei um ein wesentliches und unterscheidendes Fundament der modernen poetischen Weltanschauung handelt. Die Ironie erzeugt sich wesentlich aus der kühnen Entgegensetzung des Subjects gegen eine bestehende Welt, indem durch diesen mit aller Macht des Selbstbewußtseins festgehaltenen und aufgezeigten Gegensatz etwas ausgedrückt werden soll, das nur in ihm und durch ihn sich bemerklich machen läßt; also ist die Ironie die eigentliche unerbittliche Kraft des Gegensatzes selbst, die sich Geltung verschafft, und sich eine poetische Genugthuung bereitet. Daher erscheint die Ironie bei aller überlegenen Weisheit, die aus der von ihr behaupteten Stellung hervorleuchtet, doch zugleich mit der Strenge und Schonungslosigkeit, die meistentheils in ihrem Charakter vorherrschend getroffen wird. Sei nun diese Stellung, welche sie sich giebt, eine künstliche oder natürliche, immer wird man die geistige Macht, auf die sie sich gründet, und durch welche sie mit solcher Ueberlegenheit über einer von ihr selbst gerissenen Kluft

der Weltanschauung sich schaukelt, nicht in Abrede stellen können.

Ist die Ironie nun wesentlich ein die Schranke der Wirklichkeit negirendes und in dieser Negation sich ideal vorkommendes Element, so zeigt dagegen der Humor dieselbe Kraft im Zusammenfügen und Combiniren der Gegensätze, welches Geschäft er auf seine Weise, aus der Fülle einer gemüthlichen Innerlichkeit heraus, vollbringt. Der Humor ist ebenfalls, wie die Ironie, ein künstlicher Sieg der Gesinnung über den Zwiespalt des Individuums mit dem Allgemeinen der Weltordnung, aber wenn die Ironie gern alle Illusion vernichtet, um die reine Wahrheit zu ermitteln, so besitzt dagegen der Humor das Talent des Scheins, das er aber nur aufweckt, um der Wahrheit zu Sieg und Verherrlichung zu helfen. Man könnte daher den Humor eine burleske Philosophie nennen. Wenn die Philosophie selbst auf dem rein gedankenmäßigen Wege jene Conflicte des Individuellen und Allgemeinen überwindet und mit allem ehrbaren Ernste der Logik und der ganzen Mühsamkeit einer gewissenhaften Consequenz die Weltharmonie in der Idee auferbaut, so erringt der Humor dieselbe auf einmal, wie im Fluge, auf der Höhe seiner reinen, kindlichen, siegesübermüthig spielenden und scherzenden Gesinnung. Gleich der Philosophie ist auch der Humor im Beginn seiner Operationen durchaus ein Skeptiker, der an allem durch Autorität Gegebenen zweifelt, aber indem er sich mit diesen Zweifeln belustigt, indem er sinnig Gegensatz gegen Gegensatz spielen läßt, und durch die wunderbare Gewalt seiner witzigen Combinationen allem Bestehenden die Geltung streitig zu machen droht, hat er doch zugleich unvermerkt die Wahrheit auf den Thron gehoben, deren streithafter Verfechter er nur gewesen. Diese Feier der Wahrheit, welche der Humor in bunten Festkleidern veranstaltet,

giebt ihm auch jederzeit einen geistigen Hintergrund, ein geistiges Prinzip, ohne das er niemals auftritt, und wodurch er sich wesentlich von seinen Dienern und Genossen, Witz und Laune, unterscheidet, die nur etwas Untergeordnetes gegen den Humor sind. Witz und Laune sind bloße Mittel des Humors, die auch an vereinzelten, zufälligen und äußerlichen Weltbeziehungen sich einfinden und geübt werden können, aber der Humor tritt immer aus der Totalität einer ganzen Weltansicht heraus. Er zeigt sich daher in dem modernen christlichen Leben, dessen Weltanschauung vornehmlich an jenen Zwiespalt der persönlichen Freiheit mit der allgemeinen Nothwendigkeit verfallen ist, zugleich als Versöhner der Gegensätze, indem er ein künstliches Reich der Freiheit bildet, das die drückende Erdatmosphäre überwunden, und auf seiner Höhe die unter ihm liegende Welt von der Vogelperspective aus betrachtet. Daher hat er bei aller Miene der Ueberlegenheit, die er annehmen kann, und bei aller Schärfe des Zersetzens und Aussonderns, die er gegen die Theile ausübt, um zum Ganzen zu gelangen, doch zugleich etwas Weiches und kindlich Naives in seinem Wesen, das bisweilen sogar an Sentimentalität gränzen kann, und wodurch er sich hauptsächlich von der Ironie unterscheidet. Der Humor kann die Gegensätze, welche die Ironie hervorruft, nicht in dieser Trennung bestehen lassen, sondern es ist eben sein Wesen, sie sogleich zu verallgemeinern und in dem reinen Aether seiner lachenden Weltansicht aufzulösen. Der Humor gewinnt hierin zugleich einen idealisirenden Charakter, er idealisirt überhaupt jeden materiellen Stoff, den er berührt, indem er ihn mit einer höchsten Weltordnung, wie sie gedacht werden kann, in Beziehung setzt. In dieser ihn sicher stellenden Beziehung zum Unendlichen, von welcher der Humor trunken scheint, bewegt er sich im Endlichen mit

dieser großen Heiterkeit, Muthwillen und selbst Ausgelassenheit. Man muß daher mit Jean Paul übereinstimmen, wenn er (in seiner „Vorschule der Aesthetik") den Humor „das umgekehrte Erhabene" nennt, und dies umgekehrte Erhabene besteht in nichts Anderem, als in dem mit allem Endlichen spielenden Geistesübermuth einer Gesinnung, die sich tief im Unendlichen heimisch zu machen und zu sichern strebt.

Weil der Humor nun auf diese Weise so innig mit der Weltanschauung zusammenhängt, daß er vielmehr immer als ein besonderer Ausdruck derselben auftritt, so liegt darin zugleich ausgesprochen, daß er unter allen Künsten, in denen er productiv zu werden vermag, vorzugsweise in der Poesie seine Stätte und seinen eigensten Wirkungskreis finden muß, weil diese die eigentliche Kunst der zur Gestalt werdenden Weltbetrachtung ist. Der Humor ist in der That ein Lebenstheil der modernen Poesie selbst, die ohne ihn schwerlich ihre Aufgabe und Bedeutung vollständig lösen würde. Dagegen muß man das Leben und die Poesie der Alten gewissermaßen frei vom Humor nennen. Die einfache antike Natur bewegte sich, ohne großen Kampf innerer Gegensätze, in jener schönen Einheit und Harmonie der Bildung, die von den Griechen am liebsten unter dem umfassenden Namen der Musik bezeichnet und erstrebt wurde, und der Staat umschloß und befriedigte in jenem großen Begriffe der freien Öffentlichkeit, zu der sich Jegliches herausbildete, auch die besondersten innersten Bedürfnisse des Individuums. So war ein Einklang der Lebensbestrebung mit den vorhandenen Zuständen der Wirklichkeit da, der jeden ernsteren und schmerzlicheren Conflict des Persönlichen mit dem Allgemeinen hinderte. Mochte daher auch die kräftige Heiterkeit und Befriedigung aus dem Leben der Alten in unverkümmerter Frische in ihre

Poesie und Kunstgebilde übergehen, so blieb ihnen doch, bei aller Anmuth ihres Scherzes, bei allem Sinnreichen ihrer Komik, das Element des Humors ein fernes und fremdes. Nur in der Komödie des Aristophanes regte sich bereits ein unsern heutigen Begriffen von Humor verwandtes Element, und zwar hier auf einer Stufe des Unterganges und Ueberganges des antiken Lebens, auf der jener Höhepunct der humoristischen Anschauung in der künstlichen Ueberlegenheit, welche sich der Genius des Komikers im Geist über sein entsittlichtes und aus den alten Normen gewichenes Zeitalter gab, erreicht werden konnte; denn in einer solchen Zeit beginnt in der That die eigenthümliche Aufgabe und Stellung des Humors für die Welt wie für die Poesie.

Man kann daher den Humor, wie sehr auf der einen Seite eine gesunde Reaction und ein Lebensdrang der Freiheit sich in ihm Luft schafft, doch zugleich als ein Symptom der Krankhaftigkeit des modernen Lebens ansehen, als ein Product derjenigen modernen Sehnsucht und Wehmuth, welche August Wilhelm Schlegel als das Muttermal aller Poesie der Neueren bezeichnet. Die romantische Schule, die den Humor wie die Ironie als ein so absichtliches Kunst- und Lebensprinzip in sich ausbildete, hat denn auch den krankhaften Sinn davon genug hervorgekehrt, und ist ihm besonders in den späteren Schicksalen von einigen ihrer Mitglieder entschieden verfallen. Selbst in Shakspeare, bei aller thatsächlichen Gewalt, und, so zu sagen, gesunden Körperkraft seiner Poesie, tritt die humoristisch-ironische Weltansicht oft mit jenem krankhaften Anflug dazwischen, welche ihr das ungeheure Mißverhältniß des Geschehenden zu der idealen Weltordnung angekränkelt hat. Seine Narren bringen am meisten durch die Wehmuth, mit der sie ihre humoristische Kappe tragen, diesen herzzerschneidenden

Contraſt zur Anſchauung. Und in den Volks- und Bedientenſcenen werden durch das Thun und Meinen der kleinſten Leute die größten Weltvorgänge humoriſtiſch auf den Kopf geſtellt, was bei aller Luſtigkeit ſelten ohne den bitterſten Eindruck der Schwermuth abgeht. Cervantes aber hat dieſe ironiſch-humoriſtiſche Stimmung, die aus dem Weh und den Widerſprüchen der Zeit heraus ſo luſtig wird, im Don Quixote zu einer Geſtalt ausgeprägt, welche die klaſſiſche Figur dieſes kranken Welthumors geworden. Man kann, vor der genaueren Bekanntwerdung des Shakſpeare und des Cervantes in Deutſchland, kaum von einem humoriſtiſchen Element in dem Sinne, in welchem wir es hier betrachtet haben, in unſerer Literatur reden. Leſſing unterſchied zwar ſchon an einer Stelle ſeiner Dramaturgie Humor und Laune von einander, woraus hervorgeht, daß er die eigenthümliche Sphäre des erſteren mit ſeinem Alles erfaſſenden Sinne ahnete, wenn ihm auch in ſeiner klaren und feſten Geiſteshaltung, in ſeiner überall auf dem kürzeſten Wege ſich zu den Reſultaten hinwendenden Verſtandes-Entſchloſſenheit, nicht zugemuthet werden konnte, ſich in die Wirbel und Untiefen dieſer Sphäre weiter hineinzubegeben. Die Ironie aber, deren Leſſing ſelbſt ſo mächtig geweſen, war nur die des conſequenten Verſtandes, welcher in den Netzen des Widerſpruchs ſein Schlachtopfer fängt. Es war aber vorzüglich aus der engliſchen Literatur her, und namentlich durch Shakſpeare, Swift und Sterne, die umfaſſendere Gattung des Humoriſtiſchen zuerſt und am reichſten in die deutſche Literatur übergegangen. Die barocken Contraſte, die dem engliſchen Nationalcharakter eigen ſind, jene Miſchung von Schwermuth, Tiefſinn, Naivetät und Laune ſcheinen dort für den Humor einen vorzugsweiſe fruchtbaren Boden abgegeben zu haben, wodurch ein originaler Typus deſſelben geſchaffen

wurde, der besonders in Deutschland sich mit wahlverwandten Geistern begegnen mußte. Schon in mehreren Lustspielen von Lenz waltet ein ächt Shakspearischer Humor, mit einer Freiheit der Behandlung, die für jene Zeit der deutschen Literatur als etwas Ausgezeichnetes geachtet werden muß. Der Einfluß Swift's und Sterne's trat in Hippel, diesem ersten großen Humoristen der Deutschen, nicht minder deutlich hervor, obwohl man bei der hohen Originalität dieses Geistes nur die Anregung auf jene Einflüsse zurückführen kann. Zugleich erhielt der Humor bei Hippel ein entschieden philosophisches Element zu seiner Grundlage, das der deutschen Natur vornehmlich zuzusagen schien. In dieser Richtung war jedoch schon in Hamann, wenn auch zu seiner Zeit fast nicht gekannt, etwas Eigenthümliches hervorgetreten, das man mit dem Namen eines metaphysischen Humors bezeichnen könnte. Von Jean Paul Friedrich Richter werden wir später besonders zu sprechen haben.

Hier wenden wir uns wieder zu der Bedeutung zurück, welche das humoristisch-ironische Prinzip in der romantischen Schule, die ihm eine besondere künstlerische Form zu geben getrachtet, angenommen hat. Wir berühren jetzt das Verhältniß der romantischen Schule zur sittlichen und socialen Welt, und haben dabei besonders eines Buches zu gedenken, in welchem dies Verhältniß sich am entschiedensten und grellsten ausgedrückt hat und das zugleich die vorzüglichsten Anklagepunkte gegen die ganze romantische Richtung hergeben mußte. Dies ist Friedrich Schlegel's Lucinde, in Berlin im Jahre 1799 zuerst erschienen, ein Buch, das vielfachen Tadel erweckt hat und auch verdient, dem man aber bei allen seinen Verirrungen doch den höheren und lauteren Grundgedanken, mit dem es sich einem Ideal der modernen Lebensentwickelung zuwendet,

nicht wird abſprechen können. Dieſer Grundgedanke iſt kein anderer, als die Harmonie der ſinnlichen und geiſtigen Natur, die ihren Vereinigungspunct, auf dem ſich ihre Gegenſätze aufheben, in der Liebe findet. Dieſe neue Philoſophie der Liebe, welche Friedrich Schlegel in dem Roman von der Lucinde lehren wollte, ſo ſehr ſie auch in dieſer Dichtung ſelbſt in der Luft ſchwebte, hing doch nichts deſto weniger mit einem allgemeinen Grund aller Lebenserſcheinungen ſeit der Revolution zuſammen. Das Ringen nach einem Gleichgewicht der ſinnlichen und geiſtigen Elemente war ein hiſtoriſches geworden, und hatte ſich in der Idee der Freiheit, in der Anerkennung der Menſchenrechte, in der Erlöſung der Individualität von dem Bann der Feudalformen, als Beginn einer neuen Lebensepoche für die Menſchheit offenbart. Dieſer revolutionnaire Drang nach der Aufhebung der Gegenſätze griff auch das innerſte Getriebe des ſocialen Lebens an und bedrohte die ganze moraliſche Weltordnung, die bisher beſtanden hatte, oder trachtete, ſie auf eine völlig neue Baſis zu ſtellen. Die Menſchheit ſtreckte ſich, nach langen Verkümmerungen und Uebervortheilungen, endlich dem Genuß entgegen, und ſuchte ein Prinzip, in welchem der höchſte Genuß zugleich die höchſte Sittlichkeit, ſo wie im Staat die höchſte Freiheit die höchſte Geſetzlichkeit ſein ſollte.

Friedrich Schlegel war in dieſem Sinne, und unterſtützt durch die damit verwandten Ideen der Zeitphiloſophie, welche ſich ja zu ihrer Hauptaufgabe die Verſöhnung der idealen und realen Welt geſtellt hatte, auf den Gedanken ſeiner Lucinde gekommen. Er lieferte aber deshalb ein verfehltes Buch, weil er ſeiner Phantaſie und Laune erlaubte, mit dieſem Gedanken nach ſubjectiver Willkühr zu ſchalten und zu ſpielen, und ſtatt ein auf hiſtoriſchem Grunde feſtſtehendes Gebäude aufzurichten, mit allerhand Bizarrerien

der Reflexion ſich zu begnügen. Die in der Lucinde gewonnene Harmonie des Geiſtes mit der Sinnenwelt iſt eben nur eine durch die Reflexion hervorgebrachte, und erſcheint daher um ſo mehr als ein willkührliches Luftbild, da ihr die eigentliche Grundlage eines realen Lebens völlig gebricht. Schlegel hat hier die Liebe mit reflectirender Künſtelei behandelt, worin ihr wahres Weſen, nämlich ihre unmittelbare Naturkraft, verloren geht, und dieſes geſunde Fundament muß denn doch vorhanden ſein, ſoll eine neue Weltordnung darauf gegründet werden können. Das Verhältniß, welches Schlegel in der Lucinde ſchildert, ſteht aber ſo einſeitig und abſtract da, daß es gar keinen Zuſammenhang mit der ſocialen Wirklichkeit behauptet, die ringsumher mit ihren Bedingungen und Einflüſſen fehlt, während Alles nur in Weiſe von Abhandlungen und ſubjectiven Phantaſien ausgeführt wird. Auf dieſem träumeriſchen Terrain hat der Dichter leichtes Spiel, für ſeine Geſtalten eine Weltordnung zu gründen oder vorauszuſetzen, wie ſie gerade in ſeinen Intentionen liegt, und ſie mit aller Keckheit der Poeſie ſchon praktiſch auszuüben. Die eigentlich geiſtige Durchdringung der Sinnenwelt, wodurch ſie zur Sittlichkeit wird, konnte daher in der Schlegelſchen Lucinde nicht erreicht werden, weil in dieſer aufgelöſten ſymphonieartigen Behandlung die Conflicte der beſtehenden Weltordnung gar nicht berückſichtigt ſind. Es kommt ſogar in dem künſtlichen Raffinement, welches dieſe Dichtung durchzieht, zu Verhandlungen, die das ſittliche Gefühl, anſtatt es auszugleichen, vielmehr nothwendig empören müſſen, wie Alles, was dort über die „ſchönſte Situation," und manches andere damit Zuſammenhängende, auszukramen nicht verſchmäht wird. Und indem man überhaupt nicht weiß, ob man es in der Lucinde mit der Ehe, oder blos mit einer organiſirten Libertinage, zu thun hat,

kann man sich auch nicht entschließen, von all diesen Phantasien eine eigentliche Anwendung auf das sociale Gebiet und seine Entwickelungen zu machen.

Alles, was sich jedoch irgend über eine positive Bedeutung der Lucinde sagen ließe, können wir hier auf einen Gewährsmann zurückführen, der, selbst wenn er geirrt, doch immer Anspruch darauf hätte, der Wahrheit in seinem Irrthum Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dies ist Friedrich Schleiermacher, der auf diesem Punct seinen Zusammenhang mit der romantischen Schule, wenigstens in den ersten Wurzeln seiner Bildung, schlagend und unwiderruflich genug dargethan hat. Dieser feine und scharfbewegliche Geist, der zwischen dem Beruf einer gediegenen objectiven Wissenschaftlichkeit, und dem eines die Zeit gestalten helfenden Bewegers der öffentlichen Meinung schwankte, hatte sich namentlich mit den Gebrüdern Schlegel zu einer literarischen Wirksamkeit verbunden.

In Berlin lebten in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts Friedrich Schlegel und Schleiermacher zusammen im schönen Jugendverkehr, in jenen Wonnemonden einer poetischen und wissenschaftlichen Jugendfreundschaft, die das Dasein in allen seinen Wurzeln stärkt und tränkt. Der Berliner Thiergarten und die damals dort beliebte Weinstube bei Sala Tarone hörten ihre eifrigen Gespräche und Pläne, die nichts Geringeres als eine Umgestaltung der ganzen geistigen und socialen Welt abzweckten. Friedrich Schlegel war früher Kaufmann gewesen, und hatte sich erst spät den wissenschaftlichen Bestrebungen und den classischen Studien zugewandt. Um so heftiger war er nun von diesen ergriffen worden. In seinen ernsten und eindringlichen Schriften „über die Poesie der Griechen und Römer," „über die Darstellung der Weiblichkeit in den griechischen Dichtern," und Anderes, hatte

auch er die treibende Macht des Hellenismus in der Zeit bekannt. Und dies Hellenische war es, das ihn damals mit Schleiermacher verband, und welches den Letzteren auch den Gedanken der Lucinde, wie überhaupt die Bestrebungen der neuen Schule, in einem eigenthümlichen Licht aufnehmen ließ.

In der von den Gebrüdern Schlegel herausgegebenen Zeitschrift „Athenäum“ (Berlin 1796—1800, 3 Bände) entrichtete auch Schleiermacher seinen Tribut an den Zeitgeist reichlich, und unter den dort mitgetheilten Fragmenten und rhapsodischen Aussprüchen, in welchen sich die Spitzen sittlicher und socialer Zeitumwälzung oft sehr unvermittelt herauskehrten, rühren mehrere der verwegensten gerade von Schleiermacher her. Im Athenäum theilte er auch zuerst seine „vertrauten Briefe über die Lucinde“ mit, die nachher auch einzeln abgedruckt erschienen. Schleiermacher nannte die Lucinde darin vor allen Dingen „ein ernstes, würdiges und tugendhaftes Werk“, und bewies durch diesen Ausspruch, welche hohe Bedeutung er auf den Grundgedanken dieses Buches legte, dessen einzelne Verirrungen er in dem Zusammenhange des Ganzen übersah und vergab. Diese Idee, das Sinnliche zugleich als das Geistige und das Geistige als das Sinnliche zu fassen und in der Liebe darzustellen, riß ihn dermaßen hin, daß er selbst, in diesen Briefen, die dadurch eine der merkwürdigsten Thatsachen der neueren Literaturgeschichte geworden sind, sich wie ein Prophet der neuen Weltanschauung der Liebe und Sinnlichkeit gebärdet. Er eifert gegen Diejenigen, welche die Sinnlichkeit nur als ein nothwendiges Uebel betrachten oder nur zu einer geistlosen und unwürdigen Libertinage darin gelangen, und erfindet zur Bezeichnung der Prüderie den Ausdruck: „Engländerei“, indem er Ernestinen ironisch als eine solche Prüde be-

handelt, die er als Miß nach England überschiffen will, weil sie von der Lucinde nichts wissen mag. Zugleich machen diese Briefe dadurch, daß sie von Frauen einander zugeschrieben werden, und in dem Munde derselben alle diese Fragen so offen sich verhandeln, einen erhöhten Eindruck, und gewinnen an einer sittlichen Atmosphäre, mit der sie unwillkührlich ein jenes so zweifelhaftes Gebiet erfüllen. Die Art der Auseinandersetzung trägt auch eine so edle Fassung und Begränzung, daß schon hier das skeptische Naturell Schleiermacher's, welches zwar Alles anzweifelt, aber auch Alles gern wieder verbindet, in seiner liebenswürdigsten Bewegung auftritt. Es vollbringt sich in diesen Erörterungen, die doch das Zweideutigste zerlegen, eine durchweg keusche Revolution des Gedankens, die mit der Kraft des Geistes alle Schlacken von sich auswirft. Es dürfte aber auch nicht schwer fallen aufzuzeigen, wie selbst in diesen freien und rücksichtslosen Aeußerungen auf einem Gebiet, auf dem Schleiermacher's spätere Freunde und Schüler ihn um jeden Preis niemals betreffen haben möchten, doch eigentlich nur der Schleiermacher, wie er immer war und immer geblieben, zu erkennen ist. Die Ansicht, die er in den Vertrauten Briefen von der Harmonie der Sinnlichkeit und Geistigkeit zu Grunde gelegt hat, ist im Prinzip dieselbe, welche er als Philosoph und Theologe, als Schüler der griechischen Lebenskunst und als Jünger Plato's, wie als Moralphilosoph, als welcher er an die höchste sittliche Lebensbildung die Ansprüche des Kunstwerkes und der Schönheit richtet, immer vor Augen gehabt. Das ächt Menschliche, welches ihm zugleich das plastisch Herausgetretene und Gestaltige, ist es, dem Schleiermacher überall in allen Richtungen seiner großen umfassenden Geistesthätigkeit angestrebt und das er in der wissenschaftlichen wie in der praktischen Atmosphäre stets mit Begei-

sterung zu fördern gesucht. So tritt auch bei ihm die neue Weltansicht, der er sich in seiner Betrachtung der Lucinde mit solchem Jugendmuth überläßt, sofort in versöhnlicher Eintracht mit dem plastischen Prinzip der Ordnung, ja mit der höchsten Pietät gegen das Alte, auf. „Nun aber die wahre himmlische Venus entdeckt ist — heißt es an einer Stelle der Vertrauten Briefe — sollen nicht die neuen Götter die alten verfolgen, die ebenso wahr sind als sie, sonst müßten wir verderben auf eine andere Art. Vielmehr sollen wir nun erst recht verstehen die Heiligkeit der Natur und der Sinnlichkeit, deshalb sind uns die schönen Denkmäler der Alten erhalten worden, weil es soll wieder hergestellt werden, in einem weit höheren Sinne als ehedem, wie der neuen schöneren Zeit würdig ist: die alte Lust und Freude und die Vermischung der Körper und des Lebens nicht mehr als das abgesonderte Werk einer eigenen gewaltigen Gottheit, sondern Eins mit dem tiefsten und heiligsten Gefühl, mit der Verschmelzung und Vereinigung der Hälfte der Menschheit zu einem mystischen Ganzen. Wer nicht so in das Innere der Gottheit und der Menschheit hineinschauen, und die Mysterien dieser Religion nicht fassen kann, der ist nicht würdig, ein Bürger der neuen Welt zu sein." — An einer andern Stelle aber spricht sich die Zuversicht über diese neuen Bestrebungen und über ihre Geltendmachung folgendermaßen aus: „Vorausgesetzt, daß nur Alles an sich gut und schön ist, so muß Jeder leben, wie ihm zu Muthe ist, und dichten, was ihm die Götter eingeben. Das Talent des Mißverstandes ist gar unendlich, und es ist gar nicht möglich, dem auszuweichen. Wer darauf ausgeht, sich durch dies und jenes seinen Wirkungskreis nicht zu verderben, der wird bald gar keinen haben, und sich so lange hüten, etwas zu thun, bis ihm nichts mehr übrig bleibt." —

Dies dürften die ehrenvollsten Aussprüche sein, auf welche sich die romantische Schule überhaupt zu berufen hat.

Betrachten wir nun die damalige Zeit in der Richtung, in welcher wir die Revolution, den Idealismus, die Romantik und, durch Schleiermacher, das religiöse Gefühl zu so heftigen Angriffen auf die orthodoxe Lebensdogmatik des achtzehnten Jahrhunderts sich vereinigen sehn, so können uns auch die oft so charakterlosen Schwankungen, in welche wir die bei diesem Kampf betheiligten Persönlichkeiten gerathen sehen, nicht befremden. Der Kampf zwischen formeller Tugend und aller Fülle der lebendigen Wirklichkeit, zwischen einem abstracten, auf den gemeinen Menschenverstand sich begründenden Moral- und Stätigkeitsprinzip und einem mit dem Recht des Gedankens und der Natur in das volle Leben eindringenden Bewegungsprinzip, konnte und kann nicht ohne mancherlei Ungelegenheiten abgehen. Es handelte sich dabei um das Anrecht der Menschheit an den ganzen und ungetheilten Genuß des Daseins, und was Genuß sei, konnte dann ebenso leicht mißverstanden werden, als das, was bisher Tugend war, mißverstanden werden. Hatten sich auch die poetischen Apostel der Menschenrechte und des Lebensgenusses, die Romantiker, in der Ausgestaltung des Genußprinzips so stark vergriffen, wie dies in Schlegel's Lucinde der Fall gewesen war, so mußte darum das Prinzip selbst nicht minder in seiner Bedeutung für die Entwickelung der Zeit anerkannt werden. Das Prinzip des Genusses, das in der deutschen Literatur erobert werden sollte, hatte schon in Wieland sich mächtig zu behaupten gesucht, war aber in diesem Dichter nur zu einer Ueppigkeit gekommen, die sich selbst nicht für berechtigt hielt, und darum Alles, was sie davontrug, gewissermaßen nur zur glücklichen Stunde dem unbewachten Moment abstahl. Lebendiger und wilder hatte

dieſe Richtung ſchon in Wilhelm Heinſe's Romane gelebt, aber wie heiß und inbrünſtig ſie ſich auch dort an die plaſtiſchen Gebilde der Kunſt anſchmiegte, ſo gelang ihr ſelbſt doch künſtleriſche Abgränzung und Beruhigung nicht.

Wieland und Heinſe trugen in manchem Betracht vielerlei Vorzeichen der Romantik in ſich, indem ſie eine romantiſche Welt des Genuſſes ausmalten, die aber noch nicht, wie die romantiſche Schule es wenigſtens in Abſicht hatte, einen Einfluß auf die ſociale Wirklichkeit auszuüben beanſpruchte, ſondern in einem lediglich träumeriſchen Gebiet verharrte. Goethe's großmächtige Natur hatte auch zu ihrer eigenſten Grundlage den Lebensgenuß, aber er ließ ſich damit auf einer ganz andern, aller Romantik durchaus entgegengeſetzten Baſis nieder, nämlich auf der einer völlig antiken Weltanſchauung, auf der er ſich in hoher Gemächlichkeit ruhete und Alles, was ſeine Individualität nur immer vertrug, als ein dadurch Berechtigtes und Geheiligtes verbrauchte. Daſſelbe würde gern auch Herder gethan haben, wenn ihm nicht ſein Prieſterrock mancherlei Feſſeln aufgelegt hätte, die ihn oft verſtimmen. —

Die Beſtrebungen der romantiſchen Schule, eine individuelle Freiheit des Daſeins in aller ſubjectiven Ausdehnung und doch im Einklang mit den ſittlich nothwendigen Lebensmächten zur Anſchauung zu bringen, unterſchieden ſich weſentlich dadurch, daß ſie zur Begründung ihres Genußprinzips wenig oder gar nichts der antiken Weltanſicht verdanken zu dürfen glaubten. Zwar hatte ſich Friedrich Schlegel eifrig auch mit Plato beſchäftigt und die Ueberſetzung des griechiſchen Lebensphiloſophen zuerſt gemeinſam mit Schleiermacher verabredet, nachher aber die Mitwirkung dazu aufgegeben. Und in Plato waren allerdings viele Vermittelungspuncte zwiſchen moderner und antiker Weltanſicht gegeben, und das Ideal der zu

gewinnenden Lebenseinheit lag da schon in der Plastik, zu welcher es dort der Geist gebracht hatte, und in der Harmonie des Schönen und Guten, welche der Grund aller höheren Bildung sein sollte, vor. Der antike Geist war aber, ebenso wie die antiken Formen, den Romantikern ein zu fester und schwerer Harnisch, als daß sie ihn, selbst wenn sie darin auf eigenem Gebiet noch manches Sieges mehr theilhaftig werden konnten, hätten eifriger anlegen wollen. Ueberhaupt kam es ihnen darauf an, den modernen Geist in seiner eigensten Schwerkraft zu erfassen, und darum entschiedener den Gegensatz zwischen antiker und moderner Kunst zu behaupten, als derselbe bis dahin in der deutschen Literatur zum Bewußtsein gekommen war, und hier zeigt sich uns keines der geringern Verdienste der romantischen Schule. An Fehlgriffen und Fehlritten ihres Talents, das sich gern an Allem versuchen wollte, fehlte es freilich auch in dieser Beziehung nicht. Friedrich Schlegel sehen wir, trotz seines klar ausgesprochenen Bewußtseins über die Gränzen der antiken und modernen Poesie, in seinem Trauerspiel: Alarkos, zu einer Verschmelzung der Antike mit der Romantik verleitet, und er ließ dort sogar, mitten in die Metrik der griechischen Tragiker hinein, die modernen Assonanzen erklingen. Sein Bruder, August Wilhelm Schlegel, ließ es sich dagegen angelegen sein, dem antiken Geist Genugthuung zu schaffen, indem er sein demselben streng gemäßes Trauerspiel: Jon, dichtete, aber in demselben Jahr ließ er auch den ersten Band seines „spanischen Theaters" erscheinen, in welchem er gegen Shakspeare, dessen Uebersetzung er bereits in den neunziger Jahren begonnen, nun noch den andern Pol der romantischen Poesie, Calderon, in die deutsche Literatur einführte. —

Der antike classische Geist, wenn auch dessen Waffen

in Goethe's Natur von den Romantikern ziemlich vorurtheilsfrei gewürdigt wurde, hatte doch in der Literaturepoche, welche seit der Revolution eigenthümlich beginnt, immer mehr an Kraft und Einfluß verlieren müssen. Die Revolution hatte die eigensten Wurzeln des modernen Völkerlebens aufgegraben und das Nationalbewußtsein erhöht und gestärkt, welches letztere nun der ausschließliche Quellpunct aller neuen Bildungen und Entwickelungen werden wollte.

Das classische Alterthum, und seine getreue Dienerin, die Philologie, hatten freilich eben erst in Deutschland einen höchsten Triumph gefeiert, indem sie auf der einen Seite durch Friedrich August Wolf zu dem höhern Sinn einer Alterthumswissenschaft sich emporgeschwungen *), auf der andern aber namentlich durch die Uebersetzungskunst von Johann Heinrich Voß, mächtiger als je in die deutsche Nationalbildung übergegriffen hatte, wobei besonders unserer Sprache eine ganz neue Gestaltungsfähigkeit angeeignet worden war. Die Homer-Uebersetzung von Voß, welche diesen neuen Sprachschatz vornehmlich zu Tage brachte, (zuerst die Odyssee 1781, dann die Ilias 1793, und mit ihr zugleich eine erneuerte Uebersetzung der Odyssee, 1802 die verbesserte Ausgabe beider), sie hat in dieser Beziehung für die Erweiterung der deutschen Sprachformen ungefähr dieselbe Bedeutung gehabt, wie für die Grundlegung des gesammten neuhochdeutschen Sprachgebiets die Bibelübersetzung von Luther. Die beweg-

*) Wolf's Ideen über die Alterthumswissenschaft erschienen erst nach seinem Tode zusammengestellt in seinen „Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft" herausgegeben von Gürtler, 5 Bände, Leipzig 1831 — 35, und in der „Darstellung der Alterthumswissenschaft", herausgegeben von Hoffmann, Leipzig 1833.

lichen und frei ſich zuſammenſetzenden Formen, welche Voß in der deutſchen Sprache aus der Begattung mit dem antiken Sprachgeiſt ſich hatte erzeugen laſſen, erſtreckten ihren Einfluß weithin über die ganze deutſche Literatur, und ſelbſt Goethe hatte ſich demſelben nicht entziehen mögen, vielmehr machte er ſofort in mehreren kleineren Dichtungen, und noch ſpäter im zweiten Theile des Fauſt, von dieſem Gewinn Gebrauch.

Die Romantiker aber wollten etwas Neues auch in neuen Formen geben, und dankten daher zuvörderſt den Herameter mit ſeinem ganzen hocheinherfahrenden Gefolge von antiken Formen ab. Die ſüdliche Metrik der romantiſchen Schule übte aber eine minder gediegene Wirkung auf den deutſchen Sprachgeiſt aus, als die claſſiſche. Sie durchdrang ſich nicht ſo productiv mit dem Kern unſerer Sprache, wie dies Voß ohne Zweifel gethan hatte, und da ſie mehr in Weiſe äußerlicher Nachahmung künſtelte und tändelte, ſo kam es auch dabei in ſprachlicher Hinſicht zu mancherlei Flunkereien, die aller Bedeutung entbehrten. Ueber dieſe romantiſchen Formen war der alte Voß hinlänglich verdroſſen und ergrimmt, doch war es auch der innerſte Gegenſatz ſeiner eigenſten Natur, aus welcher ſein heftiger Angriff gegen die Romantik ſtammte, und worin er ſich zu ſo mancherlei Ungehörigkeiten hinreißen ließ. Er verſchaffte darin der groben Phyſis ſeines proteſtantiſchen Naturells eine hinlänglich derbe Genugthuung. Wie wenig der heftige und gewaltſame Sinn dieſes Mannes in dieſen Beziehungen Spaß verſtand, hat er ſpäter auch in der grauſamen Abfertigung ſeines katholiſch gewordenen Freundes Leopold Stolberg („Beſtätigung der Stolbergiſchen Umtriebe," Stuttgart 1820) bewieſen.

Der eigentlich philologiſche Kopf unter den Romantikern aber war Auguſt Wilhelm Schlegel, und man

kann dieſem ſeine eigenſte Bedeutung wohl eben nur darin anweiſen, denn eine mehr in die Tiefe der Prinzipien hinein ſich erſtreckende hatte er nicht. Als Philolog aber arbeitete er die neue Form der Romantik zur höchſten Kunſtfertigkeit aus, doch gewann ſie unter ſeinen Händen bei aller Zierlichkeit nur ein todtes Anſehn. In ſeinen Ueberſetzungen erreichte er dagegen bei weitem mehr die Wirkſamkeit des Genies und erweiterte dadurch das deutſche Literaturgebiet auf das Anſehnlichſte und Folgenreichſte. Denſelben Takt und feinen Sinn, ſich in das eigenſte Leben der fremden Autoren hineinzuleben und es der heimiſchen Natur gemäß wiederzugeben, welchen er als Ueberſetzer bewies, zeigte er auch als Kritiker, namentlich der fremden Literaturen. Aber die Befugniß ſeiner Kritik erſtreckte ſich ebenfalls mehr auf ein äußerliches Reproduciren des weſentlichſten Organismus, als daß ſie ſich darauf eingelaſſen hätte, philoſophiſch die innern Richtungen zu ergreifen und dieſelben in der Literatur nachzuweiſen. Als Kritiker kam er daher nie über den bloßen äſthetiſchen Geſchmack hinaus und betrachtete in Beziehung auf dieſen, mit gewandtem Raiſonnement, alle Literatur. Der glänzende Schein dieſer Kritiken iſt jetzt verblichen, aber zu ihrer Zeit trugen auch ſie nicht wenig dazu bei, dem literariſchen Sinn in Deutſchland eine umfaſſende und gewiſſermaßen weltbürgerliche Ausdehnung zu geben. Dahin wirkten beſonders auch ſeine „Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur," (Heidelberg, 3 Bände, zuerſt 1809 — 1811, zweite Ausgabe 1817), in welchen er einen Ueberblick der literariſchen Völkerindividualitäten in alten wie in neuen Zeiten gab. In den mit ſeinem Bruder, Friedrich Schlegel, zuſammen herausgegebenen „Charakteriſtiken und Kritiken" (2 Bände, Königsberg 1801) erſchienen zuerſt die weſentlichſten kritiſchen Aufſätze beider Schriftſteller geſammelt. Später gab Au-

gust Wilhelm Schlegel eine besondere Ausgabe seiner „Kritischen Schriften" (Berlin 1828, 2 Bände) heraus. Eine Sammlung seiner „Poetischen Werke" erschien in 2 Bänden, Heidelberg 1811—15, zweite Auflage 1820. A. W. Schlegel's philologisches Talent aber entwickelte sich noch später zu einer selbstständigen Bedeutung, und machte erfolgreich die neue Wendung mit, welche die deutsche Philologie zu nehmen hatte, indem sie, die Einseitigkeit und Ausschließlichkeit der griechisch-römischen Sprachuntersuchungen verlassend, sich am Studium des Sanskrit zur vergleichenden Sprachwissenschaft erhob und dadurch einen eingreifenden Antheil an der Betrachtung des Völkerlebens gewann. Die auf diesem Gebiet von ihm erschienenen Ausgaben und Abhandlungen haben wir früher in dem Abschnitt über die orientalische Literatur großentheils namhaft zu machen gehabt. —

Als die erste umfassendere Schöpfung aber, durch welche die neue Schule auf productivem Wege sich angekündigt hatte, kann man gewissermaßen den großen Roman Tieck's, William Lovell betrachten, der zuerst im Jahre 1796 erschien. Schon in diesem Roman, welcher die frühe Ausgeburt mächtiger Jugendkämpfe ist, zeigt sich das neue Streben dieser Generation als aus einer Anknüpfung an die Goethe'sche Poesie entsprungen. Denn vorherrschend sind darin die Elemente des Werther und Faust auf eine eigenthümliche Weise verarbeitet und bekämpft, welche Elemente so sehr der allgemeine Inhalt des Zeitgeistes geworden waren, daß sie das Individuum nicht mehr von sich abzuweisen vermochte. Es war dies die absolute Speculation und die lyrische Subjectivität, welche sich in die Tiefen der Unendlichkeit stürzten, und bei den Grenzen der Endlichkeit anlangten, an denen sie ihr individuelles Dasein zerschellten. Tieck faßte diese beiden

Richtungen im William Lovell zuſammen, und ſtellte ſie als Ausartungen der individuellen Menſchennatur dar, die mit einem erhabenen Anfang zu einem ganz gemeinen Ende gedeihn. Indeß faßt er die Erhabenheit dieſes Anfangs nicht tief und ideal genug und die Gemeinheit des Endes zu cyniſch. Daß er in der Manier dieſes Romans die Goethe'ſche Darſtellung nachgeahmt habe, läßt ſich wohl nicht behaupten, wenn auch ſonſt in den Productionen Tieck's aus dieſer frühen Zeit ein ſolches Beſtreben nicht zu verkennen iſt. Die lyriſchen Briefe und Ergießungen des William Lovell erinnern allerdings an die des Werther wie an die Monologe des Fauſt, aber das lyriſche Element, das ſich bei Goethe rein und im volltönenden Ausdruck der Innerlichkeit ergießt, wird bei Tieck eine chaotiſch umherſchweifende Phantaſie. In dieſem Roman zeigt ſich zuerſt und am mächtigſten die dämoniſche Gewalt der Phantaſie, welche die neue Dichtergeneration ergriffen hat. Hier wogt tiefe Nacht und das gräßliche Chaos eines dunkeln menſchlichen Innern, das alle Schleuſen der Melancholie und Hypochondrie in ſich eröffnet hat. Sehen wir ſolche Productionen in der Geſchichte der Poeſie als Reinigungen von der eignen Verworrenheit, gleichſam als Polemik eines Dichters gegen ſich ſelbſt, hervortreten, ſo giebt uns Tieck in der Vorrede zur neuen Ausgabe des Lovell (vom Jahre 1814) zugleich als Standpunct dieſes Romans eine Polemik gegen ſeine damaligen Zeitgenoſſen an, „denen er ein Gemälde ihrer Verwirrung und ihres Seelenübermuthes hinzuſtellen ſuchte, das ſeine Abweichung von ihr gleichſam rechtfertigen ſollte.“ Als Vorläufer des William Lovell kann in dieſer Beziehung ſchon die Erzählung: Abdallah, von Tieck, (Berlin 1795) gelten, in der uns bereits jene auf rieſenhafte Geburten ſinnende und in einem Nachtdunkel der Verwirrung ſich

gefallende Macht der Phantasie, seltsam, doch oft in colossalen Zügen, entgegentritt.

Diese neue Richtung der Schule, welche sich gewissermaßen über Hals und Kopf in die Phantasie hineinstürzte und ihre Phantasie besonders auch darin zeigte, daß sie über die Phantasie wiederum phantasirte, charakterisirt sich noch in einem andern Roman von Tieck, Franz Sternbald's Wanderungen (Berlin 1798, zwei Bände), in dem sich die ganze ästhetische Manier dieser neuen Epoche, und ihr Bewußtsein über die Kunst, von dem sie ausging, am naivsten abdrückte. Dieser Künstler-Roman, in dem die Goethe'sche Prosa im Wilhelm Meister nachgeahmt ist, offenbart als Darstellung eines in sein Künstlerleben und in sich selbst versenkten und in seinen Empfindungen verschwimmenden Individuums ganz erschöpfend den Standpunct der neuen Schule, welche durch eine geniale Reflexion über die Poesie, zur Poesie und durch die Andacht zur Kunst, zur Kunst zu gelangen sucht. In diese Anfänge der romantischen Schule verwob sich demgemäß eine Art von Kunstpietismus, dessen Streben, mit einer sehnsüchtigen Andächtelei einen Heiligenschein auf die Kunst zu werfen, uns ebenso sehr als Krankheit erscheinen muß, wie die religiöse Frömmelei selbst. An dieser Kunstfrömmelei aber, die sich besonders im ersten Theil des Sternbald und in den „Herzensergießungen des kunstliebenden Klosterbruders" (Berlin 1797), wie in „den Phantasien über die Kunst" (Hamburg 1799), ihren Ausdruck gab, war Tieck nicht für sich allein betheiligt, sondern er verfaßte diese Partien in Gemeinschaft mit seinem Jugendfreunde, dem früh verhallten Wackenroder, einem Berliner Referendarius, dessen Nachlaß Tieck zugleich in dem letztangeführten Buche herausgab. Es ist dabei die Anregung, welche auch diese Tendenz der romantischen Schule durch Goethe empfangen, und zwar hier

durch seinen Tasso, nicht zu verkennen, in welchem letzteren schon das Vorbild gegeben war, das Leben und Wesen des Künstlers in seinen innern und äußern Verhältnissen zur Absicht einer poetischen Darstellung selbst zu erheben.

Der Umgang, welchen Tieck bei seinem Aufenthalte in Jena mit den Gebrüdern Schlegel und Schelling fand, scheint vornehmlich Ursache gewesen zu sein, daß dieser hochbegabte Dichter, der durch eine Zielirung in seiner eigenen Phantasie vergehen zu wollen schien, sich zu einer schärferen, seine Zeit ergreifenden Wirksamkeit entschloß. Denn von nun an beginnt er eine Periode, die sowohl reicher an Gegenständlichkeiten ist, als auch regsamer in das äußere Gebiet der Literatur hinausgreift, und dabei das Bewußtsein einer neuen romantischen Poesie immer entschiedener und voller entfalten. Selbst seine Mährchenwelt, der er schon früher unter der Firma des Peter Leberecht die herrlichsten Gestalten abgewonnen hatte, (Peter Lebrechts Volksmährchen, 3 Bände, Berlin 1797), erstrebt in ihrer feinen Verbindung mit Humor und Satyre jetzt eine realere Haltung und rüttelt im „Prinzen Zerbino, oder die Reise zum guten Geschmack" (zuerst abgedruckt in den „Romantischen Dichtungen" 2 Bände, Jena 1799—1800) das Jahrhundert aus seiner materialistischen und aufklärerischen Versteifung auf. Die der Poesie abgeneigte Gesinnung der Zeit wird darin durch den höchsten poetischen Reiz gestachelt, und mit den Erscheinungen des Mährchenlebens übermüthig genug in Contrast gebracht. Dann unternimmt Tieck die Uebersetzung des Don Quixote von Cervantes, obwohl mit einer unvollkommenen Kenntniß der Sprache, doch in einem, der ganzen Literaturbewegung nützlichen Geiste (Berlin 1799—1801; dritte Auflage 1831.). Gleichzeitig beschäftigte sich Tieck viel

mit den deutschen Minnesängern und ihrer Bearbeitung („Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter," Berlin 1803) und von seinem Antheil an Shakspeare gab er in dem „Poetischen Journale" die bedeutendsten Verheißungen. Gozzi ward von ihm nachgeahmt in dem musikalischen Mährchen: „Das Ungeheuer und der verzauberte Wald," (Bremen 1800), und überhaupt mit den italienischen und spanischen Dichtern ein Verhältniß eingegangen, an dem sich die deutsche Poesie sowohl durch die künstlichen südlichen Maße und Formen, als durch den weichen schmelzenden Geist des Ausdruckes, bereichern sollte.

Nachdem sich Tieck aller dieser Elemente innerlich und äußerlich bemächtigt hatte, ging er an eine umfassende Schöpfung, in welcher die neue Romantik ihren höchsten Ausdruck und Aufschwung finden sollte. Dies war die Genovefa, (zuerst abgedruckt in den „Romantischen Dichtungen,") die in ihrer einfachen Anknüpfung an die Sage den ursprünglichen Kern des poetischen Lebens erfassen, und zugleich in dem Schmuck und Glanz der Ausführung alle Reichthümer der poetischen Form enthalten sollte. So ist in dieser Dichtung das wunderliche Schaugepränge entstanden, das wie ein Jahrmarkt aller poetischen und ästhetischen Ueberlieferungen sich ausnimmt. Von allen Künsten werden hier gewissermaßen die Effecte abgeborgt, um eine Transfiguration der Poesie hervorzubringen. An malerischen und musikalischen Motiven schwelgt man im Ueberfluß, und wo die Töne schweigen, reden die Blumen, predigen die Düfte, singen die Wellen, dichten die Wipfel und Wälder in geheimnißvollem Rauschen. Die Naturpoesie feiert ihren Carneval in diesen Formen und Bildern und alles ist los und tummelt sich und überstürzt sich, um an dem Rausch, der die ganze Schöpfung ergriffen zu haben scheint, sein Theil zu haben. Es kommt indeß zu diesem romantischen

Aufruhr der Natur zu viel künſtliche Quälerei hinzu, als daß es bei dem friſchen, natürlichen Eindruck verbliebe. An die Stelle des Blumenduftes tritt oft eine narkotiſche Räucherei, und die Vogelſtimmen klingen wie abgerichtete Kastraten bei einer Meſſe. In der Genoveva iſt die Romantik überhaupt am offenſten beim Katholizismus zur Beichte gegangen, und zwar wie von ſelbſt im Zug all der ſüßen Spielerei dazu hingeriſſen.

Jetzt ſchon angelegt, aber ſpäter vollendet wurde der „Kaiſer Octavianus“ (1804), den eine größere Klarheit und Abgeſchloſſenheit auszeichnet und in dem das Chaos dieſes romantiſchen Dichtens ſich gewiſſermaßen zu einer ſichern Harmonie abgeklärt hat. Es herrſcht hier nicht die ängſtliche ſchwüle Luft wie in der Genoveva, das romantiſche Weſen iſt zu einem heitern Durchbruch gekommen und die humoriſtiſche Charakteriſtik ſtellt die ergötzlichſten Figuren auf, die mitten unter all dem Rauſchen und Reigen einen feſten körperlichen Anhalt geben. Die „alte Pracht,“ wie es in dem hier als Prolog dienenden „Aufzug der Romanze“ heißt, hat es in ihrer Erneuerung wirklich zu einem Meiſterſtück gebracht und man kann den Octavian für die vollendetſte Dichtung anſehen, welche der neuen Schule gelang, inſofern ſie den Geiſt der Romantik in der klarſten Form und die romantiſchen Formen in dem reinſten und innigſten Geiſt der Schönheit wiedergab. Eine Hauptrolle ſpielte in dieſer Poeſie allerdings die Metrik, die dem deutſchen Geiſt ganz neue glänzende Feſſeln anlegte, ihn aber auch zu Wendungen und Aeußerungen verführte, die mehr der Form als dem Inhalt angehörten und überhaupt das inhaltsleere Empfindeln, das Tönen um des bloßen Tons willen, begünſtigten. Einen ſolchen metriſchen Ball veranſtaltete ſich die ganze Schule im Verein, in dem Muſen-Almanach auf das Jahr 1802, welchen Tieck zuſammen

mit Auguſt Wilhelm Schlegel herausgab und wo das Sonnet, die Canzone, das Triolett, die Stanze und die Terzine oft wahrhaft bachantiſche Reigen aufführten. Eine Sammlung der dieſer Periode angehörigen Dichtungen, zum Theil in verbeſſerter Geſtalt, gab Tieck unter dem Titel „Phantaſus“ (4 Bände, Berlin 1814 folgd.) heraus.

---

8. Die Wiederherſtellung des religiöſen Bewußtſeins in Deutſchland.

Wie wir in Frankreich geſehen haben, daß ſich aus den Bewegungen der Revolution zugleich eine Reaction des religiöſen Gefühls gegen den verneinenden und rationaliſtiſchen Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts hervordrängte, was beſonders durch Chateaubriand geſchah, ſo haben wir jetzt in Deutſchland ebenfalls die verſuchte Wiederherſtellung des religiöſen und chriſtlichen Geiſtes zu betrachten, die auch hier durch die Literatur vermittelt wurde, und zwar zunächſt durch Schleiermacher.

Die ſchöngeiſtige Behandlung des Chriſtenthums, durch welche Chateaubriand dieſe Wiederherſtellung hatte zu Stande bringen wollen, war auch in Deutſchland lange vor Chateaubriand verſucht worden, und zwar ſeltſamer Weiſe durch Wieland, den Dichter des Oberon, deſſen freie Scherze ſonſt zuerſt dazu gedient hatten, an der altherkömmlichen Pedanterie und Philiſterhaftigkeit der deutſchen Sitten zu rütteln, und in die ſteife Altklugheit des deutſchen Nationalcharakters eine raſchere, leichtere Circulation des Blutes zu bringen. Wieland hatte aber auch „Empfindungen eines Chriſten“ herausgegeben, die, wie

Leſſing in den Literaturbriefen davon ſagt, „die Geheimniſſe der Religion zu Gegenſtänden des ſchönen Denkens“ machen wollen, und den Zweck haben, daß wir in „dieſe verſchönerten Geheimniſſe der Religion verliebt werden ſollen.“ Dieſe ſchneidende Kritik Leſſing's über Wieland's Chriſtenthum, könnte man unverändert auch auf die franzöſiſche Schöngeiſterei in Sachen der Religion anwenden, deren Vorläufer der deutſche Wieland war. Auch Schiller war nicht ganz unberührt geblieben von jenem äſthetiſchen Katholizismus, an deſſen glänzende Symbole er ſich einen Augenblick lang mit ſeiner immer ſuchenden Seele gehangen hatte. —

Auf einen tieferen, kernhafteren und wahrhaft menſchlichen Grund wollte ſich der religiöſe und chriſtliche Geiſt in dem deutſchen Nationalbewußtſein wiederbegründen durch Friedrich Schleiermacher, der in ſeinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern,“ deren erſte Auflage im Jahre 1799 erſchien, die erſte wahre Thatſache eines neuen Bewußtſeins der Zeit, und, nach öder und naßkalter Nacht, den erſten Morgenſtrahl des neuen Jahrhunderts bekundigte.*)

Betrachten wir zuvörderſt die äußern Verhältniſſe, unter denen Schleiermacher's „Reden über die Religion“ hervorgingen, ſo war es zunächſt derſelbe Geiſt der Oppoſition, welcher in der romantiſchen Schule als Ironie und Humor losgebrochen war, nämlich der Widerſtand gegen

*) Die nachfolgenden Ausgaben der „Reden über die Religion“ ſind 1806, 1822, 1831, in denen mehr oder weniger Veränderungen und Milderungen ihrer urſprünglichen Faſſung eingetreten ſind, ſo daß uns die erſte Ausgabe von 1799 für diejenige gelten muß, in welcher ſich einzig und allein die damalige Stellung Schleiermacher's zu der geiſtigen Entwickelung ſeiner Nation ächt und ohne nachträgliche Vermittelungen zeigt.

die ſeichte rationaliſtiſche Dogmatik des achtzehnten Jahrhunderts, der jetzt durch Schleiermacher in ſchönſter poſitiver Art geltend gemacht wurde. Das Naturgefühl der Zeit, das durch die Romantik wie durch die Philoſophie gleicherweiſe belebt worden war, erſchloß aus ſeinem neuen Liebesbund mit der Welt nicht minder auch das religiöſe Gefühl, das bisher eine ſo karge Thür bei der Aufklärung und dem gemeinen Menſchenverſtande hatte halten müſſen. Die Religion war gewiſſermaßen zu einer bloßen Tugendformel geworden und hatte ſich in eine ſehr ſparſame Humanität hineingeflüchtet, die außerdem noch von zu ſelbſtgefälliger und egoiſtiſcher Art war, als daß ſie es zu einem recht religiöſen Inſichgehen hätte bringen können.

Dieſe Aufgeklärten, welche ſich in der Literatur namentlich durch die Berliniſche Monatsſchrift von Bieſter und Gedike (ſeit 1783) lange ein Central-Organ gegründet hatten, glaubten religiös genug zu ſein, wenn ſie tugendhaft genug waren, und ihre Nebenmenſchen liebten, ſo weit dies Letztere ohne große Aufwallungen und Unbequemlichkeiten für ſie ſelbſt geſchehen konnte. Und an ihrer Tugendhaftigkeit zu zweifeln, fiel ihnen nicht häufig ein, da ſie ſich täglich mit den ſchönſten Redensarten des ſogenannten geſunden Verſtandes ihren eigenen Werth auseinanderſetzten, und die allgemeine Menſchenliebe, welche die Hauptmaſchinerie ihrer Religioſität war, hinderte ſie nicht, doch an ſo manchen ihrer Gegner ſich die ſchadenfroheſte Genugthuung zu verſchaffen.

Es war eine Art Pietismus des gemeinen Menſchenverſtandes, deſſen Frömmigkeit aber einzig und allein in der Anbetung des nüchternſten Moralprincips beſtand, welches freilich in ſeiner ernſten Nüchternheit ebenſo ausſchließliche und fanatiſche Anſprüche machte, als nachmals nur je der religiöſe Pietismus in ſeinen himmliſchen Privilegien that.

In Berlin wurde diese geistesarme Richtung, welche die Religion blos in die Tugend setzte, am entschiedensten damals vertreten, und man muß darin den Gegensatz erkennen, welchen die um dieselbe Zeit des Berliner Lebens vorherrschende Genußsucht sich in diesem abstrakten Tugendprincip hervorgerufen hatte. Daß bei diesem Princip ein religiöses Leben ebenso wenig wie ein poetisches hatte gedeihen können, bewies am schlagendsten die Ohnmacht dieser Tugend, und Schleiermacher konnte 1799, in seinen Reden, von der Religion so sprechen, wie von einem der Menschheit verloren gewesenen Schatz, und in demselben Sinne sprachen die Romantiker, den Aufklärern gegenüber, von der Poesie.

Zugleich ist es die wahre Originaltheologie, welche wir hier durch Schleiermacher zuerst in Deutschland begründet sehen, die Theologie, welche als das eigentliche Selbstbewußtsein des innersten Menschen heraussteigt, und, statt den alten zähen Klumpen immer von Neuem zu drehen und zu wenden, vielmehr aus denjenigen schöpferischen Elementen des Lebens sich reorganisirt, welche wir als die Grundlagen einer neuen Zeit überall jetzt sich regen sehen. So kündigt sich in den Schleiermacher'schen Reden über Religion, durch ihr Zurückgehen auf die ursprüngliche religiöse Substanz des Menschengeistes, ebenso eine Revolution für die Theologie an, wie im Völkerleben um diese Zeit das Zurückgehen auf den einfachsten Naturgrund des Staatslebens eine politische Revolution geworden war. An diese Reden über die Religion wollen daher nicht gern erinnert sein die falschen Anhänger und Freunde Schleiermacher's, die sich nach seinem Tode sein Bild willkührlich und für künstliche Zwecke zurecht gemacht haben. In diesen Reden decken sich aber die tiefen und ursprünglichen Quellen auf, aus denen das Schleiermacher'sche Wesen

gefloſſen, und darum iſt ihre Bedeutung ſo oft verkannt, gelästert, und mit allen den Vorwürfen belegt worden, mit denen man von einer gewiſſen Seite her die freie Entwikkelung des religiöſen Bewußtſeins gern zu brandmarken unternimmt. Und es iſt in der That das pantheiſtiſche Geiſteselement, auf welches Schleiermacher damals bei ſeinem erſten Auftreten das neue Leben der Religion und des Chriſtenthums, zu begründen ſuchte.

Schleiermacher ſagt zu Anfang ſeiner Reden über Religion: „Möchte die Zeit kommen, die eine alte Weiſſagung ſo beſchreibt: daß keiner bedürfen wird, daß man ihn lehre, weil Alle von Gott gelehrt ſind!“ Dies iſt auch die Richtung, welcher wir ihn auf dieſer erſten Stufe ſeines Geiſtes folgen ſehn, die Richtung auf das höchſte Selbſtbewußtſein, das lediglich im Gottesbewußtſein hervorgeht, und in der Schleiermacher hier den pantheiſtiſchen Ausgangspunct ſeines Geiſtes, oder denjenigen Standpunct des Spinoza bekennt, welcher nur in der Einheit alles Endlichen mit dem Unendlichen das eigentliche Weſen der Religion findet. „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verſtoßenen Spinoza!“ ruft Schleiermacher in ſeiner zweiten Rede „über das Weſen der Religion“ aus. Und die Spinoziſtiſche Anſchauung des Unendlichen im Univerſum tritt hier noch als der einzig religiöſe Standpunct Schleiermacher's hervor. „Religion iſt Sinn und Geſchmack für's Unendliche!“ ſagt er in derſelben Rede. Und in dieſem Sinne erklärt er die Religion für die einzige Wahrheit und Weſenheit alles Lebens und aller Wiſſenſchaft. Es heißt an dieſer Stelle: „Speculazion und Praxis haben zu wollen ohne Religion, iſt verwegener Uebermuth, es iſt freche Feindſchaft gegen die Götter, es iſt der unheilige Sinn des Prometheus, der feigherzig ſtahl, was er in ruhiger Sicherheit hätte fordern

und erwarten können." Das Anſchauen des Univerſums nennt Schleiermacher die höchſte und allgemeinſte Formel der Religion, woraus jeder Ort in derſelben gefunden werden könne.

Dies pantheiſtiſche Gefühl des Höchſten, durch welches Schleiermacher die Religion wiederherſtellen will, wird aber zugleich zu einem ſcharfen Schwert in ſeiner Hand gegen die Anhänger des todten Buchſtabens in der Religion, gegen Pfaffenſtolz und kirchliche Dummmacherei. Der gebildeten Freigeiſterei des achtzehnten Jahrhunderts, welche hier Schleiermacher in ihren eigenen Sophismen zu umſtricken ſucht, ſtellt er die wahrhaft freie Entwickelung des religiöſen Bewußtſeins gegenüber, er erklärt, die Dogmen und Lehrſätze der Religion ſeien nicht das Weſen der Religion ſelbſt, in der Bibel und in den ſymboliſchen Büchern müſſe kühn geſichtet und geſchieden werden, es ſei Göttliches und Menſchliches darin vermiſcht, das Verfallene müſſe von dem ewig Dauernden geſondert werden. Denn der Geiſt der Religion ſei frei und in ihm gäbe es „keinen Sclavendienſt und keine Gefangenſchaft, und Jeder, der in ihr Heiligthum dringen will, müſſe frei werden von den Feſſeln des Buchſtabens und blinder Autorität." Selbſt des perſönlichen Gottes und der perſönlichen Unſterblichkeit erklärt er nicht zu bedürfen, um die Göttlichkeit und das wahre Weſen der Religion darzuthun. Der ächte Prieſter des Höchſten iſt der Menſch ſelbſt, der wahre Menſch, der ſich in den innerſten Gründen ſeines Weſens erfaßt hat. Aus dem innerſten menſchlichen Grunde das ganze Weſen und alle Formen der Religion abzuleiten, unternimmt Schleiermacher auf dieſem Standpunct nach allen Seiten hin mit hoher Begeiſterung. Was heißt Offenbarung? fragt Schleiermacher und antwortet: „jede urſprüngliche und neue Offenbarung des Univerſums iſt eine!" Die Be-

deutung des Wunders in der Religion wirft er gern und freudig von ſich hinweg. Ihm iſt Alles Wunder, was wahrhaft im Unendlichen des Univerſums lebt. „Wunder, ſagt er, iſt nur der religiöſe Name für Begebenheit, jede, auch die allernatürlichſte und gewöhnlichſte, ſobald ſie ſich dazu eignet, daß die religiöſe Anſicht von ihr die herrſchende ſein kann, iſt ein Wunder.“ Ebenſo iſt es mit der Inſpiration, die, nach dem Ausdruck Schleiermacher's, nur der religiöſe Name für Freiheit iſt; jede freie Handlung, die eine religiöſe That wird, ſei auf Eingebung geſchehen; „denn es war ein Handeln des Univerſums durch den Einen auf die Andern.“

Aus dieſen tiefinnerſten Quellen des Menſchengeiſtes taucht bei Schleiermacher die neue Geſtalt der Religion in ihrer ewigen Schöne lebendig und unendlich friſch empor, als die wahre Blüthe des Lebens, als der ewig junge Hauch des durch das Menſchenbewußtſein hindurchgehenden Weltgeiſtes. Das Aufgehen in dieſem Hauch iſt die wahre Hingebung der Perſönlichkeit an Gott, die Auflöſung der Seele in ein unmittelbares Gefühl des Unendlichen und Ewigen. Das iſt die Unſterblichkeit, die, wie Schleiermacher hier es beſtimmt, in nichts Anderem beſteht, als „mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen, und ewig ſein in jedem Augenblick!“ Von dieſem Ausſpruch Schleiermacher's über Unſterblichkeit hat Strauß, Glaubenslehre II. S. 738, mit Recht bemerkt, daß es Alles ſei, was die moderne Wiſſenſchaft über Unſterblichkeit zu ſagen wiſſe. Wir finden aber auf dieſem erſten Standpunct Schleiermacher's, in dieſer Ineinsſetzung des Endlichen und Unendlichen im religiöſen Geiſt, ſchon die ganze Richtung der ſpäteren ſpeculativen Dogmatik ausgeſprochen, der Schleiermacher hier in ſeinen „Reden“ zuerſt die Bahn vorgezeichnet, von der ihn

ſelbſt aber ſeine eigene Lebensentwickelung mannigfach abgewendet. Jeſus Chriſtus ſelbſt hat für ihn hier ſein eigentlichſtes Weſen darin, daß er als der größte Vermittler für die Sehnſucht des Endlichen zum Unendlichen erſcheint. Das Chriſtenthum betrachtet Schleiermacher jetzt noch keineswegs als die ausſchließliche Religion. In ſeiner letzten Rede über die Verſchiedenheit der Religionen erklärt er die poſitiven Religionen, in denen ſich auf verſchiedene Weiſe der Weltgeiſt offenbart, für die eigenthümlichen individuellen Aeußerungen des religiöſen Sinnes, deren jede ihre wahre Berechtigung für ſich habe. Denn da eine Anſchauungsform der Gottheit nicht die ganze religiöſe Entwickelung des Menſchengeiſtes erſchöpfe, ſo müſſe es mehrere und unterſchiedene Anſchauungsformen der Gottheit, d. i. Religionen geben. Die religiöſe Entwickelung eines Jeden aber ſoll frei und individuell ſein. Der Kampf für die Freiheit der Individualität in der Religion iſt das wahre Pathos, das dieſe Schleiermacherſchen Reden über die Religion bewegt, und ihnen die Gewalt gegeben hat, mit der ſie die Pforte einer neuen Zeit in Deutſchland geſprengt haben.

Dies war die revolutionnaire Bewegung der Schleiermacherſchen Jugend, die auf ſo freien und ſtolzen Wogen ihren Geiſt dahintreiben ließ, die in heiligem Drang ausgezogen war, um die Feinde der Religion zu bekämpfen, und unter deren Streichen zugleich das Knochengerippe der alten orthodoxen Dogmatik zuſammenſtürzte. Nach zwei Seiten hin ſiegreich, ſtand der junge Held gerade in der Mitte ſeiner Zeit. Von dem Zündſtoffe, welchen er in die moderne Theologie geworfen, brennt es heut noch fort, wieviel auch die theologiſchen Löſchanſtalten aller Art daran gedämpft haben mögen! Schleiermacher ſelbſt hatte an dieſem erſten Feuermeer ſeiner Jugend ſein ganzes übriges

Leben lang zu löschen und zu dämpfen, und brachte einen Friedensbund des freien religiösen Geistes, von dem er ausging, mit den einzelnen Dogmen der bestehenden christlichen Kirche erst in seiner Glaubenslehre zu Stande, auf deren ausführlichere Betrachtung uns eine spätere Zeit der Literatur hinführen wird. Es ist die göttliche Bestimmung der Jugend, daß sie den Geist darauf loswirthschaften läßt, ohne noch darum bekümmert zu sein, ob sich eine in der Welt gültige, nöthige und beliebte Form finden lassen werde für ihre aus der ächten Innerlichkeit des Daseins heraustretenden Bewegungen. Und dies ist das ewig zeugende und schaffende Jugendelement, die wahre Spannung des Geschichtslebens selbst, deren Zeichen immer hoch und heilig zu halten sind, wenn sie auch nachher durch die Form der Vermittelung, die welche sie sich gefangen geben müssen, zum Theil widerlegt und verdunkelt erscheinen. Als solche Zeichen, welche die wahrhaft geschichtliche Spannung des Menschengeistes ausdrücken, sehen wir in Schleiermacher's Jugendwerk den Pantheismus und den Hellenismus hervorleuchten. Von dem außerweltlichen Gott, von dem willkürlichen Jenseits, hat Schleiermacher hier das religiöse Bewußtsein losgerungen, und Gott als den Weltgeist in der das Endliche durchwirkenden unendlichen Substanz angebetet. Hier hat er jedoch in der Spinozistischen Substanz zugleich wahrhaft die Freiheit der Individualität gerettet, indem er an den Entwickelungskampf und an die innere Selbstbestimmung des menschlichen Geistes sein wahres Verhältniß zur Gottheit gebunden. Der Hellenismus war die andere Form, welche Schleiermacher hier seiner religiösen Weltansicht gegeben. In seinen „Reden über Religion" spiegeln sich Plato's krystallhelle Geistesformen wieder, und es weht von Blatt zu Blatt jene goldene olympische Heiterkeit, jene Macht der freien Welt-

anſchauung, die ſich in der ganzen Fülle des perſönlichen Lebens niedergelaſſen hat auf dem breiten Grund der Natur und Geſchichte. So ſehen wir hier dieſe beiden Elemente des Pantheismus und Hellenismus, die ich Ihnen ſchon früher als die Gährungselemente des modernen Geiſteslebens geſchildert habe, in Schleiermacher herantreten zu dem chriſtlichen Geiſt, um denſelben in ſeinem innerſten Leben aufzurühren, und daraus das wahre Prinzip der Freiheit hervorzuſchütteln. Der jenſeitige Gott, welchen der Pantheismus bekämpft hatte, war bisher der eigentliche Feind der Freiheit geweſen. Dieſer Gott konnte ſich erſt als der wahre Gott der Freiheit offenbaren, nachdem er als der der Welt immanente Geiſt, ſie dadurch in ſich ſelbſt heiligend und befreiend, erkannt worden. Das Chriſtenthum deutete zuerſt durch Schleiermacher dieſe Bewegung an, die es endlich unternehmen mußte, um aus ſich die Idee der Freiheit zu entlaſſen und damit auf die Fortentwickelungslinie der Geſchichte zu treten. Es war dieſelbe Zeit, wo in der franzöſiſchen Revolution zuerſt die Menſchenrechte erklärt worden waren, und wo der Feudalſtaat, der bisher das einſeitig aus dem Chriſtenthum entnommene Prinzip des Jenſeits auf das Verhältniß von Fürſt und Volk in ſeinem eigenen Organismus übertragen hatte, ſich zum freien Staat, d. i. zum Nationalſtaat, umwälzen wollte. Daß Schleiermacher mit dem chriſtlichen Bewußtſein zugleich die Freiheit der Individualität retten wollte, iſt ein Ereigniß am Ende des vorigen Jahrhunderts das nicht vielſeitig genug betrachtet werden kann!

An den neuen Erhebungen des religiöſen Geiſtes in Deutſchland betheiligte ſich auch die romantiſche Schule ſelbſt weſentlich. Es war plötzlich eine auffallende Erſchei-

nung, in Literatur und Poesie ein ganz neues Organ der Religiosität entstehen zu sehen. Die religiöse Anschauung der romantischen Schule, die wie ein ätzender Saft sich in Alles eindrängte, war eine Art von christlicher Mystik, der es gleichviel galt, welche Form sie ergriff, um darin ihr innerliches und inbrünstiges Suchen nach einer Centralidee des Daseins zu offenbaren, und die daher bald in Gedichten und Kunstwerken, bald bei jeder andern Gelegenheit des äußern Lebens, zu predigen und Proselyten zu machen suchte. Diese christliche Mystik der Romantiker hatte freilich zunächst eine mehr ästhetische als religiöse Bedeutung, oder sie war vielmehr die ästhetische Freiheit, welche sich die aus dem öffentlichen Leben der Zeit zurückgedrängte Religion bei der Kunst ausgefunden hatte. Durch die ästhetischen Formen, in welche sich die Religiosität vor der Aufklärung hatte flüchten müssen, durfte sie hoffen, wieder populärer zu werden, als ihr dies in der letzten Zeit selbst durch die Formen der bestehenden Kirche möglich gewesen war. Wir haben früher von einem ausschließlichen Pietismus des gemeinen Menschenverstandes gesprochen, und müssen von diesem hier noch bemerken, daß er eben so sehr das kirchliche Leben seiner Zeit auflösen und zu ersetzen gesucht, wie dies in unserer Zeit der Pietismus des supranaturalistischen Gefühls gethan. Hatte sich in jener Zeit überhaupt das confessionelle Leben der Kirche verwischt, so kann man auch zunächst die religiös-mystische Romantik nur als eine Reaction dagegen in dem ganz allgemeinen christlichen Sinne betrachten, und würde ihr Wesen verkennen, wenn man ihr von vorn herein ein katholisches Prinzip und eine tendenzmäßige Entwickelung des Katholicismus beilegen wollte. Auf ästhetischem Wege hatte sich diese Mystik allerdings an lediglich katholischen Elementen genährt, sie war von den Bauwerken und Malereien des

Mittelalters ihrer selbst bewußt geworden und ihre Anschauungen waren mit den Madonnengesichtern und Christusbildern verwachsen. Es lag aber mehr Mystik als Katholicismus, mehr mittelalterliche Begeisterung als eigentliche Confession darin. Es ist ein Irrthum, die Romantik ihrem Grundwesen nach für gleichbedeutend zu setzen mit dem katholischen und reactionären Prinzip, und wenn sich in einer spätern Phase der Entwickelung, von der wir zu seiner Zeit reden werden, mehrere der aus der Romantik hervorgegangenen Schriftsteller allerdings auch zu jenem Prinzip hinwandten, so werden sich bei dieser ihrer Tendenz doch wesentlich andere Elemente betheiligt zeigen als gerade die Romantik, die wir dann keineswegs mehr in ihrer ursprünglichen Richtung bei diesen Individuen antreffen. In ihrer ursprünglichen Richtung war die Romantik dieser Schriftsteller so wenig ein ausgesprochener Katholicismus, daß sie vielmehr eben so gut, wie zur katholischen Weltanschauung, auch zur orientalischen sich neigte, ja ein tiefinnerer Zug zu dieser letztern ist es vornehmlich, welcher die spätern gelehrten Forschungen der Schlegel über die Literatur, Poesie und Sprache der Indier schon frühe in ihnen anregte. Friedrich Schlegel sagt in dem schon einmal von uns angeführten „Gespräch über die Poesie" (1800) — „Wären uns nur die Schätze des Orients so zugänglich, wie die des Alterthums! Welche neue Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fließen, wenn einige deutsche Künstler, mit der Universalität und Tiefe des Sinnes, mit dem Genie der Uebersetzung, das ihnen eigen ist, die Gelegenheit besäßen, welche bei andern blos practischen Zwecken und Ansichten so oft unbenutzt bleibt. Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen, d. h. das tiefste und innigste Leben der Phantasie: und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der An-

schein von südlicher Gluth, der uns jetzt in der spanischen Poesie so anziehend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen."

Die religiöse Mystik der neuen Schule sprach sich am umfassendsten und tiefsinnigsten in Novalis (Friedrich Freiherr von Hardenberg) aus. Diese wahrhaft poetische Individualität verging jedoch in ihren eigenen Tiefen, und vermochte nicht, das unendliche Leben, das in ihr wogte, zu einem gestalteten Ganzen aus sich herauszuarbeiten. Und doch sind die Andeutungen zu einem großen Ganzen, zu einer aus tiefster Anschauung construirten Totalität, in Novalis vorhanden, aber mit dem Bau, dessen kostbare Trümmer in seinen Schriften umherliegen, wurde er nicht fertig. Am meisten hatte er sich in seinem „Heinrich von Ofterdingen" vergriffen, in welchem Roman er gerade die umfassendste Construction einer Gesammteinheit aller Lebensrichtungen hatte ausführen wollen. Er hatte sich vorgesetzt, eine poetische Apotheose der ganzen Wirklichkeit, und gewissermaßen eine Theodicee der Romantik, wie man diese Dichtung füglich nennen könnte, darin zu liefern. So sollte denn Poesie und Leben gänzlich als Eines erscheinen, und diese Einheit beider war dann wieder die Romantik, die Alles wie mit einem Aetherschleier überwob und das Gewöhnlichste zum Ungewöhnlichen machte. Was Wirklichkeit, was Traum, ließ sich dann nicht mehr an dem Dasein unterscheiden, das Märchen war Wahrheit und die Wahrheit Märchen geworden. Das schauende Gemüth hatte wieder eine goldne Zeit der Dichtung auf Erden gegründet, und darin waren Zeit und Raum, Vergangenheit und Zukunft, der Verstand und das Wunder, ausgesöhnt und in einander getreten. Die Anlage dieses Gedichts war großartig genug, aber die Ausführung verlor sich zum Theil in ohnmächtigen Träumereien und konnte den rechten Zeugungs-

trieb nicht finden, um all dies unendliche Gespinnst und Gewebe plastisch zu bilden. Auf der andern Seite aber fehlte wieder bei einer Dichtung, deren Sphäre reine Mystik war, das Hinzutreten eines speculativen Elements, das der Grundansicht des Buches: Alles auch im alltäglichsten Leben sei ein Wunder, einen tiefern Stützpunct und eine höhere Perspective gegeben hätte. Daß ein Dichter der Mittelpunct dieser Alles assimilirenden Weltanschauung war, schadete vollends dem Eindruck. Es nahm sich darum Vieles als Grille aus, was objective Bedeutung hatte gewinnen sollen. Der Ofterdingen von Novalis hätte ein eben so umfassendes Epos der romantischen Weltansicht werden können, wie Dante's Göttliche Komödie das Epos der katholischen Weltansicht war, und dieser Gedanke mag auch dem Dichter lockend genug vorgeschwebt haben.

Daß aber Novalis die Gestaltung dieses Epos, dieses ganzen Complexes der romantischen Weltansicht nicht finden konnte, war eben der Mangel, welchen er als Todeskeim in seiner Individualität trug und woran er sich so früh verzehren mußte. Er erschöpfte sich, Alles in das Centrum seiner Natur hineinzudrängen und nach diesem einen Punct hin zu verarbeiten, und indem er sich so im Mittelpunct seiner selbst gewissermaßen überfüllte, behielt er nicht Freiheit und Kraft genug übrig, um in die Peripherie hinauszutreten und dort seinen eigenen Inhalt sich gegenständlich werden zu lassen. Lauter Centrum, aber ohne Peripherie, war Novalis krank an sich selbst, und konnte nur durch den Tod den Ausweg aus sich heraus finden. Wenn wir sonst häufig Schriftsteller erblicken, die alles Talent der beweglichen Oberfläche besitzen, aber gar keine Schwerkraft in sich selbst haben, so zeigte sich dagegen an Novalis die merkwürdige Organisation, daß er zuviel Schwerkraft und nichts als Schwerkraft in sich hatte, die

ihn beständig nach innen zog, und ihm, könnte man sagen, das Herz abstieß.

In den von ihm hinterlassenen „Fragmenten" liegen in rhapsodischer Weise dieselben Anläufe zu einem großen Tempelbau des romantischen Geistes vor, die er im Osterdingen genommen hatte. Nur daß in diesen fragmentarischen Aussprüchen die ganze Mannigfaltigkeit der Lebens- und Bildungsstoffe, die Novalis mit seinem umfassenden Geist berührte, und die er alle zu einer Einheit in sich hinabziehen wollte, noch unbegränzter sich ausbreitet. Da wird Alles zum Baustein des großen geheimnißvollen Ganzen, was es auch sein mag, und wir haben hier, obwohl nur in Bruchstücken, den ganzen Bildungs-Apparat der romantischen Mystik beisammen. Selbst die Mathematik nimmt hier als Mystik eine eigenthümliche Stelle ein, und hebt sich in diese begierig nach jedem Zeichen haschende Lebenssymbolik empor. Auch die Gewerke nehmen ihren Antheil an dieser mystischen Construction des Daseins, und besonders ist es das Bergmannsgewerk, das seine in die Tiefe gehende Bedeutung auch symbolisch behauptet. Novalis selbst war der Bergmann, der sich in seinen eigenen Schacht verloren und dort mitten unter all seinen Reichthümern verschüttet gefunden worden.

Es war ihm die praktische Seite des Lebens keineswegs fremd, er hatte, außer dem Bergfach und den Naturwissenschaften, auch sogar Rechtswissenschaft studirt. Auch mit den Systemen der Philosophie, und besonders mit Spinoza, Fichte und Schelling hatte er sich zu schaffen gemacht. Aber Alles sollte sich in Poesie und Religion auflösen, und das war der schwindelnde Gipfel der Mystik, zu welchem sich die Romantik verstiegen. In den andern Romantikern hatte die Mystik, die meistens nur als eine am Rauschen des Waldes sich andächtig stimmende

Naturreligion hervortrat, wie bei Tieck, bei weitem nicht so hochfliegende Ansprüche gemacht. Sie waren mit dem großen Satz, den sie entdeckten, daß Alles Religion sei, und mit Religion betrieben werden müsse, auch wieder sehr leicht umgesprungen und hatten es sich oft recht bequem damit gemacht. Der vollendetste Ausdruck aber, welchen Novalis für sein religiöses Gefühl gefunden, war zugleich der einfachste gewesen, und dies sind seine „geistlichen Lieder," in welchen er diese ungesuchte und reine Form der Aeußerung über sich gewann. Man muß das schöne melodische Seelenleben dieser Lieder anerkennen, und um so höher stellen, da es sich meist so frei von allen katholicistischen Spielereien erhalten und ein reines Christenthum sich darin auszuhauchen strebt. Noch eine ähnliche Genugthuung verschaffte Novalis den geheimsten Melodien seines Geistes in den „Hymnen an die Nacht," in denen es ihm gelang, sein Innerstes in einen harmonischen Einklang zusammen zu fassen und sich in den großen Geisterfrieden der Schöpfung hinein auszutönen. Eine Ausgabe seiner Schriften besorgten Fr. Schlegel und Tieck, in zwei Bänden, Berlin 1804, neue Auflage 1816. —

9. Zeitgenossen der Romantik.

Dies neue Geistesleben der Romantiker, wie es in sich selbst zu den höchsten Anforderungen der Zeitbildung sich emporrichtete, konnte auch für das ganze Literaturgebiet nicht ohne Aufregung vorübergehen. Von dem, zum Theil schwankenden Verhältniß der jungen Schule zu Goethe haben wir schon früher geredet. Weniger ansprechend aber

erscheint uns die Stellung, welche zu Schiller angenommen wurde, gegen den die Romantiker in ihrem Urtheil sich zu sehr überhoben und ungerecht wurden. Zu Goethe, wie auch im Einzelnen über ihn geurtheilt werden mochte, hatten sie doch immer den Meister des Jahrhunderts anerkannt, aber sie waren weit entfernt davon, dieselbe Vollgültigkeit der Stellung auch Schiller anzuerkennen. Vielmehr machten sie ihm in mehr als einer Hinsicht die Aechtheit seines Dichtergeblütes streitig und August Wilhelm Schlegel konnte sich in seiner Abneigung gegen Schiller noch bis zur jüngsten Zeit, wo er in dem Wendt'schen Musenalmanach Xenien gegen ihn zum Besten gab, gar nicht zufrieden geben. Und doch waren, abgesehen von der selbständigen und ursprünglichen Größe dieses Dichters, so mancherlei Elemente in ihm vorhanden, welche mit der romantischen Weltansicht zusammenstimmen mußten, wie dies zum Beispiel von der Jungfrau von Orleans und Maria Stuart wohl gesagt werden könnte. Aber dann hieß es, Schiller habe sich dabei auf die Nachahmung von Tieck's Genovefa verlegt, und dergleichen Dinge mehr. Sie wollten durchaus nicht in Schiller das ursprüngliche Heroenthum seines Genius anerkennen, vermochten aber auch freilich nicht durch diese Abmarkung ihm seine Stelle in der Nationalliteratur zu schmälern, wie denn der Kampf gegen das Genie, würde er auch selbst von genialen Kämpfern geführt, immer als ein unfruchtbarer sich erweist.

Die Romantiker aber wollten selbst nicht an diejenigen Elemente bei Schiller anknüpfen, die ihnen hätten zusagen müssen, und mißachteten sogar die ihnen wahlverwandte philosophirende Sentimentalität und sein Talent, sich romantische und katholische Anflüge zu geben. Und Schiller mag es auch in seiner strengen und abgeschlossenen

Haltung verschmäht haben, die Anknüpfung an sich zu erleichtern. Nichts desto weniger bleibt es ein ruhmschmälernder Vorwurf für die junge Schule, daß sie nicht in Schiller den großartigen Anlauf zu einer im Sinne der Freiheit sich begründenden Nationalpoesie besser erkannte.

Daß sie einen edlen Geist nicht erfaßten, dafür mußten sie in anderer Art durch die Angriffe eines unedlen büßen, die ihnen genug zu schaffen machten und beim großen Publikum mehr Schaden thaten, als sie sich selbst wohl gestehen mochten.

Wir kommen hier auf das Verhältniß der romantischen Schule zu Kotzebue, das wir, sowie diesen letztern selbst, hier nicht unerwähnt lassen dürfen. August von Kotzebue und Garlieb Merkel wirkten gemeinsam in dem Journal: „der Freimüthige" (in Berlin, seit 1802) mit allen Waffen des Spottes und der Schmähung gegen die romantische Schule, die ihnen zwar in allen Stücken überlegen war, aber doch auch Blößen genug darbot, um namentlich dem populären Verstand des Publikums lächerlich gemacht werden zu können. Mochten die Romantiker immerhin ganz andere Kämpfer auf ihrer Seite haben, und auch in journalistischer Beziehung ein so wohlausgerüstetes und gangbares Organ wie die Zeitung für die elegante Welt, in der selbst so helle und scharfe Köpfe, wie Bernhardi, für die neuen Kunstprinzipien mitfochten: so war und blieb Kotzebue seinerseits nicht minder eine gefährliche Großmacht, darum so gefährlich, weil Naturen dieser Art kein Mittel des Kampfes verschmähen.

Aber auch an sich selbst behauptete er damals im Publikum eine Stellung, die imposant genannt werden kann, und wenn die Schlegel nur immer von europäischen Beziehungen der Literatur und des Schriftstellerthums redeten, so konnte sich dagegen Kotzebue in der

That selbst einen Schriftsteller von europäischem Ruf, von europäischer Wirksamkeit in seiner Art nennen, dessen unglaublich reges Talent von Paris bis Tobolsk und von Stockholm bis Neapel seine Elasticität ausgedehnt hatte, dessen Stücke in alle lebende Sprachen, selbst in's Neugriechische, übertragen wurden. So war Meister Kotzebue schon in seiner eigenen Person und auf die rascheste Weise ein Stück Weltliteratur, zu welcher die Romantiker erst mühsam und theoretisch die Steine zusammentrugen und die später Goethe am liebsten in sich selbst, und in seinem persönlichen Verhältniß zu den übrigen Literaturen, concentrirt sehen mochte. Und allerdings muß ein solcher Schriftsteller in einer Zeit, wo er so allgemein das Publikum an sich geheftet hat, gewissermaßen das gesellige Leben beherrschen und auf den Ton desselben keinen unerheblichen Einfluß äußern, und wenn man bedenkt, daß es eine Periode gab, wo kein Abend verging, an dem nicht wenigstens auf hundert Theatern in ganz Europa Stücke von Kotzebue aufgeführt wurden, und daß die meisten dieser Stücke verfängliche oder Jeden berührende Verhältnisse des bürgerlichen und gegenwärtigen Lebens behandelten, so wird man eingestehen müssen, daß eine solche Wirksamkeit einen nicht ganz so verächtlichen Autor voraussetzt, als die neue Schule in ihm erblickte. Ein guter Schriftsteller und ein wirksamer Schriftsteller sind freilich zwei sehr verschiedenartige Anlagen, die nicht immer in einem literarischen Individuum sich vereinigen. Es giebt ausgezeichnete Talente, denen aber ganz die Gabe fehlt, sich geltend zu machen und einen Ton anzuschlagen, durch den sie allgemein in der Zeit vernommen werden. Kotzebue aber gehörte nicht zu den einsamen, sondern vielmehr zu denen, die selbst ihre Begeisterung aus dem Marktgeräusch des Tages sich holen und nicht ohne den Gedanken auf

die augenblickliche Wirkung etwas erzeugen können. Und diese Aussicht, durch irgend eine Pointe ganz bestimmt und überraschend zu wirken, war es, die ihn eigentlich bei der Ausführung begeisterte, die ihm seine eigene Arbeit interessant machte, und selbst in den trivialsten seiner Stücke ist es noch irgend eine piquante und witzige Situation, der man wenigstens der Anlage nach etwas Eigenthümliches oder Interessantes nicht wird absprechen können. Kotzebue war darum besonders ein glücklicher Bühnendichter, weil er es verstand, als Dichter Schauspieler zu sein. Daß die Hervorbringungen eines solchen Schriftstellers, der mehr als zweihundert Stücke für die Bühne geschrieben, nicht alle gleichen Werth haben können, ist ebenso natürlich als daß ein Schauspieler nicht immer gleich gut spielt, aber es würde ungerecht sein, ihn nur nach seinen mißlungenen Leistungen im Andenken zu behalten.

Kotzebue hat über sich selbst und sein Talent einige Bekenntnisse hinterlassen (abgedruckt in seinen „Nachgelassenen Papieren" Leipzig 1821, S. 3—64), in denen er sich selbst mit vieler Sicherheit und einem Selbstgefühl, das in mancher Beziehung für ihn spricht, beurtheilt. Wir wollen hier aus diesen Blättern einige Stellen folgen lassen, weil sie zum Einblick in die damaligen Verhältnisse der deutschen Literatur Manches beitragen können. Er sagt darin unter Anderem: „Ich habe einige hundert Schauspiele geschrieben: es ist daher kein Wunder, wenn, wie unter den noch zahlreichern Werken des Lope de Vega, auch manches Mittelmäßige oder gar Schlechte sich befindet. Ich fange damit an, ein Drittel oder wenigstens ein Viertel meiner Schauspiele zu verbrennen: ich mag sie gar nicht geschrieben haben, wenigstens nicht so, wie sie jetzt sind, und sollt' ich jemals den günstigen Augenblick finden, eine Sammlung meiner dramatischen Werke zu

veranstalten, so würden jene Verstoßenen entweder gar nicht, oder doch in einer ganz andern Gestalt in derselben erscheinen. Allein mich dünkt, wenn die übrigbleibenden dies Verdammungs-Urtheil nicht zu theilen verdienen, so sei dies noch immer genug, um mir eine Ehrenstelle unter Deutschland's dramatischen Dichtern zu bewahren. Welche Eigenschaften Anspruch auf diesen Titel geben, will ich, nach meiner Ansicht, entwickeln. Die erste ist eine lebhafte Einbildungskraft. Diese besitze ich, oder habe sie doch besessen. Durch sie muß die Einbildungskraft des Zuschauers erregt werden, ohne welche Erregung kein Stück sich auf der Bühne erhalten kann. Man nehme z. B. Goethe's natürliche Tochter (deren Vortrefflichkeit in anderer Hinsicht ich übrigens nicht bezweifeln will), sie ermangelt des Zaubers der Einbildungskraft und wird nie auf der Bühne gefallen. Jener Zauber ist es, durch den besonders Shakspeare noch jetzt herrscht und, bei veränderter Form, ewig herrschen wird."

Dieser naiven Kunstansicht des populären Theaterdichters sollte nun durch die höhere ästhetische Bildung und Anforderung der neuen Schule wenigstens ihr Behagen, wenn auch nicht ihr Selbstvertrauen, verkümmert werden. Sie nannten die Namen Kotzebue und Iffland nur, um damit, wie Kotzebue selbst sagt, Dichter einer gewissen sehr beschränkten Gattung zu bezeichnen. Die idealen Reformen, welche sich die Gebrüder Schlegel mit dem deutschen Theater vorgesteckt, hatten freilich einen schlechten Erfolg gehabt, und es war keineswegs gelungen, durch den erhabenen griechischen Rhythmenschwung in Schlegel's Ion, der wirklich auf der Bühne erschienen war, die wässerige Prosa der Ifflanderei, wie sie es nannten, und die deutschbürgerliche Misere der Kotzebue'schen Welt zu verdrängen. Ein Triumph für Kotzebue, dem die Schle-

gel'ſche Schule, wie er ſagte, immer das Wort Theater-Coup in den Bart warf, „wenn eines von Kotzebue's Stücken ſo unhöflich war, dem Publikum zu gefallen.“ — Wenn aber die neuen Kritiker nur mit einem verächtlichen Hinblick auf Theater-Coups von Kotzebue ſprachen, ſo bot er dagegen ſeinen Witz auf, um ſie zu perſifliren, daß ſich ihre eigenen Stücke nicht zur Aufführung eigneten. Von A. W. Schlegel ſagte er in dieſer Hinſicht in ſeinen Selbſtbekenntniſſen: „Dieſer Mann hat allerdings Dichtungen geliefert, deren Werth ich freilich gern anerkenne. Aber ſie haben kein dramatiſches Leben, ſie verurſachen auf der Bühne Kälte und Langeweile. Da ergrimmte Schlegel, und ließ (ich glaube im Athenäum) Shakeſpeare's Geiſt auftreten, der in einer langen Rede ſich ſehr bitter über den Beifall beklagte, welcher mir zu Theil wurde. Der ehrwürdige Geiſt ſprach ſehr wegwerfend von mir: das nahm ich übel und ſchrieb den hyperboreiſchen Eſel. Dieſes launige Product macht mir keine Schande, aber in Einer Hinſicht wünſcht' ich doch, ich hätt' es nicht geſchrieben. Denn hätte ich, wie Goethe und Schiller, es über mich gewinnen können, Angriffe nie zu erwiedern, ſo würden dieſe Angriffe kaum bemerkt worden ſein.“

Die Verachtung, welche Kotzebue jetzt hergebrachtermaßen in der Literaturgeſchichte genießt, mag ihn in ſittlicher und äſthetiſcher Hinſicht als eine gerechte Nemeſis treffen, aber ſie erſcheint, wenn man ſeine ſo lange andauernde Unentbehrlichkeit auf dem deutſchen Theater und die Mehrzahl der ihm nachfolgenden Bühnendichter betrachtet, welche bei vornehmeren Prätenſionen ihn doch lange nicht erreichen, als eine übertriebene. Die franzöſiſche Frivolität, mit der er oft die deutſche Bürgerlichkeit in ſeinen Stücken verſetzt, die innerliche Hohlheit ſeiner Rührungen

und seine gaukleriſche Sentimentalität machen ihn zwar allerdings in den meiſten Fällen zu einem widerwärtigen und den Geſchmack verderbenden Schriftſteller. Aber zur eigentlichen Unſittlichkeit iſt er im Grunde zu feig, oder er iſt nicht ſo ſehr von moraliſchem Gewiſſen und literariſcher Ehre entblößt, als ſeine Gegner behaupten. Ueber ſeinen Rehbock, welches vielleicht das beſte und zugleich das verſchrieenſte ſeiner Luſtſpiele iſt, hat er ſich ſelbſt nicht ganz unhaltbar gerechtfertigt, und ſich auf den Beifall und Schutz Goethe's hinſichtlich dieſer Production berufen. Seine Eulalia aber in „Menſchenhaß und Reue," in welcher ihm die Ehebrecherin zu liebenswürdig gerathen war, läßt er in der Fortſetzung dieſes Stückes, welche unter dem Titel der edeln Lüge folgte, ihre Buße vor unſern Augen abſpielen. Die dramatiſche und theatraliſche Lebendigkeit, ein naiver Inſtinct für die Details des wirklichen Lebens und der menſchlichen Charactere, Situationenwitz und eine ergreifende Natürlichkeit des Dialogs, ſind ihm aber in den meiſten ſeiner Stücke nicht abzuſprechen. In der Alles übertreffenden Leichtigkeit ſeines Hervorbringungstalents, das ihn faſt in allen literariſchen Fächern thätig ſein ließ, gaukelte er ſich in der That zu einer gewiſſen Literaturpotenz empor, und man ſah ihn ſogar als Geſchichtſchreiber mit einer Geſchichte Preußens in vier Bänden hervortreten, welche die Anerkennung Johannes von Müller's gewann und nicht ohne Quellenſtudium gearbeitet iſt. In ſeinen Romanen zeigte er ſich beſonders einer ſchlechten Gefühlsweichlichkeit des Leſepublikums dienſtbar, und half darin die Nerven, welche die Zeit gewaltſam angeſpannt hatte, noch auf dieſe Art erſchlaffen. Kotzebue hat im Ganzen 98 Schauſpiele geſchrieben, welche geſammelt erſchienen zuerſt in 28 Bänden,

Leipzig 1797—1823, neue Auflage in 24 Bänden, Leipzig 1827—29.

Sehen wir die literarische Universalität, welche die romantische Schule anstrebte, durch ein industrielles Talent, wie Kotzebue, gewissermaßen paredirt und von ihm mit bei weitem populärerem Erfolge in eine Art von Allerweltspoesie verkehrt, so blicken wir mit größerer Erhebung auf einen andern Dichter hin, der, unabhängig von allen literarischen Genossenschaften und Parteien, um dieselbe Zeit in einem merkwürdigen Ringen, den modernen Geist in einem natürlichen Einklang mit den hohen Ueberlieferungen des Alterthums darzustellen, begriffen war. Dies ist Friedrich Hölderlin, welchen Ludwig Achim von Arnim mit Recht den größten aller elegischen Dichter der Deutschen genannt hat, und den wir deshalb an dieser Stelle erwähnen, weil er an der Gränzscheide unseres Jahrhunderts als eine tiefsinnige Hieroglyphe der modernen Bildung dasteht, und, im innern Kampf mit den Elementen der Zeit, eine romantische Erscheinung auf der Grundlage eines antiken classischen Geistes abgiebt. Es traf indeß diesen mächtig begabten Dichter ein unseliges Loos, und während er seinen Geist auf die Verwirklichung einer großen innerlichen Weltharmonie gerichtet, und in dithyrambischer Begeisterung von dem Gedanken taumelte, daß die höchste Bildung zugleich die höchste Natur sei und in diese wieder zurückgehen müsse, umfing ihn selbst der düsterste Zwiespalt zwischen Natur und Geist, der ihn in einen länger als vierzig Jahre andauernden Wahnsinn versinken ließ. In seinen oft durch eine seltene Formvollendung ausgezeichneten lyrischen Gedichten, die Gustav Schwab und Ludwig Uhland gesammelt (Stuttgart, 1826) hat er uns die Sehnsucht, die Klagen und die Verzweiflung seines Geistes ausgeschüttet und sich als den

Seher einer großen und glücklichen Einheit des Menschengeistes, eines Paradieses der Zukunft, in wunderbaren Andeutungen gezeigt. Doch ist in seiner Lyrik, durch das Streben nach Abrundung und Harmonie, die Milde vorherrschend geworden, und wehmüthig sinnt sich der Dichter in die geheimnißvollen Dämmerungen seines Geistes ein.

Wilder und fesselloser tritt er dagegen in seinem Roman „Hyperion, oder der Eremit in Griechenland" auf (Stuttgart 1797—99, 2 Bände), in welchem er die titanenhaften Regungen und Gelüste seines Innern oft in einer maßlosen Geistigkeit niedergelegt hat. Dieser Roman enthält die merkwürdigsten Gedanken und Gesichte: eine Schmerzgeburt des unglücklichen und verlassenen Gemüths, ist er zugleich ein Mysterium ursprünglicher Anschauungen über das Leben des Individuums und der Völker, über Natur und Civilisation, über Freiheit und Nothwendigkeit, kurz, über das Ideal der Menschengeschichte, das in den Zuständen der Wirklichkeit zerstückelt umherliegt und von dem nach der göttlichen und gottähnlichen Harmonie entbrannten Geist zu einer Einheitsgestalt zusammengefügt werden möchte. Bemerkenswerth zeigt sich auch im Hyperion, die Verzweiflung über Deutschland, welche Hölderlin damals (1799) darin niedergelegt hat. So heißt es im zweiten Bande (S. 112): „So kam ich unter die Deutschen. Ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre, als die Deutschen. Handwerker siehst Du, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt unter einander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt. Ein Jeder treibt das Seine, wirst Du sagen, und ich sage es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht mit dieser kalten Angst buchstäblich heuchlerisch Das,

was er heißt, nur scheinen: mit Ernst, mit Liebe muß er Das sein, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Thun. Und ist er in ein Fach gedrückt, wo der Geist nicht leben darf, so stoß' er's mit Verachtung weg und lerne pflügen. Es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behuf herabgewürdigt ist bei diesem Volke. — Herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten! Sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eignen Hause, sie sind so recht wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlergestalt an seiner Thür saß, indessen die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten: wer hat uns den Landläufer gebracht? Voll Liebe, Geist und Hoffnung wachsen seine Musen-Jünglinge dem deutschen Volk heran, Du siehst sie sieben Jahre später und sie wandeln wie die Schatten still und kalt, sind wie ein Boden, den der Feind mit Gift besäete, daß er nimmer einen Grashalm trägt. Es ist auf Erden Alles unvollkommen! — ist das alte Wort der Deutschen. Wenn doch Einer diesen Gottverlassenen sagte, daß bei ihnen nur so unvollkommen Alles ist, weil sie nichts Reines unverderben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil sie die Wurzel des Gedeihens, die göttliche Natur, nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben schaal und sorgenschwer und überall voll Zwietracht ist, weil sie den Genius verschmähen, der Kraft und Adel in ein menschlich Thun und Heiterkeit in's Leiden, und Liebe, Brüderschaft den Städten und den Häusern bringt. Wo ein Volk den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht wie Lebensluft ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimath aller Menschen ist bei solchem

Volk, gern mag der Fremde sich verweilen. Wo aber so beleidigt wird die göttliche Natur und ihre Künstler, ach, da ist des Lebens beste Lust hinweg und jeder andere Stern ist besser, denn die Erde. Wüster, immer öder werden da die Menschen, der Leichtsinn wächst, mit ihm der grobe Muth, der Rausch wächst mit den Sorgen und mit der Ueppigkeit der Zungen, und die Nahrungsangst, zum Fluche wird der Segen jedes Jahres und alle Götter fliehn." —

Diese Stelle spricht die Erkenntniß einer Nationalzerfallenheit aus, wie sie in Deutschland seit der französischen Revolution so viele Gemüther überkam und ihnen den Boden der eigenen Heimath entfremdete. Auch **Hölderlin** konnte dies Mißverhältniß des innern Menschen zu seinem Volke, das ihn in Deutschland quälte, nicht ertragen, und begab sich nach Frankreich, wo er den Grund zur Zerrüttung seines Lebens legte. Als Bettler, halb schon mit gelähmter Geisteskraft, erschien er in Deutschland wieder und sammelte sich nur mühsam noch einmal zu einer Arbeit, die er gleichwohl mit mächtigem Anlauf und einer hohen Bedeutsamkeit unternahm. Es war die Uebersetzung des **Sophokles**, von der zwei Stücke (Frankfurt 1804) erschienen, und an welche er seine eigenen gewaltigen Anschauungen vom Tragischen knüpfte, die er in Anhängen tiefsinnig, aber schon mit den Spuren der ihn ereilenden Geistesverwirrung, entwickelte. Es ist überhaupt merkwürdig, daß sein Wahnsinn an dieser Beschäftigung mit dem großen tragischen Dichter des Alterthums zum Ausbruch kam und aus denjenigen Untiefen des Geistes in ihm hervorstieg, in denen er sich die erschütterndste und zerstörendste Ansicht vom Tragischen zu begründen gesucht. Dies Tragische, oder „das Ungeheure, wie der Gott und Mensch sich paart," ist ihm besonders die zermalmende Niederlage der menschlichen Kraft, die zwischen ihrem sinnlichen Interesse und

der ewigen himmlischen Bestimmung in die Mitte geworfen und aus der Einheit der gränzenlosen göttlichen Harmonie, die durch ihre That zu erreichen sie sich vermessen, sich wieder herausgeschleudert sieht in die gränzenlose Trennung und Vernichtung. Solche Tragödie vollbrachte sich ihm auch in seinem eigenen Geschick, und dies war derselbe Zwiespalt, an welchem Hölderlin's Geist scheiterte und der Vernichtung anheimfiel. Auf dieselbe Anschauung gründete er auch das wunderbare poetische Fragment: Empedokles, das sich in seiner Gedichtsammlung findet. Hier sehen wir einen titanischen Geist, einen Abkömmling der Götter, welcher durch zu hohes Streben einen großen Untergang erleidet. Besonders hat er sich dadurch hingeopfert, daß er dem Volke zuviel vom Olymp verrathen. „Und schon ist er gefallen, die Seele warf er vor das Volk, verrieth der Götter Gunst gutmüthig den Gemeinen." So sehen wir den Volkspropheten, welchen die Irrungen der armen Sterblichen zu sehr erbarmt haben, am Schlusse ausgestoßen, verlassen und geschändet, sein Antlitz ist ihm zerschlagen und der eigene Bruder hat ihn verflucht.

Vielleicht hat kaum ein Dichter das wahre Bedürfniß des modernen Geistes so tief empfunden und erkannt, als Hölderlin. Je mehr er sich an die Formen der Antike und an ihr plastisches Harmonieleben hingegeben hat, desto entschiedener gelangt er auch im Innern zu dem Gegensatz des antiken Geistes, nämlich der wahrhaft modernen Weltanschauung, die er in seinen Anmerkungen zum Sophokles an einer sehr merkwürdigen Stelle auf das Vaterländische begründet, indem er sagt: „Für uns, die wir unter dem eigentlichen Zeus stehen, der nicht nur zwischen dieser Erde und der wilden Welt der Todten inne hält, sondern den ewig menschenfeindlichen Naturgang auf seinem Wege in die andere Welt entschiedener zur Erde

zwinget, und da dies die wesentlichen und vaterländischen Vorstellungen groß ändert und unsere Dichtung vaterländisch sein muß, so daß ihre Stoffe nach unserer Weltansicht gewählt sind und ihre Vorstellungen vaterländisch, verändern sich die griechischen Vorstellungen insofern, als ihre Haupttendenz ist, sich fassen zu können, weil darin ihre Schwäche lag, da hingegen die Haupttendenz in den Vorstellungen unserer Zeit ist, etwas treffen zu können, ein Geschick zu haben, da das Schicksallose unsere Schwäche ist!"

Hölderlin deutet hier in seiner Weise den Uebergang aus der classischen Bildung in ein nationales Literaturleben an und bezeichnet damit denselben Wendepunct, welchen auch die romantische Schule zu ihrem Ausgang genommen. Doch würde dieser Dichter, wäre er seines Geistes und seiner Richtungen Herr geblieben, vielleicht zu einer thatsächlicheren Gestaltung des modernen Geistes gediehen sein, als die innerhalb des Reflexionsstandpunctes verbliebenen Romantiker. Wenigstens suchte sich Hölderlin mit Gewalt von der Reflexion zur Thatgestaltung loszuringen, wobei ihn aber die Wirklichkeit, der er sich hingab, zerschmetterte und auf sich selbst zurückwarf, daß er in seinen eigenen Geist hinein vergehen mußte.

Heiterer und beglückender ist die Erscheinung eines andern Dichters, der um dieselbe Zeit unter den gleichen Einflüssen des Jahrhunderts sich zu einer harmonischen und versöhnlichen Weltanschauung hindurchzuringen suchte, und, von allen Elementen der Zeit etwas an sich tragend, eine eigenthümliche Mittelstellung sich gründete, die zwischen der

claſſiſchen Bildung und der Romantik hindurch ihren ſelbſtſtändigen Weg zu finden ſtrebte.

Jean Paul Friedrich Richter hatte eine ſolche unabhängige Stellung, die in der großen und umfaſſenden Subjectivität dieſes Dichters, in ſeiner warmen menſchlichen Bruſt, welche Alles zur Einheit eines wahren Menſchheitsgefühls in ſich verarbeitete, ihren Grund hatte. Man kann ihn daher ebenſo ſehr romantiſch und in die Naturſymbolik der Phantaſie verſunken nennen, als er auch wieder auf der andern Seite durch des Gedankens Kraft ſich einen darüberſtehenden, die feſte Wirklichkeit zur Geltung bringenden Standpunct zu wahren ſuchte. Dieſe Gedankenkraft in Jean Paul, die eine entſchiedene philoſophiſche Grundlage hatte, war die vornehmliche Stütze ſeines Humors, welcher gewöhnlich als die hervorſtechendſte und glänzendſte Seite ſeines literariſchen Naturells und als der wahre Stempel ſeiner Manier angeſehen wird. In Jean Pauls Individualität ſelbſt traf allerdings eine beſonders glückliche Conſtellation für die humoriſtiſche Poeſie zuſammen. Philoſophiſch-reflectirend, wie Hippel, ſcharf und ſchlagend in ſeinen Combinationen wie Swift, zartſinnig und naiv wie Yorik, beſaß er zugleich mehr dichteriſche Kraft und Productivität als alle dieſe, aber dennoch hinderten ihn oft ſeine Manierirtheiten und Formloſigkeiten, ein Höchſtes und Vollendetes in der humoriſtiſchen Geſtaltung zu leiſten. Jean Paul's Humor und Ironie waren nicht ſo tendenzmäßig zugeſpitzt, wie es der romantiſchen Schule eigen war. Jean Paul ließ mit ſeinem Humor noch alle Paradieſe der Erde beſtehen und ſchuf deren neue, wo er ſie verblichen fand. Sein Humor war eine Art von Unſchuldszuſtand der Natur und Menſchheit, und hatte etwas Jungfräuliches, deſſen reiner Schimmer ſich ihm über alle Gebilde der Welt ergoß und ſie verſchönte. Inſofern

kann man allerdings Jean Paul's Weltansicht überhaupt als eine humoristische bezeichnen, denn dieser Humor, welcher Alles idealisirte, war doch der Grundzug seiner Lebensdarstellungen und stand in der innigsten Wechselwirkung mit seinem Gegensatz, der Sentimentalität, welche oft ihre zerschmelzendsten Accorde unmittelbar in den Humor überschlagen läßt. Man hat die gelehrte und wissenschaftliche Folie dieses Humors oft unbequem und genußbindernd gefunden, aber diese seine Art und Weise gehört wesentlich mit zu ihm, es ist dies ein humoristischer Pantheismus, konnte man sagen, in welchem der Humor auf alle Gegenstände der bestehenden Wirklichkeit sein Recht in Anspruch nimmt und sein Ideal, das er zusammensetzen will, in jeglicher Realität sich herausfindet. Darum ist soviel freie Gottesfeier und Himmelsandacht selbst in denjenigen Jean Paul'schen Humoresken, die auf dem künstlichsten Wege, durch gelehrte Combinationen und Anspielungen aller Art, zu entweihen scheinen. Der Geist aber, der wie eine Biene ausgeflogen war, hat den schärfsten Stachel des Humors doch nur dazu gebraucht, um das Süßeste zu bereiten, und indem er auch an der entlegensten Einzelnheit sein Eigenthum geltend gemacht, bereitet er sich in dem daraus zusammengefügten Ganzen ein jubelndes Volksfest. Diese Manier Jean Paul's, Alles, auch das Fremdartigste, zu benutzen, um Humor und Poesie daraus zu machen, ist eine sehr characteristische Eigenthümlichkeit seines literarischen, wie menschlichen Wesens. Man kann von Jean Paul sagen, daß er das Höchste, wie das Kleinste, mit derselben Wichtigkeit und Bedeutsamkeit zu behandeln versteht, und in dieser unendlichen Liebeshingebung seiner Natur, für welche es nichts Unwerthes und Beziehungsloses auf der ganzen Erde giebt, zeigt er sich doch zugleich als den Dichter und Menschen, welcher sich in den abgegränz-

ten Kreis ſeiner eigenen Perſönlichkeit gänzlich eingeſponnen und gewiſſermaßen kleinſtädtiſch darin verloren hat. Mit einem Wort, wir ſehen in Jean Paul gerade in den Momenten ſeiner höchſten und weiteſten Welthingebung zugleich den Dichter der kleinen deutſchen Stadt, und wollen darüber noch eine Bemerkung hinzufügen.

Frau von Staël hat in ihrem Buche über Deutſchland zuerſt den Umſtand zur Sprache gebracht, daß man in Jean Paul überall den kleinſtädtiſchen Autor gewahre, wogegen er ſich ſelbſt komiſcher Weiſe gerechtfertigt, indem er nachgewieſen, daß er die meiſten ſeiner Werke in großen Städten, z. B. in Berlin, erdacht und angelegt. In dem Sinne der Staël, daß dieſem Autor die Kenntniß der großen Welt und der vornehmen Geſellſchaft mangele, wollen wir auch nicht von Jean Paul's Kleinſtädterei reden. Es iſt möglich, daß ein großweltlicheres äußeres Leben ihm mehr Takt und Enthaltſamkeit in manchen Stücken der Darſtellung gegeben und ihn dadurch vor denjenigen Ueberſchwänglichkeiten im Ernſt, wie im Scherz bewahrt hätte, die den Weltleuten und Verſtandesmenſchen ſo leicht als Trivialität erſcheinen wollen. Die kleine Stadt in Jean Paul's Dichtungswelt iſt das nur innerhalb ſeiner eigenen Rückſichten ſich bewegende Menſchenherz, das nur die Gränzen, die es ſich ſelbſt gezogen, als Gränzen anerkennt und für die Ideale ſchwärmt, die es ſich ſelbſt geſchaffen und in denen es mit phantaſtiſchem Stolz ſeine Unabhängigkeit von der Herrſchaft der Wirklichkeit feiert. Es iſt daher natürlich, einen ſolchen Dichter mehr mit den Kleinen, denn mit den Großen, mehr mit den Armen, denn mit den Reichen, mehr mit den Hütten, denn mit den Palaſten, ſich beſchäftigen zu ſehn, und wenn er in ſeliger Traumluſt durch die Gaſſen der kleinen Stadt hinwandelt, durch welche der Abendwind die Blumendufte der Gärten

auf und nieder wallen läßt, ſo umſpielen ihn die jauchzenden Kinder, die jungen Bräute winden ihm als ihrem Lieblingsdichter den Kranz, und das heimliche Unglück ſegnet ſeine troſtreichen Spuren.

Ein Dichter des deutſchen Volksherzens, iſt Jean Paul zugleich der Dichter der Freiheit und zeigt ſich als ein natürlicher Anwalt derſelben, da er ſeine Begeiſterung für ſie und ihr Recht aus dem unmittelbaren Umgang mit der Natur und dem Volke ſchöpft. Was er in der Stille der Wälder und im luſtigen bunten Volksgedränge von der Freiheit geträumt, iſt er dann auch muthig genug, in Bezug auf die Völkerverhältniſſe draußen mit gewaltig tönenden Worten geltend zu machen, und die großen politiſchen Begebenheiten der Zeit haben Jean Paul's Stimme mehrfach zu einer erſchütternden Beredſamkeit erweckt. Deutſchland hat in ihm einen Freiheitsdichter, einen demokratiſchen Autor geſehen, der mit dieſer Richtung von dem einfachſten und urſprünglichſten Grundweſen der Menſchheit ausgeht und wie ein milder verſöhnlicher Prophet, wenn auch mit ſtrafenden Worten, doch immer auf einer idealen Höhe des Geſichtspunctes, und nie mit falſchen Mitteln der Aufregung, die höchſten Rechte der Völker verficht: wie er dies beſonders in ſeinen „Dämmerungen für Deutſchland“ (1809), in den „Politiſchen Faſtenpredigten, während Deutſchlands Marterwoche gehalten“ (1817) und in einigen andern die Zeit mächtig ergreifenden Aufſätzen gethan. So kann man Jean Paul wohl einen gigantiſchen und coloſſalen Geiſt nennen, denn bei all ſeinem Hängen am Kleinen und bei ſeiner Vorliebe, das Unſcheinbare und Verborgene in das glänzendſte Licht zu ſtellen, iſt er doch zugleich dem Gewaltigſten gewachſen und hat in ſeiner eigenſten Natur den Maßſtab für jede große That, ſie zu begreifen und zu vertreten.

Wie Jean Paul in allen Dingen einen idealen Standpunct nimmt, von dem aus ſich ihm das ganze Leben beleuchtet und verklärt, ſo neigt er ſich auch in der Schilderung ſeiner einzelnen Menſchen gewöhnlich einem poetiſchen Optimismus zu, der reich an Herrlichkeiten der Phantaſie und des Gemüths ausfällt, aber die Wirklichkeit oft mit einem zu reizenden Firniß überpinſelt. So hat er von ſich ſelbſt bekannt: „Früher war ich unfähig, Männer für unwahr, Weiber für unkeuſch zu halten.“ (Wahrheit aus Jean Paul's Leben, II. S. 63). In dieſem Sinne zeigen ſich uns denn auch ſeine Vults und Walts, ſeine Victors, Albano's, Siebenkees und Leibgeber, ſeine Lianen, Klotilden, Wina's u. ſ. w. Selbſt Roquairol im Titan, wie tiefe Blicke auch Jean Paul bei dieſer Geſtalt in ein verhärtetes und verderbenes Leben gethan, zerfließt uns doch wieder in weiche und verſöhnliche Linien. Die Körperloſigkeit der Jean Paul'ſchen Frauen, die gänzliche Verblichenheit ihres ſinnlichen Lebens, auf deſſen Koſten ſich das Geiſtige erhöht, entſpringt ebenfalls aus dieſem Optimismus der Lebensanſicht, der keine Miſchung von Schatten und Licht dulden mag, wo er ſich ſeine Glanzgebilde in einer glückſeligen Einheit hervorzaubert. Dieſer Ueberfluß an Tugend, der es dann oft nur zu leuchtenden Nebelgeſtalten, anſtatt des warmen concreten Lebens, bringt, würde häufig noch wenigſtens ein intereſſant ausgemaltes Phänomen bleiben, wenn ſich nicht leicht dazu eine Affectation mit der Zurückſetzung des Körpers, ja ein Schönthun mit dem körperlichen Schmerz, mit Krankheit und Schwächlichkeit, geſellte. So gehören namentlich die Blinden und die Augen-Operationen zu den Lieblingsſtükken der Jean Paul'ſchen Phantaſie, und es wird darin mit allem Aufwand der poetiſchen Farbenpracht eine wahre

Seelenfeier, ein Fest geistiger und idealer Erhebung begangen.

Dies Uebergewicht der Seele gegen den Körper, das die Jean Paul'schen Personen charakterisirt, ist zugleich der entschiedene Mangel seiner Kunstform, in welcher er sich zur Darstellung bringt, und wie jener geistige Ueberschwang keineswegs eine Harmonie in der Zeichnung der Individualitäten selbst zuläßt, sondern bei allem Streben nach idealer Einheit doch gerade die Zerfallenheit fühlbar macht, so zerbröckelt auch der ganze Jean Paul'sche Roman an diesem innerlichen Mißverhältniß des Geistigen und Körperlichen, und gebricht aller künstlerischen Harmonie seiner Theile. Auf die Jean Paul'schen Kunstformen ist mir immer der merkwürdige Umstand anwendbar erschienen, welchen der Dichter einmal von einer Gewohnheit an seinen eigenen Personen anführt. Jean Paul trug nämlich keine Hosenträger, und legte deren, laut seiner Selbstbiographie, zuerst in seinem einundvierzigsten Jahre an. Nun läßt sich ohne große Paradoxie behaupten, daß, bei der eigenthümlichen Bewandtniß der modernen Kleidung, ein Mensch, der ohne jene Träger sich zu behelfen vermag, keinen Sinn für Kunstformen, wenigstens nicht für die eigene plastische Herverbildung derselben haben kann. Es setzt dies einen schlaffen Zustand voraus, der die innere Fähigkeit, etwas Kunstmäßiges zu gliedern, nothwendig beeinträchtigen muß.

Wir besitzen aber in allem Großen wie Mangelhaften, das uns an Jean Paul entgegentritt, die Darlegung eines ächt deutschen Autors, welcher den nationalen Charakter in seiner herrlichsten Fülle und in seiner eigenthümlichsten Beschränkung in sich abgeprägt hat. In dieser Eingränzung in das kleinste Sichselbstleben, das zugleich in seinem Bewußtsein die höchsten Weitringe trägt und

bewegt, haben wir den Widerspruch des ganzen deutschen Wesens, der sich so schneidend in unser Nationalleben eingefressen hat. Dies Mißverhältniß von Körper und Geist in der Jean Paul'schen Dichtung ist das Mißverhältniß der gesammten Nationalität, welche in dieselben organischen Grundelemente haltungslos aus einander gefallen ist. In Jean Paul haben wir das wahre Paradies des deutschen Charakters, die in sich selbst webende und schaffende Gemüthlichkeit, die an dem Kleinsten sich zum Höchsten aufschwingt, aber auch wiederum, dem Höchsten gegenüber, sich mit dem Kleinsten begnügt. Und dies Behagen an der Beschränkung, das als eine wichtige Herzenssache, als eine geistesgroße Idyllik gefeiert wird, ist die verlockende Schlange in diesem deutschen Paradies, welche um so verführerischer zur Einfriedigung auf dem kleinsten Gebiete einladet, je entschiedener das Bewußtsein sich schmeichelt, doch alle Weiten und Fernen der Welt fest in sich zu tragen. So kommt es im deutschen Geist so leicht zu der Genüge, daß es ausreiche, die Freiheit in seinem Bewußtsein zu tragen, persönlich aber in beschränkten und gefesselten Formen zu leben. So sehen wir gerade zu der Zeit, in welcher die französische Revolution aus den Formen des öffentlichen und persönlichen Lebens eine so gewaltige, die ganze Menschheit erschütternde Frage erhoben, in unserm Deutschland einen Dichter erstanden, der, ein erschöpfender Ausdruck aller Geistestiefen und Gemüthsherrlichkeiten des deutschen Nationalcharakters, mit dem ächt deutschen Talent einer Himmel und Hölle verwühlenden Innerlichkeit begabt, als das Höchste und Letzte doch nur die Idylle der Beschränkung uns vor Augen führt. —

10. Die nationalen und reactionnairen Bewegungen in Deutschland. 1806—1816.

In den Rückwirkungen der französischen Revolution auf Deutschland zeigt sich ein vielfach schillerndes und getrübtes Bild des deutschen Nationalzustandes. Die Begeisterung für diese großen erschütternden Begebenheiten wechselte mit dem entschiedensten Abwenden von ihnen, und während die Einen noch die göttliche Bestimmung der Geschichte darin erkennen wollten, fanden sich die Andern, in dem sie anwandelnden Grausen vor den Wendungen der Revolution, schon wieder bereit, die einheimische Beschränkung im knappsten Maßstabe jeder weltgeschichtlichen Bewegung vorzuziehen. Diese zwiespältigen Stimmungen, welche alle Kreise des Lebens berührten, drückten sich namentlich auch in den deutschen Dichtern und Schriftstellern aus, und viele wurden mit sich selbst uneins und zerworfen.

Mit der Zersprengung der äußern und öffentlichen Nationalverhältnisse in Deutschland, mit der Errichtung des Rheinbundes, mit den Schlachten bei Ulm, Austerlitz und Jena, war auch in das innere Leben der Deutschen eine Zerfahrenheit und Gebrochenheit eingetreten, welche alle geistigen Bewegungen dieses Zeitraums auf dem düstersten Grunde erscheinen läßt. Die Entwickelung der Ereignisse von der Revolution bis zu den Wiener Tractaten, die Coalitionen der europäischen Mächte gegen Frankreich, die Eroberungen Napoleons, welche nicht nur die Ländergebiete, sondern auch die Nationalitäten und Institutionen durcheinanderschütteten, endlich der Widerstand zu dem das moderne Völkerthum gegen eine Universalherrschaft im altgeschichtlichen Sinne sich herausgefordert fühlen mußte, und

wobei namentlich die nationale Kraft der Deutschen sich auf einem Punct lebendig zu concentriren hatte, alle diese Anforderungen der öffentlichen Geschichte an das Bewußtsein erzeugten die verschiedenartigsten Richtungen unter den strebenden Geistern. Wenige haben sich in solcher Zeit eine ungetrübte Stellung, eine feste Haltung des Charakters bewahren können. Diejenigen, welche nach einer wahrhaft geschichtlichen Erlösung des Vaterlandes und der Zeit von ganzem Herzen trachteten, mußten sich in ihrem eigensten Lebensbewußtsein gelähmt finden und vergingen in der Stickluft der Verhältnisse, die besonders seit dem unglücklichen Jahre 1806 keinen Ausweg für eine gesunde Thatkraft mehr offen zu lassen schienen, wie es dem edlen Dichter Heinrich von Kleist geschah. Andere, nicht minder Begabte, das Märtyrerschicksal scheuend, sich von den öffentlichen Verhältnissen zerreiben zu lassen, suchten ihre Personen zu retten, und ließen sich deshalb mit den Ereignissen in eine gefährliche, oft sehr zweideutige Dialektik ein, welches die erste Quelle der katholisch-reactionnairen Tendenzen in der deutschen Literatur wurde. Es ist dies die Seite der Conversion, politischen Ueberläufer und theuer bezahlten Staatsgreuelkollisionen, welche wir hier bezeichnen wollen. Die Auslaufe und Entartungen der romantischen Schule erblicken wir zum Theil auf dieser Seite, und lernen hier überhaupt eine zweite Gruppe der deutschen Romantiker in einer neuen Beleuchtung und mit manchem Zuwachs kennen.

Unberührt und ungebeugt von den Schwankungen dieser Zeit sehen wir fast nur Goethe dastehen, aber es gelang ihm nur deshalb, die öffentlichen Einflüsse von seinem ruhigen Bildungsgange abzuhalten, weil er ihre hinterlistige Allmacht anzuerkennen sich weigerte. Wenn man es ihm einerseits vielfach zum Vorwurf gemacht hat, daß er

in der Revolution und ihren Folgeereignissen die waltende Idee der Geschichte nicht begriffen, sondern nur menschliche Verknüpfungen und Berechnungen darin ersah, so wußte er sich auch andererseits wieder in dieser seiner Gleichgültigkeit und Unerschütterlichkeit nach seiner Art mit Würde zu verhalten. Machte ihn die Geschichte nicht größer als er war, so machte sie ihn auch wieder nicht kleiner, wie es so vielen andern erging. Die zwiespältige Dialektik des Zeitalters, welche die Gegensätze gegen einander herausforderte, ließ ihn unangefochten in seinen innersten Entwickelungen, und er blieb gesund bei den Schwankungen, an welchen alle mehr oder weniger erkrankten. Es ist dies der Egoismus einer großen Natur, die nichts brauchen kann, als was sie in sich selbst verarbeitet und überwunden. In der Gewalt der historischen Ereignisse hätte Goethe ein Höheres über aller Individualität erkennen müssen, aber ihm lag mehr daran, die Unumschränktheit der Individualität aufrecht zu erhalten, in welcher die Höhe seiner künstlerischen Herausbildung lag.

Unter allen Deutschen der damaligen Zeit hatte wohl Georg Forster den Gedanken der Revolution mit dem tiefsten historischen Bewußtsein ergriffen, und wir müssen ihn unter denen, welche daran vergangen sind und eine hohe Begabung in diesem Gemüter zerschellen ließen, zuerst anführen. Was das weiche Herz der Dichter, wie Klopstock und Wieland, nach kurzer Schwärmerei von der Revolution wieder zurückgeschreckt hatte, das konnte eine hartgesottene, für das praktische Weltleben geschaffene Natur, wie Georg Forster, nicht irre machen. Auf großen Weltplätzen Europa's, wie London und Petersburg, in seiner Jugend gebildet, dann auf seiner Reise um die Welt die mannigfachsten Betrachtungen und Erfahrungen gewinnend, sehen im Jahre 1777 in den bedeutendsten Verhin-

dungen zu Paris anwesend, hatte er Gelegenheit genug gehabt, den höheren Weltsinn in sich auszubilden und das beschränkungslustige deutsche Naturell zur Aufnahme eines geschichtlichen Lebens, im Großen und aus dem Vollen, zu erweitern. Nach Deutschland zurückgekehrt und wie ein anderer solider Mann von Professur und Bibliothekariselle in Mainz lebend, konnte er doch seinem Schicksal nicht entgehen, das ihn mitten in die Revolution hineintreiben und dort die Tiefe des deutschen Urtheils mit den rollenden Ereignissen selbst in eine unmittelbare Verbindung bringen wollte. Er ward einer der Abgesandten der Mainzer an den Convent in Paris, welcher die Einverleibung dieser leidenschaftlich aufgeregten Stadt an Frankreich betreiben sollte. Bald rissen ihn aber die Wogen der Revolution noch mehr zu persönlichem und thatsächlichem Antheil fort, aber wie sehr er sich auch mitten in die Ereignisse hineinstürzte, so verlor er doch nie die Besinnung und das Bewußtsein über dieselben, und das giebt gerade dem Standpunct Forster's in der Revolution diese merkwürdige Bedeutung. Forster zeigte eben im Wirbel der Ereignisse, denen er anheimgefallen war, das große staatsmännische Genie, das ihm innewohnte und welches ihm, während er mit Feuerkraft an der äußern Bewegung der Dinge sich betheiligte, den kalten Ueberblick, die Ruhe, in sich selbst still zu halten und in das Geschehene das innere Maß des Gedankens hineinzubringen, vergönnte. Wie sehr ist es zu beklagen, daß das Leben eines solchen Mannes, welches auf eine große Ganzheit angelegt war, nur ein Bruchstück bleiben sollte, verlorene gebende Trümmer eines Daseins, das im deutschen Naturell die seltenste Vereinigung des politischen Talents mit der philosophischen Innerlichkeit hätte darstellen können. Forster's Schriften und Briefe, welche letzteren seine geschiedene Gattin, die bekannte Therese

Huber, herausgegeben *), enthalten die schärfsten und eindringendsten Bezeichnungen der Verhältnisse, an welchen er lebendig mitwirkte, und in einer Darstellung und Sprache, deren Klarheit, Abrundung und feine Vollendung nicht genugsam anzuerkennen sind. Die weltmännische Freiheit, ein leichtes Sichdrehen und Sichbewegen, bei allem Maßhalten, zeichnet auch seinen Stil aus. Aber alle diese Vorzüge konnten in Deutschland keine Stätte finden, und für Frankreich waren sie nicht thatmächtig genug, um dort zu zählen, weshalb er denn zu denen geworfen wurde, welche die Revolution fruchtlos verschlang. Wurde aber Forster lange in Deutschland verkannt und gehöhnt, so ist es um so mehr Pflicht, ihn in seinen Verdiensten und seiner ausgezeichneten Begabung im Gedächtniß zu behalten. Schon durch seine Reise um die Welt unter Cook, von der er eine in vielen Beziehungen wichtige Beschreibung gegeben (London 1777 und Berlin 1781), hatte er zu den Erweiterungen beigetragen, welche das Weltbewußtsein auch in Deutschland durch jene Unternehmungen erhielt. Er war überhaupt eine tüchtige, gesunde, kraftvolle Natur, Vorurtheilen jeder Art überlegen und in allen Dingen auf die Oeffnung und Ausbreitung des deutschen Horizonts bedacht. Voll von praktischer Kraft, durchdringender Einsicht, thatsächlichem Geschick, mußte er dennoch verloren gehen. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erscheint (Leipzig 1844) in 9 Bänden, besorgt von seiner Tochter, und mit einer für den letzten Band verheißenen Charakteristik Forster's, von Gervinus.

Eine deutsche Gestalt inmitten der Stürme der französischen Revolution, ist hier auch der Graf Gustav von

*) J. G. Forster's Briefwechsel, nebst Nachrichten von seinem Leben, 2 Bände, Leipzig 1829.

Schlabrendorf, der einen bedeutenden geiſtigen Antheil an den Ereigniſſen hatte, zu erwähnen. Man kann Schlabrendorf ein beobachtendes Genie nennen, denn auf die Betrachtung der Dinge ſich ſcheinbar beſchränkend, übte er durch die Macht des Gedankens zugleich die entſchiedenſte Rückwirkung auf das Geſchehende ſelber aus. Er war der deutſche Einſiedler in Paris, der aber in ſeiner philoſophiſchen Klauſe, welche er daſelbſt aufgeſchlagen, die wichtigſten Männer des Tages zu Geſpräch und Berathung um ſich verſammelte. Seine ſibylliniſchen Ausſprüche, die er hier im Stillen that, drangen mitten in das Herz der Ereigniſſe ein, und wurden draußen, wo Andere ſie anwankten und benutzten, oft von der weſentlichſten, thatſächlichen Wirkung. Varnhagen von Enſe hat in ſeiner meiſterhaften Skizze, die er von Schlabrendorf gegeben, ſchon durch den Titel: „Graf Schlabrendorf, amtloſes Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm," dieſen außerordentlichen Charakter und ſein Wirken ſehr treffend bezeichnet. Für manche hiſtoriſche Verhältniſſe und Charaktere jener Zeit hat Schlabrendorf Gedankenbezeichnungen gefunden, die blitzartig die tiefſinnerſten Zuſammenhänge erhellen und als Momente der Geſchichtserkenntniß feſtgehalten werden müſſen. So hat er zur innern und äußern Geſchichte Napoleons die wichtigſten Beiträge geliefert, namentlich in der berühmten Schrift: „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate" (1804), welche der Kapellmeiſter J. Fr. Reichardt, zum Theil zu mancherlei Verlegenheiten und Beunruhigungen für ſich, herausgegeben, die aber weſentlich Schlabrendorf angehört. Aber auch an ihm muß die Wehmuth über Zerſtückelung ſo gewaltiger Lebenskräfte ausbrechen. Auf der Höhe des überlegenſten Gedankenſtandpuncts, zugleich eine glänzende Herrſchaft über die

Sprache behauptend, die innere Ruhe des Einsiedlers, die Unabhängigkeit des Sonderlings mit den kühnsten in den Gang der Ereignisse einschneidenden Combinationen und mit staatsmännischem Takt vereinigend, stellte er doch diejenige Größe, auf welche ihm die Natur das Anrecht gegeben, nur in gebrochenen Lichtstrahlen dar. Der Einfluß seiner genialen Bethätigungsweise reichte weit, und wandte sich auch zur Zeit des beginnenden deutschen Befreiungskampfes seinem preußischen Vaterlande zu, dem er, obwohl in Paris zurückgehalten, aus der Ferne den bedeutendsten Antheil bewies. Aber es war dies Alles nicht diejenige volle Entfaltung, nicht diejenige Befriedigung im Ganzen und Großen, zu der es eine so mächtige Anlage für sich, wie für die Welt hätte bringen müssen. Es war wieder das Mißgeschick der deutschen Naturen, die beständig mit ihrer Bestimmung zerfallen müssen, wo es sich um eine äußerliche Darlegung derselben im öffentlichen Staatsleben, um ein dem innern Drang zu bereitendes thatsächliches Genüge, handelt. So bleibt uns auch vom Grafen von Schlabrendorf, wie glänzend ausgerüstet er war für ein öffentliches Wirken, doch nur der Eindruck einer verkümmerten und zerbröckelten Gestalt zurück.

Gerade in solchen Zeiten, wo die aufgeregten und gespannten Zustände zu ihrer Lösung bedeutender persönlicher Kräfte bedürfen, ist in Deutschland der Untergang der Begabtesten am häufigsten gewesen. Diese Betrachtung führt uns jetzt zunächst auf Heinrich von Kleist, welchen wir in mancher Beziehung den politischen Werther seiner Zeit nennen möchten. Er besaß hohe und eigenthümliche Dichtergaben und vielleicht mehr ursprüngliches schaffendes Talent, als sämmtliche Romantiker, zu denen er sich theils unabhängig, theils in unwillkührlicher Verwandtschaft mit manchen einzelnen Richtungen des romantischen

Genres verhielt. Das hauptsächlichste Pathos Kleist's war aber das Vaterland, dessen Erniedrigung seit den Ereignissen von 1806 er so tief in sein Gemüth geschlossen hatte, daß er sich daran verzehren mußte. Seine Vaterlandsliebe war eine um so leidenschaftlichere und heftigere, als diese Braut, die er sich erkoren und an welche er sein ganzes ungestümes Herz hingegeben, eine unglückliche war. Die Zerspaltung seines Gemüths, welche eine Folge dieser Verhältnisse sein mußte, trieb ihn zu verschiedenartigen Auswegen im Leben, wie in der Production, die ihn aber alle wieder auf den einen Punct eines unlösbaren Schmerzes zurückbrachten. Wie Werther, so suchte auch Kleist die unmittelbare lebendige Natur, um persönliche Linderung in der Freiheit des Alls, in dieser von aller menschlichen Qual und Zerwerfenheit unberührten Objectivität, zu finden. Kleist rang sich einmal mit dem Gedanken, ganz in den alten patriarchalischen Zustand des Naturlebens zurückzukehren, den Acker zu pflügen, und in dieser friedlichen Umgränzung, durch welche keine Civilisationszerwürfnisse mehr hindurchdringen sollten, mit den Wäldern und Feldern alt und gesund zu werden. Von hoffte er auch die modernen Volksverhältnisse und die Schmach seiner Nation, die formlos und rechtlos geworden war, zu vergessen. Anstalten zur Ausführung dieses Plans waren gemacht, aber es blieb dabei, denn solche Schwärmereien, wie Kleist sie in sich trug, würden sich auch in der Hingebung an den Naturfrieden nicht haben beschwichtigen lassen. Merkwürdig ist aber dieser Zug zur Natur, welchen wir früher bei französischen Geistern aus den Zerfallenheiten der Revolution entstehen sahen, und der auch in Kleist bei dem politischen Zusammensturz seines Vaterlandes rege wurde. Seine dichterischen Productionen, wie mächtig und thatkräftig auch Vieles darin ist, waren auch größtentheils

mehr Beschwichtigungen seiner innern großen Mißstimmung, als daß er sich voll und frei darin ausgeströmt und diejenige Befreiung seiner selbst darin gefunden hätte, welche der Segen einer künstlerischen Schöpfung zu sein pflegt. Wenn man an das innerlich uefbewegte, subjective Leben Kleist's denkt, wie es uns Tieck in den Nachrichten ver des Dichters gesammelten Werken (Berlin 1821, 2 Bände) erzählt hat, so ist es zum Erschrecken, welche Kälte, welche starre Plastik sich in seinen Dichtungen selbst zeigt, wie alle Linderung des eigenen Innern durch subjectiven Erguß zurückgedrängt ist und der Dichter sich fast gewaltsam an die Bilder und Formen der Welt hingiebt, um in seinem Product sich selbst zu vergessen.

Ein außererdentlicher Reichthum an Erfindung in Stoff und Anlage belebt seine Erzählungen (Berlin 1810, 2 Bände): aber das, was an ihnen als objective Ruhe erscheint, ist nicht die behagliche göttliche Ruhe des Künstlers, der in Harmonie mit sich und dem Leben, und aus einer gesicherten Subjectivität heraus producirt. Diese Ruhe, welche in den Novellen zu dem düstern und unheimlichen Colorit derselben Vieles beiträgt, erscheint an dem Dichter wie ein gleichgültiges Aufgeben seiner selbst, er versenkt sich rastlos in die Bilder einer ihm äußerlichen Welt, unter deren bunter Hülle er den eigenen Schmerz innerlich verbluten läßt. Daher in Kleist's Novellen die Ueberdrängtheit des Stoffs, das unruhige und unermüdliche Herbeiziehen immer neuer Gestalten und Verhältnisse, die mit kaltem Fleiß, mit einer arbeitsamen Plastik durchgebildet und hingestellt erscheinen. Hier verräth sich schon im Dichten der Lebensüberdruß, welcher nachher den Dichter selbst überwältigte. Es ist dies ein verschlossenes Brüten über den Formen des Lebens, wo der Geist sich hinter die Form versteckt hat, um vor sich selber Ruhe zu haben.

Dabei kommt es doch zu so großartigen Gemälden, wie Michael Kohlhaas ohne Zweifel eines ist, wo freilich der Stoff selbst mit dieser zurückhaltenden, düster umschlossenen, und nur hier und da unheimlich aufflackernden Behandlung übereinstimmt.

Daß Kleist in seinen Productionen es nicht über sich gewinnen mochte, sein eigenstes subjectives Gefühl aus dieser dunklen Verschlossenheit zu entlassen, sieht man auch in seiner Lyrik, die freilich nur in wenigen Bruchstücken besteht, welche man hinter der Tieck'schen Ausgabe von Kleist's Schriften gesammelt findet. Aber diese Gedichte spiegeln gerade in ihrer Einsilbigkeit, mit der sie die Empfindungen mehr verhalten, als ausdrücken, den innern Zustand des Dichters am grellsten ab.

In seinen Dramen nahm Heinrich von Kleist die gewaltigsten Anläufe zu Gestaltung und Charakteristik, und zu dieser Kunstform scheint ihn auch seine eigenste Begabung am meisten getrieben zu haben. Die „Familie Schroffenstein" (1803) hat zu viele äußerliche Herbheiten, um gewinnen zu können. Seine „Penthesilea" (1808) ist reich an barocken Widersprüchen und absichtlich gemischten Contrasten, denen sich aber der Dichter mit sichtbarer Lust an dem Fremdartigen und Ungewöhnlichen, das er zu zeichnen unternahm, hingegeben. Eine harmonische, im Gedanken und in der Ausführung übereinstimmende Darstellung gelang ihm im „Käthchen von Heilbronn" (1810), in welchem er alle süße Innigkeit und Zartheit, welche seiner Dichterseele auf ihrem verborgensten Grunde innewohnen mochte, ausgehaucht hat. Dies Stück ist eins der besten deutschen Dramen, welche unsere Literatur aufzuweisen hat, indem es die Anforderungen ächter dramatischer Poesie mit den Theaterbedürfnissen in Eins zu gestalten vermocht hat. Der Anlage nach steht der „Prinz von

Homburg" vielleicht bedeutender da, denn hier tritt uns ein höherer dramatischer Stil und eine großartigere Haltung der Charakteristik entgegen, aber in der Ausführung haben sich dem Dichter unversehens fremdartige Elemente hineingeschoben, welche die Einheit stören. In dem Somnambulen und Visionnairen, das im Käthchen von Heilbronn weniger den Eindruck beeinträchtigt, im Prinzen von Homburg aber den Stil der Darstellung verdirbt, hat Kleist seinen Tribut auch an die Verirrungen der Romantik abgetragen. Doch zeigen beide Stücke auch den gesunden romantischen Geist ächt deutscher Dichtung auf, welchen productiv und wahrhaft plastisch zu gestalten, in dieser Zeit der Literatur kein Anderer so sehr wie Heinrich von Kleist berufen war. Er wäre überhaupt, unter weniger hindernden Verhältnissen, und wenn ihn die Erhebung des deutschen Vaterlandes dazu begeistert hätte, der wahrhaft nationale Theaterdichter Deutschlands geworden, denn der vaterländische Stoff galt ihm als das Höchste der Dichtung, und in seinem Sinn, ihn zu behandeln, lag vorherrschend die Richtung auf das Freie, Thatkräftige, das nationale Bewußtsein Erweckende. So aber, wie die deutschen Dinge damals standen, konnte er nur aus seinem Schmerz, seinem Zorn und seinem Spott eine nationale deutsche Dichtung zusammenweben, wie wir sie denn in seiner „Hermannsschlacht" in der That von ihm erhalten haben. In diesem merkwürdigen Drama hat sich Heinrich von Kleist gewissermaßen sein politisches Testament geschrieben, denn hier hat er die historische, moralische und rechtliche Verfinsterung seiner eigenen Zeit gemalt und in großen Zügen denjenigen Verfall angedeutet, aus welchem er sich selbst ein Recht herleiten mußte, zu verzweifeln und zu sterben. Die Hermannsschlacht ist ein politisches Strafgedicht von der erhabensten Bedeutung, indeß die Genugthuung,

welche sich der Dichter darin gegeben, konnte ihn nicht mit der Wirklichkeit versöhnen. Der im Jahr 1809 ausbrechende Krieg zwischen Frankreich und Oestreich, der im letzteren Lande sich offenbarende Aufschwung des Volkes, erfüllten ihn einen Augenblick lang mit neuen Lebenshoffnungen, welche sich eben durch den Wiener Frieden im selben Jahre wieder zerstört sehen mußten. Das Jahr 1811, dieser Zustand der vollkommenen Trostlosigkeit und Abspannung, ließ auch Kleist von seiner eigenen Hand fallen, indem er einem Todesverlangen Gehör gab, das sonst schwerlich die Kraft gehabt hätte ihn niederzuwerfen. Die Natur hatte ihn von Haus aus sehr gesund und keineswegs einseitig begabt. Dies zeigt sich darin, daß sie ihm zugleich mit dem hohen tragischen Pathos seiner Seele auch Humor und Ironie verliehen, wie er denn diese Eigenschaften gerade och in einem seiner letzten Stücke, dem Lustspiel „der zerbrochene Krug" (1811), fast überschwänglich dargethan.

Heinrich von Kleist's Tod war doch mehr ein körperliches Erliegen, welches zugleich ein Befreien seines sich selbst treu gebliebenen Geistes gewesen, und manche seiner Zeitgenossen, welche mit ihrem Geist und ihrer Gesinnung dieser Periode erlagen, hätten ihn darum zu beneiden gehabt. Wir wollen unter den Sinnesänderungen und Geistesschwankungen, welche aus dieser Zeit hervorgingen, zuerst den Uebertritt Friedrich Schlegel's zum Katholizismus anführen, der schon im Jahre 1805 thatsächlich erfolgte, und allmählig durch seine Rückwirkung auf die neuen literarischen Bestrebungen, indem die Romantik sich jetzt mit der Reaction vermählen mußte, bedeutend genug sich entwickelte. Hauptsächlich durch Friedrich Schlegel begann nun diejenige katholisch-literarische Geistesrichtung sich auszubreiten, die auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, wie im Leben selber, nur Verwirrung und Verkümmerung

anzurichten vermocht hat. Fragen wir aber, wie Friedrich Schlegel, dieser ursprünglich mit Geistesstärke und großem historischen Sinn ausgerüstete Mann, solche Umwandelungen erleiden konnte, so müssen wir eine Rathlosigkeit seines Geistes und seiner Thatkraft annehmen, die ihn mitten in seiner Laufbahn, nachdem die Richtungen der Lucinde ausgelebt und die Vermischung der Antike mit der Romantik im Alarkos mißglückt war, beschlich. Auf dieser unsichern Lebensstufe finden wir ihn während seines Aufenthalts in Paris, wohin er sich im Jahre 1803 mit seiner nachmaligen Gattin Dorothea, gebornen Mendelssohn, einer geistreichen Jüdin, die ihm aus Berlin gefolgt war, begeben. Er brachte die Jahre 1803 und 1804 in einem sichtlichen Umhersuchen nach neuen Richtungen und Beschäftigungen in der französischen Hauptstadt zu, deren großes historisches Weltgetriebe ihn jedoch mehr auf sich selbst und sein Innerstes zurückdrängte, als daß es ihn durch eine gesunde Ableitung auf die äußern Thatsachen der Geschichte von diesem Insichkränkeln befreit hätte. Wir sehen hier wieder einen bedeutenden Deutschen in Paris, der aber seiner schweren deutschen Natur gar nichts vergeben mochte und konnte, und deshalb weit entfernt davon blieb, dort eine Stellung wie Schlabrendorf, oder einen Antheil an den Ereignissen wie Georg Forster, zu nehmen. Zu einer Hingebung an einen Charakter wie Napoleon konnte er sich innerlich nicht überwinden, und äußerlich war er nicht angesehen und berühmt genug, um, wie so manche andere ausländische Notabilität, in dem Glanzkreise des großen Gewalthabers eine Stelle zu finden. Kotzebue tanzte dem Romantiker auch in dieser Beziehung mit Meistersprüngen vor der Nase herum. Zu einer geistigen Opposition aber gegen Napoleon, wie sie Schlabrendorf unterhielt, fehlte ihm der frische Geistesmuth und der practische

Lebenssinn gleicherweise. So verfiel er in dieser Periode den Apostasieen, welche zu dieser Zeit, wo die nationalen Bewegungen in den deutschen Geistern keine glückliche Form hatten finden können, ihren Anfang nahm, und die uns den eigentlichen Sündenfall in Literatur und Wissenschaft darstellt. Diese Apostasie hatte in ihrer äußeren Richtung zwei Hauptstraßen einzuschlagen, welche gewissermaßen ihre geographische Bewegung in jener Zeit darstellen. Die eine Straße führte nach Wien, die andere nach Rom. Bedeutende Unterwegsstationen waren Berlin und Paris. Diese Marschroute der Apostasie trat Friedrich Schlegel von Paris aus an, wo ihn der historische Geist der neuen Zeit, mit dem er sich nicht verständigen konnte, in sich selbst zurückwarf, und er in der hier entstandenen Rathlosigkeit seines Geistes und seiner Thatkraft nach neuen Auswegen umhergriff. Für Friedrich Schlegel ging die Bewegungslinie von Paris aus nur nach Wien, und dies mußte dann zugleich eine retrograde Bewegung sein. Den deutschen Schriftstellern jener Zeit sind die vier großen Hauptstädte, Paris, Wien, Berlin und Rom von der wesentlichsten Bedeutung, und wir sehen alle bedeutendern Geister mehr oder weniger nach diesen Richtungen hin angezogen.

Unmittelbar nach Zersprengung des literarischen und philosophischen Kreises in Jena hatte schon Berlin begonnen, der Mittelpunct der Literatur zu werden. Schon Fichte, nachdem er wegen der ihm erhobenen Anschuldigung des Atheismus Jena verlassen, hatte seinen Weg zuerst nach Berlin genommen und war dort sogar von oben her begünstigt worden. Berlin, diese wundersame Stadt, in welcher sich von jeher die Gegensätze angezogen und herausgefordert haben, hatte auch mehrere der Romantiker selbst zur Welt gebracht, die denn auch, der rationalistischen Auf-

klärerei zum Trotz, gegen welche sie zu kämpfen berufen waren, hier eine Zeitlang ihr Hauptquartier aufschlugen. Tieck war in Berlin geboren, ebenso seine Freunde und Genossen Wackenroder, Bernhardi, Wilhelm von Schütz, auch Adam Müller, von dem wir später zu sprechen haben. August Wilhelm Schlegel hielt 1802 literarische und kunstgeschichtliche Vorlesungen in Berlin. Er und Friedrich Schlegel verbrachten hier abwechselnd manche Zeit und verstärkten den hier sich zusammen findenden Kreis ihrer Prinzipgenossen. Zacharias Werner, der dem Bunde der Romantiker schon aus der Ferne zugestrebt hatte und mit der neuen poetischen Richtung die Tendenzen der Freimaurerei und einer Art von religiöser Geheimlehre zu verbinden trachtete, ward in Berlin zu einem Amt berufen. Bezeichnete Berlin damals den Concentrationsversuch eines neuen Geisteslebens, das sich in Jena nur erst in seinen einzelnen Richtungen angedeutet und in diesen daselbst wieder rasch zerstoben war, so erschien dagegen Paris als die historische Stadt der neuen Zeit, welche diejenigen deutschen Geister, in denen der weltgeschichtliche Sinn aufgegangen war, mächtig zu sich hinüberlockte. In dem Hinstreben nach Wien aber verrieth sich schon die Reaction, welche des neuen Geistes- und Geschichtslebens wieder mächtig zu werden und es in einem andern Gedankenkreise einzufangen suchte. Dies Hinstreben war ein Zurückstreben aus der Fortentwickelungslinie der neuen Geschichte in den mittelalterlichen Geistesfrieden, der die vor der Zeit matt gewordenen Gemüther beschirmend umfangen sollte. So sehen wir Friedrich Schlegel in Paris auf dem Wege nach Wien, wo auch Adam Müller, Friedrich Gentz, Zacharias Werner richtig anlangten. Rom und Wien waren dasselbe Mekka für diesen künstlichen Geistesfrieden, sie waren gewissermaßen wie Abrahams Schooß, in

welchen sich diese Ueberläufer aus der Bewegung der Weltgeschichte zurückretteten. In dieser Weise ging in Erfüllung, was Friedrich Schlegel vom Geschichtsschreiber gesagt hatte, daß er ein rückwärts gekehrter Prophet sei. Es ist aber immer ein lächerliches Unglück, à tout prix in Abrahams Schooß zu gelangen, und dies lächerliche Unglück ist den Apostaseen aller Zeiten eigen. In jener Zeit, welche zwischen die französische Revolution und den Wiener Congreß fällt, war jedoch die Apostasie ein gesuchterer Artikel, als dies heutzutage noch der Fall ist, ein Beweis von der fortschreitenden, Alles durchleuchtenden Oeffentlichkeit und Ehrlichkeit unserer Lebensformen. Die Regierungen, wenn sie ihren Vortheil verstehen, können heutzutage keine Apostaten mehr brauchen, denn diese geschickten Geistesknisse, zu welchen Apostaten und Convertiten immer besonders tauglich gewesen, helfen, wie die Dinge jetzt stehen, den Machthabern und Völkern nichts mehr. Das Werk der geschichtlichen Entwickelung ist bei uns einfacher, natürlicher, und darum heiliger und geistesgetreuer geworden. Die Apostasie, als diese Untreue gegen den Geist, ist namentlich in Deutschland immer nahrungsloser geworden, und kann nur noch in sehr untergeordneten Beziehungen umherspuken. Eine Art von Apostasie ist freilich in unserer Zeit am mächtigsten geworden, dies ist die göttliche Apostasie der geschichtlichen Entwickelung selbst, die unaufhörlich sich selbst berichtigen und umgestalten muß. Die lebendige Fortentwickelung der eigenen Natur, diese Tapferkeit des Geistes, die auch sich selbst überwinden kann, muß heutzutage über alle abgeschlossenen Systeme hinausdringen, ihr gehört die freie und unendliche Zukunft, in die sich hineinbildend sie ein System nach dem andern hinter sich abwerfen muß. Der ist gewiß kein ehrlicher Mann, der seine Meinung und Entwickelungsstufe um zeitlicher und endlicher Vortheile willen preis-

giebt, aber nur der ist der wahre ehrliche Mann, der sich lebendig fortentwickelt, werde auch äußerlich daraus was da wolle!

Der Uebertritt Friedrich Schlegel's zum Katholizismus muß uns etwas ausführlicher beschäftigen, da wir daran gewissermaßen ein Musterbild dieser neu eintretenden, reactionnairen Geistesbewegungen vor uns haben. Zweierlei war es, mit dem sich Schlegel in Paris in seinen Gedanken und Studien vorzugsweise beschäftigte, einmal die Kunst und namentlich die mittelalterliche Architektur, und dann die Sprache und Literatur der Indier. Das Studium des Sanskrit erschloß ihm eine neue Welt von Vorstellungen, die nicht an ihrem Stoff haften blieben, sondern auf eine merkwürdige Art sich seiner Subjectivität bemeisterten. Die indischen Büßer, mit ihren Marterstellungen und beispiellosen Qualen, bemächtigten sich seiner Phantasie und bald auch seines Geistes, der das höchste Ideal eines wahren und durchdrungenen Gottesbewußtseins darin finden wollte. Schlegel erhielt hier ohne Zweifel den ersten Anstoß zu einer ascetischen Richtung, die in der indischen Welt mit einer so colossalen Poesie auftritt, und Alles, was das Christenthum darin erzeugt hat, weit an Erstaunlichkeiten aller Art überbietet. Diese indische Mystik, die sich nun mit christlichen Ideen zu erfüllen hatte, wo sollte sie aber in der bestehenden Wirklichkeit eine Form, und durch diese eine Verbindung mit dem Leben finden? Wo anders, als in dem großen System der katholischen Kirche, welches, indem es den Geist sicher umschließt, daß er nicht mehr durch gefährliche Selbstbewegung aus seinem Frieden gerüttelt werden kann, zugleich der Phantasie einen so freien und genußvollen Spielraum übrig läßt! Die Kirche und der Papst drangen sich dem Bewußtsein Schlegel's allmählig als diejenigen Formen auf, in denen die ganze

Weltlichkeit ihre geistige Concentration und ihr wahres Aufgeben in dem Gedanken Gottes gefunden. Persönliche Anregungen durch rheinische Freunde traten hinzu, um die große und weltumfassende Idee, welche in Schlegel von der katholischen Kirche und dem Papstthum plötzlich fertig geworden, zu einer äußern That zu treiben. Er verließ Paris, um in Cöln, Angesichts eines der größten und poesiereichsten Bauwerke, in welchem sich die alte Idee der Kirche verherrlicht, seinen Uebertritt zum Katholizismus öffentlich zu begehen. Der Gedanke, auf diesem neuen Wege einen Wirkungskreis zu finden, welchen er früher nirgend hatte erlangen können, lag dabei ohne Zweifel entschieden in ihm ausgesprochen. Doch ward Schlegel erst mehrere Jahre später, 1809, in Wien angestellt und seitdem, durch das Vertrauen des Fürsten Metternich, in mehrfachen Dienstangelegenheiten verwendet. Sein Charakter als Schriftsteller mußte demgemäß auch bald die wesentlichsten Veränderungen aufzeigen. Seine Ansicht der Geschichte und der Philosophie wurde davon zunächst und am schärfsten betreffen, in seiner Behandlung der Literatur aber verrieth sich nur theilweise der nachtheilige und zu falschen Beleuchtungen nöthigende Einfluß. Die erste Ausgabe seiner Vorlesungen über die „Geschichte der alten und neuen Literatur" (1815), stellte noch fast durchgängig eine reine und unverfälschte Betrachtung der literarischen Entwickelung dar. Dasselbe ließ sich nicht mehr von den Zusätzen und Umänderungen sagen, welche diese Literaturgeschichte bei ihrem neuen Erscheinen in seinen gesammelten Schriften (1822) erfuhr. So war auch die lehrreiche Schrift Schlegels: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier" (1808), eigentlich in einem durchaus gesunden und geistig verarbeitenden Sinne abgefaßt, und sie verräth nur hier und da die Aufregung einer schwankenden Denkweise, welche sich,

in einem bitteren Trotz gegen die construirende Vernunft, an eine übernatürliche Offenbarung anklammert, deren Quelle in den Ueberlieferungen der heiligen Schriften als ausschließlich festgestellt wird.

Als den allgemeinen Grundgedanken dieser neuen Schlegel'schen Bestrebungen aber können wir überhaupt den bezeichnen, eine vorzugsweis katholische Literatur zu begründen, in welcher Philosophie, Geschichte und Poesie aus den Quellen der biblischen und christlichen Tradition hergeleitet und auf diese zurückgeführt werden sollten. Dieser Grundgedanke aber war ein falscher und unhaltbarer, da sich eine ausschließlich katholische Literatur in diesem Sinne weder eigens begründen noch als jemals dagewesen behaupten ließ. Verderblich wurde diese Richtung, indem sie gegen den Ausgang aller modernen Bildung und Wissenschaft, gegen die Reformation, sich kehren mußte, um sich in ihren Consequenzen zu verbreiten. Die legitimistische Construction der Weltgeschichte, zu welcher es Friedrich Schlegel mit allem Anschein von philosophischem Tiefsinn zu bringen suchte, ermangelte doch jeder philosophischen und systematischen Begründung, und man blieb dabei über die wesentlichen Prinzipien selbst, welche die Geschichte bewegen sollen, im Unklaren. Seine beiden Hauptwerke, in welchen sich dies sein neues Verhalten zu Geschichte und Philosophie in einer Art von wissenschaftlichem Zusammenhang dargelegt hat, sind die „Philosophie des Lebens" (Wien, 1827) und die „Philosophie der Geschichte" (Wien, 1828). Obwohl diese der spätesten und letzten Zeit seines Lebens angehören, so müssen wir sie doch hier in den Faden unserer Betrachtung aufnehmen. Bei der Ueberlegenheit und Sicherheit, mit welcher sich diese Vorstellungen geben, bezeichnen sich doch zugleich diejenige Ernüchterung des Geistes, welche als der Niederschlag solcher Be-

wegungen, wie sie Schlegel durchlebt, zurück zu bleiben pflegt. Nur selten ereignet sich noch in ihm der poetische Aufschwung, welcher ihn sonst getragen, und die Glanzlichter seiner Phantasie sind fast alle verblichen. Seine Philosophie der Geschichte ist nach seiner eigenen Bestimmung Religion der Geschichte, in welcher die Thatsachen doch nur zu den Traditionen der christlichen Kirche sich in ein künstliches Licht rücken lassen müssen und von diesen überhaupt den Maßstab ihrer Gültigkeit oder Stathaftigkeit empfangen. Die Geschichte ist, nach Friedrich von Schlegel, nicht Das geworden, was sie hätte sein können, da sie nicht in Gott verblieben, aus dessen Hand eben der Mensch durch die Geschichte gefallen, welche somit keineswegs die Entwickelung des göttlichen Willens, sondern vielmehr die Entartung des natürlichen Willens der Menschheit darstellt. Wie aber Schlegel in seiner Geschichtsphilosophie die in ihrem eigenen Gesetz frei sich bewegende Geschichte gewissermaßen als etwas Nichtiges und als ein Unglück darstellte, so suchte er auch in seiner Philosophie des Lebens den sich selbst bewegenden philosophischen Geist, der nach einer absoluten Erkenntniß trachtet, zu vernichten. Diese Vorlesungen über die Philosophie des Lebens, welche mit den oft angewandten Worten des Prinzen Hamlet beginnen: „es giebt viele Dinge im Himmel und auf Erden, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt," enthalten die erste zusammenhängende Polemik gegen die absolute Begriffsphilosophie der Zeit, doch von einem Standpunkt aus, der hier nicht siegreich werden konnte. Die Philosophie des Lebens soll dann, zum Unterschied von der Philosophie der Schule, eine solche sein, welche „das innere geistige Leben und zwar in seiner ganzen Fülle" zum Gegenstand habe, indeß wollte sich diese vage Bestimmung doch nicht mit Erfolg in Kraft setzen lassen. Das dialek-

tische Begriffssystem Hegel's muß denn hier schon den Vorwurf des Atheismus hören oder es wird vielmehr als „die höchste und gewiß auch die letzte Stufe des wissenschaftlichen Atheismus" preisgegeben. Das Wesen des Menschen selbst wird in dieser Philosophie des Lebens als ein dreifaches festgesetzt, insofern er aus Geist, Seele und Leib besteht, und dieses dreifache Prinzip wird dann die „einfache Grundlage der gesammten Philosophie," und die Philosophie, welche auf diesem Prinzip beruht, ist dann eben die „Philosophie des Lebens." Die weiteren Bestimmungen dieser Philosophie, welche sich selbst, dem Materialismus und Idealismus gegenüber, als Spiritualismus getauft hatte, können wir hier nicht angeben, doch darf ihre moralische Seite nicht unerwähnt bleiben, die auf eine merkwürdige Art daran hervorgetreten ist. In der Philosophie des Lebens gelangt die Ehe zu ihrer höchsten Verherrlichung und wird in ihrer Heiligkeit als die vollendetste Form des sittlichen Lebens erkannt. Die sinnliche Weltanschauung in der Lucinde ist nunmehr der sittlichen Weltordnung gewichen, und so hat sich das Gleichgewicht, das in der früheren Poesie des Genusses in der Harmonie der Geistigkeit und Leiblichkeit, jedoch vergebens erstrebt wurde, zuguterletzt in der Philosophie des Lebens auf einer ganz gewöhnlichen moralischen Basis wieder hergestellt. —

Freier erhielt sich sein Bruder August Wilhelm Schlegel in seinen Richtungen, und er ist fast der Einzige aus jenem romantischen Kreise, welchen wir fern von jeder katholischen und reactionnairen Propaganda erblicken, obwohl auch er den Vorwurf, daß er Katholik geworden und einem mysticistischen Geheimbunde sich zugewandt, nicht entgangen ist. Namentlich hat ihn Johann Heinrich Voß in seiner Anti-Symbolik dessen beschuldigt, wo er in seiner Weise von dem „Nachtsonnenthum" spricht, als dessen

„sündhafte Mitbündner“ er vor Allen die Brüder Schlegel namhaft macht. August Wilhelm Schlegel hat sich eigentlich erst im Jahre 1828 gegen diesen Vorwurf vertheidigt, wo er in einem kleinen Büchlein seine „Berichtigung einiger Mißdeutungen“ (Berlin) in dieser Angelegenheit herausgegeben, zunächst durch einen Artikel des Baron Eckstein in Paris, in dessen Zeitschrift Le Catholique, dazu veranlaßt. Eckstein hatte darin von den „bedeutenden protestantischen Intelligenzen“ in Deutschland gesprochen, welche zum Katholizismus übergetreten waren, und darunter Stolberg, Friedrich Schlegel, Werner, Adam Müller, Schelling, Tieck, Schlosser namhaft gemacht, von A. W. Schlegel aber behauptet, daß er de moitié catholique sei. August Wilhelm hebt in jener Rechtfertigungsschrift, welche in einem durchweg liberalen und protestantischen Geiste geschrieben ist, seine und seines Bruders rege nationale Wirksamkeit zur Zeit der Erniedrigung des deutschen Vaterlandes mit Recht hervor. Denn auch Friedrich Schlegel, als er schon Katholik geworden und in österreichische Dienste getreten war, erwarb sich, namentlich im Jahre 1809, die entschiedensten Verdienste um die Erhebung des deutschen Nationalgeistes, worauf auch beide Brüder selbst in ihren Verherrlichungen des deutschen Mittelalters, mit Bewußtsein hinzielten. Die Brüder Schlegel gehörten in dieser Zeit des Falles Deutschlands ohne Zweifel zu denjenigen Männern, welche eine deutsche nationale Freisinnigkeit der französischen Eroberungspolitik gegenüber zu erwecken trachteten. Wenn aber August Wilhelm Schlegel dabei in der That rein und frei von aller Verwirrung blieb, welche andere Geister in den Consequenzen ihres anfänglich treu gemeinten Beginnens gefangen nahm, so hatte er diesen Umstand auch seinem einfacheren, mit der Innerlichkeit der Richtungen we-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MORDT,T. FN. 02216/019

niger verwachsenen, überall auf unbefangene Wissenschaftlichkeit sich anweisenden Naturell zu danken. —

Von Ludwig Tieck's Uebertritt zur katholischen Kirche ist niemals etwas Bestimmtes bekannt geworden, doch scheint die Thatsache selber festzustehen. Nach den Ereignissen von 1806 entzieht sich überhaupt Tieck mehr und mehr der öffentlichen Aufmerksamkeit, bis er auf längere Zeit in der Literatur wie verschwunden ist. Ein irgendwie lebendiger Antheil an den nationalen Bewegungen Deutschlands läßt sich von ihm nicht nachweisen. In seiner dichterischen Natur fing sich der Uebergang zu einer neuen Epoche zu bilden an, welche sich später in den Novellen als eine eigenthümliche Stufe seines Hervorbringungstalents entschied. Doch fällt in jene Zeit des Uebergangs und der Zwischenpause noch eine seiner anmuthigsten und formvollendetsten Productionen, nämlich der Fortunat, in welchem die meisterhaft gehaltene strenge dramatische Form, wie sie sonst diesem Dichter kaum gelungen ist, mit der mährchenhaften epischen Breite des Stoffes und der bunten Leichtfertigkeit der Phantasie sonderbar contrastirt. Es war die abenteuerreiche Welt des Zufalls, in welche sich Tieck spielerisch während einer Zeit versenken konnte, wo es sich um Weltgeschicke und Völker-Existenzen im höchsten Sinne handelte. Tieck fiel durch diese Absonderung, in welche er sich zu den öffentlichen Verhältnissen stellte, freilich nicht jenen Zerrissenheiten und Ausschweifungen anheim, durch die sich Andere gerade in diesem Zeitraum verflüchtigten und zerstörten, sondern er rettete sich, allerdings nur durch ein egoistisches Verhalten, den productiven Kern seiner Dichternatur.

Diesen verpuffte im eigentlichsten Sinne des Wortes Zacharias Werner unter diesen zerreibenden Einflüssen der damaligen Weltlage. Er war von Haus aus ein gewaltig begabter Mensch, der aber durch seinen Lebensgang

zeigte, wie die höchste Kraft in der tiefsten Schwäche endigen müsse. Das verzehrende Feuer, das ihn trieb, ließ sich bald wie ein erhabenes Sternenfeuer an, bald glich es dem tanzenden Irrwisch, der sich doch zuletzt im Sumpfe verlieren mußte. Zacharias Werner war ein Romantiker mit Leib und Seele, ein verzückter Thyrsusschwinger der Romantik, deren begeisterungsvollsten Schwung er ebenso sehr wie ihre größte Verwilderung in sich darstellte. Zum Bündniß mit der neuen Schule trieb ihn die innere Verwandtschaft und die hochgespannte Erwartung, welche er von einer Wirkung der Poesie auf die allgemeinen Zeitverhältnisse in sich trug. Er hatte sich eine Theodicee der Poesie zurecht geträumt, in welcher die ganze Wirklichkeit gewissermaßen wie in lodernden Opferflammen aufgehen sollte. Darum strebte er dem geheimnißreichen Element der Dichtung zu, und er hätte gern einen poetischen Geheimdienst gegründet, in welchem im Sinne der alten griechischen Mysterien ein religiöser Cultus dem Innerlichsten aller Lebensbeziehungen eingesetzt würde. Anknüpfungen dazu glaubte er in der romantischen Schule und ihren Bestrebungen schon vorzufinden, obwohl er sich sehr bald, nach seiner ersten Begegnung mit den Romantikern in Berlin, getäuscht fand und ihnen die eigentliche Weihe zu seinem Plan absprechen mußte. Die Freimaurerei, welche er in einer idealischen Bedeutung erfaßt hatte, gab seinem Gedanken eines umfassenden poetisch-religiösen Cultus der Menschheit eine eigenthümliche Nahrung und Form. In jener Zeit seines Beginnens war Werner noch von hoher und reiner Kraft erfüllt, an welche sich noch nichts von dem Schmutz seines spätern Lebens angesetzt hatte. Auf diesem seinem Gipfel erblickt man ihn in den „Söhnen des Thals“ (1800), einem romantischen Drama halb im Schiller'schen Stil, halb im Schwung und Ungestüm der Tieck'schen Genovefa,

höchſt bemerkenswerth aber durch die innerliche Anlage, in welcher der Dichter jenes ſein großes Project, welches wir angedeutet, in ſymboliſcher Geſtaltung und klar genug zu organiſiren geſucht. Die Söhne des Thals führen zum Theil dieſelbe Polemik gegen die rationaliſtiſche und kritiziſtiſche Entnüchterung des Jahrhunderts, wie ſie Tieck und die Schlegel geführt, aber nicht bloß im allgemeinen Intereſſe der Poeſie, ſondern in der beſtimmten Abſicht, durch einen geſchloſſenen Bund eine Idealform des Lebens mitten in der Wirklichkeit zu conſtruiren. Dieſe Idealform mußte aus der Durchdringung maureriſcher, romantiſcher und katholiſcher Elemente ſich erzeugen, und war doch am Ende nur der Katholizismus ſelbſt, der freilich hier noch unabhängig von der kirchlichen Tradition, vielmehr in einer ganz freien, der religiöſen Idee gemäß neu herzuſtellenden Geſtalt, angeſtrebt wurde.

Dies Stück erregte zuerſt die große Erwartung und Gunſt, mit welcher man eine Zeitlang die dramatiſche Poeſie Werner's in Deutſchland betrachtete. Aber wie bald fiel er ſelbſt von dieſer Höhe ab, und ließ ſich in die peinlichſte Unnatur und Verſchrobenheit verſinken, die nicht mehr in der Verworrenheit eines irre gegangenen Gedankens, ſondern in einem wüſten Lebensrauſch ſelber ihren Grund hatten. In Zacharias Werner blieb das Genußprinzip der romantiſchen Schule nicht bei der Theorie ſtehen, ſondern wurde auf allen möglichen Märkten des Lebens practiſch und verſchmähte keine Gelegenheit, um ſich auszuſtürmen und abzunutzen. Die Rückwirkungen einer fanatiſchen Liederlichkeit, welcher ſich Werner ergeben, auf ſeine poetiſchen Productionen zeigten ſich ſowohl in deren Form wie in ihrem Inhalt auf eine gleich abſchreckende Weiſe. Das buntſcheckige Gemiſch in der Form ſeiner Dramen, dies ruheloſe Sichüberſtürzen mit muſikaliſchen und

melodramatischen Effecten, die Alles wie in glänzende und abenteuerlich geformte Nebel einhüllen, alle diese halb komischen halb bizarren Transfigurationen der phantasieverderbensten Mystik, entspringen nur aus der innerlichen Zerstörung des Gemüths, welche sich Werner aus dem gewissenlosen Verbrauch des Lebens selbst geholt hatte. Die beste unter diesen Productionen ist noch das „Kreuz an der Ostsee," zu welcher E. T. A. Hoffmann Musik geschrieben. Die übrigen, „Weihe der Kraft," „Attila," „Wenda," „Kunegunde," „die Mutter der Makkabäer," überbieten sich in gesteigerter Verworrenheit, und zeigen, oft bei hohen einzelnen Schönheiten, eine wahrhaft unsinnige Durcheinandermischung von allen möglichen Tonarten, Farben und Formen. Nur ein dermaßen in sich zerbrochenes Gemüth konnte den kernhaftesten Mann deutscher Nation, Luther, in einer solchen nichtsnutzigen und nebelhaften Verschwommenheit hinzeichnen, wie es Werner in der „Weihe der Kraft" gethan. Werner wurde im Jahre 1811 katholisch, und zwar in Rom, nachdem er früher fast in aller Herren Länder sich umhergetrieben und Anknüpfungen gesucht, besonders aber in Paris den materiellen Genuß des irdischen Daseins erschöpft hatte. Im Jahre 1814 erschien er in Wien, wenn nicht als Prediger in der Wüste, doch als Prediger in der Zeit des Wiener Congresses, und suchte zu lehren und zu bekehren, Kraft der höchsten Inspiration, die er auf übernatürlichem Wege empfangen zu haben glaubte. Dies war aber jetzt nicht mehr der Katholizismus, zu welchem er früher die Romantik hatte veredeln wollen und der in den Söhnen des Thals eine ideale Gestalt anzunehmen gestrebt. Der Katholizismus, in dem Zacharias Werner endigte und in welchem er sich dem eigensten Sinne des Wortes gemäß zu Tode predigte, indem er an den Folgen seines fanatischen Kanzeleifers starb, dieser hatte

seine Taufe mit aller Gültigkeit in Rom empfangen und gefiel sich bis zur Verzückung in diesem ihm aufgedrückten Stempel der alten Kirche. Wie aber eine solche Geistesrichtung das ganze Leben bis in seine innersten Gründe hinein der Unfreiheit überliefern mußte, davon hat Zacharias Werner das schlagendste Beispiel durch seinen „Vierundzwanzigsten Februar" gegeben, in welchem ein blindes Schicksalselement, das noch dazu auf die schlechtesten Kleinlichkeiten erpicht ist, alle Vernunft überwindet, ja am Ende als das höchste Vernunft- und Sittengesetz anerkannt wird. Um wie Vieles erhabener war doch die geheimnißvolle Maschinerie in den Söhnen des Thals, als diese materielle Schicksalstragik, die gar kein höheres und ideales Aufstreben des Menschengeistes mehr übrig ließ. Die Sammlung „Zacharias Werner's Theater" (Wien 1817—18, 6 Bände) enthält seine dramatischen Dichtungen, mit Ausnahme der Makkabäer. Seine Predigten, deren er fünfundzwanzig hinterlassen, erschienen Wien 1836. —

Ein verwandtes Lebensbild stellt uns E. T. A. Hoffmann dar, dessen Charakteristik wir deshalb gleich hier anschließen wollen. Hoffmann wurde zwar nicht, wie Werner, römisch-katholisch, aber dafür ward er diabolisch und gab sich an die Elementargeister gefangen, wie Werner an die Kirche. Dieselbe Unfreiheit des Geistes, welche in dem letzteren durch seine Hingebung an die blinde Schicksalsmacht sich bewies, begründete bei Hoffmann das phantastische Mährchenleben, aus dessen Gestalten er nicht nur seine originellen Dichtungen zusammenwob, sondern an die er auch gewissermaßen glaubte und mit ihnen persönlich einszuwerden strebte. Sein eigenes Leben hatte er in die Gewalt aller der Nachtkobolde und Spukgeister gegeben, von denen er dichtete, und mit ihnen tummelte er sich herum, mit ihnen zechte, würfelte und buhlte er, bis sie ihm

das Mark aus seinem Leibe gesogen hatten. Die Romantik nahm in Hoffmann diese entschiedene diabolische Gestaltung an, die sich geradewegs dem Teufel verschrieb, und um den Genuß des Leibes die ewigen Rechte des Geistes verwettete. Die Musik und der Wein mußten zum Cultus dieser dämonischen Romantik dienen. In der Musik selbst, von welcher Hoffmann eigentlich ausging, hatte er schon früher jenes übernatürliche Element gefunden, das ihn in einen geheimen Geisterbund emporhob. Der Wein mußte seine gestaltenzaubernden Phantasieen hinzufügen, und den Dunstkreis hergeben, in welchem diese neue romantische Mythologie sich aufbaute. Daraus, aus Musikschwärmerei und Weingenüssen, machte Hoffmann zuerst seine Poesie. Der „Kapellmeister Kreißler" ist somit das Grundideal und die Normalfigur dieser Darstellungen. In dem Weinkeller aber, diesem Olymp der Hoffmann'schen Mythologie, wird ihm die dämonische Gewalt des Elementargeistigen erst recht klar, und das Ueberirdische selbst scheint in dem brausenden Getränk thätig, ja aus den blinkenden Fluthen des Spiritus will es ihn grauenhaft locken. Wenn er nun das köstliche Getränk mit wahrer Andacht in sich hinunterstürzt — doch wehe dem, der es nicht in dem rechten begeisterten Moment thut, oder thun kann, denn für den Philister ist kein Wein gewachsen und was den Dämonischen zum Gott macht, macht ihn zum Thier und giebt ihn in die Dienstbarkeit der tückischen Elementargeister! — aber wenn nun der schäumende Trank in ihn übergeht, dann wird er zugleich der überirdischen Gewalt selber voll und es brechen aus ihm hervor wie Strahlen allerlei Bilder, Gestalten, Figuren und Erscheinungen, welche in schrecklicher Schaar den Umkreis des Zimmers bevölkern, aber er ist ihr Herr und Meister, er bannt sie und sie gehorchen ihm, und in diesem begeisterungsvollen Moment beginnt

das Schaffen und Dichten. Wer könnte in solchem erhabenen Augenblick noch wissen und sagen, ob er ist oder nicht ist, ob er noch in sich existirt oder ob er in einer andern Gestalt, die außer ihm herumschwankt, eine Existenz gefunden hat, und so zugleich Er selbst und doch auch wieder jener Andere ist, denn in solchem Augenblick, wenn er ihn wahrhaft erleben kann, ist jeder Mensch ein Doppelgänger!

Indem wir uns die Doppelgängerei, die in den Erzählungen Hoffmann's und seiner Nachahmer eine so große Rolle spielt, aus natürlichen Ursachen am liebsten so erklären, wie ein Berauschter Alles doppelt zu sehen glaubt, also auch sich selbst, so müssen wir doch auch ein eigenthümliches Krankheitsphänomen darin erblicken, das ein bis zum Springen überreiztes und abgespanntes Nervenleben zu seiner Ursache hat. In einem durch und durch gesunden und durch die naturgemäßen Auswege gereinigten Nationalleben würde schwerlich eine solche Poesie der Krankhaftigkeit, der Verzerrung und des Wahnsinns in einem so begabten Geist, wie Hoffmann, sich erzeugt haben. Hoffmann war einer von jenen verlorenen Söhnen der Poesie, die, wie alle verlorenen Söhne, eigentlich zum Höchsten berufen sind, und wir treffen fast in allen seinen Darstellungen Einzelparticen, die des größten Meisters würdig wären. Aber noch gewaltiger ist das Gelüst, die eigene hochangelegte Natur selbst zu vernichten, und wie der Leser durch den Sprung vom Erhabensten auf das Gemeinste sich gefoppt sehen muß, so fühlt sich auch der Dichter selbst in seinen edelsten Kräften allmählig dadurch gelähmt und untergraben. Die Hoffmann'sche Poesie endigte in nüchternster Ermattung und Erschöpfung, wie der Dichter selbst in körperlicher Verzehrung. Eine Sammlung von Hoffmann's Schriften erschien zuerst in einer Auswahl (Ber-

lin 1827—1828 in zehn Bänden); eine andere Ausgabe wurde durch seine Wittwe Micheline, geborne Rorer (Stuttgart 1827 folgd.) besorgt.

Eine ähnliche, nur zur Selbstzerstörung mit so großem Talent begabte Natur war Clemens Brentano, der ebenfalls eine von jenen irrwischartigen und in sich zerflatternden Existenzen war, von denen wir um diese Zeit eine ganze Reihe in Deutschland erblicken. Seinen Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter," welcher im Jahre 1801 erschien, hat er selbst auf dem Titel einen „verwilderten Roman" genannt und dadurch überhaupt seine, allen Gränzen entspringende und mit Bewußtsein sich verliederlichende Richtung bezeichnet. Die Romantik ward in ihm zu einem Blocksberg, auf dem er selbst die prächtigsten Geistesfarcen vollführte, aber unter dem wüsten Getümmel, dessen er bedurfte um sich überhaupt als Poet zu fühlen, konnte nichts rein und würdig aus ihm hervortreten. Seine Poesie erscheint oft nur wie eine Maske, die er sich, als wolle er nur eben einen tollen Streich damit vollführen, vor das Gesicht gehalten; was hinter der Maske eigentlich steckte, ein Engel oder Teufel, ein gotterfülltes Gemüth oder ein leeres und windiges Wesen, ließ sich nicht mit einiger Zuversicht annehmen. Zuletzt trat aus der Maske des Dichters der Mönch bei ihm hervor, und er entsagte in einem Kloster der Welt, in der er den höheren Zusammenhang nicht hatte finden können und die nur ein wildgewachsenes und verstandloses Vielerlei für ihn gewesen war. Sein schönstes und reinstes Thun war noch das Sammeln und Erneuern deutscher Volkslieder gewesen, die er unter dem Titel: „des Knaben Wunderhorn" mit Achim von Arnim herausgegeben. Unter seinen dramatischen Dichtungen ist besonders „Ponce de Leon," ein Lustspiel (Göttingen 1804), „die Gründung Prags," und „Vic-

toria und ihre Geſchwiſter mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte," ein klingendes Spiel (1817) zu nennen. Dieſe Dichtungen tragen, bei manchen einzelnen Schönheiten, doch nur ein geringes lebendiges Daſein in ſich. Unter Brentano's kleinen Novellen giebt es dagegen einige, die einen wahrhaft poetiſchen Eindruck machen, z. B. die „mehreren Wehmüller" und die rührende Geſchichte „vom ſchönen Annerl und braven Kasperl," deren einfacher Ton künſtleriſch gehalten iſt. In ſeinem ſpäteren Alter verſuchte Brentano noch einmal, den alten romantiſchen Spaß zu einem ſatiriſchen Feldzug gegen neuere Zeiterſcheinungen zu benutzen, wie er in ſeinem „Hinkel, Gockel und Gockeleva" (Frankfurt 1838) that, worin aber Geſinnung und Darſtellung gleich matt und wirkungslos erſcheinen. Sein Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Bettina von Arnim erſchien, von der letzteren herausgegeben, Berlin 1844. —

Achim von Arnim war ohne Zweifel eine würdigere und gehaltenere Natur, auch vielſeitiger und mannigfaltiger begabt, auf einer mehr poſitiven Grundlage der Lebensanſicht und des Schaffens ruhend, aber die höhere Klarheit des Dichters und Künſtlers wollte auch ihn nicht beglücken. Er hatte den Geiſt der romantiſchen Schule lebendig und mit eigenthümlichen Gaben des Humors und der Phantaſie in ſich aufgenommen, aber er war zugleich darin verſchwommen, ohne eine freie plaſtiſche Herausbildung aus dieſem Element über ſich gewinnen zu können. Er iſt eigentlich der unpopulairſte aller dieſer Dichter geblieben, und das Zarte, Tiefe und Verſchwiegene, das in Achim von Arnim lebte, und das ſich mehr tüchtig einhüllte als dreiſt entfaltete, ſchien ſich immer der größeren Leſewelt zu entziehen. Die Herabwürdigung Deutſchlands während der Jahre 1806 bis 1812 hatte einen großen Ein-

fluß auf sein Wesen und seine Bestrebungen, diese Periode erweckte in ihm die wahre innere Kraft deutscher Volksthümlichkeit. Es wurde ein religiöses und großartig sittliches Element in ihm mächtig, das in seinen schönsten Aeußerungen patriotisch war, und das Vaterland zunächst von Innen heraus in der Wurzel des Nationallebens wieder zu kräftigen und zu erheben trachtete. Naturphilosophie und Mystik, Goethe und Jacob Böhme hatten dem sich heranbildenden Dichter Nahrung gegeben. Das volksthümliche deutsche Alterthum erfüllte ihn mit ursprünglichen Anschauungen, und überhaupt gab ihm sein Sinn für Nationalpoesieen, in welche er sich innerlichst zu versenken verstand, den frischen, naiven und gemüthskräftigen Ton, welchen er in seinen eigenen Dichtungen so meisterlich angeschlagen. Vielleicht hat es kaum einen andern deutschen Dichter gegeben, der einen solchen Tact für das einfach Volksmäßige und Nationelle besessen wie Achim von Arnim, was er in vielen seiner kleinen Erzählungen und in seinen Puppenspielen dargethan. Das Volkspoetische, das er so tief in sich aufgenommen, erschloß ihm zugleich den höchsten Sinn für das Historische, und beide Elemente durchdringen sich oft in seinen Dichtungen auf das Eigenthümlichste. Doch bleibt alles Schöne, was dieses glücklich begabte Naturell vermag, größtentheils in der Reflexion gefangen und kann dieselbe nicht gestaltkräftig durchbrechen. Sein „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabentheuer," (Heidelberg 1811), zu wie frischem Leben es auch ansetzt, besteht doch nur aus humoristischen Reflexionen, die sich zum Theil in denselben Gegensätzen rationeller Wirklichkeit und poetischer Vergangenheit bewegen, wie Tieck's Zerbine. Dazu beruht der Humor vielfältig nur auf literarischen Anspielungen und Reminiscenzen, welche Manier sich schon in Tieck und den Schlegeln erschöpfte und die hier doch nur in

einem zweiten Aufguß erſcheint. Die Gräfin Dolores (Berlin 1810, zwei Theile) iſt eine ſinnige und gefühlvolle Compoſition, die einen außerordentlichen Reichthum inneren Lebens anfänglich in begränzten und einfachen Formen zu verarbeiten ſtrebt, aber in dem Naturgemäßen und Einheitlichen, das ſie ſich vorgenommen, nicht auszudauern vermag, ſondern wieder mit der größten Zerfahrenheit in das Bunte und Mannigfaltige endigen muß. In ſeiner Iſabella von Aegypten (Heidelberg 1811) und in den Kronenwächtern (Berlin 1817) hatte es Arnim ohne Zweifel auf die tiefſten und umfaſſendſten Enthüllungen ſeines Dichterweſens abgeſehen, beſonders in den Kronenwächtern aber eine hiſtoriſch-romantiſche Dichtung im höchſten Stil zu liefern geſucht. In dieſem merkwürdigen Roman tritt uns die wahre innerliche Poeſie der Geſchichte entgegen, die als ſolche noch reiner wirken würde, wenn ſie ſich nicht in eine ihr zu ihrer Größe nichts helfende Myſtik der Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe geworfen hätte. Die Zeit Kaiſer Maximilians wird in den Kronenwächtern in einem ſehr tiefſinnigen Zuſammenhange mit den menſchheitlichen und nationalen Intereſſen lebendig, die Zukunft der deutſchen Volksentwickelung deutet ſich in großen und kräftigen Zügen an, und über dem Ganzen ſchwebt eine Innigkeit, Zartheit, Liebe und Hingebung, wie man ſie nur bei dem ächten Dichter findet. Es wäre zu verwundern, daß ſo bedeutende Beſtrebungen nicht mehr in die Nation eingedrungen, wenn nicht Achim von Arnim durch die myſtiſche Verhüllung, in welche er ſich eingeſponnen, ſelbſt es gehindert hätte. Es war eine Zeitlang aufgekommen, von Achim von Arnim im Verhältniß zu ſeiner Gattin, Bettina, als von einem untergeordneten Geiſt zu ſprechen, der gewiſſermaßen nur der mit Ironie geduldete Ehemann zur Seiten des genialen Kindes geweſen. Dieſe Anſicht

ist aber in jeder Beziehung unwahr, und eher könnte auf Bettina der Vorwurf lasten, daß sie nichts gethan, um dieselbe zu entkräften, und dem Genius ihres Gatten zur Anerkennung seiner selbstständigen Würde zu verhelfen *). Doch verdanken wir ihr neuerdings eine wohlgeordnete würdige Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften (Berlin 1841 folgd.).

*) Helmina von Chezy sagt in einem Aufsatz im Freihafen (1840, IV. bei Gelegenheit der meisterhaften Schilderung, welche sie dort von Friedrich's und Dorothea's Schlegel Aufenthalt in Paris gegeben) sehr treffend: „Achim von Arnim, derselbe, der in den Lobpreisungen über Bettina, seine Gemahlin, so übel wegkommt, als sei er ihrer nie werth gewesen, habe nie ihre Höhe erreicht, dies muß allen lächerlich dünken, die in den ersten Jahren ihrer Verbindung, oder gar in ihrer Liebezeit, dies junge Paar gekannt, und Bettina für Achim von Arnim südlich glühen und jungfräulich schwärmen gesehen. Wie das mit ihrem Briefwechsel mit Goethe zusammengeht, mag uns Bettina selbst sagen, wenn sie will, und wenn es frommt. — Achim von Arnim, Schlegel's zugethaner Freund und Hörer, war damals (zur Zeit seiner Begegnung mit Schlegel in Paris) kaum zwanzig Jahre alt, eine der edelsten und anmuthigsten Erscheinungen, voll Sitte, Geist, innerer und äußerer Schönheit. Seine Jugend war frisch und unentweiht, seine Seele heiter. Er reizte zum Scherz; seine Schalkhaftigkeit war geistiger Art, nie anmuthlos, und stets von Bosheit frei. In seinen ersten Dichtungen hatte er der Form und dem Farbenspiel der neuen Schule zu sehr gehuldigt, später schloß er sich inniger an das Leben, und ging freimüthig zu Werke. Er gab mir 1803 Aloys und Rose für meine französischen Miscellen, und lud mich in wenigstens dreißig Stanzen ein, die Gedichte der Clotylde de Vallon-Chalys zu übersetzen. Unbarmherzig sprach ihm Henriette Mendelssohn alles poetische Talent ab, auch Friedrich Schlegel glaubte in diesen Gedichten keine eigentliche Weihe zu bemerken, doch sie täuschten sich. Achim von Arnim ist ein Dichter der Nation geworden, seine Werke werden immer tiefer in das Volksgemüth dringen."

Wir haben bisher eine bunte Reihe von Geistern an uns vorübergeführt, welche den Druck, die verwirrende und bezaubernde Gewalt der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland, seit der Revolution bis zu dem nationalen Kampf gegen Napoleon, mehr in ihrem Gemüth erlitten, als daß sie selbst Träger des sich bewegenden öffentlichen Geistes, an dem Fortschreiten desselben praktisch Betheiligte, mitten im Strudel Handanlegende, gewesen wären. Solche Naturen, in denen der Geist unmittelbar praktisch zu werden gestrebt hätte, gab es auch von jeher nur wenige in Deutschland. Mit der Erkenntniß selber wurden Viele fertig, aber diese trennte sie oft mehr vom Leben und der That, als daß sie die Grundlage eines unmittelbaren Handelns geworden wäre. Eine große Ausnahme-Natur, in welcher die deutsche Trennung zwischen Erkenntniß und That nicht vorhanden war, müssen wir jetzt in Joseph Görres umständlicher zeichnen. Dieser Mann, von einer beispiellosen Begabung und unerhörten Ausdauer des Geistes, zeigt uns das seltene Beispiel einer Entwickelung, in welcher die Erkenntniß immer sogleich in Handlung, der Geist in That sich umzusetzen getrachtet. Er wird deshalb in den wichtigsten Phasen der deutschen Nationalgeschichte seit der französischen Revolution auf dem entscheidenden Höhepunct erblickt, auf dem er sich wenn auch nicht immer zum Heil des Ganzen und einer freien und gesunden Fortentwickelung, so doch stets zur Anerkenntniß der ihm verliehenen Geistesmacht und innern Unbezwinglichkeit geltend gemacht hat. Die Natur hatte fast alle Eigenschaften in ihm gleichmäßig groß ausgebildet, und darum stürmten sie, sich bekämpfenden Titanen gleich, alle gegen einander, und richteten diese colossale Verwirrung an, welche bei Görres in ihrem mildesten Entarten noch immer ein Schauspiel für Götter ist. In Görres bekriegte eine riesenhafte Phan-

taſie einen unerſchütterlichen Verſtand; ein unerſättliches deutſches Gemüth, das von Liebe, Poeſie und Gottesfrieden glühte, ward von der Geſchicklichkeit und der Luſt an den Welthändeln der Völker, an ihrem Kampf für Freiheit und würdige Vertretung gekreuzt. Die zarteſte lyriſche Innerlichkeit balgte ſich in ihm mit den aufflackernden Irrlichtern des Spottes, der ſchneidendſten Ironie herum. Die Grille tritt hinzu, um ihn auf dem Wege zum Höchſten und Erhabenſten in die zufälligſten Wunderlichkeiten ſich einſpinnen zu laſſen. So kommt es, daß er oft, indem er großen Gedanken nachgeht, ſich Fledermäuſe einfängt, mit denen er ſich im Nachtdunkel ſeiner Phantaſie herumgejagt hat. Bei einem großartigen Schönheitsſinn iſt das Talent der Carikatur ebenſo mächtig in ihm, aber die Traveſtie, welche ſeinem burlesken Humor ſo meiſterlich gelingt, verſtrikt ihn oft ſelbſt in die eignen Bande und ſpiegelt ſeine Perſon in dieſer lächerlichen Beleuchtung zurück. So war Görres eine Erſcheinung, in welcher ſich faſt alle Richtungen der Zeit zuſammenſchlangen, und die doch beſtändig einzeln für ſich dageſtanden, die man auch nur dann gerecht beurtheilt, wenn man ſie vereinzelt von den Parteiintereſſen, mit denen ſie ſich theilweiſe verbündet hat, im Zuſammenhang ihrer eignen Natur aufzufaſſen ſucht.

Die franzöſiſche Revolution lokte dieſen ungeheuern Genius zuerſt in ihre Bahnen. Die Freiheit der Völker trieb den gährenden Moſt in dem Jüngling auf, und er ſchäumte mit ſolcher Feuerkraft und ſolchem Muthwillen über, wie wir ihn, kaum in ſeinem zwanzigſten Jahr, in ſeiner Vaterſtadt Coblenz ſchon als Volksredner und Publiziſten wirken ſehn. Hier ſchrieb er „das rothe Blatt,“ das, wegen einer den Kurfürſten von Heſſen darin zugefügten Beleidigung, unterdrückt wurde, und in einen „Rübezahl im blauen Gewande“ ſich umwandeln mußte.

In diesen Blättern feierte der junge Revolutionnair seine ersten Orgien, die gewaltsamen Entladungen eines ungestümen aber edeln Herzens schütteten sich darin aus. Die politischen Verhältnisse der Rheinlande im Jahre 1799 konnten seinem Streben nach öffentlicher Wirksamkeit die entschiedensten Gelegenheiten bieten. Görres führte die Abgesandten des linken Rheinufers an, welche in Paris die Einverleibung dieser Landestheile an Frankreich betreiben sollten, aber bekanntlich unverrichteter Sache wieder zurückkehren mußten. Hier begann schon eine Enttäuschung für seinen begeisterten Sinn; was er in Paris gesehen, schien bereits eine leise Lähmung in seinen Schwung gebracht zu haben.

In die Heimath zurückgekommen, trat er aus der Revolution eine Art von Rückzug in die deutsche Wissenschaft und Philosophie an. Eine Anwendung des Schelling'schen Identitätssystem auf die ihn umgebenden Verhältnisse der Zeit führte ihn zu träumerischen Speculationen über die Versöhnung der Wirklichkeit. Die Naturphilosophie schlug in Görres unversehens zu einer mittelalterlichen Richtung um. Das Verbindungsglied der Naturphilosophie mit dem Mittelalter wurde die Romantik, an welche sich Görres jetzt mit seinem heißen poetischen Geist hingab. Es war zugleich eine zornige und verachtungsvolle Abwendung von der thatlosen Wirklichkeit, die seinen ersten Rückweg in die mittelalterliche Romantik, jetzt noch ohne alle katholische Tendenzabsichtlichkeit, ihm bahnte. Nach einigen wissenschaftlichen und kunstphilosophischen Abhandlungen schrieb er in Heidelberg mit Achim von Arnim und Clemens Brentano zusammen die „Einsiedlerzeitung," in der viel romantischer Scherz und Schimpf getrieben wurde. Wie aber Görres in allen seinen Richtungen nicht lassen konnte, nach der innersten und tiefsten

Wurzel hin zu graben, ſo ſtieg er auch jetzt aus dem lokkern Schaum und Duft des romantiſchen Weſens ſogleich auf einen kernhaften Grund nieder, indem er ſich mit den deutſchen Volksbüchern beſchäftigte.

Gleichzeitig regte Creuzer die mythologiſche Richtung in ihm an, die ſeinem Hang zu phantaſievollen Grübeleien eine ſo erhabene Grundlage lieh, wie ſie Görres bald darauf in ſeiner „Aſiatiſchen Mythengeſchichte“ an den Tag legte. Die mittelalterliche Dichtung ließ ihn jedoch ſobald nicht los und machte auch ſeinen gelehrten Forſcherſinn weiterhin rege. Ueber die deutſche Heldenſage wurden tiefſinnige Unterſuchungen angeſtellt. Hier berührte Görres ſeinerſeits, und mit nicht geringen Erfolgen, ein Gebiet, auf welchem die mittelalterlichen Tendenzen dieſer Zeit uns am würdigſten entgegentreten. Es iſt die aus dem Zurückſchauen auf das Mittelalter ſich erhebende Geſtaltung einer nationalen deutſchen Wiſſenſchaft, wie ſie beſonders durch Jacob und Wilhelm Grimm, Büſching, Docen, von der Hagen, Lachmann, Graff und Andere ihre Ausbildung erhielt. In dieſer wiſſenſchaftlichen Erforſchung des deutſchen Mittelalters machte ſich der geſunde Niederſchlag der Romantik geltend, und trug herrliche Früchte, die für die Erkräftigung unſeres ganzen Nationallebens nicht ohne Bedeutung blieben. Wir wurden dadurch an die Quelle unſerer nationalen Einrichtungen und Geſittung zurückgeführt, deutſches Recht und deutſches Staatsleben erſchien uns daraus in ſeiner urſprünglichen Hoheit und Ganzheit, und der deutſche Volksgeiſt umfing uns mit ſeiner Fülle an geſunder Lebenskraft und Freiheitsbegeiſterung, daß in trüben und verfinſterten Tagen deshalb nie ganz an einer ſolchen Nation verzweifelt werden mochte. —

Bald nach dem Tilſiter Frieden trat die nationale Reactionskraft in Deutſchland immer mächtiger hervor. Die

Nationalkraft konnte sich aber nur im Geheimen langsam organisiren, und dieses geheime Organisiren fand zum Theil seinen Ausdruck in dem sogenannten Tugendbund, der vorzugsweise die Wiedererhebung des preußischen Nationallebens zu seinem Zweck hatte. Dieser Tugendbund, welcher sich als ein „sittlich wissenschaftlicher Verein" begründete und durch diesen Namen zugleich die Mittel seiner Wirksamkeit anzeigte, wurde nicht bloß von oben her begünstigt, sondern sogar durch eine Kabinetsordre des Königs eingerichtet. Der großsinnige Minister von Stein, ein Mann von ächt deutschem Charakter und hohem Bewußtsein über die Würde eines wahrhaften National- und Staatslebens, konnte die Seele des preußischen Tugendbundes genannt werden. Schill's kühne Unternehmung kann nicht ohne Rückhalt an einem solchen, mit der innersten Volkskraft sich verzweigenden Bunde gedacht werden, obwohl von Andern selbst seine Sympathien für denselben in Zweifel gestellt sind. Nur der Geheime Rath Schmalz zu Berlin unsterblichen Andenkens wies sich als einen Gegner des Tugendbundes aus, stellte dessen volksthümliche Wirksamkeit als eine gefährliche, den Thron und das höchste Ansehen des Königs untergrabende dar, und lehnte die ihm angetragene Theilnahme daran ab. Diesen großen Zeitbewegungen in's Angesicht, hatte Theodor Schmalz, der als juristischer und staatswissenschaftlicher Professor und Schriftsteller ein gewisses Ansehen beanspruchen durfte, zu behaupten gewagt: daß das Volk im Jahr 1813 nicht aus innerer Begeisterung sich erhoben, sondern lediglich auf den Aufruf des Königs aufgestanden sei. Seine berüchtigte Schrift „über politische Vereine", die er im Jahr 1815 herausgab, enthält diese für alle Zeiten merkwürdig gewordene Stelle, in welcher er dem Volksgeist seine innere treibende Begeisterung abspricht, und diese ganze geschicht-

liche Bewegung auf das ruhige Pflichtgefühl, welches die königlichen Befehle erweckt hätten, zurückführt. Alles sei zu den Waffen geeilt, sagt Schmalz, sowie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eile. Diese mit dem unvergänglichen Stempel der Infamie bezeichnete Schrift, gegen welche auch Schleiermacher und sogar Niebuhr das Wort zu nehmen sich gedrungen fühlten, sie ist wichtig geworden, denn sie enthält den ersten Keim aller politischen Verdächtigungstheorien, die später in Deutschland eine so große Rolle gespielt haben, sie ist der erste unheilkrächzende Rabe, welcher die heraufziehende Reaction gegen den Volksgeist in Deutschland vorhersagte. Der Tugendbund und andere daraus hergeleitete geheime Gesellschaften, die Schmalz jetzt aller Orten in Deutschland witterte, sie dienten ihm zur Anschwärzung des lebendig gewordenen Volksgeistes, dessen historische Thätigkeit er nur auf jenes Spritzen aus Bürgerpflicht beschränkt wissen wollte. Ein Muster aller jener politischen Verdächtigungsmaximen hat aber Schmalz darin aufgestellt, daß er den Tugendbund und die geheimen Leiter der Volksbewegung beschuldigte sie predigten gar klärlich Nothzucht, wo sich aber nachher ergab, daß diese gewaltige Beschuldigung sich nur auf eine Stelle von Ernst Moritz Arndt beziehen könne, der in dem Entwurf einer Proclamation die Krieger aufgefordert hatte, „der Weiber und Kinder christlich und menschlich zu brauchen." Der Geheime Rath Schmalz hat selbst eingestehen müssen, daß er mit seiner Beschuldigung der Nothzucht nur diese Worte von Arndt, welche zum Schutz der Waffenlosen auffordern sollten, wirklich gemeint habe. Dies ist der Prototyp aller derjenigen Mißverständnisse, die auf diesem Gebiet oft so verderblich geworden sind. Schleiermacher nannte deshalb in einem Flugblatt, das er hier gegen

Schmalz richtete, die Schmalzische Schrift sehr treffend als aus einem Mangel an Ehrerbietung gegen die Polizei hervorgegangen, da Schmalz dieser Behörde billigerweise das Werk hätte überlassen sollen, das er hier auszuführen gesucht. Die Polemik Schleiermachers gegen Schmalz*) gehört zu den glänzendsten Kraftstücken seines epigrammatischen Witzes, der theilweise einen furchtbaren Ernst in seinen Mienen zeigte. Später hat Schleiermacher nur in seinem Glückwünschungsschreiben an die liturgische Commission, und in seinem Schreiben an den Bischoff Ritschl über das berliner Gesangbuch, Aehnliches von durchbohrender Schärfe geliefert. Schleiermacher hatte aber in seinen Aeußerungen gegen Schmalz seine eigenen politischen Ansichten so entschieden ausgesprochen, daß er darauf mit großer Kälte behandelt zu werden anfing und zum Rücktritt aus seiner Geschäftsthätigkeit bei der Ministerialbehörde in Berlin veranlaßt wurde, wie Varnhagen von Ense in seinen „Denkwürdigkeiten" erzählt. Den Beruf, in diesen Dingen mitzusprechen, entnahm Schleiermacher aus dem Satz, daß die Kirche nicht außer der Welt liege. Von ihm selbst war behauptet worden, daß er sich tief in die geheimen Verbindungen der Zeit eingelassen habe, und diese Meinung über Schleiermacher war eine sehr weitverbreitete gewesen. Mit einer zermalmenden Ueberlegenheit sucht Schleiermacher aber an Schmalz diejenige Ansicht zu strafen, welche alle historische Entwickelung der Zeit nur als Geheimbündnerei zu verdächtigen trachtet. Schmalz empfing hier durch Schleiermacher eine brandmarkende Niederlage, wie sie Leute seiner Art immer früher oder später ereilt. Aus einer uns

*) F. Schleiermacher an den Herrn Geheimen Rath Schmalz. Auch eine Recension. Berlin, in der Realschulbuchhandlung, im November 1815.

vorliegenden Schrift von B. G. Niebuhr „über geheime Verbindungen im preußischen Staat und deren Denunciation“ (Berlin 1815), die selten geworden zu sein scheint, lassen wir hier einige Stellen zur Charakteristik der damaligen Zeitstimmung folgen: — „So ist denn auch die Sage von geheimen Verbindungen, die in unserm Vaterlande und durch ganz Deutschland bestehen sollen, umhergetragen worden: bei uns bisher nur noch im mündlichen Geschwätz, im Auslande aber schon eine geraume Zeit in Schriften: an deren Spitze die Billigkeit erfordert, den Bericht Regnaulds de St. Jean d'Angely an den französischen Senat im März 1813 zu stellen, worin die furchtbaren revolutionnairen Gesellschaften in Preußen als Urheber des undankbaren und unnatürlichen Kriegs gegen Frankreich nach Gebühr geschildert sind, namentlich über die hiesige naturforschende Gesellschaft (oder die Naturphilosophen — denn darüber ließe sich streiten) als die schlimmste der schlimmen denuncirt wird.“ — „Noch seltsamer ist es indessen, daß unter uns selbst, — obgleich der Unterrichtete wußte, und der Unbefangene wahrnehmen mußte, daß von jenem glücklichen Augenblick an, wo der Instinkt für Befreiung und Rache mit einer vom Könige geleiteten und gebotenen Nationalbewegung handeln durfte, alles, was man früher Verbindungen nennen konnte, in diese verflossen war, — das Gerede von geheimen Gesellschaften, welche gewöhnlich mit dem Namen Tugendbund bezeichnet, und denen jene, von den Franzosen bezeugte, empörerische Absichten zugeschrieben würden, sehr allgemein geworden ist.“ — „Der Tugendbund war in Hinsicht seiner Verhältnisse zur Regierung, da er offen und wohlbekannt war, von der Art, daß ein rechtlicher Mann, ohne seine Unterthanspflicht zu verletzen, hineintreten konnte, wenn er sich überredete, Heil davon zu erwarten. Er war wohlgemeint entworfen;

nach dunkeln Gefühlen, die, halb und schief aufgefaßt, zu einem widersinnigen Machwerk verarbeitet waren, welches, weil unsere Nation treu und nicht phantastisch ist, in sich vergehen mußte, wohl aber, wenn es in dieser Hinsicht anders beschaffen gewesen wäre, zu sehr gefährlichen Dingen hätte führen können. Deswegen würde ich selbst, wenn ich auch nicht bei seiner Errichtung außerhalb Landes gewesen wäre, auf keinen Fall Mitglied desselben geworden sein: indem die Statuten, ohne daß die Urheber etwas Böses gedacht, entweder zum Aergsten oder zum Erbärmlichsten führen mußten. Es war ein Staat im Staat entworfen, der, wenn er zum Leben gekommen wäre, die Regierung, sobald er gewollt, hätte abstreifen können, und daß eine so gefährliche Constitution so schlechterdings harmlos blieb, wie es notorisch der Fall war, das sollte unsre Allarmisten etwas beruhigen!" —

Auch Görres war Mitglied des Tugendbundes geworden, und der Umschwung der öffentlichen Verhältnisse seit 1812 trieb ihn wieder zu einer nationalen Wirksamkeit in der Gegenwart, welche er im Februar 1814 mit der Herausgabe des „Rheinischen Merkur" begann. Wenn man jemals ein Journal mit Recht eine Macht genannt hat, so war es der „Rheinische Merkur" von Görres, der die Gewalt von Geist und Wort als die erschütterndste Kriegsmacht in's Feld stellte. Görres befindet sich im Rheinischen Merkur ohne Zweifel auf der Höhe und dem Glanzpunct seines Wirkens, und hat nachmals nie wieder eine solche Einheitlichkeit des Standpunctes, eine solche innere Uebereinstimmung mit seiner äußern That, gezeigt. Auf diesem Höhepunct fühlt er sich aber auch alsbald im Innersten seines Wesens entzweigebrochen, da er in diesem Bestreben durch ein Verbot unwirksam gemacht wurde, und überhaupt auf diesem Punct ein Abbiegen der Zeit von

ihrem geraden und wahren Ziel erleben mußte. Görres wurde nun an seiner Zeit und an sich selbst im nämlichen Moment irre, und es fraß sich hier zuerst mit nicht wieder auszurottender Schärfe jener Widerspruch in ihn hinein, in welchem er seitdem beständig seine Zeit angesehen und behandelt hat. Dies war der Widerspruch zwischen der modernen Entwickelung und dem alten Gesetz, zwischen der Freiheit der selbsteigenen Fortbewegung und der Heiligkeit des in sich selbst beschlossenen Bestehenden. Diese Widersprüche der Zeit überall gegeneinander zu treiben, machte sich Görres fortan den ironischen Spaß, aber diese Ironie, mit der er sich nun über seine Zeit zu stellen suchte, ließ ihn selber nicht frei bleiben von der Zerrissenheit und Befangenheit in dem nämlichen Widerspruch. Nach der Unterdrückung des Rheinischen Merkurs ließ er einige Jahre später „Deutschland und die Revolution" (1819) folgen, in welcher es sich bei ihm zum ersten Mal, und zwar zum entschiedensten Nachtheil der weltlichen Gewalt, um den Gegensatz von Staat und Kirche handelt. Nicht aus Kampfesmüdigkeit, sondern vor Unmuth der abgeprallten Thatenkraft, läßt sich dieser Geistesrecke nun mit aller Wucht seiner Natur unter dem friedensäuselnden Schatten der Kirche nieder, wo er sich ein Asyl für seine zurückgewiesenen Kräfte, ein gedankenvolles Ausruhen von der nichtssagenden Farce des Tages, ein Einspinnen in die große Vergangenheit zu Schutz und Trutz gegen alle Unbill und Zerfahrenheit der Gegenwart, erstrebt. In der Schrift: „Europa und die Revolution" (1821), begab er sich darauf noch weiter in die retrogarden Tendenzen hinein. Hier wird schon in der Reformation der zweite Sündenfall der Menschheit erblickt, und die antigeschichtlichen und religiösen Richtungen wirren sich in einem krausen Gemenge durcheinander. Die

ganze Lebens- und Zeitanschauung in diesem Buche ruht auf einer gewissen Zornesbegeisterung, die in der Verachtung gegen das neugestaltete politische Deutschland sich begründet. Mit der größten Entschiedenheit tritt auch die Richtung gegen Preußen heraus. Die alte Religion, welches der Katholizismus ist, gewährt lediglich das Heil, die Wahrheit, die Freiheit. Ohne die allein seligmachende Kirche keine Geschichte, alle Geschichte geht in sie zurück und kommt von ihr her. Was Görres vom Staate will, eine hierarchisch-volksthümlich-monarchische Gliederung, ist ein so verhülltes und widersprechendes Ding, daß ihm schwer ins Gesicht zu blicken. Die ganze Ansicht scheint aber auch nicht aufgestellt, um verwirklicht zu werden, sondern lediglich um die Gegensätze zu reizen, die bestehenden Richtungen zu entzweien und an der Verwirrung, in der eine organisch zerbrochene Zeit sich durcheinanderstürzt, in einsamer Geistesüberlegenheit sich zu laben. Dies ist der dämonische Standpunct, auf welchem die Görres'sche Geistesmacht sich hin- und herschaukelt, und man kann den höchsten Endzwecken dieses Standpunctes nichts mehr als die Zersetzung und Auflockerung der Gegenwart zutrauen. In dem genannten Buch hat Görres den Weg aus der revolutionnairen in die katholische Weltanschauung als einen Weg der politischen Reaction zuerst am offensten betreten, aber die verworrene, in dunkler Bilderpracht strotzende Darstellung scheint darzuthun, daß ihm noch nicht wohl und leicht zu Muthe ist auf diesem nachtdämmernden Rückzuge, auf den ihn doch am Ende nur die Schuld der öffentlichen Verhältnisse getrieben.

Zur selben Zeit legte er in der Schrift: „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit" manches merkwürdige Bekenntniß über seine persönliche Entwickelung ab, und läßt uns in einen so mannigfach verwobenen Ge-

müthszustand, als der seinige ist, wie in eine Camera obscura hineinschauen, wobei wir doch die Ueberzeugung gewinnen, es mit einem nur an der Größe seines Wollens gescheiterten, durchweg edlen Naturell zu thun zu haben. In der darauf folgenden Schrift: „die heilige Allianz und die Völker auf dem Congresse zu Verona" wirft sich Görres mit aller Gewalt seiner Dialektik auf die politischen Parteirichtungen der Zeit, die er aufzuwühlen, mit sich selbst zu überwerfen und an einander zu zerreiben sucht. Es sind dies besonders diejenigen Gegensätze der Zeit, welche als das demokratische Prinzip auf der einen und als das monarchisch-absolutistische auf der andern durch das Lebensgeäder der Gegenwart in den entscheidendsten Linien sich hinziehen. Ueber beiden Prinzipien sucht sich Görres in unabhängiger Höhe zu behaupten, aber er benutzt ihre Feindschaft und Spannung, die er noch künstlich in ihnen zu steigern versteht, lediglich zum Besten des hierarchischen Systems und der Kirche, oder auch Dessen, was er seine „Idee" nennt. Und hierbei ist Görres stehen geblieben. In diesem künstlich zurechtgemachten Darüberstehen über den Parteien hat er sich aber zu dem ungeschichtlichen Standpunct verurtheilt, der zugleich ein durchaus unwirksamer sein mußte. Er fing sich selbst in dem Netz, das er seiner Zeit gestellt. Und doch stand er selbst in dieser Fesselung seines Geistes immer so nahe dem Rechten und Wahren, daß ein Mausezahn hätte hinreichen müssen, um den gefangenen Löwen aus seinem Netz wieder herauszubeißen. Hier, wo Görres mit Allem, was er war und ist, völlig im katholischen Ultraismus aufgegangen, und wo zugleich seine Berufung nach Baiern erfolgt, haben wir ihn für jetzt zu verlassen, um in einem späteren Conflict des deutschen Lebens seine Gestalt wieder aufzunehmen. Nur über die Sprachdarstellung von Gör-

res wollen wir noch bemerken, daß sich darin auf eine wunderbare und fast beispiellose Weise das wissenschaftliche Element mit dem poetischen und phantastischen Geist begegnet, was denn die seltsamste Prosa von der Welt hervorgebracht hat. Die größten Kraftwirkungen des Görres'schen Geistes bestehen aber gerade auch in seiner Sprache, deren barocke Contraste ebenso magisch zu fesseln wissen, als sie oft, wie mit einer Gewaltthat der Rede, den Gegenstand, um welchen es sich handelt, überrumpeln.

Welche Umwandlungen und Zweideutigkeiten aber auch Görres an sich zeigen mag, so muß man ihm doch den in solchen Zeiten sehr hoch anzuschlagenden Ruhm lassen, daß er in seinen Metamorphosen niemals durch Rücksichten auf äußere Vortheile und Erwerbungen bestimmt worden, daß überhaupt Geld und Gut dieser Erde für ihn keinen Namen gehabt und es sich stets bei ihm um nichts Anderes gehandelt, als um die Herrschaft des Gedankens, welcher ihm in den verschiedenen Phasen seines Geistes jedesmal als der höchste erschienen. Es war ein hoher Stoicismus der Idee in Görres, der zwar auch oft in einen grellen Cynismus umschlagen konnte, aber dieser Cynismus, der sich in einem frivolen Gegenüberstellen von Contrasten gehen ließ, blieb noch jedesmal von derjenigen Charaktergemeinheit entfernt, in welche wir Andere bei ähnlichen widerspruchsvollen Stellungen verfallen sehn.

Keine so geringe Bedeutung hatte das Geld für Friedrich von Gentz, dessen Charakteristik wir hier an passender Stelle anreihen können, da er dieselben Stadien der Zeit wie Görres durchlaufen, und ein Apostat der Revolution aus derselben den Absolutismus und Legitimismus entwickelte, und sich dadurch um die Zeit des Wiener Congresses herum eine Art von europäischer Unentbehrlichkeit verschaffte. In dieser Kunst, aus der Revolution den

Legitimus zu destiliren, hatte er es denn weit gebracht, wobei er sich aber keineswegs, wie Friedrich Schlegel, Görres u. A., in die geistliche Ascetik und der Kirche frommen Dienst verwickelte, sondern er ließ es sich bei dieser Arbeit bis an sein seliges oder unseliges Ende weltlich sehr wohl sein und besonders vortrefflich schmecken, ja diese letztere Tendenz war denn eigentlich die wahrhaft positive und unerschütterliche an Friedrich Gentz. Friedrich Schlegel war auch ein bedeutender Esser gewesen, und seine Gegner waren boshaft genug, seinen Tod den Folgen einer in Dresden verzehrten Gänseleberpastete zuzuschreiben. Aber er betrieb das Essen doch mehr wie ein lediglich dem Körper angehörendes Vergnügen, während für Gentz am Ende der Magen das höchste Sittengesetz und das wahre politische und religiöse System wurde.

Was bei Görres die dämonische Sophistik des Geistes war, durch welche er sich aus einem Gegensatz in den andern hineinbewegte, das war in Gentz der Stil, in dessen meisterhafter Handhabung er eine solche Springkraft und eigenthümliche Scheidekunst bewies, daß er damit aus Allem machen konnte, was er gerade machen wollte. Dieser Gentzische Stil, welcher an sich in seiner Vortrefflichkeit durchaus anzuerkennen ist, und gewissermaßen einzig dasteht, durch welchen die Prosa der Kabinette eine künstlerische und ideale Höhe erstieg, ist in Bezug auf das Innerliche und Prinzipielle gewissermaßen ein Seelenverkäuferstil zu nennen. An dieser regelrechten und schönen Form, wo sie auf Täuschung in den heiligsten Dingen berechnet war, mußten dann selbst die anmuthigsten Bewegungen wie giftige Schlangen erscheinen.

Gentz war wie Görres aus dem revolutionnairen Blut des Jahrhunderts gezeugt, und diese Säfte steigen auch ihm bedeutend genug zu Kopfe. Die Natur hatte

in ihm von Hause aus einen Mann geschaffen, welcher der Entwickelung der Zeit zu freien und öffentlichen Nationalformen eine große Stütze, vielleicht ein hoher Held dieser Richtung, werden sollte. Aber es ist eine merkwürdige Thatsache, daß diejenigen Talente des Liberalismus, welche als solche geboren werden und beginnen, in Deutschland so selten in diesem Dienst ausharren, sondern ihre Fähigkeiten, die sie im liberalen Feldlager entwickelt und gestählt, nachher der feindlichen Partei zugutkommen lassen. Es ist dies um so trauriger, da gewöhnlich nicht blos die individuelle Schwäche der menschlichen Natur solchem Umschlagen zum Grunde liegt, sondern der corrumpirende Einfluß der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland dabei anzuklagen ist.

Gentz begann seine Laufbahn als Liberaler auf eine sehr glänzende und hochherzige Weise. Dahin gehört besonders sein freimüthiges „Sendschreiben an den König Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung" (1797). Friedrich Wilhelm III. hatte seine Regierung damit begonnen, das Vollmann'sche Religionsedict und die Examinationscommission aufzuheben, und Gentz suchte in seiner Adresse die freie und gesunde Gesinnung des Königs auch der Angelegenheit der unterdrückten Presse, die eine Sperre zwischen Thron und Volk geschaffen hatte, zuzulenken. Indeß war Gentz bald nach der andern Richtung hin getrieben, nach der Richtung des Legitimismus, oder derjenigen Denkart, in welcher der Geist eine außer ihm stehende Macht, mit der ihn nur der Glauben verbindet, als das einzig Beherrschende und Gestaltende seiner Lebensformen anerkennt. In dieser legitimen Richtung, in welcher von jeher die Fleischtöpfe Aegyptens zu finden waren, lohnte es sich für einen genußsüchtigen Geist besser zu leben, als in dem unstäten Bivouac des Liberalismus,

der nie gewußt hat, wo er morgen sein Haupt hinlegen solle. Der Legitimismus konnte ja auf seidenen Polstern schlafen, und unter Baldachinen ruhen, während der Liberalismus, auf offener Straße hingelehnt an den Eckstein des Völkerlebens, welcher die Freiheit ist, als der wahre Lazzarone der Geschichte noch um Almosen für die neue Zeit bettelt.

Es war aber schon gewissermaßen fatalistisch gewesen, daß sich Gentz so früh auch mit Burke, dem größten und consequentesten Gegner der französischen Revolution, beschäftigte und dessen „Reflexions" in's Deutsche übertrug. Die Verhältnisse hatten es auch darauf angelegt, aus ihm selbst einen deutschen Burke erwachsen zu lassen, und wenn Gentz auch kein Parlament zu seiner Wirksamkeit hatte, so war er doch gerade im entscheidendsten Wendepunct der europäischen Zustände auf einen noch umfassenderen Schauplatz des Wirkens gestellt. Den preußischen Staatsdienst hatte er schon frühe mit dem österreichischen vertauscht, welcher ihm die so berühmt gewordene Stelle in der Hof- und Staatskanzlei zu Wien gab. Von diesem Punct aus streckte er nun seine diplomatischen Scheeren fast in alle europäischen Kabinette hinein, er ward der Protokollist aller Congresse, und die Elastizität seiner Feder war so anerkannt, daß sich die verschiedensten Mächte bei ihm Memoires und Auseinandersetzungen bestellten. Von mehreren Kabinetten, namentlich auch von dem russischen, bezog er die ansehnlichsten Pensionen, deren ihm freilich nie genug werden konnte, da er bei den ungeheuersten Summen, mit denen jemals Dienste eines deutschen Publizisten bezahlt wurden, doch nicht zur Befriedigung seiner Genüsse und Bedürfnisse ausreichte. So ward Gentz die „Frau Baubo" der europäischen Politik, und wenn uns Goethe im Faust diese Frau Baubo als das „Mutterschwein"

definirt hat, so mögen wir dabei zugleich an das Princip der Genußsucht denken, von dem neuere Kritiker zu so bittern Verdammungsurtheilen gegen Gentz Anlaß genommen. Es gehört keine sonderliche Geistesschärfe dazu, um die moralischen Gebrechen eines Charakters, wie Gentz, sichtbar zu machen, da Gentz selbst wenigstens kein Heuchler war und seine eigene Sündhaftigkeit oft mit großer Naivetät zu bekennen pflegte. Man muß aber, um oberflächliche und triviale Verdammungen zu vermeiden, zugleich den innern Zusammenhang eines solchen Charakters bedenken, in welchem das Höchste neben dem Gemeinsten liegt, eine Mischung darstellend, die gewissen Zeitläufen der Gesellschaft so eigenthümlich ist, daß gerade diejenigen Persönlichkeiten, welche der Mikrokosmus ihrer Zeit zu sein pflegen, aus diesen Widersprüchen zusammengesetzt erscheinen. Varnhagen von Ense, welcher in der neueren Zeit die Kenntnißnahme von Gentz und seinen Schriften zuerst wieder angeregt, hat in seiner biographischen Characteristik von Gentz (in der Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang I.) dargethan, wie die grundthümlich in Gentz vorhandenen Widersprüche organisch in seinem Wesen zusammenhingen und ihn im Guten wie im Schlimmen zu der ausgezeichneten und einzigen Erscheinung gemacht haben, die nur Einmal in solcher Art existirte. Dieser Artikel Varnhagen's verdient aber keineswegs den Vorwurf, daß er das Gentzische Wesen zu idealisiren und in einem erhöhtern Licht darzustellen gesucht, wenn er auch selbst am Schluß desselben zugesteht, daß es eine noch ausgeschriebenere und greller gefärbte Darstellung von Gentz geben könne. Unter den Aeußerungen des Grafen Schlabrendorf, welcher so manchen genialen Ausdruck zur Bezeichnung seiner Zeit erfunden, treffen wir auch den Ausdruck: „dogmatisirende Schelme." Dieser fällt uns

jedesmal ein, wo von denjenigen Verdrehungen und Zurückschraubungen des geschichtlichen Geistes der Völker die Rede kommt, an denen auch Gentz seiner Zeit mitgearbeitet, und durch welche gerade auf dem Punct, wo die neuere Geschichte sich zu ihrer historischen Freisprechung erheben wollte, so viele Apostaten und Convertiten entstanden sind. Aber ein Schelm, welcher „dogmatisirt," verräth eben dadurch, daß er noch ein Gewissen hat, und ein Gewissen in Welt und Geschichte anerkennt, mit dem sich abzufinden und auszugleichen, oft vielleicht nur aus einer Art von moralischem Anstand, versucht wird. So wollen wir auch annehmen, daß Gentz nicht völlig ohne Gewissen gewesen sei. Dieser Annahme gemäß ist auch die zum Theil als Sage umherlaufende Behauptung, daß er sich gerade in den letzten Tagen seines Lebens liberaleren Ansichten der Völkerverhältnisse wieder genähert, daß er für die Wiederherstellung Polens gewesen und sich mit der Julirevolution übereinstimmend erklärt habe. Auch ist bemerkenswerth, daß er noch zuletzt ein begeisterter Verehrer von H. Heine's Reisebildern wurde. Mit der romantischen Schule kann man sich ihn nur etwa durch das Prinzip der Genußsucht in einer weitläuftigen Vetterschaft verwandt denken. —

Als ein erfreuliches und gesundes Gegenbild gegen diese Schwankungen und künstlichen Abrichtungen des historischen Lebens steht der reine wissenschaftliche Geist da, wie er sich um diese Zeit vornehmlich in Preußen mächtig zu entwickeln begann. Besonders war es die Universität Halle, auf welcher sich die neuen wissenschaft

lichen Elemente der Zeit schon zu einer bedeutungsvollen Gruppe vereinigt hatten, welche nur augenblicklich durch die hereindringenden Kriegsbewegungen des Jahres 1806 eine Unterbrechung in ihren großen Bestrebungen erfuhr. Hier lehrte Friedrich August Wolf, der nicht nur die unruhig gährenden Elemente des Hellenismus zuerst als Wissenschaft verknüpft und gebunden, und in der wahren Idee der Alterthumswissenschaft auch den höheren Begriff der Volksdichtung und Nationalpoesie enthüllt hatte, sondern der auch außerdem lebenskräftig, heiter und freigesinnt im Geiste der Alten, den historischen Bewegungen seiner Zeit sich anschloß. Heinrich Steffens war als Professor der Mineralogie nach Halle berufen worden, wirkte aber hier vornehmlich für die Ausbreitung der Naturphilosophie, die als ein Symbol des wissenschaftlichen Fortschrittes überhaupt galt, und von Steffens mit der ihm eignen Begeisterung und Macht der Rede vertreten wurde. Der berühmte Arzt Johann Christian Reil, dem Steffens eine eigene Denkschrift gewidmet hat, wirkte durch seine Vorlesungen über Therapie und Augenheilkunde auch in einem allgemeineren Geiste anregend und gab der Medicin durch eingestreute Gedichte von Schiller und Goethe lebendige Beziehungen aller Art.

Gleichzeitig mit Steffens war auch Schleiermacher als Professor nach Halle gekommen. Seine Trennung von der romantischen Schule hatte er durch das Abreißen seines Verhältnisses zu Friedrich Schlegel entschieden vollbracht. Schlegel war in diesem Freundschaftsbunde der herrschende und bestimmende Theil gewesen, und Schleiermacher hatte der neuen socialen Richtung, die durch die Lucinde eröffnet werden sollte, mit seinem Alles von innen her rein und keusch begründenden Geist gewissermaßen die höhere Weihe und Taufe des Gedankens ertheilen sol-

len, wie er denn auch in seinen Vertrauten Briefen über die Lucinde ehrlich gethan, mit einer Begeisterung, die durch jenes widerliche Product selbst allerdings nicht gerechtfertigt erschien, die aber jugendberauscht da schon den ächten Hellenismus zu feiern glaubte, wo nur erst die falsche Anwendung davon auf eine schwankende und gestaltlose Wirklichkeit versucht worden. Steffens versichert in seinen Lebensbekenntnissen, daß die Lucinde damals im Kreise der Verbündeten selbst fast gar kein Aufsehen erregt habe, Schelling aber sei empört dagegen gewesen, denn auch er mußte die daraus hervorgehenden Scandale mit auf seine Richtung nehmen. In der That sehen wir hier durch die zur Einheit aller Lebenselemente drängenden Richtungen der Naturphilosophie und des Hellenismus das erste Bewegen nach einer socialen Reform entstehen, welche später in zusammenhängenden Systemen und Bestrebungen, in Frankreich und Deutschland, sich auszubilden versucht.

Schleiermacher, der sich seit seinem Auftreten in Halle immer entschiedener einer protestantisch-rationalistischen Richtung hingegeben hatte, galt seitdem den Romantikern für einen Abgefallenen, und Schlegel hat sich nie wieder mit dem Jugendfreund versöhnen können, dem er nun alle möglichen Härten und Fehler des Gemüths aufbürdete. Schleiermacher aber hatte sich eine Aneignung und ein Verdienst der romantischen Schule, die Uebersetzungskunst, für sich bewahrt, und am Plato durchzuführen begonnen, bei welcher Arbeit er seine eigene wissenschaftliche Natur und deren dialektische Formen nach dem Vorbilde Plato's immer fester und schöner begründete.

Schleiermacher's theologische Wirksamkeit in Halle hielt sich noch vorherrschend auf dem ethischen und allgemein religiösen Standpunct, und strebte von ihm aus das Leben in allen seinen sittlichen, wissenschaftlichen und

bürgerlichen Beziehungen zu durchdringen. Die Gegensätze des modernen Geistes aber, welche wir in Schriftstellern wie Gentz, Friedrich Schlegel, Görres, als die politischen Gegensätze des Völkerlebens, als die Gegensätze des Liberalismus und Legitimismus, hatten hervortreten sehn, die aber in diesen Geistern keinen heiligen Kampf, sondern meist nur ein knifflisches diplomatisches Spiel mit den Verhältnissen erzeugt hatten, diese Gegensätze stellten sich in Schleiermacher als die Gegensätze zwischen der freien sich selbst bestimmenden Denkkraft des Geistes und den positiven Formen der christlichen Offenbarungswelt dar.

Aus den politischen Umwälzungen des achtzehnten Jahrhunderts waren zuerst der Liberalismus und der Legitimismus als zwei entschiedene Lebensmächte hervorgegangen, in welchen sich die ablaufenden Ströme der Revolution gewissermaßen zertheilten und nun weitgreifend durch das innerste Dasein aller Völker sich vertrieben. Ebenso hatten sich aus den geistigen Umwälzungen dieses Jahrhunderts zuletzt als die verhängnißvollsten Gegensätze, an deren Kampf die wahre Fortentwickelung geknüpft worden, die herausgesondert und in die Mitte gestellt, welche wir als die Autonomie des denkenden Geistes dem orthodoxen Glauben an die Ueberlieferung gegenüber erblicken, und wir stehen hier, nach zwei Seiten hin, nach dem Aeußern und Innern unserer Lebensgestaltung, an den Quellpuncten unserer eigensten heutigen Bildung. Von Schleiermacher ist aber wesentlich zu sagen, daß er sich die hohe Aufgabe gestellt hatte, auf diesem geistigen Gebiet des Völkerlebens das Versöhnungswerk zu übernehmen. Dialektisch wirkend und vermittelnd, und darin zuweilen auf manchen Sprüngen und Schleichwegen der Reflexion betroffen, hat Schleiermacher aber niemals als Schwarzkünstler durch geheime Scheidekünste aus den

Trennungen des Geistes die Einheit zu destiliren gesucht. Sein größter Ruhm ist vielmehr der, als ehrlicher Kämpfer immer sein eigenes Leben eingesetzt zu haben für die allgemeine Sache der Menschheit, die er in der Versöhnung des religiösen Bewußtseins erstrebte. Die Widersprüche, die in ihm waren, erwachsen meist nur aus der Redlichkeit seiner Hingebung an die Sache, die in dem Augenblick, wo sie sich riesenstark fühlt, nun alle Zweifel des Geistes und jede Willkühr der Satzung zu durchbrechen, zugleich wieder schwach wird aus Rücksicht auf die Schwachen, und sich mit einem feinen Zart- und Tastsinn, der oft ein weibliches Element in Schleiermacher's Wesen bildet, hineinempfindet in die Aengsten des gläubigen, um seinen Frieden zagenden Gemüths. Rahel hat von Schleiermacher gesagt, er habe Messer in seinem Kopfe. Doch gehorchte diese schneidende Geisteskraft des Kopfes zugleich den sanften Bewegungen seines Herzens, das Flügel der Dichtung hatte, sowie sein Kopf Messer des Verstandes. Er verblieb jedoch nicht immer in dem Gleichgewicht, auf welches seine innere Natur ursprünglich angelegt war, und dann wurden die Schärfen und Ecken, welche sich in Schleiermacher's äußerer Gestalt zeigten, auch in seinem geistigen Wesen mächtig, und suchten durch den Witz und die Ironie gewaltsam die fehlende Harmonie wieder herzustellen.

Die bestehenden Trennungen des christlichen Lebens zu überwinden und zur Versöhnung zu bringen, hatte sich Schleiermacher nach allen Seiten hin zur Aufgabe gesetzt. In seinen im Jahre 1800 erschienenen „Monologen" war nur in einer mehr gediegenen wissenschaftlichen Form und mit einigen der Fichte'schen Philosophie angehörigen Entwickelungen Das fortgeführt worden, was Schleiermacher in den Reden über die Religion mehr poetisch und mit romantischen Anflügen begonnen. Ent-

scheidendere praktische Bewegungen führte er aus in seiner 1804 herausgekommenen und zuerst anonym erschienenen Schrift: „Zwei unvorgreifliche Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens zunächst in Beziehung auf den preußischen Staat," worin der Gedanke einer Union der beiden protestantischen Kirchen, der zuerst von Schleiermacher ausgegangen, schon vollkommen ausgesprochen und seinem Grundwesen nach so entwickelt wird, wie er später im preußischen Staat zur Ausführung kam, ohne daß man nachher Schleiermacher's dabei gedacht hätte. Auch diese Wiederherstellung der protestantischen Kirchengemeinschaft suchte Schleiermacher auf die individuelle Freiheit zu begründen. Er entwickelte in dieser Schrift, wie es darauf ankomme, die Kirchengemeinschaft herzustellen, ohne daß die Unterschiede im Lehrbegriff und die Abweichungen im Rituale angetastet werden dürfen, und daß diese Wiederherstellung erfolgen müsse, ohne irgend Jemand in der Freiheit seines Glaubens und seines Thuns zu beschränken. Zugleich erklärte sich hier Schleiermacher entschieden dagegen, das Abendmahl überhaupt als ein dogmatisches Abzeichen zu betrachten, als sollten nur die es zugleich und auf einerlei Weise genießen, welche im Lehrbegriff genau oder im Ganzen übereinstimmten. Weder mit dem Begriff des Abendmahls noch mit der historischen Einsetzung desselben hänge eine solche Forderung irgend zusammen. Und was die Austheilungsworte betrifft, so dürfe man sie ja nur, wie sie in beiden Confessionen gewöhnlich sind, grammatisch betrachten, um sich zu überzeugen, daß keine dadurch ihre unterscheidende Lehrmeinung vom Abendmahle bestimmt ausdrücken und abbilden wollte.

Buchstäblich auf diese Ansicht Schleiermacher's, die zu einer historischen Thatsache in der preußischen Staats-

entwickelung werden sollte, wurde im Jahre 1817 die preußische Union gegründet, die ein heilsames und wohlthätiges Gesetz der Einheit in das öffentliche religiöse Leben brachte, bekämpft als das Gesetz der religiösen Indifferenz nur von den stehengebliebenen Altlutherischen, als deren geistige Vorkämpfer sich Scheibel und Steffens bemerklich machten, letzterer, nachdem er sich, wie er in seiner lutherischen Confessionsschrift *) sagte, ermüdet vom Wissen abgewendet, um sich auf der Ruhebank des Glaubens niederzulassen. Durch die Union hat der preußische Staat offen und thatsächlich das Prinzip der individuellen Freiheit in den Dingen der Religion anerkannt, denn die Union ist nichts Anderes, als ein solches öffentlich abgelegtes Bekenntniß des Staats über diese Freiheit, den Inhalt der Religion so zu denken, wie Jeder vermag nach seinem Innern und nach seinem Bedürfniß.

Es hat etwas Erhebendes, Schleiermacher schon in dieser Zeit, die noch so trübe und gebunden war, als den wissenschaftlichen Helden der protestantischen Freiheit auftreten zu sehen, so wie Luther als Glaubensheld und Lessing als der kritische Held dieser Freiheit vorausgegangen waren. Schleiermacher, der wissenschaftliche Freiheitsheld, er wollte die eigenste Kraft der Wissenschaft nur in der Versöhnung und Vermittelung entfalten, aber bei seinem ruhig durchdringenden, auf den Bahnen des Geistes sich vorsichtig abgränzenden Wirken ergriff ihn doch auch wieder dann und wann jene leidenschaftlichere Macht des protestantischen Geistes, die ihn scharf gewaffnet und mit allem blinkenden Rüstzeug der modernen Opposition versehen zeigte. So sehen wir ihn denn auch auf seinem wis-

*) Wie ich wieder Lutheraner wurde, und was mir das Lutherthum ist. Eine Confession von Heinrich Steffens. Breslau 1831.

senschaftlich religiösen Gebiet, namentlich in dieser Zeit seines Lebens, die wir jetzt betrachten, dem Genius der politischen Freiheit seine Opfer darbringen, und zuweilen auch, wir dürfen es uns nicht abläugnen, sein Theil an der Stimmung bekunden, die aus der revolutionnairen Bewegung des Völkerlebens sich über alle Zeitgenossen verbreitet hatte, wie sich dies namentlich durch mehrere Stellen aus seiner angeführten Schrift über das protestantische Kirchenwesen darthun ließe.

Das klare, gesinnungstüchtige und persönlich freie Leben des Protestantismus war zuerst wieder in seiner ganzen Stärke durch Schleiermacher in Deutschland erweckt und in neue Entwickelung gesetzt worden, und dies Element war aus Schleiermacher's eigenster individueller Natur eigenthümlich hervorgewachsen. Dabei verhielt sich jedoch Schleiermacher tolerant gegen alle die verschiedenen Auffassungsstufen, auf denen das Christenthum im menschlichen Geist erscheinen konnte. So hatte er auch die dichterisch mystische Ansicht des Christenthums, die in Novalis lebendig geworden war, ebenfalls als eine ächte Stufe des christlichen Geistes anerkannt. Er that dies selbst in einer dichterischen Production, die noch seiner Wirksamkeit in Halle angehört, in dem herrlichen Gespräch: die Weihnachtsfeier, das zuerst 1806 erschien. In dieser religiösen Novelle suchte Schleiermacher die wahre Einheit und Freiheit des christlichen Geistes in seinen verschiedensten Ausstrahlungen und Abspiegelungen zu gestalten, und erkannte jeder wahren und ächten Persönlichkeit die ihr eigene Ausdrucksweise des Christenthums als gerechtfertigt zu. Wir haben es in dieser Dichtung mit den verschiedenen Trägern der christlichen Ansichten zu thun, die in ihrer persönlichen Berechtigung einander gegenüber gestellt werden, wobei aber entschiedener, als es Schleier-

macher ſpäter je gethan, der Verſuch gemacht wird, zwiſchen dem chriſtlichen Bewußtſein und der Speculation eine Ausgleichung zu geben. Als Gipfelpunct der hier vorgetragenen Anſichten erſcheint Chriſtus als der Menſch an ſich, als die Einheit des ewigen Seins und Werdens, oder auch als der Geiſt, in welchem ſich das Selbſtbewußtſein der Erde geſtaltet hat. Der Einzelmenſch dagegen iſt als das lediglich Werdende dem Abfall und Verderben preisgegeben, und bedarf daher der Erlöſung, die dadurch bewerkſtelligt wird, daß der Menſch an ſich, welches Chriſtus iſt, in ihm wiedergeboren wird, und zwar als ſein eigenſter Gedanke, als wahrer Act ſeines Selbſtbewußtſeins ſelbſt. Die Darſtellung des Menſchen an ſich iſt die Kirche, die dadurch gewiſſermaßen das Selbſtbewußtſein der Menſchheit iſt. Wir werden dieſe Ideen ſpäter bei Schleiermacher weiter ausgeführt und entwickelt finden. —

Als eine eigenthümliche wiſſenſchaftliche Perſönlichkeit, die mannigfach von den hiſtoriſchen Bewegungen der Zeit angeregt und hin- und hergetrieben wurde, haben wir Adam Müller, einen Freund von Friedrich von Gentz, zu betrachten. In ihm hatte das romantiſche Prinzip, auf jenem ſchon früher von uns angedeuteten Durchgang durch den öſterreichiſchen Einfluß und verbunden mit dem ebenfalls in Wien erfolgten Uebertritt zum Katholizismus, ſich zu einer beſtimmten Staatstheorie ausgebildet, und ein Syſtem erzeugt, welches als romantiſche Politik oder politiſche Romantik ſich eigenthümlich genug darſtellte. Die romantiſche Staatswiſſenſchaft war in Görres zu ſehr der phan-

taſtiſchen Subjectivität erlegen, als daß es zu einem eigentlichen Syſtem hätte kommen ſollen. In Gentz aber, obwohl Adam Müller mehrmals in ihm ſeinen Meiſter bekannt und gefeiert hat, war die Hingebung an das praktiſche Bedürfniß des Augenblicks zu groß, und es kümmerte ihn deshalb weder die ſyſtematiſche Verknüpfung des Wiſſenſchaftlichen in der Politik noch der romantiſche Zauber in der Aufführung einer mittelalterlich geſtützten und modern angewandten Staatstheorie. Adam Müller aber war ein ruhig organiſirender Kopf, von Hauſe aus mit einem wiſſenſchaftlichen Geiſt begabt, und nicht zu unnatürlichen Extremen in der äußern Lebensſtellung geneigt, weshalb er ſich ohne Leidenſchaft der vermittelnden theoretiſchen und ſyſtematiſirenden Stellung, in der wir ihn wirken ſehn, hingeben konnte. Auch er hatte mit preußiſchem Staatsdienſt begonnen und ſeine Vaterſtadt Berlin hatte ihn nicht zu feſſeln und den heimiſchen Verhältniſſen zu erhalten vermocht. Zur romantiſchen Schule behauptete er im Grunde eine ſelbſtſtändige Stellung, und ſuchte als das höhere wiſſenſchaftliche Bewußtſein derſelben ſie theils zu berichtigen, theils zu ergänzen. Er trug ſich mit einem großen vermittelnden und ausgleichenden Syſtem, gewiſſermaßen mit Herſtellung einer allgemeinen Nationalwiſſenſchaft, in welcher Staat, Religion, Poeſie und Leben einen feſtgegliederten Bund eingehen ſollten. Es fehlte ihm deshalb in der romantiſchen Schule ſowohl wie in den neuen wiſſenſchaftlichen Richtungen und Verzweigungen des abſoluten Idealismus die Seite des Saatslebens, die nicht darin ergriffen war. In ſeinen „Vorleſungen über deutſche Wiſſenſchaft und Literatur“ heißt es in dieſer Beziehung an einer Stelle: „Die kritiſche Revolution in Deutſchland, in der abſolut wiſſenſchaftlichen Einſeitigkeit, in der ſie ſich bisher faſt ausſchließend gezeigt hat, konnte

überhaupt deshalb keine große unmittelbare Wirkung auf die deutsche Nationalität hervorbringen, weil sie in das Wesen der gleichzeitigen Bewegungen der Gesellschaft sowohl in ihrem öffentlichen als in ihren Privat-Beziehungen thätig und fortgesetzt einzugehen, aus einem gewissen ganz unziemlichen Stolze verschmähte. Den Staat und seine gegenwärtige keineswegs mit Verachtung zu übersehende Gestalt setzte sie mit idealistischer Selbstgenügsamkeit über die Seite. Natürlich mußte sie, anstatt ihre eigene Bedeutung zu erhöhen, durch den unmittelbaren Drang der gesellschaftlichen Noth unserer Zeit überwältigt und dem absoluten Bewußtsein ihres eigenen Daseins überlassen werden!" — Zur Abwehr aber der Einseitigkeiten der romantischen Schule auf dem Literaturgebiete selbst heißt es dort: „Offenbar ward die durch Schlegel bewirkte Revolution, so fruchtbares, so bedeutendes Glied der Entwickelung sie auch ist, auf eine sehr unhistorische und unplatonische Weise geschlossen. Ein neuer, dem Kritiker selbst undurchdringlicher Zauberkreis ist um einzelne Zustände der Menschheit, um gewisse Lieblingsstellen der Kunstgeschichte gezogen. Die Barrieren sind vorgerückt, aber umspannen das größere Gebiet mit um so unerträglicherem Druck. Die engere Gränze um die alten französischen Autoritäten konnte sich eine geraume Zeit hindurch erhalten; die Macht jener konnte übersehen, unterhalten, also concentrirt werden; die neue deutsche Festung ist viel zu groß als daß sie lange widerstehen könnte. Ich gebe euch die französische Literatur mit allen ihren Dependenzen für die Griechen, die Minnesinger, Shakespear, Cervantes und Calderon, so wie ihr sie mir gezeigt habt, hin. Sobald ihr aber von mir verlangt, ich soll jene mit ihren Genossen für absolut und ewig einzige Dichter halten, sobald ihr mir auf einer weiten Wüste einzelne Gärten und Paradiese der Poesie absteckt, und mich

in dieſe verbannen wollt, ſo ſeid ihr mir um nichts weniger läſtig, als jene Häupter des neuen Alexandrien. Wenn ich über den einzelnen Dichter, den ich in ſich und im Ganzen zu ſchauen ſtrebe, den größtern Dichter, die Menſchheit; wenn ich über das kunſtreichſte Werk des Einzelnen das große Gedicht, die Weltgeſchichte, vergeſſen, wenn ich im Kampf gegen das Unwürdige meiner Zeit den Frieden mit meiner Zeit verlieren ſoll, ſo iſt mir wenig gedient!" —

Dieſe Vorleſungen hielt Adam Müller zu Dresden im Jahre 1806, in einer entſchiedenen und bedeutſamen Beziehung zu dieſem ſchickſalsvollen Moment des deutſchen Lebens, und mit dem bewußtvoll ausgeſprochenen Zweck, durch ein zuſammenhängendes Gemälde deutſcher Geiſtesbildung auf die Anregung des Nationalgefühls und des Bewußtſeins der Nationalgröße hinzuwirken. Zugleich giebt er hier in noch einfachen und zu keiner extremen Spitze ausgebildeten Grundzügen die Andeutung jener umfaſſenden Wiſſenſchaft, durch welche er alle Richtungen der Gegenwart vermitteln und verſöhnen, und das Leben des Staats mit dem Leben des Individuums harmoniſch durchdringen, zu einem religiöſen Bund ineinsgeſtalten will. Dieſe erſten Andeutungen zu der „theologiſchen Grundlage der Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft" tragen noch eine großartige und freie Perſpective an ſich, die mit den wahrhaft geſchichtlichen Lebensentwickelungen des Volkes ſich im Einklang zeigen. Zwar wird hier ſchon in der Reformation nur „der ſkeptiſche Geiſt der alten Welt" erblickt, und Burke als der „größte, tiefſinnigſte, mächtigſte, menſchlichſte, kriegeriſchſte Staatsmann aller Zeiten und Völker" gefeiert. Aber es ſoll doch zugleich eine Wiſſenſchaft der Politik begründet werden, die mit der Geſchichte Eins iſt, mithin ihre Geſetze aus dem lebendigen Naturgeſetz der Entwickelung empfängt. Ein organiſcher Zuſammenhang

von Wiſſenſchaft und Staat ſoll eintreten, und aus der Wiſſenſchaft des Staats zugleich ein Staat der Wiſſenſchaft ſich erheben. So ſollen wir hier auf wiſſenſchaftlichem Boden gewiſſermaßen daſſelbe erhalten, was Novalis auf poetiſchem in ſeinem Heinrich von Ofterdingen auszuführen geſucht. Nämlich, gewiſſermaßen eine Verklärung und Vergöttlichung der ganzen Wirklichkeit, die durch jene höchſte Concentration erreicht werden ſoll, in welcher ſich alle einzelnen Erſcheinungen des Lebens, der Wiſſenſchaft, der Kunſt wie in einem Brennpunct ſammeln. Dieſe wiſſenſchaftlich religiöſe Vermittelung aller geſellſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſe, die Adam Müller vorgeſchwebt, verblieb jedoch in ihm mehr wie eine myſtiſche Ahnung, und vermochte nicht geſtaltig aus ihm herauszutreten. In ſeinen Anſtrebungsverſuchen, jene myſtiſche Einheit der Wirklichkeit auszudrücken, erinnert er vielfältig an Ideen von Novalis, den er auch lebhaft verehrte und über alle andern Romantiker erhob. So ſind ſolche Gedanken, wie ſie Adam Müller in ſeinen Vorleſungen über Literatur und Wiſſenſchaft aufſtellt: „das Theater iſt ächter Vermittler zwiſchen der Kirche und dem wirklichen Leben," oder: „das ehrwürdige Wort Meſſe, in ſeinem deutſchen Doppelſinn, deutet auf den uralten Bund des Handels und der Kirche, auf die noch ältere, auf die ewige Einheit des äußeren und inneren Daſeins," durchaus im Geiſt und in der Manier des Novalis. Adam Müller kündigte auch in dieſem ſeinem Sinne der Vermittelung ein Journal für die vermittelnde Kritik an, das aber nicht zur Ausführung kam. Wie er aber die romantiſche Kritik in ihren Ausſchließlichkeiten wieder zu beſchränken trachtete, ſo wandte er ſich auch am meiſten wieder der vollen und unbedingten Anerkennung Goethe's zu, gegen welchen er jedoch einen neuen Vor-

wurf, seiner Meinung nach den einzigen, welchen man gegen Göthe erheben könne, ins Feld stellte, nämlich den: „die Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte und in allen Formen der Poesie und Philosophie ist selbst Goethen verborgen geblieben.“ Auch diese Ansicht hatte zuerst Novalis angedeutet.

Diese Richtung erschien vielleicht anfänglich nicht so bedenklich, als sie sich nachher immer mehr herausstellen mußte. Dies Bestreben einer religiösen Concentration aller Lebenserscheinungen, sobald es sich um eine Darstellung derselben in der Wirklichkeit handelte, konnte es wohl am Ende nur zu einer allegorischen Bedeutung bringen. Merkwürdig ist es aber, daß sich selbst für Goethe, der sich seiner Natur nach hier durchaus abhold erklären mußte, Berührungspuncte mit dieser Alles zur Religion erhebenden Mystik einfanden, wo er theilweise seine Uebereinstimmung an den Tag legte. Und zwar geschah dies durch den Maler Philipp Otto Runge, einen sehr begabten Mann von wahrhaft innerlichem Streben, welcher durch den Geist der romantischen Schule gefesselt worden und dadurch bestimmt, in seiner Malerkunst einen höchst eigenthümlichen Weg einzuschlagen suchte. Seine große Conception: die Tageszeiten, die in vier Blättern im Stich erschienen, liefert den Beweis davon, indem er in dieser phantastischen Darstellung aus den Arabesken eines täglichen und zeitlichen Weltlebens eine Religion, Geschichte und Philosophie umfassende Bedeutung, und die christlichen Mysterien selbst, heraustreten lassen wollte. Diese mystische Richtung führte ihn auch auf eine besondere Theorie der Farben, welcher Goethe eine nicht geringe Wichtigkeit beilegte. Doch verließ sie in der Anwendung auf das sittliche und religiöse Gebiet sofort allen wissenschaftlichen Boden, indem sie in der Farbenerscheinung die eigentliche Offenbarung des re

ligiösen Myſteriums erkennen wollte. In einem Briefe, welcher ſich in ſeinen kürzlich geſammelt erſchienenen Schriften befindet, ſagt Runge in dieſer Beziehung: „die Farbe iſt die letzte Kunſt, und die uns noch immer myſtiſch iſt und bleiben muß, die wir auf eine wunderlich ahnende Weiſe wieder nur in den Blumen verſtehen. Es liegt in ihnen das ganze Symbol der Dreieinigkeit zum Grunde. Licht, oder weiß, und Finſterniß, oder ſchwarz, ſind keine Farben, das Licht iſt das Gute, und die Finſterniß iſt das Böſe (ich beziehe mich wieder auf die Schöpfung); das Licht können wir nicht begreifen und die Finſterniß ſollen wir nicht begreifen, da iſt dem Menſchen die Offenbarung gegeben und die Farben ſind in die Welt gekommen, das iſt: blau und roth und gelb. Das Licht iſt die Sonne, die wir nicht anſehen können, aber wenn ſie ſich zur Erde, oder zum Menſchen neigt, wird der Himmel roth. Blau hält uns in einer gewiſſen Ehrfurcht, das iſt der Vater, und roth iſt ordentlich der Mittler zwiſchen Erde und Himmel; wenn beide verſchwinden, ſo kommt in der Nacht das Feuer, das iſt das Gelbe und der Tröſter, der uns geſandt wird — auch der Mond iſt nur gelb.“ —

Die religiöſe Grundlage der Staatswiſſenſchaft und der Staatswirthſchaft blieb aber auch bei Adam Müller nur ein Poſtulat. Zum Theil gelangte daſſelbe zur Ausführung durch die berühmte „Reſtauration der Staatswiſſenſchaft, von Karl Ludwig von Haller, doch gewann hier die katholiſche Richtung, welche in Haller ebenfalls vorwaltete, eine mehr praktiſche Haltbarkeit. Wo der katholiſirende Abſolutismus und Legitimismus bei den romantiſchen Politikern ſich in tranſcendentalen Ideen verflüchtigte, da ſuchte er bei Herrn von Haller vielmehr recht eigens am Erdboden zu haften und die ewigen abſoluten Rechte aus dem Grundbeſitz, aus den Ter-

ritorialrechten herzuleiten. Dieſes vollendete Syſtem des Abſolutismus, welches ſich bei Haller auf dem oberſten Prinzip eines an der Beſitznahme des Territoriums haftenden ewigen Herrſchafts- und Eigenthumsrechts aufbaute, belegte auch gewiſſermaßen die ganze Wirklichkeit mit einem religiöſen Bann, welchen hier der Grundbeſitz ausübte. Dieſe grundherrliche Gewalt, welche auch die Kirche ſich zu erwerben hatte, wurde der Ausfluß aller geſetzlichen Verhältniſſe, ſie heiligte jeden Zwang, welchen abſolute Herrſchaft und ariſtokratiſche Willkühr innerhalb des von ihnen eingenommenen Teritoriums anzuwenden für gut finden möchten. Die bereite Aufnahme, welche das Haller'ſche Syſtem in Europa fand, nnd zwar unmittelbar nach einer Zeit (1816), welche einen großen hiſtoriſchen Kampf durchgefochten und noch in allen ihren Adern den wahren Lebensprozeß der Geſchichte fühlen mußte, kann uns in vielem Betracht wehmüthig ergreifen und als ein trauriges Zeichen erſcheinen. Es tritt aber die Haller'ſche Reſtauration der Staatswiſſenſchaften gerade in dem Moment, wo ſie zuerſt erſchienen, mit ihren das Licht der Völkerkraft wieder verfinſternden Theorieen bedeutſam genug hervor, indem ſie den Eintritt der Reaction gegen den freien und ſelbſteigenen Aufſchwung des Völkerlebens anzeigt.

Betrachten wir jetzt den nationalen Aufſchwung, welcher ſich in Deutſchland während der ſogenannten Befreiungskriege in den Jahren 1813 bis 1815 zeigte, ſo müſſen wir denſelben einen hochherrlichen und von Grund aus belebenden nennen. Es war eine Epoche voll geſunder Thatkraft und friſcher Lebensentfaltung, eine neue Zukunft der Nationalität blitzte ſonnig über den Häuptern der Kämpfen-

den und Strebenden auf. Die Schönheit dieſes Zeitraums ſchildert am beſten die Poeſie, welche in ſtolzer und freudiger Begeiſterung aus dieſen Bewegungen hervortönte und an ihnen ihren Stoff erkor. Leier und Schwert wurde das Symbol dieſer Muſe. Theodor Körner zeigte eine edle Begeiſterung in einem ſchönen poetiſchen Naturell. Die Lyrik der Befreiungskriege hatte in ihm ihre liebenswürdigſte Vertretung, ſonſt war ſchwerlich ein nachhaltiger poetiſcher Kern in ihm. Seine dramatiſchen Arbeiten ſchwanken zwiſchen Schiller und Kotzebue, und konnten keine eigenthümliche Form gewinnen. Aber Körner's Gedichte waren das Organ der vaterländiſchen Jugend dieſer Zeit, und ſind darum eines ihrer edelſten Monumente geworden. Eine Geſammtausgabe ſeiner Gedichte beſorgte Streckfuß in einem Bande (Berlin 1834).

Ihm verwandt iſt Max von Schenkendorf, der das herrliche Landſturmlied: „die Feuer ſind entglommen" gedichtet hat. Seine Gedichte erſchienen Stuttgart 1815, und wurden durch ſeinen „Poetiſchen Nachlaß" (Berlin 1832) reichhaltig vervollſtändigt.

Mehr geiſtige Macht und Schwung hatten die patriotiſchen Geſänge von Friedrich Auguſt von Stägemann, aber ſie erlangten nicht die populaire Wirkung, wie die von Körner und Schenkendorf. Der Dichter ſammelte ſie unter dem Titel: „Hiſtoriſche Erinnerungen in lyriſchen Gedichten" (Berlin 1828.) Auch als Sänger der Liebe hat Stägemann einige ausgezeichnet ſchöne Sonette gedichtet, welche an ſeine Gattin gerichtet ſind, und die er, nach ihrem Tode, unter dem Titel: „Erinnerungen an Eliſabeth," als Handſchrift gedruckt (Berlin 1835), erſcheinen ließ. —

Friedrich Rückert trat unter dem Namen Freimund Raimar mit ſeinen poetiſchen Gedichten und ge-

harmiſchten Sonetten hervor, die einen kräftigen nationalen Lebensmuth ausſprachen. Auch gab er, jedoch erſt nach dem Sturze Napoleons, eine politiſche Komödie, welche den Kaiſer der Franzoſen behandelte, heraus.

Ein Mann von feuriger Geſinnung und Geiſteskraft iſt Ernſt Moritz Arndt zu nennen, er, der große Franzoſenfeind, der deutſchen Rheingränze muthiger Wächter, und Verfaſſer ſo mancher Philippica gegen Napoleon. Sein Wirken ruhte ſtets auf einer umfaſſenden und bedeutenden Grundlage, in der ſich wiſſenſchaftlicher Geiſt mit einer dichteriſchen Phantaſie durchdrangen. Damals dichtete er treffliche Schlachtlieder und Volksgeſänge, die Haare auf den Zähnen und tiefe Gluth im Herzen hatten. Sein Lied von Blücher iſt klaſſiſch in dieſem Genre zu nennen. Beſonders aber wirkte durch hiſtoriſche und politiſche Darſtellungen ſein „Geiſt der Zeit," (erſter Theil, Altona, 1807, 3. Auflage 1815; zweiter, dritter und vierter Band, Berlin 1813 und 1818), ein Buch voll kühner Freiſinnigkeit, das eine ungemeine Verbreitung gewann. Später iſt Arndt etwas hinter der Strömung der Zeit zurückgeblieben, und er iſt beſonders ihren neueſten Bewegungen nur widerwillig und wie mit gelähmten Flügeln gefolgt, was ſo vielen Männern aus der Zeit von 1813 begegnen mußte. Doch blieb ſtets ſeine unverfälſchte biedere deutſche Geſinnung gleich hoch zu achten, auch zeigte er ſich billig genug, jenen Bewegungen der Neuzeit nicht durchaus ihr Recht abzuſprechen, und wenigſtens die Exiſtenz mancher modernen Richtungen nicht zu läugnen, wenn er ſich auch ſelbſt in eine gewiſſe Ferne von ihnen ſtellt. Sein Hauptthema iſt bis auf den heutigen Tag die Rheingränze geblieben, deren Deutſchheit er immer mit dem alten Eifer und dem alten Franzoſenhaß gegen die „ſchleichenden und ſchlangenzüngelnden Welſchen" verficht. Dies ſein Thema

hat sich denn auch als vorhaltend bewährt, indem es in der neuesten Zeit so schwungvoll wieder aufgenommen und zu nationalen Declamationen benutzt wurde, wobei freilich auch manche sehr ehrenhafte deutsche Stimme sich wieder erhob. Von Arndt aber wird man nie behaupten können, daß er sich jemals in einem unfreien Geiste zu seiner Zeit gestellt. Er hat mit besonders starker und gläubiger Hoffnung an der Bedeutsamkeit Preußens für die Zukunft Deutschlands festgehalten, aber auch dies nur in einem freien und der öffentlichen Entwickelung zuträglichen Geist. Die ganze Bedeutsamkeit seines Charakters stellt sich in seinen in der letzten Zeit herausgegebenen Selbstbekenntnissen: „Erinnerungen aus meinem Leben und meiner Zeit" (Leipzig 1841) erschöpfend heraus. Das rege Fortleben seines wissenschaftlichen Geistes legte er zuletzt in seiner „Vergleichenden Völkergeschichte" (Leipzig 1843) an den Tag, worin treffende und geistvoll verbindende Beobachtungen über das innerste Wesen der geschichtlichen Entwickelung aufgestellt sind.

Auch von Ludwig Uhland wollen wir an dieser Stelle sprechen, obwohl er nur theilweise diesem Zeitraum angehört, und der reine poetische Geist, welcher in ihm lebte, sich eine allgemeine Ausbildung und Bedeutung zu gewinnen strebte. Aber wie in seiner Poesie die deutsche Freiheit und die deutsche Gemüthsherrlichkeit den Grundton abgaben, so stimmte sie auch mächtig in jene Jubelklänge der nationalen Erhebung des Vaterlandes ein, welche die deutsche Dichtung zur Zeit der Befreiungskriege so muthberauscht umhertrug. Einem begünstigten deutschen Volksstamme angehörig, welcher sich eben so sehr durch seinen tiefinnern poetischen Kern und eine naturvolle starke Gemüthsinnerlichkeit auszeichnete, als er sich auch schon von Alters her im Besitz freier und volksthümlicher Verfassungsformen befunden, mußte der schwäbische Dichter schon von vorn her-

ein auf den ergiebigsten Voraussetzungen ruhen. Uhland war auch zunächst durchaus der Dichter seines würtembergischen Volksstammes, dessen heiter kräftiges Naturell, dessen landschaftliches Element und ächt volksthümliche Gesittung er überall in seinem Charakter wiederspiegelt und zu schönen Formen erhebt. Das herrliche Naturleben, das in Uhlands Gedichten sich entfaltet, ist immer zugleich der Ausdruck der edelsten, freiesten und kräftigsten Gesinnung, die sich harmonisch und kunstgemäß zu gestalten sucht. Von den rebenbepflanzten Bergen in die volksgedrängten Thäler herab, an den Bächen und in den Wäldern, überall rauscht es von Poesie und Gesang, und die Poesie ist das Volk und der Gesang ist die Freiheit. Und wo die Gegenwart umdüstert ist und keinen Raum hat für all das überschwängliche Liebes- und Freiheitsleben, da kommt die alte Sage mit ihrem Zauberspiegel durch den Wald hergeschwebt und führt an ihrer Hand die Poesie in die alte goldene Zeit, in die Zeit der Minne und der Helden, in das Mittelalter zurück.

Die Verbindung der Poesie der Freiheit mit der Lebensherrlichkeit des Mittelalters erscheint in Uhland als ein eigenthümlicher Zug seines Naturells, und als Ausfluß derjenigen gesunden Romantik, die wir früher in ihrem aus dem Lebensgeist des deutschen Mittelalters sich entwickelnden Begriff anschaulich zu machen gesucht haben. In Uhland haben wir den Dichter, in welchem Romantik und Freiheit nicht als zwei absolute Gegensätze auseinander fallen, sondern sich zur Einheit eines vollen und kräftigen Lebens verbinden, und zwar durch das Vermittelungsglied der wahren Volksthümlichkeit, die, wie wir früher ausführlicher auseinander gesetzt haben, im Mittelalter selbst das romantische Lebensprinzip mit dem Geist der Freiheit durchdrungen. Hatte Uhland hierin mit dem ursprünglichen

beſſeren Geiſt der romantiſchen Schule eine Verwandtſchaft, ſo muß doch ſein Bildungsweg ein durchaus eigenthümlicher und ſelbſtſtändiger genannt werden, der ihn dann auch von allen den Verwirrungen, von welchen wir jene Schule in ihrer Weiterentwickelung betroffen ſehn, frei erhielt. Ihm fehlte auch auf der andern Seite zu ſolchen Verwirrungen jene dialektiſch ironiſche Anlage, die ſich unterwühlend auf das Sittliche und Geſellſchaftliche wirft und aus gefährlichen Selbſtentzweiungen die höchſten poetiſchen Wirkungen erſtrebt. In dieſem Sinne war Uhland kein Romantiker. In ihm war Alles harmoniſch, einheitlich aus einem Stück, ein feſtes und unverrückbares Gefüge. In dieſer eigenthümlichen geſunden Durchbildung, welche wir an Uhland anerkennen müſſen, iſt aber der Einfluß Goethe's auf dieſen Dichter ſehr hoch in Anſchlag zu bringen. Ließ ſich Uhland von den Romantikern nicht irren, ſo ließ er ſich dagegen durch Goethe zu künſtleriſcher Klarheit in Geiſt und Form beſtimmen. Es iſt merkwürdig, hier die Goethe'ſche Natur mit ihrer heiter bildneriſchen Plaſtik vermittelnd eintreten zu ſehen zwiſchen der mittelalterlich romantiſchen Richtung und der liberalen hiſtoriſchen Bewegung der Neuzeit. Dieſe Vermittelung übte ſie ohne Zweifel in Uhland aus, welcher den romantiſchen Ueberſchwang des Volksgedichts an der feinen Begränzungskunſt Goethe's zügelte. Man hat darin oft Nachahmung der Goethe'ſchen Form erkennen wollen, was ſich, wenn man will, beſonders in Uhland's Balladen und Romanzen aufzeigen ließe. Aber man kann im Grunde nicht Nachahmung nennen, was ein aus dem Einfluß des andern Dichters gewonnenes Maaß der Darſtellung, was ein abgelauſchtes Geheimniß der Form iſt. Ebenſo viel, als aus Goethe, hat Uhland auch aus der mittelalterlichen deutſchen Poeſie für ſeine Formen gewonnen. Die durch die romantiſche Schule vermittelte

Richtung der Studien auf dieſe Poeſie theilte auch Uhland angelegentlichſt, wovon ſeine Abhandlung über Walther von der Vogelweide (Stuttgart 1822) einen ſchönen Beweis gab. In ſeinen Balladen und Romanzen aber begegnen wir dem mittelalterlichen Leben in Hülle und Fülle, und ſehen, wie des Dichters Sehnſucht bei dieſen Rittern und Königsſöhnen, bei Goldſchmied's Töchterlein, bei verſunkenen Schlöſſern und verzauberten Wäldern weilt. Die Sage des eigenen Volksſtammes aber wird auch hier mit Vorliebe behandelt, wie ſich im Eberhard der Rauſchebart zeigt. Auch in der dramatiſchen Form ſuchte Uhland die vaterländiſchen Stoffe zu geſtalten, („Herzog Ernſt von Schwaben" (Heidelberg 1817) und „Ludwig der Baier" (Berlin 1819), doch muß man wohl ſeinen Beruf zur dramatiſchen Poeſie überhaupt bezweifeln. Es war durchaus keine innere Spannung der Gegenſätze in Uhland, und darum fehlt ihm in ſeinen beiden Stücken das eigentlich dramatiſche Pathos, an deſſen Stelle die leidenſchaftsloſe kalte Verhandlung eintritt. Die erſte Sammlung ſeiner „Gedichte" erſchien 1814, und ſeitdem liegt eine beträchtliche Anzahl von Ausgaben derſelben vor uns, die nach und nach immer umfaſſender und reicher geworden ſind.

Hier wollen wir auch des ritterlichen Sängers Baron de la Motte Fouqué in Ehren gedenken, von welchem Uhland ſingt:

Auch unſers deutſchen Liedertempels Pfleger,
Sie ſind dem Kriegesgeiſte nicht verdorben,
Man hört ſie wohl, die freud'gen Telynſchläger
Und mancher hat ſich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, du, o ſchwarzer Jäger,
Wohl ſeid ihr ritterlichen Tod's geſtorben!
Und Fouqué, wie du mir das Herz durchdringeſt!
Du wagteſt, kämpfteſt, — doch du lebſt und ſingeſt.

In Fouqué verwebte sich das Element der Befreiungskriege mit der Romantik zu einer ritterlichen Gestalt, die sich in den Illusionen, als sei die alte goldene Zeit der Minne und des Ritterthums wirklich zurückgekehrt, behaglich und selbstgefällig umherschaukelte. So besingt er in dem romantischen Heldengedicht: Corona (Berlin 1814) sich selbst und sein treues Roß ganz im Geschmack der alten Heldendichtung. Zugleich war er ein durchweg tugendsamer Ritter, und so erhielten in ihm die Ausschweifungen der romantischen Schule gewissermaßen auf dem eigenen Gebiet ihre sittliche Correctur. Auch das Hoffmann'sche Teufels- und Kobolds-Element ist in der Fouqué'schen Poesie wahrzunehmen, aber auch dies tritt nicht im Extrem, sondern geklärt und gereinigt bei ihm auf. Ein durch und durch poetisches Naturell, ist Fouqué doch zu früh in Manierirtheit untergegangen, um das zu leisten, was er seinen allerdings bedeutenden Kräften nach vermocht hätte. Seine Undine (zuerst Berlin 1813) ist aber wohl als eine vollendete, von einem wahren poetischen Geist durchdrungene Dichtung im Gedächtniß zu behalten. Auch sein Roman „der Zauberring" (Nürnberg 1816, 3 Bände) ist eine der beliebtesten Dichtungen in der deutschen Literatur geworden.

Neben ihm stellt sich uns sein Freund Franz Horn in dieser Reihe dar. Dieser treffliche Mann verdient die Vergessenheit nicht, der ihn das deutsche Publikum anheimgeben zu wollen scheint. Aus der romantischen Schule nicht geradezu hervorgegangen, aber doch an dem Einfluß derselben erwachsen, strebte und rang er, sich eine eigenthümliche Stellung in der Literatur zu gewinnen, und ein ästhetisches Bewußtsein über der romantischen Schule zu behaupten. In allen Dingen dem Extremen abhold, stellte er eine ruhige literaturfromme Mitte dar, die es in man-

chem Betracht zu etwas Ersprießlichem gebracht hat. Seine Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte („Geschichte und Kritik der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luther's Zeit bis zur Gegenwart," vier Bände, Berlin 1822—1829) haben viel Verdienstliches und Lehrreiches, der Stoff der Literatur ist darin oft auf eine eigenthümliche Weise durchdrungen und gewonnen, und wenn auch die Kritik Franz Horn's leicht einseitig wird und sich an Gefühlsmomente hängt, die eigentlich das Urtheil gar nichts angehen sollten, so verbindet er doch mit seinen Fehlern auch die entschiedensten Vorzüge. Sein literarhistorisches Werk ist namentlich für die Literatur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts werthvoll, und man lernt daraus viele Einzelzusammenhänge und individuelle Details kennen, die kein Anderer so zusammengestellt hat. Seine Romane und Novellen, unter denen er „die Dichter" (3 Bände, Berlin 1801, neue Auflage 1817) selbst für sein bestes Werk erklärt hat, sind für ein stilleres andächtiges Publikum geschrieben, und sprechen, bei einer nicht gewöhnlichen plastischen Vollkommenheit und Charakterzeichnung, eine tröstliche Lebensklarheit und einen tiefgebildeten ethischen Sinn aus. Franz Horn ist, wie Fouqué, was den literarischen Ruhm anlangt, einer gewissen Manierirtheit zum Opfer gefallen, die das Verderblichste für einen Schriftsteller ist. Sie entsteht besonders aus einer Art von Selbstverliebtheit des Autors, die dem Geist nicht mehr die freie Fortbewegung läßt, sondern ihn in seinen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten so verfängt, daß eigentlich das Zufällige an ihm die Hauptsache zu werden anfängt. Bei Franz Horn kam auch noch ein gewisses Schönthun mit dem Kranksein hinzu, das er sich bei fortwährenden eigenen Leiden angewöhnt hatte. Dieser poetische Heiligenschein,

welchen er um die Krankheit wob, schreckte aber viele Leser von ihm zurück. —

An dieser Stelle, wo sich in das von uns entworfene Literaturbild dieser Zeit die letzten Fäden der romantischen Schule verweben, ist es auch Zeit, des Freiherrn Joseph von Eichendorff zu gedenken, welcher gewöhnlich der letzte Romantiker genannt wird. Dieser liebenswürdige Dichter, dessen Werke nun in einer kürzlich erschienenen Gesammtausgabe (Berlin, bei Simion) vor uns liegen, hat den romantischen Geist auf die unschuldigste Weise fortgepflanzt. Es ist vorzugsweise die Romantik des Naturlebens, welche in seinen Poesieen, namentlich aber in seinen herrlichen Liedern, ihren Ausdruck findet. Das musikalische Element, sowohl in der Form, wie in der Betrachtungsweise, ist das überwiegende an Eichendorff; Alles muß sich ihm in Melodieen fügen, und das Leben erhält seine schönste Bedeutung in diesem träumerischen Wellenschlag der Gefühle, in diesem Gleichmaaß der sich hin- und herschaukelnden Empfindungen. Dies lyrische Behagen, in das sich Alles bei ihm einspinnt, erscheint dann zugleich als das höchste Lebensideal, und wird in seiner Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" humoristisch als solches gefeiert, in welchem sehr anerkennungswerthen Taugenichts wir erlaubtermaßen den Dichter selbst in seinen stillen Lebenswünschen belauschen dürfen. Die musikalische Natur Eichendorff's fühlt sich über allen Ideenzwiespalt hinausgehoben, und es geht deshalb bei ihm Alles friedlich ohne alle geistige und sittliche Kämpfe in einem harmonischen Ebenmaaß ab. Was hat auch das reine Dichterblut mit solchen Kämpfen zu schaffen? Diese Singvogelnatur hat ausdauernde Harmlosigkeit genug, um einen ganzen Roman, ein ganzes Leben lyrisch verhallen zu lassen, wie es in dem Roman „Ahnung und Gegenwart" geschieht, welchen zuerst Fouqué einge-

führt. Eichendorff's Dramen, unter welchen sich „Ezzelin von Romano" auszeichnet, haben ebenfalls diesen lyrisch verschwebenden Charakter, der natürlich der wahren dramatischen Körperlichkeit nachtheilig werden muß. Bei diesem Dichter muß selbst das Tragische einen lieblichen Schmelz annehmen, auch alle Schrecknisse sänftigen sich unter seiner melodischen Hand. Auch ihm sind, wie den andern Romantikern, die blitzenden Waffen des Humors und der Ironie gegeben, aber er verwendet die letztere nur zu sehr unschuldigen polemischen Zwecken, wie in „Meyerbeth's Glück und Ende" gegen den sonderbaren Shakspeare-Uebersetzer Meyer, oder er macht im Allgemeinen den Philistern den Krieg im „Krieg den Philistern." —

Hier wollen wir auch Adam Oehlenschläger nicht zu nennen vergessen, dessen poetisches Blut mit den Romantikern verwandt ist, mit denen er sich auch, besonders in dem Kreise der Frau von Staël zu Coppet, mehrfältig begegnete. In seinem dänischen Vaterlande dürfte Oehlenschlägern nach Verhältniß der dortigen Literaturentwickelung noch ein höherer Platz in der Poesie zuzuerkennen sein, als bei uns, obwohl ihm auch in der deutschen Literatur seine Stelle, die er sich mit so vieler Liebe und Ausdauer errungen, nicht geschmälert werden soll. Seine Schriften verdienen als wahlverwandte der deutschen Poesie eine fortwährende achtende Anerkennung. Aus den uns stammverwandten Nordländern sind besonders drei Männer zu uns herübergekommen, welche mit Geist und Liebe in der deutschen Literatur ein zweites Vaterland suchten, indem ihnen die angeborenen heimathlichen Gränzen nicht genügten. In dem seltsamsten Verhältniß zur deutschen Poesie befand sich in dieser Hinsicht der geniale, tief zerrissene Jens Baggesen, indem er die Ausübung der vaterländischen Dichtkunst unbefriedigt aufgab, und doch in Deutsch-

land gerade den bedeutendſten Dichtern, wie Goethe und Tieck, mit einer höchſt feindſeligen Polemik entgegentrat. In dieſem nicht unbegabten aber durchaus verworrenen Dichter zeigt ſich ein ſolcher Miſchmaſch von poetiſchen, philoſophiſchen und politiſchen Richtungen, daß es ſchwer hält, ſeiner beſtändig wechſelnden Natur einen beſtimmten Charakter nachzuſagen. Während Baggeſen die romantiſche Schule anfeindete, war er doch zugleich ihr Nachahmer. Doch ahmte er noch vielen andern deutſchen Dichtern nach. Von ſeinen deutſchen Werken ſind die „Gedichte“ (Hamburg 1803, zwei Bände) und die „Heideblumen“ (Amſterdam 1808, zwei Bände) zu erwähnen, außerdem ſeine wunderlichen epiſchen Dichtungen: „Parthenais oder die Alpenreiſe“ (1812), und das humoriſtiſche Epos „Adam und Eva oder die Geſchichte des Sündenfalles“ (Leipzig 1826). Einzelne große Anſchauungen ringen darin mächtig mit dem Nachtdunkel eines verworrenen Geiſtes, das häufig durch ſatiriſche Blitze, nicht ſelten auch durch triviale Tändeleien ſich zu erhellen ſucht. Werthvolle und für die Charakteriſtik der Jahre 1790 bis 1801 bedeutende Mittheilungen enthält ſein „Briefwechſel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi“ (Leipzig 1831, zwei Bände). Von einer Sammlung ſeiner poetiſchen und proſaiſchen Schriften in däniſcher Sprache erſchienen 11 Bände (1827—1831).

Steffens, von dem wir ſpäter noch ausführlicher zu reden haben, wurde ganz Deutſcher in Wiſſenſchaft, Leben und Kunſt. Oehlenſchläger dagegen ſuchte in gemüthlicher Ausgleichung beiden Richtungen zu leben, und ſang in befriedigter Selbſtgenügſamkeit däniſch und deutſch zugleich ſeine Lieder. Steffens und Baggeſen hatten aus einem leidenſchaftlichen verzehrenden Drang nach Bildung, aus einer geiſtigen Unruhe, die Heimath verlaſſen und aufgegeben, um in deutſcher Philoſophie und Poeſie

für ein heißes Streben Befriedigung zu finden. Nicht so Oehlenſchläger, der nicht durch innere Stürme nach Deutſchland verſchlagen wurde, ſondern friedlicher Weiſe deutſche Bildung ſich aneignete, der mehr mit ämſig ſchaffendem Fleiß, als mit dem Drang des Genies an deutſchen Muſtern ſein Talent nährte und entwickelte. Das Schönſte und Eigenthümlichſte an Oehlenſchläger iſt ſeine Mährchenphantaſie. Beſonders hat er im Mährchendrama Ausgezeichnetes geleiſtet, in welchem er vor ſeinem Vorgänger und Meiſter Tieck den Vorzug einer größern Regelmäßigkeit der Darſtellung behauptet, wenn er ihm auch freilich in der geiſtreichen und originellen Auffaſſung nicht gleichzukommen vermag. Auch die ſatiriſchen Nebenblicke und humoriſtiſchen Hinblicke auf die Wirklichkeit hat Oehlenſchläger in ſeinem Mährchendrama mit Tieck gemein, wie man beſonders in ſeinem „Alladin“ ſieht, aber der Eindruck des eigentlich Mährchenhaften und Phantaſtiſchen bleibt ihm doch Hauptthema, das er in fleißiger Ausführlichkeit der Form regelrecht durchzuarbeiten ſucht. Von allen ſeinen Arbeiten hat ſich in Deutſchland ſein „Correggio“ am längſten in Gunſt und Aufnahme erhalten, obwohl man den Geſchmack dieſes theilweiſe verdienſtvollen Dramas nicht billigen kann. Oehlenſchläger iſt bis in die letzte Zeit hinein mit Eifer und Erfolg productiv geblieben, obwohl er in ſeinem Vaterlande durch eine neue Generation, welche zum Theil die Oberflächlichkeit und Seichtigkeit ſeiner äſthetiſchen Prinzipien nicht mehr billigt, in dem Genuß ſeines Ruhmes geſtört worden iſt. Eine Ausgabe ſeiner deutſchen Schriften erſchien in achtzehn Bänden, Breslau 1829—1830.

11. Die Reſtauration und der Romanticismus in Frankreich.

Die ſeltſame Mittagsſtille, welche nach Abſchluß der Wiener Traktate ſich des Völkerlebens bemächtigte, konnte in gewiſſem Betracht als günſtig für die Beſchäftigung mit Poeſie und Wiſſenſchaft angeſehen werden. In Frankreich zeigte ſich auch unmittelbar nach Wiederherſtellung der Bourbonen ein ſehr reges literariſches und wiſſenſchaftliches Treiben. Man wandte ſich einerſeits nach den großen geiſtigen Hervorbringungen der Vergangenheit, nach den Schriftſtellern der alten Zeit zurück, und ſuchte in jeder Weiſe, beſonders durch Veranſtaltung von Ausgaben dieſer Autoren, den antiquirten Nationalruhm zu erneuern; andertheils gab man ſich mit eben ſo großer Aufregung an neue Richtungen, Ideen und Syſteme hin, welche der Heraufführung der Zukunft, der Begründung einer neuen Culturepoche gewidmet waren. In Deutſchland aber trat in dieſer Reſtaurationsperiode ein merkliches Nachlaſſen der geiſtigen Spannkraft ein, und namentlich die Literatur verlor wieder den Zuſammenhang mit dem öffentlichen Leben, den ſie kaum ergriffen hatte. Einerſeits begann eine ſeichte Belletriſtik vorzuherrſchen, welche der ſchläfrigen und wieder auf nichtsnutzige Privatintereſſen gerichteten Stimmung Vorſchub leiſtete. Die Namen Clauren, Theodor Hell, Friedrich Kind, Guſtav Schilling (welcher letztere jedoch ein urſprünglich ſehr bedeutendes Talent in der Sündfluth ſeiner Romane ertrinken ließ) gediehen in dieſer Zeit.

Bedeutender entwickelte ſich jetzt das allgemeine literariſche Leben in Frankreich. Die Literatur nahm in den jungen ſtrebenden Geiſtern ſeit der Reſtauration bald eine beſondere und eigenthümliche Form an, für welche

auch der Parteiname nicht ausbleiben konnte. Es sind die Romantiker, welche diese neue Bewegung in ihrer Nationalliteratur begannen, und vorzugsweise deshalb Romantiker waren, weil sie nicht mehr Classiker im Sinne jener überlieferten abgeschlossenen Normen der poetischen Darstellung sein wollten. Der französische Romanticismus war somit in seiner ursprünglichen Bedeutung nichts als die Partei der französischen Jugend selbst, deren Streben, die französische Literatur und Sprache zu emancipiren, mit diesem Namen getauft wurde. Und diese Emancipation ging nicht ohne den Einfluß vor sich, welchen die Verbreitung deutscher und englischer Poesie in Frankreich, namentlich aber die unter der französischen Jugend aufgekommene Vorliebe für Schiller, Hoffmann und Lord Byron ausgeübt hatte. Durch diese Elemente wurde die Entwikkelung und Richtung des französischen Romanticismus ohne Zweifel am entschiedensten bestimmt und gefärbt. Auch kann man sagen, daß die deutsche Sprache selbst hierin auf die französische eingewirkt habe, wenigstens in dem allgemeinen Sinne, als in der deutschen Literatur sich vor Allem herausstellte, daß hier die Macht des Gedankens und Gefühls eine geistige Alleinherrschaft über Sprache und Wortbildung sich begründet. So suchten die Romantiker ihr Streben nach einer gleichen geistigen Elasticität in ihrer Nationalsprache zu einem systematischen Widerstande gegen die versteinerten Normen der Classicität auszudehnen. In dem Maße aber, als in dieser Richtung das freie Recht des Gedankens in der Sprache anerkannt werden sollte, hatte auch der Lebensinhalt der Poesie selbst sich zu befreien und auszudehnen. Die Dichtungen der Romantiker sollten zu treuen und schonungslosen Spiegeln des wirklichen Lebens werden, während das prude Manschettenthum der Classicität das wirkliche Leben nicht kannte und deshalb

mit geringer Mühe auf den Stelzen seines Kothurns erhabene Theatertugenden vorüberschreiten lassen konnte. Und hierdurch hat eben der Romanticismus einen culturgeschichtlichen Einfluß in Frankreich gewonnen, daß er nämlich eine tiefere Lebenspoesie zu schaffen bestrebt war, die in den Wurzeln der Wirklichkeit hängt und durch ächt menschliche Motive in das Herz der Nation überzugreifen sucht. Diese jungen Dichter bemächtigten sich dann auch einer der Hauptaufgaben der modernen Poesie, nämlich die Sünde und das Laster darzustellen, mit einer bisher noch nicht gekannten Freiheit der Behandlung, und zogen sich dadurch auch vielfältig den Vorwurf der Unsittlichkeit zu, der in manchem Betracht gegründet, unter einem höheren Gesichtspunct aber auch wieder aufzuheben ist.

Wir haben hiermit die Idee des französischen Romanticismus in ihrem allgemeinsten Umriß angegeben, doch wurde die Wirklichkeit seiner Erscheinung in der Literatur und in der Zeit noch eine mannigfach bedingte und schillernde. Die Romantiker waren eine literarische Bewegungspartei, weil sie die Emancipation der Sprache durch den Gedanken, die Emancipation der Poesie durch das wirkliche Leben erstrebten, aber zugleich waren sie mit Elementen erfüllt und genährt, welche sie ursprünglich keineswegs mit der Partei des Liberalismus zusammenfallen ließen. Vielmehr waren die mittelalterlichen, katholischen, ritterlichen und royalistischen Richtungen, an welchen sich der Romanticismus zunächst heranzubilden hatte, geeignet genug, um die Jünger dieser Partei anfänglich mit dem Liberalismus zu verfeinden. Das stille politische Leben unter der Restauration, das die öffentlichen Gegensätze der Parteien ohnehin zu keiner bedeutenden Demonstration herausforderte, ließ auch diese ursprüngliche politische Färbung der Romantiker im Grunde zu keiner eigentlichen politischen Partei-

ſtellung heranwachſen. Dagegen ſuchten die Gegner des Romanticismus ſelbſt, die ihren claſſiſchen Widerſtand theils ſehr ſchwach, theils mit ſehr unklugen Mitteln behaupteten, die junge Partei mit aller Gewalt in die Oppoſition hineinzutreiben, indem ſie zur Unterdrückung der romantiſchen Beſtrebungen ſich an die Staatsmacht und den König ſelbſt wandten. Bekannt iſt die Bittſchrift, welche ſieben claſſiſche Dichter an Karl X. richteten, um von ihm die Aufrechterhaltung der Claſſicität des Theatre français zu begehren. Der Satiriker Baour-Lormian war noch der Einzige, welcher den Kampf gegen den Romanticismus mit einigermaßen ſtarken und würdigen Waffen verfocht, doch gehörte auch er zu den Sieben, welche die glücklicherweiſe abgelehnte Petition an Karl X. unterzeichnet hatten. Als ein Gegner der neuen Schule machte ſich auch noch der alte claſſiſche Dramatiker Alexander Duval geltend, der heftig eiferte, daß dieſe jungen Leute einen neuen Weg ſuchen wollten, während auf dem alten der höchſte Ruhm der franzöſiſchen Nationalpoeſie erobert worden. Victor Hugo, welcher in dieſen jungen Beſtrebungen vorangegangen war, wurde auch zuerſt das Opfer des Parteihaſſes, der ſich bei der Aufführung ſeines Cromwell auf eine vernichtende Weiſe gegen dieſes Stück entlud. Doch dauerte es nicht lange, ſo verſchaffte dieſer Dichter der romantiſchen Schule, und auf dem Theatre français ſelbſt, einen eben ſo glänzenden und ruhmvollen Sieg, indem ſein Hernani den allgemeinſten Beifall davontrug (25. Februar 1830), von welchem Tage man die Herrſchaft dieſer neuromantiſchen Poeſie in Frankreich herſchreiben kann.

Es war intereſſant, den Bildungsgang des franzöſiſchen Romanticismus in ſeinen Einzelnheiten zu beobachten, wie er ſie in dem von Dubois herausgegebenen pariſer Journal, le Globe, bis zum Jahre 1830 in religiö-

ser, philoſophiſcher und äſthetiſcher Hinſicht entfaltete. Die jungen, lebensmuthigen Kritiker, welche im Globe ihre neuen Bekenntniſſe ablegten, zeichneten ſich alle durch ein ernſtes, in den tieferen Grund der Erſcheinungen eindringendes Streben aus, wie man es bis dahin in Frankreich auf dieſem Gebiet noch nicht gekannt hatte. Beſonders ſuchten ſie durch eigenthümliche Beurtheilungen der ausländiſchen Literaturen und der deutſchen Philoſophie zu wirken, und daran den einheimiſchen Literaturhorizont zu erweitern und zu vertiefen. Unter dieſen Kritikern iſt beſonders J. J. Ampère mit Bedeutung zu nennen, der ein ausnehmend feines, kritiſches Naturell bewährte und mit tiefſinnigem Eindringen eine geſchmeidige und glänzende Darſtellungskunſt verband, mit welcher er literariſche Individualitäten reproducirte und neue philoſophiſche Ideen in nationaler Form einzubürgern wußte. Er und Sainte-Beuve, Edgar Quinet, Guſtave Planche, F. Marmier und andere, begründeten in dieſer Richtung eine neue kritiſche Literatur, welche ein merkwürdiges Zeugniß ablegt, in wie ernſten Umwandelungen des Charakters und der Beſtrebung dieſe Generation Frankreichs begriffen war. Es iſt dies ein Wendepunkt des franzöſiſchen Nationalcharakters, der in ſeiner Richtung auf das Ernſte, Tiefſinnige und Spekulative die größte Beachtung verdient, und ſich auf eine merkwürdige Weiſe auch in der gegenwärtigen franzöſiſchen Jugend weitergebildet hat. Namentlich war es Deutſchland und deutſche Bildung, welche eine Zeitlang als der Centralpunkt dieſer jungen franzöſiſchen Beſtrebungen erſchienen, und nach allen Seiten hin erforſcht und ausgebeutet wurden. Deutſche Philoſophie, Literatur, Elementar-Unterricht, Univerſitäten-Einrichtung, wurden zum Theil in Deutſchland ſelbſt von ausgezeichneten Franzoſen ſtudirt, außer den ſchon genannten Ampere, Quinet, Marmier

besonders von Cousin, Saint-Marc Girardin, Lerminier, Guizot, Carnot, Jourdain, welche tiefer oder oberflächlicher davon ergriffen wurden und zum Fortschritt der eignen Nationalinteressen davon Gebrauch erstrebten. Wir sind keineswegs geneigt, die Bedeutung dieser Bestrebungen für den literarischen und wissenschaftlichen Fortschritt überhaupt zu hoch anzuschlagen; der eigentliche Werth derselben beruht vielmehr nur innerhalb der Gränzen der französischen Nationalität selbst. Sonst muß man wohl sagen, daß namentlich die Entdeckungsreisen der Franzosen auf dem hohen Meere der deutschen Philosophie ziemlich ohne Compaß und Magnetnadel gemacht sind. Die neue philosophische Literatur der Franzosen, wie sie vorzugsweise aus Aneignungen und Nachwirkungen der deutschen Spekulation heraustrat, läßt fast nur die Abirrungen und Wendungen der philosophischen Idee gewahr werden, und man kann deshalb mehr von einem Verschlagensein der deutschen Spekulation nach Frankreich, als von einer dortigen Verpflanzung derselben reden. Jede bestimmte planmäßige Richtung dieser an sich so ehrenwerthen Aneignungsversuche fehlt, besonders im gegenwärtigen Augenblick, wo auch der glückliche Fund, den Victor Cousin mit dem wunderlichen System seines Eklektizismus zu thun gemeint hatte, bereits wieder zu den verschollenen und abgelegten Dingen bei den Franzosen gehört. Dieser Eklektizismus war wie eine grüne Insel gewesen, die Cousin in aller Eil auf einer Spazierfahrt durch die Hegel'sche Philosophie entdeckt hatte; er rief: Land! und stieg aus, aber der Eklektizismus, der auf eine so bodenlose Geschichts-Ansicht von der Philosophie gegründet war, wich ihm allmälig wieder unter den Füßen fort, bis nun endlich die Wellen des Tages über sein vergessenes Dasein zusammengeschlagen sind. Es war auffallend, daß ein so geistreicher

Kopf, wie Couſin, es überſehen konnte, wie er mit dieſem nur ekleſtiſchen Syſtematiſiren der Geſchichte der Philoſophie wieder weit hinter Hegel, von dem er doch gelernt haben wollte, zurücktreten mußte, da Hegel die bisherige Geſchichte der Philoſophie ſchon zu einer ſpekulativen Syſtem-Einheit konſtruirt und idealiſirt oder vielmehr in eine Logik aufgelöſt hatte, ſo wie alle einzelnen Jugendthaten eines alt gewordenen Helden ſich ihm zuletzt in der Todesſtunde in den einen großen, aber abſtrakten Begriff eines reichen Lebens auflöſen. Den erſten Eingang verſchaffte Couſin ſeinem philoſophiſchen Standpunct durch die von ihm herausgegebenen Fragmens philosophiques (Paris 1826, dritte Ausgabe 1838) und die Nouveaux fragmens philosophiques (Paris 1829), worin er zuerſt dieſe wunderliche Miſchung aus allen bisherigen philoſophiſchen Denkarten und Syſtemen, in welcher er die rechte und einzige Geſtalt der Wahrheit erblicken wollte, näher beſtimmte. Ein bleibendes Verdienſt hat er ſich jedoch in Frankreich durch die Ausbreitung einer genaueren Kenntniß der Geſchichte der Philoſophie erworben, wobei er die tieferen geſchichtsphiloſophiſchen Entwickelungen Hegel's mit Erfolg zu populariſiren und dem franzöſiſchen Bewußtſein zugänglich zu machen verſtand. Seine franzöſiſche Ueberſetzung des Plato, welche er in 12 Bänden vollendete (Paris 1822—1838), ſowie ſeine Ausgaben des Proclus, Descartes und Abälard, gehören nicht minder zu ſeinen anerkennenswerthen Arbeiten. Auch hat Couſin zuerſt in Frankreich die philoſophiſche Bedeutung des Ariſtoteles zu ihrem wahren Recht gebracht. Eine eigenthümliche Seite ſeiner Beſtrebungen iſt auch das Schul- und Unterrichtsweſen, das er beſonders auf ſeinen pädagogiſchen Reiſen in Preußen und Holland, von denen er vortreffliche Mittheilungen gab, gründlich erörterte.

In Frankreich aber war es ſeit dem Julimonat 1830 um den Eklektizismus geſchehen; die jungen Franzoſen wollten nun auch ein neues Philoſophiren an die Tagesordnung kommen ſehen, gewiſſermaßen eine neue Charte für die Spekulation. Da ſchwang ſich Eduard Lerminier, auch ein junger Wahl-Verwandter der deutſchen Philoſophie, auf die ſpeculative Tribune, und ſprach zuerſt die Verbannung des Eklektizismus von dem Grund und Boden der franzöſiſchen Philoſophie aus. Dann ging er darauf los, eine neue philoſophiſche Dynaſtie zu gründen; er konſtituirte zuerſt eine „Philosophie du droit," ſetzte ſich darauf mit einem Berliner in philoſophiſche Correſpondenz („Lettres à un Berlinois"), dann griff er nach verſchiedenen unbeſtimmten Richtungen hin aus und ſchrieb unter Anderm eine intereſſante Abhandlung: „De l'influence de la philosophie du dix-huitième siècle sur la législation et la sociabilité du dix-neuvième." (Paris 1833.) Lerminier hatte damals noch als Liberaler die Gunſt der ſtudirenden franzöſiſchen Jugend für ſich; Couſin war der jungen Generation vor Allem zu miniſteriell geworden. Darum ſtrömte man dem rechtsphiloſophiſchen Katheder Lerminier's zahlreich und beifallſpendend zu, und es läßt ſich wohl nicht läugnen, daß Derſelbe mit einer, wie es ſcheint, ziemlich vertrauten Bekanntſchaft mit der deutſchen Philoſophie ein ſelbſtſtändigeres Denkertalent als Couſin verbindet. Aber ſeine Beſtrebungen im Ganzen genommen, erſchienen nicht durchgreifend und ſyſtematiſch verbunden genug, um der Philoſophie ſelbſt eine neue und eigenthümliche Entwickelung geben zu können. Man hat es geiſtreiche Franzoſen neuerdings oft ausſprechen hören, daß Deutſchland gewiſſermaßen das Normalland für die Philoſophie ſei, und daß man die Richtungen, welche der Geiſt dort in ſeinem Entwickelungs-Prozeß genommen, vor Allem

ſich aneignen müſſe, um nicht dieſelbe Arbeit und Operation der Idee noch einmal von vorn zu beginnen. Um ſo mehr muß man ſich wundern, daß ſie nun in dieſen ihren Studien ſo hin- und hergefahren ſind und in bunter Unordnung bald hier bald da einen Kreis-Ausſchnitt aus der deutſchen Spekulation ſich herausgeſchnitten haben, ohne die ganze große Peripherie derſelben zu ummeſſen; daß ſie ſich bald mit einem Stückchen Kant, bald mit einem Stückchen Fichte, bald mit einem Stückchen Hegel, bald mit einem verlorenen Broſamen von dem Philoſophen Krauſe abfinden und dann Wunder glauben, wie ſie an der reich beſetzten Tafel der Philoſophie geſchmauſt haben, während es doch mehr nur einer ſpekulativen Hungerkur ähnlich ſieht, die ſie brauchen. Unter den neueſten Aneignungsverſuchen und Franzöſirungen der deutſchen Philoſophie ſind aber noch die Beſtrebungen des Herrn Barchou de Penhoen hier zu erwähnen, der als Ueberſetzer einiger Schriften Fichte's und Hegel's ein großes Talent an den Tag gelegt hat, die franzöſiſche Sprache ſelbſt für den ſchulmäßigen philoſophiſchen Ausdruck nachgiebig und geſchickt zu machen.

Nach dieſer Abſchweifung auf die deutſche Philoſophie, als ein in der Bildungsgeſchichte des neuen franzöſiſchen Geiſtes nicht zu überſehendes Element, kehren wir noch einmal zum franzöſiſchen Romanticismus zurück, deſſen elementare Beſtandtheile wir noch nach einer anderen Seite hin zu bezeichnen haben, nämlich wie er aus einheimiſchen Literaturſtoffen ſelbſt ſich Nahrung und Begünſtigung holen konnte. Wir haben ſchon in unſerer Charakteriſtik der franzöſiſchen Literatur während der Revolution von 1789 diejenigen Keime anzudeuten geſucht, welche eine ſolche Umgeſtaltung des Geſchmacks, der Darſtellungsform und der poetiſchen Sprache in ſich enthielten, wie ſie jetzt im Ro-

manticismus ſich zu verwirklichen und als ein neues Element in der Nationalbildung feſtzuſetzen geſtrebt. Frau von Staël, Chateaubriand, Bernardin de Saint-Pierre und andere jener Zeit entſtammenden Autoren, trugen in ihrer Sprache wie im Geiſt ihrer Darſtellungen den entſchiedenſten Uebergang zum Romanticismus in ſich. Beſonders iſt hier noch Chateaubriand in der Bedeutung, welche er auch trotz ſeiner zunehmenden Einſeitigkeit für das junge Frankreich haben mußte, nachdrücklich herauszuſtellen. Chateaubriand's Geiſt mußte ſelbſt als die reichſte Fundgrube der romantiſchen Beſtrebung erſcheinen, und wenn auch darin die entgegengeſetzteſten und einander aufhebenden Dinge umherlagen, ſo war doch in ſeiner ganzen Erſcheinung ein Anhalt für Alles, was jung war, und groß und frei und poetiſch ſich entwickeln wollte, gegeben. Die chamäleontiſche Natur Chateaubriand's hatte ſich in der Reſtauration gewiſſermaßen zu ſetzen begonnen, und mehr Einheitlichkeit in der Farbenſchillerung angenommen. Er redete ſeinen rieſenhaften Geiſt immer mehr in ein legitimiſtiſches Ultrathum hinein, das er jedoch immer noch künſtlich mit den allgemeinen Fortſchritten der Menſchheit im Einklang zu erhalten ſuchte. Aber wie er noch unter dem Miniſterium Villèle für Preßfreiheit und Abſchaffung der Cenſur geſprochen, ſo blieb er auch ſtets, bei allen ſeinen legitimiſtiſchen Schwärmereien, ein Mann der Jugend, welche ein Ideal in ihm feſthielt, und durch den hohen Schwung ſeines Geiſtes ſich tragen und erheben ließ. Die erſte Phaſe des franzöſiſchen Romanticismus mußte in Chateaubriand um ſo mehr Nahrung finden, als hier noch der mittelalterlich royaliſtiſche Geiſt ſich als der gemeinſame Grundzug der Beſtrebungen erwies. In der Julirevolution entpuppten ſich freilich die Romantiker aus dieſer mittelalterlichen Verhüllung und drangen ſeitdem als

ein in ſich freigewordenes Element in die Nationalbildung über. Chateaubriand aber trat in der Julirevolution völlig in ſich zurück, und zehrte an einer in ſich verlorenen Poeſie des Legitimismus, der ſeinen höchſten ſymboliſchen Ausdruck in den Worten: „Madame, Ihr Sohn iſt mein König!“ fand. Seit der Julirevolution erſchienen mehrere Ausgaben von den ſämmtlichen Werken Chateaubriand's, unter denen die bei Ladvocat 1831 in 28 Bänden herausgekommene Ausgabe (mit einem das Trauerſpiel Moiſe enthaltenden Supplementheft) beſonders zu nennen iſt. —

Neben Chateaubriand iſt hier Lamartine (eigentlich Alphonſe de Prat) zu nennen, als ein Dichter, welcher auf die Entwickelung der neuromantiſchen Schule in Frankreich von bedeutendem Einfluß geweſen. In dieſem ſanftbeſchaulichen und ebenmäßig ausgebildeten Dichter war es beſonders die religiöſe Empfindung, die ihm einen poetiſchen Schwung verlieh und eigentlich die Stelle der Begeiſterung bei ihm vertritt. Dieſe religiöſe Innerlichkeit verſchaffte zuerſt ſeinen Méditations poétiques (1820) dieſen außerordentlichen und faſt europäiſchen Ruhm, an welchem Lamartine noch bis auf den heutigen Tag zehren kann. Der in einen Gefühlsquietismus ſich einſpinnenden Reſtaurationszeit ſagte dieſer Ton zu, da er ſich zugleich mit dem royaliſtiſchen Element ſehr wirkungsvoll verwob. Es war eine ariſtokratiſch pietiſtiſche Poeſie, welche Lamartine angeſchlagen hatte, und wie ſie in der höheren Geſellſchaft, ſo wie ſie ſich ſeit der Reſtauration zu zeigen begonnen, Glück machen mußte. Dieſelbe Richtung ſetzte Lamartine in ſeinen Harmonies poétiques et religieuses fort, welche von einem gleichen Erfolg begleitet waren. Bei allem dieſem ſcheinbaren Reichthum und Glanz aber, welcher die Lamartine'ſche Muſe auszeichnet, wird man doch anſtehen müſſen, einen großen und wahren Dich-

ter darin zu erkennen. Vielmehr erscheint bei Lamartine Alles als ein Product seiner und absichtlicher Bildung, die auch nicht immer auf eigenen Füßen steht, sondern an fremden Mustern, besonders der englischen Poesie, sich bereichert hat. Aber in seinem Streben nach Innerlichkeit der poetischen Darstellung, in seiner bilderreichen und freien Behandlung der Sprache, wie in dem ganzen Geist seiner Dichtungsweise, kann man ein dem Romanticismus verwandtes Element annehmen, wenn auch Lamartine selbst sich nie ausdrücklich zu demselben bekennen, vielmehr stets auch noch die classischen Vorzüge für sich geltend machen würde. An Chateaubriand und Lord Byron hat er sich besonders herangebildet, doch hat er die hohe naturkraftige Leidenschaft derselben nur salonartig an sich zuzustutzen vermocht und überhaupt Alles, was dort ein wildes Pathos der Seele war, in einem friedlichen Spiegelbild wiedergegeben. Seit der Julirevolution hat er die Poesie größtentheils den politischen Angelegenheiten geopfert und sich als öffentlichen Charakter des Tages geltend zu machen gestrebt, was ihm auch bei mehreren Gelegenheiten der Kammerdebatten auf eine nicht unerhebliche Weise gelungen. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien zuerst Paris 1825 in 4 Bänden.

Es ist aber jetzt Zeit geworden, uns auch mit dem sogenannten Haupt der romantischen Schule selbst, mit Victor Hugo, zu beschäftigen, obwohl wir uns nach dem Vielen, was über diesen Dichter bereits aller Orten geurtheilt ist und bekannt wurde, hier über ihn kürzer fassen können, als es sonst seiner Bedeutung nach erlaubt sein möchte. Denn in Victor Hugo stellt sich uns zum Theil der von den Parteielementen gereinigte Romanticismus dar, und es ist ein gewisser Höhe- und Lichtpunct dieser Bestrebungen in ihm erreicht, ohne daß er jedoch die

alte und klaſſiſche Kunſt, in die Poeſie ſeiner Zeit eingeführt zu ſehen verlangt. Der klaſſiſchen Tragödie, welche ſich anmaßt die Wirklichkeit veredeln und nach einem einſeitigen Maaß abgränzen zu wollen, muß ſich daher das moderne chriſtliche oder romantiſche Drama ſowohl in der Weltanſchauung wie in der Form ſchnurſtracks entgegenſetzen. Hugo führt die Polemik gegen die Klaſſiker ſowohl im Prinzip, als perſönlich mit allen Waffen des ſchärfſten Spottes. Indeß möchten wir nicht behaupten, daß ihm ſelbſt als Dramatiker der Lorbeerzweig gebühre, während er ſich als lyriſcher Dichter ohne Zweifel des höchſten und unbeſtrittenſten Ruhmes werth gezeigt hat. Seine Dramen, Cromwell, Hernani, Marion Delorme, le Roi s'amuse, Lucrèce Borgia, Marie Tudor, Angelo, leiden doch alle mehr oder weniger an dem einen Grundfehler des Harten, Uebertriebenen, Gefühlsverletzenden und Geſchmackwidrigen. Dagegen iſt er als Lyriker in ſeinen Odes, Ballades, Orientales, Feuilles d'automne, Chants du crépuscule, ebenſo lieblich als tiefſinnig, unendlich zart und innig, Meiſter aller Töne und Farben, die nur dazu dienen können, die ſchönſten Wirkungen des Gemüths und der Phantaſie hervorzubringen. Unter ſeinen Romanen behauptet Notre Dame de Paris hohe Vorzüge der Darſtellung, ohne ein Kunſtwerk im edelſten Sinne des Wortes genannt werden zu können. Die Romantik dieſes Buches iſt auf der einen Seite ebenſo grell und abſtoßend, als ſie auf der andern ſüß und erhaben iſt und beſonders in der Begeiſterung für mittelalterliche Architektur die prächtigſte Blüthe der Sprache und der Darſtellung entfaltet, was auch in ſeiner neueſten Reiſe nach Deutſchland, in ſeiner Schilderung der Bauwerke am Rhein, das Hervorſtechende iſt. Als pſychologiſcher Charakteriſtiker erwies er ſich bedeutend in ſeinem vielgeleſenen Roman: le dernier

jour d'un condamné. Victor Hugo machte in dem Durchgang durch die Julirevolution dieselbe Umwandelung mit, welche alle Romantiker in ihrer politischen Gesinnung und Stellung erfuhren, das heißt, seine ursprünglich royalistische Gesinnung nahm die Einflüsse des herrschenden Liberalismus an und verschmolz dieselben mit dem poetischen Element der jungen Schule zu einer wohltemperirten Mischung. Seine vermischten literarischen und sogenannten philosophischen Schriften (Littérature et Philosophies mêlées, 1834, zwei Bände) sind für die Erkenntniß der neueren Bildungszustände von Frankreich von nicht unerheblicher Wichtigkeit. Darunter befindet sich auch die ergreifende Charakterschilderung des unglücklichen Dichters Ymbert Galloir (1833), und der vortreffliche Aufsatz über Mirabeau, welcher die bekannten Mémoires de Mirabeau, écrits par lui-même, son père, son oncle et son fils adoptif (Paris 1834, 8 Bände) einleitete. Victor Hugo's gesammelte Werke erschienen in mehreren Ausgaben, darunter die sehr glänzend ausgestattete in Brüssel, 1830—1833, in 18 Bänden.

Unter den übrigen Romantikern, welche die neue Richtung nach verschiedenen Seiten hin ausbildeten, ist Alfred de Vigny mit Auszeichnung zu nennen, der durch seinen historischen Roman Cinq Mars ou une Conjuration sous Louis XIII. (Paris 1826, 2 Bände; sechste Ausgabe 1834) mehr als durch seine Dramen und lyrische Dichtungen sich Anerkennung verschafft hat. Ein edler poetischer Geist, Seelentiefe und Frische der Phantasie, und besonders eine überall musterwürdige und glanzvolle Sprache beleben seine Darstellungen. Die Kenntniß der englischen und deutschen Poesie ist bei ihm von sichtlichem Einfluß gewesen, doch zeigt sich die letztere, wie sie als Nachahmung Hoffmann's herausgetreten, in seinem zweiten 1832 herausgekommenen

Roman: Consultations du docteur Noir nicht von der günstigsten Wirkung auf ihn. Er hielt den Zeitpunct für gut gewählt, Shakspeare in Frankreich einzuführen, und war ohne Zweifel befähigter dazu, als Ducis, der mit dieser Aufgabe gescheitert war. Aber auch Alfred de Vigny's Othello, den er nach Shakspeare ziemlich treu bearbeitet hatte, (Paris 1830), machte kein Glück, wobei sich zeigte, daß, trotz der Wirkungen der Romantiker, die Franzosen noch immer nicht diese kleinen Realitäten der Wirklichkeit, wie z. B. das Schnupftuch, das im Othello eine so verhängnißvolle Rolle spielt, in der Tragödie zu ertragen und richtig aufzufassen verstanden. Solche und ähnliche Dinge schlagen für die französische Auffassung sofort in das Lächerliche um, und diesem Umstand war vornehmlich zuzuschreiben, daß die Aufführung des Shakspeare'schen Othello verunglücken mußte, wodurch der günstigste Moment, Shakspeare bei den Franzosen heimisch zu machen, vielleicht für immer verloren gegangen ist. Von seinen dramatischen Dichtungen ist besonders La Maréchale d'Ancre zu nennen. Seine Gedichte erschienen gesammelt: Poëmes anciens et modernes (vierte Ausgabe 1834). —

Es konnte uns hier nur darum zu thun sein, die Idee des französischen Romanticismus in ihren wesentlichsten Grundzügen hervortreten zu lassen, weshalb wir auf die einzelnen Persönlichkeiten dieser Richtung hier nicht weiter eingehen wollen. Diese Richtung war nothwendigerweise diejenige, welche die Entwickelung der ganzen Nationalität um diese Zeit gebot, und die deshalb mit Erfolg durchgebracht werden mußte. Daher sehen wir diejenigen Schriftsteller, welche in dieser Zeit eine unabhängige Mittelstraße zu behaupten trachten, nicht ganz eine ihren Kräften und Talenten gemäße Anerkennung gewinnen. Dies ist namentlich von Charles Nodier zu sagen, einem sehr vielseiti-

gen und hochbegabten Autor, der sich fast in allen Fächern der Literatur mit bedeutenden Leistungen versucht hat. Einige rechnen ihn zu den klassischen Schriftstellern Frankreichs, während Andere den ersten Romantiker in ihm erblicken wollen. Seine merkwürdigen und bewegten Lebensschicksale theilten auch seinem schriftstellerischen Charakter etwas Bizarres mit, während die Massenhaftigkeit seiner gelehrten Kenntnisse seine Darstellungen leicht unpopulair machte, nicht als hätte er sein Wissen nicht harmonisch zu verarbeiten gewußt, was ihm vielmehr bei seiner hohen Meisterschaft des Stils überall zugestanden werden muß, sondern weil es meist für die größere Lesewelt zu schweres Geschütz war, was er in die Literatur brachte. Die Stellung, welche er von Anfang an gegen alle revolutionnairen Bewegungen seiner Nation einnahm, scheint mit einen Grund zu der bedingten Anerkennung gegeben zu haben, welche die Schriften Nodier's bis zu seinem Tode gefunden. Außer seinen naturwissenschaftlichen, grammatischen und lexikalischen Werken, die zum Theil eine ausgezeichnete Bedeutung in Anspruch nehmen können, sind seine kritischen und literarhistorischen Arbeiten, gesammelt von Barginet unter dem Titel: Mélanges de littérature et de critique, 1820, von besonderem Werth. Unter seinen eigenen productiven Hervorbringungen zeichnen sich die Romane: le peintre de Salzbourg, journal des émotions d'un coeur souffrant (1803), ferner Jean Sbogar (1818), Thérèse Aubert (1820), Trilby (1822) und einige andere, aus. Auch machte sich Nodier durch Ausgaben und Kommentare von anderen französischen Autoren verdient, wie z. B. der Clotilde de Surville, des Lafontaine u. a. Die zu Paris 1832 erschienene Sammlung seiner Werke in 7 Octavbänden enthält mehrere vorher nicht gedruckte

Novellen und Romane, dagegen sie mehrere seiner früheren Arbeiten ausschließt. —

Mehr als Nodier wurde Paul Louis Courier, auf einer nicht geringeren klassisch gelehrten Grundlage ruhend, aber mit einem merkwürdigen satirisch volksthümlichen Talent begabt, ein bedeutender Hebel für die Bildung des neuen öffentlichen Geistes in Frankreich. Dieser merkwürdigste aller Pamphletisten, welchen man seinem literarischen Charakter nach zu keiner Schule rechnen kann, zeichnet sich ebenso sehr durch die Leidenschaftlichkeit wie durch die Feinheit seiner Wirkungen aus, für welche er sich eine ganz eigenthümliche Sprache geschaffen hatte. Der rückgängige Geist der Restauration stachelte ihn zuerst zu dieser publicistischen Wirksamkeit an, welche sich in seinen zum Theil unter komischer Maske gehaltenen Petitionen, Sendschreiben und Discours auf eine so machtvolle Weise verbreitete. In diesen mit unnachahmlicher Leichtigkeit hingeworfenen Flugschriften, welche zum Theil aus geheimen Pressen hervorgingen, zeigte sich in scheinbar heiterer Gestalt ein ernster und furchtbarer Anwalt der Volksrechte. Der Geist der antiken Demokratieen schien in Paul Louis Courier lebendig, und hatte sich in ihm mit aller modernen Beweglichkeit und Spitzfindigkeit versetzt, über welcher jedoch stets jenes attische Lächeln schwebte, das ein darüberstehendes und tiefgebildetes Bewußtsein verräth. Ein ebenso reizbares als unerschütterliches Rechtsgefühl ist die Grundbasis dieser demokratischen Muse, die in ihrer prosaischen Form doch oft wahrhaft künstlerische Lebens- und Zeitbilder geschaffen. Von seinen Schriften erschienen mehrere Sammlungen, unter denen die Collection complète des Pamphlets politiques et opuscules littéraires (Brüssel 1826), die Mémoires, Correspondance et Opuscules inédits (Paris 1828, 2 Bände) und die Oeuvres com-

plètes (Paris 1829—1830, 4 Bände) zu erwähnen ſind. Eine treffliche Skizze ſeines Lebens und Charakters gab L. Wachler, in Fr. von Raumer's hiſtoriſchem Taſchenbuch (Jahrgang I. S. 256—294.)

Neben Courier wollen wir den Chanſonnier Béranger nennen, den größten modernen Volksdichter, deſſen Lieder durch ganz Frankreich tönen, und im Munde und Herzen des Volkes ihr Leben haben, den Sänger des Liedes le Senateur, des Roi d'Yvetot u. ſ. w. In Jean-Pierre de Béranger ſehen wir, wie in Courier, ein von den literariſchen Parteien unabhängig geſtelltes Talent, das durch ſeinen volksthümlichen Standpunct ſich eines viel größeren Wirkungskreiſes bemeiſterte als alle Romantiker und Claſſiker. Kein Dichter iſt ſo ſehr der Ausdruck der franzöſiſchen Volksthümlichkeit in allen ihren Nüancen, wie Béranger, welcher den Geiſt ſeiner Nation in aller Leichtigkeit, Grazie und Springkraft wiedergiebt, und eine durchaus vollendete harmoniſche Form dafür in ſeinen Liedern geſchaffen hat. So hat er ſich auch aller Klaſſen ſeiner Nation gleichmäßig bemächtigt, und durch dies allgemeine Band der volksthümlichen Poeſie, welches ſich um alle Stände ſchlingt, den wahren vermittelnden Beruf eines Volksdichters bethätigt. Von ſeinen Chanſons erſchienen mehrere Sammlungen, unter welchen Béranger ſelbſt die 1833 herausgekommene, ſeinem Gönner Lucian Bonaparte gewidmete Ausgabe, als die letzte bezeichnet hat, in der ſich auch das herrliche und rührende Gedicht Adieu Chansons findet.

Als ein populairer Dichter des neuen Frankreichs, ohne jedoch Volksdichter zu ſein, iſt auch Caſimir Delavigne hier zu nennen, der, bei der erſten Entwickelung des Romanticismus, ſchon durch ſeine Stellung als Liberaler, den Romantikern feindlich gegenüberſtand, und für einen

Klassiker gelten konnte. Correktheit, maßvolle Behandlung, eine vorsichtig zugestutzte Rhetorik sind auch später, wo sich sein literarischer Charakter etwas verallgemeinerte, seine Haupttugenden geblieben. Eine gewisse Verständigkeit, die in eleganten Formen auftritt und durch den Schwung der Diction etwas aus sich zu machen versteht, ist der Grundzug der Delavigne'schen Poesie, die sich in Frankreich ein großes Publikum erworben. Die politisch-satirische Lyrik Delavigne's, die er in seinen Messéniennes entfaltete, gehört mit zu den kräftigsten und ehrenwerthesten Lebensäußerungen unter der Restauration. Die drei ersten Messéniennes (Klagen um das Vaterland unter der Maske eines Messeniers, in Anknüpfung an eine Stelle aus Barthélemy's Reise des jungen Anacharsis) erschienen im Jahre 1818 unter den besonderen Ueberschriften: la bataille de Waterloo, la dévastation du Musée et des Monumens, und du besoin de s'unir apres le depart des étrangers. Diese Art von freier und unabhängiger Nationalpoesie, obwohl sie zu gekünstelt war um Volksdichtung genannt zu werden, drang doch bedeutend, namentlich in die Mittelklassen der Gesellschaft ein. So gewannen auch seine Dramen durch die geschickte Behandlung bedeutsam historischer Stoffe viel Beifall und Anerkennung, darunter besonders les Vêpres Siciliennes (1819), Marino Faliero (1829), Louis XI. und les Enfans d'Édouard, obwohl man ihnen einen eigenthümlichen poetischen Kern nicht zuzugestehen vermag. Als Komödiendichter hat er noch am meisten originelle Anläufe genommen, besonders in dem Stück les Comédiens (zuerst 1823), worin er eine treffende Satire gegen die alten und eingerosteten Zustände des Théatre français unter der Restauration gab. Einen bedeutenden Erfolg hatte auch sein Lustspiel: l'École des vieillards, das er nach den englischen Stücken the

school for scandal und the country girl arbeitete, und das faſt auf allen Bühnen Europa's geſehen worden iſt. Unter den mehrfachen Ausgaben ſeiner Werke zeichnet ſich die in Brüſſel 1832 bei Meline herausgekommene, in 3 Bänden, durch ihre elegante und geſchmackvolle Ausſtattung aus.

Neben Delavigne gewinnt die romantiſche Dramatik des Alexander Dumas wenigſtens durch ihre größere Naturkräftigkeit an Bedeutung. Er iſt nicht ſo regelmäßig gebildet, nicht ſo moraliſch und auch nicht ſo edel, wie Delavigne, aber er hat mehr urſprüngliche Begeiſterung, tragiſche Kraft und geſtaltende Phantaſie in ſeinen Dramen. Das erſte Drama, durch welches Dumas ſeinen poetiſchen Ruhm begründete, war Henri III. et sa cour (1829), deſſen Ausführung eine ſtreng geſchichtliche iſt und ſich beſonders durch einen kraftvollen Dialog auszeichnet. Unter ſeinen folgenden Dichtungen ſind zu nennen: Stockholm, Fontainebleau et Rome, eine dramatiſche Trilogie aus dem Leben der Chriſtine (1830), ſein Napoléon Bonaparte, ou trente ans de l'histoire de France (1831), la Tour de Nesle (1833) u. m. a. Ein großes Publikum hat er in letzter Zeit für ſeine Reiſeſchilderungen gefunden. Seine oeuvres complètes begann er 1834 zu ſammeln. —

Niemand aber war von jeher unbefangener und glücklicher in ſeiner Stellung zu Literatur und Publikum, als der wie Sand am Meer fruchtbare Scribe, der ſich über allen politiſchen und literariſchen Parteien erhielt, alle verſpottete und allen Zugeſtändniſſe machte, und mit ſeinem unvergleichlich beweglichen Talent ſtets der Erſte und Letzte auf dem Platze war. So behauptete er das wahre Recht des Komödiendichters, ſich überall einzudrängen und überall aus dem Spiele zu erhalten. Er iſt der ächte Aus-

druck der französischen Theaterlust, in welcher sich die wichtigsten Dinge des Nationallebens in Wohlgefallen auflösen müssen. Unermüdlich frisch geblieben bis auf die heutige Stunde, wird er durch die Kritik, wieviel Grund dieselbe auch an ihm finden mag, niemals aus der allgemeinen Gunst zu verdrängen sein, da er stets das Geschick besessen hat, heute wieder gut zu machen, was er gestern schlecht gemacht. Seine Stellung zu dem politischen Tages- und Parteileben Frankreichs hat er besonders in zweien seiner glänzendsten Stücke: Bertrand et Raton, ou l'art de conspirer (1833) und in la Camaraderie (1837) mit Erfolg ausgedrückt. Neuerdings hat er mit dem Stück: un verre d'eau eine Art historischer Genrestücke begonnen, die, an innerer Poesie und Charakteristik schwach, doch durch die lebendige Darstellung und spannende Folge der Situationen, eine große theatralische Wirksamkeit gefunden haben. Einen Theil seiner Stücke hat Scribe nicht allein gearbeitet, sondern in Gemeinschaft mit andern Dichtern, unter welchen seinen Mitarbeitern besonders G. Delavigne, H. Dupin, Delestre-Poirson, Melesville, Varner u. a. zu nennen sind. Die erste Sammlung seiner Theaterstücke führt deshalb auch den Titel: Théâtre d'Eugène Scribe, dédié par lui à ses collaborateurs, Paris 1827 — 1832, zehn Bände, worin 81 Stücke enthalten sind. Eine andere Sammlung ist Théâtre complet de M. E. Scribe, zweite Ausgabe, Paris 1833. —

An dieser Stelle können wir auch die eigenthümlichen dramatischen Darstellungen von Louis Vitet erwähnen, die, ohne auf die entschiedene Kunstform des Dramas Anspruch zu machen, doch den vollen Eindruck dramatischen Lebens in die nationalen Geschichtsbilder, welche sie aufstellen, gebracht haben. Zuerst erschienen von Vitet im Jahre 1826: les Barricades, Scènes historiques, mai 1588, mit ei-

nem Vorſpiel: le retour de Vincennes (ſechſte Auflage 1834). Mit nicht geringerem Beifall wurden 1827 die États de Blois ou la mort de M. M. de Guise, Scènes historiques, décembre 1588, und die im Jahre 1829 folgende Fortſetzung dieſer beiden Darſtellungen: la mort de Henri III. août 1589, aufgenommen. Bemerkenswerth iſt an dieſen Darſtellungen die im Einzelnſten durchgeführte hiſtoriſche Treue, welche der geſtaltenden Kraft der Phantaſie keinen Eintrag gethan hat indem das poetiſche Leben wie naturgemäß aus der inneren Wahrheit des Gegenſtandes ſelbſt hervorquellen muß. —

Das vielfältige geiſtige Umhergreifen der Reſtaurationsperiode erſchien doch nur wie eine Beſchwichtigung für einen völlig ſophiſtiſchen Zuſtand, der wie ein Zaubergarn das ganze Leben umſtrickte. Die Zeit des Miniſteriums Villèle kann man als die Geburtswehen aller der Richtungen betrachten, welche nachmals den Schauplatz bewegten und mit dem Jahre 1830 auftraten. Jenen wichtigen Moment für die Entwickelung Frankreichs, das Miniſterium Villèle, haben beſonders die beiden Zwillingsdichter Barthèlemy und Mèry, in dem Spiegel ihrer politiſch ſatiriſchen Muſe aufgefangen. Die Villèliade und die ihr folgenden Zeitgedichte brachten die gewaltigſte Aufregung hervor, die über die Gränzen einer poetiſchen und literariſchen Wirkung hinausging und einen entſchieden politiſchen Charakter hatte. Dies iſt auch von den ſpäteren Hervorbringungen dieſer merkwürdigen Dichter zu ſagen, daß ſie, wie reich auch oft geſchmückt und in glänzende dichteriſche Farben gekleidet, doch mehr der Tagesdebatte als der Poeſie angehören. Geringeren Beifall fand ihr epiſches Gedicht Napoléon en Egypte (1828, deutſch von G. Schwab, Stuttgart 1829), worin ſie in acht Geſängen Napoleon's Kriegesthaten auf der Expedition nach

Egypten beſangen. Später erregten ſie durch das an großen Schönheiten reiche Gedicht: le fils de l'homme ou souvenirs de Vienne noch einmal die öffentliche Aufmerkſamkeit in hohem Grade. Barthélemy war zu dieſem Gedicht durch ſeinen Aufenthalt in Wien begeiſtert worden, wo er den Herzog von Reichſtadt aus der Ferne ſah, zu dem er vergeblich den Zutritt nachgeſucht hatte, um ihm ein Exemplar des Napoléon en Egypte perſönlich zu überreichen. Die Werke beider Dichter erſchienen mehrmals geſammelt, zuletzt in den Oeuvres complètes de Barthélemy et Méry, Paris 1833, in 6 Bänden, wozu Reybaud eine Einleitung gegeben.

Aus den geiſtigen Bewegungen der Reſtaurationsepoche gingen aber ebenſowohl die Doctrinairs hervor, welche ſich der Julirevolution ſpäter bemächtigten, als auch die Richtungen der abmattenden Politik, die ſpäter die thatſächlichen Aeußerungen Frankreichs zügelten, in der Schule dieſer Zeit gepflanzt wurden. Ein bedeutendes Element in dieſen inneren Entwickelungskämpfen unter der Reſtauration wurde Benjamin Conſtant, ein Geiſt von großen und umfaſſenden Dimenſionen, welcher, obwohl ſelbſt in mancherlei religiöſen und philoſophiſchen Widerſprüchen befangen, doch der Verwirrung ſeiner Zeit ſtets dadurch überlegen blieb, daß er, einer der edelſten und folgerichtigſten Liberalen, an dem einfachen Ideal der politiſchen Freiheit ſtets unverwandt feſtgehalten. Sein reiches Leben ſtellt die Idee des Liberalismus in einem merkwürdigen Entwickelungsgang ſeit der Revolution von 1789 bis zur Revolution von 1830 dar. Aus den philoſophiſchen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts herausgewachſen, mit dem Skeptizismus von Voltaire und Rouſſeau angefüllt, welcher ſich in ihm mit dem Kantiſchen Tranſcendental-Idealismus und der ſogenannten ſchottiſchen Philoſophie ver-

ſetzte, dazu von Schiller's Freiheitslyrik und Menſchheitsidealen durchglüht, entwickelte Benjamin Conſtant aus dieſen Elementen eine eigenthümliche literariſche und publiziſtiſche Wirkſamkeit in Frankreich. In ſeinem Verhältniß zur erſten Revolution ſuchte er eine wiſſenſchaftliche Mitte zwiſchen den Extremen darzuſtellen, die ſich in mehreren die Tagesereigniſſe tiefſinnig beurtheilenden Flugſchriften einen Ausdruck gab. Er war, wie ſeine Freundin Frau von Staël, der Gegner Napoleon's im Sinne der conſtitutionellen Freiheit. In ſeinen religionsgeſchichtlichen Arbeiten iſt wohl die bedeutendſte Entwickelung, welche dieſer eigenthümliche Genius nach Innen gehabt, zu erblicken. Sein Hauptwerk in dieſer Beziehung iſt: De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développemens, Paris 1824—1834, in fünf Bänden, deren letzter erſt nach ſeinem Tode erſchienen. Später ſchloß ſich daran das ebenfalls erſt nach ſeinem Tode herausgekommene Werk: Du Polythéisme Romain, considéré dans ses rapports avec la philosophie grecque et la religion Chrétienne, Ouvrage posthume de Benjamin Constant (mit einer Einleitung von Matter, Paris 1832, zwei Bände). Benjamin Conſtant nimmt ein urſprüngliches Gefühl in der Menſchheit an, welches ein religiöſes iſt, und in dem die Offenbarung aller Religionen wurzelt. Dieſe Herleitung der Religion aus der Individualität wirkt dann auch wieder auf die Anerkennung der Individualität zurück, die ihre höchſten Rechte der Sittlichkeit und Freiheit aus ihrer religiöſen Beſtimmung ſelber empfängt. Zugleich eröffnet Benjamin Conſtant von dieſem Standpunct aus die wichtigſten Blicke in den Entwickelungsgang des modernen geſellſchaftlichen Lebens, deſſen neue und unabweisliche Organiſationsprozeſſe er ſchon mit ahnungsvollem Tiefſinn berührt. Seine

eigenthümlichen Anſchauungen von den neuen ſocialen Entwickelungen der Menſchheit lernt man auch aus dem Commentar kennen, welchen Conſtant zu den Werken des Italieners Filangieri geſchrieben, deſſen scienza della legislazione in einer franzöſiſchen Ueberſetzung (Paris 1822, in 6 Bänden) erſchien. Eine Sammlung ſeiner Flugſchriften erſchien unter dem Titel: Collection complète des ouvrages publiés sur le gouvernement représentatif et la constitution actuelle, terminée par une table analytique, ou Cours de politique constitutionnelle, Paris 1817—1820, in 4 Bänden. Seine in der Deputirtenkammer gehaltenen Reden ſammelte er unter dem Titel: Discours à la Chambre des députés (Paris 1827, zwei Bände). Bedeutend in der Eröffnung neuer Anſichten über den geſellſchaftlichen Entwickelungsprozeß iſt auch Benjamin Conſtant's Schrift: de l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leurs rapports avec la civilisation européenne (dritte Ausgabe, Paris 1814). Eine Reihe intereſſanter und vielfach anregender Artikel findet man auch in ſeinen Mélanges de littérature et de politique (Paris 1829). Der Roman Adolphe, anecdote trouvée dans les papiers d'un inconnu (Paris 1816), der viel geleſen und auch ins Deutſche überſetzt iſt, zeigt Conſtant von der Seite ſeiner eindringlichen Menſchenkenntniß, die feine und pſychologiſch treffende Charakteriſtiken giebt. —

12. Die Wirkungen der Julirevolution in Frankreich und Deutſchland.

Die franzöſiſche Julirevolution hatte auch in Deutſchland, beſonders in der Literatur, eine bemerkenswerthe Nach-

wirkung gefunden, welche eine auf literarischem Gebiet nie gekannte Bewegung hervorrief, und wenn auch nicht das Nationalleben, doch die Nationalmeinung oder das Meinungsleben der Nation bedeutsam erregte, der Poesie aber die Rolle eines Volkstribuns zuertheilen wollte.

Die Julirevolution, die als augenblickliche That des Nationalbewußtseins für Frankreich so glorreich gewesen, sie zeigte sich in ihrer weiteren Auseinanderlegung doch nur als ein großer Schiffbruch, aus dem alle damit zusammenhängenden Ereignisse und Persönlichkeiten fast wie mit einem Fluch des Daseins hervorgingen. Der Untergang Polens ist und bleibt immer eine Hauptverschuldung der Julirevolution, die, statt thatkräftig aus sich selbst herauszutreten, in die journalistische und parlamentarische Debatte versumpfte. Dies Geschick, in sich selbst abgearbeitet und zerrieben zu werden, theilen auch alle bedeutenderen Charaktere, die in Frankreich der Julirevolution ihren Ruhm und ihre Wirksamkeit verdankten.

Dem ursprünglichen Gedanken der Julirevolution am treuesten und überhaupt am consequentesten sah man noch Adolphe Thiers verbleiben, von dem man wenigstens behaupten kann, daß er sich selbst niemals verderbter gezeigt, als die öffentlichen Verhältnisse es waren. Zwischen den Elementen des Doctrinarismus und des Tiers-Parti, in welche beide die Julirevolution in ihrer organischen Weiterentwickelung auseinandergefallen war, hatte Thiers sich anfänglich eine eigenthümliche Stellung zu begründen gesucht. Der Tiers-Parti war aus dem Haupt Dupin's als eine Art von demokratischer Vermittelungstheorie hervorgegangen, doch hatte er mehr lebendigen und gedankenwahren Kern in sich, als der Doctrinarismus, welcher mit seinem nivellirenden und abplattenden Prinzip das Nationalleben in seinen besten Kräften auszusaugen begonnen.

Thiers, der sich eine Zeitlang ebenfalls durch den Doctrinarismus hatte zersetzen und lähmen lassen, trat mit neuen Lebensäußerungen in den Tiers-Parti über, dem er eine thatsächlichere und im demokratischen Sinne entschiedenere Richtung zu geben anfing, indem er Frankreichs Verhältniß zur auswärtigen Politik, namentlich hinsichts der Intervention in Spanien, zu folgereichen Handlungen anzuregen suchte. Dies ist die Hauptbewegung des Thiers'schen Charakters, der so vielfältige Anfeindungen und Anklagen erfahren, aber in allen seinen Vorzügen und Gebrechen der ächte Ausdruck dieser politischen und gesellschaftlichen Periode Frankreichs ist, einer Periode, die ihre Kräfte im sophistischen Hin- und Herwenden der Gegensätze verbraucht. Als französischer Schriftsteller hat er sich besonders durch seine Geschichte der Revolution (Histoire de la révolution de France, 10 Bände, Paris 1823—1827, und seitdem in vielen Auflagen wiederholt; deutsch von Mohl, 6 Bände, Tübingen 1825—1828) ein bleibendes Verdienst und den Namen eines bedeutenden Historikers auch im Auslande erworben. Die klare und glänzende Darstellung der Thatsachen und Persönlichkeiten ist die wesentliche Eigenthümlichkeit dieses Geschichtswerkes, in dem die innere gedankenmäßige Entwickelung und Folge der Begebenheiten weniger zu ihrer Anerkennung gelangt, als es sich vielmehr dabei um die Herausstellung eines entschiedenen Determinismus handelt, der alle geschichtlichen Vorgänge nicht aus der freien selbsteigenen Bewegung des Individuums, sondern aus einem allgemeinen Sollen der Verhältnisse entspringen läßt. Man hat deshalb in Frankreich von einer école fataliste der Geschichtschreibung gesprochen, als deren Vertreter Thiers mit seiner Geschichte der Revolution, und Mignet mit seinem Abriß derselben Geschichtsepoche (Histoire de la révolution française de-

puis 1789 jusqu'en 1814, zuerſt Paris 1824) angeſehen werden. Dieſer, ſo zu ſagen fataliſtiſchen Geſchichtſchreibung hat man in Frankreich die deſcriptive Weiſe der Hiſtorik entgegengeſtellt, als deren Meiſter und Muſter Barante betrachtet wird, dieſer den Tonarten aller Zeiten wunderbar ſich anſchmiegende Künſtler des Geſchichtsſtils, der vornehmlich in ſeiner berühmten Geſchichte der Herzöge von Burgund (Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois, Paris 1824, 13 Bände, und in ſpäterer Ausgabe 24 Bände) eine eigenthümliche, das alterthümliche Leben der vergangenen Epoche in Geiſt und Sprache wiederſpiegelnde Darſtellung gegeben hat. Indeß kann bei Thiers die Bezeichnung des Fataliſtiſchen in ſeiner Geſchichtſchreibung um ſo weniger einen eigentlich myſtiſchen Sinn haben, als er mit den innerlich treibenden und bewegenden Prinzipien der Geſchichte in ſeiner Darſtellung wenig oder nichts zu thun hat. Thiers iſt Fataliſt, in ſofern er als Politiker und Staatskünſtler das Widerſpiel und das Zuſammenſtoßen der Verhältniſſe immer für den eigentlichen Gott des Individuums und für das Schickſal angeſehen hat, das dem Einzelnen ſeine unabänderliche Stellung anweiſt. Sein Freund, der feinſinnige milde Mignet, kann auf gedankenmäßigere Verbindungen ſeines Stoffes Anſpruch machen. Von ſeinen Studien über die Geſchichte der deutſchen Reformation iſt noch ein umfaſſenderes Werk zu erwarten, nachdem er in kürzerer Darſtellung ſeine Histoire de la réformation (Paris 1833) gegeben. Thiers hat in neueſter Zeit ſeine Geſchichte der Revolution durch die Darſtellung des Conſulats und des Kaiſerreichs fortzuſetzen begonnen. —

Neben und mit Thiers war Guizot berufen, der Träger und das Organ des Juliregime's zu ſein, und beide Männer zuſammen, wenn ſie ſich hätten zu einem einheit-

lichen Wirken vereinigen können, würden ihren vaterländischen Zuständen einen festeren Halt und eine glücklichere Richtung gegeben haben. In Guizot's protestantisch-dialektischem Geist hatte der französische Doctrinarismus seinen beweglichsten und theilweise auch edelsten Ausdruck gefunden. Dieser Mann verband mit seiner wissenschaftlichen Gediegenheit, durch welche er sich diesen würdigen und puristischen Anstrich zu geben wußte, zugleich alle jene Künste der Intrigue, durch welche sich einmal die Talente und Charaktere des Juliregime's vorzugsweise auszeichnen. Hat Guizot in den ersten Stadien seines Wirkens viel dazu beigetragen, die Entwickelung der Volkskraft und die nationale Bedeutung der Kammern zu heben, so war er doch auch wieder der, welcher im Fortgang der Ereignisse die parlamentarische Gewalt untergrub, die freie Lebenskraft der Presse allmählig abschwächte, und die öffentliche Meinung in Frankreich corrumpiren half. Dies kann bei den unläugbaren Verdiensten, die man Guizot in politischer wie in literarischer Hinsicht wird einräumen müssen, ihm weniger persönlich als eine moralische Verschuldung aufgebürdet werden, als es vielmehr der eigenthümliche Selbstzerstörungsprozeß dieser Epoche ist, der das kaum Geschaffene durch sich selbst wieder zu verderben und am Ende das Ziel selbst, um das es sich handelt, durch die Bestrebung darum, zu vernichten versteht. Als Schriftsteller hat François Guizot eine vielseitige und außerordentliche Thätigkeit entfaltet, die sich auf Literatur, Philosophie, Erziehung, Geschichte und Politik mehrfach erstreckte. Seine historischen Arbeiten dürften sein größtes und dauerndstes Verdienst bilden, darunter besonders seine Histoire du gouvernement représentatif (zwei Bände), ferner sein Cours d'histoire moderne, professé à la faculté des lettres à Paris (in fünf Bänden), worin seine während der Jahre 1828 —

1830 gehaltenen Geschichtsvorträge zusammengestellt sind. Der erste Band führt zugleich den besonderen Titel: Histoire générale de la civilisation en Europe, sowie die vier folgenden Bände: Histoire de la civilisation en France. Nicht minder bedeutend sind seine großen und reichhaltigen Memoirensammlungen zur englischen und französischen Geschichte, sowie seine Geschichte der englischen Revolution (Histoire de la révolution d'Angleterre, depuis l'avènement de Charles I. jusqu' à la restauration de Charles II.), welche er im Jahre 1826 herauszugeben begonnen, und die ihm namentlich bei den Franzosen den Ruhm eines ihrer größten Historiker erworben hat. —

In Deutschland hat die Julirevolution eine Meinungsrevolution zu Wege gebracht. Es bildeten sich seitdem zwei Gegensätze in einer unter den Deutschen noch nicht gekannten Weise zu förmlichen Parteirichtungen aus, die auch das Privatleben heftig berührten, und in die Literatur ganz neue Zündstoffe schleuderten. Diese eine Nachgeburt der Julirevolution war der Liberalismus, der nach außen unter der theilweise verstümmelten Form des Constitutionalismus wirkte, nach innen einerseits staatstheoretisch beschäftigte, andererseits die geheimen Verbindungen organisirte, welche letztere größtentheils durch die Propaganda des Auslandes geleitet und durch die Flüchtlinge der letzten verunglückten Revolutionen verstärkt, nur in den deutschen Burschenschaften etwa ein nationales Element hatten, das aber auch hier nicht rein und ächt blieb, sondern namentlich in polnischen, italienischen und französischen Berührungen eine buntscheckige Carikatur wurde. Durch solche Hingabe an die fremden Nationalitäten unterschied sich dieser Juliliberalismus wesentlich von dem Deutschthums-Demagogismus, mit dem er sonst dieselbe idealistische und phantastische Stellung zur Wirklichkeit gemein hatte, doch

deuteten die langflatternden Locken der Altdeutschen und ihre weiten Turnerhosen auf mehr Behagen und eine hinlängliche Muße zur Schauspielerei, während die Liberalen von 1830, bei der Eile, zu der sie durch die Umstände gedrängt wurden, kaum Zeit hatten den französischen Bart ordentlich zu besorgen. Die andere Nachgeburt der Julirevolution war der Reactionarismus, der bei den Umtrieben der Liberalen seine Rechnung fand, und durch das, was sie schlecht machten, seiner eigenen Sache, welches die Sache des Altbestehenden und Längstverfallenen war, einen Anstrich gab. Es waren die Jahre 1832 und 1833, welche über das Schicksal dieser Gegensätze der Zeit entschieden und einen Sieg der Reaction in Deutschland begründeten. Schien sich das deutsche Naturell in jener Zeit wirklich zu einer That zu spannen, so war doch, was aus jener Periode Thatsächliches hervorging, nur eine Travestie alles historischen Geschehens. Das Hambacher Fest war eine solche Ausgeburt dieser kindischen Geschichtsmacherei, die in dem Frankfurter Attentat auf der letzten Spitze der historischen Ohnmacht abbrach. Die französische Julirevolution hatte aber auch diejenigen, welche an sie geglaubt und ihre Hoffnungen darauf gegründet, zu schmählich im Stich gelassen. Casimir Perier hatte das Justemilieu-System erfunden, und war an der Cholera gestorben, die auch in Deutschland die Besorgniß der Gemüther peinlich vermehrte, unter uns aber mehr aristokratisch wüthete, indem sie besonders das arme Volk dahinraffte, obwohl auch Hegel, der Gründer des Systems des Geistes, das ein ebenfalls Alles nivellirendes Justemilieu-System des Begriffs war, von dieser Krankheit entführt worden in das geheimnißvolle Land, das noch kein Erkennen erkannte. Die Cholera als den physischen Ausdruck des allgemeinen Zeitleidens anzusehen, mochte man sich überhaupt nicht so leicht

enthalten. Der Organismus fängt aus der Mitte seines eignen Lebens heraus einen Krieg mit sich selbst an. Die Ganglien oder das System aller Reizbarkeit und Erregbarkeit des lebendigen Daseins, werden aus äußerstem Drang nach Thätigkeit zu Furien und beginnen einen bacchantischen Tanz. In dieser räthselhaften Empörung spannt das Ganglienſystem alle seine labyrinthischen Netzgeflechte zu ebenso vielen Todesschlingen auf. Das Leben hat sich aus Angst und Unruhe in seine eignen Eingeweide gegriffen, und büßt die Leidenschaft, *sich selbst zu erkennen und sich selbst zu begreifen*, zuletzt mit dem äußersten Act der Selbstreflexion, nämlich *sich selbst auszuspeien*. So wirkte die Cholera in jener Zeit nicht wie eine gewöhnliche Krankheit, sondern mehr dämonisch, durch Furcht und Schrecken, im wahren Sinne eines Zeitteufels, dessen Plagen man zugleich in einem unerklärlichen Bangigkeitsgefühl wie Bußen hinnimmt.

Der vollkommene Banquerott aller Ideen der Julirevolution, der sich im Jahre 1832 auf das Entschiedenste herausstellte, wirkte auch in Deutschland. In Frankreich war die Hauptstadt in Belagerungszustand erklärt worden, als beim Begräbniß des Generals Lamarque Republikaner und Carlisten ihren Bund schlossen, um mit den vereinten Waffen den Justemilieu-Thron zu stürzen. Fast gleichzeitig erschienen in Deutschland die berühmten Beschlüsse des deutschen Bundes vom 28. Juni 1832, durch welche, allen constitutionellen Rechten und Befugnissen der Stände gegenüber, die Vereinigung der gesammten Staatsgewalt im Souverain ausgesprochen, eine Bundestags-Commission zur Aufsicht über die Verhandlungen der deutschen Landstände ernannt, und überhaupt die Oeffentlichkeit und Aeußerungsfreiheit der constitutionellen Körper auf die bundesgemäßen Schranken zurückgeführt wurde. Das badische

Preßfreiheitsgesetz ward als ungesetzlich und gesetzesunkräftig zur Ruhe verwiesen. In Baden hatte überhaupt der constitutionelle Liberalismus den lebendigsten Aufschwung zu nehmen versucht. Deutsche Volksthümlichkeit und Oeffentlichkeit in der Erscheinung mußte zwar in unsern Zeiten immer ein sehr getrübtes und gebrochenes Bild bleiben, das nach keiner Seite hin eine freudige Ausrundung, eine sichere Lebensäußerung zeigen wollte, aber um so mehr kann und muß man solchen nach volksthümlicher Wirkung ringenden Persönlichkeiten, wie Rotteck, Welcker, Duttlinger u. A. es waren, das Herbe, Schroffe und Eckige, das ihnen in ihren Ansichten wie in ihrem Auftreten eigenthümlich war, zu gute halten, ja theilweise durch ihre Aufgabe bedingt erkennen.

Karl von Rotteck's mannhafte, entschiedene und unerschütterliche Gestalt, deren es in einer gelehrten Nation wenig ähnliche giebt, muß man in vielem Betracht mit Auszeichnung in die Annalen unserer Nation eintragen. Seine Reden, die er als Abgeordneter in der badischen Kammer gehalten, sind bei allem Jähzorn des Temperaments, der sie mitunter ergreift, oft großartige Meisterstücke einer entschlossenen und freimüthigen Sprache, die wie in Zeiten antiker Republiken ertönte. Dies muß man anerkennen, wenn man sich auch gehütet haben würde jedesmal mit ihm zu stimmen, oder die Gewaltsamkeiten in seiner Auffassung der Verhältnisse zu billigen. Rotteck's vernunftrechtliche Theorieen, auf die er seine politische Stellung basirt, gehen mit ihm ebenso leicht ins Grasse durch, wie sie ihn als Geschichtsschreiber zu trüben und bewölkten Darstellungen historischer Verhältnisse veranlaßt haben. Seine „Allgemeine Geschichte" erschien zuerst in 9 Bänden, Freiburg 1813—1827 und wurde seitdem in einer zahlreichen Reihe von Ausgaben weiter ausgeführt und bearbeitet.

Ihr Hauptverdienſt iſt die populaire und eindringliche Darſtellungsweiſe, die jedoch zuweilen an Schwülſtigkeiten leidet. Außerdem erſchienen von Rotteck „Ideen über Landſtände“ (Karlsruhe 1819), ſein „Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswiſſenſchaften,“ (2 Bände, Stuttgart 1829—1830), ſeine „Sammlung kleiner Schriften, meiſt hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts“ (3 Bände, Stuttgart 1829—1830) und ſein „Lehrbuch der ökonomiſchen Politik“ (Stuttgart 1835). Rottecks Charaktergeſtalt iſt und bleibt eine eigenthümliche im deutſchen Leben, ſie iſt ein Verſuch der Zeit, neue Typen der Bildung in unſerer Nationalität hervorzurufen, einer Bildung, die freilich noch aller Harmonie, aller Grazie und Freiheit der Erſcheinung, wie aller Sicherheit des Grund und Bodens, ermangelte.

Neben ihm iſt ſein Freund, Geiſtesverwandter und Strebensgenoſſe, Karl Theodor Welcker, zu nennen. War Rotteck mehr ein praktiſches als philoſophiſches, mehr ein politiſches als ein hiſtoriſches Naturell, ſo tritt uns dagegen in Welcker mehr die theoretiſche Denkkraft des Liberalismus entgegen, die zugleich ein chriſtlich germaniſches Element als ihr Grundprinzip geltend zu machen ſucht. In ſeinem umfaſſenderen Werke: „Inneres und äußeres Syſtem der Staats- und Geſetzgebungslehre“ (Stuttgart 1829) hat er die ideellen Grundelemente ſeiner Richtung wiſſenſchaftlich feſtzuſtellen geſucht. Seine Reden, die er als Abgeordneter in der badiſchen Kammer gehalten, ſowie einige Zeitblätter und Journalartikel, darunter beſonders in dem mit Rotteck u. A. gemeinſam herausgegebenen „Freiſinnigen“ ſowie neuerdings im „Staatslexicon“ (Altona 1834 flgd.) haben vornehmlich ſeinen Ruhm und ſeine Stellung im deutſchen wiſſenſchaftlichen und politiſchen Leben begründet. In dem von Rotteck und Welcker gemeinſam herausgegebenen Staatslexicon tritt die politiſche

Richtung, welche diese beiden Männer ihr Leben hindurch verfochten haben, mit einer großen Milderung und Mäßigung, und eine vielfache Belehrung über die innersten Zeitverhältnisse gewährend, auf.

13. Die sociale Wissenschaft und Poesie in Frankreich.

Schon Benjamin Constant hatte einen neuen Organisationsprozeß der Gesellschaft geahnt und, wie wir früher angedeutet haben, in seinen Schriften die leitenden Grundgedanken desselben zu bestimmen gesucht. Aber er war dabei nur innerhalb der Gränzen einer wissenschaftlichen Analyse der europäischen Civilisation stehen geblieben. Diese eigenthümlichen inneren Bewegungen aber, welche in Frankreich zuerst in vielen Gemüthern lebendig wurden, erscheinen durch die Lehre des Grafen Saint-Simon und durch den aus ihm später sich entwickelnden Saint-Simonismus zu einem besondern System aufgenommen, welches alle Bewegungskräfte seiner Zeit in sich zusammenfaßte.

Claude-Henri, Graf von Saint-Simon erstrebte ein neues Prinzip der Einheit, einen neuen Schwerpunct der modernen Gesellschaft, wie ihn das Mittelalter durch die ihm inwohnenden Mächte für seine Zeit gehabt, und wie er seitdem für die neue Epoche der Menschheitsentwickelung nicht wieder gefunden war. Saint-Simon wollte ohne Zweifel einen neuen weltlichen Katholizismus schaffen, der sich zuletzt als der Katholizismus der Industrie auswies und worin die Menschheit eine Wiedergeburt aller ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen organisiren sollte. Diese

Reorganiſation der europäiſchen Geſellſchaft, welche aus ihrer eigenen Mitte heraus und durch die Zerlegung in ihre natürlichen Grundelemente vorgenommen werden ſollte, eine Reorganiſation, die durch ein einziges Prinzip und durch die Herſtellung einer allgemeinen Wiſſenſchaft (science générale) zu begründen war, wurde zugleich als Ausgangspunct eines großen allgemeinen Völkerbundes hingeſtellt, einer organiſchen Vereinigung der ganzen europäiſchen Völkerfamilie, die unbeſchadet der Selbſtſtändigkeit und Freiheit jeder einzelnen Völkerindividualität, ſtattfände. Dies war überhaupt der Grundgedanke Saint-Simons: ein Prinzip, ein Syſtem, einen Geſellſchaftsvertrag aufzufinden, worin mit der höchſten individuellen Freiheit und Emancipation zugleich die Befriedigung des Geſammtintereſſes der Menſchheit und des Staats erreicht würde. Dieſer Grundgedanke verbindet ſich mit dem andern, daß die goldene Zeit der Menſchheit nicht hinter ihr liegt, ſondern vielmehr vor ihr, in der Zukunft, in der Verwirklichung einer neuen ſocialen Weltordnung, die alle Fragen löſen, alle Gegenſätze verſöhnen, alle Wunden heilen wird. Der Induſtrialismus wurde erſt ſpäter das ausdrückliche Organ dieſer neuen Weltordnung. Damit hing eine Reviſion des ganzen wiſſenſchaftlichen, politiſchen und geſellſchaftlichen Thatbeſtandes der gegenwärtigen Menſchheit zuſammen, welches der kritiſche Theil der Arbeit iſt, deren ſich Saint-Simon unterzog. Dies that er zuerſt in der im Jahre 1807 von ihm herausgegebenen Introduction dans les travaux scientifiques du dix-neuvième siècle, welche Arbeit durch eine Preisfrage entſtand, zu welcher Napoleon das Inſtitut de France veranlaßt hatte, und worin auseinandergeſetzt werden ſollte, welches der Fortſchritt der Wiſſenſchaften ſeit 1789 und ihr gegenwärtiger Zuſtand ſei, und durch welche Mittel ihrer Entwickelung aufgeholfen werden könne. In

dieser Schrift sucht er schon die Arbeit als das universale Lebensprinzip der neuen Zeit zur Geltung zu bringen, wie er auch hier bereits die Idee eines Bündnisses aller Völker, einer allgemeinen Vergesellschaftung Europa's, angedeutet hat. Dieser letzteren Idee gab er ihre weitere Ausführung in seiner Schrift über die Reorganisation der europäischen Gesellschaft (Reorganisation de la société européenne, 1814), worin er als das Mittel dieser Vergesellschaftung aller Völker die Einführung einer gleichen politischen Organisation für alle Völker, die in der Repräsentativ-Verfassung bestehen soll, angiebt. Als ein constitutionelles Mittel, um dem Völkerleben eine Gleichartigkeit seiner Formen zu schaffen, bestimmte Saint-Simon ferner die Industrie, von welcher er in seiner im Jahre 1817 herausgekommenen Schrift de l'industrie, welche das Motto führte: „Alles durch, Alles für die Industrie," dann in der Parabole politique 1819, in der Schrift du système industriel 1824, die genaueren Bestimmungen ihrer Wirksamkeit gegeben. Die Industrialisirung der Welt, von der Saint-Simon zuerst gesprochen, sollte aber ein neues Rechtsverhältniß zwischen Arbeit, Fähigkeit und Lohn hervorbringen, worin Jeder nur das war, was er leisten konnte, und das besaß, was er arbeitete. Association und Emancipation heißen die Grundelemente dieses neuen Arbeitsstaats, in welchem die Arbeit eigentlich zu einer neuen Religion der Menschheit erhoben war. Oder es sollte vielmehr das Christenthum, welches auf seiner gegenwärtigen Stufe als eine ausgelebte Institution betrachtet wurde, in diesen neuen Einrichtungen der Menschheit ebenfalls seine Erneuerung finden, da der Katholizismus sich in seiner auf die Spitze getriebenen Einseitigkeit ebenso sehr, wie der Despotismus selbst, zerstört habe, der Protestantismus aber ein bloßer Kritizismus ohne Leben und

Geſtalt geworden. Das neue Chriſtenthum St. Simons ſollte die wahre Verweltlichung des Chriſtenthums ſein, eine religiöſe Anerkennung der Materie, die ſchon in der Heiligſprechung der Arbeit gegeben war. Dieſe ſeine Anſicht vom Chriſtenthum legte er in ſeiner im Jahre 1825 herausgekommenen Schrift: Nouveau christianisme, dialogues entre un novateur et un conservateur, kurz vor ſeinem Tode dar. Ein Sammlung von Saint-Simons Schriften veranſtaltete Olinde Rodrigue (Oeuvres complètes de St. Simon publiés par O. Rodrigue, Paris 1832), doch ſind davon nur zwei Lieferungen erſchienen. —

Saint-Simons Syſtem, wie es urſprünglich aus ihm hervorging, beruht im Grunde auf einfachen, ſittlich großen, Alles auf das Naturgeſetz zurückführenden Anſchauungen. Was ſeine Schüler, Enfantin, Rodrigue u. A., daraus machten, dieſer zu einer eigentlichen Sekte gewordene Saint-Simonismus, ſteigerte ſich zu einem Extrem, das, je wiſſenſchaftlicher es ſich zu gebärden ſuchte und je mehr es ſich mit den bewegenden Ideen der Zeit verknüpfte, ein um ſo bunteres Gemiſch von Paradoxen wurde. Die Emancipation der Frauen, die bei Saint-Simon ſelbſt nur in einer leiſen Andeutung erſcheint, wurde eine der Hauptausgeburten des Saint-Simonismus, worin derſelbe die piquanteſte Fahne ſeiner Geſellſchaftsreformen aufſteckte. Würdiger waren die Anwendungen, welche die Saint-Simoniſten von der Doctrin ihres Lehrers hinſichtlich der Organiſation der Arbeit machten, deren Idee ſie in dem berühmt gewordenen Satz ausſprachen: à chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres. Das Hauptwerk, in welchem die Ideen des Saint-Simonismus niedergelegt erſchienen, iſt die Doctrine de Saint-Simon (1828—1830), deſſen induſtriellen Theil Bazard gearbeitet hat, während der religiöſe Theil, der

zugleich alle socialistischen Ausartungen der Schule in sich schloß, von Enfantin berührte. —

In Lerminier, Michel Chevalier, welcher den Globe aus den Händen der Romantiker übernahm, P. Leroux und Hippolyte Carnot, erhielt der Saint-Simonismus seine würdigste Vertretung durch geschichtsphilosophische, nationalökonomische und staatswissenschaftliche Ausführungen, doch zeigte sich auch bei diesen Männern, die größtentheils bald in andere Richtungen übergingen, daß der Saint-Simonismus nur die allgemeine Grundlage ihrer fortschreitenden Bildung gewesen war, in welcher Eigenschaft wir ihn denn auch in einem gewissen Moment der Gegenwart als etwas Nothwendiges anerkennen müssen. —

Neben den Bestrebungen Saint-Simons und des Saint-Simonismus, ging in Frankreich ein anderes socialles System, das des Charles Fourier, in bedeutungsvollen Zügen einher, indem es sowohl das innere wissenschaftliche Moment einer neuen Gesellschaftstheorie tiefer festzustellen und auf einen psychologischen Grund zu erheben suchte, als es auch in der Organisirung des zu findenden Arbeitsstaates noch weiter ins Einzelne sich einließ. Das System des Fourier, das in Frankreich auf eine philosophische Bedeutung Anspruch machen kann, hat, seit dem Sturz des in sich selbst zusammengefallenen Saint-Simonismus, eine immer größere Ausbreitung und Anerkennung bei vielen ernsten und denkenden Geistern gefunden, wie sehr auch seine mannigfachen Ausartungen, denen es ebenfalls nicht fremd geblieben, der Lächerlichkeit preisgegeben worden sind. Fourier bestimmte die neue Wissenschaft der Gesellschaft, welche er suchte, näher als die Wissenschaft des Glücks, indem er im Glück die wahre Bestimmung des Menschen auf Erden erkennen wollte. Dies wahre Glück der Menschheit erläuterte er in seinem im

Jahre 1808 erschienenen Buche: Théorie des quatre mouvements, dahin, daß es die Harmonie der Triebe und ihrer Befriedigung sei. In dieser Schrift, welche die Grundkeime der ganzen socialen Spekulation Fourier's enthält, hat er es zugleich unternommen, eine philosophische Theorie der menschlichen Triebe aufzustellen, um darin das Fundament des zu gründenden harmonischen Gesellschaftszustandes zu finden. Indem angenommen wird, daß der Trieb, welcher zugleich die Kraft der Anziehung (attraction) darstellt, in einem Einklang stehen müsse mit der Bestimmung, die er zu finden hat, so muß es sich um eine Verwirklichung dieses Einklangs von Anziehung und Bestimmung handeln, um das wahre Glück der Gesellschaft in der Harmonie darstellig zu machen. Der erste Hauptsatz in der socialen Philosophie Fourier's lautet daher: les attractions sont proportionnelles aux destinées. Diese Harmonie, welche gesucht wird, erscheint somit als die gefundene Befriedigung einer Bewegung, oder als das Resultat einer Reihe von lauter einzelnen Puncten, welche die Bewegung stufenweise durchschritten hat, um sich darin zu erfüllen und zu vollbringen. Die Harmonie findet sich sonach durch die Reihe, aus deren einzelnen Stufen sie sich aufbauen muß, und dies bestimmt den zweiten Hauptsatz der Fourier'schen Gesellschaftsphilosophie: la Série distribue les Harmonies. Auf die Verkettung dieser Serien und Harmonieen hat Fourier die eigenthümliche Idee seines Phalanstère gebaut, worin er die äußere Form seines neuen harmonischen Gesellschaftszustandes gefunden. Die Serien, wie sie sich nach den Trieben oder Arbeitszweigen gliedern, finden sich in der neuen Gemeinde immer zu einer Gemeinschaft von 1800 bis 2000 Personen zusammen, und diese Gemeinschaft heißt in der Fourier'schen Sprache die Phalange, und das

von derselben auf einem Landstrich von ungefähr einer Quadratmeile bewohnte große gemeinschaftliche Gebäude das Phalanstère. In seinem Traité de l'association domestique-agricole, ou attraction industrielle (in Fourier's gesammelten Werken unter dem neuen Titel: Théorie de l'unité universelle erschienen) hat Fourier die näheren und einzelnen Formen dieser neuen Gesellschaftsverfassung erörtert, und sich dabei oft in die abenteuerlichsten Phantasmagorieen der Einbildungskraft verlaufen, die den Eindruck einer burlesken Komödie machen können, oft aber trifft er auch in sinnigen Gedankenspielen und mit tief eindringenden Bezeichnungen gerade den bedeutungsvollsten Punct, auf den es in der heutigen Gesellschaft ankommt. Die Schriften Fourier's erschienen gesammelt (Oeuvres complètes de Charles Fourier, zweite Ausgabe, Paris 1841) von der Gesellschaft, welche sich zur Verbreitung und Verwirklichung der Fourieristischen Theorie (société pour la propagation et pour la réalisation de la théorie de Fourier) in Frankreich gebildet hat. —

Die Wissenschaft des Socialismus hat seitdem in Frankreich von manchen Seiten her eine bedeutende Fortbildung erhalten, doch haben die Elemente des Communismus, welche sich in ihn hineingesetzt haben, zugleich den rein wissenschaftlichen Gang der Untersuchungen gestört. Eine merkwürdige Erscheinung bilden in dieser Beziehung die Schriften des P. J. Proudhon, eines aus dem Arbeiterstande selbst hervorgegangenen Autors, der, ohne sich zu dem System des Communismus selbst zu bekennen, die schärfsten und wissenschaftlich begründetsten Angriffe gegen das Recht des persönlichen Eigenthums zusammengestellt hat. Er that dies besonders in seinem Buch: Qu'est-ce que la propriété? ou recherches sur le principe du droit et du gouvernement (Paris 1841), das höchst be-

merkenswerthe rechtsphilosophische Auseinandersetzungen enthält, wenn es sich auch freilich in den wahnsinnigen Satz zuspitzt: daß das Eigenthum ein Diebstahl sei! (la propriété c'est le vol). Sein späteres Buch, in dem er selbst zu organisiren gesucht: de la création de l'ordre dans l'humanité ou principes d'organisation politique (Paris und Besançon 1843) hat sich von schwächerer Bedeutung erwiesen.

Außerdem ist Louis Blanc hier zu nennen, der in seiner Schrift: Organisation du travail. — Association universelle. Ouvriers. — Chefs d'ateliers. — Hommes de lettres (Paris 1841) einige scharfsinnige Ausführungen, namentlich gegen die unbeschränkte Gewerbefreiheit, gegeben, und unter Anderm den Vorschlag gemacht hat, zur Abhülfe der Arbeitslosigkeit und zur Sicherung eines angemessenen Arbeitslohns nationale Werkstätten unter Aufsicht des Staats zu errichten. Bedeutender erscheint uns Louis Blanc als Geschichtschreiber, durch seine Histoire des dix ans, 1830—1840, worin er sich in einer meisterlichen und lebensvollen Darstellung vorzugsweise als Volksgeschichtschreiber gezeigt hat, indem er die Entwickelungen der Julizepoche von dem demokratischen Standpunct aus auffaßt und aufzeigt. Beim Beginn seines Geschichtswerkes sagt er selbst, daß er nicht den Adligen, den Reichen, den Glücklichen durch seine Darstellung dienen wolle. Der Socialist, welcher sich der Sache des armen und leidenden Volkes hingegeben hat, findet hier als Geschichtschreiber der Juliszeiten die entscheidendste Gelegenheit, die eigentliche Geschichte des aufstrebenden Volksgeistes, seiner Hoffnungen und Enttäuschungen, mit feurigem Griffel zu schreiben. Louis Blanc hat dies mit begeistertem Herzen, und doch ohne alle subjective Verblendung und Ueberreizung gethan, so daß uns sein Werk als

ein ächtes Epos des modernen Volksbewußtseins entgegentritt. Außerdem ist es reich an vielen interessanten Einzelnheiten und Persönlichkeiten, welche die Geschichte dieser zehn Jahre anschaulich zu machen dienen.

Die Grundidee alles Strebens des Socialismus, welchen Verirrungen er auch anheimfiel, war doch immer die gewesen, die Gesellschaft von den Uebeln zu befreien, an welchen krank zu sein sie sich nicht abläugnen konnte, und eine Reform zu bewirken, welche das Ideal auf Erden einsetzen sollte, ein Ideal, bei dem man freilich den umgekehrten Weg einschlug wie sonst, indem man mit dem Materiellen anfing und aus ihm alles Ideelle herzuleiten und zu begründen suchte. Daß die Gesellschaft an dem innern Widerspruch ihrer Einrichtungen krank lag, daß sie sich im Lauf der Zeiten mit Gegensätzen und Verpflichtungen belastet hatte, unter denen sie sich nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermochte, war in vielen Erscheinungen des Lebens überzeugend herausgetreten. Die Zeitliteratur selbst trug diese Wunden theils mit Coquetterie, theils in grellen Abbildungen zur Schau.

Welche ausgehöhlten und innerlich zerworfenen Zustände wiesen nicht die Romanschilderungen von Honoré Balzac auf, der namentlich in seinen Scènes de la vie privée (1831), die seine gelungensten Darstellungen enthalten, so wie in den Scènes de la vie parisienne (1832), das französische Leben selbst in seinen bizarrsten Contrasten meisterhaft abspiegelte! Dieser Autor ist der eigentliche Romantiker der gesellschaftlichen Verderbniß unserer Zeit, und er hat Das, was die Franzosen in neuester Zeit so vielfach mit dem Namen physiologie belegt haben, sehr er-

folgreich in dem Roman eingebürgert, nämlich diese in alle Fasern eindringende Zerlegungskunst des socialen Zustandes, welche darauf ausgeht, alle gesellschaftlichen Illusionen zu zernichten, und den socialen Körper in seiner Nacktheit und herausgeschält aus allen seinen Verhüllungen zu zeigen. In diesem Sinne schrieb Balzac auch seine Physiologie der Ehe (Physiologie du mariage, 1830), die ungefähr an Knigge's „Kunst mit Menschen umzugehen" erinnert, indem, wie bei Knigge jeder Mensch als schlecht und verderbt vorausgesetzt wird, so hier jedes eheliche Verhältniß als ein solches, das besonderer Kniffe und raffinirter Veranstaltungen bedarf, um möglichst ohne Schaden hingenommen zu werden. Auch als philosophischer Romanschreiber hat sich Balzac zu zeigen gesucht, sowohl in seiner Peau de chagrin (1831), in welchem theilweise ausgezeichnet schön geschriebenen Roman das Speculative mehr als ein magisches Element erscheint, das noch dazu der diabolisch-romantischen Schule unseres deutschen Hoffmann entlehnt ist: als auch in seinen Romans et Contes philosophiques u. A.

Einen merkwürdigen Contrast gegen diese sociale Romantik, welche halb als Mitschuldige halb als Anklägerin eines verderbten Gesellschaftszustandes erscheint, bilden die hochtönenden Strafgedichte eines Barbiers, eines der größten Satiriker der neueren Welt, in welchem das moderne Paris seinen strengsten und erhabensten Sittenrichter, und einen unbestechlichen Zeugen seiner gesellschaftlichen Zerfallenheit gefunden. Seine satirischen Gedichte erschienen unter dem Titel Jambes, zuerst in der Revue de Paris (von August 1830 bis Mai 1831), worauf er sie, mit dem berühmten Einleitungsgedicht: La tentation vermehrt, 1832 gesammelt herausgab. Eine treffliche deutsche Ueber-

setzung davon gab L. G. Förster unter dem Titel: Geißelhiebe für die große Nation (Quedlinburg 1833.) —

In einem umfassenderen Sinne machte sich in der letzten Zeit Eugène Sue zu dem eigentlichen Physiologen und Kritiker der modernen Gesellschaftszustände. Nachdem dieser hochbegabte Autor in seinen früheren Romanen sich lange Zeit hindurch nur in einer wilden chaotischen Phantasiewelt oder auf der See und den Meeresschiffen, als Seeromantiker, ergangen, (Atar Gull, la Salamandre u. s. w.) hat er in zweien seiner neuesten Productionen, in dem Roman: Mathilde ou les memoires d'une jeune femme, und in den weltberühmt gewordenen Mystères de Paris, die bedeutungsvollsten Puncte der modernen socialen Interessen, getroffen. Vornehmlich in dem letzteren Werke, das eine besondere Phase der neueren Literatur zu bezeichnen angefangen, ist er in jene unterste Schicht der Gesellschaft, deren Lebensregungen immer verhängnißvoller werden, als ein wahrer Meister sowohl in Lebensbeobachtung, als in Kenntniß der menschlichen Charaktere, hinabgestiegen. Die Uebervortheilungen, sowohl in moralischer wie in physischer Hinsicht, welche die menschliche Existenz auf diesem Gebiet zu erfahren hat, sind von Eugène Sue mit einer schneidenden Wahrheit, und zugleich mit einem großen Herzen für die freie und würdige Gesammtentwickelung der ganzen Menschheit, darstellig gemacht worden. Dieses höhere Menschheitsgefühl, welches aus der ganzen Darstellung spricht, ist das bewegende Pathos des Buches, und ersetzt den Mangel der Kunstform, die bei der weitschichtigen Anlage des Ganzen, und bei vielen einer practischen Gesellschaftsreform gewidmeten Nebenausführungen, gefährdet werden mußte. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache der neueren Literatur, daß sie in der Form des Geheimnisses hier diejenigen Lebenselemente zu ergreifen strebt, welche den Stoff

einer neuen Volksbildung und Gesellschaftsentwickelung in sich schließen, und die dazu bestimmt sind, zu einer mit der Umgestaltung des ganzen Volksdaseins innigst zusammenhängenden Oeffentlichkeit zu werden. Die vielfältigen Nachahmungen und Nachbildungen der Sue'schen Geheimnisse von Paris in allen möglichen Nationalitäten und Localitäten, wieviel Widerwärtiges sie auch zum Theil als mercantile Speculationen haben mögen, sie zeigen doch das bedeutungsvolle Hindrängen zu diesen entscheidenden Puncten des heutigen Völkerlebens an, indem sie zugleich dazu beitragen, den Thatbestand und gewissermaßen das Inventarium bei demjenigen Banquerett aufzunehmen, welchen die heutige Gesellschaft in ihren bestehenden Elementen früher oder später erleiden muß. —

Wenn diese Conflicte der bestehenden Gesellschaftsordnung in Balzac, Eugène Sue, Emile Souvestre u. A., bald mit dem physiologischen Secirmesser, bald mit politeilich romantischem Griffel aufgezeigt erscheinen, so sind sie dagegen in George Sand (Madame Dudevant) wahrhaft durch den Busen einer Dichterin gegangen, und haben in ihr, mit dem edlen Herzblut eines ausgezeichneten Weibes getränkt, ihre volle menschliche Bedeutung, ausgeprägt in vollendeten Formen des Kunstwerks, dargethan.

Die ironische Empfindsamkeit der Individualität gegen die vorhandene Gesellschaftsordnung repräsentirt sich in Madame Dudevant so naturwahr und erschöpfend ausgebildet, wie in keiner andern Gestalt dieser Zeit, und man muß ihre Romane lesen, um die geheimsten Selbstbekenntnisse dieser socialen Epoche zu haben. Kein neuerer Autor trägt

ſich mit ſo bewußten Tendenzen, mit ſo ſcharf und unermüdlich, ja oft unerbittlich verfolgten Abſichten der Dichtung, als dieſe Frau, die es vorzog, dem Publikum unter dem Namen George Sand als ein Mann zu erſcheinen. Der ſo vielfach hervorgehobene und benutzte Umſtand, daß George Sand in Beinkleidern geht und mit der Reitpeitſche gegen ihre Sporen ſchlägt, um von den Vortheilen des Mannes im öffentlichen Bewegen und Genießen ſich eigenmächtig etwas zuzueignen, iſt jedoch weniger wichtig und charakteriſtiſch, als der, daß Aurora Dudevant ein Weib iſt, ein Weib mit aller Stärke und Subtilität des Frauenherzens, mit aller urſprünglichen Kraft und Vergötterungsſucht der Liebe, mit aller Schwäche und Süßigkeit der weiblichen Träumerei, mit ſophiſtiſcher Genußſucht und mit penetrirender Schärfe, jede Situation bis auf die kleinſte Faſer zu zerſetzen. Weil ſie ein Weib iſt, hat ihre Anſchauung von den ſocialen Verwickelungen, die ſie zum unaufhörlichen Thema ihrer Darſtellungen macht, den Werth eines negativen Canons für dieſe Leiden der menſchlichen Geſellſchaft und der Situation der Geſchlechter. Die Erfahrungen ihres Herzens und ihrer Leidenſchaften hat ſie allmälig in Geſtalten verkörpert, mit einem ſkeptiſchen Talent der Poeſie, wie es noch keinem Dichter in dieſen unmittelbaren Beziehungen auf die Realitäten der Geſellſchaft eigen geweſen. Dante braucht einen Himmel und eine Hölle, die er mit coloſſaler Phantaſie aufführt, um die Laſter und Thorheiten der Menſchheit in ein beſtimmtes Relief zu faſſen; Byron fährt mit ſeinem herzblutenden Skepticismus in allen phantaſtiſchen Regionen der Anſchauung umher und kommt doch nie über die kokette Subjectivität hinaus zu wirklichen Geſtalten, die ſeinen Schmerz und ſeinen Spott verewigten; George Sand aber bedarf nur der allereinfachſten Situation männlicher und weiblicher Her-

zen, wie man sie an jedem Kamin eines Familienzimmers neben einander schlagen sieht, um eine große Culturtragödie, die keinen Schritt von der factischen Wirklichkeit abweicht, daraus zu gestalten. Sie hat nur immer die eine ungeheure Frage zu behandeln: daß unter den bestehenden Verhältnissen der Gesellschaft und der Civilisation zwei Menschen nicht mit einander glücklich sein können, selbst wenn sie sich lieben, oder auch weil sie sich lieben. So hat sie sich zur Dichterin der socialen Uebel gemacht, ohne weder ungerechter Weise etwas zu erdichten, noch auch den Balsam der Poesie auf die Wunden der Gesellschaft, die sie offen zeigt, zu träufeln. Wie sehr auch alle ihre Gedanken einer idealen Weltordnung entgegenstreben, so läßt sie doch in ihren Darstellungen selbst weder Ideales noch Idealisirendes zu, wie andere dichtende Frauen, die es, wie überhaupt ihr Geschlecht, für eine Pflicht edler Weiblichkeit ansehen, sich über das Leben zu täuschen. Aurora Dudevant hat sich der schonungslosen Beobachtung ergeben und findet eine Wollust darin, die Illusionen zu analysiren, die den Kitt der gäng und gäben bürgerlichen Verhältnisse bilden. —

Ihre literarische Laufbahn begann George Sand mit dem Roman Rose et Blanche (Paris 1832), welchen sie in Gemeinschaft mit ihrem damaligen Jugendfreunde Jules Sandeau, nach dessen erster Namenssylbe sie ihren eigenen Dichternamen sich bestimmte, verfaßt hatte. Dieser Roman behandelt vorzugsweise die Schwäche und Hinfälligkeit des männlichen Charakters, welches also der Ausgangspunct und erste Anklagegrund der socialen Darstellungen George Sand's wurde. Ein großer Degout an Welt und Societät bildet hier schon den Grundzug der Darstellung, aber mit mehr Wehmuth und elegischem Anhauch als Bitterkeit. In Horaz wird die Rohheit und

Verderbtheit des Mannes geſchildert, die ſich nur noch durch einen ſophiſtiſchen Anſtrich über der Gemeinheit erhält und der die reine und ächte weibliche Natur leidend gegenüberſteht. Die Luſt am bloßen Romanhaften, am Blüthenwerk der Phantaſie, zeigt ſich in dieſem Roman noch überwiegend gegen die Hinneigung zur Speculation. Im Ganzen erhebt ſich das Buch nicht bedeutend über die Gewöhnlichkeit, obwohl einige Schilderungen, namentlich des Lebens und Treibens der jungen Mädchen im Convent, eine reizende Anmuth haben. Der Miterfaſſer, Jules Sandeau, hat ſich ſeitdem durch einige hervorragendere Werke, namentlich die Romane Madame de Sommerville (1834) und Marianna (1839) bekannt gemacht, aber er hat ſich in ſeinen ſchöngeſchriebenen, nur zuweilen in Reflexions- und Redefülle ſich verlierenden Dichtungen nicht zu der Höhe der Anſchauung und Darſtellung erheben können, auf der George Sand bald die allgemeine Aufmerkſamkeit feſſelte.

Dieſe Aufmerkſamkeit erregte ſie zuerſt durch ihre Indiana (1832), welches vielleicht der grauſamſte aller Sandſchen Romane iſt, und worin die Verfaſſerin ſich ſchon in der Vorrede über ihre „traurige Freimüthigkeit“ erklärt, wie ſie ihren ſchriftſtelleriſchen Charakter bezeichnet, und wodurch ſie ſich getrieben fühle, mehr an die Wahrheit als an die Moral ſich zu halten. Sie entſchuldigt ſich nämlich, daß ſie in dieſem Roman den Perſonen, welche das Geſetz vorſtellen, nicht die möglichſt ſchöne Rolle zuertheilt habe. Sie könne zwar den Weg, auf dem das Geſetz uns wie eine Heerde Schöpſe einpferche, nicht mit Roſen beſtreuen, aber ſie zeige doch auch zugleich die Wege, die uns von jenem abführen, mit Neſſeln bepflanzt. Dieſe bittere Gerechtigkeit auf beiden Seiten offenbart ſich allerdings in der Indiana, in der ſie zeigen will, daß in unſern Tagen moraliſcher Entwürdigung die Ehre eben ſo ſchwer gewor-

den ist zu üben als der Heroismus. In der Indiana verräth sich nicht die darüber stehende Ruhe, die man sonst an den Schriften der Madame Dudevant bewundern muß. Hier plaidirt die beleidigte Frau in ihr mit subjectiver Leidenschaftlichkeit und gereizter Stimmung. Sie zeigt sich als Meisterin in der grausamen Analyse, ihre Grausamkeit besteht in den Consequenzen, die sie aus den gesellschaftlichen Einrichtungen ableitet, und nur darin scheint sie Unrecht zu haben, daß sie das Mögliche schon als das Factische in ihrer Darstellung zusammenreiht. In Raymon, der die unglücklich verheirathete Indiana liebt, verführt, verläßt und mißhandelt, will die Verfasserin zeigen, wie ein Mann, durch die Verhältnisse und seinen Charakter bestimmt, die größten Abscheulichkeiten begehen, und doch dabei eigentlich für einen liebenswürdigen Mann gelten kann, aber sie thut es mit raffinirter Ironie, wenn sie die Laster des gesellschaftlichen Menschen in ihm als liebenswürdig darstellt, eine Ironie, die zuletzt in Verachtung übergeht, indem sie diesen Charakter gänzlich fallen läßt. Wenn sie aber mit gekränktem und empörtem Frauenherzen, mit weiblicher Malice, die Verderbtheit und den Egoismus der Männer aufzeigt, so kennt sie auf der andern Seite zugleich alle Schwächen und Verschuldungen der Frauen. Sie sagt, die Frauen seien von Natur einfältig, es schiene, als ob der Himmel, um das Uebergewicht auszugleichen, das ihr Zartgefühl und ihr Scharfsinn ihnen über die Männer gebe, sie mit blinder Eitelkeit und blödsinniger Leichtgläubigkeit ausgestattet habe; es bedürfe, um sich ihrer zu bemeistern, nichts, als daß man sich darauf verstehe, sie zu loben und ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. Allerdings will sie aber auch durch Indianens Schicksale beweisen, welcher Kraft, Ausdauer und Tapferkeit das weibliche Herz fähig sei, wenn es liebe, oder zu lieben glaube, mag es

sich auch bitter dabei täuschen. Sehen wir aber in Indiana die Mißhandlung des weiblichen Herzens, so zeigt sich in Ralph, diesem meisterhaft geschilderten Engländer, die Qual des männlichen, das nicht erkannt wird, weil es nicht die glänzende Außenseite eines Raymon besitzt, sondern sich hinter einer Brutusgestalt versteckt. Mit mehr Wahrheit ließen sich die Verhältnisse dieses Romans schwerlich darstellen, aber ohne Zweifel mit mehr Schönheit und etwas mehr dichterischer Vermittelung.

Auf die Indiana ließ George Sand die Valentine (1832) folgen, einen Roman, der nur wenig erfreuliche Partieen bietet, darunter aber eine bemerkenswerthe Stelle, wo sich die Verfasserin gegen die öffentliche Feier des Hochzeitstages mit Gründen erklärt, deren schlagende Wahrheit man vom Gesichtspunct der Sittlichkeit wie des Zartgefühls nicht zurückzuweisen vermöchte. In der Valentine läßt Madame Dudevant durch einen Zufall eine moralische Demonstration ausüben, die ihr bei ihrer Vertheidigung gegen angesonnene Absichten einer socialen Umwälzung zugute kommen kann. Durch die Gunst der Umstände wird eine Conventionsehe, in der sich beide Theile schlecht befunden hatten, ohne alle Gewaltsamkeit wieder aufgelöst, und Valentine sieht sich an die Liebe ihrer Wahl freigegeben, als Benedict, durch ein jämmerliches Mißverständniß, plötzlich ums Leben kommt, also auch die Ehe der Wahlverwandtschaft, die sich schon früher ungesetzlich anticipirt hatte, nicht gesetzlich vollzogen werden kann.

Das bedeutendste Werk der George Sand erschien im Jacques (1834). In diesem Buche hat die Dichterin einen Roman der Ehe geliefert, wie die moderne Literatur an Naturwahrheit der Beobachtung, an feiner und tiefsinniger Durchdringung der Situationen und an wahrhaft erhabenen Stellen, die des größten Dichters würdig, keinen

zweiten aufzuweiſen hat. Jacques iſt ein vollkommener und vollendeter Mann, der, nachdem er in allen Richtungen des Lebens ſich tapfer umherbewegt, einen Durſt nach Ruhe bekommen, und das Bedürfniß fühlt, ſich auf ein friedliches und reines Herz zu ſtützen. Er entſchließt ſich zu heirathen, aber er gedenkt nicht, ſich durch dies Band der Ehe mit den Zuſtänden der Geſellſchaft, die er haßt, zu verſöhnen. Fernande iſt ein liebenswürdiges, naives, ſchwaches, ächt weibliches Geſchöpf, die an dem Mann, den ſie liebt, hinaufblickt, wie an einem höheren Weſen. Sie iſt zu einer wahrhaften Ehefrau beſtimmt, die ſich ſelbſt an die Pfeife ihres Gatten, die ihr anfangs einen Schreck verurſacht, liebend anſchmiegt. Jacques iſt ſchon fünf und dreißig Jahr, und Fernande zählt erſt ſiebzehn, ein Mißverhältniß, das dem guten Kind anfangs geheime Sorgen verurſacht, aber ſie liebt Jacques. Jacques erſcheint in dieſer Situation als Vater und Geliebter zu gleicher Zeit. Er gehört zu den Naturen, die das Leben ſtark verbraucht und zwanzig gewöhnliche Exiſtenzen in einem einzigen Jahr erſchöpft haben, aber ſein Mannesherz, das nur in der Liebe wahrhaft zu leben vermag, iſt noch jugendſtark, doch voll von jenem großartigen Stolz, der Charaktere ſeiner Art in ein gefährliches Uebergewicht ſtellt zu den ſocialen Gewohnheiten und Beſchränkungen. Jacques hat noch eine Sympathie zu einem andern Weſen, mit dem ihn ſchweſterliche Bande verbinden, wiewohl er nicht genau weiß, ob Sylvia ſeine Schweſter iſt. Sylvia iſt eine von den ſchönen, ſublimen, prächtigen Weiblichkeiten, in denen Madame Dudevant ihre Antipathieen gegen die Geſellſchaft erhaben, aber faſt geſpenſterartig geſtaltet. Sylvia würde aber, ungeachtet der idealen Höhe ihrer Bildung, wie ein Naturkind mit aller Gewalt des Weibes zu lieben verſtehen, doch ſie hat keinen Mann gefunden, den

sie ihrer Liebe für würdig hält. Oktavio liebt sie, aber Sylvia vermag ihn nicht einmal hochzuschätzen, und was ist die Liebe eines Weibes ohne Hochschätzung? Oktavio ist ein Schwacher, aber er hat Recht, wenn er an Sylvia schreibt: sie dominire in dem Verhältniß der Liebe so, daß er sich „erniedrigt" fühlen müsse durch ihre Liebe. Sylvia ist das weibliche Ebenbild von Jacques, sie lieben sich nicht, aber sie verehren sich, und Jacques behauptet, daß ein viel stärkeres Gefühl, als die Liebe, zwischen ihnen beiden walte. Sylvia macht dem Jacques Vorwürfe, daß er sich der Ordnung der Gesellschaft durch die Ehe unterworfen und einer Frau ewige Treue schwören wollte, was sie für etwas Unmögliches ansieht. Jacques weiß im Voraus, wie auch diese Liebe, die er eingeht, endigen wird, aber er zeigt sich mit einem hohen und würdigen Lebensbewußtsein gerüstet, der Zukunft entgegenzugehen, von der er wenigstens einige Jahre Liebesglück erhofft. Er schreibt an seine Fernande vor der Hochzeit: La société va vous dicter une formule de serment. Vous allez jurer de m'être fidèle et de m'être soumise, c'est-à-dire de n'aimer jamais que moi, et de m'obéir en tout. L'un de ces sermens est une absurdité, l'autre une bassesse. Vous ne pouvez pas répondre de votre coeur, même quand je serais le plus grand et le plus parfait des hommes. Man höre aber, wie die Gesellschaft, welche diesen Eid für zweckmäßig erachtet hat, an dem armen Jacques sich rächt, der ihn zur Grundlage seines Glückes verschmäht! Fernande ist ein gutes herrliches Kind, die ihren Jacques wirklich liebt. Bald aber erheben sich Zweifel, und man erblickt graue Streifen am Horizont der jungen Ehe. Der Einfluß des Tageslebens auf die Stimmungen macht sich geltend, und die Stimmungen beherrschen die Gemüther, zumal die liebenden. Es ist unberechenbar, was ein reg-

nerischer Himmel oder ein stärkerer Grad Frost als gewöhnlich, für Wirkungen ausüben können auf zwei Leute, die täglich und stündlich bei einander sind. Fernande hat Fehler, diese Fehler sind die der Liebe, die aber den Andern unglücklich machen. Eine zufällige Wolke auf der Stirn des Geliebten bringt sie außer sich, sie zweifelt an seiner Liebe, und macht ihm Vorwürfe, daß er sie nicht genugsam liebe. Das Uebel macht immer größere Fortschritte, ohne daß man weiß, woher es gekommen, und die Verstimmung dringt bald in die wesentlichen und edlen Theile des Verhältnisses ein. Jacques ist indeß der Meinung, daß, nachdem die Zeit des Glückes vorüber, die Zeit des Muthes gekommen sei, aber auch dem Muth gelingt es nicht mehr, ein Lebensverhältniß auszubessern, das einmal in innerster Seele einen Stoß erlitten. Jacques hat einen großen Fehler, nämlich den, daß er gar keinen Fehler hat, was Fernande, ihm gegenüber, am drückendsten empfindet. Durch das Leben eben so abgerieben wie abgerundet, ist er vollkommen geworden und steht mit hohem Bewußtsein über allen den Kleinlichkeiten, die wichtig genug sind, um das Hinleben der meisten Menschen zu kreuzen. Die Verfasserin, die sonst mit boshafter Trauer die Schwächen ihrer männlichen Helden zeichnet, hat hier einen vollendeten Mann darstellen wollen, und dieser ist unglücklich! In Jacques Unglück, Hahnrei zu werden, und wie er dasselbe erträgt, liegt aber die Hauptaufgabe dieses Romans, und eine völlig neue Wendung. Ging nicht Jacques seine Ehe mit dem philosophischen und großsprecherischen Bewußtsein ein, daß es unmöglich sei, sich zu verpflichten, das ganze Leben hindurch nur Ein Wesen zu lieben? Was thut er nun, als seine Fernande, fast ohne es selbst zu wollen, sich von ihm abwendet, und in Oktavio ein ihr gemäßeres, gleich ihr schwaches und liebenswür-

diges Weſen gefunden? Er behandelt ſie mit der größten Schonung und Achtung, mit einer väterlichen Zärtlichkeit und Beſorglichkeit, er entfernt ſich, er reiſt, aber er iſt in ſeiner heldenmüthigen Aufopferung unglücklich und in ſich ſelbſt vernichtet. Nachdem die beiden Liebenden auch den materiellen Ehebruch begangen, beſchließt er den Selbſtmord, um ihnen Raum zu einer legitimen Verbindung und dem Kinde ihrer Sünden einen ehelichen Charakter zu geben. Jacques iſt entſchloſſen zu ſterben, theils aus Verachtung gegen ſeine Situation, theils aus Liebe für Fernande, die durch ſeinen Tod glücklich werden kann, und er ſtürzt ſich von der Höhe der Alpen herab in einen Abgrund, ſeinen Selbſtmord bemäntelnd, ſo daß Fernande nichts darin ſehen darf als einen Zufall, der jedem Reiſenden begegnen kann. In dieſem Abſchluß der Verhältniſſe liegt eben ſo viel großartige Malice der Dichterin, als ächt tragiſche Anſchauung der Geſellſchaft und des Lebens. Jacques iſt der umgekehrte Werther, oder vielmehr das Ideal eines Albert, der ſich für Werther und anſtatt Werther's erſchießt. Was aber der Dichtung fehlt, iſt die künſtleriſche Gerechtigkeit, wie ſie Goethe im Schluß der Wahlverwandtſchaften ausübt. Die einfache und mehr lyriſche Situation von Albert und Werther tritt in den Wahlverwandtſchaften zu einem dialektiſchen Syſtem ausgebildet auf, das die individuellen Sympathieen der Liebe, der ausſchließenden Berechtigung der Ehe gegenüber, zum Unheil für diejenigen wendet, welche dies lediglich individuelle Recht der Liebe repräſentiren. In Jacques geht aber der Repräſentant der Ehe und der Pflicht unter. Jacques, ein großer, nobler Charakter, nimmt die Sünden der Verhältniſſe allein auf ſeine Schulter und geht damit in den Tod, während das ihm gegenüberſtehende Paar glücklich weiter lebt, ohne Rache. Wenn aber Goethe's Roman der Anwalt für die Sitt-

lichkeit der Ehe iſt, Madame Dudevant aber für die Berechtigung der Liebe ſtreiten möchte, ſo kann man ihr doch nicht erweislich vorwerfen, daß ſie hier das Inſtitut der Ehe als ſolches damit habe erſchüttern wollen, indem ſie vielmehr ganz die entgegengeſetzte Wirkung davon hervorgebracht hat. Die Liebe, welche dem Jacques gegenüber die Ehe überlebt, iſt auf ſo ſchwache Individualitäten geſtützt, daß ihr Sieg ihr mehr zur Schmach gereicht als zum Triumph, während dagegen Jacques noch in ſeinem Untergange auf eine wahrhaft erhabene Weiſe verherrlicht wird. In Jacques iſt zum erſten Male der merkwürdige und durchaus neue Verſuch gemacht, der Hahnreiſchaft das lächerliche Zeichen, mit dem ſie ſonſt immer dargeſtellt wird, zu nehmen, und ſie tragiſch und großartig zu behandeln. In Jacques unterliegt die Ehe, aber ſie ſtirbt wie ein Held, der für eine große und bedeutſame Sache ſich zu Tode gekämpft.

Madame Dudevant hat ſich überhaupt in ihrer bekannten Lettre à M. Nisard, welche die Revue de Paris enthalten, ſo naiv und offen über ihr Verhältniß zu der Ehe als einem ſocialen Inſtitut ausgeſprochen, daß die Alltagsmoral davon abſtehen muß, in ihren Dichtungen noch mehr abſichtliche Pointen aufzuſuchen, als darin zu Tage liegen. Sie ſagt, daß auf die Frage einiger Saint-Simoniſten und gewiſſenhafter Philanthropen: was ſie an die Stelle der Ehegatten ſetzen würde? ſie geantwortet habe: nichts anderes als die Ehe ſelbſt! So wie, fügt ſie hinzu, an die Stelle der Prieſter, welche die Religion ſo ſehr compromittirt hätten, ſie nur die Religion ſelbſt zu ſetzen geneigt wäre. Sie giebt nämlich Herrn Nisard Recht, wenn er in ſeinen Souvenirs de Voyages von ihr ſagt: La ruine des maris ou tout au moins leur impopularité, tel a été le but des ouvrages de George Sand,

indem sie hinzufügt, daß sie in der Sprache ihrer Romane darin gefehlt, sich zu collectiv auszudrücken, und die Gesellschaft zu nennen, wo sie nur die Mißbräuche, Vorurtheile und Laster der Gesellschaft gemeint, so wie da, wo sie nur die verheiratheten Personen angreife, sich des Namens der Ehe im Allgemeinen zu bedienen. Auf den Spott Nisard's, welcher die Liebe ironisch die „Königin der Bücher der George Sand" nennt, antwortete sie mit vieler Würde: „diese Liebe, die sie auf den Trümmern der bisherigen Einrichtungen erbauen wolle, sei allerdings ihr Utopien, ihre Poesie; diese Liebe sei groß, edel, schön, freiwillig, ewig, aber diese Liebe sei die Ehe selbst, wie sie Jesus geschlossen und der heilige Paulus erklärt habe. Diese Liebe fordere sie wieder von der Gesellschaft als eine Institution, die in der Nacht der Zeiten verloren gegangen, und die man aus dem Staub der Jahrhunderte und dem Schmutz der Gewohnheiten wieder hervorziehen müsse, um die wahre eheliche Treue, die wahre Ruhe und die wahre Heiligkeit der Familie herzustellen, die alsdann wieder an die Stelle eines schimpflichen Vertrags und eines stupiden Despotismus, der sich aus der niederträchtigen Verderbtheit der Welt erzeugt habe, treten würden!" —

Zur Verachtung der Männer hat George Sand am meisten in ihrem André (1835) aufgereizt, einem Roman, in dessen erster Hälfte ungemein viel Unschuld und kindliche Gemüthlichkeit hervorblickt, die aber bald von einer eben so feinen als boshaft kalten Menschenkenntniß eingeholt und überboten wird. Die Naivetät Genovevens, einer Grisette in der Provinz, welche die Liebe noch nicht kennt, ist von der Verfasserin mit einer darüberstehenden raffinirten Unschuld geschildert. Genoveva, dies herrliche Naturkind, muß sich erst gewöhnen, zu lieben; welche naive Ironie! Genoveva lernt und studirt die Liebe, und

nimmt dabei die Dichter zu Hülfe, sogar den deutschen Goethe. Dies ist reizend erdacht. Andreas, der den Funken der Liebe in dem harmlosen Mädchen weckte, zeigt sich von Anfang bis zu Ende als ein träumerischer Schwächling. Er ist nicht stark genug, das daraus entstehende Schicksal zu beherrschen, oder nur des Feuers, das er angefacht hat, sich würdig zu erweisen. Die Gesellschaftsverhältnisse, die den Andreas auf eine höhere Stufe als seine Genoveva gestellt haben, treten als der hindernde Dämon der Liebe ein, und wirken als ein rein Unvernünftiges der schönsten Neigung entgegen. Durch die Hindernisse wird aber die Liebe in dem Herzen Genovevens mächtig, und mit meisterhaften Zügen ist hier veranschaulicht, wie das Weib groß werden kann durch die Liebe. Die unscheinbare Genoveva wird eine Heldin von innen heraus, es kündigt sich ein Sieg der Erhabenheit der weiblichen Natur in ihr an. Nur durch die miserable Schwäche des Andreas, der sich zu dieser Höhe nicht erheben kann, wird der Untergang bereitet, und ein klägliches Ende herbeigeführt. Zu dem tragischen Ausgang wirkt ein Umstand mit, den die Verfasserin hier zum ersten Mal in ihren Romanen berührt, nämlich das Unterwürfigkeitsverhältniß der Kinder gegen die Eltern. Bei Andreas ist es der ungeheure Respect vor seinem Vater, der ihn hindert, frei und selbstständig aufzutreten und seiner Liebe mit Muthesmuth sich hinzugeben, und bei beiden Liebenden regt sich sogar der Aberglaube, den Zorn des Himmels herabzurufen, wenn gegen eine väterliche Autorität gehandelt würde. So verkümmern sie sich ihr Leben und ihre Liebe so lange, bis sie nachher selbst in ihrer Verbindung, die unter den jämmerlichsten Umständen geschlossen wird, kein Heil mehr zu finden vermögen.

Zu dem auf den Andre folgenden Roman Leone

Léoni (1835), hat die Dudevant ein anderes Thema der weiblichen Natur aufgenommen, nämlich jenen ſüßen Zug der Verworfenheit, der im Weibe durch ihr unerſättliches Bedürfniß nach Liebe hervorgebracht werden kann, und den die Dichterin mit einer merkwürdigen Preisgebung der Schwächen der weiblichen Natur hingeſtellt hat. Hier iſt es die Liebe eines edlen Weibes zu einem abſcheulichen Manne, die den Gegenſtand der feinſten Herzensdialektik ausmacht. Juliette liebt den Leone Leoni noch, ſelbſt als ſie die Gewißheit erlangt hat, daß ſie einen Betrüger, falſchen Spieler, Mörder, Banditen und Verkuppler ihrer eigenen Ehre in ihm liebt, ſelbſt nachdem er ſie für Geld an einen Andern verkaufte. Vor ſeinem Verbrechen zurückſchaudernd, fühlt ſie ſich doch magiſch hingezogen zu dem Verbrecher, berauſcht ſich in ſeinen Liebkoſungen, trotz ſeiner blutigen Hände, und bleibt rein und ſchuldlos an ſeiner Seite. Sie kann nicht von ihm laſſen, und zerreißt die edelſten und theuerſten Bande, um immer wieder zu ihm in ſeine Arme zu eilen, wie oft er ſie auch betrogen und ihr ſchmählich das Herz gebrochen hat. Dies iſt die Liebesſtärke und Liebesſchwäche der Frauen, die zugleich als eine Erniedrigung des weiblichen Charakters auftritt, denn man kann ſich nicht verhehlen, daß Leone Leoni, der ein Schurke iſt, in dieſer Darſtellung größer und weniger verächtlich erſcheint, als die unſchuldige Juliette, die ſtatt des Gewiſſens nur die Liebe hat.

Dagegen zeigt ſich im Simon (1836) einem amazonenartigen weiblichen Charakter gegenüber die männliche Natur ebenfalls nur in einem ſchwachen und gebrochenen Lichte der eigenen Selbſtſtändigkeit, aber zwiſchen beiden Elementen wird hier zum Schluß eine Ehe eingegangen, deren Folgen zwar problematiſch bleiben, die aber doch in der verſöhnenden und wohlwollenden Abſicht, welche die

Verfaſſerin dabei zum erſten Mal an den Tag gelegt hat, anerkannt werden muß.

Wir können einige ihrer Werke übergehen, in denen ſie, wie im Mauprat (1837) und in den maîtres mosaïstes (1838) zum Theil nur nach bunten Formen für ihren literariſchen Thätigkeitstrieb umhergegriffen und mehr eine auf die Leſewelt berechnete Unterhaltungslecture geſchaffen. Bedeutſame Gruppen der geſellſchaftlichen Verwickelung hat ſie dagegen wieder in ihrer Lélia (1839) zuſammengeſtellt, einem ihrer merkwürdigſten Romane, der zuerſt in einem Bande erſchien, und ſpäter zu drei Bänden umgearbeitet wurde, obwohl er in der neuen Form, die zugleich eine Milderung des Inhalts hatte werden ſollen, nichts von der Härte und Unverſöhnlichkeit des Gegenſatzes, der darin darſtellig gemacht iſt, verloren hat. George Sand hat hier in ſchreienden Mißlauten das wichtigſte Thema der modernen Weltanſchauung angeſchlagen, die Harmonie von Geiſt und Körper. Sie iſt auf die Grundſubſtanzen der menſchlichen Geſellſchaft zurückgegangen, und hat mit einer rauhen Wahrheit, zu der mehr Charakter als Poeſie, und eben ſo viel weibliche Reizbarkeit als Reſignation erforderlich iſt, jene Trennung berührt, die das moderne Leben ſpaltet. Lélia iſt ein ſchönes ideales Geſchöpf, in einer ſublimen Anſchauung des Lebens und der Natur auferzogen. Sie ſtrebt dem Höchſten nach, und wandelt wie ein trauriger Schatten, der ſich großartig am Himmel abzeichnet, über die Erde. Aber das Weib bedarf der Freude und des Genuſſes, und Lélia verſteht nicht zu genießen, ſelbſt das unſchuldigſte Glück des Moments weiß ſie ſich nicht zu erhaſchen. In dieſer geiſtig erhabenen Lélia läßt die Verfaſſerin mit merkwürdiger Abſicht einen Prozeß der Trennung zwiſchen Geiſt und Körper ſich vollbringen. Was will Lélia? Sie will die Liebe, welche der wahre

Athemzug ihres großen Charakters ist, und ohne die kein Weib ihrer Existenz froh werden kann. Lélia kennt die Männer, aber sie hat frühzeitig die Sinnlichkeit derselben verachten gelernt, in der sie eine entwürdigende Behandlung der weiblichen Natur findet. Sie gehört zu den Weibern, die in der Liebe herrschen wollen, aber nicht beherrscht werden, sie würden jedoch selbst ihrer abstracten Ethik untreu werden, sobald sie in der Liebe sich über die passive Rolle, die ihren Stolz verletzt, erheben könnten. Solche Frauen verschenken daher gern ihre Gunst an Schwächlinge. Lélia liebt den jungen Dichter Stenio, der zu ihren Füßen seine poetischen Klagen verhaucht. Sie liebt ihn, aber sie kann sich ihm nicht hingeben, selbst wenn ihr Herz es will, denn ihr Herz muß ihrem Stolz gehorchen; und ihre Sinne schweigen. Sie möchte mit ihm spielen, wie das Mädchen mit ihrem Kanarienvogel, den sie am Rande ihres Busens trippeln und picken läßt. Sie liebkost ihm und bringt ihn in Verzweiflung, denn sobald sie sieht, daß ihre Gluth, mit der sie sich ihm zuwendet, die seinige angefacht hat, erschrickt sie vor der männlichen Ueberlegenheit, die sich ihrer zu bemächtigen droht, und wird kälter und abstoßender als Eis. Lélia kann den Kampf zwischen den Sinnen und ihrem idealen Stolz, zwischen Geist und Körper, nicht mehr ertragen, sie verläßt ihre Einsamkeit, um sich wieder in das rauschende Gedränge der Welt zu stürzen. Sie nimmt eine Maske und einen Domino, und steht auf der Redoute mitten in den Reihen der Tanzenden wie eine schöne erhabene Marmorstatue da, die ohne Regung und Leben zuschaut. In den Sälen und Gärten des Fürsten Bambucci ist ein üppiges Leben, man jagt sich um die berühmte Courtisane Zingolina, die plötzlich auf dem Fest erschienen sein soll. Lélia verläßt den Redoutensaal und wirft sich im Garten in Thränen der

Verzweiflung auf eine einſame Moosbank nieder. Jene Courtiſane klopft ihr auf die Schulter, und Lälia erkennt ihre eigene Schweſter Pulcheria in ihr. Die Buhlerin preiſt ſich glücklich, der ſkeptiſchen Erhabenheit ihrer Schweſter gegenüber. Sie hat ſich, um ſich gegen die Verzweiflung zu ſchützen, die „Religion des Vergnügens“ erwählt, ſie hat ſich das Alterthum zum Muſter und die nackten Göttinnen Griechenlands zu Gottheiten genommen. Sie rühmt ſich, ſo die „Uebel der übertriebenen Civiliſation unſerer Zeit zu ertragen, deren Tugend darin beſtehe, der Schande zu trotzen.“ Was ſoll die entmuthigte Lälia ſagen, welche die friſche Circulation ihres Blutes an dem erhabenen Myſtizismus ihres Lebens zugeſetzt hat? Sie läßt die Courtiſane über den „gigantiſchen Ehrgeiz ihrer platoniſchen Liebe“ ſpötteln, aber dieſe Harmonie von Geiſt und Körper, die auf der Stufe der Buhlerin ſich ihr darſtellt, vermag ihr nicht als eine Verſöhnung der Leiden zu erſcheinen, an denen ſie krankt. Sie macht einen Verſuch ihren hochſtrebenden Geiſt zu zähmen und ſich mit ihm in die bunte Sinnenwelt zu ſtürzen, aber die Freude ſtirbt, noch ehe ſie geboren wird, an der Verachtung, mit der die ätheriſche Lälia ihr begegnet. Das Opfer einer ſolchen Natur, wie Lälia, iſt der, welcher ſie liebt, der dichteriſche Jüngling Stenio. Die Poeſie ſeiner jungen Sinne, die ſich wie zitternder Epheu an die erhabene weibliche Geſtalt anranken, iſt geiſtig genug in ihm veredelt, und ſo erſcheint er glücklich und harmoniſch von der Natur angelegt, um der Geliebten, die ihn liebt, die wahre Verſöhnung ihres unglücklichen Zwieſpalts mitzutheilen. Aber Lälia will bloß das geiſtige Glück mit ihm theilen, und ſie beruft ſich darauf, daß „die Kraft, in beiden Geſtalten lieben zu können,“ nämlich die Fähigkeit der ſinnlichen und geiſtigen Liebe zugleich, nur wenigen Herzen gegeben ſei,

aber nicht dem übrigen. Sie ist so stolz, so thöricht und so großartig, ihn mit seinen Leidenschaften an die Andern zu verweisen, ohne daß sie eine Untreue darin erblicken wolle, während unter ihnen nur das geistige Band festgeknüpft werden solle. Dies ist ein gräulicher Irrthum, der dem eigensten Wesen der Liebe zuwider ist und den die Natur rächen muß. Stenio verwünscht die ideale Träumerin Lälia, und stürzt sich der Courtisane Pulcheria in die Arme. Er geht in dem materiellen Genuß physisch zu Grunde, nachdem er sich auch geistig von der Geliebten losgelöst, und Lälia nicht nur seinen Körper, sondern auch seine Seele verloren hat. Stenio endet als Selbstmörder, und Lälia, kniend an seiner Leiche, wird von einem halbwahnsinnigen Mönch, der sie früher hoffnungslos geliebt hat, erdrosselt. Dies ist das ekelhafte und zum Theil empörende Ende dieses Romans. Man muß aber sagen, daß darin diese Fragen zwischen Geist und Körper ohne Lösung geblieben, und doch macht der Roman in dieser fast brutalen Zerfallenheit der Existenz, die er abspiegelt, einen naturwahreren Eindruck, als z. B. die Lucinde von Friedrich Schlegel, mit der man die Lälia der Dudevant in vieler Hinsicht vergleichen könnte. Ist aber das harmonische Gleichgewicht der Existenz, das die Dichterin der Lälia in seine elementaren Bestandtheile zersetzte, vielleicht in der Ehe erreichbar, und in ihr als die gesuchte glückliche Einheit zu fixiren? Es scheint, daß George Sand auf diese in der Lälia unerörtert gebliebene Frage keine andere Antwort in Bereitschaft hat, als die, welche sie durch den Roman Jacques gegeben. Auf ein behaglicheres und traulicheres Gebiet tritt man in dem Secrétaire intime, einer viel zu wenig bekannt gewordenen Romandichtung, deren freundlicher Charakter etwas Bedeutsames hat auch für die Fragen des socialen Lebens, die man

sonst nur als Mißklänge aus der Seele der Verfasserin herauszuhören gewohnt ist.

In ihren neuesten Productionen hat diese Schriftstellerin größtentheils das Gebiet der socialen Conflicte verlassen oder dieselben unter andern Einflüssen nach einer eigenthümlichen Seite hingewendet. Am meisten war hierbei eine Zeitlang der Einfluß des katholisch-demokratischen La Mennais auf George Sand zu bemerken, doch scheint die ausschließlich christliche Richtung, der wir seitdem George Sand sich in einigen Darstellungen hingeben sahen, wie z. B. in le Dieu inconnu, auch nur eine vorübergehende Wirkung dieses Einflusses gewesen zu sein. Auch für die Bühne begann sie zu arbeiten, (Gabriel, 1840), was mißglücken mußte, da im Drama und auf dem Theater nur als Fehler erscheinen konnte, was im Roman ein entschiedener Vorzug war, nämlich eine Innerlichkeit, welche ihre That nur in die Spannung und Abwickelung dialektischer Zustände setzt. Dagegen zeichnete sie von ihren Reisen treffende und gemüthvolle Schilderungen in den Lettres d'un Voyageur (1837) auf.

In einem ihrer neuesten Werke le Compagnon du Tour de France nahm sie einen durchaus eigenthümlichen Anlauf zu einer neuen Socialpoesie, die ihren innern Zusammenhang mit der Lamennais'schen Ansicht von den arbeitenden Volksklassen und mit den communistischen Vereinen der Zeit hat. Jedenfalls ist es ein merkwürdiges Unternehmen, das wir sie hier beginnen sehen, indem sie auf die geheimen Gesellschaften, welche sie als das nothwendige Resultat der Unvollkommenheit der Gesellschaft überhaupt betrachtet („les sociétés secrètes sont le resultat nécessaire de l'imperfection de la société générale") eine neue Poesie mit dem allerklarsten Bewußtsein zu begründen wagt, eine durchaus demokratische Poesie,

welche sich auf den Kern des wahren Volkslebens, auf die Arbeiterklassen, auf ihr Leben, ihre Sitten, ihre geschichtlichen Hoffnungen stützt, und darin eine Quelle der Verjüngung und Erneuerung für die moderne Literatur findet. In der Vorrede zu diesem in so vielem Betracht ausgezeichnet durchgeführten Roman heißt es: „Il y aurait toute une littérature nouvelle à créer avec les véritables moeurs populaires, si peu connues des autres classes. Cette littérature commence au sein même du peuple; elle en sortira brillant avant qu'il soit peu de temps. C'est là que se retrempera la muse romantique, muse éminemment révolutionnaire, et qui, depuis son apparition dans les lettres, cherche sa voi et sa famille. C'est dans la pace forte qu'elle trouvera la jeunesse intellectuelle dont elle a besoin pour prendre sa volée." So sehen wir denn den socialen Roman der George Sand aus den weiblichen Herzensabgründen sich noch an das Licht des politischen Tageslebens erheben und mit neuen starken Anforderungen an die Gesellschaft in einer demokratischen Gestalt endigen. Aber George Sand fühlt sich „nicht mehr jung und stark genug," um etwas Anderes als bloß den Anstoß zu dieser neuen Volksliteratur, welche sie so ernsthaft im Sinne trägt, geben zu können. Dagegen schien sie in ihrem letzten Roman: Consuelo (1843) noch einmal den ganzen vollen Flügelschlag ihrer Poesie wiedergefunden zu haben. In der Hauptgestalt dieses Romans, der jungen heranwachsenden Sängerin Consuelo, hat sie eine frische und seelenvolle Darstellung entfaltet, wie kaum in den blüthenvollsten Werken ihrer Jugend, und es tritt uns darin eines jener wunderbaren Lebensbilder entgegen, deren innerster Grund bedeutungsvoll und gedankenschwer ist, und deren äußeres Dasein darum nur unter harten Kämpfen und mühevollen

Verwickelungen die Vollendung zur Harmonie und zur Schönheit findet, die ihm durch Natur und Schickſal beſtimmt ſein müſſen. Doch zeigt bloß die erſte Hälfte dieſes Romans dieſe erneuerte Schöpferkraft der Dichterin auf, während namentlich die unter dem Titel la Comtesse de Rudolstadt erſchienene Fortſetzung theilweiſe ſchwach und ſchattenhaft gerathen iſt. Die Dichterin, deren Muſe nicht mehr die Leidenſchaft und die Kampfluſt des Herzens iſt, ſchleppt jetzt zuweilen, um allerhand Lücken und Leerheiten zuzuſtopfen, den fremdartigſten Stoff zuſammen, an deſſen Ausbildung ſie ſich mit einer beſonderen Zähigkeit der Phantaſie hängt. So iſt ſie in der Fortſetzung der Conſuelo auf Friedrich den Großen und Trenk gekommen, und hat ihrer Darſtellung dabei Dinge und Geſtalten angeeignet, bei denen man zwar ihren genialen Inſtinct des Findens und Combinirens bewundern muß, die aber doch zugleich ein fremdes und unverdautes Element bei ihr bleiben müſſen. —

Will man einen treffenden und umfaſſenden Namen haben, um alle diejenigen Bewegungen des modernen Geiſtes zu bezeichnen, welche in den theoretiſchen Abſtractionen der Socialiſten und in den Schöpfungen der auf eine neue Entwickelung der Geſellſchaft ſich ſtützenden Dichter lebendig geworden, ſo bietet ſich keiner dar, der ſo elaſtiſch und erſchöpfend dafür wäre als der des Pantheismus. Seit der Reſtauration haben die pantheiſtiſchen Tendenzen in Frankreich große Fortſchritte gemacht und mehr als in irgend einem andern Lande in den Gemüthern ſich befeſtigt. Der Socialismus, kann man ſagen, hatte den Pantheismus auch auf die ſocialen Lebensverhältniſſe, auf die Stel-

lung der Geſchlechter, und auf die National-Oekonomie anzuwenden geſucht; durch die Julirevolution aber oder vielmehr durch die Conſequenzen derſelben wurden die pantheiſtiſchen Anſchauungen mit politiſchen Elementen verſetzt. In dem Nivellirungsſyſtem des Doctrinarismus und in der Zerreibungstaktik der Tages-Debatte förderte ſich ein politiſcher Pantheismus zu Tage, der ſich bis jetzt über ſeinen Gottesdienſt eben ſo wenig hat vereinigen können, als der ethiſche und religiöſe. Es dürfte ein wichtiger Moment ſein, wenn der Pantheismus in Frankreich dahin gelangt ſein wird, ein ausgeſprochenes Glaubensbekenntniß zu haben. War vielleicht der prophetiſche Abbé de la Mennais, dieſer jakobiniſch-legitime Mann, die Geſtalt, in der ſich dieſe moderne Nivellirung aller Criſtenz zu einem feſten Credo ausprägen, und die unbeſtimmten und gemiſchten Ideale einen beſtimmten Prototyp annehmen oder einen Cultus finden ſollten? Sind alle dieſe Elemente, die gegenwärtig in Frankreich in einer Gährung begriffen und auf eine große Thatſache harren, um ſich durch ſie geſtalten zu können, einer Vereinigung und Einheit fähig, ſo dürfte allerdings La Mennais oder irgend eine Jüngerſchaft, die aus ihm hervorgeht, die nächſte dazu ſein, die Doctrin dafür an die Hand zu geben: er, der die Religion, die Legitimität, den St. Simonismus, die Democratie und den modernen Skeptizismus zu einem verbundenen Guß in ſeiner Geſinnung zuſammengeſchmolzen, und nur an der ſpekulativen Nivellirung der päpſtlichen Autorität, mit der er lange vergeblich gerungen, geſcheitert iſt.

Félicité Robert Abbé de la Mennais (von ſeinen Schülern gewöhnlich mit der Abkürzung ſeines Vornamens Feli genannt), dieſer gewaltig angelegte, charaktervolle Schriftſteller, hat ſich ſein Lebelang damit abgegeben, Unmöglichkeiten zu conſtruiren, worauf er dann alle Macht

seines Talents, allen überquellenden Reichthum seines Geistes verwendet, und mit einer Leidenschaftlichkeit, die etwas Tragisches hat, auf Tod und Leben einen Kampf eingeht, welchen nur die Zukunft selbst durch historische Gestaltungen ausfechten kann. Dieser Fanatiker für die Sache der Menschheit, der in seiner Opposition gegen die bestehende Gesellschaft so viel dichterische und sittliche Kraft entwickelte, griff an den verschiedensten Enden die Reform an, welche er bewerkstelligt sehen wollte, und nach diesen beiden verschiedenen Enden zerfällt auch seine Laufbahn in zwei Perioden, die sein Streben charakterisiren. Seine erste Periode war die ausschließlich katholische und papistische, die gänzliche und entschiedene Rückkehr zur alten Religion sollte die Menschheit von ihren gegenwärtigen Leiden und Verwirrungen heilen. Diesen Standpunct suchte er zuerst in seinen Reflexions sur l'état de l'eglise en France (1808) durchzuführen. Das Papstthum sollte aber bei ihm gewissermaßen noch eine philosophische Bedeutung für die Menschheit erlangen, und die höchste Autorität auch für die Vernunft, oder, wie es La Mennais ausdrückte, „die Vernunft der Gesammtheit" darstellen. An diese Vernunft der Gesammtheit konnte sich dann die Vernunft des Einzelnen zur Lösung aller seiner Wirren gefangen geben und es war in diesem geistigen Bann der höchste Frieden des Geistes und die wahre Sicherung der Gedanken gefunden. Doch hatten sich schon in jener seiner ersten Schrift die Lamennais'schen Regenerationsideen in das hierarchische Gebäude der katholischen Kirche selbst hineinzutragen gesucht. Auch war es schon immer ein gefährliches und zweifelhaftes Ding, daß La Mennais sich so viel mit der Vernunft dabei zu schaffen machte, während er den Katholizismus in seiner ganzen Macht und doch als ein neues Lebenselement wiederherstellen wollte. Sein Grund-

gedanke war aber der, daß nur durch die Religion die Menſchheit wieder beglückt und von ihren Sünden und Mißeinrichtungen frei gemacht werden könne, und für die Religion ſah er zunächſt keine andere beglückende Form, als die des römiſchen Katholizismus. Das ſkeptiſche Wiſſensſtreben der Philoſophie erſchien ihm ebenſo nichtig und der allgemeinen Entwickelung hinderlich, wie die vornehm thuende Indifferenz, welche ſich der gebildeten Klaſſen der Geſellſchaft bemächtigt hatte.

Sein Hauptwerk für dieſe erſte Periode iſt der Essai sur l'indifference en matière de religion (erſter Band 1817, zweiter Band 1820), welches eine ſo große Aufregung im Publikum hervorbrachte, daß es bis zum Jahre 1825 in acht Auflagen erſchien. Die höchſte Erkenntnißquelle iſt aber für Lamennais immer die Autorität geweſen, oder das aus der Uebereinſtimmung Aller als das höchſte und einzig gültige hervorgehende Prinzip. Dieſe Autorität war ihm in ſeiner erſten Periode der Papſt, in ſeiner zweiten wurde es ihm das Volk. Als Mittelſtufe dieſer beiden Richtungen zeigten ſich die Beſtrebungen der von La Mennais herausgegebenen Zeitſchrift l'Avenir, welche bald darauf, nachdem die Julirevolution den Katholizismus als Staatsreligion aufgehoben hatte, unternommen wurde. Im Avenir ſuchte ſich zuerſt der Gedanke einer Verbindung des Katholizismus mit den Intereſſen des Volks und der politiſchen Freiheit Bahn zu brechen. Die Kirche ſollte durch dies Bündniß mit der Volksſache zugleich Kraft gewinnen, mit den weltlichen Souveränetäten vollkommen zu brechen und daraus die entſchiedenſte Unabhängigkeit der Geiſtlichkeit vom Staat hervortreten zu laſſen. Zugleich predigte aber auch La Mennais die Armuth der Kirche. Hier mußte er mit der katholiſchen Hierarchie zerfallen, und der Papſt Gregor XVI. äußerte

ſich verdammend gegen dieſe Beſtrebungen, was Lamennais ſofort zum Aufgeben ſeines Journals und zu einer Pilgerfahrt nach Rom veranlaßte, die freilich ihren Zweck nicht erreichte, da ſich das Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit, dem erſten Grundſatz der Kirche gemäß, ebenſo wenig auf Erklärungen wie auf Regenerationsideen einzulaſſen vermag. Die Idee der Volksſouverainetät keimte aber auch ſchon im Avenir bedeutend genug hervor; zugleich war darin die Preßfreiheit, als ein weſentliches Element der neuen katholiſch demokratiſchen Organiſation verfochten worden. Was ſollte aber der Papſt mit der Preßfreiheit anfangen? La Mennais erklärte zwar ſeine Unterwerfung unter den römiſchen Stuhl, und zog ſich für eine Zeitlang von aller öffentlichen Thätigkeit in die Einſamkeit zurück. Aber mit den Paroles d'un Croyant erſchien er wieder auf dem Schauplatz, in welchen er aus der Vermiſchung der chriſtlichen und liberalen Ideen ein eigenthümliches Genre von Poeſie ſich erzeugt hat. Das poetiſche Element dieſes Buches iſt ohne Zweifel rühmenswerther als das religiöſe und politiſche, welches hier nur ganz allgemeine Wirkungen der Aufregung erzielt. Die Herleitung der politiſchen Freiheit aus dem Geiſt des Chriſtenthums iſt hier jedoch zu ſehr mit Hülfe einer dichteriſchen Exaltation begründet, welche La Mennais in den Paroles ſo glänzend und theilweiſe wahrhaft erhaben aufgewandt hat. Dieſem chriſtlich revolutionnairen Geiſt hat er dann die empfindlichſte Anwendung auf die beſtehenden Verhältniſſe der Wirklichkeit gegeben. Hier legt er ſeine Hand in die unheilvollſte Wunde der Geſellſchaft, er richtete ſich an die Armen, an die Ouvriers, an das arbeitende und hungernde Volk, deſſen Anrechten an die Reichen und Beſitzenden er Ausdruck und neue Gedanken leiht. Hatte er ſich in den Paroles aller Beziehungen auf den

Papſt und den Katholizismus enthalten, ſo konnte er doch dies Schweigen über die ihm am meiſten zu Herzen gegangene Frage, wie der Papſt mit der politiſchen Freiheit zu vermitteln ſei, nicht länger bewahren. In den Affaires de Rome trat er ſchon wieder mit dieſer Vermittelungstheorie hervor, und gab ſich diesmal noch den Anſchein, als wolle er dem Papſt einen beſonderen Gefallen erweiſen, indem er ihm rieth, ſeine weltgeſchichtliche Stellung durch eine Verbindung mit den Volksintereſſen zu erneuern, und ſich ſo eine neue und zeitgemäße Entwickelung ſeiner Autorität zu geben. Dieſe neue demokratiſche Epoche des Papſtthums, in der es zu ſeiner Stütze die Sympathieen der Völker ſich gewinnen ſollte, ließ ſich jedoch ſchwerlich unter irgend einer beſtimmten Form verwirklicht denken, obwohl nicht zu läugnen iſt, daß ſich eine große geſchichtliche und geſellſchaftliche Anſchauung unter dieſer wunderlichen Phantaſie verbirgt. La Mennais hielt ſich jetzt eine Zeitlang auf einer, wie er wenigſtens ſelbſt glaubte, entſchieden demokratiſchen Stufe, und vertrat dieſelbe in dem Journal Le Monde, das aber für ſeine volksthümlichen Tendenzen zu ſehr in der Sprache der Speculation ſich bewegte, und deshalb keinen Anklang finden konnte, obwohl auch Madame Dudevant eine fleißige Mitarbeiterin des Feuilleton's wurde. In der letzten Zeit hatte ſich La Mennais mit Ausarbeitung eines neuen philoſophiſchen Syſtems beſchäftigt, das unter dem Titel Esquisse d'une philosophie (1841) erſchienen. Es iſt dies ein Verſtandesſyſtem, welches die Einheit aller Wiſſenſchaften, die Univerſalität aller Weſen und ihrer Geſetze, in einem Prinzip zu conſtruiren ſich zur Aufgabe geſtellt. Dies Prinzip, das durch die Speculation gefunden und begründet werden ſoll, iſt die Dreieinigkeit, die aus dem göttlichen Weſen auch in alle Erſcheinungen der exiſtirenden

Welt heraustritt, sie verknüpft und bewegt, und ihr Abbild in ihnen geschaffen hat. —

Als eine eigenthümliche Gestalt in der Bewegung des französischen Denkens ist auch hier der Philosoph Ballanche anzuführen. In den philosophischen Arbeiten dieses in Frankreich isolirt dastehenden Mannes begegnet man den tiefsinnigsten Ideen, welche das Wesen der gegenwärtigen und zukünftigen Geschichts- und Gesellschaftsentwickelung der Völker mit wunderbaren Schlaglichtern treffen. In seiner Philosophie zeigt sich die Einbildungskraft und das poetische Darstellungstalent nicht weniger wirksam und schöpferisch als der zergliedernde logische Verstand, der bei Ballanche nicht minder die strengsten Organisationen des Gedankens ausführt. Die Philosophie von Ballanche hat eine religiös-geschichtliche Basis, und ist dem Spinozismus verwandt, besonders in ihren Anschauungen von dem einheitlichen Grundzusammenhang aller Erscheinungen, welchen nachzuweisen den eigentlichen Inhalt aller Bücher des Ballanche bildet. Seltsam ist jedoch die Methode, welche als die ihm eigenthümliche zu erkennen ist, nämlich die mythologische Form, in welche er am liebsten seine Gedankenausführungen einhüllt, so daß er durch Gebilde der alten Fabelwelt, die er mit tiefsinnigem Gemüth und hoher Gedankenkraft in seinen Bereich zu ziehen weiß, seine logischen Beweise führt, wie er dies namentlich an dem Mythus der Antigone und dem Orpheus gethan. In seinen philosophischen Geschichtsbetrachtungen geht er vornehmlich von einem Urtypus der römischen Geschichte und des römischen Gesellschaftszustandes aus, um daraus eine Formule générale de l'histoire zu entwickeln. Die künftige neue Einheit der menschengeschichtlichen Zustände, welche er anschaut, ist jedoch wesentlich eine katholische Einheit zu nennen, und so stellt sich dem demokratischen Katholi-

ziſmus des Lamennais in Ballanche ein theoſophiſcher Katholizismus zur Seite, der aber keine populaire Ausbreitung unter den Franzoſen zu erlangen vermocht hat. Die bedeutendſten Schriften des Ballanche ſind: ſeine Essais de Palingénésie sociale und der Essai sur les institutions sociales. Eine Sammlung ſeiner Werke veranſtaltete Ballanche im Jahre 1830 in vier Bänden, doch geht er mit einer neuen Redaction derſelben um, durch welche ſie in einem neuen ſyſtematiſchen Zuſammenhang erſcheinen ſollen. —

14. Die ſociale Literatur in Deutſchland.

Die geiſtigen Bewegungen und Schwingungen der neueren Zeit, welche nach ſo vielen Seiten hin das Weſen einer Uebergangsepoche bei uns ankündigen, ſie bezeichnen ſich vorzugsweiſe mit den Ideen, welche einen Neubau der ſocialen Verhältniſſe, eine Fortentwickelung der Religion, und die Herſtellung und Begründung einer befriedigendſten Periode des Völkerlebens im Auge haben: ein bedeutungsſchwangerer Meſſianismus der Zukunft, der ſich mit hochrothen Feuerzeichen an dem Horizont der Zeit gemalt hat. Jenes Ziehen, Zucken und Wetterändern in Reflexion, Geſinnung und Geſtaltung einer ganzen Menſchheitsepoche, mit einem Wort, dieſe bangen Wehen einer Uebergangsperiode, haben ſich in Deutſchland wohl in keiner Perſönlichkeit ſo erſchöpfend abgedrückt, wie in der Frau, welche unter dem einfachen Namen Rahel, in den nach ihrem Tode herausgekommenen Briefen, unſerer Literatur ein ſo bedeutungsvolles Vermächtniß übergeben hat. Dieſe Briefe

wurden von ihrem Gatten, K. A. Varnhagen von Enſe, zuerſt in einer einbändigen, ſtatt Manuſcript gedruckten Ausgabe, ſpäter auch für das größere Publikum in drei Bänden (Berlin 1834) herausgegeben.

Man kann Rahel gewiſſermaßen die Thyrſusſchwingen der Zeitgedanken nennen; ſie wälzte, wie eine Prophetin, Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele, und ſagte daraus für das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe, lakoniſche Weiſſagungen vorher. So hat ſie, immer den Blick auf das Ganze richtend, aus dieſem Manches voraus angedeutet, was im Einzelnen, in den Wendungen bedeutender Verhältniſſe und Individualitäten, überraſchend eingetroffen iſt, und der dereinſtige Entwickelungsgang eines großen Talents war von ihr oft viele Jahre zuvor bis auf die leiſeſte Nüance erkannt worden. Was ihr aber dieſe Kühnheit und Stärke des Sehens und Erkennens geliehen, war vornehmlich der große Zuſammenhang, in dem Alles in ihrem Weſen geſtanden, und aus dem heraus ſie jede Einzelnheit der Erſcheinung gleich geiſtig und allgemein zu beziehen gewußt. Und dieſe ſo viel und tief erlebende Frau, in der ſich die höchſten Intereſſen bedeutender Zeitläufe unaufhörlich zu einer ſchöpferiſchen Gedankenwelt begegneten, hatte gleichwohl das Darſtellen und Ausſprechen ihres Innern nicht nur zu keinem künſtleriſchen Beruf in ſich ausgebildet, ſondern vielmehr auffallend vernachläſſigt und gering geachtet. Sie war ohne Zweifel inwendige Künſtlerin und Dichterin, die immer ein werdendes Leben in ſich bewegte und ausbaute, aber wie in vielen trefflichen Gemüthern die Poeſie als eigentliche Lebenskraft bloß vorhanden ſcheint, ohne als Kunſttrieb ſelbſt ſich glücklich äußern zu können, und wie ſie als erſtere bei weitem allgemeiner zum Großen und Edlen wirkt, denn als letzterer, ſo fühlte ſich auch Rahel nie zum Ver-

sich kunstmäßigen oder absichtlichen Mittheilens ihrer Gedanken gedrungen.

„Es muß eine neue Erfindung gemacht werden. Die alten sind verbraucht!“ ruft Rahel schon im Jahre 1820 aus. Und sie hatte mit raschen lebensgierigen Pulsen Welt und Zeit in sich durchgelebt, und an den Schlägen ihres eigenen unbefriedigten Herzens abzuzählen vermocht, was dieser alten Erde, an der sich Gesetzgeber, Religionsstifter, Helden, Weise, Dichter und Denker seit Jahrtausenden erschöpft haben, noch fehlt, was ihr gegeben werden könnte, und was sie zu fordern berechtigt wäre. Dabei fühlt sich Rahel gewissermaßen durch ihre jüdische Geburt schon in eine feindliche und auf die Opposition angelegte Stellung zu allen diesen bestehenden Weltverhältnissen gesetzt. Um so mehr jedoch hält sie sich „an ihres Herzens Kraft,“ und läßt ihren Geist mit desto schärferer und unbezwinglicherer Selbstständigkeit zu dem der allgemeinen Vernunft Gemäßen hindurchdringen, weil sie, wie ihr einmal in zu bitterer Empfindung entfährt, „aus der Welt durch die Geburt gestoßen.“ In einer solchen Natur, die so sehr von welthistorischem Leben und Anschauung erfüllt war, kann jedoch schon von dieser Seite her, der historischen, die Bedeutung des Christenthums nicht unempfunden und unverlangt bleiben, sie macht sich vielmehr in Rahel als ein nothwendiges welthistorisches Element geltend, und zwar mehr wie dieses, denn wie ein religiöses. Obwohl sie auch die individuelle Seite des Christenthums keineswegs verkennt, und ihm seine Stätte im Gemüth und in den geheimsten Bedürfnissen der Persönlichkeit einräumt, so kommt sie doch zu gleicher Zeit zu der Ansicht, daß die jetzige Gestalt der Religion bereits eine veraltete und ausgelebte sei, und daß dieser ganze Zustand der Menschheit schon „zu lange daure.“ An eine weltzerstörende, die Materie ertöd-

tende Richtung des Christenthums scheint sie zu denken, wenn sie (I. 263.) sagt, daß diese Religion, angewandt auf Leben und Staat, verkehrt und Jahrtausende hemmend gewirkt habe. Der christliche Staat ist allerdings noch nicht zu seinem Recht gekommen, und wirft sich alle die Jahrhunderte hindurch in tausend Zuckungen und krankhaften Vielgestaltigkeiten seiner Formen herum, ohne mit den Elementen, die gerade christliches Prinzip und christliche Einrichtung in ihn gebracht, nämlich den feudalistischen, zu Heil, Ausgleichung und Befriedigung zu gelangen. Aber die Frage muß nur immer auf den Grund der Sache selbst wieder zurückgewandt werden, d. h. auf die ursprüngliche Idee des Christenthums, die für historische Verzerrungen unter den Geschlechtern nicht in Buße genommen werden kann, vielmehr, da sie Gott und Welt mit Versöhnung durchdrungen, als der einzige Ausgangspunkt jeder Fortentwickelung der modernen Religion zu betrachten ist. In diesem Sinne hat namentlich Rahel an die innere Entwickelungsfähigkeit der christlichen Idee angeknüpft, und sich dabei in ihren Gedanken einer den Menschengeist zu seinem eigensten Recht bringenden Weltreligion hingegeben. In ihren Ansichten über die socialen Verhältnisse und deren Reformen finden wir sie mit manchen Gedanken der Saint-Simonisten in Uebereinstimmung. Rahel war, wie wenige, durchaus ein mitempfindender Nerv der Zeit: Alles zitterte in ihr an und nach, und erlebte in ihr, wie der Griff auf der Saite, tausend Schwingungen; sie war, könnte man sagen, das Alles am feinsten durchfühlende Nervensystem ihrer Zeit, und weil sie so mit den Weltbegebenheiten mitlebte und gewissermaßen ein geheimes Nervenleben mit ihnen führte, so wurden ihr oft zutreffende Ereignisse der Zeit, selbst tragische, wahre Glücksereignisse, an denen sie sich erhob, aufrichtete, erfreute, und so aus

dem Ganzen eine Art perſönlicher Genugthuung in ſich ſelbſt erfuhr. Sie gehörte der großen ewigen Weltentwickelung an, in der ſie mitlebte, und in dieſem höchſten Sinne iſt der Ertrag ihres Geiſtes, obwohl durch keine bleibende Form unter den Menſchen verherrlicht, doch dauernd und unverlierbar.

Neben ihr drängt ſich uns **Bettina von Arnim** auf, die geniale, romantiſche, myſtiſche, prophetiſche, wunderſam herumirlichtelirende **Bettina**, die Sibylle der romantiſchen Literaturperiode, und zugleich das von herzinniger Liebe gequälte Kind **Goethe's**, des legitimen olympiſchen Vaters der deutſchen Poeſie. Sie, die ihm ſeine Poeſie mit brünſtigen Küſſen von den Lippen geſogen, die wie eine gefeite Katze im Mondſchein auf den Dächern herumklettert, im Sauſen der Nachtwinde ihr Gebet in den Sternenhimmel ſchickt, und vor Begeiſterung überwältigt zuſammenſchauert, wenn ſie der großherrliche **Goethe** in ſeinen Mantel wickelt, ſie muß uns, wie entgegengeſetzt auch dem Weſen der **Rahel**, doch zum Theil in derſelben Zeitbedeutung erſcheinen, wie dieſe; ja ſie ſtellt mehrere der früher angedeuteten Elemente ſchon individualiſirter und in einer poetiſchen Geſtaltung vor Augen. In ihrem „**Briefwechſel Goethe's mit einem Kinde**“ hat ſie die tiefſten, ſüßeſten und innigſten Geheimniſſe des weiblichen Weſens und des menſchlichen Gemüths in ihrer Weiſe ausgeplaudert, und in die Wahrheit ſo lieblich hineingedichtet und, um einen **Göth**e'ſchen Ausdruck zu brauchen, „hineingeheimnißt,“ daß ein unwiderſtehlicher Zauber davon ausgegangen und es ſich wie eine Art von Verherrung über das ganze Publikum verbreitet hat. Mit Tambourin, Cymbelſpiel und Zigeunertänzen iſt ſie gekommen, um den alten **Göthe** mit ihren magiſchen Kreiſen und genialen Bocksſprüngen zu umſchließen, dem, bei aller

kühlen Abgemessenheit, mit der er sich ihr gegenüber benimmt, doch zuweilen angst und bange dabei geworden zu sein schien. Außerdem sagt sie ihm zuweilen tüchtig die Wahrheit, und sucht den historischen Sinn in ihm anzustacheln. In den neuesten Briefdichtungen der Bettina, welche sie an die Gestalt ihrer Jugendfreundin Günderode geknüpft hat, zeigt sich uns das Kind auch an mehrern Stellen als Religionsstifterin. In einer schönen Mondnacht, als es ganz still war und die Nachtigallen so recht schmetterten, kommt sie zuerst auf den Einfall: „laß uns eine Religion stiften für die Menschheit, bei der's ihr wieder wohl wird?“ — und wie in der Bettina alle höhern Offenbarungen ihres Geistes die naive Form des Einfalls an sich tragen, so daß bei ihr der Einfall zugleich die höhere Nothwendigkeit ihrer Natur ist, so werden wir auch an diesem beim Mondschein entstandenen Einfall: eine neue Religion zu stiften, die höhere Geltung nicht unberücksichtigt lassen wollen. Was diese Bettina-Religion sei, werden wir zwar schon, noch ehe ihre Dogmen uns offenbar werden, aus den Lineamenten der Bettina'schen Persönlichkeit selbst uns zusammensetzen können, denn ihre Persönlichkeit ist zugleich ihre Religion, und sie hat allen Seiten dieser Persönlichkeit, selbst den unartigsten und verschrobensten, eine Art von religiöser Weihe ertheilt, so daß ihr der Glaube an sich selbst immer als der höchste, und das gute Einverständniß mit allen Regungen ihrer Natur als die wahre Seligkeit und Erlösung gegolten. Diese egoistische Stellung zur Welt, in welcher sich eine eigentliche Blüthe der Eigenliebe in Wunderpracht entfaltet, erschließt sich aber auch wieder auf das Weiteste und Umfassendste, und dehnt sich in dem Maße, in dem sie sich entschieden abgränzt, auch wieder aus, um den ganzen Himmel und die ganze Erde in sich aufzunehmen und aus der Eigenliebe eine

höhere Menſchheitsliebe in ſich zu erzeugen. So will denn Bettina „eine Religion ſtiften für die Menſchheit, bei der's ihr wieder wohl wird!“ — und der Menſchheit ſoll dann etwa eben ſo wohl werden, als es jetzt ſchon der Bettina ſelber wohl iſt in ihrer Haut und in ihrem Geiſt, in dieſer ſichern Melodie eines ſich ſelbſt gewiſſen und freibewegten Lebens. Es muß allerdings für einen Troſt erachtet werden, daß in unſerer heilsarmen Zeit eine Natur, wie Bettina, lebt, der wohl iſt in ihr ſelber, und in der ſo Vieles, was der Menſchheit verloren gegangen, ſich in perſönlicher Blüthe erhalten und ſo Vieles, was wir um jeden Preis wieder erringen müſſen, bereits zu Fleiſch und Blut geworden. Dies iſt das innere und urſprüngliche Heiligthum der Menſchennatur, das ſich, unbekümmert um alle Fetzen der Tradition, in ſich ſelbſt als ein Aſyl aller Wahrheit und Tüchtigkeit des Lebens erhalten hat. Es iſt die göttliche Jungfrauſchaft des Geiſtes, der die Welt unbefleckt in ſich empfangen und ſie ſo nun wieder herausgebären möchte in der alten ewigen Reinheit. Und dieſer einfache, edele, unverderbliche Naturkern alles Daſeins ſoll gelten, er ſoll als Lebenskern wieder erkannt und gepflegt werden, von freien Händen, die das Höchſte aus ihm ziehen, welches zugleich das Einfachſte iſt. Aus dieſem Naturevangelium ſollen die neuen Geſetze hergeleitet werden, welches die gänzlich alten ſind, die wahren Geſetze, auf die allein man ſich zu berufen haben ſoll, in denen bloß die Freiheit zu ihrer Geſtaltung kommt. Das iſt Bettina, ſie ſelbſt, und aus Dem, was ſie ſelbſt iſt, und worin ihr ſo wohl iſt, kündet ſie die neue Religion, die ſie mit Caroline Günderode zuſammen ſtiften wollte, damit es der Menſchheit „wieder wohl wird,“ ſo wohl, wie Bettinen ſelbſt!

Was werden wir aber mit dieſer neuen Religion,

welche ſchon ihre Richtigkeit hat, weil ſie die ganz alte, und im Grunde der reine Kern des Chriſtenthums ſelber iſt — was werden wir damit nicht Alles in den Kauf bekommen? Bettinen ſelbſt iſt wohl, aber ſie ſorgt dafür, daß uns nicht immer bei ihr wohl wird. Zieht ihr ſchönes Naturevangelium eigentlich nicht zu oft die bunte Harlekinsjacke an, ſich ſelbſtgefällig an den bizarren Zufälligkeiten des eigenen Weſens ergötzend, und ſich damit etwas wiſſend, als wäre der Katzenſprung über die Dächer beim Mondſchein auch Offenbarung des Geiſtes? Und dies Springen über die Dächer, dies Hinwegſetzen über Tiſche und Bänke, wiederholte es ſich nur nicht ſo oft an allen Ecken und Enden, träte es nur nicht immer als ein zu ſelbſtgefälliger Ausdruck des „Wohl ſeins," als mißverſtandene Prätenſion, ſich dadurch eigenthümlich zu charakteriſiren, hervor, wie in den Briefen an Goethe, ſo auch wieder unzähligemal in dem abſichtlich gedichteten Briefwechſel mit der Günderode! Je häufiger und abſichtlicher es aber kommt, deſto mehr nutzt es ſich ab, und noch mehr wäre es Schade, wenn wir dies Springen und Klettern als Cultusform der neuen Religion, als die heiligen Ceremonieen des Bettinendienſtes betrachten ſollten.

Der Name der neuen Religion, welche Bettina ſtiften will, heißt: Schwebereligion. Bettina ſchreibt an die Günderode (I. 254.): „Ach Gott, ich ſchlaf gar nicht mehr, gute Nacht, alleweil fällt mir ein, unſere Religion muß die Schwebe-Religion heißen!" Wir hätten vorhin, als wir die Bettinaſprünge über Tiſch und Bänke als heilige Ceremonieen deuteten, eigentlich ſchon ſelbſt dieſen Namen finden können. Und das erſte und oberſte Grundgeſetz der neuen Religion iſt das Gebot der großen Handlungen, und der Abendmahlsſpruch der Jünger, welche aus der irdenen Schüſſel ihre Suppe eſſen,

iſt beten und denken. Die hohe idealiſche, in Metaphyſik abgeſchloſſene und zart geheimnißvolle Günderode, welche aufgefordert wird in die Schwebe-Religion die zuſammenhaltende Vernunft hinein zu bringen, macht in ihrem folgenden Brief an die Bettina (I. 257.) aus: „am beſten können wir ſagen, denken iſt beten, damit iſt gleich was Gutes ausgerichtet, wir gewinnen Zeit, das Denken mit dem Beten, und das Beten mit dem Denken.“ Die oberſten Grundgeſetze der Schwebe-Religion werden alſo Denken und Handeln, oder vielmehr die höhere Einheit Beider, die That ſein. Und gewiß, ſoll's der Menſchheit wieder wohl werden, ſo muß ihr die Religion der That offenbaret werden. Darum finden wir, daß Bettina in einem andern Brief an die Günderode (I. 266.) ſehr ſchön ſagt: „ach in unſrer Religion ſoll die Tapferkeit obenan ſtehn, — denn wenn wir nur darüber wachen, daß wir kühn genug ſind, das Große zu thun und die Vorurtheile nicht zu achten, ſo wird aus jeder That immer eine höhere Erkenntniß ſteigen, die uns zur nächſten That vorbereitet, und wir werden bald Dinge beweiſen, die kein Menſch noch glaubt.“

Es erzielt alſo die Schwebe-Religion ein thatkräftiges, leiblich geſundes und einfach naturvolles Geſchlecht, das ſich unabhängig von phyſiſcher Willkür und kräftig in ſelbſtbewußter Eigenmacht geſtalte. Jede Religion muß zugleich eine Erlöſung ſein, und die wahre Erlöſung wird gewiß die wahre Religion ſein. Was kann aber die heutige Menſchheit beſſer erlöſen, als die That, welche die leibliche und geiſtige Geſundheit zugleich iſt? Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die Schwebe-Religion auch noch als eines ihrer Geſetze aufſtellt: „daß man ſich nicht erkälten dürfe!“ Bettina an die Günderode (I. 268.): „da fällt mir noch etwas ein mit dem verdamm-

ten Zugwind, oder mit der Nachtluft, alle Augenblick heißt's, hier zieht's" und dann reißen die Leute aus, als ob ihnen der Tod im Nacken säß, oder der Abendthau ist ihnen gefährlich, und doch, hat man je bei einem Gefecht in der Schlacht gesehn, daß ein Held vor dem Nachthau ausreiße? — Also auch über die Verkältung hinweg in Nachtwind, wie im Sonnenschein sein eigner Herr sein, das muß ein Gesetz unsrer schwebenden Religion sein." Ferner zeigt sich uns in dieser neuen Religion, welche auf das innere Heiligthum des Menschen verpflichtet, und die Religion der unsterblichen That sein soll, zugleich das wahrhaft dionysische Zeitalter, etwa christlich verklärt, im Anzuge. „Merke, schreibt Bettina (I. 283.,) zu unserer schwebenden Religion gehört das auch, daß wir den Wein den Göttern trinken, und trunken die Neige mit sammt dem Becher in den Strom der Zeiten schleudern." Und in dieser Religion des glücklichen Zeitalters soll dann auch niemand sich unglücklich fühlen dürfen. „Von mir soll niemand hören, schreibt Bettina an demselben Ort, ich sei unglücklich, mag's gehen wie's will, und was mir begegnet im Lebensweg, das nehm ich auf mich, als sei's von Gott mir auferlegt. Merks wieder, das gehört auch noch zu unsrer schwebenden Religion. — Und mein inneres Glück, das mach ich mit den Göttern ab."

Diese Religion findet am Ende ihren erschöpfendsten Ausdruck, ihren wahren Mittelpunct, in der Leidenschaft, und wenn man sie fragt: was Gott ist? so antwortet sie „Gott ist die Leidenschaft" (Bettina an die Günderode I. 303). Die moralische Vollendung aber, zu welcher die neue Religion erzieht, ist die Vollendung der Liebe, der Schönheit (I. 205). Mit einem Wort, es ist die Religion der freien Persönlichkeit, die uns Bettina in ihren Gesichten offenbaren will. Die Roman-

tik und die Naturphiloſophie, die ſich in der Bettina mit den Lebensmächten der neueſten Zeit begegneten und durchdrangen, haben ihre Inſpirationen zu dieſem Dienſt des freien Genius hergegeben. Man darf aber keinen neuen Blocksberg der Naturempfindſamkeit befürchten, wenn auch Bettina zuweilen abſichtlich ihre Hexengebärden macht, und ihre unheimlichen Wahrſagezeichen, unter denen ſie Begriffe und Gefühle zuſammenkocht und ineinanderſchmort. Das Himmliſche, das ſie will, weiß ſie zu genau, und ihre Abwege vom Ziel, auf denen wir ſie oft herumklettern und in die Büſche ſich verlieren ſehn, führen doch am Ende auch zu dem einen und großen Ziel. Sie will eine Theodicee des freien Menſchengeiſtes, in welcher Schönheit und Liebe die wahre Wirklichkeit iſt, in welcher die Seligkeit in der That beſteht und die That die Seligkeit iſt, in welcher die Geſchichte eine Harmonie und die Wahrheit eine Melodie geworden iſt. „Mir fällt ein, ob nicht Alles, ſo lang es nicht melodiſch iſt, wohl auch noch nicht wahr ſein mag!“ (I. 15.) In dieſem großen, menſchheitumfaſſenden Sinn hat ſich Bettina auch neuerdings der bedeutungs- und verhängnißvollſten Sache unſerer Zeit, der Sache der Armen zugewandt, in ihrem: „Dies Buch gehört dem König!“ (Berlin 1843), worin ſich, neben vielem unangenehm Verworrenen und Verſponnenen, doch zugleich manche jene Frage der Geſellſchaft gewichtig anregende Mittheilung findet. —

Neben der Bettina haben wir hier, um nach verſchiedenen Seiten hin das Anſtreben unſerer Zeit zu neuen ſocialen Entwickelungstypen zu zeichnen, den Verfaſſer der „Briefe eines Verſtorbenen,“ Fürſt Pückler, anzuführen. Als geſellſchaftliche Geſtalt in der Mitte der heutigen ſocialen Verhältniſſe zeigt ſich der Verſtorbene in den genialſten Beziehungen als ächtes Original. Die höhere ele-

ganze Gesellschaft, deren eingeborenes Kind er ist und deren Muttermale er alle an sich aufweist, ist doch zugleich der Gegenstand seiner unaufhörlichen Antipathieen. Er haßt die Gesellschaft und beherrscht sie doch zugleich, er flieht sie um ihrer Unnatur willen und bekleidet sich doch gern wieder mit all ihrem Glanze, er versteht sie als Meister zu genießen und geht doch unbefriedigt und nach etwas Höherem suchend von ihren Tischen. Mitten aus dem kostbarsten Gepränge des Salonlebens wünscht er sich in eine Wüste oder auf eine Felsenspitze, die nur mit Todesgefahr erkletiert werden kann; und in der Wüste oder Felseneinöde vermißt er wieder die exclusive Gesellschaft, und fährt mit Vierspännern unter Volksauflauf in die höchsten Salonverhältnisse zurück. Er gefällt sich am besten als Einsiedler, nur daß er, statt in abgelegener Klause, sich lieber im Reisewagen verbirgt, wo ihm in objectiven Fensterbildern und in behaglicher Perspective Berg und Thal und Menschenleben vorübergaukeln. Er ist ein geborenes Reisegenie, seine Philosophie, seine Kunst, seine Wißbegierde, seine Religion, seine Humanität und Gemüthlichkeit, sind alle schöne Wegeblumen, die er auf der Reise bei heiterem Sonnenschein findet und pflückt. Bei den größten Strapazen, Widerwärtigkeiten und Entbehrungen der Reise fühlt er sich jedoch immer mehr à son aise, als auf dem Estrich der eleganten Zirkel, gegen die er bei solchen sich beständig aufdrängenden Vergleichen dann stets auf das liebenswürdigste seinen Unmuth verschüttet. Im Reisewagen häuslich eingerichtet, hat er die Behaglichkeit des Hin- und Hertreibens in der Welt, die Poesie des Landstraßen- und Wirthshauslebens, zum höchsten System der Weisheit und Schönheit sich ausgebildet, und trägt die Devise des Dr. Johnson: „das größte menschliche Glück sei, in einer guten englischen Postchaise mit einem schönen Weibe rasch

auf einer guten engliſchen Chauſſée zu fahren." (Siehe Briefe eines Verſtorbenen, Bd. I.) Dabei iſt es ein anziehender Zug ſeines Weſens, daß er, der Mann der Aventüre, der in allen Verhältniſſen und Formen gewiegte Lebensvirtuoſe, doch eigentlich nicht ſelten eine ſehr hervorſtechende Menſchenſcheu verräth, und beſonders früher eine unüberwindliche Blödigkeit, nicht ganz ohne miſanthropiſchen Beiſatz, beſeſſen haben ſoll, die ihn namentlich von Begegnungen mit großen und berühmten Leuten zurückhielt. So erzählt er ſelbſt einmal, daß er ſich Monate lang in der Nähe der Frau von Staël befunden, ohne ſie geſehen oder geſprochen zu haben.

Dieſe Polarität ſeines Gemüths, die ihn zwiſchen Geſelligkeit und Abſonderung beſtändig hin- und herbewegt, verarbeitet jedoch zugleich mit um ſo größerer Reizbarkeit alle Eindrücke der Zeit, alle Intereſſen des Allgemeinen, die er auf dem Antlitz des Tages mit aſtronomiſcher Feinheit zu belauſchen und zu verfolgen verſteht. Alle geſellſchaftlichen, ethiſchen, religiöſen und politiſchen Fragen der Zeit finden in ihm ihre Saite, auf der ſie eigenthümlich wiederklingen, und wenn er ſich von ihnen ganz hat durchſchüttern laſſen, beſitzt er auch die Grazie ſeines Standes, ſie wieder nur wie eine leichte Aventüre zu behandeln und in eine gewiſſe anſtändige Entfernung zu ſeiner Perſon zu ſtellen. Dennoch wirkte die ſeltene Erſcheinung in Deutſchland, einen Schriftſteller von excluſiver Geburt bei unſern Wirren und Wehen betheiligt zu ſehn, wie ein bezauberndes Phänomen, und man konnte ſich immerhin freuen, daß ihm ſein Rang ſogar eine gewiſſe Bevorrechtung zu geben ſchien, die Dinge ſelbſt an ihren ſchmerzhafteſten Stellen ohne Gefahr berühren zu dürfen. Einen Autor ſolche Vortheile vereinigen zu ſehen, war etwas Neues für uns. Es ſind Zugeſtändniſſe, die der Ariſtokratie und De-

mokratie zu gleicher Zeit und mit Einer Wendung gemacht werden. Zur Befestigung mancher Sympathie mit ihm dient auch noch etwas Zartes, jene moderne Wehmuth, die den Verstorbenen zuweilen mitten in der frivolsten Laune beschleicht, ein geistiger Accord aus heutiger unbefriedigter Stimmung, aus dem allgemeinen Bewußtsein des Unvollkommenen. —

Pückler's ungemeine Leichtigkeit und Schnelligkeit der Darstellung begünstigte die Aufgabe, unter allen Lagen und Situationen, selbst unmittelbar nach den größten Strapazen und Widerwärtigkeiten, etwas aufzuzeichnen, und Stil und Schreibart nehmen, in ihrem raschen memoirenhaften Anflug, dieselbe Färbung und Ungezwungenheit des Augenblicks an. Obwohl im Einzelnen nicht ohne Absicht und Sorgfalt gefeilt, ist es doch eine Sprache, die sich nirgend die Mühe giebt, mit ausgesuchten Antithesen ihren leicht hinfließenden Strom aufzuhalten, oder sich durch Nachdenken über pointirte Wendungen das schnelle Fortkommen zu erschweren. Das Conversationsmäßige der ganzen Darstellung zeigt sich im unbekümmertsten und sorglosesten Ausdruck, der nur durch die Gegenstände selbst entweder schön oder piquant und witzig wird, und der Charakter vornehmer Gesellschaftsmittheilung ist um so weniger um irgend eine Bezeichnung verlegen, da auch jedes fremde Wort, ja ganze französische Phrasen, wie sie gerade ins Gedächtniß kommen, dienen müssen. Die Sprachmengerei in den Werken des Fürsten Pückler ist eine der hervorstechendsten, wenn auch keineswegs zu billigenden Eigenthümlichkeiten seines unbesorgten, geselligen, aber in aller Nachlässigkeit liebenswürdigen Reisestils. Es hat sich aber in ihm eine Vermittelung der Aristokratie mit der Volksliteratur dargeboten, welche überhaupt seinen aristokratischen Idealen, von denen er sich besonders in den „Tutti frutti" erfüllt zeigt,

entſpricht. In dem Bewußtſein des völligen Niedergangs der erblichen und feudalen Ariſtokratie bemerkt er einmal (Semilaſſo I. 27.): „Der tiers état bekommt überall das Uebergewicht, wie billig, denn es iſt ſein Zeitalter. Das unſere iſt vorüber!“ Und zugleich zeigt er ſich geneigt, die Mittelſtände, bis zum Handwerker herunter, zu beneiden, wegen ihrer vor den Vornehmen begünſtigten Zeitverhältniſſe (Briefe eines Verſt. II. 381.) Aber er iſt zugleich auf eine radicale Reform ſeines Standes, den er einmal als ein zu behauptendes Lebensgebiet feſthält, bedacht. In den „politiſchen Anſichten eines Dilettanten“ (Tutti frutti, 5. Band) hat er ſeine zuſammenhängenden Bekenntniſſe darüber gethan, und es iſt merkwürdig zu ſehen, wie er hier Meinungen, die ihn vorherrſchend als ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts erweiſen, mit den Ideen zeitgemäßer Fortentwickelung zu vermitteln und zu vermiſchen gewußt hat. In der Stiftung einer neuen volksthümlichen Ariſtokratie auf dem Fundament des Grundbeſitzes, die ihn ſodann auch, wie zu erwarten ſtand, auf die Wiedereinführung der Majorate zurückbringt, konzentrirt ſich ihm zugleich die Erledigung aller übrigen wichtigen Fragen der Gegenwart, auf eine Weiſe, die durch Humanität, freiſinnigen und aufgeklärten Blick und durch alte ariſtokratiſche Formenverhärtung ſich gleichmäßig bemerkenswerth macht. Dies würde, um es mit ſeinen eigenen Worten zu bezeichnen, „ein neuer Adel ſein, gewiſſermaßen aus dem Volkswiſſen hervorgegangen, auf Grundbeſitz baſirt, wo nur der wirkliche Beſitzer den Titel führt, ſeine übrigen Kinder und Verwandte aber in den Bürgerſtand zurücktreten müßten, um auf dieſe Weiſe beide Stände ſich von Neuem wieder verbrüdern zu laſſen, und alle Rivalität unter ihnen wieder aufzuheben, ſo daß der Adel künftig die Stütze der Nation ſelbſt und aller ihrer Klaſſen repräſentire.“ Die weitere

Anwendung dieſes Projects auf die wirklichen Verhältniſſe lautet folgendermaßen: „Nur die Pairs oder Standesherrn würden in Zukunft dieſen Adel, die neue Ariſtokratie bilden, die übrigen, jetzt beſtehenden Geburtstitel aber von den jetzigen Inhabern bis an ihren Tod beibehalten werden können, jedoch nach wie vor nur Titel bleiben, und keine Rechte verleihen, ſich auch auf die Nachkommen nicht mehr fortzupflanzen fähig ſein. Dagegen (könnte man für die Schwachen hinzuſetzen) werde es fortan Jedem geſtattet ſein, ſich wie in Oeſterreich, wo man Jedermann „Gw. Gnaden“ titulirt, das Wörtchen „von“ beliebig bei- oder abzulegen, wenn er ſich ohne daſſelbige nicht beruhigen könne.“ Von dieſer populairen Ariſtokratie des Grundbeſitzes, die der Fürſt als ein wohlthätiges und dauerndes Zwiſchenelement bezeichnet, läßt ſich freilich nicht einſehen, wie ſie die Ausartung in eine bloße Geldariſtokratie werde vermeiden können. Sollte ſich jedoch auch einige ariſtokratiſche Oſtentation ſelbſt in die literariſche Mittheilung des Fürſten Pückler hineinſchleichen, ſo iſt es gewiß keine unbewußte Befangenheit in ceremoniellen Formen, ſondern es paßt vielmehr jenes Wort, das er ſelbſt vom Herzog Miſchling geſagt hat, wenn wir uns anders erlauben dürfen, es hier in dieſem Sinne herbei zu ziehen (Tutti Frutti III. 206.): „es ergötzte ihn oft mit ſeiner Vornehmheit zu coquettiren, obgleich im tiefſten Grunde der Seele ſie eigentlich Niemand geringer achtete, ja meiſtens läſtiger fand als er. Da er ſie aber einmal beſaß, ſpielte er auch damit, faſt wie ein Taſchenſpieler, bei dem der Werth ſeiner Künſte ebenfalls nur aus der Blindheit ſeines Auditoriums hervorgeht.“ Aber dieſe faſhionable Phyſiognomie eines literariſchen Charakters kann für die Literatur ſelbſt natürlich nicht dieſelbe Bedeutung haben, wie für das Leben und unſere Zuſtände, für welche ſie ein Symptom iſt: auf der höchſten Stufe

wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Hervorbringung giebt es keine Faſhion mehr und das geſellſchaftliche Element löſt ſich mit ſeinen Unterſchieden in das höhere Element der echten Production auf. —

Die neuere deutſche Literatur hat ſich faſt in allen Regionen der Anſchauung anſäſſig gemacht, aber man muß immer, neben der Fülle an Talenten, zugleich die Bizarrerie derſelben bewundern, die ſich in Bewegung ſetzen für das Allerfremdartigſte und Entfernteſte und das Nächſtliegende niemals mit der Darſtellung berühren, die in den Manieren aller Völker und Zeiten ſich ergehn und die heimathlichen und nachbarlichen Thatſachen, welche die Literatur mit dem Geſellſchaftszuſtande verknüpfen könnten, nicht aufzunehmen vermögen. Unſere Zeit ſchmachtet nach Thatſachen in allen Gebieten des Lebens und erreicht etwas Reales vorläufig wenigſtens in den materiellen und induſtriellen Intereſſen. Am fernſten aber von einer geſtalteten Wirklichkeit ſteht noch die Literatur bei uns ab, die zum Theil in einen unglücklichen Bruch des Ideals mit dem Wirklichen gerathen, anderntheils in den heimiſchen Lebensſtoffen wenig bildſame Realitäten für die Behandlung findet. Dieſe deutſche Literatur bedarf noch eines geſchichtlichen Prozeſſes, um ihren idealen Charakter in einen thatſächlichen umzuſetzen. Ein deutſches Werk, auf Perſonen und Zuſtänden beruhend, die nur aus der lebendigen Mitte der Weltbeziehungen ſich dargeboten, wird an ſich ſelbſt eine eben ſo ſeltene Erſcheinung ſein, als man von vorn herein behaupten kann, daß die Stoffe einer ſolchen neuen und originellen Darſtellung kaum zur Hälfte national ſein werden.

In dieſer Beziehung iſt die eigenthümliche Stellung, welche wir einen bedeutenden juriſtiſchen Gelehrten, Eduard Gans, zu Wiſſenſchaft und Leben behaupten ſahen, hier

zu erwähnen. Seine „Rückblicke auf Perſonen und Zuſtände“ (Berlin 1836) verdienen um deswillen einen Platz in der neueren Literaturgeſchichte, weil dieſe Faſhionablemachung des deutſchen Gelehrtencharakters, die in ihnen gelungen iſt, eine culturhiſtoriſche Bedeutung in Anſpruch nimmt. Innerhalb der Wiſſenſchaft ſelbſt hatte Gans denſelben wohlthuenden Standpunct der Vermittelung eingenommen, indem er, von der Hegel'ſchen Philoſophie ausgehend, und von ihr aus mit dem ſpeculativen Element in die Jurisprudenz eindringend, dadurch die Philoſophie überhaupt mit dem Leben und mit der öffentlichen und geſetzlichen Entwickelung des Staats in einen lebendigen Einklang zu erheben ſtrebte. Unter ſeinen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen wird ſein „Erbrecht,“ in dem er zuerſt eine philoſophiſche Behandlung der Rechtswiſſenſchaft vom Hegel'ſchen Standpunct verſuchte, immer mit Auszeichnung genannt werden.

Ein Gegenbild zu den in dieſer Reihe von uns behandelten deutſchen Charakteren haben wir in Wilhelm von Humboldt zu betrachten, der in ſeiner Weiſe nicht minder von bedeutendem Einfluß auf die Bildung unſerer Zeit geworden. Solche Lebenstypen, von hohem imponirendem Adel der Humanität, Sterne erſter Größe aus jener Epoche, wo die ſogenannte Claſſicität der Bildung für das Höchſte galt, fangen zwar immer mehr an, unter uns zu verſchwinden und einer neuen deutſchen Bildungsſtufe Platz zu machen, aber wenn ſie ſich zugleich in ihrer Wirkſamkeit ſo ſehr mit den höchſten Intereſſen der modernen Entwickelung begegnen, wie dies bei Wilhelm von Humboldt der Fall war, ſo verdienen ſie für alle Zeiten unabläſſig geehrt zu werden. W. v. Humboldt, der innigſte Freund Schiller's, der vertraute Genoſſe des jenaiſchen Geiſterbundes, ſtellt am reinſten und entſchiedenſten,

und zugleich am anmuthigsten, einen solchen Bildungscharakter dar, welcher deutsches Wesen und Leben mit Geist und Form der Antike zu verschmelzen und dadurch zu heben trachtete. Es war eine Zeit, wo es kein größeres Lob für einen deutschen Schriftsteller gab, als das: ein „Classischer Geist" zu sein und zu heißen, ein Ehrentitel, wonach zu verlangen heutzutage kaum Jemanden mehr einfällt. In Beurtheilung der deutschen Dichter bestrebte man sich absichtlich, sie überall auf die Alten zurückzuführen, und je mehr griechische und römische Sympathieen und Züge man an einem Werke nachweisen konnte, für um so heiliger und größer wurde es erachtet. Deutschland war eine verspätete Kolonie des alten Griechenlands geworden. Das Ausgezeichnetste in dieser Parallele deutschen und griechischen Geistes leistete Humboldt in seinem Werk über Goethe's „Herrmann und Dorothea," worin er, von allen Verzerrungen in dieser Richtung frei, seine eigene feinsinnige Bildung auf das Geschmackvollste bekundete. Diese Bildung, dieser ganze Typus, hatte etwas Aristokratisches an sich, man kann es nicht läugnen. Was man in unsern Tagen die „Aristokratie der Geistreichen" zu nennen angefangen, war damals die Aristokratie des klassischen Geschmacks. Von griechischem Republikanersinn blieb man bei aller Grächität entfernt. Aber Humboldt war im ächtesten und edelsten Sinne des Wortes ein vornehmer Mann, es war in ihm, bei großer Freiheit der Gesinnung, eine gewisse Humanitätsvornehmheit, die wie ein mildes Gestirn wärmt und erleuchtet, ohne zu dem gewöhnlichen Dunstkreis herniederzusteigen. Dazu die für Deutschland seltene und höchst bemerkenswerthe Erscheinung, daß ein so gründlich gelehrter Mann, der in seinen tiefgehenden grammatischen Untersuchungen das vergleichende Sprachstudium mitbegründen half, zugleich der gewandteste und ausgezeichnetste

Staats- und Weltmann gewesen: eine Allianz deutscher Wissenschaft mit der großen Welt, die ihr von jeher Noth gethan und als das Förderlichste noch bevorsteht. Nach einer vielfältigen und einflußreichen Bewegung auf dem öffentlichen Schauplatz seit 1802, als Gesandter zu Rom, Wien, London, als Bevollmächtigter bei dem Friedenscongreß zu Prag, mitthätig bei dem Wiener Congreß und andern wichtigen Gelegenheiten, mehrmals und zu verschiedenen Perioden wirksam im preußischen Ministerium, besonders für die Section des Cultus und öffentlichen Unterrichts, verlebte er seine letzten Jahre, in der Ruhe eines Weisen, auf seinem romantischen Landsitz Tegel, bis zu seinem Tode mit gelehrter Forschung in den seltensten Gebieten des Wissens beschäftigt. Sein großes Werk „über die Kawisprache," das nach seinem Tode durch Alexander von Humboldt herausgegeben erschien, zeigt den umfassenden und universalen Geist seiner Sprachforschungen, mit denen er zugleich in alle Gebiete des Lebens und der Wissenschaft bedeutungsvoll und entscheidend einzudringen wußte. Zugleich übte er die Dichtkunst mit tief innerlicher Kraft und in herrlichen Formen aus, wie sein poetischer Nachlaß beweist. Seine „Gesammelten Schriften" werden durch Alexander von Humboldt herausgegeben. —

Neben ihm ist sein Bruder Alexander von Humboldt, der größte und glänzendste Name, welchen das europäische Geistesleben gegenwärtig aufzuweisen hat, zu nennen, ein Ideal vollkommenster harmonischer Menschenbildung, diejenige Verschmelzung der Wissenschaft mit dem Weltleben auf höchster Stufe darstellend, welche als die wahre Aufgabe unserer Zeit erscheint. Ein reiches großes Leben, das ihn fast in allen Ländern der Erde und in allen Verhältnissen des Lebens heimisch werden ließ, verwandte er im Dienst der Wissenschaft und zur Herausbil-

dung der freien und humanen Stellung, in der er ſich ſtets wohlthuend über den Gegenſätzen der Zeit gezeigt, ohne je der Bewegung, welche den wahren Fortſchritt in ſich enthält, im Geiſte untreu zu werden. Die Naturbetrachtung, die von der ſtreng wiſſenſchaftlichen Seite ſo bedeutende Reſultate zur Fortentwickelung dieſer Studien und beſonders zur Begründung der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung in ihm geliefert, hat in Alexander von Humboldt zugleich die umfaſſendſte ethiſche und völkergeſchichtliche Bedeutung entwickelt. Die Natur, als ewig friſcher Kern alles Wiſſens und Lebens, hat dieſem ihrem großen Beobachter den hohen Standpunct gegeben, auf welchem er an allen bedeutenden Richtungen des deutſchen Lebens, ſeit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag, dieſen vorurtheilsfreien und immer bedeutſam eingreifenden Antheil genommen. Seine Verdienſte um die Wiſſenſchaft, und um das wiſſenſchaftliche Leben unſerer Zeit überhaupt, können von uns nicht gewürdigt werden, noch iſt es jetzt ſchon Zeit, die bedeutenden Anregungen, welche von Humboldt nach allen Seiten hin ausgegangen ſind und noch täglich ausgehen, zuſammenzufaſſen. Eine Biographie Alexanders von Humboldt, von der rechten Hand geliefert, wird ein für die deutſche Geiſtesentwickelung in den letzten funfzig Jahren ausnehmend wichtiges Gemälde abgeben, und namentlich die deutſche Wiſſenſchaft in den höheren Weltberührungen zeigen, die ihr faſt das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch fehlten. Für alle Strebenden und Ringenden erſcheint dies ſeltene Lebensbild als ein hoher Leitſtern, von dem Klarheit und Beſtätigung alles Wahren und Aechten ausgeht und durch den man in allen Wirren des Geiſtes ſeiner ſelbſt gewiß und zukunftsgläubig ſich werden fühlt. Seine Meiſterſchaft in der Sprache, durch die er zweien

Literaturen, der deutſchen und der franzöſiſchen, gleichzeitig und in gleich hoher Vollendung angehört, iſt hier noch beſonders hervorzuheben. Die plaſtiſche Schönheit des Humboldt'ſchen Stils verbindet ſich mit einer Fülle von ſcharfen und innerlichen Bezeichnungen, die bei ihrem Reichthum doch alle zu einer künſtleriſchen Einheit des Colorits, bei ihrer lebendigen Gluth zu einem ſanft hinſchwebenden Rhythmus verſchmolzen werden. Humboldt iſt bis in die letzte Zeit hinein im umfaſſendſten Sinne productiv geblieben, wie dies ſein gegenwärtig im Erſcheinen begriffenes neueſtes Werk „Kosmos," mit dem er ſich ſeit mehreren Jahren beſchäftigt, darthun wird. —

In dem Zuſammenhang dieſer deutſchen Charaktertypen kann auch K. A. Varnhagen von Enſe in ſeiner literariſchen und geſellſchaftlichen Bedeutung am beſten bezeichnet werden. Der eingreifende und vielbewegliche Antheil an Welt und Leben verbindet ſich bei ihm mit der eigenthümlich erworbenen Meiſterſchaft des Stils, welche das Erlebte und Angeſchaute ſogleich in klare und feſte Formen zu geſtalten weiß. Der Stil gewinnt überhaupt bei dieſem Autor die eigenthümliche Bedeutung einer Lebensform, bei Varnhagen von Enſe kann und muß ſich Alles in Stil verwandeln, und er drückt in ihm dasjenige nach feinſter Erwägung gewonnene Maaß des Inhalts aus, welches denſelben überhaupt nach den Gränzen ſeiner Mittheilbarkeit und nach den Rückſichten beſtimmt, die das Innerliche des Inhalts noch auf etwas Aeußerliches, auf die zu erzielende oder zu verhütende Wirkung im Leben ſelbſt, zu nehmen hat. Wie ſehr daher auch der Stil für dieſen bedeutenden Autor ein lebensvolles und in ſeiner Lebensnothwendigkeit erfaßtes Organ der Mittheilung geworden, ſo muß man doch auch wieder von ihm ſagen, daß der Stil ihm nicht nach der Seite des Inhalts hin

die volle Herzenserleichterung gewähren kann, und keinem deutſchen Autor iſt vielleicht ſo viel auf dem Herzen ſitzen geblieben, als Varnhagen von Enſe, bei aller Ausdrucksfähigkeit ſeines Stils. Und er gehört gerade zu den wenigen Autoren in Deutſchland, die in der That etwas auf dem Herzen haben, und die immer noch einmal ſo viel zu ſagen wüßten, als ſie wirklich ſagen. In ſeinen hiſtoriſchen Darſtellungen, beſonders in den biographiſchen, hat Varnhagen von Enſe eine ſinnige, ächt menſchliche Beſchaulichkeit walten laſſen, die mit einem merkwürdig feinen Taſtſinn und leiſen Weltfühlhörnern an die Ereigniſſe tritt, und die beweiſt, wie eine in ſich ſelbſt bedeutſame Individualität, eine hiſtoriſch miterregte und mitlebende Perſönlichkeit dazu gehört, um mit dem Griffel Klio's die Weltbewegungen zu zeichnen. In ſeinen „Denkwürdigkeiten" (die zugleich als eine Sammlung ſeiner Schriften gelten können), hat er ſeinen Beruf, hiſtoriſche Ergebniſſe zu behandeln, mit einem für Deutſchland zum Theil noch neuen Talent bethätigt. Wie Xenophon die Anabaſis der zehntauſend Griechen ſchrieb, ſo hat Varnhagen von Enſe mit derſelben antiken Einfachheit, Umgränzung und Beſcheidenheit, aber mit einer etwas wärmeren duftigeren Farbengebung, manche Verhältniſſe und Perſönlichkeiten der neueren Geſchichte aus eigner Anſchauung hingeſtellt. In ſeinen „biographiſchen Denkmalen," von denen beſonders ſeine Lebensdarſtellung Blücher's berühmt geworden, und in den nachher einzeln erſchienenen Biographieen von Sophie Charlotte, Königin von Preußen, der Generale Seidlitz, Winterfeld, u. ſ. w., zeigt ſich das Talent der feinſten Durchdringung und Begränzung, verbunden mit der ſauberſten Ausmalung, oft auf das Erfreulichſte. Der Scharfſinn, die geheimſten Zuſammenhänge zu entziffern, wird hier nur durch die Pietät gezügelt,

welche bei Varnhagen von Enſe eine Art von religiöſer Bedeutung hat. Im Beſitz der gründlichſten hiſtoriſchen Forſchungen, verſchmilzt er dieſelben lieber in der künſtleriſchen Einheit ſeiner Gemälde, als daß er ſie in der Schwere des Materials zeigte. Die Geſchichte lebt aber für ihn mehr in ihren individuellen Verknüpfungen als in dem ideellen Zuſammenhang des Ganzen, der zwar ſeinem Bewußtſein nicht fremd iſt, aber als ſpeculatives Element nicht aufkommt, ſondern dem plaſtiſchen Intereſſe der Geſchichte nachſtehen muß. Seine Kritiken, die ſcharfe und gedrängte Darſtellungen liefern, hat Varnhagen unter dem Titel „Zur Geſchichtſchreibung und Literatur“ geſammelt. Unter den in ſeine „Denkwürdigkeiten“ eingereihten Schriften finden ſich auch einige Novellen, eigenthümliche Lebensbilder in muſterhafter Faſſung. —

15. Politiſche und reformatoriſche Bewegungen in der deutſchen Literatur.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die productive Literatur dieſes Zeitraums in Deutſchland, ſo müſſen wir zuerſt bemerken, wie in ſo mancher Beziehung das Bewußtſein einer veränderten Lebensanſchauung, eine ſich beſtimmt aufdrängende Zeitgeſinnung da war und dieſe unabläugbare Zeitgeſinnung contraſtirte namentlich gegen die in der Goethe'ſchen Poeſie abgegränzte Weltanſchauung entſchieden genug. Wolfgang Menzel, der Kritiker des Stuttgarter „Morgenblattes,“ der in vielen Einzelbeurtheilungen und in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Literatur“ einen neuen Standpunct zu umzeichnen ſuchte, er hatte beſonders in ſeiner bekannten Kritik Goethe's dieſen Contraſt auf

eine unsinnige Spitze getrieben, aber sich darum nicht minder das Verdienst erworben, die auf das Nationelle und Patriotische hinstrebende Gesinnung einer jungen Generation frisch und muthig ausgeprägt zu haben. Wolfgang Menzel war ein gebornes Oppositionsmitglied der Literatur, der sein bedeutendes Talent blos für die Verfechtung der literarischen Bewegung hingab. Er stand wie ein kritischer Volksredner auf, wie ein demagogischer Sprecher für die literarische Volkssache. Seine Kritiken wurden oft Meisterstücke parlamentarischer Beredsamkeit, sie hatten keine ästhetisch-wissenschaftliche Grundlage, aber eine geschichtliche Bedeutung und volksthümliche Begeisterung. Der von ihm in der deutschen Kritik angeschlagene Ton athmete schon eine frischere Luft des deutschen öffentlichen Wortes, doch nur so lange, als er diesen Wendepunct des neueren Literaturgeistes bezeichnen half, indem er später mit den meisten dieser Elemente, welche er selbst als wesentlich für die Entwickelung der Literatur hatte anregen helfen, wieder zerfiel, und sich dadurch bald den Ideen der Zeit gegenüber in eine isolirte und unwirksame Stellung versetzte.

War aber damals in Menzel ein der Zeit nothwendiger Kritiker der Bewegung aufgestanden, so machte sich H. Heine, nachdem er seine erste Liebe mit dem epigrammatischen Feuer Byron'scher Lyrik ausgesungen, zu einem Bewegungsdichter der Zeit. In seinen „Reisebildern" sah man plötzlich eine eigenthümliche Individualität der Zeit schon fertig gestaltet. Dies Buch wirkte bei seinem Erscheinen so außerordentlich, weil Jedermann das Unbehagliche und Zerklüftete seiner eigenen Stimmung, bald in humoristischer Selbstgeißelung, bald in sentimentaler Verherrlichung des Schmerzes, immer aber in poetischer Spiegelung darin wiederfand. Der erste Band erschien im Jahre 1826, zu einer Zeit, in welcher sich die in Geist und Form,

in Inneres und Aeußeres geſchiedene und auseinandergefallene Lebensſtimmung der Reſtaurationsepoche gewiſſermaßen im Extrem ihrer Thatloſigkeit geltend machte. Auf der einen Seite entfaltete ſich durch Hegel die Wiſſenſchaft der Idee, eine unſichtbare Kirche des Gedankens, welche in hoher Abgeſchiedenheit von allen hiſtoriſchen und nationalen Bedürfniſſen das Evangelium des abſoluten Begriffs verkündigte, das nicht nur für alles Staatsleben und alle Nationalbewegung entſchädigen wollte, ſondern dieſes ſelbſt in höchſter Potenz zu ſein behauptete, da nach der aufgeſtellten Identität von Denken und Sein das Denken des Staatslebens auch ſchon ein ſeiendes Staatsleben allerdings hätte gewähren müſſen. Dieſer idealen Richtung der Zeit gegenüber machte ſich aber auf der andern Seite das Unhiſtoriſche und Geſchichtsloſe unſrer Zuſtände nur um ſo mehr geltend, und rächte ſich bitter durch ein Verſinken in alle nur möglichen Trivialitäten des Tages, in eine Götzendienerei von tauſend Armſeligkeiten der Geſellſchaft, denen man unfreiwillig anheimfiel, weil das entleerte öffentliche Daſein gar keinen Haltungspunct darbot. Der witzige Saphir und die Sängerin Sontag waren eine Zeitlang die Helden dieſer Tagesſtimmung. In Heine aber erſtand ein Dichter, dem die Troſtloſigkeit der bürgerlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände ſchon wie unbewußt in ſeinen Nerven lag und den die allgemeine Zerriſſenheit in eine humoriſtiſche Extaſe verſetzte, worin er lachende und grinſende Verſe mit heimlich zuckenden Schmerzen machte. Kam es in einer thatenloſen und trivialen Zeit darauf an, einen Standpunct des Geiſtes über dieſer Zeit zu gewinnen, ſo hatte in Heine der Humoriſt auf ſeine Weiſe Daſſelbe gethan, was der Philoſoph in der Abſchließung ſeines abſoluten Syſtems. Der letztere wollte bloß das als Wirklichkeit gelten laſſen, was zugleich ein Gedachtes und

dann ausschließlich sein Gedachtes, d. h. nach der Methode und im Zusammenhang seines Systems Begriffenes war. Der erste negirte ebenfalls die vorhandene schlechte Wirklichkeit, als humoristisches Individuum, das sein Recht dazu nicht aus der Nothwendigkeit des Gedankens, sondern aus sich selbst entnimmt, ein Selbst, in dem die Kraft des Humors gleich der reagirenden Lebenskraft in einer Krankheit wirkt. Dieser Humor erklimmt nun alle aus der Sündfluth irgend hervorragenden Höhen des Daseins und schaut lustig auf das Verderben herab, dem er selbst verfallen ist, über dem ihn aber seine Vogelnatur emporhält. Und über allem diesem lag in Heine's Reisebildern der Zauber der kecken Jugend, des ungenirt dareintappenden Studentenlebens, auf der einen Seite blumenhaft frisch, auf der andern angekränkelt von der greisenhaften Selbstreflectirung der Zeit, und in dieser Mischung der Contraste so ergötzlich und bedeutsam. Es war ein raffinirter Nachtigallengesang, den Heine anstimmte, aber es war doch immer ein Nachtigallengesang in jener Zeit, und man mußte eine Art von Trost an einem Sänger erblicken, der eine so burleske Philosophie in kleinen Liederepigrammen verbreitete. Konnte diese Poesie noch nicht ganz als die wahre und rechte Art des Dichtens erscheinen, so mußte man sie doch für den Uebergang zu der rechten Poesie der Zeit halten, und annehmen, Heine werde einmal alle diese genialen Einzelnheiten und Ausspritzungen seiner Natur zu einem großen Schöpfungsact sammeln und aus seinen Unarten eine Art machen, die plastische Gestaltung in das Schaffen der Zeit brächte: was freilich bei ihm nicht in Erfüllung gegangen. Denn Plastik, Gestalt, Fleisch und Blut mußte als das tägliche Brot erscheinen, das für eine neu werdende deutsche Poesie zu erflehen sei. Heine war noch nicht über den Standpunct der lyrischen und humo-

ristischen Reflexion hinausgekommen, ein Standpunct, der zu unzuverlässig war und allen möglichen Willkürlichkeiten freien Spielraum ließ. Die Atmosphäre des ersten Reisebilderbandes war und blieb aber unwiderstehlich. Diese träumerische, müßiggängerische, narkotisch stechende, die Zukunft aus der Gegenwart herausprickelnde Manier erschien in Heine als poetischer Frühlingsbote des nachmaligen Juliliberalismus, dessen ahnungsvolles Zucken die Reisebilder bezeichneten.

Die Stimmung, welche Heine damals in Gleichgesinnten weckte und vorfand, war in gewissem Betracht der Anfang jener Zerrissenheit, die später noch berüchtigter geworden ist unter dem Namen des Weltschmerzes, der besonders aus den süddeutschen Lyrikern, namentlich aus Nicolaus Lenau, in so lichter Lohe herausschlug. Indeß, wie viel Mißbrauch auch mit diesem Schmerz getrieben worden, so muß man doch gelten lassen, daß die Zerrissenheit jener Zeit so gut ein historischer Moment war, wie die Wertherstimmung im achtzehnten Jahrhundert. Warum soll denn ein Schmerz, wenn er sich auch burlesk und auffallend gebärdet, darum ein falscher und gekünstelter Schmerz sein? —

Da schlug die Stunde des französischen Juli von 1830, und da man in der lebenssatten Welt längst gewartet hatte, daß neue Zeichen geschehen würden, glaubte man, dies sei das Zeichen der neuen Zeit. Man freute und rüstete sich, man rechnete mit seiner Vergangenheit ab, und diese schauten in die Zukunft, während jene ihr Testament machten. Heine hing seine Liebesharfe über die Schulter und kam mit zersprungenen Saiten in Paris an. Er wurde ernsthafter, schärfer, bestimmter, und schrieb über deutsche Literatur, Religion und Philosophie in französischen Blättern. Diese zuerst als Artikel der Revue des

deux mondes in französischer Sprache erschienenen Artikel trugen jedoch wenig dazu bei, die Bedeutung Heine's für die deutsche Literatur zu sichern und auszudehnen. Besonders schwach war der philosophische Theil derselben ausgefallen. Der religiöse Theil jener Aufsätze aber, der eine oft witzige Opposition gegen die spiritualistischen und ascetischen Richtungen des Christenthums durchzuführen sucht, verarbeitete eigentlich darin nur auf originelle Weise die Ideen des Saint-Simonismus.

In Heine's Darstellungen aber ist immer ein Element nicht zu übersehen, das sich bei ihm von dem wesentlichsten Einflusse zeigt, und obwohl es nur die Form und Manier seiner Anschauung ist, doch den Inhalt selbst, und gerade die eigenthümlichsten Wendungen desselben bedingt. Dies ist der Heine'sche Stil, eine besondere Theorie des Stils, welche sich Heine hinsichts der Wirkung durch Gegensätze und Contraste gebildet hat. Wie sehr er Meister in der musikalischen Behandlung der Perioden ist, wird ihm jeder dafür Empfängliche zugestehen. Aber dieser feine musikalische Sinn für Hebung und Senkung, für Satz und Gegensatz, verlockte ihn auch, in das Inwendige des Inhalts beständig solche musikalisch wirkende Gegensätze zu verlegen, und wo keiner da war, stellte er eine geheime Windharmonica auf, in die sein Witz ein Schelmenstück hineinblasen mußte. So führt er mit seinem Stil immer allerhand blendende Scheinmanoeuvres auf, um nur Contraste herauszubringen, die einen piquanten Klang geben. Dadurch hat er sich gewöhnt, nichts so zu sagen, wie es eigentlich ist, sondern wie es einer Tonart seiner Stimmung sich fügt, welche ihm gerade in den Ohren summt. Die Musik seines Witzes und der Witz seiner Musik haben ihm das Bedürfniß auferlegt, zu der Hebung überall auch die Senkung, zu dem Satz sich den Gegensatz zu suchen,

und so läßt er nichts in seiner Darstellung bestehen, was er nicht auch wieder umwerfen müßte. Darum wird der Ernst sofort zum Scherz, und der Scherz, der sich am Ende über sich selbst lustig macht, häufig zur Grimasse. Jeden Inhalt, mit dem er sich beschäftigt, verhöhnt er zuletzt schon deswegen, weil er sich mit ihm beschäftigen mußte, denn seinen Witz verdrösse es zu sehr, die Wichtigkeit irgend eines Dinges bestehen zu lassen. Es ist wahr, Heine verstand in seinem Stil die Gegensätze, die er so possierlich zusammenwürfelte, oft zu wahren Meisterstücken des Humors herauszuputzen und zu verkleiden, und da er ein Virtuose des Trolligen ist, worin er mit Voltaire verglichen werden kann, so benutzt und ersinnt er allerhand lustige Geschichten, welche er als Blumenteppich zur Einwickelung seiner Schlangen braucht, und wodurch seine Darstellung beständig etwas fein Durchhauchtes gewinnt. Aber diese Manier des Stils, die in sich selbst verliebt ist und sich doch selbst aufhebt und vernichtet, wie viel Anerkennung ihr auch in vieler Hinsicht gebührt, kann doch auch eine gefährliche Einwirkung auf den ganzen Charakter der Literatur haben, indem sie dazu verführt, nichts mehr einfach um seiner selbst willen zu sagen, sondern, gleichsam aus Ueberdruß an dem Inhalt selbst, durch künstlich aufgesetzte Lichter einen fremdartigen Reiz in denselben hineinzubringen. — Einen dauernden Ruhm wird jedoch H. Heine als Lyriker in der deutschen Literatur anzusprechen haben, und sein „Buch der Lieder," in welchem er die gelungensten seiner Schöpfungen zusammengestellt hat, ist bereits ein allen Verstimmungen der Tagesparteien überlegenes Gemeingut der deutschen Nation geworden, welches auch den gehässigen Eindruck, den Heine durch sein Buch „über Börne" in ganz Deutschland hervorgerufen, wieder zu verlöschen hat.

Aus demſelben Kampf und Drang des Zeitbewußtſeins, wie Heine, war Ludwig Börne hervorgetreten. Die erſte Sammlung ſeiner Schriften (in acht Bänden), welche noch am Vorabend der Julirevolution beendigt wurde, zeigte ſchon, zu nicht geringem Erſtaunen, den vollſtändig abgerundeten und fertigen Autor in ihm. Seine Schreibart hatte er nach Jean Paul gebildet, jedoch nach ſeinem eigenthümlichen Naturell blitzend und ſcharfſchneidig ausgeſchliffen. Das jüdiſche Element in Börne gab einen piquanten Beiſatz dazu. Im Grunde war der ſchriftſtelleriſche Charakter Börne's ſchon bei ſeinem erſten Auftreten vollendet und abgeſchloſſen. Die Steigerung, welche der Ausbruch der Julirevolution in ihn brachte, und die ſich beſonders in ſeinen „Briefen aus Paris" einen ſo gewaltſamen Ausdruck verſchaffte, war nicht die reine und ächte Entwickelung ſeiner Selbſt, ſondern es war ein faſt unfreiwilliges Ueberfluthetwerden von der Zeit, deren Wogen ſein edles Haupt begruben. Börne hatte etwas Metaphyſiſches an ſich, und man kann ihn den verzweifelten Metaphyſiker dieſer modernen Zeitbewegung nennen. Seine welthiſtoriſche Ironie trägt den ſchwarzen Fluch der Kaſſandra mit ſich herum, an dem eigenen Untergang zehren zu müſſen, und je tiefer die Anſchauung, je rettungsloſer ſtürzt ſie ihn in den Wahnſinn der Selbſtzerfleiſchung hinein. Sein Patriotismus war ein Bacchant geworden, der ihm das Herz in Stücke riß. Wie der gläſerne Licentiat des Cervantes ſchlich er in Deutſchland umher, bis in ſeine innerſte Seele durchſichtig und zerbrechlich, und theilte kluge und ſcharfe Antworten eines Wahnwitzigen aus, von denen man betroffen ſtumm wird. Die Gaſſenjungen ziehen jubelnd hinter ihm her, aber er geht in ſeinen tiefen ſchmerzhaften Gedanken mitten unter ihnen, und ſieht freundlich, wie der alte verrückte Mann, der ſein weißes Haar dem

Geſpötte der Welt lächelnd preisgiebt. Alle offenen und geheimen Schäden der deutſchen Nationalität hat Börne wie ein Giftpulver tief in ſich niedergeſchluckt, und ihm iſt übel und wehe davon geworden, er beſchreibt es ſelbſt phyſiſch bis zum Grauſen, wie ſich allmählig die deutſche Nationalität in ihm erbricht. Was wir in Bezug auf Heine von dem Witz des Stils bemerkt, iſt zum Theil auch auf Börne anzuwenden, doch hatte bei ihm die Geſinnung ohne Zweifel einen mächtigeren Einfluß auf den Stil als der Witz, und überhaupt ſcheint mir der Börne'ſche Stil, beſonders in ſeinen früheren Schriften, als maaßvolle und künſtleriſche Ausarbeitung des Gedankens der Heine'ſchen Schreibart vorzuziehen. Dagegen fiel Börne in ſeinen letzten Schriften häufig genug mit der Thür ins Haus, und dann kränkelte ihm auch der Gram der Zeit, dem er ſich geopfert, jenen bleichen und furchtbaren Ernſt an, der auch ſeine Darſtellung als ein ſchlotterndes Geſpenſt erſcheinen ließ. Das deutſche Volk wird aber an ihm jederzeit einen ſeiner edelſten und ausgezeichneſten Geiſter zu nennen und zu betrauern haben.

Der Einfluß von Heine und Börne, in Wechſelwirkung mit den hiſtoriſchen Anläufen der Tagesſtimmung, hatte ſchon einige ähnliche Talente zur Welt gebracht, welche ſich ganz in jene Heine-Börne'ſche Lebens- und Zeitanſchauung, ja in die eigenſten Formen ihres Ausdrucks, hineingearbeitet hatten. Unter dieſen war zuerſt Heinrich Laube mit einer einigermaßen bedeutenden Phyſiognomie hervorgetreten, und wenn er auch damals den erſten Abdruck von ſich durchaus in den Typen des Heine'ſchen Stils in die Welt hinausſchickte, ſo ſah man ihm doch an, daß dieſe Intereſſen zugleich organiſche Lebenstheile einer ſich ſelbſtſtändig bewegenden Perſönlichkeit waren. Er hatte im Jahre 1833 die Redaktion der Zeitung für die elegante

Welt übernommen, und ſich darin beſonders die Kritik der neuen literariſchen Erſcheinungen im Sinne des Liberalismus angelegen ſein laſſen. Obwohl er ſich bei dieſem Geſchäfte häufig überſtürzte, ſo gingen doch im Grunde ſehr wohlthätige Anregungen des neueſten Literaturlebens von ihm aus. Auch war es angenehm, in ihm einen durchweg liebenswürdigen und tüchtigen Charakter in unſerer Literatur zu ſehen, der, was ihm an Tiefe der Wirkung gebrach, gewiſſermaßen perſönlich durch eine ehrenhafte Vertretung der Form erſetzte. Bei Laube's erſtem Auftreten war bemerkenswerth, wie er mehr Muth als Geiſt beſaß, und durch den Muth der Form zu erſetzen wußte, was ihm der Geiſt des Inhalts verſagte. In ihm war ein bedeutendes Talent des Anlaufs, Alles an Laube war Anlauf, und dieſer Anlauf wiegte ſich oft täuſchend in die Illuſion der That ein. In gewiſſer Beziehung konnte er auch zuweilen dafür gelten. Indeß beging Laube damals den Fehler, das, was er wollte und was die Zeit wollte, zu ſehr, ich möchte ſagen in kritiſchen Recepten zuſammenzufaſſen, und tendenziöſe Formeln und Typen ſtatt der lebendigen und productiven Entwickelung hinzuſtellen. Durch den von ihm zu ſprungartig aufgefaßten Gegenſatz des Neuen zum Alten wurde er der Erſte, welcher ein ſogenanntes neues Deutſchland aufs Tapet brachte, aus welchem Ludolf Wienbarg, ſeinerſeits in dem edelſten und reinſten Sinne, ein junges Deutſchland machte, welchem er im Jahre 1834 ſeine Aeſthetiſchen Feldzüge widmete. Laube aber bekundete in ſeiner ſpäteren literariſchen Thätigkeit, die von allen Tendenzen abgelöſt erſcheint, ein ſehr bewegliches und mannigfach umhergreifendes Schaffenstalent. Seine kritiſchen Leiſtungen concentrirte er zu einer deutſchen Literaturgeſchichte, die als literarhiſtoriſches Lectürebuch ihre verdienſtlichen Seiten

hat, indem sie auf bequeme Art eine rasche und gefällige Orientirung gewährt. Ein wohlüberlegter, nach harmonischer Abrundung und wohlthuenden Eindrücken strebender Geist charakterisirt die neuesten productiven Darstellungen Laube's, die ihre Stoffe oft aus den verschiedenartigsten Weltgegenden zusammenholen, darunter sein Roman „Gräfin Chateaubriand," „Französische Lustschlösser," u. s. w. Am entschiedensten scheint Laube zu Arbeiten für das Theater begabt zu sein, sein „Monaldeschi," „Rococo," „Struensee" u. a. die bisher auf den Bühnen zur Aufführung kamen, zeichnen sich besonders durch die Behandlung des Dialogs und der Sprache aus.

Ein tiefes, festes, männliches Streben, auf nationaler und wissenschaftlicher Grundlage, legte Ludolf Wienbarg an den Tag. Er hatte in seinen „Aesthetischen Feldzügen," unter welchem Titel er seine an der Universität zu Kiel gehaltenen Vorträge herausgab, die Aesthetik als eine geschichtliche und nationale Wissenschaft zu begründen gesucht, indem er sie in ihrer Einheit mit der Weltanschauung eines jeden Volks und als unzertrennlich von derselben auffaßte. Dieser wichtige Gedanke befreit die Aesthetik nicht nur von der unwürdigen Stellung, bloß für eine vereinzelte Liebhaberei des Volksinteresses zu gelten, sondern hebt sie zugleich über ihren bisherigen Charakter, wonach es in ihr entweder auf eine prinzipienmäßige Systematik des Kunstschönen, oder auf bloße Recepte und gute Rathschläge zur Bildung des Geschmacks abgesehen wurde, weit hinaus. Die pedantischen Definitionen dessen, was das Schöne sei, sind auf dieser Stufe überwunden, und da die höchste Vollendung und Bedeutung der Kunst nur in ihrer Einheit mit dem Charakter ihrer Nation und in der Beziehung zur herrschenden Weltanschauung ihrer Zeit vorhanden sein kann, so ist klar, daß dasjenige das Schöne sei, das den

nationalen Formen der jedesmal herausgetretenen Weltanſchauung einer Zeit und eines Volkes gemäß und harmoniſch iſt. So hat jedes Volk ſeine eigenthümliche Kunſt, ſeine eigenthümliche Bedeutung des Schönen, deſſen Prinzip nur in der Nationalität beruht, und das in den coloſſalen Phantaſiegebilden der alten indiſchen Poeſie, in dem plaſtiſchen Ebenmaß griechiſcher Kunſt, und in den Ueberſchwänglichkeiten der chriſtlichen Romantik, ebenſo verſchiedenartig als in der jedesmaligen Weiſe und Zeit anerkennens- und bewundernswerth hervorgetreten.

In Wienbarg's Richtung, die er ebenſo klar als ſchön und begeiſtert entwickelte, lag in ihrer allgemeinſten Bedeutung, ein Hinſtreben zu dem altgriechiſchen Prinzipe der Schönheit, das, mit der Weltanſchauung des Volkes vermählt, den modernen Nationalzuſtänden die Harmonie des Kunſtwerks zurückgeben ſollte, welche die alte Welt beſeſſen. Das Allgemeine, der Staat, erhielt dadurch dieſelbe Aufgabe, wie das Individuum, der Bürger, nämlich ſich ſelbſt zum Kunſtwerk auszubilden. Dies war eine gleichberechtigte Durchdringung und Vertretung aller Organe des Lebens, die Freiheit als Schönheit. Dieſe Ideen, mit welchen Wienbarg ſich theilweiſe zu einem Jünger Plato's und Schleiermacher's bekannte, legte er an das Herz der jungen Generation, aus dem ſie zur That emporblühen ſollten, und widmete ſie in dieſem Sinne dem jungen Deutſchland. Die Haltung dieſes Schriftſtellers war überhaupt ſo maßvoll, edel und ehrenhaft, im Geiſte des antiken Republikaners, und Alles war an ihm auf künſtleriſche Abgränzung berechnet. Für die Literatur ſchien ſeine Wirkung eine weniger umfaſſende und ſich fortſetzende, als ſie vielmehr das blitz- und ſchlagartige Erhellen eines Anſchauungsgebietes war, innerhalb deſſen Wienbarg eine feſte aber einſame Stellung behauptete, einſam, weil

er ſich die productive Beweglichkeit innerhalb ſeines Standpunctes verſagte. Wienbarg blieb im Schwerpunct ſeiner hohen idealen Lebensanſicht gefangen, ſie in der Peripherie mit Lebendigkeit zu entwickeln, ſchien es ihm oft an Luſt zur Welt und an Vertrauen zu ſeiner Zeit zu fehlen. Doch iſt ſeine literariſche Thätigkeit noch keineswegs für abgeſchloſſen zu nehmen, vielmehr erſcheint die Weiterentwickelung eines ſo edlen, kernhaften und auf das Höchſte angelegten Geiſtes an die Zukunft unſerer Nationalität ſelbſt und deren Erhebung gefeſſelt. Zu poetiſchen Darſtellungen hat er bedeutende Anläufe genommen, doch wollte ſich, wie es ſcheint, die Form deutſcher Nationaldichtung, die er als ein Höchſtes erſtrebt, ihm noch nicht geſtalten. Bedeutend angelegt iſt das in ſeinen „Wanderungen durch den Thierkreis“ mitgetheilte Novellenbild „das goldene Kalb,“ worin die Frage vom Reichthum und der Gütergleichheit auf eine vortreffliche Weiſe angeklungen wird. Unter ſeinen publiziſtiſchen Arbeiten iſt die in ſeiner „Quadriga“ enthaltene Darſtellung der norwegiſchen Verfaſſung bemerkenswerth. Seine Schilderungen von Helgoland dürfen als klaſſiſch gelten. Als Kritiker übt Wienbarg in den Hamburger Blättern der Börſenhalle eine der Literatur ſehr wohlthuende Wirkſamkeit aus, und zeigt unter allen Urtheilſprechern der Gegenwart den vorurtheilsfreieſten, allen Perſönlichkeiten unzugänglichen und lediglich an dem allgemeinen Fortſchritte der Literatur feſthaltenden Geiſt. Beſonders haben in der letzten Zeit ſeine dramaturgiſchen Abhandlungen und Vorträge erwecklich gewirkt. Die Sprache Wienbarg's iſt immer von außerordentlicher Schönheit, ſie nimmt gern einen rhetoriſchen Schwung, ohne dem rein gedankenmäßigen Ausdruck dadurch etwas zu vergeben, wie denn bei dieſem Schriftſteller Alles nur um der Sache willen da iſt.

Wie die Literatur, welche ſich ſeit 1830 in Deutſch-

land zu entwickeln begonnen, überhaupt noch keine übersichtliche Beurtheilung zuläßt, sondern hier nur in ihrem historischen Moment gewürdigt werden kann, so ist auch die Kritik der einzelnen Autoren, welche als die hauptsächlichsten Träger dieser Periode erscheinen, noch nicht reif zu nennen, da dieselben in einer fortdauernden Productivität und in einem Streben nach neuen Formen und neuer Wirksamkeit sich begriffen zeigen. Als einen Autor von umfassender und unablässiger Thätigkeit, der sich die weiteste productive Laufbahn eröffnete und berechnete, müssen wir Karl Gutzkow hier nennen. Seine Productionskraft versuchte er zuerst in einer eigenthümlich ersonnenen Composition „Maha Guru," wo der fremdartige Stoff, mit moderner Ironie ergriffen, oft zu bedeutsamen Reflexen benutzt wurde. Zu einer lebendigeren Darlegung seines Wesens und seiner Bestimmung schritt Gutzkow in seinen „Briefen eines Narren an eine Närrin," in welchen er in Börne's und Heine's Geist und Stil, doch oft mit eigenthümlichen Anläufen, der Zeitstimmung nach der Julirevolution ihren Tribut abtrug. In seinem Roman „Wally, die Zweiflerin" wandte er sich zuerst auf die socialen und religiösen Conflikte, und suchte darin einen Roman der Skepsis unserer Zeit, des Zweifels und der Verzweiflung zu gestalten, jedoch mehr in Berechnung darüberstehend, und geistreiche anatomische Präparate dieser Zeitrichtungen liefernd, als daß er sich in seiner eignen Individualität tiefer davon ergriffen gezeigt hätte. Die ätzenden Säfte eines tüchtigen, aber grausamen und quälerischen Verstandes machten sich in diesem Roman entschieden zum Nachtheil der Poesie geltend, wie frisch und keck auch Vieles darin aus den unmittelbaren Conflicten der Zeit und der socialen Stimmung derselben herausgegriffen ist. Die als Hauptthema dieses Buches behandelte Frage: ob das Christenthum eine abgelebte

Institution sei, und für uns und unsere Zustände nicht mehr tauge, wird durch schneidende psychologische Thatsachen beantwortet, die jedoch bei der Kälte, mit welcher sie zusammengestellt sind, nur den Eindruck einer künstlichen und mühsamen Reflexion machen. Das große praktische Talent Gutzkow's, immer etwas Fertiges und Zweckdienliches rasch zu gestalten, scheint ihn vorzugsweis einer erfolgreichen Thätigkeit für das Theater zu überweisen. In seiner Tragödie „Nero" hatte er schon einen bedeutenden dramatischen Fonds an den Tag gelegt, doch zeigte sich in dieser mit großer Gedankenkraft angelegten Dichtung noch mehr der speculative als der künstlerische Eindruck vorherrschend. Der Gedanke dieser Dichtung ist ohne Zweifel gewichtig, nämlich die ganze Gemüthsstimmung eines Zeitunglücks an ferne und fremde Gestalten einer ähnlichen Vergangenheit zu hängen. Die große, fast dämonische Gabe dieses Schriftstellers, die feinsten Adern im Getriebe der Gegenwart zu belauschen, hat er hier mit sichtlicher Satisfaction im Ausmalen jener Zustände des alten Roms walten lassen, und wenn sich geschichtlich auch noch viel dagegen einwenden ließe, das Verderben dieser Zeiten zu parallelisiren, so wird doch eine auf unser eigenstes Selbst zurückgebende Wirkung damit hervorgebracht. In Gutzkow's neueren Theaterstücken (Richard Savage, Werner, das weiße Blatt, die Schule der Reichen, Patkul, Pugatschew), ist zunächst mehr oder weniger die Richtung anerkennenswerth, das Leben der Zeit in anschaulichen und interessanten Bühnenfiguren zu gestalten. Der unermüdliche Thätigkeitstrieb dieses Schriftstellers hat aber so viele Hülfsquellen in sich, daß ihm die verschiedensten Gebiete Stoff hergeben müssen. Als Publicist hat er in seinen „Oeffentlichen Charakteren" sehr Anerkennenswerthes geleistet, und darin viel Tact und Gewandtheit bewiesen, in die Zusammenhänge der Persön-

lichkeiten und Ereigniſſe einzudringen. Dieſelbe Richtung haben ſeine neuerdings herausgegebenen „Briefe aus Paris,“ welche die franzöſiſchen Tageszuſtände und Perſönlichkeiten oft mit ſcharfſinniger Analyſe zerſetzen. Dagegen ſind ſeine Abhandlungen „zur Philoſophie der Geſchichte“ flüchtig und dürftig ausgefallen. Als Kritiker hat ſich Gutzkow von ſehr ungleicher Bedeutung gezeigt, und iſt im Grunde über die Manier Menzel's niemals hinausgekommen. Mit einer durchdringenden Schärfe für das Schwache und Verfehlte begabt, und in der Abfertigung von Mittelmäßigkeiten ein Meiſter, iſt er doch ſelber ſtets von perſönlichen Einflüſſen zu abhängig, um überall gerecht ſein zu können. Am unbefangenſten und hingebendſten erſcheint er in ſeinem vortrefflich gearbeiteten „Leben Börne's,“ in welchem, die allzu perſönliche Vorrede gegen Heine abgerechnet, eine durchweg freie Geiſtesſtimmung, und dazu, was man ſelten in Gutzkow's Schriften findet, eine warme Herzensregung ſich verräth. Gutzkow hat faſt keine Tonart in der Literatur anzuſchlagen unterlaſſen. Was er ſich vornimmt, wird er immer mit einigem Erfolg zu Stande zu bringen wiſſen, und er zeigt darin ein Talent des Machens, das an Beweglichkeit und Geſchick kaum übertroffen zu werden vermag. Auch dem humoriſtiſchen Roman im Geiſte Jean Paul's hat er ſich vorübergehend zugewandt, in ſeinem „Blaſedow,“ welcher die Jean Paul'ſche Darſtellungsweiſe gewiſſermaßen in populairen und zeitgemäßen Formen wiedergeben ſollte. Aber dieſer Roman, der manches Verdienſtliche enthält, verunglückte an der inneren Kälte, mit welcher er componirt iſt. —

Die in dieſem Zuſammenhange jetzt vorgeführten Autoren hatten die Conflicte, beſonders die ethiſchen und religiöſen, welche in ihrer Zeit offen zu Tage lagen, ſcharf

aufgegriffen, und es konnte daher nicht ausbleiben, daß ſie von der Reaction, die ſich überhaupt gegen dieſe Zeitbewegungen im Innerſten der Prinzipien erhob, auch individuell ſcharf betroffen werden mußten. In der Literatur ſelbſt war durch die Stellung, welche ſich die älteren Dichter der früheren Periode zu dieſen neuen litterariſchen und ſocialen Bewegungen gegeben, ein ſchädlicher Zwieſpalt an den Tag gekommen. Namentlich war es Ludwig Tieck, welcher, obwohl ſelbſt noch mit, zum Theil bedeutenden Productionen an dieſer Periode der Literatur betheiligt, eine Sonderſtellung für ſich in Anſpruch nahm, welche ſich feindlich und behindernd gegen alle jüngeren Talente verhielt.

Die Stellung und Anſchauung, die Tieck in ſeinen Darſtellungen dem bürgerlichen Leben giebt, war von jeher eine fluctuirende geweſen. Man hat dieſem Dichter oft ariſtokratiſche Sympathieen zum Vorwurf gereichen laſſen, ohne vielleicht einen andern Grund dazu zu haben, als den geiſtreich äſthetiſchen Firniß, mit dem Tieck immer die Geſellſchaftszuſtände der Wirklichkeit überzieht, ohne ihre reale Seite naturkräftig und mit materieller Wahrheit zu erfaſſen. Die erſten Mährchen und Novellen Tieck's, wie ſie im Phantaſus geſammelt ſind, erfreuen theils als anmuthige Zauberbilder und Träume der Phantaſie, theils wirken ſie durch eine wilde düſtre Romantik, unheimlichen Waldgegenden gleich, abſtoßend und zurückſchreckend. Andere ſind wunderbare Skizzen und Kleingemälde des Lebens, wie der „Pokal," welche ſchon auf die ſpäter ausgebildete eigenthümliche Novellenanlage hindeuten. Dieſe Ausbildung zeigt ſich in der Reihe von Dichtungen, die ſeit dem Jahre 1820 zuerſt in Taſchenbüchern hervorgetreten, und in ihren verſchiedenen Richtungen einmal die gegenwärtige Zeit in Rückſicht auf Kunſt, geiſtiges und geſelliges Leben bedeutſam zu berühren ſuchen, und darin

eher platoniſche Geſpräche als productive Dichtungen genannt werden können; andertheils aber auch ein rein productives und poetiſches Intereſſe erſtreben. Einige dieſer Novellen wurden zur Zeit ihres Erſcheinens viel geleſen. Die bedeutendſte unter ihnen iſt das Dichterleben, die erſte jener intereſſanten Novellen, in welcher Tieck das Weſen und Leben Shakſpeare's poetiſch zu verherrlichen geſucht, und worin die Poeſie als furchtbares und lebenszerſtörendes Eigenthum des Individuums, zugleich aber auch im Gegenſatze als ein göttliches Gut voll höheren Friedens, ſtärkend, erhebend und erquickend erſcheint.

In einigen ſeiner neuern Dichtungen hat ſich Tieck entſchiedener über das bürgerliche und ſociale Leben zu erklären geſucht. Sein junger Tiſchlermeiſter, der theilweiſe noch in eine frühere Periode hineinreicht, iſt merkwürdig durch die poetiſche Auffaſſung des Handwerkerſtandes, der in der Geſtalt des Tiſchlermeiſters auf einer Stufe veredelt gezeigt wird, wo er ſelbſt bis in die Ariſtokratie der Geſellſchaftskreiſe ebenbürtig hinüberragt. Man darf aber darin nicht mehr finden wollen, als eine geiſtreiche poetiſche Laune, denn man würde ſich ſehr irren, wenn man Conſequenzen daraus für die Geſinnung des Dichters ziehen wollte. Manche Gedanken, mit denen die heutige Generation gern an die Schöpfungen auch der Dichter tritt, ſind für Ludwig Tieck ſo widerſtrebend, daß er in der Vorrede zu dem jungen Tiſchlermeiſter ausdrücklich bemerkt hat: er habe ſich das längſt „an den Schuhſohlen" abgelaufen, was ſeine jüngeren Zeitgenoſſen neuerdings oft mit ſtürmiſcher Kritik von ihm begehrt hatten und in ſeiner Poeſie ausgedrückt wiſſen wollten. Dieſe Entgegnung bezieht ſich auf das Verhältniß des Dichters zur neueren Kritik, das in der letzten Zeit vielfältig unterminirt worden war. Die wichtigſte Veranlaſſung dazu hat

seine polemische Novelle: Eigensinn und Laune, in der Tieck, manchen neuern socialen Ideen gegenüber, seine alte aristophanische Natur von Neuem gehen ließ. Das moralische Bewußtsein eines Volkes muß der geordnete Ausdruck seiner ganzen Geistesbildung, überhaupt der Ausdruck seiner historischen Bewegungen und Eigenthümlichkeiten sein, und in dieser Beziehung kann man behaupten, daß keine Zeit von so großen und ächten Tendenzen nach einem schönen sittlichen Lebensziel bestimmt ist wie die unsrige. Die engbrüstigen Abstractionen der Moral weiten sich zu höheren Anschauungen der menschlichen Verhältnisse aus, und das Geschlecht kann sich das Bedürfniß nicht mehr wehren, seine Sittlichkeit mit der Humanität, Freiheit und Schönheit in ein Lebensgesetz zu verschmelzen. Unsere Zeit hat die geheimen Unterhöhlungen der Gesellschaftsbande auf das Tiefste empfunden, und eine Generation, die den Adel ihrer ethischen Gesinnungen an der Hochschätzung der Weiblichkeit zu bethätigen gesucht, die ihr Herz an edle und hohe Gestalten gehangen, kann nur der wahren Versittlichung der Zustände entgegengearbeitet haben. Nur mit der Moral Derjenigen steht es schlecht, welche ihre egeistischen Angewohnheiten und Traditionen für moralisch halten. Die höhere Moral geht über ihre Gegenwart hinaus, und ist eine stufenweise Annäherung an das Ideal der Menschheit. Die heutige Schriftstellergeneration Deutschlands hat ohne Zweifel sittlichere Tendenzen als die romantische Schule. Man sehe nur hin, was die Frauen für eine Bedeutung gehabt haben bei einem Dichter wie Tieck, der in seinen Lebensdarstellungen fast nie vermocht hat, ein edles, sittliches, geistig schönes Frauenbild klar und plastisch hinzustellen. Nicht einmal künstlerische Durchschmelzung des Fleisches, wie bei Heinse, sondern die allermaterielliste Anschauung des Weibes ist bei Tieck verderblich.

Hat er aber in dieser Novelle: Eigensinn und Laune, seine jüngsten literarischen Zeitgenossen wegen der sogenannten socialen Richtungen dieser neuesten Literatur, deren am meisten verdächtigtes Thema die Emancipation der Frauen war, gegeißelt, so mußte das deutsche Publikum mit Recht erstaunen, ihn in seinem neuesten Roman Vittoria Accorombona plötzlich dasselbe Thema ergreifen, und in productiver Unbefangenheit, als könne es gar nicht anders sein, erschöpfen zu sehn. Was die Speculation socialer Jugendversuche nur in Dämmerumrissen angedeutet, und was die Saint-Simonisten in den fernsten Welttheilen vergebens gesucht haben, das freie Weib, es war nun auf Einmal aus Meister Ludwigs Haupt in vollendeter Gestalt entsprungen, und wurde in Deutschland nicht nur nicht verboten, sondern erfreute sich selbst jeglicher Gunstbezeugung. Und dieser Begriff, in dessen Verspottung sich gerade die Unverständigsten so leicht einen Anstrich von Weisheit geben konnten, hat endlich auch seine Amnestie in Ehren verdient! Da aber in allen uns bekannt gewordenen Bestrebungen um dieses Thema kaum etwas Schlimmeres zu Tage gekommen, als in Tieck's Vittoria Accorombona ohne alle Hindernisse Jedermann lesen kann, so dürfte durch die gute Aufnahme, welche das Tieck'sche Buch namentlich in gewissen Kreisen gefunden, schon einer vorurtheilsfreieren Betrachtung dieser ganzen Richtung Bahn gebrochen sein, womit indeß keineswegs zugestanden werden soll, daß die Vittoria Accorombona, in ihren Vorzügen sowohl wie in ihren Ungehörigkeiten und in ihrer Ausnahmestellung, etwa ein Ideal der Weiblichkeit aufgestellt. —

Zum Schluß der Betrachtungen dieses ganzen Literaturabschnitts mag es uns noch erlaubt sein, auf den in der Zeitschrift: „der Freihafen" 1840. IV. mitgetheilten Aufsatz, Heine, Börne und das sogenannte junge Deutschland,

von Theodor Mundt, zu verweiſen, welcher über des Letzteren Antheil an dieſer Periode der literariſchen und ſocialen Beſtrebungen Erklärungen und Bekenntniſſe enthält.

16. Die engliſche Literatur ſeit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Literatur hat wohl in keinem andern Lande einen ſo abgeſchloſſen nationalen Charakter angenommen, wie in England, wo ſie ſich am entſchiedenſten innerhalb der Gränzen der heimiſchen Nationalität gehalten und die allgemeine Phyſiognomie der Lebensverhältniſſe in ſich abgeprägt hat. Die engliſche Literatur hat zwar nicht dieſen ereignißreichen Entwickelungsgang, wie die Literaturen anderer Völker, die wir bisher betrachtet haben, das heißt, ſie greift nicht ſo erſchütternd und tonangebend in das moderne Weltleben überhaupt über. Indeß gewinnt ſie gerade in dem Zeitraume, in welchem wir ſie hier aufzunehmen haben, nämlich ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, einen lebendigen Aufſchwung, und tritt aus der ſtarren, einſeitigen und künſtlich zurechtgeſetzten Haltung, die ihr im achtzehnten Jahrhundert, und beſonders in der für dieſe Richtung als klaſſiſch geltenden Periode unter der Königin Anna, eigen geweſen, zu einem größeren Reichthum an Inhalt und einer freieren Beweglichkeit der Formen hervor. Dies war zugleich die Periode, in welcher das ganze Nationalleben der Engländer ſeine Erneuerung anſtrebte, und das, was das Höchſte in dieſem Lande iſt, die Staatsverfaſſung, die veralteten und der Freiheit hinderlichen Formen abzuſtreifen ſuchte. Während wir in Frankreich die

Revolution als den Heerd des geiſtigen Lebens erkannten, und ſahen, wie ſich alle Lebensrichtungen mehr oder weniger um dieſen Mittelpunct drehen mußten, erblicken wir dagegen in England die Reform in derſelben gewichtigen Bedeutung für den Umſchwung des Nationallebens. Die Reform des Parlaments iſt ſeit den letzten funfzig Jahren in England der Angelpunct alles nationalen Strebens und Bewegens geweſen, und bildet eigentlich den Kern der geſchichtlichen Entwickelung, welche dies Land ſeit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts gehabt. Die Geſchichte Englands in der letzten Zeit iſt die Geſchichte der Reformirung des Parlaments. In der franzöſiſchen Revolution von 1789 war das Prinzip der Volksvertretung von Neuem zur Erörterung gekommen, und hatte eine von Grund aus erſchöpfende Herauskehrung aller ſeiner Seiten erhalten. Dies war auch nicht ohne Einfluß auf die engliſchen Reformbeſtrebungen geblieben, die ſchon vor Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ſich mannigfach geregt und im Organismus des Staatslebens verzweigt hatten. Das engliſche Unterhaus konnte in ſeinen beſtehenden Verhältniſſen nicht mehr für eine ächte und vollſtändige Nationalrepräſentation angeſehen werden, da es durch die Art und Weiſe, wie der Grundbeſitz darin vertreten war, weniger einen volksthümlichen als einen ariſtokratiſchen Körper darſtellen mußte. Die Beſtimmung der ſogenannten rotten boroughs, welche das Parlamentswahlrecht ausſchließlich beſaßen und großentheils unter den Einfluß der Mitglieder des Oberhauſes gerathen waren, hatte die Volksvertretung längſt zu einer Chimäre gemacht.

Aus der Wiederherſtellung des Gleichgewichts der Nation, welche durch die Reformbill bezweckt wurde, erwuchs auch eine lebendigere und das Nationalleben tiefer als bisher durchdringende Vertheilung der geiſtigen Kräfte. Der

Volksunterricht, der besonders durch Vereine bedeutend gefördert wurde, begann allmählig eine breitere Basis für das geistige Leben in England zu bilden. Die eigenthümliche Seite der Literatur, welche hier besonders eifrig herausgebildet wurde, trug auch wieder einen durchaus englischen nationalen Zuschnitt. Es war dies die populaire Literatur, welche in Folge der Reformbestrebungen und gleichzeitig mit diesen einen großen Aufschwung erhielt, und namentlich durch die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse unter das Volk mit der den Engländern überall eigenen imponirenden Massenhaftigkeit zu wirken suchte. Die Geistesbildung Englands, die in den öffentlichen, zu Trägern der Wissenschaft bestimmten Instituten einer so starren Einseitigkeit verfallen war, sollte gleichsam aus dem Herzen des Volkes heraus wiedergeboren und zu frischem Leben erweckt werden. Diese Zeitstimmung war auch der Wiedererhebung der Nationalliteratur zu Anfang dieses Jahrhunderts günstig, und mächtige und hochbegabte Geister traten rasch hintereinander hervor, um eine, freilich auch wieder nur kurze Blüthe dieser Periode darzustellen. Die englische Literatur scheint von Zeit zu Zeit, nachdem sie einen großen Anlauf der nationalen Geisteskraft genommen, immer wieder der eigenthümlichen Schwere des praktischen und materiellen Naturells zu erliegen und dann in eine geistige Apathie zu versinken, die sich träge und ohne alle eigenthümliche Zeugung auf den orthodoxen Lebensgewohnheiten der Nation einherschaukelt. Ein besonderer Grund davon beruht in der unspeculativen Richtung des englischen Geisteslebens überhaupt, das zwar theilweise in ideale Stimmungen versetzt, aber doch nicht durch Ideen aus den festgezogenen Gränzen der praktischen Nationalität herausgebracht werden kann.

Der neue Aufschwung der englischen Literatur gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann, wie in allen

neueren Literaturen, mit einem Hinstreben auf das Romantische, und zwar hier durchaus unabhängig von dem Einflusse fremder Poesie, sondern unmittelbar aus selbsteigener Entwickelung heraus. Zwar hatte Walter Scott, der zuerst mit ritterlich romantischen Dichtungen hervortrat, Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur, und übte sogar seine poetischen Kräfte zuerst an Uebertragungen deutscher Dichtwerke, wie Bürger'scher Balladen und des Götz von Berlichingen von Goethe. Aber im Allgemeinen kann man doch die poetische Richtung, die jetzt in England begann, nicht füglich auf die Einwirkung der deutschen Literatur zurückführen, welche um diese Zeit noch zu wenig über ihre eigenen Gränzen hinausgetreten war, und fast gar keine europäische Geltung hatte. Es war vielmehr der verwandte Kern des germanischen Lebens, der sich in den Engländern zu neuem Leben in der Poesie erschloß, und dabei nothwendig das romantische Grundelement der deutschen Natur in seinen eigenen Hervorbringungen entwickeln mußte. Dies erhielt allerdings sofort ein nationales Gepräge, und schloß sich an die eigenthümlichsten Ueberlieferungen des Landes und der heimischen Volksstämme an, namentlich durch Walter Scott, der in seinem ersten literarischen Wirken das schottische Bardenleben und alle Herrlichkeiten des Minstrelgesanges wieder erstehen ließ. Dazu gewann er die wildromantische Natur des schottischen Hochlandes der Poesie, und brachte durch eine wunderbar treue Wiedergebung der Landschaft ein erhöhtes und reicheres Colorit in die poetische Darstellung. Gegen die steife und formell peinliche Manier der Dichter des achtzehnten Jahrhunderts waren damit schon lebensreichere und freiere Elemente des Schaffens aufgestellt.

In diesem Bestreben war freilich schon der Naturdichter Robert Burns vorangegangen, dem die erste Anre-

gung, den nüchternen Geiſt des Jahrhunderts durch den altheimiſchen Volksgeſang zu bezwingen, zu verdanken iſt. Aber dieſe herrliche Natur war mit ſich ſelbſt zu ſehr zerfallen, und durch ein unglückliches Leben gehindert, ja in der Meinung ſeiner Landsleute zurückgeſetzt, als daß eine durchgreifende Wirkung auf die Nationalliteratur, wozu er befähigt geweſen, von ihm hätte Aufnahme finden können. Gleichwohl empfing die engliſche Literatur durch ihn einen bedeutenden Anſtoß, und ward auf die innerlichſt hervorquellende Poeſie der Natur, des Volkslebens, der heimathlichen Sage, zur Erfriſchung an ihren Wurzeln, zurückgewieſen. In ihm machte ſich wieder der Poeſiereichthum des ſchottiſchen Naturells wohlthuend zur Belebung und Verſchmelzung der engliſchen Geiſtesſprödigkeit und rationellen Nüchternheit geltend. Dieſer tiefpoetiſche Menſch, den ein dunkler Drang des Lebens von den Heerden ſeiner ſchottiſchen Heimath hinweggetrieben, mußte in der Welt, die er nicht kannte und für die ihm die weſentlichſten Vorbereitungen der Bildung fehlten, zerſchellen. Die Welt iſt heute nicht mehr für das Naturkind und den bloß gemüthlichen Volksdichter eingerichtet. Sie verlangt, daß man ein Kind ihrer eigenen Sünden ſein ſolle, wenn man ſich ihrer bemeiſtern, ſie reformiren und weiterbilden will. Robert Burns war auf eine hohe und umfaſſende Beſtrebung angelegt, es regten ſich in ihm mächtig diejenigen Elemente der Zeit, auf welche die Geſchichte ihre Fortbewegung begründet hatte, die franzöſiſche Revolution hatte ihn begeiſtert. In ſeinem Dichtergemüth lagen zugleich die edelſten Anſchauungen einer wahrhaft volksthümlichen Geſtaltung des Nationallebens. Aber ihm fehlte die praktiſche, der Gemeinheit der Welt überlegene Durchbildung des Charakters, und ſo erlag er vielmehr allen dieſen Anregungen, als daß er ſich ihrer zu einer ſtarken Einheit des Wirkens

und Schaffens zu bemeistern vermocht hätte. Doch im Kampf mit den Weltverhältnissen, der sein Dichterleben bezeichnet, versprützte er einen ächt poetischen Geist, der selbst in dieser seiner Zerstückelung erweckend auf das Gefühl und den Geschmack seiner Nation eindrang. Seine herzinnigen, anschauungsreichen und von innerer Musik durchdrungenen Lieder haben, zuerst auf Anregung Goethe's, die besondere Vorliebe der Deutschen in neuester Zeit erweckt, wovon die vielfachen davon erschienenen Uebersetzungen, vornehmlich durch Ph. Kaufmann, Heintze u. A. zeugen. Die erste Sammlung seiner Gedichte, welche er selbst veranstaltete, erschien 1786 in der schottischen Landstadt Kilmarnok gedruckt. Seine gesammelten Werke wurden nach seinem Tode zuerst London 1800 in 4 Bänden, durch Dr. Currie, herausgegeben. Zur Ergänzung dieser nicht vollständigen Ausgabe erschienen die Reliques of Robert Burns (London 1808).

Bemerkenswerth ist diese vorherrschende Richtung auf Naturleben und Volksleben, welche sich in dieser Periode der Wiedererweckung der englischen Poesie bei allen Dichtern zeigt, und worin die beiden Grundelemente der romantischen Weltanschauung ergriffen wurden. In dieser Beziehung darf auch William Cowper hier nicht unerwähnt bleiben, an sich selbst ein keineswegs erfreulicher Dichter, aber für die Herausbildung einer freieren und geschmackvolleren Form der englischen Poesie von Wichtigkeit. Das trübe religiöse Element, das in ihm gährte und sich bis zur Geisteskrankheit steigerte, hauchte auch seine Muse krankhaft an, doch heilte ihn zeitweise die Betrachtung der Natur von aller Verwirrniß, und dann erscheint er in seinen Dichtungen, namentlich in der Naturauffassung und landschaftlichen Schilderung (besonders in „The task" 1785) frei und erhaben, und kann durch seine gedanken-

volle und über alle pedantischen Normen sich hinausschwingende Darstellung den Einfluß gewinnen, welcher ihm auf die Wiederherstellung der neueren englischen Poesie mit Recht zuerkannt wird. Von seinen Gedichten erschienen mehrere prächtig ausgestattete Ausgaben (3 Bände, London 1815.)

Höher begabt als die bisher genannten Dichter muß uns William Wordsworth gelten, der in derselben Richtung durch Naturdichtung und poetische Behandlung des wirklichen Lebens seinen Einfluß auf die Literatur seines Vaterlandes ausübte. An Wordsworth kam zuerst der Gegensatz zum Ausbruch, welcher sich zwischen der neuen poetischen Manier und den bis dahin in der englischen Literatur gegoltenen Gesetzen herausstellte. Es kam zu kritischen Kämpfen, die immer eintreten müssen, wo eine neue Bestrebung zu ihrem Rechte und ihrer Anerkennung gebracht werden soll, und die Richtung Wordsworth's und seiner Freunde ging daraus bald mit der Ehrenbezeichnung einer neuen Schule hervor, welche die Seeschule (lake school) genannt wurde. Diese Benennung soll das naturbeschreibende und malerische Talent dieser Dichter ausdrücken, das sich vorzugsweise an den Seen von Westmoreland, wo namentlich Wordsworth den größten Theil seines Lebens zugebracht, ausgelassen hatte. Vielfache Reisen hatten bei Wordsworth den Naturſinn zum feinsten und höchsten Organe ausgebildet, und eine Fülle von Gemüth, Phantasie und sinnreicher Tändelei ergoß sich in diese Anschauungen, die eine immer frische Geistesstimmung, ein harmonisches Ineinsleben mit allen Einzelnheiten der Natur, eine wahre Schönheitslehre der Schöpfung, ausdrückten. Damit verband sich, wenigstens in den früheren Dichtungen Wordsworth's, ein kräftiger Freiheitssinn, der einmal von der ächten Naturbetrachtung nicht zu tren-

nen ist, und sich überall einfindet, wo ein gesunder Geist die hohen Maßstäbe der Schöpfung erkennt. Der einfache poetische Stil, den Wordsworth zu seinem Prinzipe erhob, und der sich mit einer durchaus wirklichkeitsgemäßen Anschauung des Lebens verbinden sollte, war von ihm mit einem streng kritischen Bewußtsein darüber angeschlagen worden. Er hat seine Dichtungen mehrmals gesammelt und zum Theil mit Vorreden und Anhängen zu seiner kritischen Rechtfertigung versehen. Die neueste Ausgabe seiner Gedichte erschien in 4 Bänden (London, 1822.)

Unter den übrigen Dichtern der Seeschule werden besonders Coleridge und Southey genannt, die Freunde Wordsworth's, welche zusammen einen eine Zeitlang auf sehr umfassende Pläne gerichteten Dichterbund hatten. Coleridge erscheint unter diesen jungen englischen Dichtern, welche ihre Nationalliteratur reformiren wollten, als derjenige, den die französische Revolution von 1789 am mächtigsten angeregt hatte, und den es trieb, diese neuen Ideen der Geschichte auch in den Verhältnissen seiner Nation zum Leben zu bringen. Die republikanische Grundnatur dieses Dichters, die anfänglich mit Feuereifer hinausstürmte und durch öffentliche Vorträge, Volksadressen und feierliche Protestationen ganz auf eigene Hand zu wirken suchte, (in seiner Jugend schrieb er ein historisches Drama über Robespierre „the fall of Robespierre"), dämpfte sich jedoch bald an dem englischen Phlegma ab. Seine Genossen in diesen republikanischen Bestrebungen waren besonders Robert Southey und Robert Lovell gewesen, und ihr Bund ist deshalb bemerkenswerth, weil sich in ihm die ersten Keime der socialen und politischen Umgestaltungstheorieen zu organisiren suchten, welche sonst in England so spärlich und langsam Wurzel gefaßt. Auch würde schon der republikanische Dichterbund des Coleridge größere

Bedeutung erlangt haben, wenn man ihm, wie man in andern Ländern ohne Zweifel gethan hätte, mehr Gefährlichkeit beigelegt, oder einen Widerstand der Gewalt entgegengesetzt. Aber die allgemeine Gleichgültigkeit, welche diese Richtung in England erregte, stumpfte sie in sich selbst ab, und der Schluß davon war der einer heitern Komödie, indem die republikanische Weltverbesserung der drei jungen Dichter mit ihrer gleichzeitigen Verheirathung an drei Schwestern endigte. Coleridge's poetische Verdienste bleiben aber in ihrem Werthe anerkannt, und besonders ist sein vollendetstes Gedicht Christabel als eine dauernde Leistung in der englischen Literatur zu nennen. Wenn es ihm nicht gelang, die politische Welt zu reformiren, so bleibt ihm dagegen der Ruhm des Reformers in der Poesie seines Vaterlandes unbestritten, und er gilt mit Recht als einer der Ersten unter denen, welche die literarische Schule des achtzehnten Jahrhunderts in England stürzten. Seine Kenntnisse der deutschen Literatur, wovon seine berühmte Uebersetzung des Schiller'schen Wallenstein zeugt, und seine Befreundung mit den ästhetischen Ideen der deutschen Romantiker, haben nicht unmerklich zur Ausprägung seines eigenen literarischen Charakters beigetragen. Eine Gesammtausgabe seiner Gedichte erschien unter dem Titel: The poetical works of S. T. Coleridge, London 1828, in drei Bänden.

Sein Freund Robert Southey, von bei weitem weniger bedeutenden Dichtergaben, machte den Rückweg von liberaler Poesie zu reactionnairen Grundsätzen noch in grellerer Weise, und nachdem er in Schauspielen und Gedichten die Ideen der Revolution glühend genug ausgesprochen, ward er plötzlich ein ebenso leidenschaftlicher Verfechter der Stabilität in den politischen und kirchlichen Dingen. Als

Historiker hat er sich besonders durch seine History of Brasil, (1810, 3 Bände) bekannt gemacht.

Eine Reihe gelungener Uebertragungen aus diesen zuletzt genannten Dichtern verdanken wir der fleißigen und kunstsinnigen Hand der Frau Louise von Plönnies, besonders in ihrer Britannia (Frankfurt am Main, 1843).

Was aber die englische Literatur in diesem ihrem neuen Aufschwunge eigentlich erstrebte, nämlich die Entfesselung des innersten Nationalgeistes von allen beengenden Formen, und seine Offenbarung in aller seiner unbegränzten Fülle und Tiefe, in allen seinen Gegensätzen und Widersprüchen, das erreichte sie vollständig und umfassend nur in Lord Byron, welcher das höchste schaffende Genie dieser Periode ist. Aber indem er die Entfesselung des Nationalgeistes von all den pedantischen und orthodoxen Normen darstellt, an die er gebunden gewesen, liegt in ihm zugleich der Widerspruch gegen alle positiven Elemente der Nationalität zu Tage, und es ist ein Dichter der Negation in ihm erstanden, der alles Diabolische und Dämonische, was nur in den Tiefen des Nationalcharakters geschlummert, herausgeschüttelt und gestaltet hat. Man wird Lord Byron einen ächt nationalen Dichter Englands nennen müssen, wenn man sein dunkelglühendes, wie durch Widerstand erst recht stürmisch gewordenes Gefühl, den scharfen Reiz der Contraste in seinen Anschauungen, den Ekel am Leben bei aller Lust und Fähigkeit zum Genuß, den unaufhörlich bohrenden Skeptizismus, welcher sich mit der weichsten lyrischen Hingebung verbindet, den auf Eigenheiten versessenen Trotz, der sich doch wieder allumfassend den Interessen der Völker und der Menschheit öffnet, die Liebe und die Begeisterung für die Freiheit bei despotischer Ichsucht und verhärteter Menschenverachtung, wenn man diese und andere, den Lord Byron charakterisirenden Eigenschaften er-

mißt. In keinem andern Dichter haben sich vielleicht die Nationalfehler und Nationaltugenden so sehr zu einer Persönlichkeit geeinigt wie in Byron, der sie auf ihrer höchsten Spitze und darum auch in ihrem grellsten Widerspruche aufzeigt. In ihm hat der englische Nationalcharakter sich in allen seinen Spitzen zusammengefaßt, und ist in ihm zugleich mit sich selbst zerfallen, und hat sich die schmerzhaftesten Wunden beigebracht. So ist Lord Byron das eigenste und liebste Kind Englands, und doch zugleich der Ausgestoßene, der Verworfene seiner Nation gewesen. Sie verachteten sich zuletzt gegenseitig, Lord Byron und England, aber sie gehören ewig zu einander, und in ihrem wunderbaren Verhältniß liegt ein Geheimniß verborgen, nämlich das Geheimniß eines Wendepunctes des englischen Volkscharakters, der sich seiner innern Gegensätze bewußt wird und sich dieselben gegenständlich zu machen sucht. In Lord Byron wohnt eine Anforderung von philosophischer Speculation, welche die Empirie des englischen Wesens gewaltsam zu durchbrechen trachtete, die sich aber bei ihm nur zerstörend auf die edelsten Theile seiner Subjectivität zurückwarf und ihn mit sich und dem Leben entzweite, statt Versöhnung und Harmonie zu begründen. Lord Byron gehört ebenfalls zu jenen modernen Charakteren, welche sich in ihren grundthümlichsten Schwingungen um die in der neueren Poesie so bedeutend gewordenen Elemente des Don Juan und des Faust drehen, und beide Elemente hat Byron in seinen Dichtungen verarbeitet. Wie er sich aber mit dem Faust abgefunden, zeigt sein Drama Manfred, welches die schneidendsten Dissonanzen der Weltanschauung zwar aus ihrem Versteck in der menschlichen Seele aufstört, aber nicht die Gedankenmacht an ihnen auszuüben vermag, um sie in sich selbst aufzulösen oder auf eine tiefere Grundlage zu erheben. Byron's Manfred und sein Don Juan

ſind ohne Zweifel als ſeine beiden Hauptſchöpfungen zu betrachten, doch erblicken wir ihn nur in ſeinem Don Juan in der That auf dem Gipfel ſeines Genius. Die Hingebung an die Wiſſenſchaft und an die Natur, die er in ſeinem Manfred als Streben des unbefriedigten und unerſättlichen Menſchengeiſtes erſcheinen läßt, wird doch zu flach ergriffen und mit zu geringer geiſtiger Gewalt auf die beabſichtigten Conflicte hingewandt. Wenigſtens kann in dieſer Beziehung der Manfred mit Goethe's Fauſt nicht im Entfernteſten gemeſſen werden, und wohl nur als ein ſchwacher Aufguß nach der großen Goethe'ſchen Dichtung erſcheinen. Dagegen bewegte ſich Byron in ſeinem Don Juan im höchſten und vollkommenſten Rechte ſeiner Genialität, und bemeiſterte ſich darin des ihm eigenſt zugehörenden Stoffes mit einer gigantiſchen Schöpfungskraft. Es iſt ein Autodafé der Leidenſchaft, das Byron in dieſer gewaltigen Dichtung vollbringt, die ganze Welt muß in dieſen heiligen Flammen zerlodern, und nachdem die Luſt der irdiſchen Exiſtenz an allen Formen gebüßt worden, muß das Häßliche wie das Schöne in derſelben Feuerſäule der Vernichtung mit emporwirbeln. Der Dichter hat ſich hier für ſein eigenes gegenſatzvolles Weſen die reichſte Befriedigung ausgefunden, und läßt ſich mit der Kühnheit eines dahinfahrenden Donnergottes die Zügel ſchießen. Es giebt nichts Schlechtes, Verruchtes, Fratzenhaftes und Verdammenswürdiges, das er nicht auf dieſer ſeiner Bahn berührt und mit ſich fortzieht; ebenſo wird alles Süße, Innerliche, Zarte und Friedfertige an der Welt erkannt und genoſſen. Es herrſcht eine gewiſſe Univerſalität in dieſem Gedicht, die alle Tonarten des Lebens ſich zu eigen gemacht, in allen Abgründen und auf allen Höhen heimiſch iſt. Byron hat den höchſten Aufſchwung und die höchſte Erſchöpfung ſeines Geiſtes darin gemalt, er hat gezeigt, daß er alles

Große und Erhabene der Welt erkannt und ſich mit dieſer Erkenntniß in den Abgrund der Vernichtung geſtürzt. Die Sprache, die ſich in England kaum noch in dieſer allumfaſſenden Beweglichkeit gezeigt hat, ſchmiegt ſich allen dieſen Extremen der Darſtellung auf das Wunderbarſte an, und giebt das Komiſche wie das Tragiſche, den herben Spott, die jubelnde Luſt, die neckiſche Tändelei, die unverſchämte Zudringlichkeit der Zote, die in ſich ſelbſt verlorene metaphyſiſche Schwermuth, die geheimſte Süßigkeit des Genuſſes, die Naivetät der Unſchuld, die ausgeſuchte Verderbtheit des Laſters, die Weisheit der Erfahrung, mit gleicher Meiſterlichkeit wieder. Die übrigen Schöpfungen des Lord Byron, wie alles ſonſt zur Charakteriſtik ſeines Lebens und ſeiner Poeſie Gehörige, können wir hier um ſo eher übergehen, da ſich das Urtheil über keinen Dichter ſo ſehr erſchöpft und feſtgeſtellt hat, wie über dieſen, mit welchem das Intereſſe ebenſo ſehr wie die Koketterie der Leſewelt bei allen Nationen ſich zu ſchaffen gemacht. Kritiker, Dichter, Ueberſetzer und Biographen haben den intereſſanten Lord auch bei uns in Deutſchland vielfältig verherrlicht. Ernſt Willkomm hat ihn zum Gegenſtand eines theilweiſe ſehr gelungenen Romans gemacht. Der neueſte deutſche Ueberſetzer iſt Adolf Böttiger, deſſen Arbeit eine ſehr verdienſtliche iſt. Eine vollſtändige Geſammtausgabe ſeiner Werke iſt die von Murray veranſtaltete (London 1832—1833, in 17 Bänden), die mit biographiſchen und kritiſchen Anmerkungen von mehreren Verfaſſern verſehen iſt. —

Byrons Freund, Percy Byſſhe Shelley, kämpfte zum Theil denſelben Kampf mit der Welt und der engliſchen Nationalität, doch iſt er noch entſchiedener als ein Märtyrer dieſer Nationalität anzuſehen. Seine Begabung war beſtimmter als die des Lords auf eine philoſophiſche Grundlage geſtellt, doch ließ ihn eben dies Bedürfniß der

Speculation, das ihn trieb, noch bitterer und unwiederbringlicher mit seinen heimathlichen Verhältnissen zerfallen. In ihm wurde gewissermaßen schon der erste Anlauf zur Philosophie und zu idealistischen Tendenzen von der Orthodoxie Englands furchtbar bestraft und mit einem Fluch belegt, der ihn in zartester Jugend traf, aber für sein ganzes Leben zerrüttete. Man kann sich freilich nicht wundern, daß so rechtgläubige und pedantische Institute, wie die englischen Universitäten sind, und vorzugsweise die Universität Oxford, es nicht dulden konnten, wenn einer ihrer studirenden Jünglinge über die Nothwendigkeit des Atheismus zu schreiben gewagt hatte, was Shelley schon in seiner ersten Jugendzeit dort gethan. Diese „Nothwendigkeit des Atheismus" war doch nur das erste Bewußtsein der Nothwendigkeit des Denkens überhaupt gewesen, und in dem Zweifel, den Shelley mit den ersten Kraftübungen der Metaphysik aufgestellt, lag schon das Erkennen selbst gegeben. Die Acht, die in seinem Vaterlande über ihn ausgesprochen wurde, und die ihn in seinen liebsten und theuersten Verhältnissen schmerzhaft betraf, ja bei mehreren Gelegenheiten fast vernichtende Folgen für ihn hatte, trieb ihn selbst nur um so heftiger auf sein Innerstes und auf die Kraft seines geistigen Lebens zurück. Sein fein organisirter Geist, der nach allen Regionen hin tastende Fühlhörner ausstreckte, schien mehr dazu bestimmt, sich unter seinem eigenen Reichthume aufzulösen und zu vergeuden, als sich eine Befriedigung in einer vollendeten Gestalt zu verschaffen. Die Alles unterhöhlende Anzweifelungssucht des Gedankens verband sich in ihm mit aller poetischen Schwelgerei der Gefühle, aus den tollkühnsten Wirbeln der Speculation trieb es ihn zur Einfriedigung in dem sanftesten Stillleben der Empfindung, mit den Furien war er ebenso vertraut wie mit den Liebesgöttern. Als Dichter ist er der stärksten und

zarteſten, ſüßeſten und ſchrecklichſten Töne mächtig. Er verſteht alle Geheimniſſe des innigſten Naturlebens zu belauſchen und iſt eingeweiht in der Mährchenwelt der Mondnächte, in dem verſchwiegenſten Liebesgekoſe des Frühlings. Seine Begeiſterung richtete ſich aber auch auf das Freiheitsringen der Völker, hier bald ſatiriſch anſtachelnd, bald elegiſch verklingend, und die politiſchen Verhältniſſe Englands ſelbſt wurden ihm Gegenſtand ernſter und ſcharfer Gedichte. Seine erſten Jugenddichtungen waren the revolt of Islam und Queen Mab, welche letztere ohne ſeine Zuſtimmung gedruckt wurde, und in dieſer Geſtalt zur Verurtheilung des Dichters in England nicht wenig beitrug. In der Königin Mab haben ſich die philoſophiſchen, religiöſen, geſellſchaftlichen und politiſchen Ideen Shelley's einen ſehr gedrängten und anſchaulichen Ausdruck zu geben geſucht. Die Verneinung Gottes bedingt ſich aber darin, und es ſcheint ein Pantheismus des ewigen Geiſtes im Weltall beſtehen zu bleiben. Die göttliche Natur des Chriſtenthums dagegen wird mit Leidenſchaftlichkeit angezweifelt. Aber aus dem gährenden Chaos aller dieſer Ideen, wie ſicher auch der Dichter ſie hin- und herzuwenden ſcheint, vermag ſich doch das, was ſich Shelley als ſein höchſtes Ziel ſetzt, nämlich die Reformirung der Weltzuſtände im Sinne der wahren individuellen Freiheit, in keiner beſtimmten Geſtalt abzuklären. Es bleibt nur der ſchmerzliche Mißklang eines in ſeinen tiefſten Tiefen zerriſſenen Geiſtes zurück. In ſeinem Alastor or the spirit of solitude iſt dieſer Mangel an Befriedigung zum Gegenſtand des Gedichts ſelbſt geworden. Hier erſcheinen Welt und Natur mit allem Farbenreichthum, mit allem Glanz einer göttlichen Schöpfung übergoſſen, aber Alaſtor ſteht vereinzelt und einſam, und kann das Band nicht finden, das ihn mit dem Weltall verknüpfe und ihm ſeine Stelle unter

den Erschaffenen als eine nothwendige und begehrenswerthe begründe. Unter Shelley's dramatischen Arbeiten ragt besonders sein Trauerspiel die Cenci hervor, in dem er sich mit einer gewissen Ueberlegenheit und Klarheit der Tragik dieses ungeheuern Stoffes bemächtigt hat. Wie Shelley die deutsche Poesie in sich aufzunehmen verstanden, zeigen seine Uebersetzungsproben von Goethe's Faust, die, wie kein anderer Uebersetzer vermocht hat, den Geist der deutschen Dichtung, wenn auch in freien Formen, doch in treuem Eindruck, wiedergeben. Shelley hat in der Zueignung seiner Cenci seine eignen Schriften selbst Visionen genannt, und in dieser Bezeichnung eines unheimlichen Verhältnisses zwischen dem Körperlichen und Geistigen, dem Irdischen und Ueberirdischen scheint in der That sein poetisches Schaffen charakteristisch erfaßt.

Von Byron und Shelley gehen wir zu dem Biographen beider Dichter, dem vielfach thätigen Thomas Moore über, der als Dichter ebenfalls seine Stelle auf dem englischen Parnaß behauptet, obwohl ihm das höhere und freiere Leben des productiven Genius versagt ist. Doch werden seine Irish Melodies ihm den Namen eines sinnigen, liebenswürdigen und wohllautenden Dichters bewahren. Die irländische Nationalität des Thomas Moore ist, wie auf seine ganze literarische Richtung, so auch auf seinen poetischen Charakter von dem entschiedensten Einfluß gewesen, und hat durch das katholisch oppositionnelle Element scharfe Tinten in seine Darstellung gebracht. Wo er sich zu orientalischen Stoffen wendet, wie in Lalla Rookh, und der Dichtung von der Liebe der Engel, nimmt er sich zwar oft erhaben und wahrhaft poetisch aus, wird aber auch eben so leicht langweilig und ungenießbar. Seine prosaischen Arbeiten, die vorzugsweise eine nationalgeschichtliche und religiöse Tendenz zeigen, scheinen ihn in der letz-

ten Zeit ausschließlich in Anspruch genommen zu haben. Die Reisen seines wundersamen Irish gentleman in search of religion sind jedoch namentlich auf dem theologischen Gebiet mit großer Feindseligkeit behandelt und abgefertigt worden. Dagegen haben die Memoiren des Capitain Rock in ihrer schneidenden Schilderung der irländischen Zustände das Verdienst großer Wahrhaftigkeit für sich. Seine literarhistorischen Arbeiten, durch welche er sich um die englische Literatur mannigfach verdient gemacht, sind besonders schätzenswerth. —

Der Erhebung der englischen Poesie in diesem Zeitraum ist die Bedeutung nicht nachzustellen, welche gleichzeitig die englische Prosa, besonders im Roman, gewonnen. Von Walter Scott's wichtigem Einfluß auf diese Literaturperiode überhaupt haben wir schon zu Anfang gesprochen und ihm das Verdienst zuerkennen müssen, durch Anregung des romantischen Geistes in der Poesie den neuen Anstoß in die englische Nationalpoesie gebracht zu haben. Die Natur und das Volksleben der schottischen Hochlande, das er in seiner Lady of the lake so meisterhaft geschildert, ward ihm auch in seinem Waverley, mit welchem er die Reihe jener europäisch berühmten Waverley-Romane begann, zuerst zum Gegenstand des Romans. In diesen Romanen ließ er sich auf einer breiteren Basis seiner literarischen Thätigkeit nieder, die sehr viel dazu beigetragen, die englische Literatur mit dem Interesse und der Liebe des übrigen Europa's zu vermitteln und sie aus ihrer Abgeschlossenheit zu einer weltliterarischen Stellung zu erheben. Zwar entartete diese Waverley-Literatur zuletzt bei Walter Scott selbst zu einer förmlichen Fabrikproduction, aber in den besten dieser Romane, zu denen Waverley selbst, dann Guy Mannering, Kenilworth, Quentin Durward, und noch einige andere gehören, sind doch glän-

zende und eigenthümliche Vorzüge der Charakteristik und historischen Portraitirung anzuerkennen. Dies Genre von historischem Roman, das Walter Scott wenn nicht neu begründete, doch zu einer neuen Geltung und Verbreitung in der modernen europäischen Literatur erhob, kann sich zwar nicht als eine höhere poetische Gattung oder Kunstform behaupten, aber es hat doch auf den Geschmack und die Bildung der Lesewelt nicht unvortheilhaft gewirkt, und eine zwar sehr materielle, aber doch gesunde und kräftige Speise abgegeben. Freilich kommt die Geschichte selbst eben so wenig wie die Poesie zu ihrem wahren Recht und ihrer eigentlichen Würde in diesen Darstellungen. Das Verhältniß von Poesie und Geschichte ergiebt sich darin überhaupt als ein vagues Gemisch, und das eine erscheint mehr oder weniger überwiegend auf das andere gepfropft, je nachdem der historische oder der romantische Effect besonders angeregt werden soll. Der historische Roman, welcher auf dieser mangelhaften Stufe besonders als historisch-romantische Erzählung erscheint, hat aber eben in diesem Auseinanderfallen des historischen und poetischen Elements, wo bald das Geschichtliche durch das Romantische gewissermaßen interessant gemacht werden soll, bald das Romantische wieder an dem Geschichtlichen Halt und Kern gewinnen will, das Unkünstlerische seiner Gattung dargethan. Die Zwitterhaftigkeit dieses Genre hat ihm darum auch immer nur einen untergeordneten Werth der Leistung in Anspruch nehmen können. Für die höchste Geschichtsauffassung giebt es dies zufällige Nebeneinander von Geschichte und Poesie nicht, sondern die eine wird sich aus der andern mit Nothwendigkeit entwickeln, die poetische Darstellung aber auf ihrer höchsten und reinsten Bildungsstufe sie organisch ineinszugestalten suchen. Walter Scott war aber auch als Historiker selbst nicht so glücklich, sich

auf die Höhe eines wahrhaft geschichtlichen Standpunctes zu erheben, denn sein „Leben Napoleons“ war es gerade, das in seinen literarischen Ruhm die erste Erschütterung brachte.

Theils nach Walter Scott'schem Vorbild, theils mit eigenthümlichen Anlagen entwickelte sich der Amerikaner James Fenimore Cooper, der dieselben Vorzüge und dieselben Mängel mit Walter Scott theilt und gleich ihm der Liebling der europäischen Lesewelt wurde. An innerer Poesie stehen beide Autoren vielleicht auf derselben Stufe, das heißt, sie haben beide gleich wenig davon, und die handfeste, praktische Bemeisterung der Wirklichkeit ist ihre hauptsächlichste Stärke. Doch geht Cooper in der Regel weniger umständlich und ermüdend mit den Einzelnheiten zu Werke, und bringt durch eine raschere Verschlingung des Fadens mehr Harmonie und Abrundung hervor. Sein eigenthümlicher Boden ist die heimathliche amerikanische Welt und das Meer mit seinen Stürmen, Schiffen und Seehelden. Seine Seeromane haben eine ungemein frische Anschaulichkeit und Lebensfülle, eine dramatische Beweglichkeit der Scenen und Gestalten. Mehr dichterischer Hauch ist jedoch in denjenigen seiner Romane, wo er die Urverhältnisse seiner amerikanischen Heimath, die ersten europäischen Ansiedelungen, den letzten Mohikaner, die Praieeen u. s. w. schildert. Die allgemein nationellen und ethischen Darstellungen gelingen ihm besser als die eigentlich historischen Verhältnisse und Individualitäten, in denen er sich häufig verzeichnet. Ein kräftige Freisinnigkeit, die den Grundzug bei ihm bildet, giebt seinen Romanen etwas sehr Erfrischendes, wie überhaupt ein lebensheiterer und klarer Charakter bei ihm vorherrschend ist.

Seinen Landsmann Washington Irving können wir hier gleich neben ihm nennen, der uns überall mit ei-

ner Liebenswürdigkeit und Anmuth entgegentritt, die man sonst gerade an der amerikanischen Bildung zu vermissen pflegt. Ein feiner und geistvoller Blick, namentlich für die gesellschaftlichen Eigenthümlichkeiten der Nationen, zeichnet ihn aus, und zu dieser Beobachtungsgabe gesellt sich ein graciöser Humor, der die scharfen Tinten vermittelt und lebensvolle Farben über seine ganze Darstellung ausstreut. Sein berühmtes Sketch book enthält die umfassendste und erschöpfendste Darlegung seines Genius, der hier seine durchaus für ihn einnehmenden Anschauungen von Natur, Geschichte und Nationalitäten zusammengedrängt hat. Eine mehr betrachtende als schaffende Natur, ist er doch mit künstlerisch bildendem Talent begabt, und gestaltet seine Reflexionen häufig zu anmuthsvoll abgerundeten Gemälden. Die verschiedensten Länder- und Völker-Eigenthümlichkeiten hat er mit gleicher Liebe und Eindringlichkeit behandelt, wie noch zuletzt das maurische und spanische Leben in seiner Alhambra. Besonders aber hat er seine eigenen vaterländischen und zeitgenössischen Verhältnisse in der schärfsten Auffassung und mit dem feinsten Takt zur Anschauung gebracht. Als Geschichtschreiber entfaltet er anziehende Darstellung und fruchtbare Combination, wie in seinem Leben des Columbus.

Da wir hier einmal von transatlantischen Autoren gehandelt haben, so möchten wir auch einen Schriftsteller, der, genau genommen, nicht in diesen Literaturabschnitt gehört, aber doch auch wieder seinem Inhalt und seiner Richtung nach durchaus demselben sich anreiht, erwähnen. Dies ist Seatsfield, der Verfasser des Viten, des Legitimen, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären, und zuletzt des Cajütenbuchs. Dieser große nationale Charakteristiker seines Vaterlandes hat es noch mehr, als die vorgenannten, verstanden, die Poesie der amerikanischen Verhältnisse zu

entwickeln. Das Dunkel, das längere Zeit über der Perſon dieſes Autors geſchwebt und zum Theil noch darüber gebreitet iſt, iſt zu keiner myſtiſchen Geheimthuerei und Koketterie benutzt worden, wie es mit der großen Unbekanntheit des Walter Scott der Fall war. Dazu iſt dieſer Verfaſſer ein zu einfacher und ehrlicher, recht ſchwerkörniger und wenig beweglicher Mann, dem es in allen Stücken nur um die Sache ſelbſt zu thun iſt. In dieſe ſehen wir ihn bei ſeinen Darſtellungen ſich ſo vertiefen, daß er alle Rückſichten der Form darüber vergißt, und es ihm gleich bleibt, ob er Novelle, Geſchichte oder Reiſebeſchreibung giebt. Dagegen zeigt er ſich in Allem, was er darſtellt, von einer gewiſſen erſchöpfenden Gründlichkeit, die an ſich eben ſo impoſant iſt, als die Gegenſtände koloſſal, welche er verarbeitet. In der Schilderung der amerikaniſchen Landſchaft, der ungeheuern Vegetation, in der Poeſie der Wildniß, die er in allen ihren Einzelnheiten eben ſo wie in ihrer ganzen furchtbaren Unendlichkeit vor das Auge zu zaubern weiß, hat er das Erhabenſte, und doch in der einfachſten Entwickelung der Farben, geleiſtet. Eben ſo bewundernswürdig iſt ſein pſychologiſcher Standpunct, auf dem er die Verbindung des Nationellen und allgemein Menſchlichen in der Individualität ſeiner Geſtalten mit den feinſten Details zeichnet. Zugleich hat er die transatlantiſchen Verhältniſſe mehrfach als Gegenſatz zu den europäiſchen erſchimmern laſſen, und ſich dabei als einen eben ſo ſcharfen Kenner der dieſſeitigen Zuſtände gezeigt, die er denn in manchem Betracht der amerikaniſchen Natürlichkeit und Sittlichkeit nachſtellt. Die Kunſtloſigkeit und das nachläſſige Gefüge ſeiner Darſtellungen läßt ſie nur noch mehr als unmittelbaren Abdruck des Erlebten erſcheinen. —

Einen ächt engliſchen Autor dagegen, der namentlich das geſellſchaftliche Leben ſeiner Nation in allen Beziehun-

gen zur Darſtellung gebracht hat, haben wir an Edward Lytton Bulwer zu betrachten, der eben ſo reich begabt als gewandt und beweglich erſcheint. Man kann kaum ſagen, daß Bulwer gerade mehr innere Poeſie in ſich trüge als Walter Scott und Cooper, aber die geiſtreiche Reflexion zeigt ſich bei ihm thätiger, die harten Umriſſe der ſtrengen Wirklichkeit zu mildern, und dem Materiellen in dieſem Durchgang durch die Reflexion eine etwas idealere Färbung zu geben. Obwohl wir das productive Darſtellungsvermögen Bulwers keineswegs herabſetzen wollen, ſo müſſen wir doch die Reflexion als das hauptſächlich Wirkende, von der er in der Regel den erſten Anlaß zur Production empfängt, bei ihm erkennen. Sein außerordentliches Beobachtungstalent hat aber bei aller Schärfe zugleich ſo viel Tiefſinn, daß er damit auch immer zu dem poetiſchen Kern ſeiner Gegenſtände durchdringt und oft den widerſtrebendſten Stoffen eine dichteriſche Behandlung abgewinnt. Der Pelham iſt das Hauptwerk dieſes Autors geblieben, worin er auf dem eigenthümlichſten Punct die ganze Stärke und Reichhaltigkeit ſeines Genius entfaltet hat. Der Dichter zeigt ſich in dieſem Roman als Mann der vornehmen engliſchen Geſellſchaftswelt, in deren Geheimniſſe alle er eingeweiht iſt, und die er in allen ihren faſhionablen Einzelnheiten mit einer bewundernswürdigen Virtuoſität zergliedert. Jedoch iſt die Zergliederung ſo ſcharf, daß man ein Umſchlagen dieſer Objectivität in die Ironie annehmen muß. Ein Meiſterwerk pſychologiſcher Entwickelung hat er in ſeinem Roman Eugen Aram geliefert, welcher durch die Darlegung verwickelter Seelenzuſtände ein hohes Intereſſe behauptet. Seine hiſtoriſchen Romane haben auch ihre Liebhaber gefunden, darunter beſonders Devereux, der es durch einige vortreffliche Charakterzeichnungen verdient. In einem ſeiner neueſten Romane Night and Mor-

ning hat er ſich zum Theil auf das Gebiet der ſocialen Conflicte begeben, und beſonders die Contraſte der Geld- und Beſitzverhältniſſe darin in ergreifenden Schilderungen, oft mit poetiſcher Wirkung dargeſtellt. Was an Bulwer beſonders ſich liebenswerth zeigt, iſt die Unbefangenheit und Vielſeitigkeit ſeiner Anſchauungen, denn wie ſehr er auf den höchſten Gipfeln der Geſellſchaft und in den Kreiſen der ariſtokratiſchen Ausſchließlichkeit zu Hauſe erſcheint, ſo fehlt ihm doch darum keineswegs die volksthümliche Seite des Lebens, der er ſich vielmehr mit einer beſonderen Sympathie und einer tiefeingeweihten Kenntniß ihrer Zuſtände hingegeben, wie ſchon ſein Roman Paul Cliffort, der im Jahre 1830 erſchienen, beweiſen. Bulwer zeigt ſich uns als einen durchaus volksthümlich geſinnten Schriftſteller, und erhöht dadurch noch die Liebenswürdigkeit ſeines ſo glücklich begabten Naturells. Er iſt noch in einem fortdauernden Hervorbringen begriffen, und hat ſich in neuerer Zeit auch der dramatiſchen Poeſie zugewendet, obwohl nicht mit hervorſtechendem Erfolg. —

An Nachahmern und Nachfolgern Walter Scott's, Bulwer's und Cooper's hat es in der neueſten engliſchen Literatur nicht gefehlt, und es würde eine ebenſo coloſſale als unfruchtbare Arbeit ſein, eine Aufzählung derſelben zu unternehmen. Die Maſſe der Production iſt überhaupt in dieſer Literatur größer als die hervorragenden literariſchen Individualitäten ſelbſt, die mit ihren in Menge erſcheinenden Büchern kommen und verſchwinden, ohne tiefer greifende Lebensſpuren von ſich zu hinterlaſſen. Die engliſche Literatur hat dadurch immer mehr einen bloß induſtriellen Anſtrich bekommen, und aus der Production iſt eine Fabrikation geworden, die ihre raſch arbeitenden Spulen und Räder nach allen Seiten hin treiben läßt. So hat Morier den Verſuch gemacht, die einmal als gute

Fangstricke erprobten Netze des Walter-Scottismus auch über den Orient zu ziehn, und man muß von diesem Autor sagen, daß er gewissermaßen eine solide Mittelstufe in dem historisch-romantischen Fabrikwesen der neuesten englischen Literatur einnimmt. Schilderungen orientalischer Localität und Landessitte machen den eigentlichen Grund und Boden seiner Romane aus, und vorzugsweise ist es Persien, das Morier zum Lieblingsschauplatz seiner Darstellungen erkoren, und das er, wie schon die Lebhaftigkeit und der Reichthum seiner Auffassung gezeigt, aus eigener Anschauung kennen gelernt, da er bekanntlich als Mitglied der britischen Gesandtschaft längere Zeit in Persien verweilte. Diese Seite seiner Romane, auf eine noch wenig verbrauchte Localität sich stützend, wird sie immer anziehend und werthvoll machen, selbst da, wo man von der zu wenig durchgearbeiteten psychologischen Entwickelung der Charaktere unbefriedigt bleibt. Wir könnten jedoch noch ein Dutzend solcher Autoren wie Morier namhaft machen, die alle ihre Vorzüge haben, von der Lesewelt eine Zeitlang begierig verlangt und von den Uebersetzern, besonders den Deutschen, mit einer Wichtigthuerei, die auch wieder nur windige Speculation ist, ausgebeutet werden. Dahin gehören denn James, Horace Smith, Grattan, Banim, Crofton Croker, Thomas Hope, Allan Cunningham, Hood, und noch sehr viele Andere. Namentlich hat die Romanform herhalten müssen, Stoffe und Richtungen aller Art, die gerade das englische Leben beschäftigen, aufzunehmen und mit dem Tagespublikum zu vermitteln. So sind die staatsökonomischen, die religiös dogmatischen, die pädagogischen und andere Romane bei den Engländern hervorgetreten.

Unter den in den letzten Jahren neu aufgetretenen Autoren ist es fast nur einem gelungen, sich eine allgemeine

Geltung zu verſchaffen und die fortgeſetzte Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Dies iſt Boz, der in ſeinen Kleinmalereien nationaler Lebenszuſtände ein außerordentlich liebenswürdiges Talent an den Tag gelegt hat. Man könnte ihn einen mikroſkopiſchen Dichter nennen, ſo ſehr gehen ſeine, ächt nationalen, Genrebilder oft ins Kleinliche. Aber in dieſer liebevollen Hingebung an das Unſcheinbarſte und in dieſem Aufſuchen der verborgenſten Einzelnheiten des menſchlichen Lebens zeigt Boz auch wieder ſeine poetiſche Natur, die aus Allem Nahrung zu ſchöpfen verſteht, und in jedem abgelegenen Winkelchen der Wirklichkeit den göttlichen Funken und den ewigen Gedanken herauserkennt. Vergleicht man ihn mit einem deutſchen Dichter, mit dem er in der humoriſtiſchen Darſtellung des volksthümlichen Kleinlebens einige Verwandtſchaft behaupten kann, mit Jean Paul, ſo muß Boz freilich dagegen arm erſcheinen, und hat nicht dieſen großen und unerſchöpflichen Springquell des Gemüths- und Gedankenlebens in ſich. Boz hat auch, wie Jean Paul, ſeine ſtereotypen humoriſtiſchen Charaktere, in welche ſich der Dichter ſelbſt ſo hineingelebt hat, daß ſie in ſeinen verſchiedenen Werken immer wiederkehren müſſen und gewiſſermaßen die poetiſche Familie des Dichters abgeben. Pickwick und Maſter Humphrey ſind ohne Zweifel Geſtalten des köſtlichſten und gemüthlichſten Humors, die auf eine nicht gewöhnliche Lebensdauer in der Literatur Anſpruch haben. Auch in ernſten pſychologiſchen Schilderungen iſt Boz glücklich, und weiß hier oft ſehr ergreifende Töne anzuſchlagen, ohne gerade Neues und Außerordentliches zu geben. —

17. Die neueſte europäiſche Literaturentwickelung.

Der Gedanke der Weltliteratur, der beſonders durch Goethe eine Zeitlang aufgekommen und mit Vorliebe gepflegt worden war, iſt mehr ein ſchönes Wort oder ein großartiger Traum als ein wahrer Gedanke, der die Möglichkeit ſeiner Verwirklichung in ſich trüge, zu nennen geweſen. Zwar hat in den letzten beiden Jahrzehnten in der That ein innigeres Ineinanderleben der europäiſchen Literaturen ſtattgefunden, und namentlich war es deutſche Wiſſenſchaft und Dichtung, welche auf die Fortentwickelung der Literaturen anderer Völker einen nicht abzuläugnenden Einfluß ausgeübt und dadurch gewiſſermaßen als ein Mittelpunct der Fortbewegung des europäiſchen Geiſteslebens erſchienen iſt. Auch hat ſich dies literariſche Herüber- und Hinüberleben der Nationen zu einem fertigen Verkehr ausgebildet, wie man ihn allerdings noch zu keiner Zeit im Schwange geſehen, da früher ſchon durch den Mangel der äußern Communicationen der Geiſt nicht vermochte, ſich ſeine Handelsſtraßen ſo weit zu eröffnen, wie jetzt, in der Periode der Handelstractate und der induſtriellen Verbrüderungen aller Nationen. Aber dies weltliterariſche Treiben, wie es in äußerer Hinſicht genannt werden kann, hat doch mehr eine commercielle und politiſche, als eine literariſche Bedeutung ſelbſt; wenigſtens wird in jeder Literatur, wie ſehr ſie auch durch fremde Aneignungen und Einwirkungen gewinnen mag, nie von einer Gränzaufhebung der Nationalität zu ihrem Heil die Rede ſein können. Die ſchärfſte Ausprägung der eigenthümlichen Nationalität iſt vielmehr in jeder Literatur als der wahre Kern und der höchſte Reiz zu betrachten, und ein überhandnehmender univerſaliſtiſcher Geiſt der Bildung, der eine Verallgemei-

nerung der Nationalität zuwegebringt, kann nur die Verderbniß und Verſchlechterung der Literatur erwirken. In unſerer Zeit iſt es mehr die Aufgabe, das Nationalliterariſche, als das Weltliterariſche, herauszufördern und zwar nicht das Eine auf Koſten des Andern, wie es in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts geſchah, ſondern mit einem freigewordenen hiſtoriſchen Bewußtſein, welches, gerade indem es auf dem nationalen Element ſich wiegt und alle Hervorbringung in daſſelbe untertaucht, zugleich als ein nothwendiges Glied in der Kette der Nationen ſich ſetzt und einreiht. Der Geiſt in ſeiner abſoluten Weſenheit iſt allerdings nicht nationell, aber ſeine Offenbarung in den Formen der Wirklichkeit und in allem Reichthum des individuellen Lebens kann nur eine nationelle ſein. Aber gerade weil der abſolute Geiſt in dieſen nationalen Verſchiedenheiten ſich gliedert, muß jede Nationalität, um ein ächtes Moment des Geiſtes zu ſein, ſich vorzugsweiſe in ſich ſelbſt erfaſſen und durch die erſchöpfendſte Herausbildung ihrer Eigenthümlichkeit ihre Stelle in dem großen Ganzen des Völkerlebens zu behaupten ſuchen. Wenn nun, je nationaler eine Literatur iſt, ſie um deſto höher an ſich ſelbſt in Blüthe ſtehen wird, ſo muß dagegen auf der andern Seite jede Literaturbetrachtung, je mehr ſie weltliterariſch ausfällt, von um ſo eingreifenderer Bedeutung für die Geſchichte des ganzen Geiſteslebens der Menſchheit werden.

Gervinus, der in dem neueſten Bande ſeiner Literaturgeſchichte ſehr treffende Bemerkungen gegen die Goethe'ſche Anſicht von der Weltliteratur macht, behandelt doch die weltliterariſchen Einflüſſe, welche von der deutſchen Poeſie ausgingen, mit zu großer Geringſchätzigkeit. Einen Mangel an Einſicht in das innerlichſte Leben der Literatur aber muß man es beinahe nennen, wenn er von der neuroman-

tiſchen Schule in Frankreich weiter nichts zu ſagen weiß, als: „daß ſie nichts angelegentlicher zu thun hatte, als die Verzerrungen und Verrücktheiten der deutſchen Poeſie zu übertragen.“ Der franzöſiſche Romanticismus hat ſich aber gerade darin als ein ächter Fortſchritt des Geiſteslebens in ſeinem Volke bewährt, weil er die fremden Bildungsſtoffe, aus deren Aneignungen er hervorging, ſofort in ein ächt nationales Element umſetzte und daraus einen eigenthümlichen Umſchwung der eigenſten Nationalbildung bewerkſtelligte. Auch bei der engliſchen Literatur haben wir eine Wirkung der deutſchen Poeſie anzudeuten gehabt, die jedoch hier mehr in der grundthümlichen Verwandtſchaft deſſelben nationalen Geiſteselements ihre Wurzel hatte. Dieſen Entwickelungsgang wird man aber beſonders bei den neu ſich bildenden Literaturen ſolcher Völkerſtämme, deren Bildung ſich erſt organiſiren will, zu betrachten haben: daß ſie nämlich fremde Geiſtesſtoffe begierig zu ſich hinüberziehen, aber aus denſelben ſich ſofort einen Grund und Boden bereiten, auf dem eine eigenthümliche Nationalbildung emporwächſt. Von dieſer raſchen Bildungsvermittelung bietet beſonders die ruſſiſche Literatur ein merkwürdiges Beiſpiel dar.

Die Ruſſen hatten außergewöhnliche Hinderniſſe zu beſeitigen, ehe ſie auf den Punct gelangen konnten, wo eine Nation auf ſelbſtſtändigem Wege und aus eigenen Mitteln ihre Bildung beginnt. Daß Rußland des europäiſchen Lebens bedarf, um ſich ſelbſt in ſeiner wahren Bedeutung zu erfaſſen und zu entwickeln, hat die Geſchichte dieſes Landes ſelbſt gezeigt, indem erſt ſeit Peter dem Großen, welcher den ruſſiſchen Coloß durch die Berührungen mit dem Abendlande auch geiſtig erſchütterte, von der Entwickelung einer ruſſiſchen Literatur zu ſprechen iſt, nachdem früher dies Volk unter orientaliſch-barbariſcher

Herrſchaft und in nutzloſen innern Kämpfen, ohne alle geiſtige Reibung, ſo lange Zeit zugebracht hatte. Der mächtig ſchaffende Genius Peters des Großen, welcher die innerſten Kräfte ſeines Volkes erweckte, brachte eine ſolche Bewegung in den Ideen, Anſichten und Lebensverhältniſſen in ſeinem Lande hervor, daß mit dem geiſtigen Umſchwung auch die Sprache der Nation ein völlig neues Leben begann. Die Menge europäiſcher Wortformen und Fremdausdrücke, welche ſie namentlich durch die Ueberſetzungen in ſich aufnahm, brachten zwar ein buntes Gemiſch hervor, bereicherten aber doch den geiſtigen Ausdruck und regten die innere Fähigkeit der Entwickelung in der ruſſiſchen Sprache an. Dieſe Vermiſchung fremder Bildungsſtoffe mit dem ſlaviſchen Grundelement ſchien den Ruſſen durchaus unerläßlich, um überhaupt geiſtig in Bewegung geſetzt werden zu können, denn das Slawenthum, in ſich ſelbſt ſtarr und unbeweglich, vermag ſich nicht rein aus ſich heraus zu einer Entwickelung zu bringen, zu der es des Anſtoßes von Außen her bedarf. Legte Peter der Große durch die europäiſche Cultur, welche er nach Rußland verpflanzte, den erſten Grund zu einer eigentlichen ruſſiſchen Nationalliteratur, ſo iſt darauf Lomonoſſow als der erſte geſtaltende Geiſt dieſer Literatur, welcher ihr Form und Maß gab und ihre Elemente zu feſter Sonderung brachte, zu nennen. Dieſer Autor bildete beſonders die ruſſiſche Volksſprache zu regelmäßigen und grammatiſchen Formen aus, bei denen er die ſtrenge Gliederung der lateiniſchen Sprache ſich zum Muſterbild genommen. Er wirkte beſonders viel auf die Geſtaltung der Einheit eines nationalruſſiſchen Idioms, indem er die verſchiedenen ruſſiſchen Dialekte und den neu aufgenommenen Vorrath beſonders deutſcher, franzöſiſcher und holländiſcher Worte, in einen feſten Guß zu bringen ſuchte, doch war es zum Theil

wieder ein fremdartiges Zwangsgepräge, das er ihr aufdrückte. Doch ging von dieſen Beſtrebungen noch wenig in das ruſſiſche Volksleben ſelbſt über, und die literariſche und geiſtige Bildung blieb ein Eigenthum der Ariſtokratie und des Hofes. Die Dichter, welche auf den von Lomonoſſow geöffneten Bahnen nachfolgten, Sumarakoff, Kniäſchnin, Wizin, Petroff, Cheraskoff und viele Andere, charakteriſiren ſich größtentheils durch die Schwülſtigkeit ihrer Sprache und durch die ängſtliche Nachbildung der franzöſiſchen Claſſicität. Eine Ausnahme davon machte der Dichter Derſhawin, ein wirklich genialer Geiſt von hohen Dichtergaben, welcher die Kaiſerin Katharina II. unter dem Namen der Felitza beſang. Er war der erſte Dichter, welcher das ruſſiſche Nationalbewußtſein zum Pathos ſeiner Dichtungen erhob und dadurch für die Literatur ſelbſt ein volksthümliches Intereſſe erweckte. Die ruſſiſche Literatur beginnt in dieſer Zeit Katharinas überhaupt etwas mehr zum Volke herabzuſteigen, was beſonders durch die Begünſtigung, welche dieſe Herrſcherin dem Drama ſchenkte, vermittelt wurde, indem das Drama durch die Oeffentlichkeit ſeiner Darſtellung immer die wirkſamſte Verbindung der Poeſie mit dem Volksleben darbietet.

Ein wirklich nationaler Stoff wurde aber in die ruſſiſche Literatur zuerſt durch den großen Karamſin gebracht, der das ruſſiſche Nationalleben ſelbſt in ſeiner hiſtoriſchen Entwickelung und Bedeutung zum Gegenſtand ſeiner Darſtellungen machte und ſich eine Form ſchuf, die, frei von allem Odenſchwulſt und allen mythologiſchen und claſſiſchen Verzierungen, an welchen die ruſſiſche Poeſie bis dahin ſo ſehr gelitten, durch einen einfachen und ſachgemäßen Ausdruck ſich mit dem wirklichen Leben in Einklang zu ſetzen ſuchte, obwohl ſie nicht ohne Nachbildung engliſcher und franzöſiſcher Muſter war. Indem er aber das gewöhnliche

nationale Leben in die Sprache und Darſtellung der Literatur einführte, gab er dadurch der Literatur ſelbſt einen populairen Charakter und eine ebenſo volksthümliche als einfach menſchliche Bedeutung. Dieſe Wirkung trug er zwar durch ſeine poetiſchen Arbeiten nur in geringem Maße davon, dafür aber um ſo entſchiedener durch ſein großes ruſſiſches Geſchichtswerk, das in ſeinem Lande ein Volksbuch wurde und durch welches er als der Begründer der ruſſiſchen Geſchichtſchreibung daſteht.

War ſo ein feſter nationaler Boden für die ruſſiſche Literatur gefunden, ſo konnte es nun auch nicht an Beſtrebungen fehlen, ſie mehr innerlich zu vertiefen und mit einem ächten poetiſchen Gedankenleben zu durchhauchen. Dies iſt die Aufgabe, mit welcher ſich die neueſte Literatur der Ruſſen eifrig und glücklich beſchäftigt zeigte. Zuerſt iſt hier Shukowski zu nennen, durch welchen das deutſche Element einflußreich und tiefanregend in die ruſſiſche Literatur übergeführt wurde. Shukowski trat zuerſt mit Ueberſetzungen deutſcher Dichter und auch einiger engliſchen, darunter beſonders Byrons, hervor, und zeigte in ſeinen eigenen Gedichten die Einflüſſe dieſer fremden Muſter, zum Theil originell verarbeitet. Zugleich hatte er in dem Krieg von 1812 ein national anſprechendes Thema für ſeine Poeſie gefunden, und erregte dadurch vornehmlich die Sympathieen des Volkes. Die Berührungen mit Deutſchland, welche der Krieg gegen Napoleon zuwegebrachte, und die Bemühungen des Kaiſers Alexander um die öffentliche Bildung, gaben die entſcheidendſte Periode für die Culturentwickelung Rußlands ab.

Das umfaſſendſte Genie der durch Karamſin und Shukowski vorbereiteten neuen Aera iſt Alexander Puſchkin, in welchem den Ruſſen ihr größter Nationaldichter, welcher die ganze Fülle und Ausdehnung des Volks-

geistes in allen seinen Beziehungen in sich gestaltete, erstand. Durch Puschkin feierte die romantische Poesie einen glänzenden Sieg über alle Classicität, welche noch immer in Rußland ihre Anrechte geltend zu machen gesucht hatte. So sehen wir auch hier für die russische Literatur den bemerkenswerthen Wendepunct eintreten, wo mit der Romantik zugleich das nationale Element in der Poesie zu seiner höchsten Blüthe gelangt. Diese Vereinigung des Romantischen und Nationalen fand in Puschkin Statt und zu gleicher Zeit regte sich allgemein in Rußland ein erhöhtes geistiges Streben, das nun seine regelmäßige Bahn der Entwickelung gefunden hatte. Eine Reihe productiver Dichter und thätiger Schriftsteller läßt es sich angelegen sein, die russische Literatur nach allen Seiten hin zu vervollständigen. Auch für die philosophische Speculation ist, von Deutschland aus angeregt, hier und da der Sinn erwacht, und hat sich besonders durch einige Literaten in Moskau bethätigt. Der Journalismus, der eine sehr breite Stelle auf dem russischen Literaturgebiet eingenommen, entfaltet eine außerordentliche Regsamkeit im Herbeiziehen und Verarbeiten aller möglichen Bildungsstoffe. Bei allen Bestrebungen und Productionen aber waltet fortan der nationale Gesichtspunct am entschiedensten vor, und Alles muß dies vorzugsweise heimische Gepräge tragen, wenn es irgend Geltung erlangen soll. So haben sich die nationalen Sittenromane von Bulgarin ein großes Lesepublikum erworben. Als Literator und Grammatiker der russischen Sprache hat sich N. Gretsch ausgezeichnete Verdienste um seine vaterländische Literatur erworben, und überhaupt dazu beigetragen, den literarischen Verkehr der Russen vielfältig zu erhöhen, wohin er besonders durch die von ihm herausgegebenen Zeitschriften gewirkt. Obwohl seit Puschkins Tod eigentlich kein einziges bedeutendes Talent wieder auf-

gestanden, so ist doch die Literatur in einer beständigen Regsamkeit verblieben, und hat sich auch bei den übrigen Nationen mehr und mehr Theilnahme erworben. Diese hat sich besonders in Deutschland eingefunden, wozu Varnhagen von Ense durch seine trefflichen Uebersetzungen einzelner russischer Novellen, und durch Kritiken, so wie H. König durch sein interessantes Buch: „Literarische Bilder aus Rußland," nicht wenig beigetragen. —

In der polnischen Literatur zeigen sich zum Theil dieselben Entwickelungskämpfe, wie in der russischen, doch fließt bei diesem reichbegabtesten der slawischen Stämme die literarische Regsamkeit mehr aus dem Innersten eines selbstständigen Geisteslebens her, und hat nicht so wesentlich des Anstoßes durch fremde Cultur bedurft. Der bildsamere und außerordentlich reich angelegte Organismus der polnischen Sprache selbst, welche leicht jedem geistigen Ausdrucke dient, mußte die Entfaltung der Literatur begünstigen. Die lateinische Bildung selbst, die hier lange vorherrschte, gewann nur einen günstigen Einfluß auf die Gefügigkeit und Construction der Nationalsprache. Die bedeutendste Entwickelung der neueren polnischen Literatur begann im achtzehnten Jahrhundert durch den großen Piaristen Stanislaw Konarski, der mit einem klaren Bewußtsein sich zum Reformator des nationalen Bildungslebens machte, und nach allen Seiten hin die geistige Thatkraft seines Volkes, in welcher er allein Rettung gegen politische Selbstzerstörung erkannte, anzuregen suchte. Sein merkwürdiges Bestreben zeigt, was der Wille eines einzigen Mannes, der sich mit energischem Bewußtsein zu einem großen Ziele erhoben, vermag, auch wenn er, wie Konarski, keineswegs mit eigener productiver Schöpferkraft begabt ist. Die Erziehung, das Verfassungswesen, die Religion, die Kenntniß und Verbreitung der älteren Nationalliteratur, ja selbst die drama-

tische Poesie und das Theater, welches er zuerst in Polen begründen half, empfingen von ihm den bedeutendsten Anstoß. Diesem aufgeklärten und vorurtheilsfreien Kopf, welcher sich die Anregung einer vielseitigen polnischen Cultur zu seiner Lebensaufgabe gemacht, verdanken die Polen in der That eine sehr fruchtbar gewordene Grundlage ihrer Bildung. Unter seinen Nachfolgern, die in demselben Geiste für Polen wirkten, verdient besonders der Bischof Ignaz Krasicki angeführt zu werden, ein freigesinnter und für die Unabhängigkeit Polens kämpfender Schriftsteller, der durch seine komischen Heldengedichte und Fabeln, und auch durch seine satirischen Schriften, in welchen er oft die Nationalunugenden der Polen gegeißelt, sich bekannt gemacht. Viele andere Dichter und Schriftsteller, von größerer und geringerer Bedeutsamkeit, wirkten in dieser Zeit für die literarische und wissenschaftliche Erhebung ihres Vaterlandes, und ihre Bestrebungen sind um so höher anzuschlagen, da sie mit den beginnenden Zerrüttungen Polens durch die Theilung und die Revolution keineswegs nachließen, sondern vielmehr nur immer kräftiger sich emporzuschwingen suchten. Vornehmlich war es die Poesie, welche an den öffentlichen Nationalbewegungen neu erstarkte und eine eigenthümliche Erhöhung ihres Gehalts daraus gewann. Julian Niemcewicz, der treue Gefährte Kosciuszko's, muß hier vor allen Dingen genannt werden, der einen so großen Einfluß auf die öffentlichen Zustände seines Vaterlandes, sowohl durch seinen thatsächlichen Antheil an den Ereignissen, wie durch seine stets auf die Erweckung und Veredelung des Nationalbewußtseins gerichteten Schriften, ausgeübt. Seine historischen Werke, seine vaterländischen Schauspiele, seine Fabeln, seine nationalpolnischen Romane und Sittenschilderungen, sind alle gleicherweise von demselben kräftigen und dabei klaren und milden Geist erfüllt.

Niemcewicz gehört zu denen, welche nach der Revolution von 1830 den Kern der polnischen Nationalität im Auslande constituirten und dort nicht abließen, auch ihrer vaterländischen Literatur eine kräftige Fortentwickelung zu geben. Einen eigenthümlichen Fortschritt in dem polnischen Literaturleben stellte aber die Wilnaer Dichterschule dar, die seit dem Jahre 1815 eine neue Bewegung in der Poesie begonnen, und als deren Haupt Adam Mickiewicz zu nennen ist. Die Universität Wilna war der Mittelpunct dieser für ächte Poesie und freie Nationalität begeisterten Bestrebungen geworden, und ward dafür später, wie die meisten Theilnehmer dieses nationalen Dichterbundes, geächtet. Diese neue Schule nannte sich ebenfalls die romantische, wie wir denn diesen bedeutsamen Namen in den modernen Literaturen überall antreffen, wo ein literarischer Fortschritt sich auf den höher gefaßten Begriff des Nationalen und Volksthümlichen begründen will. Auch bei den polnischen Romantikern treffen wir die Grundlage eines deutschen poetischen Elements, das als Bildungsstoff mitgewirkt hat, wie auch der englischen Poesie einiger Antheil daran zuzuschreiben ist. Am entschiedensten faßten aber diese neuen polnischen Dichter das nationale Element in Einheit mit dem romantischen auf, und die Poesie sollte fortan ihre höchste Bedeutung nur in der Erfassung und Gestaltung des Nationalen finden. Unter dieser Fahne fochten Mickiewicz, Brodziński, Goszczyński, Chodzko, Garczyński und Andere, gegen die Classicität, mit welcher auch hier heftige Kämpfe stattfanden, die aber nur zum Triumph der jüngern Partei ausschlugen. Das großartigste Talent ist ohne Zweifel Mickiewicz selbst, in welchem die Polen ihren größten Nationaldichter erhalten haben, und dessen Dichtungen, mit dem Schicksale und der Eigenthümlichkeit seines Volkes tief verflochten, eben dar-

um so unwiderstehlich und erschütternd gewirkt haben. Die reiche Fülle seines poetischen Geistes strömte er zuerst in der Liebesdichtung Dziady aus, doch werden auch schon in diesen „Todtenopfern" seiner Liebe die tiefsten Wunden des polnischen Nationallebens berührt, und mit den süßesten und innigsten Anschauungen des Dichters verbindet sich das Herbe, Verletzende und Gewaltsame seiner Denkart zu den mächtigsten Eindrücken. Sein Epos Konrad Wallenrod erreichte eine noch größere und volksthümlichere Wirkung, und kann die Iliade des modernen polnischen Nationalgeistes genannt werden. Seine Sonette sind besonders reich an erhabenen und eigenthümlichen Naturanschauungen, und einzelne seiner Gedichte haben eine thatsächliche Wirkung auf das Volk ausgeübt.

Neben Mickiewicz wollen wir hier Krasinski anführen, einen reichen und mit hoher Gedankenkraft begabten Geist, von dessen Schöpfungen wir in neuester Zeit auch einige deutsche Uebersetzungen erhalten haben, wie seine „Ungöttliche Komödie" und den „Agay Han." Sein bedeutendstes Werk ist der Iridion, eine in dialogischer Form gehaltene Schilderung der Sittenverderbniß alter römischer Kaiserzeiten, mit erhabenen welthistorischen und philosophischen Anschauungen. Eine deutsche Uebersetzung dieses großartigen Werkes von dem talentvollen A. Mauritius haben wir kürzlich im Manuscripte gelesen, und es wäre zu wünschen, daß sich bald Gelegenheit finden möchte, sie durch den Druck zu veröffentlichen. Der Iridion Krasinski's dürfte für die polnische Literatur von derselben Bedeutung sein, wie Goethe's Faust für die deutsche. Slowacki, Wojcicki, Kraszewski, Madame Hoffmann, Czajkowski, und viele andere Autoren wären noch anzuführen, welche in der neueren Zeit mit Erfolg thätig gewesen sind. Die Reichhaltigkeit der polnischen Li-

teratur, welche durch die hier gegebenen Notizen nur angedeutet werden konnte, ist ein sehr erfreuliches Zeugniß für die intensive Kraft der polnischen Nationalität, die unter den ihr aufgelegten Bedrängnissen in einer so unablässigen geistigen Production verharren konnte. Dabei ist die bestimmte und entschiedene Richtung, welche die ganze neuere polnische Literatur nach einem Ziele hin aufzuweisen hat, als etwas sehr Bemerkenswerthes hervorzuheben. Aneignung des Fremden findet nach mehreren Seiten hin Statt, aber es wird sogleich zu etwas Nationalem verarbeitet, und muß dem eigensten volksthümlichen Interesse dienen. —

Der Durchgang durch fremde Bildungsstoffe zu einer eigenthümlichen nationalen Geistesbildung hat in Ungarn ebenfalls, obwohl nicht unter so innerlich bedeutenden Entwickelungen, stattgefunden. Von den schwankenden äußern Schicksalen der Nation wurde auch die Heranbildung der Literatur, die in mehreren Zeiträumen mit größerer oder geringerer Energie versucht wurde, abhängig. Die lateinische Sprache hatte in diesem Lande der Entwickelung der Nationalliteratur lange allen Boden weggenommen, und Ungarn hat im achtzehnten Jahrhundert eine ganze Reihe lateinischer Autoren aufzuweisen, die in ihrer Art Treffliches leisten mochten, aber die Literatur zum Nachtheil der ganzen Nationalbildung zu einem ausschließlichen Eigenthum der Gelehrten erhoben. Nach Einsetzung der ungarischen Sprache in ihre öffentlichen Rechte, womit man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begann, sah man auch hier viele reichbegabte Geister hervortreten, die in allen Formen der Darstellung Bemerkenswerthes leisteten. Die Namen Alexander und Karl Kisfaludi, Joseph und Ladislaw Teleki, Horváth, Batsányi, Berzsenyi, Báthori, in der neuesten Zeit Nicolaus Jósika, sind auch theilweise in einem weitern Kreise bekannt geworden, doch ist

das an ihnen haftende Interesse zu einzeln, um anders als in einer Specialgeschichte der Literatur gewürdigt werden zu können. Besonders aber hat sich eine nationale ungarische Journalistik in neuester Zeit lebenskräftig entfaltet, und bereits Vieles zu einem höheren und freieren Aufschwung des ganzen Nationallebens beigetragen. Ein eigenthümliches Schauspiel einer neuen nationalen Erhebung sehen wir in Böhmen, ein Land, welches allerdings die große Zeit seiner Cultur und seines Lebens hinter sich in der Vergangenheit hat, und durch die Ungerechtigkeit der Geschichte bestimmt schien, in sich selbst zu verdumpfen, und seiner Nationalität, namentlich aber seiner schönen und reichen Sprache, entfremdet zu werden. Indeß haben seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bedeutende Reactionen zu Gunsten der böhmischen Nationalität stattgefunden, besonders durch Pelzel, Prochazka, Kramerius, Dobrowsky, den vielbegabten Pfarrer Puchmayer, Swoboda, J. Jungmann, Presl, Hanka und Andere. Besonders haben in den beiden letzten Jahrzehnten die Bemühungen von Hanka und Swoboda um die alten Schätze böhmischer Sprache und Literatur eine große Wirkung auf die Belebung der böhmischen Nationalinteressen gehabt. In dieser Beziehung ist vornehmlich die Herausgabe der Königinhofer Handschrift als Epoche machend zu nennen. In die böhmische Sprache selbst trat ein neues Bildungsleben, zwar künstlich erweckt durch wissenschaftliche Anregungen, die besonders Dobrowsky durch seine grammatischen Untersuchungen ausgehen ließ, aber zugleich durch den Geist der alten böhmischen Nationalpoesie erhoben und veredelt. Das Jahr 1818, in welchem zuerst die Königinhofer Handschrift erschien, bezeichnet zugleich den neuen Aufschwung der böhmischen Poesie, die nun in vielen ausgezeichnet begabten Dichtern sich weiter zu entwickeln strebte.

Ueberhaupt begann ſeit dieſem Jahre nach allen Seiten hin ein reges literariſches und wiſſenſchaftliches Leben in Böhmen, das ſich freilich keiner beſondern äußern Gunſt in ſeiner Entwickelung zu erfreuen hatte und beſtändig gegen Hemmungen aller Art ankämpfen mußte. Schaffarik und Palacki erwarben ſich Verdienſte um die äſthetiſchen Formen der Poeſie, und ſuchten zum Theil auch eine höhere philoſophiſche Behandlung der Literatur anzuregen. Unter den neueſten Dichtern verdienen auch beſonders Jan Kollar (der Verfaſſer der „Tochter des Ruhms“) und der zu früh geſchiedene Mácha genannt zu werden.

Werfen wir noch einen Blick auf die Literatur des ſcandinaviſchen Nordens, ſo finden wir auch hier ſeit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein reges Beſtreben erwacht, das beſonders auf die Entwickelung eines ächt nationalen Lebens in der Literatur gerichtet iſt. In Schweden wechſelten die Einflüſſe der franzöſiſchen und deutſchen Literatur auf die einheimiſche Production, doch wirkte erſt die deutſche Literatur, nachdem ſie hier zu einem tieferen Verſtändniß durchgedrungen war, einen bedeutenderen geiſtigen Fortſchritt bei den Schweden. Wenigſtens hatte die von Guſtav III. gegründete Akademie, welche nur franzöſiſche Geſchmacksrichtungen verfolgte und begünſtigte, kein eigenthümliches Leben entſtehen laſſen können. Gegen die franzöſiſche Schule in der ſchwediſchen Poeſie, welche beſonders durch Kellgren, Leopold, Oxenſtierna und Andere vertreten worden, erhob ſich bald eine nationale Reaction durch eine junge Partei, welche ſich auch in Schweden die romantiſche nannte, und vornehmlich von den deutſchen Romantikern, auch von der Naturphiloſophie, die Elemente ihrer erſten Bildung empfing. Als die Vorläufer dieſer neuen Richtung ſind G. Silfverſtolpe, B. Hoijer und Askelöff zu nennen, welche

zuerſt in Journalen den Kampf gegen den franzöſirenden Einfluß der Akademie führten und durch Hinweiſung auf das deutſche Geiſtesleben die neue Bewegung in die Nationalliteratur brachten. Als productiver Vorkämpfer der neuen Schule zeigte ſich Atterbom, durchaus ein Zögling der deutſchen Literatur und Philoſophie, und aus dieſer Bildungsſchule, wenn nicht zu hervorragender Originalität ſeiner Leiſtungen, doch zu einer für ſeine vaterländiſche Literatur ſehr bedeutſamen Stellung erwachſen. Upſala, wo Atterbom mit einigen andern Genoſſen ſtudirte, war der Ausgangspunct dieſer neuen Beſtrebungen geworden, und dort ward auch die Zeitſchrift „Phosphorus“ gegründet, welcher Journaltitel die Urſache abgab, dieſe ſchwediſchen Romantiker mit dem Namen der Phosphoriſten zu belegen. Nach dem Aufhören des Phosphorus im Jahre 1813 ward beſonders die „ſchwediſche Literaturzeitung“ der Vereinigungspunct dieſer neuen Richtung, und man ſah mit den Herausgebern derſelben, Palmblad und Hammerſköld, vornehmlich Atterbom, der ſeine beſten Kritiken darin lieferte, ſich verbinden. Schon früher war der „Polyphem“ von denſelben Schriftſtellern herausgegeben worden, ein mehr volksthümlich gehaltenes Journal, das den Kampf gegen die ſchwediſche Akademie, deren Partei beſonders durch Wallmark vertreten wurde, mit den ſchneidendſten Waffen der Polemik führte. Atterbom ſelbſt ward von dieſer literariſchen Polemik ohne Zweifel mehr hingenommen, als der Entwickelung ſeines eigenen poetiſchen Talents zuträglich war, doch zeigte ſich auch dies in einigen Productionen, wenn nicht von großem Umfange, doch in angenehmer und liebenswürdiger Weiſe. Seine „Inſel der Glückſeligkeit“ iſt durch eine deutſche Ueberſetzung unter uns am meiſten bekannt geworden. In ſeinen Dichtungen, beſonders in ſeinen früheren,

iſt die muſikaliſch gefühlige Manier der deutſchen romantiſchen Schule am meiſten vorherrſchend. Am wenigſten hat er aber wohl die deutſche Philoſophie verdaut, obwohl er ſich in einem ehrenwerthen und tiefſinnigen Ringen mit derſelben begriffen gezeigt hat. Neben Atterbom, und aus denſelben Bewegungen hervorgegangen, iſt als Dichter Stagnelius zu nennen, der ſich faſt in allen Dichtungsarten verſucht. Einzeln ſteht Eſaias Tegnèr in der neueren ſchwediſchen Literatur da, und er hat ſich mit klarem Bewußtſein dieſe unabhängige Stellung zwiſchen den literariſchen Parteien ſeines Vaterlandes zu erhalten gewußt, indem er ſein Talent ſelbſtändig, und ohne es weder dem alten Geſchmack noch der neueren Richtung hinzuneigen, auszubilden ſtrebte. Doch iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Mittelſtellung, welche er ſich erhielt, wohl dem höchſten Aufſchwung ſeines Talents hinderlich geweſen, und ſeine Darſtellung in einer zu ſorgfältigen Abgegränztheit erhalten hat, die zuweilen wohl den Eindruck der Kälte macht. Franzén, Nicander, Vitalis, Beskow, Palmblad, Gumälius, haben ihre vaterländiſche Literatur ebenfalls durch mannigfache poetiſche Productionen bereichert. Die ſchwediſche Romanliteratur, welche längere Zeit ſehr dürftig geblieben war, iſt neuerdings durch mehrere eigenthümliche Talente beſonders in Aufſchwung gekommen, und beginnt ein außerordentlich geſuchter Artikel auch der deutſchen Leſewelt zu werden. Zuerſt regte dies neue Intereſſe Fredrika Bremer durch ihre dem „Alltagsleben“ entnommenen Romandarſtellungen an, welche durch ihren liebenswürdigen Sinn, ihre feine und eindringliche Seelenkunde, und ein auf das edelſte und geläuterſte Bewußtſein ſich ſtützendes Lebensbehagen, eine ſo bevorzugende Anerkennung gewiß verdienen. Zwar iſt hier von keinem höheren poetiſchen Talent die Rede, ſondern nur von einem freund-

lichen und mildbeſchaulichen Frauengeiſt, der die weibliche Art und Kunſt, das Leben zu erfaſſen und zu behandeln, in einer durchaus ſchönen und harmoniſchen Begabung darſtellt. Setzt uns Fredrika Bremer auch oft Plaudereien ſtatt Darſtellung, idylliſches und gemüthliches Sichgehenlaſſen ſtatt poetiſch wiedergegebener Wirklichkeit vor, ſo weiß ſie uns doch immer in einen eigenthümlich lebendigen Kreis hineinzuziehen und ein Intereſſe ſelbſt für die unſcheinbarſten Verknüpfungen ihrer Charaktere und Begebenheiten zu erwecken. Wir befinden uns bei ihr auf einem durchaus friedlichen und poſitiven Lebensgebiet, das ſeine wohlthuende friſche Luft über uns ausſtrömt, und von keiner Krankhaftigkeit der Reflexion, von keiner Meinungszerriſſenheit und keinen unlösbaren Conflicten unterhöhlt iſt. Eher iſt Fredrika Bremer eine orthodoxe Dichterin zu nennen, und das orthodoxe fromme Gefühl bedingt auch mehrfach ihre poetiſche Darſtellung. In der neueſten Zeit hat ſie auch ihr chriſtliches Glaubensbekenntniß in ihren „Morgen-Wachen," auf Veranlaſſung des jetzt in das Schwediſche überſetzten „Lebens Jeſu" von Strauß, abgelegt, aber ihre Orthodoxie erſcheint auf dieſem Gebiet, auf welchem die weibliche Naivetät keine Geltung mehr hat, nicht ſo liebenswürdig, wie etwa in ihren Romanen. Nach ihr iſt Emilie Flygare-Carlén mit ſchwediſchen Romanen aufgetreten, die mehr poetiſche Erfindungskraft und Leidenſchaft verrathen als die Bremer'ſchen, obwohl ſie nicht dieſe charakteriſtiſche Einfalt des Gemüths wiederſpiegeln. Ihre „Kircheinweihung zu Hamarby" hat mit Recht großen Beifall erlangt. Cruſenſtolpe hat in ſeinem „Mohren" ein neues Genre hiſtoriſcher Romandarſtellung begonnen, und darin in der geſchichtlichen Charakteriſtik Ausgezeichnetes geleiſtet, auch ſich dabei als einen, ſeine eigene Zeit in weiteſter Ausdehnung überſchauenden Autor bekun-

det. Auch die Arbeiten des Rector Almquist, in denen sich ein eigenthümlicher humoristisch-phantastischer Geist zeigt, verdienen eine Erwähnung.

Von den beiden bedeutendsten Dichtern der neueren dänischen Literatur, Baggesen und Oehlenschläger, haben wir schon früher an einem andern Orte gehandelt. Die poetische Wirksamkeit Oehlenschläger's, der einen lebendigeren Geist in seine vaterländische Literatur brachte, muß aber vornehmlich noch auf diesem seinem nationalen Gebiet hervorgehoben werden. Die nach ihm aufgetretenen Dichter, unter denen besonders Ingemann, Grundtvig, Heiberg, Hauch u. A. zu nennen, erreichen ihn nicht an Kraft und Fülle der ursprünglichen Begeisterung, obwohl die Genannten theilweise Ausgezeichnetes und Eigenthümliches hervorgebracht haben. Bedeutender als die Poesie ist in der neuesten Zeit die Publicistik in Dänemark vertreten worden. Die eigenthümliche Reibung der dortigen Verfassungsverhältnisse, welche in einen absolutmonarchischen Staat eine freie Presse mitten hineingestellt haben, mußte die Entfaltung der für die öffentliche Rede begabten Talente und Charaktere begünstigen, unter welchen vornehmlich Orla Lehmann, als Journalist und als öffentlicher Charakter, mit Auszeichnung anzuführen ist. —

Der norwegische Volksstamm, der dritte der großen scandinavischen Stammeinheit, hat in neuerer Zeit auch mehrere Anläufe genommen, eine eigenthümliche norwegische Literatur bei sich zu entfalten, was aber nicht in einem ausgedehnteren Umfange gelingen konnte. Doch gab es hier einige Dichter, welche durch eine vorzugsweise und absichtliche Hinneigung auf das Vaterländische einen eigenen heimischen Parnaß zu gründen strebten und damit zum Theil einen Reactionsversuch gegen die dänische Poesie verbanden. Die größte Bedeutung unter den national-nor-

wegiſchen Dichtern erlangte Welhaven, durch ſeine „Dämmerung," ein Cyclus von Sonetten, welche ebenſoſehr durch ſatiriſche Schärfe wie durch eigenen poetiſchen Aufſchwung ein nationales Geiſtesleben in Norwegen zu wecken trachteten. Doch verblieben dieſe, wie die Beſtrebungen von A. Munch, Wergelandt und einigen Andern, wieviel Talent ſie auch entwickelten, zu einzeln, um eine neue und nachhaltige Epoche einer eigenthümlichen Literatur zu erzeugen. Dagegen nahm die norwegiſche Journalliteratur, durch die freien politiſchen Verhältniſſe des Landes gehoben, einen geiſteskräftigen Schwung und führte Talente von nicht geringer Bedeutung auf den Schauplatz.

Die neuere italieniſche Literatur, die wir hier in ihren weſentlichſten Grundzügen anſchließen wollen, iſt beſonders durch einige hervorragende Leiſtungen in der Novelliſtik und im Drama ausgezeichnet. Was zuerſt die italieniſche Novelliſtik dieſer neueren Zeit anbetrifft, ſo hat ſie darin die berühmten Arbeiten von Aleſſandro Manzoni aufzuweiſen, die aber ſchwerlich die Dauer in ſich tragen dürften wie die Erzählungen der alten Novelliſten, obwohl ſie bei weitem anſpruchsvoller und künſtlicher geſtaltet ſind. Manzoni iſt der vorzugsweis katholiſche Dichter unſerer Zeit, und in ihm hat ſich das katholiſche Prinzip in aller ſeiner Strenge und Starrheit, und mit einer durchaus rigoriſtiſchen Moral, zu behaupten geſucht. Der ſtarre katholiſche Standpunct iſt ſeinem ganzen literariſchen Streben, das urſprünglich auf eine freiere Erweiterung der italieniſchen Literatur gerichtet war, nachtheilig geworden.

Die neuere italieniſche Literatur, die im Ganzen eine ſo eintönige Entwickelung genommen, hat doch mehrfach angeſetzt, ſich zu einem neuen, den andern Völkern einigermaßen gleichkommenden Aufſchwung zu erheben. Die Al-

fieri'ſche Schule hatte in der neueren Zeit noch immer das Bedeutendſte in der Poeſie hervorgebracht, namentlich aber in das Drama ein neues Streben nach Natur, Leben, Freiheit und Geſinnung eingeführt. Alfieri hatte eine ſtreng nationale Richtung, und ſeine Poeſie ſollte das Volk erheben und bilden, die Nationalgeſinnung erwecken. Darum ſuchte er einfach und groß zu wirken, und verlegte in das Menſchliche und Sittliche die Hauptmomente ſeiner Darſtellung, wodurch er ſich auch freilich wieder den Vorwurf der Abſichtlichkeit und Gezwungenheit zugezogen hat. Aber er und ſeine Nachfolger, unter denen Monti und Nicolini am meiſten ausgezeichnet zu werden verdienen, haben doch offenbar wieder ein höheres poetiſches Leben angeſtrebt, wie es in Italien lange nicht dageweſen war. In den Tragödien von Nicolini iſt ein erhabener und kräftiger Geiſt, und dabei eine ſehr eigenthümliche Bildung zu erkennen. Dieſer begabte Dichter, deſſen Trauerſpiel Polyxena beſonders berühmt geworden, hat vielleicht mehr Objektivität als die meiſten andern italieniſchen Dichter, und ſeine Charaktere tragen alle mit großer Naturwahrheit die Farbe ihrer Zeit und ihrer Oertlichkeit an ſich. In neueſter Zeit hat ſein Drama Arnoldo da Brescia große Aufmerkſamkeit erregt, beſonders durch das ſtrenge Verbot, von dem es in Italien betroffen worden, und nach dieſer Seite hin ſind auch ſeine weſentlichen Verdienſte zu ſuchen, indem es, durch mächtige hiſtoriſche und politiſche Motive, die es in Bewegung geſetzt hat, auf das erſtorbene Nationalgefühl des heutigen Italiens zu wirken ſtrebt.

Der ſtrengen Haltung der Alfieri'ſchen Schule ſuchte ſich Pindemonte wieder zu entziehen, indem er in ſeinen Dramen freie Wege der Phantaſie einſchlug und eine Emancipation von allen klaſſiſchen Regeln, die bisher in Italien beſonders in der dramatiſchen Poeſie gegolten, anſtrebte.

Mächtiger noch ergriff diese Richtung Manzoni, von dem viele Kritiker behaupten, daß er eine neue Epoche in der italienischen Literatur begonnen, obwohl er dazu mehr einen großen Anlauf genommen, als daß er die wahre Kraft, etwas Neues zu vollenden und zu verwirklichen, besessen. Indem er eine freie moderne Tragödie zu gestalten suchte, nahm er doch zugleich wieder den antiken Chor darin auf, und hinderte dadurch die wahre thatsächliche Entwickelung des modernen Dramas. Eine gewisse erhabene Steifheit, welche dem Manzoni anhaftet, wird er aber selbst in seinen lyrischen Gedichten nicht los. Am berühmtesten ist er eigentlich in Deutschland durch seinen historischen Roman gli sposi promessi geworden, obwohl Goethe auch für seine Tragödien, namentlich für den Conte di Carmagnola, eine besondere Aufmerksamkeit im deutschen Publikum zu erwecken suchte. Aber jener Roman ist innerlich kalt und ohne alle eigenthümliche Lebenswärme, dazu erliegt er beinahe unter der Last des historisch gelehrten Materials, das keineswegs zu einer künstlerischen Einheit verarbeitet ist. Manzoni's Streben beruhte allerdings auf einer umfassenden literarischen Bildung, er kannte die Fortschritte der neuesten Literaturen in Frankreich, England und zum Theil auch in Deutschland, und hatte von den dortigen Autoren Manches gelernt und sich angeeignet, was er zur Erhebung der eigenen National-Literatur zu benutzen suchte. Aber er war kein productiver Geist von höherem Feuer, und unter seinen kalten Händen erstarrte am Ende Alles zu Eis und Stein, wie wir das Ende seiner dichterischen Laufbahn bezeichnen möchten. Unter seinen Nachahmern, namentlich im Roman, ist Rosini zu nennen, dessen Monaca di Monza ebenfalls in Deutschland eifrig gelesen, aber auch mit Recht eben so rasch wieder vergessen worden.

Die italienische Literatur wird, wie das ganze Natio-

nalleben, das Schickſal haben, in ſich ſelbſt zu verkümmern, wenn nicht die öffentlichen Verhältniſſe endlich einen andern Umſchwung in die Geiſtesentwickelung hineintragen. Die ruhige Forſchung der Wiſſenſchaft, welche ſich ſelbſt überlaſſen bleiben kann, hat noch die glänzendſte literariſche Ausbeute in der letzten Zeit geliefert. Die Arbeiten der Italiener in den Naturwiſſenſchaften und der Mathematik legen immer ein bedeutendes Zeugniß von Geiſteskraft ab, während die eigentlich productive Literatur ſich nicht mehr dauernd auf einer Höhe behaupten zu können ſcheint. Man hat mit Recht gezweifelt, ob das heutige Italien noch überhaupt ein Land der Poeſie ſei, denn ſelbſt die begabteren einzelnen Dichter, welche man dort erſtehen ſah, verſchwinden immer bald wieder wirkungslos und in eigener Ermattung. So endet Silvio Pellico, der in ſeinen Tragödien und ſonſtigen literariſchen Beſtrebungen in einem kühnen, freiſinnigen und auf die nationale Wiedergeburt gerichteten Geiſte begonnen, nachdem er dafür allerdings den Kerkerlohn davon getragen, in einer geiſtig unfreien, dem Myſtiſchen und Pietiſtiſchen anheimgefallenen Stimmung. Sein Streben, der italieniſchen Poeſie eine freie nationale Richtung zu geben, wie er es beſonders in ſeinem großartigen Trauerſpiel Francesca da Rimini verſucht hat, wird ſeinen Namen in der Literaturgeſchichte ſtets glänzend erſcheinen laſſen, und doch muß ſein Wirken innerhalb ſeiner Nation verloren genannt werden. —

Die neueſten Ereigniſſe der ſpaniſchen Literatur haben wir hier ebenfalls mit wenigen Bemerkungen in den Zuſammenhang unſerer Darſtellung aufzunehmen. Nach mittelalterlichem Lebensglanz, in dem den Spaniern das Blüthenalter ihrer Geſchichte auf einer ſeltenen Stufe origineller Volksentwickelung, Sittenenergie und ſchönſter poetiſcher Kraftäußerung verlaufen war, ſchienen ſie nicht be-

rufen zu sein, als eine Nation der neueren Geschichte weiterzuleben: in innerer Verdumpfung gefesselt, in Trägheit der Entwickelung zerflossen, waren sie lange wie ein durch ein Erdbeben geistig verschüttetes Volk anzusehen, über dem der Lavastrom der Zeiten sich zu einem Grab zusammengedichtet hatte, unter dessen tiefer Abgeschiedenheit sie das über sie hintönende Rauschen der Weltgeschichte vergeblich an ihr erstorbenes Gehör schlagen ließen. Die poetischen Zuckungen und Krämpfe, die in Folge französischer Herrschaft und Einflüsse durch innere Parteizerwürfnisse endlich wieder im Lande einen Anklang von den allgemeinen Zeitbewegungen erweckten, waren nur wie die unwillkürlichen Bebungen eines Scheintodten, die für neues wahrhaftes Leben noch immer sehr zweifelhafte Gewähr gaben: und es zeigte sich, nachdem jene Reibungen ohne Resultat vorübergegangen waren, nur wieder das aussichtslose Nichtleben- und Nichtsterbenkönnen der Zustände, das im Charakter des spanischen Staates und Volkes bis auf die letzte Zeit vorgewaltet hat. Der schwankende Scepter Ferdinands VII. hatte alle jene Wechselzustände, in denen sich die Kräfte des Landes erschöpft, gleicherweise begünstigt; Ferdinand hatte die schönsten Hoffnungen der Patrioten bestärkt und beschworen, dann gegen die Verwirklichung der neuen Verfassung Partei genommen, und die dem Aufruhr der streitenden Factionen folgende Ohnmacht zur Befestigung des alten Standes der Dinge benutzt. Der eigentliche ethische Volkszustand war aber durch alle Vorgänge auf keinerlei Art in eine Aufregung und höhere Thätigkeit versetzt worden, und blieb auf einer merkwürdigen Stufe barbarischer Natürlichkeit verharren, die sich in der Mitte der heutigen europäischen Civilisation um so auffallender ausnimmt, da sie bei diesem Volke nicht aus Ueberkraft und Frische eines noch unentwickelten Urzustan-

des, sondern aus Abschwächung nach verlebten Kräften, aus aufgelöster Nationalität sich einstellt. Die am Mark des innersten Volkslebens zehrende Verwirrung aller bürgerlichen Verhältnisse im jetzigen Spanien, die Rechtlosigkeit der Zustände, der Mangel an öffentlichen Garantieen; Räuber, die noch vor Kurzem ihr Handwerk systematisch im ganzen Lande organisirten, Schutz- und Trutzbündnisse mit den Behörden abschlossen, und, als ein Staat im Staate, eine ordentliche Justiz ausübten; Alles dies, und vieles Andere, trägt so sehr den Typus einer deren Wildheit, daß man ihn allerdings fast mit dem frischen Naturzustande eines Volkes verwechseln, und, wie auf einen solchen, Hoffnung auf neue Erhebung des spanischen Lebens gründen könnte. Manche Bekenner einer mildern Geschichtansicht, die, wiewohl mit Unrecht, an die Wiedergeburt großer Nationalitäten glauben, haben auch die Zustände des heutigen Spaniens nur aus jenem Gesichtspunct beurtheilt. Es wäre dies freilich das allerwunderbarste Phänomen, welches noch nie da gewesen, daß eine Volkseigenthümlichkeit, nachdem sie ihre eigenste Kraft und Fülle in der ihr beschieden gewesenen Culturperiode erschöpfend hervorgethan, einen Läuterungsprozeß durch eine Zwischenepoche der Barbarei zu erleben bestimmt wäre, aus der sie sich in neuer Wildheit der Zustände zu neuer Cultur gewissermaßen erkräftigen sollte. Dieser schmerzhafte Conflict zwischen großen Volkserinnerungen und einer, derselben unwürdig gewordenen, verdüsterten Gegenwart ruht noch, wie ein schleichender Schatten, über dem heutigen Spanien, aus dessen unheimlicher Lebensmonotonie seine mittelalterlichen Baudenkmäler, die sich als Zeugen jener Vergangenheit erhalten haben, wie erhabene Elegieen hervorragen. Obwohl sich nun Spanien während dieses ganzen Jahrhunderts fast nur auf einer sittlichen und politischen Auflösungsstufe gezeigt, so fehlt es doch nicht gänz-

lich, wie man denken sollte, auf dem Gebiet des Geistes und der Literatur an schaffenden Kräften. Vielmehr begegnen uns mehrere achtbare Talente, die sich aus den Gräueln und Verwickelungen ihres Vaterlandes in die freie Sphäre der Production zu retten suchen und auch in der ernsten Wissenschaft einen Lebenshalt und eine Stütze der Nationalität erstreben. Die spanische Bildung war im achtzehnten Jahrhundert eine vorherrschend französische gewesen, und besonders die Poesie lag in den Banden des französischen Classizismus gefangen. Neben dem Gallizismus machte sich jedoch bald auch eine andere Richtung geltend, welche sich dem Geist der alten spanischen Nationalpoesie wieder zuzuwenden suchte. Zwischen beiden Richtungen sehen wir eigentlich die meisten neueren Dichter Spaniens hin und herschwanken und auch nach diesen Seiten hin mehr oder weniger ein Ausdruck der politischen Tageselemente werden. Als ein solcher Dichter ist zuerst Juan de Melendez Valdez zu nennen, der als ein harmloser idyllischer und anakreontischer Sänger begann, darin besonders Villegas nachahmte, und später durch die politischen Verwickelungen so sehr dem französischen Einfluß anheimfiel, daß er seine vaterländischen Verhältnisse gänzlich aufgeben und sich in Frankreich eine Zuflucht suchen mußte. Die liebenswürdigen lyrischen Schwärmereien dieses Dichters, seine ländlichen Schilderungen, seine altnationalen Volkslieder haben ihm mehr Beifall verschafft, als sein Drama, das er aus einer Episode des Don Quixote, nämlich die Hochzeit des Camacho, verfertigte. Dagegen erwarb sich dramatischen Ruhm Don Nicasio Alvarez de Cienfuegos, der vier Trauerspiele im französisch klassischen Geschmacke schrieb.*) Auch dieser Dichter, dem bei aller

*) Einen deutschen Auszug aus der Condesa de Castilla

ſeiner Manierirtheit doch poetiſches Leben nicht abzuſprechen iſt, ging in den politiſchen Strudeln ſeines Vaterlandes zu Grunde, und würde unter freien und geordneten Verhältniſſen vielleicht auch ſein Talent zu einer bedeutenderen Ausbildung gebracht haben. Bedeutender ſteht Don Leandro Fernandez Moratin da, welcher der ſpaniſchen Komödie einen neuen und eigenthümlichen Aufſchwung gab, indem er ſie auf eine der Wirklichkeit angehörende Charakteriſtik, auf einfache Handlung und natürliche Wiederſpiegelung des gewöhnlichen Lebens ſtützte. In dieſer Beziehung hat man ihm gewöhnlich den Namen des ſpaniſchen Molière beigelegt, und er kann mit dem franzöſiſchen Komödiendichter mehrfältig verglichen und von deſſen Einfluß abhängig genannt werden. Die geſellſchaftlichen Sitten und viele Einzelverhältniſſe ſeiner Zeit hat er oft in ſcharfen und ergötzlichen Zügen auf die Bühne gebracht, die von ihm eine neue Periode ihrer Blüthe beſchreibt. Beſonders gilt ſein letztes Stück: El si de las niñas, für ein Meiſterwerk des neueren ſpaniſchen Theaters, doch hat weder Moratin ſelbſt, noch ſeine Nachfolger, auf die er zunächſt eingewirkt hat, wie Monim, Villaverde u. A. dieſen der ſpaniſchen Bühne gegebenen Anſtoß zu einem nachhaltigen machen können. Moratin ward ebenfalls durch die politiſchen Verhältniſſe vielfach zerrüttet und umhergeworfen, und ſtarb außerhalb ſeines Vaterlandes. Ein umfaſſendes, literariſches Streben nach mehreren Seiten hin ſehen wir an Don Francisco Martinez de la Roſa, in welchem jedoch die franzöſiſche Bildung vorwaltete. In ſeinen Dramen, die zum Theil auch durch eine deutſche Ueberſetzung unter uns bekannt geworden ſind, arbeitete er

---

hat O. L. B. Wolff in ſeinen „Vorleſungen über die ſchöne Literatur Europa's“ S. 443. flgd. gegeben.

größtentheils auf den Theatereffect hin. Bei schönen, regelmäßigen Formen fehlt es diesem Dichter zu sehr am warmen inneren Leben, um höhere Eindrücke hervorzurufen. Der kalt berechnende Verstand ist das eigentlich Thätige in seiner Poesie, darum leistete er auch als Literarhistoriker und Verfasser einer in Versen geschriebenen Poetik mehr, denn als schaffender Dichter. Von ihm muß Dasselbe gesagt werden, was wir noch bei einem Dutzend anderer spanischer Autoren der Neuzeit wiederholen könnten, daß sie nämlich unter geordneten Nationalzuständen mit bei weitem reicheren und vollendeteren Leistungen dastehen würden. Selbst diejenigen Ereignisse, welche eine Erhebung der wahren Nationalkraft mit sich brachten, wie die Revolution von 1820, wirkten doch nur zersplitternd auf die literarische Thätigkeit, und waren der Hervorbildung eines national literarischen Lebens nicht günstig. Zwar erhob sich namentlich der liberale Journalismus theilweise zu bedeutenden Kraftäußerungen, wozu die momentane Freiheit der Presse die günstigsten Anregungen gab, doch bildeten sich auch hier keine großen Typen zu einer neuen literarischen Aera aus. —

Wir beschließen diesen Abschnitt mit einigen Bemerkungen über die niederländische Literatur, die ungeachtet ihrer Vereinzelung immer ein reiches Bild wissenschaftlicher und poetischer Bestrebungen dargeboten, und auch in neuerer Zeit eine Reihe hervorragender Talente aufzuweisen hat. Nach der goldenen Zeit der niederländischen Literatur, die im siebzehnten Jahrhundert durch Hooft, van der Vondel, Cats und Andere, so glorreich dargestellt wurde, hatte kein Dichter eine so bedeutende und umfassende Begabung an den Tag gelegt, wie Willem Bilderdijk, dessen universales Genie die Literatur seiner Nation gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gewissermaßen

erneuerte. An Fruchtbarkeit beinahe mit dem ſpaniſchen Lope de Vega zu vergleichen, war Bilderdijk faſt für ſich allein im Stande, eine Literatur hervorzubringen, denn er dichtete und arbeitete in allen Fächern, ja in allen Sprachen. Neben ihm iſt der Lyriker Jacob Bellamy anzuführen, der durch ſeine „Vaterländiſchen Geſänge" ſich eine bedeutende Stellung in der holländiſchen Literatur erwarb. Rhynvis Feith, ein vielſeitiger Autor, von welchem die Holländer Romane, Gedichte und Tragödien beſitzen, wirkte wie Bilderdijk, und zum Theil in Gemeinſchaft mit demſelben, auf die Erhebung der vaterländiſchen Literatur. Die ſchwungvollen Oden Feiths haben einen beſondern Ruhm erworben, wie auch ſeine Trauerſpiele, namentlich Johanna Gray, Inez de Caſtro, u. a. auf der Bühne Glück machten. Sonſt hat er, wie Bellamy, den Vorwurf erfahren müſſen, zu dem ſentimentalen Ton in der holländiſchen Poeſie Beiſpiel und Veranlaſſung gegeben zu haben. Die genannten Dichter, und außerdem Helmers, Nieuwland, die Frauen de Lannoi, van Merken, Eliſabeth Bekker und ihre inſeparable Freundin Agathe Deken, welche beide zuſammen arbeiteten, können als die Begründer einer neuen Aera in der holländiſchen Literatur angeſehen werden.

---

18. Die neueſte deutſche Poeſie.

Wir haben noch eine Reihe deutſcher Autoren zu betrachten, die nicht ſo ſehr den ideellen Zeitrichtungen angehörten oder in denſelben aufgegangen wären, um darin ihre weſentlichſte Charakteriſtik zu finden, ſondern die viel-

mehr vorzugsweiſe eine individuelle Selbſtſtändigkeit in ihren literariſchen und poetiſchen Leiſtungen erſtrebten und darin mehr oder weniger Fonds von eigenthümlich ſchaffendem Talent bewieſen. Hier iſt zuerſt und vor Allen Karl Immermann zu nennen, der nicht zu den Blaſen gehört, welche die modernen Wirren aufgeworfen haben, und darin zeigt ſich ſein gediegenes Schrot und Korn, die pralle Leiblichkeit ſeiner Muſe, die ihr immer eigenthümlich war; aber er gehört auch nicht mit dem abgemeſſenen Wellenſchlage ſeines Talents in die Strömung des Weltmeers, die er weder bezeichnen noch richten hilft. Seine literariſche Mittelſtellung hatte unangefochtenen Raum und Frieden genug, um ſo viel erfreuende und erquickliche Gebilde, als für unſere Zeit nur irgend möglich geweſen, zu erzeugen, aber die allgemeine Stimmung des unbefriedigten Hin- und Hergreifens ſchien ihn, trotz ſeiner geſunden hartſchalligen Selbſtgenügſamkeit, doch auch zu verfolgen und in ſeine abgeſchloſſene Werkſtatt einzubrechen. Immermann begann als Schüler, um ſich zum Meiſter zu vollenden, wenn es irgend ſeinen Anſichten entſprach, daß ein „Epigone“ Meiſter werden konnte. Die beiden Granitpfeiler ſeiner Bildung gründete er ſich in einem genialen Studium Shakſpeare's und Goethe's. Seine erſten dramatiſchen Dichtungen traten keck und reckenhaft auf mit ihren von Shakſpeare's Rieſenſtamm gepflückten Ablegern. Sogar Diction und einzelne Redensarten gehörten dem nachgeformten Meiſter, aber die Auffaſſung des Schülers war friſch, voller Naturkern, und man glaubte an ſeinen verwegenen Gebärden die erſten Wehen eines Originalgenies zu erkennen. Sein Verhältniß zu Goethe hatte er nur durch die „Briefe über die Wanderjahre“ bezeichnet. Seine eigene Productionskraft aber geſtaltete ſich zuſehends in immer gediegeneren und ſelbſtſtändigern Schöpfungen. Die

allzukraſſe Manier ſeiner Shakſpeare-Nachahmungen erhielt bald einen geſetzten Niederſchlag, und was Immermann aus dieſer Schule gewonnen, wurde ihm immer mehr zur eigenen Natur. Sein „Kaiſer Friedrich," ſein „Trauerſpiel in Tyrol," ſein „Tulifäntchen" ſind Gebilde einer tüchtigen, geregelten, markigen Kraft, die ihre Höhen und zugleich ihre Gränzen gefunden. Kühne Blitze des Talents ſcheinen oft großartige Perſpectiven einer originellen Schöpfungskraft zu eröffnen, aber doch iſt es nichts Lebenzeugendes und Welterſchütterndes, ſondern nur ein momentanes Wetterleuchten des Genius. Einen Uebergang von der ſtreng ſhakſpeare'ſchen, dramatiſchen Form zu epiſchen Geſtaltungen innerlicher, moderner Intereſſen bildet bei Immermann ſchon ſein Merlin. Hier aber zeigt ſich ſeine ſpröde Natur gegenüber dem ſpeculativen Mythus allzuhart und nicht in Fluß zu bringen. Das Tiefſinnige, das Ideale, das Prophetiſche, das Schmerzensreiche der heutigen Speculation hat Immermann nicht aus ſich heraufbeſchworen. Die ſpeculative Innerlichkeit des Merlin bleibt an lauter phantaſtiſchen Dornen und Hecken hängen, es tritt nicht aus dem Rahmen einer mittelalterlichen Phantasmagorie heraus. Eine völlige Klärung des Phantaſtiſchen in wirkliche und uns nahe ſtehende Lebensgebilde zeigt ſich bei Immermann zum erſten Male in ſeinen „Epigonen." Aus dieſem Romane ſpricht der Grundton Goethe'ſcher Ruhe, Behaglichkeit und Ueberſchaulichkeit. Der Dichter hat in ſeinem Plane, in der Gruppirung und Beherrſchung ſeines Stoffes, offenbar den Wilhelm Meiſter vor Augen gehabt, oder vielmehr einen Wilhelm Meiſter der modernen Verhältniſſe ſchreiben wollen. In jeder Hinſicht erſcheinen aber die Epigonen im Verhältniſſe zum Wilhelm Meiſter als ein Epigonenproduct. Immermann muß ſelbſt ein Epigone der deutſchen

Literatur genannt werden, und allerdings einer der bedeutendsten. Sein Talent ist auf die Vergangenheit basirt, und kam, hinanstaunend zu den Meistererzeugnissen einer abgelaufenen Zeit, zur Welt und in Bewegung. Immermann gehört in seiner Entwickelung zwei verschiedenen Perioden der deutschen Literaturbildung an, unter denen die Goethe'sche Periode, mit ihrer im künstlerischen Schaffen sich abgränzenden Weltansicht, ursprünglich den bedeutendsten Antheil an ihm behauptete. Die der Revolution entstammende Bildungsperiode mußte aber auch ihren Einfluß auf ihn ausüben, obwohl er sich gegen denselben mit edelster Hartnäckigkeit, so weit es gelingen konnte, abzuschließen und zu verwahren trachtete. Die gesunde und große Entwickelungskraft aber, die in ihn gelegt war, half ihm über den Zerreibungsprozeß, der in dieser Stellung begründet war, hinfort. Vielmehr erstarkte Immermann, jemehr er in seiner Laufbahn fortschritt, immer kräftiger in sich selbst, und wie er fortwährend neue und frische Anläufe nahm, so war er noch gerade in seiner letzten Lebenszeit in einer mächtigen Erneuerung und Bewegung seines Talents begriffen, wovon sein „Münchhausen" den glänzendsten Beleg liefert. In diesem Werke bildet zwar die isolirte Stellung Immermann's, die ihn von einer ironischen Höhe aus Welt und Zeit betrachten läßt, ebenfalls den Grundton und eigentlichen Standpunct, aber es springen darin wieder frische Quellen seines eigenen Wesens und Dichtens, und der Mensch wie der Poet zeigen sich uns in einer lebensvollen Wiedergeburt. Kaum hat ein anderer Dichter diese Kraft, sich erfolgreich zu erneuern, besessen, wie Immermann.

Mehr Hingebung an die Strömungen der Zeit, obwohl ebenfalls in einer literarisch und individuell abgegränzten Stellung des Talents, hat Heinrich Koenig gezeigt,

ein gesunder, markiger und ächt deutscher Geist, dessen Schaffen der Literatur wie dem Fortschritt der modernen Zustände überhaupt in mehrfachen Beziehungen förderlich gewesen. Als Publicist und hessischer Landtags-Abgeordneter, wie als Dichter, hat Koenig immer nur das eine große Lebensziel zu verfolgen und zu verwirklichen gesucht, die wahrhaft menschliche Freiheit des Denkens, Glaubens und Handelns, und die organische Verkörperung dieser Freiheit im Staatsleben durch volksthümliche und nationale Formen. Er gehört zu den wenigen liberalen Schriftstellern Deutschlands, welche dem Liberalismus eine humane und gemüthvolle Durchbildung gegeben und dadurch der Sache des Fortschritts die edelsten Dienste geleistet haben. In seinen kleineren Aufsätzen, und besonders in denen, welche er aus persönlichen Lebensanlässen geschrieben, hat er oft mit Meisterhand die religiösen und gesellschaftlichen Conflicte der Gegenwart gezeichnet. Unter seinen größeren Productionen ist als die bedeutendste „die hohe Braut" zu nennen, ein Roman der Freiheit, in welchem die liberale Poesie der Zeit sich eine plastische Ausdrucksform zu geben gestrebt, die für etwas Höheres anerkannt zu werden verdient, als die politische Zeitlyrik, die man in neuester Zeit so sehr zu überschätzen angefangen. In Koenig's poetischen Darstellungen ist vielleicht der dichterische Ueberschwang zu vermissen, der dem Gemälde das Duftige und Klangvolle mittheilt, aber dafür lebt in seinen Gebilden eine durchweg heitere und gesunde Kraft, und eine Begeisterung des Verstandes, der ihr poetisches Element nicht abzusprechen ist. In einem anderen Roman „Williams Dichten und Trachten" hat Koenig ein Lebensbild des größten Dichters aller Zeiten, William Shakspeare gezeichnet. Wenn Goethe in seinem Tasso die allgemeinen Conflicte des Dichtergemüths mit der Wirk-

lichkeit behandelte und darin Ideal und Wirklichkeit in dem schneidenden Gegensatz, welcher überhaupt das achtzehnte Jahrhundert beherrschte, gegen einander stellte, so war dagegen Shakspeare, der Dichter der That und der Realität, ein geeigneter Repräsentant, um ein Ineinanderleben von Poesie und Wirklichkeit, ein Ergriffensein des Dichters von der Realität der ihn umgebenden Welt, mit deren Inhalt er sich zu verschmelzen trachtet, an ihm darzustellen. Diese Aufgabe hat sich Koenig mit ebenso vielem innerlichen Tiefsinn als practischer Beschaulichkeit zum Bewußtsein gebracht. In den Shakspeare-Dichtungen Tieck's, die ohne Zweifel einen großartigeren Aufwand von Phantasie und Redekunst haben, erscheint doch die Gestalt Shakspeare's selbst zu einer allzu einseitigen Beziehung gebraucht, und dient fast nur dazu, den Gegensatz eines bescheidenen, sanftmüthigen, gediegenen und gehaltenen Wesens, wie es dem ächten Dichter geziemt, gegenüber einer barocken und phantastisch verzerrten Dichternatur darzustellen, ohne sich selbst in ihrer eigensten Bedeutung vor uns zu entwickeln. Koenig dagegen hat seinen Shakspeare durchaus in die Mitte der damaligen Zeitverhältnisse hineingestellt und ihn vorzugsweise in seinem Ringen und Streben, das Dichten mit dem Weltleben und die poetische Innerlichkeit mit den historischen Anforderungen einer großen Nationalität in Einklang zu bringen, gezeichnet. In diesen Berührungen, an denen sich zugleich Shakspeare's eigenstes Wesen entfaltet, bringt uns Koenig eine Fülle tüchtiger und kernhafter Lebensanschauungen und eine frischbewegte Scenerie von Bildern entgegen, worin sein eigenes liebenswürdiges Naturell sich auf das Erfreulichste darthut. Diese ungemeine Tüchtigkeit eines edeln und poetisch angeglühten Sinnes, der im Höchsten wurzelt, diese in den feinsten Gemüthsnüancen erfahrene Innerlichkeit, welche

zugleich immer anſchaulich zu werden trachtet und ſich zu einem ächten und practiſchen Lebensgewinn hinausführt, vereinigt ſich zugleich mit einem feſten und kräftigen Gepräge, das Koenig allen ſeinen Darſtellungen zu geben verſteht. Für die gegenwärtige deutſche Literatur kann es keine wohlthätigere Erfriſchung geben, als einen Autor zu ſehen, der, wie Koenig, auf einer ſo tüchtigen Harmonie des Geiſtes und der Form und auf einem ſo klaren und unverrückbaren Bewußtſein über die höchſten Entwickelungsziele des individuellen wie des ganzen Menſchheitslebens beruht. Die neueſten Romane Koenigs „Regine“ und „Veronika“ zeigen die friſche Fortdauer ſeines Schaffenstalents, das er in dem letztgenannten Buche wieder auf ſein Hauptthema, auf die religiöſen Entwickelungen des heutigen Zeitbewußtſeins, bedeutungsvoll hingewandt hat.

Neben Koenig wollen wir, als einen ihm in manchem Betracht verwandten Geiſt, F. G. Kühne aufführen, in dem ſich eine ächt menſchliche und humane Seite unſerer Literatur wohlthuend herausgebildet. Ohne radical zu wirken, und nach einer beſtimmten Seite hin entſcheidende Beſtrebungen zu entfalten, verſtand er doch in ſeinen gründlichen Anſchauungen der Zeit durch Humor und Tiefſinn zugleich dasjenige Behagen um ſich her zu verbreiten, welches immer mit einer geiſtigen und ſeelenhaften Fülle des Gehalts verbunden iſt. Dieſen reinen und wohlthuenden Charakter, der in dem Inhaltsvollen und Sachgemäßen ſeiner Thätigkeit beruht, hat Kühne beſonders in ſeinen Kritiken und literar- und weltbeſchaulichen Aufſätzen an den Tag gelegt. In dieſen Darſtellungen (unter dem Titel: „Männliche und weibliche Charaktere“ geſammelt) umſchrieb und verherrlichte er zugleich einen großen Theil der heutigen Bildungsſtoffe, welche am meiſten bei der Geſtaltung der neueſten Literatur und des gegenwärtigen

deutschen Lebens mächtig gewesen. In Kühne's Novelle, „Eine Quarantaine im Irrenhause" hatte die junge Generation gewissermaßen ihre philosophischen Memoiren geschrieben. Das Ringen zwischen philosophischem Abschluß (Stabilität des Systems) und der ächt menschlichen poetischen Bewegung (Leben) ist in dieser Novelle mit einer geistvollen Tapferkeit durchgeführt und ausgemalt worden. In seinen Klosternovellen dagegen gab Kühne einen schönen Beweis von der künstlerischen Fortbildung seines Talents, und er zeigte sich hier vorzugsweise auf dem Gebiet der rein poetischen Hervorbringung, die, ohne sich von den Bedürfnissen der nächsten Zeitentwickelung abzuwenden, derselben jedoch mehr durch feste und bedeutsame Gestaltung, als durch die Debatte und die Reflexion zu dienen suchte. An Reinlichkeit, Zierlichkeit, Abrundung und Geschlossenheit der Darstellung dürften die Klosternovellen Kühne's schwerlich durch irgend ein anderes Product der neuesten Zeit übertroffen werden. Dazu kommen die vollendeten Zeichnungen historischer Gestalten und Verhältnisse, obwohl diese, namentlich die meisterhaften Figuren Heinrich's IV. und Sully's, noch zu abgetrennt von dem eigentlich poetischen Kern des Ganzen dastehen, und ihn überragen, anstatt sich mit ihm zu verschmelzen.

Die neueste Literatur hat ohne Zweifel das Verdienstliche, daß sie in Kritik sowohl als in Production vorzugsweise welthistorisch zu wirken gesucht hat. Der weltgeschichtliche Geist in der literarischen Production muß heutzutage für das Hauptsächliche erachtet werden, und es kommt darauf an, diesen Geist in künstlerischen Gestalten zur Anschauung zu bilden. Die Gefahr, bei solchen Darstellungen in die Zwittergebilde des Walterscottismus und der historisch-romantischen Affectation zurückzufallen, und mit van der Velde, Tromlitz, Bronikowski u. A., wel-

chen Werth dieſe Herren ihrerſeits auch immer haben mögen, doch auf einem untergeordneten Gebiet zu wetteifern, kann eben nur durch die ideelle Gewalt des welthiſtoriſchen Geiſtes, der die Dichtung beherrſchen muß, vermieden werden. In Kühne's Kloſternovellen, wie in Tieck's Aufruhr in den Cevennen, fallen jedoch die hiſtoriſchen und poetiſchen Elemente noch zu ſehr auseinander, obwohl dieſe Werke ſchon eine höhere und veredelte Stufe des hiſtoriſchen Romans darſtellen. In ſeinen „Rebellen von Irland" hat aber Kühne wenigſtens keinen erheblichen Fortſchritt auf dieſer Bahn an den Tag gelegt. Obwohl dieſer Roman zum Theil bedeutender und großartiger in der Anlage iſt, als die Kloſternovellen, ſo hat ihm doch die allzu minutiöſe Behandlung, die langſam Tüpfchen für Tüpfchen ausführt, und der Mangel an Erfindung, welcher bei Kühne überhaupt zu bemerken iſt, ſehr geſchadet.

Faſt in allen Gattungen der Poeſie hat Julius Moſen vielfältige Beſtrebungen gezeigt. Fern von allen Parteiungen der Literatur, hat er nur nach der Entfaltung eines reinen und ſelbſtſtändigen Dichterlebens getrachtet, und der ihm eigene poetiſche Kern hat ſich bedeutend genug dazu erwieſen. In ſeiner Lyrik vereinigt ſich oft Gedankenfülle mit der höchſten dichteriſchen Kraft des Ausdrucks, und mehrere ſeiner Gedichte, wie „die letzten Zehn vom vierten Regiment" ſind volksthümlich geworden. Die höchſte Bedeutung legt er ſelbſt auf ſein dramatiſches Streben, und er dürfte beſonders befähigt dazu ſein, die nationale Macht und Bedeutung des deutſchen Drama's hervorbilden zu helfen. Das gedrungene, thatſächliche und ſcharf concentrirte Leben der dramatiſchen Dichtungen Moſen's (Cola Rienzi, Otto III., die Bräute von Florenz, des Fürſten Sohn) iſt gewiß ſehr anzuerkennen, doch hat auch er in ſeinen letzten Dramen, namentlich in den „Bräuten von Florenz"

angefangen, sich zu Gunsten des Theaters den bestehenden Bühnenverhältnissen auf eine der Poesie nicht mehr ganz zuträgliche Weise zu accommodiren. Bei weitem vollendeter und bedeutsamer scheint er uns in seinen größeren epischen Dichtungen dazustehen. Hier ist es ihm vornehmlich geglückt, zweier außerordentlich bedeutender Stoffe sich bemächtigt zu haben. Dieß ist der Ritter Wahn und der ewige Jude (Ahasverus). Diese Stoffe besitzen deshalb eine so glückliche und große Bedeutsamkeit in sich, weil sie, volksthümlich vorhanden und durch die Weihe des Mythus getragen, außer dieser überlieferten Berechtigung zur Poesie auch noch einen universalen und unendlichen Sinn für die ganze Menschheit haben, und so ein Höchstes in der Dichtung verheißen. In diesen Stoffen liegen alle Erfordernisse eines großen und wahrhaft modernen Gedichts, eines Gedichts, welches das ganze Ringen der christlichen Welt, alles Bangen und Schreien um Freiheit und Zukunft, um geistige und weltgeschichtliche Erlösung, noch den spätern Geschlechtern erzählen kann. Neben der speculativen Seite des Inhalts tritt auch aus diesen Stoffen so viele mährchenhafte Schönheit heraus, und der Blüthenduft der Sage mildert die herbe Speculation, die hinter der naiven Erfindung lauert.

Andere Richtungen und Zustände, die charakterschildernd für ganze Völkerepochen sind, bedürften ebenfalls, in Normalgestalten von der Darstellung festgehalten zu werden, wie zum Beispiel das Wesen von Uebergangsperioden überhaupt, mit allen ihren Gegensätzen, die am Individuum wie am Allgemeinen haften, deren Hinstellung einer Dichtung von großen Dimensionen und zeitgemäß speculativer Begründung vorbehalten bliebe. Wie im Faust die metaphysischen Zerwürfnisse der modernen Menschheit, die ihre andere Seite, in welche sie überschlagen, im Don Juan

haben, ſo müßte in einer gleich elaſtiſchen Geſtalt die Dialektik der Zuſtände, die Anziehung und Abſtoßung des Alten und Neuen, des Berechtigten und Werdenden, jene Skepſis, die ſich wie eine fliegende Schiffbrücke über das Meer der Zeiten ſchlägt, verkörpert und verſinnbildlicht werden. Heinrich Stieglitz, durch lyriſche Dichtungen, beſonders durch ſeine phantaſiereichen „Bilder des Orients“ ſich zuerſt auszeichnend, hat in einem Drama, das unter dem Titel: „Dionyſosfeſt. Lyriſche Tragödie“ erſchienen, dieſe Idee auszuführen und eine Dichtung der Uebergangsepoche zu liefern geſtrebt. Zwei Träger grundverſchiedener Lebenselemente ſtreiten darin um den Preis der Geſchichte, um die Anerkennung der ſiegenden Exiſtenz, aber ſie haben beide nicht ideell Gemeinſames genug, um das ganze Weſen einer hiſtoriſchen Uebergangszeit, in der ſich Eines aus dem Andern in gleichartigen Verknüpfungen entwickelt, zu erſchöpfen. Als erſter und hauptſächlichſter Eindruck aber muß ſich der erweiſen, daß der Sieg gefeiert werden ſoll, welchen das göttliche Recht über das menſchliche davonträgt. Dies iſt die Hauptſchwingung aller Uebergangszeiten, und die Stieglitziſche Dichtung hat in mehreren Partieen Bedeutendes zu ihrer Veranſchaulichung geleiſtet. Bei dieſem Dichter iſt das muſikaliſche Element ſeiner Poeſie ſehr beachtenswerth. Eine kräftige und edle Geſinnung hat ſich auch in ſeinen „Liedern der Zeit“ ergoſſen. Etwas Verwandtes in der Gemüthsart hat Wilhelm Waiblinger, eine bedeutende poetiſche Natur, die aber durch zu frühen Tod gehindert wurde, ſich die höchſte Ausbildung und Vollendung zu geben. Der wilde Ueberſchwang ſeines Geiſtes machte ſich zuerſt in höchſt formloſen, aber von originellem Streben zeugenden Dichtungen Luft, die alle Schlacken und Schärfen der modernen Skepſis in ſich trugen. Sein Aufenthalt

in Italien wurde zu einer glücklichen Wendung auch für ſein ſchaffendes Dichtertalent, und die Reihe der dort von ihm begonnenen und theilweiſe ausgeführten lyriſchen, dramatiſchen und novelliſtiſchen Dichtungen zeigt ihn in einer merkwürdigen Läuterung und Erhöhung begriffen. Beſonders ſind ſeine Schilderungen italieniſcher Sitte, Natur und Volksthümlichkeit, die er in ſeinem Taſchenbuch aus Griechenland und Italien gegeben, meiſterhaft zu nennen. Mitten in dieſem bedeutenden Umwandlungsprozeß aber, der mit ihm und ſeinem Talent vorgegangen, unterbrach ihn der Tod. Seine Werke erſchienen von kundiger Hand geordnet und geſammelt. (Hamburg, bei Heubel).

Ein tiefes, beſchauliches Gefühl tritt uns in Leopold Schefer entgegen, den die ſtill ſinnende Contemplation eines reichen Herzens, das durch innere und äußere Erfahrungen vielfältig gereift und gebildet worden, zum Dichter gemacht hat. In ſeinem „Laienbrevier," das unter allen ſeinen Werken die meiſte Anerkennung gefunden, hat er die Summe ſeiner dichteriſchen Lebenserfahrungen in einer Reihe von didaktiſchen Gedichten zuſammengeſtellt. Hier iſt die Ausdrucksweiſe als Spruch, als Gnome vorherrſchend, und dieſe gnomiſche Art der Dichtung ſcheint dem Naturell Schefers ganz beſonders zuzuſagen, obwohl er von der Kunſt des Angelus Sileſius, in zwei Zeilen die beiden Pole eines großen Weltgedankens entſcheidend, und mit der Schnelle eines Blitzes zuſammenzufaſſen, nichts beſitzt. Die ganze Weltanſicht dieſes Dichters iſt auf einen poetiſchen Optimismus gebaut, der ihm alle Erſcheinungen mit einem ewigen Sonnenglanz überkleidet, die Contraſte mildert und die Gegenſätze von vorn herein verſchmilzt. Dieſer Optimismus führt zu einer ſolchen Heiligſprechung der Erde, wie ſie in dem „Laienbrevier" gewiſſermaßen zum Moralprincip, zum Sittengeſetz erhoben worden iſt. Die

kindliche Gläubigkeit des Dichters, der das Tiefste zu erschauen vergönnt ist, hat in ihrem abgegränzten Stillleben das ihr gemäße Glück gefunden, nichts ist unbedeutend und beziehungslos für sie, an das Kleinste, das in ihrem Kreise sich ereignet, weiß sie das Höchste zu knüpfen, und an jedem Rosenstrauch am Wege verrichtet sie ihre Andacht, mit jedem Vogel steht sie in Sympathie. Aus diesem gegenseitigen Natur- und Gemüthsleben quellen die eigenthümlichsten poetischen Betrachtungen und Darstellungen Schefers hervor, und hierin bewährt er auch seine innige Wahlverwandtschaft mit Jean Paul, mit dem er die Sympathieen in der Anschauung, wenn auch nicht alle Mittel der Darstellung gleich mächtig theilt. Dies tritt uns vornehmlich in seinen Novellen entgegen, die oft merkwürdige Lebensbilder in originellster Behandlung vorüberführen. Besonders aber ist es der phantastische Humor, in dem Schefer eine große Stärke besitzt, der ihn häufig der wahren Wirklichkeit in seinen Darstellungen entfremdet, aber dafür im Gebiet der Träume um so glänzender und farbenreicher erscheinen läßt.

Mangel an praller Wirklichkeit und festem Fleisch der Darstellung kann man dagegen Willibald Alexis in seinen Romanen und Novellen nicht vorwerfen. Dieser Autor, mit seiner an Walter Scott groß gewordenen Muse, hat fast immer die tüchtige Staffage eines practischen Stoffes zur Hand, auf dem er mit einer sichern, meisterhaften Technik das Figurentheater bunter und interessanter Verhältnisse aufschlägt. In Behandlung der Localitäten ist Alexis fast immer ausgezeichnet und werthvoll, auch gelingen ihm Sittenschilderungen und individuelle Charaktermalereien, in denen er oft psychologische Tiefe entwickelt. Man hat ihn den preußischen Walter Scott genannt, und mit Recht, da seine Darstellungen aus der

brandenburgisch-preußischen Geschichte, namentlich sein „Cabanis“ und der „Roland von Berlin“ in diesem Genre Meisterwerke genannt werden können. Weniger passen ironische und zeitsatirische Motive für ihn, weshalb sein Roman „das Haus Tüsterweg,“ bei vielen geistvollen und glänzend ausgeführten Einzelpartieen, nur eine verfehlte Wirkung haben konnte. Im historischen Roman hat auch Eduard Duller einige ausgezeichnete Darstellungen geliefert und darin eine ebenso kenntnißreiche als poetische Anschauung der Geschichte an den Tag gelegt. Duller hat viel Phantasie, einen edeln lyrischen Schwung, und tüchtige Gesinnung. In Genrebildern hat August Lewald Treffliches geleistet, und neuerdings in seinem „Theaterroman“ die Wirklichkeit der deutschen Bühnenzustände charakteristisch genug aufgezeichnet. –

Man hat an der neueren deutschen Literatur das überwiegend demokratische Element hervorgehoben und dieser Umstand, sei er begründet oder unbegründet, ist großentheils die Ursache, weshalb unsere Literatur mehr als jemals isolirt und ohne Begünstigung dasteht in einem Lande, in dem gleichwohl die besten Lebenskräfte einzig und allein in die Literatur hineingedrängt werden, ohne andere Auswege der Thatkraft. Ein grausamer Zug unserer Zeit, daß sie am eifrigsten diejenige Blüthe heraustreibt, welche am sichersten bei ihr dem Tode verfällt. Die Zeit stößt unsere ganze Entwickelung in die Literatur hinein, und die Literatur geräth eben dadurch, weil sie der Träger einer universellen Entwickelung wird, in den ihr lebensgefährlichen Verdacht, den man endlich unter einem höhern Gesichtspunct auflösen sollte, um dem Streben des Geistes die Unbefangenheit wiederzuschenken. In Frankreich sehen wir jetzt dieselbe Ueberfülle von Literatur wie in Deutschland, aber unter schlimmeren Symptomen. Die französische National-

kraft, die sich in den politischen Spiegelfechtereien der letzten Jahre zu sehr abgeschwächt und entsittlicht hat, setzt sich in literarische Schöngeisterei um, die man jetzt in allen Formen und auf allen Gebieten wuchern sieht. Die heutige französische Literatur gleicht der polnischen Suppe, die im gewaltigen Kochtopf beständig auf dem Feuer brodelt und in welche alle Ueberbleibsel des Haushalts, alle abgefallenen Brodrinden des Tages, alle Neigen, Schwarten und Strünke der ganzen Wirthschaft hineingethan werden, um daraus den universellen Brei zusammenzurühren. So nimmt die französische Literatur jetzt alle Augenblicke einen andern Charakter an, je nachdem gerade, durch eine zufällige Mischung, ein besonderes Ingredienz das vorschmeckende ist, und vorübergehend scheint dort sogar eine religiöse Schöngeisterei, eine bigotte und katholische Belletristik zum Modeton der Tagesproducte zu werden. Die deutsche Literatur leidet an derselben Ueberdrängtheit der Lebensstoffe, indem auch bei uns alle Richtungen des Daseins sogleich zur Literatur werden, und vor der Hand auch als Literatur verbraucht werden, die Lebenskraft, welche ihnen inwohnt, in dieser Form an den Tag legend und anwendend. Dieser parlamentarische Charakter hat unsere Literatur in Mißgunst gebracht und bei manchen Regierungen wurde daher seitdem häufig Literatur gleichbedeutend mit Demagogie erachtet.

Unter diesen Umständen haben gewisse literarische Erscheinungen bei uns, welche sich von vorn herein in einer mehr privilegirten Sphäre der Gesellschaft ansässig zu machen suchen, das Interesse der Absonderlichkeit für sich. So ist es in den interessanten und lebensvoll ausgesponnenen Romanen von Auguste Paalzow (Verfasserin von Godwie-Castle) der aristokratische Gesellschaftsgeist selbst, der darin seine Vertretung und Gestaltung sucht, und der vorzugsweise in einem Schaffen, das sich in einem Kreise ver-

nehmer Interessen abgränzt, und in der eigenthümlichen chevaleresken Haltung aller Lebensgebilde, sein Prinzip des Schönen und Wahren entwickelt. Die Romane der Frau Paalzow haben die vornehme Sphäre, aus der sie erzeugt und für die sie berechnet sind, am ungetrübtesten und reinsten für sich, und das Fesselnde, das diese Darstellungen auf die Leserwelt ausgeübt haben, muß ihnen schon an sich als ein Vorzug zuerkannt werden, aber es fehlt ihnen im Grunde das höhere productive Talent, um diese Lebenssphäre so zu befruchten, daß es zu etwas Erheblichem dabei kommt.

Diese höhere Productions- und Gestaltungskraft ist den Romanen von A. von Sternberg nicht abzusprechen, und von ihm wäre am meisten eine rein künstlerische Durchbildung der Formen auf diesem Gebiete zu erwarten gewesen. Er zeigte sich früher besonders mit jenen hübsch abgerundeten und prägnant vorgetragenen Erzählungen, in denen das Wesen und Treiben kleiner Höfe und überhaupt ein gewisses aristokratisches Kleinleben so meisterlich spielt, ein Thema, das sich freilich durch die allzu häufige Benutzung immer mehr bei ihm abgeplattet und verdünnt hat. In Sternberg's bedeutendem Talent sind jedoch zweierlei Gesetze thätig, welche diesen Schriftsteller gewissermaßen befriedigungslos hin- und herzerren, nämlich das Gesetz der alten, literaturfrommen, im reinen poetischen Schaffen sich genügenden Zeit, und das Gesetz einer neuen, an die treibende Kraft der Zeitideen verfallenen Periode. Von beiden Seiten her hat er Richtungen empfangen, mit denen er sich nicht ganz klar abzufinden vermag, und die seinen Darstellungen etwas Schwankendes geben. Diese Zwiespältigkeit der Richtungen erscheint aber in ihm nicht als Kampf, sondern zum Theil nur als Manier. Nichtsdestoweniger gehören seine Leistungen zu den bedeutendsten der

gegenwärtigen Literatur in Deutschland, und lassen einen durch Lebenserfahrungen mannigfach gebildeten, hier und da nur in raffinirter und geklügelter Lebensstellung abserbirten Geist erkennen.

Dagegen sehen wir in einer aristokratischen Dichterin, Gräfin Ida Hahn-Hahn, eine gewisse harmonische Vollendung dieser Richtung sich herausbilden, und mit den socialen Ideen der Zeit sich eigenthümlich verschmelzen. Die vornehme Dichtung zeigt sich hier von ihrer liebenswürdigsten Seite, und obwohl ihrer selbst sich bewußt und auf manche kleine Besonderheiten kindisch versessen, erscheint sie doch auch wieder unbefangen und natürlich, und bemüht sich wenigstens, das exclusive Element wohlthuend in dem höheren poetischen aufzulösen, obwohl ihr dies nicht immer gelingen mag, indem daraus zuweilen bloß ein widerwärtiges Schönthun mit den exclusiven Manieren wird. Die Bücher dieser Schriftstellerin sind fast sämmtlich Schilderungen aus der Gesellschaft, und reihen sich als solche, oft in einem locker verbundenen Faden, zu Romanen und Novellen aneinander. Die Feinheit und Eigenthümlichkeit der Beobachtung, durch welche sich diese Darstellungen auszeichnen, hängt sich zwar oft auch an das Unwesentliche fest, mit dem Bestreben, etwas Wesentliches daraus zu machen und darin zu erblicken, aber sie erlauscht auch ebenso sehr die bezeichnendsten Züge der Individualität und stellt dieselben in den sinnigsten Malereien hin. Das Thema der socialen Verwickelungen ist die schwächste Seite dieser Dichterin, und sie besitzt hier nicht die Erfindungskraft, Menschenkenntniß und den erhabenen Gerechtigkeitssinn, welchen wir bei George Sand anerkennen mußten. Vielmehr müssen ihre Gebilde darin aller subjectiven Willkür und Laune gehorchen, und sie sucht oft als schön und interessant darzustellen, was offenbar nur eine moralische Schwäche ist,

wie ihr dies in ihrem neuesten Roman „Ulrich“ begegnet ist. Ihr Hauptverzug aber ist, daß sie eine wirkliche Dichterin ist, und je mehr ihre Productionen diesem rein poetischen Charakter entgegenstreben, desto unbestrittenere Anerkennung werden sie verdienen. Weniger angenehm ist sie als Reisende, wo sie sich durchaus unfähig gezeigt hat, Völkercharaktere in einem höheren Geiste zu beurtheilen.

Zeigt sich in den Romanen der Gräfin Hahn die aristokratische Lebensbetrachtung vorherrschend, so macht sich dagegen in den Darstellungen einer andern Dichterin, L. Mühlbach, oft das liberale Element der neueren Poesie geltend. In ihren Romanen wird zugleich für die socialen Conflicte der Zeit eine Versöhnung erstrebt, die sich auf der festen Grundlage des in seiner Sittlichkeit freien Gemüths aufführen will. Die Poesie der positiven Lebensformen sucht sich hier im modernen Roman zu gestalten, und wie scharf auf der einen Seite auch die Gegensätze und Zerklüftungen der heutigen gesellschaftlichen Zustände zergliedert werden, so soll doch daraus nur das wahre Ideal der höchsten Freiheit und Sittlichkeit selbst hervortreten, an das sich ein von edelster Menschheitsliebe erfülltes Herz festgehangen.

War oben von dem aristokratischen Element in der modernen Poesie die Rede, so müssen wir hier noch eines sehr begabten Schriftstellers gedenken, der, namentlich in Novellen, allen Lebensaufwand der Fashion und die aristokratische Tournüre ebenso naturgetreu abgezeichnet hat, als er sie zugleich, wo es sein muß, auf das Feinste persiflirt und in ihrer Nichtigkeit hingestellt hat. Dies ist Friedrich von Heyden, ein ächtes Dichtergemüth, mit einer vollen und festen Ansicht des Lebens, das er in seinen leisesten innerlichen Schwingungen wie in aller bunten Beweglichkeit nach Außen hin gleich kräftig und ge-

wandt zu ergreifen weiß. Besonders ist er Meister in der Darstellung verwickelter Gesellschaftsverhältnisse, denen ihn doch sein innerster Sinn, der ihn auf eine geheimnißreiche Fülle des Gemüths- und Naturlebens anweist, gerade am liebsten entzieht; aber wie ihm eine reiche Welterfahrung zu Gebote steht, so ruft er aus dieser vorzugsweise gern und mit besonders glücklichem Takt complicirte, durch höhere Intriguenspiele bewegte und verknüpfte Verhältnisse der Wirklichkeit hervor, und bringt sie mit ungemeiner Beweglichkeit und glänzender Ironie zur Darstellung. Der weltmännische Takt, die wahre Kunst zu leben, ist in Heyden's Darstellungen eben so sehr zu bewundern, als die zartesten Gemüthsnüancen, ein anmuthiges Stillleben der Gefühle, und alle die kleinen Züge eines liebenswürdigen Naturells, die sich in der Farbenmischung unbewußt verrathen, an seine Dichtungen fesseln. Die Schöpferkraft dieses Dichters hat sich schon sehr mannigfach und seit einer Reihe von Jahren ununterbrochen bethätigt. Als Epiker hat er besonders in seinem Reginald eine bedeutende romantische Dichtung geliefert. Unter seinen größeren Romanen zeichnen sich die Intriguanten, ein geistvolles Charaktergemälde des siebzehnten Jahrhunderts, durch sehr lebhafte und glänzende Schilderungen aus. Seine Novellen, in denen sich oft sehr charakteristische Auffassungen der Zeitverhältnisse zeigen, erschienen gesammelt unter dem Titel: „Randzeichnungen" (Leipzig 1842, zwei Bände). Seine dramatischen Arbeiten ragen durch Dialog, Erfindung und wahrhaft dramatische Behandlung in einem hohen Grade hervor. Die meisten derselben bewegen sich auf dem Schauplatz moderner Gegenwart und moderner Gegensätze, in deren Behandlung sich ein freies, alle Nüancen scharf durchdringendes Talent an den Tag legt. Sie wurden

gesammelt unter dem Titel: „Theater," Leipzig 1843, in drei Bänden. —

Die Poesie unserer Zeit hat ein merkwürdiges Bestreben an den Tag gelegt, eine Poesie der Wirklichkeit zu werden, und statt in müssigen, von der Welt abgeschiedenen Träumen sich zu ergehen, ein bestimmtes Verhältniß zu der sie umgebenden Gegenwart anzunehmen. Wie tief dies Streben im Geist der heutigen Menschheitsepoche überhaupt wurzelt, zeigt sich auch darin, daß die deutsche Lyrik, welche sich sonst am meisten in träumerische Naturempfindung und in subjectives Stillleben eingesponnen, in neuester Zeit am befugtesten diesen Drang bekundet hat, sich zu einem Organ der Zeit und ihrer wirklichen Zustände und Reibungen zu machen. Was nun die Lyrik als solche anbetrifft, so kann wohl ihrer ursprünglichen Aufgabe nichts mehr entgegen sein, als die, sich zu einem prickelnden Element in der Zeitbewegung zu machen, und diese sogenannte Zeitlyrik oder Oppositionspoesie, wie überreichliche Gunst man auch ihren, zum Theil unpoetischen Ergießungen geschenkt, und wie sehr sie auch anderntheils die ihr gezollte Anerkennung verdienen mag, wird doch, so lange sie noch mehr Zeitungspoesie als Volkspoesie bleibt, nur für eine untergeordnete Gattung erklärt werden müssen. Ihre wahrhafte Aufgabe ist, sich aus der bloßen Oppositionspoesie zur wahren Volkspoesie zu erheben. Das Volkslied hat dies Vorrecht der Poesie, sich an Alles heranzumachen, und es durch die einfachste und naivste Betrachtung zugleich auf das Schärfste zu zerfetzen, immer siegreich verwaltet. Alle Volkspoesie trägt schon einen Keim von Opposition in sich, denn des Volkes Stimme ist eben darum Gottes Stimme, weil vor der gesunden und durchdringenden Anschauung des Volkes, in der das Recht und die Freiheit schon wie ein Naturinstinct leben, keine Schlechtigkeit bestehen kann.

Das deutsche Volkslied des Mittelalters hat in Scherz und Schimpf so manchen nationalen Widerstand ausgefochten, und ein ächter Kern unserer Nationalität ist darin herrlich zu Tage gekommen. Wenn aber die Volkspoesie, in ihrer natürlichen Freiheit und in des Volkes nie zu berückendem Wahrheitsinstinct, leicht zur Oppositionspoesie gewerden, so sollte umgekehrt auch alle Oppositionspoesie, durch welche Unnatur der Zeiten sie auch erweckt und zu künstlichen Formen getrieben werden mag, zur Volkspoesie zurückkehren und zu Volkspoesie werden. Der Volksgeist, wie er in sich gewaltig und unerschütterlich ist, ist auch wieder die fröhliche und kindliche Gemüthsherrlichkeit selber, und was in seinem Sinne angegriffen und zerstört wird, wird auch in seinem Sinne, zu wahrer Erhebung des Nationallebens, wieder aufgebaut werden. Denn das Volk, göttlich mild und ewig schaffend wie es ist, verwüstet nichts, was es nicht auch die Kraft hätte, besser und edler wiederherzustellen. Was das Volk an seinen Tyrannen verwüstet, wird es immer aus sich zu ersetzen vermögen. Nicht so die Tyrannen, denen nicht Kraft und Macht von Gott gegeben ist, das zu ersetzen, was sie oft am Volke verwüsten. Dagegen wird nur dasjenige Schlechte wahrhaft verwüstet, welches aus dem Volke heraus verwüstet wird.

In den politischen Liedern Hoffmann's von Fallersleben, die sich neckisch und bedenklich zugleich Unpolitische Lieder genannt haben, ist es zwar der politischen Opposition gewissermaßen gelungen, jenen Volkston anzuschlagen, der eine so hinreißende Gewalt auf das Gemüth ausübt. Wenn aber jenes satirische Behagen des Volksliedes, das sich harmonisch in seinen Gegensätzen schaukelt, hier nicht aufkommen konnte, wenn das Scharfe und Schneidende mächtiger geworden ist als das Naive und Poetische, so ist darin eine innere Sterniß zu Tage

gekommen, die dem trefflich ausgerüsteten Dichter nicht allein zuzuschreiben ist.

Am nächsten daran war Anastasius Grün in seinen „Spaziergängen eines wiener Poeten," eine deutsche Chansons mit ähnlicher Feinheit und Naivetät, wie Beranger, zu gestalten. Die liberale Richtung dieses hochbegabten Dichters zeigt sich auch immer mit poetischem und gemüthlichem Element durchdrungen, und was er in dieser Weise geleistet hat, muß wohl für sein Bestes und Vollkommenstes erachtet werden. Hier ist auch seine Diction, die sonst oft in ihrer Schwülstigkeit Auswüchse der Kraft darbietet, feinbegränzt und maßvoll. Anastasius Grün ist einer unserer edelsten und vom ächten Geist der Muse beseelten Dichter, und wenn man ihm in letzter Zeit hat nachsagen wollen, daß seine Begeisterung für die Freiheit erkaltet, so beruht dies lediglich auf äußern Umständen, die auf das Innere dieses Dichters nicht den geringsten Einfluß geübt, und die von den mit solchem Vorwurf sehr freigebigen Schreiern des Tages zu dieser Anklage benutzt worden. Der Pöbel sieht überall nur Convertirungen und Bekehrungen, sobald er nicht mehr in den Extremen seine Rechnung finden kann. Was wir aber von der zu grellen Absichtlichkeit in den deutschen Chansons bemerkten, muß von den meisten politischen Gedichten Friedrich von Sallet's, der sich sonst durch Witz, Schärfe und Tiefsinn auszeichnet, gesagt werden. Es lebt in ihm der begeisternde Gedanke deutscher Volksdichtung, der auch die Grundlage seines „Laien-Evangeliums," in welchem er sich zu dem größten Kraftaufwand seines Talents gesammelt, bildet. Abgerundeter und anmuthsvoller, auch in den schreiendsten Dissonanzen beständig von einem poetischen Hauch durchdrungen, zeigt sich schon G. Herwegh in seinen „Gedichten eines Lebendigen" welche (die unangemessene

und durchaus unnütze Zueignung abgerechnet) durch ihre mächtige Begeisterung in feingeschliffener Form alle Anerkennung verdienen. Doch ist oft noch das Rhetorische in ihnen vorwaltend, was Längen verursacht, die der Wirkung nachtheilig werden. In diesem Zusammenhang sind auch die durch schöne Form und eine oft sinnreiche Auffassung ausgezeichneten Gedichte von Franz Dingelstedt zu nennen. Die Dichtungen von Karl Beck, theils der oppositionellen Zeitlyrik angehörend, theils in romantischem und phantastischem Genre sich bewegend, haben ihr Eigenthümliches in einer glänzenden Bildersprache, Bild und Redeblüthe vertreten darin ganz und gar den Gedanken, vernichten ihn aber auch oft. Klar und scharf geschliffen erscheinen dagegen immer die Darstellungen von Franz Freiherrn Gaudy („Gesammelte Werke" von Arthur Müller, Berlin 1844), der namentlich in seinen humoristischen und satirischen Gedichten eine populaire Naivetät zeigt, und einen sinnigen volksthümlichen Ton getroffen hat.

Wieviel Blendendes und Hinreißendes auch diejenige Lyrik haben mag, welche vorzugsweise die Bewegungen der Zeit nachzuklingen und anzuregen gestrebt, so werden uns doch dabei auch die Dichter, welche am liebsten innerhalb der Gränzen des poetischen Gebiets verbleiben und an den ewigen Frieden der Dichtkunst sich festgehangen haben, in ihrem guten Recht und gewissermaßen im alten Recht der Poesie selbst erscheinen müssen. Friedrich Rückert, zum Beispiel, (seiner Bedeutung als Zeitdichter erwähnten wir schon früher unter seinem damaligen Dichternamen Freimund Raimar) ist ein Naturdichter, und als solcher der größte, reichste und originellste, den es in Deutschland gegeben. Rückert's Naturansicht ist eine durch und durch vergeistigte und neigt sich mit einer überwiegenden Richtung zu dem dichterischen Pantheismus der orientalischen Welt-

anſchauung, die in Allem nur Eines ſieht, feiert und anbetet. So ſingt Rückert:

O Sonn', ich bin dein Strahl, o Roſ' ich bin dein Duft,
Ich bin dein Treyf, o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft!

und dieſes lyriſch trunkene Sichempfinden im Allgemeinen, woraus gewiſſermaßen ein hymniſcher Wettgeſang zwiſchen Menſch und Natur zur Feier der Schöpfung hervorgeht, bildet einen überall anklingenden Grundzug ſeiner Poeſie. Dabei jedoch, trotz aller Ueberſchwänglichkeit dieſer Stimmung, nirgend eine myſtiſche Verkümmerung in Rückert. Weiſe wie ein Bramin, und leicht und leichtſinnig wie ein Vogel, bewegt ſich ſein Lied unter einem immer blauen, reinen, lächelnden Himmel, mit tiefen Fernſichten nach Oſt und Weſt, mit blitzenden Sonnen, ſymboliſchen Sternen, und gedankenvollen Morgen- und Abendröthen. Bald liebenswürdig unter Blüthen gaukelnd wie ein ſchelmiſcher Elfengeiſt, bald ernſt unter wehenden Bäumen und Büſchen in feierliche Prieſterandacht verſunken, träumt ſich dieſer Dichter, während er ſich nur an das Naturwüchſige der ihn umgebenden Blüthenwelt hinzugeben ſcheint, daran oft in die tiefſte Speculation hinein. Und dies wird meiſtentheils der eigenthümliche Wendepunct ſeiner Gedichte. Das Orientaliſche, das in Rückert's Gemüth und Anſchauungsweiſe mehr wie eine geiſtige Sympathie, denn als abſichtliche Hinneigung hervorſticht, tritt dagegen in ſeinen poetiſchen Ausdrucksformen öfter mit beſtimmter Abſichtlichkeit, ja mit philologiſchen Anflügen heraus. Die neuen, reichen Wendungen und Ausdrucksweiſen, die dadurch in ſeiner Sprache entſtehen, ſind nicht ſelten bedeutend und von origineller Schönheit, mitunter jedoch läſtig und in's Spieleriſche entartend. Mit den Orientalen theilt Rückert auch noch die Eigenthümlichkeit, daß er ſeinen Ergießungen, die ihn ſelbſt

aus einem unerſchöpflichen Füllhorn überſchütten, kein Genüge finden, ſeinem Gedicht kein Ende und keinen Abſchluß zu geben vermag. Viele ſeiner Gedichte ſind in der That zu lang, und nicht ohne einige Beeinträchtigung ihres Eindrucks, ſo ſchlecht auch jene Kritik des Polonius ſein mag, und ſo gewagt das Hülfsmittel Hamlets, jede Länge gleich zum Barbier zu ſchicken.

Hier wollen wir auch der markigen, kraftvollen und ehrlichen Muſe Adalberts von Chamiſſo, mit ſeiner Lyrik von altem Schrot und Korn, gedenken. Dieſer edele Dichtergeiſt, welchen Deutſchland der franzöſiſchen Nation abgewonnen, hat ſich in ächt deutſcher Weiſe herrlich entwickelt, und in ſeiner Poeſie geſunde und ſtarke Gebilde hingeſtellt, die durch ihre Naturfülle immer etwas Erfreuliches haben. So techniſch vollendet Chamiſſo in ſeinen Formen iſt, ſo ungekünſtelt und wahr iſt er in ſeinen poetiſchen Anſchauungen, in ſeiner humoriſtiſchen Lebensauffaſſung, in ſeinen ernſten gedankenvollen Träumereien. Dieſer unſchuldige und naturvolle Sinn, der in ihm waltet, giebt ihm zugleich den wahren Adel der Poeſie, eine erhabene und von allem Gemeinen fremde Geſinnung, die uns in Chamiſſo's Dichtungen überall entgegentritt. In ſeinen Balladen und poetiſchen Erzählungen ſpielt jedoch öfters eine grelle franzöſiſche Melodramatik mit, die im Stoffe lichen liegt, und die Vorliebe Chamiſſo's für ſchauerliche Nachtſtücke, Räuberſcenen und dergleichen in ſich ſchließt. Ein durchweg freundliches Talent haben wir dagegen in dem gemüthvollen Guſtav Schwab, der ſich immer innig und harmoniſch zu geben trachtet. Seine Balladen haben einen klaſſiſchen Werth, und werden ihm in der Geſchichte der deutſchen Lyrik ſeine Bedeutung ſichern. Nicolaus Lenau begann bedeutender, als er endigen zu wollen ſcheint. Die düſtern und melancholiſchen Naturan-

ſchauungen in ſeinen früheren Gedichten haben oft eine erhabene dichteriſche Kraft. An größeren Productionen, namentlich ſeinem Savonarola und Fauſt, iſt er bis jetzt geſcheitert. Dagegen iſt er in der Form immer Meiſter und erreicht eine ſeltene harmoniſche Abrundung. Etwas Verwandtes mit ihm hat Ferdinand Freiligrath, obwohl er ſtärkere und grellere Effecte in ſeinen originellen Naturmalereien erzielt. Dieſer Dichter, auf deſſen Phantaſie das Fremdartige und Groteske einen ſo großen Reiz ausübt, hat in ſeiner Poeſie doch eine ſtarke Beimiſchung von franzöſiſchem Element, das ſich in ſeinem Haſchen nach piquanten Bildern oft allzuſehr verräth. Er iſt ein Meiſter in der maleriſchen und muſikaliſchen Behandlung ſeiner Bilder zu nennen, aber ſein geiſtiger Horizont iſt beſchränkt, und wie ſehr auch ſeine Leiſtungen den ihnen gewordenen Beifall verdienen, ſo legt man doch auf der andern Seite zugleich durch dieſe Vorliebe für Freiligrath das Bekenntniß eines verderbenen Geſchmacks an den Tag. Zedlitz, der Dichter der „Todten-Kränze," behauptet durch dieſes eine Werk einen Ehrenplatz auf dem deutſchen Parnaß, wenn er ſich auch ſeitdem in keinem productiven Fortſchreiten begriffen gezeigt. Die Gedichte von Wilhelm Wackernagel, erſt jetzt geſammelt, werden einen unſerer freiſinnigſten und talentreichſten Dichter auch in einem weiteren Kreiſe kennen lehren. Kein Zweig der Dichtkunſt hat wohl ſo viele und eifrig gepflegte Blüthen getrieben, als in neuerer Zeit die deutſche Lyrik. Wie viel Mittelmäßigkeiten ſich darin auch immer eine ihnen gern zu erlaſſende Expectoration verſchafft, ſo liegt doch auch in ſo vielen andern edeln und ſchönen Ergüſſen begabter Naturen der erfreuliche Reichthum deutſchen Gefühls- und Seelenlebens zu Tage. Apollonius von Maltitz, ein kräftiges und eigenthümliches Talent, auch zu dramatiſcher und novelli-

ſtiſcher Dichtung begabt, Karl Maier, mit ſeinen kleinen allerliebſten Liederepigrammen und Naturgedichten, die er ſich gewiſſermaßen von den Bäumen ſchüttelt, Ludwig Bechſtein, vielſeitig und auch wiſſenſchaftlich regſam, beſonders aber durch ſein lyriſches Talent bedeutend, Leopold Schweitzer, durch treffliche und originelle Balladen ausgezeichnet, bedeutender noch als Feuilletoniſt und Publiziſt wirkend, E. Ferrand, G. Pfitzer, A. Rebenſtein, Hermann und Rudolf Margraff, und noch manche andere dürften hier zu nennen ſein, die in einer Literaturgeſchichte der Lyrik ihre umſtändlichere Charakteriſtik verdienen. —

Was die neuere dramatiſche Poeſie anbetrifft, ſo dürfte es im Allgemeinen hier noch als erfreulich zu bemerken ſein, dieſelbe jetzt in ein unmittelbareres Verhältniß zur Bühne und zur theatraliſchen Aufführbarkeit eingetreten zu ſehen. Während die hervorbringenden Talente es eine Zeitlang für vornehm und gewiſſermaßen für einen Stempel ihrer poetiſchen Echtheit hielten, wenn ſie dramatiſche Dichtungen der Bühne ſo widerſtrebend als möglich einrichteten, ſo iſt jetzt ein umgekehrtes Verhältniß genußvoller hervorgetreten. Immermann, obwohl er ſich mit Grabbe in Düſſeldorf zu gemeinſamen Beſtrebungen für die Erhebung des deutſchen Theaters vereinigt hatte, konnte doch ſelbſt in ſeinen eigenen dramatiſchen Productionen das richtige Verhältniß zwiſchen Drama und Theater nicht finden. Noch weniger vermochte dies Grabbe, deſſen gewaltiges und gewaltſames Talent alle Bühnenverhältniſſe übertragte. Den Shakſpeare-Geiſt, den ſich Immermann zuerſt künſtlich einimpfte, beſaß Grabbe wirklich als einen eigenthümlichen Naturfonds in ſich, obwohl Grabbe's wilde, excentriſche, cyniſche Ueberkraft ſich nie zu der künſtleriſchen Harmonie und wahrhaft geiſtesgroßen Anmuth

bezwingen konnte, die den Sieg des ächten Genies bezeichnet, und in Shakſpeare dieſen Gipfel ſchöpferiſcher Vollendung darſtellt. Die erſten Stücke Grabbe's, unter denen ſein Herzog von Gothland für die coleſſalſte Verirrung des Talents gelten kann, zeigen ihn in einer krampfhaften Bewegung, in der ſelbſt die Kraft oft nur als ein verzweifeltes Ringen nach Kraft erſcheint. Einen merkwürdigen Fortſchritt dagegen bewies er in ſeinem Hannibal, den man als eine bedeutende Bereicherung der neueſten deutſchen Poeſie überhaupt betrachten muß, ein Stück von wahrhafter Originalität und hoher dichteriſcher Kraft. In dem einfachen, großartig klaſſiſchen, epigrammatiſch kurzen Stil dieſer Tragödie hat Grabbe alle früheren Unarten ſeines Talents überwunden, und die bacchantiſche Redſeligkeit, an der ſeine andern Dichtungen leiden, iſt hier einer pointirten und durch ſtille Motive wirkenden Beſonnenheit gewichen. Die dramatiſche Entwickelung leidet aber auch hier an manchen Fehlern, beſonders an dem, daß ſie nur in die Verhältniſſe und nicht in die Charaktere hinein verlegt iſt. Die Zeichnung Hannibals ſelbſt bietet nur geniale Noten für den Schauſpieler dar, ermangelt aber durchaus aller innern Charakterausführung, die in die Seelenbewegung des handelnden Helden hineinblicken ließe. Grabbe hat ſich in dieſem Stück, um ſeinen Gefühlsexcentricitäten entgegenzuwirken, oft in eine ſchneidende Kälte der Darſtellung gehüllt, doch iſt des Großgedachten und Hochpoetiſchen zu viel vorhanden, um nicht von dem Ganzen einen bedeutenden Eindruck zu hinterlaſſen. In ſeinen andern Dichtungen, namentlich in ſeinem Don Juan und Fauſt, in ſeinen hundert Tagen u. ſ. w. mag zum Theil mehr Kühnheit der poetiſchen Erfindung und Combination enthalten ſein, aber zu einem ſo geſchloſſenen und

künſtleriſch gedrungenen Ganzen, wie im Hannibal, hat ſich Grabbe ſonſt nicht wieder zu concentriren vermocht.

Zum Gegenſatz mit dieſem unbändigen Talent, welches ſich dem Theater nicht accommodiren mochte oder konnte, wollen wir ein anderes betrachten, welches uns als der Repräſentant deſſen gelten kann, was im beſtehenden Zuſtande die deutſchen Bretter bedeuten. Raupach hat ohne Zweifel ein urſprüngliches, ſehr entſchiedenes Talent, das ihn befähigte, etwas Ungewöhnliches zu erreichen, aber ſtatt ſeine anſehnlichen Kräfte an eine geiſtigere Belebung des deutſchen Theaters zu wenden, ſtatt den Schauſpielern tieferes Charakterſtudium in ſeinen Stücken zuzumuthen oder ſie wieder durch die Ueberlegenheit wahrer Poeſie zu einer ächt äſthetiſchen Schule zu gewöhnen und zu zwingen, ging er ohne Weiteres, und ohne einmal einen Kampf mit ſich zu kämpfen, darauf ein, ſeine Muſe als Theaterbedienten engagiren zu laſſen. Nachdem Müllner's ſchick- und ſcheuſälige, aber doch immer ſchön geſchriebene und oft wirklich dramatiſche Tragödien ſich auf den Brettern abgenutzt hatten, trat Raupach, mit dem fruchtbarſten und unermüdlichſten Talent, das ſeit Kotzebue geſehen worden, hervor, um ſich der deutſchen Bühne zu bemächtigen. Seine Stücke begünſtigten ein gewiſſes oberflächlich glänzendes Schauſpielertalent, wie es jetzt aller Orten angetroffen wird, und Raupach dichtete ganze Tragödien und Luſtſpiele für dieſes oder jenes Schauſpielers Figur oder Organ, und zeugte Menſchen, wie ſie in das, auf der königlichen Theatergarderobe in Berlin einmal vorhandene Coſtüm hineinpaßten. Und doch ſcheint es mitunter, als wenn ſelbſt unter dieſen beweglichen Coſtümen in ſeinen Stücken ein menſchliches Herz ſchlüge, es ſcheint mitunter, als wollte ſich ihm die Theaterdecoration zu einer Lebensperſpective erweitern, einzelne geniale Züge tauchen unwillkürlich aus

der Maschinerie hervor und man kann sich nicht enthalten zum öftern bewegt, hingerissen zu werden, wenn man auch an die Wirkung, von der man widerwillig überrascht wird, selbst nicht glauben kann und mag. Doch hat Raupach von Hause aus ein zu gutes poetisches Gewissen, als daß es ihm nicht zuweilen noch schlagen sollte, und er scheint dasselbe durch die sogenannten ideellen Tendenzen, nach denen er die meisten seiner Stücke zuschneidet, fast beschwichtigen zu wollen, indem er sich dann vielleicht überredet, echter Kunst und Poesie im Ganzen doch Genüge gethan zu haben, nachdem er sie im Einzelnen an den theatralischen Dingen todt gehetzt. In solchem Betracht ist zum Beispiel sein „Robert der Teufel" in der That merkwürdig. Es ist ein Drama, in dem die Frage von der menschlichen Willensfreiheit vollständig abgehandelt, und die Idee von der Prädestination auf eine sehr gründliche und wahrhaft schön durchgeführte Weise, widerlegt wird. In seinen rein historischen Stücken, namentlich in seinen Hohenstaufen-Tragödien hat Raupach meistentheils leichtsinniger gewirthschaftet.

Die jüngeren, ohne Zweifel mit treueren Absichten für die Poesie beginnenden Talente, haben es nun ebenfalls darauf abgesehen, die Bühne zu erobern. Sie lassen sich jetzt mit derselben sofort in practische Unterhandlungen ein, und zeigen sich willfähriger als sonst, Zugeständnisse aller Art zu machen. Das Talent sowohl, wie die Bühne, beide müssen dadurch gewinnen, das Talent an Realität, an Wirklichkeitsinstinct, woran es der deutschen Poesie und Literatur immer nur allzusehr gemangelt, die Bühne aber an frischen Säften, und überhaupt an Reinigung und Rettung ihres ganzen Organismus, der zum Theil unter unsaubern Verhältnissen, unter den Banden des Handwerks und schlechter Rücksichten zu stocken und zu versumpfen ge-

droht. Dichter, wie Gutzkow (der mit seinem Richard Savage hier den Reigen bedeutend eröffnete), Laube, Mosen, Friedrich von Heyden und Andere, werden uns binnen Kurzem ein ganz neues und heimisches Repertoire schaffen, man halte ihnen nur allwege die Bahn offen und enge nicht ihre wahren Talente durch die hergebrachten Theatermiseren ein, durch welche die Bühnendichter von der alten Fabrik sich eben mit diesem Uebergewicht der Bretter bemächtigt haben! In einer Geschichte der jungen Dramatik, die wir uns vorbehalten haben, werden, außer den obengenannten Dichtern, auch Eduard Arnd, der schon vor länger als zehn Jahren mit den „beiden Edelleuten von Verona," den „Geschwistern von Rimini" und andern bedeutenden Compositionen aufgetreten, Michael Beer, Friedrich Halm, ein begabter und glücklich organisirter Dichter, der sich aber in seiner Griseldis in quälerischen Gefühlsexperimenten gefallen und im „Sohn der Wildniß," einem sonst schön und elegant gearbeiteten Stück, nicht frei von Koketterie und Gefühlsverweichlichung geblieben, Bauernfeld, Carl von Holtei, der zuerst ein deutsches Vaudeville auf unserer Bühne begründet, Ernst Willkomm, Hermann Margraff, ohne Zweifel mit dramatischem Talent begabt, aber vielleicht noch eigenthümlicher zum humoristischen Roman ausgerüstet, Friedrich Hebbel, der in seiner Judith, obwohl sie ihrer Anlage nach der Bühne und vielleicht überhaupt einer sittlich schönen Darstellung widerstreitet, doch bereits eine große Meisterschaft dramatischen Stils an den Tag gelegt hat, J. B. von Zahlhaas, ein viel zu wenig anerkanntes Talent, besonders zum deutschen Originallustspiel ausgezeichnet begabt, die Prinzessin von Sachsen, Feodor Wehl und mehrere Andere, mehr oder weniger ausführlich nach ihren Leistungen zu charakterisiren sein. Auch

Grillparzer, obwohl als Dramatiker einer früheren Zeit und zum Theil manierirten Geschmacksrichtungen angehörend, verdient doch durch sein allgemeines poetisches Talent, das von der schönsten Bedeutung ist, seine Stelle zu behaupten.

Eine eigenthümlich practische Form aber, um zu den Deutschen zu reden und ihnen in bequemer und zugänglicher Weise etwas beizubringen, ist in unserer Literatur der Roman geblieben. In diesem hat sich denn unausgesetzt eine große Mannigfaltigkeit von Leistungen hervorgethan, die mit größerem oder geringerem Glück ihr Verhältniß zum Publikum behauptet haben. Die beliebten Darstellungen von Carl Spindler sind immer durch lebendige Charakteristik, durch straffe Wirklichkeit der Situationen, und durch eine Fülle von Stoff und Leben ausgezeichnet gewesen. Ebenso die vielgelesenen Romane von Theodor Mügge, der auch als Reiseschriftsteller interessante und werthvolle Mittheilungen geliefert, von Ludwig Rellstab (der Roman „1812" und viele kleinere Novellen) u. A.

---

19. Die philosophische und wissenschaftliche Literatur in Deutschland.

Die Literatur der modernen Zeit ist in ihrer Entwickelung hauptsächlich durch das eine Gesetz bewegt worden, welches wir auch als das eigentliche Lebensgesetz der politischen Entwickelung der Völker mehrfach erkennen mußten, nämlich durch das Gesetz der freien Selbstbestimmung, das den menschlichen Geist treibt, sich auf seiner individuellen Seite zu einem wahrhaft künstlerischen

Organismus auszubilden, wie es in der deutschen Poesie vorzugsweise an der Erscheinung Goethe's zu Tage gekommen war, welches Gesetz aber durch Kant zuerst zu einem wissenschaftlichen Prinzip erhoben, und in diejenige philosophische Bewegung der Zeit eingetreten, welche die höchste Stufe des Geistes darin erkannt hat, daß der Geist sich aus sich selbst begründe, und keine anderen Bestimmungen empfange, als aus seiner eigenen Nothwendigkeit, welche zugleich seine Freiheit ist. Im geschichtlichen Völkerleben war dies der Kampf des erwachenden Volksgeistes mit der absoluten Monarchie, die sich, abgetrennt von der Substanz des Volks, auf ein geheimnißvoll abgeleitetes Recht begründet hatte, wodurch gewissermaßen ein unerforschbares göttliches Recht dem auf die Vernunfterkenntniß sich begründen wollenden menschlichen Recht entgegengesetzt worden war. In der religiösen Weltansicht war dies der außerweltliche Gott, der in dem durch geheimnißvolle und unerforschte Rathschlüsse von ihm beherrschten Weltmechanismus ebenso wenig darin war und seinem Wesen nach Theil daran hatte, als seine Stellvertreter auf Erden, die absolut herrschenden Könige, in dem Staat selbst wesentlich darin waren. Aus dieser mechanischen Geistesanschauung, die das ganze wirkliche Leben in ihre unfreien Bande geschlagen, sahen wir in Frankreich die auflösende atomistische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hervorgehen, welche den nothwendigen dialektischen Uebergang aus jenem Lebens- und Staatsmechanismus in die Revolution vermittelte.

Diese Trennung der ganzen Weltansicht, die in der französischen Revolution durch die Idee der politischen Freiheit ausgefüllt werden sollte, sie wurde in Deutschland an das geistige Versöhnungswerk der Wissenschaft gewiesen, das besonders dahin arbeitete, die freie Selbstbestimmung in der substantiellen Einheit des Göttlichen und

Menschlichen zu begründen, welche Einheit dann wieder der Puls einer neuen Fortbewegung der Geschichte und der wahre Grund aller Freiheit des Völkerdaseins werden muß. Diese Idee der Einheit des Göttlichen und Menschlichen hat sich durch drei eigenthümliche Bewegungen der deutschen Wissenschaft, durch Schelling, Schleiermacher und Hegel, am entschiedensten hervorzubilden gestrebt.

Durch Schelling war das Absolute gewissermaßen wie der Dieb in der Nacht plötzlich und überraschend in die Philosophie gekommen. Es war nur zu erkennen bei der Blendlaterne der intellectuellen Anschauung, die es mit sich gebracht hatte, und die ihrer Zeit den Dienst von Aladins Wunderlampe leistete, magisch hineinstrahlend in bisher noch verschlossene Tiefen, aus denen nun eine ganze Welt in geheimnißreicher Fülle sich hervordrängte. Da erschien eine ernste, kräftige, männliche Gestalt an den Pforten dieser Zauberwelt, vor Kurzem noch derselben Magie Lehrling gewesen, mit drohend aufgehobenem Finger. Es war Hegel, welcher nun Aladins Wunderlampe für eine bloße Diebeslaterne erklärte, die keine Berechtigung habe, auf diesem Gebiete des Absoluten zu leuchten. Diese vernichtende Erklärung über die intellectuelle Anschauung Schellings gab Hegel zum ersten Mal in seiner Phänomenologie des Geistes, in welcher er zuerst den ungeheuern Katakombenbau des sich selbst denkenden Denkens unternahm. Hier oder nirgends ist das Absolute! so spricht die großartige Hieroglyphenschrift dieser Phänomenologie auf jedem Blatt, und dies hier oder nirgend Hegels ist der Begriff, der durch die immanente Selbstbewegung, indem er sich in seinen Unterschieden setzt, sich findet und als das wahrhaft Absolute bestimmt, welche immanente Selbstbewegung des Begriffes sich nachher als das System der Logik ausarbeitet. Die schönen

Jugendträume der Naturphiloſophie ſind nun verflogen, die Orgien der intellectuellen Anſchauung ſind verrauſcht, und mit dem Reich der Logik, die das Abſolute im Begriff faßt, hat das in ſich ſelbſt ſich abſchließende Mannesalter der Idee ſeinen Anfang genommen, das in der ebenſo freien als nothwendigen Selbſtbeſtimmung des Geiſtes ſeine größte Verherrlichung findet. Aber dieſes neue Geſetz der Selbſtbeſtimmung wird der hegel'ſchen Logik immer nur die Methode zu danken haben, dieſe immanente Methode des Begriffs, die nur mit ihren eigenen Waffen anzugreifen iſt, und gleich der Sphinx nur dann fallen wird, wenn man ihr Räthſelwort ihr abzunehmen vermocht hat. Den eigentlichen Lebensinhalt dieſer Selbſtbeſtimmung, die ſubſtantielle Wirklichkeit des ſich ſelbſt denkenden und begründenden Geiſtes, hat aber die Hegel'ſche Philoſophie noch nicht gefunden. Inwiefern nämlich dieſer Hegel'ſche reine Begriff, der mit ſich ſelbſt anfängt und die höchſte Genugthuung ſeiner Entwickelung darin erlebt, wieder in ſich ſelbſt zurückzugehen, inwiefern dieſer durch einen logiſchen Prozeß zu ſich ſelbſt gekommene Begriff zugleich die wahre und einzige Realität ſein ſoll, muß man Denen Recht geben, die nur eine Verflüchtigung aller Wirklichkeit, eine wirklichkeitsloſe Leere des Begriffs, darin erkennen wollen. Die Identitätsphiloſophie Schelling's hatte für ihre apriori-ſchen Begriffe unaufhörlich an der Natur eine Wirklichkeit zu gewinnen und nachzuweiſen gewußt. In Hegel's Syſtem aber war jene Einheit von Geiſt und Natur wieder auseinandergetreten. Die Natur, welche bei Hegel jetzt bloß als die Idee in ihrem Andersſein erſcheint, ſie iſt diejenige, in welche der Geiſt ſich entäußert hat, jedoch nur um daraus wieder in ſich ſelbſt zurücktreten zu können, ſo daß Natur und Geiſt nun ein dialektiſches Gedankenſpiel

eingegangen sind, dessen Nothwendigkeit und Wirklichkeit sich niemals beweisen lassen.

Die Zeit, in welcher Hegel vorzugsweise sein System ausbildete, war die Zeit der Restauration, oder diejenige Zeit, in welcher überall eine dem Begriff unangemessene Wirklichkeit sich zeigte, in welcher aus den vorangegangenen historischen Völkerkämpfen die Erkenntniß fertig und klar genug herausgewachsen war, wo aber durch die hinterher geschlichene Reflexion das Verbindungsglied wieder entzweigeschnitten wurde, durch welches die Erkenntniß zur Wirklichkeit zu werden bestimmt war. Diese nach den Wiener Tractaten beginnende flaue Zeit hat man die Zeit der Wiederherstellung genannt, und damit sehr gut jenen zweideutigen Moment bezeichnet, in welchem allerdings eine neue Ordnung der Dinge, aber in dieser doch eigentlich nur die alte Zeit, wiederhergestellt werden sollte. Dies war die in Geist und Form, in Inneres und Aeußeres geschiedene und auseinandergefallene Lebensstimmung der Restaurationsepoche, welche ihren Inhalt nicht zur Form bringen, und die Form mit keinem Inhalt erfüllen konnte. Dies dialektische Spiel war in Frankreich thatsächlich an den neuen politischen Formen des Staatslebens, an der constitutionellen Verfassung ausgebrochen, um die es sich nach Rückkehr der alten Dynastie dort handelte. Diese neue constitutionelle Charte von 1814, welche von den siegreichen verbündeten Mächten im Voraus anerkannt und verbürgt worden war, sie ward allerdings gegeben, aber in dem Eingang zu dieser neuen Verfassung nannte sich Ludwig XVIII. schon wieder „von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra," und bezeichnete sich als von der göttlichen Vorsehung in seine Staaten zurückgerufen, während der Erhaltungssenat kurz vorher erklärt hatte: „das französische Volk beruft frei auf den Thron

Ludwig Stanislaus von Frankreich." Ludwig XVIII. that noch mehr, er ließ durch seinen Kanzler d'Ambray erklären, Frankreich habe die unerschütterlichen Pfeiler seiner alten Monarchie wiedergefunden, auf diese „geheiligte Grundlage müsse jetzt ein dauerhaftes Staatsgebäude hergestellt werden," der König aber, „in dem vollen Besitz der ihm auf dieses Königreich angestammten Rechte" wolle „der ihm von Gott und seinen Vätern verliehenen Macht" selbst Gränzen setzen. Diese Gränzen enthielt nun die neue constitutionelle Verfassung, die überhaupt Alles enthielt, was hier nur gefordert werden konnte, wie Religions- und Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz für Alle, Verantwortlichkeit der Minister, Oeffentlichkeit der Kammer- und Gerichtsverhandlungen, und alles Andere, aber es lag hier eben im Sinne des Königs und jenes mit sich selbst nicht einig gewordenen Geistes der Restauration, Alles dies nur als einzelne Freiheiten zu gewähren, aber keineswegs das Prinzip der Freiheit selbst, als ein von dem alten Staatsleben verschiedenes neues Rechtsprinzip, darin anzuerkennen. Die freie Selbstbestimmung des Geistes, die sich im politischen Völkerleben durch die Constitution eine Form zu geben suchte, sie errang unter der Restauration wenigstens diese Form, aber ihr eigentlicher das ganze Leben durchdringender Inhalt, ihre Wirklichkeit, sollte ihr durch das dialektische Gaukelspiel jener Epoche verflüchtigt werden.

Das Denken und das Sein, das Hegel in seiner um diese Zeit ausgebildeten Vernunftwissenschaft als identisch proklamirt hatte, es hatte durch diese behauptete Identität ebenso wenig schon die wahre Realität und Wirklichkeit im System des Geistes festgehalten, als im Völkerleben das Denken und das Sein der Freiheit in dieser Zeit identisch zu werden vermocht. Die trügerische Dialektik der

Restaurationsperiode war aber dahin gegangen, die Völker die Freiheit nur denken zu lassen, das Sein aber als das geheimnißvolle Buch mit sieben Siegeln zu verklebe. Dies war eine traurige, ahnungende, den Lebenskern verzehrende Zeit, der am Ende nichts übrig blieb, als sich Zerstreuungen und Vergnügungen zu machen. Das tel est mon bon plaisir der absoluten Monarchie, welches das einzige Rechtsprinzip der alten Zeit Europa's geworden war, es suchte für die Beschwichtigung der neuen Zeit wenigstens noch das plaisir beizubehalten, das sein der Restauration oft bunt genug gewirthschaftet hat. Hier zeigt sich die polizeilich äußerliche Seite des Absolutismus, nur merkt man oft die Absicht und wird verstimmt. Und hier beginnt zugleich die europäische Bedeutung des Ballets, dessen erste Priesterin zur Zeit des Wiener Congresses durch den größten Staatskünstler dieser Periode, durch Gentz, ausgebildet wird. Das Unhistorische und Geschichtslose der hervorgetretenen Zustände konnte sich aber nicht bitterer rächen, als eben durch dies Versinken in alle nur möglichen Trivialitäten des Tages, in eine Götzendienerei von tausend Armseligkeiten der Gesellschaft, denen man unfreiwillig anheimfiel, weil das entleerte öffentliche Dasein gar keinen Haltungspunct darbot.

Man wird stets die hohe Kraft des Geistes bewundern müssen, die bei Hegel dazu erforderlich war, mitten in einer solchen Zeit die Wissenschaft der Idee zu gestalten, was hier nicht nur die ewige Macht des Denkens, sondern auch die hohe Moralität einer edeln und freien Seele bewies. Der ganze deutsche Geist krümmte sich damals in einem dialektischen Gedankenmoment, und in diesen zwischen Vergangenheit und Zukunft schwankenden Moment trat die Hegel'sche Philosophie hinein, um ihn zu einem bewußten System der Idee zu führen. Es war ein

Eroberungskrieg der absoluten Idee an der alten und neuen Cultur zugleich, und so entstand ein System, das einen Abschluß mit der ganzen welthistorischen Vergangenheit zu Stande zu bringen suchte. Wenn aus Hegel's Philosophie auch nicht Das hervorzutreten vermochte, was die ganze Zeit nicht leisten konnte, nämlich die Fülle der mit sich selbst eins gewordenen Wirklichkeit, so wird man ihr doch niemals mit Recht nachsagen können, daß sie ein unfreies Verhältniß zur Wirklichkeit in sich getragen. Hegel's Rechtsphilosophie, in der sich seine Ansicht vom Staat in bewundernswürdig fester Gliederung entfaltet hat, ist früher häufig des Servilismus angeklagt worden, und dieser Vorwurf lehnte sich besonders auf den Satz: „was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig," den Hegel hier in entschiedenste Anwendung auf den Staat und das Recht gezogen. Durch diesen Satz ließe sich aber doch nur in einer unphilosophischen Auslegung der despotische Staat ebenso gut begründen wie der freie. Ausdrücklich aber hat Hegel an mehreren Stellen seiner Rechtsphilosophie, besonders im Abschnitt vom Staat, §. 262, ausgesprochen, daß in dem modernen Staat der Mensch in seiner individuellen Innerlichkeit geehrt werden müsse, und daß das, was der Staat als Pflicht fordere, auch das Recht der Individualität unmittelbar sei, indem es nichts eben ist, als Organisation des Begriffs der Freiheit.

Wenn Hegel das Wesen des Geistes in den Begriff setzt, so hat er eben durch diese Negativität, welche er im Geiste zuläßt, den großartig gedachten Grund zu jener dialektischen Geisteswissenschaft gelegt, welche mit ihrer elektrischen Kraft das innerste Bett aller Wissenschaften umgewühlt und viele derselben aus ihrem empirischen Todesschlaf losgerüttelt hat. Das Wesen des Geistes ist allerdings auch bei Hegel die Freiheit, aber sie erscheint, wie

er es selbst ausdrückt, als diese Identität der absoluten Negativität des Begriffes mit sich, indem der Geist als die Idee, deren Object ebensowohl als das Subject der Begriff ist, in dieser Identität eben als absolute Negativität gewußt wird. Diese Negativität ist eigentlich das eigenthümliche Moment, welches Hegel in die Schellingsche Identitätslehre hineingebracht und woraus er ein neues System wissenschaftlich dialektisch zu gliedern vermocht hat. Denn in der absoluten Identität der ersten Schellingschen Philosophie, welche absolute Identität zugleich der Grund alles Seins und selbst seiend, als absolute Vernunft ist, hat der Geist seine Wahrheit noch nicht in der Trennung gefunden, in welcher er eben erst durch die Entäußerung von der Natur identisch mit sich geworden ist. Der logische Prozeß, in welchem bei Hegel die ganze Wirklichkeit aufgeht, erscheint zugleich als die eigentliche geistliche Weisheit, als Geist selbst, der, um sich zu offenbaren, nöthig hat, diese logischen Unterschiede in sich zu setzen. Das Bedürfniß der Versöhnung und Erlösung aber leitet Hegel lediglich aus dem Bedürfniß des endlichen Geistes her, die absolute Wahrheit zu haben. So erscheint denn die christliche Versöhnung in diesem System nur logisch als die Vermittelung der Idee mit sich selbst, und der Mensch erlöst sich selbst durch das Denken.

Diesem unabsehbar dahinreißenden Strom des philosophischen Gedankens hatte sich Schleiermacher durch seine Glaubenslehre, die zuerst 1821 und 1822 erschien, ein für allemal zu entziehen gesucht. Diese Glaubenslehre ist der Friedenshafen, in welchen er sich vor den Stürmen der Speculation hineinrettete, die ihn aber auch in dieser stillen Bucht noch wider seinen Willen heimsuchten. An dieser Glaubenslehre baute seine alte scharfe Gedankenkraft, aber zugleich die eigene Bangigkeit seines Her-

zens, die er ſpäter in ſeinen Briefen an Lücke noch unumwundener ausſprach, daß nämlich die Reſultate der Wiſſenſchaft in Zukunft alle blütenweißen Wunder aus dem Leben Jeſu verſcheuchen möchten, und es werde dann nichts daſtehen vom Baume des Lebens als der nackte Stamm, nichts übrig bleiben von der Herrlichkeit der göttlichen Sendſchaft des Sohnes als die Wahrheit des nackten Gedankens. In dieſen weltgeſchichtlich bedeutenden Gegenſatz zwiſchen dem Alles in ſich auflöſenden Gedanken und der poſitiven lebensvollen Wirklichkeit ſtellte Schleiermacher nun wieder das perſönliche, gnadenvolle, hiſtoriſch geoffenbarte Chriſtenthum mitten hinein. Dem Reich des Denkens, das ſich ſelbſt erlöſen wollte, ſtellte er das Reich der Gnade gegenüber, das ſich nur mittheilt in dem Leben der chriſtlichen Gemeinde. Die entſchiedene Trennung des philoſophiſchen Denkens vom dogmatiſchen Denken bildet den Grundgedanken dieſer Schleiermacher'ſchen Glaubenslehre. Von den Elementen der Philoſophie wird nur die wiſſenſchaftliche Sprache noch in der Dogmatik zugelaſſen. Aber dieſe Ausſchließung der Speculation von der Erkenntniß des Chriſtenthums iſt willkürlich und dem Bedürfniß der Welt nicht mehr angemeſſen, weshalb ſie auch bei Schleiermacher ihr Ziel, die Verſöhnung des in dieſe Gegenſätze zerſpaltenen Bewußtſeins, nicht zu erreichen vermochte. Auch macht ſich das ſpeculative Element ſelbſt in mehreren Hauptbeſtimmungen der Schleiermacher'ſchen Dogmatik unabweisbar geltend. Während er alles Zurückgehen auf ſpeculative Grundſätze von der Dogmatik ausgeſchloſſen wiſſen will, beſtimmt er doch das abſolute Abhängigkeitsgefühl, auf welches er die Glaubenslehre weſentlich begründet, durchaus philoſophiſch als ein ſolches, in welchem mit dem eigenen Sein als endlichen, das unendliche Sein Gottes mitgeſetzt iſt, welches beides ſich nur

als Selbstbewußtsein oder Gefühl in diesem absoluten Abhängigkeitsgefühl vereinige. Dieses Gefühl, welches für uns die unmittelbare Gewißheit Gottes in sich schließt, vertritt dann freilich auch die Stelle aller Beweise in religiösen Dingen. Diese Bestimmungen, und ihre daraus abgeleiteten Sätze, haben oft eine ungemeine Tüchtigkeit der Anschauung und der innern Lebenskraft für sich, oft erscheinen sie wie ein Händeringen an dem Kreuzweg philosophischer Speculation und christlicher Kirche.

Auf diesem Kreuzweg der Zeiten, an dem wir angelangt sind, ruft es: hier oder nirgend ist das Absolute! und dort ruft es: hier oder nirgend ist Jesus von Nazareth! Es ruft auch: hier oder nirgend ist Hellas! und es ruft: hier oder nirgend ist Herrnhuth! Daß *Schleiermacher*, der alle diese Gegensätze der neueren Zeit am lebendigsten und mit der höchsten persönlichen Kraft in sich getragen, nicht mit ihnen fertig geworden ist, sondern sie als unbewungene Gährungsstoffe in sich umhergewälzt, dies beweist, daß es nicht blos am Individuum liegt, um mit diesen aufreibenden Gegensätzen unseres geistigen Lebens fertig werden zu können, sondern daß die Welt selbst, die ganze Wirklichkeit, noch andere Entwickelungen zu durchlaufen hat, ehe sie diese Gegensätze zu lösen und wieder in eine feste Lebensgestaltung zu verbinden vermag.

An diesem Kreuzweg der Zeiten ist nun auch *Schelling* wieder erschienen, um eine neue Philosophie, die *positive*, in diese klaffende Wunde der Zeit zu legen, und ist erschienen mit der bestimmt ausgedrückten Absicht uns zu retten. Die neue Philosophie *Schelling's* liegt zwar nicht in ihrer Gesammtentwickelung vor uns, aber sie erscheint doch in der, wenigstens ihrem Gedankenkreise nach abgeschlossenen *Philosophie der Offenbarung*, (durch Vorlesungen an der Berliner Universität bekannt gemacht),

als Andeutung einer neuen großen Geiſteswiſſenſchaft, ja zum Theil ſchon als eine Thatſache dieſer neuen Bewegung der Idee, die, während die Hegel'ſche Philoſophie als ein Complex der Vergangenheit des menſchlichen Geiſtes ſich darſtellt, ihrerſeits an die Zukunft ſich wendet, und in dem geſchichtlichen Werdeleben, in aller Fülle der Wirklichkeit und Erfahrung, ihren Grund und Boden ſucht. Schelling nennt dieſe ſeine neue Wiſſenſchaft die poſitive Philoſophie, oder auch den empiriſchen Aprioriſmus, der ſich in ſeinem Ausgangspuncte ſowohl wie in ſeinem Endziel als beſtimmter Gegenſatz zu dem reinen Aprioriſmus der Hegel'ſchen Philoſophie, die durch dieſe Stellung auch die Bezeichnung der negativen Philoſophie davonträgt, verhält. Es läßt ſich nicht läugnen, daß in dieſer Bezeichnung des dialektiſchen Begriffthums Hegels eine ſchlagende Wahrheit enthalten iſt, und daß in dem als Gegenſatz daraus hervorgetretenen Bedürfniß einer poſitiven Wiſſenſchaft der große Wendepunct liegt, welchen unſere Zeit überhaupt zu nehmen hat, um aus dem unendlichen Zerſetzungsproceß, welchen die ſich ſelbſt erkennende und in ſich ſelbſt zurückgehende Idee mit allen Lebensmächten vorgenommen, herauszutreten, und ſtatt des Schaukelns abſtracter Gegenſätze die zwar gedankenmäßig geſtaltete, aber zugleich in ihre wahre Freiheit erhobene Wirklichkeit zu gewinnen.

Das neue Syſtem der Philoſophie muß das Syſtem der freien Wirklichkeit, der wahrhaft lebendigen Realität, und zugleich das Syſtem der freien Perſönlichkeit ſein, welche ihre ewigen Rechte ineinsgebildet hat mit den höchſten Anforderungen der objectiven Welt, und in dieſer abſoluten Ineinsbildung mit der Wirklichkeit die einzig gültige Anerkennung und Befreiung ihres individuellen Lebens empfängt. Wir müſſen ſomit die neue Schelling'ſche

Philosophie, oder vielmehr den ersten Entschluß dazu, wie ihn Schelling in sich gefaßt hat, insofern als die richtige anerkennen, als sie das allgemeine Bedürfniß der Zeit nach einem solchen auf das Leben selbst eingehenden und von der Wirklichkeit sich nicht losreißenden Standpunct des Geistes ursprünglich richtig gefühlt hat. Aber anders verhält es sich mit dem, was wir aus der unternommenen wissenschaftlichen Ausführung dieses neuen Standpunctes bis jetzt haben hervorgehen sehen, und worin Schelling nicht nur in dieselben Mängel zurückverfallen, die er, mit einer jetzt nicht mehr angemessenen persönlichen Leidenschaftlichkeit, an dem in den Kreisen der Wissenschaft hinübergetretenen Hegelschen System hervorgehoben hat, sondern worin er sich auch auf ein der Wissenschaft und den heutigen Lebensanforderungen ganz fremdartiges Gebiet verloren zu haben scheint, wodurch ganz neue Gefahren und Verwirrungen für unser heutiges Geistesleben entstanden sind. Er hat auch hier wieder, wie schon früher, den richtigen Anfang gesehen, aber er vermag nicht damit zu einer reinen wissenschaftlichen Gestaltung durchzukommen. Denn das einzige wissenschaftliche Beweismittel Schelling's ist auch jetzt nur die intellectuelle Anschauung, die längst eine Pensionairin der Wissenschaft, nun wieder mit neuen Ansprüchen hervorgetreten. Wenn aber Schelling als einen Grundmangel der Hegelschen Philosophie mit Recht den hervorhebt, daß er das Logische mit dem Realen verwechselt, und einen logischen Prozeß des Bewußtseins zu einem realen Prozeß der Gottheit selbst gemacht, so muß man dagegen denselben Mangel an Schelling's neuem System darin erblicken, daß er die drei Potenzen, auf welche er dasselbe begründet hat, als die eigentliche reale Lebensgeschichte Gottes hinstellt und mit der Dreieinigkeit selbst identificirt. Diese drei Potenzen, in denen sich Gott erst aus dem al-

lem Denken voraus Seienden oder aus dem blind Existirenden zum Herrn des Seins herauszuwickeln hat, sie werden durch den Menschen in Spannung erhalten, welches der mythologische Prozeß des Bewußtseins ist, aber diese Spannung der Potenzen wird erst durch die Ausspannung Christi am Kreuz gelöst. Wenn schon Lessing sagte, daß es die Richtung unserer neuen geistigen Entwickelung sei, die geoffenbarten Wahrheiten in Vernunftwahrheiten umzubilden, so läßt dagegen Schelling jetzt wieder die Vernunft und die Offenbarung in ihrem alten Gegensatz zu einander heraustreten. Die Offenbarung erscheint jetzt bei Schelling wieder als das Uebervernünftige, und die Philosophie der Offenbarung hat nur den Zweck, diese über alle Vernunft hinausgehende Offenbarung zu erklären, worin ein Widerspruch liegt, und zugleich der eigentliche Abfall Schelling's von sich selbst, ein Selbstvergessen seiner eigenen philosophischen Kraft und Würde, und seiner Bedeutung in der Geschichte der deutschen Philosophie. Selbst Schleiermacher hat auf dem resignirten Standpunkt seiner Glaubenslehre noch behauptet, daß die christliche Offenbarung niemals eine übervernünftige sein könne, sondern das Christliche müsse zugleich das Vernünftige sein. Schelling's Absicht, ein neues System der Versöhnung der Wirklichkeit zu geben, muß in der Durchführung als gescheitert betrachtet werden. Die Wirklichkeit ist bei ihm so weit davon entfernt, sich als eine versöhnte darzustellen, daß vielmehr der alte Dualismus wieder durch ihn aufgerufen scheint, und daß die Welt sich in dieser neuen Schelling'schen Philosophie als eine Welt des göttlichen Unwillens, des göttlichen Zornes erscheint, denn, ruft Schelling aus, wie solle Gott in dieser kranken, verfallenen, gebrochenen Welt anders darin sein, als mit seinem Unwillen?

Wenn wir bei Schleiermacher und Schelling das Ringen zwiſchen dem unabweisbaren wiſſenſchaftlichen Element der Zeit und dem chriſtlichen Bewußtſein erblicken, ſo ſehen wir dagegen bei einem andern hochbegabten Mann einen entſchiedenen Rückzug aus der philoſophiſchen Speculation in das chriſtliche Bewußtſein eintreten. Wir meinen Henrich Steffens, deſſen eigenthümliche Entwickelung den Bildungsdrang einer gewaltig angelegten Natur darſtellt, bis er ſich zuletzt durch Aufnahme fremder, ihm urſprünglich keineswegs zugehörender Stoffe wirkungslos machte. Das Schwanken zwiſchen dichteriſcher und wiſſenſchaftlicher Begabung, das wir bei ſo vielen Deutſchen unſerer Zeit antreffen, hat ſich bei Steffens gewiſſermaßen zu einem einheitlichen Guß temperirt, indem er mit aller Sicherheit als Philoſoph und Gelehrter Dichter iſt, und ebenſo leicht als Dichter Philoſoph und Gelehrter wird. Indem er uns aber den tiefſten Blick in ein unaufhörlich wogendes geiſtiges Leben vergönnt, beſitzt er zugleich ein glänzendes, kaum bei einem andern deutſchen Schriftſteller ähnlich ſich findendes Talent darin, die Nachtſeite der Innerlichkeit und Speculation durch die herrlichſten Farbenbilder der Phantaſie zu erleuchten und wohnlich zu machen. Aus der Naturphiloſophie erwachſen, hat er wohl auf dieſem Gebiet ſeine bedeutendſten Leiſtungen entfaltet, und durch ſeine „Anthropologie,“ wie auch durch ſeine „Beiträge zur ſpeculativen Phyſik,“ ſich eine ihm nicht zu beſtreitende Stellung in der deutſchen Wiſſenſchaft erworben. In ſeinen „Novellen-Cyklen“ hat er gewiſſermaßen eine Anthropologie in künſtleriſchen Formen zu geſtalten geſucht. Die Familie Walſeth und Leith iſt in der That eine poetiſche Anthropologie des achtzehnten Jahrhunderts zu nennen, indem ſie von Leſſing an, der ſelbſt im Vorbeigehen perſönlich auftritt, bis zur fran-

zöſiſchen Revolution, Geiſt, Sitte und Geſchichte dieſer Zeit in einem merkwürdigen Cyklus von Darſtellungen umfaßt. Doch wird in dieſen Novellen durch eine gränzenloſe Zerſtückelung der Darſtellung der Eindruck oft bedeutend geſchwächt. Dieſelben Vorzüge und Fehler theilt der Novellen-Cyklus von den vier Norwegern, in welchem die neueſte Zeit, beſonders Deutſchlands, in den bedeutſamſten Verhältniſſen, wie ſie ſich ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts entwickelt haben, den Mittelpunct bildet, aus dem ſich das individuelle Leben dieſer Dichtungen geſtaltet. Wenn wir früher andeuteten, wie Steffens in ſeiner letzten Lebensperiode allzuweich fremdartige Eindrücke in ſich aufgenommen, über die ſein urſprüngliches Naturell eigentlich erhaben iſt, ſo hat ſich dies unter ſeinen letzten literariſchen Productionen beſonders in ſeinem Roman die Revolution an den Tag gelegt. Die höhere Geſchichtsanſicht, die Steffens in ſeinen „Caricaturen des Heiligſten“ und in dem Buch „Unſere Zeit und wie ſie geworden“ oft auf eine ſo mächtige und durchaus freiſinnige Weiſe gezeigt hatte, iſt in dieſem Roman völlig zu Schanden geworden. Den Gang ſeines vielbewegten und reichen Lebens hat Steffens in eigenen Denkwürdigkeiten, unter dem Titel: „Was ich erlebte“ (Breslau 1841 flg. 6 Bände) in ſeiner lebendigen und anſprechenden Weiſe aufgezeichnet.

Wenn Steffens von Börne ein Neophyt des Glaubens und Apoſtat des Wiſſens genannt wurde, ſo darf man doch nicht behaupten, daß er ſich darum alles ſpeculativen Elements entſchieden und mit Bewußtſein entäußert habe. Vielmehr ſchien ſich durch die Stellung, welche er einnahm, zuerſt dem Wiſſensſupremat der Philoſophie gegenüber ein ſpeculativer Pietismus auszubilden, welcher keineswegs aller philoſophiſchen Grundlage entbehrte und in dem concreten chriſtlichen Glauben zugleich den wahren

ſpeculativen Inhalt inbegriffen finden wollte. Wenn aber in dem gewöhnlichen Gefühlspietismus die Perſönlichkeit des Individuums in ihrer Beſtimmtheit zu verſchwimmen pflegt, ſo liegt dagegen in dem ſpeculativen das Streben, welches, wie es Steffens an ſich ſelbſt bezeichnet, darauf gerichtet iſt, „die Enthüllung der eigenen ewigen Perſönlichkeit“ in der Religion zu ſuchen. Aber auch dieſer Pietismus wird leicht an unwahre und unklare Extreme hinanſtreifen und bald in Myſtik ſich verlieren, bald in trübe Schwärmereien des bloßen religiöſen Gefühls zurückzuverſinken Gefahr laufen.

Das ſpeculative Element mit dem chriſtlichen Glauben zu vermitteln, hat ſich aber C. F. Göſchel, auf Seiten der Hegel'ſchen Philoſophie ſelbſt, am eifrigſten angelegen ſein laſſen. Göſchel's erſtes Auftreten mit den Aphorismen über Wiſſen und Nichtwiſſen, die Hegel ſelbſt ſehr empfohlen, hatte noch einen entſchieden wiſſenſchaftlichen Anſtrich gehabt, und auch in einigen ſeiner ſpäteren Abhandlungen war ein ſinnreiches und gedankenvolles Bemühen, den wahren Kern des Lebens und der Zeit zu erfaſſen, bei ihm unverkennbar. Seine eigentliche Vermittelungsrichtung, die ihn zu manchen Extremen und Uebertreibungen verführte, legte er zuerſt in ſeinen Unterhaltungen über Goethe auf eine der Freiheit aller Forſchung nachtheilige Weiſe an den Tag. Göſchel wollte Alles vermitteln, Bibel und Babel, Hegel und Nicht-Hegel, Logik und Geſangbuch, Goethe und Herrnhuth, und war dadurch in eine ſüßlich ſpielende Myſtik hineingerathen, die ihren Triumph darin ſuchte, auf ihrem Standpunct die Vereinigung von Speculation und Tradition zu Stande zu bringen. Dies Balancier-Syſtem vermochte ſich aber keineswegs in einer ſo künſtlichen Schwebe zu erhalten, ſondern es zeigte ſich bald, daß Göſchel, zwiſchen Philoſophie

und Orthodoxie ringend, die eigentlich philoſophiſche Sphäre verlaſſen mußte, um in der orthodoxen wenigſtens auf feſteren Füßen ſtehen zu können. Stand Göſchel ſchon anfangs mit dem linken Fuß in der hengſtenbergiſchen evangeliſchen Kirchenzeitung, ſo hielt er doch noch den rechten in dem Hegel'ſchen Syſtem, und man nannte auch die Richtung, welche Göſchel vertrat, die rechte Seite der Hegel'ſchen Philoſophie. Seitdem zog aber Göſchel auch ſeinen rechten Fuß aus der Hegel'ſchen Philoſophie zurück, und ſchien ſeine Bekehrungsverſuche an der abſoluten Idee zu bereuen.

Göſchel zeigte ſich ſchon gewiſſermaßen als Vorläufer der Auflöſung der Hegel'ſchen Schule, welche beſonders an zwei Thatſachen des neueren wiſſenſchaftlichen Lebens, an der Anwendung der äußerſten Conſequenzen der Hegel'ſchen Philoſophie auf die chriſtliche Dogmatik, und an der Verbindung des Hegelianismus mit dem Tagesliberalismus, zum Ausbruch gekommen. Die eine Richtung wurde zuerſt und am bedeutendſten durch Dr. Strauß vertreten, der in ſeinem „Leben Jeſu" den erſten Verſuch machte, die wahre Realität des Chriſtenthums, mit kühner Anwendung der Hegel'ſchen Lehre, in die Idee zu ſetzen, das der Idee Widerſprechende aber als zufällige und ſchlechte Realität dieſer Religion für vernichtet zu erklären. Die früheren Beſtrebungen der Zeit, das Chriſtenthum in ſeinen beſtehenden Verhältniſſen als überlebt nachzuweiſen, auf eine neue Linie der Entwickelung zu ſtellen, und zu einer Weltreligion auszubilden, dieſe Beſtrebungen traten in Strauß von Neuem auf einer großen wiſſenſchaftlichen Grundlage auf, und vereinigten in ihm mit aller kritiſchen Schärfe und Gelehrſamkeit der Stiftung eine ehrenwerthe Läuterung der Geſinnung und des Charakters. Strauß hat durch ſeine ausgezeichneten Eigenſchaften ſehr viel dazu

beigetragen, das wissenschaftliche Leben und Bewegen der neuesten Zeit zu erhöhen, wenn auch das Verdienst mehr in der Anregung der freien Forschung besteht, die von ihm ausgegangen, als in den Resultaten, die es zu keiner feststehenden Geltung bringen können, und in denen er selbst theilweise schwankt. Seine Nachfolger auf diesem Gebiet und in diesem Wirken, Feuerbach, Bruno Bauer und Andere, stellen schon ein Extrem dieser Richtung dar, und sind, bei bedeutender geistiger und wissenschaftlicher Kraft, auf einem gänzlich nihilistischen Standpunct angelangt, auf dem sie schwerlich lange verharren werden. Für diese äußerste Linke der wissenschaftlichen Zeitbewegung gilt selbst Strauß schon als ein wegen zu großer Orthodoxie Beseitigter.

Eine andere Coterie dieser sogenannten linken Seite des Hegelianismus zeigte sich vorzugsweise als journalistische Opposition thätig, und suchte die liberalen Bewegungen der Zeit auf die Prinzipien der absoluten Philosophie, auf den Hegel'schen Begriff zu stützen. Wenigstens war dies der ursprüngliche glückliche und im Geist der Zeit begründete Anlauf des philosophischen Journalismus, welcher sich vorzugsweise als den junghegel'schen bezeichnete, der aber seinen nach allen Seiten hin unternommenen Feldzug zur Vereinigung der Wirklichkeit mit der Idee schlecht zu Ende führte, indem er sein Werk durch allerhand persönliche Blößen, die er gab, selbst entstellte und verdarb. Andere Schüler Hegel's haben für sich eine selbstständige und erfreuliche Stellung zu behaupten gewußt. Unter diesen muß besonders Karl Rosenkranz mit verdienter Anerkennung genannt werden, der viel eigene geistige Lebendigkeit, große Gewandtheit in Darstellung von Gedanken und einen bedeutenden Vorrath von Kenntniß und Gelesenem, der ihn überall zu Hause sein läßt, gezeigt

hat. Die literarhiſtoriſchen Arbeiten von Roſenkranz haben das Verdienſt einer raſchen und geiſtvollen Ueberſichtlichkeit und Verarbeitung fremder Darſtellungen, ſeine ſtrengphiloſophiſchen, wie die Pſychologie, nehmen nur den Werth des Compendiums in Anſpruch. In kleineren Abhandlungen, beſonders in ſolchen, wo er die philoſophiſche Erkenntniß mit den ſocialen Lebenserſcheinungen in Beziehung geſetzt, hat ſich Roſenkranz oft als Meiſter in der Behandlung und Entwickelung gezeigt.

Die wiſſenſchaftliche Bewegung und Regſamkeit iſt in der Gegenwart namentlich in Deutſchland immer bedeutungsvoller und mächtiger geworden. Die auf allen Gebieten wetteifernde Thätigkeit des deutſchen wiſſenſchaftlichen Geiſtes hat ſich beſonders auch in der Geſchichtſchreibung gezeigt, welche in der neueren Zeit durch mehrere bedeutende Talente vertreten worden. Der künſtleriſche Charakter der Geſchichtſchreibung hat ſich in der letzten Zeit am ſchönſten in den Darſtellungen von Leopold Ranke ausgebildet. Dieſer Hiſtoriker erſcheint als Meiſter in der Kunſt, die Geſchichte zu individualiſiren, und die Perſönlichkeiten in einer reizenden Wechſelwirkung mit den allgemeinen Verhältniſſen zu zeichnen. Seine Geſchichtsanſicht iſt umfaſſend, und die inneren Prinzipien der Zeit, die er darſtellt, tief ergründend, nur da, wo ſeine Darſtellung mit den Fäden der neueſten Politik ſich irgendwie verſchlingt, nicht immer vorurtheilsfrei, ſondern einer zweifelhaften Richtung hingegeben. Die abgeſchloſſene Vergangenheit behandelt er aber in der Regel freiſinniger, als diejenigen Verhältniſſe, die noch mit der Gegenwart zuſammenlaufen oder einen Einfluß auf dieſelben ausüben können. Doch weiß er auch die zweideutig ſchillernden Seiten ſeiner Auffaſſung mit hiſtoriſcher Gründlichkeit zu bedecken, und ſich unbefangen darin zu zeigen. Den hohen ideellen und mit einem

plastischen Talent sich verbindenden Standpunct, welchen Ranke in der Geschichtschreibung einnimmt, kann man zwar Friedrich von Raumer nicht zuerkennen, aber man darf darum seine Verdienste um die Ausbildung der modernen Historik nicht geringer anschlagen. Durch seine Geschichte der Hohenstaufen, die als ein historisches Lesebuch in alle Klassen der Gesellschaft übergingen, hat er bedeutend dazu gewirkt, das Interesse der Deutschen an ihrer Nationalgeschichte zu erwecken. Freilich kann man in einer Zeit, wo die Geschichte nicht ohne die tragische Ironie eines Tacitus geschrieben werden sollte, nicht immer mit dem Princip sich einverstehen, aus welchem Raumer die Geschichte und die bewegenden Gegensätze ansieht. Raumer weiß für Alles Rath in der Geschichte, keine Gegensätze quälen, keine Räthsel schmerzen, keine normalwidrigen Charaktere verwirren ihn, und über Jedes muß sein Haupt- und Universal-Princip, welches er sich in dem Satz: die Wahrheit liegt in der Mitte, erfunden, hinaushelfen. So bemüht er sich, die Dämonen der Weltbistorie lediglich auf den sogenannten gesunden Menschenverstand zu reduciren, und fördert deshalb in seinen oft allzupopulairen Geschichtswerken ein Alles nivellirendes Raisonnement zu Tage, an welchem die Ereignisse sich allerdings klar genug abspinnen, aber diese Klarheit, die so leicht mit Allem fertig wird, giebt doch am Ende nur das verworrenste und unklarste Geschichtsbild ab. Eine solche Klarheit kann man den historischen Darstellungen von Heinrich Leo nicht zum Vorwurf machen, aus denen uns im Gegentheil oft eine absichtliche Unklarheit entgegenzutreten scheint, die zwar oft aus genialem Tiefsinn hervorgeht, aber durch bizarre Combinationen und Beleuchtungen häufig alle Gesichtspuncte verrückt, und aus dem Einfachsten das Fremdartigste gestaltet. In Leo hat die liberale Geschichtsbetrachtung, von

welcher er zuerſt ausging, ſich mit ſich ſelbſt überworfen, und es iſt eine Verwirrung darüber in ihm ausgebrochen, die auch in der legitimiſtiſchen Conſtruction aller Weltbegebenheiten, deren er ſich befleißigt, keinen wahren Geiſtesfrieden zuzulaſſen ſcheint. Doch hat er Geſchichtswerke geliefert, deren Verdienſt im Ganzen über alle Anfechtung erhaben, und die ihm den Ruhm eines unſerer erſten Hiſtoriker ſichern, wozu vornehmlich ſeine „italieniſche Geſchichte“ gehört. Könnte es hier im Einzelnen unſere Aufgabe ſein, die deutſche Hiſtorik überhaupt in ihren vielſeitigen und bedeutenden Leiſtungen zu charakteriſiren, ſo würden wir an den Arbeiten von Schloſſer, Luden, Dahlmann, Wilken, Stenzel, Rommel, Preuß, Langenn, Benſen und vielen Andern das Bild einer wiſſenſchaftlichen Beſtrebſamkeit und Gediegenheit zu zeigen haben, wie ſie kaum noch bei einem andern Volke angetroffen wird.

Nicht minder hat ſich auf anderen wiſſenſchaftlichen Gebieten ein großes Leben gezeigt. So erhält die Muſikwiſſenſchaft durch die großartigen theoretiſchen Werke von A. B. Marx eine ganz neue Grundlage und Geſtaltung. Im Einzelnen wird die äſthetiſche Kritik durch Auguſt Kahlert, Alexander Jung, Adolph Stahr, Levin Schücking u. A. nach vielen Seiten hin wohlthuend und anregend ausgeübt. —

Die Wiſſenſchaft hat die letzte Bewegungskraft des deutſchen Nationalcharakters in ſich aufgenommen, und ſcheint ſie zu beſſern Zeiten der Wirklichkeit hinüberführen zu wollen.

20. Volksliteratur und Volksschriftenwesen.

Die eigenthümliche volksliterarische Betriebsamkeit, welche in unserer Zeit hervorgetreten, hängt nach zwei Seiten hin mit den innersten Lebensbewegungen der Gegenwart zusammen, und hilft dieselben zu Ausdruck und Gestaltung bringen. Einmal ist es das Hineintreten der Wissenschaft und ihrer Resultate in das Leben des Volkes und in die Entwickelung der öffentlichen Zustände, und dann das Drängen des Volkes selbst nach geistiger Berechtigung und Gleichstellung, wie auch das in der letzten Zeit, zum Theil aus politischen Absichten, bedeutend gewachsene Interesse für den Bildungszustand der unteren Volksklassen: wodurch sich Elemente erzeugt haben, die der Heraufbildung einer eigenthümlichen Volksliteratur günstig sind.

Das Volksschriftenwesen unserer Tage ist jedoch noch ein sehr bunt zusammengewürfeltes Allerlei, ohne bestimmt ausgeprägte Richtungen und Formen, und es fehlt noch an Autoren, welche sich hier in dem rechten Takt und Maaß, mit volksthümlicher Abklärung der geistigen Elemente, und mit der Heiterkeit, Gesundheit und Grazie, die das Volk immer in der Behandelung seiner Gegenstände verlangt, zu bewegen verstehen. Bei manchen Schriftstellern, die ein außerordentliches Talent zu volksthümlicher Darstellung haben, verbinden sich mit den Volksbildern, die sie oft in sehr glücklicher Anlage entwerfen, zu absichtliche Tendenzen, zeitpolemische Richtungen und gelehrte Anspielungen, welche den Volkston wieder zerstören und eine schillernde Mischung hervorbringen, die eigentlich mehr phantastisch als populair ist. In dieser Weise besitzen wir einige Genrebilder aus dem berliner Volksleben, von A. Glasbrenner, welche, diesen Mischcharakter haben, sonst oft aber ungemein treffende

von dem ächten Mutterwitz des Volkes zeugende, und dem wahren Volkshumor entquollene Darſtellungen liefern, wie dieſer Schriftſteller überhaupt ein ſehr glückliches Naturell zum Volksdichter beſitzt, das er beſonders in einer neuen ſatiriſch-mährchenhaften Productionoft in wahr-haft poetiſcher Bedeutung an den Tag gelegt hat.

Den ſüddeutſchen und namentlich den ſchwäbiſchen Volksgeiſt hat Berthold Auerbach in ſeinen vortreflichen „Dorfgeſchichten", die eine eigenthümliche literariſche Gattung zu erzeugen angefangen, ſehr charakiervoll und mimiſch lebendig abgebildet. Der naive und liebenswürdige Genius dieſes Dichters hat in dieſen Volksnovellen die geiſtige Natur des Volkes in ſeiner landſchaftlichen, und die landſchaftliche in ſeiner geiſtigen, ſinnreich, zart und innig zu erfaſſen und darzuſtellen verſtanden. Auerbach ſteht in ſeiner Bildung auf der geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Höhe der Zeit, wie er dies auch in ſeinen andern literariſchen Leiſtungen dargethan hat.. Um ſo anſprechender und bedeutſamer erſcheint er uns in dieſem Mitleben mit dem Volke, in deſſen Eigenart er ſich ganz und gar hineinverſetzt hat, und für deſſen kleinſte Regungen und Bethätigungen er ein liebevolles Herz und ein zartes Verſtändniß beweiſt. —

Ein großes Talent zu volksliterariſcher Wirkung hat in unſerer Zeit der Pietismus bewieſen, welcher ſeine Sache durch Flugſchriften und Tractäte, die oft eine meiſterhaft berechnete Form haben, verbreitet und in elaſtiſcher Bewegung zu erhalten geſucht hat. Dies ausgezeichnete Geſchick, ſich eine volksthümliche Darſtellung und Wirkung zu geben, hat die rechte Sache der Zeit, auf die unſere Zukunft geſtellt iſt, noch nicht in dem Maaße ſich zu eigen machen können, als der Pietismus, von dem wir in dieſer Beziehung nur zu lernen haben. —

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Regiſter.

(Die römiſche Ziffer bezeichnet den Band des Werkes, die deutſche Ziffer die Seitenzahl.)

A.

Abbt (Thomas) II. 528.
Abraham (a Sancta Clara) II. 105. 308. 309.
Abſchatz (Hans Aßmann Freih. v.) II. 311.
Abu Temam I. 128.
Achäes I. 260.
Achillini (Claudio) II. 195.
Addiſon II. 426.
Aemilius (Macer) I. 302.
Aeſchines I. 275.
Aeſchylus I. 253. 255. 256.
Aeſop I. 239. 240.
Afranius I. 299.
Agathon I. 260.
Agricola (Rudolph) II. 392.
Ajantides I. 261.
Aiteles ſ. Alex. Aiteles.
Akademie (franzöſiſche) II. 363.
Albert (Heinrich) II. 301.
Alberus (Erasmus) II. 143.
Albrecht (von Brandenburg) II. 152.
Alcmän (Matthee) II. 216.
d'Alembert II. 414.
Alexander Aiteles I. 261.
Alexis I. 265.
Alexis (Willibald) III. 432.
Al Farabi I. 143.
Alfieri III. 412.
Alkäos I. 243.
Al Kendi I. 142.
Alkmann I. 248.
Alkmar (Heinrich v.) II. 99. 100.
Amaru I. 66.
Almegavèr ſ. Boscàn
Almanſi III. 410.
Amand (Marc Antoine Gerard de St.) II. 364
Ampere III. 256.
Amri el Kais I. 128.
Amru I. 126. 127.
Anacreon I. 246.
Ananies I. 238.
Anaxagoras I. 278.
Anaximandros I. 277.
Anaximenes I. 271. 27.
Andokides I. 274.
Andrade (Pedro de Andrade Caminha) II. 252.
Andreä (Valentin) II. 264.
Andrieux III. 20. 25.
Andronikus I. 295.
Angelus (Sileſius) ſ. Scheffler.
Anſſari I. 97. 99.
Antara ben Schedad el abſi I. 127.
Antimachos I. 204.
Antiphanes I. 265.
Antiphon I. 274.
Antiſthenes I. 284.
Anton Ulrich (Herzog v. Braunſchweig) II. 307.
Antonius (M.) I. 318.
Areleq (Thierfabel) I. 238.
Apulejus I. 310.
Archelaos I. 279.
Archilochos I. 219—220. 232. 234—236.
Aretino (Pietro) II. 194.
Arqemiela (Gebrüder) II. 219.
Arion I. 248.
Ariosto II. 183. 185. fela.
Ariſtippos I. 284.
Ariſtophanes I. 262—264.
Ariſtoteles I. 140—143. 261. 289.
Arminius (Jacob) II. 392.
Arnault III. 32.
Arndt (Ernst) III. 450.
Arndt (Ernſt Moritz) III. 241.
Arnim (Achim v.) I. 293 fela.
Arnim Bettinav III 305 329 fela.
Aſſarh I. 154.
Arteleq III. 406.

Aemai I. 135.
Aïnius Pollio I. 297.
Aiellauen (die) I. 295.
Aiterbem III. 407.
Attilius (M.) I. 297.
Attius (L.) I. 297.
Auerbach III. 474.
Auney (Gräfin d') II. 380.
Aurelius Victor I. 317.
Aureqallus (Matthäus) II. 72.
Aventinus s. Thurmayer.
Averroes I. 142.
Avianus I. 311.
Avicenna I. 143.
d'Avrigni III. 31.
Ayrer (Jacob) II. 136. f. 140.

B.

Bacon (v. Verulam) s. Bacon.
Bacon (Francis) I. 13 – 15. II. 320.
Bâbarâjanas I. 63.
Bagaesen III. 249.
Baif (Antoine de) II. 353.
Bakchylides I. 248.
Bailly III. 11.
Balde (Jacob) II. 293.
Ballanche III. 324.
Balzac III. 295.
Bandelle II. 179.
Banim III. 391.
Baour Lormian III. 255.
Barbier III. 296.
Barbour (John) II. 317.
Barginet III. 268.
Barnave III. 11.
Barthélemy III. 274.
Batheri III. 404.
Batsanyi III. 404.
Bauer (Bruno) III. 469.
Bauernfeld III. 450.
Baumgarten II. 468.
Beaumarchais III. 26. folg.
Beaumont (Francis) II. 333.
Beccari (Agostino) II. 190.
Bechstein (Ludwig) III. 446.
Beck (Karl) III. 442.
Beer (Michael) III. 450.
Beffer (Elisabeth) III. 429.
Bellamy (Jacob) III. 420.
Bellay (le) II. 353.
Belleau (Remi) II. 353.
Ben Jehuien s. Jehuien.
Benierade II. 376.
Benvenuto (v. Imola) II. 161.
Beranger III. 270.
Berflen II 423.
Bernhardi III 187.
Berni II. 192.
Bernardes (Diego) II. 252.
Berzsenyi III 404.
Beskow III 408
Besser (Joh v.) II. 442.
Bettina (v. Arnim) III 305. 329. f.
Betulejus s. v. Berken II. 311.
Beuve (Sainte) III 256.
Bharata I 69.
Bharavin I. 58.
Bhartrihari I. 66.
Bhavabhuti I. 54.
Bheja Raja I. 70.
Bicster III 139.
Bilderdyk (Wilhelm) III 419.
Birken (Siegmund v.) II 301. 311
Blanc (Louis III. 294.
Blinder Heinrich s. Harpf.
Blent (le) II. 352.
Boccaccio II. 155. 161 170. folg.
Bede II. 497.
Bedmer II. 447. 448.
Beome (Jacob) II 266. f. III. 58.
Boileau (Nic.) II 375.
Bojarde II 183.
Boje II. 493. 495.
Bonald (de) III 62.
Bonn (Herm.) II. 152.
Bonnet II. 412.
Börne III. 355. folg. 466.
Boscán (Juan Almogaver) II. 214.
Bossuet II. 384.
Bothe (Konrad) II. 110.
Bottiger II 497.
Bouffiers III. 31
Bouterwek (Fr.) I. 21. II. 318.
Boyer (le Jeune elle) II. 377.
Boz III 392.
Braccielini II. 196.
Brahma I. 47. 69.
Brand (Sebastian) II. 101. folg.

Brandenburg (Albrecht v.) II. 152.
Brandenburg (Luiſe Henriette, Kurfürſtin v.) II. 302.
Braunſchweig (Herzog Anton Ulrich v.) II. 307.
Braunſchweig-Wolfenbüttel (Herz. Heinr. Jul.) II. 139.
Breitinger (J. Jac.) II. 447.
Bremer (Fredrika) III. 408.
Brentano (Clemens) II. 140. III. 202.
Bretenne (Retif de la) II. 419.
Brockes (B. H.) II. 443.
Brodzinski III. 40
Bronikowski III. 427.
Brummer (Johann) II. 141.
Brune (Guerdane) II. 206.
Brutus (M. Jun.) I. 318.
Bruyere (la) II. 385.
Bugenhagen II. 72.
Bulgarin III. 399.
Bulwer (Edward Lytton) III. 389. f.
Burgicllo II. 192.
Bürger (Gottfr. Aug.) III. 178. 493. 495.
Burke III. 222. 235.
Burns (Robert) III. 371.
Busch II. 3. 55
Büſching III. 210.
Buſſy (Graf de) II. 379.
Butſchky (Samuel v.) II. 301.
Buttler (Samuel) II. 343.
Byron III. 377. folg.

C.

Caab ben Zohair I. 127.
Cabanis III. 17.
Cäſar Germanicus I. 302.
Cäſar (Julius) I. 312.
Calderon II. 234. 240. folg.
Calprenède (de la) ſ. Geſtes.
Camvanella II. 203. folg.
Caminha ſ. Andrade.
Cameens II. 252.
Camitz (A. Ludw. Freih. v.) II. 311.
Camoens (Jacob) II. 244.
Carefigue II. 9.
Carapajal (Donna Mariana de) II. 240
Cardano II. 208.
Carlén (Emilie Flygare-) III. 409.
Carnet III. 16.
Carteſius (René des Cartes) II. 271. 384.
Caſſius Parmenſis I. 297.
Caſtilleao (Criſtoval de) II. 219.
Caſtre (Guillen de) II. 244.
Cate I. 312. 318.
Cats II. 391. III. 419.
Catullus I. 304.
Caumont de la Force (Charlotte Rose) II. 379.
Cazales III. 11.
Cazette II. 419.
Celtes (Conrad) II. 115.
Cenſur II. 232.
Cervantes II. 3. 97. 220 folg. III 117.
Chamfort III. 47.
Chamiſſo (Adalbert v.) III. 444.
Chapelain (Franz) II. 377.
Chapelle ſ. Lullier.
Chateaubriand II. 416. III. 49. folg. 137. 261.
Chaucer (Geoffrey) II. 315.
Chaulieu II. 377.
Chénier (André) III. 20 folg.
Chénier (Marie Joſeph) III 16. 22. f.
Cherasteff III. 397.
Cherbury II. 421.
Chézy (Helmine v.) III. 206.
Chiabrera II. 196.
Chodzko III. 402.
Cicero I. 10. 318—320.
Cienfuegos (Alvarez de) III. 417.
Cinnius Alimentus (L.) I. 312.
Claudius Caecus I. 318.
Claudius (Mathias) II. 497.
Clauren III. 252.
Coccejus (Jac.) II. 394.
Cochläus II. 52. 73.
Colcridge III. 375.
Colet (Johann) II. 30.
Collard (Meyer) I. 10.
Comeñer (Petrus) II. 388.
Condillac II. 412.
Condercet I. 10. II. 415. III 16.
Confucius I. 160—168.
Conſtant (Benj.) III. 275.
Cooper I. 386.

Corinna I. 246.
Corneille (Pierre) II. 365. folg.
Corneille (Thomas) II. 373.
Cornelius Gallus (Cn.) I. 307.
Cornelius Siſenna (L.) I. 312.
Cornelius Nepos I. 312.
Cortereal II. 253.
Coſtes (Gautier de Coſtes de la Calprenède) II 378.
Coſta (Rodrigo de) II. 213.
Courier III. 269.
Couſin III. 257.
Coutras (Louvet de) ſ. Louvet de C.
Cowley (Abrah.) II. 340.
Cowper III. 373.
Cramer (J. A.) II. 450.
Cranz II. 438.
Craſſus (Licin.) I. 318.
Crébillon (der Aeltere) II. 373.
Crébillon (der Jüngere) II. 419.
Creuzer I. 45. 88. III. 210.
Crigninger (Johann) II 139.
Croſten Croker III. 391.
Cretus II. 23.
Cruſenſtolpe III 409.
Cueva (Juan de la) II. 213.
Cunningham (Allan) III. 391.
Curtius Rufus I. 314.
Czajkowski III. 403.

D.

Dach (Simon) II. 301.
Dahlmann III. 472.
Dalberg (Hans v.) II. 109.
Dalin (Olav v.) II. 398.
Daniel (Gabriel) II. 386.
Dante II. 155. folg. III. 98.
Daurat (Jean) II. 353.
David I. 150 151.
Decius (Mucl.) II. 152.
Decken (Aagthe) III. 420.
Dedekind (Friedrich) II. 145.
Defoe II. 308.
Deſſer (Thomas) II. 334.
Delavigne (Caſimir) III. 270.
Deleſtre-Poirſon. III. 273.
Demokritos I. 282.
Demoſthenes I. 274.
Denina (G. Carlo) I. 15.
Derſchawin III. 397.
Deſaugiers III. 31.
Deſcartes ſ. Carteſius.
Deſhoulieres (Antoinette) II. 377.
Deſmarets (Jean) II. 377.
Deſmoulins III 16.
Deſpréaux ſ. Boileau.
Diderot II. 414. III 4.
Dingelſtedt (Franz) III. 442.
Diederus I. 271.
Diogenes I. 279.
Dionyſius von Halicarnaß I. 10. 271.
Dionyſiades I 261.
Dobrowsky III. 405.
Doeen III. 210.
Dolet (Etienne) II. 352.
Donſa (Janus) II. 391.
Duché II. 373.
Drama I. 180.
Drama (römiſches) I. 296.
Dſchami (Mewlana) I. 118—120.
Dſchammis I. 63.
Dſchelaleddin I. 110—113.
Dubois III. 255.
Duces III. 31.
Duberant (Georg Sand) III 298. f.
Duller (Eduard) III. 433.
Dumas (Alex.) III. 272.
Dumouriez III. 44.
Dupin III 278.
Dürer Albrecht) II 122.
Duris I. 271.
Duval III 31.
Duval (Alex.) III. 255.

E.

Ebert (J. Arn.) II. 450.
Eberus (Paul) II. 122.
Ebn Bekr I. 132.
Ebra II. 396. 397.
Edelmann (Chr.) II. 436.
Eichendorff (Joſ. v.) III. 248.
Einſiedel II. 497.
Elegie I. 307.
El Ghafali I 142.
Ellenfleres ſ. Fiſchart.
Embſer (Hieronymus) II. 73. 75.
Empedokles I. 282.
Engel (Joh. Jac.) II. 536.

Gnuius (C.) I. 296. 300.
Goſe (Varnhagen v.) II. 178. 213. 299. III. 223. 347.
d'Gutraigues III. 10.
Gnjina (Juan de) II. 212.
Gyberes I. 271.
Gycharmes I. 262.
Gyicures I. 290.
Gyiacnes I. 255.
Epistolae obscurorum virorum II. 54.
Gyes I. 179.
Gyes (homeriſches) I. 185—202.
Gyes (römiſches) I. 300—304.
Grasmus (Alberus) II. 143.
Grasmus (Deſiderius Grasmus v. Rotterdam) II. 16. 23. folg. 59. 392.
Grcilla (Alonjo de Grcilla y Zuñiga II. 248.
Grimna I. 245.
Grneſti II. 475.
Gichenburg III. 92.
Gſſeki I. 100.
Gthan I. 151.
l'Gteile (Claude de) II. 361.
Gtterlyn (Petermann) II. 110.
Guclides I. 284.
Gudes (Franc. Gudes de Mezeray) II. 386.
Gulenſpiegel (Till) II. 88. folg.
Gumeles I. 203.
Gumenes I. 271.
Gurelis I. 262.
Guripides I. 253. 259. 260.
Gutropius I. 317.
Gvrement (St.) II. 385.
Gwhabeddin Guweri I. 105. 106.
Gybe (Albrecht von) II. 106. 109.

F.

Fabel I. 311. 239.
Fabius Pictor I. 312.
Farabi (Al) ſiehe unter Al.
Fare (de la) II. 377.
Fatum ſ. Schickſalslehre.
Fayette (de la) Gräfin II. 379.
Feith (Rhynvis) III. 420.
Fenelon (Francois de Salignac de la Motte) II. 378.
Feriddin Attar I. 109. 110.
Ferrant (G.) III. 446.
Ferreira (Antonio) III. 251.
Feuerbach III. 469.
Fichte II. 486. 490. III. 67. folg. 103. 110.
Fielding II. 426.
Filangieri III. 277.
Filicaja II. 196.
Firduſſi I. 98—101. 112.
Fiſchart (Johann) II. 143. 145.
Flemming (Paul) II. 299.
Fletcher (John) II. 333.
Fleury (Claude) II. 386.
Florian de) II. 419.
Florus I. 317.
Fohi I. 159—161. 166.
Folengo II. 193.
Fontaine (Charles) II. 352.
Fontaine (Jean La) II. 374.
Fontanes III. 31.
Fontenelle (Bernard le Bovier de) II. 377.
Forſter (Georg) III. 175. f. 185.
Fouqué (de la Motte) III. 245.
Fourier III. 291.
Frank (Sebaſtian) II. 256.
Franzén III. 408.
Franzöſiſche Akademie II. 363.
Freiligrath III. 445.
Friedrich der Große II. 436. folg.
Friſchlin (Nicodemus) II. 140.
Fuchs (Hans Chriſtoph) II. 150.

G.

Galenus (Theoph.) II. 422.
Galland (Anteine) II. 380.
Gallus (Cornelius) I. 307.
Gans III. 341.
Garcqvisti III. 402.
Garnier (Rob.) II. 365.
Gaudy von) III. 442.
Gedike III. 139.
Geiler (Johann) II. 104.
Gelais (St.) II. 352.
Gellert II. 450.
Genebein (Johann) II. 109.
Gentz (Fr. v.) III. 187. 219. folg.
Gerhard (Paul) II. 301.

Gerhardſon (Gerhard) II. 24.
Gervinus III. 177. 394.
Gesner (Joh. Konr.) I. 11. 12.
Gheheſmer (Thomas) II. 110.
Gibbon II. 427.
Gielen (Jaquemars) II. 99.
Gil Polo II 218.
Ginguené III. 47.
Girardin III 257.
Glasbrenner III. 473.
Gleim II. 452.
Goldſmith (Oliv.) II. 425.
Gomarus II. 392.
Gongora (Louis de Argote) II. 245.
Göckingk (v.) II 495.
Görres (Joſ.) III. 207. f. 215. f.
Göſchel III 467.
Goczczyński III 102.
Goethe I. 16. II. 45. 100. 500. folg. III. 88. 91. 93. 96 129. 131. 132. 174.
Gotter II. 495.
Gottſched II. 116. 445. flgd.
Göz (Joh. Nic.) II. 452.
Grabbe III. 447
Graf III. 210.
le Grand II. 373. 374.
Grattan III. 391.
Grävius II. 391.
Grazzini II. 179.
Green (Robert) II. 325.
Grégoire III. 10. 15.
Greiſenſen (Samuel) II. 308.
Gretſch III. 399.
Grillparzer III. 451.
Grimm (Gebrüder) III. 210.
Groneo (Joh. Fr.) II. 391.
Grotius Hugo) II. 336. 391. 394.
Grün Anaſtaſius) III. 441.
Grundtvig III. 410.
Gryphius (Andreas) II. 298. 302. f.
Gryphius (Chriſtian II. 311. 312.
Guizot III 280 folg.
Gumelius III. 408.
Günther Joh. Chriſt.) II 443.
Gupkow III. 361. folg.

H.

Haſis I. 116—118.
Hagedorn (Friedr. v.) II. 444.
Hagen (von der) III. 210.
Hahn-Hahn (Gräfin Ida) III. 436.
Haller (Albrecht v.) II. 444.
Haller (Karl Ludw. v.) II. 80. III. 238.
Hallmann II. 311.
Halm (Friedrich) III 450.
Hamann (Joh Georg) II. 523 526.
Hamerken (ſ. Kempis Thomas a
Hamilton (Anteine v.) II. 384.
Hammer (Joſ. v.) I. 94. 104.
Hammerfeld III. 407.
Hanka III. 405.
Hach Kjöb I. 172.
Hardenberg (Friedr. v.) III. 91. 149.
Hareth I. 127.
Hariri I. 138.
d'Harleville (Collin) III. 25.
Harry II. 317.
Harsdörffer II. 299.
Hauch III. 410.
Havneccius (Martin) II. 140.
Hebbel III. 450.
Hegel I. 10. 27. 57. III. 95. 96. 283 453. folg.
Heaius (Aler.) II. 24.
Heiberg III. 410.
Heine (Heinr.) III. 349. folg.
Heinrich (blinder) ſ. Harry.
Heinſe II. 518. III. 126.
Heinſius (Dan. u. Nicol.) II. 391.
Hekataios I. 271.
Hell (Theodor) III. 252.
Helmers III. 420.
Helu (Jan van) II. 388.
Helvetius II. 412.
Helvius Ginna I. 307.
Heman I. 151.
Heraklites I. 278
Herder I. 19 25. II. 49. 293. 476. 522. 524. folg. III. 126.
Heredot I. 267—69.
Herrera (Fernando de) II. 218.
Herrmann (Nicolaus) II. 152.
Herwegh III. 441.
Heſiodos I. 187. 205—212.
Heſſe (Gehan) II 55
Henden (Friedrich von) III. 437. 450
Hieronymus I. 271.

Hiob I. 154—156.
Hirzel (S.) II. 529. III. 418.
Hirtenlar I. 237.
Hirzel II. 448.
Hobbes (Thomas) II. 202. 335 339.
Hochstraten (Jacob v.) II. 21.
Hofmannswaldau (Christian Hofmann v.) II. 304.
Hoffmann (H. F. A.) III. 199. f.
Hoffmann (v. Fallersleben) II. 100. III. 140.
Hoffmann (Madame) III. 103.
Hohenheim (v.) s. Paracelsus.
Hoijer III. 306.
Holbach II. 412. 436.
Holberg (v.) II. 399.
Holderlin III. 160. folg.
Holtei (Karl von) III. 450.
Holty II. 493.
Holzmann (Daniel) II. 144.
Homer I. 46. 180—202.
Homer (d. Jüngere.) I. 261.
Homerite I. 201.
Honain ben Ishak den Jonain I. 142.
Horst II. 390. III. 519.
Hore (Thomas) III. 391.
Horaz I. 243. 305—306.
Horn (Franz) III. 247.
Hortensius I. 318.
Hottinger II. 297.
Horwath III. 404.
Houdart Antoine de la Motte II. 377.
Hoz (Juan de) II. 244.
Huber (Therese) III. 177.
Huge (Victor) III. 263 f.
Humboldt (Alex. v.) III. 344. f.
Humboldt (Wilh. v.) I. 57. III. 342.
Hume (David) II. 422. 427.
Hunter III. 113. folg.
Hunold (Chr. Fr.) II. 443.
Hutten (Ulrich v.) II. 3. 20. 23. 42 f.

J.

Jacob I (König v. Schottl.) II. 317.
Jacobi (F. H.) II. 487. 548
James III. 391.
Janken (Gerucline) II. 393.
Javadevas I. 65.
Ibn-ess-Schaigh I. 135.
Ibykes I. 248.
Idylle I. 311.
Jean Paul III. 72. 166. folg.
Jeremias I. 154.
Iffland III. 157.
Immermann (Karl) III. 421. f 446.
Imela Bourenute von) II. 161.
Ingemann III. 410.
Iodelle II. 353. 355. folg. 365.
Johannes Secundus II. 352.
Johnsen (Ben- oder Benjamin) II. 334.
Jon I. 260.
Jonas (Justus) II. 152.
Jonka III. 404.
Jourdain III. 257.
Jous III. 33. 34.
Irene III. 110. folg.
Irwing (Washington) III. 386.
Isäos I. 274.
Isocrates I. 274.
Junq (Alexander) III. 472.
Jungman (J.) III. 405.
Junius (Briefe II. 427.
Ju Kiao-li I. 171.
Justinus I. 314.
Juvenalis I. 309.
Ivetaux (Des) II. 377.

K.

Kablert (August) III. 472.
Kaisersberg (Johann Geiler v.) II. 104.
Kalidasas I. 55. 58. 64. 82. 83.
Kallines I. 216—217.
Kallisthenes I. 271.
Kanadas I. 63.
Kant (Imm.) II. 486. 519. 538
Kapilas I. 62.
Karamsin III. 397.
Kastner (Abr. Gotth.) II. 447.
Kellgren III. 406.
Kempis (Thomas a) II. 392.
Kere I. 331.
Kind (Friedrich) III. 252.
Kirchmaier s. Naegeorgius.
Kisfaludi III. 404.
Kleitarchus I. 95.
Klaj (Johann) II. 299.

Klassicität I. 177.
Kleist (Ewald Christ. v.) II. 453.
Kleist (Heinrich v.) III. 179. folg.
Klerk (Niklaes de) II. 388.
Klinger (v.) II. 539.
Klingsohr II. 128.
Klitarchos I. 271.
Klopstock II. 62. 451. 454. folg. 498. III. 90.
Knebel (v.) II. 497. 499.
Knjäschnin III. 397.
Knigge (Frh. v.) II. 513. III. 296.
Kollar III. 406.
Komödie (griechische) I. 260—265.
Komödie (römische) I. 297—99.
Konarski (Stanislaw) III. 400.
Kongehl II. 311.
Könitz (Heinrich) III. 400. 423.
König (Johann Ulr. v.) II. 443.
Körner (Theodor) III. 240.
Kotzebue III. 154. folg. 157.
Kramerius III. 405.
Krasicki (Ignaz) III. 401.
Krassinski III. 403.
Krastewski III. 403.
Kranic III. 260.
Kreutzer II. 72.
Kuhlmann Quirinus II. 311.
Kühne F. G. III. 427.

L.

Labertus I. 299.
Lachmann III. 240.
Lacretelle III. 45.
La Farette s. Farette.
La Fontaine s. Fontaine.
Lainez (Alex.) II. 377.
Lalenbuch (das) II. 93.
Lally Tollendal III. 11.
Lamartine III. 262.
Lambeck Peter I. 12.
Lamennais I. 10. III. 319. f.
Lamets III. 11.
La Mennais s. Mennais.
Lange Sam. (Verb.) II. 449.
Launei de III. 320.
Lactée I. 167—169.
Larochefoucauld Liancourt III. 11.
Lasco s. Grazian.
Lasos I. 248.
Laube III. 356.
Lauremberg II. 310
Lavater II. 511.
Lebid Abu Akil ben Rabiad I. 128.
Lebrun III. 20. 24.
Lecouvé III. 31.
Lehmann (Orla) III. 410.
Leibnitz I. 10. 27—31. II. 63. 281 f.
Leisewitz II. 496.
Lementen III. 47
Lenau (Nicolaus) III. 444.
Lenz II. 539. 540.
Leo (Heinrich) III. 471.
Léon s. Ponce de Léon.
Leopelt III. 406.
Lerminier III. 259.
Leskes I. 203.
Lessing II. 91. 442. 457. f. 471. f. III. 117.
Leuliwges I. 282.
Lewald (August) III. 433
Lichtenberg II. 44. 533. III. 15.
Lido John II. 324.
Lines I. 181.
Livri (Lorenzo) II. 196.
Livius Junius) II. 391.
Lizar (Thomas) II. 110.
Lisco (Christ. Friedr.) II. 449.
Lisle (Rouget de) III. 31.
Lisbon de I. 169.
Livius I. 313.
Lobe (Adrianus) II. 253.
Lobwasser Ambros.) II. 153.
Locke (John) II. 421.
Locmann I. 134.
Logau (Franz Freih. v.) II. 298.
Lohenstein v. II. 305.
Lomenenius III 396.
Lonicerus II. 33.
Lope de Vega II. 222. 236. f.
Lorrer de Gourran II 419. III. 16.
Lovell (Robert) III. 375.
Lovela (Ignaz) II. 230.
Lucanus I. 301.
Lucilius I. 308.
Lucretius I. 301.
Luden III. 472.
Luillier (Claud. Eman.) II. 376.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.
3-598-52006-9
FN. 02217/020

Luise Henriette (Kurfürstin von Brandenb.) II. 302.
Luna (de) II. 216.
Luther II. 8. 11. 31. 33. folg. 43. bes. 60. folg. 120. 121.
Luther's Schriften II. 60. 86. 142.
Lycerbren I. 261.
Lydgate (John) II. 316.
Lydgatanus I. 307.
Lysias I. 274.

M.

Macareniſche Poeſie II. 193.
Machiavelli II. 3. 197. folg.
Macer I. 302.
Mäcenas I. 297.
Macrlant van) II. 388.
Maghas I. 58.
Maier (Karl) III. 446.
Maitre (de) III. 60. f.
Malebranche II. 280.
Malherbe (franc. de) II. 361.
Mallius Apellenius v.) III. 445.
Mamatta (Matta I. 70.
Maneres I. 43.
Manu I. 59. 68.
Manzoni III. 411.
Margarethe (v. Navarra) II. 350.
Markgraf Hermann und Rudolph) III. 446.
Marbeinecke II. 84.
Mariana II. 233.
Marini II. 195.
Marivaux II. 419.
Marlow (Christopher) II. 325.
Marmier III. 256.
Marmontel II. 419.
Maret (Clément) II. 351.
Maret (Jean) II. 351.
Marinas I. 271.
Martialis I. 310.
Martin (Saint-) III. 58. folg.
Marr (N. J.) III. 472.
Maſſinger (Phil.) II. 333.
Mata I. 142.
Matins I. 299.
Matthesius II. 70. 72. 152.
Matthiſſon II. 494.
Maurus (. Rhabanus.
Maury III. 11.
Maynard (Franz) II. 361.
Mayer II. 365.
Medici (Lorenzo v.) II. 181.
Meckenberg (Conrad v.) II. 256.
Megerle (Ulrich) (. Abraham a Sancta Clara.
Mehtani I. 133.
Meiſterſänger II. 127.
Melampes I. 181.
Melanchthon II. 72. 82. f. 132.
Melendez Valdes (Juande) III. 417.
Melesville III. 273.
Melitus (Paul) II. 152.
Menalmes I. 271.
Menander I. 265.
Mendesiehn Moſes. II. 492. 596.
Mendoza (Don Diego Hurtado de) II. 215.
Menippes I. 284.
Menu (. Manu.
Menzel (Wolfgang) III. 348. f.
Merkel III. 154.
Merlen (van) III. 420.
Mers III. 274.
Mettrie (la) II. 441.
Metaſtas II. 391.
Mewlana Dſchami I. 118—120.
Mezeray (de) (. Gutes.
Mickiewicz III. 402.
Middleton (Thom.) II. 334.
Mignet III. 274.
Miller II. 493.
Milton Johu) II. 340. f.
Minnermes I. 220.
Minnesis II. 317.
Minucci II. 196.
Mirabeau II. 439. III. 5. 7. 18.
Miranda II. 217. 251.
Mesne (le) II. 378.
Molière II. 370. folg.
Monim III. 418.
Monnard (Ch. II. 377.
Montaigne II. 107.
Montemayer II. 217.
Montesquieu I. 10. II. 417.
Monti III. 412.
Moore (Thomas) II. 319. III. 383.
Moralitäten II. 324.

Metatin III. 418.
Mew (Henry) II. 422.
Merete II. 213.
Mergan II. 421.
Merier III. 391.
Morus (Thomas) II. 30.
Meschea (Folengo) II. 150.
Meschereſch II. 298. 309.
Meſen (Julius) III. 428. f.
Meſes I. 148. 154.
Mestheim (v.) II. 449.
Metenabbi I. 132.
Mette, de la, Anteine Houdart ſ. Houdart.
Mounier III. 12.
Mügge (Theodor) III. 451.
Mühlbach (L.) III. 437.
Müller (Adam) I. 20. III. 235.
Müller (Johannes v.) I. 2. II. 527. III. 159.
Müller (Wilh.) II. 325.
Müllner III. 448.
Munch (P.) III. 411.
Münch (Ernſt) II. 45.
Murner (Thomas) II. 92. 106.
Muſaies I. 181. 184.
Muſäus II. 457.
Muſculus II. 116. 152.
Myſius (Chriſtlob) II. 450.
Myrtis I. 245.
Myſik I. 334.
Mythe I. 32. 37. 45.

N.

Näbius I. 295. 300.
Naharro (Torres) II. 213.
Nargeorgius (Thomas) II. 139.
Napoleon III. 19.
Navarra (Margarethe v.) II. 350.
Necker ſ. Staël Holſtein.
Neyes (Gernel.) I. 312.
Neukirch (Benj.) II. 443.
Neumark (Georg) II 301.
Nicander III. 408.
Nicolai (Friedrich) II. 490. 536. III. 108.
Nicolai (Philipp) II. 153.
Nicolini III. 412.
Niebuhr III. 214.
Niethammer III. 103.
Nieuwland III. 420.
Niſami I. 106—108.
Niſard III. 308.
Niemcewicz (Julian) III. 401.
Nodier III. 268.
Notker I. 331.
Novalis III. 91. 149. folg.
Novelle II 171. folg.
Novius I. 299.
Nunnenbeck (Leonhard) II. 123.
Nymphis I. 271.

O.

Occleve (Thomas) II. 316
Ode I. 306.
Oehlenſchläger. III. 249. 251. 410.
Olearius II. 300. 308.
Olen I. 181.
Omar Chiam I. 108.
Omichius (Franz) II 140.
Opitz (Martin) II. 293.
Orpheus I. 181—184.
Otfried I. 331.
Other (Jacob) II. 105.
Ovidius Naſo I. 297. 302—304.
Oxenſtjerna III. 406.

P.

Paalzow (Auguſte) III. 434.
Pacuvius I 296.
Paladi III. 406.
Palmblad III. 408.
Palmenorden II. 297.
Pamphos I. 181.
Panyaſis I. 204.
Papinius Statius I 304
Paracelſus (Theophraſtus) II. 257. f.
Parmenides I. 281.
Parny III. 31.
Pascal (Blaiſe) II. 382.
Patandſchalis I. 62.
Pauli (Johannes) II. 105.
Pauſanias I. 10.
Peiſandros I. 203.
Pellico (Silvio) III. 414.
Peltzel III. 405.
Penheen (Barchen de) III. 260.
Percy II. 318.
Perier (Caſimir) III. 283.

Perigenius (Jac.) II. 391.
Perrault II. 380.
Perſius I. 308.
Peſtalezzi II. 534.
Peterſen (Dietrich) II. 298.
Petrarca II. 155. 162. folg.
Petreſſ III. 397.
Petrenius I. 309.
La Peyrouſe II. 365.
Pfingſma (Melchior) II 110.
Pfyffer III. 446.
Phädrus I. 311.
Pherekrates I. 262.
Pherekydes I 277.
Philemon I. 265.
Philiscos I. 261.
Phokylides I. 228.
Phrynichos I. 255.
Picart III 25. 31.
Pictor ſ. Fabius.
Pietismus II. 431.
Pindaros I. 249—252.
Pindemonte III. 412.
Pirkheimer (Wilibald) II. 47. 109.
Piſe I. 312.
Planche III. 256.
Plato I. 35. 41. 262. 285—289 III. 126.
Plautus I. 297.
Plejade (franzöſ.) II. 353.
Plejas (tragiſche) I. 261.
Pleningen (Dietrich v.) II. 109.
Plinius I. 10.
Pocquelin (Jean Bartiſte) ſ. Molière.
Poirſen (Peleſtre) III. 273.
Polizian II. 181.
Pollio ſ Aſinius P.
Polwarter (Joh.) II. 152.
Polybius I. 2. 71.
Pommer II 72.
Pomponius Bononienſis I. 299.
Ponce de Léon II. 218.
Pope II. 345.
Poſſel II. 442—43.
Praden II. 373.
Praet (Gerhard de) II. 23.
Pratinas I. 266.
Preſel III 405.
Preti (Gerelame) II. 195.
Preuß III. 472.
Prochaſka III. 405.
Properzius I. 307.
Protagoras I. 273.
Prutzhen III. 293.
Publius Syrus I. 299.
Puchmayer III. 405.
Puici II. 183.
Puſchlin III. 398.
Puſchmann (Adam) II. 140.
Pückler III. 335. f.
Pyra (Joh. Imm.) II. 449.
Pythagoras I. 228. 279.

Q.

Quevedo (Franciſco Quevedo Villegas) II. 246.
Quinault II. 373.
Quinet III. 256.
Quinctilian I. 10.

R.

Rabelais II. 358.
Rabutin (Roger de) ſ de Buſſy.
Rachel (Joachim) II. 310.
Racine II. 368.
Rabel III. 325. f.
Raimar (Freimund) III. 240. 442.
Ramler II. 298. 453.
Ranke (Leopold) III. 470.
Raſti I. 136.
Raumer III. 471.
Raupach III. 448.
Raynal II. 415.
Rebhuhn (Paul) II. 135.
Recalde (Don Inniqe Lopez de) II 232.
Regis (Franz) II. 360.
Regnard II 373.
Regnier II. 361.
Reichardt (J. Fr.) III. 178.
Reichenbaher II. 110.
Reinecke Fuchs II. 98.
Reinhard III. 104.
Reil III. 225.
Reimarus II. 475.
Rellſtab III. 451.
Reuchlin II 20. 59. 84.
Rhabanus (Maurus) I 331.

Kharsceben I. 196.
Khinten I. 266.
Rhoswitha II. 115.
Ribeyro II. 250.
Richardſon II. 426.
Richelieu II. 363.
Richter (Jean Paul Friedrich) III. 72. 166. f.
Riedeſel (Johann) II. 109.
Ringwaldt (Barthelem.) II. 141.
Riſt (Johann) II. 301.
Rivander (Zacharias) II. 141.
Robertbin II. 301.
Robertſon II. 427.
Rochefoucauld (Francois de la) II. 383.
Röderer III. 11.
Royer Collard ſ. Collard
Rolewink (Werner) II. 110.
Roſſenhagen (Georg) II. 150.
Rollin II. 386.
Romantik I. 323—328. III. 104. f.
Romanticismus (franz.) III. 252. 260.
Rommel III. 472.
Ronſard II. 353.
Röser (Georg) II. 72.
Roſa (Martinez de la) III. 418.
Roſenkranz (Karl) III. 469.
Roſenkreuzer-Orden II. 263. f.
Roſenorden II. 298.
Roſenplüt (Hanns) II. 117.
Roſenroth (Knorr von) II. 311.
Roſini III. 413.
Roſt (Joh. Chriſt.) II. 449.
Rothe (Johann) II. 109.
Rotteck III. 285.
Rouſſeau (Jean Bapt.) II. 377.
Rouſſeau (Jean Jacques) II. 408.
Rowley (W.) II. 334.
Roxas (Fernando de) II. 213.
Roxas (Francisco de) II. 244.
Ruccellai (II. 191.
Rückert (Friedrich) I. 33. 55. 139. III. 240. 442.
Rueda (Lope de) II. 213.
Rueff (Jacob) II. 139.
Runge (Chriſt.) II. 302.
Runge (Phil. Otto) III. 237.
Rupaka (ind. Drama) I. 71—76.

S.

Saadi I. 110. 113.
Sacchetti (France) II. 178.
Sachs (Hans) II. 117. beſ. 119. folg. 131. folg.
Sachſen (Prinzeſſin von) III. 450.
Sackville II. 322.
Sage (le) II. 374. 379.
Sagen (Franceis) II. 352.
Saint-Amand II. 361.
Sainte-Beuve III. 256.
Saint-Evremont II. 385.
Saint-Gelais (de) II. 352.
Saint-Martin III. 58.
Saint-Pierre III. 63. 261.
Saint-Simon III. 287. f.
Salignac (de) ſ. Fénelon.
Sallet III. 441.
Salluſtius I. 312.
Salomo I. 151—153.
Sand (George) III. 38. 298. f.
Sandeau (Jules) III. 300.
Sankara Acharya I. 66.
Sannazar (Jacob) II. 192.
Saphir III. 350.
Sappho (von Lesbos) I. 244.
Sappho (von Cresſos) I. 245.
Sâregi Deva I. 70.
Sarraſin (Jean Franc.) II. 377.
Sarti (Paolo) II. 209.
Satire I. 304. 306. 309—310.
Satyr-Drama I. 265—66.
Say III. 47.
Scaliger (J. J. C.) II. 391.
Scarron (Paul) II. 379.
Schaffarik III. 406.
Schede ſ. Melliſſus.
Schedel (Hartmann) II. 110.
Schefer (Leopold) III. 431.
Scheffler (Johann) II. 301.
Schelling I. 10. 20. II. 9. III. 76. f. 453 461.
Schenkendorf (Max v.) III. 240.
Scherenberg (Theod.) II. 118.
Schenk (Kasp.) II. 145.
Schiller (der antike) I. 254.
Schiller (Fr. v) II. 487. 521. 540. f. III 153.

Schilling (Diebold) II. 110.
Schilling (Guſtav) III. 252.
Schlabrendorf (Gf. Guſtav v.) III. 178. f.
Schlegel (Gebr.) I. 20. 37. 51. 53. 58. 65. III. 40. 89. 94. 95. 98. f. 106. 116. 118. 119. f. 127. 129. 148. 158. 185. f. 225.
Schlegel (J. A.) II. 447. 450.
Schlegel (Joh. Elias) II. 447. 450.
Schlegel (Dorothea) III. 185.
Schleiermacher I. 10. III. 75. 121. 122. f. 138. f. 212. 226. 459. f.
Schleſſer III. 472.
Schmalz III. 211.
Schmelk (Benj.) II. 443.
Schnurr (Balthaſar) II. 151.
Schoch (Georg) II. 301.
Schönaich (Chriſtoph Otto Fr. v.) II. 447.
Schottel (J. G.) II. 298.
Schottland (Jakob I. König v.) II. 317.
Schurpe (Joh. Balth.) II. 310.
Schütz (Wilh. v.) III. 187.
Schwab (Guſtav) II. 299. III. 444.
Schwabe (J. J.) II. 447.
Schwarz (Sibille) II. 302.
Schwenter (Daniel) II. 304.
Scott (Walter) 371. 384. f.
Scribe III. 272.
Scudéry (George de) II. 377.
Scudéry (Madelaine de) II. 378.
Scultetus (Andreas) II. 300.
Seatefield III. 387.
Seckendorf II. 497.
Secundus (Johannes) II. 352.
Ségur III. 34.
Selnecker (Nicolaus) II. 153.
Semler II. 475.
Senaji I. 108.
Seneca I. 297.
Septimius (Titus) I. 297.
Sévigné (Marie Rabutin, Marquiſe v.) II. 387.
Shaftesbury II. 421.
Shakſpeare II. 315. 325. f. III. 93. 116. f.
Shelley III. 380. f.
Shiva I. 69.
Shukowski III. 398.
Sidney II. 322.
Sieyes III. 7.
Sigfusſen (Sämund) II. 396.
Sileſius (Angelus) ſ. Scheffler.
Silfverſtolpe III. 406.
Silius Italicus I. 301.
Simenides (v. Amorgos) I. 236.
Simonides (v. Keos) I. 228—231. 248.
Sinnna (Gerneline) I. 312.
Skalden II. 396.
Sleidanus II. 19.
Slokas I. 50.
Slowacki III. 403.
Smith (Horaz) III. 391.
Smollet (Ted.) II. 426.
Socrates I. 283—284.
Soñ dede I. 112.
Solger III. 110.
Solon I. 224—24. 237.
Soltau (D. H.) II. 344.
Somaderas I. 68.
Sophocles I. 253. 257—258.
Sophron I. 266.
Sorlin (St.) ſ. Jean Desmarets.
Soſibhanes I. 261.
Soſitheos I. 261.
Southey III. 375.
Spangenberg (Cyriacus) II. 153.
Spanheim II. 391.
Spee (v.) II. 295.
Spener II. 430.
Spengler (Lazarus) II. 152.
Spenſer (Edmund) II. 322. 323.
Spindler III. 451.
Spinoza II. 272. f. 529. III. 73. 141.
Spretten (ven) II. 152.
Srikantha I. 84.
Stael (Frau v.) III. 34. f. 168.
Stägemann III. 240.
Staquelins III. 408.
Stahr III. 472.
Stalins ſ. Parvinus.

Ehrfens III. 95. 97. f. 225. 250. 465.
Steinbrecl II. 110.
Stengel (Gb. L.) II. 150.
Stenzel III. 472.
Sternberg (K. v.) III. 435.
Sterne (Lor.) II. 424. III. 117.
Stesichoros I. 248.
Stieglitz (Heinrich) III. 430.
Stofe (Mellé) II. 388.
Stolberg (Christian Leopold, Grafen von) II. 493. III. 129.
Strauß II. 437. III. 468.
Strieccr (Johann) II. 140.
Sturluſon (Snorri) II. 397.
Sudrafa I. 84.
Sue (Eugen) III. 297.
Suetonius I. 317.
Sumarakoff III. 397.
Surius II. 85.
Surrey II. 322
Suſarion I. 262.
Swedenberg (Emanuel v.) II. 398.
Swift (Jonathan) II. 424. III 117.
Swoboda III. 405.
Symbol I. 37. 38. 45.
Syrus ſ. Publius.

T.

Tacitus I. 315—316.
Tarafan I. 127.
Tartalea II. 209.
Taſſo (Torquato) II. 189 f.
Taſſoni (Aleſſandro) II. 196.
Tauler (Johann) I. 334—337.
Tegner III. 408.
Teleki III. 404.
Teleſius II. 204.
Temam (Abu) I. 128.
Terentius (Afer) I. 298.
Terentius (Varro) I. 300.
Terpander I. 241.
Teſti (Fulvio) II 196.
Thabet ben Gerrah I. 142.
Thales I. 277.
Theagenis I. 224—227.
Theoremres I. 271.
Theſeus I. 255.
Thiers III. 278.
Themaſius II. 427.
Theuret III. 11.
Thevras (Marin de) II. 386.
Thümmel (v.) II. 516 517.
Thurmmayer (Johann) II. 110.
Thvard (Pontus de) II. 353.
Tibullus I. 307.
Tieck II. 325. III. 92. 93. 131. 134. f. 195. 364. folg.
Tilleſius (Hieronymus II 118.
Timeneda (Juan) II. 225.
Tindal II. 421.
Tiſias I. 273.
Titio II. 101.
Toland (Joh.) II. 421.
Tornabueni (Lucrezia) II. 182.
Treiſauerwein (Marx) II. 111
Triller (Dan. W.) II. 447.
Trilogie I. 256.
Triſſino II 191.
Troſus Pompejus I. 314.
Tremlitz III. 427.
Tſchauras I. 66.
Tſchudi (Aegidius) II. 110.
Tſeng-tſeu I. 166.
Tu-ſu I. 169.
Tugendbund III. 212.
Tukydides I. 269—270.
Twinger (Jacob) II. 109.
Tſcherning II. 300.
Tſchirner III. 54.

U.

Uhland III. 242. fg.
Ulfilas I. 330 II. 65.
d'Urfé (Honoré) II. 362.
Utz (Joh. Pet.) II. 452.

V.

Valerius Flaccus (C.) I. 301.
Valerius Maximus I. 314.
Valgius Rufus (C.) I. 307.
Valla (Laurentius) II. 31. 48.
Valmiki I. 50. 51.
Varius (L.) I. 297.
Varner III. 273.
Varnhagen von Enſe III. 178. 213. 223. 299. 347. 400.
Vaudeville (das) II. 373.

Vega (Garcilaſo de la) II. 215.
Velde (van der) III. 427.
Vellejus Paterculus I. 314
Verginius (Velvterus) I. 11.
Veriet (de) II. 386.
Viand (Theerbile) II. 361.
Vicente (Gil) II. 151.
Vico (Baptiſta) I. 16.
Vigny (Alfred de) III. 266.
Villaverde III. 418.
Villedieu (Frau v.) II. 379.
Villegas (Eſtevan Manuel de) II. 246.
Virgilius Maro (Publ.) I. 300.
Vitalis III. 408.
Vitet III. 273.
Volney III. 12.
Voltaire II. 8. 402. folg.
Vondel (van der) II. 390. III. 419.
Volz (Hans) II. 117.
Voß (Geo. Jeb.) II. 391.
Voß (Joh. Heinr.) II. 494. III. 128. 193.
Vraſa I. 48. 53.

W.

Wachler (Ludw.) I. 20. 21.
Wackenroder III. 187.
Wackernagel III. 445.
Wagenſeil II. 117. 120. 127.
Waiblinger III. 430.
Waldis (Burkhard) II. 111. 139. 142.
Waller (Edmund) II. 339.
Wallmark III. 407.
Waſer II. 349.
Waſſaf I. 121.
Weckherlin II. 295.
Weigel (Valentin) II. 262.
Weiße (Chriſtian) II. 310.
Welcker III. 286.
Welhaven III. 408. 411.
Werder (Dietrich von dem) II. 298.
Wergelandt III. 411.
Werner (Zacharias) III. 187. 195. f.
Wernigk (Chriſt.) II. 442.
Wickram (Georg) II. 139. 140.
Wieland II. 516. 518 III. 125. 137.
Wiendarg III. 357. f.
Wilken III. 472.
Willibald (Alexis) ſ. Alexis.
Williram I. 331.
Willkomm (Ernſt) III. 450.
Winckelmann I. 41. II. 466. f.
Wolfhnſarman I. 67.
Wiswanath Kaviraja I. 70.
Wizin III. 397.
Wojcicki III. 403.
Wolf (Chriſtian) II. 428
Wolf (Friedrich Auguſt) III. 128. 225.
Wolſey (Kardinal) II. 349.
Woeſtien II. 721.
Wordsworth III. 374.
Wyle (Nicolaus v.) II. 109.

X.

Xenophanes I. 227—228. 280. 284.
Xenophon I. 270.

Y.

Yde (Albrecht v.) ſ. Eyde.

Z.

Zacharia (F. W.) II. 443. 447.
Zahlhaas (J. B. v.) III. 450.
Zanas (Donna Maria de) II. 240.
Zedlitz III. 445.
Zeſen (Philipp v.) II. 298. 306.
Ziegler und Klipphauſen (Heinrich Anſelm v.) II. 306.
Zimmermann (v.) II. 442.
Zwingli (Huldrich) II. 152.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

Aesthetik. Die Idee der Schönheit und des Kunstwerks im Lichte unserer Zeit. Von **Th. Mundt.** 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neueren Entwickelungen und Problemen. Von **Th. Mundt.** 1 Thlr. 15 Sgr.

Fragen der Zeit. Erstes Heft. Zur Universitätsfrage, oder: Die freie Entwickelung der protestantischen Universität. Von **Th. Mundt.** 10 Sgr.

Die Kunst der deutschen Prosa. Aesthetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich. Von **Th. Mundt.** Zweite umgearbeitete Auflage. 1 Thlr. 20 Sgr.

Lesebuch der deutschen Prosa. Musterstücke der prosaischen Literatur der Deutschen, nach der Folge der Schriftsteller und Entwickelung der Sprache. Von **Th. Mundt.** 1 Thlr. 20 Sgr.

Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen von **Friedrich von Schlegel.** Herausgegeben und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von **Th. Mundt.** 2 Bde. 3 Thlr. 10 Sgr.

Dessen zweiter Theil auch unter dem besondern Titel:

Geschichte der Literatur der Gegenwart. Vorlesungen von **Th. Mundt.** 1 Thlr. 20 Sgr.

Martin Luthers politische Schriften. Mit einer Einleitung über Luthers Bedeutung im deutschen Nationalleben, herausgegeben von **Th. Mundt.** 4 Bde. 2 Thlr.

Werke, von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.** 4 Bde. 4 Thlr. 20 Sgr.

Gedichte, von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.** Zweite vermehrte und veränderte Auflage. 2 Thlr.

Der Graf Lucanor. Nach dem Alt-Spanischen von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.** Neue Ausgabe. Mit Zeichnungen von **Th. Hosemann.** 22½ Sgr.

Aus dem Leben eines Taugenichts. Von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.** Mit Zeichnungen von **Adolph Schrödter** in Düsseldorf. 12½ Sgr.

Vorſtudien für Leben und Kunſt, von H. E. Hotho.
26½ Sgr.

Geſchichte der Deutſchen und Niederländiſchen Malerei.
Von H. E. Hotho. 1r u. 2r Band. 3 Thlr.
(Soll im Jahre 1846 beendigt werden.)

Diplomatiſche Geſchichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg. Unmittelbar nach den Quellen dargeſtellt von G. F. Klöden. 4 Bde. Mit Tabellen und Karten. 11 Thlr.

Deſſen 3r u. 4r Theil auch unter dem beſondern Titel:

Diplomatiſche Geſchichte des ſogenannten falſchen Waldemar. Unmittelbar nach den Quellen dargeſtellt von G. F. Klöden. 2 Bde. 5 Thlr. 20 Sgr.

Schule der Erziehung, in biographiſchen Umriſſen. Von Eufebius Schmidt. 1 Thlr. 10 Sgr.

Michael de Ruiter. Bilder aus Hollands Marine. Von Heinrich Smidt. 4 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.

Zigeuner und Edelleute. Ein Roman von Aug. Th. Woeniger. Mit Federzeichnungen von Th. Hoſemann. 2 Bde.
1 Thlr. 22½ Sgr.

M. Simion in Berlin.

Mendoza,

der Vater der Schelme.

Ein Roman

von

Theodor Mundt.

Erſter Band.

Berlin.
Mylius'ſche Buchhandlung.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der

Frau Profeſſorin

Thereſe Marx

verehrungsvoll zugeeignet

vom

Verfaſſer.

Erſtes Buch.

Der Student von Salamanca.

1. Studenten und Bettler.

In der alten und ehrwürdigen Stadt Salamanca studirten um das Jahr 1525 mehrere junge Spanier aus den angesehensten und vornehmsten Familien des Landes, welche dort ein sehr bewegtes und lustiges Leben zusammen führten, und denen man zugleich nicht vorwerfen konnte, daß sie ihre Studien vernachläßigten, da sie mit der lauten Begeisterung für Freiheit und Genuß, welche in ihrem jugendlichen Kreise erschallte, zugleich eine größere Liebe zu den Wissenschaften verbanden, als eigentlich in dem von der Inquisition beherrschten und unterhöhlten Spanien vortheilhaft und beliebt sein mochte.

Unter diesen Jünglingen befand sich Don Diego Hurtado de Mendoza, der Sohn eines der ersten spanischen Granden, und von seiner Familie, die dem neuen Thron Kaiser Carls V. in Spanien sehr nahe

stand, zu einer bedeutenden Laufbahn im Staat aus-erschen und zu den höchsten Ehrenämtern beim Hofe des Kaisers vorbereitet.

Dieser Aussicht seiner künftigen Staatswürden schien sich jedoch der junge Diego während seines Aufenthalts in Salamanca gänzlich entschlagen zu haben, und lebte hier keineswegs danach. Er galt vielmehr für den Anführer und die Seele einer sich sehr frei bewegenden Studentengenossenschaft, die von gährenden Ideen und kühnen Unternehmungen aller Art erfüllt war, und außerdem in der Stadt selbst einen für viele Leute höchst bedenklichen und anstößigen Umgang unterhielt.

Diese Studenten von Salamanca verkehrten nämlich viel mit jenen in Spanien so eigenthümlich bestehenden Bettlern, Gaunern und Schelmen, die in diesem Lande namentlich in jener Zeit fast einen besonderen Staat unter sich bildeten, und in einer völlig organisirten Zusammengehörigkeit mit einander lebten.

In der Hülle dieser Bettler schien sich aber damals zum Theil ein sehr edeler und kernhafter Theil der spanischen Nation geborgen zu haben, und es schlug unter diesen Lumpen das ächte Herz des Volkes weiter, das durch die unglückliche Lage der öffentlichen Ver-

hältniſſe ſo zertreten und auf ſich zurückgedrängt worden. Spanien hatte keine Ritter mehr, und die glänzende, von der Nationaldichtung gefeierte Aventure zog nicht mehr im Lande herum, um die Romantik des Schwertes und die Poeſie der Ehre, Liebe und Treue auf allen Landſtraßen zu verbreiten. Statt der Ritter gab es in dem herrlichen Spanien zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts nur noch Bettler und Schelme, die in zahlloſen Maſſen das Land bedeckten, und eigentlich aus allen Ständen der Nation ſich bildeten, da es ſogar viele verarmte caſtiliſche Edelleute unter ihnen gab, die ſich in dieſen Bettlerſtand aufnehmen ließen, um ihrem Unglück gewiſſermaßen zu einer beſtimmten und ehrenhaften Form und zugleich zu einem ſeinen Mann anſtändig ernährenden Gewerbe zu verhelfen. Denn dies Anſehen hatte ſich der Bettlerſtand in Spanien durchaus zu erobern gewußt.

Die Bettler von Salamanca ſchienen ſich aber um dieſe Zeit, wo unſere Geſchichte beginnt, vor allem übrigen Gelichter des Landes noch ganz beſonders durch ehrenwerthe Richtungen, durch ein höchſt geiſtreiches und verſtändiges Weſen, durch ein ſtolzes Bewußtſein über ihren Werth und ihre Bedeutung, und gewiſſer-

maßen durch ein ächt ritterliches und cavaliermäßiges Betragen, auszuzeichnen.

Daß diese Eigenschaften bei ihnen dermaßen in Blüthe getreten waren, konnte wahrscheinlich auch dem vertrauten Umgang, dessen die Studenten von Salamanca sie würdigten, zugeschrieben werden, und vornehmlich war es der junge Diego von Mendoza, der sich in aller Weise mit ihnen zu schaffen machte, Tage lang mit ihnen umherzog, ihren Festen und Versammlungen als Vorsitzender beiwohnte, und zu jeder Zeit Geld und Gut mit ihnen theilte, sodaß sie den jungen Studenten wie ihren König und Beherrscher ehrten.

Diego war ein Jüngling von der glücklichsten körperlichen und geistigen Begabung. Seine schlanke hochgewachsene Gestalt drückte Entschlossenheit, Kühnheit und Thatkraft aus, und schien in seiner muskelstarken und heldenhaften Erscheinung bereits seinen jugendlichen Jahren vorangeeilt zu sein, während sein sinniges und anmuthig geformtes Gesicht, seine von einem unstäten Feuer blitzenden Augen und die von Träumen und Gedanken umlagerte Stirn seine wissenschaftliche und poetische Begeisterung an den Tag legten, durch welche er vor allen seinen Genossen hervorragte.

Er gehörte zu den Menschen, auf welche die Natur ihre schönsten Gaben verschwenderisch zusammengehäuft hat. Der Beginn ihres Lebens scheint ein großes Fest, bei dem alle Glocken geläutet werden. Es ist auf ein Meisterwerk der Schöpfung abgesehen, und Alles ist dazu da, um es zu formen und dem göttlichen Stoff die glänzendste Gestalt zu geben. Aber auf dem entscheidenden Punct sind es doch nur dunkele, fremde, launenhafte Umstände, welche ihre Macht daran ausüben, und dem herrlichen Werk ihren eigensinnigen und zweideutigen Stempel aufdrücken.

2. Das Bild vom Trödel.

Don Diego hatte heut wider seine Gewohnheit den ganzen Tag sein Zimmer nicht verlassen, und weder die Vorlesungen, die ihm sonst sehr am Herzen zu liegen pflegten, noch die lustige Versammlung seiner Freunde besucht.

Ein Bild, in dessen Besitz er vor Kurzem gerathen war, fesselte ihn dergestalt, daß er vom Anschauen desselben nicht mehr ablassen konnte, und beständig davor saß, um das ihn so wunderbar bewegende Gesicht, welches es darstellte, immer tiefer zu ergründen und in sich aufzunehmen. Darüber hatte er Speise und Trank, seine Bücher und seine Freunde vergessen.

Diego hatte das merkwürdige Bild vor einigen Tagen bei einem alten Trödler gekauft, in dessen Laden er öfter einzusprechen pflegte, sowohl um in den bunt umherliegenden und aus allen möglichen Versteigerungen zusammengehäuften Sachen zu kramen, als auch wegen der stets interessanten und lohnenden Unterhal-

tung mit Herrn Cyprian, der zu Diego's Lieblingen gehörte.

Es war ein Portrait, welches mit nicht geringer Kunst der Malerei eine junge Dame von der höchsten Schönheit und einem hinreißenden Ausdruck der Züge darstellte. Das ziemlich große Bild zeigte die halbe Figur, welche die edelsten Körperformen enthüllte, und durch den reichen Schmuck, mit dem sie angethan war, bewies, daß das Original den vornehmsten Ständen angehören mußte.

Diego hatte das Bild auf seinem Arbeitstisch aufgestellt, indem einige Foliobände des Aristoteles dabei als Stütze dienen mußten. Die Augen des Jünglings hingen unverwandt und mit leidenschaftlicher Gluth an der seltenen Lieblichkeit dieses Gesichts, das ebenso sehr durch einen innigen seelenvollen Ausdruck und durch eine entzückende Schwärmerei, wie durch die vollendete Schönheit der Züge, anzog.

Du hast mich ganz unterjocht und auf ewig zu Deinen Diensten gezwungen, Du göttliches Weib! rief Don Diego mit dem ihm eigenen dichterischen Feuer aus, indem er sich vor dem Bilde auf seine Kniee nieder ließ. Du bist das Ideal, dem alle meine Träume und

Gedanken bis jetzt nachgehangen haben, und es giebt jetzt für mich keinen anderen Zweck des Daseins mehr, als daß ich mir eine Wirklichkeit aus Dir erschaffe, eine volle, glänzende, ewig beglückende Wirklichkeit! Denn daß Du lebst, sagt mir Dein wunderbarer Blick, der all mein Denken und Sinnen gefangen genommen! Und dies geheimnißreiche Leuchten Deiner Augen, in denen der Traum meiner Zukunft zu mir heranschwebt, wird jetzt meine Wissenschaft sein, auf deren Erforschung meine Tage gerichtet sein werden! —

Während Diego auf diese Weise seinen ihn bestürmenden Gefühlen sich überließ, hatte sich hinter ihm die Stubenthür geöffnet, und eine kleine, schmächtige, seltsam zusammengedrückte Gestalt schob sich herein, die halb in einer unterwürfigen Stellung, halb mit einem listigen und spöttischen Lächeln erwartete, daß der Knieende sich erheben und seiner ansichtig werden solle.

Nachdem Diego den poetischen Geheimdienst beendigt hatte, bei dem ebenso wohl sein junges erregbares und noch unschuldiges Herz, wie seine Phantasie, über die er als glücklicher Dichter zu gebieten hatte, sich genug gethan: bemerkte er hinter sich zu seinem Verdruß die Anwesenheit seines verschlagenen Dieners

Lazarillo, der ihn bei seiner schwärmerischen Liebesandacht belauscht hatte.

Wie oft habe ich Dir nicht gesagt, schalt ihn Diego, daß Du nicht immer wie eine Blindschleiche sollst angekrochen kommen, Du verwünschter, langnasiger, kurzbeiniger, dickköpfiger, katzenäugiger, hundsföttischer, aus Kameel, Schlange, Iltis und Rhinozeros zusammengebackener Kerl!

Lazarillo schüttelte sich mit einer komischen Gebärde, und sagte dann, eine sehr wichtige Miene annehmend: Allerdings, gnädigster Herr, vereinige ich alle diese Eigenschaften in mir, und finde, daß ich als eine solche naturgeschichtliche Seltenheit noch lange nicht genug von Ihnen bezahlt werde! Ich habe jedoch auch etwas von einem Veilchen an mir, denn dufte ich nicht ganz und gar nach Bescheidenheit, was ich eben dadurch beweise, daß ich in Ihrem Dienst verbleibe? Denn ist Lazarillo de Tormes nicht eigentlich ein berühmter Mann im Lande geworden, seitdem Don Diego Hurtado de Mendoza, die Blume des alten spanischen Adels, der Phönix aller Gelehrsamkeit von Alcala und Salamanca und die größte Hoffnung des spanischen Parnasses, ein Mann, noch jung an Jahren, aber alt

an Weisheit und Wissen, der täglich so viel Verse macht, daß er seine Schulden damit bezahlen könnte, wenn Verse Ducaten wären, ein Wohlthäter aller Bettler und Schelme, die ihn ihren Vater nennen: seitdem, sage ich, dieser erlauchte und angebetete Don Diego die Lebensgeschichte dieses Lazarillo de Tormes, der ich selber bin, im schönsten Spanisch niedergeschrieben und feinsäuberlich für alle Welt zu lesen in den Druck gegeben hat? Ja, dies berühmte Buch, von dem jetzt alle Spanier reden, ist es nicht zusammengebacken aus einem Kerl, der Kameel, Schlange, Iltis und Rhinozeros zugleich ist, und der, nach vielen Fährlichkeiten und Abenteuern in allen Landen, zuletzt als alter treuer Hund in Don Diego's Diensten sein Ende nehmen will?

Diego's Gesicht erheiterte sich wieder, indem sein schwatzhafter Diener den Lieblingsgegenstand des jungen Autors angeschlagen hatte, welches sein vor Kurzem erschienenes Buch über das merkwürdige, an Schelmenstücken und Drangsalen reiche Leben des Lazarillo war, wie es ihm dieser in einigen müßigen Abendstunden getreulich erzählt hatte.

Diego, der schon als Student so sehr nach literarischem Ruhm dürstete, hatte der Versuchung nicht wi-

verstehen können, aus diesen eigenthümlichen Hungerleider- und Vagabundengeschichten des Lazarillo ein Buch zu machen, indem er in demselben das Ideal jener besonderen spanischen Schelmen- und Gauner-Natur zeichnen wollte, die einmal die Lieblingsbeschäftigung seiner Jugend war, und von der er sich, durch seinen eigenen Umgang mit dieser Volksklasse, die genauesten Kenntnisse erworben hatte.

Er reichte jetzt seinem alten, in harter und wunderlicher Lebensschule ergrauten Diener gutmüthig die Hand, und bat ihn, nicht mehr böse zu sein, daß er ihn zuvor so rauh angelassen habe.

Bei aller Schelte ist es mir übrigens lieb, bemerkte darauf Lazarillo, daß ich Sie, gnädigster Herr, in dieser höchst befremdlichen Bilderanbetung, bei der ich Sie betroffen, gestört habe! Bei unserer heiligen Dame von Guadeloupe beschwöre ich Sie, gnädigster Herr, bedenken Sie doch, was Sie thun, und setzen Sie sich nicht durch solche schlechterdings heidnische Dinge dem schlimmsten Verdacht aus, in den nur ein Christenmensch heutzutage gerathen kann!

Was meinst Du damit, Alter? fragte Diego lächelnd, indem er ein Tuch von seinem Hals knüpfte

und das Bild damit zudeckte. Indem er das noch von seinem Körper warme Halstuch über das Gesicht der unbekannten Schönen ausbreitete, fühlte er sich von einem Schauer des Entzückens durchflossen, als wenn er selbst den heißen lebensvollen Hauch ihrer Wange an der seinigen empfunden hätte, und ein lauter freudiger Seufzer drang über seine Lippen.

Nun, sehen Sie, sagte Lazarillo zögernd, ich meine das heilige Officium, das ja seine Augen überall hat, und nicht bloß durch die Köpfe, sondern auch durch die Wände hindurchsieht, und leicht davon Witterung erhalten kann, daß Sie vor einem Bild niedergekniet und es noch inbrünstiger angebetet haben, als man Sie jemals unsere göttliche Jungfrau Maria anbeten sah. Mir ist schon immer himmelangst geworden, junger Herr, bei all Ihren arabischen, hebräischen und griechischen Büchern, mit denen Sie sich so viel zu schaffen machen, und wodurch Sie sich noch in den Verdacht eines Ketzers und Lutheraners bringen werden, denn das sind ja Alles Dinge, welche unserer allmächtigen Inquisition noch schrecklicher in die Nase riechen, als der leibhafte Teufel selbst, dem sie eigentlich viel zu Liebe thut, denn bei unserm letzten Autodafé

sind ja erst zwei Schneider rein deshalb verbrannt worden, weil sie nicht an die Person des Herrn Satan glauben wollten. Sie aber, gnädigster Herr, werden noch als Zauberer und Hexenmeister braten müssen, wenn es erst bekannt wird, daß Sie einem gemalten weltlichen Frauenzimmer, welches Sie sich selbst auf dem Trödel erstanden haben, einen solchen heimlichen Gottesdienst widmen, worüber sich Gott erbarme! Und nun will ich Ihnen auch gleich melden, daß man von diesem Bild schlechterdings nichts weiter erfahren kann, und daß auch unser Freund, der alte Cyprian, nichts Genaueres mehr hat auskundschaften können. —

Don Diego hatte seinen Diener ausgesendet, um bei dem Verkäufer des Bildes wo möglich einige Spuren zu ermitteln, welche auf eine seine Sehnsucht befriedigende Entdeckung hätten hinleiten können. Er schalt jetzt den alten Lazarillo von neuem, daß er seinen Auftrag wahrscheinlich zu nachläßig behandelt habe, da doch sonst irgend eine genauere Nachricht, wie Cyprian zu dem Bilde gekommen, sich hätte müssen auftreiben lassen.

Lazarillo betheuerte aber wiederholt, daß er zu mehreren Personen herumgelaufen sei, durch deren Hände

das Bild in Salamanca gegangen. Es habe sich dabei weiter keine Spur ergeben, als daß das Portrait vor einiger Zeit auf einer Versteigerung in Alcala erkauft worden, und sodann durch einen Zwischenhändler hieher in Cyprians Bude gewandert sei.

In Alcala! rief Diego heftig aus, in Alcala, und das sagst Du mir erst jetzt, Du träger Schurke, der Du immer nur zur unrechten Zeit zu schwatzen verstehst!

Hätte ich gewußt, daß Sie das interessiren würde, entgegnete Lazarillo mit seiner ehrlich thuenden Schalksmiene, so würde ich es Ihnen gleich gesagt haben. Ich kann aber auch noch hinzufügen, daß die Versteigerung, für welche Sie eine so große Theilnahme zu haben scheinen, im Hause eines vornehmen und reichen Marquis geschehen, der vor einiger Zeit eines plötzlichen Todes verstorben, dessen junge Witwe aus einer sonderbaren Grille all ihr Hab und Gut hat veräußern und an die Armen vertheilen lassen, und die darauf, sammt ihrem kleinen Kind, unter höchst räthselhaften Umständen verschwunden sein soll!

Vortrefflich, vortrefflich sind Deine Nachrichten, Du Herzensmensch! rief Diego in freudigster Bewegung aus, indem er den vergnügt lächelnden Alten umarmte. Und

jetzt nimm all Deine Beweglichkeit und Hurtigkeit zusammen, Lazarillo, und besorge meine Sachen, denn spätestens in einer halben Stunde reise ich nach Alcala ab!

Mir will bei diesem Abenteuer durchaus nichts Gutes ahnen, gnädiger Herr, seufzte Lazarillo. Auf meinen Knieen möchte ich Sie anflehen, stehen Sie doch von dieser mir höchst zauberhaft vorkommenden Geschichte ab, und denken Sie an die heilige Inquisition, die alle Leute, welche sich mit Zauberei abgeben, einsperren, foltern, verbrennen läßt, und die Einem jetzt im spanischen Lande so auf dem Nacken sitzt, daß man bei jedem leisen Anklopfen an die Stubenthür sein Ende herannahen fühlt! —

In diesem Augenblick klopfte es wirklich ganz leise an die Thür, und Diego konnte sich nicht erwehren, mit einiger Betroffenheit seinen Diener anzublicken, der am ganzen Leibe zu zittern begann, und, in eine Ecke flüchtend, in ein stilles Wimmern sich verlor. Das Klopfen wiederholte sich in derselben leisen unheimlichen Weise, und Diego, der sich des unwillkürlichen Schauers, der ihn beschlichen, zu schämen anfing, öffnete lachend die Thür.

Der Hereintretende war ein Student, Don Chriſtoval, der mit einer ihm eigenen zudringlichen Freundlichkeit ſeinen Genoſſen, den er zu beſuchen kam, begrüßte.

Diego zeigte ſich einigermaßen verdrießlich ihn zu ſehen, da der Neuangekommene nicht zu den beliebten und wohlgelittenen im Kreiſe des Mendoza gehörte und ein Verdacht auf ihm ruhte, der durch ſein zweideutiges Benehmen und ſeine widerwärtige Erſcheinung ſehr beſtärkt wurde. Lazarillo aber war vollends leichenblaß geworden, als er gerade dieſen Don Chriſtoval in das Zimmer eintreten ſah. Da iſt nun auch dieſer hundsföttiſche Schleicher, flüſterte er vor ſich hin, der ſchon den ganzen Tag vor unſerm Hauſe auf und ab gegangen und uns belauert hat!

Was verſchafft mir die Ehre Eueres Beſuchs, Don Chriſtoval? fragte ihn Diego kurz, indem er dem unwillkommenen Geſellen halb den Rücken zukehrte.

Wenn ich Euch ſtöre, Don Diego Hurtado de Mendoza, antwortete der Andere mit einer ſeltſam lächelnden und unterwürfigen Gebärde: ſo iſt dies, bei Euerer ſo koſtbaren Zeit, die den heiteren Muſen wie den ernſten Wiſſenſchaften und wer weiß noch was für an-

deren Künsten allen gehört, gewiß ein arges Verbrechen, das Ihr mir selbst als guter Christ, wie Ihr doch wohl seid, kaum vergeben könnt! Ich würde es auch in der That nicht gewagt haben, die Schwelle des berühmten Verfassers des Lazarillo de Tormes so ohne Weiteres zu überschreiten, wenn mich nicht der Gedanke hergeführt hätte, daß es mir vielleicht möglich werden möchte, Euch einen Dienst zu erweisen.

Der seltsame Student machte dabei eine so eigenthümliche Bewegung mit dem ungewöhnlich langen Hals, der seiner Körperbildung den sonderbarsten Ausdruck gab: daß der ihn sorgfältig beobachtende Lazarillo, der sich dabei von seinem stechenden Blick gestreift fühlte, sich vor Angst nicht mehr zu lassen wußte, und bei der Erwähnung seines Namens nichts Geringeres besorgte, als daß es der gefürchtete Don Christoval auf ihn abgesehen habe.

Diego aber sagte in einem abweisenden Ton: Es würde mir doch lieber sein, Don Christoval, wenn Ihr Euch gänzlich der Mühe jeder Dienstleistung bei mir überheben wolltet! Ihr seid überhaupt, gerade herausgesagt, ein viel zu freundlicher und höflicher Mann für mich, als daß wir zusammen taugen sollten. Denn

ich muß Euch nur meine Schwachheit bekennen, Eure tiefen Bücklinge, die Ihr mir da schneidet, wollen mir gar nicht gefallen, und ich mag dies kriechende und schleichende Wesen an Euch nicht, das mit dem meinigen durchaus nicht übereinstimmt, wie Ihr denn auch wißt, daß Ihr in unserm Club niemals gern gesehen waret.

Meine Bescheidenheit, in der ich mich Euch untergeordnet fühle, macht mir jede Höflichkeit und Verbindlichkeit gegen Euch zur Pflicht! erwiederte Christoval, indem er sich abermals mit einem grinsenden Lächeln tief vor Diego verneigte.

Ihr seid ein Mann der freien Ideen, setzte er mit einer spitzen Betonung hinzu, ich aber bin ein Mann des Gehorsams, denn mein Leben ist dem Priesterstand gewidmet, und darum ziemt mir diese Unterwürfigkeit und Dienstfertigkeit, die nur das Kleid meiner Liebe ist. Was wäre aber die Liebe, Don Diego, wenn sie nicht auch Denen zu gefallen und zu dienen strebte, die uns hassen und von ihrem Herzen verweisen? Das Werk der Liebe drängt sich auf mit der Unverschämtheit des Hundes, der alle Schwellen überspringt und alle Gemächer durchschnoppert!

Dabei war er unversehens mit einem großen Schritt in die Mitte des Zimmers vorgetreten, indem er einen gierigen Blick auf den Arbeitstisch Diego's warf, und sowohl die auf demselben umherliegenden Bücher und Schriften wie das daselbst aufgestellte, verhüllte Bild prüfend überflog. Seinen Hut wie aus Versehen schwenkend, streifte er damit rasch das Tuch, welches das Porträt verdeckte, herunter, und betrachtete es dann lange mit sichtbarer Zufriedenheit, indem auf seinem knochichten und spitzen Gesicht eine höhnische Freude aufblitzte.

Diego ward immer gereizter und erzürnter über dies befremdliche Benehmen und faßte den Zudringlichen bereits beim Arm, um ihn mit Gewalt zu entfernen, als Don Christoval mit ernstem und bedeutsamem Ton sagte: Das ist ja das Bild, lieber Freund, um dessen willen ich eigentlich zu Euch gekommen bin, und über das ich Euch vielleicht einen Aufschluß ertheilen kann, die Pein Eueres liebegequälten und umhersuchenden Herzens in Etwas zu lindern. Denn wenn man es mit euch Poeten gut meint, wie man doch muß, so kann man Euch nur damit dienen, daß man Euch behülflich ist, Euere Phantasie in Wirklichkeit zu verwandeln.

Diego überhörte den spöttischen Ausdruck, welcher sich zuletzt in diese Bemerkung mischte, und war so erfreut über die Verheißung, welche ihm gemacht wurde, daß er vergaß, aus welchem Munde sie kam, und sich fast versucht fühlte, Don Christoval mit Jauchzen in seine Arme zu schließen.

Ihr wißt also, rief er feurig aus, daß dies Bild jetzt all mein Denken und Sinnen beschäftigt, Ihr wißt, daß ich Alles darum gebe, die Frage des Lebens zu lösen, welche sich mir mit diesem Bild unabweislich verknüpft hat! Ich will nicht forschen, wie Ihr zu diesem Wissen über mich gekommen, da ich meine Sehnsucht bisher nur meinen vier Wänden hier vertraut habe. Ich will glauben, daß Euer räthselhaftes Allwissen, was man auch darüber hier in der Stadt sagen mag, nur aus einem guten Geist des Wissens entspringt, und mit der Seele eines Ehrenmannes bestehen kann!

Ihr seid plötzlich so gütig gegen mich, erwiederte Don Christoval mit boshafter Freundlichkeit, indem er sich darauf zerstreut anstellte, und in den Büchern, welche vor ihm auf dem Tische lagen, zu blättern anfing. Während Diego in höchster Ungeduld vor ihm

ſtand und ſeiner weiteren Aeußerungen harrte, nahm Jener ein Buch nach dem anderen in die Hand, betrachtete ſorgfältig und langſam die Titel, und griff, ohne ein Wort zu ſagen, ſogar nach einigen Schriften, die in Diego's Schreibtiſch in einem verborgenen Schubfach lagen, welches Chriſtoval durch eine gänzlich unbemerkte Bewegung der Hand plötzlich hatte aufſpringen laſſen.

Was iſt das, rief er mit dem Anſchein des höchſten Schreckens aus, unglücklicher Freund, das ſind ja Schriften von Luther, welche mir hier ein ſonderbarer Zufall in die Hände ſpielt! Wahrhaftig, da iſt eine ſpaniſche Ueberſetzung des Tractats von der chriſtlichen Freiheit, nach der ich ſchon ſo lange überall umhergeſpürt habe, einer höchſt gefährlichen, durch und durch ketzerhaften und gotteslästerlichen Schrift. Gott behüte Euch, Don Diego, vor allem Schaden an Leib und Seele, denn was ſoll ich dazu ſagen, daß ich den deutſchen Ketzer hier in Euerem Schreibpult heimlich verſteckt finde.

Diego war einen Augenblick erblaßt, und ſtand beſorgt und unſchlüſſig da, was er in dieſem Fall, der für ihn höchſt nachtheilig ausſchlagen konnte, beginnen

solle. Denn von dem Andern durfte er sich allerdings versehen, daß er von dieser Entdeckung den schlimmsten Gebrauch machen würde.

Laßt das, Don Christoval, sagte er endlich begütigend, Ihr wißt, es ist meine Liebhaberei, seltene Bücher zu besitzen, und weiter habe ich mit der ganzen lutherischen Neuerung in Deutschland nichts zu schaffen. Legt darum die Schriften ruhig wieder an ihren Ort, von wo Ihr sie auf keinem sehr rechtmäßigen Wege entnommen, und haltet lieber Euer Versprechen, das Ihr mir in Bezug auf jenes Bild gegeben.

Nicht gar so rasch, verehrtester Herr Bücherfreund, entgegnete Christoval mit rauhem Ton, indem sein Gesicht aus dem bisherigen spöttischen Lächeln in einen widerlichen Ernst überging. Er starrte darauf fortwährend die von ihm in Besitz genommene Schrift an, welche er mit beiden Händen festhielt, und wie eine große und kostbare Beute, die er gemacht, vor seinen Blicken auf und nieder wiegte.

Es ist mir zu interessant, fuhr er fort, diese merkwürdige und berüchtigte Ketzerschrift hier vor Augen zu sehn, als daß ich sogleich wieder davon abzukommen vermöchte. Wer Eure Schöne ist, sollt Ihr noch zur

rechten Zeit von mir erfahren, jedenfalls wird sie heut noch in wärmerem Fleisch und Blut vor Euch stehen, als Ihr sie bisher bildlich und phantasielich besessen. Sehr merkwürdig ist es mir aber, daß diese lutheranischen Schriften jetzt in Spanien Verbreitung finden können, während die heilige Inquisition sich die größte Mühe giebt, sie auszurotten, und mit ihren im Finstern sehenden Augen jedes Exemplar erlauscht, welchen Versteck es sich auch gesucht haben möge! O ich weiß sehr wohl, wie diese Schriften in's Land kommen, und wo die eigentliche Fabrik ist, in der sie übersetzt und gedruckt werden. Sie werden nämlich aus Antwerpen her eingeführt, und zwar durch einige spanische Kaufleute, welche sowohl auf ihre Kosten den Druck besorgen lassen, als auch unter ihren Handelsartikeln diese schlimmste und falscheste Waare einschwärzen. He, habe ich Recht?

Es wäre doch besser, wenn Ihr Eure Betrachtungen anderswo fortsetztet, unterbrach ihn Diego, welcher sich in seinem ausbrechenden Unwillen nicht mehr zu halten vermochte, und ihm das Buch mit Gewalt aus der Hand riß. Diese Beobachtungen, welche Ihr angestellt habt, werden Euch an einem gewissen Ort

ohne Zweifel sehr gut bezahlt werden. Eilt, eilt damit fort, denn hier verschwendet Ihr all Eure Weisheit nur an einen Undankbaren! Geht, Familiar der heiligen Inquisition, Ihr verpestet durch Eure Anwesenheit Mendoza's Zimmer!

Ihr Freiheitsmänner und heimlichen Lutheraner wittert überall die Inquisition! erwiederte Don Christoval mit einem höhnischen Lachen. Ich muß Euch aber im Ernste sagen, daß ich keineswegs zu den Familiaren des heiligen Gerichts gehöre.

Man kennt Euch dafür sattsam an den vielen Proben, die Ihr geliefert habt! entgegnete Diego mit dem verachtungsvollsten Ton. Ihr Familiaren seid die heimliche Leibwache dieser Inquisitoren, die unsere Gedanken an unserm Blute strafen! Ihr seid die Leichenvögel, welche sich auf das Dach des Unglücklichen setzen, der einen freien Gedanken in seiner Brust ernährt hat, und welche dann so lange über seinem Haupte krächzen, bis die Flamme des Scheiterhaufens ihn erreicht! Kein Haus, kein Schloß und Riegel, kein Versteck, und wäre es am innersten Heerd unserer Gedanken selbst, ist vor Euerem Einbruch, vor Euerem Verrath sicher, und es giebt keine Behörde im ganzen Lande, bei der man

klagbar gegen Eure Tücke werden könnte, denn die furchtbare Macht, der Ihr dient, hat Euch zugleich über das Gesetz gestellt, dem jeder Bürger im Staat unterworfen ist, und dies bloß deshalb, damit Ihr um so fester Euere Klauen einschlagen könnt in das Herz des armen Spaniens, das in dem Moment, wo alle Völker erst zum Leben und zur Freiheit erwachen, bis zum Tod gekränkt und in seinem innersten Dasein vernichtet wird! Giebt es doch jetzt schon mehr Spione als ehrliche Leute in Spanien, und da selbst Edelleute, Studenten und Männer der Wissenschaft in großer Zahl zu Euch übergehen, so wird dem ächten Patrioten bald nichts mehr übrig bleiben, als auszuwandern und die heimathlose Fremde mit der immer fremder werdenden Heimath zu vertauschen!

Ihr habt da recht hübsche rhetorische Figuren in Eurer Rede gebraucht, erwiederte Christoval mit einer widerwärtigen Ironie, Ihr Männer der jungen Freiheit, wie Ihr Euch benennt, Ihr sprecht so schön, ja, das muß man Euch lassen, und vor Allen Ihr, Don Diego, man hört Euch immer an, daß Ihr bei dem guten Frater Luis de Leon das berühmte Collegium über die Rhetorik fleißig besucht habt.

Für Euern guten Ruf wäre es Euch freilich besser gewesen, setzte er mit einer scharfen Betonung hinzu, wenn Ihr bei diesem Professor von Salamanca lieber gar kein Collegium gehört hättet, denn dieser Mann hat sich, wie Ihr wißt, sehr verdächtig gemacht, besonders durch seine spanische Uebersetzung des hohen Liedes, wegen deren ihn jetzt das heilige Officium hat gefänglich einziehen lassen. — Euch aber, Don Diego, will ich nun zeigen, daß ich nicht der Mann bin, für den Ihr mich haltet, und daß, wenn ich auch mehr Kunde habe als Andere von Dem, was hier in der Stadt vorgeht, ich diese Kunde doch immer nur zum Besten meiner Freunde zu wenden und zu nutzen bereit bin! So will ich Euch denn jetzt sagen, daß dies schöne Frauenbild hier, welches Euch zu einem so lieben Schwärmer gemacht hat, in diesem Augenblick von der Inquisition gesucht wird und mit eigenthümlichen, sehr wichtigen Nachforschungen, die jetzt vorgehen, zusammenhängt!

Dies Bild? sagte Diego erschreckend, indem er sich von Neuem davorstellte, und es mit langen prüfenden Blicken betrachtete.

Ja, dies Bild, entgegnete Christoval ruhig. Er-

laubt, daß ich es auch noch einmal recht genau anschauen darf, um meine Vermuthung, die ich Euch doch darüber mittheilen wollte, erst ganz genau im Stillen bei mir zu überlegen.

Er nahm sich mit der größten Gleichgültigkeit einen Stuhl und setzte sich vor dem Bilde nieder, das er nun unverwandt und schweigend anstarrte. Diego stand in banger Erwartung neben ihm, und betrachtete bald das herrliche Gesicht, dem er sich immer inniger zugehörig fühlte, den schönen, aber ernsten und geheimnißvollen Mund, von dem er sich in diesem Augenblick durch ein leises räthselhaftes Geflüster angeredet wähnte, bald forschte er die seltsame Miene des Andern aus, der bei seiner langen und gründlichen Betrachtung die merkwürdigsten Gesichter schnitt.

Alle meine Zweifel sind jetzt gelöst, sagte Don Christoval. Das Weib ist dem Bilde und das Bild ist dem Weibe so gleich, daß alle unsere Nachforschungen dadurch ihr bestimmtes Ziel erreicht haben. Gehabt Euch wohl, Don Diego, und nehmt meinen Dank für Alles!

Damit sprang er auf, und ergriff die Thür.

Diego hielt ihn jedoch jetzt mit Eifer zurück, und

ſagte, daß er ihn nicht eher fortlaſſen würde, als bis er die verſprochene Mittheilung gemacht. Solltet Ihr aber Euern Scherz mit mir haben treiben wollen, rief er aus, ſo ſeid verſichert, daß Ihr nicht mit geſunden Gliedern über meine Schwelle zurückkommt!

Lachend kam Chriſtoval wieder zurück und ſagte: ich wußte es wohl, Don Diego, daß Euere vorige Drohung, mich hinauszuwerfen, nur ein Scherz geweſen. Denn Ihr haltet mich ja jetzt mit einer faſt gewaltſamen Zärtlichkeit zurück, daß ich gar nicht weiß, wie ich es Euch danken ſoll. Vor allen Dingen will ich Euch aber nun ſagen, wo Ihr Euere Bilderſchöne lebendig und leibhaftig antreffen könnt, und zwar heut noch, ja in der nächſten Viertelſtunde, ſobald es Euch gefällig iſt.

So ſprecht endlich, ich beſchwöre Euch! rief Diego in der höchſten Ungeduld.

Ja, ja, ſagte der Andere, aber ein Gefallen iſt den andern werth, ſo habe ich es immer in dieſer ſchlechten Welt gehalten. Schenkt mir hier die ſpaniſche Ueberſetzung der Schrift Luther's, und ſchreibt mir fein Euern Namen hinein, zum Beweis der freundlichen Geſinnung, aus der Ihr mir dieſe Gabe verehrt, worauf ich ein großes Gewicht legen würde.

Diego würde in diesem Augenblick Alles gethan haben, was von ihm verlangt worden wäre, und so nahm er, ohne zu bedenken was er wagte, die Schrift, setzte seinen Namen auf das Innere des Deckels, und übergab sie dem lüstern danach Greifenden, der das Buch sofort in seine Tasche steckte.

Nun hört, begann darauf Christoval, wenn Ihr um diese Stunde Euch nach der Plaza mayor begebt, so werdet Ihr unter den Bettlern und Bettlerinnen, welche dort bei dem großen steinernen Crucifix niederkauern, auch Euere räthselhafte Unbekannte in eigener Person erblicken. Seit einigen Tagen wird nämlich dort eine höchst merkwürdige Bettlerin gesehen, die an Schönheit alle anderen Frauen Spaniens übertrifft, kaum achtzehn Jahre alt, und mit einem kleinen Kind an der Brust, für das sie die Gaben der Vorübergehenden anficht. Nie hat man einen herrlicheren und adligeren Leib in Bettlerlumpen gesehen, und es ist in der That höchst erbaulich sie zu betrachten, da ihr Mund immerdar von frommen Sprüchen und köstlichen Gebeten überfließt. Sie ist bereits das Mirakel der ganzen Stadt geworden, und daß Ihr noch nichts von ihr vernommen, beweist nur, wie Ihr in der letzten Zeit ganz und gar zum poetischen Stubenträumer

geworden. Und ist es nicht sonderbar, Mendoza, daß ohne Euer Wissen sich ein solches Wunder ereignen muß mitten in Euerm Königreich, im Reich der Bettler und Schelme, die Euch ja ihren Vater nennen, nachdem Ihr so viel Gutes und Liebes an ihnen gethan und zu ihrer Verherrlichung Euern glorreichen Schelmenroman Lazarillo geschrieben.

Diego hatte dies mit dem größten Erstaunen angehört. Wie, rief er aus, eine Bettlerin? Und sieht dies Bild, das von Hoheit strahlt, dem man ansieht, daß es nur Gnaden auszutheilen gewohnt ist, einem Bettlerweib ähnlich?

Kommt jetzt mit mir, erwiederte Don Christoval, und Ihr werdet Euch überzeugen, daß ich Euch keine Mährchen erzähle. Die schöne Bettlerin auf der Plaza mayor, die keine andere ist als Euere hier im Bilde dargestellte Dame, ist ein geheimnißvolles, schwer zu erklärendes Wesen. Seit drei Tagen forsche und brüte ich über ihrem Schicksal, denn ich muß es Euch nur gestehen, Don Diego, wie Euch das gemalte Bild, so hat mich das lebendige Original zur Anbetung hingerissen. Und wollt Ihr denn wissen, wen das Bild, in dessen Besitz Euch der Trödler Cyprian gebracht, eigentlich darstellt?

Eine junge vornehme Marqueſa aus Alcala! antwortete eine Stimme aus einem Winkel des Zimmers, wo Lazarillo, an der Erde liegend, ſich bisher verborgen gehalten hatte.

Chriſtoval ſah ſich erſchrocken und verwundert nach ihm um, und bemerkte dann: Seht da, Euern berühmten Stiefelputzer Lazarillo, der Euch Gelegenheit gegeben, das Gusto picaresco in der ſpaniſchen Literatur zu erfinden. Er iſt ein geſcheidter Burſche. Aber wie biſt Du denn zu dieſer wunderbaren Kunde gelangt, mein Sohn, die allerdings richtig iſt?

Lazarillo blickte ihn ängſtlich an und wagte nicht zu antworten, da er eine unüberwindliche Scheu vor dem in der ganzen Stadt gefürchteten Studenten hatte.

So viel ſcheint mir aber gewiß, fuhr Chriſtoval, zu Mendoza gewendet, fort: daß die Schöne Eueres Bildes, welche in Alcala auf eine geheimnißvolle Weiſe verſchwunden, mit der ſeit Kurzem auf der Plaza mayor geſehenen Bettlerin eine und dieſelbe Perſon iſt. Durch die genaue Betrachtung des Bildes, die Ihr mir verſtattet, habe ich mich davon überzeugt. Selbſt der kleine Leberfleck unter dem Auge an der rechten Wange, welchen der Maler wegen ſeiner unnachahmlich reizen-

den Wirkung nicht hat fortlaſſen wollen, trifft zu und giebt mir eine unumſtößliche Gewißheit.

Lazarillo war inzwiſchen zu Diego herangetreten und ſagte leiſe zu ſeinem Herrn: Das iſt wahr, gnädiger Herr, die neue Bettlerin beim ſteinernen Crucifix ſieht dem Bilde hier ſo ähnlich, daß ich ſchon geſtern, wo ich zuerſt dieſe Bemerkung machte, ganz außer mir darüber gerieth und den Teufel ſelber oder irgend einen böſen Zauberer, wie es deren jetzt mehrere in dem gottesfürchtigen Spanien geben ſoll, im Spiele glaubte!

Und das ſagſt Du mir erſt jetzt, ausgelernter Gauner, der Du mich beſtändig mit Deinen Schelmereien foppſt! rief Diego zornig aus.

Wenn ich gewußt hätte, daß es Euch dermaßen intereſſiren würde, entgegnete der Diener mit ſeinem ſchlauen Lächeln, ſo hätte ich Euch allerdings ſchon geſtern dieſe Wahrnehmung mittheilen können. Wenn Euch aber daran gelegen iſt, ſo will ich Euch zu ihr führen, denn wenn ſie jetzt nicht mehr an ihrer Stelle auf der Plaza mayor ſitzen ſollte, ſo habe ich bereits ihre Wohnung ermittelt, wohin ich Euch nach Euerem Befehl geleiten kann! Dieſe Bettlerin iſt in der That höchſt merkwürdig, gnädiger Herr!

Dieſer vortreffliche Junge weiß wirklich allerliebſt Beſcheid, bemerkte Chriſtoval, indem er mit Wohlgefallen Lazarillo betrachtete und näher zu ihm herantrat. Dieſe Bettlerin iſt Dir alſo bekannt, mein Sohn? Und was haſt Du denn Näheres von ihr und ihrem wunderlichen Begleiter gehört?

Wer iſt ihr Begleiter? fragte Diego, begierig aufhorchend.

Ein ſeltſamer, höchſt verdächtiger Geſell, antwortete Chriſtoval, mit dem ſie zugleich hier in Salamanca eingetroffen iſt. Er heißt, ſoviel ich bis jetzt herausgebracht habe, Don Ignaz von Loyola, und ſoll, obwohl er ſich in einer niedrigen und höchſt ſonderbar gewählten Tracht darſtellt, von vornehmer ritterlicher Geburt ſein und aus der Provinz Guipuzcoa herſtammen. Er iſt mit der wunderbaren Bettlerin, die ſich Dolores nennt, zugleich hier angekommen, und außerdem folgen ihm drei oder vier nicht minder zweideutige Geſellen, die alle, wie er, in grauen aſchfarbenen Tuchkitteln einhergehen. Die ganze Sippſchaft iſt aus Alcala hier angelangt. Bei aller ihrer ächt katholiſchen Frömmigkeit, welche ſie im Munde und in äußeren Gebärden zur Schau tragen, iſt doch das Inqui-

sitionstribunal zu Toledo bereits auf sie aufmerksam geworden, ob sie nicht vielleicht ketzerische und verrätherische Umtriebe hegen.

Mein Gott, rief Diego aus, hat sich denn in den wenigen Tagen, wo ich meine Stube nicht verlassen, ganz Salamanca umgekehrt und mit neuen Wundergestalten und Räthseln bevölkert?

Diese neuen Bekanntschaften werden Euch großen Spaß machen, gnädiger Herr, sagte Lazarillo, und welch ein Jubel wird es bei allen unsern Leuten sein, wenn Ihr Euch endlich einmal wieder auf der Plaza mayor zeigt! Der mir höchst widerwärtige Don Ignaz von Loyola, welcher dort jetzt ein so absonderliches Wesen angefangen, macht sich auch allerhand mit unsern Bettlern zu schaffen, aber sie wollen nichts von dem langen hagern Kerl mit seinen frommen Reden wissen. An andern Orten soll er auch schon einen Todten durch die Kraft seines Gebets auferweckt haben.

Hast Du das wirklich von ihm gehört, Freund Lazarillo? fragte ihn Christoval mit besonderer Aufmerksamkeit, indem er ihm freundlich die Wange streichelte und hinzufügte: Du bist ja ein höchst brauchbarer Mensch, und obwohl Dein Herr, der gelehrte

und poetische Don Diego Hurtado de Mendoza, einen gar ketzerischen Geruch um Dich verbreitet hat durch das Buch, welches er über Dich geschrieben, indem er Dich darin zum Theil als Deckmantel seiner Angriffe gegen die heilige Inquisition gebraucht: so würdest Du mir doch sehr willkommen sein, wenn Du zuweilen eine Tasse Kaffee bei mir trinken wolltest. Mit einem literarischen Curiosum, wie Du geworden bist, stellt man sich gern auf einen freundschaftlichen Fuß.

Damit verließ Don Christoval das Zimmer, indem er sich gegen Don Diego mit denselben tiefen und unterwürfigen Bücklingen, mit denen er gekommen war, zum Abschied verneigte. —

Mendoza griff mit stürmischer Eil nach seinem Hut und schickte sich an, auf die Straße hinaus zu gehen. Lazarillo stand ganz nachdenklich und in sich versunken da, indem die unerwarteten Freundschaftserklärungen, welche er von Christoval empfangen, ihn in eine dumpfe Bestürzung versetzt hatten. Nur ein wiederholter Anstoß seines Herrn brachte ihn wieder zu sich selbst zurück, und er ging dann seufzend und kopfschüttelnd hinter Mendoza her, welcher mit geflügelten Schritten

durch die engen und düstern Straßen der Stadt hineilte, um den Platz, auf dem sich um diese Stunde die vornehme und geringe Welt Salamanca's zu versammeln pflegte, zu erreichen. —

3. Die Bettlerin.

Auf dem schönsten und geräumigsten Platz Salamanca's, welcher die einzige Zierde der winkelig und unansehnlich gebauten Stadt ist, bewegten sich in der Kühlung der Abendluft Spaziergänger und Lustwandelnde aller Art bunt durcheinander. Zugleich bedeckten Schaaren von Bettlern und andere ihnen ähnliche, mehr oder weniger in Lumpen gekleidete Müßiggänger den Platz, die entweder zu den Füßen der rings umherstehenden Heiligenbilder sich hingelagert, oder auch bei dem großen steinernen Crucifix, welches in der Mitte des Platzes neben einem melodisch rauschenden Brunnen sich erhob, in den verschiedenartigsten, zum Theil höchst grotesken Stellungen und Aufzügen ihren Sitz aufgeschlagen hatten.

Einige dieser Bettler fügten zu dem frohen Gewühl des Ortes die weichen und schmelzenden Laute eines castilianischen Volksliedes, das unter Begleitung der Mandoline erklang, und einer vorübergehenden Schö-

nen, welche am Arm ihres Ritters stolz einherschritt, ein wohlgefälliges Kopfnicken, ihrem Begleiter aber ein kleines Silberstück aus der Tasche entlockte.

In einer andern Gruppe sah man eine junge Zigeunerin, welche im phantastischen Schmuck und mit feierlicher Gebärde einen Tanz ausführte, und von Cavalieren und Studenten, die sie umringten, stürmische Huldigungen und reichliche Gaben davontrug. Dagegen lockte ein alter Mohr, welcher auf dem Steinpflaster saß und mit jämmerlichen Mienen die Trompete blies, nur den Spott der Vorübergehenden gegen sich heraus. —

Mendoza grüßte seine Bekannten, die ihm auf dem Platz begegneten, nur flüchtig, und durcheilte die Menge, um das steinerne Crucifix zu erreichen, bei dem er die eigenthümliche Gestalt, die zu erschauen er sich sehnte, anzutreffen hoffte. Aber bekümmert stand er still, als er nur die gewohnten abenteuerlichen und frazzenhaften Erscheinungen, aber nicht Diejenige, welche er suchte, an dieser Stelle erblickte.

Indem er sich nach allen Seiten umschaute und den ganzen Platz mit seinen Blicken überflog, hatten sich inzwischen seine Freunde und Genossen, mit denen

er hier in fröhlichem Verkehr zusammenzutreffen pflegte, und darunter auch einige seiner Lieblingsfiguren unter den Bettlern, um ihn her versammelt.

Ein alter Soldat, der in Navarra gegen die Franzosen ein Bein verloren und seitdem auf den Straßen in Salamanca einen kleinen Kram von Heiligenbildern, Reliquien und verschiedenen Schmucksachen für das Volk, umherführte, gehörte besonders zu den Freunden, mit welchen sich Mendoza gern zu schaffen machte, und dieser, wegen der Gegenstände seines Handels der fromme Pedro genannt, hatte sich auch jetzt zuerst genähert, indem er den träumerisch in sich versunkenen Diego lächelnd an seinem Mantel zupfte.

Lazarillo, der hinter seinem Herrn stand, suchte ihn daran zu verhindern, und sagte: Störe meinen Herrn nicht, er denkt! Sage mir lieber, Du heruntergekommenes Heldengestelle, ob Du heut nichts von der schönen Bettlerin Dolores hier auf der Plaza gesehen hast, denn sie ist es, welche wir suchen.

Erst jetzt, erwiederte der immer frohgelaunte Stelzfuß, ist die Stunde, wo Ihre bettlerische Herrlichkeit sich unter uns zu zeigen pflegen, und es wird nicht mehr lange dauern, so geht in ihr die Sonne zum

zweiten Mal' hier über unserer Plaza auf, und dann strecke ich mich auch mit meinem Kram auf dieser Stufe hier nicht weit von ihren Füßen nieder und wärme meine alten Knochen, soviel mir übrig geblieben, an dem Licht ihrer Augen, die jetzt an allen Menschen Wunder thun.

Damit setzte er sich an der von ihm bezeichneten Stelle nieder und schien ebenfalls mit Sehnsucht auf die Ankunft Derjenigen zu harren, von der er in so kühnen und feurigen Bildern, und mit einer Erregung gesprochen, über welche Lazarillo in ein unaufhaltsames Lachen gerieth. Pedro aber breitete mit dem ernsthaftesten Gesicht seinen Kram vor sich aus, und beschäftigte sich damit, Alles in bester Ordnung aufzustellen.

Diego, welcher seine begeisterte Ausrufung lächelnd mitangehört hatte, trat auf seinen alten Liebling hinzu und schüttelte ihm herzlich die Hand.

Was hast Du Neues in Deinem Handel, Pedro? fragte er ihn, indem er mehrere Gegenstände von sonderbarer Form und Beschaffenheit, welche der Alte zum Verkauf feil hatte, in Augenschein nahm.

Da sind heut wieder sehr schöne Reliquien ange-

kommen, mein hoher Herr und Gönner! antwortete der alte Pedro, indem er ſchmunzelnd einige Stücke vorwies. Seht zum Beiſpiel dieſe ganz friſche Reliquie, welche ſoeben erſt in den Handel gelangt iſt. Es iſt die unrechte Kehle des heiligen Antonio von Padua, die ich durch meinen Commiſſionair direct aus Rom empfangen habe. Sie iſt auf das Feinſte in Silber gefaßt, und wer ſie als Amulet um den Hals trägt, ſichert ſich dadurch gegen jeden Schluckauf und alle möglichen Verſchlückerungen: gegen welches höchſt bösartige und quäleriſche Uebel es bisher noch kein einziges Amulet gegeben, wie man überhaupt auch in der Wiſſenſchaft der Medicin bisjetzt noch kein Mittel dagegen gekannt hat!

Bravo, bravo, frommer Pedro! lachte Mendoza, indem er ihm ein Geldſtück in ſeinen Kaſten fallen ließ. Haſt Du nicht auch ein Amuletchen feil gegen den politiſchen Schluckauf der Völker, denen auch etwas in die unrechte Kehle gekommen ſein muß, wonach ſie jetzt in ganz Europa ein ſolches Krächzen und Räuſpern verführen? Du biſt ja immer ein alter Politicus geweſen und wir haben manchen vernünftigen Discurs über das Heil der Staaten miteinander

geführt. Könntest Du ein solches Amulet finden, Pedro, alle Monarchen der Erde kauften bei Dir, und Du würdest der reichste Mann in Spanien!

Ho, ho, sagte Pedro, indem er sich mit der wichtigsten Miene seinen weißen Schnurrbart strich, auch dafür ist gesorgt! Hier sind eingesegnete Mohnpillen, auf der Schachtel seht Ihr ein Breve Alexanders VI. selbst angeklebt. Sie dienen zur Beruhigung aller Leidenschaften und zur Einschläferung aller Gedanken. Wer davon genießt, sieht seinen Bettelsack für ein Hochzeitskleid an, und das macht glückliche Unterthanen. Ich kaufe diese Pillen centnerweis aus Rom ein, und verschleudere sie um Gottes willen unter dem Kostenpreis, da ich an dem Glück meiner Mitmenschen keinen Profit machen mag!

Du bist ein alter Schelm, sagte Mendoza, und kaufte ihm zum Scherz noch einige der angepriesenen Pillen ab, die er den Kindern seiner Wirthin mitzubringen pflegte, weil der alte Pedro sie in der That sehr schmackhaft und reinlich anzufertigen verstand.

Ja wohl, ich bin ein alter Schelm, erwiederte der lustige Invalid lachend, und Ihr, Don Diego de Mendoza, seid ja der junge Vater aller alten Schelme! Wenn wir Euch nicht hätten, würden wir doch Alle,

wie wir hier auf dem Platze sitzen, schon manchen Abend hungrig in unser Bett gestiegen sein. Und wer kauft so gut Mohnpillen wie Ihr, bei dem sie doch am allerwenigsten wirken werden! Denn man braucht Euch nur anzuschauen, um zu sehen, daß Eure jungen Gedanken, die Euch aus Euern herrlichen Augen herausblitzen, nicht durch Mohnpillen todtzumachen sind. Was mich aber gewundert hat, Vater, ist dies, daß Ihr Euch noch gar nicht um ein Wesen bekümmert habt, welches vor allen verdient Euch Herr und Vater nennen zu dürfen. Es ist die schönste Frau, welche in Spanien geboren worden, und man kann es nur eine Gnade von ihr nennen, die sie uns armen Leuten erweist, daß sie sich als Bettlerin unter uns gemischt hat, was uns denn auch gewiß den Segen des Himmels verschaffen wird. Wir haben ihr schon so viel von Euch erzählt, aber Ihr seid immer nicht gekommen, um den Huldigungsgruß der schönsten Bettlerin entgegenzunehmen.

Und wo ist sie jetzt? fragte Mendoza. Warum erscheint sie nicht, und warum läßt sie, da alle Herzen ihr sehnsüchtig entgegenschlagen, so lange auf ihre Ankunft warten?

Sie verbringt nur die eine Abendstunde hier auf

dem Platze, entgegnete der Alte, und dann strömt ihr von allen Seiten so viel Geld zu, es scheint fast vom Himmel herab in ihren Schooß zu regnen, daß sie es an alle andern Armen hier vertheilt und nur die kleinste Part für sich und ihre Begleiter übrig behält, worauf sie mit freudestrahlenden Augen segnend und tröstend wieder verschwindet. Da kommt die Landkarte, die wird uns sagen können, ob Dolores schon die Straße de Tormes passirt ist, wo sie immer zuerst gesehen wird?

Es kam jetzt eine sehr sonderbare Gestalt herangewankt, welche in diesem Kreise der Bettler und Schelme von Salamanca den Namen der Landkarte führte. Es war dies nämlich ein riesengroßer und ungewöhnlich starker Mensch, der eigentlich weiter kein Gebrechen an sich hatte, als daß die eine Hälfte seines Gesichts ganz und gar mit einem Muttermaal von ungeheuerer Größe und blauer Farbe bedeckt war. Dies Maal hatte eine so eigenthümliche Form, daß es durchaus einer Landkarte gleich sah, und Alonzo, so hieß dieser Gauner eigentlich, behauptete mit frecher Stirn, es sei der neuentdeckte Welttheil Amerika in getreuer und vollständiger Abbildung auf seinem Ge-

ſicht dargeſtellt. Um dieſes Wunders willen ließ er ſich gewiſſermaßen für Geld ſehen, indem er für die genauere Auseinanderſetzung der auf ſeinem Geſicht dargebildeten Länderſtrecken, welche er mit feierlichem Pathos und in ſehr komiſchen Verſen zu ſchildern verſtand, Gebühren von ſeinen Zuſchauern erhob. Ein Hauptmotiv ſeiner geographiſchen Schilderungen war dann dies, daß ſein Freund Columbus, wie er ihn nannte, durch den langen Anblick ſeines Geſichts zuerſt auf die Idee gekommen ſei, es müſſe noch ein ſolcher Welttheil exiſtiren, da die allgütige und allſorgende Natur, die nichts umſonſt ſchaffe, ſonſt gewiß nicht das Geſicht eines der edelſten und beſten Menſchen mit einem ſolchen Grundriß bedeckt haben würde. Er ſtellte ſich, als wenn er ſchwache Augen hätte, und ließ ſich deshalb von ſeiner Nichte, einem kleinen zehnjährigen Mädchen Namens Blanquine, führen, doch war dieſe Veranſtaltung nur auf die Polizei von Salamanca berechnet, die ihn mehrmals in den Verdacht hatte ziehen wollen, als wenn er zu ſcharf in die Taſchen Anderer hineingeſehen. Er war ohne Zweifel das ſonderbarſte Original unter allen ſpaniſchen Schelmen dieſer Zeit, und Mendoza, der ihn ebenfalls zu ſeinen

Getreuen zählte, hieß ihn jetzt mit gnädigem Kopfnicken willkommen.

Auch die kleine Blanquine, die ein äußerst liebliches Kind mit ungemein pfiffigen, schwarzen Augen war, kam jetzt auf Mendoza zugesprungen, küßte schmeichelnd seine Hände, und sagte zu ihm: Jetzt wirst Du sogleich etwas Herrliches schauen, die schöne und wundersame Bettlerin Dolores, um deren willen Du mir gewiß ungetreu werden wirst. Ich bitte Dich, behalte mich auch noch ein wenig lieb. Siehst Du, da kommt sie her! —

Mendoza blickte nach der bezeichneten Straße hin, von wo sie erwartet wurde. Sein Herz schlug ihm gewaltig und unbezwinglich, und er konnte die höchste Aufregung nicht mehr bemeistern, die sich in seinem ganzen Wesen zu erkennen gab.

In diesem Augenblick war Dolores an der Ecke der Straße de Tormes sichtbar geworden, und näherte sich jetzt mit raschen Schritten dem Platze, indem ihr vier seltsam gekleidete junge Männer, welche ihre Begleiter zu sein schienen, auf dem Fuße folgten. Sie näherte sich gerade der Stelle, wo Mendoza sich befand, und indem sie an den Umstehenden mit einem

lächelnden Gruß vorüberschritt, begegnete ihr unbeschreiblich ausdrucksvolles Auge auch den Blicken Mendoza's, der, von dem Zauber ihrer Erscheinung getroffen, unbeweglich dastand und ihren Gruß, der auch ihm gegolten, nicht anders als durch das tiefste Purpurroth seiner Wangen zu erwiedern vermochte.

Sie achtete jedoch seiner nicht weiter, sondern ließ sich an der ihr von allen Bettlern zugestandenen Stelle unter dem Crucifix nieder, nachdem sie vor dem letzteren einen Augenblick lang in inbrünstigem Gebet gekniet hatte. Ein kleines Kind schlummerte an ihrer Brust, auf das sie mit sorgsamer Zärtlichkeit herabblickte.

Mendoza betrachtete sie noch immer in schweigendem Entzücken. Ihre Aehnlichkeit mit dem Bilde war so groß und überzeugend, daß er nicht länger zweifeln durfte, in dieser rauhen Bettlertracht, welche die schönsten und feinsten Glieder umhüllte, die vornehme und adelige Frau wiederzuerblicken, deren Portrait einen so unbezwinglichen Eindruck auf ihn gemacht.

Sie trug ein schwarzes grobes Kleid, darüber ein graues Sacktuch, in das sie ihr Kind eingewickelt hatte. Ihr Anzug war reinlich und bei all seiner Aermlichkeit

mit einem gewissen Geschmack geordnet, während es andererseits schien, als wenn verschiedene zerrissene und zerfetzte Stellen an ihrem Gewand und Tuch eher durch Absicht als aus Nothdurft entstanden wären.

Aus der groben und niedrigen Tracht schaute ihr weißes und blasses Gesicht mit dem Ausdruck eines höheren Wesens hervor. Aus ihren dunkeln glänzenden Augen sprühte ein schwärmerisches Feuer, das fast den Ausdruck wilder Heftigkeit annehmen konnte, aber sonst war der Charakter weiblicher Liebenswürdigkeit und Milde in ihrem Gesicht vorherrschend, und den feinen Mund umschwebte beständig ein liebliches Lächeln, das die frohe Ueberwindung vieler Lebenskämpfe, aber auch die innigste Gutmüthigkeit herzgewinnend ausdrückte.

Unendlich rührend aber war ihre große Jugend, in welcher sie stand, und in der sie schon die Würde und Sorge der Mutter mit der Noth einer umherschweifenden Bettlerin und Pilgerin vereinigen mußte.

Kaum aber hatte sie jetzt ihren Platz eingenommen, so sammelten sich auch fast alle Besucher dieses Spazierganges um sie her, die Stutzer und Cavaliere sagten ihr Schmeicheleien und ließen Realen und Ducaten

in ihren Schooß regnen, um nur einen günstigen Blick des Dankes von ihr zu erhaschen, nicht minder beeiferten sich auch die Damen freundlich gegen sie zu sein und warfen ihr Taschentücher, Blumen und reichliche Gaben zu, wofür sie dann mit seelenvollem Lächeln ihre schönsten und wirksamsten Gebete zu sprechen verhieß. Denn es hatte sich bereits ihr Ruhm in der Stadt dermaßen verbreitet, daß man an eine Wunderkraft der betenden Bettlerin glaubte, und eine vornehme alte Dame, die aus ihrem Wagen stieg und sich mühsam durch die Menge durchdrängte, küßte ihr sogar den blendend weißen Arm, den sie um ihr Kind geschlungen hatte, um durch diese Berührung der frommen gottgeweiheten Bettlerin Heilung von einem Halsübel zu finden.

Mendoza befand sich auch in der Mitte Derer, welche ihre Gaben darreichen wollten, aber er hatte es bis zu diesem Augenblick noch nicht gewagt, ihr sein Geld hinzuwerfen. Er hatte das seltsame Gefühl, daß es in ihre Erniedrigung gewissermaßen einwilligen hieße, wenn er ihr ein Almosen gäbe, und so stand er zögernd und unschlüssig in ihrer Nähe, indem er nicht wußte, wie er den höchsten Drang seines Her-

zens, ſich mit ihr in Berührung zu ſetzen, befriedigen ſolle. Mendoza, der ſonſt ein friſcher und kecker Jüngling war, zeigte ſich wie ein blöder Träumer neben der vor ihm ſich bückenden Bettlerin.

Endlich hatte ſich das Gewühl auf dem Platze etwas verlaufen, und der alte Pedro, welcher ſich ſtets in möglichſter Nähe bei ihr aufhielt, ſagte zu ihr: Seht, da iſt auch unſer junger Herr und Gebieter, der großmüthige Don Diego de Mendoza, ein Freund unſeres ganzen Gelichters, der unſere Thränen trocknet und unſere Poſſen mitmacht, und den Ihr ja auch, verehrte Collegin, ſeines hohen Ruhmes wegen längſt zu ſehen gewünſcht habt!

Und warum ſcheint er mich allein zu mißachten und mir ſeine milde Gabe vorzuenthalten? flüſterte Dolores, indem ſie ihre kleine weiße Hand gegen Mendoza ausſtreckte und ihm einen ſcharfen ſpähenden Blick zuwarf, der ihn ſo gewaltig traf, daß er ihr faſt zu Füßen geſunken wäre und ihr Alles geſtanden hätte, was ſein geheimes Verhältniß zu ihr betraf.

Er vermochte es endlich über ſich, einige Realen herauszuziehen und ihr hinzureichen, wobei er jedoch ſo ungeſchickt war, daß er in dem Augenblick, wo er

ihre Finger streifte, die Geldstücke an die Erde fallen ließ. Dolores suchte sie lächelnd von den Stufen auf, die sie herabgerollt waren, und sagte dann, sich dankbar verneigend, mit einer feierlichen Gebärde: So sammle Gott einst Euere guten Thaten ein, wie ich diese Geldstücke, welche Euch den Segen der armen Leute bringen! Werfet Alles von Euch, was Ihr habt und was Ihr seid, und lebt mit den armen Leuten im Sonnenschein der Gnade Gottes! Dann wird Euch das Herz leicht und der Geist frei sein, Euer Leib aber wird in ewiger Jugend und Gesundheit blühen!

Ihr sprecht göttliche Wahrheit mit holdseligem Munde, erwiederte Mendoza. Was Ihr da sagt, ist der Gedanke meines Lebens, und in diesem mit Euch zusammenzutreffen, ist das Höchste wonach ich trachten mag, seitdem ich Euch gesehen!

Sein Gefühl, welches er nicht länger zurückhalten konnte, legte in diese Worte einen so innigen und leidenschaftlichen Ausdruck, daß Dolores ihr durchdringendes schwarzes Auge forschend auf ihn richtete und es dann rasch wieder, mit einem leisen Erröthen, von ihm abwandte.

Während dieses kurzen Gesprächs hatte sich eine

andere Geſtalt bemerkbar gemacht, welche ſich bisher in der Ferne gehalten, aber Alles, was vorging, aufmerkſam beobachtet zu haben ſchien. Es war ein groſſer hagerer Mann, der einige dreißig Jahre alt zu ſein ſchien, und deſſen tiefgefurchtes, ſeltſam charakteriſirtes Geſicht wie eine Wahlſtatt der verſchiedenartigſten Kämpfe, Leidenſchaften und Erfahrungen ſich darſtellte. Er gehörte zu den Begleitern der Bettlerin, welche mit ihr zuſammen gekommen waren, und zeichnete ſich ſchon durch ſeine Kleidung eigenthümlich aus, indem er einen langen Rock von grauem Tuch und einen Hut von derſelben Farbe trug, außerdem aber gänzlich barfuß ging und ſich durchaus wie ein gewöhnlicher Bettler gebärdete, obwohl ſonſt der erhabene und ſchwärmeriſche Ausdruck ſeines ganzen Weſens damit nicht recht übereinſtimmen wollte. Drei andere nicht minder ſeltſame Figuren, welche zum Theil ebenſo wie er gekleidet waren, hielten ſich in einiger Entfernung zu ihm, und legten durch die Ehrfurcht, mit der ſie allen ſeinen Bewegungen folgten, an den Tag, daß ſie ihren Herrn und Meiſter in ihm verehrten.

Er näherte ſich jetzt, da er Luſt zu haben ſchien,

an dem Gespräch zwischen Mendoza und der Bettlerin, das sich lebhafter über das angeschlagene Thema fortsetzte, Theil zu nehmen. Indem er nun heranschritt, bemerkte man daß er hinke, indem der eine seiner Füße kürzer zu sein schien als der andere. Er verstand aber diese Mangelhaftigkeit seines Ganges mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit zu verdecken, und während sonst ein wirklicher Bettler diese Eigenschaft nur noch stärker herausgehoben haben würde, sah man ihm vielmehr die Mühe an, sich nichtsdestoweniger zierlich zu bewegen und einen angenehmen Eindruck in seiner Erscheinung hervorzubringen. Man hätte sagen können, daß er bei aller Niedrigkeit seiner Tracht und Haltung doch zugleich gefallsam und nicht ohne persönliche Eitelkeit sich darstelle, was seine auffallende Seltsamkeit noch erhöhte. Er vereinigte in seiner Erscheinung überhaupt zwei Seiten, welche einen merkwürdigen Contrast in ihm machten, indem er halb Krieger und Ritter, halb Priester zu sein schien, diese beiden scharf ausgeprägten Typen seines Wesens aber hinter der unterwürfigen Miene des Bettlers gewissermaßen verhüllte.

Er war zu Mendoza herangetreten und nachdem

ſtellten und auf den Fluren der Erde wandelten in armer Hirtinnen Geſtalt. So wie ich Euch aber früher geſehen, truget Ihr Sammet und Seide und goldene Ketten an Euerem ſchönen Leib, und eine aus Diamanten zuſammengeſetzte Taube zierte Euer Halsgeſchmeide. Aber es war leider nur ein Bild, in dem ich Euch ſo geſehen!

Dolores ſah bei dieſen Worten erſchrocken zu ihm auf und richtete dann einen fragenden Blick auf ihren Begleiter, welcher durch Lazarillo als Don Ignaz de Loyola bezeichnet worden war. Dieſer ſagte zu Mendoza: Bekümmert Euch nicht um dies arme Geſchöpf, ihre Vergangenheit iſt dunkel obwohl glänzend, ihre Gegenwart iſt glänzend obwohl dunkel, aber ihre Zukunft wird reines Licht und ewige Gnade ſein, denn ſie hat ſich häßlich gemacht in dem Herrn, und hat jeden andern Liebreiz von ſich gewieſen, als den Liebreiz Jeſus Chriſtus, und es iſt nichts Anderes an ihr zu freien als Jeſus Chriſtus, dem ihre Seele und ihr Leib ganz und gar gehören. Du kannſt nichts an ihr bewundern, junger Mann, ohne Jeſus Chriſtus zu bewundern, der uns Allen helfe, denn ohne ihn iſt uns nicht zu helfen. Ich höre, Don Diego de Mendoza,

Ihr zieht die Armen und die Bettler und die Schelme an Euch, und sie nennen Euch hier in der Stadt ihren Vater. Aber wenn es nicht Euer Bestreben ist, der ächte Schelm Jesu Christi zu werden, so werdet Ihr Euch mit diesem Euerm Thun und Treiben nur der ewigen Verdammniß überliefern. Euch zu Schelmen Jesu Christi zu machen, das heißt, Euch jeden andern Werth und Besitz zu nehmen, als den Werth und Besitz Jesu Christi, den Ihr in Euch und an Euch tragen sollt, dazu bin ich, Don Ignaz de Loyola, in die Welt gekommen. Ich bin selbst der größte Schelm Jesu Christi, und Ihr sollt Euch Alle von mir zu Schelmen Jesu Christi machen lassen! —

Bei diesen Worten, welche der Fremde mit einer tiefen Baßstimme und einer ungewöhnlichen Heftigkeit ausstieß, schüttelten mehrere der Bettler, die für die ersten auf dem Platze galten, unwillig ihre Häupter und begannen laut zu hohnlachen und zu murren, so daß Don Ignaz mit einiger Besorgniß im Kreise umhersah.

Besonders war es der alte Reliquienhändler Pedro, welcher mit aller Macht seines Stelzfußes sich in Bewegung setzte und zwischen Don Ignaz und Men-

doza hintrat, indem er heftig ausrief: Nein, solche wundersame und höchst ärgerliche Reden sind doch nie auf der Plaza mayor in Salamanca erhört worden! Don Ignaz de Loyola, wer Ihr auch sein mögt, ich erkläre Euch hiermit für einen durchaus hochmüthigen und übernasigen Wicht! Schon seit einigen Tagen räuchert Ihr uns hier den Platz mit den verdächtigsten Redensarten ein, und laßt uns danach schnappen, wie den Hund nach einem gemalten Knochen! Wäret Ihr nicht in Gesellschaft der herrlichen Dolores hier erschienen, so hätte ich längst Reliquien aus Euch geschnitten, denn Ihr stört uns hier in unserer ganzen Sippe, und außerdem nehmt Ihr Euch jetzt noch heraus, Euch über unsern Vater Mendoza zu stellen, dem Ihr uns eigentlich abspenstig machen wollt, da Ihr gern selbst hier auf dem Platze Scheinenvater werden möchtet. Aber Prosit die Mahlzeit, da würden wir schlecht fahren, denn von Euch weiß man gar nicht einmal, ob Ihr Bettler oder Bettlervater, Herr oder Knecht, Lump oder Heiliger seid! Einige nennen Euch sogar einen Studenten, und behaupten, daß Ihr Euch Studirens halber hier bei uns aufhalten wolltet! Und was die Religion anbetrifft, so bitte ich Euch, nährt

Euch doch anständig von unserer lieben christlichen Religion, wie ich es hier mit meinem Kram thue, von dem Euch übrigens Alles höflichst zu Diensten steht, was Ihr etwa gegen baare Bezahlung Euch anzueignen belieben möchtet! —

Auch Alonzo, die Landkarte, trat an der Hand der kleinen Blanquine hervor und bemerkte mit grollender Stimme: Auch mich hat dieser gar zu sonderbare Don Ignaz de Loyola berücken und zu einem höchst verdächtigen Ding überreden wollen, das mich unfehlbar in die Kerker der heiligen Inquisition und von da in ein Land gebracht haben würde, von dem ich Euch die geographische Karte weder auf meinem Gesicht noch auf irgend einem andern Theil meines Körpers zeigen könnte. Jedermann weiß aber, daß der neuentdeckte Welttheil Amerika sich durch Gottes besondere Vorsehung hier auf meinem Angesicht abgebildet fand, noch ehe er entdeckt worden. Nun kommt dieser neue Prophet, der sich Don Ignaz de Loyola nennt, gestern auf mich zu, und sagt mir, es sei keineswegs Amerika, mit dessen Abbildung der Herr meine arme Frazze begnadigt habe, sondern dieser Leberfleck sei nichts mehr und nichts weniger als das heilige Grab zu Jerusa-

lem, welches er selbst mit seinen eigenen Augen gesehen, da er dort gewesen und daselbst Buße für seine Sünden gethan habe. Nun erzählt er mir, es sei ihm ein Engel im Traum erschienen, und habe zu ihm geredet, daß Alonzo, die Landkarte, das heilige Grab von Jerusalem auf seinem Gesicht trage, und daß man dies allen Gläubigen zeigen müsse, damit sie niederfielen und die Wunderhand des Herrn an mir anstaunten. Ich sagte ihm aber gleich, daß ich mit diesen Faxen nichts zu schaffen haben wollte, daß ich ein rechtgläubiger spanischer Christ wäre, und daß ich fortfahren würde, nicht Jerusalem, sondern Amerika auf meinem Gesicht zu zeigen, Amerika, auf das wir Bettler und armen Leute jetzt alle unsere Hoffnungen gesetzt haben, wo das Gold auf den Bäumen wachsen soll, wo die Erde geprägte Ducaten schwitzt, und wo eine merkwürdige Urwaldsküche bestehen soll, in der den ganzen Tag für alle Menschen gekocht, gebraten und gebacken wird, und wo man, um satt zu werden, nichts weiter nöthig hat, als Hunger zu haben. Nein, meine Herren, ich zeige Euch nach wie vor hier das gelobte Land Amerika, das mein Freund Columbus mir wie aus den Augen geschnitten hat. Diesen lan-

gen Propheten aber, schlage ich vor, wollen wir nicht länger unter uns dulden, und ihn mit seiner ganzen Clerisei hier von dem Platze verweisen! Weiß man doch so nicht, was man von diesem fremden Gelichter denken soll! —

Hier erhob sich eine andere Figur, welche bis dahin, neben Dolores an der Erde kauernd, nicht bemerkt worden war. Dies war ein kleiner schmächtiger Mann, mit einem eidechsenartig geformten Kopf und freundlichen, ungemein listig blickenden schwarzen Augen. Er wurde in diesem Kreise gewöhnlich Juan der Banquier genannt, weil er sich damit beschäftigte, den Bettlern gegen kleine Zinsen Geld vorzuschießen oder ihnen auch am Morgen, wo sie hungerig und ohne einen Maravedi in der Tasche auf den Platz kamen, die bevorstehende Ernte des Tages abzukaufen, wo er dann mit beispielloser Beweglichkeit den ganzen Tag über auf dem Platze umhersprang und die Einkünfte eines Jeden überwachte. Auch gab er sich damit ab, die Ersparnisse der Bettler auf eine für sie wie für ihn vortheilhafte Weise unterzubringen und er genoß dabei den Ruf eines durchaus ehrlichen und gewissenhaften Mannes, welcher die Geldgeschäfte der

Bettler zuweilen sogar mit einer gewissen Uneigennützigkeit besorgte. Seit der Erscheinung der Bettlerin Dolores hatte er noch einen neuen Erwerbszweig übernommen, welcher darin bestand, daß er sich immer einen ganzen Sack voll kleiner Maravedis vorräthig hielt, gegen welche er die größeren Geldstücke, die Dolores von ihren Gönnern zu empfangen pflegte, ihr sofort umwechselte. Denn wenn Dolores am Abend, ehe sie ihre Stelle verließ, alle ihre Gaben wieder vertheilte, so bedurfte sie, um dies gleichmäßig an alle Bedürftigen zu thun, auch der kleinen Münzsorten, bei welchen Juan dann nicht minder seinen Vortheil zu machen wußte.

Indem er jetzt aufgestanden war, um den von dem riesenhaften Alonzo gemachten Vorschlag zu bekämpfen, bemerkte man an der Ruhe, mit welcher er angehört wurde, wie groß sein Ansehen sein mußte und wie sein Wort hier auf die größte Wirkung rechnen konnte. Der kleine Mann schrie aber auch aus Leibeskräften und sagte: Auf diesem Platze hier herrscht Freiheit für Alle, hier darf keiner verdrängt, ausgestoßen, verwiesen werden, hier ist Amerika und Jerusalem ganz gleich, und wenn Amerika noch nicht bessere Ducaten ausge-

schwitzt hat, als sie in den Taschen unseres Alonzo zu finden, die noch immer keine Goldgruben haben werden wollen, so rathe auch ich ihm lieber zu dem heiligen Grab von Jerusalem, das ihm unser ehrenwerther und höchst respectabler Gast, Don Ignaz de Loyola, gewiß aus den besten Absichten vorgeschlagen! —

Diese Worte des Bettlerbanquiers beschwichtigten in der That die gegen den Fremden ausgebrochene Empörung der Uebrigen. Die Murrenden zogen sich wieder zurück, und Don Ignaz de Loyola warf sich vor dem Crucifix auf seine Knie nieder, indem er still für sich in ein inbrünstiges Gebet versank. Seine drei Begleiter oder Jünger knieten neben ihm und legten durch allerhand wunderliche und verzückte Gesichter die innere Erleuchtung an den Tag, deren sie sich gewürdigt fühlten. —

Mendoza betrachtete diesen ganzen Vorgang mit dem größten Erstaunen und schien noch nicht einig mit sich, ob er ihn lächerlich oder ärgerlich finden solle.

In welcher Beziehung, schöne Dolores, fragte er sie dann, steht Ihr zu diesem wunderlichen Gesellen, der mir wie die unheimliche und widerwärtige Raupe erscheint, welche im Geleit des Frühlings, der durch

Euch hier verbreitet worden, herangekrochen kommt, und nun heimtückisch und giftig auf alle Blüthen sich setzt, die unter Euern Blicken hier bei uns aufsprießen?

Ihr seid zu gütig und verbindlich gegen eine Bettlerin, erwiederte Dolores, indem sie ihr hoch erröthendes, liebliches Gesicht auf das an ihrer Brust ruhende Kind niederbeugte. Ich bin nur eine arme, unwürdige Creatur, und suche keinen andern Ruhm, als geschmäht und verachtet zu werden, denn Schmach und Verachtung ist die göttliche Speise der armen Leute auf Erden, wovon sie sich süß ernähren und satt werden zum ewigen Leben. Mich schmähet, edler Herr, ich bitte Euch, aber nicht meinen Gefährten und Herrn, Don Ignaz de Loyola, über dessen Haupt Ihr den Stern nicht seht, den Stern einer neuen Zukunft des Reiches Gottes! —

Der junge Mendoza hätte sich von dieser Aeußerung, die im ersten Augenblick ihm einen entschiedenen Unmuth erregen wollte, gewiß noch mehr verstimmt gefühlt und daran vielleicht eine Abkühlung seines so rasch zündenden Herzens gefunden, wenn ihm nicht zugleich ihre bezaubernde Jugend und ihr ganzes ungemein lebensfrisches Wesen einen so befremdlichen Ge-

genſatz zu ihren Worten und ihrer weltverachtenden Geſinnung dargeboten hätte, der ihn zweifelhaft und nachſinnend machte.

Jetzt erhob ſich Loyola wieder von ſeinen Knieen. Er ſah noch bleicher als ſonſt aus, das düſtere Feuer ſeiner Augen hatte ſich gemildert, und auf ſeinem Geſicht ſtand ein lächelnder Glanz, der ihm das Anſehen eines Verklärten gab. Zugleich ronnen ihm dicke Schweißtropfen von ſeiner Stirn herab.

Der Eine ſeiner Jünger, der ſich am meiſten durch ein wunderliches und verſchrobenes Aeußere bemerklich machte, trat jetzt zu ihm heran und ſagte mit leiſe flüſternder Stimme, aber ſo, daß es alle Umſtehenden hören konnten: Schonet Euere Geſundheit, edeler und hoher Don Ignaz de Loyola, denn gewiß habt Ihr Euch wieder den Dorn, den Ihr im Rücken tragt, zu tief in Euer Fleiſch hineingebohrt, um der ächt chriſtlichen Pein des Leibes, die Ihr Euch zur beſtändigen Freude Euerer Seele erkoren, noch mehr als gewöhnlich heut theilhaftig zu werden, denn ich ſehe es Euch an, wie furchtbar die Schmerzen ſein müſſen, die Ihr zum Ruhme Gottes überwindet, großer, frommer, einziger Mann!

Wie, er trägt einen Dorn im Rücken? fragten Mehrere der Umstehenden, indem sie neugierig Don Ignaz umringten, der sie mit einem stillen und wehmuthsvollen Lächeln betrachtete.

Ist es auch ein ordentlich geweihter Dorn? fragte Pedro der Reliquienhändler, indem er ebenfalls wieder herangehinkt kam. Ich erwarte morgen aus Rom eine ganz frische Sendung, worunter sich, neben mehreren anderen martyrerischen Kleinigkeiten und Tändeleien, auch ein eigenes Peinigungs-Besteck befindet, das, nach dem glaubwürdigen Bericht meines Commissionairs, vorzüglich gearbeitet sein soll, und das ich zu allen möglichen frommen Bequemlichkeiten hiermit ganz gehorsamst empfohlen haben will!

Calixt — so hieß der Jünger, welcher die herrliche Dulderschaft Loyola's verkündigt hatte — machte Miene, dem Alten sein Geschwätz zu verweisen, aber Loyola, dem jetzt bei einer näheren Betrachtung Pedro's besondere Erinnerungen aufgestiegen zu sein schienen, trat plötzlich auf ihn zu und sagte, ihn bei der Hand fassend und auf den Stelzfuß des alten Kriegers hinweisend, zu ihm: Mein Sohn, vor vier Jahren standen wir zusammen in Pampelona, unter den

Kugeln der Franzosen, welche in unser gesegnetes Navarra eingefallen waren. Du gehörtest, Pedro, zu den Besten und Tapfersten unserer Besatzung, und verlorest Dein Bein von derselben Kanonenkugel, welche mir auch das meinige zerschmetterte. Und nun willst Du mich nicht mehr erkennen, Pedro, der Du in der Schlacht gegen die Feinde Spaniens an meiner Seite gestanden, und der Du auch ferner in dem viel höheren Kampfe um das Reich Gottes, der jetzt ausgebrochen ist, auf meiner Seite stehen solltest! —

Der im höchsten Grade erstaunte Pedro riß seine alten Augen so weit auf, als er nur immer vermochte. Je schärfer er aber jetzt den Andern betrachtete und ihn vom Kopf bis zu den Füßen maaß, desto lebhafter schien sein Gedächtniß sich aufzufrischen. Er nickte jetzt mehrmals wie in bejahender Zustimmung mit dem Kopfe, und über seine runzeligen Wangen flossen einige Thränen herab, die er rasch und wie beschämt sich wieder abtrocknete, obwohl sie immer wieder kamen und den greisen Schnurrbart reichlich befeuchteten.

Ja, ja, sagte er dann, Ihr seid es, Ihr seid der tapfere Ignaz de Loyola, der Held von Pampelona, der die Citadelle, welche sich schon ergeben wollte, noch

einige Tage mit Löwenmuth gehalten! Als ich vorgestern zuerst Euern Namen hörte, dachte ich sogleich an unser Pampelona, aber indem ich Euch sah, konnte ich Euch nicht wiedererkennen, denn Ihr habt Euch seitdem mit Kopf und Kragen auf das Verwundersamste umgetauscht und verändert, und besonders vermißte ich auch ein paar verstümmelte Beine an Euch, denn wißt Ihr wohl, als wir unter Euerem donnernden Commando in die Bresche einrückten, wo der Feind schon wie des Sieges gewiß stürmte und jauchzte, da fiel Euch ein Stück von der Mauer auf den rechten Fuß, während gleichzeitig eine teufelsmäßig herbeischwirrende Kanonenkugel Euch den linken, und mir, der ich neben Euch stand, den rechten Fuß zerschmetterte. Sobald Ihr aber niedersankt, gehörte Pampelona den Franzosen, denn hinter Euch her ergab sich die ganze Besatzung. Seitdem hatte ich nichts von Euch gehört, Don Ignaz de Loyola, und nur wenn ich mir in müßigen Stunden die Stelle betrachtete, wo früher mein rechtes Bein gesessen, fiel mir Euer linkes ein, und ich dachte oft so in meinem Sinn, es sei doch recht schmerzhaft, daß ich Euch niemals wiedergesehen hätte, während doch unsere beiden abgeschossenen Beine

als Spielkameraden zusammen in Pampelona lägen. Jetzt aber treffe ich Euch wieder, Herr, und zwar auf zwei Beinen, was mich auf den Gedanken bringt, daß irgend ein Wunder an Euch vollbracht sein muß. Nun tretet Ihr zwar allerdings mit dem einen Bein ein wenig verdächtig auf, und wenn ich mir jetzt Euer Knie recht genau betrachte, so sehe ich einen spitzen Knochen daran hervorstehen. Aber Ihr habt doch das Bein, während ich armer Teufel, der ich inzwischen Kaufmann geworden bin, mit diesem Deficit mich täglich herumquälen muß.

Wer zeitlich verstümmelt ist, wird ewig vollendet werden! rief Ignaz de Loyola mit einem schwärmerischen Blick zum Himmel aus, indem er seine beiden Hände segnend auf das Haupt seines ehemaligen Waffengefährten legte.

An mir aber hat der Herr kein Wunder, sondern seine überschwängliche Gnade geübt! fuhr er fort. Das zerschmetterte Bein ist geheilt worden, da seht Ihr es, aber das harte Schmerzenslager, auf das es mich niedergeworfen, hat zugleich meinen Geist an den ewigen Quell alles Lebens geführt, und indem alle Heiligen der Vorwelt mich auf meinem Krankenbett besuchten,

ging mir erſt der wahre Beruf meines Daſeins auf, und aus dem Krieger Pampelona's wurde ich der Soldat Jeſu Chriſti, der die Citadelle des Herrn gegen alle ſeine Feinde vertheidigen wird. Und das verdanke ich dieſem zerſchoſſenen Fuß, durch den mein Geiſt, der noch weit mehr Schaden genommen hatte, zuerſt wieder eingerenkt und zuſammengefügt worden iſt!

Er hielt dabei ſeinen Fuß empor und ließ ihn von den Umſtehenden genauer betrachten, wobei er zugleich eine ſichtbare Wohlgefälligkeit über die ſonſtige Zierlichkeit und Kleinheit dieſes Fußes an den Tag legte, die in der That daran zu bemerken waren.

Der alte Pedro berührte den Fuß mit dem Ausdruck der aufrichtigſten Bewunderung, und wäre in ſeiner Ehrfurcht faſt auf ein Knie vor ihm niedergeſunken, wenn ihn nicht ein ſpöttiſcher Blick ſeines Gönners Mendoza, der ihn noch zur rechten Zeit traf, davon abgehalten hätte. Indeß verbreitete es auf dem Platze ſofort die günſtigſte Stimmung für Loyola, daß Pedro für ihn Partei zu nehmen ſchien, wie auch die laute Erklärung, welche der Bettler-Banquier zu Gunſten der fremden Ankömmlinge abgegeben, in dieſem Sinne ſchon den Triumph Loyola's vorbereitet hatte,

den er jetzt, im richtigen Gefühl des Augenblicks, zu benutzen eilte.

Dolores, welche ihm bisher mit strahlenden Augen zugesehen und ihre Blicke nicht von ihm abgewandt hatte, reichte ihm darauf das Tuch dar, in dem sie die ihr zugeflossenen Gaben eingesammelt. Loyola nahm das Geld heraus, verwechselte die größeren Stücke bei dem bereits dienstfertig bemühten Juan, und vertheilte darauf, mit feierlich frommen Worten und Ermahnungen, die ganze Baarschaft unter die umherstehenden Bettler und Armen, welche Freude und Dank in lautem Jubel und zuletzt mit einem stürmischen Vivatrufen für den Geber und besonders für Dolores zu erkennen gaben.

Nehmt, nehmt, rief er aus, ich gebe Euch den Zoll der Armuth, Ihr seid Bettler, und ich bin Bettler, und das macht uns zu Brüdern, daß wir nichts haben, und so lieben wir uns unter einander, daß wir zusammen leiden und hungern, denn diese Gemeinschaft der Leidenden das ist die ewige Liebe Jesu Christi. Wohl Denen, die nichts haben als Jesum Christum, und die nichts wissen als Jesum Christum! Nur in ihm wollen wir begütert und gelehrt sein, darum neh-

met hin die Gabe des unwissenden Bettlers, von der Ihr Euch heut sättigt, um morgen wieder hungrig zu werden!

Wie, rief Mendoza im höchsten Ausbruch seines Zornes aus, Ihr predigt die Unwissenheit hier auf unserer Universität Salamanca, und seid doch, wie ich gehört habe, hergekommen, um unsere Collegia zu besuchen und einen fleißigen und rechtschaffenen Studenten bei uns abzugeben! Wie soll man sich denn das Ding erklären, daß Ihr nun hier mit Euerer Unwissenheit prahlt, und gegen die Weisheit unserer Professoren eine Rebellion der Bettler veranstaltet! Geht, Don Ignaz de Loyola, Ihr seid mir ein falscher Prophet, und ich muß Euch die Kameradschaft aufkündigen, noch ehe wir zusammen in's Collegium gegangen sind! Wollt Ihr hier den Judas der Wissenschaft spielen, so rechnet in unserm ganzen Kreise auf nichts als auf Verachtung und ein olympisches Gelächter!

Bravo, bravo, und so soll es sein! riefen mehrere Studenten, welche sich ebenfalls in der Gruppe befanden, mit donnernden Stimmen aus.

Mendoza hatte seinen aufwallenden Haß gegen den Fremden noch stärker aufgetragen, als er es sonst bei

seinem leichten Blut vielleicht gethan, wenn ihn nicht zugleich die schwärmerische, aus ihren Blicken hervorleuchtende Theilnahme, mit der Dolores allen Worten und Bewegungen des Loyola gefolgt, so unendlich verdrossen und, noch ehe ihm ein Recht dazu geworden, zur empfindlichsten Eifersucht gereizt hätte. Sie, die er in ihrem Bilde angebetet und deren Anblick die innigsten und wunderbarsten Gefühle in ihm hervorgerufen, sie erschien ihm in diesem Augenblick fast hassenswerth, ja er hätte sie lieber ermorden mögen, als zu sehen, wie sie dem widerwärtigsten Menschen, dessen Wesen ihn in jeder Beziehung mehr und mehr empörte, in einem so räthselhaften Verhältniß ergeben war.

Loyola sah dem Sturm, welcher von Seiten der anwesenden Studenten ihn bedrohte, mit großer Ruhe entgegen, und sagte zu ihnen: Ja, meine Herren Studenten von Salamanca, ich bin hieher gekommen, um Euch Jesum Christum auf die Universität zu bringen, denn es giebt keine Wissenschaft ohne ihn und kein Gelehrtsein außer ihm, und Ihr seid Alle Aufwiegeler und Empörer, wenn Euere Gelehrsamkeit nicht christusgelehrt wird und wenn Ihr nicht alle Euere Wissen-

ſchaft ſtützet auf den Namen und das Wort Jeſu Chriſti!

Die Studenten umringten ihn darauf mit höhniſchem Jubel und Mendoza ſchlug halb aus übermüthiger Laune halb im Zorn vor, den Loyola auf ihre Schultern zu nehmen und als neuen Propheten durch die Stadt zu tragen, dann aber ihn auf die Kneipe mitzuführen und zu verſuchen, ob ſich nicht vermittelſt einiger Gläſer Weins aus dem Propheten noch ein guter Kamerad machen laſſe.

Nein, meine Herren, ſagte ein anderer junger Mann, welcher in dieſem Augenblick erſt zu den Studenten herzugetreten war und in ihrem Kreiſe fremd zu ſein ſchien: thut dem wunderlichen Geſellen dieſe Ehre nicht an, die er in ſeinem unvergleichlichen Hochmuth leicht für baare Münze nehmen könnte. Er würde nur einen Triumphzug durch die Stadt zu machen glauben und über Euern Häuptern ſeinen Unſinn herpredigen, den er ſchon in Alcala zu Markte gebracht hat. Ich komme eben daher! Dort, wie hier, und überall iſt ſchon von ſeinen Bekehrungstollheiten die Rede, und wer weiß, was ſich noch ſonſt für Streiche damit verbinden!

Der junge Mann betonte diese letztere Aeußerung mit einem besonderen Nachdruck, indem er dabei einen scharfen Blick auf Loyola richtete und zugleich den Augen der Bettlerin Dolores bedeutungsvoll begegnete. Diese schien bei seinem plötzlichen Anblick in der That erschrocken zu sein, ihr Gesicht wechselte die Farbe, und sie wandte sich seitwärts, um nicht wieder mit seinen durchdringend auf ihr ruhenden Blicken zusammenzutreffen.

Der neu Angekommene, obwohl noch jugendlichen Ansehens, schien doch bereits die Jahre des Studenten überschritten zu haben und trug auch nicht die Kleidung desselben. Die Anrede, mit welcher ihn Loyola jetzt begrüßte, löste aber sogleich allen Zweifel über die Person des Unbekannten.

Willkommen, Doctor Eugen Toralba, sagte Loyola, Ihr seid von der Gnade Gottes dazu ausersehn, mir Gutes zu thun, denn als ich in Alcala krank war, brachte mich Euer ärztlicher Beistand zur zeitlichen Genesung, und jetzt, wo ich gesund bin, helft Ihr mir durch Euere Schmähung zur ewigen Genesung, denn diejenigen, die da fortkommen wollen in ihrem Wesen und Wirken, müssen danach trachten geschmäht zu werden!

Ihr seid reich an guten Wendungen, ich weiß es, entgegnete der junge Mann, über dessen anziehendes und charaktervolles Gesicht ein spöttisches Lächeln flog: aber viel mehr als mit Euch verlangt mich mit Euerer schönen und wundersamen Gefährtin ein Wort reden zu dürfen, wenn sie mir anders die Gunst gewähren wird, mich wiederzuerkennen!

Er trat bei diesen Worten zu Dolores heran, die sich jetzt auch sofort zu ihm umkehrte und ihn mit einem unendlich milden, freundlichen und würdevollen Blick ihrer schönen Augen betrachtete. —

In diesem Moment entstand aber eine unruhige Bewegung auf dem Platze, man rief daß eine Schaar Gerichtsdiener im Anzuge wäre, und ein heimliches Flüstern entstand unter den nächststehenden Bettlern und Gaunern, von denen einige der uns bereits bekannt gewordenen gerade die bedenklichsten Gesichter zu machen schienen.

Jesus Maria, das ist die Inquisition! rief zuerst Mendoza's alter Diener, Lazarillo, mit angstvoller Stimme aus, indem er sich an die Rockschöße seines Herrn anklammerte, und demselben die herbeieilenden Sbirren zeigte, an deren Spitze man zugleich Don Christoval geschäftig heranschreiten sah.

Mendoza fühlte sich einen Augenblick betroffen und unruhig, da das plötzliche Herbeikommen dieses gefürchteten Gesellen vielleicht auch für ihn eine verhängnißvolle Beziehung haben konnte.

Christoval näherte sich jedoch jetzt mit einem gewichtigen Ernst, seine boshaft leuchtenden Augen spähten gierig nach ihrem Opfer umher, welches er aber diesmal nicht im Kreise der Studenten und Bettler suchte. Eine lautlose Stille der Erwartung war ringsumher eingetreten.

Hier ist Don Ignaz de Loyola, sagte er jetzt zu dem Anführer der Sbirren, und diese Bettlerin ist die Marquesa Dolores de Voda, welche er aus Alcala entführt hat, und zu seinen höchst ketzerischen Umtrieben und religiösen Irrlehren benutzt! Nehmt Beide gefangen und fügt dazu noch ihre ganze Sippschaft, diese drei aschfarbenen Jammergespenster, welche sich die ersten Jünger des Herrn Loyola nennen. So will es der hochwürdige Herr Erzbischof von Toledo, welcher eigene Vollmachten deshalb an den Subprior der Dominicaner eingesandt hat, und ich habe es aus Gefälligkeit für den Herrn Subprior übernommen, die betreffenden Subjecte, die zu einem großen Prozeß An-

laß geben werden und die uns Allen hier schon längst zum Aergerniß gereichten, den Händen der Gerechtigkeit zu bezeichnen! —

Die Gerichtsdiener nahmen auch sofort die angegebenen Personen in ihre Mitte. Loyola und seine Jünger begannen den ersten Vers einer geistlichen Freudenhymne anzustimmen, welche von der Glückseligkeit der Märtyrer und Verfolgten handelte.

Dolores aber war schnell von ihrem Platz aufgestanden und hatte sich, nachdem sie mit einem unbeschreiblich milden und ruhigen Lächeln ihr Kind dichter in ihr Gewand gehüllt, den Sbirren mit einer freudigen Zuversicht überliefert, als wenn sie längst auf dieses Ereigniß gewartet und gehofft hätte. Indem sie aber jetzt insgesammt in's Gefängniß abgeführt wurden, mußte Dolores nahe bei Mendoza vorüber, dessen Arm sie fast streifte, und dem sie darauf aus ihren großen ausdrucksvollen Augen einen vielbedeutenden Abschiedsblick zusandte.

Mendoza wußte nicht wie er diesen Gruß verstehen sollte. Hatte sie die Neigung, die ihn zu ihr gezogen, in ihrem ganzen Umfange errathen, oder wollte sie ihn mit ihren zauberkräftigen Blicken auffordern,

ſo fromm zu werden wie ſie und in Gemeinſchaft mit ihr hinzugehen in Noth und Qual, um ihrer würdig zu werden und ihre Liebe ganz und gar davonzutragen? Jedenfalls fühlte ſich Mendoza von dem Blick, mit welchem ſie von ihm geſchieden, in ſeiner innerſten Seele getroffen und unauflöslich an dieſe räthſelhafte Geſtalt gefeſſelt, in deren wunderbares Geſchick einzudringen, deren dunkele Lebensfäden zu entwirren und zum Heil der geliebten Frau zu wenden, er in dieſem Augenblick beſchloß und ſich feierlich gelobte.

Sein Auge traf jetzt auf Don Chriſtoval, welcher ſich, nach Abführung der Verhafteten, vergnügt die Hände rieb und zu Mendoza herantrat, den er mit einer ſpöttiſchen und verſchmitzten Miene begrüßte.

Nun, Don Chriſtoval, ſagte Mendoza zu ihm, Ihr betreibt ja Euer ſchönes Handwerk immer mehr ins Große, und ich wundere mich bloß darüber, daß Ihr, nachdem Ihr mir heut meinen Luther weggeſchnappt, nicht ſchon handgreiflichere Abſichten auf meine Perſon ausgeführt habt. Denn wir wiſſen ja, wie wir hier ſtehen!

O, Don Diego Hurtado de Mendoza, entgegnete Chriſtoval mit ſeiner argliſtigen Unterwürfigkeit, müßt Ihr denn meinem Herzen immer Unrecht thun? Habe

ich jemals einem meiner Freunde und überhaupt einem ehrlichen und rechtlichen Mann geſchadet und wirken wir nicht doch Alle am Ende für eine und dieſelbe Sache, jeder in ſeiner Weiſe? Mit dieſer Schönen hättet Ihr doch nicht viel anfangen können, Don Diego, und darum war es für Euere Ruhe das Beſte, daß ich ſie Euch ferner unſchädlich machte. Ich bitte Euch, zählt mich doch zu Euern Freunden, und ſeid unbeſorgt, Euch wird nichts geſchehen. Euch ſchützt meine Liebe und der Namen Eueres mächtigen Vaters!

Mendoza wurde gerade durch dieſe freundliche Verſicherung des Chriſtoval einigermaßen in Unruhe verſetzt, indem er daraus zu entnehmen glaubte, daß auch ihm eine vielleicht nicht mehr ferne Gefahr drohe. Indeß hielt er in dieſem Augenblick den gewaltſamen Ausbruch ſeines Zorns zurück, da ihm in ſeinen Gedanken plötzlich ein Plan aufgeſtiegen war, Dolores wieder aus den Händen der dunkeln Gewalt, in die ſie gerathen war, zu befreien. Er hoffte dazu des Chriſtoval ſelbſt ſich bedienen zu können, und wollte zu dieſem Zweck eben in ein weiteres Geſpräch mit ihm ſich einlaſſen, als er bemerkte, daß derſelbe ſchon mit eiligen Schritten über den Platz hin ſich entfernte.

Es war überhaupt in wenigen Minuten ganz still und leer auf dem Platz geworden. Alle Bettler und Gauner, die sich noch vor Kurzem hier so fröhlich und übermüthig umhergetummelt, schlichen sich scheu nach verschiedenen Seiten davon, indem sie unter einander murmelten, daß die Inquisition von Toledo dabei im Spiele sei.

4. Die Grotte am Tormes.

Auch sämmtliche Studenten hatten sich eiligst fortbegeben, und Mendoza sah sich jetzt dem jungen fremden Mann, der als Doctor Eugen Toralba genannt worden war, allein gegenüber. Dieser Fremde hatte auf Mendoza durch sein freimüthiges und entschiedenes Benehmen einen sehr angenehmen Eindruck gemacht, welcher sich jetzt noch erhöhte, als derselbe freundlich grüßend zu ihm herantrat und ihm einen Brief aus Alcala von einem seiner genauesten Freunde und Strebensgenossen überreichte.

Dieser Brief, sagte Eugen Toralba in seiner bestimmten und offenen Weise, soll mich bei Euch einführen, Don Diego de Mendoza, und mich wo möglich Euerer Freundschaft theilhaftig machen, nach der ich um so mehr Verlangen getragen habe, als ich weiß daß Ihr der Erste der studirenden spanischen Jugend seid und schon auf mehreren Universitäten unseres Vaterlandes die Verbindungen angeregt habt, welche

unſerer armen, lebendig eingeſargten Nation vielleicht noch einmal Licht, Luft und Freiheit ſchaffen werden! Nehmt darum die Hand eines Gleichgeſinnten, die er Euch im Namen aller Leiden Spaniens aufrichtig bietet!

Diego reichte ihm die Hand, und umarmte ihn lebhaft, nachdem er nur einen flüchtigen Blick in den Brief geworfen hatte. Seine friſche und offene Natur erſchloß ſich leicht jedem Eindruck, und ſo bot er mit der liebenswürdigen Erregbarkeit, die ihm eigen war, dem Andern ſofort ſeine Freundſchaft auf Tod und Leben an. —

Eugen Toralba war ein hochgewachſener, kräftig gebauter junger Mann, mit krauſem ſchwarzem Haar, einem ungewöhnlichen Feuer in ſeinen dunkeln Augen, und ſchön geformten, charaktervollen, zum Theil einen verwegenen Unternehmungsſinn ausdrückenden Geſichtszügen. Sein Alter mochte ſich noch nicht auf dreißig Jahre belaufen, doch hatte ſeine ganze Erſcheinung ſchon etwas entſchieden Durchgearbeitetes, und der überwiegende Charakter ſeines anziehenden Geſichts war ein tiefſinniger Ernſt, der bald einen leiſen Anſtrich vom Phantaſtiſchen hatte, bald in einen ſcharfen und ſchneidenden Ausdruck überging. —

Indem sich Mendoza mit steigender Theilnahme dies eigenthümliche Wesen seines neuen Freundes betrachtete, sagte dieser zu ihm: Ich danke Euch, Don Diego, daß Ihr mir so freundlich und vertrauensvoll entgegenkommt! Laßt uns zusammen einen Spaziergang ins Freie unternehmen. Wir haben uns gewiß Mancherlei zu sagen. Auch will ich Euch die Geschichte der Marquise de Voda erzählen, die als Bettlerin Dolores einen so bedeutenden Eindruck auf Euch gemacht zu haben scheint. —

Es bedarf keiner Versicherung, wie erfreut Diego über diesen Vorschlag war, und so begaben sich Beide, ihre Arme ineinanderschlingend, mit raschen Schritten fort und zur Stadt hinaus.

Es war bereits Nacht geworden, aber draußen über den Fluren funkelten die Sterne in allem Glanz des Südens, und spiegelten sich in den rauschenden Wellen des Tormes, an dessen Ufern die beiden Freunde dahinwandelten, nachdem sie die alte römische Brücke, welche von Salamanca aus über den Fluß führt, zusammen überschritten hatten.

Aus den Bergen, welche die Gegend begränzten, drangen frische Windstöße herüber und verbreiteten Kühlung und Erquickung nach dem heißen Tage. Unsere

Spaziergänger überließen sich einen Augenblick still-schweigend diesem wohlthuenden Eindruck der Nacht, und athmeten den kühlen und gewürzigen Lufthauch ein, welcher das Thal durchzog.

Dann sagte Diego zu seinem neuen Freunde: Wovon sprechen wir denn nun zuerst, von der Freiheit oder von der Liebe? Von Spanien, von Karl dem Fünften, von der Inquisition, oder von der räthselhaften Unbekannten, von der Bettlerin Dolores, von der Marquise de Voda, deren Geschichte Ihr wißt?

Ich will Euch etwas sagen, Diego, entgegnete Eugen Toralba lächelnd, laßt uns nur zuerst von der Liebe sprechen, denn mit der Freiheit würden wir doch nicht so rasch fertig werden können. Die Liebe sitzt und pocht Euch einmal jetzt im Blut, aber die Freiheit hängt noch sehr hoch über uns an den Hörnern des Mondes, von denen wir sie uns erst bequem herunterholen werden, nachdem die Hof- und Staats-Schuhmacher so hohe Absätze für unsere Unterthanen-Füße erfunden haben, daß wir ordentlich nach dem Mond hinauflangen können! Und seht, wie er so schön dort eben über dem Gebirge aufgeht, der helle goldene Mond, der alte Freund Aller, die etwas zu

schwärmen, zu seufzen und zu sehnen haben, und darum den Liebenden ebenso sehr wie den Freiheitsmännern ein bedeutungsvolles Symbol! Und sind Liebe und Freiheit denn nicht im Grunde Eines und dasselbe, mein Freund?

Der Mond, versetzte der ungeduldige Diego, scheint uns aber jetzt von der Liebe wie von der Freiheit gleichmäßig abzuziehen und hindert uns, zur Sache zu kommen.

Das müßt Ihr mir schon verzeihen, sagte Eugen, wenn mich der Mond zuerst in müßige Plaudereien versenkt, denn eine so frische und duftige Mondnacht wirkt jedesmal wie junger Wein auf mich und berauscht meine Sinne und meine Zunge. Ich bin zwar kein Poet wie Ihr, Diego Hurtado de Mendoza, aber etwas poetische Schwärmerei haben wir doch Alle schon mit unserer Muttermilch eingesogen. Ihr sollt aber, wenn meine schwache Seite zur unrechten Zeit an mir heraustritt, ein Recht haben mich zur Ordnung zu rufen.

Und jetzt will ich Euch die Geschichte der schönen Marquise Dolores de Voda erzählen, fuhr Eugen Teralba fort, indem sein Gesicht wieder zu einem ernsteren Ausdruck überging.

Ich bin meinem Handwerk nach ein Arzt, wenn ich es Euch noch nicht gesagt habe, Mendoza, und dieser mein Beruf, den ich in Alcala auszuüben angefangen, verschaffte mir die Gelegenheit, in das Haus des alten Marques de Voda zu kommen, der wegen seiner großen Reichthümer, seiner filzigen und menschenfeindlichen Gemüthsart und seiner schönen jungen Frau wegen, die er erst seit zwei Jahren geheirathet hatte, berühmt und zum Tagesgespräch in der ganzen Stadt geworden war. Dolores in ihrer unvergleichlichen Schönheit und Liebenswürdigkeit zog natürlich mehr meine Aufmerksamkeit auf sich, als die vom Podagra geplagten Beine ihres alten Gemahls, obwohl ich denselben die größte Sorgfalt meiner Kunst widmete.

Es war rührend, das junge frische Weib, das in der ersten Blüthe des Lebens stand, in diesem dumpfen moderigen Kerker eines ehelichen Verhältnisses zu erblicken, das sie selbst wie eine fromme Bußübung zu betrachten schien und darum mit unablässiger Freudigkeit in allen Beziehungen durchführte. Sie stammte selbst aus einer der vornehmsten castilianischen Familien, und soll den alten tyrannischen Sonderling geheirathet haben, weil ihre Mutter, die entfernt mit ihm

verwandt gewesen, sich aber eines großen Vergehens gegen ihn schuldig gemacht zu haben scheint, auf ihrem Sterbebett aus Gewissensbissen der Tochter diese Pflicht auferlegt.

Auf einem so geheimnißvollen Grund ihres Lebens stand Dolores, und es war nicht zu verwundern, daß ihr Geist unter diesen Umständen eine Richtung nahm, zu welcher er in seiner ursprünglichen heiteren Lebenskraft gewiß nicht angelegt, die ihn aber mehr und mehr mit einer dunkeln und der Welt sich abkehrenden Frömmigkeit überschattete. Um mir nicht ihr Vertrauen zu entziehen, dessen ich mich einigermaßen rühmen durfte, konnte ich nur allmählig und mit den leisesten Mitteln gegen diese Verdüsterung ihres herrlichen Wesens ankämpfen.

Seitdem sie ein Kind geboren, von dem sie durch meine Hülfe entbunden wurde (ich bitte Euch aber, Freund, nicht eifersüchtig auf vergangene Situationen werden zu wollen, denn an dem Zittern Eures Arms in dem meinigen und an dem Zusammenziehen Euerer Augenbraunen glaube ich so Etwas bei Euch zu merken), seitdem sie, sage ich, ihr wunderschönes und mit einer beispiellosen Aehnlichkeit ihr gleichsehendes Kind

geboren, begann ihr Gemüth sichtlich sich zu erheitern und sich wieder auf seine eigene Kraft zu stellen, als sich ein Umstand in der Stadt ereignete, der alle meine Anstrengungen gänzlich vernichtete und Dolores von Neuem dem tiefsten Mystizismus überlieferte. Dies war ihre Bekanntschaft mit jenem wunderlichen Inigo de Loyola, der auch bei Euch schon seine Rolle gespielt hat, und der in Alcala plötzlich auf der Universität gesehen wurde, wo er Philosophie und Theologie studirte, während er zugleich auf den Straßen umherlief und bettelte und predigte, daß die ganze Stadt zusammenlief. Schon von Barcellona aus war ihm ein seltsamer Ruf vorausgegangen, und er soll dort als dreiunddreißigjähriger Mann zuerst die Knabenschule besucht haben, um Lateinisch zu lernen.

Dolores sah ihn von ihrem Balcon aus, wie er auf dem Markte, auf einem Stein stehend, eine Menge Leute um sich versammelt hatte, denen er mit lauter Stimme predigte. Ich stand neben Dolores in diesem Augenblick, und sah wie sie in sich erbebte und erzitterte bei dem Anblick jenes Menschen, dessen schwärmerische Worte einzeln zu uns herüberdrangen. Ich versuchte ihr den Gesellen lächerlich darzustellen, aber

sie bat mich leise, still zu sein, dann fragte sie mich mit verzücktem Lächeln, ob ich nicht einen hellen Lichtschimmer um das Haupt dieses Loyola bemerkt hätte, und ob es mir nicht so vorgekommen sei, als wenn er während seiner Predigt mehrere Schuh hoch über der Erde geschwebt. Dies war mir denn in der That zu arg, und ich begab mich von ihr hinweg, ohne eine Sylbe zu erwiedern. Seit dieser Zeit sprach ich sie nicht wieder, da ich es aber doch nicht lassen konnte an sie zu denken, suchte ich sie auf allen ihren Schritten zu beobachten und schlich hinter und neben ihr her, wo sie es nicht ahnte.

Ich sah, wie dieser Loyola, dem Alles darauf ankam, sich Anhang für sein neues Prophetenhandwerk zu verschaffen, alle Kunstgriffe anwandte, um sich ihrer ganz zu bemächtigen. Tagelang betete sie mit ihm, kasteiete sich und legte sich allerhand Qualen und Martern auf, und mehrmals, wenn der vermaledeite lange Kerl aus ihrem Hause kam und in die nächste enge Gasse herumbog, war ich versucht ihn bei der Gurgel zu fassen und ihn das Zeitliche segnen zu lassen.

Da starb plötzlich der alte Voda am Schlagfluß, und einige Wochen darauf ließ Dolores alle ererbten

Besitzthümer ihres Gatten verkaufen und versteigern. Sie vertheilte den ungeheueren Betrag dieses Vermögens an die Armen und an alle fromme Anstalten und Hospitäler der Stadt, behielt nichts davon für sich übrig als was nöthig war, um den nächsten Tag zu leben, und verschwand dann mit diesem Ignaz de Loyola zugleich aus der Stadt. Erst hier in Salamanca, wohin mich richtig ihre Spur geführt, sah ich die wunderbare Schwärmerin wieder, und mußte gerade in dem seltsamen Augenblick anlangen, als die Behörden unsere Flüchtlinge in Beschlag nahmen.

Ich hoffe nun, Mendoza, — schloß Eugen Toralba seine Erzählung — daß Ihr mir helfen werdet, die schöne Dolores aus ihrem Kerker zu befreien, ehe die Inquisition, welche hier besondere Ketzereien wittern zu wollen scheint, sich der Sache bemächtigt hat. Vielleicht daß wir bei dieser Gelegenheit zugleich das herrliche Weib aus den Schlingen Loyola's lösen können! —

Diego hatte mit gespannter und leidenschaftlicher Aufmerksamkeit diesen Bericht angehört, und versank darauf einige Augenblicke lang in ein schweigendes Nachsinnen, indem er an dem Arm seines Freundes

weiterschritt und seine glühende Brust den wehenden Nachtlüften öffnete. —

Nun, mein Freund, unterbrach Eugen Toralba die eingetretene Stille, was sagt Ihr denn zu der frommen Marquise? Es will mir fast vorkommen, als wäret Ihr ein wenig abgekühlt, seitdem Ihr die ganze Historie wißt, wie sie sich mit unserer Schönen zugetragen!

Nein, erwiederte Diego ungestüm, ich liebe sie, all mein Sinnen und Denken gehört nur ihr, und in ihren himmlischen Augen ist mir ein Stern aufgegangen, der ewig in meinem Innersten brennen und leuchten wird, auch wenn er mir niemals eine glückliche Gewährung bedeuten sollte, denn daß an dieser ich zweifeln müsse, ist mir durch Euere Erzählung, Eugen Toralba, nur allzu klar geworden.

Ach, seid Ihr ein solcher Neuling in der Liebe, entgegnete Toralba lachend, daß Ihr bei einer Frau, um die es Euch wirklich, wie Ihr sagt, mit all Euerm Sinnen und Denken zu thun ist, gleich von Anfang her an der Gewährung ihrer Gunst verzweifelt? Ein Weib, welches man liebt, ist schon dadurch halb gewonnen, daß man es liebt. Die Liebe ist immer die

gewaltigste Fürsprecherin bei der Liebe, und füget dazu etwas List, Rücksichtslosigkeit, Unternehmungssinn, unterwürfige Frechheit und freche Unterwürfigkeit, welche bei den Frauen aller Gattungen immer anschlägt, so habt Ihr sie!

Ich danke Euch für Euer Recept, Herr Doctor, das aus der Apotheke der ächten Weiberkenntniß kommt! sagte Diego. Aber warum habt Ihr es denn nicht selbst bereits bei der Marquesa Dolores de Voda zur Anwendung gebracht, denn es scheint mir aus Allem hervorzugehen, daß auch Ihr sie geliebt habt und noch fortwährend in Liebe zu ihr gefesselt seid!

Darüber dürft Ihr Euch am allerwenigsten beunruhigen, erwiederte der Andere mit dem seltsamen, halb spöttischen halb düstern Ausdruck, in den zuweilen seine Gesichtszüge übergingen. Meine Liebe zu ihr, die allerdings eine Existenz hat, soll die Euerige nicht kreuzen noch ausschließen, und ich will mich sogar herzlich freuen, wenn Ihr den Sieg über mich davontragt, um den ich nicht einmal gegen Euch kämpfen werde!

Wer so bedeutende Großmuth entwickeln kann, trägt doch wohl nur unbedeutende Liebe in sich! erwiederte Diego. Euere Liebe zu Dolores strebt also nicht nach dem Besitz?

Warum wollen wir darüber so genaue Bestimmungen machen? entgegnete Eugen Toralba. Ich meine bloß, daß, wenn ich Dolores liebe, dies nicht ausschließen kann, daß auch Ihr sie liebt, denn in einem Weibe, wie diese ist, lebt eine solche Fülle von Glück, daß Viele auf verschiedene Weise davon satt und selig werden können. Ihr liebt jetzt vielleicht ihre schönen Augen, ihre göttliche Gestalt, ihr wunderbar rührendes Gesicht. Ich für mein Theil liebe sie gegenwärtig bloß in der Absicht, sie frei zu machen und sie in eine Jüngerin meiner Lebensansichten und Zeithoffnungen umzuwandeln, denn wenn unser Spanien noch einmal bessere Zeiten sehen soll, so müssen wir auch Frauen in unsern Bund ziehen, welche mit ihren zarten aber allmächtigen Händen uns die Sache der Freiheit bewegen helfen! —

Dolores zu befreien, rief Mendoza begeistert aus, das ist jetzt auch mein einziger Gedanke, und Ihr könnt dabei auf mich wie auf alle meine hiesigen Verbindungen zählen! Aber werden wir uns auch nicht in den Hoffnungen täuschen, die wir, Jeder auf seine Weise, auf diese räthselhafte Frau setzen? Wird ein Charakter, der sich von einer so düsteren, Welt und Zeit verkennenden Frömmigkeit umstricken lassen konnte,

wird ein solcher jemals wieder der Sache der Liebe, der Sache der Freiheit sich öffnen und hingeben?

Eben deshalb, weil sie so fromm werden konnte, rechne ich auf ihr Talent für die Intrigue, für die Aventure! sagte Toralba lächelnd. Mit Frauen dieser Art ist immer Alles anzufangen, was man überhaupt wohl von jeder Frau behaupten könnte. Diese aber, die so viel abenteuerlichen Unternehmungssinn mit der Frömmigkeit verbindet, die eine so heroische Charaktergröße entfaltet, daß sie die Marquise von sich wirft, um als arme Bettlerin um Gottes willen auf den Straßen zu leben, diese ist ein seltenes unvergleichliches Geschöpf, für die Intriguen der Liebe wie der Freiheit geboren und zur Heldin darin bestimmt. Denn Intrigue ist heut zu allen Dingen nöthig, theuerster Freund, namentlich aber zur Gewinnung der Freiheit, welche sich die Völker nicht im Schlaf, noch durch eine einzige Schlacht, sondern, wie es scheint, auf tausend Schleichwegen und geheimen Nachtpfaden erlisten und erraffen sollen!

Nun, so befreien wir uns denn unsere Führerin, die uns zu hohen Thaten weiht und begeistert! rief Mendoza mit jugendlicher Heftigkeit und Schwärmerei.

Und wie denkt Ihr, daß wir ans Werk gehen? fragte Toralba, indem er still stand und seinen Genossen mit durchdringenden Feuerblicken prüfend betrachtete.

Wir müssen einen Volksaufstand in der Stadt erregen, erwiederte Diego, und dazu fehlt es nicht an Mitteln und Vorbereitungen hier in Salamanca, wo ich in der letzten Zeit gewirkt habe was möglich war!

Laßt uns hier einen Augenblick Platz nehmen, Freund! sagte Toralba, indem er auf eine Grotte deutete, welche am Ufer des Flusses eine verschwiegene und von dichtem Gebüsch geheimnißvoll umrankte Stelle darbot.

Die beiden Jünglinge ließen sich auf einer natürlichen Moosbank am Eingang der Grotte nieder, und hatten Einer die Hand des Andern vertraulich gefaßt. Der Mond war höher auf den Gipfel des Gebirgs heraufgetreten und streute weithin auf die dunkeln Massen der Landschaft sein schneeweißes zitterndes Licht, das in leisen melodiereichen Schwingungen mit der Nacht spielte, und Ton und Farbe, Gestalten und Verhältnisse in ihre Bilder brachte. —

Und aus was für Leuten werden denn Euere

Mannschaften bestehen? begann Toralba das Gespräch wieder.

Ich habe vor der Hand, erwiederte Mendoza, allerdings nichts als meine Bettler und Gauner, darunter einige Zigeuner, Juden und mehrere heruntergekommene Edelleute, aber dies ist schon eine vortreffliche Bande, die ich jeden Augenblick zu irgend einem Krawall auf die Beine bringen kann!

Ich habe davon gehört, sagte Toralba lächelnd, daß Ihr Euch zum König aller Bettler gemacht und daß man Euch in Salamanca den Vater der Schelme nennt. Nun, mit dieser Genossenschaft ist gewiß am meisten anzufangen in der heutigen Welt. Die alte Freiheitsliebe der spanischen Nation hat sich noch ganz besonders in diesem Gelichter erhalten, das in all seinem Elend eine kernhafte Gesinnung, gesunde und starke Knochen und die reizbare Ehre des Ritters, die bei unsern höheren Ständen ganz verloren gegangen ist, bewahrt. Und dann habt Ihr mit Euerer Verbindung auch insofern Recht, als es diese dunkele Grundsuppe der Bevölkerung ist, an welcher sich die Freiheit bei uns erst den Magen stärken muß, ehe sie ihre besten Thaten vollbringen kann! Aber einen förmlichen Auf-

stand, namentlich in dieser Sache, würde ich doch für jetzt noch nicht billigen, Mendoza!

Mein Plan ist eigentlich, versetzte Diego nach einigem Nachsinnen, daß wir nur zum Schein einen großen Volksaufruhr erregen, und zwar vor dem Kerker, in welchem sich die Gefangenen befinden. Diesen müssen wir Mittel verschaffen, sich selbst aus ihrem Gefängniß zu befreien, und zur verabredeten Stunde ist auf der Straße durch eine absichtlich angezettelte Schlägerei, zu der ich alle Bettler und die unternehmungslustigsten unserer Studenten aufbieten werde, ein solcher Höllenlärm entstanden, daß die Wachen des Gefängnisses, die wir hinein verwickeln, auf nichts Anderes mehr Acht haben können, und die inzwischen ausbrechenden Gefangenen von dem sie umwogenden Gedränge sogleich in die Mitte genommen werden. Wir befinden uns unter diesem Haufen und haben nichts zu thun als Dolores in unsern Besitz zu nehmen und sie von ihren andern Gefährten zu trennen, die wir ihrem Schicksal überlassen, und die selbst nicht wissen dürfen, wem sie ihre Befreiung verdanken! Dann unter dem Schutz der Nacht und der gränzenlosen Verwirrung, die sich räthselhaft durch die ganze Stadt

verbreiten muß, geleiten wir Dolores, nachdem wir ihr vielleicht noch eine bergende Verkleidung umgehangen, zu einem sichern Ort, den wir vorher für sie ausfindig zu machen haben!

Dieser Plan ist vortrefflich und wird gelingen! rief Toralba lebhaft aus, indem er dem Andern die Hand schüttelte. Wahrhaftig, Mendoza, ich bewundere Euch, Ihr seid dazu geboren, entweder der Freiheit oder der Tyrannei große Dienste zu leisten, denn Ihr habt ein Talent, mit Leichtigkeit und gewissermaßen mit harmloser Grazie Verwickelungen anzustiften und Anschläge zu machen, wie ich es noch bei Keinem gesehen und wie ich es kaum für möglich gehalten habe.

Ihr überschätzt meine Fähigkeit, Freund, erwiederte Mendoza mit etwas Empfindlichkeit, und benachtheiligt doch zugleich meinen Charakter. Sagtet Ihr nicht selbst, daß die Sache der Freiheit heutzutage der Intrigue nicht entbehren könne? Dies Euer Wort, das mich merkwürdig durchzuckte, hat mich zuerst auf den Gedanken gebracht, den ich Euch mitgetheilt habe. Aber Ihr dürft mir glauben, daß ich die Freiheit nicht bloß als Talentsache treibe, wie ich etwa in meinen poetischen Mußestunden mir eine Canzone mache oder ein

wohlersonnenes Sonett. Nein, die Freiheit ist für mich der Athemzug der ganzen Menschheit, und der innerste Lebensschlag meiner eigenen Brust!

Ich weiß es, rief Toralba, ich weiß es, und darum habe ich mich an Euch gedrängt, und werde Euch nun nicht wieder loslassen das ganze Leben hindurch!

Der junge Mann sagte dies mit einem so gewaltigen Ausdruck seiner tiefen schönen Stimme, daß Mendoza fast darüber zusammenschrak und mit einiger Betroffenheit die Umarmung des Andern erwiederte.

Und wann glaubt Ihr wohl, bemerkte Toralba weiter, daß wir unser beabsichtigtes Unternehmen werden ausführen können? Zeit haben wir dabei nicht zu verlieren, und doch wird es vielfacher und schwieriger Vorbereitungen bedürfen!

Laßt mich nur Alles machen, Freund! rief Diego mit funkelnden Blicken, indem ihm das ganze Feuer seines Unternehmungsgeistes glühend ins Gesicht stieg. Ich bin hier vollkommen Meister meines Terrains, und glaube versprechen zu können, daß morgen Nacht um diese Zeit Alles zur Ausführung bereit sein soll! Wollte Gott, daß wir gleich besser und weiter zuschlagen könnten, und daß es sich nicht bloß darum handelte, diesen

einen Kerker zu öffnen, sondern in ganz Spanien alle Riegel und Fesseln zu brechen, unter denen die tapferste, gebildetste, vor allen Völkern in Ruhm strahlende Nation erstickt und vergeht!

Ja, unser Vaterland über Alles! sagte Eugen Toralba ernst, und mit Wehmuth in seinem Auge zum Nachthimmel aufblickend. Wenn wir unser Vaterland lieben, sowie wir es lieben müssen, so ist dies eine schöne unglückliche Liebe, die den Tod in ihrem Herzen trägt! Aber die unglückliche Liebe geht uns durch Mark und Bein und kettet uns unauflöslicher an unsern Gegenstand als die glückliche!

Ich halte es in allen Dingen mit dem Glück, erwiederte Diego, und so glaube ich auch, daß wir in der Liebe zu unserm Vaterlande glücklich sein werden und müssen! Unter dem gegenwärtigen Regiment freilich nie und nimmer, aber der alte Kern des spanischen Volkes widerstrebt diesem allmächtigen Karl, der auf dem Thron zu Madrid sitzt, und der durch den Pomp seiner ungeheuern Länderbesitze, die er mit der Krone Spaniens vereinigt hat, unsere Sinne blenden, unsere Phantasie verführen, aber niemals unser Herz gewinnen kann!

Ich freue mich, daß Ihr so klar über Karl den Fünften denkt! sagte Toralba. Wie man mir gesagt hat, gehört Euer Vater, Mendoza, zu denjenigen Granden Spaniens, welche Gnade gefunden und genommen haben vor den Augen Karl's, und die darin eine Ausnahme machen von der hochmüthigen Laune, mit welcher dieser Fürst nur Fremde und Ausländer in die höchsten Staatsämter und in die Nähe des Throns bringt, während er sonst alles ächt spanische Blut von sich stößt. Um so mehr wird es Euch die nationale Partei in Spanien danken müssen, daß Ihr, von der mächtigen Hofstellung eines angesehenen Vaters absehend, dennoch zu uns haltet, und mit solcher Begeisterung die spanische Jugend zu den Anstrengungen vorbereitet, zu denen sie im Dienste des altspanischen Nationalgeistes sich endlich mit dem Schwert in der Hand wird erheben müssen, um die alte große Freiheit Spaniens wiederherzustellen, um eine einheitliche, alle unsere politischen und menschlichen Rechte verbindende, alle schmerzhaft zerstückelten Glieder der spanischen Nationalität zusammenfügende Form daraus zu machen!

Ich könnte allerdings ein ganz schmucker Cavalier

am Hofe des Königs von Spanien werden, ſagte Mendoza lächelnd, aber mir fehlt dieſer burgundiſche Zuſchnitt, welchen jetzt Alles dort haben muß, und den ich, wenn ich auch ſonſt kein Bär bin und es in kunſtmäßigem Reiten, Fechten und Tanzen mit jedem dieſer uns aufgedrungenen Niederländer aufzunehmen bereit bin, doch nimmermehr an mir herauszubringen vermöchte! Wie glücklich bin ich, daß mich die Wiſſenſchaften ſchon früh angezogen haben und daß ich den Ruf der Freiheit in ihnen vernahm, der nun das ewige Wort meines Lebens geworden! Wie glücklich bin ich aber auch, daß mein guter und einſichtiger Vater mich in Allem, wie ich es wollte, gewähren ließ, und daß er, wie ſehr er auch dem Kaiſer perſönlich zugethan und verpflichtet iſt, doch mich in keinerlei Weiſe zum Hofdienſt angehalten! Ihr ſeht alſo, Freund, daß ich nach dieſer Seite hin mich ganz und gar frei gemacht habe!

Wohl Euch und uns, rief Toralba lebhaft, wenn Ihr dem Volke gebt, was Ihr dem Hofe entzogen, nämlich Euere volle ſchöne Jugendkraft! Wir ſind beide jung, Diego, und laßt uns ſtolz auf unſere Jugend ſein, denn der Jugendſtand iſt der Brautſtand

der Geſchichte, und die Sache, auf deren Seite die Jugend iſt, hat immer Recht, ſelbſt wenn die eine durch die andere zu Grunde gehen ſollte! Volk und Jugend gehören zuſammen, denn in beiden ſchlägt der Puls der Zukunft, beide leben von Träumen und ſättigen ſich von Hoffnungen, beide ſind Kinder der Phantaſie und Narren ihres Herzens, beide ſammeln die Lumpen der Zeit und es werden ihnen einſt Purpurkleider daraus gemacht werden!

Ha, ich verſtehe Euch, Toralba, verſetzte Diego lachend. Ihr wollt aus dem alten Purpur Lumpen der Zeit machen, damit aus den Lumpen der Zeit ein neuer Purpur werde!

Man ſollte denken, verſetzte Toralba, daß dies gar kein ſchweres Stück Arbeit mehr wäre, da der alte Purpur, welcher durch den Aberglauben der Völker ſo lange gegolten, durch ſich ſelbſt längſt zerplundert iſt und nur noch durch künſtliche Flickſchneidereien zuſammengehalten wird! Seht nur dieſen unſern Carlos an, welchen ſie den Fünften als deutſchen Kaiſer nennen, und der in ſeinem Schilde den Wahlſpruch führt: „Noch nicht!“ In unſerer Zeit aber ſteht in dem Herzen aller Völker geſchrieben: „Schon längſt!“ Schon

längst kämpft jetzt gegen Noch nicht, dies ist der Sinn der heutigen Zeit, und darin liegt all ihr Wollen und Müssen ausgesprochen! Was in den Gedanken der Völker schon längst reif geworden, was Jahrhunderte hindurch schon längst als eine unumstößliche Gewißheit und Wahrheit sich gezeigt, bei den Fürsten aber noch nicht und ewig noch nicht Gehör und Anerkennung findet, das wird jetzt den Sieg davontragen und Leben unserm Leben bringen! Von Deutschland dringt ein frischer Geisterhauch auf Flügeln des Gedankens zu uns herüber, und dort ist der Völkertag angebrochen, dessen Sonne auch die verschlossene spanische Brust belebt! Haben die kranken blassen Träumer, die Deutschen, gesunden können zu Thaten der Geschichte, warum sollten wir Spanier vom Schicksal ausersehen sein, mitten im Lebensdrang einer neuen Zeit nichts als eine sinkende und untergehende Nation darzustellen?

Dies ist ein fluchwürdiger Gedanke, rief Diego mit aller Heftigkeit, dem wir uns gewaltsam entreißen müssen, selbst wenn er Wahrheit enthielte! Unser größtes Unglück ist und bleibt die Inquisition, deren geheimnißvolle Riesenhand auf Spanien liegt, daß es sich weder mit Geist noch mit Gliedern mehr zu rühren vermag! Ich gestehe, daß ich darum eine Zeitlang

zu denen gehörte, welche auf diesen König Karl gehofft haben, aber leider war es immer nur ein trügerischer Schein gewesen, wenn er sich mehrmals so angestellt hat, als wollte er den Vorstellungen der Cortes Gehör geben und wenigstens eine Reform in dem Verfahren der Inquisition bewirken!

Es ist ihm nie mit seinen Versprechungen Ernst gewesen, erwiederte Toralba. Die Cortes von Castilien und Aragon hatten ihn deshalb hart genug gedrängt, und seine Verwilligungen waren allerdings schon so weit gegangen, daß ein neues Gesetz über das Prozeßverfahren der Inquisition erwartet werden konnte. Aber der König ist kein Mann von Wort und Gesinnung, eine einzige Unterredung mit dem Cardinal Adrian änderte alle seine Vorsätze. Und was hätte es auch geholfen zu reformiren, wo es sich um kein gesetzliches Institut, sondern um geheimen Meuchelmord an Geist und Leib einer ganzen Nation handelt? Nein, Freund, von diesem König ist in keiner Art und Form etwas zu erwarten. Ich habe schon deshalb nie etwas von ihm gehofft, weil er blond ist. Ein blonder König wird nie Sinn für die Leiden seines Volkes haben!

Diego lachte, und sagte darauf mit leiserer Stimme:

Wie meint Ihr denn aber, daß unſerer zerſtückelten und zerriſſenen Nation noch einmal geholfen werden könne? Unſere Nation zerfällt ſeit langen Jahren in die verſchiedenſten Beſtandtheile, und wird dadurch von den entgegengeſetzteſten Intereſſen beherrſcht und auseinandergezogen. Hier iſt der Spanier ein Caſtilianer, dort iſt er ein Catalonier, dort ein Baske, und ſo weiter fort in den mannigfachſten Abſtufungen, die in Sprache, Sitten, politiſchen Einrichtungen und Rechten ſich auf das Entſchiedenſte gegen einander ausgebildet haben. Lauter einzelne Gliederungen, die eigenſinnig und lebenskräftig darauf pochen, für ſich zu beſtehen, die aber dem Ganzen der ſpaniſchen Nationalität die moraliſche und thatſächliche Kraft entziehen und es darum allen feindlichen Mächten preisgeben.

Dieſe Vielgliederung ſchadet uns nichts, erwiederte Toralba, und die verſchiedenen landſchaftlichen Rechte mögen beſtehn, wenn nur unſere allgemeinen Nationalrechte erſt feſtgeſtellt ſind. Die Einheit, die uns Noth thut, kann uns nur der Geiſt der Freiheit bringen, die uns fehlt! Unſer König Carlos aber begnügt ſich nicht, die ſpaniſche Nation unter dem Geiſtesdruck der Inquiſition zu erhalten, er greift ſie auch in ihren edel-

sten politischen Organen an und führt dadurch den Todesstoß gegen ihr innerstes Dasein, indem er mit den Vertretern unseres Volkes, den Cortes, das ausgeklügeltste Gaukelspiel treibt, das sie allmählig zu diesen jämmerlichen Scheinständen zerrieben hat, die nichts nützen und nichts schaden, nichts bewilligen und nichts abschlagen können. Was ist aus der alten großen Volkskraft der Cortes geworden, die im Angesicht jedes den Thron besteigenden Königs die Erklärung abzugeben haben: „wir sind ebenso viel als Du, o Herr!" Was hat aus diesen Cortes König Carlos gemacht, der die Versammlung vor zwei Jahren gegen all ihr Recht und Herkommen nöthigte, erst die Steuern zu bewilligen, ehe sie sich mit den öffentlichen Zuständen des Landes beschäftigen und irgend eine Beschwerde deshalb einbringen durften, der die Abgeordneten in jeder Weise einzuschüchtern und zu bestechen suchte, der ihre Vollmachten vorher seiner Billigung unterwerfen ließ und ihre Verhandlungen durch seinen von ihm eingesetzten Präsidenten beaufsichtigte und einer für jeden freisinnigen Deputirten gefährlichen Controle preisgab. Nun, König Carl, das nenne ich Volksrechte zerreiben, Volksherzen entfremden, Volkshände bewaffnen!

Ja, Freund, rief Diego, es wird nicht lange mehr so dauern können wie bisher! Ich glaube, es mag der Staatsklugheit gelingen, über ein unschuldiges und argloses Volk, denn unschuldig und arglos ist ursprünglich alles Volk, ein feingesponnenes Netz zu werfen und ihm seine besten Kräfte darunter gefangen zu halten. Aber eines Tages geht ihm doch die Sonne auf, welche ihm die hart und steif gewordenen Glieder beleckt und sie zu einer Riesenstärke emporrichtet, der dann nichts mehr widerstehen kann!

Dies soll wenigstens unser Glauben und unser Hoffen sein! entgegnete Toralba. Aber die Nacht ist sehr weit vorgerückt, theuerer Freund, und spinnt immer dunkeler ihre Schatten um uns her. Laßt uns aufbrechen und nach der Stadt zurückkehren, um morgen mit dem Frühesten das Nächste zu bedenken. Seht dieses große All der Nacht an, Mendoza, und laßt uns bei ihrem heiligen Namen ewige Treue schwören der Sache der Freiheit und dem Kampf der Völker! Bei der Nacht wollen wir der Freiheit schwören, denn die Nacht ist dieser große Entlastungs-Act der ganzen Schöpfung, durch den alle Bürden abgeworfen, alle Spannungen gelöst, alle Herzen erleichtert werden. Und

dahin wollen auch wir wirken in dem Kampf für die Menschheit und für die Völker, dem wir hiermit geloben wollen unsere Jugend, unsere Liebe, unser Leben und unsern Tod dahinzugeben! Und ist die Freiheit, die wir erringen helfen können, auch nur wie ein kleiner Thautropfen, der vom Nachthimmel herab auf ein heißes Menschenherz fällt, so versprechen wir doch, mit unseres Leibes und Lebens Gefahr, und könnte selbst unsere Seele darüber ewig verloren gehn, der Zeit diesen Tropfen auszupressen, der die Kräfte der Menschheit neu beleben kann!

Zu diesem feierlichen Eid erhoben sich beide Jünglinge und stürzten sich mit lauten begeisterten Ausrufungen in die Arme, indem sie sich zugleich gelobten, Freunde auf Leben und Tod zu werden und nie wieder von einander zu lassen. —

Sie verließen darauf die Grotte um sich auf den Rückweg zu begeben, nachdem Toralba das Anerbieten Diego's, seine Wohnung mit ihm zu theilen, bereitwillig angenommen hatte.

Indem sie mit raschen Schritten das schweigende Thal durcheilten, durch welches allein der flüsternde Strom noch Zeichen des Lebens verbreitete, tönte ihr

Gespräch nur noch in einzelnen Nachklängen fort und stockte zuweilen gänzlich, wo dann Beide ernstem Nachsinnen über Alles, was sie zu einem so innigen und kühnen Austausch ihrer Gedanken hingerissen hatte, sich ergaben.

Diego aber glaubte sich keinen Vorwurf daraus machen zu dürfen, wenn seine Gedanken immer über alle Politik hinweg zu dem einen Bilde zurückkehrten, das mit allmächtigem Zauber ihm vorschwebte und überall ihm sich aufdrängte, wohin er auch sein Auge nach Innen oder nach Außen richten mochte.

Deine Gedanken heißen jetzt Dolores, Freund Diego, sagte Eugen Toralba lächelnd, indem er den Arm seines schweigenden Freundes drückte.

Ja, ich sehe sie am Saum der Berge dort, in den Lichtstrahlen des Mondes, in den duftigen Schatten der Nacht mir erscheinen! erwiederte Diego und ließ mit dem innigsten Ausdruck der Sehnsucht seine schönen leuchtenden Augen umherschweifen. Sieh, es ist mir, als ob sie in den Lüften vor uns herzöge, in dem Glanz himmlischer Schönheit, die alle Räume der Nacht erfüllt und mit goldenem Frühlingsleben bevölkert! Wahrlich, dies Weib hat es mir auf ewig an-

gethan, und wenn ich mich recht beſinne, möchte ich glauben, daß in dem Portrait, durch welches ich ſie zuerſt erblickt, irgend eine übernatürliche Magie wirkſam geweſen, die ſich zum Herrn und Meiſter meines Bewußtſeins gemacht!

Und Du glaubſt an die Gewalt ſolcher Magie? fragte Toralba ernſt, indem er ſeinen Freund mit einem ſtechenden Blick betrachtete. Sein Geſicht nahm dabei einen ſo ſeltſamen Ausdruck an, daß Diego ſich darüber unwillkürlich betroffen fühlte und ſich einer augenblicklichen unbehaglichen Empfindung nicht erwehren konnte.

Dann fiel ihm plötzlich der Brief ein, welchen ihm Eugen Toralba aus Alcala von ſeinem dortigen Freunde mitgebracht, und er rief halb ſpöttiſch halb neugierig aus: Aber es iſt ja wahr, Freund Eugen Toralba, unſer Florian ſchreibt mir, daß Ihr neben Euern andern rühmlichen Eigenſchaften auch noch die Kenntniß der Magie in einem hohen Grade beſäßet und von Euerer Meiſterſchaft in dieſer Kunſt ſchon ſo erſtaunliche Proben abgelegt hättet, daß man gar nicht wüßte was man eigentlich von Euch denken ſollte. Sagt mir um Gottes und aller Heiligen willen, was ich

von dieſer Notiz, die ich ganz vergeſſen, zu halten habe?

Florian hat ſich einen Scherz mit Dir gemacht, erwiederte Toralba zurückhaltend. Er meint wohl, ein Hexenmeiſter ſei bei der Sache der Freiheit gut zu gebrauchen, und darum wollte er mich Dir gerade als ſolchen beſonders empfehlen. Er mag wohl Recht mit ſeinem Spott auf unſere Beſtrebungen haben, denn wer dem heutigen Spanien die Freiheit bringen will, wird ſich wohl am Ende ein wenig auf das Hexen verſtehen müſſen. Und außerdem, — ich will es Dir nur geſtehn, denn wozu ſollte ich dem neuen Freunde etwas an mir verheimlichen, — die Wiſſenſchaft der Magie zählt mich in der That zu ihren Jüngern!

Das ſind ſchöne Ausſichten, jubelte der lebhafte Diego, da wirſt Du mich in Deine Studien einweihen, und es wird noch ein Magier und Schwarzkünſtler aus mir, was ich mir längſt gewünſcht habe. Hurrah, es lebe die Magie, die Liebe, die Freiheit, die Jugend! Aber ſage mir, werden wir dann auch Geiſter erſcheinen laſſen können? Und wie wird es morgen mit den Kerkerthüren ſein, die wir unſerer Dolores öffnen wollen? Da brauche ich wohl meine Schel-

menkinder von Salamanca gar nicht erſt in Bewegung zu ſetzen, und Du machſt uns vielleicht eine Zauberſalbe zurecht, die wir auf Schloß und Riegel ſchmieren können? Oder könnteſt Du mir nicht meine angebetete Dolores durch die Luft entführen helfen?

Nichts dürfte leichter ſein als das, erwiederte Toralba, aber es hindert nur das Eine, daß ich nicht mehr Zeit habe die genügenden Vorbereitungen zu treffen, und daß ich meine Bücher, Inſtrumente, Schmelztiegel und Alles was ſonſt nöthig iſt, in Alcala gelaſſen habe. Sonſt mit dem größten Vergnügen, Freund Mendoza!

Du biſt ein ausgemachter Schalk, lachte Diego. Aber ſage mir im Ernſt, haſt Du Dich mit den übernatürlichen Wiſſenſchaften abgegeben?

Ich kann mich rühmen, einige Fortſchritte darin gemacht zu haben, antwortete Toralba ernſt. Und dies iſt vielleicht mehr Sache des Naturells als des Wiſſens bei mir. Denn ich beſitze einige Gaben, die mich zur Ausübung der magiſchen Kunſt befähigen. Doch davon ein anderes Mal! Mich wundert aber, daß Dir, Diego, dem die Macht der Wiſſenſchaft offenbar geworden, dieſe Sphäre der Erkenntniß bisher gänzlich

verſchloſſen geblieben? Man nennt ſie mit Unrecht die übernatürliche, denn ſie iſt vielmehr die Erkenntniß der Natur ſelbſt in ihrem wahrſten Zuſammenhang und in ihren innerſten Lebenskräften. Freund Diego, es iſt heut eine Zeit gekommen, wo die Völker auf die Wiſſenſchaft angewieſen ſind. Die Wiſſenſchaft dringt in das Innere des Geiſtes, und holt daraus die Nothwendigkeit der Freiheit hervor. Die Wiſſenſchaft dringt in das Innerſte der Natur und ſchöpft daraus die Elemente des Glücks und des Genuſſes für alle Menſchen. Was bisher nur Märchen geſchienen, ſoll Wahrheit werden, und es wird entweder nun Alles Märchen oder Alles Wahrheit ſein, und das iſt das Glück, das iſt die Freiheit, das iſt die Magie, das iſt die Wiſſenſchaft, das iſt die Natur! —

Die beiden Freunde hatten jetzt wieder die Stadt erreicht und begaben ſich nun raſch in Mendoza's Wohnung, wo dieſer, in ſeiner zuthulichen und liebenswürdigen Weiſe, ſofort bemüht war, für ſeinen Freund und Gaſt das bequemſte Lager einzurichten. —

5. Ein Beſuch bei der kleinen Blanquine.

Am andern Morgen verließen die beiden Freunde früh das Zimmer, um ſich nach verſchiedenen Richtungen hin durch die Stadt zu begeben. Toralba gab vor, noch einige alte Freunde in Salamanca zu haben, die er aufſuchen müſſe, und Mendoza wollte eilen, um zu dem Unternehmen, das in dieſer Nacht ausgeführt werden ſollte, die nöthigen Erkundigungen einzuziehn und alle Vorbereitungen zu treffen.

Nachdem ſie ſich mit freundlichen Grüßen getrennt, und Ort und Stunde ihrer Wiedervereinigung verabredet hatten, nahm Mendoza ſeinen Weg zu den entlegenſten Stadttheilen Salamanca's, und trat in eine elende, ſchmutzige Straße, deren niedrige, faſt in den Erdboden hinein verſunkene Häuſer wenig einluden ſich in ihr Inneres zu wagen und die Bekanntſchaft ihrer Bewohner zu machen. Das Licht der Sonne drang nie in dieſe öden, unheimlichen Wohnungen, die in

einer ſchmalen Spalte der Stadt verſteckt lagen, Alles war hier finſter, traurig und von einem zweideutigen Charakter.

Mendoza aber ſchien hier bekannt und mit den Oertlichkeiten vertraut. Das kleine Haus, welches er aufſuchte, lag am äußerſten Ende der Gaſſe, und als er ſich jetzt vor demſelben befand, drang ihm der hüpfende Ton einer Mandoline daraus entgegen, welche die einzige Spur vorhandenen Lebens in allen dieſen wie ausgeſtorben daliegenden Häuſern zu ſein ſchien.

Dieſe Muſik, obwohl ſie einen frohen Charakter haben ſollte, und, wie es ſchien, zum Tanze aufgeſpielt wurde, brachte doch bei dem Elend der ganzen Umgebung nur einen um ſo ſchauerlicheren Eindruck hervor.

Mendoza trat lächelnd in die armſelige Hütte und klopfte an die Stubenthür, die ihm der wunderliche Alonzo, welchen er hier aufzuſuchen kam, mit neugierigen Blicken öffnete.

Guten Morgen, traute Landkarte, ſagte Mendoza, giebt es ſchon ſo früh Muſik bei Euch in Amerika? Wie der Leberfleck auf Euerem Geſicht die künftige goldene Zeit anzeigt, ſo ſeid Ihr auch in Euerer gan-

zen Weiſe zu leben der luſtigſte und gewiſſermaßen kavaliermäßigſte aller Gauner, die ich in Spanien kenne, Don Alonzo!

Alonzo die Landkarte fühlte ſich ſehr geſchmeichelt durch eine Anrede, die ſo viel Verbindlichkeit für ihn enthielt als Mendoza ſonſt nicht leicht und ohne Grund an ihn verſchwendete. Indem aber Alonzo zum Dank ſeine ungeheuere Körperlänge in einer poſſierlichen, bis auf den Boden reichenden Verbeugung zuſammendrängte, drückte er zugleich in ſeinem ſchlauen Geſicht die Erwartung aus, daß Mendoza wahrſcheinlich etwas Schweres und Großes von ihm wolle und daß es mithin etwas Erkleckliches zu verdienen geben könnte.

Er warf darauf ſchleunig die Mandoline weg, auf der er ſelbſt als ausübender Künſtler gewirkt hatte, obwohl er, wie er entſchuldigend bemerkte, keineswegs einen eigentlichen Angriff auf die heilige Kunſt der Muſik ſelbſt beabſichtigt, ſondern nur der kleinen Blanquine eine Tanzſtunde gegeben habe.

Das kleine hübſche Mädchen war auch ſchon zu Mendoza herangeſprungen gekommen und umhalſete ihren Freund und Gönner, der ihr immer beſonders zugethan geweſen, mit den feurigſten Liebkoſungen.

Ihr Morgenanzug, in dem sie sich darstellte, bestand freilich aus nicht viel mehr als einem Hemdchen, das noch dazu an mehreren Stellen sehr bedenkliche Risse und Unvollkommenheiten aufzeigte. Aber die Kleine ließ sich dadurch nicht im Mindesten in ihrem guten Humor und in ihrer liebenswürdigen Zuthulichkeit, mit der sie an Mendoza heraufkletterte, anfechten. Mendoza hatte nicht eher Ruhe vor ihr, als bis er sich auf einem Schemel niedersetzte, welcher mitten in der Stube stand, und sie dann zu sich auf den Schooß nahm, obwohl er heut nicht, wie sonst, sich dazu aufgelegt fühlte, mit ihr zu tändeln.

Blanquine aber legte ihre kleinen nackten Beine um seine Brust und schmiegte sich mit ihrem schönen schwarzen Kopf dicht an seinen Hals, indem sie ihm dabei unverwandt und fest in die Augen sah. Dann aber ließ sie ihn plötzlich wieder los, sprang von ihm herunter und eilte in die Ecke der Stube, wo sie sich niederkauerte und ernst und traurig zu Mendoza hinblickte.

Mendoza fragte sie, ob sie ihn nicht mehr leiden möge, worauf ihr die hellen Thränen aus den Augen stürzten, indem sie schluchzend erwiederte: Du bist es

ja, Du, der mich nicht mehr leiden kann! Kaum hänge ich mich, wie sonst, an Deinen Hals, so möchtest Du mich auch wieder von Dir abstreifen, wie eine Raupe vom Olivenzweig! Ich weiß aber, ich weiß, was Dir im Kopfe liegt, und ich habe es mir gleich gedacht, daß diese blasse Bettlerin Dolores es Dir anthun würde. Nun hat sie das heilige Gericht ins Gefängniß gesteckt, weil sie, wie man sagt, unserer lieben Mutter Gottes von Toledo so ähnlich sehen soll, die auch so schöne Haare und Augen hat wie diese Dolores. Das aber kann im spanischen Reich natürlich nicht gelitten werden, und so kommst Du um Deine Geliebte, was Dir schon ganz recht ist, da Du die kleine Blanquine so hintansetzest!

Das übermüthige Mädchen war während dieser Rede mit einem drolligen Pathos mitten in die Stube getreten, und indem sie mit aufgehobenem Arm immer heftiger weiter sprechen wollte, brach sie plötzlich in ein lautes Lachen aus und setzte sich dann ganz still und mit einem Blick der ausgelerntesten Schelmerei zu Mendoza's Füßen nieder.

Dieser belustigte sich an der anmuthigen Gefallsüchtelei des kleinen Mädchens, in der sie schon so

große Fortschritte gemacht, und um sie zu trösten, schenkte er ihr ein Goldstück, wofür sie ihm unaufhörlich die Kniee küßte. Dann fragte sie ihn mit einer wichtigen Gebärde, ob sie ihm vielleicht den Fandango vortanzen solle, und eine flammende Lust sprühte dabei aus ihren dunkeln Augen.

Schon den Fandango, rief Diego lautlachend, nun, das ist wahr, Alonzo, ich entdecke ein neues Genie an Euch, das Ihr mir bisher noch verheimlicht habt, Ihr seid ein großer Tanzmeister, und ich hätte selbst Lust noch bei Euch in die Schule zu gehn.

Wenn wir einmal einen Tanz miteinander machen werden, gnädiger Herr, erwiederte Alonzo mit einem forschenden Blick, dann wird es wohl ein anderer sein, nicht wahr? Dann giebt es einen Volkstanz, wie man noch keinen gesehn, wo der Bettler mit dem Edelmann tanzen wird, was Ihr uns eigentlich schon lange versprochen habt!

Diesen Haupttanz, Freund Landkarte, werden wir wohl noch eine Zeitlang aufschieben müssen! entgegnete Mendoza. Aber einen kleinen Hopser könnten wir schon in dieser Nacht zu unserm Privatvergnügen miteinander unternehmen, und ich bin eigentlich mit der Ab-

ſicht hergekommen, mir einen ſolchen bei Euch zu beſtellen.

Dachte ich es doch, daß Ihr etwas Beſonderes hättet, ſagte Alonzo, indem er ſeine großen grauen Augen prüfend auf das Goldſtück richtete, mit dem Blanquine auf ſehr zierliche Weiſe herumſpielte, indem ſie es in die Höhe warf und dann mit den Lippen wieder auffing.

Es iſt weiter keine ſchwierige Sache, erwiederte Mendoza und zog eine ſtark gefüllte Börſe, die er dem Andern einhändigte.

Dies Geld iſt nicht für Dich allein, fuhr Mendoza fort, wir beide berechnen uns ſpäter ganz beſonders, du ſollſt es aber unter alle Deine Kameraden vertheilen, damit ſie ſich einen luſtigen Tag oder vielmehr eine luſtige Nacht machen, und zwar ſpeciell zwiſchen zwölf und ein Uhr, in der Nähe des Giraldathurms, wo die Stadtgefängniſſe liegen.

Eine luſtige Nacht, und vor den Stadtgefängniſſen, ich verſtehe, murmelte Alonzo vor ſich hin.

Ich wünſche, ſagte Mendoza, daß Ihr Euch dort, ſoviel irgend Eueres Gelichters ſind, zuſammenrottet, Schlägerei anfangt und eine ſo heilloſe Verwirrung

anrichtet, daß die Wachen des Thurms selbst mithineingezogen werden und man in der ganzen Stadt glauben muß, Satanas selbst habe angefangen zu regieren. Wie viel Euerer Kameraden glaubt Ihr wohl zu diesem Zweck zusammenbringen zu können?

Ein schöner Spaß das, ein schöner Spaß, rief Alonzo, indem er seine gewaltigen Fäuste gegen einander schlug. Funfzig Mann stelle ich Euch wenigstens dazu, darunter freilich mehrere Krüppel, die aber alle vortrefflich lärmen und spektakeln können, daß Ihr meinen sollt, es fegte eine Windhose durch alle Straßen von Salamanca. Wir haben heut Mittag eine Versammlung, die ich zur Berathung über Mehreres, was die innere Verfassung unserer ganzen Bettler- und Schelmenzunft angeht, ausgeschrieben habe. Denn Ihr wißt, daß wir unsere bestimmten Ordnungen unter uns haben, und daß ich, wozu Ihr mir selbst zugeredet, damit umgehe, eine eigene Gerichtsbarkeit für uns arme Schelme zu gründen, wodurch wir uns selbst Recht sprechen und über das entscheiden wollen, was wir unsere Ehre und unser Gesetz nennen. Als Präsident dieser Versammlung aber werde ich heut Euere Sache vortragen und befürworten, Don Diego Hurtado de Mendoza, Ihr könnt Euch darauf verlassen.

Wenn Ihr es gut macht, erwiederte Mendoza, dann gebe ich Euch Allen wieder ein großes Banquet, wie wir es schon einmal zusammen gefeiert haben!

Ihr seid uns immer ein großmüthiger und freigebiger Vater gewesen, sagte Alonzo mit einer tiefen Verneigung. Außerdem gebt Ihr uns stets nur Ideen an, die kurzweilig sind, wie auch diese wieder. So etwas machen wir immer gern mit, und ich höre schon unser Halloh, wie es heut Nacht durch die Straßen sausen soll, wobei Ihr aber nicht etwa denken sollt, daß ich eigennützige Nebenabsichten habe, denn wenn auch für Unsereinen das alte Sprüchwort zuweilen Recht hat, daß im Trüben gut Fischen ist, so verspreche ich Euch doch bei dieser Gelegenheit gar keine Privatgeschäfte zu machen. Es kommt mir lediglich darauf an, Euere Befehle auszuführen, und bedinge ich mir dafür bloß bei dem nächsten Banquet, das Ihr uns versprochen habt, den Ehrenplatz neben Euch aus!

So sei es denn, erwiederte Mendoza, und ich zähle nun bestimmt auf Euere Pünctlichkeit. Nach dem Schlage Zwölf heut Nacht bei dem Giraldathurm, und in so großer Masse Eueres Gelichters als Ihr nur immer auf die Beine bringen könnt. Worauf

es ankommt, wißt Ihr doch, und habt mich vollkommen verſtanden?

Oh, entgegnete der Gauner, indem er mit einem unendlich pfiffigen Ausdruck ein Schnippchen ſchlug, ich werde ſo handeln als wenn ich ſelbſt Euern Plan gemacht hätte, und doch ſoll mir kein Menſch anmerken, daß ich im Einverſtändniß bin. Nur auf eine einzige meiner Tugenden bin ich ſtolz, Don Diego, und das iſt die Discretion! Habe ich Euch wohl mit einer Sylbe gefragt, was es gilt heut Nacht bei dem Giraldathurm, und Ihr habt es mir freilich auch nicht geſagt, aber ungefragt und ungeſagt weiß Alonzo doch Alles, iſt ſtumm dabei wie ein Fiſch, und handelt wie ein Elephant! Das nenne ich mir Discretion, und bloß für dieſe möchte ich mir jetzt noch einen kleinen Vorſchuß von Euch erbitten. Ein armer Teufel wie ich iſt um dieſe Stunde noch nüchtern und ein kleines Discretions-Frühſtück habe ich mir wohl ſchon verdient. —

Mendoza ſäumte nicht ſeinen Wunſch reichlich zu befriedigen, und nahm dann von der kleinen Blanquine Abſchied, die inzwiſchen ſchon wieder zu einer andern Beſchäftigung übergegangen war und ſich da-

mit unterhielt, allerlei Stellungen und Tanzbewegungen auszuführen, die ihr schon mit vieler Anmuth glückten.

Seht das Gotteswurm, sagte Alonzo, das muß sich auch einmal selbstständig und rechtschaffen ernähren, und da bringe ich ihm denn schon jetzt allerhand schöne und zärtliche Capriolen bei, soviel ich selbst noch aus meiner früheren Zeit, wo ich mit den Zigeunern umherzog, behalten habe. Sie ist meiner Schwester einziges und ehrliches Kind, und ich möchte doch gern, daß für ihre Erziehung etwas Ordentliches geschehen könnte!

Blanquine ist ein braves, gutes Mädchen, sagte Diego, indem er Mühe hatte, sich aus den ungestümen Abschieds-Liebkosungen der Kleinen loszumachen. Wir werden noch große Dinge an Dir erleben, Blanquine, denn Du bist schön, klug und muthwillig. Für Deine Lehrer aber werde ich künftig sorgen. —

Damit verließ Mendoza die kleine Hütte der Vorstadt und begab sich eilig wieder nach der Stadt zurück, wo er noch einen andern Geschäftsbesuch zu demselben Zweck zu machen hatte. —

6. Chriſtoval.

In dem mitten in der Stadt belegenen Hauſe, welches Mendoza jetzt betrat, wollte er Niemand anders aufſuchen als den ihm zwar ſehr verhaßten, aber in dieſem Augenblick durchaus nothwendigen Don Chriſtoval.

Er mußte erſt ſein widerſtrebendes Gefühl noch einmal beſchwichtigen, ehe er ſich entſchließen konnte an die Thür zu klopfen, worauf von innen die vorſichtige Frage: wer da ſei? erfolgte.

Nachdem Mendoza ſeinen Namen genannt hatte, öffnete ihm Chriſtoval ſelbſt die Thür und empfing ihn mit einem höchlich erſtaunten Blick, aber zugleich mit dem Ton herzlichſter Freundſchaft und Ergebenheit, den Mendoza ſo wenig an ihm leiden konnte, und durch den er ſich ſchon wieder auf das Heftigſte gegen ihn empört fühlte.

Ich muß Euch doch Euern neulichen Beſuch ent-

gegnen, Don Chriſtoval, ſagte Mendoza, worauf Ihr freilich wohl ſchwerlich gerechnet habt.

Das ſind gerade die beſten Treffer, auf die man nicht rechnet, erwiederte Chriſtoval, und führte ſeinen Beſuch ins Zimmer.

Ihr trefft da noch einen alten guten Bekannten, ſetzte er hinzu, indem er, in ein lautes Lachen ausbrechend, auf einen Mann zeigte, welcher bei ihm mitten in der Stube an einem Tiſch ſaß, und, beim Eintreten Mendoza's, bemüht war, ſein Geſicht zu verbergen.

Wie erſtaunte Diego, als er ſeinen alten Diener Lazarillo erkannte, der es ſich hier ſehr gemächlich gefallen laſſen zu haben ſchien, denn er ſaß wie ein groſſer Herr vor einem gewaltigen Frühſtück, das ihm Chriſtoval hatte auftragen laſſen.

Diego ſah ſehr wohl ein, was ſich hier begeben und daß Chriſtoval den geſchwätzigen Alten, der überdies ein Leckermaul war, zum Aushorchen zu benutzen geſucht, was inſofern gut berechnet war, als Lazarillo über den ganzen Kreis von Mendoza's Bekanntſchaften, der bei ihm aus und einging, allerdings Mancherlei berichten konnte.

Seinen aufsteigenden Zorn fühlte er jedoch sogleich gebändigt, als er das Gesicht des alten Lazarillo näher betrachtete, welches neben der Verlegenheit und Beschämung, die sich darauf malte, zugleich durch den sonderbarsten Ausdruck seinem Herrn zu verstehen geben wollte, daß Christoval gar nichts der Rede Werthes aus ihm herausgebracht und daß er ihm im Gegentheil Mehreres aufgeheftet habe.

Die Anstrengungen, welche er in seiner Angst und Verzweiflung mit allen Gesichtsmuskeln machte, um diesen Sinn verstohlen und doch hinlänglich deutlich für seinen Herrn auszudrücken, war von so entschieden komischer Wirkung, daß Mendoza in das Gelächter, welches Christoval erhoben, ebenfalls miteinstimmen mußte, indem er sich, so wie er Lazarillo kannte, überzeugt hielt, daß derselbe nur seinem bekannten Trieb gut zu frühstücken nachgegangen, dabei aber doch auf Unkosten Christovals treu und zuverlässig geblieben sei. —

Mendoza ließ seinen Diener nach Hause gehn, und nahm dann den Platz ein, welchen ihm Christoval angeboten. Beide saßen sich einen Augenblick stillschweigend gegenüber, indem Mendoza zögerte das Gespräch zu beginnen.

Während dieser Pause betrachtete ihn Christoval

mit ſeinen ſtechenden Augen, die von argliſtiger Freundlichkeit glänzten, und ſagte dann: Ihr könnt gar nicht glauben, Don Diego Hurtado de Mendoza, wie ſehr ich mich freue, Euch, den gefährlichſten Mann Spaniens, hier einmal friedlich in meiner Stube zu ſehn. Wie ſegne ich meine geſtrige Zudringlichkeit, die mich zu Euch führte, und die mir heut die Entgegnung meines Beſuchs durch den Eurigen gewiß aus reinſter freundſchaftlicher Abſicht verſchafft!

Hört, Chriſtoval, erwiederte Mendoza, ich will unumwunden mit Euch reden, und Euch darum ſofort bekennen, daß es eine eigennützige Bitte iſt, welche mich zu Euch bringt. Ihr ſollt mir einen Gefallen thun, und ich will mich dafür gern in jeder Weiſe, wie Ihr es nur verlangen möget, dankbar beweiſen. Ihr habt geſtern die räthſelhafte Bettlerin auf der Plaza mayor nebſt ihren Begleitern zur Haft gebracht. Ich muß Dolores ſprechen, verhelft mir dazu, und noch heut, noch in dieſer Stunde. Ich weiß, Ihr habt die Macht dazu, mich heimlich in ihr Gefängniß zu laſſen, und deshalb wende ich mich an Euch, Don Chriſtoval, Ihr verbindet mich dadurch wirklich zu aufrichtiger Erkenntlichkeit!

Dies Späßchen werde ich Euch nun wohl nicht machen können, entgegnete Christoval mit leichtem Ton, und ich möchte Euch lieber den freundschaftlichen Rath geben, überhaupt von dieser holdseligen aber ganz und gar verteufelten Creatur abzulassen, von der Ihr doch nie etwas haben werdet. Denn ich kann Euch im Vertrauen sagen, daß die Inquisition sehr starken Antheil an ihr nimmt, und da könnt Ihr Euch wohl denken, daß wenig von ihr übrig bleiben wird, was der Gluth Euerer Wünsche noch genügen möchte. Es wäre eine Aventure mit der Unmöglichkeit, die Ihr da anfinget, und ich möchte Euch doch lieber einen reelleren Dienst erzeigen.

Es ist der reellste Dienst, durch den Ihr mich je verpflichten könnt, rief Mendoza. Mir liegt Alles daran, der Gefangenen nur auf wenige Minuten heut mich nähern zu können, und ohne Zeugen zwei Worte mit ihr zu sprechen. Bestimmt selbst den Preis, Don Christoval, um den Ihr meinen Wunsch erfüllen wollt. Bei Euern großartigen Verbindungen und bei Euerm Talent, Alles zu machen, ist es Euch ein Leichtes, und Ihr könnt dieselben auch einmal zu einem guten Zweck benutzen.

Christoval hörte diese letzte Wendung mit einem boshaften Lächeln an und sagte darauf: Wie stolz macht Ihr mich, Mendoza, daß Ihr, gerade Ihr mich für einen so edeln Menschen haltet! Gott, was es doch für ein schönes Ding um so ein poetisches Gemüth ist, wie Ihr es habt! Was aber meine großartigen Verbindungen und mein Talent anbetrifft, so überschätzt Ihr beide. Mein Talent besteht nur in meiner glücklichen Nase, in diesem pompösen Geruchswerkzeug, welches mir Gott der Herr in Betracht aller dieser Welt- und Zeit-Stänkereien, die heutzutage vorgehen, in Gnaden anerschaffen hat. Und Verbindungen habe ich auch fast keine, außer mit dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Toledo, der mein Pathe gewesen und meiner armen Mutter, die ihrer Zeit eine hübsche und gefällige Frau war, beständig Gutes gethan hat. Dafür widme ich ihm denn zuweilen diesen Riecher, den er selbst zu diesem Zweck eingesegnet und geweiht hat, damit Alles, was einen schlechten Geruch im Lande hat, durch mich sofort zur Kenntniß des frommen Prälaten gelange, der für das Seelenheil aller Spanier Tag und Nacht sorgt und betet. Seht, das ist all mein Thun, um dessen willen ich

der Gegenſtand ſo vieler Verleumdungen geworden bin, die ich in meinem Herzen verachte, weil ich weiß, daß ich in Allem nur der Religion, der Wahrheit und dem Geſetz diene. Um Euch aber zu zeigen, daß ich einem Commilitonen, wie Ihr, gern als ein honnetter Kerl diene, will ich Euch um einen gewiſſen Preis in dieſer Lumperei, die Ihr jetzt vorhabt, gefällig ſein.

Nennt den Preis, entgegnete Mendoza, ich bezahle Euch baar und auf der Stelle, denn nichts wäre mir unangenehmer, als etwas umſonſt von Euch zu erhalten.

Darum muß ich allerdings bitten, daß Ihr gleich baar bezahlt, verſetzte Chriſtoval mit ſeinem ſchlauen Lächeln, und ſo nehmt denn dies Papier, auf dem ich Euch erſuchen werde Euere Verpflichtung niederzuſchreiben.

Mendoza trat raſch, um die Sache abzumachen, und zu jeder Gewährung entſchloſſen, an den Schreibtiſch. Chriſtoval gab ihm eine Feder in die Hand, zögerte aber noch ſein Begehren vorzubringen, auf das Mendoza ungeduldig wartete.

Der einzige Preis, den ich dafür fordere, iſt Euere Freundſchaft! ſagte endlich Chriſtoval, indem er ſich

bemühte, ſeinen heiſern Sprachlauten einen innigen und gefühlvollen Accent zu geben.

Meine Freundſchaft? wiederholte Mendoza mit der größten Verwunderung, indem er die Hand ſinken ließ, mit der er ſo eben die Verpflichtung zu einer Summe, wie er glaubte, hatte niederſchreiben wollen.

Ja, ſeid mein Freund, rief Chriſtoval, und bekennt dies ſogleich ſchriftlich, indem Ihr mir einen kleinen Empfehlungsbrief an Euern erlauchten Herrn Vater in Madrid gebt, wohin ich in dieſen Tagen reiſen will. Wenn Ihr mich als Euern Freund empfehlt, ſo bin ich gewiß, daß meine Wünſche in Madrid durch Euern mächtigen Vater in Erfüllung gehen werden. Ein armer Teufel, wie ich, muß in jeder Weiſe ſeine Laufbahn zu machen ſuchen.

Mendoza beſann ſich nicht lange und ſchrieb in fliegender Eile einige Zeilen auf das Papier, welches er darauf zu einem Brief zuſammenfaltete und dem Andern übergab. Obwohl er etwas ſeiner Ueberzeugung und ſeinem Gewiſſen Widerſtrebendes gethan, und ihm dabei keineswegs behaglich zu Muthe war, ſo ſah er doch in dieſem Augenblick nichts Anderes vor ſich als den Moment ſeiner Begegnung mit Do-

lores, der er die Mittel zu ihrer Befreiung bringen, deren Liebe er sich bei dieser Gelegenheit für immer erobern wollte.

Nachdem er eine dankbare Umarmung Christovals mit Mühe abgewehrt hatte, forderte er von diesem jetzt die bestimmte Zusage seines Versprechens. Nach einigem Bedenken setzte Christoval eine Stunde nach Sonnen-Untergang fest, wo Mendoza an der Ecke des Giraldathurms in der Verkleidung eines Gerichtsdieners, die ihm Christoval bis dahin zu besorgen versprach, sich einfinden sollte.

Die Sache ist nicht ganz gefahrlos, bemerkte Christoval. Ich muß anzeigen, daß ich unter Begleitung eines Gerichtsdieners die Gefangene zu sprechen wünsche, um ihr einige besondere Fragen über ihr christliches Bekenntniß vorzulegen, wozu ich allerdings eine höhere Vollmacht besitze. Mit dem mir zugetheilten Gerichtsdiener werde ich dann ein Abkommen zu treffen suchen, daß Ihr an seiner Stelle mit mir geht, und ich lasse Euch dann wohl einige Augenblicke im Gefängniß mit Eurer Angebeteten allein. Am besten wäre es, Freund, wir machten uns unsichtbar und bedienten uns dazu der Zauberkünste Eueres neuen Freun-

des und Gastes, den Ihr diese Nacht bei Euch beherbergt habt.

Auch das wißt Ihr bereits? fragte Diego erstaunt. Doch ich darf mich weiter nicht wundern, nachdem ich gesehen, welch ein herrliches Frühstück Ihr meinem Spitzbuben von Bedienten hier aufgetischt habt. Wer anders als der nichtsnutzige Schwätzer, den ich noch heut fortjagen werde, hat Euch erzählt, daß Eugen Toralba die Nacht bei mir geschlafen hat?

Das ist allerdings ein höchst gefährliches Geheimniß, sagte Christoval mit grinsendem Lächeln, denn wenn Eugen Toralba mit Don Diego Hurtado de Mendoza zusammen geschlafen hat, dann wird uns gewiß ein Kind geboren werden, welches die Freiheit Spaniens heißt! Ihr scheint aber nicht zu wissen, daß Don Eugen Toralba wirklich zaubern kann, und für einen ausgemachten Hexenmeister gilt? Ich habe darüber ganz besondere Nachrichten, und er hat in Alcala Dinge gemacht, die alle Welt mit Staunen erfüllt, und, wie man mir sagen will, auch von den höchsten Behörden des Landes nicht unbeachtet geblieben sind.

Da giebt es für Euch wieder etwas zu schnüffeln und zu berichten, sagte Mendoza verächtlich, indem er

mit aufmerksamem Blick den Schreibtisch Christovals überflog, auf welchem eine bunte Menge von Gegenständen, viele Briefe in großem Format und mit officiellen Siegeln, daneben auch mehrere Geldrollen, Rosenkränze, Masken und Dolche, durcheinander umherlagen.

Ach, Ihr wollt mir beständig Unrecht und weh thun, entgegnete Don Christoval mit einem schmerzlichen Ausdruck, werdet Ihr mich denn niemals verstehen lernen? Theuerster Freund, und Ihr habt mich jetzt berechtigt, Euch diesen Namen zu geben, glaubt mir doch, daß ich in Bezug auf Euch und Alles was zu Euch gehört, stets die treueste Gesinnung hegen werde! Dieser Eugen Toralba ist allerdings der Zauberei dringend verdächtig, wie Ihr mir glauben könnt. Er soll unter Anderm vermittelst höllischer Magie sich die Macht verschafft haben, daß er ungehindert und ungesehen durch alle verschlossenen Thüren gehen kann, weshalb er auch bereits bei dem heiligen Officium angezeigt ist. Wenn ich Euch dergleichen mittheile, so seht Ihr doch wohl selbst, daß ich damit nur eine nützliche Warnung für Euch und Eure Freunde bezwecken kann!

So nehmt denn den Dank, den Ihr verdient, verſetzte Mendoza, und laßt Euch heut pünktlich in Euerm Verſprechen finden. Bis dahin lebt wohl, Don Chriſtoval. —

Mendoza ſtand ſchon in der Thür, als Chriſtoval ihn noch einmal bei der Hand ergriff und ihm ſagte, er wäre doch höchſt begierig, die perſönliche Bekanntſchaft des Don Eugen Toralba zu machen und vielleicht einige Proben ſeiner geheimen Wiſſenſchaft zu ſehn; ob er ihn vielleicht bald einmal zu einer Taſſe Kaffee beſuchen dürfe?

Da es Mendoza darauf ankam, mit Chriſtoval für jetzt in gutem Einvernehmen zu ſtehn, ſo lud er ihn auf den Nachmittag des andern Tages ein zu ihm zu kommen, wo er ihn dann mit Eugen Toralba bekannt machen wolle. —

7. Toralba.

Mendoza begab sich jetzt eilig nach seiner Wohnung zurück, wo ihn Toralba schon erwartete und ihm mit freundlichem Gesicht und mit der Frage entgegenkam, was er bereits ausgerichtet habe?

Mendoza erzählte kurz von den Veranstaltungen die er getroffen, und wie er heut Abend Gelegenheit finden werde, zu Dolores ins Gefängniß zu kommen und ihr die Mittel zu ihrer Flucht einzuhändigen.

Ich komme so eben von ihr, sagte Toralba mit eigenthümlichem Lächeln, und sie hat mir viele Grüße an Dich aufgetragen.

Du kommst von Dolores? fragte Mendoza mit dem höchsten Erstaunen. Du bist bereits in ihrem Gefängniß gewesen, hast sie gesehen und gesprochen, wie soll ich es versehn, daß Du dies möglich zu machen gewußt hast?

Wie ich zu ihr hineingekommen bin? entgegnete Toralba. Nun, theuerster Freund, geradewegs durch

die Thür. Donna Dolores freute sich sehr als sie mich sah, ich habe ihr von Dir, von unserer neuen Freundschaft, von unsern Plänen, sie zu befreien, erzählt, und ihr einige Werkzeuge mitgetheilt, die sie ihren Mitgefangenen übergeben soll, und durch die sich dann alle in dieser Nacht, unter unserer verabredeten Mitwirkung, befreien werden. Du siehst, Mendoza, ich bin in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen!

Mendoza war äußerst betroffen über Alles was er von seinem Freunde hörte. Es schien ihm so unglaublich, daß er auf das Entschiedenste daran gezweifelt haben würde, wenn ihm nicht die ernste Haltung, die Toralba sogleich wieder angenommen, die Wahrheit seiner Aeußerungen zu bestätigen geschienen. Die abenteuerliche Bemerkung Christovals über Toralba's geheimnißvolle Fähigkeiten trat ihm wieder in den Sinn und seine Vorstellungen über denselben verwirrten sich einen Augenblick, bis er sich von seinem eigenen Verstand zurechtgewiesen und an das Lächerliche und Abgeschmackte solcher Gerüchte gemahnt sehen mußte. —

Toralba schien mit seinem durchdringenden Blick zu erkennen, was in Diego's Gedanken in diesem Augenblick vorging. Er faßte ihn bei der Hand und

ſagte zu ihm: Diesmal, Freund Diego, iſt es noch ohne Magie und Hexerei abgegangen, und ich bin auf die allernatürlichſte Weiſe, durch Beſtechung des Gefängnißwärters, der noch dazu früher im Hauſe meines Vaters diente, in den Kerker unſerer Gefangenen gedrungen.

Es gränzt doch an das Wunderbare, entgegnete Diego, nicht ohne einige Verſtimmung. Während ich in der ganzen Stadt umherlaufe, und alle meine Verbindungen, auf die ich mir noch wer weiß wie viel einbilde, in Bewegung ſetze, um mit größter Anſtrengung eine noch immer zweifelhafte Ausſicht zu erhalten, haſt Du in derſelben Zeit ſchon gehandelt, biſt durch zehnfach verriegelte eiſerne Thüren gedrungen und bringſt mir aus dem dumpfen Kerker einen himmliſchen Gruß zurück, der, wenn ihn mir Dolores wirklich durch Dich ſendet, mein ganzes Herz entflammt, mich aber um ſo mehr beſchämt, da ich in meinen Bemühungen für ſie ſo weit hinter Dir zurückſtehen muß.

Der Zufall hat mich begünſtigt, erwiederte Eugen, und ich glaubte, indem ich im Vorübergehn den alten Wärter meiner Jugend vor dem Gefängniß ſtehen ſah, dieſen Wink des Ungefährs benutzen zu müſſen. Da

Du weißt, daß es mir nicht um einen Vorsprung bei Dolores, sondern nur um die Sache selbst zu thun ist, so konnte ich, bei dieser guten Gelegenheit, wohl sogleich ausführen, wonach Du erst noch auf weiteren Umwegen suchtest. Wir sind vom Zufall abhängiger als vom Schicksal, mein Freund, und wir können darum in diesem Leben nie etwas Anderes thun als uns zu Meistern des Zufalls und zu Narren des Schicksals zu machen. Wo sich mir aber irgend eine Gunst des Zufalls dargeboten, bin ich jedesmal anbetend auf mein Knie niedergesunken, und habe es für eine Art von religiöser Pflicht gehalten, demselben nachzugehn. Und da ich Dir hier einmal mein philosophisches Bekenntniß vorgetragen, so will ich auch noch hinzufügen, daß ich im Zufall eine schönere Offenbarung Gottes finde als im Schicksal. Der Zufall ist das große Reizmittel der ganzen Schöpfung, durch das sie sich jung, frisch und ewig blühend erhält. Der Zufall giebt die menschliche Kraft frei, und reizt sie zur That, die ihr selbst gehört. Das Schicksal zwingt, unterjocht, vernichtet, und läßt unsere schönste That immer noch als eine bittere Nothwendigkeit erscheinen. —

Diego hörte seinen Freund mit einiger Verwun-

derung diese Ansichten aussprechen, denn obwohl er sie größtentheils mit den seinigen übereinstimmend finden mußte, so schien ihm doch, daß Toralba in diesem Augenblick nicht ohne Absicht diese Ideen weiter ausführen wollte, bloß um dem Gespräch dadurch eine andere Richtung zu geben.

Diego stand deshalb davon ab, den ihm immer noch räthselhaft bleibenden Besuch Taralba's bei Dolores ferner zu besprechen. Er erklärte nur noch, daß er es selbst nun aufgeben werde, Donna Dolores vorher zu sehn, nachdem Toralba alle seine Veranstaltungen deshalb überflüssig gemacht, wobei er nichts weiter bedauern wolle, als daß er sich mit dem widerwärtigsten aller Menschen, mit Christoval, in ein freundliches Vernehmen eingelassen und ihm sogar einige Zugeständnisse gemacht habe. Aber auch dies wolle er vergessen.

Toralba lobte ihn eifrig wegen dieses Entschlusses und sagte in der von ihm beliebten paradoxen Weise: daß die unverdiente Ehre, die man einem Schuft erwiesen, gerade der Galgenstrick sei, welchen man ihm um den Hals geworfen, und woran man ihn früher oder später zappeln sehen werde.

Uebrigens billigte auch Toralba entschieden die Vorsicht, daß Diego jetzt von seinem Besuch bei Dolores abstehen wolle, was für das Unternehmen dieser Nacht um so vortheilhafter sein werde, als nun auch Christoval, dem man doch in keiner Beziehung trauen könne, getäuscht und von der Spur abgelenkt sei. —

Den übrigen Theil des Tages verbrachten beide Freunde im lustigen Umherschweifen, unter anregenden Gesprächen und beim Klang der Gläser, die sie auf das Gelingen ihrer nahen und fernen Pläne und auf alle Hoffnungen ihrer Jugend miteinander leerten. —

---

8. Der Anſchlag.

Schon beim hereinbrechenden Dunkel der Nacht ſah man auf dem Platz beim Giraldathurm einzelne Geſtalten ſich aufundniederbewegen, die ſich wie zufällig hier zuſammenfanden, kurze Zeit bei einander ſtehen blieben, und ſich dann theils wieder in die benachbarten Straßen entfernten, theils in unbemerkten Gruppen auf dem Platz, unter dem Vorſprung einer alten bei dem Thurm befindlichen Treppe, oder hinter den Fußgeſtellen einiger Heiligenbilder, ſich vertheilten.

Die Wachen, die nur aus zwei Soldaten beſtanden, maßen im trägen Gleichmaaß der Schritte die Stunden ab, die ſie hier bis zu ihrer Ablöſung zuzubringen hatten. Die Nacht war dunkel und ſtürmiſch, ein heftiger Wind peitſchte große Wolkenmaſſen zuſammen, und der Regen begann bereits herniederzutröpfeln.

Dieſe Finſterniß paßt vortrefflich zu unſerm Handel, ſagte eine rauhe Baßſtimme, an der ſich Alonzo,

die Landkarte, erkennen ließ, der ſich in dieſem Augenblick mit Pedro, dem Reliquienhändler, zuſammengefunden hatte.

Es iſt alſo ein Handel der Finſterniß, alter Freund, entgegnete der fromme Pedro, zu dem wir uns hier gebrauchen laſſen wollen? Recht ſchauerlich, wahrhaftig, recht ſchauerlich! Nun meinetwegen, dem jungen Herrn thu' ich Alles zu Gefallen, ſelbſt wenn mein Gewiſſen, das bei meinem Geſchäft mit den Reliquien immer zarter geworden iſt, Einſpruch dagegen erheben ſollte.

Du biſt der ewige Spaßvogel, verſetzte Alonzo, und machſt Einen zu lachen, ſelbſt wenn man alle Hände voll zu thun hat. Handelſt ja ſelbſt alle Tage mit Finſterniß, und mit ganz infamer Finſterniß, die Du zu allen möglichen Preiſen aushökerſt, und jetzt, wo es auf einen höchſt vortrefflichen und ehrenhaften Handel ankommt, prahlſt Du mit Deinem zarten Gewiſſen, welches allerdings vor lauter Zartheit mir ſchon ganz durchſichtig geworden zu ſein ſcheint!

Der alte Pedro ſtampfte mit aller Gewalt ſeines Stelzfußes auf die Erde und ſagte: Laß mich zufrieden, Kerl, der Du mit einem Leberfleck Geſchäfte machſt,

welcher Dich weiter keine Auslagen koſtet und den Du irgend einer Ungeſchicklichkeit Deiner Mutter verdankſt, während ich meine großartigen Geſchäftsverbindungen bis auf den heiligen Vater in Rom zurückführen kann und deshalb wohl von Dir verlangen darf, daß Du mir, als einem höheren Handelsherrn, mit allem Reſpect begegneſt! Ohne mich könnte unſere große katholiſche Religion ſelbſt gar nicht beſtehn, denn je mehr Reliquien vertrieben werden, deſto mehr Andacht im Lande, deſto beſſerer Cours für Jeſus Chriſtus ſelbſt und alle ſeine Heiligen! Im Uebrigen aber laßt uns jetzt zur Sache kommen, Don Alonzo!

Von was für einem Cours wird denn da geſprochen? fragte eine leiſe vorſichtige Stimme, die dem uns ebenfalls ſchon früher bekannt gewordenen kleinen Juan, welcher der Banquier genannt wurde, angehörte.

Ach, das iſt unſer Banquier, unſer Goldmännchen, das die Kunſt verſteht, aus den Taſchen armer Leute reich zu werden, riefen die Uebrigen. Heut Nacht, Juan, wirſt Du keine Prozente machen!

Und warum nicht Prozente? entgegnete der kleine pfiffige Mann. Giebt es doch in der ganzen Welt

nichts ohne Prozente, keine Sonne ohne Prozente, kein Mond ohne Prozente, keine Sterne ohne Prozente, denn Gott der Herr nimmt doch für Alles, was wir von ihm haben, seinen Rabatt von unserer armen Menschenseele, die er, wenn sie zahlungsunfähig wird, seinem Großwechsler, dem Herrn Satan, auf Wechselschuld verpfändet und in die Mache giebt. Und so, meine Herren, werde ich auch von dieser Nacht meine Prozente zu bekommen suchen, sonst wüßte ich gar nicht, warum Ihr mich um diese allerdings höchst ungewohnte, aber doch keineswegs unpraktische Geschäftsstunde herbeschieden hättet?

Unser Juan hat immer die besten und überzeugendsten Ansichten, sagte die Landkarte, unter deren persönlichen Schutz sich gewöhnlich der schmächtige Banquier bei allen größeren Volkszusammenläufen zu stellen pflegte, wofür denn Alonzo ebenfalls wesentliche Vortheile von dem Wucherer bezog. —

Inzwischen hatten sich die Gaunerschaften, die Alonzo auf Mendoza's Befehl für die Nacht aufgerufen, schon in immer größerer Zahl auf dem Platze versammelt, ein allgemeines Summen, Flüstern und Zischen erhob sich rings umher und wuchs aus unheimlichen und

leiſen Anfängen zu immer ſtärkeren Lauten heran, wodurch bereits die Schaarwachen, die ſich in der Nähe des Platzes aufhielten, aufmerkſam gemacht wurden.

Einige hatten ſich groſſe Pfeifen mitgebracht, mit denen ſie einen fürchterlichen Lärm begannen, Andere ſchrieen und tobten im wilden Ungeſtüm durcheinander, und fingen Neckereien und Schlägereien an, die, in Luſtbarkeit begonnen, bald mit blutigen Köpfen endigen zu wollen ſchienen.

Dieſe Leute handeln wie Ehrenmänner, ſagte Alonzo zu Pedro, indem Beide durch die anwachſenden Haufen der Bettler und Gauner hindurchſchritten und rechts und links weitere Verhaltungsmaßregeln austheilten.

Ja, bemerkte Pedro, es geht in der Welt doch nichts über einen armen Schlucker. Wenn man dem etwas aufträgt, wobei es auch nur eine Kleinigkeit zu verdienen giebt, dann iſt er ſo prompt und zuverläſſig, wie man es einem Edelmann heutzutage nicht mehr nachrühmen kann. Gaunerehre geht in dieſer Zeit über Ritterehre, das muß wahr ſein. Mich freuen dieſe wackern Burſche, hurrah, wie ſie ſo vortrefflich brüllen, mein alter Stelzfuß kommt dabei ordentlich auf kriegeriſche Gedanken. Ach, Freund, in dem alten

wurmstichigen Holz, das ich da unten am Leibe trage, pickert es mir noch oft wie von alten Schlachten und Belagerungen herum, und dann muß ich weinen, daß ich jetzt Mohnpillen und Heiligenknochen verkaufe.

Dafür stehst Du in großen Handelsverbindungen mit Rom, erwiederte höhnisch die Landkarte. Jetzt aber laß uns die Sache unseres Gönners und Freundes Mendoza etwas planmäßig angreifen, denn wenn es uns nicht gelingt, in diesen allerdings ganz respectabeln Höllenlärm eine bestimmte Ordnung und Absicht hineinzubringen, so zerstiebt der ganze Tumult in kurzer Zeit, und der Giraldathurm, den wir mit unserm Scandal decken sollen, steht entblößt.

Dies ist in der That eine höchst wichtige Bemerkung von Euch, sagte der alte Pedro nachsinnend. Denselben Fall habe ich schon einmal erlebt, als ich bei Pampelona gestanden, wo ein Trupp, der den großen Thurm der Citadelle decken sollte, ihn zu früh bloßstellte, was die erste Verwirrung unter unsere Leute brachte. Ihr seid ein großer Planmacher, Don Alonzo, erlaubt mir daß ich Euch deshalb anstaune!

Laßt es lieber sein, es könnte Euch auf die Nacht zu sehr angreifen, bemerkte der Andere. Es ist wahr,

ich bin ein ganz mordmäßiger Planmacher, aber die liebe Natur hat mich zu ſehr dabei begünſtigt, als daß ich ſtolz deshalb werden könnte.

Ja, erwiederte Pedro, Ihr ſeid auf eine höchſt parteiiſche Weiſe von der Natur begünſtigt. Bei Euch hat ſchon ein Leberfleck ausgereicht, um Euch den Plan zum Welttheil Amerika machen zu laſſen. Gott der Herr ſoll, wie man ſagt, aus Nichts die ganze Welt erſchaffen haben. Ich muß Euch meine heimliche Ketzerei geſtehn, daß ich das niemals ſo recht habe bewundern können. Mit Nichts anfangen, das kann ja ein Jeder, und müſſen ſo Viele. Aus Nichts habe ich alle meine Reliquien gemacht, und allmählig iſt dieſer große Kram daraus geworden, der mir Ruhm, Anſehen und Brot gegeben. Aber aus einem Leberfleck einen neuen Welttheil ſchaffen, wie Du, großer Mann, gethan, das hat ſelbſt der liebe Gott nie zu Stande zu bringen vermocht.

Geh' mir mit dem lieben Gott, der hat ſein Auskommen, ſoviel man gehört hat, Unſereins aber muß hungern und aus Nothdurft neue Welttheile entdecken! entgegnete Alonzo. Jetzt aber laß uns handeln, Pedro. Ein Menſch wie Du, der immer auf dem Kriegs-

fuß lebt, und wäre es auch ein hölzerner, muß hier mit Rath und That vorangehn. Du mußt jetzt einen großen Streit anfangen, in den wir Andern uns mischen können und wo allmählig die ganze Sippschaft hier hineingezogen wird, damit wir dann ein teufelisches Halloh durch die ganze Stadt verführen können! Da kommt gerade der Trödler Cyprian, Dein alter Feind, mit dem beginne nur gleich den Strauß!

Eine kleine kugelrunde Gestalt, die dem genannten Trödler Cyprian angehörte, wälzte sich mühsam im Schatten der Nacht heran, und hielt jetzt keuchend vor den Beiden still.

Guten Abend, Freund Cyprian, rief ihm Alonzo entgegen, es ist ein Glück daß Ihr kommt und in diese Nacht Euern herrlichen Vollmondsbauch hineinwerft, der uns nun sicher leiten wird. Hier ist auch der fromme Pedro, der soeben mit der größten Zärtlichkeit von Euch sprach und sich nach Euch sehnte, weil er Euch etwas Dringendes zu sagen hat.

Seit wann hätte mir denn der Mohnpillenhändler Pedro etwas Dringendes zu sagen, fragte der fette Cyprian, indem er sich bemühte, auf dem bequemen und wohlbehaglichen Pfühl seines breiten Gesichts so

viel Stolz und Verachtung Platz nehmen zu lassen, als er nur bei seiner sonst unverkennbaren Friedfertigkeit, in der er mit der ganzen Welt lebte, aufzutreiben vermochte.

Ich hätte Euch nichts Dringenderes zu sagen, versetzte Pedro mit einer ihm sonst nicht eigenen Reizbarkeit, als daß Ihr hier sobald als möglich den Dunstkreis wieder freigäbet und durch die Entfernung Eueres raumbedürftigen Leibes, der beständig Profit die Mahlzeit seufzt, leichter zu athmen uns verstatten wolltet!

Euer Brodneid, guter Pedro, erstreckt sich selbst bis auf die Luft, die ich einathme! bemerkte der Dicke mit vornehm thuendem Spott, indem er sich jedoch sichtlich bemühte, seine Gliedermassen anzutreiben, und aus jeder möglichen Berührung mit dem kriegerischen Pedro zu bringen.

Pedro aber, der im Ernst ärgerlich zu werden anfing, rief ihm mit donnernder Stimme ein Halt zu und legte ihm dabei eine seiner gewaltigen Hände auf die Schulter, wodurch der arme Cyprian sich wie festgewurzelt am Boden fühlte und nur mit einem leisen Ach antwortete.

Wie, rief Pedro, Ihr beſchuldigt mich des Brodneides, elender Trödler, und wollt dann mit dieſer ganz niederträchtigen Anklage flüchtig werden, wenn bei Eurer Maſchinerie überhaupt von Verflüchtigung die Rede ſein kann. Wer nicht Euer Nebenbuhler iſt, kann auch nicht Euer Brodneider ſein, und wie oft habe ich es Euch ſchon geſagt, daß unſere Geſchäfte himmelweit von einander verſchieden ſind und daß ein Trödler ſich nicht mit einem Reliquienhändler vergleichen darf!

Nein, nein, entgegnete Cyprian, dieſen Vergleich werde ich mir ſelbſt verbitten. Ein Trödler iſt doch immer noch ein ehrlicher Mann, aber ein Reliquienhändler iſt nichts als ein unehrlicher Trödler. Wollte ich die Rumpeleien alle, die ich in meinem Laden habe, heilig ſprechen laſſen, was würde ich nicht längſt für ein Geſchäft gemacht haben! Viele vornehme Leute gehen bei mir aus und ein und hätten es gewiß oft ſelbſt gewünſcht, daß ich ihnen dieſen oder jenen Zahnſtocher lieber als die zwölfte Rippe eines Heiligen verkauft, wie Ihr es neulich gethan haben ſollt, frommer Pedro, aber ich bin ſtets zu ehrlich dazu geweſen, bei meinem Gott, ſtets zu ehrlich!

Ha, hört Ihr es wohl, Freunde, rief der alte Pedro wuthentbrannt, hört Ihr es wohl, jetzt hat er sich verschnappt, er hat: bei meinem Gott! gesagt.

Cyprian schien in der That sichtlich erschrocken bei dieser Bemerkung seines Gegners, und er zögerte, die Antwort, die er darauf ertheilen wollte, über seine Lippen zu bringen.

Endlich stammelte er verlegen: Und wie soll ich mich denn bei meinem Gott verschnappt haben, wunderlicher Mann, der Ihr seid?

Ja, rief Pedro, indem er mit seinem Stelzfuß einige stürmische Schwenkungen ausführte, ja Ihr habt Euch verschnappt, denn Ihr seid ein heimlicher Jude, wofür man Euch längst in der Stadt gehalten, und wenn Ihr: bei meinem Gott! sagt, so ist das eine verfluchte jüdische Tücke von Euch, die zu erkennen geben will, daß Ihr einen andern Gott für Euch habt, als wir andere rechtschaffenen und erlösten Christenmenschen!

Nun, so schreie ich Gewalt und Zeter über diese Verläumdung, die mir ja bis auf den Tod gefährlich werden kann bei der Alles hörenden Inquisition, mir und meiner ganzen Familie! rief Cyprian mit dem

heftigſten Zorn, deſſen er bei ſeiner Bequemlichkeit nur mächtig war, indem er ſich von ſeinem empörten Gefühl ſogar ſo weit hinreißen ließ, daß er ſeinen großen Knotenſtock in der Luft ſchwang und eine drohende Stellung gegen Pedro einnahm.

Ebenſo raſch aber legte ſich wieder dieſe aufbrauſende Stimmung des Trödlers und ging in Wehmuth bei ihm über, indem er zu einer hinter ihm ſtehenden weiblichen Geſtalt, die man bis dahin nicht bemerkt hatte, mit faſt wimmernder Stimme ſagte: Süße Marzebilla, dieſer böſe Mann, er hat nur einen Fuß und iſt doch ſehr grauſam, daß er uns für heimliche Juden ausſchreit, geradezu das Schlimmſte, was man heutzutage in Spanien ſein kann!

Marzebilla antwortete ihrem Vater nur mit zwei ſchwarzen Feuerblicken, die in wildem Ausdruck aus der Verhüllung, in die ſie den größten Theil ihres Kopfes eingewickelt hatte, hervorſchoſſen. Neben ihr aber ſtand ein junger Mann von entſchloſſenem und kräftigem Ausſehen, der das hübſche Mädchen bei der Hand gefaßt hielt und ihr Liebhaber oder Verlobter zu ſein ſchien. Dieſer ſagte: wenn er Euch einen Juden nennt, Vater Cyprian, ſo wollen wir ihm zei-

gen, daß wir den rechten Glauben in unsern Fäusten haben, die sogleich auf seinem Hirnkasten ein Kreuz schlagen werden! Es sind hier viele unserer Freunde in der Nähe.

Durch diesen Beistand fühlte sich Vater Cyprian wieder auf der stolzen Höhe befestigt, auf der er sich von vorn herein nur mit Pedro hatte einlassen wollen, und er sagte jetzt mit Fassung und Würde: Mein Sohn Sancho Biaz de Bermudo y Mingo, mäßige Dein castilianisches Blut, und bedenke, daß Du einestheils aus entfernter Vorzeit hier ein Edelmann, anderntheils in nächster Zukunft ein großer Künstler bist und mir schon einige Schnitzarbeiten für meinen Laden geliefert hast, die ich dreist als alte Arbeit habe verkaufen können. Nun wirst Du Dich doch nicht mit einem invaliden Mohnpillenhändler fechten, mein Sohn und Eidam?

Diese ganze Sippschaft besteht aus heimlichen Juden, Ihr könnt es mir glauben, Freunde! rief Pedro mit erneutem Eifer. Sie gehören zu Denen, die bei der großen Juden-Austreibung ihren Glauben zwar abgeschworen, um im Lande zu bleiben, aber dafür keinen neuen angenommen haben, und in ihrem

Herzen wie in ihren Häusern Juden geblieben sind und dort ihren Gott, wie sie ihn hartnäckig nennen, nach wie vor mit dem alten Hocuspocus behelligen. Sie spotten ihrer eigenen Taufe, und das muß einen ächten christlichen Spanier, wie ich, in dessen Adern sich weder maurisches noch jüdisches Blut verirrt hat, wohl am Ende über die Maaßen verdrießen. Wißt Ihr denn nicht, daß diese Juden, die sich zu unserer Schande Christen nennen, noch immer an jedem Charfreitag christliche Kinder schlachten, die sie ihren Mitbürgern stehlen und die sie in tiefen unterirdischen Kellern kreuzigen, um unsern Weltheiland damit zu verhöhnen? Wenn wir sie schlachten, finden wir in ihren Eingeweiden Gold, Silber und Edelsteine in Masse, die sie bei der großen Judenverfolgung unter Torquemada damals in sich hinuntergeschluckt haben, damit kein Christenmensch etwas von ihren Schätzen abkriegen sollte! Seht den dicken Cyprian an mit seinem geheimnißvollen Bauch, wieviel Diamanten können nicht darin versteckt sein! Laßt uns ihm zu Leibe gehn, laßt uns ihm seine Goldgrube bearbeiten, Freunde! —

Dieser Aufforderung schien es ringsumher nicht

an Beifall zu fehlen, viele lärmende Stimmen erklärten sich für Pedro, während auf der andern Seite auch Cyprian seine Anhänger fand, die sich zu seiner Vertheidigung bereit stellten.

Die feindlichen Parteien schienen eben gegen einander losbrechen zu wollen, als der große Alonzo Pedro noch einmal bei Seite nahm und ihm ins Ohr flüsterte: Laß es auch nicht zu weit kommen heut, alter Hitzkopf, und vergiß nicht: daß wir nur Spaß machen, denn sonst verwickeln wir uns mehr als nöthig ist mit unsern guten Gevattern den Bürren, deren Freundschaft wir doch nicht ganz auf's Spiel setzen dürfen!

Wer macht hier Spaß, Landkarte? rief der auf's Aeußerste gebrachte Pedro, der in seiner Wuth gänzlich vergaß, wie die Sache hergekommen. Bin ich der Mann, der Spaß macht mit einem Trödler von dieser Leibes- und Glaubensbeschaffenheit? Beleidige mich nicht auch noch, Alonzo, daß Du meinem Spaß den schlechten Appetit zutrauft, er könnte den sauern Wanst dieses heimlichen Christuskreuzigers belecken! Hier gilt es Ernst, und sollte ich in meinem ganzen Leben nicht wieder spaßen!

Nun denn, ſagte Sancho, der künftige Schwiegerſohn Cyprians, zum Troſt für Euern gekränkten Spaß und zur Anerkennung für Euern redlich meinenden Ernſt, nehmt dieſe zwei Püffe auf Einmal und vertheilt ſie nach Belieben unter Euern Ernſt und Euern Spaß!

Dieſes Anerbieten wurde auch ſofort von dem jungen kräftigen Mann rückſichtslos verwirklicht, doch war Pedro ungeachtet ſeines hölzernen Fußes gewandt genug, die Fauſtſtöße ſo zurückzuſchlagen, daß ſein Gegner auf eine für ihn ſelbſt ſehr empfindliche Weiſe abprallen mußte.

Damit war aber der Ausſchlag gegeben, um jetzt einen gränzenlos ſich durcheinanderwirrenden Lärmen hervorzurufen, in den bald die ganze Maſſe der auf dem Platze Anweſenden verwickelt wurde.

Ein allgemeines Pfeifen, Schimpfen und Toben erſchallte von allen Seiten, und Alonzo, nachdem er die ernſthaft Streitenden auseinander gebracht und mit ſeiner ungeheuern Körperſtärke genöthigt hatte ſich unter die andern zu zerſtreuen, verſtand es ſo geſchickt den Lärm zu leiten und an die verſchiedenſten Orte zu vertheilen, daß Niemand mehr wußte, was eigent-

lich vorgegangen war, und Alle nur um ſo ausgelaſſener und wilder durcheinanderrannten.

Die Schaarwachen, welche ſich vorſichtig angenähert hatten, waren, ehe ſie es merkten, in den Knäuel hineingezogen worden, von dem ſie ſich mehr und mehr umſtricken laſſen mußten. Daſſelbe war mit den Schildwachen des Gefängnißthurms geſchehen, die, durch Neckereien von ihrem Poſten weggezogen, und von einem tobenden Haufen in die Mitte genommen, kreuzundquer umhergetrieben und, indem ſie zu verfolgen glaubten, ſelbſt gejagt wurden. —

9. Die Gefangenen.

Mendoza ſtand ſinnend an dem eiſernen Gitter des Gefängniſſes und überſchaute die ausgebrochene Verwirrung, die, verbunden mit einem ungewöhnlichen Dunkel der Nacht, ſich nicht günſtiger für den beabſichtigten Anſchlag hatte geſtalten können.

Deine Schelme arbeiten gut, bemerkte der neben ihm ſtehende Toralba, indem er mit leuchtenden Blikken den Tumult verfolgte. Du kannſt Dich mit Ehren ihren Vater nennen laſſen. Wir haben jetzt nur einen erbärmlichen Krawall angerichtet, aber ſieh, Diego, wie majeſtätiſch ſchon die Wogen des Volksaufſtandes emporſchlagen! Wo ich Volk zuſammen ſehe, das ſich in ſeiner Maſſe rührt, da iſt es mir immer, als wenn eine göttliche Flamme über ſeinen Häuptern ſtände und eine Stimme mit leiſen Engelszungen ſagte, es giebt eine ſchöne, große, glückliche, freie Zukunft!

Heut biſt Du der poetiſche Schwärmer, erwiederte Diego, während ich vor Ungeduld und Thatendrang

mich nicht zu laſſen weiß. Ich begreife nicht, daß wir von innen her noch immer nichts vernehmen, Alles bleibt ſtill im Gefängniß, und doch haben wir das verabredete Zeichen deutlich genug gegeben. Da die Kerker auf den Platz hinausgehen, ſo muß es auch vernommen worden ſein.

Wenn wir dies Gitter zu öffnen verſtänden, ſagte Toralba, ſo könnten wir ſelbſt in den Corridor eindringen, auf welchen, wie ich heut morgen geſehen, die Zellen unſerer Gefangenen auslaufen. Es iſt ein etwas gefährliches Wageſtück für uns, aber wir dürfen den günſtigen Augenblick jetzt nicht länger verſtreichen laſſen, da drinnen in der That ein Hinderniß eingetreten zu ſein ſcheint. Dolores aber muß heut unter jeder Bedingung frei für uns werden! Alſo friſch an's Werk!

Toralbo ergriff darauf mit ſeinen beiden Armen das eiſerne Gitterthor und ſchüttelte es, um die Kraft ſeines Widerſtandes zu prüfen, ſo heftig, daß es faſt aus ſeinen Fugen zu ſpringen begann. Mendoza war im höchſten Grade über die nicht geahnte Stärke ſeines Freundes erſtaunt, fühlte ſich aber noch mehr betroffen, als dieſer jetzt ein Werkzeug aus der Taſche

zog, mit deſſen Hülfe er in weniger als zwei Minuten die Eiſenſtäbe geſprengt hatte, wodurch er mit der Hand hinein langen und ein von innen vorgelegtes Schloß ebenfalls mit kurzer Anſtrengung abſchlagen konnte.

Die Thür fuhr jetzt raſſelnd auseinander und indem Beide nunmehr eiligſt eintreten wollten, vernahmen ſie von dem innern Gang her ein Geräuſch, das ſich verſtärkte und immer näher zu ihnen herdrang.

Sie vernahmen jetzt die leiſen und vorſichtigen Schritte mehrerer Menſchen, die dem Ausgang zueilten.

Mendoza und Toralba drückten ſich feſt an die Seite der Mauer, um zunächſt ungeſehen beobachten zu können, was vorging.

Sie überzeugten ſich bald, daß es ausbrechende Gefangene waren, denen es gelungen, mit den ihnen dargebotenen Mitteln ihre Kerkerthüren zu ſprengen, und die jetzt ſehr verwundert ſchienen, auch das äußere Gitterthor des Thurms bereits geöffnet zu finden.

Die beiden lauſchenden Freunde muſterten in äußerſter Spannung jede einzelne Geſtalt, die an ihnen vor-

überschritt, aber weder Dolores noch Loyola mit seinen drei Genossen wollte sich darunter zeigen.

Mendoza trat endlich hervor und faßte den letzten der Fliehenden bei der Schulter, indem er ihn nöthigte still zu stehen, und ihm seine Frage nach dem Schicksal der übrigen Gefangenen, die im Thurm zurückgeblieben, zu beantworten.

Der Angehaltene war ein kleiner furchtsamer Mann, der in der Angst, sich ergriffen zu sehen, einen fürchterlichen Schrei ausstieß und sich zu den Füßen Mendoza's herumwand. Dieser aber hatte bereits in ihm einen wegen des Verkaufs verbotener Bücher eingesteckten Buchhändler erkannt, und suchte ihn mit freundlichen Worten zu beruhigen.

Die Bettlerin Dolores, erzählte der Buchhändler eiligst, ist unsere Retterin und hat sich doch selbst nicht retten wollen. Sie hat die Werkzeuge uns in die Hände zu spielen gewußt, durch die wir um diese Stunde ausbrechen sollten, und nun alle Kerkerthüren gesprengt sind, bleibt sie selbst mit ihren Gefährten in dem offenen Gefängniß sitzen und Alle zusammen singen fromme Lieder und Freudenpsalmen, daß es ein erbauliches Wesen ist, wie man es wohl noch nie in diesem Thurm vernommen.

Damit machte ſich der Mann aus den Händen Mendoza's los und entſprang in die Nacht, deren undurchdringliche Finſterniß jede Spur verdeckte.

Da erkenne ich wieder das ſchuftige Prophetenhandwerk dieſes Loyola, das uns noch Alles verdirbt! rief Toralba wüthend. Jetzt gilt es, Diego, in das Gefängniß ſelbſt einzudringen und zur Freiheit zu zwingen, wer ſie nicht zu nehmen verſteht!

Darauf ſtürzten Beide mit ungeſtümer Eile vorwärts, und von den Geſängen geleitet, die auch ihnen bald von innen her vernehmlich wurden, hatten ſie ſchnell den richtigen Ort gefunden, wo Dolores und ihre Gefährten, in zwei neben einander befindlichen Zellen, deren Thüren weit offen waren, ſich befanden.

Sie führten zuſammen einen fünfſtimmigen Kirchengeſang aus, der wunderbar und gewaltig in den öden Mauern erſchallte. Diego erkannte ſogleich die herrliche Stimme der Dolores, die bald in unendlich milden und ſchmelzenden Klagelauten ſich erging, bald in einem feierlichen Aufſchwung die Zuverſicht einer begeiſterten Seele ausdrückte. Die Stimmen Loyolas und ſeiner Jünger ließen dagegen in ihren heftigen, ſchreienden und wilden Tönen eine Bußfertigkeit und Zerknirſchtheit hervortreten, die eher Schrecken als An-

dacht verbreiten konnte, und sogleich wieder den heftigsten Unwillen Mendoza's und Toralba's erregte.

Als Beide in den Kerker eintraten, wurden sie von dem dumpfen Geruch des Moders, der ihnen aus diesem Loch entgegendrang, wie in eine augenblickliche Betäubung versenkt. Besonders fühlte sich Diego von einem eigenthümlichen Schauer ergriffen, und während er sich früher oft gedacht und gesagt, daß ein Schritt vorwärts auf dem Wege zur Freiheit mit dem Kerker der Gerechten nicht zu theuer bezahlt sei, glaubte er es in diesem Augenblick für eine Unmöglichkeit halten zu müssen, daß er auch nur eine Nacht in diesem schrecklichen Gefängniß zubringen könne.

Bei der tiefen Finsterniß, welche rings umher herrschte, schien es kaum möglich, die einzelnen Gestalten, welche sich in dem Gefängniß befanden, zu unterscheiden. Doch bemerkte man bald, daß sie im Kreise umher knieten und sich bei ihrem Gesang mit den Händen angefaßt hielten.

Toralba war zuerst auf sie zugetreten, und hatte die Singenden mit den Worten unterbrochen: Hört auf mit Euern Hymnen und Psalmen! Jetzt ist nicht

Zeit Buße zu thun, Euere Kerkerthüren ſtehen offen, und die Nacht legt Euch ihren Mantel um Euere Schulter, um Euch in Sicherheit und Freiheit zu geleiten! Brecht auf, ehe die gute Stunde vorübergegangen!

Die Gefangenen verſtummten und eine große Geſtalt erhob ſich aus ihrer Mitte, in der ſich bald Don Innigo de Loyola erkennen ließ, der mit ſeinen feierlichen Bewegungen auf Eugen und Diego losſchritt, und, ſich dicht vor ſie hinſtellend, ausrief: Ich erkenne Euch, Ihr hölliſchen Abgeſandten, die uns der Fürſt des Böſen zur Verlockung geſchickt hat, um uns die Palme des ewigen Friedens, welche die Dulder ſchmückt, aus den Händen zu reißen! Wer hat Euch die Macht gegeben, dieſen Kerker zu öffnen, in dem wir in Jeſu Chriſto gefangen ſitzen und aus dem wir nur in Jeſu Chriſto befreit werden können und wollen!

Es iſt uns an Euch gar nichts gelegen, erwiederte Toralba raſch, und wenn Ihr in dieſem Kerker Euern wahren chriſtlichen Aufenthalt gefunden, ſo bleibt darin meinetwegen ſitzen, bis Ihr beim Engel des jüngſten Gerichts Privatſtunde auf der Poſaune nehmen könnt!

Darauf ſtürzte Toralba auf Dolores los, die er

inzwiſchen erkannt hatte, und die noch im ſtillen Gebet auf ihren Knieen lag. Er ergriff ſie kühn in ſeinen Armen, und noch ehe ſie ſich deſſen verſehen konnte, hob er ſie auf ſeine Schulter und trug ſie in Blitzesſchnelle aus dem Kerker hinweg, indem er Diego aufforderte, ihr ſchlummerndes Kind, das neben ihr auf einem Kiſſen gelegen, aufzunehmen und ebenfalls mit fortzuführen.

Dolores hatte mit einem tiefen erſchrockenen Seufzer ihre beiden Hände um Toralba's Kopf gelegt und überließ ſich zitternd aber ohne Widerſtand den kräftigen Armen des Jünglings, der ſich mit kecker Benutzung des Augenblicks ihrer bemächtigt hatte.

Diego ſchritt athemlos hinter ihnen her, und als ſie jetzt, in dem plötzlichen Anfall einer Ohnmacht, das ſchöne Haupt zurückſinken ließ, fing er es mit dem einen ſeiner Arme auf und barg es mit Entzükken an ſeiner Bruſt, deren ſtürmiſche Schläge gegen ihre Wangen pochten.

Indem ſie ſo den langen Corridor durcheilten, der zum Ausgang des Thurms führte, ließ ſich plötzlich von dieſer Seite her ein Geräuſch vernehmen und bald konnte man annähernde Tritte und das Klirren

bewaffneter Männer, die den Gang heraufgeschritten kamen, unterscheiden. Eine Fackel begann zugleich das ringsum herrschende Dunkel zu erhellen und warf bereits einen blaßrothen Schein in die Nähe der Fliehenden.

Bei diesem auftauchenden Lichtschimmer bemerkte Diego an der linken Seite der Mauer eine Vertiefung, die einen augenblicklichen Versteck zu gewähren schien und auf welche er mit einem Wink sogleich seinen Freund Toralba aufmerksam machte. Dieser entdeckte, daß an dieser Stelle einige Stufen anfingen, welche zu einem unterirdischen Canal hinabführten, von dem die Geschichte dieses Gefängnisses manches Grauenvolle erzählte.

Wir müssen hier hinuntersteigen, flüsterte Toralba, und uns so lange bergen, bis die Sbirren, denn das sind die Herankommenden, an uns vorübergeschritten sind.

Sie hatten kaum noch so viel Zeit übrig, um in die Oeffnung der Mauer einzutreten und die ersten Stufen der abschüssigen, mit feuchtem Moder bedeckten Treppe hinabzukriechen, was mit um so größerer Vorsicht geschehen mußte, als sie zugleich den in ihren

Armen ruhenden Körper der ohnmächtigen Dolores zu geleiten hatten.

Mit bangem Herzen hatten sie sich endlich eine Zufluchtsstätte ausgefunden, die ihnen, freilich in der widrigsten Lage, wenigstens eine augenblickliche Sicherheit versprach, indem sie sich an der Treppe niederkauerten, wo sie zugleich die Vorübergehenden beobachten konnten.

Sie bemerkten jetzt beim hellen Licht der Fackel die an ihnen vorübergetragen wurde, daß mehrere bewaffnete Gerichtsdiener herangeeilt kamen, an deren Spitze kein Anderer als Don Christoval sich befand, der mit bleichem und verstörtem Gesicht die erbrochenen Kerkerthüren betrachtete, zu deren Bevölkerung er zum Theil so redlich mitgewirkt, und die er jetzt eine neben der andern leer finden mußte.

Er rang die Hände und gebärdete sich so verzweiflungsvoll, daß die beiden Freunde, ungeachtet der mißlichen Umstände, unter denen sie ihm zusahen, doch kaum ein lautes Gelächter zurückdrängen konnten.

In diesem Augenblick erschallte aus der nächsten Zelle wieder die bußfertige aber pathetisch sich aufschwingende Stimme Loyola's, der einen neuen Psalm

über die Herrlichkeit der irdischen Trübsal begann, worin seine drei Jünger, die in treuer Gemeinschaft bei ihm zurückgeblieben waren, mit erneuter Begeisterung einstimmten.

Christoval eilte rasch und mit einer freudigen Bewegung hinzu, indem er die Gefangenen, an denen ihm am meisten gelegen zu sein schien, noch in ihrem Kerker vorzufinden hoffte. Er ergriff selbst die Fackel und leuchtete damit hastig in die Zelle hinein, in der er sogleich die Abwesenheit der Bettlerin Dolores bemerkte.

Wo ist die Marquise de Voda geblieben? fragte er heftig, indem er mit der Fackel in der Hand die nächsten Zellen durchrannte und dann wuthentbrannt zu Loyola zurückkehrte.

Dieser sagte, indem er ein Kreuz schlug und dann in frommer Ergebung die Hände über der Brust faltete: Der böse Feind ist ihrer Herr geworden und hat sie in Anfechtung fallen lassen, die stärker war als ihr Gebet und verlockender als die Seligkeit dieses martervollen Kerkers. Zwar ist sie mit Gewalt von hier entführt worden, aber die Gewalt würde keine Gewalt an ihr gehabt haben, wenn nicht in ihr selbst

ihr Herz wankend geworden wäre, wodurch sie mich schon gestern bis in den Tod betrübt hat, als sie uns überreden wollte, mit den Mitteln, welche ihr die Arglist und Bosheit dieser Welt dargereicht, die Flucht zu ergreifen. Schon in dem letzten Psalm, den sie hier mit uns anstimmte, hörte ich in ihrer Stimme die wieder wachgewordene Weltlust hervorbrechen, denn sie sang plötzlich nicht mehr wie die demüthige Magd Jesu Christi, sondern so schön wie sie früher in ihren goldenen Prunkgemächern gesungen, als sie noch eine große, der irdischen Eitelkeit verfallene Dame war. Wir aber sind in fröhlichem Herzen Gefangene geblieben bei offenen Kerkerthüren, denn die Schmach bei den Menschen ist uns eine süße Speise und die Qual an unserm Leib ist uns die Wohne der Auserwählten, Hallelujah! —

Nach diesen Worten schickte sich Loyola an, seinen vorhin begonnenen Psalm ruhig fortzusetzen, aber Christoval schüttelte ihn heftig am Arm und rief aus: Laßt doch Euer Heulen und Schreien, frommer Mann, und bedenkt daß wir in diesem Augenblick bei weitem etwas Wichtigeres zu thun haben. Man weiß es ja, daß Ihr über die Maßen andächtig und gottesfürch-

tig seid, und auch von Eurer Rechtgläubigkeit hat man sich jetzt überzeugt, denn es ist der Befehl von dem Hochwürdigen Herrn Erzbischof von Toledo hier angelangt, Euch und Euere Genossen freizulassen, mit Ausnahme der sehr verdächtig gebliebenen Marquise Dolores, die an das heilige Offizium von Toledo abgeliefert werden soll, weil man über ihre seltsame Person in vielem Betracht Zweifel hegt. Und nun habt Ihr sie, an der uns so viel gelegen ist, von Euerer Seite verschwinden lassen, während es bei weitem nicht so viel geschadet hätte, wenn Ihr Euch selbst mit Euerm ganzen Prophetenthum und mit sammt diesen drei Regenwürmern, die Ihr als Euere Jünger commandirt, aus dem Staub gemacht hättet!

So wollen wir denn gehen, Freunde! sagte Loyola zu seinen Gefährten, indem er sich erhob. Unser Weg ist weit, unsere Zukunft ist groß, und unser Raum ist die ganze Erde, auf der wir uns ausbreiten müssen! Diese von Gott gesegnete Nacht im Kerker hat uns gestärkt zum Aufbruch, und bald werden unsere Arbeiten beginnen, zu denen uns, wie ich es heut Nacht in einem Gesicht vorhergesehen habe, der Heiland seinen Geist, die Menschen ihre Schwächen, der Vogel

seine Unnahbarkeit, die Schlange ihr Gift, der Löwe seine Stärke und die Hyäne ihren ewigen Hunger leihen werden, und das Alles ad majorem dei gloriam! So kommt denn, es ist heut der entscheidende Aufbruch für uns da!

So macht denn auch wirklich, daß Ihr fortkommt, Ihr Getreuen des Herrn! sagte Christoval, indem er sich halb gerührt anstellte. Ehe ihr aber weiterzieht, empfangt noch dies Schreiben, welches Euch unsere erzbischöflichen Gnaden durch mich überreichen lassen. Der Herr Erzbischof bewilligt Euch, Don Ignaz de Loyola, ein Reisegeld nach Paris, damit Ihr dort auf der weltberühmten hohen Schule durch weiteres Studiren Euere annoch sehr dunkeln und verworrenen Begriffe von der heiligen Theologie besser zurechtstellen und läutern könnt, wo dann Seine erzbischöflichen Gnaden künftig ein auserwähltes Rüstzeug der Kirche in Euch zu gewärtigen meinen. Meldet Euch dann später wieder, guter Ignaz, und Ihr werdet gewiß den Schaden wieder herauskriegen, den Ihr durch dies kurze Gefängniß erlitten, in das man Euch gesteckt, weil Ihr ein zu Getreuer gewesen!

Ich danke dem Herrn Erzbischof von Toledo für

seine Güte, erwiederte Loyola mit stolzer Würde und mit einem Anflug von Majestät. Sein Reisegeld werde ich unter die Armen dieser Stadt vertheilen lassen, denn als ein Bettler bin ich hergekommen und vom Brot des Bettlers werde ich unterwegs leben. Seinen Rath aber, auf die Universität zu Paris zu gehn, nehme ich demüthig an und beuge mich darin seiner Einsicht als der unwürdige Knecht, der nichts weiß und nichts kann, der aber in die Welt gesandt ist um der Wissenschaft den Stachel des Teufels zu nehmen, den sie in sich trägt seit Anbeginn der Welt u d von der Schlange des Paradieses her. Dazu muß ich aber aller Orten zusehen, wie weit die Wissenschaften gediehen sind in ihrer prächtigen Giftblüthe, welche die Zeiten überwuchert. Alles will heut Wissenschaft, ich aber soll der Wissenschaft die Jesuschaft bringen, wie es mir der Geist befiehlt, dem ich gehorchen muß. Denn Christus Jesus muß durchgesetzt werden gegen alle Wissenschaft und über alle Wissenschaft hinaus!

Das Alles mögt Ihr nun schönstens besorgen, Freund Loyola! sagte Christoval. Aber ehe ich Euch eine glückliche Reise wünsche, gebt mir doch noch einige Notizen über Euere wunderbare und schöne Do-

lores. Es war eine verteufelt glückliche Idee von Euch, das reizendste Weib Spaniens, aus einer der vornehmsten Familien des Landes, zur Heroldin für die christliche Armuth und Entsagung zu gewinnen! Aber es mußte dem Volk zu sehr die Köpfe verdrehn und wurde darum gefährlich.

Ich gab wenig auf sie, bemerkte Loyola. Ihre Eitelkeit war größer als ihr Glaube, und ich benutzte die eine, um dem andern zu helfen, denn der Zweck heiligt uns alle Mittel. Sie ist aber wie alle Weiber, ihr Sinn steht auf das Aeußerliche, und so fielen ihr einige Flitter zu, die sie an unserm großen Werk hat ausarbeiten helfen. Der Herr hat sie zur rechten Zeit wieder von meiner Seite vertrieben, denn ich bedarf ihrer nicht mehr!

Es ist wahr, sagte Christoval, kein Kammerdiener kann gefälliger sein und mehr auf unsere Bequemlichkeit achten, als es der liebe Herrgott thut, wenn man nur fromm und rechtgläubig ist. Aber das wollte ich weniger von dieser Donna Dolores wissen. Sagt mir doch, ob sie nicht auch in Alcala der Zauberei verdächtig gewesen, die sie in Gemeinschaft mit einem gewissen Doctor Eugen Toralba, ihrem früheren Arzt, Lehrmeister und Liebhaber, betrieben haben soll. Eben-

deßhalb iſt ſie auch bei unſerer heiligen Inquiſition angezeigt worden.

Ich rettete ſie aus den Händen dieſes Menſchen, erwiederte Loyola, mit dem ſie allerdings Zauberei und Teufelsanbetung getrieben, indem ich ſie ſelbſt einmal überraſchte, wie ſie in der Nacht zuſammen auf ſchwarzen Böcken, faſt von der Größe eines Pferdes, von dannen reiten wollten. Hätte ich nicht Lärm gemacht und unter heißer Anrufung des Namens Jeſu Chriſti das unglückliche Weib von dieſem ſündhaften Bund erlöſt, ſo würde ſie ſchon damals dieſem böſen Geiſt verfallen ſein, der ſie heut Nacht wirklich in ſeinen Klauen davongetragen!

So war es dieſer Eugen Toralba, der ſie jetzt aus dem Kerker entführt hat? fragte Chriſtoval raſch. Und vielleicht war noch ein ganz niedliches Helfershelferchen dabei, welches ſich Don Diego Hurtado de Mendoza nennt, und mit dem Ihr geſtern auf der Plaza Mayor das erbauliche Geſpräch geführt?

Beide erkannte ich, entgegnete Loyola, denn meinen Augen hat der Herr gegeben, durch das Dunkel zu ſchauen, damit ich die Nacht nutzen kann wie den Tag zu der großen Arbeit, die mir beſtimmt iſt!

Beneidenswerther, großer, einziger Mann, rief Christoval stürmisch, Ihr könnt auch im Dunkeln Alles sehen, und diese Gabe ist es ja eben, die mir noch fehlt und die ich schon so oft schmerzlich an mir vermißt habe! Könntet Ihr mich nicht auch operiren, daß ich mich wenigstens einigermaßen Euerer Vollkommenheit annäherte, großer Loyola, von dem ich jetzt in diesem Augenblick ahne, daß er zu einer hohen Säule der Kirche bestimmt ist, wie Keiner vor ihm und nach ihm unter allen Heiligen und Märtyrern!

Mein Sohn, erwiederte Loyola mit Hoheit, wer sehen will, muß von innen heraus sehen, sonst sieht er nichts. Darum will ich für Dich beten, daß der Herr Dein inwendiges Licht segne, und dann wird es Dir aus den Augen heraus schlagen zur Verscheuchung jeglicher Finsterniß um Dich her! Nun lebe wohl, denn meine Zeit ist gemessen, Loyola bezieht die hohe Schule von Paris!

Damit breitete er seine Hand wie zum Segnen der Umstehenden aus, und Christoval ließ sich vor ihm auf ein Knie nieder, welchem Beispiel auch die Gerichtsdiener folgten.

Dann entfernte ſich Loyola langſamen Schrittes mit ſeinen Jüngern. Chriſtoval aber begab ſich in das Innere des Gefängnißthurms, um die Behörde zur Verfolgung der entflohenen Gefangenen aufzurufen. —

10. Dolores und ihre Retter.

Während der Unterredung Loyola's mit Chriſtoval hatten die drei in der Mauerhöhlung Verſteckten den günſtigen Augenblick wahrgenommen, um ihre weitere Flucht zu bewerkſtelligen und den Ausgang des Thurms zu gewinnen.

Dolores war von der feuchten und kalten Ausdünſtung des Canals, welche gegen ihre Stirn geſchlagen, wieder zu ſich ſelbſt gebracht worden und hatte raſch die Lage, in der ſie ſich befand, begriffen. In dem Augenblick, wo Loyola ſeine hochmüthige und wegwerfende Aeußerung über ſie gethan, war ſie heftig zuſammengefahren, und ein neuer Lebensentſchluß ſchien in ihr aufgeſtiegen zu ſein. Sie hatte ihr Kind raſch aus Diego's Armen zu ſich genommen, bedeckte das feſtſchlummernde mit leidenſchaftlichen Küſſen, und wickelte es dann an ihrem Buſen in ihr ſchwarzes Gewand ein, um es ſicher tragen zu können. Darauf legte ſie ihre eine Hand mit kräftigem Druck um den

Arm Toralba's und ſchien damit anzudeuten, daß ſie ſich ihm ganz und gar vertrauen wolle.

Toralba zog ſie jetzt, als Loyola und Chriſtoval ſich in weitere Auseinanderſetzungen verloren, leiſe mit ſich fort, indem Diego ihnen den Rücken deckte. Unhörbar und mit geiſterhafter Schnelle durchflogen ſie den langen Corridor in kaum einer Secunde, und mit Mühe enthielten ſich alle drei eines Aufſchrei's des Entzückens, als jetzt ein friſcher Windſtoß der Nacht ſie draußen empfing, und einige herabfallende Regentropfen, welche ihnen ins Geſicht ſchlugen, anzeigten, daß ſie ſich im Freien befanden.

Die Nacht war ſtürmiſcher und dunkler geworden. Draußen auf dem Platz trieben ſich noch immer große Volksmaſſen umher, indem der künſtlich angeſtiftete Tumult zugleich eine Menge Neugieriger in der ganzen Stadt erweckt hatte, welche die Stelle der ſich allmälig verlaufenden Urheber der Zuſammenrottung einnahmen, und nun begierig nach der Urſache umherfragten, von der eigentlich Niemand mehr Rechenſchaft zu geben wußte.

Der große Alonzo befand ſich jedoch noch in der Nähe und hielt die verabredete für Dolores beſtimmte

Verkleidung bereit, welche er sofort seinem Gönner Mendoza einhändigte.

Dieser warf ihr hastig den Mantel um, der ihre Gestalt verhüllen sollte, und setzte ihr den Federhut auf ihre wallenden Locken, wodurch sie plötzlich das Ansehen eines jungen Cavaliers gewann.

Diese Verkleidung, die nöthig schien, um sich ungefährdet zum Stadtthor hinausbegeben zu können, war im Schutz der undurchdringlichen Finsterniß der Nacht rasch vollbracht worden, und Diego glaubte in dem Leuchten ihrer Augen, die sich, während er ihr behülflich war, durchdringend auf ihn geheftet hatten, einen leisen Dank verstehen zu dürfen.

Toralba trieb zur Eil, und die drei Flichenden verfolgten darauf stillschweigend ihren Weg, der sie unbemerkt durch die lärmende Menge des Platzes und bald in die menschenleereren Theile der Stadt gelangen ließ.

Es kam darauf an, den Wagen zu erreichen, welcher in einem Gehölz unweit der Stadt ihrer harrte, und der dazu bestimmt war, Dolores an einen sicheren Zufluchtsort zu bringen, welchen die Freunde auf einer benachbarten Dorfschaft bei einem zuverlässigen

und in Dienſten ähnlicher Art erprobten Hirten vor der Hand für ſie ausgefunden hatten.

Das Thor hatten ſie mit ſchnellen Schritten erreicht und waren von der Schildwache ungehindert hinausgelaſſen worden.

Draußen athmeten ſie zuerſt freier auf und überließen ſich dem Gefühl der gelungenen Rettung, dem ſie ſich gern mit lautem Jauchzen hingegeben hätten, wäre nicht noch die größte Vorſicht geboten geweſen.

Toralba begann das Geſpräch, indem er Dolores um Verzeihung bat, daß ſo eigenmächtig und gewaltſam über ſie beſtimmt worden wäre.

Wir haben Euch, ſagte Er, auf unſere große Gefahr die Freiheit aufgedrungen, indem ich es eine Gefahr nenne daß wir nicht wiſſen, ob Ihr dieſe Freiheit mit günſtiger Geſinnung für uns annehmen und benutzen werdet? Da aber die Freiheit unter allen Umſtänden ein himmliſches Gut iſt, und Ihr in der letzten Zeit mehr auf den Himmel als auf die Welt gerechnet habt, ſo durften wir es wohl wagen, Euch wieder zum Beſitz eines ſolchen Gutes zu verhelfen. Beſchließt nun, da Ihr frei ſeid, im Geiſte der Freiheit über Euch und uns!

Dolores ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann leiſe und in ſich gekehrt: Ich habe jetzt nur den einen Wunſch in mir, Euch, Don Eugen Toralba, und Euerm Freunde hier, an dem auch ich einen Freund gewonnen, zu danken! Aus einem ſchrecklichen Traume bin ich erwacht, und in dem Augenblick wo ich fühle daß er von mir gewichen ſei, ſehe ich mich erſtaunt in dunkeler Nacht und unter freiem Himmel bei Euch, geleitet und behütet von Euern Freundesarmen, und einer neuen Zukunft, nach der mein Herz ſchlägt, entgegengetragen! Soll ich mich eine Glückliche oder eine Unglückliche nennen?

Nur zum Glück ſeid Ihr beſtimmt, gnädige Frau! rief Diego mit Begeiſterung aus. Und mit Euch ſind es Alle, die in Eurer Nähe weilen dürfen, und denen Ihr vergönnt, mit Euch zu gehn und durch Euere Gunſt und Gnade des Lebens ſchönſte Bedeutung zu erfüllen!

So wandern wir jetzt zuſammen aus, um das Glück zu ſuchen? fragte Dolores halb ſchmerzlich, halb lächelnd, indem zugleich die wehenden Nachtſtürme ſie einen Augenblick zuſammenſchauern machten, ſodaß ſie ſich und das an ihrem Buſen ruhende Kind feſter in den Mantel hüllte.

Ja, erwiederte Diego feurig, wenn Ihr wollt, Donna Dolores, ſo ſuchen wir jetzt das Glück in der weiten, großen, ſtürmiſchen Welt, im Genuß alles Schönen und Hohen, im Beſitz alles Deſſen, was uns menſchlich gehört, und im Kampf mit aller Schlechtigkeit und Willkür, die den freien Menſchen feſſelt!

Das Geſpräch ſtockte wieder einige Minuten, indem Dolores ihre Schritte beſchleunigte und dadurch auch ihre Freunde zu größerer Eile veranlaſſen zu wollen ſchien.

Mit wunderbar zitternder Stimme ſagte ſie dann wieder zu Diego: Ihr nennt Genuß, Beſitz und Kampf, und wißt doch daß ich eine Bettlerin bin, die ihren Genuß in der Entbehrung gefunden, und ihren Beſitz in der Verachtung, welche ihr das Almoſen zuwirft, und die alle ihre Kämpfe beſchloſſen hat im Gebet, welches die Ueberwindung zum ewigen Frieden iſt!

Toralba war etwas hinter Beiden zurückgeblieben, indem er vorſichtig nach allen Seiten umherforſchte, weil es ihm ſo vorgekommen war, als ob ſie in einiger Entfernung durch heranſchleichende dunkele Geſtalten, die von Zeit zu Zeit aus den Seitengebüſchen des Weges heraustraten, verfolgt würden.

Nachdem er ſich verſichert zu haben glaubte, daß

eine Täuſchung dabei obwaltete, kehrte er, obwohl noch immer beunruhigt, wieder zu ſeinen Gefährten zurück, wo er eben die letzte Aeußerung, die Dolores über ſich gethan, mit Aufmerkſamkeit vernahm.

Ihr ſeid nicht mehr die Bettlerin Dolores, ſagte Toralba, indem er wieder an ihre Seite trat und ihre Hand in die ſeinige nahm. Die Bettlerin war eine kranke Phantaſie, die an den Kerkerwänden des Giraldathurms zerſtoben iſt. Dolores überläßt die Prahlerei mit der Armuth dem hirnverbrannten Loyola, den ſie verachten gelernt. Dolores bettelt nicht mehr die Flicken zuſammen für den Hochmuth eines Loyola. Der Bettelſack war nur die ſchwarze Wolke, die uns die Göttin verhüllt hatte!

Ja, unterbrach Diego ſeinen Freund in heftiger Gluth, jetzt tritt die Göttin wieder heraus in ſeliger Gewißheit ihrer ſelbſt, und heißt Dolores, die in aller Schöne des Lebens ſtrahlende Dolores, vor der ſich die Welt jetzt von neuem öffnet, um all ihren Genuß, all ihren Beſitz und all ihre Kämpfe ihr anzubieten und duftige Siegeskränze um ihre himmliſche Stirn zu flechten. Das iſt Dolores, die geſund gewordene, lebenskräftige und freiheitsmuthige Dolores, die den Weg durch die dunkele Nacht mit uns angetreten,

und die als Stern aufgehen wird über unſern Häuptern, um uns auf den Pfaden der Wahrheit, der Freiheit und des Rechts voranzuleuchten. Denn für dieſe heilige Drei hat die ſpaniſche Jugend einen Bund beſchworen, Dolores, und Ihr ſollt die begeiſternde Prieſterin deſſelben ſein! Aus den Händen der Schönheit und der Liebe ſollen die Völker die Freiheit empfangen!

Ach, ſagte Dolores leiſe, ſo beſchreibt mir doch das Weſen der Freiheit, wie Ihr es meint. In dem abſcheulichen Gefängniß, das ich verlaſſen, fühlte ich plötzlich einen großen ſtechenden Schmerz, wie ich ihn in meinem Leben noch nicht gekannt hatte. Dieſer Schmerz wollte mir das Herz abdrücken und in räthſelhaften Qualen wand ich mich an ihm herum. Ich konnte endlich für meinen Schmerz keinen andern Namen finden, als die Freiheit. Sagt mir, ob die Freiheit ein Schmerz iſt?

Sie wird in Schmerzen geboren, wie alles Große, entgegnete Diego aufflammend, aber ihr Weſen iſt die Freude, ihre ewige Nahrung iſt das Glück, und ihre Geſtalt iſt die Gottähnlichkeit, in der ſie ſiegend alle Gefilde der Erde überſchreitet.

Und wird das Schmerzenskind, fragte Dolores,

ſo weit zu Kräften kommen, daß es ſich ſo großer Dinge vermeſſen darf?

Es vereinigt alle Kräfte der Erde und des Himmels in ſich, ſagte Diego, und wenn es klein und ſchwach bleibt unter den Menſchen, ſo haben ihm dieſe durch Zweifel, Kleinmuth und Tücke den göttlichen Kern verwüſtet, noch ehe er wachſen konnte!

Ihr meint alſo, begann Dolores nach einer Pauſe wieder, daß man frei ſein müſſe, um gottähnlich zu werden und ſich mit Gott zu verſöhnen?

Es giebt keine andere Verſöhnung mit Gott als die Freiheit, rief Diego, und Gott erbarmt ſich der Sklaven nicht!

Und zur Sklavin der Menſchen habe ich mich machen wollen, um zu Gott zu kommen! ſagte Dolores ſtill in ſich hinein.

Toralba, der abermals horchend ſtillgeſtanden, indem er ſich von der Vorſtellung, umſchlichen und verfolgt zu werden, nicht losmachen zu können ſchien, miſchte ſich jetzt wieder in das Geſpräch, und ſagte: Nun, der Abſtecher in die Sklaverei war der gnädigen Frau Marquiſe eigentlich ſchlecht gelungen. Das war keine Sklavin, die auf der Plaza mayor in Sa-

lamanca im Bettlergewand die Huldigungen der ganzen Stadt empfing! Naturen Euerer Art werden immer herrſchen, und was das anbetrifft, daß Ihr durchaus zu Gott kommen wollt, ſo wird es ſich unterwegs ſchon finden, wenn wir recht weit in die Welt hineingehen. Denn der liebe Gott iſt immer unterwegs, und wir werden ihm da früher oder ſpäter ganz gewiß begegnen müſſen. Gott wird ſich uns aufdrängen, aber die Freiheit müſſen wir ſuchen im Schweiß unſeres Angeſichtes. Darum verwendet die Mühe, die Ihr Euch bis jetzt ohne Noth um den lieben Gott und um den Herrn Jeſum Chriſtum gegeben, fortan für Dinge, die weit ſchwerer zu bekommen und weit ſeltener in der Welt ſind. Mein Freund Diego wird Euch das noch auf das Allerpoetiſchſte auseinanderſetzen. — Aber ich fürchte, wir ſind getäuſcht, denn die bezeichnete Waldecke, an der uns der Wagen bereit ſtehen ſollte, iſt offenbar dieſe, oder wir haben, da nichts der Verabredung gemäß hier zu ſehen, einen falſchen Weg eingeſchlagen! —

In dieſem Augenblick begann ein fürchterliches Unwetter, das ſich ſchon beim Beginn der Nacht drohend angekündigt hatte, heraufzuziehen. Der dichte Wald,

in den sie eingetreten waren, gewährte noch einigen Schutz gegen den strömenden Regen. Zugleich tobte der immer heftiger gewordene Sturm, unter dessen Schlägen der Wald krachte. Von Zeit zu Zeit flammte ein weithin leuchtender Blitz am Nachthimmel auf, und zeigte jedem die Besorgniß, die auf dem Gesicht des Andern sich auszudrücken anfing. —

Diego, der in einem Taumel des Entzückens sich befand, schien noch am wenigsten von dem Gedanken einer Gefahr berührt zu werden. Er vermuthete, daß der Wagen, welchen er an diese Stelle beordert hatte um Dolores aufzunehmen, sich in der dunkeln Nacht verirrt haben möge, und wahrscheinlich an einer andern Ecke des Waldes halte. Er machte sich deshalb eilig auf den Weg, um ihn zu suchen und ließ Toralba und Dolores unter dem Schutz einer Eiche zurück, die ihr gewaltiges Dach dazu darbot, und auf einem trocken gebliebenen Moossitz an ihrer Wurzel einen augenblicklichen Ruheplatz für Dolores gewährte.

Indem Diego jetzt mit hastigen Schritten fortsprang, fühlte er plötzlich eine starke Faust an seiner Schulter, die ihn festhielt und ihn dann so mächtig umschlang, daß ihm jede weitere Bewegung unmög-

lich wurde. Ehe er noch wußte wie ihm geſchehen, fand er ſich von vier vermummten Geſtalten umringt, die ſich ſtillſchweigend ſeiner bemächtigten, und ihn raſch in ihren Armen aufhoben um ihn davonzutragen.

Dies wurde ſo raſch und unwiderſtehlich ausgeführt, daß Diego ſich weder der ihm angethanen Gewalt entwinden konnte, noch in dem Schrecken, der ſich ſeiner plötzlich bemeiſtert, ſeinen kaum zwanzig Schritte von ihm entfernten Freunden zuzurufen vermochte, was ihm widerfahren.

So wurde er in der größten Stille, ohne daß ein Laut oder auch nur das leiſeſte Geräuſch einer Bewegung dabei gehört ward, eine kurze Strecke fortgeſchleppt und zu einem Wagen gebracht, der ſeitwärts am Wege hielt und, wie Diego bald erkannte, zu dem vorherbeſtimmten Zweck ſeiner Entführung hier in Bereitſchaft zu ſtehen ſchien.

Von welcher räthſelhaften Hand dieſer Schlag auf ihn geführt wurde, konnte er ſich in dieſem Augenblick der erſchütterndſten Ueberraſchung ſelbſt nicht ſagen. War es die geheimnißvolle, im Finſtern ſchleichende Gewalt, die er ſo oft gegen ſich gereizt hatte und der

zu verfallen er längſt hatte fürchten müſſen, ſo durfte er ſich als ein beklagenswerthes, auf ewig verlorenes Opfer betrachten. Doch ſchien es ihm wieder aus den Anſtalten, die man zu ſeiner Habhaftwerdung getroffen, zweifelhaft zu ſein, ob es gerade dieſe dunkele und furchtbare Macht war, der er ſich jetzt preisgegeben ſah.

Man hatte ihn leiſe und ſchonend, aber zugleich mit einer Uebermacht, gegen die er ſich nicht ſträuben konnte, in den Wagen gehoben, in deſſen Innerem er zwei bewaffnete Männer, die ihn in ihre Mitte nehmen zu wollen ſchienen, erkannte.

Ehe der Wagen ſich hinter ihm ſchloß, verſuchte Diego noch mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte Raum zu gewinnen. Er drängte ſich zwiſchen den Schlag, daß derſelbe nicht ſogleich hinter ihm zugemacht werden konnte, und ſich gewaltſam aufrichtend, ſtreckte er ſeine Arme weithin gegen die Stelle aus, wo er ſeine Freunde zurückgelaſſen hatte, indem er wiederholt mit lauter gellender Stimme ihre Namen rief.

Aber das Unwetter, welches den Wald durchraſte, ſchien ſeinen Ruf ungehört verhallen zu laſſen. Diego vernahm als Gegenantwort nichts als den rauſchenden

Sturm und den herabstürzenden Regen, welche die einſame, in ſchauerlicher Oede umherliegende Waldgegend einzig und allein belebten.

Ein entſetzliches Gefühl der Verlaſſenheit durchdrang unſern Freund in ſeinem tiefſten Herzen. Die Welt erſchien ihm zum erſten Mal wie ein großes weites Grab, in deſſen ſchwarzen Tiefen er ſich verlieren ſollte. Als letzter Ruf der Rettung, durch den ſich ſeine angſtgepreßte Bruſt erleichtern wollte, rang ſich ihm noch einmal der geliebte Name Dolores von ſeinen Lippen.

Da ſpaltete in demſelben Augenblick ein mächtiger Blitzſtrahl den ganzen Nachthimmel und ließ die Umgegend in feuriger Lohe erſcheinen. Diego glaubte deutlich Toralba und Dolores vor ſich zu ſehn, wie ſie beide mit lächelndem Geſicht zu ihm herblickten, und indem ſie ſich ihm grüßend zu nähern ſchienen, doch zugleich in der glühenden Wetterwolke, in deren Mitte ſie ihm erſchienen, ferner und ferner verſchwanden. Dann fuhr ein krachender, in langen wirbelnden Schlägen dahin rollender Donner hernieder, und die tiefſte Finſterniß bedeckte wieder die Freundesgeſtalten und ihr ſeltſames Erſcheinen, in dem ſie ſich

ihm noch einmal gezeigt hatten. Diego hätte den Himmel anflehen mögen um den kleinsten Funken eines Blitzes, um damit nochmals in den sausenden Wald hineinzuleuchten und seinem dämonischen Dunkel ein über Alles geliebtes Antlitz wieder abzugewinnen. Da fuhr ein neuer Blitzstrahl herab und Diego folgte mit Begier seinen sich schlängelnden Lichtzacken, die ihm abermals die Bilder der Freunde, aber jetzt schon, wie es schien, in weit verschwebender Ferne und in dämmernden Umrissen ihrer Gestalten zeigten. Es kam ihm vor, als wären Beide, Arm in Arm sich feierlich umschlingend, hinaufgestiegen in die dunkele Lohe des Wetters, auf dessen feuerrothen Wolken sie, Einer an des Andern Brust lehnend, sich schaukelten und davon zögen.

In diesem Augenblick fühlte sich Diego von hinten ergriffen und mit Gewalt in den Wagen zurückgezogen, der sich hinter ihm schloß und nun im fliegenden Trab der kräftigen Rosse mit ihm von dannen eilte.

Undurchdringliche Nacht bedeckte ihn in dem kleinen Raum. Wuth, Verzweiflung, Neid nagten an seinem Herzen. Ihn kümmerte weniger sein Schicksal

wie es ihm auch widerfahren möge. Aber er glaubte Dolores, der er sich kaum angenähert, auf ewig verloren zu haben.

Und in den Armen Toralba's, dieses wunderbaren und unbegreiflichen Menschen, den Thoren der Zauberei anklagten, war sie ihm entschwunden, in der That wie von hoher Zaubermacht fortgetragen, und in eine schöne goldene Ferne hingezogen, wo er ihr nicht folgen konnte. Seine Gedanken verwirrten sich, er fühlte sich einer Ohnmacht nahe, und sank halb bewußtlos in die Arme seines neben ihm sitzenden unbekannten Begleiters.

Die Donner der Nacht brausten hinter dem Wagen her, welcher den in seinem ersten großen Leid zusammensinkenden Jüngling davontrug. —

Zweites Buch.

Der Günſtling des Kaiſers.

1. Unterwegs.

Diego war in dem Wagen, der ihn auf eine ſo ſeltſame Weiſe entführt hatte, zuletzt ruhig eingeſchlummert, nachdem alle Verſuche, herauszuſpringen und ſich mit Gewalt zu befreien, an der kaltblütigen Entſchiedenheit ſeiner beiden ſtummen Gefährten, die neben ihm ſaßen, geſcheitert waren.

Nach einigen Stunden tiefen Schlafes, die ſeine erſchöpften Kräfte wieder herſtellten, fühlte er ſich von der Morgenluft, die friſch und ſcharf zu ihm hereindrang, erweckt, und einen erſtaunten Blick zum Wagen hinauswerfend, bemerkte er, daß er ſich auf der Landſtraße nach Madrid befand.

Mit einem verwunderten Ausruf wandte er ſich in den Wagen zurück und verſuchte ſeine ihm aufgezwungenen Reiſegeſellſchafter, welche ihm im Dämmerſchein der Frühe nicht länger ihre Geſichter verbergen konnten, zu erkennen.

Wie gränzenlos war Mendoza's Ueberraschung, als er sich jetzt an der Seite des alten Oberhofmeisters seines Vaters, des würdigen Don Paula, erblickte, der seinerseits ebenfalls nicht ohne Verlegenheit dem Moment des Erkennens entgegengesehn, und nun dem jungen Herrn, der ihn noch immer wie eine gespensterhafte Erscheinung anstarrte, eine halb unterwürfige halb lächelnde Miene der Entschuldigung machte.

Sobald Mendoza über die Person des gutmüthigen Alten nicht mehr zweifelhaft sein konnte, und zugleich auf seiner anderen Seite einen ihm gleichfalls wohlbekannten Diener seines väterlichen Hauses sah, fühlte er seine Gedanken über Das, was mit ihm vorgegangen war, plötzlich wie durch einen Blitzstrahl erhellt.

Er glaubte jetzt den ganzen, möglicher Weise zum Grunde liegenden Plan, weshalb man ihn gewaltsam aufgehoben und nun nach Madrid befördern wolle, zu verstehn, und in gewissem Betracht war es ihm unendlich lieb, daß er sich in allen seinen andern Vermuthungen, die ihn bereits bekümmert und gequält, geirrt hatte.

Unter diesen war am peinigendsten für ihn die Vorstellung gewesen, daß Toralba ihn verrathen haben könne, um Dolores in seinen alleinigen Besitz zu bringen, und daß diese, um sich seiner zu entledigen, nicht ohne Antheil an einem solchen Plan geblieben sein möchte.

Diego begriff selbst nicht, wie ihm, der zum Mißtrauen sonst nicht geneigt war, ein Argwohn dieser Art hatte entstehen können. Froh, diesen Gedanken losgeworden zu sein, und zugleich zufrieden, daß ihm auch von keiner andern geheimnißvollen Seite her eine unfreiwillige Reise aufgedrungen worden, beschloß er jetzt, mit der ihm eigenen guten Laune sich in die unabwendliche Lage zu fügen, in die ihn der Wille seines Vaters aus einer Absicht, die er wohl ahnen konnte, versetzt hatte.

Er zog die Vorhänge des Wagens auf, woran ihn seine Begleiter um so weniger hinderten, da man ihm anmerkte, daß er jeden Widerstand aufgegeben. Die Morgensonne blitzte am Saum des Gebirges empor und erweckte mit ihrem Schein in Diego's Seele plötzlich die munterste und lebenslustigste Stimmung, der sich sein leichter Sinn bald mit Ausge-

lassenheit ergab. Denn es war Mendoza's Sache nicht, sich in ein unnützes Grübeln zu verlieren und darüber irgend eine Annehmlichkeit, welche ihm der Augenblick oder die nächste Zukunft bieten konnte, außer Acht zu lassen.

So genoß er jetzt mit Behagen die so frisch zu ihm hereinströmende Morgenluft und die malerische Schönheit des Gebirgspfades, auf dem sich der Weg hinwand; wie auch der Gedanke an Madrid, schon weil er so unerwartet zur Rückkehr dahin sich veranlaßt sah, manchen Reiz für ihn hatte.

Auch auf seinen alten Vater freute er sich, dessen wohlwollende Gesinnungen bei aller äußerlichen Strenge er zu gut kannte, um dem ersten Empfang, von dem er sich allerdings viele Ermahnungen und Zurechtweisungen zu versprechen hatte, mit zu großer Besorgniß entgegenzusehn.

Nachdem er vergebens versucht hatte, seine neben ihm sitzenden Gefährten gesprächig zu machen und ihnen Einiges von dem Geheimniß abzulocken, das ihn zu ihrem Gefangenen gemacht, sang er mit seiner schönen volltönenden Stimme ein Lied vor sich hin, das er vor einigen Tagen gedichtet hatte und das

ein Studentenhymnus auf Liebe und Freiheit war, wo dann jeder Vers mit dem Refrain schloß, daß man ohne die Freiheit keine Liebe und ohne Liebe keine Freiheit hätte. Die Vögel zwitscherten dazu lustig aus den Wipfeln des Waldes herüber und schienen bald neckend bald gefühlvoll einstimmend den Sänger zu begleiten. Dann versank Diego wieder in ein stilles anhaltendes Sinnen, indem er seiner zurückgebliebenen Freunde gedachte, deren Schicksal so ungewiß geworden und deren baldiges Wiedersehn ihm immer zweifelhafter werden mußte, je mehr er sich die nächste Zukunft seiner Verhältnisse, wie sie ihm bevorstanden, überdachte. Er mußte sich sagen, daß die herrlichste und bedeutsamste Gestalt, an die er sich mit aller Hingebung seiner Jugend gehangen, ihm abermals in eine weite Ferne, in eine vielleicht unerreichbare Zukunft gerückt worden.

Aus diesen Betrachtungen riß ihn der lächerliche Anblick seines alten Dieners Lazarillo, den er plötzlich draußen neben dem Kutscher sitzend gewahrte und der sich schon seit einiger Zeit die verschiedenartigste Mühe gegeben hatte, seinem Herrn sein Vorhandensein bemerklich zu machen, was ihm jetzt durch einige heu-

lende Töne, mit denen er einen guten Morgen zu wünschen versuchte, gelungen war.

Du hast mich auch mit entführen helfen, Freund Lazarillo? rief ihm Diego zu.

Ach, gnädigster Herr, entgegnete der Alte, sehe ich wohl aus wie ein Entführer? Mitten im schauderhaftesten Gewitter hat man mich gestern aufgegriffen und mich wahrscheinlich aus Versehen für einen Blitzableiter gehalten, indem man mich hier vorn auf dem Kutschbock förmlich angebunden. Erst seit einigen Stunden bin ich durch die Güte meines fürchterlichen Herrn Nachbars wieder Herr meiner Glieder und finde nun erst recht, daß ich sie nicht rühren kann, indem sie mir von Nässe und Schrecken ganz gelähmt und zerbrochen sind. Auch fährt man hier und fährt, durch Wald und Berg, und es hat den Anschein, als ob das Frühstücken auf dem weiten Erdenrund gänzlich ausgestorben sei.

Das ist noch nicht das Schlimmste was uns erwartet für alle unsere Sünden, die wir in Salamanca zusammen begangen haben, guter Lazarillo, bemerkte Diego, der gern mit seinem alten wunderlichen Liebling seinen Scherz hatte.

Heilige Jungfrau, was haben wir denn für Sünden zusammen begangen in Salamanca? stöhnte der Alte in neuer Angst. Sagt es mir nur lieber jetzt gleich, was ich auf der Folter gestehen soll, damit ich mich nicht erst lange herumquäle. Wenn erst gefoltert wird, Don Diego Hurtado de Mendoza, dann ist mir jede Schandthat recht, die ich gestehen soll, und ich bitte Euch wirklich inständigst, meinen verzweifelten Gedanken auf die Sprünge zu helfen, damit ich auch ein ordentliches Schandthätchen, das bei unserer heiligen Inquisition für voll gelten kann, zu gestehen habe. In diesem Augenblick wüßte ich zum Beispiel gar nichts, was ich vorbringen könnte. Wir haben fleißig und rechtschaffen studirt, wir sind musterhaft im Besuch der Collegien gewesen, wir haben manches hübsche Mädchen geliebt und manchen hungerigen Bettler satt gemacht, der vielleicht im Geheimen mehr baares Geld vorräthig hatte, als wir selber. Das ist unser ganzes Vergehen. Denn den Krawall von gestern Nacht läugnen wir ab, das versteht sich.

Narr, der Du bist, lachte Mendoza, wenn Du nun über den Krawall mit der Folter gefragt wirst?

Wenn es die Waſſerfolter iſt, platzte Lazarillo in ſeiner Herzensangſt heraus, dann geſtehe ich Alles, rein Alles, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen. Die Waſſerfolter, die ich einmal genau habe beſchreiben hören, iſt von der Art, daß man ſie ſchlechterdings nicht aushalten kann. Man wird da in einer hölzernen Rinne feſtgebunden, die aber keinen andern Boden hat, als einen querliegenden Stock, über welchen man nun dermaßen herabfällt, daß die Füße hoch in der Luft ſchweben, während der Kopf an der Erde liegt. Und nun wird Einem hinten in den Schlund ein Stück feine getränkte Leinwand eingeſchoben, die zugleich die Naſenlöcher verſchließt. Dann aber, Du mein herzliebſter Herr Jeſus, wird in Mund und Naſe Waſſer gegoſſen, welches nun langſam aber unaufhörlich und immerfort durchſieben muß, ſo daß man beſtändig ſchlucken muß und doch nicht ſchlucken kann, und beſtändig Athem holen möchte und doch keine Luft bekommt. Das iſt nun ein ewiges Schnappen nach Waſſer und Luft, und dabei dringt das Waſſer in das Gehirn ein, und allmählig platzen alle Blutgefäße im Kopf und in der Bruſt, und von den Schlingen, mit denen man feſter und feſter an die Rinne

gebunden wird, fällt Einem das Fleiſch vom Leibe ab. Gott, mein Gott, wenn ich mir das denke, ſo ſpannt ſich mir vor Entſetzen die Haut am ganzen Leibe als wenn ſie mir platzen ſollte. Ja, ja, die Inquiſition und die Religion ſind doch große Erfindungen!

Ihr ſeht, würdiger Don Paula, ſagte Diego, indem er ſich jetzt an den ihm ſtill zur Seite ſitzenden Oberhofmeiſter wandte, — Ihr ſeht, welche gute Reiſeunterhaltung Ihr uns verſchafft habt, indem Ihr auch dieſen ſeltſamen Patron mit aufgeladen, welches eigentlich eine zarte Aufmerkſamkeit für mich iſt, für die ich Euch noch gar nicht einmal meinen Dank abgeſtattet habe.

Oh, ich habe immer nur den mir gewordenen Befehlen zu gehorchen, erwiederte Don Paula mit der eigenthümlichen ernſthaften und doch ſelbſtgefälligen Grandezza, welche die höher geſtellten Diener vornehmer Häuſer leicht annehmen.

Von Euerm allergnädigſten Herrn Vater, ſetzte Paula mit einer unterwürfigen Verbeugung hinzu, war mir der beſondere Auftrag geworden, auch Dero in der letzten Zeit ſo rühmlich bekannt gewordenen Die-

ner mit nach Madrid zu bringen, da Seine Excellenz Ihr Herr Vater den ausdrücklichen Wunsch gehegt haben, besagtes Exemplar, das sein talentvoller Herr Sohn einer besonderen Beschreibung in einem schön gedruckten Buche gewürdigt, ebenfalls mit ihrem hohen näheren Anblick zu beehren. —

Mendoza hatte diese förmliche Sprache der Unterwürfigkeit lange nicht gehört, und zugleich war es ihm in dem freien und studentischen Treiben, das er zu Salamanca geführt, fremd geworden, seine eigene Person mit einer so feierlichen Rücksicht und mit Abmessung seiner Standesvorzüge behandelt zu sehn.

Man hat meine Lebensgeschichte des Lazarillo also auch in Madrid gelesen? fragte er den Alten, der in seinem Wesen die größte Demuth und Abrichtung auf das Ceremoniell mit einer nicht minder bestimmten Haltung und Festigkeit vereinigte.

Paula neigte seinen Kopf in einer tiefen Verbeugung bis auf sein Knie und sagte dann vorsichtig: Es ist in den Appartements Seiner Excellenz viel davon die Rede gewesen, und ich hörte daß der Beichtvater des Kaisers, der hochwürdige Herr Bischof Garcia von Osma, sich darüber gegen Dero Herrn Vater äußerte.

Und was ſagte denn der hohe geiſtliche Herr, der jetzt einer der wichtigſten Männer Spaniens iſt? fragte Diego geſpannt.

Ach, erwiederte Paula zögernd, der Herr Biſchof Garcia von Osma waren ſehr gnädig und ſagten, daß Don Diego Hurtado de Mendoza fürs Erſte nicht verbrannt werden ſollten, weil man jetzt, glücklicher Weiſe für ihn, ganz andere Dinge im Kopfe habe. Es iſt wahr, der italieniſche Krieg macht dieſen großen Herrn jetzt gar zu viel zu ſchaffen, und da können ſie wohl nicht ſolche Aufmerkſamkeit auf ein Buch verwenden, wie es ſonſt wohl ziemlich und den Verdienſten eines ſo berühmten jungen Herrn angemeſſen wäre.

Diego vernahm nicht ohne einige Betroffenheit dieſe ſeltſame Aeußerung, die ihm halb lächerlich halb aller Beachtung werth erſchien.

Mein Vater ſieht wohl den Biſchof von Osma jetzt häufig bei ſich, fragte er darauf zerſtreut.

Seine Excellenz ſind ſehr vertraut mit ihm, erwiederte der alte Diener mit ehrfurchtsvoller Gebärde. Auch der Herzog Alba kommen jetzt häufig zu uns, und in der vorigen Woche hatten wir ein Feſt in

unſerem Palais, dem auch der Kaiſer ſelbſt mehrere Minuten lang die unvergleichliche Gnade ſeiner Gegenwart ſchenkten. Es ging bei uns ſo glänzend her an dieſem Abend, wie man es noch bei keinem ſpaniſchen Granden bisher geſehen haben ſoll. Die ganze vornehme Welt Madrids drängte ſich in unſern von Gold und Purpur ſtrahlenden Gemächern, und die Bewirthung an der Tafel, die ich allein angegeben, und die alle Koſtbarkeiten und Seltenheiten der Erde vereinigte, betrug nicht mehr und nicht weniger als ſechstauſend Ducaten! —

Dieſe vorläufigen Nachrichten aus dem väterlichen Hauſe in Madrid, mit denen der alte Oberhofmeiſter ihn noch eine Zeitlang zu unterhalten fortfuhr, ſchienen einen eigenthümlichen Eindruck bei Mendoza hervorzubringen. Er konnte ſich ſelbſt nicht abläugnen, daß es ihm in dieſem Augenblick ein angenehmes Gefühl verurſachte, einer in ſo bedeutendem Anſehen ſtehenden Familie anzugehören und einen ſo glänzenden Namen zu tragen, der auf den Höhen des ſpaniſchen Lebens ſtand.

Zum erſten Mal drängte ſich ihm dieſe Bemerkung in einem Lichte auf, in dem er bis dahin ſeine per-

ſonlichen Verhältniſſe noch nie angeſehen hatte. Sich in den Hintergrund des Wagens zurücklehnend, unterbrach er die Unterhaltung und ergab ſich in der Stille ſeinen Gedanken, die in die Zukunft hinausflogen und ihm ſein Leben auszumalen ſuchten, wie es ſich jetzt für ihn geſtalten könnte.

Bisjetzt hatte er in Salamanca mit niedrigen Leuten gelebt und daran die höchſten Ideen geknüpft. Es ſchien ihm lockend, dieſe Ideen, an denen er ewig feſtzuhalten ſich gelobte, nun auch ungeſcheut und kühn in die höchſten Kreiſe hineinzutragen und ihnen dort Geltung, Huldigung und Verwirklichung zu verſchaffen.

So träumte er ſich die nächſte Aufgabe ſeines Lebens zurecht und er mußte ſich geſtehen, daß ſie etwas Neues, Blitzendes und Großartiges hatte. Sein Studentenleben, ſeine Bettler und Gauner, begannen ſchon in eine weite dämmernde Ferne hinter ihm zurückzutreten. An ihrer Stelle ſah er ſich von ſtolzen goldſchimmernden Granden, von berühmten Herzögen, von mächtigen und feinen Cavalieren umgeben, denen er lange freiheitflammende Reden hielt. Die Vögel der Berge, die kurz vorher ſeinen Refrain von Freiheit und Liebe begleitet hatten, waren dem Wagen

gefolgt und umſchwirrten jetzt mit lauten kreiſchenden Tönen die neuen Lebensträume.

In dieſer Weiſe mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und gewiſſermaßen alle Hände voll zu thun habend, um ſich für die Zukunft einzurichten, brachte er ſtill und einſylbig den übrigen Theil der Reiſe nach Madrid zu, wo er ſpät am Abend des andern Tages anlangte. —

2. Vater und Sohn.

Als Mendoza in die Thore von Madrid einfuhr, begann ihm ſein Herz in ſtärkeren Pulſen zu ſchlagen, indem ihm der Gedanke an die erſte Wiederbegegnung mit ſeinem Vater doch einige Beklommenheit verurſachte. Die ihm wohlbekannten Straßen der Hauptſtadt lagen ſchon in nächtlicher Ruhe da, die nur durch das weithin tönende Rauſchen der Brunnen auf den Plätzen, durch die Zitherklänge einer Serenade, oder durch den klirrenden Tritt einer Patrouille unterbrochen wurden. —

Endlich hielt der Wagen in der prächtigen Straße Alcala ſtill, und Diego erkannte den Palaſt ſeines Vaters, aus deſſen hohen Bogenfenſtern ihm plötzlich eine tageshelle feſtliche Beleuchtung entgegenſchimmerte. Es ließ ſich bald bemerken, daß große Geſellſchaft im Hauſe verſammelt war und Diego ſprang raſch die Marmortreppe hinauf, welche mit einer Schaar

pomphaft geſchmückter Diener, die ihrer Herrſchaften zu harren ſchienen, bedeckt waren.

Diego ließ ſich von Paula ſogleich in ſeine Zimmer führen, welches noch dieſelben waren, die er vor ſeinem Abgang nach Salamanca inne gehabt und wo einzelne umherliegende Gegenſtände, Bücher, Malereien, Waffen, hierundda auch ein etwas vergildtes Liebespfand, das er von einer damals angebeteten Schönen erhalten, ihm die Beſchäftigungen jener Zeit plötzlich ins Gedächtniß zurückriefen.

Es war ihm jedoch jetzt nicht danach zu Muthe dieſem Eindruck weiter nachzuhängen, ſondern er ſah unruhig jeden Augenblick nach der Thür, um auf die durch Paula geſchehene Meldung ſeiner Ankunft eine Beſtellung ſeines Vaters oder dieſen ſelbſt zu gewärtigen.

Nach einigen Minuten brachte Paula die Nachricht zurück, daß der Kanzler, denn zu dieſer Würde war Mendoza's Vater inzwiſchen erhoben worden, ſeinen Sohn in deſſen Zimmer aufſuchen würde, ſobald ihn ſeine Geſellſchaft verlaſſen.

Mendoza warf ſich unmuthig über dieſe Verzögerung auf das Kanapee, wo ihn die Ermüdung der

Reiſe, wie ſehr er ſich auch wach zu erhalten ſtrebte, bald in einen tiefen Schlummer verſetzte.

Die Berührung einer Hand, welche ihm die über ſeine Stirn gefallenen Locken zurückſtrich, erweckte ihn, und die hohe mächtige Geſtalt ſeines Vaters, der ihn ernſt anblickte, ſtand vor ihm.

Diego ſprang mit lautem Ausruf empor, um ſeinem Vater zu Füßen zu ſtürzen, wohin es ihn im Gefühl, daß er ihn gekränkt habe, unwiderſtehlich zog. Aber der Kanzler hinderte ihn daran, indem er ihm in würdevoller Gemeſſenheit die Hand reichte und ihn kalt aber ohne einen zürnenden Ausdruck in ſeinem unbewegten Geſicht zu ſich erhob.

Ich habe Dich etwas gewaltſam von der hohen Schule abrufen müſſen, Diego, ſagte er zu ihm. Du warſt im Begriff Dir Deine ganze Lebenslaufbahn zu verderben. Ich hatte Dich in der letzten Zeit genau beobachten laſſen und mir war, wie ich glaube, kein einziger Deiner Schritte unbekannt geblieben. Unter der Bedingung, daß ich die Verantwortung für Dich übernommen, warſt Du mir überlaſſen worden, ſonſt hätten ſich ſchon dunklere Mächte, die Du thöricht herausgefordert haſt, in Dein Schickſal gemiſcht. So

gelang es mir mit Hülfe meiner Freunde, Dich noch am Rande dieſes fürchterlichen Abgrundes, dem Du in Deinem Jugendwahn zutaumelteſt, zu mir emporzureißen. Du biſt jetzt hier, und haſt Deine Vergangenheit, an der mich Einiges gefreut und Vieles betrübt hat, für abgeſchloſſen zu betrachten. Ich werde dafür ſorgen, daß es Dir an neuen Beſchäftigungen nicht fehlt, die Dich auf des Lebens wahren Zweck und Inhalt hinweiſen können. Es iſt Zeit daß Du erfährſt was das Leben iſt, und darum ſollſt Du unter meiner Leitung in die Geſchäfte eintreten. Es ſoll Dir nichts ſchaden, daß Du bisher Gedichte gemacht und von der Freiheit der Völker geträumt haſt. Solche Subtilitäten ſind immer eine gute Vorbereitung für die höhere Staatskunſt, für die ich dich brauchbar zu finden hoffe. Wir werden uns morgen wiederſehn. Für heut gute Nacht. —

Nach dieſer Rede, welche der alte Kanzler in einem beſtimmten, geſchäftsmäßigen und unabweislichen Ton gehalten, drehte er ſich kurz um, und wollte in derſelben majeſtätiſchen Haltung, in der er gekommen war, das Zimmer wieder verlaſſen.

Der junge Mendoza aber trat ihm lebhaft in den

Weg und bat den Vater, ihm in einem ſo wichtigen Moment noch einige Augenblicke der Unterredung zu vergönnen.

Ich habe nur noch wenige Minuten Zeit, erwiederte der alte Herr, ſich halb umdrehend. Es ſind noch einige meiner Gäſte im Saal zurückgeblieben, mit denen ich im Vertrauen eine Sache zu beſprechen habe. Mein Sohn, wir feierten heut in einer kleinen Geſellſchaft die Siegesnachricht von der Schlacht bei Pavia. Seine Majeſtät der Kaiſer hat in der Hoheit ſeines milden Sinns befohlen, daß keine öffentlichen Feſtlichkeiten dieſen Triumph über ſeinen hartnäckigen und leichtfertigen Gegner König Franz verkündigen ſollen. Aber im Stillen durfte eine ausgewählte Zahl ſeiner getreueſten Diener ſich hier verſammeln, um eine Nachricht feierlich zu begehn, welche der Glorie unſeres Kaiſers wieder einen neuen Lichtſtrahl hinzufügt, denn König Franz von Frankreich iſt nicht nur beſiegt in Italien, ſondern auch der Gefangene des Kaiſers geworden. Preiſe Dich glücklich, daß Du gerade zu einer ſo frohen Zeit in Madrid angelangt biſt! —

Dieſe Nachricht verfehlte nicht einen bedeutenden

Eindruck auf Mendoza hervorzubringen. Die heftige Entgegnung, welche er schon gegen die geäußerten Ansichten seines Vaters auf der Zunge hatte, drängte sich ihm wie von selbst wieder zurück. Er fühlte, daß er in eine neue Sphäre eingetreten sei, wo es sich um Entscheidungen großer Weltgeschicke handele, und wo das von ihm längst ersehnte Feld der historischen Thaten ausgebreitet vor ihm liege. Es war ihm in diesem Augenblick, als wenn Politik und Geschichte zum ersten Mal wie eine scharfe Luftströmung seine Wange gestreift und sich in eine unmittelbare Berührung mit ihm gesetzt hätten, wie er sie noch nie empfunden.

Und was wird man über den gefangenen König beschließen? fragte er lebhaft, indem er aus tiefem Nachdenken plötzlich emporfuhr.

Der Kaiser hatte uns heut Morgen deshalb zu einem Rath berufen, erwiederte der Kanzler, und ich habe darin die Meinung vertreten, daß wir alle möglichen Vortheile aus diesem Umstand ziehen sollen und daß wir den König Franz nicht eher freilassen dürfen, als bis er Bedingungen erfüllt, welche geeignet sind unsere Herrschaft in Italien zu befestigen und die Ohmacht Kaiser Carls in allen streitigen Puncten anzu-

erkennen. Dahin wird es denn wohl auch kommen, mein Sohn, obwohl mein Freund, der Bischof Garcia von Osma, den Kaiser zu einem ganz andern Verhalten zu überreden gesucht, indem er will, daß Carl bei diesem Sieg eine christliche Ueberwindung beweisen, an seinem Gegner durch Edelmuth und Wohlthaten sich einen neuen Bundesgenossen erwerben und dann gemeinsam mit ihm die alten Feinde der Christenheit, die Türken, und die neuen noch schlimmeren Feinde, die deutschen Ketzer, bekriegen solle. Doch haben wir uns jetzt darüber geeinigt, daß der Kaiser äußerlich den Wünschen seines Beichtvaters folgen und darin zugleich dem Drang seines eigenen christlichen und ritterlichen Sinnes nachgeben könne, daß aber unter diesem schönen und alle Gemüther bezaubernden Schein, der dem Kaiser so wohl stehen würde, dennoch den strengsten Anforderungen der Politik nichts vergeben werden solle. So hat der Kaiser heut nur in der Kirche seinen stillen und demüthigen Dank dargebracht, während Alba, Gatinara und ich gleichzeitig den Entwurf zu den keineswegs wie Honig schmeckenden Bedingungen für König Franz aufgesetzt haben. Du siehst, Freund Diego, ich fange schon an Dir zu

vertrauen und Dich Einblicke in die schwebenden Fragen der Politik gewinnen zu lassen, welche hoffentlich bald einen größeren Reiz für Dich haben werden als alle Schulträume von Salamanca. —

Obwohl Diego sich durch die bestimmte und harte Weise, in der sein Vater so ohne Weiteres über ihn verfügen wollte, verletzt fühlte, so mußte er doch zugleich heimlich einräumen, daß diese Mittheilungen, welche ihm der Kanzler gemacht, ihn bereits bedeutend angeregt und ihm das stolze Gefühl erweckt hatten, eine so wichtige Nachricht aus erster Hand empfangen zu haben!

Indeß wollte es ihn doch auch treiben, jenen Gedanken und Bestrebungen, welche bisher die göttliche Nahrung seiner Jugend gewesen, Ausdruck und Haltung zu verschaffen, um seinem auf politische Kunst und Regierungsklugheit stolzen Vater gegenüber ihr unbestreitbares Recht hervorzuheben.

So stürzte er die glühende Frage heraus: Und wie, mein Vater, kommen die Wünsche der Völker dabei zu Gehör und Recht? Ihr da oben wollt immer nur siegen, erobern, regieren, Ihr wollt immer nur Politik machen, und bedenkt nicht, daß der Stoff,

in dem Ihr arbeitet und den Eure Regierungsweisheit knetet, nicht Thon und Erde, sondern etwas Lebendiges, ein blutwarmes, gefühlvolles Dasein, daß es das Volk ist, das unter Euern Händen zuckt und sich in seinem innersten Wesen modeln lassen muß nach kalt berechneten und ihm gänzlich fremden Absichten. Ihr sorgt vortrefflich für den Glanz und Ruhm des Kaisers, für das Ansehen und die Stärke der Regierung, aber was thut Ihr, um die Bürde des Volks zu erleichtern, um es aus seinen schmachbedeckten Tiefen zur Höhe der ihm bestimmten Herrschaft allmählig herauszuheben, und ihm das stärkende Bewußtsein zu eröffnen, daß nichts über das Volk geht, daß Alles aus dem Volke kommt und Alles für das Volk geschehen muß!

O, mein Freund, erwiederte der Kanzler in seiner schneidenden Ruhe, das sind blanke Phrasen, welche die Jugend stolz als Goldstücke ausgiebt, die aber in der wirklichen Welt, wie sie ist, nur den Werth von imaginairen Zahlpfennigen haben. Durch die starke Verausgabung solcher Zahlpfennige kommt die liebe Jugend dann leicht in den Verdacht der Falschmünzerei, und hüte Dich, Diego, die Gesetze gegen derar-

tigen Betrug ſind ſtreng! Du haſt Dich übrigens ſo ſtark verwickelt, daß, wie ich Dir hiermit eröffnen muß, fürs Erſte Deines Bleibens in ſpaniſchen Landen nicht iſt, da ich vielleicht ſchon in der nächſten Zeit nicht mehr im Stande ſein würde Dich zu ſchützen. Auch darfſt Du mein Palais nicht anders als in meiner Begleitung verlaſſen, was in mehrfacher Beziehung gut ſein wird, auch inſofern daß Du nicht hier in der Stadt ſo freigebig mit jenen Goldſtücken umgehſt, von denen wir eben geſprochen haben.

So laß mich nach Paris gehn, fiel Diego ſeinem Vater ins Wort, und dort an der Sorbonne, wie ich mir längſt gewünſcht habe, meine Studien fortſetzen!

Nein, Diego, erwiederte der alte Mendoza, Dein Curſus iſt beendigt und mit den Wiſſenſchaften wollen wir es einſtweilen für Dich dahingeſtellt ſein laſſen. Du haſt für jetzt genug gelernt und mehr Wiſſenſchaft dürfte mehr Lockſpeiſe für gewiſſe gefährliche Triebe Deiner Natur ſein. Die Wiſſenſchaft fängt überhaupt in dieſer Zeit an eine Rolle zu ſpielen, die uns Staatsmännern nicht angenehm iſt. Die Wiſſenſchaft verbündet ſich mit dem neuerungsſüchtigen und ketzerhaften Volksgeiſt, und verſteht denſelben mit un-

geahnten Angriffswaffen, an welche die Regierungen gar nicht gedacht haben als sie hohe Schulen und Universitäten zuließen. Es giebt jetzt Leute, die aus der Wissenschaft eine Volkssache und aus der Volkssache eine Wissenschaft machen wollen. Das Ritterthum war schön und groß, mein Sohn, und es war leicht, mit demselben zu regieren. Das Wissenschaftthum, das sich jetzt breit machen will, ist häßlich, und bläht sich mit giftiger Arglist, geheimen Ränken und offener Empörung in seinem Schooße. Es wird bald recht schwer sein, mit diesem Wissenschaftthum zu regieren, welches die Wurzel unseres religiösen und politischen Lebens schon so angenagt hat, daß man nicht einsieht worauf künftige Zeiten stehen werden. Die heilige Inquisition thut zwar hier das Ihrige nach Kräften, aber sie hat uns doch noch immer nicht das rechte Mittel gefunden, wie wir den Geistern Stillstand gebieten können. Dies Wissenschaftthum, mein Sohn, haben uns die Italiener und die Deutschen ausgeheckt, zwei gleich unglückliche Völker, denen man es überlassen mag, an ihrer Wissenschaft zu ersticken, weil sie es doch damit nicht weiter bringen können. Wir Spanier aber sind ein lebhaftes, thatenreiches

Volk, das bei den Ideen nicht stehen bleibt, sondern sie immer sogleich in Fleisch und Blut und in praktische Wirklichkeit zu verwandeln suchen wird. Darum ist uns die Wissenschaft gefährlicher als allen andern Nationen, und wir müssen darum auch vorsichtiger und zurückhaltender mit ihr umgehn. Der Kaiser kann uns auch darin, wie in allen Stücken, das hohe Vorbild musterhaften und nacheifernswerthen Benehmens sein. Der Kaiser hat sich zur Wissenschaft in ein Verhältniß gestellt, daß sie ihm gar nichts anhaben kann. Er will der wahre Ritter seiner Zeit sein und so ist ihm auch das Ritterliche der höchste Inbegriff seines Lebens und Wirkens geworden. Erkenne, mein Sohn, daß uns der Kaiser immer als der Höchste und Größte vorangeht, und so reicht keine zweifelnde und klügelnde Wissenschaft dieser Tage an sein glänzendes Ritterbild heran. —

Nach dieser ausführlichen Rede, welche der Kanzler theilweise mit einer ihm selten eigenen Lebhaftigkeit betont hatte, heftete er seine durchdringenden Augen scharf auf Diego's Gesicht und suchte den gewünschten Eindruck darauf zu lesen.

Diego aber sagte heftig: Ich werde mich nie mit

einer Politik vertragen, welche nicht die Herrlichkeit des Volkes über alle anderen Herrlichkeiten ſtellt, und nur der Herrſcher iſt mir der Höchſte und Größte, welcher die Kraft des Volkes zu der ſeinigen gemacht! Der Herrſcher verhält ſich zum Volke wie der Künſtler zur Natur. Die Natur wird doch ewig die Meiſterin und Göttin aller ſeiner Werke bleiben. Die Natur macht erſt den Künſtler, wie das Volk erſt den Kaiſer macht!

Du ſprichſt von Dingen, die nicht ſind, entgegnete der alte Mendoza, mit einem Anflug von verächtlichem Spott. Das Volk iſt eine blöde, ungelenke, lebensunfähige Maſſe. Wenn Du ihm Herrlichkeit zuſchreibſt, ſo kann es doch keine andere Herrlichkeit an ihm geben als die, daß es einen Herrn hat, des Volkes Herrlichkeit iſt ſein Herr, denn es kann durch ſich ſelbſt nicht beſtehen, und es wird nur das, was die geſchickte und mächtige Hand ſeines Herrn aus ihm macht! Der Stoff an ihm iſt nichts werth, und die Form, die wir ihm geben, gehört ihm nicht. Was iſt alſo an ihm? — Jetzt begieb Dich zur Ruhe, mein Sohn, ich hatte vorher Deinen Schlummer unterbrochen, Morgen früh werde ich Dir das große

Weisheitsbuch des Macchiavelli schicken, des einzig redlichen Mannes unter den Gelehrten! Der wird Dir sagen, was das Volk ist, und was dem Volke gegeben werden muß.

Ich kenne ihn, ich lese ihn täglich! erwiederte Diego rasch. Es ist das große Mysterium des Despotismus, welches er lehrt, und das ich nicht zu fassen vermag, und niemals fassen werde. Mein Vater, gebt mir Euern Segen, überlaßt mich den Träumen meiner Jugend und dem Drang meines Herzens, und Gott weiß es, ich werde nicht verloren gehn! Du aber meines Bleibens hier nicht sein soll, so gestattet mir, mich nach Paris zu begeben! Und das morgen schon, denn mir ist als würde mir hier in Madrid der Boden unter den Füßen heiß werden!

Du hast so große Eile fortzukommen? sagte der Kanzler lächelnd. Es ist möglich daß Du morgen schon abreist, aber nicht nach Paris. Du sollst morgen dem Kaiser vorgestellt werden. Ich hoffe, daß sich eine günstige Minute dazu finden wird. Der Kaiser weiß schon von Dir. Es kommt nur darauf an, wie Du ihm persönlich gefällst. Danach, Freund Diego, werden sich auch unsere Reisepläne richten! —

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und Diego blieb in der aufgeregtesten und seltsamsten Stimmung zurück.

Die ihm unerwartete Aussicht, dem Kaiser persönlich vorgestellt zu werden, versetzte ihn plötzlich in einen Taumel der widersprechendsten Empfindungen, deren er nicht in sich Herr zu werden vermochte.

Ungestüm warf er sich auf sein Lager, nicht um zu schlafen, sondern um die verschiedenartigsten Gedanken, die Gehör von ihm verlangten, in sich durchzuarbeiten und zu einem Abschluß zu bringen. In solchen Minuten innerer Qual vollbringen sich oft die größten Entscheidungen, welche das ganze Leben betreffen. Diego glaubte über eine solche Entscheidung in sich klar geworden zu sein, als die ersten Strahlen des anbrechenden Morgens auf sein schlummerloses Lager fielen. Seine erschöpften Lebensgeister vermochten sich nicht länger wach zu erhalten, und mit einem tiefen Seufzer ließ er seinen Kopf in die Kissen zurücksinken. —

3. Carl der Fünfte.

Diego hatte bei seinem Erwachen nicht mehr Zeit seine Ueberlegungen fortzusetzen, indem seine Augen sogleich auf den alten Paula fielen, der an seinem Bett stand und ihm die Botschaft seines Vaters überbrachte, daß er sich in einer Stunde bereit halten möge mit ihm auf das Schloß zu fahren und dem Kaiser vorgestellt zu werden.

Mit einem frischen Entschluß sprang er aus dem Bett und war nicht wenig verwundert, statt seiner gestern abgelegten Studentenkleider neue bei weitem prächtigere ausgebreitet zu finden, auf welche der Diener mit einer ernsten wichtigen Miene hindeutete.

Diego sah, daß, wenn er sich überhaupt ankleiden wollte, er sich zu diesen von Gold und Seide rauschenden Gewändern entschließen müsse, durch die er, nach der Bestimmung seines Vaters, zum ersten Mal ein seinem Stande und dem Glanz der Hofverhältnisse angemessenes Ansehen erhalten sollte.

Zuerſt war es ein ſpöttiſches Lächeln, mit dem er dieſe glänzenden Kleider auseinanderlegte. Er, ein Schwärmer für Freiheit und Volkswohl, ſollte auf Einmal im Gewande des Höflings erſcheinen, und ſeine ſtolze Bruſt, welche bisher die Großen der Welt verachtet und nur die Bettler an ſich gedrückt hatte, von goldenen Ketten und Schnüren umſpannen laſſen.

Dies kam ihm für den erſten Augenblick ſo ſeltſam vor, daß er ſich laut belachen mußte, als er jetzt durch die Anlegung eines Stückes nach dem andern die Umwandelung aus dem Studenten zum Cavalier vollbrachte.

Indeß konnte er ſich doch auch nicht läugnen, daß die neue Geſtalt, in der er ſich ſelbſt zu ſeiner Ueberraſchung entgegentrat, Vortheile der Erſcheinung darbot, auf die er früher noch nicht an ſeiner Perſon geachtet hatte. Es dünkte ihn, er ſei größer, voller und gewichtiger geworden, und indem er ſich in dieſer ihm noch ungewohnten Tracht zu bewegen ſuchte, fand er daß man eben ſo kühn und unternehmend darin ausſehen könne als in dem Wams und Kragen des Studenten, worin er ſich eigentlich oft behindert und nicht frei genug gefühlt hatte.

Diego überredete sich, es sei originell daß der Mann des Volkes plötzlich im seidenen Hofgewand stecke, und in dieser Idee, in der er sich zu seiner ganzen natürlichen Keckheit herausgefordert fühlte, beschloß er auch, sich dem Kaiser ganz so zu zeigen wie ihm innerlichst zu Muthe war und wie er sich längst in seinen hochfliegenden Träumen gewünscht hatte einmal vor Einem der Erdengötter mit kühn emporgerichteter Stirn und gewissermaßen in aller unbeugsamen Hoheit der Jugend dazustehn.

Von dem inzwischen für ihn aufgetragenen Frühstück nahm er nur wenig und stürzte dann eiligst fort, um seinen Vater in dem Kabinet, wohin er bestellt war, aufzusuchen.

Der alte Kanzler musterte seinen Sohn mit ernsten aber wohlgefälligen Blicken, enthielt sich jedoch jeder Bemerkung über die äußere Veränderung, welche mit Diego vorgegangen war.

Der Kaiser, sagte der alte Mendoza, wird die Gnade haben Dich noch heut seines hohen Anblicks zu würdigen. Und obwohl ich gern gewünscht hätte, Dich vorher noch besser zu diesem wichtigen Moment Deines Lebens vorbereiten zu können, so mußten wir

doch mit dieſer Audienz eilen, da die Kaiſerliche Majeſtät morgen ſchon wieder nach Toledo abreiſen dürfte. Ich überantworte Dich nun, Diego, Deinem guten Geſchick und dem Genius der Klugheit, der Dich leiten wird!

Diego erwiederte nur mit einer allgemeinen Verſicherung, wie er ſie der Höflichkeit wegen ſeinem Vater ſchuldig zu ſein glaubte. Dann folgte er halb träumend halb von den feurigſten Entſchlüſſen bewegt dem Kanzler, welcher ihm voranſchritt, um den prächtigen, von vier herrlichen Roſſen gezogenen Staatswagen zu beſteigen.

Diego erblickte an dem Wagen zum erſten Mal wieder das ſchöne, in Gold und Silber kunſtreich ausgeführte Wappen ſeiner Familie, durch welches dieſelbe ſich als eines der älteſten und edelſten Geſchlechter Spaniens erwies. Er konnte ſich nicht abläugnen, daß er in dem Augenblick, wo er jetzt in den Wagen ſtieg, es mit einigem Vergnügen ſich betrachtet hatte. —

Das Schloß, in welchem Kaiſer Carl während ſeines Aufenthalts in Madrid ſeine Hofhaltung aufſchlug, war ſchnell erreicht. Die Lakaien öffneten den

Schlag, und als Vater und Sohn sich in das Innere des Palastes begaben, konnte Diego an der grossen Beeiferung, mit welcher alle zum Dienst anwesenden Hofleute ihnen entgegenkamen, wahrnehmen, wie gewichtig und einflußreich die gegenwärtige Stellung seines Vaters hier gehalten wurde. —

Nachdem sie einige Augenblicke in einem Audienzgemach still gewartet hatten, öffnete sich das Kabinet, in welchem der Kaiser sich befand. Diego fühlte sein Herz in mächtigen Schlägen pochen, aber es war nicht die Gestalt des Kaisers die jetzt zu ihnen heraustrat, sondern der Beichtvater des großen Monarchen, der würdige Bischof Garcia von Osma, begrüßte den alten Mendoza mit so viel Herzlichkeit, als das feierliche Wesen des Prälaten nur immer zuließ. Diego wurde ihm vorgestellt und empfing mit einem freundlich klingenden Gruß zugleich einen so durchbohrenden und vielsagenden Blick aus den schwarzen stechenden Augen des alten Bischofs, daß Diego mit Betroffenheit fühlte, er sei hier schon hinlänglich bekannt, und werde Mühe haben seine Vergangenheit für sich unschädlich zu machen, wenn es ihm überhaupt jemals darauf ankommen sollte.

In dieſem Augenblick erhob ſich aus einem benachbarten Saal des Schloſſes eine treffliche Muſik, welche jedes weitere Geſpräch unterbrach und um ſo mehr zu einem aufmerkſamen und bewundernden Zuhören aufforderte, als dies die berühmte niederländiſche Capelle des Kaiſers war, deren in der That ausgezeichnetes Spiel ihn jeden Morgen unterhalten und erbauen mußte, indem er entweder unter ihren Klängen ſeine ſtreng und regelmäßig abgehaltene Hausandacht verrichtete, oder ſie in einem angränzenden Saal, nach dem die eine Thür ſeines Kabinets ſich öffnete, ihre von vierzig Muſikern meiſterhaft ausgeführten Stücke vortragen ließ.

Diego hatte bisher nicht Gelegenheit gehabt dieſe vielbewunderte Capelle zu hören und brach jetzt unwillkührlich in einen lauten Ruf des Entzückens aus, indem ihn, der auch in der Muſik ſich etwas verſucht hatte, das reine, innige und ausdrucksvolle Spiel dieſer Künſtler hinriß.

Es giebt keine ſchönere Muſik in der ganzen Welt, ſagte er bei einer Pauſe, denn es iſt ein hoher, göttlich milder Geiſt, der über dieſen Leiſtungen ſchwebt und ſie leitet!

Der alte Mendoza ſah bei dieſen Worten ſeines Sohnes den Biſchof von Osma mit einer leichten aber bedeutſamen Verbeugung an, worauf der Prälat ein wohlgefälliges Lächeln nicht unterdrücken konnte, indem er ſagte: Ei, ei, lieber Kanzler, was für einen Schmeichler haben Sie mir da in Ihrem Herrn Sohn vorgeſtellt!

Diego begriff erſt allmählig den Sinn dieſer Wendung, indem ihm einfiel wie dieſe Muſik-Capelle unmittelbar unter die Leitung des Beichtvaters des Kaiſers geſtellt ſei und daß mithin der hochwürdige und kenntnißreiche Prälat, deſſen Verdienſte dabei allerdings nicht in Abrede zu ſtellen waren, leicht die allgemeine Aeußerung auf ſeine eigene Perſon hatte beziehen können, wozu freilich wohl erſt die liſtige Hindeutung des alten Mendoza den Anſtoß gegeben.

Diego mußte ſich ſagen, daß ſein Vater hier auf die unſcheinbarſte Weiſe das Meiſterſtück eines Hofmanns vollbracht habe, und indem er ſich daran ergötzte, konnte er zugleich einige Bewunderung für dieſe Geſchicklichkeit ſeines Vaters nicht unterdrücken.

Der Biſchof ſagte darauf freundlich: Meine Muſiker haben jetzt das ihrige gethan. Ich werde nun

im Cabinet des Kaisers nachsehn, ob es ein günstiger Augenblick ist, den jungen Mann vorzuführen und zu den Diensten des Kaisers, wie Ihr doch beabsichtigt, zu empfehlen. Ich bin recht gern bereit, dabei förderlich zu sein, wie ich es nur vermag.

Der Prälat öffnete vorsichtig die Thür des Kabinets und verschwand dann auf einige Augenblicke hinter derselben. Es konnte für Diego nichts Günstigeres eintreten als daß der allvermögende Beichtvater des Kaisers, der alle Entschlüsse und Stimmungen desselben beherrschte, ihm sein Wohlwollen zuzuwenden begonnen.

Der Bischof war wieder herausgetreten und bedeutete ihnen mit einer freundlichen Gebärde, daß der Kaiser auf eine vortheilhafte Weise vorbereitet sei. Der Kanzler nahm darauf seinen Sohn bei der Hand und führte ihn in das Kabinet. Diego stand vor dem Kaiser. —

Ein großes feuerstrahlendes Auge, das einen durchdringenden Blitz auf ihn hervorschoß, war das Erste, wodurch Diego die überlegene Erscheinung des Herrschers empfand, den er jetzt in einer Gestalt, die er sich größer und hervorragender gedacht, die aber doch

in ihrer milden Zurückhaltung einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn machte, sich gegenüber sah.

In dem kleinen Gemach, in welchem der Kaiser sich befand, herrschte ein träumerisches Halbdunkel, das Carl in solchen Augenblicken, wo er seiner im angränzenden Saal aufgestellten Capelle in andächtiger Hingebung zu lauschen pflegte, um sich her verbreiten ließ, indem er dann in seinem prächtig geschnitzten Lehnstuhl ruhte und, größtentheils die Hand mit den Augen bedeckend, sich seinen Gedanken, Sorgen und Launen hingab, deren der Kaiser immer viele zu bewältigen hatte.

Indem Carl jetzt mit einer in seiner ersten Jugend ihm besonders eigenen Langsamkeit sich den Eintretenden einen halben Schritt entgegen bewegte, hatte er zuerst etwas Verträumtes, Träges und in sich Zerflossenes in seinem Wesen, durch das sich Diego auf eine merkwürdige Weise überrascht fühlte, das aber bald durch die aus des Kaisers Augen sprühenden Flammen und durch einen gebietenden Herrscherausdruck, der sich um seinen festgeschlossenen Mund einstellte, zurückgedrängt wurde. —

Diego hatte die vorschriftsmäßige Verbeugung, zu

der ihn sein Vater vorher noch besonders angeleitet, etwas linkisch vollbracht, und dies verursachte ihm sogleich ein unbehagliches und unsicheres Gefühl, durch das er sich dem Kaiser gegenüber nicht so frei und unabhängig fühlte, als er es sich in seiner früheren kühnen Vorstellung gedacht.

Indeß ließ der Kaiser nicht lange auf ein freundliches Wort von seinem Munde harren. Ihr bringt mir Euern Sohn den Dichter, lieber Kanzler, sagte er in seinem ruhigen abgemessenen Ton, der aber einen entschieden wohlwollenden Ausdruck zu zeigen strebte.

Nach dieser Frage entstand wieder eine kurze Pause, während welcher der Kaiser sich nachsinnend mit der Hand über seine weiße Stirn fuhr. Diego betrachtete ihn mit der äußersten Spannung, und um keinen Laut von des Kaisers Lippen zu verlieren, wagte er kaum zu athmen. Zugleich fiel ihm auf, wie des Kaisers Gesicht so unendlich weiß sei, daß es fast durchsichtig genannt werden konnte. Doch war es schwer, diesem feinen, scheinbar unbewegten Antlitz die inneren Regungen abzulauschen, welche in den Gedanken des Kaisers vorgingen.

Man hat mir erzählt, fuhr der Kaiser darauf fort,

daß Ihr Euch so früh in der Poesie ausgezeichnet habt, Don Diego Hurtado de Mendoza! Dieser Name wird gewiß einmal recht wohlklingend werden auf dem spanischen Parnaß.

Diego konnte nur mit einem beschämten Blick antworten. Der Kanzler nahm für ihn das Wort und sagte: Seinen Talenten, wenn er sich wirklich deren rühmen darf, hat bis jetzt noch zu ihrem höheren und wahren Aufschwung die Gelegenheit gefehlt, die er nur in den Diensten der Kaiserlichen Majestät und in der ihm vergönnten Hingebung an die unendliche Gnade, welche von den Stufen des Throns ausfließt, finden kann.

Nun, sagte der junge Kaiser lächelnd, ich weiß es schon, der besorgte und immer von Geschäften erfüllte Kanzler will nicht eher ruhen als bis er sich auch seinen poetischen Sohn in eine geschäftliche Form gebracht hat. Und was sagt der Dichter selbst dazu?

Diego, der jetzt sein Schweigen unterbrechen mußte, wollte erwiedern wie ihm um's Herz war und fühlte sich plötzlich den Muth dazu in seiner Brust erwachsen. Wir wissen jedoch nicht, ob die hastig und nicht fließend genug vorgebrachten Worte, in denen er sich

jetzt zu äußern wagte, ganz genau Das ausdrückten, was er eigentlich zu sagen wünschte.

Mir fehlte bis auf diesen Augenblick zum Dichter Alles, Majestät! sagte er. Seitdem ich aber den Kaiser gesehn, fühle ich zum Erstenmal die unbezwingliche Sehnsucht in mir, ein großer Dichter zu sein, um würdig die hohen und göttlichen Wunder zu singen, welche die Kaiserliche Erscheinung umschweben. An dem größten Stoff zum größten Dichter werden zu können, welch ein beneidenswerthes, ewig beglückendes Loos wäre es! Alle Dichter der Vor- und Mitwelt, Pindor, Horaz, Dante, Petrarca, Garcilaso, würden mich um diese Aufgabe beneiden. Kann ich sie aber nicht erreichen und ausführen, so will ich auch gar kein Dichter mehr sein, und lieber jedes andere nützliche Geschäft verrichten, durch das ich nur einen freundlichen Sonnenblick des Kaiserlichen Auges gewinnen kann!

Der Moment hatte unsern Freund fortgerissen. Es war ihm selbst nicht ganz klar, ob seine Zunge oder sein Herz den größten Antheil an dieser überschwänglichen Aeußerung geübt. Jedenfalls fühlte er sich so ergriffen, daß er sich wie berauscht vorkam und das

mehrmalige Zupfen seines neben ihm sitzenden Vater nicht bemerkte, der zwar mit der huldigungsvollen Rede seines Sohnes ausnehmend zufrieden schien, dieselbe aber doch zu lang fand und ihm deshalb zu erkennen geben wollte, daß er durch längeres Fortfahren die bei einer solchen Gelegenheit zu beobachtende Schicklichkeit verletze.

Diego wurde aber in diesem Augenblick noch durch eine andere Seltsamkeit gestört, die er sich erst gar nicht zu erklären wußte, indem er unter dem Tisch, an welchen sich der Kaiser hinten mit der Hand anlehnte, plötzlich ein wunderliches Gesicht sich hervorheben sah, das ihn mit einem höhnischen und possenhaften Ausdruck anblickte und ihm gerade bei der Stelle, wo er sich am innigsten und feurigsten auszudrücken geglaubt hatte, mit einer nichtswürdigen Grimasse die Zunge entgegenstreckte. Diego sah daß es der Narr des Kaisers war, welcher dort in einem seltsamen Klumpen sich zusammengekugelt hatte und ihn verspottete.

Der Kaiser wandte sich jetzt, ernster werdend, zu dem alten Kanzler und sagte: Ueber die Gefangennehmung meines Gegners König Franz schreibt mir Lanoy, mein Statthalter, noch die merkwürdigsten Dinge.

Gattinara wird Euch den so eben angelangten Brief mittheilen. Dieser französische König, der sich gern den Ritterlichen nennen hört, behandelt auch eine Schlacht nur wie eine leichtsinnige Aventüre. Lanoy schreibt mir, daß er sich bei seiner Gefangennehmung mehr wie ein lustiger Student denn wie ein unglücklicher König benommen habe. Er hat Witze gemacht mit meinen Soldaten, die ihm Helm und Federbusch nahmen und ihm die Kleider in Stücken vom Leibe schnitten, um ein Andenken von ihm zu haben. Wie aber auch sein Benehmen in allem Betracht unwürdig gewesen sein mag, so rührt mich doch sein Schicksal und geht mir bis zu Thränen nahe. Nur seinen abtrünnigen Carl von Bourbon, der mir jetzt in meinem italienischen Heer so gute Dienste leistet, vor sich zu sehn, war ihm in diesem schlimmen Moment empfindlich, und soll ihm einen schmerzhaften Seufzer abgepreßt haben. Uebrigens haben sich Lanoy und Pescara sehr gut gegen den König benommen.

Der Kaiser hielt hier wieder einen Augenblick inne. Es war selten daß er so lange im Zusammenhang sprach. Dann wandte er sich wieder zu Diego und sagte freundlich: Nehmt Euch ein Muster an dem

Marquis von Pescara, der auch ein Dichter ist und in dem ich zugleich meinen größten Feldherrn besitze und werth halte. Er macht schöne Verse, und mit seinem Degen gewinnt er mir meine Schlachten. Die Welt hat keinen feineren Geist, keinen bedeutenderen Charakter und kein stärkeres Schwert gesehen, als Pescara hat. Ich werde den Dichter zum Dichter senden, um das Staats- und Kriegshandwerk zu lernen. Lieber Mendoza, ich werde Euern Sohn bestimmen nach Italien zu gehn und an Pescara unsere Depeschen zu überbringen. Was sagt Ihr zu diesem Einfall?

Der Kaiser liebte es zuweilen, seinen Geschäftsbestimmungen den interessanten Anstrich eines Einfalls zu geben, wo es ihn dann aber am meisten erfreute, wenn gleichwohl anerkannt wurde, wie ein durchdachter und sinniger Plan dabei zum Grunde liege. Der alte Mendoza verstand es solche schmeichelhafte Beipflichtungen dem Kaiser am geschicktesten auszusprechen und in dieser etwas pomphaften aber immer willkommenen Weise legte er ihm auch jetzt seinen Dank zu Füßen, der um so aufrichtiger gegen den Monarchen war, als derselbe in der That auf seine

Bitten unerwartet schnell und günstig über Diego's Schicksal entschieden hatte.

Diego fühlte sich von der ihm eröffneten Aussicht wie bezaubert. Die schönsten und größten Gedanken seines Lebens glaubte er schon in Erfüllung gegangen. Er sah in diesem Moment, wo eine noch nie empfundene Wonne ihn durchzitterte, mit innerem Jauchzen schon den Lorbeer der Geschichte ihm winken, er sah sich schon in einer Fülle lebendiger Thaten, mitten im flammenden Kriegsgewühl Italiens, in dem schönen Lande jenseits der Alpen, wohin ihn schon so lange seine Sehnsucht gerufen. Er empfand tief, daß es eine Gnade sei, die ihm der gütige Kaiser gewähre, und in diesem lebhaften Dankgefühl konnte er sich nicht länger halten, er mußte ihm zu Füßen stürzen.

Der Kaiser nahm den unverkennbaren Ausbruch dieser Ergebenheit mit lächelndem Wohlwollen auf und sagte: Ich entlasse Euch nach dem herrlichen Italien, Don Diego Hurtado de Mendoza, und dort werden wir uns vielleicht bald wiedersehn. Nutzet die Gelegenheit, die ich Euch gewähren will. Ich liebe die Dichter in meinem Dienst, besonders wenn sie Sonette auf die Freiheit machen, wie man mir von Euch hin-

terbracht hat. Ich hoffe, Ihr werdet bei dem Marquis von Pescara lernen, auch die Nothwendigkeit zu beſingen, und dann bringt mir Euer Gedicht, in welcher Form es auch immer abgefaßt ſein mag!

Der Kaiſer verabſchiedete hierauf Beide, rief jedoch den Kanzler nochmals zu ſich zurück und ſagte zu ihm: Schreibt mir doch einmal genau den Stand unſerer italieniſchen Angelegenheiten auf, wie Ihr denſelben in allen ſeinen Folgerungen und Weiterungen beurtheilt. Ich finde da trotz unſerer Siege noch unabſehbare Verwickelungen. Dem Papſt Clemens iſt durchaus nicht zu trauen, und ſeine zweideutige Unpartheilichkeit, die er gegen mich herauskehrt, iſt nur der Deckmantel geheimer Bündniſſe, welche er mit meinen Gegnern bereitet. Ich muß Euch darauf aufmerkſam machen, daß Florenz und Venedig bereits durch ihn ſchwankend gemacht worden ſind und beim erſten Windſtoß, den wir gegen uns haben, abzufallen drohen. Inſofern iſt es recht gut, daß die Sachen der rebelliſchen Ketzer in Deutſchland von uns noch nicht ſo unterdrückt worden ſind, wie wir es doch jeden Augenblick vermöchten, wenn wir wollten. Die guten Deutſchen nennen es eine Reformation, woran

sie jetzt arbeiten. Ich denke, wir werden sie noch eine Zeitlang als Vogelscheuche benutzen können, die wir gegen Rom aufstecken. Dieser deutsche Luther ist ein sonderbarer Mensch, dem es eigentlich nur, wie allen Deutschen, an Erziehung mangelt. Er würde unter andern Umständen ein guter Soldat geworden sein. Wir werden aber bald auch diese Angelegenheit gründlicher mit einander zu überlegen haben, Freund Mendoza! Ihr wißt, daß ich am liebsten wünsche, alle Parteien gewähren zu lassen. Ich möchte gern, daß meine Regierung dem friedlichen Schattendach einer Riesenpalme gliche, unter der die Völker sich mit all ihren Hoffnungen und Wünschen sammelten, unter der alle Gegensätze sich ausruhten und neben einander das Heil fänden, das ihnen zukommt! Was hilft es mir, Herrscher der halben Welt zu sein, wenn ich nicht so groß und stark bin, daß Alles, was sonst feindlich getrennt ist, in mir sich geeinigt fühlt. Ein Thron muß über allen Parteien und Gegensätzen schweben, und eben dadurch im Himmel und auf Erden feststehen. Verhelft mir dazu, Kanzler! Ihr seid ein kluger Mann. Denn alle diese andern Händel, die man Herrscher-Angelegenheiten nennt, ekeln mich bitter an! —

Der Kaiſer ſprach dieſe letzten Worte kaum hörbar und mit jenem leiſen ſchwermüthigen Accent, in den er oft, wenn er eine Zeitlang hintereinander geſprochen hatte, unwillkürlich verfiel. Er liebte es dann nicht, daß man ihm auf der Stelle antwortete, und eine heftig zuckende Bewegung mit der Hand gab das Zeichen zur Entlaſſung. —

Der Kanzler zog ſeinen Sohn raſch mit ſich fort. Diego mußte ſich aber noch einmal nach dem Kaiſer umblicken, ehe er es über ſich vermochte das Kabinet zu verlaſſen. Die innere faſt zitternde Bewegung, in welche der Kaiſer zuletzt gerathen war, gab demſelben in Diego's Augen einen noch höheren Zauber der Erſcheinung, eine rührende Gewalt der Majeſtät, die ihn in tiefſter Seele anzog und wie an dieſer Stelle feſtbannte, wo er ihn zum erſten Mal ſo geſehen.

Er bemerkte daß der Kaiſer ſich erſchöpft in ſeinen Lehnſtuhl geworfen und die Augen wie zum Schlummer geſchloſſen hatte. Diego ſtürzte am Arm ſeines Vaters fort und gewahrte in den wunderbarſten Gedanken und Empfindungen, die ihn durchkreuzten, kaum, wie in den Vorzimmern die neidiſchen

Blicke aller Höflinge auf ihn gerichtet waren, und wie man ihm, der so lange im Cabinet des Kaisers hatte verweilen dürfen, von allen Seiten mit schmeichelhafter Zuvorkommenheit entgegentrat.

4. Prieſter und Pilgerin.

Diego verbrachte den übrigen Theil des Tages in einem ſeltſamen Taumel. Er hatte mit ſeinem Vater noch mehrere andere Beſuche bei verſchiedenen Miniſtern und Großwürdenträgern des kaiſerlichen Hofes machen müſſen, und war überall ſo freundlich und zuvorkommend aufgenommen worden, daß er zuletzt ſchon faſt eine glänzende Sicherheit gewann ſich in dieſen Kreiſen zu bewegen und durch die Art ſeines Auftretens ſeine neuen Gönner ſich geneigt zu machen.

Erſt am Abend wurde er wieder ſich ſelbſt überlaſſen und beſchloß, dieſe Zeit, die ihm ſein Vater zum Beſinnen und Erholen vergönnte, zum Umherſchweifen in Madrid zu benutzen, wo er ſich ſo lange nicht umgeſehen und wo mit ſo vielen Straßen und Plätzen manche luſtige und abenteuerliche Erinnerung für ihn verbunden war.

Er fühlte das Bedürfniß nach irgend einem Abenteuer, in dem er ſich muthvoll ergehen, durch das er

die unendliche Aufregung ſeines Innern beſchwichtigen könne. Denn tauſend mächtige und ihm bisher unbekannte Triebe waren ſeit dem heutigen Morgen in ſeiner Bruſt emporgeſchoſſen. Er war ſich ſelbſt unklar und dunkel geworden, in demſelben Augenblick wo er fühlte, daß ein neues Leben ſich in allen ſeinen Adern bereite und daß ſein ganzes Daſein einen Schwung nehme, wie er es nie in ſich geahnt hatte. Dennoch verſtand er ſich noch nicht ſelbſt, und er fühlte ſich plötzlich von einer Stimmung ergriffen, in der er ſich nach irgend einem äußeren Anlaß ſehnte der ihn aus ſich herausbrächte und ihn aus der gewaltſamen Spannung ſeiner Seele für den Moment befreite.

So durcheilte er haſtig ſeine Lieblingsſtraßen und ſtand lauſchend bei jedem Balcon ſtill, von dem ihm ſonſt mancher bedeutungsvolle Gruß, manches ſchöne ſchwarze Auge, deſſen geheimnißreicher Glanz mit den Sternen der Nacht wetteifern konnte, entgegengewinkt. Aber wo er früher glücklich geweſen, ſchien jetzt Alles wie ausgeſtorben, keine Gardine rührte ſich, kein ermuthigender Seufzer erſchallte, keine leuchtenden Blicke zogen ihn genußverſprechend an. Hier und da ver-

ſuchte er die ihm noch im Gedächtniß gebliebenen Zeichen anzugeben, auf welche einige leicht zugängliche Schönen Madrids, mit denen er früher in luſtigem Verkehr geſtanden, ihre Fenſter und Thüren zu öffnen pflegten.

Diego ſah zu ſeinem Mißmuth daß er ein Neuling in Madrid geworden, daß ſich Alles während ſeiner Abweſenheit geändert und die bekannten Gelegenheiten, die ihn oft erluſtigt, nicht mehr zutreffen wollten.

Er beſchloß in eine Kirche einzutreten, in deren Nähe er ſich gerade befand und wo er ſonſt in der feierlichen Abendmeſſe, die eben wieder begonnen hatte, gern verweilte, weil in dieſer Kirche die vornehmſten Schönheiten Madrids ihre inbrünſtige und liebenswürdige Andacht der Madonna darzubringen pflegten.

Laß doch ſehen, ſagte Diego zu ſich ſelbſt, als er in die prächtigen Hallen der Kathedrale eintrat, ob Madonna inzwiſchen auch ausgezogen, wie die andern ſchönen Frauen meiner Bekanntſchaft in Madrid! —

In der Kirche war ein großes Gedränge, das nicht bloß der Andacht zu gelten ſchien, ſondern, wie Diego bald ſah und hörte, noch eine beſondere Veranlaſſung

hatte. Der Kaiser befand sich nämlich an dieser Stätte, um der Messe beizuwohnen, und das Volk wallte in immer stärker sich sammelnden Schaaren dem Hauptaltar zu, wo der Herrscher, nachdem er erst in seiner Loge der heiligen Handlung beigewohnt, herauszutreten pflegte, indem er dann inmitten aller andern Gläubigen auf den Stufen niederkniete und der mild herabschauenden Mutter Gottes gegenüber in ein stilles, oft lange anhaltendes Gebet versank.

Diego ließ sich von den treibenden Volksmassen in die Mitte nehmen, und gelangte auf diese Weise bald vorwärts und an einen günstigen Ort, von dem aus er den Altar übersehen und jetzt auch den Kaiser, der noch hinter den Gittern seiner Loge sich befand, in den dämmernden Umrissen seiner Gestalt erblicken konnte.

Die Augen aller Anwesenden waren auf den Kaiser gerichtet, sein Name durchlief die flüsternde Menge, und Diego vernahm um sich her bald bewundernde Ausrufungen, bald allerhand Bemerkungen die er sonst getheilt haben würde, durch die er sich aber in diesem Augenblick fast persönlich verletzt fühlte. Es ging ihm sonderbar mit dieser Empfindung, auf der er sich selbst

zu ſeiner eigenen Verwunderung ertappte, indem es ihm ſchien, als habe der Kaiſer ſeit heut Morgen eine ganz andere Bedeutung und Zugehörigkeit für ihn erhalten und als ſei ihm ein Recht entſtanden, allen Leuten und dem ganzen verſammelten Volk zu ſagen, daß dies der liebenswürdigſte, hoffnungsreichſte, in allſeitiger Beglückung der Völker die wahre Herrſchaft der Welt erſtrebende Fürſt ſei und daß man ihn lieben müſſe, damit er ſein ſchönſtes Sein und höchſtes Thun entfalte.

Er ſtand in der Nähe einiger Frauen, die, wie es ſchien, es gern geſehen hätten, wenn er ſich mit ihnen in ein Geſpräch eingelaſſen. Da ſie von ungewöhnlicher Schönheit und Anmuth waren, ſo würde Diego auch ſonſt nicht gezögert haben, ihren ſpähenden Feuerblicken, die ſich auf ihn gerichtet hatten, zu antworten, um ſo mehr, da ſein Gedächtniß ihn dabei an frühere angenehme Bekanntſchaften erinnern wollte.

Der wunderbare Drang der Seele, der ihn jetzt beherrſchte, feſſelte jedoch ſeine Aufmerkſamkeit einzig und allein auf die Erſcheinung des Kaiſers. Er fühlte es immer lebhafter, daß ſein Herz dem Kai-

ser gehöre, und indem er sich dies gestand, hob sich seine Brust in ungemein stolzen und glücklichen Regungen.

Er hätte niemals geglaubt, daß ein Fürst solchen hinreißenden Eindruck auf ihn ausüben würde! Aber dies träumerische sinnende Wesen, diese knospenartig in sich verschlossene Jugend des fünfundzwanzigjährigen Kaisers, diese zarte innige Weichheit seines Wesens, die mit der größten Bestimmtheit und Charakterentschiedenheit abwechselte, alle diese ihn überraschenden Züge einer Persönlichkeit, die Bewunderung und Rührung zugleich einflößen mußte, hatten in Diego so starke und innige Gefühle für den Kaiser wachgerufen, wie er sie noch kaum für einen Menschen gehegt zu haben sich erinnerte.

Aus diesen Gedanken rissen ihn jetzt mehrere Stimmen in seiner Nähe, welche auf das Heraustreten des Kaisers aus seiner Loge aufmerksam machten. Diego sah, wie der Kaiser in schwärmerischer Andacht vor der heiligen Monstranz niederfiel, welche der Priester in diesem Augenblick ihm entgegenhielt.

Dieser Priester, auf den sich jetzt Diegos Augen zum ersten Mal richteten, begann ihm auf eine selt-

same Weise aufzufallen, und je länger er denselben betrachtete, desto mehr fand er sich von einer wunderbaren Aehnlichkeit betroffen, die endlich so überzeugend für ihn wurde, daß sich seine Sinne verwirrten und er sich kaum mehr zu halten vermochte. Denn dieser Priester konnte kein Anderer als Toralba sein, den er, ungeachtet einiger verstellenden Mittel durch welche er seinem Gesicht einen fremden Ausdruck gegeben zu haben schien, doch nicht mehr zu verkennen glaubte.

Es waren Toralba's große charaktervolle Züge, seine durchbohrenden, ihren Gegenstand bis auf den verborgensten Kern aussaugenden Blicke, die Mendoza so tief in sein Gedächtniß geprägt hatte, daß sie ihm unter jeder Verhüllung seinen räthselhaften Freund erkenntlich gemacht haben würden.

Mit einem Ungestüm, der seine nächsten Nachbaren in einen augenblicklichen Schrecken versetzte, drängte er sich durch die Menge vorwärts, um den Hauptaltar zu erreichen und so viel als möglich in die Nähe des wunderbaren Priesters zu treten, dessen Geheimniß zu erforschen ihn über Alles verlangte.

Er stand jetzt nur noch wenige Schritte von dem

Altar und wußte ſich in eine ſolche Stellung zu drängen, durch welche ſeine Augen ſich mit denen des Prieſters begegnen mußten. Dieſer aber ſchien ſeine ganze Aufmerkſamkeit nur auf den vor ihm knieenden Kaiſer gerichtet zu haben, den er mit glühenden Blikken anſtarrte und nicht mit den Augen eines liebevollen Prieſters, ſondern mit denen eines ſcharfen, leidenſchaftlichen, in geheimer Abſicht ſpähenden Beobachters betrachtete.

Diego fand es im höchſten Grade auffallend, wie dieſer Prieſter ſich in ſeinen Gebärden und Bewegungen zeigte und er folgte denſelben mit einer immer geſpannteren Aufmerkſamkeit.

Daß Toralba hier an heiliger Stätte als Prieſter erſchienen ſein könne, Meſſe geleſen und eine heilige Amtshandlung vorgenommen habe, war zwar eine Annahme, gegen welche Diego's Verſtand die ſiegreichſten Gründe geltend machen konnte und wollte. Aber dieſe Gründe ließen ſich nicht halten gegen die Ueberzeugung, die ſich unſerm Freund von innen her mehr und mehr aufdrängte und die es ihm jetzt, wo er auf dem Geſicht des Mönchs die wunderbarſten Bewegungen arbeiten ſah, zur unumſtößlichen Gewiß-

heit machte, daß niemand anders als Toralba so aussehen, so zittern, so geheimnißvoll lauern, so düster sinnen, und wie ein flammender Rachegeist seine Augen rollen könne?

Und was war es, das diese seltsame Erscheinung, diese räthselhaft drohende Gestalt an den Altar geführt und jetzt in der Nähe des betenden Kaisers wie gebannt hielt?

Diego vermochte es sich nicht zu erklären, aber eine innere Stimme rief ihm zu, daß es sich hier um kein Traumbild, sondern vielleicht um eine große dringende Gefahr handle, und daß Toralba, dessen politischer Schwärmerei er Alles zutrauen zu können glaubte und der ihm in den verwickeltsten Einverständnissen und Plänen zu leben schien, es hier auf etwas Ungeheueres, das er kaum auszudenken wagte, abgesehen habe!

Diego erbebte, ein tiefer Schauer ergriff ihn in seinem Innersten, alle seine Sinne begannen ihm zu schwindeln. Die ganze Kirche mit ihrer treibenden Menschenmenge, mit ihren Orgelklängen und ihren feierlichen Lichtern, verschwamm vor seinen Blicken und er sah nichts mehr als den Kaiser und den Prie

ſter, von denen der eine in den Frieden Gottes und der Kirche ſtill verloren betete, während der andere die Monſtranz über ſeinem Haupte geſchwungen hielt und mit einer Gebärde zu demſelben herunterblickte, als wenn er ſich an ihm ein nicht mehr zu rettendes Opfer auserkoren!

In immer heftigerer Spannung hing ſich Diego an dies unheimlich bewegte Geſicht des Prieſters feſt und ſeine Augen durchdrangen die nur noch kurze Entfernung mit einer durchbohrenden Gewalt, mit der ſie ihren Gegenſtand gewiſſermaßen zu ſich heranzuziehen und ihn zu feſſeln und zu zwingen trachteten.

In dieſem Augenblick begegneten ſich wie in einem blitzartigen Zuſammentreffen ihre Blicke, es war ein raſcher, krampfhaft zitternder Schlag, welcher Beide in demſelben Moment vereinigte und wieder trennte, indem Diego zu bemerken glaubte, daß der Mönch ihn erkannt hatte und ſich erkannt ſah, heftig zuſammenzuckte aber auch ſofort wieder ſein Auge ſenkte und ſich in ſich ſelbſt und ſein geheimnißvolles Sinnen ſtarr zurückzog.

Eine unbeſchreibliche Angſt bemächtigte ſich Diego's, die unerklärlichſten Empfindungen beſtürmten ihn,

und wie nach Hülfe suchend ließ er seine Augen bange in der ganzen Kirche umherschweifen.

Da erblickte er an den untersten Stufen knieend eine weibliche Gestalt, die seine Aufmerksamkeit plötzlich von jener Gruppe abzog und auf die wunderbarste Weise ganz allein auf sich fesselte. Es war eine junge, in die Tracht frommer Pilgerinnen gekleidete Frau, die dort ebenfalls im stillen Gebet niedergesunken war, und in der Diego, obwohl sie ihm den Rücken zugewandt hielt, an dem ganzen Ausdruck des schönen Kopfes und der lieblichen Gestalt Dolores erkannte, jene Dolores, die noch immer als der Gegenstand glühendster Wünsche in ihm lebte, und an die er nicht aufgehört hatte zu denken, sich ihr nahe zu fühlen, was auch immer seit ihrer räthselhaften Trennung mit ihm vorgegangen sein mochte.

Sie war es, Dolores war in Madrid, jubelnd rief ihm sein Herz zu, daß er sie wiedergefunden habe, aber zugleich drängte sich ihm der Zweifel auf, ob er sie für sich wiedergefunden, und ob sie nicht jetzt mit unauflöslichen Banden an diesen seltsamen, unergründlichen, seit wenigen Minuten ihm fürchterlich gewordenen Toralba gekettet sei?

Sie war als betende Pilgerin hier erſchienen, und kniete vor demſelben Altar, auf dem Toralba in ſeiner trügeriſchen Vermummung die unerklärliche Rolle des Prieſters ſpielte! Es fand hier ein dunkler bedeutungsvoller Zuſammenhang ſtatt, aber wie ſollte Diego, deſſen ganze Seele nach Aufklärung zitterte, ſich Licht in dieſes Geheimniß bringen, und die Erſcheinung dieſer Freunde, mit denen er ſich noch vor Kurzem auf Tod und Leben verbunden, in ſo veränderter Geſtalt und unter ſo räthſelhaftem Anſchein ſich deuten!

Diego ſchaute wieder zu Toralba hinüber, ihre Blicke begegneten ſich zum zweiten Mal und hingen ſich jetzt wie zu einem langen wechſelſeitigen Geſpräch ſo durchdringend aneinander feſt, daß die Augen ſich nicht wieder loslaſſen zu wollen ſchienen. Toralba ſah jetzt ruhig, gehalten, aber voll finſtern Ernſtes aus, alle ſeine Mienen hatten etwas kalt Abwehrendes gegen die glühenden Fragen, mit denen Diego auf ihn einzudringen ſchien. Diego's ſtürmiſche Aufregung aber war ſo geſtiegen, daß er ſich mit aller Gewalt zur Beſonnenheit zwingen mußte, um nicht laut aufzuſchreien. Ein Wort drängte ſich, ihm ſelbſt unbe-

greiflich, auf seine Lippen, es hieß Kaisermord, und indem dies Wort riesig groß und immer entsetzlicher alle seine andern Vorstellungen überragte, fühlte er es als eine Pflicht, es endlich zu sprechen, es von seiner daran vergehenden Brust loszuschleudern und damit das Dach der Kathedrale zu sprengen, die ganze Christenheit aber aus ihren trägen Gebeten zu wecken!

Ueberwältigt und betäubt lehnte er jetzt seine Stirn an den Pfeiler, neben dem er stand. Seine Schreckensträume, die entweder seine zügellose Phantasie verschuldet oder sein überreizter Scharfblick aufgeregt hatte waren stärker geworden als er selbst, und überlieferten ihn jetzt einem halb ohnmächtigen Zustand, in dem er die Aufmerksamkeit für Alles, was um ihn her vorging, verlor. —

Als er wieder zu sich selbst kam, sah er daß die Kirche leer geworden und die tiefste Stille und Einsamkeit rings um ihn her eingetreten war. Das Volk, der Kaiser und die Priester waren verschwunden, die Orgel hatte eben ihren letzten, mächtig verhallenden Klang entlassen, die Lichter des Altars waren größtentheils verlöscht, und ein schauerliches, gestaltloses Schweigen, in dem Alles, was er gesehen, wie ein Nebelbild zerronnen zu sein schien, umgab ihn.

In einem Gefühl tiefer Bangigkeit blieb er ſtehen und barg ſein fieberhaft brennendes Geſicht ſeufzend hinter der Säule, deren düſter ſich ausbreitende Schatten ihn umhüllten.

Da war es ihm, als wenn noch von dem Altar her ein leiſes Geflüſter bekannter Stimmen zu ihm herübertönte. Als er aufmerkſamer hinblickte, glaubte er beim Schimmer einer halb erloſchenen Kerze, die dort noch glimmte, die Umriſſe zweier Geſtalten zu erkennen, über die er bald nicht mehr zweifelhaft war. Er ſah Toralba, in demſelben Gewand des Prieſters, in dem er ihn zuvor erblickt hatte, aber in einem eifrigen und heimlichen Geſpräch mit der ſchönen Pilgerin, die noch an derſelben Stelle kniete, wo Diego zuerſt von ihrer wunderbaren Erſcheinung überraſcht worden, zu der aber jetzt Toralba in einer Stellung, als wenn er ihr die Tröſtungen des Amtes zubringen wollte, herangetreten war.

Beide ſprachen lange und lebhaft miteinander, aber Diego konnte nichts als die raſchen haſtigen Accente ihrer Stimmen vernehmen, die von dem leiſen Echo der Kirche aufgefangen wurden und ſich in einem geheimnißvollen Gemurmel in den hohen Bogen der Kathedrale verliefen.

Diego ſuchte ſich unbemerkt näher und näher zu ſchleichen, und ſtand jetzt, ohne geſehen werden zu können, nur noch einen kurzen Schritt von ihnen entfernt, indem er ſich hinter dem Geländer, durch welches der Altar verſchloſſen zu werden pflegte, verbarg.

Er konnte jetzt das lang herunterhängende Pilgerkleid der Dolores mit der Hand berühren und ganz leiſe an ſeine Lippen drücken. Er hörte ihre Athemzüge neben ſich gehen, und vernahm jetzt auch, wie ſie mit ihrer tiefen herrlichen Stimme zu Toralba ſagte: Ich habe Dir jetzt mein ganzes Herz gebeichtet, Du mein Beichtvater und Herzenskündiger! Ich reiſe nun mit Dir bis an der Welt Ende, und lebe als ein kleiner Theil Deiner großen Gedanken ewig an Deinem Herzen fort! Du haſt mich würdig gefunden, daß ich geweiht würde zum Verſtändniß aller Deiner hohen Pläne als das ſchwächſte Werkzeug derſelben, das ſich aber ſtählen wird in dem Feuer Deines Geiſtes zu allen Thaten, die ihm befohlen werden ſollen!

O Dolores, erwiederte ihr Toralba, Du wirſt der Schutzgeiſt unſerer Pläne ſein, wie Du der Genius meiner Gedanken und die wahre Kraft meines Her-

zens bist! Seit gestern bin ich zum Priester geweiht worden, und ich habe mich, im Einverständniß mit meinen mächtigen Beschützern, in diesen gewaltigen Stand aufnehmen lassen, um der Sache, an die ich mein armes Leben gesetzt, wirksamer dienen zu können, als ich es sonst mit versplitterter Einzelkraft vermöchte! Aber für den Priester giebt es kein heiligeres Sacrament als Dein Herz ist, geliebte Pilgerin, dessen beseligende Geheimnisse ich mehr und mehr ergründe!

Du hast mich zu Deiner Pilgerin gemacht, sagte Dolores, aber mein Ziel, das ich zu suchen habe, ist in Dir, und so werde ich ewig wandernd ewig heimathbeglückt sein an Deiner Seite, mein Freund!

Ach, entgegnete Toralba, unter den dunkeln Verschlingungen der Zeit, denen ich mich gewidmet habe, und denen wir vielleicht Beide zum Opfer fallen, welch ein Schatz von Glück, welch ein Glanz heimlicher und stiller Freude, die verschwiegen mit uns geht von Ort zu Ort, durch Spanien, Italien, Deutschland und Frankreich und wie sonst noch alle die Länder heißen mögen, die wir nun zusammen betreten werden, Dolores! Der Priester wird mit der Pilgerin Hand in Hand und Herz an Herz wandern, und mitten im

Sturm werden die Sterne des Friedens über unſern Häuptern leuchten! Jetzt aber ſchlägt die Stunde des Aufbruchs, die uns zuerſt nach Italien ruft, wo wir unſer Wirken beginnen!

Mein Wirken iſt, Dir zu folgen auf allen Deinen Fußtritten, geliebter Freund! ſagte Dolores mit begeiſterter inniger Stimme. Auf eigenmächtigen Bahnen ſuchte ich bisher das Glück, und entzog mich launenhaft Deiner Freundſchaft, weil mein Herz keinem Menſchen gehorſam ſein ſollte, ſondern nur Gott allein. So warf ich auch alle meine Titel und Reichthümer weg, weil ich einen Zwang darin ſah, dem mein ſtolzes und eiteles Herz widerſtrebte. Denn ſtolz und eitel bin ich geweſen, das muß ich hier noch in meiner Beichte bekennen, mein Prieſter, ſtolz und eitel, weil ich auf mich allein geſtellt ſein wollte, und meinte daß Gott mir mehr gehört wenn ich Niemanden gehöre. Nun bin ich Dein und in Dir habe ich Alles erſt wahrhaft gefunden, meinen Rang, meine Beſitzthümer und meinen Gott! Gebunden, gefeſſelt, mit der Welt verwickelt und zu weitreichenden Abſichten benutzt, fühle ich mich jetzt erſt reich, vornehm, fromm, glücklich und frei! Ein ſolches Glück iſt es für mich

geworden, Dir gehorſamen zu können, daß ich den erſten Schmerz, den mir Dein Gebot gemacht, als eine Freude begrüßt habe!

Es war Viel was ich von Dir fordern mußte, entgegnete Toralba. Aber Dein Kind, Deine liebliche Tochter bleibt hier in trefflicher Leute Hand zurück. Bloß in mütterlichen Pflichten zu leben iſt nicht Dein Beruf, und für die Kinder giebt es nichts Beſſeres zu thun als daß ſie wachſen. Aber die großen Herzen müſſen handeln. Du wirſt Deine Tochter wiederſehn, und dann wird ſie, ein zweites Bild Deines herrlichen Ich, Dir entgegentreten und wird Dir mit ſüßem Mund die Müdigkeit der Welt von Deinen Füßen küſſen! —

Sie erhoben ſich jetzt beide raſch und verſchwanden in der Thür der Sakriſtei, noch ehe Diego, der dieſem Geſpräch mit den quälendſten Empfindungen zugehört, einen Entſchluß hatte faſſen können.

Er verharrte noch immer in derſelben Stellung halb niedergeſtreckt am Altargitter, und ließ wie betäubt die Worte, die er vernommen, und ihren überraſchenden Sinn in ſich nachklingen. Dann weckte ihn der unerträgliche Gedanke, daß er ſich ganz allein

in der oden Kirche befinde und darin eingeſchloſſen werden könne.

Haſtig ſprang er auf und ſtürzte dem Ausgang zu. Mit wenigen Schritten war er auf der Straße, wo er noch Toralba und Dolores anzutreffen hoffte.

Denn er fühlte es jetzt als eine Nothwendigkeit, ſich ihnen zu erkennen zu geben, ſie zu fragen ob ſie ihn gänzlich vergeſſen und aller ihrer gemeinſamen Verabredungen und Hoffnungen uneingedenk wären, und ihnen ſeinen Namen als den eines Mitwiſſers in die Ohren zu rufen! —

Draußen auf der Straße lag das ſchwärzeſte Dunkel der Nacht, die inzwiſchen hereingebrochen war und dem ſpähenden Auge jede Entdeckung ſtreitig machte. Aber gleichwohl glaubte Diego in einiger Entfernung von der Kirche, unweit der kleinen Pforte der Sakriſtei, einen dort ſtill haltenden Wagen zu erblicken. Mit ungeſtümer Eil rannte er der Stelle zu, ſein ſcharfes Auge hatte ihn nicht getäuſcht, und er näherte ſich noch zeitig genug, um zwei tief verhüllte Geſtalten, die eben in den Wagen ſteigen wollten, für diejenigen zu erkennen, denen er ſo begierig nachtrachtete.

Er ergriff Toralba geſchwind bei dem langen Aermel ſeines Prieſtergewandes und zupfte ihn ſchweigend daran. Dolores ſtieß einen leiſen Schrei aus, den ihr Toralba verwies, indem er kalt ſagte, es iſt Niemand als unſer Freund Diego, der uns eine glückliche Reiſe zu wünſchen kommt.

Ich bin es, rief dieſer, von dem Gleichmuth Toralba's außer Faſſung gebracht, ich bin Euer Freund Diego, der Euch vertraute und ſich Euch hingab, und der es nicht um Euch verdient hat, daß Ihr Euch gegen ihn in ein wunderliches Geheimniß verſteckt, um das er bereits weiß!

Toralba antwortete mit einem ſchneidenden Lachen, von dem ſich Diego in ſeiner innerſten Seele verletzt fühlte.

Dann ſagte der Prieſter ruhig: Du weißt ſo viel als Du wiſſen darfſt, Mendoza! Ich habe Dich in der Kirche geſehen, wo Deine allzu bewegliche Phantaſie mit ſeltſamen Schreckbildern kämpfte! Du rangſt in Dir ſelbſt mit ſolchen Ungeheuern Deiner Einbildungskraft, daß ich faſt über Dich hätte lachen können, wenn ich nicht vor dem Altar geſtanden! Dann hörteſt Du, verſteckt hinter dem Altargitter, unſerm

Zwiegespräch zu, und ich sprach vernehmlich für Deine Ohren, damit Du wissen solltest wie wir stehen, seitdem wir in der Gewitternacht im Walde bei Salamanca so seltsam getrennt wurden! Und nun lebe wohl, in Italien sehen wir uns ja wieder, denn der neue Günstling des Kaisers, der heut so viel Gnade vor den Augen der Majestät gefunden, wird in dieser Nacht ebenfalls noch aufbrechen müssen, um seine Depeschen in das schöne Land jenseits der Alpen zu tragen!

Wie, rief Diego überrascht, Du bist so genau über mich unterrichtet, daß ich fast glauben sollte, Du machtest Dir ein Handwerk daraus, Alles zu wissen, und alle Rollen zu spielen!

Ja, Du hast Recht, erwiederte der Andere im stolzen und überlegenen Ton, alle Rollen will ich spielen, und nur durch eine einzige würde ich mich erniedrigt fühlen müssen, nämlich durch die Deinige, die Du Dir hast zuertheilen lassen!

Sei unbesorgt, Priester Toralba, entgegnete Diego erbittert, ich werde nichts thun, wovor der Genius der Freiheit, dem ich mein Leben gewidmet, zu erröthen hätte! Aber ich werde auch stets so viel Ehrfurcht behalten vor Allem, was heilig und ewig fest-

ſtehend iſt, daß ich niemals im Stande ware, Kirche und Altar zu Intriguen und Gaukeleien zu benutzen und aus dem Prieſtertalar die Vermummung eines Betrügers zu machen!

Ich ſehe, Du biſt bereits auf dem beſten Wege, ſagte Toralba mit hohem Ernſt. Wenn die Freiheitsjünglinge erſt von dem ewig Heiligen und Feſtſtehenden zu reden anfangen, dann haben ſie ſich auch ihren Genius der Freiheit ſchon ſo zurechtgemacht und geſchminkt, daß ſie unter dieſer Schminke allerdings ſein Erröthen nicht mehr zu fürchten haben. In dieſem Fall biſt Du jetzt, mein Freund! Die wahre Freiheit des Mannes aber iſt ſein richtiges Handeln. Und dies iſt das Geheimniß meines Prieſterthums, daß ich richtig handeln will. Es iſt das Prieſterthum der That, zu dem ich mich habe weihen und einkleiden laſſen. Der empfindſamen Schulträume von der Freiheit war ich müde geworden. Sie taugen höchſtens zu einem gefallſüchtigen Gedicht, in dem ſich ein ſchönredneriſcher Schwachkopf bläht. Nun treten wir hinaus auf den großen Weltſchauplatz der ſtreitenden Völker. Dort gilt es, im wirklichen Stoff zu arbeiten, dort gilt es, in dem Stoff, ſoweit er dazu taugt,

die Idee zu gestalten! Wenn wir uns in Italien wiederbegegnen, wo wir auf verschiedenen Seiten stehen, dann wirst Du sehen, weshalb ich Priester geworden! Bis dahin Gott befohlen, Don Diego Hurtado de Mendoza! —

Mit diesen Worten bestieg Toralba eilig den harrenden Wagen, in den sich Dolores schon vor ihm gesetzt hatte. Diego suchte nochmals seine Hand zu ergreifen, und sagte gutmüthig: Laß uns nicht so von einander gehn, Toralba! Haben wir denn wirklich nöthig, uns in einem so feindlichen Gegensatz zu betrachten? Vergönne mir wenigstens noch ein Wort mit Deiner schönen Gefährtin zu reden!

Dolores ist für Dich verloren! rief Toralba mit donnernder Stimme, indem zugleich die schnaubenden Rosse, die das Zeichen zum Aufbruch erhalten hatten, in stürmischer Schnelligkeit den Wagen davontrugen.

5. Der Kamerad.

Diego kam ſich wie niedergeſchmettert vor, indem der rollende Wagen an ihm vorüberflog. Noch einmal hatte er die darin Sitzenden mit ſeinen Augen feſtzuhalten geſucht, und es war ihm, als wenn Dolores ſich leiſe zu ihm herabgeneigt hätte, um ihn zu grüßen.

Dann ſah er ſich im einſamen Dunkel der Nacht zurückgeblieben, mit einem nagenden Verdruß im Herzen, der ſich bis zur bitterſten Empörung in ihm ſteigerte.

Er hätte nimmer geglaubt, daß dieſer Tag, der ſo glänzend für ihn begonnen und ſein ganzes Leben zu einer neuen hoffnungsreichen Staffel emporgehoben hatte, mit einer ſolchen Niederlage für ihn endigen könne. Er fühlte ſich verhöhnt, beſchämt und beſchimpft durch dieſe unverdiente Verachtung, mit der ihn die Freunde, denen er bisjetzt die höchſte Hingebung geſchenkt, plötzlich behandelt hatten. Er gelobte ſich,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT.T. FN. 02218/021

ihnen eines Tages, auf welche Art auch immer, die Beschämung zurückzugeben, welche ihn jetzt so tiefinnerlich kränkte. In diesem Augenblick begann er sich fast zu freuen, daß er, wie ihm Toralba selbst angekündigt, in eine Gegnerschaft zu ihnen getreten sei, die er nun seinerseits mit entschiedenem Haß, den er schon in sich rege fühlte, durchzuführen beschloß.

Indem er noch, unbeweglich auf derselben Stelle stehend, darüber nachsann, wie dies Alles gekommen sei, klopfte ihm plötzlich Jemand von hinten auf die Schulter, und eine bekannte Stimme, die einer tief in einen Mantel gewickelten Gestalt angehörte, sagte zu ihm: Bekümmert Euch doch über diese Narren nicht, Don Diego Hurtado de Mendoza! Sie entgehen dem Schaffot nicht, es mag ihnen nun von italienischem oder spanischem Holz gezimmert werden. Ihr aber seid ein Günstling des Kaisers, und Euch winken die höchsten Bedienungen im Staat, in deren Glanz Ihr nur auch Eures armen, in Dienstbeflissenheit für Euch ersterbenden Christoval Euch zuweilen erinnern mögt!

Ihr seid es, Don Christoval, sagte Mendoza unwillig. Bin ich vor Euerer Zudringlichkeit auch in Madrid nicht sicher?

Ihr habt mich ja selbst so trefflich hierher empfohlen, erwiederte der Andere, daß ich eilte nach Madrid zu kommen, um die günstige Empfehlung, die Ihr mir an Eueres Herrn Vaters Excellenz gegeben, ebenso dankbarlichst als unterthänigst zu benutzen.

Mendoza erinnerte sich, daß er ihm allerdings in Salamanca einen Empfehlungsbrief für seinen Vater geschrieben, um dem zu allen Dingen brauchbaren Gesellen damals einen Vortheil abzugewinnen, von dem aber nachher, da Toralba schon eigenmächtig und räthselhaft Alles besorgt hatte, kein Gebrauch zu machen war.

Diese Unbedachtsamkeit wollte er eben bereuen, als er zu seinem Erstaunen aus Christovals Munde vernahm, daß derselbe, in Folge jener Empfehlung, und nachdem er eine Prüfung vortheilhaft bestanden, bereits als Secretair im Dienst seines Vaters angenommen sei.

Ich muß Euch noch sagen, Don Diego Hurtado de Mendoza, fuhr Christoval eifrig fort, daß Eueres Herrn Vaters Excellenz Euch jetzt dringend begehren werden, und daß Ihr Euere Rückkehr nach Hause nicht füglich mehr verschieben könnt, da Ihr noch in

dieser Nacht, wie Euch der vermaledeite Toralba ganz richtig gemeldet hat, mit den wichtigsten Depeschen nach Italien abgehen sollt! Diese Depeschen habe ich selbst zusiegeln müssen, und kann Euch daher versichern, daß sie fertig und bereit liegen!

So hat Dich mein Vater abgeschickt, mich zu suchen? fragte Diego mißtrauisch, indem ihn das unbehagliche Gefühl beschlich, daß ihm sein Vater in diesem verächtlichen Menschen einen Späher nachgesendet habe, der wahrscheinlich seinen ersten Ausgang in Madrid hatte beobachten sollen.

Christoval aber sagte mit einer absichtlichen Wendung, die Diego's Vermuthung nur bestätigen konnte: Ich schlenderte nach Beendigung meiner Geschäfte auch ein wenig in der Stadt umher, und da ich Euch gern in liebender Verehrung überall folge, so trieb mich mein guter Genius bald in Euere Nähe, wo ich mir denn die Ehre nicht versagen konnte Euch einen guten Abend zu wünschen und meinen unterwürfigsten Dank für Euere mir so nützlich gewordene Empfehlung Euch zu Füßen zu legen, denn das Glück, Euch zu sehen und zu danken, wäre mir bei Euerer raschen Abreise sonst wohl schwerlich zu Theil geworden!

So geht nur ohne weitere Behelligungen Euerer Zunge voran, unterbrach ihn Mendoza, und meldet meinem Vater, daß ich sogleich seinem Befehl nachkommen werde. Denn für mich soll es fortan nichts Wichtigeres geben als die Geschäfte, die man mir auftragen wird!

Es leben die Geschäfte! rief Christoval, der noch immer zögerte sich von Diego zu entfernen. Auch ich bin sehr froh, daß ich endlich die Gelegenheit gefunden mich den höheren Staatsgeschäften zu widmen, denn die kleinen Dienste, die ich zuweilen im Auftrage des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Toledo, meines Pathen, verrichtete, waren mir allmählig herzlich zuwider geworden, und brachten kaum einen anständigen Rock ein. Man thut wohl Manches um Gotteswillen und um den Seegen eines hohen Prälaten, aber ein junger Mensch will doch am Ende auch seinen irdischen Vortheil. Wir haben uns jetzt den Diensten des Kaisers gewidmet, Don Diego de Mendoza, und Ihr werdet sehen, daß wir dabei besser fahren werden, als jener wunderbar thuende Eugen Toralba, der sich, wie ich Euch aus bester Quelle versichern kann, zum Werkzeug der päpstlich-französischen

Partei in Italien gemacht hat, und zwar aus Haß gegen sein eigenes Vaterland Spanien, dem die Freiheit, wie er sagt, nur noch durch Gewalt von außen gebracht werden kann! Ach über diese Freiheitsnarren, die sich beständig ihre eigenen Pfoten belecken, und indem sie uns versichern daß sie eine herrliche Mahlzeit halten, doch dabei Hungers sterben! Nein, Don Diego, da haben wir es gescheidter angefangen, indem wir den Kaiser, von dem doch am Ende alle Freiheit, alle Ehre und alle Macht ausfließt, zu unserm Herrn genommen haben! —

Obwohl Mendoza sich nicht läugnen konnte, daß die Bemerkungen dieses gutunterrichteten Schwätzers manches Lehrreiche für ihn enthielten, das ihm in diesem Augenblick wohl zu einer nützlichen Aufklärung dienen mochte, so ertrug er doch nicht länger diese halb unverschämte halb spöttische Wendung, mit der Christoval ihm zuletzt sogar eine Art von Kameradschaft aufgedrängt hatte, indem er sich in ein gleiches Verhältniß mit ihm zu den Ideen der Freiheit und zu den Geschäften des Staats zu stellen wagte.

Um diesen Verhaßten, der ihn in sein eigenes Bewußtsein hinein demüthigte, endlich mit Erfolg loszu-

werden, gab er ihm einen Stoß gegen die Schulter, daß er eine weite Strecke in die Straße hinein taumelte, worauf sich denn Don Christoval, ohne ein weiteres Wort zu sagen, eiligst davonmachte.

Diego aber schlich langsam und in sich gekehrt, das Herz voll der widersprechendsten Empfindungen, dem Palast seines Vaters zu. —

6. Die Gräfin Colonna.

Als Diego zu Hause angelangt war, fand er seinen Vater nicht dort, der aber für ihn die Bestellung zurückgelassen hatte, daß er ihn im Palast der Gräfin Colonna erwarten werde, wozu auch der Wagen, der ihn dahin abholen sollte, vor der Thür bereit stand.

Diego wußte, daß sein Vater bei dieser berühmten Schönheit, die sich seit einiger Zeit in Madrid aufhielt und durch ihren Geist wie durch ihre glänzende Persönlichkeit alle vornehmen Kreise der Hauptstadt beherrschte, seine geschäftsfreien Abende zuzubringen pflegte, und überhaupt in einer vertrauten Verbindung mit dieser Italienerin lebte.

Was er früher von ihr gehört, hatte oft den Wunsch in ihm rege gemacht, sie zu sehen und den mächtigen Zauber, den sie auf Alle ausübte, auch an sich zu erfahren. Aber in diesem Augenblick fühlte er es als eine große Unbehaglichkeit, daß er ihr vorgestellt werden sollte, doch glaubte er dem Willen seines Vaters, der ihm

vor seiner Abreise noch diese Freude zu bereiten ac dachte, sich nicht entziehen zu dürfen. —

Das Haus, welches die Gräfin bewohnte, lag am Prado und war in wenigen Minuten erreicht. Diego wurde zu einem Garten-Salon geführt, aus dem ihm eine magische Beleuchtung entgegenschimmerte. Er betrat mit einigem Zögern den Saal, in welchem sich aber Niemand anwesend zeigte, worauf der zierlich gekleidete Page, der ihn geleitet hatte, an die Thür eines angränzenden Kabinets klopfte und den Namen des jungen Mendoza nannte.

Nachdem sich der Page wieder entfernt hatte, betrachtete sich Diego mit bewundernden Blicken die ebenso sinnige als prachtvolle Einrichtung des Raums, in dem man ihn warten ließ.

Die goldene Ampel, welche in der Mitte des verschwenderisch ausgestatteten Gemachs herabhing, warf ein geheimnißvolles Licht auf zwei weibliche Statuen von seltener Schönheit, die zu beiden Seiten des Eingangs in roth ausgeschlagenen Nischen standen. In kleinen stillen Flammen brannten auf dem Marmor des Kamins in kunstvoll geformten Gefäßen die erlesensten Wohlgerüche, durch welche sich Diego in

ein träumerisches Behagen versetzt fühlte. Die kostbarsten Polster standen um einen Mosaiktisch gruppirt, auf welchem sich einige italienische Dichter, die auch Diego zu seinen Lieblingen zählte, aufgeschlagen zeigten. Diego war mit vielem Sinn für schöne Einrichtungen begabt, und hatte schon als Student angefangen, sich mit allerhand Luxusgegenständen zu umgeben, für die man sonst in diesen Jahren eben keine Aufmerksamkeit zu haben pflegt.

Während er noch sinnend dastand, hatte sich das Kabinet geöffnet und eine hohe weibliche Gestalt, deren erster Anblick etwas Blendendes und Hinreißendes hatte, trat mit raschen Bewegungen auf ihn zu. Ihr folgte langsamer der Kanzler, der ungemein heiter aussah, und sogleich das Wort ergriff, um der schönen Gräfin zu sagen, daß dies sein Sohn sei, den er ihrer liebenswürdigen Gnade empfehle.

Diego glaubte nie ein entzückenderes Weib gesehen zu haben. Obwohl es in ihrer Erscheinung nicht zu verkennen war, daß sie die ersten Jahre der Jugend seit einiger Zeit überschritten, schien sie darum nur um so mehr die volle Majestät der Schönheit zu besitzen, die in ihren herrlichen und üppigen Formen die reife

glühende Lebensfrucht aufzeigte. So hatte sich Diego immer die Italienerinnen gedacht, aber was er nimmer als daseiend geahnt, war diese Verbindung stolzer Kraft mit kindlicher Anmuth, und der daraus hervorgehende Zauber einer ebenso unbezwinglich gebietenden als innig sich unterordnenden Weiblichkeit, die in dem Wesen der Gräfin Teresa Colonna auf das Anziehendste ausgesprochen lag.

Der erste Bewillkommnungsgruß, den er von ihr erhielt, war ein scharfer, ihn in seinem Innersten durchdringender Blick, der aus dem schwarzen Feuer ihrer Augen rasch auf ihn hervorschoß und dann, nachdem er sich gewissermaßen siegreich seines Gegenstandes versichert hatte, sich wieder hinter die langen Wimpern zurückzog, um mit einer milden lächelnden Ruhe ihn zu ermuthigen.

Dann sagte sie einige freundliche Worte mit ihrer tiefen klangvollen Stimme, und indem sie sich nachlässig auf der Ottomanne hinstreckte, ließen sich auf ihren Wink die beiden Andern ihr gegenüber nieder.

Die Frau Gräfin, begann der Kanzler, nimmt freundlichen Antheil an Deiner neuen Bestimmung, Diego, und wird die Gnade haben, Dich in Italien

unter den persönlichen Schutz ihres Namens und ihrer Familie zu stellen, vielleicht auch noch mehr für Dich zu thun, nämlich an ihrer eigenen Hand Dich in ihrem Vaterlande zu geleiten. Denn die Gräfin wird gleichzeitig mit Dir nach Italien abreisen. Du wirst Dich glücklich preisen, wenn es Dir gelingen wird solche Gunst zu verdienen. Das Haus Colonna ist immer kaiserlich gesinnt gewesen, und dies edelste und mächtigste Geschlecht Italiens, das unserer Partei schon so große Dienste geleistet, wird auch ferner und gerade in der nächsten Zeit den wichtigsten Stützpunct unserer dortigen Unternehmungen bilden.

Sehr schlecht gemacht, Kanzler, sehr schlecht gemacht! rief die Gräfin, indem sie ihren schönen Kopf unwillig schüttelte. Ihr drückt Euch gleich so geschäftsmäßig über unser neues Verhältniß aus, daß man sich wie eine dreifach versiegelte und verpackte Depesche vorkommt, und sich kaum mehr menschlich anzusehen wagt. Nicht wahr, Don Diego?

Bei diesen Worten suchten die mächtigsten Strahlen ihrer Augen den gesenkten Blick des Jünglings auf, der auch solcher Herausforderung nicht widerstehen konnte, sondern nun, mit einer sich nicht mehr

zurückhaltenden Begeisterung für so viel Schönheit und Anmuth, ihren Blicken begegnete und in den Tiefen derselben ihr innigstes Verständniß, ihre herrlichste Bedeutung zu ergründen wagte.

Die Gräfin blickte leise erröthend zu dem Kanzler hinüber, und sagte dann weiter: Ich habe Euch selten so unartig gesehen, Kanzler, wie heut Abend. Statt mir Euern Sohn, wie Ihr versprochen habt, freundlich zuzuführen, und ihm eine Freundin in mir zu zeigen, stellt Ihr mich als ein Haus vor, und thut als wenn dies die Hauptsache wäre daß ich dem Hause Colonna angehöre. Ich bin eine Frau, wenn Ihr es noch nicht wißt, und kein Haus, am allerwenigsten aber ein solches, in dem Euere Perücken-Politik, mit der Ihr mir jetzt sogar alle Geselligkeit verderben wollt, freie Wohnung finden wird!

Der alte Kanzler mußte unwillkürlich lächeln über seine schöne Freundin, die plötzlich die Laune zeigte sich aller Politik fremd zu bekennen, nachdem sie ihm wahrscheinlich kurz vorher die eifrigsten Reden über die Angelegenheiten Italiens gehalten, an denen die kühne, mit dem großartigsten Unternehmungssinn begabte Frau, die Witwe des berühmten Prosper Colonna, den glühendsten Antheil nahm.

Es iſt wahr, gnädige Gräfin, ſagte der Kanzler, indem er ihr begütigend die Hand küßte, ich habe einen recht dummen Streich gemacht, indem ich meinen Sohn ſogleich merken ließ, daß die Gräfin Teresa Colonna noch für andere Dinge in der Welt Herz und Geiſt hat als für ihre Toilette, für einen ſeidenen oder ſammetnen Prachtſtoff zu einem neuen Kleid, oder für das fade Geſpräch eines ſchmeichelnden Gecken.

Die Gräfin Colonna, nahm Diego das Wort, will nicht, daß ich ſie gleich auf der überwältigenden Höhe ihrer ganzen Bedeutung erblicke. Sie gönnt mir noch nicht das volle Anſchauen ihrer Größe und Herrlichkeit, und weidet ſich zuerſt an den Qualen, mit denen jeder einzelne Strahl ihres Weſens langſam und allmählig ein entzücktes Herz durchdringt. Die edele Gräfin wird aber doch immer zugeſtehen müſſen, daß die Schönheit, wie ſie die Herrin aller Dinge iſt, ſo auch ein Recht auf die Angelegenheiten der Völker und Staaten hat, die gerade da, wo ſie als ein Werk der Schönheit hervorgehen, ihr höchſtes Ziel erreicht, und das Ideal der Menſchheit erfüllt haben!

Ihr ſprecht kühn, Don Diego, erwiederte die Gräfin mit einem anmuthigen Neigen ihres Kopfes, aber

Euere schönen und sinnreichen Worte überzeugen mich nicht. Eine Frau, wenn sie auch einigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten besitzt, soll ihr Verdienst dabei doch immer geringer achten als wenn sie den unbedeutendsten ihrer Anbeter beglückt und zum Gott erhebt. Denn bei dem Ersteren werden ihre besten Anstrengungen immer noch unwürdig der großen Sache ausfallen, das Letztere aber ist ein Stück Arbeit, wodurch sie den allmächtigen Schöpfer selbst verbessert, indem sie seinen armseligsten Creaturen, die derselbe mit dem göttlichen Funken zu begaben vergessen, Glück und Gottähnlichkeit wiedergiebt.

Der alte Kanzler lachte aus vollem Halse und sagte: da haben wir einmal wieder die Philosophin! Man sollte denken, diese Teresa Colonna hätte mit meinem Herrn Sohn zusammen auf den hohen Schulen von Alcala und Salamanca studirt und sich da mit den alten Sophisten handgemein gemacht. Sie wird uns beweisen, daß sie keinen Einfluß auf die inneren Bewegungen in Italien hat, haben will und haben kann, und da wir es ihr auf's Wort glauben, so geben wir uns ebendeshalb so viel Mühe um sie, und der Kaiser selbst fährt bei ihr vor, um der Witwe

seines größten Generals Prosper Colonna einen ganz unnützen Abschiedsbesuch zu machen, und ihr mündliche und schriftliche Wünsche für die italienischen Fürsten und Herrn mitzugeben!

Und jetzt, meine Herrn, sagte sie aufspringend, wollen wir uns nicht länger streiten, sondern zu unserm kleinen Souper übergehen.

Indem sie aufstand, war sie so nahe zu Diego herangetreten, daß dieser ihren Athem an seiner Wange und ihr auseinanderrauschendes Gewand an seiner Brust fühlte. Die wonnigste Empfindung durchzitterte ihn bei dieser Berührung, und in Bewunderung und Hingebung blickte er sie an.

Nachdem man sich in dem anstoßenden Kabinet zu Tisch gesetzt hatte, sagte die Gräfin ernsthaft: Nun könnten wir wirklich ein wenig von Staatsgeschäften zu reden anfangen! Man schickt uns Beide nach Italien, Don Diego, denn der Kaiser wünscht, daß auch ich wieder dort leben möchte, weil er meinen Eifer für seine Person und seine Sache kennt, und die Colonna's allerdings im Stande sind, unter unsern Landsleuten günstige Bewegungen hervorzurufen. Nun sagt mir bloß, Don Diego, was man da anfangen soll?

Sie brachte diese Aeußerung so naiv vor, daß Diego unwillkürlich lächeln mußte, indem er zugleich die zauberhafte Leichtigkeit bewunderte, mit der sie die Ueberlegenheit eines scharfen Geistes und großen Verstandes, die aus ihrem ganzen Wesen hervorleuchtete, hinter den anmuthigsten weiblichen Formen zu verstecken trachtete.

Laßt nur Euern Genius walten, hohe Frau, entgegnete er, und die italienischen, deutschen und französischen Völker, deren Schaaren jetzt in Italien zusammengestoßen, werden die Wirkung eines himmlischen Geistes durch Euch erfahren, der sie zum glücklichsten Frieden bezaubert!

Was ist das, Kanzler, rief die Gräfin mit verstelltem Schrecken, Euer Sohn spricht von Frieden! Habt Ihr denn verschiedene Aufträge für Italien ausgetheilt, da in den meinigen durchaus nichts von Frieden steht? Wenn Ihr, Don Diego, Instructionen für den Frieden habt, und ich für den Krieg, so sind wir schon jetzt geschworene Feinde, und werden, sobald wir in Italien zusammen ankommen, nichts Eiligeres zu thun haben als daß wir uns gegenseitig aufreiben und vernichten, wo möglich gleich mit Haut und Haaren.

So reicht mir denn schönstens Euere Hand auf unsere zukünftige Feindschaft!

Diego fühlte seine Hand in der ihrigen zittern. Er wagte es den leisen Druck ihrer Finger stürmisch zu erwiedern und dann seine Lippen auf die schönste Hand zu drücken, die jemals auf der seinigen geruht. Diese Hand, von der seine Augen sich nicht wieder abwenden konnten, durchdrang entzückend alle seine Sinne, und schien ihm wie eine milde geheimnißvolle Fee, deren Hauch über sein ganzes Leben hinstreifte und seiner Jugend die glühenden Rosen der Lust und des Genusses reichte!

Der alte Kanzler schlürfte mit einer bedenklich werdenden Miene den Wein, welchen der hinter ihm stehende Kammerdiener eingeschenkt hatte, und sagte dann zur Gräfin:

Ich überlasse meinen Sohn ganz Euerer Schule, Gräfin! Ihr seht, er ist bisjetzt noch nichts als ein bloßer Dythirambist, und wir werden Mühe haben, einen brauchbaren Menschen aus ihm zu machen. Ich bemerke aber zu meiner Beruhigung, daß Ihr ihm schon jetzt mit dem Diamant Eueres Geistes seine dichterischen Anschauungen zerschneidet!

Mit Euch iſt es heut nicht auszuhalten, Kanzler! erwiederte Tereſa Colonna lebhaft. Erſt bezeichnet Ihr mich Euerm Sohn bloß als ein altes mächtiges Haus, und nun gar als eine Barbarin, welche ihm die Poeſie austreiben helfen ſoll. Behaltet Euere Politik für Euch, wenn man ſie nicht mit der Poeſie vereinigen kann! Glaubt Ihr, daß die Völker und Staaten gut genug ſind, das Stroh Euerer leidigen Staatskunſt zu eſſen, um ſich darüber jeden höheren Appetit vergehen zu laſſen? Ein großer Dichter kann auch zugleich ein großer Staatsmann ſein, oder ſagt mir den Grund vom Gegentheil, Kanzler! Wenigſtens in meinem Italien iſt es ſo. Ich will Euch bloß Dante, Petrarca, Bojardo nennen, wichtige Namen für die italieniſche Politik und zugleich der ewige Ruhm unſeres Parnaſſes. Geht, Kanzler, Ihr wollt mir bloß den letzten Abend, den ich noch mit Euch in Madrid zubringen kann, verderben!

Der Tadel der ſchönſten und klügſten Frau, erwiederte der Kanzler, würde mich ganz gewiß untröſtlich machen, wenn ich nicht dabei die Freude hätte, zu ſehen daß Ihr mit Don Diego ſo hoch hinauswollt und ihn nach den beſten Muſtern zu erziehen gedenkt!

Erziehen klingt wieder zu mütterlich! entgegnete die Gräfin. Wir werden gute Kameraden sein, nicht wahr, Don Diego? Und zum Beweis, daß ich es mit der Kameradschaft ehrlich meine, biete ich Euch einen Platz in meinem Reisewagen an. Da wir Beide noch in dieser Nacht nach Italien abgehen sollen, so dürfte es wohl die einfachste und natürlichste Einrichtung sein, daß wir die Reise zusammen machen. Ihr mögt nicht fürchten, mit einer Dame langsamer vorwärts zu kommen, denn ich durfte mich immer rühmen, die größten Strapazen mit Leichtigkeit zu ertragen. Ich bin ja eine Soldatenfrau und als Prosper Colonna dem Kaiser Mailand vertheidigte, stand ich oft auf den schlimmsten Plätzen an seiner Seite. Wenn Ihr Euch nur jetzt nicht vor mir fürchtet?

Diego hatte mit einem Entzücken, dem er nicht sogleich Worte zu geben vermochte, die wunderbar bewegliche Frau angehört. Indem er auf der einen Seite nicht ohne Beschämung fühlte, wie weit ihm die Gräfin überlegen sei und wie sehr er durch sein träumerisches und ungeschicktes Wesen sich zum Gegenstand ihres geistreichen Spottes gemacht haben könne; so empfand er doch zugleich auf der andern

Seite den unbezwinglichſten Drang, in ihren Augen etwas zu gelten, und die Gunſt, die ſie ihm aus Großmuth zu gewähren ſchien, durch unendliche Hingebung und durch glänzende, ihres Beifalls werthe Thaten zu verdienen.

Nur mit einigen haſtigen ſtammelnden Worten konnte er die Annahme ihres freundlichen Erbieters ausdrücken. Er ſah darin ein Glück, daß er mit lautem Jubeln hätte an ſich reißen mögen, und das ihn zugleich ſtaunen machte und in ein träumeriſches Sinnen verſenkte. Seine Begeiſterung für die Gräfin ließ ſie ihm in immer ſteigender Herrlichkeit erſcheinen, er ſah in ihr den ſtrahlenden, lockenden Genius ſeiner neuen Lebenswege, der ihm jetzt das wahre hohe Ziel ſeines Daſeins in goldener Ferne zeigte und der es ihm kühn und klar ausgeſprochen hatte, daß zum Glück der Völker der Dichter ſich mit dem Staatsmanne vereinigen müſſe. Dies Ideal wollte er ſich nun als das ſeinige geloben, und an der Seite des reizendſten Weibes ſollte es ihm beſchieden ſein, dies neue Streben zu beginnen und darin all ſeinen Jugend- und Freiheitsträumen, wie er glaubte, die einzig richtige und wahrhafte Löſung zu verſchaffen. —

Der alte Kanzler wollte einige Schwierigkeiten gegen dieſe Verabredung erheben, indem er auf die Dringlichkeit der Depeſchen aufmerkſam machte, welche Diego an den kaiſerlichen General Marquis von Pescara überbringen ſollte.

Die Gräfin verſicherte jedoch mit der größten Lebhaftigkeit, daß ſie ſchneller reiſe als jeder Courier, und daß ſie ſelbſt die dringlichſte Eile habe, da ſie auf einen beſtimmten Tag von Ihrem Schwager dem Kardinal Pomper Colonna, der eine Verſammlung aller Mitglieder der Familie Colonna am Albaner See ausgeſchrieben habe, erwartet werde

Die nur ſchwach behaupteten Einwände des Kanzlers ſchienen auch um ſo leichter zu beſiegen, als Diego zu bemerken glaubte, daß es von Anfang an auf den Plan abgeſehen geweſen, ihn in Geſellſchaft der Gräfin reiſen und gewiſſermaßen unter ihrer perſönlichen Leitung den Schauplatz der italieniſchen Verhältniſſe betreten zu laſſen.

Obwohl die Abſichtlichkeit, mit der man dabei über ihn beſtimmt hatte, ihn einen Augenblick lang verdrießen und ſtören wollte, indem er ſich wie ein unſelbſtſtändiges Spielwerk behandelt ſah, ſo über-

wand er doch sofort wieder alle Aufwallungen seines Stolzes in dem Gedanken daß er kein besseres Schicksal sich ersehen könne als das ihm bereitete, und er sagte lächelnd zur Gräfin:

Verzeiht meine zögernden und nichtssagenden Aeußerungen, mit denen ich in das Glück eingewilligt in Euerer Gesellschaft zu reisen! Denn dies Glück hat entweder den höchsten oder nur den allergeringsten Werth. Entweder es gehört mit zum Geschäft, und dann werde ich es mit aller Ruhe und Form zu genießen suchen, obwohl ich noch keineswegs begreife, wie ich Euch gegenüber jemals werde Ruhe auftreiben können. Oder es gehört nicht zum Geschäft, und dann dürft Ihr darauf gefaßt sein daß ich eine Sache für das ganze Leben daraus mache, und es Euch Mühe kosten wird, mich jemals wieder von Euerer Seite loszuwerden!

Seht Ihr, welches Talent Euer Sohn zum Schelm hat! rief die Gräfin, indem sie in ihre schönen Hände klatschte. Habe ich es nicht gesagt, daß die Dichter, wenn sie erst in die Politik sich eingelassen haben, Euch Staatsmänner alle an List und Verschlagenheit übertreffen. Ich halte Euch jetzt für einen gebore-

nen Politiker, Don Diego, denn ſo viel Schelmerei in ſo wenigen Worten hat wohl ſelten noch der verſchmitzteſte Staatskünſtler einzukleiden verſtanden. —

Diego erinnerte ſich plötzlich, wie man ihn noch vor Kurzem in einem ganz anderen Sinne in Salamanca den Vater der Schelme genannt. Dieſe Erinnerung entſchwand ihm aber ſogleich wieder, da die Gräfin ſeine frühere Aeußerung noch weiter verfolgte und mit einem augenblicklichen tiefen Ernſt in ihren Zügen ſagte: Ihr glaubt alſo doch, Don Diego, daß es Sachen für das ganze Leben giebt! So ſeid Ihr alſo ein junger Mann, der höchſt reell denkt, und anders wie unſere übrigen Cavaliere. Und nun ſagt mir noch, wie eine Sache für das ganze Leben ausſieht? Sieht ſie einem Vogel, einem Menſchen, einem Engel oder einem Teufel ähnlich, hat ſie Flügel, Füße, Krallen, iſt ſie blau, roth oder ſchwarz?

Er wird darauf ſchwören, daß ſie ſchwarz iſt! ſagte der Kanzler lachend, indem er mit einer etwas altväterlichen Galanterie den Zeigefinger emporhob und auf die ſchwarzen Augen der Gräfin deutete, während Diego betroffen über dieſe Frage nachſann.

Die Gräfin brach indeß etwas haſtig wieder von

diesem Gegenstand ab, indem sie ein Zeichen gab daß die Tafel aufgehoben sei.

Ein Diener meldete daß der Reisewagen, welchen die Gräfin um diese Stunde befohlen hatte, draußen vor der Thür bereit stehe und mit allem Erforderlichen in Stand gesetzt sei.

So denkt denn an Euere Vorbereitungen, Don Diego, wie ich an mein Reisekostüm! sagte die Gräfin, indem sie mit einem freundlichen Nicken des Kopfes in ihren angränzenden Gemächern verschwand. —

Deine sämmtlichen Zurüstungen sind schon besorgt, mein Freund, bemerkte der Kanzler. Ich habe meinen neuen Secretair Don Christoval damit beauftragt, der Alles auf eine musterhafte Weise versehen hat. Ich habe Dir noch nicht gesagt, daß Du mir an ihm einen außerordentlich brauchbaren Menschen empfohlen. Solche Subjecte, die Alles machen können, sind selten, und ich habe mich über Deinen guten Takt gefreut, mit dem Du mir grade Diesen aufgefunden. Mein Vertrauen, daß Du Dich mit Erfolg in die Geschäfte finden wirst, hat sich seitdem nur noch zu Dir erhöht. Und nun Diego, entlasse ich Dich mit den Wünschen eines Vaters und Freundes zu Deiner neuen Bestimmung! —

Der Abſchied, welchen Vater und Sohn von einander nahmen, war kurz und gehalten. Ein lauerndes Geſicht ſteckte ſich plötzlich zur offenen Thür des Salons herein, und Diego bemerkte zu ſeinem Verdruß, daß es abermals Don Chriſtoval war, der in ſeiner ſchleichenden Weiſe auch hier, wie immer, durch ſeinen widerwärtigen Anblick überraſchte.

Diego zeigte ſeinem Vater mit einem ſtummen Wink, daß ſein neuer Geheimſchreiber an der Thür ſtehe und wahrſcheinlich ſeiner Befehle harre.

Er will bloß anzeigen, erwiederte der Kanzler, daß Deine Sachen geordnet und gepackt ſind!

Bemerke nur, fügte der alte Mendoza mit Wohlgefallen hinzu, wie ungemein leiſe und discret dieſer Menſch Alles verrichtet. Wo ein Anderer uns durch umſtändliche Worte und in der Regel zur Unzeit beläſtigt, ſieht man bloß zur rechten Zeit ſeinen Kopf in der Thür erſcheinen, mit der ausdrucksvollſten Miene reden und dann ebenſo raſch und lautlos wieder verſchwinden. Wirklich, dies Exemplar macht mir viele Freude! —

Der Kanzler wurde in ſeinen Entzückungen durch den Eintritt der Gräfin unterbrochen, die umgekleidet zur Reiſe erſchien. Diego ſah ihr mit Bewunderung

entgegen und betrachtete die herrliche Gestalt, die in zierlicher Verhüllung sich zeigte.

Der Kanzler geleitete sie hinaus an den Wagen und wollte zum Abschied noch eine feierliche Rede beginnen, der sie sich aber rasch entzog, indem sie ihm die Hand reichte, und sich dann in den Wagen heben ließ. —

Als Diego ebenfalls einsteigen wollte, fühlte er sich von hinten leise an seinen Mantel gezupft. Er blickte sich überrascht um und erkannte seinen alten Diener Lazarillo, der sich herbeigeschlichen hatte um seinem vielgeliebten Herrn Lebewohl zu sagen. Dies vermochte er aber nur mit einigen schluchzenden Ausrufungen, während Diego diesen ersten Gegenstand seiner dichterischen Thätigkeit dem Wohlwollen seines Vaters empfahl. Der Kanzler bemerkte, daß für den Alten, obwohl er zu einer so mißliebigen Schriftstellerei Anlaß gegeben, doch bereits gesorgt sei. Er habe ihn zu seinem Portier erhoben, da eine solche Stelle im Palais des Kanzlers eben zu besetzen gewesen.

Voll des aufrichtigsten Dankes gegen seinen gütigen Vater schied nun Diego. Mehrmals küßte er die väterliche Hand, die in allen Dingen so milde mit

ihm verfahren war. Dann lehnte er ſich zurück in ſeinen Sitz, und indem er den Arm der Gräfin berührte, durchſchauerte ihn eine geheimnißvolle Wonne, und die Zukunft ging wie ein glühender Stern in ſeinem Herzen auf.

Während der Reiſewagen nun von dannen fuhr, vernahm er noch hinter ſich her die ſeltſamen Worte: Vater der Schelme, glückliche Reiſe! —

Lazarillo rief ihm dieſen Glückwunſch zur Reiſe nach Italien zu.

Drittes Buch.

Italieniſche Lehrjahre.

1. Der Antichrist.

Auf einem Platz in Mailand ſtanden zwei deutſche Lanzknechte und überzählten mit nachdenklichen Mienen ihre Baarſchaft, deren Betrag anſehnlicher klang, als ihn die Taſchen dieſer Kriegsleute, die dem kaiſerlichen Heere in Italien angehörten, ſeit langer Zeit zu ſehen gewohnt waren. An ihren Lanzen hingen große Bündel herunter, in denen ſie ihre ſämmtlichen Habſeligkeiten zuſammengeſchnürt zu haben ſchienen, und dies ſowie ihr ganzer Aufzug deutete darauf hin, daß ſie nicht mehr auf dem Kriegsfuße ſtanden, ſondern ſich auf die Wanderſchaft zu begeben im Begriff waren.

Der Bettel wird auch nicht lange reichen, ſagte der Eine zum Andern. Man hätte uns wenigſtens das Dreifache auszahlen müſſen, wenn man uns aus dem Dienſt entlaſſen wollte, nachdem wir ſo lange auf unſern rückſtändigen Sold gehungert hatten. Aber

dieſer knauſerige Schuft, der Pescara, denkt, er will nun dem Kaiſer das Geld für die deutſchen Lanzknechte ſparen, und vergißt daß wir der beſte Theil ſeiner Infanterie waren und daß die Furcht vor unſern deutſchen Knochen die Franzoſen am allermeiſten geſchlagen hat!

Höre, Wilhelm, ſagte der Andere in etwas ängſtlicher Stimmung, ich dächte wir hielten uns hier nicht mehr allzulange auf. Du weißt, in dem Dorf hier im Mailändiſchen, wo wir zuletzt im Quartier gelegen, haben wir bei unſern hübſchen Wirthstöchtern ſtarke Erinnerungen zurückgelaſſen, und die Mädchen werden uns gewiß in der Stadt aufſuchen, ſobald ſie das Neſt leer gefunden haben, und ihre ſechs Brüder verdienten, was die Knochen anbetrifft, deutſche Lanzknechte zu ſein!

Du biſt und bleibſt doch der hypochondriſche Karl, wie ſie Dich ſchon immer zu Hauſe in unſerm ſchwäbiſchen Städtchen genannt haben, entgegnete der erſte Lanzknecht. Hat Dich denn der ſchöne italieniſche Himmel und das luſtige Soldatenleben, das wir hier geführt haben, gar nicht ein wenig zerſtreuen können?

Ach, ſagte Karl, wer über die heutigen Zeitläufe

nicht schwermüthig wird, dem schlägt kein rechtes menschliches Herz unter dem Wams. Lieber Vetter, es gehen aller Orten die größten Veränderungen in der Welt vor. Man spürt es heutzutage ordentlich ruckweise in allen seinen Gliedern, daß die ganze Menschheit ein Ziehen bekommen hat, siehst Du, ein Ziehen und Dröhnen, das nach irgend etwas hinaus will, wenn man es nur erst recht begriffen hätte!

Was geht es uns an, Narr! rief der Andere lachend. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht an die Menschheit gedacht. Dies ist ein allgemeines krabbeliges, zappeliges und grauliches Unding, mit dem ich durchaus nichts gemein zu haben wünsche. Mir ist auch immer am wohlsten gewesen, wenn ich mich dieser Menschheit los und ledig gefühlt habe. Wenn man so im Wirthshaus sitzt und trinkt seinen Schoppen und hat dazu sein wonniges Mädel im Arm, dann erst ist man ein ganzer Kerl, das heißt ein solcher, der nach der ganzen Menschheit nichts zu fragen braucht. Ich fürchte, Vetter, Dich muß ein altes Weib in Schwaben einmal auf etwas unziemliche Weise benäßt haben, weil Du immer so schwermuthsvoll an die Menschheit denkst!

Du wirst den Freigeist auch nur noch kurze Zeit spielen, Wilhelm! antwortete ihm Karl mit trauriger Stimme. Auch Deine Stunde wird schlagen, wo Dir anders zu Muthe sein wird. Ich will Dir aber nur gestehn, warum ich so viel an die Menschheit denke, das hat seinen Grund in einer Prophezeihung, welche jetzt die ganze Welt mit Schrecken erfüllt. Es ist nämlich prophezeit worden, daß in dieser Zeit der Antichrist würde geboren werden, so leibhaft und so persönlich wie man ihn noch nie zuvor gesehen, und zwar aus der Umarmung eines entlaufenen Mönchs mit einer entlaufenen Nonne. Nun weißt Du, daß ich selbst daheim Mönch gewesen und aus meinem Kloster wegen einiger Gewissensscrupel davongelaufen bin, denn ich konnte leider nicht an die unbefleckte Empfängniß unserer heiligen Jungfrau Maria glauben, und so wählte ich den einfachen Beruf des Lanzknechtes, wo ich es mit der Empfängniß nicht so genau zu nehmen brauchte. Jetzt aber denke Dir meinen Schreck, Wilhelm, als in der verwichenen Nacht, wo die kleine Cecca bei mir ist und ich sie noch einmal recht zärtlich in meine Arme schließe, mir das dumme Ding gesteht, sie sei früher in der Schweiz Nonne

gewesen, sei aber heimlich entlaufen und wieder Bäuerin geworden, weil auch sie an der Jungfrauschaft der Madonna einige Zweifel gehegt, die ihren Oberen durch eine Mitschwester verrathen worden. Nun frage ich Dich, Freund, wie mir nach dieser gräßlichen Entdeckung zu Muthe sein muß? Ich, ein entlaufener Mönch, und sie, eine entlaufene Nonne, und alle beide nicht an die unbefleckte Empfängniß glaubend, kann ein günstigeres Paar gefunden werden, um jene entsetzliche Prophezeihung wahr zu machen und einen jungen Antichrist zu erzeugen?

Der andere Lanzknecht gerieth bei dieser Erzählung seines Kameraden in ein so anhaltendes Lachen, daß er sich nicht wieder zufrieden zu geben vermochte, während der in seinem Schmerz Vertiefte es gar nicht bemerkte, sondern mit steigender Angst sich über diese Sache zu äußern fortfuhr:

Du kannst Dir denken, sagte er, mit welchem Schauder ich mich sogleich aus ihren Armen losriß und das mit ihr getheilte Lager floh. Du bist der Vater des Antichrists! schrie es mit höllischen Jubelstimmen hinter mir her. Und eine andere Stimme flüsterte mir geheimnißvoll zu: Dir wird ein Sohn geboren

werden, den sollst Du Teufel heißen, und er wird Dich und die ganze Menschheit verderben!

Sein Kamerad mußte sich vor Lachen die Thränen aus den Augen wischen, und sagte dann zu ihm: Also darum, armer Vetter, Deine gränzenlose Angst, daß uns die prächtigen Dirnen noch einmal nachgelaufen kommen möchten, und Dich dann die kleine Cecca zu Deinen Vaterpflichten gegen einen hoffnungsvollen jungen Teufel anhalten könnte?

Ja darum meine gränzenlose Angst! stöhnte der Andere, sich nach allen Seiten furchsam umblickend.

So will ich Dir denn, entgegnete Wilhelm, wenigstens wegen des Antichrists zu Deinem Trost sagen, daß Du diese große Prophezeihung durchaus nicht auf Dich zu beziehen brauchst. Ein aus Deutschland zurückkehrender Bettelmönch hat mir die ganze Sache genau erzählt. In Deutschland ist es, mein Freund, wo gegenwärtig der Antichrist in Arbeit ist. Du wirst doch von dem berühmten Luther gehört haben, der jetzt die eigene Erfindung gemacht hat, daß man dem Papst in Rom nicht mehr zu gehorchen braucht, weil Jeder, wenn er will, ein ganzes Schock Päpste in sich selbst hat und deshalb nach dem einen in Rom nicht mehr

ſo ſonderliche Nachfrage geht. Siehſt Du nun, dieſer Luther, der ein entlaufener Mönch iſt, ſoll vor Kurzem eine ebenfalls entlaufene Nonne völlig geheirathet und in eine ordentliche Ehe genommen haben. Daraus erwartet man denn allerdings ganz ſonderbare Folgen, die jene Weiſſagung in Erfüllung bringen werden, wie mir der Bettelmönch bei allen Heiligen und Märtyrern verſichert hat. Und nun kannſt Du Dich vollkommen wegen etwaiger teufeliſcher Vaterfreuden beruhigen! —

Es ſchien indeß keineswegs als wenn der beſorgte Lanzknecht ſo bald wieder ſeine Faſſung gewinnen würde, denn in dieſem Augenblick ſollte in der That wenigſtens ein Theil ſeiner Befürchtungen in Erfüllung gehn. Sprachlos und mit zitternder Hand zeigte er plötzlich auf einen ſich nähernden Trupp von Menſchen, der ſich in nicht mehr weiter Entfernung zu ihnen heranbewegte.

Es waren einige italieniſche Landleute aus der Umgegend, in deren Mitte ſich zwei Mädchen von ausnehmender Schönheit befanden, die aber ihre lieblichen Geſichter in Thränen gebadet hatten und überhaupt ſehr verſtört und kläglich ausſahen, während

mehrere junge Männer, die sie begleiteten, sich mit wilden und drohenden Gebärden nach allen Seiten hin umschauten.

Die beiden Lanzknechte wollten noch versuchen sich beiseite zu stehlen, aber sie waren bereits von den hübschen Mädchen bemerkt worden, die sich mit dem Geschrei wilder Vögel auf sie losstürzten, indem sich eine Jede an den Hals ihres Geliebten hing und ihm in einem Wechselerguß von Liebkosungen und Scheltworten die bittersten Vorwürfe machte, daß er sie verlassen wolle!

Ihre sechs Brüder, von denen sich die unglücklichen deutschen Lanzknechte dicht umringt sahen, unterstützten diese Liebesbekenntnisse bereits mit einigen derben Rippenstößen, und ließen zu noch weiterer Verständigung die Griffe ihrer Messer aus den Taschen hervorblicken.

Sie behaupteten mit ihrer handgreiflichen Beweisführung, daß die Lanzknechte, nachdem sie mit ihren Schwestern auf so vertraulichem Fuße wie Mann und Frau gelebt, nicht so ohne Weiteres sich aus dem Staube machen dürften, sondern sich auf eine ehrenhafte Weise, wenigstens mit Zurücklassung von zwei Drit-

teln ihres neu ausgezahlten Soldes, zur künftigen Aussteuer der Mädchen abzufinden hätten.

Die überaus anmuthige Cecca, welche sich in ihrer Sehnsucht nach dem blonden deutschen Lanzknecht kaum so viel Zeit gelassen hatte, den frischen weißen Busen in dem Mieder einzuschnüren, drängte sich dabei mit solcher Innigkeit an den schwermüthigen Karl fest, daß dieser mit einem tiefen schweren Seufzer seinen Arm um ihre schwellenden Hüften schlang und sie mit Blicken, in denen sich die grauenhafteste Besorgniß ausdrückte, von der Seite betrachtete.

Leichtsinniger behandelte dagegen sein Gefährte sein Verhältniß mit der auf ihn Anspruch machenden Rosa, der er, soweit er es in seinem gebrochenen Italienisch auseinanderzusetzen vermochte, die nothwendigen Umstände seiner Abreise erklärte, indem er ihr, unter lebhaftem Streicheln der rosigen Wangen und Schultern beizubringen suchte, daß sie ein vernünftiges Mädchen sein müsse und sich einen andern Liebsten, wo möglich nicht unter dem schlecht besoldeten kaiserlichen Heer, suchen solle: was denn auch das Mädchen, nach einigem Bedenken und nachdem sie sich plötzlich mit lautem Lachen die letzte Thräne aus den Augen gewischt hatte, zu thun versprach.

Die Brüder waren indeß nicht der Meinung, den Vortheil, auf den sie es abgesehen hatten, so leicht aus den Händen zu geben. Sie erhoben einen fürchterlichen Lärm, der bald eine Menge Neugieriger in immer größerer Zahl herbeizog, und sobald bekannt wurde, daß es sich darum handelte, Einige der verhaßten deutschen Lanzknechte zu züchtigen, war auch die versammelte Volksmenge nicht mehr zweifelhaft, welcher Partei sie sich zuwenden und ihre thätliche Theilnahme ausdrücken solle.

Nehmt ihnen ihr Geld ab, das sie uns aus dem Lande wegschleppen wollen, diese verwetterten deutschen Lanzknechte! rief Einer der Hinzugetretenen, indem er Wilhelm hart bei der Schulter ergriff.

Dieser machte sich mit einer so geschickten Bewegung von ihm los, daß der Italiener an der Hand des Lanzknechts wie eine plumpe Masse in sich zusammensank, worauf ihn Wilhelm nach einigem Hinundherschütteln höflich fragte, mit wem er denn eigentlich die Ehre habe zu reden?

Ich bin ein mailändischer Lastträger, Herr, stöhnte der Niedergeworfene, indem er sich mühsam wieder auf seine Beine zu stellen versuchte.

Ihr seid ein Lastträger? erwiederte der Lanzknecht

lachend. Nun, Lastträger seid Ihr Alle hier zu Lande in dieser Zeit, das muß wahr sein, aber man sollte denken, Ihr, guter Freund Lastträger, hättet noch besonders die ganze Last Italiens zu tragen gehabt, weil Ihr Euern Lohn in den Taschen armer deutscher Lanzknechte sucht, welche ihr General aus dem Dienst entlassen hat!

Dieser Wicht spottet unseres Elends! sagte ein alter Italiener, der seiner Kleidung nach dem höheren Bürgerstande anzugehören schien, und aus einem in der Nähe befindlichen Kaffeehause herausgetreten war.

Sollen wir es, fuhr er mit steigender Erbitterung fort, auf offenem Markt in Mailand dulden, daß diese nichtswürdigen Fremdlinge, die unser Land aussaugen, plündern und verwildern, uns noch verhöhnen und naseweise Redensarten über uns führen dürfen?

Einer von den Brüdern der beiden artigen Mädchen nahm jetzt das Wort und sagte: diese Lanzknechte hier, die bei uns im Quartier gelegen haben, sind die ausgemachtesten Schufte, Mädchenverführer, Fortlaufer und Nichtbezahler, die nur je das kaiserliche Heer auf uns arme Landleute losgelassen hat! Sie haben jetzt allen ihren rückständigen Sold aus-

gezahlt bekommen, und davon gehören offenbar von Rechtswegen zwei Drittel diesen beiden Mädchen, das andere Drittel mag zu Nutz und Frommen der allgemeinen Gerechtigkeit hier auf dem Platze vertheilt werden!

Das heißt gesprochen wie ein weiser Daniel! riefen sogleich mehrere Stimmen aus dem Volkshaufen, und unsere Lanzknechte sahen sich bereits auf die bedenklichste Weise von allen Seiten bedroht.

Laßt uns, wir sind ehrliche Deutsche! rief der furchtsamere Karl, indem er sich hinter dem breiten Rücken seiner Cecca, die noch nicht von seiner Seite gewichen war, gewissermaßen zu verschanzen suchte.

Wir haben die ehrlichen Deutschen kennen gelernt! begann der alte mailändische Bürger wieder. Lieber wollen wir von den Spaniern und Franzosen zugleich gefressen werden, als mit diesen ehrlichen Deutschen, wie sie sich immer selbst nennen, jemals befreundet sein! Ihr wißt doch, daß wir Italiener Euch Deutsche gewöhnlich das Hundevolk nennen! Als wilde Fanghunde hat man Euch hier in unserm Lande gegen uns gebraucht, und als stille unterwürfige Haushunde rühmt man Euch in Euerm eigenen Land! So laßt

Ihr Euch zu Allem abrichten, beſonders aber auch dazu, Schläge zu bekommen, und darin ſeid Ihr wirklich die ehrlichen Deutſchen, denn Ihr habt für die Prügel einen ſo eigens ausgebildeten, ehrlichen und wohlgeſinnten Körpertheil, wie er keiner andern Nation beſchieden worden!

Der noch immer guten Muths ſich zeigende Wilhelm entgegnete darauf mit lachendem Geſicht: Meine Herrn, wenn Ihr noch lange daran zweifelt daß wir ehrliche Deutſche ſind, ſo iſt hier mein trefflicher Kamerad gern geneigt, ſich hier in Italien ehrſam niederzulaſſen, ſeine niedliche Cecca zu heirathen und Euch dann lauter kleine wohlgelungene Italiener ins Land zu ſetzen, die Euch dann die Deutſchen lieben lehren ſollen. Und nun ſagt ſelbſt, ob ein ehrlicher Deutſcher mehr thun kann als heirathen?

Um Gotteswillen, was machſt Du? rief der andere Lanzknecht, indem er ſich jetzt erſchrocken von dem Mädchen losriß und in eine ſcheue Entfernung zu ihr ſtellte.

Sei doch kein Narr, uns unſer Spiel zu verderben! flüſterte ihm Wilhelm zu. Du wirſt nicht gleich den leiblichen Antichriſt aufzupäppeln kriegen, aber

gläubiſche Memme. Jetzt kommt es darauf an, uns aus dieſem vermaledeiten Handel für's Erſte loszuwickeln!

Wir wollen uns mit ihnen auf nichts einlaſſen, rief einer der Brüder wieder. Je ehrlicher ſich dieſe Deutſchen anſtellen, deſto größere Spitzbuben ſind ſie! Laßt uns ihnen unſer gutes italieniſches Geld abnehmen, mit dem wir unſere eigenen Henkersknechte haben bezahlen müſſen!

Das iſt ein großer Irrthum, meine Herrn, entgegnete der Lanzknecht Wilhelm, wenn Ihr glaubt, daß das kaiſerliche Heer mit Euerm italieniſchen Gelde bezahlt worden! Ich kann es Euch ganz beſtimmt ſagen, daß der Kaiſer vor einigen Tagen aus Madrid Geld hergeſchickt hat an unſern General den Marquis von Pescara, und mit dieſem ſpaniſchen Gelde ſind denn auch die Truppen ausgezahlt, namentlich aber wir Lanzknechte, welche der General jetzt undankbarer Weiſe großentheils entläßt!

Das weiß ich beſſer, nahm der mailändiſche Bürger wieder das Wort. Der Papſt, die Florentiner, der Herzog von Ferrara und mehrere andere italieniſche Fürſten und Staaten haben die ganze Zeche

bezahlen müſſen. Ich habe in Rom in der päpſtlichen Kanzlei einen Vetter, der hat mir genau den Hergang geſchrieben, wie es ſich zuletzt damit zugetragen hat. Am erſten April iſt zu Rom ein eigener Vertrag gemacht worden zwiſchen dem Kaiſer und unſerm Herzog von Mailand einerſeits, und der Kirche und den Florentinern andererſeits. Das hat denn unſerm Herrn Papſt Clemens ſowohl wie den Herrn Florentinern ein ſchreckliches Geld gekoſtet, und haben beide zuſammen vor der Hand zweimalhunderttauſend Ducaten an die Generäle des Kaiſers erlegen müſſen. Seht, Mitbürger, von ſolchen Hungerleidern, die von ihren eigenen Herren nicht ernährt werden können, müſſen wir uns bekriegen laſſen! Und wir Mailänder nun gar, wiſſen wir denn recht, was wir eigentlich ſind? Sind wir mailändiſch oder kaiſerlich, wer kann es uns ſagen? Haben wir einen Herzog oder haben wir keinen? Und ſind wir des fremden Kaiſers, der viele hundert Meilen von uns in Spanien wohnt, und der ein großer Herr ſein mag, obwohl er kein Geld hat, warum läßt er ſich denn nicht einmal bei uns ſehen von Angeſicht zu Angeſicht, damit wir wiſſen mit wem wir es eigentlich zu

thun haben? Da war doch der König von Frankreich ein anderer Herr, der iſt ſelbſt und in Perſon nach Italien gekommen, um ſeine Kriege zu führen, und wer von uns, der ihn geſehen, hätte nicht ſein freies, leutſeliges und liebenswürdiges Benehmen bewundert? Ihr könnt mir glauben, das war ein Herr, der ein Herz für das italieniſche Volk hatte! Aber den haben ſie jetzt auf dem Schloß von Pizzighettone gefangen geſetzt, und da kann er auf die Freiheit aus Spanien ebenſo lange warten, wie die kaiſerlichen Truppen auf ſpaniſches Geld! Wer hat wohl ſchon jemals gehört, daß aus Spanien Freiheit und Geld gekommen wären? —

Dieſe Rede des Alten veranlaßte auf dem Platze eine große Bewegung. Mehrere aus dem Volkshaufen ſchenkten ihm unter lärmenden Ausrufungen ihre Zuſtimmung. Andere hingegen gaben durch ein unwilliges Murren zu erkennen, daß ſie dieſe Anſicht nicht theilten, ſondern vielmehr verdächtig fanden. Hört ihn nicht, er iſt ein Franzoſenfreund, und ein Päpſtling dazu! ließen ſich einzelne Stimmen vernehmen. Immer ſtärkere Wortwechſel, die bereits in Thätlichkeiten auszubrechen drohten, entſtanden, und

der Tumult wuchs zu einem wild wogenden und unabſehbaren Gewirr heran.

Die beiden Lanzknechte glaubten dieſe unerwartete Wendung benutzen zu können, und ſtahlen ſich raſch bei Seite, wurden aber wieder beim Kragen ergriffen und mit Gewalt in die Arme ihrer weinenden Mädchen zurückgeführt, was als ein erheiterndes Intermezzo auf die Stimmung des Volkshaufens wirkte und dieſelbe wieder von den ernſteren Händeln, zu denen bereits die größte Aufregung da war, abzulenken ſchien. —

Dieſen günſtigen Augenblick, die empörte Menge wieder zur Ruhe zu bringen, nahm jetzt ein kaiſerlicher Offizier wahr, der ſchon ſeit einiger Zeit unbemerkt einen Zuſchauer dieſer Straßenſcene abgegeben, und nun hervortrat, indem er zu den Umſtehenden ſagte: Laßt doch dieſe armen Lanzknechte jetzt ihrer Wege ziehen! Sie ſind Euch zu nichts verpflichtet, und haben überdies die Wahrheit geſprochen. Denn unſer General, der tapfere und erlauchte Marquis von Pescara, hat allerdings von dem Kaiſer eine bedeutende Geldſendung aus Spanien empfangen, und Ihr dürft deshalb ruhig ſein, Mailänder, unſere Truppen

werden Euch mit ihrem Unterhalt in keiner Weiſe zur Laſt fallen! Der General hat in dieſen Tagen zweimal hunderttauſend Ducaten in Anweiſungen auf Genueſiſche Banquiers empfangen, und damit ſind die rückſtändigen Solde bezahlt, die deutſchen Lanzknechte aber zum großen Theil abgelohnt worden. Ich kann Euch ſogar den ehrenwerthen Herrn zeigen, welcher als kaiſerlicher Botſchafter dieſe Anweiſungen aus Spanien überbracht hat, denn er ſteht hier zufällig dicht neben uns, und hat wie ich die Ehre gehabt, der edeln Verſammlung auf dieſem Platze beizuwohnen. Es iſt mein ausgezeichneter Landsmann, Don Diego Hurtado de Mendoza, den Ihr hier ſtehen ſehr! —

Der auf ſolche Art Hervorgezogene ſtellte ſich zuerſt mit ſichtlicher Betroffenheit der Volksmenge dar, die ihn jetzt neugierig angaffte. Es war in der That unſer Freund, Diego Mendoza, der auf einem Spaziergang durch die Stadt ſich plötzlich in dieſen Auflauf verwickelt ſah. Seit der kurzen Zeit, daß er ſich in Mailand befand, war dies das erſte Abenteuer welches ihm aufſtieß, und zwar auf eine Weiſe, die halb der Eitelkeit des jungen Staatsgeſchäftsmannes

ſchmeichelte, halb dem fremden und ihm noch wenig angenehmen Volke gegenüber ihm einen Schrecken zu verurſachen ſchien.

Der Offizier, an deſſen Accent Diego ſchon gleich zu Anfang den ſpaniſchen Landsmann erkannt hatte, flüſterte ihm eine Entſchuldigung zu, daß er es gewagt, die Perſon Mendoza's in ſo auffallender und zudringlicher Art zu benutzen. Er fügte aber mit ſpaniſcher Höflichkeit hinzu, daß Don Diego Hurtado de Mendoza ſeine ſtrahlenden Verdienſte, die er ſich bereits zu erwerben angefangen, jetzt noch erhöhen werde durch den beſchwichtigenden Einfluß, den die Nennung ſeines Namens und ſeiner Botſchaft hier auf dem Platze ausübe, wofür ihm der Marquis Pescara gewiß beſonders dankbar ſein würde. Mendoza erinnerte ſich jetzt, daß er dieſen Offizier bereits im Vorzimmer des Generals geſehen, als er ſich das erſte Mal zur Ueberbringung ſeiner Depeſchen dort eingefunden.

Mendoza fühlte ſich nach dieſer Verſtändigung mit ſeinem Landsmann ſicherer, und übernahm es ſogar, einige Worte an die ihm nächſt Stehenden zu richten, wobei er mit Vergnügen bemerkte daß es mit

seinem Italienisch sehr gut fortging, und er unterwegs, in der Schule der liebenswürdigen Teresa Colonna, die Sprache seiner neuen Freundin sich fast wie seine Muttersprache zu eigen gemacht.

Der Volkshaufen begann sich in verschiedener Stimmung zu zerstreuen, und man schien die erste Ursache des ganzen Auflaufs bereits vergessen zu haben, als sich die Scene durch das laute Schluchzen der beiden italienischen Mädchen erneuerte, die jetzt, da sie alle anderen Bemühungen fruchtlos sehen mußten, sich wenigstens zu einem zärtlichen Abschied von ihren Lanzknechten anschickten.

Der spanische Offizier, der schon längst diese Mädchen ihrer außerordentlichen Schönheit wegen mit Wohlgefallen betrachtet hatte, näherte sich ihnen jetzt, und nahm die Hände Beider in die seinigen, indem er zu ihnen sagte: Ich werde für Euch sorgen, Kinder, für Euch Beide, denn Euer Wohl liegt mir am Herzen, und es ist noch eine besondere Pflicht des kaiserlichen Offiziers, sich hier zum Beschützer der schönen Landestöchter aufzuwerfen. So kommt denn mit mir, Du kleine schmachtende Cecca und Du muthwillige schwarzäugige Rosa, Ihr sollt alle Beide meine Wirthschafterinnen werden, und meinem Haushalt vorstehen.

Ein Soldat macht es sich gern auch in seinem Quartier häuslich so gut er kann, und Ihr seid dazu geschaffen das mühevolle und harte Kriegsleben wie Göttinnen zu versüßen, wofür ich Euch denn auch hiermit erkläre und als solche in meinen Dienst nehme!

Diese Rede, die von ebenso ehrlichem Willen als guter Laune zeigte, eregte unter der Menge einen lauten Jubel, und ward mit um so größerem Beifall begrüßt als die beiden hübschen Mädchen schnell ihren Entschluß gefaßt zu haben schienen, indem sie ihm erst in zierlichster Weise einen respectvollen Knix machten, dann ihn mit einem langen flammenden Blick ihrer schönen Augen musterten, und sich endlich mit herausplatzendem Lachen Jede von einer andern Seite an seinen Arm hingen

Der Offizier, dessen stattliches Ansehen schon zuvor Achtung gebietend auf die Menge gewirkt hatte, trug durch diese lustige Wendung, die er dem ganzen Vorfall gab, nun vollends die Sympathieen des leichtsinnigen Volks davon. Man jauchzte ihm zu, und an den Armen der beiden getrösteten Schönen, die stolz und triumphirend umherblickten, empfing er gewissermaßen die Huldigungen der Menge.

Mendoza sah mit Verachtung, wie sich dieses Volk benahm, indem es entartet genug war, dem Fremden gegenüber seine eigene Schande zu beklatschen.

Der Offizier empfahl sich ihm jetzt mit seiner artigen Beute und sagte in spanischer Sprache zu ihm: So muß man es hier zu Lande machen, Herr Landsmann, um seines Lebens froh zu werden! Strapazen, Entbehrungen, Gefahren bringt unser Stand genug mit sich, und der jahrelange Aufenthalt in der Fremde beraubt uns auch so vieler Güter, die Andere gemächlich zu Hause genießen. Da richtet man sich denn im Quartier, so lange es jedesmal dauert, recht behaglich und lustig ein, und wenn Ihr mich in meiner Villeggiatura auf dem Dorfe Poso, wo ich eigentlich hause, besuchen wollt, was ich von Euerer Güte dringend erbitte, Don Diego Hurtado de Mendoza, so hoffe ich Eueren Vorzügen gemäß Euch empfangen und bewirthen zu können. Wir Offiziere leben hier auf diesen Dörfern wie kleine Fürsten, und wenn wir kein Geld haben, machen wir von dem allgemeinen Fürstenrecht Gebrauch, Steuern auszuschreiben, wie ich dies erst kürzlich in meinem Dorfe gethan habe. Erzeigt mir doch recht bald die Ehre auf meinem Landsitz, Cecca und Rosa werden Euch dann auch auf

das Artigſte bedienen, und ſollen Euch ſchon jetzt die Hand küſſen.

Er richtete darauf an die Mädchen das Geheiß, dem jungen vornehmen Fremden ihre Ehrfurcht zu bezeugen, was ſie ſogleich mit eben ſo viel Schelmerei als gutem Anſtand ausführten.

Mendoza ließ ſich die Liebkoſungen, mit welchen die friſcheſten und zarteſten Lippen ſeine Hände überſchütteten, einen Augenblick gefallen, dann riß er ſich los und ſuchte, nach einer flüchtigen Begrüßung mit dem luſtigen Offizier, dem Volksgewühl zu entkommen. —

Die deutſchen Lanzknechte hatten jetzt auch Gelegenheit gefunden, ihren Weg ungehindert fortzuſetzen. Nun ſei vergnügt, Kamerad, ſagte Wilhelm, Du biſt jetzt alle Deine Sorgen los, und der ſpaniſche Offizier kann ſich mit der Auferziehung Deines jungen Antichriſts herumquälen! Wir wollen ihm und der ganzen kaiſerlichen Sippſchaft dieſe Vaterfreuden gönnen. Ich gehe wieder nach Deutſchland!

Ich komme mit Dir, entgegnete der Andere. In Deutſchland werde ich vorſichtiger ſein! —

2. Die Gesellschaft beim Marquis von Pescara.

Mendoza bog in eine andere Straße ein, um sich nach Hause zu begeben. Diese Volksscene hatte den widerwärtigsten Eindruck auf ihn gemacht, und er mußte sich sagen, daß er das Volk, für dessen göttliche Bedeutung er schwärmte, heut in seiner Erniedrigung und in einem Zustande gesehen, in dem er es nicht anders als verächtlich und seines jämmerlichen Schicksals werth finden konnte.

Es beschlich ihn fast eine Sehnsucht, wieder unter seines Gleichen zu kommen, und ein Fest, welches heut Abend bei dem Marquis von Pescara stattfand und zu dem er eine Einladung erhalten, begann ihn um so mehr zu locken a's er dort hoffen durfte, die auserwählteste und glänzendste Gesellschaft des Landes und namentlich mehrere Berühmtheiten, welche sich in den letzten Ereignissen hervorgethan, anzutreffen.

An den Ehren dieses Festes war Mendoza nicht

ganz ohne einigen Antheil, da es ihm und seiner Reisegefährtin, der schönen Gräfin Teresa Colonna, welche mit dem kaiserlichen General nahe verwandt war, gemeinschaftlich gelten sollte.

Mendoza hatte die Gräfin am heutigen Tage noch nicht gesehen, und er sollte seine Freundin erst in der bevorstehenden Abendgesellschaft bei dem Marchese von Pescara wiederfinden, worauf sie, wegen dringender Besuche und Beschäftigungen die ihr den Tag über obgelegen, seine Sehnsucht nach ihr vertröstet hatte.

Da der Abend bereits herandunkelte und die festgesetzte Stunde sich näherte, so beeilte sich Mendoza das Haus des Marquis zu erreichen, nachdem er vorher mit einem prüfenden aber keineswegs befriedigten Blick seine Erscheinung gemustert und bemerkt hatte, daß es ihm eigentlich zum Eintritt in einen solchen Kreis an einem glänzenden Festgewand und an würdigem Schmuck fehle. Doch hoffte er, daß es auch für ihn nicht länger an Gelegenheiten zur Auszeichnung fehlen möchte, die ihn dann mit äußeren Ehrenzeichen, welche er wenigstens für die gesellschaftliche Erscheinung angenehm fand, reichlich schmücken würden.

In diesen etwas seltsamen Gedanken, die sich ihm

unwillkürlich aufdrängten, betrat er den Palaſt welchen der General während ſeines Aufenthalts in Mailand bewohnte. Die Geſellſchaft war bereits zahlreich verſammelt und hatte ſich in einzelnen Gruppen durch verſchiedene Säle vertheilt. Mendoza ſtand einen Augenblick überraſcht von ſo vielen glänzenden, bedeutenden und ernſten Erſcheinungen, in deren Mitte er ſich plötzlich verſetzt ſah und die er um ſo aufmerkſamer betrachten konnte, da man ſein Eintreten noch gänzlich unbemerkt gelaſſen und ihn Niemand beachtete. Aber ſeine Augen, nur nach einem Gegenſtand begierig deſſen ſie ſich vor Allen wieder zu verſichern trachteten, eilten raſch von einer Geſtalt zur andern fort und hatten die, welche ſie zu erſpähen ſuchten, endlich in einem Seitencabinet im Hintergrunde des nächſten Saales gefunden.

Dort ſtand die Gräfin Tereſa Colonna im eifrigen Geſpräch mit dem Marquis Pescara, der ſich in einer ſehr aufgeregten Stimmung zu befinden ſchien und mit den lebhafteſten Gebärden ſich äußerte.

Die Gräfin hatte ſogleich den ſchüchtern ſich nähernden Mendoza bemerkt und winkte ihm mit einem ermuthigenden Feuerblick ihrer Augen zu, heranzutreten

und an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Es ſchien ihr zugleich ein willkommener Anlaß, ihr Geſpräch mit dem Marquis einen Augenblick zu unterbrechen.

Sei es nun daß die Störung dem General in dieſem Moment unangenehm war, oder daß er überhaupt, wie Mendoza ſchon bei ſeinem erſten Zuſammentreffen mit ihm bemerkt zu haben glaubte, Gründe hatte ihn mit anſcheinender Kälte zu behandeln, Pescara zeigte ſich jetzt keineswegs freundlich gegen den Eintretenden, oder er bewies ihm wenigſtens nicht diejenige Zuvorkommenheit in der Form, auf welche Mendoza als Ehrengaſt einigen Anſpruch erheben konnte.

Es trat daher augenblicklich eine ſeltſame Beklommenheit ein, über welche die Colonna in ihrer raſchen und glänzenden Weiſe hinwegzuführen ſuchte. Sie ergriff Mendoza's Hand und ſagte mit ihrer ſchönſten Stimme zu ihm: Helft mir meinen Vetter, den Herrn Marcheſe, umſtimmen, mit der Kunſt Euerer Rede, guter Mendoza! Wir finden den Helden von Pavia heut nicht heiter, er hat uns ſeine goldenen Prunkgemächer aber nicht ſein Herz geöffnet, und mich hat er bereits ausgeſcholten, weil ich für Karl den Fünften, die herr-

liche kaiſerliche Blume, geſchwärmt und den Papſt Clemens einen unbrauchbaren, allen Parteien im Wege ſtehenden Diſtelkopf genannt habe!

Der Marcheſe ſchien erſchrocken, daß die ſchöne Frau dieſe Aeußerungen, die ſo wenig ſeinen Beifall fanden, jetzt mit ſo lauter Stimme wiederholte. Unwillkürlich blickte er im Saal umher, um zu erſpähen ob die übrige Geſellſchaft vielleicht darauf aufmerkſam geworden. Die Gräfin folgte mit ſcharfer Beobachtung ſeinen Blicken, und Mendoza bemerkte wie ſie ſich durchdringend an ſeine Züge feſthing, um ihn in ſeinen geheimſten Gedanken zu ergründen. Sein Schweigen, in das er ſich darauf verſchloß, konnte nur dazu dienen, die merkwürdige Verſtimmung, von der er ganz und gar bemeiſtert ſchien, noch hartnäckiger hervortreten zu laſſen.

Mendoza betrachtete ſich erſtaunt den großen Feldherrn, von deſſen letzten Thaten in der Schlacht bei Pavia er mit hoher Bewunderung gehört und der jetzt einer kleinlichen Empfindlichkeit, die aus unbekannten Urſachen an ihm nagte, nicht Herr werden zu können ſchien!

Pescara war ein ſchöner, heroiſch gebauter Mann

von bedeutendem Aeußern. Seine große Jugend, er zählte erſt ſechs und dreißig Jahre, bildete zu ſeinem ereignißvollen und thatenreichen Leben einen eigenthümlichen Contraſt, und ließ den gefeierten Mann, von dem der Ruhm in allen Landen ſo Großes meldete, faſt mit einem Reiz des Mährchenhaften bekleidet erſcheinen. Sein kühnes, weithin blitzendes Auge drückte in gleicher Stärke den berechnenden, gedankenvoll ſinnenden Feldherrn wie den rückſichtslos handelnden, trotzigen und ungeduldig losbrechenden Soldaten aus. Doch erſchien die ſoldatiſche Wildheit und Zügelloſigkeit, die man zuweilen an Pescara's Kriegführung getadelt und von der auch in ſeiner Perſönlichkeit einige Schattirungen nicht zu verkennen waren, zugleich gemildert durch einen gewiſſen träumeriſchen und ſchwermüthigen Zug, der in ſeinem Geſicht leiſe verſteckt lag und von Denen, die ihn genauer kannten, ſeinem eigenſten Weſen nicht fremd erachtet werden konnte. Denn die poetiſchen Beſchäftigungen ſeiner erſten Jugend waren doch bedeutend genug geweſen, um einige Nachrede davon auf dem italieniſchen Parnaß zu veranlaſſen. Noch mehr aber war es das Verhältniß zu ſeiner Gattin, der berühmten Dichterin Vittoria

Colonna, (einer Tochter Fabrizio Colonna's), wodurch der tapfere und rauhe Krieger in seinem Wesen einige musenhafte und erweichende Einflüsse, die zu Zeiten selbst mitten im wilden Getümmel des Lagers sich bei ihm geltend machten, erhalten hatte. —

Einige neu eingetretene Herrn hatten sich jetzt dem General genähert und ihn in ihr Gespräch gezogen, so daß die Gräfin Gelegenheit fand, Mendoza einen Augenblick bei Seite zu ziehn und ihm die Zweifel und Fragen, die in ihm aufgestiegen sein mußten, einigermaßen zu lösen.

Hört mir zu, Don Diego, sagte sie zu ihm, indem sie leise flüsternd ihm so nahe trat daß er fast zu hören vergaß, und seine glühende Aufmerksamkeit auf nichts anderes zu richten vermochte als auf die zauberischen Bewegungen ihrer Augen und Lippen, die ihn mit einem warmen und duftigen Lebenshauch in seinem innersten Wesen durchdrangen und entzückten.

Es haben sich hier sonderbare Dinge zugetragen, fuhr die Gräfin fort. Pescara kann den Unmuth nicht länger bergen, der ihm am Herzen frißt. Er glaubt sich durch seine beiden Waffengefährten, den Vicekönig Lannoy und den Connetable von Bourbon,

getäuſcht, überliſtet und übervortheilt. Denn der gefangene König Franz iſt plötzlich aus Italien verſchwunden. Lannoy hat ihn überredet, ſich von ihm nach Spanien bringen zu laſſen, um dort eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Kaiſer zu haben und in mündlicher Unterredung mit ihm günſtigere Bedingungen für ſeine Freiheit zu erlangen, als ihm Kaiſer Karl bisher hatte anbieten laſſen. So hat Lannoy ſich mit dem franzöſiſchen König eingeſchifft und ihn an die Küſte von Catalonien gebracht, noch ehe Pescara und Bourbon nur eine Ahnung davon gehabt, daß der koſtbare Gefangene, den das ganze Heer als ſein Eigenthum und ſein Unterpfand für die zu erwartenden Belohnungen betrachtet, ihnen entzogen ſein könnte! Dieſe Sache wird und muß nun die wichtigſten Folgen haben!

Das Geſicht der Gräfin nahm bei dieſer Erörterung einen ſo ernſten und eifrigen Ausdruck an, es arbeitete dabei in allen ihren Zügen mit ſo leidenſchaftlicher Gewalt, daß Mendoza mit Erſtaunen ſah welche Bedeutung dieſe Angelegenheit für ſie haben mußte, und wie ſie mit innerſter Aufregung einen perſönlichen Antheil daran nahm, der auch ihn jetzt le-

bendiger zu erfüllen begann. Mit steigender Spannung hörte er die reizende Frau, die er seine erste Lehrerin in der Politik nannte, fortfahren.

Mein Vetter Pescara, sagte sie, hegt nun die ihn tief verwundende Besorgniß, daß Lannoy, nachdem er den Preis der Schlacht von Pavia persönlich an sich gerissen und damit vor den Kaiser in Madrid getreten, ihm dort seine Lorbeeren schmälern und das Anrecht auf den kaiserlichen Dank verkürzen werde. Seine Empörung und Befürchtung hat sich noch gesteigert, als er vor einer Stunde erfahren, daß auch der Connetable von Bourbon, von denselben Gefühlen der Eifersucht getrieben, dem Vicekönig Lannoy nachgereist und ihm auf den Fersen nach Madrid gefolgt ist, um den Ruhm der gewonnenen Schlacht, den Lannoy für sich allein einfordern wollte, wenigstens mit demselben zu theilen, wenn nicht durch die weltberühmten Künste, deren dieser Meister der treulosen Politik mächtig ist, auf seine eigene Person allein zusammenzuhäufen! Der brave Pescara sieht sich allein in Italien zurückgelassen, wie er meint einer zweifelhaften und in sich gebrochenen Stellung preisgegeben, und an der Spitze eines zwar siegreichen aber innerlich verwilderten, durch

langen Geldmangel abgeſchwächten und entarteten Heeres, das von dem erſten, ihm kräftig und zweckmäßig entgegentretenden Feind geworfen werden muß! —

Die Gräfin machte nachdenkend eine kleine Pauſe.

Der arme Pescara, ſagte Mendoza, jetzt thut er mir leid, und ich vergebe ihm gern ſein anſcheinend unfreundliches Benehmen. Indeß dünkt mich, daß man ihm den Siegeskranz von Pavia nicht ſo leicht wird zerpflücken können! Daß er der eigentliche Held dieſer Schlacht geweſen, darüber iſt nur eine Stimme verbreitet, und als ich in Madrid im Cabinet des Kaiſers ſtand, hörte ich aus ſeinem Munde die Tapferkeit Pescara's preiſen, der die Schlacht nicht nur gelenkt und entſcheidend angelegt, ſondern auch wie der donnernde Gott des Krieges ſelbſt, obwohl einfach im rothen Wams des Fußvolkes gekleidet und mit der Wehr des gemeinen Soldaten in der Hand, gekämpft und den Sieg erſtritten hat!

Glaubt nur ja nicht, unterbrach ihn die Gräfin, ſeinem ſo leicht aufflackernden Enthuſiasmus gewiſſermaßen Einhalt gebietend, daß ich nur das allergeringſte Intereſſe für Pescara habe! Er iſt zwar der Mann meiner ſchönen und liebenswürdigen Muhme Vittoria

Colonna, aber ich habe ihn eigentlich nie leiden können. Er treibt mir das Heldenthum zu handwerksmäßig, und selbst seine gesellige Unterhaltung schmeckt nach den Gewohnheiten des Lagers. Nichtsdestoweniger muß ich mich jetzt mit ihm und seinen Verhältnissen auf das Angelegentlichste beschäftigen. Denn unsere Aufgabe in Italien beginnt jetzt, Mendoza, und Ihr dürft Euch Glück wünschen, daß so rasch für Euch der Augenblick gekommen, wo Ihr Euch die Sporen verdienen könnt! Habt Acht, jetzt giebt es Politik, Don Diego, der poetische Student von Salamanca tritt jetzt in den Dienst der ernsthaften Göttin ein! Die übervortheilte Stellung, in der sich Pescara zu befinden glaubt wie ich Euch angedeutet habe, wird bereits von anderer Seite her eifrig benutzt, man sucht auf den kaiserlichen General zu wirken, und zwar gegen den Kaiser selbst! Dies ist der Punct, Mendoza, auf dem unsere Arbeiten leise aber mit entschiedener Gewalt beginnen müssen!

Sie zog ihn bei diesen Worten weiter in die Vertiefung des Kabinets, in welchem sie standen, und flüsterte dann mit kaum hörbarer Stimme:

Heut Nacht, Diego, seid Ihr auf meinem Zimmer

erwartet! Das alte, den Colonna's gehörige Palais, welches ich hier bewohne, iſt durch ſeine einſame, in mehreren Winkelgaſſen verſteckte Lage günſtig dazu, ohne Späher einen Plan auszubilden, eine Vereinigung zu ſtiften! Dennoch müßt Ihr in dieſer Nacht die allergrößte Vorſicht beobachten, wenn Ihr Euch zu mir begebt! Nehmt darum dieſen kleinen Schlüſſel, durch welchen Ihr zuerſt in ein benachbartes Nebenhaus eintretet, welches ein geheimer Gang mit dem Palais verbindet. Eine Dienerin wird dort bereit ſtehn, Euch in mein verſchwiegenes Gemach zu führen!

Mendoza erzitterte in ſich vor Entzücken über dieſe Eröffnung, der ſeine Phantaſie gern den vielbedeutendſten Sinn gegeben hätte, aber er mußte ſich zugleich erinnern daß es eine politiſche Verabredung ſein ſollte, auf welche die Beſtellung in dieſer Nacht lautete. Die Kühlung der aufflammenden Sinne, welche nothwendig in dieſem Gedanken lag, ſtellte ſich jedoch bei Mendoza nicht ſofort ein, und er glaubte träumeriſch noch immer ſüße und geheimnißvolle Dinge zu vernehmen, als die Colonna mit ihrer ſchönen tiefen Stimme einige weitere Bemerkungen über das, worauf es ankommen ſollte, hinzufügte.

Ich will es Euch jetzt vorläufig mit einem Wort ſagen, Diego! fuhr die Gräfin fort. Dies Wort kann Euere Beobachtungen, die Ihr ſchon jetzt in dieſer Geſellſchaft anzuſtellen habt, richtig führen! Es gehen jetzt in Italien geheime Bewegungen vor, es bereitet ſich im Dunkeln ein Bündniß aller italieniſchen Mächte gegen den Kaiſer, eine italieniſche Ligue ſoll geſtiftet werden, deren erſter Gedanke in dem feindlich geſinnten Venedig entſtanden, deren zweite Stufe ein Einverſtändniß Venedigs mit dieſem Papſt Clemens iſt, deſſen feile Charakterloſigkeit am meiſten zu fürchten und unſerm geliebten kaiſerlichen Herrn die größten Gefahren bereitet. Mit dem Papſt werden es die Colonna's aufnehmen, denn alle Mitglieder unſerer Familie haſſen ihn, ich aber verwalte die Flamme dieſes Haſſes und habe dem Kaiſer Carl in Madrid geſchworen, ſie wie einen glühenden Lavaſtrom, aber zugleich befruchtend wie ein ſolcher und ein neues Leben erzeugend, durch ganz Italien zu leiten. Aber jetzt, Freund, ſtehen wir vor der dritten Stufe der italieniſchen Ligue, welche die Abſicht hat, die Herrſchaft des Kaiſers in Italien zu ſtürzen und dazu, wie es ſcheint, die eigenen Mittel und Kräfte des Kaiſers verwenden

will! Noch entwirre ich die geheimnißvoll ausgesponnenen Fäden nicht, aber ich sehe wie sie ausgeworfen werden sollen, und wie der breite Soldatenkopf unseres guten Pescara schon halb in der Schlinge steckt! Blickt dorthin im Saal, wie der Marchese jetzt in einem eifrigen Gespräch mit dem alten Kanzler Moroni begriffen steht. Dieser Kanzler des Herzogs von Mailand ist eine alte knarrende Staatsmaschine, die schon auf den politischen Fliegenfang so abgerichtet ist daß sie keine einzige Bewegung ohne Absicht macht! Die Zunge hängt ihm immer ein wenig aus dem geöffneten Munde heraus, als kostete er erst wie ein verschlagener Weinkenner alle Worte und Mienen der Leute, mit denen er zu thun hat! Wenn er dann einmal mit seinem wackeligen Kopfe so recht tief nickt, wie eben jetzt zu dem Marchese Pescara, dann hat er gewiß eine brauchbare Sorte geschmeckt, und hofft die wahrhaft politischen Magentropfen daraus bereiten zu können, die dann seinen kranken Herzog Sforza in dem sehr ungewissen Besitz seines Herzogthums beruhigen und stärken sollen! Wir müssen jetzt wieder näher treten, um diesen Herren das Stichwort ihrer Komödie aus ihrem eigenen Munde abzulauschen! —

Die Gräfin begab ſich darauf mit anſcheinender Gleichgültigkeit zu der von ihr bezeichneten Gruppe, Mendoza folgte ihren Schritten in einiger Entfernung.

Die Leichtigkeit, mit welcher ſich die Gräfin an der Unterhaltung der beiden Herrn betheiligte, ſchien ebenſo natürlich, als ſie für den Augenblick wirkſam berechnet war. Sie hatte nämlich nach den erſten Lauten, welche ſie von dem Geſpräch vernommen, ein Erſtaunen auszudrücken, zu dem es eine wirkliche Veranlaſſung gab und in das ſie zugleich eine bedeutungsvolle Anſpielung hineinlegen konnte.

Wie, rief ſie mit ihrem reizenden Lachen aus, habe ich recht gehört, der Herr Marcheſe Pescara ſpricht heut Italieniſch? So lange ich meinen theuern Vetter kenne, habe ich ihn faſt immer nur Caſtilianiſch reden hören, und ich glaubte wahrhaftig, er hätte unſere liebe Mutterſprache längſt verlernt!

Es iſt wahr, ſchöne Gräfin, erwiederte Pescara nicht ohne einige Betroffenheit über den nachdrücklichen Ton ihrer Verwunderung, ich habe lange kein Italieniſch geſprochen, da ich im Dienſt mir das Spaniſche ganz und gar angeeignet und wohl mehr,

als ſich eigentlich mit dem Patriotismus vertrug, zu meiner täglichen Rede gemacht hatte.

Ei, verſetzte die Gräfin, ihm ſcharf und lange in die Augen blickend, wie oft hörte ich aus Euerm Munde, daß Ihr ernſthaft bedauertet nicht in Caſtilien geboren zu ſein, ſo ſehr waret Ihr ein Spanier von Kopf bis zu Füßen, und was noch mehr ſagen will, auch hier links in Euerem Herzen geworden! Wo kommt Euch denn nun auf einmal der italieniſche Patriotismus her, und zwar zu einer Zeit wo Ihr eben dem ſpaniſchen Herrn, Euerm Kaiſer, die glorreichſte Schlacht gewannt?

Der Herr Marcheſe hat ſich im Geſpräch mit mir erinnert daß er ein Italiener iſt! nahm der mailändiſche Kanzler, mit einer übermäßig tiefen Verbeugung gegen die Gräfin, das Wort. Wir ſprachen von der berühmten Familie Avalos, welcher der Herr Marcheſe entſtammt, und die ſeit faſt einem Jahrhundert im Königreich Neapel für das edelſte und angeſehenſte unter den heimiſchen Geſchlechtern galt. Ein Mann, der den Ruhm einer ſolchen Familie zu behaupten hat, wird doch auch einmal den Puls der italieniſchen Vaterlandsliebe in ſich anſchlagen fühlen,

und dann unwillkürlich ſeine Rede wieder in die Sprache unſres Volkes übergehen laſſen, wie es unſerm Freund in dieſem Augenblick geſchah!

Es will mir immer ſonderbar erſcheinen, Herr Kanzler, verſetzte die Colonna ernſt, wenn ich Euch Staatskünſtler und Regierungs-Fabricanten von Vaterland und Volk ſprechen höre! Dieſe Dinge ſind meinem Vetter Pescara bisher ganz und gar Spaniſch vorgekommen, und daher hat man ihn, den größten und treueſten Feldherrn des Kaiſers, mitten in Italien lange Zeit nur Caſtilianiſch reden hören! Euere Erinnerungen an Neapel aber haben den Marcheſe in dieſem Augenblick gewiß ganz weich gemacht! Ja, Herr Kanzler, mit Neapel iſt unſer Freund Pescara zu fangen!

Was denkt Ihr damit zu ſagen, Frau Gräfin? fragte der Marcheſe in einem Ton, der eine leiſe Bangigkeit hinter ſcheinbarer Gereiztheit verſtecken zu wollen ſchien, indem er zugleich mit dem Kanzler, deſſen ehernes und unbewegliches Geſicht doch eine augenblickliche Bläſſe verrieth, einen bedeutungsvollen Blick wechſelte.

Ihr fragt noch, Vetter, was ich damit geſagt

Die Gräfin begann jetzt in ein lautes Lachen auszubrechen, indem sie sich beiden Herrn, die immer verwunderter und verlegener aussahen, mit neckischer Gebärde gegenüberstellte, und an Einem nach dem Andern durch Mienen, Blicke und Ausrufungen die durchtriebenste Schelmerei ausübte.

Aber, meine Herrn, fing sie wieder an, indem sie sich die Thränen des Lachens aus den noch flammender gewordenen Augen wischte, ich bitte Sie um Gotteswillen, wohin verirren sich denn Ihre Gedanken bei der natürlichsten und unschuldigsten Frage von der Welt? Ich spreche, wie es einer Frau geziemt, von unsern Familienverhältnissen, und die Herren verstehen nichts als ihre leidigen Staatshändel, Sie denken an Politik während ich von der Sehnsucht spreche, die der Marchese doch nothwendig nach Neapel empfinden muß, weil seine theuere Gattin, die unvergleichliche Vittoria, dort verweilt und gewiß mit Bangigkeit dem Augenblick entgegenharrt, wo sie ihren tapfern Herrn und Gemahl einmal wieder umarmen darf!

Die Spannung, welche das Gesicht des alten Kanzlers noch krampfhaft zusammengezogen, ließ bei diesen Worten so plötzlich nach, daß der rasche Uebergang in eine ausdruckslose und sich dumm verwun-

bernde Miene faſt wieder die Lachluſt der übermüthigen Colonna gereizt hätte. Sie bezwang ſich aber, und mit übereinandergeſchlagenen Armen an der Verwirrung Beider ſich weidend, genoß ſie einen Augenblick lang ſtill den Triumph, auf ſo leichte und kunſtloſe Weiſe an die Schwelle eines Geheimniſſes vorgedrungen zu ſein, das ſie hinter ſtärkeren Riegeln verſchloſſen und behütet geglaubt, und von dem ſie jetzt wenigſtens einige verrätheriſche Umriſſe erblickt zu haben meinte.

Ihr ſprachet von meiner Frau, gute Gräfin? ſagte Pescara, ſich merklich erholend und den Verſuch machend, gemüthlich auszuſehn.

Natürlich, von der Frau Marcheſe in Neapel war die Rede, ſagte der Kanzler Moroni, indem er das wiedergefundene Gleichgewicht durch eine ſteife und ſpöttiſche Haltung des Kopfes anzeigte. Und wovon hätte denn auch ſonſt anders die Rede ſein können?

Das meine ich eben, Herr Kanzler, verſetzte die Gräfin mit ſchalkhaft verſtelltem Ernſt, während ſie ihm eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte. Wovon hätte auch anders die Rede ſein können, da ich ſonſt von nichts weiß, und am allerwenigſten in Staatsge-

heimnisse mich hineinzustehlen verstehe? Denn Ihr müßt wissen, Kanzler, ich bin für alle politische Intrigue so stockdumm, daß ich von solchen Dingen in der Regel gar nichts merke, und wenn ich mit der Nase darauf zugestoßen werde. Denkt Euch, selbst dann sehe ich oft noch nicht, daß Etwas um mich her vorgeht!

Nun, erwiederte der Kanzler mit einem stechenden und keineswegs gläubigen Seitenblick, den schönen Seelen bescheert es der Herr zur rechten Zeit im Schlafe!

Ihr wollt mich vielleicht darauf vertrösten, daß ich hier schläfrig werden könnte, um etwas zu erfahren? entgegnete die Gräfin heiter. Nein, Herr Kanzler, da denkt Ihr doch zu bescheiden von Eurer Unterhaltungsgabe. Unter dieser Bedingung werde ich also bei Euch niemals von Dem, was vorgeht, unterrichtet werden können?

Ganz im Gegentheil, erwiederte der Kanzler mit einem verbindlichen Aufschwung, Alles, was hier vorgeht, meine gnädigste Gräfin, kann im Größten wie im Kleinsten zu Ihrer Kenntniß gestellt werden, wobei nur das Eine zu bedauern ist, daß in diesem Augenblick wirklich weder Großes noch Kleines hier vorgeht.

Oder wißt Ihr etwas Neues aus dem Lager zu erzählen, Herr Marchese?

Wenigstens nichts Erfreuliches und Unterhaltendes, entgegnete Pescara zerstreut. Das Heer, welches unter meinem Oberbefehl jetzt in Italien zurückblieb, ist so zusammengeschmolzen, daß ich eigentlich nur noch die spanische Infanterie und einige italienische Mannschaften zur Behauptung der kaiserlichen Gewalt besitze. Die Deutschen habe ich selbst in ihr Vaterland zurückgeschickt, weil ich sie nicht bezahlen kann und der Geiz und die unbegreifliche Sorglosigkeit des Kaisers, wovon ich soviel zu leiden gehabt, mich sonst einen völligen Banquerott befürchten lassen. Ein anderer Theil meiner Truppen ist dem Lannoy nach Spanien gefolgt, und wieder ein anderer Theil hat ebendahin den Connetable von Bourbon begleitet. So seht Ihr mich denn hier, schöne Muhme, unmittelbar nach großem Siege an der Spitze einer Armee, mit der etwas zu behaupten und auszuführen ein Taschenspieler-Kunststück, aber nicht die Sache eines Feldherrn wäre! Ihr werdet daher die Mißstimmung verzeihlich finden, in der Ihr mich angetroffen habt, Gräfin, und die mich sogar so ungeschickt macht, daß

ich jetzt, anstatt Euch angemessen bei mir zu unterhalten, Euch mit einem Bericht über die Bestände meiner Truppen langweile!

Ihr habt mich damit ganz und gar nicht gelangweilt, Herr Vetter! sagte die Gräfin rasch, nachdem sie diese Angaben mit sichtlicher Spannung angehört hatte. Vielleicht seid Ihr nur zu mittheilsam gegen mich gewesen?

Wie das, Frau Gräfin? fragte der Marchese Pescara überrascht.

Nun, versetzte sie zögernd, aber mit dem schärfsten Nachdruck, Ihr habt mich einsehen lassen, wie bedenklich es hier steht, und wie der Macht des Kaisers von Seiten seines lombardischen Heeres Gefahren lauern können!

Das ist nicht im Geringsten meine Meinung gewesen, erwiederte Pescara gereizt. So lange die Armee unter meinen Befehlen steht, werde ich Alles daran setzen, um sie Namen und Ansehen des Kaisers wieder würdig vertreten zu lassen.

Ich begreife nicht wie wir uns darüber mißverstehen können, sagte Teresa Colonna, mit milder Stimme einlenkend. Ueberhaupt, meine Herren, scheint es, als

wenn unſere Unterhaltung wider unſern Willen fortwährend Anſtöße erzeugen ſollte. Brechen wir doch von allen dieſen Dingen ab, und ſprechen wir lieber von Euerer Frau, Herr Marcheſe! Ihr habt mir vorher gar nicht auf meine Erkundigungen nach Vittoria geantwortet.

Pescara erwiedert: mit einigen allgemeinen Aeußerungen, deren gezwungener Ton jedoch bewies, daß der General ſich in ſeiner anderweitig eingenommenen Stimmung noch immer nicht beherrſchen konnte.

Die Gräfin bemühte ſich jetzt, dem Geſpräch verſöhnlichere Wendungen zu geben, und Pescara mit freundlicher Theilnahme anblickend, ſagte ſie zu ihm: Euere Wunden, Vetter, die Ihr auf dem Schlachtfeld bei Pavia davongetragen, machen Euch doch keine Beſchwer weiter? Mit großer Beſorgniß habe ich in der Ferne davon gehört, und dabei auch an die Angſt meiner geliebten Muhme Vittoria gedacht. Was mag die Aermſte ſich betrübt und abgequält haben, daß ſie entfernt von Euch ſein mußte! Aber ich glaube, Ihr Helden- und Dichterleute ſeid darin anders geartet wie wir übrigen gewöhnlichen Menſchen! Wie Ihr durch Euere Verwundung nur größer in der Schlacht

erſchienen, ſo mag auch Vittoria ihren Schmerz über Euch ſogleich in einer poetiſchen Phantaſie ſich verklärt haben, wozu ſich wohl nichts ſo eignete, als der wunderbar ergreifende Augenblick, in dem Ihr unter Euerm verwundeten Roß Mantuano zuſammenſanket! Wie groß und der Beſchreibung aller begeiſterten Dichter würdig muß dieſer Augenblick geweſen ſein, wo man Euch, aus vier Wunden blutend, im dichteſten Gewühl der Kämpfenden unter Euerem Roß hervorzog, nachdem man Euch eine halbe Stunde lang in der Schlacht vermißt und Euere getreuen Spanier, die Euch erſchlagen wähnten, mit beiſpielloſer Wuth zu Euerer Rache Alles niedermetzelten! Da fanden Euch die Edeln, die ihren Feldherrn ſuchten, unter dem ſterbenden Roß, indem Ihr ſelbſt des Todes Euch gewiß fühltet, denn eine nach Euerm Leben begierige Kugel war Euch durch den Panzer in die Bruſt gedrungen! Aber was geſchieht in demſelben Augenblick, da ſich Alle des ungeheuerſten Leides über ihren in des Todes Noth dahinſchwindenden Feldherrn nicht erwehren können? Pescara hat ſich von ſeinem Edelknaben, Antonio de Vega, die Riemen des Harniſches löſen laſſen, und die glückliche Hand des Knaben,

die nach der Kugel forscht, zieht den Todeswurm noch einmal aus dem Versteck der Wunde hervor! Und der große Pescara erhebt sich rasch, läßt sich von Neuem rüsten und waffnen, die alte unbezwingliche Kraft blitzt ihm aus den Augen und leuchtet von den schwer getroffenen Gliedern herab. Nur einen Augenblick überschattet sich noch sein Blick mit schmerzlicher Trauer, da er sein edeles und geliebtes Roß Mantuano im letzten Todesröcheln zusammenzucken sieht. Dann stürzt er wieder voran, wo die Schlacht ihre schrecklichsten Entscheidungen trifft, mit der Gewißheit des Sieges der seinen Schritten folgt! Ach, besäße ich die Kunst meiner talentreichen Muhme Vittoria, wie wollte ich ein Schlachtenbild von Euch entwerfen, Pescara, wie wollte ich eine Dichtung von Euch schreiben, die in der Poesie eben so unsterblich werden müßte als Euer Name in der Geschichte ist! Und wer weiß, was unsere Vittoria nicht bereits gethan hat! —

Die Gräfin hatte diese Schilderung etwas prunkend und geräuschvoll vorgetragen, um dadurch auch die Aufmerksamkeit einiger nächststehenden Herren und Damen herbeizuziehn und so, wie es schien, die be-

denklich gewordene Unterhaltung mit Pescara und dem Kanzler abzubrechen und in einen anderen Kreis hinüberzuspielen.

Die Gruppe hatte sich jetzt erweitert, und bestand auch noch aus dem tapfern, aber in seiner Erscheinung ungemein schwerfälligen Antonio de Leyva, ferner dem jungen Alfonso del Vasto, dem Brudersſohn des Marcheſe, einem ehrgeizigen und nach Auszeichnung trachtenden Jüngling, der zugleich bei der kinderloſen Ehe, welche Pescara mit der Dichterin Vittoria führte, der einzige männliche Bürge des Hauſes d'Avalos war, und dann aus einigen vornehmen mailändiſchen Damen, unter denen ſich auch die Gattin des Kanzler Moroni befand, eine hochfahrende und keineswegs in angenehmen Formen ſich darſtellende Frau, die ſchon ſeit einiger Zeit mit ſpöttiſchen Mienen der Gräfin Colonna zugehört hatte.

Die Frau Gräfin haben ſelbſt wie eine Dichterin geſprochen, nahm der alte Kanzler mit einem zweideutigen Lächeln wieder das Wort. Es kann in der That nichts Erfreuenderes geben als hohe und ſchöne Frauen zu ſehn, welche die Gabe der dichteriſchen Rede beſitzen. Die Poeſie ſollte eigentlich ganz und gar

den Frauen als ihr bevorrechtetes Eigenthum verbleiben, sowie uns Männern der Staat, die Geschäfte, die Sorgen um das öffentliche Wohl zugesprochen und aufgelastet sind!

Mein Mann, bemerkte Signora Giuditta Moroni mit einem boshaften Seitenblick auf die Colonna, möchte lieber sehn, daß alle Frauen Dichterinnen würden, als daß sie in die Staatsgeschäfte pfuschten, und darum will er, wie es scheint, diese bestimmte Theilung und Sonderung einführen, die ich keineswegs großmüthig noch ohne Egoismus finde!

Die Gräfin sah mit ruhigem Lächeln diesem neuen Angriff entgegen, ohne ihn zu beantworten. Der Marchese Pescara rieb sich in peinlicher Ungeduld die Hände.

Die Colonna's haben immer außerordentlich viel poetisches Talent bewiesen, fuhr der Kanzler mit einem noch arglistiger strahlenden Gesicht fort. Dies ist eine Familie, die auf dem Parnaß eigentlich einheimisch ist!

Du willst damit sagen, fügte die Frau des Kanzlers hinzu, daß die Colonna's wohl auf dem Parnaß, aber nicht in Italien, nicht im Vaterlande einheimisch

ſind. Hüte Dich, Freund, ſolche unüberlegte Vorwürfe zu machen, durch welche Du uns ein ebenſo edeles als mächtiges Geſchlecht erzürnen kannſt. Denn die Gräfin Teresa Colonna ſteht in großem Einfluß bei dem Kaiſer in Spanien, und wenn auch die Italiener keine Hoffnung auf dieſe unpatriotiſche Familie ſetzen dürfen, ſo hat die Gräfin ſelbſt doch ein ſchönes, und wie Du ſagſt, poetiſches Herz, das ich uns um keinen Preis entzogen ſehen möchte!

Die Gräfin lächelte noch immer, aber plötzlich wurde ſie blaß, und lehnte ſich einen Augenblick lang auf Mendoza's Arm, der dicht neben ihr ſtand.

Die ihren augenblicklichen Vortheil unaufhaltſam verfolgende Signora vermochte aber noch nicht zu ſchweigen, und ſagte mit beſonderem Eifer: Ja, ja, die poetiſchen Gemüther, ſo liebenswürdig ſie auch ſcheinen mögen, ſind doch zu gleicher Zeit auch die gefährlichſten mit denen man zu thun haben kann! Denn ſie ſind ſo elaſtiſch, daß ſie mit der größten Leichtigkeit aus einem Gefühl in das andere überſpringen, und ſich in alle Verhältniſſe hineinzuverſetzen und hineinzudrängen wiſſen! Wenn ich ein Staatsmann wäre und Spione brauchte, würde ich mir nur

poetische Gemüther dazu halten, die sich gewiß am Besten verwenden ließen!

Signora, erwiederte die Gräfin Colonna mit völlig wiedergewonnener Sicherheit und sanfter Stimme, Signora, ich sollte Euch billig die Freude nicht lassen, Euch unmittelbar nach Eueren Aeußerungen zu bekennen daß ich mich unwohl zu befinden anfange! Aber einmal heuchele ich nie, und dann bin ich gern dienstgefällig! Ich muß es daher sagen, daß mir ausnehmend schlecht zu Muthe geworden, seitdem die Signora sich in unsere Unterhaltung gemischt hat! Zwar kann ich die Gefälligkeit noch nicht so weit treiben, daß ich Euern witzigen und sinnreichen Wendungen gegenüber die Anwandelung einer Ohnmacht eingestehen möchte! Aber ich finde auch noch einen Vortheil darin, Euch gegenüber schwach zu erscheinen, und darum will ich immer bekennen, wie es doch nahe daran gewesen daß Ihr mich ohnmächtig gesehen hättet! Der Herr Marchese wird mir daher wohl erlauben, daß ich schon jetzt meinen Wagen befehle. —

Pescara bemühte sich zwar in der angemessensten Weise Verlegenheit und Bedauern über diesen Auftritt auszudrücken und eine Begütigung zu versuchen, aber

die Gräfin lehnte jetzt noch entschiedener jede weitere Veranlassung zum Bleiben ab.

Ich muß, sagte sie, Euer Fest lassen, Vetter! Und wie ich höre, leitet soeben die Musik den Ball ein, zu dem Ihr eingeladen. Da könnt Ihr denken, daß es mich doppelt schmerzt, so viel Vergnügen, als Ihr da bereitet habt, ungenossen lassen zu müssen. Lebt wohl, und wenn Ihr in diesem Jahre noch an den Albaner See kommt, so hoffe ich, daß Ihr bei den Colonna's tanzen werdet! —

Mit einem stolzen und flüchtigen Gruß gegen die Andern entfernte sie sich. Der Marchese hatte kaum Zeit ihren eilenden Schritten zu folgen, aber sein Anerbieten, die Gräfin an seinem Arm zu ihrem Wagen zu geleiten, lehnte sie mit einer so kalten Entschiedenheit ab, daß der General nicht länger darauf bestehen konnte.

Ihr müßt bei Euerer Gesellschaft bleiben, Marchese, sagte sie rasch. Aber hier mein junger Reisegefährte, Don Diego Hurtado de Mendoza, wird mich bis zu meinem Wagen unterstützen.

Sie hing sich darauf fest an Diego's Arm, und unser Freund fühlte den leidenschaftlichen Fieberdruck

ihrer Hand, die von der Aufregung ihres Innern zitterte. Sein ganzes Leben antwortete glühend ihren stürmischen Pulsen, welche er an seine Brust anschlagen fühlte. —

Nachdem er sie unten in den Wagen gehoben, flüsterte sie ihm hastig zu: In zwei Stunden, Don Diego, auf meinem Zimmer, wo wir ruhig zusammen sein werden! Wir haben viel miteinander zu sprechen! Jetzt aber kehrt eiligst zu Pescara's Gesellschaft zurück, und achtet genau auf Alles, was Euch irgend auffallend erscheinen sollte. Es ist da oben auf einen großen Handel angelegt! —

Sie drückte ihm innig die Hand und hieß ihren Wagen davoneilen. — —

3. Der Spion.

Mendoza fand die Stunden, welche er noch im Ballſaal zuzubringen hatte, faſt unerträglich. Die rauſchende und glänzende Freude, die ſich bald erhob, drückte ihn in ſeiner einſamen Lage nieder, und er ſah ſich, noch ehe er es ernſtlich gewollt hatte, von ſelbſt in die Rolle des ſcharfen Beobachters verſetzt, welche ihm die Gräfin anempfohlen. Dabei mußte er ſich jedoch ſagen, daß er ſich auch wieder zu einer ſolchen nichts weniger als geſchickt anſtelle, da er ſich ſonſt dreiſter mitten in das Gewühl der Geſellſchaft hätte hineinſtürzen müſſen, um etwas zu erfahren. Auch mit den Damen, deren einige ihn durch ausgezeichnete Schönheit und ermuthigende Freundlichkeit anlockten, machte er ſich zu wenig zu ſchaffen. Sein Herz ſchlug bloß der Stunde entgegen, welche ihm Tereſa Colonna beſtimmt, und in ſeiner Sehnſucht ſtörte ihn nur der Gedanke, daß er ihr als Ergebniß der aufgetragenen Beobachtungen nichts zu hinterbringen haben werde.

Während er so an einem Pfeiler lehnte, in dessen Marmorglätte sich der ganze Saal mit seinen prunkvoll auf- und niederwogenden Gästen wiederspiegelte und er sein Auge träumerisch in diesen Spiegel vertiefte, in dem er alle anwesenden Gestalten wie in weite Ferne gerückt und doch gewissermaßen erkennbarer dem geistigen Blick an sich vorübergleiten sah, glaubte er plötzlich die Gesichter und Bewegungen aller Hauptpersonen dieses Spiels, wie sie sich ihm jetzt in dem zurückgeworfenen Schimmer des Marmors zeigten, deutlicher zu verstehn.

Er sah den Marquis von Pescara gedankenvoll die Arme über die Brust geschlagen und mit gerunzelter Stirn in sich verloren stehn. Da war es ihm, als ob dieser berühmte Mann seine inwendige Brust vor ihm öffne und ihn in einen langen anhaltenden Kampf zwischen Gewissen und Pflicht, zwischen Ehrgeiz und Rechtlichkeit hineinblicken ließ.

Indem er ihn so beobachtete, bemerkte er daß sich Pescara's Züge rasch veränderten und ein fester, unternehmender, selbst heiterer Ausdruck darauf Platz zu nehmen begann. Diese Veränderung schien in ihm durch die Ansprache eines vornehmen geistlichen Herrn

hervorgebracht, dessen Anwesenheit Diego bisher noch nicht bemerkt hatte, und der in einer eifrigen, durch lebhafte Gebärden unterstützten Unterredung den Marchese sichtlich fesselte.

In diesem Augenblick fühlte Mendoza daß ihn von hinten Jemand leise auf die Schulter klopfe, und erschrocken, als ob er sich bei etwas Unrechtem ertappt sehe, fuhr er von seinen Beobachtungen zurück, und gewahrte sich umblickend den lustigen spanischen Offizier, mit dem er heut auf dem Marktplatz Bekanntschaft gemacht hatte.

Dieser redete ihn lächelnd an und äußerte seine Verwunderung über die philosophische Absonderung, in der er Mendoza hier wiederfinde.

Mendoza antwortete nur mit einer höflichen Wendung, dann schien ihm einzufallen, daß er vielleicht gut thäte, die Redseligkeit des, wie ihn dünkte, wohlunterrichteten Offiziers zu einer Erkundigung zu benutzen.

Sagt mir doch, begann er das Gespräch wieder, wer ist dort der stattliche Prälat mit der hohen Gestalt, den feuerblitzenden Augen und dem beweglichen und scharfen Gesichtsausdruck, der in seiner glühenden

Unterhaltung mit dem Marchese Pescara denſelben faſt an ſich reißt und auch den aufmerkſamſten und einverſtandenſten Zuhörer an ihm zu finden ſcheint?

Damit kann ich Euch dienen, antwortete der gefragte Offizier. Ihr erkundigt Euch nach einem der wichtigſten und einflußreichſten Männer Italiens, denn es iſt Giberti aus Rom, der Präſident der päpſtlichen Kanzelei, der vor einer Stunde erſt in Mailand angekommen und unſerm General ſogleich die Ehre erweiſt, durch ſeine Gegenwart dies Feſt zu verherrlichen. Dies muß denn allerdings etwas zu bedeuten haben, denn eine ſo vertrauliche Annäherung zwiſchen Rom und einem kaiſerlichen General hat man bisjetzt noch nicht geſehen! —

Mendoza vernahm dies mit der größten Spannung, aber er dachte dabei nur an die glühenden ſchwarzen Augen der Gräfin, wie ſie ihn vielleicht freundlich anſehen würden, wenn er ihr dieſe Nachricht heut Nacht überbrächte!

Aus dieſem Grunde nahm er noch einen neuen Anlauf den Offizier auszufragen, indem er mit überlegter Herzlichkeit zu ihm ſagte: Euer Frohſinn, den ich heut an Euch bewunderte, Herr Landsmann, ſcheint

mir jetzt auch einige Wolken zu tragen. Gewähren Euch Cecca und Rosa nicht diejenige Zufriedenheit, welche diese prächtigen italienischen Mädchen durch ihre Reize zu versprechen schienen? Oder sind, wie man mir sagen will, die Verhältnisse der lombardischen Armee jetzt von der Art, daß ein braver und seinen Kaiser liebender Offizier sich oft bekümmern muß?

Darüber wäre für's Erste mehr zu denken als zu sagen, erwiederte der Andere etwas betroffen über diese Frage. Indeß kann ich Euch gestehen, daß Ihr scharf genug in meinen Gedanken zu lesen gewußt. Es scheinen sich allerdings jetzt mancherlei seltsame Mißstände zu bereiten, die auch mich heut Abend beunruhigt haben. Man spricht von einer Vermischung der spanischen und italienischen Mannschaften im Heer, während diese Nationen bisher in einer gewissen Trennung von einander sich besser befunden und besser gewirkt haben. Namentlich würden, wie man sagt, mehrere spanische Offiziere unter italienische Compagnieen gesteckt und damit in entlegene Landestheile versetzt werden, wo man ihre zweckmäßige Verwendbarkeit gar nicht absehen kann. Ich soll auch zu diesen gehören, aber ich glaube die ganze Mähr noch

nicht, obwohl ein Schreiber des Kanzlers Moroni, der sich heut Abend auf unserm Dorf betrank, die Geschichte ausgeplaudert hat! —

Mendoza äußerte einige gleichgültige Ansichten, indem er sich dann so stellte, als ob dieser Gegenstand kein weiteres Interesse für ihn habe. Er war aber innerlich hocherfreut über diese Nachrichten, in denen er einen wichtigen Fund gethan zu haben glaubte. Die größte Ungeduld befiel ihn, damit zu seiner Freundin zu eilen und durch Hinterbringung dieser Dinge, die sich für ihren kundigen Blick wahrscheinlich noch in einen bedeutenderen Zusammenhang stellen würden, ihren Beifall zu erwerben.

Nachdem er sich rasch von dem spanischen Offizier verabschiedet, stürzte er im nicht mehr aufzuhaltenden Drang seines Herzens aus dem Saal fort. —

Draußen, als ihn die große sternenhelle Nacht empfing und in der lautlosen Stille der Straßen seine Gedanken auf ihn selbst zurückfielen, wurde ihm einen Augenblick wunderlich zu Muthe.

Du bist ein Spion! rief ihm eine innere Stimme zu, welche zugleich äußerlich hörbar zu werden schien und einen bekannten Ton für ihn annahm, der ihn in tiefer Brust erbeben machte.

Es war ihm, als wenn die Stimme Toralba's, des merkwürdigen Mannes den er noch vor Kurzem seinen Freund genannt, ihm dies zugerufen hätte. Dann meinte er auch wieder, die unvergeßliche Stimme jener Dolores, die er zuletzt als Pilgerin gesehen, mische sich darein. Und er wollte in den Sternen oben ihre himmlisch flehenden Blicke, in den Nachtlüften an seiner Wange ihren heimlich rufenden Ton erkennen!

Spion! rief er so laut aus, als wenn er wirklich diesen Stimmen antworten wollte. Mein Herz ist der Spion gewesen, denn ich liebe Dich, Teresa Colonna! Du, o Dolores, hast Dich mir ewig unerreichbar entzogen, Du bist das körperlose Ideal, das ich mit meinen jungen strebenden Sinnen niemals zu fassen vermag! Aber Du, Teresa, bist das volle, heißblütige Leben, das ich an meine lechzenden Lippen drücken muß! Dicht an Deinen Busen drängt mich mein Schicksal, und in Deine Arme, die das Paradies eröffnen, will ich all mein Sein und all meinen Geist pressen! Mache daraus, was Du willst und magst, denn die Form, in der ich das Entzücken Deines Daseins theilen darf, ist mir gleich! Als ein armer Spion, der um sein tägliches Leben dient, begehre ich heut Nacht Einlaß in Deine Himmel, o Colonna! Niedrige Dienste will

ich leiſten, um an Deiner Bruſt zu den wahren Höhen des Daſeins emporgetragen zu werden, auf denen ich zum erſtenmal klar erkennen werde was die Wirklichkeit des Lebens, die Ewigkeit des Glücks und das Geheimniß der Herrſchaft iſt! —

So träumte Diego, während er den nicht ſehr entfernten Weg zum Palaſt der Gräfin Colonna zurücklegte. —

4. Der Arzt.

Nachdem er auf den vorsichtigen Umwegen, welche ihm die Gräfin genau bezeichnet hatte, den Eintritt in ihr stilles, wie von einem süßen Geheimniß bewohntes und für sein Gefühl in tausend magischen Reizen ihm entgegenstrahlendes Gemach erlangt, trat ihm Teresa im leichten, den schönsten Gliedern durchsichtig sich anschmiegenden Nachtkleide blaß, ernst, aber mit einer wunderbaren Milde und Freundlichkeit in ihrem Gesicht entgegen.

Es schien ihm, sie empfange ihn wie die gedankenvoll lächelnde Göttin eines neuen Cultus, dem er geweiht werden solle. Mit unbegränzter Hingebung neigte er sein Gesicht auf ihre kleine Hand, die sie ihm lange überließ. Dann nahm er auf dem Kanapee, wohin sie ihn führte, an ihrer Seite Platz, und konnte bei staunender Betrachtung ihrer Schönheit, die er noch nie so vollendet und von dem herkömmlichen Zwang entfesselt gesehn, noch immer keine Worte finden.

Ihr kommt ganz ſtumm wieder zu mir zurück, Don Diego! ſagte ſie endlich mit einem forſchenden Blick, der wie ein ſcharfer Strahl des Tages in ſeine Träumereien fiel und ihn daraus erweckte.

Die wichtigen Nachrichten alle, die Ihr mir mitbringt und die Euch ungewohnt das Herz beſchweren, machen Euch ſo ſtumm, nicht wahr, Diego? fuhr ſie fort, indem ſie ihm mit einem gutmüthigen Lächeln ihre Finger an ſeine brennende Stirn legte.

Ihr ſeid grauſam, mich in dieſem Augenblick, wo ich den warmen Lebenshauch Euerer Nähe trinken darf, an die leidige gottverlaſſene Politik zu erinnern! erwiederte er kühn, und wagte ſeine Hand feſter auf ihren nackten weißen Arm zu legen, in welchem er einen feuerſprühenden Marmor unter ſeinen Fingern zu fühlen glaubte.

Ihr meint wohl ganz unſere Abrede zu vergeſſen, aus der ich Euch aber nicht entlaſſen darf! ſagte ſie freundlich und ruhig, indem ſie ſeine Hand duldete.

Und wie heißt dieſe Abrede? fragte er leiſe, aber ohne zu wiſſen, was er ſagte, denn er ſchaute eben mit unverwandten Augen ihr herrliches Haar an, das

zauberiſche Wellenlinien um ihre Schläfe zog und hinten in ſeiner ganzen Pracht auf den tiefentblößten Nacken entwallte.

Die wunderbaren Lichter, ſagte er phantaſirend, in denen dies göttliche rabenſchwarze Haar vor meinen Augen erſchimmert und erzittert, laſſen mich jede andere Abrede vergeſſen. Dies Haar iſt wie die italieniſchen Nächte, tiefdunkel und ſternenhell, ein Abgrund geheimnißvoller Wonnen, ein leuchtendes Meer in dem die Liebesgötter aufundniedertauchen, ein Feenmärchen in welchem auf ſeidenem und goldenem Pfühl tauſend verzauberte Herzen ſchlummern!

Nun, ich ſehe, mit Euch iſt wirklich heut nichts anzufangen, Don Diego Hurtado de Mendoza! ſagte die Gräfin, in ein lautes Lachen ausbrechend. Iſt das Alles, was Ihr mir aus den Sälen des Marcheſe von Pescara zu berichten kommt? Denn da Ihr unſere Abrede vergeſſen, ſo muß ich Euch nur erinnern was wir eigentlich miteinander vorhaben, mein lieber Freund! Es iſt die Politik und nichts als die Politik, die uns verbindet! Alſo nur Politik, Don Diego, und immer nur Politik, wenn ich bitten darf!

Wenn Ihr Politik haben wollt, Gräfin, antwortete Diego wie mit berauſchter Stimme, ſo kann ich

Euch auch damit aufwarten! Ich weiß Viel, ſehr Viel, ich habe Dinge erfahren, die Euch zur Enthüllung merkwürdiger Vorgänge dienen werden. Aber wähnt nicht daß ich anders als um hohen Lohn ſo wichtige Nachrichten fortgeben kann! Ihr ſeht mich vielmehr entſchloſſen damit auf's Aeußerſte zu wuchern! Wollt Ihr mich für ſchlecht deshalb halten, ſo bedenkt, daß ich Staatsgeſchäftsmann geworden bin und deshalb wohl anfangen muß ein wenig ſchlecht zu werden, wenn überhaupt etwas aus mir werden ſoll! So ſagt denn, was gebt Ihr mir für meine Nachrichten? Ihr ſprecht: Politik und nichts als Politik und immer nur Politik! Ich aber ſage: Politik um Liebe, und Liebe um Politik, und ſonſt keine Politik!

Ihr wollt einen unredlichen Handel mit mir anfangen, geht! erwiederte die Gräfin, indem ſie ihm ſcheinbar unwillig den Rücken zukehrte, und ihm dadurch verſtattete, durch das loſe und weitgeöffnete Gewand bis in die ſonſt verſchloſſenſten Tiefen ihres Nackens hinabzuſchauen und Geheimniſſe ſchöner und köſtlicher Formen zu erlauſchen, wie er ſie bisher nur bei griechiſchen Göttergeſtalten, aber nicht in irdiſcher Wirklichkeit für möglich gehalten.

Einen unredlichen Handel nennt Ihr das? fragte er, indem er sich herausnahm, eine einzige ihrer Locken, welche ihr die schönste Biegung ihres Halses verdeckte, wie zur Strafe dafür mit den leisesten Spitzen seiner Finger zu berühren.

Ihr wißt ja, fuhr er, noch immer mit der Locke tändelnd, fort, Ihr wißt ja, daß ich schlecht geworden bin, und so könnt Ihr Euch auch nicht wundern, wenn ich einen unredlichen Handel mit Euch anfange!

Hört, Diego, ich fange an zu bereuen, daß ich mich mit Euch eingelassen habe, sagte die Gräfin, rasch aufstehend und sich einige Schritte von ihm entfernend.

Dann ging sie nachsinnend und mit übereinandergeschlagenen Armen einige Male in dem kleinen Gemach auf und nieder. Die leise blaßrothe Flamme, die aus der goldenen Ampel das Kabinet erhellte, warf durch die hastigen Bewegungen der Gräfin ein schwankendes und unruhiges Licht, durch welches ihre auf- und niederschwebende Gestalt in ihren reizendsten Wendungen beleuchtet wurde.

So wißt denn, sagte Diego wieder zu ihr heran

tretend, daß ich mich ganz und gar Euerer Großmuth und Gnade ergebe! Gefällt Euch der Werth meiner Nachrichten, so bedinge ich mir einen Kuß in Euer Haar aus, aber in dessen wonnigste Tiefe, in dessen innerste Herrlichkeit! Euerem Haar sollt Ihr mir dann erlauben durch einen einzigen inbrünstigen Hauch alle Gedanken meines Herzens zu gestehn!

Ihr denkt wohl, ich soll mit Euch capituliren, Don Diego! erwiederte die Gräfin süllstehend und ihn mit einem Blick betrachtend, der ihn vor Freude und Hoffnung erzittern machte.

Ich sehe, fuhr sie lächelnd fort, Ihr seid bereits aller Staatsränke größter und unüberwindlichster Meister! Welche Thorheit von mir, daß ich mir einbilden konnte Euch wie einen Anfänger zu ziehen! Jetzt aber seid doch so gut, und setzt Euch für's Erste hier hübsch ruhig und ordentlich nieder, wie es Geschäftsleuten geziemt. Und dann beginnt Euere Erzählung, auf die ich allgemach äußerst gespannt worden, und vergeßt dabei nicht die kleinsten Einzelnheiten, die bei Vorgängen dieser Art oft die wichtigsten sind! —

Mendoza gehorchte jetzt rasch ihrem Befehl, und begann ihr die letzten Vorgänge in den Sälen des

Marquis von Pescara, die Aufsehen erregende Erscheinung des päpstlichen Kanzelei Präsidenten Giberti, seine vertrauliche, von sichtbarer Wirkung begleitete Unterredung mit Pescara, und endlich die Aeußerungen, welche ihm der spanische Offizier über gewisse die lombardische Armee betreffende Gerüchte gethan hatte, zu berichten. —

Mit der glühendsten Spannung, die sich in allen ihren Gesichtszügen malte, hatte sie jedem seiner Worte zugehört. Selbst die zufälligste Wendung seiner Erzählung schien noch eine erwägenswerthe Bedeutung für sie zu haben, und das Nachdenken darüber arbeitete heftig auf dem schönen Antlitz.

Euere Nachrichten sind in der That von der allergrößten Wichtigkeit! rief sie aufspringend und die Spitze des Fingers gedankenvoll gegen die Stirn legend, deren hohe Wölbung die Gewohnheit des Denkens bei ihr verrieth.

Euere Nachrichten, fuhr sie fort, bestätigen Alles, und runden es zu einer Gewißheit ab, was ich bisher nur in nebelhaften Umrissen gesehn! Dieser Giberti, wer kennt ihn besser als ich? Ist Er dabei im Spiele, so weiß ich auch genau um was für ein Ding

es sich handelt, denn ich weiß was Giberti will! Dieser ehrgeizige und verschmitzte Genueser, der nach dem Bischofssitz von Verona trachtet, ist der Vertraute aller Pläne des Papstes Clemens, er ist das eigentliche Uhrwerk aller geheimen Gedanken im Vatican, und ich brauche mir nur seine lange spitzgeschnittene Nase als Uhrzeiger zu denken, so weiß ich was in dieser Sache für eine Stunde schlagen soll! Ja, Diego, es wäre wohl leicht Verschwörungen zu machen, wenn die Menschen keine Nasen hätten, an denen der Kundige Ihnen Alles absehen kann! Seitdem das kupferige Meisterwerk, welches Giberti in seinem Gesicht trägt, plötzlich in diesen Handel hereinsieht, tritt die richtige Beleuchtung des ganzen geheimnißvollen Dunkels für uns ein! —

Sie schwieg wieder einen Augenblick, und Mendoza, der ihren ernsten Eifer, ihre merkwürdige Hingerissenheit mit Bewunderung betrachtete, wagte nicht sie zu stören. Er setzte sich ebenfalls still an ihre Seite, indem er jede ihrer Mienen und Bewegungen, jeden Athemzug und jede Hebung und Senkung ihres wundervollen Busens in aufgeregter Erwartung und mit den verschiedenartigsten Empfindungen beobachtete.

Dann kehrte ſie ſich wieder raſch zu ihm hin, legte ihren Arm in vertraulicher Nähe feſt auf ſeine Schulter, und ſagte, ihm ernſt und bedeutungsvoll in die Augen blickend:

Diego, mein theuerer Freund, ich übergebe Euch dieſe Sache wie einen fruchtbaren Acker, den Ihr richtig bebauen ſollt und der Euch dann ernähren wird für Euer ganzes übriges Leben! Ich habe Euch heut ſchon den Plan der italieniſchen Ligue angedeutet, deren blankes Aushängeſchild die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens von allen fremden Gewalten ſein ſoll, worunter dieſe Leute aber nur ihren niedrigſten perſönlichen Eigennutz verſtehn, den ſie bei dieſer Gelegenheit wucheriſch ausmünzen wollen! Nun hört mich an, und erfahrt zuerſt, daß Giberti das leidenſchaftlichſte Werkzeug dieſer italieniſchen Unabhängigkeitspläne iſt, für welche er Tag und Nacht im Schweiß ſeines Angeſichts arbeitet! Daß er auf Einmal hier in Mailand auftritt, könnte uns noch deutlicher beweiſen, daß dieſer kranke Herzog Franz Sforza, der beſtändig um ſein erhabenes Herzogthum Mailand zagt und zittert, in die italieniſche Ligue eingetreten iſt, wenn uns nicht ſchon das verdächtige Benehmen

ſeines Kanzlers Moroni heut die entſchiedenſten Proben davon geliefert! Der gute Herzog von Mailand fürchtet für die Souverainetät des Hauſes Sforza, die ihm, wie er glaubt, Kaiſer Carl ſtreitig machen will. Was kann der Kaiſer dafür, daß mit dem Ehrgeiz des Herrn Sforza nicht auch die Kraft ſeiner Lenden gleichen Schritt gehalten hat, denn wenn er ſich, was doch die geringſte Forderung an einen regierenden Herrn iſt, einen Leibeserben zu ſchaffen gewußt hätte, ſo würde der Kaiſer wahrſcheinlich nicht daran denken, ihm dies Herzogthum aberben zu wollen, weswegen Franz Sforza ſchon jetzt keine Nacht ruhig ſchlafen kann! So ſcheint es gekommen, daß Sforze mit dem Papſt gegen den Kaiſer ſtehen wird, wie denn auch ſchon offenbar hier Giberti und Moroni gemeinſchaftliche Sache gemacht haben! Und ſie ſind auf einen ungemein klugen Gedanken gerathen, indem ſie ſich an die verletzte Soldaten-Eitelkeit Pescara's feſtgehangen haben! Was Pescara ſoll, darüber, Freund, habt Ihr mir ſelbſt durch die letzte Euerer wichtigen Nachrichten ganz und gar den Staar geſtochen. Pescara ſoll das kaiſerliche Heer ſelbſt, das in ſeinen Händen liegt, ſeinem rechtmäßigen Herrn

und Kaiſer entfremden, er ſoll es in ſich zerſtückeln, wirkungslos vertheilen, entwaffnen und gewiſſermaßen verſchwinden machen. Dadurch würde es, meint man, gelingen, alle Fremden, alle Barbaren von der italieniſchen Halbinſel auszutreiben, und zum Preis für ſeinen gebrochenen Eid bietet man dem Pescara die Krone Neapels, mit der man ihm das verrätheriſche Haupt ſchmücken will! Auf einem ſolchen ſchwarzen verbrecheriſchen Grunde ſoll die Unabhängigkeit und Freiheit Italiens, die man erklären will, erwachſen!

Zitternd und erſchöpft von der Anſtrengung, mit der ſie geſprochen, hielt ſie einen Moment inne. Von ihrer herrlichen weißen Stirn perlten einige Schweißtropfen leiſe herab als Zeichen der gewaltigen Bewegung, in die ſie körperlich und geiſtig gerathen war. Mendoza war ernſt und auf's Höchſte theilnehmend für die Sache geworden, obwohl er ſich nicht enthalten konnte, die wunderbare Schönheit ſeiner Freundin auch in dieſem Augenblick ihrer haſtigſten Aufregung, wo ihr ganzes Weſen wie in einem duftigen Strom ſich ergoß, zu beachten.

Nachdem die Gräfin ſich wieder geſammelt hatte, fuhr ſie fort: Noch zaudert Pescara in ſeiner recht-

lichen Bruſt, wenigſtens glaubte ich heut Abend noch den quälenden Zweifel und die Verlegenheit ſeines Gewiſſens, die ihn ſo linkiſch und täppiſch machte, auf ſeinem Geſicht ausgedrückt zu ſehn. Aber da Giberti jetzt Hand und Zunge an ihn gelegt hat, ſo wird die ſchon wankende Treue des Generals nicht länger aufrecht ſtehn. Denn Giberti kann was er will, und in der Zerſtreuung von Gewiſſensſcrupeln hat dieſer Prieſter ſchon ſchwierigere Arbeit gemacht als dieſe iſt. Jetzt aber wird es darauf ankommen zu wiſſen, wie Frankreich und England zu den Planen der Verſchworenen ſtehn und ob ſie nicht, um dem Kaiſer Verderben zu bereiten und den Sturz ſeiner Herrſchaft in Italien zu entſcheiden, heimlichen Antheil daran nehmen, ja vielleicht offene Unterſtützung gewähren werden! Seht, Mendoza, dies iſt die Aufgabe, die wir zu löſen haben, und auf die Ihr die friſchen Erſtlingskräfte Euerer jungen Politik verwenden ſollt, um ohne Verzug unſerm geliebten und angebeteten Kaiſer einen Bericht nach Spanien zu erſtatten und ihm hier die kranken Stellen zu zeigen, die ſchleunige Heilung und Wiederherſtellung verlangen! Es ſollte mir leid thun, wenn mein Vetter Pes-

cara dabei zu Grunde gehen müßte, aber es iſt nicht unſere Sache ihn vor dem Dämon in ſeiner eigenen Bruſt zu ſchützen! Für heut aber laßt uns dieſen Gegenſtand nicht weiter verfolgen, Freund, denn ich bin todtmüde, und mich verlangt ſehnlichſt und bitterlichſt nach Ruhe! Geht alſo, Diego, es iſt ſpät geworden! —

Die Gräfin ſchien in der That plötzlich in einem ſo hohen Grade ermattet, daß ſie ihren ſonſt ſo ſtolz und gerade emporſtrebenden Kopf nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte. Sie ließ ihn hinten auf die Kiſſen des Kanapees zurückſinken und ſchloß einen Augenblick die Augen, welche in den langen dichten Wimpern ſich einzufriedigen ſuchten. Ihre Wangen ließen den dunkelſten Purpur mit der feinſten Bläſſe wechſeln, und ihr Athem wurde ſo ſtill und leiſe daß Mendoza erſtaunt glaubte, ein tiefer Schlummer habe bereits ihre Glieder umfangen.

Sie ſchlug aber plötzlich die Augen wieder auf, und fuhr erſchrocken zuſammen, indem ſie Mendoza's lauſchendes Geſicht dicht über dem ihrigen erblickte.

Sie bat ihn lächelnd, ihr dieſe beiſpielloſe Müdig-

keit zu verzeihn die sie gar nicht zu beherrschen gewußt habe. Ihre Stimme nahm dabei den süßen Ton eines klagenden Kindes an, worin Diego ebenso viel Schelmerei als wirkliche Natur zu erblicken glaubte.

Indem er sie noch einen Augenblick sich selbst überließ, schaute er sinnend in dem kleinen Gemach umher, in dessen Hintergrund, wie er bisjetzt noch nicht bemerkt hatte, zwei zierliche Marmorpfeiler eine Nische bildeten, die hinter den halbgelüfteten Vorhängen ein Bett zu bewahren schien.

Unwillkürlich blieben jetzt Diego's Augen auf diese Stelle geheftet, und indem sie ihn leise fragte, was ihn so seltsam anziehe, fing sie selbst einen seiner dorthin gerichteten Blicke auf, was in demselben Augenblick das dunkelste Roth auf ihre Wangen trieb.

Die Geschäfte sind also beendigt, Gräfin! sagte Mendoza sich erhebend, indem er dicht vor ihr stehen blieb, und forschend zu ihr herunterblickte. Sie saß schweigend eine Zeitlang vor ihm, und sein Knie streifte in einer zitternden Bewegung das ihrige, ohne daß sie es in ihrem Sinnen zu bemerken schien.

Ja, Don Diego, sagte dann Teresa kaum hörbar, für heut wird uns nur noch übrig bleiben, daß wir uns die schönste gute Nacht wünschen!

Das heißt soviel, entgegnete Diego mit scheinbar unwilliger Stimme, ich soll mich nun so rasch als möglich von hinnen packen! Denn die Geschäftsverbindung zwischen der ebenso staatsklugen als herzkalten Gräfin Teresa Colonna und dem unglücklichen Cavalier Diego Hurtado de Mendoza reicht nicht länger als bis dreiviertel auf Zwölf, was die große Uhr, die über Euerm Kamin dort in Gestalt einer Sphinx aufgestellt ist, eben anzeigt.

Und was verlangt ihr Weiteres, Don Diego? fragte die Gräfin, indem sie ihm aus dem tiefen Schwarz ihrer Augen einen scharfen leuchtenden Blick zusandte, vor dem er seine Augen unwillkürlich niederschlagen mußte.

Ich verlange nichts weiter, entgegnete er, als daß Ihr die Gnade habt mich noch so lange in diesem Gemach zu lassen, bis jene Sphinx dort die volle Stunde Zwölf angeschlagen hat! Ihr sollt Euch während dieser Zeit um mich gar nicht bekümmern, sondern mich hier ruhig wie ein steinernes Bild (denn als solches werde ich mich Euch gegenüber wohl am besten befinden!) in einer Ecke sitzen lassen. Da Ihr müde seid, so gebt dann Euerer Müdigkeit ohne alle

Rückſicht auf meine Anweſenheit nach, macht es Euch bequem, geht ſchlafen, entkleidet Euch, und verfahrt in jedem Betracht ſo als wenn ich weder Augen noch Sinne hätte!

Die Gräfin verfiel in ein lautes anhaltendes Gelächter über dieſen Vorſchlag. Sie mußte ſo herzlich lachen, daß ſie gar nicht wieder reden konnte, und immer von Neuem brach es wieder bei ihr los.

Ihr habt die drolligſten Phantaſieen von der Welt! rief ſie ſtrahlend vor Luſtigkeit aus.

Indem ſie ſich die Thränen des Lachens abtrocknete, fügte ſie hinzu: Welch ein komiſches Bild habt Ihr da ausgemalt, Don Diego! Euere Vermeſſenheit, die ich tadeln ſollte, bleibt noch weit hinter Euerer ſonderbaren Einbildungskraft zurück, welche ich bewundern muß! Alſo hier in der Ecke wollt Ihr bei mir ſitzen bleiben, während ich zu Bett gehen ſoll? Hört, Diego, das iſt ein Einfall aus der Schäferwelt, in die Ihr uns plötzlich verſetzen wollt! Wollen wir Schaaf und Schäfchen zuſammen ſpielen?

Ich freue mich, ſagte Diego, daß dieſer ſchäferliche Einfall wenigſtens im Stande war Euere Ermüdung zu zerſtreuen und Euch die Munterkeit wie-

derzugeben, die Euch so unbeschreiblich kleidet, denn wenn ich ehrlich sein soll, so mag ich Euch doch lieber als lachende Liebesgöttin denn als politische Minerva schauen!

Es ist wahr, versetzte sie, ich bin eigentlich gar nicht müde mehr! Ich muß Euch nur sagen, daß ich es auch vorher im Grunde nicht war! Ich fürchtete bloß, daß Ihr, mein Herr, durch längere Geschäftsverhandlungen bis in die Nacht hinein müde werden könntet, denn Ihr seid solche Dinge noch nicht gewohnt, und darum wollte ich Euch Gelegenheit verschaffen Euch zur Ruhe zu begeben! Wenn Ihr also wollt, können wir jetzt unsere Geschäfte wieder aufnehmen! Ihr seht mich frisch und aufgelegt, wie immer.

Diego schlug die Hände über den Kopf zusammen und rief aus: Geschäfte! Immer Geschäfte! Und wie kann man mit Euch Geschäfte machen! Ihr seid die unpünctlichste Frau von der Welt, denn Ihr bezahlt nicht, wenn Ihr etwas schuldig seid!

Wie das, mein Herr! fragte die Gräfin, indem sie sich stolz emporrichtete und ihn mit feuersprühenden Blicken maß.

Nun, entgegnete Diego, habt Ihr mir doch den behandelten Lohn vorenthalten! Meine Nachrichten, die ich Euch gebracht, waren sie nicht des Gnadensoldes werth, den ich mir mit Euerer stillschweigenden Gewährung in Aussicht stellen durfte? Aber nein, Ihr habt Recht, das Glück, Euer Haar zu küssen, läßt sich durch kein Verdienst der Welt erwerben! Und indem ich demüthig daran verzagen will, denke ich, göttliche Teresa, es wird das Beste sein, lieber im Sturm zu erobern was man durch eigenen Werth niemals gewinnen kann!

Dabei wagte er eine ihrer Locken in seinen Fingern aufzulösen und seinen heißen Mund darauf zu pressen.

Die Gräfin hinderte ihn nicht in diesem vermessenen Beginnen, sie drückte sich vielmehr fester an ihn, daß er in heimlicher Wonne zusammenschauerte, und dann fragte sie ihn mit inniger Milde lächelnd: Ihr wollt also mein Freund sein, Diego?

Diego stürzte im höchsten Ausbruch seines Entzückens zu ihren Füßen nieder, küßte unter den zärtlichsten Betheuerungen tausendmal ihr Gewand, und ließ dann sein Haupt still an ihrem Knie ruhen, dessen

feine weiche Formen er durch das kaum verhüllende Kleid herausfühlte.

Sie umfing ſeinen Kopf mit ihren beiden Händen und zog ihn langſam zu ſich empor, bis er, zu ihrem eigenen Erſchrecken wie es ſchien, mit ſeinen glühenden Lippen ſich in ihren warmen duftigen Hals verſenkte.

Indem er ungeſtümer und verwegener werden wollte, hielt ſie ihn mit einer Macht, der er nicht widerſtehen konnte, in ihren Armen feſt und nöthigte ihn dann, wieder ſtill an ihrer Seite zu ſitzen.

Hört, ſagte ſie darauf feierlich zu ihm, wißt Ihr auch was es heißt, der Freund einer Frau zu ſein? Ich denke es mir für einen Mann unbeſchreiblich ſchwer eine Frau zu lieben!

Sie ſah dabei ſo ernſthaft und ehrlich aus, daß Diego lachen mußte.

Nicht doch, erwiederte er, ihre Hand nehmend, es iſt das Leichteſte von der Welt!

Ihr meint alſo, ſagte ſie ihm ihre Hand laſſend, und ſich mit der liſtigen Miene eines Kindes wie wißbegierig zu ihm herüberneigend, Ihr meint alſo daß es leicht ſei eine Frau glücklich zu machen?

Es kommt nur auf den Willen jeder Frau an, glücklich zu werden! antwortete Diego in seiner raschen und kühnen Weise.

Ach, entgegnete sie, Ihr macht es am Ende mit den Frauen, wie Ihr es in Salamanca mit den Völkern machen wolltet! Ihr fangt an, frisch darauf los zu beglücken, und wenn die Sache fehlschlägt, so sagt Ihr daß der rechte Wille gefehlt habe, glücklich zu werden Ihr solltet doch erst die Natur des Gegenstandes untersuchen, ob derselbe auch auf Glück angelegt ist? Ich fürchte, Don Diego, Ihr seid ein Schwindler in der Liebe wie in der Freiheit! Ihr wollt Glück bereiten, wo keines wachsen kann. Denn eine Frau kann ihrer Natur nach nur dazu bestimmt sein, unglücklich zu sein. Ebenso ein Volk. Ein Volk kann ebenso wenig ganz glücklich werden wie eine Frau. Beide sind zum Unglücklichsein geboren!

Diego ließ erschrocken ihre Hand los, die bei diesen Worten in der seinigen das Gefühl einer tödtlichen Kälte erregte. Doch empfand er zu gleicher Zeit, indem er sie betrachtete, stärker als je den fesselnden Zwang ihrer Augen, die sich in diesem Moment mit einer übernatürlichen Gewalt in das Innerste seiner

Seele bohrten. Wenn er vielleicht plötzlich hätte entfliehen wollen, ſo fühlte er daß ihre Augen ihn daran verhindern, daß dieſe Blicke, die ſich gewiſſermaßen an jeden ſeiner Gedanken feſthingen, die ſeine Seele wie ſeinen ganzen Körper bannten, ihn zurückhalten würden.

Und warum, ſagte er in einer plötzlichen Anwandelung von Schüchternheit, warum ſind die Frauen zum Unglück geboren? Und da Ihr doch einmal die Frauen mit den Völkern vergleicht, ſo ſagt mir auch zugleich warum die Völker nicht glücklich werden können? In beiderlei Betracht zittere ich Euerer Antwort entgegen!

Sie ſann einen Augenblick nach, ehe ſie ihm die Antwort gab. Mit einer leidenſchaftlichen Bewegung aber von Neuem ſeine Hand ergreifend und dieſelbe in der ihrigen feſthaltend, ſagte ſie: die Frauen ſind unglücklich, weil ſie gränzenlos lieben! Die Natur hat den Frauen ein vollkommenes Herz gegeben in einer unvollkommenen Welt. Wie können ſie da beſtehen? Die Frau iſt richtig organiſirt, während die ganze Welt um ſie her falſch iſt. Denn eine Frau denkt: wenn ſie liebt, muß ſie auch ihr ganzes Da-

ſein daran ſetzen. Ihre Liebe iſt die ganze Lebensunendlichkeit, und das iſt richtig an ihr. Denn die Liebe iſt kein Stückwerk. Die Frau ſtirbt aber an ihrer richtigen Organiſation. Und ehe ſie ſtirbt, iſt ſie unglücklich. Wie kann ſie auch verlangen, daß eine Welt, die nur auf den roheſten Gewalttrieb und auf einen Krieg Aller gegen Alle angelegt iſt, ſo richtig und ehrlich gehen ſoll wie ihr Herz?

Diego konnte ſeinem Erſtaunen, mit dem er ihr zugehört hatte, keine Worte geben und betrachtete ſie ſchweigend, wie auf ihrem Geſicht eine tiefe Wehmuth, die er zum Erſtenmal an ihr bemerkte, ſich ausbreitete.

Sie erhob ſich jedoch mit einem raſchen Entſchluß wieder aus dieſer Stimmung, und ſagte mit einem feſten Ton, indem ſie wieder ſo heiter und übermüthig wie ſonſt ausſah:

Seht, Diego, weil wir Frauen nun einmal ſo ſind, darum thun uns geſchickte Betrüger nöthig, die uns zu unſerm Heil an der Naſe herumzuführen verſtehn. Dies iſt auch derſelbe Grund, warum die Völker nur durch geſchickte Despoten glücklich werden können!

Für die Frauen Betrüger, für die Männer Despoten! rief Diego in wilder Stimmung. In der That, Gräfin, das iſt eine vortreffliche Welt, die Ihr uns da zurecht macht!

Ihr könnt es glauben, nur unter dieſen Bedingungen wird die Welt zufrieden ſein! ſagte ſie ernſthaft.

Und warum müſſen die Völker Despoten haben? fragte Diego nachdenkend.

Aus demſelben Grunde, entgegnete ſie, aus dem die Frauen Betrüger haben müſſen! Das Volk hat das Herz einer Frau, es iſt ebenſo leichtgläubig, ungeſtüm, allumfaſſend und unerſchöpflich mit ſeinen Forderungen, Wünſchen und Hoffnungen! Ein Volk, das nach ſeinem Herzen leben wollte, würde einen Augenblick lang ein Gott ſein, und dann in den Abgrund der Selbſtvernichtung ſtürzen müſſen. Darum muß es Leute geben, die das Volksherz ſo geſchickt in Bande zu ſchlagen verſtehn, daß das Chaos ſeiner göttlichen Triebe nicht mehr auseinanderzubrechen vermag. Solche Leute ſind die wahren Wohlthäter der Menſchheit, und man nennt ſie Despoten! Die größten Despoten ſind aber noch immer von ihren Völkern geliebt und verherrlicht worden, denn das Volk

hat einen dankbaren Inſtinct! So lieben auch die Frauen am meiſten ihre Betrüger, denn der Betrüger einer Frau iſt derjenige, der um ihr ſpringendes Herz dieſen kunſtvollen Reifen gelegt hat, welcher es nun feſt zuſammenhält in allen ſeinen Qualen und ihm durch eben ſo wunderbare als wohlthätige Täuſchung das Gefühl der Einheit und Unzerſtückeltheit gewährt!

Und nun, Freund! fügte ſie in ihrer leichtſinnigen Grazie hinzu, laßt uns von allen dieſen bodenloſen Betrachtungen wieder zurückkommen! Ihr möchtet alſo gern mein Betrüger ſein, Don Diego?

Sie ſchmiegte ſich jetzt ſo zutraulich an ihn, daß ihre Wange dicht an der ſeinigen ruhte und ihre Athemzüge ſich vermiſchten. Das Gefühl unendlichen Behagens und ſüßeſter Hingebung ergriff unſern Freund, und der Gedanke einer ſeligen Sicherheit ſo hohen Beſitzes umfing ihn wie ein ſchwärmeriſcher Traum.

Ihr glaubt nicht, begann ſie mit dem treuherzigſten Ausdruck wieder, wie leicht ich zu betrügen bin!

Ihr ſprecht immer nur von Betrug und Despotismus! ſagte er, ſie feurig umſchlingend. Ich

will Euch dieſe troſtloſe Weisheit von Eueren Lippen hinwegküſſen, und Euch den Glauben an die Wahrheit meiner Liebe in alle Euere Adern ſtrömen! Wenn Ihr erſt wieder an die Liebe glaubt, werdet Ihr auch den Glauben an die Freiheit wiedergewinnen!

Ihr fangt ſchon an zu betrügen! entgegnete ſie leiſe.

Dabei küßte ſie ihm von freien Stücken, und mit einer Gluth wie er es noch nie empfunden hatte, Stirn, Augen und Wangen. Dann umfing ſie ſeinen ſchönen, in herrlicher Jugendfriſche ihr entgegenblühenden Körper, der in ihrer Umarmung erſt leiſe erzitterte, darauf aber mit ſtürmiſchen und machtvollen Pulſen ſich zu ihrem Herrn und Meiſter aufſchwang.

In dieſem Gefühl ſeiner beginnenden Ueberlegenheit noch kühner werdend, berührten ſeine Hände unvorſichtiger Weiſe ihr Gewand, was ihr unwillkürlich einen leiſen Seufzer entlockte.

Dieſer Seufzer Deiner Bruſt, Tereſa, iſt mein! rief er in dem ganzen Triumph ſeiner Leidenſchaft aus. Durch dieſen Seufzer haſt Du Dich mir er-

geben, dieſer Seufzer ſagt daß alle Größe Deines Weſens, alle Macht Deines Ranges, alle Klugheit Deines Geiſtes, alle Herrlichkeit Deiner Schönheit jetzt auf dem einen ſüßen Punct ſtehen, wo ſie in magdlicher Demuth ſich für überwunden erklären! —

In dieſem Augenblick pochte es ganz leiſe an die Thür des Gemachs. Beide ſchraken ſo heftig zuſammen, daß ſie lautlos und mit der Miene der größten Beſtürzung ſich anblickten. Um noch einmal zu hören, ob ſie ſich nicht vielleicht getäuſcht, hielten ſie in jeder Bewegung, ſelbſt in ihren Athemzügen inne.

Das Klopfen wiederholte ſich aber noch dringender. Die Gräfin ſtand endlich zornig und entſchloſſen auf, und fragte wer Einlaß begehre? Die Sphinx auf dem Kamin tönte in dieſem Augenblick in langen hallenden Schlägen die zwölfte Stunde aus.

Diego begab ſich endlich ungeduldig zur Thür und öffnete ſie. Eine hohe ſchlanke Männergeſtalt trat mit kräftigem und entſchiedenem Schritt herein. Leichenblaß taumelte Diego vor ihr zurück, nachdem er ſie näher betrachtet und erkannt hatte.

Ihr ſeid es, Eugen Toralba! rief Diego, indem an die Stelle der erſten Ueberraſchung, die ihn zittern

gemacht hatte, Wuth und Empörung über dieſen unbegreiflich zudringlichen Beſuch traten.

Es war Toralba, der jetzt in ſeiner gewöhnlichen ruhigen und charaktervollen Haltung in der Mitte des Gemachs ſtand. Ehe er zu ſprechen anhub, betrachtete er noch mit ſeinen ſeltſam ſcharfen Feuerblicken die Gruppe, welche die beiden durch ihn Erſchreckten dicht neben einander ſtehend bildeten.

Für den ungebührlichen Schein meines Eintretens, begann Toralba, habe ich nur Euch um Verzeihung zu bitten, hohe Frau! Aber da ich bloß in Abſichten Eueres Wohls komme, ſo werdet Ihr auch mir das Vorrecht nicht übel deuten, welches der Beſuch des Arztes zu jeder Stunde genießt.

Der Beſuch des Arztes? fragten Beide überraſcht wie aus einem Munde.

Natürlich, ſagte Toralba mit der größten Unbefangenheit, die Frau Gräfin Colonna haben ſich heut Abend ſo unwohl befunden, daß Sie die Geſellſchaft des Marcheſe von Pescara verlaſſen mußten. Was iſt begreiflicher, als daß die bekümmerten Freunde der Gräfin, deren ſie ſo viele in Italien hat, ihr den Arzt ſenden.

Du erſcheinſt uns alſo als Arzt? rief Diego halb ſpöttiſch halb im äußerſten Unwillen. Es iſt ja wahr, ich erblicke Dich heut nicht in Deinem Prieſterkleide! Dieſe Improviſation von neulich haſt Du raſch wieder ausgezogen! Und warum wählſt Du gerade die Geſpenſterſtunde, mit deren Schlag Du Dich ſo pünctlich bei uns einſtellſt, als brächteſt Du eine Botſchaft der Hölle oder irgend einer anderen unſaubern Macht, in deren Dienſt Du wahrſcheinlich ſtehſt?

Ohne ihn zu beachten, wandte ſich Toralba näher zur Gräfin hin und ſagte: Ich hätte eigentlich wohl früher kommen ſollen, Frau Gräfin!

Ei verſteht ſich, mein Herr! entgegnete die Gräfin, halb beluſtigt über dieſen unbefangenen Ton, mit einer ſpöttiſchen Verbeugung.

Ich kam aber, fuhr Toralba fort, erſt ſehr ſpät mit dem Präſidenten Giberti, deſſen Arzt ich zu ſein die Ehre habe, hier in Mailand an! Der Präſident, der in der That der aufrichtigſte Verehrer der Frau Gräfin iſt, begiebt ſich ſogleich in den Geſellſchaftsſaal des Marcheſe Pescara, wo er auch Euch zu begegnen hoffte, denn wir hatten ſchon in Rom gehört, daß die Gräfin Colonna aus Spanien zurückgekehrt

ſei und einige Tage in Mailand verweilen werde. Kaum vernimmt der Präſident die plötzliche Erkrankung der Gräfin Colonna, ſo ſendet er auch zu mir und beauftragt mich, in ſeinem Namen Euch die Linderungen meiner Kunſt zu bringen. Unglücklicherweiſe aber kann mich der ungeſchickte Bote erſt nach ſtundenlangem Umherſuchen auffinden, denn ich ſteckte in dem Hospital der Karmeliter, wo ich einen berühmten Krankheitsfall beobachten wollte. So geſchieht es daß ich erſt jetzt zu Euch gelange, Frau Gräfin, um Euch die antheilvollſte Erkundigung meines Gönners, ſeine eifrigſten Wünſche für Euer Wohl mit dem Dienſt meines Berufs zu überbringen!

Auf dem Geſicht der Gräfin ſtieg jetzt eine dunkele Zornesröthe empor. Mit dem ſchneidendſten verächtlichſten Ton ſagte ſie:

Da ich nun weiß, daß Ihr von Giberti kommt, ſo kenne ich auch Euch und Euer ganzes Handwerk! Ihr ſeid der Spanier Toralba, den ſich mein edeler Freund und Verehrer Giberti hat kommen laſſen, und den er umherſendet bald als Arzt, bald als Prieſter, bald als Geſchäftsträger, bald auch als Nachtgeſpenſt, das ſich in verſchloſſene Häuſer hineinſtiehlt und durch die Wände horcht!

Ich habe wohl ſehr geſtört? fragte Toralba mit lächelnder Verneigung. Ihr müßt mir das ſchon verzeihen. Wie konnte ich auch denken, daß die Frau Gräfin noch in ſo ſpäter Nacht eine Lection ertheilen würde? Die Lection iſt aber doch wohl aus? Denn mein alter Freund Diego iſt ein guter Kopf, und das Geheimniß, Frauen zu betrügen und Völker zu knechten, hat er gewiß ſchon begriffen.

Du biſt ein unverſchämter Horcher! ſchrie Diego, indem er hart und drohend zu ihm herantrat.

Zögert nicht länger, mein Haus zu verlaſſen! rief die Gräfin mehr und mehr erbittert. Wenn Giberti mir in der Geſtalt ſeines Arztes den Spion ſendet, ſo wäre ich begierig die Heilmittel zu ſehn, welche mir durch Euere Hände hätten gemiſcht werden ſollen! Sagt Euerm Herrn, daß ich geſund bin, daß ich einen geſunden Verſtand, um ihn zu durchſchauen, einen geſunden Magen um mich nicht über ihn zu ärgern, und eine geſunde Sache, welche über die ſeinige ſiegen wird, beſitze!

Wenn die Frau Gräfin dermaßen geſund ſind, entgegnete Toralba in ſeiner unerſchütterlichen Ruhe, ſo wäre ein längeres Bleiben allerdings ein Raub an meiner Zeit. Solltet Ihr aber nicht doch noch an

einer merkwürdigen Erregung und Erhitzung des lymphatischen Systems leiden? Der ehrwürdige Giberti, der Euere Natur zu kennen behauptet, empfahl mir besonders darauf zu sehn. Möchtet Ihr mir die Gnade gewähren nach Euerm Puls fühlen zu dürfen, so würde ich dann meinem um Euch besorgten Prinzipal genau berichten können, wie es mit Euch steht!

Ich werde Euch ersuchen, erwiederte die Gräfin ihm den Rücken kehrend, Euch fortzubegeben ehe ich meine Diener rufen lasse, von denen ich überhaupt hören muß, wie es Euch möglich geworden hier wider Recht und Sitte einzudringen!

O, versetzte Toralba, Euere Diener, Frau Gräfin, sind arglose Leute welche den Arzt, der im Auftrage Giberti's kommt, ehrerbietig vor Euere Thür geleitet haben. Vor dem Namen des großen Prälaten öffnet sich in ganz Italien Alles was sonst unter Schloß und Riegel steht!

Ihr seid zu bescheiden, Eugen Toralba, rief Diego mit Hohn, wenn Ihr Euere eigenen Talente und Künste hinter dem Namen des würdigen Giberti versteckt. Denn Ihr müßt wissen, Gräfin, daß wir in

ihm eigentlich einen gelernten Hexenmeister vor uns haben, den es nur einen Zauberspruch kostet um alle Thüren zu sprengen und selbst durch die dicksten Mauerwände mitten hindurch sich Bahn zu machen!

Die Gräfin warf bei dieser Aeußerung einen zweifelhaften und fast erschrockenen Blick auf Toralba, der stillschweigend und ernst, mit übereinandergeschlagenen Armen, diesen Angriff aushielt, durch welchen ihn Diego lächerlich zu machen versuchte.

Diego vermochte es endlich nicht länger über sich, ihn in dieser Stellung, und ohne Rücksicht auf alle an ihn ergangenen Aufforderungen, verharren zu sehn. Er ergriff ihn plötzlich mit Heftigkeit beim Arm und rief: jetzt fort mit Dir, zudringlicher, verdächtiger Mensch! Da Du nicht allein von hinnen willst, so werde ich mit Dir gehn und Dich nicht eher wieder lassen, als bis Du mir mit dem Degen in der Hand die Genugthuung gegeben, welche Du mir seit Kurzem durch Beleidigungen der verschiedensten Art schuldig geworden!

Ich gehe mit Dir, Diego! entgegnete Toralba, ohne sich im Geringsten aufgereizt zu zeigen. Wir müssen allerdings befürchten, der edeln Frau Gräfin

schon zu lange geblieben zu sein, denn die Mitternachtstunde ist vorüber. Gute Nacht, Frau Gräfin, schont Euere kostbare Gesundheit und vermeidet so späte Nachtwachen, die Euch doppelt anstrengen müssen, wenn Ihr darin hoffnungsvollen jungen Staatsmännern Unterricht ertheilt! Ihr wißt Manches von den Plänen Giberti's, denn ich will nur aufrichtig sein, ich habe Euch diese Nacht behorcht! Aber verfolgt diese Wissenschaft nicht weiter, ich warne Euch, denn sie könnte in der That Euerer Gesundheit nachtheilig werden!

Er verbeugte sich vor der Gräfin, und faßte dann Diego mit solchem Ungestüm unter den Arm, daß dieser sich mit einer einzigen Bewegung an die Thür geschoben sah.

Die Gräfin schien zweifelhaft, ob sie Diego zurückhalten solle. Dieser aber war von leidenschaftlicher Erbitterung so hingenommen, daß er auf nichts Anderes mehr als auf den Vollzug der Rache, die er nehmen wollte, seine Gedanken richten konnte. Nachdem er sich daher mit einem raschen Gruß bei der Gräfin beurlaubt, stürzte er unaufhaltsam mit Toralba fort, und ließ seine Freundin, die mit einem Schrei

der angstvollsten Besorgniß auf ihren Divan gesunken war, zurück. — —

Draußen im Freien der Nacht, unter dem kühlenden sternenhellen Himmel angelangt, gingen Beide erst einige Minuten stillschweigend neben einander her.

Dann nahm Toralba zuerst das Wort, und sagte mit seiner schönen kräftigen Stimme, die jetzt fast mild und versöhnlich in der Nachtstille erklang:

Als wir das letzte Mal zusammen spazieren gingen, vor noch nicht so langer Zeit, es war am Tormes, in unserm armen Vaterlande Spanien, da strahlte uns eine ebenso schöne große Nacht wie heut. Die Nacht ist sich gleich geblieben, aber nicht die darunter Wandelnden! In der stillen Grotte am Tormes schwurest Du damals der Freiheit Deine Jugend und Dein Leben zu, und heut lerntest Du in dem wollustathmenden Gemach der Gräfin Colonna die Völker betrügen und die Ideen unseres Jahrhunderts verfälschen! Du bist unreinen Weines trunken, Diego, und ich nehme daher Deine Herausforderung nicht an. In unserer Sache, der wir uns ergeben haben, wollen wir gegen einander fechten! Mein Kopf gehört nicht mehr mir, sondern er gehört einer Idee,

in deren Dienſt ich ihn geſtellt habe! Wenn mein Kopf ſeine Idee nicht mehr hat, dann will ich mich mit Dir ſchlagen. Bis dahin haben wir Beide noch Manches zu thun. Lebe wohl! An irgend einem Kreuzweg dieſer Zeit werden wir uns gewiß bald wiederbegegnen, und dann wird ſich zeigen, was aus dem Vater der Schelme Alles geworden iſt! —

Noch ehe Diego auf dieſe vielbezügliche Rede antworten konnte, bemerkte er, daß er allein auf der Straße ſtand. Toralba war verſchwunden und keine Spur von ihm nah und fern zurückgeblieben.

Diego rief ihm in bitterſter Aufregung alle möglichen Scheltworte durch die rauſchenden Nachtlüfte nach, indem er ihn bald einen Feigling, bald einen Verräther, bald einen windigen Geheimnißkrämer nannte.

Er mußte ſich aber zugleich überzeugen, daß er von Niemanden gehört wurde, wie er auch wahrnahm, daß ein altes Kloſter, an deſſen Eingang er ſich unmittelbar befand und das er bisher in den dichten Schatten der Straße nicht bemerkt, wahrſcheinlich den Entſchwundenen aufgenommen hatte, da es das einzige Gebäude auf dem ganzen Platze war. —

In dieſem Augenblick ertönte aus dem Innern des Kloſters ein andächtiges Horaläuten, das wie eine leiſe Friedensſtimme Gottes durch die Nacht ſchwebte.

Betroffen eilte Diego fort, und ſuchte ſeine Wohnung zu erreichen, was ihm bei ſeiner Unkenntniß der Stadt erſt nach einer Stunde gelang.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

In unſerm Verlage ſind erſchienen:

Engel, J. J., Schriften. T. A. 12 Bde. geh. Preis 4 Thlr.

— — Der Philoſoph für die Welt. Neu herausgegeben u. eingeleitet von Th. Mundt. T. A. geb. Preis 1¼ Thlr.

— — Mimik. Neu herausgegeben und eingeleitet von Th. Mundt. Mit Holzſchnitten. T. A. geb. Preis 1¼ Thlr.

— — Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde. T. A. geb. Preis ¾ Thlr.

— — Der Fürſtenſpiegel. T. A. geh. Preis ¼ Thlr.

— — Schauſpiele. T. A. geh. Preis 1 Thlr.

Mühlbach, L., Federzeichnungen auf der Reiſe. Novellen und Bilder. geh. Preis 2 Thlr.

— — — Ein Roman in Berlin. 3 Bde. geh. Preis 5¼ Thlr.

Mundt, Th., Der Philoſoph für die Welt. Fortſetzung von Engel's Philoſoph. T. A. geb. Preis 1¼ Thlr.

— — Der heilige Geiſt und der Zeitgeiſt. geh. Preis ¼ Thlr.

Berlin. Mylius'ſche Buchhandlung.

Mendoza,

der Vater der Schelme.

Ein Roman

von

Theodor Mundt.

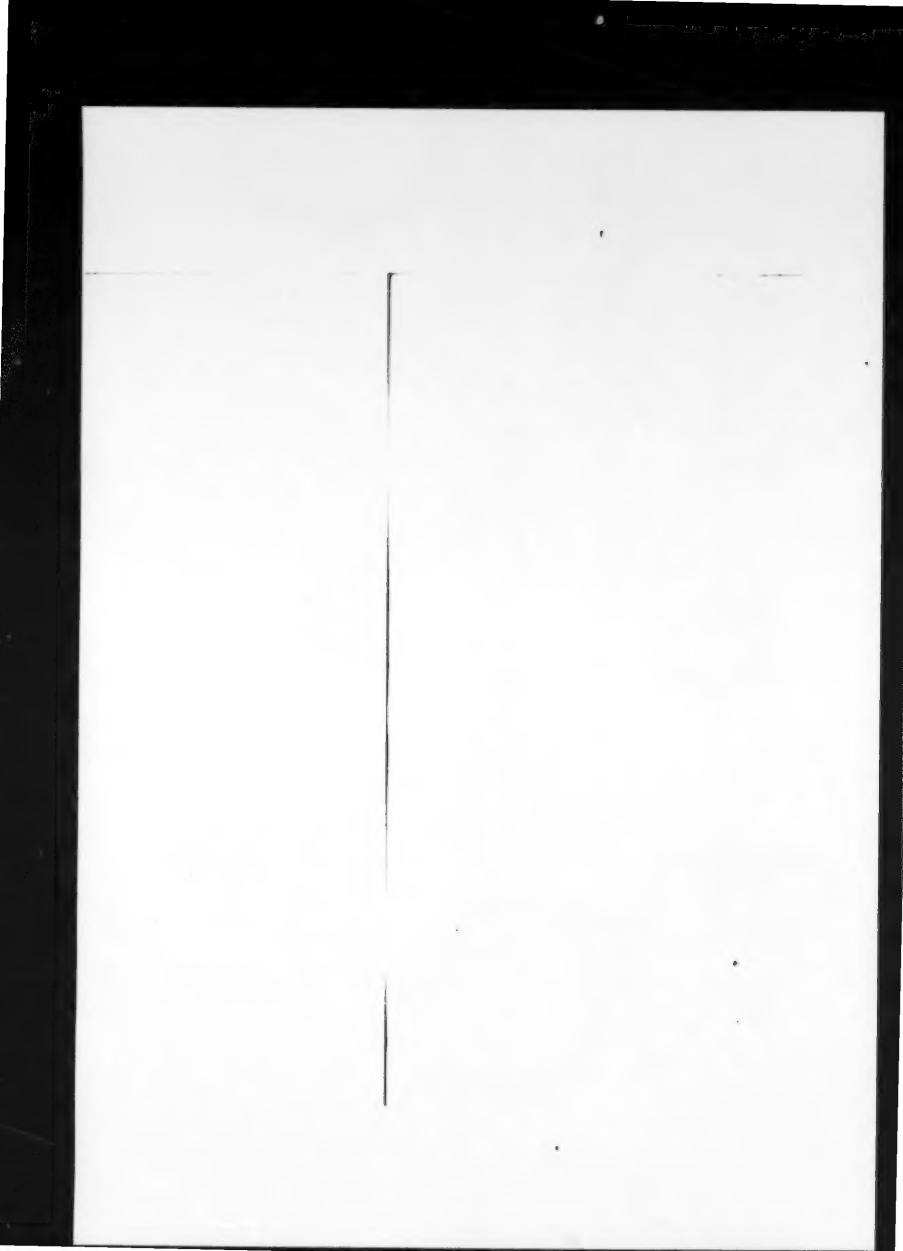
Zweiter Band.

Berlin.
Mylius'ſche Verlagshandlung.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Viertes Buch.

Fortsetzung der italienischen Lehrjahre.



1. Der Wald bei Brescia.

Den andern Morgen brachte Mendoza in der peinlichſten Unruhe zu. Er hatte nach dem Palaſt der Gräfin geſchickt, um eine gelegene Stunde zu erfahren in der er ſie heut ſehen dürfe. Sein Diener brachte aber die Antwort zurück, daß die Gräfin ihm eigenhändig ſchreiben würde.

Bis Mittag harrte er nun, unfähig ſich mit irgend etwas Anderem zu beſchäftigen, ihrer Botſchaft entgegen. Endlich erſchien der Kammerdiener der Gräfin bei ihm und übergab ihm einen Brief, deſſen erſte Zeilen ſchon alle ſeine freudigen Erwartungen niederſchlugen, und ihn mit Trauer erfüllten.

Die Gräfin meldete ihm ihre ſchleunige Abreiſe, die aus beſonderen Gründen, welche ſie ihm leiſe andeutete, ſogleich erfolgen müſſe, und deren Eil ihr nicht einmal geſtatte, perſönlichen Abſchied von ihm

zu nehmen. Sie vertröſtete ihn mit bedeutſamen Worten auf ein nahes Wiederſehn, und legte ihm einen Zettel bei, der einige ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmende Angaben enthielt, durch welche auch er ſich zu einer ungeſäumten Abreiſe, und zwar nach Brescia, veranlaßt ſah.

Diego fühlte einen brennenden Thateifer in ſich erwachen, der in dieſem Augenblick ſogar mächtiger in ihm wurde als die Mißſtimmung, welche ihm durch dieſe unerwartete Trennung von der Gräfin erregt worden. Denn er ſah ſich jetzt mitten in die wichtigſten Staatsverhandelungen hineingeſtellt, und ſeine Hand ſollte entſcheidend die Fäden derſelben ergreifen.

Seine Anſtalten zur Abreiſe waren in wenigen Minuten getroffen. Denn durch nichts beſchwert, beſaß unſer Freund noch die freie Leichtzügigkeit des jungen Studenten, obwohl ſchon auf ſeiner Stirn einige gewichtige Furchen des angehenden Staatsmannes ſtanden.

Er hatte ſich ein gutes raſches Pferd beſorgen laſſen, das ihn ungeachtet der drückendſten Mittagſchwüle im leichten Lauf auf die Straße nach Brescia brachte.

Unaufhaltsam durcheilte er die liebliche und fruchtbare Gegend, für deren Schönheiten er jedoch heut kein Auge hatte. Er ritt über Cassano, Treviglio, Calcio, und langte gegen Abend in der Nähe von Brescia an, in einem reizend gelegenen Thal der Tridentinischen Alpen, welches er aus der genauen Anweisung, die ihm in dem Papier der Gräfin gegeben worden, sogleich erkannte.

In diesem Thal hatte er eine alte Ruine aufzusuchen, welche von einem römischen Göttertempel, der hier dem Vulcan oder irgend einer anderen Gottheit errichtet gewesen, herrührte. Hinter einem hohen Ulmengebüsch, und umhegt von tausend wuchernden Schlinggewächsen und Gesträuchen, fand er nach kurzem Umherspähen das schöne malerische Gemäuer auf, an welches sich eine dem gewöhnlichen Auge kaum sichtbare Einsiedlerhütte lehnte.

Diego zog den Zettel heraus, den er hier abgeben sollte und dessen Aufschrift einfach an Signor Volcano lautete.

Eine tiefe, kaum durch den Laut eines Vogels unterbrochene Grabesstille herrschte ringsumher in der wunderbaren Gegend. Auch in der Hütte, an welche

Mendoza nach einigem Zögern klopfte, verrieth nichts die Anwesenheit eines lebenden Bewohners.

Mendoza konnte sich eines leisen Schauers nicht erwehren, der ihn im Gefühl der unendlichen Einsamkeit und Verlassenheit dieses Ortes beschlich. Diese durch den plötzlichen Einkehr der Nacht erhöhte Empfindung verwandelte sich jedoch in einen nicht geringen Schrecken, als sich jetzt mit einem starken Geräusch die Thür öffnete und eine kleine mißgeformte Mannesgestalt mit einer wüthenden Gebärde herausstürzte, und den, wie es schien, unwillkommenen Störer seiner Ruhe mit einem Paar stechender Eidechsaugen betrachtete. Seine ganze Erscheinung zeigte die größte Aehnlichkeit mit einer Eidechse und deren unheimlichen Bewegungen auf.

Diego hatte nie eine so häßliche, unverschämte und gierig lauernde Gestalt gesehn, die er bei einer Höhe, welche kaum die eines Knaben erreichte, doch furchterregend nennen mußte. Die Sonderbarkeit dieser Figur steigerte sich durch den übermäßig dicken Kopf, der die Spuren eines schon ziemlich vorgerückten Alters trug, und durch das lange Eremitengewand, welches er jedoch eben erst in sichtlicher Hast und

Unordnung ſeinen fabelhaften Gliedmaßen umgehangen zu haben ſchien.

Diego übergab ihm den Zettel welchen er an ihn zu beſtellen hatte, nachdem er auf die Frage, ob er es mit Signor Volcano zu thun habe, ein für bejahend anzuſehendes Grunzen entgegengenommen.

Der kleine Mann ging mit dem Zettel in ſeine Hütte zurück, wo er erſt einen Kienſpan anzündete, um die an ihn gerichtete Schrift deutlicher und genauer, als es die eingetretene Dunkelheit geſtatten wollte, zu leſen. Die kleine kniſternde Flamme beleuchtete wunderlich ſein unaufhörlich grimaſſirendes Geſicht, das beim Leſen allmählig in einen zufriedeneren aber darum nur um ſo widrigeren Ausdruck überging.

Nun, ſagte er, in größter Eile zu Mendoza zurückkehrend, ich bin zu Allem bereit was von mir gefordert wird! Ich habe lange nichts für die Frau Gräfin gearbeitet, und es iſt recht ſchön daß ſie mir auch mal wieder zu thun giebt, obwohl ich im Grunde nicht gern mit Frauenzimmern etwas zu ſchaffen habe. Schon die vielen Schreibereien, womit ſie Einem immer kommen, verdrießen mich. So thun mir jetzt

wahrhaftig von den paar nichtswürdigen Zeilen, die ich eben geleſen habe, beide Augen weh. Ich hoffe, Ew. Gnaden haben ſo ein Dutzend Goldſtücke in Euerer Taſche locker, denn das iſt noch das Einzige was bei mir für die Augen gut iſt!

Mendoza verſtand den Schelm und händigte ihm eine Summe ein, die geeignet ſcheinen konnte, ihn für die Dienſte, welche man von ihm verlangte, im Voraus abzulohnen.

Signor Volcano trug das Geld erſt in ſeine Hütte zurück wo er es ſorgfältig verwahrte, dann erſchien er wieder in geſchäftiger Eile und ſagte: nun ſei keine Zeit mehr zu verlieren, wenn bei der immer weiter vorrückenden Nacht noch etwas aus dem in Rede ſtehenden Handel werden ſolle.

Es iſt eigentlich eine Sache, fügte der Zwerg mit einer komiſchen Vornehmthuerei in ſeinem Geſicht hinzu, mit der ich mich ſonſt ihrer Erbärmlichkeit wegen gar nicht befaſſen würde! Aber die Gräfin Colonna iſt ſtets ein guter Kunde von mir geweſen, und ich habe manches ſauere Stück Arbeit für ſie vollbracht, wobei es Schweiß geſetzt hat, hübſchen rothen Schweiß, zu dem es heut, bei dieſem recht armſeligen

Fang, zu dem ich mich hergeben ſoll, nicht kommen wird.

Mendoza hörte nicht ohne die mißbehaglichſte Empfindung dem widerwärtigen Geſellen zu, der mit ſolcher Unverſchämtheit ſich äußerte, und ihm zugleich die Erinnerung an ſeine Freundin Colonna, die eines ſo verdächtigen Werkzeugs ſich bedienen konnte, auf eine ſeltſame Weiſe anregte.

Er entſchlug ſich jedoch aller weiteren Betrachtungen über dieſen unheimlichen Zuſammenhang, und folgte entſchloſſen dem jetzt kräftig voranſchreitenden Signor Volcano, auf deſſen Hülfe bei einem wichtigen und dringlichen Vorhaben er nun einmal angewieſen war.

Sein Führer, der ſich mit einer gnomenhaften Schnelligkeit fortbewegte, ſchlug einen dichtumwaldeten Höhenpfad ein, auf dem ſie bald in ein tiefes und unwegſames Dickicht gelangt waren, wo Mendoza nur mit der größten Anſtrengung über zackige Baumſtämme und moderfeuchte Steine ſich Bahn gewinnen konnte.

Der an ſeiner Unſicherheit ſich boshaft beluſtigende Zwerg entſchuldigte ſich, daß er ſeinen neuen Gönner

eine ſolche Straße führe, auf der er ſein ſchönes Wams beſchmutzen und zerreißen müſſe. Aber da es ſchon ſo ſpät iſt, ſetzte er hinzu, können wir nur den nächſten Weg nehmen. Denn wenn der Reiter, auf deſſen Taſchen Ihr ſo begierig ſeid, wie mir die Frau Gräfin geſchrieben, erſt die Hohlſchlucht bei Brescia paſſirt hat, wo wir ihn jetzt zu bedauern gedenken, ſo iſt er für uns verloren. Nachher auf der ebenen Landſtraße würden wir ihm dann vergebens nachpfeifen. Auch ſchweift jetzt ſo viel nichtsnutziges Polizeigeſindel in der Nähe von Brescia umher, daß ein in der Umgegend ſo namhafter Ehrenmann, wie ich, ſich gar nicht damit einlaſſen könnte, auf offener Landſtraße einem fremden Reiter die Taſchen auszuleeren, und wenn anſtatt der Staatsgeheimniſſe, die Ihr darin ſucht, wirklich eine Goldgrube in ihnen auszukramen wäre!

Signor Volcano beſchleunigte jetzt ſeine Schritte noch mehr, und Mendoza befand ſich oft in um ſo größerer Verlegenheit wie er ihm folgen ſolle, als ihm ſein wunderlicher Führer zeitweiſe gänzlich aus dem Geſicht entſchwand. Es ſchien ihm dann, als wenn ſich derſelbe im Seitengebüſch mit Andern heimlich

beſpreche, und dieſe Bemerkung beſtätigte ſich ihm durch einige ſeltſame und verdächtige Geſtalten, die ſich von Zeit zu Zeit über den Weg ſchlichen und ihnen zu folgen ſchienen.

Indeß trat der Vollmond über dem Gebirge hervor und ſein weißes, alle Schlupfwinkel der Nacht durchdringendes Licht erhellte den mühevollen Weg, den ſie jetzt raſcher zurücklegten.

Signor Volcano kam jetzt plötzlich zu Mendoza herangeſprungen und ſagte zu ihm, indem er ihn liſtig anblickte: Nun, mein gnädigſter Herr, ſind wir ſogleich am Ziele, und der Mond hat die Gefälligkeit für uns, unſere kleine Unternehmung zu begünſtigen. Jetzt ſagt mir bloß, ob Ihr den Reiter, auf den es abgeſehen ſein ſoll, auch zu erkennen im Stande ſein werdet, damit wir uns nicht mit dem Unrechten aufhalten. Denn ich muß Euch offen geſtehn, daß ich gerade heut Nacht ſehr wenig Zeit für dieſen geringfügigen Handel übrig habe.

Mendoza bemerkte, daß er die Perſon keineswegs kenne und auch nicht näher zu bezeichnen vermöge.

So geht es, erwiederte Volcano ſcheltend, wenn man mit Frauenzimmerchen und ſolchen jungen Her

ren, die eben in die Welt hineinschneien, Geschäfte zu machen hat! Ihr werdet aber doch den Vogel wenigstens bei seinem Namen zu rufen verstehn, damit wir, wenn er darauf Piep sagt, wissen daß es unser Stück Arbeit ist! Wer ist es denn eigentlich, aus dessen Taschen Ihr nichts als ein Paar armselige Papiere heraushaben wollt?

Mendoza zögerte einen Augenblick den Namen zu nennen, da er nicht wußte wie weit er mit dem verschmitzten Gesellen im Anvertrauen dieses Handels gehen könne Doch fürchtete er nicht minder seinen Führer zu erzürnen, wenn er ihm alle Auskunft darüber verweigerte.

Es ist Sigismond Santio, der Secretair des Grafen von Carpi, mit dem wir uns ein wenig zu beschäftigen haben! sagte er endlich nach einigem Nachsinnen.

In diesem Augenblick trat eine zusammengedrückte dunkele Gestalt eiligst aus dem Gebüsch hervor und flüsterte dem Signor Volcano einige Worte zu. Dieser wandte sich darauf rasch an Mendoza und sagte: Unser Mann, der Herr Secretair Sigismond Santio wie Ihr ihn nennt, ist bereits im Anzuge begriffen. Hier

mein Freund und Gehülfe, in dem ich Euch den sehr verehrungswürdigen Signor Canaglio vorzustellen habe, hat den Hufschlag eines Pferdes gehört, und da er der genaueste Kenner von solchen Anzeichen ist, so behauptet er daß in fünf Minuten der Reiter in unserm Angesicht sein müsse!

Sie waren jetzt zugleich aus dem Walddickicht herausgetreten und standen dicht am Rande eines schmalen Hohlweges, der sich an dieser Stelle vom Gebirge abwärts senkte und in einer seltsamen Krümmung, von überhängenden Pinien und Ulmen verdeckt, hinlief.

Der hinzugekommene Gesell, der bei ihnen geblieben war, sprach seine Meinung dahin aus, daß hier der geeignetste Punct sei um das Herannahen des Reiters zu erwarten, und da Signor Volcano ungemein viel auf die Ansichten dieses seines Helfershelfers zu geben schien, so wurde sofort an dieser Stelle Halt gemacht.

Mendoza sah sich jetzt mit einigem Herzklopfen von diesen beiden Banditen umgeben, mit denen er, wie er sich durchaus nicht abläugnen konnte, gemeinschaftliche Sache in einer seinem innersten Ge-

fühl keineswegs entsprechenden Angelegenheit gemacht hatte.

Seine Aufmerksamkeit wurde jedoch jetzt durch den starken Trab eines Pferdes in Anspruch genommen, dem man es anhörte wie es von seinem in der nächtlichen Einsamkeit besorgten Reiter zu immer größerer Eile angespornt wurde. Ihn schauerte unwillkürlich, als er sich nach seinen Begleitern umsah, die wie gierige Fangthiere jeder hinter einem Baum auf der Lauer standen und mit meisterhafter Berechnung den Moment abpaßten, in dem sie hervorbrechen wollten.

Jetzt schrie Signor Volcano plötzlich mit seiner heiser krächzenden Rabenstimme, die aber mit ungeheuerer Kraft die ganze Gegend durchdrang: He, eine Botschaft für Euch, Sigismondo Santio, eine Botschaft! Sigismond Santio!

Der hastig heransprengende Reiter, dem dieser Zuruf galt, war nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt. Das Pferd bäumte sich vor dem Laut dieser Stimme in einem erschreckenen Satz, aber der Reisende, der sich auf solche Weise auf seinem Wege angehalten sah, ohne daß er noch Jemand erblicken konnte, fragte mit herzhaftem und entschlossenem Ton: Wer ruft hier meinen Namen?

Ihr ſollt ihn gleich kennen lernen! ſchrie Volcano, indem er in demſelben Augenblick von der Höhe des Weges herunterſprang und zwar mit einer ſo geſchickten Bewegung, daß er, ehe der Reiter ſich deſſen verſehen konnte, ſchon hinter ihm auf dem Pferde ſaß, und ihn mit ſeinen langen unauflöslich ſich feſtſchlingenden Armen umſpannt hielt.

Verzeiht nur daß ich Euere Bekanntſchaft zuerſt von hinten mache! rief Signor Volcano in dieſer ſeltſamen Stellung. Ich konnte aber in der Eil wahrhaftig nicht geſchickter ſpringen. Sonſt ſollt Ihr ſehn, daß Ihr einen Mann von Lebensart vor Euch oder vielmehr hinter Euch habt, der Euch durchaus in keiner unanſtändigen Weiſe zu nahe treten wird!

Während dieſer Anrede benutzte der Schelm zugleich die Zeit, ſeine Beute zu machen, und es ſchien daß er beim blitzſchnellen Durchſuchen aller Taſchen des Reiſenden zuerſt für ſeine eigene Rechnung arbeitete, das Geſchäft Mendoza's aber erſt einer ſchließlichen Nachleſe vorbehalten hatte.

Er hielt dabei den Reiter nur mit dem einen ſeiner Arme umſchlungen, mit dem er ihn aber ſo eng und feſt zuſammenpreßte daß derſelbe ſich noch nicht zu bewegen vermocht hatte. Mit dem andern Arm

setzte er unaufhaltsam seine Nachforschungen fort, indem er mit unvergleichlicher Sachkenntniß sein Opfer selbst unter dem Wams am bloßen Leib untersuchte. Hier war ihm eine Rolle versiegelter Papiere in die Hände gefallen, welche er an der geheimnißvollen Art ihrer Aufbewahrung mit richtigem Takt für diejenigen erkannte, auf die sein neuer Gönner die Bestellung bei ihm gerichtet hatte. Er nahm daher geschwind die Rolle und warf sie dem unten in der unschlüssigsten und peinlichsten Lage harrenden Mendoza zu.

Den Fremden schien aber der Verlust seiner Documente, der ihm ein lautes Angstgeschrei entpreßte, jetzt zur äußersten Anstrengung und Nothwehr aufzurufen. Mit Aufbietung aller seiner Kräfte machte er den letzten Versuch sich der ihm räuberisch angelegten Fessel zu entwinden, und indem er sein Roß gewaltsam an den Zügeln in die Höhe riß, daß es auf den Hinterfüßen stehen mußte, gelang es ihm zugleich durch eine heftige Bewegung seines ganzen Körpers den hinter ihm Sitzenden abzuschütteln. Darauf zog der Reiter ein Pistol und feuerte es auf den im Staub des Weges sich wälzenden Banditen ab. Alsdann sprang er eilig von seinem Pferd herunter, entschlossen,

ſeiner Papiere, an deren Wiedererlangung ihm Alles gelegen ſchien, auf jede mögliche Weiſe wieder habhaft zu werden.

In dieſem Augenblick aber ſank er von einem Schuß durchbohrt zuſammen. Denn Signor Canaglio, der ſeinen Gefährten getroffen wähnte, hatte ihn zu rächen gemeint, indem er ſein ſelten fehlgehendes Terzerol auf Sigismond Santio abfeuerte. Nur ein einziger Seufzer drang aus der Bruſt des tödtlich Getroffenen, dann lag er regungslos und ohne Zeichen des Lebens da. Sein Blut hatte Mendoza's Kleider beſprützt, der in Verzweiflung über dieſen Vorfall laute Wehklagen ausſtieß und dem grinſend neben ihm ſtehenden Banditen die heftigſten Vorwürfe machte.

Jetzt kam auch Signor Volcano hervorgekrochen, der gänzlich unverwundet geblieben war und zu Mendoza ſagte, daß jetzt keine Zeit mit unnützem Lamentiren zu verbringen ſei. Der andere Schelm hatte ſich auch bereits auf das Pferd des Ermordeten geſchwungen, und war damit fortgeſprengt. Volcano aber ergriff jetzt den Arm des ſeiner Sinne kaum mehr mächtigen Mendoza, und zog ihn in unge-

ſtümer Eile mit ſich in das Dickicht des Waldes fort. —

Mendoza wagte ſich nicht mehr umzublicken, es war ihm als wenn der im bleichen Schein des Mondes zurückgebliebene Todte ſich noch einmal hinter ihm aufgerichtet und ihm mit einer drohenden Gebärde gewinkt habe, ſein Bewußtſein verwirrte ſich, alle ſeine Glieder begannen zu zittern, und kaum vermochte er noch den Weg fortzuſetzen.

Man ſollte meinen, Ihr wäret ein verkleidetes Frauenzimmer, ſo hat Euch die Geſchichte angegriffen! ſagte Signor Volcano, indem er ihn gleichwohl raſtlos fortſchleppte. Es iſt wohl das erſte Mal, daß Ihr Blut fließen geſehn? Ja, das iſt allerdings eine eigene Sache, ſo friſch abgezapftes Blut, wenn man es das erſte Mal ſieht. Es hat dann ordentlich ſeine Sprache und Schrift, auf der es Einem ganze Geſchichten in den Sand malt. Nachher aber gehört es zum Handwerk, wie die Tinte bei Euern vermaledeiten Schreibereien, denn Ihr ſeid doch wohl, wie ich an Euerer ganzen Art merke, ſo ein Federfuchſerchen, das ohne Tinte nicht zu leben vermag. Seht, ſo kann auch Unſeresgleichen nicht ohne Blut leben. Aber

wartet nur, Ihr werdet Euch auch ſchon daran gewöhnen. Das nächſte Mal wird Euch das Blut ſchon nicht mehr ſo ſchrecklich roth erſcheinen, es wird dann mehr blaßroſa, gewinnt immer lachendere Farben, bis es für den Meiſter zuletzt in einer vollkommenen Goldfarbe blinkt. Aber ich ſehe, Ihr werdet ernſtlich unwohl, gnädigſter Herr, und da läßt ſich denn allerdings nicht weiter ſpaßen, da muß für Euch geſorgt werden! —

Er ſchlug darauf einen Seitenpfad mit ihm ein, den ſie früher nicht betreten hatten, und auf dem ſie, nach Zurücklegung eines kurzen Weges, an den Pforten eines Gehöfts anlangten, das ſich hier plötzlich mitten in der wunderbarſten Einſamkeit des Waldes bemerken ließ. Dies Gehöft umgab ein kleines Haus, das in einer ſeltſamen Form auf einer Anhöhe hervorragte, und halb einer Meierei halb einer Kapelle ähnlich ſah.

Hier wird man Euch gern Einlaß und Erholung gönnen, ſo lange Ihr es bedürft! ſagte Volcano, indem er an die Pforte klopfte. In dieſem Hauſe wohnt ein räthſelhafter Mann, der ſich erſt ſeit einiger Zeit hier in der Gegend niedergelaſſen. Man ſieht ihn

ſelten, aber da er den Beruf eines Arztes ausübt, ſo erweiſt er ſich gegen alle Leidende, die zu ihm gelangen können, hülfreich. Auch mir hat er vor einigen Wochen eine Beſtie von Fieber vertrieben, die mir ſchon das Garaus zu machen drohte. Die Landleute der ganzen Umgegend ſtrömen bereits zu ihm her, aber der Mann iſt oft Wochenlang verreiſt und man kann ihn dann nirgend habhaft werden!

Dieſer Fall ſcheint auch jetzt eingetreten, bemerkte Mendoza in der äußerſten Erſchöpfung ſeiner Kräfte, der er immer weniger Widerſtand zu leiſten vermochte.

Signor Volcano ſetzte aber, obwohl ſich Niemand zum Oeffnen anſchickte, ſein Klopfen ſtärker und mit Beharrlichkeit fort.

Wenn der Herr nicht zu Hauſe iſt, verſicherte er, ſo kann Euch doch die Frau aufnehmen, was Euch wahrſcheinlich noch lieber ſein möchte! Denn es ſteckt ein Weib hier im Hauſe darin, ich verſichere Euch, von einer Engelsſchönheit, daß man glauben ſollte ſie ſei früher einmal Madonnenbild in irgend einer Kirche geweſen, woher ſie ſich der Kerl geſtohlen habe. Man behauptet, daß ſie gar nicht ſeine Frau und überhaupt

keine Frau von Fleisch und Blut sei, sondern irgend so ein Elementengeist den er sich durch geheimnißvolle Kunst gebannt und der ihm nun seine Mixturen und sonstigen Zaubermittel brauen helfe. —

Inzwischen schien das fortgesetzte Klopfen erhört zu werden, eine rauhe männliche Stimme fragte von innen wer Einlaß begehre, und auf die Antwort daß ein erschöpfter Reisender den Eintritt erbitte, schob sich der Riegel zurück, und ein Pförtner, dessen riesenhafte Körpererscheinung in der That an das Märchenhafte zu gränzen schien, stellte sich in die halbgeöffnete Thür.

Signor Volcano flüsterte Mendoza zu, daß er sein Pferd hier an der Pforte angebunden finden solle, worauf er mit einem pfeilgeschwinden Satz in dem Gebüsch verschwand.

Der colossale Mann, welcher Mendoza lange mit prüfenden Blicken musterte, nahm bald einen bereitwilligeren und gastfreundlicheren Ton an als zuerst sein abschreckendes Aeußere hätte vermuthen lassen.

Mendoza sah sich sofort in das kleine Haus geführt, dessen unendliche Stille, verbunden mit einer einfachen aber geschmackvollen und eigenthümlichen

Einrichtung, einen wunderbaren Eindruck auf ihn machte.

Von sonstigen Bewohnern ließ sich keine Spur bemerken, und aus einer geheimen Scheu, die sich Mendoza selbst nicht ganz klar machte, vermied er jede Frage, die ihm darüber hätte Auskunft verschaffen können. Bis in den Tod ermattet, von den qualvollsten Empfindungen und unruhigsten Gedanken bestürmt, fühlte er nur das eine Bedürfniß einen Augenblick lang in ungestörter Ruhe sich selbst angehören und seine fast zerrütteten Lebensgeister wieder sammeln zu können.

In einem kleinen Gemach, in welchem ihn sein Führer allein gelassen hatte, und das durch eine trauliche Ampel erhellt war, fand sich Mendoza auf die wohlthuendste Weise zu bequemem Verweilen aufgefordert. Er warf sich auf ein bereit stehendes Ruhebett und ein lauter, aus tiefster Brust sich hervorringender Seufzer verrieth den gepreßten und gewissermaßen rathlos umhergeworfenen Zustand seiner Seele.

Der Alte brachte eine Kanne Wein und legte Brot und Früchte, die in einem zierlichen Gefäß enthalten waren, dazu, worauf er sich wieder schwei-

gend entfernte. Es schien dies die im Hause üb-liche Gastfreundschaft, welche man gern jedem Rei-senden gewährte.

Mendoza säumte nicht sich durch diese Gaben die ihm nöthige Stärkung zu gönnen. Der Wein, den er mit begierigen Zügen leerte, ließ ihn plötzlich in seiner geistigen Stimmung sowohl wie in allen seinen Gliedern eine Wirkung empfinden, die ihn wie mit zauberischer Kraft durchdrang. Indem er sich jetzt das Vorgefallene noch einmal durchdachte, erschien es ihm bereits in einem minder fürchterlichen Licht, indem er sich sagen mußte, daß das vergossene Blut nicht auf seine Rechnung geschrieben werden könne.

Da fiel sein Blick wieder auf die erbeutete Rolle, die er als ein kostbares Gut vorn in seinem Wams geborgen hatte. Erst jetzt fühlte er sich wieder so sicher und klar in seinem Bewußtsein, um sich mit diesem Gegenstand einer so schreckenvoll gewordenen Unternehmung beschäftigen zu können.

Hastig griff er nach den Papieren und entfaltete sie. Sein erster Blick darauf verrieth ihm schon daß er den richtigen Fund gethan und daß er ein Ge-heimniß, von unendlicher Wichtigkeit für seine Zwecke

und Aufträge, in ſeinen Beſitz gebracht habe. Er hatte plötzlich die Fäden der ganzen Verſchwörung, welche um dieſe Zeit in Italien gegen den Kaiſer Karl den Fünften angeſtiftet worden, in Händen.

Es lag der Entwurf zu einem Vertrag vor ihm, welcher zwiſchen dem Papſt, der Republik Venedig und dem Herzog Sforza von Mailand einerſeits und Frankreich andererſeits abgeſchloſſen werden ſollte. Zum Vermitteler dieſer Unterhandlungen hatte ſchon Louiſe von Savoyen, welche jetzt Regentin in Frankreich war, den Grafen von Carpi nach Rom geſandt, um in der Nähe des heiligen Stuhls die Pläne der Verbündeten nach dem Sinne Frankreichs zu leiten. Das franzöſiſche Kabinet ſchien bereit die Unternehmungen der italieniſchen Unabhängigkeitspartei auf das Kräftigſte zu unterſtützen und in jeder Art zur Vertreibung der kaiſerlichen Gewalt aus Italien hülfreich zu werden.

Der Entwurf einer ſolchen Vereinigung, welchen der Graf Carpi durch ſeinen von mörderiſcher Hand gefallenen Geheimſchreiber heut nach Frankreich hatte ſenden wollen, war, wie der immer begieriger weiterleſende Mendoza jetzt erfuhr, unter glänzenden Bedin-

gungen und mit großer Hingebung von beiden Theilen beabsichtigt. Die Regentin von Frankreich wollte den Verbündeten, sobald sie den offenen Krieg für die Freiheit Italiens begonnen hätten, während der Dauer des ganzen Krieges monatlich eine Summe von vierzigtausend Thalern zahlen. Außerdem hatte sie versprochen Franz Sforza als Herzog von Mailand anzuerkennen. Dem Marchese Pescara, von dessen Hinzutreten zu der Verschwörung man einen Hauptschlag erwartete, indem die kaiserlichen Truppen durch ihren eigenen Befehlshaber verführt und unwirksam gemacht werden sollten, war die Krone Neapels verheißen.

Mendoza jauchzte laut auf als er sich aller dieser Dinge auf eine so beweiskräftige Weise versichert sah. Sein Ehrgeiz entbrannte plötzlich in kühner Unternehmungslust, und seine Augen leuchteten von einem seltsamen Feuer, in dem sich List, Verwegenheit und eine plötzlich entloderte Thatkraft, wie er sie noch nie in sich rege gefühlt, ausdrückten.

Er sprang auf, von der tödtlichen Erschöpfung, die ihn noch eben niedergeworfen, war keine Spur mehr in ihm. Da fiel sein Blick auf einen mit Schreibgeräthen bedeckten Tisch, der in einer Ecke des kleinen Ge-

machs ſtand. Er wußte jetzt, wozu er die Augenblicke der Erholung, welche ihm an dieſem ſtillen und unbelauſchten Aufenthaltsort gegönnt worden, zu benutzen hatte. Seinen Bericht an den Kaiſer auszuarbeiten, dazu drängte es ihn in innerſter Seele, und er glaubte es keine Minute mehr verſchieben zu können.

Mit glühender Haſt ſetzte er ſich nieder, faltete ein Papier und begann ſeine Ausarbeitung, die ſich raſcher als die Feder zu folgen vermochte, aus ſeinen ganz und gar davon hingenommenen Gedanken entwickelte. Denn es war ihm nicht wie eine Sache des Geſchäfts, es hatte faſt das Intereſſe einer begeiſternden Dichtung für ihn, dem Kaiſer eine Darſtellung der merkwürdigſten und wichtigſten Vorgänge aufzuzeichnen.

Mit den lebendigſten, die Friſche und Stärke des erſten Eindrucks bezeugenden Farben malte Mendoza, was er in den letzten Tagen in Italien geſehen und gehört. Er ſchilderte die zweideutige und faſt ſchon umgewandte Stellung des Marquis von Pescara, die geheimnißvollen und geſchäftigen Bewegungen des mailändiſchen Kanzlers Moroni und des päpſtlichen Kanzelei-Präſidenten Giberti; und mit durchdringendem Scharfſinn legte er die Pläne der ganzen italieniſchen

Verschwörung, die bereits geschehenen Schritte, die Aussichten und möglichen Hoffnungen der Verbündeten, auseinander.

Keine seiner Poesieen, mit denen er sich auf der Universität beschäftigt, hatte ihn noch in diese innere Aufregung, in diese gewaltige Strömung von Gedanken und Gefühlen hineingerissen, wie er sie jetzt in diesem Augenblick empfand. Indem er seinen Bericht an den Kaiser schloß, war es ihm als hätte er sein bestes Gedicht vollendet.

So dichtet man Wirklichkeit, und so wird der Dichter Staatsmann! rief er stolz und selbstzufrieden aus, indem er sein Papier in die geschäftsmäßige Form zusammenlegte und dann als actenmäßige Bewahrheitung seines Berichts den von ihm aufgefangenen Vertrags-Entwurf der Verschworenen beischloß.

Er fühlte sich noch so frisch und wie von Neuem gekräftigt, daß er sofort wieder aufzubrechen beschloß, um Mailand noch in dieser Nacht zu erreichen und von dort seine Depeschen nach Madrid abzufertigen.

Er verließ das Gemach und hoffte sein Pferd draußen vor dem Gehöft, wie es ihm Signor Volcano versprochen hatte, angebunden zu finden. Durch das stille

und räthselhafte Haus gehend, begegnete er Niemanden dem er seinen pflichtschuldigen Dank für die genossene Gastfreundschaft hätte abtragen können.

Er stand einen Augenblick zögernd still und dachte an die seltsamen Nachrichten, welche ihm der Bandit über die Bewohner dieses Hauses gegeben. Eigenthümliche Gedanken durchkreuzten sich in seinem Kopf, und plötzlich beschlich ihn ein so unheimliches Gefühl, daß er sich eiligst hinwegzubegeben beschloß, ohne sich, wie er anfangs beabsichtigt hatte, bei dem Besitzer mit seinem Dank zu melden.

So bemerkte er nicht, daß er in der Meinung, den Ausgang des Hauses zu finden, durch einen offen stehenden Gang weiter in das Innere desselben eingedrungen war, und plötzlich trat er in ein Zimmer ein, in dessen Mitte er eine weibliche Gestalt stehen sah, die bei seinem Anblick zuerst einen leisen Schrei hören ließ, dann aber mit einer wunderbar ausdrucksvollen Gebärde ihm einige Schritte entgegenging.

Erst als sie ihm näher getreten war, erkannte er mit mächtiger Ueberraschung, daß es Dolores war, welche vor ihm stand und ihn mit ihren ernsten, aber in unendlicher Milde strahlenden Augen prüfend betrachtete.

Er rief mit kaum hörbarer Stimme ihren Namen, worauf ſie mit einer ſanften Bewegung des ſchönen Hauptes ſtill ſeinen Gruß erwiederte. Der Eindruck, den Mendoza empfand, war ſo gewaltig, daß er vor ihr in die Knie hätte ſinken mögen. Doch kämpfte mit dieſer Hingebung, die er in ſeinem tiefſten Innern von Neuem für ſie empfand, zugleich ein anderes Gefühl das dem Haß verwandt ſchien, und ihn zu einem trotzigen Abwenden von ihr, zu einer unwilligen Zurückweiſung dieſes ſeltſamen Geſchicks, das ihn ſtets in ſo räthſelhafte Begegnungen mit ihr verwickelte, beſtimmen wollte.

Dolores ſchien die widerſtrebenden Bewegungen ſeines Innern zu ahnen. Ihre blaſſe Wange röthete ſich einen Augenblick, dann ſah Mendoza eine Thräne darüber herabrollen. Zugleich bemerkte er, daß ſie ihre Augen ſtarr und unbeweglich auf eine Stelle ſeiner Kleider gerichtet hielt. Erſchrocken wandte er ſeine Blicke auch dahin und entdeckte Etwas, das ihn in dieſem Moment faſt ſeiner Sinne beraubte und ihn einer Ohnmacht nahe brachte.

Es war das Blut des ermordeten Geſandtſchafts-Secretairs, welches ihn beſprützt hatte und in ziemlich

bedeutender Masse, die frische Spur der That grauenvoll verrathend, an seinem Kleide kleben geblieben war.

Er bedurfte einer gewaltsamen Anstrengung, um sich wieder zu sammeln. Doch fühlte er, daß es ihm in diesem Augenblick unmöglich sein würde, ihrem fort und fort auf ihn gerichteten Blick, der sich wie ein vom Himmel herabzuckender Feuerstrahl tiefer und tiefer in seine Seele bohrte, wieder zu begegnen.

Er beschloß zu fliehen, und dem Haß und Trotz, der ihn gegen die edelste und herrlichste Frauengestalt erfüllen wollte, fortan die Oberhand zu lassen. —

Indem er hinausstürzen wollte, glaubte er ihre Stimme zu vernehmen, die mit ihrem noch nicht von ihm vergessenen Klang sein Ohr traf und seine Schritte fesselte. Er konnte nicht verstehen was sie ihm leise gesagt hatte, doch vermochte er es nicht über sich, zu ihr umzukehren und von Angesicht zu Angesicht ihr Rede zu stehn. Abgewandt von ihr stand er still und schien mit gesenktem Haupt zu erwarten, daß sich der himmlische Ton ihrer Worte noch einmal erneuern solle.

Statt dessen fühlte er plötzlich eine milde Berührung ihrer Hand an seiner Schulter. Was habt Ihr

mir zu ſagen, Donna Dolores? fragte er ungeſtüm, und doch leiſe an ſeinem ganzen Körper erzitternd.

Kehrt um von den Wegen die Ihr geht, Diego! erwiederte ſie jetzt in ihrer ernſten und feierlichen Weiſe, die immer ſo viel Bezauberndes und Hinreißendes für ihn gehabt.

Bleibt hier, Diego! fuhr ſie faſt ſchmeichelnd fort, und ihre Stimme klang wie die dringende Lockung eines guten Engels. Bleibt hier, und entzieht Euch in der Einſamkeit dieſes Waldes dem Euerer unwerthen Treiben, in welches falſche Freunde zu Euerm Verderben Euch verſtrickt haben! In dieſem Hauſe hier wohnen Euere wahren Freunde! Gebt Euch Ihnen aus aufrichtigem Herzen wieder hin, und wir gehören zuſammen für das ganze ſchöne Leben, wir gehen gemeinſam den Weg der Wahrheit, der Liebe, der Freiheit! Toralba liebt Euch noch, und er ladet Euch durch mich in die ſtille Gemeinſchaft dieſes Waldes ein, wo unter dem göttlichen Segen der Natur ein Bund treuer Geiſter emporwächſt! Dieſer Bund wird Welt und Zeit beſiegen, und ich muß weinen, daß Ihr außer ihm ſteht! Denn Euere Kleider ſind voll Blut, Diego und Euer Geiſt iſt wider ſich ſelbſt gerichtet!

Ihr lockt mich jetzt vergebens, schöne Dolores! erwiederte Mendoza, indem sich ein kalter Hohn seiner Seele bemächtigte. Sagt dem verhaßten Toralba, daß zwischen ihm und mir keine Gemeinschaft als über die Spitze unserer Degen hin mehr gedeiht! Und Ihr, reizende Sibylle des Waldes, verzeiht mir, daß ich Euch den Dank gewährter Gastfreundschaft so schnöde durch Verweigern Euerer holden Einladung abtragen muß! Fürwahr, Ihr habt hier eine gar seltsame Herberge aufgeschlagen, wo Ihr an den Raben Euere Hofcavaliere und an dem Uhu des Waldes Euern Beichtvater habt, wenn Ihr dessen jetzt noch bedürft, nachdem Ihr dem großen Ignaz Loyola aus der Schule gelaufen seid! —

Mendoza schlug bei diesen Worten ein lautes schallendes Gelächter auf, das in dem stillen Hause unheimlich wiedertönte. Dann aber trieb es ihn in stürmischer Eil von dannen. —

Draußen fand er sein Pferd an einem Baum unweit der Mauer des Gehöfts angebunden. Hastig löste er es ab, schwang sich in den Sattel und jagte auf dem ersten Pfad, der sich ihm darbot, in den Wald hinein. Die ersten Schimmer des aufgehenden

Frühroths zeigten ihm bald die Landſtraße nach Mailand. Während er mit der einen Hand die Zügel ſeines Thieres lenkte, fühlte er mit der andern häufig nach der Stelle ſeiner Bruſt hin, wo er die in der ſeltſamen Waldherberge von ihm ausgearbeiteten Depeſchen aufbewahrt hatte. —

2. Aufträge nach Venedig.

Nach dieſer Begebenheit verlebte Mendoza einige Monate in größter Ruhe in Mailand, ohne daß er zu neuer Thätigkeit Aufforderung erhielt. Seine Freundin Tereſa Colonna, die ihm vom Albaner See liebevolle und inhaltsreiche Briefe ſchrieb, hatte ihm die Fortdauer ſeines Aufenthalts in Mailand ſelbſt bei ſcheinbarer Unthätigkeit zur Pflicht gemacht. Sein Vater ſandte ihm inzwiſchen bedeutende Geldmittel, welche ihn befähigten ſich auf glänzendem und ſtandesmäßigem Fuße einzurichten, und der höheren mailändiſchen Geſellſchaft, mit der er ſich vorzugsweiſe in Berührung zu erhalten hatte, ein entſprechendes Auftreten zu zeigen.

Er hatte eine ſchöne, zum Theil prächtig ausgeſtattete Wohnung bezogen, an der er ſogleich ſein eigenthümliches Geſchick, es ſich behaglich und angenehm zu machen, ſelbſt für dieſen nur vorübergehenden Aufenthalt bewies.

Koſtbare Teppiche, die er ſich aus Venedig kommen ließ, mußten ſeinen Fußboden ſchmücken, an den Wänden ſtanden kunſtvoll gearbeitete Gefäße, antike Vaſen und einige andere kleine Kunſtwerke des Alterthums, die er ſich durch einen glücklichen Handel zu verſchaffen gewußt, umher. Auch mit Büchern hatte er ſich bereits zahlreich umgeben, denn er ſah bald, daß er in Mailand größtentheils auf ein wiſſenſchaftliches Stillleben angewieſen ſein würde, da er in der Geſellſchaft manche Vorurtheile gegen ſich zu haben ſchien, und beſonders Moroni und Pescara ihn nur mit argwöhniſcher Zurückhaltung in ihrer Nähe zuließen.

So beſchloß er denn, die ihm übrig bleibende Muße zur Rückkehr zu ſeinen geliebten Studien zu benutzen, die ihm noch immer innigſt am Herzen lagen. Im Lande des claſſiſchen Alterthums ſelbſt, in dem er ſich jetzt befand, wollte er die römiſchen und griechiſchen Dichter wieder einmal der Reihe nach durchleſen. Auch hatte er, überall eifrig nach den alten Schätzen der Kunſt und Literatur umherſpähend, in einer Kloſterbibliothek zu Mailand eine griechiſche Handſchrift aufgefunden, welche ihn mit den Geſängen des Pindar

in einer größern Vollſtändigkeit, als er ſie bisher beſeſſen, bekannt machte. Ganze Tage hatte er in dem dunkeln Gemäuer des Kloſters zugebracht, um eine Copie dieſer Handſchrift zu fertigen, welche er einem beſonders von ihm verehrten Lehrer in Salamanca, der ſich mit einer Ausgabe des Pindar beſchäftigte, zum Geſchenk überſenden wollte.

In aufrichtiger Freude an dieſen Arbeiten gingen ihm raſch die Stunden hin. Wenn er in ſeiner ſchönen, geſchmackvollen Nachtkleidung, die er ſich ſelbſt etwas phantaſtiſch nach eigener Erfindung zurecht gemacht hatte, die Nächte hindurch über dem Studium der Alten ſaß, ſo fühlte er ſich von einer ſelbſtzufriedenen Stimmung ergriffen, in der ihm alle Pein und Unruhe des Herzens, welche ihn in der letzten Zeit oft heimlich beſchlich, überwunden ſchien. Mendoza konnte ebenſo ſchnell von einem Gegenſtand zum andern überſpringen, als er ſtark darin war Alles zu vergeſſen was ihm Sorgen oder unwillkommene Empfindungen hätte bereiten können.

Und ſo behaglich war ihm unter dieſen ſtillen Beſchäftigungen plötzlich zu Muthe geworden, daß auch die eigene Poeſie, der er ſich ſo lange nicht hingege-

ben, wieder ihre Rechte bei ihm erhielt. Er dichtete in dieſer Zeit einige ſeiner ſchönſten Hirtenlieder, in denen ſich die edelſte Schwärmerei für ein der Natur und der ländlichen Einſamkeit hingegebenes Leben auf die innigſte und anmuthvollſte Weiſe ergoß.

Von einem Gedicht dieſer Art hatte er eben die erſten Strophen niedergeſchrieben, und ſich darin gefallen die Sprache der reinſten Lebensunſchuld zu reden und es als das höchſte Ziel der Sehnſucht hinzuſtellen, wenn man aus dem ſchlechten und verächtlichen Treiben der Welt an das Herz der Mutter Natur ſich retten könne, als es an ſeine Thür klopfte, und ein ihm wohlbekannter Mann, der ihm ſchon öfter Botſchaften und Briefe von der Gräfin Colonna überbracht hatte, hereintrat.

Begierig entfaltete Mendoza das ihm dargereichte Schreiben. Es enthielt die Aufforderung an ihn, unverzüglich nach Venedig abzureiſen und dort einige Wochen lang ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen. Mit lautem Jauchzen nahm Mendoza dieſe Weiſung auf, denn das prächtige ſtolze Venedig, das Juwel der italieniſchen Städte, hatte er längſt zu beſuchen die größte Sehnſucht gehabt. Die beigeſchloſſenen Empfehlungs-

briefe, welche an angesehene und vornehme Personen lauteten, versprachen ihm für seinen Aufenthalt in dieser Stadt die günstigsten Verhältnisse.

Mit der größten Schnelligkeit packte er alle Schreibereien, welche seinen Tisch bedeckten, zusammen, und die angefangene Ekloge verbrannte er an dem Licht welches er angezündet hatte, um seine, die freudigste Zustimmung zu ihren Befehlen ausdrückende Antwort an die Colonna einzusiegeln.

Und nun komm, Du großes schönes Venedig, in Deiner politischen Hoheit und Deiner lebensvollen Ueppigkeit! rief Mendoza mit stürmischer Begeisterung aus. Komm, Du göttliche Fee unter den Städten, mit der Krone des Genusses geschmückt, duftend von den köstlichsten Blüthen aller Welttheile die in Deinem Schooß sich abgelagert haben, und alle Schätze des Universums an diesem einen glücklichen Punct der Erde austheilen! Oeffne mir die himmlischen Falten Deines Gewandes, Du aus dem Meer geborene Venus des Handels, und laß mich Deine weiße Brust küssen, daß ich mich daran zu ewiger Jugend berausche! —

Unter diesen Gedanken und Ausrufungen betrieb Mendoza die Vorbereitungen zu seiner Reise, die er mit Hülfe seines Dieners in kürzester Zeit vollbrachte.

Die ihm gewordenen Aufträge nach Venedig liefen zwar keineswegs bloß auf das Vergnügen hinaus, welches sich Mendoza in so reichlichem Maaße von dieser Reise versprach. Denn seine Sendung hatte vornehmlich den Zweck, die in Venedig herrschende Stimmung zu beobachten, und, der Aufforderung der Gräfin gemäß, namentlich darüber einen Bericht zu erstatten, wie weit die Sympathie für Frankreich unter dem venetianischen Volke selbst und bei einigen namhaften Personen insbesondere sich verbreitet und Wurzel geschlagen habe. Zugleich sollte Mendoza über die Möglichkeit berichten, wie nach der Lage der Sache und der Mittel eine Gegenwirkung zu Gunsten des Kaisers in der Lagunenstadt ausgeführt werden könne.

Mendoza zweifelte nicht, daß er dies nebenbei auf das Beste besorgen und in Ordnung bringen werde. Vor der Hand kam es ihm nur darauf an, Venedig zu sehn, Venetianische Freuden zu genießen. —

3. Venetianiſche Abenteuer.

Einige Tage nach ſeiner Ankunft in Venedig ging Mendoza gedankenvoll und träumeriſch über den Marcusplatz, um die wunderbaren Eindrücke, die er bis jetzt empfangen, in ſich ausklingen zu laſſen und deren neue mit immer erhöhtem Reiz und ſteigender Ueberraſchung aller ſeiner Sinne aufzunehmen.

In dem frohen und lebenswarmen Gewühl, das ihn umrauſchte und umdrängte, angeſtreift von muthwilligen und neckenden Masken die ihm manches geheimnißvolle Wort zuflüſterten, ſehnte er ſich bald auch danach, in dieſe hinwandelnde Kette bunter Abenteuer und Märchen, aus denen ihm das ganze Treiben dieſes Platzes zuſammengewebt zu ſein ſchien, aufgenommen zu werden als ein mitberechtigtes und mitgenießendes Glied! Denn in dieſer glühenden Zauberwelt den Philoſophen zu machen, wollte ihm nicht länger behagen. Viel lieber wollte er die Rolle des verzau-

berten Prinzen in dieſem Märchen übernehmen, und ſich von irgend einer dieſer leichtfertigen Masken, in deren luſtathmende Nähe er kam, erlöſen laſſen!

Seine Briefe hatte er heut und geſtern abgegeben, und von den Empfängern derſelben freundliche Aufnahme, zum Theil auch bereits einige feierliche Einladungen erhalten, deren weitere Folgen er abzuwarten hatte. Für ſeine Aufträge erſah er daraus bis jetzt keinen ſonderlichen Gewinn. Lächerlich aber wollte er ſich ſelbſt faſt erſcheinen, als er, auf den von tauſend Lichtern ſtrahlenden Marcusplatze ſtehend und von der magiſchen Beweglichkeit und taktvollen Lebendigkeit des Volkscharakters ſich überwältigt fühlend, daran dachte, daß er hergekommen ſei um dies ausgelaſſene und geſchickte Volk auszuforſchen und an ihm die Sympathieen ſeines Herzens, ob ſie für Frankreich oder für den deutſchen Kaiſer größer ſeien, zu unterſuchen. Er kam ſich wie ein Dorfſchulmeiſter vor, der zum erſten Mal auf einen Ball geführt wurde und mit einer Gräfin tanzen ſollte. Hätte er nicht, ſtatt dies Volk auszukundſchaften, lieber der erſten beſten dieſer venetianiſchen Schönen, deren Feueraugen ihn durch die Maske verfolgten, auf gut Glück ſich ergeben, ihr in

ihre Wohnung folgen und daselbst in ihre Schule sich aufnehmen lassen sollen? —

Unter diesen seltsamen Gedanken über die Piazetta schlendernd, sah er sich in der Nähe des Dogenpalastes von einem kleinen, verschmitzt lächelnden Knaben angehalten, der ihn fragte, ob er zwei alte Bekannte wiedersehen wolle, die sich ausnehmend freuen würden ihn in Venedig zu begrüßen?

Mendoza glaubte nun in der That die Gelegenheit zu einem Abenteuer gefunden zu haben. Ohne weitere Erkundigung folgte er rasch dem kleinen Boten, der ihn, in eiligem Lauf voranspringend, durch einige Straßen und kleine Gassen, welche sich hinter dem Marcusplatz ineinanderwinden, hinführte, bis sie zu einem nicht sehr ansehnlichen Hause gelangten, aus dessen erstem Stockwerk einige lachende und singende Mädchenstimmen muthwillig herunterschallten.

Mendoza meinte sich einer Versuchung zu gewöhnlicher Art ausgesetzt zu sehen, und stand deshalb eben im Begriff wieder umzukehren, als sich oben das kleine Fenster öffnete und ein allerliebster Mädchenkopf herausschaute, der ihm, soweit es der Schein der Hauslaterne zu sehen zuließ, allerdings bekannt und jeden-

falls einer näheren Betrachtung nicht ganz unwerth erſchien.

Wie erſtaunte er aber, als er ſich plötzlich von dieſer Schönen bei ſeinem vollen Namen angeredet hörte, indem ſie lachend und in die Hände klatſchend ſich freute, daß er es wirklich ſei, und ihn dann, mit einigen ſehr dringenden und nichts weniger als zurückhaltenden Scherzen, einlud zu ihr heraufzukommen.

Er zögerte jetzt auch nicht dieſem Verlangen zu entſprechen, und nachdem er die wenigen Stufen hinaufgeſprungen war, langte er oben ſofort in den Armen des Mädchens an, die ihn mit vielen Liebkoſungen und den drolligſten Schelmereien umhalſte. Als ſie ihn in ihr kleines, zierlich ausgeſchmücktes Gemach führte, ſah er zu ſeiner Verwunderung, daß es Roſa war, jene ſchöne und übermüthige Roſa, die er noch vor nicht langer Zeit auf dem Marktplatz in Mailand aus dem Verhältniß mit einem deutſchen Lanzknecht in die Hände eines ſpaniſchen Offiziers hatte übergehen ſehn.

Wie, rief er aus, indem er ſich den dargebotenen Platz an ihrer Seite auf dem ſeidenen Kanapee gefallen ließ, Du biſt es, vermaledeiter kleiner Schelm?

Und wie kommſt Du hieher nach Venedig, während ich Dich und Deine Schweſter Cecca als getreue Wirthſchafterinnen und Pflegerinnen meines Landsmannes auf dem Dorfe Poſo beſchäftigt glaubte?

Ach, das war ein ſchlechtes Geſchäft, erwiederte die Leichtfertige, ſchweigen wir davon! Genug, wir ſind hier in dem göttlichen Venedig, Cecca und ich, ſie wohnt nebenan und wird auch gleich die Ehre haben Euch die Hand zu küſſen. Es iſt nur eben ein geiſtlicher Beiſtand bei ihr, denn das arme Ding leidet ſeit einiger Zeit an einem auffallenden Trübſinn, der uns recht viel zu ſchaffen macht!

Und Du wohnſt hier wie eine Prinzeſſin, Roſa, und ſiehſt auch faſt wie eine Prinzeſſin aus! ſagte Mendoza weiter, indem er das hübſche Mädchen genauer betrachtete und bemerkte, wie ihre obwohl etwas derbe aber reizvolle und in üppigſter Schönheit prangende Geſtalt durch eine feine und geſchmackvolle Kleidung ein ganz anderes Anſehn erhalten hatte.

Nun ja, entgegnete die Kleine, indem ſie ſich ſtolz und lang aufrichtete und dabei Schultern und Buſen, die vollendet geformt und in ihrer Weiße unübertrefflich waren, weiter aus ihrem Kleide herausſtreten ließ,

ſo daß Mendoza ſich nicht enthalten konnte, ſeine Anerkennung dieſer Reize durch einen flüchtigen Kuß zu beſiegeln.

Wir ſind auch hier auf dem beſten Wege Prinzeſſinnen zu werden! fuhr Roſa mit einer ernſthaften Eulenſpiegelmiene fort. Unſer Umgang iſt ein ſehr ausgewählter, und nur vornehme und ſtandesmäßige Leute gehen bei uns aus und ein, wie ſich Don Diego von Mendoza leicht überzeugen kann, wenn er uns einmal die Ehre erweiſen will ſein Souper bei uns einzunehmen!

Mendoza hörte ihr mit immer größerer Verwunderung zu, da es ihm faſt unbegreiflich ſchien wie das Mädchen aus dem rohen und verwilderten Zuſtande, in dem er ſie noch vor Kurzem geſehn, ſo raſch zu dieſen Manieren der höheren Geſellſchaft, die ſie bereits mit dem glänzendſten Anſchein wiederzugeben verſtand, hatte übergehen können.

Mendoza dachte einen Augenblick, wie wenig dieſe Manieren an ſich werth ſein müßten, da ſie ſo leicht dazu dienen konnten, nur die fortgeſchrittene Stufe der Buhlerin und gewiſſermaßen ihre höhere Ausſtattung zu bezeichnen.

Und welchem Zufall, Prinzessin, fragte Mendoza tändelnd, verdanke ich denn das Glück hierher an Euern Hof gezogen worden zu sein, da ich sonst gar leicht der Gelegenheit hätte verlustig gehen können Euere Hoheit in Venedig zu bewundern? Oder war die Einladung Eueres kleinen Amors, den ich auf dem Marcusplatz traf, am Ende gar nicht auf mich persönlich abgesehen?

Ihr beleidigt meine Ehre, auf die ich hier in Venedig noch mehr halte als in Mailand, entgegnete Rosa schmollend, indem sie seine Hand von ihrer Schulter abschüttelte. Glaubt Ihr, daß unsere Einladungen für Jedermann lauten könnten? Und harrte ich nicht schon am Fenster auf Euch, und rief Euch Euern schweren Namen, den ich nur mit Mühe auswendig gelernt habe, von oben entgegen?

Sie warf ihm dabei einen so treuherzigen und gutmüthigen Blick zu und sah ihm dann mit einer so leidenschaftlichen Zärtlichkeit in die Augen, daß er unwillkürlich überrascht wurde und den natürlichen Ausdruck des leichtfertigen Kindes bewundern mußte.

Wir begegneten Euch vor ungefähr einer Stunde auf dem Marcusplatz, Cecca und ich, fuhr Rosa fort,

und da Euere Blicke, mit denen Ihr uns in die Maske hineinſchautet, ſo ſehnſuchtsvoll und traurig ausſahen, ſandten wir Euch unſern kleinen Pagen nach, um zu erfahren ob wir Euch vielleicht irgendwie zum Troſt gereichen könnten?

An Troſt dürfte es bei Euch in der That nicht fehlen! erwiederte Mendoza lachend. Beſonders Du, blonde Roſa, je mehr ich Deine ſchelmiſchen Reize betrachte, deſto mehr erſcheinſt Du mir als eine wahre Fundgrube an Troſt! Ja, mein Kind, in Dir iſt Stoff für Jahrhunderte, um ſich zu tröſten und glücklich zu werden!

In dieſem Augenblick wurde die Nebenthür vorſichtig zu einer kleinen Spalte geöffnet, und Mendoza bemerkte die hereinſpähende Cecca, welche ihrer Schweſter ein Zeichen gab. Dieſe ergriff ihn raſch bei der Hand und führte ihn hinter einen Vorhang, welcher eine im Hintergrunde des kleinen Gemachs befindliche Niſche bedeckte, wo er erſucht wurde zu warten, bis Cecca's Beſuch, der ſie verlaſſen zu wollen ſchien, durch das Zimmer ſich zurückbegeben hatte.

Roſa ſtellte ſich zuthulich plaudernd zu ihm und entſchuldigte dieſe unbequeme Einrichtung ihrer Woh-

mung. Das wird ſich Alles ändern, mein Kind, erwiederte ihr Mendoza, ſobald Dein neuer Stand als Prinzeſſin wirklich zur Anerkennung gekommen iſt, wo man Dir dann einen ſchönen Marmorpalaſt mit wenigſtens tauſend Ausgängen für alle Deine verſchiedenen Verehrer auf das Bequemſte herſtellen wird!

Mendoza konnte ſich jedoch zugleich nicht enthalten ein wenig die Gardine zu lüften, um den jetzt durch das Zimmer kommenden Fremden, dem die kleine Cecca das Geleit gab, näher zu betrachten. Dieſe Geſtalt, die etwas ausnehmend Seltſames und Verſchrobenes hatte, ſchien ihm auf den erſten Blick bekannt, doch war er verhindert die Züge des Geſichts genauer zu ſehen, und dadurch ſeine Entdeckung, die noch mit unklaren Erinnerungen kämpfte, zu einer beſtimmten zu machen.

Dagegen erkannte Mendoza an dem Mädchen, welches hinter dem Fremden herſchritt, eine Veränderung, die ihn erſt mit Erſtaunen, nachher mit der unüberwindlichſten Lachluſt erfüllte, welche letztere um ſo heftiger gereizt wurde, je mehr er ſich in dieſem Augenblick der Scene mit den beiden deutſchen Lanzknechten und der abergläubiſchen Befürchtungen, welche der eine

derſelben hinſichtlich ſeines vertraulichen Umgangs mit Cecca geäußert hatte, erinnerte.

Die ſonſt ſo anmuthig und zierlich geformte Cecca ſah nämlich ſo aus, als wenn jene Geſpenſterfurcht, mit welcher der deutſche Lanzknecht der unnatürlichen Geburt eines Antichriſts entgegengebangt, wenigſtens in ganz natürlicher Weiſe an ihr in Erfüllung zu gehen beginne. Dazu ſchwamm ihr hübſches Geſicht in Thränen, und mit vom Weinen erſtickter Stimme verabſchiedete ſie ſich von dem Herrn, der in der That ein geiſtliches Ausſehn hatte und, obwohl er nicht die Prieſterkleidung trug, doch auch in ſeiner eigenthümlich zuſammengeſtellten Tracht an dieſen Stand erinnerte.

Da glaubte Mendoza in dieſem Fremden Niemand anders als jenen Loyola zu erkennen, der auf der hohen Schule in Salamanca ein ſo ſeltſamer Studiengenoſſe geweſen, und von dem er ſeit den abenteuerlichen Ereigniſſen, unter denen ſie ſich zuletzt getrennt, nichts wieder gehört hatte.

Dieſe Entdeckung, verbunden mit den höchſt wunderlichen Umſtänden, unter welchen er dieſen neuen Propheten jetzt wieder ſah, wirkte bei Mendoza ſo unwi-

derſtehlich auf ſeine überhaupt nur mühſam zurückgehaltene Neigung zum Lachen, daß er nun überlaut und mit erſchütternder Gewalt losbrach, und darin zum Entſetzen der beiden Mädchen und zur nicht geringen Verwunderung des Fremden einige Minuten lang ununterbrochen fortfuhr, bis zuletzt auch Roſa, und mit ihr ſogar die betrübte Cecca, von dieſem Gelächter angeſteckt wurden und nun ihrerſeits ebenfalls mit ihren friſchen und kräftig ſchallenden Stimmen einſetzten.

Der Fremde ſtand in feierlich würdiger Haltung in der Mitte des Zimmers da, und machte eine Gebärde heiliger Entrüſtung, an der ihn Mendoza nun mit der größten Beſtimmtheit für Don Innigo de Loyala erkennen zu müſſen glaubte.

Mendoza hatte ſich nicht geirrt. Es war Loyola, der jetzt mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck liebevollen Mitleids die Hand der noch immer lachenden Cecca ergriff und zu ihr ſagte: Deine Furcht war alſo nicht ungegründet, armes Geſchöpf! Denn der Teufel lacht hier bei Dir ſchon aus den Wänden heraus, und obwohl Du in tiefſter Herzensbetrübniß ſtehſt, hat Dich doch dieſes ſataniſche Gelächter ſogleich ergriffen und zum Mitlachen gezwungen. Ich kenne dieſen Lachton

des in den Wänden verſteckten Böſen nur zu genau, man widerſteht ihm nur aus einer bußfertigen und durch anhaltendes Gebet gekräftigten Seele. Uebe Dich im Gebet, meine Tochter, Tag und Nacht, ſonſt mußt Du lachen und immer lachen, bis Du Dich in den ewigen Tod gelacht haſt, in dem dann nur Heulen und Zähneklappen ſein wird. Ja, dazu lockt Dich jetzt dieſe ſchmetternde Trompetenſtimme des Teufels, die es ſchon in alle Welt hinein ausſchreien möchte, daß Du, wie Dein zagendes Herz es mir ſelbſt geſtanden, den Antichriſt dieſer Zeit gebären ſollſt! —

Länger vermochte ſich der ungeduldig werdende Mendoza in ſeinem Verſteck nicht zurückzuhalten. Er trat raſch hervor, und begrüßte den im höchſten Grade erſtaunten Loyola mit einer ſpöttiſchen Verbeugung, indem er zu ihm ſagte: Obwohl es gegen alle gute Sitte iſt, Don Innigo de Loyola, ſich bei hübſchen Mädchen zu kreuzen oder Erkennungsſcenen herbeizuführen, ſo halte ich es doch für meine Pflicht mich Euch als den Lacher vorzuſtellen, dem Ihr die Ehre angethan habt die Stimme des Teufels beizulegen! Nicht der Teufel alſo, ſondern bloß Diego Mendoza, deſſen Ihr Euch vielleicht aus Euerm Aufenthalt in

Salamanca erinnert, erſcheint vor Euch, und bittet Euch ihn genauer zu betrachten, ob ihm vielleicht, ſeitdem er Euere heilige Nähe verloren, doch irgendwo etwas Sataniſches angewachſen ſein ſollte, wo er ſich denn mit Vergnügen von einem ſo frommen und geſchickten Mann, wie Ihr ſeid, operiren laſſen würde!

Loyola, der ihn nicht ſogleich wieder zu erkennen ſchien, war mit ſichtlicher Betroffenheit einen Schritt vor ihm zurückgetreten, und betrachtete ihn mit zweifelhafter Scheu, nachdem er mehrmals ein Kreuz geſchlagen hatte.

Ihr haltet mich am Ende doch für den leibhaften Teufel in Perſon? fragte Mendoza, ihm näher tretend, indem ſeine Lachluſt ſich erneuerte, worin er ſich auch jetzt um ſo weniger zügeln zu müſſen glaubte, als er durch dieſen abermals angeſtimmten Ton zu beweiſen ſchien, daß derſelbe wirklich von ihm gekommen.

Loyola erwiederte zögernd und langſam: die Geſtalt jenes Diego Mendoza iſt es allerdings, die ich an Euch erkenne, aber ich bewundere nur, wie Ihr, ſeitdem wir uns nicht geſehen, die Fähigkeit erlangt habt, aus den Wänden herauszutreten?

Cecca begann jetzt ebenfalls in das erneuerte Ge-

lächter Mendoza's auf das Herzhafteſte wieder einzuſtimmen, und Roſa, die ſich bis jetzt noch verborgen gehalten, kam kreiſchend vor Lachen hinter dem Vorhang herausgeſprungen. Indem ſie den letzteren theilte und weit auseinander flattern ließ, ſuchte ſie den Argwohn Loyola's gründlich zu zerſtreuen, der ſich jetzt allerdings überzeugen mußte, daß nur ein mit der Wand täuſchend harmonirender Vorhang die Erſcheinung, die ihm einen ſo düſtern Zweifel erregt, aus ſich entlaſſen habe.

Ja, Herr Loyola, begann Mendoza wieder, es iſt oft ſchwerer als man denkt, die Bekanntſchaft des Teufels zu machen! Wie leid thut es mir, daß ich Euch damit in meiner Perſon nicht habe dienen können! So genehmigt denn wenigſtens die Freude die ich empfinde, Euch ſo unverhofft in Venedig wiederzuſehn, während ich Euch auf der hohen Schule in Paris zu den Füßen der heiligen Mutter Theologie glaubte!

Ich bin auf dem Wege nach Paris, erwiederte Loyola, der allmählig ſeinen feierlichen Ton und die pathetiſche Sicherheit ſeiner Haltung wiedergewann. Aber ich reiſe langſam und mit kurzen Schritten, weil ich dornige und mühevolle Wege nehmen muß zu

Ehren Gottes und zu meiner heiligenden Vorbereitung! So werde ich wohl erſt nach zwei Jahren in Paris angelangt ſein. Die Pfade des Bettlers ſind meine Pfade, und auf der Straße der Entbehrung ziehe ich einher, in den Herbergen der Verachtung und Schmach kehre ich ein, die Almoſen am Wege ſammele ich in meine Taſchen, um mich damit allmählich an mein Ziel zu finden. Denn unſer Herr Jeſus Chriſtus will, daß ich erſt betteln gehen ſoll in aller Herren Ländern um meine hohe Beſtimmung, ehe ich ſie erfüllen kann. Die Reichen und die Gottloſen finden ihren Tiſch gedeckt auf Erden, und brauchen nicht erſt zu ſuchen. Wer aber heilig werden will, muß zuerſt betteln gehn, denn wenn die ganze Welt leer und öde für Dich geworden, wirſt Du Gott in ihr finden, und wenn Du Mangel haſt an allem Nöthigen, wirſt Du einſehn, daß Du nichts brauchſt, und wirſt auch Deinen letzten Biſſen noch an die andern Hungernden weggeben. Denn der ächte Bettler hat nur Gott ſich gegenüber, und darum findet er die höchſte Beſtimmung des Lebens leichter als Der, den die Genüſſe der Welt verzehren. Denn wer hier genießt, der ſtirbt auch daran, und wer nichts hat, der kann ſeines Lebens froh und

ſtolz werden! So bettele ich mich nach Frankreich, Don Diego de Mendoza, und wenn ich ſo viel erſpart haben werde von dem Wegwurf der Welt, den ich an den Thüren erhaſche, werde ich das Collegium in Paris beziehen und bei den großen Meiſtern der Theologie in die Schule gehn. Aus dem Wegwurf der Welt bereite ich mir die Möglichkeit meiner Weisheit, und darin ſtehe mir Jeſus Chriſtus bei, Er die Quelle, aus der alle Wiſſenſchaft kommt und zu der alle Wiſſenſchaft wieder zurückgeleitet werden muß! —

Er ſchwieg und betrachtete ſeine Zuhörer mit einem ernſten ſinnigen Blick. Auf die beiden leichtfertigen Mädchen hatte ſeine Rede ſichtlich den tiefſten Eindruck gemacht. Sie ſtarrten ihn lange mit dem Ausdruck tiefſter Ehrfurcht an, ſchlugen ihre Kreuze und begannen ebenſo inbrünſtig zu weinen, als ſie vorher gelacht hatten.

Dieſen artigen Kindern habt Ihr das Herz gerührt, Loyola! bemerkte Mendoza ſpottend. Sie empfangen alle Gaben leicht, beſonders aber auch die Bußpredigt, und ich wundere mich darum nicht, ehrwürdiger und heiliger Mann, daß ich Euch gerade hier an dieſem Ort der leichtfertigen Seelen wieder

begegnet bin, wo Euere Wirkſamkeit allerdings eine ſegensreiche Furche beſtreichen kann!

So iſt es, junger Freund! entgegnete Loyola mit Würde, indem er ihm freundlicher, als es ſonſt in ſeiner Gewohnheit lag, die Hand darbot. Wer die Wege des Herrn als Bettler geht, erſcheint auf den Pfaden des Laſters als ein Gerechter, dem die Herzen der Unglücklichen und Verderbten entgegenſchlagen und ſich öffnen! Wenn ich vor den Thüren und an den Straßenecken bettele, iſt es nicht bloß das Almoſen, welches ich empfange, ſondern ich ſammele damit auch mehr und mehr einen inneren Gnadenſchatz des Herrn, den ich wieder verausgaben kann an alle armen und verlorenen Herzen. Beſonders aber hat mich die Stimme des Herrn angewieſen, zu den Juden und zu den Buhlerinnen zu gehn, und überall, wo ich zu ihnen gelangen kann, trete ich ein und ſage Ihnen die lebendige Herrlichkeit Jeſu Chriſti an, die allein ihre Schmach abwaſchen, die Krankheit ihrer Sünden heilen und ſie geſund und ehrlich machen kann zum ewigen Leben! Auch dieſe beiden Mädchen hier, welchen ich heut in dieſer Straße begegnete, und an denen ich ſogleich erkannte, daß in einem geheimen Winkel ihres Herzens

noch Raum für die Barmherzigkeit Jesu Christi ist, sie werden bald um das Licht der Gnade buhlen, die ihnen auch nicht vorenthalten werden soll!

Rosa und Cecca brachen in ein lautes Schluchzen aus und Mendoza sah mit Verwunderung, wie es Loyola verstand, sich die Gemüther zu unterwerfen, und sie sogleich in die von ihm beabsichtigten Stimmungen zu versetzen.

Indem Mendoza noch darüber nachdachte, wie dies ein eigenthümliches Talent sei, welches aber seines Erachtens besser für die Staatsgeschäfte als zu den Zwekken der Religion verwandt werden könne, fühlte er sich plötzlich hart an der Schulter ergriffen und geschüttelt, und Loyola sagte zu ihm: Ich schüttele Euch so im Namen Jesu Christi, Diego Mendoza! Wachet auf aus Euern selbstgefälligen Träumen, und ermuntert Euch zur Seligkeit des inwendigen Menschen, denn die Händel der großen und prunkenden Welt, denen Ihr Euch überantwortet habt, sind kein Leben, sondern ein Zauberschlaf, den der Böse über Euch verhängt hat, und aus dem, wenn es zu spät geworden, kein anderes Erwachen sein wird als in der Hölle! Und schon treffe ich Euch hier auf den Wegen schlim-

mer Luſt, von der beſtrickt Ihr die Wohnung dieſer armen Geſchöpfe betreten habt, um Euch an der ſüßen Speiſe ihrer Sünde zu erſättigen und durch Euern Lohn und Eure Luſt die elenden Creaturen in ihrem böſen Thun zu beſtärken! Erbarmt Euch ihrer und Eurer, und wenn Ihr des Umgangs pflegen wollt, ſo knieet miteinander nieder und ſchlaget zuſammen an Eure Bruſt und ſchreit, daß Euch Gott höre in Eurer Nacht! Könnt Ihr aber den Lockungen des Teufels nicht widerſtehn, ſo kühlt Eure Luſt, ich bitte Euch, an mir! Seht, ich will mich vor Euch entblößen, und Ihr ſollt dieſe Geißel nehmen, und damit meinen Rükken ſo lange ſchlagen, bis ſie ſelbſt zerbrochen iſt und bis in meinem rinnenden Blut zugleich alle böſe Luſt aus Euerm gefloſſen, worum ich unter Euern Streichen Gott demüthiglich anflehen will! —

Er zog bei dieſen Worten in der That ein ſolches Inſtrument aus ſeiner Taſche heraus, und nachdem er es ſorgfältig auseinandergelegt hatte, reichte er die Geißel mit einem von Entzücken leuchtenden Blick ſeiner ſchwärmeriſchen Augen dem Mendoza hin. Dann traf er bereits Anſtalten, ſeine Kleider herabzuziehen, indem er ſich auf die Erde niederwerfen wollte.

Mendoza fühlte eine Regung der Aengſtlichkeit in ſich entſtehen, und bat den Propheten um Gotteswillen, ihm dieſen Anblick zu erſparen, da er zwar das geeignete Mittel darin anerkenne, ihn von aller böſen Luſt zu heilen, deſſelben jedoch nicht bedürfe, weil er in dem, was er allenfalls für Roſa und Cecca fühle, durchaus nicht die Wirkſamkeit des Teufels ſehen könne, an den er überdies nicht einmal glaube. —

Loyola faltete darauf ſeine Geißel wieder zu einer regelmäßigen Lage zuſammen, und ſteckte ſie in die Taſche, indem er betrübt vor ſich niederſah.

Die kleine Cecca näherte ſich aber jetzt Mendoza, und während ſie mit der einen Hand ihre Thränen trocknete, drückte ſie mit der anderen die ſeinige vertrauensvoll und ſagte zu ihm: Nicht wahr, man braucht nicht an den Teufel zu glauben, und wenn ein ſo vornehmer Herr, wie Ihr, ohne ihn fertig werden kann, ſo braucht ein armes Mädchen, das nur zu ihrem und Anderer Vergnügen lebt, ſich auch nicht darum zu ſcheeren?

Nun höre, Cecca, entgegnete Mendoza, es iſt doch immer eine eigene Bewandtniß um dieſe Sache! Man glaubt Anſtands halber nicht mehr an den Teufel, aber es giebt doch manche unanſtändige Fälle, bei denen

man unwillkürlich immer wieder auf ihn zurückkommen muß!

Cecca ſchlug beſchämt die Augen nieder, konnte ſich aber doch nicht enthalten, zugleich einen ſchelmiſch fragenden Blick auf Mendoza zu werfen.

Dieſer fuhr fort: mein liebes Kind, weiſe den geiſtlichen Beiſtand dieſes ehrwürdigen Loyola nicht ganz zurück! Denn wenn der Teufel auch wirklich noch nicht exiſtirt, ſo bin ich doch überzeugt, daß er ſehr leicht von einem hübſchen luſtigen Mädchen geboren werden könne, und vielleicht ſchon darauf lauert, auf dieſem angenehmen Wege das Licht der Welt zu erblicken. Die Frommen ſind aber immer die beſten Geburtshelfer des Teufels, und darum rathe ich Dir, Cecca, es doch mit dieſem großen und heiligen Loyola nicht zu verderben, da er Dir bedenklichen Falls den beſten Beiſtand leiſten würde!

Ihr ſchmähet mich, entgegnete Loyola ruhig, aber der Hohn, den ich bei Euch finde, iſt mir noch nicht Schande genug, nach der ich trachte um des herrlichen Beiſpiels Jeſu Chriſti willen, der den Schimpf der Menſchen auf ſich nahm zu ihrer Erlöſung. Damit ich aber noch mehr der Schande bei Euch davon-

trage, ſo ſeht mich hier als elenden Bettler vor Euch hintreten und Euch um ein Almoſen flehn, deſſen ich zur Fortſetzung meiner Wanderſchaft benöthigt bin!

Er bückte ſich in der That jetzt in der demüthigſten Stellung vor Mendoza, der ihm mit Betroffenheit zuſah und nicht gleich wußte, wie er ſich einem ſolchen Bettler gegenüber verhalten ſolle.

Loyola wurde aber immer dringender in ſeinem Begehren und kleidete daſſelbe zuletzt, wie man ſah mit Abſicht, in eine ſo widerwärtige und ſchmutzige Unverſchämtheit ein, daß Mendoza faſt die gröſte Luſt in ſich rege fühlte ihn zu ſchlagen, worauf es auch der Andere mit einer Berechnung, die ſelten fehl gehen mochte, angelegt zu haben ſchien. Er kroch nämlich in unterwürfigem Schein faſt auf der Erde umher, küßte dem Mendoza Gewand und Füße, ſchlug ſich an ſeine Bruſt und ſtieß dabei mit heiſerer Stimme die gräßlichſten Klagelaute und Seufzer aus. Auch an die beiden Mädchen, die ihn mit Schrecken betrachteten, wandte er ſich mit gleichem Flehen.

Gebt, gebt ein Almoſen dem armen, hungrigen Loyola! ſchrie er unaufhörlich in wildem Umherſpringen. Seit zwei Tagen habe ich nichts gegeſſen, und

das Bedürfniß der irdischen Speise meldet sich bei der staubgeborenen Creatur. Ihr Kinder der Sünde und der Welt, theilt von dem Lohn Eurer Sünden etwas dem elenden Loyola mit, auf daß er seine Wanderschaft fortsetzen kann nach Paris, und auf allen Wegen will er Euch in sein Gebet einschließen!

Ein dicker Thränenstrom rann ihm dabei von den Wangen herunter, und zugleich hatte er die leuchtende Miene eines Verzückten, der einer höheren Offenbarung gewürdigt schien.

Rosa und Cecca holten jede einige Geldstücke aus ihrer Tasche heraus und reichten sie mit zitternder Hand dem seltsamen Bettler dar, der sie mit einem stillen Dankesgemurmel empfing.

Und Ihr, Mendoza, gebt mir Nichts? sagte er zu diesem, indem er sein jämmerliches Gebärdenspiel von Neuem begann.

Mendoza zog seine Börse und warf sie ihm stillschweigend in den Hut.

Habt Dank, Vater der Schelme! entgegnete Loyola. Ihr schenkt mir gutes Reisegeld auf meine Wege! Ihr verdient es an den Schlechtigkeiten der Welt, und ich will es verausgaben, um die Gnade Gottes da-

mit zu gewinnen, durch die Ihr früher oder ſpäter einmal Eure Auslage wieder erhalten ſollt! Merkt Euch genau, wieviel Ihr mir gegeben, denn vielleicht ſchon das nächſte Mal, wo wir uns wieder begegnen, werde ich im Stande ſein, Euch eine große Botſchaft des Heils als Zins Eures angelegten Capitals dafür entgegenzubringen. Denn es wird ein allgewaltiger Bund durch mich die Erde bedecken, wodurch den Menſchen die Gnade Gottes ſicher geſtellt und unentreißbar gemacht werden ſoll, und auch Ihr, Vater der Schelme, werdet Euch dieſem Bund dann nicht entziehen können! —

Mit dieſen Worten begab er ſich ebenſo majeſtätiſch, als er noch eben kläglich ausgeſehen, zur Thür hinaus.

Die Zurückbleibenden ſahen ihm noch lange verwundert nach, und Mendoza ſelbſt bedurfte mehrerer Augenblicke, ehe er ſich wieder in die behagliche und launige Stimmung, mit der er den Abend begonnen, zurückfinden konnte. —

4. Der Herzog von Urbino.

Ich werde mich bei Euch zum Souper einladen, Kinder! ſagte Mendoza nach einigen vergeblichen Verſuchen, mit Roſa und Cecca wieder in einen heiteren und den Verhältniſſen angemeſſenen Ton überzugehn.

Die muntere Roſa hat mich ſelbſt dazu aufgefordert! fuhr Mendoza fort, als er ſah, daß die beiden Mädchen ſich gegenſeitig verlegen anblickten und ſtillſchwiegen.

Nun, ſo rückt doch mit der Sprache heraus, Ihr närriſches Gelichter! ſetzte er hinzu. Oder meint Ihr etwa, weil Ihr meine volle Börſe in Loyola's Hut habt davonſpazieren ſehn, es dürfte jetzt knapp mit unſerm Abendbrot ablaufen? Da ſind aber noch ſechs Ducaten in einer andern Taſche ſtecken geblieben, und ich meine, daß wir uns bis auf Weiteres, und wenn Ihr noch einen holden Credit dazu bewilligt, wohl einen luſtigen Abend zuſammen machen könnten!

Wofür haltet Ihr uns, gnädiger Herr! antwortete

Rosa, indem sie sich schmollend anstellte. Des Geldes bedürfen wir wahrlich nicht, um des Glückes Euerer Gesellschaft froh zu werden. Aber, mein Herr, es giebt Rücksichten auf unsere Stellung und unsere Verhältnisse, die uns nicht so frei zu sein erlauben, wie wir Euch vielleicht erscheinen mögen. Und diesen Gegenstand vergönnt mir Euch fürerst, ehe wir weiter reden, in aller Unterthänigkeit zum Vortrag zu bringen.

Sie trat dabei mit einem feierlichen Knix vor ihn hin, und nachdem sie sich mehrmals verneigt hatte, begann sie mit schelmischer Wichtigthuerei:

Seht, mein Herr, es giebt da einen alten Herzog, der ein besonderes Wohlgefallen an der kleinen Person Euerer unterthänigsten Dienerin gefunden! Und der hohe Herr besitzt die seltsame Laune, mich am liebsten hier unter meinem eigenen niedrigen Dach besuchen zu wollen, wo er dann mit einem bescheidenen Souper und einigen unbescheidenen Späßen, durch die wir ihn von seinen Staats- und Kriegsgeschäften zerstreuen, bei uns vorlieb nimmt. Da aber gerade heut Nacht wieder Herzogs-Souper bei uns angesagt ist, so begreift Ihr wohl, Signor, daß wir armen

Mädchen heut so unglücklich sein müssen, Euch nicht unsern Gast nennen zu können!

Ich sehe, Du bist wirklich auf dem Wege, Carriere zu machen, Rosa! bemerkte Mendoza. Und da auch ich nach Beförderung trachte, und gern zu etwas kommen möchte, so könntest Du mich vielleicht Deinem Herzog vorstellen, wenn er kömmt, und wir verbrächten dann zusammen hier einen lustigen Abend!

Beim heiligen Michael, das geht nicht! erwiderte Rosa. Der Herzog von Urbino ist in solchen Sachen sehr genau, und obwohl ich sein ganzes Vertrauen genieße, da er öfter sogar von seinen Staatsgeheimnissen mit mir plaudert, so würde ich doch immer nur mit der größten Rücksicht auf den alten liebenswürdigen Herrn verfahren!

Und ich muß Dich deshalb loben, erwiederte Mendoza. Es ist wahr, man findet nirgend mehr Takt und zarte Rücksicht ausgebildet als in Eurem Stande, gegen den die Welt mit ihren Meinungen so ungerecht ist! Und den Herzog von Urbino nanntest Du Deinen Beschützer? Doch nicht den berühmten General, der die venetianische Armee befehligt?

Denselben, mein Herr! versetzte Rosa stolz.

Zugleich aber begann ſie ängſtlich werdend zu horchen, da ſich auf der Treppe von unten herauf ein Geräuſch vernehmen ließ.

Es iſt Dein Herzog, Roſa! rief Cecca, die ebenfalls aufmerkſam horchte. Er kommt, wie gewöhnlich, um zwei Stunden früher, und der Riſotto ſteht noch nicht einmal auf dem Feuer! Bei meinem Schutzpatron, was ſoll daraus werden! Und Ihr, mein Herr, dürft hier nicht von ihm geſehen ſein! Ihr müßt Euch wieder hinter der Gardine verſtecken!

Mendoza hatte kaum Zeit, dieſer Weiſung freiwillig zu gehorchen, da ihn Roſa und Cecca jede an einem andern Arm ergriffen und raſch hinter den Vorhang ſchoben, wo ihm ſowohl mit Liebkoſungen als mit allen möglichen Drohungen zur Pflicht gemacht wurde, ſich wenigſtens ſo lange ruhig zu verhalten, bis der Herzog das Zimmer durchſchritten und ſich mit Roſa in das angränzende Gemach begeben habe.

Cecca nahm ihm noch ein beſonders feierliches Gelübde ab, nicht wieder zu lachen, und mit allen dieſen Vorſichten wurde er endlich allein gelaſſen, indem Roſa ſich anſchickte, ihren vornehmen Gönner zu em

pfangen, während Cecca in die Küche eilte, um das Abendbrot beschleunigen zu helfen.

Es dauerte noch einige Minuten, ehe der Erwartete, der ein geheimes und überraschendes Eintreten an diesem Ort liebte und dem deshalb nicht entgegen gegangen werden durfte, die Thür gefunden.

Er trat endlich herein und Rosa, die sich inzwischen in der anziehendsten Stellung auf dem Sopha hatte einschlummern lassen, mußte, was der alte Herr besonders liebte, erst mit einem feinen Scherz von ihm erweckt werden. Sie wußte sich dann mit so drolliger Ueberraschung und so angenehm verwunderten Gebärden anzustellen, daß der Herzog sich stets mit lautem Lachen daran ergötzte, welches dann bald der Eingang zärtlicherer Unterhaltungen wurde, wie es auch jetzt geschah.

Mendoza, der den großen venetianischen Feldherrn zum ersten Mal sah, war erstaunt, ihn so zu finden, wie er ihn jetzt in seinem unfreiwilligen Versteck beobachten konnte, und er beschloß zuerst zu seinem Zeitvertreib, bald aber aus steigendem Interesse an den Aeußerungen des Herzogs selbst, diese seltsame Gelegenheit zu benutzen, um vielleicht für den eigentlichen

Zweck ſeines Aufenthalts in Venedig, den er bis jetzt noch ſo wenig hatte wahrnehmen können, Vortheil zu ziehn.

Der Herzog von Urbino verwandte dieſe behagliche Stunde, in der er keinen Belauſcher ſeiner beſcheidenen Vergnügungen ahnte, ohne Zweifel zur Erholung von anſtrengenden Staatsgeſchäften und anderen mühevollen Verwickelungen, welche die Zeit, der Krieg, die Sorge um das unter ſeine Befehle geſtellte Heer der Republik und die Wichtigkeit des letzteren für die italieniſche Ligue, über ihn gebracht hatten.

Von allen belaſtenden Anſprüchen ſolcher Art ſchien der General in der Geſellſchaft der kleinen Roſa, die erſt ſeit wenigen Tagen ſein Liebling geworden war, auf die bequemſte Weiſe ſich zerſtreuen zu wollen. Er hatte ſie zuerſt bei einem Volksfeſt auf dem Lido geſehn, wo ſie als Bäuerin verkleidet in einem ländlichen Tanz alle derbe Grazie und Ueppigkeit ihres Weſens entfaltete, und in einem Confetto, welches er ihr beifallſpendend zugeworfen, fand ſie den Wunſch ausgedrückt, daß der berühmte General ihre Bekanntſchaft machen wolle.

Und da der Herzog es nun einmal liebte, in die-

ser Sphäre seinen Geschmack zu befriedigen und seine Aufheiterungen zu suchen, so hatte er sich in der That nicht besser und angenehmer versehen können, indem Niemand artiger plauderte, klüger fragte und selbst eine dann und wann fallen gelassene Bemerkung über die Noth der Staatsgeschäfte verständiger aufnahm als die vielgewandte Rosa.

Der Herzog von Urbino war ungeachtet seines vorgerückten Alters eine ansehnliche und stattliche Erscheinung, in der man den Ruhm seiner kriegerisch verlebten Jahre und zugleich jene freie venetianische Staatswürde, die in dieser Republik eigenthümlich sich ausgebildet hatte, wohlbehaglich ausgeprägt sah.

Seiner Gewohnheit gemäß schritt er zuerst mehrere Male in dem kleinen Zimmer auf und ab, und besah sich die Blumen und mancherlei anderen Zierrathen, mit denen Rosa ihr Gemach auszuschmücken verstanden.

Ueberall als ein guter General sich zeigend, pflegte er auch selbst hier erst den Grund und Boden, auf dem er seine Operationen bewerkstelligen wollte, zu untersuchen, ehe er sich vertraulich niederlassen konnte. Rosa folgte aber diesmal mit einiger Aengstlichkeit

ſeinem prüfenden Gang durch das Zimmer, indem ſie beſorgte, daß er dem Verſteck Mendoza's zu nahe kommen möchte.

Sie verſuchte ihn daher ſogleich in das angränzende Zimmer zu führen, welches eigentlich der vertrautere und geſichertere Ort ihrer Zuſammenkunft war. Der Herzog aber gefiel ſich auf eine dem Mädchen faſt auffallend erſcheinende Weiſe in einem Zögern, dies wohlbekannte Heiligthum zu betreten, indem er langſam eine Blume nach der andern beroch und über das Wachſen und Gedeihen derſelben als beſonderer Kenner der Botanik, wie er ſich gern berühmte, mancherlei Bemerkungen machte.

Roſa wurde endlich ärgerlich und ſagte mit dem ſicheren Anſehn, das ſie bereits über ihn erlangt zu haben ſchien: Kommt doch fort von dieſen vermaledeiten Blumen, auf die ich noch eiferſüchtig ſein werde, da ſie Eure Augen, Naſe und Hände ausſchließlich beſchäftigen. Was zögert und zaudert Ihr denn heut ſo lange, in unſer Zimmer zu gehen, wo das ſammetne Polſter, das Euch kürzlich ſo gefiel, auf die herrlichen Glieder Eurer Durchlaucht wartet?

Weißt Du denn nicht, erwiederte der Herzog ſcher-

zend und ſeinen Umgang durch das Zimmer fortſetzend, weißt Du denn nicht, daß man mich den Zauber-General nennt, und in dieſer Eigenſchaft mußt denn auch Du, holdes Kind, mich ſchätzen lernen!

Man nennt Euch den Zauber-General? ſagte Roſa neugierig, indem ſie neckiſch auf ihn zulief und ihn mit erſtaunten Gebärden betrachtete. Ach, bitte, bitte, erzählt mir doch ein wenig wie das zugeht, denn Ihr wißt, ich höre für mein Leben gern etwas von der großen Welt da draußen, in der Ihr ſo mächtig und berühmt ſeid!

Ach mein Kind, das iſt eine lange und ernſthafte Geſchichte, erwiederte der Herzog lachend, indem er ſich nicht weit von dem geſpannt aufhorchenden Mendoza auf den Stuhl ſetzte und das Mädchen zu ſich auf den Schooß zog.

Nun erzählt mir etwas, Herzog! ſagte Roſa, ſich vor Eifer die Hände reibend. Sie hatte jetzt ſelbſt vergeſſen, daß ſie dadurch die Gefangenſchaft Mendoza's noch verlängerte.

Du willſt wiſſen, warum ich der Zauber-General genannt bin? begann der Herzog wieder, der ſich an ihrer naiven Wißbegier außerordentlich zu erluſtigen

ſchien. Siehſt Du, das kommt daher, weil ich in der letzten Kriegszeit, von der wir heimgeſucht worden, das venetianiſche Heer immer von der Schlacht zurückgehalten habe, ſtatt es in dieſelbe zu führen.

Ach Herr Gott, entgegnete Roſa die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend, Ihr ſeid mir ein ſchöner Hecht, wenn Ihr ſo faule Geſchichten macht!

Sie beſann ſich aber ſogleich wieder, daß ſie den Herzog wohl mit einem zu vertraulichen Ausdruck angeredet haben möchte, und ihm zärtlich Bart und Wange ſtreichelnd, ſagte ſie dann: Ihr großen Herren ſeid doch curioſe Leute! Von Andern würde man ſagen, das iſt feige gehandelt, aber Ihr gebt Euch dafür die allerſeltſamſten Ehrentitel, und behauptet bloß, daß Ihr Zauber-General ſeid!

Es iſt nicht ſo ſchlimm, wie es ausſieht! fuhr Urbino fort. Du mußt bedenken, daß es in der großen Welt, von der Du etwas wiſſen willſt, nicht bloß Kaiſer, Könige, Herzöge und Soldaten giebt, ſondern auch noch eine häßliche Creatur die weit mächtiger iſt als alle jene zuſammengenommen, und ſie ſammt und ſonders unterjocht, und dieſe heißt Politik. Ich weiß nicht, ob Du ſchon von dieſer Creatur haſt ſprechen hören?

O ja wohl, entgegnete Roſa nach einigem Beſinnen. Auf der letzten Kirmeß ſoll ein ſolches Thier gezeigt worden ſein. Es ſoll Flügel wie ein Vogel, Krallen wie ein Tiger, den Kopf eines Schweins und den ſchönen glatten Leib einer Schlange haben, und ebenſo gut im Waſſer wie auf dem Lande leben!

Ganz recht, mein Kind! verſetzte der Herzog. Dieſes gefährliche Thier nun hat ſeit einiger Zeit auch den Senat von Venedig unter, und zwingt ihn eine Rolle zu ſpielen und allerhand Capriolen zu ſchneiden, bei denen auch ich mitwirken muß. So haben wir ein großes Heer auf den Beinen, das beſte und ſchönſte gewiß welches in Italien vorhanden iſt, aber wir haben bisher nur ſo gethan, als wenn wir wirklich damit losſchlagen wollten und könnten, und werden uns auch in der nächſten Zeit noch ebenſo verhalten, was ſich auch ereignen möge! Wir halten uns immer ſchlagfertig, nehmen die drohendſten Stellungen ein, werden aber, je mehr uns die Umſtände zum Handeln drängen ſollten, uns immer weiter davon zurückziehen. Siehſt Du, kleine Roſa, das iſt der Eiertanz, welchen der Senat von Venedig mit dem von Dir beſchriebenen Thier aufführt, und das iſt der Grund, weshalb ich Zauder-General geworden bin!

Mendoza hörte mit der größten Aufmerkſamkeit zu und war bemüht, ſich kein Wort von dieſen Aeußerungen entgehen zu laſſen, durch die er Aufklärungen erhielt, nach denen er ſonſt gewiß vergebens in Venedig geſucht haben würde.

Wenn Roſa einmal ins Fragen hineingekommen war, vergaß ſie leicht alles Andere um ſich her, und hörte nicht eher auf, als bis ſie durch immer neue Wendungen ihren Gegenſtand vollkommen erſchöpft hatte.

So ſchöne Soldaten alſo habt Ihr unter Euerem Befehl? fragte ſie wißbegierig weiter. Wie viel ſind es denn im Ganzen, bitte, erzählt mir auch das noch!

Das kann ich Dir wohl ſagen, neugieriger Schelm, erwiederte der Herzog von Urbino, wenn Du mir verſprichſt Dich aller Angriffe gegen meine Mannſchaften mit Deinen feuergefährlichen Augen zu enthalten. Siehſt Du, ich habe jetzt zehn Tauſend Mann Infanterie, ſechshundert Mann leichte Reiterei, und tauſend ſchwerbewaffnete Lanzenmänner, unter denen ich die Blüthe des venetianiſchen Adels wehrhaft gemacht habe. Iſt Dir das genug, oder würdeſt Du mir rathen meine Armee noch zu vergrößern, was allerdings auch meine Abſicht iſt, für die ich den Senat mehr und mehr zu

ſtimmen hoffe. Ich höre, daß Deine Schweſter Cecca von einem unſerer Senatoren beſucht wird. Vielleicht, Kinder, könntet Ihr da einmal ein gutes Wort für den alten Herzog von Urbino einlegen und den mächtigen Senatsherrn für meine Idee gewinnen?

Der Herzog mußte über ſeinen Scherz ſo übermäßig lachen, daß er ſich lange nicht beruhigen konnte, und zuletzt darüber in ſeinen gewöhnlichen Huſten verfiel, den Roſa erſt abzuwarten hatte, ehe ſie ihre Fragen fortſetzen durfte.

Ihr habt es Euch heut gar nicht bequem gemacht, Herr Herzog, ſagte ſie ſchmeichelnd, indem ſie ihm eine der vergoldeten Spangen löſte, mit denen der Sammetrock, welchen er trug, über der Bruſt zuſammengeneſtelt war.

Ich muß Euch nur ſagen, fuhr ſie dann zu plaudern fort, an dieſem Herrn Senator, von dem Ihr ſprecht, iſt uns gar nichts gelegen. Er hat kein Geld und kann darum auch kein rechtes Herz für ein Mädchen haben, denn wie ich der Cecca ſchon hundertmal geſagt habe, wer nicht richtig bezahlt, liebt auch nicht richtig.

Ihr müßt es mit einem Senator von Venedig

nicht ſo genau nehmen, erwiederte der Herzog, indem er mit einer ſarkaſtiſchen Gebärde, die er an ſich ſelbſt ſehr liebte, ſich auf die Lippe biß. Kein Geld haben, und Senat von Venedig ſein, das iſt ja bei uns ein und derſelbe Begriff geworden. Man ſieht, Kleine, daß Du eine Ausländerin biſt.

Der Senat von Venedig hat alſo kein Geld? fragte Roſa mit offenem Munde.

So iſt es, entgegnete der Herzog, von Neuem lachend; aber um ſich Geld zu machen, verkauft der Senat alles Mögliche, was Du nur von ihm kaufen willſt. Magiſtraturen, Gerichtsſtellen, ſtädtiſche Aemter und ſelbſt den Adel kannſt Du Dir beim Senat von Venedig einkaufen, wenn Du ihm nur Geld dafür giebſt, Denn mit allen dieſen Dingen hat er ſeit der Kriegszeit allerdings einen höchſt erbärmlichen Handel getrieben, und wird noch immer mehr dazu genöthigt.

Wie viel mag denn wohl der Titel Prinzeſſin bei ihm koſten? fragte Roſa ernſthaft nach einigem Beſinnen. Wenn Ihr wollt, ſo ſpare ich darauf, und dann könnt Ihr mich doch heirathen!

Wer weiß, was ſich nicht noch Alles ereignet! rief der Herzog im behaglichſten Ausdruck der heiteren Laune,

mit der ihn die Drolligkeiten ſeines Lieblings immer erfüllten.

Dann ſtand er auf und gab ſeine Verwunderung darüber zu erkennen, daß von dem Souper, zu dem er ſich heut Nacht eingeladen, noch immer keine Rede ſei.

In demſelben Augenblick war aber Cecca in der Thür erſchienen und meldete, daß das Eſſen im Nebenzimmer aufgetragen ſtehe, wohin denn Roſa mit zierlichen Bewegungen ihren nachſichtigen Gönner führte. Dieſer Uebergang zu einer neuen Scene gab dem Mendoza zugleich Gelegenheit aus ſeinem Verſteck hervorzutreten und ungeſehen Zimmer und Haus wieder zu verlaſſen, wozu er ſich mit größter Schnelligkeit anſchickte.

Er hatte zufällig und auf eine eben ſo beluſtigende als ſeltſame Weiſe die wichtigſten Nachrichten eingeſammelt, die er aus dem entſcheidenſten Munde, den er nur darüber vernehmen konnte, empfangen. Indem er die noch immer frohbewegten Gaſſen von Venedig wieder durchſchritt, um ſeine Wohnung aufzuſuchen, kam es ihm unterwegs vor, als wenn das Schickſal ihn in ſeiner gegenwärtigen Beſtrebung und Lebensrichtung ausdrücklich und auffallend begün-

ſtige, und er beſchloß es als ein bedeutungsvolles Wahrzeichen anzuſehn, das ihn auf der eingeſchlagenen Bahn weiter geleiten und den höchſten Zielen entgegenführen ſolle. Die Zauberwelt Venedigs, die ihn noch vor Kurzem berauſcht hatte, ſchien in dieſem Augenblick ihre magiſche Wirkung auf ihn gänzlich eingebüßt zu haben. Was ihn jetzt beim Nachhauſegehen auf der Straße umwogte, dünkte ihn farb- und klanglos, bedeutungsleer und gegen die Gedanken und Beziehungen, die er in ſeinem Innern zu verarbeiten hatte, aller Beachtung unwerth. Es trieb ihn nach Hauſe, wo er die ganze Nacht damit zubringen wollte, ſeine Depeſchen zu ſchreiben. Was er darzuſtellen hatte, erſchien ihm für die Bewegungen des Tages und für ſeine beſonderen Aufträge von der einflußreichſten Bedeutung. Den Stand des Heeres, die Verlegenheiten des venetianiſchen Senats, und die allem entſcheidenden Handeln abgeneigte und entgegenwirkende Unſchlüſſigkeit, welche in Venedig herrſchte, hatte er aus erſter Quelle in Erfahrung gebracht. Er freute ſich auf eine ſo ſtoffreiche Ausarbeitung und hoffte, daß ihm dabei in dieſer Nacht die Augen ſeiner Freundin Tereſa Colonna beifallſtrahlend über dem Papier erſcheinen würden. —

5. Pescara und Moroni.

Mendoza hatte ſich am folgenden Tage nach Mailand zurückbegeben, da er ſeine vorläufige Beſtimmung für Venedig erledigt glaubte und ihn Nichts an dieſe Stadt länger feſſelte.

Kaum war er in Mailand wieder angelangt, als er eine Einladung von dem Marcheſe von Pescara erhielt, ſich zu einer feſtgeſetzten Stunde zu ihm auf das Schloß von Novarra zu begeben, wo der Marcheſe jetzt ſeinen Aufenthalt genommen hatte.

Dieſe eigenhändig abgefaßte Einladung, als deren Zweck eine vertrauliche und dringende Mittheilung angegeben wurde, erſchien ihm im höchſten Grade auffallend, da Pescara noch nie ſo freundliche und verbindliche Wendungen an ihn gerichtet hatte als die waren, in denen er jetzt ſeinen Beſuch wünſchte und womit er ihm zugleich anzeigte, daß er in der letzten Zeit von einem bedeutenden Unwohlſein heimgeſucht worden und ſich noch leidend befinde.

Mendoza glaubte ſchon ſeit einigen Monaten eine ſeltſame Veränderung auch in dem öffentlichen Benehmen des Marcheſe beobachtet zu haben, ſo daß ihm unklar geworden war, in wiefern Pescara noch aufrichtig an der Verſchwörung der italieniſchen Ligue betheiligt ſein möchte. Pescara ſchien ihm mehr und mehr nach allen Seiten hin eine zweideutige Stellung anzunehmen. Auch hatte Mendoza ausgeforſcht, daß der Marcheſe vor Kurzem ſeinen Geheimſchreiber Caſtaldi mit einem vertrauten mündlichen Auftrag nach Madrid an den Kaiſer abgeſandt habe. —

Mendoza zögerte indeß nicht ſich um die anberaumte Stunde auf dem Schloß Novarra einzufinden, wo ihm ſogleich Alles, was er beim erſten Eintreten ſah, auf einen geheimnißvollen und ungewöhnlichen Vorgang hinzudeuten ſchien.

In den Vorgemächern des Marcheſe empfing ihn Antonio de Leyva, jener tapfere aber rauhe Befehlshaber der ſpaniſchen Infanterie, der mit einer gezwungenen Freundlichkeit, die Mendoza noch unbequemer fand als ſeine ſonſtige Schroffheit, ihn willkommen hieß und ihn in ein Kabinet führte, wo er ihn die Ankunft des Marcheſe zu erwarten bat.

Bald darauf trat auch Pescara selbſt heraus, ergriff mit einer ungewöhnlichen Herzlichkeit und Beiferung Mendoza's Hand und entſchuldigte ſich bei ihm, daß er in dieſem Augenblick durch einen unerwarteten aber unabweislichen Beſuch des Kanzlers Moroni verhindert ſei, ſich ſofort der begehrten Unterhaltung mit Mendoza zu widmen. Nachdem er die dringende Bitte hinzugefügt, daß Mendoza ſo lange in dem Kabinet verweilen möge, bis das Geſchäft mit dem Kanzler beendigt ſei, entfernte er ſich eiligſt wieder und ließ den über alle dieſe Dinge erſtaunten Mendoza allein zurück. Dieſer fand es um ſo auffallender, als er jetzt bemerkte, daß das Kabinet, in dem er warten ſollte, nur durch eine dünne Tapete von einem Saal geſchieden ſei, in dem er bald darauf die lautwerdenden Stimmen Pescaras und des Kanzlers Moroni auf das Deutlichſte vernahm. Er konnte ſogar durch eine Ritze, welche ſich ihm jetzt in der Tapete zeigte, den ganzen Saal überſchauen und die handelnden Perſonen in allen ihren Mienen und Bewegungen beobachten.

Mendoza war nicht mehr Neuling genug in dieſer Sphäre der Welthändel um anzunehmen, daß dieſe Vergünſtigung, welche ihn zum Zeugen einer vertraulichen Beſprechung zwiſchen zwei ihm ſo wichtigen Männern

machte, ihm zufällig geboten werde. Er ſah vielmehr ſofort ein, daß ſein Zuhören wahrſcheinlich mit zur Handlung ſelbſt gehöre, nur war ihm noch nicht klar, wer bei dieſem Spiel, das offenbar aus berechneten Vorbereitungen aufgeführt wurde, eigentlich die Unkoſten der Darſtellung tragen ſolle. In allen Fällen war er entſchloſſen, für ſeine eigenen Aufträge jeden möglichen Vortheil aus dieſer eigenthümlichen Scene zu ziehn.

Der bedeutſame Gang, welchen die Unterredung zwiſchen Pescara und Moroni ſogleich eingeſchlagen, feſſelte von ſelbſt ſein Auge und Ohr an dieſen Vorgang.

Der Kanzler hatte ſich zunächſt mit einem ſeltſamen Lächeln nach dem Geſundheitszuſtande Pescara's erkundigt. Es trieb mich Euch aufzuſuchen, Herr Marcheſe! ſagte er, indem er ſelbſt durch allerhand Zeichen ſich an den Tag zu legen bemühte, daß er leidend ſei. Ich habe mein eigenes Uebel überwinden wollen, um Euch nur endlich einmal wieder zu ſehen und aus Eurem eignen Munde zu hören, wie lange Eure bedauernswerthe Krankheit Euch noch unſerer Geſellſchaft und noch mehr unſern Plänen entziehen wird?

Mit Nichts als mit dem nämlichen Gedanken war

ich in der Zwischenzeit beschäftigt, Herr Kanzler, entgegnete Pescara mit einer frostigen Höflichkeit. Auch ich dachte heut schon daran, mein eigenes Uebel zu überwinden, um Euerm mich schmerzlich betreffenden Unwohlsein nachzufragen, und zugleich zu hören, wie es mit der Sache der italienischen Freunde steht?

So leidend und angegriffen ich in der That bin, versetzte Moroni, so erkräftigen mich doch diese Worte von Euch, Herr Marchese, mehr als alle Mittel der Aerzte. Wie, habe ich recht gehört, der Herr Marchese Pescara erinnert sich noch der Sache der italienischen Freunde, der wir ihn schon entfremdet, wenn nicht entgegen glaubten?

Ich bin in der That ebenfalls sehr leidend und angegriffen gewesen, antwortete Pescara ausweichend. Aber sagt mir doch einmal, was in aller Welt Ihr eigentlich unter der italienischen Sache versteht, denn dann würden wir uns leichter darüber auseinandersetzen können, ob Ihr mir mit Recht vorzuwerfen hättet, ich sei derselben fremd und zuwider geworden!

Die italienische Sache, versetzte Moroni nach einigem Bedenken, die italienische Sache, welche die Sache der Freiheit Italiens ist, diese Sache hatte gehofft von Euch schon besser gekannt zu sein, Marchese!

Ich kenne ſie, erwiederte Pescara mit eigenthümlicher Betonung, aber mir iſt unklar geworden, ob ich alle Beziehungen derſelben ebenſo verſtehe wie Ihr! Vor allen Dingen ſagt mir, Kanzler, wie ſich der Herzog von Mailand, Herr Franz Sforza, befindet?

Die Krankheit des Herzogs, antwortete Moroni achſelzuckend, hat einen höchſt bedenklichen Charakter angenommen, ſein Zuſtand iſt im äußerſten Grade gefährlich, und ich kann es Euch nicht länger verhehlen, Marcheſe, daß wir ſeiner baldigen Auflöſung entgegenzuſehn haben. Dieſer Umſtand hat die Pläne der Verſchworenen in der letzten Zeit hingehalten und in dieſe peinliche Unſchlüſſigkeit gebracht!

Pescara ſtand bei dieſer Aeußerung einen Augenblick nachſinnend, und ſagte dann mit auffallender Schärfe und Entſchiedenheit:

Eure Nachricht iſt wichtig, Kanzler, und wißt Ihr, was die nächſten Folgen davon ſein müſſen? Ich werde ſämmtliche ſpaniſche Truppen, die in der Lombardei zerſtreut ſind, wieder ſammeln, und ihre Zahl von Neuem durch zwei Tauſend Lanzknechte verſtärken. Denn dem Tode Sforza's, durch den Mailand an den Kaiſer zurückfällt, werden mannigfache Ereigniſſe folgen, in deren Erwartung ich alle meine Streit-

kräfte zuſammenziehn und auf den mächtigſten Fuß herſtellen muß! Ihr ſeht darüber betroffen aus, Herr Kanzler?

Ich denke nach, entgegnete der Kanzler, welche Bedeutung das gegebene Wort eines Marcheſe Pescara hat? Wir hofften, Marcheſe, Ihr ſolltet die ſpaniſchen Soldaten der Sache Italiens zum Opfer bringen, denn wo es die Rettung des Vaterlandes gilt, müſſen alle anderen Verpflichtungen und Bedenken zurücktreten. Statt aber die kaiſerliche Armee zu entkräften, wie Ihr verſprochen habt, ſehe ich Euch im Begriff, derſelben neue Stützpunkte, größere Ausdehnung und eine immer gefährlichere Verwendung für Italien zu geben. So muß ich endlich glauben, was ich den andern Freunden noch bis auf den letzten Augenblick beſtritten hatte, daß Ihr ein Verräther ſeid!

Ich bin bis jetzt nur der Freund eines Verräthers geweſen! rief Pescara mit Heftigkeit aus. Aber die freundſchaftliche Nachſicht, die ich Eurem Alter und Eurem Charakter bisher habe widerfahren laſſen, muß jetzt aufhören! Moroni, Ihr habt mir lange von der Noth Italiens etwas vorerzählt, und Ihr konntet aus meinen Aeußerungen entnehmen, daß ich ein patrioti

iches Herz für dies unglückliche Land habe. Sollten Euch dieſe Aeußerungen vermeſſene Hoffnungen auf mich gemacht haben, ſo kann ich nur Eure Leichtgläubigkeit und Euren Mangel an richtiger Würdigung eines Ehrenmannes beklagen! Ich habe Euch nie verhehlt, daß meine Pflichten dem Kaiſer in Spanien gehören, und obwohl Ihr mir Gewiſſensbeſchwichtiger aus Rom verſchrieben habt, ſo wißt Ihr doch, daß ſelbſt der Segen des Papſtes, der meinen Verrath weihen wollte, nicht ſtark genug geweſen iſt, mich meinen Eiden zu entfremden. Und ſo erfahret denn, daß ich der Erſte war, durch den Karl der Fünfte unterrichtet worden, welche Gefahren ſeiner Herrſchaft in Italien drohen!

Der alte Kanzler war in dieſem Augenblick todesbleich geworden, ſeine zitternden Glieder hielten ihn nur mit Mühe aufrecht. Pescara betrachtete ihn lange mit einem bittern Hohn.

Ich bin vor Eurem zweideutigen Weſen lange gewarnt worden! ſtammelte Moroni. Man ſagte mir, daß Ihr es geweſen, auf deſſen Geheiß der unglückliche Sigismond Santio in der Hohlſchlucht bei Brescia ermordet worden und daß die demſelben abgenommenen Verträge der Verſchworenen durch Euere Ver-

mittelung nach Madrid gelangt wären. Ich widersprach allen diesen Gerüchten mit steter Hindeutung auf Eure Mannes- und Helden-Ehre, in der ich jetzt nur die schroff durchgeführte Lüge und Tücke erkennen muß! Wehe mir und Euch, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich betrogen worden! Pescara, Ihr dürft Euch rühmen, den Kanzler Moroni überlistet zu haben!

Ihr seid bisher nur immer der Betrüger gewesen, versetzte Pescara lachend, und nun sieht Ihr verwundert, da Ihr Euch in Euren eigenen Ränken gefangen! Mein Herr Kanzler, Ihr mögt auf allen Staatsmaschinen zu spielen verstehn, aber in das Herz eines Soldaten, der seinem Kaiser treu ergeben ist bis in den Tod, habt Ihr nicht blicken gelernt! Ihr wagt es mich des Mordes an einem elenden Werkzeug Eurer Verschwörungen zu beschuldigen? Schämt Euch, Graukopf, solcher Thorheit! Ich wußte ja durch Euch selbst um Eure Pläne, und noch ehe jener Geheimschreiber des Grafen Carpi von Euch abgesandt war, hatte ich selbst schon nach Madrid in dieser Angelegenheit berichtet! Ihr werdet Euch erinnern, wie Ihr mir selbst oft geheimnißvoll zu bedenken gegeben, daß

der Kaiſer zu Madrid von den Vorgängen in Italien Kunde haben müſſe!

Der Kanzler bedeckte einen Augenblick ſein Geſicht mit beiden Händen, dann ſagte er mit dem Ausdruck des größten Leidens: Vielleicht iſt es mein ſteigendes Unwohlſein, welches meinen Gedanken eine ſo abſcheuliche Vorſtellung von Euch ankränkelt, um die räthſelhafte Enthüllung, in der Ihr Euch mir gezeigt, zum Gegenſtand meines Nachdenkens zu machen.

Damit dies Nachdenken ein recht gründliches und ungeſtörtes ſei, werde ich Euch dazu Gelegenheit auf dem feſten Schloß von Pavia geben! rief Pescara heftig und mit überlaut.r Stimme, die zugleich ſo klang als wenn er damit nach außen hin ein Zeichen ertheilen wollte.

Es ließen ſich jetzt auch in der That draußen klirrende Schritte Bewaffneter hören.

Was beabſichtigt Ihr, Marcheſe? rief Moroni erſchrocken aus.

Ihr werdet nicht wieder frei von hinnen gehn! entgegnete Pescara, indem er ſich nach der Thür des Saals umblickte. Dieſe öffnete ſich jetzt und Antonio de Leyva trat mit zwei Offizieren herein, der weiteren Befehle Pescaras gewärtig.

Ich lasse Euch verhaften, Kanzler Moroni, im Namen der Kaiserlichen Majestät Karls des Fünften, meines Herrn! sagte Pescara, indem er sein Opfer mit niederschmetterndem Blick betrachtete.

Ihr und Euer Herr, der Herzog von Mailand, fuhr er fort, seid in einer Verschwörung gegen den Kaiser, welcher der Lehnsherr dieses Herzogthums Mailand ist, von mir betroffen worden! Indem ich meiner Pflicht gegen den Kaiser, als oberster Feldherr und Vertreter seiner Truppenmacht in Italien, durch Eure Verhaftung nachkomme, beginnt der erste Act der kaiserlichen Gerechtigkeit über das Haupt des Herzogs Franz Sforza hereinzubrechen! Das Lehn seiner Herzogskrone ist verfallen! —

Auf einen Wink Pescara's näherte sich darauf Antonio de Leyva mit seinen beiden Begleitern dem Kanzler. Leyva hatte immer, wie alle spanischen Offiziere, die sich von italienischen Intriguen umstrickt glaubten, einen lebhaften Haß gegen den mailändischen Kanzler genährt. Vor Kurzem noch hatte er mit seiner eigenthümlichen soldatischen Wildheit öffentlich erklärt, daß er bei erster Gelegenheit den verhaßten Schleicher Moroni niederhauen werde. Eine höhnische Schadenfreude blitzte

ihm deshalb aus ſeinen trotzigen Augen, als er jetzt den ihm gewordenen Auftrag auszuführen und ſich Moroni's zu bemächtigen hatte. —

Ich muß der rohen Gewalt weichen! ſagte der Kanzler ſchmerzlich zuſammenzuckend. Euer nichtswürdiges Benehmen, Pescara, wird auf Euch ſelbſt zurückfallen! Ihr habt Euch als einen Mitverſchworenen gebärdet, Ihr habt Theilnahme für unſer unglückliches Vaterland geheuchelt, und ſeid dabei doch nur Spion und Verräther heiliger Plane geweſen! Der Tod lohne Euch dieſen fluchwürdigen Handel, und wenn Ihr, was bald geſchehen wird, an Leib und Seele verderbt, dann denkt, daß Ihr es um Italien und um Moroni verdient habt! —

Ein leiſes Erbleichen zeigte ſich bei dieſen Worten auf Pescara's Geſicht. Eine unheimliche Ahnung ſchien ihn plötzlich zu beſchleichen, doch faßte er ſich ſogleich wieder und befahl mit rauhem und feſtem Ausdruck, den Verhafteten abzuführen. Dann ſchlug er raſch mit der Hand auf eine Tapetenwand, die, indem ſie aufſprang, den bis jetzt dahinter verborgen geweſenen Mendoza heraustreten ließ.

Nun, wie hat Euch dieſe Verhandelung gefallen?

fragte ihn Pescara mit einem bedeutungsvoll stechenden Blick. Ihr habt doch Alles gut hören können?

Mendoza, im höchsten Grade erstaunt und bestürzt über alles Vorgefallene, konnte auf diese Frage, die auch für ihn eine sonderbare Nebenbeziehung in sich zu schließen schien, nicht sogleich die richtige Antwort finden. Er trat zögernd in die Mitte des Saals herein und starrte den General, dessen innerstes Wesen ihm jetzt endlich klar geworden, mit der größten Betroffenheit an.

Mendoza hatte sich schon, während er in seinem Versteck Zeuge dieser auffallenden Scene gewesen, sagen müssen, daß Pescara nach zwei Seiten hin, gegen den Kaiser und gegen die italienischen Verbündeten, eine treulose und zweideutige Rolle gespielt und daß er auch noch gegen ihn, den er zum unfreiwilligen Horcher bestellt, eine dritte Täuschung beabsichtigt habe. Pescara hatte darauf gerechnet, daß Mendoza von dieser Scene, die allerdings in ihren Formen ganz zu Gunsten des kaiserlichen Generals sprechen mußte, Gebrauch machen werde. Zugleich aber wollte er demselben zeigen, daß er Mendoza's geheime Thätigkeit kenne, die er aber eben dadurch als geringfügig und gewissermaßen verächtlich

hinſtellen wollte, daß er im Geſpräch mit Moroni an den Tag legte, wie er ſelbſt der Erſte geweſen der den Kaiſer von den Abſichten der italieniſchen Ligue unterrichtet habe. Es lag darin in der That eine gewiſſe Beſchämung für Mendoza, der an der Wahrhaftigkeit dieſer Angabe nicht zweifeln zu dürfen glaubte. Denn da Pescara wußte, daß Mendoza auch dieſen Umſtand in ſeine Berichte mit einſchließen würde, ſo konnte er ſich wohl nicht leicht einer Sache rühmen, die nachher bei befundener Unwahrheit ſeine Stellung zum Kaiſer von Neuem hätte zweifelhaft machen können. Eine tiefe Mißſtimmung ſtellte ſich durch dieſe Erwägung bei Mendoza ein, der ſich zum erſten Mal die Gebrechlichkeit ſeiner neuen Beſchäftigungen eingeſtand. Er ſah, daß die klügſte Berechnung und Beobachtung immer ohnmächtig zurückbleiben müſſe hinter jeder thatſächlichen Verkettung der Umſtände ſelbſt, und er gelobte ſich in dieſem Augenblick, daß er ſich zu einem ſolchen Handwerk niemals wieder gebrauchen laſſen wolle. —

Pescara hatte ihn inzwiſchen prüfend betrachtet und ſchien ſeine Gedanken zu errathen.

Ich darf Euch doch bitten, jetzt ein Frühſtück bei

mir einzunehmen, Don Diego Hurtado de Mendoza? ſagte er dann, indem er in einen unbefangenen Ton überzugehen ſuchte.

Ihr habt meine Ohren ſchon ſo reichlich bewirthen laſſen, Herr Marcheſe, entgegnete Mendoza, daß ich die außerordentliche Gaſtfreundſchaft, welche Ihr mir bereits bewieſen, nicht noch ferner in Anſpruch nehmen möchte!

Ihr ſeid ein junger talentvoller Mann, erwiederte Pescara mit hochfahrender Miene, und es kam mir in der That darauf an, von Euch nicht ferner verkannt zu werden! Und wenn Ihr an meine ſchöne Muhme Tereſa Colonna ſchreibt, deren Gunſt Ihr in ſo hohem Grade gewonnen, ſo ſagt ihr doch, wie Ihr mich zuletzt hier gefunden, und wie mir aufrichtig daran gelegen ſei, mit ihr auf einer Seite zu ſtehn und nicht anders! —

Mendoza nahm ſchweigend ſeinen Abſchied und erwiederte den Händedruck eines gewogenen Beſchützers, womit Pescara ihn zu entlaſſen ſich das Anſehn gab, mit merklicher Kälte.

Es war ihm ſo empfindlich, ſich von Pescara gewiſſermaßen überliſtet zu ſehn, daß er es in ſeinem

Stolz und in der Regung ſeines beſſeren Selbſtgefühls nicht ertragen zu können glaubte. Er ſtürzte fort, und beſchloß noch am heutigen Tage Mailand zu verlaſſen, ſollte er ſich deshalb auch die Unzufriedenheit ſeiner Freundin, die noch immer am Albaner-See auf ihren Familiengütern verweilte, durch dies Aufgeben ſeines ihm angewieſenen Poſtens zuziehn.

Er nahm ſich aber vor, ſich gleichzeitig in Perſon um die Verzeihung der herrlichen Tereſa Colonna zu bewerben, indem er ſie mit ſeinem Beſuch am Albaner-See überraſchen wollte, womit er zugleich ein kaum länger zurückzuhaltendes Herzensbedürfniß zu befriedigen gedachte. —

6. Der Cardinal.

Es war ein schöner sonnenheiterer Herbsttag, an dem Mendoza, nach einer raschen und genußvollen Reise, die er größtentheils auf seinem Pferde zurückgelegt, das Ziel derselben, den lieblichen und von lachenden Hügeln umgebenen See von Albano, erreichte. Er hatte nur zwei Tage in Rom verweilt, um den Wundern der ewigen Stadt seine erste allgemeine Begrüßung darzubringen, da er sich vorgenommen, später in längerer und gründlicherer Anschauung auf dieser heiligen Stätte der Geschichte zu verweilen, jetzt aber zuerst einem süßen persönlichen Drange zu folgen, der ihm unter den hohen Steinbildern der Vergangenheit keine Ruhe ließ.

Als er die mit Weinreben und Oliwenbäumen malerisch bepflanzten Höhen, die den See umkränzen und das ganze sich von dort in üppigem Glanz hinziehende Land, mit seinen prächtigen Villen und Schlössern,

vor ſich erblickte, begann ihm das Herz in glücklicher Erwartung zu ſchlagen. Im fernen Hintergrunde der Landſchaft ſchauten die Bergſpitzen der Abruzzen zu ihm herüber, die in dieſer Jahreszeit ſchon blendenden Schnee in ihren Schluchten zeigten, während rings um ihn her in dem entzückend ſchönen Gebiet, welches er jetzt betrat, noch die fruchtbaren Hügel und Ebenen im grünen und ſtrahlenden Schmuck ihrer Erzeugniſſe ſich vor ihm ausbreiteten.

Dies waren die Stammgüter der Colonna's, die hier an den Ufern des Albaner See's in einer Reihe prachtvoller Landhäuſer, großer und feſter Schlöſſer und blühender Dörfer umherlagen. Hier auf dieſem paradieſiſchen Punct der Erde, wo Alles in goldener Lebensfülle ſtrahlte und wo ein lachendes, duftiges und ſonniges Daſein bewegungsvoll durcheinanderrauſchte, hier allein konnte die Heimath der Tereſa Colonna ſein, und in dieſem Gedanken ſpähte Mendoza ſogleich mit ſehnſuchtsvollen Blicken umher, indem er zu errathen ſuchte, welches unter dieſen herrlichen Landhäuſern und Schlöſſern der Wohnſitz ſeiner ſchönen Freundin ſein möchte?

Von einer hübſchen Bäuerin, welche auf dem Felde

arbeitete, erfuhr Mendoza, daß das nächstgelegene Dorf Ghinazzano heiße, und bei diesem Namen erbebte er freudig, denn derselbe bezeichnete zugleich das unmittelbar am See emporsteigende großartige Schloß, welches, wie er wußte, der berühmte Prosper Colonna selbst, der verewigte Held und Gatte Teresa's, hatte erbauen lassen, und das in der letzten Zeit so oft der Bestimmungsort seiner Briefe gewesen war.

Er stieg von seinem Pferde ab und übergab es den Bewohnern einer kleinen anmuthigen Hütte, die am Eingang des Dorfes gelegen war. Alles, was er hier sah, bekundete so viel Wohlstand und heitere Lebensbehaglichkeit, daß er sich plötzlich in die Mitte einer glücklichen Bevölkerung, wie sie sonst nur in den Träumen weltverbessernder Philosophen lebte, versetzt glaubte.

Wie kann es auch anders sein, wo Deine Zauberhand, Teresa Colonna, waltet! rief er begeistert aus. Wie Du aus den Herzen, die für Dich und durch Dich schlagen, Himmelreiche machst, so verwandelst Du auch die Hütten der Armuth in Paläste, und selbst die Tagelöhner, welche Dir dienen, sehen stolz und groß wie Könige aus!

Indem Mendoza, der sich immer schwärmerischer

angeregt fühlte, ſeinen Weg durch das Dorf fortſetzte, fiel ihm auf, daß ihm ſo viele Soldaten begegneten, die theils einzeln theils in größeren Truppen ſingend und lärmend und meiſtens in vollſtändiger und ſchöner Bewaffnung die Straße gezogen kamen und einen äußerſt überraſchenden Contraſt zu dem ſtillen und ſegensreichen Frieden der Gegend darboten.

Mendoza betrachtete mit Erſtaunen dieſe Leute, die ſich in ſo ſtattlichen und reichen Aufzügen darſtellten, und ihren eigenthümlichen Uniformen nach durchaus zu keiner ihm bekannten Heeresgattung gehörten. Noch mehr verwunderte er ſich als er jetzt an einen freien Platz gelangte, wo regelmäßige Soldaten-Uebungen ſtattfanden, die mit großem Eifer ſowohl von Seiten der Befehlshaber wie auch der zahlreichen Mannſchaften ſelbſt betrieben wurden.

Mendoza grüßte einen der Offiziere bei dem er zunächſt vorbeiging, und erhielt auf ſeine Frage, wem dieſe Truppen gehörten, die Antwort, daß dies die Armee der Colonna's ſei.

Mendoza war nicht aufgelegt, in dieſem Augenblick alle die Betrachtungen zu verfolgen, zu denen ihn der

Anblick so auffallender und mächtiger Kriegsrüstungen, wie sie dies gewaltige italienische Geschlecht auf seinen Gütern zu betreiben schien, hätte veranlassen können.

Seine Augen spähten vielmehr sehnsüchtig nach den Fenstern des ihm gegenüberliegenden Schlosses, doch wollte sich an denselben die Gestalt seiner Freundin Teresa Colonna nicht zeigen, und auf seine Erkundigung, ob er die Gräfin dort antreffen werde, mußte er hören, daß sie schon seit einigen Tagen auf Subiaco, dem Schlosse ihres Schwagers, des berühmten Cardinals Pompejus Colonna verweile.

Der Offizier, welcher ihm in freundlicher Bereitwilligkeit diese Auskunft gab, fügte hinzu, daß Mendoza um diese Zeit die Gräfin in der Ebene von Subiaco eine Viertelstunde von dem Schlosse antreffen werde, wo sie in Gesellschaft des Cardinals über einen Haupttheil der Truppen die Revue abhalte.

Mendoza begab sich in einer Stimmung, in die sich ein ihm selbst fast unerklärlicher Mißmuth eingeschlichen, zu der Hütte zurück, wo er sein Pferd gelassen, welches er wieder bestieg, um den ihm bezeichneten Weg nach Subiaco einzuschlagen. Er mußte sich gestehen, daß das unbehagliche Gefühl, das er

noch nicht wieder loswerden konnte, eigentlich nichts mehr und nichts weniger als eine Anwandlung von Eifersucht sei. Denn es verdroß ihn, zu hören, daß die Gräfin so viele Zeit auf dem Schlosse ihres Schwagers zubringe, aber sein Aerger darüber ließ ihn bald in seinen eigenen Augen so komisch erscheinen, daß er laut zu lachen begann und dann wieder mit fröhlicheren Blicken der herrlichen Landschaft, die sich um ihn her ausbreitete, sich hingab. —

Mendoza hatte nur eine kurze Strecke Weges zu reiten, als sich ihm schon das prächtige Schloß Subiaco mit seinen schön gebauten Thürmen und Giebelspitzen darstellte. Zugleich sah er an der großen Menge von Soldaten, welche vor und hinter ihm die Straße bedeckten, daß er sich dem Platze nähere, wo die abzuhaltende Heerschau stattfinden würde, und plötzlich stand er in der Mitte von glänzenden Kriegerschaaren, die sich schon in regelmäßigen Abtheilungen und Linien aufzustellen anfingen.

Er lenkte sein Pferd in einen Seitenweg ein, wo er das beginnende Schauspiel an sich vorübergehen lassen wollte, indem er zugleich hoffte, seine Freundin dabei unvermerkt überraschen zu können. In diesem

Augenblick aber hörte er sich von einer andern Seite mit wohlbekannter Stimme bei Namen rufen, und als er sich umwandte, sah er eine Cavalcade von vier Reitern mit einem zahlreichen Dienergefolge heransprengen. An der Spitze dieses Aufzuges aber erkannte er sogleich ungeachtet des ihm fremden Amazonen-Costüms, in der sie auf einem herrlichen arabischen Roß erschien, die Gräfin Colonna, die schon aus der Ferne die lebhaftesten Zeichen ihrer Ueberraschung an den Tag legte.

Sehe ich recht, Don Diego Mendoza? rief sie, ihr wildes Roß mit sicherer und anmuthiger Hand zügelnd, statt Euerer Briefe, die mir ausbleiben, erhalte ich Euere Person? Nun, willkommen, willkommen am See Albano, und erlaubt mir, daß ich Euch sogleich meinen Anverwandten vorstelle!

Mendoza glaubte ungeachtet aller huldvollen Freundlichkeit, mit der sie ihn empfing, doch etwas Gezwungenes in ihrem Wesen gegen ihn zu erkennen. Zugleich aber mußte er bemerken, daß er sie niemals so schön, frisch und jugendlich gesehn, und mit Bewunderung betrachtete er ihre ihm neue Erscheinung, die auf dem ungeduldig sich bewegenden Roß in unend-

licher Leichtigkeit und Freiheit wie ein zauberhaftes Gebilde in der Luft ſchwebte.

Inzwiſchen hatten ſich auch die andern Reiter genähert und den erſten derſelben erkannte Mendoza an der Würde und Hoheit ſeiner Geſtalt ſogleich für den Mann, welchen er ſich längſt zu ſehen gewünſcht und der in der italieniſchen Politik dieſer Zeit eine ſo wichtige Rolle ſpielte, das eigentliche Oberhaupt aller Colonna's, den Cardinal Pompeo Colonna. Er hatte, wie er in der letzten Zeit öfter zu thun pflegte, die Kriegerkleidung wieder angelegt, welche er getragen, ehe er Prälat wurde, denn die erſte Laufbahn dieſes hochſtrebenden Geiſtlichen war die militäriſche geweſen.

Pompejus Colonna befand ſich noch in keineswegs vorgerückten Jahren und der kräftige und ungemein charaktervolle Ausdruck ſeines Weſens wurde gemildert durch eine ſeltene männliche Schönheit, die ſich noch in allen ſeinen Zügen und Formen unverſehrt darſtellte, und in früherer Zeit faſt eine ſprüchwörtliche Berühmtheit erlangt hatte.

Der Cardinal nahm Mendoza mit Freundlichkeit und ſogar mit einer gewiſſen Auszeichnung auf, wo-

durch dieser in eine außerordentlich glückliche Stimmung sich versetzt fühlte. Er empfand sofort, daß er in die Nähe eines wirklich bedeutenden Mannes von ungewöhnlicher Anziehungskraft getreten, der durch seine äußere Erscheinung schon alle seine Umgebungen zu beherrschen oder an sich zu fesseln gewohnt war, und dieser Fessel freiwillig sich zu unterwerfen fühlte auch Mendoza auf der Stelle die entschiedenste Neigung, ja es kam ihm fast wie eine besondere Genugthuung vor, die er sich dadurch bereiten würde.

Der Cardinal hatte ihm auch seine beiden jüngeren Begleiter vorgestellt, in denen Mendoza die Neffen der Gräfin kennen lernte, den Vespasian Colonna, einen Jüngling von ritterlichem Eifer und kriegerischer Thatkraft, und Ascanio Colonna, der sich eigentlich den Studien gewidmet hatte, aber durch die Interessen seiner Familie bestimmt jetzt ebenfalls Soldat geworden war.

Mendoza mußte sich dem Reiterzuge anschließen, der sich zur Schau der versammelten Truppen, die von Vespasian und Ascanio angeführt wurden, auf den dazu bestimmten Platz begab. Er ritt zur linken Seite der Gräfin, zur rechten derselben der Cardinal, und

beide ſchienen beeifert, ihren neuen Gaſt auf eine zuvorkommende und vertrauliche Weiſe, die ihn zugleich als einen entſchiedenen Freund der Familie vorausſetzte, allmählig in den Stand der Angelegenheiten am Albaner See einzuführen.

Ihr ſeht, Mendoza, es kommen ernſte Zeiten! bemerkte ihm die Gräfin lächelnd. Selbſt unſere Freundſchaft iſt ſeitdem beritten und bewehrt geworden und ſieht ſich zu Pferde wieder, was uns hoffentlich etwas Gutes zuſammen bedeutet!

Diego wußte ſich der Gräfin bei ſeiner Antwort etwas vertraulicher zu nähern, indem er ihr zuflüſterte: Da wir uns zu Pferde wiederſehn, theuere und angebetete Tereſa, ſo bedeutet dies hoffentlich, daß es künftig mit unſerer Freundſchaft etwas raſcher vorwärts gehen wird als bisher, wo es leider Gottes ſehr langſam mit ihr gegangen! Eine Freundſchaft, die, wie Ihr ſagt, beritten geworden, wird doch endlich den Namen und die Rechte der Liebe erwerben können? —

Mendoza fühlte zwar, daß er nicht anders als mit einem etwas lahmen Scherz ſein vertrauliches Verhältniß mit der Gräfin wiederbegonnen, aber da ſie nie-

mals sehr streng mit ihm gewesen, so hoffte er, daß sie den angeschlagenen Ton gelten lassen werde, und er forschte in ihren Blicken nach einem Ausdruck den er sich hätte günstig deuten können.

Die Gräfin schien ihn jedoch nicht gehört zu haben, da sie während seiner Worte ihre Augen unverwandt und sinnend nach der andern Seite auf den Cardinal gerichtet hielt, zu dem sie ein Verhältniß der innigsten Hingebung und Bewunderung zu haben schien, wovon sich Mendoza mehr und mehr überzeugen mußte. Denn je aufmerksamer er beide in allen ihren gegenseitigen Aeußerungen beobachtete, mit desto tiefer anwachsendem Verdruß begann er es zu empfinden, daß hier ein im Kleinsten wie im Größten festbegründetes und sicheres Verhältniß obwalte, bei dem er keine andere Rolle als die des Zuschauers werde übernehmen können.

Mendoza fühlte sich aber dabei zugleich auf das Seltsamste betroffen, denn schon in den ersten Minuten, welche er in der Nähe des Cardinals Pompeo Colonna zugebracht, hatte auch er dem bezaubernden und überwältigenden Eindruck dieses ausgezeichneten Mannes zu unterliegen angefangen. Er hatte nie einen bewundernswertheren Mann von glücklicherem und groß-

artigerem Aeußern geſehn, und er mußte damit übereinſtimmen, was er früher oft ſagen gehört, daß dem herrlichen Pompejus Colonna Niemand zu widerſtehen vermöge.

Sein ſchöner, in antiker Heldenform ausgearbeiteter Kopf ruhte auf einer zwar etwas voll gewordenen aber ungemein anziehenden und ausdrucksvollen Geſtalt, in der eine des Herrſchens gewohnte Sicherheit zugleich mit einer muſenhaften Milde und einer freundſeligen Leichtigkeit des Umgangs ſich verband. Seine hohe geiſtliche Würde, welche er bekleidete (denn der Cardinal führte zugleich den Titel eines Vicecanzlers der Kirche) hatte ſeiner Erſcheinung weniger das Characteriſtiſche aufgedrückt, ſondern daſſelbe lag vielmehr in der aus den Elementen des Krieges und der Muſen eigenthümlich gemiſchten Perſönlichkeit, die ſich Mendoza am treffendſten mit dem Namen einer olympiſchen Hoheit bezeichnen zu können glaubte. —

Der Cardinal hatte inzwiſchen die Muſterung der Truppen begonnen, deren Anſehen, Haltung und Beweglichkeit ſein entſchiedenes Wohlgefallen zu finden ſchienen, welches er in lauten Beifallsbezeugungen mehrfach kundgab. Es drückten ſich dabei zugleich auf ſeinem Geſicht, wie es ſchien, weitumfaſſende und kühne Hoff-

nungen aus, und Mendoza, dem der Cardinal mit einer mehr als zuvorkommenden Freundlichkeit jede einzelne Waffengattung und die damit von ihm zum Theil neu versuchten Einrichtungen erklärte, bemerkte, daß seine großen Augen wie von Zukunftblitzen leuchteten, und er erinnerte sich kaum, jemals einen erhabeneren Gesichtsausdruck gesehen zu haben.

Mendoza konnte der Gräfin kaum Unrecht geben, daß sie mit ihren schönsten Blicken, die nur Begeisterung und Entzücken ausströmten, jeder Bewegung des Cardinals folgte. Aber obwohl er dasselbe thun mußte, so vermochte er doch zugleich nicht die Regung der heftigsten Eifersucht in sich zu unterdrücken, deren richtiger Instinct, wie er sich jetzt erinnerte, ihn schon beim ersten Eintritt in dies Thal beunruhigt hatte.

Die Bitterkeit seiner Empfindung übertrug er jedoch seltsamer Weise auf seine schöne Freundin allein, gegen die er eine plötzliche Erkältung in sich entstehen fühlte, die bereits, wie er sich bekennen mußte, dem Umschlagen in einen feurigen Haß nahe kam. Zugleich aber drängte es ihn, die eigentliche Ursache dieser seiner Verstimmung heftig zu lieben, und er hätte dem großen Pompejus Colonna gleich zu Füßen stürzen

mögen, um ihm ſeine höchſte Verehrung und die Bitte zu bekennen, daß er ſtets in ſeiner Nähe verbleiben dürfe! —

Die Muſterung war beendigt und der Cardinal forderte ſeine Geſellſchaft zur Rückkehr nach dem Schloſſe Subiaco auf, indem er wohlwollend bemerkte, daß ſie ohnehin ſchon lange genug die Rückſicht auf ihren werthen Gaſt verletzt, den ſie ſogleich, ſtatt ihn unter ihrem Dach, wie es ſich gezieme, zu empfangen, zur Theilung eines Geſchäfts in Anſpruch genommen hätten.

Don Diego de Mendoza verzeihe uns, ſagte die Gräfin, indem ſie ihr Pferd zum Aufbruch antrieb.

Das erſte Zeichen unſrer Gaſtfreundſchaft, fuhr die Gräfin unterwegs fort, welches wir unſerm Freund bewieſen haben, war das Vertrauen, womit wir ihn in die bewaffneten Pläne der Colonna's hineinblicken ließen! Wir haben ihm unſer Heer gezeigt und das Heer iſt heut das wahre Haus der Colonna's geworden, unter deſſen Dach ſie alle ihre Freunde zuerſt verſammeln und verpflichten müſſen! Denn die Zeiten werden immer kriegeriſcher, Don Diego, und ich bewundere Euern Takt, Ihr habt gerade im rechten Moment Euere Depeſchenſchreibereien in Mailand im

Stich gelaſſen und kommt her zu uns, um die Feder mit dem Schwert zu vertauſchen!

Mendoza vermied ihre lächelnden Blicke, die forſchend auf ihm ruhten, und ſagte: Mit Freuden trete ich in die Dienſte einer Kriegsgöttin ein, die wie Ihr, Frau Gräfin, zugleich die ſchönſten Siegerpreiſe zu vertheilen hat, obwohl ich mir nicht einbilden kann, daß ich dieſe jemals zu verdienen im Stande wäre! Aber ich folge Euch in die Schlacht, wenn ich auch auf Eure Preiſe verzichten muß!

Der gereizte Ton dieſer Aeußerung ſchien der Gräfin nicht zu entgehn, noch mochte ihr verborgen bleiben, was ſo raſch in dem Innern des wandelbaren Jünglings vorgegangen war. Sie verfiel plötzlich in ein ſtilles Nachſinnen, während der Cardinal mit Mendoza in ein eifriges Geſpräch gerieth und an den lebhaften und geſchickten Aeußerungen, welche der letztere that, ein beſonderes Gefallen zu finden ſchien, ſo daß die Anziehung zwiſchen beiden ſich bereits als wechſelſeitig darſtellte.

Die Gräfin ſchien dies mit Vergnügen zu bemerken, und man ſah auf ihrem Geſicht die himmliſche Milde emporſteigen, die bei allem kühnen und leiden-

ſchaftlichen Ausdruck deſſelben doch eigentlich der charakteriſtiſche Grundzug war.

Unterdeſſen war die Geſellſchaft vor dem Schloſſe angelangt, und als Mendoza, wie er nicht anders konnte, der Gräfin beim Abſteigen von ihrem Pferde behülflich war, ſagte ſie, die Hand mit einem leiſen Druck auf ſeine Schulter ſtützend: Diego, Ihr fangt ſchon an mir ungetreu zu werden, Ihr liebt den Cardinal, meinen Schwager und vernachläſſigt Eure alte Freundin darüber. Aber wißt Ihr was, wir wollen uns in dieſer Liebe zu Pompeo, ſtatt uns zu trennen, vielmehr neu verbinden, und zuſammen wetteifern in der Neigung zu unſerm großen und angebeteten Freund! Aber hütet Euch, daß Ihr mich nicht zu eiferſüchtig macht wenn Ihr Vorzüge davon tragen ſolltet! Denn in der Eiferſucht bin ich faſt ebenſo ſchlimm organiſirt, wie Ihr ſelbſt, Don Diego! —

Mendoza empfand in dieſer Aeußerung nur einen zweiſchneidigen Sinn, den die Gräfin vielleicht nicht einmal hatte ausdrücken wollen, und ſeine unmuthige Stimmung gegen ſie mehrte ſich. Schweigend ſchritt er die Marmorſtufen neben ihr herauf, und bewunderte nur die Statuen und Antiken, welche das Trep-

pengeländer ſchmückten. Der Cardinal lud ihn ein, es ſich in ſeinem Schloſſe gefallen zu laſſen und in daſſelbe mit dem Verſprechen einzutreten, daß er es wie ſeine Heimath anſehn und ſo bald nicht wieder verlaſſen wolle. —

7. Ein nächtliches Geheimniß.

Der Tag war in lebendigſter Geſelligkeit vergangen, und Mendoza erſchien ſich mehr und mehr wie bezaubert von der Perſönlichkeit Pompeo Colonna's.

Als der ſpätere Abend herangekommen war, traf man Anſtalt, ſich zu trennen, und die bewegten Geſpräche, die bis dahin den glänzenden Kreis erfüllt hatten, verklangen allmählig. Die Gräfin beurlaubte ſich, um noch vor Anbruch der Nacht nach ihrem Schloß Ghinazzano zurückzufahren, und die Geſellſchaft geleitete ſie bis an das ihrer harrende Cabriolet, in welches ſie der Cardinal mit einer wenig verſtellten Zärtlichkeit hineinhob, denn ſie legten überhaupt Beide das innige Verhältniß, das ſie verband, in ganz offener und rückhaltloſer Weiſe dar.

Der Wagen rollte fort, und Mendoza ſah ſich jetzt auf die beiden lebhaften jungen Männer, Veſpaſian und Aſcan Colonna, angewieſen, welche ihm anboten

ihn in die für ihn bestimmten Zimmer zu führen, um zu sehen ob allen Wünschen des Gastes in dieser Hinsicht Genüge geschehen sei. Der Cardinal war unmittelbar nach der Entfernung der Gräfin verschwunden, und Mendoza bedauerte, daß er sich nicht von ihm habe beurlauben können, hörte jedoch, daß dies seine Weise sei sich plötzlich von der Gesellschaft zu trennen, wo er dann nicht mehr aufgesucht werden dürfe.

Mendoza fand sich in dem Flügel des Schlosses, in den seine neuen Freunde ihn führten, sehr behaglich und angenehm eingerichtet. Der erste Gegenstand aber, auf den sein Blick beim Ueberschauen der ihm angewiesenen Räume fiel, war ein auf dem Schreibtisch liegendes, prächtig eingebundenes Buch, dessen Deckel äußerst zierliche und charakteristische Stickereien trug, an denen er sogleich die schöne kunstvolle Hand der Gräfin Teresa Colonna, die ihn schon öfter mit ähnlichen Geschenken erfreut hatte, zu erkennen glaubte. Als er das Buch in die Hand nahm, sah er, daß es sein sogenannter Schelmen-Roman Lazarillo de Tormes sei, der mit einigen weißen Blättern durchschossen war, auf denen sich allerliebste Vignetten-Zeichnungen befanden, die mit einer ungemein komischen Erfindungs-

kraft und der höchſten Anmuth der Ausführung Situationen und Perſonen aus ſeinem Buche darſtellten.

Aus einigen geſtickten Buchſtaben auf dem Deckel ergab es ſich, daß die Gräfin dem Cardinal damit ein Geſchenk gemacht habe, und auch die ganz im Geiſt ihrer kecken Laune gezeichneten Vignetten konnten nur von ihr herrühren. Mendoza fand ſich von der Aufmerkſamkeit überraſcht, daß ihm gerade dies Buch auf ſein Zimmer gelegt worden, wodurch er mehr, als er bisher gewußt hatte, erfuhr daß ſich die Gräfin immer in zartſinnigem Antheil mit ihm beſchäftigt habe. Daß ihm der Cardinal dies hatte an den Tag legen wollen, ſchien ihm wieder ganz in ſeinem feinen und großmüthigen Charakter, dem Mendoza bereits ſo hingebend huldigte. —

Mendoza ſah ſich inzwiſchen auf ſeinem Zimmer allein gelaſſen, und verſank über Alles, was ihm den Tag über begegnet war, in ein langes Träumen und Sinnen. Die Nacht war hereingebrochen, aber Mendoza fühlte nicht die geringſte Anwandelung von Müdigkeit und, ſtatt ſich ins Bett zu begeben, begann er vielmehr mit immer unruhigeren Schritten in ſeinem Zimmer auf und abzugehn.

Was ihn vornehmlich beſchäftigte, war ein quälender Gedanke, der ſchon im Augenblick der Abfahrt der Gräfin in ihm aufgeſtiegen war, und der ihn glauben machen wollte, daß Teresa nur zum Schein das Schloß des Cardinals verlaſſen haben könne, in der That aber zur Nacht wieder in daſſelbe zurückgekehrt ſei.

Er wußte ſelbſt nicht wie ſich dieſe Vorſtellung ſo ganz und gar ſeiner zu bemeiſtern vermocht, und obwohl er ſich ſagen mußte, daß zu einer ſo ſeltſamen Annahme auch nicht der geringſte Anſchein berechtigen konnte, ſo war er doch nicht mehr im Stande, davon loszukommen, ſondern es ſtellte ſich ihm dieſer abenteuerliche Argwohn mehr und mehr zu einer Gewißheit feſt, die er auf der Stelle zu ergründen ſich vornahm.

Es ließ ihm keine Ruhe auf ſeinem Zimmer, und ohne daß er eigentlich wußte was er unternehmen wollte, ſtürzte er hinaus, als hoffe er in den ſtillen Gängen des Schloſſes die Spuren eines Geheimniſſes zu finden nach dem ſein Herz wie in einem fieberhaften Drange ſchlug, und das bereits ſein Gehirn in einen glühenden Taumel verſetzte!

Im Innern des Schloſſes war Alles ſtill und lautlos, man ſchien ſich hier früh der Ruhe zu überlaſ-

ſen, und ſelbſt die Lichter der Corridors drohten ſchon zu verlöſchen. Er durchſtrich nichtsdeſtoweniger mit ſo leiſer Bewegung als möglich die Gänge, und gelangte an einer Reihe von Flügelthüren vorüber, an die er zuweilen horchend ſein Ohr legte, um nur irgend einen Ton, der ihn auf weitere Entdeckungen hätte leiten können, zu erlauſchen. Aber er vernahm nichts als das Sauſen der Nachtſtürme, die ſich draußen in ungewöhnlicher Heftigkeit erhoben zu haben ſchienen und die plötzlich ſo ſtark wurden, daß ein pfeifender Windſtoß alle in den Gängen befindlichen Ampeln auslöſchte, und Mendoza ſich von der dichteſten Finſterniß umgeben ſah.

Er wollte eben ſein fruchtloſes Umhertappen aufgeben und ſich zu ſeinem Zimmer zurückzufinden ſuchen, als er ſich von zwei weichen Armen umſchlungen fühlte und ein warmer ſchlanker Mädchenkörper ſich ſo ſtürmiſch an ihn preßte, daß er den zärtlichſten Berührungen und Liebkoſungen ſich nicht entwinden konnte.

An der damit verbundenen Anrede merkte er daß er für einen Andern genommen wurde, denn das Mädchen nannte ihn Nicolo, und flüſterte ihm die ſchmeichelhafteſten Vorwürfe zu, daß er ſo lange auf ſich

habe warten lassen und ihr erst jetzt an der verabredeten Stelle begegnet sei. Mendoza beschloß sofort auf dieses Mißverständniß einzugehn, da ihm einmal die reizvolle Gestalt, welche er in seinen Armen hielt, nicht zu so raschem Verschmähen eingerichtet schien, und außerdem der Gedanke in ihm aufstieg daß dies kleine Abenteuer vielleicht zu weiteren Forschungen im Innern des Schlosses Subiaco führen könne.

So komm jetzt, Nicolo! sagte darauf das Mädchen zu ihm, indem sie ihn sanft mit sich fortzog, beruhigt, wie es schien, über die zärtliche Gesinnung ihres Geliebten durch die feurigen Erwiederungen, welche Mendoza nicht gesäumt hatte ihr zu spenden, und durch die er sich zugleich mit verständnißreicher Hand über ihre Gestalt, über einen kräftigen und doch zierlichen Bau ihrer Glieder und über die Formen eines Kopfes, wie er sie nur an dem Marmor der mediceischen Venus betastet hatte, belehrte. Zugleich fühlte er an ihrer Bekleidung daß es ein Kammermädchen des Schlosses sein müsse, dessen Gunst er in dieser nächtlichen Verwechselung erlangt, und er erkannte an ihr bald die herrlichen Formen dieser albanesischen Landmädchen, die schon seine Bewunderung auf sich gezo-

gen, und die in muſterhafter Schönheit der Bildung köſtliche Derbheit mit vollendeter Anmuth zu vereinigen pflegen.

Wir müſſen eilen, Nicolo, flüſterte das Mädchen, daß wir auf mein Zimmer kommen! Denn jetzt iſt der Cardinal noch bei der Gräfin, und wir werden unbemerkt durch das Vorzimmer ſchlüpfen können!

Der Cardinal iſt bei der Gräfin? fragte Mendoza erſtaunt und mit ſo lauter Stimme, daß er befürchten mußte, das Mädchen werde ihren Irrthum in der Perſon daran erkennen.

Sie war aber in den ſicheren Beſitz ihrer Liebe viel zu ſehr vertieft als daß ſie auf die fremde Stimme aufmerkſam geworden wäre, woraus Mendoza ſchloß daß ſeine Liebkoſungen bereits ſtarke und überwältigende Gefühle in ihr erregt, die der Fortführung des Irrthums günſtig waren. Sie zitterte an ſeiner Bruſt, indem ſie, ſich an ihn ſchmiegend und ihn mit ihren Küſſen bedeckend, ihn zugleich durch den Gang geleitete und eine Treppe mit ihm hinunterſtieg.

Mendoza folgte ihr in der geſpannteſten Erwartung. Es intereſſirte ihn, mit einem ſo zärtlichen und leidenſchaftlichen Geſchöpf, wie er es noch kaum ge-

ſehn, zu thun zu haben, und dann freute er ſich auf eine dadurch gebotene Gelegenheit, die ihm vielleicht vergönnen würde, den Cardinal mit der Gräfin zu überraſchen, wie er nach den Aeußerungen des Mädchens, die ihm darin ſo merkwürdig entgegengekommen waren, in der That hoffen durfte.

Denn ſie führete ihn geradezu in die Gemächer, welche die Gräfin auf Subiaco, wenn ſie ſich hier befand, zu bewohnen pflegte, und als ſie ihn leiſe und unter Einſchärfung der größten Vorſicht in ein kleines dunkles Kabinet hineinſchob, konnte er bereits nebenan in nächſter Nähe die Stimme ſeiner Freundin Tereſa Colonna vernehmen.

So hatte denn ſein Argwohn, den er ſich ſchon zum Vorwurf hatte machen wollen, ihr keineswegs Unrecht gethan, Tereſa war die Nacht auf dem Schloſſe geblieben! Und wozu hatte ſie nöthig gehabt liſtig und geheimnißvoll dabei zu Werke zu gehn und ihm eine Komödie vorzuſpielen, bei der ſogar der Cardinal es der Mühe für werth gehalten eine Rolle zu übernehmen, da eine Einrichtung dieſer Art ſchon zu ihren regelmäßigen Gewohnheiten zu gehören ſchien!

Wir dürfen uns hier nicht aufhalten, Nicolo! ſagte

das Mädchen, indem ſie den betroffen ſtehen gebliebenen Mendoza weiter mit ſich fortzog. Du wirſt doch noch Marietta's Kämmerlein oben zu finden wiſſen?

Sie geleitete ihn darauf zu einer kleinen Treppe, welche hinter einer Tapetenthür ſich öffnete und innerhalb der Wand auf wenigen und ſchmalen Stufen zu einem kleinen Alkoven emporführte, welcher das Schlafgemach der artigen Zofe zu ſein ſchien, und in dem ihr der Raum ſo eng zugemeſſen war daß nichts als ihr Bett darin Platz hatte. Es blieb daher auch für Diego ſofort keine andere Wahl übrig als ſich auf Marietta's Bett niederzulaſſen, was ſie auch nicht anders von ihm zu erwarten ſchien, indem ſie ihn umſchlingend die heftigſten Liebkoſungen erneuerte.

Diego aber vermochte ſich dieſer anmuthigen Verführung noch nicht mit ungetheilter Aufmerkſamkeit zu überlaſſen, denn er ſah durch die kleine runde Oeffnung, welche dem Gemach als Fenſter diente, von außen her Licht hereinſchimmern, was ihn auf den Gedanken brachte daß dieſer Alkoven ſich in einer Galerie befinden müſſe, welche einen darunterliegenden Saal umgebe, der in dieſem Augenblick nicht nur erleuchtet war ſondern auch einige Stimmen in ſich ertönen ließ,

die ihm ſchon einige Minuten zuvor, als er unten an einer Thür vorbeigeſtreift war, keinen Zweifel mehr übrig gelaſſen hatten.

Er entwand ſich den Armen des ſtürmiſchen Mädchens, die nicht begreifen konnte daß ihr Nicolo heut ein ſolcher Zauberer in der Angelegenheit ihrer Liebe war. Schmollend ſuchte ſie ihn von der Fenſterluke wegzuziehn, durch welche Diego begierig ſeinen Kopf geſteckt hatte, um die Perſonen, welche ſich unten im Saal befanden, zu beobachten, denn er ſah daß der von ihm eroberte Standpunct nicht günſtiger ſein konnte.

Die Gräfin ſaß mit dem Cardinal zuſammen an einem Tiſch, der mit Briefen und Papieren bedeckt war, und beide ſchienen in eifrigen geſchäftlichen Ausarbeitungen begriffen zu ſein. Diego mußte lächeln, als er die Gräfin mit ſo ernſter und gewichtiger Gebärde ſchreiben ſah, wobei ſie einzelnen Bemerkungen, welche der in Gedanken vertiefte Cardinal neben ihr von Zeit zu Zeit ausſprach, zu folgen ſchien. Ganz andere Dinge hatte er zu belauſchen erwartet, aber dieſe ſtrenge geſchäftliche Haltung Beider machte ihn ebenſo betroffen als ſie ihm zugleich in dieſem Augenblick äußerſt komiſch erſchien.

Ich habe es immer gemeint, dachte er bei ſich ſelbſt, dieſe Tereſa Colonna hat keine Sinne, ſie iſt eine Venus in Staatsperücke und mit Tintenflecken an den Fingern, und das Geheimniß der Liebe, wenn du es endlich von ihren Lippen gewinnſt, wird am Ende nach dem Sand der Depeſche kniſtern die ſie zuletzt abgefertigt hat. Ich muß mich für dies Glück ſchönſtens bedanken! Genießen Sie, Herr Cardinal, ungeſtört alle die Herrlichkeiten und Leckerbiſſen dieſer officiellen Schäferſtunde!

Bei dieſem Gedanken ſchien Mendoza die warme Nähe der kleinen Marietta, die ſich inbrünſtig zu ſeinen Füßen geſetzt hatte, faſt wie einen Troſt zu empfinden. Es war ganz dunkel in dem kleinen traulichen Gemach, und Diego fühlte bloß Schultern und Buſen des ſeufzenden Mädchens, welche ſie in ſeinen Schooß gepreßt hielt und die ihm allmählig eine nicht mehr zurückzudrängende Gluth mittheilten.

Was machen die Beiden da unten? fragte Diego leiſe das Mädchen. Lieben ſie ſich auch, wie wir uns lieben, Marietta?

Du biſt in dieſem Punct immer der alte Narr, Nicolo! verſetzte das Mädchen heftig. Wie oft habe

ich es Dir ſchon geſagt, daß von ſolchen Dingen da unten niemals die Rede iſt!

Von was für Dingen denn? fragte Mendoza neckend, indem er ihr ſchönes Haar in ſeinen Fingern auflöſte.

Ach, ich weiß nicht, wie ſeltſam Du mir heut vorkommſt! verſetzte Marietta ärgerlich. Und ſo oft wir hier oben zuſammen ſitzen, machſt Du ewig denſelben dummen Spaß über die Gräfin und den Cardinal. Ich ſage Dir aber nun zum Letztenmal, es iſt gar nicht daran zu denken. Meine Gräfin iſt eine ausgemachte Heilige in Allem was das betrifft, und wenn ich ſie des Morgens ankleide, dann kommen mir jedesmal ihre ſchönen weißen Glieder ſo friſch und köſtlich wie der Morgenthau des Gebirges vor, und ich muß immer wie eine rechte arme Sünderin die Augen vor ihr niederſchlagen. Und daran biſt Du Schuld, Nicolo, daß ich ein ſo ſchlechtes Gewiſſen haben muß. Geſtern ließ ich ſogar eine dicke Thräne auf ihr entblößtes Bein fallen, weil es ſo unſchuldig ausſah daß ich weinen mußte. Du kannſt mir glauben, Nicolo, die Gräfin ſteht hoch wie ein Engel, und der Mondſchein ſelbſt würde es nicht wagen ſich zu ihr ins Bett zu legen!

Mendoza mußte ſich zuſammennehmen, um nicht

über die naive Einfalt dieſer Geſtändniſſe in ein lautes Lachen auszubrechen. Das Mädchen erſchien ihm noch reizender in dieſer eigenthümlichen Aeußerungsweiſe, die zugleich ihr gutes Herz und eine rührende Anhänglichkeit an ihre Gebieterin verrieth. Er küßte ſie auf ihre vollen ſchwellenden Lippen, die mit ſolcher Gewalt und innigen Hingebung ſich an die ſeinigen feſthingen, daß es unſerm Freund wie ein berauſchender Feuertrank erſchien, der ſich tief in ſeine Seele ergoß. In ſeiner Empfänglichkeit, die ihn nicht überraſchen konnte, wunderte er ſich jedoch zugleich daß ein Mädchen dieſer Art in ihrer Zärtlichkeit ſo Auserleſenes gewähren könne, denn er fand den Druck ihrer Lippen ſo fein und poetiſch und ihren Athem von ſo duftiger Friſche daß er eher eine Göttin als eine Kammerzofe in ſeinen Armen zu halten glaubte. Mit einem Gefühl aufrichtiger Neigung, die ihm in dieſem Augenblick aus dem Herzen kam, drückte er ſie an ſich.

Und der Cardinal? fragte er ſie nach einer ſtummen Pauſe, um das begonnene Zwiegeſpräch mit ihr fortzuſetzen, welches er um der Perſonen willen, die es betraf, noch gern weiterſpinnen wollte.

Und was ſoll denn der Cardinal? antwortete das

Mädchen, wie es schien über diese neue Unterbrechung einer heißen Umarmung ungehalten und fast traurig werdend.

Ich wollte nur wissen, entgegnete Mendoza indem er ihr einige leise perlende Schweißtropfen von der glühenden Stirn wischte, ich wollte nur wissen ob der Cardinal auch so ist wie Du eben vom Mondschein gesagt hast, daß er es nämlich nicht wagen würde?

Pfui, Nicolo, ich bin jetzt böse mit Dir! sagte Marietta mit ernsthaftem Ton. Du machst Dich lustig über unsern Herrn Cardinal und vergleichst seinen kahlen Scheitel mit dem Mondschein. Schäme Dich, boshafter Junge, daß Du Dir solche Gedanken über einen so hohen geistlichen Herrn erlaubst, den wir Alle anbeten und dem zu dienen uns allein schon den Segen des Himmels bringt! Wenn Du so schlecht bist, wie soll es denn einmal werden, wenn wir uns wirklich heirathen?

Diego suchte sie schweigend durch einige nachdrückliche Zeichen seiner guten Gesinnung zu beruhigen. Ueberdieß glaubte er sich um so mehr eines fernern Gesprächs mit ihr enthalten zu müssen, weil er besorgt war daß sie doch endlich ihren Irrthum an ihm

erkennen möchte. Er hatte ſich ſchon immer auf dieſen Moment gefaßt gemacht, und nur der gränzenloſen Verwirrung und Aufregung der Sinne, worin ſich das merkwürdig entzünddare Mädchen befand, konnte er es zuſchreiben daß ſie ihn bisjetzt noch ohne allen Argwohn für ihren Nicolo angeſehen. Außerdem war jetzt unten im Saal eine Veränderung der Scene eingetreten, die ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. —

Die Gräfin war aufgeſtanden, ſie ſchien ihre Arbeit beendigt zu haben, und indem Pompeo Colonna das ihm dargereichte Blatt überflog, legte ihm Tereſa ihre Hand auf die Schulter und ſuchte, ſich dicht an ſeinen Kopf lehnend, den Ausdruck ſeines Geſichts zu erforſchen. Sie betrachtete ihn dabei mit jenem leuchtenden Entzücken, mit dem ſich Frauen den Gegenſtand, dem ſie ihr ganzes Leben zum Opfer bringen möchten, zu verherrlichen pflegen.

Der Cardinal legte das Blatt wieder aus der Hand und küßte ihre Finger, die an ſeinem Geſicht ruhten. Dann kehrte er ſich zu ihr um, ſah ihr lange gedankenvoll in die Augen, und ſagte endlich mit bewegter Stimme: Tereſa, Du arbeiteſt an meiner Erhebung,

und keiner anderen Hand möchte ich ſie verdanken als der Deinigen! Soll mein Stern aufgehn, ſo kann er nur ſein Licht empfangen von den himmliſchen Strahlen Deines Geiſtes, der ihm alle ſeine Bahnen vorgezeichnet hat!

Die Tiara wird Dein Haupt ſchmücken, Pompeo! rief die Gräfin mit ausbrechender Begeiſterung. Der Tag, welcher Dir zu Rom die Papſtkrone aufſetzt, iſt der große Tag des Gelingens, wo alle meine Lebenspläne ſich vollführt haben werden! Dann verlange ich nichts mehr von der ganzen Welt als einen ſtillen ſchattigen Winkel, von dem aus meine Augen Deinem Wandel auf der Sonnenhöhe des Ruhms folgen können. So thätig ich in den letzten Jahren war, ſo ſehr werde ich mich dann ruhen, denn Du kennſt mein Herz, theurer Freund, es ſteht ſchon ſeit langer Zeit im Begriff zu capituliren und auf immer die Waffen zu ſtrecken. Kein Kampf und kein Sieg mehr, ſondern ein in ſich ſelbſt eingehülltes, wunſchloſes und müßiggängeriſches Herz, das iſt das Letzte worauf ich es bei mir abgeſehen habe, denn damit müſſen alle Frauen ſchließen! Ich ſehne mich nach Müßiggang, obwohl ich gern gearbeitet habe, nach dem Müßiggang

der stillgewordenen Herzen, die keine Rechte aber auch keine Verpflichtungen mehr haben, die ohne Heimath und doch schon überall zu Hause sind, und die sich träumerisch gehen lassen können in dem süßen Gefühl ihrer allmähligen Vernichtung!

Unerklärliche Schwärmerin! entgegnete der Cardinal, indem er sie zu einer innigen und langen Umarmung an sich zog. Gerade in Deinen größten Stunden, wo Du das Herrlichste und Glänzendste gewirkt, liebst Du es die Flügel hängen zu lassen, und man wird dann so traurig bei Dir, daß nichts mehr des Beginnens werth erscheinen möchte! Und doch bist Du die Feuerseele aller unserer Thaten, und in Italien und Spanien haben die Blitze Deines Geistes gezündet und sind den Ereignissen, die da kommen müssen, als Flammenzeichen vorangegangen! Nachdem Du Heldin, Prophetin und Göttin, Venus und Minerva zu gleicher Zeit, gewesen, findest Du es süß, Dich in die Schwäche des Frauenherzens zu verschließen und den müden Feierabend der Gewöhnlichkeit zu machen. Glaube nicht, Teresa, daß Dir dies jemals gelingen wird! So endigt eine Teresa Colonna nicht, und wenn der Kleinmuth Dein Herz beschleicht, so ist es nur die Unruhe einer

großen und majestätischen Seele, die mit einer That am Ende ist, und den Uebergang zu einer neuen noch nicht finden kann. Aber mit mir, Teresa, bist Du noch lange nicht fertig, warte nur, ich werde Dir noch zu thun und zu schaffen machen, denn ohne Dich, ohne Dein Wort und Deine Blicke, wie sollte ich selbst auf der Höhe des gewonnenen Ziels mich halten, wo sollte ich Muth hernehmen die von Dir mir vorgezeichnete Aufgabe zu erfüllen?

Nein, entgegnete Teresa, indem sie schwermüthig vor sich niederblickte und ihre Hand aus der seinigen zog, nein, Pompeo, für Dich ist Alles gethan und vorgearbeitet, und dieser Brief an den Kaiser in Madrid, der die von uns zu gewährenden Bedingungen festistellt, vollendet und befestigt das Gewebe, an dem zu arbeiten in den letzten Jahren mein Glück, meine Liebe und meine Andacht gewesen. Die kaiserliche Partei ist für Dich entschieden, und sie befördert ihre eigenen Interessen in Italien, wenn sie Deine Erwählung zum Papst unterstützt und bewirkt! Dieser ärmliche und mattherzige Julius von Medici, in dessen Händen jetzt der römische Hirtenstab fault, wird mit dem nächsten Schlage, zu dem sich Gelegenheit bietet,

beſeitigt werden. Es iſt das dringendſte Bedürfniß Kaiſer Carls des Fünften, daß er dieſen Papſt in Italien los wird, und Alles, was wir zu dieſem Zweck unternehmen, wird den Beiſtand ſeiner Macht finden! Es bedarf daher nur noch eines einzigen kühnen Wageſtücks, und die reife Frucht fällt ab, ſie fällt Dir zu Füßen, Pompeo Colonna, und wenn Du ſie aufhebſt und auseinanderbrichſt, funkelt Dir die päpſtliche Krone als Dein Eigenthum entgegen! Dann iſt das Schickſal Italiens in Deiner glücklichen Hand, die noch Alles, was ſie berührte, in die höchſte Lebensblüthe verwandelt hat! Auch mich, Pompeo, haſt Du, ſolange ich mit Dir ſein durfte, in freudiger Blüthekraft erhalten. Nun Du am Ziel ſtehſt, mußt Du mich verlaſſen, ich weiß es und will es! Was Dir Deine Freundin bisher geweſen, muß Dir jetzt ausſchließlich das Volk und die Kirche ſein, ich würde Dir ſelbſt zürnen, wenn es anders wäre! Deine große und allſeitig ausgebildete Natur hat Dich zum Herrſcher beſtimmt, und das Ideal eines ſolchen habe ich in Dir geliebt und angebetet! Sobald es verwirklicht iſt, bin ich wieder unglücklich, wie ich war als Du mich kennen lerneteſt, und ich kehre in die Einſiedelei des Frauen-

herzens zurück. Wenn Du zuweilen in weiter Entfernung ein ſtilles Glöckchen anſchlagen zu hören meinſt, welches ſich zagend unter dem Lärm Deiner Triumphzüge an Dein Ohr drängen will, ſo glaube, daß es alte ſterbende Liebesgedanken ſind, die Dich noch einmal umziehen!

Eine Thräne entſtürzte ihren großen herrlichen Augen, und fiel heiß auf die Stirn des Cardinals, der ſeine Freundin mit wachſendem Erſtaunen betrachtet hatte.

Ich erkenne Dich nicht wieder, ſtolze, tapfere, göttliche Tereſa! entgegnete er. Kann die diamantenfeſte und himmelsklare Seele einer Göttin auch angekränkelt und umſchleiert werden von einer Stimmung, die dem gemeinen Wandel der Dinge gehört? Wie kommt es denn, mein theures Herz, daß Deine Gedanken plötzlich ſo krank, ſo ſchwer und ſo ſelbſtvernichtend geworden ſind? Nun iſt es mir doppelt lieb, daß ich den berühmten Arzt und Zauberer, der ſeit einiger Zeit in dem Walde bei Breſcia ſein Weſen treibt, noch in dieſer Nacht zu uns herbeſchieden habe. Vielleicht kann er mit ſeiner mir vielfach gerühmten und zu allen Dingen brauchbaren Kunſt auch den Dämon be-

ſchwören, der Deinen Geiſt ſo ſchmerzlich umdüſtern will, meine Tereſa!

Scherze in dieſem Augenblick nicht mit mir! verſetzte Tereſa, indem ſie zugleich mit Betroffenheit aufhorchte.

Kein Scherz, erwiderte der Cardinal lebhaft, ſondern der Mann wird bereits draußen im Vorzimmer ſtehen, und unſerer Befehle harren. Dein Freund Belcamo, das fabelhafte Ungethüm, das Du mir zu gewiſſen kleinen Dienſtleiſtungen empfohlen, hat mir von dieſer räthſelhaften Perſon geſprochen, es muß ein außerordentlicher Mann ſein, dem übernatürliche Kunſt und Kraft zu Gebote ſtehn, und dem in jener Gegend ſchon das Volk zuläuft wie einem Wunderthäter und Magus, denn er macht alle Kranken geſund, heilt alle Miſſſtände des Körpers und Gemüths, und entläßt alle Armen und Trauernden als glückliche Menſchen. Sein einſames Haus im Walde bei Brescia iſt deshalb ſtets von Schaaren Hülfeſuchender umlagert!

Die Gräfin lächelte und ſagte: So laß denn Deinen Mann, der die Menſchen alle glücklich machen kann, hereintreten! Ich bin neugierig einen ſolchen Unverſchämten zu ſehn. Und zugleich erfahre ich bei die-

ſer Gelegenheit, wie ſtark Dein Glauben iſt, Pompeo Coloma!

Warum nicht? entgegnete der Cardinal nachſinnend. Man kann ein guter Chriſt ſein, und doch an das Geheimniß der Naturkräfte glauben, wie auch daran daß es Perſonen giebt, denen dieſelben vorzugsweiſe gehorchen und in den Bereich ihres Wiſſens und Wollens treten. Wir gehen ſonderbaren Zeiten entgegen, meine Freundin! Die Geheimniſſe der Kirche, geſtehen wir es uns nur, halten nicht mehr in ihrer ausſchließlichen Verbindlichkeit vor, und es kommen andere Geheimniſſe an die Reihe, mit denen man ſich bei Zeiten richtig ſtellen muß, um nicht Alles zu verlieren. Das ſind die Geheimniſſe der Wiſſenſchaft, die Geheimniſſe der Natur! Bei allen Völkern treten jetzt große Männer auf, welche dieſe neuen Myſterien predigen! Fangen wir damit an, an dieſelben zu glauben, damit wir nachher ſehen wie wir unſer Beſtehen dabei finden können! —

Er ſchellte, und gab dem darauf eintretenden Diener ein Zeichen, den Erwarteten hereinzuführen. —

Inzwiſchen befand ſich Mendoza oben in ſeinem Verſteck in der ſeltſamſten Spannung. Er konnte keinen Augenblick zweifeln, wen er in dem Zauberer und

Arzt aus dem Walde von Brescia wiedersehen werde. Jedesmal, wo ihn die wunderbarste Verkettung der Umstände wieder in die Nähe Toralba's bringen sollte, empfand Mendoza diese Begegnung wie einen stechenden Schmerz in seiner Brust. Außerdem fiel ihm auf daß Marietta sich jetzt plötzlich aus seinen Armen losgemacht hatte, und alle ihre zärtlichen Liebkosungen gegen ihn unterbrechend, nur auf das unten Vorgehende aufmerksam war.

Nun mußt Du mich lassen, Nicolo, sagte sie eifrig, ich habe jetzt etwas zu thun und muß aufpassen!

Noch ehe Diego über den Sinn dieser Worte sie befragen konnte, war unten Toralba in den Saal getreten, und stellte sich in einer höchst abenteuerlichen, dem Zweck seines gegenwärtigen Auftretens angemessenen Verkleidung dar, aus der selbst Diego's scharfe Augen ihn kaum herauszuerkennen vermochten. Er trug das phantastische Gewand eines Magiers, das mit den sonderbarsten Zeichen und Figuren bemalt war, und unter seiner ellenhohen Kopfbedeckung war auch das Gesicht fast verschwunden, von dem man nur bei einzelnen Bewegungen die mächtigen, ihr durchbohrendes Feuer ausströmenden Augen hervorblitzen sah.

Ihr seid uns als ein ausgezeichneter Mann ge-

rühmt werden, begann der Cardinal, und die Colonna's sind wohl in Italien bekannt genug, um es Euch begreiflich finden zu lassen, daß sie die Bekanntschaft aller Hochbegabten und geistig Hervorragenden zu machen und dieselben wo möglich an sich zu fesseln wünschen!

Wenn Ihr nicht zuviel von mir hofft, entgegnete Toralba, indem er mit langsam feierlichen Schritten näher zu ihnen herantrat, so verpflichte ich mich gern zu Euerm Dienst, und was die Kraft der Wissenschaft über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vermag, soll durch mich in Euern Besitz gestellt werden!

Ihr versprecht schon mehr, als wir zu hoffen wagten! versetzte der Cardinal lächelnd. Ihr seht allerdings der Wissenschaft Bedürftige vor Euch, und da Euch die geheimnißvollen Offenbarungen derselben geworden sind, so schaut in unser Herz, in dem sich ein großes Werk der Zukunft bereitet, und sagt uns ob wir diesem Werk der Zukunft mit sicherem Vertrauen uns hingeben können, und ob wir die rechten Mittel zu seiner Vollführung ergriffen?

Der Zaubermeister sann einen Augenblick nach und sagte dann mit einer lauten schmetternden Stimme, die wie Trompetenklang durch den stillen Saal schallte:

Ich sehe drei goldene Kronen, schwer von funkelnden Edelsteinen und mit einer Kugel verbunden, über welcher das heilige Kreuz steht, das die Welt erlöst hat! Dies ist ein Schmuck, der vom Himmel herunterhängt, um auf das edelste und würdigste Haupt sich zu legen. Halte Dein Haupt unter, Cardinal Pompeo Colonna, denn diese drei goldenen Kronen sind die Tiara, die Dich zum Herrn und Leiter des Erdkreises machen soll! Und so höre ich es schon durch die Lüfte heranrauschen, daß sie Dich nennen Patrem, Principem ac Regem! Habe ich jetzt richtig in Euer Herz geschaut?

Der Cardinal schien einen Augenblick verlegen über diesen gewaltigen und scharfen Ton, in dem er die wichtigsten Geheimnisse seiner Gedanken plötzlich laut werden hörte. Ein leises Erbleichen verrieth die Bewegung, die in ihm vorging, und wurde von Toralba, der jeden Ausdruck des Cardinals mit glühenden Blicken zu belauern schien, begierig aufgefaßt. Die Gräfin, unruhig im Saal auf- und niedergehend, betrachtete forschend und zweifelhaft den Magier.

Man sagt daß Ihr im Besitz von Mitteln wäret, um die Gestalt der Zukunft zu fesseln und ihr diejenige Form und Richtung zu geben, die dem Willen

des Strebenden entspricht! sagte der Cardinal leise und mit einem Ton dem er einigermaßen eine scherzhafte Wendung zu geben versuchte.

Da müßt Ihr Euch der Zauberei ergeben! erwiderte Toralba rasch. Ja, es giebt Mittel um die Zukunft zu meistern und ihrer Herr zu werden! Dies gelingt aber nur dem Kühnen, dem Festen, dem Wissenden! Es giebt ganz gewiß Menschen, die Alles können was sie wollen. Der Pöbel nennt es noch Hexerei, und spätere Geschlechter werden die Idee der höchsten Menschenbildung darin zu bestimmen haben, daß Jeder seiner Zukunft Herr wird!

So macht uns denn zu diesen Wissenden, die ihre Zukunft beherrschen können! rief Pompeo Colonna, immer gespannter werdend, aus.

Es läßt sich nicht so leicht ausführen, sondern Vielerlei ist dabei zu bedenken! entgegnete Toralba. Wenn Ihr Euch der Wissenschaft hingeben wollt, Cardinal, so müßt Ihr Euch zuerst den Segen dazu ertheilen lassen von dem Teufel! Denn ohne den Teufel geht es bei der Wissenschaft nicht ab. Und ich weiß nicht inwiefern Euch das passen würde, da Ihr zugleich Papst werden wollt? Denn es verstößt gegen die Lehren der christlichen Religion!

Der ſchneidende und bittere Ausdruck, mit welchem Toralda dieſe Worte ſprach, ſchien dem Cardinal zwar aufzufallen, er ſagte aber mit der ihm eigenen freundlichen und überlegenen Ruhe: Ich ſehe daß Ihr es ehrlich und gewiſſenhaft mit mir im Sinne habt! Aber wenn die Wiſſenſchaft, wie Ihr meint, ſich einmal nicht ohne den Teufel behelfen kann, ſo verſchafft uns immerhin die nähere Bekanntſchaft deſſelben, und es wird ſich dann zeigen wer mehr Anſtoß aneinander nimmt, der Teufel an unſerm Chriſtenthum oder unſer Chriſtenthum an dem Teufel!

Ihr wollt die Sache wie ein vornehmer Mann abmachen, verſetzte Toralbo, aber habt Acht, man unternimmt nichts Bedeutendes, ohne daß man ſich zugleich bindet und verpflichtet! Wenn Ihr aber ein Wiſſender und dadurch ein richtig Handelnder werden wollt, ſo iſt es vor Allem nöthig daß Ihr Euch einen Schutzgeiſt verſchafft!

Einen Schutzgeiſt? wiederholte Colonna lächelnd indem er die Gräfin anſah. Du biſt es, Teresa, und eines anderen bedarf ich nicht ſolange Du treu an meiner Seite bleibſt. Ihr findet mich alſo bereits mit dem Gegenſtand verſehen den Ihr fordert!

Verzeiht daß ich mich dagegen erkläre! versetzte der Magier. Nicht diese schöne Frau, sondern die Kröte muß Euer Schutzgeist werden!

Die Kröte? riefen Beide gleichzeitig mit Erstaunen und Unwillen aus.

Die Kröte ist der Inbegriff aller geheimen Kräfte der Natur! entgegnete der Andere feierlich und bedeutungsvoll. Zur Erreichung aller Zwecke der Welt taugt eine schöne Frau gut, aber die Kröte ist besser!

Ihr wollt uns also mit dem mystischen Kram Eueres Handwerks nicht verschonen? sagte der Cardinal. Spart dergleichen doch auf für das Volk, das Euch in Euerm Walde überläuft, und behandelt uns als gebildete Leute auf ebenbürtigem Fuße!

Ihr habt mich rufen lassen, weil Ihr Rath, Hülfe, Wirkung von mir verlangt! versetzte Toralba rauh. Jede Kunst hat ihr Handwerkszeug, jede Wissenschaft hat ihre Symbole! Ohne die Kröte könnt Ihr nicht eintreten in das Reich der Kräfte, das ich Euch eröffnen will, denn die Kröte ist der Schlüssel alles Wollens und Könnens, weil sie die Urflüssigkeit alles Geschaffenen in ihrem wunderbaren Leibe birgt. Darum mußt Du zuerst die Kröte aus meinen Händen empfan-

gen, Pompeo Colonna, und mußt ſie dann als Deinen liebſten Gaſt bei Dir beherbergen, nähren und pflegen, ehe Du zur Macht des Handelns gelangen kannſt und Dein menſchliches Thun, das ſonſt in der Vereinzelung erſtirbt, in den höheren Zuſammenhang der Elemente eintritt!

Ich habe von dieſer Zauberkröte reden hören, verſetzte der Cardinal, aber mir wurde geſagt daß ſie nur der Teufel ſelbſt verabfolgen könne. Bei Euerm freundlichen Erbieten muß ich faſt auf den Gedanken kommen, daß ich in Euerer werthen Perſon bereits die Ehre einer Bekanntſchaft genieße, die ich mir noch nicht ſo nahe geglaubt!

Nicht doch, Herr Cardinal, ohne Complimente! entgegnete Toralba. Ich bin nicht der Herr ſelbſt, ich bin nur ein ſtrebender Geiſt der auf ſeine eigene Hand ſchafft und mit dem, was er gelernt hat, gern Andern gefällig iſt. Es iſt wahr, die Kröte kann nur der Herr liefern, und es wird ſich ſogleich zeigen ob er Euerm Beginnen günſtig iſt. Denn nur in dieſem Fall wird die Kröte, deren wir bedürfen, auf meine Beſchwörung von der Decke dieſes Saals herunterſpringen und in ihrem Staatskleid von Sammet und

Seide, in dem sie unmittelbar aus der Hölle kommt, sich uns darstellen. Wenn Ihr wollt, werde ich als Euer Pathe diese Kröte erbitten, was Ihr aber jetzt dreimal laut von mir fordern müßt! Dann habt Ihr größere Anwartschaft auf das Erscheinen der Kröte, und nachdem sie an mir heraufgekrochen und sich an meiner Brust gewärmt hat, dürft Ihr sie aus meiner Hand empfangen zu Euerm Eigenthum, zu Euerm immerwährenden Helfer und Diener, den Ihr nicht mehr von Euch lasset, der Euch auf allen Euern Wegen und Thaten begleitet! Mit Hülfe dieser Kröte werdet Ihr alle Entfernungen überwinden die Euch hinderlich sind, in alle Gestalten Euch verwandeln die Euch nützlich werden können, Jedem Schaden thun der Euch mißfällt, und verschwinden und erscheinen wo und wie es in Euerm Willen liegt! Wenn Ihr über Länder und Meere mit ihr flieget, werdet Ihr nicht müde werden, und wenn Ihr sie in die Schlacht mitnehmt, werdet Ihr nicht fallen! Dieser Kröte müßt Ihr schmeicheln und alle Tage liebkosen, dann wird sie Euch alle Euere Plane gelingen lassen. Die Berührung dieser Kröte heilt Kopf- und Herzweh, und so dürfte sie auch der schönen Frau Gräfin zu empfehlen sein! Kein Thier, und wenn Ihr die Sonnenrosse

des Phöbus ſelbſt vor Euern Wagen ſpanntet, wird Euch ſo raſch auf den päpſtlichen Thron befördern als die Kröte!

Euere Kröte verſpricht Viel, verſetzte der Cardinal. Ihr macht mich auf's Aeußerſte geſpannt, wirklich in den Beſitz derſelben zu gelangen. Und ſo will ich denn kein Bedenken tragen Euch zu meinem Pathen zu beſtellen und Euch dreimal laut um Euer Fürwort für das Erſcheinen der Kröte zu bitten!

Nachdem der Cardinal dies gethan und den Andern ſcharf beobachtend ins Auge gefaßt hatte, erhob Toralba ſeine Stimme zu einem unverſtändlichen Gemurmel, welches er mit allerhand myſtiſchen Zeichen begleitete. Man ſah daß er eine Beſchwörungsformel vollzog, der es auch bald an eigenthümlichen Wirkungen nicht zu fehlen ſchien, indem an verſchiedenen Orten des Saals kleine ziſchende Leuchtkörper emporflogen und beſonders oben an der Decke einige dunkelglühende Blitze auf- und niederzuckten, worauf ein donnerähnliches Krachen und eine ſeltſame Lufterſchütterung erfolgte. Dazu ließen ſich unheimlich pfeifende und krächzende Stimmen vernehmen, und Alles ſchien auf einen ſeltſamen Vorgang hinzudeuten. —

Mendoza erhielt oben in ſeiner eigenthümlichen

Lage noch eine besondere Gelegenheit zur Beobachtung dieser Dinge, indem in seiner unmittelbaren Nähe, wie er zu seiner größten Verwunderung bemerken mußte, die eigentlichen Fäden der ganzen Maschinerie sich befanden. Denn er sah wie in der That kein Anderer hülfreich war dieselbe in Bewegung zu setzen, als die kleine Marietta selbst, die sich offenbar im Einverständniß mit dem Zauberer thätig zeigte, indem sie eifrig und mit geschickter Hand an mehreren Schnüren drehte, welche, von außen unbemerkbar, innerhalb der Galerie des Saals sich fortziehend, in ihrem Fenster sich zu vereinigen schienen und ihrer Sorge und Lenkung anvertraut waren.

Das Mädchen hatte über dieser Bemühung ihren Liebhaber ganz vergessen, und nachdem ihr Mendoza einen Augenblick lang erstaunt zugesehen und zugleich die Würkungen ihrer Thätigkeit unten im Saal betrachtet hatte, bat er sie leise, sie möchte ihm doch sagen was dies zu bedeuten habe?

Dummer Nicolo, entgegnete sie ihm heftig, halte mich nur jetzt nicht auf, Du siehst ich habe zu thun. Der fremde Mann hat mir viel Geld gegeben, und für Geld thue ich einmal Alles. Denn nachdem Du

böſer Menſch mich in dieſen Zuſtand verſetzt haſt, den ich bald nicht mehr werde bergen können, muß ich doch Geld anſchaffen. Wovon ſollen wir uns denn unſere Wirthſchaft einrichten, da Du gar nichts haſt, Du armſeliger Tropf? —

Obwohl Mendoza bei dieſer Entdeckung, welche ihm jetzt das Mädchen im Drang der Umſtände machte, ſich glücklicherweiſe ſo wenig betheiligt zu fühlen brauchte, ſo bekam er doch faſt einen ſolchen Schreck darüber, als wenn er in der That ſich für den verantwortlichen Urheber zu betrachten hätte, und er beſchloß die erſte Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Jetzt feſſelte ihn aber noch das neue Ereigniß, dem die Perſonen im Saal mit ſo großer Spannung entgegenſahen, und wozu der Zauberer ſeine Beſchwörungsformel immer feierlicher und majeſtätiſcher erſchallen ließ. —

In dieſem Augenblick ſprang auch in der That die Kröte von dem oberſten Geſims des Saals herunter, und fiel gerade zu Toralba's Füßen nieder, der ſie raſch ergriff und in ſeinem Gewand verſteckte. Nachdem er ſie dort einige Minuten lang unter allerhand myſtiſchen Bewegungen geborgen, überreichte er ſie dem Cardinal, der ſich nicht ſogleich entſchließen konnte ſie

anzunehmen. Mit dem heftigſten Abſcheu aber, der ſich in allen ihren Mienen und Gebärden ausdrückte, betrachtete die Gräfin das ſeltſam ausſehende Thier, welches eine vollſtändige Kleidung mit einer freiſtehenden Kapuze trug, aus welcher die unheimlich blitzenden grünlichen Augen hervorſahen. Das Kleid der Kröte beſtand aus ſchwarzem Sammet und war in der Mitte durch einen ſeidenen Gürtel zuſammengehalten, doch öffnete ſich dieſer Rock zugleich nach der Seite des Bauches hin, den ſie in der aufrechten menſchlichen Stellung, in der ſie Toralba dem Cardinal darbot, mit grünen, braunen und gelben Streifen bemalt zeigte.

So empfange aus meinen Händen dieſes ſchöne heilige Thier! rief der Zauberer dringend. Speiſe es mit Brot, Wein und Fleiſch, und mit Allem was Du ſelber iſſeſt, aber ſorge, daß es Niemand bei Dir erblicke, und daß ihm nicht das geringſte Leid geſchieht, denn Deine Zukunft iſt von dieſer Kröte abhängig! Du willſt Papſt werden, Pompeo Colonna, ich habe es in Deinem Herzen geleſen, aber dazu brauchſt Du das geweihte Gift der Zauberkröte. Dies Gift wird ſie Dir aus Deinem eigenen Herzen bereiten, nachdem

Du ganz eins mit ihr geworden biſt, und darum mußt Du die Kröte pflegen wie Dich ſelbſt, und mußt mit ihr zu einem und demſelben Leben Dich vereinigen!

Höret den Betrüger nicht länger an! ließ ſich jetzt plötzlich eine laute durchdringende Stimme von oben herab vernehmen. Es war die Stimme Mendoza's, der nicht mehr an ſich zu halten vermochte, und Alles vergeſſend endlich ſeiner Empörung und dem ihn überwältigenden Zorn, mit welchem er dem Treiben Toralba's zugeſehen, Luft machen mußte.

Sein heftiger Ausruf, der um ſo überraſchender wirkte als Mendoza für die Unterſtehenden gänzlich unſichtbar bleiben mußte, brachte im Saal einen völlig betäubenden und lähmenden Eindruck hervor. Es trat eine Todtenſtille ein, während der Alle betroffen ſich anblickten und Keiner zu einem Entſchluß gelangen zu können ſchien. Zugleich war oben ein lauter kreiſchender Schrei hörbar geworden, mit welchem die kleine Marietta im Entſetzen über die plötzliche Verwandelung, welche mit ihrem vermeintlichen Nicolo vorgegangen war, an die Erde ihres Zimmers niederſank.

Mendoza aber, nachdem er einmal ſeinen alten gährenden Unwillen gegen Toralba entfeſſelt hatte, war bei

dem einen Wort nicht stehen geblieben, sondern rief in immer steigender Leidenschaftlichkeit ohne alle Berücksichtigung der Umstände ferner aus: Er ist ein Spion, und nichts als ein Spion! In allen möglichen Gestalten weiß er sich überall einzuschleichen, um zu spähen, auszukundschaften und zu verrathen! Und Dich, Pompeo Colonna, will er verderben, indem er Dich zum Mitschuldigen seiner ekeln Zauberei wirbt, deren er Dich dann selbst bezüchtigen will, um Dir Deine große Sache zu beschmutzen und sie unmöglich zu machen! Diesen abgefeimten Betrüger wird man nur los, wenn man ihn tödtet! Hinaus, hinaus mit ihm! —

Dies ist Diego! rief die Gräfin erbleichend aus. Und dieser, der Spott und Verderben über uns bringen will, ist der berüchtigte Toralba!

Der Cardinal sah erschrocken und beschämt aus, und schaute einen Augenblick lang schweigend vor sich nieder. Die Gräfin blickte unverwandt nach dem kleinen Galleriefenster empor, aus dem sie Diego's Stimme vernommen. Unterdeß war Toralba unbemerkt aus dem Saal verschwunden, und es zeigte sich keine Spur mehr von ihm, als allein die wunderlich angekleidete Kröte, die in kurzen Sprüngen auf dem Boden umherhüpfte und unheimlich raschelte.

Und bei meinem Kammermädchen nimmt er seinen Versteck! sagte die Gräfin vor sich hin, indem um ihre blaß gewordenen Lippen ein spöttisches Lächeln aufblitzte.

In diesem Augenblick aber stieß sie, von der Kröte berührt, die an ihrem Fuß heraufkriechen wollte, einen heftigen Schrei aus, und sank dann dem Cardinal ohnmächtig in die Arme.

Diego, von Schrecken erfaßt und sich seiner Lage wieder bewußt werdend, hielt es jetzt für das Geeignetste, die Flucht zu ergreifen. Marietta lag vor ihm auf den Knieen und schluchzte und betete laut, denn nachdem sie ihren Irrthum erkannt, hatte sich der Aberglauben ihrer bemächtigt und sie zu den fürchterlichsten Vorstellungen über die Person des Fremden getrieben.

Mendoza mußte über sie hinwegsteigen, um nur den Ausgang zu gewinnen. In größter Hast fand er sich durch die Gänge des Schlosses zu seinem Zimmer zurück, wo er sogleich Anstalten zu seiner Abreise traf, indem er die nothwendigsten seiner Sachen zu einem kleinen Bündel zusammenschnürte. Dann ging er auf den Schloßhof hinunter, und suchte sich in den Ställen sein Pferd aus, das ihn mit frohem Wiehern begrüßte. Da die Dienstleute noch in tiefen Schlaf

versunken lagen, so sattelte und zäumte er sich selbst das Pferd und bestieg es dann ohne Säumen. Der Thorwärter ließ ihn verwundert zu der Hinterpforte des Schlosses heraus, welche auf das Feld führte. Auf die Frage, ob nicht kurz vor ihm ein anderer wunderlich gekleideter Fremder das Schloß verlassen und welchen Weg er eingeschlagen haben möchte, wußte der Diener nicht zu antworten, da er Niemand gesehen haben wollte.

Er übergab dem Thorwart einen Zettel zur Bestellung, auf dem er rasch mit einer Bleifeder zwei Worte des Abschiedes und der Entschuldigung an den Cardinal und die Gräfin zurückgelassen hatte.

Dann sprengte er fort und suchte die Straße nach Rom zu erreichen. Der Morgen war noch nicht angebrochen, aber die Nacht zerstreute sich bereits in den Dämmerstreifen der Frühe, die zitternd über Gebirg und Thal hinflogen. —

Fünftes Buch.

Dolores und Teresa.

1. Miranda oder Dolores?

Mendoza lebte ungefähr ſeit Jahresfriſt in Rom, und hatte dort bisher eine ungemein glückliche Zeit verbracht, die ihm unter mancherlei Beſchäftigungen, unter den Studien der alten großen Kunſtwelt, die ihn umgab, und auch mit einigen abenteuerlichen Erlebniſſen, raſch verſtrichen war.

Wir treffen ihn gerade in einem Moment wieder, wo er ſich in der heftigſten und leidenſchaftlichſten Spannung befand, in welche er durch eine eigenthümliche Bekanntſchaft, die er in dieſen Tagen gemacht, verſetzt worden war. In einer Geſellſchaft bei Hugo von Moncada, der durch den Tod des Herzogs von Seſſa Geſandter Carls des Fünften in Rom geworden, hatte Mendoza die ſpaniſche Gräfin Miranda kennen gelernt, und ſeit dieſem Tage keine Ruhe mehr in ſeinen Gedanken und für ſeine Geſchäfte gefunden.

Don Hugo von Moncada fand es seltsam, daß sein junger Freund, der ihm zugewiesen und von Madrid aus besonders empfohlen war, seit einiger Zeit alle seine Arbeiten liegen ließ, aber Mendoza schob die Schuld auf den Gesandten selbst zurück, der ihn einer Frau von so überwältigender Schönheit, wie sie in der ganzen Welt sonst nicht gesehen werde, vorgestellt habe.

Diese Gräfin lebte erst seit einigen Monaten in Rom, wo sie einen prächtigen Palast bewohnte, und zugleich angefangen hatte ein glänzendes Haus zu machen, in dem seit Kurzem Alles, was irgend auf Bedeutung, Geist und vornehme Stellung Anspruch erheben konnte, eine gastliche Vereinigung gefunden. Ihre Feste, welche sie in ihrem Palast gab und in denen eine großartige Verschwendung mit den feinsten und sinnreichsten Veranstaltungen wetteiferte, waren in Rom berühmt geworden, und es galt in den höchsten Kreisen der Gesellschaft schon für eine Auszeichnung, zu den Aufgenommenen bei der Gräfin Miranda zu gehören.

Alles dies hätte jedoch den geringsten Reiz auf Mendoza ausgeübt, denn diese strahlende und geräuschvolle Art ihres Auftretens erregte unserm sich unauf-

hörlich mit ihr beſchäftigenden Freund mehr Pein als Anziehung, da ſie das ſeltſame Geheimniß, mit dem die Perſönlichkeit dieſer außerordentlichen Frau für ihn umhüllt war, nur noch drückender und unerforſchlicher machte.

Er hatte ſie nur erſt ein einziges Mal bei Moncada geſehen, und eine wunderbare Aehnlichkeit, die ihn bei ihrem Anblick überraſchte, hatte ihn zu der Bitte veranlaßt ihr vorgeſtellt zu werden. In dem Augenblick aber, wo ſie den ſchönen Mund öffnete, um ihm ein freundliches Bewillkommnungswort zu ſagen, konnte er den mächtig entloderten Sturm ſeines Innern kaum mehr beſchwichtigen, und er wollte ihr ſchon zu Füßen ſinken und laut ausrufen: Dolores, Du biſt es! Dolores, unter tauſend Verhüllungen und Verſtellungen erkenne ich Dein einziges Geſicht und die himmliſche Offenbarung Deiner Augen heraus! Dolores, Du biſt Dolores, und mögen alle Namen der Welt Dich anders nennen!

Es näherte ſich ihr aber in demſelben Moment der Biſchof Giberti, der eifrige Freund und Vertraute des Papſtes, gegen welchen Prälaten ſie eine beſonders freundliche Rückſicht zu haben ſchien, und es entſpann

sich eine lebhafte Unterhaltung, während welcher Miranda den daran theilnehmenden Mendoza mit der größten Harmlosigkeit und Unbefangenheit betrachtete, wie jeden Andern. Sie war hinreißend schön und unendlich gütig für Alle, aber ihn berechtigte keine einzige ihrer Bewegungen, mit welchem glühenden Scharfblick er denselben auch folgen mochte, dazu, sie für eine Andere zu nehmen als sie sich darstellte, obwohl gerade ihre Stimme bei jedem Wort, das sie sprach, mehr und mehr seine Zweifel in Gewißheit umzuwandeln schien. —

War es Dolores wirklich, und warum erschien sie plötzlich in einer ihr fremden Gestalt unter so glanzvollen und rauschenden Verhältnissen, wie sie ihrer stillen Sinnesart und Geistesrichtung sonst widerstrebten, und in denen sie sich gleichwohl jetzt mit dieser Freiheit und Alles beherrschenden Ueberlegenheit bewegte? Warum hatte sie ihr einsames und geheimnißvolles Haus in dem Walde bei Brescia wieder verlassen, und was zog sie jetzt in diese betäubenden Strudel der Welt und der Parteien, zu denen sie keineswegs eine gleichgültige Stellung zu haben schien? —

Ueber diesen Fragen brütete Diego und fühlte da-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT,T. FN. 0219/022

bei die heftigste Leidenschaft für diese Frau sich erneuern, deren wunderbares Wesen, mit dem fremdartigen Schleier des Geheimnisses bedeckt, ihn jetzt stärker wie jemals fesseln wollte. Er gelobte sich, daß es ihm gelingen solle, dies Geheimniß zu durchdringen, und Miranda oder Dolores, wer auch die Zauberin sein möge, seinen Bewerbungen geneigt zu machen! —

2. Cäsar Borgia's Schule.

In einer schlummerlosen Nacht, welche Diego mit unruhigen Gedanken darüber zubrachte, wie er zu einer rascheren und weiteren Entwickelung seiner Bekanntschaft mit der Gräfin Miranda gelangen könne, suchte er sich vergebens durch das Lesen einiger Gesänge des Arioſto zu zerstreuen, obwohl ihm dieſe den Genius abenteuerreicher Verwickelungen im höchſten Glanz der Erfindung zeigten.

Aber alle romantiſchen Schritte, ſich ihr erfolgreich zu nähern, hatten bisher nicht gelingen wollen, und auf dem üblichen und conventionellen Wege in ihrem Palaſt eingeführt zu werden, dazu wußte er Niemand als ſeinen neuen Gönner und Freund, den kaiſerlichen Geſandten Don Hugo von Moncada. Dieſer war aber ſeit mehreren Tagen von Rom abweſend und befand ſich auf den Gütern der Colonna's am Albaner-

See, wo er, wie Mendoza bekannt war, die dort betriebenen Rüstungspläne mit Rath und That unterstützte, indem er die eigentliche Seele derselben in der letzten Zeit geworden war. —

Die Mitternachtstunde war vorüber, und die ewige Stadt Rom, die sonst um diese Zeit schon in einen unverbrüchlichen, und nur von leisen geheimnißvollen Klängen der Kirchen und Klöster durchzitterten Frieden eingesponnen lag, schien heut noch von unruhigen und räthselhaften Bewegungen, die plötzlich aus der Ferne zu Mendoza herüberdrangen, durchzuckt zu werden.

Mendoza hatte sein Fenster geöffnet, um diesem dumpfen und seltsamen Geräusch nachzuspüren, welches er sich nicht erklären konnte, und das auf irgend einen Vorgang in einem entlegeneren Stadttheil hindeutete, denn in seiner nächsten Nähe, wie er sich auch umschauen mochte, ließ sich noch nichts Ungewöhnliches bemerken.

In diesem Augenblick hörte er sich von unten durch eine ihm nicht ganz unbekannte Stimme angeredet, und er bemerkte, daß es ein Diener Moncada's sei, der zu ihm ins Haus wollte um ihm die Botschaft auszurichten, daß der Gesandte seit einigen Stunden nach

Rom zurückgekehrt sei, und dringend die Gegenwart Mendoza's in seinem Kabinet begehre. —

Diego kleidete sich rasch an und eilte in ungestümer Hast über die Straße, überzeugt daß diese Sendung mit einem außerordentlichen Ereigniß zusammenhange, um das es sich in diesem Augenblick in Rom handele, und von dem er jetzt aus den hingeworfenen Ausrufungen einiger Vorübergehenden nur immer dunklere Vorstellungen erhielt.

In der höchsten Spannung betrat er das Kabinet Moncada's, der ihm mit einem ungemein heitern und vergnügten Ausdruck, wie er sonst auf dem hageren und in lauter düsteren und scharfen Furchen ausgearbeiteten Gesicht dieses Staatsmannes nie gesehen wurde, entgegen kam.

Es geht etwas in Rom vor, Freund Mendoza! sagte er mit dem gekniffenen Lächeln das ihm charakteristisch war und vor dessen unheilvoller Bedeutung Mendoza zuerst einen Schreck bekommen hatte, bis er bei längerer Bekanntschaft den ausnehmend feinen Schnitt dieses Lächelns und gewissermaßen die meisterhafte Vollendung desselben, das immer eine ganze Reihe von Berechnungen und Absichten ausdrückte, bewundern gelernt hatte.

Die Colonna's sind in Rom! fuhr er, sich voll Zufriedenheit die Hände reibend, fort. Vor einer Stunde haben ihre tapfern Schaaren das Stadtthor Roms bei Sanct Johann vom Lateran besetzt, und sie dringen seitdem unaufhaltsam und ohne allen Widerstand vor! Schon stehen sieben- bis achttausend herrlich bewaffneter Leute auf dem Platz der Apostel, und machen dort den alten großen Pallast, welcher den Colonna's gehört, zum Ausgangspunct ihrer weiteren Unternehmungen! Ihr wißt, Mendoza, welchen Antheil ich und die ganze kaiserliche Partei an diesen Bewegungen haben! Darum beschied ich Euch zu mir, damit Ihr in dieser Nacht, die das Bedeutendste bringen kann, an meiner Seite steht! —

Mendoza wußte seinem Erstaunen kaum Worte zu geben. Wie, rief er nach einigem Besinnen aus, die Colonna's kommen mit bewaffneter Hand nach Rom, und doch haben sie vor kaum vier Wochen einen Friedens- und Versöhnungs-Vertrag mit dem Papst abgeschlossen?

Don Hugo von Moncada machte aus seinem Lächeln jetzt ein seltsames Grinsen und sagte dann: Immer noch die Ansichten eines Neulings, Don Diego

de Mendoza! Weil die Colonna's vor vier Wochen Frieden geschlossen haben, eben darum fangen sie jetzt Krieg an, kann es einen natürlicheren Zusammenhang der Politik geben? Junger Freund, lernt doch endlich die Folgerichtigkeiten begreifen, auf welche in den Staatshändeln einzig und allein Alles ankommt!

Ich habe nach Euerer Anleitung den Vertrag zwischen dem Papst und den Colonna's ausarbeiten helfen, entgegnete Mendoza, und danach haben sich unsere Freunde am Albaner See verpflichtet, ihre angeworbenen Kriegsschaaren sämmtlich in das Königreich Neapel zurückzuziehn, während der Papst ihnen dagegen eine Vergebung aller ihm zugefügten Beleidigungen versprochen und zugleich den Kirchenverweis unterdrückt hatte, der schon gegen den Cardinal Pompeo Colonna ausgefertigt war!

Und nun sagt mir auch, was hat Seine Heiligkeit der Papst dagegen gethan? fragte Moncada lauernd, indem er sich mit sichtlichem Vergnügen den Bart drehte.

Der Papst, versetzte Mendoza, hat dagegen aus Ersparniß sich beeilt, seinen Kriegsfuß herabzusetzen, er hat seine ganze Gendarmerie verabschiedet und auch fast alle seine Fußvölker entlassen, die er bis dahin zu seiner Vertheidigung gehalten!

Moncada brach jetzt in ein lautes und anhaltendes Lachen aus, indem er sich auf einem Absatz umherdrehte.

Nun seht Ihr, rief er, wozu Verträge gut sind! Daß ich den Colonna's zu diesem gerathen, ist nicht mein schlechtestes Werk das ich in Italien und zu Gunsten unseres kaiserlichen Herrn gefördert habe! Sagt selbst, konnten die Colonna's wohl zweckmäßiger den Krieg anfangen, als nachdem sie unmittelbar vorher den Frieden vertragt und verbrieft haben? —

Es war indeß unten auf der Straße immer unruhiger und lärmender geworden, und der von Niemanden geahnte kriegerische Handstreich, der auf Rom ausgeführt werden sollte, schien jetzt erst aus dem entlegeneren Stadttheil, wo er begonnen hatte, hieher ruchbar zu werden. Einzelne Schaaren Bewaffneter zogen vorüber, wildes Geschrei ertönte von allen Seiten, und es schien bereits gelungen die Bevölkerung Roms in eine schreckensvolle Erwartung zu versetzen.

Moncada war auf den Balcon des Hauses hinausgetreten um das Treiben auf der Straße zu beobachten, und Mendoza stand schweigend neben ihm, indem er über diese ihn so überraschende und befremdende Angelegenheit nachsann.

Moncada betrachtete ihn zuweilen von der Seite mit einem prüfenden Blick und ſagte dann: Ja, mein Freund Mendoza, Verträge werden immer nur geſchloſſen um ſie zu brechen, merkt Euch das! Denn wenn man ſie halten wollte, brauchte man ſie in der That nicht erſt zu ſchließen! Gemeine Stümper nennen es Verrath was Weisheit iſt, und Tücke, worin der höhere Genius des Politikers ſich offenbart. Mein groſſer Freund und Lehrer Cäſar Borgia ſagte immer, daß nur vier Dinge dazu gehörten, um ſich die ganze Welt zu unterwerfen, nämlich ein ſcharfer Verſtand, ein pünktlicher Dolch, immer vorräthiges Gift und keine Scham! Mein Sohn, wenn Ihr es in der Politik zu etwas bringen wollt, ſo ſeid recht fleißig in dieſen vier Methoden der heutigen Staatskunſt, die zuſammen ein großes Ganzes bilden!

Moncada warf dies mit einem ſo kalten und ruhigen Ausdruck hin als ob er Befehle zur Beſorgung ſeiner Toilette ausgetheilt hätte. Diego blickte nachdenkend und innerlich bewegt in die Nacht hinaus, und in den ſtürmiſch vorbeitreibenden Schatten derſelben glaubte er bluttriefende Ungeheuer, das fluchbeladene Haupt Cäſar Borgia's ſelbſt und die grauenvoll verzerrte Laſter-

geſtalt ſeines Vaters Alexanders des Sechſten, zu erkennen. Ihn ſchauerte bis in ſein tiefſtes Mark, und unwillkürlich entrang ſich ein lauter Seufzer aus ſeiner gepreßten Bruſt.

Moncada hatte jedoch ſeine Aufmerkſamkeit jetzt auf einige Reiter gelenkt, die plötzlich in ſtürmiſcher Eile herangeſprengt kamen und unten vor dem Hauſe ſtillhielten. Einer derſelben war abgeſtiegen und Moncada hatte ihn mit ſeinen ſcharfen Augen ungeachtet der Dunkelheit erkannt. Raſch verließ er den Balcon, um dem Heraufkommenden entgegenzueilen, der aber ſchon mitten im Zimmer ſich befand und jubelnd in Moncada's Arme ſtürzte. Es war Pompeo Colonna, in vollkommen kriegeriſcher Rüſtung, in der ſeine edele hohe Geſtalt blitzend und ſiegesgewiß ſich darſtellte. Seine Stirn war heiß von Erregung und glühender Kampfesluſt, und die leidenſchaftliche Spannung, in der er ſich befand, erlaubte ihm nicht ſogleich zu ſprechen.

Ihr habt alſo Wort gehalten, Herr Cardinal! rief Moncada freudig aus. Ihr habt Wort gehalten, und erſcheint ſelbſt an der Spitze Euerer Truppen in Rom, um Euerm verhaßten Gegner, dieſem Julius von Medici, endlich die Stirn zu bieten! Willkommen, will-

kommen, in Rom! Alle Herzen ſchlagen Euch entgegen, alle Pforten öffnen ſich Euch!

Ich glaube Euere Glückwünſche annehmen zu können, Moncada! entgegnete der Cardinal, nachdem er auch Mendoza mit beſonderer Freundlichkeit bewillkommt und ihm zugleich von der Gräfin Tereſa, mit dem Zuſatz, daß ſich dieſelbe leidend befinde, einige angelegentliche Grüße beſtellt hatte.

Unſere Sache iſt im beſten Zuge! rief er dann in ſtrahlender Freude aus. Das römiſche Volk wird ſich für die Colonna's erklären, wie wir es richtig vorhergeſehn haben! Alles gelingt, und unter dem Zujauchzen der Römer dringen unſere Truppen von Straße zu Straße vor! O meine Freunde, die Zeit des Handelns iſt da, und die Größe des Menſchen wächſt mit ſeiner Unternehmung! Wenn wir wollen, müſſen wir ſiegen! —

In dieſem Augenblick ließen ſich im Vorgemach eilige Schritte vernehmen und ein ſchweißtriefender Bote trat ein, um dem Cardinal eine Nachricht von Veſpaſian und Aſcan Colonna nachzubringen, die auf dem Platz der Apoſtel an der Spitze ihrer Hauptſchaaren zurückgeblieben waren. Der Papſt hatte nämlich in-

zwischen zwei Cardinäle abgesandt, um von den Führern des Colonna'schen Heeres eine Erklärung über ihr feindliches Eindringen zu verlangen, und auf die Beobachtung des vor einem Monat abgeschlossenen Friedens zu dringen. Vespasian und Ascan ließen dem Cardinal melden, daß sie den päpstlichen Abgesandten jedes weitere Gehör abgeschlagen und sie ohne irgend eine Antwort zurückgeschickt hätten.

Pompeo Colonna und Moncada drückten ihre Zustimmung über dieses Verfahren aus, und der Letztere bemerkte daß er unterdessen den Papst selbst habe beobachten lassen, und jeden Augenblick der Rückkehr seines Kundschafters entgegensehe. In diesem Moment aber erschien auch der zweite Bote und berichtete, der Papst, vom äußersten Schrecken erfüllt, habe zwei Cardinäle auf das Capitol gesandt, um das römische Volk zu den Waffen zu rufen und es zur Vertheidigung des heiligen Stuhls aufzufordern, aber, setzte Moncada's Kundschafter hinzu, das Volk ist nur zögernd und murrend zusammengekommen, mit Schmähungen über den Papst, über seine unordentliche und schlechte Regierung, und mit lauten Freudenbezeugungen über die Noth welche Seiner Heiligkeit jetzt bereitet werde! —

Bei dieser Nachricht umarmten sich Colonna und Moncada mit stürmischen Ausrufungen. Dieser verachtungswürdige Medici soll nun endlich fallen! rief Colonna mit leidenschaftlichem Haß aus. Zweimal hat schon sein Schicksal in meiner Hand gelegen. Das Erstemal verhinderte ich die Erhebung dieses Bastards auf den päpstlichen Stuhl, und wandte glücklich von Rom solche Schmach und zugleich die Gefahr ab, daß bei dieser eiteln, üppigen und verderblichen Familie der Medici die oberste Gewalt gewissermaßen erblich bleibe! Ich bewirkte im Conclave die Ernennung Adrians. Das Zweitemal, als es sich nach Adrians Tod wieder um Julius von Medici handelte, und Intriguen um Intriguen von allen Seiten sich gehäuft hatten, machte ich ihn zum Papst, und empfing dafür die Gewährleistungen seiner Dankbarkeit und Verpflichtung! Das Drittemal stehe ich dem zweideutigen und keiner einzigen Sache gerecht gewordenen Mann bewaffnet gegenüber, und werde jetzt bis in den Vatican dringen, um ihm mit meinen eigenen Händen die heilige Krone von seinem unwürdigen Haupt zu stoßen! —

Mendoza betrachtete mit Erstaunen diese gewaltige Aufregung des Cardinals, in der er ihn noch nie ge-

sehen, und die sich in allen seinen Gebärden auf das Heftigste ausdrückte.

Euere Truppen haben bisjetzt noch keine Gewaltthätigkeiten begangen? fragte Moncada den Cardinal, indem er sich nachdenklich das Kinn strich.

Sie werden nicht mehr lange davon zurückzuhalten sein! entgegnete der Cardinal. Ich denke auch, daß wir ihrem Plünderungstrieb, der sich schon zu regen anfängt, keine zu engen Schranken setzen dürfen! Ein Soldat ohne Beute wäre wie ein Bräutigam ohne Braut! Eine Abtheilung meiner Krieger, die jetzt auf dem Apostelplatz vor dem Palast der Gräfin Miranda hält, hat schon das prächtige Haus mit lüsternen Regungen betrachtet, und ich fürchte daß die schöne Besitzerin die Erste sein wird, in deren kostbare Prunkgemächer sich Colonna'sche Soldaten einquartiren werden!

Vortrefflich! rief Moncada mit höhnischem Gelächter aus. Euere Truppen beweisen darin einen ausgezeichneten Takt. Dies Haus ist in den letzten Tagen der Sammelplatz aller päpstlichen Intriguen und Parteigängereien gewesen, und die edle Gräfin, zu deren Füßen ich natürlich auch anbetend gelegen, hat mit ihrer zauberischen Hand mancherlei Fäden geschlungen,

die sich doch zuletzt, mein Freund, über uns zusammengezogen hätten! Ich beschwöre Euch, laßt sogleich den Anfang machen mit dieser räthselhaften Prinzessin, die mit ihren anmuthigen Gaukeleien in der letzten Zeit päpstliche Politik gemacht hat! Gebt Euern Soldaten Befehl, den Palast sofort zu plündern und in Brand zu stecken! Man wird dann im Vatican sehen daß es Euch Ernst ist, und dies wird auf die ganze Unternehmung nützlichen Einfluß haben!

Colonna bedachte sich einen Augenblick und sagte dann: Ihr habt Recht, Moncada, dieses erste Zeichen meines Besuches in Rom soll Clemens feuerroth aufsteigen sehn! Das kostbar eingerichtete Intriguennest der reizenden Miranda wird rein ausbrennen, und wenn sie wirklich ein Engel, eine Sibylle oder eine Zauberin ist, wofür man sie ausschreien hört, so wird sie in den Dämpfen, die wir ihr kochen wollen, glorreich auffahren, und dem erstaunten Rom das Schauspiel einer Himmelfahrt bereiten!

So sendet diesen Befehl sogleich an Euern Neffen ab! rief Moncada mit Eifer. Hier unser würdiger und vertrauter Freund, Don Diego de Mendoza, übernimmt diese wichtige Botschaft gern. Durch seine Per-

ſon, die Euern Neffen vollgültig iſt, erſpart Ihr Euch eine geſchriebene Ordre. Und ich habe dann noch andere dringende Sachen mit Euch zu ſprechen, Cardinal! —

So ſah ſich Diego mit einem Auftrage betraut, den er nicht ablehnen konnte. Er gab ſeine Zuſage durch eine ſchweigende Verneigung, und entfernte ſich dann in der ſeltſamſten Bewegung ſeines Innern. Als er auf die Straße hinaustrat, war er noch ungewiß was er thun ſollte. Taumelnd eilte er fort, und über das peinliche Geſchäft, das er vollziehen ſollte, konnte ihn nur der Gedanke tröſten, der am Ende die Oberhand in ihm gewann, daß es ihm nämlich dabei gelingen werde, Miranda oder Dolores, wer ſie auch ſein mochte, vor den ihr drohenden Gefahren zu ſchützen. —

3. Freund und Fremd.

Diego eilte in stürmischer Hast vorwärts, um den Platz der Apostel zu erreichen, obwohl die wogenden Volksmassen, welche mehr und mehr die Straßen bedeckten, wie auch einige ihm bereits entgegenkommenden Truppen-Abtheilungen der Colonna's, ihn an der raschen Fortsetzung seines Weges hinderten.

Der Morgen war über Rom angebrochen, die merkwürdigen Vorgänge der Nacht enthüllend und bestätigend. Diego sah, indem er weiterschritt, wie die Römer frohlockend und jubelnd ihre Fenster und Läden öffneten und die vorbeiziehenden Colonna'schen Truppen mit lautem Zujauchzen begrüßten. An vielen Fenstern erblickte man vornehme Damen die mit den Tüchern winkten, in die Hände klatschten und Blumensträuße auf die Krieger herabwarfen.

In der Nähe des Ponte-Sisto begegnete Diego einer größeren Hauptabtheilung dieser Schaaren, an

deren Spitze er seinen Freund Ascanio Colonna erkannte, der ihm freundlich vom Pferde aus zuwinkte und ihm im Vorbeisprengen zurief: Wir reiten auf den Vatican! Geradewegs zum Vatican! Dort erwartet uns Papst Clemens zum Frühstück!

Diego hatte nicht Zeit seinem Freunde Glück zu wünschen. In beflügelter Eile waren diese Truppen, die zunächst in das volkreiche Stadtviertel von Transtevera einbogen, aus seinem Gesicht entschwunden. —

Auf dem Platz der Apostel, wo Diego endlich nach vielfachen Hindernissen anlangte, fand er schon die Plünderungswuth der dort haltenden Truppen in ihrem zügellosesten Gange. Diego sah mit Schrecken wie es des von ihm zu überbringenden Auftrages nicht mehr bedürfe, um die soldatische Leidenschaft und Habgier auf den Palast der Gräfin Miranda hinzulenken. Eine wilde Schaar hatte bereits die Pforten desselben erbrochen, und unter lautem Krachen, Lärmen und Jauchzen begann im Innern die Zerstörung und Plünderung.

Vespasian Colonna stand vor dem auf diesem Platze befindlichen schönen Schloß der Colonna's an der Spitze eines Zuges, den er nur noch mit großer Mühe in Ordnung erhielt, da die entbrannte Raubluft unter den

Soldaten allgemein zu werden drohte. Er verſprach ihnen die Paläſte aller römiſchen Cardinäle und päpſtlichen Hofleute zu ungeſchmälerter Beute, wenn ſie nur noch einige Stunden ſich ruhig halten und ihre Kräfte für den entſcheidenden Schlag auf Rom, der noch bevorſtehe, aufſparen wollten. Mendoza näherte ſich ihm raſch und bat ihn nach freudiger Erkennung um ein leiſes Gehör, in welchem er ihm den Befehl des Cardinals mittheilte, daß ſofort Feuer in das Schloß der Miranda geworfen werden ſolle, um damit ein Zeichen des Aufruhrs und Schreckens für ganz Rom aufzupflanzen.

Da muß gehorcht werden! rief Veſpaſian, indem er ſich nach einigen Vertrauten unter ſeinen Hauptleuten umſah.

Nicht ſo raſch, entgegnete Mendoza ihn zurückhaltend, ich habe Dich dabei noch um einen perſönlichen Freundſchaftsdienſt zu erſuchen. Ehe Du Deine Huldigung mit Schwefel und Pechkränzen der ſchönen Gräfin vor die Füße werfen läßt, möchte ich noch ein kurzes Wort mit dieſer geheimnißvollen Dame reden. Gieb mir dazu Friſt, theuerer Freund, denn der Befehl lautet nur gegen den marmornen Palaſt und ſeine Schätze, nicht aber gegen die darin hauſende Perſon!

Ich verſtehe, verſetzte Vespaſian lächelnd, Du willſt den Retter der ſchönen Gräfin ſpielen und dabei ſelbſt Dein Schäfchen ins Trockne bringen! Jederzeit der Mann der Aventure, haſt Du noch mitten unter Geſchäften und Kriegslärm Herz und Kopf für dieſelbe offen! Nun gut, Du bewundernswürdiger Paladin, ich gebe Dir zwölf Minuten zu Deinem galanten Ritterſtück Friſt! Hüte Dich aber Dich zu vertiefen, ſonſt verſchaffſt Du mir das leidige Vergnügen Dir den Tempel Deiner Freuden über dem Kopf anzünden zu müſſen. Damit Du aber durch den Soldatenhaufen raſcher durchdringen kannſt, werde ich Dir einen Geleitsmann mitgeben! —

Diego umarmte ſeinen Freund voll Dankbarkeit und ſtürzte fort. Er bedurfte kaum der ihm mitgegebenen Begleitung eines Unterbefehlshabers, um ſich durch die tobenden Soldatenhaufen im Innern des Schloſſes Bahn zu ſchaffen, da ihn der Drang, ein koſtbares Leben zu retten, unaufhaltſam vorwärts trieb. Die mit der Aneignung der herrlichſten Beute beſchäftigten Söldner ließen ihn unangefochten die Treppen hinauf gelangen. Ein gemißhandelter Diener, welchen er aus den Händen ſeiner Peiniger zu befreien wußte, führte ihn, nachdem er ſich von den guten Abſichten

seines Beschützers überzeugt, zu dem Gemach in welchem die bedrohte Gräfin Miranda bisjetzt noch verborgen und unentdeckt geblieben war.

Diego klopfte leise an die hinter einer Tapete versteckte Thür, die nur der Unterrichtete von außen bemerken konnte, und gab sich mit leiser Stimme, durch die Bitte um Einlaß für einen treuen und dienstbereiten Freund, zu erkennen.

Miranda öffnete ihm selbst und empfing ihn mit einem erstaunten, aber zugleich von einem heimlichen Ausdruck der Freude erleuchteten Gesicht. Er trat in das kleine Gemach das sie wieder hinter ihm verschloß, und nun stand er einen Augenblick ohne Worte ihr gegenüber, nur von der Macht ihrer Blicke beherrscht und zugleich durch die ruhige, fremde und stolze Haltung ihres Wesens von jeder vertraulichen Annäherung, zu der diese Stunde hätte auffordern können, entfernt. Er sah daß er es auch jetzt nicht wagen dürfe eine Erkennung herbeizuführen, da sie ihm eine Fremde bleiben wollte, obwohl mit einer leisen Andeutung günstiger Gesinnung wie er sie kaum je in ihren Mienen für sich gelesen.

Sie sind von großen Gefahren umgeben, Gräfin!

rief er endlich haſtig aus, indem er der Dringlichkeit der Umſtände ſich erinnerte.

Auf ihrem zwar bleichen, aber von einer unerſchütterlichen Ruhe beſeelten Geſicht war kein Zug der Beſorgniß zu bemerken.

Die räuberiſchen Truppen der Colonna's, ſagte ſie leiſe, ängſtigen mich nicht. Was ſie nehmen können, möge ihnen gehören, was liegt an all dem Beſitz der zerſtört werden kann? Für mich giebt es in dieſem Schloß Verſtecke, in denen ich nicht aufzufinden bin.

Man zündet den Palaſt an! rief Diego mit der größten Heftigkeit, indem er ihr näher trat. Wenn wir noch einige Minuten zögern, ſteht über unſern Häuptern das ganze Haus in Flammen. Darum folgen Sie mir auf der Stelle, Gräfin, oder wir ſind Beide des Todes!

Redet Ihr wahr? fragte ſie leiſe erzitternd, indem die ganze herrliche Geſtalt, die bis dahin von unbeweglichem Marmor geſchienen, ſich in Schreck und Schmerz gewiſſermaßen löſte und ihm die innerſte Bewegung ihrer Seele zeigte.

Sie ging dabei haſtig und mit ſich ſelbſt kämpfend mehrmals in dem Gemach auf und nieder. Dann

blickte ſie ängſtlich nach einer Uhr die über dem Kamin ſtand und die Stunde, welche Miranda von ihrem Zifferblatt herunterzuleſen wünſchte, noch nicht angeſchlagen zu haben ſchien. Sie erwartete etwas, und Diego glaubte ſie zu verſtehen. Mit der qualvollſten Spannung folgte er allen ihren Bewegungen und ſah, wie ihre Blicke unaufhörlich und krampfhaft nach einer Ecke des Gemachs gerichtet waren, wo die Tapete eine geheime Treppe zu verbergen ſchien. Sie legte ihr Ohr horchend an dieſe Stelle. Er kommt nicht! ſagte ſie wie in ſich ſelbſt zuſammenbrechend, und auf ihrer ſchönen immer bleicher gewordenen Stirn ſtanden heiße Tropfen des Todesſchmerzes.

Ich weiß wen Ihr erwartet! rief Diego immer dringlicher und ungeſtümer werdend. Aber er kann Euch nicht retten, und darum beſchwöre ich Euch bei Allem was Euch heilig iſt in dieſem Leben, reicht mir Eure Hand und laßt Euch durch mich in Sicherheit geleiten! Denn ich vermag es noch.

Sie ſchüttelte das Haupt und ſah ihn mit einem tiefen wehmuthsvoll forſchenden Blick an. Er fuhr fort ſie mit ſeinen Bitten zu beſtürmen, denn die Friſt, die ihm Veſpaſian Colonna angeſetzt, wollte verrinnen

und er wußte daß sein Freund nicht eine Minute länger gewähren würde. Eine unsägliche Angst ergriff ihn. Der von außen zu ihnen hereindringende Lärm der tobenden Soldaten wurde immer unheimlicher und schreckenbedeutender. Er vermochte sich nicht länger zurückzuhalten, mit Gewalt umfaßte er den schönen heftig erzitternden Leib und wollte sie in seinen Armen davontragen.

Mit einer raschen Bewegung machte sie sich jedoch wieder von ihm los und stieß ihn mit der Hand zurück. Ach, sagte sie schmerzlich lächelnd, die Colonna's sind Eure Freunde! Und diesen Vortheil wollt Ihr mich genießen lassen zu meiner Errettung! Ich danke Euch. Aber Einen von uns Beiden wollt Ihr verrathen, entweder mich oder die Colonna's, einen Freund an den andern, wer kann es wissen?

Ich Euch verrathen? rief Diego, indem er sich wie von einer Raserei des Entsetzens erfaßt fühlte. Ich schwöre es Euch, daß ich Euch retten werde mit der Gefahr meines Lebens und ohne allen Anspruch auf Euere Dankbarkeit, ich schwöre es Euch bei Allem was es Wahres und Ewiges in der Welt giebt, ich schwöre es Euch bei dem heiligsten Moment meines

Lebens, der mir stets als solcher vorgeleuchtet, bei dem Moment wo ich Euch zuerst auf dem Platz von Salamanca als Bettlerin sah und wo Ihr die Allgewalt einer nie erblickten Schönheit in dem rührenden Bilde der Armuth und Heimathlosigkeit darstelltet!

Ach, sagte sie nachsinnend indem sie einen Finger an die Stirn legte, mir ist als hätte ich von einer Bettlerin von Salamanca geträumt. Und wo ist der Vater der Schelme geblieben? —

Aber nein, nein, nein, unterbrach sie sich dann plötzlich mit herber Stimme, — Ihr müßt mich jetzt verlassen! Geht eiligst von mir, und laßt mich allein in der Gefahr umkommen, die über meinem Leben steht! —

Draußen ließ sich in diesem Augenblick ein fürchterliches Sturmgerassel vernehmen. Diego stürzte verzweiflungsvoll ans Fenster und sah daß unten ein Trupp Soldaten mit Brandfackeln und Pechkränzen aufgestellt wurde, der sich an verschiedenen Stellen des Palastes vertheilte und schon in die Hauptzugänge desselben einzudringen begann.

Der Schrecken trieb ihn den letzten Versuch zu wagen. Er stürzte sich bittend und klagend zu ihren

Füßen nieder und der Ausruf: o Dolores! rang ſich ihm von ſeinen Lippen.

Nennt mich nicht ſo, erwiderte ſie leiſe, ich bin es nicht mehr, und bin es nicht für Euch! Wenn es das Schickſal zuläßt daß wir dieſen Moment der ſchon hereinbrechenden Gefahr beide überleben, ſo wollen wir uns Einander wie Fremde betrachten! Vielleicht daß wir als Fremde wieder Freunde werden können! Freund iſt fremd, und Fremd iſt Freund, ſo geht es immer! Lebt wohl, überlaßt mich meinem Geſchick, und rettet jetzt nicht mich, ſondern Euch!

Nein, rief er jetzt alles Andere vergeſſend, ich rette uns zuſammen, und dies Zuſammen, ein Zuſammen mit Dir, Niemand ſoll es mir rauben, und wenn die ganze Welt ſich jetzt zwiſchen uns legte, dies Zuſammen mit Dir, auf Tod und Leben! —

Er hatte ſie bei dieſen Worten wieder mit unwiderſtehlicher Gewalt in ſeine Arme gefaßt, und ſie fühlte ſich diesmal ſo von ihm beherrſcht daß ſie nicht mehr ſich ihm zu entziehen wagte. In ſtürmiſcher Eil geleitete er ſie fort, nachdem ſie zuvor ein Käſtchen ergriffen, in dem Papiere enthalten zu ſein ſchienen. Diego hatte mit dem Fuß die Tapetenthür aufgeſtoßen, von

der er geglaubt daß ſie eine geheime Treppe verberge. Er hatte ſich nicht getäuſcht, und ſeine Frage ob dieſelbe unmittelbar ins Freie führe, war ihm durch eine ſtille Neigung ihres Kopfes bejaht worden. —

Ohne ferner ein Wort miteinander zu ſprechen, hatten ſie in beflügelter Haſt, ſchon getrieben von einzelnen entſetzlichen Lauten, welche die Vorboten der aufſchlagenden Flamme zu ſein ſchienen, das Ende der Treppe erreicht. Sie befanden ſich an einem Ausgang des Palaſtes der in eine kleine demſelben angränzende Gaſſe führte, wohin die kriegeriſchen Aengſte dieſes Tages noch nicht gedrungen zu ſein ſchienen. —

Diego hatte mit ſeiner Schutzbefohlenen nichts Anderes im Sinne als ſie nach ſeiner eigenen Wohnung zu geleiten, denn nur dort konnte ſie, ſolange die Truppen der Colonna's in Rom waren, mit einiger Sicherheit verborgen werden. Es fehlte ihm aber noch der Muth ihr ſeinen Plan zu vertrauen, und ſo ging er unſchlüſſig einen Augenblick lang neben ihr her, während ſie bebend und zugleich nach allen Seiten umherſpähend ſich auf ſeinen Arm ſtützte.

Die Gaſſe, in der ſie ſich befanden, bot an ihrem äußerſten Ende einen Durchgang durch mehrere Häu-

ser dar, welcher sie dann unbemerkt einem stillen und von den vorgehenden Bewegungen unberührten Stadttheil zuführte. Ehe sie aber diesen Durchgang noch erreichen konnten, mußten sie wahrnehmen daß eine Schaar zügellos lärmender Soldaten sich näherte, die auch von dieser hinteren Seite in den Palast eindringen zu wollen schien. Ihnen noch zur rechten Zeit aus dem Gesicht zu kommen wurde nicht mehr möglich, und schon sah sich Diego mit seiner Gefährtin von dem tobenden Haufen umringt, der mit Wuthgeschrei und mit thätlichen Angriffen auf sie eindrang. Der kostbare Schmuck, welchen Miranda um ihren Hals trug, reizte die raublustigen Söldlinge, und da Diego im aufflackernden Zorn einen derselben, der schon seine lüsterne Hand nach ihr ausgestreckt hatte, mit einem Fußtritt belohnte, so war dadurch das Zeichen zu einem ebenso schlimmen als ungleichen Kampf gegeben.

Diego griff mit der einen Hand nach seinem Degen, indem er mit der andern Miranda an sich zog, die in wunderbarer Ruhe sich ihm anschmiegte und laut- und bewegungslos dem Treiben der frechen Menge zusah. Sie hatte ihr glänzendes Geschmeide abgenommen und

reichte es dem ihr nächststehenden Soldaten dar, dem es sofort von seinen Kameraden aus den Händen geschlagen wurde.

Es erhob sich darauf ein Handgemenge, das Diego und Miranda zu ihrer Flucht benutzen zu können glaubten. Aber einige Soldaten hatten es darauf abgesehn ihnen den Weg streitig zu machen, indem sie lüstern Miranda's Kleider betrachteten und ihr dieselben herabzureißen versuchten. Diego wurde endlich so erbittert daß er den einen mit seinem Degen durchstach, worauf alle Uebrigen mit wüthendem Geschrei sich auf ihn warfen, und Beide wären verloren gewesen, wenn nicht in demselben Augenblick von einer andern Seite her ein Angriff auf diese Soldaten erfolgt wäre.

Diego erkannte Toralba, der mit einigen gutbewaffneten Begleitern herbeigeeilt kam, und, Miranda's Namen wie ein Feldgeschrei des Kampfes ausrufend, zu ihr herstürzte um sie zu schirmen und die rohe Gewalt, der sie Diego schon nicht mehr entziehen konnte, von ihr abzuwenden.

So spät kommst Du, aber Du kommst! rief ihm Miranda mit leuchtenden Blicken entgegen. In demselben Moment aber sank sie mit einem leisen Schrei

zuſammen und aus ihrer Schulter, die ein Soldat mit ſeinem Säbel verwundet hatte, drang das helle Blut hervor. Diego fing ſie in ſeinen Armen auf, und ein feindlicher Hieb, der Beide zuſammen zerſchmettert haben würde, ward noch zur rechten Zeit von Toralba abgewehrt, der mit einer heldenhaften Tapferkeit focht, aber auch jetzt ſo in das Getümmel hineingeriſſen wurde, daß er die ohnmächtig gewordene Miranda aus dem Geſicht verlieren mußte.

Diego ſah ſich genöthigt ihn ſeinem Schickſal zu überlaſſen, da er einen günſtigen Augenblick, der ſich ihm darbot um Miranda in ein nahegelegenes Haus zu tragen, zu benutzen eilte. Hier fand er bei Leuten, mit denen er bekannt war, zugleich Gelegenheit die Verwundete eine Zeitlang zu verbergen und für einen vorläufigen Verband ihrer, wie ſich bald zeigte, nur unbedeutenden Wunde zu ſorgen.

Als dies geſchehen war, ergab ſich daß das Handgemenge draußen plötzlich durch Dazwiſchenkunft eines oberen Befehlshabers beigelegt worden. Die Gaſſe erſchien menſchenleer und ſowohl der zügelloſe Soldatenhaufen als auch Toralba mit ſeinen Freunden war ſpurlos von dem Platze verſchwunden.

Diego hatte inzwiſchen einen Wagen herbeiſchaffen laſſen, den er mit der leidenden Miranda, die ſeine Hülfe freundlich geſtattete, beſtieg. Sie langten glücklich und ohne weiteren Unfall vor ſeinem Hauſe an, deſſen ſicheren Zufluchtsort Miranda für den heutigen Tag angenommen hatte. Diego hatte vorgeſchlagen, daß er ſeine Wohnung ſo lange verlaſſen würde als Miranda davon Gebrauch machen wolle. —

4. Die feindlichen Freunde.

Miranda war erschöpft und ihrer nicht mehr mächtig auf Diego's Divan niedergesunken. Die Aufregung des Erlebten und der Schmerz ihrer Wunde überwältigten sie im Augenblick der Ruhe um so heftiger, und mit einem tiefen Seufzer schloß sie die Augen. Diego setzte sich zu ihren Füßen nieder und betrachtete mit einem Gefühl der Wehmuth, das aber noch mehr dem Entzücken glich, die herrliche und bewundernswürdige Gestalt, mit der er jetzt in einem und demselben Raum eingeschlossen war und die in ihrem Leiden und in dem himmlisch sanften Ausdruck ihrer Ermattung ihm schöner als jemals erschien.

Er wollte eben die nöthigen Anordnungen zu ihrer Pflege treffen, als die Thür seines Zimmers heftig aufgerissen wurde und Toralba, der die Spur seiner von Diego geretteten Freundin richtig wiedergefunden, hereintrat.

Diego bewillkommte ihn mit keinem einzigen Wort, aber er gab ihm mit der Hand ein Zeichen still zu sein, indem er auf die schlummernd daliegende Miranda deutete.

Diese Wiederbegegnung der beiden feindlichen Freunde, in der sie sich jetzt Auge in Auge gegenüberstanden, war rasch abprallend, stechend, und doch mit einem Blick begleitet der auf das tiefste Innere ihres Verhältnisses zurückging.

Toralba stürzte sogleich zu Miranda hin und kniete vor ihr nieder, indem er ängstlich ihren Athem belauschte. Er legte lange sein Ohr an ihr Herz und Diego, still zusehend, beneidete ihm diesen Platz den er mit so vieler Sicherheit den seinigen nennen durfte. Alle seine Aussichten auf Glanz und Stellung hätte er darum fortgegeben, wenn es ihm gelingen könnte von diesem Platz den Andern zu verdrängen!

Toralba aber streifte jetzt das Gewand von der blendend weißen Schulter herunter, um auf die kleine Wunde, die mit ihren Blutstropfen den ganzen Busen bespritzt hatte, einen kunstgerechten Verband zu legen. Bei der Berührung dieser Stelle erwachte die Schlummernde, und als sie ihren Freund neben sich erkannte,

ließ sie ihn mit dankbaren Augen gewähren, warf noch erröthend einen Blick auf Diego hinüber, und schloß dann die Augen wieder. —

Diego und Toralba saßen sich vor ihrem Lager schweigend gegenüber. Sie vermieden es sich mit ihren Blicken zu begegnen, indem Beide von dem Gefühl beherrscht schienen daß sie sich entweder um den Hals stürzen oder in offener Feindseligkeit gegen einander losbrechen müßten, sobald der Blick des Einen den Andern getroffen.

Toralba, laßt uns einen Waffenstillstand mit einander schließen! nahm endlich Mendoza leise das Wort, der diese drückende Stille nicht mehr zu ertragen vermochte. Das Ruhelager der Leidenden sei ein Altar des Friedens für alle unsere Zerwürfnisse!

Es sei! sagte Toralba indem sein strenges Gesicht sich mit einem wehmüthigen Anflug milderte. Draußen entbrennt der Krieg in den Straßen Roms, und wenn wir uns draußen gegenüberständen, würden wir die Waffen gegen einander zu gebrauchen haben. Der heilige Vater hat sich bereits in die Engelsburg geflüchtet, und die ruchlosen Truppen der Colonna's füllen den Vatican und die Kirche von Sanct-Peter, und

legen schon ihre räuberische Hand an die Besitzthümer des Papstes, an den Kirchenschmuck und an die geweihten Gefäße selbst! Das thun Eure Colonna's, nach nichtswürdigen Plänen die Ihr vielleicht selbst ausbrüten halfet, und das muß durch Euch der heilige Vater der Christenheit erleiden, der von dem Himmel berufen ist in einer ewigen Einheit der Welt den ewigen Völkerfrieden zu gründen!

Und ist der heilige Vater wirklich für Euch ein Begriff geworden der Eucre Vernunft befriedigen, Eucre große Thatkraft in Bewegung setzen kann? fragte Mendoza mit einem Ton des Zweifels der an die alte Herzlichkeit und Aufrichtigkeit ihres Verhältnisses anklang.

Darüber wollen wir ein anderes Mal unsere Bekenntnisse austauschen! entgegnete der düstere Toralba. Die Verwundete regt sich, sie sieht uns freundlich an!

Mir ist schon wieder wohl! sagte sie sich leise erhebend. Zwei Minuten Schlummer haben mich gestärkt, und die kleine Wunde fiebert nur unbedeutend. Laßt mich wieder aufstehen, meine Freunde, denn man hat keine Zeit krank zu sein, während draußen die Schicksale der Welt entschieden werden!

Dahin möchte es wohl heut noch nicht kommen!

entgegnete Toralba. Die Colonna's ſind Räuber, aber keine Welterſchütterer. Ihr Zug iſt ein kriegeriſcher Dilettantenſtreich, ein Taſchenſpielerkunſtſtück, bei dem ſie ſich ſelbſt die Finger verbrennen werden!

Nachdem ſie zuvor einen ſchönen Palaſt verbrannt haben! ſagte Miranda mit einem ruhigen Lächeln, indem ſie ihren Kopf gedankenvoll in der einen Hand ſtützte.

Auch das iſt nicht einmal zur Ausführung gekommen! verſetzte Toralba. Es langte noch zur rechten Zeit Gegenbefehl bei Vespaſian Colonna an, und zwar in demſelben Augenblick wo die Soldaten ihre Schwefel- und Pechkränze auswerfen wollten. Ich wittere ſchon die Schlangenkunſt Hugo von Moncada's, der das geheime Oberhaupt dieſer ganzen Unternehmung iſt. Auch die Colonna's werden nur von ihm betrogen werden. Denn erſt fertigt er hier unſern Freund, Don Diego de Mendoza, mit der Botſchaft ab, daß der Palaſt der gefährlichen Gräfin Miranda in Flammen aufgehen ſoll, damit die Colonna's denken ſollen es ſei ihm ein furchtbarer Ernſt mit der ganzen Sache. Zugleich will er dies aber auch nicht dem Papſt zu Leide thun, und eine Finte hebt bei ihm immer die

andere auf! Gebt Acht, dieſe Angelegenheit nimmt noch heut eine wunderliche Wendung! —

Mendoza erglühte bei dieſen Worten vor Scham und Beſtürzung. Dieſem Toralba ſchien kaum etwas vorborgen bleiben zu können, aber daß er ihn gerade in dieſem Augenblick als Ueberbringer jener Botſchaft genannt, übte eine faſt niederſchmetternde Wirkung auf Diego aus, obwohl die Art, wie er ſelbſt den Befehl Moncada's benutzt, zu ſeinen Gunſten ſprechen mußte.

Miranda betrachtete ihn mit einem wunderbaren Blick, in dem er eine leiſe Thräne ſchimmern zu ſehen glaubte. Dann erhob ſie ſich raſch und wie neu gekräftigt von ihrem Lager, indem ſie ihre ganze Stärke wiedergewonnen zu haben ſchien. Sie trat einen Augenblick ſchweigend ans Fenſter und ſah auf die Straße hinunter. Toralba ſpielte, vor ſich hinſtarrend, mit ſeinem Dolch, der an einem blitzenden Gehänge aus ſeinem Mantel hervorſah.

Diego beobachtete ihn mit einem von Zorn funkelnden Blick, denn er fühlte in dieſem Moment entſchiedener als je, daß er niemals ein anderes Verhältniß zu ihm werde einnehmen können als das des bitterſten Haſſes.

Miranda kehrte sich wieder zu ihnen um und sagte dann mit einer Stimme die wie ein lösender Frühlingshauch durch Diego's Seele drang und alle feindseligen und hassenden Regungen derselben wieder wegschmolz: Wir stehen hier in Euerm Schutz, Don Diego de Mendoza, und wir müssen Euch danken daß Ihr uns so gastlich bei Euch aufgenommen habt! Ich schulde Euch meine Errettung aus Todesgefahr und aus unwürdigen Händen, und mein ganzes Leben soll Euch dafür verpflichtet sein, mögen wir auch immer auf verschiedenen Seiten getrennt stehen!

Toralba sagte darauf versöhnlicher als sonst: Wir werden noch gute Feinde miteinander werden, Mendoza! Eine ordentliche Feindschaft stärkt Herz und Nieren, und hat etwas Ehrwürdiges, wenn sie mit dem rechten Geist durchgeführt wird! Thun wir Alle dazu, daß wir uns so und nicht anders gegenüberstehen!

Er reichte dabei dem Mendoza die Hand, welche dieser mit einigem Zögern ergriff, obwohl ihm innerlich das Herz überzuwallen anfing.

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür und auf das vorsichtige Befragen Mendoza's, wer da sei, ergab es sich daß ein Bote des Herrn von Moncada

ihn zu sprechen verlange. Es konnte für unsern Freund nichts Ungelegeneres kommen als diese Sendung, die der eintretende Bote dahin bestellte, daß Mendoza im Hôtel des kaiserlichen Gesandten dringend begehrt werde und sich unverzüglich dorthin begeben möge! —

Eine eigenthümliche Stille trat nach dieser Unterbrechung unter den Dreien ein. Auf Toralba's Gesicht hatte sich bei dem Namen Moncada eine drohende Gewitterwolke gelagert, und sein Mund kämpfte mit dem schneidendsten Ausdruck der Verachtung. Mit einem wilden Spott, den er, ungeachtet seiner eben gethanen Aeußerung, nicht mehr zurückdrängen zu können schien, stellte er sich dicht vor Mendoza hin, kreuzte die Arme übereinander, und brach in ein lautes Gelächter aus.

Diese Situation ist in der That sehr komisch! rief Toralba, unaufhörlich lachend. Euer Dienst, der Dienst unsrer Feinde, ruft Euch, Don Diego Hurtado de Mendoza, mitten aus unsern zärtlichen Verhandelungen hinweg!

Diego stand einen Augenblick unschlüssig, wie er sich diesem Benehmen gegenüber verhalten solle. Dann ergriff er seinen Hut und sagte: Als ich Euch das

Letztemal sah, Eugen Toralba, wo Ihr in dem Aufzug eines Hexenmeisters und Krötenbeschwörers erschienet, da mußte ich über Euch lachen. Heut lacht Ihr wieder über mich, weil ich zum Dienst eines Vorgesetzten abgerufen werde, dem zu gehorchen ich eine ehrenhafte Verpflichtung habe, wenngleich Euere räthselhafte und geheimnißkrämerische Stellung den größten Verrath darin sehen möchte! So sind wir denn als Lacher miteinander quitt, und ich will mir deshalb jetzt jede Empfindlichkeit gegen Euch verbieten!

Macht mir nur den Krötenbeschwörer nicht zum Vorwurf! entgegnete Toralba, indem der bittere Ausdruck seines Wesens sich wieder mäßigte. Mich dünkt, Ihr saßet damals ganz besonders warm, als Ihr meinem Schauspiel von oben herab mit der größten Gemächlichkeit zusahet! Und mir hat dieser Besuch bei Herrn Pompeo Colonna vortrefflich gedient, denn ich that dabei einen Blick in sein Herz, der mich eine ganze Sache durchschauen ließ!

Ihr braucht Euch gar nicht vor mir zu rechtfertigen, Toralba! sagte Mendoza mit einer leichten Wendung. Neulich waret Ihr Magus, zuweilen seid Ihr Priester, und heut seht Ihr in Euerem Erscheinen wie-

der mehr Euerm sonstigen Beruf als Arzt ähnlich, obwohl Ihr auch wieder, Euerer Bewaffnung nach zu schließen, in den Kriegerstand hineinspielt! Ich bin von jeher ein Bewunderer der Komödianten gewesen. Und in welcher Rolle ich Euch auch das nächste Mal betreffen werde, Ihr sollt nur einen dankbaren Zuhörer an mir finden!

Laß uns doch lieber nicht mit diesem Mißlaut auseinandergehn! versetzte Toralba rasch, indem seine Stimme plötzlich begütigend und fast herzlich klang. Du hast Dich heu. wie ein wahrer Ehrenmann gegen uns benommen, und wie Dir schon unsere herrliche Freundin gesagt hat, das Gefühl der Dankbarkeit darf sich durch nichts trüben! Wenn meine Stimmung schwarze Schlacken gegen Dich ausgeworfen hat, so denke, daß ich auch ein schwacher Mensch bin der unter den qualvollen Spannungen dieser Zeit seufzt und zittert! Wer beherbergt heut nicht Ungeheuer in seiner Brust, mit denen er nicht fertig werden kann, und die ihm von innen heraus den Angstschweiß auf die Stirn treiben? Da wird man denn zuweilen unsicher in seinem Ton, und vergreift sich in Allem! Du siehst, ich bin eigentlich ein schlechter Komödiant, denn mir bebt jetzt die Stimme, und ich kann Dir weiter nichts mehr sagen! —

Mendoza sah ihn erschrocken an, und je länger er ihn betrachtete, desto mehr umschleierten sich seine Blicke. Er wurde ungewiß, ob es wirklich Toralba war, der ihm noch gegenüberstand. Die Züge dieses wunderbaren Mannes hatten einen ganz andern Ausdruck angenommen wie er ihn nie gesehen, durch sein Antlitz flog ein weicher milder Schimmer, ein sanftes Feuer irrte in seinen Augen, und Diego hatte das Gefühl als ob es Toralba's Kindergesicht wäre das plötzlich vor ihm erschienen und ihn an die ursprüngliche und ewige Harmonie aller geschaffenen Wesen mahnen wolle.

Dieser Anblick hatte etwas Bewältigendes für ihn, und er vermochte nichts mehr als ihm zitternd die Hand zu schütteln, von der er sich krampfhaft gefaßt fühlte.

Dann erhob er noch einmal seinen Blick zu Dolores, die in Thränen schwimmend ihr Haupt verhüllte und leise schluchzte.

Lebt wohl! lebt wohl! rief er kaum hörbar aus und stürzte fort, indem er seine Freunde im Besitz seines Zimmers zurückließ. —

5. Unterhandelungen.

Ehe Diego das Kabinet Hugo von Moncada's betrat, ſuchte er ſich zu ſammeln ſo gut es gehen wollte, um in einer möglichſt geſchäftsmäßigen Stimmung dem General-Lieutenant Karls des Fünften gegenüber zu erſcheinen. Seine Gedanken ſtürmten aber wild in ſeinem Kopf durcheinander, und mit ſchwankendem Schritt trat er vor Moncada hin, der eben, wie ſein gekniffenes und lächelnd verzerrtes Geſicht ausdrückte, die wichtigſten Dinge zu verarbeiten ſchien.

Ich habe einen bedeutenden Auftrag für Euch, Don Diego de Mendoza! ſagte Moncada. Ich komme ſo eben von der Engelsburg zurück, wohin Seine Heiligkeit der Papſt mich zu einer Conferenz hatte rufen laſſen. Der heilige Vater hatte ſich dort gut verwahrt, und ſeine Artillerie hinderte die Colonna'ſchen Truppen, ihn in dieſem Schloß zu ergreifen. Ihr könnt Euch daher denken, Freund Mendoza, daß ich mich vorgeſehen,

und zwei Cardinäle, welche Neffen des Papstes sind, ließ ich mir erst als Geißel geben, ehe ich Herrn Clemens in seiner Engelsburg meinen Besuch abstattete. Und nun hört, Mendoza, was sich Wichtiges in dieser Sache begeben hat!

Diego hatte bisher noch wenig von Dem gehört was ihm der Gesandte mitgetheilt. Doch stellte sich jetzt seine ungetheilte Aufmerksamkeit ein, da die Aeußerungsweise Moncada's in der That auf einen außerordentlichen Vorgang schließen ließ.

Ich habe einen Waffenstillstand mit dem Papst auf vier Monate abgeschlossen! fuhr Moncada mit einem grinsenden Ausdruck fort.

Einen Waffenstillstand? fragte Mendoza im höchsten Erstaunen. Und waren die Colonna's davon unterrichtet, haben sie ihre Einstimmung dazu gegeben?

Das soll eben Eure Aufgabe sein, Mendoza, entgegnete der Gesandte, die Colonna's zu unterrichten und einstimmig zu machen. Zu dieser allerdings nicht ganz leichten Mission habe ich Euch rufen lassen, denn Ihr seid dazu die geeignetste Mittelsperson! In der Politik, mein Freund, ist das unverschämte Zugreifen die Hauptsache, und je weiter Ihr kommt, desto mehr

werdet Ihr das Geheimniß der vollendeten Thatsache zu studiren und auszubeuten haben. Zu den Erklärungen bedarf es nachher nur der Geschicklichkeit der Phrase, und diese lege ich jetzt in Eure Hand, Held der Hochschule von Salamanca! Aber hört jetzt, wie die Sache eigentlich steht! Wir, die wir unserm allmächtigen und geliebten Herrn dem Kaiser dienen und die Bevollmächtigten seiner Gewalt und seines Willens in Italien sind, wir konnten die ganze Colonna'sche Bewegung offenbar nur aus dem Grunde fördern und leiten, um den Papst persönlich in die Enge zu treiben und dadurch die italienische Ligue, die sich gegen Karl den Fünften gestellt hat, zu sprengen! Und dies ist durch den Vertrag, den ich soeben mit Clemens dem Siebenten abgeschlossen, vollkommen gelungen. Der Papst hat sich dadurch verpflichtet seine gesammte Truppenmacht auf das südliche Ufer des Po zurückzuziehen, die Belagerung von Genua durch Andrea Doria und seine Galeeren aufzuheben, den Colonna's und Allen die ihn beleidigt zu verzeihen, und Geißeln für die Erfüllung dieser Bedingungen zu stellen. Die Lebensgefahr, in die wir ihn durch die Colonna's versetzt, hat ihn zur Annahme dieses Vertrags auf der Stelle bereit gemacht! Wir haben unsern Zweck erreicht, der

Anfang zu einer inneren Auflösung dieſer italieniſchen Ligue iſt geſchehen, und der Kaiſer wird mit uns zufrieden ſein, meint Ihr nicht, Mendoza? —

Mendoza zögerte noch einen Augenblick mit ſeiner Erwiderung, dann ſagte er in einem ſchüchternen Ton: Und mich habt Ihr auserſehen, dem Cardinal Colonna die Anzeige von dieſem überraſchenden Ereigniß zu machen? Ich geſtehe, daß ich dazu noch nicht den Muth in mir auftreiben kann!

So thut es meinetwegen ohne Muth, entgegnete Moncada indem er ihn höhniſch betrachtete, und wenn Ihr es recht herzbrechend und mit halb bebender Stimme dem guten Pompeo auseinanderſetzt, daß es ſo und nicht anders habe kommen können, ſo wird es vielleicht um ſo beſſeren und leichteren Eingang finden! Ich will Euch Alles ſagen worauf Ihr zu rechnen habt! Pompeo wird zuerſt in eine außerordentliche Verzweiflung gerathen daß er ſich jetzt gewiſſermaßen von der Gnade ſeines Feindes des Papſtes abhängig gemacht ſieht, und es muß äußerſt beluſtigend ſein was er für ein Geſicht dazu machen wird! Dann wird zu der Verzweiflung die Wehmuth über ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen ſich geſellen, und dieſen Moment müßt Ihr geſchickt erlauern um ihn zu bearbeiten, um ihn von der Noth-

wendigkeit des sofortigen Rückzuges seiner Truppen aus Rom zu überzeugen, und ihm darzustellen, wie alle seine Aussichten für die Zukunft lediglich von diesem Moment seiner Nachgiebigkeit abhängen! Ihr werdet ihm außerdem sagen, daß ich bereits den mit kaiserlichem Solde geworbenen Abtheilungen seiner Truppen Befehl ertheilt habe abzuziehen, nachdem ich ihnen noch eine Stunde lang Frist gegeben, an den Häusern der Cardinäle und an dem ganzen Borgo-Nuovo ihre Raublust zu sättigen! Nun geht mit Gott, mein Sohn, und macht Euere Sache gut, damit ich dem Kaiser unserm Herrn, der neulich huldreichst nach Euch hat fragen lassen, Vortheilhaftes über Euere Person berichten kann! —

Der Gesandte entließ ihn mit diesen Worten, und Diego begab sich in der größten Aufregung fort, um den ihm gewordenen wichtigen Auftrag, durch dessen Ertheilung er sich noch besonders geehrt halten mußte, zu vollführen. —

Der Cardinal Pompeo Colonna befand sich in dem ihm in Rom zugehörigen Palast auf dem Platz der Apostel, und dorthin mußte jetzt Diego seine Schritte richten. Er ging langsam und zögernd, da er über die Form, in der er dem Cardinal seine Eröffnungen machen wollte, noch nicht mit sich ins Reine gekommen war.

Sein Weg führte ihn zuerſt bei ſeiner eigenen Wohnung vorüber, und er glaubte das ihm übertragene Geſchäft nicht zu vernachläſſigen, wenn er einen Augenblick benutzte um ſich nach Dolores und Toralba, die er in ſeinen Zimmern zurückgelaſſen, im Vorübergehn zu erkundigen.

Eilig ſtürzte er die Treppen hinauf, und was er vermuthet hatte beſtätigte ſich ihm, ſobald er die Thür geöffnet. In ſeinen Zimmern war keine Spur mehr von Denen, die er ſuchte, zurückgeblieben. Alles war leer und ſtill, ſeine beiden wunderbaren Gäſte waren inzwiſchen ausgeflogen, und nur eine traurige Oede, die ihn mit beklemmenden Empfindungen befiel, trat ihm entgegen.

Während er noch an ſeiner Schwelle ſtand und die verlaſſenen Räume mit bangem Herzen überſchaute, fiel ihm ein weißer Zettel in die Augen, der in einer auffälligen Weiſe auf den Sims des Kamins gelegt war. Er ergriff ihn haſtig und fand folgende Worte von Dolores Hand geſchrieben:

„Die Dienſte, die Euer edler und ritterlicher Sinn uns erwieſen, werden in unſerm Herzen nicht erlöſchen! Und was wir im Herzen für Einander aufbewahren, wird nicht in die verzehrenden Strudel des Tages hinein-

gerissen werden können. So stehe es uns denn sicher für die bessere und schönere Zeit, die uns vielleicht wieder vereinigt! Wer weiß, was geschieht, wie es geschieht, und wozu? Ein plötzlicher Wandel des heutigen Ereignisses ist in Rom eingetreten und veranlaßt Euere Schutzbefohlene zur schleunigen Rückkehr in den Palast Miranda. Dort werdet Ihr als Fremder stets und an jedem Abend von der sechsten bis zur neunten Stunde willkommen sein! Kommt bald! Wir erwarten Euch, und bitten zu Gott daß er Euch das Herz wandeln möge in ein ganzes Freundesherz für uns!"

Diego starrte lange gedankenvoll diesen Zettel an, aus dem er sich Günstiges oder Ungünstiges, wie er es gerade ansehen mochte, herauslesen konnte. Ihm fiel jedoch ein, daß er jetzt mit Staatsgeschäften betraut sei, die vor allen Dingen seine Thätigkeit in Anspruch nehmen mußten, und ihn verpflichteten sich nicht weiter in jenen einen Punct mit seinen Gedanken zu vertiefen. Er riß sich los, steckte den Zettel in seinen Busen, und eilte dann wieder fort, um den Palast des Cardinals Pompeo Colonna auf dem Apostelplatz zu erreichen. —

6. Machiavelli.

Einige Tage waren seit diesen Begebenheiten verflossen, und Diego hatte die ihm aufgetragene Vermittelung mit den Colonna's so gut ausgeführt als sich ein solches Geschäft nur immer erledigen lassen wollte. Mit Beschämung aber stand er selbst den heftigen Ausbrüchen der Erbitterung gegenüber, welche der Cardinal über den ihm von Moncada gespielten Handstreich an den Tag legte.

Pompeo Colonna verließ noch an demselben Tage mit dem größten Theil seiner Mannschaften Rom und kehrte an den Albaner See zurück. Vespasian und Ascan verblieben zu Rom in dem Palast der Colonna's, wo sie zugleich eine kleine Schaar auserwählter Krieger verborgen hielten. —

Mendoza verbrachte die nächsten Tage, in denen ein Stillstand in allen Vorgängen einzutreten schien, in der unruhigsten und peinlichsten Stimmung. Er

empfand Ekel und Langeweile bei allen seinen Beschäftigungen die er sonst vorzunehmen pflegte, und nur den ihm von Dolores zurückgelassenen Zettel las er unaufhörlich wieder, obwohl sein inneres Ungenüge, welches ihn quälte, dadurch nur vermehrt wurde.

Er beschloß endlich diesem Zustand ein Ende zu machen, indem er sich ungesäumt und mit Abwerfung aller Zweifel und Rücksichten auf den Weg begab, um den Palast Miranda zu erreichen. Die Erlaubniß, denselben zu betreten, war ihm ausdrücklich gewährt worden, und auch die Abendstunde traf zu, in der er, wie ihm verheißen war, stets willkommen sein sollte! —

In dem Innern des Palastes war kaum noch eine Spur von den wilden Zerstörungen, die hier noch vor Kurzem gehaust hatten, zu bemerken. Die schönste Ordnung, die prächtigste und geschmackvollste Einrichtung hatten in zauberischer Schnelle wieder ihren Platz eingenommen, und es schien unserm Freund, als wenn in den Räumen, die von ihrem Fuß betreten würden, von selbst nichts Anderes als Harmonie und Schönheit wohnen könnten!

Seine Meldung bei den Dienern des Hauses wurde mit einigem Zögern aufgenommen, und es hieß daß

die Gräfin ſich in ihrem Garten-Salon befinde, wo ſie einen eben angekommenen Fremden empfangen habe. Da aber Mendoza, nach der ihm gewordenen Erlaubniß, darauf beſtehen durfte, der Gräfin angekündigt zu werden, ſo eilte der Diener fort, und kam bald mit der Weiſung zurück, daß ihm Mendoza in den Garten folgen möge.

Hinter duftigen Blüthengebüſchen, umgeben von einigen zierlich gepflanzten Oliven- und Mandelbäumen, ſtand ein kleines einfaches Gartenhaus, aus dem ſich ſchon in der Entfernung einige lebhafte Stimmen vernehmen ließen. Dolores trat ihm mit einem ernſten aber mild leuchtenden Blick entgegen und führte ihn, nachdem ſie ihm auf ſein Befragen kurz die Verſicherung der völligen Geneſung von ihrer Wunde gegeben, in den Saal, wo zwei Männer in einer faſt ſtürmiſchen Unterhaltung mit einander begriffen ſchienen.

Der Eine derſelben war Toralba, der mit einem freundlichen aber flüchtigen Gruß Mendoza's Eintreten bemerkte, dann aber ungeſtört weiter ſprach und, ohne auf Mendoza weiter zu achten, den Gegenſtand ſeiner Unterhaltung mit dem Andern fortſetzte.

Die andere Geſtalt, welche Mendoza jetzt näher ins

Auge faßte, hatte für ihn etwas im höchsten Grade Auffallendes, und er vermochte seine Blicke nicht wieder von diesem Mann abzuwenden, der, obwohl klein und unbedeutend von Gestalt, doch in seinem ganzen Wesen den hohen und ausgezeichneten Stempel des Genius an sich trug.

Es ist Macchiavelli, den Ihr dort seht! sagte Dolores leise zu ihm, indem sie ihre Augen, in denen Bewunderung und Freude glänzten, zu dem berühmten Staatsmann und Geschichtsschreiber erhob, mit welchem sie ein freundliches und vertrautes Verhältniß schon seit längerer Zeit verband.

Mit hochklopfendem Herzen, das ihn fast zu einem lauten Ausbruch des Jubelns drängte, sah Mendoza diesen Mann vor sich, dem er längst zu nahen gewünscht, mit dem er schon in seinen ersten politischen Jugendträumen auf Tod und Leben gerungen, und vor dessen Genie er sich selbst in der Zeit huldigend beugen mußte, wo er ihn noch den Philosophen der Tyrannei gescholten! Seitdem aber hatte Mendoza diesen Standpunct selbst bewundern und ausbeuten gelernt, und seine Verehrung, die er für Macchiavelli fühlte, trat ihm still glühend ins Gesicht, so daß er unwillkür-

lich zitterte, als ihn Dolores jetzt vorstellend zu Machiavelli hinführte.

Laßt Euch unsern jungen Freund Don Diego de Mendoza empfohlen sein, Machiavelli! sagte Dolores mit leiser Stimme.

Machiavelli sah ihn einen Augenblick mit seinen stechenden aber gutmüthigen Augen forschend an, und Mendoza fühlte daß es der Blick eines großen Mannes war der ihn in seinem Innersten durchdrang und, rasch sein Wesen überfliegend, ihn bis in den verborgensten Winkel seines Herzens ergründete.

Mendoza hatte die Empfindung als müsse er stillhalten unter der Hand des Meisters die seine Seele prüfend berührte, und so versenkte er sich ruhig in das auf ihm haftende Auge Machiavelli's.

Er hatte sich den großen Secretair der florentinischen Republik von mächtigerem Aussehen, und doch wieder nicht von so wunderbarem Eindruck der Person gedacht, als er ihn jetzt sich gegenüber erblickte. Das Gesicht Machiavelli's war ganz olivenfarben, und er hatte darin eine Aehnlichkeit mit Dante, die oft hervorgehoben worden war. Die hervorstehenden Backenknochen dieses schmalen und feinen Gesichts, das sich

in einem anmuthig geformten Kinn zuſpitzte, gaben ihm den Ausdruck eines antiken Weiſen, gemildert durch einen Zug ſinniger und phantaſiereicher Beſchaulichkeit, welche aus den wahrhaft ſchönen Augen hervorſtrahlte, und um die feingezeichneten beredtſam ſchwellenden Lippen ſpielte. Die leiſe gebogene Naſe gab dem Geſicht den edlen vornehmen Stempel des Genies, und die hohe Stirn würde die Schärfe und Vertiefung des Denkers noch hervorragender ausgeſprochen haben, wenn nicht das eng anliegende Haar zu weit in dieſelbe hinabgereicht hätte. Der Ausdruck ſeines Geſichts war ſonſt ungemein lebendig, beſeelt, und bei allem blitzenden Feuer des Geiſtes, das ſich darauf malte, zugleich von einer unverkennbaren Herzensgüte überflogen. Wenn man ihn zuerſt geſehn, hätte man ihn für einen verkleideten Prieſter halten mögen. Je mehr man ihn aber betrachtete, deſto überzeugender ſah man daß es kein Anderer als Nicolo Macchiavelli, der Großmeiſter aller diplomatiſchen und politiſchen Kunſt, ſein könne. —

Toralba, der über eine dringende Sache die Meinung Macchiavelli's herausgefordert hatte, und ihn noch länger an dieſen Gegenſtand zu feſſeln wünſchte, wurde Urſache daß die erſte Begrüßung zwiſchen Mac-

chiavelli und unſerm Freunde kurz abbrach und das in Gang befindlich geweſene Geſpräch, an dem aber bald alle Anweſende eifrig Theil nahmen, ſich wieder fortſetzte. —

Macchiavelli hatte von den Gefahren Italiens und Roms geſprochen, und er ſagte daß ſein Gemüth von großen Sorgen um das Vaterland erfüllt ſei. Es war nämlich ſoeben die Nachricht eingegangen daß der in Italien hochgefürchtete deutſche Kriegsheld, Georg von Frundsberg, an den Gränzen Italiens mit einer neu geworbenen Heerſchaar von dreizehntauſend Lanzknechten ſich zeige und zuerſt ſeinen Weg nach Mailand eingeſchlagen habe, ſodann aber geſonnen ſei bis Rom vorzurücken.

Toralba hatte dieſe Nachricht ſeinen Freunden überbracht, und ſchien ſich deshalb bereits der heftigſten Verzweiflung überlaſſen zu haben. Wenn die deutſchen Bären im Anzuge ſind, rief er aus, dann iſt die italieniſche Ligue verloren, und die kleinen grünen Halme der italieniſchen Freiheit, die wir ſchon aufkeimen ſahen, müſſen unter die Füße dieſer Barbaren getreten werden! Dieſer alte Kriegshandwerker, Georg von Frundsberg, ſoll ſeinen Knechten, die er nicht bezahlen kann,

ganz Italien und alle Schätze Roms zur Beute verſprochen und Jedem verheißen haben, daß er als reicher Mann aus Italien zurückkehren ſoll! Schon bringen die abenteuerlichſten Gerüchte über ſeinen Zug und ſeine Abſichten her und er ſoll gelobt haben, mit eigner Hand den Papſt und die Cardinäle aufzuhängen an einem goldenen Strick, den er immer bei ſich im Buſen trägt und überall auf ſeinem Wege hervorzieht, um ihn den Bewohnern von Stadt und Land zu zeigen! —

Macchiavelli ſtand einen Augenblick nachſinnend und ein wehmüthiger Ausdruck umſpielte ſeine zuckenden Lippen. Ihr malt ein Märchenbild, ſagte er dann lächelnd, es wird nicht ganz ſo ſchlimm kommen, ich kenne die Deutſchen! In ihren Gedanken iſt ihnen Alles zuzutrauen, und wenn der Himmel auf die Erde heruntergezogen werden könnte, ſo würde es gewiß ein Deutſcher unternehmen, und vorher die genaueſten Vermeſſungen deshalb anſtellen. Aber wo es auf die wirkliche Ausführung ankommt, da iſt mir ein Kind fürchterlicher als ein Deutſcher!

Ein Deutſcher iſt mir immer fürchterlich, entgegnete Toralba, beſonders in ſolcher Geſtalt wie dieſer

Georg von Frundsberg! Dieſe Leute betreiben ſelbſt das Entſetzen des Krieges mit einer pedantiſchen Gründlichkeit als wenn ſie eine Abhandelung zu einer Schulmeiſter-Prüfung ſchreiben! Ich zittere in der That für Italien und Rom, ich zittere für die italieniſche Ligue, welche nicht durch den ſchmählichen Bund zwiſchen König Franz und Kaiſer Carl, nicht durch den Vergleich welchen jetzt der Papſt mit Hugo von Moncada geſchloſſen, wirklich erſchüttert werden konnte, wohl aber durch dieſe Verſtärkung der kaiſerlichen Macht, welche jetzt Georg von Frundsberg nach Italien bringt, erdrückt und überwältigt werden muß! Noch vor Kurzem glaubte ich, daß der Bund zwiſchen Italien und Frankreich, auf den ich Alles ſetze, nicht verloren zu geben ſei, denn Pescara, welcher der Ligue die tiefſten Wunden ſchlug, iſt geſtorben, Antonio de Leyva liegt ſchwer erkrankt, die Venetianer ſind frei und die Macht des kaiſerlichen Heers in Italien iſt gebrochen! Jetzt aber wirft ſich dieſer breitſpurige täppiſche Frundsberg mit ſeinen Lanzknechten zuerſt nach Mailand hinein, und zerſtört dort den wichtigſten Heerd unſerer Pläne! Dann wird er nach Rom kommen und dies alte ewige Heiligthum der Völker, ohne das die Welt weder Ver-

gangenheit noch Zukunft hat, seinen deutschsprechenden Bären zum Fraße vorwerfen!

Ich glaube Euch bemerken zu müssen, entgegnete Machiavelli, daß die mailänder Pläne zur Befestigung der italienischen Ligue von jeher wenig getaugt haben! Ihr seht dies jetzt an Euerm vielgerühmten Kanzler Moroni, der lange für einen Hauptbeweger der italienischen Freiheitssache galt und in diesem Augenblick, wenn Ihr es noch nicht wißt, der vertrauteste Freund und Geheimerath des Connetable von Bourbon, ja der bestimmende Leiter seines Willens, geworden ist!

Toralba lachte mit der höchsten Bitterkeit und sagte: Diese verzweifelte Mähr ist mir in der That gemeldet worden, Machiavelli! Unser Agent in Mailand hat darüber bereits die umständlichsten Nachrichten eingeschickt. Der Connetable von Bourbon konnte nach seiner Rückkehr aus Madrid, wo man ihm überall mit der größten Verachtung begegnete, kein glänzenderes Geschäft machen. Dieser Verräther Bourbon, den alle Nationen von sich stoßen, war zuletzt in Mailand in der größten Verlegenheit mit seinen Soldaten, denen der Kaiser ungeheure Rückstände schuldete. Um auf

jede Weise Geld von den Mailändern zu erpressen, nahm er zu Bedrückungen und Strafen aller Art seine Zuflucht, und ließ eines Tages auch den gefangenen Moroni, welcher noch durch Pescara zur Haft gebracht worden, zum Tode verurtheilen, verkauft ihm aber an demselben Morgen, wo seine Hinrichtung stattfinden sollte, Freiheit und Leben für ein Geld von zwanzigtausend Ducaten. Moroni empfindet dadurch in seinem mürbe gewordenen Herzen eine solche Zugehörigkeit für seinen neuen politischen Handelsfreund, daß er bei ihm bleibt und bald durch die unläugbare glänzende Geschicklichkeit seines Geistes aus seinem Gefangenen, wie Ihr sagt, zu seinem vertrautesten Freund und Rath sich macht! Sie sind jedenfalls beide geschickte Verräther, und man sollte denken daß sie Euern Principe wacker studirt haben, Herr Macchiavelli! Was meint Ihr, wenn wir den Connetable von Bourbon zum König von Italien machten? Da Ihr in Euerm berühmten und unsterblichen Buch es so meisterhaft entwickelt habt, daß der niederträchtigste, verworfenste, kleinlichste und verkniffenste Mensch am besten zum Fürsten tauge, so ließe sich für Euer Ideal, das den Völkern heut am besten taugen soll, kein passen-

derer Mann zur Verwirklichung finden als dieser Karl von Bourbon, aus dem sich nach Macchiavelli's Recepten gewiß noch der anständigste Tyrann anfertigen ließe! —

Macchiavelli antwortete nicht sogleich auf diese Bemerkung, aber Dolores, die ihn in dieser Beziehung etwas reizbar wußte und ihn durch den so leicht rücksichtslos werdenden Ton Toralba's verletzt glaubte, trat jetzt in ihrer freundlichen und Alles begütigenden Weise auf ihn zu, und sagte, ihm herzlich die Hand schüttelnd: Lieber Meister Macchiavelli, ich muß es Euch verwehren daß Ihr Euch bei mir sogleich ganz und gar in die Politik verstricken laßt! So selten haben wir das Glück Euch bei uns in Rom zu sehen, und wenn Euch auch Staatsgeschäfte hergerufen haben, so sollte Euch doch bei Euerer Freundin, die nicht bloß Euer Genie sondern auch Euer Herz bewundert, eher eine Linderung als eine neue Aufreizung der Tagessorgen empfangen! Und von Euerer trauten Tochter Baccia, die ich so sehr liebe, habt Ihr mir noch nicht einmal einen Gruß bestellt? —

Ich danke Euch, theure Frau, für Eure liebe Gesinnung die mir immer wohlgethan! entgegnete Mac-

chiavelli indem er ihre Hand küßte. Meine Tochter iſt wohlauf und vergnügten Muthes, und ich kann Euch melden daß ſie ſich in einigen Tagen mit Giovanni de Ricci vermählen wird. Auch ſteht ſonſt daheim Alles gut, und Ihr wißt daß die Politik dieſer Zeit eigentlich das einzige Hauskreuz iſt aus dem ich mir noch etwas mache. In der That, die Politik Italiens iſt mir ſo an's Herz gewachſen daß ich mir wie unglücklich verheirathet mit ihr vorkomme, und da man ſeine häuslichen Sorgen doch am Ende liebt und ſie keinen Augenblick vergißt, ſo wird es wohl nichts helfen, ſchöne Gräfin, daß Ihr meine Gedanken eine Secunde lang frei von dieſem Einfluſſe wünſcht! Und unſer Freund Toralba hat ganz Recht daß er mein Buch anführt, mein armes unglückliches Buch über den Fürſten, das ich mit zu meinem politiſchen Hauskreuz in Italien rechne und deſſen Exiſtenz mich ſchon oft genug gedrückt und gepeinigt hat! Was hätte ich nicht ſchon darum gegeben wenn es mir gelingen könnte, dieſes Buch wieder der Oeffentlichkeit zu entziehn! Denn ſein Schickſal iſt doch einmal das Mißverſtändniß, und wird es bleiben! Und wer im Stande iſt es zu verſtehen, wie hier unſer Freund Toralba, deſſen Geiſt ein Edel-

ſtein vom ſtrahlendſten Feuer iſt, der benutzt es doch wenigſtens zu einem Sündenbock der Zeit, auf dem er ſeine verzweifelten und ſchwermüthigen Gedanken herumreiten und ſich austoben läßt!

Verzeiht mir, wenn ich Euch einen Augenblick ſo erſchienen bin, großer Meiſter Macchiavelli! rief Toralba beeifert und mit der unverkennbarſten Begeiſterung für Macchiavelli aus. In den Strahlen Eueres Genius ſonne ich tagtäglich mein armes verzagtes Herz, und wenn ich in Euern Schriften leſe die in einer göttlichen Verachtung der Zeit und der Völker geſchrieben ſind, ſo fange ich an in demſelben Augenblick zu hoffen in dem Ihr mich verzweifeln macht! Euer Geiſt führt gegen unſere Zeit den Speer des Gottes, welcher die Wunden ſchlägt damit ſie heilen ſollen zur ewigen Geſundheit und Schönheit aller Völker! Und Euer großes Buch, das Ihr über den Fürſten geſchrieben, iſt es nicht ein der ganzen Menſchheit nothwendiges Gegengift gegen die innere Vergiftung aller ihrer Säfte und Kräfte, an der ſie daniederliegt? Wie jedes hohe Genie zugleich der größte Menſchenfreund iſt, ſo hat es Euch in Euerm milden Herzen erbarmt daß die heutigen Völker entartet und ſchlecht geworden, daß

die Staaten dahinſiechen und die Geſellſchaft verfault! Da miſchtet Ihr dies gewaltige Geheimmittel, welches Ihr aus Verachtung und Liebe der Menſchheit zugleich bereitet, das Ihr auf die in der tiefſten Erniedrigung beginnende Widerſtandskraft des Volksherzens berechnet und in dem Ihr den göttlichen Funken der Freiheit weiſe verſteckt habt unter dem Schlamm und Sumpf der Zeit, wo er ſicherer heutzutage geborgen wird als auf dem offenen Markt der Völker, die ihn in ihren unverſtändigen Händen erſticken würden! Dieſes Geheimmittel gegen einen vergifteten Volkszuſtand iſt der Tyrann, deſſen Erziehung und Seelenbildung Ihr in Euerer trefflichen Schrift uns beſchreibt und lehrt! Ihr wollt dem Volke den ſchäumenden Pokal der Freiheit entgegenbringen und darum reicht Ihr ihm dieſen Trank der Tyrannei und des Despotismus, der ihm in ſeinen Eingeweiden brennen ſoll wie hölliſches Feuer und durch den Ihr es erſt raſend und dann wieder jung und ſchöpferiſch zu machen hofft! O ich kenne Euch, edler und herrlicher Macchiavelli, ich kenne die himmliſche Verruchtheit Euerer Lehre, die hölliſche Kraft Eueres Freiheitsmittels welches das einzige und letzte in dieſer Zeit iſt! Kein Herz ſchlägt ſo glühend von

dem Gedanken der Freiheit als das Euere, und Ihr, Ihr müßt es sein der als Lehrer der Tyrannei aufsteht und den Despotismus zu seinem Geisteszögling macht! O Macchiavelli, an Euerm Buch perlt eine große Thräne der Weltgeschichte, und wann wird der Engel der Menschheit kommen um sie hinwegzuküssen? Euer Buch ist nichts als der tiefste Leidensausdruck dieser Zeit, und man will Euch aus dieser Märtyrerkrone, die Ihr Euern Schmerzen um die Freiheit gewunden, den Vorwurf eines falschen Systems machen? Das sind Narren und Thoren die Euch nicht verdienen, aber mir vergönnt daß ich vor Euch in die Kniee sinke und mit meiner Stirn Euere Füße berühre! —

Macchiavelli, der diese Anrede mit ruhigem Ernst hingenommen und zuletzt fast düster auszusehen begonnen, fing ihn in seinen Armen auf und drückte ihn mehrmals mit Herzlichkeit an sich. Dann sagte er, auf Mendoza deutend welcher zitternd und glühend vor Erregung dieser Scene zugesehen, mit seiner gewohnten milden Stimme: Ist es auch recht daß wir im Angesicht dieses jungen Freundes hier, der noch ein so frisches und von der Tagesschlechtigkeit unberührtes Gesicht hat, gleich unser ganzes gequältes Herz aus-

ſchütten, ſtatt uns in einem heiterern und gefälligeren Lichte vor ihm darzuſtellen? Unſere Zukunft liegt in der Jugend, und was ſoll aus uns werden, wenn wir die jungen Leute nicht für uns haben?

Mendoza benutzte dieſe Gelegenheit, die ihm das freundliche Wohlwollen Machiavelli's darbot, um auch ſeinerſeits die ihn drängenden Gefühle der Verehrung für Machiavelli auszuſprechen. Seine Huldigung galt jedoch mehr dem literariſchen und wiſſenſchaftlichen Genius Machiavelli's, da er der überſchwänglichen Anſicht, mit der ſich ſoeben Toralba über das Buch vom Fürſten geäußert, nicht unbedingt beipflichten konnte. Vielmehr beſtürmten ihn darüber, wie ſchon oft, ſo auch in dieſem Augenblick wo er dem bewundernswürdigen Urheber dieſer Schrift gegenüberſtand, die mannigfachſten Zweifel, und nachdem er beſcheiden und freimüthig das Glück geprieſen welches ihn in die perſönliche Nähe Machiavelli's geführt, wagte er es an dieſen eine Frage zu richten durch welche er Aufklärung über einen ihm immer dunkel gebliebenen Punct zu erhalten wünſchte. Dieſe Frage betraf den Widerſpruch, wie die Freiheit durch einen Tyrannen bei den Völkern wachſen könne, wenn Machiavelli wirklich dieſen

geheimen Grundgedanken bei seinem Buche gehegt? Denn, sagte Mendoza, ein wahrhaft großer Fürst ist doch immer der höchste Segen der Völker! Warum, o Macchiavelli, lehrtet Ihr nun nicht lieber in Euerer Schrift, wie ein großer, tugendhafter und würdiger Fürst entstehe und sich bilde, unter dessen schirmender Kraft dann auch die Freiheit der Völker gedeihen und stark werden kann, als daß Ihr so meisterhaft zeigtet, wie ein niederträchtiger, lasterhafter und abgefeimter Fürst hervorgeht und sich in grundsätzlicher Schlechtigkeit dem Volke gegenüber befestigen kann?

Ihr seht, sagte Toralba indem er sich zu Macchiavelli wandte, daß Freund Mendoza nicht mehr der Neuling ist für den Ihr ihn angesehen, indem Euch sein junges Gesicht noch unberührt von der Schlechtigkeit dieser Zeit geschienen. Diese Gläubigkeit an Fürstentugend und Fürstengröße, ist sie nicht bereits die allerschlimmste Verderbniß?

Dolores lächelte schmerzlich vor sich hin, und als ihre Augen sich mit Mendoza begegneten, lenkte sie ihren Blick rasch von ihm ab, indem sie begierig zu erwarten schien wie Macchiavelli sich äußern würde.

Dieser sagte nach einer kurzen Pause: Mein Ideal

eines Fürſten iſt immer noch Cäſar Borgia! Und ich will nicht läugnen, daß ich meinen Principe in der That nach dieſem Muſter gezeichnet habe! Ein Ideal iſt es, ja, ein Ideal, aber ein Ideal dem man einen Fußtritt verſetzen möchte, und dieſe Stimmung, meine Freunde, iſt das innerſte Pathos meiner Seele bei der Ausarbeitung meines Buchs geweſen. Es iſt wahr, auf dies Ideal der Schlechtigkeit habe ich den Fortbau der Zeiten ſtützen wollen, und Gott ſei mir deshalb in meinem letzten Stündlein gnädig! Aber wer in das ſchlaff gewordene und entartete Herz des Volkes heut geſchaut hat, der wird ihm nur dieſe Fürſtengeißel wünſchen können die es zu neuer Lebenskraft und zu edlerer Beſinnung wieder aufſtacheln! Und mein ſchändliches Buch iſt nichts als ein ſolcher frommer Wunſch, glaubt es mir! Die Zeitgeſchichte muß man aber ſo anſehen, wie ich Euch jetzt mein Bekenntniß darüber ausſprechen will. Es ſtehen ſich heutzutage zwei verdorbene Racen einander gegenüber, die ganz und gar verdorbene Race der Fürſten und Vornehmen, und die ganz und gar verdorbene Race des Volks. Da muß Verderben durch Verderben geheilt werden, und dies giebt eine rein elementare Wirkung die ich

durch mein Buch habe vorbereiten helfen wollen. Die Weltgeſchichte wird eine Zeitlang wieder Naturgeſchichte werden müſſen, damit aus dem Sturm und Prozeß aller Elemente eine neue Scheidung der Kräfte, eine Sichtung und Geſundung der Organe eintritt! Ich habe nur eine einzige Furcht, und das iſt die daß noch irgendwo ein tugendhafter und edler Fürſt auftauchen möchte, denn die guten Fürſten ſind der wahren Volksfreiheit am ſchädlichſten, ſie verwirthſchaften den Geiſt der Freiheit und machen eine unſchädliche Speiſe für ihren ſchwachen Magen daraus. Das ſind die guten Fürſten, weiter hat es noch keiner gebracht! Da lobe ich mir einen Tyrannen, der weiß es viel genauer was die Freiheit iſt, der will ſie nicht zähmen und abrichten, aber indem er ſie haßt und verfolgt, arbeitet er ſie rein und göttlich wie ſie iſt aus ihren Tiefen heraus! —

In Macchiavelli's Geſicht war bei dieſen Worten eine glühende Röthe geſtiegen wie ſie demſelben ſonſt nicht eigen war. Dabei ſah man ihm an, daß jede Erregung ſeiner ſchwachen Geſundheit ſofort nachtheilig wurde, denn es ſtellten ſich tiefe dunkle Ränder unter ſeinen Augen ein, und bald darauf hielt er beide Hände mit einem Ausdruck leiſen Schmerzes gegen den Ma-

gen gepreßt. Dolores näherte ſich ihm beſorglich und zog ihn mit einer zärtlichen Bewegung zu ſich auf den Diwan nieder. Dann bat ſie ihn eine Miſchung von Waſſer und Wein anzunehmen die ſie ihm mit ihren eignen Händen bereitete und in ihrer liebenswürdigen Weiſe ihm entgegenbot.

Nachdem Macchiavelli mit einem haſtigen Zug das Glas geleert, ſagte er dankend: Ihr wißt immer dem alten hülfsbedürftigen Macchiavelli etwas zu Gute zu thun, holde Gräfin? Es iſt nicht mehr ſo ganz gut mit mir beſtellt, und obwohl ich ſtets mäßig wie ein armer Poet gelebt habe (wie ich denn auch am Ende nichts Anderes bin!), ſo wird doch mein Magen immer empfindlicher und leidender! Ihr ſeht, es gehört in der That ein guter Magen dazu, um in dieſer Zeit Politik zu treiben, und ich habe einen ſchlechten. Auch hat es mir in dieſem Punct geſchadet daß ich in meinem Leben viel zu Pferde geſeſſen bin und ganze Reiſen reitend zurückgelegt habe, was ich auch jetzt nicht leicht mehr unternehmen darf! Ich bin abgeſattelt, meine Freunde, das Flügelroß der Zeit, das ich geritten, findet nicht mehr ſeinen Mann an mir, und nachdem ich, wie unſer Freund Toralba ſagt, die beſten Recepte auf-

Dolores nahm das Gespräch wieder auf und sagte schmeichelnd, indem sie Macchiavelli's Hände küßte: Ihr sollt nicht so freventlich über Euch absprechen, Macchiavelli, denn Ihr steht mitten im vollen Leben, und die Zeit bedarf Euerer wie keines Andern! Ihr seid die kräftigste Geistesstütze Eueres Freundes des Papstes Clemens, und wir Alle, die wir der Sache des Papstes jetzt anhängen und dienen, hegen gerade deshalb noch Zuversicht und Muth, weil Clemens einem Macchiavelli sein ganzes Vertrauen gegeben, und ferner nichts unternehmen will ohne Euern Rath schriftlich oder mündlich gehört zu haben. Ich war heut Morgen bei Seiner Heiligkeit zu einer vertrauten Audienz zugelassen, unmittelbar nachdem Euer Besuch den Papst verlassen hatte, und ich traf ihn noch begeistert und glühend angeregt von neuen Vorschlägen und Planen die Ihr ihm eröffnet! Auch rühmte er Euch, daß Ihr einige Aufträge von ihm so vollzogen als wenn eine göttliche Macht selbst sich seiner angenommen hätte!

Der gute Clemens! sagte Macchiavelli mit einem stillen Lächeln, indem er sich mit einiger Selbstgefälligkeit auf dem Divan ausstreckte, und jetzt auch sein körperliches Behagen wiedergefunden zu haben schien. Es

iſt wahr, ich habe den Medici's ſchon manche Dienſte geleiſtet, und bin mein ganzes Leben hindurch ihr größter und thätigſter Freund geweſen. Viele Vorwürfe habe ich deshalb ſchon vom Volke aus erleiden müſſen, aber ich bin aus mehrfachen, und Ihr wißt es, lediglich inneren Gründen dieſer Familie anhänglich geblieben, die uns feine, prächtige und mit dem Verderben der Zeit geiſtreich liebäugelnde Köpfe geliefert hat, die uns vielleicht noch einmal einen großen Tyrannen ſchenkt, und aus der in dieſer Zeit der bedeutendſte Feldherr hervorgegangen den Italien jemals geſehen! Ich meine den tapfern Johann von Medici, welchen das Volk nur den Großen Teufel nennt, und an den ich einen beſonderen Plan geknüpft habe, wodurch die großen Gefahren, die Italien in dieſem Augenblick drohen, einzig und allein glücklich abgewandt werden könnten. Ich habe dieſen Plan heut Morgen dem Papſt ausführlich auseinandergeſetzt, und da Ihr das Vertrauen Seiner Heiligkeit in ſo hohem Maße beſitzet, Gräfin, ſo wird er Euch ohne Zweifel darüber eine Andeutung gegeben haben! Und da wäre es für mich von der größten Wichtigkeit, auch Euere Gedanken zu hören, Gräfin Miranda, denn der Lieblichkeit Eueres Geiſtes ſteht die Schärfe deſſelben gleich!

Ihr wollt mich beſchämen, Macchiavelli! entgegnete ſie. Ich komme mir ſchon etwas vor, wenn es mir gelingt Euch zu verſtehen und Euerm Genius zu folgen. Der Plan, welchen Ihr dem Papſt heut entwickelt habt, iſt kühn und groß, ſoviel ich aus einzelnen Bruchſtücken, die mir Clemens unſchlüſſig und kleinmüthig mittheilte, habe errathen können. Ihr habt eine neue Kriegführung zur Rettung Italiens vorgeſchlagen, Ihr wollt den Krieg als eine Unternehmung freigebildeter Volksſchaaren betreiben laſſen, und zum Führer ſolcher Schaaren, der ganz unabhängig von jeder andern Macht geſtellt ſein ſoll, empfahlet Ihr den reichbegabten Johann von Medici. Ich fürchte, dieſer Gedanke iſt zu erhaben und ideal, um eine Stätte in dem wilden Getümmel dieſer Zeit zu finden!

Nein, liebe Freundin, verſetzte Macchiavelli lebhaft, er iſt im Gegentheil durchaus auf die Schlechtigkeit und Verwilderung dieſer Zeit berechnet, obwohl er zugleich dazu beitragen könnte dieſelbe von innen heraus und in ihren Wurzeln zu heilen. Mein Plan, wenn man ihn recht verſteht, will eine Art der volksthümlichen Kriegführung wiederherſtellen, wie ſie im vierzehnten Jahrhundert ſo wirkſam ausgeübt worden. Man mache aus dem Krieg plötzlich wieder eine Sache des

Abenteuers, der Unternehmungsluſt, des freien Volksintereſſes, man laſſe überall ſolche kriegeriſchen Abenteurer-Schaaren entſtehn, man bewaffne und organiſire ſie, man ſtelle ſie unter den Oberbefehl eines ſo zum Volkshelden geſchaffenen Mannes wie Johann von Medici iſt, man geſtatte ihm dieſe Abenteurer-Fahne aufzupflanzen im ganzen Lande Italien und den Krieg da zu führen wo es ihm am zweckmäßigſten erſcheint, man unterſtütze und verſtärke ihn heimlich und laſſe ganze Truppen von Cavalerie und Infanterie allmählig in ſeine Schaaren übergehn, und man wird wunderähnliche Erfolge davon erleben! Keine fremde Gewalt wird ſich dann mehr in unſerm Lande halten können, und um die kaiſerliche Macht in Italien iſt es geſchehn, wenn der Krieg zu einer freien Sache des Volks bei uns gemacht wird, wenn die Volksluſt und Volksphantaſie ſich ſeiner wieder bemächtigt und auf eigene Hand Großthaten und Heldengeſinnung daran knüpft! Und das Volk ſelbſt, deſſen wilden und barbariſchen Trieben dabei zuerſt geſchmeichelt zu werden ſcheint, wird doch bald eine neue moraliſche Erkräftigung aus dieſem Kriegsleben ziehn, denn es wird ſehen daß, wenn es will, die Freiheit und Würde des Va-

terlandes in seine Hand gelegt ist, es wird sehen daß der in sich selbst gesammelten und vereinten Kraft des Volkes nichts widerstehen kann, weder seine Feinde im Felde noch seine Feinde auf den Thronen! Ja, meine Freunde, ich gehe so weit zu behaupten daß durch diese abenteuerlichen Freischaaren, die aus einer freien Volksvereinigung entstehen und auch wieder auf eine solche hinwirken sollen, der wahre Geist des Christenthums von neuem in der Welt lebendig werden und in ein ächtes Volkschristenthum sich umgestalten kann! Denn das Christenthum ist bisher der Volksfreiheit schädlich gewesen, vielleicht kann später einmal die Volksfreiheit dem Christenthum nützlich werden! —

Ich weiß seit lange, daß Ihr so denkt, Macchiavelli! nahm Toralba, nachdem hierauf eine kurze Pause eingetreten war, wieder das Wort. Schon in Euern Abhandelungen über den Livius bin ich diesen Ansichten begegnet. Ich kann es nicht zu sehn, daß das Christenthum, wie Ihr meint, etwas der Freiheit der Völker Verderbliches in sich enthalte, und wenn Ihr mich für den Papst kämpfen und wirken seht, so geschieht es weil ich nur noch von Christenthum und Kirche Heil für die Freiheit erwarte, und weil ich fest

glaube, daß einzig und allein der Papst berufen sein kann, etwas zu thun was kein König der Erde zu vollbringen vermag, nämlich von seinem Thron aus die Freiheit aller Völker zu verkündigen und sich zum ersten Schirmherrn derselben zu machen! Denn die Freiheit der Völker, die den Königen das Herz abstößt, findet im Schooße des Papstes den einzig sichern und göttlichen Grund ihres Bestehens, von dem aus sie die Welt beherrschen und vereinigen kann! —

Mendoza richtete bei diesen Worten Toralba's unwillkürlich seine Blicke auf Dolores, um auf ihrem Gesicht zu lesen inwieweit er ihr eine Uebereinstimmung mit jenen Ansichten zuschreiben dürfe. Es fiel ihm dabei wieder die Zeit ein, wo er sie zuerst an der Seite jenes Loyola als fromme und weltentsagende Bettlerin gesehen. Jetzt stand sie mitten in der Welt darin, beschäftigt die Fäden ihrer wichtigsten Verwickelungen zu leiten, und ihre freudestrahlenden Augen, mit denen sie Toralba zugehört, sagten ihm, daß derselbe nicht minder aus ihrer Seele gesprochen.

Macchiavelli aber stand jetzt rasch auf und sagte, daß er vor seiner Rückkehr nach Florenz noch mancherlei Geschäfte in Rom habe. Toralba bat sich die

Erlaubniß aus, ihn einige Straßen begleiten zu dürfen weil er noch einige dringende Gegenstände mit ihm zu besprechen habe. Dies wurde freundlich angenommen, und nachdem Macchiavelli sich zum Abschied mit Dolores herzlich begrüßt hatte, reichte er auch Mendoza lächelnd seine Hand hin, der sich in innigster Verehrung auf sie herabneigte.

Dolores und Mendoza blieben allein zurück, und er setzte sich ihr schweigend gegenüber, indem er erwartete welchen Ton des Gesprächs sie mit ihm anschlagen würde.

Das Abenddunkel füllte bereits den Gartensaal, und von draußen wehten die mit dem Abend stärker werdenden Blüthendüfte gewürzig herein. Ein Diener steckte die Kerzen auf und entfernte sich dann wieder. Es herrschte einige Secunden lang eine lautlose Stille in dem Gemach. —

7. Neues Zerwürfniß.

Macchiavelli war endlich der Anknüpfungspunct ihres Gespräches geworden. Dolores hatte die Hinfälligkeit des berühmten Mannes beklagt, und dabei geäußert daß Italien gewiß bald seine höchste Zierde an ihm verlieren werde. Und seine heutigen Aeußerungen, fügte sie leiser hinzu, lassen mich noch befürchten daß er unversöhnt sowohl mit der Zeit wie mit Gott sterben wird, denn Macchiavelli ist kein rechter Christ und kein guter Katholik!

Sie sagte dies mit einem so himmlischen Eifer und so tiefem Ernst, daß Diego fast erschrak und das Lächeln des Spottes, welches zuerst auf seine Lippen hatte treten wollen, ihm unwillkürlich erstarrt blieb. Indeß fühlte unser Freund zugleich das Gelüst in sich wachsen, ihre religiöse Strenge, die sie ihm sogleich entgegentrug, auf die Probe zu stellen und dabei die Rolle des gutmüthigen und enthusiastischen Träumers, die er ihr

gegenüber nun lange genug gespielt zu haben glaubte, endlich aufzugeben, indem ihn die Einsamkeit des traulich abgeschiedenen Gemachs und die von draußen hereinfunkelnden Sterne zu kühneren Wagnissen zu ermuthigen schienen. Es durchglühte ihn plötzlich der Gedanke daß es heut Abend zwischen ihm und ihr zu einer Entscheidung kommen solle, und dieser Entschluß machte ihn taumeln vor feuriger Ungeduld und kecker Begierde.

Er sprang auf und setzte sich zu ihr auf den Divan, indem er rasch ihre Hand zu ergreifen und an seinen Mund zu drücken wagte. Darf ich Euch nun wieder Dolores nennen? fragte er stürmisch und dringend. Mich dünkt immer, wenn Ihr mir diesen Namen wieder zu Euch gestattet, würde ich wieder ein näheres Anrecht auf die Freundlichkeit Euerer göttlich schönen Augen gewinnen können, die mich jetzt eben so fremd und überirdisch kalt ansehen?

Ihr vergeßt die Abrede, unter der allein wir wieder zusammengekommen sind! entgegnete sie, indem sie ihn lange mit einem sanften aber durchdringenden Blick betrachtete. Fremd wollten wir uns einander bleiben und unter dieser Bedingung versuchen was der Eine dem Andern werden kann auf dieser bestimmten Gränz-

linie, die oft ein größeres und höheres Zusammenleben zuläßt als der fast immer gemißbrauchte Begriff der Freundschaft! Fremd kann man mit Vielen sein, und mit ihnen den ganzen Reichthum der menschlichen Existenz durchleben. Freund ist man sich oft schon mit einem einzigen Menschen zuviel. Je enger das Band wird, desto größer die Gefahr es zu zerreißen. Wir wollen uns fremd bleiben, Diego! Und Ihr sollt mich Miranda nennen, unter welchem Namen mich die Andern in Rom kennen, und unter dem ich hierher gekommen bin eine Aufgabe zu erfüllen!

Sie nahm dabei seine ihr zu nahe gerückte Hand und stieß sie sacht aber entschieden von sich. Ihn durchflog jedoch diese Berührung nur mit immer kühneren Flammen, er ergriff wie im Rausch den einen herabhängenden Aermel ihres Gewandes, und küßte ihn mehrmals mit heißen Lippen.

So will ich mit Euern Kleidern Freundschaft anfangen, rief er glühend aus, denn sie haben an Euern Gliedern gelegen und berauschen mich, wenn ich ihren Duft in mich sauge, mit dem Athem Eueres ganzen entzückenden Wesens. Seht, seht, Euer Kleid läßt sich geduldig von mir küssen, und wehrt mir nicht. Es

iſt nicht ſo ſtreng wie die göttliche Heilige ſelbſt, deren bezaubernde Formen dieſes beneidenswerthe Gewand verbirgt!

Er ließ ſich dabei in ſeinem Ungeſtüm ſo weit hinreißen, daß er ihr Kleid mehr verſchob als ſie dulden durfte, indem daſſelbe weit herabgleitend Schulter und Hals in all ihren ſorgfältig verhüllten Reizen entblößte. Er erſchrak ſelbſt als ihm die weiße Fülle ihrer Glieder entgegendrang, und die Verwegenheit, die ihn begeiſterte, hielt einen Augenblick inne. Noch ehe er ſich aber beſinnen konnte was er wagen wolle, war Dolores aufgeſprungen und ſtand ihm mit einer Majeſtät, die ihren flammenden Stolz zugleich mit einer milden Wehmuth umſchleierte, gegenüber.

Diego war aber weit entfernt davon, ſich durch ihre feierliche Haltung und ihre Blicke ſchon entwaffnet zu fühlen. Indem er ſie in ſo unendlicher Schönheit vor ſich ſah, kehrte zugleich ſeine Keckheit zu ihm zurück und miſchte ſich mit einem ſeltſamen Gefühl von Bitterkeit, das er beim Anblick ihrer mitleidigen Verachtung, mit der ſie ihn beſtrafen wollte, empfand.

Ha, rief er aus, die zürnende Göttin richtet alle ihre Geſchoſſe gegen den frevelnden Sterblichen! Ihr

seid schöner als Diana, welche der überglückliche Actäon im Bade überraschte! Aber da ich noch lange nicht so glücklich gewesen bin wie Actäon war, so bitte ich noch um Gnade, daß die Hunde Eueres göttlichen Grimms mich nicht zerreißen mögen! Ihr seid freilich eine fromme, christlich und päpstlich gesinnte Diana, und in Euerm christlichen Himmel denkt man noch weit strenger als in dem weiland olympischen! Seid aber nicht böse, wenn Euere schönen Schultern mich wieder zum Heiden machen, der seine ewige Seligkeit darin sehen würde, sie mit einem Kuß um Vergebung des gegen sie begangenen Frevels bitten zu dürfen! —

Dolores hatte ihm schweigend den Rücken gekehrt und er bemerkte daß sie heftig zitterte. Sie bedeckte sich mit der Hand die Augen, er glaubte sie leise weinen zu hören. Dann verließ sie langsam das Gemach und er sah sie durch die Blüthengänge des Gartens sich entfernen. Er wagte nicht ihr zu folgen, noch wußte er ein Wort zu finden mit dem er ihr hätte nacheilen und ihre Verzeihung erwerben können. Wie betäubt lehnte er mit seinem Kopf an der Thür des Gartensaals, und das ihm aufgehende qualvolle Bewußtsein, daß er sich ungeschickt und unverantwortlich benommen habe, brachte ihn fast dem Weinen nahe. —

Aus seinem düstern Nachsinnen riß ihn ein plötzlicher Schlag auf die Schulter, der so stark war daß Diego zurücktaumelte und nicht anders als eine feindliche Absicht darin annehmen konnte. Als er entrüstet aufsah, erkannte er Toralba der mit einem zornsprühenden Gesicht vor ihm stand und ihn verachtungsvoll mit den Augen maaß.

Ich erwecke Euch etwas unsanft aus Euern Träumen, Mendoza! sagte Toralba mit einem herausfordernden Ton. Es sind aber auch höchst unverschämte Träume denen Ihr Euch überlassen habt, und von solchen kann man Euch eigentlich nur durch einen tüchtigen Schlag befreien!

Wohlan, entgegnete Mendoza, ich nehme diese Herausforderung von ganzem Herzen an! Es ist mir ohnehin in der letzten Zeit unheimlich zu Muthe gewesen, daß ich mit Euch auf diesem halben Fuß des Verkehrs stehen sollte, auf dem ich mit einem Menschen Eueres Gelichters doch nichts anzufangen wußte! Schlag gegen Schlag, so paßt es besser für unser Verhältniß, und sobald wir die Waffen bestimmt haben, hoffe ich daß es meiner unaussprechlichen Sehnsucht endlich gelingen wird sich in Euerm verhaßten Blut zu kühlen!

Ihr irrt, entgegnete Toralba mit einer fürchterlichen

Kälte, wenn Ihr mich aufgelegt glaubt einen förmlichen Ehrenhandel mit Euch auszufechten. Dazu fehlt es mir an Zeit und Lust, wie an der hinlänglichen Schätzung Euerer Person!

So werde ich Euch als einen Nichtswürdigen ansehn müssen, rief Mendoza, den ich überall, wo ich ihm begegne, behandeln kann wie es mir beliebt, denn da Ihr mir eine ehrenhafte Genugthuung verweigert, so habt Ihr mir dadurch Euere eigene Ehre verpfändet, die ich mit Fußtritten behandeln werde, sobald ich Euch wieder vor Zeugen sehe!

Ich bin nicht empfindlich gegen Euere blumenreiche Rhetorik! versetzte Toralba mit ruhigem Lächeln. Ich habe jetzt sehr viel zu thun. Wenn ich aber das nächste Mal, wo Ihr mich auf die angegebene Weise zu behandeln hofft, mehr Muße haben sollte, so will ich es doch, im Fall Ihr es noch begehrt, nicht in Abrede stellen daß ich Euch auch wohl den Hals breche!

Bei diesen Ausflüchten Euerer Feigheit muß es denn also heut verbleiben! schrie Diego. Ihr versteckt Euch schon wieder in Eure so kostbar in Anspruch genommene Zeit und in Eure geheimnißvollen Geschäfte! So haltet Euch denn nicht länger mit mir auf, und geht

wieder hin zu Euerm Knechtsdienſt, der Euch nicht einmal ſo viel Zeit übrig läßt um Ehre zu haben!

Ja, ich bin ein Knecht, rief Toralba, der ſich ſchon eine Strecke von ihm in den Garten hinein entfernt hatte, aber ich bin ein Knecht meines freien Willens, doch Ihr ſeid der Knecht eigener Eitelkeit und fremder Tücke!

Gute Nacht, ruhmwürdiges Orakel! rief ihm Diego höhnend nach, und begab ſich dann ebenfalls in den Garten um den Ausgang zu gewinnen. Da es ihm widerſtand, durch das Schloß zurückzukehren, ſo ſuchte er ſich eine Stelle der Gartenmauer aus um hinüberklettern zu können, und ein raſcher Sprung brachte ihn ins Freie. —

8. Der Zug gegen die Colonna's.

Einige Tage waren seit diesem Ereigniß, welches in Diego's Gemüth auf das Quälendste nachwirkte, verflossen, als ein anderer Vorfall eintrat, der unsern Freund aus dem dumpfen, nur von Mißstimmung und Haß bewegten Hinbrüten, in das er versunken war, wieder erweckte und seine Thätigkeit und Aufmerksamkeit nach einer andern Seite hin lenkte.

Sein Gönner und Freund, Hugo von Moncada, hatte ihm nämlich heut im Vertrauen eine Nachricht mitgetheilt, welche ihn in die größte Bestürzung versetzte und ihn, wie er glaubte, zum sofortigen Handeln für bedrohte und ihrem Verderben nahe Freunde auffordern mußte. Diese Freunde waren die Colonna's, welchen Papst Clemens, nach jener gewaltsamen Katastrophe und ungeachtet des dadurch herbeigeführten Vertrags zwischen beiden Parteien, den Untergang geschworen, und zu deren Vernichtung er jetzt im Geheimen die

mächtigsten Anstalten betrieb, von denen Moncada, der im Vatican selbst von den trefflichsten Kundschaftern bedient war, leicht hatte unterrichtet werden können. Obwohl er nichts zur Vereitelung dieser päpstlichen Racheplane zu thun wußte, so schien es doch in Moncada's Absichten zu liegen, daß der Cardinal Colonna vorher gewarnt würde, wobei er zugleich die verborgene Freude nicht ganz unterdrücken konnte, daß die Gefahr unabwendbar sein möchte. Denn er verhehlte nicht daß er seinen Freunden, den Colonna's, den schlimmsten Streich gönnte, wenn er dabei nur zugleich den Anschein gewinnen konnte als habe er sich bemüht zu ihren Gunsten einzuschreiten.

Dadurch erhielt Mendoza, welchen er zu diesem Zweck zu gebrauchen gedachte, eine genaue Kunde von dem ganzen Plan des Papstes, der darauf gerichtet war sämmtliche Schlösser, Güter und Besitzungen der Colonna's am Albaner See zerstören und verbrennen zu lassen und die Colonna'sche Familie selbst gewissermaßen in die Acht zu erklären und jedem persönlichen Schaden preiszugeben. Mendoza erhielt den Auftrag sofort zu dem Cardinal abzureisen, ihm den beabsichtigten Anschlag in allen seinen Einzelnheiten mitzuthei-

len und ihn aufzufordern, seine Truppenmassen schlagfertig zu erhalten und wo möglich zu verstärken, weil er nur durch einen verzweifelten Kampf dem gegen ihn beschlossenen Brand- und Mord-Zug des Papstes widerstehen könne.

Auf die aufrichtig besorgte Frage Mendoza's, ob es noch Zeit genug sei diese Botschaft mit Erfolg auszurichten, hatte Moncada zwar mit einem arglistigen Lächeln geantwortet, aber die in Mendoza plötzlich wieder erwachte Begeisterung für die Colonna's belebte seine Hoffnung, ihnen in diesem fürchterlich bedrängten Zustand nützlich werden zu können, und so machte er sich mit stürmischer Eil und mit einem Herzen voll Sorge und Zagen auf den Weg, um in kürzester Frist den Albaner See zu erreichen.

Er legte die Reise auf einem schnellen Roß mit äußerster Geschwindigkeit zurück, und hatte unterwegs als den voranschwebenden und ihn mächtig nachziehenden Stern seines Weges nur das glänzende Bild der Teresa Colonna vor Augen, an das er schon in den letzten Tagen wieder mit der inbrünstigsten Verehrung gedacht hatte, und das ihn in einem wehmüthig freundlichen Schimmer und mit schmerzlich lächelnden Blicken zur Abwendung großer Gefahr heranzuwinken schien. —

Der Abend war noch nicht ganz über das ihm wohlbekannte und erinnerungsreiche Thal am See herabgesunken, als Mendoza vor den Pforten des Schlosses Subiaco anlangte und seine Ankunft aus höchst dringenden Ursachen dem auf dem Schlosse anwesenden Cardinal anzeigen ließ. —

Pompeo Colonna empfing ihn mit einiger Kälte und Zurückhaltung, die jedoch bald vor dem glühenden Eifer, mit dem ihm Mendoza entgegentrat, und vor der Dringlichkeit des Augenblicks zerschmolz und in die heftigste Aufregung überging.

Ihr dürft keine Minute verlieren Euch zu rüsten und zur Gegenwehr bereit zu halten! rief Diego athemlos. Der Papst hat den furchtbaren Vitello Vitelli zur Führung dieses Zuges gegen Euch ausersehn, er hat ihn deshalb nach Rom kommen lassen und an die Spitze eines Heeres von zweitausend Schweizern, dreitausend italienischen Fußvölkern und mehreren hundert Reitern gestellt! So stark ist die Armee, welche gegen Euch im Anzuge begriffen, Pompeo Colonna, und die mit Vollmachten des Schreckens, des Mordes und der Brandstiftung versehen ist! Außerdem werdet Ihr durch ein päpstliches Verdammungsschreiben, welches in der Kanzelei schon vollzogen liegt, Euerer Cardinalswürde

entsetzt und die ganze Familie der Colonna's als schuldig der Rebellion und des Verraths in die Acht erklärt!

Ihr überbringt schlimme Nachrichten, Mendoza! sagte der Cardinal, der, nachdem er Alles vernommen, wieder gefaßter erschien, indem er einen Augenblick seine beiden Hände nachsinnend vor die Stirn hielt. Doch schwankte die hohe ehrwürdige Gestalt noch in einer leisen zitternden Bewegung, die Colonna mit sichtlicher Anstrengung an sich zu bemeistern suchte, indem es ihm darauf anzukommen schien, vor Mendoza eine feste und unerschütterliche Haltung zu bewahren. Dieser betrachtete ihn mit einer aufwallenden Rührung, indem sich zugleich eine geheime Herzensangst, als könne das von ihm gemeldete Unheil schon jeden Augenblick hereinbrechen, immer beunruhigender seiner bemächtigte. Den Namen der Gräfin Teresa, der ihm immer auf den Lippen schwebte, hatte er noch nicht auszusprechen gewagt. Es schien ihm als ob sie jetzt auf dem Schlosse Subiaco nicht anwesend sei.

Euere besorgte Meldung verdient den Dank aufrichtiger Freundschaft! fuhr der Cardinal fort. Aber ich fürchte, daß wir solcher Uebermacht und solchen gräuelvollen Angriffen, wie sie auf uns beabsichtigt wer-

den, nicht werden Stand halten können! Mag man unſere Schlöſſer verbrennen, unſere Familie ächten, unſere Truppenmacht aufreiben, dieſe offene Gewalt, die man uns anthun will, iſt nicht ſo ſchlimm als der Verrath den ein Moncada ſtets in ſeinem verſtellten Freundesherzen birgt! Und Moncada läßt mich warnen vor dieſer Gefahr? Soll es ein Schritt der Verſöhnung ſein, den er in einem Augenblick gegen mich thut, wo er meines Untergangs ſchon gewiß ſein kann? Sagt ſelbſt, Mendoza, wie ich dieſen wunderbaren Handel beurtheilen ſoll?

Vergeßt dabei Euer Verhältniß mit Moncada, antwortete Diego raſch, denkt nur an Euch und die Eurigen, ich beſchwöre Euch bei Allem was heilig und unverbrüchlich iſt auf Erden! Die Gefahr iſt da, und ſelbſt wenn Ihr Euch nur von der Argliſt gewarnt glaubt, wenn Ihr nicht annehmen möget, daß bei mir ein treues und aufrichtiges Herz gegen Euch im Spiele ſei, ſo denkt dennoch daran, daß Euch das Schlimmſte begegnen könne, und daß der verderbliche Augenblick, der Euch unvorbereitet trifft, Euch doppelt vernichten wird!

Ihr habt Recht, Don Diego! ſagte der Cardinal

ihm die Hand reichend. Wir wollen uns rüsten, wenn es noch Zeit ist! Das Schloß Rocca di Papa und die Citadelle von Montefortino sind so fest, daß sie der größten Uebermacht lange trotzen können! Vespasian und Ascan verweilen dort mit dem Kern unserer Truppen, und ich werde sogleich Eilboten an sie absenden, um sie zu einer Verstärkung ihrer Besatzungen zu veranlassen. Auch nach Ghinazzano, wo unsere Freundin Teresa weilt, will ich senden, damit sie in meinem Geleit auf Montefortino sich zurückzieht, denn ihr Schloß dürfte seiner Lage nach der erste Angriffspunct der heranrückenden Feinde werden!

Sendet mich nach Ghinazzano! rief Diego lebhaft aus. Ich werde der Gräfin diese Nachricht überbringen, und wenn sie es mir verstattet, sie sogleich unter meinem Schutz zu Euch hierher geleiten, wo Ihr unterdeß Alles vorbereitet haben könnt um nach Montefortino aufzubrechen! —

Der Cardinal nickte ihm freundlich mit dem Kopfe zu, als sich in diesem Augenblick von unten her ein fremdartiges Geräusch vernehmen ließ, das die Aufmerksamkeit Beider fesselte. Ein Wagen, mit dem zugleich einige Reiter herangesprengt kamen, hatte unten

vor dem Schloſſe ſtillgehalten, und die Diener, welche die Ankommenden empfingen, waren in Aeußerungen des Schreckens und der Beſtürzung ausgebrochen, welche ſeltſam ins Zimmer heraufdrangen. Bald darauf wurde die Thür deſſelben heftig aufgeriſſen, und ſie erkannten mit dem Ausruf der gröſten Ueberraſchung die hohe, wunderbar bewegte Geſtalt der Tereſa Colonna, die vor ihnen ſtand und eine ungewöhnliche Schreckensbotſchaft auf ihren zuckenden bleichen Lippen zu tragen ſchien.

Auf die beſtürzten Fragen, mit denen der Cardinal ihr entgegeneilte, hatte ſie nicht ſogleich antworten können, ſondern ſie war ihm mit einem ſtummen Ausdruck, der den gränzenlos aufgeregten Zuſtand ihrer Seele verrieth, an den Hals geſunken. Ein Heer des Papſtes iſt gegen uns im Anzuge unter Vitello Vitelli! ſagte ſie endlich leiſe, aber mit den Zeichen des bitterſten Haſſes. Mein Ghinazzano iſt bereits mit einem Schlag genommen, und der in zügelloſer Wuth heranſtürmende Feind hat ſich dort zuerſt feſtgeſetzt. Kaum habe ich mich noch mit meinem Leben zu Dir herretten können, und wenige Getreue ſind mir gefolgt. Ein groſſer Theil meiner Angehörigen und Diener liegt ſchon niedergemetzelt!

Das Unheil ist uns also zuvorgekommen! rief der Cardinal entsetzt, indem er die Gräfin zu einem Sessel geleitete, und dann einen bedeutungsvollen und traurigen Blick mit Mendoza wechselte, der bei dem Erscheinen Teresa's und bei ihrer herzzerschneidenden Klage in die heftigste Bewegung gerathen war, und an allen seinen Gliedern bebte. Mendoza glaubte die ganze Arglist Moncada's zu erkennen, und es erfüllte ihn in diesem Augenblick mit der tiefsten Erbitterung, daß sie auch jetzt wieder triumphiren und ihres tückisch berechneten Sieges sich freuen solle. —

Der Cardinal war aus dem Zimmer hinausgestürzt, um die auf dem Schlosse befindlichen Mannschaften um sich zu versammeln und die Anstalten und Befehle zu treffen, welche zur nächsten Begegnung der Gefahr nothwendig schienen. Die Gräfin sprang auf um ihm zu folgen, und in diesem Augenblick bemerkte sie erst die Anwesenheit Mendoza's, der sich ihr genähert hatte und ihr begrüßend die Hände küßte. Sie betrachtete ihn einen Augenblick lang schweigend, mit feuchten glänzenden Augen, die durchbohrend bis in den verborgensten Winkel seines Herzens hinunterdrangen. Dann sagte sie zu ihm: Diego, in welchem Moment sehen

wir uns wieder? Euere alten Freunde, die Colonna's, werden untergehn, und die Stürme brausen schon, die uns das Grab wühlen sollen!

Sie ließ ihre zitternde heiße Hand in der seinigen, und er betrachtete ihre herrliche schmerzdurchzogene Gestalt, die wie eine vom Ocean geschüttelte Blume auf- und niederschwankte. —

Jetzt wurde draußen das Getöse wilder und unheimlicher, Schreckensrufe ließen sich von unten vernehmen, und in den klirrenden Lärm der Zurüstungen und Bewaffnungen, die auf dem Schlosse geschahen, mischten sich Wehklagen und Angstgeschrei der unten versammelten Volksmenge.

Mendoza eilte an das Fenster und fuhr entsetzt wieder zurück, sobald sein erster Blick den nächtlichen Horizont gestreift hatte, an dem sich aus der Ferne her eine dunkle Flammenlohe heranwälzte, die sich bald unheilverkündend über den ganzen Nachthimmel ausbreitete. Die Gräfin, die hinter ihm stand, ließ mit einem lauten Schrei ihr Haupt auf seine Schulter sinken, und verhüllte dann still und bebend ihr Gesicht an ihm.

Es brennt in nicht gar zu weiter Ferne! sagte Diego, dem grauenvollen Zug der Flamme nachspä-

hend. Das Feuer muß bereits von ungeheuerm Umfange sein. Auch dringt fernes Sturmgeläute aus verschiedenen Gegenden an mein Ohr, wenn ich mich nicht täusche! Der entsetzliche Vitello Vitelli übt sein schauderhaftes Handwerk nur zu pünctlich aus. Der Papst konnte keinen besseren Vollstrecker seiner gemeinen und wortbrüchigen Rache wählen!

Dort brennt mein schönes Marino! sagte die Gräfin sich wieder aufrichtend, indem sie wehmuthsvoll auf einen entfernten Punct des Horizonts deutete. Auch die umliegenden Dorfschaften dieses Schlosses scheinen bereits ein Raub der Flamme. Die armen Leute dort sind meine Lieblinge, wehe ihnen daß sich ihr Schicksal mit dem unsrigen verbunden hat! —

Laßt uns hinuntergehn, Diego, setzte sie ruhiger hinzu, damit ich bei Pompeo bin und alle unsere Leiden mit ihm theile! —

Unten vor dem Schlosse trat ihnen Pompeo Colonna schon in vollständiger Rüstung entgegen, umgeben von einigen auserlesenen und mutherfüllten Schaaren, die zur äußersten Vertheidigung entschlossen schienen. Fackeln erhellten den Platz und warfen einen bleichen und trüben Schimmer auf die Gesichter, denen

man sonst ansah, daß sie dem Cardinal gern Vertrauen und Zuversicht auszudrücken suchten.

Indeß vermehrte sich das Sturmläuten von den benachbarten Dörfern, und die verderbenschwangeren Gluthwolken, welche weithin die Gegend bedeckten, zogen schon bis zu den Thürmen des Schlosses Subiaco heran, als wenn sie begierig wären, das in der Ferne entzündete Unheil in den raschesten Zügen auch hierher zu wälzen.

Zugleich kamen Eilboten aus den verschiedensten Oertern herbei, welche unter Wehklagen und Geschrei die schrecklichsten Meldungen überbrachten, und das unaufhaltsame Vorrücken der päpstlichen Truppen, die ihren Weg überall mit Mord und Brand und mit den unerhörtesten Grausamkeiten bezeichneten, dem Cardinal anzeigten. Es währte nicht lange, so wimmelte es auf dem Platze bereits von Schaaren Unglücklicher, welche sich mit ihren Weibern und Kindern aus ihren brennenden Wohnörtern hierher flüchteten, und Hülfe und Schutz verlangend Trümmer ihrer Habe angeschleppt brachten. Eine wilde stürmische Nacht erhöhte das Grausen, welches sich steigend aller Gemüther bemächtigte.

Während der Cardinal die um ihn versammelten

Mannſchaften muſterte und mit mächtigen Worten, die den entſetzensvollen Lärm der Nacht donnernd durchbrachen, ſie zur verzweifeltſten Gegenwehr aufforderte, ſtand Tereſa, auf den Arm Diego's gelehnt, an der Terraſſe des Schloſſes, und ſchaute ſtill und bewegungslos in die Nacht hinaus. Nur zuweilen ſchauerte ſie in ſich zuſammen, wie von einem tödtlichen Froſt geſchüttelt, und als Diego ſie anblickte, erſchrak er über den bittern und ſchneidenden Ausdruck ihres Geſichts, deſſen ſchöne und erhabene Formen ſich in dieſem Augenblick durch ein unheimlich blitzendes Lächeln, das wild und dämoniſch in ihren Zügen umherirrte, entſtellten.

Diego verſuchte ein tröſtendes Wort an ſie zu richten, indem er an die Anſehnlichkeit der Colonna'ſchen Truppenmaſſen erinnerte, die, ſobald ſie nur zweckmäßig geſammelt und zum Widerſtand vertheilt wären, die Macht Vitello Vitelli's zurückwerfen und ihm ſiegreich die Spitze bieten würden. —

Nein, ſagte ſie entſchieden und rauh, ich weiß es anders, denn ich fühle es aus mir ſelbſt heraus, daß unſer Schickſal ſich wendet! Das Räderwerk unſres Glücks iſt abgelaufen, jetzt zieht der alte unerbittliche Meiſter der Zeit eine andere Kette auf, die ewig feſ-

ſelnde Kette des Todes! Glaubt mir, mein Freund, Vieles in dieſer ſeltſamen Welt iſt rein mechaniſch! Wir müſſen einem Mechanismus gehorchen, dem wir uns lange mit unſerm freien geiſtigen Herzen entgegenſtellen, der aber doch regelmäßig damit endet das Herz uns abzudrücken! Auf dieſem Punct des unheilvollen Wechſels ſtehe ich jetzt, und ich werde ihn nicht überwinden! Jeder Windſtoß dieſer Nacht flüſtert es mir höhniſch zu, und nicht meinetwegen macht mich dies Schickſal grimmig, aber wenn ich auf den edeln Pompeo Colonna ſehe, wie er dort im Sturm zerflattert und noch in ſtolzer Haltung mit dieſer Entſetzensſtunde ringt die doch ſchon ſein Herr iſt und auf ſeinen Nacken drückt, dann möchte ich vor Schmerz und Wuth hier zuſammenſinken, dann wünſchte ich die zerſchmetternde Hand eines Titanen auf dieſe giftgeſchwollene Erde legen zu können! Wer weiß, ob ich mich nicht früher hätte von ihm trennen ſollen, um nicht durch den Einfluß meines böſen Sterns, dem ganz und gar nicht mehr zu vertrauen iſt, auf ſein Schickſal vorzeitig den drückenden Schatten zu werfen! Aber möge ſich nun Alles vollenden wie es beſtimmt iſt, ich werde ſtillhalten und nicht mehr klagen! —

Ihre Stimme klang unglückweissagend in das wilde Geräusch der Nacht hinaus. Diego fühlte schauernd an seiner Brust die innere Kälte ihrer Glieder, welche sich unwillkürlich an ihn preßten, und indem er sich besorgnißvoll zu ihr wandte, sah er in ein wunderbar bleiches, von einem großen stillen Ausdruck durchzogenes Antlitz hinein, das ihm leise zuwinkte. Seine Wange streifte dabei die ihrige, und es durchzuckte ihn diese Berührung so erschütternd, daß er in laute Thränen hätte ausbrechen mögen. Indem sie ihn lange anblickte, wurde ihr Ausdruck wieder freundlicher, und er schaute zitternd in die Tiefe ihrer herrlichen Augen hinab, aus denen ihm die Flammen einer großen und leidenschaftlichen Seele strahlender als je entgegenschossen. Diese Augen kamen ihm wie ein heiliger Abgrund eines räthselhaften und mährchenreichen Daseins vor, und es war ihm als wenn ihr irrendes Feuer der ganzen Welt den Scheidebrief schreiben wollte!

Da fühlte er plötzlich einen stürmischen, blitzartig ihn treffenden Kuß auf seine Lippen hingehaucht, aber es war eine Ueberraschung für ihn, die ihn mehr zur Feierlichkeit als zum Entzücken stimmte und seine Seele zu einer unendlichen Traurigkeit bewog. Sonst würde

er in dieſem erſehnten Ausdruck ihrer Liebe ein begeiſterndes Feſt geſehen haben, und jetzt, wo ihm ein beneidenswerthes Glück zu Theil ward, glaubte er darin die bittere Frucht des Todes ſchmecken zu müſſen, und er ſtarrte ſie betroffen an.

Wir müſſen den letzten Abſchied von einander nehmen, Diego! ſagte ſie leiſe und mit einem Ton, der geiſterhaft und wie aus weiter Ferne erklang. Ich glaube nicht, daß wir uns jemals wiederſehen werden! Ihr müßt fort, denn Euch rufen andere Beſtimmungen aus dieſem traurigen Kreis unſeres Geſchicks hinweg. Geht, geht, und laßt uns allein mit unſrer verhängnißvollen Arbeit, die wir jetzt erledigen müſſen!

Ich werde Euch nicht eher laſſen, als bis Ihr in Sicherheit ſeid! entgegnete Diego tief erregt. Und darum vergönnt mir, Euch und dem würdigen Cardinal den ſchleunigſten Aufbruch von Subiaco zur Pflicht zu machen! Denn ſo wie ich den dem wilden Vitello Vitelli vorgezeichneten Plan kenne, iſt dieſes Lieblingsſchloß des Pompeo Colonna zur gänzlichen Zerſtörung auserſehn, und wir dürfen annehmen, daß Vitello Vitelli im unaufhaltſamen Marſche hierher begriffen iſt und vielleicht ſchon in wenigen Minuten mit ſeinen raub-

und mordgierigen Schaaren anlangen wird! Wehe dann Euch, wehe dem Cardinal, wenn Ihr in das Belieben dieses bluttriefenden Henkersknechtes gestellt werdet! Ich beschwöre Euch, stellt es dem Cardinal dringend vor, daß alle Bewaffnung und aller Widerstand am hiesigen Orte ein unnützer Zeitverlust sind, und daß Ihr nur noch dazu günstige Gelegenheit habt, Euch unter dem Geleit Euerer hiesigen Truppen in die Citadelle von Montefortino zurückzuziehn, in der die Colonna's ihre Macht sammeln müssen und wo sie, meines Erachtens, für's Erste unbezwinglich sind!

Ihr versteht weisen Rath zu geben, aber meint Ihr wohl daß es für uns noch der Mühe werth ist die Hand auszustrecken? sagte sie langsam und mit einem ungemein trägen und frostigen Ausdruck, durch den sich Diego in seinem Innersten erschreckt fühlte. Sie erschien ihm wie ein schläferiges Kind, das von einer Meereswelle fortgerissen wird und sich mitten in ihrem Verderben noch träumerisch die Augen reibt. Er konnte ihren Anblick kaum noch ertragen, und es schien ihm als müsse er sie fliehen, um nicht von der unendlichen Verachtung und Geringschätzung alles Lebenswerthes, die in ihrer jetzt eintretenden Ruhe sich aus-

ſprach, empört oder zu gleicher Geſinnung mit fortgeriſſen zu werden.

Da trieb es ihn ſich ihr zu Füßen zu ſtürzen, und indem er krampfhaft ihre Kniee umklammerte, rief er aus: Beim ewigen Gott, Tereſa, Du mußt leben und Dich retten!

Um des Lebens willen mich retten! wiederholte ſie langſam mit einem feſt überzeugten Ton der Verachtung. Dieſen großen Betrüger und Fälſcher, welchen die leichtgläubigen Menſchen Leben nennen, ſollte ich zu bewahren ſuchen, wenn mir die günſtigſte Gelegenheit wird dieſe gottverfluchte Belaſtung von mir abzuſchütteln? Eine ſo ehrliche Gans ſollte ich ſein, daß ich meinen Peingeber in demſelben köſtlichen Augenblick, wo er ſeine Macht über mich zu verlieren anfängt und wo er mich verlaſſen ſoll, aufrecht zu erhalten und mir neu zu befeſtigen ſuchte? Nein, Diego, ich werde mit meinem Willen dieſes buntſcheckige Machwerk der infamſten Lüge, das menſchliches Leben heißt, keinen Augenblick länger ertragen als es nöthig iſt! Denn ich ſchmachte nach dem Nichtſein, wie das in einer Felſenſpalte gefangene Thier nach einem friſchen Trunk aus dem Waldbach ſchmachtet, den es beſtän-

dig über seinem Kopfe rauschen hört, den es aber nicht erreichen kann!

Sie schwieg, und legte dann nachdenklich und würdevoll ihre Arme über der Brust zusammen, als wolle sie dem nächsten Augenblick als dem entscheidenden gefaßt entgegensehen.

Auf dem Platze vor ihnen aber war das fürchterliche und angstvolle Getümmel allmählig ordnungsmäßigeren Veranstaltungen und Rüstungen zur Vertheidigung des Schlosses gewichen. Man hörte den Cardinal, der sein bewundernswürdiges Geschick, die Massen zu beherrschen und sie zu einer bestimmten Kraftentwickelung zu vereinigen, hier in dem dringendsten Moment mit dem höchsten Glück bethätigt hatte. Es war ihm gelungen, seine Schaaren, obwohl sie keineswegs in genügender Anzahl vorhanden waren, so zuversichtlich und kampflustig zu stimmen, daß sie ihm in diesem Augenblick laut zujauchzten, und unter Spott- und Schmähreden gegen den zu erwartenden Feind denselben herbeiwünschten.

Die Stimmung da unten ist besser als die Euere, Teresa! bemerkte Mendoza, indem er sie leise zu berühren wagte, weil ihn die Unbeweglichkeit, in der sie seit einigen Minuten verharrte, ängstigte.

Pompeo iſt noch immer ſchrecklich jung! ſagte ſie mit einer träumeriſch in ſich verlorenen Stimme. Sein großes Herz iſt noch beſtändig die Beute ſeiner Hoffnungen, und unter den Jubelrufen ſeiner Soldaten ſchwillt es ihm jetzt zu einer Täuſchung an, die ihn einen Augenblick beſeligt, den guten Pompeo! Ich bin überzeugt, Diego, Euer vorhin ausgeſprochener Rath war der richtige, aber laßt doch unſern trefflichen Freund noch einige Minuten von dieſem glücklichen Gedanken leben, daß ihn die Macht ſeiner Waffen tragen wird! Man iſt zu glücklich, wenn man noch glauben kann, daß man ſein Geſchick durch ſich ſelbſt ausfechten und aus eigenen Mitteln damit zu Stande kommen wird! Aber auch zu dieſem Glücksgefühl bin ich in mir ſelbſt zu ſtolz geworden, denn es bedrückt mich wie eine Schmach, daß alle unſere Entzückungen nur dazu ſind, um die Schadenfreude des Schickſals zu ſättigen! Ich halte mich zu gut, um mit dieſen faulen Stücken Holz, welche Mitleid und Bosheit eines unbekannten Weſens uns zuwerfen, mich ſelbſtgefällig zu beleuchten und von ihnen zu erſchimmern! Von ſeinem eigenen Glück kann der Menſch nie leuchten, ſondern nur von dem faulen Wegwurf der Schöpfung, der ſonſt in derſelben nir-

gend mehr zu brauchen iſt! Was auf andern Sternen vielleicht nicht zur Nahrung eines Hundes taugt, das hat die Gottheit für dieſen jammervollen Planeten hier zur Speiſe der edelſten und größten Geiſter beſtimmt, die von dieſem Abfall ſich mäſten und jubelnd den göttlichen Funken darin zu ſchmecken glauben, mit dem auf dieſer Erde ſo viel Heuchelei getrieben wird und aus dem Prieſter, Dichter und Philoſophen ſich ein Handwerk zurecht gemacht haben! —

Die Stimmung ihrer Seele ſchien immer wilder und ſtürmiſcher zu werden. Diego wußte ihr nichts zu ſagen, was gegen die Gewalt ihres Schmerzes ihm nicht ſelbſt verächtlich geſchienen. Ihre prächtigen Haare hatten die Nachtwinde zerzauſt, und ſie flatterten in langen aufgelöſten Locken umher, ſodaß es Diego ein wehendes ſchwarzes Leichentuch ſchien, welches über ihrem Haupt zuſammenſchlagen wollte. Um die gräßliche Phantaſie, die ſich in dieſem Augenblick ſeiner bemeiſterte, durch die Wirklichkeit zu zerſtreuen, griff er nach einer dieſer in der Nachtluft ſchwebenden Locken, und küßte ſie wiederholt mit zitternden Lippen, was ſie ohne Regung geſchehen ließ. —

Sie betrachtete jetzt lächelnd, und als beginne ſie

wieder freier aufzuathmen, den flammenden Nachthimmel über ihr, und maaß denſelben in ſeiner ganzen Ausdehnung mit großen ernſten Augen. Dann neigte ſie ihr Ohr, das ungemein ſcharf zu hören pflegte, einem ſeltſam herandringenden Geräuſch in der Ferne zu, das ſeit einem Augenblick ihre Aufmerkſamkeit erregt zu haben ſchien. Aus dem unaufhörlichen Sturmgeläute, welches die Luft durchſchwirrte, unterſchied ſie einen Ton, der ſie mehr und mehr befremdete und dem ſie geſpannt noch einige Secunden lang lauſchte.

Sie wies mit dem Finger auf eine beſtimmte Gegend und ſagte dann: Von dort kommt etwas angezogen, hört Ihr es, Mendoza?

Dieſer konnte ungeachtet aller Anſtrengung nichts vernehmen, und ſah ſie mit wachſendem Erſtaunen an. Dann bat er ſie von neuem inſtändigſt, ſich zu ſchonen, die ſteigende Gefahr des Augenblicks zu bedenken, und durch ſchleunigen Aufbruch wenigſtens ihre Perſon dem Schlimmſten zu entziehn!

Es iſt noch etwas Zeit, lieber Freund! erwiederte ſie, ihn mit einem Druck der Hand zurückweiſend. Verlangt Euch darnach, ſo raſch von mir getrennt zu werden? Bleibt noch eine halbe Secunde bei mir, Diego,

denn der Augenblick wird mir eben zu einsam, und ich fühle daß ich Euerer bedarf. Ihr seid ja mein Dichter, und ich hatte immer geglaubt, daß Ihr aus meiner geheimen Herzensgeschichte einmal eine Dichtung machen würdet! Meine Papiere waren für Euch bestimmt, aber gestern Abend, in einem Anfall von Melancholie, habe ich sie im Kamin verbrannt. Nur diese drei Blätter habe ich noch wieder gerettet, und empfangt sie hiermit als das Vermächtniß einer Freundin!

Sie zog die ganz klein zusammengefalteten Blätter aus ihrem Busen hervor und übergab sie mit einer ungemein raschen Bewegung an Mendoza, der das Papier mit den wunderbarsten Empfindungen aus ihrer bebenden Hand nahm.

Indeß schienen sich die eigenthümlich rauschenden Töne der Ferne, auf welche die Gräfin zuvor aufmerksam geworden war, bereits zu nähern, und Mendoza unterschied jetzt ebenfalls zu seinem größten Entsetzen die nicht mehr zu verkennenden Zeichen eines im Anmarsch begriffenen Heeres, das tobend und mit Sturm heranzog, und kaum noch eine Viertelstunde von dem Schloß entfernt sein konnte. —

Indem Diego sie jetzt mit Gewalt von dieser Stelle

hinwegziehn wollte, entwand ſie ſich blitzſchnell wieder ſeinen Armen und ſagte dann mit einer nachläſſigen und phlegmatiſchen Ruhe die faſt zu eiſig war: Es iſt noch nicht nöthig daß wir uns ſo beeilen! Was kommt, kommt ſicher, und in ſolchen Stunden, wie die jetzige iſt, wird uns nichts geſchenkt und erſpart, wir mögen uns noch ſo klug benehmen. Laßt uns lieber noch ein wenig zuſammen plaudern. Und verwahrt mir dieſe Blätter wohl die ich Euch gegeben habe. Da es jetzt nur noch drei ſind, wird mir bange, daß Ihr ſie in den Stürmen dieſer Nacht verlieren könntet, denn ſie ſteigen auf Einmal im Werthe bei mir, wie bei jener alten verrückten Sibylle ihre Bücher! Und doch iſt es ein Ding, noch verächtlicher als das Leben ſelbſt, nämlich ein Frauenleben, um das es ſich in dieſen Blättern handelt! Das Leben einer Frau iſt ihr Glück, und darum kommt keine einzige zum eigentlichen Leben. Und ihr Irrthum iſt, daß ſie alle glauben, ihre Herzensſchwelgereien machten die ganze Welt aus. Darum machen auch alle Frauen mit ihrem Leben Fiasco, und es muß ihnen zuletzt mit Schimpf und Schande heimgeleuchtet werden! Ja, ja, dieſe eiteln Thörinnen werden alle banquerott, und aus Verſchwenderinnen werden ſie

Bettlerinnen, vielleicht Verbrecherinnen! Zuletzt werden sie dann Spießruthen gejagt von ihren eigenen hohnlachenden Gefühlen, und sie, die der Welt den süßesten Frieden schenken könnten, müssen im Unfrieden sich verzehren! —

Sie lachte bei diesen Worten laut auf, und Mendoza, der sich immer angstvoller bewegt fühlte, dachte einen Augenblick daran sie zu verlassen, und sich zu dem Cardinal zu begeben, um die Sorge desselben für sie aufzurufen.

Als sie seine Bewegung bemerkte, rief sie, ihn beim Arm festhaltend: Mendoza, Ihr werdet mich doch nicht verachten, nachdem ich Euch das geheime Verderben eines Frauenherzens enthüllt habe! Hört, ich will Euch sagen, daß Ihr nicht viel besser daran seid, denn zu dem Glück seid auch Ihr längst verdorben! In dieser Stunde will ich Euch Euer Schicksal sagen. In Eurer Jugend habt Ihr mit kühnen und schönen Träumen zu Tische gesessen, aber von dem Göttermahl, das Ihr mit ihnen gehalten, seid Ihr plötzlich als nüchterner Zweifler aufgestanden. Indem Ihr die Träume Eurer Jugend verrathen, habt Ihr damit den Beginn Eueres Mannesalters bezeichnet. Als Mann werdet Ihr Euch

dienſtbar der Gewalt machen, und Ihr werdet ein groſſer und geſchickter Reiter auf dem Nacken des Volks befunden werden. Vielleicht entdeckt Ihr dabei noch ganz beſondere Reiterkünſte, und man wird Euch goldene Kronen ſchenken, während ferner und ferner die Träume Euerer Jugend weinend über Euerm Haupte hinziehen. Dann ſtößt Euch die Reue plötzlich in das Greiſenalter hinein, und dann nähern ſich Euch die alten Jugendträume wieder, und legen ſich zu Euch ins Grab! —

Mendoza ſchauerte betroffen in ſich zuſammen, als ſie mit ahnungsvoll klingender Stimme ſo zu ihm ſprach. Ein lautes Angſtgeſchrei der auf dem Platze verſammelten Menge lenkte jedoch ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand hin, und als er ſich umſchaute, ſah er plötzlich, daß aus dem hintern Flügel des Schloſſes bereits die hellen Flammen herausſchlugen, die ſich mit einer furchtbaren Schnelligkeit weiter verbreiteten und ſchon zu den nächſten Zinnen und Thürmen hinaufſtrebten.

Es blieb kein Zweifel mehr übrig, daß es einer feindlichen Schaar, die auf Schleichwegen unbemerkt herangedrungen, gelungen war, von der hinteren un-

bewachten Seite des Schloſſes her zu demſelben den Zugang zu gewinnen, und die Feindſeligkeiten ſogleich mit Zerſtörung und Brandſtiftung zu beginnen, worin die Meiſterkunſt Vitello Vitelli's und der ſchon ſo erfolgreich behauptete Charakter ſeines Zuges beſtand. —

Kaum hatte aber dieſes gränzenlos überraſchende Ereigniß ſeine erſte lähmende und verwirrende Wirkung auf die Bewohner von Subiaco ausgeübt, als ſich zugleich ergab, daß an keine Gegenwehr an dieſer Stelle mehr zu denken ſei, da in demſelben Augenblick die unabſehbare Maſſe der feindlichen Truppen, deren Anrücken ſich ſchon ſeit einiger Zeit verkündigt hatte, herangeſtürmt kam, und mit einer einzigen Bewegung die aufgeſtellten Krieger des Cardinals umzingelte und zurückwarf. —

Tereſa ſah ruhig und ſtolz ſich aufrichtend dieſen neuen Vorgängen zu, und ſchien den entſcheidenden Schlag, der auch ſie treffen ſollte, zu erwarten. Diego wußte nicht mehr was er für ſie thun ſollte, als er plötzlich den Cardinal erblickte, der neben ihnen ſtand und die Gräfin ungeſtüm in ſeine Arme ſchloß.

Mein ſchönes Subiaco iſt verloren! rief er aus. Jetzt folge mir, Tereſa, daß wir Dein theures Leben

retten! Der verborgene Ausgang, der uns durch die unterirdiſchen Gewölbe in Sicherheit führt, iſt uns noch geblieben.

Er zog ſie raſch in ſeinen Armen mit ſich fort, und ſie ſchien willenlos Alles, was er mit ihr beabſichtigte, geſchehen zu laſſen. Diego folgte ihnen langſamer in einiger Entfernung, um bis zu dem letzten Augenblick der Gefahr in ihrer Nähe zu bleiben und bei allen Wechſeln ihres Geſchicks ihnen jeden möglichen Beiſtand zu leiſten.

Die wenigen Stufen, welche die Schloß-Terraſſe abwärts führten, waren in äußerſter Geſchwindigkeit zurückgelegt, und der Umſtand begünſtigte ihre Flucht, daß die Stelle, an der ſie ſich befanden, bisher noch unberührt von den wüthenden Horden Vitelli's geblieben.

Ungefährdet erreichten ſie daher den hinter den Gebüſchen der Terraſſe verborgenen Eingang zu den unterirdiſchen Kellern des Schloſſes, in die ſie hinabſteigen mußten, um zu einer Steinplatte, deren Oeffnung nur dem Cardinal bekannt war, zu gelangen. Auf den Druck einer verdeckten Feder ſprang dieſe raſch empor, und zeigte die Stufen, welche in einen tief unter der

Erde fortlaufenden Gang hinabführten, der die sich ihm Anvertrauenden bis zu den Ufern des Albaner-Sees hinaus geleiten sollte. Dort hofften sie weitere Rettung zu finden, und den nicht mehr entfernten Weg zu dem Schloß Montefortino glücklich zurückzulegen.

An dieser Stelle nahm Diego seinen Abschied von Beiden, denn ihre Wege mußten sich hier trennen. Der Cardinal, der zuerst die Stufen hinabstieg, reichte ihm stillschweigend die Hand, und Diego las in seinem Gesicht den Ausdruck unendlicher Traurigkeit und Schwermuth, wie sie an dem sonst so unerschütterlichen und nie zu beugenden Manne um so rührender und herzzerreißender hervortrat.

Teresa aber sagte ihm mit einer milden und freundlichen Stimme Lebewohl, und ihr Ton klang plötzlich eine Heiterkeit und Ruhe der Seele wieder, als wenn es keine Gefahren, kein Unglück und keine Enttäuschung mehr in der Welt gebe!

Diego schauerte in seinem tiefsten Innern zusammen, als er sie in dem dunkeln, grabesähnlichen Abgrund verschwinden sah. Er ergriff ihr noch einmal zurückflatterndes Tuch, und küßte es zum letzten Ausdruck des Abschiedes. Lebt wohl, Diego, lebt wohl

für das Leben, lebt wohl bis in den Tod! schallte ihre Stimme bereits aus der unterſten Tiefe zu ihm herauf. Dann hörte er, wie der Cardinal zur Eile ermahnte, und einige Secunden lang ließ ſich nur noch der leiſe Wiederhall ihrer Schritte im Gewölbe vernehmen. Darauf trat eine furchtbare Stille ein, welche entſetzensvoll den noch lauſchenden Diego beſchlich und ſeine Haare emporſträuben machte. Ein leiſer Schrei entrang ſich ſeiner Bruſt, und wie von den finſtern Schatten gejagt, welche an den feuchten Wänden der Keller umherliefen, ergriff er die Flucht, indem er nur mit Pein und Mühe auf demſelben Wege die Rückkehr ins Freie gewinnen konnte. —

Draußen war inzwiſchen die in ihrem Lauf begriffene Verwüſtung und Zerſtörung auf ihren äußerſten Gipfel gelangt. Das Schloß Subiaco war in den Händen des tobenden Feindes, und was der Uebermuth der Sieger nicht niederreißen und zerſchmettern konnte, das vollendete die Flamme in ungezügelter und von dem Sturm immer neu angeſchürter Heftigkeit. Ueberall krachten zuſammenſtürzende Mauern, welche unter ihrem Fall Verwundete und Lebende begruben, und Wehklagen und Verwünſchungen, wie es

Diego in seinem Leben noch nie gehört, zerrissen die zitternde Nachtluft.

Diego, von Schrecken und Besorgniß erfüllt, suchte zunächst einen sichern Versteck für sich zu erspähen, in welchem er den günstigen Augenblick, wo die siegreichen Schaaren Vitelli's sich der Ruhe und einem bald vorauszusehenden Gelage überlassen würden, zu seinem Entkommen aus dieser Gegend benutzen wollte. An die Wiedererlangung seines treuen und schönen Pferdes, auf dem er gekommen war, konnte er natürlich nicht denken, und er hielt es zunächst für das Beste, einen Baum zu erklettern, und in den dichten Zweigen desselben verborgen, den ihm geeignet scheinenden Zeitpunct abzuwarten.

Indem er aber noch unschlüssig umhersuchte, welchen Baum er sich dazu erwählen solle, sah er sich plötzlich in einen Haufen fliehender Männer und Weiber hineingezogen, die größtentheils dem Schloßgesinde und den Dienstmannen des Cardinals anzugehören schienen, und unter denen sich auch einige Verwundete, die kaum ihr Leben aus mörderischen Händen gerettet hatten, befanden. Diese armen Leute wurden nicht mehr verfolgt, hatten sich aber in ihrer Angst,

welche sie auf die Flucht trieb, zu einem engverschlungenen Knäuel ineinander gewickelt, von dem sich auch Diego jetzt zu seiner größten Bestürzung umstrickt und fortgerissen sah.

Bei der vom Schlosse herüberschlagenden Flamme konnte er die entsetzensbleichen, und von der Verzweiflung verzerrten Gesichter, die ihn dicht umringten, betrachten. Da fühlte er sich plötzlich heftig an der Schulter ergriffen, und er bemerkte, daß sich Jemand von hinten an ihm zu halten suche, aber mit so krampfhafter Gewalt, daß er sich fast von dieser Last zur Erde niedergezogen sah. Er wandte sich um, und erblickte ein junges, schönes Weib mit fliegenden Haaren und halb zerrissenen Gewändern, die ein augenscheinlich todtes Kind an ihrem Busen barg, und, selbst dem Umsinken nahe, mit ihrer bleichen Schreckensmiene seine Hülfe aufzurufen schien.

Diego glaubte in diesem Augenblick jene Marietta in ihr zu erkennen, mit der ihn vor Jahresfrist bei seinem letzten Aufenthalt auf dem Schlosse Subiaco das wunderbarste Abenteuer verbunden hatte. Indem er die einer Ohnmacht Nahe in seinen Armen auffing, rief er sie leise bei ihrem Namen, worauf sie ihm mit

plötzlich hervorstürzenden Thränen zunickte, und ihn dann kläglich bat, er möchte doch ihr Kind retten, wenn sie auch sterben müsse!

Dein Kind ist todt! sagte Diego erbebend, und hielt ihr den kleinen starren Leib, den sie ihm auf den Arm gelegt hatte, entgegen. Der Schreck wird es an Deiner eigenen Brust getödtet haben.

Es ist todt? erwiederte sie tonlos, und es von allen Seiten betrachtend. Das kleine Ding, warum stirbt es denn? Es war noch so sehr klein und so sehr jung, es hätte leben können. Als ich es gebar, und als mein Geliebter, der Nicolo, darauf weglief, sagte die Gräfin, sie werde für das Kleine sorgen, ich solle es nur an meiner Brust behalten. Und die gute Gräfin, wo ist sie selbst? Meine Gebieterin ist fort, und mein Kind ist todt! Ach, nun brauche ich mich selbst auch nicht länger zu verstellen. Ich trage ja den Tod bei mir, es war mein Geheimniß. Ich verbarg es aus Liebe zu meinem Kinde, weil ich gern seine Mutter bleiben und es groß ziehen wollte. Es war so schön. Nun ist mein Kind todt, und dann darf ich auch sterben! —

Sie hatte bei diesen Worten mit Blitzesschnelle ihr

Buſentuch weggezogen, und Diego ſah, daß ſie eine tiefe Wunde, die ein feindlicher Schuß ihr verurſacht haben mußte, dicht an ihrem Herzen trug. Das Blut ſtrömte noch mit friſcher Gewalt daraus hervor, und es war zu bewundern, daß die Unglückliche, die zum Tode getroffen war, ſich ſo lange aufrecht zu erhalten vermocht hatte.

In dieſem Augenblick aber ſtürzte ſie entſeelt zuſammen, und ihr Kind mit ſich hinunterziehend und feſt in ihre Arme ſchließend, lag ſie bewegungslos vor Mendoza's Füßen da. Dieſer bemerkte zugleich, daß er ſich ganz allein mit ihr auf dem Platze befand, denn die Andern waren weiter gezogen, und nur in der Ferne noch bezeichnete Wehklagen und Angſtgeſchrei ihren Weg. —

Ein Schauder erfaßte unſern Freund, und mit unaufhaltſamen Schritten floh er in den Wald hinein. Ohne Raſt und ohne ſich umzublicken, ſetzte er hier ſeinen Weg fort, und nach vielfachen Anſtrengungen gelang es ihm die Straße nach Rom zu gewinnen. In einer Herberge an der Heerſtraße erhielt er ein gutes Pferd, das ihn im Galopp von dannen führte. —

Sechſtes Buch.

Die Eroberung Roms.

1. Der Prophet.

Es war im Mai des Jahres 1527, als Mendoza an einem ſchönen und heitern Tage durch die Straßen Rom's ſchlenderte, um ſich unter dem Volke zu zerſtreuen, nachdem er den Tag über in anſtrengenden Geſchäften gearbeitet. Die Staatsgeſchäfte, denen er auch das vergangene Jahr wieder ausſchließlich gewidmet, waren ihm in der letzten Zeit immer vertrauter und lieber geworden, und er hatte damit am Hofe Kaiſer Karl's des Fünften bereits eine ſolche Anerkennung gefunden, daß in dieſen Tagen Mendoza's Ernennung zum kaiſerlichen Geſandten in Venedig von Madrid eingetroffen war. Er hatte ſchon alle Vorbereitungen getroffen, auf dieſen neuen Poſten abzugehn, doch mußte er aus mancherlei Gründen ſeine Abreiſe nach Venedig noch um mehrere Tage verſchieben.

Sein heutiger Spaziergang durch Rom, welchen er auf dem Campo de' Fiori begann, hatte noch den Zweck eines Abſchiedsbeſuchs bei ſo vielen berühmten und vertrauten Stellen der großen Weltſtadt, an denen er während ſeines hieſigen Aufenthalts immer vorzugsweiſe gern verweilt, und die ſich unauslöſchlich mit ſeinen Erinnerungen verbanden. —

In Rom war heut eine beſonders unruhige Bewegung auf allen Gaſſen und Plätzen bemerkbar, und die Volksſtimmung, welche ſchon in der letzten Zeit hier eine ſehr bedenkliche und beſorgnißvolle geweſen, ſprach ſich in den Maſſen, die ſich überall anſammelten, immer auffallender aus. Man wollte befremdliche Zeichen am Himmel geſehen haben, welche auf ein der Stadt nahe bevorſtehendes großes Unglück zu deuten ſein ſollten, und die mehr und mehr zur Gewißheit werdende Zeitung, daß das kaiſerliche Heer unter Anführung des Herzogs Karl von Bourbon im Anzuge gegen Rom begriffen, und daß ſich mit demſelben die fürchterlichen deutſchen Lanzknechte des Georg von Frundsberg vereinigt hätten, erſchien bereits als eine Beſtätigung der trüben und gährenden Volksahnungen, welche wie ein dumpfes Brüten über der gan-

zen Stadt lagen, und das Hereinbrechen eines unerhörten Schickſals verkündeten.

Dieſe ängſtliche Stimmung, welche den überall richtigen Inſtinct des Volks auch hier bewies, wie ſchon die nächſten Tage ſo entſetzlich zeigen ſollten, ſchien in den oberen Kreiſen des römiſchen Lebens nicht einen gleichen Wiederklang gefunden zu haben, denn dort betrieb man alle Anſtalten, welche eine herandrohende Gefahr von dieſer Größe nöthig gemacht haben würde, mit der äußerſten Läſſigkeit.

Zwar bemerkte jetzt Mendoza, als er weiter ſchritt, auf den Straßen und an einigen öffentlichen Gebäuden Zurüſtungen und kriegeriſche Vertheidigungsmaaßregeln, die aber durchaus in keinem Verhältniß zu Dem ſtanden, was die ſich verbreitenden Schreckensnachrichten des Tages, an deren Wahrheit auch Mendoza keineswegs zweifelte, erfordern mußten.

Er näherte ſich jetzt dem Vatican und ſah zu ſeiner Verwunderung, wie man vor den Baſtionen deſſelben Häuſer abbrach, Schanzen aufführte und auch einige Geſchütze heranzog, was Alles für eine ernſtliche und wirkſam berechnete Gegenwehr in den Zeiten der Gefahr ſelbſt nicht gelten konnte. Doch zeigte ſich be-

reits an diesen Veranstaltungen, daß der Papst Clemens von seiner bis dahin bewiesenen Sorglosigkeit zu erwachen begann, wie auch am heutigen Tage bekannt geworden war, daß Clemens drei Cardinalshüte zum Kauf ausbot, um mit dem dafür erlösten Geld Kriegswerbungen und Rüstungen zu betreiben. Aber Alles ging doch mit solcher Saumseligkeit von Statten, daß die Bürger Roms, unschlüssig, wie sie diese erkünstelte Gleichgültigkeit oder Unerschrockenheit ihres Oberhauptes ansehen sollten, nur in eine immer größere Aufregung und Spannung geriethen. Die Bestürzung der Bevölkerung wurde noch vermehrt durch einige seltsam prophetische Wunderstimmen, welche in diesen Tagen über das Schicksal Roms laut geworden waren, und unter denen besonders die eines gewaltig redenden Bußpredigers, der sich Giovanni Baptista aus Siena nannte, das Volk merkwürdig aufgeregt hatte. —

Plötzlich hörte Mendoza aus der Mitte einiger an ihm vorüberziehenden Volkshaufen wieder den Namen dieses schwärmerischen Propheten erschallen, und es hieß, daß Giovanni Baptista heut wieder predigen werde, indem er sich unter mächtigen Klagerufen bereits vor der Engelsburg gezeigt und wahrscheinlich wieder von der

Bildſäule S. Peters herab zu dem Volke ſprechen wolle.

Neugierig folgte Mendoza der bewegten Menge, und es währte nicht lange ſo erblickte er die wunderlichſte Geſtalt, deren er je anſichtig geworden, gerade in demſelben Moment, wo der Prophet auf die Bildſäule des Apoſtelfürſten emporſtieg, und ſich mit feierlichen Gebärden aufrichtete, um die dicht um ihn verſammelte, athemlos lauſchende Maſſe anzureden.

Mendoza betrachtete ihn näher und bemerkte ein todbleiches krankes Geſicht, das in ſeiner Verzerrung und in ſeinen grell herausgetretenen Zügen die entſchiedenſten Zeichen des Irrſinns an ſich trug, obwohl ſich zugleich ein göttlicher Funken höherer Wahrheit und Erleuchtung darin ausſprach, die man auf den erſten Blick an ihm herausfühlte, und wodurch ſein ganzes Weſen, bei aller bizarren und lächerlichen Erſcheinung, dieſen mächtigen Einfluß auf das Volk gewann.

Giovanni Baptiſta ſtellte ſich in einem Aufzuge dar, durch welchen er täuſchend Johannes dem Täufer glich, und indem er jetzt mit einer majeſtätiſchen Bewegung ſeine unendlich langen knöchernen Arme ausſtreckte, begann er folgendermaßen zu dem Volke zu reden:

Wehe Dir, Rom, Du arge babyloniſche Dirne, Deine Stunde iſt gekommen, und Deine Schmach wird offenbar werden vor allen Völkern, und Du wirſt ſinken vor allen Nationen, die ſchon an Deine Thore klopfen, um auf Deinem Leichnam zu tanzen! Wehe Dir, Papſt Clemens, denn Deine Stunde iſt gekommen, und die Papſtkrone zittert, den Winden preisgegeben, auf Deinem ſchwachen Haupt, und ſie wird herunterfallen vom Baume der Zeiten wie eine faul gewordene Frucht, von deren Gift die Völker lange genug gegeſſen haben, und das ſie jetzt wieder zurückſpeien wollen in Roms Angeſicht, weshalb ſie ſchon genaht ſind, um mit der Hand der Rache an unſere Thore zu klopfen! Wehe Euch Cardinälen, ſtolzen Würdenträgern der Lüge, Grundpfeilern der Heuchelei, Euer Purpur iſt ſchmutzig geworden vor Gott und den Menſchen, und da kommen Italiener, Spanier und Deutſche herangezogen, um Euch herauszupochen aus dem Schlaf Euerer Sünden und Eueres Müßiggangs, und Euch unter die Troßbuben ihrer gewaltigen Heere zu werfen! Wehe Dir, Clerus, Laſterbrut und Auswurf der ganzen Menſchheit, der Du aus der Kirche die Wucherbank menſchlicher Gelüſte gemacht, und, ſeit

vielen Jahrhunderten in ſchauderhafter Buhlerei mit ihr verharrend, den Unfrieden und das Unglück der Welt erzeugt haſt, und aus der freien Gnade Gottes eine infame Brandſchatzung der Seelen werden ließeſt! Deine Stunde iſt gekommen, und die Betrogenen empören ſich jetzt weit und breit gegen ihre Betrüger, und ſie werden Euere fetten Wänſte aufſchichten und darauf die Burg des Verderbens gründen, die hier in Rom heut oder morgen gebaut werden ſoll! Wehe Euch Allen, der Untergang iſt da, und die Rettung iſt nur möglich, wenn Ihr Buße thut, und vor Euere laſterhafte Bruſt ſchlaget, und bekennet, daß ihr allzumal große Sünder ſeid, des wohlverdienten Todes ſchuldig! Fallet auf die Kniee, Römer, und betet um Abwendung der bangen Stunde, die wie ein hungeriger Geier über Euch ſteht, und nicht mehr ſäumen wird, Euch zu ergreifen an Leib und Leben! —

Der Prophet würde wahrſcheinlich noch lange in dieſem Tone fortgeredet haben, denn auf die Stimmung des größten Theils ſeiner Zuhörer ſchien er eines mächtigen Eindrucks nicht zu verfehlen, wenn nicht in dieſem Augenblick ein Trupp Schweizer ſich durch den Volkshaufen Bahn zu ihm gebrochen, um ſich ſeiner

zu bemächtigen. Ein riesengroßer Schweizer langte plötzlich mit seinen beiden Händen zu ihm hinauf, faßte ihn zuerst bei den Beinen und setzte ihn sich dann auf die Schulter, nachdem er ihn einige Augenblicke lang neben der Bildsäule des heiligen Peter in der freien Luft hatte schweben lassen. Dieser komische Anblick erregte unwillkürlich das laute Gelächter des Volkes und unterbrach so die Aufregung, welche sich bereits in fürchterlichen Anzeichen aller Gemüther bemeistert hatte.

Giovanni Baptista wurde von den Trabanten abgeführt, und als er sich weigerte ihnen zu folgen, dermaßen von ihren Schlägen und Stößen gemißhandelt, daß die dünne zerbrechliche Gestalt des Unglücklichen fast unter ihren Händen zusammensank. Das irre Feuer seiner Augen drückte jedoch dabei die wunderbarste Befriedigung aus, und als man ihn zum Gefängniß fortschleppte, schrie er unaufhörlich: Die Wahrheit muß geschlagen und gestoßen werden, so wie man das reife Korn drischet, damit es seine Frucht von sich giebt! So schlagt Ihr den Propheten, damit seine Weissagungen in Erfüllung gehen! So mißhandelt Ihr Euere gotterleuchteten Geister, damit ihr Wirken sich erfülle! —

Mendoza ſah ihm mit Erſtaunen nach, denn es lag in dem gewaltigen Auftreten dieſes Menſchen, verbunden mit den drängenden und unabläugbaren Gefahren des Tages, Etwas das im höchſten Grade befremden und zum Nachdenken bewegen mußte.

2. Der Kundſchafter.

Kaum war der Prophet der betroffenen Menge aus dem Geſicht entſchwunden, als ſich von einer andern Seite her ein erſchreckender Lärm erhob. Eine Schaar von Landleuten, die der nächſten Umgegend Roms anzugehören ſchienen, kam wehklagend und ſchreiend herbeigezogen, und ſtürzte ſich mit dem Ausruf: der Feind iſt da! die Deutſchen kommen, die fürchterlichen Deutſchen! durch die Straßen. —

Auf ſeine näheren Erkundigungen erfuhr Mendoza, daß dieſe fliehenden Landleute bereits durch das anrückende kaiſerliche Heer unter Karl von Bourbon aus ihren Wohnorten aufgejagt und zum Theil ſchon mit ihrem Hab und Gut von den wild heranbrauſenden Truppen beſchädigt worden waren. Ihr Entſetzen verbreitete ſich durch ganz Rom, ein unheimliches Gemurmel durchlief alle Gaſſen, und das Volk verſammelte ſich in immer aufgeregterer Stimmung vor dem Vatican,

indem es laut ſchrie, daß man die Stadt vertheidigen und beſſere Anſtalten zur Gegenwehr treffen ſolle! —

In dieſem Augenblick kam Renzo da Ceri, einer der vornehmſten römiſchen Cavaliere aus dem Hauſe Orſini, welchen der Papſt in dieſem Moment der Gefahr zum Oberbefehlshaber ſeiner Truppen ernannt und mit der Vertheidigung Roms beauftragt hatte, auf einem ſchöngeſchmückten Pferde herangeſprengt. Ihm folgte eine Schaar von Kriegern, die, wie man ſogleich ſehen konnte, zu jener erſt in dieſen Tagen neugebildeten Miliz gehörten, welche ſchon vielfach den Spott des Volkes auf ſich gezogen hatte. Es war dies ein ungeordneter Haufe von Stallknechten und Bedienten der Cardinäle, von Tagelöhnern und Handwerkern aus der Stadt, und allem möglichen Geſindel, das man in der Angſt und Eil auf den Straßen zuſammengerafft hatte. Denn da der Papſt, getäuſcht durch politiſche Spiegelfechtereien aller Art, den weſentlichſten Kern ſeiner alten Soldaten vor Kurzem erſt entlaſſen hatte, ſo ſchienen ihm in der unerwarteten Bedrängniß, über die er ſich ſelbſt noch nicht klar geworden, vor der Hand keine wirkſameren Kräfte zur Gegenwehr übrig geblieben. Die Anſicht ſeiner Rathgeber, nament-

lich Renzo da Ceri selbst, bestärkte ihn in dieser kläglichen Halbheit des Benehmens, und man ging in hochmüthiger und beschränkter Verblendung so weit, daß Renzo da Ceri sogar den Zuzug einer bedeutenden Truppenmacht ablehnte, mit welcher der Graf Guido Rangoni schon auf das erste Gerücht von Roms Bedrohung hatte herbeieilen wollen. —

Als sich aber jetzt Renzo da Ceri zeigte, wurde er von einem wilden Geheul des Volks empfangen, das ihn in dichtgedrängten Schaaren umringte, und in Gebärden und Ausrufungen eine keineswegs vertrauensvolle Stimmung zu ihm aussprach. Der päpstliche General schien aber dadurch nicht im Mindesten aus der behaglichen und selbstgefälligen Laune, die ihm in einem unerschütterlichen Grade eigen war, herausgebracht zu werden. Er hielt mit seinem Pferd still, und indem er es langsam streichelte, sagte er zu der an ihn herandrängenden Menge: Kinder, ängstigt Euch nicht, und verlaßt Euch in allen Stücken nur auf mich, ich bin Der, der Euch schützen und die Stadt erhalten wird, und von den spanischen Schwarzköpfen und den deutschen Weinsäufern soll Euch keiner ein Haar krümmen! Ihr müßt Euch diese Leute nicht so fürchterlich

denken, Römer, und Ihr glaubt am Ende gar, daß sie Euch bei lebendigem Leibe auffressen werden! Hunger mögen sie zwar allesammt genug haben, denn es ist ein elendes, seit Monaten ausgehungertes und halbtodtes Volk, das sich nach Rom heranwälzt, um sich einmal bei Euch satt essen zu können! Sie sind aber schon matt wie die Fliegen, ich versichere es Euch, und es wird Euch fast erbarmen, daß Ihr mit solchem jämmerlichen Gesindel zu thun haben sollt, mit einem Gesindel das nackt und bloß, ohne Schuhe und Kleider angezogen kommt, und das Degen hat, ich sage Euch, Degen, die so rostig sind, daß Ihr den Salat in Euern Gärten nicht damit würdet abschneiden können! —

Diese leichtfertige Rede erhielt jedoch den Beifall der Masse nicht, und das Volk wandte sich in sichtlicher Unzufriedenheit von ihm ab.

Renzo da Ceri aber hielt noch ruhig eine Zeitlang auf dem Platze und schien sich über den Ausdruck der ihn verdutzt angaffenden Volksgesichter zu vergnügen. Einige andere Herren zu Pferde fanden sich zu ihm heran, und es schien sich ein gemeinschaftlicher Rath über die Befestigungs- und Vertheidigungsmaaßregeln

zu eröffnen. Unter diesen Herren bemerkte Mendoza, der noch aus der Ferne der Scene zuschaute, auch den französischen Botschafter Martin du Bellai, der vor Kurzem erst von Florenz angekommen war, um den Papst zu warnen und ihm die Kunde vom Anmarsch Bourbon's sicher zu bestätigen.

Mit vielem Geräusch und in stürmischer Eil kam aber jetzt ein Reiter herangesprengt, der eine wichtige Botschaft zu überbringen schien. Indem er sich dem Kreise näherte, welchen die Rathschlagenden unter sich gebildet hatten, glaubte Mendoza deutlich seinen feindlichen Freund Toralba in ihm zu erblicken, der, obwohl vollständig in der päpstlichen Offizierstracht gekleidet, doch sein eigenthümliches Wesen keinen Augenblick verkennen ließ. —

Mendoza fühlte bei seinem Anblick die Flammen des bittersten Hasses in seiner Brust sich erneuern. Seit dem letzten Zusammentreffen mit Toralba in dem Gartensaal der Dolores hatte er ihn nicht gesehn, und seine Erscheinung reizte ihn jetzt so auf, daß er sich unwillkürlich zu der Stelle hindrängte, wo Toralba in diesem Augenblick still hielt, um ihn in der Nähe beobachten zu können.

Toralba hatte sich zuerst an Renzo da Ceri gewandt, mit dem er auf einem vertrauten Fuß zu stehen schien. Seine Lebhaftigkeit riß ihn jedoch bald so weit hin, daß der Bericht, den er abzustatten hatte, zu einer lauten Schilderung wurde, an welcher alle Umstehenden Theil nehmen konnten.

Ich ritt vor einer halben Stunde aus der Stadt, begann Toralba, und schlug den Weg nach dem Kloster S. Onofrio ein, als mir plötzlich eine Schaar von Mönchen dieses Klosters heulend und schreiend entgegenkam. Diese guten Väter sind aus ihrem Kloster vertrieben, denn seit dem heutigen Morgen hat dort der Connetable von Bourbon seine Herberge aufgeschlagen, und trinkt sich an dem schönen Klosterwein Muth zu seinem neuesten Abenteuer, das er den Mauern Roms liefern will! Ich zog meines Weges weiter, und indem ich mich prüfend aller Orten umschaute, ward ich bald gewahr, daß es bereits hinter allen Weinbergen und Hecken von feindlichen Soldatenhaufen wimmelte, und ein unheimliches Murmeln, Flüstern und Bewegen, das die ganze Straße entlang rauschte, verrieth in weiter Runde diese Verstecke. Doch fehlt es diesen Mannschaften, wie ich bemerkt habe,

noch an allen nöthigen Geſchützen und Belagerungswerkzeugen, denn nur wie zu einem tollen und verzweifelten Streich in übereilter Haſt ſcheint dies Heer, das uns bedrohen will, aufgebrochen! Ich wagte mich noch näher heran zu S. Onofrio und ſuchte in den düſtern Bogengängen des Kloſters, die mit fremden Geſtalten angefüllt waren, mir den Herzog von Bourbon zu erſpähen, den ich auch bald an ſeinem ſilberdurchwirkten Waffenrock, den er über der Kriegsrüſtung trägt, herauserkannte. Er ging, mit dem Prinzen von Oranien in em eifriges Geſpräch vertieft, auf und nieder, und mit Muße konnte ich, unter dichtem Geſträuch an der Kloſtermauer verborgen, die Mienen und Gebärden dieſes berühmten Verräthers belauſchen! Er meint an Rom mit Einem Schlage eine große Ritter- und Heldenthat ausführen zu können, welche ihm die Bewunderung der ganzen Welt erwerben und die Schmach wieder von ihm abwaſchen ſoll, von der er ſich durch ſeinen an Frankreich begangenen Verrath bei allen Völkern bedeckt fühlt. So iſt jetzt ſein Zug gegen Rom als ein Fieberausbruch ſeines kranken Gewiſſens und als Ausgeburt einer verdorbenen und künſtlich erhitzten Heldenphantaſie zu betrachten und zu behandeln, und

mit einiger Kälte und Beſonnenheit von unſerer Seite wird dieſe Aventure bald beizulegen ſein! —

Dieſe Meinung ſchien bei Renzo da Ceri und bei Martin du Bellai, welche ihm mit ſichtlichem Wohlgefallen zugehört hatten, volle Beipflichtung zu finden. In dieſem Augenblick verbreitete ſich das Gerücht, daß an der Pforte Torrione ein Trompeter mit einem Herold erſchienen ſei, welcher im Namen des Kaiſers, als des Oberhauptes des römiſchen Reichs, die Oeffnung der Stadt Rom und den Einlaß des draußen harrenden kaiſerlichen Heeres begehre.

Renzo da Ceri brach bei dieſer Nachricht in ein lautes Gelächter aus, und ſagte: Toralba hat wahrlich Recht, Bourbon iſt ein hirnkranker Phantaſt, damit er aber ſieht, daß wir hier zu Lande noch mit nüchternen und geſunden Sinnen die Dinge beurtheilen, werde ich ſelbſt nach der Porta Torrione reiten, und ſeinem Herold zur Antwort eine Kugel durch den Leib jagen!

Er gab bei dieſen Worten ſeinem Pferde die Sporen, und jagte im Gefolge einiger Offiziere von dannen, nachdem er noch dem franzöſiſchen Geſchäftsträger Martin du Bellai, der die Leitung der Vertheidi-

gung Roms mit übernommen hatte, mehrere Anordnungen empfohlen, welche die Bewaffnung von Bürgerhaufen und die Verbarricadirung der Straßen betrafen. —

Indem ſich auf dieſer Stelle die Volksmenge wieder zertheilte, unter der Mendoza ſo lange verborgen und als Zuſchauer dieſes Vorganges geſtanden, ſah er ſich plötzlich von Toralba's ſich bäumendem Pferd gekreuzt, und die Augen Beider begegneten ſich in demſelben Moment in einem ſcharfen und langen Zuſammentreffen der Blicke.

Toralba riß mit einer heftigen Bewegung des Zügels ſein Pferd zurück, um den Andern nicht zu beſchädigen, und ſagte dann, indem er Mendoza mit etwas geſuchter Höflichkeit militairiſch grüßte: Siehe da, Mendoza, faſt hätte ich Euch über den Haufen geritten! Wie konnte ich Euch aber auch hier unter dem Volke vermuthen, deſſen Freund Ihr doch eben nicht mehr ſeid! Wie konnte ſich denn Euer koſtbares, nur den höchſten und vornehmſten Berührungen gewidmetes Leben unter dieſes arme Lumpenvolk verlieren, das hier mit gaffenden Mäulern umhergeſtanden, Ihr, der große Staatsmann und Diplomat, der zum kaiſerlichen Geſandten in Venedig ernannt iſt!

Hört, Toralba, entgegnete Mendoza mit einer ruhigen Verachtung, ich habe Euch nur eine einzige Frage zu thun, und das iſt die: Habt Ihr jetzt Zeit, oder habt Ihr nicht Zeit? Als wir uns das Letztemal ſahen, hattet Ihr nicht Zeit ein Ehrenmann zu ſein, und ich mußte deshalb die Genugthuung, die Ihr mir ſchuldet, verſchieben!

Ich fürchte, verſetzte Toralba lachend, Ihr meldet Euch auch heut wieder mit Eurem Anſpruch zur ungelegenen Zeit! Denn Ihr ſeht, ich habe alle Hände voll zu thun, und die Augenblicke ſind wirklich zu koſtbar, um ſie mit Euerer leidigen Eitelkeit zu vergeuden! Rom ſteht auf dem Spiele, mein Freund, Rom, die ewige heilige Stadt, der letzte Mittel- und Einheitspunct für den zerfallenden Geiſt der Menſchheit! Laßt mir noch ſo lange Zeit, Mendoza, bis Rom gerettet iſt vor den andringenden Barbaren, dann wollen wir uns mit den Bagatellſachen unſerer Perſon beſchäftigen!

Du biſt noch immer derſelbe hochtrabende Schwätzer! rief Mendoza im nicht mehr zu bändigenden Ingrimm. So gebe ich Dir denn abermals Friſt, aber wenn ich Dir zum Zweitenmal wieder begegne, laſſe

ich Dich nicht mehr los, und wäreſt Du dann auch beſchäftigt, der Menſchheit die ewige Seligkeit zu retten!

Ungefähr darauf kommt es ſchon jetzt hinaus! rief ihm Toralba noch einmal zu. Du haſt Dich zum eiteln Fürſtendiener gemacht, und kannſt darum die heilige Sache der Menſchheit nicht mehr richtig beurtheilen. Volk und Gott haſt Du verlaſſen, und die Fürſten ſind Dir geblieben, dieſe auf ewig compromittirte Kaſte der Menſchheit, die keine Zukunft in der Geſchichte mehr hat! Denn von den Fürſten wird es fortan in der Geſchichte heißen: laßt die Todten ihre Todten begraben! Und wer zu ihnen gehört, ſchmückt ſich mit der Schande, wie das verbuhlte Mädchen mit ihrer Sünden Lohn! Ich aber bin ein Diener der Herrlichkeit Roms geworden, und ich will dieſe aufrecht erhalten helfen, als die unüberwindliche Feſtung des Reiches Gottes, zur Freiheit des Volkes! —

In dieſem Augenblick näherte ſich ihm Martin du Bellai, um ihm einige Aufträge zu ertheilen, worauf Toralba ſich raſch entfernte, ohne weiter einen Blick auf Mendoza zu werfen.

Es veränderte ſich jetzt auch plötzlich der Charakter auf den Straßen Roms. Man ſah muthige Prä-

laten an der Spitze ihrer bewaffneten Dienerſchaaren vorbeiziehen, und hörte ihre heldenmäßig klingenden Ermahnungen an das Volk, aus allen Kräften die Stadt und ihre Häuſer zu vertheidigen. Dann ſtellten ſich verſchiedene Bürgerhaufen auf, die ſich raſch auf einen kriegeriſchen Fuß geſetzt hatten, und auch mancherlei Geſchützſtücke herbeiſchleppten, mit denen ſie unter heftigem Geſchrei nach dem Borgo zogen. Die Hauptſtraßen wurden geſperrt, und bald begann es von allen Seiten her in der ganzen Stadt zu krachen und zu hämmern, man fing an die Stadtmauern auszubeſſern und zu befeſtigen, und ſchon feuerten einzelne Hakenſchützen in der Ungeduld ihrer Gegenwehr über die Mauern hin, um dem unſichtbaren aber nahen Feind ein Zeichen ihres Muths zu geben. —

Mendoza mußte ſich jetzt beeilen in ſeine Wohnung zurückzukehren. Mit der unbehaglichſten Empfindung über alles Vorgehende ſchloß er ſich in ſeinen Zimmern ein. Seine Abreiſe nach Venedig, die ihn in einen neuen Wirkungskreis ſeiner Thätigkeit bringen ſollte, ſah er durch die kriegeriſchen Ereigniſſe des Tages vor der Hand zu einer Unmöglichkeit gemacht, und dies verdroß ihn um ſo mehr, da er ſich überzeugt hielt,

daß der Herzog von Bourbon in dieſem Zuge gegen Rom ſeine vom Kaiſer empfangenen Vollmachten überſchreite, und nur auf ſeine eigene Verantwortung einen Heldenſtreich liefern wolle, von deſſen Erfolg er ſeine Rechtfertigung oder ſeinen Untergang abhängig gemacht zu haben ſchien. —

3. Sacco di Roma.

Der Fall Roms war entſchieden, und damit das ungeheuerſte Schickſal, das je über eine Stadt durch die Eroberung eines feindlichen Heeres gebracht worden, heraufgeführt.

Eine Schilderung dieſer in der Geſchichte beiſpielloſen und nie geſehenen Zerſtörung, welche mit dem Eindringen von mehr als vierzigtauſend blut- und beutegierigen Soldaten in Rom zu wüthen begann, kann nicht die Aufgabe unſerer Erzählung ſein, doch finden wir die Perſonen derſelben, die bis jetzt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, in den Knäuel dieſer grauenvollen Ereigniſſe verflochten.

Das Haus, welches Mendoza bewohnte, lag in der Nähe der Pforte von S. Spirito, welche zuerſt von den deutſchen Lanzknechten geſprengt wurde und durch die der erſte Schwarm kaiſerlicher Truppen in mörderiſcher Wuth ſich in die Stadt ergoß. Die Ge-

ſchütze auf den Bruſtwehren, welche hier den römiſchen Söldlingen abgenommen wurden, ließ einer der Befehlshaber ſogleich auf die Engelsburg richten, und damit begann der Hauptangriff auf die innere Stadt, welche dem Sturm, der ſich jetzt von allen Seiten her gegen ſie erhob, indem auch an einer andern Stelle der Mauer unmittelbar darauf die Spanier eindrangen, nicht länger mit beſonnener Vertheidigung widerſtehen konnte.

Einige Kugeln, welche unmittelbar in Mendoza's Zimmer fielen, nöthigten ihn zu flüchten und ſein Haus zu verlaſſen, das der Gefahr preisgegeben war, zuſammengeſchoſſen zu werden.

Nachdem er ſich mit ſeinen Waffen verſehen und die wichtigſten ſeiner Papiere zu ſich geſteckt hatte, ſtürzte er auf die Straße hinaus, wo ſogleich die brandenden Wogen des Unheils und der Verwirrung über ihm zuſammenſchlugen und ihn widerſtandslos in ihrer Mitte forttrieben.

Er ſah ſich zuerſt unter einen Haufen deutſcher Lanzknechte gerathen, welche in grimmiger Luſt und mit höhniſchem Gebrüll Alles niedermetzelten, was ihnen in den Weg kam. In dieſem erſten Wuthanfall ſtreckten

sie mehrere Tausende von römischen Bürgern unter ihren Streichen nieder, und Mendoza würde eines der ersten unter diesen Opfern des Todes geworden sein, wenn er nicht mit richtig erkannter Vorsorge die Insignien eines kaiserlichen Offiziers, in deren Besitz er sich befand, aufgesteckt hätte.

Wie von einem Wirbelwind erfaßt, wurde er unaufhaltsam und besinnungslos weiter und weiter getrieben. Zu den betäubenden Gräueln, welche jeden Schritt des vorwärts bringenden Heeres bezeichneten, hatte sich noch ein dichter Nebel gesellt, welcher, obwohl es bereits um die vorgerücktere Morgenzeit war, noch immer andauerte, und die entsetzensvollen Ereignisse nur noch schauerlicher in einen mährchenhaften Schleier einhüllte.

Mendoza fand sich jetzt zwischen mehreren Lanzknechten fortgeschoben, die bei der Ausübung ihres Handwerks zugleich mancherlei seltsame Reden miteinander führten. Da sind wir also wirklich in Rom, Peter Stürzenbacher, sagte der Eine wildlachend, und nun streicht Einem der infame Nebel um's Gesicht, daß man sich nicht einmal ordentlich umsehen und den Papst aus all der Mordwirthschaft herausfinden kann!

Narr, meinſt Du denn, entgegnete der Andere, daß der Papſt hier in Rom nur ſo auf der Straße herumläuft und gleich zu ſehen ſein wird, ſobald wir Zwickauer nur in die Stadtthore hereingeblaſen kommen!

Allerdings meine ich das, Peter Stürzenbacher, verſetzte der erſte Lanzknecht nachdenklich, denn unſer lutheriſcher Prediger in Zwickau hat mehr als einmal auf der Kanzel geſagt: Kinder, der Papſt iſt Rom und Rom iſt der Papſt, und wenn Ihr dem Papſte abſchwört, habt Ihr auch ſchon die Mauern Roms zerbrochen, und wenn Ihr die Mauern Roms zerbrecht, ſeid Ihr aus Knechten des Papſtes freie Herren geworden, und Ihr werdet ihn, der Euch ſonſt band, in Ohnmacht zu Euern Füßen liegen ſehn! — Aber bis jetzt habe ich noch immer nichts geſehn, Valentin Pelz, und darum ſchimpfe ich auf den vertrackten Nebel, hinter dem ſich der Papſt noch vor uns verſtecken kann!

Dieſer Nebel, ſagte ein dritter Lanzknecht, der neben beiden herging, darf nicht geſchmäht werden, ſondern er hat uns heut Morgen wunderbarlich über die Mauern geholfen und gewiſſermaßen hinübergezogen, was ich an mir ſelbſt auf das Deutlichſte und ordentlich ruckweiſe verſpürt habe. Denn als ich heut einer

der ersten auf der Stadtmauer saß, um mich mit meinem zweihändigen Schlachtschwert hinüberzuschwingen, da betrachtete ich mir erst noch diesen seltsam gestalteten Nebel, der über unsern Häuptern hinflog, und als ich schärfer zusah, war es mir, als wenn besagter Nebel nicht bloß Flügel, sondern auch ein Gesicht hätte, das mich wie vom Himmel herunter anschaute und mir zuwinkte. Und ich will schwören, Kameraden, daß es der liebe Gott selbst gewesen ist, der uns über die Mauern Roms in diesem Nebel vorangezogen ist, denn kaum hatte ich diese überirdische Macht gefühlt, so fuhr es mir durch alle meine Glieder wie Luft und Feuer, und hui, mit einem einzigen Satz war ich über die Mauer, und Ihr folgtet mir nach, Freunde, als wenn es nicht mehr anders hätte sein können!

Du bist einmal der Gottesfürchtige unter uns, Gottfried Bummel, sagte ein anderer Lanzknecht. Aber wißt Ihr denn auch, was sich so eben für eine Mähr unter den Truppen verbreitet? Unser Heerführer, der Herzog von Bourbon, soll bei der Porta Torrione, wo die Spanier gestürmt haben, gefallen sein, indem ihn von einer Bastei her eine Kugel getroffen, in demselben Augenblick, wo er, als der Erste des ganzen Hee-

res, mit eigner Hand eine Sturmleiter angelegt und darauf zur Höhe der Mauer emporgeschritten! —

Diese Nachricht, die zuerst mit dumpfem Staunen hingenommen wurde, ertönte bald von allen Ecken und Enden in den fortstürmenden Schaaren, und Mendoza konnte, ungeachtet seiner mangelhaften Kenntniß der deutschen Sprache, die er rings um sich her reden hörte, doch die wichtige Kunde verstehen, um die es sich handelte.

Aber diese Nachricht schien keineswegs eine lähmende Wirkung auf die durch kein Ereigniß mehr aufzuhaltende Eroberungs- und Zerstörungswuth des kaiserlichen Heeres zu äußern. Das Verderben, in seiner vollen Gewalt entfesselt und losgelassen, fand nun wie von selbst die geeignetsten Wege, um sich an Roms innerstem Mark zu sättigen, und ein schwelgerisches Mahl des Todes hier zu veranstalten. —

Mendoza war in dem entsetzlichen Sturm, von dem er sich in die Mitte genommen sah, und der durch die dichtgedrängten Haufen fliehender Bürger, Kriegsknechte, Weiber und Kinder von allen Seiten immer gefahrvoller wurde, bis zu den großen Plätzen der inneren Stadt fortgedrängt worden.

Er befand ſich plötzlich auf dem Platz der Apoſtel, wo die Truppenſchwärme des Feindes von verſchiedenen Seiten her zuſammenſtießen. Deutſche, ſpaniſche und italieniſche Mannſchaften ſtrömten hier zuſammen, und benutzten dann und wann eintretende Raſten des Marſches zu einer vorübergehenden Plünderung einzelner Paläſte, während der Hauptangriff auf die Schätze und das Eigenthum Roms erſt einer ſpäteren Zeit des Tages vorbehalten bleiben ſollte. Viele der verzweifelten Einwohner retteten hier bereits ihre Habe in die Häuſer deutſcher und ſpaniſcher Prälaten oder ghibelliniſcher Vornehmen, die ſie vor dem räuberiſchen Grimm der Feinde ſicher glaubten. Andere, an Allem verzagend, lagen auf der Straße vor den Heiligenbildern und Crucifixen umher, und ſchrieen mit lauter Stimme um Abwendung der entſetzlichen Noth. Oder ſie ſuchten die entlegeneren Stadttheile Roms zu erreichen, um in den Ruinen und alten Gewölben der Vorzeit ſich zu verbergen.

Mendoza hatte ſich glücklich aus dem wildeſten Gedränge herausgearbeitet, und ſah ſich jetzt unmittelbar in der Nähe des Palaſtes Colonna, deſſen Pforten weit geöffnet ſtanden, und es währte nicht lange ſo erblickte

er zu ſeinem größten Erſtaunen den Cardinal Pompeo Colonna ſelbſt, der an der Spitze einer der Zahl nach nicht unbedeutenden Mannſchaft, die größtentheils aus den Bauern und Inſaſſen ſeiner Lehnsgüter zu beſtehen ſchien, in voller kriegeriſcher Rüſtung herangeritten kam und den Einzug in ſeinen Palaſt hielt.

Man ſah es dieſen Colonna'ſchen Schaaren an, daß ſie gekommen waren, eine glühende Rache an Rom zu nehmen für die räuberiſchen Verwüſtungen ihres Eigenthums und ihrer Gefilde, mit denen der Papſt ſie im vergangenen Jahr ſo grauſam gezüchtigt hatte. Und Pompeo Colonna hatte, wie es ſchien nicht ohne vorher getroffene Verabredung mit den kaiſerlichen Heerführern, dieſen entſcheidungsvollen Moment der Demüthigung und Vernichtung des Papſtes zu ſeinem Einzug in Rom gewählt, obwohl auf ſeinem Geſicht, wie es Mendoza jetzt betrachtete, nur ein ſtiller und wehmüthiger Zug geſchrieben ſtand, der durchaus nicht den Ausdruck übermüthiger Siegesluſt verrieth.

Mendoza, der jetzt näher herantreten konnte, ſpähte mit immer wachſender Betroffenheit dieſem Zug in Colonna's Geſicht nach, und je mehr er den Sinn dieſer unendlichen Traurigkeit, die in den edeln Mienen lag,

zu erforſchen ſuchte, deſto deutlicher glaubte er eine Todesbotſchaft, die auch ihn in ſeiner innerſten Seele betraf, daraus verſtehen zu müſſen. Tereſa Colonna war todt! Dieſer Gedanke durchfuhr Mendoza wie ein ſchneidendes Schwert, und er vergaß in einem Augenblick ſchmerzlicher Betrachtung, die ihn beſchlich, ſelbſt den Sturm der ihn umtoſenden Gefahr, die ihn aber bald wieder mit ſtarken Schlägen an ihre Gegenwart erinnerte.

Mendoza war plötzlich durch einen Haufen ſpaniſcher Schützen von dem Palaſt Colonna abgeſchnitten worden, und mußte es daher für jetzt aufgeben, in demſelben, wie er ſich vorgenommen, ſeine Zuflucht zu ſuchen. Dieſe Schützen waren auf dem Platz in einen heftigen Kampf mit den Schweizern gerathen, welche bisher die tapferſte Gegenwehr geleiſtet, aber bald auf die unbarmherzigſte Weiſe von den Streichen der Spanier niedergeſtreckt wurden. In dies gefährliche Getümmel verſtrickt, ſah ſich Mendoza hart an die Pforten des auf der andern Seite des Platzes befindlichen Palaſtes Miranda gedrängt, und wurde genöthigt in dem inneren Vorraum des Hauſes Schutz zu ſuchen.

Kaum hatte er dort einige Secunden lang hinter

einem Pfeiler verborgen gestanden und seinen Gedanken darüber nachgehangen, daß er gerade im Hause der Dolores, die er seitdem nicht wiedergesehn, seine Zuflucht hatte finden müssen, als er die inneren, bis dahin stark verriegelt gewesenen Thüren sich öffnen hörte und aus dem Innern her zwei ihm wohlbekannte Stimmen in einem leisen Gespräch vernehmbar wurden. Bald sah er auch Toralba in einer glänzenden Rüstung heraustreten, indem er an seinem Arm eine dichtverhüllte Gestalt führte, an deren Wesen und Bewegungen Mendoza sogleich erkannte, daß es Niemand anders als Dolores selbst sein könne.

Beide näherten sich mit vorsichtigen Schritten der Vorhalle, in der Mendoza, ihnen noch verborgen, stand, und Toralba schien seiner zögernden Gefährtin Muth einzusprechen.

Wir müssen diesen Augenblick wahrnehmen, Dolores, sagte er zu ihr, denn da die Spanier jetzt vordringen, wird es am ersten möglich sein, im Getümmel ihrer Schaaren den Weg nach der Engelsburg zu gewinnen. Es sind meine Landsleute, und ich verständige mich wohl mit ihnen. Jedenfalls ist hier in dem Palast Deines Bleibens nicht, geliebte Freundin,

und nur auf der Engelsburg, wo auch der heilige Vater bereits seine Zuflucht genommen, ist auch Deine theuere Person sicher. Ich geleite Dich dorthin, Geliebte, vertraue mir, und laß alles Zagen! Dort haben schon die Würdenträger der Kirche und mehrere fremde Gesandten sich gerettet, und auch Dich wird das schützende Grabmal Hadrians noch aufnehmen, in welchem Papst Clemens jetzt mit seinen Getreuen geborgen sitzt. Als ich vor einer Stunde den Vatican verließ, um zu Dir zu eilen, hatte der heilige Vater der Christenheit sich so eben in den Bogengang Alexander's des Sechsten geflüchtet, und trat unter lauten Klagen und Verwünschungen in diesem Gange den Weg zu der Höhe der Engelsburg an.

Und hat der Papst ohne Unfall diesen gefährlichen Weg zurückgelegt? fragte Dolores, indem sie sich heftig an seinen Arm anklammerte, sodann aber zurückbebend und schaudernd auf den Platz hinaussah, in dessen entsetzliches Toben sie jetzt ihren Fuß hinauswagen sollte, und auf dem das Pfeifen der Kugeln mit dem dumpfen Ton der Trommeln und dem Wehgeschrei der Unglücklichen und Verwundeten sich mischte.

Der Papst ist glücklich hinauf an die Pforte ge-

kommen, erwiederte Toralba, ihr Zittern bemerkend, indem er selbst noch einmal prüfend die unheilvoll wogenden Massen des Platzes überschaute.

Diese Flucht, fuhr Toralba nach einer kurzen Pause fort, bot das rührendste Bild dar, das auf dem trüben Grunde dieser Zeit gesehen worden. Der gelehrte Bischof von Nuceria, der treffliche Paolo Jiovio, trug dem Papste die Schleppe des oberpriesterlichen Gewandes nach, damit der athemlos Fortstürzende noch rascher enteilen konnte. Und als die Fliehenden am Ende des Bogenganges zu der offenen, über der Straße schwebenden Brücke gelangten, welche in die Burg führt, nahm Paolo Jiovio seinen Hut und bedeckte damit das schweißtriefende Haupt des heiligen Vaters, und warf ihm seinen violetten Bischofsmantel über die Schulter, damit das weiße Pontificale nicht den feindlichen Schützen unten das höchste und heiligste Ziel der Christenheit verriethe!

Und Du hast nicht dort bleiben wollen, Freund, wo Dich bereits Sicherheit umfing, sondern bist wieder zu mir umgekehrt? sagte Dolores, indem sie ihn zärtlich anblickte, obwohl es schien als suche sie nur Aufschub zu gewinnen, ehe sie sich zum Hinaustreten

in das immer grauenvoller werdende Getümmel der Straße entſchließen konnte.

Ohne Dich, verſetzte Toralba, kann ich weder leben noch ehrlich ſterben, und darum war es nur der Inſtinct der Creatur, der mich wieder zu Dir zurückführte und mich durch alle Gefahren glücklich zu Dir herbrachte. Er wird mich auch eben ſo glücklich wieder mit Dir zurückgeleiten. An mir liegt nichts und ich kann verloren gehn, denn ich bin im Getriebe dieſer Zeit nur ein armes einzelnes Rad, das von Deinem ſonnengleichen Geiſt, der ein Ganzes beherrſcht, Bewegung und Zweck erhielt. Ein brauchbares Rad, wie ich, das ſich auf alle mögliche Weiſe dreht, findeſt Du immer wieder. Aber Dein Geiſt, welcher das Geſetzbuch der Liebe für eine ganze zerriſſene Welt dictiren ſoll, muß dieſer Zeit erhalten bleiben, es liegt eine höhere Nothwendigkeit darin, und darum folge mir getroſt, Dolores, folge mir, meine Heilige, denn Du wirſt unverſehrt durch die Schaaren dieſer Elenden hindurchſchreiten!

So komm, Eugen, ſagte ſie, ſich dichter an ihn preſſend. — Aber horch, es erhebt ſich dort in der Ferne ein neuer Geſchützesdonner!

Es ſind die Kanonen der Engelsburg, erwiederte Toralba, mit denen man jetzt auf die Kaiſerlichen, die ſchon in die Leonina vorgedrungen, zu feuern beginnt! — Renzo da Ceri, der in allen Dingen ohne Plan iſt, glaubt dem Feinde wenigſtens zeigen zu müſſen, daß er doch ſeine Kanonen hat laden laſſen! —

Als ſie jetzt Beide aus der Halle hinaustreten wollten, bemerkte Dolores zuerſt hinter dem Pfeiler, an welchem ſie vorüberſchritt, den dort harrenden Mendoza, der einen Augenblick unſchlüſſig war, wie er ſich ihnen gegenüber jetzt verhalten ſolle. Aus dem dichten Schleier, in den ihr Kopf eingehüllt war, drangen gleichwohl ihre Augen mit dem großen, ſtille Flammen ſprühenden Blick zu ihm hervor und ſchienen ihn nach ſeinen innerſten Gedanken zu fragen.

Nehmt mich zu Euerm Führer nach der Engelsburg an, ſagte er hervortretend. Ich trage, wie Ihr ſeht, die ſpaniſche Uniform, und kann Euch in dieſer Weiſe vielleicht nützlich werden. Wenn ich es auch nicht um Euch verdient habe, daß Ihr mich noch zu Euern Dienſten annehmt, ſo gewährt mir doch in dieſem Augenblick, wo die ganze Welt aus ihren Fugen reißt, und wo alle Schulden alter und neuer Zeit ge-

tilgt werden, gewährt mir die letzte Gnade, die ich noch von Euch empfangen kann!

Dolores ſchwieg und blickte mit leiſem Zittern Toralba an, auf deſſen Geſicht ein dunkelglühender Ernſt ſtand, mit dem er ſich von Mendoza abwandte.

Was Euch betrifft, Toralba, begann Mendoza wieder, ſo laßt uns zuſammen ein ehrenhaftes Abkommen treffen. Vereinigen wir in dieſen grauenvollen Stunden unſere Kräfte zur Rettung des Herrlichſten und Schönſten, das es in Rom zu retten giebt, und das Ihr vom Schickſal bevorzugt ſeid an Euerer Seite zu geleiten. Sobald wir aber mit vereinten Waffen dies ausgeführt, richten wir dann dieſe Waffen gegen uns ſelbſt, und wir ſuchen uns einen ungeſtörten Winkel Roms, wo dieſer Aufruhr noch nicht hingedrungen, und wo Ihr mir unter dem Sturm der allgemeinen Zerſtörung die längſt von Euch erwartete Genugthuung auf Leben und Tod leiſtet! —

Es wurde jedoch allen Dreien keine Zeit gelaſſen eine freie Wahl zu treffen. Die Halle, in der ſie noch zaudernd ſtanden, hatte ſich in einer Secunde mit tobenden Soldaten angefüllt, welche die Beutegier hieher verlockte. Um dieſem Schwarm, der bereits auf die

rohesten Gewaltthätigkeiten ausging, zu entkommen, zog Toralba mit einer raschen Bewegung seine Begleiterin mit sich fort, und Diego fand sich von dem wilden Gedränge, welches plötzlich auf dieser Stelle entstand, mit ihnen zusammen fortgetrieben, so daß er unmittelbar hinter der athemlos fliehenden Dolores blieb und ihr den Rücken decken konnte, während Toralba, mit Muth und Vorsicht nach allen Seiten spähend, dicht vor ihr einherschritt. —

Es schien jetzt der unheilvollste Moment für Rom gekommen, wo das feindliche Heer, nachdem es die Eroberung der Hauptheile der Stadt vollbracht, seine geschlossenen Reihen überall auflöste und sich nun in einzelnen freien Rotten, auf Abenteuer des Raubes und Mordes ausziehend, durch alle Straßen ergoß, wo denn bald nicht nur alle Häuser der Reichen und Vornehmen, sondern auch alle Kirchen, Kapellen und Heiligen-Monumente der Gegenstand beispielloser Zerstörung und Frevelthaten wurden. —

Die drei Fliehenden waren bereits glücklich bis in die Nähe der Engelsburg gelangt, und obwohl sie auf dem ganzen Wege, den sie unter den gefahrvollsten Begegnungen, wie Schiffbrüchige auf einer Welle schwim-

mend, zurückgelegt, kein einziges Wort miteinander gewechſelt hatten, ſo war doch Mendoza auf demſelben mehrmals im Stande geweſen, ſeinen Verbundenen den Eifer und die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung zu beweiſen, indem er mehrere ihrer Verfolger kräftig abgewehrt und namentlich Dolores vor einigen Angriffen kühn geſchützt hatte, mit welchen die immer zügelloſer werdende Frechheit, beſonders der italieniſchen und ſpaniſchen Soldaten, jetzt vornehmlich den Frauen nachzuſtellen anfing.

In der Nähe der Engelsburg waren jedoch in dieſem Augenblick die wildeſten und grauenvollſten Maſſen zuſammengeſtrömt, und die Möglichkeit, vorwärts zu dringen, hörte oft in dem unentwirrbaren Gewühl gänzlich auf, ſo daß alle Dreie dicht aneinandergepreßt ſtanden und ſo zuſammen verharren mußten, bis ſie durch einen neuen Stoß abermals fortgeſchoben wurden. So geſchah es, daß Dolores zuweilen in Mendoza's Armen ruhte, indem das Gedränge ſeine kräftige Bruſt zur Stütze ihrer wankenden Glieder machte, wobei er ihren Kopf an ſeinem beſorgt um ſie ſchlagenden Herzen fühlte. Auf der andern Seite ſtand er auch oft mit Toralba Bruſt an Bruſt gelehnt, und unter dieſen

ſie wunderbar durchdringenden Berührungen, mit denen eine ſchickſalsdüſtere Macht ſie aneinander feſſelte, zog von neuem ein Gefühl der Zuſammengehörigkeit in ihre Herzen, das zwar von Keinem ausgeſprochen wurde, das ſie aber ſichtlich mehr und mehr in ihrem Innerſten bewegte. Und indem die ſie umtobenden Brandungen der Gefahr immer höher anſchlugen und wuchſen, war es ihnen, als hätten ſie ſtillſchweigend einen neuen Bund geſchloſſen, der, wenn er von ihnen heilig gehalten würde, ſie alle retten und wieder freimachen könne aus dieſer entſetzlichen Noth.

So waren ſie jetzt bei einigen lärmenden Soldatenhaufen angelangt, die unter ſich bereits mit der Vertheilung koſtbarer Kirchenbeute beſchäftigt ſchienen, und darin ſo vertieft waren, daß bei ihnen ohne alle Fährlichkeit vorbeizukommen war. Es waren Spanier, welche ſich ſo eben mit höhniſchem Gebrüll rühmten, aus den Kirchen von St. Peter und von St. Giovanni im Lateran die herrlichſten Reliquien der Heiligen in ihren Beſitz gebracht zu haben. Was Werthvolles an Gold und Silber damit verbunden war, hatten ſie jubelnd von dieſen Heiligthümern heruntergeriſſen, oder ſie begannen Feuer anzuzünden, um das Altargeräth und die

Monſtranzen einzuſchmelzen, wo denn zur Unterlage des Feuers ein Haufen von Märtyrer-Knochen aufgeſchichtet wurde, den man unter Spotten, Schmähen und Jauchzen aus allen Kirchen zuſammentrug und vergrößerte. Andere hatten Altardecken und Kirchen-Ornate auf der Erde ausgebreitet und ſpielten Würfel darauf, wobei dem Gewinnenden dieſe geweihten Kirchenſtücke ſelbſt zufielen.

Dolores ſagte ſchaudernd zu Toralba: Das Heiligſte iſt nicht heilig und das Sicherſte iſt nicht ſicher mehr, wozu ſuchen wir, Toralba, uns zu retten?

Ja, entgegnete Dieſer mit dumpfem Hinbrüten, auch das ewige Rom ſoll zu Schanden werden in aller ſeiner Herrlichkeit, und wir kreiſen in den Strudeln ſeines Verderbens, die unentrinnbar ſind!

Mendoza aber hatte ſeit einigen Minuten ſeine Aufmerkſamkeit auf einen beſtimmteren Vorgang gerichtet, der ihn mit Schrecken erfüllte. Denn er ſah, daß einige ſpaniſche Soldaten mit den verdächtigſten Mienen und Abſichten ſich ihnen näherten, indem ſie es vornehmlich auf Dolores abgeſehen zu haben ſchienen. Eine wilde unheimliche Luſt drückte ſich bereits in allen ihren Gebärden aus, und Mendoza kannte zu

gut den Charakter ſeiner Landsleute, um nicht das Schlimmſte von ihnen befürchten zu müſſen, denn mit ihrer Habgier und Plünderungswuth verband ſich immer zugleich ein grauſames Trachten nach Befriedigung der roheſten Sinnlichkeit, der ſie überall die ſchaudererregendſten Opfer brachten.

Beſonders war ihm jetzt ein ſpaniſcher Soldat aufgefallen, welcher mit einem kleinen koſtbar eingefaßten Käſtchen unter dem Arm ſchon ſeit einiger Zeit dicht in ihrer Nähe ſtand und mit gierigen Augen Dolores betrachtete, die indeſſen ſeiner noch nicht gewahr worden war, indem ihre Augen von heftigen Thränen über das allgemeine Unheil überfloſſen.

Dieſer Soldat, der ſich immer ſelſſamer an ſie herandrängte, wurde zugleich von einigen neben ihm ſtehenden Kameraden mit einer gewiſſen ehrfürchtigen Scheu betrachtet, welche beſonders auf das mit großer Aengſtlichkeit von ihm gehütete Käſtchen ſich zu erſtrecken ſchien. Mendoza meinte, daß irgend eine ſpaniſche Bigotterie damit verbunden ſein müſſe, und er redete den im Beſitz dieſes Käſtchens befindlichen Söldner, welchen er Sylva hatte nennen hören, auf Spaniſch an, indem er ihn mit einigen freundlichen und wo mög-

lich begütigenden Worten nach der Bedeutung ſeines Geheimniſſes fragte.

Sylva verzog ſein unheimlich glotzendes Geſicht zu einem ungemein pfiffigen Lächeln, und ſagte: lieber Landsmann, ich habe es aus S. Giovanni in Lateran erbeutet, und der heulende Prieſter, dem ich es entriß, ſagte mir, daß es das heilige Präputium unſers Heilandes Jeſu Chriſti in ſich ſchließe. Dies iſt der wichtigſte Theil unſeres Herrn Jeſu Chriſti, der noch leibhaftig auf der Erde von ihm übrig geblieben iſt, und ſchon zu Hauſe in Cordova hörte ich unſern Beichtvater von dieſer wunderbarſten aller Reliquien reden, die Dem, welcher ſie beſitzt, zu Allem verhilft, was er ſich nur wünſchen kann! Ich hatte deshalb mein Augenmerk in Rom lediglich auf die Erbeutung dieſes Schatzes gerichtet, und ſeht, jetzt trage ich ihn hier unter meinen Armen. Aber der Prieſter im Lateran ſagte mir, daß die Reliquie, welche drinnen in dem Kaſten in einem Sack eingewickelt liegt, nur die Berührung einer reinen Jungfrau dulde, und von keiner andern Hand an's Licht herausgenommen werden könne. Darum wollte ich hier gern einen Verſuch machen, wie es mit der Jungfrauſchaft des ſchönen jungen Weib-

ſen, das Ihr da mit Euch führt, beſtellt iſt, denn die Donna ſoll in meinen Kaſten hineinlangen, und wenn die Reliquie an ihrem Finger ſitzen bleibt, will ich das ſchöne Weibſen ſelbſt heirathen und mit mir nehmen, und Ihr ſollt, bei allen Teufeln, nichts dagegen haben, oder wir brechen Euch alleſammt die Hälſe! —

Mendoza verwies ihn mit Strenge zur Ruhe, während die andern Soldaten, welche bereits einen engen Kreis um ſie geſchloſſen hatten, ein lautes Hohngelächter aufſchlugen. Einer der Keckſten hatte ſchon Dolores beim Arm ergriffen und ihr dann den Schleier vom Kopf geriſſen, worauf ſie, in ihrer rührenden Schönheit enthüllt, einen Augenblick lang ein bewunderndes Schweigen unter dem wilden Haufen hervorrief.

Toralba, der ſich nicht mehr halten konnte, hatte eben die Hand ausgeſtreckt, um den frechen Söldling zurückzuſchlagen, als ſich in dieſem Augenblick ein ſeltſamer Aufzug heranbewegte, der die Aufmerkſamkeit Aller feſſelte und ein Erſtaunen unter den Umſtehenden verbreitete, das ſie für den Moment von allem Anderen abzog.

Ein wunderlicher Troß, der ſich mit lärmender Muſik

näherte und vor dem die ganze Menge jetzt mit Ausrufen der Bewunderung und mit schallendem Hohngelächter zurückwich, zeigte an seiner Spitze auf einem Maulthier reitend eine eigenthümlich vermummte Gestalt, welche auf ihrem Haupte die dreifache Krone trug und mit allen übrigen Zeichen der päpstlichen Würde wie mit dem pontificalischen Ornat selbst angethan erschien. Sobald man ihn näher betrachten konnte, ließ sich jedoch nicht mehr verkennen, daß es ein deutscher Söldner war, welcher in toller Schauspielerei und mit den possirlichsten Gebärden den heiligen Vater darzustellen suchte, während hinter ihm her theils auf Eseln, theils zu Fuß eine Menge deutscher Lanzknechte zogen, die ebenfalls entweder als Cardinäle, oder als Bischöfe ausgekleidet waren und dazu die Gewänder und Abzeichen entweder aus den Kirchen gestohlen oder ausgeplünderten und erschlagenen Prälaten abgenommen hatten. In ihrer Mitte trieben sie auch einige bekannte und angesehene Geistliche fort, welche sie in die geringe Tracht der Diener und Trabanten gesteckt hatten, und die mit Thränen in den Augen vor ihren sie mißhandelnden Peinigern herliefen. Dieser wilde Zug bewegte sich langsam unter dem festlichen Ton

der Trommeln und Pfeifen, und ſuchte alles Gepränge, mit dem ſonſt große Kirchenproceſſionen in Rom ſtattzufinden pflegten, täuſchend und mit erfinderiſchen Poſſen nachzuäffen.

Gerade an der Stelle, wo unſere drei Freunde in ſo großer Gefahr ſich befanden, hielt der Zug ſtill, indem man ſich hier zugleich der Engelsburg gegenüber ſah, vor welcher der verkleidete Papſt mit einer beſtimmten Abſicht Halt zu machen ſchien. Er ließ ſich nämlich von ſeinen hinter ihm reitenden Trabanten einen mit Wein gefüllten Pokal reichen, den er unter närriſchen Bewegungen hoch in die Luft ſchwenkte, und dann unter einem ſchmetternden Lebehoch für den gefangenen Papſt Clemens leerte. Der ganze Haufe der vermummten Cardinäle und Mönche warf ſich jetzt auf die Erde nieder, indem ſie große Ladungen von Wein, welche ſie mit ſich führten, ihres Inhalts entleerten und jubelnd und heulend ein offenes Gelage aufſchlugen, das ſie mit allerlei Spott- und Schimpfliedern auf Papſt Clemens und mit komiſchen Toaſts auf Kirche und Cleriſei begleiteten.

Der Afterpapſt aber ſchrie plötzlich mit lauter, ſchmetternder Stimme: Höre mich an, liebe luſtige Chriſten-

heit, ich will jetzt mein Teſtament machen, dermalen des Papſtes Stündlein gekommen iſt in Rom! Und wißt Ihr, wen ich zu meinem Nachkommen machen will? Mein Nachkomme heißt Dr. Martin Luther zu Wittenberg in Deutſchland, dem Luther will ich das Papſtthum ſchenken, und wem unter Euch ſolches gefällt, der hebe jetzt ſeine Hand auf, und brülle recht vernehmlich und auf gut lanzknechtiſch ſeinen Beifall, daß es Herr Clemens oben auf ſeiner hohen Burg, in der er ſich verkrochen, deutlich hören kann!

Es bedurfte nicht dieſer Aufforderung, um die tobende Schaar in Bewegung zu ſetzen. Alle jauchzten ſofort mit donnerähnlichem Gebrüll: „Papſt Luther! Luther Papſt! Papſt Luther!“ und das einem toſenden Meer gleich ſich fortwälzende Schreien und Rufen, welches in der That die Ohren des in einer dunkeln Kammer der Engelsburg ſorgenvoll brütenden Clemens erreichte, wollte kein Ende nehmen.

Stärker als all dies Brüllen und Toben aber wurde plötzlich die Stimme eines einzelnen Lanzknechtes gehört, die ſich mit einer furchtbaren Gewalt Bahn verſchaffte, und, den ganzen Platz übertönend, ausrief: Du Papſt da oben in Deiner Engelsburg, ich will

Dir ein Stück aus Deinem Leib herausfressen, und es dem Luther nach Wittenberg mitbringen! Der Papst hat Gottes Wort verstopfet, und Gottes Wort wird darum den Papst fressen! Wenn es aber auf das Fressen ankommt, wo könnte Gottes Wort dann einen besseren Mund dazu finden, als den eines deutschen Lanzknechtes! —

Diese Worte erweckten den ungeheuersten Beifall der Masse, der wie ein schreckenerregendes Echo fortlief und von unzähligen Stimmen weiter getragen wurde. Dann gab der Afterpapst ein Zeichen die Prozession fortzusetzen, jubelnd, singend, schimpfend und hohnlachend brachen alle, welche dazu gehörten, auf, und bald war der tolle Zug, dem sich unterwegs immer neue Schaaren anschlossen, in einen anderen Stadttheil fortgerückt. —

Die spanischen und italienischen Soldaten hatten diesem Schauspiel mit offenem Munde zugesehen. Das sind die Deutschen, sagte der vorher erwähnte Spanier mit dem Kästchen, die wollen immer etwas Absonderliches für sich haben. Statt sich einen frohen Tag zu machen wie wir, und Alles mitzunehmen, was ein rechtschaffener Soldat kriegen kann, treiben sie diesen

Spott mit unſerer heiligen Religion, von dem kein Menſch etwas in den Magen bekommt! Sie nennen das ihre Reformation, hat man mir geſagt, aber der Teufel hole dies ihr hundsföttiſches Handwerk, durch das ſie unſere Religion zu einem gelehrten Geſpenſt machen wollen, wie ſie ſelber ſind! Da iſt man lieber gut katholiſch und freut ſich ſeines Lebens!

Wohlgeſprochen, Sylva, wohlgeſprochen! riefen ſeine Kameraden, bei denen er in einem gewiſſen Anſehn zu ſtehen ſchien. Wir halten es mit der Jungfrau Maria, ſagte Einer, der ſich wieder auf verdächtige Weiſe Dolores genähert hatte, mit der Jungfrau Maria und mit allen ſchönen Weibern die ihr ähnlich ſehen!

Er fiel bei dieſen Worten über Dolores her, noch ehe Toralba und Mendoza ſich deſſen verſehen hatten, und hob die zum Tod Erſchreckte hoch empor auf ſeine Schulter. Tragen wir ſie als unſere Madonna durch die Straßen, ſchrie ein Anderer, und nachdem wir ſie als göttliche Jungfrau geehrt haben, gehört ſie der ganzen Bande!

Dieſer Vorſchlag wurde von dem ganzen Haufen mit wildem Jubel begleitet, und Dolores ſah ſich ohne

Rettung dieſen barbariſchen Händen preisgegeben, da zugleich ihre beiden Begleiter durch das Gedränge von ihr abgeſchnitten wurden. Mendoza und Toralba, die zuſammen geblieben waren, ſahen zitternd die Geſtalt ihrer Freundin über den Schultern der Soldaten ſchweben. Sie war bleicher und bleicher geworden, aber ihre ganze Haltung verrieth eine wunderbare Ruhe. Nur ihre Augen ſpähten ängſtlich in dem unter ihr wogenden Getümmel umher, um die von ihr getrennten Freunde zu finden. Jetzt hatte ſie die ihr verzweifelt Entgegenblickenden entdeckt, ein leiſes Roth der Freude färbte ihre Wangt wieder, und ſie grüßte mit bedeutungsvoll leuchtenden Blicken vielmals die Beiden. Dann aber zuckte ſie plötzlich mit einer auffallenden Bewegung in ſich zuſammen, und Toralba ſchrie laut: Ewiger Gott, ſie tödtet ſich!

Der aus ihren Händen herunterfallende Dolch, dem augenblicklich das Blut ihres Buſens nachſtrömte, beſtätigte ſogleich dieſe grauenvolle Vermuthung. Sie hatte die Waffe, welche ſie bis dahin in ihrem Gewand verborgen, raſch gebraucht und damit in einem wohlberechneten Stoß die Stelle ihres Herzens getroffen. Ohne einen einzigen Klagelaut war ſie leiſe in

sich zusammengesunken, und hing ihren Peinigern, deren Mißhandlungen sie durch einen würdigen Tod sich hatte entziehen wollen, still über die Arme, auf welche sie langsam heruntergeglitten war.

Der Schrecken, welcher sich bei diesem Anblick der Menge bemächtigte, verwandelte sich sogleich wieder in die roheste Wuth, mit der sie den erst halb entseelten Leichnam umherrissen, den sie sich jetzt zum Gegenstand eines fürchterlichen Spielwerks ausersehen zu haben schienen. Man zog ihm zuerst alle Kleider herunter, und die geknickten schneeweißen Glieder, in deren wunderbares Geheimniß jetzt die zügelloseste Frechheit eingriff, schienen regungslos und stumm doch eine zum Himmel schreiende Anklage ihrer Mörder auszusprechen.

Sylva wollte sich mit einer ungeheuern Gier, die ihn plötzlich befallen, den todten Körper allein zueignen, was einen seiner Kameraden so empörte, daß er mit seinem Säbel nach dem Leichnam hieb und demselben sogleich den herrlichen, von einem rührenden Frieden umleuchteten Kopf herunterschlug. Ein Anderer hieb die Hälfte des Arms ab, und bald war der edelste und schönste Körper, der je geathmet, zerfetzt

und in Stücke getrennt, so daß nur noch ein unförmlicher Klumpen von dem kostbarsten Leben übrig geblieben war.

Mendoza vermochte diesen schaudervollen Anblick nicht zu ertragen, und, halb ohnmächtig zusammensinkend, verbarg er einen Augenblick seinen Kopf an Toralba's Brust, der dicht neben ihm stehen geblieben war. Als aber Mendoza wieder aufblickte und an Toralba emporsah, blickte er in ein unendlich starres, von einem übermenschlichen Schmerz verzerrtes, kaum noch zu erkennendes Gesicht, dessen Ausdruck immer lebloser und schreckenerregender wurde. Seine Augen standen weit aufgerissen, und schweiften richtungslos in die Ferne, ohne einen bestimmten Gegenstand aufzufassen. Aber zugleich durchdrang ein tief inneres Beben seinen ganzen Körper, und Mendoza fühlte an ihm wie alle seine Pulse in wildester Fiebergluth zitterten.

Er führte ihn an seinem Arm fort, um mit ihm aus der Nähe dieses gräßlichen Ereignisses zu entkommen, und es gelang ihm jetzt rasch und ungehindert das dichteste Getümmel zu zertheilen, und einige entlegenere Straßen zu gewinnen, die von den tobenden Massen weniger berührt wurden. Toralba hatte sich

wie willenlos fortziehen laſſen, und war im tiefſten Schweigen allen Beſtimmungen ſeines Freundes gefolgt.

Sie hielten jetzt bei einer alten Tempelruine ſtill, und Mendoza ſchlug vor, ſich in den unterirdiſchen Trümmern derſelben zu verbergen, bis die Nacht herangekommen ſei. Toralba ſchien in dieſem Augenblick zuerſt aus dem Starrkrampf zu erwachen, der ſich ſeiner bemeiſtert hatte. Er packte plötzlich Mendoza vor die Bruſt, und, ihn heftig ſchüttelnd, ſchrie er ihm mit einer gewaltigen furchtbaren Stimme zu: Nein, Mendoza, wir wollen uns nicht retten, ſondern wir wollen ſterben! Die Formen des Univerſums zerbrechen, und hörſt Du nicht, wie der leiſe Todesſchrei unſerer Dolores durch die zuſammenſtürzenden Welten zittert? Du wirſt nicht ein erbärmliches Leben davontragen wollen, Mendoza, wenn alles Rennenswerthe um Dich her ſtirbt? Wenn die hohen goldenen Saaten des Daſeins niedergemäht ſind, wirſt Du Dir nicht unter den Stoppeln wie eine armſelige Spinne Dein Netz bauen wollen? Höre mich an, ich bin jetzt bereit, Dir die längſtverheißene Genugthuung zu geben, und wir wollen uns hier miteinander ſchlagen bis zum Tod, während in

der Ferne das in ſeinen letzten Angeln krachende Rom die Schlachtmuſik zu unſerm Sterben macht! Zieh', Mendoza, und vertheidige Dich! Wir haben uns vielfach gekränkt, und das heilkräftige Eiſen unſerer Schwerter ſoll jetzt Alles wieder unter uns gut machen! Wir wollen verſöhnt zuſammen und durch einander ſterben! Zieh', zieh', zieh' Deinen Degen, ſag' ich!

Ich werde mich nicht mit Dir ſchlagen, Toralba! entgegnete Mendoza. Mag Jeder von dem Werth ſeines Lebens denken wie er will, ich bin entſchloſſen das meinige zu wahren und ſelbſt aus dieſem ungeheuern Sturze Roms davonzutragen! Ich habe noch eine Zukunft, auf die es mir ankommt, und die ich in den lebendigen Quellen meines innerſten Daſeins ſtrömen fühle! Zu ihr werde ich mich durch dieſe Schutthaufen der römiſchen Herrlichkeiten wieder hindurchzuarbeiten ſuchen! Ich lebe nicht mit Rom und ich ſterbe nicht mit ihm, aber dem Andenken der unvergleichlichen Dolores werde ich nachſinnen ſo lange ich noch Gedanken habe! Und wie es auch mit mir werden mag, der Gedanke an Dolorès wird den edleren und beſſeren Kern meines ganzen künftigen Lebens bilden!

Du willst Dich nicht mit mir schlagen? erwiederte Toralba dumpf, und in Nachsinnen verloren. Du wirst weich, und ich — ich fühle, daß ich weinen muß!

Er setzte sich auf einen Stein der Ruine, der ihnen im Wege lag, und brach dann in ein heftiges Schluchzen aus, welches Mendoza durch Mark und Bein drang.

Dolores und Rom sind gestorben! sagte Toralba leise vor sich hin. Beide sind den schlechtesten und rohesten Elementen der Zeit gefallen, und an Beide hatte ich die Bürgschaften meines ganzen Lebens und Wirkens geknüpft. Es giebt für mich nichts Großes, Heiliges und Ewiges mehr! Alles, was mir Klang hatte, ist ausgeklungen, alles Leben ist ausgelebt! Und auf die Zukunft der Völker verwette ich keinen Blutstropfen mehr! Das Glück der Völker ist in diesem Jahrhundert mitten entzwei gebrochen, und es wird sich nicht wieder über den Häuptern der Menschheit zusammenfügen! In kleinlicher Selbstzerreibung werden die Geschlechter der Erde vergehen, und wann sie sich im Kampf der Meinungen todtmüde aneinandergehetzt haben, wird sie der Sturm wie Spreu durch die Lüfte zerfegen! Ohne Gott, ohne Liebe und ohne Ehre werden sie sterben! —

Er verſank wieder eine Zeitlang in ein ſtilles Brüten, und Mendoza ſtand in der qualvollſten Empfindung neben ihm. Plötzlich fühlte er ſich aber von ihm mit der heftigſten Gewalt beim Arm ergriffen und hin und her geſchüttelt.

Du mußt Dich mit mir ſchlagen, Mendoza! rief Toralba, der aufgeſprungen war und ſein Schwert gezogen hatte. Auch wir dürfen uns nimmer verſöhnen, ſondern der Herrſchaft des Haſſes, die jetzt Alles unterjocht, müſſen auch wir uns fügen! Die letzte Bruderhand, die wir gegen einander ausſtrecken können, führe das mit unſerm Herzblut ſich röthende Schwert! So zieh' das Deinige, und vertheidige Dich, oder ich ſchleudere den Fluch meiner Verachtung auf Dich und behaupte, daß Du als Fürſtenknecht, zu dem Du Dich gemacht, ſchon die edlere Natur des Mannes verloren und zu einem eitzln feigherzigen Weib geworden, daß Du, aus einem Vater der Schelme, Dich ſelbſt bereits in einen Schelmen verwandelt haſt! —

Mendoza zog bei dieſen Worten wie mechaniſch den Degen aus ſeiner Scheide, ſchleuderte ihn aber dann, nach einigem Beſinnen, von ſich weg in die Luft, aus der er klirrend in das unterſte Gemäuer der Ruine niederfiel.

In dieſem Augenblick vernahm er dicht neben ſich einen Schuß, und Toralba ſtürzte ächzend zu ſeinen Füßen nieder. Er hatte ſich mit ſeinem Piſtol den Kopf zerſchmettert, und ſchon nach einigen Minuten hörte Mendoza ſeinen Athem nicht mehr.

Ein unſägliches Grauen beſchlich ihn bei dem todten Körper. Er legte ihn ſchaudernd auf ſeine Arme, und trug ihn in den alten Tempel hinein, auf deſſen Trümmern ſie ſich befunden. Dort verbarg er den Leichnam in einer tiefen Höhlung der Steine, und nachdem er ſeine Hand noch einmal wie zum letzten Scheidegruß auf das nicht mehr ſchlagende Herz des Todten gelegt, ergriff er ſelbſt die Flucht, um dieſer Stätte des Schreckens zu entkommen.

In demſelben Augenblick näherte ſich auch dem Platz ein Haufe betrunkener deutſcher Lanzknechte unter Lachen und Abſingen toller Lieder, welche, eingefangene Dirnen und entführte Frauen der Stadt mit ſich ſchleppend, die einſame Ruine zu einem wilden Gelage ſich auserwählt zu haben ſchienen. Mendoza war ihnen noch zur rechten Zeit entkommen, und es gelang ihm jetzt, ſeine Flucht durch das von immer wachſendem Verderben durchfluthete Rom ſo glücklich

zu bewerkstelligen, daß er in einer halben Stunde den Palast der Colonna's auf dem Apostelplatz erreichte.

Ein ungeheueres Menschengewühl umdrängte dies Schloß, welches heut der Zufluchtsort vieler tausend Personen aus allen Ständen geworden war, die bei dem Cardinal Pompeo Colonna Sicherheit vor dem allgemeinen Unheil zu finden gesucht. Es befanden sich darunter die angesehensten und vornehmsten Männer und Frauen der Stadt, welchen Colonna, ohne Unterschied ihrer Verhältnisse, in seinem wohlbefestigten Palast ein Asyl eingeräumt hatte.

Mit großer Mühe gewann sich Mendoza durch die alle Treppen und Zugänge umlagernden Menschenhaufen Bahn. Alle Säle des Schlosses waren mit Unglücklichen und Flüchtigen angefüllt, und in ihrer Mitte erblickte er Pompeo Colonna, welcher von Einem zum Andern ging, Diesen speiste und Jenen mit Kleidern versah, Allen aber, und darunter selbst einigen seiner Feinde, welche sich unter den hierher Geretteten befanden, lieb- und trostreich und mit aufopfernder Herzensgüte begegnete. Mendoza näherte sich ihm gerade in dem Augenblick, wo er einem an schweren Wunden darniederliegenden Cardinal, der sein und sei-

nes Hauses bekannter Gegner war, mit eigener geschickter Hand den Verband anlegte.

Nachdem er dies Geschäft barmherziger Liebe vollendet, gab sich ihm Mendoza zu erkennen. Colonna umarmte ihn rasch, indem er sich verstohlen eine Thräne aus den Augen wischte.

Sie ist todt! sagte Mendoza leise, und mit bebender Stimme.

Sie starb vor drei Tagen in meinen Armen, entgegnete Pompeo Colonna. Sie hatte den Willen verloren zu leben, und das Letztemal, als sie wieder so traurig wurde, verhauchte sie in einem einzigen Seufzer des zusammenzuckenden Herzens ihr Dasein. Mit Teresa ist mir alle Kraft meines Handelns dahingeschwunden. Diego, das Leben ist eine traurige Pflicht, von unerforschlichen Mächten uns auferlegt!

Mendoza vermochte nicht zu antworten. Ein Schmerz, wie er ihn noch nie an seinem Herzen nagen gefühlt, zerriß sein Innerstes und umdämmerte sein Bewußtsein.

Pompeo Colonna faßte seine Hand und sagte ferner zu ihm: Hast Du das unglückliche Rom gesehen, wie ein Tag es geknickt hat in seiner Größe? Zu dem

Schmerz um Teresa erfaßt mich noch die Reue um Rom, dessen heutigen Anblick ich durchaus nicht ertragen kann! Fürchterlich und grauenhaft ist diese Zerstörung geworden, und wir Alle haben es nicht verdient, ein so edles Wild zu erlegen wie Rom ist! Den Theil meiner Schuld, den auch ich trage, wie werde ich ihn jemals abbüßen können?

Nennt Ihr das Schuld, fragte Mendoza aus seinem schmerzhaften Sinnen erwachend, und auf die den Saal füllenden Gruppen zeigend, nennt Ihr das Schuld, wenn Ihr die Verfolgten gastlich aufnehmt, die Gefangenen loskauft, die Verwundeten verbindet, die Hungrigen speiset?

Ach mein Freund, entgegnete Colonna lächelnd, hier thue ich nur was jeder Ehrenmann an meiner Stelle gethan haben müßte! Aber daß ich auch die Hand der Rache über Rom habe walten lassen, beweist Dir der Zug jener Flamme, die dort zum Himmel emporwirbelt!

Er führte ihn zum Fenster, und Mendoza starrte Feuer und Rauch an, welche in jener Gegend den Horizont erfüllten. Seine Gedanken aber, die seinen Blikken nicht folgten, zogen ihn von dem gegenwärtigen

Augenblick hinweg, und überlieferten ihn immer ſchmerzlicheren Betrachtungen.

Es iſt des Papſtes Villa am Monte Malo, fuhr der Cardinal fort, die ich vor einer Stunde habe anzünden laſſen! Sie brennt gut, denn die gerechte Vergeltung hat ihre Holzſcheite dazu gelegt! Aber Rom hätte ich gern auf Koſten meines Lebens gerettet, wenn es möglich geweſen wäre!

Was bangt ihr um Rom, verſetzte ihm Mendoza, es wird mit allen ſeinen Herrlichkeiten und Schlechtigkeiten ſtets wieder auferſtehn! Aber eine unbezähmbare Trauer um die Todten zerfleiſcht mein Herz, und ich fühle es, in dieſer Stunde bin ich ein Anderer geworden, und ein neuer Abſchnitt meines Lebens beginnt! Eine Periode verworrener Kämpfe ſchließt ſich hinter mir ab, und meine wenn auch von Gram umſchleierten Augen blicken beſſer und ſchärfer als jemals in die wahren Zuſammenhänge des Daſeins hinein! —

In den erſten Tagen dürft Ihr noch nicht daran denken, auf Euern neuen Poſten nach Venedig abzugehn! bemerkte ihm der Cardinal mit milder Freundlichkeit. Der Papſt wird freilich ſeine Capitulation mit dem kaiſerlichen Heer nicht mehr lange verſchieben

können, und bis dahin gewährt Euch mein Schloß den sichersten Aufenthalt. Helft mir die Kranken pflegen, die Gesunden ermuthigen! Ihr seht, es giebt hier alle Hände voll zu thun! —

Der That, dem Handeln wird künftig mein Leben gewidmet sein! rief Mendoza, indem er sich dankend auf des Cardinals Hand herabneigte. —

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

Ständische Blätter

von

Theodor Mundt.

I.

Der Adel in Deutschland und Preußen, in seiner politischen und ständischen Vertretung.

Berlin,
Verlag von Louis Hirschfeld
1847.

Der

Adel in Deutschland und Preußen,

in seiner politischen und ständischen Vertretung.

Mit Hinblick

auf die Verhandlungen des Vereinigten Landtags.

Von

Theodor Mundt.

Berlin.

Verlag von Louis Hirschfeld.

1847.

1. Die Ständegliederung und die politiſchen Parteien.

Der Vereinigte Landtag Preußens hat als ein lebensvoller und vielgliederiger Organismus begonnen, und wurde ſchon durch die ſeine Wirkſamkeit einleitende Adreſſe-Debatte, in den beiden für Preußen ewig denkwürdigen Sitzungen am 15. und 16. April, der entſcheidende Mittelpunkt, in welchem die alte und neue Zeit Preußens in ihren Grundelementen zuſammengeſtoßen: wodurch ſich gleich zu Anfang die Zuverſicht des Volkes vermehren mußte, daß es ſich in dieſer erſten Verſammlung unſrer allgemeinen Stände um mehr als eine bloße Ceremonie oder Parade-Vereinigung der Vornehmheiten und Intelligenzen des Landes handeln werde!

Wenn die Nation in ihren Ständen (und wir wollen es hier zunächſt als eine populaire Vorausſetzung beſtehen laſſen: daß die Stände auch der Nation gehören!) wenn die Nation in ihren Ständen nicht etwa bloß eine neue Luxusdemonſtration der Geiſtreichen und Beſitzenden, eine neue politiſche Berechtigung der Bildung und des Vermögens erblicken kann, ſo muß ſie vielmehr darin den Beginn einer in ſich ſelbſt ſtarken Nationalrepräſentation

ſehen, in der durch die edelſten und tüchtigſten Geiſter des Vaterlandes deſſen innerſte Kraft ſich frei herausleben und aus ſich ſelbſt formen kann!

Die Hoffnungen auf den Vereinigten Landtag mußten innerhalb des preußiſchen Staats ſelbſt weſentlich darauf gerichtet ſein, daß derſelbe in der That ein Tag der inneren Vereinigung des Landes nicht bloß nach ſeinen Provinzen, ſondern auch nach ſeinen ſich verſchieden gegenüberſtehenden und im Kampf begriffenen Meinungen und Richtungen werden ſoll! Wo aber etwas vereinigt werden ſoll, da müſſen ſich auch verſchiedene Grundelemente mit gleicher Berechtigung einander gegenüberſtehen, denn jede wahre Vereinigung und Einheit, die zugleich Lebensſtärke hat, kann nur aus einem freien Zuſammenſtoßen und Ausgleichen verſchiedener, zum Theil entgegengeſetzter Kräfte und Organe hervorgehen! In der Discuſſion über die Adreſſe an den König hatten ſich zuerſt in den allgemeinſten Grundzügen die ſtändiſchen Rechte mit den Rechten der Krone zu einigen geſtrebt, und je mehr der Thron dabei in der ihm eigenen unverletzbaren Sphäre anerkannt werden mußte, deſto entſchiedener konnten ſich auch auf der andern Seite, und zwar zum Erſtenmal in der preußiſchen Staatsgeſchichte, die Rechte der Stände auf ihre eigene innere Baſis ſtellen und auf die Anerkennung ihrer eigenthümlichen Rechtsſphäre, in der ſie auch durch ſelbſteigene Macht wurzeln können, hinweiſen.

Der rheiniſche Abgeordnete, Hr. Mevissen, deutete an einer Stelle ſeiner trefflichen und wirkungsreichen Rede, welche er in der Adreſſe-Debatte vom 15. April gehalten,*)

*) Allgemeine Preußiſche Zeitung Nr. 109. S. 517.

zur Begründung einer periodischen Zusammenberufung des Vereinigten Landtags, auch darauf hin, wie es die höchste Aufgabe der Staatsmänner Preußens sein müsse, „Mißtrauen und Schwanken aus unsern staatsrechtlichen Institutionen zu entfernen, damit das Streben aller Parteien sich innerhalb gesetzlicher Schranken zum Heil des Staates frei entwickeln könne!" In dieser Weise haben sich auch schon in den preußischen Landtags-Verhandlungen die verschiedensten Meinungs-Nüancen, welche dem heutigen Zeitbewußtsein angehören, geltend gemacht. Wenn man überhaupt schon vor Eröffnung des Landtags von vielfachen Fractionen der Ansicht und politischen Stellung hörte, welche aus den einzelnen Provinzen, und zum Theil nach Maaßgabe des auch in Gesinnung und politischem Bedürfniß eigenthümlich gefärbten landschaftlichen Elements, hier zu einer Vereinigung zusammentreffen würden, so ist in der That eine solche Kundgebung von mehreren Seiten her mit einer Kraft und zugleich mit einer Reife in Inhalt und Form erfolgt, die ihre Berechtigung, zu sein, unabweislich mit sich gebracht hat, und die ihre Wirkung noch größer und volksthümlicher ausgebreitet haben würde, wenn eine schärfere Zusammendrängung der Debatte, die bei uns noch wenig disciplinirt und vor dem Auseinanderlaufen gesichert erschienen, stattgefunden hätte.

Es hat also schon bei den ersten, gewissermaßen vorläufigen Bewegungen des preußischen Parlaments eine lebendige Gegenüberstellung der Kräfte, ein Austausch gegensätzlicher Meinungen und ein Abwägen von Rechten an Rechten stattgefunden!

Soll aber dieser den verschiedensten Zeitmeinungen frei sich öffnende Standpunkt wirklich lebendig und inhaltsvoll

werden, so wird auch die Berechtigung, welche der Begriff der politischen Partei in einer freien und organischen Staatsentwickelung fordern kann, nicht unbedingt zurückzuweisen sein, wenn auch dieser Begriff nicht anders als in den natürlichen Formen unserer politischen Institutionen und Lebensgewohnheiten auftreten und zugelassen werden kann. Manche denken sich bei uns noch immer unter dem Wesen der politischen Parteienbildung nur eine von vorn herein schreckliche Ausartung und Verwilderung des Staatslebens selbst, gewissermaßen eine Krankheit des Staats, welche nur aus den schlechten Säften desselben herfließen könne, und die in dem politischen Normalzustand eines glücklichen und wohlregierten Volkes nicht vorkommen dürfe, weshalb es nach dieser Meinung immer fast scheinen mußte, als sei es eine Schmach und Schande für einen Staat, wenn in demselben politische Parteien existirten. Aus dieser Grundansicht, die in manchen Ländern auch die gouvernementale sein mag, kann man sich die Anstrengungen und Machinationen gewisser Federn erklären, welche sich unaufhörlich zu zeigen bemühen, daß es in der Natur deutscher Staatsentwicklung nicht liegen könne, Parteien im Staat zuzulassen und als berechtigte anzuerkennen, und daß insbesondere der preußische Staat von dem Vorhandensein politischer Parteien nichts wisse. Man pflegt auf diesem Standpunkt den Begriff der politischen Partei eigentlich nur als eine Ausländerei zu betrachten, welche deutschen Sitten und der vielgerühmten deutschen Biederkeit widerstrebe, wie denn auch in einigen sublimen Köpfen sogar die Unterscheidung zwischen in- und ausländischer Freiheit und überhaupt zwischen verschieden genaturten Völkern, die nicht für freie Staatsformen gleichmäßig paßten, sich zu bilden angefangen,

ſo daß wir nach dieſer Seite hin auf dem beſten Wege ſchienen, einen beſonderen inländiſchen Gott, eine beſondere inländiſche Ehre u. ſ. w. deducirt und applicirt zu erhalten.

Wir meinen hiermit keineswegs, daß der Ausbildung eines künſtlichen und abſichtlich geleiteten Partheigetriebes im Staate das Wort zu reden ſei, oder daß dieſelbe ſchon an ſich für ein heilſames Zeichen politiſchen Lebens erachtet werden könne! Aber man ſoll in der Meinung, aus Nationalgefühl und Patriotismus etwas Ausländiſches abzuweiſen, ſich nicht ſoweit verblenden laſſen, daß man zugleich das allgemein Menſchliche von ſich ablehnt und dem Staat das eigenſte Weſen ſeiner freien perſönlichen Lebensgliederungen, welches die Parteien ſind, abſprechen und verkümmern will! Gar keine Parteien giebt es entweder nur in einem despotiſchen oder in einem paradieſiſchen Völkerzuſtand. Die Parteien ſind die individuellen Charactere des Staats, und wie der menſchliche Character in ſeiner Wahrhaftigkeit überhaupt nur als ein Product ſeiner Freiheit angeſehen werden kann, ſo ſind auch die politiſchen Parteien in ihrer characteriſtiſchen Bewegung nur ein ſchönes Zeugniß und Erzeugniß der im Staatsleben ausgebildeten geſetzlichen Freiheit. Wo nur Ein Herr lauter Knechten gegenüberſteht, kann es allerdings keine Parteinüance weiter geben, da der alle anderen Lebensregungen in ſich abſorbirende Gehorſam die einzig gültige Form und Norm des Daſeins geworden.

Wenn es aber auch zuweilen erlaubte politiſche Parteien geben mag, ſo iſt doch im Allgemeinen zu ſagen, daß es der wahre Character einer politiſchen Partei mit ſich bringt, nicht eine zufällige Ausnahmeſtellung zu ſein, ſondern daß ſie vielmehr der inneren Regel des Staatslebens

als dessen freie und ungebundene Lebensäußerung angehört. Oder, wie es Niebuhr in einer seiner kleineren Schriften ausdrückt: „Politische Parteien (im eigentlichen und im weiteren Sinne) müssen in jedem Staate entstehen, wo Leben und Freiheit ist; denn es ist unmöglich, daß sich lebendige Theilnahme nicht nach den individuellen Verschiedenheiten in ganz entgegengesetzte Richtungen, auch bei völlig gleicher Wahrheitsliebe und Redlichkeit, vertheile!“ —

In dem preußischen Ständesaal, der in seiner äußeren Gruppirung nach den Provinzen und Ständen der Monarchie ein mannigfaches Bild von den verschiedenen Characterformen unsres Staats darbietet, sieht man keine rechte und keine linke Seite, mit ihren äußersten auch räumlich angewiesenen Meinungssitzen, aufgeschlagen, und wir glauben, es sei als eines der heilbedeutenden Zeichen mehr zuzugestehen, daß unser Landtag diese äußere Architektonik der Parteien, diese Mechanik der parlamentarischen Stellungen, die in andern constitutionellen Ländern zu manchen Absichtlichkeiten und Schauspielereien der Debatte Anlaß giebt, nicht kennt. Aber wenn diese räumliche Lagerung der politischen Parteien nicht nöthig ist, so wird die rein geistige Ausbildung und Entwicklung derselben, soweit sie unsern Zuständen angemessen, darum nicht erlassen werden können.

Alle ständische Verfassung enthält an sich schon prinzipiell eine Anerkennung der verschiedenen politischen Parteien und Berechtigungen des Staatslebens, und hat dieselben nicht nur frei in sich aufgenommen, sondern erzeugt sie auch ohne Gefahr für den staatlichen Gesammt-Organismus beständig aus sich weiter, und verhütet alle Gefahr, welche durch politische Parteien im Staat entstehen könnte,

auf die einzig wirksame Weise durch die gesunde parlamentarische Ausgleichung aller Staatsgewalten.

Verschiedene politische Meinungsberechtigungen, die sich als Parteien individualisiren können, finden auch in der durch das Patent vom 3. Februar eingerichteten Ständegliederung selbst ihren Anhalt, und es ist darin eine organische Vertretung verschiedener Interessen vorgesehen, welcher Grundgedanke auch auf die Abtheilung des Landtags in zwei besondern Versammlungen von nächstem Einfluß gewesen zu sein scheint; obwohl wir — was namentlich auch den Gegenstand der nachfolgenden Ausführungen in dieser kleinen Schrift bilden wird — nicht zuzugestehen vermögen, daß in prinzipieller Hinsicht eine andere ständische Vertretung in der Herren-Kurie, eine andere in der Kurie der drei Stände, stattfinden könne.

In dieser Beziehung wird auch eine Stelle der Erwiderung, welche der Prinz von Preußen in der ersten Sitzung der Herren-Kurie am 20. April auf die Eröffnungsworte des Landtags-Marschalls gab,*) um so bemerkenswerther, indem der Prinz sagte: „Sollten Anträge kommen, die nicht das Wohl des Königs und des Vaterlandes bezwecken, so wird sich eine Fraction in beiden Versammlungen bilden, um die Interessen des Throns zu wahren, und daß diese in dieser Versammlung ihre Hauptstütze finden werden, scheint mir Gewißheit!“ —

*) Allg. Preußische Zeitung Nr. 113. S. 544.

2. Die alten deutſchen Stände und der Adel.

Die Hoffnungen, welche, in der angedeuteten Beziehung, auf die eigenthümliche Zuſammenſetzung einer Herren-Kurie begründet werden können, gehen auf die ſpecifiſche Vertretung der Standes-Intereſſen ſelbſt zurück, die in der Erſten Verſammlung unſrer Stände ihre eigentliche Organiſation finden ſollen: eine Organiſation, bei welcher der alte hiſtoriſche Begriff des Adels vorzugsweiſe maaßgebend geworden zu ſein ſcheint, wie überhaupt bei den Ständen des Patents vom 3. Februar, nach mehrfachen authentiſchen Aeußerungen darüber, ein Zurückgehen auf den alten geſchichtlichen Grund und Boden der germaniſchen Stände bezweckt iſt.

Die Bedeutung der alten deutſchen Landſtände fällt aber mit dem Begriff der Ariſtokratie ſelbſt zuſammen, denn dieſe letztere war es allein, welche nach den frühern deutſchen Verfaſſungs-Elementen, wie ſie auch in den märkiſchen und preußiſchen Landen bis zur Regierung des großen Kurfürſten beſtanden, ſowohl im Beſitz politiſcher Rechte als auch im Beſitz der dieſelben ausdrückenden ſtändiſchen Eigenſchaft ſich befand. Jene altdeutſchen Feudalſtände hatten in dieſer Beziehung auch durchaus nicht den Charakter repräſentativer Volksſtände, obwohl ſie, wovon wir nachher ſprechen wollen, zum Theil mit ſo gewaltig übergreifenden Rechten und Befugniſſen bekleidet waren, wie dieſelben nachher durch keine einzige moderne Conſtitution ſtändiſchen Volksvertretern wiedergegeben wurden.

Soll aber die heutige deutſche Staatsentwickelung auf das urſprünglich geſchichtliche Weſen germaniſcher Stän-

bildung zurückgeführt werden, so würde sich dadurch auf der einen Seite ergeben, daß auf die aristokratischen Standeselemente das Hauptgewicht der Verfassung verlegt ist und in dieser ihre eigentliche Lebensgliederung und organische Verbindung zu finden sei; während auf der andern Seite doch die überragende Rechtsstellung und politische Macht, welche die älteren deutschen Stände besessen und die sie, wenn man will freilich auch auf historischem Wege (in Preußen namentlich durch die Gewaltmaßregeln des großen Kurfürsten) wieder verloren hatten — nicht wieder aufgenommen und abgelehnt erscheint.

Zuerst haben wir uns näher zu veranschaulichen, inwiefern jene „historisch" begründeten deutschen Stände früherer Zeit als eine rein aristokratische Gliederung der Standesinteressen betrachtet werden müssen.

Neben der Landeshoheit und auch dieser gegenüber hatten sich in den deutschen Staaten drei bevorzugte Klassen von Landsassen ausgebildet, welche die Anerkennung *politischer Rechte* davongetragen, und eben dadurch als *Stände* in bestimmter Vereinigung und Bethätigung sich geltend machen konnten. Denn der *Stand* schließt nach altgermanischen Staatsbegriffen immer zugleich die Bedeutung und Kraft *politischer Rechte* in sich, und so bestanden die ursprünglich deutschen Stände nur aus jenen drei bevorzugten Klassen, welche erstens in den *Herren* und *Rittern*, zweitens in den *Prälaten*, und drittens in den *Städten* sich darstellten. Die letzteren, die Städte wurden in dieser Beziehung als juristische Person betrachtet, welche durch Bürgermeister und Rath ihre Standschaft ausübte. Obwohl hier bei den Städten noch am ersten das Prinzip einer *Vertretung* im modernen repräsentativen

Sinne angenommen werden könnte, ſo erſcheint doch auch hier das ariſtokratiſche Element, welches nur für ſich und für ſein eigenes perſönliches Recht da ſein will, als das verherrſchende, indem aus der Summe der bürgerlichen Rechte, welche eine Stadt als ſolche in ſich ſchließt, gewiſſermaßen eine Standesperſönlichkeit gemacht wird, die mehr in ihren ariſtokratiſchen Befugniſſen ſteht, als daß ſie wie ein individuelles Lebensproduct des Volks und als ein freies Gewächs der ſtädtiſchen Rechtsgemeinſchaft behandelt würde.

Was hinter jenen deutſchen Feudalſtänden fehlte, war eben das Volk! — —

Die alten ſtändiſchen Einrichtungen, welche, als mit der wahren Berechtigung und dem heiligen Segen der Geſchichte bekleidet, uns ſo oft als Muſter für die heutigen Entwickelungen genannt worden, bringen, wenn wir die Hiſtorie ſelbſt befragen, mancherlei nach heutigen Staatsbegriffen gewiß bedenkliche und mindeſtens unbequeme Folgerungen mit ſich. Zuerſt wollen wir anführen, daß jene drei Stände der alten deutſchen Verfaſſungen, indem ſie in einer ariſtokratiſchen Sonderung und Ausnahmeſtellung zu dem Volksbegriff und zu der ganzen Nation ſich verhielten, nach zwei Seiten hin nur wie aufſaugende Organe erſchienen, welche die Lebensſäfte des Ganzen egoiſtiſch und künſtlich an ſich zogen, ohne ſie wieder in freier Productivität vermehrt und erhöht durch das Allgemeine zu vertreiben.

Wir beginnen mit der Volksſeite, die in den alten deutſchen Verfaſſungen entleert von allen politiſchen Rechten daſteht, obwohl eine Hülle und Fülle geiſtiger und gemüthlicher Bildnerkraft gerade das Volksleben des Mittelalters ſo herrlich gemacht hat. Aber politiſch betrachtet war damals das Volk nichts Anderes als der rechtloſe Hinterſaſſe

jener drei Stände, welche durchaus nur für sich selbst vorhanden waren, welche ihre Rechte in sich selber und in ihrem bevorzugten Stande trugen und als die einzigen Zähler des ganzen Nationallebens sich führen, während das neben ihnen stehende Volk, das, weil es kein politisches Recht hat, auch keinen Stand hat, die erklärte Null ist, der aber auch durch diese Zähler zu keiner Gültigkeit verholfen wird.

Zwar übten die Stände auf dem Grunde ihrer Standesrechte und Standesinteressen zugleich Handlungen von einem allgemeinen nationalen Umfange aus, welche auch die Rechtssphäre ihrer standlosen Hintersassen berührten und gewissermaßen eine Anerkennung derselben in sich enthielten. Dies zeigt sich namentlich bei dem von ihnen geübten Recht der Steuerbewilligung und Steuerverweigerung (die auch in den märkischen Landen schon frühe in vollem Maaße gehandhabt wurden), und wodurch die Stände allerdings einen Act der Volksvertretung zu vollbringen scheinen, der aber, was seine repräsentative Natur anbetrifft, unseres Erachtens rein illusorisch war. Denn nicht eine wirkliche Vertretung, sondern eine Bevormundung des Volks üben die Stände aus, welche über ihre Hintersassen aus der aristokratischen Machtvollkommenheit des Standes bestimmen, auf diesem Boden auch lediglich den ihnen zustehenden Antheil an der Gesetzgebung des Landes begründen, und überhaupt nur gegen sich selbst eine Verantwortlichkeit haben, welche letztere das eigentliche Merkmal wirklicher ständischer Vertretung ist.

Diese von den Ständen gänzlich abgetrennten rechtlosen Hintersassen, aus denen das eigentliche Volk bestand, stellten statt des Volksbegriffs, der in ihnen nicht zur Anerkennung kommen konnte, und der ein durchaus concretes und wesentliches Leben in sich schließt, nur den abstracten

Unterthanenbegriff dar. Deutschland besitzt aber heutzutage in keinem einzigen seiner Staaten mehr ein so trübes rechtloses Menschen-Conglomerat, wie es in den alten deutschen Verfassungen, bei aller die Landeshoheit beschränkenden Gewalt der Stände, auf der Volksseite zusammengehäuft lag.

Das Volk war hier von Staatswegen dazu bestimmt, die untere chaotische Schicht der Verfassung zu bilden, und eine schwarze, in sich selbst dumpf gebundene Masse abzugeben, welche den besonderen Standesvorrechten und deren Repräsentanten wie ein üppiger Dünger diente, durch den sie nur immer gedeihlicher wachsen konnten.

Wir kommen jetzt zu der nachtheiligen Stellung der alten Stände zu der Landeshoheit. Die alten Stände hatten sich überhaupt von vorn herein auf dem Wege der Verneinung und Beschränkung gegen die Souverainetät der Landeshoheit ausgebildet, welche letztere in allen deutschen Landen nach einem keineswegs sehr großmächtigen und selbständigen Maaßstab hervorgegangen war. Die heutigen Staatsansichten haben darin um Vieles weitergegriffen, und selbst nach den tiefen Erschütterungen, welche die Idee der landesherrlichen Souverainetät seit der französischen Revolution in Europa erlitten, würde man jetzt der Landeshoheit, wo sie rechtlich und natürlich besteht, nicht solche Schranken anzumuthen wagen, unter denen sich in den ursprünglichen deutschen Verfassungen die oberste Staatsgewalt wie in ihrer ganz natürlichen und nothwendigen Stellung bewegte.

Die deutschen Landeshoheiten führen sich auf die aristokratischen Aemter zurück, welche im Reiche Karls des Großen den Mächtigen und Hervorragenden zur Verwaltung übergeben wurden, und wodurch namentlich die

Herzogs-Würde und die Grafen-Würde als kaiserliche Kronämter hervorgingen. Die damit bekleideten Großen verloren allerdings bald ihren ursprünglichen Beamten-Character durch die ihnen zugestandene Erblichkeit ihrer Würden, und sie erscheinen überhaupt allmählig als selbständig wurzelnde Ableger der kaiserlichen Souverainetät, indem mit den Domainen und Kammergütern, welche vielfach an sie übergehen, auch allerlei Regalien, wie Heerbann, eigene Gerichtsbarkeit u. s. w. in ihren Besitz gelangen.

Die alte staatsrechtliche Ordnung Deutschlands gliederte sich zuerst aus den hohen Hofämtern, welche in Diensten für die Person des Souverains (für seine Tafel, seinen Keller und seinen Marstall) und in andern, die innere Verwaltung des Landes oder die Führung des Krieges betreffenden Geschäften bestanden.*) Das amtliche Wesen lag in diesen ersten Reichswürden ursprünglich so bestimmt ausgesprochen, daß z. B. das Amt der Grafen (wie die über die einzelnen Gaue der Monarchie gesetzten Heerbanns- und Gerichts-Präsidenten als solche betitelt wurden) auch von Geistlichen bekleidet werden konnte, und mithin durchaus keine eigenthümliche Standeseigenschaft in sich schloß. Bedeutender griffen schon die Geschäfte des Pfalzgrafen-Amts, das vornehmlich in den fränkisch-rheinischen, schwäbischen, sächsischen und baierischen Landschaften bestand, in die souverai-

*) An einem feierlichen Hoftage Otto's des Dritten zu Quedlinburg verrichteten die Herzoge der vier alten deutschen Hauptlandschaften diese Dienste folgendermaßen: Hezel oder Heinrich (von Franken) sorgte für den Keller; Konrad (von Schwaben) hatte die Aufwartung in des Königs Gemächern; Heinrich (von Baiern) besorgte die Tafel; Bernhard (von Sachsen) führte die Aufsicht über den Marstall. — Vgl. Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland (Ausgabe von 1830) S. 312.

nen Hoheitsrechte hinüber, und riſſen dieſelben allmählig auch grundherrlich an ſich. Denn dieſe Pfalzgrafen waren nicht nur die Gerichtsverwalter, ſondern auch die Ober-Aufſeher über die Reichskammergüter ihres Herrn; wie ſie jedoch in ihrer Landſchaft immer ſelbſt als Grundherrn anſäſſig ſein mußten, ſo verſtanden ſie bald auch Beſitz und Gewalt über die ihnen urſprünglich zuſtehenden Gränzen auszudehnen und ſich ſelbſt hoheitliche Befugniſſe beizulegen. Auf die Erwerbung und Behauptung mächtiger Selbſtherrſchaft wies ſchon das Markgrafen-Amt ſelbſt, ſeiner urſprünglich kriegeriſchen Beſtimmung gemäß, die damit Betrauten hin. Denn diejenigen Vorlande oder Marken des deutſchen Reichs, welche in unſicherer Nachbarſchaft zu angränzenden wilden und kriegsluſtigen Völkern ſtanden, waren, um den Ueberfällen derſelben trotzen zu können, unter dem Oberbefehl eines Markgrafen auf den Kriegsfuß eingerichtet worden. Auch bei den Markgrafen ging die amtliche Eigenſchaft, die eine erbliche wurde, zuletzt in eine grundherrliche auf ihrem Geſchäftsgebiet ſelbſt über, und verwandelte ſich dadurch aus der abhängigen Beamten-Würde in den ſich auf ſich ſelbſt ſtellenden ſouverainen Character. Als die Häupter des Kriegsheeres aber erſcheinen zuerſt unter Karl dem Großen die Herzöge, deren Amtsbefugniſſe jedoch keineswegs bloß auf den Oberkriegsbefehl beſchränkt blieben, ſondern bald in Oberſtatthalterſchaften übergingen, aus denen ſie, durch Begründung immer größerer Eigenmacht auf Koſten der über ſie geſtellten Souverainetäts-Rechte, ſich ſelbſt die landesherrliche Macht erwachſen ließen. Die verſchiedenen Verwaltungs-Kreiſe, in welche ſich die Monarchie Karls des Großen getheilt, zeigen ſich plötzlich von allen Seiten her als geſchloſſene landes-

herrliche Gebiete. Souverainetäten scheinen überall in den deutschen Gauen wie im Sprunge entstanden, hier und da auch auf dem Wege der Aventure zusammengebracht, indem ein abenteuermuthiger Graf die Unruhen der Zeit benutzt, um mit den Waffen in der Hand mehrere dem seinigen benachbarte Grafensprengel zu einem einzigen Gebiet zu vereinigen, worauf dann der kühnen Improvisation ein landesherrlicher Abschluß gegeben und die Würde des Herzogthums als unverbrüchliches und heiliges Insiegel daran befestigt wird. —

So hatten sich in Deutschland aus dem Hof-Dienst-Adel des Reichs diese Reichsstände hervorgebildet, die, wo sie vermochten und das gute Glück es zuließ, sich unmittelbar machten, und dadurch den Grund zu der provinziellen Zersplitterung und Schwächung des deutschen Volkes legten. Das Prinzip der Erblichkeit und des Eigenthums machte den Grund und Boden dieser hervorwachsenden souverainen Rechte aus, und Erblichkeit und Eigenthum sind seitdem immer der erste und letzte Grund aller Hoheitsrechte geblieben. In derselben Weise aber, wie sich der Reichsadel aus einem Dienstverhältniß gestaltet hatte, ging nun auch auf diesen geschlossenen Gebieten geistlicher und weltlicher Fürsten in verschiedenen Abstufungen ein Landes-Adel hervor, der gewissermaßen der zweite Aufguß bevorzugter Stellungen in der deutschen Nation war und es dem hohen Adel hinsichtlich seiner selbständigen Organisation und Unabhängigkeitserklärung, obwohl nach dem beschränkteren Maaß der Verhältnisse, möglichst und baldthunlichst nachmachte.

Dieser niedere Adel, der aus den Dienstmannen der Fürsten sich zusammensetzte, machte ursprünglich eine

ſehr verſchiedenartige Miſchung von Elementen aus, die ſich an den Höfen und auf den Schlöſſern und Landgebieten der ſouverain gewordenen Großen angeſammelt hatten und dort nach deren Bedürfniß verwendet wurden. Mit der Reinheit des Bluts ſah es in dieſer urſprünglichen Adels-Miſchung nicht immer am beſten aus, denn es begegneten ſich in dieſem Verhältniß unfreie und freie Dienſtmannen jeder Art, welche, obwohl die freien in der Regel ſogleich einen höheren Grad der Stellung und Würde einnahmen, doch im Grunde gleichmäßig zu demſelben Ziel gelangten: nämlich durch Erwerbung von Eigenthum und durch die Erblichkeit ihrer einmal gewonnenen Ehren und Würden einen bevorzugten Stand gegen die übrigen Landſaſſen zu bilden. Denn auch die Unfreien und Leibeigenen, die als ſolche in das höhere Dienſtmannen-Verhältniß einrücken konnten, vermochten auf demſelben Wege frei zu werden, auf dem ſie hörig geworden waren, nämlich auf dem Wege des Eigenthums. Obwohl ſie nur perſönlich gewordene Producte des grundherrlichen Gebiets ihrer Herrſchaft waren, und auch in einem begünſtigteren Verhältniß, wo ſie ſchon zu einer ſelbſtändigen Bewirthſchaftung und Nutzung der ihnen übergebenen Dienſtgüter gelangten, doch noch unabtrennbar von dem Boden betrachtet wurden, auf dem ſie ſtanden: ſo ereigneten ſich doch auch Umſtände für ſie, unter denen ſie das Recht einer freien Verfügung über ihre Dienſtgüter ſich gewannen, oder auch die Güter, welche ſie bisher nach Dienſtrecht beſeſſen, künftig nach Lehnrecht beſitzen konnten. Auf dieſem Wege bildete ſich namentlich der Stand des niederen Adels und auch ſchon der höheren Bürgerlichkeit in mannigfachen Gruppen aus. Dieſe alte grundherrliche Verfaſſung der Deutſchen, die ihren weſent-

lichen Rechtsboden im Eigenthum findet, trug für die Wunden, welche sie dem allgemeinen Menschenrecht und der Menschenwürde schlug, auch die Heilmittel auf derselben Stelle in sich. Denn da es sich bei allen menschlichen Ehren und Rechten in dieser Verfassung nur um den Grund und Boden handelte, an dem sie festklebten, so gingen auch die eigenen Rechte der Herrschaften an diesen unfreien Dienstmannen wieder verloren, sobald die letzteren nicht mehr ein verhältnißmäßiges Grundstück, wie sie es nach der bestehenden Rechtsgewohnheit verlangen konnten, angewiesen erhielten, wodurch sie von dem herrschaftlichen Boden frei und selbst Freie wurden*).

Dies Dienstwesen, welches im funfzehnten Jahrhundert ganz und gar im Lehnwesen aufging, hatte ein eigenthümliches Standes-Institut hervorgetrieben, welches bald vorzugsweise als der „Herren-Stand" des deutschen Volkes sich organisirte, indem auch die Dienstmannen selbst statt des Namens der Mannen, welcher auch die unfreien und leibeigenen Elemente in sich geschlossen, angefangen hatten, sich Dienst-Herren nennen zu lassen. Nach dieser Bezeichnung des Herrenstandes, der ebenso auch die Ritter und Kriegsdienstmannen in sich schloß, griff der niedere Adel offenbar mit der Absichtlichkeit, einzelne Beziehungen seiner Vergangenheit dadurch zu verwischen, und sich eine eigenthümliche Lebenssphäre vorzubehalten, zu deren äußeren Umrissen bald auch das Wort von gehörte, das nach Aufkommen der Geschlechtsnamen denselben zuerst in der Bedeutung hinzugefügt wurde, um den Heimathsort der Familie zu be-

*) Vergl. Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. S. 420.

zeichnen oder sonst eine nachbarliche Localität, welche charakteristisch für ihren Ansiedelungsplatz war, als besonderes Kennzeichen dem Namen anzuheften. Die Bedeutung eines dem Geschlecht zugehörigen Grundeigenthums wurde damit keineswegs ursprünglich verbunden, obwohl es bald, je mehr die Eigenthumsverhältnisse des aus der Dienstmannschaft hervorgehenden Adels sich ordneten und auf einer selbstständigen Basis feststellten, auch diesen für den Adel so specifischen Sinn vorherrschend annahm.

Wenn man dem Entstehen des Adels seine rechte Bedeutung für das Werden der modernen Gesellschaft geben will, so muß man dieselbe darin sehen, daß sich durch ihn zuerst, der unmittelbaren Landeshoheit gegenüber, aus der Masse des Volks persönliche Existenzrechte heraushoben, welche diese neuen Geschlechter zwar noch zu eigenem Vorzug an sich rissen, die aber doch im Grunde ein tiefinneres Eigenthum des gesammten Volksgeistes waren, in dem sie zurückgedrängt und verschlossen lagen. Der Adel nahm zuerst die persönlichen Existenzrechte des Volkes in Besitz, formte und begründete dieselben, und kann in dieser Beziehung der allgemeinen Idee nach als ein Vorkämpfer für Volksfreiheit und Volksrecht in Deutschland angesehen werden. Diese erste volksthümliche Basis des modernen Adels ist durchaus nicht zu verkennen, und insofern war es ein charakteristisches und bedeutungsvolles Element seines Ursprungs, daß derselbe sich auch aus allen möglichen trüben Bestandtheilen, selbst der unfreien Volksmasse, zusammenraffte, und selbst an das Hauptmysterium des mittelalterlichen Volksleidens, die Leibeigenschaft, hinanstreifte, indem der Adel, wie oben bemerkt, auch in dieser einen bildsamen Kern seiner neuen Schöpfung fand. Und da man nie anzunehmen vermag,

daß etwas in der Geſchichte Jahrhunderte lang Fortbeſtandenes ein von vorn herein krankhaftes und giftiges Gewächs ſein könne, das in ſeinen Wurzeln durchaus nicht mit einer allgemeinen geſunden Naturorganiſation zuſammenhänge: ſo muß man auch daran feſthalten, in der volksthümlichen Baſis des modernen Adels die geſunde Natur ſeines Urſprungs ebenſo wie die einzige Bürgſchaft ſeiner Zukunft zu ſuchen.

Der Adel, welcher zuerſt der ſouverainen Landeshoheit gegenüber die Stelle des mit ſeinen Rechten ſich meldenden Volkes vertrat, bezeichnete aber dieſen erſten mittelalterlichen Act ſeiner Volksvertretung nur durch ſeine eigene Standesvertretung, und zwar ſo, daß er aus den Volksrechten, ſtatt ſie ſogleich repräſentativ zu geſtalten, nur Standesrechte machte. Der Adel begann ſeine erſte welthiſtoriſche Miſſion mit einer Erklärung der Standesrechte, und zog unter dieſer Erklärung ſiegreich in die neuere Geſchichte ein, indem der Souverain, wie ſich bald aus der Entſtehung der Landtage zeigte, unter dieſer Form ſich ein Bedingtwerden ſeiner höchſten Staatsgewalt gefallen ließ und ſogar ein beſtimmtes Verhältniß der Berathung und Beſprechung über die wichtigſten Landes-Angelegenheiten mit ihm einging. Der Adel hielt ſeinen Einzug in die Weltgeſchichte unter Erklärung der Standesrechte, und damit ließ er zuerſt aus der dumpf gebundenen Volksmaſſe einzelne freie und ſchöne Geſtalten hervortreten, an welchen das Licht der individuellen Menſchenwürde emporſtrahlte. Als der dritte Stand in die Weltgeſchichte eintrat, wollte er den erſten Act ſeines berechtigten Daſeins damit bezeichnen, daß er an die Stelle der Erklärung der Standesrechte eine Erklärung der Menſchenrechte

ſetzte, was in Deutſchland zuerſt in der Zeit der Reforma tion geſchah, wo die Schilderhebung für die Glaubensfrei heit vorzugsweiſe ein Werk des dritten Standes wurde, während auf der politiſchen Seite der deutſche Bauernkrieg mit den ihm als Revolutionsfackel voranleuchtenden zwölf Artikeln der Bauern (die urſprünglich im dritten Stande mitinbegriffen lagen) eigentlich nichts als eine Wahrung der Menſchenrechte im Staat bezweckte. Die von dem dritten Stande ausgehende Erklärung der Menſchenrechte brachte in Frankreich Jahrhunderte ſpäter eine Nationalrevolution hervor, in Deutſchland, welches mit den Ideen der Volks freiheit vorangegangen war und ſie urſprünglich aus ſich erzeugt hatte, wurde die Erklärung der Menſchenrechte ein geheimer Schatz des Volksbewußtſeins, der nur auf geiſti gem Wege, und auch da nicht immer ungetrübt und un verkümmert, gehoben werden konnte.

Wenn wir der Entſtehung des Adels in Deutſchland die volksthümliche Baſis nicht haben abläugnen wollen, ſo glauben wir ihm damit eine höhere Anerkennung ſeines Weſens widerfahren zu laſſen, als wenn wir den Grund ſeiner Exiſtenz in jenen geheimnißvollen und untheilbaren Vorzügen der Race und des Bluts aufzuſuchen uns be mühten, worin wir ein beſonderes chemiſches Präparat der Weltgeſchichte und ein uns wenigſtens unbegreifliches Stück Arbeit des lieben Gottes ſelbſt zu erkennen hätten. Die modernen chriſtlichen Völker haben darin unſeres Erachtens gleich einen bedeutenden Vorſprung vor den ihnen ſonſt an politiſchem Takt und Talent und an der Anlage zur Staats glückſeligkeit ſo weit überlegenen Völkern des Alterthums für ſich in Anſpruch zu nehmen. Denn die alten Völker gingen in ihrer ganzen ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Ein-

richtung allerdings von einer Art-Verschiedenheit der menschlichen Individuen aus, von denen der eine Theil seiner ihm angeborenen Natur gemäß zur Herrschaft und zum Glück, der andere zur Knechtschaft und zum Unglück ausersehen und organisirt sei, eine Annahme, welche selbst der höchste und gebildetste Geist des Alterthums, Aristoteles, seinen Ideen vom Staat zum Grunde legen mußte. Die Alten knüpften überhaupt Alles, was bei ihnen durch persönliche Stellung und Begabung und durch Glück und Kraft hervorragte, an den Ursprung der Götter an, und ihre Heroen (welche die Aristokratie der alten Welt in den großartigsten Naturformen darstellen), sind unmittelbar Götterſöhne, die ein bevorrechtetes Schicksal mit einem bevorrechteten und oft noch ganz besonders von den Göttern geweihten Körper verbinden. Die Ansicht von einem göttlichen und göttlich gewollten Ursprung der Aristokratie ist aber als eine durchaus heidnische und der christlichen Weltanschauung nicht entsprechende zu bezeichnen, und auch schon die Religionsansicht des Alten Testaments scheint diese göttlich-menschliche Mischabstammung eines bevorzugten Geschlechts zu verwerfen, indem an einer Stelle der Genesis (Cap. 4, 5, 6), wo Gott bereut, daß er das Menschengeschlecht geschaffen, dies mit Hinblick auf die Zeit gesagt wird, wo es „Tyrannen" auf Erden gegeben, deren Entstehung dort folgendermaßen beschrieben wird: „denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menschen beschliefen und ihnen Kinder zeugeten, wurden daraus Gewaltige und berühmte Leute!" —

Die alten deutschen Landtage nahmen ihren ersten Ursprung aus den sogenannten Hoftagen, an welchen bei besonders festlichen Veranlassungen die Dienst- und Lehn-Mannen, wie auch die Staats- und Kirchen-Beamten des

Gebiets, sich um die Person des Fürsten zu einer feierlichen Huldigung versammelten. Eine Verpflichtung, diese Hoftage zu besuchen, entstand für die Betheiligten zunächst daraus, daß sie landesherrliche Dienst- und Lehngüter im Besitz hatten, und so sehen wir hier das Stimmrecht, welches die auf den Hoftagen Erscheinenden bei den sich daran knüpfenden Staatsberathungen gewannen, wie von selbst aus den Eigenthums-Verhältnissen, dieser feudalen Quelle der politischen Rechte, hervorgehen. Bei diesen allgemeinen Berathungen des Fürsten mit seinen Ständen, zu welchen die festlichen Hoftage Veranlassung gaben, erschienen die Stände bald ausdrücklich in der Eigenschaft eines fürstlichen Staatsraths, an dessen Einwilligung der Erlaß neuer Gesetze gebunden wurde, und die Berechtigung dieser Stände, die sich steigend ausbildete, fand auch in den Reichstags-Abschieden ihre vollgesetzliche Anerkennung und Bestätigung. Es zeigt sich dabei als ein durchaus aristokratisches Vorrecht, an der Gesetzgebung des Landes beringenden und bestimmenden Antheil zu nehmen, und es heißt in den Reichstags-Abschieden, daß Gesetze in den fürstlichen Landen „nicht ohne Zuziehung der Besseren und Oberen des Landes" gegeben werden sollen.

Aus diesen allmählig in landständischer Bedeutung sich ausbildenden Hoftagen, deren Staatsberathungen ursprünglich auch Hofgespräche (colloquium curiale) hießen, gestalteten sich die Landtage in der Weise, daß mit den bevorzugten Elementen der Hoftage auch die Elemente der seit uralter Zeit im fränkischen Reiche stattgefundenen Versammlungen der Landes-Gemeinden vereinigt wurden. Die Zusammenkünfte der Landesgemeinden auf einzelnen Grafen-

gebieten, die in den alten zum Theil von Karl dem Großen als gefährlich verbotenen hundertschaftlichen Versammlungen entsprungen zu sein scheinen, hatten als Kreistage unter der Leitung der Reichsgrafen bis in die späteren Zeiten des Mittelalters hinab fortgedauert, und legten schon von dem bei allem Druck doch kräftig aus sich selbst erstarkenden bürgerlichen und volksthümlichen Element der Deutschen Zeugniß ab, indem das Volk darin namentlich die aus seinen grundbesitzlichen Verhältnissen entspringenden Geldgaben und Rechte selbst zu bestimmen strebte.

Bei der Ausdehnung der Hoftage zu Landtagen gewann der nunmehr auch dazu berufene Stand der Städte zuerst seinen berechtigten Sitz in jenen allgemeinen Staatsberathungen, die bei den steigenden Geldbedürfnissen der Regierungen bald auch einen finanziellen Charakter angenommen hatten, und wobei es sich vor allen Dingen um die Steuern handelte, die, bei den eigenthümlichen Lehnsverhältnissen des Mittelalters, in der Regel nur als außerordentliche Geldbewilligungen bei den Ständen in Anspruch genommen werden konnten. So stellte sich schon frühe fest, was nachher als Sprüchwort aufkam, daß „Landtage Geldtage" seien. Und dies Verhältniß war es, welches die Stände zu einer so gewaltigen und auf einer immer stärkeren und selbstmächtigeren Grundlage vorschreitenden Stellung heranwachsen ließ, durch die sie ihre Befugnisse zu Rechten steigern konnten, welche die ständische Vertretung fast zu einem Staat im Staate machten. Diese alten deutschen Stände wurden unter manchen Verhältnissen ein völlig mitregierender Körper, wovon aber, selbst bei der dadurch ausgeübten äußersten Beschränkung der Fürstengewalt, auf das Volksleben selbst wenig stärkende

Lebenskraft überfloß, da daſſelbe noch in keinem innern organiſchen Zuſammenhang mit dieſer ſtändiſchen Vertretung ſtand.

Wie in allen deutſchen Landen, ſo hatte ſich auch in der Mark, und hier beſonders noch unter den Hohenzollern, dieſe ariſtokratiſche Eigenmacht der alten Stände ungehindert und im weitgreifendſten Maaße fortgebildet. Ihre Rechte beſtanden nicht nur in der Bewilligung und Verweigerung ſämmtlicher Landesſteuern, und in der Theilnahme an der Geſetzgebung, ſondern auch ſogar im Fehderecht, in der Einwilligung in Kriege und Bündniſſe, in der Beſtellung der Landesgerichte, in der Einwilligung bei den Veräußerungen der Domainen*). Auch hatten ſich die Stände das Recht erworben, den Landesfürſten die Huldigung zu verweigern, wenn ihre Privilegien keine Beſtätigung fanden. Nicht minder kam dieſe auf ſich ſelbſt geſtellte ſtändiſche Macht darin merkwürdig zu Tage, daß die Stände mehrfach auch das Recht der freien Vereinigung ſich angeeignet hatten, und demgemäß, wie es häufig geſchah, auch ohne Einberufung des Landesherrn zuſammentreten konnten. Die baieriſchen Landſtände, die das Recht auswärtige Bündniſſe zu ſchließen ſogar vom Kaiſer Maximilian I. beſtätigt erhielten, hatten ſelbſt außer Landes ſich zu Landtagen verſammeln können. —

*) Vergl. Lancizolle, Königthum und Landſtände in Preußen. S. 4.

3. Der preußische Herrenstand in der Verfassung vom 3. Februar 1847.

Unser Zurückgehen auf die eigenthümliche Zusammensetzung und Bedeutung der alten deutschen Landstände wurde durch die Berufung auf dieselben bei Gelegenheit der neuen ständischen Einrichtungen Preußens und namentlich durch das Gewicht, welches man in dieser Beziehung auf die neue verfassungsmäßige Organisation eines Herrenstandes bei uns gelegt hat, veranlaßt. Diese Beziehung wurde aber in der ständischen Gesetzgebung Preußens schon im Jahre 1823, wo das Allgemeine Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände erschien, ausdrücklich ausgesprochen, indem es im Eingang dieses Gesetzes vom 5. Juni heißt, daß „Provinzialstände im Geiste der ältern deutschen Verfassungen" eintreten sollen. Demgemäß wird auch bei diesen Provinzialständen das „Grundeigenthum als Bedingung der Standschaft", und die Stände selbst in dieser specifischen ständischen Eigenschaft als das „gesetzmäßige Organ der verschiedenen Stände" der Monarchie angesehen. —

Dieser alte germanische Rechtsbegriff, welcher die politischen Rechte als eine dem Grund und Boden anklebende und daraus persönlich aufgenommene Eigenschaft geltend macht, erscheint in heutiger Zeit sowohl durch die moderne Flüssigkeit der Eigenthumsverhältnisse wie durch die vielfach verrückten Gränzen der Standesunterschiede wesentlich bedingt und in neue Formen hinübergeleitet.

Dies hat namentlich die durch das Patent vom 3. Februar hervorgegangene Schöpfung eines Vereinigten Landtags Preußens in einer höchst merkwürdigen Gliederung dargethan, indem sich in derselben eine Zertheilung des

grundbesitzenden Adels nicht nur in beide Versammlungen, sondern auch in sämmtliche darin vertretene Stände der Gesellschaft augenfällig darstellt. Denn die Herren-Kurie umfaßt keineswegs ausschließlich das aristokratische Element, auch nicht ausschließlich das was man in den älteren deutschen Staatsordnungen vorzugsweise den hohen Adel zu nennen pflegt, insofern in den in der Herren-Kurie vereinigten „Stand der Fürsten, Grafen und Herrn“ auch Elemente aufgenommen sind, welche sich von dem in der zweiten Versammlung den grundbesitzenden Adel vorzugsweise vertretenden „Stand der Ritterschaft“ nicht wesentlich unterscheiden lassen. Man findet aber, wenn man das Namensverzeichniß der Mitglieder des Vereinigten Landtags übersieht, den Adel ebenso auch bei mehreren Abgeordneten des „Standes der Städte“, und selbst der vierte Stand (in dessen Hinzufügung zu den verfassungsmäßigen Elementen des Staats die preußische Ständeeinrichtung noch über den Geist der ältern deutschen Verfassungen hinausgeht), der „Stand der Landgemeinden“ zeigt einige mit dem Adelsrang bekleidete Vertreter auf. Nicht minder hat es sich in den Verhandlungen selbst auf eine hervorstechende Weise gezeigt, daß vorzugsweise der Adel sich mit einem sichern und glänzenden Takt an allen Debatten betheiligt, darin mehrfach tonangebend erscheint, und überhaupt in seinem parlamentarischen Auftreten schon eine gewisse Abrundung und Vollendung der politischen Bildung an den Tag legt, welche in den anderen Ständen noch meistentheils erst mit einiger Mühsamkeit errungen wird.

Daß ein Stand, in welchem seit vielen Jahrhunderten der Besitz politischer Rechte als ein angeborenes und überliefertes Standesvorrecht einheimisch gewesen, auch vor-

zugsweise die Freiheit und Sicherheit ständischer Repräsentation an sich ausbilden konnte, möchte nicht sehr zu verwundern sein. Wir finden aber daran noch viel mehr den erfreulichen Umstand hervorzuheben, daß diese Landtagsmitglieder in ihrer dermaßen sich auszeichnenden Thätigkeit nicht als Mitglieder ihrer besonderen Standesinteressen und in Kraft derselben, sondern gerade als Vertreter der allgemeinen nationalen Interessen des Landtags sich geltend und wirksam gemacht haben. Der Vereinigte Landtag gewährt uns überhaupt nach dieser Seite hin entschieden und thatsächlich das Bild einer nationalen Zertheilung des Adels, der in den letzten vierzig Jahren bei uns, namentlich seit dem Edict vom 9. Oktober 1807, in einem beständig weiterschreitenden Prozeß den Durchgang fast durch alle Stände der Nation genommen, und dadurch aus der Isolirung, welche ihn bis dahin von derselben getrennt, lebenskräftig und verjüngungslustig herauszutreten bemüht war. Diese lebendige Durcheinanderbewegung der Stände ist namentlich dem preußischen Staat in diesem Jahrhundert eigenthümlich geworden, und bezeichnet eines der wesentlichsten Entwickelungsgesetze seiner neuen Zeit.

Der Adel begann in Preußen in dem Moment eine nationale Richtung zu nehmen, wo die umwälzenden Mächte der neueren Geschichte auch unser inneres Staatsleben ergriffen und auf die inwendige und geistige Lebenskraft desselben, die allein noch vor dem drohenden Umsturz aller Dinge retten konnte, zurückdrängten. Im Hinblick auf diese an fruchtbaren Erschütterungen so reiche Zeit muß es uns heut als eines der merkwürdigsten Symptome auffallen, daß die neue, von innen her schöpferische Periode des preußischen Staatslebens, die namentlich durch die großen und freien Gesetz-

gebungs-Thaten Stein's sich charakterisirte, ihren Anfang damit machte, die Erb-Unterthänigkeit sowohl auf den königlichen Domainen wie auf den adligen Gütern aufzuheben, die alten feudalen Eigenthumsverhältnisse, insofern sie die persönliche Menschenwürde und die auf freie Arbeit gegründete Selbstbestimmung des Volks über sein eigenes Schicksal vernichtet hatten, aufzulösen, und statt dessen die auf sich selbst gestellte bildnerische Volkskraft als eine naturvolle und gesunde Grundlage der Staatsentwickelung zu erwecken. Dies war der große Sinn jenes Edicts vom 9. Oktober 1807, durch welches Preußen zuerst sich eine demokratische Basis für alle seine Staats- und Verwaltungsformen aufstellte, und wodurch es dem alten Rechtsbegriff, welcher Freiheit und Recht des Menschen am Eigenthum hatte festhaften lassen, die eigentliche Kraft seiner Wurzel abschnitt.

Der gutsbesitzende und ritterschaftliche Adel war dadurch zunächst in seinen materiellen Verhältnissen tief betroffen worden, welche nach unten hin durch die Idee der Leibeigenschaft wesentlich verkittet und zusammengehalten gewesen. Es zersprang mit der harten Scholle der Erbunterthänigkeit ein ganzes System von Jahrhunderten, und wenn auf der einen Seite die an dem Grund und Boden haftenden Verpflichtungen und Knechtsdienste aufgehoben wurden, so mußten auf der andern Seite auch die am Grund und Boden haftenden Rechte und Freiheitsgenüsse noch in einem viel weitergreifenden Maaße, und in einer bis auf die geistige und politische Geltung des Adels zurückgehenden Bedeutung, eine Veränderung erleiden. Man muß es dem preußischen Adel nachsagen, daß er in diesem verhängnißvollen Augenblick seine Stellung zur Nation richtig zu er-

kennen anfing, und demgemäß die eigenthümliche Aufgabe seiner Existenz nach einem durchaus zeitgemäßen Maaßstab und mit einer größeren Hingebung als je an das Allgemeine faßte.

Die preußische Gesetzgebung unter Friedrich Wilhelm III. that Alles dazu, dies neue Bewußtsein des Adels immer bestimmter herauszubilden, indem durch die im ächt historischen Geiste und Drange gefaßten Verordnungen des Jahres 1807 einmal in geistiger Hinsicht alle Vorzüge der Geburt im Staatsleben aufgehoben und ausdrücklich ausgesprochen wurde: daß zur Anstellung im Staatsdienste nur das persönliche Verdienst, nicht die Geburt, berechtigen solle; in den Dingen des Eigenthums und Grundbesitzes aber ebenfalls alle Standesunterschiede vor dem Gesetz zerfielen, und die bisher dem persönlichen Adel ausschließlich vorbehaltene Fähigkeit, Rittergüter zu besitzen und zu erwerben, an alle Bürger und Einwohner des Staats gleichmäßig überging. Das Eigenthum war bis dahin das eigentliche Zwangs-Symbol der Völker gewesen, und es erschien wie ein in die Gesellschaft hinausgestreuter Fluch, daß der Mensch etwas besitzen müsse, um etwas zu sein! Und dieser Fluch hatte seine legitime gesellschaftliche Befestigung weiter durch die den Güterbesitz betreffenden Vorrechte des Adels erhalten, indem es auch hieß, daß man sogar, um etwas besitzen zu können, etwas sein müsse: eine unauflösliche Kette von Trugschlüssen und Menschheitsverrath, deren eisern geschlungenen Knoten nur die Geschichte selbst durch ihr Schwert und durch ihr Unglück hatte zerfressen können.

Um den Adel national zu machen, hatte zuerst auch das Eigenthum national werden müssen, denn eine Na-

tionalisirung des Eigenthums kann man es nennen, wenn es von den Standesvorrechten losgekettet und gewissermaßen dem ganzen Volksleben und der arbeitenden Volkskraft geöffnet und freigegeben wird, wodurch das Anrecht jedes Menschen an den Grund und Boden der Erde seine Anerkennung finden muß. Nach Ablauf der aristokratischen Epoche des Eigenthums beginnt dessen industrielle Zeit, und auch hierin hat das Edict vom 9. Oktober 1807 mit einem merkwürdigen Takt die Pulsschläge der Weltgeschichte gefühlt, dadurch daß es in seinem zweiten Paragraphen eine bürgerlichnationale und industrielle Verallgemeinerung des Adelstandes voraussieht, und gewissermaßen einleitet durch die Bestimmung: „Jeder Edelmann ist ohne allen Nachtheil seines Standes befugt, bürgerliche Gewerbe zu treiben!“ Der preußische Adel wurde dadurch in der Ansicht des Gesetzes auf eine ganz neue Grundlage und damit zugleich an das schärfste Licht der Zeit hinausgehoben, das ihn in allen seinen bisherigen Einrichtungen und Lebenszwecken erschütternd durchdrang. Der Erwerb, welcher die wahre Bethätigung der Volkskraft ist, war dem Begriff des Adels, wie er sich in Staat und Gesellschaft ausgebildet hatte, stets ein durchaus fremdes und widerstreitendes Element gewesen. Die Erwerblosigkeit des Adels hatte eigentlich überall seine gewissermaßen ideale gesellschaftliche Stellung bezeichnet, welche ihre Existenz aus der Ueberlieferung von Ehre und Besitz, nicht aber aus dem Kampf und dem Bemühen um die gemeine Nothdurft der Dinge, ziehen will. Diese Grundansicht adligen Seins bringt auch den damit wesentlich zusammenhängenden und von aller Aristokratie unzertrennlichen Begriff des Exclusiven, worin ein ausschließliches Verhalten gegen alle diejenigen Sphären

der Geſellſchaft zu Tage kommt, in denen der Erwerb und die Abhängigkeit von der Arbeit und dem Beruf die Perſönlichkeiten und Charaktere bedingen.

In Ländern, wo die Adels-Inſtitutionen einen ſeit Jahrhunderten gültigen und in der ganzen Volksmeinung zugeſtandenen Schwerpunkt der Verfaſſung und des geſammten Nationallebens bilden, wie in England, iſt darum die Ausſchließlichkeit des ariſtokratiſchen Lebens die ſtärkſte und andauerndſte geblieben, und erſtreckt ſich noch heut bis auf die feinſten, inſtinctmäßig ausgebildeten und feſtgehaltenen Details, die ſo weit gehen, daß ein engliſcher Lord nicht einmal ſeinen Arzt bei ſich zu Tiſche laden kann, aus dem principiellen Grunde, weil jede Thätigkeit, die mit Geld gelohnt wird, nach den Begriffen des Adels die Perſönlichkeit gewiſſermaßen unfrei und darum unebenbürtig macht. In England hat aber dies ariſtokratiſche Sonderelement, ſo ſehr es auch als ein unförmlicher Auswuchs des ganzen Staatsorganismus daſteht, doch nicht der Volksfreiheit überwiegend gefährlich werden können, von der es ſich vielmehr mannigfach durchwachſen gezeigt hat, indem die beſtimmt abgeſchloſſene Sphäre, welche die Ariſtokratie dort für ihre Rechte in Anſpruch nimmt, von ihr auf der andern Seite auch den Volksrechten in der ganzen Ausdehnung derſelben zugeſtanden wird, außerdem aber über allen Theilen der ungemein elaſtiſche und zur höchſten Lebensidee ausgebildete Begriff der Nation ſteht, in dem zuletzt die entgegengeſetzteſten Standesintereſſen wie in ihrem letzten Grunde gemeinſam untertauchen.

In Frankreich, wo die Feudalwelt der alten Zeit in einer einzigen Revolutionsnacht zuſammenſtürzte, hatte die Ariſtokratie ſeitdem ihren eigentlichen nationalen Halt ver-

loren, den sie auch bis in die neueste Zeit, bei allen inzwischen vorgekommenen Staatswandelungen und Wiederherstellungsversuchen, nicht wiedergewonnen. Der französische Adel, welcher in der Emigration den Kern der Nation zu retten meinte, mußte sich bald als den ausgeschlossenen und abgefaulten Theil der ächten Geschichte Frankreichs beseitigt sehen, und diese ging auf einer Alles nivellirenden Bewegungslinie weiter, auf der sich alle Ausnahmestellungen in Staat und Gesellschaft immer mehr verflüchtigen mußten. Die Idee der politischen Freiheit, die in Frankreich Alles beherrscht, und dort noch mächtiger und umfassender ist als der Begriff der Nation selbst (was den französischen Zuständen häufig den Charakter einer logischen Abstraction oder einer arithmetischen Beweisführung mit parteibenannten Zahlen gegeben hat), die Idee der politischen Freiheit sog bei den Franzosen den Begriff des Adels völlig in sich auf, was nach der gesellschaftlichen Seite hin auf eine schneidende Weise dahin erklärt wurde: daß Jeder ohne irgend eine gesetzliche Behinderung und Strafe sich Marquis, Graf, Baron und Edelmann nennen könne, wo und wie er wolle; während es auf der politischen Seite des Lebens ein nicht minder nachhaltiger Schlag gegen die etwa noch übriggebliebenen Bollwerke der Aristokratie wurde, daß man die Erblichkeit der Pairswürde in Frankreich abschaffte. —

War in Frankreich der Adel durch die Stöße der Geschichte aus dem Gemeinwesen der Nation herausgefallen, während er in England in dem einheitskräftigen Nationalbegriff gefesselt und zugleich vermittelt wurde; so war in Preußen eine neue Zukunft des Adels dadurch gesichert worden, daß die Gesetzgebung den in der That großsinnigen

Gedanken faßte, den Adel aus ſeiner abgelebten und unfruchtbar geweſenen Sonderſtellung in nationale Elemente hinüberzuheben und ihn dadurch zu einem wahrhaft vermittelnden Inſtitut für alle Richtungen des Staatslebens umzuſchaffen. Damit erhielt der preußiſche Adel zugleich eine ideale Aufgabe ſeiner Stellung und Bildung überwieſen, welche er, wie man ihm nicht anders nachſagen kann, von vielen Seiten her mit Aufopferung ſeiner bisherigen Standesbequemlichkeiten und Ausſchließlichkeitsregeln zu erfüllen eilte. Durch den Zeitgeiſt aufgejagt aus dem excluſiven Frieden ſeiner Schlöſſer, Burgen und Salons, glaubte der preußiſche Adel mit dem Inſtinct der Selbſterhaltung nichts Dringlicheres mehr zu thun zu haben, als in den Staatsdienſt, in die bürgerliche Berufswelt und zu einer nationalen Thätigkeit jeder Art überzugehn, und je älter und berühmter das Geſchlecht war, deſto eifriger zog die junge Generation deſſelben auf die Univerſitäten, ſtudirte in Reih' und Glied mit den Söhnen des Volks um die Wette, machte ſeine Examina auf allen Gebieten, durchlief die ganze Stufenleiter des Beamtenthums, oft von ſeinen unterſten Sproſſen auf, und vertheilte ſich in die lebendig ſchaffenden Organe des Ganzen, um als ein mitlebender Theil deſſelben anerkannt zu bleiben.

Ungefähr bis zur Zeit des Tilſiter Friedens war der Bildungstypus des deutſchen Adels vorzugsweiſe ein ausländiſcher und franzöſiſcher geweſen, und beſonders hatte ſich die Adelsbildung des alten Frankreichs, die es überhaupt zu einer typiſch ausgeprägten Muſterform der europäiſchen Ariſtokratie gebracht, ganz der Formen, Denkweiſe und Sprache unſrer vornehmen Geſchlechter bemächtigt, wodurch der buntſcheckige Miſchmaſch dieſer ohne alles eigene

Leben daſtehenden deutſchen Ariſtokratie noch iſolirter und unvolksthümlicher geworden war. Außer den franzöſiſchen Bildungsmanieren hatte der deutſche Adel nur noch die „noblen Paſſionen“ gehabt, die aus einer zahmen Ueberſetzung der fauſtrechtlichen Ehrenſitten in moderne Kokette-rie entſtanden waren. Dieſe adligen Paſſionen richteten ſich jetzt, um wirklich noble zu werden, auf die Wiſſenſchaft, den Staat, die Induſtrie, das Vaterland, und ein ſolches bekam der deutſche Adel erſt wahrhaftig in dem Augenblick, wo er ſein Daſein auf einem geiſtigen Grunde zu erbauen anfing. Der merkwürdige Plan zu einem deutſchen Adelsver-ein, der im Jahre 1815 beim Wiener Congreß eingereicht wurde, und der vorzugsweiſe von der öſterreichiſchen Ariſto-kratie ausgegangen zu ſein ſchien, ſtellte dies in den Stür-men der Zeit erwachte Bewußtſein, daß der Adel nicht mehr die Geiſter ſeiner Ahnen, ſondern den Geiſt ſelber anzuru-fen habe, auf eine eigenthümliche Weiſe an die Spitze. Nach dieſem Plan wurde eine neue Organiſation des deut-ſchen Adelsſtandes bezweckt, und eine Eintheilung Deutſch-lands in einzelne Adelskreiſe vorgeſchlagen, die unter ſich wieder in einzelne Gaue unter einem beſonderen Adels-Präſidenten gegliedert werden ſollten. Aus den letzteren bildeten ſich allgemeine Verſammlungen, welche in beſtimm-ten Friſten zuſammentreten und über die wahren in der Zeit liegenden Intereſſen des Adels berathſchlagen ſollten. Als Zweck dieſer Organiſation (welche ſich auch „die Kette“ nannte) wurde ausgeſprochen: „den Adel zu ſeiner urſprünglichen Beſtimmung, der edelſte, erſte und gebildetſte Stand im Staat zu ſein, zu bil-den“, und darin, wie es an einer andern Stelle des Plans heißt, „den wahren alterthümlichen ritterlichen Sinn des

deutſchen Adels zu erwecken.“ Dieſe Frucht war jedoch nur ſcheinbar von dem lebendigen Baum der Zeit abgepflückt, und ſie verbarg offenbar ein reactionnaires Gift in ſich. Es war eine Reaction gegen die nicht abzuläugnende Thatſache der Zeit, daß *Wiſſenſchaft und Geiſt* vorzugsweiſe **eine Volksſache** ſein ſollten, und daß der Adel, beim Betreten ſeiner neuen geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Bahnen, gewiſſermaßen genöthigt ſein könne, mit dem Volke gemeinſchaftliche Sache zu machen und auf einem und demſelben Boden mit ihm zu ſtehn! Dies abzuwehren, ſollte der Adel, nach jenem beim Wiener Congreß angeregten Plan, auch die Höhen der geiſtigen Bildung wie ein ausſchließliches Standesterrain betreten, und darum dieſe durch ganz Deutſchland ſich verzweigende planmäßige Organiſation, welche beabſichtigte, die Erziehung des jungen Adels mit einer überwiegenden und nach der Volksſeite hin gewiſſermaßen erdrückenden Macht zu betreiben, zu welchem Zweck das Adels-Element in ſeiner ganzen corporativen Maſſe aufgeboten wurde. Aber dieſe Occupation des geiſtigen Gebiets im Intereſſe eines bevorrechteten Standes ließ ſich nicht mehr bewerkſtelligen! *)

Die *national vermittelnde* Stellung iſt und bleibt diejenige, in welcher der deutſche Adel heutzutage ſeine wahrhafte und einzig mögliche Standes-Aufgabe erkennen muß. Daß der preußiſche Adel dieſe Richtung in der letzten Zeit vorzugsweiſe ergriffen und ſchon zu einer ſicheren Taktik ausgebildet, hat ſich auf dem Vereinigten Landtag bei allen Gelegenheiten gezeigt, und nicht bloß in der Kurie der drei

*) Vergl. die vollſtändige Mittheilung des Plans der Adels-Kette in Klübers Acten des Wiener Congreſſes VI. 452 ff.

Stände, in welcher der Adel namentlich bei allen Prinzipienfragen mit einer freisinnigen Stellung vorangegangen, sondern auch in der Herren-Kurie selbst, die, obwohl nach dem Prinzip einer ausschließlichen Standesberechtigung zusammengesetzt, doch in ihrer eigenen Mitte und von innen heraus Elemente hervortreten läßt, welche dem Begriff einer allgemeinen nationalen Repräsentation sich zuwenden und darin die Ueberwindung einer bloßen Standesrepräsentation als nothwendig erkennen. In dieser Beziehung sind gerade in der Herren-Kurie die bedeutungsvollsten Aeußerungen gefallen, welche dem preußischen Adel in der That für die Fortbildung unsres Verfassungswerkes eine durchaus wichtige und wesentliche Stellung geben. Unter diesen Aeußerungen sind diejenigen, welche sich unwillkürlich aus dem inneren Bewußtsein der Ständemitglieder herausgedrängt haben, oft die bezeichnendsten und gewichtigsten. So sagte der Fürst Lychnowski in der Debatte über das Ausfuhrverbot der Kartoffeln*): „Die zweite Kurie besteht aus Vertretern aller Stände, der Ritterschaft, die auch Kartoffeln verbrennt und verkauft, der Städte, wo die Masse der Unbemittelten und der Proletarier auf das Verzehren von Kartoffeln hingewiesen ist, und der Landgemeinden, die zum Theil Kartoffeln zu verkaufen haben. Diese drei verschiedenen Stände finden sich hier (in der Herren-Kurie) gleichsam vereinigt und vertreten. Denn wir vertreten nicht allein uns, sondern auch jene Insassen und armen Leute, welche auf unsern Gütern wohnen und darben.“ — Dasselbe Mitglied der

*) Sitzung der Herren-Kurie vom 30 April. — Allgemeine Preuß. Zeitung Nr. 126. S. 640.

Herren-Kurie äußerte sich im Verlauf dieser Debatte auch noch folgendermaßen: „Wenn ein Eingriff (das Schließen der Kartoffelbrennereien während des Nothstandes) hat geschehen sollen, wenn dieser Eingriff durch die beispiellose Noth, von welcher wir heimgesucht sind, auf irgend eine Weise — mehr läßt sich nicht sagen — beschönigt wird, so ist es ganz in der Ordnung, daß wir, die Vertreter des preußischen Volkes, auch in der schweren Zeit für unsere Mandanten einzustehn, Hab und Gut hinzugeben, Opfer zu bringen haben." —

In dieser Debatte ist zweierlei bemerkenswerth. Einmal, insofern hier die industrielle Erwerbsrichtung des heutigen grundbesitzenden Adels, welche ihn bei der beabsichtigten zeitweisen Schließung der Brennereien hauptsächlich betheiligt zeigte, auf eine augenfällige Weise zu Tage kommt; und dann, wie der hinreißende Moment der heutigen preußischen Staatsbewegung das Bewußtsein von der nationalen Einheit aller Stände wie mit einem Schlage zeitigt, und selbst in den Repräsentanten der Standesbevorrechtung die Vertretung nach getrennten Standesinteressen zurückweist, an die Stelle der Stände unwillkürlich den Begriff des Volkes selbst setzt, und somit schon durch ein geistiges und moralisches Hinausgreifen die in der Königlichen Erwiederung auf die ständische Adresse angedeutete Weiterbildung des Patents vom 3. Februar beginnt! Denn, wenn man den Geist des Patents genau festhält, würde der Fürst Lychnowski nicht von seinen „Mandanten", noch weniger aber davon haben sprechen können, daß der Herrenstand auch die „Insassen und armen Leute", welche auf seinen Gütern wohnen, „vertritt." Eine Aeußerung des Fürsten Lynar in derselben Sitzung der Herren-Kurie scheint un-

mittelbar darauf auch schon eine genauere Berichtigung jener übergreifenden Erklärung zu bezwecken, indem dies Mitglied sagt: „Es liegt ganz in der Stellung dieser hohen Kurie, dieser Maaßregel (zur Einstellung des Kartoffel-Brennens) beizustimmen. Denn ich glaube, wir haben den Beruf, den hohen und schönen Beruf, uns als die natürlichen **Beschützer** derjenigen Klassen hinzustellen, welche hier auf dem Landtage **nicht vertreten** sind und auch nicht vertreten sein können!“

Für die Stände des Patents vom 3. Februar giebt es allerdings keine „Mandanten“, wie auch die alten deutschen Stände, an deren Wesen in dem Patent ausdrücklich angeknüpft wird, den Begriff des Mandats nicht kannten, weil das Mandat auch auf Seiten derer, von denen ein Auftrag zur Wahrung ihrer Rechte ausgehen kann, eben die Existenz von Rechten und eine schon ausgebildete organische Form für die Uebertragung derselben voraussetzt. Dem mandatum steht in den ständischen Befugnissen die potestas gegenüber, welche die ständische Wirksamkeit nicht aus einer Uebertragung von Rechten ausübt, sondern aus einer unbedingten Eigenmacht, die lediglich sich selbst zu eigenem Rechte darstellt. Man hat in neuester Zeit zuweilen die Behauptung gehört, daß auch die Mitglieder der Herren-Kurie in dieser Versammlung nur zu eigenem Recht und nach dem Willen der Krone säßen, weil bei den Ständen des Patents vom 3. Februar überhaupt nicht von einem repräsentativen Element die Rede sein könne. Diese Frage, welche das innere Wesen der neuen ständischen Verfassung Preußens berührt, ist noch keineswegs als eine klar entschiedene zu betrachten. In allen constitutionellen Ländern hat es sich allerdings gewissermaßen als ein Princip

festgestellt, daß die Pairie nicht repräsentirt, sondern nur um ihrer selbst willen als ein Element bevorrechteter ständischer Persönlichkeit existirt. Insofern aber die preußische Herren-Kurie, deren „weitere Organisation und Ergänzung" sich der König bei der ständischen Verordnung ausdrücklich vorbehalten, sich in den hier zur Vereinigung bestimmten Elementen bis jetzt übersehen läßt, ist nicht die an sich ausgezeichnete Stellung der Person (welche in dem französischen Oberhause auch das geistige Verdienst mit der Pairswürde bekleidet hat), sondern vielmehr der aristokratische Grundbesitz als solcher das Maaßgebende bei dieser Zusammensetzung geworden. Hierin erscheinen vorzugsweise die alten deutschen Ständebegriffe festgehalten, nach welchen schon frühe besondere landtagsfähige Güter, welche mit dem Rechte der Standschaft grundthümlich ausgestattet sind, vorkommen und dem Besitzer dieses Bodens auch den territorial erworbenen Vorzug des Erscheinens auf dem Landtage zuführen.

Auch der durch die Verordnung vom 3. Februar gebildete preußische Herrenstand erscheint mit seinen Viril- und Collectivstimmen vorzugsweise an diese aus der älteren Zeit überlieferte Landtagsfähigkeit seiner Güter gebunden, woraus freilich noch nicht hervorgeht, daß er damit auch diesen seinen Grundbesitz als solchen, und zwar als einen Theil des gesammten Staats-Territoriums, vertrete, da diese Standschaft vielmehr nur einer Ausübung altüberlieferter persönlicher Rechte ähnlich sieht, doch scheint die Forterbung solcher Stimmen auch schon in der alten Zeit nicht immer unbedingt gewesen zu sein, sondern sie wurde auch von den persönlichen Verhältnissen der Besitzer abhängig gemacht, wie es auch heut keineswegs gleichgültig ge-

blieben, wer der Besitzer eines mit der Standschaft begabten Grundeigenthums geworden. Die ständischen Rechte werden z. B. immer als ruhend gedacht, wenn Juden in den Besitz landtagsfähiger Güter gekommen, was in einem Staate, welcher die politische Emancipation seiner Unterthanen israelitischen Bekenntnisses nicht ausgesprochen, nur als eine natürliche Folge des Staatsprinzips selbst erscheint. Auch werden Territorien nach dem Willen der Krone mit der standesherrlichen Eigenschaft versehen, welche dieselbe bis dahin nicht besessen hatten. Dies ist z. B. neuerdings mit der Herrschaft Muskau geschehen, welche, so lange sie im Besitz des Fürsten Pückler sich befand, die Rechte der Standschaft nicht an sich trug, die ihr vom König verliehen wurden, nachdem diese Herrschaft durch Kauf in die Hände des Prinzen Friedrich der Niederlande übergegangen war*).

Ferner können neue Standschaften auf dem Wege der Majoratsstiftungen geschaffen werden, welche letzteren in dieser Beziehung ein besonders günstig angesehenes Element für die vorbehaltene Organisation und Ergänzung des Herrenstandes zu bilden scheinen, obwohl zu diesem besondern Zweck bis jetzt nur zwei Creirungen der standesherrlichen Eigenschaft stattgefunden haben, nämlich für den

*) Fürst Pückler war niemals im Besitz einer Virilstimme, obwohl auch Lancizolle (Königthum und Landstände in Preußen S. 582) ihn eine solche bis zum Verkauf Muskau's führen läßt. Die vielfachen Zeitungsgerüchte, welche den genialen Fürsten (den Aufsteller einer neuen, auf die aristokratische Einimpfung der industriellen und volksthümlichen Zeitkräfte berechneten Adelstheorie) neuerdings alle möglichen Anstalten zur Erlangung einer Virilstimme machen ließen, können aus zuverlässiger Mittheilung ebenfalls als unbegründet bezeichnet werden.

Grafen von Redern, welcher sein Majorat im Betrage von 50,000 Thlr. mit der Absicht und unter Zusicherung stiftete, dadurch die standesherrlichen Rechte zu erlangen; und für die dem Hannöver'schen Staat angehörige Familie der Grafen von Kielmannsegge, als Erben des Freiherrn von Stein, dessen Name sich hier bedeutungsvoll mit den neuen ständischen Entwickelungen Preußens verwebt. Bei der Verleihung der Preußischen Standschaft für seine nachgebliebene Familie wird ausdrücklich der Verdienste dieses großen Staatsmannes in Preußens Entwickelung gedacht, und diese Erinnerung an ihn, welche auch die an seine Zeit nothwendig in sich schließt, muß uns gerade in diesem Moment um so wichtiger erscheinen, da Stein es war, welcher die Idee einer Nationalrepräsentation zuerst im Preußischen Staatsleben pflegte und die Verbindung des Adels mit dem Bürgerstande auf einer großartigen politischen Grundlage zu betreiben suchte! —

Die Verknüpfung ständischer Rechte mit Majoratsstiftungen giebt dem aristokratischen Grundbesitz noch specifischer das Gewicht einer bevorrechteten politischen Stellung im Staatsleben. Man hat die Bedeutung der Majorate für das politische Ganze des Staatslebens von jeher verschieden beurtheilt, und auch Napoleon suchte seinen neuen Adel, dessen kräftiges Hervorgehen er beabsichtigte, durch Majorate zu befestigen, aber diese Einrichtung hat sich auf dem wandelbaren Grunde der modernen Eigenthumsverhältnisse am allerwenigsten in Frankreich ausbreiten können. In England hat das Majorat noch eine Seite hervortreten lassen, welche unmittelbar neben der krassesten Verdichtung des Standesinteresses und neben einer massenhaften Befe-

stigung des aristokratischen Uebergewichts, dem Adel eine volksthümliche Verbindung mit den andern Ständen und Berufszweigen der Nation eröffnet, indem die jüngeren Söhne zu bürgerlichen Beschäftigungen überzugehen genöthigt sind. Es hat sich aber dadurch keine gesunde und organische Ausgleichung der Standesunterschiede in der englischen Nation, sondern nur eine bittere Contrastirung der Gegensätze bemerklich machen können, und ebensowenig haben dadurch die politischen und ständischen Rechte, welche auf die alten Burgen und Schlösser eingetragen waren, jemals populär werden können! —

In Deutschland und namentlich in Preußen haben wir von einer massenhaften Zusammenhäufung des aristokratischen Grundbesitzes keine naheſtehenden Gefahren für die Volksrechte und für die allgemeine Freiheit der Nation mehr zu besorgen! Ueberhaupt ist es — wie wir in unsern bisherigen Ausführungen anzudeuten gesucht haben — nicht der Adel, welcher der freien und wahrhaften Fortbildung des Staatslebens in neuerer Zeit hinderlich werden kann und will, und zwar um deswillen nicht weil, wie wir gezeigt haben, der Adel bei uns keine höhere Aufgabe mehr kennt als die, in die Nation überzugehen und mit seinen besondern Standesinteressen darin zu verschmelzen. Die Stellung des Adels auf dem Vereinigten Landtage Preußens giebt dafür bereits die schönsten Gewährleistungen, und auch das Preußische Oberhaus, wie es in der Herren-Kurie constituirt worden, muß in dieser in ihm vorwaltenden Richtung auf das Gemeinwohl der Nation anerkannt werden.

Der Prälatenstand, welcher in den älteren deutschen Verfassungen ein ständisches Hauptelement bildete, ist als solcher

nicht wieder zu den ständischen Formen Preußens herangezogen und auch bei der Constituirung der Herren-Kurie gänzlich übergangen worden, in der er nur andeutungsweise durch die Vertreter der drei Dom-Kapitel zu Brandenburg, Merseburg nnd Naumburg in durchaus weltlicher Form erscheint. Die als Hinzufügung zu den Elementen der Herren-Kurie noch gewünschte Vertretung der Geistlichkeit und der Intelligenz müßte zugleich mit einer prinzipienmäßigen Umgestaltung der ständischen Wahlverhältnisse hervorgehn. —

Druck von Rudolph Marquardt in Berlin.
Mauerstraße Nr. 53.

In meinem Verlage ist ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbücher

für

dramatische Kunst und Literatur

redigirt vom

Prof. Dr. H. Th. Rötscher.

I. Heft. Lex. 8. 6½ Bog. br.

Preis pro Quartal 1½ Thlr. Pr. Cour. = 2 fl. 45 Kr. rhein. = 2 fl. 15 Kr. C.-M.

Inhalt des ersten Heftes:

Vorwort von H. Th. Rötscher.
1. Ueber den Ursprung der modernen Bühne. Von Th. Mundt.
2. Ueber den Styl des Drama's. Von Fr. Hebbel aus Wien.
3. Ueber die dramatische Literatur der Franzosen. Von Dr. Bamberg aus Paris.
4. Wie sich die rohe Empirie gegen die Wissenschaft verhält, dargestellt an dem Entwurf einer praktischen Schauspielerschule von August Lewald. Von H. Th. Rötscher.
5. Mittheilung mehrerer noch ungedruckter Briefe Seydelmanns, nebst Einleitung von H. Th. Rötscher.
6. Kritiken über Berliner Bühnenvorstellungen.
   Göthe's Faust. Von Dr. Melchior Meyr.
   La Calomnie, Comédie en 5 actes et en prose du théâtre français, par Scribe und ihre Darstellung durch die französische Gesellschaft in Berlin. Von H. Th. Rötscher.
7. Correspondenz-Nachrichten.
   Aus Königsberg von Prof. C. Rosenkranz. — Aus Hamburg von Dr. C. Töpfer. — Aus Dresden von Dr. Sch. — Aus Stettin von Fr. D. — Aus Wien von M. H. — Aus Kopenhagen von Henrik Herz.

Die

Jünger Börne's.

Ein Roman

von

Minna Wauer.

22 Bogen Octav. broch. 1½ Thlr.

Hofgeſchichten

von

L. Mühlbach.

3 Thle. (jeder 22 Bogen) 8. broch. 5½ Thlr.

Portrait

der Kammerſängerin

Madame Viardot-Garcia.

Nach dem Leben gezeichnet v. D'Allemande, lithog. v. Fiſcher.
Imperial-Folio: 1½ Thlr. Chineſ. Papier: 2 Thlr.

343

Ständische Blätter

von

Theodor Mundt.

II.

Der dritte Stand in Deutschland und Preußen, in seiner politischen und ständischen Vertretung.

Berlin,
Verlag von Louis Heichele
1847.

Der

dritte Stand in Deutſchland und Preußen,

in ſeiner politiſchen und ſtändiſchen Vertretung.

Mit Hinblick

auf die Verhandlungen des Vereinigten Landtags.

Von

Theodor Mundt.

Berlin.

Verlag von Louis Hirſchfeld.

1847.

1. Die Idee des dritten Standes.

Was der dritte Stand sei, und wie er politisch und social aufzufassen, darüber hat man oft verschiedene Deutungen und Wünsche der Staatsmänner gehört. Es hat sogar unter den letzteren einige gegeben, und giebt ihrer noch, welche den dritten Stand überhaupt nur für eine boshafte Erfindung unliebsamer Publizisten und Zeitungsschreiber, oder wenigstens für eine unglückliche Nachahmung aus dem Französischen halten, die für die Würde wohlregierter deutscher Staaten sich nicht recht schicken wolle! Andere haben gefunden, daß man einen politischen Götzendienst mit der Idee des dritten Standes getrieben, und sehen darin eine bis in unsere innersten Zustände uns verfolgende Fortbildung des Gedankens der französischen Revolution, in der zuerst ausgesprochen worden, daß der dritte Stand die ganze Nation sei!

Der dritte Stand ist aber nichts Anderes, als das in seiner socialen Ordnung gegliederte und in seinem politischen Recht anerkannte Volk, welches eben dadurch einen Stand bildet (den dritten in der Reihe der übrigen

Stände), daß es als ein in dieser Ordnung und in diesem Recht nothwendig bestehendes Staatselement gefaßt worden ist. Das Volk ist in dieser seiner staatsberechtigten Bedeutung, in der es sich als dritter Stand geschlossen hat, der eigentliche Bürgerstand selbst, durch den sich an den Tag legt, wie das Volk innerhalb des Staats besteht, geordnet und befestigt ist, während die unterhalb des Bürgerstandes noch übrig bleibende städtische Volksmasse, die man in ihrem regellosen und unsichern Verhältniß zu Staat und Gesellschaft am bezeichnendsten als das Proletariat auffaßt, einen von dem gesunden Körper gewissermaßen abgelösten, krankhaft für sich fortwuchernden Theil erkennt, der außerhalb des Staats steht, und darum dies der Gegenwart am meisten drohende staatsgefährliche und den Nationalkern verwüstende Element ausmacht. In Frankreich hat sich in dieser Beziehung die bourgeoisie mit dem peuple als ein gänzlich grundverschiedenes Wesen auf das Bestimmteste auseinandergesetzt, und namentlich hat die Julirevolution zu einer vollständig ausgesprochenen Trennung dieser Begriffe geführt, indem in der Juliwoche 1830, welche die dunkeln Revolutionsmassen Frankreichs überhaupt zu geistigen und verfassungsmäßigen Parteistellungen abklärte, entschieden der französische Bürgerstand es war, der in seiner klaren und selbstbewußten Sonderung von den untern Volksschichten das gesetzlich herrschende Element wurde und seitdem die eigentliche Grundstütze der Juliregierung blieb. Hierbei wurde in Frankreich nur das Versehen begangen, daß, seitdem der Bürgerstand aus der Julirevolution als ein gewissermaßen conservatives Staatselement hervorgegangen war, nicht gleichzeitig eine durchgreifende Organisation gemacht wurde, um die als Pöbel und Proletariat übrig blei-

benden unteren Volksſchichten zu erziehen, menſchlich und politiſch heranzubilden, und durch ein Hereinnehmen in den Staat und in den Organismus der Geſellſchaft unſchädlich zu machen!

In Deutſchland ging der dritte Stand bei weitem früher als in Frankreich als ein ſelbſtkräftiger und die ächte Volkskraft in ſich zuſammenfaſſender Stand hervor, und er hatte in unſerer Nation zum Theil nicht die gewaltſamen Entwickelungskämpfe durchzumachen, wie bei den Franzoſen, wo das Uebergewicht der Ariſtokratie ſchneidender in die ganze Staatsſtellung des Volkes eingegriffen und derſelben unüberſteigliche Schranken entgegengehalten hatte. Die freie und ſelbſtſtändige Entwickelung des ſtädtiſchen Lebens in Deutſchland, welche mit der geiſtigen, gemüthlichen und induſtriellen Beweglichkeit des Nationalcharakters zuſammenhängt, hatte den deutſchen Bürgerſtand ſchon frühe auf eine edle und in ſich ſelbſt berechtigte Grundlage gehoben. Aus freien Landeigenthümern hervorgewachſen und durch einen ſchaffenden Thätigkeitstrieb in ſtädtiſcher Anſiedelung feſtgehalten und vereinigt, gewann er ſelbſt unter unfreien politiſchen Verhältniſſen doch der Feudalwelt des Mittelalters eine Anerkennung individueller Freiheit und ſtarker Lebensgliederung ab.

In keinem der deutſchen Staaten aber entwickelte ſich der dritte Stand in neuerer Zeit ſo raſch und unter ſo abſichtlicher politiſcher Pflege ſeines innerſten Weſens als in Preußen, welches als die jüngſte hiſtoriſche Schöpfung der neueren Geſchichte auch vorzugsweiſe als der Staat des dritten Standes in derſelben erſcheint, und die Aufgabe hat, ihm ſeine wahre geſchichtliche Zukunft heraufzuführen und zu vollenden. Man hat öfter Preußen vorzugs-

weiſe die Macht des Proteſtantismus genannt, und demgemäß auch ſeine ſtaatliche Aufgabe darin geſehen, daß es die proteſtantiſche Weltſtellung der neueren Zeit ausprägen und daraus den wahrhaft modernen Staat in der Freiheit aller politiſchen Formen ſich bilden laſſen ſoll. Dieſe Anſicht von Preußen iſt jetzt zum Theil eine veraltete zu nennen, da die confeſſionellen Spaltungen auf dem Gebiete der Religion ihre ſubſtantielle Bedeutung für das Völkerleben verloren haben, und der Geiſt der politiſchen Freiheit ſich glücklicherweiſe davon unabhängig gemacht hat. Das proteſtantiſche Grundweſen des preußiſchen Staats wird aber darin ſeinen allgemeinen hiſtoriſchen Sinn zu behaupten haben, daß er ſich in allen ſeinen Entwickelungsformen vorzugsweiſe auf das Element des dritten Standes ſtützt, der an ſich eigentlich eine vorherrſchend proteſtantiſche Geburt iſt, der aus proteſtantiſchem Blut gezeugt wurde und an den Händen des Proteſtantismus zuerſt die Bahn der Geſchichte betreten hat. Wie der Proteſtantismus der deutſchen Reformation weſentlich vom dritten Stande des deutſchen Volkes getragen und durchgearbeitet wurde, ſo muß er ſich auch in demſelben wieder zu einer allgemeineren und univerſalen Bedeutung als ein hiſtoriſches Element ausbilden. In dieſer Beziehung iſt es bemerkenswerth, wie die Franzoſen neuerdings in ihren Geſchichtswerken angefangen haben, an die Geiſteselemente der deutſchen Reformation ihre eigene politiſche Geſchichte anzuknüpfen, und damit dem deutſchen Proteſtantismus überhaupt eine Bedeutung für die politiſchen Geſtaltungen der europäiſchen Völker, eine plaſtiſche Kraft und eine geiſtige Berechtigung zur Hervorbildung des freien modernen Staats nachzuweiſen, was namentlich Louis Blanc im erſten Bande ſeiner Geſchichte der

franzöſiſchen Revolution ſehr ausführlich und gründlich gethan. Das Hervorwachſen der franzöſiſchen politiſchen Bildung aus den Elementen des Proteſtantismus zeigt aber Louis Blanc zuerſt an jenen proteſtantiſchen Publiziſten Frankreichs, welche im ſechszehnten Jahrhundert, nachdem durch den Religionskrieg und die Bluthochzeit die religiöſen Ideen compromittirt geweſen, ſich zu einer eigenthümlichen politiſchen Partei organiſirten, und unter denen beſonders Hotmann und Hubert Languet in ihren vielverbreiteten Schriften an den Tag legen, wie hier ſchon die Ideen der franzöſiſchen Revolution auf dem Grunde der proteſtantiſchen Weltanſicht erwachſen und ſich vollſtändig ausbilden. In dieſen Schriften (beſonders in Hotmann's Franco-Gallia und in Hubert Languet's Vindiciae contra tyrannos) wird die abſolute Gewalt ſchon auf die mächtigſte Weiſe in Frage geſtellt, der Selbſtbeſtimmung des Individuums, namentlich aber der Autonomie in allen politiſchen Dingen, das höchſte Recht zugeſprochen, und das Grundweſen des conſtitutionellen Prinzips aufgerichtet und ſogar in einem ſolchen Uebermaaß geltend gemacht, daß dieſe proteſtantiſchen Publiziſten bereits eine Souverainetät der Stände wollen, der die Perſon des Königs ſich vollkommen unterzuordnen habe!

In Deutſchland hatten die proteſtantiſchen Triebe der neueren Geſchichte zuerſt den dritten Stand aus ſeiner Feſtgeſeſſenheit in dem mittelalterlichen Innungsweſen herausgehoben und ihn auf ſeine allgemeine menſchliche und geſchichtliche Beſtimmung hingewieſen, indem ihm die Aufgabe zugetheilt wurde, zum Erſtenmal das freie Volksbewußtſein in die Waagſchale der Zeit zu legen und damit gegen die den Geiſt feſſelnden Traditionen der Vergangen-

heit zu entſcheiden. In dieſer Aufgabe hatte der dritte Stand ſeine ganze eigene Zukunft zu ergreifen, es war die Aufgabe, die ihn hiſtoriſch machen ſollte, und die Geſchichte begünſtigte ihn darin. Anfangs ſtellte ſich der deutſche Adel ſelbſt an ſeine Spitze, indem Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten die reformatoriſchen Bewegungen der Zeit, welche dem Volke gehörten, zu organiſiren und zu leiten ſuchten und darin auch den neuen Wendepunkt für die nationale Bedeutung ihres eigenen Standes zu benutzen ſtrebten; ſowie auch in der franzöſiſchen Revolution die Männer der hohen Ariſtokratie es waren, welche zuerſt die Rechte des dritten Standes vertraten und zur Geltung brachten, in der Nationalverſammlung Graf Mirabeau, in der Literatur der Graf d'Entraigues, welcher die erſte Schrift gegen die Privilegien des Adels herausgab.

Die volksthümliche und nationale Stellung des Adels auf dem erſten Vereinigten Landtag Preußens hat ebenfalls gezeigt, wie auf großen geſchichtlichen Wendepunkten die Beſitzer der Standes- und Geburtsrechte immer am erſten geneigt ſind eine vermittelnde Poſition zu ergreifen, und in der lebhaften und thätigen Anerkennung der Idee des dritten Standes die Idee der Nation ſelbſt und darin den allgemeinen und ſichern Grund ihrer eigenen Exiſtenz herauszufördern. Der dritte Stand hat zwei Freunde in der Geſchichte, die man ihm nicht durch falſche Vorurtheile verkümmern ſollte. Dies ſind auf der einen Seite die Philoſophen, auf der andern die ächten Ariſtokraten. Beide werden immer und überall nur zum Emporkommen des dritten Standes und zu ſeiner rechtlichen und vernünftigen Begründung wirken. Der dritte Stand deutet ſchon durch dieſe Herrlichkeit, unter der er in die Geſchichte einzieht,

seine große Zukunft an. Die Philosophie muß sein Herold und der Adel sein Ritter sein. Der Gedanke zeigt auf ihn hin, weil er im dritten Stande den geistigen Begriff des ganzen Volkes erkennt, weil es die innere Unendlichkeit des Staatslebens ist, welche sich im dritten Stande ausbreitet. Die hauptsächliche Habe des dritten Standes ist darum vornehmlich noch eine geistige und ideale, aus der sich seine Wirklichkeit im Staat am liebsten auf dem Wege einer friedlichen und organischen Entwickelung aufbaut. Denn kein Stand in der Geschichte ist weniger zu gewaltsamen Entwickelungen geneigt, als der dritte Stand, in dessen kräftigem und freiem Herausleben die Regierungen immer die sicherste Stütze ihres Bestehens haben werden. Die Entwickelungen des Adels und der Geistlichkeit haben überall bei weitem trotzigere, gefahrvollere und das Gemeinwohl beeinträchtigendere Elemente auszubilden und aufzustellen gehabt, als im Wesen und in den Bedürfnissen des dritten Standes liegt, der, weil er eben das allgemeine Leben des Nationalbegriffs in sich trägt und deshalb von gar keinem Sondergeist und Ausschließungsprinzip bewegt wird, von Grund aus nur in einer harmonisch vereinigenden, ausgleichenden und zusammenfassenden Entwickelung vorwärts geht, und sich darin als den eigentlichen Träger des inneren Gottesfriedens einer Nation zu bewahrheiten strebt. Der dritte Stand ist daher das ewig bewegliche und zugleich das ewig und wahrhaft conservative Prinzip im Staatsleben. Er gehört stets der Zeit und der Gegenwart an, das lebendige und nicht vorüberzulassende Interesse des Augenblicks ist das seinige, und durch die nimmer ruhende Thatkraft des Erwerbs und der Arbeit sucht er es fröhlich wahrzunehmen. Aber indem er stets schaffend

ſtets ſeiner Zeit lebt, hat er ſeine Stärke nicht minder auch in dem Bewußtſein ſeiner über alle Gegenwart hinausreichenden Beſtimmung, welche die Zukunft in ſich trägt und weit zurück in die Vergangenheit ihre Wurzel ſchlägt. Die Tradition iſt dem dritten Stande und ſeinem geſunden chriſtlichen Bewußtſein heilig, es iſt ſogar die heimliche Tradition der allgemeinen Menſchenrechte, welche er Jahrtauſende in ſich bewahrt und feſtgehalten hat und auf deren innerlich ſegensreichem Grunde er mitten unter den feindlichen Einflüſſen der ihn überragenden Stände doch allmählig herangewachſen iſt. Aber die Traditionen, welche das Leben binden und feſſeln wollen, werden vom dritten Stande in die productive Beweglichkeit ſeines eigenen Daſeins hinabgezogen und dadurch in der Tiefe der Lebens- und Volksidee ſelbſt unaufhörlich weitergebildet. Es hat daher einen wahrhaften und großen Sinn, wenn man in der Fortbildung des dritten Standes zugleich eine entſcheidende Bewegung der Menſchenrechte ſelbſt geſehen, worin auch zugleich die andere Behauptung, daß der dritte Stand die Nation ſelbſt ſei, ihre tiefe geiſtige Bedeutung erhält.

Im alten deutſchen Reich war der dritte Stand, obwohl vielfach gebrochen und in engen Gränzen gedämmt, doch auch in dieſer ſeiner allgemeinen Nationalbedeutung ſelbſt von vielen Kaiſern anerkannt worden, und ſie ſtrebten, den Ruhm ihres Wirkens an den geheimen Segen dieſes Standes anzuknüpfen. Wie die Idee des deutſchen Kaiſerthums im Mittelalter in gewiſſem Betracht ein geheimnißvolles Myſterium war, in dem eine innere Seite allgemeiner chriſtlicher Weltbedeutung ſich erſchloß, ſo lebte auch die Idee des dritten Standes ſchon mitten in der Feudalwelt wie ein geheimnißvoller Cultus, in welchem alle

Stände dem Volksbegriff ihre Huldigung abzutragen hatten. Und wiefern man ſagen kann, daß der dritte Stand die Nation ſei oder vielmehr der wahre Ideen- und Naturgrund derſelben, ſo ſtellt er dies ganze Weſen der Nation beſonders auch in dem Sinne dar, daß er gewiſſermaßen die höchſte nationale Inſtanz für alle Entwickelungen bildet, ſo daß ihn ein neuerer Hiſtoriker mit einem nicht ganz unglücklichen Vergleich, obwohl in ſchiefer Nebenbeziehung, „das die Völker umfaſſende Parterre“ nennen konnte. Der dritte Stand vertritt aber auch der Ariſtokratie gegenüber, welche für ſich ſelbſt nur das Intereſſe ihrer Perſonen und Geſchlechter kennt, das lebendige Ganze der menſchlichen Geſellſchaft ſelbſt, indem er den Perſonen die Idee, den Geſchlechtern das Geſchlecht gegenüberſtellt, und damit phyſiſch wie geiſtig ſtets auf die höchſten Nothwendigkeiten des Beſtehens hinzeigt. Wenn daher der Adel in großen Kriſen der Geſchichte es zu ſeiner Aufgabe gemacht hat, die Waffen des dritten Standes in die Hand zu nehmen und der Führer ſeiner hiſtoriſchen Kämpfe zu werden, ſo zeigt er darin außer dem geſunden und gerechten Sinn, welcher ihn leiten mag, zugleich den ſcharfen diplomatiſchen Inſtinct und Tact, der immer ein beſonderer Vorzug ſeines Standes geweſen. —

2. Die Kurie der drei Stände und der dritte Stand.

Bei dieſem allgemeinen nationalen Gewicht des dritten Standes iſt es in den verfaſſungsmäßig geordneten Staaten die zweite Verſammlung der Stände, auch das Haus der Gemeinen oder geradezu die Volkskammer genannt, worin der dritte Stand das geſetzliche Organ ſeiner Bewegungen und Intereſſen findet und ſich als ein ſtaatsberechtigtes Element aus ſeiner eigenen Kraft heraus gliedern kann. Die Verſammlungen der Gemeinen haben darum in allen Verfaſſungsſtaaten, dieſelben mögen ſich nun bloß ſtändiſch gegliederte Monarchieen oder conſtitutionelle Repräſentativſtaaten nennen, immer eine beſonders hohe Stellung eingenommen, und die Sympathie des Volkes wird ſich immer vorzugsweiſe dieſem ſtändiſchen Körper zuneigen als demjenigen, in welchem ſein eigenſtes Leben und Recht zur Vertretung gekommen.

Die neue ſtändiſche Verfaſſung Preußens, welche ſich in zwei Kurien auseinanderlegt (einem in neuerer Zeit nur noch in der Hannöverſchen Verfaſſung gebrauchten Ausdruck), hat ihre zweite Verſammlung in der „Kurie der drei Stände“ hingeſtellt, worin eine eigenthümliche Zuſammenſetzung des Adels, der Städte und der Landgemeinden zu einer einheitlichen ſtändiſchen Organiſation

ſtattgefunden hat. Denn ungeachtet der darin aneinandergereihten verſchiedenartigen Elemente muß man es doch zunächſt als eine Abſicht der Verfaſſung ſelbſt erkennen, daß die drei Stände dieſer Kurie ſich in der That darin zu einer einheitlichen Organiſation verbinden und durchdringen ſollen, in der ſie auch allein ein allgemeines Wirken zum Wohl des ganzen Staats beginnen können. Nach den Abſichten der Verfaſſung ſollte offenbar eine Gliederung in Stände nicht zugleich eine Trennung in Stände ſein, was auch namentlich in den Verhandlungen und der ganzen inneren Stellung der Drei-Stände-Kurie ſelbſt mehrfach auf die erfreulichſte und den Nationalſinn anregendſte Weiſe zu Tage gekommen iſt. Die Mitglieder der Kurie der drei Stände haben eine Vertretung nach Ständen bei ihren Berathungen und Abſtimmungen mehrfach abgelehnt und in vielen hervorragenden Aeußerungen als Abgeordnete der Nation, nicht aber als Vertreter des Standes, der ſie gewählt hat, ſich betrachtet wiſſen wollen.

Solche Aeußerungen, welche auf das Prinzip der ſtändiſchen Vertretung ſelbſt zurückgehen, kommen faſt in allen Debatten des Vereinigten Landtags vor, wie es überhaupt bemerkenswerth iſt, daß die Stände in ihren Verhandlungen keinen Schritt vorwärts thun können, ohne ſich in kritiſche Selbſtbetrachtung auf Weſen und Form ihres Beſtehens einzulaſſen, und dadurch einen allgemeinen Boden ihrer Wirkſamkeit mehr und mehr feſtzuſtellen. Dies iſt ſehr charakteriſtiſch als eine Haupteigenthümlichkeit der erſten centralſtändiſchen Verſammlung von 1847 zu bezeichnen, und es wird darin zugleich auf eine geiſtige und moraliſche Weiſe der prinzipielle Gegenſatz zwiſchen ſtändiſchem und conſtitutionellem Verfaſſungsweſen gewiſſermaßen gelöſt und darüber

hinausgegangen. Der Begriff einer ſtändiſchen Verfaſſung pflegt im Gegenſatz zu dem conſtitutionellen Repräſentativſtaat vorzugsweiſe ein bedingteres Verhältniß zur Staatsverwaltung ſelbſt in ſich zu ſchließen, welche letztere, in der Mitte ſtehen bleibend, die Stände um ſich gruppirt, um ſich an ihnen und ihrer intelligenten und ſittlichen Kraft zu ſtärken. In der conſtitutionellen Verfaſſung dagegen wird die Verwaltung ein Staatselement, das als ſolches ebenfalls in Frage geſtellt werden kann, das alſo den Ständen gegenüber in einer verantwortlichen Stellung ſich befindet, und wodurch offenbar eine Theilung der Staatsgewalten ſtattgefunden hat. Inwieweit zwiſchen beiden an ſich grundverſchiedenen Verfaſſungsformen geiſtige Uebergänge möglich ſind, haben die Stände des Vereinigten Landtags Preußens in ihrer eigenen inneren Haltung und in ihrem Verhältniß zur Regierung gezeigt. Sie haben ſich, ohne daß mit dieſer deshalb ein Conflict zu Tage gekommen wäre, in der Debatte vielfach die Vertreter des preußiſchen Volkes genannt, und wenn einſtmals die Reußiſchen Stände in einen fiscaliſchen Prozeß verwickelt wurden, weil ſie ſich „Vertreter des ganzen Reußiſchen Volkes“ nannten, ſo iſt bei den preußiſchen Ständen dadurch nur ihre moraliſche Stärke auch in der Anſicht der Regierung gewachſen.

Als einen dieſer geiſtigen Uebergänge, und zwar als den wichtigſten, ſehen wir es an, daß die Kurie der drei Stände ihre äußere Zuſammenſetzung aus drei verſchiedenen Standeselementen nicht zugleich als eine irgend weſentliche Verſchiedenheit im Innern ihres Organismus hat feſthalten wollen, ſondern ſich vielmehr für eine Auflöſung dieſer Standesbeſtimmtheiten in ihrer eigenen Mitte ausdrücklich erklärt hat. Dies hat ſich auch theilweiſe ſelbſt bis auf

die Plätze im Saal, welche ursprünglich wie nach den Provinzen ſo auch nach den Ständen in dieſen charakteriſtiſchen Gruppen eingenommen werden ſollten, erſtreckt, indem daraus allmälig eine Durcheinandermiſchung in den Sitzen der Abgeordneten geworden. Die Kurie der drei Stände will alſo in ihrer Dreiheit des Adels, der Städte und der Landgemeinden nur die Einheit des Volksbegriffes ſelbſt repräſentiren, und ſie faßt in dieſer von ihr ausgeſprochenen Beſtimmung ihres Körpers das Volk als den wahren und höchſten Inbegriff aller Stände auf, in dem dieſe mit ihren Sonderheiten aufgehen und verſchwinden müſſen. Wenn die Kurie der drei Stände darum auch nicht im Sinne des modernen Repräſentativſyſtems eine Volkskammer genannt werden darf, ſo können wir ſie doch in dem Sinne, in welchem wir die ideale Bedeutung des dritten Standes feſtzuſtellen geſucht, vorzugsweiſe als die Kurie des dritten Standes bezeichnen, und darin die eigenthümlichſte Grundlage ihrer Beſtimmung und Wirkſamkeit erkennen. Wenn in der Kurie der drei Stände der Adel nicht den Adel, die ſtädtiſchen Vertreter nicht die Städte, die Landgemeinden nicht die Landgemeinden vertreten wollen, ſo vertreten ſie alle zuſammen den dritten Stand, und bilden darin die wahrhaft nationale Kammer, zu der freilich die Herren-Kurie, nach ihren darüber gehörten Bekenntniſſen, keineswegs das Gegengewicht abgeben will, wogegen aber die Drei-Stände-Kurie in ihrer Zuſammenſetzung recht eigentlich als der Ausfluß aller Stände der Nation in der ſubſtantiellen Vereinigung aller ihrer Unterſchiede erſcheint. Es iſt daher im höheren Sinne das bürgerliche Element, welches auch bei den preußiſchen Ständen in ihrer zweiten Verſammlung das Uebergewicht und die entſcheidende

Stellung behauptet, es ist die Politik des dritten Standes, die in der preußischen Drei-Stände-Kurie ihre Entwickelungen ausführt, des dritten Standes, welcher in seiner höheren geistigen Bedeutung das große menschliche und vernünftige Ganze eines Staatslebens in sich zusammenschließt. —

In seiner formellen Gliederung stellt sich der dritte Stand als der Stand der Städte dar, welcher in der preußischen Verfassungs-Ordnung von 1847 wieder in dieser dritten Reihe der Stände erscheint, in der er in den ältesten Zeiten des deutschen Staatslebens seine eigenthümliche Stelle hatte und nach der er bei allen politisch gebildeten Völkern vorzugsweise der dritte Stand genannt worden ist. Die Eintheilung des deutschen Volkes in vier Stände, welche die neue preußische Verfassung wieder aufgenommen hat, findet man in Deutschland eigentlich zuerst im Zeitalter der Reformation ausgesprochen, und Sebastian Franck stellt in seinem Weltbuch (1534) „viererlei Stände Germaniä" dar, von denen der erste Stand die Geistlichkeit, der zweite der Adel, der dritte die Bürger („ein subtil, weltweiß, kunstreich volk, darzuv zuv allen Händeln kuen, freudig und geschickt"), der vierte die Bauern genannt wird. Was den Stand der Geistlichkeit anbetrifft, so scheint es nicht in der Richtung der neuen preußischen Staatsverhältnisse zu liegen, denselben wieder als einen politisch berechtigten Körper in den Staatsorganismus selbst hereinzunehmen. Im dritten Stand aber lag ursprünglich der Bauernstand mitinbegriffen, und so sind es eigentlich die drei Ordnungen des Lehr-, Wehr- und Nährstandes, welche als die drei grundthümlichen Gliederungen des Staatslebens schon in alter Zeit erscheinen. Die

altherkömmliche Bezeichnung des Nährstandes für den dritten Stand drückt am umfassendsten das schaffende und zugleich wahrhaft erhaltende Wesen dieses Standes und seine productive Stellung zur Gesellschaft aus, worin er zugleich als diese starke physische Grundlage der Gesellschaft die unabweisbare Bedeutung eines berechtigten Standeskörpers in sich trägt. Dagegen ist dem Lehrstand und Wehrstand als solchen von Staatstheoretikern häufig die Berechtigung abgesprochen worden, politische Stände zu sein*). Sofern diese Ansicht Geltung erlangen könnte, würden dann alle Stände der Nation ihr eigentliches politisches Dasein im dritten Stande haben, und es würde daraus eine Staatsgliederung entstehn, auf welche schon die preußische Drei-Stände-Kurie in ihrer dahin abzielenden Zusammensetzung hinzudeuten scheint. —

Die Anhänger des Prinzips der ständischen Gliederung, die darin zugleich ein conservatives Staatselement aufrecht zu erhalten glauben, haben sich aber auch in der Kurie dahin geltend gemacht, daß es nicht zu einer gänzlichen Nivellirung der Standesinteressen in unsern Landtagsverhältnissen kommen dürfe. Dies hat sich besonders in der Sitzung der Drei-Stände-Kurie vom 21. Mai bei

*) So sagt auch Rotteck in seinen Ideen über Landstände (S. 47): „Lehrstand und Wehrstand sind durchaus keine politischen Stände; denn die Lehre, oder die Geistesbildung ist ein allgemeines Recht, und die Wehre oder der Kampf für's Vaterland eine allgemeine Pflicht aller Bürger; und wo eine besondere Widmung zu einem oder dem andern, durch den Auftrag der Staatsgewalt oder des Volks, entsteht, da sind die Lehrer und die Krieger nur Diener des Staats, zu nichts weiterem als zu dem bedungenen Lohn berechtigt; ja, in der Eigenschaft von Dienern der Regierung — wie in monarchischen Staaten der Regel nach stattfindet — theils gar nicht, theils minder als die übrigen Bürger, fähig zur Stellvertretung des Volkes." —

der Debatte über die Petition des Abgeordneten von Beckerath („wegen Aufhebung der Sonderung in Theile bei dem Vereinigten Landtag") gezeigt. Dieser rheinische Abgeordnete, welcher seine Anträge stets in ebenso scharf bestimmten als harmonisch gemessenen Formen faßt und dabei immer von den höchsten Gesichtspunkten einer nationaleinheitlichen Staatsgestaltung ausgeht, hat in seiner Petition die Aufhebung des §. 17 der Verordnung vom 3. Februar beantragt, nach welchem eine Sonderung in Theile alsdann in der Versammlung eintreten kann, wenn einzelne Stände oder Provinzen sich in ihrem besonderen Interesse verletzt glauben. Herr von Beckerath beginnt die Begründung seines Antrags mit den Worten*): „Die allgemeine Landesgesetzgebung kennt keinen Unterschied der Stände und Provinzen, jeder Staatsangehörige ist ihr gleichmäßig unterworfen." Und ferner: „wo der Inbegriff des gesammten staatlichen Lebens in einer Central-Institution zusammengefaßt werden soll, da kann der einzelne Stand, die einzelne Provinz ein Recht sich von dem Ganzen loszureißen, ja sich mit demselben in Konflict zu setzen, nicht in Anspruch nehmen." Der Antrag wurde jedoch schon im Commissionsgutachten von der Mehrzahl abgelehnt, und fand auch bei der Debatte in der Versammlung selbst keine Majorität, indem einige Mitglieder, die in dem Element der ständischen Gliederung das Element der politischen Freiheit selbst erblicken wollen, in diesem Sinne auch den Vorbehalt der Sonderung in Theile mit Anklang zu verfechten wußten. —

*) Allgemeine Preuß. Zeitung Nr. 146 S. 873.

3. Der dritte Stand in der preußiſchen Städteordnung.

In Preußen empfing der dritte Stand ſeine politiſche Anerkennung und geſetzliche Kräftigung in jener von innen heraus ſchöpferiſchen Zeit unſers Staatslebens, wo alle Stände mit Bewußtſein in die allgemeine Idee des Staats hineingezogen wurden, wo der Sonderſtellung des Adels in der Aufhebung der Erbunterthänigkeit ihre Stütze unter den Füßen hinſchwand, und wo durch die neue Städteordnung vom 19. November 1808 der dritte Stand ſeine ſelbſtändige und in ſich frei beſtimmte Rechtsſphäre angewieſen erhielt. Dieſe Städteordnung von 1808 erſchien nach der Seite des Volkes hin als eine nothwendige Ergänzung zu dem, was nach der Seite des Adels durch das Edict vom 9. Oktober 1807 gethan worden war. Die preußiſche Städteordnung ſpricht in feſten und weitgreifenden Beſtimmungen die Grundtriebe des preußiſchen Staats aus, ſich in ſeiner Entwickelung auf das Volkselement zu ſtützen und demſelben dazu die Bahn einer ſelbſtmächtigen Geſtaltung aus ſeinen eigenen Kräften heraus zu eröffnen. Die Städteordnung iſt deshalb auch bei manchen in der letzten Zeit in den Ruf einer theils unbequemen theils verhaßten Einrichtung gekommen, und dem Einfluß der geſchichtlichen Verhältniſſe ſelbſt iſt es gelungen, Manches an ihr abzuſchleifen,

und umzubilden, was in ihrer ursprünglichen Bestimmung vertrauensvoll und großsinnig angelegt war. Die politischen Einflüsse der Zeit, die nach der französischen Julirevolution für bedenklich galten, haben sich in der revidirten Städteordnung von 1831 geltend gemacht, deren Annahme aber in das freie Belieben der Städte und Provinzen gestellt wurde. Die Abweichungen der revidirten Städteordnung schließen allerdings in mehreren Stücken eine Beschränkung der demokratischen Natur der alten Städteordnung in sich, welche häufig auch mit dem Repräsentativsystem und den constitutionellen Staatsformen in Vergleich gezogen worden. Diese Beschränkung besteht vornehmlich in den enger gesetzten Gränzen für Bürgerrecht und Wählbarkeit, welche an eine stärkere Erforderniß des Vermögens gebunden werden, und in Herstellung einer ansehnlicheren Machtvollkommenheit des Magistrats durch Erhöhung seiner Amtsdauer. Wenn aber auch durch die neue Städteordnung mehr conservative Bestandtheile in das bürgerliche Gemeindeleben haben gebracht werden sollen, so ist doch auch in diesen Formen noch so viel freie und selbsteigene Bewegung des bürgerlichen Elements übrig geblieben, daß man ohne Widerspruch behaupten kann, es habe der dritte Stand bei uns in seiner Städteverfassung eine gesetzliche Constituirung gefunden, wie er sie bisher noch in keinem andern, selbst auf ganz demokratischen Einrichtungen beruhenden Staat davongetragen. —

Insofern nun in Preußen die ständische Vertretung des dritten Standes vorzugsweise an die Formen der Städteordnung gebunden erscheint, müssen auch aus dieser freien Organisation des bürgerlichen Elements wohlthätige Einflüsse auf die Bewegung des ganzen Staatskörpers in

seinen allgemeinen Verhältnissen übergehn. In der Vertretung der Städte, wie sie in den ständischen Gesetzen Preußens vorgeschrieben, ist aber der Geist der älteren deutschen Verfassungen wesentlich verlassen, indem sich jetzt nicht mehr die ständischen Rechte der Städte ausschließlich auf die Magistratspersonen, welche dieselben früher in sich concentrirt haben, übertragen. Da die von den Stadtverordneten zu bewirkenden Wahlen der Landtags-Abgeordneten keineswegs auf den Bürgermeister oder irgend ein anderes Mitglied der Stadtbehörden gerichtet zu sein brauchen, so hört man von einigen Seiten her beklagen, daß dadurch der Magistrat gegen die früheren Verhältnisse des deutschen Gemeindelebens an Würde und Ansehen eingebüßt, und zu demokratischen Uebergriffen in unserer Städteverfassung der weitreichendste Grund gelegt sei. Ein Gegengewicht gegen das volksherrschaftliche Wesen der Städteordnung wurde aber in den ständischen Gesetzen Preußens selbst niedergelegt, denn obwohl nach denselben sämmtliche Städte der Monarchie ohne alle Ausnahme mit den landständischen Rechten begabt worden sind, so hat doch dabei in der Vertheilung des Stimmrechts ein solches Zusammendrängen der individuellen Berechtigung stattgefunden, daß der Stand der Städte als solcher noch in einer unverhältnißmäßigen Minderzahl bleibt, und mit seinen 182 Stimmen gegen die 237 Stimmen des Standes der Ritterschaft einen der Kraft des städtischen Elements nicht entsprechenden Gegensatz darstellt. Der Ausbildung der ständischen Wahlverhältnisse ist darin noch eine große Aufgabe vorbehalten, über die auch wohl auf keiner Seite eine Verkennung und Täuschung herrscht und die durch das in allen Kreisen des Staats-

lebens ſich immer gleichmäßiger verbreitende politiſche Bewußtſein von ſelbſt ihrer Löſung entgegenbewegt wird. —

Wenn nach unſern ſtändiſchen Geſetzen die Landtags-Abgeordneten der Städte von den Stadtverordneten-Verſammlungen zu wählen ſind, ſo hat darin in den Städten der Rheinprovinz, wo die Städteordnung erſt jetzt eingeführt worden, ein anderes Wahlverhältniß eintreten müſſen, das auch bei den zum Vereinigten Landtage zuſammengekommenen rheiniſchen Ständen noch das beſtimmende geweſen iſt. Es hat dieſer eigenthümliche Umſtand auch in den Verhandlungen der Kurie der drei Stände über das Petitionsrecht (am 19. Mai)*) zu beſonderen Erklärungen geführt, indem der an ſich beſchränkte Verkehr der Landtags-Abgeordneten mit ihren Wählern, welche denſelben keine bindenden Aufträge ertheilen dürfen, für die Rheinprovinz noch enger dadurch gefaßt worden iſt, daß die Regierung den Gemeinderäthen erklärt hat, ſie dürften nicht die Berathung von Petitionen vornehmen, welche an den Landtag oder an einzelne Deputirte zu richten wären. In dieſer Beziehung haben ſich auch allerdings Ungleichheiten in den Vorbereitungen der Gemeinden zu dem Vereinigten Landtag gezeigt, indem in einigen Theilen des Landes den Committenten verwehrt worden iſt ihre Wünſche den Landtags-Abgeordneten auszuſprechen, während in andern Gegenden dies ungehindert ſtattgefunden hat. Der Landtags-Commiſſar hat dieſe intereſſante Debatte durch die Erklärung erläutert, daß in der Rheinprovinz allerdings die Gemeinde-Räthe nicht als die Kommittenten der Landtags-Abgeordneten betrachtet werden können, weil ſie ſich nach dem dermaligen Standpunkte

*) Allgemeine Preuß. Zeitung Nr. 143.

der dortigen ständischen und Komunalgesetzgebung nicht mit den Wahlen der Abgeordneten zu befassen haben, und weil ihnen danach nicht das Recht zustehe, sich als praktische Körperschaften zu constituiren, in dieser Eigenschaft Beschlüsse zu fassen und Aufträge an Deputirte zu richten. Auf die im Interesse der Rheinprovinz vorgebrachte Reclamation des rheinischen Abgeordneten von der Heydt erklärte der Landtags-Commissar ferner, daß die Gleichstellung des Verfahrens in der Rheinprovinz mit demjenigen der übrigen Provinzen einer anderweitigen Gesetzgebung vorbehalten und deshalb bereits ein Gesetzentwurf vorbereitet sei, welcher dem nächsten rheinischen Provinziallandtag vorgelegt werden solle. In dieser höchst beziehungsreichen Verhandlung hat es überhaupt an bedeutenden Wendepunkten der Debatte nicht gefehlt, und besonders ist darin das Petitionsrecht selbst als das wichtigste Organ des Volksbewußtseins allseitig zu seiner Anerkennung gelangt. In dem Petitionsrecht übt vorzugsweise der dritte Stand seine eigentliche politische Lebenskraft aus, und wenn die andern Stände in den Bevorzugungen der Geburt und der gesellschaftlichen Stellung eine reale Unterstützung ihrer politischen Rechte finden, so hat der dritte Stand als eine solche angeborene Waffe seiner politischen Freiheit eigentlich nur das Petitionsrecht sein zu nennen, vermöge dessen ihm stets vergönnt sein muß, seiner politischen Existenz die natürliche und menschliche Genugthuung zu schaffen. Auch wird es immer im Interesse der Regierungen liegen, in der Freiheit des Petitionsrechts dem dritten Stande gewissermaßen einen friedlichen Ausweg für die Entwickelungen seiner Rechte offen zu halten und dadurch sein ideelles Herausleben aus sich selbst zu begünstigen, statt ihn auf gewalt-

ſame Bahnen, wo er ſich mit fremdartigen äußern Elementen vermiſcht, abirren zu laſſen. Ein ritterſchaftlicher Abgeordneter der Provinz Preußen, Herr von Bardeleben, macht in der erwähnten Sitzung über dieſe wichtige Bedeutung des Petitionsrechts nach der allgemeinen Seite des Volkslebens hin folgende eben ſo ſchön als kraftvoll ausdrückte Bemerkungen*): „Das Petitionsrecht bildet ein weſentliches Band zwiſchen dem Lande und ſeinen Vertretern, indem es allein oder doch vorzugsweiſe das Mittel darbietet, die Wünſche und Bedürfniſſe des Landes kundzugeben. Die Nothwendigkeit ſpricht ſich um ſo dringender dafür aus, weil ein großer Theil des Volkes ohne alle politiſchen Rechte iſt, daher auf die Wahl ſeiner Vertreter einzuwirken außer Stande iſt. Wobei nicht außer Acht zu laſſen iſt, daß zu ihnen mit die gebildetſten und reichſten Leute im Lande gehören. Meine Herren! in allen ſtaatlichen und politiſchen Körperſchaften, in allen Einrichtungen der Art, iſt eine gewiſſe Neigung enthalten, ſich zu iſoliren, eine gewiſſe Neigung, allmälig eigenſüchtige Zwecke zu verfolgen, einſeitige Richtungen einzuſchlagen. Nach meiner Ueberzeugung giebt es nur Ein Mittel gegen ſolche verderbliche Richtungen, und dieſes Mittel liegt in dem ewig friſchen Leben, welches aus der Geſammtheit des Volkes ſtrömt. Meine Herren, auch ich wollte Ihren Blick auf ein Land wenden, welches hier ſchon oft genannt iſt, und in welchem das politiſche Leben wohl am meiſten ausgebildet ſein dürfte, in welchem wir auch in dem letzten Vierteljahrhundert geſehen haben, daß die bedeutendſten Reformen in ſeinen ſtaatlichen und politiſchen Einrichtungen nur durch

*) Allgemeine Preuß. Zeitung Nr. 143.

mächtige Einwirkungen des öffentlichen Geistes auf seine Volksvertreter hat errungen werden können. Ich kann dabei nicht unbemerkt lassen, daß dort nach dreißigjährigen Kämpfen niemals mehr als die absolute Stimmenmehrheit in den Parlamenten hat erlangt werden können, daß also nicht zwei Drittel Stimmen nothwendig waren, um solche Anträge zu machen, wie hier." —

Wir haben das Petitionsrecht vorzugsweise die politische Waffe des dritten Standes genannt, und wir müssen dazu auch noch das Recht der Association und die Preßfreiheit hinzufügen. Aus diesen drei eng miteinander verbundenen Elementen wird allein das wahre politische Volksleben hervorgehn können, denn um das Volk und sein Glück wird es sich doch am Ende bei allen Veranstaltungen zur Einrichtung des Staatslebens immer handeln müssen.

Es kommt aber heutzutage zur Begründung eines wahren Volkslebens, welches auch immer ein ächt conservatives Staatselement ist, vornehmlich darauf an, daß politische Formen geschaffen werden, denn sich an dem bloßen geistigen Bewußtsein zu befriedigen, wovon früher in Deutschland so viel die Rede gewesen, ist heutzutage nicht mehr an der Tagesordnung des Volkes. Das geistige Bewußtsein gehört in dieser Beziehung bei uns in die Rumpelkammer der politischen Sentimentalität. Die Geschichte der letzten dreißig Jahre in Deutschland hat es auch bewiesen, daß man auf das geistige Nationalbewußtsein der Deutschen nicht bauen kann, wenn man wirklich etwas schaffen will. Die Deutschen bedürfen der politischen Formen und der Garantieen für dieselben, und alle ihre geistigen Bewußtseins-Surrogate für die politische Form (auf welche Surrogate sich zu verlassen ich weder den Regie-

rungen noch dem Volke rathen möchte!) sind nicht so viel werth, als die vernünftige praktische Ausbildung eines einzigen politischen Verhältnisses im Staatsleben. — Der Liberalismus ist in Deutschland seit einigen Jahren in ein eigenthümliches Gedränge gerathen und hat das Schicksal gehabt, sich auch nach den Seiten hin verdächtig und verhaßt zu machen, auf denen er volksthümlich mit den Massen zusammenhängen sollte, indem ihm der Radicalismus zum Theil die Wege zu den unteren Schichten der Gesellschaft und namentlich zu den arbeitenden Klassen abgeschnitten hat. Dafür hat der Liberalismus Verbindungen mit den Regierungen gesucht und ist zum Theil in einige offizielle Lücken eingedrungen, wo er auf den Verwaltungswegen den Staatsorganismus zu ergreifen gestrebt hat. Andrerseits ist er auch in einen Zusammenhang mit dem Kern des Bürgerthums, dem dritten Stande, getreten und hat versucht, die städtischen Elemente und das Communalwesen zu weitergreifenden Wirkungen und Anknüpfungen zu benutzen. Auf dem letztern Wege kann ihm noch eine neue und bedeutungsvolle Zukunft, namentlich in Preußen, bevorstehen, wenn er die Vortheile dieser Festsiedelung in den Formen der bürgerlichen Commune richtig verfolgt.

Die Gegner der preußischen Städteordnung, und wir zählen darunter einige unserer berühmtesten Juristen und Staatsmänner (z. B. Bornemann, der sie in seinem preußischen Civilrecht I, 130 die „Herrschaft des großen Haufens" nennt) haben häufig aus dem gleichgültigen und leblosen Verhältniß unsrer Bürger zu der städtischen Verfassung den geringen Einfluß derselben auf die Kräftigung und Erhebung eines politischen Volkselements zu beweisen gestrebt. Es ist wahr, daß die Mehrzahl unsrer Bürger vor noch

nicht ſo langer Zeit eine ungemeine Intereſſeloſigkeit und Stumpfheit in dieſer Beziehung an den Tag gelegt, daß ſie zu den ſtädtiſchen Geſchäften und Wahlen oft nur wie bei den Haaren herangezogen werden konnten, und Das, worin die freie Bewegung ihres Daſeins gegeben lag, höchſtens nur wie einen Biß in einen ſaueren Apfel abmachten. Aber einmal ſtehen dieſe Erfahrungen bereits als einer vergangenen Zeit angehörig hinter uns, und ſind durch die regſten Lebensäußerungen innerhalb unſerer ſtädtiſchen Verfaſſung, die in der letzten Zeit bis in das allgemeine politiſche Leben der Gegenwart hinübergegriffen haben, erſetzt worden. Andrerſeits darf man nicht verkennen, daß wenig geſchehen war, um die Lücken, welche die Städteordnung übrig gelaſſen hatte, von innen her durch Förderung eines lebendigen Gemeingeiſtes der Bürger auszufüllen, und dadurch diejenigen Stockungen zu beſeitigen, welche immer eintreten, wo der Geiſt der Maſſen von oben herab in neue Formen hinübergeleitet werden ſoll, welche letzteren dann zunächſt als nur formelle Beſtimmungen dem Volksgeiſt äußerlich zu bleiben pflegen. Es folgen aber die Momente der Vereinigung und Durchdringung zwiſchen Form und Geiſt darauf nur um ſo mächtiger. Der preußiſche Bürgerſtand iſt in dieſen Zeitpunkt ſeiner höheren politiſchen Bildung bereits entſchieden genug hinübergetreten, und man würde ſich über den wahren Zuſammenhang der Dinge täuſchen, wenn man darin nicht die lebendig gewordenen Segnungen der Städteordnung erkennen wollte!

Diejenigen, welche bei uns vorzugsweiſe gern an den Geiſt des älteren deutſchen Staatslebens anknüpfen wollen, bemerken zwar, daß das heutige ſtädtiſche Leben, wie es ſich in Städteordnung und Gewerbefreiheit modern und eigen-

thümlich gegliedert hat, nur ein abgeſchwächtes, lahmes und gebrochenes Daſein aufzeige, beſonders wenn man es mit den lebensſtarken Erſcheinungen des Mittelalters vergleiche, wo durch das Innungsweſen ein kräftig gezogenes Band die Glieder des bürgerlichen Gemeinweſens in materieller und gemüthlicher Einheit umſpannte, und daraus eine reiche Quelle ſich gegenſeitig tragenden Zuſammenlebens herfloß. Wenn wir aber das Innungsweſen nicht mehr haben, ſo iſt an ſeine Stelle im modernen Leben die Idee der Aſſociation getreten, welche auf der Grundlage der politiſchen Freiheit und in noch höherem Maaße dieſelben Lebensſtrömungen ausſchütten und dieſelben vermittelnd belebenden und zuſammenfaſſenden Elemente aus ſich entlaſſen wird, wie es auf der Grundlage des Feudalſtaats nur je die Innung und das in ſich ſelbſt feſtgegliederte Corporationsweſen zu thun vermocht. Man pflege unſern Bürgerſtand auf dem ihm heut gebührenden Lebensgrunde in allen ſeinen Richtungen, man laſſe ihn in ſeinen eigenen Gliedern ſich frei und innig verketten und vereinigen, wie es ihm von innen her Bedürfniß iſt, man bilde beſonders in ihm das Weſen der Aſſociation als eine in ſich ſelbſt geſetzliche und menſchenrechtliche Inſtitution aus, und man wird ihn mitlebend im Staat und kräftig eingreifend in deſſen Lebensräder finden, wie man es noch zu keiner Zeit von ihm geſehn!

Der dritte Stand kann ſich heutzutage nicht mehr in der Innungswelt des Mittelalters einſchließen, er lebt, wie die ganze übrige Welt, in der Epoche des Geldes, und nach dieſem Geiſt der Epoche iſt auch ſeine ganze Stellung anders als früher zu behandeln. Dieſer Geiſt der Epoche beſteht überhaupt darin, daß das Geld immer flüſſiger in der Welt gemacht iſt, und während es früher an beſtimm-

ten Stellen auf Grundbeſitz und Hypotheken wohlverwahrt und hermetiſch verſchloſſen gelegen, jetzt durch alle Canäle des Lebens getrieben wird und dadurch Combinationen, Berechnungen und Coups an die Stelle einer ſtätigen geiſtigen Entwickelung der Völker treten läßt. Die frühere Epoche war die ariſtokratiſche Epoche des Geldes, in welcher nur der Beſitzende Geld hatte. Der Beſitz war damals mächtiger als das Geld, das in der gegenwärtigen Geldepoche ſich von dem Beſitz unabhängig gemacht, dadurch eine für ſich beſtehende Bedeutung gewonnen und den illuſoriſchen Charakter erlangt hat, durch den es als dieſe trügeriſche und in ſich weſenloſe Spielform der heutigen Lebenstriebe alles Andere überwuchert. Während in jener feudal-ariſtokratiſchen Epoche des Geldes nur der Beſitzende Geld hatte, iſt heut eigentlich nur der, welcher Geld hat, der Beſitzende, und dies iſt die heutige Epoche der Geld-Ariſtokratie oder die induſtriell ariſtokratiſche Epoche des Geldes. In der erſteren Epoche erſcheint der Beſitzloſe in der unglücklichſten Conſequenz, die ihn trifft, als Leibeigen, welches das Feſtgebundenſein der Perſönlichkeit an den Beſitz, an die Scholle des Territoriums anzeigt. Der nothwendige Begleiter der gegenwärtigen Geldariſtokratie iſt aber das Proletariat, in welchem aus dem Leibeigenen ein Geldeigener geworden, welcher allerdings den freien Gebrauch ſeiner Arbeitskraft erlangt hat, dadurch aber zugleich in ſeiner ganzen Lage von den Mißverhältniſſen des Arbeitsleihs abhängig geworden iſt, indem Arbeit und Ertrag ſich nicht einmal zur nothwendigſten Sicherung ſeiner Exiſtenz entſprechen, und außerdem die Tyrannei des Capitals ihn unterjocht, deſſen Nichtbeſitz ihn ſtets zu einer dienſtbaren und eigentlich nur zu ihrem eigenen Nachtheil thätigen Kraft verurtheilt. Da

aber dies eine gesellschaftliche Benachtheiligung ist, welche nur durch den Besitz des Geldes entsteht und auch nur durch den Besitz des Geldes wieder aufgehoben werden kann, so erscheinen die namentlich im Arbeiterstande so verbreiteten communistischen Ideen und Regungen der Zeit, welche von dem Phantom einer gleichmäßigen Vertheilung der Besitz- und Geldkräfte träumen, gewissermaßen als ein nothwendiges Symptom der heutigen Geld-Aristokratie. Der Communismus und die Geld-Aristokratie sind beide gleich verwerfliche Kinder derselben kranken und verrenkten Gesellschaftsverhältnisse; als feindliche Brüder ringen sie miteinander und sind dazu bestimmt zusammen zu erliegen und den höheren geistigen Gesetzen der Gesellschaft zu weichen. Die Bewältigung des Proletariats in der Gesellschaft kann aber nur dadurch geschehen, daß der Proletarier, als der Abgefallene des dritten Standes, in diesen wieder gesetzlich hereingenommen und dadurch unter den Schutz des ganzen Organismus der Gesellschaft gestellt wird. —

Wenn wir das Petitionsrecht und Associationsrecht als ächte und unverweigerliche Lebensfunctionen des dritten Standes erkannt, so müssen wir auch der Preßfreiheit dieselbe Bedeutung für die kräftige Heranbildung des bürgerlichen Elements geben. Die Anerkennung der Presse als eines bürgerlichen Lebenselements, in dem gewissermaßen alle Functionen des Gesellschaftskörpers sich frei und gesund verrichten, schließt zugleich das nothwendige Recht ihrer ungehinderten Entwickelung und ihrer selbständigen Organisation in sich. Für die Sache der Tagespresse in Deutschland ist gerade dies ein erfreulicher und wichtiger Fortschritt, daß in der neuesten Zeit städtische Behörden und bürgerliche Gemeindekörper angefangen haben,

in den Kreis ihrer Beſchäftigungen und Anträge auch die Preſſe hineinzuziehen, wie wir dies namentlich von der Berliner Stadtverordneten-Verſammlung geſehen haben, welche den Vertretern der Stadt Berlin auf dem Vereinigten Landtag auch einen Antrag auf Herſtellung der Preßfreiheit mitgegeben hat. Wenn eine ſolche Anregung von den Vertretern der Bürgerſchaft ausgeht, ſo macht ſich hier ſchon dieſe geſunde und natürliche Anſicht von der Tagespreſſe geltend, auf die es gerade ankommt, und die in der Preſſe nicht mehr, wie ſonſt, einen Luxusartikel müßiger und eitler Geiſter ſieht, ſondern darin vielmehr ein nationales Werkzeug erkennt, das Jeden angeht und in Jedermanns Gebrauch geſtellt ſein muß, ein Werkzeug allgemeiner geiſtiger Bürgerbewaffnung, das dem allgemeinen nationalen Bewaffnungsſyſtem, welches eine Grundnorm der modernen Staaten geworden, auch auf der geiſtigen Seite des Lebens entſpricht. —

Der Kampf der politiſchen Parteien iſt in ſeiner höheren Bedeutung nur die Befriedigung der ewigen Lebensideen ſelbſt, die ſich in Staat und Geſellſchaft immer neu geſtalten wollen. Je erſchöpfender und wahrer dieſer Kampf geführt werden kann, deſto gefahrloſer iſt er für das Ganze, indem dann eine Partei die andere durch ideelle Mittel zwingen wird ſich zu begränzen und aus allen Abirrungen immer wieder zu dem Maaß zurückzukehren, in dem jede Partei einzig und allein ihre Berechtigung und ihre wahre Wirkung findet. Indem daher die Parteien durch die Kraft der freien Debatte zugleich eine Cenſur gegen ſich ausüben, kann man ohne Paradoxie ſagen, daß die wahre und einzig wirkſame Cenſur nur die Preßfreiheit ſelbſt iſt. Die Preßfreiheit iſt darum auch keineswegs eine vage Zerlaſſung

und Entzügelung aller möglichen ſchlechten Lebensſtoffe, wie ſie Manche definiren zu können glauben, ſondern die Preßfreiheit trägt ihre beſchränkenden Momente in ſich ſelbſt, die eben darin beſtehen werden, daß jeder Standpunkt auf gleiche Weiſe zu ſeiner Vertretung und Geltendmachung berechtigt wird, wodurch dann jeder Abweichung zugleich ihre ſie zügelnde Norm unter dem Schutz der öffentlichen Meinung gegenübergeſtellt iſt. In den Ländern, wo eine Anerkennung des Begriffs der politiſchen Partei auf organiſchem Wege ſtattgefunden hat, bedarf es daher eben ſo wenig der Cenſur, als es der Preßfreiheit jemals gelingen kann, unbeſchränkt, das heißt hier: allgemeingefährlich zu werden, da ſie für die Wunden, welche ſie ſchlägt, ſtets zugleich die entſprechende Heilung mit ſich führt. Und dieſe der Cenſur nicht bedürfende und durch die Preßfreiheit ſelbſt ſich beſchränkende Organiſation, in welcher der geſunde Blutumlauf des Staatslebens ſich darſtellt, iſt zugleich die wahrhafte Organiſation der Tagespreſſe, durch welche dieſelbe in den Stand geſetzt wird, in wirkſamſter Form mitten in der ächten Fülle des Lebens zu arbeiten und in dem freien Herüber- und Hinüberbewegen der Standpunkte das große Charakterſpiel der Parteien zu ſchreiben. —

Für die Regierung aber iſt der Kampf der Parteien ein Schauſpiel, das ſie aus geſicherter Höhe zu betrachten hat, und das, je rückhaltloſer es ſich vor ihr entwickelt, ihr einen um ſo größeren Lebensſtoff unterbreitet, auf dem ſie ruhen kann, und den ſie ſo benutzt, daß ſie die Differenz der politiſchen Gegenſätze in ſubſtantielle Reſultate verwandelt! —

Druck von Rudolph Marquardt in Berlin.

Geſammelte Schriften,

Novellen und Dichtungen

von

Theodor Mundt.

Erſter Band.

I. **Cimaletti.** Eine Novelle.
II. **Proteſtantiſche Bilder aus Böhmen.**

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Einhorn.
1843.

ECOLE
FRANÇAISE

Druck von G. Braun in Karlsruhe.

Cimaletti.

Eine Novelle.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Die maleriſchen Felſengruppen und Buchten, welche in faſt ſyſtematiſcher Abwechſelung den Rhein zwiſchen Koblenz und Mainz umſchließen, geben ihm auf dieſer Strecke ſeines vielgeſtaltigen Laufes vielleicht das eigenthümlichſte Anſehen. Man kann auf einer Rheinſchiffahrt nach den mannichfachen und zauberiſchen Metamorphoſen der Ufer die verſchiedenſten Gemüthswirkungen erfahren. Wenn die Elbe der Kaufmann, ſo iſt der Rhein der Dichter unter den deutſchen Strömen. Der Student zu Bonn ſitzt träumeriſch an den Fenſtern ſeines Collegiums, und während ſeine Ohren mechaniſch nach dem Katheder hinhorchen, ſchwei-

sen ihm die Blicke unwillkührlich nach dem lustig hingelagerten Siebengebirge hinüber, das sich gerade vor seinen Augen ausbreitet, und alle seine Jugendlust mit unwiderstehlichen Armen in die Ferne und Weite lockt. Dieser hellstrahlende, die Brust erhebende, mit jugendlichen Wünschen und Träumen sympathisirende Character ist dem Rhein besonders in den nachbarlichen Partieen von Bonn, welche die freiste Weinsicht gewähren, eigen. Der Strom selbst bildet hier mehr eine Ebene, und bewegt sich mit seinen Wellen, auf denen es wie ein sonnenheiterer Frühling ruht, an den Felsen, Ruinen und Weingärten in stiller Feier vorüber. Das hohe Rolandseck beugt sein zertrümmertes Haupt in den Rheinspiegel hinunter, als suche es dort die vergangene Zeit, und die liebliche Wehmuth der Sage umspielt den Thurm von Nonnenwerth, das in anmuthiger Inselbildung im Flusse schwimmt. Außer diesen wehmüthigen, aber sanften Schattirungen möchte die ganze Partie bis Koblenz keinen eigentlich düstern Anblick darbieten. Zwischen da und Mainz aber beginnt, wenn man es so nennen will, eine pittoreske Schwermuth des

Rheins, die sich in wunderbaren Bildern bezeichnet. Die Dämonen der einsam gelagerten Uferklippen scheinen dem Strom hier seinen ferneren Lauf streitig zu machen, indem sie von beiden Seiten mit ihren starren Felsenarmen enger und enger aneinanderrücken und den Rhein fast in lauter kleine Seen zu zerstückeln scheinen. Diese phantastischen Felsenbuchten gleichen, so lange man sich darin befindet, einer geschlossenen Grotte mit magischer Beleuchtung und melancholischer Dämmerung, und der Fluß scheint darin wie durch einen Zauberbann zu seinem Ende auszulaufen; aber plötzlich schlängelt er sich durch eine neue, malerische Wendung in eine neue Grotte hinein, die ihn mit ihren romantischen Wandbildern eng umschließt. Diese Arabeskenbildnerei der Rheinufer genießt man in der Anschauung besser, wenn man den Strom herunter, als herauf fährt.

Das letztere that das Dampfschiff, welches heut an einem etwas trüben und zum Regen geneigten Morgen diese Fahrt unternahm. Die Frühsonne, die bei dem Abgang von Koblenz noch hell geschienen, hatte die Reisenden getäuscht, und

die kleinen, unmerklichen Tropfen, welche schon von Zeit zu Zeit auf das Verdeck fielen, verscheuchten die Gesellschaft großentheils in die Kajüten. Nur hier und da sah man noch einzelne Gruppen. Eine junge Engländerin, mit einem glänzenden und regelmäßigen Wachsfigurengesicht, in dem eine Brille, die sie über der feinen Nase trug, seltsam abstach, hatte sich unbeweglich auf einer Seitenbank am Geländer ausgestreckt, in einer nachlässigen Lage, die eine Deutsche nicht so leicht öffentlich wagen würde, und wie sie den Töchtern Albions natürlich ist. Sie zeichnete, trotz der neblichen Beleuchtung, in ihr Skizzenbuch, und eine alte Begleiterin saß, eben so unbekümmert um Alles, was vorging, zu ihren Füßen. In höherem Grade war eine andere Gruppe die Aufmerksamkeit zu erregen im Stande. Wer ist jene hohe, weibliche Gestalt, die mit übereinandergeschlagenen Armen am Geländer lehnt, in einen rothkarrirten Reisemantel gehüllt, mit schwarzem Hut und Schleier, und einem kecken, ausdrucksvollen Gesichtsschnitt, der durch seine Fremdheit noch mehr anziehend scheint? Sie zeigte etwas

Prächtiges, Hochfahrendes und Stolzgehobenes in ihrer Erscheinung, und obwohl sie nicht mehr in jugendlichen Jahren sich befand, so hatte doch der volle Sommer des Weibes noch seine feurigen und kräftigen Strahlen auf sie geworfen. In ihren Blicken lag fortwährend eine brennende Unruhe, die von Gegenstand zu Gegenstand schweifte, und nur zuweilen mit einem mildern Glanze auf einem lieblichen, jungen Mädchen haften blieb, das in ihrer Nähe war und in der man mit leichter Divination ihre Tochter erkannte. Diese, vielleicht schon ein Mädchen von funfzehn Jahren, war noch klein, obwohl sonst schon ausgebildet in ihren Formen, und äußerst anmuthig von Gestalt und Gesicht. Sie trug die Aehnlichkeit ihrer stolzen Mutter in einem durchweg gemilderten Maaßstabe an sich, und was dort herbe, seltsam und ungewöhnlich erschien, hatte sich hier in das Leise und Stille zurückgeschmolzen. Sie schien noch kindlich, froh und aufgeweckt, und bewegte sich in ihren Tanzsprüngen, die kein deutsches Blut verriethen, um ihre Mutter, welche, in Gedanken versunken, sie in Allem gewähren ließ. Eine Die-

nerin, die zu beiden gehörte, war beschäftigt, ein Frühstück auf dem Verdeck zu besorgen.

Indem die Dame sich niedersetzte, um das Frühstück einzunehmen, näherte sich ihr ein junger, hochgewachsener Mann, der sich schon seit einiger Zeit in der Ferne gehalten. Er trat vor sie hin, nachdem er mit einer vornehmen Nachlässigkeit den Hut nur eben gelüftet, und redete sie folgendermaßen an:

Ich habe die Ehre, die Gräfin Hippolyta von P. zu begrüßen? Ein Zeitungsblatt in Koblenz brachte mir zufällig Ihre Anzeige in die Hand, wonach Sie für die Comteße, Ihre Tochter, einen Lehrer wünschten, der sie in der deutschen Sprache vervollkommnete, und zwar als Reisebegleiter; denn lehrend und reisend zugleich, sollte er ein so angenehmes Geschäft versehen. Ich bin geneigt, Madame, mich Ihnen dazu zu empfehlen. Ich kenne die Welt eben so gut, wie die Sprachen, die auf ihr gesprochen werden, und würde den Lehrer und Reisemarschall in einer Person excellent zu vereinigen wissen. Zwar muß ich bemerken, daß ich somit nicht Conditionen dieser

Art anzunehmen gewohnt bin, nur es war in dem Fall thue, wo mich die Personen auf das Höchste interessiren! Ich weiß nicht, ob die Frau Gräfin diesen Fall genehmigen werden, aber mich würde es glücklich machen. Ich durchstreife seit mehreren Jahren unruhig die Länder und Städte, und sehne mich nach einer Wirksamkeit, in der ich nützlich und glücklich zugleich werden kann! Ich wußte, Madame, daß Sie mit dem heutigen Dampfschiff nach Mainz fahren würden, denn ich hatte das Glück, in Koblenz mit Ihnen denselben Gasthof zu bewohnen, aber ich nahm mir vor, Ihnen meine Anerbietungen ganz en passant zu machen, wenn wir zusammen über die schöne Rheinwelle dahinschwämmen! —

Diese seltsame Anrede machte die stolze Gräfin Hippolyta einen Augenblick betroffen. In dem Wesen des jungen Mannes sprach sich ein solches Gemisch von lästiger Zudringlichkeit, Offenheit und einer mehr als gewöhnlichen Ueberlegenheit des Benehmens aus, daß es zweifelhaft war, was man von ihm zu halten hatte. Sein elegantes und sorgfältiges Aeußere bezeichnete den Fashio-

nable auf der höchsten Stufe, und sein Anstand vereinigte, wie sich selbst unbewußt, eine fast imponirende Sicherheit der Haltung mit einer sich sorglos gehen lassenden Leichtfertigkeit. Sein schwarzes, krauses Haar, und das Dunkel seines originell geschnittenen Gesichts, das man schön finden konnte, gaben ihm das Ansehen eines Südländers. Er hatte eine starktönende Stimme, die mit einer musikalischen Gewandtheit alle Laute der Empfindung nach Willkühr zu beherrschen schien, und bald verbindlich schmeichelte, bald durch ihre unumwundene Dreistigkeit verletzte, bald in einen leisen Hohn hinüberspielte.

Wer sind Sie? fragte endlich die Gräfin in einem verächtlichen Tone, indem sie ihr großes durchbohrendes Auge prüfend auf ihm ruhen ließ, es aber plötzlich niederschlug, als sie dem seinigen begegnete, das sie mit derselben flammenden und sieggewohnten Stärke anblitzte.

Ich heiße Cimaleti! antwortete der junge Mann kurz.

Jetzt mischte sich unerwartet die junge Comtesse mit ihrer hellen, frischen Stimme in's Ge-

ſprach. Ach, Mama, ſagte ſie mit einem beſondern Eifer, du wirſt dir doch nicht wieder einfallen laſſen, mir einen Sprachmeiſter zu geben! Ich hatte Dir ja ſchon geſtern die Sache rein ausgeredet. Das Deutſche verſtehe ich vortrefflich zu reden und zu leſen, und an der äſthetiſchen Ausbildung, die Du haben willſt, liegt mir gar nichts, ich muß es Dir aufrichtig geſtehen. — Und willſt Du mir dennoch einen Lehrer geben, lieber einen polniſchen Bär, als dieſen widerwärtigen, zudringlichen Menſchen! flüſterte ſie der Mutter leiſe und faſt ängſtlich in's Ohr.

Sei ſtill, Ada! gebot die Gräfin. Du wirſt nicht gefragt.

Dann ſagte ſie mit einer wegwerfenden Kälte, ohne ihn anzuſehen, zu Gimaletti: Ich werde Ihre Anerbietungen nicht annehmen können, mein Herr, weil ich über dieſe Stelle ſchon anderweitig verfügt habe.

Sie nahm eine Taſſe Chokolade und ſchlürfte ſie gleichgültig, während Ada ſich freute, und der Mutter die ſchöne, marmorglatte Stirn küßte.

Gimaletti ſtand lächelnd da, und betrachtete,

ohne abgeſchreckt zu ſcheinen, die zürnende Gräfin. Dann ließ er ſich nachläſſig auf einen jener Kreuzſeſſel nieder, wie man ſie gewöhnlich auf den Dampfſchiffen hat, und verharrte einen Augenblick, wie es ſchien, in einem erwartungsvollen und ehrerbietigen Schweigen.

Für Ihre Abſicht, uns Geſellſchaft zu leiſten, müſſen wir Ein für alle Mal Ihre dankbaren Schuldner bleiben! ſagte bald darauf die Gräfin, indem ſie ihm unwillig den Rücken zukehrte.

Madame, ſagte Cimaletti, mit einer leichten Wendung aufſpringend, es wird ſogleich einen ſtarken Regen geben. Wenn dieſer ſpitzige Felſenkamm dort den tiefhängenden Wolken in das ſchwarze Haar fährt, möchten feuchte Perlen herunterfallen, welche die elegante Welt nicht gern auf ihren Coiffüren einſammeln wird! Ich werde befehlen, daß man Ihnen die erſte Kajüte aufſchließt; denn wenn ich nicht irre, ſo haben Sie dieſelbe für ſich gemiethet.

Damit entfernte er ſich raſch, und ſtieg die Treppe hinunter, welche in das Innere des Schiffs führte. Auf den erſten Stufen begegnete ihm ein

junger Mann, der ihm auf die Schulter klopfte und ihn mit einer etwas ſchneidenden Betonung bei Namen rief. Cimaletti wurde einen Augenblick verlegen, als er des Fremden anſichtig wurde, kehrte aber ſchnell wieder zu der entſchiedenen und etwas brüsquen Haltung zurück, die ſeinem Weſen natürlich ſchien.

Iſt es möglich, Falk? rief er aus, indem er den Andern ſtürmiſch umarmte, und mit ſich auf das Verdeck zurückführte, um ihn noch einmal zu küſſen und an ſeine Bruſt zu drücken. Und der Vater Rhein muß uns ſo unverhofft auf einer und derſelben Diele wieder vereinigen!

Auch mir iſt daran gelegen, Cimaletti, Deiner habhaft zu werden! ſagte der junge Mann mit einem ernſten und nachdrücklichen Weſen, indem er ſich der Umarmung entzog. Er war eine einfache, ſchlichte Erſcheinung, die mehr den Gelehrten, als den Weltmann verrieth, aber wenn man ihn näher betrachtete, lag in ſeinem blaſſen und trauernden Geſicht etwas außerordentlich Anziehendes und Charactervolles. Sein ſpähendes

Auge heftete sich durchdringend an die Züge des Andern fest.

Wo kommst Du nur her, theuerster Freund? fragte Cimaletti, dessen Benehmen plötzlich die größte Geschmeidigkeit ausdrückte. Gewiß aus Bonn, von der Versammlung der Naturforscher, denn Du schwörst ja auch zu ihrer Fahne, und ich wette, Du hast wieder eine eben so zarte, gelehrte als tiefsinnige Abhandlung über die Schmetterlingskunde vorgelesen. Aber vor allen Dingen, Falk, was macht denn daheim, im lieben Schweizerlande, Dein schönster Schmetterling, die eigentliche Psyche Deines Lebens, die mit Sylphenflügeln über die Erde schwebt und sie kaum berührt, die herrlich-ätherische Gabriele?

Das edle, bleiche Gesicht Falks erblaßte noch mehr bei dieser Frage. Sie ist todt! erwiederte er, indem er sich mit der Hand leise über die Augen fuhr. Ein Nervenfieber hat mir die einzige Gestalt, die auf der ganzen Welt einen Werth für mich hatte, entrissen, meine einzige Wirklichkeit in diesem Leben, in dem alles zur Phrase geworden, zerstört! Drei Monate lang sieben schon

die Blumen, welche die Freunde auf ihrem Hügel gepflanzt haben!

Deine Braut iſt todt? Freund, Freund, welch ein unbegreifliches Schickſal! rief Gimaletti aus, und ſeine hohe Geſtalt ſchwankte zurück, wie von einem wirklichen Schmerz getroffen. Das liebe Mädchen, bei deſſen unſterblicher Schönheit man an keinen Tod denken konnte, hat die unerbittliche Sichel ſie dennoch niedermähen dürfen? O, das menſchliche Glück, gleicht es nicht immer einer Braut im Sarge, es ſtirbt an ſeinem Hochzeitstage, und wird begraben, wenn ſeine ſchönſte Stunde gekommen! Armer, guter Falk, das hatte ich nicht von Dir zu hören erwartet! Ich hielt Dich für eine jener begünſtigten Naturen, auf die der Himmel recht abſichtlich ſeinen milden Thau herniederträuft, um ſie Tag für Tag zu erquicken, und nun finde ich Dich, wie mein eignes, dem Schickſal verfallenes Haupt, dem Unglück geweiht. Ich dachte, mein Falk ſitzt in Zürich, zu den Füßen ſeiner himmliſch-lächelnden Gabriele, und unter den Palmen der Wiſſenſchaft und den Myrthen der Liebe iſt ſein edles Daſein geborgen,

während ich wie ein Nachtwandler auf den Dächern umherklettern muß, und nach Sternen greife, von denen ich nur träume. Ach, dieſe Gabriele, dies köſtliche, kryſtallklare, ätherblaue Leben, iſt es denn möglich, daß es hat ſterben können! Ich ſehe ſie vor mir: ihre zarte Geſtalt, die im weißen Kleide ſo rührend war, entwickelt ſich hell vor meinen Augen, ihr Geſang, ihre Worte, ihre ſinnigen Bemerkungen kommen in der Erinnerung auf mich zu; ach, Falk, was haſt Du verloren!

Still! ſtill! entgegnete dieſer, indem er ihm mit faſt ängſtlicher Haſt den Finger auf die Lippe legte. Sprich mir nicht ſo redereich von ihr. Wenn ich Dich von ihr reden höre, iſt es mir, als griffe eine feindliche Hand ſtörend in die Bilder und Gedanken ein, in denen ich mit ihr weiterlebe. Ich bin nicht ſo verlaſſen, als Du denkſt, Gabriele iſt mir nicht verloren, ich beſitze ſie noch in meinen Gedanken und gehe in der Tiefe meiner Seele mit der Unvergänglichen um. — Mit Dir aber habe ich etwas Anderes zu ſprechen, Cimaleni! Einige beſondere Umſtände, die Dein plötzliches Verſchwinden aus Zürich begleiteten, werden Dir

ſelbſt bedeutend genug erſcheinen, um mir die Rechenſchaft darüber jetzt nicht vorzuenthalten!

Alles, was Du nur irgend von mir wünſcheſt, ſoll Dir werden, mein trefflicher Falk! anwortete Cimaletti, indem er zerſtreut auf einen andern Theil des Schiffes hinblickte und ſeine Gedanken plötzlich auf einen dort befindlichen Gegenſtand ſich abzulenken ſchienen. — Nur in dieſem Augenblick laß mich der Fährte eines neuen Abenteuers nachgehen, das, wie Du weißt, der einzige Docht iſt, der die unſtäte Flamme meines Lebens noch friſtet. Siehſt Du dort jene ruſſiſche Gräfin, die mit ihrer kindlich-lebhaften Tochter und der feierlich ehrerbietigen Dienerin eine ſo intereſſante Gruppe bildet? Es iſt die Gräfin Hippolyta von P., deren Mann einer hochverrätheriſchen Aeußerung wegen nach Sibirien verwieſen wurde, und ſich dort erſchoſſen hat. Sie reiſt ſeit einem halben Jahre in Deutſchland, und iſt im Begriff, auf ihre Güter nach Kurland zurückzukehren.

Wie genau Du von den Verhältniſſen unſerer Paſſagiere unterrichtet biſt! ſagte Falk mit

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT,T. FN. 02220/023

einem etwas ſcharfen Accent, bitter lächelnd. Führſt Du etwa geheime Liſten?

Ich habe, fuhr Cimaletti, ohne auf Falk zu hören, fort, nie ein herrlicheres, majeſtätiſcheres Weib geſehen, als dieſe ruſſiſche Gräfin! Dieſe reizende Miſchung von ſlaviſchen und franzöſiſchen Elementen, von natürlicher Wildheit und raffinirter Civiliſation verleiht ihr in meinen Augen einen faſt unwiderſtehlichen Zauber, und ich kann meine Phantaſie nicht mehr von dieſer fremdartigen, erhabenen Schönheit abbringen, die mich anzieht, wie ein ſeltenes Geheimniß! Ich war ſo toll, ihr vorhin meine Dienſte als Sprachlehrer ihrer Tochter anzubieten, und ſie hat mich mit einer allerliebſten Schnödigkeit abgewieſen. Was meinſt Du, Falk? Hätteſt Du wohl Luſt, eine Wette mit mir einzugehen, daß ich in drei Tagen der rechtmäßig angetraute Ehegemahl dieſer ſchönen und reichen Gräfin ſein werde? Ich wette um hundert Stück Friedrichsd'or mit Dir!

Du kannſt Dir denken, daß ich zu ſolchen Dingen wenig mehr aufgelegt bin! entgegnete Falk kurz. Ich traue Deiner beſtändig experimen-

tirenden Raum Jedes zu; denn was ließe sich nicht mit Deiner grenzenlosen Keckheit, die alle Dinge nur wie Schachbrettfiguren handhabt, Alles erreichen! Aber erlaube mir, kein Interesse mehr dafür zu haben. Es giebt für mich nichts Angelegentlicheres mit Dir zu verhandeln, als die eine Frage, die ich jetzt im Namen Gottes und der Ehre an Dich richte: Wo ist Olivier? Was ist aus Olivier geworden? Was hast Du aus Olivier gemacht, Cimaletti? —

In diesem Augenblick hielt das Dampfschiff still, um vor dem auf dem linken Rheinufer herrlich gelegenen St. Goar seine Unterwegsstation zu machen. Die Gräfin Hippolyta, mit ihrer Tochter und ihrer Leibeigenen, schienen die einzigen unter den Passagieren zu sein, welche hier ausschieden, um diesen Theil der Rheinufer, der zu den schönsten und pittoreskesten gehört, durch einen Aufenthalt in dem romantischen St. Goar kennen zu lernen. Kaum hatte Cimaletti bemerkt, daß die Gräfin die Barke bestiegen, als er mit der größten Geschwindigkeit seine Sachen ebendahin beordern ließ, und sich anschickte, mit einer

flüchtigen Entschuldigung von Falk Abschied zu nehmen, den er in Mainz wiederzufinden versprach.

Ich werde nicht von Dir weichen, sagte Falk, sondern mit Dir nach St. Goar hinüberfahren.

Beide stiegen in den Nachen, und langten an dem gegenüberliegenden Rheinufer an, ohne daß Cimaletti, welcher der Gräfin gegenübersaß, auch nur eines Blickes von ihr gewürdigt worden wäre. —

St. Goar iſt hell und freundlich, und hat außerdem noch einen rührigen und gewerblichen Character durch die Regſamkeit ſeiner Bewohner. Cimaletti ſchlug eine Wanderung durch die Gegend vor, an der aber Falk keinen Theil nehmen wollte, worauf ſich beide Freunde, die ſich jetzt in einer ſo großen Spannung gegenüber befanden, vor der Thür des Gaſthofes trennten. Falk ſchloß ſich in ſein Zimmer ein, um die Papiere durchzuſehen, welche ihm Cimaletti übergeben hatte, und worin er Auskunft finden ſollte über jene Fragen, die er mit ſolcher Ungeduld an den Andern zu richten gehabt. In demſelben Gaſthofe war auch die Gräfin mit ihrer Tochter abgeſtiegen, aber ſie ließen vergeblich auf ihr Wiedererſcheinen harren, nachdem ſie ſich in ihren Zimmern eingerichtet.

Es war ſpät am Abend, als Cimaletti von ſeinen einſamen Streifereien wieder zurückkehrte,

und den hohen Felsen hinunterstieg, der in wilder Erhabenheit über der Stadt hängt und das malerische Rheinfels auf seinem Nacken trägt. Der Abend, der am Rhein immer einen eigenen Zauber hat, streute das wunderbarste Colorit über die Landschaft; das Licht ging von dem glänzenden Faden des Stromes unter und von dem darüber ausgebreiteten Himmel aus, während die grotesken Felsenpartieen den Schatten zu dem Gemälde hergaben. Von Zeit zu Zeit hörte man mitten durch diese religiöse Stille nur die Strudel der St. Goarbank, die, keineswegs gefahrlos für den Schiffer, gegen die Klippen schlagen und mit Heftigkeit Steine an den Strand zurückwerfen.

Man nennt mich einen verlorenen Menschen, sagte Cimaletti nachsinnend zu sich selbst, indem er mit verschränkten Armen dies Schauspiel der nächtlichen Gegend betrachtete; und doch, wer fühlt ein so großes Herz in sich für die Natur und ihre Hoheit, als ich, wenn ich Nächte lang umherwandere und der aufgehende Morgen mich vor der Sonne knieend findet! Jeder Mensch hat seine besonderen Tugenden, um deren willen ihm seine

Sünden vergeben werden müssen! Ich büße die meinigen ab, wenn ich meine Thränen mit dem Nachtbau mische, und den starken Athem der Pflanzen in mich saugend, erhebe ich mich, von Naturkraft strotzend, immer von Neuem zu einem kecken Ergreifen aller menschlichen Dinge! Der Mond geht milde über meinem schuldigen Haupt auf, und ich begrüße ihn auch mit glänzenden Augen, und bin fröhlich, immer weiter wandernd! —

Cimaletti wollte sich noch in ferneren Selbstbetrachtungen ergehen, als er in seiner Nähe einige Töne zu vernehmen glaubte, die einem Weinenden anzugehören schienen. Er befand sich schon dicht vor St. Goar, an einer schönen Stelle des Rheinufers, die einen breiten Ueberblick über den Fluß gewährte. Schnell dem Geräusch nachgehend, erblickte er zu seinem Erstaunen die hohe Gestalt der Gräfin-Hippolyta, die, sinnend an ein Gesträuch gelehnt, mehr in sich selbst, als in die Betrachtung der vor ihr liegenden Rheinlandschaft, versunken schien. Einige Schritte von ihr saß auf dem Rasen die Leibeigene, die den Mantel und

das Tuch, deren ſich die Gräfin entledigt, in den Händen hielt, aber dabei eingeſchlafen zu ſein ſchien. Hippolyta ſtand aufrecht in ihrer erhabenen Grazie, der warmen Abendluft die ſchmachtende Bruſt öffnend, und wie man oft bemerkt, daß Einſamkeit und Schönheit der Natur, mit allen den Erinnerungen, die dabei aus den Innerſten ſteigen, Trauer erwecken, ſo mochte dies der Grund ſein, welcher die ſanften Thränen über die Wangen der Gräfin fließen machte. Ein milder Schauer des Schmerzes ſchien die edle, großartige Geſtalt zu durchbeben.

Cimaletti näherte ſich ihr leiſe, und ließ ſich, noch ehe ſie ihn bemerkt hatte, zu ihren Füßen nieder. Dann küßte er den Saum ihres Kleides, und bat, mit der unterwürfigen Stimme eines Sklaven, um Verzeihung ſeiner Kühnheit.

Hippolyta blickte ruhig auf ihn nieder, ohne durch ſeine Gegenwart erſchreckt zu werden. Was wollen Sie? ſagte ſie mit kalter Faſſung, während in ihren Augen noch eine glühende Thräne ſchimmerte. Haben Sie mir etwas zu ſagen, ſo

wäre es beſſer, eine ſchicklichere Gelegenheit abzuwarten!

Sie weinen! ſagte Cimaletti in einem begeiſterten Tone, in ſeiner Stellung verharrend. Ich will nichts, als daß Sie mich hier zu ihren Füßen dulden, während Sie weinen, und daß ich meine Andacht unter Ihren Thränen verrichten darf, denn an ſolcher Stätte iſt es heilig, wie in einer Kapelle!

Stehen Sie auf! erwiederte die Gräfin. Ich begreife Ihre Sympathieen nicht, aber ich könnte ſie läſtig finden!

Mögen Sie es, hohe Frau! entgegnete Cimaletti ſtolz, indem er vor ſie hinrat. Ich begehre ja Nichts von Ihnen, nicht einmal Ihre Theilnahme! Aber wie wollen Sie mich hindern, daß mein Herz gewaltig vor Ihnen aufgeht, wenn ich Sie weinen ſehe, und daß ich, wie man den Edelſtein nach dem Waſſer ſchätzt, das er enthält, Sie um dieſer koſtbaren Tropfen willen, die Sie vergießen, unendlich verehre, und Ihr göttliches Bild nun nie wieder aus meinen Gedanken bringe!

Das ist originell, in der That! sagte die Gräfin, indem ein wenig Lächeln um ihren schönen Mund zuckte. Diese Juweliertaxe in der Abschätzung der menschlichen Thränen ist neu!

Ach, sagte Cimaletti sehr ernst, indem er sie bei der Hand zu fassen wagte, wohl dem, der weinen kann, es ist ein Schauspiel für Götter! Zwei Dinge fehlen am meisten unserer Zeit: das Weinen und das Beten, und beide sind eigentlich Eines. Das Weinen der Augen ist nichts als das überquellende Gebet des Herzens. Aber die kalte, vornehme Höhe der heutigen Cultur erstarrt immer mehr auch die süßen Tropfen des menschlichen Auges zu Eis, und es wird bald aller Bildung zuwiderlaufen, Thränen zu haben! Wie lange habe ich nicht geweint, und nicht gebetet! In dieser Herzensdürre unserer Zeit schmachtete ich nach Erbauung, und kannst Du mich schelten, erhabene Hippolyta, wenn ich Dir zu Füßen Deine Thränen als Segen auf mein Haupt sammeln möchte! —

Die Gräfin verlor vor dieser beispiellosen Vertraulichkeit, mit der sie sich zum ersten Mal in

ihrem Leben von einem Fremden angeredet fand, einen Augenblick ihre ſonſt ſo unerſchütterliche Haltung, und, ohne ein Wort ſich von ihm abwendend, rief ſie mit einer weniger feſten Stimme als ſonſt ihre Dienerin. Alexſia ſprang vom Raſen auf, ſich den Schlaf aus den Augen reibend, und begriff nicht den Ungeſtüm der Herrin, die ihr den Mantel haſtig aus den Händen riß und ihn ſich ſelbſt umlegte. Dann ſchalt ſie auf die zitternde Leibeigene, daß ſie ihr noch nicht das Tuch zurecht gelegt, welches ſie in Form eines Schleiers über den edlen Kopf fallen ließ.

Cimaletti bat um die Erlaubniß, die Gräfin bis vor das Haus geleiten zu dürfen. Ich befehle Ihnen, zurückzubleiben, und erſt eine Viertelſtunde nach mir das Gaſthaus zu betreten! rief die erzürnte Frau im höchſten Ausbruch ihres Unwillens.

Sie ſind zu hart gegen einen Unglücklichen, gnädige Gräfin, aber ich werde Ihnen gehorchen! entgegnete Cimaletti mit einer merkwürdigen Wehmuth in ſeiner Stimme, und verſchwand dann lächelnd in den Gebüſchen. —

Die Gräfin ging mit unruhigen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab, und konnte die Aufregung, die ſich ihrer bemächtigt hatte, nicht überwinden. Schläfſt Du ſchon, Ada? rief ſie in das angränzende Gemach hinein. Es iſt eine beſtändige Unart von Dir, ſo viel zu ſchlafen, und Deine Mutter ohne Geſellſchaft zu laſſen.

Und als Ada ſogleich mit ihrer munteren Stimme ſich meldete, und das Bett bereitwillig wieder zu verlaſſen verſprach, um die ihrer verlangende Mutter zu unterhalten, ſchalt dieſe im Gegentheil: Welche Thorheit, unkluges Kind! Es iſt bald Mitternacht, und Du ſchläfſt noch nicht? Quälen Dich Gedanken? Lege Dich aufs Ohr, und bekümmere Dich nicht um mich!

Dann ließ ſie ſich mit einem tiefen Seufzer auf das Kanapee fallen, und klagte über ihre gränzenloſe Erſchöpfung. Aloyſia entkleidete ſie und brachte ſie zu Bette. —

Die kleine Ada war froh, daß ſie nicht genöthigt worden war, von ihrem Ruhelager noch einmal aufzuſtehen. Sie hüllte ſich nur um ſo behaglicher wieder in die weiche Decke, und legte

von Zeit zu Zeit ihr lauschendes Ohr an die Bretterwand, die das benachbarte Gastzimmer von dem übrigen schied. Sie hörte dort zuweilen einige Worte flüstern, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, und auf das nachdenkliche Kind einen wunderbaren Eindruck machten. Die Wand war so dünn, und im ganzen Hause herrschte ein so tiefes Schweigen, daß man jede Bewegung und jeden Athemzug in dem angränzenden Zimmer vernehmen konnte.

Es war Falk, der in diesem Zimmer seine Wohnung genommen. Der trauernde Jüngling lag noch unentkleidet auf seinem Lager ausgestreckt, und schien sich die nächtliche Zeit mit Phantasieen, die der nächsten Gegenwart nicht angehörten, hinzutäuschen. Seine Fenster standen auf, und ließen den erquickenden Nachtwind, der in starken Zügen über den Rhein herwehte, hereinströmen. Die Kirchglocke von St. Goar schlug die Mitternachtsstunde an, und bald hallten von allen benachbarten Rheinstädtchen herüber und hinüber die feinen, hellen Glocken, die man in der nächtlichen Runde deutlich widerklingen hörte. Falk zählte

die Schläge, und versank dann wieder in seine Träume. Er beschäftigte sich mit seiner gestorbenen Geliebten, und unterredete sich mit ihrem Geist, wie er oft zu thun pflegte, indem ihn die Erinnerung an sie mit geheimnißvoller Lebenskraft hinriß.

Gabriele! rief er aus, bist Du mir nahe, holdes Kind, und entziehst Du Dich nicht dem Liebesspiel meiner Gedanken, die ihre ewige Heimath in Deinem Wesen haben? Komm, und laß Dich mit Deinen herrlichen Augen, die mir noch immer wie sonst leuchten, zu mir nieder, und bleibe stehen über meinem Lager, wie der Stern der Gnade! Ja, Du bist es, ich sehe Dich, und Alles, was ich an Dir liebte, nimmt wieder Deine Gestalt an, und Deine mir unverlierbaren Züge! Blicke mich nur freundlich an, ich bin es, dem Du so theuer warst, als Du noch lebtest, und der Dich jetzt anbetet in religiöser Treue, geliebtes Bildniß! Nimm noch einmal die Versicherung aus tiefster Seele, daß ich Dich ewig lieben werde, denn ich muß ewig an Dich denken! Das bist Du ganz, ich besitze Dich von Neuem, und Du

gleitest lächelnd herab an meine Brust, und winkst mir Zuversicht mit den ewig schönen Augen! Dein Auge, Dein Auge, es ist das, was mich nie verläßt und wahrhaftig und gewiß von Dir übrig geblieben ist, denn es umstrahlt mich süßblickend, redend und kosend, und ich schaue in seine braune Tiefe wie sonst, und finde darin Dein ganzes Leben, nach dem ich trachte! Aus Deinem unsterblichen Auge heraus bemächtige ich mich wieder Deiner ganzen Gestalt, Du theure Seele! Dein Auge beglückt mich mit alten, herrlichen Liebesgrüßen, und nun fühle ich auch den Hauch Deines Mundes, und der Athemzug Deines ganzen Wesens umschwebt mich leise, ich empfinde und erkenne ihn! Aus dem geistigen Duft, in dem Du lebst, schimmert mir Deine Wange heraus, und röthet sich wieder wie vor Liebe, und ich ergreife Deine kleine Hand und küsse die zarten Finger! Die Lust unseres Lebens beginnt wieder, und Dein Lächeln blizt noch schöner und seelenvoller, als sonst, dazu! Wie herrlich bist Du, geliebtes Geschöpf! Das ist der Trost, den ich in der Einsamkeit meines Lebens von Dir behalten,

daß Du, ſo oft ich will, Deine geiſtige Nähe mir ſchenkſt, in aller Fülle Deiner Erſcheinung, und daß Dein Bild ſich mir entfaltet, als verſtände es mich! Bleibe, bleibe, und zieh' nicht ſo ſchnell an mir vorüber, meine Geliebte, mein Weib! Ich küſſe Deine Lippe, und meine Hand ſpielt in Deiner Haarflechte, und liebkoſ't Dir, um Dich feſtzuhalten! Ich habe Dir ſo viel zu ſagen, verweile, verweile und verdämmere nicht wieder in die dunklen Umriſſe der Nacht! — —

In dieſem Augenblick klopfte es an die Thür, und Falk richtete ſich von ſeinem Lager auf. Es war Cimaletti, welcher hereintrat. Du unterhältſt Dich ſo laut mit Geiſtern? ſagte er zu dem Andern, der ihn etwas milder als ſonſt begrüßte. Verzeih' es, daß ich durch meine materielle Gegenwart Dich ſtöre!

Ada, die mit immer ſtärkerem Herzklopfen bis dahin gelauſcht hatte, ſchrak zuſammen, als jetzt die Stimme Cimaletti's ihr Ohr traf, das, ohne es zu wollen, jedes im Zimmer gewechſelte Wort auffangen mußte. Sie wußte ſelbſt nicht, warum ihr die ganze Erſcheinung dieſes Mannes eine ſo

unwillkührliche Abneigung und faſt kindiſche Furcht einflößte. Sie konnte ſich aber nicht enthalten, aufmerkſam das Fernere mit anzuhören.

Falk gab dem Cimaletti einige Briefe und Papiere zurück, und ſagte, daß er ſich in der unter ihnen obſchwebenden Angelegenheit einſtweilen für zufriedengeſtellt erklären wolle. In dieſen Briefen, bemerkte er, muß ich allerdings den Bruder meiner Braut, den unglücklichen Olivier, nach ſeiner Handſchrift und ſeiner ganzen Weiſe wiedererkennen. Sind dieſe aus Toulon an Dich geſchriebenen Briefe richtig, woran ich nicht zweifeln will, ſo befindet ſich der Verlorne ſchon in den vereinigten Staaten, und möge es ihm dort gelingen, mit den Mitteln, die er ſich von dem Vermögen ſeiner Schweſter widerrechtlich angeeignet, eine neue Exiſtenz ſich zu ſchaffen. Er ſpricht von Gütereinkäufen, die er in Amerika machen will, und von dem Wunſche, die bedeutenden Summen, die er bei ſeiner Flucht aus Zürich mitgenommen, baldigſt wiederzuerſtatten. Der Arme, er weiß nicht, daß er ſeitdem der einzige Erbe ſeines ganzen Familienvermögens geworden! Wenn ſich

aber die Sache ſo verhält, ſo ſehe ich bei alledem noch, daß man Dir Dank ſchuldig iſt, Cimaletti! Ich hatte Dich im Verdacht, daß Du den Flatterhaften verführt und daß Du es geweſen, der ihn in jene unſeligen Verbindungen und Unternehmungen verwickelt, welche ſchlimmer als die Peſt in unſern vaterländiſchen Gauen niſten! In dieſem Briefe aber dankt er Dir ſelbſt, daß Du ihn gerettet, und daß Dein ſtarker Arm ihn herausgeriſſen und ihm die neuen Wege zu einer neuen Exiſtenz vorgezeichnet, nachdem er ſich die Verhältniſſe in ſeinem Vaterlande verdorben. Zwar bleibt mir noch Manches unklar, Cimaletti, aber ich ſehe mich genöthigt, es für jetzt fallen zu laſſen!

Wo gäbe es wohl ein außergewöhnliches Ereigniß, das nicht ſeine unklaren und unbegreiflichen Seiten hätte! erwiederte Cimaletti ernſt. Schau' dem hellen Sonnentag ſelbſt lange in die Augen, und Du wirſt darüber erblinden. Olivier aber iſt geborgen. Als ich ihm dazu behülflich war, aus der Schweiz zu entkommen, wußte ich nicht, daß er jene Summen mit ſich führte, die

ich nachher, zu meinem größten Zorn, bei ihm entdeckte. Daß ich jedoch niemals Antheil an jenen hochverrätherischen Verbindungen gehabt, welche die Schwären auf dem jungfräulichen Antlitz unserer Zeit sind, noch daß ich zu jenen Reformatoren gehöre, welche wie mitleidige Hunde die Schwären dieser Zeit lecken mögen, das, mein guter Falk, hättest Du wohl von meinem Charakter voraussetzen und daher nichts als die reinste Humanität in meinem Verhältniß zu Olivier annehmen sollen! Aber ich vergebe Dir die Mißkennung meines Wesens. Vielmehr bitte ich Dich, nachdem wir unsere Erklärungen ausgewechselt, daß Du mein Freund seiest, warm, herzlich, offen und vertraulich, wie damals, wo wir als fleißige Studenten ein Zimmer in Zürich bewohnten! Denn meine Natur ist auf Sympathie gegründet, und ich mag nicht, daß man mich haßt, sei dies nun Stolz bei mir, oder sei es der angeborne menschliche Drang nach Liebe! —

Der leicht zu einer weichen Stimmung bewogene Falk gab ihm die Hand, und beide Jugendfreunde umarmten sich nach langer Zeit zum ersten

Male wieder innigſt. Du mußt meinen Argwohn gegen Dich meinem Herzen nicht anrechnen, ſondern nur meinem Verſtande! ſagte Falk. Mein Verſtand iſt oft gegen Dich geweſen, und ich fürchte immer, das ganze Meteorbild Deiner Erſcheinung möchte mir einmal in die Luft zerplazzen! Deine mächtige Begabung, Deine großen Talente, die man Dir nie abläugnen wird, ſind doch nur ein kniſternder, vulkaniſcher Boden, auf dem Deine Natur ſich leichtſinnig wiegt, und wem kann man zumuthen, bei dieſen heißen Lavaausbrüchen Deines Charakters Hütten zu bauen? Ich kann Dich lieben, aber Dir nicht trauen, denn Du kannſt es Dir ſelbſt nicht! Du treibſt das Leben als Geſchmacksſache, und kannſt nur die Dinge brauchen und verſchaffen, die Dir gerade ſchmecken und einen Genuß verſchaffen. Du betrachteſt Alles, was iſt und geſchieht, nur aus dem Geſichtspunkt der Gourmandiſe, und ich will nicht läugnen, daß es eine geniale Gutſchmeckerei iſt, mit der Du den Inhalt des Daſeins durchkoſteſt. Die allgemeinen Standpunkte gelten Dir nichts, gefährlicher Gourmand! Du willſt keine

Arbeit und keine Aufopferung, Du willſt nur immer Schmäuſe haben, und verraſſeſt ſelbſt Deine eigenen Talente, ſtatt ſie zu bilden. Mir iſt noch kein Menſch vorgekommen, der das Leben zu gleicher Zeit ſo genießen und wie leere Auſterſchaalen verächtlich wegwerfen könnte, wie Du! Was ſoll aber aus Dir werden, wenn Du Dir den Magen völlig verdorben haben wirſt? Was wirſt Du dem Degout des Lebens entgegenzuſetzen haben, wann der Gout Dich verlaſſen hat? Wirſt Du dann nicht zu ſtolz ſein, mit Deiner Lebensanſicht zum Bettler und Hungerleider, ich meine in geiſtiger Hinſicht, zu werden, und wie der vierzigjährige ABC-Schütz noch einmal die Fibel unter den Arm zu nehmen und beim Leben in die Schule zu gehn? Raffe Dich mit Deiner reichen Natur auf, Cimaletti! Wende Dich zu etwas Beſtimmtem, ſei es auch noch ſo klein und abgegränzt, und umzirkele Deine umherſchweifende Kraft mit redlicher Tagesarbeit! Sei einmal eine Zeitlang nur Tagelöhner, und Du wirſt bald im wahren Sinne König Deiner großen Anlagen ſein! Wähle Dir vor allen Dingen einen feſten Wohnſitz, ſie-

dele Dich an in einer Hütte, und treibe etwas, was Deinen vielen und verſchiedenartigen Fähigkeiten gemäß iſt! Nur löſe Dich nicht länger auf in dieſer zweckloſen Schlemmerei deiner Exiſtenz, in der Du allmälig in Fäulniß übergehen wirſt mit deinen edelſten Theilen! Du ſiehſt, ich bin wahrhaft Dein Freund!

Cimaletti lachte laut. Dann begann er, ſich zu entkleiden; denn beide Freunde hatten, aus Mangel an Zimmern in dem kleinen Gaſthof, ein und daſſelbe im gemeinſamen Beſitz. Du haſt es gut mit mir vor! ſagte er endlich nach einer Weile, indem er ſich behaglich im Bett ausſtreckte. Aber habe meinetwegen keine Sorgen, herzlieber Falk! Ich habe einen ſtarken Magen, dem Gout und Degout des Lebens nicht ſo leicht etwas thun werden, und im Nothfall muß man ſich auch mit einem verdorbenen Magen durchzubringen wiſſen. Ich glaube, die geſammte Menſchheit leidet heut zu Tage daran, und die Geſchichte quält ſich ab mit Vomitiven, ihm zu helfen. Im Ganzen aber haſt Du eine richtige Schilderung von mir entworfen, alter Freund! Mir geht es wirklich ſo.

Geist und Gaumen haben sich bei mir identificirt, um das Leben in allen seinen Säften auszupressen, soweit mir dies ohne besondere Anstrengung und Arbeit glücken mag! Mich reizt nur die Blüthenstätte der Gegenwart, ich bin eine durchaus materielle Natur, aber wer sagt Dir, ob ich nicht doch meine eigenthümliche Thätigkeit habe, mit der ich die Interessen der Gegenwart auf meine Weise zu fördern suche? Du gehst allerdings sicherer mit Deinem Prinzip der Arbeit, worauf Du Dein Leben wie auf einem heimathlichen Boden begründet hast; aber dafür kennst Du die göttliche Faulheit nicht, und was für Vortheile und Ueberlegenheit in der Weltanschauung sich aus ihr ergeben, wenn man sie zu seinem Prinzip erhoben hat! Damit Du aber siehst, wie unklar alles in der Welt zusammenhängt, so will ich Dir nur folgenden Widerspruch zu bedenken geben. Du mußt arbeiten und ein Tagewerk haben, um befriedigt zu sein, und doch befriedigt Dich die Gegenwart nimmer, denn Du bist eine transcendente Natur und besitzest zugleich die merkwürdige Fähigkeit, mit Deiner Sehnsucht und

Anſchauung in einer jenſeitigen, geiſtigen Region zu leben, in der Du ein unſichtbares Bild umfängſt, das Dir alle Entzückungen der wirklichen Nähe gewährt. Ich dagegen, der ich nur in haſtigen Zügen den Meeresſchaum vom Leben abſchöpfe, bin in die materielle Gegenwart völlig eingekeilt, und habe, obwohl gefeſſelt an das Sichtbare und reell Genießbare, doch meiſtentheils einen großen Ekel vor dem, was mit der Miene der Arbeit Anſpruch an mich macht. Und doch bin ich kein Paradiesvogel, der blos vom Aether lebt. Im Gegentheil, ich bin ein phosphorescirender Erdſtoff, welcher dem Winde gehorcht, der ihn von einem Welttheil zum andern jagt. Aber ſo wie Du, Freund, ein wirkliches Verhältniß zu einem unſichtbaren und abgeſchiedenen Gegenſtande der Liebe zu unterhalten, — verzeih', daß ich vorhin den Monolog Deiner geheimen Gedanken belauſchte — das würde mir völlig unmöglich ſein!

Laß mir das! erwiederte Falk. Dieſe Träume haben nur in meiner Seele Wirklichkeit, ſie gehören nicht für einen Andern.

Nur eine Frage erlaube mir noch, bemerkte Cimaletti, indem er sich erwartungsvoll aufrichtete. Glaubst Du durch dies Verhältniß zu Deiner verstorbenen Geliebten, von dem du als einem geistig realen überzeugt bist, die Unsterblichkeit der Menschenseele beweisen zu können?

Ich bin dessen gewiß! rief Falk mit glänzenden Augen. Was mich als ein Wirkliches zu beglücken vermag, muß auch real existiren. Wenn sich die Gestalt Gabrielens mir vergegenwärtigt, wenn ich aus ihren Augensternen, die immer leuchtend vor meiner Seele stehn, ihr ganzes Lichtbild mir zusammensetze, so besitze ich sie, nicht nur in mir, sondern ich fühle ihr eigenes Leben mir in süßer Wahrheit gegenüber, die selbstständige Gewalt ihrer Erscheinung bemächtigt sich meiner!

Und kannst Du, fragte der Andere, zu jeder Zeit, wann Du willst, dir dies Gedankenbild heranrufen, mit ihm umgehen und es besitzen? Gehorcht es Dir, oder gehorchst Du ihm?

Es geht, sagte Falk, wie mit den Stunden der Liebe und Andacht selber; sie müssen von selbst

kommen, man weiß nicht wie und wann, und die Seele umfängt ſich mit ihrem Gegenſtande im Fluge, wie der Schmetterling mit der Blume. Wann mir der Geiſt ſo rein, andächtig und heiter iſt, um ſie zu rufen, habe ich auch die Kraft, mich ihres Bildes zu bemeiſtern, und es macht mich dann, mir entgegenkommend, aller ſeiner Schönheit und ſeines ganzen, koſtbaren Weſens theilhaftig. Wenn es nur ein Schatten meiner Vorſtellung wäre, mit dem ich ſpräche, und keine geiſtige Thatſache, deren ich gewiß bin, ſo könnte keine Gegenſeitigkeit des Verhältniſſes ſtattfinden. Nun wirſt Du mich einen Schwärmer nennen, Cimaletti!

Wenn ich Dich von Haus aus dafür hielte, ſagte dieſer, würde ich mir gar nicht die Mühe genommen haben, Deine transcendente Liebe, wie ſie in ein Jenſeits hineinreicht, mir zu conſtruiren. Ich glaube aber, daß der Menſch nur darum ſo fein organiſirt und mit ſo ſcharf deſtillirtem Nervengeiſte begabt iſt, um ſich auf die ſinnigſte und ſchönſte Weiſe täuſchen zu können. Mir iſt nur Deine Viſion intereſſant, weil ſie Dich zu

der Meinung bringen könnte, auf eine neue Art einen wahrhaft factischen Beweis für die Unsterblichkeit gefunden zu haben! Was mich betrifft, ich verwende mein Talent zur Illusion lediglich auf das Diesseits, und sei versichert, Du wirst auch früher oder später wieder dahin zurückkehren! Gute Nacht, Falk!

Bei diesen Worten hatte sich Cimaletti gleichgültig auf sein Lager zurückgebogen, und wie er in allen Dingen die größte Macht über sich besaß, zu thun, was er wollte, so war er auch schon in demselben Augenblicke fest entschlummert. Falk suchte ebenfalls sein Bett.

Am andern Morgen mit dem frühesten erwachte Ada, sprang in ihrer lebhaften Weise singend aus dem Bette, und hüpfte, noch ehe sie sich angekleidet, nach dem Fenster, zu dem die Morgensonne golden hereinblitzte. Das Mädchen begrüßte mit ihren hellen Augen den funkelnden Rhein, klatschte vor Freuden in die Hände, und glich selbst an Frische und Klarheit dem blauen

Morgenhimmel, der draußen über die Gegend lag. Dann aber wurde Ada plötzlich ernsthafter; sie schien sich auf etwas zu besinnen, und das kleine, in einem feinen Schnitte viel Keckheit ausdrückende Gesicht überflog ein Schatten von Nachdenken.

Was hat mir denn geträumt? sagte sie zu sich selbst, indem sie den kleinen Finger an die Nase legte. Ich muß einmal lange denken, es muß etwas Wichtiges gewesen sein.

Jetzt erinnerte sie sich deutlich des Nachtgesprächs, das sie, auf ihrem Bette liegend, mit angehört, und über dem sie zuletzt eingeschlummert war. Was sie davon verstanden und behalten, brachte sie immer mehr in Gedanken; sinnend kleidete sie sich an, warf einen leichten Shawl über die Schultern, und drückte im Vorbeigehen einen kindlichen Kuß auf die Wangen ihrer noch schlafenden Mutter. Dann begab sie sich mit langsameren Schritten, als ihr sonst natürlich war, die Treppe hinunter, um den kleinen Hausgarten zu durchstreifen.

Was dem Mädchen im Sinne lag, was ihr sogar das Herz schwer machte, wußte sie selbst sich nicht anzugeben. Draußen, unter den duftigen Gesträuchen und thauigen Gräsern kam ihr Alles wie verändert vor, und sie selbst dünkte sich verändert, es war ihr, als sähe sie den Himmel, den Frühling, die Sonne und Alles, was sie umgab, mit ganz andern Augen an, als sonst. Bald ließ es sie nicht mehr hinter den Hecken des engen Gärtchens; die eigenthümliche Unruhe ihrer Natur erwachte, sie schweifte ins Freie hinaus, und sprang dann über Berg und Thal, und kletterte, bald den Kopf gedankenvoll hängend, bald mit blitzenden Augen die Ferne durchspähend, über die schwierigsten Felsenabhänge der Umgegend, wie eine Gemse. Die Gedanken, die mit ihr gingen, und sie verfolgten, drehten sich alle, wie in einem magischen Zauberkreise, um den Monolog Falks, mit dem sie ihn die Geliebte anrufen gehört. Seine Klagen und seine Zärtlichkeit hatten ihr wunderbar das Herz getroffen. Sie hatte bisher nicht geglaubt, daß es dergleichen in der Welt gebe, und dachte nun darüber nach, wie über den

Zusammenhang einer Geschichte, bei der sie sich, sie begriff selbst nicht warum, mit ihrem eigensten Wesen betheiligt fühlte.

Ada hatte, ungeachtet ihrer fünfzehn Jahre, bis jetzt noch von keiner Sehnsucht nach Liebe etwas in ihrem eigenthümlich geschaffenen Herzen erfahren. Bei aller Lebhaftigkeit ihres Naturells war sie doch bis jetzt kalt geblieben und unangeglüht von jener sonnigen Wärme, die andere weibliche Naturen früher zeitigt, und einen heißen, träumerischen Frühling in ihnen macht. Ada hatte fast noch nicht geträumt, in dem kleinen Mädchenkopfe sah es krystallhell aus, und eine scharfe Beobachtungsgabe, mit der sie in das Leben hineinlugte und Alles, was sie umgab, verglich und bedachte, hatte mehr die Herrschaft des Verstandes, als des Herzens in ihr ausgebildet. Aber es war kein eisiger Verstand, der schon die junge Seele in ihren Gefühlen gelähmt hätte, sondern nur eine überwiegende und äußerst durchdringende Kraft des Urtheils, das immer in ihr mächtig und beschäftigt war, und mit klugen Blicken darnach strebte, sich im Leben zu orientiren.

Dem mehr zu Romanesken und Phantastischen geneigten Charakter ihrer Mutter stand sie als ein vollkommener Gegensatz gegenüber, und obwohl sie mit aller kindlichen Liebe an ihr hing, so übersah und durchblickte sie doch Vieles in dem Wesen derselben, wobei sie sich selbst im Vortheile fühlte, schon aus dem Grunde, weil sie kalt und scharfsehend blieb, wo ihre leicht begeisterte Mutter schwärmte. Aber Ada's Seele war nicht klang- und bewegungslos, und obwohl sie mehr Licht als Wärme hatte, so tönte sie doch zuweilen von diesem Lichte, und erzitterte in dem poetischen Drange, die Dinge der Welt genau kennen zu lernen. Der Verstand, mit dem sie sich das, was sie vom Leben schon gesehen, zersetzte, glich einem Bienenstachel, der sich an den Blüthen ansetzt, und war zugleich eine rasche und begierige Flügelentfaltung in die Welt hinaus. Die Frische und Kindlichkeit ihrer Jugend gab der Wißbegierde, die das eigentliche Bewegende ihres Charakters ausmachte, den poetischen Reiz, der an den Empfindungen des schönen, klugen Mädchens noch nicht aufgegangen war. Sie hatte auch wenig Lust,

in das Reich der Träume und der Dichtungen einen Streifzug mit ihrem Herzen zu unternehmen. Und doch war es vielleicht nichts als Dichtung, was das sinnige Kind von der Wirklichkeit sich vorstellte, oder darin zu beobachten von Sehnsucht sich getrieben fühlte. So geht es vielen Naturen, die in ihrem scharfen Jugendmuth einen äußerst praktischen Anlauf nehmen, und zuletzt vielleicht in einer Phantasie sich verlieren oder hineinretten. Die kräftige Begabung Ada's, die für ein Mädchen merkwürdig war, ließ aber dies nicht so leicht befürchten. Ihr noch unentwickelter, doch sehr entschieden angelegter Charakter hatte einen festen Grund in sich selbst, und besaß zugleich in der Art, sich zu äußern, eine fast rührende Anmuth. Denn Niemand konnte bei aller Selbstständigkeit und Entschlossenheit, zu der sie sich hinneigte, offener, vertraulicher und kindlich hingebender sein, als Ada. Eine gewisse Biederkeit war ihrer Seele eigen. Sie war so ehrlich, daß sie fast Alles herausjagen zu müssen glaubte, was sie dachte.

Heute aber war sie von einer besondern Bewegung ergriffen, von der ihr lustiger Sinn sich

sonst nichts ahnte. Machte sie sonst weite Spaziergänge,, die sie bei ihrer natürlichen Dreistigkeit häufig allein unternahm, so haschte sie sich mit Schmetterlingen herum, oder lief mit einem vor ihr fliehenden Hasen um die Wette. Auf diesem Spaziergange hatte sie es mit der Liebe zu thun, über die sie ihre eigenen Betrachtungen anstellte. Den Eindruck, den keine Dichtung auf sie gemacht haben würde, hatten die nächtlichen, geheimnißvollen Liebesworte Falks, die sie belauscht, in ihr hervorgebracht. Sie faßte ein großes Interesse für Falk, und hätte ihn gern sprechen und über so Manches fragen mögen, aber sie erröthete im tiefsten Purpur über diesen Gedanken.

Jetzt besann sie sich, daß es Zeit sei, nach Hause zurückzukehren, um die Mutter nicht in Ungewißheit über sich zu lassen. Die über den Felsen stehende Sonne zeigte die bereits vorgerückte Morgenstunde an. Ada beeilte ihre Schritte, und beschloß, sich Alles aus dem Sinne zu schlagen. Als sie vor dem Gasthof anlangte, trat eben Falk aus der Thür, in seinem gedankenvollen Hinstarren sie nicht bemerkend. Sie suchte ihm fast erschrocken

auszuweichen, und trat ihm eben dadurch erst recht in den Weg, so daß Beide endlich vor einander stehen blieben, und sich ansehen mußten. Falk begrüßte sie freundlich, und richtete einige flüchtige Worte an sie, die aber der kleinen Ada wenig gefielen, denn es kam ihr vor, als sehe er sie noch für ein Kind an, an dem man mit einem herablassenden Scherze vorübergeht. Sehr ernsthaft machte sie ihm ihre Verbeugung, und entfernte sich verdrießlich in das Haus. —

Wie erſtaunte aber Ada, als ſie in den Garten trat, wo auf einer kleinen Terraſſe ihre Mutter das Frühſtück einnahm. Die Gräfin ſaß in einem romantiſchen Negligée, das ihre prächtigen Formen vortrefflich heraushob, neben Cimaletti, der auf einer niedrigern Bank faſt zu ihren Füßen Platz genommen, und mit größter Lebhaftigkeit der Stimme und der Action ihr aus einem Buche vorlas. Die Gräfin ſtützte nachſinnend ihren Kopf auf den ſchönen Arm, und ſchien mit einer ſteigenden Theilnahme an die Lectüre gefeſſelt. Ada ſchlich ſich unbemerkt herbei, und ließ ſich auf eine Moosbank nieder, die ſeitwärts im Gebüſche verſteckt war.

Es war der Arioſto, aus dem Cimaletti einen der hinreißendſten Geſänge vorlas.

Hippolyta hatte dem Anerbieten Cimaletti's vergebens widerstrebt. Er war ihr, mit dem aufgeschlagenen Gedicht in der Hand, im Garten begegnet, indem er mit seiner außerordentlich schönen, klangvollen Stimme für sich hin daraus declamirte. Ehe es noch die Gräfin abwehren konnte, und auf ihre bloße Bejahung, daß sie das Italienische lese, saß er schon zu ihren Füßen, und las ihr mit Begeisterung eine jener schalkhaften Episoden, in denen der unsterbliche Meister Ludwig so unwiderstehlich ist. Bald bereute sie es auch nicht mehr, daß sie ihren Stolz bezwungen, ihm zuzuhören; denn es war der Mühe werth, das seltene Talent Cimaletti's in dem Vortrage dieser Stanzen zu beachten.

Sein Organ besaß den Umfang und die Sicherheit eines musikalischen Instruments, das er nach Willkür zu allen Tonarten stimmen konnte. Die herrliche Sprache mit ihren vollen und langaushaltenden Lauten, deren reinsten Accent er in seiner Gewalt hatte, gewann durch seine künstlerisch berechnete Behandlung noch einen eigenthümlichen Reiz. Die Verse, die Scherze, die tausend Süßig-

keiten und wie in Krystallquellen hinsprudelnden göttlichen Launen des Arioste, schienen wie in einer Transfiguration durch die Stimme des Vorlesers eine neue Seele zu empfangen. Cimaletti's eignes Wesen begann sich zu erhöhen, und immer mehr der Begeisterung sich überlassend, erschien er selbst durch die Schönheit des Dichters, wie von einer Glorie überstrahlt. Sein ganzer Körper war in Bewegung, und entfaltete in den Geberden, mit denen er seine Recitationen begleitete, den königlichen Anstand, der zuweilen seiner hochstrebenden Gestalt eigen war, und ihm zugleich etwas Räthselhaftes in seiner Erscheinung verlieh. Seine großen ausdrucksvollen Augen schimmerten von einem leuchtenden Feuer, indem er sie bald auf das Gedicht heftete, bald denen seiner Zuhörerin bedeutsam begegnen ließ. So umstrickte er sie immer mehr wie durch ein magisches Netz mit Stimme und Augen, und gründete, wenigstens für diesen Moment, eine innige Wechselbeziehung zwischen ihnen, noch ehe sie sich dessen bewußt war, in dem Grade zunehmend, als ihre Seele mit dem Interesse der Dichtung verschmolz.

Bald aber empfand Hippolyta ein ängstliches Schlagen in ihrer Brust. Sie fühlte sich, wie der Vogel von den Zauberblicken der Schlange umwoben, und wußte nicht mehr, wo sie ausweichen, wohin sie sich retten und wie sie des stechenden Giftaroms, das sie rings in der Atmosphäre witterte, sich erwehren solle. Und doch war es fast ein krampfhaftes Entzücken, das sie trieb, sich der Gefahr noch länger hinzugeben, und das süße Gift in seiner ganzen Ausströmung einzuathmen. Sie rückte auf ihrem Sessel hin und her, sie wollte ihm befehlen, aufzuhören, seine zauberisch tönende Stimme zu mäßigen, seiner hinreißenden Seelenbewegung Einhalt zu thun, sie wollte fliehen, und blieb doch wie eingewurzelt sitzen, indem die durchdringenden Strahlen seiner Augen, die bei dieser und jener Stelle stärker auf sie schossen, sie fast dazu zwangen.

Jetzt legte Cimaletti das Buch fort; denn den nun folgenden Gesang des Ariosto, wie viele dieses Dichters, wußte er auswendig. Mit der Freiheit der Recitation wuchs auch die Stärke, Kunst und Innigkeit derselben, und zugleich die

perſönliche Gewalt, die er ſich über ſeine Zuhörerin anmaßte. Die ſtolze Hippolyta, die nun zitternd und erbebend an der Angel dieſes Zauberers hing, konnte die Uebermacht, die ſich ihrer bemeiſterte, nicht länger dulden. Sie bat ihn mit etwas erzwungenem Trotz in der Stimme, ſtill zu ſein! Dann, als er ſich verwundert ſchweigen ließ, wiſchte ſie ſich verſtohlen eine Thräne aus den Augen. Sie war ſehr bewegt, denn ſie hatte für poetiſche Wirkungen das entzündbarſte Gemüth. Halb erleichtert aufathmend, daß ſie ſich befreit fühlte von jener elektriſchen Wechſelbeziehung, wünſchte ſie doch beinahe in ihren geheimen Gedanken, er möchte wieder fortfahren!

Um das Schweigen zu unterbrechen, das ſie immer verlegner machte, richtete ſie eine Frage an ihn: ob er nicht ein Italiener von Geburt ſei? Die Trefflichkeit ſeiner Ausſprache laſſe es ſchließen.

Es war das erſte Mal, daß ſie eine milde und freundliche Anrede ihm gönnte.

Ich bin in Deutſchland geboren, entgegnete Cimaletti, aber von italieniſchen Eltern. Meine Voreltern waren alle Italiener, und haben unter

dem heimischen Himmel in bedeutenden, zum Theil in der italienischen Geschichte markirten Familienverhältnissen gelebt. Ich für meinen Theil suche mehr Ruhm darin, in Deutschland geboren zu sein, und, unter dessen Eichen stillfriedlich träumend, den Glanz früherer Verhältnisse zu vergessen.

Er war aufgestanden, sein Wesen hatte plötzlich eine gewisse Kälte und Zurückhaltung angenommen, und er suchte sich flüchtig mit einer vornehmen Verbeugung gegen die Gräfin zu entfernen.

Nehmen Sie meinen Dank! sagte die Gräfin, ihn freundlich entlassend, was sie vielleicht nicht gethan, wenn nicht diese Kälte, mit der er sich verabschiedete, sie einigermaßen gereizt hätte. —

Nur eine Gunst noch gestatten Sie mir, schöne, hohe Frau! rief Cimaletti, noch einmal zu ihr zurückkehrend, mit erneuertem Feuer des Ausdrucks, indem er sie mit eben so vieler Ehrerbietigkeit als Zärtlichkeit grüßte. Nehmen Sie zum Andenken dieser herrlichen Stunde, die mich beglückt und in meinen eigenen Augen erhoben hat, dies Krem-

plar des Arioſto von mir an! An ſich hat es nur den einzigen Werth, daß es des Dichters großer Gönner, der unſterbliche Cardinal Hippolyt von Eſte, der hier ſeinen eigenhändigen Namen eingezeichnet, beſeſſen, und einem Ahn meiner Familie zum Geſchenke gemacht hat. Es hat ſich wie ein Talismann der Poeſie bis auf mich vererbt, es iſt inſofern das Koſtbarſte, was ich beſitze, und ich würde glücklich ſein, wenn ich dieſe Reliquie eines Hippolyt in die Hände einer Hippolyta niederlegen dürfte! Schlagen Sie mir, ich flehe Sie an, dieſe Bitte nicht ab, und verzeihen Sie ihr das Seltſame um der Gelegenheit willen, einem Freudloſen und von ſeinem Schickſale Verſtoßenen eine Freude zu machen. Dieſe Gelegenheit bietet ſich ſo ſelten im Leben, und ich weiß, Ihr Herz iſt ſo gut und mildthätig, wie Ihr Auge klar und ſonnig!

Die Gräfin konnte ſich nicht enthalten, das ihr vorgehaltene Buch aus ſeinen Händen zu empfangen, ſo ſehr auch Alles in ihrem Gefühle ſich dagegen ſetzen wollte. Sie ließ das Buch wie betäubt in ihren Schooß ſinken, und als ſie, wie

aus einem Traume erwachend, wieder um sich blickte, war Cimaletti verschwunden. Sie besah das Werk, das einen äußerst kostbaren Einband hatte und mit prächtigen Verzierungen auf der sammtnen Schale belegt war. Von den Blättern, deren sie einige gedankenvoll umschlug, wehte ihr ein eigenthümlicher Duft entgegen, der sie wie das starke Arom eines fremdartigen Gewächses stach. An Geschenken, die früher das Besitzthum eines Andern gewesen, und mit einer eigenen Bedeutung in unsere Hände übergehn, haftet eine besondere Magie. Sie sind das ausgesprochene Symbol einer Gemeinschaft, deren Dasein dadurch ein Bekenntniß von sich ablegt, und wirken um so mysteriöser, je zweifelhafter und ungewisser jene Gegenseitigkeit noch war, die sie bezeugen sollen. Hippolyta mochte etwas Aehnliches empfinden, als sie das prächtige Exemplar des Arioſto auf Einmal mit einer gewissen Hast von sich stieß, und widerwillig weit von sich weg auf den Tisch warf. Und doch fühlte sie sich geheimnißvoll daran gefesselt, denn ihr Blick kehrte immer zu demselben zurück. Endlich sprang sie auf, um fortzueilen,

und die Gedanken, die ſich wider ihre Neigung ihrer bemeiſterten, gewaltſam zu fliehen. Sie geſtand ſich, daß ſie ihn verabſcheue, dieſen Unberufenen, der ſich mit einem räthſelhaften Weſen an ſie dränge, und beſchloß, noch in derſelben Stunde abzureiſen, um für immer ſeine Begegnung zu meiden.

In dieſem Augenblicke trat Ada hervor, und die Gräfin bemerkte nicht ohne Verlegenheit, daß ihre Tochter Zeugin ihrer ſeltſamen Verwirrung geweſen. Was willſt Du? fragte ſie zürnend das freundliche Mädchen, das ſich mit einer noch größern Innigkeit, als ſonſt, ihrer Mutter anſchmiegte.

Laß uns reiſen, Mutter! ſagte Ada bittend, auf der Stelle! Hier iſt es nicht hübſch, wir ſind Alle traurig, und Du ganz beſonders! Was ſoll daraus werden? O, ich wollte, wir ſäßen ſchon wieder auf unſerm ſtillen, heimlichen Edelhof in Kurland! Da wirſt Du auch wieder heiter werden, Mutter, und ich wieder das luſtige Kind! Ich mag dieſen Verdruß nicht gern ſehen auf Deiner Stirn, gute Mutter!

Du bist ein thörichtes Mädchen! entgegnete die Mutter. Geh, und laß Dich ankleiden! Morgen früh werden wir erst reisen! —

Nachmittags ließ sich die Gräfin auf einer Gondel über den Rhein fahren. Sie war ganz allein, denn Ada hatte es vorgezogen, in Begleitung der Dienerin einen Spazierritt zu unternehmen, da sie gern zu Pferde saß, und darin sehr geschickt und zierlich sich zeigte. Der schöne Sonnenhimmel streuete feierliche Lichter über Fluß und Ufer, und Hippolyta ließ sich, träumerisch in die Tiefe hinabblickend, über die Wellen fortgleiten. Auf ihrem Schooße lag ein Buch, in dem sie von Zeit zu Zeit mit ihrer schönen Hand blätterte, ohne wirklich darin zu lesen. Es war Arioſto. Der Strom wiegte sich langsam mit ihr fort, als sei er ebenfalls in sinnende Gedanken verloren, und schritt mit symmetrischem Takte von einer Scenerie des Gestades zur andern.

Plötzlich stieß Hippolyta einen lauten Schrei aus, der in den Felsen noch gellender wiederklang. Sie sah, daß auf Einmal, wie durch einen Zauberschlag, der alte Ruderer, welcher am andern

Ende des Kahnes gesessen, von seinem Platze verschwunden war, und an seiner Stelle Cimaletti ihr gegenüber saß. Ohne daran zu denken, daß die früher dagesessene Gestalt des Steuermanns nur eine Verkleidung gewesen sein konnte, deren schnell abgelegte Spuren gewiß noch im Kahne selbst zu bemerken waren, überließ sich Hippolyta im Augenblicke der Ueberraschung den seltsamsten Vorstellungen. Die nationellen Einflüsse, unter denen sie meistens gelebt, hatten ihrer lebhaften Phantasie einige Neigung zu Aberglauben beigegeben, und dies Erbtheil ihrer slavischen Erziehung brach zuweilen mit einer reizenden Naivetät bei ihr hervor.

Cimaletti begann sich wegen seiner Kühnheit mit der erschöpfendsten Beredtsamkeit zu entschuldigen. Aber die Gräfin hörte nur halb, was er sagte, indem sie noch immer mit einer gewissen Scheu seine Erscheinung betrachtete, und jetzt fast geneigt schien, diesem Menschen, dessen Art und Weise schon immer etwas Unerklärliches für sie gewesen, übernatürliche Kräfte zuzuschreiben, die über Raum und Zeit hinausreichten.

Ich durfte nicht dulden, Madame, sagte Cimaletti, daß einer dieser gewöhnlichen Ruderknechte Sie gefahren. Der Rhein ist an diesen Stellen sehr unsicher und schwierig, besonders für ein so gebrechliches Fahrzeug, und nur wenige dieser gelernten Schiffer möchten den sichern Arm und Blick besitzen, dessen ich mich auf diesem Elemente rühmen kann. Ich bin auf hohem Meere, mitten im Sturme, der alle Schiffe entmastete, mit einem bloßen Boote gefahren, und wußte immer die Ungeheuer der Wellen spielend, wie einen Tanzbären, zu regieren. Gnädige Gräfin würden mich aber dennoch wohl nicht zu Ihrem Bootsmann angenommen haben, wenn ich mir nicht in meiner Verkappung diese Gunst erschlichen, wofür ich von Ihrem zur Verzeihung geneigten Herzen Gnade hoffe. Meine Gegenwart ist aber vielleicht jetzt grade nützlich, denn diese Klippen, die in den Rhein hineinragen, sind bekannt wegen ihrer gefährlichen Passage.

Die Gräfin bat ihn mit leiser Stimme, er möge sie auf der Stelle nach St. Goar zurückfahren. Sie war aus Besorgniß freundlich gegen

ihn, aber ſie fühlte ſich bange, ſo nahe in demſelben Kahn ihm gegenüber zu ſein.

Cimaletti lenkte um, und über ſein Antlitz, das eine gewiſſe Milde und Hingebung ausdrückte, ergoß ſich der volle Strahl der Sonne. Er ſah ſchön aus, und ſagte mit ſanfter, faſt gerührter Stimme: Auf den Waſſern ward Aphrodite geboren. Geſtern ſtieg ſie zuerſt aus Ihren Thränen, dieſem heiligen Waſſer der empfindenden Seele, mir empor; und als ich Sie weinen ſah, hohe Frau, ſah ich auch die Göttin, die auf dem leuchtenden Tropfen des Auges in Ihnen wie in mir geboren wurde! Ich begrüßte die Tochter des Himmels aus meinem andächtigen Herzen und mein Gebet war: ich liebe Dich! Heute ſchwimmen wir zuſammen auf der herrlichen Rheinfluth, die Thräne Ihres Auges ſtrahlt mir nicht mehr, aber Aphrodite ſteigt von Neuem empor aus den Waſſern! Unten in der Tiefe der Fluth wohnt die Liebe einſam in ihrem Hauſe von Perlen, Gold und Kryſtall, einſam und verſchloſſen, und nur ihr Bote, der ſpielende Delphin, trug zuweilen ihre Seufzer und Thränen

hinauf an die Sonne. Aber was frug die Liebe nach Perlen, Gold und Kryſtall, ſie wollte ein Menſchenherz, und tauchte mit Schwanenarmen auf, es zu finden. Sie will nicht Rang und Ehren und Hoheit, ſie will eine Seele, und ich gebe ihr die meinige zu eigen, und mein Lehnseid iſt: ich liebe dich! Die Göttin lächelt über unſern Häuptern, über dem meinigen mitleidig, denn ſie weiß, daß ich dem Unglücke geweiht bin. Aber ſchon das Gebet an ſich iſt ſüß, ſollte ihm ſelbſt die Erhörung fehlen, und ſo bete ich fleißig und aus frommer Seele: ich liebe dich! Sollten Sie auch den Boten haſſen, Gräfin, ſo ſehen Sie wenigſtens hold zu dem Gebete, das den Himmel ſucht in Ihren Augen! Werden Sie nicht durch ein einziges freundliches Wort mich glücklich machen? Noch eh' ich den Kahn lande, laſſen Sie mich wiſſen, ob ich Sie erzürnt habe mit Arbrodiens Gebet auf den Waſſern?

Hippolyta ſagte: Nein, und ſchüttelte ſanft die Locken des ſchönen Kopfes. Ihr herrlicher Buſen hob ſich gegen den Atlas wie von Gefühlen gedrängt, aber ſie ſchwieg, ohne noch ein

Wort weiter hinzuzufügen. Dann, nachdem ſie bereits den Fuß wieder an das Ufer geſetzt hatte, wandte ſie ſich noch einmal um, und grüßte ihn ſtill mit ihren immer von Bedeutſamkeit ſtrahlenden Augen. Sie verneigte ſich, ihm dankend, und enteilte raſch von dannen. Cinaletti ſtieß vergnügt noch einmal vom Geſtade, und fuhr allein in den Rhein zurück. — —

Es war ſchon Mitternacht, als noch ein Kahn in der Gegend von St. Goar auf den Waſſern umherkreuzte. Stürmiſch und finſter lagerte das zerriſſene Gewölk über dem Rhein, und drohte in einem Unwetter loszubrechen. Aus den ſchwarzen Nachtſchatten, welche die ganze Landſchaft eingeſponnen, löſten ſich allmälig einige Geſtalten, die das Wetterleuchten des Himmels von Zeit zu Zeit ſchwach bezeichnete. Der Kahn landete am Ufer, zwei Männer ſtiegen aus, und pflanzten an einer hohen Stange eine Laterne auf, die als Leuchtthurm in den Rhein hinausragte.

Die noch ſchlafloſe Hippolyta, die von ihren Fenſtern ſinnend in die Nacht hinausſtarrte, und dem beginnenden Gewitter zuſah, hatte dieſe Er-

ſcheinungen unten wahrgenommen, und unwillkürlich etwas Auffallendes darin gefunden. Ein Blitzſchlag, der dieſe männlichen Geſtalten auf Einmal ſtark erhellte, ſchien die ahnende Vermuthung zu beſtätigen, die ſich ihrer mit einem gewiſſen Schauer bemächtigte. Sie glaubte Cimaletti dort unten zu erkennen, der in Gemeinſchaft mit einem Andern am Strande ſtand, und mit ungeduldigen Gebärden auf etwas zu harren ſchien.

Bei allen unheimlichen Empfindungen, die in Hippolyta aufſtiegen, fühlte ſie doch zugleich den unwiderſtehlichſten Drang, das, was hier vorgehen möchte, zu belauſchen. Der Reiz und der Haß, die noch abwechſelnd in ihrem Buſen um Cimaletti kämpften, floſſen in ein unbegränztes Gefühl der Neugier zuſammen; ſie ahnete ein Geheimniß, und es war ihr, als müſſe durch daſſelbe Alles, was an ihm räthſelhaft geweſen, verrathen werden. Zitternd warf ſie den Mantel um, hüllte ſich ganz in ihren Schleier, und wie ſehr ihr das Herz auch bebte, ſie überwand ihre Beängſtigung und eilte mit fliegenden Schritten hinunter. Dort hatte ſie bald einen ſichern Stand-

ort erreicht, von wo sie unbemerkt das Vorgehende beobachten konnte, und bei allem Muthe, mit dem sie sich dahin gewagt, überkam sie nun ein Gefühl der möglichen Gefahr, der sie sich aussetzte, und sie war fast einer Ohnmacht nahe.

Noch war Alles still, die Nacht verhüllte sich wieder schwärzer, als zuvor, und von den beiden Männern wurde kein Wort gewechselt. Plötzlich vernahm Hippolyta an einem Geräusche das Landen eines zweiten Kahnes, und in diesem Augenblick entlud sich auch das Gewitter, das am Himmel heraufgezogen war, in seiner vollen Stärke. Beim Leuchten der Blitze unterschied Hippolyta fünf vermummte Gestalten, in deren Mitte Cimaletti stand, und eine heimliche Unterredung führte, die aber dem Ohre der Lauschenden entging. Dann trat Cimaletti, sie glaubte ihn deutlich zu erkennen, in den neuangelangten Kahn, auf dem sie zu ihrem Entsetzen einen Sarg gewahrte. Die Andern folgten ihm, und er hob den Sargdeckel in die Höhe, den darin liegenden Todten, auf den die lodernde Gluth der Elemente ihre Lichter warf, lange betrachtend. Eins,

zwei, drei, vier, fünf Wunden! zählte Cimaletti mit kalter, durchdringender Stimme. Auch die meinige soll Dir nicht entgehen, Olivier!

Er zog einen Dolch, und tauchte ihn mit einer feierlichen Gebärde, als übe er ein Gericht aus, in die Brust des Todten.

Ihr habt Recht gerichtet, Brüder! sagte er dann zu den Uebrigen. So müssen alle Verräther sterben! Wir gönnen ihm aber ein schönes, kühles, ruhiges Grab, denn es gab eine Zeit, wo er uns liebte!

Er verschloß den Sarg wieder, dann hoben sie ihn alle mit einander in die Höhe, und an seiner Schwere ließ sich bemerken, daß er von Eisen war. Sie ließen ihn in den Rhein fallen, und der Strom schloß sich zischend und mit heftigem Wellengemurmel, das noch lange nachhallte, über diese Beute zusammen, welche er widerwillig empfangen, um mit seinen Fluthen einem großen Unglücke, Geheimniß oder Verbrechen den Mund zu schließen.

In demselben Momente, den ein fürchterlicher Donner begleitete, stürzte der entfesselte Regen in

Strömen aus den Wolken. Die Nacht begann mit allen ihren Schaudern und Schrecknissen zu rasen, und ehe die erbebende Hippolyta, die noch wie festgebannt stand über das Erlebte, sich ihrer Sinne vergewissern konnte, war Alles verschwunden, was ihr vor einigen Augenblicken ein so schreckenerregendes Schauspiel geboten. Kein Laut ließ sich mehr vernehmen, als der tobende Sturm, der dem Regen nachjagte, die wilden Schreie der Vögel, und das Branden des unruhiger gehenden Stromes. Die Blitze, die in alle Winkel der Nacht sengten, enthüllten nirgends mehr die Spur menschlicher Erscheinungen. Als Hippolyta, halb vom Fieber geschüttelt, wieder auf ihrem Bette lag, in der heimlichen Stube, wo nebenan im angränzenden Kabinette die liebliche Ada schlummerte, hätte sie glauben können, jene entsetzlichen Nachtbilder, die draußen ihre Scene gehabt, seien nur ein Traum gewesen, ohne daß man ihrer Wirklichkeit nachzudenken hätte.

Aber in Hippolyta lebte der Reiz des Geheimnißvollen, der sich mit diamantenen Zauberketten an ihre Seele hing und ihre Vorstellung

auf und nieder bewegte. In den seltsamsten Phantasiebildern verbrachte sie die Nacht. Sie brütete mit ihrem regen Sinne vergebens über einem Geheimniß, in dem sich zu orientiren es ihr an allen Beziehungen und verknüpfenden Fäden gebrechen mußte. Bald stand ihr verstorbener Gatte, der sich stets mit gefährlichen Plänen getragen und so unglücklich geendet hatte, ihr vor der Seele; sie sprach mit ihm, und bat ihn, wie damals, ihr seine Geheimnisse zu sagen, und zu seiner Vertrauten sie zu machen. Bald war es wieder Cimaletti, mit dem sie redete; er kniete vor ihr, und wollte das Wichtigste ihr entdecken, als sie ihm plötzlich selbst den Finger auf den Mund legte, wie wenn Lauscher ihn behorchten. Dann gewahrte sie eine blutende Wunde an seiner Stirn, sie verwechselte ihn mit ihrem Gatten, und schrie laut auf. Von draußen pochte der Sturm mit rasselnden Gespensterfingern an die Scheiben. Nur gegen Morgen erquickte ein fester und traumloser Schlaf die von ihren Phantasien gepeinigte Gräfin.

Falk hatte sich reisefertig gemacht, und trat an das Bett Cimaletti's, um Abschied von ihm zu nehmen. Dieser hatte, obwohl es nicht mehr früh war, noch kein Zeichen, weder durch einen Gruß, noch irgend eine Regung, von sich gegeben, was ganz gegen seine sonstige Gewohnheit war. Wie erstaunte Falk, als er ihn jetzt, wie von einem Starrkrampfe befallen, bewegungslos unter der Decke da liegen sah. Er schüttelte ihn, rief ihn bei Namen; aber der Andere, obwohl er das Auge offen und durchdringend auf ihn gerichtet hielt, schien ihn nicht zu verstehen, noch zu kennen. Falk wandte sich entsetzt fort, um zu klingeln und das Haus um Hülfe aufzurufen.

In dieſem Augenblicke fühlte er eine Hand auf ſeiner Schulter, Cimaletti hatte ſich aufgerichtet, und ſah ihn mit einer verſtörten Miene, die vom tiefſten Leiden zeigte, wie geiſterhaft an. Ich bin todtkrank, Freund! ſeufzte er mit kaum hörbarer Stimme. Mich hat in dieſer Nacht der Schlag getroffen, eine fürchterliche Erkältung, die ich mir zugezogen, mag die Veranlaſſung dazu gegeben haben. Vielleicht habe ich nur noch ſechs Stunden zu leben, wenn ſich der Anfall wiederholt und mir bis in das Herz trifft. Der ganze untere Theil meines Körpers iſt ſchon todt.

Hierauf ſank er erſchöpft wieder in die Kiſſen zurück, und ſeine bleiche Miene heftete ſich mit einem bittenden Ausdruck auf das Antlitz des Freundes. Das Wenige, was in dieſem Falle mit mir zu thun iſt, iſt Dir bekannt, naturkundiger Falk, fügte er leiſe hinzu. Du darfſt es nur anordnen, und mich dann mir ſelbſt überlaſſen. Darauf reiſe mit Gott, auch ich werde reiſen, denn mein Lebensgepäck iſt mir ſchon geſchnürt, und ich ſchüttle gern den Staub der Erde von meinen Fußſohlen!

Falk hegte zwar den größten Zweifel, den Zustand Cimaletti's für Schlaganfall anzusehen, aber jedenfalls erfordete die bedenkliche Lage, in der er sich allem Ansehen nach zu befinden schien, eine schleunige Beihülfe. Uebrigens schien sich seine ganze Physiognomie merkwürdig verändert zu haben, wie es bei Kranken dieser Art allerdings der Fall ist. Sein Athem ging schwierig, schnarchte aber mit außerordentlicher Stärke, und der Puls schien sich immer mehr zu verlieren, so daß der gutmüthige Falk äußerst besorgt zu werden anfing. Er erklärte dem Freunde, daß er seine Reise aufschieben und bis zu seiner Besserung bei ihm ausharren werde, was Cimaletti gerührt und mit einer Thräne in den Augen annahm. —

Als Falk nach einigen Besorgungen wieder in das Zimmer trat, fand er den Kranken noch leidender aussehend, als zuvor. Gleichwohl schien er sich so eben damit beschäftigt zu haben, in einem kleinen Portefeuille etwas einzuzeichnen. Es ist vorbei mit mir, stöhnte ihm Cimaletti mit immer größerer Schwäche entgegen. Ich fürchte jeden Augenblick den Herzkrampf, ein Uebel, das meiner

Conſtitution ſchon lange gedroht hat. Doch habe ich noch ſo viel Stärke über mich vermocht, mit einigen Worten hier mein Teſtament aufzuſetzen. Verſchmähe nicht, theurer Falk, daß ich meine ganze fahrende Habe und einige durch Lebensverhältniſſe geweihte Koſtbarkeiten Dir zum Andenken hinterlaſſe! Und dieſen Zettel habe die Güte ſogleich bei der Gräfin Hippolyta abgeben zu laſſen. Dann will ich Amen ſagen zu dieſem ausgeklungenen Daſein, und will Feierabend machen mit allen dieſen Gedanken, Wünſchen und Lebensträumen. Gott wird die große Friedensglocke läuten! Dann werde ich auch dem verklärten Lächeln Deiner Gabriele begegnen, da, wo ihre Augen, die Dich zuweilen von jenſeits grüßen, eine Wahrheit ſind.

Falk wurde im Innerſten bewegt, und bemühte ſich aus allen Kräften, den Leidenden zu beruhigen. Den Zettel, den ihm Cimaletti eingehändigt, übergab er einer Dienerin zur Beſtellung an die Gräfin. Derſelbe enthielt nichts als die mit Bleiſtift geſchriebenen Worte:

„Ich bin erkrankt und muß in wenigen Stunden sterben. Geneigen Sie, mir noch einmal die Gnade ihres Anblicks zu gewähren!"

Cimaletti.

Zugleich bat Cimaletti, den Pfarrer des Ortes zu ihm zu rufen, da er nicht ohne geistige Besprechung, noch ohne Beichte und den Trost der Sacramente von hinnen scheiden wolle, sondern ausgesöhnt mit allen bestehenden Formen der Kirche und des Lebens. —

Diese unerwartete Botschaft versetzte die Gräfin, die eben mit den Anordnungen ihrer Abreise beschäftigt war, in die größte Verlegenheit. Sie ließ alles stehen und liegen, und durchmaß, mit sich selbst kämpfend, mit heftigen Schritten das Zimmer, stieß die um sie besorgt werdende Ada unfreundlich zurück, und antwortete nicht auf die an sie gerichteten Fragen. Dann eilte sie hinaus, und stand bald vor der Thür des Kranken, der mit Gewißheit ihrer harrte.

Sie betrat langsam das Zimmer, in dem ihre Erscheinung einen außerordentlichen Eindruck hervorbrachte. Cimaletti hob die Hände hoch empor,

und begrüßte sie mit feierlicher Rührung, indem alle seine Gesichtszüge augenblicklich mit einem neuen Glanze sich belebten, bald aber wieder in den hinfälligen Ausdruck der Krankheit zurücksanken. Er bat den um ihn sorgsam beschäftigten Falk, ihn auf einige Augenblicke zu einem geheimen Zwiegespräche mit der Gräfin allein zu lassen.

Hippolyta stand vor ihm, obwohl noch in etwas scheuer Ferne sich ihm gegenüber befindend, mit unverkennbarer Theilnahme. Leise und fast mit zitternder Stimme erkundigte sie sich nach seinem Zustande, und eine fliegende Scharlachfarbe röthete ihre Wangen bis auf den glänzenden Hals hinunter, über den die wogenden Locken fielen. Die ganze herrliche Gestalt zeigte sich in der tiefsten Bewegung, und war in dem kleinen Raume, der den Leidenden einschloß, wie zur Ausübung einer heiligen Mission erschienen.

Das Ende meiner Tage ist unerwartet herangekommen! nahm Cimaletti das Wort, indem er mit Anstrengung seine letzten Kräfte zu sammeln schien. Sein seltsam funkelndes Auge schien nur

noch von den milden Blicken der Gräfin, die auf ihm ruhten, Leben und Flamme zu erhalten und schloß sich fest und unverwandt an diese ihm gnädig leuchtenden Sterne an.

Herrliche Frau, darf ich sagen, Freundin? fuhr er, wie in lächelnde Ekstase verloren, fort. Wie glücklich bin ich noch am Rande des Todes, daß bei dem frühen Sturze meiner Jugend Ihre göttliche Erscheinung verweilt, und vielleicht still um ihn klagt! Mich hält das unentfliehbare Verhängniß schon in seinen Netzen, ein vor der Zeit ihm verfallenes Wild, und ich neige ruhig mein Haupt, wie eine Aehre, welche die Sichel trifft. Mein Arzt und Freund wird es Ihnen zuzählen können, wie Tropfen im Glase, wie viele Stunden noch mein Leben faßt; ich mag es nicht wissen! In diesem einzigen Augenblicke, den ich noch mit Ihnen lebe, und wo Ihre Gestalt, Balsam im bloßen Anblicke mir herniederträufelnd, an meinem Lager steht, sammle ich allen Werth und alle Bedeutung der Existenz im höchsten Punkt, er stellt mir einen ewigen Moment der Gegenwart dar, in dem alle Vergangenheit und

Zukunft des Lebens mir wie in einem Opferrauche verlodern! Diesen Moment der Ewigkeit und Schönheit, o Hippolyta, den Sie mich trinken lassen aus dem Athem Ihrer Lippen, wie aus Hebe's goldenem Pokale, sauge ich in vollen Zügen in meine Seele, und sie fühlt sich unsterblich daran. Lassen Sie mich unverwandt so vor Ihnen ruhen und Sie anschauen; dann ist mir, als hätte ich das Ziel meines Lebens schon gefunden, Alles sei erreicht und kein Wunsch, kein Schmerz der Sehnsucht, kein glücklicher Traum mehr unerfüllt übrig geblieben!

Nur Sie anschauen, und nichts weiter, göttliche Frau, und ich vertiefe mich in den heiligen Urquell des Daseins, die Vergänglichkeit hat kein Theil mehr an mir, und der Uebergang zum Tode ist gemacht, indem ich die höchste Fülle des Lebens empfinde. So hatte ich mir immer einmal zu sterben gewünscht, unter solcher frommen Obhut geliebter Augen; aber ich hatte nicht geglaubt, als Ihre Erscheinung das erste Mal sich mir zeigte, daß dies die Form und das Bild sein möchte, unter der bald meine Gedanken, im Tode ihre

Glorie daran ſuchend, mit der Ewigkeit zuſammenſchmelzen würden! Werden Sie es glauben, Gräfin, ich hatte auf Sie gehofft! Ich, der unwürdige Knecht, der allen Ihren Tugenden und Reizen kein eigenes Verdienſt entgegen zu ſetzen hat, als eine ſeltene und beiſpielloſe Liebe, die ſich ſeines Herzens bemächtigte bei Ihrer erſten Begegnung! Sie waren mir erſchienen, und noch eh' ich Ihre Stimme vernommen, hatten Sie zu mir geſprochen, als gehörte ich zu Ihnen! Als Ihr Diener und Beſchützer, als Ihr Sclav und Vertheidiger wäre ich Ihnen gern durch die ganze Welt gefolgt, und hätte im Schatten Ihrer Spuren ein demüthiges, aber mir beneidenswerth dünkendes Glück genoſſen. Ich hatte mich bisher, in den Wechſelverſuchen des Lebens, nur geſehnt nach Liebe, aber ihr wahres Symbol, ihre Geſtalt nirgends angetroffen; ich hatte mich nach Liebe unruhig geſehnt, weil ich ſo viel Dichtung in meinem Herzen hatte, die davon träumte und drängte, wie junger Moſt! Oft fand ich auch den Haß und ſelbſt die Gleichgültigkeit ſüßer, als das, was die Menſchen um mich her Liebe nann-

ten, oder ich liebte auch, wie die Andern einen Rosenmonat von Täuschungen lang, und dann erkälteten mich tödtliche Herbstschauer! Das Bedürfniß nach Liebe ist in der Menschheit ungeheuer, aber das leichte Glück und Geschick der Liebe fehlt ihr, und die Schöpferkraft, ewige Gestalten aus ihren Neigungen zu bilden. Die Gegenstände ihrer Liebe sind bei den meisten Menschen entweder ihrer unwürdig, oder ihnen unbegreiflich und unbegriffen. Ich aber, ich hatte die ewige Gestalt gefunden, die Göttin und auch den Begriff ihrer Gottheit. Ich hatte Sie gesehen, Hippolyta, und auf den ersten Blick Ihr Wesen verstanden, in dessen Tiefe, stolz verschleiert vor der gewöhnlichen Welt, die ächte Liebe saß, wie in dunkler Steingrotte die weisheitredende Nymphe. Aber mein Loos fällt anders. Indem mir die Sonne Ihrer Erscheinung aufgeht, geht meines Lebens Sonne unter, und ich erreiche nur noch das Glück, zu sterben im Schimmer Ihres Angesichtes! —

Die Gräfin bat ihn angelegentlich, sich zu schonen, seinen Zustand nicht durch diese heftige

Bewegung zu verschlimmern. Sie überließ ihm ihre Hand, die er an seine Stirn drückte, mit vielen Küssen bedeckte und dann lange, wie einen heilkräftigen Talisman, lächelnd betrachtete. In diesem Augenblicke fiel eine Thräne auf die weiße, zierliche Hand herab. Hippolyta hatte sie geweint und konnte dies Zeichen einer innigen Theilnahme, die sie für den Kranken fühlte, nun nicht mehr bergen. Ihr leichtbewegliches und entzündbares Herz stand auf dem Punkte, in laute Empfindungen auszubrechen, und wir glauben, daß jede Frau an ihrer Stelle dieselbe Regung getheilt haben würde.

Cimaletti stammelte Dank für diese Thränen, und richtete sich dann an ihrer Hand ein wenig in die Höhe, indem er ihr mit einem besonderen Ausdruck in die Augen sah. Eine einzige Bitte habe ich, die mir den Tod zum Leben und das Grab zum Frühlinge machen wird! sagte er leise. Eine Bitte, die viel bedeutet, Alles, und doch für diese Welt Nichts mehr! Ein Phantom für diese Welt, und ein Symbol für die Ewigkeit! Eine süße Thorheit auf der Erde, und eine Anwartschaft

auf den Himmel und sein unaufhörliches Glück! Was Sie mir, dem Sterbenden, gewähren sollen, werden die Menschen in drei Tagen vergessen, ich aber werde es ewig behalten und mit mir nehmen in mein zukünftiges Sein, wo es der schönste Smaragd in der Krone meiner Vollendung sein wird, und wo ich von dem Bewußtsein der Liebe, die es mir verbürgt hat, selig leben werde! Wollen, o wollen Sie zu der letzten und höchsten Bitte meines Lebens mit einem holden Ja sich herunterneigen?

Sprechen Sie, Cimaletti! sagte die Gräfin im mildesten Tone, indem sie ihm ihre Hand erwartungsvoll auf die Schulter legte. Was in meiner Macht und meinem Willen steht, sei Ihnen erfüllt; denn ich bewiese Ihnen gern in dieser Stunde meine Freundschaft!

Lassen Sie mich als Ihren Gatten sterben! rief Cimaletti mit entschlossener Stimme und blickte ihr fest und durchdringend Auge in Auge. Dies ist meine Bitte, von der meine Seligkeit abhängt!

Wie? sagte die Gräfin erschrocken. Sie war blaß geworden, sie zitterte und ihr ganzes Wesen

verrieth diesen Schreck der Ueberraschung, die fast eine Erschütterung war. Wie soll ich Sie verstehen? Was begehren Sie? setzte sie kaum hörbar hinzu.

Nichts, was Ihnen eine Sorge schaffen soll! entgegnete Cimaletti sanft und schmeichelnd wie ein Kind. Nur in dem Augenblicke, wo ich sterbe, sollen Sie Ihre Hand in die meinige legen und den Priester des Herrn seinen Segen darüber sprechen lassen! dann gehöre ich Ihnen auf ewig, und trage der stillen Liebe Lohn mit mir von dannen in das Himmelreich. Dann habe ich nicht umsonst gelebt und bin nicht umsonst gestorben in der Frühe meiner Jugend, dann habe ich im Jenseits Ihre Gemeinschaft davon getragen, die hienieden der einzige Stern meiner Sehnsucht war! Ich sterbe als Ihr Gatte, und habe kein Recht auf Sie, als in manchen stillen Stunden, wo Ihre sinnende Seele in ein Zwiegespräch mit der Zukunft versunken sein wird, Ihnen mit meinem Geisterhauch die Schläfe zu küssen! Diese Erde ist zu arm und eng; man muß Bündnisse für den Himmel schließen, die über Raum und Zeit

hinausreichen in die wahre Heimath der Liebe! Soll es so sein, Hippolyta? Werden Sie einwilligen, daß ich mit dem süßen Namen von Ihnen scheide, der von mir aussagt, daß ich würdig gewesen, Ihr Freund zu sein! Werden Sie es, Hippolyta, oder werden Sie meine Liebe, mit Ihrem Zorne belastet, dem Tod überlassen? — Doch ach, ich fühle schon, daß mir nicht mehr Zeit übrig bleibt, selbst Ihrer Gewährung mich zu freuen. Ich habe einen Dränger in mir, der mit seiner Eile meinem Glücke zuvorkommen wird. O, der entsetzliche Kampf naht sich schon meinem Herzen. Es ist aus mit meinem Leben! —

Er sank bei diesen Worten hinten über in die Kissen zurück und fuhr mit einem heftigen Schrei nach seinem Herzen. Sein ganzer Körper schien zusammenzubrechen, die Glieder warfen sich in fieberhaften Bewegungen umher, und auf die blasse Stirn trat der Schweiß des Todes. In diesem Augenblicke wurde an die Thür geklopft, und der Geistliche, den Falk hereinführte, näherte sich dem Bette des Sterbenden, welcher seiner verlangt hatte. Cimaleti war Katholik, und

begehrte von einem Priester seines Glaubens die letzte Tröstung zu erhalten. Die Gräfin, die einen hervorstechend religiösen Zug in ihrem Wesen hatte, verneigte sich ehrerbietig vor der Erscheinung des würdevollen, mild imponirenden Mannes, und sah sich durch seine Dazwischenkunft einen Augenblick in den Zweifeln und Entschließungen, die sie bestürmten, unterbrochen. Es entstand einen Moment ein gespanntes Schweigen im Zimmer, das bald durch die gewöhnlichen Fragen, die der Geistliche an Cimaleti richtete, unterbrochen wurde. Falk hatte sein scharfes, spähendes Auge auf den Kranken geheftet, und schien nicht zu wissen, was er von dem Zustande desselben halten sollte.

Der Geistliche fand in dem Gespräche, das er anknüpfte, Cimaletti's Kräfte so herabgestimmt und zu immer bedenklicheren Symptomen sich neigend, daß er seine kurze Rede schnell beendete und sich beeilte, ihm das Abendmahl zu reichen. Der Kranke mußte mit einiger Anstrengung aufgerichtet werden und der Priester, welcher das Verhältniß der Gräfin zu Cimaletti nicht kannte

und ihrer Anwesenheit wegen als ein sehr nahes voraussetzte, ersuchte sie, den Schwankenden in ihren Armen zu halten, während die heilige Handlung vollbracht wurde. Hippolyta, die frommen Sinnes Alles zu thun gewohnt war, was ihr ein Geistlicher sagte, und dann eine gewisse Heiligung darin erblickte, schickte sich sorgsam und ohne Widerstreben zu dieser religiösen Pflicht an, die dem Sterbenden erwiesen wurde.

Cimaletti schien mit Dank und Entzückung diese letzte Gunst der ihn umgebenden Freunde zu empfangen. Dann, nachdem er das Abendmahl andächtig genossen und der Priester schon im Begriffe stand, sich wieder zu entfernen, neigte sich der Kranke zu dem Ohr der Gräfin und richtete leise eine Frage an sie, die von den Uebrigen nicht vernommen wurde. Hippolyta stand einen Augenblick nachsinnend da und in dem ganzen Zimmer herrschte ein seltsames Schweigen. Auf dem Gesichte der schönen Frau wechselte der mannigfachste Ausdruck eines mit sich selbst kämpfenden Entschlusses. Endlich reichte sie, tief erröthend und in demselben Moment wieder erblassend, ihre Hand

an Cimaletti hin und sagte mit einer süß erbebenden Stimme: Ja, ich will es!

Dies Wort schien wie ein himmlisches Feuer neue Lebenskräfte dem Cimaletti einzuhauchen. Auf seinen Wangen flackerte noch einmal eine blitzende Röthe auf und seine Augen glänzten von einer fast frohlockenden Freude. Ehrwürdiger Herr sagte er laut, noch ehe Sie uns verlassen, ersuche ich Sie, meine eheliche Verbindung mit der Frau Gräfin Hippolyta von P., die sich mit Hand und Mund mir feierlich anverlobt hat, kraft Ihres göttlichen Amtes und in aller Form der Kirche und des Gesetzes einzusegnen!

Diese Erklärung brachte unter den Anwesenden eine außerordentliche Wirkung hervor, und wurde zuerst nur mit einem stummen Erstaunen angehört. Falk, der am meisten eine ruhige Haltung behielt, sah abwechselnd bald die Gräfin, bald Cimaletti mit seinem kalten Beobachterblick an, und konnte sich eines spöttischen Lächelns nicht erwehren. Der Geistliche, der sich schon in der Thür befunden, kehrte mit einer seltsamen Verwunderung auf seinem Gesicht um, und schien

gespannt einer weitern Erörterung des unerwarteten Begehrens zu harren. Ein leiser Seufzer, der im Hintergrunde schmerzlich ertönte, schien aber fast überhört zu werden. Er kam von Alda, die sich unbemerkt hereingeschlichen, um die so lange vermißte Mutter hier zu suchen, und an die Abreise zu mahnen, von deren Vorbereitungen sich die Gräfin plötzlich, ohne wieder dazu zurückzukehren, entfernt hatte.

Als Cimaletti seine Forderung in einer noch bestimmteren Weise, und für den Augenblick dringend, wiederholte, erklärte der Geistliche, daß er die Trauung nicht auf der Stelle vollziehen könne, weil dazu sowohl die üblichen Varanstitoen, als die nothwendigsten Zeugnisse, die ihm beigebracht werden müßten, fehlten. Cimaletti aber, der den letzten Ueberrest seiner Kräfte aufzubieten schien, erschöpfte sich in Vorstellungen, um die Gründe, welche der verständige Priester seiner Weigerung hinzufügte, zu widerlegen, und ihn, in Betracht, daß es hier bloß um die Form einer Handlung zu thun sei, die einen Sterbenden beruhigen und trösten solle, zum Nachgeben und zu

mit starker Zuversicht vor den Altar der Ewigkeit hintreten, und hatte seine Absichten auf ein Glück gestellt, das nur im Geiste lag, in der Sehnsucht der Seelen und in der Zukunft! Der Geistliche sprach sich an diesem Gedanken in eine herrliche Folge von Ideen und Gefühlen hinein, und legte dann die Hände des Paares, dessen Treugelöbniß einen so rührenden Sinn hatte, zu der von ihnen begehrten Gemeinschaft in einander. Indem sie die Ringe wechselten, ließ sich im Gemach eine schluchzende Stimme vernehmen, die mit Heftigkeit ihren Thränen sich überließ, und einem Zeugen der vorgegangenen Handlung angehörte. Die Gräfin blickte sich um, wie von einem Stich im Herzen getroffen, und ihr großes träumendes Auge, das ihre im Momente der Scene wunderbar befangene Seele abspiegelte, traf erschrocken auf das weinende Antlitz ihrer Tochter. Cimaletti aber schien ganz von der Seligkeit seiner erreichten Wünsche erfüllt. Nur noch das eine Begehren fügte er hinzu, die schriftliche Ausfertigung des eben vollzogenen Bundes zu besitzen, und daß ihm diese als die letzte irdische Reliquie, unter sein Haupt

gelegt, in das Grab mitgegeben werden solle. Dann aber sah man ihn plötzlich still werden, er fiel, wie von seinen Kräften verlassen, zurück, und bat mit den Blicken die Umstehenden, ihm durch Alleinsein Ruhe zu gönnen. Nur die Hand der Gräfin hielt er fest umschlossen in der seinigen. Alle verließen das Zimmer, und Hippolyta blieb mit ihm zurück, indem sie an das Herz des Mannes niedersank, an das sie sich jetzt wie mit magischen Fesseln gebunden fühlte. — —

Niemand aber hatte in diesem Augenblicke mehr Weh' und Bangigkeit auf dem Herzen, als die arme, liebliche Ada. Sie stürzte hinaus ins Freie und suchte die Einsamkeit der Berge, um sich aus zuweinen. Im tiefen Walddickicht verbarg sie sich und ließ ihren Thränen freien Lauf, die reichlich aus den holden und sonst so klaren Augen niederströmten. Sie setzte sich auf einen Stein und begann nachzudenken, was ihr denn für ein großes Leid in ihrem jungen Leben widerfahren sei. Draußen hinter den Bäumen und Gesträuchen, die sie umgaben schien die goldene Sonne, und das Geräusch des Lebens bewegte sich weit

ab von ihr in der Ferne. Ada war so betrübt, daß sie sich auf ewig in diesem Walddunkel hätte verbergen mögen, um der Welt draußen, die ihr wehe gethan, den Rücken zu kehren.

Wie schwarz lag plötzlich das ganze Leben vor den Blicken des Mädchens da! Es war ihr, als sei sie auf einmal um Vieles älter geworden, und als habe die Zeit mit unheilbedeutendem Rabenfluge seit einem Augenblick Jahrzehnte über ihrem Haupte beschrieben. Sie besann sich, und trocknete ihre Thränen. Sie kam sich gereifter und weiser vor, wie der Zauberlehrling, der den ersten Blick hinter den Vorhang gethan. Sie hatte Dinge gesehen, die ihr über den Zusammenhang der Erscheinungen in der Welt, an deren Oberfläche sie sonst nur kindlich gehangen, Aufschlüsse zeigten, welche sie noch vor kurzem für unmöglich gehalten, und diese spann sie sich mit ihrer scharfen Urtheilskraft jetzt weiter aus, und verfolgte sie in ihren Gedanken nach allen Seiten. Ada, von Natur zum Zweifeln hingezogen, war keineswegs geneigt, die Ereignisse des heutigen Tages so anzusehen, wie sie sich ihr dargeboten, sondern

sie unterwarf sie vielmehr aller zersetzenden Schärfe ihres jungen Verstandes.

Am längsten verweilte sie bei dem Bilde ihrer Mutter. Ist denn, fragte sie sich, das Köpfchen in die Hand stützend, eine Trennung zwischen ihr und mir ausgebrochen, daß mich ein Schmerz und eine Bangigkeit befällt, wenn ich an die gute Mutter jetzt gedenke? Die liebe, schöne, herrliche Mut er, wie habe ich sie geliebt! Und liebe ich sie denn nicht mehr? Ach, was ist mit mir selbst vorgegangen, das mich in eine solche Verwirrung aller meiner Gefühle, in denen mir sonst so freudig wohl war, gestürzt hat? Ein dunkler Traum hat mir die Gestalt meiner Mutter, wie mit großen, zackigen Blättern einer Giftpflanze umwoben, eine zweizüngige Schlange hat sich an ihrem lieben Bildniß heraufgewunden, und zischelt mich an, wo ich sonst ihrem holden Mutterangesicht begegnete! Was hatte ich denn sonst, als meine Mutter? In ihr tauchte all mein Leid und meine Lust unter; wenn sie mich liebkoste, küßte, ausschalt oder mir erzählte, es waren die Ereignisse meines Lebens, die meine

Stunden abtheilten, wie der Sonnenwechsel den Tag! Ich hätte immer fortleben können, ohne nach der ganzen Welt zu fragen, so lange ich nur die Mutter an meiner Seite gehabt, um die ich herumspringen konnte! Ach, sie war so hold, so schwach, so süß und so verehrungswürdig, die gute Mutter, und die ganze übrige Welt war mir nichts! Freilich, was kannte und kenne ich denn von der Welt? Von der Liebe habe ich Großes und Schönes reden hören, und in Büchern einiges gelesen, aber ich kenne sie nicht. Ich weiß nicht, ob die Liebe im Stande ist, glücklich zu machen? Und glücklich, glücklich wollt' ich sein! Was soll denn die Liebe bedeuten? Sein Herz einem Andern ganz zu eigen geben? Wer weiß, was man dafür wiederbekommt! Die Liebe ist ein Vogel, der sein Nestchen in unserm Herzen baut, und man fühlt wohl, daß man ihm dabei nicht wehren kann. Er singt und musicirt und träumt eine Zeitlang in uns herum, aber dann fliegt er aus, und das Herz bleibt leerer und verlassener, als zuvor, und seufzt ihm sterbend nach. So mag das Thun der Liebe sein, süß

und grausam zugleich, zärtlich und vernichtend. Man nennt dies verwirrte Wesen auch Romantik, ich habe es neulich gelesen. Aber ich mag nichts damit zu schaffen haben. Ich will ein spiegelhelles, sonniges Glück, einen frischen, rieselnden Lebensquell, aus dem ein schönes Gesicht mir entgegenblickt, wenn ich in seine Tiefen schaue. Dies Gesicht war bis jetzt das meiner Mutter, es sah mich lieblich an, und seine Augen umgaben mich wie fromme Sterne, die behüten und Gutes bringen! Nun hat ein anderes, mir verhaßtes Gesicht sich über das ihrige gebeugt und es mir verdeckt, und ich erblicke nichts mehr, als eine feindliche Constellation, die mich bedroht! Was ich empfinde, mag Haß und Eifersucht sein, und dunkle Leidenschaften nehmen Besitz von meinem Herzen! Was ist aus meinem stillen Kinderglück geworden, und was soll aus mir werden? Giebt es denn kein reines Verhältniß in der Welt? Ist das die Welt, daß Alles nur gebrochener Lichtstrahl ist, was uns von ihr erscheint und an uns vorübergaukelt? O trübe, verwünschte Erfahrung meiner Jugend! Von jetzt an will

ich scharf um mich her beobachten, ob nur ich so unglücklich bin, oder ob es der Charakter der Welt ist, der die Verhältnisse, welche glücklich bestanden haben, wie zwischen mir und meiner Mutter, nicht lange duldet, sondern bald zerstört! Ich will mich genau mit meinen Blicken an das Leben anklammern, und ihm in sein Inneres schauen, wie viel es werth ist, und wer die Schuld von uns beiden trägt, ich selbst oder das Leben, wenn ich nicht glücklich werden kann! —

So sprach das sinnende Mädchen in ihrer naiven Betrachtung, und erhob sich dann mit einer gewissen Entschlossenheit. Sie fühlte sich durch diesen Selbsterguß ein wenig gestärkt und erleichtert, und wandte sich wieder dem Hause zu, um den weitern Erfolg der dortigen Ereignisse zu sehen. — —

Inzwischen hatte sich dort die Scene noch nicht verändert. Hippolyta saß vor dem Bette Cimaletti's, und bewachte seinen Schlummer, der sich seit einiger Zeit des Kranken bemächtigt hatte. Er lag sorglos da, in aller Behaglichkeit des Hinträumens hingestreckt, und frohe Bilder um

ſpielten, wie es ſchien, ſeine etwas geröthete Wange. Die Gräfin aber, indem ſie in dieſer Stille ihren Gedanken überlaſſen blieb, wurde von Vorſtellungen, und Gefühlen aller Art beſtürmt. Was ſie ſich zuerſt geſtehen mußte, war, daß ſie, im Widerſtreben mit ſich ſelbſt, eine Neigung für dieſen Cimaletti empfand, die ſie ſeit den letzten ſeltſamen Stunden nur in einer Steigerung zu ſeinen Gunſten begriffen fühlte. An ſein nahes Ende zu denken, verurſachte ihr einen unbeſchreiblichen Schmerz, und doch war ihr Erſchrecken bis in innerſter Seele noch größer, wenn ſie die Möglichkeit ſich ausmalte, ihn wiederhergeſtellt und weiterlebend zu ſehen, wozu ſeit einigen Augenblicken ſein Zuſtand nicht ganz ohne Hoffnung war. Dann betrachtete ſie ihn mit den gemiſchteſten und zweifelhafteſten Gefühlen, neigte ſich beſorgt über ihn hin, um ſeinen Athemzug zu belauſchen, und ſchauderte in ſich zuſammen, in welche Situation ſie ihr phantaſtiſcher und leicht hingeriſſener Sinn und ihr ſchwaches Frauenherz gebracht hatten. Sie ſah ſich an einen Menſchen gefeſſelt, von dem ſie kaum mehr als

BIBLIOTECA

den Namen kannte, und vielleicht dieſen nicht einmal nach der Wahrheit, und doch fühlte ſie wieder, daß dies nur den geheimen Reiz erhöhe, mit dem ſich ſein Bild in ihre Seele geſchlichen und ihrer Gedanken bemeiſtert hatte. Sie liebte ihn, und hatte zugleich eine mit Bangigkeit ſie ſchüttelnde Furcht vor ihm. Indem ſie ſo da ſaß, traten ihr plötzlich die Erlebniſſe der vergangenen Nacht ins Gedächtniß zurück, und ihre Phantaſie kämpfte von Neuem mit den Schreckniſſen und Räthſeln, welche ſich an die Perſon des Cimaletti reihten. Aber er ſchlummerte vor ihr ſo harmlos, und ſeine Miene hatte dabei etwas ſo Edles, Ritterliches, ſein Ausdruck verrieth Kühnheit, aber kein Verbrechen, daß ſie ihn unmöglich verabſcheuungswürdig finden konnte. Ihre Einbildungskraft bewies vielmehr eine größere Gewandheit darin, das geheimnißvolle Thun und Treiben des jungen Mannes mit irgend einem ſtaatsgefährlichen Unternehmen in Verbindung zu bringen, in das ſie ihn verwickelt glaubte, und ihr romantiſch verworrener Geiſt ſog ſich daraus nur neue Reize.

In diesem Augenblicke klopfte es, und Ada steckte den Kopf lauschend zur Thür herein. Als sie ihre Mutter allein im Zimmer erblickte, trat sie langsam näher und stellte sich mit einem fragenden Ausdruck in dem bekümmerten Gesichte vor dieselbe hin. Dann, da Hippolyta sie nicht verstand oder nicht verstehen wollte, fragte sie, mit dem Finger auf das Bett des Schlummernden hindeutend: wird er sterben? oder wie ist es, Mutter? Er wollte ja schon vor einer Stunde sterben! Ich fürchte, es wird heute wieder aus unserer Reise nichts!

Die Gräfin schwieg und nahm ihr ungeduldiges Kind, das sich heut kälter als sonst den Liebkosungen der Mutter überließ, in die Arme, indem sie ihre eigene heiße Stirn an die Wange des Mädchens lehnte. Wie Du glühst, Mutter! sagte Ada, ihr scharf in die Augen sehend. Du hast das Fieber. Komm, laß uns hinausgehen an den kühlen Rhein, dort wird das Dampfschiff bald anlegen vor St. Goar, und Dir wäre dann besser, wir könnten reisen! Und warum können wir nicht?

Die Gräfin schwieg abermals, und liebkoste mit thränendem Auge dem Mädchen, und ringelte ihr die Flechten des schönen braunen Haares spielend mit der Hand, und küßte sie auf den Mund, was sie Alles seit einigen Tagen ihr nicht gethan. Diese stumme Scene zwischen Mutter und Tochter dauerte mehrere Augenblicke, ohne daß sie sich erklärten, was Jedes von ihnen auf dem Herzen trug. Ada wollte fortgehen, um das peinvolle Stillschweigen zu unterbrechen, aber die Mutter begleitete sie, einen Arm um sie schmiegend, nachdem sie noch zuvor einen sorglichen Blick auf Cimaletti geworfen.

Als Hippolyta nach Verlauf einer halben Stunde wieder das Zimmer betrat, um nach dem Zustande des Kranken zu sehen, konnte sie vor Erstaunen kaum die Schwelle überschreiten, und blieb in der halb geöffneten Thür stehen. Der außerordentliche Anblick war, Cimaletti aufgerichtet auf seinem Bette sitzen zu sehen, wie er eben in der lebhaftesten Weise mit einer Mahlzeit sich beschäftigte, mit der ein vor ihm befindlicher Tisch stark besetzt war. Er hatte sich mit mehreren

Braten- und andern Schüſſeln umgeben, Rheinwein ſtand vor ihm und blitzte in dem ſchäumenden Glaſe, und er zeigte ſich in dieſen Gegenſtänden dermaßen thätig, daß man einen ſeit mehreren Tagen Ausgehungerten in ihm zu erblicken glaubte. Plötzlich erſcholl ein lautes Gelächter draußen auf dem Flur. Es war Ada, die eben vorbeiſchlüpfte, und durch den Spalt der noch geöffneten Thür einen Blick geworfen hatte. Was ſie von dieſer Scene geſehen, reizte ſo ſehr ihre ohnehin leicht erregbare Lachluſt, daß die Thränen, die noch vor Kurzem ihrem Grame gegolten, jetzt im reichen Maaße von dem unaufhaltſamen Gelächter herausſprangen. Die Gräfin ſchloß unwillig die Thür, und näherte ſich dem in ſeiner Beſchäftigung innehaltenden Cimaletti. Draußen hörte man noch einige Zeit as allmälig verhallende und ſich ſchwer zufriedengebende Lachen.

Ach, theure, geliebte Freundin! rief Cimaletti, indem er kaum eine leichte Verlegenheit zu überwinden ſchien. Ich befinde mich da eben in einer bedenklichen Kriſis. Ein krankhafter Appetit von ungeheurer Stärke hat mich ergriffen, und es iſt

möglich, daß mein Zuſtand mit ihm entweder eine andere Wendung nimmt, oder in wenigen Momenten ſich ſo verſchlimmert, daß ich erſticken muß! Wie ich aber immer ſorglos gelebt habe, ſo wollte ich auch ſorglos ſterben, und habe noch einmal das Rebenblut des unſterblichen Vaters Rhein gekoſtet. Nun, Hippolyta, Deine Liebe, Deine wunderſchönen Augen und Dein göttliches Herz, das mich nicht verſchmäht hat, ſoll leben! Dieſer ſchimmernde Trunk feiere Deine Apotheoſe, Du haſt mich dem Tode zum Trotz geliebt, und in dieſem fliegenden Schaume trinke ich Dir das ewige Leben zu!

Er leerte ſein Glas, und ſchleuderte es dann hoch an die Decke, daß es in tauſend klirrenden Splittern wieder zu Boden fiel, und die Gräfin erſchrocken ausweichen mußte. Darauf ſchob er den Tiſch mit den Speiſen zurück, und warf die Serviette verdeckend darüber, Alles mit einem neuen Aufſchwunge von Kraft und Lebendigkeit, der die Gräfin immer betroffener machte.

Jetzt öffnete ſich die Thür, und Falk, in reiſefertigem Anzuge, trat herein, um ſeine Sachen

aus dem Zimmer nehmen und auf das eben angekommene Dampfschiff fortschaffen zu lassen. Indem er Abschied nahm sowohl von Cimaletti als der Gräfin, trat in seinem Wesen eine eisige Kälte und verächtliche Zurückhaltung hervor, welche die letztere mehr als verwunden machte, und fast bestürzte. Falk vermied gegen Cimaletti alle Erörterungen, die man vielleicht nach den stattgehabten Ereignissen unter Freunden hätte erwarten können, und sagte ihm ein trockenes Lebewohl, während dieser ihm herzlich die Hand schüttelte und ihn bat, seiner nicht zu vergessen, da er ihn wohl niemals wiedersehen würde. Falk wurde selbst auf diese Andeutung nicht theilnehmender, machte gegen die Gräfin noch eine kurze und wortlose Verbeugung und entfernte sich dann rasch. So verließ sie auf eine befremdende Weise dieser Freund, in dessen Wesen sonst eine biederherzige Freundlichkeit das Vorherrschende zu sein pflegte.

Als sich Beide wieder allein einander gegenüber befanden, sagte Cimaletti, ihm sei sehr wohl zu Muthe! Das Leben habe sich an ihrer Liebe neu in ihm entzündet, und rege sich zitternd wie

ein neugebornes Kind, das die Augen zu ihr aufſchlage, um ſich an ihre Bruſt zu werfen! denn ihr verdanke er jede neue Kraft, die ihm ſeit Kurzem das Herz durchſtröme, und ihr Wohlwollen ſei die Milch, die ihn genährt und ſeine Pulſe wieder mit Lebensſtärke gefüllt habe. Ob ſie ihm zürne des neuen Daſeins wegen, zu dem er durch die heilbringende Einwirkung ihrer Nähe und ihrer Neigung zu erwachen beginne? Ob ſie ihr eigenes Werk haſſe? Denn ſie ſei der Engel an der ſchwarzen Pforte geweſen, und er habe für den Tod mit ihr capitulirt, und ſiehe, ſie habe ihm Leben gelächelt. Ob ſie zurücknehme, was ſie ihm geſchenkt, ob ſie die Wirkung der Arznei verläugne, die ſie ihm ſelber bereitet? Sie hätte ihn von ſich ſtoßen ſollen, dann wäre er geſtorben; aber ſie habe ſein Leben gewollt und gewirkt, ſobald ſie ihn geliebt, weil ihre Liebe eine göttliche Arznei ſei! Als ſie an ſeinem Sterbelager geſtanden, habe ſein hinſchmachtendes Herz an ihrem Athem ſich wieder aufgerichtet, wie die kranke Lilie am lauen Weſt, zu ihren Blicken und Worten habe er ſich gläubig hingewandt, wie der betende Ara-

der zur heiligen Kaaba, und er fühle, daß sein Glaube ihn nicht getäuscht. Von ihr sei die Genesung ausgegangen, wenn sie wieder Kraft in den tödtlich ergriffenen Organen gewinnen. Jetzt werfe er sich mit seinem neu anfangenden Leben zu ihren Füßen, und lasse sie entscheiden über dessen Bestimmung.

Dann fragte er sie mit festem Ausdrucke der Stimme: ob er sich den Tod geben solle? Er sei dazu bereit, sobald sein Leben ihr lästig falle!

Hippolyta stand noch einen Augenblick in peinlicher Unschlüssigkeit vor dieser neuen Wendung der Dinge. Sie besann sich auf sich selbst, alle Gegenstände um sie her begannen zu wanken und wie in einen Traum zu zerfließen. Dann reichte sie ihm die Hand, und er fing die halbohnmächtig Sinkende in seine Arme auf! — —

Am andern Morgen stand Cimaletti früh auf, und konnte sich für völlig wiederhergestellt halten. Er pfiff der heiter aufgehenden Sonne ein fröhliches Lied entgegen. Der Gräfin ließ er mit einem Morgengruße sagen, daß er, obschon ihm noch eine bedeutende Schwäche zurückgeblieben,

sich doch wohl genug fühle, um die Abreise seinetwegen nicht länger zu verzögern, sondern auf heute festzusetzen.

Das Dampfschiff: Friedrich Wilhelm, brachte sie gegen Abend nach Mainz, wo sie ohne Aufenthalt Postpferde nahmen, um die schöne Sommernacht zur Reise zu benutzen. Cimaletti hatte den Reiseplan entworfen, der sie, in westöstlicher Linie Deutschland durchschneidend, nach Kurland bringen sollte, wo die Güter der Gräfin sich befanden. Dort wollten die Neuverbundenen einige Zeit verleben.

In den Reisewagen, der Cimaletti, Hippolyta und Ada zu einer Gruppe vereinigte, strahlte der volle Mond herein, und beleuchtete den verschiedenen Ausdruck der Gesichter. Cimaletti erzählte viel von früheren Reisen und Lebensereignissen, und es ergab sich, daß er fast die ganze Welt schon gesehen und in den mannigfachsten Verhältnissen gestanden. Auch in Kurland und Rußland war er schon gewesen, und kannte die dortigen Verhältnisse. Die blühende, mit Blumen und Gleichnissen nur allzusehr belebte Sprache,

in der er sich mitzutheilen verstand, hatte große Reize für das ihm aufmerksam zugeneigte Ohr der Gräfin. Sie sah heiter aus, und ihr leichter Sinn überließ sich der Zufriedenheit. Nur Ada beobachtete ein tiefes und fast hartnäckiges Stillschweigen. Sie hatte mit Cimaletti fast noch kein Wort gewechselt, und hörte kaum auf das, was er mit seiner glänzenden Beredsamkeit sagte. Wo sie mit ihm unvermeidliche Berührung hatte, benahm sie sich mit einer Würde und Gemessenheit, die den entschiedenen Charakter des jungen Mädchens zum ersten Mal hervortreten ließen. Cimaletti und Hippolyta waren zu sehr mit einander beschäftigt, um auf diese plötzliche Entwickelung zu achten. —

Bist Du nicht wohl, daß Du den Kopf so hängst? fragte die Mutter bei einer Pause des Gespräches.

Ich bin traurig! sagte Ada. Ich kann meinen Stern nicht wiederfinden, der mir sonst der liebste am Himmel gewesen. Sieh, die Stelle ist finster, wo ich ihn sonst immer sah! Viel-

leicht, wenn wir wieder an unſere Oſtſee kommen, wo er mir ſchon als Kind ſtrahlte, daß er mir freundlich wieder aufgeht! —

Du haſt Träume! ſagte die Gräfin. —

Ada ſeufzte: es ſind nur ſo Gedanken! — —

II.

In einem reichen Marschlande, umgeben von vielen Waldungen, Seen und fruchtbaren Flächen, lag das kurländische Dorf, welches der Gräfin gehörte. Dieses ansehnliche Familienbesitzthum, welches einige tausend Seelen umfaßte, war ein friedlicher und romantischer Aufenthalt und bot zugleich jenen rührigen, reinlich praktischen Anblick kurländischen Lebens dar, der so viel Eigenthümliches hat. In der Nähe rauschte die Ostsee, und theilte der Luft eine etwas rauhe, aber beständig frische und kräftige Bewegung mit, wie an dem gesunden Schlage der einheimischen Ge-

sichter erfreulich zu Tage lag. Das herrschaftliche Schloß, von einfacher, aber edler Bauart, hier und da schon Spuren der Jahre an sich tragend, die es in mannichfachen Zeiträumen an sich vorüber wandeln gesehn, vereinigte in sich alle Bequemlichkeiten und allen Glanz eines kurländischen Magnatenthums, der sich seit einer Reihe von Besitzern aus verschiedenen Perioden darin zusammengefunden. Ueberall war ein reges Leben; in den Seen wurde gefischt, die Wälder hallten wieder von den Schüssen und dem Hallo der Jagden, und der Bauer auf seinen Flachsfeldern bewies am meisten durch seine heitere Arbeitsamkeit, daß er ein frei gegebener Mann war, und seinen adeligen Gebietern in einer gewissen Selbstständigkeit gegenüberstand. Nur in den Räumen des Schlosses selbst war es still, und die Bewohner, die es seit einiger Zeit wieder in Besitz hatten, lebten entweder in glücklicher Beschränkung auf sich selbst, welche ihr Dasein in diese lautlose Ruhe tauchte, oder es war das Unglück und Mißbehagen, das heimlich hinter diesen grauen Mauern brütete.

An einem ſchönen Tage öffnete ſich früh das eiſerne Gatter des Schloßthors, und Ada, im zierlichen Jagdkleide, gefolgt von einigen Jägern und Dienern, ritt auf einem weißen Zelter daraus hervor. Die Jagd war die einzige Zerſtreuung, der man ſich an dem ländlichen Aufenthalte überlaſſen konnte, und Ada, die am eifrigſten dieſem ihrem Lieblingsvergnügen nachhing, lehnte dann jede andere Begleitung oder Gemeinſchaft ab, als die ihrer ergebenen Diener. Oft ſtürzte ſie ſich auch einſam in die entlegenſten Gegenden des Forſtes. Es war merkwürdig, das beherzte Mädchen zu betrachten, wie ſie ſich ſeit der kurzen Zeit, die dazwiſchen verfloſſen war, auffällig verändert hatte! Sie ſchien auf einmal größer, voller und blühender geworden, und ihre ſonſt mehr gedrängte Geſtalt ſtrebte leicht zu einer ſchlanken Höhe empor. Auf ihrem Geſichte lag mehr Nachdenken und Ernſt, als ſonſt, und Alles verrieth die zeitige Entwickelung der Jungfrau, in deren reicheren Formen die Fülle, Schwere und Bedeutſamkeit des Lebens ſich geregt hatte. Indem ſie frei ihrem wilden Renner die Zügel ſchießen ließ, trat

das, was ihr Wesen am meisten charakterisirte, in natürlicher Schönheit an ihr heraus. Dies war der Muth, der diesem lieblichen Mädchen hervorstechend eigen war, und, mit jungfräulicher Anmuth verbunden, allen ihren Bewegungen einen besondern Ausdruck gab. Der Muth, mit dem sie um sich schaute, und Allem, was ihr in den Weg treten wollte, dreist ins Auge zu blicken schien, gab ihrer Jugend diesen frühreifen Schimmer und diese edle, selbstständige Haltung, in der sie sich gewissermaßen in sich selbst abgränzte. Diese entschlossene Stellung zum Leben, die in vielen weiblichen Gemüthern durch das Unglück hervorgebracht wird, hatte bei Ada in der ihr noch immer ungewohnten Lage, in die sie sich zwischen ihre Mutter und den räthselhaften Cimaletti, als eine beiden unbequeme Mittelfigur dieser Gruppe, hineingestellt sah, schnell zu einer charaktervollen Festigkeit sich ausgebildet. Ada suchte, in einem edlen Instinkt ihrer gesunden Natur, die Thätigkeit und die Arbeit auf, um ihrem Dasein dadurch einen sittlichen Halt zu gewinnen, und war mit den Landbewohnern der

ganzen Umgegend in einen lebhaften Verkehr getreten. Sie war eine holde und hülfreiche Erscheinung in den Hütten der Armen, bei den Leiden der Kranken und den Festen der Fröhlichen, überall harrte man auf das kluge, verständig rathende und ihr Taschengeld mit vollen Händen beisteuernde Mädchen, das seit Kurzem wie eine wohlthätige Fee in den Dörfern waltete. Nur den Dank der armen Leute mochte sie nie abwarten; wer ihr diesen allzu unabläßig aufdrängen wollte, dem kehrte sie unwillig den Rücken, und dabei trat zuweilen das kindische, brüske Wesen der Jugend noch mit einiger Härte hervor; im Grunde aber bewies sie sich so, weil ihr alle Rührung, und was darauf hinzielte, in innerster Seele zuwider war. Sie wollte fröhlich Alles verrichten, was sie that, und die Thätigkeit, in der sie sich umherbewegte, ließ zu Zeiten die ganze Fröhlichkeit ihrer eigensten Natur wieder hervorbrechen, und verschleierte ihr das Trübe ihrer sonstigen Situation hinter duftigen und sonnigen Farben, nach denen ihr spähendes Auge begierig am Horizont des Lebens sich umschaute. In der

letzten Zeit war ihr der Schulunterricht der Landjugend, der in Kurland so mächtige Fortschritte zu machen anfing, ein Gegenstand des Interesses und Nachdenkens geworden, und sie fand es in ihrem kleinen, praktischen Kopfe von besonderer Wichtigkeit, ihre ganze Aufmerksamkeit in ihrem nächsten Kreise, in dem noch weniger dafür geschehen war, darauf zu verwenden. Sie erhielt von ihrer Mutter, die es gerne sah, daß sich Ada durch Beschäftigung zerstreue, leicht die nöthigen Mittel, um etwas Wesentliches für diese Sache geschehen zu lassen. In dem Dorfe befand sich seit kurzem ein alter Schulmeister mit silbergrauen Haaren und ehrwürdigen Lebenserfahrungen auf dem runzligen Gesichte. Zu ihm, in die stille Hütte, begab sich Ada jetzt oft, und hatte stundenlange Unterhaltungen mit dem alten Busso, der früher in besseren und größeren Verhältnissen gestanden haben mußte, denn er kannte die Welt, und Ada lernte jedesmal etwas Neues aus seinen Erzählungen. Es bildete sich allmälig ein eigenthümliches Verhältniß zwischen dem jungen Mädchen und dem alten Manne, über dessen winter-

lichem Haupte durch die Neigung und Theilnahme, die er bei ihr fand, es noch einmal wie ein Sonnenstrahl aufging, ihn tröstend, wie es schien, über ein verlornes Leben.

Während Ada sich diesen ernsthaften Beschäftigungen überließ, standen ihr die andern Zerstreuungen, an denen ihr lebhafter Sinn sich Bewegung verschaffen mußte, um so schöner. An einem ländlichen Feste, das in diesen Tagen die ganze Gegend gefeiert hatte, war sie die reizendste Tänzerin gewesen, und hatte sich in den Nationaltänzen der Kurländer mit aller ihrer kecken Anmuth gezeigt. Zu Pferde sitzend und auf die Jagd reitend, ließ sie sich am meisten in der wilden Freiheit, die ihrem Wesen ein Bedürfniß schien, gehen, und wagte Alles, was nur dem Kühnsten und Geübtesten zustand. Jetzt bog sie im vollen Gallop um die Waldecke, und stürzte sich in die Tiefen des Forstes, wo sie der Spur eines Wildes nachzog.

Bald nach ihr traten auch Cimaletti und Hippolyta aus der Schloßpforte, mit heiteren Gesichtern den frischen Morgen begrüßend, der sie ge-

wöhnlich zu einem Spaziergange durch die schönsten Partieen ihrer Besitzung vereinigte. Beide lebten seit der Zeit ihrer Verbindung in einem ungestörten Frieden, und Cimaletti entfaltete mit jedem Tage neue Talente, die man nicht an ihm geahnet hatte, in den verschiedensten Sphären, und die ebensosehr zur Unterhaltung der Gräfin, wie zur Bestärkung ihrer Liebe, beitrugen. Es zeigte sich auf Einmal, daß Cimaletti von der Landwirthschaft bedeutende Kenntnisse besaß, und er erwies sich geschäftig, sie zur Verbesserung und Emporbringung dieser Güter anzuwenden. In allen Zweigen der Oekonomie schien er selbst bis auf die kleinsten Details erfahren, und machte sogar neue Versuche in verschiedenen Dingen, die zum Erstaunen der Uebrigen glücklich ausfielen. Man konnte in allen Fächern guten Rath von ihm erfahren, und er hatte dadurch bald ein gewisses Ansehen in seiner Umgebung geschaffen. Die Gräfin war um landwirthschaftliche Dinge wenig bekümmert und hing mehr an den reichen, blitzenden Eigenschaften seines Geistes, den er immer glänzender in allen Farben spielen ließ,

indem er jeden Augenblick die Macht über sich hatte, sich gewissermaßen wie ein Kaleidoskop zu schütteln, und immer neue Figuren, schimmernde Bilder und frappante Nesteré aus seinem Wesen hervorzulocken. Er war in jedem Momente zu Allem gerüstet und ging auf die sentimentalen Stimmungen der Gräfin mit derselben Hingebung und Sympathie aller seiner Gefühle ein, als er durch eine übermüthige und originelle Laune in ihren heitern Stunden ihr ebenso unentbehrlich wurde. Doch gab es etwas, was die Gräfin noch hinderte, ihres Glückes in dieser Gemeinschaft so froh zu werden, als sie wohl gewünscht hätte. Auf ihrem blühenden Gesichte, das seit Kurzem sich noch wie verschönt und von Neuem erfrischt hatte, lag zuweilen eine trübe Wolke des Nachdenkens und der Mißstimmung. Was ihr fehlte, war das Vertrauen ihres neuen Freundes, der ihr Herz so beherrschte, von dem sie aber bis jetzt vergeblich Aufschlüsse über sein vergangenes Leben gehofft hatte, das in mehr als einer Hinsicht dunkel und räthselvoll hinter ihr lag. Es peinigte sie aber, daß ihr Geheimnisse hinter sei-

ner Erſcheinung bleiben ſollten, die ſie weder enthüllen, noch daran theilnehmen konnte, und ſie gehörte zu den Frauen, die kein Geheimniß zu dulden im Stande ſind, ſondern ſich eher daran verzehren in Neugier und quälenden Verſuchen. Namentlich lag es ihr noch Tag und Nacht im Sinne, den Schlüſſel zu jenem nächtlichen Geheimniß am Rhein zu erhalten, bei dem ſie den Cimaletti belauſcht hatte. Aber dieſer beobachtete das ſorgfältigſte Schweigen über Alles, und wenn es zuweilen den Anſchein hatte, als wolle er über ſich reden, ſo brach er doch ſtets auf eine noch räthſelhaftere Weiſe wieder ab. So verſtrich eine Woche nach der andern, und dieſe Spannung, in der ſich die ihn begierig umlauſchende und an ſeinen Lippen hängende Hippolyta unabläſſig ihm gegenüber befand, trug vielleicht am meiſten dazu bei, dem Verhältniſſe ſeine längere Dauer und Harmonie zu erhalten. Cimaletti aber ſchien ſich fröhlich und thätig nur der Gegenwart zu überlaſſen, und an die Vergangenheit weder mehr zu denken, noch etwas zu haben, das ihn mit ihr verbände.

Wie glücklich bin ich, liebe Freundin! ſagte Cimaleni, als jetzt Beide Arm in Arm neben einander hergingen, über die reichblühende Flur, indem er den lachenden Blick ſtolz und ſicher von der Erde zum Himmel ſchweifen ließ. Mein ganzes Leben ſteht im Begriffe, ſich auf einem neuen Grund und Boden aufzubauen; ich bin ruhiger, meiner ſelbſt gewiſſer, ausgeſöhnt mit dem Schickſal, und frei von ſeinen Dämonen, ja ich bin ſogar arbeitſam und thätig geworden! Mein Freund Falk, den Du in St. Goar am Rhein geſehen haſt, war ein närriſcher Philoſoph und ſchlechter Prophet. Er wollte nicht an mich glauben, daß ich jemals eine ſolide Geſtalt annehmen würde, und nannte mich nur immer einen im Zerſpringen begriffenen Kometen. Nun aber zeigt ſich, daß der Menſch, wenn er nur den echten Willen dazu hat, ſeines Glückes Herr und Meiſter werden kann! Ich habe mich entſchloſſen, glücklich und gut zu werden, und ſiehe an Deiner Seite habe ich es nach Wunſch erzielt! Des Mannes Entſchluß, dem Schickſale gegenüber, gleicht jenem großen Maler, der mit einem ein-

zigen Pinselstrich aus einem weinenden Kinde ein lachendes umzuschaffen versteht! Man kann das Glück seines Lebens sich malen, wenn man nur die Farben und den Pinsel richtig zu handhaben weiß, und ein festes Bild muß erstehen auf himmelblauem Grunde! Alle Schatten und Streifen der Vergangenheit und Zukunft, die mir mein Gemälde verwirren möchten, weiß ich mit Kunst an die Harmonie der Farben zu fesseln, und eine milde Einheit der Beleuchtung über Alles auszugießen! Der Gott hat dem Menschen die Macht gegeben, der Künstler seines Lebens zu werden, und aus diesem bildsamen Marmor sich eine Gestalt hervorzurufen, wie sie ihm nur die Sehnsucht im Innersten vorspiegelt! Aber der Menschen Unglück ist hauptsächlich, daß sie das Glück nicht verstehen! Die Hoffnung, die Reue und der Schmerz treiben sie auf tausend Wegen nach unnützen Richtungen, und binden sie immer an einen Moment, den sie sich nicht entschließen können zu überspringen, und der sie in einem unheilvollen Zirkel gefangen hält! Darüber verlieren sie die Kraft, sich der Gegenwart siegreich zu be-

mächtigen, und den Triumpf des Augenblicks zu genießen, der nur ſich ſelber angehört, und der das alte Erbübel, die Reue, die ihre Schlangenzunge immer nach dem Vergangenen und Unmöglichen in uns ausſtreckt, in dem menſchlichen Herzen überwindet! In der Kunſt des Lebens biſt Du, Hippolyta, meine göttliche Muſe geworden, und unter Deinem Einfluſſe habe ich aus meinem Daſein gebildet, was ſich noch Schönes daraus machen ließ! Bin ich nicht gut, fromm, mild und fleißig, wie Du mich wünſchen kannſt? —

Ihre Blicke begegneten ſich freundlich, aber Hippolyta verſank bald darauf an ſeiner Seite in ein tiefes Nachſinnen. Sie glaubte jetzt den rechten Augenblick gekommen, wo ſie ihm alle ihre Zweifel und Wünſche, die ihn betrafen, bekennen wollte. Du tadelſt, hub ſie leiſe an, daß die Menſchen ſich der Reue hingeben, und die Gegenwart, die freilich Alles verbeſſern kann, darüber verlieren. Man ſollte denken, Du kennſt die Gewalt der Reue nicht, oder haſt nie etwas an Deinem Leben zu bereuen gehabt!

Es ist wahr, entgegnete Cimaletti, ich habe niemals etwas bereut, sobald es geschehen war. Dadurch habe ich immer Raum gewonnen, entweder meine Fehler gut zu machen, oder wo das nicht ging, mich wenigstens auf der Stelle mit dem Schicksale zu arrangiren. Und daraus erwächst schon immer ein großer Vortheil!

Es mag freilich Ereignisse und Thaten geben, fuhr Hippolyta mit einem besondern Ausdruck ihrer schwärmerischen Augen fort, die selbst in ihrem Unheile so großartig sind, daß jede Reue kleinlich ausfiele! Es ist Zeit, Freund, daß Du mir auch Dein vergangenes Leben offenbarst, damit ich Dich ganz kenne, und damit Du wissest, daß ich kein schwaches und gewöhnliches Herz im Busen trage, um darin aufzunehmen und zu würdigen, was Dich jemals Schreckliches oder Bedeutsames betroffen haben mag. Um aber mit dem Vertrauen anzufangen, muß ich Dir endlich gestehen, daß ich Zeugin jener Nacht in St. Goar gewesen, in der Du vor meinen Augen an einem unerklärlichen Geheimniß einen so räthselhaften Theilnehmer abgabest! —

Cimaletti ſchrack einen Augenblick zuſammen, ſah ſie ſtarr an und erbleichte. Dann, ſich ſchnell faſſend, rief er aus, indem er ſein Geſicht in gewaltſamer Bewegung an den Buſen der Erſchrockenen barg: Theuerſte Freundin, von jener unglücklichen und mit dem ſchwarzen Fluche der Hölle beſiegelten Nacht, die noch in der Erinnerung plötzlich alle Schmerzen meines Lebens als Geſpenſter in mir auferſtehen macht, biſt Du Zeugin geweſen? von jener Nacht, wo ich meinen liebſten und einzigen Freund begrub, und wo zu der Qual in unſern Herzen ſich der Sturm und das Unwetter der Elemente ſchrecklich geſellte, ſengende Blitze ſchleudernd über unſere weinenden Häupter? Welcher Dämon hat Dich wachen laſſen in dieſer fürchterlichen Nacht, wo nur die Schlummernden glücklich waren? —

Hippolyta ſuchte ſeine Bewegung zu ſtillen, ſie leitete ihn ſanft und unter freundlicher Liebkoſung zu einer Bank, und redete ihn mit den zärtlichſten Beweiſen ihrer Liebe zu, denn ſie hoffte nun das Geheimniß zu erfahren, nach dem ſie ſo ange geſchmachtet und gerungen hatte.

Cimaletti küßte ihr die Hand, preßte sie inbrünstig gegen seine Augen und hub dann mit einer noch vom Schmerze zitternden Stimme an: Kennst Du die Ballade vom Ritter Toggenburg, von Schiller?

Die Gräfin, die aufs Aeußerste gespannt an seinem Munde gehangen, bejahte es, ein wenig befremdet, und fragte: wozu?

Mein Freund Aloys, fuhr Cimaletti mit seinen leuchtenden Blicken fort, war der wahrhafte Ritter Toggenburg. Aber seine Geliebte wohnte nicht hinter grauen Klostermauern, sondern tief unten in dem Smaragdspiegel des Rheins. Sie war ertrunken, eine tückische Welle hatte die wunderschöne Lydia entführt. Aloys und Lydia wohnten in einem und demselben Rheinstädtchen, es lag in der Nachbarschaft von St. Goar, und sie waren als Kinder mit einander auferzogen. Aber Lydia widmete dem treuen Aloys nichts als Schwesterliebe. Sie war ein schönes, holdes, stilles Kind, sie liebte ihren alten Vater, ihren Garten, ihre Blumen, sie liebte Gott und den Frühling, sie liebte auch Aloys, aber nicht so, wie er sie liebte.

Er liebte sie mit seiner poetischen Seele, die alles Schöne, Zarte und Bedeutende, was es in der Welt gab, nur in Lydia anbetete. Doch sie verstand die Gluth nicht, die seine männliche Wange färbte, und sie reichte ihm gütig ihre weiße Hand hin und lächelte unbefangen, während er zitterte. Da konnte er es nicht länger mit ansehen, er riß sich los, und unternahm eine weite Reise, um sie zu vergessen. Er kam auf seinen Reisen in bedeutende Verbindungen, machte seine Talente geltend, und erwarb sich einen Namen. Aber überall trieb es ihn nach dem heimathlichen Rheine zurück, in dessen Wassern seine Liebe mit ihrer Erinnerung sich spiegelte. Er betrat wieder die vaterländischen Gegenden und lebte einige Zeit in stiller Zurückgezogenheit in Frankfurt am Main, wo er nur mit dem Bilde der Geliebten sich beschäftigte. Die Kälte ihres jungen Herzens, das in seiner Unschuld, die Liebe verschmähte, war doch ein beständiger Pfeil der Liebe in seiner Brust. Endlich zog er doch wieder nach dem heimischen Städtchen zurück, und klopfte eines Morgens an die Thür, die ihm sonst Lydia, mit dem schönen, gleichgül-

tigen Frieden auf ihrem Geſicht, oft geöffnet hatte. Aber diesmal trat ihr alter Vater allein heraus, und nahm ihn finſter bei der Hand, und führte ihn mit Beben an das Ufer des Stromes. Die Du ſucheſt, liegt hier begraben, ſagte er; ſie iſt des Rheines Braut! Von der Gondel, auf der ſie im fröhlichen Scherze ſich ſchaukelte, zog die Welle ſie mitten im Lachen in die kühle Gruft hinunter. Und ſo begierig hat der Strom ſie gefaßt, daß man den holden, jungen Körper niemals wiedergefunden! — Als Aloys dies vernahm, ward er ſtill, und nur ſeine Thränen thauten hinunter auf das Wellengrab, das die unvergeßliche Geſtalt barg. Dann ließ er ſich nicht fern vom Ufer eine kleine Hütte bauen, die nur Raum für ihn allein hatte, und aus deren ſchmalen Fenſtern man ſein trauerndes Haupt täglich herausblicken ſah. Er blickte in den Rhein und auf die Stelle, wo Lydia verſchwunden war. Wann die Sonne über den Rhein blitzte, oder der Abendpurpur ihn malte, oder der nächtliche Mond mit ſilbernen Fäden ihn durchſchoß; zu jeder Zeit ſaß Aloys an ſeinem Fenſter und harrte auf die Ge-

liebte. Der ſchöne Rhein war ihm zum ſchönen Mädchen geworden, mit feuchten Haaren, mit dem lang flatternden Gewande, mit dem ſtrahlenden Kryſtalle der Augen und einem Brautkranze von hellgrünem Weinlaub um die fromme Stirn. In Allem ſah er ſeine Lydia und liebte ſie. Aber am ſchönſten war es ihm des Nachts, wenn ihn die Wellen zuweilen aus leiſem Schlafe weckten, und er dann glaubte, ſie rufe ihn! Dann eilte er raſch an ſein Fenſter, und ſtreckte die Arme hinaus über den Rhein, und rief mit lauter Stimme, die wie eine Feſtglocke ſchallte, ihren Namen. Und aus dem Rhein antwortete ihm der geheimnißvoll murmelnde Wellenſchlag, und Lydia ſagte ihm leiſe aus der Fluth heraus, daß ſie ihn jetzt liebe, tief und unendlich, denn im Tode habe ſie die Liebe vollkommen gelernt! Und dann war es ihm, als fließe die ſchimmernde Welle in eine bekannte Geſtalt zuſammen, und wandele aufwärts mit Geiſterſchnelle über den Waſſerſpiegel, und hänge zuletzt jubelnd und von himmliſchem Feuer umfloſſen an ſeinem Halſe. In einer ſolchen Nacht verſchied er einſt, und man

fand ihn auf das Fenſterbrett gelehnt, eine freudige Verklärung auf ſeinem ſtillen Antlitz, und den Arm noch bedeutungsvoll nach dem Rheine hinausgeſtreckt. Ich hatte ihn noch kurz vorher auf meinen vielfältigen Rheinſtreifereien öfters beſucht, dieſen trefflichen, guten, ganz aus Seele geſchaffenen Freund, deſſen Bekanntſchaft ich zuerſt in der Schweiz gemacht. Unter ſeinen Papieren fanden wir einen Zettel, auf dem er ſchon ſeit längerer Zeit vor ſeinem Tode den Wunſch an ſeine Freunde niedergelegt, nicht in der Erde, ſondern mitten in den Fluthen des Rheins, an einer bezeichneten Stelle, begraben zu werden. Wir waren entſchloſſen, ihm ſeinen Wunſch zu erfüllen. Dies Begräbniß im Rheine mußte heimlich und nächtlich geſchehen, um durch ſeine Ungewöhnlichkeit kein Aufſehen zu erregen, und, bei ſtürmiſcher Nacht, ſtießen wir vom Lande mit dem Sarge, der die Glieder des edlen Todten feſt einſenken ſollte in den tiefſten Grund des Stromes. An den Ufern von St. Goar harrte ich der Freunde um Mitternacht, und ehe wir die geheimnißvolle Feierlichkeit vollbrachten, ſprach ich einige Worte

der Trauer vor ſeinem zum letzten Mal enthüllten Leichnam. Ich zählte alle Wunden, die ihm das Leben geſchlagen, und ſprach zu den Brüdern: ſehet, Alles, was ihr an ihm erblickt, ſind Wunden der Liebe, an denen er geſtorben iſt! Seine Augen, mit denen er ſie angeſchaut, ſeine Lippen, mit denen er zu ihr geſprochen, ſeine Hände, mit denen er die ihrigen gedrückt und nach einem gleichen Gegendrucke vergeblich fühlte, ſeine Füße, die ihn nur forttrugen, um ſie zu finden, ſein Herz, das nur geſchlagen, um ſie zu lieben und zu feiern — alles dies ſind Wundenmahle der Liebe, die ſein ganzes Weſen bedecken und es in einem einzigen Schmerze zuſammenzogen. Und zählet alle edlen Organe an ihm, ſie ſind zu eben ſo vielen Todeswunden der Liebe ihm geworden, ſie haben die Liebe hereingelaſſen in den Prozeß des Lebens, und den Tod daraus bereitet! — Aber indem ich ſo ſprach, fuhr mir ein ſchwarzer Gedanke durch meine Seele, der mich beunruhigte. Man entſchließt ſich ſo ſchwer, an den Tod ſeiner Freunde zu glauben, und da Vernichtung zu ſehen, wo noch vor Kurzem ge-

liebtes Leben war! Die Freunde theilten meine Sorgen, und da ich Arzt bin, forderten sie mich auf, noch einen Versuch mit dem Gestorbenen anzustellen, der seit einigen Minuten so wunderbar aussah, daß man ihn für scheintodt halten konnte. Ich riß schnell eine Lancette heraus, und stieß sie ihm in die Ader, aber keine Lebenshoffnung regte sich in ihm, und es war nur der falbe Schein des heranziehenden Gewitters gewesen, der über die Gesichtszüge des Todten blitzte. Dann schlossen wir auf immer den Deckel, und fuhren mit ihm hinein in den Strom, um ihn unter andächtigen Gebeten in die feuchte Ruhestätte hinabzusenken, einen Nibelungenschatz unserer Liebe, den wir dem Rhein anzuvertrauen gelobt. Aber wir konnten es nicht in Frieden vollbringen, der tosende Sturm mischte sich mit schrecklicher Donnerstimme in unser frommes Geschäft, wie rasende Furien zogen sich die Blitze nach unsern Häuptern, die Regengüsse überflutheten uns, ringsumher erbebten die Ufer, die Felsen krachten, und von ihren Gipfeln stürzten gebrochene Bäume, der Rhein schwoll an, und kaum hatten wir unsern

Todten laut seufzend in seine Gruft fallen lassen, als wir uns auch flüchten mußten, von den Elementen gejagt, das Entsetzen in unseren Herzen! —

Cimaletti endete hier seine Erzählung, und verhüllte sein Gesicht mit den Händen, wie in die Erinnerung eines tief ergreifenden Schmerzes versunken. Die Gräfin, die dem ersten Theile seines balladenartigen Vortrages mit Spannung gelauscht, sich aber am Schlusse wieder unbefriedigt von ihm abgewandt hatte, ergriff jetzt seine Hände, löste sie ihm mit einiger Heftigkeit los von seinem Gesicht, und sah ihm dann mit durchbohrenden Blicken lange in die Augen.

Betrügst Du mich auch nicht, Cimaletti? fragte sie ihn dann, mit einem bedeutsamen Accent ihrer Stimme. Ich glaube, Du erzählst meiner Neugier Mährchen vor, und würdigst nicht, meinem Verstand Aufschlüsse zu geben. Soll ich an Dir irre werden, mein Freund?

Sie brachte ihm darauf, in hastiger Aufzählung, mehrere Umstände in Erinnerung, die, in jener Nacht von ihr wahrgenommen, mit sei-

ner Darstellung in einem seltsamen Widerspruche standen.

Gute Hippolyta, sagte Cimaletti, indem er sich eine Thräne abtrocknete, Alles, was Dir sonst vorgekommen sein mag, kann nur ein Traumbild Deiner so leicht entzündbaren Phantasie gewesen sein, und aus den Schrecknissen der Natur in jener Nacht, in die sich Dein romantischer Sinn hinauswagte, woben sich Dir Gestalten, Worte und Namen zusamm:n, die nicht existirten, als in Deinem Gehirne. Du bist ein Kind, Liebe, aber ich liebe Dich doppelt deshalb!

Du machst es Dir allzuleicht, mich abzufertigen! sagte Hippolyta empfindlich, und stand auf, ihm einen zürnenden Blick zuwerfend. Ich könnte anfangen, Dich zu hassen! — Und warum erfahre ich jetzt erst von Dir, daß Du Arzt bist, und als Arzt nächtliche Kuren unternimmst mit der Lancette, so daß ich sie für einen Mörderdolch halten konnte? Alle Tage erscheint mir eine andere Gestalt an Dir. Welche ist die rechte und echte, und giebt es eine?

Cimaletti ſchlug ein lautes Gelächter auf, das die Gräfin in innerſter Seele verletzte. Dann erhob er ſich ebenfalls und wollte, mit der heiterſten Gebärde, ihren Arm nehmen, um ſie zur Fortſetzung ihres Spazierganges aufzufordern. Sie aber widerſetzte ſich, und ſtand einen Augenblick nachſinnend da, den Kopf auf die Bruſt herabgeneigt, ihm den Rücken zukehrend. Eine heftige Bewegung ſchien in der hohen Geſtalt zu arbeiten.

Daß ich Arzt bin, meinem erſten Beruf und Handwerke nach, nahm Cimaletti mit einem höhnenden Tone wieder das Wort, könnte ich Dir, mein liebes, zürnendes, zweifelndes Kind, mit tauſendfältigen Beweiſen darthun. Hatte ſich bis jetzt keine Gelegenheit geboten, es Dir zu ſagen, ſo liegt dies in meinem Charakter, über meine Eigenſchaften zu ſchweigen, bis die Umſtände ſie von ſelbſt ans Licht bringen, oder zu ihrem Dienſt erfordern; denn ich habe mich ſchon mit ſo vielen Dingen beſchäftigt, daß mir eigentlich alle gleichgültig ſind! Liebe mich darum nicht weniger, ſchöne Hippolyta! Und wenn ich überhaupt der

Meinung bin, daß Weiber die Geheimniſſe der Männer unberührt laſſen ſollen, ſo bin ich es noch mehr da, wo gar keine Geheimniſſe vorhanden ſind!

Die Gräfin ſchrack über die Rauheit ſeiner Stimme zuſammen, die er bei dieſen letzten Worten hören ließ. Ihr Auge füllte ſich mit Thränen, ſie verwiſchte ſie raſch mit dem Schnupftuch, aber ſie vermochte es nicht über ſich, Cimaletti anzuſehen. Wie bitter habe ich mich getäuſcht! ſagte ſie endlich nach einer Pauſe, kaum hörbar. Ich hatte großes Vertrauen und große Hoffnungen auf Dich geſetzt, ich Thörin, und ſie fangen an, in ein lächerliches Nichts ſich mir aufzulöſen. Von Jugend auf ſtrebte ich, mir das Bedeutſame zu eigen zu machen, das über den Kreis der Gewöhnlichkeit hinausliegt, der die Meiſten meines Geſchlechts kleinlich eingefangen hält! Mir genügte nie, was ich beſaß, ich wollte das Höhere Etwas, das ich noch nicht kannte, und knüpfte meine Wünſche an dieſe und jene Geſtalt des Lebens, aber keine will mir gewähren, was mein unbefriedigtes Herz verlangt. Ich will mich auf-

schwingen von der Scholle des Alltäglichen, ich suche einen Gott, der über den Räthseln des Lebens herrscht, und finde einen Komödianten, der mir etwas vorgaukelt, wie leichtgläubigen Kindern!

Sie sprach diese Worte mit einer Bitterkeit, die in Thränen der Wuth erstickten. Cimaletti sah sie kalt an, und sagte mit einer Ruhe, die etwas Spöttisches hatte: Zum Komödianten ohne Talent geboren, bin ich gleicherweise zu ehrlich, um einen Gott zu spielen, der gefährliche Experimente mit dem Leben unternähme, blos um es romantisch zu machen nach den Launen einer Frau. Madame haben sich allerdings in mir geirrt, wenn Sie etwas Ungewöhnliches in mir zu besitzen glaubten. Ich bin nichts, als ein ganz gewöhnlicher und unbedeutender Mensch! In Deutschland würde man mich einen Philister nennen, und ich kann heilig versichern, daß ich in der That die philisterhaftesten Neigungen und Eigenschaften an mir habe! Ich bin ein Mensch, mehr für das Tabacksvergnügen eines räucherig seligen Estaminet geschaffen, als für die sonnigen Höhen und wilden Waldstege der Romantik oder Chevalerie!

Mehrere Jahre meines Lebens, an deren Frieden ich noch heute mit Entzücken zurückdenke, habe ich in einer kleinen Stadt in Hinterpommern, bei einer Pfeife Taback und einer dürftigen Lectüre aus der Leihbibliothek, ohne alle weitere Beschäftigung hingebracht. Will das nicht viel sagen? Es giebt eine gewisse Gemeinheit in der menschlichen Natur, zu der ich mich mit Vergnügen bekenne, sie fesselt den Titanengeist wieder an die liebe Mutter Erde, und Erde ist doch am Ende das Sicherste für uns, denn sie läßt uns das Getreide entsprießen, aus dem wir uns unser Brod backen! Darum verlege ich mich auch neuerdings wieder mit so großem Interesse auf die Landwirthschaft und Oekonomie. Du mußt Dich schon damit begnügen, meine Hippolyta, daß ich ein so unbedeutender Mensch bin! Auch die Unbedeutendheit ist süß! Auch die Harmlosigkeit ist eine Poesie!

Unbedeutend bist Du nicht, aber abscheulich! sagte die Gräfin, indem sie auf's Höchste empört schien, und alle Züge des schönen, jetzt hochroth entflammten Gesichts den Widerwillen gegen ihn

ausdrückten. Ich Unglückliche und Gutmüthige, welcher böse Dämon hatte mich verblendet, welche schwarze Zauberei bannte mich an Dein mir so fremdartiges Wesen? Jetzt springt es mir wie Schuppen von den Augen, ich erwache aus einem bizarren Traum, und das Erste, was ich wieder klar sehe, ist Dein höhnendes Gesicht, das mir gegenüber steht, lachend über die Arglosigkeit meiner Seele! Ein Argwohn, den ich bis jetzt zu edel war, in meinem Herzen zu hegen, bestätigt sich mir jetzt zur Gewißheit! Du hast mich schon mit Deinen hochtönenden Phrasen auf Deinem Sterbebett in St. Goar schrecklich getäuscht, und ich, die ich immer nur gläubiger Empfindung bin, habe mich täuschen lassen! Oder hast Du, da Du Arzt bist, damals Wunderkuren an Dir selbst verrichtet?

Cimaletti schwieg einen Augenblick, mit übereinandergeschlagenen Armen vor ihr stehend; dann klopfte er ihr mit der Hand auf die Schulter, und sagte, mit seinem lächelnden Gesicht, aber mit einer eisigen Kälte in der Stimme: Die größte Offenheit soll von jetzt an unter uns herrschen

liebe Hippolyta! Wozu Dir länger ein Geheimniß verschweigen, das Dein Scharfblick schon längst diviniren konnte. Bist Du einen Moment lang getäuscht worden, so klage die gränzenlose Liebe an, die ja ihrem ganzen Wesen nach nur aus Täuschungen besteht! Sobald ich Dich gesehen, lag mir vor Allem daran, Deine herrliche Erscheinung mein zu nennen, denn des Allerhöchsten vermißt sich die Jugend und die Liebe! Und die Liebe wirst Du nie an mir in Zweifel stellen. Wie sollte ich aber die Formen, die uns trennten, anders überspringen, als durch eine Scene, wie wir sie der Welt vorspielten! Nicht Du bist betrogen worden, Hippolyta, ich meinte damals, Du empfändest es selbst, sondern nur die Welt, die es nicht anders will und verdient! Indeß schwöre ich es Dir, Freundin, auf mein Ehrenwort, daß Alles nur ein Werk des unwillkürlichen Augenblicks, und nicht der durchdachten Berechnung gewesen! Als ich an jenem Morgen erwachte, befand ich mich wirklich krank; denn die Erschütterungen der vergangenen Nacht, in der wir unsern Alexis begraben hatten, vielleicht auch

die Folgen des Unwetters, dem ich mich ausgesetzt, wütheten faſt tödtlich in meinen Nerven. Und ich lag da, mich gern und willig an Todesphantaſien überlaſſend, ein träumeriſcher Sterbender, und hatte, mich mit allen meinen Lebensbildern ſüß einſchläfernd, weiter keinen Wunſch mehr, als Dich zu ſehen, Du Einzige! Und als Du gütig an meinem Lager ſtandeſt, erwachte die Sehnſucht in mir, mein Leib möchte wirklich ſterben, aber die Seele, enteilend in ihr ſchöneres Sein, möchte als Anwartſchaft auf den Himmel Deine Liebe mir davon tragen können! Da wagte ich leiſe, Dir dieſen Wunſch zu bekennen, Du widerſtandeſt ſo vieler Liebe nicht, und Deine Hand, die mir gehören ſollte, führte mich von Neuem friſch in das kräftige Leben zurück! Du magſt es nun Täuſchung nennen, oder wie Du willſt, genug, Du biſt mein unter rechtmäßigen Formen, und wenn Du nicht mehr leiden kannſt, daß ich Dich liebe, ſo wirſt Du leiden, daß ich Dich beſitze!

Iſt es möglich! ſchrie Hippolyta, wie außer ſich gerathend, und verhüllte wehklagend ihr

Haupt, aber zu gleicher Zeit schien eine krampfhafte Bewegung sich ihrer zu bemeistern, sie wankte und sank ohnmächtig zurück. Cimaletti fing sie in seinen Armen auf, griff rasch nach ihrem Puls und betrachtete sie dann mit prüfendem Auge. Hierauf schüttelte er sie etwas unsanft und rief mit rauher Stimme ihren Namen. Sie schlug die Augen wieder auf.

Folge mir! sagte er kurz und befehlend. Wir werden unsern Spaziergang fortsetzen, dies wird Dich auf andere Gedanken bringen, und das böse Blut besänftigen, das Dir Schwindel erregt!

Nein! sagte sie, sich mit wüthender Gebärde von ihm losreißend. Ich werde allein nach dem Schlosse zurückkehren, und Du, geh', wohin Du willst, aber ohne mich, und ewig ohne mich!

Du wirst mir folgen, liebe Frau! wiederholte Cimaletti, sie am Arme pressend. Du wirst mir folgen, denn es steht geschrieben, er soll dein Herr sein, und du sollst ihm gehorchen!

In diesem Augenblick erschallte in der Nähe Hundegebell und Halloruf von Jägern; Cimaletti wurde aufmerksam und ließ den Arm der Gräfin

fahren. Es währte nicht lange, so sprengte Ada auf ihrem wilden Renner im vollen Gallop vorüber, mit jubelndem Zuruf ihre Mutter begrüßend; aber kaum hatte sie noch einige Schritte zurückgelegt, als das Pferd stürzte und seine Reiterin weit von sich schleuderte. Die Gräfin schrie laut auf um ihre Tochter, und Cimaletti sprang eiligst hinzu, um der bewegungslos daliegenden Ada, die verwundet zu sein schien, Hülfe zu leisten. Er hob sie empor, und obwohl sie wieder zu sich selbst gekommen, sank sie ihm doch wieder in seinen Armen zusammen. Er forschte nach, wo sie sich beschädigt haben könne, und fand, daß die Verletzung nur in einem leichten Armbruche bestehe. Er streifte den schönen, weißen Arm auf, was Ada nur mit Widerstreben geschehen ließ, und untersuchte mit kundiger Hand die gebrochenen Theile. Dann umwand er die zarten Gelenke mit einem vorläufigen Verbande seines Schnupftuches, und wußte mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Thätigkeit Anstalten aller Art zu treffen. Ada war leichenblaß geworden, und lehnte sich fast ohnmächtig an seine Schulter. Er sprach ihr auf

ble tröstlichste Weise und mit zärtlicher Besorgniß zu, belehrte sie von der geringen Gefahr ihrer Verletzung und suchte ihre augenblickliche Lage ihr so bequem als möglich zu bereiten. Dann hob er sie auf die mittlerweile herbeigeschaffte Tragbahre und gab selbst einen der Träger ab, um der Kranken die mildeste Bewegung widerfahren zu lassen. Ada warf ihm einen dankbaren Blick zu, und stammelte einige freundliche Worte; es waren die ersten, die Cimaletti aus dem Munde des Mädchens hörte.

Die Gräfin, die dem Zuge unter den seltsamsten Empfindungen folgte, war erst höchlich besorgt um ihr Kind, dann wich aber die erste Aufregung bald wieder den eigenen Schmerzen und Beunruhigungen, von denen sie in ihrer besonderen Lage, die sie seit Kurzem mit andern Augen ansah, sich gequält fühlte. Kaum wußte sie daher, auf dem Schlosse angekommen, daß der ungefährlichen Verletzung ihrer Tochter die nöthige Pflege und Sorge zu Theil wurde, als sie sich auch schnell, wie von einem bösen Dämon getrieben, entfernte, um ihr einsames Zimmer aufzusuchen, und mit

ſich zu Ruhe zu gehen. Selbſt die freundlich-geneigten Blicke, die Ada gegen ihre ſonſtige Weiſe auf Cimaletti hatte fallen laſſen, verwundeten ſie wie Scorpionenſtiche in ihrer empfindlichen Bruſt, ſie wußte ſelbſt nicht warum. Noch weniger aber ſchien ſie es ausſtehen zu können, Cimaletti ſelbſt länger zu ſehen, und in ſeiner Nähe zu verweilen. Dieſer war unermüdlich um Ada beſchäftigt, und legte die größte Geſchicklichkeit der ärztlichen Kunſt an den Tag, indem ſeine Behandlung bald ihren Zuſtand erleichterte. Ada lag, den Arm von der Schiene umgeben, auf ihrem Lager und entſchlummerte lächelnd und mit leiſe ſich wieder röthenden Wangen, von der Mattigkeit ihres Zuſtandes eingeſchläfert. —

Unterdeß ging die Gräfin Hippolyta mit heftigen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab, und kämpfte in gewaltſamer Aufregung mit einem Entſchluß. Ihr Auge rollte und ſprühte ein blitzenderes Feuer, als gewöhnlich aus, alle ihre Pulſe flogen ſtürmiſch, wie im Fieber. Sie wälzte Gedanken mit ſich herum, die ſie bis auf ein Aeußerſtes führten, und ſelbſt das Aeußerſte dünkte

ihr kaum noch genügend, denn es handelte sich in ihrer empörten Seele um Rache. Frauen ihrer Art sind in der Wuth eben so enthusiastisch, als in der Hingebung schwärmerisch, und in beiden alle Grenzen überspringend, zeigen sie dieselbe Ueberschwenglichkeit, die sie in der Zärtlichkeit besitzen, auch in der Furie ihres Herzens, und meistens an einem und demselben Gegenstande! Hippolyta weinte, tobte, löste sich die Haare auf, warf sich verzweifelt auf das Kanapee, und sprang dann wieder, wie von Raserei ergriffen, umher. Dann stützte sie das Kinn nachdenkend in die Hand, das glänzende Auge erlosch fast in einem unbeweglichen Hinstarren, und ihr ganzes Wesen brütete über einer außerordentlichen That. Sie dünkte sich nicht nur betrogen, sondern auch beschimpft, sie erschien sich entehrt, am meisten in ihren eigenen Augen! Und an der Ehre, von der sie eine romaneske Vorstellung hatte, Schaden erlitten zu haben, war ihr, als sei die Sonne auf ewig über ihrem Haupte erloschen, und kein Strahl, kein Glanz werde jemals mehr ihr finsteres

Leben umleuchten! Nun sollte wenigstens die Rache sie trösten und ihr Schicksal verbessern! Der ritterliche Muth, den sie sich zu eigen fühlte, trieb sie in Entwürfen aller Art umher, und jagte ihre Phantasie von einer Vorstellung zur andern. So viel gelobte sie sich und ihrer Ehre mit unverbrüchlichen Eiden, daß es um Cimaletti geschehen sei! In wenigen Tagen werde er von ihrer Seite verschwinden, und die Winde sollten seiner Spur nachwehen, und sie nicht finden, und sein Name und seine Gestalt sollten verschollen sein, wie ein flüchtiger Laut in den Felsen! An diesem Gedanken stärkte sie sich einigermaßen wieder, ihr Blicke belebten sich von Neuem, und sie athmete mit gewaltigen Schlägen ihrer Brust der Ausführung dessen entgegen, was sie zu ihrer Ruhe und Genugthuung unternehmen wollte. Aber sie nahm an diesem Tage weder Speise noch Trank zu sich, und brachte in verzehrender Bewegung eine schlaflose Nacht hin. —

Drei Tage waren verflossen, und bis jetzt hatte sich nur Erfreuliches auf dem kurländischen Edelhof ereignet, nämlich die schnelle Besserung Ada's. Der verletzte Arm hatte nur einer geschickten Wiedereinrenkung nöthig, um bald zu heilen, und so bedurfte Ada blos der Ruhe, um von allen Nachwirkungen ihres Anfalls zu genesen. Sie schien in diesem Augenblicke der Mittelpunkt der Verhältnisse auf dem Schlosse zu sein, in dem die Uebrigen sich nur für sie interessirten, aber unter sich selbst eine peinliche Spannung beobachteten. Ihre Mutter näherte sich ihrem Lager nur, wenn sie Cimaletti nicht im Zimmer wußte. Ada war die einzige, zu der sie auf wenige Stunden kam, still bei ihr sitzend, in tiefen

Gedanken, oft ohne zu sprechen. Sonst lebte Hippolyta in diesen Tagen ganz für sich allein, aß allein auf ihrem Zimmer, und Niemand wußte, womit sie sich beschäftigen mochte.

Auch Cimaletti bekümmerte sich um die Gräfin nicht, und schien wenig nachzufragen, was sie trieb oder dachte, indem er plötzlich in Betreff ihrer die größte Nichtachtung und Gleichgültigkeit an den Tag legte. Nur um Ada war es ihm jetzt zu thun, und diese mochte sich nicht läugnen, daß sie nur dem außerordentlichen Eifer, den er in dieser unerwarteten Anwendung seiner Kunst bewiesen, ihre schnelle Genesung danke. Er zeigte sich so thätig, hülfreich, erfinderisch in Allem, was ihr wohlthun konnte, und geschickt in den Mitteln, mit denen er sie behandelte, daß sie, obwohl das Gefühl des zartsinnigen Mädchens sich noch immer leise sträubte, es doch nicht über sich vermochte, nicht allmälig mehr und mehr Vertrauen zu ihm zu fassen. Sie duldete erst aus Dankbarkeit, dann mit einiger Neigung seine Nähe, und er wußte sich fast beständig zu ihrem Dienst

oder zu ihrer Erheiterung um sie zu schaffen zu machen.

Er hatte auch selbst seit Kurzem ein ganz verändertes Wesen angenommen. Man wußte nicht, wie es zuging, aber Cimaletti war plötzlich nicht mehr der Vorige; etwas Sanftes, Leises, Träumerisches hatte sich seinem Charakter mitgetheilt, oder war aus ihm, wie Flötentöne aus einem scharfgestimmten Saiteninstrument, unvermuthet herausgetreten. In der Begegnung mit einer Leidenden war diese milde Tonart, die sein ganzes Wesen anschlug, etwas außerordentlich Wohlthuendes, und Ada lauschte von ihrem Krankenlager mit Ueberraschung diesen freundlichen, zarten Lauten, die aus allen seinen Aeusserungen sprachen. Zugleich mit Cimaletti hatte sich auch ein anderer Freund Ada's, der alte Busso, der schon erwähnte Schullehrer des Ortes, oft vor ihr eingefunden, und mit diesem alten Manne, der viel gesehen und erlebt, ließen sich die interessantesten Gespräche führen. Ada hörte gern zu, wenn sich Cimaletti, der ebenfalls an dem Greis ein Interesse gefunden, selbst über die abstractesten Dinge

mit ihm unterhielt, und sie mischte ihre sinnigen Bemerkungen ein, so oft sie Gelegenheit hatte. Ada fühlte bald, wie behaglich es sei, sich in guter und geistreicher Gesellschaft zu finden, und neigte sich am Ende begierig dahin, wo Geist und Witz war, welche seine Eigenschaften Cimaletti diesmal nur mit einer bescheidenen Grazie spielen ließ. Das liebe Mädchen freute sich fast, daß sie krank geworden war, und dadurch Gelegenheit erhalten hatte, den Werth der sie umgebenden Personen aus einem richtigeren Gesichtspunkte zu schätzen. Und diese beiden Freunde, die sich um sie bemühten, wetteiferten fast mit einander um ihre Gunst. Gegen Cimaletti blieb Ada zurückhaltender, nahm aber dafür die Veränderung, die in dem Verhältnisse zwischen ihm und ihr so plötzlich sich zugetragen, vielleicht um so bedeutsamer auf, und bat ihm heimlich in ihren Gedanken ab, daß sie ihn allzusehr verkannt habe. Ja, sie kam bald dahin, zu glauben, sie habe gegen ihn Einiges wieder gut zu machen. Dagegen überließ sich die gute Ada gegen Busso einer fast kindlichen Zärtlichkeit, und hatte den alten,

milden, silberhaarigen Mann so lieb, daß sie es nicht genugsam blicken lassen konnte. Und es war rührend ihn selbst zu sehen, wie er sich von Neuem an den Blicken seiner jungen Wohlthäterin belebte, seine Augen jünger strahlten, und den bleichen Greis noch einmal ein Morgenhauch des Lebens erfrischte.

Eines Abends befand sich Cimaletti allein mit der Kranken, weil Busso von der Gräfin in die naheliegende Stadt geschickt war, um Mehreres für sie zu besorgen, was sie keinem gewöhnlichen Diener anvertrauen mochte. Cimaletti setzte sich an Ada's Klavier, auf dem sie selbst eine ausgezeichnete Fertigkeit besaß. Er phantasirte, und setzte die Töne, die er griff, zu sanften Träumen zusammen, die durch die stille Dämmerung des Zimmers hinflogen, wie Engel des Friedens. Dann sang er einige deutsche Lieder, welche Ada zum ersten Male hörte. Sie drangen in ihrer stillen Einfachheit und gemüthlichen Kraft ihr wunderbar an das Herz, und das Mädchen schmiegte sich mit einem noch nie gekannten Entzücken diesen Melodieen an, bei denen es ihr war,

als erwache ihre ganze Seele unter einem schönern Himmel, von dem sie lange geträumt, unter einem Himmel, wo Alles nur Liebe, Milde, Gutmüthigkeit und Herzensreinheit athmete. Cimaletti hatte eine klangreiche Tenorstimme, die ganz zum Ausdrucke dieser Gesänge geeignet war, und er erschien als Meister des Vortrags, besonders in den zarten Bewegungen des Gefühls, die er vortrefflich modulirte. Die weiche Stimmung, in welcher er sich selbst zu befinden schien, theilte noch dem Charakter dieser Lieder einen eigenen Schmelz mit, und als er schwieg, seufzte Ada vor Lust und Empfindung.

Cimaletti wandte sich nach ihr um, und sagte: Sehen Sie da, das sind die Deutschen! Dies Volk trägt beneidenswerthe Schätze in seiner Brust und um solche Lieder zu ersinnen, muß man ein Deutscher sein! Ein Gedicht von Uhland oder Wilhelm Müller, componirt von Kreuzer, eine jener graciösen Liederschöpfungen von Goethe, mit Musik von Reichard, das sind heilige Symbole, in denen der innerste Charakter des Nationalgefühls erklingt, und dem Aehnliches in solchem

Zusammentreffen man bei keinem andern Volke finden kann. Welche Klarheit zugleich und welche Tiefe, welche Deutlichkeit und welche Unendlichkeit des Gefühls, welches Herz und welcher Verstand sprechen sich in diesen deutschen Liedern aus! Nicht das unbestimmte Phantasiren und Verschwimmen in üppigen Naturlauten, wie bei den südlichen Völkerschaften, reißt uns hier fort und umfängt uns mit würzigen Gerüchen und süßem Ambra; die Deutschen *wissen* zugleich, was sie *fühlen*, und der Hauch ihrer Gesänge hat den klaren Duft der Lilie an sich. Die Stille im deutschen Charakter, diese heimlich blühende Idylle einer sonst so disharmonischen Nationalität, hat einen unnennbaren Werth für mich. Obwohl die Deutschen sonst so viel peniblen Naturell haben, daß sie Niemand recht vertrauen können, von dem sie nicht genau wissen, wovon er lebt, wovon er seine Miethe und Wäsche bezahlt, so liegt doch eine so unendliche Vertraulichkeit und Heimlichkeit namentlich in ihren lyrischen Dichtungen, welche die liebenswürdigste Hingebung verräth. Wenn ich ein deutsches Lied höre und singe, erwacht

alles Schöne in mir, was ich aus meinem Leben hätte gestalten mögen, und aller Frieden und alle Wahrheit, die ich verfehlt habe, kommen auf mich zugegangen und flüstern leise, was das Glück des Lebens ist. Ich sehe am grünen Waldabhang eine kleine Hütte, der Rauch des heimathlichen Heerdes wirbelt fröhlich über dem rothen Dach empor, und in rieselndem Wasser, das nicht fern von der Hütte sprudelt, springt die bunte Forelle, die dem häuslichen Tisch ein schönes Gericht bereitet. Und ich überschreite mit Herzklopfen die weißen Birkenstäbe, die über den Bach mich geleiten, und aus dem Fenster grüßt mich schon das holde Antlitz, das liebe, einfache, göttliche Weib, dem ich mit Treue und Entzücken mein Leben gelobt habe. Nun trete ich in die Hütte, der Geist der Ordnung und der Tugend weht mich andächtig an, und mit der Stimme der Freundin, die durch die Gemächer ertönt, verschmilzt die der Nachtigall, die von draußen hereinsingt. Im Gehöfte steht Schatten gebend der duftige Nußbaum, holde Tauben flattern umher, und der Frieden nistet in den Schwalbennestern des Gemäuers. Ich sitze

zu den Füßen der Theuern, und sie neigt sich zu mir hernieder, mir die süßen Lippen bietend, und ich stammele: das höchste ist Ruhe und Liebe! Dieser Gottheiten Priesterin bist du, o Freundin! und ihnen weihe ich in dir mein Dasein! — Sehen Sie da, Ada, welche Träumereien! Aber in diesen Bildern möchte ich das Wesen eines wahrhaft deutschen Liedes ausdrücken. Und sind es nicht die Urbilder der allgemeinen Sehnsucht in jedes Menschen Brust? O, wie nichtig erscheint mir Alles, was ich getrieben, erstrebt und erreicht, wenn ich die Summe von Glück ermesse, die ein einziges deutsches Lied umfaßt, und auf seinen fröhlichen Lerchenwirbeln bis zum Himmel schlagen läßt. —

In dieser symphonieartigen Weise des Gesprächs ließ Cimaletti die Eindrücke, die sein Gesang veranlaßt, verklingen. In Ada waren viele Gedanken rege geworden, und es that ihr wohl, sich diesen schweigend zu überlassen. Inzwischen hatten die Diener die Lichter angezündet, über das Zimmer flog der helle Schein der Kerzen, und die trauliche Scene veränderte sich. Da

bemerkte Ada, daß auch Buſſo, der von ſeiner Sendung nach der Stadt zurückgekehrt war, ſchon ſeit einiger Zeit auf einem Stuhle zu den Füßen des Kanapees geſeſſen; aber ſein Geſicht, das jetzt vom Licht erhellt wurde, hatte einen trübſinnigen Ausdruck, und er ſchien mit etwas Beſonderem beſchäftigt.

Was haſt Du? fragte ihn Ada raſch mit einiger Beſorgniß. Du accompagnirſt durch Dein barſches Geſicht ſchlecht unſere muſikaliſche Träumerei aus Deutſchland!

Ich habe Euch nachher etwas zu ſagen, gnädige Comteſſe! erwiederte der Alte mit etwas bewegter Stimme. Aber beunruhigt Euch nur nicht, es iſt gar nichts von Bedeutung vorgefallen. Vielmehr ſitze ich ſchon ſeit einiger Zeit hier und höre dem Geſpräch über das Stillleben der Deutſchen zu. Meine ſlaviſche Natur kann ſich damit nicht ganz befreunden, und ich will keineswegs behaupten, daß dies zu ihren Vorzügen gehört, jene Poeſie der Beſcheidenheit, Reſignation und Gutmüthigkeit nicht faſſen zu können. Aber ich kann nicht [illegible]en, daß mir in dieſer reflectirt-ſüßen

und ſanften Behandlung des Lebens zugleich etwas Pedanterie zu liegen ſcheint, und daß ich für meinen Theil lieber auf einem Felſen ſitze, als auf dem Gartenzaun eines Bauerhofes, um eine vor mir ausgebreitete Landſchaft zu betrachten.

So ſeid ihr Slaven! lachte Cimaletti. Eure melancholiſch-ſanguiniſche Verſunkenheit in das Naturleben trennt ſich noch immer von der wahren Wirklichkeit des Daſeins. Aber wehe uns, wenn es Euch gelungen ſein wird, Eure ſcharfkantigen Felſen in unſern mit friedlichem Hollundern beſetzten Bauerhof zu wälzen, und die friſche Wildheit mit dem ſchaffenden Gemüth und der zarten Geſittung zu vermählen. Dann ſteckt Ihr uns Alle in die Taſche! —

Cimaletti verließ das Zimmer, nachdem er noch einmal Ada's Befinden erfragt, und ihr einen freundlich erwiederten Gruß zugewinkt. Ada erkundigte ſich darauf mit Ungeduld nach Buſſo's Neuigkeiten.

Der Alte zog ein Päckchen heraus, daß er nebſt mehreren andern, im Auftrage der Gräfin, von ihrem Commiſſionair in der Stadt für ſie in

Empfang genommen. Er erzählte mit leiser Stimme, welche seltsame Bewandniß es damit habe. Durch einen Zufall war ihm jenes Packet unterwegs aufgegangen, und der Inhalt desselben hatte ihm nicht entgehen können. Es befand sich darin, nebst mehreren Arzeneimitteln zum Hausgebrauch, ein Papier mit einer eigenthümlichen Dosis angefüllt, welche Busso, der nicht ohne chemische Kenntniße war, alsbald für ein schnell tödtendes Gift erkannte. Mancherlei Ahnungen und düstere Besorgniße ergriffen das Gemüth des Alten; der aufgeregte Zustand der Gräfin in letzter Zeit war ihm nicht entgangen, und bei dem unbegränzten Vertrauen, das ihn zu Ada hinzog, hatte er ihr zuerst das bedenkliche Geheimniß mittheilen wollen, ehe er den gefährlichen Inhalt ausgeliefert.

Ada gerieth in eine unbeschreibliche Bewegung, die fast ihrem Zustande wieder nachtheilig zu werden drohte, so daß Busso bereuen mußte, sie einer solchen Aufregung Preis gegeben zu haben. Auf ihrem Gesichte kämpften die verschiedenartigsten Empfindungen, ihr zarter Körper zitterte

hin und her, und sie wußte nicht, wie sie alle die qualvollen Vorstellungen, die sich ihr aufdrängten, bemeistern solle. Endlich sammelte sich ihre Kraft wieder in dem gränzenlosen Abscheu, den sie fühlte, und sie starrte fast krampfhaft auf jenes Papier, wie auf eine schwarze Spinne hin, die ihr anzukriechen drohe. Dann riß sie es dem Alten hastig aus den Händen, betrachtete es eine Zeit lang, schauderte zusammen, und gab es ihm wieder zurück, ihn beschwörend, er möchte es sogleich vernichten. Dann, mit neuerwachtem Muthe, blitzten die Augen des Mädchens von dem klaren Entschlusse, den sie gefaßt zu haben glaubte. Sie hielt es erlaubt, ihre Mutter in diesem Falle zu täuschen, um wenigstens für den Augenblick etwas Entsetzliches, das im Werke zu sein schien, zu verhüten. Sie trug dem Busso auf, ein anderes Papier mit einer unschädlichen Substanz zu füllen, in das Packet einzuschließen, und es zu übergeben, als sei dasselbe unberührt geblieben.

Nachdem sie diese Anordnung getroffen, und Busso fortgeeilt war, sank das arme Mädchen erschöpft auf ihr Lager. Solche Gedanken

hatten ſie noch nie gepeinigt, dies war der erſte Zuſtand ihres Lebens, der an Verzweiflung gränzte. Sie drückte ſich in ihre Kiſſen, zog die Vorhänge des Bettes zuſammen, und rief den Schlummer an, um nichts mehr denken zu müſſen. Wohin ſollte ſie auch ihre Gedanken richten, um Ruhe und Hoffnung zu ſchöpfen, oder eine beſtimmte Klarheit zu finden! Ada kannte den Charakter ihrer Mutter, und wußte, daß ihre Leidenſchaft verbunden mit dem heroiſchen Aufſchwunge, deſſen ſie fähig war, in Zuſtänden der Aufregung alle Gränzen überſchritt. Ada zitterte für ihre Mutter, deren geheimes Unglück ſie in den letzten Tagen in ihren Augen zu leſen und zu verſtehen geglaubt. Wie oft hatte noch vor einigen Tagen das ſcharfbeobachtende Mädchen ſich zu ihrem Troſte geſagt, daß das Verhältniß zwiſchen Cimaletti und ihrer Mutter bald zuſammenbrechen und für immer einen Stoß erleiden werde, und daß dann zwiſchen der Tochter und Mutter nichts mehr im Wege ſtehe, um die alte, ſchöne Liebe unter Beiden zu erneuern. Und jetzt, wo es ihr zu Tage lag, daß ein ſolches Zerwürfniß

ſchneller und entſchiedener, als ſie geglaubt hatte, eingetreten war, jetzt vermochte Ada keineswegs ihre Freude daran zu haben. Sie ſuchte vergeblich den alten Haß gegen Cimaletti und ihre Liebe zur Mutter, welche ſie ganz ausſchließlich hatte beſitzen wollen, in ſich aufzurufen, in der Seele des Mädchens ſah es plötzlich anders aus. Sie wagte es kaum ſich zu geſtehen, aber ſie glaubte doch, daß, wenn ihre Mutter mit Cimaletti feindlich entzweit, der Letztere daran unſchuldig ſein müſſe. Ada erröthete tief, als ſie dieſen Gedanken ſich ausgeſprochen, und war froh, daß die ſtille Nacht dieſen Purpur ihrer Wangen verſchleierte. Aber ſie konnte die Meinung nicht hehlen oder vielmehr die Entdeckung, deren ſie ſich in den letztvergangenen Tagen ſo ſehr erfreut hatte, nämlich daß in Cimaletti ein herrlicher Fonds vorhanden ſei, und daß vielleicht eine Frau, die einmal einen entſchiedenen Einfluß auf ihn gewonnen, bei richtiger Behandlung ſeines Charakters das Schönſte und Edelſte aus ihm bilden könne. So reflectirte die kaum ſechszehnjährige Ada, und zerlegte ſich klug dieſen Gedanken in

ſeine Einzelnheiten. Aber ſie hütete ſich, dieſer Träumerei zu viel nachzuhängen, und was ſie beſonders davon abbrachte, war jetzt die trauernde und leidende Geſtalt ihrer Mutter, die ihr immer wieder mit einer unheildrohenden Miene vor die Augen trat. Ada glaubte, ihre Mutter wolle Gift nehmen, um durch ihren Tod die Situation mit Cimaleti, die ſie entweder in ihrem ganzen Hergange jetzt bereute, oder die ihr durch ein Dazwiſchengekommenes ſchrecklich geworden ſein mußte, plötzlich zu enden. Ada ſeufzte und ihr Auge ſchwamm auf Einmal in Thränen. Sie konnte die entſetzlichen Bilder nicht wieder verſcheuchen, und begann unter ſolchen Träumen, die ihre Sinne finſter umwoben, allmälig einzuſchlummern.

Kaum hatte ſie die Augen geſchloſſen, als ſie bemerkte, daß die Vorhänge ihres Bettes leiſe zurückgezogen wurden. Ein Schauer ergriff das Mädchen, ſie wagte kaum zu blinzeln, wer es ſein möge. Dann hätte ſie laut aufſchreien mögen, als ſie die Figur ihrer Mutter erkannte, deren weißes Kleid ſich gegen die dämmernde Beleuchtung des Zimmers auf Einmal abzeichnete, und

einen fliegenden Schatten gegen die Wand zurückwarf. Ada, die noch unter dem Bann ihrer quälenden Vorstellungen gefangen lag, hatte die schauerliche Empfindung, als sei es der abgeschiedene Geist ihrer Mutter, der sich zu ihr schleiche, um noch einmal Zwiegespräch mit ihr zu halten. Sie wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen, und stellte sich schlafend, aber ihr innerstes Herz erbebte fast mit lauten Schlägen.

Die Gräfin sah leichenblaß aus, und stand wie eine schöne Marmorstatue, der das innere Leben der Bewegung gebricht. Ihr ganzes Wesen drückte eine große Veränderung aus. Als sie sah, daß ihre Tochter schlummere, setzte sie sich auf einen Stuhl vor ihrem Bette nieder, und stützte das gedankenschwere Haupt in beide Hände, vielmals seufzend. Ada lauschte mit Herzensangst auf Alles, was sie beginnen möchte.

Hippolyta hatte in der Einsamkeit, der sie sich in den letzten Tagen ergeben, einen schweren Kampf gekämpft und war noch zu keinem Abschlusse mit sich selbst gekommen. Jetzt flüsterte

sie einige Worte vor sich hin, einige Ausrufungen, welche die gewaltige Spannung ihrer Seele verriethen. Endlich sagte sie mit einer Stimme, über deren Kälte sie selbst in sich zusammenzuschauern schien: So sei es denn vollbracht! Hier, in meinem Herzen ist er gestorben, und von hier, aus meinem Innersten heraus, hat er sich seinen Tod bereitet, ich kenne Nichts mehr an ihm, was Leben hätte! Als Dämon wandelt er umher in meiner Nähe; sein Bild, sein Blick, sein Wort, sein Athem heften sich an jeden meiner Schritte, und ich kann nicht mehr Luft schöpfen unter der Last seiner Existenz, die mir über der Brust liegt, wie ein Alp, daß ich ersticken möchte! Ich muß sie von mir abschütteln, ich muß wiedergewinnen meine Freiheit, die vordem so golden war, und mich ungetrübt beglückte! Was habe ich mich mit dieser Gestalt zu belasten, daß sie fest an mir hängen bleiben sollte, wie der würgende Geier an der Taube! Sein Leben ist in meinem Leben ein schwarzer Fleck, den ich auskratzen muß, es koste, was es wolle! Ich weiß nicht, wie sich dieser Fleck in den weißen Grund, der früher so

rein war, hineingestohlen hat! Ich muß ihn vertilgen, denn meine Ehre hängt daran! Thörichte Meinung der Welt, daß einer Frau nicht die Kraft zustehe, für ihre Ehre zu handeln! Die Ehre ist dem Weibe eben so süß, wie die Liebe, und beide geben ihr die Thatkraft, die sie sonst nicht besitzt in ihrer zagenden Seele! Die Träume unserer Liebe vergehen mit der Saison des Frühlings, aber die Ehre baut die Hütten für unser Alter. Ich mag die Liebe nicht mehr, ich habe plötzlich begonnen alt zu werden! Das Feuer des Hasses rollt eben so glühend in meinen Adern. Morgen mit seinem nächsten Frühmahle wird sich Cimaletti den Tod trinken! — —

Sie sprang bei diesen Worten auf und verließ mit schwankendem Schritte so schnell das Zimmer, daß sie den halberstickten Schrei des Entsetzens, den ihr Ada unwillkürlich nachgerufen, nicht mehr vernahm. Ada wollte aufspringen, ihr nacheilen, sie zur Rede stellen, mit allen Gründen, die es in der Welt gab, sie zur Abänderung ihrer Entschlüsse bewegen. Die Tritte der Gräfin hallten noch draußen über den Gang, und Ada, die in

krampfhafter Spannung ihr nachlauschte, glaubte noch lange das geisterhafte Rauschen ihrer Gewänder zu vernehmen. Dann, nachdem die Stille umher auch nicht den leisesten Widerklang mehr gab, versank sie in ein trostloses Brüten, und suchte irgend einen Entschluß zu fassen, zu dem sie sich als Mitwisserin dieses Geheimnisses verpflichtet glaubte. Mein Gott, wie unglücklich bin ich! rief sie aus. Von Tag zu Tag unseliger entfaltet sich mir das, worauf ich tausend Hoffnungen setzte, das Leben! Giebt es kein Leben, oder giebt es nur einen beständigen Tod? Der letzte Schlag für mein junges Herz ist, daß ich anfangen muß, auch meine Mutter zu hassen, ja zu verabscheuen. Denn das Erste und Hauptsächlichste im Leben, worauf Alles ankommt, erschien mir immer die Redlichkeit, jene goldene Tugend, die ich einst in kindischer Frömmigkeit immer auszuüben mir gelobte. Ich fürchte, dies Gelübde muß zu Schanden werden, nicht in meinem Herzen, sondern in den Verhältnissen, die mich immer mehr umwirren, je älter ich werde! Ich bin in so kurzer Zeit um so Vieles älter ge-

worden, daß ich mich besinnen muß, wie lange es her ist, als ich das letzte Spielwerk ablegte. Aber so viel weiß ich, nie konnte ich Unrecht dulden, selbst beim Federballe nicht, und einstmals als ich über eine Ungerechtigkeit empört war, heftiger, als es für ein Kind sich schicken sollte, sagte mir die Mutter lächelnd: Hüte dich, daß du im Zorn über eine Ungerechtigkeit nicht selbst ungerecht werdest! Diese Worte machten damals einen großen Eindruck auf mich, und ich habe sie nie vergessen. Ich begriff nicht, warum die Welt so unvollkommen eingerichtet sein sollte, daß es schwer sei, Gerechtigkeit an der Ungerechtigkeit auszuüben. Jetzt aber fallen diese Worte auf das eigene Haupt meiner Mutter zurück. Sie will ihrem gekränkten Herzen Gerechtigkeit verschaffen, und wird ungerecht, bitter ungerecht, ihr Rechtsspruch führt Gift in sich, und vergiftet! Heiliger Himmel, ich glaubte, sie selber wolle sterben, weil Unrecht ihr widerfahren sei, und da zitterte ich für ihr theures Leben! Ach, ich sehe, wie Alles in der Welt so anders zugeht, als ich mir gedacht und geträumet. Ich war eine Thörin. Mir

wollte es natürlicher scheinen, daß eine Frau an ihren eigenen Schmerzen stirbt, als daß sie tödtliche Gifttropfen daraus hervorpressen sollte, um sich zu retten. Nun sie leben will, könnte ich ihr den Tod wünschen. Und sollte Cimaletti sterben? Ich könnte anfangen, ihn zu lieben, wenn er sterben soll! Was hat er gethan, das ihm den Tod verdiente! Er hat nichts verschuldet, als daß er wie ein räthselhaftes Gewächs aus einem fremden Himmelsstrich unter uns dasteht, und daß wir das seltsame Rauschen seiner Blätter nicht so deutlich begreifen, wie den Bau unserer gemeinen Kornblume. Mutter, Cimaletti wird nicht sterben, denn ich muß ihn vor Dir schützen, ich muß ihn hüten und warnen, daß er Deinen Netzen entgeht, unheilsinnende Mutter! Soll der Arme sterben, weil er aufgehört hat, Dir zu gefallen? Mutter, ich weiß nicht mehr, was ich denken soll! Mutter, warum hast Du mir das gethan, daß Du Dein heiliges Bild mir aus dem Herzen schneidest mit einer giftigen Schneide! Ich suche weinend die Stücke von Dir zusammen, und begreife nicht, warum sich das

schöne Ganze von Dir nicht mehr in meinem Herzen zusammenfügen will! O, o, ich bin am allermeisten von Euch zu beklagen! — —

Der Morgen kam heran, und Ada war noch von keinem Schlummer erquickt worden. Aber so wie die Frühsonne ihr blitzendes Licht durch die Fenster warf, und die finstern Geister der Nacht von Ada's Stirn verscheuchte, fühlte auch das Mädchen neue Kraft in ihrem Busen entstehen, sie richtete sich erfrischt auf, und der Entschluß, den sie gefaßt hatte, schien sie selbst mit einiger Heiterkeit zu durchdringen. Sie stand mit Hülfe der Kammerjungfer auf, ließ sich ankleiden, und nur der rechte Arm, der noch in der Binde hing, zeigte die Spuren der überstandenen Krankheit. Sonst war sie in ihrem ganzen Wesen neu gekräftigt, das Auge hatte wieder seinen muntern Glanz und sie durchmaß mit lebhaften Schritten nachsinnend das Zimmer.

Am späteren Morgen ließ sich Cimaletti bei ihr melden, und sie hieß ihn rasch eintreten, denn er war es grade, mit dem sie vor allen Dingen zu sprechen hatte. Als er ihr gegenüber saß und

die ersten, gewöhnlichen Wendungen des Gesprächs abgethan waren, sagte Ada, plötzlich ernst werdend: Cimaletti, Ihnen droht ein großes Unheil! Aber es steht noch in Ihrer Macht, es abzuwenden, und dann Glück über alle Ihre Freunde dadurch zu verbreiten. Werden Sie meinem Worte vertrauen, ohne weitere Erklärung? Nur das Eine darf ich Ihnen sagen: Sie müssen fliehen, und heute noch, denn Ihr Leben ist nicht mehr sicher hier im Schlosse! Verlassen Sie uns auf immer! dadurch werden Sie nicht nur das eigene Verderben meiden, sondern auch das Unheil, das davon auf Ihre Freunde zurückfallen würde, verhüten. Sie sehen, wie hoch ich Sie achte, ich muthe Ihnen ein Opfer zu! Fliehen Sie!

Cimaletti sah das von einer edlen Begeisterung ergriffene Mädchen befremdet an, und sagte nach einer Pause: Welches Verderben kann einem Manne begegnen, der einen Bund mit der Gefahr abgeschlossen hat, und der durch Unglück und Schicksal so kugelfest geworden ist, wie ich! Aber welches gefährliche Geheimniß auch hinter Ihren Worten verborgen liegen mag, Ada, und sollte

es der ſichere Tod ſelbſt ſein, der aus den Schlünden einer feindlichen Kanone mir ſchon entgegen gähnt, er kann mir nicht ſo entſetzlich ſein, als die andere Gewißheit, die mir aus Ihren Aeußerungen entgegenſpricht! Sie haſſen mich noch immer, Ada! Sie möchten mich gern aus Ihrer Nähe verbannt ſehen! Und ſchon hatte ich Armer mir geſchmeichelt, daß Ihre alte Abneigung gegen mich einem freundlicheren Gefühle gewichen ſei! Schon war ich glücklich geworden durch den neuen Frühling Ihrer Freundſchaft!

Das wackere Mädchen reichte ihm mit Freimüthigkeit die Hand, und ſagte beeifert: Nein, nein, das iſt es nicht! Ich haſſe Sie nicht, Cimaletti! Ich haſſe Sie nicht mehr. Ich bin aufrichtig in meinen Neigungen und Abneigungen. Aber meine Mutter iſt es, die Sie haßt! Und da ich kein anderes Mittel ſehe, Sie zu einem Entſchluſſe zu beſtimmen, als durch die Wahrheit ſelbſt, ſo hören Sie: Meine Mutter geht damit um, Sie zu tödten, zu vergiften!

Nach dem Herausſagen dieſer Worte fühlte ſich Ada wieder ſo ergriffen, daß ſie heftig zitterte.

Cimaletti aber erwiederte lächelnd und mit einer großen Gleichgültigkeit: Ist es nichts weiter, als das? Um Ihnen zu zeigen, wie genau ich die Charaktere kenne, mit denen ich zu thun habe, so wissen Sie denn, daß ich seit drei Tagen nur die Speisen genieße, die ich mir selbst zubereitet habe, und deren Materialien mir mein treuer Diener aus der Stadt herbeischafft. Bei den mancherlei Wechselfällen des Lebens, die ich erfahren, habe ich mich auch darauf gelegt, ein wenig als Koch handthieren zu können, und das kommt mir jetzt zu Statten. Man muß auf Alles eingerichtet sein. Ihre Mutter aber ist und bleibt eine liebenswürdige Frau, trotz aller verächtlichen Handlungen, deren sie fähig sein kann. Es käme nur auf mich an, mich noch heute wieder mit ihr zu versöhnen. Aber ich will nicht, ich mag nicht länger Komödie spielen, mein Herz fühlt sich in einer stilleren Neigung gefesselt, die als ein süßes Geheimniß in ihm ruht. Ich sehe endlich ein, daß eine solche Mischung von Hoheit und Schwäche, von Idealität und Gemeinheit, wie sie in der sonst herrlichen Hippolyta sich ver-

einigen, einem Charakter, wie dem meinigen, nur gefährlich werden kann! Ich muß nach einer ſtillern Wahrheit meines Lebens trachten, ich muß einen ſchöneren und feſteren Grund in mir ſelbſt gewinnen, und jeder freundliche Blick, Ada, den ich von Ihnen erhalte, erhebt mich näher dem Ideale, danach ich ſtrebe.

Es iſt mir, als ſprächen Sie Allzuübles von meiner Mutter! entgegnete Ada mit einer Zuckung ohne den beſondern Ausdruck, der in ſeinen Worten lag, zu beachten. Ich bin, fuhr ſie mit einer klagenden Stimme fort, leider nicht im Stande, ſie zu vertheidigen, obwohl mir ein Gefühl ſagt, daß ich es gegen Sie unternehmen ſollte! So bin ich aber immer geweſen, daß ich das, was meinem Verſtande richtig erſchienen, nicht widerlegen konnte, ſelbſt wenn es meinen geliebteſten Gegenſtand betraf und zernichtete. Gewiß ein unglücklicher Zug meines kalten Charakters, den die Mutter ſo oft an mir bemerken wollte! Aber Sie irren ſich, wenn Sie von dieſer glauben, daß ſie ihren Entſchluß nicht dennoch ins Werk zu ſetzen wüßte! Meine Mutter vermag kühn und

hartnäckig in ihren Unternehmungen zu sein, wenn die Leidenschaft sie treibt, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Sie wird die Mittel, die ich ihr heute noch zur Ausführung entzogen, nächstens besser finden und anwenden, aller Vorsicht zum Trotz! Wenn Sie aber meine Mutter wirklich geliebt haben, so fliehen Sie schon darum, um ihr nicht Gelegenheit zu einem Verbrechen zu sein, das fortan die Ruhe ihres Lebens untergraben würde! Sein Sie großmüthig, Cimaletti! und nachdem Sie meiner Mutter als Eroberer sich bemächtigt, verlassen Sie mit der Friedenspalme wieder die schöne Provinz!

Ada erzählte darauf, auf das Zeugniß des alten Busso sich berufend, was sich gestern ereignet, und welche Veranstaltungen sie habe treffen müssen, um die beabsichtigte Ausführung der Gräfin noch hinzuhalten.

Als Cimaletti dies hörte, leuchtete sein Gesicht in freudiger Bewegung, er neigte sich dankbar vor Ada, und sagte begeistert mit einer gerührten Stimme: Sie retten mir das Leben,

Ada? Sie, aus deren Händen ich es so gern empfange! Wie wenig ist mein Leben werth, aber wie bedeutsam wird es, wenn es als ein Zeugniß Ihrer Theilnahme mir noch übrig bleibt!

Ich that es um meiner Mutter willen! sagte Ada, verlegen werdend und verstummend. Beide saßen sich mehrere Augenblicke schweigend gegenüber. —

Ich werde Ihnen meinen Entschluß sagen, Ada! begann Cimaletti wieder, indem er die Hand des Mädchens zärtlich an die Lippen führte. Ich will fliehen, dieses Schloß, dieses Land, diese Frau, mit der mich eine meiner romanesken Aventüren verbunden hat; ich will fliehen, aber nie und nimmer ohne Sie, Ada! —

Er hielt inne, um die Wirkung dieser Worte, die er mit der höchsten Leidenschaft betonte, erst zu erwarten. Ada fuhr erschrocken zusammen, es war ihr, als wenn in ihrer Nähe eine Schlange aufspränge, um sich um ihre Glieder zu ringeln, sie war sich dessen deutlich bewußt, und doch betrachtete sie mit heimlichem Wohlgefallen diese

Gefahr, die ſich zu ihr heranſchmeichelte. Sie ſchwieg, und entzog ihm mit einer abwehrenden Bewegung die Hand, die er noch in der ſeinigen hielt.

Nicht ohne Sie, Ada! wiederholte er. Ich habe Träume und Hoffnungen auf Sie geſtellt, die Ihnen vielleicht bis auf dieſen Augenblick verborgen blieben, denn ich hatte nicht nöthig, ſie auszuſprechen. Es genügte mir, täglich Ihr Geſicht zu ſehen, wie man ſeinen Stern aufſteigen ſieht, von dem der ſchöne Glaube geht, er bedeute uns etwas für unſer Schickſal; man ſchaut ihn an mit leiſer Andacht, aber ohne Begierde. Entziehen Sie mir Ihr Geſicht nicht; oder ich verderbe, verſchmachte in der Wüſte, die mir ſonſt mein Leben ringsum nur darbietet. Kommen Sie mit mir in die Welt hinaus, die Sie noch nicht kennen, und die ich Ihnen zeigen will von einer Höhe, von der Sie frei in die Thäler des Lebens hinunterſchauen ſollen, und wo der Nebel, der unten über dem Thale liegt, Ihnen die Bruſt nicht beängſtigen ſoll. Für mich, ſollte ich allein wieder in die Welt hinausirren, iſt kein Reiz und

Interesse mehr da; ich würde lieber in dieser Abgeschiedenheit hier bleiben, mich mit Flachsbau beschäftigen, und selbst meinem Tode nicht widerstreben, der mir gedroht wird. Für mich allein ist die Welt ein abgeräumter Tanzsaal, mit der Freude, dem Genuß und der Schönheit habe ich mich müde gewalzt, und die noch übrig gebliebenen, tollen Fratzen, die mich noch umspringen, gewähren mir nur eine höhnische Unterhaltung. Aber als Ihr Freund und Mentor, Ihr Lehrer und Beschützer, herrliches Mädchen, noch einmal die labyrinthischen Pfade mit Ihnen zu durchmessen, könnte mir ein neues Leben gewähren, und eine neue Befriedigung daran. Sie sind so reich an Hoffnungen und Anlagen, Ada, und wissen noch gar nicht, was es Alles da draußen in der Welt giebt! Sie kennen die Woge nicht, auf der sie schwimmen, und es ist doch unermeßlich, wohin dieselbe Sie tragen kann in der himmelblauen Ferne, mit der sie geheimnißvoll zusammenschwillt! An welchen glücklichen Inseln können wir landen, welche Küsten werden uns aufnehmen, welche Zaubergestalt wird dem Meer

entſteigen, und uns die Schätze der Tiefe, das Gold und die Weisheit des magiſchen Abgrundes, offenbaren! Welches hohe Schauſpiel kann ſich unerwartet über unſern Häuptern ereignen, und uns in Donner und Blitz wie eine Himmelserſcheinung das Glück zuführen, von dem wir ewig träumten! O Ada, für eine junge, friſche Seele, wie die Ihrige, hat das Leben noch unbeſchreibliche Reichthümer, und vor Ihren Augen werden glänzende Paläſte aus den Wellen entſtehen, um Sie aufzunehmen, wo die Anderen nur ein gemeines Waſſerſpiel der Woge erblicken. Aber um die Gunſt des Lebens zu erfahren, muß man auch in ſeine Strömung ſich hinauswagen! Kommen Sie, kommen Sie, ich will Ihre Wege ſchützen, und Sie ſollen mir die Seele ſchützen, daß ſie unter Ihrer frommen Huth ſich mir lebendig im Buſen erneuere. So werden wir gut zuſammen wandern. — Und was wollen Sie hier, Ada, wenn Sie zurückbleiben? Habe ich mich Ihrer Mutter entzogen, ſo wird ſie mir in die Ferne hin wieder die Neigung zuwenden, aber Sie, Ada, werden von ihren Launen, ihren Miß-

muth, ihrer täglichen Unbehaglichkeit, erdrückt werden! Hier iſt keine Exiſtenz für Ihr Leben, keine Pflege für Ihre Talente, keine Hoffnung für Ihre Hoffnungen! Sie werden, wie tauſend Mädchen in der Welt, hier blaß verkümmern, ereignißlos ſterben, und man wird von Ihnen ſagen: daß Sie ein gutes Mädchen geweſen! Nein, nein, ſo darf ein Weſen Ihrer Art nicht vergehen! Sie müſſen die Flügel keck hinausſpannen, Sie müſſen fliegen! —

Ada war aufgeſprungen, ſie hielt ſich bebend die Stirn, als wolle ſie nachſinnen; dann ſtreckte ſie abwehrend die Hand gegen ihn aus, die doch zugleich wie ein Zeichen ausſah, als verlange ſie noch mehr von ihm zu hören. Er aber ſchwieg und erwartete ihre Antwort. Sie ging in heftiger Bewegung auf und nieder, ihr Auge blitzte von den Weltausſichten, die er ihr eröffnet hatte, und denen ihre Gedanken bei ſich ſelbſt ſchon ſo oft nachgehangen. Endlich trat ſie vor ihm hin, reichte ihm in ihrer gutmüthigen Weiſe die Hand, und ſagte: Ich darf Ihnen ganz vertrauen, Ei-

maletti? Antworten Sie mir nicht hierauf. Ich weiß es, ich darf, ich will Ihnen vertrauen!

Wenn Sie mich nicht mehr haſſen, erwiederte Cimaletti ernſt, ſondern auch nur ein Fünkchen von Liebe, ſo groß wie ein durch den Sommerabend leuchtendes Glühwürmchen, in Ihrem Herzen für mich lebt, ſo wird mit der Liebe auch das Vertrauen wachſen, denn Beide ſind Eines!

Liebe? wiederholte Ada mit banger Stimme, als würde ſie wieder unſchlüſſig und irre an ihm. Wenn ich Ihnen vertrauen ſoll, ſetzte ſie hinzu, muß Wahrheit zwiſchen uns ſein, wir müſſen von unſerm Verhältniſſe nicht mehr erwarten, als es werden kann! Dann könnte es herrlich ſein!

Sie lieben mich nicht, Ada? fragte Cimaletti.

Nein! erwiederte das Mädchen, mit hochrothen Wangen. Ich liebe Sie nicht, und werde Sie nicht lieben, ſoviel ich mich kenne. Was ich bei dem Worte Liebe für hohe und ſüße Gedanken mir machte, was ich Thörichtes und Kindiſches vielleicht damit verbunden, kommt mir nicht in den Sinn, wenn ich mir ein Verhältniß denke, das uns im Leben vereinigte und geſellte, den

schützenden Freund mit der lernbegierigen Schülerin, die an seinem Geiste hängt, und an seiner Hand wandelt. Ich bin gewiß noch ein Kind, und Sie sollen mich als solches betrachten. Was ich früher mir von der Welt träumte, ist gar zu seltsam, und wird sich wohl niemals verwirklichen. Aber ich hatte mir vorgenommen, wenn ich einmal einen Mann liebte, es ihm offen zu sagen, mein Herz niemals zu verschweigen, und frei die Neigung an den zu gestehen, dem sie gehörte. Darin wollte ich abweichen von meinen Gespielinnen, die ich schon mit ihren jungen Empfindungen so viel Lügen und unächte Schaam treiben sah. Doch es kann auch sein, daß ich gar nicht geschaffen bin, die Liebe zu kennen. Vielleicht ist mein Herz nicht von dem rechten Stoffe dazu. Ich habe schon darüber nachgedacht.

Sie gab ihm die Hand, und sah ihn mit dem allerliebsten Ernste, der ihr oft eigen sein konnte, ganz ehrlich an.

Göttliches Kind! rief Cimaletti entzückt aus, indem er vor ihr auf ein Knie niedersank. Heilige mein Leben, nimm Besitz von meinem ganzen

Daſein, und wirke das Gute in mir, zu dem ich noch nicht verloren bin! Nenne unſer Verhältniß wie Du willſt, nenne uns Bruder und Schweſter, und laß uns zuſammen in die Welt hinauspilgern, um, was die Tage des Lebens bringen redlich mit einander zu theilen! Wenn ich für Dich zu ſorgen und zu denken habe, wenn ich Deinen Beſchützer mich nennen darf, werde ich einen hohen Beruf haben, der mich wieder glücklich macht und meine Seele erfüllt, der das ächte Menſchliche, die ſtille und beglückende Wahrheit des Lebens, die Idylle der Zufriedenheit, das Ideal alter, ſchöner Jugendträume, in mir zur Wirklichkeit erhebt!

So ſei es denn, Cimaletti! rief Ada mit freudiger Haſt, indem ihr Auge einen feſten Entſchluß verkündete. Wir wollen Kriegskameraden ſein, die ſich zuſammen durch die Welt ſchlagen; ſo habe ich es mir immer am liebſten gedacht. Ich weiß, was ich verletze und worin ich fehle, indem ich dieſem Drange mich hingebe, der mich von dannen treibt; aber ich weiß auch, daß dies meine vom Schimmer der Zukunft geblendete Seele

nicht kümmern darf. Ich habe nie nach Andern gefragt in meinem Sinn, und mit der Mutter fühle ich mich entzweit, was ſoll ich ihr, ich bin ihr Nichts! Ich glaube, daß das langerſehnte Glück, das ich zitternd jetzt in der Ferne ſuchen gehe, mir zum Unheil ausſchlagen wird, aber ich bin nichts deſtoweniger gefaßt, die Folgen meiner Schritte auf mich zu nehmen! Wohlan, ich bin bereit! —

Die Anſtalten zur Flucht wurden noch an demſelben Abende getroffen. Es was klar, daß Cimaletti, bei der Wandelbarkeit ſeiner Neigungen, alles Intereſſe für die Gräfin verloren, und keine Mühe mehr daran ſetzen wollte, ihren Zorn, der ihm leicht hätte Gefahr bringen können, zu verſöhnen, obwohl ihm dies in der That hätte gelingen dürfen. So ſchien er leichten Muths und nicht daran zu denken, daß er auch die äußern Vortheile wieder aufgab, die er bei der Verbindung mit der Gräfin, wenn ſie bloß ein Plan ſeines Eigennutzes geweſen wäre, hätte in Anſchlag bringen können. Es iſt ſchwer, einen ſolchen Charakter zu beurtheilen, und noch ſchwerer,

seine Neigungen und Launen, denen er sich nur in fröhlich dahin flatterndem Leichtsinne zu überlassen scheint, von seinen Absichten und Berechnungen zu unterscheiden. Jetzt, indem er mit seiner gewohnten Klugheit Alles betrieb, was zu seiner Abreise mit Ada dienen sollte, erschien Cimaletti dabei so heiter, als wenn ihm die größte Gunst des Schicksals widerführe, und als habe er wirklich jetzt das seltene Glück erreicht, um das er sich bisher nur in vergeblichen Versuchen getäuscht.

Der alte Busso war in das Geheimniß gezogen worden, meistentheils um Ada's willen, der es wie eine Beruhigung war, sich ihm mitzutheilen, und diesem würdigen Freund ihre Beichte abzulegen, damit wenigstens Einer sei, der von der Art und Weise ihrer Auswanderung in die Fremde die richtige Kunde hätte. Erst als Busso die unabänderliche Entschiedenheit ihres Entschlusses sah, hörte er auf, dem Mädchen zu widerstreben, dessen Charakterfestigkeit er kannte, und die Gründe, die er ihr mit aller Macht der Rede entgegenstellte, lösten sich endlich in stumme Thränen

auf, mit denen er den Verluſt ſeiner einzigen Freundin und ihr eigenes Schickſal beklagte.

Ada aber ſuchte ihn zu beruhigen. In ihrem Weſen war jetzt eine gewiſſe feierliche Haltung hervorgetreten, es war die Wichtigkeit ihres eigenmächtigen Schrittes, die ihren Stolz, ihre Träumerei, ihre Ahnungen und ihren heldenmüthigen Sinn anregte. Vielleicht erſchien hier auf dieſem Punkte plötzlich eine frappante Aehnlichkeit zwiſchen Mutter und Tochter, die als ein Gemeinſames dieſer verſchiedenen Charaktere zu einer Zeit auftauchte, wo man ſie nicht erwartet hätte. Der verſtändigen Ada lag in dieſem Augenblick ein ſchwärmeriſcher Zug ihrer Mutter auf dem Geſicht, und ſie glich derſelben bis zum Erſtaunen. So bricht in einem Palimpſeſt zwiſchen den Zeilen eines ſcharfen Epigramms unverſehens der alte Text einer pathetiſchen Liebeselegie hervor.

Ada machte ſich, ſo freundlich ſie vermochte, von dem klagenden Buſſo los, und begab ſich nach den Zimmern der Gräfin; denn es trieb ſie ein heimlicher Drang, wenigſtens mit den Augen noch einmal Abſchied von ihrer Mutter zu

nehmen, bevor sie ihr auf immer sich entziehen wollte. Sie klopfte schüchtern an ihr Gemach, und es war ihr, als müsse selbst dies Klopfen des Fingers ihre Absicht verrathen, zum letzten Mal in diese Thür zu treten. Die Gräfin aber hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen und öffnete nicht. Nachdem sie Ada an der Stimme erkannt hatte, rief sie ihr mit unfreundlichen Worten zu, gegen Abend wiederzukommen, da sie jetzt nicht aufgelegt sei, sich mit ihr zu unterhalten. Diese etwas harte Abfertigung erleichterte dem Mädchen den Abschied, den sie im Sinne gehabt. Sie wandte sich kalt um, und indem sie mit raschen Schritten den Gang hinuntereilte, fühlte sie es wie eine freudige Wohlthat, daß sie ihren Entschluß, abzureisen, fest und unwiderruflich genommen. Der Gedanke ihrer Selbstständigkeit beglückte sie, und am Fenster des Flures einen Augenblick stillstehend, richtete sie ihren Kopf mit edlem Schmerz empor, und überschaute die blaue Ferne, die sich vor dem Schlosse hinlagerte, die Berge, Seen, den blitzenden Streif des Meeres, und die Thüren und Dächer der benachbarten

Städte mit einem hohen Bewußtſein, wie es noch nie ihre Seele erfüllt hatte. Dann ſchauerte ſie zuſammen, wie vor einer Stimme der Verführung, die ihr zuflüſterte: zieh' hinaus in die Welt, die ſo köſtlich ſchimmert und ſo geheimnißvoll dunkelt, und noch wie ein jungfräulicher Lilienkelch ſich vor dir öffnet; tauche dich in dies zarte, unendliche, göttlich durchhauchte und von Geiſtern, Seelen und Engeln durchklungene Myſterium; zieh' hinaus, und ich mache dich zur Herrſcherin aller deiner geheimſten Wünſche, zur Herrin im ſonnigen Daſein, und zur Beſitzerin aller ſüßen Dinge, die du noch nicht kennſt, um ſie zu wünſchen; zieh' hinaus, ſchönes, kluges Mädchen, und der Zufall ſoll dir dienen, und das Schickſal wird große Abſichten mit dir vollführen! —

In dieſem Augenblicke klopfte ihr Jemand von hinten auf die Schulter, und ſie ſtieß einen leiſen Schrei aus. Es war Cimaletti, der lächelnd hinter ihr ſtand. Er breitete die Arme nach ihr aus, und ſie drückte ſich verſchämt an ſeine Seite, ihm die Hand auf die Schulter legend. Räth-

selhafter Mann, sagte sie, thue ich auch recht, daß ich Dir so unendlich vertraue? — —

Als am späten Abende der Mond über die Landstraße aufging, die sich hier in einem Engpfade durch den Wald schlängelte, sah man an einem Erlengebüsch einen Wagen halten, der die Reisenden erwartete. Bald näherten sich Cimaletti und Ada, und stiegen unter fröhlichen Gesprächen ein. Ada erbangte wieder, als sie den alten Busso noch am Schlage verweilen sah, der ihr das Geleit gegeben hatte. Die thränenden Augen des Greises, der nun wieder die größte Leere des Lebens vor sich sah, blickten still zu ihr empor, und sie wußte ihm kein Wort des Trostes mehr zu sagen. Sie fühlte, wie wehe sie ihm that. Er küßte ihre Hand, die sie ihm zitternd überließ. Dann wandte er sich zu Cimaletti und sagte mit dem bittersten Ausdruck: Junger Mann, Sie halten mich gewiß für einen schwachen und blödsinnigen Alten, weil ich Ihrem Beginnen mich nicht widersetzt habe. Dem ist nicht so. Nur allein Ada's unbeugsamer Entschluß und festes Wesen konnten mich bewegen, meinen Widerstand

sinken zu lassen. Was sie will, das muß ihr geschehen, und ich weiß, daß Niemand sie davon abhalten kann. Glauben Sie aber nicht, Cimaletti, daß ich Ihnen in Wahrheit dies größte Kleinod unter Gottes Himmel gönne und vertraue! Hätte ich nicht die Ueberzeugung, daß meine junge Herrin, Kraft der eigenen Hoheit und Unerschütterlichkeit ihrer Seele, bei Ihnen sicher ist, und wären Sie auch der gefährlichste Verbrecher, so würde ich Sie jetzt niederschießen, statt mit Ihnen zu sprechen. Aber sie hat einen Demantcharakter, der keinen Schmutz annimmt, und Sie werden sehen, daß es der Gemeinheit unmöglich ist, ihr edles und seltenes Gestein zu schleifen. Sie mag mit Ihnen ziehen, um sich am Leben und am Schicksale zu messen, vielleicht in harter Erfahrung, aber sie wird Ihnen nicht verbleiben, und bald in eine höhere, sittliche Region sich abschließen, wo keine Gemeinschaft zwischen Ihnen und ihr mehr stattfindet. Aber ließen Sie sich auch nur einfallen, ihr ein einziges Haar ihres Scheitels zu beflecken, so hinkt die Nemesis

Ihnen nach, die Sie treffen wird, wo Sie auch sein mögen! — —

Alter Narr, toller Prophet, hört auf, uns Euer Eulengekrächze nachzusenden! sagte Cimaletti unwillig, und ließ die Pferde zum Aufbruch antreiben.

Der Wagen rollte blitzschnell davon, und fast hätten die Räder den Alten beschädigt.

Der frische Waldgeruch hauchte Balsam durch die Nacht, leise Winde spielten in Ada's Locken und still und herrlich lag der Himmel über ihr. Die Vögel in den Büschen sangen ihr liebende Heimgrüße nach. Ein süßes Frohlocken schauerte durch ihre Seele. Sie lehnte sich zum Wagen hinaus und blickte noch einmal hinter sich. Da glaubte sie, im weißen Mondlichte, noch die zitternde Gestalt des alten Busso zu sehen, der seine Hände nach ihr ausstreckte, und sie zog sich mit einem Seufzer wieder in den Wagen zurück. —

Die Reise ging zuerst nach Deutschland, in dessen nördlichen Theilen man sich nur kurze Zeit aufzuhalten beabsichtigte. Cimaletti hatte versyre-

chen müſſen, mit Ada zuerſt eine Reiſe nach Italien zu machen, und ſo eilten ſie ohne Aufenthalt dem Süden zu. Dagegen hatte ſich Cimaletti ausbedungen, vorher noch in einer raſchen Tour wieder den Rhein zu berühren, um dort einige ſeiner Freunde und Verwandte, wie er ſagte, wiederzuſehen. Cimaletti entwickelte auf dieſer Reiſe einen bedeutenden Aufwand, und zeigte, daß er im Beſitz anſehnlicher Geldmittel ſich befand. Die Einrichtungen, die er für ſich und Ada unterwegs traf, waren glänzend. Dagegen beſaß er von manchen Koſtbarkeiten, die ihm die Gräfin ſelbſt zum Geſchenke gemacht, nichts mehr, und verſicherte, ſie mit Abſicht im Schloſſe zurückgelaſſen zu haben, um kein Andenken der Gräfin mehr mit ſich zu führen.

Es war ein ſchöner, heitrer Spätherbſt, der die Tour der Reiſenden begünſtigte. Eines Nachmittags, als ſie ſchon dem mittleren Deutſchland ſich näherten, lag der Herbſt mit einer wahren Frühlingsmiene über der Landſchaft, und hauchte jene Silberklarheit der Luft und des Lichts, jene ſüße Ruhe und Wärme, und, worin er vor der

blüthenreichen Jahreszeit einen so großen Vorzug hat. Ada saß fröhlich neben Cimaletti, und freute sich des hellen Tages; sie haschte mit der einen Hand, die sie frei hatte, denn die andere hing ihr noch in der leichten Armbinde, den am Wagen vorbei fliegenden Sommer, und blies ihn wieder muthwillig in die Luft hinaus. Sie besaß eine unverwüstliche Gabe der Kindlichkeit in ihrem Herzen, mit der sie froh an jeden schönen Moment sich hingeben konnte, welche Ungewißheiten des Lebens auch vor und hinter ihr liegen mochten. Heut' fühlte sie sich heitrer als jemals, das schöne, sonnige Wetter berauschte sie, und sie fragte Cimaletti, indem sie ihn freundlich ansah und näher zu ihm heranrückte, ob der Süden nicht bald da sei, nach dem sie sich so sehr sehne.

Es giebt nichts Herrlicheres, selbst im Süden, als einen schönen deutschen Herbsttag, so wie dieser! sagte Cimaletti, indem seine Augen träumerisch bald über die Gegend hinschweiften, bald mit denen Ada's sich begegneten. Ein solcher Tag, fuhr er fort, lockt Alles, was von edlern und höhern Gefühlen im Menschen verborgen ist,

hervor an das Sonnenlicht, und man erfährt da oft, daß man Beſſeres in ſich trägt, als man ſelbſt oder die Welt von uns glauben mag. Die goldenen Fäden der Sonne verſpinnen ſich mit unſern geheimſten Träumen zu einem himmliſchen Gewebe, die Heiterkeit der Luft umfängt ſich mit der lachenden Seele und erzeugt daraus die Liebe, deren Sehnſucht und Glück in uns neulebendig ſich regt! Wer kann einen ſchönen Tag erleben, wie dieſen, ohne in dem Säuſeln und Silbern ſeiner Lüfte und Lichter eine mächtige Regung der Liebe zu empfinden! Durch die ganze Welt erklingt dann ein ſympathetiſcher Kuß, die Berge, die Thäler und der Himmel zittern feierlich in einem langen göttlichen Kuß. Und die Menſchen ſollten ſich nicht küſſen, ſondern mit ſtummen und kalten Lippen ſich einander gegenüber bleiben? Das Küſſen iſt freilich eine Kunſt, auf die ſich die wenigſten Menſchen recht verſtehen. Den Meiſten fehlt Sinn, Talent, Poeſie und Geſchmack, Unſchuld und Begeiſterung dazu, um ſich recht zu küſſen. Es iſt eine ſeelenloſe, nichtsſagende Muſik, die man von den meiſten ſich küſſenden Lippen

erſchallen hört. Die Alten ſtehen uns auch darin in ihrer unübertroffenen Heiterkeit und Bildung großartig gegenüber. An dem Feſte des phileſiſchen Apollo war auf den gelehrteſten Kuß unter jungen Leuten ein Preis ausgeſetzt. Und es iſt keine Frage, daß es eine gewiſſe Gelehrſamkeit des Kuſſes geben kann, ein höherer Grad von Bildung, der die ganze Bedeutung dieſes ſüßen Werkes der Liebe erſchöpft und darſtellt. Etwas, das gelehrt und gelernt werden kann! Wie oft habe ich Liebende in Deutſchland geſehen, die ſich nicht einmal zu küſſen verſtanden, deren oberflächlicher Kuß nichts als kalte Küche der Lippen, eine kärgliche Mahlzeit der Herzen war! Wenige ſind ſo gelehrt und kunſtverſtändig, wie Shakeſpeare's Romeo und Julia, von denen die Letztere zu dem küſſenden Romeo ſagt: you kiss by the book, ihr küßt nach der Kunſt! Und hat nicht Romeo Recht, wenn er ſeine Lippen two blushing pilgrims, zwei erröthende Pilger, nennt, die ein Heiligenbild zu küſſen trachten; denn was kann es Frommeres und Andächtigeres geben, als die menſchlichen Lippen, über

welche die Seele durch Athem, Wort und Geſang ihren heiligen Weg nimmt, um in die Welt hinaus zu tönen! O Ada, was giebt es nicht noch Alles in der Welt für Ihren reichen, ahnungsvollen Geiſt! Haben Sie ſchon ein einziges Mal recht nach der Kunſt geküßt? Ich glaube in dieſer großen Gelehrſamkeit der Lippen haben Sie noch nicht zu buchſtabiren angefangen? —

Ada, die in ſo guter Laune war, konnte ſich nicht enthalten, über die ſeltſame Anrede zu lächeln. Sie richtete ihre freundlichen, brennenden Blicke ausdrucksvoll auf ihn. Ringsumher dampften die Fluren in der Herbſtſonne, die in dieſem Augenblick ihre heißeſten Strahlen herabſandte. Ada erröthete, als Cimaletti ſie küſſen wollte, aber ſie entzog ihm ihre Lippen nicht. Dann ſagte ſie: you kiss by the book, aber ich liebe ſolche Bücher nicht, ſie ſind mir immer bald langweilig! —

Ada und Cimaletti hatten den Rhein wieder erreicht, und faſt denſelben Schauplatz betreten, auf dem zuerſt alle dieſe Begebenheiten, die ſich ſeltſam genug ereignet, ihren Anfang genommen. Der Zufall wollte ſogar, daß ſie auf ihrer Reiſe nach Mainz, zu der Cimaletti beſonders dringende Gründe zu haben ſchien, auf demſelben Dampfſchiffe ſich befanden, welches ſie damals getragen, und ſo wiederholen ſich oft, wie durch die Veranſtaltung eines Zauberers, dieſelben Scenerien, ſcheinbar um eine neue Aufführung deſſelben Schauſpiels zu veranlaſſen; aber der Geiſt der Ereigniſſe und Perſonen, die ſich vor ihnen wieder

einfinden, zeigt ſich dann nur in einem grellen Contraſte dazu.

Der Rhein erſcheint in dieſer ſpäten Jahreszeit ſchon grau verſchleiert, die Ufer haben einen mehr finſtern Charakter angenommen, und feuchte Nebelmaſſen verdunkeln hin- und herziehend den Stromſpiegel. Als die beiden Reiſenden in der Frühe das Dampfſchiff beſtiegen, welches von Coblenz abging, war es plötzlich kaltes und unfreundliches Wetter geworden, und die wenigen, trübſinnig hervorblickenden Sonnenſtrahlen vermehrten nur die Unbehaglichkeit des Tages. Ava fühlte ſich unwohl, auf ihren Wangen lag, was man ſonſt nie an ihr bemerkte, einige Bläſſe, und Cimaletti mußte ſie in die Cajüte hinuntergeleiten, wo ſie ſich auf eines der Seitenkanapee's ausſtreckte, ihn bittend, ſie allein zu laſſen.

Cimaletti ging auf dem Verdeck auf und nieder, ein Dutzend ſpaniſcher Cigarren in der größten Geſchwindigkeit verrauchend, und beobachtete die Paſſagiere, die ſich allmälig zur Abfahrt eingefunden, und die Glocke begann zu läuten, und

das Dampfschiff setzte sich in Bewegung, aus vollen Lungen den Rauch von sich athmend, der seine treibende Seele ist. Als es schon mehrere Schritte durch den Strom gethan, wurde plötzlich noch vom Ufer her ein Zeichen gegeben, und ein verspäteter Passagier näherte sich eiligst in einem Boot, um noch zur Mitfahrt zugelassen zu werden. Nachdem er an Bord genommen, bebte Cimaletti einen Augenblick vor ihm zurück, denn es war kein Anderer, als Falk, den er auf das Unerwartetste hier wieder erblickte.

Dieser neuangekommene Reisende hatte nicht sobald seinen Sachen ihren Platz anweisen lassen, als er auch schon auf Cimaletti, den er auf der Stelle bemerkt, zustürzte, ohne über diese abermalige Begegnung auf einem rheinischen Dampfschiff im Geringsten erstaunt zu erscheinen. Ich wußte es, daß ich dich hier treffen würde, Cimaletti, sagte Falk mit einer scharfbetonten Stimme, indem er den Andern bei Seite zog. Fast hätte ich Deine Spur verloren, an der mir jetzt mehr als jemals gelegen ist. Aber ein rüstiger Ruderknecht brachte mich noch zur rechten Zeit nach,

und nun ſollſt Du einen Freund, der ſich ſo feſt an Deine Ferſen hängen wird, wie ich, nicht ſobald wieder loswerden!

Was willſt Du? fragte Cimaletti, ihn nicht ohne große Verlegenheit betrachtend. Falk zeigte in der That bei ſeinem Wiedererſcheinen ein ganz verändertes Anſehen. Die Milde, der ſtille Ernſt und das leiſe Nachſinnen, die ſonſt ſein Geſicht charakteriſirten, waren daraus verſchwunden; ſtatt deſſen lagerte eine ſchneidende Kälte in ſeinen Zügen. Er hatte gealtert und war mager geworden, wodurch ſeine Phyſiognomie etwas Eckiges und Lauerndes angenommen, das ihr einen höchſt fremdartigen und zweideutigen Ausdruck gab. In ſeinen Blicken, mit denen er feſt und durchdringend auf Cimaletti ſich heftete, ſchimmerte ein Hohn, der den Andern betroffen machte. Nur allmälig ſuchte Cimaletti, mit Hülfe ſeiner Gewandtheit ſich wieder zu dem zu machen, was er vorſtellen wollte, und ſtimmte mit einem kunſtreichen Uebergange den Ton alter Freundſchaft gegen Falk an. Um ihm ſein Vertrauen zu beweiſen, begann er ihm von ſeinen Verhältniſſen und

von dem seit ihrer Trennung Vorgefallenen erzählen zu wollen.

Aber Falk unterbrach ihn schnell, und sagte mit einem besondern Lächeln: Laß das gut sein, ich weiß es Alles, und bin genau von Deinen Verhältnissen unterrichtet. Du siehst, welch' ein wichtiges Interesse mich an Dich binden muß, daß ich keine Mühe gespart habe, Dir nachzuforschen, und daß ich endlich hier wieder Deiner habhaft geworden bin. Diesmal werden wir uns nicht wieder so romantisch trennen, wie in St. Goar, wir werden eine Zeitlang bei einander bleiben, Cimaletti!

Wie hast Du Dich nur in kurzer Zeit so verändern können, Freund! sagte Cimaletti. Bis auf Deine Sprache, die in fremden Tönen an mein Ohr und Herz schlägt, ist Alles an Dir ein anderes Wesen. Ich suche vergebens meinen edlen Falk, sonst die schönste Blume der deutschen Jünglinge, die ich jemals gesehen, und greife nur auf feindliche Dornen an ihm, die mich zu stechen trachten. Gerade nach Dir hatte ich mich gesehnt, an Dich hatte ich gedacht, als ich den

Fuß wieder an den heimischen Rhein setzte, um nach unsrer Schweiz, wo ich Dich glaubte, zu gelangen! An die Brust Deiner Freundschaft wollte ich mich retten, nachdem ich fast das Opfer der Leidenschaft und des phantastischen Wahns eines Weibes geworden wäre! Ich wollte in Deiner Nähe zu einem werthvollen Dasein mich ansiedeln, alte, gemeinsame Bestrebungen um Wissenschaft und Natur erneuern, und endlich Segen und Versöhnung auf mein unruhiges Haupt herablocken! Und nun sage mir, warum unter so rauher Schaale Dein Herz sich diesmal birgt und ob es noch seinen unveränderten Kern darunter bewahrt?

Du hast Recht, ich habe mich schon sehr verändert! erwiederte Falk und klopfte ihm bedeutsam auf die Schulter. Besonders darin werde ich Dir ein Anderer erscheinen, daß ich nicht mehr der leichtgläubige Falk bin, dem falsche und betrügerische Papiere hinreichten, um sich von der Nachforschung einer Sache abführen zu lassen, zu der ihn die heilige Pflicht getrieben! Seitdem

iſt der Schleier von meinen gutmüthigen Augen gefallen, ich habe auf den Grund beiſpielloſer Niederträchtigkeiten hinabgeſchaut, und dabei iſt mir freilich in meiner Erſchrockenheit der ganze, milde Frühlingsglanz, der mir ſonſt über der Erde lag, verblichen; es iſt Winter geworden, und Alles liegt mir erſtarrt unter der kalten Schneedecke, wie unter ſeinem Leichentuche! Doch genug mit Dir von ſolchen Allgemeinheiten! Ich gehe mit Dir nach Mainz, dort wollen wir uns über verſchiedene Dinge erklären! Bis dahin laß von gleichgültigen Dingen uns unterhalten, oder noch beſſer, ſchweigen!

Ich begreife Dich nicht, aber ich beklage Dich tief, theurer Freund! rief Cimaletti mit großer Emphaſe aus, indem er geſchickt gewiſſen Berührungen, die in der Rede des Andern lagen, auszuweichen ſuchte. Ich ſehe Dich, mein Freund, in einen harten Bruch mit der Wirklichkeit des Lebens gerathen, und nachdem Dein idealer Sinn einmal einen Ekel an den realen Erſcheinungen gefaßt, giebt es für Dich nur noch das Nichtige, Weſenloſe und Niederträchtige auf der Erde. Iſt

es nicht ſo? Aber wenn Deine Philoſophie über dieſen Zwieſpalt, der uns Allen droht, Dich nicht mehr beruhigen kann: warum die Tröſtungen und Mittheilungen der Freundſchaft abſchneiden, die noch die einzige wohlthuende Milch für das kranke Leben bleibt? Da erinnere ich mich unſerer Geſpräche, die wir in jener Nacht in St. Goar, das wir bald wieder vorbeipaſſiren werden, zuſammen geführt! Damals ſah es, bei aller Trauer, frühlingshell in Deiner Seele aus, Du hatteſt Vertrauen, Andacht und Muth, und ein unſterblicher Name bebte durch Deine Bruſt mit Feſtglocken der Liebe! Von Deiner idealen Höhe aus warnteſt Du mich damals, mich nicht in der materiellen Wirklichkeit des Daſeins ſchwelgeriſch zu verlieren, ſie vielmehr treufleißig anzubauen zu einem wohnlichen Haus, um darin arbeitſam unter Laſt und Luſt des Tages das Rechte zu vollbringen. O, mein Freund, wie bin ich ſeitdem des zweckloſen Umherſchweifens müde geworden, wie ſehne ich mich nach einem ruhigen Mittelpunkte, der endlich alle meine Kräfte an ſich zöge und verbände, und ſollte es auch der Tod ſein mit ſei-

ner Alles beſänftigenden Macht! Um wie viel beſſer biſt Du daran, als ich! denn wie ſchaal und abgeſtanden Dir auch das Leben werden mag, Du kannſt nie ſeinen Halt und Sinn ganz verlieren, Da haſt ein Bild der Liebe in Dir, das Dich mit dem Himmel und allen ſchönen, hohen und edlen Ideen in ſteter Verbindung erhält! Was macht dieſer innere, unſichtbare Stern Deiner Gedanken? Steht er noch leuchtend über Deinem Herzen? Grüßt er Dich und neigt ſich zu Dir aus ſeiner Verklärung, und ſchenkt Dir mit ſeinen Geiſterblicken herrliche Stunden? Und ſchüttelt Deine Gabriele nicht das Haupt und hebt leiſe den Finger gegen Dich empor, wenn Du den Werth der Exiſtenz alſo zu verläugnen und in Zweifel zu ziehen beginnſt? —

Falk ſchwieg einige Augenblicke, erſt hartnäckig und abgewandt, dann ſchien es, als kämpfte er mit ſich ſelbſt, ob er den zarten Gegenſtand, der in ihm angeregt worden, gegen Cimaletti berühren, oder dieſen lieber keiner Antwort darauf würdigen ſolle? Endlich war es, als tauche noch

einmal ein freundschaftliches Gefühl für den Andern in ihm auf, das ihn bewog, sich wieder, wie sonst, in einer vertrauten Mittheilung gegen ihn zu ergehen.

Was ich Dir damals, hub der blasse Jüngling an, von dem geistig fortdauernden Verhältnisse zu meiner gestorbenen Geliebten erzählt, existirt in diesem Augenblicke nicht mehr. Da ich damals wahr und offen gegen Dich gewesen, und mich überhaupt früher innigere Beziehungen mit Dir verknüpften, so will ich Dir, wie todtfeindlich auch jetzt unsere Wege sich kreuzen, doch diesen Theil meiner Geschichte nicht vorenthalten. So höre denn: Gabriele hat mich verlassen! Ihre Gestalt ist plötzlich aus meiner Seele geschwunden, und sie erscheint mir nicht mehr, wenn ich sie rufe, noch grüßt sie mich ungerufen mit jenen strahlenden Augen, die sich sonst als unsterbliche Zeugnisse ihres Lebens so oft gegen mich aufschlugen, und mir lächelnd winkten! Ich habe sie zum zweiten Male verloren; nach ihrem Tode starb sie mir jetzt erst, in jenem Momente, wo ich eines Tages mich vergeblich auf sie besann, wo ich ihr

Bildniß in meinem Geiſte ſuchte und nicht finden konnte, wo ſich alle die geliebten Züge, als ich ſie gewaltſam in mir heraufbeſchwören wollte, nur in einem fremden und kalten Antlitz zuſammenſetzten, das ihr nicht gehörte, und das mich leichenhaft anſtarrte. Ich weiß nicht, was das für ein Moment war, in dem ſie mich floh, und wo ſtatt der lebendigen Verklärung mich auf einmal die weſenloſe Vernichtung umgab, der höhniſche Widerſchein einer Leere, die bis dahin mit Geſtalt und Geiſt erfüllt geweſen war. Mag das Leben mich allmälig wieder zu irdiſch und zu ſchmutzig gemacht haben, um dieſer unſichtbaren Liebesgemeinſchaft länger angehören zu können, ich weiß es nicht, oder mag die Kraft des irdiſchen Geiſtes nicht ausreichen, um für immer ein höheres und ewiges Bild in ſich zu beſitzen und zu bewahren, mitten unter den Berührungen der gemeinen Alltäglichkeit, genug, ich ſah mich in meinem Innern verödet und begann mich deshalb zu verachten. Ich war fortan ohne Bild, ohne Stern, ohne Compaß meiner Gedanken, und ſah kalt und ſympathielos in das Gewühl des Lebens

hinaus. Nichts erſchien mir mehr von Werth und Bedeutung, ſeitdem ſie mich unwürdig gehalten, ferner in meinen Gedanken mit mir zu leben, ſeitdem ſie in die unerreichbaren Weiten ihres Himmels ſich mir entzog. Zuweilen war es mir, als ſchimmere noch ein alter, treuer Seelenblick von ihr unverhofft durch die Ferne, die uns trennte; aber es dämmerte bald wieder verdunkelnd in Nacht zurück, und Nacht blieb es in meiner Seele. Ich ſchaute um mich her, um mir irgend eine andere Freude zu ſuchen, denn wie kann man leben ohne Freude? — Aber ich fand keine andere, als höchſtens die Schadenfreude, daß Alles, was ich um mich ſah, eben ſo nichtig und gottverlaſſen war, wie ich ſelbſt! Bald begann ich dies Vergnügen, das Leben durchgängig werthlos zu finden, zu einer Art von Beruf in mir auszubilden, und machte mir ein Geſchäft daraus, den Trug, das Verderben und die geheimen Schlechtigkeiten der Welt und der Menſchen überall auszuſpüren. So fühlte ich mich demoraliſirt durch mein abgeriſſenes Verhältniß zu einer Verklärten, zum Himmel, aber was mich aufrecht erhielt, war

eine neue Thätigkeit, meine Kräfte der öffentlichen Moral dienstbar und nützlich zu machen, und zwar grade durch jenen dämonischen Eifer, der mich fortan in die Welt hinaustrieb, um die Zusammenhänge des Schlechten und im Finstern Arbeitenden in ihr zu entdecken. Ich habe seitdem meine Tage meistentheils mit Umherreisen in verschiedenen Untersuchungssachen zugebracht und mit Erfolg manches Wichtige ausgeführt. —

Falk schwieg, und faßte den Andern scharf ins Auge, als wolle er sehen, welchen Eindruck diese seine letzten Aeußerungen auf ihn hervorbrachten. Cimaletti fühlte sich jetzt zum ersten Male nicht im Stande, einen solchen Späherblick auszuhalten: er schien betroffener als jemals über die Art, wie sich ihm Falk mit aller Offenheit und doch mit so vielen geheimnißreichen Seitenblicken gegenüberstellte, und verbrachte eine lange Pause im tiefen Nachsinnen. Dann nahm er wieder das Wort, von dem, was ihm eigentlich zu denken gab, abbrechend, und sagte zu dem Andern: Ich glaube, mein theurer Falk, Du hast Dir selbst großes Unrecht gethan, Dir sowohl,

wie Deiner abgeschiedenen Braut; denn diese hat Dir immer gleich nah und gleich fern gestanden, ihr Verhältniß zu Dir kann sich nicht ändern, und nur in Dir und Deiner kälter gewordenen Vorstellung ist die Trennung, die Du behauptest, vorhanden. Du suchst etwas Moralisches in einer Erscheinung, die nur etwas Physisches ist, und so mußte es allerdings Deinem Gemüthe gefährlich werden, ganz allein auf diese schöne Illusion der Seele sich gestützt zu haben. Daß sie nachgelassen hat, Dich zu beglücken, liegt in der gemeinen Natur der Dinge, aber in keinem g.istigen Bewegungsgrunde. Wir haben damals in St. Goar einige Ansichten darüber ausgetauscht, und Du wirst Dich erinnern, daß ich Deine Entzückung, mit der Du an Deiner Geliebten, wie an einer wirklich Dich umschwebenden Existenz, hingest, zu ehren wußte! Jetzt will ich Dir sagen, warum Gabrielens Bild, die damals so nahe war, jetzt so ferne, ohne daß es sich in seiner Wesenheit gegen Dich geändert hat! Ich habe ein wenig die Fähigkeiten und Möglichkeiten der menschlichen Natur studirt. Die Perso-

nen, mit denen uns die Liebe und die Sympathie des ganzen Seins verbinden, sind so sehr ein Theil unserer Selbst geworden, daß die Bilder, die wir von ihnen in uns tragen, und damit ihr eigenstes Leben, uns eben so entschieden angehören, wie sie der Wirklichkeit selbst angehören. Die Vorstellung, die wir von ihnen in unserer Seele tragen, die uns überall begleitet, und alle unsere Herzschläge mitschlägt, ist eben so stark und lebenskräftig, als das Leben selbst, das diese geliebten Gestalten an sich selbst und außer uns führen. Wenn sie aber für die reale Wirklichkeit uns entzogen werden, wenn eine räumliche Trennung sie uns auf immer fern stellt, oder der Tod die theuren Häupter in die ewige Nacht verhüllt, dann zittern ihre Bilder, die von uns so fest Besitz genommen haben, noch lange in unserer Seele nach, und können sich von derselben gar nicht losreißen. Ihre Gestalten und Züge, wie sie sich in uns abgedrückt hatten, führen noch lange Zeit ein beseeltes Leben in uns weiter, und wir wähnen, sie noch in erreichbarer Nähe zu besitzen. Sie bewegen sich in uns, sie

kommen, wenn wir an sie denken, sie neigen sich mit Hand, Auge, Mund und Busen zu uns hin, und wir hängen an ihrem Kuß, Wort, Athem und Blick. In manchen begünstigten Stunden leuchten sie besonders auf in allem Glanz der alten Liebe und Zärtlichkeit, und wir zweifeln nicht, daß sie aus einer schönern, geistigen Region uns mit ihrer herüberreichenden Existenz beglücken. Aber bald hört der Zauber auf zu wirken, mit der nachlassenden Elasticität der Nerven, die so lange noch das geliebte Bildniß festgehalten hatten in ihrem magischen Netze, die innern Sinne geben allmälig das Bild wieder frei, das in ihnen abgeprägt war; es erblaßte, und das physische Vermögen der Einbildungskraft reicht nicht mehr aus, es, wie sonst, in seiner ganzen Stärke sich zu erschaffen. Du siehst, mein Freund, aus den Eigenheiten der menschlichen Organe erklärt sich Deine Geschichte. Fahre fort, Deiner Abgeschiedenen auch in der größeren Ferne, in die sie jetzt zu Dir gerückt ist, treu zu bleiben, und das Verhältniß Deiner Gedanken zu ihr wird doch Dein höchstes Glück und Besitzthum sein! Aber

ich bitte Dich, verzweifle nicht, weil Dein ideales Herz sich im ersten Augenblicke wie betrogen dünkte, verzweifle nicht an Allem, was es noch Haltbares und Wesenhaftes giebt in diesem menschlichen Dasein! Sei wieder der gute, edle, von Liebe und Sympathie getragene Falk! —

Cimaletti würde noch eine Weile fortgefahren haben, sich in diese Auseinandersetzungen mit immer steigendem Pathos hineinzusprechen, besonders da sie ihn von einem andern Thema, dessen Berührung er fürchtete, immer weiter abführten, wenn nicht Falk geäußert, daß ihm diese Unterhaltung sehr unwillkommen sei, und daß er sie abgebrochen zu sehen wünsche.

In diesem Augenblicke stieg Ada langsam die Treppe herauf, um das Verdeck, das jetzt einige wärmende Sonnenstrahlen beschienen, wieder zu betreten. Ihr Anfall von Unwohlsein hatte noch nicht nachgelassen, sie sah bleich aus, und erschien in diesem leidenden Gesichtsausdrucke geistiger, seelenhafter als sonst; ja es lag etwas Verklärtes über ihren Zügen.

Falk wurde ſie zuerſt gewahr und ſchaute mit einem unwillkürlichen Laut der Betroffenheit auf ihre Geſtalt, die in dieſem Moment ganz beſondere Empfindungen in ihm wachzurufen ſchien. Ada hatte ihn ebenfalls geſehen, und ſtand einen Augenblick auf der letzten Stufe unbeweglich ſtill, ohne ſich zu nähern, ſo überraſchend war ihr ſein Anblick.

Cimaletti beobachtete ihn genau. Da Du von Allem, was mich betrifft, im Voraus ſo ſehr unterrichtet warſt, ſagte er, ſo wundert mich Dein Erſtaunen, dies treffliche Mädchen hier zu ſehen, deſſen Lehrer, Freund und Reiſegefährte ich bin.

Ich wußte, daß Du ſie in Dein Schickſal verwickelt haſt! entgegnete Falk. Nicht ihr Hierſein kommt mir unerwartet, aber die Art und Weiſe ihrer Erſcheinung, ihrer Züge, iſt es, die mich erſtaunen macht. Das ſind wunderbare Erinnerungen, die ſich mir da von Neuem beleben, und eine Geſtalt annehmen vor meinen Augen.

Auf ſein Geſicht ſah man in dieſem Augenblicke wieder den ſchönen, milden und beſeelten

Ausdruck treten, der ihm sonst wohl eigen war, und die Härte und Ironie, die sich seitdem seiner Physiognomie mitgetheilt hatte, verschmolz plötzlich wieder in sanfte Umrisse. Mit glänzenden Augen starrte er noch auf Ada hin, mit ihrer Erscheinung schien eine Veränderung seines ganzen Wesens vorzugehen.

Du hast Recht, Freund! rief jetzt auch Cimaletti aus. Mit dieser ätherischen Blässe auf den Wangen hat das liebliche Mädchen in der That eine wunderbare Aehnlichkeit gewonnen, die auch mich nun überrascht! Sah nicht so Deine Gabriele aus, wenn sie still lächelnd zum Himmel blickte, und es war, als verschwände die Erde schon unter ihren geistigen Fußtritten?

Still! still! rief Falk aus, Du hast den rechten Namen genannt, aber schweige! —

Beide näherten sich hierauf der betroffenen Ada, die mit hochschlagendem Herzen Falk herankommen sah. Wie es sich oft ereignet, daß, nachdem man früher in einer kaum halben Bekanntschaft zu einander gestanden, doch fast mit

der Vertraulichkeit alter Bekannten man sich begrüßt, sobald man sich auf plötzliche Weise wieder begegnet, so nahm auch Ada den Gruß Falk's wie den eines willkommenen Freundes auf, auf den man gedacht und gehofft und den man erfreut ist, unerwartet zu sehen. Dann mäßigte sie aber wieder die ihr eigene Lebhaftigkeit und ein leises Erröthen darüber färbte die blasse Wange. Sie erinnerte sich der merkwürdigen Erregung ihres jungen Herzens, jener Frühlingsstürme von Gedanken und Empfindungen, die bei der ersten Bekanntschaft dieses Mannes in ihr aufstiegen waren. Seit jenen ersten Blicken und Lauten, die sie mit der Welt zu wechseln angefangen, wie Vieles hatte sich seitdem ereignet und verändert! Sie selbst, damals ein muthiges Kind stand jetzt als bewußtvolle Jungfrau ihm gegenüber; auf ihre nachdenkliche Stirn hatte schon das Leben einige räthselhafte Chiffern geschrieben, und wenn sie über sich nachdachte, wußte sie es selbst nicht zu sagen, ob ihr wohl oder wehe zu Muthe war. Sie dachte an die himmlische Liebe Falks, die er zu einem verklärten Geschöpf in seinem

Busen trug, und rief sich jene Beseligung und frohe Verwunderung zurück, die ihr damals dieser Gedanke erweckte. Sie selbst dagegen erschien sich seit einiger Zeit so unklar und verworren, es war ihr, als würde statt des Außerordentlichen, das sie von ihrem Leben erhoffte, nur ein gemeines, menschliches Schicksal ihr Loos sein. Sie sehnte sich, wie wenn es ihr Trost und Hülfe geben könnte, nach einem vertrauten Gespräche mit Falk.

Cimaletti, der die unverkennbare Annäherung Beider bemerkte, schien einen Vortheil für sich darin zu sehen, wenn er dieselbe unterstützte und dadurch von seiner eigenen Person Falk's Aufmerksamkeit ablenkte. Nachdem er die Unterhaltung mit seiner gewohnten Geschicklichkeit in Gang gebracht, entschuldigte er sich mit Kopfweh, das ihn nöthige, sich in den untern Theil des Schiffs, wo er die erste Kajüte für sich und Ada allein gemiethet hatte, zurückzuziehen. Er entfernte sich rasch, und Ada und Falk, die auf der Galeriebank nebeneinander saßen, begannen bald ihrem Gespräch eine lebhaftere Wendung zu geben.

Falk befand ſich in einem Zuſtande der Begeiſterung, die an Ekſtaſe gränzte, und Ada begriff erſt nicht, was er ihr Alles ſagte und warum. Dennoch that ihr die Innigkeit und Zartheit wohl, mit der er zu ihr ſprach, und ihre erſte Begegnung in dem Rheinſtädtchen berührte. Ada, die immer ſo bald in ihrer Mittheilung offen und frei ſich zeigte, erzählte ihm, mit etwas höher ſich hebendem Buſen, auf welche Art ſie zuerſt ſeine Bekanntſchaft gemacht und ihn wider ihren Willen in einem Selbſtgeſpräche belauſcht habe. Indem ſie ihm ſpähend in die Augen ſah, und dabei dachte: das ſind doch blaue, treue Augen! konnte ſie ſich nicht enthalten, ſich nach dem zu erkundigen, was das größte Intereſſe für ſie hatte, nämlich: ob dieſes ſchöne Verhältniß zu ſeiner ſeligen Geliebten unverändert fortwähre?

Falk ſchwieg einen Augenblick auf dieſe Frage, und ſagte dann, ihre Hand haltend: Seit einigen Minuten bin ich zweifelhaft, ob meine Liebe dem Leben oder dem Tode gehört, und ob nicht das, was ſo lange ein gegenſeitiges Bild und

Glück war, mir völlig und wirklich wieder in das Dieſſeits zurückgekehrt iſt! Meine Sympathie hat ſich vom Himmel wieder auf die Erde niedergelaſſen, und flattert jetzt wie die Taube mit dem Oelblatte des Friedens, um mir auf dieſer Erde einen neuen Heimathsort zu zeigen. So wiſſen Sie denn, meine himmliſche Gabriele hat mich verlaſſen, ich ſpreche nicht mehr in Traum und Liebeselegie mit ihr, wie damals, wo ich Ihren kindlichen Schlaf ſtörte durch meine Viſionen; aber das Schickſal iſt mir wieder günſtig, ich kann noch wieder ein beſſerer und beglückter Menſch werden, wenn die neue Erſcheinung des geliebten Bildes, die mir heute geworden, mich nicht täuſcht!

Ada verſtand ihn nicht, und ſah ihn freundlich und forſchend an. Er aber betrachtete ſie mit immer ſehnſüchtigeren Blicken, und ging in ihrem Antlitz begierig den Spuren der Aehnlichkeit nach, die ihn zauberhaft umfangen hielt. So war es doch am Ende nur der Schmerz um die alte Geliebte und ſein unverwandtes Feſthalten an ihrem Bilde, das ihn zu der neuen Neigung

hinüberführen wollte; aber seine Natur schien diesen neuen Aufschwung zu edeln und hochstrebenden Empfindungen nicht mehr auf lange in ihm zu dulden. Während Ada still in sich versenkt fast ein heimliches Gefühl der Freude, von dem sie sich selbst noch nicht Rechenschaft zu geben wußte, ihre Brust erhob, während sie ihre gegenwärtige zweifelhafte Lage ganz vergessend, unwillkürlich etwas Schöneres in der Zukunft für sich ahnte, wurde Falk ihr gegenüber auf einmal von einer auffallenden Zerstreuung und Unruhe ergriffen. Er schien plötzlich an etwas Anderes zu denken, seine Augen schweiften spähend umher, und auf sein Gesicht trat wieder jener unangenehme Zug, der mit dem Lauern eines Tigers auf seine Beute verglichen werden konnte.

Wo mag denn aber unser Cimaletti sein? sagte er, hastig aufspringend, und eilte, mit einer leichten Verbeugung gegen Ada sich entschuldigend, einer Gruppe von Passagieren zu, die bei der Unterwegsstation, die so eben vor Bingen gemacht wurde, sich drängte, das Schiff zu verlassen. Falk hatte sich nicht geirrt, und ergriff noch eben

Cimaletti am Arm, als dieſer ſchon auf der Treppe ſtand, um das Boot zu beſteigen. Cimaletti entriß ſich der ſtarken Hand, mit der ihn Falk gepackt hatte, und ſtieß ihn ruhig von ſich zurück. Falk jedoch ſchien ſeinen Kräften eben ſo ſicher zu vertrauen, faßte den Andern um den Leib und rang eine Zeitlang mit ihm, um ihn wieder auf das Verdeck des Schiffes hinaufzuziehen. Aber Beide waren ſich ſo gleich, daß Keiner ſchwankte, und Cimaletti, der ſogar den Verſuch machte, den unabläſſig an ihn zerrenden Falk in den Strom zu werfen, konnte doch nicht einmal ſeine Hände von ſich abſtreifen, die ihn wie ein Wild im Netze gefangen hielten. Vermeide das Aufſehen! flüſterte ihm Falk ins Ohr. Du entkommſt nicht vom Schiffe, und biſt verloren, wohin Du mir auch entfliehen magſt!

Cimaletti ließ ihn erblaſſend los und kehrte mit ihm auf das Verdeck zurück. Dies Alles war das Werk weniger Minuten geweſen, aber es hatte die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden im höchſten Grade erregt. Da ſich aber Beide darauf mit größter Ruhe nebeneinander verhielten, ſo

glaubte man kein Recht zu haben, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen, und beobachtete sie nur aus der Ferne mit erstaunten Blicken. Unterdeß hatte das Schiff seinen Lauf wieder weiter fortgesetzt, und Cimaletti, um sich den ihm lästigen Blicken zu entziehen, begab sich wieder in die Kajüte hinunter.

Falk blickte sich nach Ada um, die mit Erstaunen und Schrecken dieser Scene zugesehen hatte. Sie fühlte sich von der quälendsten Unruhe ergriffen, ängstigende Vorstellungen aller Art drangen auf sie ein. Sie wandte sich hastig nach dem wieder zu ihr tretenden Falk, um Aufschluß von ihm zu begehren, und doch empfand sie nach dem Vorgefallenen auch wieder eine eigene Art von Scheu und Mißtrauen gegen ihn. Sie wunderte sich, daß Cimaletti, gegen seine sonstige Gewohnheit, sich gar nicht um sie kümmere, und sah sich mit Entsetzen mitten inne zwischen diesen beiden Männern, deren Verhältniß auf etwas Dunkles und verhängnißvoll in der Ferne Drohendes zu deuten schien, und von denen jeder auf einer ver-

schiedenen Weise sie an sich gezogen hatte. Sie mußte sich schwindelnd die Stirn halten, vor ihren Augen lag es plötzlich wie ein kalter, undurchdringlicher Nebel, sie mochte vor oder hinter sich schauen in ihr Leben.

Falk suchte ihren fragenden Blicken auszuweichen und geleitete sie zu dem einsameren Theil des Schiffes, wo sie neben einander gesessen hatten; dann sagte er, er werde sie bald von der unangenehmen Situation befreit haben, in die sie durch ihre Unkunde, ihr edelmüthiges Vertrauen auf die Welt und ihren naiven Muth, sich an das Leben hinzugeben, zu einem Menschen wie Cimaletti gerathen sei. Ada wagte nicht, ihn weiter zu fragen. Es that ihr wehe, ihn mit dieser sichern Wegwerfung von Cimaletti sprechen zu hören, an den sie noch Glauben hatte, und doch war es ihr, als müsse sie mehr, ja nur allein Vertrauen zu Falk haben, der in allen Dingen der Rechte sei, an den sie sich zu wenden habe.

Falk begann, als wäre nichts vorgefallen, wieder den früheren innigen Ton ihres Gesprächs

anzuschlagen. Er suchte sie auf die Neigung vorzubereiten, deren Geständniß er ablegen zu wollen schien, und sprach von dem Interesse, das er fühlte, ihre Zukunft sichern und freudiger zu gestalten, ihre Abweichung aus dem gewohnten Geleis des Lebens, die dem Weibe so viele Gefahr bereiten könne, ihr unschädlich zu machen. Aber Ada, so gern sie seinen schönen Worten sich zuneigte und diesen Klang einer Empfindung vernahm, von dem sie früher einmal geträumt zu haben glaubte, vermochte doch nicht zu einer reinen Freude darüber in sich zu kommen. In dem ersten Augenblicke, wo sie Falk wieder gesehen und er sie unerwartet wie eine theure Freundin begrüßt hatte, waren ihr selige Gedanken in ihrem Sinn aufgestiegen, aber jetzt hatte das Leben schon wieder einige Gifttropfen ihr auf diese aufgehenden Knospen geworfen. Das arme Mädchen sah eine feindliche Macht, ihr selbst noch unerklärlich, in diese lieblichen Träume greifen, die in ihrem Herzen sich zu bilden begannen, und mitten in dem Gefühl, daß sie wirklich glücklich werden könne, schauerte sie bang zusammen. —

Unterdessen war der Abend herangekommen, der Rhein dehnt sich von Mainz wieder zu einer breiten Ebene aus, und das halbmondförmige Standbild der Stadt zeichnete bereits seine groß-großartigen Steinmassen in der Dämmerung ab. Sobald das Dampfschiff das Ufer erreicht hatte, sah man auch wieder Cimaletti sich nähern, und Falk suchte ihn durch ein freundliches und arglo-ses Gespräch, das er anknüpfte, so lange an Bord zu halten, bis das Gedränge der Reisenden, das bei der Landung zu geschehen pflegt, sich einiger-maßen verlaufen. Ada beobachtete Beide mit Mißtrauen, und ließ sich durch den Schein dieser freundschaftlichen Begegnung nicht täuschen. Sie nahm Cimaletti's Arm, um das Ufer zu betre-ten, Falk war einige Schritte vorausgegangen. In Mainz wird den Fremden unmittelbar nach der Ankunft, sobald sie an das Land getreten, der Paß abgefordert, und als Cimaletti noch dastand, um den seinigen aus dem Portefeuille zu neh-men, kehrte Falk, der inzwischen mit einigen der anwesenden Polizeibeamten einige Worte gewech-selt, wieder zu ihm zurück und sagte, mit einer

fürchterlichen Kälte in seiner Stimme: Dieser hat nicht nöthig, einen Paß abzugeben. Sein Paß ist ebenso falsch und nichtig, wie Alles an ihm! Dies ist der berüchtigte Cimaletti, als Mitschuldiger bei der Ermordung des armen Olivier längst von der Polizei gesucht und verfolgt, und außerdem als Dieb und gefährlicher Betrüger mehrfach und dringend verdächtig. Ich bin der Polizeirath Falk, und besitze bereits die nöthige Vollmacht, ihn zu verhaften, was hier auf der Stelle geschehen mußte, da ihm, bei seiner beispiellosen Gewandtheit, kein Schritt mehr durch die Stadt zu verstatten war! —

Cimaletti sah sich sogleich von mehreren Sergeanten der Polizei umringt, die sich seiner Person auf eine unwiderstehliche Art bemächtigten. Nachdem er gewahr geworden, daß Alles verloren sei, behielt er seine stolze und unerschrockene Haltung unverändert und zeigte eine merkwürdige Ruhe, die fast an Seelenheiterkeit gränzte. Er stand, in seiner hohen, aufrechten Gestalt, mehr wie ein Gebieter, als ein Gefangener, unter den

Dienern der Gerechtigkeit, und nur auf Falk, der ihm jetzt mit einer ernsten Miene gegenüberstand, richteten sich seine Blicke einen Moment lang mit einer entsetzlichen Bedeutung. Dann fielen seine Augen auf die arme Ada, die einem der Umstehenden halb ohnmächtig in die Arme gesunken war; er wandte sich rasch ab, und schien nur mit Mühe bei diesem Anblick einen Schmerz zu unterdrücken, der seine ganze Haltung zu erschüttern drohte.

Man hatte Ketten herbeigeholt und damit den Gefangenen belastet, um seine gefährliche Person mit um so größerer Sicherheit abzuführen. Die Sache erregte ein außerordentliches Aufsehen. Als Falk sah, daß Alles geschehen, und Nichts mehr im Stande sei, ihm diesen wichtigen Gegenstand seiner Sorgen und Mühen wieder zu entreißen, wandte er sich tröstend und hülfreich zu Ada, und suchte Anstalten für sie zu treffen. Ein Wagen wurde herbeigeschafft, und Ada, die noch kaum wieder zu ihrem klaren Bewußtsein gelangt war, ließ, wie betäubt, Alles mit sich geschehen. Falk führte sie zu einer ihm bekannten oder verwandten Familie

in der Stadt, wo er ihr eine liebevolle Aufnahme verschaffte, und sie unter einer angemessenen Pflege zurückließ, deren das von Schreck und Schmerz bestürmte Mädchen so sehr bedurfte. —

Die gesunde und starke Natur Ada's überdauerte auch diese Stürme und am andern Tage fühlte sie sich wieder wohl. Sie sah sich von einer freundlichen Familie, aus einer alten Frau und deren Tochter bestehend, umgeben, die ihr mit der zartesten Aufmerksamkeit begegnete, und von der liebenswürdigen und rührenden Erscheinung des Mädchens angezogen zu sein schien. Aber Ada blickte mit der größten Angst nach der Thür, so oft sich ein Geräusch an derselben hören ließ. Sie besorgte jeden Augenblick, Falk werde hereintreten, und sie scheute nicht nur mit einer abren Herzensbeklemmung, ihn selbst zu

sehen, als sie auch vor allen Nachrichten, die er von Cimaletti überbringen könnte, zurückbebte. Sie hätte von der ganzen Welt nichts mehr vernehmen mögen, und bedeckte sich wehklagend die vom Weinen ermüdeten Augen mit der Hand. Sie wußte nicht mehr, welchen Entschluß sie fassen, welche Stellung zu solchen Ereignissen ihres Lebens sie ergreifen sollte. Sie überdachte Alles, was ihr begegnet war, und konnte sich selbst nicht begreifen, noch das Schicksal, welches sie der goldenen Zeit, wo es noch so einfach und klar in ihrer Mädchenseele ausgesehen, so schnell und für immer entrückt habe.

Indem sie, auf dem Kanapee sich ausstreckend, in solchen Gedanken mit sich selbst und ihrem Geschicke kämpfte, öffnete sich plötzlich mit einigem Geräusche die Thür. Ada schloß die Augen, um Niemand zu sehen, Niemand zu hören und zu sprechen. Sie stellte sich schlummernd an. Sie glaubte wahrzunehmen, daß eine hohe weibliche Gestalt zu ihr hingetreten war, eine Zeitlang vor ihr stand, sie betrachtete und die Arme nach ihr ausstreckte. Aber Ada wagte nicht, sich zu regen,

und es war ihr, als entführe sie ihr Geist weit ab von der Wirklichkeit, die in leise verdämmernden Schatten ihr ganz entschwinde. Sie bemerkte, daß noch eine andere männliche Figur im Hintergrunde des Zimmers sich befinde. Sie dünkte sich wie sanft behütet von einem frommen Traume, den sie stillhalten müsse, um sein Wirken nicht zu stören, und sie hatte das Gefühl, als müsse wieder Unheil daraus werden, sobald sie die Augen von Neuem aufschlage zum hellen Tage des Lebens. Die beiden Eingetretenen flüsterten mit einander, mehrmals wurde ihr Name genannt mit einer lieben Betonung, aber das wunderbare Mädchen bewegte sich nicht, und zog es vor, in diesem Mittelzustande von Betäubung und Träumerei zu verharren, in dem ihr plötzlich so wohl geworden war. Sie glaubte zu wissen, wer sie hier umgab und umflüsterte, aber eben deshalb wollte sie die Augen nicht öffnen; es dünkte ihr süßer, mit diesen Lebensgestalten im Traum umzugehen, als in der Wirklichkeit. Es war ihr, als sei diese jetzige Minute, die sie mit fast stillstehendem Herzschlag in solcher freiwilligen Abge-

ſchiedenheit von der Welt, dem Leben angehörend und nicht, verbrachte, die einzige wahrhaft glückliche in ihrem ganzen Leben.

Endlich fühlte ſie ſich beim Arm ergriffen, man konnte die Ungeduld nach ihr nicht länger zurückhalten, und als Ada den Blick aufſchlug, lag ſie am Buſen ihrer Mutter, die ihr wiedergefundenes Kind mit heftigen Liebkoſungen überſchüttete. Ada wähnte noch fortzuträumen, alle dunklen Flecken der Vergangenheit ſchienen ihr ausgelöſcht von dem heiligen Bild ihrer Mutter, und ſie ſah nun wieder das Heitere, Schöne und Glänzende dieſer Erſcheinung, der ſie ſich in alter Liebe anſchmiegte. Sie ſeufzte, und fühlte ſich ſtill beglückt, ohne ein Wort des Grußes, der Verwunderung, der Erklärung.

Böſes, liebes, einziges Kind! unterbrach endlich die Mutter das Stillſchweigen. Warum hatteſt Du mir das gethan? Wußteſt Du nicht, daß ich ohne Dich nicht würde leben können, und doch mochteſt Du den grauſamen Entſchluß faſſen, mich eigenmächtig zu verlaſſen! Doch genug, keine

Vorwürfe jetzt in dieser Stunde und nur die unendliche Freude, daß ich Dich wiederhabe! Alles, was in der Vergangenheit liegt, soll uns vergessen sein; nichts Feindliches, kein Dämon wird wieder zwischen die Mutter und ihre Tochter treten, wir werden ein neues, herrliches Leben zusammen beginnen. Was kann denn eine Mutter höher lieben, als ihr Kind, es giebt Nichts weiter für sie auf der Welt und in ihrem Herzen! Ach Ada, ich habe es empfunden! Seitdem Du mich flohest, jagte mein Herz Dir nach, wie seinem einzigen Glück, und eine Stunde nach Deinem Vermissen saß ich schon im Wagen, um Dir nachzufolgen und Dich zu erreichen, wohin Du Dich auch gewandt haben möchtest! Du siehst, wie scharf und richtig die Mutter den Spuren ihrer Liebe nachzugehen versteht! Ich habe Dich gefunden, Du bist da, mein Schatz, meine Seele, meine Ada, meine Tochter! Ich bin jetzt nur Mutter, ich kenne nichts weiter, ich lebe nur für Dich, und werde es von nun an ewig!

Ada sah lange an ihrer Mutter hinauf, sie umschlang zärtlich ihren Hals und dünkte sich wie-

der ein Kind geworden, das noch gar nichts von der Welt wußte. Dann erschrack sie, als sie die blassen, eingefallenen, abgehärmten Wangen der Gräfin bemerkte. Es war noch dieselbe Hoheit der herrlichen Gestalt, von der sich Ada immer zu so süßer Ehrfurcht bezwungen gefühlt; die prächtigen Locken, mit denen sie früher oft spielte, wenn sie an den Busen der Mutter gelehnt, flossen noch dunkel und reichlich, wie sonst, über den stolzen Nacken, aber doch hatte sich plötzlich ein erschreckender Zug des Alters tief in dies Bildniß eingeschnitten. Die Augen Hippolyta's sahen trüber, der Glanz, der sonst in ihnen lebte, war gewichen und erinnerte nur noch, wie zerflossener Jugendschimmer, an ein ehemaliges Schönes.

Ada ließ jetzt wieder ihre Blicke im Zimmer umherschweifen, und sie suchte Jemand. Sie hatte früher gemeint, es sei der alte Busso, der sich als Begleiter der Gräfin, ebenfalls im Zimmer anwesend befinde. Aber in der männlichen Figur, die sie zuvor hinter geschlossenen Augen zu ahnen geglaubt, hatte sich Ada geirrt. Es war Falk,

der im Hintergrunde ſtand und einen Augenblick ehrerbietig der Scene zwiſchen Beiden beigewohnt hatte. Dann entfernte er ſich, um die erſten Mittheilungen zwiſchen Mutter und Tochter nicht durch ſeine Gegenwart zu ſtören, und verſprach nach einiger Zeit wieder zu erſcheinen, da ſie vielleicht über Manches von ihm Aufſchluß und Nachricht wünſchen könnten. Seiner polizeilichen Wachſamkeit und Thätigkeit war die Anweſenheit der Gräfin in Mainz unmittelbar nach ihrer Ankunft bekannt geworden, und er hatte ſie ſogleich hierher geführt, um ſie mit ihrem geliebten und verlaſſenen Kinde wieder zu vereinigen. Ada wußte nicht, ob es Freude oder Bangigkeit in ihr war, als ſie ſich jetzt wieder an ihn erinnert fühlte, und überließ ſich, als ſuche ſie Selbſtvergeſſenheit an der mütterlichen Bruſt, wie willenlos der ſtürmiſchen Zärtlichkeit derſelben.

Nach Verlauf einiger Stunden trat Falk wieder zu den Frauen. Keine von beiden wagte, ihn nach Cimaletti zu fragen. Die Gräfin zitterte ſchon, ſeinen Namen wieder ausſprechen zu hören, doch war es ihr ſelbſt noch unklar, ob ſie nicht aus Beſorgniß für ſich ſelbſt dieſe Bewegungen, die bei ſeinem Andenken von Neuem in ihr entſtehen wollten, fürchtete.

Falk begann daher von ſelbſt einen Bericht, den er für ſeine Pflicht zu erachten ſchien und zu dem er ſich inzwiſchen vorbereitet hatte. Die Gräfin und Ada ſaßen ihm bebend gegenüber und ſchickten ſich an, ihm zuzuhören.

Falk ſagte: Dieſer merkwürdige Menſch, an deſſen Schickſal am meiſten wir drei uns betheiligt ſehen, ſteht endlich, entkleidet aller ſeiner Illuſionen, vor uns. Den Zaubergriff, ſich zu verwandeln und in immer neue Farbenſpiele überzugehen, hat er nun ſelbſt nicht mehr in ſeiner Macht; er gleicht einem abgeräumten Theater, von dem alle Decorationen fortgenommen ſind, und wo der Held mit den ausgelöſchten Lichtern wieder in die gemeine Ordnung der Dinge zurück-

kehrt. An diesem Cimaletti war von dem, was wir an ihm kannten, nur Weniges ächt und wahr, und das, was wir nicht an ihm kannten, war vielleicht sein Bestes und Höchstes, indem es unangewandt in den ungeheuern Fähigkeiten und Talenten seines Wesens schlummerte. Ich lernte ihn zuerst kennen, als er in der Schweiz Medicin studirte, wo er durch seine glänzenden Gaben alle seine Genossen beherrschte, und auch mich durch einen unwiderstehlichen Zug, der seinem Charakter eigen ist, an sich fesselte. Er war uns Allen überlegen in Kenntnissen der Welt, in Lebenserfahrungen und gewandtem Benehmen, und in der Kunst, die Menschen zu behandeln und zu erforschen, die er schon damals in einem bewundernswürdigen Grade besaß. Er wußte fast Alles, was wir Anderen erst lernen sollten; er war jederzeit von den verschiedensten und entlegensten Gegenständen unterrichtet, und doch traf man ihn immer müßig; es gab keinen öffentlichen Ort, wo er nicht umherschlenderte, keine Vergnügung der Tugend oder des Lasters, der er sich nicht mit gleicher Heiterkeit hingegeben hätte. Er mußte

schon früher in vielfachen Verhältnissen gelebt haben; aber Niemand kannte sie; noch wußte man etwas Anderes von ihm, als den seltsamen Namen Cimaletti, dessen Aechtheit er jedoch seinen Kameraden mit Heftigkeit betheuerte. Ich hielt ihn von jeher zu Allem fähig, aber nicht nur zum Schlimmen, sondern auch zum Guten; denn es gab in der That Stunden, wo ein herrliches Gemüth in ihm aufging, und er seine Brust öffnete, um mit einer Ergießung seltener Gefühle seine Freunde zu begeistern. Selbst Gutmüthigkeit konnte man ihm nicht absprechen, und etwas Edles und Ritterliches drückte sich schon offen in seiner Erscheinung aus. Niemals aber hätte ich geglaubt, daß mit seiner Natur selbst das gemeine Verbrechen auf gleicher Linie liegen könne, und daß es einst so nahe mich berühren sollte. Cimaletti hatte besonders mit dem Bruder meiner Braut, einem liebenswürdigen, leichtsinnigen Jüngling, Umgang gepflegen, und Olivier, der jünger war und viel von ihm lernte, hing an ihm mit einer unglücklichen Zärtlichkeit. Man nannte ihn den Johannes Cimaletti's, und man sah sie täglich

und stündlich Arm in Arm mit einander. Dieser arme, liebliche Olivier war dazu auserlesen, sein Opfer zu werden. Seine fleckenlose Jugend wurde durch Cimaletti zuerst in die gefährlichen Umtriebe der Schweiz verwickelt, bei denen der Letztere mit großer Klugheit und im Hintergrund agirte, ohne seine Person preis zu geben. Olivier sah sich genöthigt, mit mehrern Ausländern, die sich in der Schweiz aufhielten, zu flüchten, und nahm heimlich sehr bedeutende Summen aus dem väterlichen Hause mit. Zu gleicher Zeit war auch Cimaletti aus der Schweiz entschwunden. Meine Nachforschungen führten damals zu nichts, die Trauer um eine geliebte Todte hatte gleichzeitig einen Flor für die irdischen Zusammenhänge um meine Augen gebreitet. Eine Begegnung mit Cimaletti am Rheine diente nur dazu, meine Arglosigkeit völlig zu berücken, während gerade damals in meiner Nähe seine Lasterthat in ihrer Blüthe stand und das schwarze Verbrechen im Schooße der Nacht seine Geburtsstunde feierte. Seit einiger Zeit hat sich aber mit der innern Pflicht, die mich als rächenden Geist hinter Ci-

maletti herſandte, noch eine äußere verbunden, die meine Augen und meine Mittel ſchärfte, und mich in den Stand ſetzte, zu entdecken, was ich noch vor Kurzem für unmöglich gehalten. Die Mitſchuldigen Cimaletti's und Olivier's wurden durch mich eingezogen. Olivier, den die Andern für einen Verräther anſahen, iſt von ihnen ermordet und in den Rhein verſenkt worden, und es iſt mir gewiß, daß Cimaletti beſonders darum Antheil an dieſem Verbrechen genommen, um ſich die anſehnlichen Geldſummen, die ſich in Olivier's Beſitz befunden, zuzueignen; denn nach den eigentlichen Zwecken jener Unſinnigen fragte er wenig. Aus den Polizei-Acten, die ich über ihn zuſammengebracht, ergiebt ſich, daß von ihm ſchon früher mehrere andere bedeutende Betrügereien verübt ſind, daß er überall als großer Geiſt aufgetreten und als romantiſcher Dieb und phantaſtiſcher Gauner ſeine Rolle ausgeſpielt hat. Für uns aber, die wir dies buntſchäckige Ungeheuer gekannt und geliebt, die wir einen menſchlichen Antheil an ihm genommen, liegt noch eine gewiſſe Wichtigkeit darin, ihn uns zu erklären, und zu

begreifen, wie eine so hohe Begebung mit einem so niedrigen Leben sich verbinden, oder wie diesem niedrigen Leben ein so ausgezeichneter Geisteskern zu Grunde liegen konnte! In diesem Cimaletti hat sich die glänzende Scheinbildung unserer Zeit, die Alles ist und Nichts, und die keine andere Seele hat, als die Lüge, wahrhaft individualisirt. Diese Lüge ist vom Hause aus etwas Dichterisches in solchen Naturen, ja, man kann nicht leugnen, daß es ein hochpoetisches Talent ist, welches unter der Depravation eines Charakters, wie Cimaletti, arbeitet und ihn in Bewegung setzt, und welches ihm diese dramatische Gewandtheit gab, sich in Alles zu finden und zu versetzen! Dieser poetische Kerl repräsentirt uns jenen Culminationspunkt der Cultur, auf dem sich die glänzendste Höhe des Bewußtseins mit der innerlichen Verlorenheit vereinigt, fast naiv; denn eine gewisse Heiterkeit, Frische und ritterliche Festigkeit, wie wir sie an Cimaletti fast immer gesehen, liegt als Charakterfirniß obenauf, und überdeckt wie mit unschuldigen Blumen den Schlamm des Verbrechens. Mit welcher Grazie bewegte sich

nicht Cimaletti, dieſer Schönredner, dieſer Meiſter der Sprache, dieſer hochtönende Philoſoph, dieſer ſinnige Gefühlsmenſch, dieſer Frauenliebling und Held der Liebe! Die Lüge in dieſen Naturen wird ihnen jedoch am Ende ſelbſt zum Fatum, das ſie umſtrickt, aus dem ſie nicht mehr entrinnen! Die tauſend ſchönen und zweideutigen Redensarten, in denen ſie ihr Leben eingeſponnen haben, halten zuletzt ſie ſelbſt in dem trügeriſchen Gewebe feſt, und die Phraſe, die Alles war, wird zum Geſpenſt, das den Schwarzkünſtler, dem es erſt gehorchte, nachher tödtet! Was wollte Cimaletti? Man weiß es nicht. Daß er ein Verbrecher geworden, widerfuhr ihm zuerſt durch ſeine Lebensanſicht, die ihn das Leben nicht höher achten ließ, als der Schauſpieler die Bühne achtet, auf der er von ſechs bis zehn Uhr Abends zu ſpielen hat, und dann widerfuhr es ihm durch ſeine bedeutenden Fähigkeiten, durch das dramatiſche Talent ſeines Charakters, das ihn mit Allem ſpielen ließ, und das er wie ein reicher Verſchwender gewiſſenlos an das Nichts des Lebens vergeudete. Ich bin überzeugt, daß er ſich

ſelbſt eben ſo oft täuſchte, als er täuſchen wollte, und daß er abhängig war von ſeiner verwilderten Phantaſie, die ihn regierte. Doch genug der Moral! Um Ihnen zu zeigen, wie gemiſcht und zuſammengeſetzt Alles an dieſem ſchillernden Chamäleon war, will ich Sie blos noch einen Blick auf die Herkunft Cimaletti's werfen laſſen. Dieſer abenteuerliche Name gehört ihm keineswegs, ſondern er hat in der heiligen Taufe den Namen Carl Müller empfangen; denn er iſt der Sohn eines Poſtillons Müller aus Ungarn, der, wie ich jetzt ausgekundſchaftet habe, noch gegenwärtig daſelbſt in einem kleinen ungariſchen Städtchen lebt. Mein Bericht-Erſtatter wollte jedoch erfahren haben, daß er ein natürlicher Sohn dieſes Poſtillons ſei, der mit einer vornehmen ſiebenbürgiſchen Staroſtin auf eine romantiſche Weiſe eine Begegnung gehabt haben ſoll. Und aus dieſer Vermiſchung ließen ſich in der That viele Eigenthümlichkeiten in dem Weſen unſeres Cimaletti erklären. Die Wage der Gerechtigkeit, unter der er ſchwebt, wird jetzt das Falſche und Aechte an ihm richtig abwägen. Es iſt eine

Wohlthat in einer so schwankenden, verderbten und demoralisirten Zeit, zu sehen, wie endlich doch immer die Autoritäten als das einzig Bestimmte und Gewisse übrig bleiben, von denen jede Abweichung vom Gesetze sich stellen und richten lassen muß! Ich für meinen Theil fühle mich, nach früheren transcendenten Phantasterien, erst jetzt befriedigt und wie hinter einer sichern Lebensgränze geborgen, nachdem ich in der Ordnung der Commune, in der Sicherheitspolizei und in der Ueberwachung der öffentlichen Moral meinen Beruf gefunden. —

Dieser Rede folgte eine lange Stille, deren Falk's Zuhörerinnen bedurften, um den verschiedenen Eindruck, den die gemachten Mittheilungen auf sie geäußert, in sich zu bewältigen.

Ada wandte ihr Gesicht ab, und wollte es verbergen, daß ihre Thränen flossen, die vielleicht einer noch nicht völlig gewichenen Theilnahme für Cimaletti, vielleicht einem andern ihr unerklärlichen Gefühle galten, durch das sie sich mit sich selbst entzweit fühlte. Sie mußte es sich gestehen: sie empfand seit wenigen Augenblicken einen ent-

ſchiedenen Widerwillen gegen Falk, deſſen ſie vergeblich in ihrem Herzen Herr zu werden ſuchte, und von dem ſie ſich den Grund nicht ſagte.

Die Gräfin war aufgeſprungen, und ging, mit ſich ſelbſt kämpfend, mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Eine große Bewegung hatte ſich ihrer bemächtigt, der Frieden und die Seelenheiterkeit, die ſie noch eben in den Armen ihrer Tochter gefunden, verſchwanden wieder von ihrer Stirn, und in dem Ausdruck ihres Geſichts trat etwas von ihrem früheren Weſen von Neuem hervor. Die ganze Erniedrigung und Schmach jenes Cimaletti, den ſie ebenſo ſtark geliebt, als gehaßt, ſchien in ihr die entgegengeſetzte Wirkung hervorzubringen, als ſich Falk von ſeiner Mittheilung erwartet haben mochte. Jenes Geheimnißvolle und auf einen grauenhaften Hintergrund Deutende, das ſie zuerſt an ſeiner Erſcheinung gereizt, lag nun enthüllt vor ihr da, und was Cimaletti ihrer Neugier ſtets mit künſtlicher Wendung entzogen, wußte ſie jetzt genau.

Sie ſchien einen beſondern Wunſch zu haben mit dem ſie vergeblich rang, und richtete endlich

mit gesenkten Augen, und fast unhörbar die Frage an den Polizeirath Falk: ob er ihr nicht verstatten könne, Cimaletti im Kerker zu sehen?

Von Ada sich abkehrend, als sollte ihre Tochter sie nicht vernehmen, fügte sie leise hinzu: er sei ein großer Verbrecher, aber sein Unglück sei noch größer, und sie fühle sich getrieben, ihm noch ein Wort zu sagen, damit er nicht in Verlassenheit und Verzweiflung sein Ende finde.

Falk suchte ihrer Bitte zu widerstreben, und schützte seine Pflicht und die Verhältnisse vor, die es ihm unmöglich machten, diesem Wunsche zu willfahren. Endlich aber, als sie länger und lebhafter in ihn drang, schien ihn eine besondere Rücksicht, sich der Gräfin gefällig zu zeigen, nachgiebig zu machen. Er versprach es ihr, und führte sie mit sich fort. Ada hielt ihre Mutter besorgt am Arme zurück, aber die Gräfin, die plötzlich ganz verändert erschien, deren Blicke wieder wie sonst von einem schwärmerischen Feuer strahlten, bemerkte ihr Kind nicht. —

Ada blieb in trüber Ahnung zurück. Bald darauf öffnete sich halb die Thür, und ein silber-

grauer, wohlbekannter Greisenkopf sah grüßend herein. Ada hieß den alten Busso willkommen, aber sie vermochte nicht, sich seiner so zu freuen, wie sie es sonst wohl gethan haben würde. Ihr Herz lag in einer augenblicklichen Erstarrung, und was es sonst an Lust, Jugend und Empfindung darin gegeben, schien für den Moment zu schlagen aufgehört zu haben. Busso setzte sich zu ihren Füßen, froh, seiner jungen Freundin und Gebieterin wieder gegenüber zu sein, denn aus Sehnsucht nach ihr hatte er sich der Gräfin als Begleiter angetragen. Er mußte von dem Hergange dieser Reise erzählen, aber das trauernde Mädchen verabschiedete ihn bald, um allein zu sein mit ihrem geheimen Kummer. —

Ada harrte den ganzen Tag auf die Wiederkehr ihrer Mutter, aber der Abend kam heran, und selbſt als es ſpäter geworden war, zeigte ſich ihr noch keine Spur von der Gräfin. Jetzt brachte die ſteigende Angſt wieder einige Bewegung in ihre Herzſchläge, eine unbeſchreibliche Unruhe jagte ihr das Blut ins Geſicht. Sie wußte nicht, was ſie beginnen ſollte; bald öffnete ſie das Fenſter, bald eilte ſie auf die dunkle Straße hinaus, und die fremde Stadt lag, in die Finſterniß der Nacht gehüllt, in dumpfer Stille, wie ein Knäul von Sorgen und Schreckensbildern vor ihr da. Die Boten, welche ſie

hinausgesendet hatte, waren nicht zurückgekommen, ihre Ungewißheit gewann etwas Fürchterliches, und sie wollte sich selbst auf den Weg begeben, um ihre Mutter zu suchen.

Fast um die Mitternachtsstunde erschien Falk vor ihrer Thür und begehrte Einlaß. Sie öffnete zitternd und schrie laut auf, als sie ihn allein erblickte, und die Gräfin nicht mit ihm sah. Falk war sehr ernst, seine Stimme schwankte, und ein ungewöhnliches Ereigniß mußte ihn außer Fassung gesetzt haben. Er ließ sich auf einen Stuhl nieder, und Ada stand in der höchsten Spannung vor ihm, um auf das erste Wort von seinem Munde zu lauschen.

Er bereitete sie vor, das Entsetzlichste zu hören, und meldete ihr endlich, daß ihre Mutter nicht mehr am Leben, daß sie einen unglücklichen Tod gefunden, einem gewaltsamen Schicksal erlegen sei! —

In der größten Zerschmetterung des Schmerzens fand Ada bald die Kraft ihrer tüchtigen

Natur wieder; ſie wurde ruhig und in ſich gekehrt, und die ſtille Wehmuth gab ihrem Blick etwas Andächtiges und Frommes. —

Dieſe wunderbare, beklagenswerthe Frau, erzählte Falk, iſt nun doch als Opfer ihres abnormen und romantiſchen Sinnes gefallen! Hätte doch das Außerordentliche, Seltene, Schöne und Gutmüthige, das in ihrer Natur gelegen, würdige Gegenſtände zu ſeiner Erfüllung und einen ſittlich abgränzenden und geſicherten Lebenskreis gefunden! Ich aber muß mir den Vorwurf machen, daß ich, meine amtliche Pflicht umgehend, ſie der Gefahr überliefert habe, auf dieſe Weiſe zu enden. Ich gab ihrem Wunſche nach, ſie im Kerker mit Cimaletti allein zu laſſen, und ich geſtehe, daß es ein Eigennutz in mir war, der mich der Mutter Ada's ſo gefällig werden ließ. Ich hätte wiſſen ſollen, daß Cimaletti der unermüdliche Dämon dieſer Frau iſt, dem ſie nie und nimmer widerſtehen kann, und der ſie noch zuletzt in ſeinen jammervollen Fall verwickeln würde! Er hat ſeine letzte Ueberredungskunſt mit Erfolg

an ihr geübt, nämlich mit ihm zu sterben, und sie hat willig das Gift mit ihm getheilt, das sie selbst bei sich getragen haben muß, und das eine augenblicklich tödtende Kraft hatte! Als ich wieder in den Gefängnißraum trat, lagen Beide schon im Verscheiden, und nur Cimaletti hatte noch das Bewußtsein, mir zuzurufen, daß dieser Tod sein Werk sei, und daß Hippolyta aus Liebe zu ihm sterbe! Mit ineinandergeschlungenen Armen hauchten sie zusammen ihre Seele aus. Auf mich fällt eine große Verantwortung, die vielleicht nur durch meine anderweitig erwiesenen Dienste sich mir mindern wird. Ich glaube aber, daß diese Beiden von der Natur in Wahrheit für Einander bestimmt gewesen, und daß eine wirkliche Sympathie ihrer Charaktere ihnen zum Grunde gelegen, die unter reineren und lauteren Verhältnissen eine ächte Liebe geworden wäre. Cimaletti war ein Abscheulicher, aber auch ich habe ihn einmal geliebt. Mit einem gewissen ritterlichen Anstande hat er seine schlechte Rolle ausgespielt, denn etwas Reinliches, und man könnte sagen

Aeſthetiſches hatte er immer ſelbſt in ſeinen Laſtern. — —

Falk war bewegt und ſein Geſicht verſchönte wieder eine menſchliche Rührung. — —

Ada mußte die theilnehmende Sorgfalt, die ihr der Polizeirath Falk in ihrer Lage erwies, dankbar erkennen. Am andern Tage hatte er ein ernſtes Geſpräch mit ihr über ihre Verhältniſſe, und er endigte damit, ihr ſeine Hand anzutragen, um ihr durch eine eheliche Verbindung ein ſicheres Relief in den ſchwankenden Bewegungen des Lebens zu bieten.

Ada hatte ſich keinen Augenblick zu beſinnen. Sie lehnte mit einer milden Entſchiedenheit, die ihm Ehrfurcht einflößen mußte, ſeinen Antrag ab und erſuchte ihn, ſie gänzlich ihrem Schickſale zu überlaſſen, dem auch ſie vertrauen werde. Sie

war darüber nicht verlegen, noch ängstlich ihm gegenüber, sondern eine tiefe Klarheit und Ruhe stand auf dem Gesichte des Mädchens; sie hatte nach allen diesen Ereignissen sich selbst wieder sicher erfaßt, und fühlte in dem verwundeten Herzen doch eine Stärke, dem Leben selbstständig zu widerstehen.

Ihr Entschluß war genommen.

Nachdem ihre Mutter in Rücksicht auf ihren Stand und ihre Verhältnisse ein ehrendes Begräbniß in der Stille erhalten, schickte sich Ada an, Mainz zu verlassen. Der alte Busso sollte fortan ihr treuer Reise- und Lebensbegleiter sein, und nun niemals wieder sich von ihr zu trennen haben. Der thätige Greis hatte sich zuvor bemüht, ihre Vermögensumstände zu ordnen, und Ada hatte ihn sich, während ihrer Minderjährigkeit zum Verwalter ihrer bedeutenden Besitzthümer, deren alleinige Herrin sie jetzt war, gewählt.

Es war an einem schönen Wintermorgen, als Ada den Reisewagen bestieg, um nach Italien aufzubrechen. Sie sah sanft und heiter aus; der liebenswürdige und ächt sittliche Kern ihres We-

ſens trat wieder mächtig auf ihrem Antlitz hervor, das, nach allen zerſtörenden Mißgeſchicken, von Neuem ſeine jungfräuliche Friſche wiederſtrahlte.

Falk erhielt am Tage ihrer Abreiſe das folgende Billet von ihr.

„Ich kann nicht von Ihnen ſcheiden, ohne Sie einen Blick in mein Gemüth thun zu laſſen. Ich werde mein Leben fortan beſtändig auf Reiſen verbringen, im flüchtigen Genuß, in vorübergehender Theilnahme an den Dingen, und habe mir gelobt, niemals ein beſtimmtes Verhältniß innerer Verpflichtung, bindender Liebe einzugehen. Ich will allein ſtehen. Nach dem, was ich nun vom Leben weiß und erfahren, wird man es mir als billig zugeſtehen müſſen, wenn ich mich in den Stolz und die Zerſtreuung hineinrette. In ein Kloſter möchte ich nicht gehen, denn die Einſamkeit iſt mir zuwider; aber mitten im bewegten und qualvollen Treiben der Welt werde ich die kühle Einſamkeit des Herzens, die mir wohlthut, mir zu erhalten ſuchen. Einen trefflichen Greis, der keine Hoffnungen und Wünſche mehr hat, als etwas

tägliche Sonne, ſeinen kahlen Scheitel zu wärmen, habe ich mir zu meinem einzigen Tagesgenoſſen erkoren, ich habe ihn mir zum Vater, Diener und Geliebten gewiſſermaßen adoptirt. Ein ſolches Verhältniß zu einem Greiſe ſcheint mir das Beſte und einzig Annehmbare für eine Frau. Vielleicht iſt er es auch allein, der mich in der Welt wahrhaft geliebt hat. Mit Ihnen bin ich, ſoviel mir bewußt, nur einmal auf einem einzigen Punkte der Neigung zuſamengetroffen. Ich geſtehe, es ſchien mir einen Augenblick unendlich ſüß, ſo geliebt zu werden, wie Sie Ihre Gabriele liebten; aber an dieſem Wunſche hatte die weibliche Eitelkeit in mir den größten Antheil. Es war ein Traum, wie es ſo viele in dem ahnungsvollen Herzen eines Mädchens giebt. Aber ich ſage Ihnen: aus einem ſolchen Mädchenherzen könnte Großes hervorgehen, wenn das Leben Alles reifte, was in ihm iſt. Ich bin nur froh, daß ich noch jung und muthig bin, und ſchaue weitaus in die blaue Ferne der Zukunft. Vieles wird mir noch begegnen, gewiß manches Intereſſante, aber Nichts, vor dem ich mehr entſetzt zurückſchrecken werde.

Leben Sie wohl! Kehren Sie ja zu dem verklärten Bilde Ihrer Gabriele zurück, dies ist das Einzige, was wirklich Werth hat. Sie wird Ihnen wieder daſſelbe ſein, was früher, wenn Sie ſich recht andächtig zu ihr wenden. Und nun will ich Ihnen noch aufrichtig geſtehen, was mich zuerſt von Ihnen zurückſtieß. Nämlich, daß Sie, als Polizeiagent, Cimaletti gefangen nahmen. So wunderlich denkt ein Mädchen."

Ada.

Proteſtantiſche Bilder aus Böhmen.

1.

Die Schweſtern von Troßky.

—

Auf den grünen Haiden von Böhmen begegnet man noch einigen Sagen, die als proteſtantiſche Erinnerungen des Landes wie in ſcheuer Wehmuth hier und da auf alten Burgruinen ſitzen geblieben ſind. Es ſind verſteinerte Thränen eines großen Volkes, das ein kleines Schickſal gefunden hat, und dieſen tragiſchen Gram hat die böhmiſche Sage oft in ein burleskes Bild eingekleidet, über deſſen Formen man lachen muß, in demſelben Augenblicke, wo man den Inhalt

beweint. Auf den Trümmern von Trosky haschte ich ein solches Sagenkind, das geheim verweinte Augen hatte, und als ich mit ihm zu lachen und zu tändeln begann, hatte es mich auch schon angesteckt mit seinem Kummer. Dies ist eine wahrhaft protestantische Sage, die aus den Ruinen von Trosky herauslacht, denn sie ist so spitzfindig, wie eine wittenberger Magisterdisputation aus den Reformationszeiten, indem sie auf einer Burleske der Gegensätze beruht.

Trosky war eine seltsame, alte Veste, ungefähr elf Meilen von Prag, und nicht weit von der Stadt Turnau gelegen. In steiler Höhe ragen zwei konische Felsen, die nur in geringer Entfernung neben einander stehen, als Grundlage des sonderbarsten Baues hervor. Diese beiden Felsen, die in ihrem Fuße zusammenlaufen, muß man sich ungefähr in ihrer Mitte durch eine Doppelmauer verbunden denken, welche den eigentlichen Schloßraum umfaßte. Auf den Gipfeln beider Felsen, die als unüberwindliche Citadellen gedient haben müssen, erhoben sich in frühern Zeiten thurmartige Gebäude, die dem Anscheine

nach sehr geräumige Wohnungen abgegeben haben. Der eine der Felsen überragt den andern wohl um ein Drittheil, und dies vermehrt den bedeutsam bizarren Anblick, welcher sich hier vor Augen stellt und der die drollige Sage in ihrer Wirkung unterstützt.

Auf dieser Veste wohnten vor alten Zeiten zwei Schwestern, die aber sehr verschiedener Sinnesart waren, obwohl sie von einer und derselben Milch einer liebenden Mutter getrunken. Die eine war hussitisch und die andere war katholisch. Es ging ganz natürlich zu, daß sie es nicht mehr im Schlosse mit einander aushalten konnten, denn sie zankten sich Tag und Nacht, und die Hussitin ließ der Katholikin und die Katholikin ließ der Hussitin keinen Augenblick Ruhe. Da war es ein Glück, daß die beiden Citadellen auf den beiden Felsen da waren und in einem wohnlichen Zustande sich befanden. Der eine dieser Felsen, welcher der höhere war, hatte beim Volke den Namen Paena oder die Jungfrau, während der kleinere Baba, das heißt: die alte Mutter, genannt wurde. Die hussitische Schwester, die selbst

noch eine Jungfrau war von frischem und keckem Wesen, zog nun auf die Paena hinauf, während die katholische, die eine Wittwe war und bei herannahendem Alter nicht mehr so viele Treppen steigen konnte, sich die niedrige Baba zu ihrem Wohnsitze ausbedung. Nun wohnten sich die beiden feindlichen Schwestern gegenüber, und konnten sich einander am Fenster sitzen sehen, ohne sich zu erreichen. Statt aber ihrer Feindschaft dadurch ein Ende zu machen, brach dieselbe durch dies Gegenüber in immer heftigere Flammen aus. Wenn die Hussitin in ihrem Jungfrauentrotz auf ihrer Paena saß, und sich lachend und lustig zum Fenster hinauslehnte, machte ihr die Katholikin gegenüber auf ihrer Baba ein Gesicht, und schlug ihr ein impertinentes Schnäppchen. Und wenn die Katholikin auf ihrer Baba am Fenster saß und den Rosenkranz betete, bohrte ihr wieder die Hussitin auf der Paena einen Esel, und sang ein schönes, weltliches Lied dazu mit ihrer Lerchenstimme, die weit über Hain und Felder hinausjubelte. Um sich zu ärgern, saßen Beide den ganzen, langen Tag am Fenster, und

der Einen mißfiel stets, was die Andere that. An den katholischen Fasttagen setzte die Hussitin einen großen, dampfenden Gänsebraten an das Fenster der Paena, was offenbar unrecht war; denn die Katholikin auf ihrer Baba, die von Natur üppig und gutschmeckerisch war, gerieth dadurch in Verzweiflung. Genug, sie thaten sich allen möglichen Schabernack an; die Hussitin lachte, wenn die Katholikin weinte, und wenn die Hussitin betete, fluchte wohl gar die Katholikin. Dann öffneten sie wohl oft Beide in ihrem Wuth-entbrannten Eifer das Fenster und geriethen in einen lauten Zank, zuweilen auch in ein förmliches, theologisches Disputiren; denn sie waren gelehrt und jede kannte genau ihren Glauben. Dann hechelten sie von Fenster zu Fenster noch einmal alle Streitigkeiten der Kirche durch, und die Hussitin auf ihrer hohen Paena rühmte sich ihres hohen Standpunktes und rief verächtlich zu der Andern: Baba! Baba! Baba! hinüber. Dann schalt die Katholikin sie ein naseweißes Ding, und in ihren Wittwenschleier sich hüllend, berief sie sich auf ihre Erfahrungen. Die Andere aber sagte: es sei

eben ihr Stolz und ihr Vorzug, daß sie noch Jungfrau sei; worauf die Wittwe mitleidig die Achseln zuckte. Der Wind, der scharf um die Felsen blies, pfiff dazu und entführte oft der Einen die Worte der Andern, so daß dadurch die Verwirrung noch höher stieg, indem Beide im eigentlichsten Sinn in den Wind reden mußten. Zuweilen war es zum Verzweifeln, daß man von der Paena nicht nach der Baba, und von der Baba nicht nach der Paena hinübergreifen konnte, um mit einer einzigen Handbewegung die Gültigkeit eines Dogma's zu entscheiden. Jede behauptete übrigens ihre Sache auf das Siegreichste, und in dem ihnen gemeinsam gehörigen Dorfe, das Troßkowitz geheißen war, hatten sie zwei Kirchen erbauen lassen, die sich dort in gleicher Entfernung, wie die Felsen Paena und Baba, gegenüberstanden, und wo dann jede nach ihrem Glauben sich Gottesdienst halten ließ. Wirklich erblickt man auch noch heutzutage zwei Kapellen an diesem Orte, die sich durch ein solches Gegenüber bemerklich machen. Was nun aber unsere glaubensfeindlichen Schwestern anbetrifft, so ist

es voraus zu ſehen, daß ſie Beide ein tragiſches Ende nehmen mußten, und dies geſchah denn folgendermaßen. Eines Tages, als dieſe beiden Frommen, wie gewöhnlich, zum Fenſter hinausſahen, um ſich über ihre Religion zu zanken, gaben ſie ein ſo gewaltiges Feuer auf einander, daß ſie es gar nicht mehr aushalten konnten. Die Katholikin behauptete diesmal mit ſolchem Nachdrucke, ſie habe einzig und allein Recht, daß die Huſſitin vor Aerger zum Fenſter hinausfuhr, um ihrer Nebenbuhlerin, im Reiche Gottes, in die Haare zu fahren. Die Katholikin aber hatte ſich ebenfalls nicht mehr zurückhalten können, und war in demſelben Augenblicke zum Fenſter ihrer Baba hinausgeſtürzt, um auch auf ihre Gegnerin loszuſchießen und ſie endlich einmal zu packen. So fielen Beide in ihrem Glaubenseifer zum Fenſter hinaus und langten zerſchmettert am Fuße der Paena und der Baba an, wo ſie ihre Todesſeufzer aushauchten. Schwermüthig flüſtern noch jetzt die Geſträuche, die ſich an den Felſen winden, die Trauermähr von den beiden Schweſtern.

Dieſer burlesk tragiſche Charakter geht faſt durch die ganze böhmiſche Geſchichte, deren verblaßte Geſtalten jetzt, unter Ruinen und Trümmern, vor mir aufſtanden, und in ihrem lockenden Geſpenſterreichen nur unheimlich winkten, ihnen in die alten, frommen Zeiten zu folgen. Ich liebe dich, du herrliches, unglückliches Böhmen! Du hatteſt ein ungeduldiges Jünglingherz hinter deinen Waldungen und Bergen, und als der Geiſt der Geſchichte ausging, weltbindende und welterobernde Kräfte zu ſuchen, fand er dich junges, friſches Slavenvolk in unruhigen Gedanken auf der Haide ſitzen; du dachteſt an große Beſtimmungen und Beſtrebungen, und fühlteſt dir eine eherne Bruſt dazu. Der Geiſt der Geſchichte ſchlug wie ein Blitz ein in Ottokar's des Zweiten großdenkendes Herz, und dieſer muthige Böhmenkönig holte aus mit den ſiegreichen Waffen, um ein ſlaviſches Weltreich zu ſtiften, deſſen Mitte das grüne Böhmen ſei. Er trug das Schwert bis zu den fernen, heidniſchen Preußen, beſiegte, bekehrte und taufte, und hieß ſie dort auf den Hügeln das weit ausſehende Königsberg grün-

den. Und ganz Oestreich und Steyermark hatte er bald erobert, Kärnthen, Krain und andere reiche Landschaften geerbt, und wie er im Norden mit dem einen Arme die Ostsee erreichte, streckte er den andern immer weiter aus gegen das adriatische Meer. Nur des deutschen Reiches Kaiser zu werden, verschmähte sein Uebermuth, da er schon damals, diese zweifelhafte Würde für verfallen, mindestens für nutzlos anzusehen schien, und so grub er sich, wie jeder Held, selber das Grab seines Glückes. Aber seine Böhmen jauchzten ihrem ruhmvollen Führer, der sie zuerst auf die Bahn der Weltgeschichte geleitet, Dank und Freude zu, und das dreizehnte Jahrhundert schien erstaunt abzuwarten, ob dem Slavenstamme die Weltherrschaft beschieden sein solle! Indeß war das Schicksal auf andere Gedanken gekommen, das Glück der Geschichte wandte sich fliehend von Ottokars Bannern ab, und mit ihm der Muth der großen Bestrebung. Die ganze Frucht seiner stolzen Siege, selbst das paradiesische Wien und die mächtigen Stromufer der Donau, mußte der Böhmenkönig wieder verlieren an den habsburgi-

schen Kaiser Rudolph I., und Kunigunde von Ungarn, seine Gattin, bekannte ihm, daß sie den gefallenen Helden, der Alles verloren, nicht mehr liebe und gab sich zu seiner Schande ihrem Buhlen hin. Ottokar, einst der Glückliche, konnte nicht mehr leben, und in der gewaltigen, welthistorischen Schlacht bei Marchek sanken die Hoffnungen des Slavenstammes verblutend zusammen, und das Haus Habsburg erhob sein Haupt und befestigte sich für die folgende, neuere Geschichte.

Aber das grüne Böhmen war so schön, das grüne Böhmen war so reich an innerem Segen, an Kraft der Natur und des Volkes, an Mann und Gemüth! Es war berufen, und die Besten wußten sich's nicht zu sagen, warum sie nicht auch Auserwählte seien? Da gereuete es den Geist der Geschichte noch einmal, und nachdem noch nicht zwei Jahrhunderte verflossen, trat er zu einem zweiten Versuch an das Land Böhmen und berührte es mit dem herrlichsten Gedanken, der ihm durch Gottes Rathschluß eingegeben war. Es war der Gedanke der Religionsfreiheit durch die stark gewordene Vernunft. Wahrlich, Böhmen

ſchien zu einer hiſtoriſchen Macht berufen, und nachdem es ihm nicht gelungen, durch Gewalt ſeiner Waffen ein Weltreich zu werden, ſollte es durch die Gewalt des denkenden Geiſtes, die in ſeiner Mitte losbrach, Ton-anſchlagend ſein für eine neue Weltperiode. Das Slaventhum ſtand zum zweiten Mal auf dem Punkte, ſich auf den Völkerthron Europa's zu ſetzen, und man hätte denken ſollen, dies ſei der auserwählte Stamm der neueren Geſchichte! Diesmal war es kein König, kein Held mit Schwert und Lanze; es war ein ſtiller, frommer, gelehrter Magiſter der freien Künſte. Der freien Künſte Magiſter nannte ſich mit Recht Johannes Huß; denn in einem verfinſterten Menſchenalter trug ſich ſeine Seele mit der wunderbaren Ahnung, daß der Menſch frei ſei, und daß das wahre Leben in der Kunſt beſtehe, ſich frei zu machen. Schon ward der Geiſt der neuen Lehre unter den Böhmen verſtändlich, und an den Flammen des Scheiterhaufens, auf dem der Märtyrer Huß mit einem froh ergebenen Pſalme ſein Leben ausbauchte, ſchürte ſich ein großer Weltbrand an mit viel

verheißenden und weit leuchtenden Feuerzeichen. Diese böhmischen Wahrsagungen einer allgemeinen Reformation unter den Menschen gewannen immer mehr an Kraft und Glauben, und bald geschah es, daß die Böhmen sogar ihre Königskrone nur Dem geben wollten, welcher der hussitischen Religion zugethan sei, wie die meisten von ihnen. So hatten die Böhmen den freieren Glauben liebgewonnen, und der männliche, kräftige, kluge Georg von Podiebrad, der Hussitenfreund, von dem Rohyzana vorher gepredigt hatte, bestieg ihren Thron. In den folgenden Jahrhunderten aber regte sich allgemach wieder das alte Unglück über den Häuptern der Czechen, und der historische Geist, der es hatte tragen wollen, begann von Böhmen zu weichen. Noch konnte man jedoch immer hoffen, bis endlich die bejammernswerthe Schlacht am weißen Berge bei Prag mit dem letzten Todesstreiche herabsank auf Böhmen. An diese beiden Schlachten, an die Schlacht bei Marchek und an die Schlacht am weißen Berge, haben die Böhmen in verschiedenen Zeiten ihre schönsten Nationalhoffnungen verloren, und aus diesen

beiden, großen Wunden ſah das dreizehnte und ſiebenzehnte Jahrhundert ſie bluten bis in den Tod. Sie hatten ſich den proteſtantiſchen Kurfürſten Friedrich von der Pfalz zu ihrem Könige gewählt, der eine ſchöne Frau hatte und ein kindiſches Herz. Er war wahrhaftig ſo kindiſch, daß er vor Freuden weinte, als er ſich die Königskrone auf's Haupt ſetzte, was ihm freilich bald ernſthafte Thränen bedeuten ſollte, die an dieſer Krone hingen. Statt ſich nun mit Mannesgewalt zum Kriege zu rüſten für Böhmen gegen Ferdinand von Oeſtreich, freute er ſich blos, daß er der Böhmen König geworden, und verjubelte ſeine Zeit in dem üppigen Prag, als wäre in der ganzen Welt heller Feiertag, und ſeine ſchöne Frau hielt es mit tauſend Anbetern. Eine ſo leichtſinnige Wirthſchaft wurde an dem Todestage Böhmens getrieben; aber den Leichtſinn und die Ueppigkeit beſchleicht die ſchneidende Tragödie raſch bei praſſender Tafel. Bei Prag wurden die Böhmen geſchlagen am weißen Berge, und Ferdinand II. hatte geſchworen, den proteſtantiſchen Glauben mit Feuer und Schwert zu tilgen,

und er hielt Wort, und das Haus Habsburg befestigte sich abermals, wie zuerst nach der Schlacht bei Marchek. Da wurde Böhmen seiner Verfassung entsetzt, auf der Wahlstatt begrub es mit seinen Todten alle seine Wünsche und Gedanken in die mütterliche Erde, und sah sich für immer in ein katholisches Erbrecht verwandelt. Und der böhmische Protestantenkönig, der letzte, floh bei Nacht und Nebel davon, und nahm seine schöne Frau und sein kindisches Herz wieder mit sich, und ließ die Krone zurück und weinte.

So hat die slavische Jungfrau geliebt und gelitten, gehofft, gestrebt, geblutet und gerungen, und endlich all ihr Leid und ihre alte Liebe wieder vergessen. Ihre alte Liebe zur Freiheit des Glaubens hat sie vergessen, und ihre schöne Hoffnung zur Thür hinausgestoßen, und statt des Hussitenschwertes den Rosenkranz wieder in die Hand genommen. Kein katholischgläubigeres Land jetzt in Deutschland, als das Böhmen, das einst katholische Reichsräthe zum Fenster hinausgeworfen hatte. Nun siehst du fast an jedes Haus

wieder einen Schutzpatron gemalt mit goldenem Firniß, und dem Böhmen iſt es Ernſt, wenn er Ave Maria flüſtert. Selbſt Oeſtreich ſcheint hell proteſtantiſch zu ſein gegen Böhmen.

2.

Geſchichten vom faulen Wenzel.

Man kann nicht durch Böhmen reiſen, ohne in jenem burlesk-tragiſchen Geiſte, der überall aus der böhmiſchen Geſchichte herausbricht, an den Kaiſer Wenzel erinnert zu werden, der gewiſſermaßen das Normalbild in dieſem ſchwermüthig luſtigen Genre abgiebt. Wenzel der Vierte, deutſcher Kaiſer und Böhmenkönig, lebt noch heutzutage als humoriſtiſches Mondkalb in der Vorſtellung des Volks, und das komiſche Schreckbild, das der Aberglaube in der Geſchichte aus ihm geſchaffen, tanzt überall vor mir her auf den böhmiſchen Haiden, daß man lachend ſich vor

ihm fürchten muß! Bei keiner historischen Person ist die plumpe Vorstellung des gemeinen Mannes so in die geschichtliche Aufzeichnung übergegangen, wie bei dem armen Wenzel, der, zu einer Schmutzgestalt vermalt, durch eben so lächerliche als unsaubere Märchen auf die Nachwelt gekommen ist. Die abergläubische Volksvorstellung hat diesen König der Böhmen so arg zugerichtet und ihn zu einer solchen Karrikatur verwaschen, daß er in einem bekannten Schauerstück auch auf der deutschen Bühne als ein fraßhafter Unhold erscheinen konnte. Man sieht daraus, wie wenig man sich auf die historische Gerechtigkeit in der Welt und auf das Urtheil der Nachwelt verlassen kann, wenn es einem nicht gelingt, sich mit seinen Zeitgenossen zu verständigen und deren Wahn, Dummheit oder Bosheit zu besiegen. Nirgends giebt es weniger Gerechtigkeit, als in der Geschichte. Manche historische Gestalten tragen den Makel, mit dem ihre Zeit sie beworfen, bis in alle Ewigkeit an sich, und büßen so für die Schlacken ihrer Zeit, von denen sie vielleicht selbst die Reinsten waren. So ist

auch bis auf den heutigen Tag Wenzel ein lächerliches Scheusal geblieben, und seine Zeitgenossen geben ihm den Beinamen des Faulen, obwohl sein Jahrhundert keinen König kannte, der thätiger, beweglicher, freigesinnter, aufgeweckter und für den Fortschritt der Menschheit wirksamer gewesen wäre. Denn nur unter seiner Regierung konnten die hussitischen Versuche um die Befreiung des menschlichen Geistes so bedeutend um sich greifen, und Wenzel war, komischer Weise, der erste protestantische Kopf seiner Zeit. Aber all' dies Gute war freilich in jener burlesken, phantastischen und selbst schmutzigen Manier ausgeführt, wie sie dem Geiste seines Jahrhunderts eignete, und die so hervorstechend war, daß sie in der sich fortpflanzenden Meinung des Volks als das Wesentliche haften blieb.

Wenzel war freilich vom Anbeginn seines Lebens ein seltsamer Kauz. Seine Mutter, als sie ihn zur Welt gebracht hatte, bekam einen solchen Schreck über ihn, daß sie vor Entsetzen den Geist aufgab; denn der junge Wenzel erwies sich als sehr garstig, krumm und verwachsen.

Indeß ersetzte er die Häßlichkeit schon als Kind durch seine innere Schwere, denn er soll bei seiner Geburt zwölf Pfund gewogen haben, weshalb sein frommer Vater, Carl IV., an die heilige Mutter Maria zu Aachen dankbar so viel Gold einschickte, als sein Kind Gewicht hatte. Als der junge Wenzel getauft wurde, ließ er seinen Urin in das Taufwasser, was ihm einige Geschichtsschreiber ordentlich zum Vorwurf angerechnet haben. Es war in der St. Sebalduskirche in Nürnberg, wo die Taufe geschah, und als man das Wasser dazu wärmte, soll bei dieser Gelegenheit Feuer ausgekommen sein, das den ganzen Pfarrhof in Asche legte. In seinem dritten Jahre ließ ihn sein Vater zum böhmischen Könige krönen, und, wie ein gar zu boshafter Chronikenschreiber erzählt, widerfuhr es dem armen Wenzel bei dieser Krönung, seinen Unrath auf dem Altare fallen zu lassen. All solch Unglück kann jedem ehrlichen Manne begegnen, und es ist schrecklich, daß die Geschichte dafür ein Gedächtniß hat und es bis zum jüngsten Gericht aufbewahrt. Die Weltgeschichte hält aber einmal

ſtrenge Buch über alle die gepreßten Seufzer der Menſchheit, und ſo zeichnet ſie ſowohl das tragiſche wie das lächerliche Unglück unerbittlich ein mit dem Griffel, welchen man nennt den Griffel der Gerechtigkeit! Mit Wenzels Schönheit wollte es ſich aber nicht beſſern, als er heranwuchs, und aus einem Bilde, das ich in Prag von ihm geſehen, blickte mir eine etwas thieriſche, aber keineswegs gedankenloſe Phyſiognomie entgegen. Das Thieriſche in ſeinem Geſichte drückt ſich aber mit einem gewiſſen, edlen Grolle gegen das Schickſal aus, wodurch wieder das Menſchliche bei ihm auftaucht, und ſein tückiſch aufgewecktes Auge blitzt von der Klugheit, mit der ſich ſeine Wildheit faſt immer verbunden zeigte. Dagegen muß der ſpeculative Zug, der ſich in ſeiner rüſſelförmigen Naſe an den Tag legt, allerdings nicht angenehm gewirkt haben, und ſein Kopf ſaß ihm ſehr ſchief auf dem verwachſenen Rumpfe. Aber, lieber Gott! hat man denn nöthig, ſchön zu ſein in dieſer armſeligen Welt? Wenzel hatte es in ſeiner Zeit am allerwenigſten Urſache; denn ſeine Zeit war verworren, zerriſſen und ſchmutzig, und auf

dieſem Grunde ſtrahlt der faule Wenzel noch immer ſchön und lieblich, wie eine Lilie. Sein ſchief aufſitzender Kopf hatte die geradeſten Anſichten in ſeinem Jahrhundert; und daß er ſo wild und gräulich war, trug viel dazu bei, ſeiner Zeit die ihr nöthige Bewegung und Aufregung zu geben.

Im Jahre 1378, in ſeinem ſiebenzehnten Lebensjahre, gelangte Wenzel zur Regierung, und ließ es ſich aus allen Kräften angelegen ſein, ſich den Beinamen des Fleißigen im Lande zu verdienen, obſchon er nachher den des Faulen in der Geſchichte davon tragen mußte. Er reiſte eifrig im ganzen Reich umher und ſuchte die innern Zwiſtigkeiten der Zeit, die Kirchenſpaltungen und die Unruhen der Reichsfürſten auf dem Wege der Güte und durch Friedensſchlüſſe und Reichstage beizulegen. Er beſtrebte ſich wenigſtens in der Handhabung der Rechts-Angelegenheiten im Geiſte ſeines Vaters Carl zu handeln, wenn ihn auch in Böhmen ſelbſt ſein eigenthümlicher Sinn bald auf ganz entgegengeſetzte Bahnen trieb. Böhmen hatte unter der Beherrſchung Carl's IV.

ohne Zweifel ſeine herrlichſte und gewaltigſte Zeit gehabt, in ſo fern es ſich blühend ausdehnte nach allen Seiten und ein bedeutendes Gränzgebiet mit immer ſteigender, politiſcher Uebermacht behauptete. Die Weltgeſchichte wollte jetzt noch weiter fortſchreiten mit Böhmen und erweckte in ihm den Geiſt des proteſtantiſchen Widerſpruchs, nicht nur in den religiöſen, ſondern auch in den politiſchen Dingen. Und hier ereignete es ſich ſeltſam, daß König Wenzel es ſelber war, welcher zu dem Kampfe gegen die Geiſtlichkeit und gegen den Adel in ſeinen Landen den Ausſchlag that und die erſte Hand aufhob in der neueren Geſchichte, um die ariſtokratiſch-hierarchiſchen Elemente des modernen Staates nieder zu drücken. Wenzel war gewiß ein guter Sohn, denn er ehrte in allen Stücken die Vorſchriften ſeines frommen und abergläubiſchen Vaters; nur hatte er doch nicht ſo viel Frömmigkeit von ſeinem Vater ererbt, um bei den zum Himmel ſchreienden Umtrieben und Laſtern der Cleriſei andächtig die Hände falten zu können, wie Carl IV. es gethan, ſondern ſeine Hände

hallten sich vielmehr und griffen alsobald nach dem Schwerte.

Wenzel besaß einen weltlichen und weltlustigen Sinn, und die Natur hatte ihn mit Witz und einem durchtriebenen Verstande begabt, so daß die Heiligenkrämerei, die sein Vater zeitlebens getrieben, nichts verlockendes für ihn haben mochte. Einen schneidenderen Gegensatz zwischen Vater und Sohn hat es wohl nie gegeben, als Karl und Wenzel und doch verrathen sich eben hierin auch die zarten Stoffe, die ohne allen Zweifel in dem wilden, viel geschwächten Wenzel vorhanden waren, wenn man bedenkt, welche Pietät er gegen die Burg Karlstein und das dort gestiftete Reliquien-Museum seines Vaters bewiesen. Einige Meilen südwestlich von Prag, in einer düster romantischen Gegend, liegt, von vier Bergen umschlossen, das weltberühmte Schloß Karlstein, wo Karl IV. alle Reliquien der Welt zusammengeschleppt hatte. Wie bei uns heut zutage Kunst- und Gewerbe-Ausstellungen in Mode gekommen sind, so veranstaltete Karl damals häufig Reliquien-Ausstellungen, in eigens vom Papste bestä-

tigten Festen, die zu Prag gefeiert und oft von funfzig bis sechzig Tausend Menschen besucht wurden. Unter diesen Heiligthümern befand sich, außer dem berühmten Stückchen von der ägyptischen Finsterniß, auch das Peplum matris dei, mit dem unterm Kreuze aufgefangenen drei Blutstropfen des Sohnes, das aber seiner außerordentlichen Heiligkeit wegen nur alle sieben Jahre einmal dem Volke gezeigt wurde. Wenzel, als er zur Regierung kam, spürte nicht den geringsten Sinn in sich für alle diese Reliquien; doch beschloß er aus Rücksicht für das Andenken seines Vaters, wenigstens die Anzahl derselben noch zu vermehren, indem er beständig so viel Heiligenknochen und Märtyrergebeine dahin schaffen ließ, als er nur im Lande auftreiben konnte. Er hatte Recht, mit diesem alten Märtyrthum aufräumen zu lassen und es zu begraben in einem Museum, damit in der Welt Platz würde für das neue Märtyrthum, das mit dem Zeitalter Wenzels und Hussens über die Menschen kam, denn jetzt errichtete die Menschheit ihre Scheiterhaufen der erwachenden Vernunft und zündete der freien Idee

ein Martyrfeuer an, das noch nicht verglommen iſt, heutzutage auch die edelſten Herzen brennt. Was haben alle Märtyrknochen der katholiſchen Zeit zu bedeuten gegen die geiſtigen Seufzer, gegen die geiſtigen Verſtümmelungen und Folterqualen, welche ſeit Huß das Märtyrthum der Idee über die Beſten unter den Sterblichen gebracht hat! Wollte man ein Muſeum der am Freiheitsdrange gebrochenen Herzen ſtiften, kein Karlſtein würde dazu ausreichen, aber auch kein königlicher Herr, wie Karl, würde ſich dazu finden, um eine öffentliche Ausſtellung davon zu veranſtalten! Auch würde der Papſt nicht ſolche Ausſtellungen beſtätigen. —

Wenzel war alſo, wie wir geſehen haben, ein guter und wackerer Sohn, er vermehrte die Reliquien. Dagegen konnte er ſich doch nicht enthalten, Karlſtein zu gleicher Zeit als Jagdſchloß zu gebrauchen, weil ſich in der Nähe ſo vieles und herrliches Wild befand, und dadurch fing er allerdings ſchon an, das Reliquienſchloß bedeutend zu verweltlichen. Mit einer Vorſchrift ſeines frommen Vaters befand ſich aber ſein le-

benslustiges und weltlustiges Herz besonders im Widerspruch. Karl hatte nämlich ein förmliches Gesetz gegeben, daß niemals ein Frauenzimmer in Karlstein übernachten dürfe, und zwar, wie er selbst das Gesetz erläutert: „aus Ehrfurcht gegen die heiligen, hier aufbewahrten Reliquien.“ Es durften wohl bei Tage Frauen auf Karlstein erscheinen, aber nimmermehr da schlafen, und selbst die Kaiserin machte von dem Gesetze keine Ausnahme. Karl fürchtete also bloß die feurigen Nachtträume seiner schönen Bohminnen und besorgte, daß die Gebeine seiner Heiligen mit Weltlust möchten behaucht werden von den Ausathmungen zärtlicher Schläferinnen. Wenzel aber bewies seinen protestantischen Geist zuerst dadurch, daß es ihm unmöglich fiel, grade dieser Verordnung seines Vaters auf Karlstein nachzukommen, denn Wenzel liebte die Frauen mehr als alle Märtyrer und Heiligen. Wenzel liebte Wein, Weiber und Gesang, wie Luther, dessen erste Protestation gegen den Katholizismus mit der Liebe zu einer Frau anfing. Man kann annehmen, daß unter Wenzels Regierung manche Böh-

min in Karlstein übernachtet hat während der Jagdzeit, doch findet sich in der Geschichte keine Spur, daß ein Unglück dadurch entstanden, oder daß die Heiligen der alten Zeit, die dies auf Karlstein mit ansehen mußten, ein Aergerniß genommen.

Man irrt jedoch, wenn man glaubt, daß Wenzel seiner Zeit vorangegangen wäre in der Verderbniß der Sitten, worin mit der Geistlichkeit zu wetteifern ihm hätte schwer werden sollen. Vielmehr war es gleich zu Anfange seiner Regierung eine der wichtigsten Aufgaben, die er sich gestellt, dem Unwesen und den Ueppigkeiten der böhmischen Geistlichkeit zu steuern, die sowohl unter der langen Regierung Karls IV., als auch durch die vielen Stiftungen des pfäffisch gesinnten, böhmischen Adels, übertriebene Einkünfte an sich gerissen hatte. Die Clerisei dieser Zeit lebte deshalb in einer mehr als weltlichen Schwelgerei und hielt jetzt, wie es immer bei solchen Wendepunkten der Geschichte geschieht, in üppigen Bacchanalien die Vorfeier ihres Unterganges. Das Volk selbst entsetzte sich vor den Ausschweifungen

und Lastern, welche dem geistlichen Stande eigenthümlich geworden waren. Der faule Wenzel aber nahm sein Schwert und fuhr wie ein frischer Sturmwind mitten unter diese entartete und lasterhafte Clerisei. Sowohl in Prag als auf dem Lande bestrafte er mit eigner Hand die Geistlichen, deren unzüchtiges Leben ruchbar geworden war, und die Priester, die sich Beischläferinnen hielten, ließ er auf öffentlichem Markte in Prag am Pranger ausstellen, neben den andern armen Sündern. Dies war freilich zu hart, denn die Geistlichkeit Böhmens büßte dadurch vollends alles moralische Ansehen beim Volke ein, und sie wurde in sich selber immer mehr entsittlicht durch ein Verfahren, das alle geheimen Schäden dieses Standes ans Tageslicht zog. Dadurch aber legte Wenzel, ohne es zu wissen, im Volke selbst zu der religiösen Revolution den Grund, die unter allen Landen zuerst und am tiefsten in Böhmen Wurzel und Uebermacht gewann. Das Ansehen der Geistlichkeit zu untergraben, lag ihm in jeder Weise am Herzen, und so entsagte er auch dem Ruhme, den alle seine Vorfahren gesucht hatten,

neue Klöster im Lande zu stiften. Die von den Bischöfen errichteten Zölle, namentlich in der Wetterau, bemühte er sich, zu zerstören, und schonte bei allen diesen Reformationsversuchen keine Mühe, aber auch kein Blut. Er führte überhaupt ein strenges und gewaltiges Regiment ein in seinen Erblanden Böhmen, denn er hatte es dort, außer mit der entarteten Geistlichkeit, auch mit dem ebenso entsittlichten und aufrührerischen Adel zu thun, der sich mit aller Uebermacht, zu der er im Staatsleben erwachsen war, gegen Wenzel empörte. Beständig bildeten sich aristokratische Aufstände gegen König Wenzel, die ihm oft sehr schwer zu unterdrücken waren, obwohl er eine eigenthümliche Methode besaß, sich bei Revolutionen und Verschwörungen zu benehmen. Er ließ nämlich Alles enthaupten, was ihm irgend unter die Hände gerieth, und ein Geschichtschreiber sagt, der Adel sei erschrocken gewesen, daß ihm der König nach dem Kopfe gegriffen. Die Sage aber hat daron Anlaß genommen, aus Wenzel eine blutrothe Gestalt im scharlachenen Henkermantel zu bilden. Sein großer, englischer Hund und sein

Gevatter Scharfrichter, deſſen Kind er aus der Taufe gehoben, ſeien Tag und Nacht und überall um ihn geweſen, erzählt ein fabelhafter Chronikenſchreiber. Wenn Wenzel ausritt, heißt es dort, ſo ritt der Scharfrichter zunächſt nach ihm, und der Hund lief voran. Jener mußte auf der Straße oft vom Pferde ſpringen und ſein Amt verrichten, wenn Wenzel Jemanden, der ihm begegnete, todt haben wollte. Der Hund aber, wird ferner dort erzählt, fiel, ſobald Wenzel nur winkte, die Leute an, und biß ſie auf die jämmerlichſte Weiſe todt. Die niederländiſche Chronik erzählt ſogar bei dem Tode von Wenzels Gemahlin, Johanna, die eine Tochter Herzogs Albrechts in Baiern war, ſie ſei bei Nacht in ihrer Schlafkammer, in die Wenzel ſeine Dogge gehetzt, von derſelben erbiſſen und zerriſſen worden. Dies iſt eben ſo thöricht, als die Verbindung, in welche man den Tod des heiligen Nepomuk mit dieſer erſten Gemahlin Wenzels gebracht hat. Die Sage berichtet nämlich, Wenzel habe einen ſo liederlichen und abſcheulichen Wandel geführt, daß ihn ſeine ſanfte Gemahlin Johanna beſtän-

rig und dringend von diesem Unleben habe ab-
mahnen müssen und sich herzlich darüber betrübt
habe. Es sei dem Wenzel jedoch keineswegs
gleichgültig gewesen, was seine Frau von ihm
gedacht, und so habe er, argwöhnisch wie alle
Tyrannen, ihrem Beichtvater Nepomuk nöthigen
wollen, ihm zu sagen, was die Königin in der
Beichte vertraut. Da sich Nepomuk geweigert,
so habe ihn Wenzel von der Moldaubrücke in
den Fluß hinunterstürzen lassen. Die Königin
aber habe sich in Kurzem zu Tode gegrämt. Daß
dies Märchen nicht den geringsten historischen
Grund hat, geht schon aus der bloßen Angabe
der Jahreszahlen hervor. Denn wenn wirklich
Nepomuk der Beichtvater der Königin gewesen,
so ist bekannt, daß derselbe erst im Jahre 1393
starb, während Johanna schon 1386 das Zeitliche
segnete. Es ist aber merkwürdig, hier unter
aristokratisch-pfäffischen Einflüssen Volkssagen sich
bilden zu sehen, während sonst die Volkssage in
der reinsten und freiesten Unabhängigkeit, in der
naivsten Unschuld der Gesinnung, sich gestaltet,
oder wohl auch zu Adel und Geistlichkeit, das

Verhältniß der treuherzigſten Perſiflage annimmt. Bei unſerm Wenzel aber, der in ſeinem Kampfe mit der Ariſtokratie und Cleriſei häufig auch eine allzu derbdumpfte Volksmeinung verletzen mußte, zeigte es ſich umgekehrt auf eine ſehr komiſche Weiſe.

Wie aber Nepomuk oder Johanko von Pomuk durch den ungeſtümen Sinn Wenzels ſeinen Tod gefunden, iſt aus der Geſchichte dieſer Zeit in anderer Art bekannt. Es war dem König in ſeinen Reibungen mit der Geiſtlichkeit daran gelegen, die Bedeutung des prager Erzbisthums ſo viel als möglich herunterzubringen, und er beſchloß deshalb, aus der Abtei Kladrub ein Bisthum zu errichten. Die Ausführung dieſer Abſicht wollte er jedoch ſo lange verſchieben, bis den alten Prälat dieſes Stiftes der Tod von ſeiner Stelle abgerufen haben würde. Derſelbe ſtarb auch nicht lange darauf, aber durch prieſterliche Intriguen wurde nun ſogleich ein anderer Abt für Kladrub gewählt, den zu beſtätigen ſich das erzbiſchöfliche Conſiſtorium in Prag flugs beeilt hatte. Wenzel gerieth darüber in einen ſo

fürchterlichen Zorn, daß der Erzbischof von Prag seines Lebens nicht mehr sicher zu sein glaubte, sondern eilig die Flucht ergriff. Wenzel aber konnte sich dabei nicht beruhigen, und tobte nunmehr seinen ganzen Grimm an dem General-Vikar des Erzbisthums aus, welches Johanko von Pomuk war. Diesen ließ er greifen, in einen Sack stecken, und bei Nacht über die Prager Brücke in die Moldau hinunterwerfen. Als der heilige Mann in den Fluthen untersank, stiegen über seinem Wellengrabe goldene Sternlein empor, zu denen das entsetzte Volk betete. Diese Sternlein kann man noch heut auf der Nepomukbrücke in Prag sehen, aber freilich in Erz gegossen, und der Stein des Brückengeländers, auf welchem die Bildsäule des Heiligen sich erhebt, ist ganz ausgehölt von den Küssen der Andächtigen, welche seit Jahrhunderten ihn geküßt haben. Denn Nepomuk stand in großem Rufe und hatte viele Liebe beim Volke, so daß Wenzel, als er sah, welchen Schrecken er durch seine Uebereilung unter den Böhmen verbreitet, selbst in eine große Angst gerieth. Hier trat nun wieder die gute Seite sei-

ner Natur, die begangne Fehler gern sühnen mochte, hervor, und er beschloß, sich für seine blutige That einer Kirchenbuße zu unterwerfen, indem er den entflohenen Erzbischof dringend und mit andächtigem Flehen zurückberief. Der Erzbischof wollte aber nicht kommen, sondern ging nach Rom, wo er den König beim Papste verklagte, und so that denn Wenzel auch natürlich keine Kirchenbuße, die auf seine eigne Hand zu unternehmen er keine Lust verspürte. Dies Ereigniß soll aber Viel zu Wenzels nachmaliger Absetzung vom Kaiserstuhle Deutschlands beigetragen haben, die später in der That durch die Intriguen des Papstes Bonifacius zu Stande gebracht wurde.

Dies begab sich gegen das Ende des Jahres 1393, wo, durch die Unpopularität Wenzels ermuthigt, der aufrührerische Adel, der gewissermaßen in Bevormundung des Königs die Verwaltung des Landes an sich bringen wollte, in einen neuen Sturm gegen Wenzel losbrach. Die Herren von Rosenberg, von Michelsberg und von Neuhaus werden besonders bei dieser aristokratischen Revolution genannt. Diese Herren hatten

sich diesmal mit dem Markgrafen Jodok von Mähren verbündet und zeigten sich so gewaltig, daß es ihnen gelang, sich Wenzels zu Beraun zu bemächtigen und ihn aufzuheben. Sie führten ihn als Gefangenen nach Prag, wo er im Schlosse eingesperrt wurde, und aus dieser Gefangenschaft, die durchaus historisch ist, hat die Volkssage ebenfalls wieder die abenteuerlichsten Albernheiten gewoben. Die Erzählung von der Bademagd, welche Wenzel aus der Gefangenschaft errettet haben soll, wird von Pelzel, dem Geschichtschreiber Böhmens und Biographen Wenzels, als fabelhaft abgewiesen, doch ist sie in ihrem Unsinn zu charakteristisch für alle Fabeln dieser Art, mit denen die Geschichte Wenzels durchwebt ist, um sie nicht hier mitzutheilen. Ich entnehme sie aus einem alten, voll der ergötzlichsten Faseleien steckenden Buche de regibus Bohemiae, das mir zufällig in Prag in die Hände gerathen.

„Die Böhmen erhoben sich endlich, nachdem das Blut zweier Landherren, auch zweier Bürger von Prag, die er allererst hinrichten lassen, gleichsam noch nicht erkaltet war, ließen ihn zu Be-

raun, im Jahre 1393, am Tage Stanislai, durch 16 Mann aufheben, und heimlich nach Prag, aufs Rathhaus in der alten Stadt, zu Gefängniß (wohin man die armen Sünder, die das Leben verwirkt, zu setzen pflegte) bringen; in welchem er 15 Wochen, bis auf Bartholemäi, in Stank und Unlust gelegen. Endlich ließ er den Rath bitten, sie wollten ihm vergönnen, im nächsten Bade sich abzuwaschen. Er wurde von vier vertrauten Stadtdienern heimlich und verkleidet dahin begleitet. Zwei hielten Wache, zwei badeten mit ihm. Nach langem Baden sagte Wenzeslaus: er wolle sich etwas an der Luft erkühlen, welches ihm die Diener zuließen. Nun lag das Badhaus an der Moldau, und hinten war ein Fischernachen angehängt. Wenzel fragte die Badmagd, ob sie mit dem Nachen fahren könne. Als sie solches bejahte, bat er sie, sie wolle ihn eilends ans andere Ufer führen und versprach ihr ein stattliches Trinkgeld. Die Magd, so ihn nicht kannte und gern Geld verdienen wollte, saß mit ihm, wie nackt sie beide waren, in dem Nachen und ruderte hinüber. Im Aussteigen stieß

Wenzeslaus den Kahn vom Lande, daß die Magd nicht wieder herüberfahren und ihn verrathen könnte. Danach befahl er ihr, sie sollte ihm mit dem Ruder folgen, mit Versprechen, er wolle sie, zum Dank, mit 100 Gulden begaben. Also liefen sie miteinander durch das Gesträuch, längs des Stromes, bis zum Dorfe Kuchel: allda sie wieder einen Nachen fanden, auf selbigem zurücke hinüberfuhren, und durch den Wald vollends bis zu einem Schloß eilten, welches Wenzeslaus vor zwei Jahren zu seiner Sicherheit hatte aufbauen und bevestigen lassen. Der Thorwart erkennet ihn an der Stimme, lief und sagte es dem Hauptmanne, der ihn alsobald sammt der Magd einließ, ankleidete und mit einem Nacht-Imbiß ergötzte. Nach der Mahlzeit ließ Wenzeslaus 100 Goldgulden herbringen, schenkte sie der Magd zur Danksagung und sagte ferner zu ihr: Weil sie seine Erlöserin, seine Gefährtin und Tischgenoß gewesen, so sollte sie nun auch sein Schlafgesell sein, welches die Dirne, so Susanna hieß, aber nicht war, gerne geschehen lassen. Als er nun daselbst mit ihr etliche Tage

ſich erluſtiget, nahm er ſie mit ſich nach Ziebrack, dahin er die Herren von Prag zu Gaſt berief. Die wollten aber nicht kommen und ließen ihm ſagen: ſie hätten es zu Prag beſſer, als auf dem Ziebrack. Er war nun nicht milder als zuvor, und gleichwie ein wildes Thier, das aus dem Stalle ledig gekommen, wüthete er wider alle ſeine Widrigen, die er bekommen konnte; von Niemanden ihm einreden laſſend, als von ſeiner lieben Suſanna, die mit ihm kürzlich in ſolche Vertraulichkeit gerathen, daß ſie auch völlig Meiſterin ſeines Sinnes worden war" u. ſ. w.

Die Befreiung Wenzels aus dieſer ſeiner erſten Gefangenſchaft — denn daß er ſich zweimal in ſeinem Leben in dieſer Lage befunden, iſt aus den hiſtoriſch erwieſenen Begebenheiten ſeiner Regierungszeit offenbar — geſchah jedoch auf eine glaubhaftere Weiſe, indem ſein Bruder, der Markgraf Johann von der Lauſitz, herbeieilte, um ihn aus der ſchmählichen Haft zu retten. Als er indeß vor Prag rückte, hatten die Herren von Roſenberg ſich ſchon mit König Wenzel davon gemacht, und ihn auf ihrer Burg Starkenberg in

Oeſtreich verſteckt, damit er von Niemandem aufgefunden werden könnte. Der Adel hatte eine Art von Statthalterſchaft in Böhmen eingeſetzt, welche das Land regieren ſolle. Den armen Wenzel wollte man zwar als König beibehalten, doch er ſollte weiter nichts thun dürfen, als auf die Jagd gehen, aber gänzlich aller Regierung ſich entſchlagen. Zu ſeinem Glück aber ließ es ſich ſein Bruder Johann eifrig angelegen ſein, ihn auszukundſchaften, aus dem Kerker zu befreien und wieder in ſeine Rechte einzuſetzen. Eine unwahrſcheinliche Sage geht dahin, daß man verſucht habe, Wenzel auf Starkenberg zu vergiften. Das Gift aber habe ſeiner ſtarken und unbändigen Natur nichts anhaben können, und Wenzel habe keine weitere Wirkung davon verſpürt, als einen beſtändigen Durſt, der ihm ſeitdem zeitlebens nachgeblieben. Der unglückliche Wenzel! Dadurch kam er in den Ruf eines Säufers, der ihm noch heutzutage in der Weltgeſchichte anklebt, und der ihm noch die Verachtung der allerſpäteſten Nachwelt zuzieht! Welche Ungerechtigkeit des Schickſals! Wenzel ſollte tragiſchen Todes durch

Gift sterben, und wird darüber zum Säufer. So schlägt das Trauerspiel wieder in die Burleske um, und Wenzel ist vor dem Schicksale gerechtfertigt, aber die Moral klagt ihn dennoch an. Es ließ sich freilich nicht läugnen, daß Wenzel ein sehr starker Esser und Trinker war, auch noch vielleicht über das große Maaß hinaus, das ihm jenes tragische Schicksal vorschrieb, aber um so höher muß man seine Charakterfestigkeit schätzen, wenn man bedenkt, daß er in einer so schlimmen Zeit, wie die seinige war, sich niemals den Appetit verderben ließ, sondern es mit der Geistlichkeit, die er bekämpfte, auch in dem aufnahm, was die Freuden der Tafel betraf.

Wenzel war von Natur zur Heiterkeit und Harmlosigkeit geneigt und liebte die frohen Gesichter um sich her. Aus diesem Grunde hatte er bald zu Anfang seiner Regierung sich sehr vertraulich an den Erzbischof Johann von Jenzenstein angeschlossen, der bei seinem priesterlichen Stande zugleich ein heiterer Lebemann war und den Genüssen der Welt sich hingab. Johann von Jenzenstein hatte früher das Bisthum Meißen

bekleidet und war schon dort als ein Mann von fröhlichem Temperamente bekannt gewesen, der zwar in der Theologie wohl erfahren, aber noch besser gewiegt in allen Lebenskünsten sich zeigte. Er liebte Wein, Weiber und Gesang wohl mehr, als gerade der Theologie zukam, und seine wesentlichste Dogmatik bestand in dem Satze, den lieben Gott einen guten Mann sein zu lassen, worüber dann nicht leicht theologische Streitigkeiten entstehen konnten. Er schweifte lustigen Sinnes überall umher und war, wie sein eigner Biograph von ihm sagt, in Feldern und Wäldern fleißiger anzutreffen, als in Kirchen und Kapellen. Er saß vortrefflich zu Pferde, war im Turniere mit der Lanze geschickt und in allen ritterlichen Uebungen ein Meister. Er liebte lustige Gesellschaften und Bachanale, verbrachte seine Zeit am liebsten beim gefüllten Weinglas, und widmete schönen Frauen seine Nächte, der Jagd und dem Spiele seine Tage. Er war als der größte Spieler seiner Zeit verschrieen, und auf Brett und Würfel setzte er oft seine sämmtlichen Einkünfte. Er beschäftigte sich viel mit der weltlichen Poesie und

las die heidnischen Dichter mehr, als die Kirchenväter. Wenzel war entzückt, einen so aufgeklärten Mann in seinen Staaten kennen zu lernen und drückte ihn, jauchzend, daß er diese Seele gefunden, an seine Brust. Noch erfreuter wurde er, als der Papst bald darauf diesen Johann von Jenczenstein zum Erzbischof von Prag erhob und Wenzel machte ihn nun seinerseits zu seinem Canzler und nachher auch zu seinem Gewissensrathe; denn wie hätte er einen fröhlicheren und liebenswürdigeren Menschen zu diesem Posten auffinden können! Er verbrachte seine heitersten und vertrautesten Stunden mit diesem Gewissensrath, und es befand sich sein Gewissen dabei vortrefflich. Einstmals aber reiste Johann von Jenczenstein nach Magdeburg, um einem Lustgelage beizuwohnen, zu dem ihn ein wahlverwandter Freund, der dortige Erzbischof Ludwig, bei der Fastnachtszeit eingeladen. Die Herren verbrachten eine schöne Nacht, indem sie die besten Weine zechten und mit den lieblichsten Edelfrauen der Umgegend tanzten. Da erscholl plötzlich im Hause ein Geschrei: es sei Feuer! Lichterloh

verriethen sich auch bald die Flammen, und ein Gast stürzte über den andern, um Ausgang und Rettung zu finden. In dem verzweiflungsvollen Gedränge sprangen Viele zum Fenster hinaus und brachen den Hals. So kamen die meisten Tänzer ums Leben und der Erzbischof Ludwig selbst verunglückte bei seinem Sprung aus dem Fenster, indem er sich das Genick zerschlug. Johann von Jenczenstein aber entkam glücklich; doch ist es zweifelhaft, ob ein Glück zu nennen, was ihm aus dieser Rettung entsprang. Denn als er wieder in Prag angelangt war und Wenzel voller Sehnsucht seinen Gewissensrath zu sich rief, wußte sich der König beim Anblicke desselben gar nicht zu fassen. Mit dem größten Erstaunen betrachtete er ihn, denn Johann von Jenczenstein hatte sich gänzlich verändert. Seine sonst so lachende Miene hatte sich in eine finstere und bußfertige umgewandelt und er bewillkommte diesmal den König Wenzel mit einem frommen Spruche, worüber dieser einen großen Schreck bekam. Ei, was ist Dir denn widerfahren, mein lieber Jenczenstein? fragte ihn Wenzel einmal über das andere, und

Jenzenstein erzählte nun den Vorgang, der plötzlich einen der Frömmsten aus ihm gemacht hatte. In seiner wunderbaren Errettung aus der Gefahr und in dem kläglichen Ende des Erzbischofs Ludwig hatte er eine unmittelbare Warnung des Himmels erkannt, das frivole Leben einzustellen, das er bisher geführt, und endlich einen bußfertigen und Gott wohlgefälligen Wandel anzufangen. Johann von Jenzenstein wurde nun der größte Büßer seines Jahrhunderts; er fastete, wallfahrtete, geißelte und zerfleischte sich, kniete auf Dornen, schlief auf harten Steinen, und quälte sich so, daß er ganz sterbenskrank und elend wurde. Nicht minder plagte er jetzt den König Wenzel, indem er die strengste Erfüllung seiner priesterlichen Pflichten auch gegen ihn in Anwendung brachte. Wenzel gerieth in große Noth und half sich zuerst damit, den Johann von Jenzenstein seiner Pflichten als Kanzler und Gewissensrath zu entbinden. Er hatte einen fröhlichen Gesellschafter und vertrauten Freund an ihm verloren und dafür einen quälenden Moralisten an ihm bekommen, der ihm in jeder Weise

zu ſchaffen machte. Wenzel war ſehr betrübt, denn auch im Lande begann die herbe Frömmigkeit des Prälaten jetzt manches Widerwärtige anzurichten und der Ausübung der weltlichen Macht die geiſtliche feindlich entgegen zu ſtellen. Dieſe Erfahrungen, die Wenzel an ſeinem Freunde machte, waren die Haupturſachen ſeines Zerfalls mit der Kirche und der Geiſtlichkeit, der er ſich nun immer hartnäckiger gegenüber ſtellte, dadurch unbewußt die erſten Grundſteine zur neuen Reformation der Menſchheit legend. Dieſer Jenzenſtein war der nämliche Erzbiſchof, welcher endlich vor Wenzels Grimme gen Rom entfloh, um ihn beim heiligen Vater zu verklagen. Jenzenſtein kam ſpäter wieder nach Prag zurück, um ſich auszuſöhnen und Genugthuung zu erhalten. Da hatte er in der Nacht einen merkwürdigen Traum. Er ſah Prieſter in einer hochherrlichen Prozeſſion, aber die Prieſter wurden plötzlich vom wüthenden Pöbel beſchimpft und angefallen; er ſah Kirchen und Klöſter, aber ſie wurden vom Volke geſchleift; er ſah die biſchöfliche Reſidenz, in der er ſich wieder einzurichten gedachte, aber ſiehe,

rothe Flammen ſchlugen aus ihrem Dache heraus. Am andern Morgen faßte er den Entſchluß, abzudanken, und begab ſich wieder in die Einſamkeit, wo er ſich bis aufs Blut geißelte. In Rom ſtarb er, nicht in geiſtlicher Armuth, ſondern in weltlicher; denn er ſoll faſt verhungert ſein. Wenzel aber, der ſich freundlos in ſich ſelbſt zurückzog, wehrte dem Volke nicht, welches das Traumbild Jenzenſteins zu verwirklichen begann.

3.

König Wenzel und Magiſter Huß.

Um dieſe Zeit laſen die Böhmen ſehr fleißig in der Bibel. Ein katholiſcher Geſchichtſchreiber, Petzel, erzählt mit einigem Achſelzucken, daß die ganze böhmiſche Nation damals faſt nichts als die Bibel geleſen, und dieſe zu weit und allgemein betriebene Wiſſenſchaft habe den Böhmen

nach und nach das Gehirn verwirrt, so daß sie hernach wie hungrige Wölfe über einander hergefallen seien und sich auf das Grausamste gemordet hätten. Das Licht der Bibel ist die Morgenröthe und zugleich die Brandfackel für die neue Zeit der Menschheit; aber wenn jedes Ding in der Natur rasch vom Lichte gereizt wird und selbst das bloße Holz vom Lichtstrahle zu erzittern scheint: so ist es merkwürdig, daß dies Naturgesetz bei den Menschen und Völkern sich am spätesten und langsamsten entwickelt. Thier, Blume, Holz und Stein sonnen sich freudig im Licht und scheinen jauchzend ihr Sein darin zu entfalten; nur der Mensch öffnet zögernd und unschlüssig sein Auge dem Morgenstrahl, er wird zuerst trübe und unglücklich nach dem Lichte, das für ihn nur in einem blutrothen Schimmer aufgeht, und die ganze Schöpfung scheint dann zu spotten über ihr armseliges Geschöpf. Mit kalten und heißen Fiebern schüttelt die Menschheit dieser Lichtreiz, und Verwirrung und Verheerung bezeichnen ihr Streben nach dem göttlichen Strahle. Die armen Böhmen empfanden zu allererst diesen herben Licht-

reiz der Neuheit, und die Forſchung der Bibel, die plötzlich ihre Seele durchdrang, wurde zuerſt zum Schlachtſchwert und Mordgewehr in ihren Händen, nach jenem unglücklichen Geſetze der Menſchengeſchichte. Auf der Univerſität Prag befand ſich damals die Gottesgelehrſamkeit in einer gewiſſen Blüthe, und Alles, was dieſe Zeit an Studien trieb, war ſogenannte Gottesgelehrſamkeit, oder lief darauf hinaus. Der fromme Carl IV. hatte dieſe Hochſchule in religiöſem Geiſte geſtiftet, und Wenzel bemühte ſich ebenfalls während ſeiner ganzen Regierung, ſie zu immer größerer Bedeutung zu erheben.

Johann Huß war Lehrer an der Univerſität zu Prag. Er hatte eines von den Geſichtern, wie Julius Cäſar ſie fürchtete, und wie ſie zu gewiſſen Zeiten nicht gern von Königen und Gewalthabern geſehen werden. König Wenzel aber liebte den bleichen und hagern Mann und fürchtete ſich nicht vor ſeiner langen Prophetengeſtalt, die plötzlich ernſt, drohend, klar und entſchieden in dieſer verworrenen Zeit emporragte. Es waren auch viele Sympathieen da, welche

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.
3-598-52006-9
FN. 02221/024

König Wenzel und Magister Huß verbanden, und wenn diese Sympathieen zwischen König und Magister auch nicht ausgesprochen werden konnten, so that doch Wenzel im Geheimen und ohne es sich merken zu lassen, außerordentlich Vieles, um Huß zu unterstützen und aufrecht zu halten. Huß war bei aller Strenge seiner Sitten doch zugleich ein freundlicher und gutmüthiger Mann, treuherzig und friedfertig gegen Jedermann, so daß er in ganz Prag beliebt war. Wenn aber sein Herz rein und lieblich war, so war seine Stimme gewaltig in ihrer Beredtsamkeit, und er predigte auf seiner Kanzel zu Bethlehem vor einer außerordentlichen Masse Volkes, das an seinem Munde hing. Huß hatte zuerst damit angefangen, gegen den böhmischen Adel zu predigen, dessen Ausartungen und Laster er öffentlich auf seiner Kanzel aufdeckte, was ihm einen großen Volkszulauf verschaffte. Und diese antiaristokratische Richtung des neuen Reformators war die erste, stillschweigende Sympathie zwischen ihm und dem Könige, die dieser sehr wohl empfand. Bald darauf predigte Huß auch von seiner Kanzel gegen den

Papſt Bonifacius, welcher ſich bei der Entſetzung Wenzels, als römiſchen Königs in Böhmen, ſehr verhaßt gemacht hatte und überhaupt keine Liebe im Lande beſaß. Huß wurde immer kühner und mächtiger in ſeinen Reden, beim Volke aber immer angeſehener. Vom Oberhaupte der Kirche ging er nun bald zu den Gliedern derſelben über und griff in ſeinen Predigten auch die Sitten der böhmiſchen Geiſtlichkeit an, deren Verderbniß der König ebenfalls mit Feuer und Schwert zu beſſern trachtete. Der Erzbiſchof von Prag, Wolfram, wurde immer unruhiger über dieſe Feuerzeichen der Zukunft, und in ſeiner Angſt begab er ſich zum König Wenzel, um bei ihm den Magiſter Huß zu verklagen. Wenzel aber antwortete lächelnd: „So lange Huß wider uns Laien predigte, ſo lange habt Ihr Eure Freude darüber gehabt, und wir ſelber litten es mit Geduld; da jetzt aber die Reihe an Euch gekommen iſt, ſo mögt Ihr auch zufrieden ſein!“ So wurde Huß durch dieſe abermalige Sympathie des Königs immer mehr ermuthigt und angefeuert, und donnerte nun gewaltig gegen Papſt, Kardinäle und

Bischöfe los, worüber der Hof, der dadurch sein Rachegefühl an Bonifacius befriedigt, die größte Freude hatte.

Wenzel verlor indeß die Sache wieder aus dem Gesichte, da seine Händel mit dem deutschen Reich ihm viel zu schaffen machten. Er wollte sich nämlich durchaus nicht dazu bequemen, der kaiserlichen Würde zu entsagen, worauf auch die Reichsfürsten durch Abgeordnete bei ihm angetragen hatten, sondern er schickte sich vielmehr zu einem Kriege gegen den an seiner Statt erwählten Ruprecht von der Pfalz an. Nach Ausgang dieser Wirren, die dem Könige Wenzel so viel Kümmerniß brachten, sah er sich wenigstens in seinem eigenen böhmischen Erbkönigreiche wieder dauerhafter auf den Thron befestigt. Er saß nun meistentheils ganz still auf dem Wissehrad bei Prag, aß und trank, so viel es ihm schmeckte, und wandte von Zeit zu Zeit seine alte Methode an, Solchen, die ihm verdächtig schienen, die Köpfe abschlagen zu lassen. Zuweilen ging er auch verkleidet durch die Straßen von Prag, und machte selbst bei Bäckern und Fleischern Einkäufe,

um Handel und Wandel im Lande kennen zu lernen. Fand er dann Maaß und Gewicht betrügerisch, so wurde die Waare unter die Armen vertheilt, der Schuldige aber häufig enthauptet. Dies Kopfabschlagen war nun einmal im Zeitgeschmack, und daß Wenzel sonst eben kein barbarisches Gemüth hatte, läßt sich wohl aus mancherlei Zügen seines Lebens darthun. Ihn beherrschte im Gegentheil oft eine gewisse Gutmüthigkeit, er trug niemals empfangene Beleidigungen nach, und verzieh häufig selbst Denen, die das Schwert gegen ihn erhoben hatten.

Inzwischen brachen die verhängnißvollen Streitigkeiten zwischen den Böhmen und Deutschen bei der Universität Prag aus, von denen auch Wenzel wieder aus seiner Ruhe emporgeschreckt wurde. Es waren dies nationale Bewegungen, die mit der Erweckung des höheren Bewußtseins bei den Böhmen zusammenfielen, und an deren Spitze wieder Johannes Huß sich befand. Den Deutschen waren schon durch Carl IV. außerordentliche Begünstigungen bei der Universität eingeräumt,

indem ihm daran lag, dieſe Nation und ihr künftiges Wiſſen und Streben vorzugsweiſe zu ſeiner Hochſchule herbei zu locken. Die Deutſchen hatten ſogar bei allen akademiſchen Angelegenheiten drei Stimmen, während den Böhmen nur eine einzige zugeſtanden war. Dadurch kam es, daß allmälig die vornehmſten Aemter, die Lehrſtühle der Univerſität und die drei Rathhäuſer ſich überwiegend mit Deutſchen beſetzt fanden. Je tiefer die Bildung und mit ihr das Selbſtgefühl unter den Böhmen Wurzel faßten, deſto heftiger wurden die Reibungen, die ſich aus dieſer Stellung erhoben. Es entſtanden immer häufiger Unruhen zwiſchen Böhmen und Deutſchen; auf dem Obſtmarkte fand eine große Schlägerei Statt und neun Menſchen wurden dabei getödtet. König Wenzel lachte dazu und ſagte: er habe ſein Vergnügen daran, wenn die Böhmen und die Deutſchen ſich recht mit einander herumrauften. Huß hatte ſchon längſt dieſe Sache mit Energie zu betreiben geſucht, um die nationalen Rechte gegen die Fremden bei der Univerſität geltend zu machen. Er berief alle böhmiſchen Mitglieder der

Universität zu einer feierlichen Sitzung zusammen, um über entscheidende Maßregeln zu berathschlagen. Es entstand darüber ein großes Aufsehen, und der König entschied endlich nach langem Zögern, daß die Böhmen künftig in allen Sachen der Universität drei Stimmen und die Deutschen nur eine haben sollten. Huß aber suchte noch weiter zu gehen, und es gelang ihm im Vereine mit seinem Freunde Hieronymus von Prag, der sich ihm zugesellt hatte, beim König auszuwirken, daß auch in den Prager Rathhäusern, wo bisher sechszehn deutsche und nur zwei böhmische Rathsverwandte gesessen hatten, künftig nur zwei deutsche und sechszehn böhmische eingesetzt würden. Die Deutschen verließen nun in großer Masse Prag. Huß aber wurde Rektor der Universität, seit dreißig Jahren der erste Böhme, welcher zu dieser Würde gelangte. Dieser Sieg, welchen er dem nationalen Selbstgefühle verschaffte, brachte ihn in ein großes Ansehn und trug viel dazu bei, auch die religiöse Sache, deren er sich immer muthiger bemächtigte, zur Volkssache in Böhmen zu machen.

Bis jetzt ſtand jedoch Johann Huß noch nicht im eigentlichen Rufe der Ketzerei. Sein Predigen gegen Bonifacius IX. und deſſen Ablaßkrämerei war ihm damals in der allgemeinen Mißſtimmung gegen dieſen Papſt ſo hingegangen, und man konnte Huß ſonſt für rechtgläubig genug halten, denn er hatte noch auf einer vom Erzbiſchofe von Prag veranſtalteten Synode vierzig Sätze Wiklefs als ketzeriſch verdammt. Jetzt aber ſollte das Werk Huſſens ſeiner ſchnelleren Reife entgegengehen, und zwar bei Gelegenheit der neuen, päpſtlichen Händel, die durch Benedict XIII. und Gregor XII. in der Chriſtenheit ausbrachen, und faſt ganz Europa, das ſich gegen Beide erklärte, beſchäftigten. Die Kardinäle waren ſchon zu einer neuen Papſtwahl zuſammengetreten, Huß erklärte ſich ebenfalls für ein ſolches Verfahren der Kardinäle und ſuchte die ganze Prager Univerſität für dieſe Meinung zu ſtimmen. Der Erzbiſchof Zbinko war aber ein Anhänger Gregors XII. und widerſetzte ſich aus allen Kräften dem gegneriſchen Treiben des Huß in Prag. Huß aber predigte nun gewaltig auch gegen den Erzbiſchof,

der ihm jedoch bald alles Predigen und Meſſeleſen in ſeiner Diöceſe verbot. Hierdurch war der erſte Ausſchlag gethan, um Huß zu einem offenen Kampfe mit der Kirche heraus zu fordern; denn die katholiſche Kirche hat ſich immer nur ſelbſt ihre tiefſten Wunden geſchlagen. Huß gerieth nun in jenen bacchantiſchen Zorn hinein, durch den lediglich ein weltgeſchichtliches Werk vollbracht wird. Die Kanzel von Bethlehem erzitterte von ſeinen Reden gegen Päpſte und Biſchöfe, und auf ſeinem Lehrſtuhl im Carolinum lehrte er jetzt vollkommen nach den Grundſätzen Wiklefs, den er nun in allen Dingen als Muſter im Glauben und Wiſſen aufſtellte. Sein Anhang mehrte ſich und die ganze Sache gewann einen immer volksthümlicheren Charakter. Huß ſollte in Rom vor dem neu erwählten Papſte Johann XIII. erſcheinen, um Rechenſchaft abzulegen von ſeinem Treiben, und ward in den Kirchenbann gethan, weil er ſich weigerte, die Reiſe anzutreten. Huß aber ließ ſich durch dieſen Bann nicht anfechten: er erklärte, es nur mit Chriſtus, aber nicht mit dem Papſte zu thun zu haben; berief

ſich übrigens auf die nächſte Kirchenverſammlung, die über ihn richten ſolle. Die Unruhen und Bewegungen, die bald darauf in Prag entſtanden und ſich bis zur Kirchenverſammlung von Konſtanz hinzogen, ſind bekannt. Huß verließ Prag, und damit auch die Huſſiten ihre Wartburg hätten, verweilte er einige Zeit auf der Burg Korkow, die ſieben Meilen von Prag auf einem ſteilen Felſen liegt. Hier ſchrieb er einige Aufſätze, die in einer ausführlichen Darlegung von ſeinem Reformationswerke handelten und ſein Glaubensbekenntniß zuſammenfaßten, wie er es gegen die zu Konſtanz verſammelten Väter ausſprechen wollte. Dies aber lautete ſo: „Man ſolle weder an die Jungfrau Maria, noch an die Heiligen, noch an die Kirche und den Papſt, ſondern einzig und allein an Gott glauben; die heilige Jungfrau aber, die Heiligen, die Kirche und der Papſt ſeien nicht Gott!“ — Da ſetzten ihm die frommen Väter zu Konſtanz eine hohe, papierne Mütze auf, die mit vier Teufeln bemalt war, und ließen ihn zum flammenden Scheiterhaufen führen. An einen Pfahl gebunden, ver-

langte Huß noch einen Beichtvater; denn er hing, gleichwie Luther, ſtreng am Rituale der Kirche, ohne das er nicht ſelig werden zu können glaubte. Der hartherzige Prieſter, der herbeigerufen wurde und deſſen Namen die Geſchichte aufbewahrt hat, verweigerte aber dem Ketzer die Beichte. Sein Körper wurde in Stücke zerriſſen, um deſto raſcher zu verbrennen. Das Herz des Johannes Huß aber ſteckte man auf eine Stange und verbrannte es noch beſonders, denn dies war das beſte Theil an ihm geweſen. Seine Aſche wurde geſammelt und in den Rhein geworfen, der ſeit dem Nibelungen-Hort kein ſo großes Vermächtniß empfangen. Die Böhmen aber nahmen von der Erde, auf der Huß verbrannt worden, und trugen ſie als ein Heiligthum mit ſich in ihr Vaterland. Hieronymus von Prag, Huſſens leidenſchaftlicher, witziger und enthuſiaſtiſcher Freund, der anfangs auf Konſtanz ſeinen Meiſter verläugnet hatte, wie Paulus, nachher aber zu der gleichen, göttlichen Schuld mit ihm ſich bekannte, Hieronymus küßte zuerſt mit Andacht die durch Huß geweihte Erdſtelle, als er an derſelben Stätte

auf den Scheiterhaufen geſetzt wurde. Von dieſer heiligen Marterſtelle rechnet die Freiheit des menſchlichen Geiſtes ihre erſte Stunde, bis zwei zählte ſie durch die Reformation Luthers, bis drei durch die franzöſiſche Revolution. Sie wird noch lange zählen können, bis ſie den Namen der Freiheit verdient; denn der Menſchengeiſt iſt langſam und träg, und die Sterne ſind ihm nicht günſtig.

Und was that der faule Wenzel? Bei den huſſitiſchen Dingen, die nun immer gewaltigere Fortſchritte machten, fing er in der That an, ſich dieſen Beinamen des Faulen, als einen Ehrennamen zu erwerben. Sein armer Freund Huß war todt, und Wenzel ſaß den ganzen Tag auf ſeinen Schlöſſern und aß und trank, und hütete ſich vor jedem Eingreifen in den Gang der neuen Bewegung, bei der ihm freilich allmälig etwas unheimlich zu Muthe wurde. Soviel er konnte, machte er auch unmittelbar Zugeſtändniſſe, und räumte ihnen eine Kirche ein, in der ſie das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt empfangen konnten, denn dieſe Lehre des Jakobellus von Mei-

ßen war noch von Huß ſelbſt auf Konſtanz gebilligt und angenommen worden. Bald erklärte ſich auch die Univerſität Prag ſelbſt für dieſe Art der Communion und ließ es durch ihren Rektor Johann Cardinal öffentlich verkündigen. Dies erregte ſo großes Aufſehen, daß dem König Wenzel eine unüberwindliche Angſt beſchlich. Er verließ eilig Prag, und ſperrte ſich auf ſeinem Schloſſe Tocznik ein, wo er Niemanden zu ſich ließ, und als er hörte, daß man eine Abgeordnetſchaft zu ihm entſenden wollte, um ihn zur Rückkehr nach Prag und zur Zügelung der dortigen Unruhen zu bewegen, verdoppelte er die Wachen an ſeinen Thüren. Endlich ließ er ſich doch, gutmüthig wie er war, von den böhmiſchen Großen überreden und ging wieder mit ihnen nach Prag, wo er auf der Wiſſehrad ſeine Wohnung nahm. Jetzt bewilligte er den Huſſiten von Neuem Kirchen für das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt, und trug dadurch Viel bei, daß auch die Großen und Vornehmen unter den Böhmen ſich zu der neuen Lehre zu bekennen anfingen. Ja, der Huſſitismus gewann plötzlich einen ſolchen Anhang beim böh-

miſchen Adel, daß er in dieſer Sphäre faſt wie eine Modeſache um ſich griff. Dies muß noch irgend einen verborgenen Grund gehabt haben, und es iſt wahrſcheinlich, daß der Einfluß der Königin Sophie, Wenzels zweiter Gemahlin, einer ſchönen, klugen und ſinnreichen Frau, die den Huſſiten ſehr günſtig war, und vielleicht heimlich ſelbſt zu ihrem Glauben ſich neigte, dahin gewirkt habe, die Sympathie der Mächtigen des Landes für dieſe Religionsreform zu erwecken. So mußte auch die lutheriſche Reformation erſt durch den Beiſtand der deutſchen Fürſten gedeihen, die dadurch mit der Sache des Volks ſich verbanden. Denn das Volk zeigte ſich in der modernen Geſchichte faſt durchgehends zu unentwickelt und zu verzagt an ſeiner eigenen Kraft, um ſich als eine Macht zu begreifen, die durch ſich ſelbſt ihre Sache zur Entſcheidung führen könnte! Darum, wenn es eine ewige Gerechtigkeit giebt, ſo wird den Fürſten, welche die Sache des Volks verrathen haben, ihre Sünde nimmer vergeben werden! Denn das Volk iſt bis jetzt der Paria in der Geſchichte geweſen; es kennt wohl ſeine Rechte,

es ſeufzt und grollt wohl um die Sonne der Exiſtenz, die Freiheit, aber durch die jahrhundertslange Knechtsgewohnheit habt ihr ihm das Auge blöd werden laſſen, daß es noch immer die Wimper ſenkt, wo es grade ſchauen ſollte mitten in das Licht der Sonne! Wenn die Fürſten und Mächtigen dem Volke nicht beiſtehen um es frei zu machen, was ſoll aus dem armen Paria werden?

König Wenzel hatte ſeine Aufgabe ſehr wohl begriffen und er ließ die Bewegung gewähren, die er nicht aufzuhalten vermochte noch gewillt war. Nur wenn es anfing, gar zu arg drunter und drüber herzugehen, wo er hätte einſchreiten müſſen, fürchtete er ſich, und verkroch ſich auf ſeinen Burgen. Der zu Konſtanz neuerwählte Papſt, Martin V., war ſehr wüthend auf Wenzel und maß demſelben alle Schuld von dem Umſichgreifen des Huſſitismus bei. Wenzel aber wollte von nichts hören, er hatte ſich auf ſeinem Schloſſe Kundratitz eingeſperrt, wo er ſich mit Eſſen und Trinken Zeit und Sorgen vertrieb. Es giebt in der That Perioden und Situationen in der Welt-

geſchichte, wo man in eine Zwiſchenſtellung hineingetrieben iſt, in der man nichts Weiteres und Beſſeres thun kann, als eſſen und trinken. Viele Fürſten haben ſich in der Geſchichte in ſolcher Lage befunden, und wohl ihnen, wenn ſie immer ſo zweckmäßig mit Eſſen und Trinken ſich begnügt haben, wie König Wenzel, der dadurch den Huſſiten die größten Vortheile bereitete. Dies wurde auch von ihnen anerkannt, denn als bei einer Verſammlung auf dem Berge Tabor der perſönlich gegen Wenzel gereizte Niklas von Huſſynetz vorſchlug, einen andern König zu wählen, äußerte einer der Huſſiten, Namens Coranda, folgende Worte, die man bei Aeneas Sylvius findet: „Wir haben einen König und haben auch keinen. Es wird zwar Wenzel unſer König genannt, aber er macht ſich nicht mehr geltend, als ein gemalter König. Seine Faulheit iſt uns nützlicher, als wenn wir einen unverdroſſenen und regſamen König hätten, der uns mit Liſt und Gewalt ſchaden würde! So ſind wir auch unter ihm ſicher vor dem Papſt und römiſchen Kaiſer, weil er ihres Glaubens iſt, wogegen ſie Einen

aus unſerer Mitte nicht lange würden regieren laſſen!" — Als dem König Wenzel dieſe Worte des Coranda hinterbracht wurden, billigte er ſie ſehr und fand ſie ſo vernünftig, daß er dem Coranda deshalb eine beſondere Belohnung zukommen ließ. —

Daß ſo viele und große Verdienſte des faulen Wenzels um die Menſchheit doch nicht vermochten, ſeine Geſtalt rühmlich auf die Nachwelt zu bringen, iſt eine merkwürdige Thatſache. Aeneas Sylvius giebt ihm zwar das Zeugniß, daß, wann er nüchtern, nicht unklug geweſen, aber über dies ſchmählig bedingte Lob wird Jedermann den faulen Wenzel erhaben finden. Tragiſch aber iſt es, daß ſich Wenzel doch an den Händeln und Wirren ſeiner Zeit zu Tode ärgern mußte! Er ſaß eben bei Tafel und aß und trank wie gewöhnlich gut, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß dreizehn Rathsherren von einem Huſſitenhaufen, an deſſen Spitze ſich ſein Liebling und Kammerherr Zizka befand, zum Fenſter hinausgeworfen worden. Wenzel gerieth darüber in ein groſſes Schrecken und einen gewaltigen Zorn,

daß er faſt ſinnlos wurde. In ſeiner Wuth beſchloß er nun, alle Anhänger des Huß, beſonders aber die Prieſter dieſer Partei, die ſeine Nachſicht ſo ſehr mit Undank vergolten habe, mit Stumpf und Stiel zu vertilgen. Seine Umgebungen hielten ihn aber davon zurück, und Wenzel mußte zu ſeinem Erſtaunen gewahren, daß er keinen einzigen Rath mehr in ſeiner Nähe hatte, der nicht ſchon huſſitiſch geworden wäre. Er konnte es nicht mehr aushalten, und bald darauf rührte ihn der Schlag, nachdem er vierundvierzig Jahre der merkwürdigſten Regierung und achtundfünfzig Lebensjahre zurückgelegt hatte. —

Geſammelte Schriften,

Novellen und Dichtungen

von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

Moderne Lebenswirren.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Einhorn.

1844.

Druck von G. Froebel in Rudolstadt.

Moderne Lebenswirren.

Briefe und Zeitabenteuer eines Salzſchreibers.

Statt aller Vorrede habe ich dieß zu erklären, daß diese Briefe wirklich geschrieben sind. Ferner, daß ich den Salzschreiber Seeliger selbst gekannt habe oder noch kenne; denn allem Anschein nach wandelt er noch, so gut als ich selber, unter den Lebenden.

Er war von jeher ein Mensch, der sich in beständigen Widersprüchen umherbewegte, und es ist deshalb kein Wunder, daß er allen Parteileidenschaften der Zeit zum Opfer verfallen mußte. Diese Widersprüche, in die er unaufhörlich geräth, sind aber vielleicht das einzig Interessante an dem ganzen Schreiber, wenn auch andere Leute nicht immer derselben Meinung sein dürften.

Daß ich seine Briefe öffentlich herausgebe, darin folge ich nur einer weit verbreiteten Mode in unserer Literatur. Denn da Goethe und Schiller und manche sonst ihre Brief-

wechsel edirt haben, so sehe ich nicht ein, warum nicht auch der des Salzschreibers Seeliger ans Licht und zum Druck befördert werden soll?

Der Salzschreiber hatte diese Briefe, die eine nun abgeschlossene Periode seines Lebens umfassen, in einen Bündel zusammengewickelt und darauf geschrieben: Mein Wirrwarr. Diesen Wirrwarr wünschte er zu Nutz und Frommen derjenigen strebenden jungen Leute, die in dieser Zeit etwa in ähnliche Anfechtungen und Bedrängnisse gerathen möchten, herausgegeben zu wissen. Ich machte moderne Lebenswirren daraus, zog hier und da mehrere Briefe in einen einzigen größeren zusammen, ließ zu Persönliches ganz fallen, und bemühte mich zugleich, im Ganzen eine gewisse Ordnung und Folge herzustellen. Später wurden, aus anderen Rücksichten, noch eingreifendere Ver-

änderungen nothwendig. Ich fand mich nämlich veranlaßt, dem Salzſchreiber ganze Zahnreihen anzuſchreiben, ohne ſie immer durch künſtliche Stifte wieder füllen zu können, und ſo wurde der Wirrwarr eigentlich jetzt erſt vollkommen. Der Salzſchreiber kann ſich jedoch dazu gratuliren: er iſt gewiſſermaßen dadurch in integrum reſtituirt.

Möge dies friſchfertige Buch nun gehen, und an die Thüren klopfen, und die Herzen finden! Nur für den Leſer iſt es nicht, der gewohnt iſt, bei einer Schrift immer nur auf die Reſultate zu ſehn, die ſie ihm in feſten Maſſen in die Hände liefert. Dies Buch, und ich darf es als bloßer Herausgeber wohl geſtehen, liebe ich gerade deshalb, weil es gar keine Reſultate hat, ſondern nur dazu reizt, dieſelben zu ſuchen. Es iſt gerade ſo reſultatlos, als unſere Zeit ſelbſt es noch bis auf dieſe Stunde iſt, und ein Buch

muß und kann nicht klüger ſein wollen, als ſeine Zeit. Diejenigen alſo, die durchaus Reſultate haben wollen, während ſie doch einmal dem Buche fehlen, thun beſſer, es ganz ungeleſen zu laſſen, und erſt nach einigen Jahrzehnten wieder nachzufragen. Ihr aber, Sinnende, ich kenne Euch! Willkommen! willkommen! Schönes und Großes ahnende Seelen, ihr verſteht in euch ſelbſt Reſultate zu erzeugen!

Viele wahre Perſonen treten in dieſen Briefen auf. Daß die köſtliche Esperance lebt, verſteht ſich von ſelbſt. Nur heißt ſie nicht ſo. Dem vertrauteſten Leſer will ich ihren Namen ins Ohr flüſtern. Sie heißt ********. —

Neu-Schönhauſen.

M. 11.

Th. Mundt.

Am Pfingſtſonntage 1834.

An Esperance.

Kleinweltwinkel, 1. Mai 1833.

Fräulein! Ich kann mir Ihre allerliebſte Verwunderung vorſtellen, mit der Sie dieſen Brief empfangen, ihn kopfſchüttelnd durchlaufen und dann den kleinſten der kleinen Finger als ein milde ausgeſtrecktes Fragezeichen auf die Unterſchrift legen werden, welche Ihnen den unſeeligen Namen Seeliger vor die Augen führt!

Ja, verwundern Sie ſich nur; die Verwunderung muß Ihrem Geſichtchen ſo gut ſtehen wie ein neues weißes Morgenhäubchen! Ob mir aber, dem ſtummen, menſchenſcheuen Träumer, auf einmal das Redſeeligwerden und das Briefſchreiben ebenſo gut ſtehe, als Ihnen Ihre Morgenhäubchen, das, Fräulein, iſt eine verzweifelte Frage,

über die ich mir jedoch nicht den Kopf zerbrechen will. Weil Sie in weiter Ferne von mir entrückt sind, Esperance, darum muß und kann ich Ihnen schreiben. In Ihrer Nähe, ach, würde ich Ihnen vielleicht wieder, wie immer, kein halblautes Wörtchen aus meinem zurückbebenden Herzen sagen und als ein Gleichgültiger an der Gleichgültigen vorüberzugehen scheinen.

So sind die Menschen und so laufen sie an einander vorbei. So sind wir, Esperance, zwei Jahre lang an einander vorbeigelaufen, bei aller Seelennähe ohne allen Seelengruß, und wenn ein Gefühl in uns geboren wurde, haben wir versäumt, mit den Glocken zu läuten, um es zu taufen, und wenn unsere Naturen sich berührten, haben wir den Klang der Berührung nie zu einem vollen wirklichen Wort austönen lassen, eilfertig wieder von einander stiebend; und so haben wir glockenlos, wortlos, festlos gelebt, und hätten doch alle Tage in Feierkleidern der Liebe tanzen können. Ach du gute Zeit, was bin ich für ein Narr gewesen, daß ich nie zu Dir gesagt: Esperance, ich liebe Dich! Dann hätte Dein schnelles, kluges,

braunes Auge mich weniger ſcharf durchdringend angeſehen als ſonſt, und die freundliche Göttin in Deinem Buſen, im Roſa der Wangen und im Ton der Lippen holdſeelig aufſteigend, würde mir vielleicht beglückend geantwortet haben: Ich weiß es, ich weiß es! Und wir wußten es!

Der einäugige Krautmeyer, Euer ehemaliger Kleiderausklopfer, iſt hier durchgereiſt gekommen, da er ſich, wie er mir ſagte, auf die Wanderſchaft durch die weite Welt begeben hat, um die Menſchen kennen zu lernen. Von ihm erfuhr ich, wie es Dir und den Deinigen ſeit meiner Entfernung aus der Hauptſtadt dort gegangen. O Esperance, Du biſt alſo wirklich Schulmeiſterin geworden, am Fräuleinſtift der heiligen Urſula? Nun, das iſt einmal wieder das Loos des Schönen auf der Erde! Ach Mädchen, glaube mir, ich habe geweint um Dich, ich närriſche Thränenſtaude, als mir der alte Krautmeyer dies von Dir erzählte, und doch, ja, kann ich mir denken, daß Du als Lehrerin eigentlich ganz gut an Deiner Stelle ſein mußt! Deine Schönheit, Du viel und allzuviel reflectirendes Mädchen, war mir

ſchon immer mehr ein didaktiſches Gedicht als ein romantiſches, und in Stunden, wo ich böſe auf Dich war, ſagte ich mir oft vor, (es war ja mein eigener Schade, darum verzeih'!) daß Weiber Deiner Art doch nur kalte Küche in der Laube zu kochen verſtänden. Und doch kehrte ich immer gern und wie gezwungen zur didaktiſchen Poeſie Deines ſinnenden Geſichtchens wieder zurück, und wäreſt Du auch leibhaftig ganz und gar ein tugendüberpfropftes Lehrgedicht von Hagedorn in Alexandrinern geweſen, ich hätte doch, beim Himmel, meine Seeligkeit darum gegeben, dies fürchterliche Lehrgedicht nur einmal ſo recht von Herzen küſſen zu dürfen. Ich wollte Dich ſchon romantiſch machen, Du kleine Didaskalie, hätt' ich Dich nur! ſeufzte ich oft, und doch that ich nichts, und blieb ſtumm, ein Narr meiner Gefühle. Du aber, Esperance, wenn ich Abends bei Euch auf Eurem Zimmer geweſen und Du, wie ein kleiner Profeſſor, über das, was Du den Tag über laſeſt, uns vorerzähltеſt, und dann, wann es ſpät, und Du vom vielen lebhaften Sprechen ermüdet, von Deiner Mutter auf Dein Kämmerlein zur Ruhe geſchickt wurdeſt,

— — dann, dann flogen Dir meine erbrennenden Gedanken in Sehnſucht nach, und ich gelobte mir, daß ich ſelbſt nie Profeſſor werden wollte, wenn Du mich nur in Deine Schule nehmen wollteſt als Deinen Favoritſchüler, ja wahrlich!

Aber warum weinte ich denn nun, daß Du Schulmeiſterin geworden? Gott weiß es, Esperance! Doch Du kennſt ja meine alte Geſpenſterfurcht vor den Schulſtuben, und wie ich ſelbſt nie in der Schule etwas lernen konnte, ſondern immer hinter die Schule ging, um Gottes Schöpfung im Freien zu ſtudiren, ſo daß ich von den vielen Prügeln meines Vaters faſt zum Krüppel wurde. Als Student ſchrieb ich einmal eine Parodie von Calderons Leben ein Traum; ſie hieß: „Das Leben eine Schulſtube.“ Ich behandelte darin wirklich etwas, was mir Unglücklichen unaufhörlich, und noch jetzt zuweilen, im Traume vorzukommen pflegte. Mir träumte nämlich alle Nacht, ich ſei noch ein kleiner Fibelſchüler, der die ABC nicht begreifen konnte. Die ganze Stube war dann voll ſchreiender und ſchnarrender Jungen, ich, obwohl ein völlig ausgewachſener ABC-Schütz,

doch mitten unter ihnen, und auf dem Katheder saß ein langer, knöcherner Schulmeister mit einer Hippe in der Hand und eine Sanduhr vor sich, den alle Jungen Vater Tod! nannten. Vater Tod rief mich nun immer zuerst auf, und ich mußte meine Fibel aufschlagen, und das Wort: Leben buchstabiren. Mit unsäglicher Angst quälte ich mich dann immer ab, das Wort: Leben zusammenzubuchstabiren und konnte es nicht; in meinen Kinnbacken saß es wie ein Fluch, daß ich sie nicht zu rühren vermochte; ich wand mich wie im Fieber, der Schweiß troff in Strömen von mir herab, und die Schulbuben lachten und warfen mir höhnend ihre Fibeln an den Kopf und schrieen: Der große Mensch kann das Leben nicht buchstabiren! Vater Tod aber langte mich alsbald heraus, und spießte mich auf seine Hippe, und zeigte mich den Andern triumphirend, indem er ausrief: das ist ein Genielein, der kann das Leben nicht buchstabiren! Dann knickte er mich zusammen wie ein Taschenmesser und ließ mich in seine Sanduhr hineinspazieren, daß ich bis über die Ohren darin begraben wurde, und die Schul-

buben jauchzten und brüllten, und indem ſie nun aus tauſendſtimmigen Kehlen das Wort: Leben buchſtabirten, ſummten ſie mir damit mein Grablied, an dem ich langſam hinſtarb, bis ich endlich, einem Zerſchlagenen ähnlich, aus dieſem lächerlich fürchterlichen Traum erwachte. Dieſen mir oft jetzt noch träumenden Traum benutzte ich, wie ich Dir geſagt, zu einer Tragikomödia, indem ein großer Gelehrter, den ich darin ſchilderte, und der auf ähnliche Weiſe an hypochondriſchen Träumen litt, nie recht weiß, ob er eigentlich Schuljunge oder Schullehrer iſt, und an dieſem Conflict, in welchem er Leben und Traum, wachen und ſchlafenden Zuſtand, gleich dem Prinzen Sigismund in des unſterblichen Spaniers Stück, mit einander verwechſelt, ſich abängſtigend und abzehrend, verzerrt ſich ihm im Wahnſinn das ganze Leben zu einer engen dumpfen Schulſtube, in der er ſich gefangen glaubt, und aus der er endlich durch ein ſpaßhaftes Wunder errettet wird, indem der Magiſter Matheſeos, den ein fauler Schüler ſich zum Zeitvertreib mit Tinte auf den Schultiſch hingezeichnet hatte, als allegoriſche

Person aus dieser Zeichnung aufersteht, und ihm beweist, wie sich Hypotenuse, Kathete und rechter Winkel zu einander verhalten. Dies war ein lesenswerthes Stück, und es muß noch bei dem Speisewirth im Schwarzen Keller liegen, der mir für den Mittagstisch meine Sachen, und darunter auch meine Jugendpapiere, pfändete, weil ich ihn damals nicht bezahlen konnte.

Und liegt denn nicht auch in unserer Zeit so viel altkluge Schulmeisterlichkeit, und schulmeisterliche Altklugheit der Lebensansicht, daß einem Erpädagogen, wie ich es ja bin, bange werden muß, wenn ihm geboten wird, sich das liebste Bild seiner Gedanken fortan in einer Mädchenschulstube aufzusuchen? Doch was verfinstere ich mir so ohne alle Noth meine Phantasie! Warum denke ich Dich mir nicht in Deiner unzerstörbaren Lieblichkeit, wie Du, ein weises schönes Mädchen, unter Deinen kleinen Ursulinerinnen dasitzest, und mit emporgehobenem Zeigefinger holdseelig ihnen die Wege ihres unschuldigen Wissens zeigst? Und der Amarantenkranz mütterlicher Dankbarkeit flicht sich dabei wie ein Heiligenschein um Dein glän-

zendes Scheitelhaar, Du herrliche Espérance! Ach Deine gute alte Mutter, mußte ſie noch unter der ſpäten Winterſonne ihres Lebens, eingeſchneit von dem weißen Schnee hoher Jahre, das Unglück haben, zu verarmen! Wäre ich, ohnehin Schiffbrüchiger, doch untergegangen ſtatt des Schiffes, das Hab und Gut des Kaufmanns trug, dem Ihr Euer Vermögen anvertraut hattet! Für mich hat das Leben doch nur noch Strandgut übrig, und für Deine Mama, die mir immer einen Kaffee kochte, wie ich ihn ſeitdem nie wieder getrunken, wäre ich gern durch Waſſer und Welle bis in den Tod gelaufen! Hatte ſie mich nicht zwei Jahre lang als hoffnungsloſen Candidaten in dem ſtatiös möblirten Zimmer vorn heraus wohnen laſſen, für das ſie von jedem Andern die erkleclichſte Miethe gezogen hätte, während ſie immer mit meinem Nichthaben ſo viel gütige Nachſicht bezeigte, als der Philoſoph Hegel mit dem Nichtſein, das er trotz ſeines Nichts doch als ein Moment im Werden anzuerkennen die Gnade gehabt. Deine Mutter dachte auch jederzeit, es würde ſchon mit mir *werden*, aber es

wurde Nichts, denn mein Schickſal war von jeher zu unlogiſch, als daß es aus dem Nichts meines Geldbeutels ein Etwas hätte werden laſſen ſollen, und als ich von Euch, mit zahlungsunfähigen Thränen, auszog, war Deine Mutter großmüthig genug, ſich nicht einmal an den Manuſcripten meiner dreiundzwanzig Tragödien, die ich als Student, ſtatt ins Collegium zu gehen, mir in wehmüthiger Muße zuſammengeſchrieben, zu pfänden, bis es endlich ein hartherziger Sterblicher that. Für eine ſolche Mutter biſt Du Schulmeiſterin geworden, um ihr durch Deinen Erwerb des darbenden Alters hartes Brot zu ſüßen, und noch einmal reiche Garben um ihre entlaubten Tage zu flechten! Mädchen, ich bete Dich an! Du erſcheinſt mir groß, geliebte Lehrerin, Lehrerin aus Kindesliebe! —

Jetzt muß ich Dir aber auch ſagen, was denn eigentlich aus mir geworden! Ja, denke Dir, von all meinen Plänen, Träumen, Hoffnungen, Beſtrebungen, von all den göttlich großen Dichterausſichten und Zeitbegeiſterungen, iſt nichts, gar nichts aufgeblüht und ausgewachſen zu einem ſchat-

ten- und obdachgebenden Fruchtbaum! Hu, die Frühlinge gedeihen nicht mehr, die Welt läßt die Maigedanken erfrieren, ehe ſie zu vollgereiften Gedichten werden können! Was ſollte ich thun? Ein gelehrtes Amt konnte und wollte ich nicht annehmen noch verſehen. Mein Schöpfer hatte ſich nicht die Mühe bei mir gegeben, einen Beamten aus mir zu ſchaffen. So ſiehſt Du mich denn als — Salzſchreiber hier in Kleinweltwinkel angeſtellt. Ja, hier in dieſem niedlichen Neſt hat ſich mein Lebensgeſchick ſo recht wörtlich verſalzen, und ich bin als Salzſchreiber bei dem hieſigen Salinenamt auf Diäten beſchäftigt. Ein hübſches Amt, denn es iſt eigentlich kein rechtes Amt, weil ich ſo viel ſchreiben kann, als ich will und brauche. Frei bin ich dabei, vogelfrei, hungerfrei, wie Du willſt! Aber Eines iſt mir geblieben, das viele Spazierengehen und Herumlaufen, bald durch Wald und Buſch, bald über die abendfeuchte Wieſe, bald mit der Lerche, bald mit der Nachtigall! Und das erhält mich. Ach, und die lieben Kleinſtädter um mich her! Gottes Wunder, was die lieben Dinger gutmüthig und natürlich ſind!

Aber in meinem innerſten Weſen bin ich krank. Dir, Du Gedanke meiner Gedanken! ſei es geklagt, wie es iſt! Dieſen Käfern und Würmern, die ich hier meine Nebenmenſchen nenne, ſage ich immer: ich bin geſund! wenn ſie in ihrer freundlichen Unausſtehlichkeit fragen: wie befinden ſich der Herr Salzſchreiber? wie haben der Herr Salzſchreiber geruht? Zu Dir, Esperance, ſage ich: ich bin krank! Der kalten, guten, lieben, gewöhnlichen Welt hält man eine lachende Larve entgegen; es iſt ja ſo leicht, freundlich zu ſein. Wo man aber liebt, da regen ſich die geheimſten Schmerzen mit, und wollen mit dabei ſein, und wenn der ganze Menſch ſich hingiebt, weint dem heißen ſtürmiſchen Jubel der Freude auch all ſein verborgenes Lebenselend leiſe ſeufzend nach, um, von der allgemeinen Klangluſt ergriffen, auch zu erklingen. Ja, ich bin krank!! Alles an mir und in mir liegt danieder, wie zertretene Saat; mein Herz ein Kirchhof, aber ohne Kirche; in den Gräbern junge Dichterhoffnungen, Armeſünderleichen, die nicht ſeelig geworden ſind, aber noch oft als Geſpenſter aufſteigen, mir die Ruhe zu ſtehlen.

Die Wurzeln groſsen Wollens und Vollbringens, durch die Indifferenz der Umſtände ohne Blüteanſatz gelaſſen, liegen wie ſchwere und drückende Strünke in meiner Natur herum, und fangen an zu faulen. Ich ſpüre eine Krankheit in mir, die ich noch in keiner Pathologie beſchrieben gefunden. Ich habe den Zeitpolyp. Seit der Juli-Revolution 1830 hat er ſich in meinem Herzen angeſchwemmt, und muß jetzt gerade ſo groß geworden ſein, wie eins von den Revolutionseiern, die, wie mein College bei der hieſigen Salinenſchreiberei, der Copiſt Mundus, immer erzählt, ein aus dem uralten Räthſelland Aegypten herübergeflogener dämoniſcher Vogel in den Julitagen über ganz Europa gelegt haben ſoll; ſo daß nach ſeiner Anſicht die Juli-Revolution nie in einem Wintermonat hätte ausbrechen können, ſondern blos die heiße Juliſonne es verſchuldet hatte, daß jene Eier ausgebrütet wurden.

Aber mein Zeitpolyp, glaube mir, Mädchen! iſt eine ſchwere, zehrende Krankheit. Er frißt und kneift an meiner Natur, wie das vielberüchtigte Princip der Bewegung an einem, ſtabile

Einfälle wie ein altes Haus habenden, Staatsgebäude. Es iſt das Wehthun der Zeit in meinem innerſten Menſchen, woran ich hinſchmachte. Der Zeitgeiſt thut weh in mir, Esperance! Kennſt Du das? Der Zeitgeiſt zuckt, dröhnt, zieht, wirbelt und hambachert in mir; er pfeift in mir hell wie eine Wachtel, ſpielt die Kriegstrompete auf mir, ſingt die Marſeillaiſe in all meinen Eingeweiden, und donnert mir in Lunge und Leber mit der Pauke des Aufruhrs herum. Vergebens leſe ich in jetziger Stimmung meinen alten geliebten Goethe, um mich durch ihn wieder in die gute goldene, altväterliche Ruhe eines literariſchen Deutſchlands hineinzuwiegen und einzulullen; vergebens brauche ich ſeine herrlichen Werke, um ſie mir gewiſſermaßen als Aufruhr-Acte gegen meine dermalige Zeitaufregung zu verleſen. Es hilft Alles nichts mehr. Wo fünf beiſammen ſind, wird es nach gewöhnlichen Beſtimmungen der Aufruhr-Acten ſchon für einen Auflauf und eine Emeute angeſehen, und ſo denke ein Menſch, was es heutiger Zeit für Aufläufe und Emeuten in einem Individuum geben muß, bei dem ſeine

fünf Sinne immer beiſammen ſind! Man erlaſſe auf dem Wege Rechtens eine geſetzliche Aufforderung an dieſe fünf Sinne, auseinanderzugehen und ſich als ruhige Bürger in ihre friedfertige Häuslichkeit zurückzuziehen, und wenn es hilft, ſo werden die Staaten und Throne geſichert ſein, Alles wird hübſch beim Alten bleiben, Rindviehzucht, Ackerbau und Gewerbe werden blühen, die Stabilität wird ihren Triumph erleben, und keine Revolution kann entſtehen. Mit meinen im Aufruhrzuſtande begriffenen fünf Sinnen bringe ich's aber nicht ſo weit. Himmel, ich bin ein Unruhiger, und weiß doch nicht, was ich will und ſoll! So viel weiß ich nur, daß etwas Neues mit mir vorgehen muß, wenn ich leben bleiben ſoll, und daß ich die Wiedergeburt meines alten Deutſchen Adam nur in den jetzigen politiſchen Zeitintereſſen finden kann! Wie aber ſoll ich hier, nach Kleinweltwinkel verſchlagen, an dies entlegenſte Thule der Weltgeſchichte gebannt, wo nur ſelten einmal, wie ein verirrter Schiffer, eine Zeitung hinkommt, wie ſoll ich hier, unter dieſen jämmerlichen unhiſtoriſchen Kleinſtädtern, die noch nie eine Ge-

ſchichte gehabt haben, an dem Werk meiner Wiedergeburt arbeiten? O mon dieu! Wie ſoll ich hier den Sauerteig der Zeit, der noch formlos in mir gährt, zum wahren Brot des Lebens ausbacken? Da muß ich hier ſitzen, und Salzrechnungen ſchreiben! Ach ihr Götter alle! Salz, Salz, was iſt Salz? Pulver möcht' ich ſchreiben in die Zeit hinaus, und auf dem Streitroß meiner kriegführenden Gedanken möchte ich als ein Held ausziehen in das Schlachtgetümmel der Geſchichte! Siehſt Du nun, Eſperance, die Du mich einzig verſtehſt, wie krank und unglücklich ich bin? —

Mit meinem alten Freunde Kienaſt mußte ich auch noch, kurz vor meinem Abgange aus der Hauptſtadt, zerfallen. Es war eine gute Seele — oder ſoll ich lieber ſagen, gute Haut —, den Keiner mehr ſo lieb haben wird, als ich ihn hatte. Wir führten eine ordentliche Ehe miteinander, und mußten uns alle Tage ſehen, wenn uns wohl ſein ſollte. Wenn wir uns gezankt hatten, wurden wir uns doch regelmäßig immer wieder gut; aber wie ſich der Mythe nach Kaſtor und Pollux

einander um die Wette ablösen, so lösten sich auch bei uns immerdar Zanken und Harmoniren um die Wette ab, und beide waren, gleichwie Kastor und Pollux, gewissermaßen eins im Bunde. In den letzten Jahren schienen in das Menschenkind ganz fremde Elemente gekommen zu sein, und die Kienastische Liebenswürdigkeit wurde widerhaarig, und leckte gegen den Stachel. Ich mochte auch gerade meine unausstehliche Periode gehabt haben. Da stritten wir uns einmal, wenn ich mich noch recht entsinne, über die neu aufgekommene Mode der historischen Romane, und verfingen uns dabei anderweitig so sehr in unsern Persönlichkeiten, daß sich seitdem unser großes Schisma herdatirt. Dies ist das größte Schisma meines Lebens, und für mich bedeutender, als das bekannte Schisma in der päpstlichen Christenheit. Nun, Gott befohlen! Ein Revolutions-Unstern muß über der Zeit stehen, der kein rechtes Verhältniß mehr aufkommen läßt, und allem friedlichen Liebeglück unter dem Monde feindlich leuchtet. Wer weiß auch, ob Freundschaft und Liebe nicht jetzt aufgehört haben, zeitgemäß zu sein, da gewisse Ideen in gewissen

Geſchichtsepochen immer bei der Menſchheit auszuſterben pflegen.

Doch nein! ich will nicht freveln! Ich fühle, daß ich noch lieben kann! Zu Stunden blüht mein Herz auf, wie ein Frühling auf Kamſchatka. Es wirft lächelnde Sonnenſtrahlen, aber es beſcheint mit ſeiner warm menſchlichen Sehnſucht die öde kalte Welt der nächſten Nähe. Flatternde Liebesgötter taumeln wonnig äugelnd aus dieſem ſich ſo leicht berauſchenden Herzen heraus, und ſie gaukeln und möchten ſcherzen und ſchlagen die Flügelein auseinander, und ſchwärmen umher nach einer Bruſt, an die ſie ſich werfen könnten. Die armen Kleinen! Wie bettelnde Kinder irren ſie ohne Obdach umher, und Keiner reicht ihnen eine milde Gabe, und nach all der jauchzenden Jugendbegeiſterung kehren ſie endlich kleinlaut und mit Kummerzähren wieder zurück in die Hütte der Verzweiflung — das Menſchenherz. Sie mögen auch wohl ſelbſt an ihrem Unglück Schuld ſein, die närriſchen Kinder. Denn ſtehen ſie nicht ſtumm und blöde, ſelbſt wenn ſie die verwandte Seele gefunden haben, und bei Esperancen gehn ſie

vorüber, und wiſſen kein Wort zu ſagen, und ſchweigen ſich eher vor Liebe zu Tode. —

Ach, Esperance, ich habe Dir jetzt einen langen Brief geſchrieben. Ich mußte ihn ſchreiben, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß Dein klarer Mädchenverſtand mich auslachen würde. Siehe, Einzige! — ja ich ſage Einzige, die mich verſteht, und von der ich verſtanden ſein möchte! — ich fühle großen Troſt und Stärkung darin, Dir mittheilen zu dürfen, was mich in dieſer Zeit bewegt, und wie es wunderlich in mir hergeht und vorgeht. Jede Creatur will auch einmal von ſich ſelbſt erzählen, und wer gar Niemanden hätte, dem er von ſeinem Ich ſpräche und an dem er ſein Ich reflectirte, würde am Ende aufhören müſſen, ein Ich zu ſein. Ich habe Niemanden in der weiten zertheilten Welt, an den ich denken mag, als Dich, o Freundin! Schien ich in Deiner Nähe immer kalt und nichtsſagend zu ſein, ſo haſt Du mir wohl das ſelbſt nie ſo recht geglaubt. Dein Bild hatte ich mir, als ich es das erſte Mal ſah, ſogleich unter die göttlichen Geheimniſſe meines Buſens geſtellt, und wollte es

dann im Alltagsverkehr des gewöhnlichen Lebens nicht wieder herausnehmen. Ich hoffte immer, ich weiß ſelbſt nicht auf welche Zukunft, wo einmal ein großer allgemeiner Feiertag mit Glockenverkündigung für unſere inwendig geborene Sympathie anbrechen würde. Jetzt aber, ſeitdem ich von Dir entfernt bin, ſteigt Dein Geſicht leuchtend aus meiner tiefſten Seele heraus, und alle Nacht iſt es bei mir, wenn ich halb träumend, halb wachend liege, in dunkler ſinnender Einſamkeit mich hin und her werfend, und ſieht mich an mit den unvergeßlichen Blicken, und ich ſpreche mit ihm. Der freundliche Eros dieſer Gedankenliebe erhellt dann mein kleines Gemach, ich empfinde Dich bis zum Küſſen nahe, und ſtammele Dir tauſend Worte, die ich Dir nie zu ſagen gewagt. Meine Gedanken alle, wie ſie Dir gehören, tauſchen ſich unaufhörlich gegen Dich aus, ich vertraue Dir Jedes, und mit dem Kleinſten und Größten bin ich Dein, und Dein Antlitz lächelt verſtehend, und ich denke, Du biſt mein! Verzeih! Verzeih!

Ja, verzeihen Sie, mein Fräulein! Ich weiß

überhaupt nicht, ob ich um Entſchuldigung bitten ſoll, daß ich in dieſem mit Sie begonnenen Briefe Du geſagt, oder ob ich um Entſchuldigung zu bitten habe, daß ich Sie geſagt? Jedenfalls bin ich, hochverehrtes Fräulein,

Ihr
unglücklicher Salzſchreiber
Seeliger.

P. S. Verzeihen Sie, daß auf dem Couvert ſteht: „Salzangelegenheiten.“ Der Brief erhält dadurch die Vergünſtigung, auf freien Füßen — wären es doch Freiersfüße! — zu Ihnen zu kommen!

An Esperance.

Kleinweltwinkel, 10. Mai 1833.

Nun iſt Alles gut, Du herrliche Esperance! Du haſt meine herzkranke Schreiberei an Dich einiger ſchönen klugen Zeilen Antwort von Deiner Hand werth geachtet, und ich habe unzählige Mal Deinen Namen geküßt, wie er unter Deinem Briefchen, gleichſam als ein Athemzug Deines Selbſt, unterſchrieben ſtand. Lies mir immerhin den Text, daß ich meine beſten Gaben aus Laune, Traumſucht, Einſiedelgrille, oder wie Du es nennen willſt, verkommen laſſe und der Welt entziehe! Liebe, was verliert denn die Welt an mir? Die Welt hat heutzutage ſchon mehr dienſtbare Genies, als ſie brauchen kann. Wimmelt es nicht überall von Genies, wo man hinſieht, ſo daß keins

vor dem andern mehr zu Worte kommen kann, und ſie ſich noch alle unter einander vertilgen werden, weil Jeder der Einzige ſein will, der den Zeitgeiſt als ſein Siegerroß reitet? Erbfolgekriege, Eroberungskriege, werden bei dem heutigen geſitteten Zuſtande der europäiſchen Politik nicht mehr geführt werden; aber innere Bürgerkriege der Genies ſind zu fürchten, weil eine geiſtige Uebervölkerung vorhanden iſt, an der die ganze Zeit krank liegt. Beſonders iſt die Literatur und alles literariſche Leben wahrhaft zu bejammern, weil das Uebermaaß der Population darin den höchſten Grad erreicht hat, und deshalb Verarmung, Hungersnoth, Selbſtzerfleiſchung und elendes Ende durch Pöbelwuth, hier unvermeidlich bevorſtehen. Mich wundert auch, daß die Staaten noch nicht darauf gekommen ſind, literariſche Verbrecher-Colonien anzulegen, um ſich, wie England es mit der Heſe ſeiner Bevölkerung thut, von ihrem ſchreibenden und dichtenden Geſindel zu reinigen und es auf irgend eine ferne Südſeeinſel zur Begründung einer eignen ausrangirten Schriftſteller-Republik zu ſchicken, damit die Cultur und Literatur

der Mutterlande ſich zu einer friſchen Jungfräulichkeit und Lebensreinheit verjüngen! Alſo nein, Du Gute! Wünſche keinen Schriftſteller aus mir! Schreiben will ich, ja, aber nur Dir, und für keinen Andern; und daß Du mich aufgefordert, Dir öfter von meinem armen Leben und Treiben Nachricht zu geben, das, o Freundliche, macht mich glücklich. Das iſt mein Glück und Ruhm, daß Du mich nicht verkennſt, und jetzt erſt erlebe ich die holde Maienluſt, die draußen über Feld und Garten fröhlich angebrochen iſt, auch in mir als ein ſüßes Frühlingswerde! Wohlan denn, nur auf Briefſchriftſtellerfreuden will ich mich noch legen, und die alten ſtolzen Literaten-Gedanken, die doch nur ein dorniges Sterbekiſſen bereiten, mir ganz aus dem Kopf verſcheuchen! Ein Briefſchriftſteller iſt ein ſeeliger Menſch, wenn er, ſo wie ich, an eine Lehrerin der kleinen Urſulinerinnen ſchreiben darf, und ſo ſoll es Dir denn, Du meine einzige und beſte Leſerin, nie an langen Briefen fehlen, in denen ich mich ganz und gar abſchreiben will. Du ſollſt mich dann kritiſiren, wie ich bin, und mir ſagen, wie ich ſein ſollte;

denn Du haſt ein ganz beſonderes Talent zur Kritik, Freundin, eigenthümlicher als Alle, die einen Bart tragen. —

Für heute muß ich Dir aber zuerſt von einer Neuigkeit in Kleinweltwinkel erzählen. Sie iſt wichtig, ſie muß Epoche machen. Vor einer Stunde — ich bin noch ganz aufgeregt davon! — fuhr ein vornehmer, mit vier Pferden beſpannter Reiſewagen durch die eine Straße, welche unſer Städtchen zählt, hindurch, und brach gerade vor meiner Thür die Are. Kein Menſch weiß ſich dies zu erklären, da die Straße weder hügelicht, noch ſchlecht gepflaſtert iſt, weil ſie überhaupt nicht gepflaſtert iſt. Nur mein College, der alte Copiſt Mundus, meinte, es ſei eine böſe Stelle, weil hier einmal zur Zeit der erſten Franzöſiſchen Revolution der leibhafte Teufel in eigener Perſon einen Freiheitsbaum über Nacht aufgepflanzt habe, um die ehrlichen Kleinweltwinkler zu verführen, um denſelben zu tanzen, welche aber im Gefühl ihrer Deutſchheit gleich am andern Morgen durch einen förmlichen Gemeinde-Beſchluß das fremde Gewächs wieder ausrotteten und den Baum fällten,

von dem man in der That noch heutzutage den Klotz im Wege stehen sieht; der Teufel aber habe im Ingrimm diese Stelle verflucht, daß wenigstens alle Jahr einmal — und öfter verirrt sich kein Reisender durch Kleinweltwinkel — ein Wagen darüber stolpern solle. Mundus bedauerte mich, gerade vor diesem durch einen Zeitteufel vermaledeiten Fleck zu wohnen.

Nun genug, der Wagen schlug um, und ich stürzte selbst auf die Straße, um den Darinsitzenden zu Hülfe zu kommen. Himmel, Esperance! was sah ich, als ich den Schlag öffnete. Ein großer langer Mann stieg, sich ruhig nach allen Seiten umblickend, heraus, den man den vielen Orden nach, die auf seinem grauen Rock schimmerten, für einen Fürsten hätte halten können: ich glaube, es waren die Orden der ganzen Welt, die seine Brust, wie eine Medaillensammlung, aufgereiht trug. Aber die Physiognomie! — eine solche Physiognomie sah ich noch niemals! In dem kalten, nur von den stechenden Irrlichtern eines beständigen Lächelns durchzuckten Gesichte stak, gleich einer Wetterfahne, eine lange Mephistophelesnase,

die wie ein übermüthiger Triumphator in Klein-weltwinkel einzog, ſo daß wir uns Alle bekreuzigend vor ihr demüthigten, und zwei feuerſpeiende Augen blickten dieſer Naſe wie ein Paar lauernde Katzen nach. Dieſer fremde Mann, mit dieſem fremden Geſicht hob endlich, nachdem er uns Umſtehende ſpöttiſch begrüßt hatte, eine weibliche Geſtalt aus dem Wagen, eine kleine, kurze, dicke Figur, die ganz in ſcharlachrothe Schleier gehüllt war, ſo daß man weder Kopf noch Rumpf an ihr unterſcheiden konnte, und ich ſie für die Statue einer Aegyptiſchen Sphinx zu halten geneigt war, die der Reiſende vielleicht irgendwo für ein Kunſtmuſeum aufgekauft haben mochte. Dann ſah er uns alle im Kreiſe mit einer höchſt ſonderbaren Miene an, ſo daß ſich Keiner ein Wort zu ſagen getraute. Der Salinen-Inſpector lag vor ihm auf den Knieen, weil er dachte, es ſei der König. Der Fremde reichte ihm jedoch herablaſſend die Hand, bedeutete ihn aufzuſtehen, und bemerkte mit einigen kurzen Worten, daß er bis zur Wiederherſtellung ſeines Wagens eine Wohnung im Orte zu erhalten wünſche. Der Salinen-Inſpector bot

ihm ſogleich ſein ganzes Haus an, und die Angekommenen ſetzten ſich alsbald nach demſelben in Bewegung. Er mit impoſanten Schritten voran, die ſcharlachrothe Sphinx trippelte zu meinem Erſtaunen mit, und hintennach folgte noch eine junge, blaſſe Magd, eine ſcheue, irre, ſchöne Geſtalt, die man nicht ohne wunderſames Ergreifen anſehen konnte. Bald waren Alle in der Hausthür verſchwunden. Ein Blitz, ein Traum, ſo ſchien es an mir vorübergegangen. Sprachlos, mit aufgeſperrten Mäulern, zerſtreuten ſich die zuſammengelaufenen Kleinweltwinkler wieder. Auch ich muß jetzt abbrechen, und auf das Amt, um noch einige Geſchäfte zu beſorgen. Aber ich ſchreibe Dir heut noch, theilnehmende Freundin! Ich bin höchſt geſpannt, was noch aus dieſer Begebenheit werden wird. Sie wird, ſie muß Folgen haben! Wäre heut, ſtatt des zehnten, der erſte Mai, ich würde glauben, unſerm Kleinweltwinkel ſei das Glück einer Blocksbergviſite zu Theil geworden! Doch ſtill, ſtill, man muß dem Schickſal nicht vorgreifen! Und curios, daß dieſe Viſite nun gerade dicht neben meiner eignen Wohnung ein-

quartirt ſein muß! Adieu, Du mein Ein und Alles, ich muß auf die Salzſchreiberei! — —

In der Nacht.

Fromme, dunkeläugige Nacht, Mutter mit dem ſanften Sternenmantel, Freundin meiner Gedanken und meiner Liebe! In deiner heiligen Traumſtille ergreife ich die Feder, um meiner Esperance, deren Bild ich ſonſt um die Stunde in mir feiere, von ganz wunderbaren Dingen zu ſchreiben. Mein dürftiges Lämpchen brennt trübe und ſchläferig, aber in mir wird es hell, und wie auf einer Jacobsleiter, ſteigen Engel und Geiſter in meiner Gehirnkammer auf und nieder. Ich bin bewegt, ich bin außer mir, es iſt etwas Wichtiges mit mir vorgegangen! Der Fremde mit der Wetterfahnennaſe hat mir meinen Zeitpolyp operirt!!

Ja höre, gelehrte und geliebte Esperance, und laß Dir erzählen, wie es Deinem Verſalzenen ergangen iſt, und wie ſich neue beglückendere Lebenskräfte bei ihm anzuſetzen ſcheinen! Zuerſt muß ich Dir ſagen, daß der Durchreiſende kein Anderer iſt, als der Herr von Zodiacus, ein be-

rühmter Staatsmann, der auf einer diplomatischen Sendung an einen auswärtigen Hof begriffen, hier durchgekommen ist. Man sagt, er geht als ***scher Minister-Resident nach **, und seine Vollmachten sollen auf eine entscheidende Weise mit den Zeitereignissen in Berührung stehen. Soviel hat ihm der Salinen-Inspector mit Todesangst abzufragen gewagt. Wer aber die scharlachrothe Sphinx in seinem Gefolge ist, hat bis dato noch nicht ermittelt werden können. Des Salinen-Inspectors Frau meinte, sie habe ihn: Großmutter zu ihr sagen hören! Doch nun merke auf, theilnehmende Freundin, wie es sich weiter begeben!

Ich kam heut Abend vom Salzamt, und schlenderte, die Acten unter dem Arm, meinem Hause zu. Als ich bei dem Salinen-Inspector vorbeiging, warf ich einen verstohlenen Blick zu den Fenstern hinauf, und bemerkte wirklich, daß der Fremde oben herausſah. Ich zog unwillkürlich meinen Hut ab, und stand einen Augenblick wie festgebannt still; ich wußte selbst nicht, warum ich noch stand, es war, als ob mich ein Dämon von oben her bei den Haaren hielte. „Schön guten

Abend, Herr Salzschreiber Seeliger!" rief mir der Herr von Zodiacus von oben zu und nickte lächelnd mit seinem Kopfe herab. Es durchrieselte mich wie Eis, denn ich wußte mir nicht zu erklären, woher er mich schon bei Namen kannte.

Könnten Sie mir nicht vielleicht zu einigen Zeitungen behülflich sein, Herr Seeliger? fuhr er fort. Es kommen hoffentlich Zeitungen nach Kleinweltwinkel? Heutzutage glaubt man schon aus der Welt herausgekommen zu sein, wenn man einmal ein Paar Tage die Zeitung versäumt.

Verzeihen Euer Excellenz, entgegnete ich beschämt und achselzuckend, es wird nichts als das Amtsblatt hier in Kleinweltwinkel gehalten, und das Städtchen befindet sich dabei ruhig, und ißt und trinkt und verdaut ohne Störung. Der verstorbene Prediger hielt immer noch die Hengstenbergische Kirchenzeitung, aber er soll noch auf seinem Todbette das Abonnement widerrufen, und die vorräthigen Jahrgänge mit sterbender Hand zerrissen haben, um seelig werden zu können. Sein Nachfolger, der jetzige Prediger, ein trefflicher Landwirth und Schafzüchter, liebt Intelligenz und

Aufklärung ebensowenig, als die Hengstenbergische Kirchenzeitung es thut, und lieſt deshalb auch dieſe nicht. So bleibt es denn unter uns beim Amtsblatte! Und ich denke, wem Gott ein Amtsblatt giebt, dem giebt er auch Verſtand, es nicht zu leſen.

Der Fremde lachte, als ich dies geſagt, aber er lachte ſo entſetzlich, daß die Fenſterſcheiben oben klirrten, und mir völlig unheimlich zu Muthe wurde. Alſo politiſirt ihr hier gar nicht? fragte er dann mit einer ſtechenden Betonung.

Ich zuckte abermals die Achſeln, und machte ihm bemerklich, daß man in Kleinweltwinkel noch ganz im Stande der Unſchuld lebe. Ich ſagte, die Zeit muß über dieſen Strich Landes hingefahren ſein, als gerade Alle ſchliefen, oder das Amtsblatt laſen, und deshalb, weil die Zeit hier nie eingekehrt, giebt es hier auch keine Zeitung. Wir haben viel zu thun, ſind gewerbſam und nähren uns redlich. Wir haben gar keine Zeit, der Zeit zu leben. Dies gilt ja von den, wie Tagelöhner nur über Nahrungsſorgen und Privatunglück hinbrütenden Deutſchen ſchon ſeit Jahrhunderten!

Damit wollte ich in meine Thür ſchlüpfen; er aber rief mir von oben wie befehlend zu, ich ſolle bleiben. Ich werde zu Ihnen herunterkommen, ſchrie er. Wir müſſen bekannter mit einander werden, Herr Seeliger! Sie ſind ganz mein Mann!

Ich ſein Mann? wiederholte ich mir in unwillkürlicher Beſtürzung. Ich möchte, um Gott, keines Anderen Mann ſein, als der meiner Eſperance! dachte ich weiter, um mich von dem Schreck aufzuheitern, und ſiehe, Freundin, dieſer köſtliche Gedanke zauberte plötzlich wieder ein Lächeln auf mein Geſicht, ſo daß ich nun den eben aus der Thür tretenden Herrn von Zodiacus mit einer möglichſt freundlichen Geberde begrüßen konnte, was er gern zu ſehen ſchien.

Laſſen Sie uns einen Spaziergang zuſammen machen! ſagte er mit der gebieteriſchen Vertraulichkeit eines Mannes von ſeinem Stande. Ich wagte nicht zu widerſprechen, und ging, meine Acten noch unter dem Arm, in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, neben ihm her. Die Kleinweltwinkler, die uns begegneten, ſchie-

nen mich ordentlich zu beneiden, daß sie mich so an seiner Seite gehen sahen. Ich aber war still, und führte den Fremden, der entsetzliche Schritte machte, zu unserm Thorpförtchen hinaus, damit er sich die Umgegend von Kleinweltwinkel ansehe. Das nahgelegene Wäldchen nahm uns in seine sanften Abendschatten auf, die Bäume zeigten und neigten sich flüsternd in ihrem neuen Blättergrün, ein junger Fink schlug noch spät einmal an, und ich seufzte unwillkürlich aus meiner gepreßten Brust heraus dem Gott in der Schöpfung entgegen.

Sie scheinen gefühlvoll, Herr Salzschreiber! unterbrach der neben mir spazierende Diplomat endlich das Stillschweigen. Ich für mein Theil gestehe Ihnen, daß eine Französische Zeitung, sei es von welcher Farbe sie will, und wäre es von der schmutzigsten Juste-Milieu-Farbe, einen befriedigendern Eindruck auf mein Herz macht, als die endlos grüne Farbe dieser Natur, die schon der kritische Lessing unausstehlich gefunden, und an der sich der unkritische Werther zu Tode geschwärmt hat. Für diese grüne Natur etwas zu fühlen, ist schon deshalb nicht mehr zeitgemäß, weil

ſie eben nur eine Farbe trägt, und das ganze Geſchlecht ja jetzt augenſcheinlich zum Dreifarbigen inclinirt. Dies witterte unter allen Deutſchen zuerſt der große Scharfſinn jenes Leſſing, der die Frühlingsnatur ihrer Einfärbigkeit wegen nicht leiden konnte, und deshalb in dem verträumten Deutſchland die allererſte Anlage zu einem Liberalen verrieth. Leſſing wünſchte die Natur ohne Zweifel dreifarbig, denn daß er — der zum Schluß ſeiner Emilia Galotti ſagen konnte, „daß Fürſten Menſchen ſind“ — liberaliſtiſche Grundſätze hatte, iſt wohl unbezweifelt; und der närriſche Werther lebte vielleicht noch, wenn er Manns genug geweſen wäre, nur ein einziges Mal auf der Hambacher Ruine eine Rede zu halten; denn es war ein reiner Abſolutismus von dem Menſchen, ſich gerade um die eine Lotte todtzuſchießen. Außerdem würde es dieſen ächtdeutſchen Werther ſchon gerettet haben, wenn er ſich nur hätte entſchließen können, mehr Zeitungen zu leſen, und dies, lieber Herr Seeliger, führt mich wieder auf unſer voriges Capitel zurück. Ich meinte es in der That bedeutend, als ich Sie fragte, ob auch Zeitungen

nach Ihrem Kleinweltwinkel kommen. Denn wie die schwärmenden Mücken den Sommer verkündigen, so bezeichnet dies luftige Geflügel der Zeitungen in Deutschland das erste Politischwerden der alten literaturfrommen Germania. Daher ist es vor Allem charakteristisch, daß die Deutschen erst in der letzten Zeit angefangen haben, viel Zeitungen zu lesen, und sogar der ganze stabile Körper ihrer Literatur allgemach in dem leichteren Lebensgenuß der Journalisterei aufzugehen droht. So muß es auch kommen, wenn die Deutsche Gründlichkeit, die diesem Volke immer am meisten im Wege gestanden, paralysirt werden soll. Zeitungen, mein guter Seeliger, sind die Mercursohlen der wandelnden Geschichte, es sind trompetende Doppelgänger der Weltereignisse, Tanzböden der zappelnden Zeitgeister, politische Wetter-Michels der Völker, wetterprophetische Laubfrösche des Schicksals. Zeitungen sind Börsengerüchte aus dem Reich Gottes, und diese haben immer Einfluß auf den Cours der Nationen. Wohl dem Volke, das gute Papiere hat! Die Alten hatten keine Zeitungen, sie hatten keine Papiere, aber sie hatten

dafür Götter. Oder wem leuchtet es nicht ein, daß in dem antiken Leben die olympiſchen Götter dieſelbe Bedeutung gehabt haben, als in dem modernen die Zeitungen und die Staatspapiere? Wenn die Griechen Krieg führten, ſchwebten, wie man aus Homer erſehen kann, die Götter ſelbſt als fliegende Zeitungen zwiſchen den feindlichen Heeren auf und nieder, und ſeit dieſem Trojaniſchen Krieg ſchreibt ſich die Parteilichkeit aller Zeitungen in der Welt her. Und Jupiter ſelbſt, man denke ſich ihn recht lebhaft! Sah er nicht zu Ende ſeiner Regierung gerade ſo verunglückt aus, wie ein ligitimiſtiſches Wochenblatt, das durch eine Revolution ſeine Abonnenten verloren hat? Der ganze Olymp nahm ſich überhaupt bald aus, wie der Allgemeine Deutſche Reichsanzeiger, der niemals ein wirkliches Deutſches Reich anzeigte. Es gab keine olympiſchen Götter mehr, und die Griechiſchen Stockjobbers, wie Sokrates und Plato, hatten durch ihr Speculiren auf hoch am meiſten dazu beigetragen, daß die Papiere der Götter gefallen waren. Jupiter, Juno und die ganze Sippſchaft, die einſt einen ſo ſchönen Cours

im Helleniſchen Leben gehabt hatten, wurden nicht mehr acceptirt, und die uralte Mythe mußte ihre Anleihe unter dem Volke nicht mehr anerkannt ſehen. Der neue Gott erklärte die Schuld der geſtürzten Dynaſtie für null und nichtig, und die an den Papieren der alten Anleihe verkümmerte Menſchheit mußte ſich erſt taufen laſſen, ehe ſie ihre Capitalien bei der neuen perpetuirlichen Anleihe unterbringen konnte, welche jedoch die Auszahlung der Rente in alle Ewigkeit hinausſchiebt, während man bei den alten Göttern wenigſtens den Vortheil hatte, daß ſie gleich blank und baar bezahlten, was die luſtigen Heiden nur haben wollten. Hahaha! Aber wo bin ich hingerathen? Sie ſehen, daß ich gern plaudere, Herr Salzſchreiber! —

Ich hatte ihm mit wachſendem Erſtaunen zugehört. Er ſprach nicht übel, aber er ſprach es ſo widerlich heraus, daß man ſich dabei wahrlich geängſtigt fühlte. Er kam mir immer räthſelhafter und fremdartiger vor, und beſonders ſeine heiſere Stimme, die mir jetzt erſt an ihm auffiel, krächzte mir wie ein Schlimmes bedeutender Vogel

ins Ohr. So etwas von Heiſerkeit haſt Du nie gehört, Esperance! Er iſt heiſer, wie eine alte Norne, und weiß doch ſelbſt dieſen ſchrillenden Laut ſeiner Stimme gewiſſermaßen mit der ſichern Vornehmheit des Weltmanns zu artikuliren. In ſeiner Heiſerkeit liegt zugleich ein imponirender Anſtand, der ſich mit etwas Furchterregendem miſcht, und hinter dem höhniſche Teufelchen dreinlachen. Dabei ſollteſt Du ſeine Geſichtsmuskeln zucken und ſpielen und ſeine hagere Geſtalt in immerwährender elektriſcher Bewegung arbeiten ſehn! Mich überlief es kalt, daß ich ſo in der einſamen Nacht des Wäldchens mit ihm ſpazieren mußte!

Und was machen Sie hier in Kleinweltwinkel? begann er wieder, indem er mir zutraulich die Hand auf die Schulter legte. Wollen Sie den Baum Ihrer Jugend, unerfriſcht vom Segensthau der Zeit, die draußen waltet, hier in einer Scheuer verdorren laſſen? Ich kenne Sie, ich habe Sie ſchon lange gekannt! Sprich, ſchlage, ſtelle wieder her! möchte ich Ihnen, gleich dem Brutus, zurufen. Auf, auf, Herr Seeliger!

Ein Mann der Zeit müſſen Sie werden! So ward es Ihnen von Ihrem Genius geboten!

Woher kennen mich Euer Excellenz, wenn ich fragen darf? ſagte ich zu ihm, noch mit der Ruhe, die Du in ſolchen Fällen oft an mir bewundert haſt, aber doch ſchon tief in meinem Innern aufgeregt, bis zum Herausſchäumen.

Seeliger, ich kenne Sie! betonte er, daß mich ſchauerte. Es giebt in allen Perioden gewiſſe Individuen, die man vorzugsweiſe Zeitindividuen nennen könnte. Dieſe ſind die Ritter der Tagesgeſchichte, die Taufpathen der Zeitbegebenheiten. Sie müſſen reden, ſingen, tanzen, jubeln und ſich auf den Kopf ſtellen, damit man weit und breit erfährt, daß große Ereigniſſe zur Welt kommen. Sie ſind die kapitoliniſchen Gänſe, die das Vaterland durch Geſchrei retten; ſie ſind, mit einem Wort, Zeitindividuen, ſie ſind Liberale! Auf meinen vielen geheimen Sendungen durch ganz Deutſchland habe ich mir ein beſonderes Geſchäft daraus gemacht, dieſe Zeitindividuen auszuwittern und die Hoffnungskeime, die in ihnen vorliegen, durchzumuſtern. Sie, mein lieber, tiefſühlender

Seeliger, ſollten mir entgangen ſein? Nein, nein, ich weiß, Sie ſind ein wahrhaft Liberaler! Es liegt in Ihnen ausgeſäet, Sie wollen nur die eigene Blüthe in ſich noch nicht begreifen! Sie leiden an der Muthloſigkeit aller Deutſchen, das zu ſein, was Sie ſein könnten. Eine kranke Unentſchloſſenheit zehrt an den ſchönſten Kräften Ihres Lebens. Treten Sie aus ſich heraus, und geſtehen Sie es ſich: Sie ſind liberal! Dies Selbſtgeſtändniß, in dem Sie ſich endlich zuſammenfaſſen, wird Sie kräftigen, Ihnen eine entſchiedene Richtung geben, Sie zur Thatluſt begeiſtern. Es wird Sie von dem Zeitpips, mit dem Sie jetzt wie betäubt umherlaufen, erretten!—

Denke Dir, Esperance, er nannte es Zeitpips. Ich aber dachte an meinen Zeitpolyp. Nun gab ich ihm vollkommen Recht.

Sehen Sie das junge, ſich regende Völkerleben unſerer Tage an! fuhr er fort. Betrachten Sie dies Drängen und Bewegen, dies Kämpfen und Bluten, dies Keimen und Hoffen, das die Herzen der Nationen aller Orten erfüllt! Noch einmal will das ganze Geſchlecht ſich auf die

Füße machen, um Arkadien zu ſuchen, diesmal aber das Arkadien der politiſchen Glückſeeligkeit. „Auch ich bin zur Conſtitution geboren!“ ſo hat ſich jetzt der Wahlſpruch der Völker umgewandelt, und während man ſich ſonſt bei uns, in der ſentimentalen Periode, nur in idylliſche Hirtenzuſtände und nach freier Flur und Natur zurückſehnte, ſo ſind es jetzt — wie beſcheiden klingt es! — nur zwei Kammern und eine verantwortliche Miniſterbank, die alle Hoffnungen in ſich ſchließen! Durch den Nationalcharakter der Deutſchen geht jetzt das unruhige Ziehen und Schmerzen eines neuen Wachsthums, und man ſpotte nicht, wenn er ſich lächerlich dabei geberdet, wie ein alter Jüngling, der noch in ſpäten Jahren den Weisheitszahn bekommt. Da entſteht ein ironiſches Gratuliren, Glückwünſchen und Lachen um den guten Jüngling, daß er noch auf ſeine alten Tage klug werden will, und die beſorglichen Frau Baſen treten rathſchlagend zuſammen, und halten es am Ende für das Beſte, dem guten Jüngling den Weisheitszahn, ſei es auch durch Gewalt, wieder ausziehen zu laſſen; denn weil ſeine Vorfahren alle

ohne Weisheitszahn gekaut hatten, ſo ſoll auch er fernerhin, ohne dieſen, ſeinen Kälberbraten in Ruhe ſpeiſen. Servile Zahnärzte laſſen ſich immer finden; ſie fallen über den Weisheitszahn des guten Jünglings her, und dieſer wird in der Nothwehr gegen die Zahnbrecher unvermeidlich zum Revolutionair. Dies iſt die innere Entſtehungsgeſchichte aller Revolutionen. Auch Ihnen, Herr Seeliger, iſt der Zahn gewachſen, und ich möchte Sie bei Allem beſchwören, was Ihnen heilig iſt: beißen Sie zu! Erklären Sie ſich für die Sache Ihrer Zeit!

Ich biß mir auf die Lippe, und ſtand in tiefſtes Nachdenken verſunken da. Es war mir, als wenn der Verſucher zu mir geſprochen hätte.

Werden Sie liberal! begann er mit ſeiner heiſern Wohlredenheit wieder. Schon aus Langerweile müßte ein Geiſt, wie Sie, in einem ſolchen Neſte, wie Kleinweltwinkel, liberal werden! Herrlich iſt es, liberal zu ſein! Die liberalen Beſtrebungen ſind die wahren Flegeljahre der Völker, köſtlich, friſch, übermüthig, jugendkeck, hoffnungsreich und in den Himmel hineinwachſend, wie Jean

Paulsche, die Sie gewiß mehr als einmal geleſen haben werden. Eine Nation muß auch ihre liberalen Flegeljahre gehabt haben, wie ein großer Mann einmal Univerſitätsſtreiche gemacht und im Karzer geſeſſen haben muß; und ſo ſchadet es denn der Idee gar nicht, wenn man auch dieſe Liberalen heutzutage von den Regierungen überall ins Hundeloch ſtecken ſieht. Dies iſt erſt die wahre Größe, und iſt gewiſſermaßen nur als eine Neckerei zwiſchen Volk und Regierung anzuſehen, denn was ſich liebt, neckt ſich bekanntlich. Hahaha! Darum, Herr Salzſchreiber, werden Sie liberal!

Ich wollte mich zuſammennehmen, und ihm diesmal einen ſpöttiſchen Bückling machen, aber ich konnte nicht.

Und was will denn der Liberalismus eigentlich, wenn wir im Ernſte fragen? ſprach der Heiſere mit erhöhtem Pathos weiter. Der Liberalismus will nichts als die Zukunft der Geſchichte! Es iſt der allgemeine Drang des Geſchlechts in die Zukunft, das unwillkürliche Vorwärtsſtreben nach einem in der Ferne liegenden Glück. Und dieſer Drang und dieſes Streben, weil ſie in den

Völkern ſo mächtig ſind, verbürgen ihnen eben, daß es für ſie immer noch eine Zukunft, eine ſchönere Ferne giebt. Jedes Volk iſt unſterblich, ſo lange es noch eine Geſchichte hat, und ſich noch ſtark genug fühlt, von einer Zukunft ſeiner Geſchichte zu träumen. Die Zukunft ſteht vor den Völkern in ſonniger Geſtalt, wie eine künftige Braut. Die Liberalen ſind die Brautwerber, ſie ſind es, welche auf die hiſtoriſche Freite ausziehen mit dem Muth und Uebermuth des Verliebten, aber nicht mehr feinſäuberlich in Schnabelſchuhen und ſeidenen Strümpfen, wie man vordem unſere Altvordern freien gehen ſah, ſondern halt ein bischen renommiſtiſch, indem ihnen der Demagogendolch, mit dem es aber nicht ſo arg gemeint iſt, vorn aus der Rocktaſche kuckt. Es ſind ſonſt gute Leute, die Aemter bekleiden können, wie jeder Andere, wenn man ſie ihnen nur anvertrauen oder die anvertrauten laſſen wollte; und es hat ihnen bisher nichts gefehlt, als das Glück, um die Braut heimzuführen. Daß die Liberalen kein Glück haben, iſt nicht ihre Schuld. Sie lieben, ſie wiſſen was und warum ſie lieben, und ihre Hoffnung iſt un-

erſchütterlich, wie ihre Liebe. Sie halten den Blick feſt und gläubig auf das aufgehende Morgenroth der Geſchichte gewendet, und ſollte es ihnen auch, wie Moſen, nur beſchieden ſein, das gelobte Land aus der Ferne liegen zu ſehen, ſo haben ſie doch ihre Aufgabe gelöſt, und in der Wüſte der Zeit auf das Land, wo der Freiheit Milch und Honig fließt, mit dem Prophetenſtab hingewieſen. Ja, mein Herr Seeliger, ſind die Liberalen nicht wie ſteinerne Meilenzeiger, die dem rüſtig trabenden Wanderer den Weg an der Heerſtraße bezeichnen, aber ſelber nie von der Stelle kommen?

Ja, ja! rief ich aus, und konnte, ſo wenig mir auch ſonſt die zweideutig ſchillernde Farbe ſeiner Reden gefallen mochte, doch das eigne, in mir überhandnehmende Gefühl nicht länger unterdrücken. Ja, ſie ſind die Meilenzeiger der Zukunft! Ich habe ſie längſt als ſolche verehrt, und auch ich will gern meinen Namen in die armen Steine an der Heerſtraße einſchneiden, die den Weg zur Heimath weiſen, aber ſelbſt in Sturm und Regen auf ſchutzloſem Felde verwittern müſſen!

Mir ſtanden die Thränen im Auge, er aber

nicht ſinken laſſen. Die Revolution wird ſich geſetzlich und legitim in Deutſchland vollbringen! Iſt das nicht eine ſchöne Redensart, Herr Salzſchreiber? Aber ſie iſt wahr, auf Ehre! Dieſe geſetzliche Revolution vollbringt ſich allmählig, nach langſamer Deutſcher Art und Kunſt, in den landſtändiſchen Verfaſſungen, die ſeit der Juli-Revolution auch bei uns eine merkwürdige Erhöhung ihres Tons erfahren haben. Und bewegt ſich das neuerwachte Leben auch nur gedämpft und gehütet vorwärts, ſo hat doch die Nationalität der Deutſchen bereits mit ihm Rieſenſchritte zurückgelegt. Sie hat den großen Schritt zur Oeffentlichkeit gethan, und die blöde Jungfrau Germania ſetzt den ſchüchternen Fuß zum erſten Mal in die Welt hinaus, um unter den Nationen als eine Nation ſich zu vertreten. Durch die Conſtitutionen wird das Volk frei im Geſetze. Auf dieſen landſtändiſchen Verſammlungen wird Alles rege, und ich möchte es die conſtitutionelle Muſterwirthſchaft einer Revolution nennen, oder ein homöopathiſches Curanzen des Volkswohls, und gewiß iſt es kein Zufall, daß das Aufkommen der Homöopathie ge-

rade mit den politischen Constitutionen in eine Aera fällt. Darum sind Budgets und Civillisten in allen repräsentativen Staaten so dünn geworden, weil die Stände nach ihrem homöopathischen Heilverfahren nur mit millionenfach verdünnten Mitteln regiert wissen wollen. Schlimmer sind die verantwortlichen Minister daran, für die offenbar eine gute Constitution dazu gehört, um dies Constitutionswesen zu ertragen; aber das Volk feiert in diesem Verhältniß seinen höchsten Triumph, indem es sich seinen Regierern gegenüber zum ersten Mal als ein vernünftiges, mit Augen, Ohren, Nase und Mund begabtes Wesen geltend macht. Das Volk wird überhaupt in seinen Repräsentanten, die es auf die Landtage schickt, erst zum Menschen, und erhält als solcher das Recht, die Steuern zu verweigern, die Minister in Anklagestand zu versetzen, die Juden zu emancipiren, auf Abschaffung der Todesstrafe anzutragen und um Preßfreiheit zu bitten. Wenigstens können die Stände jedesmal so viele Beschlüsse darüber fassen als sie wollen, und wenn ihnen auch z. B. die Wiederherstellung der Preßfreiheit noch nirgends gelingen

ſollte, ſind denn nicht die landſtändiſchen Verhandlungen ſelbſt ſchon gewiſſermaßen ein Surrogat für die Preßfreiheit? Manches kühne Wort fliegt über die zögernde deutſche Zunge, und die Wahrheit darf hier ihr heiligſtes Recht ausüben, ſchonungslos zu ſein. Eine ausgeſprochene Wahrheit verhallt aber nicht in den Räumen, wo ſie laut geworden, der Geiſt der Oeffentlichkeit trägt ſie begierig von dannen über Land und Meer, und ſie ſteht endlich als leuchtende Thatſache über dem Zenith der Menſchheit wie eine Sonne ſtill. So lenkt ſich allmählig von hier aus ein neuer Strom der Bildung, wenn auch in kleinen Tropfen, in das Herz des ganzen Volkes hinüber. In den Ständeverſammlungen ſelbſt werden bisher nie gekannte Talente der Deutſchen rege, und was uns immer gefehlt hat, der Einfluß öffentlicher und volksthümlicher Charaktere, wird von hier aus ſich bilden und bereitet ſich vor, ſo weit es für jetzt die hindernden Umſtände nur zulaſſen. Wer in dieſem Jahre, wo faſt überall die Stände beiſammen ſind, durch Süddeutſchland gereiſt iſt, wird mit mir dieſen, Franzöſiſcher Beweglichkeit nahe-

kommenden Aufschwung eines parlamentarischen Deutschlands wahrgenommen haben. In dem schönen freundlichen Karlsruhe verweilte ich am liebsten und längsten. Diese Stände haben offenbar die meiste parlamentarische Beredtsamkeit unter allen entfaltet; Witz, Schärfe und Ironie der Debatte hört man hier wie knisternde Feuerfunken durch den Saal sprühen, südlicher Bilderreichthum belebt die trockensten Verhandlungen, und unerschrockene Freimüthigkeit, auf ächt patriotischer Begeisterung sich muthig wiegend, pflanzt sich wie eine unüberwindliche Batterie der Ministerbank gegenüber auf. Rotteck und Welcker sind wirklich Männer des Volks, wie es deren in den Demokratien der Alten gab; Merk, Fecht und manche andere Abgeordnete vertreten die Sache des Fortschrittes mit einer glänzenden Macht des Wortes, und Mittermaier, der treffliche Präsident der zweiten Kammer, schwingt wie ein gewaltiger Poseidon den Dreizack herrschend und lenkend über den Wogen der rauschenden Debatte. Auch auf Seiten der Minister bringt die Last der Verantwortlichkeit manchen tüchti-

gen Sermon hervor, und es zeigt sich, daß die Noth nicht nur beten lehrt, sondern auch reden. In Stuttgart mußte ich mit einer Kammer vorlieb nehmen, da die erste ihren Sitzungen noch immer keine Oeffentlichkeit gegeben hat, aber in der zweiten begegnete mir manche anziehende, im jungen Ruhm der neuen Zeit strahlende Gestalt. Am längsten verweilte mein Auge auf dem edel grollenden Uhland, das voranleuchtende Haupt der Opposition, dessen Rede wie ein halbgedämpftes Gewitter schwere, kurze, zuckende Worte ausstößt. Dicht neben ihm sitzt der Verfasser des „Briefwechsels zweier Deutschen", der sinnige, bescheiden entschiedene Pfizer, selten redend, aber dann schlagend; ich möchte ihn in seinem jungfräulichen Wesen den David der Opposition nennen. Hier sah ich auch den kraftvollen Streiter für Gedankenfreiheit, Wolfgang Menzel, den großen Goethomastix, wie ich ihn nennen möchte, sowie Zoilus der Homeromastix genannt wurde. Menzel spricht in der Kammer kühn und fein, muthig und besonnen, witzig und schonend zugleich, und hat durch seine Motion zur Verbietung des Nachdrucks

in Würtemberg auch seine literarischen Verdienste um Deutschland gesteigert. Er ist ein Mann, vor dessen Freimuth, Redlichkeit und Talent ich gleiche Verehrung habe. Auch die Nassauischen Kammern wollte ich besuchen, und machte mich sogleich nach deren Eröffnung auf die Reise. In demselben Augenblick aber, als ich ankam, hatten die Stände schon wieder ihr Haus zugemacht; ich klopfte vergeblich an den Thorweg, und erfuhr endlich, daß der Landtag, nachdem er diesmal friedlich die Steuern bewilligt, bereits wieder geschlossen war. Ich bestellte mir Postpferde zurück nach Darmstadt, um noch länger und wiederholt die Freude zu genießen, die sich hier wahrlich in den Farben einer constitutionellen Redoute darbietet. Wie hört man hier nicht an den neuen Zeitansichten schmieden, hämmern und pochen! E. E. Hoffmann mit seinen tausend Motionen, die er von sich schleudert, ist ein wahrer Zeitenfelsbraten, an dem ich mein höchstes Wohlgefallen gehabt, und der Muth, den er, so wie viele seiner Mitstände, kundgegeben, ist in der That ebenso zu bewundern, als das langmüthig unparteiische

Dareinsehen der Regierung. In Kassel fand ich den Zwiespalt zwischen Regierung und Ständen bereits in lichterlohen Flammen ausgebrochen, und das Schauspiel einer Minister-Anklage bereitete sich vor. Zugleich hatte die schon von den früheren Ständen ausgesprochene Emancipation der Juden vor Kurzem den endlichen Vollzug der Regierung erhalten, und als ich in die Stadt kam, gab es so viel Einladungen zu Bällen, großen Diners und Soupers, womit die reichen Emancipirten ihre bürgerliche Gleichstellung feierten, daß ich vor all dem Jubel keine Zeit übrig behielt, um den ferneren Verhandlungen der Stände, in denen sie die Sache der Freiheit so tapfer führten, meine Aufmerksamkeit zu widmen. Ich reiste daher, um den vielen Kasselschen Emancipations-Diners zu entgehen, nach Dresden. In dem feinen, eleganten, halb geselligen, halb ungeselligen Dresden war es dann wieder, wie Sie denken können, mein constitutionelles Steckenpferd, auf dem ich mich herumtummelte. Die Sächsische Ständeversammlung ist eine über die Maaßen redseelige. Die Form ihrer Verhandlungen erschien

mir zu wenig parlamentarisch und zu viel theoretisirend, und daher droht dieser Landtag sich zu einer endlosen Riesenlänge auszudehnen. Neben manchen trefflichen patriotischen Reden, in der ersten Kammer besonders von Großmann, in der andern von Eisenstuck, v. Thielau und v. Mayer, den einflußreichen Mitgliedern der zweiten Kammer, hört man doch auch viel Kanzlei- und Predigerstil. Uebrigens haben diese Stände bereits durch manche wichtige zeitgemäße Motion sich wahrhaft verdient gemacht. Daß es aber zwischen ihnen und der Regierung immer so friedlich hergegangen, ist nicht zu verwundern, da die Regierung selbst in Sachsen bei weitem liberaler ist, als sich diese Kammern haben bezeigen mögen, und das will viel sagen! —

Er hielt hier inne, und sah mich mit seinem gewohnten stechenden Lächeln lange an. Auf mich aber hatte seine Schilderung des constitutionellen Lebens und Treibens in Deutschland einen nicht zu verleugnenden, unwiderstehlich aufregenden Eindruck gemacht. Es wurde mir jetzt erst klar, daß doch etwas dahinter sei, während der weißgepu-

derte Geheime Rath Schmalz uns auf dem Katheder immer pfiffig gesagt hatte, es sei nichts dahinter! Mein emporsteigender Enthusiasmus übermannte mich. Viva la constitucion! rief ich außer mir, und schwenkte meinen Hut dreimal über meinem schwindelnden Kopf in die Höhe. Unterdeß war es im Wald ganz finster geworden. Durch das Buschwerk ächzte der Nachtwind, Käuze pfiffen, Schatten schlichen, und wir konnten keinen Schritt weit mehr vor uns sehen. Wir achteten aber dessen in unserer Aufregung nicht.

Bravo, allervortrefflichster der Salzschreiber! begann Zodiacus wieder, indem er immer schnellere Schritte in die Nacht hinein machte. Kommen Sie, wir müssen noch lange zusammen wandeln, denn wir verstehen uns, wir sind beide Kinder unserer Zeit. Die Menschheit befindet sich in unsern Tagen auf einer großen Bildungsscheide, wo aus den gährenden Kämpfen des Alten und Neuen, des Verbrauchten und Frischen, der Sieg einer rein bürgerlichen Menschencultur hervorgehen wird. Ja, Herr Seeliger, es will sich einmal ein bürgerlich gesundes Zeitalter

erbilden! Die alten krankhaften Richtungen des metaphyſiſchen Charakters der Deutſchen werden immer mehr in einer neuen Anregung der Nationalität ſich verwiſchen, all der poetiſche und philoſophiſche Jammer, an dem dieſe Germania ſich ſchwindſüchtig geſchwärmt hat, wird endlich ganz verklingen, und das in ſeinen innerſten Nerven nach Erneuerung ſich ſehnende Geſchlecht wird ſich in die praktiſche Geſundheit eines bürgerlichen, nur in Staat und Familie menſchlich und werkthätig wurzelnden Lebens hinüberretten. Dieſe bürgerliche Aera, wo Jeder im Vollgenuß ſeiner politiſchen Rechte ſich ſeiner nur als Staatsbürger bewußt iſt, und nur als mitthätige Schraube einer großen Maſchine ſich glücklich fühlt, iſt gewiſſermaßen ein neuer patriarchaliſcher Zuſtand der Geſchichte am Ende derſelben, ſowie der Anfang auch patriarchaliſch geweſen war. Dieſe feine bürgerliche Ausgeglichenheit aller Lebenszuſtände, die eintreten zu wollen ſcheint, mag freilich weder die Kunſt, noch ein in die Tiefe gehendes Bildungsſtreben begünſtigen. Aber es ſoll eben den übergeiſtigten Deutſchen durch das Enden in einer

ſolchen Epoche gezeigt werden, daß es des Lebens Aufgabe nicht iſt, Gedichte zu machen, philoſophiſche Syſteme zuſammenzukünſteln und durch Bücherſchreiben ſich in die Unſterblichkeit einzuſchwärzen. Darum ſind auch bereits jene Tendenzen bei ihnen einem ſo bedeutenden Verfall entgegengeſchritten. Das conſtitutionelle Leben dagegen iſt es, aus dem die bürgerliche Glückſeeligkeit neuer freier Zuſtände uns entgegenwinkt. Die Conſtitution iſt ein politiſches Bürgerrettungsinſtitut der Menſchheit. Indem ſie den Menſchen zum Bürger macht, macht ſie ihn erſt zu einem vernünftigen Theil des Staates, und der Deutſche ſoll dann nicht mehr ſein Dichter, nicht mehr Philoſoph, nicht mehr Profeſſor, nicht mehr Geheimer Hofrath, ſondern er ſoll Staatsbürger ſein und wird ſich von nun an *geſund* befinden. —

Vor einer ſolchen Geſundheit ſchaudert mich! rief ich ihm unwillkürlich dazwiſchen. Ich konnte nicht anders, es fuhr mir ſo aus meiner wahrſten Seele heraus. Er aber drehte ſich plötzlich um, und verſchwand im Gebüſch. Es war mir, als hörte ich den Pferdefuß forthinken, und indem er

ſich noch einmal nach mir umzuſehen ſchien, leuchteten ſeine Augen wie zwei feurige Kohlen durch den Wald. Mich ergriff ein paniſcher Schrecken, ich nahm meine Acten in die Hand, und lief, da ich den Weg ſehr gut kannte, trotz der dicken Finſterniß aus Leibeskräften nach Kleinweltwinkel zurück. —

Hier ſitze ich nun in der tiefen Nacht, und habe Dir Alles getreulich niedergeſchrieben, Du, an die ſich immer meine Gedanken richten. Ja, geliebte Esperance, es beginnt in mir hell zu werden, und ich verſtehe nun mein inwendiges Drängen, Heben und Fliegen nach einer herrlicheren Zukunft des Lebens hin. Und dieſe Zukunft iſt die ſonnige Freiheit, die Freiheit und die Befreiung des Geſchlechts! Auch meine Liebe zu Dir, dies beſcheiden verborgene Sinnblümchen, geht mir darin in neuer und verdoppelter Bedeutung auf. Ich will frei werden, um Dich erſt recht zu lieben, und ich will Dich lieben, um erſt recht frei zu ſein. Aus Liebe und Freiheit bereitet ſich allein ein ſchöneres Zeitalter, wie es bisher unter dem Monde noch nicht angebrochen.

Denn auch das iſt nur die wahre Freiheit, die liebt, und die Freiheit, die haßt, iſt der böſe Feind und Verderber der Völker! Darum hat die Freiheit die Völker immer ſo unglücklich gemacht, weil ſie bis jetzt nie die Freiheit verſtanden, welche die Liebe iſt, ſondern frei werden wollten im Haß. Man ſehe dieſe Knechte des Haſſes, wie ſie Revolutionen ſchmieden, um ſich frei zu ſündigen! Sie aber bleiben auch in der Freiheit Knechte! Man denke ſich jedoch die Freiheit, die liebt, die wahre Göttertochter der Geſchichte! Sie wird auch Vieles vernichten, was dageweſen, ſie wird alte Bedingungen und Ordnungen aufheben, aber ſie vernichtet nur, um wieder zu erſchaffen. Die Liebe kann beſtehende Geſetze zerbrechen, weil ſie ſelbſt das höchſte Geſetz iſt. Die Liebe verläßt Vater und Mutter, um Dem zu folgen, was ſie liebt. So ſpricht auch die Freiheit, die Göttertochter, zu den Völkern: Ihr ſollt Vater und Mutter verlaſſen, d. h. ihr ſollt all eure alten Privilegien, Satzungen und Gewohnheiten im Stiche laſſen, und nur der Freiheit folgen, die eure ſchönſte Liebe iſt! Dieſe Freiheit, o Himmel, wenn ſie

dann einmal als lichtverklärte Siegerin die Zügel der Menſchheit ergriffen, wird wie ein mildes Kind ſein, weil ſie eben wie die Liebe iſt! Die Liebe, obwohl ſie frei iſt, bindet ſich doch auch gern. Indem ſie herrſcht, wird ſie auch Dienerin den Ihrigen, und indem ſie befiehlt, macht es doch auch ihr ſüßeſtes Glück aus, zu gehorchen. Darin bethätigt dann eben die Freiheit ihre herrlichſte Aehnlichkeit mit der Liebe. Die wahre Freiheit iſt nicht ungebunden, ſie gefällt ſich in den Feſſeln des Geſetzes. Sie iſt das Geſetz der Liebe und die Liebe des Geſetzes! —

Esperance! Mag der heifere Fremde geweſen ſein, wer er will — daß er kein Miniſter-Reſident von oder an irgend einem Hofe iſt, darauf möchte ich wohl meinen Kopf verwetten, eher halte ich ihn für einen vornehmen Demagogen — mag auch das, was er geſprochen, in noch ſo ſeltſamen und zweideutigen Farben geſchillert haben, ich bin doch an ihm klar geworden. Ich bin mir klar geworden, daß ich, wie ich hier bin, der Salzſchreiber Seeliger in Kleinweltwinkel, doch weſentlich dieſer großen Zeitrichtung angehöre, welche,

wie Herr von Zodiacus gesagt hat, einer schöneren Völkerzukunft entgegenarbeitet! Ich bin mir klar, ich bin frei, ich bin liberal geworden! Ich bin ein Mann der Zukunft geworden!

Ja, Geliebte, Zukunft und Freiheit! Zukunft, Freiheit und Liebe! Glücklicher Strebender, der, zwischen diese Dreie hineingestellt, auf diese Grundpfeiler seines Lebens Bewegungen stützt! Glückliches Jahrhundert, in dessen Kampfesnacht diese Dreie als siegende, ewige Sternbilder vorleuchtend hineinscheinen! Die Zukunft, das ist die schönste Hälfte des Daseins, sie ist die ewige Jugend des Geschlechts! Dieser Zugvogeltrieb nach der Zukunft, der im Menschen unaufhörlich die Schwingen regt, verbürgt ihm sein größtes und wahrstes Glück; dieser Zugvogeltrieb ist der mächtigste Genius aller Geschichte! Herr Gott und Vater, selbst jeder Maikäfer hat seine Zukunft, und wenn er brummend wieder in die Erde kriecht, denkt er doch schon innerlich vergnügt an den nächsten Mai. Und wollen die Völker an dem neuen Mai ihrer Zukunft verzagen? Die Hambacher kamen auch gerade im Mai zusammen auf ihrer Ruine, aber

dieſer Mai ſchickte ſie wieder in den April zurück, es war noch nicht der rechte und ächte Mai. Die in den April geſchickten Hambacher verklammten bei ihrem eignen Völkerfrühling, den ſie den gutmüthigen Deutſchen hatten aufſchwatzen wollen, und das ganze Deutſche Reich, das hier hergeſtellt werden ſollte, wäre mit ſammt ſeiner Einheit an dieſem kalten Lenz wieder erfroren! Nein, nein, Du Völkermai, Du biſt noch nicht geboren! Aber wir lauſchen ſtill auf Dein Keimen und Wachſen, wir fühlen und träumen Dein Blühen und Werden, und ſind Deiner gewiß in uns ſelbſt! Heiſa luſtig, das iſt der Mai, das iſt die Zukunft! Das iſt der göttliche Traum der Weltgeſchichte! Heiſa luſtig, das iſt Zukunft und Freiheit, das iſt Zukunft, Freiheit und Liebe! Ach, ich könnte lachen und weinen zu gleicher Zeit! Ich möchte lachen, weinen und beten! Nur dies eine Wort: Allvater, ich glaube an eine Zukunft, ich glaube an Deine Zukunft! — —

Traute, Traute! jetzt geht mir gerade mein Lämpchen aus, und die taumelnde Feder ſinkt Deinem übermächtigen Schreiber aus der müde ge-

wordenen Hand. Sieh', es iſt unterdeß Morgen geworden! Des Nachbars Hahn kräht, und ich erſchrecke, daß ich die Nacht ſo auf dem Papier durchſchwärmt. Fahle bleiche Lichtſtreifen ſtehlen ſich ſchon keck wie junge Demagogen in mein kleines Giebelfenſter herein, und erlauben mir bei ihrem Schein, Dir noch einen herzlichen Guten Morgen zum Schluß dieſes Briefes zu ſchreiben. Guten Morgen denn, Du Seele meiner Seele! Wie ich Dich liebe, wirſt und kannſt Du von Keinem ſonſt geliebt werden. Ach, ich bin glücklich! Ich bin liberal! Ich bin Dein ſeeliger Liberaler und

Dein
liberaler Seeliger,
K. Salzſchreiber.

---

11. Mai.

Heut iſt Vogelſchießen in Kleinweltwinkel! Alles hat ſchon ſeinen Sonntagsſtaat angelegt, und iſt rührig und auf den Beinen. Die Honoratioren begeben ſich mit gemäßigter Würde, das

mit bunten Bändern geſchmückte Volk mit immer lauter werdendem Jubel auf die lange Wieſe hinaus. Ich kann den Vogel hier von meinem Fenſter aus ſehen. Wahrhaftig, ich freue mich auf dies Volksfeſt in meiner nunmehrigen Stimmung doppelt. Ich werde zwar nicht mitſchießen, weil ich, wie Du weißt, kurzſichtig bin, aber in meiner gegenwärtigen Sinnesweiſe kann mir nichts erwünſchter ſein, als mich unter das Volk zu miſchen. Volk! Volk! Volk! möchte ich dreimal ebenſo bedeutſam ausrufen, als Hamlet ſeine: Worte! Worte! Worte! Was iſt die neue Sache der Zeit ohne Volk? Ich ſuche, ich will Volk! Hinaus, hinaus auf die lange Wieſe, zum Vogelſchießen der Kleinweltwinkler! Ich muß einmal wieder Volksgruppen beobachten, um mich zu überführen, ob nicht mit der Zeit und durch die Zeit dennoch aus dieſen Deutſchen ein Volk werden kann! Der Copiſt Mundus wollte mich um drei Viertel auf Drei abholen.

Die Friſt bis dahin benutze ich noch, Dir ein paar Zeilen von mir ſelbſt zu ſchreiben, die Du dann zugleich mit meinem vorigen Brief erhalten

wirſt, den ich bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt, abgehen zu laſſen.

O Esperance! Ich bin nun bereits ſeit vierundzwanzig Stunden liberal, und mir wird wirklich allmählig angſt, was ich eigentlich damit hier anfangen ſoll. Kommt es heraus, ſo verliere ich meinen Poſten, oder verſalze mir doch wenigſtens auch noch meine Salzſchreiberſtelle, die das Einzige iſt, was mich in dieſem deutſchen Leben zum Beamten macht! Kommt es nicht heraus, ſo iſt es noch viel ſchlimmer. Denn dann iſt es ja eigentlich ganz unnütz, daß ich ein Liberaler bin! Das iſt wahrhaftig zum Desperatwerden, das ſtreut ſchwerlöthiges Bitterſalz auf die jungen Flügel der Freiheit! Soll ich es nun herauskommen laſſen oder nicht?

Aber geſetzt auch, ich ließe es herauskommen, und begönne, wonach es mich drängt, thätig zu werden als Apoſtel der Bewegung, und meine Zeitbegeiſterung als einen geharniſchten Streiter mit Schild und Spieß in die Welt hinauszuſchicken, — ich Aermſter, wie finde ich hier in Kleinwelnwinkel auch nur eine paſſende Gelegenheit dazu! Soll

ich die Mittwochs-Reſſource der Kleinweltwinkler aufzriegeln? Mein Gott, was hätte die Weltgeſchichte davon! O ewige Vorſehung des Schickſals! Warum mußte die Zeit ihre Kadmeiſchen Drachenzähne, aus der Helden entſprießen, auch in meine Bruſt ausſäen? Ich fühle die aus dieſer Saat auferſtehenden Helden in mir, und ſie heben ſich und werden ungeduldig, und drücken mir mit ihrem Helmbuſch faſt das Herz ab, aber ich ſchäme mich, ſie hier in dieſem elenden Salzneſt ins Treffen zu führen! Ich muß die Helden, die aus meiner Bruſt auftauchen, wieder hinunterſchlucken, und es iſt mir, als rieſe der leibhafte Teufel hinterdrein ein kicherndes: Proſit die Mahlzeit! O Esperance, das kann mir nicht gut bekommen! Bin ich nicht doch eigentlich zum Unglück geboren?

In der Verzweiflung hierüber ſetzte ich mich heut früh hin, und ſchrieb, um doch etwas zu thun, zwei liberale Manifeſte an die Zeitgenoſſen nieder. Erſchrick nur nicht, Du liebes Deutſches Mädchen! Sie ſollen mir darum nichts anhaben können. Zwar handelt es ſich hier um einen Schritt der Oeffentlichkeit, aber ich will ihn,

wie es einem Deutſchen geziemt, der größeren Sicherheit wegen anonym thun! Ich hülle mich in meine anonyme Nationalität, während die Freiheit draußen ſtürmt! Und etwas, etwas muß ich doch thun! Ich muß wenigſtens durch allgemeine liberale Ideen zu wirken ſuchen, wenn mir meine Amtsverhältniſſe in Kleinweltwinkel nicht geſtatten, als ſpecieller Liberaler herauszutreten. Darum habe ich dieſe beiden Manifeſte aufgeſetzt, welche ich an den Redacteur der „Dampfmaſchine für Völkerfreiheit" ſenden werde, damit er ſie als außerordentliche Beilage zu ſeiner Zeitung ausgebe.

Das erſte iſt ein mehr ſpieleriſch liberales Manifeſt gegen das Hut-Abnehmen. Ich glaube, in einer wahrhaft frei gewordenen Zeit muß zuerſt dieſe pedantiſch lächerliche Sitte abgeſchafft werden. Ich fange, wie Du ſiehſt, die Befreiung der Völker von oben an, und laſſe ſie noch um einen Zoll höher als bei ihren Köpfen beginnen, alſo ſchon bei ihrem Hut. Was heißt es auch eigentlich, vor einem Andern den Hut abnehmen? Iſt es nicht, abgeſehen von dem dadurch begünſtigten Serviliſmus, auch die größte

Satire von der Welt, einem lieben Menſchen, den ich auf der Straße ſehe, ein ſo abſcheuliches, länglich rundes, ſchwarzes, filziges Ding, als die Barbarei unſres Zeitalters uns aufgeſtülpt hat, ins Geſicht zu ſchwenken, als wollten wir ihn uns dadurch vom Leibe halten? Nein, der Hut iſt das erſte Hauptſtück der Freiheit! ſo daß ich meinem Vaterlande die Errichtung einer Aſſecuranz-Geſellſchaft gegen das Hutabnehmen vorſchlage. Und wer ſich vergißt, muß Strafgelder in eine allgemeine Kaſſe erlegen, aus welcher, nationeller Gutmüthigkeit gemäß, die Hutmacher entſchädigt werden. Es lebe die Hutfreiheit!

Nun höre mein zweites Manifeſt. Es iſt auf die Reformirung des Deutſchen Briefſtils gerichtet. Schon auf dem Couvert dieſes Briefes wirſt Du bemerken, daß ich das Prädicat: Wohlgeboren vor Deinem trauten Namen weggelaſſen habe. Es wäre wirklich eine unanſtändige Schmeichelei, Dir noch erſt nachzurühmen, daß Du auch wohl geboren ſeiſt. Beſſer, als Du, kann Niemand geboren ſein, und wäre er auch hoch oder hochwohl geboren; denn Das, was an

Dir ſo herrlich iſt, iſt eigentlich gar nicht geboren. Es iſt göttlich und ewig. Der liebe Gott iſt auch weder hochwohlgeboren noch wohlgeboren, und wir ſind ja alle nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen, alſo ohne das Prädicat: Wohlgeboren. Dieſe vier Wörter: Hochgeboren, Hochwohlgeboren, Wohlgeboren und Hochedelgeboren — denn blos edel geboren zu ſein, ſchämt ſich jetzt jeder Menſch — ſind die vier böſen Feinde der Deutſchen. Es ſind die vier Grundpfeiler ihrer Pedanterie. So lange die Deutſchen noch wohlgeboren ſind, wäre ihnen beſſer, niemals geboren zu ſein, und man wird ſie wie neugeboren finden, wenn ſie erſt nicht mehr wohlgeboren ſind. Die größte Barbarei in Deutſchland iſt immer noch die Barbarei ſeiner Gründlichkeit. Man benehme ihm alſo zuvörderſt dieſe in der That maliziöſe Gründlichkeit, auf jedem Briefcouvert bis auf die Geburt eines Menſchen zurückzugehen und ihn mit dieſer Hebammenängſtlichkeit nach gewiſſen Modificationen geboren werden zu laſſen. Die modificirte Todesſtrafe fängt jetzt an in vielen gebildeten Staaten, be-

ienders in Deutſchen, abgeſchafft zu werden; man macht ſich nichts mehr daraus, ob der Verbrecher gerädert, geköpft oder gehängt wird, wenn er nur vom Leben läßt. So gut wie den modificirten Tod ſollten ſich die Deutſchen nun auch die modificirte Geburt vom Halſe ſchaffen. Was haben ſie davon, ob einer hochgeboren, hochwohlgeboren, wohlgeboren oder hochedelgeboren iſt, wenn er nur iſt? Nur bei den moraliſch oder geiſtig Nichtſeienden möchte es nöthig ſein, noch in jedem Briefe beſonders daran zu erinnern, daß ſie auch wirklich geboren ſind. In Bezug auf dieſe kann es mit jenen Prädicaten beim Alten bleiben, aber einen wahrhaft exiſtirenden Menſchen ſo anzureden, wird in Deutſchland hoffentlich ſofort außer Gebrauch kommen, ſobald es meinen in dem Manifeſte weiter ausgeführten Vorſchlag angenommen hat. Mein Plan ſoll nicht ganz gegen alle Eitelkeit und Weltſitte Sturm laufen, ſondern ich bin der Meinung, meinen Landsleuten drei andere Prädicate, ſtatt jener früher üblichen, tauſchweiſe anzubieten. Es bildet ſich nämlich ebenfalls eine über das ganze Vaterland ſich ver-

zweigende Assecuranz-Gesellschaft, welche sich gegenseitig zu diesem Endzweck versichert. Jeder, dem das Unglück widerfährt, von einem seiner Correspondenten das Prädicat: Wohlgeboren ꝛc. zu erhalten, hat das Recht, auf eine Entschädigungssumme Anspruch zu machen, die nach Procenten auf ganz Deutschland vertheilt wird. Dagegen treten drei andere landesübliche Prädicate ein: hochverehrt, verehrt und geehrt, die, nach den Umständen und Verhältnissen, auf der Adresse dem Worte: Herr (An den hochverehrten Herrn N. N. ꝛc.) vorgesetzt werden. Nimmt sich das nicht menschlicher und freier aus? Vivat hoch, es lebe das freie Deutschland! Seelig sind, die nicht wohlgeboren sind! —

Du siehst, Esperance, wie ich mich als Liberaler allmählich einzurichten suche, so gut es gehen will. Verlange nicht zu viel auf Einmal! Troja ist erst in zehn Jahren erobert worden. Ich thue, was ich kann. Ich habe mich jetzt auch entschlossen, mir politische Zeitungen zu halten, da sich ohne diese in der That nicht mehr leben läßt, und ich habe so gedacht, wenn ich mir das Rauchen

abgewöhne, Morgens nichts mehr zum Kaffee eſſe, und meine Röcke ſchone, daß ich in dieſem Jahr keinen neuen machen zu laſſen brauche, ſo werde ich durch dieſe Erſparniſſe mit Gottes Hülfe den Aufwand wohl beſtreiten können. Sauer wird es mir freilich werden, beſonders das Faſten des Morgens, aber es hilft nichts. Ja, ja, mein Kind, dieſer Liberalismus wird mich angreifen, ſchwächen, vielleicht gar zu Grunde richten, aber den Anforderungen der Zeit muß dennoch genügt werden! Nun, wie Gott im Himmel will! Er, der Alles zum Beſten zu lenken weiß, wird ſich auch eines liberalen Salzſchreibers erbarmen.

Doch jetzt lebe wohl, Du hochverehrte Eſperance! Es klopft an meine Thür, ich muß ſchließen. Der Copiſt Mundus kommt, um mich zum Vogelſchießen abzuholen. Nächſtens mehr von dieſem ſeltſamen Menſchen. — Ich bin

Dein E.

An Esperance.

Kleinweitwinkel, 20. Mai.

Ich habe die Feder einige Tage ruhen laſſen, weil der Drang der Begebenheiten zu groß war. Dazu kam, daß ich immer auf ein Antwort-Blättchen von Deiner Hand gehofft, um, eh' ich Dir weiter ſchriebe, zu ſehn, ob Du mich nicht etwa für toll hieltſt. Aber Du biſt auf Einmal verſtummt, edle Freundin, und mir bleibt Nichts Anderes übrig, als auch ins Stumme hinaus Dir dennoch zu ſchreiben. Alle meine Gedanken ſind einmal ſchon geborene Briefe an Dich, die ich nur auf die Poſt zu geben brauche. Indem Du ſie entſiegelſt, haſt Du mein Herz entſiegelt, und unter dem viereckig geſchnittenen Couvert ſteckt ein ganzer, armer, närriſcher Menſch, der die

Hände nach Dir ausstreckt. Klopfe ihm nicht auf die Finger, sondern höre ihm zu, was er sagt und wie es ihm geht. Gesagt und geklagt muß es sein. So klagt der geschossene Rehbock des Waldes selbst noch dem Jäger, der ihn getroffen, sein Leid ins Ohr, während ihn dieser theilnehmend auf seine Schulter ladet, und der Rehbock, dies für einen Freundschaftsdienst ansehend, schätzt sich noch einmal so glücklich, und ahnt nicht, daß der Andere bei seinen Schmerzen nur den Vorgeschmack des künftigen Rehbratens empfindet. —

Ich habe versprochen, Dir von einem Mann etwas zu erzählen, der ohne Zweifel die originellste Figur in unserm Salzstädtchen ist. Copist Mundus war im Blüthenalter seines Lebens Husar, und trägt aus dieser Periode seiner Thaten noch die pelzverbrämte Husarenmütze, die ihm, nebst einem ebenfalls übrig gebliebenen martialischen Schnurrbart, zu einem sonst vor Alter ehrwürdigen Haupt charaktervoll genug steht. Bei weitem merkwürdiger als sein Aeußeres ist jedoch sein Inneres, in das, da er mich besonders liebt, vielfältige Gespräche mit ihm mich tiefer haben

blicken lassen. Dieser Mensch hat sich nach einem Leben, das ganz und nur der That gewidmet war, nun, seitdem er hier bei unserm Salzamte als Copist angestellt worden, durchaus und völlig in die Reflexion gestürzt. Alles an und in ihm ist Reflexion, jeden Tintenfleck, den er unglücklicherweise bei seinen Abschreibereien macht, weiß er gleich mit der ganzen Weltgeschichte in Beziehung zu setzen, und die tiefgehendsten Raisonnements darüber anzustellen, und kein einziges Ereigniß, selbst im gewöhnlichsten Leben, steht ihm einzeln da, sondern er muß es sich in Zusammenhang mit einem früheren, sei es aus der alten oder der neuen Zeit, bringen. Ich nenne ihn oft im Scherz die ambulirende Mäusefalle der Reflexion, weil er wirklich mit jedem Luftzug, den er schnappt, Reflexionen fängt. Man muß aber seine Excurse über die Weltgeschichte mit angehört haben, um einen Begriff davon zu bekommen, wie doch eigentlich Alles im Universum zusammenhängt! Er ist, in der That, der Geschichtsphilosoph von Kleinweltwinkel! Und Alles, was geschehen, weiß er auf ein einziges Prinzip der Dinge zurückzu-

führen, das ihm überall Stich hält und er überall als Grundgedanke durchzuführen versteht. Dies ist das Prinzip der Kaltblütigkeit. Man nennt ihn deshalb auch hier nur den Kaltblütigen, weil er behauptet, daß die Welt nur stehe und sich halte, indem sie auf dem Princip der Kaltblütigkeit basirt sei.

Dieser Mann ist jetzt in dem Augenblick, wo ich Dir von ihm schreibe, schon todt, ein Opfer der Reflexion! Doch ich will dem traurigen Faden der Begebenheiten nicht vorgreifen, und Dir der Zeitfolge und Ordnung nach Alles berichten. Zugleich muß ich jedoch davon abstehen, Dir seinen Charakter und sein Wesen durch die bloße Erzählung anschaulich genug vorstellen zu können. Ich theile Dir daher lieber ein Gespräch mit, das ich noch an dem Tage, wo er mich zum Vogelschießen abholte, auf dem Wege dorthin mit ihm gehabt, und worin er sich noch einmal, — leider so kurz vor seinem Hingange! — mir in der ganzen Eigenthümlichkeit seiner Ansichten erschloß. Zuvor ist nur noch die Bemerkung vorauszuschicken, daß er an diesem Tage nicht seine gewöhnliche Husa-

renmütze trug, sondern in der Uniform eines Schützen-Königs, mit dreieckigem Hut und Flinte, neben mir her stolzirte, da er der Schützenkönig des vorjährigen Vogelschießens war.

Ich. Mein lieber College Mundus, wie geht die Welt? Was sagt Ihre Weisheit zu den neuesten Begebenheiten dieser wunderlichen Zeit?

Copist Mundus (gähnend die Flinte über die Schulter legend). Begebenheiten? Mein lieber College Seeliger, habe ich Ihnen denn nicht schon einmal bewiesen, daß es eigentlich gar keine Begebenheit giebt, sondern die ganze Weltgeschichte nichts als eine optische Spiegelfechterei des Gedankens ist? Was ist Begebenheit? Was ist Factum? Lumpereien sind es, die nur im Gehirn der Nichtdenker existiren, während eine kaltblütige Betrachtung der Geschichte in allem Geschehenden nur eine reine Gedankenschwebung wahrnehmen wird. Das ist aber eben der grandiose Irrthum der Geschlechter seit Jahrtausenden, daß sie immer für Begebenheiten ansehen, was doch nur Geistererscheinungen des Gedankens sind, und durch diesen Irrthum hat sich eigentlich die Ge-

ſchichte nur bis auf unſere Zeit noch fortgepflanzt, denn die Geſchichte müßte längſt zu Grunde gegangen ſein, wenn ſich die Völker nicht immer noch in ihrem Wahn an den Begebenheiten abgearbeitet hätten, ſtatt ſich dabei ſtill zu beruhigen, daß ja Alles nur Gedanke iſt! Und welcher kaltblütige Menſch wird ſich um eines bloßen Gedankens willen ereifern? Was iſt Gedanke? Was iſt Idee? Lumpereien ſind es, die Jedermann auf der Straße finden kann, wenn er nur den Kopf auf dem rechten Flecke hat. Die Geſchichte ſoll und muß aber nothwendig einmal im Gedanken untergehen und ſtillſtehen; denn es iſt offenbar nichts als ein Uebelſtand und leidige Quälerei, Geſchichte zu haben. Wie lange wird es noch dauern, ſo wird auch die kreuzlahm gewordene Begebenheit der Geſchichte nicht mehr auf die Beine zu helfen vermögen, und die Völker werden ſo in Gedanken verſunken ſein, wie jener Regenſchirm in der Wochenblatts-Annonce, der in Gedanken auf einem Kaffeehauſe ſtehen geblieben war. Die Völker werden dann einſehen, daß es, wie geſagt, keine Begebenheiten

giebt, ſondern nur Gedanken, und werden es von dieſem Augenblicke nicht mehr der Mühe werth halten, eine Hiſtorie zu haben, da ſeinen Gedanken Jeder in ſeinen vier Pfählen beim Fliegenfangen ungeſtört nachhängen kann. Die ganze Welt wird dann ruhig und kaltblütig ſein. Dann wird anerkannt ſein, was ich immer behauptet habe: Kaltblütigkeit iſt das höchſte Prinzip!

Ich (mich an ſeinen Arm lehnend). Mir ſchwindelt! Halten Sie mich, halten Sie mich! Sie prophezeien das letzte Ende der Dinge, und das jüngſte Gericht, und Alles mit der größten Kaltblütigkeit, lieber College! Mehr Beweiſe, mehr Beweiſe, muß ich bitten, oder ich ſtoße Ihre ganze Theorie über den Haufen!

Copiſt Mundus. Beruhige Er ſich, junger Mann! Sei Er beſonnen, kalt, und es wird Ihm Alles klar werden. Soll ich Ihm das Verhältniß zwiſchen Begebenheit und Gedanke in der Geſchichte noch weiter vordemonſtriren? Sieht Er wohl, wie jede Begebenheit nur ein Gedanke iſt, darum hängt ja eben in der Geſchichte Alles auf das Genaueſte zuſammen! Es war z. B. keine

Begebenheit, als der langnasige Römer Cäsar an den Iden des März umgebracht wurde, sondern es war der richtige Gedanke, den Brutus gefaßt hatte, daß das Einzelne sich nicht wichtiger machen solle als das Ganze. Dieser nämliche Gedanke hatte eigentlich schon kurz vorher dem Cato Uticensis das eigene Schwert in den Leib getrieben, weil er sah, daß Cäsar ein zu schlechter Denker war, um jenen einfachen Gedanken fassen zu können. Cäsar aber hatte offenbar schon immer die Vorahnung gehabt, daß er einmal auf die kläglichste Weise an einem Gedanken sterben würde, denn er haßte bekanntlich während seiner Lebzeiten alle Denker und hielt sie sich mit einer gewissen Scheu vom Leibe. Brutus und Cassius waren aber ohne Zweifel die besten Denker ihres Volkes, denn sie dachten, als es nicht mehr auszuhalten war, geradewegs an Cäsar's Tod. Dieser Gedanke manifestirte sich nun an den Iden des März mit logischer Schärfe, und der Tod des Cäsar war eigentlich, wie schon angedeutet, nur der nothwendig zu erfolgende Gedankengegensatz zu dem Tode des Cato von Utica. Cato brachte sich um,

Cäsar's willen um, und Cäsar wurde um des Gedankens willen umgebracht, um dessentwillen der sich umbringende Cato eben in diese Despération gerathen war. So läßt sich in der Geschichte, wenn man sich die Mühe dazu giebt, Alles auf einen und denselbigen Gedanken zurückführen. Wie der Vogel Strauß seinen Kopf im Sande versteckt, um nicht gesehen zu werden, so verkriecht sich auch der Gedanke oft hinter der historischen Begebenheit, aber ein kaltblütiger Jäger läßt sich dadurch nicht irre machen, schießt ab, und erlegt das Wildpret doch. Gedanke! Gedanke! Es ist das Endziel der Geschichte, und er wird die Völker glücklich machen. Sie werden keine Abgaben und Steuern mehr zu bezahlen brauchen, wenn erst Alles im Gedanken aufgegangen ist; denn Gedanken sind ja zollfrei, wie schon das Sprüchwort lehrt. Doch um auf etwas Anderes zu kommen, guter Salzschreiber, kann Er mir wohl sagen, warum unsere alte knarrige Thurmuhr in Kleinweltwinkel jetzt eben drei schlägt, und warum sie nicht eben so gut vier schlagen könnte?

Ich (meine Taſchenuhr herausziehend). Das will ich Ihnen ſagen, großer Copiſt Mundus, weil ſie falſch geht; denn ginge ſie richtig, wie die meinige, müßte ſie allerdings in dieſem Augenblick ſchon vier ſchlagen. Die Zeit ſchleppt in Kleinweltwinkel immer um ein ganzes Minutenſyſtem nach.

Copiſt Mundus (ohne ſich außer Faſſung bringen zu laſſen). Ausflüchte, Ausflüchte, Herr Salzſchreiber! Komm' Er mir doch mit ſolchen rein thatſächlichen und begebenheitlichen Einwänden nicht! Glaubt Er das große Welträthſel dadurch zu beſeitigen, warum drei nicht vier iſt? Sieht er, die Zeit iſt offenbar die fortgelaufene Schlange aus dem Paradieſe, die vor dem Fall des Menſchengeſchlechts noch ſtillverſchlungen auf dem Baume der Erkenntniß ſaß und ſich nicht rührte, und jetzt, obwohl es ihr längſt leid geworden, doch ſo lange laufen und laufen und immer laufen muß, bis ſie ſich von ſelbſt wieder ins Paradies zurückgefunden. Nun iſt die eigene Schwierigkeit vorhanden, daß ſie immer vorwärts zu laufen genöthigt iſt, während ſie doch eigentlich rückwärts das Paradies zurückgelaſſen hat.

und deshalb weiß die Zeit, welche die Schlange ist, auch nie recht, wohin sie sich wenden soll. Man kann daher bemerken, daß sie alle Jahrhundert einmal wieder versucht, einige Schritte zurückzumachen, in der hypochondrischen Meinung, daß das Paradies doch am Ende wohl hinter ihr liegen könne, und in dieser Voraussetzung wäre es dann eigentlich ganz gleichgültig, ob drei Uhr vier Uhr oder ob vier Uhr drei Uhr ist. Sieht Er aber wohl, dem ist keineswegs also. Die alte Schlange mag sich in den Schwanz beißen, so viel sie will, um in ihrer Verzweiflung dadurch anzudeuten, daß die Zeit ein Kreis ist ohne Anfang und Ende, sie muß doch immer den langen Ringelleib wieder aufrollen, weil es ihr Fluch ist, das vorwärts zu suchen, was sie rückwärts gelassen hat. Und ebendeshalb ist drei nicht vier Uhr, weil drei Uhr um eine Stunde rückwärts und vier Uhr um eine Stunde vorwärts zum Paradiese ist. Darum sind auch alle Uhren rund, weil sie in dieser Form den Verzweiflungskampf der Zeitschlange zwischen Rückwärts und Vorwärts mathematisch richtig vorstellen, indem

dieſelbe, wie geſagt, ſich vor Angſt in den Schweif beißt und ſo einen Kreis beſchreibt, den die Uhrmacher ſinnbildlich feſtgehalten haben. Deshalb aber auch iſt die Zeit, weil ſie die Schlange iſt, die Allverführerin, die immer ſucht, wen ſie verlocke. Zeitpolitik und Zeitungen ſind die giftigen Schlangeneier, die mancher Thor im verblendeten Eifer an ſein Herz nimmt, um ſie auszubrüten, bis er endlich ſehen muß, daß er ſich junge Schlangen daraus auferzogen, die ihm die Bruſt zerfleiſchen werden. Hüt' Er ſich, hüt' Er ſich, Herr Salzſchreiber! Ich weiß, er hat ſich auf der Poſterpedition Zeitungen beſtellt! Was ſollen Zeitungen in Kleinweltwinkel? Darum lieb' ich eben dieſen Ort ſo ſehr, weil wir hier über die Begebenheit längſt hinaus ſind, und Langeweile — ich meine jenen ſinnigen Frieden der Langeweile — genug übrig haben, um uns ganz dem reinen Gedanken hingeben zu können. — —

Es war wirklich Schade, daß wir jetzt eben auf der langen Wieſe angelangt waren, und die dort verſammelte bunte Menge uns aufnahm und auseinanderbrachte; denn Copiſt Mundus war

jetzt gerade im Begriff, auf sein interessantestes Thema zu kommen.

Der Vogel stand noch unversehrt oben auf der Stange, und ein Schütze nach dem andern trat ab und zu, ohne des besten Schusses Meister zu werden. Ich stellte mich etwas abseits aus dem Gedränge, um das Volk recht in Muße beobachten zu können. Fürwahr, ein tristes, trübseeliges, trauriges Volk! Wie sie sich freuen, wie sie sich amüsiren, und sebst an ihrer Freude wie ein Lastthier schleppen und keuchen! O mein Gott, das ist ein Deutsches Volksfest! Der Deutsche verräth seine Schwerfälligkeit am meisten, wenn er sich freuen will; nur im Schmerz wird er poetisch, edel und selbst genial! Sogar in der Deutschen Sprache sind die Ausdrücke und Interjectionen der Freude dürftig, plump, herzbeklommen und ohne hellen Jubelklang, während sie aus einer Französischen Kehle wie ein lachendes Trompeterstück herausschmettern. Und so still, so entsetzlich still wird das Volk, wenn es sich in Masse bei einander befindet! Es ist, als ob sich Einer vor dem Andern seiner Nationalität wegen genirte,

und immer im Begriff wäre, mit dem Hut in der Hand um Verzeihung zu bitten, daß er auch zu exiſtiren wagt.

Ich wurde in meinen Betrachtungen durch den Bälgetreter Flitzbogen unterbrochen, der mir ſeine Flinte anbot, und fragte, ob ich nicht auch einen Schuß verſuchen wolle, was ich mit Kopfſchütteln ablehnte. Der alte gute Mann hatte auch eigentlich nur Gelegenheit geſucht, mit mir von ſeinem Sohn zu ſprechen, der heut in Kleinweltwinkel angekommen war und ſich ebenfalls unter den Feſtgängern auf der Wieſe befand. Ich hatte ſchon früher von dieſem jungen Flitzbogen gehört. Er hatte ſtudirt, ſich dann als fahrender Candidat der Theologie eine Zeitlang umhergetrieben, war in Rheinbaiern Hauslehrer geweſen, revolutionairer Umtriebe verdächtig geworden; man hatte ihn feſtgenommen, die Anklage des Umſturzes des Beſtehenden gegen ihn anhängig gemacht, und endlich vor einem gutherzigen Aſſiſengericht dortiger Gegenden wieder freigeſprochen. So war er jetzt in ſeinen Geburtsort Kleinweltwinkel wieder zurückgekehrt, wahrſcheinlich um ſeinem betag-

ten Vater, der ein kleines Vermögen besaß, zur Last zu fallen. Dieser aber zeigte sich hocherfreut, seinen Einziggeborenen wiederzuhaben, und wies ihn mir mit der Hand, wie er eben im Begriff war, nach dem Vogel zu schießen. Es war ein junger weißblonder Mensch von bleicher abgelebter Gesichtsfarbe, aber kecken Augen. Sein alter Vater glaubte, daß er nun zurückgekommen sei, um zu predigen und ein geistliches Amt zu übernehmen, und bedauerte nur gegen mich, daß ihm sein schweres Gehör nicht verstatten werde, seinen Sohn, den er mit so vielen Kosten habe studiren lassen, jemals predigen zu hören. Er litt, wie alle Bälgetreter, an Taubheit. Aber siehe! in diesem Augenblick hatte der junge Flitzbogen losgeschossen, und ein allgemeines Lärmen und Schreien erhob sich auf der ganzen Wiese, denn der Königsschuß war gefallen. Der Neuangekommene hatte sich sogleich zum König der Kleinweltwinkler Schützengilde geschossen. Alles drängte sich herzu, ihm zu gratuliren, und der Bälgetreter, dem die Thränen der Vaterfreude in den grauen Augen standen, rannte ebenfalls, soweit es seine alten Beine nur

erlaubten, um ſeinen Sohn an ſein Herz zu ſchließen. — Ich ſtand wieder allein. Die dunkeln Schatten meiner Melancholie ſpannen ſich wie ein ſchwarzer Schleier ſelbſt über den ſchönen grünen Maitag, der das Feſt meiner Mitbürger ſo herrlich begünſtigte. Ich blickte ſehnſüchtig dem Vogel nach, der aus den Wipfeln der alten Linde zwitſchernd herausfuhr und mit luſtigem Flattern in das wolkenloſe Blau des Himmels aufſchwebte. Thränen ſtürzten mir aus den Augen, ich wußte ſelbſt nicht warum. O mein Gott, ſind das die Flitterwochen meines Liberalismus? Hat mir der Herr von Zodiacus ſo meinen Zeitpips curirt?

Ich weiß nicht, wie lange ich ſo, in meine Schwermuth verſunken, daſtanden, als ich plötzlich durch einen Zank erweckt wurde, der auf der Vogelwieſe ausgebrochen zu ſein ſchien. Ich unterſchied die dumpfe Stimme des Copiſten Mundus, die mit ſelten gehörter Heftigkeit in der Ferne grollte und von einer jüngeren mit wieherndem Geſchrei erwiedert wurde. Dies belebte einigermaßen meine Neugier, und ich wand mich durch das Gedränge hindurch, um zu ſehen, was es gäbe.

Die Streitenden waren in der That niemand anders als der alte Mundus und der junge Candidat Flitzbogen. Ersterer hatte sich nämlich bald nach dem Meisterschuß angeschickt, seine Königswürde vom vorigen Jahre an den neuen Schützenkönig abzutreten, und denselben mit den damit verbundenen Insignien zu belehnen, als der Andere zum höchsten Erstaunen aller Anwesenden entschieden erklärte, daß er die Königswürde nicht annehmen werde. Dies war in Kleinweltwinkel noch nicht vorgekommen, und erregte einen allgemeinen Unwillen, besonders aber den des Copisten Mundus.

Ich will schlechterdings nicht König sein! schrie Candidat Flitzbogen, indem er dem im ruhigen Zorne dastehenden Mundus leidenschaftlich vor der Nase herumgesticulirte. Macht Alles aus mir, nur keinen König! Selbst ein Schützenkönig zu sein, bringt in heutiger Zeit Gefahr! König, König will ich nicht sein, damit laßt mich ungeschoren, und somit Sela!

Kaltblütigkeit ist das höchste Princip! erwiederte der vorige Schützenkönig mit großartiger Mäßigung. Darum will ich Ihm, junger Mann,

ganz ruhig auf ſeine hochverrätheriſche Rede antworten. Sieht Er wohl, Er hat dem Vogel die Krone abgeſchoſſen, und folglich iſt Er Schützenkönig! Alles hängt in der Welt genau zuſammen und läßt ſich auf ein und denſelben Gedanken zurückführen. Wer eine Krone geſchoſſen hat, iſt König! Es iſt ein Werk des ſpieleriſchen Ohngefährs, auf das Er ſich, junger Mann, nichts einzubilden braucht. Sei Er König mit Beſcheidenheit und Selbſtverläugnung, und es wird Ihm nichts Uebeles begegnen. Lerne Er erſt gehorchen, und das Regieren wird Ihm dann leicht werden. Gehorche Er mir alſo, und nehme Er dieſen Königshut, wie es der Sinn des heutigen Feſtes verlangt, nur erſt aus meiner Hand an, und regiere Er darauf in Frieden!

Was Königshut? lachte der übermüthige Flitzbogen, indem er den ihm dargebotenen Hut in die Hand nahm und komiſch betrachtete. Dies iſt ja ein Dreimaſter! Das deutet eine Dreiheit der Gewalten an, — Volksrepräſentation, Regierung und König — wie ſie nur im beſten conſtitutionellen Staate gefunden werden kann! Und

das nennt Ihr im Ernſt einen Königshut? Herr Copiſt Mundus, Ihr wollt mich foppen! Wer wird die Königswürde in Form eines Dreimaſters repräſentiren? Geht, geht, ich halte Euch jetzt für einen geheimen Revolutionair! Wenigſtens ſeid Ihr ein Zeitgemäßer, ein Liberaler! Gebt mir Eure Hand, wir müſſen Freunde werden, wir müſſen uns duzen, und ich bitte Euch, ſagt nicht mehr: Hör' Er mal, zu mir! Kommt, vivat hoch, der Dreimaſter ſoll leben! —

In dieſem Augenblick fielen meine Augen auf den Herrn von Zodiacus, der plötzlich dicht neben den Streitenden geſehen wurde. Er war wie aus dem Boden hervorgeſchoſſen, da er noch kurz zuvor, worauf ich meinen Kopf verwette, durchaus nicht auf der Wieſe ſichtbar geweſen war. Ich wußte zwar, daß er ſich noch immer in unſerm Orte aufhielt, wegen der Krankheit ſeiner alten Großmutter (der ſcharlachrothen Sphinx, von der ich Dir geſchrieben); aber ich vermuthete ihn mir nicht an dieſer Stelle, weshalb mich ſein Erſcheinen ordentlich mit Grauen überlief. Ich glaubte, daß er nun Frieden ſtiften werde. aber die lange,

hagere Figur ſah mit ihrem gewohnten Lächeln dem Wortwechſel der Beiden, die ihn gar nicht zu bemerken ſchienen, zu, und ließ eher ein höhniſches Wohlgefallen darüber in ſeinen Geberden blicken.

Dem Copiſten Mundus war bei den letzten Worten des Candidaten Flitzbogen die große Zornader auf ſeiner hohen Stirn faſt zu einem dicken Reifen angeſchwollen. Junger Mann, ſagte er dann mit dem höchſten Aufgebot verächtlicher Kaltblütigkeit, Ihr wißt nicht, was Ihr thut, und deshalb vergebe ich Euch, daß Ihr einen Mann beleidigt, der vierzig Jahr Soldat und Huſar geweſen, und das will mehr ſagen, als ſeit geſtern liberal ſein! Euerm Liberalismus fehlt es an Allem, was ihn zu einem tüchtigen Huſaren auf dem Kriegsſchauplatz der Weltgeſchichte machen könnte, und er würde höchſtens in eine Strafcompagnie der Geſchichte gehören; Euerm Liberalismus fehlt es noch ganz an Säbel, Carabiner, Pferd und Reitzeug, und er iſt daher nur zu bemitleiden, daß er, wie die Kinder zu Weihnachten, auf einem hölzernen Steckenpferd auf Abenteuer ausziehen muß! Der ganze Liberalismus

iſt auch nur ſo ein Weihnachtsreiter aus Franzöſiſchem Pfefferkuchen, welchen der leibhafte Teufel den Deutſchen aus Ironie zum heiligen Chriſt beſcheert hat, und da Ihr mir zugeben werdet, daß Alles in der Welt genau zuſammenhängt, ſo werdet Ihr auch zugeben müſſen, daß Ihr ſelbſt und Euer Liberalismus mit Herrn Luciſers Majeſtät zuſammenhängt! Dieſe Reflexion ſei mein Triumph über Euch! Sie iſt zugleich die Reflexion höchſter Kaltblütigkeit!

Das iſt eine höchſt beleidigende Reflexion! ſchrie Flitzbogen, indem er ſich wie außer ſich ſtellte. Auch ich war zur Reflexion geboren, auch mir hat die Natur an meiner Wiege Freuden zugeſchworen, doch ſolche Reflexionen ſind mir noch nie geboten worden! Rings umgeben von einem ganzen Zeitalter voll Reflexion, ſtehe ich doch furchtlos hier, und erkläre keck allen hier auf dieſer Wieſe verſammelten Deutſchen ins Angeſicht, daß ich der Mann nicht bin, der ſich ſelbſt durch eine Reflexion ſchikaniren ließe! Was iſt eine Reflexion, daß ſich ein freier Menſch darüber krank ärgerte? Ich bin frei, ich bin liberal, ich bin der

Candidat Flitzbogen! Ich habe mit Wirth und Siebenpfeifer auf das Eine und ungetheilte Deutschland angestoßen, und zu der Schrift Wirths über die Deutsche Reform, die der große Mann im Gefängniß schrieb, habe ich ihm, als ich ihn dort besuchte, die Schreibfedern geschnitten, weil ich gerade ein Federmesser bei mir hatte! Die Assessen von Landau wollten mich deshalb mit in den berühmten Hochverraths-Prozeß hineinziehen, aber ich war so kühn, zu beweisen, daß ich nicht an der Zerspaltung der bestehenden Ordnung, sondern nur an der Spaltung eines Gänsekiels mitgewirkt hatte. Ein solcher Mann bin ich, und soll jetzt, nachdem ich mein Deutsches Wesen bis zur Thatkraft in mir gesteigert hatte, nachdem ich einmal von einem wirklichen Factum in Deutschland zu träumen gewagt, jetzt soll ich eine elende Deutsche Reflexion auf mir sitzen lassen? Nein, ich verlange Genugthuung, ich verlange vollständige réparation d'honneur! Ihr müßt Euch mit mir schlagen, Copist Mundus, um dieser Reflexion willen müßt Ihr Euch mit mir schlagen, wenn Ihr wirklich vierzig Jahre Soldat und Husar gewesen seid!

Auf den Gesichtern aller Umstehenden malte sich ein bleicher stummer Schrecken, als sie eine solche in Kleinweltwinkel noch nie gehörte Herausforderung vernahmen. Der Herr von Zodiacus aber unterdrückte ein lautes Lachen des Wohlgefallens an dieser Scene nicht, und nahm jetzt das Wort, indem er mit seiner heisern Stimme zu einem Vergleiche rieth. Etwas muß allerdings hier zur Genugthuung geschehen, sagte er; denn es handelt sich um keinen gewöhnlichen Zank, sondern es sind die Interessen der Zeitparteien, die zwischen den beiden Herren ins Spiel getreten sind.

Ich will einer gütlichen Uebereinkunft nicht im Wege sein, erwiederte Flitzbogen mit einiger Scheu gegen den Fremden. Aber ohne Duell kommt bei mir keiner davon, und sollte es auch blos des Scheines wegen vor sich gehen müssen. Ich schlage daher vor, daß wir uns mit ungeladenen Flinten schießen; denn da dem Herrn Copisten Mundus Kaltblütigkeit das höchste Princip ist, so wird er es hoffentlich zufrieden sein, daß wir uns auf kalte Schüsse duelliren.

Der Heisere lächelte dem muthwilligen Candidaten beifällig zu, den er überhaupt schnell liebgewonnen zu haben schien. Ich erbiete mich zum Secundanten in diesem höchst ergötzlichen Zeit-Duell, sagte er dann.

Eine andere Schwierigkeit war jedoch, den erhabenen Sinn des Copisten Mundus zur Einwilligung in diese Farce zu bewegen. Er stand lange stumm und kopfschüttelnd da, wie von einer bangen Vorausahnung seines Unterganges ergriffen, und nur mit Mühe sagte er Ja, als ihn seine Freunde, die froh waren, daß die Sache in einen Scherz auslief, von allen Seiten dazu überredeten. Ort und Stunde wurden endlich bestimmt, und ganz Kleinweltwinkel versprach sich eine lustige Unterhaltung von dieser Geschichte. — —

Als man sich darauf zum gemeinsamen frohen Mahle, das mit einem Ball endigen sollte, nach dem Saale des Schützenhauses begab, hatte ich unterwegs ein Gespräch mit dem Candidaten Flitzbogen. Er hatte sich nämlich zuerst an mich gemacht, da ihm sein Vater wohl gesagt haben mochte, daß ich auch so eine Art Halbstudirter

sei, und ich erkundigte mich mit vieler Theilnahme bei ihm nach seinen Schicksalen und Fahrnissen in Rheinbaiern und Süddeutschland überhaupt. Ich weiß nicht, trieb mich mein guter Geist dazu, diesen Menschen nach dem Gedeihen des Liberalismus zu fragen, um mir alle liberalen Anfechtungen bei mir selbst verhaßt zu machen?

Flitzbogen lächelte widerwärtig, als ich ihm einige meiner Bemerkungen gesagt hatte. Ei, ei, Herr Salzschreiber, rümpfte er mir dann zu; wie ich höre, pfuschen Sie auch ein wenig in die Zeitinteressen. Aber sagen Sie mir, wie denken Sie es anzustellen, um hier in Kleinweltwinkel die Freiheit zu erhaschen? Oder werden Sie ihr, wie jenes Kind dem Vogel, den es einfangen wollte, Salz auf den Schwanz streuen, um sich desto gewisser ihrer zu bemächtigen?

Dieß verdroß mich so sehr, daß mir in diesem Augenblick die ganze Sache der Freiheit hätte gram werden können. Ich wollte eben auch mit einem Witz auf ihn losbombardiren, als er mir in das Schützenhaus hinein entwischte, wo wir inzwischen angelangt waren. Von dem großen Souper, das

jetzt erfolgte, sage ich Dir kein Wort, geliebte Freundin. Mir schmeckte kein Bissen. Selbst die Krebspastete rührte ich nicht an, so daß die Frau Salinen-Inspectorin, neben der ich saß, mitleidig über mich armen Tropf lächelte.

Von dem Ball erzähle ich Dir ebenfalls nichts. Ein so linkischer Mensch, wie ich, der kaum aufrecht auf den Beinen stehen gelernt hat, taugt in keinen Ballsaal, wo alle Grazien Kleinweltwinkels versammelt sind; und doch kommen mir nie so wunderbar romantische Gedanken in den Kopf, als gerade, wenn ich tanzen sehe. Ich lief aber hinaus in den Abend, der wohlthätig über Fluren und Wegen dunkelte, und sein milde verschleierndes Gespinnst auch über mein finsteres Antlitz hinspann. O welche Wohlthat, keine Menschen sehen und sich selbst nicht sehen, welche Wohlthat, in tiefster Nachteinsamkeit sich ruhig sterben lassen und mit den Nachtlüften vergehen! Ich griff nach den Glühwürmern, die golden im Busch flogen, ich riß von den Bäumen die neuen grünen Blätter ab, um mir die Thränen damit zu trocknen, ich seufzte laut und gewaltig, daß die singende

Nachtigall im Walde vor Schrecken verſtummte! Ich wünſchte, ich wäre nie geboren worden, um liberal zu werden!!

Doch was ſpreche ich von mir? Von zwei andern Unglücklichen will ich Dir lieber erzählen, die hier bereits als ein Opfer der Zeitparteiung ſich ins Elend geſtürzt haben. Jenes Duell zwiſchen dem Copiſten Mundus und dem Candidaten Flitzbogen, das um eine Reflexion des Erſteren entſtanden war, fand am folgenden Tage wirklich verabredetermaßen Statt. Esperance, ich verwette meinen Kopf darauf, daß ihre Flinten nicht geladen geweſen waren; denn ſie hatten ſie vorher in meinem Beiſein probirt. Und doch, kannſt Du Dir es denken, in demſelben Augenblick, wo der Scherz, zu dem ſich mehrere Freunde zuſammengefunden hatten, losgehen ſollte, wurde der blutigſte Ernſt daraus. Beide drückten faſt gleichzeitig ab, und während wir Andern ſchon losjubeln wollten, und erwarteten, daß ſie ſich nun zur Verſöhnung in die Arme ſtürzen würden, hörten wir in demſelben Nu Knall und Blitz, ſahen Rauch und Feuer, und bemerkten, wie Mundus

ſowohl als Flitzbogen zu Boden geſunken war. Sie ſchwammen Beide in ihrem Blut, mein guter Mundus röchelte nur noch. Er hatte einen Schuß in den Unterleib erhalten, Flitzbogen aber ſchien nur am Fuße verwundet. Herbeigeholte Hülfe hatte wenigſtens für Mundus keinen glücklichen Erfolg. Nach drei Stunden war dieſer Edele verſchieden. Es ſchwebt ein undurchdringliches Dunkel über dieſer tragiſchen Begebenheit, und noch kein Kleinweltwinkler hat ſie zu enträthſeln vermocht. Ich bin vielleicht der Einzige, der einigen Grund dieſes Unheils darin zu finden ſuchte, daß jener unheimliche Zodiacus, aus dem kein Menſch klug werden kann, als Secundant zugegen geweſen. Wie es aber dennoch zugegangen, und ob ſie aus Haß gegen einander gleichwohl geladen, oder ob ihnen der Böſe ſelbſt die ungeladenen Flinten mit geladenen vertauſcht, darüber iſt ebenſo ſchwer ins Reine zu kommen, wie über die bekannte Vertauſchung der Rapiere in Shakeſpeare's Hamlet, als ſich der Dänenprinz mit Laertes duellirte. Beide Fälle erwarten ihre Aufklärung von einer ſpäteren Nachwelt.

Was den Flitzbogen anbetrifft, ſo höre ich eben, daß ihm der rechte Fuß hat abgenommen werden müſſen. Hilf Himmel, es iſt junges Blut, und wer kann ſich des Mitleidens erwehren! Nun wird er erſt hinken, wie ein rechter liberaler Ultra. Du aber ruhe in Frieden, mein Mundus! Im Tode wirſt Du nun hoffentlich erſt recht eingeſehen haben, daß Begebenheit und Gedanke Eins ſind, und daß Alles in der Welt genau zuſammenhängt! Der Tod iſt der größte Gedanke und das größte Factum zugleich! Ich habe Dich lieb gehabt, Du warſt ein närriſcher Geſchichtsphiloſoph! Ich werde noch lange an Dir zu lachen haben. Die Erde ſei Dir ſo leicht, wie Dir Deine Reflexionen wurden! Sela! Sela! — —

Und ſo lief dieſer Streit aus, der ſich daher entſponnen, daß Flitzbogen nicht hatte König werden wollen. Dieß, o geliebte Freundin, hat mich im ſtillen Nachdenken meiner letzten ſchlafloſen Nacht auf lange hiſtoriſche Betrachtungen über die Idee des Königthums gebracht, welche endlich in folgender Phantaſie ausliefen, die ich mich nicht entblöde, Dir hier zum Beſten zu geben:

Die Frauen ſollten König ſein!

Ja, ja, nur die Frauen ſollten König ſein! Ihnen beugten die Völker ſich gern im liebenden Gehorſam, und das ganze Königthum wäre nichts weiter als eine Repräſentation des Schönen und Milden auf der Menſchheit Thronen. Das Verhältniß zwiſchen König und Volk würde allgemeine Sache der Galanterie werden, und all das Mordſpectacel der Geſchichte ginge unter in eleganten und gemüthlichen Formen. Die Völker würden lieber Stutzer werden als Demagogen, um nur ihrem hübſchen König auch recht zu gefallen, und die Politik verwandelte ſich ſammt und ſonders in eine große ſüße Courmacherei. Die Hiſtorie hat auch gezeigt, daß Frauen auf dem Thron faſt immer glücklich regierten, und um wie viel mehr wird dieß der Fall ſein, wenn ſie künftig nicht mehr als ungewohnte Ausnahmen, ſondern aller Orten und herkömmlich das Scepter führen, und das Volk ſich daran gewöhnt hat, daß es ſich zu ſeinem König gerade wie Mann und Frau verhält. Die Frauen ſollen König ſein! Sie verſtehen am beſten zu reſigniren und

die Wirthschaft zu führen. Sie haben die meisten Talente für den Haushalt, warum nicht auch für den Staatshaushalt? Ein Mann ist viel zu gewaltig, und deshalb zu gefährlich für ein Scepter; die Frauen aber spielen gern und lassen gern mit sich spielen, und daher taugen sie gut auf einen Thron. Das Königthum ist ja in seinem herrlichsten Sinne nur die Repräsentation einer Idee, und nur weil es eine Idee ist, gönne ich ihm, daß es sich von Gottes Gnade schreibt. Wer aber ist geeigneter dazu, eine Idee zu repräsentiren, als die Frauen, diese sinnduftenden Ideenblüthenbäumchen, die so recht von Gottes Gnaden knospen und wachsen im Erdgarten? Ein wahrer Mann ist fortwährend ein zu starker Ideenstürmer, um selbst mit Gottes Gnade ein friedlicher Ideenrepräsentant sein zu können, aber die Frau waltet seegenbringend und stillbehütend im Kreise einer gegebenen Idee zur Lust des ganzen Hauses. Diese gegebene Idee des Vermittelns und Stillbehütens, welche Idee im Staate der Thron ist, ist eine ächt weibliche, sie ist der Thron der Weiblichkeit, sie ist die Weiblichkeit

auf dem Thron! Die Frauen, wer weiß es nicht, haben die ſchönſte Conſtitution, und es iſt kein Zweifel, daß ſie daher auch immer gern mit einer ſchönen zeitgemäßen Conſtitution regieren werden. Vivant, vivant die Frauen am Regiment!

Ja, die Frauen ſollen König ſein! —

Und nun Adieu, mein König! Ich bin

Dein

Unterthan Seeliger.

An Esperance.

1. Juni.

Ein grauer, grauer Junitag — o wie verkommen sehen doch alle Frühlinge dieses grauen Jahrhunderts aus! — hat schon seit vierundzwanzig Stunden ununterbrochen geregnet. Das ist ein Ersäufen der Blumen und Blüthen, ein irres Jammern der Vögel in den Lüften, ein Verstocken aller helleren Gefühle, und ein Verwässern des Spinats unten im Garten, daß man schon eine Sündfluth in sich selber zu erleben meint. Aber siehe! da kam geflogen über den Wassern her die Friedenstaube mit dem Oelblatt im Munde! Nämlich der alte Noak, der Postbote, dessen Briefmappe wir hier immer, des Namengleichklangs wegen, die Arche Noah's zu nennen pflegen, klopfte

an meine Thür, und nachdem er seine Arche geöffnet, schlüpfte mir daraus die schöne Friedenstaube, Dein Brief, entgegen, Du herrliche Eöre-rance! und aufgeklärt war die Sündfluth, und himmelblau und sonnenhell leuchteten die Sphären.

Ja, das ist ein Brief mit einer Friedensmiene, und ich falte andächtig vor ihm die Hände. Du sprichst wie ein sinnender, lächelnder, siegesgewisser Gott über die Wirren dieser Zeit. Könnte ich nur an Deine Ruhe hinan! Aber dennoch Dank! Dank!

Und von meiner, der Sprache mächtig gewordenen Liebe sagst Du nichts? Aber schweige nur, schweige, ernsthaftes Mädchen! Ich verstehe Dich doch, ich verstehe in Deinem Brief die Telegraphenwinke der Liebe! Es ist zeitgemäß, durch Telegraphen miteinander zu correspondiren. Du hast die Zeichen des Schweigens gegen mich herausgehängt, und ich werde Dir meine Gegenzeichen mit um so wortreicherer Beredtsamkeit machen.

Für heut aber höre nur noch einige Worte von mir. Ich bin auf morgen beim Herrn von Zodiacus, der noch immer bei uns verweilt, zum

Frühſtück eingeladen. Er ſchien mich in der letzten Zeit ganz vernachläſſigt zu haben, und auch ich mied ihn immer gern. Jetzt weiß ich nicht, was er von mir will; aber ſeltſam, ſo ſehr mich auch vor ihm graut, wie ſehr ich ihn auch für etwas Unheimliches halte, ſo fühle ich doch einen gewiſſen Drang in mir, wieder mit ihm zu ſprechen. Er iſt doch immer ein Mann, der viel in der Welt geſehen und erfahren, und aus deſſen Reden ſich etwas entnehmen läßt.

Ja, höre, Esperance! mit mir muß es anders werden. Auch Du, als eine junge Gelehrte, wirſt gewiß ſchon die Bemerkung gemacht haben, daß das, was man erkannt hat, Einem gewiſſermaßen immer kleiner erſcheint, als es vorher aus der Ferne geſehen wurde; daher auch die populaire Redensart: etwas klein kriegen für verſtehen, ſtammt, welche, wie ich meine, in jener pſychologiſchen Erfahrung ihren Grund hat. So glaube auch ich nun den Liberalismus klein gekriegt zu haben, nachdem ich ihn recht verſtanden und erkannt. Es iſt ein antideutſches Element in ihm, das jedem braven Deutſchen, der es mit

ſeiner angeſtammten Nationalität redlich meint, gefährlich und verdammenswerth erſcheinen muß! Es ſoll anders mit mir werden, es kann nicht länger mit mir ſo bleiben! Ich muß mit dem heißern Zodiacus ſprechen!

Noch einen ſeltſamen Umſtand kann ich Dir nicht verſchweigen. Er betrifft die Magd des Herrn von Zodiacus, welche mir die Einladung zum dejeuner à la fourchette überbrachte. Eine ſolche Geſtalt, wie dieſe Magd, haſt Du nie geſehen; ſie übertrifft an Fremdartigkeit und Rührendem der Erſcheinung Alles, was nur eine wunderträumende Phantaſie ſich vorſpiegeln mag. Denke Dir die ſchönſten, edelſten, ja vornehmſten Formen, in ein ärmliches, zerriſſenes Magdgewand gekleidet, deſſen Dürftigkeit für die Dienerin eines ſolchen Herrn nur zu ſonderbar auffällig iſt. Denke Dir einen feingebogenen Schwanenhals, der ſchwermüthig auf die Bruſt herübergeneigt iſt, Unglück deutend; denke Dir ein ſchönes blaſſes Marmorgeſicht, große herrliche Augen, die funkelnd zum Himmel aufklagen, lange ſchwarze Locken in wilder Unordnung zerriſſen, denke Dir all' das Wunder-

seltsame, das einer Königstochter im Magdkleide eigen sein muß, und Du hast ein Bild dieses Mädchens, vor dessen Anblick ich ordentlich in mir selbst zusammenschrak.

Scheu, doch einen durchdringenden, schnellen Feuerblick mir zuschießend, war sie in die Thür getreten, und in derselben stehen geblieben, nachdem sie kurz und stammelnd, wie von Thränen erstickt, ihren Auftrag gesagt.

Ich fragte, wie sie hieße. Olympia! sagte sie, plötzlich ein wenig erröthend und mit niedergeschlagenen Augen. Wahrlich, wahrlich, ein zu prächtiger Name für ein bloßes Dienstmädchen!

Mich ergriff das innigste Mitleiden mit ihr. Ich trat ihr näher, faßte ihre feine weiße Hand, auch nicht die Hand einer Magd, und bat sie, mir zu vertrauen, warum sie so unglücklich sei.

Da ließ sie ihr dunkelbrennendes Auge lange und fest auf mir ruhen, und lächelte endlich mit einer überirdischen Wehmuth im Blicke, daß ich ihr schluchzend hätte zu Füßen sinken können. Nun erhob sie die Stimme, nun flüsterte sie sonderbar tönende Worte, wie ich sie nie gehört. Früher

glänzte Leben, es glänzte, ſtrahlte, es ſaß prächtig da unter dem goldenen Baldachin alter Herrlichkeit! ſo rauſchte es klagend von ihren Lippen. Schöne Zeiten ſind an mir verwittert. Leichenblaß bin ich geworden. Bin ich nicht eine Magd? Wenn Du Mitleiden mit mir haſt, ſchenke mir ein hübſches ſeidenes Kleid. Dies iſt zerriſſen und ſchmutzig. Ich liebe noch immer hübſche Kleider. Nachts, wenn es mein Herr nicht ſieht, will ich es tragen und im Mondſchein damit ſpazieren gehn, und an ſchöne Zeiten dabei denken. Ach! ach! ſchöne Zeiten! Sie thun im Herzen weh, ſie ſchlagen heraus in tauſend Thränen! Alte Zeiten, neue Zeiten, Wahnſinn der Zeiten! Das iſt's! O unſeeliges Pelopidengeſchlecht!

Hier ſeufzte ſie, als wollte ihre Bruſt an einem Schrei des Schmerzes zerſpringen, und indem das irre Bewegen der ſchönen Augen in plötzliche Wildheit überzuſchlagen drohte, ſtürzte ſie, noch einmal die Hand ſeltſam gegen mich ausſtreckend, fort. Ich ſah ihr lange ſprachlos nach. —

Dahinter, bei meiner Seele! muß etwas ſtecken. Ich enthalte mich vorläufig aller Vermuthungen,

obwohl meine Gedanken immer und immer wieder auf dieſen Gegenſtand zurückkommen. Ich bin faſt krank vor Sehnſucht nach Aufklärung. Und wie bittend, rührend, unwiderſtehlich ſprach ſie die Worte: ſchenke mir ein hübſches Kleid! Beim Himmel, und müßte ich das Geld dazu vor den Thüren betteln, ich könnte ihr ihren Wunſch nicht unerfüllt laſſen!

Aber da fällt mir ein, daß ich noch ein altes theueres Erbſtück von meiner Mutter beſitze, das mir heilige Kindesgefühle bisher ſelbſt in der größten Noth zu veräußern verboten. Es iſt ihr ſchwarzſeidenes Brautkleid, in welchem die treffliche Frau Anno 1792, gerade zur Zeit des Franzöſiſchen National-Convents, vor dem Altar geſtanden. Meine Mutter hatte auch bei Hofe gelebt, und dies Kleid von der hochſeeligen Fürſtin *r*, bei der ſie Kammerjungfer geweſen, eigenhändig als Ausſtattungsgeſchenk empfangen. Es war damals keine glückliche Zeit für Hofleute. Man roch überall den National-Convent, und ſoviel man ſich auch mit dem beſten Königsräucherpulver beräuchern mochte, dieſer Geruch ließ ſich nicht vertrei-

den und brachte ein allgemeines trübseeliges Kopfhängen hervor. Jetzt käme es darauf an, ob sich aus diesem Hofkleide noch für die arme Olympia etwas machen ließe!

Lache mich nicht aus, Du Gute, Liebe! Du verstehst mich ja, und Du weißt, daß es mir mit Allem ein heiliger Ernst ist, wenn ich mich auch komisch und ungeschickt dabei benehme. Die meisten Leute und Dinge in der Welt sind mir gleichgültig, und das Wort erstirbt mir auf der Zunge, das ich zu ihnen sagen soll. Ich galt daher auch immer bei denen, die mich nicht kannten, für einen stillen, ruhigen und bescheidenen Menschen, weil ich es größtentheils zu langweilig fand, mit meinen unruhigen Meinungen, deren ich leider allezeit so viele habe, die Andern zu behelligen. Die innigste Freude ist mir, meinen unglücklichen Zeitgedanken in mir selbst nachzuhängen. Und dann: sie Dir mittheilen zu dürfen, Du denkende Freundin! Darum erzähle ich Dir gern und aufrichtig alle meine Thorheiten in diesen Briefen. Vor Dir möchte ich um Alles in der Welt nicht für einen ruhigen [illegible]sterhaften Menschen gelten! Du

ſollſt mich allmählig von meiner ganzen unausſtehlichen Seite kennen lernen. Es wäre mir ein Gräuel, von einem Menſchen, den ich wahrhaft liebe und verehre, für etwas Beſſeres gehalten zu werden, als ich bin. Das andere geſellſchaftliche Volk iſt nicht zu gut dazu, mich blos als den ſtillen, ruhigen und beſcheidenen Menſchen zu kennen, während inwendig der Teufel der Zeit auf mir die Poſaune bläſt. Du aber, Du wäreſt zu gut dazu! Dir könnte ich ſelbſt die häßlichſten Laſter nicht verſchweigen, denn wo ich liebe und Liebe bitte, will ich auch ganz und gar bekannt ſein. Liebe muß das Häßliche wiſſen, das in einem Herzen möglich iſt, um das Gute, das in ihm wirklich iſt, erſt recht lieben zu können. O ich liebe Dich, und darum ſollſt Du im Fortgang unſerer Correſpondenz auch noch recht viel Schlechtes von mir erfahren. Du biſt zu gut dazu, daß Du für gut halten ſollteſt Deinen in ſeinem Zeitwirrwarr

nie

gut thuenden Seeliger.

P. S. Apropos! Von Kienaſt habe ich Nachricht. Zwar nicht durch ihn ſelbſt, aber von einem

dritten Freund. Er ſoll noch immer ſeinen ungeheuern Backenbart à la française tragen. An dieſem Bart iſt unſere Freundſchaft eigentlich am meiſten geſcheitert. Wahrhaftig, ich liebe den Menſchen noch, aber nur bis an ſeinen Backenbart, und nicht weiter. Wie kann ein Mann von Geiſt ſolchen Bart tragen? Könnte er ſich entſchließen, mir ſeinen Bart zu opfern und ihn im Tempel der Freundſchaft aufzuhängen, ſo wollte ich wieder von ganzer Seele ihm angehören. Ich will ihm dies durch den Zebedäus ſchreiben laſſen. Mein Gott! vor Freuden wollte ich dann gern ſeinen Backenbart, gleich dem Haar der Berenice, unter die Sterne verſetzt ſein laſſen, meinetwegen! Auch würde ich mich anheiſchig machen, mir ſelbſt einen kleinen ſtehen zu laſſen, wenn er den ſeinigen nur zu mäßigen geneigt wäre. Mehr kann ich doch nicht thun! Aber ich fürchte, ich fürchte, er iſt jetzt der Meinung, daß der Bart den Philoſophen macht! Er ſoll viel Philoſophie treiben. Nun Gott beſſere es! Auch Du, mein Sohn Kienaſt? —

S.

Weibliche Anſichten der Zeit.

(Aus Görresens Brief.)

— — Mir ſcheint es ein eigenthümlicher Grundzug der neueren Zeitbewegungen, daß Alles zum Kriege ſtrebt, aber noch immer in demſelben Moment wieder zum Frieden gezwungen wird. Ein gezwungenes Friedenslächeln ſteht über dem Horizont der Zeit. Es iſt wie ein abgebrochener Strahl einer noch mit dem Aufgang ringenden Sonne. Wird es die Sonne des ewigen Friedens ſein? Wird dieſer ewige Friede, von dem die Weiſen aller Völker geträumt haben, die ſtillſtehende Sonne des Geſchlechts ſein, die, wie Joſua's Sonne auf dem nächtlichen Schlachtfeld, nicht untergeht, bis der ganze Sieg unſeres Daſeins ausgefochten und wir in das neue Morgen-

roth jauchzend hinübergreifen? Oder werden wir je ſo thöricht und ſo glücklich zugleich wie Joſua wünſchen dürfen: Sonne, ſtehe ſtill!

Wir trachten in unſern liebſten Gedanken nach dem ewigen Frieden, und ſiehe! die Zeit ſelbſt will Muth in unſere ungewiſſe Hoffnung ſtrömen. Selbſt der Kampf der Prinzipien, der gewaltigſte aller Kämpfe, der in uns heftiger als zu irgend einer früheren Geſchichtsperiode aufgebraust iſt, kann doch heut keinen allgemeinen Völkerkrieg mehr entzünden, während ſonſt das kleinſte und unſcheinbarſte Factum — hier denke ich an Deinen armen Copiſten Mundus — ganz Europa in Kriegsflammen auflodern machte. Ich weiß, daß viele Leute ihre einzige Hoffnung für die Zeit auf einen allgemeinen Krieg ſetzen, und auch Dieſen hat die Gegenwart ihre Erwartungen ſtets zu unterhalten und zu erregen gewußt; denn eine große Zeit iſt immer ſo vieldeutig und vielgeſtaltig, daß ſie die verſchiedenſten Meinungen über ſich von ſelbſt zu begünſtigen ſcheint, weil ſie liebt, über ſtreitenden Gegenſätzen zu thronen. Aber wenn ſich auch überall kriegeriſche Richtungen

trotzig herauszufordern scheinen, wenn schon die Waffen geschärft, Observationsheere an die Gränzen gesandt und die Kanonen gerichtet werden, es kann ungeachtet alles Ansetzens doch nie ein erheblicher Krieg mehr daraus hervorgehen. Davon bin ich so überzeugt, wie von meinem Leben. Auf die Gefahr wollte ich mich selbst in eine Kanone der Engländer oder Franzosen laden lassen, und ruhig drin warten, bis sie mich gegen Rußland oder eine andere der sogenannten drei nordischen Mächte abschießen würden. Ich glaube mich darauf verlassen zu können, daß mir durch die Prinzipien-Feindschaft dieser Völker auch noch nicht ein Haar versengte. Was meinst Du dazu?

Eine Revolution, die im Herzen von ganz Europa eine wurde, ist in drei Tagen ausgefochten worden. Alles überwindet sich in der Geschichte jetzt schneller, weil es sich immer geistiger überwindet. Der Geist ist der größte aller Talleyrand's, der mächtigste Friedensfürst. Er schließt überall die besten Völkerverträge, und geht herüber und hinüber zwischen den Nationen, um sie in der Idee alle auszugleichen. Für die Idee wurde das

Pulver nicht erfunden. Die große Pulverſchwendung vor Antwerpen war noch das letzte Feuerſpeien des alten Kriegsgottes der Geſchichte, der in dieſem Bombardement ſeinen lieben Kindern der Oppoſition noch einmal ein illuſoriſches Theaterkunſtſtück zur Beruhigung und Verlockung vormachte, um ſo mit einem tüchtigen Knalleffect vom Schauplatz zu ſcheiden. In der Eroberung von Antwerpen carikirte ſich die Luſt der Zeit am Kriege, und verſchoß ſich zugleich in dem Lüttticher Rieſenmörſer, der endlich ſeine eigene Barbarei nicht länger ertragen konnte, und den Franzoſen unter den Händen in tauſend Stücke zerborſt.

Der jetzt zur Herrſchaft gekommene Gott der Geſchichte führt ſeine Kriege nur im Geiſt und in der Wahrheit. Es iſt ein Zeitalter der Reformen angebrochen.

Wir ſind nach langen Kämpfen weiſe geworden, wir entwickeln uns von nun an in Reformen. Du wirſt ſagen: dies iſt ein langweiliges Ausbeſſerungsſyſtem! Aber nein, mein Freund, dies iſt der Weg der Idee ſelbſt. Revolutionen ſind vulcaniſche Ausbrüche der Menſchheit, die ſich

wohl dadurch gutmachen, daß nachher auf den lavagedüngten Stätten die Saatfelder um so schöner und fruchtbarer gedeihen, aber nur die Verzweiflung, die sich nicht mehr anders retten kann, düngt mit Lava, unter der immer jahrhundertalter Fleiß und Besitz der Städte und Menschen verschüttet liegen. Reformen sind sanfter geartete Halbschwestern der Revolutionen; an den Brüsten der Klugheit auferzogen und genährt, haben sie mit der Milch der Vernunft ihr Titanenblut gemildert. Reformen sind logische Revolutionen, auf eine fromme Glückseeligkeitstheorie gebaut. Es sind Gedankenkriege des Bewußtseins, die ihren Sieg schon gleich durch sich selbst errungen haben, nämlich durch Bewußtsein.

Die friedlichsten Revolutionairs unserer Zeit sind daher die Repräsentativ-Verfassungen. Sie stürzen um durch Gedanke und Wort, und bauen auf durch Gedanke und Wort. Es ist das sehend gewordene Auge des Volksgeistes, der prüfend um sich blickt und sich selbst erkennt. —

Du wirst lächeln über die Staatsraisonnements eines Mädchens. Aber ich bin der Meinung, daß

in einer wahren Verfaſſung auch die Frauen und deren Intereſſen repräſentirt werden müſſen. Sollen wir nicht auch unſere Wahlrechte bekommen? So gut wie die Juden, müſſen auch die Frauen emancipirt werden. Es geht uns gerade wie den Juden. Man klagt oft die Flachheit weiblicher Bildungen und ihre Intereſſeloſigkeit für die öffentlichen Angelegenheiten an, und bedenkt nicht, daß wir ebendeshalb kein Intereſſe für das Staatsleben zeigen können, weil wir keine Rechte und keine Stelle darin haben. Kann ein Jude Vaterlandsliebe haben, wenn er kein Vaterland hat? Kann eine Frau Vaterlandsliebe haben, wenn ſie nur an den engen Heerd eines beſchränkten Familienlebens gewieſen wird, und auf das offene Meer der wahrhaft nationalen Bewegungen nie mit hinauskommt? In den Dresdener Ständ-Verſammlungen wurde den Frauen ſogar ein Platz auf den Gallerien verweigert, und ſie durften nicht zum Anhören der Verhandlungen zugelaſſen werden. Welche Schmach für das ganze Geſchlecht! Soll eine gebildete Frau nicht mindeſtens eben ſo viel Recht haben, als jeder ungebildete Ladendiener?

Sprich doch einmal öffentlich darüber, werther Freund! In dieser Sache bedarf es des Wortes. Seeliger, ich zähle auf Dich! —

Nein, Freund, die Frauen sollen nicht König sein! Ich bitte Dich, sei nicht zu galant! Du weißt, ich kann keine Galanterien leiden. Selbst in meiner Mädchenschule über die kleinen Ursulinerinnen herrsche ich nicht unumschränkt. Ich habe mir jetzt eine Mitregentin angenommen an einer ehemaligen Schülerin, welche die Rechte der Kleinen, in deren Reihen sie noch vor Kurzem gestanden, deshalb am besten vor mir zu repräsentiren weiß. So hilft sie mir unterrichten und ich berathe mit ihr Alles. Auf diese Weise, siehst Du, lasse ich auch in meinem Mädchenstaate allmählig schon eine Repräsentation angehen. Diese meine Mitregentin ist bereits meine theuerste Freundin geworden. Ich lese auch mit ihr Deine Briefe und Phantasien, die Du schreibst. Ich wünschte, daß Du es mitanhören könntest, welche scharfe, treffende Bemerkungen sie über Dich und Deine Art macht.

Adieu, mein Salzschreiber! — —

E.

An Espérance.

Kleinweltwinkel, 3. Juli.

Viel, viel habe ich Dir zu erzählen, theuere Freundin! und Du wirst mein langes Stillschweigen entschuldigen. Ich wollte und mußte mir selbst erst klar werden über alles das, was seitdem so mächtig in mir vorgegangen und sich umgewälzt hat, eh' ich es wagen mochte, mein Bild wieder in den reinen Spiegel Deiner Betrachtung fallen zu lassen. Ja, höre, ich habe mir einen ganz neuen politischen Adam jetzt angezogen, der mir unaussprechlich glücklich sitzt, und ich schicke Dir hier in diesem Brief die ausführlichen Acten meiner neuesten Metamorphose, die ich Dir aus meinen Tagebüchern zusammengeschrieben. Ach, ewiger Gott, wie schön ist es doch, daß auch einem

armen verſalzenen Kleinweinwinkler Heil widerfährt!

Ich bin Dir noch das Frühſtück beim Herrn von Zodiacus ſchuldig, von dem ich Dir zu erzählen verſprochen. Du kannſt Dir denken, daß ich mich in mein Sonntagskleid warf, als ich zu ihm ging, und Alles an meiner wunderlichen Figur aufbot, um ohne Anſtand in einer ſolchen Geſellſchaft erſcheinen zu können. Ich traf den Räthſelhaften in einem rothen Schlafrock ſitzen, mit einer ſeltſamen Mütze auf dem Kopf, auf der ich anfangs, als ich in die Thür trat, zu meinem nicht geringen Schrecken eine Hahnenfeder zu erblicken glaubte. Näher kommend, überzeugte ich mich indeß von meinem Irrthum, aber ſein Negligée hatte mich doch ſo außer Faſſung gebracht, daß ich ihm nur ſtotternd und zitternd meine Ehrfurcht bezeigen konnte. Er ſah heut etwas ſchwermüthig aus und becomplimentirte mich anfangs nur kalt. In der Mitte des Zimmers ſtand ein Tiſch gedeckt, von dem mir die herrlichſten Bratendüfte entgegenwehten.

Ich mußte mich neben ihm auf das Sopha

ſetzen und zuerſt eine Taſſe Bouillon annehmen. Nun, mein lieber Seeliger, wie geht es Ihnen denn in Ihren dermaligen liberalen Wirren? fragte er mich dann, indem er mir mit ironiſcher Theilnahme den Puls befühlte.

Sehr ſchlecht, Ew. Excellenz! antwortete ich mit niedergeſchlagenen Augen, und ſchlürfte zu meiner Stärkung die kräftige Bouillon.

Alſo ſpüren Sie keine guten Folgen von der Inoculation der Freiheit in Ihrem Deutſchen Blut? fragte er weiter. Seine Stimme tönte wieder entſetzlich heiſer, und ſchwirrte, wie Eulenſittige.

Ich zuckte die Achſel. Ew. Excellenz, ſagte ich, wenn ich nicht gedächte, daß gerade Sie es waren, der mich von meinem ehemaligen Zeitpips durch den Liberalismus zu curiren gedachte, ſo würde ich vielleicht jetzt in lauten, himmelſtürmenden Klagen ausbrechen. Aber ich bin ein ſtiller, ruhiger und beſcheidener Menſch, wie alle Leute wiſſen. Ich will ſtumm mein Unglück tragen. Nur ſoviel ſei mir zu bemerken vergönnt, daß in jener liberalen Zeitanſicht, zu der mich damals Ew. Excellenz verehrliche Beredtſamkeit bekehren

wollte, ein antideutſches Element mitinliegt, das ich für höchſt gefährlich und verderblich halte.

Ich hatte ja nur geſpaßt! ſagte er lakoniſch, und fing an, ein Rebhuhn zu zerlegen.

Wie? rief ich im höchſten Erſtaunen — es war nur Ew. Excellenz Spaß, Dero leicht zu bethörenden Knecht für die Sache der Bewegung, für den Fortſchritt der Völker, für die bräutliche Hoffnung der Geſchichte, für das Prinzip der Zukunft zu gewinnen?

Ich ſehe, Sie ſind ein ächter Deutſcher, Sie nehmen Alles zu ernſt! ſagte er dann, leicht hinwerfend. Es war ja nur ein reiner Scherz von mir geweſen. Schon meine öffentliche Stellung zum Staate verbietet mir jede liberaliſtiſche Tendenz. Meine Anſichten ſind vielmehr gerade die entgegengeſetzten, und ich verſchaffte mir beſonders deshalb heut das Vergnügen, Sie zu mir einzuladen, um Ihnen mein völliges und wahres politiſches Glaubensbekenntniß aufrichtig mitzutheilen. Vorerſt aber, ich bitte, langen Sie zu!

Das Rebhuhn ſchmeckte vortrefflich. Ein ſelten ſchöner Burgunderwein, der wie die Begeiſte-

rung selbst schäumte, wurde dazu eingeschenkt. Ich mußte mir gestehen, ich hatte seit meinen liberalen Fasten, wo ich mir das Zeitungsgeld an meinem Leibe abgedarbt, nicht wieder so gut gelebt. Nach einer Pause aber begann ich wieder: Um Mißverständnissen zuvorzukommen, muß ich Ew. Excellenz jedoch bemerken, daß, so wenig ich auch mit dem Parteinamen eines Liberalen zu schaffen haben mag, eine vernünftige, zeitgemäße Verfassung mir doch immer die höchste aller Forderungen bleibt!

Auch das haben Sie nicht nöthig, erwiederte er kalt, und langte nach einer andern Bratenschüssel. Sehen Sie, fuhr er fort, dies ist ein gebratener gallischer Hahn! Wie ich ihn hier vor Ihren Augen auffesse, so möchte ich auch alle französirenden Deutschen Constitutionen mit Haut und Haaren in einem Bissen verschlingen!

Ich fuhr entsetzt zusammen; denn eh' ich noch hingesehen, hatte er wirklich schon den ganzen Braten in einem Nu verschluckt, und zeigte mir, indem er jetzt zum ersten Mal wieder nach seiner Art lächelte, mit Triumph die leere Schüssel.

Mir graute vor diesem übernatürlichen Appetit, der seine diabolische Gefräßigkeit hinter einem politischen Gleichniß zu verbergen gesucht hatte. Bald jedoch saß er mir wieder in seiner vollen imponirenden Würde gegenüber.

Verständigen wir uns nur, guter Salzschreiber! sagte er dann. Ist denn das eigentliche Element des Lebens, worauf wir fußen sollen, die Zukunft? Mit nichten, mit nichten, mein Freund! Es ist die Vergangenheit, auf der Alles ruht! Die große heilige Vergangenheit der Geschichte, ist sie nicht der feste mütterliche Boden des Geschlechts, auf dem es sein Dasein in den tiefsten Wurzeln gegründet, aus dem es die stärksten Lebenskeime seiner nationellen Fortdauer zieht? Sie sprechen, lieber Seeliger, von der bräutlichen Hoffnung der Geschichte! Ja freilich wollen die Liberalen die Braut erst erobern. Ihre Braut ist, wie ich Ihnen schon in unserer damaligen scherzhaften Unterhaltung angedeutet, die ungewisse, neblichte Zukunft. Und ich zweifle auch noch, daß die Meisten unter ihnen die wahre Liebe je gehabt haben; Viele wollen sich erst verlieben, und werfen

den Verlöbnißring ihrer Treue, wie der Doge von Venedig in das bräutliche adriatiſche Meer, ſo in ein nicht minder wildes und wüſtes Meer ihrer gedankenlos geträumten Zukunft! Ich bitte Sie, Salzſchreiber, was iſt denn der Menſch, dieſer Windhauch, der nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt, was iſt der Menſch, daß er ſo kühn in die Zukunft zu greifen ſich unterfange? Nein, da ſind die Abſoluten doch andere Leute! Sie wiſſen, was ſie wollen, ſie kennen ihre Geliebte, und ihre Liebe iſt daher die tiefſte und einzig wahre. Bei den Liberalen heißt es und wird es noch immer heißen: wer das Glück hat, führt die Braut heim! — und die Liberalen ſind, das weiß die heilige Bundeslade, bisher nie die glücklichſten geweſen. Aber die Abſoluten, die Legitimen, ihre Braut iſt das Beſtehende, ihre Liebe iſt der Beſitz, ihr Fahnenbild, ihr Symbol iſt die alte Treue! Sie haben einer großen, ruhmvollen Vergangenheit treu zu bleiben, und dieſe Idee der Treue ſtärkt und ermuthigt ſie und gibt ihrer Partei ein hochherziges Prinzip des Kampfes. Darum ſchwärmen ſie für ihre Geliebte, die alte

Zeit, darum vertiefen ſie ſich ſinnend in die Vergangenheit der Geſchichte, um aus der Aufzeigung der Dinge, wie ſie immer geweſen, die Gründe herbeizuholen, die den unerſchütterlichen Beſitz ihrer alten Liebe rechtfertigen ſollen; darum ſind ſie begeiſtert und gedankenvoll in ihrem Schmerz (denken Sie nur an Chateaubriand); darum ſind ſie ſcharfſinnig, wie die Liebe zu ſein pflegt, wenn auch freilich wieder blind, wie dieſe! Werden Sie Abſoluter, mein trefflicher Seeliger! Werden Sie Royaliſt, Legitimiſt, Abſolutiſt! Sie werden ſich wohl dabei befinden, dies iſt eine Ihrer begabten Natur, Ihrem edeln Charakter ganz angemeſſene Richtung. Es iſt zugleich eine ächt und urſprünglich Deutſche Richtung, in der Sie, wie der Fiſch im Waſſer, recht in unſerer eigenſten Nationalität herumplätſchern können.

Ich war erſtaunt, ihn ſo reden zu hören. Hatte ich nicht in der verwichenen Nacht faſt daſſelbe bei mir gedacht, und, obwohl mit innerem Widerſtreben, dieſer Gedankenrichtung nachgehangen, aus der es mir, wie wunderbarer Frieden einer hohen gothiſchen Kirche, entgegenwehte! Und

manche ſeiner Bemerkungen, die mir noch nicht in ſolchem Lichte erſchienen waren, regten jetzt bereits Etwas in mir auf!

Genießen Sie das Leben, Salzſchreiberchen! fuhr er wieder fort. Was winden ſie ſich in ſehnſüchtigen Träumen für eine unbeſtimmte Ferne herum? Bauen Sie auf dem ſichern Grund der Vergangenheit Ihr Leben fort, in Künſten und Wiſſenſchaften, dem wahren Friedensport des Menſchen, ſich wieder heimiſch anſiedelnd, und unter den alten ewigen Granitpfeilern der abſoluten Monarchie, die doch immer noch in der Geſchichte mit jenem Heiligenſchein umfloſſen daſteht, gnadenbringend überſchattet. Leben Sie dem Genuß! Nur in einer großen abſoluten Monarchie iſt höchſter Genuß des Daſeins, und ſchon die mannigfache Abſtufung der Stände und Verhältniſſe, die feierliche Ordnung eines großartig von oben her geleiteten Staatshaushaltes, der erhellende Schimmer, der von einem Throne ausſtrahlt, geben dem Leben darin einen gewiſſen bunten Schein, einen farbigen Reichthum, der zum Genießen und Freuen, zu feſtlichem Prunk und Schmuck einladet.

Das Leben einer Conſtitution droht dagegen dem individuellen Daſein eine ganz andere Färbung zu geben, die ärmlich genug ſich ausnimmt, und ein blos bürgerlich verſtändiges, jeder mannigfaltig bunten Abſtufung ermangelndes, in einer Gleichartigkeit aller Lebenstypen verknöchertes Daſein ſcheint bereits durch daſſelbe an die Tagesordnung gekommen zu ſein. Dieſe Bürgerlichkeit des Lebens, der alle ſchöne Phantaſtik der Formen fehlt, kann weder der Entwickelung der Kunſt noch der Innigkeit irgend eines Genuſſes günſtig ſein, und wie fängt nicht auch ſchon der Kunſtſinn, der einen reichlicheren Boden zu ſeiner Pflanzſtätte haben will, unter uns an zu ſchwinden! Es war antik, die Bildung blos in Bürgertugenden zu ſuchen. Möchte aber dann das moderne Zeitalter der Bürgertugenden-Cultur nur auch ebenſo poetiſch, reich und melodiſch ausfallen, als bei den friſchen Alten, denen Muſik für die allgemeinſte Bildungsdoctrin galt, welchen allen übrigen Begränzung und Klang verlieh! Möchte nur nicht aus dieſem modern bürgerlichen Leben ſogar die Religion verdrängt zu werden Gefahr

laufen! Das machte die antike Welt bei aller Starrheit doch wieder ſo innig, mild, und gemüthdurchzogen, daß die Religion die Hauptpulsader des öffentlichen Lebens war, in der alle andern Blutſtröme des Staatskörpers zuſammenliefen. Nichts zeigt ſich aber klarer und unübereinſtimmender an allen Orten in den ſchwankenden politiſchen Zuſtänden der Gegenwart, als die immer allgemeiner werdende Herausſonderung des religiöſen Elements in den Staaten und das Zurücktreten deſſelben als eines öffentlichen. Die Politik hat heutzutage eine traurige Vernunftepoche angetreten, indem ſie nach einer rein und blos vernünftigen Begründung der menſchlichen Zuſtände ſtrebt, indem ſie im Menſchen den Bürger, aber nicht den Chriſten will. Es trägt ſich unſere Zeit mit einem ſeltſamen Phantom, das ſie die Aufhebung der Staatsreligionen nennt und mit einer ordentlichen Hochherzigkeit auf den Bannern des Liberalismus obenauf flattern läßt. Dieß iſt die vielbewegte Frage über die Emancipation der Juden, mit der ſich alle Ständeverſammlungen faſt gleichmäßig zu beſchäftigen anfangen,

und in deren Behandlung ich am entschiedensten ein irreligiöses Zeichen der Zeit zu erblicken glaube. Sehen wir aber auf die Künste, und deren Gedeihen in constitutionellen Staaten, so müssen wir hier die ungünstigste Einwirkung der neueren Zeitbewegungen erfahren. Es liegt schon in der Natur der Sache, daß Ständeversammlungen nie etwas für die Künste bewilligen, weil diese dem materiellen Volkswohl entgegen zu stehen scheinen. So strichen die Kasselschen Stände aus dem Budget die 500 Thaler jährlicher Reiseunterstützungen für akademische Künstler, weil, wie der Abgeordnete Henkel damals äußerte, „kein Nutzen davon für den Staat vorhanden"; und nach dem neuen Klassensteuergesetz in Kurhessen, das von denselben Ständen votirt worden, sollen auch sogar die Schriftsteller nach ihrem Erwerb besteuert werden! Man denke sich, — eine Schriftsteller-Steuer! Was würde Kotzebue's armer Poet dazu sagen? Aber man sieht, wie feindlich dieser Zeitliberalismus eigentlich der Literatur ist. Und wovon soll ein Schriftsteller seine Steuern bezahlen? Von seinem Honorar? Das Hono-

rar der Schriftsteller, mein lieber Seeliger, kann ja eigentlich nur als eine Ausfuhr- oder Steuer-Prämie dafür angesehen werden, daß sie zum allgemeinen Besten des Landes etwas von sich gegeben haben, und diese Steuer-Prämie sollen sie sich noch wieder besteuern lassen? Und zugleich wird dadurch die Ausübung des literarischen Berufs als etwas Zunft- und Handwerksmäßiges hingestellt, was, zum innern Vortheil der Literatur selbst, ihm nie angemuthet werden sollte. Endlich ist noch zu erwähnen, daß auch die Fürsten, die gebornen Beschützer der Künste, sich neuerdings hier und da genöthigt gesehen haben, sogar ihre Hoftheater eingehen zu lassen, weil sparsame Stände ihnen die Civilliste so gar ärgerlich knapp zugeschnitten hatten. So muß jetzt die Kunst, die bekanntlich nach Brot geht, sehen, daß in den Constitutionen kein Brot für sie gebacken wird. —

Ich mußte ihm hier sehr Recht geben. Was er sagte, gewann mich immer mehr für die Meinung, die sich mir selbst im Stillen längst aufgedrängt hatte. Nur einige Worte wagte ich ihm noch zum Besten der Repräsentativ-Verfassungen

entgegenzuhalten, woran mir ihre große Zeitbedeutung immer am unwiderleglichsten dargethan geschienen. Ich erinnerte ihn, was die Deutschen Kammern bereits mit so großer Anstrengung für die Abschaffung der Zehnten, für die Austilgung der noch auf den Völkern lastenden Feudal-Barbarei, in ihren verschiedenen Territorien zu wirken gesucht.

Auch dieß, guter Salzschreiber, läßt sich in einem andern Lichte ansehen, entgegnete er mir. Die Ablösung der Zehnten hat Preußen, welches ein absoluter Staat ist, schon bei weitem früher, als jene kleinen Deutschen Repräsentativ-Staaten, durch seine väterlich weise Regierung in den meisten seiner Landestheile bewirkt. Man sieht, es kommt hierbei nicht auf Stände und Kammern, sondern auf die Regierungen und deren Einsichten an. Alles an den Rechten dieser Kammern ist ja auch bisher bei uns fast nur illusorisch gewesen. Stände sind eigentlich nur Bittschriften-Commissionen; sie haben das Recht, die Regierungen zu bitten, und die Regierungen haben das Recht, sich nicht erbitten zu lassen. Uebrigens, junger

Freund, haben Sie Unrecht, über die unſern Staaten noch inwohnenden feudaliſtiſchen Elemente ſo ſchlechthin abſprechend zu urtheilen. Dieſe haben vielmehr eine große hiſtoriſche Berechtigung für ſich, und nichts iſt gefährlicher, ja frevelhafter, als an ihnen unbeſonnen niederzureißen. Das Feudalweſen war ein bedeutendes tragendes Element großer Staaten, auf dem das Zuſammenhalten der wichtigſten öffentlichen Verhältniſſe beruhte, und indem das Glanzgebäude der nationellen Ariſtokratie in ihm ſeine innerſte Macht hatte, iſt nichts ſchmerzlicher zu bedauern, als daß die neuerungsſüchtige Zeit daran ſo gerüttelt hat. Denn was iſt ein großer Staat, eine große Monarchie, ohne eine glänzende Ariſtokratie? Es wäre wie eine ſchöne Frau ohne Toiletten-Spiegel. Eine Monarchie muß ſich auch in ihrer Schönheit ſpiegeln können, und ſie ſpiegelt ſich weitleuchtend in der Ariſtokratie wieder, die ihr gewiſſermaßen ihre abſolutiſtiſche Toilette machen hilft. That is the matter, Sir!

Jetzt fing ich faſt an zu glauben, daß er doch wohl Miniſter-Reſident oder reiſender Diplomat

ſein könne. Er ſchenkte mir mein geleertes Weinglas wieder voll, obwohl ich ihn bat, des Guten nicht zu viel zu thun, damit er mich nicht als einen Betrunkenen zu ſeiner Partei herüberziehe. Denn was kann ihm ein unfreiwilliger Abſoluter helfen? Auch wirkte der Burgunder ſchon ſo ſtark auf mich, daß ich auf dem Punkt war, wo man Verſe zu machen pflegt. Ich fing auch ſchon vor Seeligkeit an, mir ein Liedchen in den Bart zu trällern.

Der heiſere Diplomat neben mir auf dem Sopha, der mir ſchon wie in Wolkendämpfe gehüllt vorkam, that aber, als merke er nichts davon, und fuhr zu ſprechen fort: Wir erwähnten vorhin der Einflüſſe der Zeit auf Religion und Kunſt. Ich will jetzt noch Einiges in Betreff der Wiſſenſchaft hinzufügen. Die Zeitſtimmung, die ſich ſeit der Juli-Revolution verbreitet, hat ohne Zweifel auch den wiſſenſchaftlichen Geiſt in Deutſchland gelähmt, der ſonſt unſeres Volkes Stolz und Ehre, ja unſere eigentlichſte Nationalblüthe geweſen. Welcher Gelehrte hat wohl Ruhe und Muth, auf dem heutigen unterhöhlten Boden der Gegen-

wart ein gründliches Werk der Forſchung, an das ein ganzes Leben Arbeit geſetzt ſein will, zu unternehmen, heut, wo ſich Jeder nur für den Tag einrichtet, weil er nicht weiß, ob morgen noch gelten wird, was heut gegolten, und ob nicht in der öffentlichen Meinung das umgeſtoßen da ſteht, was Jahrhunderte eifrig begründet hatten? Die Juli-Revolution hat zunächſt der Deutſchen Philoſophie einen entſcheidenden Stoß beigebracht. Eine andere Wiſſenſchaft iſt durch die Zeitbewegungen noch mehr und faſt gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Dies iſt die Philologie, die, früher ſo herrſchend, jetzt kaum noch im Zeitintereſſe vorhanden zu nennen iſt. Keiner will ſich jetzt mehr um falſche Lesarten graues Haar wachſen laſſen; der Leichtſinn wird ſo weit getrieben, daß ſelbſt Profeſſoren über ein unrichtiges Komma in einem großen Autor das Katheder nicht mehr entzweiſchlagen, und die ſtudirende Jugend zeigt mehr krankhaftes Gelüſt nach modernen Demagogen, als nach den antiken Republikanern, und läßt ſich beikommen, die alte claſſiſche Welt zu ſchwänzen, auf der doch die ganze heutige Bil-

dung ruht. So gehen wir meiner Ueberzeugung nach dem bestimmten Untergang entgegen, wenn wir nicht in der Aufrechthaltung der absoluten Monarchie auch jene drei Genien menschlichen Lebens und Strebens, Religion, Kunst und Wissenschaft an unser Panier zu fesseln vermögen. Die absolute Monarchie ist der wahre Gottestempel der Intelligenz, und in ihrem erhabenen, sichern Frieden wandeln Künstler, Gelehrte, Weise und Fromme den schönsten Pfad. Sie ist das eigentliche Herrnhuth der Politik! Hier oder nirgends ist Herrnhuth! und hierher mögen gezogen kommen Alle, die des rechten Geistes Kinder sind. In den hohen Palmenschatten einer absoluten Monarchie, seht, wie die Gläubigen da seelig sitzen, wie die Dichter, gleich Vögeln in goldenen Käfigen, singen, wie die Denker unter officiellem Schutz denken, wie die Gelehrten aus Brillantdosen schnupfen, die der Herr der Heerschaaren auf dem Thron für große Werke der Unsterblichkeit verleiht! Sie, mein lieber Seeliger, Sie haben Gaben zu Wissenschaft und Kunst, Sie sind berufen, die Stütze einer großen, absoluten Monarchie zu wer-

den! Faſſen Sie ſich endlich in dem ächten Brennpunkt Ihres Weſens zuſammen! Verzetteln Sie Ihre Kräfte und Individualität nicht länger im zweck- und zielloſen Herumtummeln! Der höchſte Brennpunkt iſt das Abſolute! Es gibt keine höhere Staats- und Lebensform; denn der abſolute Geiſt iſt zugleich die abſolute Form ſelbſt! —

Er hielt hier inne und ſah mich forſchend an. Ich habe Dir ſchon vorhin geſagt, daß ich nahe daran war, Verſe zu machen. Und jetzt regte dieſer Mann noch meine alte Kunſtliebe wieder in mir auf, die mich ſchon oft genug in meinem eigenen Innern, wie die Geiſtererſcheinung einer verſtorbenen Geliebten, mahnt und aufruft. Ach, da ſchoß in dieſem Augenblick das ganze Paradies längſt ver..gener Pläne und Träume wie ein helles Blüthengewimmel in mir empor, und in jeder Blüthe ſaß eine junge Liebeshoffnung, und nickte mir aus verſchämten Augen begehrlich zu, und auch Du, Esperance, trateſt vor mich hin und ſchlugſt die Hände über den Kopf zuſammen, und ſagteſt: Seeliger, wie iſt es möglich, daß Du ſo lange nichts gedichtet haſt? Ich

erſchrack ordentlich, als wäre ich der größte Faulpelz auf Gottes Erden, und verſenkte mich dann wieder, in mich hineinlächelnd, in den luſtigen Lerchenſchwarm, der tief in mir zu ſingen und zu jubeln begonnen hatte. O Herr Gott, iſt das nicht eine Luſt, was Alles in eines Menſchen Bruſt vorgehen und aufrauſchen kann!

Und was will mir der Heiſere dort vom Abſoluten ins Ohr raunen? Nun, er mag Recht haben, er mag ein großer Staatsmann, ein ausgezeichneter Diplomat ſein! Ich will gern in einer abſoluten Monarchie leben, wenn ſie mir eine Penſion bewilligen wollen, ſo daß ich ruhig alle Tage dichten und denken kann und darum nichts weniger zu eſſen brauche. Auch Burgunder muß ich trinken können, wie heut! Ja, ich will ein Abſoluter ſein! Larifari! Bisher, wo ich keinen Burgunder zu trinken gehabt, hatte ich mich immer damit getröſtet, daß das Herzogthum Burgund ja eingegangen ſei. Von jetzt an will ich mich aber durch keine Geſchichtsreflexionen mehr tröſten laſſen! Ich will über allen Troſt erhaben, ich will ein Abſoluter ſein! Alles dreht ſich mir

vor den Augen, es iſt mir, als ſchnitte der Herr von Zodiacus — was der Mann doch für einen ſeltſamen Namen hat! — rieſenlange und thurmhohe Geſichter! Nun, ich will mich um nichts bekümmern, ich will ihn Geſichter ſchneiden, ich will ihn reden laſſen, ich bin auf meine eigene Hand ſeelig! Heiſa, es werden noch große Zeiten geboren werden! —

So, Freundin, liefen und ſprangen meine Gedanken in mir auf und nieder, und ich möchte faſt wetten, daß mir es mein Sophanachbar an der Naſe angeſehn, was ich gedacht; denn er lachte übermäßig in ſein großes Kelchglas hinein. Ich kann nicht leiden, wenn mich Einer auslacht. Und es verdroß mich ſo, daß ich, als er jetzt wieder zu reden anfing, beſchloß, ihm aus Rache nicht mehr zuzuhören, ſondern mich unterdeß in meine eigenen Betrachtungen einzuſpinnen. Es entſteht daher hier eine Art von Cenſurlücke in meiner Converſation mit dem Herrn von Zodiacus, über die ich Dir nichts berichten kann, da ich, wie geſagt, nichts gehört habe, und es bleibt mir deshalb nichts Anderes übrig, als Dich, theuerſte

Freundin, um Entschuldigung wegen dieser meiner Rachlust zu bitten. — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — Endlich aber übermannte mich doch das Mitleid, da er gar zu viel sagte. Ich spitzte die Ohren, um seine Rede wieder willig über mein Trommelfell gleiten zu lassen, als ich eben die Worte hörte: Metternich ist ohne Zweifel ein großer Mann! Er ist ein politisches Heldengenie, ein diplomatischer Eroberer, der durch Frieden siegt! Er ist der eigentliche Kriegsgott der heutigen Reactions-Partei in Deutschland, aber ein Cabinets-Kriegsgott in Staatsperücke und Manschetten, dessen kühner Eroberungsgeist sich bereits der ganzen Deutschen Politik in diesem Augenblick bemächtigt hat. Erst durch Metternich ist das Prinzip der Stabilität kriegführend geworden, und hat sich, ungeachtet seiner Leibesschwere, zur Bewegung erhoben, um sich siegreich durch die Zeit hinzutragen. Liebt das Prinzip der Stabilität auch nicht Pulver und Kanonen, so liebt es doch Verhandlungen, durch die es gar gewaltig zu streiten weiß. Metternich ist das wahre Ideal eines

Legitimen, und als ſolches eine welthiſtoriſche Figur in der Deutſchen Geſchichte. Wenn man ihn mit Chateaubriand vergleicht, den die Franzoſen als ihren ritterlichſten Legitimen feiern, ſo ſtellt Metternich gegen dieſen den Abſolutismus bei weitem reiner und entſchiedener dar. Chateaubriand iſt auch in der Politik, wie in der Religion, zu romantiſch, um etwas ganz Beſtimmtes ſein zu können. Zudem hat er ſich nicht zu enthalten vermocht, auf den verſchiedenen Stufen ſeiner politiſchen Laufbahn immer auch von den auftauchenden Zeitideen etwas in ſich aufzunehmen und ſeine legitimen Anſichten damit zu vermiſchen. Chateaubriand iſt der ſchwankendſte und ſchillerndſte Legitimiſt, den es nur geben kann, und nur ein großartiger Eigenſinn hat ihn in der letzten Zeit auf einen einzelnen Punkt feſtgeheftet. Hatte er nicht in dem Kampf gegen das Villèle'ſche Miniſterium ſogar conſtitutionelle Ideen aus ſeinem heißen Geiſt hervorblitzen laſſen? Seine ungeheure Phantaſie iſt eine ſolche Zauberfackel, daß ſie ihm in jedes Gebiet der Anſicht ſchmückende Lichter zu werfen weiß, die es ſeinem immer ſchwärmenden Gemüth

für einen Augenblick wohnlich und reizend erſcheinen laſſen. Da ſind es die Worte: „Madame, Ihr Sohn iſt mein König!“ in denen er ſich ganz und gar eingeharniſcht hat, die er wie ein Träumender ſich unaufhörlich vorſagt, und aus welchen er wohl, zum großen Schaden ſeiner Partei, der er durch öffentliche Thatkraft nützen könnte, nie wieder herauskommen wird. Zugleich bin ich überzeugt, daß ſeine Begeiſterung für das verbannte Königskind, wie hochherzig ſie auch jeden Legitimiſten erregen muß, doch mit einer ſchwärmeriſch-religiöſen Eitelkeit im Hintergrunde ſich mengt. Das Königskind und das Chriſtuskind vermiſchen ſich ohne Zweifel in dieſer Beziehung in Chateaubriand's Einbildungskraft, und es iſt ihm ein ſüßer, romantiſch-ritterlich-chriſtlicher Gedanke, für ein Kind zu ſtreiten, ſich aufzuopfern, ein Märtyrer zu werden! Er dünkt ſich der vierte König aus dem Morgenlande, gekommen und berufen, das Kind anzubeten und deſſen Ruhm in der Welt zu verherrlichen. Und dennoch kann man verſichert ſein, daß Chateaubriand, der gewiſſermaßen ein legitimer Rouſſeau genannt werden könnte, dem

Prinzip der Volkssouveränität in seinem Innern durchaus nicht abheld ist; ja er würde, wie er selbst einmal angedeutet, der gegenwärtigen Dynastie Louis Philipp's schwören, wenn dieselbe durch einen zusammenberufenen National-Convent, in dem das Volk öffentlich und rechtskräftig seine Meinung ausgesprochen hätte, eingesetzt worden wäre. So wunderlich und chamäleonartig schimmern in ihm seine Ansichten. Seiner eigenen Partei steht er indeß wie ein abgesetzter Prophet des Legitimismus gegenüber, die Hände in den Schooß legend, auf das Wort, das helfen kann, verzichtend. Die übrigen Häupter der Legitimen in Frankreich haben ebenfalls zu schwanken und zu schillern angefangen. Manche fallen aus Verzweiflung an ihrer Sache in das Extrem, und neigen sich der Republik zu, mit deren Parteigängern sie schon in dem Juli-Aufstand von 1832 gemeinsame Hand sich geboten. Ich komme daher darauf zurück, daß der Legitimismus gegenwärtig in Deutschland noch am reinsten, gediegensten und unverfälschtesten angetroffen wird, und daß sein idealer Urtypus uns in Oesterreich strahlt, uns in

Metternich perſönlich geworden iſt. Sind Sie damit einverſtanden? Hören Sie mir auch ganz theilnehmend zu, geliebter Seeliger?

Ich nickte blos, wie in der Kirche, wenn man den Klingelbeutel an ſich vorübergehen läßt. Und er fuhr fort:

In Metternich's Staatskanzlei in Wien arbeitet der weiland Berliner Profeſſor Jarcke, ein ausgezeichneter Criminaliſt, jetzt der advocatus diaboli des Abſolutismus. Das ſind Männer, die wiſſen, was ſie wollen, die ein beſtimmtes Ziel der Politik klug und ſcharf ins Auge gefaßt haben. Und das Merkwürdigſte iſt, das Jarcke in ſeiner Jugend, wie ſo mancher gute Kopf, ein eifriger Demagoge geweſen, bis er endlich, da ſich Extreme immer nahe liegen, katholiſch und zugleich legitim geworden. So können auch Sie jetzt, mein lieber Seeliger, an Jarcke's Beiſpiel ſich erkräftigen, indem Sie ebenfalls nun vom früheren Liberalismus die Metamorphoſe in den dauerhaften Abſolutismus hinein zu erleben im Begriff ſtehen, indem Sie ſich aus einem Saulus zum Paulus bekehren laſſen wollen. Ob nicht durch Ihre

legitimen Anſichten auch die religiöſen bei Ihnen jetzt einen nothwendigen Umſchwung erleiden müſſen, will ich in dieſem Augenblick dahin geſtellt ſein laſſen, um Sie nicht auf einmal zu ſehr zu beſtürmen.

Bitte gehorſamſt! ſagte ich, und machte ihm einen Diener. Mein Rauſch war von mir gewichen, ich ſah wieder nichts als den geiſtreich thuenden Geiſt des Verſuchers in ihm.

Geht es nicht den ausgezeichnetſten Köpfen der Zeit gerade ſo wie Ihnen, Salzſchreiberchen? fuhr er mit erneuerter Redekraft fort. Ich will Ihnen nur den genialen Hiſtoriker Heinrich Leo nennen, der als Jenaer Student der löblichen Turnkunſt eifrig obgelegen hatte, dann allmählig zu abſolutiſtiſchen Ideen ſich ausbildete, eine geiſtvoll legitime Geſchichte des Mittelalters herausgab, und dann endlich in Halle den Gipfelpunkt ſeiner Metamorphoſen erſtieg. Als ich zur Zeit der Julirevolution von 1830 gerade durch Halle reiſte, ſpeiſte ich im Kronprinzen zu Mittag, und lernte dort auch den Herrn Profeſſor an der Table d'hote kennen. Wüthendere und witzigere

Ausfälle gegen die Julirevolution, die als eine Schandthat unsinniger Knaben gebrandmarkt wurde, habe ich nie gehört, als damals aus seinem Munde, und er wurde, in seinem Eifer durch ganz Halle umhertobend, fast selbst zum Revolutionair, um die Gemüther Aller gegen diese Revolution einzunehmen. Ich gab ihm natürlich vollkommen Recht, und er schied mit Hochachtung von mir. Leo's großes Talent ist wohl nicht zu verkennen. Er ist wie aus Uebermuth Absolutist geworden, und turnt auch heut noch selbst in der Legitimität auf abenteuerlichen Paradoren herum.

Mit Leopold Ranke in Berlin sieht es etwas zweideutiger aus. Ich will ihm zwar gern aufs Wort glauben, daß er ein redlicher Absoluter ist, aber er läßt die rechte Hand nicht sehen, was die linke thut, und so sitzt er am Ende, eh' es sich die rechte Seite versieht, wieder einmal als ein Mann der Linken auf der andern Seite. Er hatte eine freisinnige Darstellung der Serbischen Revolution geliefert, und schrieb doch zu gleicher Zeit seine historisch-politische Zeitschrift, was kein Mensch sich zusammenreimen kann. Nun, Friede

ſei mit Ranke; denn daß ihm der Abſolutismus nicht blos und nur äußerlich ſitzt, läßt ſich wohl im Allgemeinen aus ſeiner ganzen, im Mittelalter wurzelnden Geſchichtsrichtung ziemlich darthun. Ich habe einmal viel von Ranke gehofft für die Geſchichtſchreibung. Mit welcher Feinheit zeichnet er nicht in ſeinen „Fürſten und Völkern“ lebende Bilder großer Herren und Könige; aber indem er hier dieſe royaliſtiſchen Portraits mit einer ſolchen ungemeinen Schärfe der Zergliederungskunſt auseinanderlegt, daß ſich ſogar hier und dort Ranke's ſchalkhaftes Lächeln hineinmiſcht, beweiſt er doch auch wieder, daß er immer noch zu wenig ein entſchieden eingeſponnener Abſolutiſt iſt; denn ein wahrer Abſoluter darf die heiligen Perſonen der Könige nicht zergliedern, und eine gewiſſe ignorirende Anbetung muß bei dieſen geſalbten Häuptern die Stelle aller Charakteraufſaſſung vertreten. Doch, guter Seeliger, laſſen Sie uns auf die baldige erfreuliche Fortſetzung von Ranke's Fürſten und Völkern trinken! Es ſind die Päpſte!

So nöthigte er mir wieder ein Glas auf, und ich ſtieß mit ihm an, daß es laut klang.

Es klang deshalb so laut, weil ich eigentlich im Herzen Deine Gesundheit trank, liebes Mädchen! — denn was gehn mich die Päpste an! —

Herr von Zodiacus nahm wieder das Wort. Da wir einmal hier so traulich beisammen sitzen, an harmlosen Gesprächen uns ergötzend, muß ich Ihnen doch von meinen mancherlei Reisebekanntschaften, die ich auf meinen vielen Ausflügen zu machen Gelegenheit gehabt, noch einiges mittheilen. In Berlin lernte ich auch den begeisterten Steffens kennen, und hatte die Ehre, von ihm zum Thee eingeladen zu werden, obwohl ich in meinen damaligen Verhältnissen nicht gerade für hoffähig gelten konnte. Diesen Mann habe ich längst bewundert, und dennoch ist er vielleicht die vieldeutig schillerndste Persönlichkeit unserer Zeit. In seinem Geist ist Alles vorhanden, und es läßt sich deshalb kaum eine Richtung an ihm auffinden, an der man ihn bestimmt angreifen könnte, da er, in dieser Vielbeweglichkeit seines Innern, die sich ihm bis in das späte Greisenalter hinein jugendlich sprudelnd erhält, sogleich eine geistreiche Schattirung nach einer andern Seite hinüber an-

zunehmen weiß. Er hat hierin eine ungemeine Aehnlichkeit mit Chateaubriand. Dem philoſophiſchen und religiöſen Abſolutismus aus Ueberſättigung ſich abwendend, hat er ſich ganz in einen an den ſchönſten Gefühlen reichen Pietismus verſenkt, und ſcheint doch nicht zu merken, daß er im Umſehen wieder auf einer andern Seite der Mann des Abſolutismus geworden iſt, und zwar des politiſchen. Wir müſſen uns freilich Glück wünſchen, daß die Reactions-Partei an einem ſolchen Geiſt eine Eroberung gemacht hat. Schon in dem Ausdruck ſeiner Frömmigkeit verräth Steffens etwas Ariſtokratiſches, und in ſeine begeiſterungsvollſten Gebete zu Gott weiß er die Haltung eines ſehr vornehmen Mannes zu legen. Dieß iſt orginell genug. Er gehört als Oberhaupt jener Ariſtokratie der Geiſtreichen an, die er ſelbſt einmal ſo treffend bezeichnet hat. Und bei dieſer Ariſtokratie der Geiſtreichen, fuhr Zodiacus fort, fällt mir auch eine ſchlagende Geſtalt ein, die ich perſönlich kennen zu lernen die Ehre gehabt. Dies iſt der als Schriftſteller rühmlich bekannte Freiherr von Rumohr. In

Leipzig, wo er durchreisend sich einige Tage aufhielt, wurde ich ihm bei einem großen Diner zuerst vorgestellt. Bei einem Diner muß man auch Rumohrs Bekanntschaft machen, da er hier gleich alle seine Eigenthümlichkeiten glänzend herauskehrt. Er zeigt sich, wie in seinen Schriften, so im Leben, als ein durchaus vornehmer Mann, und eine ziemliche Corpulenz seines Aeußern, die jedoch nie ungraziös wird, dient nur dazu, das Bild eines geistreich beschaulichen Egoismus in ihm zu vollenden. Kurz vor dem Mahl, ehe sich Alle versammelt haben, ist er einsylbiger, fast etwas mürrisch, sogar schwerfällig, und man gewinnt ihm nicht viel ab. Die Wirthin geht im Hintergrunde des Saales bleich und ängstlich auf und nieder, sie hat den ganzen Vormittag über empfunden, wie schwer es sei, dem „Geist der Kunst" zu genügen. Endlich führt Herr von Rumohr die zitternde Wirthin zu Tische. Die andern Herrn und Damen folgen seinem Beispiel. Während und nach der Suppe, noch immer verdrießlich aussehend, hat er anfangs einiges Kopfweh, und läßt fallen, daß er eigentlich vor derselben ein Glas Malaga hätte trin-

ken ſollen. Bald aber geht es vorüber; mit jeder Schüſſel, die aufgetragen wird, erheitert er ſich zuſehends, bei jedem Gericht, jedem Braten ätheriſirt ſich ſein ganzes Weſen immer mehr, der zu ſeinem Recht gekommene Geiſt der Kochkunſt glänzt in Verklärung auf allen ſeinen Zügen, und nun erſt hat auch ſeine Unterhaltung, ſein Geſpräch ein beſeelteres Element gewonnen. Er iſt der liebenswürdigſte Seigneur von der Welt, und will genießend auch die Andern recht genießen ſehen; denn er muß um ſich her wahrnehmen, wie wenig doch eigentlich die meiſten Menſchen mit ächter Kunſt zu eſſen verſtehen. Feine geiſtreiche Bemerkungen weiß er darüber mitzutheilen, daß der Braten ohne Brühe gegeſſen werden müſſe, um ihn in der höchſten Potenz ſeines Wohlgeſchmacks zu empfinden, und mit manchen andern Geheimniſſen aus der Aeſthetik des Eſſens ſieht man ſich durch ihn bereichert. Er iſt ein Mann, der Leben und Kunſt am innigſten mit einander zu vermählen verſtanden; denn ſein tiefer contemplativer Künſtlerblick verräth ſich, wenn er einen gebratenen Hechtskopf anſchaut, eben ſo ſinnig, als

wenn er ſich in die Betrachtung eines Kopfes von Rafael verliert. Dabei ſieht man zugleich ſtets, wie er über Allem, was er behandelt, mit wahrhaft vornehmer Sicherheit drüber ſteht, und den Gegenſtänden, von denen er ſpricht, gewiſſermaßen nur herablaſſende Anſtandsviſiten abſtattet. Dies iſt auch für einen in den Gränzen des Nobeln ſich haltenden Schriftſteller-Baron einzig angemeſſen. Sie hätten aber ſehen ſollen, wie völlig idealiſirt der ganze Mann war, als wir endlich nach einem vielſtündigen Diner von der Tafel aufſtanden, wie das genoſſene Mahl die Maſſe ſeines Körpers ordentlich durchgeiſtet und durchleuchtet hatte, und wie er, gleichſam beflügelt, der ſchönen Wirthin die Hand reichte, und in graziöſer Extaſe einige Pas machte. So, man muß es geſtehen, kann nicht Jeder eſſen, ſo ſeelenvoll wirkt nicht das Eſſen auf Jeden. Es gehört zu Allem Genie. Ich hatte nach der Tafel das Vergnügen, mich längere Zeit mit Herrn von Rumohr zu unterhalten. Er war hingebend, wie ein weicher Jüngling. Als er gehört, daß ich von Berlin kam, wo er ebenfalls kurz zuvor eine

Sejour gemacht hatte, ſagte er: Es würde mir ſehr angenehm geweſen ſein, wenn Sie mich ſchon in Berlin beſucht. Sie würden jedenfalls herzliche Aufnahme, und hätten Sie Glück gehabt, ſogar ein gutes Diner bei mir gefunden haben. Mein Koch, der immer mit mir reiſt, hat ſchon einmal, als mich ein Franzoſe um zwölf Uhr beſuchte, noch bis Zwei das vollendetſte Diner fertig gemacht. Dieſer Koch, ein merkwürdiger Menſch, iſt eigentlich der Verfaſſer meines Geiſtes der Kochkunſt. Ich habe nur die principienmäßige Geſtaltung des Syſtems hinzugethan. — Außerdem ſprach Herr von Rumohr noch über Manches höchſt vortrefflich und geiſtreich. Er iſt der wahre Edelmann der heutigen Literatur. —

Er ſchwieg, und ſchien jetzt unſere Unterhaltung abbrechen zu wollen. Er blickte mehrmals etwas unruhig nach der Thür des Nebenzimmers, in welchem ich einiges Geräuſch vernommen zu haben glaubte. Ich hatte jedoch noch eine Frage auf dem Herzen, die ſich mir im Verlauf des Geſpräches aufgedrängt. Ich wollte gern wiſſen, was er von Tieck hielte, und in welchem Verhältniß

zur Zeit er wohl dieſen Dichter, den ich an künſtleriſcher Darſtellung und Gedankentiefe ſelbſt Goethen früher einmal vorgezogen, auffaßte. Danach fragte ich ihn.

Allerdings, guter Salzſchreiber, — antwortete er mir, indem er aufſtand und eilig that — allerdings wäre es, wenn von den jetzigen großen Geiſtern und ihrem Verhältniß zur Zeit die Rede iſt, höchlich intereſſant, zu erörtern, welcher politiſchen Farbe ſich wohl Ludwig Tieck, der ſich nie ſelbſt unmittelbar darüber ausgeſprochen, zuneigen möchte. Auch laſſen manche in ſeinen neueſten Dichtungen unwillkürlich niedergelegte Anſichten hinlängliche Schlüſſe ziehn. Daß er ſich nicht dagegen geſperrt, Hofrath zu werden, darauf will ich nicht einmal ein Gewicht legen, obwohl Einige ſeinen Abſolutismus daraus beweiſen wollen. Dennoch aber behaupte ich, daß Tieck durchaus royaliſtiſch geſinnt, in ſeinem politiſchen Glaubensbekenntniß, wenn er einmal ein ſolches ablegen ſollte, unumwunden für die abſolute Monarchie ſich erklären würde. In Tieck war nie auch eine Spur von demokratiſcher Bürgergeſin-

nung, und ſeine Künſtlerironie, mit der er das Leben gruppirt und beleuchtet, ſetzt ihn immer auf einem vornehm geſonderten Höhepunkt des Betrachtens voraus. Er iſt kein Dichter des Volkes, er iſt ein Dichter der Gebildeten, der Auserwählten in der Nation. Ein bereits gereifter Kunſtverſtand, eine vielfältig gewiegte Bildung, ja ſelbſt eine gewiſſe höhere Lebenserfahrung gehören dazu, um ihn, vornehmlich in ſeinen herrlichen Novellen, wahrhaft genießen zu können. Deshalb ſind die bewundernswürdigſten Schöpfungen ſeines Genius ſo wenig ins Volk übergegangen, ſo wenig allgemein verſtanden worden. Sie gehören der Ariſtokratie der Geiſtreichen an. Aber ſie werden, in ihrer tiefen Erfindung, in ihrem unnachahmlichen Humor, in ihrer feinſinnigen Ausſpinnung und Contraſtirung, in ihrer volltönenden Herzensberedſamkeit, in ihrem weiſen Denken und Träumen über hieroglyphiſchen Lebenswundern, ſie werden ewig dauern, ſo lange von einer Deutſchen Literatur die Rede ſein wird. Auch mir iſt Ludwig Tieck einer der größten deutſchen Dichter. Er iſt Royaliſt, er iſt Abſolutiſt! Tieck kann ſich

überhaupt keinen bedeutenden Dichter anders denn als Royalist denken. An Shakspeare, an Camoens, wie er sie in Novellen dargestellt, hat er vor Allem diese Seite mit Vorliebe und Begeisterung herausgehoben. Es gehört ihm mit zur Romantik des Poetenlebens, einen verherrlichten Königsthron, in dem sich die Nationalliebe concentrirt, im Hintergrunde des Dichtens zu haben. —

Jetzt wollte ich mich empfehlen, und machte dem Herrn von Zodiacus einen Kratzfuß, ihm für sein mannigfach belehrendes Dejeuner dankend. Es schien ihm aber noch etwas eingefallen zu sein.

Zum Schluß unserer heutigen Unterhaltung muß ich Ihnen noch einen Titanen des Absolutismus nennen! sagte er. Dies ist der erhabene, imposante Görres. Wie ein Engel des Zornes mit flammendem Schwert steht er über der Zeit, und bewacht die legitime Gesinnung. Sein Geist athmet Blutrache gegen das Princip der Bewegung, es donnert und blitzt in ihm ein riesengewaltiger Dämon der Geschichte; wie eine Windsbraut, und doch wieder von wunderbaren Blütendüften durchflogen, schnaubt sein Wort, wenn es

als Anwalt des Bestehenden und Sanctionirten auftritt. Kühnere, majestätischere Redekraft ward keinem Sterblichen verliehen. Wie ein rückwärts prophezeiender Seher, hat er deutend die Hand hinausgereckt in das Mittelalter, in die geweihte Vergangenheit. Er ist der Vergangenheit begeistertster Priester. Die ganze heutige Zeit sieht er nur für einen Sündenabfall von der Vergangenheit an, und dünkt sich stark, ja gottgewaltig genug, sie wieder zurücklenken zu können in das, was sie einst gewesen. In fern verflossener Nacht der Zeiten betet er die Morgenröthe seiner Hoffnungen an, und verweist trunken das Geschlecht auf deren Aufgang, als einziges Rettungsziel. Dieser Mann trägt sich mit dem staunenswürdigen Gedanken einer Theokratie. Nur darin erblickt er das Heil und das Paradies der Geschichte. Er will eine Einheit von Staat und Kirche gründen, er will in der Religion jede andere Richtung des Lebens fesseln, er will in Gott alles menschliche Thun und Streben zuspitzen. Das Verhältniß zu Gott soll das höchste Gesetz des Staates sein, und Gott ist im Staat in der sichtbaren Kirche,

welche die katholische ist, unmittelbar vorhanden. So kehrt die Geschichte zu Gott zurück, und das Zeitalter des Friedens nimmt seinen Anfang. Dies ist der höchste Gipfel des Absolutismus, zu dem sich derselbe nur immer verallgemeinern kann. Auf diesem Gipfel, mit dem tiefsinnenden Haupt in die Himmelswolken hineinragend, steht Görres als Bild einer bis auf das Aeußerste hinaufgetriebenen Consequenz merkwürdig da. Sie sehen, Salzschreiber, unsere Zeit weist alle Typen auf, und zeigt von jeder ihrer Richtungen, in denen sie sich gehen läßt, zugleich auch die Extreme daneben, dem Klugen zur Warnung und Wahl, dem Thoren zur Verlockung. Und nun lassen Sie uns noch einmal anstoßen: Es lebe die absolute Monarchie!!

Da ich mein Glas nicht unausgetrunken stehen lassen durfte, that ich ihm Bescheid und rief ebenfalls: es lebe die absolute Monarchie! Da hustete es in diesem Augenblick im Nebengemach mit einem so schauerlich dumpfen Tone, daß ich unwillkürlich zusammenschrack, und plötzlich wie

gelähmt, mit meiner erſtarrten Hand nicht anzuſtoßen vermochte.

Er ſetzte ſein Glas ebenfalls wieder nieder, und entſchuldigte ſich damit, daß er forteilen müſſe, um nach ſeiner im Nebenzimmer ſehr krank liegenden Großmama zu ſehn. Er ſagte mir kaum Adieu, und war alsbald durch die andere Thür verſchwunden. Mit Staunen blickte ich ihm nach. Alſo die alte Sphinx war es geweſen, die drinnen gehuſtet hatte? Litt ſie ſo ſchrecklich am Huſten?

Ich griff nach meinem Hut, um endlich dies Revier zu fliehen und das Freie zu ſuchen. Als ich noch die Thürklinke in der Hand hatte, war es mir, als hörte ich aus dem Nebengemache deutlich hinter mir drein lachen. Mir ſtanden die Haare zu Berge, und ich eilte, was ich konnte, die Treppe hinab. —

Voll von Gedanken war ich den ganzen Tag. Ich vermochte kein Mittagbrot zu eſſen. —

Bis ſpät am Abend ſaß ich in meiner kleinen Giebelſtube eingeſchloſſen, und duckte mich zuſammen, wie ein Vogel, der mauſert. War denn nicht auch mein ganzer Adam ſchon wieder in einer

politiſchen Mauſerung begriffen? Ich fühlte zwar, wie an der Stelle der abgefallenen neue Federn in meinen Flügeln wuchſen, aber ich hätte darüber Ach und Weh ſchreien mögen. Da fiel mir erſt ein, daß draußen unter den ewigen Himmelsſäulen die ſchönſte Sommermondnacht unterdeß angebrochen war. Ich öffnete mein Fenſter, und ſetzte mich auf das Fenſterbrett. Es war Alles ſtill und mild und lau; der ſanft gehende Athem der Nacht hatte ſich mit den Wohlgerüchen der umliegenden Gärten gewürzt, der Mond warf herrliche Silberflocken in den wallenden Dämmerungsflor hinein, und ſah aus, wie eine Veſtalin, in deren Augen ein keuſches Feuer brennt. Die ganze Natur ſchien es darauf angelegt zu haben, einem armen Salzſchreiber Frieden zuzufächeln.

Ich kroch zum Fenſter hinaus, und ſetzte mich in den Apfelbaum, der dicht darunter ſtand, und mir ſo oft ſchon mit ſeinen ſchwebenden Zweigen zum Balcon gedient hatte. Umweht von der friſchen Apfelblüte, die ſich zärtlich in die Nacht ausduftete, und hineinblickend in das große Weltall, das feierlich über mir ruhte, über mir, dem

einſamen Tintenklecks in der Kreisperipherie des Univerſums, ließ ich mich endlich folgendermaßen in meinen Betrachtungen los:

Hier ſitzt er wieder in ſeinen hängenden Gärten der Semiramis. Dies iſt ein hübſcher Baum. Wäre es doch der Baum der Erkenntniß! Ach, und diesmal hat er dir, lieber Apfelbaum, abſolute Gedanken zu vertrauen, ja abſolute! Schrick nur nicht ſo zuſammen mit deinen Aeſten, damit er nicht herunterpurzelt; denn er hält ſich nur ſo mit genauer Noth. Gleicht dieſe erhabene Nacht, die in ſterngeſtickten Schleiern majeſtätiſch über der Schöpfung thront, nicht dem Bilde eines großen abſoluten Staats? — Heilige Ruhe, großartige Würde, gebietender Ernſt und Feierlichkeit ſind in beiden die waltenden Elemente. Auf uraltem Firmament webt die Nacht, iſt die abſolute Monarchie gebaut. Der Mond iſt das Licht der Gnade, das die Throne mildglänzend umſchwebt. Die Sterne und die Lämmerchen in der Milchſtraße ſind die vielen Orden, mit denen ein abſoluter Herrſcher die Beamten ſeines Willens ſchmückt. Und dort, die ſäuſelnden Nachtgeſpenſter, die durch

die Schatten ſtreichen, ſind kleine despotiſche Ableger, die an der übrigen Blütenherrlichkeit der ganzen Fruchtkrone in frommer Scheu ignorirt werden.

Aber nein, im Ernſt, das Abſolute allein iſt die Wahrheit! Es iſt der in ſeiner höchſten Spitze gefaßte Begriff der Sache ſelbſt, und ſo iſt der zu ſeinem wirklichen Rechte gekommene Begriff des Staates nur der abſolute, indem er ſich, wie jeder ächte Lebensorganismus, in ſein leitendes Agens das Oberhaupt, und in die geleiteten Beſtandtheile, die Unterthanen, zerlegt, welche ſich dann wieder in dem Oberhaupt, als in ihrer Einheit, zuſammengefaßt und aufgehoben empfinden. Dieſe abſolute Staatseinheit iſt die ſicherſte Freiheit. Ich behaupte nicht, daß das Abſolute die Freiheit an ſich ſei. Frei ſind die Dinge, wo ſie ſich noch in ihrer Unmittelbarkeit, und ohne von dem Begriff zuſammengefaßt zu ſein, herumtummeln und gewiſſermaßen nomadiſiren. Indem aber ihr Begriff, alſo ihre Abſolutheit, gefunden wird, ſind ſie zugleich in ſich gebunden, und an ihr eignes Weſen gefeſſelt; denn der Begriff hat alle kurz zuvor

noch ſo munter umherſchwärmenden Einzelnheiten jetzt unter ſeine ſtrenge Nothwendigkeit geſammelt. Dieſe Nothwendigkeit iſt der abſolute Herrſcher, und ihr Geſetz iſt die Freiheit der abſoluten Staaten. Dieſe Freiheit iſt, wie ich geſagt, die ſicherſte, weil ſie durch den Begriff angefeſſelt iſt. Die abſolute Monarchie im Reich des Gedankens dargeſtellt iſt die Hegelſche Philoſophie. Hegels Philoſopheme ſind die Mauſoleen, ſind Königsgräber der menſchlichen Freiheit, könnte man ſagen.

Doch wo geräth der Salzſchreiber auf ſeinem Apfelbaum hin? Er verwirrt ſich offenbar. Der Aſt unter ihm wird noch brechen. Wer heißt ihn auch, über das Abſolute ſo abſolut zu grübeln, wobei nur logiſche Rippenſtöße herauskommen können? Seeliger, meine es gut mit dir! Du kannſt nicht verloren ſein. Lege dich auf eine heitere Seite, Du biſt es Dir ſelbſt ſchuldig, das Beſte aus Dir zu erziehen. Ein Abſolutiſt ſein und als ſolcher fortan den Künſten und Wiſſenſchaften leben, welch herrlicher Gewinn für Deine Menſchheit! Und wie ſicher iſt es in einer abſoluten Monarchie! ſagt der Herr von Zodiacus. Ich weiß recht gut,

was und wie viel ich ihm glauben muß, aber dies glaube ich ihm. Auf der Vergangenheit ehrwürdigem Grunde ſteht ſie, eine himmelanſtrebende Pyramide, geſtützt und geheiligt mit ihren Einrichtungen da. Alles ächte Leben muß ja in einer groſſen Vergangenheit, in dieſem tiefblauen Himmelshintergrund des Daſeins, wurzeln und ſeinen Lichtaufgang entnehmen! Süß und ehrenvoll zugleich iſt es, von einer ſchönen Vergangenheit getragen zu ſein, ein Kind glücklicher Abſtammung, ein Erbe älterlichen Segens. Von der Vergangenheit leben wir, unſere Weisheit iſt in ihr verſchloſſen, unſere liebſten Träume ſteigen, wie Najaden aus der Meerestiefe, lächelnd aus ihr auf. Jede unſerer Schmerzerfahrungen wird zum ſanften Mährchen in der Vergangenheit, ein göttliches Wunder wird alles Daſein, auf dem wir ruhen. Die Vergangenheit iſt die wahre Muſe der Wiſſenſchaft. Die Forſchung liegt liebend an dem Buſen der Vergangenheit, und trinkt die Nahrung des Geſchehenen in berauſchenden, ſtärkenden Zügen ein. Nur vom Geſchehenen zu zehren, von der Betrachtung des Vergangenen zu leben, iſt

traulich und tröſtlich, und überwiegt vielleicht an Wonne der Sicherheit, an Behaglichkeit des Vertiefens, noch den Genuß des eigenen Schaffens. Aber Seeliger! Seeliger! Du wollteſt ja zur ſonnigen Alp Deiner ehemaligen Dichterhoffnungen wieder hinauf! hinauf! hinauf! Du warſt heut ſchon einmal nahe daran, Verſe zu machen! Und jetzt möchteſt Du Dich, wie ſonſt wohl oft, durch den behaglichen Forſcherreiz der Wiſſenſchaft wieder abziehen laſſen von dem muthigen Wetteifern der Poeſie?? Ja, ja, ich will nicht! Ach, es iſt ſchwer zu ſagen, was ſüßer ſei, als Forſcher oder als Schaffender zu leben. Die Wiſſenſchaft ſitzt bequem in Schlafrock und Pantoffeln auf dem Großvaterſtuhl der Weltgeſchichte, und man kann ſich bei ihr ausruhen. Man kann mit ihr Kaffee trinken, einen Cigarro rauchen und im Negligée bleiben, wenn ſie zur Viſite kommt. Man kann ein Nachmittagſchläfchen mit ihr riskiren, und es ſchadet der Liebe nicht. Zur Poeſie muß man allezeit tanzluſtig und ballfähig ſein. Man muß einen großen feſtlichen Sinn in ſich haben, und immerwährend goldene Feiertage der innern Seele in

ſich ſpinnen. Hell und leuchtend muß man ſein, man muß ewig ein Jüngling ſein. Und ich bin ſchon ſehr alt. Ich werde nächſtens ſechs und zwanzig Jahr. Ein Menſch, wie ich, dem der Zeitpöps nicht curirt werden kann, wird früher alt und hinfällig, als andere Leute. Nein, ich bin kein Dichter!

Seeliger! Böſewicht! herunter mit Dir von dem Apfelbaum! Was ſprichſt Du Dir Poeſie ab? Du biſt nicht werth, in dieſer herrlichen Gottesnacht ſo luſtig auf einem Apfelbaum dazuſitzen! Zieh' ein! Zieh' ein! Krieche in Deinen Giebel zurück! O Himmel, ſo will ich es mir denn noch überlegen. Es iſt ſo ſchon ſpät. Die Sterne oben verblaſſen morgendlich, und der große Bär, das einzige Geſtirn, das ich am Firmament eigentlich kenne, iſt nicht mehr zu ſchaun. Götter! Götter! meine ganze Seele jauchzt ja ihr Lebelang nach Poeſie! Selbſt kein Kummer wird ihr geboren, der nicht heimlich etwas in ihr dichtete, und alle meine Gedanken ſangen immer leiſe an zu ſingen, und führen loſe Reden durch ſtrengſten Ernſt hindurch. Nun, ich will ſchlafen gehn! —

— Dies, Geliebteſte, waren ungefähr die Selbſtbetrachtungen, die ich auf dem Apfelbaum anſtellte, und ich ſchwang mich darauf wieder in mein Giebelfenſter hinein. Hinter mir her ging auch der Mond mit bleichem Geſicht unter. —

Und nun Adieu, Eſperance! Du ſollſt weiter von mir hören, wenn ich in meiner neuen Richtung geſund und am Leben bleibe. Ich hoffe das Beſte; denn mir iſt beſonders ſeit heut, wo ich Dir das Alles in dieſem Brief herausgeſchrieben, wunderbar gut und ſeelig zu Muthe. Du kannſt mir glauben, Kind, ich habe gegenwärtig die reellſten Abſichten auf das Abſolute. Ja, ich bin ſeelig, ich bin abſolut! Ich bin, hochachtbare Dame, Dein ſeeliger Abſoluter und

Dein

abſoluter Seeliger.

Als Espérance.

Noch immer Kleinwelkwinkel, 20. Juli.

— — —*) Die Frau Salinen-Inspectorin ist eine ehrfurchtgebietende Gestalt. Lang, hager, klapperdürr, und von Gemüth zanksüchtig, hat sie doch ein gewisses unaussprechliches Etwas in ihrem Wesen, das nur ein Legitimer herausfühlen kann, und ich hege deshalb für diese Frau, schon weil es die Gattin eines meiner Vorgesetzten ist, erst jetzt eine Art von Verehrung, oder nenne es heilige Scheu. Auch habe ich an ihr eine bourbonische Nase entdeckt. Du kennst den geierförmigen Typus

*) Der erste Theil dieses Briefes ist weggelassen, da er bloße Herzensangelegenheiten enthält, die offenbar zu sehr ins Grelle schimmern, und nicht einmal censurfähig sind.

Die Redaction des Wirrwarrs.

dieſer bourboniſchen Naſen, die für jeden ächten Legitimen ſo vielen Reiz ausüben. Die Salinen-Inſpectorin hat die allerſchönſte. Und wie wunderbar mich dieſe Naſe neulich an ihr überraſchte und gemahnte, davon kann ich Dir ein eclatantes Beiſpiel erzählen. Ich ging zu ihrem Mann in Dienſtgeſchäften, und die Frau Salinen-Inſpectorin begegnete mir auf der Treppe, die mit ihrem kleinen Jungen von oben herunterkam. Ich bog zwar ehrerbietig zur Seite aus; allein der Junge, ungeberdig und unverſchämt wie er iſt, ſtellte ſich mir gerade in den Weg, und wollte mich durchaus nicht vorbeilaſſen, ſo daß mir, da die erlauchte Mutter über ihr Söhnchen nur beifällig lächelte, nichts übrig geblieben wäre, als dem Jungen entweder eine Maulſchelle zu geben oder ihn benebſt ſeiner erlauchten Mutter über den Haufen zu rennen. Da wagte ich meinen ſchüchternen Blick noch einmal zu der hohen Frau hinauf, als mir in demſelben Augenblicke die gebietende Bourbonicität ihrer Naſe wie ein Blitzſtrahl durch die Seele fuhr. Von Ehrfurcht ergriffen, ſtieg ich ſchnell die Treppe wieder hinab, und blieb

unten an der Stiege, Mutter und Sohn erwartend, mit gesenktem Hut und in der devotesten Stellung stehn. Und als sie vorübergingen, sagte ich nichts als die legitimen Worte: „Madame, Ihr Junge ist mein König!“

Es geht mir wohl, sehr wohl, Speranza! — Obschon mir Kleinweltwinkel immer mehr zuwider wird als sonst, und ich mich nach größeren und erweiterten Verhältnissen zu sehnen anfange, so gefällt es mir jetzt wenigstens in meiner Salinenschreibstube etwas besser, da sie doch eine Königliche Salinenschreibstube ist, und der feste officielle Begriff eines Beamten mich in ihren heiligen Wänden über alle Mühseeligkeiten tröstet. Wie bedeutend ist es nicht auch, ein Beamter zu sein! Ich kenne einen Geheimenrath, welcher die jungen Leute erst dann für Menschen hält, wann sie, und zwar durch ihn, zu einem Amte gelangt sind. Einen Amtlosen betrachtet er gewissermaßen noch im Zustande natürlicher Wildheit. Diese jungen Leute müssen gebändigt werden; es muß ihnen ein Koller umgehangen, und der Flügelmuth durch

ein Amt bewickelt werden. Natürlich, die jungen Leute müſſen in einen geſetzlichen Zuſtand hinein, und wer ein Amt hat, weiß, warum er lebt. Vivat hoch, daß ich Salzſchreiber bin! Alle Räthſel und tieferen Geheimniſſe des Daſeins löſen ſich in einem Amte auf! Ein Staatspoſten iſt erſt die geordnete Lebensform des Chaos, er iſt der Geiſt, der über Waſſer ſchwebt. Die Beamten ſind die wahren Perückenſtöcke des Abſolutismus, ſie ſind der Livréeglanz der autokratiſchen Monarchie. Daher in allen abſoluten Staaten das impoſante Beamtenübergewicht. Ein ächter Abſolutiſt muß auch nothwendig Beamter ſein, ſchon aus Schmeichelei gegen die heilige Obergewalt. Und wie freut es mich, daß ich auch ſo als ein kleiner Angeſtellter hier im Salinenbüreau daſitzen kann! O, auch der Servilismus iſt ſüß! Es iſt wie mit der Liebe. Die Liebe, dieſer Abſolutismus, wirkt auch ſervil und despotiſch zu gleicher Zeit. Liebe ich nicht die Frau Salinen-Inſpectorin und ihren frechen Jungen? O, o, ich werde es gewiß noch lange in Kleinweltwinkel aushalten! —

Seitdem ich abſolutiſtiſch, habe ich mir auch die politiſchen Zeitungen wieder abbeſtellt. Was ſoll ein ächter Abſoluter mit Zeitungen? Der Abſolutismus hat eigentlich gar nichts mit der Zeitpolitik zu ſchaffen, da er über aller Politik erhaben ſteht. Er iſt unveränderlich ſeinem innerſten Weſen nach, und alle politiſchen Bewegungen ſind deshalb nur wie der Wetterhahn auf den Dächern ſeines Palaſtes, der, die Richtung der Winde anzeigend, ſich unaufhörlich dreht, während das Haus in unbewegter Ruhe allen Schwankungen Trotz bietet. Was ſoll ich mein Geld ausgeben für die Wetterhähner? Die Zeit meiner Faſten iſt vorüber, und ich muß jetzt auf Erhöhung meiner Lebensgenüſſe bedacht ſein. Der Abſolutismus muß des Morgens wieder etwas zum Kaffee eſſen, er muß, wie ein Jupiter in ewigen Wolken daſitzend, ſo oft Taback rauchen können als er will, er muß nicht nöthig haben, ſeine Kleider zu ſchonen, ſondern ſeinen Sonntagsrock auch am Wochentag anziehen dürfen. Und alle dieſe Erſparniſſe, die ich mir der leidigen Zeitungen wegen auferlegt, ſollen nun meinem Leibe wieder erlaſſen werden. Ich

will von neuem aufblühen, Mädchen! Trallalarum! Ich dürste ordentlich nach Genuß, und mich verlangt sehnlichst danach, einmal mein Dasein recht zu schmecken. Ich möchte aufstiegen wie ein Zugvogel in die wärmere Zone der Freude, und den Sangestachel der Lust einsenken in alle Fruchtbeete der Welt! Und bringt der Mensch, der nach Freude lustig hinausabenteuert, auch am Ende nichts mit nach Hause zurück, als eine getrocknete und gespießte Schmetterlingssammlung seiner eingefangenen Freuden, so war es doch schön, durch waldfrisches Wanderleben als Schmetterlingsjäger, hingezogen zu sein. Ha, jugendmuthige Schmetterlingsjagd! Was hilft's, wir müssen den Schmetterling spießen, soll er unser sein! Ach, und wenn sie unser ist, die junge bunte Freude, ist sie auch schon nicht mehr, und hat sich im ersten Lächeln verblutet!

Doch mich soll heut nichts melancholisch machen! Streiche mir, Esperance, im Geiste mit Deiner blütenschneeigen weißen Hand dreimal über die Stirn, und vertreibe das arge Schattenvolk meiner Reflexionen! Ich will, ich will ab-

soluten Lebensgenuß, ich will ihn als ein Abso-
luter! Lange genug habe ich ohne Freude haus-
zuhalten verstanden im Leben, und wie eine kin-
derlose Wittwe aus einsamer Langeweile wohl ein
Wiegenlied vor sich hinsingt, so habe ich oft aus
Verzweiflung: „Freude, schöner Götterfunken!“
gepfiffen. Mein Gesicht war vor der Zeit ernst-
haft und düster geworden, und alle Leute hielten
mich für einen tiefgesunkenen Denker. Und doch
dachte ich nur immer an lauter Freude, näm-
lich wie ihrer künftig einmal habhaft zu werden
sei. Ich will sie schon einmal zu packen bekom-
men, philosophirte ich, und die Freude floh mich,
weil ich philosophirte. Jetzt, Kind, stehe ich auf
einem andern Punkt. Im Absolutismus liegt ei-
gentlich ein wahrer Don Juan des Genießens ver-
steckt, und in der absoluten Philosophie, ist es
da nicht die zum Titanengelüst erwachsene Uner-
sättlichkeit des menschlichen Geistes, welche sich
mit dem Höchsten und Fernsten so eng und brün-
stig zusammenzuschließen trachtet? Wie aber so
der Absolutismus nach dieser geistigen Seite hin
eine kühne Wollust des Gedankens ist, so lockt er

auch, auf die äußeren und irdiſchen Formen des Lebens übertragen, zum feurigſten Ergreifen jeder reifen und ſchmackhaften Blüte. Alles muß ja ſein werden, weil er Alles iſt, und ſo bricht er jede ſchwellende Knoſpe, weil ſie in ihm erſt als Frucht ſich herausſchält. Daher dieſe Genußſucht und Sinnenſchwelgerei, welche durch das ganze ancien régime geht. Alle waren ſie liederlich, und es iſt merkwürdig, daß gerade Ludwig der Vierzehnte, der allerabſoluteſte Herrſcher, auch als der abſoluteſte Wollüſtling in der Geſchichte daſteht. Er war es offenbar aus bloßer Conſequenz; denn nach dem bekannten Ausſpruch, daß er ſelbſt der Staat ſei, mußte er ſich demgemäß auch alle Frauen im Staate identificiren. Zu dieſer Zeit empfing die Don-Juanerie des Abſolutismus ihre glänzendſte Ausbildung. So weit wie damals werden wir es vielleicht nie wieder bringen. Am wenigſten ich hier in meinem Kleinweltwinkel, wo die Göttin Gelegenheit wie eine harte Stiefmutter mit dem Leben geizt! Was ſollte wohl ein Don Juan in Kleinweltwinkel anfangen? Hilf Himmel, dieſer Gedanke iſt der beluſtigendſte, der mir

jemals eingefallen! Er würde tugendhaft werden, und zu ſeiner Zerſtreuung ein Damen-Converſations-Lexicon herausgeben. Wehe mir alſo; denn wenn er hier tugendhaft werden muß, ſo muß ich es hier mindeſtens bleiben.

Du ſiehſt, wie mich dies Kleinweltwinkel doch eigentlich in meiner neuen Richtung beſchränkt, ſodaß ich mich nicht nach Herzensluſt nach allen Radien derſelben hindrehen kann. Ich kann es hier in meinem Abſolutismus nicht einmal ſo weit bringen, mich zu einem Alles genießenden Don Juan aufzuſchwingen, und mit Louis-Quatorze werde ich wohl nimmer in der Geſchichte verglichen werden. Aber erſchrick nur Du nicht etwa, liebe Esperance, über das, was ich Dir geſagt habe. Es gibt Deutſche Damen, die vor purer Sittſamkeit ſchon erröthen, wenn man ihnen nur den Namen Don Juan nennt, und die ſelbſt vor dem ſchönen, poetiſchduftigen Worte Sinnlichkeit in Ohnmacht ſinken können. Doch was rede ich Dir davon? Du gehörſt nicht zu dieſen prüden Altenjungfernſeelen, und ich kann bei Dir etwas wagen. Du haſt aber, wie geſagt, gar nichts zu

fürchten; denn es iſt ein wahres Elend, in Kleinweltwinkel Abſoluter zu ſein. —

Eher könnte es mir hier noch gelingen, wenn ich recht viel Geld hätte, mich auf ariſtokratiſchen Fuß einzurichten, wozu ich jetzt eine außerordentliche Luſt verſpüre. An der langen Wieſe iſt nämlich eine Bauſtelle zu verkaufen, wo, wer die Mittel dazu beſäße, ein prächtiges Landhaus, wie es ſich recht für einen vornehmen Mann paßt, aufführen könnte. Dies Landhaus möchte ich dann wohl bewohnen, in hohen glanzſchimmernden Marmorſälen ein herrliches Feſt geben, ein Hochzeitsfeſt, und die Braut müßte mir Speranza heißen! Wenn ich ſie beſäße, hielte ich mich für den vornehmſten Mann der ganzen Welt, mein Weſen wäre durch ihr Weſen geadelt, und ſie ſollte die Pairin meiner Herzkammern ſein. Wir wollten eine ſonnige Ariſtokratie der Liebe ſtiften. Höre, neulich habe ich wieder in meinen hängenden Gärten der Semiramis geſeſſen. Ich habe über die Ariſtokratie gedacht, und viel, viel Bewegtes. Das offenbare Hinſtreben auf den Untergang dieſer altehrwürdigen und ächt menſchlichen Einrichtung

kommt mir wie eine Blutſchuld vor, die unſere Zeit auf ihr Haupt lädt. Ich glaube an eine tief im Leben begründete Ariſtokratie, ich glaube an eine ideelle Bedeutung des Adels, ich glaube an eine Heilſamkeit großer Contraſte in Ständeverhältniſſen, ich glaube an die Erblichkeit der Pairswürde, ich glaube, daß es einem Staate gut ſei, die Stiftung der Majorate freizulaſſen. Dies iſt heuer mein Glaubensbekenntniß!

Die gottloſen Franzoſen haben in der modernen Geſchichte zuerſt und zumeiſt an dem alten gothiſchen Bau der Ariſtokratie niedergeriſſen. Dies leichtſinnig ſociale Volk ſchien berufen es zu thun, weil in ſeinem eigenen Nationalcharakter gar kein romantiſches und gothiſches Element vorhanden iſt. Es iſt nichts Gothiſches in dieſem Menſchen! war von jeher eine eigene Anſchauung in mir, wonach ich die mir begegnenden Charaktere in gothiſche und in ſociale zu theilen pflege. Ein gothiſcher Menſch hat zu viele Thurmſpitzen, Wölbungen, Eckchen, Bogen und hohe Fenſtervertiefungen in ſeinem Weſen, als daß er nicht in einem modiſchen Geſellſchaftszimmer als etwas Nichtdahinge-

hörendes auffallen ſollte, und darum liebe ich dieſe Baukunſt ſeines Charakters an ihm ſo ſehr, ich mag gern durch die wunderlich bunten und etwas trüb angehauchten Fenſterſcheiben ſeines Aeußeren in die heilige Stille ſeiner Seele, in die Capelle ſeines inwendigen Menſchen hineinblicken. Mit der Architectur eines Socialen ſieht es dagegen durchſichtig genug aus. Hell, ſchön und gerade ſind ſeine Säulen, auf die er ſich ſtützt; er hat Alles an ſich glatt polirt und abgeflacht, ſeine Fenſter ſind Spiegelglas, und die zierlichſte Symmetrie ſeiner Theile erhebt ihn zum Manne der Geſellſchaft. Unter den Völkern ſind die Franzoſen dieſe Socialen, dieſe Geſellſchaftsnation, und ich kann ſie deshalb nicht leiden. Ihr immer auflöſender werdendes Streben nach Glättung und Symmetrie aller ſtändiſchen Verhältniſſe des Lebens, nach Modelung eines völlig abgeſchliffenen und ausgeglichenen Typus der bürgerlichen Geſellſchaft habe ich mir eben aus dieſer ihrer Natur heraus erklärt.

Durch eine Ariſtokratie gruppiren ſich die bürgerlichen Zuſtände wie Berg und Thal in groß-

artigen Pittoresken. Eine maleriſche Perſpective kommt in das ſonſt unterſchiedsloſe Leben hinein. Es läßt ſich aber nicht leugnen, daß die Franzoſen gerade die wirkſamſte Waffe, die es gibt, gegen ſie geſchleudert haben, indem ſie die Ariſtokratie nach ihren neueſten Geſetzen der Lächerlichkeit preisgegeben. Sobald ſie ausgeſprochen, daß keine geſetzliche Strafe mehr Den treffen ſolle, der ſich des Adels oder anderer Titel anmaße, und es mithin jedem zweideutigen Abenteurer freiſtellten, ſich als Marquis, Graf, Herzog, oder wie er wolle, in die Reihen der Geſellſchaft einzuführen, ſobald hatte auch in Frankreich eine Ariſtokratie dazuſein aufgehört; denn ihr ganzer Wappenſchmuck und Ahnenglanz war nun zu einer Komödien-Garderobe herabgewürdigt. Es war Theaterplunder geworden, für den ſelbſt auf einer Auction Keiner mehr einen Pfennig bieten mag. Er muß an die Theaterbedienten verſchenkt werden. Dem geſellte ſich, um alle Heiligung des Beſitzes dem Adel zu rauben, die Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde hinzu, und ein Verbot gegen die Stiftung von Majoraten, durch welche gerade

bedeutſame glänzende Einzelnheiten im Lande entſtehen, wird ebenfalls nicht ausbleiben *). So ſlacht ſich dies Volk immer mehr alle poetiſchen Geſtaltungen ſeines Lebens ab, und verführt auch das andere Europa allgemach durch ſein Beiſpiel, das immer etwas Unabweisbares in der Geſchichte gehabt hat.

Was bei den Franzoſen Frivolität und Mangel an Romantik gethan, hat bei den Deutſchen der überwiegende kalte Verſtand, und die heillose philoſophiſche Weltbürgerlichkeit dieſes Volkes faſt nicht minder ausgeübt. Auch in Deutſchland gibt es beinahe keinen Adel mehr. Hätten wir die Hannoveraner und die Mecklenburger, und in Preußen einige Uckermarker Edelleute nicht, die Ariſtokratie wüßte bei uns gar nicht mehr, was ſie vor Demuth anfangen ſollte. Meine Hannoveraner lobe ich mir. Da hauſt noch der alte Stock. Auch in der Uckermark war ich, wie Du weißt, eine Zeitlang bei

*) Seitdem der Briefſteller dies geſchrieben, iſt das Geſetz gegen die Majorate in Frankreich wirklich durchgegangen, aber bekanntlich mit ſolchen Modificationen der Pairs-Kammer, welche die eigentliche Wirkſamkeit des Geſetzes ziemlich wieder aufheben. D. Red.

einem reichen Grafen Bibliothekar, und wurde ganz splendid wie Einer der höheren Schloßbedienten behandelt. Ich nahm das gar nicht übel; denn es war ächt aristokratisch, es mußte so sein. Der Adel, wo er sich in heutiger Zeit noch als solcher fühlt, muß sich gewissermaßen zu rächen suchen an seinem von allen Seiten über ihn hereinbrechenden Untergang, und die Geltung seiner Macht mit verdoppelter Aemsigkeit zur Schau tragen. Ich wollte mich gern noch einmal in der Uckermark ducken lassen, wenn ich nur dem Deutschen Adel dadurch wieder auf die Beine helfen könnte; denn, wie gesagt, selbst der Servilismus ist süß, wenn auch angreifend.

Aber da lebt noch, durch das Meer geschieden vom Continent, ein Volk, dem eine gewaltige thronende Aristokratie ein Nationalbedürfniß zu sein scheint. Die Englische Staatsverwaltung mag diese beiden ewigen Gegensätze ihrer Torys und Whigs, welche schon seit so vielen Jahrhunderten die innern Hauptbewegungen dieses politischen Körpers sind, gewissermaßen zum regelmäßigen Blutumlauf nöthig haben, und die große beispiellose Armuth und

Tonlosigkeit des gemeinen Volkes, verbunden mit der gering verbreiteten Intelligenz unter demselben, und dem schreienden Mangel an allem Volksunterricht, werden dort die Dauer der Aristokratie wahrscheinlich noch lange begünstigen. Und dennoch werden auch in England, fürchte ich, die Zeichen der Zeit an ihr in Erfüllung gehn, und die Wogen der Revolution, denen das Whig-Ministerium Grey in dem kleinen Rettungsbot der Reformbill noch geschickt aus dem Wege zu steuern gewußt hat, werden doch einmal gerade an der Englischen Aristokratie thurmhoch aufbrausen und die alten Feudalformen verschütten, die man vielleicht schon nach einem halben Jahrhundert im ganzen Europa nur noch wie Petrefacten und Mammuthsknochen aus der Erde graben wird. Ach, man gebe dies doch ja nicht dem Spotte Preis! Man freue sich nicht, daß der heiligen Aristokratie, die so lange als eine der wichtigsten Institutionen in der Geschichte dagestanden, jetzt etwas Menschliches begegnen will. Ich könnte weinen, wie die Juden über Zion, wenn ich an die Aristokratie gedenke. Wer enthält sich der

Thränen, wenn Ilion fällt? Und der alte Vater Priamus, mit ſeinen funfzig Söhnen und funfzig Töchtern, muß er es noch mit ſeinen greiſen Augen ſchauen, daß der glorreiche Königsſitz ſeines Stammes hinter ihm in Rauch und Flammen aufgeht? Wo wird der fromme Aeneas ſein, der die vertriebene Ariſtokratie dann, wann jener Tag Troja's gekommen, auf ſeine Schultern nimmt, und ſie aus der Gefahr von dannen trägt? Wahrlich, ich wollte es ſein! Selbſt meinen Uckermärkiſchen Grafen würde ich gern zum frommen Aeneas dienen, und ſollte eine Revolution ausbrechen, hurtig über Land und Meer mit ihm davongehn!

Ariſtokratie, Du jammerſt mich! Du biſt wie eine ſchöne verſtoßene Fürſtentochter, der man auch im Bettlergewande noch an den weißen Gliedern und ſeinen Zügen es anſehen wird, daß Du auf einem Thron geboren, daß Du eine Fürſtentochter biſt! Der rohe Pöbel wird jubeln, wenn er ſieht, wie Du die zarten Hände, ſonſt nur gewohnt an den reinen Formen des Lebens ſich zu prüfen, nun auch in ſein ſchmutziges Element tauchen mußt,

um den Beſitz mit dem Erwerb zu vertauſchen. Aber Du wirſt ſelbſt in der Erniedrigung noch Dein angebornes edles Darüberſtehen behalten, und arbeitend und weinend wird Dich doch ein ſchimmerndes Lächeln des Bewußtſeins nie verlaſſen. Ariſtokratie, verſuche noch Dein letztes Rettungsmittel! Vergeiſtige Dich, gründe Deinen Beſitz auf Dein Verdienſt, Deine Macht auf Deine Talente, nimm unter die Zahl Deiner Ahnherren noch den Geiſt auf, und Du wirſt unſterblich ſein! — —

Du erhältſt dieſen Brief durch den Candidaten Flitzbogen, den Mörder meines geliebten Copiſten Mundus, welchen Gott ſeelig habe. Du brauchſt Dich vor dieſem Flitzbogen nicht zu fürchten; denn er iſt jetzt ſehr zahm geworden, ſeitdem ſie ihm das eine Bein haben abnehmen müſſen. Zwar iſt er noch immer liberal, aber er kommt keinem mehr damit zu nahe, und ſein Witz iſt ſchmächtig und friedfertig geworden, wie unſer blinder Hauskater. Er will ſich bei Euch in der Reſidenz ein hübſches Bein drechſeln laſſen, darum iſt er dahin gereiſt; denn hier in Kleinwelt-

winkel gibt es keinen Künſtler, dem er ſich dazu anvertrauen könnte. Der arme Menſch, er wird Dir auch leid thun. Jetzt humpelt er noch auf einem abgeſchälten Baumſtumpf herum, ein warnendes Beiſpiel, wie weit uns der Parteieifer der Zeit treiben kann. Merkwürdig aber iſt, daß Flitzbogen trotz dieſes ſeines ſchlechten Fußwerkes doch zugleich jetzt auf Freiersfüßen ſteht, und zu dieſem Endzweck will er ſich eben ein recht ſchönes, hölzernes Bein anfertigen laſſen, um dann hier als Bräutigam mit deſto größerem Nachdruck auftreten zu können.

Denke Dir, er hat ſich entſchloſſen, die Tochter des durch ihn verewigten Copiſten Mundus heirathen zu wollen, und dieſer Zug wird Dir gewiß an ihm gefallen. Ich für mein Theil möchte ihm zwar den Edelmuth nicht zu hoch anrechnen; denn es iſt ein niedliches Mädchen, die, hätte ſie nur zwei Jahre in Deinem Fräuleinſtift von Dir Unterricht genoſſen, reizend zu nennen ſein würde. Aber auch ohne durch Bildung verſchönt zu ſein, hat das kleine Ding etwas Liebes in ihrem Weſen, wie ich es ſelten geſehen habe. Es gibt ſtillblickende

Vergißmeinnichtsnaturen unter den Mädchen, die mich immer wie ein Lied von Hölty rühren, zu denen gehört ſie. Sie iſt ganz blaues Auge, möcht' ich ſagen; denn in ihrem Blauauge ſchmilzt ihr ganzer Mädchencharakter zuſammen. Dieſe Kleine, muß ich Dir noch erzählen, hat nach dem Tode ihres Vaters proviſoriſch ſeine Copirarbeiten übernommen, und ſitzt jetzt in ihrem Hüttchen da, und ſchreibt mit einem Eifer ab, daß man ſie dafür küſſen möchte. Da ſie einer hübſchen Handſchrift mächtig iſt, hat man ihr einſtweilen dieſe Abſchreibereien gelaſſen, und ſie ernährt ſich und eine alte Magd damit redlich. Wann ein friedliches Bild meinen aufgeregten Sinnen noththut, ſchleiche ich mich jetzt oft noch Abends ſpät aus meinem vom Schlaf geflohenen Giebel hinweg, und gehe bei ihrem Fenſter vorüber, und belauſche des Copiſten Töchterlein, wie ſie beim fleißigen Lampenſchein bis in die tiefe Nacht die ämſige Feder führt. Neulich ſtand ich faſt eine ganze Stunde, und kuckte, in dieſen anmuthig frommen Anblick verloren, von meinem unbemerkten Standort in das kleine Zimmer hinein. Dies Stillleben

weht und fächelt mich ordentlich beſänftigend an, und wenn ich ſehe, wie ſie ſich ſo artig in ihrem Bienenfleiß geberdet, und bei der nächtlich ſchnurrenden Feder doch ſo heiter und wohlgemuth kindlich blickt, möchte ich ihr immer zurufen, wie Boas der Aehrenleſerin Ruth! „Geſegnet ſeiſt Du dem Herrn, meine Tochter!“ Dann gehe ich fort, und fühle mich ſo mild, daß ich beten kann, und verrichte mein Nachtgebet unter freiem Himmel, und ſchlafe drauf und träume ſchön. Nur ihre Augen thun mir leid bei der Nachtarbeit.

Um dies Kind will Flitzbogen nach ſeiner Zurückkunft freien, und ich glaube, daß er diesmal von den redlichſten Abſichten geleitet wird. Er hat dann zugleich den Plan, ſich um das erledigte Amt des Copiſten Mundas zu bewerben, und ſich ſo nach einer durchſchwärmten Jugend zu einer feſten gediegenen Thätigkeit und Häuslichkeit hier in ſeinem Geburtsort niederzulaſſen. Wohl ihm, daß er ſo ſchnell und glücklich in den Hafen einläuft und noch wenigſtens mit *einem* geſunden Bein aus den Zeitwirren davon gekommen iſt. Wer weiß, was unſer Einem noch Alles bevor-

nicht! Ich bin in einer gefährlichen Krisis, und ſehe mich jeden Morgen, wann ich aufwache, im Spiegel, ob ich noch lebe. —

Aus dem alten ſeidenen Brautkleid meiner Mutter hat der Schneider wirklich wieder ein neues zu machen verſtanden, das der armen Olympia paßt. Du wirſt Dich dieſer Unglücklichen noch aus einem meiner früheren Briefe erinnern. Es ging mir zwar ans Herz, dieſe heilige Reliquie, auf der das Andenken einer Seeligen ruhte, verſchneidern zu laſſen, aber die ſchöne Magd bat mich doch gar zu wunderbar um ein beſſeres Kleid, und ſie kann bitten, daß ihr etwas abzuſchlagen unmöglich iſt. Kürzlich ſteckte ich es ihr heimlich zu, damit es ihr Herr nicht ſähe, und ſie äußerte ſelbſt dringend und ängſtlich, daß Herr von Zodiacus nichts davon erfahren dürfe. Aber Du hätteſt ſehen ſollen, wie ſie ſich freute; als ſie das Paquet haſtig aus meinen Händen in die ihrigen riß, und wie ihre thränenverſchleierten Blicke in einem Glanz aufleuchteten daß es wie ein elektriſcher Schimmer auf mich herüberfloß. Seltſam,

seltsam ist dies Wesen. Es macht mich zum Narren, darüber nachzudenken.

Und höre, neulich sah ich sie des Nachts beim Vollmondschein in ihrem neuen Kleide spazieren gehn. Sie mag sich nur des Nachts damit schmücken dürfen, wenn ihr tyrannischer Herr nichts davon gewahr wird. Ich lag noch aus dem Fenster, und kam herunter, um ihr in den Weg zu treten. Sie wandelte mit hohen, stolz getragenen Schritten und feierlich emporgehobenem Haupt, einer im Triumphaufzug wallenden Prinzessin gleich, unter den Bäumen der einsamen Straße dahin. Reiche, schön geordnete Locken hingen ihr lang über den junonischen Nacken hinab, sie schien großes Vergnügen an sich selbst zu empfinden, und betrachtete ihre herrliche Gestalt, die mir zu einer wunderbaren Hoheit herausgeblüht schien, mehreremal still stehend, in dem majestätischen Schatten, den sie durch den monderhellten Erdboden hinwarf. Ich erschrack fast, wenn ich daran dachte, daß ich sie kurz zuvor in dem entstellenden Magdkleide gesehn. Sie bemerkte mich jetzt, und stand, mit scharfen prüfenden Blicken mich betrachtend, still.

Verrathe mich nicht, guter Mann! ſagte ſie, nach allen Seiten ſcheu umherſehend. Nur noch durch mährchenhafte Mondnacht ſchleicht ſich verſtohlen die Traumgeſtalt alter Herrlichkeit hin. Den Nachtlüften ſage ich die Gedanken vergangenen Glückes, und ſie tragen ſie ſeufzend hinweg, und die Sterne oben hauchen trübe darüber an. Ich aber freue mich, wenn die Nacht zuſammenſchauert in Schmerzen, und äffe lächelnd meinen ſonſtigen Glanz an mir nach. —

So flüſterte ſie ſchnell und wild hin, und ihr marmorblaſſes Geſicht zuckte in unheimlichen Bewegungen. Ich bat ſie Vertrauen zu mir zu haben, mir ihr Schickſal zu erzählen, mir zu ſagen, ob und wie ich ihr helfen könne. Ich fragte, wie ſie zu dem Herrn von Zodiacus gekommen, und warum ſie nicht, wenn ſie, durch Unglück gezwungen, dienen müſſe, einen menſchenfreundlicheren Herrn ſuche? Sie lachte kreiſchend auf, fuhr ſich mit der Hand hinten in die Locken, daß ſie aufgelöſt herunterflatterten, und ſagte mit der wirren Geberde einer Wahnſinnigen: Mann! Mann! wann wir uns einmal wiederſehn, werde ich Dir

große Geheimniſſe anvertraun! — Dann ſtürzte ſie fort und war in der nächtlichen Ferne bald verſchwunden. Was hat das Alles zu bedeuten? —

Adieu, Speranza! Laß auch Du wieder etwas von Dir hören, und nimm keine zu blaſſe Tinte! Denn ich küſſe Deine Handſchrift jedesmal ſo, daß Dein letztes Blatt über den ewigen Frieden beinahe unter meinen Lippen erloſchen wäre. So geht es aber immer mit dem Frieden

Deinem

Salzſchreiber Seeliger.

An Esperance.

Kleinweltwinkel, d. 23. August. 1833.

Esperance, Du meine geliebte Hoffnung, dies wird der längste Brief an Dich! Mit Beilagen versehen, mit Episoden durchschossen, und mit dem Ballast von tausend thörichten Träumen, Wünschen und Plänen beschwert, gelangt er, beinahe ein Postfrachtstück ausmachend, zu Dir hin, und Du sollst an ihm zu lesen haben. Du hast doch Zeit? Wie geht es Dir?

Daß es mit mir noch immer nicht Matthäi am letzten ist, ersiehst Du aus meiner Unverschämtheit, indem ich Dir wieder aus meinen Tagebüchern einen solchen Stoß wundersamen Geschreibsels schicke. So lange ein Mensch noch unverschämt sein kann, gebe ich ihn nicht ganz verloren; denn er macht dann wenigstens noch Ansprüche

an das Leben. Schreibe Du immerhin nicht mehr an mich, ich ſchreibe doch an Dich. Es muß ja geſchrieben ſein!

Und was iſt denn mit mir? Mädchen! Mädchen! es iſt etwas mit mir! Hallelujah! möcht' ich zuerſt zu Dir ſagen. Hallelujah, es iſt ein Schwan in meiner Bruſt erwacht! Der Sommer iſt draußen ſchlecht hingegangen, aber tief innen in mir bricht eine neue Jahreszeit an. Mein alter Stamm will wieder ausſchlagen, ganze Geſchichten fangen in mir an zu reden, Wohllaut will Meiſter werden, Melodie ſich geſtalten, die Pygmalionſtatue wird zur ſchönen liebewarmen Jungfrau, Scherz grübelt ſchalkhaft, Weisheit ſpielt milde, und ein geheimnißreiches Regen und Taumeln zittert in ſüßen Ahnungen durch alles Daſein her und hin. Das Leben erröthet wieder hold, gleich einer jungen Braut. Ein Engel hat ſich meiner Gedanken bemächtigt. O Gott, Esperance, nun weißt Du es! Ich will, ich will wieder dichten!!

Länger kann ich es nicht ſo aushalten, wie ich es bisher ausgehalten habe. Ich muß mein Herz

wieder einmal an etwas hängen, ich muß wagen, hoffen, an ein Bild mich hingeben, ich muß dichten! Dieſen Muth habe ich mir jetzt geholt. Etwas zu ſchaffen, dazu ſind wir Alle geboren, und ſelbſt ſeine ſchlechteſten Verſe ſind doch immer noch des Poeten liebe Kindlein, unter denen er ſich wie en famille heimiſch fühlt und ſeine Vaterfreuden hat. Liebt doch ſelbſt ein Bär ſeine Jungen, warum ſollte nicht ein Poet auch ſeine tölpelhafteſten Gedichte lieben, wenn er ſie einmal nicht beſſer hat erzeugen können? Man muß aber etwas haben im Leben, das man, nach ſeinem Ebenbilde gezeugt, lieben kann; denn in jedes Menſchen Bruſt iſt der Trieb gepflanzt, ſich zu vervielfältigen, um in der Vervielfältigung ſich ſelbſt gegenſtändlich zu werden. Des Poeten Werke ſind aber nichts als Doubletten ſeines Ich. Und auch ich will jetzt mein Ich nicht länger einſam in mir vertrauern laſſen, es ſoll fruchtbar ſein und ſich mehren, es ſoll unter Menſchen kommen, es ſoll auch die Dreiſtigkeit haben, von ſich ſelbſt zu reden, und es wird, ich denke es, geſund werden.

Ich ſelbſt will nicht unter Menſchen gehen, mir iſt die Einſamkeit lieb, und *eine* Freundin. Aber ich will aus mir heraus einen Karavanenzug ausſchicken, der fröhlich durch die Welt hinpilgern ſoll, um an allen großen Stätten der Erde ſeine Andacht zu verrichten, und jeder wackern Seele Grüße von mir zu ſagen. Dieſe Karavane ſollen meine Bücher ſein, die ich alle noch ſchreiben werde, einen langen Zug! Mein Ich ſchleicht ſich immer als der unſichtbare Karavanenführer mit, es klingt mit den Glocken und knallt mit der Peitſche, es nickt jedem begegnenden Wandrer luſtig zu, es lagert ſich mit in Waldes Kühle und Schatten, es freut ſich an den Schrecken der Wildniß, und küßt im Vorüberziehn die kleine Tochter des Hirten, die auf dem Felde mit Steinen ſpielt. Es geht überall mit hin, und ich ſitze doch ruhig dabei in meiner Stube, und, wenn das Glück einſt gut iſt, an der kritiſchen Freundin Seite. Sieh', dieſe Freuden hab' ich mir fortan ausgedacht. Sprich Du Deinen Segen darüber!

Und nicht, wie damals, will ich dichten, nicht wie in jener Frühnebelzeit meiner poetiſchen Sturm-

und Drang-Periode, wo ich glaubte, Gedanken seien Gedichte, und Ideen, die vielleicht nur als eine Idiosynkrasie in mir selbst vorhanden waren, zu Helden ganzer Tragödien und Romane machte. Du kennst, Freundin, alle meine Mißgeburten gar nicht, die ich in meiner früheren wilden Ehe mit der Muse schon zu Tage gefördert. Friede sei mit ihrer Asche! Ich war aber eigentlich immer der schreibwüthendste Mensch von der Welt, der in einem Tage mehr zusammenschreiben konnte, als er selbst um allen Preis hätte lesen mögen. Und jetzt meldet sich wieder die alte Riesenleidenschaft meiner Feder, — aber, glaube mir, es ist Federdruck des Herzens!

Ja, ich verspreche Dir, ich will anders dichten! Früher dichtete ich immer von innen nach außen. Dies ist aber eigentlich ein ganz philosophisches Schaffen, das die Kunst zu etwas Anderem macht, als sie ist und sein soll. Jetzt will ich einmal von außen nach innen dichten, und ich hoffe weiterzukommen. Sonst fing ich damit an, erst die Seele zu construiren, und nachdem ich ihr die Gedankenflügel angesetzt hatte, ließ ich sie ausflattern, sich einen Leib zu suchen, der ihr am

beſten gefallen möchte. Sie flatterte fort, aber kam oft nicht wieder, ſondern verlor ſich im unendlichen Reich des Geiſtigen, da ſie ſich einmal ſchon ihrer als Seele zu tief bewußt worden war. Oder ſie gerieth, aus pſychenhafter Verſchämtheit nicht ſcharf genug wählend, in Mesalliance mit irgend einem Leib, mit dem ſie ſich nur ein unglückliches Daſein friſten konnte. Arme Seele, Dir wäre beſſer geweſen, nie in meinem Hirn geboren zu ſein! Welche Aengſten magſt Du zuckend und zappelnd ausgeſtanden haben, wenn ich Dich in einen Stoff hineinfahren ließ, in dem Du, wie Jonas im Wallfiſchbauche, an Deiner Exiſtenz verzweifeln mußteſt! Für den Poeten ſoll es keine Seele ohne Stoff, und keinen Stoff ohne Seele geben; er ſoll beide gleichzeitig empfangen und erzeugen, und die Menſchwerdung ſeiner Ideen muß ein göttlich geſchwinder Schöpfungsmoment ſein, der die Geſtalt nur bildet, weil ſie Seele iſt, und die Seele nur, weil ſie Geſtalt iſt. Die Philoſophie iſt noch der Geiſt, der über dem Chaos ſchwebt; die Philoſophie hat die Welt wieder in ihre Urmaſſen aufgelöſt, Geiſt und Leib

geschieden, und sitzt, als wäre sie erst der vernünftig gewordene Gott, brütend im Dampf des künstlich geschaffenen Welt-Nichts da, um aprioriſch die Geſetze der Verbindung zu finden, und danach die Welt neu hervorzubringen und zu ordnen. Die Poeſie iſt dagegen der Geiſt der bereits geſchaffenen, geordneten, von Licht, Luft und Farbe durchſtrömten, von Vögeln durchſungenen, von Frühlingen befruchteten, von Menſchenherzen durchwärmten Schöpfung. Die Philoſophie glaubt das Höchſte zu erringen, ſie erringt den Begriff, und meint darin die ganze Welt erſt wahrhaft zuſammengefügt und aufgebaut zu haben. Die Poeſie will und ſieht nur Geſtalt, und ſie erſt iſt die große Verſöhnung der Metaphyſik mit der Schöpfung. Aus dem uralten Weltſchmerz, in dem Form und Geiſt ſich zerriſſen und unruhig einander gegenüber finden, blickt die Poeſie lächelnd empor, und ſie befreit den Geiſt von der myſtiſchen Unruhe, und die Form von des Stoffes Wildheit, indem ſie beide friedengebend zu einem Gedicht verſchmilzt. Das Gedicht iſt die Erlöſung der Form, indem es zeigt, wie dieſe nicht geiſtverlaſſen ſei, und es

iſt die Erlöſung des Geiſtes, indem es zeigt, wie dieſer ſchönſte Lebensform ſei. So iſt das Gedicht um ſo vieles reicher als die Philoſophie, wie die Geſtalt reicher als der Begriff iſt. Der Begriff will Alles ſein und haben, und iſt doch noch das Höchſte nicht, er iſt nicht Geſtalt. Aus den Dingen hat er das feinſte Geiſtige zuſammengefaßt, und nennt dies Begriff, aber es iſt das Ding nicht mehr; es iſt durch ihn nicht reicher geworden, denn es hatte ſich ja längſt in ſich, aber es iſt gewiß ärmer geworden, denn es hat durch ihn ſeine friſche Creatürlichkeit eingebüßt. Er hat ihm das Bild genommen. Der Begriff muß aber in die Dinge, aus denen er geworden iſt, wieder zurückgehn und zurücktreten, er muß ſie, auf nunmehr vergeiſtigtem Grunde, wieder Bild werden laſſen, und ihnen ſo ihre wahre Auferſtehung ſchenken. Der Begriff muß Geſtalt, die Philoſophie muß Poeſie werden, und alle Räthſel des Daſeins ſind überwunden. Die Welt iſt in Schönheit verklärt und erklärt.

Ich will aus dem Ganzen heraus dichten! In einen großen Weltſtoff will ich mich vertiefen,

und meine eigene Seele ſoll mich darin überraſchen. Ich will mich nicht, wie ſonſt, vorausſetzen, und hoffe, daß ich mich dann um ſo gewiſſer wiederfinden werde. Auf dieſe Weiſe meine ich es, von außen nach innen zu ſchaffen. In unmittelbares Leben will ich mich tauchen, an friſchen, fremden Geſtalten geſund werden, und alle greiſenhaft wiſſenſchaftlichen Anflüge von dem weißen jungfräulichen Körper der Poeſie abwehren. Die Poeſie ſoll nicht Wiſſenſchaft ſein. Die Poeſie muß ſo unmittelbare Geſtaltung ſein, daß aus ihr die Wiſſenſchaft erſt entſteht und wird, ſo wie aus dem Leben ſelbſt und der Unmittelbarkeit ſeiner Erſcheinungen Wiſſenſchaft wird. Die Poeſie kann unmittelbaren Lebensſtoff für die Wiſſenſchaft abgeben, aber ſie iſt zu naiv, um ſelbſt wiſſenſchaftlich zu ſein. Das wiſſenſchaftliche Bewußtſein unſerer Zeit ſtört aber am meiſten die Kunſtvorſätze der heutigen Dichter. Die Reflexion lauert wie eine Schlange auf das Schaffen, um es in ſeinen ſchönſten Bewegungen zu umſtricken, und die jungen Blütenknoſpen des unmittelbaren Lebens gleich da, wo ſie herausbrechen, abzunagen.

Eine gewiſſe göttliche Unbewußtheit, ein weiſer Leichtſinn, iſt nöthig, um die Schönheit zu erzeugen, um in der Kunſt glücklich zu ſein. Die alten Schatzgräbermährchen enthalten eine ſinnige Lehre für die Künſtler. Nur in der verſchwiegenen Nacht und bei der lautloſeſten Stille kann der von Geiſtern gehütete Schatz gehoben werden. Wird in der verhängnißvollen Stunde nur ein Wort geſprochen, läßt ſich nur ein Laut vernehmen über das, was vorgeht, ſo iſt der Zauber verſcheucht, die kaum heraufbeſchworene Goldruthe verſinkt mit all' ihrem geheimnißvollen Inhalt wieder auf ewig in die Tiefen der Erde hinab, und über den Schatzſuchern bricht der nüchterne Morgen höhnend an. Das Bewußtſein vernichtet. Der Buchſtabe tödtet den Geiſt. —

Hier empfängſt Du, Eſperance, die erſte der Beilagen zu meinem Briefe, mit denen ich Dir gedroht habe. Nimm ſie als ein ſchmetterndes Trompeterſtückchen meines neu erwachten Dichtermuthes hin, der Dir darin ſeine ganze Zuverſicht vorblaſen will. Du wirſt den vorläufigen Umfang meiner Scala daran erprüfen!

Weltſchöpferdrang an Kartenhäuſern.

(Phantaſie vom Apfelbaum herunter.)

Hurrah! hurrah! ein Bildnerdrang iſt durch des Menſchen Bruſt ausgeſtrömt, ein Titan! In ſeinen Fingerſpitzen zittern ihm ungeborene Welten, die geformt ſein wollen, auf ſeiner Augenwimper ruhen ſchlummernde Schöpfungen, die nach Erwachen ſich ſehnen. Der Menſch kann nicht anders, er muß ſchaffen. Jede Biene, die aus des Nachbars Garten zu ihm hinüberſummt, erinnert ihn daran, jedes Kind zeigt ihm in den erſten Spielen dieſen urſprünglichſten Trieb ſeiner Natur. Das Kind baut ſchon Kartenhäuſer; denn der Menſch ſoll Welten baun.

Wie habe ich mich gefreut, wenn auch nur ein Kartenhaus mir gelang! Es ſtand, es ſtand,

und war die erſte Gewähr der bildenden Macht, die durch meine Finger quoll. Ich konnte jubeln, wenn ein Luftzug meine Häuſer umſtürzte, oder ich blies ſie wohl ſelbſt nieder, um von Neuem deſto ſchöner aufzubauen; denn da zeigt ſich erſt höchſte Kraft des Schöpfers, aus der Zerſtörung immer neue Welten erſtehn zu laſſen. Die Mutter lächelte, und ahnete nicht, was für ein Genie in ihrem Erzeugten ſteckte. Die gute, gute Mutter! Nun wird ſie es auch nie erfahren. Als ich ſpäter ſtatt der Kartenhäuſer an Luftſchlöſſern zu bauen anfing, hat ſie mich oft genug gewarnt, meiner allzu träumeriſchen Natur nicht nachzugeben, ſondern auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, mich zu verlegen. Die gute, gute Mutter! Sie wird nun nie erfahren, daß ein träumeriſcher Sohn, der ſo hübſch Kartenhäuſer und Luftſchlöſſer bauen konnte, nicht nur Etwas, das in der Welt gilt, ſondern ſogar auch eine eigene Welt zu erſchaffen vermag. In Summa Summarum, daß er ein Genie iſt. O Mutter!

Bewahre aber der Himmel den träumeriſchen Sohn vor Hochmuth! Doch nein, der Sohn weiß

nur zu gut, was es für den Menschen heißt, Welten zu schaffen. Er hat von jeher seine besonderen demüthigen Gedanken darüber gehabt. Die Spinne, die neulich ihr schönes, kunstgeregeltes Netz über mein Fenster hinspann, hat es gehört, wie sehr ich über die Vergänglichkeit der Kunst wehklagte, als meine gefühllose Wirthin sie mitsammt ihrer selbstgeschaffenen Welt wegfegte.

Sich selbst hervorzubringen: höher kommt kein Mensch.

Mit den Träumen von einer universalen Wirksamkeit der Kunst ist es eine höchst gefährliche Sache. Unsere Deutschen Literaturtitanen des achtzehnten Jahrhunderts haben beständig an diesem Gedanken gekrankt, und hätten lieber zugegeben, daß der Himmel einstürze, als daß der heiligen Bedeutsamkeit ihrer Bücher auch nur ein Haar gekrümmt werde. Jeder Vers war für das Universum gedichtet, jede Zeile in die ewige Weltare eingegraben. Es ist, sage ich, gefährlich und abermals gefährlich. Man geräth da mit dem lieben Gott ins Handgemenge, wenn man ihm die Kunst als Weltschöpferin zu nahe an seinen

Thron ſchiebt. Sich ſelbſt hervorzubringen: darauf läuft doch am Ende alle Production, auch des Genies, nur hinaus, und indem dies das Streben wahrhaft menſchlicher Bildung iſt, iſt es zugleich die Gränze der Kunſt. In dieſer Gränze liegt aber ein Troſt, in ihr liegt Ruhe und Verſöhnung gegen alle Anfechtungen einer der Kunſt gleichgültig geſinnten Zeit. Der Genius muß dennoch ſchaffen, und ſollte auch in der ganzen weiten Welt Niemand da ſein, der ihn verſtände, ſollte auch kein einziger ſeiner Töne einem liebenden Anklange in der allgemeinen Stimmung begegnen; er muß ſchaffen, denn er muß ſich ſelbſt hervorbringen. So wird er zum Märtyrer der Aufgabe, die ihm geſtellt iſt, aber er iſt deſſen freudig in ſeinem Geiſt, er kann nicht anders. Er muß alle die Welten- und Menſchenkeime, die in ihn geſtreut ſind, aus ſich herausbilden und in die Erſcheinung treten laſſen; er muß ganze Städte bauen, ganze Geſchlechter erzeugen, Lebensrichtungen ausfechten, Haß und Liebe in Flammen ſetzen, Leidenſchaft und Tod deuten. Davon lebt und ſtirbt er. Dann hat er Ruhe vor ſich ſelbſt.

Ich glaube an keine ewige Dauer des Kunstwerkes. Es ist auf die Woge seiner Zeit geschrieben, es ist den Stürmen der Geschichte und der Umwälzung der Gesinnungen unterworfen. Es ist ein wandelbares Gut des Geschlechts. Nur einmal hat es in seiner schönsten Bedeutung Klang, Farbe und Leben gehabt; einmal kommt seine Stunde, wo es Klang, Farbe und Leben verlieren muß. Ich rede nicht blos von den Kunstwerken, die schon durch ihr Material dem Schicksal einer endlichen Auflösung verfallen sind. Vor der restaurirten Sixtinischen Madonna in Dresden standen mir große Thränen der Wehmuth im beschauenden Auge, und es war ein wahres Glück, daß der Hofrath Hase, mit dem ich darüber sprach, mich meiner Kunstignoranz wegen auswitzelte, weil ich mit der Restauration nicht zufrieden sein wollte; dies brachte mich durch Aerger wieder auf die Beine; sonst wär' ich vor all' den geputzten Leuten in ein lautes Weinen ausgebrochen. Als ich dies Bild gesehn, wollte mich nachher fast ein kleiner Stolz beschleichen über die größere Wandellosigkeit der Poesie. Ich dachte an Homer, an Sophokles,

ich dachte daran, wie sehr der Oedipus auf Kolonos Esperancens Herz gerührt, als ich ihn ihr damals vorgelesen. Aber sind denn diese Gedichte eigentlich noch etwas Anderes, als bloße *historische Monumente*? Als solche stehen sie, der Bewunderung und Theilnahme werth, vor uns da, aber sie können keine wahre Kunstwirkung im höchsten Grade mehr auf uns ausüben. Es spricht ein Gott aus ihnen, dessen Altäre zertrümmert liegen, es wandelt der abgeschiedene Geist eines fremden Geschlechts durch sie hin. Wir haben keine Blutsverwandtschaft mit ihnen, und man muß Blutsverwandtschaft haben mit einem Kunstwerk, das sich ganz unserer bemächtigen soll. Es ist nicht Fleisch von unserm Fleisch, nicht Geist von unserm Geist. Wir haben keine Illusion an ihnen, sie sind uns Studien geworden und Denkmäler, aber unser innerstes Kunstbedürfniß füllen sie nicht aus. Sie sind als Kunst vergangen. Gestürzte Götterbilder.

Ha, ich freue mich, daß das Kunstwerk nur seiner Zeit angehört, nur für Menschen lebt, die sind wie ich; an dieselbe Gränze und Bedingung

gefesselt. Das gibt mir fröhlichen zuversichtlichen Muth, etwas zu schaffen. Es ist gar zu schwer und fast schaurig, dichten zu sollen für eine ganze Ewigkeit. Ich abstrahire bei meinen Büchern, die ich schreiben werde, von der Nachwelt; ich verlange nicht einmal Gottes Lohn dafür. Denn soll mich der liebe Gott noch dafür belohnen, daß ich mich hienieden schönstens damit amüsirt habe, Bücher zu schreiben und drucken zu lassen? So viel Ansprüche mache ich nicht. Ich will blos meiner Mitwelt ins Auge sehen, wenn ich schreibe. Die Heroen unserer Literatur im vorigen Jahrhundert glaubten dem lieben Gott einen Gefallen damit zu thun, daß sie sich herabließen, für die von ihm geschaffene Welt etwas zu dichten. Dies ist vorbei. Goethe war ein schöner Statthalter Gottes auf Erden, aber das Papstthum in der Literatur ist vorbei. Der heutigen Schriftsteller-Generation muß es das höchste Ziel sein, Pfeile des Geistes in ihre Zeit hinauszuschicken, um das Volk der Deutschen aufzuregen und aufzuschütteln. Eines Buches Geist muß in das Volk übergehen, und dann als Buch aufgehört haben zu leben. Es muß wirken

und in der Wirkung ſeinen Geiſt ausathmen. Die Bücher-Leiche wird in den Literarhiſtorien feierlich begraben.

Ich freue mich, ich freue mich! Einem Vogel kann ſein Herz nicht leichter ſein, als mir, da ich nun meine Gränzen überſchaue, innerhalb deren ich arbeiten will, die Gränzen der Zeit. Es bleibt Alles in der Familie, was ich ſchreiben werde, es iſt aus der Zeit. Heiſa, ich will das Nächſte ergreifen, und das Weiteſte daran knüpfen! Da ſagen ſie freilich, die Zeit ſei dem Dichten nicht günſtig, und allerdings wäre es eine eigenthümliche Betrachtung, das Verhältniß zwiſchen Politik und Kunſt einmal zu beleuchten. Ich ſtecke indeß ſchon zu tief im Wirrwar darin, um mich in dieſem Augenblick ernſtlich auf Auseinanderſetzung dieſer Frage einzulaſſen. Soviel weiß ich, daß die Kunſt nicht nöthig hat, durch die Politik unterzugehen, da die Kunſt ein zu nothwendiges National-Element der Völker iſt. Ich haſſe jetzt im Augenblick — ich weiß nicht, rührt es noch von meinen abſolutiſtiſchen Anfällen her? — das

Wort Politik; ſonſt möchte ich faſt ſagen, daß die Kunſt ſich durch die Politik eher neu beleben, als untergraben könne. Aber ich will mich, wie angegeben, nicht verwickeln; denn mir hängt der Himmel ſo voll von Geigen, daß mir der Kopf ſchwindelt, und ich ſelbſt nicht mehr weiß, wo ich in Widerſprüche hineingerathe, und ob ich meiner Richtung treu bleibe, oder ob ich noch eine Richtung habe? Lirumlaram, es geht mich nichts an! Was ſchaden Widerſprüche, wenn nur dabei immer der Himmel voll Geigen hängt! Widerſprüche ſind die Ringe in der Kette jeder Entwickelung. Es raſſelt doch, und wo es raſſelt, da iſt Leben. Und das die Kunſt ſich vor der Politik nicht zu fürchten hat, ſieht man bei den Deutſchen, bei denen ſie ſich leider bisher in einem nur zu feindlichen Gegenſatz zu derſelben zu erhalten vermocht. Der überwiegende Kunſt- und Wiſſenſchafts-Sinn hat bei dieſem Volk den politiſchen Sinn unterdrückt, ſtatt ſich unterdrücken zu laſſen. Dies merkwürdige Volk hat ſich lange um die ſein eigenſtes Herzblut berührenden politiſchen Dinge wenig bekümmert, und ſie lieber ge-

geopfert, um in Ruhe gewiſſe wiſſenſchaftlich-ſyſtematiſche Ideen hervorzubilden, Dramen voll Griechiſcher Einfachheit und Romane für ein liebendes Deutſches Herz zu ſchreiben, die antike Metrik in die Deutſche Poeſie einzuführen, und einen Hexameter mit einer Vorſchlagſylbe zu erfinden. Wird ſich ſein ideeller Sinn jetzt endlich einmal mit ſeinem politiſchen verſöhnen und zu einem Nationalgleichgewicht durchdringen? Das iſt, worauf die Patrioten jetzt lediglich hinarbeiten ſollten. Das iſt es, was ich will! Was geht mich mein Abſolutismus von neulich an? Was habe ich nach dem fabelhaften Herrn von Zodiacus zu fragen, der durch ſeinen langen Aufenthalt bei uns eine ſpecielle Malice auf dies Kleinweltwinkel an den Tag zu legen ſcheint? Ich weiß längſt, daß es nicht geheuer mit ihm iſt. Und auf meinen Abſolutismus habe ich nie einen ſonderlichen Werth gelegt. Ich ignorire ihn vorläufig an mir. Ich will jetzt nichts, und weiter gar nichts, als den ideellen Sinn der Deutſchen mit Intereſſen der Zeit und Oeffentlichkeit befruchten. Darum will ich dichten und Bücher ſchreiben!

Es iſt ein herrliches Loos, Schriftſteller zu ſein! Im Leben haben ſie mich oft für einen verſchloſſenen Geſellen gehalten, weil ich mich für zu unbedeutend achte, um von mir ſelbſt viel Redens zu machen, und eine gewiſſe geſellige Frechheit der Mündlichkeit mir abgeht. Auf dem Papier bin ich aber nie verſchloſſen geweſen, da habe ich mich oft ausgeſtrömt und jede Quellader an mir fließen laſſen, daß Gutes und Böſes in mir Jedem deutlich werden konnte. Wie will ich nun erſt als Schriftſteller alles herausſagen nach Herzensluſt, daß nichts in mir bleiben ſoll! Dieſe werden mich mehr lieben, und jene werden mich haſſen, wenn ich einmal alle meine Gedanken geltend gemacht haben werde. Ich freue mich brennend auf Liebe und Haß, ich kann lieben und haſſen, und in beiden eine Poeſie mir herausſchmecken. Ich werde einmal etwas ſchreiben, das mir Haß erregen ſoll! Die Deutſchen Schriftſteller müſſen ſich jetzt erſt verhaßt machen, um wahrhaft liebenswürdig zu ſein. Sie müſſen ihre Nation, indem ſie ihr Alles ins Geſicht ſagen, ein Gräuel werden, um entſchieden wirken zu können. Der

Deutſche iſt nur durch ſeine Schriftſteller zu retten. Wohlan alſo, es lebe die Oeffentlichkeit des Wortes!

Nicht ſchwer wird es mir, mich zu entſcheiden, in welcher Form ich dichten ſoll! Es ſind mir vor einiger Zeit eigene Gedanken durch den Kopf gegangen, über den Beruf einer Kunſtform: das Höchſte darzuſtellen. Dies iſt eine ſehr wichtige Frage, über die ich eine gründliche Erörterung anſtellen würde, wenn nicht meine ganze Aeſthetik von jeher in den bekannten Worten Voltaire's enthalten geweſen wäre: „que tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux.“ Auch iſt es faſt unmöglich, zu entſcheiden, welches denn eigentlich das Höchſte in der Kunſt ſei, wenn man darüber unterſuchen will, welche Kunſtform dazu berufen, dies Höchſte zur Darſtellung zu bringen. Ich für mein Theil wende daher die Frage wieder auf das Zeitgemäße hin, und frage, welche poetiſche Kunſtform am meiſten in der Richtung der Zeit begründet liege? Es iſt die Novelle. Das Drama iſt einer kunſtgerechteren Form fähig, es iſt vielleicht der ſchönſte Gipfel

eines künſtleriſch gefügten Organismus, der Triumph einer vollendeten Architektonik der Poeſie. Aber darauf kommt es in dieſem Augenblick nicht an, es kommt auf die Lebensperſpectiven an, welche die Poeſie vor den Augen der Zeit aufthun ſoll. Und dafür iſt die Novelle biegſamer, weil ſie unbegränzter iſt, und mit einer großen Keckheit der Darſtellung in alle Gebiete des innern und äußern Lebens übergreifen kann. Das Drama iſt zu feierlich gemeſſen, zu thatenmuthig und unmittelbar heraustretend für den heutigen Tag; man muß die Deutſchen mit der Novelle fangen. Die Novelle niſtet ſich noch am meiſten in Stuben und Familien ein, ſitzt mit zu Tiſche und belauſcht das Abendgeſpräch, und man kann da dem Herrn Papa zur guten Stunde etwas unter die Nachtmütze ſchieben oder dem Herrn Sohn bei gemächlicher Pfeife eine Richtung einflüſtern, die vielleicht einmal für die ganze Nation Folgen haben mag. Die Novelle iſt ein herrliches Aehrenfeld für die politiſche Allegorie, wozu ſie noch viel zu wenig angebaut iſt. Man muß große Lebensgebilde erträumen und ſie in Novellenform den

Deutſchen auf's Zimmer ſchicken. Sie ſind zu faul, ſich anzuziehen, und ſelbſt hinauszugehen zum Drama; ſie konnten im Drama eigentlich immer nur Kotzebue vertragen, der ihnen ihre eigene Deutſche Miſère jeden Abend luſtig einrührte. Man kann auch auf die Deutſchen nicht wirken, wenn ſie in Schauſpielhäuſern ſitzen. Sie ſind da entweder nur modiſch aufgelegt, denn ſie fühlen im Zuſammenſein nie als eine Nation, oder es graut ſie heimlich untereinander vor der Oeffentlichkeit, in der ſie ſich da gegenüberſehen, und man darf ihnen in dieſem Zuſtande kein erregendes Wort ſagen, weil ſie es gleich von wegen der offenbaren Oeffentlichkeit als gefahrbringend anſehn. Draußen vor dem Schauſpielhauſe iſt auch Gensdarmerie und Polizei aufgeſtellt, und behüten das Drama. Die Novelle ſteht ſich mit der Polizei beſſer, und ſie flüchtigt ſich auf die Stube, wo es keine Gensdarmerie gibt. In ſeiner Stube iſt der Deutſche auch ein ganz anderer Menſch, da kann man mit ihm reden. Hier ſitzt er ſtill und läßt ſich gern für Alles begeiſtern, er glaubt an die Freiheit, und ſchwört auf ein

höheres Nationalleben. Er ſieht ein, wo ihm Unrecht geſchieht und Recht widerfahren muß. Er iſt ein vorzüglicher Menſch. Er ſchaut faſt ſo aus, als könnte ihn die Weltgeſchichte noch einmal brauchen. Er nimmt ſich wirklich wie ein Mann aus, der Augen, Ohren, Mund und Naſe hat. In dieſer ſeiner glücklichen Stimmung muß ihn die Novelle zu Hauſe zu treffen ſuchen, ſie muß ſich in dieſe einſchleichen oder ſie aufrufen in ihm. Mitten in der Trägheit der Novellenleſerei, wo er recht zu faullenzen glaubt, muß ſie ihm einen Floh ins Ohr ſetzen, und muß ihn allmählig durch Gebilde eines glückſeeligeren, kräftigeren, hochherzigeren Lebens überraſchen, daß er vor Ungeduld und Sehnſucht ganz unbändig wird. So faſſe ich die Novelle als Deutſches Hausthier auf, und als ſolches iſt ſie mir jetzt die berufenſte Kunſtform, das Höchſte darzuſtellen. Ich ſäe und ärnte auf ihrem Acker meine ſchönſten Hoffnungen.

Auf Künſtlergröße verzichte ich gern; ich und die Zeit, wir beide ſind zu unruhig dazu. Nicht als ob ich Kunſtwerth verachtete, ſondern ich achte

ihn eben zu hoch, um ihn würdig erreichen zu können. Ein Künſtler muß ein Götterſohn der Ruhe ſein. Die Sonne darf ihm nicht untergehn und über ſeinem Schaffen leuchtet der ewige Friede. Durch die kleinſten Theile ſeines Gebildes wallet dieſelbe Liebe, welche die größten verherrlicht. Es gehört eine erhabene Sinnesart dazu. Wer kann ſich aber jetzt in die Künſtlerwerkſtätte zurückziehn, und in deren geweihter Stille ruhig die Jahre hinbringen, während ſich draußen unterdeß eine ganze Welt umwälzen kann. Da muß man lieber aufpaſſen und Schildwach ſtehen, um ins Gewehr treten zu können, wenn ein großes Ereigniß vorbeipaſſirt, oder die Zeit ruft: heraus! Alle Dichtungen werden daher heut an einer gewiſſen Zeitunruhe leiden, wodurch ihnen ihr heiliger Kunſtfriede gebrochen wird. Vor allen auch die meinigen. Sie werden ausſehn wie ein Menſch, der auf einem Baieriſchen Poſtwagen von ſchönen Gedanken an ſeine Liebe überraſcht wird. Er kann dieſe Liebesgedanken unmöglich alle rein ausdenken, während ihm der vermaledeite ſtößige Wagen dabei die Rippen entzweibricht.

Der größte aller Künſtler iſt doch Gott! Er hat den Frieden dazu, mitten durch die Unruhe ſeines Weltgedichtes ewige Kunſtgeſetze der Ruhe innerlich hinzuleiten. In Gottes Geiſt iſt alle Unruhe ſchon von ewig her als Ruhe und Ordnung ausgeglichen geſetzt. Es iſt die höchſte Leiſtung künſtleriſcher Ausgleichung. Ich habe längſt Gott am meiſten als den Künſtler angebetet. Dies iſt meine Religion zu ihm; ich habe keine andere. Dies iſt meine Metaphyſik, durch die ich ihn erkenne und faſſe; ich faſſe ihn nicht anders. Als Weltkünſtler, wie er die Lebensloose der Menſchen und Völker gruppirt, erkenne ich ihn, und dies Erkennen iſt meine Andacht. Eine bewundernswürdige Kunſtſymmetrie geht durch das Univerſum, vor der ich ſtaunend mich neige. Die Frommen werden mich und meine Kunſtreligion verdammen, aber ich mag auch, bei meiner Seele, nicht in ihren Himmel kommen. Die Weltſchöpfung iſt mir ein Kunſtwerk; ſo kann man in der Geſchichte Aeſthetik ſtudiren. Und weil Gott den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen, hat er in dieſen kleinen Gott auch jenen großen Weltſchöpferdrang

gelegt, ihm zu Luſt und Qual. Darum iſt auch der Menſch ein Stück Künſtler, weil ſein Gott der unendliche Künſtlergeiſt ſelber iſt. Auch der Menſch muß Welten bauen! —

Und nun, du gute Mutter, auf deren Schooß ich die erſten Kartenhäuſer baute, Deine Warnungen ſollen doch nicht in den Wind geſchlagen ſein! Wenn ich einſt weder Kartenhäuſer, noch Luftſchlöſſer, noch Welten mehr werde bauen können, dann will ich mich, wie Du gewünſcht, auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, legen. Es iſt für einen träumeriſchen Sohn immer noch Zeit, vernünftig zu werden. Laß mich nur noch bauen, laß mich bauen! Ich muß bauen. Trarah! Trarah! — —

* * *

— So weit vom Apfelbaum herunter, liebe Esperance! Was ſagſt Du dazu? O Mädchen, ich muß wirklich etwas bauen! Ich werde Dir ein Buch ſchreiben, eine Novelle. Den herrlichſten Plan habe ich bereits in mir entworfen, zurechtgelegt. Er wird reifen, und, ſobald günſtige Geburtsſtunden eintreten, wird die Ausführung

dazukommen und fleißig Hand anlegen. Bin ich Dir ſo recht? Und zwar iſt es eine hiſtoriſch-komiſche Novelle aus der Gegenwart. Ja, mein Kind, ich denke damit zugleich ein neues Genre aufzubringen, und habe einen ganzen Cyklus ſolcher Novellen im Sinne. Hiſtoriſch-romantiſche Sachen gibt es genug in der Literatur; mir iſt das Zeug bis in den Tod verhaßt. Die Geſchichte muß ſich darin in eine bunte Hanswurſtjacke ſtecken laſſen, und große Charaktere der Menſchheit werden für die fade Leſeliebelei appetitlich zugeſchnitten. Sie würden auch ſonſt in ihrem natürlichen Gewicht dieſe ganze ſeichte Romantik in Grund und Boden drücken. Man ſollte es, ſtatt des hiſtoriſchen, das hyſteriſch-romantiſche Genre nennen. Ich will jetzt das Hiſtoriſch-komiſche in der Novelle anbauen. Ich habe mich ſchon längſt gewundert, daß man Humor und Satire noch ſo wenig auf dem Felde der Geſchichte hat ſpielen laſſen. Jede Zeit iſt an ſich ſelbſt ſchon eine Satire, jede Geſchichtsperiode erzeugt ihre nothwendigen humoriſtiſchen Geſtalten, ſowohl im öffentlichen als im Privat-

leben. Diese muß man auffangen, und man zieht ein schweres, vollgefülltes, blitzendes Netz davon heraus, womit sich hundert Novellen bevölkern lassen. Das Leben verarmt nie an Novellenstoff, man muß ihn nur zu erlauschen wissen. Eine bewegte Zeit bewegt und färbt Alles, selbst den verborgensten Sorgenwinkel des Familienstübchens, neu. Seht doch zu, wie im Kleinen das Große nachwirkt, und stellt diesen Scherz der Geschichte dar! Seht doch zu, wie aus den großen Begebenheiten oft die helle Ironie lachend herausbricht, und fangt dies Lachen der Zeit auf; ihr braucht nur den Hut unterzuhalten, und ihr habt ein Gedicht, wie es noch nie dagewesen. So will ich historisch-komische Novellen schreiben. Sie sollen wie kleine Bienen über die Zeit ausfliegen, jede mit einem Stachel versehen. Sie sollen für drei Pfennige unter dem Volk herumgetragen werden, die neueste und wohlfeilste Volks-Literatur. Der Landmann an seinen Feiertagen, der Städter in seinen Mußestunden, soll sie lesen, und jeder soll lachen, daß er ein Deutscher ist. Die Komik ächt Deutscher Zustände, an bestimmten Figuren und

Lebensverhältniſſen feſtgehalten, wird ſelbſt die alte Mama an der Krücke noch bis zu Thränen lachen machen.

Blos Dein Beifall, kritiſche Freundin, fehlt noch dieſem Unternehmen. Er wird es aufmuntern, begränzen, richtig leiten. Wie ſehr wünſche ich nicht, ein Buch zu ſchreiben, das Dir ganz und gar gefiele! Ich möchte mein ſchönſtes Buch ſchreiben, und es Dir für einen Kuß hingeben. Mit dieſem Kuß, wenn ich ihn gewiß erhielte, wollte ich alle meine Poeſie Dir als Gruß in die Seele hauchen, und nach dieſem einen, göttlichen unbeſchreiblichen Kuß dann nichts mehr dichten. Einmal muß ich doch einen Kuß von Dir haben, und ſollten auch Himmel und Erde darüber zu Grunde gehen, — denn einmal werde ich doch mein ſchönſtes Buch ſchreiben! Nun, wir wollen ſehn, ob dieſen Wonnemond meine Lippen erleben werden. Meine Feder taucht ſich in Tinte, um Honig für meine Lippen daraus zu bereiten. — Dann, dann, wann dies Buch geſchrieben iſt, wundere Dich nicht, wenn Dir unverſehens ein junger Menſch in die Arme ſtürzt!

Mittlerweile muß ich mich noch in Kleinweltwinkel so zu behelfen suchen. Drei Meilen von hier, in einem Marktstädtchen, ist eine Leihbibliothek, aus der ich mir jetzt Bücher kommen lasse, was da ist. Ich lese alle geliebten und nicht geliebten Schriftsteller wieder, und habe die Erfahrung gemacht, daß man gewisse einflußreiche Bücher in bedeutenden eigenen Lebensumwandelungen immer von Neuem lesen müsse; man liest sie dann wirklich neu, und man versteht oft erst in spätern Jahren an einem Buche das heraus, was man in früheren mißkannt oder abgewiesen hatte. An vielen Schriftstellern freue ich mich jetzt ganz außerordentlich, und kann mich gar nicht mehr von ihnen trennen. Nur Goethe habe ich noch nicht wieder vorgenommen. Goethe hat in der letzten Zeit zu meinen stärksten Antipathieen gehört, und ich fürchte mich, von seinem poetischen Egoismus angesteckt zu werden, da derselbe durch die sententiöse Lebensweisheit, in die er sich hüllt, so verführerisch ist. Doch kann ich mich ordentlich nach der Zeit sehnen, wo ich Goethe in seiner herrlichsten, unvergänglichen Wesenheit anzuerkennen

im Stande ſein werde. Dann will ich, nach vielen Jahren, eine ausführliche Kritik über ſeine Werke ſchreiben. Der Gegenwart, der jungen ſtrebenden Dichter-Generation, iſt Goethe gefährlich. Auch vor Jean Paul hüte ich mich; eine alte Krankheit und Krankheitsſeligkeit der Gefühle kommt mir bei ihm wieder herauf. Steffens ſteht mir immer noch als eine große Erſcheinung da, aber doch habe ich jetzt etwas gegen ihn. Ich muß einmal heftig gegen ihn polemiſiren, um ihn wieder ganz liebgewinnen zu können. Am meiſten habe ich in dieſen Tagen im Shakeſpeare geleſen. Erſt jetzt verſtehe ich dieſen Rieſengeiſt, was er iſt und für die Poeſie bedeutet. Er ſpricht: es werde! und es ſteht ſchon da; Wort und That ſind in ſeiner Poeſie eins, Reflexion und Leben liegen nicht auseinander, und die Macht der unmittelbaren Geſtalt tritt im Triumph der Wirklichkeit auf. Seine urkräftige Friſche dringt ſtärkend durch meine Nerven, ſeine ſtählerne Mannhaftigkeit ſchärft mir den Lebensmuth, und ich laſſe meine ganze Natur in ſeinem rauſchenden Weltmeerſtrom ſich baden. Mein Herz wird weltfrei bei ihm. Auch

bin ich auf den Gedanken gekommen, ihm von seiner Alles übersteigenden Kunst der Darstellung einige Vortheile für die Novelle abzusehn. Gewisse Anlagen und Gliederungen seiner dramatischen Form ließen sich ohne Zweifel mit Glück auf die Novelle anwenden, und würden ihr Gebiet bereichern und befestigen. Bei Tieck glaube ich mitunter es durchzusehen, daß auch er in seinen Novellen schon davon Gebrauch gemacht hat. Auch von Tieck lese und lerne ich jetzt viel.

Sonst habe ich mich auch einer ganz bunt und wild durch einander gemischten Leserei hingegeben, die viel Reiz und Behagen für mich hat. Was der Leihbibliothekar schickt, liegt Alles zutraulich um mich her versammelt, Reisebeschreibungen, alte Romane, Schauspiele aus der Schweinslederhandzeit her, Gedichte eines Preußischen Grenadiers und Nicolai's Fortsetzung von Werthers Leiden, des Dichter Schubart's Selbstbiographie und Swift's Mährchen von der Tonne, die Contemporaines von Retif de la Bretonne, und ein Band der Aarauer Stunden der Andacht. Durch Alles wühle ich mich mit Lust hindurch,

und komme mir bei diesem Geschäft vor, wie ein Beduine, der lebensfroh und selbstzufrieden durch seine Wüste hinwandert. Wie ihm, ist mir wohl in dieser Abgeschiedenheit von der civilisirten Welt, in welche mich dies wilde Bücherleben versetzt, und ich fühle mich ordentlich naturfrisch dabei.

Der Umgang mit Büchern hat mir von jeher viel Trost gewährt, und ich kann mich mit allen meinen Leiden und Freuden völlig in ihm verlieren. Wie Du Dich früher oft über mich gewundert hast, daß ich mit den gewöhnlichsten Leuten, die gar nichts Geistiges mit mir theilen, gern umgehen kann, so kann ich mir auch mit Büchern aller Art freudig zu schaffen machen. Ich gehe wie mit Menschen mit ihnen um, sehe sie als Gäste in meiner stillen Klause an, trinke in gemüthlicher Stunde Brüderschaft mit ihnen und wir sprechen zusammen ein vertrauliches Wort über Handel und Wandel der Welt da draußen. Bei guten, bedeutenden Büchern glaube ich sogar an eine gewisse Seelenfreundschaft, die sich zwischen mir und ihnen entspinnt, und ein dauerndes Band um uns flicht. Diese Bücherfreundschaft ist dornenloser

als das, was man gewöhnlich im Leben Freundschaft nennt. Wem die Freundschaft mit Menschen tiefe Wunden geschlagen, wem aus innigstem Freundesumgang giftige Nesseln hervorgewachsen sind, wem sich aus Bruderliebe hartnäckige Verfeindung über ein ganzes Leben hingesponnen hat, wer seine Freunde schwach, kleinlich, engherzig hat werden sehn, der fliehe der sorgenlosen, dornenlosen Bücherfreundschaft zu!

In den Umgang mit Büchern verloren, vergißt man die Menschen, und gewinnt sie doch zugleich von der andern Seite her wieder lieb. Bücher sind die treuesten, uneigennützigsten Freunde, sie bleiben Nächte lang bei uns, wenn wir nicht schlafen können, sie haben keine Launen, mit denen sie uns martern, und füllen in der anspruchslosesten Unterhaltung unsere Tage und Stunden aus. Und Sonntags, wann alle Leute geputzt und übermüthig spazieren gehen, bleiben sie bei dem armen, stillen, scheuen Klausner, der sich nicht mehr unter die frohen Gesichter hinauswagt, zu Hause, und erheitern ihn, daß er sich ganz glücklich dünkt.

Ich kann mich rühmen, daß ich in der Bücherfreundſchaft ſchon eben ſo viele gute Erfahrungen gemacht habe, als in der Freundſchaft mit Menſchen ſchlimme. Dennoch aber kann es auch ſchlimme Erfahrungen in der Freundſchaft der Bücher geben. Der alte ewige Gegenſatz zwiſchen Haß und Liebe, von dem menſchliche Herzen immer bewegt werden, ſtellt ſich ihnen auch bei den Büchern ein. Wo man am höchſten geliebt hat, kann man auch gerade am höchſten haſſen, und dieſe beiden Flammen berühren ſich, wie alle Extreme; denn gleichgültig werden kann man einem bedeutſamen Gegenſtande nie. Darum iſt in dem höchſten wahren Haß, der immer etwas Poetiſches hat, noch ein heimlicher Seufzer der Liebe verſteckt. Auch gewiſſe Bücher, die ich geliebt habe, muß ich in dieſem Augenblick haſſen. Ich ſprach Dir vorhin von Goethe. Es war eine große Freundſchaft zwiſchen Goethe und der Deutſchen Nation, durch die ſich Jeder geiſtig erhoben fühlen mußte. Jetzt iſt eine offenbare Spannung zwiſchen beiden eingetreten. Ich bin nicht Schuld daran, ich empfinde dieſe Spannung blos lebhaft in mir nach.

Flitzbogen iſt zurück, und hat mir keinen Brief von Dir mitgebracht. Esperance! Esperance! habe ich das um Dich verdient? Es ſcheint, Du läßt mich jetzt reden und immer reden, und denkſt Dir im Stillen Dein Theil dabei. Er ſagt, Du habeſt ihm meinen Brief durch das Dienſtmädchen abnehmen laſſen, weil Du gerade Schulſtunden gehabt. Nun, ich glaube Dir wohl, daß Du nicht Zeit haſt, Dich mit ſtelzbeinigen, liberalen Candidaten abzugeben, oder an wirrwarrige Salzſchreiber Briefe zu ſchreiben. Ich ſage Dir nur ſo viel, Mädchen, daß Du Dich jetzt nicht mehr vor meinem Abſolutismus zu fürchten brauchſt, wenn Du etwa an mich ſchreiben willſt. Auch dieſen Abſolutismus denke ich nun bald wieder abſolvirt zu haben. Es ſind wunderbare Zeiten, und man muß ſeinen Kopf in Alles ſtecken. Vielleicht bleibt dann doch wenigſtens etwas in ihm ſtecken. Wenn nur meine hiſtoriſch-komiſchen Novellen gedeihen! Weiter wünſche ich fürerſt gar nichts von mir. Auch ſoll es mich durchaus nicht ärgern, wenn mir Einer nachſagt, daß ich in dieſem Augenblick aller beſtimmten politiſchen Farbe und Richtung entbehre. Ich mache mir nichts daraus. Sela! Sela!

Flitzbogen hat ſich übrigens einen äußerſt ſchön gedrechſelten Stelzfuß aus der Reſidenz mitgebracht, der für ein wahres Kunſtwerk gelten kann. Er tummelt ſich für einen jungen Zeitinvaliden getröſtet und luſtig genug darauf herum. Um die Hand der kleinen Abſchreiberin hat er nun förmlich angehalten, und ich bin bei der Verlobung zugegen geweſen. Dieſe Scene, wünſche ich, hätteſt Du mit anſehen können, und ich weiß ſelbſt nicht, ob ich dadurch mehr gerührt oder erheitert worden bin. Ich will verſuchen, Dir eine, freilich ſchwach entworfene Schilderung davon herzuſetzen.

Marie ſaß vor ihrem Schreibtiſche und hatte die Feder eben weggelegt. Die blauen Augen waren ſchamhaft auf die großen Conceptpapierbogen niedergeſchlagen, die das arme Kind mit ihren feinen Fingern beſchreiben mußte. Ihr gegenüber an der andern Seite des Tiſches ſaß Flitzbogen, und hielt ſein künſtliches Bein, ich weiß nicht warum, einigermaßen unter dem Stuhl verſteckt. Er mochte vor dem lieben Mädchen noch nicht recht das Herz haben, in der Stube darauf herumzuſtolziren, ſondern er wollte ihr noch ſein Bild

in möglichſter Rundung und Vollkommenheit zeigen. Im Hintergrunde der kleinen Stube kauerte ſich die alte halbblinde Muhme in einem Lehnſeſſel zuſammen, und hatte vor Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, den Faden ihres Spinnrockens aus der Hand gleiten laſſen. Ich ſtand mit dem Rücken an das Fenſter gelehnt, und ſah bald die Kleine an, bald dachte ich an glückliche Zeiten. Die polternden Gewichte der Wanduhr durchtönten die ſtille Gruppe.

Candidat Flitzbogen ſchien noch immer in einiger Verlegenheit, dem ſchweigſamen Geſpräch beſſer die Zunge zu löſen. Er hatte des Copiſten Mundus Töchterlein bei der Hand ergriffen.

Kennen Sie einen gewiſſen Cid? fragte er ſie endlich, in ſeiner launigen Weiſe, die diesmal viel Gemüthiges hatte.

Sie ſchüttelte ſeufzend das Köpfchen.

Den Cid Campeador? meine ich — fuhr er mit nachdrücklicher Betonung fort.

Marie ſchüttelte wieder, und hob, halb lächelnd, die Augen zu ihm empor. Dann ſenkte ſie die hübſchen Blicke ſchnell wieder.

Es iſt Schade, ſagte er, ihre Hand loslaſſend, daß Sie Don Rodrigo, den Cid, nicht kennen.

In der Schule iſt uns nichts davon gelehrt worden, ſagte ſie ſchüchtern. Kommt der Cid in der Naturgeſchichte vor?

Ach nein, erwiederte er ernſthaft, es iſt der Cid, welcher den Don Gormaz ſchlug!

Alſo ein Mörder? fragte ſie verwundert. Dann ſchien es, als beſänne ſie ſich, und als thue es ihr leid, daß ſie dies Wort ausgeſprochen.

Der Candidat Flitzbogen war ebenfalls bei dieſem raſchen Wort erblaßt, erholte ſich jedoch bald wieder.

Kein Mörder! ſagte er feierlich. Der Cid Campeador erſchlug den Don Gormaz in einem redlichen Zweikampf, nach alter Ritterſitte damaliger Zeit.

Sie ſchwieg nachdenkend.

Der Cid liebte lange Donna Ximena, fuhr Flitzbogen mit ſanfter werdender Stimme fort. Donna Ximena war die Tochter des Don Gormaz, welchen der Cid ſchlug. Der arme Cid!

Sie fuhr ſich mit der Hand über die Augen, und weinte ſtill.

Und Donna Ximena fluchte dem Mörder ihres Vaters nicht, ſagte er leiſe.

Marie blickte ihn durch Thränen an; es lag ein verſtohlener Gruß in dieſen Thränenblicken. Sie glich ganz und gar einer im feuchten Thau aufbrechenden Roſenknoſpe.

Donna Ximena liebte den Cid und wurde ſeine Gattin, ſetzte er hinzu. Sie lebten lange glücklich zuſammen. Der Geiſt des Vaters ſegnete verſöhnt ihren Bund.

Sie zog ihr Schnupftuch hervor, und trocknete ſich die Thränen, die dem Andenken ihres Vaters gefloſſen waren, von Augen und Wangen. Sie ſah ihn gutmüthig an.

Marie! ſagte er darauf mit gefaßter männlicher Stimme, wir wollen uns nicht durch trübe Rückerinnerungen erweichen. Das Geſchehene iſt einmal nicht ungeſchehen zu machen. Laſſen Sie uns an unſere hellere Zukunft denken. Ich, ich bin der Cid!

Sie lächelte; ein jungfräulicher Sonnenſchein begann auf ihren Wangen aufzuſteigen.

Der gute Don Gormaz war Copist Mundus, fuhr er, wieder mit leiserer Stimme, fort.

Sie nickte, wieder ernsthaft werdend. Den jungen Purpur der Liebe färbte ein Nachschatten der Wehmuth.

Werden Sie wie Donna Ximena handeln? fragte er nun mit herausbrechender Stärke des Wunsches.

Marie blickte verlegen auf das große Concept-bogen-Papier hin, das vor ihr lag. Sie konnte ihm nichts sagen.

Sein Sie Donna Ximena! fuhr er bittend fort. Donna Ximena! Donna Maria! Ich habe mir längst gewünscht, einer Donna Maria zu huldigen und zu dienen. Als ich von Hambach zurückkehrte, hatte ich erst den Plan, nach Portugal zu gehn, um für Donna Maria da Gloria zu fechten und Dienste zu nehmen. Wie freue ich mich, hier eine andere Donna Maria kennen gelernt zu haben, der ich meine Dienste in ewiger Treue anbiete. Mit ihr möchte ich glücklich sein, aus der Ferne nur noch für den Liberalismus mich

intereſſirend. Kennen Sie eine gewiſſe Donna Maria da Gloria?

Sie ſchüttelte das Köpfchen, wie vorhin, als er ſie nach dem Eid gefragt hatte. Es mochte ihr in der Schule auch noch nichts davon gelehrt worden ſein. Sie ſchämte ſich faſt, daß ſie gar nichts wußte. Das liebe kleine Mariewürmchen!

Und ſoll der Eid glücklich ſein? fragte er noch einmal, und reichte ihr ſeine Hand hin. Da gab ſie ihm hocherröthet die ihrige, und er ſprang mit Wonneruf auf, und ſie ſtürzten ſich beide in die Arme. Lange hielten ſie ſich umfaßt, und der erſte Kuß klang ſchöner als eine Nachtigall durch ihre Umarmung hin. Auch die alte Muhme war von ihrem Seſſel aufgeſprungen, und lauſchte, was vorgefallen wäre.

Ich gönnte dem guten Flitzbogen ſein Glück. Er geſteht mir, wie er ſich heut und ſeit einiger Zeit benommen. Nun wird es wohl bald eine Hochzeit in Kleinwelawinkel geben. O Esperance, eine Hochzeit! —

Das Allerwunderbarſte iſt mir übrigens in den vergangenen Tagen mit der Dir mehrmals ge-

nannten Dirmyia begegnet. This is very strange! muß ich, wie Hamlet ausrufen, als dieser ſeines Vaters Geiſt geſehen. Ich komme erſt am Schluß meines Briefes darauf zu ſprechen, weil ich Dir in einer eigenen Darſtellung dieſe ganze Begebenheit, die ſeltſamſte meines Lebens, zu Papiere gebracht habe. Ich ſchicke ſie Dir als Beilage dieſes Briefes. Mögeſt Du zuſehen, was Du Dir dabei denken kannſt. Mir ſelbſt will zuweilen ganz der Verſtand darüber ſtill ſtehn. Jedenfalls wirft die Sache ein ſolches Licht auf den Herrn von Jodiacus, daß mein anfängliches Grauen vor demſelben nur zu gerechtfertigt erſcheint. Es iſt eine höchſt fabelhafte Geſchichte!

Vergiß mein nicht, Du viel zu denken habende Eſperance! Mitunter, in kleinmüthigen Stunden, habe ich faſt daran gezweifelt, ob ich Dir auch etwas mehr ſei, als jeder Andere. Früher, in Deiner Nähe, hatte mich dieſer Zweifel oft geängſtigt. Es kam daher, weil Du im Umgange gegen die Unbedeutendſten eben ſo freundlich ſein konnteſt, als gegen die Bedeutendſten. Ich ſah Dich oft gegen die mir verhaßteſten Menſchen Deine

ganze, unbeſchreiblich gütige Seele herauskehren. Aber Du hatteſt Recht daran; denn es ſcheint die Sonne über Gerechte wie über Ungerechte, und was habe ich Dir für Vorſchriften zu machen über Deine Freundlichkeit! Ich hielt mich jedoch in ſolchen Augenblicken auch nicht für beſſer, als jener Lump, den Du freundlich beſchienen, und dies demüthigte mich. Du ſiehſt, ich ſchimmere oft, mitten im hellſten Glück, wie ein

Trüb-Seeliger.

Die verlorene Tochter.

(Gegenſtück zum verlorenen Sohn).

Es lag die erſte träumeriſche Frühe über den Feldern, die Lerche ſang noch nicht. Da ſah der Salzſchreiber ſchon zum Fenſter hinaus, und hoffte auf einen heitern Tag.

Unten über die Straße her kam eine Maid gegangen, von wunderſeltſam ſchöner Geſtalt. So früh ſchon hat ſich die Maid geputzt, ſie ſtrahlt in einem ſeidenen Kleide. Alle ſchlafen noch rings in der ganzen Gegend, ſelbſt über den Blumen iſt die Sonne noch nicht aufgegangen, um ihnen den Farbenſchmelz anzuhauchen.

Welche große Freuden oder Sorgen haben die Frühwandelnde hinausgetrieben?

Sie hat den Salzschreiber oben am Fenster gesehen, und winkt ihm mit einem unwiderstehlichen Blick der großen traurigen Augen.

Dem Salzschreiber ist es durch's Herz gegangegangen, und er eilt hinunter zu ihr, und sagt der geputzten Maid viele Grüße am frühen Morgen.

Sie seufzt und spricht leise zu ihm geheimnißvolle Worte. Weit in die dämmernde Ferne, hinter jene Berge hin, zeigt ihre Hand, schweifen ihr die Augen.

Dort, dorthin komm mit mir, Freund! flüstert sie heimlich. Die arme Olympia hat Vertrauen zu Dir, Du sollst sie begleiten. Ich weiß den Weg nicht, ich kann mich verirren. Aber hinter jenen Bergen, da steht ein Schloß, ein schönes, herrliches, der Sitz unseres alten Glückes. Dort, meine ich, wohnen die lieben Aeltern mir noch, der erhabene Vater und die hochherrstrahlende Mutter. Beiden bin ich geraubt, eine unglückliche Grafentochter. Ein gefährlicher Mann hat mich mit unentwindbaren Fesseln an sich gekettet. Laß mich sehn, ob das Schloß meiner Ahnen noch steht! Ach, die alten Zauber großer Berg...genheit

werden wieder in meinem Herzen rege. Die Mährchenwelt des Glückes ſteigt empor!

Es kennt der Salzſchreiber kein Grafenſchloß in der ganzen Umgegend, in welcher der oft Wandernde ſo vielfach umherſchweift.

Deine Träume täuſchen Dich, armes, irres Kind! ſagt er.

Sagt die ſchöne irre Maid: Komm nur! Mein Traum weiſt mich in die Ferne, und die ganze Lebensferne iſt ein Traum. Traum und Traum umfaſſen ſich, und erzeugen die Wahrheit. Komm nur!

Sie eilt mit haſtigen Schritten fort, die feenhafte Geſtalt, und zieht den Salzſchreiber an der Hand mit ſich. Der Seelige weigert ſich nicht. Er weiß längſt, daß aus Traum ſich Wahrheit erzeugt, und hat ſich die Wahrheit nur zu oft in Traum eingewiegt. Er geht gern und eilig mit ihr.

So wandeln die Beiden dahin durch die morgengraue Landſchaft. Der Himmel hat ſeine Nebelſchleier noch immer nicht abgeſtreift, formloſe Schatten lagern über den dampfenden Auen, und die ganze Natur hangt dem Licht entgegen. Die pilgernde Maid iſt ſtill und ſchweigſam.

Sie ſind durch den Wald gegangen, ſie haben Berg und Thal durchſchritten, und auf jedem Hügel iſt Olympia ſtill geſtanden und hat ſich ängſtlich umgeblickt nach allen Seiten und Fernen. Sie hat nichts erſpäht, keine Zinne und kein Schloß, und geht immer ſeufzend wieder weiter. Das Mädchen kann ſeufzen, wie wenn ein ganzes Leben zerriſſe.

Dem Salzſchreiber thut es leid in ſeiner Seele. Er ſieht, wie er immer wilder in öde Gegend mit ihr hineingerathen. Auf ungebahnten Waldpfaden hat ſie ihn fortgezogen, durch Geſträuch und Buſch, und immer an den ſchauerlichſten Stellen der Wildniß zu finden gehofft, was ihr Herz ſie ſuchen hieß.

Da fragt er ſie, ob ſie die alte Ruine meine, die dort an jenem Abhange liegt? Bei Gott, es war kein Spott, daß der Seeliger ſie fragte, ob es die Ruine ſei, die ſie ſuche?

Sie blickte ihn ernſthaft an, und blickte nach den Trümmern hin, die von dort herüberragten. Ein ungeheuer ſchmerzlicher Gedanke ſchien ſie zu überraſchen, ſie hielt die Hände in ſtill zuckendem Weh über die Augen; dann ſagte ſie leiſe: laß uns hingehn und zuſehn!

Sie waren bald zur Stelle gelangt, wo aus grauen Jahrhunderten her der Ueberreſt einer alten Schloßruine ſich zeigte. Einige bemooſte Pfeiler ſtanden noch, ein hoher Bogen kündigte die ehemalige Pforte des Hauſes an, durch welche die ritterlichen Altvordern aus- und eingegangen waren zu Luſt und Streit.

Ja, bei allen Heiligen, das iſt die Stelle! rief Olympia mit tiefer Erſchütterung aus.

Sie ſtarrte lange ſinnend und ſinnend auf das, was einſt geweſen war, hin. Dann warf ſie ſich, laut aufſchreiend, an den zerbrochenen Pfeiler nieder und umfaßte ihn, wie ihr letztes Gut, mit einem Ton der Wehklage, der zerreißend in der Einſamkeit wiederhallte. Ihre Thränen floſſen in Strömen, ſie raufte ſich die Locken, und wand ſich, ganz aufgelöſt in ihren qualvollen Erinnerungen, wie eine Sterbende an der Erde hin.

O! o! ſchluchzte ſie — wo ſeid ihr hin, Vater und Mutter? Eure Tochter ſucht euch über den Ruinen, wo euer Haus zerſchellt liegt, und nur dieſer Schutthaufen iſt übrig geblieben von aller Pracht und Herrlichkeit der Vorzeit. Ihr

ſeid ausgewandert, ihr ſeid todt! Ihr habt die ſchöne Zeit des Lebens mit euch dahingenommen. Soll eure verwaiſte Tochter noch umherirren, tragend das Loos der Erniedrigung, darſtellend den Fluch ehemaligen Segens, in einer Welt voll Hohn?

Indem ſie ſo klagte, ging über ihrem Haupt der Tag auf, und heller Morgenſchimmer floß auf die Gegend hernieder. Der erſte Sonnenſtrahl hatte die Schöpfung aufgeweckt, Vögelſang wurde laut, Baum und Feld erglänzten, und fröhliche Landleute zogen vorbei. Die Trauernde richtete ſich ſtumm auf. Der Seeliger konnte ſie nicht tröſten.

Ein Schäfer ſtand, und betrachtete neugierig die Gruppe. Die weinende Maid hatte den Mann ſcharf ins Auge gefaßt, und trat, in ihrer ſeltſam vertraulichen Weiſe, ſchnell zu ihm heran.

Erkenne ich Dich? ſagte ſie. Du warſt ein alter Diener dieſes verfallenen Schloſſes. O ſprich, Mann, wo ſind mir die theuern Aeltern hingezogen? Lebt der Graf und die Gräfin noch?

Oho, lächelte der Mann, die werdet Ihr dort auf dem Felde finden, die haben ein neues Geſchäft angefangen, ſeitdem ſie das Schloß verlaſſen.

Er ging, und ſie folgte ihm mit ſtrahlenden Augen der Erwartung. Der Salzſchreiber kam kopfſchüttelnd hinterdrein.

Auf dem Felde ſaßen zwei alte Leute, Mann und Frau, mit ſchneeweißem Haar und bleichen, ſorgenvollen Geſichtern. Sie hüteten die Schweine, und verzehrten ihr dürftiges Morgenbrod.

Da ſtürzte Olympia mit ausgebreiteten Armen ſchreiend auf ſie zu und rief: Ach, ach! ich möchte himmelzerſprengende Klagen ausſtoßen, und muß mich zugleich doch freuen! Wehe mir, wehe! Sehe ich euch wieder, geliebte Aeltern? Und ſo ſehe ich euch wieder? O, kennt ihr denn euere Tochter noch? Hat das tragiſche Schickſal, das uns ſtürzte, uns nun ſo bitter wieder zuſammengeführt? Laßt mich an euerm Buſen das rieſengroße Leid ausweinen!

Die beiden Alten ſahen ſie ſtaunend an, und erhoben ſich in ſtarrer Verwunderung nicht von ihren Sitzen. Wir kennen Dich nicht! ſagten ſie drauf und ſchickten ſich an, ihrem patriarchaliſchen Geſchäft weiter nachzugehen.

Arme Aeltern, ihr kennt mich nicht mehr? weinte die Maid. Haben die betäubenden Schläge

der Zeit auch euer Gedächtniß der Vergangenheit erſchüttert? Hat der tödtende Blitz unſeres Schickſals auch den Sinn der Erinnerung euch gelähmt? Ich bin ja euere Tochter Olympia! Vater, Mutter, ſo müſſen wir uns wiederfinden? Was hat euch hinausgetrieben aus dem Stammſitz unſerer Ahnen, was hat euch ins Elend geſchleudert? Aber ich weiß, ich weiß! Mein Verderber war auch euer Verderber. Er iſt das Verderben dieſer ganzen Zeit! O weh, ich finde nie wieder, was ich zu ſuchen kam!

Olympia! rief jetzt von fern eine ſtarke Stimme mit drohendem Ton. Olympia! Olympia! Biſt wieder ungehorſam geweſen? Was trieb Dich, Deinem alten Wahn noch einmal zu folgen, und mir zu entfliehen, was doch vergeblich und ewig umſonſt iſt?

Die Arme erblaßte, und ein heftiges Zittern ſchlich ſich ſichtlich durch alle ihre Glieder hin. Sie blickte ſich um. Zodiacus ſtand vor ihr.

Er ſah ſehr ernſthaft aus, und kam dem Salzſchreiber größer, länger und fürchterlicher vor, als jemals.

Thörichtes, ſtolzes Ding, in dem der alte Hochmuth nicht auszurotten! rief Zodiacus zornig, und ergriff ſie bei den ſchönen flatternden Haaren, und riß ihr das neue Gewand, mit dem ſie ſich eigenmächtig geſchmückt hatte, von den Armen herunter. Ich will Dich ſchnell wieder in Deine Magdskleider ſtecken!

Nur einen leiſe verlorenen Seufzer, der Welten hätte bewegen können, ließ Olympia hören. Dann war ſie, wie im Hauch eines Augenblicks, mit ihrem Gebieter verſchwunden. Er ſchien ſie, gleich auf Flügeln des Windes, entführt zu haben.

Ein Zug der Trauer bewölkte einen Moment lang den blauen Morgenhimmel, die Sonne dämpfte ihren Glanz hinter Wolken, und die Lerche verſtummte mitten in den jubelnden Takten ihrer Frühhymne. Ueber Wald und Berg flüſterte ein ſtiller Geiſt der Wehmuth.

Nur die alten Sauhirten trieben in gleichgültiger Ruhe ihre Heerde weiter.

Der Salzſchreiber ging nachdenklich nach Hauſe, und konnte dieſen Tag ſelbſt an ſeinen Salz-Acten nichts ſchreiben.

An Esperance.

Kleinweltwinkel, d. 1. September 1333.

— — Ich ſaß in meinem Zimmer und wollte eben wieder an Dich ſchreiben, als es an meine Thür klopfte, und zwar mit einer Manier, wie an dieſe niedrige Thür noch niemals geklopft worden. Es mußte ein ſehr vornehmer Beſuch ſein. Und in der That, liebe Esperance, dieſer Beſuch iſt Schuld daran, daß Du jetzt einen ganz anderen Brief von mir empfängſt, als ich Dir ſonſt geſchrieben haben würde. Höre alſo!

Noch ohne mein ſchüchtern gerufenes: Herein! abzuwarten, trat der wohlbekannte Herr von Zodiacus in die Stube. Meine Verlegenheit war unbeſchreiblich; ich konnte nicht begreifen, was ihn hieher in meine ärmliche Wohnung geführt haben

möchte. Ich war zitternd aufgefahren, und ſprach viel von zu großer Ehre, von unverdienter Gunſt gegen einen devoten Knecht. Nachdem ich ihn bei der neulichen Geſchichte mit Olympien auf dieſe Weiſe kennen gelernt, hatte ich nicht geglaubt, daß er mir je in menſchlicher Geſtalt wieder begegnen würde. Ich machte wahrhaft grauenvolle Kratzfüße gegen ihn.

Er aber, wie ein ächter Mann von Welt, behandelte mich mit heitrer Ruhe und Zuvorkommenheit, und ſagte, daß er es für ſeine Pflicht gehalten, mir auch einmal die Gegenviſite zu machen; er habe ſchon längſt meiner Entſchuldigung zu bedürfen geglaubt, daß er dieſe erſte Regel aller Höflichkeit bisher gegen mich vernachläſſigt. Er dämpfte dabei ordentlich ſeine Heiſerkeit zu einer ſanften Melodie, und ſchien überhaupt aus der Abſicht gekommen zu ſein, ſich mir nach dem Vorgefallenen wieder in einem annehmlichen Licht zu zeigen.

Setzen wir uns, plaudern wir ein wenig, guter Salzſchreiber! ſagte er endlich in ſeiner freundlichen Herablaſſung, und machte mich dadurch erſt

auf die peinliche Dürftigkeit meines Haushalts aufmerksam, der gar nicht für die Aufnahme solcher Gäste eingerichtet war.

Meine kleine Einsiedlerklause ist durchaus nicht für hohe Visiten gemacht, ich sitze selbst nur wie ein eng eingesperrtes Heimchen darin, und zirpe meine Grillen ab, vielweniger daß noch hinlänglicher Raum darin wäre, um einen vornehmen Besuch in gehörigen anständigen Dimensionen niederzusetzen. Der in der Mitte stehende Tisch bewahrt in ziemlicher Unordnung meine Bücher und Papiere auf, und dient mir zugleich zum Lesen, Schreiben, Essen und um die Hand darauf zu stützen, wenn ich in meiner Einsamkeit an Dich denke. Die ganze Hälfte meines Zimmers nimmt mein Bett ein, und mit ebenso großem Recht, wie der Schlaf die Hälfte meines Lebens einnimmt. Einen Stuhl besitze ich nur, und, mich dünket, ebenfalls mit Recht, um das ne quid nimis eines alten Weisen zu befolgen; denn wo sollte ich auch einen zweiten hinstellen? Dagegen liegt mein Bett so nachsichtig zu sein, mir zu gleicher Zeit als Sopha zu dienen, um meinem Gesäß durch Ab-

wechselung die Verrichtungen des Sitzvermögens zu erleichtern. Ein altmodischer Kleiderschrank, auf dessen Façade, sonderbar genug, der Bethlehemitische Kindermord in Schnitzarbeit abgebildet ist, nimmt den andern Theil der Wand ein, und bezeigt sich so unverschämt, mir fast noch um einige Zoll die Thür zu versperren. Dafür schützt er meinen Sonntagsrock vor Staub und Motten, er ist der Tugendwächter, der über die Reinheit meiner Kleider wacht, und ich muß mir daher die Impertinenz seines Wesens gefallen lassen.

Was sollte ich also in einer solchen Häuslichkeit anfangen? Ich bot dem Herrn von Zodiacus meinen einzigen Stuhl, den ich hatte, und um ihn nicht gar zu stolz zu machen, als wenn ich jetzt demüthiger Weise vor ihm stehen würde, nahm ich eine vornehme Miene an, und setzte mich mit dieser pathetisch auf den Ehrenplatz meines Zimmers hin, nämlich auf mein Sopha. So hoffte ich diesem Manne das Gleichgewicht in meinem Terrain zu halten. Nur zwei Dinge thaten mir noch leid, einmal, daß ich ihm keinen Burgunder vorzusetzen hatte, sowohl um seinet- als um mei-

netwillen, und dann, weil ich ihm noch im Schlafrock gegenüber saß, einem solchen Manne! Dahingegen freute ich mich wieder, nicht ganz dicht neben ihm zu sitzen, von wegen unheimlicher Erinnerungen und Anwandelungen.

Dies Alles schien ihm selbst indeß gar nicht aufzufallen, er lächelte blos, wie ich ihn noch jedesmal lächeln gesehn, und begann mit Behagen ein Gespräch zwischen uns einzuleiten, nachdem ich ihn höflich gebeten hatte, dieses unser Rendezvous für ein im verkleinerten Maßstabe ausgeführtes Dejeuner ohne Zubehör ansehen zu wollen.

Ich wollte mich nicht lange verweilen, mein lieber Seeliger! sagte er. Meine Absicht war eigentlich nur, mich theilnehmend zu erkundigen, wie es Ihnen denn mit dem Absolutismus ergangen ist?

Ich hab' ihn mir so ziemlich aus dem Sinn geschlagen, antwortete ich gleichgültig; ich denke nicht mehr daran, sondern beschäftige mich jetzt wieder vorherrschend mit Literatur und Kunst, und habe bereits einige Pläne zu eignen Arbeiten entworfen.

Das sind allerdings die bedenklichsten Folgen eines rapiden Absolutismus, entgegnete er, und

rückte mit ſeinem Stuhl näher zu mir heran, um mir nach dem Puls zu fühlen. Ich rückte jedoch um ebenſo viel wieder von ihm ab, um mich immer in ehrerbietiger Ferne zu halten.

Aermſter, mit Literatur und Kunſt beſchäftigen Sie ſich? ſagte er achſelzuckend. Habe ich Ihnen denn, in unſerer damaligen Unterhaltung über den Abſolutismus, nicht angedeutet, wie derſelbe die Deutſchen zwar zur Kunſt zurückführt und ihren ausſchließlichen Literaturſinn unterhält, aber ſie ebenſo von lebengebender Politik ewig entfernt? Ich fürchte, Sie haben es damals wieder zu ernſt genommen, als ich Ihnen von der Bedeutſamkeit abſolutiſtiſcher Tendenzen ſprach. Es war ja nur ein baarer Zeitſpaß. Gehn Sie, gehn Sie, Sie ſind ein rechter Deutſcher, Sie nehmen Alles gleich zu ernſt. Können Sie es denn wirklich über's Herz bringen, nun völlig Ihr ganzes Verhältniß zur Politik der Zeit wieder fahren zu laſſen, nachdem Sie ſchon ſo große Fortſchritte auf dem Gebiete der verſchiedenen Parteien derſelben gemacht? Können Sie Ihre ſchönen jugendlichen Kräfte wieder in idylliſch-deutſcher Literatur-

Seeligkeit verweichlichen lassen, während Sie doch berufen sind, an den Interessen des öffentlichen Lebens, das sich in Deutschland allmählig gebären will, mitlebend und mitschaffend Theil zu nehmen? Die Litteratur wird es wahrlich nicht sein, durch welche die Deutschen jetzt eine höhere Umbildung des Nationallebens gewinnen werden. Was Deutschlands Nationalität seiner Literatur verdanken konnte, hat es ihr bereits verdankt, und die daraus hervorgegangene Cultur ist längst in Uebercultur ausgeartet, welche oft gefahrbringender für ein Volk werden kann, als die Barbarei selbst. Ein Volk kann gewiß auf ganz verschiedentliche Weise untergehn; es ist durchaus nicht nöthig, daß es gerade die Barbarei sei, welche die Civilisation wieder verdränge, sondern es ist vornehmlich die Uebercultur, welche am entschiedensten die Cultur der Nationen wieder tödtet, und so in Zustände der Barbarei überführt. Und ich bitte Sie, was kann es denn heutzutage noch Lockendes für einen Mann von Geist und Kraft haben, ein Deutscher Schriftsteller zu sein? Ist nicht die Literatur der Deutschen gegenwärtig bis auf Heller und Pfennig

herabgeſunken? Sind nicht ihre ekelhaften Pfennig-Unternehmungen, — das Einzige, wodurch ſie jetzt noch Aufſehen zu erregen im Stande iſt, — das letzte Buhlerinnen-Mittel, mit dem ſich die zur feilen Dirne herabgeſunkene Göttin jedem Vorübergehenden auf der Straße an den Hals wirft? O Salzſchreiber, Salzſchreiber! Deutſchland iſt ſeiner großen Geiſter überdrüſſig geworden, es fällt ihm jetzt unbequem, zu hören, wenn irgendwo ein neues Genie auferſteht, und jeder patentirte Schneidermeiſter iſt in der bürgerlichen Geſellſchaft mehr geehrt und für ein nützliches Staatsmitglied anerkannt, als ein Deutſcher Schriftſteller, der nichts als ein Deutſcher Schriftſteller iſt. —

Als er dies ſagte, knackte die andere Hälfte meines Lebens unter mir, nämlich mein Bett, auf dem ich ſaß, ſo unruhig und zornig war ich geworden. Nein! nein! dachte ich bei mir ſelbſt, — es bleibt doch dabei, daß ich meine hiſtoriſch-komiſchen Novellen ſchreibe! Die ſoll er mir nicht ausreden, und wenn er noch mehr als der Teufel ſelber wäre! Zwar iſt es wahr, daß die Deutſche Literatur ihren Preis beträchtlich herabgeſetzt und

ſich mit Induſtrie auf die Spottwohlfeilheit gelegt hat. Aber was geht mich die Deutſche Literatur an? Der Mann hat mich ganz mißverſtanden? Ich werde ja meine hiſtoriſch-komiſchen Novellen nicht für die Literatur ſchreiben, um mir einen literariſchen Namen dadurch zu erwerben! Fi donc! Alle literariſche Berühmtheit war mir ſelbſt längſt ein Gräuel; ſie iſt mir immer wie eine Pedanterie vorgekommen. Ich will meine Novellen für das Volk ſchreiben, ſie ſollen als Volksbücher um einige Pfennige in Stadt und Land verkauft werden. Alſo auch eine Pfennig-Unternehmung? Ja! ja! Man ſoll ſich nicht ſchämen, den Thorheiten der Zeit eine gangbare Form abzuborgen, wenn ſich darunter etwas Beſſeres unter die Leute bringen läßt. Nur zu! nur zu! Herr von Zodiacus! Diesmal bin ich feſt! — So dachte ich bei mir, antwortete ihm aber nichts.

Er fuhr jedoch fort: Die Literaturliebe iſt für die Deutſchen beſonders deshalb ſo gefährlich, weil ſie durch ſie bis jetzt immer von den Intereſſen der Gegenwart abgezogen worden ſind. Die Literatur wird ihnen zur Häuslichkeit, in der ſie

ſich abſchließen und hinter ſich die Thür zumachen, um weiter nichts mehr zu hören und zu ſehn, was draußen der unruhige Tag bringt und geſchehen läßt. Nein, lieber Seeliger, um Alles in der Welt! Beſchäftigen Sie ſich lieber mit Ideen über Anlegung von Eiſenbahnen, erfinden Sie ein neues Ventil an einem Dampfwagen, entwerfen Sie architektoniſche Pläne, wie man am beſten und wohlfeilſten conſtitutionelle Ständehäuſer erbauen kann, nur irgend etwas Zeitgemäßes, der Gegenwart Angehöriges, und Sie können ſich doch ein nationelles Verdienſt erwerben! Aber um Gotteswillen, nur nicht in Deutſche Literaturträgheit verſunken, ein Mann von Ihren Gaben!

Jetzt nahm ich das Wort: Mein Herr, ich muß wohl höchlich erſtaunt ſein, Sie jetzt wieder auf Einmal von conſtitutionellen Ständehäuſern, von zeitgemäßen Ideen und Erfindungen, von Dampfwagen und von Intereſſen der Gegenwart reden zu hören, da Sie noch vor Kurzem, in unſerm Geſpräch über den Abſolutismus, Das als das Höchſte und Dauerndſte hervorgehoben haben, was ſich auf den Grund der Vergan-

genheit ſtütze, da Sie die Exiſtenz eines abſoluten Staates ebendeshalb als dies erhabene Gebäude prieſen, weil es auf den Pfeilern einer großen Vergangenheit ruhe, und aus dieſer ſeine unumſtößliche Berechtigung ziehe? Sind Sie, ich beſchwöre Sie bei allen Heiligen, ich beſchwöre Sie bei Hobbes, Rouſſeau und Montesquieu, ſind Sie ein Abſoluter, oder ſind Sie ein Liberaler? Sind Sie der Geiſt des Stillſtandes, oder ſind Sie der Dämon der Bewegung??

So kühn fragte ich ihn, indem ich die Arme übereinanderſchlug, und auf dem Ehrenplatz, auf dem ich ſaß, ihm gegenüber mich wiegte. Er aber, mir einen ſtechenden Blick zuwerfend, ſagte: Ich verkenne eben ſo wenig die Grundwahrheiten, die der Abſolutismus in ſich hat, als ich die ewigen Grundwahrheiten verkennen möchte und je verkannt habe, an welchen der Liberalismus in dieſer Zeit ſeine Berechtigung hat. Man thut Unrecht, beide abzuweiſen, man muß ſie gegen einander auszugleichen verſtehen. Und dieſe Kunſt der Ausgleichung iſt die höchſte Politik, ſie enthält zugleich die einzige Wahrheit!

Wie? erwiederte ich — ſo wollen Sie weder das Prinzip der Zukunft, noch das Prinzip der Vergangenheit mehr entſchieden vertreten, ſondern, wenn ich Sie recht verſtehe, mir ein Mittelding zwiſchen beiden empfehlen. Was wollen Sie denn nun?

Ich will eben die Gegenwart! verſetzte er mit einer ſcharfen Betonung. Wenn ich in unſern früheren Unterhaltungen, deren ich mich mit Ihnen zu erfreuen die Ehre hatte, Ihnen zuerſt das Prinzip der Zukunft, und dann wieder das Prinzip der Vergangenheit, jedesmal mit allen Nüancirungen und Schlagſchatten dieſer verſchiedenen Stufen, anſchaulich zu machen geſucht habe, ſo geſchah es ja auch nur, um Sie dadurch endlich zu dem Standpunkt vorzubereiten, welcher jene beiden Richtungen vermittelnd in ſich zuſammenfaßt. Und dieſe Mitte iſt das Prinzip der Gegenwart. Iſt denn nicht die Gegenwart dieſer Herzpunkt zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, in dem ſich beide mit ihren Strahlen berühren, zu dem ſie hinſtrömen, von dem ſie ausſtrömen? Die Gegenwart iſt das ſegelfertige Schiff, das zwiſchen den beiden, gleich mächtigen Strömen der Vergangen-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.
3-598-52006-9
FN. 0222/025

heit und Zukunft hinſteuert. Jeder Strom möchte es nach ſeiner Richtung bewegen, jener möchte es zurückreißen, dieſer unaufhaltſam in ſeine Strudel vorwärts ſtürzen; aber das hin- und hergeſchleuderte Schiff lenkt vorſichtig und klug mitten zwiſchen ihnen durch, im weiſen Lauf allmählig das hohe Weltmeer gewinnend. Dieſe Weisheit iſt das Recht und die Kraft der Gegenwart. Dieſe Kraft der Gegenwart iſt das Prinzip der Mitte. Mit einem Wort: ich beſchreibe Ihnen den Sieg des Juſte-Milieu-Syſtems!

Fürwahr, ich war traurig geworden. Alſo dahin ſollte es noch mit mir kommen — dachte ich voll Wehmuth bei mir ſelbſt — daß ich, wenn nichts mehr Stand hält, im Juſte-Milieu verenden müßte? Nein, nein nein! Bei Gott, dies wäre eben ſo ſchrecklich, als an der Langenweile ſelbſt zu ſterben. Ich nickte indeß, ſcheinbar ihm beipflichtend, mit dem Kopfe, aber ſo kläglich, daß er ſelbſt darüber zu lachen anfing.

Ich ſehe, guter Seeliger! ſagte er dann — daß Sie ſich durch das Geſchrei der Ultras auf beiden Seiten gegen den Friedensgeiſt des Juſte-

Milieu haben einnehmen laſſen. Aber mit Unrecht. Für jene verworrenen Naturen der äußerſten Linken und Rechten gibt es allerdings nichts Verhaßteres, als die Vernunft der richtigen Mitte, eben weil es die Vernunft iſt. Daher hört man ſie das Juſte-Milieu wie eine wahre Peſtilenz verfluchen, als wäre dies Syſtem, das ein ſegensreicher Genius der Ordnung ſelbſt erſonnen, nur zur Landplage vom Himmel herabgefallen. Aber man muß ihnen vergeben, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Das Juſte-Milieu iſt weder die Cholera, mit der es faſt zu gleicher Zeit in die Welt getreten, noch iſt es die Grippe, die ſich in demſelben Jahr, wo es in Paris auftrat, ebenfalls daſelbſt ſo verheerend zeigte. Es iſt, lieber Seeliger, nichts als eine kluge Dialektik der wahren Vaterlandsliebe. Ich nannte es das Prinzip der Gegenwart, und iſt denn nicht dies eben Maxime der Gegenwart, links und rechts um ſich zu blicken, um das zu treffen, was für den gegenwärtigen Augenblick am geeigneſten ſich ſchickt, die richtige Mitte des Handelns in zweifelhafter Aufregung des Moments. Es ſcheint mir merkwürdig

zu ſein, daß der große Stifter des Juſte-Milieu-Syſtems, Caſimir Périer, ein Kaufmann, ein Banquier geweſen. Denn in gewiſſer Hinſicht iſt es allerdings ein Kaufmannsprinzip, es hat etwas Kaufmänniſches, immer ſorgſam links und rechts zu blicken, damit nicht etwa aus einer zu dreiſten Bewegung ein Banquerott entſtehe. Als Kaufmannsprinzip iſt daher auch das Juſte-Milieu nothwendig mehr conſervativ, und hat überall eine größere Hinneigung zur Erhaltungs-Partei, als zu der der Bewegung bewieſen, was bei dem Périer'ſchen Miniſterium freilich ſo ſtark wurde, daß die richtige Mitte darüber das Gleichgewicht zu verlieren und faſt nach der einen Seite hin ſchief zu werden ſchien. Aber es hat dennoch, man mag ſagen, was man will, eben dadurch den Banquerott aufgehalten, der den Franzoſen bald nach der Julius-Revolution unvermeidlich gedroht ſchien, es hat mit ungeheuern Anſtrengungen die Saat der Mäßigung in den unterwühlten Boden Frankreichs geſtreut, und die erſten Keime der Ruhe für das unglückliche Land daraus gewonnen. Es iſt leicht, über das Juſte-Milieu zu ſpotten,

weil es in der That etwas Komisches und Unheroisches hat, zwischen zwei gewaltig schäumenden Extremen eine richtige ruhige Mitte abzupassen. Aber unsere Zeit ist keine heroische, und dies theoretisirende Vermittelungs-System ist ja nur die um ihre Existenz kämpfende Lebensklugheit einer weisen Regierung, es ist das eigentliche Regier-Prinzip par excellence, und als solches uralt, und in der Geschichte durch Beispiele aller Zeiten gerechtfertigt. Das Witzigste, was gegen das Juste-Milieu gesagt worden, hat übrigens Görres gesagt, in seiner kleinen Flugschrift über die Revolutionen, und dies möchte, aus dem Munde dieses theokratischen mittelaltertrunkenen Ultras, vielleicht eben als die beste Empfehlung für das Juste-Milieu dienen können. Meinen Sie nicht, Herr Seeliger?

Ich hatte in Gedanken dagesessen. Ja, ja, rief ich zerstreut — das Leben ist der Güter Höchstes nicht, der Uebel Größtes aber ist die Schuld!

Er nahm dies für Ernst, und erwiederte: Sie irren sich! Bis jetzt hat noch keine Juste-Milieu-

Regierung, um sich das Leben zu erhalten, zur Schuld ihre Zuflucht zu nehmen nöthig gehabt. Was die Oppositionsleute in Frankreich von der Blutschuld fabeln, welche das Périer'sche Ministerium an den Interessen der Nation begangen haben solle, kann jedem Vernünftigen nur als Wahnsinn und Narrheit erscheinen. Es gibt keinen reinern hochherzigeren Charakter als Casimir Périer war. Seine Verwaltung steht durchaus unbefleckt und ohne Schuld da, und wird in der Welthistorie ewig denkwürdig bleiben. Dieser Mann, als er das vielgeschmähte Ministerium vom 13. März 1831 gründete, übernahm das Staatsruder in einer Stellung, die hoffnungslos genannt werden mußte, da es kein Mittel mehr zu geben schien, um diese entfesselte Leidenschaft der Parteien zu neutralisiren. Er, der ehemals selbst ein mächtiger Stimmführer der Opposition gewesen, faßte jetzt, unter veränderten Verhältnissen verändert auftretend, den kühnen Gedanken, dies Mittel, welches dann eben die Mitte sein sollte, zu finden, und er fand das große Neutralisations-System des Juste-Milieu, für das er sein Leben

zu lassen entschlossen war. Er wurde in der That der Märtyrer seines Prinzips, der edelste, der aus Vaterlandsliebe jemals in Frankreich gestorben. Mit einer großen Kraft der Beredsamkeit ausgerüstet, mit persönlichem Ansehen geschmückt, trat er, wie ein Priester des Friedens, vor den Altar des Vaterlandes, und predigte die Ordnung und die Verfassung, und wenn in seinem heiligen Eifer zuweilen eine große Heftigkeit seines Charakters hervorbrach, so war es doch immer eine edle Sache, für die er außer sich gerathen konnte. Aber er mußte nur zu bald den alten Fluch jedes Friedensstifters erleben, daß, indem er alle Parteien zu versöhnen strebte, er den Haß aller gegen sich selbst lenkte, und den schönen Kranz seiner Popularität schnell zerrissen sehend, fühlte er schmerzlich die Dornkrone des verantwortlichen Ministers auf seinem Haupt. Keine heitere ruhige Stunde war ihm gegönnt, er entging unter einem Volke, wie den Franzosen, selbst persönlichen Mißhandlungen nicht, und was er im blutigen Schweiße seines Angesichtes gesät, davon sollte ihm nicht mehr die Früchte zu schmecken beschieden sein. An der Si-

ſyphus-Aufgabe, die er ſich geſetzt hatte, endlos ſich abmarternd, ergriff den Erſchöpften die Cholera, dieſe Gottesgeißel des neunzehnten Jahrhunderts, und ein ſtiller Wahnſinn trat hinzu, um die Verfinſterung ſeines Lebens zu vollenden. So ſchied dieſer große Juſte-Milieu-Künſtler dahin, ja einen Künſtler ſeines Prinzips kann man ihn nennen, da er mit Kunſttalent das Gleichgewicht der Politik unter brauſenden Stürmen aufrechtzuerhalten verſtanden. Er ſtarb, an Allem verzagend, was er gegründet hatte, aber ſein Werk war dennoch nicht vergeblich geweſen. Seine Feinde aller Parteien verſöhnten ſich über ſeinem Grabe mit ſeinem Andenken und ſeinem Wirken, und ganz Frankreich erkannte trauernd den edelmüthigſten Patrioten in ihm an. Das Juſte-Milieu aber ſetzte ſich fort in den Doctrinairs, und bewährte ſich, als aus einem dauernden Bedürfniß der Zeit hervorgegangen, in ſeiner Bedeutung. Es wird den Sieg davon tragen. Das doctrinaire Juſte-Milieu-Miniſterium hat die entſchiedene Majorität für ſich, und die Franzoſen ſcheinen überhaupt endlich eingeſehen zu haben, wie dies Juſte-Milieu, das ſie

in den letzten Jahren regiert und wie ein gewandter Lootse durch die Fährlichkeiten der innern und auswärtigen Politik hindurchbugsirt hat, mit dem gegenwärtigen Zustande ihrer ganzen geistigen Entwicklung so ausnehmend sympathisirt. Indem der Französische Nationalcharakter sich gegenwärtig auf einer Uebergangsstufe des Sichselbstreflectirens, des Philosophirens, und ich kann hinzusetzen, des Germanisirens, befindet, so scheint ihm in dieser Periode durchaus das Juste-Milieu-Prinzip, welches die That unter Vormundschaft der Theorie stellt, eigenthümlich zuzugehören. In dieser Hinsicht scheint es mir auch bemerkenswerth, daß man unter den doctrinairen Justemilieumännern so viel Anhänger und Jünger Deutscher Philosophie antrifft.

Alles Unglück in der Welt wird am Ende noch auf die Deutsche Philosophie geschoben! wehklagte ich in mich hinein. Und meinen Sie denn nun — sagte ich laut — daß ich mich auch zu jenem Gleichgewichts-System der politischen Ansichten bekennen muß, um den ächten Frieden und die Wahrheit selbst zu erlangen?

Ich meine dies nicht nur, entgegnete Herr von Zodiacus, sondern ich meine auch, daß das Juste-Milieu die Reise um die Welt machen wird, gleich wie die Revolution sie gemacht hat. Das Juste-Milieu ist das vernünftige Bewußtsein der Revolution, das dieser auf dem Fuße nachfolgt, um wie ein fleißiger Landmann nun den Boden zu bestellen, welchen sie durch ihre Wetter und Schreckuisse für die neue Saat aufgewühlt hat. Das Juste-Milieu ist die goldne Mittelstraße der Geschichte, es ist das Zeitalter einer glückseeligen Mittelmäßigkeit des Geschlechts. Der Sturm der Extreme hat sich gelegt. Extreme sind unglückliche Genies, das Juste-Milieu ist ein solider Verstandesmensch, der sich eine ruhige Häuslichkeit anschafft, ein Amt bekommt, in seinem fünfundzwanzigsten Jahr heirathet, und Frau und Kinder ernähren kann. Das Juste-Milieu ist fähig, nöthigenfalls eine Convenienz-Heirath einzugehen; die Extreme heirathen nur aus Liebe, und schießen sich eher aus unglücklicher Neigung todt. Das Juste-Milieu lebt genau nach Hufelands Makrobiotik, und befolgt die strengsten Vorschriften der Diät;

die Extreme machen Diätfehler, leiden an unregelmäßiger Verdauung, und haben Hufelands Makrobiotik nie gelesen. Das Juste-Milieu erreicht das biblische Alter; Extreme sterben jedesmal als Jünglinge in ihrer schönsten Blüte. Ein Extrem wird auf keinem Bureau beschäftigt, um sich sein Brot verdienen zu können; das Juste-Milieu wird Minister. Das Juste-Milieu ist barmherzig, und erbarmt sich des Extrems; es schreibt über die Vermittelung der Extreme. In allen Ländern zählt man eine ansehnliche Juste-Milieu-Gemeinde, die immer mehr wachsen, sich ausbreiten, und ihren Segen weiter verpflanzen wird. In Preußen hatte der Staatsminister Friedrich Ancillon sogar schon vor dem Périer'schen Ministerium über die Vermittelung der Extreme geschrieben. —

Er hielt hier inne, ich aber erhob mich feierlich, streckte die Hand gegen ihn aus, hielt mit der andern meinen Schlafrock zusammen, und sagte: Ich bitte ganz ergebenst um das Wort! Lassen mich Ew. Excellenz auch einmal reden, und ich will Ihnen freimüthig bekennen, was ich von diesem vermaledeiten Juste-Milieu-System halte, das ich

mir, ungeachtet Ihrer in Ehren zu respecturenden Empfehlung, dennoch gehorsamst zu verabscheuen die Freiheit nehme. Ich bin ein armer Mensch aus Kleinweltwinkel, Bewohner dieser erbärmlichen Giebelstube, wie Sie sehen; meine Tage sind gezählt, wie die Haare auf meinem Haupte; Niemand ist hier, der mich liebt, meine einzige Freundin ist nicht meine Frau, der Freuden blühen wenige, und Ursach zum Uebermuth ist nicht da. Es geschiehet daher aus reiner ruhiger Ueberzeugung, wenn ich, der ich ein solcher bin, hier vor Ihnen auftrete, sehr excellenter Herr, und Sie auch einmal mit einer Rede behellige, mit einer tiefempfundenen Rede gegen das nichtswürdige, dreimaldreimal in den Abgrund der Höllen verfluchte Juste-Milieu. Verzeihen Sie diesen salbungsvollen Ton Ihres unterthänigsten Dieners, der Ton gehört zur Sache. Sagen Sie selbst, mein Herr, wer Sie auch sein mögen, der oberen oder der unteren Götter Einer, hat sich die Menschheit darum so lange mit dem Funken des Prometheus, der in ihr fortglüht, sehnüchtig gequält, um nun auf dieser Sandbank der richtigen

Mitte wie ein gestrandeter Perlenfischer kleben zu bleiben? Ich gebe Ihnen gern zu, weil ich es muß, daß das Juste-Milieu ein durch die Gesinnung der Zeit unterstütztes Prinzip ist. Ja, es hängt mit einem philosophirenden Zug der Zeit zusammen, es ist das Reflectir-Prinzip der Zeit, das Hemmende, das Lästige, die Fessel der Zeit, die wir alle peinlich fühlen; es ist die sich selbst bewachende Selbstreflexion, an der heut alles Leben untergeht, siech und unproductiv wird, und den Muth verliert, den göttlichen, ohne den man nicht existiren kann! Das Juste-Milieu ist die zum Staats-Prinzip erhobene Verknöcherung, zu welcher das Alles nivellirende Streben nach sogenannter Bildung und sogenanntem guten Ton das Leben heut geführt hat. Das Juste-Milieu ist der Fluch jener Vielseitigkeit, nach der Alles in unserer Zeit trachtet, und durch welche die große Heuchelei, welche man Bildung nennt, in die Gesellschaftszustände verpestend sich einschleicht. Das Juste-Milieu ist dieselbe flache und nivellirende Conversations-Bildung in der Politik, welche aus dem heutigen geselligen Leben mich längst angeekelt

hat. Es ist derselbe unausstehliche gute Ton in der Staatsverwaltung, der überall ein langweiliges Gleichgewicht hervorbringen will, wie er in der Gesellschaft jedes Aufkommen einer tieferen Eigenthümlichkeit hindert. Man ist allerdings heutzutage vielseitiger geworden, aber in der bloßen Vielseitigkeit beruht keineswegs der Reichthum einer Zeit. Der Reichthum einer Zeit beruht in der Beweglichkeit ihrer Richtungen; es wird aber bei diesem allgemeinen Streben, vielseitig zu sein, bald gar keine entschiedene und bestimmte Richtungen mehr unter uns geben. Richtungen stellen sich in großartigen Einseitigkeiten, in ringenden und strebenden Extremen, dar. Aber jene allgemeine Bildungsheuchelei wird bald jede großartige Einseitigkeit, jeden Reiz des Grotesken, im Leben ertödtet haben. Niemand will mehr irren, Niemand will mehr klagen, man schämt sich seiner Schmerzen, man gewöhnt sich seine Leidenschaften ab, weil beide einem heiter gebildeten Menschen nicht geziemen, und in dieser richtigen Mitte des Benehmens vertrocknet endlich alle Strömung des Daseins. Diese heitere Maske der Bildung hat

das Privatleben verſteinert, ſie tritt als gleißendes Juſte-Milieu in der Geſchichte auf. Der große Geiſt der Geſchichte ſteht jetzt grollend über der Menſchheit ſtill, nachdem ſich das feige Geſchlecht, um nicht mehr zu irren, um nicht mehr zu kämpfen, in dieſen Nothhafen des Juſte-Milieu zurückgeflüchtet hat. Mein Herr, ich vertheidige die Extreme! Extreme ſind flotte Burſche, das Juſte-Milieu iſt der Philiſter im Staate. Extreme ſind geborene Helden, das Schickſal gönnt ihnen einen rühmlichen Tod auf dem Schlachtfeld; das Juſte-Milieu iſt ein dürftiger Tugendheld aus einem weinerlichen Drama, er hat kein Talent und ſtirbt an Charakterſchwäche im Hoſpital. Extreme ſind ſchwarze Huſaren, mit einem Todtenkopf als Kokarde, ſie geben keinen Pardon; das Juſte-Milieu iſt ein kriechender Hofmann, der keine Meinung hat, und immer: ſehr wohl! ſagt. Extreme ſind Ritter der Wahrheit; Juſte-Milieus ſind arme Ritter, im Fett der Lüge gebraten. Extreme ſind Tödter der Langenweile, Juſte-Milieus ſind Neuntödter, die alle neun Muſen aus dem Leben hinwegtödten. Das bleierne Zeitalter der Proſa bricht

an. Doch genug, ich fühle, ich habe mich erschöpft, mein Eifer reißt mich zu stark zu Metaphern hin, es wird mir die Lunge trocken und mein Kehlkopf entzündet sich! Nur das muß ich noch sagen, daß es am meisten die große Tugendhaftigkeit ist, welche mich an dem Juste-Milieu-System so sehr verdrießt, und hierin klingt es ebenfalls wieder einen längst bemerkbaren Grundzug unserer Zeit an. Daß unser Zeitalter doch gar zu tugendhaft ist, wird Jedem, der keine Duckmäusereien liebt, wohl eingeleuchtet haben. Vor gar zu großer Tugend können wir nicht mehr zu einem erklecklichen tragischen Laster kommen, die Tragödie stirbt aus unter dem Deutschen Volke, und die eingerissene Prüderie des Lebens zerstört alle Gedichte der Gegenwart. Es ist eine fürchterliche Tugend, an der wir leiden. Es wagt Niemand mehr ein derbes naturkräftiges Wort zu seinen Mitmenschen zu sagen, aus Furcht, daß man ihn nicht für tugendhaft halten möchte. Alle Gesellschaftszimmer-stecken gepfropft voll von Tugend, tugendhaft strickende und nähende Frauen, tugendhaft über ein Nichts plappernde Männer und Jünglinge, tugendhaft

langweilige Greiſe. Dieſe ſchreckliche Tugend iſt eine Folge unſerer ungeheuern Bildung, wir müſſen es uns eingeſtehn. Und dieſelbe laue Tugendbildung finde ich auch an dem gottverlaſſenen Juſte-Milieu wieder, weshalb es mir, ſelbſt auf die Gefahr hin, nicht für tugendhaft angeſehen zu werden, noch einmal gütigſt erlaubt ſein mag, dies Syſtem dreimaldreimal in den Abgrund der Höllen ergebenſt zu verfluchen! —

Ich hielt hier inne, um zu ſehen, welche Wirkung dieſe Rede auf meinen Zuhörer hervorgebracht haben möchte, als ich zu meinem Erſtaunen gewahrte, daß derſelbe ganz unbeweglich und mit herunterhängendem Kopf auf dem Stuhle daſaß. Er war eingeſchlafen. Ich trat näher, um ihn mir jetzt einmal recht genau zu betrachten, aber er ſchnarchte ſo entſetzlich, daß ich mich mit Grauſen von ihm abwenden mußte. Dazu kam, daß auf ſeiner Naſe eine große Fliege ſaß, die, wie es mir in dem Moment ſchien, mich mit grimmigen Blicken anſah und in meinen phyſiognomiſchen Studien ſtörte. Mir fiel der Fliegengott ein. Ich ſchlich mich verblüfft an's Fenſter,

und kehrte ihm den Rücken zu. Er ſchnarchte immer noch weiter. Während meiner Rede, wo ich ihn hinundwieder ſchon murmeln gehört, hatte ich geglaubt, er wolle mir etwas einwenden wider meine Anſichten. Aber es war nichts als ſein Schnarchen geweſen, er hatte nicht daran gedacht, mir Einwendungen zu machen. Es ſcheint doch im Grunde ein guter Menſch zu ſein! Nicht einmal Einwendungen!

Aber dennoch ärgerte es mich, daß er eingeſchlafen war. Dies machte mich auf das Juſte-Milieu nur noch erboßter. Ich ſah zum Fenſter hinaus, und hing noch mannigfachen Gedanken über dies Aſchermittwochs-Syſtem nach. Dann ergriff ich mein Tagebuch, und ſchrieb unter dem heutigen Datum Folgendes in der erſten Wuth hinein:

Die Mythe vom Klugſch. *)

Der Klugſch..r iſt eine uralte Perſon, er iſt ſo alt als die Welt ſteht. Als der liebe Gott im

*) Er ſchnarchte immer ſtärker, während ich dies ſchrieb.

Anfang Himmel und Erde geſchaffen, und am ſiebenten Tage geſehen, daß Alles ſehr gut war, ließ ſich ſchon am Abend des ſiebenten Tages der brummende Laut eines Mißvergnügten durch die Schöpfung vernehmen. Er kam vom Klugſch..r. Ihm war der Tag zu hell und die Nacht zu finſter, die Sonne zu grell und der Mond zu matt, der Sommer zu warm und der Winter zu kalt, er bekam im Frühling den Schnupfen und im Herbſt die Kolik. Die Nachtigall war ihm zu ſchwärmeriſch, und doch die Gans wieder zu bornirt, er tadelte die Blumen auf dem Felde, daß ſie nicht arbeiteten, und ärgerte ſich, daß der Menſch durch Arbeit das Leben ſich friſten mußte, er glaubte es gar nicht aushalten zu können. Er ſchrieb die erſte Recenſion über die Schöpfung. Er klagte Gott an, daß es allen Einrichtungen auf dieſer Erde an einer richtigen Mitte fehle. Himmel und Erde lägen ihm zu weit auseinander, die Sterne ſtänden zu hoch, um ſie genau ſehen zu können, er verlangte einen ſichern Mittelplatz, von dem aus Himmel und Erde gleichmäßig zu genießen wären. Da redete Gott im Wetter zu ihm, und

ſprach in ſeinem Zorn: Du ſollſt der ewige Klugſch..r der Schöpfung bleiben!!

Der Klugſch..r nahm ſich dies zu Herzen, und wanderte aus. Er wanderte durch alle damals entdeckten Welttheile, und trug überall den Fluch Gottes mit ſich. Nirgends labte ihn ein milder Balſamtropfen der Zufriedenheit, er wollte Alles beſſer wiſſen, als es war, er wollte Alles vermitteln. Weit und breit gefürchtet ſchlich er als reiſender Malcontent durch die Weltgeſchichte. Man nannte ihn auch einen Handelsreiſenden Beelzebubs.

Er war und blieb aber der ewige Klugſchmecker. In Jeruſalem debütirte er eine Zeitlang als Malcontent des Chriſtenthums, und wurde ſeitdem auch der ewige Jude genannt. Als ewiger Jude hat er noch ſeine ſchönſten Zeiten erlebt und es zu einer gewiſſen Tragik gebracht. Bald aber ſtürzte er ſich ins modern bürgerliche Leben und verſuchte ſich in allerlei Aemtern. Nachdem er abwechſelnd Schulmeiſter, Kritiker, Wetterprophet, Kalendermacher, guter Rathgeber, Beichtvater und Hofaſtronom geworden, nachdem er ſich

darauf mit der Hegelichen Philoſophie beſchäftigt, mit dem logiſchen Begriff ſich wichtig gemacht und einige Semeſter als Privatdocent in Berlin ohne Zuhörer geleſen hatte, warf ſich der arme Klugſch.ß.r aus Verzweiflung endlich auf die Politik. Er redigirte mehrere Regierungsblätter, ging nach Paris, und wurde zuerſt beim Moniteur beſchäftigt. Obwohl, nach ſo viel Leiden, längſt zum dürren grauen Männchen abgezehrt, nur noch aus Haut und Knochen beſtehend, gelang es ihm doch, hier noch einmal Epoche zu machen. Er wurde Juſte-Milieu-Mann, kam ins Miniſterium und ſchulmeiſterte den Zeitgeiſt, wie ein Hofmeiſter ſeinen ungezogenen Junker. Der Zeitgeiſt war träge geworden, und demüthigte ſich ſchlaftrunken vor dieſer Zuchtruthe des Klugſch..rei-Syſtems. Der Teufel lobte den ewigen Klugſchmecker — — —

Hier bricht die Mythe ab.

Mein Gaſt nämlich räuſperte ſich jetzt plötzlich, und fuhr mit einer ſchnellen Bewegung in die Höhe, ſodaß ich nicht weiter ſchreiben konnte. Er ſtand, in ſeiner ganzen Länge aufgerichtet, ſeltſam

vor mir, und blickte mich durchdringend an. Ich hatte faſt ein Gefühl, wie es der heilige Johannes ähnlich gehabt haben muß, als ihm ein Adler die Feder aus der Hand riß, damit er nichts vom Gewitter verrathe. Ich ſprützte die meinige verlegen aus, und legte ſie bei Seite.

Er ſelbſt ſchien aber gar nicht verlegen zu ſein, daß er geſchlafen hatte. Er reichte mir flüchtig die Hand oder vielmehr nur einen Finger, den ich mit vieler Behutſamkeit drückte, und ſagte, daß er ſich mir empfehlen wolle. Dann fügte er hinzu, ich möchte mir doch noch Alles gehörig überlegen.

Ich begleitete ihn in tiefſter Devotion zur Thür hinaus, und ſagte mit einem verbindlichen Diener, ich wolle mir noch Alles gehörig überlegen. Ich ſagte aber nicht, daß er mich wieder beſuchen möchte.

Dies war das Dejeuner in meiner Giebelſtube, bei dem nichts gegeſſen und getrunken, aber viel gedacht und geſchlafen wurde. —

Ich kann heut nichts mehr hinzuſetzen, Eſperance! Sollte Dir dieſer Brief, mit ſeinen mancherlei mythologiſchen Namen und Ausdrücken, nicht

gefallen, ſo ſende ihn mir, Liebe, wieder zurück, und verherrliche ihn durch ein paar Zeilen Deines Mißfallens als Antwort. Den ſchönen Engeln Deines Zornes werden die Ungethüme meines Neides beſänftigt die Hände küſſen.

Es iſt doch eine herrliche Sache um die Berſerkerwuth! Sie hat mich heut ordentlich wieder zum Jüngling gemacht, und ich freue mich, daß ich dies noch an mir erlebe. Ich komme mir ſo friſch vor, wie eine junge Sultanin, die eben aus dem Bade ſteigt, um ihrem Gebieter die Freuden der Liebe entgegenzutragen. Vivat die Berſerkerwuth! Sie iſt ein wahres Sturmglocken-Concert im inwendigen Menſchen, ein klingendes Halleluja, das aus Leib und Seele fährt, ein brauſender Chorgeſang, die matte Proſa des Lebens aus ihrer Nüchternheit aufzuwiegeln! So viel iſt das Juſte-Milieu alſo wenigſtens werth geweſen, daß es mich einmal recht in Wuth hat verſetzen können. Ich raſe noch ordentlich vor innerer Wonne meines Grimms, ich bin ſchon mehreremal bis an die Decke meines Zimmers geſprungen! Heiſa, man muß auf ſeinen eigenen Beinen ſtehn! Man

muß gegen Alles wüthen, das nicht mit unſerer Natur im Einklang ſich befindet! Das iſt friſch, das erfriſcht! Heiſa!

Mädchen, habe Nachſicht mit mir! Da es ohnehin zweifelhaft iſt, ob Du mich liebſt, ſo habe ich kein Bedenken getragen, mich Dir auch einmal von meiner wüthenden Seite zu zeigen. Du kannſt mich nun für ein ganzes Ungeheuer halten. Ich aber verſichere Dir, daß ich mich ewig niemals nennen werde

Deinen
Juſte-Milieu-Seeliger.

An Esperance.

Kleinweltwinkel, 19. Sept. 1833.

Heut iſt mein Geburtstag, L[illegible]hrteſte! Ein mehr als vierteljahrhundertalter Menſch ſteht vor Dir, und fragt Dich, ob es der Mühe werth geweſen, daß er geboren worden? Kein Menſch in ganz Kleinweltwinkel bringt mir heut einen Glückwunſch, und ſo ſcheint es, daß ich für dieſe Menſchen wirklich nicht geboren bin. Im letztverfloſſenen Vierteljahrhundert iſt mir überhaupt faſt niemals von einer lieben Seele gratulirt worden, und ſo iſt und bleibt der neunzehnte September ein an Wünſchen und Hoffnungen verarmter Tag. Mir iſt er immer ein ſchöner Tag für die Melancholie. Ich veranſtalte da meiner Schwermuth einen ordentlichen Feſttag, ich gebe dem

kleinen Plebs meiner Grillen einen Ball, und führe das große Volk meiner Verzweiflung auf die Stierhetze meiner Gedanken. Ein Lavaausbruch des Selbsthasses beschließt als Feuerwerk diesen glorreichen Tag.

Besonders heut! Ich konnte heut weniger denn jemals mit mir auf's Reine kommen, für wen ich denn eigentlich geboren worden? Da fing mich der hypochondrische Gedanke an zu martern: ich sei am Ende doch für das Juste-Milieu geboren!!

O Solon! Solon! — Wie Recht hatte Solen, daß Niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei! Nemo ante mortem beatus, heißt auf Deutsch: vor seinem Tode ist Niemand vor dem Juste-Milieu sicher! Esperance, was wirst Du sagen? Denke Dir! Denke Dir!

Da soll ja aber gleich die heilige Berserkerwuth dareinschlagen, wenn mir das Juste-Milieu-Prinzip auch nur eine Haarspitze meines Menschen anrühren will! Hst! hü! — das ist es ja eben. Die Wuth hat sich gelegt!

O, ich war so schön bestimmt und über, ich war stark, wie ein junger Halbgott, der aus der

Hebe Pokal getrunken! O! O! Ewige Vorsehung, ſollte mir das noch angethan werden?

Jammere nicht, Sterblicher! Du entrinnſt den Anforderungen Deiner Zeit nicht. Das Schickſal hat Dir Deine Gedanken zugemeſſen, und Du kannſt ſie Dir nicht abwehren, wie die Mücken!

Esperance, denke Dir, denke Dir! Mein vermaledeiter Geburtstag iſt daran Schuld, und Niemand anders. Dieſer Tag hat mich auf das Reflectiren gebracht, und die Natur draußen, die einem frühen Herbſt entgegenkränkelt, hat die Herbſtgefühle der Reflexion auch in meinem Innern gezeitigt.

In der That, ich weiß mir ſelbſt nichts mehr dagegen zu ſagen, warum ein ſolide reflectirender Deutſcher nicht ganz gut ein Juſte-Milieu Mann ſein könnte. Das Juſte-Milieu fängt jetzt nachträglich auf Einmal in allen meinen Gliedern an zu ziehen und zu reißen, wie ein alter Schade der Menſchheit. Es ruft mir zu: mein Sohn Seeliger, komm zu mir! Es ſteckt die dürren knöchernen Arme lachend nach mir aus, und ſagt: mein Sohn Seeliger, Du darfſt dieſe Stufe Dei-

ner Zeitbestrebungen nicht überspringen! Es kokettirt aus der Ferne mit mir, es sieht mich mit den schelmischen Augen einer verliebten alten Jungfer an, es lispelt süß aus seinem zahnlosen Munde mir zu, es lispelt und flüstert und wispert in mich hinein, daß ich keinen Augenblick mehr Ruhe habe. Ich soll mich ihm durchaus ergeben, ich soll Hochzeit mit ihm machen. Da fallen mir alte Heirathsideen aus meiner Kindheit ein, wo mich einmal das Unglück einer alten Mamsell, die wegen ihrer Häßlichkeit keinen Mann bekommen hatte, so sehr rührte, daß ich sie auf der Stelle, so klein ich auch noch war, hätte heirathen können. Ja, ewiger Rathschluß des Schicksals! Du weißt es, Du kennst mich, Du weißt, daß ich als kleiner Junge eine alte häßliche Mamsell hatte heirathen wollen. Du weißt es, daß ich der Mann bin, der alle Jungfern aus purem Mitleid ehelichen kann. Du kennst mein weiches Herz, und hast mir auch diese Mariage mit dem Justemilieu noch auf Rechnung desselben zuschieben wollen. Nun, Gott und allen Heiligen befohlen! Ich kann dies Kreuz noch auf meinen Rücken laden.

Ich bin kein widerſetzlicher Menſch, der gegen die offenbaren Fügungen der Vorſehung hadert. Ich habe vom Liberalismus unbefriedigt mich abgewandt, ich habe vor der Thür des Abſolutismus den Staub von meinen Füßen geſchüttelt, und will nun einmal ſo thun, als wäre ich plötzlich ein Juſtemilieu-Menſch geworden, um wenigſtens zu ſehn, ob ich etwas dabei in mir erleben kann. Etwas zu erleben, das iſt die Hauptſache, und danach habe ich überall meine Fühlhörner ausgeſtreckt. Man kann etwas erleben, indem man ſich einen Floh fängt. Und das Juſte-Milieu iſt im Grunde ſo übel nicht, es hat ſeine innere Nothwendigkeit für ſich. Bei Sanct Lazarus, es iſt ein ſehr motivirtes Prinzip der Gegenwart!

Es iſt das Reflectir-Prinzip der Zeit! Der Herbſt iſt eine ſchöne Jahreszeit zum Reflectiren, und dieſer unglückliche Septembertag hat heut ſchon graue Vorboten des beginnenden Verwelkungs-Prozeſſes ausgeſendet. Die Blumenwangen der Natur ſind abgebleicht, wie eine früh gealterte Schöne; ſie hat ſich eine große Nebelhaube aufgeſetzt, und ihre verwittwete Geſtalt in einen lan-

gen Trauerſchleier verborgen. Durch einen kalten Regenſchauer klagt der ſcheidende Sommer über ſeine verlorene Jugend hindurch, und ſitzt, wie ein trauernder Oſſian, dort oben auf der ſchwarzen Wolke, die in Geſtalt eines Drachen den ganzen Horizont finſter angehaucht hat. Wie in Sack und Aſche muß mein Apfelbaum draußen Buße thun, daß er mich und meine Gedanken zuweilen auf ſeinen grünen Aeſten geſchaukelt. Wer weiß, ob ich den Guten jemals wieder beſteigen werde. O Sommerglück! O verlorenes Jugendglück! Ich höre die Herbſtwinde um mein frühes Grab ſeufzen, und meine hieſigen Zeitgenoſſen gehen gleichgültig vorüber, und ſagen: der Seelizer liegt darin! Ich weiß, daß ich einmal im Herbſt ſterben werde. Wann die Schöpfung in Gedanken der Vergänglichkeit ſich abzehrt, wann aus der bunten Blumenerde graue Grabeserde geworden, dann lege ich mein müdes Herz gern einmal darunter, und laſſe es ſchlummern, bis die Grabeserde über mir wieder zur Blumenerde geworden, zu jener Blumenerde, in welcher der Himmelsfrühling unſerer ewigen Hoffnungen wächſt.

Doch ſtill, ſtill! Dieſe Melancholie darf ich nicht Herr über mich werden laſſen. Ich muß in dieſer Stimmung, die mich überwältigt, eine richtige Mitte zu finden ſuchen. Juſte-Milieu, friedfertiger Mittelgeiſt zwiſchen Wärme und Kälte, zwiſchen Trauer und Freude, zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung, geb Du meiner Lebensanſicht fortan eine wohlconditionirte Richtung! Laß mir den Bart eines Weiſen wachſen, ſtülpe mir die Allongenperücke der Mäßigung auf mein unruhiges Haupt! Stecke meinen Zeitausſchweifungen endlich wohlthätige Gränzen, gib Ruhe meinen ſonderbaren Staatstheorieen, und bringe Ordnung in die Revolutionen und Contrerevolutionen meines Herzens! Ich bin der Widerſprüche meines Daſeins überdrüſſig. Du verſtehſt es wenigſtens, mit Deiner Aalnatur durch dieſe Widerſprüche hindurchzugleiten. Ja, am Ende fehlteſt Du mir blos, um zur Ruhe zu kommen. Du biſt die milde Stiftung, welche die Invalidegewordenen aufnimmt und verpflegt, Du biſt das Hoſpital dieſer Zeitbeſtrebungen, in dem jedes himmelſtürmende Genie endlich gern mit Armenkoſt vorlieb nimmt, Du

biſt die Rumfordſche Knochen- und Hunde-Suppe, an welcher die Menſchheit in Hungersnöthen ſich hinfriſtet!

Bei allen Teufeln, ich bin zum Juſte-Milieu-Mann geboren! Dieſer ſüße Frieden der Vermittelung, dieſe ſchöne Klugheit der Reflexion iſt es gerade, die meiner Natur entſpricht, die meinen Charakter angemeſſen befriedigen kann. Schon als Student wurde es an mir bemerkt, daß ich Anlagen zu einer ſpintiſirenden Dialektik hätte, und dieſe Dialektik, die Alles, was ſie will, ſich abzuwehren im Stande iſt, wird nun als Juſte-Milieu einen dauerhaften und ruhigen Knorpel in meinem Weſen anſetzen. Ich werde ein vernünftiger, durch Tugend verherrlichter Menſch werden. Ich kann heirathen, ich kann eine Frau glücklich machen, und meine Kinder zu guten und nützlichen Staatsbürgern erziehn. Und in meinen Nebenſtunden, während die holde Gattin an meiner Seite ſtrickt oder näht, fange ich wieder an zu philoſophiren, und beſchäftige mich mit meinen alten philoſophiſchen Syſtemen, die ich ſo lange liegen gelaſſen. Ich kehre zur Deutſchen Metaphyſik

zurück, ich beginne wieder das Wahre der Dinge zu erforschen. Ja, dahin muß es noch mit mir kommen! Nur in der Deutschen Philosophie ist die absolute Wahrheit enthalten. Alle übrigen Nationen, die nicht, wie wir, philosophirt, die nicht unsere Systeme sich eingeimpft haben, sind auf dem Punkt der Wahrheit geklatschte Kinder Gottes. Der Deutsche aber ist der auserwählte Philosoph der ganzen Erde, er ist der Anwalt des Allgemeinen in der Schöpfung. Während die andern Völker der Lust der Individualität sich hingeben, hat er die Freude des Augenblicks einer ewigen Abstraction geopfert. Er sucht gedankenvoll die Regel zusammenzusetzen, wo die andern die einzelnen Fälle genießen. Darum hat der Deutsche so wenig körperliche Nationalität. Er ist ein Weltbürger des Gedankens.

Es wird schön seyn, wann ich wieder zu philosophiren anfange. Indem ich Dir dies schreibe, Esperance, strömt in drängender Erinnerung Alles meiner Seele zu, was sie einst in dieser Richtung menschlicher Kämpfe gewollt, gestrebt, gehofft und gerungen. Ich denke an jene Zeit, wo ich

Schlachten auf Leben und Tod mit dem philoſophiſchen Gedanken geführt, und nur zuletzt nach einer langen Periode der Weisheit, deren ich mich rühmen konnte, doch wieder in Dummheit verfiel.

Es iſt, als ob meine Natur ſchon längſt wieder danach hingeſtrebt hätte. Erſt geſtern, als ich in ſchlafloſer Nacht auf meinem Bette lag, und ſchauerliche Betrachtungen einſamer Mitternachtsſtunde an mir vorüberzogen, fiel, gerade mit dem Glockenſchlag Zwölf, eine ſeltſame Phantaſei über mich her, die mich in frühere Weisheitsbeſtrebungen lebhaft, und doch grauenhaft zurückverſetzte. Jetzt glaube ich an Vorbedeutungen. Denn die Geſtalten jener Nacht, auf die mich noch ganz unwillkürlich meine umherſchwärmende Einbildungskraft brachte, waren nichts als ein Präludium des heutigen Tages, wo ich, wie die Götter ſelbſt gewollt haben müſſen, auf's Neue Luſt bekomme zu philoſophiren.

Dieſe ſeltſame Phantaſei ſchreibe ich Dir hier auf, Mädchen! —

Der letzte Philoſoph.

Eine Geiſtererſcheinung.

Es war tief in der Nacht, und ich weiß nicht, wie es zuging: ich ſaß noch im Collegium. Ich war mir zwar bewußt, daß ich mein Triennium längſt hinter mir hatte, und doch mußte ich noch hier ſitzen, im Auditorium Nro. VIII. auf der Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Berlin. Durch die Fenſter warf der Mond zitternde Strahlen in den öden Saal und erhellte ſchauerlich die leeren Bänke und Tiſche, die ſonſt unter dem Eifer der ſtudirenden Jugend ſeufzten. Nur der Kaufmann H. B. ſaß, wie gewöhnlich, vor mir, und hatte eben ſeinen porzellanenen Tintenſteher aufgepflanzt, um ſich zum Nachſchreiben anzuſchicken. Er war der unſchuldigſte Schüler Hegels, und ich hatte immer meine Freude an ihm gehabt, wie er mit wahrhaft jungfräulicher Harmloſigkeit die räthſel-

vollen Worte des Meisters nachschrieb, ohne daß es ihn sonderlich gerührt hätte. Da er, wie bekannt war, für seinen Platz das Doppelte an Honorar bezahlte, um sich dadurch das Anrecht auf ein verdoppeltes Verständniß des schweren Systems zu erwerben, so wunderte ich mich nicht, daß ich ihn heut noch in aller Nacht hier fand, um sich seinen theuer erkauften Platz auch recht abzusitzen. Zugleich schloß ich daraus, daß eine Vorlesung Hegels zu erwarten stehe.

Aber bald wurden meine Gedanken von einem heiligen Ernst ergriffen und erschüttert, und eine Erscheinung wunderbarer Art nahm alle meine Sinne gefangen. Ich hatte schon längst nach dem Katheder hingeblickt, um das Auftreten des ehrwürdigen Weisen zu erwarten, als ich auf seinem lange ruhmvoll behaupteten Lehrstuhl plötzlich einen schwarzen Sarkophag gewahrte. An beiden Enden brannte eine trübe leuchtende Ampel, bei deren Schein man die darin ruhend ausgestreckte Gestalt erkennen konnte. Es war Hegels sterbliche Hülle, die im Sarge lag; und wie ein Blitz zuckte die Erinnerung durch meine Seele, daß der letzte

Philoſoph der Deutſchen nicht mehr war. Wir hatten ſchon vor Monden ſeinen Tod betrauert.

Es war die Geſpenſterſtunde, und alle Grauen der Mitternacht regten meine Einbildung fieberhaft auf. Ich erhob mich von meinem Platze, und fragte: Meiſter, bin ich werth, Dir die Todtenrede zu halten? Ich verdanke Dir viel an Leiden und an Belehrung, und ſelbſt für ſeine Leiden iſt man dankbar. Willſt Du hören in dieſer Stunde, welche Cypreſſen ich auf das Grab des letzten Philoſophen der Deutſchen pflanze? Dein Sarkophag, der jetzt Deinen verödeten Lehrſtuhl einnimmt, harrt noch des Leichenredners! —

Ich ſchlich mich in ſcheuer Erwartung dem Sarge näher, aber meiner Vermeſſenheit folgte keine Antwort. In erhabener Ruhe lag die abgeſchiedene Geſtalt da und regte ſich nicht; ſie hatte den Lebenskampf der Bewegung längſt überwunden. Der ewige Friede des Gedankens, um den er in ſeinem Syſtem mit gewaltſamen blutigen Anſtrengungen gerungen, hatte auf dem verblichenen Antlitz des Todten eine milde Verklärung gewonnen. Ich habe Ehrfurcht vor den Geſtorbenen.

Ich trat hinter den Sarkophag, erhob meine Hände und ſprach folgende Worte, die wie klingende Nachtſchatten an den Mauern des eiſamen Auditoriums verhallten: Die größte Verſöhnung des Gedankens iſt der Tod! Der Tod iſt die Wahrheit der Metaphyſik, er iſt das Abſolute! Ein Hoherprieſter des Abſoluten, haſt Du, großer Mann, Dein Leben daran geſetzt, das Syſtem des Todes zu conſtruiren. Es iſt das letzte Syſtem! Aus dieſer Philoſophie des Todes haſt Du die ewige Auferſtehung des abſoluten Gedankens für die Menſchheit gewonnen. Es iſt die letzte Stufe des menſchlichen Gedankens, denn er hat in Deinem Syſtem ſich ſelbſt gedacht. Wie die Mährchen ſagen, daß, wer ſich ſelbſt wandeln geſehen, nicht mehr leben kann, ſo hat in Deiner Philoſophie der menſchliche Gedanke ſich ſelbſt angeſchaut, und iſt daran in die Ewigkeit vergangen. Ich hat ſein Ich aufgezehrt und auf die Weltwoge des Allgemeinen hingegeben und im Abſoluten verſchwimmen laſſen. Die ſeufzende Seele iſt im Unendlichen zerflattert. Der Gedanke hat die irdiſche Form geſprengt, hat die bunte Blüte

des Erdenleibes abgeſtreift, hat die gaukelnden Schwingen der Phantaſie ſich ausgeriſſen, und iſt reiner, nur durch ſich ſelbſt bewegter Gedanke geworden. Dies Werk der Vollendung hat die ungeheuere Kraft Deiner Logik vollbracht. Die Gottvollendung des Gedankens!

Mein lebensluſtiger Geiſt, der noch vor Kurzem in junger Werdeſchönheit ſtrahlte, ſucht aus Deinen Tempelgebäuden der Ewigkeit den Ausgang in das friſche Erdenleben zurück, um wieder ein Werdender ſich zu freuen. Es ſcheint vergeblich. Denn Du haſt in Deiner Philoſophie die Poſaune zum jüngſten Gericht des Denkens geblaſen. Du biſt über die Creatur hinausgegangen, und haſt den Schluß der Geſchichte geſucht. Anfang und Ende haben ſich in Deinem Syſtem wieder zuſammengefunden und ſind eins geworden; Anfang und Ende der Logik gehen in einander über, und die unterſchiedsloſe Ewigkeit iſt angebrochen. Die Marken des Lebens und Denkens haſt Du abgegränzt und es iſt kein Schritt zu den höchſten und letzten Zielen mehr übrig geblieben, der nicht in Deinen Paragraphen vorgemeſſen

wäre. So haſt Du Alles fertig machen wollen bis auf den Tod, Du haſt die Verheißung erfüllen wollen, daß Alles Ein Hirt und Eine Heerde ſei, und dieſe weltverſchlingende Einheit war Dein logiſcher Begriff.

Das jüngſte Gericht der Logik haben wir ſchaudernd ausgehalten. Wir haben den letzten Philoſophen auf den rauchenden Trümmern der Schöpfung wie einen Gott raiſonniren hören. Wir haben geſtaunt, wir haben uns viel gedünkt, wir haben gezweifelt, wir haben nicht beten können. Der Schluß der Geſchichte hat uns überraſcht, wir haben uns in den frühen Tod nicht finden können. Vergieb, Meiſter, die Lebensluſt iſt groß! Ich bin ein junger Menſch, ich bin keck, ich habe ſelbſt gewagt, mir in dies Schlußſyſtem der Geſchichte kleine Radieschen meiner Lebenslaune zu pflanzen, um die Geſpenſter des anticipirten Weltgerichts damit wegzuſcherzen. Vergieb, vergieb! Ich bin noch nicht reift zum jüngſten Gericht, ich bin ein junges Blut, ich habe meine tauſend verliebten Hoffnungen auf die Erde geſetzt. Ich habe mich wieder in das Individuelle

zurückgeſtürzt, nachdem ich aus dem Kelch des Allgemeinen getrunken, und der Kelch war noch einmal an mir vorübergegangen.

Du biſt der Abgeſchiedenen Einer, Du hatteſt ſchon in Deinem Syſtem Tand und Spiel der Individualität überwunden. Eine Bilderſtürmerin, hat Deine Philoſophie alle Bilder und Farben von der Tafel des menſchlichen Denkens hinweggewiſcht und in der Logik das Höchſte einer ſtrengen und rein geiſtigen Denkmethode geſchaffen, wie ſie die Weiſen aller Zeiten kaum geahnt haben. Dieſe Logik iſt die ſyſtematiſche Geſchichte der Philoſophie ſelbſt, aber zugleich auch der Hades der ganzen Geſchichte der Philoſophie. In dieſem Hades haſt Du die Geiſter aller frühern Philoſophen zuſammengerufen und ſie wandeln gleich geſpenſtiſchen Schatten darin umher, als die verſchiedenen Stufen des Erkennens, als welche Du ſie beordert haſt. Sie ſtehen alle unterworfen und dienend vor Deinem Begriff da, der als Todtenrichter Recht und Urtheil über ſie geſprochen. Nackte, abſtracte Seelen der Philoſophen! Sie ſehen mich traurig an. In der unmittelbaren

Geſchichte der Philoſophie ſtanden ſie noch als lebende Charakterbilder, auf dem Grunde ihrer Zeit und Individualität, geſtaltvoll da. Nachdem aber die Geſchichte der Philoſophie in Deiner Logik zum Syſtem des ſich ſtufenweiſe entwickelnden Begriffs geworden, war auch für die Philoſophen der früheren Zeiten der Tag des jüngſten Gerichts gekommen. Dieſe Philoſophen wurden alle abſtracte Denkmomente in der künſtlich zuſammengefügten Kette des Begriffs, ihre Individualität und Zeit wurde an ihnen abgeſtreift, und ihre Seelen ſahen ſich in einzelne Paragraphen Deines Syſtems, bald mit bald ohne Anmerkungen, verwandelt. Ein großartiger Hades! Als ein ſolches Schattenreich des Tiefſinns mit überwundener Individualität haſt Du auch die ganze Weltgeſchichte aufgefaßt. Ueberall die angewandte Logik. Ich habe viel aus dieſer Jahreszeiten-Entwickelung der Weltgeſchichte gelernt. Ich bin klug und alt darüber geworden, ich habe graues Haar bekommen. Jahreszeiten-Entwickelung der Weltgeſchichte, denn Du ſiehſt das ganze Geſchlecht aus dem Geſichtspunkt des nothwendigen Stufenganges an.

Und danach iſt in unſerer Zeit der Völkerwinter angebrochen, das Greiſenalter der Geſchichte. Darum hat ſich Deine Logik ſchon an das Ende der Welt hingeſtellt, die Gränzen des Lebens zuſammenfaſſend, der weiſe gewordene Greis der Schöpfung. Seine Weisheit iſt das Ende der Dinge.

Du haſt eine große Bruſt für die Menſchheit gehabt, Du haſt gewollt, daß ſie mit Dir vernünftig werde. Meiſter, es war erhaben, daß Du dachteſt, die Vernunft ſolle die letzte Epoche der Weltgeſchichte ſein. Nachdem alle hemmenden Bedingungen der Individualität bei den Menſchen und Völkern ausgeglichen, nachdem die Nationalitäten ſich verallgemeinert, nachdem jeder ſchöne Stern des unmittelbaren Lebens ausgebrannt, ſollte nach Deiner Lehre die reine Vernunft herrſchend, und Alles erſt wahrhaft begründend, über dem Zeitalter daſtehen. Du ſtifteteſt eine Philoſophie, durch welche weder dem Talent noch dem Genie etwas eingeräumt werden ſollte, ſondern nur einer allgemein menſchlichen Vernünftigkeit, wie Du ſie aufbauteſt, ſollte das Geſchlecht fortan den höchſten Schmuck der Bildung verdanken.

So wurde Deine Philoſophie ein Syſtem der Genieloſigkeit, das, wenn auch nicht ausdrücklich, doch durch die Conſequenzen, die ſich aus ihm folgern ließen, gegen Genie und Talent, und deren Einflüſſe auf die Lebensbildung, zu Felde zog. Nur die reine Vernunft wollteſt Du auf den Thron erheben, und die höchſte Form des Lebens war Dir ein Syſtem. Die Form, unter welcher das Leben in der Kunſt ſich darſtellte, war Dir die niedrigere Lebensform, weil in ihr das Sein noch nicht Denken iſt. Ruhe jetzt im ewigen Frieden des Gedankens! Ruhe in milder Todesnacht, von der unvergänglichen Wahrheit der Vernunft durchleuchtet! Ueber Bild, Schein, Farbe, Individualität, und allen bunten Frühlingsſtand des Erdenlebens, haſt Du nun den unſterblichen Sieg davongetragen. Dein Syſtem hat dieſen Sieg nie errungen. Es wird ihn nie erringen, ſo lange es Poeſie, Muſik, Frauenſchönheit und Nationalleben unter den Völkern gibt. Jetzt ruhe, Meiſter, im ewigen Frieden des Gedankens. Der Tod iſt Dein Lorbeer! —

Ich blickte, nachdem ich dies geſprochen, im

einſamen Auditorium umher. Meine eigenen Worte hatten mich wie Dämonen geſchüttelt, und es war ein Glück, daß dort auf der Seitenbank, rechts vom Katheder, noch H. B. daſaß, der, wie immer, eifrig mitgeſchrieben zu haben ſchien. Dies erheiterte mich, und brachte mich aus meiner Aufregung wieder einigermaßen zu mir ſelbſt, ſo daß ich faſt hätte lachen können. Es war ſonderbar, er ſchien wirklich auch meinen Vortrag, den ich eben gehalten, im Eifer ſeines doppelten Verſtändniſſes der Hegelſchen Philoſophie nachgeſchrieben zu haben, und ich möchte wiſſen, ob er unter ſeinen Heften nachmals noch etwas davon gefunden hat. Aber ein neues Wunder erhob ſich jetzt. H. B. hatte ſeine goldene Repetir-Uhr neben ſich liegen, die in dieſem Augenblicke zu ſpielen begann. Sie tönte in unendlich weichen, zärtlichen, Sehnſucht und Luſt hauchenden Melodieen durch die Stille der Nacht hin, welche noch eben von philoſophiſchen Sätzen und ſyſtematiſchen Behauptungen erklungen war. Die Spieluhr tönte und ſprach, wie in Liebesgedanken verloren, von unnennbar ſeeligen Stunden der Erde, und es war mir, als

erzähle ſie von einem Entzücken des Lebens, das höher als alle Vernunft, welches die Liebe ſei. Ich vertiefte mich ganz in ihren Klang, und ihre Fugen wurden immer deutlichere, lebendige Worte für mich.

Zeit! Zeit! Zeit! — ſo ließ die Uhr aus ſanfter Flötenbruſt ihre Gedanken erklingen: — die Liebe iſt die Muſik der Zeit. Liebe, Muſik, Zeit, das iſt die Weltuhr der Ewigkeit. Nimm die gute Stunde wahr, wenn ſie ſchlägt; denn ſie rinnt und rauſcht flüchtig und iſt allmächtig. In der Melodie der Ton, in der Liebe die Gunſt, in der Ewigkeit der Augenblick, danach haſche! Nur der Tropfe iſt Dein, aber in jedem Tropfen erglänzt die Sonne, in jeder Minute wandelt die Ewigkeit, in jedem Ton zittert die Melodie, in jedem Kuß brennt die ganze Liebe. Folge, folge ſchnell der Gunſt der Minute! Die Weiſen aller Jahrhunderte ſind weiſe geworden an der Minute. Wie ein lächelndes Kind, das auf der Welle ſich ſchaukelt, ſitzt die Wahrheit auf der Minute, und blickt in die Ewigkeit hinein. Dies iſt mein Troſt, indem ich die Stunden durch das wandelnde Leben fortſpiele, und bei jedem Pulsſchlage der

Zeit, den ich in mir austöne, denke ich froh, er sei eine Stufe der Weisheit. So philosophire ich Tag und Nacht in die Welt hinein, und bin noch nie zu einem vollendeten, fertigen System gekommen. Augenblick eilt herbei, Augenblick eilt hinweg, und ich gerathe immer auf neue Gedanken. Es ist eine große Harmonie, an der ich spiele. Sie will niemals fertig werden. Euere philosophischen Systeme sind alle nur die Minutenzeiger der menschlichen Weisheit, und die menschliche Weisheit ist nur der Stundenzeiger des ewigen göttlichen Tages. Ein unermeßlicher Tag! Kein System faßt die sämmtlichen Paragraphen seiner Herrlichkeit, jedem Abendroth folgt ein schöneres Morgenroth wieder, und Sonnen werden abgelöst durch Sonnen bis ins Unendliche. Mich arme Uhr reißt der allgemeine Umschwung nur so mit sich fort. Wenn ich einmal stillzustehen scheine und mich besinne, und denke, ich sei nun zu einem fertigen System gekommen, so war nur Schuld daran, daß ich nicht aufgezogen worden bin. Ich werde immer wieder aufgezogen, und ein frischer Strom neuer Tage treibt mein Räderwerk weiter.

Ich komme, ich komme nie zu einem System. Aber dieſer unaufhörliche Wellenſchlag iſt der wahre Genuß des Daſeins. Es iſt die Begeiſterung der Liebe, die in allen Takten meines Zeitmaßes ſprüht. Liebe, Muſik, Zeit, das iſt die Weltuhr der Ewigkeit. Ich komme, ich komme nie zu einem Syſtem. — –

Die Uhr verſtummt in einen ſcharf austönenden Seufzer. Ihren Tönen nachſinnend blieb ich noch eine Zeitlang in der Hingeriſſenheit des Erſtaunens lauſchend ſtehn. Es war mir, als hätte ich Stimmen der Mährchenweisheit aus uralten Sagen der Völker flüſtern hören. Es war mir, als wenn die Mährchenweisheit, wie ſie in der Mythe ſpricht und in Bild und Symbol ſich verherrlicht, es war mir, als wenn dieſe Mährchenweisheit zu der Philoſophenweisheit geſagt hätte: ich will es mit Dir aufnehmen!

Da trat draußen die Mondnacht leuchtender hervor, und der Saal dämmerte hell auf in den geheimnißvoll zitternden Strahlen, die ſich in langen blinkenden Fäden, wie glänzendes Haar einer ſchönen Fee, über Tiſche und Bänke aus-

spannen. Ein seltsames Leben schien mit dem gaukelnden und schaukelnden Lichte des Gestirnes in das flimmernde Auditorium gedrungen. O goldene Mährchenweisheit! O Poesie!

Da krachte es plötzlich wie ein aufbrausender Donnerschlag, der Deckel des Sarkophags hatte sich rasselnd geschlossen, der Mond war wieder untergetaucht, zischende Blitze zuckten durch den Saal, die Nachtgespenster stiegen zum Fenster herein, H. B. war verschwunden. Ich erwachte zitternd.

Dank Dir dennoch, guter H. B., für Deine gute Repetir-Uhr! — —

* * *

Ist das nicht eine wahre Propädeutik zur Erneuerung meiner philosophischen Studien? — Wahrhaftig, Esperance, ich werde sie erneuern! Sobald ich mich im Juste-Milieu erst recht festgesetzt habe, werde ich eine Seeligersche Philosophie stiften. Sie soll eine neue Philosophie sein, und vor Allem den Beweis liefern, daß sich jedem System, auch dem vollendetsten, immer wieder ein anderes entgegenstellen läßt. Sie soll den

Beweis liefern, daß es noch ganz neue Quellen für die menschliche Philosophie gibt, aus denen sie hergeleitet werden kann, und die noch nicht ausgeschöpft sind, und nimmer ausgeschöpft werden können.

Der Mensch kann nicht anders, er muß philosophiren! Es treibt ihn mächtig auf, x zu suchen. Durch das ganze Weltall späht er dem x nach, er stürzt seinen Geist durch Himmel und Erde, um x zu finden. Die unbekannte Größe ist es, die er im Universum aufsucht, die er mit allen seinen Denkkräften zu ermitteln trachtet. x lockt ihn, stößt ihn zurück, x flieht vor ihm, x zieht ihn ewig an und will ihm ewig verborgen bleiben, es geht ein geheimer Weltschmerz von dieser unbekannten Größe aus. Dieser Schmerz um das x ist der Stifter aller Philosophieen, er hat den Verstand geschärft und der Vernunft die Richtung gegeben, er hat den Menschen aus dem Paradiese getrieben und wird ihn wieder in das Paradies zurückführen. Endlich, nach langer Logik und Metaphysik hat der Mensch gefunden, wer x sei? Ach, er hat gefunden, daß er selbst

= x ist. Er hat sich selbst gefunden, er hat die unbekannte Größe, die er suchte, nach vielem Denken in sich selbst entdeckt. Er wußte nicht, was er suchte, und er fand sich. Der Mensch ist die unbekannte Größe der Schöpfung, er ist das x seiner eigenen Philosophie. Wenn er über die algebraische Formel, durch die sich nur sein Dasein ausdrücken läßt, nicht wahnsinnig wird, so kann er weise werden, und ein großer Philosoph.

Der philosophische Trieb ist die großartigste und zugleich die unausstehlichste Seite der menschlichen Natur. Der Mensch will Alles entdecken, Alles erklären, jedes Geheimniß des Lebens antasten, und wann er, wie Oedipus, das Räthsel gelöst, hat es nur ihn selbst bedeutet. Er hat das Räthsel gelöst, und sich dabei immer tiefer in seine eigene Unbegreiflichkeit hineingestürzt. Er hat nur ein benanntes x gefunden. Oder er ist, statt in die Tiefe, auf die Fläche gerathen, und hat in das nachtdunkle Geheimniß des Daseins ein armseeliges Glück der Klarheit gebracht. Er hat den unsichtbaren Gott in Zahlen ausgeschrieben, und genau zusammengerechnet, wie viel er

werth sei. Er hat aus allen Unbegreiflichkeiten des Universums ein hübsches Buch gemacht und Vorlesungen darüber gehalten. Jedermann hat sich über den hellen lichten Tag gefreut, und die Schulknaben haben mit Händen nach ihm gegriffen. Die Erwachsenen haben ein Collegiumheft davon klug mit nach Hause genommen.

Die Philosophie verfährt dann mit den Gegenständen des Erkennens ebenso, wie jener Engländer mit der Memnonssäule. Diese weltberühmte Säule hat lange einen schönen poetischen Ruf behauptet, und, wie männiglich bekannt ist, mit dem Morgenlicht in einem zarten Verhältniß der Kindesliebe gestanden. In aller Frühe, wann Aurora sie gerufen, hat sie, ihre Steinnatur überwindend, an zu tönen gefangen, und hat dem Strahl geantwortet, recht aus voller Seele heraus. Besagter Engländer soll nun aber neulich erst entdeckt haben, wie es eigentlich eine pure Fabel sei, daß der tönende Memnon vom Lichtstrahl getönt habe. Er ist deshalb auf seine eigene Kosten nach Aegypten gereist, glücklich bis Theben gekommen; er ist in die Säule selbst hineingekrochen und hat sie

genau unterſucht. Da hat er eine Vorrichtung in derſelben entdeckt, vermittelſt welcher ein in der Säule verſteckt geweſener Pfaffe alle Morgen mit einem Metallſtöpſel von innen an den Stein geſchlagen haben muß, um ſo den vielbeſprochenen Ton hervorzubringen. Es war alſo nichts als Prieſterbetrug geweſen, und der Engländer hat die Vernunft wieder in ihre Rechte eingeſetzt. Schade dennoch, daß der Memnon nicht vom Licht getönt! Es iſt wirklich Schade. Ich könnte hunderttauſend Thaler darum geben, wenn der Ton rein aus Licht und Liebe getönt hätte.

O Gott, es wird doch allmählig Alles entdeckt! Die klügelnde Philoſophie und die reiſenden Engländer haben ſich mit einander verſchworen. Sie laſſen kein Geheimniß der Welt mehr übrig, und ſuchen ſich aus allen Räthſeln im Himmel und auf Erden ein Naturalienkabinet zuſammen, das ſie dann irgend einem Univerſitäts-Muſeum zum Geſchenk machen. Hilf Himmel, mir wird bange! Ich höre am Ende auf, an meine eigenen Gefühle zu glauben, die mich oft wie hübſche Räthſel hin- und hergelockt haben durch warme Erdenſtunden

voll seeliger Irrthümer. All' ihr Nachtschmetterlinge meiner innern Seele, ich gebe euch frei! Ihr habt zum längsten das Geheimniß meines tiefinwendigen Lebens gehütet. Flattert, flattert hinweg, ihr Nachtschmetterlinge meiner innern Seele! Ach und der morgenlichttrunkene Memnon meiner Brust wird nicht mehr wagen zu tönen! Die Philosophie wird ihm aus tristigen Gründen beweisen, daß hinter seiner Poesie nur Betrug steckt, daß es nur ein leidiger, ganz äußerlicher Metallstöpsel sei, der diese Gefühle in mir tönen mache, und daß die Vernunft in ihre Rechte eingesetzt werden müsse. O Memnon meiner Brust! Wenn Du, nach aller der Weisheit, doch noch wieder in mir erklingst, muß ich fürchten, daß auch in Dir irgend ein Popanz versteckt sitzt, der dies Klingen, dies Dichten eigenmächtig und wider alle Vernunft verursacht!

Aber nein, nein! Ich will eine neue Philosophie stiften! Eine Philosophie, in welcher der Memnon vom Lichtstrahl tönt! Eine Philosophie, hinter welcher kein Pfaffe und kein Metallstöpsel versteckt sitzt! Ich erkenne vier Quellen der neuen

Philoſophie an, aus denen ſie fließen muß, und dieſe ſind: die Vernunft, der Verſtand, das Gefühl und die Phantaſie. Die Vernunft iſt der heilige Geiſt des Syſtems, das Verbindende zwiſchen der göttlichen Wahrheit und der menſchlichen Philoſophie; der Verſtand iſt die ordnende organiſche Kraft, das Geſetz und Gleichmaß der Glieder; das Gefühl iſt das menſchliche Blut, der feurige Puls der Bewegung, welcher in allen Adern des Syſtems quellen und ſchlagen muß; die Phantaſie iſt die über dem logiſchen Ernſt aufgehende Sonne, welche ſelbſt über die begriffene und demonſtrirte Schöpfung noch Licht, Farben und Vögelgeſang auszugießen im Stande ſein ſoll. So wird die Philoſophie ausſehn, wie ein ganzer lebendiger Menſch, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. Dieſer Menſch wird alſo dann ſo viel Verſtand haben, um einzuräumen, daß die Vernunft das Gefühl nicht ausſchließt, und den Lebenstrieb der Phantaſie nicht hindert, und daß aus dem innigſt begründeten Zuſammenhang aller dieſer Kräfte erſt das wahre Syſtem der menſchlichen Anſchauung entſteht. O ihr gefühls- und phantaſiearmen

Systeme, ich glaube an eure Vernunft und an euern Verstand nicht! Ihr seid der auf Betrug reduzirte Memnon! Ihr seid und bleibt kalter, klangloser Stein, mag Aurora auch mit ihren herrlichsten Morgenröthen auf euch niederscheinen! —

Doch genug, genug für heut! Du aber, kleine Freundin, wirst mir Recht geben, und wirst, ich weiß es, mich loben, daß ich eine Seeligersche Philosophie stiften will. Du bist selbst ein philosophirendes Mädchen, und hast, wenn Du Dir Dein Nachthäubchen aufgesetzt, ein wahrhaft philosophisches Gesicht. In Deinen Augen leuchten schöne Gedanken. Ja höre, liebe Seele, wenn ich wirklich einmal eine Philosophie stiften sollte, so müssen Deine Augen durch sie hindurchleuchten. Ohne Deine Augen in meinem System thue ich es nicht.

Eben klopft es an meine Thür, und mir wird ein Brief gebracht. Verzeih', daß ich ihn in Deiner Gegenwart erbreche und lese. Die Handschrift auf der Adresse kommt mir so wunderseltsam bekannt vor. Der Brief muß, wenn ich meinen Augen trauen darf, von Kienast sein. Verzeih' also, ich stehe gleich wieder zu Deiner Unterhaltung zu Diensten. — — —

Närrisch, närrisch, närrisch! und noch einmal närrisch! Der Brief, der uns eben unterbrochen, kam wirklich von Kienast. Denke Dir, der Aufmerksame gratulirt mir heut zu meinem Geburtstag, und bittet mich, alles unter uns Vorgefallene zu vergessen. Am seltsamsten aber, auch sein Brief ist ganz voll von Philosophie, so daß über meinem Geburtstag in der That ein philosophischer Stern oder Unstern zu walten scheint. Er schreibt mir, daß er die Hegelsche Philosophie jetzt als das einzig Wahre und sein Leben Ausfüllende erkannt habe, und daß, wenn es uns vergönnt wäre, wieder inniger mit einander zu leben, er hoffe, mich ebenfalls zu dieser allein seelig machenden Wahrheit des Systems zu bekehren. Das sagt mir dieser Mensch, der an den Brüsten meines Denkens gelegen und sich satt getrunken, das sagt er mir mit einer ganz schulmeisterlichen Ehrbarkeit! Ferner äußert er in dieser mir so unerwarteten Correspondenz-Nachricht, daß er sich meiner früheren Ansichten über Hegel sehr wohl erinnere, daß sie ihm aber sämmtlich auf nichts als auf „Naserümpfen und Medisance" von meiner

Seite hinauszulaufen schienen. Ich sei ein zu guter Kopf, um nicht das Positive an Hegel einzusehn, um nicht seinen Begriff zu begreifen. Der Narr, was nennt er Positives? Wenn ich etwas aus voller Ueberzeugung angreife, kann Jemand so bornirt sein, mir noch wohlmeinend zu rathen, ich möchte es doch begreifen? In meinem Angreifen steckt ja eben auch mein Begreifen drin, und ich spreche es eo ipso offen damit aus. Ich begreife es so, wie ich es angreife, und ich kann nicht anders. Nein, mit uns beiden ist es vorbei, und ich gebe es nun fast auf, mich je wieder über eine Tendenz des Lebens mit ihm zu verständigen. Wozu reflectirt er noch auf mich? Unsere Freundschaft würde jetzt doch nur ein mühseeliges und armseeliges Hin- und Herschleppen zweier neutralisirten Kräfte sein. Eine edle Resignation könnte uns hier beide ehren!

Mögen nun auch am heutigen Tage meine Ansichten über das Juste-Milieu sich gewandt haben, wie sie wollen, so ist und bleibt mir doch in der Freundschaft und Liebe jedes Juste-Milieu bis in den Tod verhaßt und zuwider. Mit einem

Freunde, mit dem ich täglich Umgang pflegen soll, halb kalt und halb warm zu leben, und immer ängstlich die richtige Mitte zu halten, damit das Verhältniß nur nicht vollends in Haß umschlägt, ist eine bittere Qual, bitterer als Haß selbst. Die Liebe muß, wie der Champagner, schäumend genossen werden, dann gibt es einen genialen Rausch; hat er abgeschäumt, ist er schaal geworden, so erregt es Ekel. Ich mag kein Mittelding zwischen Haß und Liebe, ich mag kein Juste-Milieu! Gott wende von allen edeln Menschen das klägliche und dreimaldreimal in den Abgrund der untersten Höllen verfluchte Juste-Milieu ab! —

Ich komme heut immer wieder und wieder auf das Juste-Milieu zurück. Gott weiß es, wie es zugeht, ich bin damit wie behext. Ich mag meine Gedanken auf einen Gegenstand richten, auf welchen ich will, gleich fällt mir das Juste-Milieu dabei ein. Und eine Stimme ruft mir unaufhörlich zu: Seeliger, Du bist doch nur durch das Juste-Milieu zu retten! Bedenke die ungeheuere Sicherheit, welche das Prinzip gewährt, für einen ewig Aufgeregten, wie Du bist!

Sicher mag es sein, eben so sicher, als wenn man sich auf Leibrenten gibt. Indem es mich dem Juste-Milieu in die Arme treibt, kommt es mir vor, als wenn ich mich auf Leibrenten an eine solide Bürgerfamilie verschreibe. Ich werde mir nun jeden Luxus abgewöhnen müssen, aber ich werde, bis zu meinem Tode, mein regelmäßiges Auskommen haben. Ich werde alle Tage meine bestimmte Portion essen, nicht mehr und nicht weniger, und meine Verdauung wird sich im besten Zustande befinden. Meine Leidenschaften habe ich mir sämmtlich abgewöhnt, und die Kinder im Städtchen nennen mich einen lieben guten alten Mann, und reichen mir alle die Hände, wenn ich wehmüthig lächelnd vorüberschleiche. Dort aber, das blühende Mädchen, blickt mir staunend mit lang gerecktem Hals über den Zaun ihres Gehöftes nach, und spricht schalkhaft: „er sieht fast noch aus wie ein Jüngling! Und doch ist er ein alter Mann. Er hat seinen Geist auf Leibrenten gegeben!“

O blühendes Mädchen, ich bin ein alter Mann, ich bin ein Juste-Milieu-Mann! Weine über dem Grabe meiner frühen Jugend eine milde Thräne! —

Esperance, was sagst Du? O Kind, es muß aus mit mir sein! So melancholisch, bis in den geheimsten Winkel meines Herzens hinein melancholisch, bin ich noch nie gewesen, wie heut!

Der Abend kommt heran, und wirft mir flimmernde Schatten auf das Papier. Ich kann nicht mehr schreiben. Weit weg will ich die Federn schleudern, und nur noch an Dich denken. Ich denke: Du geliebte Freundin, warum bist Du nicht hier? Warum müssen wir getrennt leben, und warum flicht kein ewiger Bund unser Beider Dasein zusammen zu einer starken Einheit? Doch die Einheit liegt fern auseinander, ich werde Dich nie besitzen, und der Wunsch, daß ich das zerrissene Tonstück meines Lebens an Deiner Harmonie wiederherstellen könne, dieser Wunsch ist nur ein kranker Thor.

Gute Nacht! gute Nacht! Ade! Aus Verzweiflung werde ich mich doch endlich nennen müssen

Deinen

armen

Juste-Milieu-Seeliger.

Zeitlosen.

(Die nachfolgenden Bruchstücke aus mehreren Seeliger'schen Briefen sind aus zweierlei Gründen zeitlos; einmal, weil sich auf ihnen, wahrscheinlich wegen der Aufregung und Zerstreuung des Schreibenden, kein Datum bemerkt findet, und zweitens, weil sich Seeliger selbst darin einen Zeitlosen nennt).

* * * Ich bin Nichts! Ich bin nichts! Die Ebbe meiner Bestrebungen ist gekommen. Da sitze ich am öden Ufer, und sehe, wie der hohe Strom meiner politischen Meinungskämpfe endlich gefallen und ganz unter sein Niveau hinabgesunken ist! Ich bin Nichts! Ich bin gar Nichts! Alle Zeitrichtungen habe ich jetzt in mir durchgelebt und bin nun zu guter Letzt Nichts geworden. Auch das Nichts des Zuste-Milieu bin ich nicht mehr. Ich will jetzt rein gar nichts sein. Arm Tom friert, und er hüllt sich in die Tugend seines Nichts. Vivat Nichts! —

.*. O ich Mann der Zeit! Alle Zeittendenzen, deren ich einer nach der andern gutmüthig vertrauend mich hingab, haben sich bitter an mir gerächt, und als ich eben, nach langem Hader und Streit, nach den gewonnenen Resultaten mich umsehen wollte, bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß nur eine ganz zeitlose Gesinnung in mir übrig geblieben ist. Ich mag mit gar keiner Zeitrichtung auf der Welt mehr etwas zu thun haben! Ich gehöre keiner Zeit mehr an. Die Zeit hat mit mir gespielt, wie die Katze mit der Maus. Erst hat sie mir tändelnd eine Tatze nach der andern gereicht, zuerst die liberale Tatze, die Tatze der Freiheit; dann die absolute Tatze, die Tatze der Legitimität; und dann die Juste-Milieu Tatze, die Tatze der gerechten Mitte, bis sie mir endlich mit dieser den Genickfang gegeben, um mir den Kopf abzubeißen. Ja, wo ist mein Kopf? Seeliger, Du hast Deinen Kopf verloren! —

.*. Armer Salzschreiber, wer hätte das gedacht! Du wußtest mit solchem Feuereifer jede

Partei der Zeit zu ergreifen, und sogleich mit und in ihr zu denken und zu streiten; Du wußtest mit solchem Feuereifer dem Juste-Milieu-Prinzip entgegenzutreten! Und nun willst Du verzagen, willst der Gegenwart Dich abwenden, willst von keiner Richtung und Bestrebung mehr hören, willst, wie ein abgeworfener Reiter, im Sande liegen bleiben, und Dich nicht wieder aufmachen, um das göttlich schöne Flügelroß der Zeit einzufangen, es neu zu zäumen und zu satteln? Salzschreiber!

Ja, ja, ich will! Ich habe nun einmal die Salzpreise meiner Zeitbestrebungen gänzlich heruntergesetzt, und werde nie wieder damit aufschlagen. Der Salzwerth meiner jungen Tendenzbeweglichkeit ist total gesunken. Ich bin ein tendenzloser Salzschreiber geworden. Ein Ausgestoßener der Zeit, werde ich fortan als ein Eremit aller Richtungen in die Einsiedelei der Hoffnungslosigkeit mich verschließen, und von den Wurzeln und Kräutern der Gleichgültigkeit mich ernähren. Ich habe keine Liebe, keine Freude und keinen Glauben mehr. Mir ist wie einem Mann zu Muthe, der einen Proceß verloren hat, bei dem sein Alles auf dem

Spiele gestanden. Er hat nun nie wieder nöthig, Processe zu führen. —

---

* * * Durch Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart habe ich mich athemlos gestürzt, und nach diesen drei Himmelsgegenden des menschlichen Lebens meine heißesten Wünsche ausgesendet. Mit leeren Händen sind sie alle wieder zu mir zurückgekommen, meine Wünsche, und haben weder in Vergangenheit, Gegenwart, noch Zukunft eine dauernde Heimath finden können und wollen.

Ein Liberaler bin ich gewesen, und habe, auf ein heitres Glück der Zeiten bauend, muthig auf die schaukelnde Wellenlinie des Prinzips der Bewegung mich gesetzt. Mein Streben flog einer schöneren Zukunft entgegen, meine Hoffnungen flatterten wie weissagende Tauben am Horizonte des Tages auf.

Ein Legitimer bin ich gewesen, und die heilige Bedeutsamkeit des Bestehenden hat mich gerührt. Ich habe mit frommem Ernst in den Grund aller Geschichte, die Vergangenheit, zurückgeblickt, und in alten großen Zeiten neuere Zustände gerechtfertigt

gefunden. In den Tempelruinen der Vergangenheit saß auch Minervens Eule verborgen, und ist mir entgegengeflogen, und hat mich wieder an Deutsche Kunst und Wissenschaft gemahnt.

Ein Juste-Milieu-Mann zu werden habe ich versucht, um mich mit der Gegenwart zu vermitteln, und nicht in Widerspenstigkeit gegen die Anforderungen des Zeitgeistes zu verharren. Aus dem Schlangennest des Juste-Milieu kam auch die Schlange, die auf dem Baume der Erkenntniß gesessen, lockend auf mich zu, und brachte meine Gedanken auf die Philosophie der Deutschen. Ich fing an zu reflectiren, zu philosophiren, und hatte einen schlechten Geburtstag.

O Zukunft! Vergangenheit! Gegenwart! Taube! Eule! Schlange! Seltsames Dreigestirn des irdischen Daseins, unter welchem der Mensch verzaubert hinschleicht, immer von entgegengesetzten Weltrichtungen magisch angezogen! Die Zukunft ist die Taube, sie ist die weiße Taube der Unschuld; es ist die unschuldige Zeit der Geschichte! In heiliger Reinheit liegt sie vor uns da, wie eine schlummernde Göttin, die ein schönes Morgenroth

die Augenlider öffnen wird; die Schaaren der Völker harren in andächtigen Gebeten auf ihr Erwachen. Herrliche Träume ſchweben um die Stirn des Götterbildes, und der Purpur der Frühe, der ſie leiſe umduftet, malt ſie wunderſinnig aus; es ſind die Träume ganzer Geſchlechter, an denen in dieſer himmliſchen Stirn gedichtet wird. Da, da ſchlägt ſie die Augen auf, Welten zittern ihr entgegen, alle Nationen ſtehen auf in trunkener Bewegung, und niegeſehene Frühlinge ſchießen tauſendhalmig empor, wo ſie die Augen aufſchlug! So tritt ſie unter die Menſchen, die Tochter der unbefleckten Empfängniß, die Tochter des wahren Gottes ſelbſt. Sie bringt jedem Volke eine weiße reine Zeit wieder, jedes Volk kann in ihr wieder eine Periode der Unſchuld beginnen. O Zukunft! O Göttin! O Taube! Die Vergangenheit aber iſt die Eule der Geſchichte. Blind für den lebenden Tag, ſchaut ſie doch ſcharf in die Nacht der Zeiten hinein, und predigt tiefgedachte Weisheit von dem, was geweſen. Ueber den Trümmern erhabener Weltbegebenheiten ſitzt ſie ſinnend, und hat ſich aus dem Schutt der Zerſtörung manchen großen Gedanken

gerettet, der von unvergänglicher Bedeutung für das Menschengeschlecht ist. Die Morgenröthe lockt sie nicht mehr, aber beim stillen Abendroth hebt sie die Flügel ihres Denkens, und singt bald heimliche Elegieen, bald großartige Lehrgedichte über die versunkenen Gestalten ehemaliger Zeit. Sie behütet in ihrem nachwachenden Flug Tugenden und Sünden der Völker, und schreit glückliche und unheilvolle Erfahrungen der Gegenwart zu. Und die Gegenwart ist die Schlange! Die Gegenwart ist die listig sich windende Schlange, es ist die Zeit der List. Sie biegt und schlingt sich in tausend labyrinthischen Wendungen auf Kreuz- und Quer-Pfaden hin; sie weiß zu berücken und zu bestricken, und aus den Ränken des Tages flicht sie sich ihren ruhmlosen Sieg zusammen. Schnellfüßig, ist sie überall und nirgends; sie ist muthig und feig zugleich, lächelt freundlich und vergiftet. In der Gegenwart gilt und herrscht noch die List des Augenblicks. Die Zukunft läßt sich nicht erlisten, und die Vergangenheit hat längst den Trug geschieden von der Wahrheit. Der Zukunft läßt sich nichts ablisten und abringen; nach ewigen Gesetzen be-

ſtimmt, ſteigt ſie zugleich als ein freies Göttergeſchenk zu uns nieder. Aber durch die Gegenwart züngelt noch die in allen Künſten der Tücke geſchäftige und gewaltige Schlange. Und die Schlange hat ein ganzes Menſchengeſchlecht verführt! —

So wurde ich umhergeworfen, und unruhige Beſtrebung trieb mich bald nach dieſer, bald nach jener Richtung fort. Alles an mir war ja nur Beſtrebung, ſie war mein Glück und mein Verbrechen. Mein Verbrechen heißt Beſtrebung! Ob es ein Ziel gibt, das mit Frieden und Verſöhnung lohnt, kümmert den Streitenden, den es in die Schlacht treibt, nicht. — —

.*. Felix culpa! möchte ich mir dennoch zurufen. Heut iſt ein ſchöner Herbſttag, wochenlange Regenſchauer haben nachgelaſſen, und die Sonne, wenn auch blaß aufgehend, wirft noch einmal lebenswarme Blicke in mein Stübchen herein. Willkommen, willkommen, Sonnenblick! Zufriedenheit kehrt wieder, und ich rufe mir zu: felix culpa!

Habe ich nun auch in und mit den verſchiedenſten Zeitrichtungen gelebt und geſündigt, ſo bin ich damit doch ein Menſch geweſen! Ich habe menſchlich gelebt, geirrt, gelitten und genoſſen, und durch manchen begeiſternden Wahn hat ſich auch Wahrheit in mein Herz geſchlichen. In jedem Wahn war auch eine Wahrheit für mich darin, und ich habe gläubig an ihr gehangen, und mitten im Irrthum an ihr gelernt. Aecht humane Studien!

O was iſt denn wahr? Was iſt Wahrheit der Zeit? Keimt und knoſpet ſie nicht in allen Richtungen, geht ſie nicht durch alle Tendenzen der Geſchichte als treuer Lebenshauch hindurch? Jede von der Zeit wirklich getragene Partei hat eine Wahrheit für ſich, in deren Geiſt ſie handelnde Partei geworden, und alle einander gegenüberſtehende Zeitrichtungen ſind Brüder, wenn auch friedliche, die an einer Mutter Bruſt gelegen haben. Es iſt ein Bruderzwiſt unter ihnen, der um Recht und Ehre der ganzen Familie geführt wird, und für eine allen gemeinſame Idee ſtrömen ſie ihr eigenes theures Blut im Kampfe dahin. —

Vergangenheit! Gegenwart! Zukunft! und der Menſch die Wetterfahne, zwiſchen die Mächte dieſer drei Weltorgane mitten hineingeſtellt! Er kann ſich ihnen allen nimmer entwinden, er muß auf die Vergangenheit zurückſehn, er muß fortfahren, auf die Zukunft zu hoffen, und zugleich drängt es ihn, mit der Gegenwart ſich zu vermitteln. So iſt er ewig zwiſchen Fortſchritt, Stillſtand und Rückſchritt gebannt, und von liberalen Ideen ſtolz begeiſtert, vor der heiligen Legitimität menſchliche Demuth empfindend, und endlich zur Vermittelung weiſe ſchreitend, kann man ſich wundern, wenn er keine feſte Heimath auf Erden hat?

Ein Wort des Gregorius Magnus, an das ich mich heut erinnerte, hat mich ganz beſonders getröſtet. Derſelbe ſagt: „Der Menſch hat und trägt von allen Dingen etwas in ſich. Mit den Steinen hat er das Sein gemein, mit den Pflanzen das Leben, mit den Thieren das Empfinden, und mit den Engeln das Denken.“

Großer Gregor! ſo behaupte ich auch, jeder Menſch hat und trägt vom Liberalen, vom Legitimen und vom Juſte-Milieu-Mann etwas in ſich.

Mit dem Liberalen hat er den Vervolkommnungstrieb gemein, mit dem Legitimen den Erhaltungstrieb, mit dem Juste-Milieu den Vermittelungstrieb. Alles ächt menſchliche Triebe!

Die Wahrheit dieſer Triebe liegt in der innern Nothwendigkeit eines jeden ſelbſt, und gibt ihnen Kraft und Berechtigung, als Streitmächte die Weltgeſchichte zu bewegen. Auch die kleine Univerſalhiſtorie meiner jungen Menſchenbruſt hat den Krieg empfunden, und in das Getümmel der weltgeſchichtlichen Triebe ſich geſtürzt. Ich weiß nicht, wer geſiegt hat, aber ich weiß, daß ich mein Herzblut nicht umſonſt vergoſſen habe. Die Univerſalhiſtorie iſt noch nicht am Ende. Man weiß nicht, wer geſiegt hat. Aber groſſe Schlachterinnerungen lehren und predigen mit tauſend Zungen.

Felix culpa! Mir iſt Menſchliches begegnet! Ich habe mich in Gegenſätzen umhergetrieben, und an jedem reichlich Luſt und Leid gehabt. In lauter getrennte Accorde hat ſich mir die Melodie zerſplittert, und doch hat es auf allen Saiten meines Menſchen in mir muſicirt. Die Theile haben mich feſtgehalten, und doch habe ich von ihnen

sondern und zerlegen, um die Erkenntniß vorzubereiten; er ist der salpetersaure Geist, der die Mischung der Lebenselemente herbe kräftigt und bindet!

Der Teufel ist das Treibende, das den Menschen durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hindurchwirscht, um ihn mit der Heimathlosigkeit der zeitlichen Zustände zu ängstigen. Und so wirkt er für das Göttliche und Ewige, indem er, selbst wider seinen Willen, darauf hinweist, daß darin allein das Dauernde sei. Wen er aber zur Hölle führt, der hat es sich selbst zuzuschreiben. Der Teufel kann wahrlich nicht dafür.

Die Geschichte ist nun vollständig am Tage. Ich habe die ganze Sippschaft belauscht, und meine Ohren haben gehört, was mein Herz längst geahnet hatte. Eine närrische Rolle hat er bei mir gespielt. Ich muß noch über die Maßen lachen.

Das Allerseltsamste ist, daß eine alte Zeitung Veranlassung wurde, daß ich Alles haarklein erfahren habe. Meine Gedanken geriethen nämlich gestern unwillkürlich auf die erste Französische Revolution von 1789, diese erste Krateröffnung einer neuen Ideenwelt für ganz Europa, und mir fiel

ein, daß mein Hauswirth mir öfter von einem Kasten voll alter Zeitungen aus den Revolutions-Jahren gesagt, den er auf dem Boden stehen habe. Ich hatte oft ein Gelüst danach gespürt, diesen aufgesammelten Schatz durchzusuchen; denn es war mir immer höchlich interessant gewesen, große Ereignisse der Vergangenheit, die längst geschichtlich abgegränzt dastehen, selbst wieder bis auf den mannigfach karikirten Zustand zurückzuverfolgen, in dem sie noch als Zeitungsnachrichten an den unreinen und unbestimmten Reflexen des Tages sich brachen. Ich begab mich also gestern auf den Boden, der nicht allzuweit von meiner eigenen Wohnung entfernt ist, und nachdem ich eine Katze, die auf dem Kasten als Hüterin gesessen, mit guten Worten vertrieben hatte, war ich alsbald so glücklich, aus dieser bestaubten Makulaturweltgeschichte ein mit vielen Spinnenflecken geschwärztes Zeitungsblatt vom 26. Januar 1793 herauszufinden, in welchem die am 21. Januar erfolgte Hinrichtung des gutherzigsten der Könige, Ludwigs XVI., mit allen einzelnen Umständen genau beschrieben war. Ich stand und las, fortgerissen von meinen eige-

nen Gedanken, und meine Phantasie versetzte mich lebhaft in Zeit, Ort und Verhältnisse hinein. Mein Haar starrte mir, ich fühlte, daß das Blut aus meinen Wangen wich, ich sah die vom stillzitternden Volk-umstandene Guillotine, ich hörte das königsmörderische Beil fallen, Marie Antoinettens klagende Gestalt trat vor mich, und zeigte mir ihr schönes, blutgetränktes Haar, das schönste Haar, das je um einer Frauen Schläfe geflattert. Ich war so angegriffen, daß ich an die Wand taumelte, und mich halten mußte.

Da hörte ich plötzlich Stimmen in meiner Nähe flüstern. Seltsame Worte wurden laut, und brachten meine Aufmerksamkeit wieder zu sich.

Weißt Du, welches Volk das unglücklichste ist? tönte es, wie innen hinter der Wand.

Ich weiß es! antwortete eine andere heisere Stimme, mit schauerlicher Betonung. Das Volk, welches nie eine Schuld auf sich lud, ist das unglücklichste. Es hat keine Geschichte. Die Schuld ist der erste Fußtritt in die Weltgeschichte. Das Menschengeschlecht mußte erst das Paradies verscherzt haben, ehe es historisch werden konnte.

Du hast Deine Sache gut gelernt, mein Sohn, krächzte die erste Stimme wieder.

Ich lauschte in krampfhafter Spannung; ein kalter Schauer rieselte durch alle meine Glieder. Ich wußte, wessen Worte ich hier vernahm, welches Zwiegespräch zu behorchen ich vom Schicksal auserkoren worden.

Neben an, in des Nachbars Hause, wohnte ja Er, für den ich neulich ausdrücklich dem lieben Gott gedankt. Und diese Wand, an der ich lehnte, war offenbar die Hinterwand des Kabinettes, aus welchem ich damals die alte scharlachrothe Sphinx, seine Großmutter, husten hörte.

Nun, Gott befohlen! Ich habe den Muth gehabt, Alles mitanzuhören, ja mitanzusehn. Durch einen Riß, den ich in der dünnen Wand entdeckte, konnte mein Auge gerade mitten in das Gemach blicken, in welchem die erschütternde Scene sich zutrug.

Sobald ich Zeit und innere Ruhe habe, werde ich Jedes niederschreiben, wie es mir im Gedächtniß geblieben.

Ein Gespräch des Heisern mit seiner Großmutter.

(Abgebrecht.)

— Ein schwerer, dumpftönender Husten unterbrach von Zeit zu Zeit die Worte der Alten, die, ganz in scharlachrothe Schleier eingehüllt, auf dem Bette lag. Er stand vor ihr, und rückte ihr mit besorgter Zärtlichkeit die Kopfkissen zurecht.

Du liebe Altmutter der Zeit, wie geht es Dir jetzt? sagte er, sich zu ihr niederbeugend. Noch immer den bösen Husten, und die seit Ewigkeiten her nicht wegzubannenden Kopfschmerzen? Du denkst zu viel, Du lebst zu sehr im metaphysischen Grund des Alls. Etwas Unterhaltung vom Tage würde Dir zuweilen wohlthun, ein politischer Discours Dich zerstreuen. Die Trivialitäten dieser lächerlichen Menschenwelt machen uns Halbgöttern Vergnügen, und sind eigentlich nur zu unserm Amü-

sement da. Der alte Herr des Universums kann billigerweise nicht über seine Geschöpfe lachen, weil er sie selbst geschaffen, und weil jener unaussprechbare Ernst in ihm ist, der uns alle bändigt. Diese Creaturen sind aber so possirlich, daß sie durchaus belacht werden müssen, und darum hat er Geister von unserm Schlag gebildet, damit doch ein Gelächter durch die Schöpfung gehe. Liebe, liebe Altmutter der Zeit, Du hast neuerdings gar zu wenig gelacht! Du hast Dich selbst von mir zurückgezogen, und jedes zerstreuende Gespräch mit mir gemieden.

Deine Liebe rührt mich, gutes Enkelchen! stöhnte sie, und reichte ihm aus den Schleiern die Hand heraus. Guter Sohn, Du bist immer mein Getreuester gewesen. Du wirkst und schaffst als Parteidämon dieser Menschenwelt oft recht nach meiner Laune, und verstehst die Räthselurne des Daseins, über die ich als Wächterin gesetzt bin, gewaltig durcheinanderzuschütteln; wenn ich auch eben mit Deinem letzten und neuesten Unternehmungen nicht zufrieden bin. Aber setze Dich, und bleib' ein wenig heut bei mir, und laß uns plaudern. Mach' es Dir ganz bequem.

Olympia, die Magd, die im Hintergrunde des Gemachs auf der Erde gesessen, schlich jetzt herbei, und brachte ihm einen Stuhl. Sie sah, wie immer, wunderbar schön und unglücklich aus. Dann neigte sie sich demüthig, ließ sich vor ihm auf ein Knie nieder, und schickte sich an, ihm die Stiefel auszuziehen. Er aber stieß sie mit rauhem Laut von sich, worauf sie seufzend wieder in ihre Ecke zurückwankte.

Sage, mein Sohn, hub die keuchende Altmutter von Neuem an, wie lange denkst Du noch an diesem elenden Aufenthalt hier Deine kostbare Zeit zu vergeuden? Was hat sich für eine entsetzliche Erschlaffung Deiner bemächtigt? Was sind das für Lappalien, mit denen sich ein Geist Deiner Art hier abgibt? Wann wirst Du Dich wieder als der weltmächtige Parteiteufel, als den ich Dich liebe, im Ganzen und Großen thätig und handelnd erweisen? Geh', geh', Quecksilbergeist, was ist für Wetter? Du hast jetzt zum längsten in Kleinweltwinkel gehaust. Ich denke, wir reisen noch heut Nacht, wann Deine Muhme, die Windsbraut, über den Schornstein fährt.

Wohl, wohl! erwiederte Er. Aber Du ſiehſt die Dinge wieder zu ernſthaft an, Mütterchen! Du weißt, ſeit 1830 habe ich ungeheuer viel zu thun gehabt, und, wie Du es gern haſt, als Parteidämon recht nach Deiner Laune geſchaffen. Aber ein ſo großer Tumult der Factionen wurde von mir angerichtet, daß ich mich dabei heiſer geſchrieen habe, und ſeit Anfang 1833 beträchtlich an der Bruſt zu leiden anfing. Zur Wiederherſtellung meiner Lunge faßte ich den Entſchluß, auf das Land zu gehn, und lediglich aus dieſem Grunde verlebte ich die Sommermonate hier in dieſem Kleinweltwinkel. Der Ort iſt nicht ganz ſo übel, Mutter, als Du meinſt. Das Jahr 1833 war in der Welthiſtorie ein zu jämmerliches Jahr, um in der größeren Oeffentlichkeit etwas Sonderliches auszurichten. Wer kann es mir da verdenken, daß ich mich zu ländlicher Erholung nach Kleinweltwinkel zurückzog, und, da ich es doch nie ganz laſſen kann zu ſcharmuziren, unterdeß mit dieſem Seeliger ein wenig plänkerte?

Das ſchien mir eben das Langweiligſte an Dir, mein Sohn! entgegnete ſie. Wie war es

nur möglich, daß Du Dich mit einem solchen Tropf und träumerischen Einfaltspinsel, wie dieser Seeliger ist, einlassen konntest? Sohn, Sohn, wie schlecht wählst Du Dir jetzt Deine Lieblinge! Ich fürchte, Du wirst nie wieder Helden der ächten Parteileidenschaft finden für Deine und meine Laune!

Laß mir doch auch einmal meine unschuldigen Scherze! antwortete der Heisere. Du weißt, ich kann der Alte sein, wann ich will und wann die Zeit kommt, und die ewig jugendliche Furie meiner Natur ruht nie lange aus. An Weltbränden habe ich mich oft genug gesonnt; es macht mir, wenn es nichts Besseres zu thun gibt, auch einmal Spaß, meinen Kometenschweif durch die Seele eines Salzschreibers hinzuziehen. Du beurtheilst diesen Salzschreiber zu streng, Mütterchen! Der junge Mensch hatte Anlagen zu einem politischen Werther dieser Zeit, und dies interessirte mich an ihm. Ich dachte, er würde sich entweder aus Liberalismus oder aus Absolutismus todtschießen, aber er war doch jedesmal zu pfiffig dazu. Es kommt jetzt nichts Rechtes mehr in Deutschland zu Stande. Dennoch habe ich mein Vergnügen

daran gehabt, ihn an meiner Angelruthe bald nach dieſem, bald nach jenem Köder ſchnappen zu ſehn. Zappelte der gute Junge nicht ſo allerliebſt herum, wie ein Goldfiſchchen, dem der Sonnenſtrahl blitzend auf den Schwanz brennt? Und immer wußte er ſich, wie ein muthiger Schwimmer, nach einer andern Seite hinauszuarbeiten, als ich ihn hinhaben wollte, ſo daß er alle Augenblicke: Land! jubelte, wo ich glaubte, er würde in der Welle unterſinken. Du thuſt Unrecht, Mutter, Seinesgleichen ſo ſehr zu verachten. Unter dieſen Menſchengeſchöpfen iſt doch im Grunde Einer wie der Andere, und in eines Jeden Bruſt geht der Proceß von Himmel und Hölle durch. Wir Halbgötter müſſen aus dieſem Proceß unſere Nahrung zu ziehen ſuchen. Ein wahrer Teufel verachtet keine einzige Menſchenſeele.

Ich ſehe, Du biſt erſchrecklich leichtſinnig geworden, Sohn! ſtöhnte die Altmutter. Du nimmſt jetzt Alles auf die leichte Achſel, es iſt der heroiſche Sinn nicht mehr in Dir! Wehe, wehe, was muß ich an Dir erleben! Fluch, und abermals Fluch dieſem Jahr Achtzehnhundertunddreiunddreißig, an

dem Du ſo mattgeiſtig und erbärmlich geartet worden biſt! Wo ſoll ich Orkane hernehmen, um dieſe Welt durchzurütteln, wenn mein liebſtes Kind, der Parteiteufel, kleinlich und feige wird, und Tand und Spielereien als eine ſeiner würdige Aufgabe erachtet? Ich ſage und wiederhole es Dir: wenn alle Streitkraft der Factionen erloſchen, wenn kein Parteigeiſt mehr durch Leben und Geſchichte rauſcht, dann ſind wir am Ende der Dinge, und ſinken in den trägen Klumpen der Urmaterie wieder zurück, in dem für Unſersgleichen keine Bewegung mehr da iſt. Blaſe alſo, blaſe! Blaſe und ſchüre wieder an, mein Sohn! Ueberwinde Deine ſchmachwürdige Zeiterſchlaffung, an der ich Dich kranken ſehe, und in der Du, was mich noch am meiſten gegen Dich ergrimmt, mit leichtſinniger Heiterkeit Dich geberdeſt!

Schmähle nicht, ſchmähle nicht ſo! antwortete der Heifere. Es geht das ärgerliche Gerücht unter den Menſchen, daß ich in einem beſtändigen Zank mit meiner Großmutter lebe. Wozu dies beſtätigen, um jenen Affen eine Freude zu machen? Ich bin allerdings leichtſinniger, heitrer und eleganter ge-

werden, als in frühern Jahren, und das hat die Zeit so mit sich gebracht. Auch der Teufel muß sich cultiviren; ich habe es redlich, und, ich darf es gestehen, mit einigem Geschmack gethan. Ich habe den Pferdefuß unter einem künstlichen Schuhwerk verborgen, und Klauen trage ich für gewöhnlich jetzt gar nicht mehr. Ich kleide mich nach der Mode, ich bin ein Mann von Welt, ich bin ein Diplomat geworden. So habe ich scheinbar ein gefälliges, umgängliches Wesen angenommen, und bei Hofe und in den glänzendsten Salons der Vornehmen immer willkommenen Zutritt gefunden. Ich bin auch nicht mehr der alte Mephistopheles, wie mich Goethe damals in meiner hochtragischen Affaire mit dem Faust dargestellt hat. Als Mephistopheles lag eine entschieden metaphysische und speculative Richtung in meiner Natur, die ich jetzt abgelegt habe, weil damit nicht mehr in die Zeit einzugreifen ist. Dies düstere Element hat Keiner mehr an mir zu fürchten; ich bin kein metaphysischer Dämon mehr. Zu einer wahrhaft weltbürgerlichen Sinnesart umgewandelt, habe ich meine einzige Lust an publizistischen Tendenzen.

Ein Politiker aus eifrigstem Herzen, wirke ich jetzt erst recht als der Geist des Widerspruches; denn ich bin als solcher der Gott aller Parteien. Ich bin der Zodiacus, der Thierkreis der Zeit, und die Sonne der Wahrheit muß bekanntlich durch die Zeichen des Thierkreises laufen, wenn sie ihre Bahn vollenden will. Dieses mein Verhältniß zur Wahrheit gewährt mir das größte Amüsement, und macht mich zu dem heitern Mann, den Du, ernst grollende Altmutter, so sehr an mir mißkennst. Die Sternbilder meines Thierkreises sind die Parteien der Zeit, in deren Zeichen die Wahrheit wechselnd erscheint und durchgeht, und nichts belustigt mich mehr, als wenn der oder jener Tropf die allgemeine Wahrheit erhascht zu haben meint, während er doch nur an der Wahrheit hängt, die ihm etwa gerade im Zeichen des Krebses (wie den rückwärts gehenden Legitimen) oder im Zeichen des Widders (wie den stößigen Liberalen) oder im Zeichen der Wage (wie den Alles abmessenden Justemilieus) aufgegangen ist. Dennoch hat Jeder für sich vollkommen Recht, in diesem seinem Sternbildsim-

merchen Wahrheit, das er erhascht hat, jedesmal die ganze Sonne zu schaun. Wenn die Sonne im Zeichen des Widders steht, beginnt bekanntlich, nach der ewigen Monotonie dieser Erdengesetze, Das, was die Menschlein den Frühling nennen, und so glauben denn auch die kampflustigen Liberalen, die im Zeichen des Widders ihre Wahrheit haben, mit Recht den Anbruch eines neuen Völkerfrühlings heraufzuführen. Erscheint aber die Sonne im Sternbild der Wage, so ist das Herbstäquinoctium da, und die Justemilieus, diese Herbst-Tag- und Nacht-Gleicher der Zeit, gehen eifrig an ihr Geschäft, eine Tag- und Nachtgleiche der Meinungen zu verbreiten. Und wenn im Zeichen des Krebses sich die Sonne zeigt, so tritt die Erde ihr Sommersolstitium an, für das schlechte Wetter, das seit mehreren Jahren auf diesem Planeten zu hausen pflegt, offenbar viel zu spät; denn der Sommer hat sich jetzt gegen Ende des Juni schon immer längst erschöpft, und die Erde erringt nichts, als einen kühlen Alteweibersommer, während die schönere Jahreszeit schon hinter ihr liegt. So ist es auch mit dem Alteweibersommer, dessen

die unter dem Sternbilde des Krebſes fechtenden Legitimen ſich rühmen können, und ihre Sommerſonnenwende, die noch in die Zukunft hineinſcheinen möchte, iſt falſch und verſpätet, da ſie nur auf die abgeblüte Vergangenheit zurückweiſt. So könnte ich Dir, Altmutter, auch noch die übrigen Zeichen des Zodiacus deuten; ich könnte Dir die Sonne im Zeichen des Waſſermanns als die Partei der Rationaliſten, die Sonne im Skorpion als die der Jeſuiten, und dergleichen mehr, beſchreiben, wenn ich nicht wüßte, wie wenig Geſchmack Du an ſolcher Unterhaltung fändeſt, und wenn nicht am Ende jedes Gleichniß ein wenig hinkte.

Ich wollte, Du rafeteſt wie ein Wirbelwind, ſtatt daß Du Dich mit Gleichnißſpielen abgäbeſt! ſagte ſie mit erhöhtem Kreiſchlaut der Stimme, indem ſie ſich etwas emporrichtete, und den Arm gegen ihn ausſtreckte. Biſt Du blind geworden, ſiehſt Du nicht, daß Alles auf dem Spiele ſteht, wenn das Juſte-Milieu, dies allen Geiſtern des Himmels und der Hölle gleich verhaßte, noch weiter um ſich greift und die Herrſchaft behauptet? Sohn, ich begreife nicht, wie Du Dich auch noch

mit dieſem Juſte-Milieu einlaſſen konnteſt, da daſſelbe im Grunde eigentlich antidiaboliſch iſt und Dich vernichten und in ewige Unthätigkeit zurückſchleudern muß, wenn es ſein Beſtreben, die Parteien der Zeit zu zerſetzen, zu vermiſchen und in Indifferenz aufzulöſen, wirklich ausführt!

Mutter, laß mich nur machen! entgegnete Zodiacus. Ich kenne doch den Tagesſchauplatz beſſer als Du. Ich bin jünger, beweglicher, ich nutze mit Luſt jedes Einzelne. Du biſt immer zu ſorgenvoll vertieft in das Allgemeine. Wenn mir auch allerdings das Juſte-Milieu unter dem Verdrießlichen das Allerverdrießlichſte iſt, ſo nimmſt Du doch mit Unrecht an, daß es von Grund aus unſern Intereſſen zuwider ſei. Verlaß Dich darauf, der Geiſt des Widerſpruches ruht nirgend, und lauert überall. Denn das iſt gerade das Lächerliche am Juſte-Milieu, und hat es eben der Zeitverachtung preisgegeben, daß es, obwohl als Vermittlerin der Widerſprüche auftretend, doch in dieſem Beginnen ſelbſt in immer undurchdringlichere Widerſprüche ſich verwickelt. Als das Abſtractum aller Parteien, will es ſiegreich über jeder Partei-

ſpaltung ſtehen, und doch iſt erſichtlich, wie es eben dadurch wieder zu einer Partei in der Zeit geworden iſt, und in ſein künſtliches Friedensſyſtem die ganze ſchöne Raſerei der Parteiwuth ſich eingeſchlichen hat. Es iſt die Parteiwuth der Vermittelung, die Furie der Gutenrathgeberei, die wahrhaftig nicht minder diaboliſch wirkt, als die Tollhäuslerei der Extreme. Das Juſte-Milieu iſt keineswegs antidiaboliſch, Mutter! Ich verbrauche im Gegentheil jetzt mehr kleine Teufelchen an dies Prinzip, als jemals an ein anderes; es ſind die kleinen Naſenſtieberteufelchen aus meinem Reich, die ich in das Juſte-Milieu habe fahren laſſen, und die ein ganzes Volk an der Naſe zu zupfen wiſſen, bis es endlich an der kläglichſten aller Ermattungen, an einer Naſenſtieber-Ermattung, eines poſſenhaft tragiſchen Todes verſtirbt. Ennuyant wird das Ding auf die Länge, das iſt richtig, und ich kann einſchlafen, wenn ich lange über das Juſte-Milieu reden höre. Darum jetzt zu etwas Anderem. Wie gefällt Dir eigentlich Louis Philipp, der gute König der Franzoſen, Altmutter? Du haſt mir noch nicht

einmal Deine Ansichten über ihn mitgetheilt. Ich halte seine Regierung für die eigenthümlichst diabolische Geschichtsperiode, die es nur in der Welthistorie geben kann. Wirkt sie nicht vortrefflich zu unsern Gunsten? Sie ist es, welche alle diese Parteibewegungen nüancirt und färbt, und in der besonderen Stellung einander gegenüber erhält, in der sie sich unentwirrbar um den Thron des Bürgerkönigs gelagert haben. Jede Partei im Lande klagt ihn jetzt als den Grund ihrer Unzufriedenheit an, und so bietet sich das köstliche und kaum noch wo erlebte Spectakel dar, daß der König eigentlich der Nahrungsstoff aller die Nationen zerreißenden Factionen ist, und es immer mehr wird, je mehr er sie durch seine Person zu vermitteln trachtet. So hat er eigentlich keine Partei in der Nation, und doch ist nicht zu läugnen, daß es blos die Interessen der Nation sind, die ihm am Herzen liegen und für die er seit mehr als drei Jahren Glück und Lebensruhe hinopfert. Er strebt nach dem Ruhme des nationellsten Königs, und muß doch ewig als unnational betrachtet werden; er ist der edelste und humanste Herrscher, der je ein

Scepter in Händen gehabt, und muß doch dazu dienen, die verderblichſte und giftigſte Zwietracht im Volke unaufhörlich zu nähren und zu ſteigern. Es wird Parteien in Frankreich geben, ſolange Louis Philipp alle Parteien bekämpft. Deshalb gefällt mir Louis Philipp, der gute König der Franzoſen, Altmutter! O tiefſinnige Frau, Du darfſt nicht fürchten, daß der Factionsgeiſt in der Geſchichte erliſcht!

Meine Gedanken waren in der letzten Zeit mehr auf Deutſchland gerichtet! ſeufzte ſie. Ich habe darüber nachgedacht, ob Deutſchland je politiſch werden wird? Denn die letzte Friſt iſt dieſem Volke gegeben, und ich prophezeie, daß es an geiſtiger Ueberſättigung, innerer Langeweile und tugendhaftem Lebenswandel noch in dieſem Säculum ſchmählich untergehen wird, wenn nicht eine friſche ſturmeskräftige Woge ſein Staatsleben in Strömung bringt! Doch ich will Dir nicht durch meine Melancholie die Laune verkümmern, da Du ſelbſt jetzt nur zu kleinlichen Poſſen aufgelegt biſt. Aber ſage mir, Sohn, wie lange willſt Du die geſtürzte Ariſtokratie, die Du Dir zur Magd

genommen, noch in aller Welt mit Dir umherſchleppen? Was denkſt Du endlich mit dem armen erniedrigten Geſchöpf anzufangen?

Sie zeigte bei dieſen Worten auf Olympien, die noch hinten im Winkel zuſammengekauert auf der Erde ſaß.

Meiſtere nicht mein Thun, Mutter! ſagte Zodiacus, indem er finſtrer und ſeine Stimme rauher wurde. Sie hat viel geſündigt, und muß viel gedemüthigt werden. Große Frevel der Geſchichte ruhen auf dem ſtolzen Haupte der Ariſtokratie. So iſt mir denn auch eine abſolute Monarchie in der heutigen Zeit eigentlich der höchſte Gräuel; denn obwohl es in frühern Perioden beim Despotismus für Unſersgleichen viel zu verdienen gab, ſo iſt doch heut bei der fürchterlichen Vernünftigkeit, die überall herrſcht, und mit der ſich ſelbſt der ärgſte Tyrann auf dem Throne zu bekleiden weiß, nicht zu hoffen, daß etwas Sonderliches mehr für uns abgeworfen werde. Die abſolute Monarchie tyranniſirt jetzt überall nur auf Ruhe und Frieden los, die Despotie hat ſich Grundſätze angeſchafft, und das wüthendſte autokratiſche

Regiment will doch weiter nichts mehr als Ordnung und Gehorsam der Völker. Es fallen heutzutage zu wenig Teufeleien beim Absolutismus vor, und das ist das Unglück. Deshalb gibt es keine Conflicte, es kommt nirgends etwas zum Ausbruche. Die zahme Tyrannei ist die unleidlichste. Darum erscheint mir ein Absoluter als der kläglichste Wicht. Mit dem Absolutismus ist es im Himmel und auf Erden vorbei. Selbst der alte Herr der Welten oben regiert nicht mehr absolut, sondern hat bekanntlich seit Etablirung der heiligen Dreieinigkeit ein constitutionelles Regiment hergestellt. Die Menschheit hat an dem Gottmenschen einen Repräsentanten ihrer Interessen im Himmelreich bekommen; sie hat an der Offenbarung ihre Verfassungs-Urkunde und Charte erhalten, und die ewige Seeligkeit scheint ihr somit durch verfassungsmäßige Garantie gesichert. Zugleich aber hat sich der alte Herr noch so großmüthig bewiesen, auch uns Dämonen gewissermaßen die Würde eines eigenen Gerichtshofes zuzugestehn, obwohl er sich auch hier die Macht des höchsten Cassations-Tribunals selber vorbehalten.

Wir ſind daher, ſo zu ſagen, eine Jury der Menſchheit; denn wir erſcheinen ja meiſt aus den eigenen Trieben dieſer Creaturen zuſammengeſetzt, und ſo ergänzen wir auch in dieſer Hinſicht den allgemein conſtitutionellen Charakter der Welt, da eine wahrhaft conſtitutionelle Verfaſſung nicht ohne Jury gedacht werden kann. Wir richten die Menſchen nach ihrem eignen Gewiſſen, wir ſprechen das: Schuldig! aus, und dem alten Herrn bleibt es dann, zu verdammen oder zu begnadigen. Man ſollte nun aber denken, daß ſich die Menſchlein, bei der Garantie, die ihnen gegeben iſt, ganz vortrefflich mit dem Himmelreich ſtehen müßten, und doch ſehen wir, daß die Religion täglich mehr unter ihnen verfällt und faſt ſchon zu einem troſtloſen Schatten verblichen iſt. —

Olympia war aufgeſprungen, und ging, ſich heimlich eine Thräne aus den Augen wiſchend, im Hintergrunde des Zimmers auf und ab. Sie ſchlug mehreremal das Kreuz, und flüſterte, leiſe betend: Ave Maria! —

Was denkſt Du denn von den Liberalen, Mutter? fuhr Zodiacus fort. Ich glaube, dieſe

Leute haben ein großes Recht auf ihrer Seite, daß sie, da der liebe Gott selbst das Menschenvolk constitutionell regiert, auch von ihren weltlichen Regierern nicht anders beherrscht sein wollen. So dünken sie sich denn etwas mit ihrer constitutionellen Verfassungsmacherei, und ergötzen mich ganz ungemein durch ihre Sprünge. Auch der Liberalismus bestätigt nur, was ich vorhin sagte, daß die Religion unter diesem Menschenvolk sich in einen völligen Nihilismus aufzulösen droht. Die Aufhebung der Staatsreligionen, die mit den liberalen Verfassungen überall Hand in Hand geht, redet als Symptom dieser einbrechenden Religionslosigkeit offenkundig genug. Uns, Altmutter, ist dies Alles recht; denn wir lieben nur die Unruhe, wir nisten mit Lust in den Zerwürfnissen, und jeder Sturm des Verderbens fächelt uns Labsal zu. Glaube nicht, daß ich aus der Art geschlagen sei! Aber es ist keineswegs der Liberalismus allein, welcher die Bedeutung der Religion im Staate allmählig abschwächt. Es ist in der Menschheit das Uebergewicht und die Ueberreife des Gedankens, und am Gedanken muß allmählig aller

Cultus zu Grunde gehn. Sage, ſage, was wird aus Unſersgleichen werden, wenn jedes Geſchaffene wieder im Gedanken ſich aufgelöſt haben wird? Wann kein Menſchenelend und keine Menſchenthräne mehr übrig ſein wird, wo werden wir wohnen?

Sohn, Sohn, frage mich nicht! entgegnete die Altmutter. Vor Allem iſt es Zeit, daß wir jetzt Anſtalt zum Weiterreiſen treffen. Zu Menſchenelend iſt ſo viel Stoff, daß es tief in die Ewigkeit hineinreicht. Wir ſind unſterblich, Sohn! Die Menſchenthräne verſiegt nie und nimmer. —

Weibliche Ansichten der Zeit.

(Aus einem Brief Esperancens an Seeliger.)

— — So komm denn, Freund! Komm, wenn Du magst, wenn Du kannst! Ich habe Dir nun Alles genau und ohne Umschweif dargestellt, wie Du es finden wirst; und was Du von mir zu erwarten, weißt Du längst. Nur erwarte nicht mehr, als Du weißt!

So viel ist indeß gewiß, daß Du nicht länger in Deiner dortigen Lage bleiben darfst, wenn Du es mit Dir selbst redlich meinst. Ich kenne Dich ja, Lieber! Welche rege Natur hast Du nicht für das Schöne und Beste, aber Deine übermächtig wuchernde Phantasie, in der dortigen grillenhaften Einsamkeit genährt, hält Dich von allem Bestimmten ab, und wird Dein Leben in lauter

Bruchstücke auseinanderreißen, während Du ein Ganzes sein könntest und solltest! Mir ist noch kein Mensch vorgekommen, der eine so große Phantasie hätte, wie Du, und den sie so tyrannisirte und bald zum Gott, bald zum Schwächling machte. Du hast Sinn und Organ für Wissenschaft und Poesie zugleich; bilde beiderlei Sinn ebenmäßig und abwechselnd, je nachdem Deine Natur dem einen oder dem andern Bedürfniß Dich zuführt, in Dir aus, aber laß nicht beide durcheinander in einem athemlosen Streben über Dich hinstürmen. In der Wissenschaft ist Dir Deine Phantasie am hinderlichsten; sie überstürzt Dich da mit tausend Blütenflocken, fliegt nach allen Himmelsgegenden mit Dir hin, und bricht alle Augenblicke den heiligen Gottesfrieden der Forschung. Und in der Poesie wird Dir Dein Wissenschaftssinn nachtheilig; Du wirst da zu gründlich und zu bedacht, und bist nicht leichtsinnig frei genug. Gönne Dir Ruhe, laß eine klare Sonderung über Dich kommen, befestige Dein Reich und gränze es ab nach seinen verschiedenen Theilen. Ein vielfältiger, zersetzender

Umgang mit Menſchen wird Dir gut thun, und iſt Dir nicht zu erlaſſen. Komm nur her, Du ſiehſt, ich rede ganz wie eine wohlmeinende kleine Schulmeiſterin zu Dir.

Das Leben und die Zeit verlangen es heut, daß Wiſſenſchaft und Poeſie, Forſchung und Schaffen, beiderſeitig in den Begabten ſich regen. Von einem Dichter halte ich nicht viel, wenn er jetzt nicht auch Bedürfniſſe der Forſchung, der Wiſſenſchaft, ja der Kritik, in ſich zu befriedigen hat. Nach zwei Seiten hin will und muß jedes große wahrhafte Daſein bewegt und befruchtet werden, nach der Seite der Forſchung und nach der Seite des Schaffens. Und dennoch dürfen dieſe beiden Seiten nie in einander übergreifen, ſondern müſſen als die zwei getrennten Lebenspole ſich ewig ſuchen, aber auch ewig fliehen, und im Suchen und Fliehen freilich die Schwingung des Ganzen fördern. Dies iſt das Bildungsgeheimniß des ächten Talents, das ſich nicht ausdrücklich beſchreiben läßt. In der Harmonie dieſer Deiner Kräfte, die Du haſt, möchte ich Dich noch einmal glücklich und thätig ſehn, Theurer! Nur vor allen

Dingen gib Dich Deinen Dachgiebelſtuben-Grillen und Träumen nicht länger hin, und matte Dich nicht an ſolchen koloſſalen Phantasmagorieen ab! Schon das Leben der großen Stadt wird Dich hier wieder zerſtreuen, die Anregungen ſind mannigfaltiger, und deshalb auch die Ausgleichungen mit der Zeit leichter. Wenn Du meinem Anerbieten folgſt und folgen kannſt, ſo wirſt Du, ſtatt des Umgangs mit Geſpenſtern, die Du bisher in Deinem hypochondriſchen Kleinweltwinkel geſehen, einen freundlicheren Umgang an meinen kleinen Mädchen finden, die Du zum Unterrichten bekommen ſollſt. Die naive Lernbegierde der hübſchen Kinder wird Dich erheitern, und wann Du die leichten Schulſtunden gehalten, wirſt Du ſelbſt Das, wozu es Dich gerade treibt, mit Heiterkeit arbeiten können. —

Daß Du Dich gegen das Juſte-Milieu ſo ereifert haſt, hat mich in der That Wunder genommen. Wenn man dies Prinzip von der carikirenden Fratze des Tages entkleidet, ſo ſcheint es mir, daß es gerade für die Deutſchen ſehr taugt, und ich glaube, daß Deine ehrliche, doch im

Grunde der Seele immer zur Vermittelung geneigte Natur demſelben nicht eben entgegenſteht. Du weißt wohl auch nicht, daß ich mich ganz offen zum Juſte-Milieu bekenne? Für uns Frauen gibt es wohl keine zuſagendere und tröſtlichere Maxime; es iſt ein ächt weibliches Prinzip. Wir ſind einmal ſo wunderbar in das Leben hineingeſtellt, daß wir keine andere Aufgabe zu haben ſcheinen, als die richtige Mitte zu halten. Wir Frauen ſind geborene Juſte-Milieu-Politiker, und ſo lange unſere Emancipation, die noch immer in keiner Deutſchen Kammer beantragt worden, noch nicht erfolgt iſt, werden wir uns mit dieſem Syſtem als der einzig nachgelaſſenen Taktik unſeres Geſchlechts zu behelfen ſuchen müſſen. Da wir in unſeren jetzigen unemancipirten Zuſtande keine ſelbſtſtändig geltenden Glieder des Staates ſein ſollen, da wir keinen öffentlichen Charakter haben, keine Aemter bekleiden dürfen und nicht einmal ein Wahlrecht uns zuſteht, ſo ſind uns nichts als die Pflichten des Ausgleichens, Beruhigens und Vermittelns übrig gelaſſen. So ſind die Frauen gewiſſermaßen auf nichts als auf einen bloßen muſikaliſchen Effect

im Leben angewieſen, und müſſen überall als die Inſtrumente der Beſänftigung einfallen. Wir ſind nur ein muſikaliſcher Anhauch an dem großen Organismus des Staatslebens, wir ſind die ſtillen Leute aus der Weltgeſchichte, und zu Friedenskünſten gezwungen, iſt es ein Triumph für uns, daß jetzt einmal die ganze Welt draußen auf der Friedensſchalmey des Juſte-Milieu bläſt. Es iſt ein Triumph der Rache für das geſammte Geſchlecht!

Uebrigens ſtimmt auch das Juſte-Milieu mit meinen Gedanken von den Reformen, die ich immer gehabt habe, und daß Alles auf dieſem Wege ſich weiter bilden müſſe, vortrefflich überein. — —

Laß Dir denn nun dies Alles geſagt ſein, Seeliger! Gut, gut werden wir bei einander leben. Ich hoffe es und weiß es, Du närriſcher Menſch mit Deinem herrlichen Streben! Bringe Deinen Kopf voll Plänen, Deine Bruſt voll Liebe, und Deinen Sinn voll menſchenſcheuer Einſamkeit nur immer mit. Wir wollen zuſammen einen ganz neuen Roman daraus machen. Du biſt doch im Grunde noch ſehr jung, Seeliger!

Die in dieſen Brief eingewickelte Locke habe ich Dir auf Deinen mehrmals ausgeſprochenen Wunſch nicht mehr vorenthalten wollen. Du ſiehſt, Freund, auch mir iſt die Locke noch braun! O Freund, laß uns doch auf die Zukunft hoffen! Fortſchritt! Freiheit! Zukunft! ſind und bleiben die ſchönſten Worte der Menſchheit. Sie ſind unſer Aller Gebet.

Glaube bis in den Tod an

Deine

Esperance W.

An Esperance.

Bald nicht mehr:

Kleinweltwinkel, 31. Dec. 1833.

Du Theure! Gebenedeite! Was haſt Du mir geſchrieben? Du willſt mich in Deiner Nähe haben, mich, einen Verzweifelten, den Politik und Geſchichte von ſich ausgeſtoßen haben? Und ich ſoll mein verſalzenes Kleinweltwinklerleben hier aufgeben, und in Deinem Stift wohlbeſoldeter Schulmeiſter werden, ich, dem alle Schulmeiſtergrandezza von jeher ein Gräuel war? Ich ſoll den Geſchichtsunterricht bei euch übernehmen, ich, der mit der Geſchichte gebrochen hat und auf einem geſpannten Fuß mit ihr lebt! Ich ſoll Deinen kleinen Mädchen ferner den geographiſchen Unterricht ertheilen, ich, ein Geograph ohne Land, der in der ganzen entdeckten und bewohnten

Welt ein Fremdling iſt, und deſſen Erdkunde bisher nur deſperate Reſultate geliefert hat! Ich ſoll endlich ſogar Franzöſiſch lehren! Bedenke, was es heißt, Franzöſiſch lehren! Heißt das nicht geradezu, ein Mann der Zeit ſein? Mädchen, Mädchen, was verlangſt Du von mir? Biſt Du wirklich nicht im Stande, die erledigte Lehrerſtelle anders zu beſetzen, als durch mich Aermſten?

Heut iſt Sylveſter-Abend, der jedesmal ein ſchöner, feierlicher, melancholiſcher Abend für mich iſt! Indem ich Dies an Dich ſchreibe, ſteht das neue Jahr ſchon draußen vor der Thür, und ſchnaubt und brauſt gewaltig auf unruhigen Sturmwinden heran, und ſchlägt krachend an die Pforte um Einlaß. Ein fürchterlicher Orkan hat ſich erhoben, der immer heulender hinundherfährt, je näher die Mitternachtſtunde kommt, und ſeit Menſchengedenken hat ein neues Jahr vielleicht nie eine ſo ſchwere Geburtſtunde gehabt, wie in dieſer Nacht. Alles dröhnt und wankt und zittert, das ganze Haus raſſelt und klappert, und das Tiſchchen, auf dem ich ſchreibe, bleibt keinen Augenblick, ohne ſich zu rütteln, ſtehn. Eine diaboliſche Neujahrsnacht!

Ich fürchte, es reißt noch den Giebel, in dem ich hier so lange im Clairobſcür meiner Leiden und Freuden traulich gewohnt, herunter! Nur noch zwölf Stunden in das neue Jahr hinein halte Dich, guter, ehrlicher Giebel! Dort liegt bereits meine ausgefertigte Entlaſſung aus den Dienſten eines wohllöblichen königlichen Salinenamtes. Man will mich gern gehen laſſen, guter Giebel! Ich reiſe morgen ab, und hoffe, Du wirſt bis dahin noch, trotz dieſer mörderiſchen Neujahrswinde, die Ohren ſteif zu halten wiſſen. Dann fliege ich aus, und magſt Du dann hinter mir in Trümmer fallen, wenn Du Deines Lebens ohne mich überdrüſſig biſt. Ich werde immer an Dich denken, Giebel! Wir beide haben redlich zuſammengehalten, Du haſt meine kurioſeſten Gedanken theilnehmend mitangehört, und die patriarchaliſche Ruhe Deiner altfränkiſchen Natur hat mir oft wohlgethan! Nur bis morgen, Guter, ſtehe noch feſt! —

Ja, Eſperance, nur noch bis morgen! Dann fliege ich aus. Zu Dir! Zu Dir! Du mußt ja die Lehrerſtelle an Deiner Seite beſetzen, eine ſchöne Stelle an Deiner Seite! Und ich muß Geſchichte,

Geographie und Französisch lehren! Ich muß versuchen, ob ich jetzt etwa auf diese Weise in der Geschichte mein Glück machen, in der Geographie Utopien entdecken, und im Französischen meine unruhigen Zeitideen verwinden kann! Zudem hast Du mir Deine Locke geschickt, und diese Locke lockt und zieht so zauberkräftig, daß ich von dem theuern Haupt, dem sie angehört, unmöglich mehr entfernt zu bleiben vermag. Diese Locke zieht mich zu Dir! Un cheveu de ce qu'on aime tire plus que quatre boeufs.

Ich komme also, geliebte Lehrerin am Fräuleinstift der kleinen Ursulinerinnen! Schönes, weises, gelehrtes Mädchen, ich komme! Zwar ist es ein wahrer Jammer, daß nun dennoch ein Schulmeister aus mir werden soll, und mitunter denke ich wahrhaftig, es sei nicht weit von meinem Ende! Dann tröste ich mich wieder damit, daß ich doch wenigstens ein Mädchenschulmeister werde, und über hübsche kleine Ursulinerinnen herrschen, und an der Seite der herrlichen Ursulinerfürstin dasitzen soll! Dies gießt Trost in meine verzagende Seele; ich trockne mir die Thränen und hoffe auf glück-

liche Schulſtunden meines noch übrigen Daſeins. Ich möchte faſt ſchon ein wenig aufjauchzen, wenn mein Blick dort auf meine Entlaſſung aus der Kleinweltwinkler Saline fällt, und wenn ich mir immer wieder und wieder Deine Locke anſehe, ſo werde ich ein Narr vor aufthauender Luſt und Sehnſucht und Erwartung, und hänge in Gedanken taumelnd an Deinem Hals! Wird, o wird auch die Hand, welche dieſe Locke abſchnitt, mir dann zugehören? Um dieſen Preis, Kind, will ich Schulmeiſter geworden ſein, um dieſen Preis will ich, nach all' meinen welthiſtoriſchen Drangſalen, ins Privatleben zurückkehren. So endet Deutſche Politik! Sie zieht ſich ins Privatleben, dies heimliche Rettungsplätzchen vor der Geſchichte, in dem immer noch ein Aſyl für jeden Schiffbrüchigen übrig iſt, zurück. Sie begibt ſich in eine glückliche Häuslichkeit, macht die Stubenthür hinter ſich zu, und läßt die Zeit draußen in Wind und Wetter ſich vertoben. So endet Deutſche Politik! —

Hu! hu! hu! wie die Neujahrsſtürme blaſen! Horch', die ganze Erde ſchüttelt ſich, der zerriſſene Wolkenhimmel iſt zum Schlachtfeld geworden, kein

Hauch und Luftzug in dieſer Nacht iſt friedlich geblieben, und ein allgemeines Zagen und widerſpenſtiges Sträuben vor einem Weiterſchritt der Zeit ſcheint durch die empörte Natur zu beben! Mein ganzer Menſch ſchaudert und meine Gedanken ſtehen ehrfurchtsvoll ſtill vor der Zukunft. Ihr grimmentbrannten Winde, ihr zornbegeiſterten Lüfte, was ſchüttelt ihr denn ſo gewaltig die Fittige des Sturms über dieſe neugeborene Jahresſtunde, die noch, wie ein unſchuldiger Säugling der Zeit, mit geſchloſſenen Augen im Schooße der Nacht ruht? Was bedeutet euer banger Flügelſchlag, eure prophetiſche Melancholie der heraufkommenden Zeit, die ihr mit ſolchen Zeichen verkündigt? Wollt ihr mit euern nach Umwälzung lechzenden Lungen das dürre Gleichgewichtsſyſtem der Europäiſchen Mächte umblaſen? Werdet ihr mit euerm zerſtörungsluſtigen Athem die Ottomanniſche Pforte einreißen und vor den Thoren Konſtantinopels Engländer, Franzoſen und Ruſſen zu einem Vertilgungskampf der Eiferſucht gegeneinander hetzen? Blaſt ihr die Kriegstuba, die in Portugal Bruder gegen Bruder, und den Bürger gegen den Bürger, zu einem

aussichtslosen Metzeln treibt? Läutet ihr die Sturmglocke, die eine Revolution in Spanien ansagt? Läutet ihr die große Nothglocke gegen den Halleyschen Kometen, und beklagt ihr die arme, alte Erde, die durch Weltbrand, Pestilenz, Seuchen und Naturschrecken in das Nichts, aus dem sie erschaffen, wieder aufgelöst werden wird? Ihr könnt viel, sehr viel und sehr wenig bedeuten, ihr Neujahrsstürme! Ihr könnt in allen Ländern der Welt eine Revolution, und in Deutschland keine Revolution bedeuten! —

Doch ich will der Zukunft heitern Spiegel, in dem Esperancens leuchtendes Bild steht, durch diese diabolischen Sturmwinde mir nicht trüben lassen! Du hast mich schön an die Zukunft gewiesen, Geliebte! Ja, ich glaube an Deine drei Worte: Fortschritt! Freiheit! Zukunft! sollte es auch mit mir werden, wie es will. Und ich will mir die Zukunft nicht nehmen lassen, sei es, wie es sei! Sei es auch wie es sei, die Zukunft wird über uns aufgehen, und der Gläubige wird ernten, selbst wo er nicht gesäet hat! Der Deutsche muß gläubig sein!

Ein Leben voller Arbeit liegt noch vor mir, Freundin! Ich kann nie ganz unglücklich werden, da ich arbeiten und Dich lieben kann. Außer den Schulstunden, die Gott segne, werde ich viel arbeiten. Ich werde meine historisch-komischen Novellen schreiben! —

Hu! hu! hu! hu! der Neujahrswind draußen bläst stärker und stärker! Er hat schon mehrere Dächer in Kleinweltwinkel abgedeckt, ausgehobene Schornsteine fliegen wie polternde Kobolde in der Luft umher, und meine Fenster fahren klirrend in tausend Stücke. Wie geht es Dir nur, Kind, in dieser Nacht? —

Horch'! ein bedächtiger feierlicher Ton bricht sich jetzt schwer und langsam Bahn durch die Wuth der Elemente. Es ist die Kirchthurmsuhr. Sie schlägt Zwölf. Eine seltsame plötzliche Stille ringsumher scheint einen Augenblick lang ihren erhaben abgemessenen Schlägen zu lauschen, und die Windsbraut selbst horcht mit verhaltenem Athem.

Es ist Zwölf! Das Datum, das ich zu Anfang dieses Briefes gesetzt, fängt nun an un-

richtig zu werden, und ich ſchließe deshalb. Das Jahr Achtzehnhundertundvierunddreißig hat die Augen aufgeſchlagen. Glück auf! Glück auf! Möge es allen Denen wohlgehen, die in dieſem Jahr lieben, heirathen, Schulſtunden geben und hiſtoriſch-komiſche Novellen ſchreiben werden!

O Freundin, ich eile zu Dir! Ich folge dieſem Brief auf dem Fuße nach. Ich ſoll Dich ſehen, in Deinen Armen ruhen! Proſit Neujahr! Proſit Neujahr! Dein Herz wird an dem meinigen ſchlagen. Proſit Neujahr!

Erſchrick nur nicht, wenn Du mich grau und gealtert wiederfindeſt. Meine tiefinwendige Liebe zu Dir behält dennoch ewig rothe Wangen, und mit dieſen rothen Wangen der Liebe, die meine Jugend iſt, bin und verbleibe ich

Dein

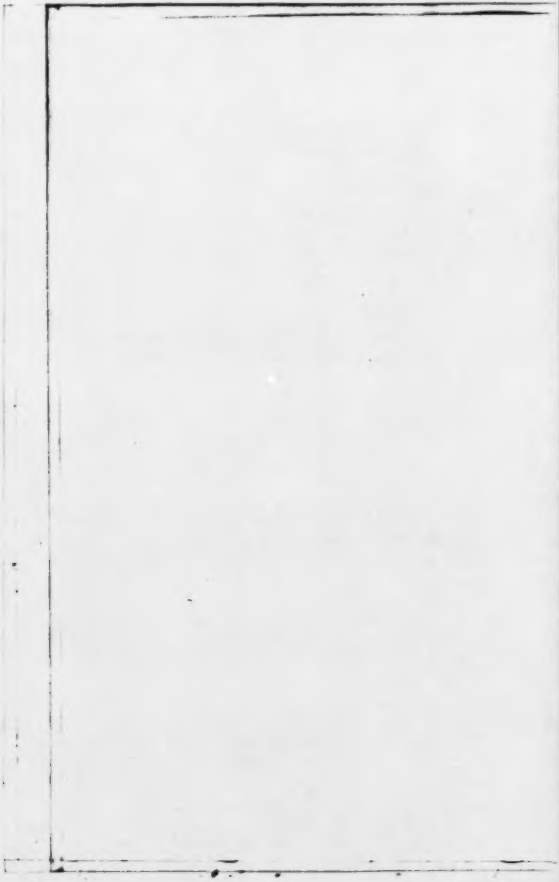
ſeeliger Seeliger,

Salzſchreiber außer Dienſt.

Katechismus der Politik.

Von

Theodor Mundt.



Katechismus der Politik.

Darstellung und Erörterung

der

wichtigsten politischen Fragen

und

Staats-Verfassungen.

Dem Deutschen Volke gewidmet

von

Theodor Mundt.

Verlegt

von

M. Simion in Berlin.

1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Hauptstück.

Gesellschaft und Staat.

1. Was heißt Gesellschaft?

Der Mensch ist seiner innersten, ihm eingeborenen Natur nach ein gesellschaftliches Wesen, und einer der größten Weisen aller Zeiten, Aristoteles, hat ihn darum auch vorzugsweise das politische Thier genannt. Wo Menschen in einer größeren Anzahl zusammenleben, gehört es daher immer zu ihren ersten natürlichen Bedürfnissen, eine Gesellschaft zu bilden, das heißt: ihr Zusammenleben durch eine Feststellung gegenseitiger Rechte und Pflichten zu bestimmen, und dadurch zu einer dauernden gesetzlichen Form zu machen, in der allein die höheren Zwecke der menschlichen Existenz erreicht werden können.

2. Was sind gegenseitige Rechte und Pflichten?

Das schöne, lebendige und menschlich warme Wesen der Gesellschaft zeigt sich vornehmlich darin, daß jeder Einzelne seinen sonst trotzig für sich bestehenden Eigenwillen aufgegeben, und statt dessen den Willen Aller, den Gesammt-Willen, der auch der seinige wird, zur Richtschnur seines Handelns gemacht hat. Der Einzelne übernimmt fortan Pflichten gegen Alle, und gewinnt da-

durch für ſich ſelbſt Rechte zurück, die ihm in dieſer Vereinigung bei weitem ſicherer ſtehn, als er ſie für ſich allein in einer geſonderten Einzelſtellung zu behaupten vermöchte! Nur wer in der Geſellſchaft lebt, hat Pflichten, aber auch nur wer in der Geſellſchaft lebt, hat Rechte!

3. Warum bleibt nicht jeder Menſch für ſich, um ſeiner natürlichen Freiheit zu genießen?

Die Vortheile, als ſteuerfreier und ſtaatsloſer Natur- und Waldmenſch zu exiſtiren, müſſen ſich ſtets als ſehr gering erwieſen haben, da ſelbſt auf den niedrigſten Stufen der Cultur überall der Trieb entſteht, in Genoſſenſchaften zuſammenzutreten und in denſelben den höheren ſittlichen Lebenszwecken nachzutrachten. Die ſogenannte natürliche Freiheit hat daher für den Naturmenſchen ſelbſt immer nur einen ſehr unbedeutenden Werth gehabt, und er hat ſie unter jeder Bedingung los zu werden geſucht. Die Wilden ſchlugen ihre Freiheit für Glasperlen oder ein Paar werthloſe Ohrringe mit Vergnügen los. Die natürliche Freiheit hat keinen Werth, wenn ſie nicht zugleich eine ſittliche und eine politiſche Freiheit wird, welche beide nur in und mit der Geſellſchaft beſtehen können!

4. Wie kann die Freiheit ſittlich werden?

Die erſten Triebe des Menſchen, in freien Genoſſenſchaften zuſammenzuleben und zuſammenzuwirken, gehören der ſittlichen Welt ſeines Daſeins an. Und dieſes vorzugsweiſe ſittliche Weſen der menſchlichen Freiheit gewinnt ſeine feſte Geſtalt in der Familie und in der Arbeit.

5. Was iſt die Familie?

Die Familie iſt die erſte That der freien Geſellſchaft, durch welche dieſe ihr Vereinigungsrecht ausübt, indem zuerſt Mann und Frau, zwei Weſen von natürlicher Verſchiedenheit aber von ſittlicher Gleichberechtigung, einen Geſellſchaftsvertrag mit einander abſchließen, durch welchen Beide ihre Anrechte auf alle Genüſſe und Vortheile des Daſeins als eine gemeinſame und unzertrennliche Angelegenheit befeſtigen. Dieſer jeder einzelnen Familie zum Grunde liegende Ge-

sellschaftsvertrag bildet sich in den Kindern gewissermaßen zu einer volksthümlichen Genossenschaft fort. Die Kinder sind wieder das natürliche Verbindungsglied aller einzelnen und verschiedenen Familien untereinander. So wächst aus den frei und fröhlich durcheinandergreifenden Familiengruppen zuletzt, als die das ganze Volk umschlingende und vereinigende Kette, der Staat, welcher der höchste und umfassendste Ausdruck des Gesellschaftsvertrages der Gesammtheit wird.

6. Was heißt Arbeit?

Wenn die Familie die natürliche Grundlage für die sittliche Freiheit des Menschen wird, so verlangt diese sittliche Freiheit zugleich noch eine andere Bethätigung, ohne welche sie keinen dauernden Werth in der Gesellschaft haben würde, nämlich die Arbeit. Die Arbeit ist die wahre schaffende Kraft der sittlichen Freiheit. Man kann überhaupt nicht wahrhaft frei sein, ohne zu arbeiten. Die Arbeit ist ein wesentlicher Lebenstheil der ganzen Gesellschaft, und alle Staatsgestaltungen, welche nicht das Interesse und die Bedeutung der Arbeit schon in ihr politisches System mit aufgenommen haben, werden darum stets den Keim ihrer Vernichtung und Auflösung in sich selbst tragen. Durch die Arbeit erfüllt jeder Einzelne zunächst die Aufgabe und das Bedürfniß seiner besonderen Existenz, durch die Arbeit bethätigt aber auch jeder Einzelne zugleich seinen wahren und nothwendigen Zusammenhang mit dem Ganzen und Allgemeinen. Der Arbeitende hat in der Arbeit den Beruf, sich selbst zu erhalten und zu befriedigen, indem er die Bedürfnisse des allgemeinen Gesellschaftsverbandes erhält und befriedigt. Es liegt darum in der Arbeit diese große verbindende Kraft, welche Individuum und Gesellschaft auf Tod und Leben an einander kettet. Wird dies Verhältniß künstlich zerrissen oder nicht in seiner ganzen umfassenden Bedeutung organisch und fest geordnet, welche organische Ordnung besonders in der Ausgleichung der Kräfte des Capitals und der Arbeit bestehen wird: so schleppt die Gesellschaft daran ihren beständigen Krankheitsstoff in sich herum, den auch die beste Staatsverfassung nicht zu heilen im Stande sein wird!

7. Wenn die wahre sittliche Freiheit des Menschen durch die Bande der Familie und der Arbeit sich feststellt, wozu haben wir dann noch einen Staat nöthig?

In den festen Ordnungen der Familie und der Arbeit liegen allerdings die Hauptgrundlagen eines freien und wahren menschlichen Zusammenlebens gegeben. Es ist keine Frage, daß die Menschen diese ewigen Ordnungen unter sich aufrecht zu erhalten und weiterzubilden im Stande wären, auch ohne Das, was man einen Staat nennt, in einem formellen und künstlich verzweigten Regierungswesen zu bilden. Den Staat in der Gesellschaft aufgehen zu lassen, wäre aber ein Zustand, den man sich nur in paradiesischen Völkerzeiten und beim Anbruch des ewigen Völkerfriedens verwirklicht denken kann. So lange die Gesellschaft noch ein Krieg der Kräfte gegen einander ist, so lange sie in einer Kette von unaufgelösten Widersprüchen sich fortbewegt, so lange wird sie, zur Beherrschung der Gegensätze, die sie beständig aus sich erzeugt, auch den künstlichen und vielgegliederten Bau nöthig haben, welchen man Staat nennt. Der Staat wird somit die höchste gültige Formel des ganzen Gesellschaftslebens. Der Staat wird der zu Recht bestehende Organismus der Gesellschaft, und es entwickelt sich neben und in der sittlichen Freiheit noch ein zweites Grundbedürfniß des menschlichen Geistes, nämlich das der politischen Freiheit!

8. Wie unterscheidet sich die politische Freiheit von der sittlichen Freiheit?

Die sittliche Freiheit, welche wir in den geordneten Verhältnissen der Familie und der Arbeit verwirklicht fanden, ist gewissermaßen der Friedensvertrag, den jede einzelne Persönlichkeit der Gesellschaft mit dem Ganzen abgeschlossen hat, und wodurch die natürlichen Rechte des Einzelnen mit den natürlichen Rechten Aller sich ausgeglichen haben. Im Gegensatz zu diesem ewigen Frieden der sittlichen Freiheit wird dagegen die politische Freiheit ein ewiger Kampf der Rechte gegen Rechte sein, ein Kampf, welcher besonders dazu geeignet ist, die menschliche Natur immer in frischer

Lebensbewegung zu erhalten und von Zeit zu Zeit ihre Kräfte von Grund aus zu verjüngen. Die politische Freiheit ist ein Kampf, der niemals aufhören darf, und der in dem Augenblick, wo er auf der einen Seite sein Ziel erreicht hat, schon nach der andern Seite hin zu neuen Angriffen und neuen Siegen übergehen muß. Der gesetzliche Boden für diesen ewigen Kampf der politischen Freiheit ist der Staat, der in seinem innersten Organismus so eingerichtet sein muß, daß er diesen Kampf nicht nur ohne lebensgefährliche Erschütterungen ertragen, sondern ihn auch zu seinem eigentlichen lebendigen Bestehen und Gedeihen, ja zur wahren Verwirklichung seiner Absichten und Endzwecke nöthig hat! Der Staat, der in seinen Einrichtungen immer ein künstliches Verhältniß verschiedener und entgegengesetzter Gewalten zu einander darstellen wird, hat an dem Geiste der politischen Freiheit seinen stets wachsamen und streitfertigen Genius, der von innen heraus das Erschlaffen der Zustände hindert, und der in allen Staatsformen immer lauernden Gefahr, in ihr Gegentheil umzuschlagen, entgegenwirkt. Die Staaten, welche so eingerichtet sind, daß sie die inneren Kämpfe der politischen Freiheit nicht ertragen, sondern von vorn herein von sich abweisen, haben daher auch immer die geringste Anwartschaft auf ein sicheres Bestehen für sich. Der Kampf der politischen Freiheit erscheint in dem wirklich frei organisirten Staat nur als die organische Bewegung der Parteien, durch die sich Alles gesund und lebendig erhält. In dem despotischen Staat dagegen kann dieser Kampf nur in der Form der Verschwörung und Revolution zum Ausbruch kommen, wodurch immer der ganze bestehende Organismus auf's Spiel gesetzt und zerrüttet wird. Die glücklichsten und sichersten Staatsformen werden daher immer die sein, welche der stets kampflustigen Bewegung, die in dem Geist der politischen Freiheit liegt, den weitesten gesetzlichen Spielraum verstatten.

9. Was ist der Staat?

Wir haben uns schon angedeutet, wie die menschliche Gesellschaft, die auf den Grundlagen der Familie und der Arbeit entsteht, das Bedürfniß in sich entwickelt, zugleich eine politische Gesellschaft, d. h. ein Staat zu werden.

Der Staat ist der nothwendige Ausweg und Rettungsweg der Civilisation, der betreten werden muß, um für die künstliche Verwicklung der Rechte und Pflichten, die in der Gesellschaft sich zusammengehäuft haben, einen geordneten und gesicherten Rechtszustand zu finden. Der Staat ist daher wesentlich diejenige Rechtssicherungs-Anstalt, durch welche die ewigen Menschenrechte, die uns durch Natur und Vernunft zukommen, auch als politische Rechte, d. h. als solche welche ihre Anerkennung und Ausübung in einer bestimmten gesetzlichen Form und Garantie gefunden haben, gesichert und geltend gemacht werden. Der innere Bildungsprozeß des Staats ist der, daß er die ursprünglichen Menschenrechte gesetzlich macht, daß er diese ursprünglichen Menschenrechte auch im Gedränge der künstlichen gesellschaftlichen Verwickelungen sichert und zu bestimmten geltenden Formen des ganzen Organismus erhebt, und der Staat wird daher immer seiner Grundaufgabe am nächsten gekommen sein und sie am dauerndsten erfüllt haben, der seine politischen und gesetzlichen Formen am unmittelbarsten aus diesem Naturgrunde der Gesellschaft, aus diesem Quell der ewigen Menschenrechte, hervorgehen läßt und feststellt. Dagegen ist aber der Staat schon in einer inneren Auflösung und Verderbniß begriffen, in welchem die politischen Rechte und Formen nicht mehr als Ausfluß der Menschenrechte anerkannt stehen, sondern allmählig destillirt, verfälscht und umgebogen worden sind, so daß daraus nur Privilegien und Bewilligungen der Gewalt wurden, welche ebenso gut jeden Augenblick wieder zurückgenommen werden können. Wenn ein dermaßen aus seiner menschenrechtlichen Natur herausgefallener und entarteter Staat durch revolutionäre Umwälzungen wieder auf seinen wahren Begriff zurückgeführt worden ist, so pflegte sich dabei jedesmal der charakteristische und entscheidende Umstand zu ereignen, daß die Revolution zugleich mit einer Erklärung der Menschenrechte sich verband und aus derselben ihre geistige und sittliche Vollmacht herleitete. In Frankreich erfolgte diese Erklärung der Menschenrechte durch die National-Versammlung von 1789, und diese Erklärung ist seitdem der Grundstein eines neuen politischen Völker- und Menschenlebens geworden. Es wurden darin vornehmlich folgende Punkte als unveräußerliche

Forderungen für einen freien und wahren Gesellschaftszustand aufgestellt: 1) die Freiheit der Person in allen ihr zukommenden Lebensäußerungen, sowohl was das Eigenthum und die Unverletzlichkeit des Körpers als auch die Ausübung ihrer geistigen Freiheit in dem Recht ungehindert zu sprechen, zu schreiben, drucken zu lassen, sich gesellig zu vereinigen und jeden religiösen Cultus unbeschränkt auszuüben, anbetrifft. 2) Der Endzweck aller politischen Gesellschaft ist die gegenseitige Gewährleistung dieser allgemeinen Menschenrechte, woraus der Hauptgrundsatz jeder staatlichen Vereinigung sich dahin ergiebt, daß die Regierung nur um des Volkes willen da ist, nicht aber das Volk um der Regierung willen. 3) Das Verfassungswesen, die Gesetze, die Steuern, die Regierungsgewalt gehen hervor aus der sie bestimmenden Machtvollkommenheit aller Mitglieder der Gesellschaft, welche durch ihre Stellvertreter oder Abgeordnete dieses Recht Aller an Allen ausüben läßt, und wobei die dies Recht verwaltenden Beamten stets dem Volke verantwortlich bleiben. 4) Gleiche Rechte und gleiche Pflichten für alle Staatsangehörige, und gleiche Verantwortlichkeit für gesetzwidrige Handlungen. 5) Die Freiheit jedes Einzelnen kann auf keine andere Weise beschränkt werden, als durch das in regelmäßiger Form erlassene und bekannt gemachte Gesetz.

Schon hundert und vierzig Jahre früher war aber in England, unmittelbar nach der Hinrichtung des Königs Karl I. (30. Januar 1649) die politische Erklärung der Menschenrechte durch das englische Parlament erfolgt. Es wurde darin zuerst die allgemeine Glückseligkeit als der Zweck der Gesellschaft bestimmt, die Aufgabe einer Staatsregierung aber dahin angegeben, daß dem Menschen der Genuß seiner natürlichen und unverjährbaren Rechte gesichert werden müsse. Als diese Rechte werden: die Freiheit, die Gleichheit, die Sicherheit, das Eigenthum angesehen. Ebenso wird in dieser englischen Erklärung der Menschenrechte die Gleichheit aller Menschen von Natur und vor dem Gesetz behauptet, als die höchste Souverainetät aber die Souverainetät der Nation erklärt, sowie als die einzige Regierungsform die Repräsentativ-Verfassung, welche allein die Theilnahme

aller Bürger am Staat möglich machen und die Freiheit der Gesellschaft sichern könne. —

Die beiden großen Völker Europa's, welche bisher am entschiedensten ein politisches Naturell in sich ausbildeten, die Engländer und Franzosen, haben also in den entscheidenden Zeitpunkten, in denen sie an die Umwälzung und Erneuerung ihres Staatslebens Hand anlegten, jedesmal den Bau des Staates nicht anders als auf die ewigen Menschenrechte gestützt. Der Staat kann auch aus keinen höheren Beweggründen hergeleitet und zu keinen höheren Zielen hinausgeführt werden. Der Staat ist nichts, wenn er nicht die wahre Verwirklichung der ewigen Menschenrechte in und zu ihrer gesetzlichen Form ist. Kann und will der Staat dies nicht sein so sinkt er zu der Bedeutung einer bloßen Polizei-Anstalt herab, unter welchem Gesichtspunkt freilich der Despotismus den Staat einzig und allein brauchen kann, obwohl er von demselben immer nur sehr gefährliche und zweideutige Dienste empfangen wird. Dem absoluten Polizeistaat, der in Deutschland bis zum Jahre 1848 die herrschende Form unsres politischen und nationalen Lebens war, fehlt in seiner Grundlage das Volk, welches er als solches gar nicht kennt. Es ist stets das traurige Schicksal dieses absoluten Polizeistaats gewesen, daß er den Thron und das Beamtenthum glänzend und prunkvoll ausbilden konnte, zugleich aber auch eine unübersteigliche Scheidewand zwischen diesen und der darunter stehenden Bevölkerung aufführen mußte. Karl Ludwig von Haller, der ebenso berühmte als berüchtigte Verfasser der „Restauration der Staatswissenschaften" (1816), der für die Schwarzkünstlereien und Fälschungen des absoluten Regierungswesens das so beliebte und bequeme System ausarbeitete, hat dies Verhältniß in seiner Lehre besonders anschaulich gemacht. Er stellt nämlich in diesem Buche den für diese ganze Ansicht des Staats höchst charakteristischen Satz auf, daß eine Nation nichts Anderes heiße, als eine Menge zerstreuter Leute, welche durch den Staat polizeilich zusammengehalten würden. Diese Staatsansicht hat sich daher durchaus nicht zu der Anerkennung eines höheren Begriffes von Volk und Nation erheben und entschließen können.

Der wahre Staat kann sich aber nur aus dem Volke

selbst herausleben, weil er ohne das Volk stets durch das Volk aufgelöst und vernichtet werden muß, wie dies die Geschichte aller despotischen Staatsmechanismen gezeigt hat. Wenn aber der Staat kein äußerlich zusammenbefohlener Mechanismus, sondern ein die Berechtigungen jedes Einzelnen in sich zusammenfassender Organismus ist, so ergiebt sich daraus zugleich die innige und natürliche Zugehörigkeit, in der dann jeder Einzelne mit dem allgemeinen Staatswesen lebt und zusammenwächst. Nur in diesem wahren Volksstaat giebt es wahre Bürger, denn nur der, welcher ein bestimmt mitlebendes und mitwirkendes Glied des ganzen Staats ist, kann in demselben den vorzugsweise geltenden Ehren-Namen und Ehren-Charakter des Bürgers in Anspruch nehmen. In dem absoluten Polizeistaat ist der Bürger nur ein privilegirt für sich bestehendes Wesen, das durch seinen Bürgerbrief sich eher von der allgemeinen Staatsbewegung ausgesondert, als mit derselben innerlich und äußerlich verbunden hat. Der Staat war dem Bürger sonst nur ein sehr unbequemes und steifsitzendes Gala-Kleid, welches er sich bei besonderen ceremoniellen Gelegenheiten, wenn es sich um irgend einen öffentlichen Act handelte, allerdings anlegte, um im Gemeinwesen nicht als Berechtigter, aber doch als Figurant sich zu zeigen. Nachher zog er sich diesen Staatsrock ebenso ängstlich und sorgfältig wieder vom Leibe, bürstete ihn feinsäuberlich aus, und hing ihn mit einem: Gott sei Dank! in den Schrank, um ihn erst bei nächster, wo möglich noch recht lange hinausgeschobener Gelegenheit wieder herauszunehmen. Wohl wurde ihm erst wieder in seinem Haus- und Alltagskleid, in dem er sich in seinem Geschäft und mit Weib und Kind nach Behagen gehen lassen konnte. Diese goldene Zeit der bloßen Sonntagsbürger ist vorüber, und wird wohl nie wieder zurückkehren. Wenn der Staat der wahre Ausdruck aller Bedürfnisse und Wirklichkeiten des vollen Lebens geworden, so ist er für das Volk weder ein Zwang noch ein Ceremoniell, noch eine Ausnahme-Gelegenheit, sondern der Staat ist der natürliche und darum rechtlich gewordene Grund und Boden, auf dem Alle mit Allen zusammenstehen, auf dem das Hauskleid eines Jeden zugleich sein wahres Staatskleid ist, und der von Allen mit gemeinschaftlicher Arbeit bestellt wird, weil Alle von ihm zu

ernten und zu genießen haben! Dieser unaufhörlich schaffende und wirkende Antheil jedes Einzelnen an dem Ganzen erhält seinen organischen und geschäftlichen Ausdruck zugleich durch die Staatsgewalten, deren volksthümliche Einsetzung darum eine hauptsächliche Sicherung für das Bestehen des Staatsgebäudes ist.

10. Wie entstehen diese Staatsgewalten, welches ist ihre Stellung zum Volke und ihre Aufgabe für das Gemeinwesen?

Die Entstehung der Staatsgewalten hängt genau mit der ursprünglichen Entstehung des Staats selbst zusammen, und wird durch die Form bedingt, unter welcher in dem ersten Gesellschaftsvertrag die Einzelnen ihren Willen und ihre Rechte an den Gesammtwillen und das Gesammtrecht abgetreten haben und mit der Absicht darin aufgehen ließen, um ihr eigenstes Selbst in desto unbeschränkterer und sicherer Freiheit daraus wiederzugewinnen. Von welcher Art aber auch immer der Gesellschaftsvertrag gewesen sein mag, aus welchem das Staatswesen sich zuerst zusammengefügt hat, so kann derselbe nie für ein abgeschlossenes und späteren Zeitbedürfnissen und Zeitbewegungen unzugängliches Werk angesehen werden. Der Gesellschaftsvertrag ist stets einer Abänderung fähig, wenn die Contrahenten, deren Uebereinkunft das Gebäude errichtet hat, zu der Ueberzeugung gelangen, daß die ursprünglichen Zwecke der Vereinigung durch Uebergriffe von einer Seite her gestört sind und darum nicht mehr in Erfüllung gehen können. Die Abänderung des Gesellschaftsvertrags und der darauf beruhenden Staatseinrichtungen erfolgt entweder durch die Staatsgewalten selbst auf dem Wege des vernünftigen Bewußtseins über die eingetretenen Verletzungen des ursprünglichen Contracts (Reform), oder sie erfolgt durch gewaltsame und blutige Kündigung von Seiten des Volks (Revolution) mit dem Zweck, die moralisch und politisch abgenutzten Staatsgewalten von Grund aus durch neue zu ersetzen.

Die Staatsgewalten sind also nichts als die rechtskräftigen Formen, unter welchen der Einzelwillen sich unter den Gesammtwillen gebeugt und ihm die Voll-

macht zur Ausführung und Verwaltung seiner Interessen ertheilt hat. Die oberste Staatsgewalt, sie mag sich nun mit einem Besitztitel verknüpfen mit welchem sie will, ist immer nur aus der freien Uebertragung der Rechte Aller entstanden, wie sehr sie auch in der allmähligen inneren Verderbniß der Zustände zu einer willkürlichen und angeblich durch sich selbst oder auch durch den göttlichen Willen bestehenden Zwangs-Gewalt und Zwangs-Autorität ausgeartet sein kann. Wir werden aber die Rechte der Königlichen Gewalt noch in unserem anderen Hauptstück, welches uns auf das Wesen der monarchischen Staatsverfassung führen wird, näher zu untersuchen haben.

Hier haben wir es nur mit der allgemeinen Entstehung der Gewalten im Staat zu thun, die wir uns vernünftiger, rechtlicher und historischer Weise nicht anders als durch freie Uebertragung und durch eine Ertheilung der Vollmacht, die von der Gesammtheit ausgeht, denken können. Die vielgebrauchte Redensart gewisser Staatslehrer, daß die oberste Herrschaft im Staat aus dem Recht des Stärkeren ursprünglich herzuleiten sei, ist eine unverständliche Phrase, die niemals und zu keiner Zeit eine Wahrheit gehabt hat. Jede Gesellschaft ist ursprünglich aus freier Vereinigungskraft in ihrer ganzen natürlichen Stärke zusammengetreten, und so lange sie in dieser gesund und durch sich selbst mächtig verharrte, hat das Recht des Stärkern in ihr durchaus keinen Anhalt und keine Stelle finden können. Dies Recht des Stärkeren kann nur bei zweierlei Anlässen in Ausübung treten und zur Begründung der Staatsgewalten hinführen: 1) wenn die Gesellschaft aus freiem Antrieb und Bewußtsein dies Recht des Stärkeren aus sich selbst erschafft, indem sie ihre eigene innerste Kraft an eine einzelne herrschende Person, an Obrigkeiten und Behörden überträgt und bei diesen gewissermaßen symbolisch niederlegt; 2) wenn die Gesellschaft zu entarten und durch Einfluß schlimmer Zeiten und bösartiger innerer Verwickelungen sittlich zu verderben und zusammen zu sinken beginnt, wo dann das Recht des Stärkeren als ein Recht der Eroberung sich geltend machen kann und dem Volke freilich nichts Anderes übrig bleibt, als sich seinem Sieger auf Gnade und Ungnade zu überliefern und die von

ihm ausgehenden Gesetze als Bedingungen des Waffenstillstandes anzunehmen.

Ebenso zweideutig, wie die Begründung der Staatsgewalten durch das Recht des Stärkeren, ist ihre Herleitung aus dem Grundeigenthum (Territorium) und aus dem daran haftenden Recht auf Alle, welche auf diesem Grundeigenthum des ersten Besitzers leben oder zu demselben in einer abhängigen und bedingten Stellung sich befinden. Den Besitz der Staatsgewalt aus dem ersten Besitz des Grundeigenthums herzuleiten, ist eine noch viel lächerlichere und die Menschheit entwürdigendere Dichtung, als die politische Fabel von dem Recht des Stärkeren. Diese Dichtung, die von den Politikern und Staatslehrern der Gewalt und des Despotismus erfunden und für diese Zwecke reichlich ausgebeutet worden ist, stellt die Erdscholle an die Spitze der menschlichen und politischen Rechte, und will daraus auch die gesetzlichen oder vielmehr gewalthaberischen Bedingungen für dieselben entnehmen. Der schon genannte Staatsrechtslehrer von Haller ist eben dadurch der vielgebrauchte Freund in den Staatsnöthen der absoluten Fürsten geworden, daß er alle Zweifel über den Bestand der unumschränkten und durch nichts zu bedingenden Fürstenmacht zurückzuschlagen suchte durch die breiteste und frechste Vertheidigung eines Grundsatzes, der geeignet war, die gedankenlose und in der Bewältigung politischer Begriffe ungeübte Masse durch eine mysteriöse Auffassung der Idee des Grundeigenthums gefangen zu nehmen. Die Staatsgewalt kann weder in menschlicher noch politischer Hinsicht aus der Idee des Eigenthums herausgezogen werden. Es ist seltsam, daß gerade Diejenigen, welche doch sonst an der Heiligkeit der Idee des Eigenthums in allen Beziehungen festgehalten haben, diese heilige Idee zur Begründung des Allerunheiligsten, was es giebt, benutzen und mißbrauchen konnten, nämlich der politischen Unfreiheit und der Ausbeutung des Staatslebens zu Gunsten der schnödesten und verbrecherischsten Ichsucht einer einzigen Persönlichkeit. Mit der Frage des Eigenthums verhält es sich in Bezug auf die Gewalten im Staat genau ebenso wie mit dem Recht des Stärkeren. Die in ihrem Naturzustande durchaus freie und gleichberechtigte Gesellschaft ging ebenso sehr von einer gleichen Vertheilung

des Eigenthums wie von einer gleichen Vertheilung der politischen und menschlichen Rechte aus. Denn der Boden mit seinen Erzeugnissen, und die Freiheit der darauf zu gründenden Anlagen und Ansiedelungen, konnte ursprünglich und anfänglich nur Allen gehören, und es läßt sich kein Besitztitel denken, den ein Einzelner mit auf die Welt gebracht haben sollte, um darauf die Beschlagnahme irgend eines bestimmten Theils des Erdbodens zu gründen. Erst nachdem durch die individuelle Fortbewegung der Gesellschaft, durch welche die Kräfte sich schieden und sich einander entgegenstellten, das Eigenthum gespalten, ungleich gemacht, mit verschiedenen Besitztiteln beladen, hier durch Schuld und Unglück gänzlich aufgehoben, dort durch Glück, Thätigkeit, Geschicklichkeit oder auch durch List, Betrug und Gewalt zu einer unverhältnißmäßigen Größe zusammengehäuft worden, konnte dadurch eine verschiedene Theilung der Rechte der Gesellschaft entstehen. Mit dem Rechte der größten Eigenthums-Portion verhält es sich dann auf dieselbe Weise wie mit dem Rechte des Stärkeren. Es kann sich daraus allerdings momentan eine politische Gewaltstellung bilden, aber dieselbe vermag sich durch keine wahrhafte menschliche, politische und sociale Idee für die Dauer zu befestigen. Sie wird vielmehr fortwährend aus diesen ewigen Ideen heraus angezweifelt, bekämpft und zerrieben werden. Die Staatsgewalten, welche ihre Begründung im Widerspruch mit diesen Grundideen der menschlichen Gesellschaft empfangen haben, werden nie eine dauernde Existenz gewinnen können. Die Gesellschaft strebt von Zeit zu Zeit aus der größten Verderbtheit und Verwickelung immer wieder auf den einfachsten und natürlichsten Punkt zurück. Die allen Wechseln und Zeitbewegungen am stärksten überlegene Begründung der Staatsgewalten wird daher immer die sein, wenn dieselben den naturrechtlichen Zustand der Dinge vor Augen behalten, und nichts weiter darzustellen und geltend zu machen bezwecken, als den einfachsten und natürlichsten Ausdruck für die gesetzliche Selbstbestimmung der Gesellschaft.

11. Wie verhalten sich die Staatsgewalten zu den Menschenrechten?

Wir haben gesehen, wie der Staat nur als gestalteter

und gesetzlich gewordener Ausdruck der Menschenrechte angesehen werden und bestehen kann. Diese Menschenrechte, wie sie die innerste Grundlage des ganzen Staates bilden, so enthalten sie auch die wahrhaft maßgebende Vollmacht für die Wirksamkeit der Staatsgewalten. Fürst, Obrigkeit, Behörden ziehen nur aus der Idee der Menschenrechte, die sie in sich zur staatlichen Form vereinigt haben und Kraft welcher Vereinigung sie bestehen, die Macht der Herrschaft und die friedliche Dauer derselben. Unter diesen Menschenrechten, welche im Organismus des Staats selbst ihre gesetzliche Stelle finden müssen und einen untrennbaren Bestandtheil aller wahren politischen Freiheit ausmachen, verstehen wir vornehmlich folgende:

1. Persönliche Freiheit, gleiche Rechtsgewährung für Alle.
2. Religionsfreiheit.
3. Preßfreiheit.
4. Gewerbe- und Handelsfreiheit.
5. Associations- und Vereinigungsrecht.

12. Worin besteht die persönliche Freiheit und die gleiche Rechtsgewährung für Alle?

Die Freiheit der Person nimmt in jedem Staatsgrundgesetz eine der bedeutungsvollsten Stellen ein und muß darin eine unzweifelhaft sichere Begründung erhalten. Diese Freiheit besteht darin, daß Jedem nur nach dem unveräußerlichen Recht seiner Person geschehen darf, und daß ihm dies Recht auch nur auf rechtliche und gesetzliche Weise abzusprechen ist. Die Freiheit der Person, die der wahre natürliche Lebenspuls des Staates ist, kann man daher nur auf gesetzliche und rechtliche Weise in demselben verwirken. Daraus folgt, daß das unveräußerliche menschliche Recht, welches Jeder auf die Freiheit seiner Person hat, ihm auch nur dann entzogen werden darf, wenn er selbst gegen die Rechte Aller, d. h. gegen die Gesellschaft und ihre Sicherheit, sich vergangen und mithin die Schuld eines Verbrechens auf sich geladen hat. Das Recht, einen Staatsangehörigen zur Haft und ins Gefängniß zu bringen, ist daher das wichtigste und gefährlichste Vertrauens-Votum, welches die Gesellschaft an die von ihr eingesetzten vollziehenden Behörden abgegeben

hat. Dies Recht kann nicht genau genug durch das bestimmteste und subtilste Verhaftungsgesetz überwacht und geregelt werden. Die persönliche Freiheit hängt so genau mit der Staatsverfassung selbst zusammen, daß die letztere immer mangelhaft und ohne Dauer sein wird, wenn nicht die erstere eine der Grundbestimmungen derselben ausmacht. So hat sich das große Staatsgebäude der Engländer erst durch ihre Habeas-Corpus-Akte (1679) wahrhaft vollendet, durch welche Akte bei ihnen das Gesetz gegeben wurde, daß kein englischer Unterthan im Gefängniß gehalten werden kann, wenn nicht die bestimmte Rechtfertigung der Verhaftung durch das Gesetz nachgewiesen worden. In dem bloßen Polizeistaat, der den deutschen Lebenskern so lange verwüstet und zerrieben hat, erschien es dagegen mehr oder weniger als ein Zufall, ob man sich innerhalb oder außerhalb der Gefängnisse befand, da für die Bevölkerung der letzteren nur der Polizei-Gesichtspunkt den Ausschlag gab, und es in solchem bloß polizeilichen Staatsleben der Macht immer wichtiger erscheint, im Interesse ihrer augenblicklichen Sicherheit einen rechtlosen Ausnahmezustand (die Polizeiregierung) aufrecht zu erhalten, als im Interesse der Gesammtheit der Gesellschaft einen Alle gleich umfassenden Rechtszustand (den volksthümlichen Rechtsstaat) gewähren zu lassen.

Aus der allgemeinen Sicherung der persönlichen Freiheit, die als das erste Menschenrecht den Staat bedingen muß, erwächst zugleich der oberste Grundsatz für die Rechtsgewährung im Staat, nämlich der: daß alle Menschen vor dem Gesetz gleich sind, welcher Satz in keinem Staatsgrundgesetz eines freien und politisch mündigen Volkes fehlen darf. Die Rechts- und Gesetzbücher eines Volkes sind von dem Geist seiner allgemeinen Staatseinrichtungen unzertrennlich und werden mit der Politik immer dieselben leitenden Hauptgrundsätze gemein haben. Denn im Recht wie in der Politik wird es sich auf dem letzten und höchsten Punkt doch immer nur um den Menschen selbst und um die natürlichen und unweigerlichen Ansprüche des menschlichen Seins handeln. Die gleiche Berechtigung aller Menschen im Staat schließt auch die Gleichheit Aller vor dem Gesetz in sich.

Mit dieser rechtlichen und politischen Gedankenfolge hängt genau die Form der Rechtsgewährung selbst zusammen,

die in dem polizeilichen Autoritäts-Staat vorherrschend eine gelehrte und büreaukratische Form sein wird, in dem freien Volks- und Rechtsstaat aber die volksthümliche Form der Rechtsgewährung sich bedingt. Mit dem Worte volksthümlich ist, wie mit so manchem andern Tagesstichwort, viel leerer Schall in der letzten Zeit getrieben worden. Volksthümlich kann am Ende Alles sein, was in den gedankenlosen, und mit dem Begriff der politischen Freiheit nicht immer zusammenstimmenden Gewohnheiten und Bedürfnissen der Masse liegt. Der Staat kann aber den Begriff des Volksthümlichen nur so weit in seinen Organismus aufnehmen, als er darin die gesetzlich sich ordnende Kraft des Volksbewußtseins erkennt, welches das Recht Aller klar und fest in sich trägt, weil es den gemeinsamen Lebensgrund für dasselbe bildet.

Wenn Jeder dem Andern gleich ist vor dem Gesetz, so wird auch Jeder am sichersten durch Seinesgleichen seine Rechtsprechung empfangen, da Der, welcher auf demselben Rechtsboden des Volksbewußtseins mit ihm steht, auch am besten geeignet sein wird, bei einer erhobenen Anklage über das Schuldig oder Nichtschuldig abzuurtheilen. Dies ist der Ursprung der Geschwornengerichte. In Deutschland kannte man diese volksthümliche Form der Rechtsfindung schon in den frühesten Zeiten, indem die deutschen Schöffengerichte durchaus aus den nationalen Gewohnheiten und Bedürfnissen hervorgingen, und sich zu wahren Volks- und Gemeindegerichten ausgebildet hatten. Die Grundeinrichtung dieses Instituts, die mit besonderer Vorliebe festgehaltene Zahl von zwölf Mitgliedern, die als Bedingung angenommene Einstimmigkeit dieser Zwölf zur Feststellung eines Urtheils, sind als ein ursprüngliches Eigenthum des deutschen Volksgeistes anzusehen. In England bildete sich das Geschwornengericht (Jury) auf derselben Grundlage zu einem politischen National-Institut aus, welches wesentlich und unzertrennlich mit der Freiheit des ganzen Staatslebens zusammenhängt, und als die wahre Bürgschaft derselben gilt. In Frankreich, wo die Verderbtheit der Rechtspflege eine der Hauptstützen des alten Despotismus und der absoluten Monarchie gewesen war, wurde das Geschwornengericht zuerst in die Constitution vom 3. September 1791 aufgenommen,

und nach der englischen Einrichtung ins Leben geführt, von welcher man jedoch bald mit vielen künstlichen Umgestaltungs-Versuchen wieder abwich. Die Einstimmigkeit der Geschwornen, wie in England, bei einem Urtheil zu erlangen, wurde bei den Franzosen fast von vorn herein als unmöglich aufgegeben. Wenn man die englischen Geschwornen so lange in einer dunkeln und kalten Kammer einsperrte und sie zur Absonderung von allem Verkehr bis zur Gefahr des Hungertodes verurtheilte, bis sich die Zwölf zu einem einstimmigen Urtheil vereinigt hatten, so konnte eine solche Procedur bei dem französischen Nationalcharakter keine Aufnahme finden. Es wurde daher in Frankreich zuerst ein künstliches Verhältniß der Majorität zugelassen, so daß, wenn unter den Geschwornen die einfache Mehrheit der Stimmen sich für die Schuld eines Angeklagten aussprach, außerdem die Richter selbst noch eine eigene Abstimmung über die Thatfrage vorzunehmen haben, und durch die Mehrheit ihrer Stimmen auch der Minderzahl der Geschwornen, wenn sie derselben beitraten, die Gültigkeit des Urtheils verschaffen konnten. Bei den ferneren Umgestaltungsversuchen der französischen Jury (welche durch die Julirevolution von 1830 zuerst auch auf Preßvergehen ausgedehnt ward,) wurde das volksrichterliche Element der Geschwornen noch mehr mit dem der Regierungsbeamten gemischt, zum Theil sogar in eine Abhängigkeit von den letztern gestellt.

Das gemischte System von volksthümlichen Geschworenen und gelehrten amtlichen Richtern hat jedoch, wenn eine bestimmte Organisation auf durchaus freisinniger Grundlage daraus gemacht wird, seine großen Vorzüge für sich, die man grade im Interesse der Volksrechte und Volksfreiheit nicht abzuläugnen vermögen wird. Für die bevorstehenden Reformen der deutschen Gesetzgebung, und bei der Einführung allgemeiner nationaler Rechtszustände in Deutschland, ist dies grade jetzt ein Gegenstand von der hervorragendsten Wichtigkeit. Es ist nicht zu läugnen, daß das Ansehen des gelehrten und amtlichen Richterstandes beim deutschen Volke einen großen Stoß erlitten, und derselbe nicht mehr für eine ausreichende Bürgschaft gesetzlicher Sicherung und unparteiischer Rechtsgewährung gehalten wird. Trotz aller Unabhängigkeits-Erklärung des deutschen Richterstandes hatte er

sich doch den verderblichen Einwirkungen des alten polizeilich-absolutistischen Staatssystems vielfach zugänglich gezeigt, was bei uns in politischen und Preßprozessen auf die mannigfaltigste Art zur Erscheinung gekommen war. Die Ausbesserung der deutschen Rechtspflege durch Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens hat darin nur das Bedürfniß des Ueberganges nach entschiedenen volksthümlichen Rechtsformen gezeitigt und unabweislich gemacht. Außerdem haben die Erfahrungen, welche von der Wirkung der Geschworenengerichte vorliegen, dieselben nicht als so unbedingte und unzweifelhafte Schutzmittel der gesetzlichen und individuellen Freiheit erscheinen lassen, daß man nicht ihnen gegenüber auch noch auf die Gründlichkeit des objectiven Rechtsweges ein Gewicht legen sollte. Die Verschmelzung beider Wege der richterlichen Urtheilefindung ist daher jedenfalls ein Problem im Interesse der allgemeinen Gesetzlichkeit und individuellen Freiheit zugleich. —

12. Was ist Religionsfreiheit?

Die Freiheit der Person, welche wir für das rechtliche Fundament jedes freien und vernünftigen Staatslebens erklärt haben, schließt auch nach ihrer geistigen Seite hin, in der sie nicht minder im Staat in Betracht kommt, die Freiheit der Religion in sich. Die Freiheit der Person besteht nicht bloß darin, daß man im staatlichen Zusammenleben nicht willkürlich ins Gefängniß geworfen werden könne, sondern auch darin, daß man nicht aus seinem eignen Herzen und Gewissen ein Gefängniß und eine Zwangs-Anstalt zu machen genöthigt wird, worin die polizeilich und staatlich genehmigten Religions- und Lehrbegriffe ihre lebenslange Einsperrung und Verpflegung erhalten sollen. In den Staaten, welche die volle bürgerliche Freiheit der Person zu ihrer gesetzlichen Grundlage gemacht haben, wird daher auch stets die Anerkennung der Freiheit des Geistes und der Religion — zweier in sich unzertrennlich zusammengehöriger Begriffe — unbedingt ausgesprochen werden müssen.

Dennoch haben sich die Staatsregierungen stets am längsten und hartnäckigsten gesträubt, grade die Religionsfreiheit ihren Völkern zuzugestehen, und sie ließen dieselben eher zu freien politischen Formen als zu einer freien und ungehinderten religiösen Denkungs- und Cultusweise gelan-

gen. Das Phantom der Staatsreligion, die eigentlich einen durchaus widersinnigen und logisch unfaßbaren Begriff in sich schließt, hat der despotischen Staatskunst immer für ein Hauptbindemittel des Volkes an die Gewalt gegolten. Die in ihrem Egoismus so scharfsichtige Tyrannei wußte stets den schwachen Fleck der Menschheit am besten ausfindig zu machen. Sie hatte richtig berechnet, daß ein Volk, welches in seinem individuellen Verhältniß zu der unsichtbaren Welt des Geistes gebunden und an polizeiliche Zwangs- und Autoritäts-Begriffe festgeheftet wird, auch der politischen Freiheit nicht vollkommen zu genießen im Stande sei, mag ihm die letztere wirklich auch unter scheinbaren Zugeständnissen und lockenden Aushängeschildern zugefertigt worden sein. So lange die Völker noch an der politischen Leimruthe der Staatsreligion festklebten, hatten sie dadurch in ihrem eigenen Herzen ein Fälschungsmittel ihres ganzen Daseins zugelassen, durch welches jede selbstständige individuelle Kraft, das Leben frei von innen heraus zu bestimmen und zu ordnen, allmählig entarten und verloren gehen mußte.

Die Staatsreligion, welche verlangt, daß Jeder im Staat dieselbe Uniform des Glaubens und der religiösen Ueberzeugung tragen solle, geht von dem Grundsatz der nothwendigen Uebereinstimmung in der Gesellschaft aus. Die Regierungskunst, welche eine Staatsreligion für nöthig und nützlich hält, benutzt die Idee des Gesammtwillens, auf welcher die ganze Gesellschaft beruht, zu einer trügerischen Anwendung auf den Einzelwillen, dem sie dadurch von innen heraus eine unzerreißbare Kette anlegen will. Der Staat kann aber zugleich nur als freies Reich der Geister sein wahres und festes Bestehen haben, und wie im politischen Verband der Gesammtwillen nur als Schutz und Bürge des freien Willens jedes Einzelnen anerkannt wird, so ist der Staat nach der geistigen Seite hin noch viel mehr verpflichtet, den Einzelwillen jedes seiner Angehörigen im unbedingtesten Maaße gewähren zu lassen und zu schützen. Nur da, wo die Ausübung des freien Einzelwillens der allgemeinen Sittlichkeit der Gesellschaft gefahrbringend wird, kann auch in den geistigen und religiösen Dingen die Beschränkung und das Verbot eintreten. Dies Verbot hat dann einen Angriff auf die geistige und sittliche Freiheit der Gesellschaft zurückzuweisen,

der ebenso wie die Angriffe auf die materielle Sicherheit der Person und des Eigenthums als Verbrechen aufzufassen ist.

Die nothwendige Folge der Staatsreligion ist aber in den darauf gebauten Staaten immer der Religionskrieg gewesen, dem die schauderhaftesten Zerrüttungen, welche die Geschichte der Völker aufzuweisen hat, zuzuschreiben sind. Die Staatsreligion sucht in der Einheit von Kirche und Staat einen falschen Frieden zu stiften, welcher den Keim der unheilvollsten Zwietracht für das Ganze nothwendig in sich trägt. Das Mittelalter, welches die goldene poetische Zeit der Staatsreligion war, suchte das Problem anfangs auf romantische Weise zu lösen und daraus ein glänzendes Scheinbild organischen Bestehens zu gestalten. Die blutriefenden Ketzergerichte straften aber schon diese lächelnde Friedensmiene des Mittelalters Lügen. Die Inquisition untersuchte den Glauben jedes Einzelnen, wie die Polizei heutzutage die Pässe, und von den leisesten Schattirungen in der Meinung jedes Einzelnen wurde ein Signalement aufgenommen, das nach Umständen die Begründung eines Todesurtheils in sich enthielt. Die Ketzer- und Juden-Verfolgungen des Mittelalters haben das Princip in seiner ganzen Barbarei heraustreten lassen. Diese in den ausgesuchtesten Marter-Erfindungen sich ergehende Barbarei war jedoch nicht schlimmer, als die geistigen und bürgerlichen Foltern, mit denen dies Princip seit der Reformation unter den neueren Völkern gewirthschaftet hat.

Die Reformation war allerdings geschichtlich der erste Schritt dazu, die Religion zu einer Sache der Freiheit der individuellen Menschenbrust zu machen, aber indem die Reformatoren den Glauben auf der einen Seite von Rom losrissen, ketteten sie ihn auf der andern Seite wieder an den göttlichen Begriff der Obrigkeit fest. Die Reformation begründete die Denkfreiheit im neuern Volks- und Staatsleben, und indem sie diese als Grundprincip für die neuere Menschheit aufstellte, bereitete sie dadurch den Boden sowohl für die religiöse wie für die politische Freiheit. Die großen Heroen dieser Periode waren aber noch nicht im Stande, ihre That und ihren Standpunkt in der ganzen Folgerichtigkeit zu behaupten und durchzuführen. Luther erblickte in der selbstbestimmenden und selbstbegründenden menschlichen Ver-

nunft den anderen Papſt, von dem er für den Glauben nicht geringere Gefahren, als von dem römiſchen, beſorgte. Hiedurch bildete ſich, mitten im Freiheitsprincip der Reformation, der theologiſche Satzungsgeiſt und Dogmatismus der neueren Zeit aus, welcher den Begriff der Staatsreligion von neuem zur Herrſchaft brachte und ihn ſchneidender als je in das innerſte geiſtige Leben einätzte. Der proteſtantiſche Staat wurde die eigentliche Zwingburg des kirchlichen Lehrbegriffs, wobei die Verpflichtung auf die ſymboliſchen Bücher, von der namentlich die Anſtellungsfähigkeit abhängig gemacht wurde, und die daraus hervorgehende bürgerliche Verfolgung die Folterqualen und Martern der früheren Zeit reichlich erſetzte.

Die wahre und vollkommene Religionsfreiheit wird nur dann ſtattfinden, wenn die Trennung von Kirche und Staat gänzlich ausgeſprochen und ohne alle Ränke und Hinterhalte vollbracht worden iſt. Dieſe vollendete Religionsfreiheit verlangt, daß die verſchiedenſten Religionsgeſellſchaften ſowohl in aller inneren Freiheit ihres Cultus wie mit den gleichen bürgerlichen und politiſchen Rechten im Staat neben einander beſtehen, und daß ſie ebenſo auch ihre inneren kirchlichen Angelegenheiten, Lehrform und Kirchenverfaſſung, aus ſich ſelbſt heraus und ohne Antheil des Staats zu beſtimmen und in einer ſelbſtgebildeten volksthümlichen Verwaltung (presbyterianiſchen Kirchenverfaſſung) zu beſorgen haben. Die Anerkennung des Princips der Religionsfreiheit bedingt daher auch für die kirchlichen Formen im Staat die Synodal- und Presbyterial-Verfaſſung, in welcher die Kirche, als geſtaltete Form des in der Gemeinde lebenden religiöſen Bewußtſeins, nur durch den integrirenden Antheil der Gemeinde beſtimmt und verwaltet wird, und worin das kirchliche Leben dann demſelben öffentlichen Geſtaltungsprincip unterliegt, wie das politiſche durch die volksthümlichen Repräſentativformen des Staats.

In dem freien Volksſtaat hängen überhaupt alle Formen des Lebens untrennbar, und ſich gegenſeitig haltend und bedingend, mit einander zuſammen, weil ſie auf einem und demſelben Grunde des Volksbewußtſeins ſtehen. So verhält es ſich auch mit der Anerkennung derjenigen religiöſen Gemeinden und Sekten, welche, ſo lange eine Staatskirche beſtanden

und folgerecht gegolten, für ihre Anhänger keine politischen und bürgerlichen Rechte oder wenigstens nur in einem bedingten Maaße erlangen konnten. Ihre Wiedereinsetzung in diese Rechte (Emancipation) wird man überall genau mit dem Fortschritt der politischen Freiheit selbst im Zusammenhang finden. In Frankreich wurde der ausschließliche Begriff einer Staatsreligion erst durch die Charte von 1830 aufgehoben. *) In England hatte der protestantische Staat sich lange und mit gewaltsamer Hartnäckigkeit als den ausschließlich christlichen Staat gesetzt, und nach vielen Kämpfen konnte dort die Emancipation der Katholiken erst im Jahre 1829 (durch die Parlaments-Akte vom 13. April) durchgesetzt werden. Die Emancipation der Juden hat in England noch bis auf den heutigen Tag denselben Widerstand der edlen Herrn vom Wollsack im Oberhause gefunden, durch welche diese Maaßregel schon im Jahre 1833 (damals mit 104 gegen 54 Stimmen) zurückgewiesen worden, nachdem sie noch im Jahre 1830 sogar im Unterhause durchgefallen war. Im Jahre 1848 scheiterte die Bill wegen Zulassung der Juden ins Parlament ebenfalls an dem heftigen und fanatischen Widerstande des englischen Oberhauses, das als die letzte Leibgarde des christlichen Staats in Europa zu fechten scheint. Die Bill ward jedoch diesmal nur noch mit einer Mehrheit von 35 Stimmen — 163 — 128 — verworfen.

In Frankreich wurde schon durch die Verfassungen von 1814 und 1830 die Emancipation der Juden ausgesprochen, und die Besoldung ihrer Rabbiner durch den Staat, nach dem Gesetz von 1831, vertilgte die letzten Reste ihrer staatlichen und bürgerlichen Ausnahmestellung. In Deutschland hat diese Frage, die ebenso sehr eine der Menschlichkeit wie der freien und gesunden Politik ist, lange mit den unfreien politischen Zuständen um die Wette geschwankt, obwohl Preußen schon durch das Edikt vom 11. März 1812 den Juden eine beinahe vollkommene Gleichstellung gewährte, die aber durch die Reaction, welche seit 1815 hier wie in anderen deutschen Staaten die politischen Fortschritte

*) „Chacun professe sa religion avec une égale liberté, et obtient pour son culte la même protection."

wieder in Rückschritte verwandelte, um ihre eigentliche Geltung kam. Doch gelangten die Juden in Würtemberg schon im Jahre 1828 zu einem fast vollständigen Besitz bürgerlicher Rechte; ebenso im Jahre 1833 in Kurhessen. Die großen principiellen Staatsumwälzungen des Jahres 1848 haben die Judenfrage für immer in der allgemeinen Idee der politischen Freiheit aufgelöst. Die Zurückhaltung der Emancipation der Juden hatte den politischen Oppositionsstoff in den deutschen Staaten lange durch ein sehr mächtiges und mittelreiches Element verstärkt. Die emancipirten Juden werden größtentheils dem conservativen Standpunkt im Staatsleben Dienste leisten.

13. Was ist die Preßfreiheit und warum ist sie unter den Menschenrechten mit aufgezählt worden?

Die Preßfreiheit ist das Recht, den menschlichen Gedanken durch die Mittel des Druckes zur Oeffentlichkeit zu bringen, und dadurch zu einem Gemeingut der Nation und zu einer die gemeinsamen Interessen Aller bewegenden und schützenden Kraft zu machen. Die Preßfreiheit ist dadurch auf dieselbe Weise, wie die Religionsfreiheit, ein wesentlicher und untrennbarer Theil der Freiheit der Person, denn die persönliche Freiheit besteht unter einem gebildeten Volke nicht bloß in der materiellen Sicherheit, sondern noch bei weitem mehr in dem Rechte der Person auf ihre Gedanken und auf die gänzlich ungehinderte Darstellung und Verbreitung derselben, wodurch in der Gesellschaft erst der höhere Werth des wahren menschlichen Zusammenlebens, der eigentliche Inhalt des Daseins, um den es sich zeitlich und ewig handeln muß, seine freie Gewährung und Berechtigung empfängt.

Es wird daraus klar, warum die Preßfreiheit als ein Menschenrecht angesehen und als solches unbedingt im Staat eingefordert werden muß. Im Verhältniß zum Staat ist die Preßfreiheit darum ein allgemeines nationales Werkzeug, gewissermaßen das Werkzeug allgemeiner geistiger Bürgerbewaffnung, das Jeden angeht und in Jedermanns Gebrauch gestellt sein muß, und welches der allgemeinen Volksbewaffnung, die eine Grundnorm der freien Staaten geworden, auch auf der geistigen Seite des Lebens entspricht.

Aus dieser allgemein menschenrechtlichen Bedeutung der Preßfreiheit ergiebt sich zugleich, daß ihre schädlichen Uebertretungen nicht anders anzusehen sind, als alle übrigen ungesetzlichen Handlungen der Staatsbürger, und darum nach keinem besondern Preßstrafgesetz (welches immer noch den versteckten Trieb zu einer Anwendung der Censur in sich schließt,) abgeurtheilt werden dürfen. Wer durch den Mißbrauch der Preßfreiheit gefehlt hat, ließ sich dadurch keine andere strafbare Handlung zu Schulden kommen, als wer sonst einen Mißbrauch von der Freiheit seiner Person machte. Bei den Völkern, welche die Idee der politischen Freiheit am tiefsten erfaßt und ausgebildet haben, werden Preßvergehen, eben so wie Criminalvergehen, vorzugsweise vor das Geschwornengericht (Jury) gebracht. Es liegt darin der ungemein wichtige Takt, daß bei Preßvergehen ihrer ganzen Natur nach vornehmlich auf die innersten Gründe des Gewissens zurückgegangen werden muß.

Die menschenrechtliche Freiheit der Presse konnte immer nur in solchen Zeiten aufgehoben und unter die Aufsicht einer besondern Polizei der Presse (Censur) gestellt werden, wo es den Gewalten, kirchlichen oder weltlichen, zugleich darauf ankam, die Gewissen der Menschen zu knechten, und der freien Gottesstimme, die in eines Jeden Brust lebt und spricht, den Zwang der kirchlichen oder politischen Bevormundung anzuthun. In diesem Sinne ist das Censurwesen immer schon dadurch gerichtet gewesen, daß es als eine Erfindung der römischen Hierarchie (durch Papst Alexander VI.) entstanden war, und vor den heranringenden Bewegungen des deutschen Reformationsgeistes, zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts, eine Schutzmauer für das Papstthum bilden sollte. Die neuen protestantischen Staaten fühlten bald dasselbe katholische Bedürfniß nach der Censur in dem Maaße in sich entstehen, als sie selbst wieder den Boden der versönlichen Freiheit verließen oder mit allerlei den Volksgeist berückenden Giftkräutern bestellten. Wie genau die Preßfreiheit aber mit der wahren Religionsfreiheit zusammenhängt, hat sich in diesen Tagen unserer großen politischen Bewegung auf eine ebenso schlagende als niederschlagende Weise gezeigt. So haben im Maimonat dieses Jahres 1848 die guten Tyroler gegen die neuerrungene

Preßfreiheit Oesterreichs protestirt, weil sie dadurch ihre alte katholische Religion gefährdet glauben, und der Erlaß des Kaisers, welcher die Preßfreiheit im ganzen Lande verkündete, durfte im „Tyroler Boten" gar nicht einmal veröffentlicht werden. Der Spruch Schiller's: „Auf den Bergen wohnt Freiheit!" kann von den lieben tyroler Bergbewohnern nicht gelten.

Die Preßfreiheit ist nach der Freiheit der Person und nach der Freiheit der Religion das dritte Menschenrecht, welches für die beiden ersten das unentbehrliche geistige Organ bildet. Wir gehen nun zu denjenigen Menschenrechten über, welche den materiellen Berechtigungen und Bedürfnissen des Lebens entsteigen, und unter diesen erscheint uns als das allgemeinste und nothwendigste menschliche Recht das Recht der Arbeit.

14. Was ist das Recht der Arbeit?

Daß Jeder ungehindert und mit dem ihm gebührenden Erfolg die Thätigkeit ausüben kann, welche ihm nach seinen Kräften und Fähigkeiten angemessen ist und durch die er zugleich die Pflichten wie die Bedürfnisse seiner menschlichen Existenz bestreitet, dies ist das Recht der Arbeit. Dies Recht macht sich von selbst in seiner natürlichen und unverrückbaren Bedeutung geltend, wo die Gesellschaft noch nicht durch falsche Richtungen der Civilisation, durch das künstliche Uebergewicht einzelner Stände und durch ein krankhaftes Verhältniß zwischen Erwerb und Verzehrung, wie zwischen Arbeit und Capital, in unnatürliche Gegensätze hineingezogen worden ist.

Jeder Einzelne hat aber dadurch, daß er Mitglied des Ganzen, der Gesellschaft ist, ein unzweifelhaftes Recht auf die Arbeit, denn dies Arbeits-Recht ist kein anderes, als daß die ihm inwohnende Kraft und der Thätigkeitstrieb, welche mit dem unabweislichen Bedürfniß der Existenz sich verbinden, Anspruch darauf machen dürfen, befriedigt und angewandt zu werden. Je künstlicher und verwickelter aber die Gesellschaftszustände geworden sind, desto mehr ist dies natürliche Menschenrecht der Arbeit verloren gegangen, und es erscheint dann als ein Glücks- und Würfelspiel in der Gesellschaft, ob die Kraft des Einzelnen überhaupt zu ihrer Geltung kommt und ihre Stelle findet, wodurch zugleich das

Bedürfniß der Exiſtenz (dieſer durch das Schickſal des Menſchen ihm beigeſellte unzertrennliche Gefährte der Kraft) auf die gefährlichſte Weiſe in Frage geſtellt wird. Die Geſellſchaft treibt in ihrer künſtlichen Entartung den traurigſten Luxus mit der menſchlichen Kraft. Es ſcheint ihr nicht darauf anzukommen, wenn tauſend edle Fähigkeiten und wohlberechtigte Anſprüche bei Seite geſtoßen und als überflüſſig der Vernichtung und Verzweiflung preisgegeben werden, kann ſie nur dafür auf einer einzelnen bevorrechteten Stelle deſto mehr Glanz und Scheinglück zuſammenhäufen. Der Staat wird dadurch dieſer **Krieg Aller gegen Alle**, wie ihn vorzugsweiſe diejenigen Staatsrechts-Lehrer genannt haben, welche den Staat nur in der Form der unumſchränkten Königsgewalt und des Despotismus ſich haltbar denken konnten, und dieſe Nothwendigkeit der Tyrannei aus der Grundanſicht herleiteten: daß der Menſch von Natur böſe ſei! Der Engländer **Thomas Hobbes** (1588—1679) hat die erſte Staatslehre Europa's vornehmlich auf der in dieſem Satz („Krieg Aller gegen Alle") enthaltenen Grundanſicht aufgebaut, wonach die Geſellſchaft nur aus einem feindlichen und verderblichen Ringen der menſchlichen Kräfte miteinander beſteht, wo denn alle dieſe in der Geſellſchaft zuſammengepferchten Unglücklichen, Böſen und Wilden, gewiſſermaßen um eine Sicherheit vor ſich ſelbſt zu finden, ſich in den abſoluten Staat hineingezwungen und den Böſeſten und Wildeſten unter ſich als Stärkſten d. h. als ihren Despoten und unumſchränkten König anerkannt haben.

Von dieſen grundſätzlichen Vorausſetzungen über das Weſen und die Beſtimmung der Geſellſchaft ging die despotiſche Staatslehre in Europa aus. Der abſolute Staat begründete ſich auf der Vorausſetzung, daß in dem **Volke** eine **Maſſe Unglücklicher und von vornherein Uebervortheilter** exiſtirt, die ſich ſelbſt gegen einander nicht anders helfen können, als daß ſie ſich in eine gemeinſchaftliche Form der Knechtſchaft bringen laſſen. Der freie Volksſtaat baut ſich aber grade auf dem entgegengeſetzten Grundſatz auf, nämlich auf dem: daß der Menſch von Natur gut ſei, und darum auch das Anrecht habe, glücklich zu ſein: eine Idee, welche zuerſt von **Jean Jacques Rouſſeau** (in ſeinem Contrat social) als die grundbeſtimmende für die

moderne Politik und Gesellschafts-Verfassung ausgesprochen wurde. Dies ist zugleich die Idee, von der diejenigen Denker, welche die Reform der Gesellschaft zur Aufgabe ihrer Speculation und besonderer Systeme gemacht haben (Socialisten), bei allen ihren Arbeiten grundthümlich ausgegangen sind. Und dies ist die Idee, aus welcher das Recht der Arbeit als ein ursprüngliches Menschenrecht im Staat aufgefaßt und begründet werden muß, denn nur durch die Arbeit kann der Mensch gut bleiben und glücklich werden, mithin die Grundbedingungen seines Daseins erfüllen. Die Arbeit ist der Schutzengel des Menschengeschlechts, und nur durch ihn kann er die Aufgabe seiner Existenz zu seinem Heil wie zum Heil Aller lösen.

Soll die Arbeit diese lösende und vermittelnde Kraft in der ganzen Gesellschaft ausüben, so bedarf sie zunächst den freien volksthümlich organisirten Staat zu ihrer Grundlage, denn in der Despotie kann auch das Recht wie die Freiheit der Arbeit keine Stelle finden. In der Despotie, in der keine gleichmäßige Vertheilung der Rechte, Pflichten und Kräfte stattfinden kann, nimmt auch die Arbeit die allgemeine Form des knechtischen Druckes an, und erscheint nicht als ein freier Ausdruck des individuellen Menschenrechts, sondern als eine Uebervortheilung und Ueberlastung. Es giebt in dem despotischen Staat nur bevorrechtete Müßiggänger und übervortheilte Tagelöhner und Frohnarbeiter.

Das ursprüngliche Menschenrecht der Arbeit, welches unter den alten unfreien Staatssystemen verloren gehen mußte, dies in dem freien Staat wiederherzustellen und in einer gesetzlichen, alle Interessen der Staatsangehörigen gleich berücksichtigenden Form zu begründen, zeigt sich uns als die große Aufgabe des neuesten Staats- und Gesellschaftslebens, bei der man sich allerdings vor nichts mehr zu hüten haben wird, als vor künstlichen und abstracten Theorieen. Man hat diese Aufgabe in der Kunstsprache der Socialisten auch die Organisation der Arbeit genannt, wobei es denn zuerst hauptsächlich darauf hinauskommen würde, zu entscheiden, wer die Arbeit organisiren soll? Die französische Republik von 1848 hat uns durch die gefährlichen Wendungen, welche dies Problem unter den Händen von Louis Blanc genommen, eine sehr gewichtige und entscheidende Lehre ge-

geben. Sie hat uns gezeigt, das es nicht Sache des Staates sein kann, die Organisation der Arbeit d. h. die gleichmäßige und organische Befriedigung der Rechte aller Staatsangehörigen auf Arbeit, in bestimmten Normen als Staats-Institut auszuführen. Die Arbeit als Staats-Institut, wie sie in den französischen National-Werkstätten zu begründen versucht worden ist, löset nur auf höchst zweideutige Weise die Aufgabe, um welche es sich handelt. Es gelangt darin allerdings das Menschenrecht der Arbeit zu seiner Anerkennung, indem es durch die Nationalwerkstätten, welche die Arbeit mit Risico des Staats zusammenbringen und gewährleisten, zu dem vereinigenden Band wird, welches die Genossen der Arbeit zu einer gegenseitig schützenden Gemeinschaft verbindet. Aber es finden in dieser künstlich combinirten Form nach zwei Seiten hin Täuschungen statt, die sich nur zu bald in gefährlicher Wirkung für den Staat, die Gesellschaft und jeden einzelnen Arbeiter selbst geltend machen. Die eine dieser Täuschungen erfährt der Staat, indem er durch die Beschlagnahme des ganzen industriellen und gewerblichen Gebiets, die er sich zu seinem Princip genommen, Verpflichtungen auf sich geladen hat, die er auf die Länge gar nicht zu erfüllen im Stande ist und die ihn selbst ebenso zu einer Banquerott-Erklärung seiner Mittel treiben müssen, als er der Privat-Industrie ihrerseits den Banquerott und eine Zerrüttung ihres ganzen Gebiets bereitet hat. Die zweite Täuschung trifft die Arbeitenden selbst, welche in den Nationalwerkstätten allerdings zunächst das Genüge der Arbeit und die entsprechende Gewährleistung des Lohnes derselben finden, aber indem ihnen dadurch die allgemeine menschenrechtliche Nothwendigkeit der Arbeit garantirt worden, verlieren sie zugleich auf der andern Seite die individuelle Freiheit und Berechtigung der Arbeit ganz und gar. Denn indem die Nationalwerkstätten das Recht Aller auf die Arbeit gleichmäßig anerkennen, gewinnt hier der Fleißige und Begabte nur ebenso viel als der Faule und Untüchtige, wodurch die menschenrechtliche Anerkennung feindlich der individuellen Berechtigung gegenübertritt. Die individuelle Freiheit der Arbeit wird aber auch noch dadurch verletzt, daß der Arbeiter, als Stift in dem Getriebe der ganzen Arbeits-Maschinerie aufgenommen,

das persönliche Behagen an der Ausübung seiner Thätigkeit einbüßt, und zu der allmählig entsittlichenden Lebensansicht gelangt, es handele sich nicht um seine Person, sondern nur um die mechanische Ausführung einer allgemeinen Idee, der Idee der Ausgleichung von Arbeit und Existenz für Alle.

Wenn die Aufgabe der Organisation der Arbeit nicht durch den Staat gelöst werden kann, so bleibt nur der Weg übrig, sie auf dem Wege der freien Vereinigung der Betheiligten selbst (Association) zur Lösung zu bringen. Es würden sich dann die Arbeiten nach ihren verschiedenen Gegenständen und Bestimmungen in große Hauptgruppen zu theilen haben, in welchen die Arbeitsgenossen selbst eine freie Association ihrer Thätigkeit namentlich durch die Ausgleichung der feindlichen Gegensätze von Arbeit und Capital zu bewirken haben. Die Arbeitsgenossen haben sich dann die Arbeit und den Ertrag derselben gegenseitig zu gewährleisten, wobei die Maaßgabe der Fähigkeit und des Fleißes nicht auszuschließen sein wird, weil die Nichtberücksichtigung derselben einen Angriff gegen die Rechte der Persönlichkeit enthält. Der Vortheil dieser Vereinigung besteht in der Concentration der Arbeit selbst, indem es gelingen muß, die Gesammtfülle der Thätigkeit in jedem Arbeitszweige dergestalt zu beherrschen und zu berechnen, daß der ungleichen Vertheilung des Arbeitsstoffes aus der Kraft der Vereinigung heraus entgegengewirkt werden kann. Zugleich lassen sich durch diese Vereinigung Einrichtungen gründen, durch welche der Einzelne die ihn treffenden unglücklichen Krisen seiner Thätigkeit, mögen dieselben nun aus persönlichen oder allgemeinen Verhältnissen herfließen, unter dem Schutze der ihn tragenden Gesammtheit seiner Arbeitsgenossen überwinden kann. Erfahrungen von dieser Organisation der Arbeit auf dem Wege der Association liegen noch nicht vor, doch wird die unaufhaltsam darauf hindrängende Zeit sie bald in Fülle liefern.

Die Organisation der Arbeit durch den Staat muß, wie sich dies in der französischen Republik sogleich sattsam ankündigte, zwei Güter vernichten, welche uns zu den wesentlichsten Lebensäußerungen eines freien Staates gehören, nämlich die Gewerbefreiheit und die Handelsfreiheit. Die Organisation der Arbeit durch Association oder durch

freie Vereinigung der Arbeitsgenossen wird gerade der Gewerbe- und Handelsfreiheit bedürfen, um auf ihrem Grunde in weitester Ziehung der Kreise das freie und gegenseitig gewährleistete Reich der arbeitenden Kräfte aufzuschlagen.

15. Inwiefern gehören Gewerbe- und Handelsfreiheit zu den wesentlichsten Lebensäußerungen eines freien Staats?

Gewerbe- und Handelsfreiheit entspringen als eine so natürliche Folgerung aus der menschenrechtlich bestehenden Freiheit der Arbeit, daß sie von der letzteren eigentlich gar nicht zu trennen sind, und nur die individuelle Anwendung derselben ausmachen.

Die Gewerbefreiheit ist durch die mächtige und volksthümliche Kraft der industriellen Entwickelungen unserer Zeit von selbst als eine unaufhaltsame Blüthe hervorgetrieben worden, und wenn sie auch zuweilen den für sie noch zu engen Raum unserer gesellschaftlichen Zustände zu sprengen drohte, so ist ihr Prinzip darum doch unverrückbar festzuhalten, und fällt mit der Fortbildung und Vollendung der gesellschaftlichen Freiheit selbst zusammen. Der Zwang des Zunftwesens im Mittelalter, die Innungen, in denen die Arbeit kastenmäßig und ausschließlich abgepferchi wurde, stellen die aristokratische Periode der Arbeit dar. Der Zunftzwang, welcher die selbstständige Ausübung der Arbeit nur auf gewisse zum Meisterwerden bevorrechtete und ausnahmsweise befähigte Personen beschränkte, ertheilte an diese Meister die Adelsprivilegien der Arbeit, welche den Adelsprivilegien der Geburt auf der andern Seite es gleichzuthun suchten, wie denn die Zünfte der Handwerker auch nicht selten politische Rechte für sich errangen. Diese erste aristokratische Gestaltung der Arbeit durch das Zunftwesen hatte ihre geschichtlich nothwendige Seite für sich, sie stellte schon das bürgerliche Volkselement vermittelst der Kraft der Arbeit als ein berechtigtes dem Element der Geburts-Aristokratie gegenüber, und trug dadurch zur Ausbildung eines kräftigen und selbstständigen Gemeindelebens außerordentlich viel bei. Für die Arbeit selbst aber, wenn auch die kostbarsten und kunstreichsten Meisterstücke zum Beweis der Geschicklichkeit

verlangt wurden, zeigte ſich dies Verhältniß auf die Länge nicht günſtig. Die fortſchreitenden gewerblichen Entwickelungen und induſtriellen Erfindungen freierer Länder überholten bald die im Zunftzwang ſicher eingefriedigte Arbeit, und ließen ſie an Tüchtigkeit und Billigkeit hinter den Anforderungen der Zeit zurückbleiben. Die Maſchinen haben der Ariſtokratie des Zunftweſens ebenſo den letzten Todesſtoß gegeben, wie die Erfindung des Schießpulvers der Ritterlichkeit des Adels den erſten Vernichtungsſtoß beibrachte. Das Zunftweſen der Arbeit und die Ariſtokratie der Geburt ſind überhaupt durch dieſelben Mittel zerrieben worden, nämlich durch die Alles flüſſig machenden Fortſchritte der Induſtrie. Mit der Zeit freier Volksgeſtaltungen in Staat und Geſellſchaft beginnt auch die Zeit der Gewerbefreiheit und iſt von dieſer nicht mehr zu trennen.

Die Beſchränkung der Gewerbefreiheit hatte auch immer zugleich die Handelsfreiheit beſchränkt, da auch dann der Handel natürlich nur diejenigen Produkte aufnehmen und verbreiten durfte, welche aus der Hand der zünftigen Meiſter ihre privilegirte Abſtammung empfangen hatten. Mit der Gewerbefreiheit ſteht und fällt aber auch die Handelsfreiheit, denn beide ſtehen auf einem und demſelben Boden des Princips, und erſcheinen als die gleichberechtigten und untrennbaren Träger deſſelben.

Die Handelsfreiheit können wir hier ebenfalls nur ihrem allgemeinen Grundſatz nach beleuchten. Der Handel iſt ſeinem natürlichen Weſen und Entſtehen nach immer als ein Tauſch aufgefaßt worden, durch welchen der Eine das ihm Entbehrliche hingiebt, um dafür etwas Anderes, was ihm ſelbſt nothwendig iſt, einzutauſchen. In weiterer Entwickelung wird aber der Handel zu einem viel künſtlicheren Einkauf, um zu verkaufen, wobei die Abſicht nicht mehr, wie im rohen Naturzuſtande des Handels, die iſt, Entbehrliches und Nothwendiges gegen einander auszutauſchen, ſondern vielmehr die, den möglichſten Gewinn durch den weiteſten Abſatz zu erzielen. Die Freiheit dieſer Operation beruht ſo ſehr auf der perſönlichen Freiheit ſelbſt, daß auch die Handelsfreiheit nicht anders als ein unweigerliches Menſchenrecht im Staat wird aufgefaßt werden können. Gleichwohl iſt die Handelsfreiheit vielfach durch die allgemeinen

Verhältnisse der Staaten bedingt und beschränkt werden, und man hat die Ausfuhr wie die Einfuhr der Gegenstände des Verkehrs nach verschiedenem Maßstab mit Zöllen und Abgaben belegt. Man ist dabei überhaupt von dem Zweifel ausgegangen, wie weit und bis zu welchem Maaße die Handelsfreiheit auf den Nationalwohlstand günstig wirken könne. Als Grundsatz kann auch hier nur unbedingt festgehalten werden, daß es der Würde freier und glücklicher Nationen einzig und allein angemessen sein kann, wenn sie in ihren Verkehrs-Verhältnissen sich ganz uneingeschränkt zu einander verhalten, und wenn sie ihre Produkte nach Bedürfniß und Belieben ohne alle Hinderung austauschen können. Die menschliche Produktion und Arbeit erhält durch die Handelsfreiheit erst ihre wahre natürliche Ausgleichung, die dann stattfindet, wenn das eine Volk dem andern diejenigen seiner Erzeugnisse zuführt, welche es selbst, sowohl vermöge seiner individuellen Anlagen, wie auch, weil es sich vielleicht durch seine natürlichen Boden-Verhältnisse und andere Conjunkturen im ausschließlichen Besitz des besten Materials befindet, vorzugsweise tüchtig zu liefern im Stande ist. Diesen Vorzug der Produktionsfähigkeit anderer Völker nicht anzuerkennen und zu benutzen, ist oft ein starrer Eigensinn der Handelspolitik gewesen, die es dann für besser gehalten hat, durch die Concurrenz der eigenen Hervorbringung einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen und denselben Arbeitszweig im Inlande selbst mit gewaltsamen Mitteln zu einer gleichen Blüthe zu treiben. Zu solchen gewaltsamen Mitteln, die inländische Industrie zu heben, muß man die Schutzzöl.e rechnen, wie man diejenigen Zölle genannt hat, welche angeordnet werden, um von dem inländischen Markt ausländische und wohlfeilere Waaren fern zu halten, und dadurch eine Entwerthung des einheimischen Industrie-Capitals der Nation zu verhüten. Als höheres Princip liegt dieser Handelsbeschränkung dann vornehmlich das zum Grunde, daß auch die Industrie einer Nation gewissermaßen eine Schule der Erziehung durchzumachen habe, und daß dieser industrielle Pädagog der Schutzzoll ist. Diese Erziehung wird aber immer eine eben so künstliche als gewagte sein, und führt in der Regel zu einer unnützen Verschleuderung der Kapitalien selbst, die dann auf Hervorbrin-

gungen gewandt werden, gegen welche meiſtens die natürlichen und örtlichen Umſtände von ſelbſt wirken. Zugleich werden durch die Schutzzölle, die eine Vertheuerung der ausländiſchen Waare bis zur Unmöglichkeit ihres Gebrauchs bezwecken, die natürlichen Rechte der Conſumenten in ihrer Freiheit beſchränkt, und ſo iſt eine Rechtfertigung ihrer Einrichtung auch nach dieſer Seite hin eine ſehr mißliche. —

16. Worin beſteht das freie Aſſociations- und Vereinigungsrecht?

In der Gewerbe- und Handelsfreiheit geſtaltet ſich ſchon nach der materiellen Seite des Lebens hin das volksthümliche Princip des freien Staatslebens, welches darin beſteht, daß die Volkskräfte frei auf ſich ſelbſt geſtellt ſind, und ſich durch ihre von außen her unbedingte Thätigkeit ihre eigene Exiſtenz gründen können. In der Gewerbefreiheit wie in der Handelsfreiheit hat ſchon der Staat das Recht der Aſſociation und der freien Vereinigung anerkannt, denn dieſe Freiheit der Gewerbe und des Handels, durch welche die Arbeitskraft des Volkes in ihre unbedingte Geltung tritt, iſt in ihrem Weſen nichts Anderes, als die erſte Anwendung des Princips der Aſſociation eben auf dieſe Kraft der Arbeit. Die Gewerbe- und Handelsfreiheit iſt der Anfang der Aſſociation der Arbeit und ſie hat dieſe mit der Auflöſung des mittelalterlichen Corporations- und Innungsweſens begonnen, welche der directe Gegenſatz zu dem freien Aſſociations- und Vereinigungsrecht war.

Das Recht der freien Vereinigung iſt die natürliche Freiheit des Volkes: zu einem, in ſeinem Wollen und in ſeiner Abſicht liegenden Zweck, in unbeſchränkter Anzahl öffentlich oder wie es ihm beliebt, zuſammenzutreten und in dieſer Gemeinſamkeit ſeine Intereſſen zur Beſprechung und Berathung zu bringen, auch die zur Wahrung derſelben ihm geeignet ſcheinenden Beſchlüſſe zu faſſen. In dem abſolut monarchiſchen Staat kann dem Volke dies freie Vereinigungsrecht nicht zugeſtanden werden, weil es dort kein ſelbſtſtändiges Recht auf ſeine eigenen Intereſſen hat, weil es überhaupt als eine aus ſeiner eigenen Machtvollkommenheit exiſtirende Lebensmaſſe gar nicht anerkannt wird, und darum auch gewiſſermaßen ſeine Verſtecke nicht verlaſſen darf, in

denen es unter Verantwortung der Polizei wohnt. Dies ist der Rechtszustand des absolut monarchischen Staats, in welchem das Volk nicht als Person erscheinen kann, und weil es keinen Willen, darum auch keine Kraft sich zu vereinigen hat. In dem Volksstaat dringt darum zuerst auch in die Wohnungen des Volkes gleich einem Sonnenblitz der Ruf: Hinaus! und das Volk versammelt sich am hellen Tage der Oeffentlichkeit, um das Recht seines Daseins in der freien Besprechung seiner Angelegenheiten wahrzunehmen, um sich nicht mehr als eine dumpfe, dem bloß thierischen Lebens- und Genußtriebe gehorchende Masse in Bewegung zu setzen, um sich durchleuchtet von den ewigen Ideen der Freiheit und des Rechts, von den allgemeinen Forderungen der Menschenwürde in Staat und Gesellschaft, zu zeigen. Das Volk wird daher durch das Vereinigungsrecht veredelt und gehoben, es wird zu einem denkenden, im Bewußtsein seiner selbst sich bewegenden Individuum herangebildet. Das Vereinigungsrecht bildet eine Instanz des Volksgeistes, die auch von Seiten der Staatsregierung beachtet und geachtet werden muß, obwohl diese auch allerdings dahin zu sehen hat, daß sie wenigstens in den leitenden und gesetzlich anerkannten Staatsgrundsätzen nicht jeden Augenblick durch das Vereinigungsrecht des Volkes in Frage gestellt und umgeworfen werden kann. Das Vereinigungsrecht kann von der Staatsgewalt nur so lange geschützt und aufrecht erhalten werden, als es auf dem Boden der Staatsgrundsätze stehen bleibt, von denen es selbst die Macht seiner Ausübung empfing. Richtet es sich gegen dies allgemeine staatsgrundgesetzliche Leben des Staates, so wird es in demselben zu einem feindlichen Sonderelement, und die Staatsgewalt, wenn sie auch das Vereinigungsrecht in seinem Princip nicht beschränken darf, wird doch gegen die Ausartungen desselben im Interesse der öffentlichen Sicherheit und zur Vermeidung des Bürgerkriegs einschreiten müssen. —

Die Association (Vergesellschaftung) ist die Anwendung des freien Vereinigungsrechts auf die Zwecke einer in sich geschlossenen Genossenschaft, welche durch gemeinsame Hebel und Kräfte in einer organischen Verkettung derselben (Vergesellschaftung) Absichten erreichen und Unternehmungen ausführen will, welche jeder Einzelne für

sich nicht ins Werk zu setzen vermöchte. Die Association als Kraft der Vergesellschaftung steht aber nicht nur dem Einzelnen, sondern auch dem Staat als ein besonderes Element gegenüber, das auf sein eigenes Recht und seine eigene Machtvollkommenheit sich gestützt hat, und daraus zur Ausführung seiner Unternehmungen Mittel zieht, welche die Staatsmittel an Umfang und Ergiebigkeit weit übertreffen. Man hat oft mit Recht den Grundsatz aufgestellt, daß der Staat nicht selbst Industrie treiben und gewerbliche Geschäfte und Unternehmungen machen soll. Die ausgreifende Geschäftsbetriebsamkeit der preußischen Seehandlung wurde unter diesem Gesichtspunkt immer in harten Anklagestand gesetzt und als eine gefährliche Unterdrückung der Privat-Industrie angesehen. Die neue Verwaltung Preußens, die seinem neuen Staatsgrundgesetz folgen wird, kann daher auch den Anforderungen der Zeit auf Einstellung jener Staatsindustrie sich nicht entziehen und hat darüber bereits erfreuliche Erklärungen abgegeben. Solche Gefahren für die Privat-Industrie können aber nur dann entstehen, wenn das Princip der Association noch nicht in seiner ganzen Kraft und Selbstständigkeit im Staat ausgebildet worden ist. Denn es würde ein vergebliches Bemühen für den Staat sein, mit der in ihrer ganzen Freiheit arbeitenden Privat-Industrie zu wetteifern oder sie zu unterdrücken, wenn erst die Association zur Ausbreitung und Entwickelung aller ihrer Mittel gekommen und darin die unerschöpflichen Quellen des inneren Volksreichthums aufgegraben hat.

Zweites Hauptstück.

Die drei Staats-Verfassungen.

1. Welches sind die Verfassungen eines Staats, die sich aus den verschiedenen Ansichten seiner Begründung und Bedeutung verschieden ergeben können?

Es müssen drei verschiedene Grundformen des Gouvernements angenommen werden, weil hinsichtlich des Verhältnisses der Staatsgewalt zum Volke, welches Verhältniß die Quelle und der Zweck aller Verfassungen ist, sich drei verschiedene Stellungen und Ausgangspunkte als denkbar und in der historischen Wirklichkeit begründet ergeben. Diese drei Formen sind die Republik, die absolute Monarchie und der constitutionell-monarchische Staat. Dies sind drei verschiedene Herrschafts-Vertheilungen der Souverainetät, die darin bald dem Volke ausschließlich, bald dem einzelnen fürstlichen Oberhaupt ausschließlich, bald einer aus der Fürstenmacht und dem Volksrecht gemischten und gemeinschaftlich getragenen Form, deren gesetzliche Kraft ein Vertrag ist, angehört. Die beiden äußersten Endpunkte dieser gesetzlichen Staats- und Volksgliederung sind die Republik

und die absolute Monarchie, die beide das erste und einfachste Natur- und Elementar-Verhältniß des Staats in entgegengesetzter Richtung zur Darstellung bringen. Zwischen beiden liegt der constitutionelle Staat, als ein Product der politischen Bildung und Reflexion, in der Mitte, indem er, zur Zügelung der Extreme sowohl des demokratischen Republikanismus wie des despotischen Monarchismus, beide Gefahren gewissermaßen in sich aufnimmt, mit ihnen principienmäßig verhandelt und sie durch ein künstlich ausweichendes System, das den entgegengesetztesten Berechtigungen gleichzeitig genugthun und sie gleichzeitig versöhnen will, gegen einander unschädlich macht. Die constitutionelle Monarchie hat die ihr auch geschichtlich vorausgegangenen Formen der Republik und der absoluten Monarchie zu einem Mischsystem gegenseitiger Gewährleistungen verarbeitet. Sie vollbringt darin eine staatskluge Anerkennung der verschiedenen historischen Berechtigungen, welche sowohl in der Volksherrschaft wie in der Fürstenherrschaft begründet liegen, und die sich in ihr zu einem und demselben Staatsorganismus sichern und verschmelzen sollen.

Die Republik, in welcher das Volk selbst oder ein aus seiner eigenen Bestimmung hervorgegangener Theil desselben im Besitz der Souverainetät sich befindet, muß auf Tugend, starken Charakter und edlen Sinn in ihrer Gemeinschaft rechnen, denn auf diese ist sie angewiesen, ohne diese vermag sie sich in der Kraft ihrer eigenen Gesetze nicht zu erhalten. Wie die Republik auf die Sittlichkeit des Volks, so ist die absolute Monarchie, in welcher ein Einzelner willkürlich Alle bestimmt und beherrscht, auf die Unsittlichkeit des Volks angewiesen, und muß auf die Laster, auf die Charakterlosigkeit und auf die Schwäche desselben speculiren. Der constitutionelle Staat beruht auch hierin auf einer menschlichen Mitte, und seine schönste Bedeutung ist die, sich zu einer Schule der politischen Volkserziehung zu machen, wozu die ihm eigene Regierungsform, die parlamentarische, in welcher der Antheil des Volkes an der Herrschaft und Gesetzgebung sich vollzieht, alle Mittel und Gelegenheit darbietet.

2. Welche Staats-Verfassung mag die erste und älteste gewesen sein?

Die Antwort auf diese Frage kann mit sehr verwickelten Untersuchungen gegeben werden und ist verschiedenartig ausgefallen. Die Lehrer des absolut-monarchischen Staatsrechts, und an ihrer Spitze der schon früher genannte Haller, haben es im besonderen Interesse ihres Systems gefunden, die Monarchie als die erste und ursprünglich hervorgetretene Form der Staatsverfassung zu behaupten. Haller*) sagt über dieses Capitel geradezu: „Es lehrt die Geschichte der ältesten Zeiten, daß der Erdboden ursprünglich in allen Ländern von einer unzählbaren Menge kleiner Könige oder Fürsten gleichsam besäet war, daß durch Messung der Kräfte oder durch natürlichen Wechsel der Glücksgüter bald viele solcher kleinen Staaten von einem größeren dienstbar gemacht, bald ein großer wieder in viele kleinere aufgelöst worden, und daß die wenigen Republiken überall viel später, die Aristokratieen bei Vertreibung der Könige und die sogenannten Demokratieen oder großen Volks-Corporationen erst nach Verjagung der Vornehmen oder nach ihrem allmähligen Aussterben entstanden sind."

Zu einer solchen Ansicht werden diese Staatslehrer vornehmlich durch die principielle Voraussetzung hingeleitet, daß die Staaten aus dem Eigenthum hervorgegangen, und daß der Erste, der ein mehr oder weniger ausgedehntes Grundeigenthum occupirt oder sonst rechtmäßig erworben hat, dadurch der erste Fürst und Monarch geworden, indem er auf diesem Grundeigenthum sogleich eine unabhängige Herrscherstellung entwickeln konnte, und um seine durch sich selbst und durch seinen Besitz unabhängige Person eine Zahl von Dienern, Grundhörigen, Beamten, mithin Unterthanen gruppirte. So wäre allerdings der erste Monarch und sein Staat bald fertig, aber es wird bei dieser politischen Berechnung vergessen, daß allen staatlichen Anfängen eine Gliederung und Bewegung der Gesellschaft vorausgegangen sein muß. Denn gerade die Eroberung oder Aneignung eines überwiegenden und eine Menge Anderer in ihren Rechten

*) Restauration der Staatswissenschaft II. 3.

übervortheilenden Grundeigenthums, aus welcher trüben Quelle die Haller'sche Staatsweisheit den Staat hervorsteigen läßt, gerade dies als ursprünglich angenommene Verhältniß ist nicht denkbar, ohne als erste Grundlage aller Gemeinschaft eine schon bestehende Gesellschaft vorauszusetzen, in der bereits bedeutende innere Bewegungen und Reibungen stattgefunden haben müssen, ehe es zu einer solchen gewaltsamen Aussonderung der Eigenthums-Verhältnisse und zu einer Ausbeutung einer überwiegenden Grundeigenthums-Masse durch einen Einzelnen auf Kosten Aller kommen konnte.

Die Vorzeit des gebildeten Staats war die ursprünglich volksthümlich geformte und begründete Gesellschaft, worüber wir schon im ersten Hauptstücke unsere Betrachtungen angestellt haben. Wenn die meisten Republiken, welche in der Geschichte bekannt geworden, auf vorausgegangene Königsgeschlechter zurückweisen, so folgt daraus noch nicht, daß die ersten geordneten Staatsverfassungen wirklich in der bestimmten Form einer Monarchie sich festgestellt hätten. Die Bedeutung und Stellung jener ältesten, größtentheils mythischen Könige, an deren Gestalten die gesellschaftliche und politische Urzeit sich lehnt, ist noch durch die historische Forschung in ihrem Dunkel aufzuhellen. In dem alten Nationalgedicht der Griechen, in den Gesängen des Homer, erscheinen die ältesten mythischen Könige dieses Volkes, die allerdings bei ihm der Entwickelung der Republiken vorausgingen, doch keineswegs im Besitz einer ausschließlichen und absoluten Herrschaft. In diesem ursprünglichen hellenischen Nationalleben, wie wir es in der Dichtung des Homer auf seinem mythischen Urgrunde auch schon politisch sich gestalten sehn, beherrscht der allgemeine Volksbegriff als solcher durchaus alle Formen des Zusammenlebens, und auch die Königswürde ist von derselben abhängig und ihm untergeordnet, oder begründet sich erst recht eigentlich aus der ideell herrschenden und Alles umspannenden Bedeutung des Volkes. Die Volksrechte haben in diesen ältesten Zuständen der Griechen schon ihre bestimmte und sichere Ausbildung gewonnen, und die Volksversammlung zeigt sich als das feststehende öffentliche Organ, ohne dessen Mitwirkung und Entscheidung keine Angelegenheit des Staats bestimmt werden

kann. Die homerische Staatsverfassung, welche schon Aristoteles in seiner Großen Ethik (III, 5.) auf bestimmte politische Formen zurückzuführen gesucht hat, kennt drei verschiedene Gliederungen im Staat, die zu dem freien gesetzlichen Leben desselben wesentlich zusammenwirken müssen. Diese drei Formen sind: der König, der Rath und die Volksversammlung. Wir sehen bei allen uns vorgeführten Staatshandlungen, daß der König für sich allein niemals etwas beschließen kann, sondern erst aus den Aeltesten und Vornehmsten einen Rath um sich zu versammeln hat, dem er die von ihm gewünschten Bestimmungen vorlegt. Was im Rath beschlossen worden, konnte aber erst zu seiner eigentlichen Vollziehung gelangen, nachdem es von dem König der Volksversammlung mitgetheilt worden. Die Volksversammlung kann aber die Beschlüsse des Königs und des Raths annehmen oder zurückweisen, worin das hier schon in merkwürdiger Bestimmtheit ausgeprägte Wesen des constitutionell-demokratischen Staats zur Erscheinung gekommen ist. Die Volksunmittelbarkeit verbindet sich hier mit der Königswürde selbst auf die innigste und folgerichtigste Weise. Die Königswürde erscheint in dieser mythischen Staatsansicht ausdrücklich nur als ein Ausfluß und Geschenk des Volkes, Odysseus nennt sie (im 7. Gesang) ausdrücklich die Ehre verliehen von dem Volke. Der König ist aber zugleich der Oberpriester des Staats, er ist der Vollstrecker aller religiösen Handlungen des Volks, und die den Göttern geweihten Opfer und Spiele konnten nur unter des Königs Oberleitung vollzogen werden. Diese Bedeutung der Königswürde erscheint als eine so ursprüngliche und im Volksbewußtsein festgewurzelte, daß selbst in den späteren Republiken, in welche die monarchische Staatsform überging, noch der den Missionen und religiösen Handlungen Vorstehende den Namen des Königs trug. Die Königswürde zeigt sich bei den Griechen zuerst durchaus mit dem Volksbegriff verschmolzen und als die individuell ausgeprägte Form desselben wirksam. Die Republik tritt bei den Griechen im weiteren Fortgang ihrer innern und äußern Bildung nur als die feiner und individueller herausgeschälte Frucht ihres ersten mythischen Staats-

lebens hervor, das auch die Königswürde durchaus volksthümlich eingesponnen und verschmolzen hatte.

Bei allen Völkern, wo man die Königswürde früher eingesetzt findet, als sich sonst von politischen Formen eine Spur ergiebt, wird man bei genauerer Forschung in dem König durchaus nur einen mythischen und symbolischen Ausdruck des Volkswillens, keineswegs aber eine absolute und aus äußeren Gewaltverhältnissen erschaffene Zwang-Autorität erkennen. Kein edles Volk vermag sich, im Sinne jener Haller'schen Staatstheorie, aus dem rohen Zwang der Eigenthums-Verhältnisse einen Herrscher aufbürden zu lassen. Je besser die Natur- und Geistesanlagen eines Volkes sind, desto entschiedener wird bei ihm die Königswürde nur aus geistigen und sittlichen Beweggründen, in der Eigenschaft eines Priesters, Volkslehrers, eines Wissenden und mit allen Heil- und Wunderkräften der Natur Vertrauten, hervorgehen. Von einer absoluten Monarchie im specifisch-politischen Sinne des Wortes kann dabei gar nicht die Rede sein, und diese findet erst an der Entartung der reinen Naturkräfte der Völker ihren Boden, auf dem sie wachsen und gedeihen kann. Die ursprünglichen staatlichen Zustände der Völker sind jedenfalls der Republik verwandter als der absoluten Monarchie, obwohl auch die Republik als gesetzlich organisirte Staatsform sich nur in solchen Zeiten entwickeln kann, wo alle Zustände einen gewissen Höhepunkt der Nationalbildung erreicht haben, wie dies die Republiken des alten Griechenland, die italienischen Republiken des Mittelalters u. a. aufgezeigt haben.

Die Naturstaaten der Völker beruhen immer auf den Ideen der Freiheit und der Volksrechte, sie mögen sich nun zuerst in republikanischen oder in monarchischen Formen zu gestalten versucht haben. Der constitutionell-monarchische Staat oder der bewußtseinskräftige Reflexionsstandpunkt über jenen beiden Formen, wird dadurch zu dieser Schutzform eben so sehr gegen die Rückkehr der Republik, als gegen die Rückkehr der absoluten Monarchie. Wenn diese Staatsform aus aufrichtigem Herzen, von starken Kräften und mit unermüdlicher Wachsamkeit gehandhabt wird, so ist sie ohne Zweifel am meisten geeignet dazu, eine vernünftige Staatsglückseligkeit zu gewähren und die politi-

ſchen Rechte in einem menſchlich abgegrenzten Maaß zu verwirklichen. Die politiſche Entſagung wird dabei freilich immer eine Hauptrolle zu ſpielen haben, ſowohl auf Seiten der regierenden Macht, wie auf Seiten des mitregierenden Volkswillens.

3. Wie geſtaltet ſich die reine Volksherrſchaft in der Republik?

Jede Vereinigung bedarf einer herrſchenden Kraft in ihrer eigenen Mitte, und zu ihrer lebenskräftigen Gliederung, durch welche Herrſcherkraft ſie zugleich die Feſtſtellung ihrer geſetzlichen Formen, in denen ſie beſtehen will, vollbringt. In der Republik hat das Volk den kühnen und idealiſtiſchen Entſchluß gefaßt, ſich ſelbſt als ſeinen eigenen Herrſcher zu ſetzen. In dem Begriff der Souverainetät des Volkes, aus welchem die Republik ihre Geſetzes- und Willenskraft herleitet, macht ſich das Volk zu ſeinem eigenen Monarchen und zu ſeinem eignen Unterthan zugleich, und wie viel man auch die einfache Natürlichkeit des republikaniſchen Regiments geprieſen, dies Verhältniß wird ſtets als ein ungemein künſtliches und in ſich ſelbſt verwickeltes erſcheinen. Es liegt eine Kraft idealer Anſchauung, aber zugleich eine Gefahr ſophiſtiſcher Täuſchungen darin, welche den thatſächlichen Beſtand der Republiken nicht ſelten auf's Spiel geſetzt hat und ſie in ihr Gegentheil umſchlagen ließ, abgeſehen von den innern Stürmen der Parteien, die das Schiff der Republik immer auf dem brandenden Ocean der Bewegung erhalten.

Der Wille des ſouverainen Volkes wird in der Republik durch das Wahl- und Stimmrecht ausgeübt, durch welches ſich alle geſetzliche Gewalten begründen, erhalten und wirkſam fortbewegen. Die Volksverſammlung erſcheint zuerſt als der natürliche Boden, auf welchem die Souverainetät des Volkes ihre geſetzliche Wirkſamkeit vollzieht, und die eingeſetzten obrigkeitlichen Gewalten, ſie mögen nun als Magiſtrat, als Senat, oder als ein in irgend einer beſtimmten Form ſich gliedernder Rath erſcheinen, entſtehen im eigentlichſten Sinne als beſondere Ausſchüſſe der Volksverſammlung, aus der ſie gewählt durch die Mehrheit der Stimmen hervorgegangen, und von der ſie den Auftrag zur

Vollstreckung des Willens Aller (denn einen andern Sinn giebt es bei der Verwaltung aller Aemter in der Republik nicht,) empfangen haben. Die Volksversammlung hat daher in der Republik dieselbe Bedeutung, wie das geheime Kabinet des Monarchen in dem absoluten Staat. Die Volksversammlung wurde in dem alten Athen in dem Maaße für heilig und unverletzlich angesehen, daß ein Fremder, der sich in ihr eingeschlichen, mit dem Tode bestraft wurde, weil man eine unberechtigte Anmaßung des Rechts der Volkssouverainetät darin sah. *)

Das Wahl- und Stimmrecht des Volkes, diese ausschließlichen Factoren aller Gesetzlichkeit in der Republik, sieht man jedoch auch selbst in den Republiken der alten Welt keineswegs in unbeschränkter Freiheit sich entwickeln. So theilte Solon das Volk von Athen in vier Klassen und fand daran einen Maaßstab zur Beschränkung des Wahlrechts aus. Wähler konnten freilich alle Klassen sein, aber die Fähigkeit, zu den obrigkeitlichen Aemtern gewählt zu werden, wohnte nur ausschließlich den zu den drei ersten Klassen gerechneten Bürgern bei. In Ansehung der Richter war diese Schranke wieder aufgehoben, indem diese aus allen vier Klassen gewählt werden konnten.

Als den innersten Feind der Republiken hat man immer das Umschlagen der demokratischen Formen in aristokratische, d. h. in solche befürchtet, wo einzelne Personen und Geschlechter die Bevorzugungen, welche ihnen zuerst durch die Volksgunst und die Volkswahl geworden, allmählich als persönliche und ausschließliche Berechtigungen an sich zu reißen gewußt haben. Sie haben aus der Gesammtheit des demokratischen Wesens einen specifischen Theil in ihren Personen ausgesondert und zu einem Eigenthum derselben gemacht, worin eben das ausschließliche Wesen der Aristokratie besteht. Die aristokratische Mehrherrschaft in Republiken hat in der Regel bei weitem schlimmer und volksfeindlicher gewirkt, als selbst die unbeschränkte monarchische Einherrschaft. Das Schicksal der italienischen Republiken im Mittelalter, welche an diesem trügerischen Wendespiel zwischen Aristokratie und Demokratie allmählig in sich selbst zu Grunde gin-

*) Vgl. Montesquieu de l'esprit des lois liv. II. chap. II.

gen, ist immer das belehrendste Beispiel dieses zerreibenden Kampfes gewesen. In diesen italienischen Republiken des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts wurde die politische Freiheit aus einem Volksbegriff allmählig ein erblicher Familienbegriff. Die aristokratischen Geschlechter, die sich bald vorzugsweise im Besitz der obrigkeitlichen Würden befinden, lassen dann die Volksfreiheit, die sie zu verwalten haben, nach und nach in ihren Persönlichkeiten sich aufzehren. Die Italiener haben darum auch bei ihrer jüngsten politischen Wiedergeburt wenig Neigung blicken lassen, dieselbe von Neuem auf die republikanische Staatsform zu stützen.

Die absolute Monarchie hat die Freiheit des Volkes sich gegenüber, und dies ist ein viel vortheilhafteres Verhältniß für diese letztere, weil ihr dadurch ein Spielraum zur Entwickelung ihrer Thatkraft gegeben bleibt. Die aristokratisch umschlagenden Republik aber wird als Ausgangspunkt und Voraussetzung, ja als Vorwand der neuen Unterdrückung genommen, und geräth dadurch in die Gefahr, zu einem Privilegium Einzelner wieder verwirthschaftet zu werden. —

Die aristokratische und despotische Spitze, welche alle Republiken im Fortgange ihres Bestandes herauskehren, gelangt bei ihnen auch in der Form der Diktatur zu einer bestimmten und unvermeidlichen Anerkennung. Die Republik erwählt in Zeiten der äußersten Gefahr, wo ihre Existenz nach innen oder nach außen auf dem Spiel steht, einen Mann der unbedingten Gewalt (Dictator), an dessen Alles entscheidenden Willen jede gesetzliche Macht abgetreten wird. Der Dictator erscheint als die äußerste Consequenz der Republik, welche darin ihren Grundsatz der freien Selbstbestimmung auf's Höchste treibt, indem sie sich zur Erhaltung ihrer Freiheit sogar eine zeitweilige Knechtschaft wieder auferlegt. Auch die französische Republik von 1848 hat schon in dem vierten Monat ihres Bestehens, in der traurigen Nach-Revolution des Juni, der augenblicklichen Nothwendigkeit einer Diktatur sich beugen müssen. —

Der Verwirklichung der republikanischen Staatsform wird nur dann Dauer und Erfolg zu versprechen sein, wenn sie in Ländern zur Ausführung gebracht wird, wo die natür-

lichen und historischen Verhältnisse die Aufstellung eines großen Gesellschaftsbundes von Republiken (Föderativ-Republiken) verstatten. Das republikanische Princip kann dadurch eine universale Gliederung gewinnen und die feste Gesammtheit eines Lebensorganismus in bestimmter Nothwendigkeit darstellen, während es da, wo es als einzelne Ausnahmeform, umgeben von verschiedenartigen und entgegengesetzten Staatsbildungen, durchgeführt werden soll, sehr schwer und mit großen Aufopferungen anderer Lebensgüter Kraft finden wird, sich zu behaupten und den inneren Zerwürfnissen seines Systems zu widerstreben. —

4. Wie hat sich die Staatsform der unbeschränkten Monarchie gebildet und geregelt?

Während die Demokratie, oder die staatliche Form derselben, die Republik, aus dem Princip hervorgeht, daß das Heil jedes Einzelnen aus dem Heil Aller nothwendig und naturgemäß heraustreten müsse, erwächst dagegen die Monarchie aus dem geradezu entgegengesetzten Princip: daß das Heil eines Einzelnen den Ausgangspunkt und die Schranke für das Heil Aller abgiebt. Wie es zugehen kann, daß eine ganze Volksgesellschaft unter den Willen und die absolute Machtvollkommenheit eines Einzelnen gerathen, darüber wird sich die Untersuchung, die wir schon in einem früheren Abschnitt angedeutet haben, stets mit mehr oder weniger geheimnißvoll bleibenden Momenten zu begnügen haben. Denn ein geheimnißvoller Ursprung wird dem Despotismus schwerlich abzuleugnen sein, wenn wir ihm denselben auch nicht in dem Sinne, in dem er ihn principiell in Anspruch genommen hat, zugestehen können, nämlich als ein Geheimniß göttlicher Macht- und Gnaden-Ausschüttung (Emanation), die dann in weiterem Abfluß vom Thron tropfenweise auch auf die getreuen Unterthanen herunterrinnt. Dieser träufelnde Gnadenborn der absoluten Monarchie wurde dann aber auch wieder nur eine Unterwegs-Station in dem System der römischen Hierarchie, wo zuerst von Gott dem Vater auf den Sohn, von dem Sohn auf den Apostelfürsten, und von diesem wieder auf den Bischof von Rom, als dem geistlichen Herrn der Erde, alle Gewalt emanirt. Dies ist

die eine Reihe der göttlichen Emanation, die geistliche, und sie wird im Mittelalter auf die weltliche Linie der Herrschaft nur vermöge einer etwas künstlichen Operation übertragen, nämlich durch die Salbung der Könige, die vom geistlichen Oberherrn der Erde, dem Papst, geschehen mußte. Indeß hat der weltliche Despotismus sich schon frühe auch auf das ihm natürlich inwohnende außerordentliche Mysterium seines Wesens gestützt, und dasselbe wie eine unwiderstehliche Wunderwirkung nach allen Seiten hin geltend zu machen gesucht. Der Aberglaube des Volkes, der als politischer Aberglaube ein unerläßlicher Einschlag in das Gewebe des Despotismus und die hauptsächliche Bürgschaft seiner Dauer ist, hat denn auch in ganz natürlicher Weise zu Hülfe gerufen werden müssen. So konnten die alten französischen Könige bloß durch die Berührung ihrer Hand unter Berufung auf ihre Eigenschaft „von Gottes Gnaden", Kröpfe heilen, allerlei Wunder verrichten, sogar Gespenster austreiben. —

Die fürstliche Souverainetät oder die Landeshoheit, um deren willen Staat und Volk in der absoluten Monarchie eigentlich bestehen, geht aber in ihrem wirklichen politischen Ursprung keineswegs schon als ein so bestimmt ausgebildeter Begriff hervor, wie ihn nachher die Theoretiker und Verfechter der absoluten Staatsgewalt in ihren Systemen aufgefangen haben. Aus der gewaltigen Universal-Monarchie Karls des Großen bildeten sich die einzelnen landesherrlichen Souverainetäten, anfänglich auf sehr untergeordnetem und zweideutigem Wege hervor. Namentlich waren es die Herzogs-Würde und die Grafen-Würde, die als Kaiserliche Kron-Aemter entstanden und oberste Verwaltungs-Posten waren, welche den Muthigen und Hervorragenden im Reiche Karls des Großen übergeben wurden. Denn der Kaiser, in welchem sich auf einer noch sehr unbestimmten und vagen Grundlage die ganze Reichs- und Volksgewalt, wie in ihrem Gipfel und Schlußstein zusammenfaßte, konnte, wie es schon im Sachsenspiegel (III. 52. §. 2) heißt, nicht in allen Landen zugleich sein, noch zu aller Zeit daselbst seine Gerichte abhalten. Er bedurfte daher zu seiner Vertretung hoher Beamte, die er ausdrücklich mit diesem Charakter anstellte, obwohl die Großen, welche

mit ſolchen Aemtern bekleidet wurden, bald ihren urſprünglichen **Beamten-Charakter** durch die ihnen zugeſtandene **Erblichkeit ihrer Würden**, abſtreiften. Sie erſchienen dann allmählig als ſelbſtſtändig wurzelnde Ableger der kaiſerlichen Souverainetät, indem mit den Domainen und Kammergütern, die vielfach an ſie übergehen, auch allerlei Regalien, wie Heerbann, eigene Gerichtsbarkeit u. ſ. w. in ihren Beſitz gelangen. Wie wenig dieſe ariſtokratiſchen Aemter eine eigenthümliche und ſpecifiſche Standes-Eigenſchaft in ſich ſchloſſen, geht z. B. daraus hervor, daß das Amt der **Grafen** (wie die über die einzelnen Gaue der Monarchie geſetzten Heerbanns- und Gerichtspräſidenten als ſolche bezeichnet wurden), auch von **Geiſtlichen** bekleidet werden konnte. Eine bedeutendere Aneignung der ſouverainen Hoheitsrechte wurde ſchon durch das **Pfalzgrafen-Amt** verſucht, welches vornehmlich in den fränkiſch-rheiniſchen, ſchwäbiſchen, ſächſiſchen und bairiſchen Landſchaften beſtand, und mit dem eine Anſäſſigkeit als Grundherr in der von ihnen verwalteten Landſchaft verbunden ſein mußte. Sie hatten die Oberaufſicht über die Reichskammergüter ihres Herrn zu führen, verſtanden es aber bald, ihre Gewalt wie ihren Beſitz über die ihnen urſprünglich zuſtehenden Gränzen auszudehnen und ſich ſelbſt hoheitliche Befugniſſe beizulegen. Eine kriegeriſche Bedeutung hatte urſprünglich das **Markgrafen-Amt**, indem vornehmlich in den durch unſichere Nachbarſchaft bedrohten Vorlanden oder Marken des deutſchen Reichs, Markgrafen angeſtellt waren, welche dieſe Landestheile auf dem Kriegsfuß zu erhalten und den Oberbefehl zu führen hatten. An der Spitze des geſammten Kriegsheeres aber erſcheinen die **Herzöge**, die den Oberkriegsbefehl hatten, ihre Stellung jedoch bald zu Oberſtatthalterſchaften ausdehnten, in denen ſie immer mehr von den urſprünglich über ſie geſtellten Souverainetäts-Rechten an ſich zogen und ſich daraus eine eigene Landeshoheit erwachſen ließen. Die verſchiednen Verwaltungskreiſe, in denen Karl der Große ſeine Monarchie gegliedert hatte, wurden plötzlich ſelbſtſtändige landesherrliche Gebiete, in welchen ſich die Eigenmacht eines Einzelherrſchers begründete. **Erblichkeit der Würden und der Macht**, die entweder durch kaiſerliche Verleihung hinzukam oder auch allmählig

und wie von selbst sich einschlich, wurde der Schlußstein, um den Begriff der Souverainetät zu vollenden. —

So entsteht die unbeschränkte Einzelherrschaft, die als solche noch immer auf einem gesetzlichen Boden sich behaupten kann, da der Einzelne, der durch seinen Willen über Alle zu herrschen hat, es doch größtentheils im Interesse der Dauer und des Ansehens seiner Herrschaft finden wird, seinen Eigenwillen möglichst in die Form eines allgemeinen Gesetzes zu bringen, oder auch, wenn die höheren sittlichen Anforderungen der Menschheit bei ihm Eingang gewinnen, seinen Willen selbst unter die Norm eines bestehenden Gesetzes zu beugen. Es offenbart sich darin die Fürstengröße, deren Bedeutung für die Fortschritte der Menschheit und für den Anbau eines gesetzlich geordneten Staatslebens aus der Geschichte nicht weggeleugnet werden kann. Die unbeschränktesten Fürsten sind oft die ausgezeichnetsten Gesetzgeber gewesen, und haben Schöpfungen zu Stande gebracht, deren Grundwesen nachher auch in freiere und auf sich selbst gestellte Völkerverhältnisse mit hinübergenommen werden konnte. Es giebt ganze Perioden der Weltgeschichte, wo die leitenden und begründenden Ideen der Menschheit vorzugsweise durch die fürstlichen Gewalthaber zur Ausführung kommen. Die Besitzer der Gewalt, indem sie Gesetzgeber werden, haben dadurch im Namen der Menschheit eine Selbstüberwindung vollbracht, da es in der Natur der Gesetze liegt, daß auch Der, welcher sie gegeben, sich ihnen zu unterwerfen hat. Wie sehr sich aber auch diese Quelle der Gesetzgebung in früheren Perioden bewährt hat, so erscheint sie nichtsdestoweniger als eine trübe und zweifelhafte, sobald das Volksbewußtsein und die Volkskraft in lebendigen und selbsteigenen Bewegungen heraustreten. Der Fürst wird dann leicht in die Stellung hinübergreifen, über dem Gesetz zu stehen, weil dies Gesetz ein Werk seines Willens und seiner Hände ist, das er auch beliebig nach seinem eigenen augenblicklichen Bedürfniß und im Interesse seiner persönlichen Macht verändern und umsetzen kann. Dies ist der Punkt, auf welchem alle absoluten Monarchieen verderben, indem der Herrscher, der seinen Willen an das von ihm selbst gegebene Gesetz gefesselt, in diesem Gesetz dann doch zuletzt wieder seinen Willen, und zwar speciell den seiner Person,

zur Geltung und Nachachtung gebracht sehen will. Es zeigt sich dann, wie gefährlich es ist, die Gesetzgebung als den Ausfluß eines Einzelwillens behandeln zu lassen. Wenn das Gesetz, welches für Alle gelten soll, nur Einer gemacht hat, wird es zuletzt immer wieder in die Hände dieses Einen zurückfallen. So wird das Gesetz in der absoluten Monarchie zu einer bloßen Kabinets-Ordre, und die Kabinets-Ordre kann in äußersten Fällen die verschiedenartigsten Gestaltungen annehmen, auch in Dragonnaden-Formen und auf den Spitzen der Bajonette zur Erscheinung kommen. Dadurch entstehen denn Wendepunkte in der Staatengeschichte der Völker, auf denen es eine Thatsache des Volksbewußtseins wird, daß die Gesetze für Alle nur durch Alle gemacht werden können. So bricht auf dem äußersten Blüthenpunkt der absoluten Monarchie, der in der stärksten Offenbarung des einzigen Herrscherwillens sich zeigt, sogleich die Nothwendigkeit einer neuen Staatsform an, der constitutionellen, die aus der absolut monarchischen als eine natürliche und ganz unabweisliche Folge hervorgeht.

Wie die Gesetzgebung in der absoluten Monarchie ein Herrscher-Akt des Einzelwillens ist, nicht aber eine freie Hervorbringung der Idee des Staates selbst, so erscheinen auch Diejenigen, welche in einem solchen Staat mit der Ausübung der Gesetze und mit der Verwaltung beauftragt werden, nicht sowohl als Staatsbeamte, als vielmehr in der Eigenschaft von Kronbeamten und Hofdienern. Denn wo der Fürst der Staat ist, hat auch der Staatsbeamte seiner eigentlichen Bedeutung nach nur ein Verhältniß zum Fürsten. Der Verwaltungs-Organismus des absoluten Staats ist daher an sich ein außerordentlich einfacher. Es mag viele künstliche Verstecke in demselben geben, in denen sich der tyrannische Herrscherwille zu verbergen sucht, um sich da, wo es ihm darauf ankommt, wenigstens einen gesetzlichen Schein zu geben. Aber im Grunde giebt es in allen Einrichtungen der absoluten Monarchie nichts Anderes als den Befehl von Oben nach Unten, welcher das offene Geheimniß der ganzen Maschinerie ist, durch das sie sich bewegt. Das Volk ist dann nur der als allzeitig gefügig vorausgesetzte Gegenstand, auf welchen durch diesen Befehl gewirkt wird, und selbst die innersten geistigen Interessen des Volks wer-

den dabei nur als eine bildsame und äußerlich zu knetende Masse behandelt, denn der Befehl des absoluten Herrschers schafft sich Unterthanen auch auf dem religiösen, sittlichen und geistigen Gebiet, und normirt den Glauben und die Gewissen eben so wie die Uniformen seiner Soldaten und Polizeibeamten.

Der Organismus der absoluten Monarchie ist staatswissenschaftlich gleich Null zu erachten, und wenn auch nicht zu läugnen, daß in ihm durch den Einzelwillen sehr kraftvoll und erfolgreich regiert werden kann, so ist diese absolute Regierungskraft doch stets unberechenbar und bringt es zu keinem System, das studirt zu werden vermag. Der Despotismus wird immer nur naturalisiren können, da er sich nach der jedesmaligen Zeitstimmung, die am Ende auch ihn beherrscht, zu richten und danach seine Angriffs- und Vertheidigungs-Pläne (denn der Einzelherrscher befindet sich zuletzt in einem fortdauernden innern Krieg mit seinem Volke,) bald so, bald so zu bestimmen hat. Die gesetzlichen Formen und ihre Verwaltung sind daher in der absoluten Monarchie nur ein Umherwerfen derselben in allen möglichen Stellungen, in denen aber auf die verschiedenartigste, nach dem jedesmaligen Augenblick berechnete Weise nur immer das Eine versucht werden soll, den Staat auf der äußersten Spitze einer einzigen Persönlichkeit zu erhalten. Die Regierungskunst wird hier zu einem Kunststück, dessen Griffe sich am Ende abnutzen und durchschaut werden, und dann ist Alles verloren! —

Wenn der absolut monarchische Staat kein System hat, so ist dagegen die constitutionelle Monarchie, deren Ursprungskeime im absoluten Staat wir schon bemerklich gemacht haben, vorzugsweise ein System, und zwar in einer durchaus kunstreichen und staatswissenschaftlichen Ausbildung, in der das subtile Wesen des Constitutionalismus sich vorzugsweise auseinander legt. —

5. In welchen politischen und gesetzlichen Formen wird die constitutionelle Monarchie eingerichtet und verwaltet?

Der constitutionelle Staat ist der Staat der politischen Bildung und der historischen Erfahrung, denn ein

Volk, das sich zur constitutionellen Form seines Staatslebens entschließt, wird dies in der Regel immer nur auf dem Punkt thun, wo es, nach Durchlaufen großer Bewegungen und Erschütterungen, und nach langem Leiden unter einem der Freiheit des Volkes widerstrebenden System, einen entscheidenden Wendepunkt seiner eigenen Geschichte vollbringt und mit jener Vergangenheit auf eine Weise abschließt, die zugleich eine bestimmte Bürgschaft für die Zukunft gewährt. Die Entstehung des constitutionellen Staats ist daher ein Vertrag, der gewissermaßen einen Compromiß zwischen Vergangenheit und Zukunft enthält, und nicht mehr aus dem Naturell der herrschenden Persönlichkeit, sondern aus der Idee des freien Staates selbst, die Grundlagen desselben feststellt. Der Ausgangspunkt für die Begründung dieses Staatslebens wird also die Staatsidee, bei welcher immer auf die ursprünglichen Rechte der Gesellschaft, auf die Natur- und Menschenrechte, zurückgegangen werden muß. Der constitutionelle Staat ist daher am meisten der Staat der politischen Weisheit, welche in diesem künstlichen System die Vermittelung der Gegensätze in der Idee der politischen Freiheit zu vollbringen und daraus ein praktisches Gleichgewicht verschiedenartiger Berechtigungen, auf welchem Gleichgewicht vornehmlich das Wesen des constitutionellen Staats beruht, herzustellen hat. —

Die Grundlinien dieser eigenthümlichen Organisation, in welcher sich Staatsidee und Staatspraxis fest ineinandergreifend durchdringen sollen, hat die Verfassungs-Urkunde (Constitution, Charte,) oder das Grundgesetz des Staates festzustellen. In der absoluten Monarchie giebt es Landesgesetze, auch wohl Königliche Hausgesetze, welche letztere in der Regel als ein archivalisches Geheimniß existiren. Aber nur in dem Verfassungs-Staat giebt es ein Staatsgrundgesetz, welches aus der Vereinigung zwischen Fürst und Volk, die sich hier in der Eigenschaft von zwei Contrahenten gegenüberstehen, hervorgeht. Es giebt zweierlei Arten von Verfassungs-Urkunden, die nach der Weise ihres Entstehens auch in ihrem Werth und in der Kraft ihrer Bürgschaft unterschieden zu werden pflegen. Sie können als Produkt einer vorausgegangenen Revolution, die Kämpfe, Forderungen und Resultate derfel-

ben unter der gesetzlichen Form in sich zusammenfassend, erscheinen, und sind dann durch die unweigerliche Gewalt der Thatsache mit einem um so größeren und unbestreitbaren Ansehen ihrer Bedeutung eingesetzt. Weniger Dauer und Stärke hat man dagegen in der Regel solchen Verfassungen beimessen wollen, die nicht durch vorausgegangene Volkskämpfe errungen und begründet, als ein unmittelbarer Akt der Verleihung des Landesfürsten, gewissermaßen auf dem Gnadenwege (octroyirte Charten) entstanden sind. Die Verfassung eines Volkes, die der legitime Ausdruck seines Bewußtseins über seine Rechte und seine Pflichten und die Gewährleistung derselben ist, muß auch, um ihre Gültigkeit und wahre Bedeutung zu erlangen, durch die frei gewählten Organe des Volkes berathen werden. Dies sind die gesetzgebenden Versammlungen (Constituirende, National-Versammlungen), welche beim Beginn eines neuen Staatslebens, mit der Autorität des Volkswillens bekleidet und denselben vertretend, die staatsgrundgesetzliche Vereinbarung zwischen König und Volk zu legen haben.

In diesem Verhältniß zwischen König und Volk, und wie es aufgefaßt und geordnet wird, liegt der wesentlichste Hebel aller constitutionellen Verfassungen. Es hat eine Theilung der gesetzgebenden Gewalt, die früher dem König ausschließlich angehörte, mit dem Volke stattgefunden, und bei dieser Theilung hat man nicht nach einem augenblicklichen Belieben oder nach zufälligen Concessionen verfahren können, sondern man ist dabei (wenn überhaupt richtig und im Interesse des Volkes gehandelt worden), auf das Grundwesen dieser beiden bisher einander entgegengestandenen Rechte zurückgegangen. Die allgemeine ausgleichende Formel wird dann die, daß König und Volk die gesetzgebende Gewalt gemeinschaftlich auszuüben haben, und darin wird das Hauptprincip der constitutionellen Verfassung ausgesprochen. Das Volk, welches durch seine von ihm gewählten Abgeordneten in regelmäßigen Versammlungen diese gesetzgebende Befugniß ausübt, vollbringt darin einen selbstständigen Akt seiner Souverainetät, dem von der andern Seite durch die Königliche Gewalt wohl bedingungsweise, aber nicht unmittelbar aufhebend entgegengetreten werden darf. —

Dem König, dessen Person in allen Verfassungs-Urkunden ausdrücklich als heilig, unverletzlich und unverantwortlich bezeichnet wird, bleibt in dem constitutionellen Staat ausschließlich die vollziehende Gewalt zuständig. Das Volk folgt ihm jedoch auch auf diesem Wege durch seine Organe, welchen die Minister des Königs, die für alle seine Regierungs-Handlungen verantwortlich bleiben und demgemäß alle Königlichen Akte zu ihrer Gültigkeit gegenzuzeichnen haben, Rechenschaft abliegen müssen und dafür in Anklagestand versetzt werden können. Es ist dies ein mittelbarer Weg, den Herrscher auch in dem Kreise, der seiner freien persönlichen Wirksamkeit vorbehalten bleibt, unter den bedingenden Einfluß der allgemeinen Staatsidee zu fesseln. Denn da die gesetzlichen und ordnungsmäßigen Vollstrecker seiner Regierungs-Akte den Volksvertretern mit ihrer Person verantwortlich bleiben, so würde der König für solche Handlungen, die über die Idee des ganzen Staatsorganismus eigenmächtig hinausgreifen, zuletzt keine Organe der Ausführung mehr finden, und, wenn er sich folgerecht bleiben will, auf den Boden der alten Gewalt zurücktreten müssen, was für ihn selbst nicht minder wie für den Staat das gefährlichste Spiel unternehmen hieße. Die Verantwortlichkeit der Minister bleibt darum eines der ersten Lebensprincipien des constitutionellen Staats, und bietet nach zwei Seiten hin eine würdige Sicherung der Gewalten dar, indem sie dem Volke die Gewährleistung seiner Rechte auch innerhalb der vollziehenden Herrschergewalt sichert, und zugleich der Krone selbst ihre an sich unantastbare Sphäre zuzieht.

Die gesetzliche und regelmäßige Vertretung der Volksrechte geschieht durch die Abgeordneten-Versammlung des Volkes, die auf dem Wege der freien Wahlen zusammenberufen werden muß. Das Wahlgesetz ist darum das erste Fundamentalgesetz des sich selbst regierenden Volksstaats, und seine Bestimmungen darüber, wer wählen und wer gewählt werden kann, (activres und passives Wahlrecht,) bedingen wesentlich das ganze Leben des freien Staatsorganismus. Man hat in den constitutionellen Staatsverfassungen lange die Wahlrechte an gewisse Vermögens- und Besitzes-Bedingungen (Wahlcensus) geknüpft, die

nach einem verschiedenen Maaßstab, entweder des Grundbesitzes oder des jährlichen Einkommens und der direkten Steuern festgestellt wurden. Geld und Besitz als Maaßstab politischer Rechte hat sich selbst bei den am freiesten constituirten Völkern Europas, den Engländern und Franzosen, auf den verschiedensten Phasen ihrer constitutionellen Verfassungsgeschichte als normgebend erhalten. Selbst die aus der Julirevolution von 1830 in Frankreich hervorgegangene Constitution fesselte noch das Wahlrecht an eine direkte Steuerzahlung von 200 Francs, die Wählbarkeit aber an 500 Frs. jährlicher Steuer. In Frankreich konnte der Wahlcensus erst auf dem Boden der französischen Republik von 1848 abgeschafft werden. Dagegen begann Preußen die constitutionelle Umbildung seiner Staatsformen sogleich mit einem Wahlgesetz auf den freisinnigsten und unbedingtesten Grundlagen, indem es Wahlrecht und Wählbarkeit als ein unbedingtes politisches Ehren- und Mündigkeitsrecht jedes Staatsangehörigen anerkannte, und darin die demokratische Basis seiner neuen Verfassung in einem so weiten Umfange nahm, wie es das constitutionelle Staatsrecht bisher noch nicht gekannt hatte. In England blieb selbst nach der Reformbill von 1832 die Wählbarkeit in den Grafschaften von einem jährlichen Einkommen von 600 Pfd. Sterl., in den Städten und Flecken von einem solchen von 300 Pfd. St. abhängig, wogegen die Wahlberechtigung an ein jährliches Einkommen von 10 Pfd. St. (wofür in den Städten auch die Einnahme oder das Zahlen einer Hausmiethe in demselben Betrage genügt) geknüpft wurde. Die so lange sprüchwörtlich gewesene englische Freiheit, die plötzlich in dem Nachtrab der europäischen Staats- und Volksbewegungen zurückgeblieben, wird freilich noch so lange als möglich an das Bollwerk der Geld- und Besitzes-Privilegien sich anklammern, bis auch für England die Zeit der natur- und vernunftrechtlichen Wiedergeburt, der sich in unserm Jahrhundert kein Staat mehr entzieht, gekommen sein wird! —

Wie der Wahlcensus das innerste Wesen der politischen Freiheit selbst anrühren und bedingen kann, so ist bei der thatsächlichen Ausübung des Wahlrechts der Unterschied der directen und indirecten Wahlen keineswegs ein

bloß formeller, sondern für die wahre Verwirklichung der politischen Volksrechte von der höchsten Bedeutung. Wenn überhaupt das Princip des unbedingten Wahlrechts in einer Verfassung angesprochen ist, so muß auch als die natürlichste Form seiner Ausübung zunächst die directe, d. h. diejenige angesehen werden, wo das Volk durch einen unmittelbaren, in seiner eigenen Mitte zu vollziehenden Wahl-Act sich seine Abgeordneten ernennen kann. Diesem Verfahren ist die indirecte Wahlart entgegengesetzt, welche der an einen Doppel-Act gebundenen Gründlichkeit und Bedächtigkeit der Erwägung mehr vertrauen will, als dem richtigen und gesunden Tact des Volksgeistes selbst. Indem bei den indirecten Wahlen aus den Versammlungen der Urwähler zuerst die Wahlmänner hervorgehen, von diesen aber in neuen exclusiven Versammlungen die Abgeordneten gewählt werden, ist nicht zu läugnen, daß die politischen Principien, die im Staat vertreten werden sollen, dadurch eine vielseitigere Durcharbeitung und Prüfung, vielleicht auch eine reifere Entscheidung erhalten. Es ist aber ein politischer Irrthum, wenn man glaubt, daß die indirecten Wahlen unabhängiger von den Partei-Einflüssen sein werden und in der Regel mehr im Interesse des conservativen Staatselements ausfallen. Die politische Filtrirung des Wahlgeschäfts durch Wahlmänner ist ebenso sehr der Einmischung der Intrigue zugänglich, als die Versammlungen der Urwähler, wie man glaubt, der Bestechung oder dem durch Mangel an politischer Bildung hervorgerufenen Irrthum. Indirecte Wahlen haben in Zeiten des Uebergangs und der Vorbereitung zu einem freien Staatsleben, wo sich Charaktere des öffentlichen Vertrauens noch nicht entschieden und vielseitig als anerkannte Träger des Volksbewußtseins herausgebildet haben, ihre anerkennenswerthe Seite. Aber wo sie zu lange festgehalten werden, schwächen sie das Vertrauen des Volkes zum Staat, indem sie zwischen dem Volk und dem Vollgenuß seiner politischen Rechte eine neue künstliche Scheidewand aufführen. —

Bei der Unbedingtheit eines wahrhaft constitutionellen Wahlgesetzes versteht es sich von selbst, daß die Wahlen, wie sie nach keinem Vermögens-Census vorgenommen werden, ebenso wenig auch nach Ständen oder als Vertretung

einzelner besonderer Wahl-Distrikte sich geltend machen können. Die ständische Monarchie unterscheidet sich darin wesentlich von der constitutionellen Monarchie, daß die erstere allerdings eine gewisse Beschränkung der absoluten Souverainetätsrechte hat eintreten lassen und zu diesem Zwecke Stände-Versammlungen mit berathender Stimme zugelassen hat, die aber nicht als Repräsentanten des Volkes, sondern nur als Vertreter der verschiedenen specifischen Standes-Interessen der Monarchie angesehen werden dürfen; während dagegen die constitutionelle Monarchie in den Abgeordneten des Volkes nur die Vertreter des ganzen und ungetheilten Volkes anzuerkennen hat. In der ständischen Monarchie müssen die Abgeordneten, außerdem daß ihre Wahl in der Regel von einem bestimmten Besitzverhältniß abhängig gemacht wird, auch aus den Mitgliedern des Standes selbst gewählt sein, den sie vertreten sollen, und die Vertretung wird dadurch eine so enge und particulaire, daß der Begriff des Volkes dabei nicht als ein selbstständiger und selbstberechtigter aufzukommen vermag. In der constitutionellen Monarchie aber handelt es sich immer um den ganzen und universalen Begriff des Volkes, in dem jeder einzelne Abgeordnete aufgeht, der keineswegs bloß und vorzugsweise seine speciellen Wähler, die ihn zu ihrem Repräsentanten ernannt haben, vertritt, wie er auch diesen Wählern keineswegs ausschließlich verantwortlich ist, sondern der — was eben den großartigen und lebensvollen Organismus einer Repräsentativ-Verfassung ausmacht — nur im Namen und Auftrag des gesammten Volkes da ist und zu handeln hat! —

Druck von Marquardt & Steinthal in Berlin.

bayerische Staats-Bibliothek München

Die

Staatsberedtſamkeit

der neueren Völker.

Nach der

Entwickelung ihrer Staatsformen

dargeſtellt

von

Theodor Mundt.

Berlin,
Auguſt von Schröter.
1848.

522.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Dies Buch wurde in den meiſten ſeiner Hauptpartieen ſchon vor den großen Völkerkämpfen und Staatsumwälzungen vollendet, welche das Jahr 1848 zu dieſem prinzipiellen Scheidepunct der neuen politiſchen und ſocialen Welt gemacht haben. Meine Arbeit erhielt mitten im Druck durch dieſe für alle Geſichtspuncte entſcheidenden Ereigniſſe eine Unterbrechung, und obwohl der ganze Zweck und Sinn meiner Darſtellung durch

die Errungenschaften des Tages erst ihre wahre Bestätigung und Geltung erlangen konnten, so war es doch schwer, unter dem beherrschenden Eindruck des Moments einen genügenden Abschluß für meine Arbeit zu finden. Auf dem von mir behandelten Gebiet mußte durch die staatliche Neugestaltung Deutschlands namentlich auch für die Bethätigung der politischen Redekraft unserer Nation eine neue Zukunft sich eröffnen. Der politische Genius des deutschen Volkes, an dem bisher nach allen Seiten hin zu zweifeln war, wird sich dabei auf Kräfte und Charaktere stützen, die gewiß in Fülle im deutschen Volksthum eingeschlossen liegen, und deren freie und ganze Hervorbildung nur durch das unglückliche und trügerische Spiel unserer alten Staatsverhältnisse niedergehalten werden konnte. Die Deutschen werden überhaupt jetzt mit ihrer

ganzen vergangenen Cultur und Geistesbildung entschieden abzurechnen haben, sie werden einen guten und wesentlichen Theil ihrer Geisteskraft, die sonst in entlegenen und dem lebendigen Volkskern fremden Bestrebungen verloren ging, nunmehr darauf zu verwenden haben, dem neuen Volksstaat, um dessen Ausbildung es sich handelt, ein alle Kreise der Nation vermittelndes und befriedigendes Organ der Rede zu erschaffen und vollendet auszubilden. Die nachfolgende Schrift sollte dabei zugleich einen Hinblick auf die große politische Völkerschule der Italiener, Engländer und Franzosen enthalten, die vor uns den Staats-Organismus mit der selbstschaffenden Volkskraft durchwirkt und dadurch der Politik frühe eine nationale geistige Basis geschafft haben. Einzelne factische Berichtigungen, welche in meiner Darstellung durch die den Druck bestän-

dig überholenden Tagesereigniſſe nöthig geworden ſind, habe ich dem geneigten Leſer bei der Lectüre überlaſſen zu dürfen geglaubt. —

Berlin, im Mai 1848.

Th. Mundt.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Erster Abschnitt. Die Anwendung der Rede auf den Staat.

1. Der Staat und das Werk 1
2. Die parlamentarische Form 8
3. Debatte und Beredtsamkeit 15
4. Die politische Beredtsamkeit der Alten 26
5. Politik und Literatur 36

Zweiter Abschnitt. Die Anfänge der modernen Publizistik in Italien. Machiavelli's Einfluß auf die neuere Staatswissenschaft.

1. Italien die Heimath der rejormatorischen und politischen Ideen der modernen Welt 47
2. Die italienischen Dichter als Begründer der europäischen Publizistik und Diplomatie. Dante und Petrarca 61
3. Das Haus Medici und die italienische Freiheit . . . 93
4. Nicolo Machiavelli's Politik 102
5. Begründung der italienischen Historik durch Machiavelli 166

Dritter Abschnitt. Das englische Parlament und seine Kerner.

1. Der politische Charakter der Engländer 177
2. Die älteren Bildungen des englischen Parlaments . 185

Seite

3. Anfänge der engliſchen Redefreiheit 198
4. Charakter der engliſchen Beredſamkeit. Jacob I. Bacon. Waller 221
5. Die engliſche Revolution und Cromwell 237
6. Shaftesbury 249
7. Whigs und Tories 262
8. Preßfreiheit und Cenſur in England 255
9. William Pitt Lord Chatam 264
10. Lord Mansfield 271
11. Burke 272
12. Fox 274
13. Sheridan 280
14. William Pitt 282
15. Canning 287
16. Die Periode der Reformbill und ihre Redner 290

Vierter Abſchnitt. Das parlamentariſche Frankreich.

1. Die Königliche Gewalt und die Nationalrechte in Frankreich 303
2. Die alten Parlamente 307
3. Die National-Verſammlung von 1789 und ihre Redner 318
4. Die conſtituirende Verſammlung und der National-Convent 329
5. Die Reſtauration 338
6. Die Juli-Revolution 1830 und die Februar-Revolution 1848 355

Fünfter Abſchnitt. Das parlamentariſche Deutſchland.

1. Das politiſche Talent der Deutſchen 376
2. Die deutſchen Conſtitutionen 371

Erſter Abſchnitt.

Die Anwendung der Rede auf den Staat.

1. Der Staat und das Wort.

Zu allen Zeiten ſind die Staaten vorzugsweiſe und weſentlich durch das Wort regiert worden, und die Kunſt der Rede hat darum in den politiſchen Entwickelungen der Völker ſtets eine Hauptſtelle eingenommen. Wie die Religion ſich auf die Offenbarung und Fleiſchwerdung des Wortes geſtützt hat, und nicht minder in Literatur und Wiſſenſchaft das freie Wort als der eigentliche Heiland und Erlöſer des menſchlichen Geiſtes erſcheint, ſo muß auch der Staat in ſeiner höchſten und wahren Organiſation das fleiſchgewordene Wort der Völker ſein, die in dieſem Wort zu ihrer wahrhaften und wirklichen Exiſtenz gekommen ſind. Wer im Staat das Wort hat und wie er es hat, dadurch werden ſich vornehmlich alle politiſchen und ſocialen Lebensformen beſtimmen, denn die wahre plaſtiſche und bildneriſche Kraft, durch welche der Staat ſich an Leib und Seele hervorbringt, und

den Schwerpunkt wie die lebendige Einheit seines Daseins gewinnt, wird in diesem Verhältniß beruhen.

In den verschiedensten Staatsverfassungen ist das Wort das Grundelement, in dem sich alle Einrichtungen des Staatslebens, namentlich aber das Verhältniß zwischen den Regierern und Regierten, das Verhältniß zwischen Fürst und Volk, aber auch das aller einzelnen Glieder des Ganzen unter sich in ihren ächt menschlichen Beziehungen und Berechtigungen, mithin das allgemeine Staatswohl und eigentliche Staatsglück, entscheiden.

Schon die Despotie kommt vom Worte nicht los, und indem der absolute Herrscher Gehorsam auf das Wort verlangt, und vom Staate fordert, daß er sich nach seinem Wort gestalten solle, wird diese Regierung des Machtwortes doch zuletzt gerade durch die Zweideutigkeit gebrochen, welche in der Forderung der Despotie liegt: daß der Staat sich nach seinem Wort gestalten solle. Bei dem dialektischen Wesen des Wortes und aller Wortregierungen schlägt das bloß äußere Wort, das Machtwort, welches die Gestaltung des Staats an sich fesseln wollte, bald in das innere Wort um, das heißt: es tritt mitten in die Innerlichkeit des Staats selbst hinüber und wird sein selbstschaffendes Bewußtsein, so daß der Staat

ſich nun allerdings nach ſeinem Wort entwickelt, aber nach ſeinem eigenen, welches aus ſeiner tiefinwendigen Lebenskraft ſich erzeugt, und als das Wort des Selbſtbewußtſeins zugleich die That der freien Selbſthervorbringung, der Selbſtbeſtimmung des eigenen Daſeins, iſt. So entſteht aus dem Staat des abſoluten Herrſchers, der beim Worte genommen wird, der Verfaſſungs-Staat, welcher letztere weſentlich der Staat des Wortes iſt, und durch das Wort ſeine Entſtehung, ſeine Ausbildung, ſeine ſubſtantielle Lebendigkeit und ſeine Rechtsſicherheit empfängt!

Der abſolut regierte Staat hatte auch das Wort zu ſeinem Symbol, aber es war das bloß äußerliche Machtwort, welches in den trivial gewordenen Phraſen l'état c'est moi und tel est mon bon plaisir auf dem modernen Staatengebiet ſeine höchſte hiſtoriſche Herrlichkeit ausdrückte. Dieſe epochemachenden Phraſen der abſoluten Herrſcher bezeichneten lediglich ein mechaniſches Staats- und Machtverhältniß, während nun durch das Uebergehen des Machtwortes in das Vertragswort, welches den Verfaſſungs-Staat gründet, zuerſt ein ächt menſchliches Lebensverhältniß ſowohl für den Herrſcher wie für das Volk im Staate entſteht.

In dem Verfaſſungs-Staat iſt das Wort des Fürſten, welches er gegeben hat oder geben mußte, auch die erſte Grundbedingung der ganzen Organiſation und Entwickelung geworden. Aber dies Wort iſt kein willkürliches mehr geblieben, ſondern es lebt im Wiederhall der ganzen Nation, die es aufgenommen und eine Sprache des ganzen Landes, eine Reichsſprache (Parlement, Parliament) daraus gemacht hat. Der Staat iſt ein lebendiges Individuum geworden, welches ſpricht, und dies Sprechen (parler), wovon das Parlament als die centrale Lebensform des Verfaſſungs-Staats grammatiſch wie politiſch ſeine Ableitung zu entnehmen hat, iſt jetzt die wahrhaft organiſche Verknüpfung und Bindekraft des ſtaatlichen Daſeins, und diejenige ächt natürliche Function deſſelben, in welcher ſeine menſchliche und politiſche Berechtigung zuſammentrifft und ſich zu einem einheitlichen freien Lebensbilde geſtaltet. Eine andere Ableitung des Wortes Parlament, die auch verſucht worden, nämlich von pairs, pares, die Gleichen, die Pairs, hat mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, da die uralten Raths-, Gerichts- und Landtags-Verſammlungen, welche bei allen Völkern des nördlichen Europa's eigenthümlich beſtanden, und namentlich bei den Franzoſen, Engländ-

dern und Sachsen sich früh in nationaler Originalität ausbildeten, jedenfalls nicht bloß auf den Antheil der Vornehmen und Landesgroßen, der eigentlichen pares curiae, pares regni, beschränkt blieben. Wie sehr auch die Art und Weise einer politischen Vertretung bei den ältesten Nationalversammlungen der modernen Völker im Dunkeln geblieben, so sind sie doch sämmtlich und überall aus dem auf beiden Seiten zur Geltung gekommenen Bedürfniß hervorgegangen, den Gemeinen oder dem Volk einen lebendigen Antheil an dem Regierungs- und Verwaltungswesen zuzugestehen, oder das Volk wenigstens als eine Art von zuschauendem und berathendem Gewissen der Machthaber dazu zu berufen. Davon zeugen viele überraschende Aeußerungen in Verordnungen und geschichtlichen Zügen selbst in solchen Zeiten, in denen sonst noch keineswegs der Entwickelung der Volksrechte Raum verstattet war, und wo der Adel eigentlich alle Rechte der Nation in sich absorbirte. In den alten sächsischen Rathsversammlungen der Witena Gemote, auf welche der erste Ursprung des englischen Parlaments zurückzuführen sein möchte [1], hatte

[1] Eine Ansicht von Blackstone, Commentaries on the laws of England I. 147. — Die Zuziehung der weisen Männer (Wites) zu diesen Versammlungen scheint die ersten Keime

das Volk, wenn auch nicht als organisch berechtigter und mitwirkender Theil, doch jedenfalls als eine moralisch dabei in Betracht kommende und ihren geistigen Einfluß ausübende Person, offenen Zutritt und eine allgemeine Beziehung dazu, der in den Fortschritten des englischen Staatswesens bald mehr oder weniger bestimmte Formen gegeben werden. So wurde unter Ethelwolf (855), auf einer zu Wincheſter abgehaltenen großen Rathsversammlung, ein Zehnte für die Kirche ausgeschrieben, der „von dem Könige, den Baronen, und dem Volke in einer unendlichen Zahl" bewilligt wird, obwohl nur der Adel diese Urkunde unterzeichnete. [1]

---

2. Die parlamentarische Form.

Wie wenig aufgeklärt aber auch die ersten parlamentarischen Einrichtungen der neueren Völker sein mögen, — ein Feld, das für die heutige historische Forschung anlockend genug sein müßte —: so scheint

einer Gemeinde-Repräsentation in sich zu schließen. Vgl. A. Henning's philosophische und statistische Geschichte des Ursprungs und des Fortgangs der Freiheit in England. S. 23.

[1] Vgl. F. Schulte, das Englische Parlament. Organisation und Geschäftsverfahren. S. 3.

der Name Parlament, als er in Frankreich und England zuerſt gebraucht wird (was in Frankreich erſt in der Mitte des zwölften Jahrhunderts zur Bezeichnung der Verſammlungen der General-Staaten unter Ludwig VII., in England aber zuerſt in dem Statut von Weſtminſter 1272 geſchehen), offenbar nicht in der Bedeutung gewählt, um damit die innere ſtändiſche Zuſammenſetzung eines ſolchen Staatskörpers auszudrücken. Es handelt ſich in dieſem, für die neuere Staatsgeſchichte Europa's allerdings entſcheidenden Ausdruck zunächſt nur darum, die allgemeine Form zu beſtimmen, in der die Angelegenheiten des Landes durch das Wort zur Erledigung gebracht werden ſollen, und dieſe parlamentariſche Form, welche die Regierungsform des Sprechens (parler) iſt, bildet gewiſſermaßen ein Reichsgeſpräch (Parlament), das der Staat mit ſeinen eigenen Gliedern unterhält, und durch das er die ſtumme Einſamkeit des Geheim-Regierens, die ſtatt des Sprechens nur das Gehorchen fordert, unterbricht.

Das Sprechen, wie es an ſich ſchon die ächte Bethätigung freien menſchlichen Daſeins iſt, hat als das Sprechen im Staat noch dieſe beſtimmtere Bedeutung, daß es der vollgültige Ausdruck der

Menſchenrechte ſelbſt wird, und die geſtaltende Kraft derſelben, die im Worte liegt, verbreitet. Die Kunſt des Sprechens iſt eigentlich die wahre Kunſt der Menſchenrechte, womit alle Ideen der Menſchenwürde und Menſchenvernunft ſelbſt untrennbar zuſammenhängen. Auf dieſer univerſalen menſchlichen Grundlage gewinnt das Wort ſeinen Inhalt und ſeine Form, und während es in der Literatur das unendliche Reich des Geiſtes bildet und als die Einheit des Wiſſens und Schaffens im Völkergeiſte erſcheint, iſt es im Staat zunächſt dasjenige Organ, welches die Intereſſen der Geſammtheit auf dem bedeutungsvollen Punkt, auf dem es ſich um das Zuſammenleben Aller handelt, vertritt und verbindet.

Das parlamentariſche Sprechen iſt daher vorzugsweiſe das Sprechen im Intereſſe der Geſammtheit, und danach iſt auch das äußere und innere Weſen Deſſen zu beſtimmen, was man in einem ſpecifiſchen Sinne die parlamentariſche Form zu nennen pflegt. Alle Verſammlungen, in denen über eine gemeinſame Angelegenheit durch das Wort entſchieden werden ſoll, können nur in der parlamentariſchen Form, welche ſie regelt und beherrſcht, ihre eigentliche Wirkſamkeit erlangen. Es iſt dies

diejenige aus dem allgemeinen Bewußtſein der Verſammlung ſelbſt hervorgehende Selbſtbeſtimmung ihres Verfahrens, welche die Rede des Einzelnen ſtets im Intereſſe des Ganzen lenkt und jede individuelle Ausſchweifung des Worts in dem Begriff der Allen gemeinſamen Sache zügelt. Die parlamentariſche Form iſt inſofern die geiſtige Geſchäftsordnung einer Verſammlung, die ſich in ihren Berathungen kein höheres Geſetz aufzuerlegen hat, als das Geſetz des Gegenſtandes und der Sache, womit ſie ſich beſchäftigt. Es wird daher ebenſo ſehr die Wahrheit wie die Freiheit ihrer Berathungen darin beſtehen, daß ſie der Sache, in der ſie zuſammengetreten iſt, bis auf den Grund und nach allen Seiten hin genugthut, und dies kann ſie nur durch diejenige maaßvolle Freigebung aller ihrer inneren Gegenſätze, welche ſich zugleich ihre Schranke in dem Intereſſe des Allgemeinen anweiſt, erreichen. Dieſe als Freiheit und Beſchränkung zugleich beſtehende Form geht aus der Anerkennung des höheren Staatsbegriffes hervor, welcher auch die verſchiedenſten Standpunkte mit dem gleichen Feuer und der gleichen Rückſicht erfüllen muß, und worin ſich auch die Vertreter der entgegenſtehenden Intereſſen urſprünglich wie ſchließlich vereinigt finden. Wenn es Manche an dem Ver-

faſſungs-Staat als einen Uebelſtand bemerkt haben, daß darin eine Theilung und mithin Schwächung der Staatsgewalten bewirkt worden, ſo wird durch die parlamentariſche Form, welche aus dem eigentlichen Weſen des Verfaſſungs-Staats nothwendig hervorgeht, ebenſo auch wieder die wahre Ausgleichung aller Staatsgewalten zu Stande gebracht und darin eine neue Stärkung und Erfriſchung des Staatskörpers aus den geſunden Säften des Volksgeiſtes gegeben. Die parlamentariſche Bewegung der Staatsgewalten iſt ihre wahre, natürliche Geſundheit, oder wenigſtens der Weg, um zu derſelben zu gelangen; denn es liegt in der parlamentariſchen Regierungsweiſe eine Art von Heilungsprozeß für alte aufgehäufte Schäden, die theils durch die gymnaſtiſche Kunſt einer parlamentariſchen Verſammlung aus dem Staatsorganismus entfernt werden, theils ſich ausheilen durch die Kraft der politiſchen Beichte, welche ebenfalls zu den Hauptwirkungen einer ſolchen Verſammlung gehört, und durch welche die Herzen im Staat erleichtert und befreit, lange aufgeſtapelter Groll durch das löſende Wort getilgt, und die Geiſter auf den verſchiedenen Seiten des Staatslebens gereinigt und neu beflügelt werden. Wenn der moderne Staat aber einſt aus dieſem parlamentariſchen

Heilungsprozeß in wirklich vollendeter Geſundheit und Freiheit hervorgegangen ſein wird, kann die Frage entſtehen: ob er dann noch in der Schaukelung der parlamentariſchen Rede und Debatte, in den gymnaſtiſch-mediciniſchen Wirkungen einer Ständeverſammlung, und in dem politiſchen Beichtſtuhl der Redner-Tribune die höchſte Form ſeiner Entwickelung und Darſtellung finden wird. Vielleicht hat dann der Staat durch dieſen künſtlichen Uebergang die Kraft und Reinheit des Naturſtaats wiedererlangt, wo er dann zu ſeinen politiſchen Einrichtungen nichts weiter nöthig haben wird, als daß er das freie Reich der Geiſter in den einfachſten und natürlichſten Formen aufbaut und verwirklicht.

Die parlamentariſche Form aber — ein Lieblingsausdruck des Tages, mit dem auch wohl hier und da manche Koketterie und Windbeutelei getrieben wird und der zur Erzielung politiſcher Scheineffekte vielfach hat herhalten müſſen — die parlamentariſche Form iſt in ihrer Wahrheit und unverfälſchten Kraft ein durchaus nothwendiger Begriff der politiſchen Uebergangszeiten, und bezeichnet die Anwendung des Wortes auf den Staat (die Mitregierungskraft des freien Wortes) nach dem Maaß eines gegebenen künſtlichen Verhältniſſes, welches nur in dieſer takt-

vollen Schaukelung der Perſonen und Prinzipien, wie man am erſchöpfendſten das parlamentariſche Weſen charakteriſiren könnte, zu beſtehen vermag. Die parlamentariſche Form iſt gewiſſermaßen eine Schutzform, welche die noch mit einander kämpfenden und ringenden Staatsgewalten unter ſich aufgerichtet haben, um den ehrlichſten und anſtändigſten Gebrauch der Waffen zu ſichern, und in dieſer Convention ſelbſt die Beſiegung des einen oder des anderen Theils noch als ehrenvoll für denſelben erſcheinen zu laſſen. Als eine ſolche Convention, die auf den richtig gewürdigten Begriff der Gegenſätze ſich ſtützt, wirkt die parlamentariſche Regel ſowohl innerhalb jeder berathenden und beſchließenden Verſammlung, die ihr Verfahren danach zu ordnen und zu bemeſſen hat, als auch in den großen Dimenſionen des Staatsganzen ſelbſt, wo Regierungs-Gewalt und Volks-Gewalt in der Vereinigung des Parlaments zuſammenſtoßen, und darin nur durch die parlamentariſche Stellung auf die würdigſte Weiſe ſich gegenſeitig beſchränken können.

3. Debatte und Beredtſamkeit.

Was in der einſamen Geheimregierung des Abſolutismus die diplomatiſch abwägende, nach beſonderen Recepten miſchende und deſtillirende Regierungs-Kunſt und politiſche Schwarzkünſtelei geweſen, das wird in der parlamentariſchen Regierungsform, welche das Leben des verfaſſungsmäßigen Staats iſt, die Geſchicklichkeit der Debatte und die Kunſt der Beredtſamkeit, beide auf derjenigen Grundlage des freien Wortes vorſchreitend, welche das erſte und nothwendigſte Element dieſer ſtaatlichen Uebereinkunft iſt. Debatte und Beredtſamkeit, als deren praktiſch gewordenes Reſultat die entſcheidende Abſtimmung erſcheint, ſind dieſe lebendigen Organe des Reichstags und der Volksverſammlung, durch welche die geiſtige Macht der Rede die Bedeutung der politiſchen That erlangen ſoll, und durch welche der Kampf der ſtaatlichen Gegenſätze theils geführt, theils vermieden wird. Denn die parlamentariſche Redeſchlacht iſt ſtets ebenſo ſehr eine Kriegführung, als eine Kriegbeſchwichtigung, und der Moment, wo ſich die Parteien in der erbittertſten Stellung aufeinanderwerfen, iſt zugleich der Moment ihrer gegenſeiti-

gen dialektiſchen Abſchwächung und Zerreibung, weil in dem Sieg, den eine der ſtreitenden Parteien in der Verſammlung erringt, ſich zugleich alle Parteien als ſolche, und darunter die ſiegende zuerſt, nothwendig auflöſen müſſen.

Dies iſt in der That die eigentliche Natur der parlamentariſchen Redekämpfe und Redeſiege, daß die daran betheiligten politiſchen Parteien ſich im eigenſten Sinne des Wortes zu Tode ſprechen und ihre Exiſtenz aufgeben müſſen, weil die ſiegende Partei mit dem erreichten Reſultat aufhört, eine Partei zu ſein, und nun mit ihrem Wirken in der allgemeinen Sache des Staatslebens aufgeht, die beſiegte Partei aber, nach dem erſten parlamentariſchen Grundgeſetz, der Entſcheidung, welcher ſie erlegen, ſich auch unterzuordnen und darin ebenfalls eine gültige politiſche Thatſache des allgemeinen Staatslebens anzuerkennen hat.

Man kann daher ſagen, daß in dem parlamentariſchen Staat die Parteien um ſo ſicherer durch ſich ſelbſt vernichtet werden, je freier ſie ſich durch Rede und Debatte entwickeln können, wie man in Frankreich ſieht, wo die öffentlichen Parteien ſich im Fortgang der Debatten immer mehr abgenutzt und ihren politiſchen Kern verzettelt haben. Ein ſophiſtiſches

Schwebe-Syſtem iſt alſo der parlamentariſchen Regierungsform ebenſo wohl eigen, als der abſoluten; aber der Fortſchritt beſteht darin: daß in der parlamentariſchen Dialektik eine freie Gegenſeitigkeit der Staatsgewalten und darin überhaupt eine Anerkennung verſchiedener Prinzipien im Staat ſtattfindet, und die Kunſt lediglich darauf geht, von innen heraus und durch die Schlagfertigkeit der Gründe eine Einigung und Entſcheidung hervorzubringen, während der abſolute Herrſcher es gerade mit der Grundloſigkeit ſeiner Stellung zu thun hat, die er in Schein und Sein als eine begründete und wirklich prinzipielle behaupten will, wo er denn, weil auch er in der Regel den Anſtrich der rohen Gewalt ſcheuen wird, zu ſpitzfindig zurechtgemachten Operationen, zu ausgeklügelten Täuſchungen des Volksgeiſtes und überhaupt zu einer dialektiſch-ſophiſtiſchen Gebarung ſeiner Machtvollkommenheit ſchreiten muß.

Zu einer höheren Stufe der Freiheit und Sicherheit hat es alſo der parlamentariſche Staat ohne Zweifel gebracht, obwohl auch er noch immer auf einem bloß dialektiſchen Standpunkt ſteht, der durch die Wogen der Debatte hin und her gedreht werden kann. Jedenfalls iſt es aber ein Gewinn für das Volk, daß der Staat ſich in die Debatte eingelaſſen

hat, und dadurch aus den dunkeln Schlupfwinkeln eines einzelnen Willens herausgetreten iſt auf eine lichte und bewegte Bahn, auf welcher ſich verſchiedene Willenskräfte durchkreuzen und in der allgemeinen Idee des Staats begründen können. Der bloß dialektiſche Charakter des parlamentariſchen Staats geht aber ſchon aus ſeinen Grund-Inſtitutionen als ein nothwendiger hervor. Denn in einem Parlament, mag die Mitregierung deſſelben nur eine bloß berathende oder eine entſcheidende ſein, wird es ſich immer vorzugsweiſe darum handeln, eine Vermittelung der Regierungsgewalt mit der Volksgewalt hervorzubringen, und als das vereinte Product beider diejenigen Reſultate und Arbeiten erſcheinen zu laſſen, welche namentlich als Geſetze und Landes-Verordnungen aus der Verſammlung hervorgehen. Das Geſetz iſt im parlamentariſchen Staat die auf dem dialektiſchen Wege der Debatte entſtandene Vereinigung des Königlichen Willens und des Volkswillens, denn ſelbſt wenn die Abſichten der Regierung durch die Debatte verrückt und vielleicht zu dem entgegengeſetzten Ziel hinübergeleitet werden ſollten, ſo bleibt es eine der Würde der Krone durchaus nicht nachtheilige und darum auch die höhere Freiheit ihres Willens nicht gefährdende Beſtimmung: daß ſie ſich in ihren wich-

tigsten Staatshandlungen dem Ausschlag der Debatte unterworfen hat!

Die Debatte ist aber auch keineswegs immer dies ganz unzweideutige Sieb, in welchem die Lebens- und Tagesfragen des Staats stets nach einem gerechten und untrüglichen Maaß der Bewegung hin und her geschaukelt werden, sondern auf beiden Seiten, die dabei betheiligt sind, fällt manches Blendwerk und manche Täuschung vor. Die Debatte ist zugleich eine Talentsache, und hängt damit von der Kunst und Geschicklichkeit Derer ab, welche sie führen, und die sie vermöge ihrer individuellen Kräfte nach dieser oder jener Seite hin zur Entscheidung treiben können. Die Gestaltung des Staats nach den Ausgängen der parlamentarischen Debatte hat allerdings den Schein der Freiheit und in vielen Fällen auch das Wesen derselben für sich. Aber der Staat steht hier gewissermaßen noch auf einem ästhetischen Standpunkt, und die kunstreiche Führung der Debatte wird die Aufgabe dieser Staats-Aesthetik, in welcher das Geheimniß der Redewendungen von einer thatsächlichen historischen Bedeutung werden kann, und wo der Glanz der talentvollen Persönlichkeit mehr als die Idee der Sache den Ausschlag für dieselbe giebt.

Die politische Entwickelung als Talentsache des

Staats ſchließt daher ihre großen Gefahren in ſich, denen nur durch die innere Macht der Geſinnung, welche mit dem politiſchen Talent gleichen Schritt hält und in der Schule der öffentlichen Meinung ihre ſittliche Stärke erlangt hat, das Gegengewicht gehalten werden kann. Die parlamentariſche Regierungsform iſt darum auch häufig als eine Tyrannei der Sprecher (tyrannie des parleurs, wie ſie namentlich der Communiſt Proudhon genannt hat) angefochten worden, und ſie macht allerdings oft den niederſchlagenden und ermüdenden Eindruck, daß die Menſchen ſich bis auf's Blut zerſchwatzen müſſen, um vernünftig und frei mit einander leben zu können, und daß es der langen und künſtlichen Wortgefechte bedarf, um die einfachſten Grundelemente eines Volksdaſeins feſtzuſtellen. Wenn aber dieſe Form die Herrſchaft der Talente begünſtigt, ſo liegt darin der Uebergang zu den Zeiten des Staats, die als die glücklichſten ſchon von Alters her durch den Spruch angekündigt worden: daß nur die Weiſen Herrſcher ſein ſollen!

Die Talentherrſchaft, welche in der Debatte und auf der Redner-Tribune ihr entſcheidendes Gewicht in die Wagſchale des Staats wirft, erſcheint freilich oft noch als ein ſehr buntſcheckiges, aus den reizba-

ren Säften des Tages deſtillirtes und nach den Parteiſtellungen künſtlich zurechtgeſetztes Element. Das Talent iſt an ſich eine ächt menſchliche Begabung, die nicht hoch genug angeſchlagen werden kann, die aber, wo es in der geſetzgebenden Verſammlung oder auch auf den Thronen den Ton angiebt, Manches in ein falſches und den öffentlichen Lebenszuſtänden ungünſtiges Licht zu rücken vermag, was, wenn man es in der natürlichen Kraft ſeiner Wahrheit gehen läßt, ſich viel friſcher und lebensreicher zu entwickeln pflegt. Das Talent auf dem Thron, das ſich leicht in poetiſche Staatsfictionen und redneriſche Stellungen hineinſpinnen und ſeine nach einem Stoff begehrenden Formungstriebe künſtlich auf den Staat werfen wird, kann in dieſer Wirkung manches originelle und intereſſante Experiment machen, aber es kommt über das der Idee der Krone widerſprechende Experimentiren nicht hinaus. Ebenſo ſteht auch die geſetzgebende Volks- und Abgeordneten-Verſammlung nur auf dem Standpunkt des Experimentirens, wenn das Talent, das von der Führung der Debatte und der Kunſt der Rede einmal nicht zu trennen iſt, darin ſeine übergreifende und unverhältnißmäßig einwirkende Stellung behauptet.

Aechte Staatsweisheit und wahre Bürgertugend

werden immer die wesentlichsten Erfordernisse auf dem Thron wie in den Repräsentanten-Versammlungen bleiben, und je mehr die politische Bildung sich im Volke selbst durcharbeitet und zu einem ebenso bestimmten Allgemeingut wird wie der sittliche und sociale Anstand, desto mehr wird auch das parlamentarische Talent seine künstlichen Parteistellungen vereinfachen, und nur im natürlichen Dienst der Idee und der Gesinnung stehen, wo es bisher oft nur einer verwickelten und doppelsinnigen Nüance, einer verknifenen Combination verschiedenartiger Standpunkte, z. B. einem Schutz- und Trutz-Bündniß der Aristokratie mit der Opposition, welches eine der häufigsten parlamentarischen Erscheinungen ist, Wirkung verleihen wollte. In dieser Weise haben die dramatischen Partei-Aufführungen des englischen und französischen Parlaments oft das Schauspiel der kunstvollsten Verzweigungen dargeboten, und einen Anblick gewährt, der das höchste Interesse der politischen Taktik hatte und vom strategischen Gesichtspunkt aus nicht überraschender und eindrucksreicher sein konnte, der aber in Hinsicht auf das eigentliche Staatsglück und Bürgerwohl nur betrübend, schmerzlich enttäuschend und innerlichst gefährlich ist.

In solchen noch ganz elementarischen Staats-

kämpfen erscheint die parlamentarische Form nur als die künstliche Pacification der politischen Emeute, und es läßt sich denken, daß sehr viel Kunst und Talent erforderlich sein muß, um diese parlamentarische Beschwichtigungsformel, die ein abgeleiteter Straßen-Aufruhr ist, und wo die offene Gewaltsamkeit hinter ein System von Stichwörtern und rhetorischen Verabredungen zurückgetreten, durchzuführen und aufrecht zu erhalten. Debatte und Rede sind in diesem parlamentarischen Streit vielgewandte Waffen, zu deren Führung nicht bloß die natürliche Tapferkeit des gesunden und freien Geistes ausreichend ist, sondern die einen verschmitzten, mit vielen geheimnißvollen und berechneten Griffen verbundenen Gebrauch haben, der wohl gelernt und ausstudirt sein muß. Es gehört dazu ein Studium der Debatte und Redekunst, welches dieselben vorzugsweise taktisch und strategisch auffaßt, und mit dem Genie politischer Verderbtheit aus ihren geistigen Mitteln nur Fallstricke für die Ueberzeugung und das Gewissen aller Parteien webt. Dies ist eine Theorie der parlamentarischen Redetalente, welche das Wort nicht zum natürlichen Organ eines bestimmten Inhalts, sondern zum Meister einer taktischen Stellung macht, deren thatsächliches Ergebniß oft in einem ganz anderen Inhalt gesucht wird, als in dem, welchen die

Rede während der Debatte ſelbſt zu bezeichnen ſchien. Es handelt ſich alſo auf dieſem Gebiet der Debatte und Rede, wo vermöge derſelben das Talent ſich der Dinge des Staats bemächtigt hat, um ein rein dialektiſches Syſtem, das, je vollendeter es in der Kraft ſeiner Widerſprüche und Gegenſätze ausgebildet werden kann, ein um ſo wirkſamerer Talisman iſt, der zur gegenſeitigen Abſchwächung und Zerreibung aller Staatsgewalten, aber auch zur Offenbarung der geheimſten Zerklüftungen des ganzen Staatsgebäudes, zu verwenden iſt.

Das wahre Staatsglück muß vom Talent unabhängig geſtellt werden, und die Nothwendigkeit dazu ſieht man erſt recht in manchen parlamentariſchen Verſammlungen ein, welche oft für die Entwickelung des allgemeinen Staatslebens die glücklichſten Reſultate erzielt haben mögen, in denen aber auch wieder von Zeit zu Zeit eine ſo ungleiche und ungünſtige Vertheilung der Talente ſich zeigt, daß dieſelben der einen Partei überwiegend dienen, der anderen aber gänzlich ausgegangen zu ſein ſcheinen. So gebrach es auf dem erſten Vereinigten Landtage Preußens dem unbedingt conſervativen und die Gränzen des ſtändiſchen Patents vertheidigenden Standpunkt bekanntlich faſt ganz an bedeutenden Rednern, die vorzugsweiſe

auf der Seite der oppoſitionnellen und der ſogenannten Rechts-Partei ſich hervorthaten.[1] Wenn aber in einer ſolchen Verſammlung der Regierungsſeite die Talente ausgehen, ſo iſt der Schaden nicht ſo groß, weil man auf dieſer Seite immer verſtehen wird, ſich zu tröſten und Ausgleichungen zu ſchaffen. Wie aber, wenn es ſich einmal ereignet, daß in einer parlamentariſchen Verſammlung für die Volksintereſſen mächtige Talente fehlen, um ſie zu ſchützen und in Geltung zu bringen? Der erſte und letzte Zweck aller verfaſſungsmäßigen Inſtitutionen würde dann gefährdet und illuſoriſch gemacht ſein, und doch kann ſich dieſer Umſtand leicht ereignen, da, wie man an der Zuſammenſetzung der franzöſiſchen und anderen Kammern oft geſehen, die Regierungen kein Mittel geſcheut haben, auf die Wahlen einzuwirken, oder durch Prozeſſe und andere der Einberufung entgegengeſtellte Hinderniſſe die gefährlichſten und begabteſten Talente abzuhalten. Wo das Talent beim Staatsweſen mit im Spiele iſt, wird alſo die politiſche Corruption

[1] Vgl. die Adreſſe eines Theils der Kur- und Neumärkiſchen Ritterſchaft an den König, und die Königliche Erwiederung darauf, worin die Hoffnung ausgeſprochen wird, daß auch diejenige Meinungsſeite, welche auf dem Erſten Vereinigten Landtage ſich zu ſtumm und wortlos verhalten, reden lernen werde.

immer noch die vielfachste Nahrung und Veranlassung erhalten.

---

4. Die politische Beredtsamkeit der Alten.

Es kommt aber für den modernen Staat zu sehr darauf an, daß er nach langer Verschlossenheit und Erstarrung in allen seinen Gründen und Verstecken durchgearbeitet und in sich selbst umgekehrt werde, und so muß man es auch für das günstigste Schicksal ansehen, das ihn betreffen konnte, wenn er nämlich von den scharfen Ruthen der Debatte zerfleischt und durchfurcht wird. Die parlamentarische Debatte ist der ächte Reinigungsprozeß der modernen Staaten, und muß in dieser Weise als eine nothwendige Stufe unserer Staatsbildung angesehen und als eine unserer heutigen Geistesbildung vorzugsweise sich eignende Kunst getrieben werden.

Die Debatte (ein in allen parlamentarischen Staaten gebräuchlich gewordener Ausdruck, der durch das deutsche Wort Verhandlungen nicht in seinem eigentlich entscheidenden Punkt wiedergegeben wird) ist ein durchaus modernes Gewächs, welches seine Wurzel in den verwickelteren Geistesrichtungen

und Standpunkten der neueren Völker hat. In den Staatsverhandlungen des Alterthums ſieht man die Debatte noch in der Beredtſamkeit ſelbſt eingeſchloſſen, welche letztere vorzugsweiſe das Leitungs- und Regierungs-Organ der antiken Staaten iſt und einen weſentlichen und unabtrennbaren Lebenstheil der Politik der Alten ausmacht. Wenn die Alten die politiſche Debatte nicht kannten, in der gewiſſermaßen eine dramatiſche Rollenvertheilung der verſchiedenen Standpunkte ſtattfindet, ſo bildeten ſie dafür die Beredtſamkeit in Bezug auf den Staat als ein um ſo umfaſſenderes und faſt ebenſo dramatiſch bewegliches Organ aus.

Die antike Beredtſamkeit, die ein ungemein kunſtvoller, vielgliederiger und lebensreicher Bau iſt, zeigt uns die Macht der redebegabten Perſönlichkeit im Staat auf ihrer glänzendſten Höhe. Aus dem allgemeinen Lebensprinzip der alten Staaten hervorgegangen, welches jeden Bürger als mitberechtigt zur Entſcheidung über die öffentlichen Angelegenheiten erkennt, iſt dieſe antike Redekunſt der eigentliche Hebel aller Staatsentwickelung und Staatsverwaltung ſowohl nach Innen als nach Außen, indem die politiſchen und ethiſchen Formen des Lebens, das Recht, der Frieden und der Krieg, von der Kunſt und Ge-

walt der Rede abhängig werden. Die Stellung des Redners entwickelte ſich im Alterthum zuerſt aus einem univerſalen Begriff, in dem in früheſter Zeit Redner, Dichter und Geſetzgeber immer zu einer und derſelben Perſönlichkeit zuſammengeſchmolzen erſcheinen, in welcher Weiſe Orpheus, Solon, Zoroaſter und andere als die Urbilder der das politiſche Leben der Völker gründenden Geiſtes- und Redekraft anzuführen ſind. Der eigentliche Kunſtcharakter der antiken Beredtſamkeit entſtand aber namentlich bei den Griechen aus ihren inneren dialektiſchen und ſophiſtiſchen Geiſtesrichtungen, welche das Grundprinzip der alten Redekunſt, den Zuhörer zu allem und jedem Zweck überreden zu können, philoſophiſch wie artiſtiſch ausgebildet hatten. So formt ſich die griechiſche Rhetorik zuerſt weſentlich in den Rednerſchulen der Sophiſten, bei welchen die von ihnen gelehrte Kunſt, für und wider eine und dieſelbe Sache zu ſprechen, auf das ſkeptiſche Prinzip, daß es keine objective Erkenntniß gebe, ſich begründet hatte. Protagoras von Abdera, welcher zur Zeit des Perikles in Athen lebte, ſcheint dies Prinzip einer ewigen Unbeſtimmtheit und Wandelbarkeit des Inhalts, welches ſchon früher von der griechiſchen Philoſophie aufgeſtellt war, zuerſt auf die Beredtſamkeit angewandt und damit gewaltige

Wirkungen auf der Rednerbühne ſelbſt erzielt zu haben. Wenn dies in menſchlicher wie politiſcher Hinſicht zunächſt eine verwerfliche Grundlage der Redekunſt zu ſein ſcheint: daß durch die rhetoriſchen Formen jeder Inhalt zu einer beliebigen Entſcheidung getrieben werden kann; ſo liegt darin jedoch an ſich noch keine ſchlimmere Skepſis, als wenn jedem politiſchen und ethiſchen Standpunkt das Recht eingeräumt wird, ſich zu vertreten, und aus allen ſeinen Gründen, die er nur in ſich auffinden kann, den Beweis ſeiner Gültigkeit und Rechtsbeſtändigkeit zu führen. Die Sophiſtik der Alten, aus welcher ihre Redekunſt hervorging, beruhte auf der allſeitigen Berechtigung der politiſchen und menſchlichen Standpunkte, und dieſelbe Sophiſtik wird in der parlamentariſchen Staatsdebatte der Neueren angewandt, oder in dem Geſchäftsverfahren der modernen Rechtspflege, die jeder angeklagten Partei ihren Vertheidiger zuläßt.

Das ſophiſtiſche Grundweſen der antiken Beredtſamkeit, welches oft hervorgehoben worden, iſt daher unter dem Geſichtspunkt des Rechts und der Freiheit des menſchlichen Geiſtes ein durchaus günſtiges und weitgefaßtes Element, welches den weltfreien, großſinnigen und ächt humanen Charakter der antiken Redner ſtets im reichſten Maaße beſtimmt hat. Wo

die im Alterthum ſelbſt hinlänglich verrufenen Künſteleien und Truggeſpinnſte der Sophiſten in ihrem Einfluß auf Staat, Recht und Geſellſchaft überwiegend werden, iſt doch kaum ein ſchreienderer Mißbrauch der Rede zu Tage getreten, als heutzutage in manchen landſtändiſchen Verſammlungen durch Thronreden, miniſterielle Belehrungen und Verantwortungen und Partei-Kunſtſtücke aller Art getrieben wird.

Ein ſophiſtiſcher und ſkeptiſcher Grundzug, der jedesmal nach einer beſtimmten Seite hin eine Beſchränkung und Verneinung ausdrücken will, iſt aber nicht nur aller Beredtſamkeit, ſondern überhaupt jeder Darſtellung durch geiſtige und redneriſche Mittel, eigen. Alle Dichter, Redner, Schriftſteller, Künſtler ſind in gewiſſem Betracht Skeptiker und Sophiſten, inſofern ſie dem Inhalt und Gegenſtand ihrer Darſtellungen durch ihre Kunſt jedesmal eine ausſchließliche Geltung zu ſchaffen haben. Die künſtleriſche Darſtellung, mag ſie nun durch das Wort, den Ton, den Meißel oder Pinſel geſchehen, hat immer ihren Gegenſtand unbedingt zu bejahen, denn ſie muß ihn nach allen Seiten hin zu ſeinem höchſten Recht bringen, ſie muß auf Koſten jedes anderen ſich mitbewerbenden Elements alle Vortheile an ihm und für ihn geltend machen und ihm die unzweifelhafteſte Herrſchaft des

Daſeins gewinnen. Die Göttin, welche der Bildhauer geſtaltet, iſt jedesmal das ſchönſte Weib, und in der Madonna des Malers fließen Himmel und Erde in ihren höchſten und beſeligendſten Formen zuſammen. Der dichteriſche Held iſt auf ſeiner Lebensbahn, die er zu durchſchreiten hat, der einzige Mann, auf den es ankommt, und ſelbſt wenn ihn der Poet tragiſch zu Grunde gehen laſſen muß, hat er ihn im Tode erſt recht in ſeiner wahren abſoluten Menſchengröße zu verherrlichen und ihn ſo darzuſtellen, als ob es auf der ganzen Welt nichts des Ruhmes oder der Klage Wertheres geben könne. So hat es der Redner mit dem ausſchließlichen Recht der Sache oder Perſon, für die er auftritt, zu thun, und indem er dieſem Recht die Anerkennung und Gültigkeit erſtreitet, verneint er damit zugleich alle Anforderungen, welche aus einer anderen Lebensſphäre her an ſeinen Gegenſtand gemacht werden könnten.

Die Kunſt der Darſtellung iſt alſo auf den verſchiedenſten Gebieten und mit den verſchiedenſten Mitteln doch gleichmäßig dieſelbe Kunſt, welche durch die Entwickelung ihrer Gegenſtände auf der einen Seite eine ganze Lebensſphäre unendlich bejaht, während ſie auf der anderen gegenüberſtehenden Seite eine ganze Lebensſphäre unendlich verneint und als

eine außerhalb ihrer Zwecke liegende zurückdrängt und beſchränkt. Und dies iſt die ſkeptiſche und ſophiſtiſche Kraft jeder künſtleriſchen Darſtellung, welche ſie aufzuwenden hat, um ihr Ziel jedesmal unbedingt zu erreichen und dadurch gerade die ideale Macht aller Darſtellung zu bewahrheiten. Denn wenn ein beſtimmter Inhalt gewiſſermaßen auf ſeinem eigenen Rechtsgebiet abgeſchloſſen und als der vorzugsweiſe geltende herausgehoben werden ſoll, ſo muß dazu alles Andere abgewieſen und ferngehalten werden, was dieſe ausſchließliche Geltung verwirren, beeinträchtigen oder nach einer falſchen Seite hinüberziehen könnte. Und dazu wird es immer einer Einrichtung und Zurechtſtellung des Stoffs bedürfen, die, während ſie hier aufbaut und gründet, dort abſchneiden, begränzen oder künſtlich zuſammenſetzen muß.

Denn alle Kunſt wird auch wieder ihre Seite haben, wo es nicht ganz ohne Künſteleien im Einzelnen abgeht; dieſe werden aber, als Binde- und Verſchmelzungsmittel der Darſtellung, dem Weſen der Kunſt ſelbſt keinen Eintrag thun können. Die Künſtelei, als vollſtreckender Diener der Kunſt ſelbſt, hat ſich beſonders in der Kunſt der Beredtſamkeit oft als ein unabweisliches Element geltend gemacht, und bildet hier dieſen ſophiſtiſchen und ſkeptiſchen

Grundzug, welcher namentlich die Staats- und Gerichts-Beredtſamkeit des Alterthums ſowohl wie der neueren Zeit in ihren bedeutendſten Rednern charakteriſirt. Die Alten haben zwar vielfach geſtrebt, der Rhetorik eine rein ethiſche Bedeutung zu geben, und ihre Grundanſicht von der Politik iſt ihnen dabei ſehr zu Hülfe gekommen. Die Politik war ihnen eine allgemein menſchliche Wiſſenſchaft, welche in der genaueſten Beziehung zur Ethik ſtand. Ariſtoteles beginnt ſeine Lehre vom Staat mit dem Fundamentalſatz, daß jeder Staatsverband um irgend eines Guten willen beſtehe, zu deſſen Erreichung Alle in ihm zuſammengetreten ſind, „denn um des als gut Geltenden willen thun Alle Alles.“ So giebt auch Ariſtoteles in ſeinen Büchern von der Rhetorik dieſer Wiſſenſchaft ihre beſtimmte Stellung zur Politik, inſofern die Politik das Sittenleben (τὰ ἤθη) betreffe. Praktiſch iſt dieſe ethiſche Bedeutung der Beredtſamkeit vornehmlich durch Demoſthenes im ſtrengſten und reinſten Sinne feſtgehalten und ausgeführt worden, worüber er ſelbſt an einer Stelle ſeiner Rede pro corona ein feſtes Bewußtſein an den Tag legt, indem er ſagt: „Nicht das Wort des Redners iſt ehrenwerth, auch nicht der Klang ſeiner Stimme, ſondern daß er gleiche Beſtrebungen

hat wie das Volk, und dieselben Gegenstände des Hasses und der Liebe, wie das Vaterland.“ Doch konnte selbst Demosthenes, wie sehr er auch seine Subjectivität in seinen Reden bezwang, und sie durchaus der Sache und dem Gegenständlichen auch in dem strengen Stil seiner Darstellung unterordnete, der Anklage eines käuflichen Sophisten nicht entgehen, wie aus den Angriffen des Aeschines gegen seinen Charakter und gegen seine politisch-redneriſche Wirksamkeit hervorging.[1]

Der Hauptzweck der Beredtsamkeit wird immer die Ueberredung sein, und dazu hat, wie auch Aristoteles anerkennt, der Redner vornehmlich den Charakter und die Leidenschaften des Volkes zu studiren. Für diese Kraft des Redners, die Gesinnung seiner Hörer an sich zu reißen, indem er sich in die innersten Beweggründe ihrer Seele hineinzuversetzen und dieselben gewissermaßen als seine Hülfsmacht zu benutzen versteht, hatten die Alten einen eigenthümlichen Ausdruck, δεινότης, welchen sie vorzugsweise gern auf die Wirkung der Redekunst verwandten und der dann bei ihnen eine mit dem Wesen der

[1] Vgl. Theremin: Demosthenes und Massillon. Ein Beitrag zur Geschichte der Beredtsamkeit. S. 93 flgd. u. S. 135. — J. A. Märcker: die Willensfreiheit im Staatsverbande. S. 48 flgd.

Beredtſamkeit ſelbſt ſynonyme Bezeichnung iſt. Dieſes griechiſche Wort möchte ſich erſchöpfend nur durch überwältigende Kraft überſetzen laſſen, und es liegt darin die ganze andringende Gewalt der Rede, die mit dem Volke eigentlich machen kann, was ſie will, und der das Volk ſich um ſo mehr beugen und ſelbſt in ſeinen Lebensgeſtaltungen anſchmiegen muß, je mehr die Rede ſich mit kunſtvoller Berechnung auf das Innerſte der Volksgeſinnung ſelbſt geſtützt und daraus ihre ſchlagendſten Ausführungen hergenommen hat.[1] Dieſer Ausdruck, welcher die eigentlich populaire Anſchauung der Alten von der Redekunſt in ſich faßt, thut dar, wie das Schickſal der Sache durch die Gewalt der Rede beſtimmt wird und wie die letztere an der erſteren eine Macht ausübt, welche einer Eroberung mit den Waffen in der Hand ähnlich ſieht. Zu dieſem Zweck hat auch die antike Rhetorik dieſe ganze Maſchinerie der redneriſchen Figuren ſich ausgebildet, die als ebenſo viele Eroberungswerkzeuge für die Meinung und den Willen des Volks angeſehen werden müſſen. Sie haben aber als

[1] Eine treffliche Entwickelung der δυνάμις giebt George Campbell, Philosophy of Rhetoric, B. 1. Cap. 1., und D. Jenisch, in einer Note zu ſeiner Ueberſetzung dieſes Buches (Berlin 1791), S. 44.

Vorschriften und Hülfsmittel zur Redekunst in der Regel nicht mehr Werth, als die Recepte, welche man für den Umgang mit Menschen angefertigt hat.

---

5. Politik und Literatur.

Das Reich des Geistes und das Reich des Staates müssen immer als zwei in ihrem innersten Leben verbundene und verzweigte Elemente angeschaut werden. Die Behandlung der geistigen Production eines Volkes außer ihrem Zusammenhang mit dem Staat ist ebenso leblos und unverständlich, als die Ansicht vom Staat außer seinem Zusammenhang mit dem innerlich schaffenden und wirkenden Volksgeist und dessen Hervorbringungen eine bloß mechanische und gefährliche ist, die da, wo sie die Macht der gouvernementalen Leitung hat, den Staat immer zu einer bloßen Polizei-Anstalt herabgewürdigt hat. Was die Literatur anbetrifft, so hat die erstere Behandlung sie am meisten dazu geführt, als eine bloß schöngeistige oder auch gelehrte Dachstuben-Angelegenheit zu erscheinen, die mit dem, was die Völker im Ganzen und Großen treiben, wofür sie gelitten und geblutet, und weshalb sie ihre Staatsformen verändert, ihre

Fürsten angenommen oder abgesetzt haben, nicht in der geringsten Verbindung zu stehen scheint. Man sieht in der Mehrzahl unserer Literaturgeschichten eine Menge sich rastlos abarbeitender, heißglühender Köpfe, der den in der Regel nicht beneidenswerthen Namen der Schriftsteller führen, und die auf Kosten ihres Lebens, ihrer Gesundheit, und oft auch ihres Magens, der dabei nicht immer seine Rechnung gefunden hat, sich damit abgeben, Bücher zu schreiben, die bald diesen, bald jenen Werth haben können, von denen man aber doch, wenn man sie einzeln betrachtet, nicht die Nothwendigkeit einsieht, warum sie ein ganzes Menschenleben haben ausfüllen oder auch zerrütten können. Ein verzweiflungsvolles Bild, diese Literaturgeschichte, wenn man sie nur als diese Stoppelweide entstandener und vergangener Bücher und Schriftsteller betrachtet, wodurch man den pedantischen Praktikern Recht giebt, die man in früheren Zeiten oft sagen hörte, daß Bücherschreiber schlechte Bürger und noch nichtsnutzigere Christen sind, die sich zur Anstellung im Staatsdienste durchaus nicht eignen. Die Geschichte der Literatur muß aber die Bücher und Schriftsteller, mit denen sie zu thun hat, im Ganzen und Großen des Volksgeistes und der Staatsentwikelungen betrachten, und dann wird sie einen wunder-

baren und weltumfassenden Zusammenhang in die Anstrengungen der edelsten Menschen bringen, dann wird sie die einsamen Arbeitsstuben der Schriftsteller und Dichter mit einem weltgeschichtlichen Glanz erfüllt zeigen. Die Bücher, als innerlichste Thaten des Volksgeistes angesehen, und so betrachtet, wie sie als individuelle Gestaltungen der allgemeinen Zeittriebe und der Grundideen des Jahrhunderts zu deren ächtester Bewahrheitung hervorgegangen sind, werden sich auch noch immer in gute und schlechte Bücher theilen, aber selbst das schlechte Buch kann für den literarischen Geschichtschreiber der Zeiten noch seinen charakteristischen Werth haben, wo die formelle Literaturgeschichte, die es bloß mit dem abstracten Einzelwerth der Erscheinung zu thun hat, es fallen lassen muß. Wer aber die allgemeine Nothwendigkeit der Zeiten in den Thaten der Schriftsteller und Dichter sich wiederspiegeln sehen kann, für den rückt Alles in eine Verbindung, in der ihm ein Mondscheingedicht von Hölty ebenso den Geist des Jahrhunderts ausdrückt, wie eine Parlamentsrede von Pitt, oder ein Berichtigungs-Artikel der Allgemeinen Preußischen Zeitung, oder in der ihm die von Rouget de Lisle gedichtete Marseillaise zu einer ebenso weltgeschichtlichen Thatsache wird, wie die französische Revolution

ſelbſt. In dieſer ſubſtantiellen Behandlung der Literaturgeſchichte muß ſich zeigen, wie ein Volk nur in und mit ſeiner Literatur ein ganzer und lebendiger Organismus iſt.

Ein Volk wird ſich überhaupt, wie auch jeder Einzelne, am meiſten und feinſten dadurch charakteriſiren, wie es ſich zu ſeiner Literatur verhält. Denn mit allen Dingen kann man ſich auf einen künſtlichen und conventionellen Fuß einrichten, nur nicht mit der Literatur, mit der man es nicht nöthig hat, und in Betracht deren man ſich daher ſo gehen laſſen wird, wie es Jedem um das Herz iſt. Das Verhältniß zur Literatur charakteriſirt Jeden ſo, wie wenn man ihn an ſeinem eigenen Heerd belauſcht. Man kann Jemand ſehr gut kennen, aber man kennt ihn nicht ganz, wenn man ihn nicht an ſeinem eignen Heerd geſehen, oder nicht in die Einrichtungen ſeines Hauſes, welche die tägliche Nothwendigkeit ſeiner Welt ſind, hineingeblickt hat. Dieſer eigne Heerd der Völker iſt ihre Literatur, und darum fühlt man in der Beſchäftigung mit ihr dieſe hohe geiſtige Sicherheit und dieſes Behagen heraus, welches man immer nur da empfindet, wo man in ein in ſich vollendetes und in ſeiner eigenen Freiheit ſtehendes Reich eingelaſſen wird. Die Literatur, als der große Seelenſchatz eines

Volkes, verwächst darum auch tief und an der Wurzel mit denjenigen Bildungskräften desselben, aus denen der Staat und alle seine Lebensformen sich erzeugen.

Was wir von der Literatur gesagt, daß sie ohne den Staat nicht verstanden werden kann, das müssen wir jetzt auf der andern Seite auch von dem Staat behaupten, der abgetrennt von der innersten Nationalbildung sich nicht richtig zu entwickeln vermag und nur auf dem natürlichen Boden derselben seine wahre und einzig lebendige Gestaltung finden kann. Dieser natürliche Boden des Staats ist der schaffende Geist des Volkes, wie er in der Wissenschaft, in der Poesie und Kunst, und in dem Complex aller geistigen Hervorbringung, der Literatur, sich niedergelegt und zusammengefaßt hat. Die Staaten des Alterthums stehen als die reinsten Thatsachen des innerlichen Volksgeistes da, nach dem sie sich in allen ihren Formen gestaltet haben. Diese antiken Staaten wurzelten so sehr in dem innersten Element der ganzen Nationalbildung, daß sie daraus die Stärke und Freiheit ihrer gesammten Organisation zogen, weshalb auch dort alle Richtungen und Thätigkeiten des Nationalgeistes diesem Staatsleben so immanent und eingeordnet waren, daß sie, sei es in der Poesie und

Kunſt, in der Geſchichtſchreibung, in der Philoſophie, nur als beſtimmte und bedingte Theile der politiſchen Oeffentlichkeit erſcheinen konnten. In der antiken Welt, wo alles Geiſtige naturgemäß aus dem Staat herauswachſen mußte, und wo die Redner, die Dichter und die Philoſophen den Staat mitregieren und leiten helfen, waren Politik und Literatur weſentlich ein und dieſelben Begriffe, die nur in den Getheiltheiten und Trennungen der modernen Welt zu Zeiten wie zwei gänzlich verſchiedene Lebensſphären auseinanderfallen konnten.

Wenn die moderne Welt krank war, dann hat dieſe Krankheit immer vorzugsweiſe darin beſtanden, daß eine himmelhohe Kluft geriſſen war zwiſchen dem geiſtigen, alſo eigentlichſt nationalen Leben der neueren Völker und ihrem Staatsleben, und als die unvermeidliche Folge dieſer Trennung zeigt ſich ebenſo ſehr die Formloſigkeit der modernen Literatur, wie die innere Dürftigkeit und Nüchternheit des modernen Staatslebens ſelbſt. Denn die Literatur iſt dann nur ein heimlicher und ſcheuer Ablagerungsprozeß des Volksgeiſtes, der oft da, wo er ſeinen geſunden und natürlichen Ausweg in der Oeffentlichkeit des Staats nicht finden kann, ſich kopfüber in die literariſchen Formen hineinſtürzt, und in denſelben ſeine Herzens-

ängste kühlt, seine nationalen Sorgen abwirft, oder auch durch eine mehr oder weniger versteckte Opposition sein Gewissen erleichtert.

In diesem Verhältniß der Nationalbildung zum Staat sind aber in den neueren Fortschritten unseres politischen Völkerlebens schon große Verbesserungen und glücklichere Aussichten eingetreten. Auch der moderne Staat hat sich neuerdings mehr und mehr im Zusammenhang mit der allgemeinen Nationalbildung zu entwickeln angefangen, ja man hat es bereits gesehen, daß er den auf ihn eindringenden Resultaten der freien Wissenschaft nicht mehr widerstehen kann, sondern dieselben als Thatsachen seiner eigenen Verkörperung in sich aufnehmen und sich darnach formen muß.

Indem der Staat auch bei uns nicht mehr anders kann als dem Volksgeist gerecht zu werden, beginnt er sich damit in einer Einheit des geistigen und politischen Lebens darzustellen, die zu einer erquickenden Erneuerung und Erfrischung der ganzen Menschenbildung ausschlagen muß. Dieser neue Wendepunkt des modernen Staatslebens, der an sich unabläugbar ist, fordert auch bei der Behandlung der Literatur selbst und bei der Auffassung der Geschichte der Wissenschaft einen ganz neuen Standpunkt, denn

weit entfernt davon, daß die Literatur in den Zeiten der politischen Kraftserhebung eine zurückgedrängte und untergeordnete Stellung einnehmen müßte (was nur vorübergehend diesen Anschein gewinnen kann), so wird vielmehr der wahre Begriff der Literatur sich an diesem Verhältniß innerlichst stärken, es wird eine neue Blüthe auch für die literarische Schaffenskraft der Nation daraus hervorgehen.

Auf der andern Seite aber wird es nicht mehr, wie man dies wohl sonst in einigen neueren Staaten nicht selten gesehen, als eine bloße Bosheit angesehen werden, wenn auch Diejenigen sich mit dem Staat befassen und an seinen Entwickelungen ihren Lebensantheil ausdrücken, welche eigentlich nur ihren Beruf in der Wissenschaft oder in der Literatur haben. Wie in der Reformation zuerst auf dem Gebiet der Religion die Idee erkannt wurde, daß, nach dem Ausdruck Luther's, jeder Laie ein geborner Priester sei, so hat heut die Wissenschaft die andere Idee gefunden, daß jeder Laie ein geborener Politiker ist, weil er als ein lebendiges und bewußtes Glied seines Staats in diesem selbst nicht länger entbehrt werden kann. Wie das Laien-Priesterthum die Freiheit der Religion bedeutet, so liegt in der Laien-Politik, welche die Politik des ganzen Volkes ist, die

junge Kraft der politischen Freiheit für uns gegeben und verheißen. Wie dem Laien-Priesterthum, welches Luther einsetzte, die exclusive und spezifische Pfaffenmacht gegenüber steht, so steht der Laien-Politik, die in der freien Wissenschaft und in der Volksthümlichwerdung ihrer Resultate ihre entscheidenden Gründe findet, die despotische Geheimregierung des absoluten Staats gegenüber.

Die Publizisten, Staatsredner und Staatsschriftsteller sind für die Nationalbildung heutzutage ebenso wichtig und unentbehrlich geworden, als die Dichter, und während man sie früher seltsamer Weise als außerhalb der Literatur stehend betrachtete, und namentlich in Deutschland der belletristische und gelehrte Kastengeist es unter seiner Würde gehalten zu haben schien, sich mit ihnen zu befassen, so gilt es jetzt, auch die politische Bethätigung der literarischen und Redekraft in ihre Rechte einzusetzen und davon einen sehr bezüglichen und weitgreifenden Gebrauch zu machen. Man wird darin eine nationalpolitische Pädagogik finden können, die uns zeigt, wie das Wort die wahre plastische Kraft aller Dinge und auch das innerste Werden des Staates ist! —

Zweiter Abschnitt.

Die Anfänge der modernen Publizistik in Italien. Machiavelli's Einfluß auf die neuere Staatswissenschaft.

1. Italien die Heimath der reformatorischen und politischen Ideen der modernen Welt.

Wir beginnen eine Betrachtung der italienischen Völkerzustände nach dem Maaße unserer Aufgabe in demselben Moment, in den wir auch heut wieder die Geschichte Italiens in mächtigen Volks- und Staatsbewegungen eingetreten sehen, nämlich in dem Moment ihrer politischen und geistigen Wiedergeburt, wo im dreizehnten Jahrhundert, wie jetzt im neunzehnten, die Freiheit Italiens das große Wort der Zeiten geworden war, welches bildnerisch alle Lebenszustände zu neuen Formen treibt: ein Beweis, daß einem unglücklich gewordenen Volke, welches wie der verlorene Sohn im Evangelium aus dem elterlichen Hause der Freiheit fortgekommen war, mehr als einmal die Gnadenfrist zur Rückkehr, und zur Erneuerung der ewigen und unveräußerlichen Rechte seiner Existenz gestattet wird.

Die großen politischen Staatsbewegungen Italiens im dreizehnten Jahrhundert, an welche wir hier anzuknüpfen haben, legten die Grundsäulen der italienischen Nationalliteratur, deren Vater, Dante, ein Hauptträger der politischen Entwickelungen seiner Zeit war und aus ihnen vorzugsweise den Antrieb empfing zu seinen Schöpfungen als Dichter wie zu seiner patriotischen Bestrebung, den Italienern eine einheitliche Nationalsprache zu gründen. Jene neuen Staatsentwickelungen Italiens im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, welche für die Cultur von ganz Europa epochemachend wurden und die politischen und geistigen Elemente aller übrigen Völker wesentlich bestimmten, treten in einem innigen Zusammenhang mit der allgemeinen Productivität des Volkslebens hervor. Mit der Politik, in der es sich um die Gestaltung freier Staatsformen unter einer Vielfältigkeit republikanischer Verfassungen handelt, verbindet sich in Italien nicht nur das erste Werden der Nationaldichtung, sondern alle Künste treten hinzu, um den Moment der Wiedererhebung des italienischen Volkes zur Selbstständigkeit und politischen Freiheit durch ihre Schöpfungswerke zu schmücken. Durch den Ton der Freiheit gelockt, erwacht die Malerei unter den wundersprühenden Händen Cimabue's und

Giotto's, und Casella entfesselt die Harmonieen der Musik, in derselben Zeit, wo Dante aus der Anschauung eines universalen Zusammenhangs aller göttlichen und menschlichen Existenz seine Divina Commedia dichtet. Nicht minder regen sich die Arbeiter in Marmor und Erz und die Baumeister aller Orten, um die italienischen Republiken und Städte mit dem glänzendsten und behaglichsten Leben der Kunst zu erfüllen, und dadurch an den Tag zu legen, daß die Räume, in denen ein Volk um die Feststellung seiner Rechte kämpft, zugleich der ewigen Schönheit geweiht und die schönsten sein müssen. Zu einer Zeit, wo die deutschen, englischen und französischen Fürsten noch in schwerfälligen, festungsartigen Burgen wohnten, welche sie zur Sicherung gegen ihr eigenes Volk und gegen ihre Großen sich errichtet hatten, wohnten in Italien schon manche Privatleute in kunstreich ausgeschmückten Prachtgebäuden, und die Paläste, in denen ihre Staats- und Volksbehörden ihren Sitz hatten, standen als Meisterwerke eines reinen, edlen und großen Geschmacks da, unter denen der Palazzo Vecchio in dem demokratischen Florenz eine der ersten Stellen einnahm. Die Republik Pisa, welche auf kleinem Gebiet doch mit ungemein regem politischen Sinn in der Ausbildung einer freien Staatsform vorangegangen

war, hatte auch in Toscana zuerst die Künste zu einem wunderbaren Gedeihen gebracht, wovon seine eigenthümlichen Bild- und Bauwerke noch jetzt das unvergängliche Zeugniß sind. Die Parteikämpfe der Guelfen und Ghibellinen, in denen die Schwankungen Italiens und des ganzen Zeitalters zwischen geistlichem und weltlichem Element sich durchfechten, sind die auf- und niedersteigenden Symptome der neuen politischen Lebensfähigkeit Italiens, welche alle Volks- und Geisteszustände durchflechten. Mit diesen sich beständig durchkreuzenden Richtungen treibt ein treuloses Verrätherspiel der Graf Ugolino, welchem der Freistaat Pisa in seinen gefährlichen Kämpfen mit Genua die Macht eines Dictators über sich anvertraut hatte. Weil er die allgemeinen politischen Parteikämpfe Italiens, bald auf dieser, bald auf jener Seite stehend, nur dazu benutzte, sich zum Despoten des Freistaats zu machen, warfen ihn die betrogenen Pisaner in den Thurm der Sette Vie, in dem er mit zweien seiner Söhne und zweien seiner Enkel den Todesschmerz des Hungers und der väterlichen Liebe sterben mußte (1288). So erwächst hier aus den italienischen Staatsconflicten des dreizehnten Jahrhunderts diese berühmte Gestalt, welche bald alle darstellenden Künste in Italien sich zum Stoff nehmen,

die von Dante in ſeiner Hölle zu einem wunderbaren geiſtesgroßen Bilde benutzt, nach ihm von unzähligen Dichtern beſungen, und nicht minder von den Malern und Bildhauern vielfach behandelt wird.

Bei den italieniſchen Dichtern und Schriftſtellern, welche die Literatur ihres Volkes zuerſt ſchufen, tritt uns dies als eine charakteriſtiſche Eigenſchaft entgegen: daß ſie zugleich weſentlich Staatsmänner waren und in der Politik, mit der ſie unzertrennlich verbunden erſcheinen, einen hauptſächlichen Kern ihrer eigenen Geiſtesbildung und Perſönlichkeit entfalten, wie wir dies bei Dante, Petrarca und manchen andern großen Italienern ſehen. Dante ſelbſt muß uns auch in ſeiner Göttlichen Komödie vorzugsweiſe als ein politiſcher Dichter gelten, da er darin zugleich die Idee eines neuen großen Weltreichs durcharbeitet, in dem ſich die geiſtlichen und weltlichen Gewalten, in deren trüber Vermiſchung er das Unheil Italiens ſieht, klar und beſtimmt ſondern und unter Papſt und Kaiſer unabhängig von einander geſtalten ſollen. Dies iſt aber der ächte Begriff politiſcher Poeſie, die nicht etwa bloß die Poeſie der Tagesſtichwörter ſein darf und den Jagdhund ſpielt, welcher durch ſein Gebell das edle Wild der Zeit in den Schuß locken ſoll, ſondern

die darin beſteht, daß ſie die Intereſſen ihres Volks productiv verarbeitet und in dem blutwarmen Naturell des Dichters das als eine innere Lebens-Nothwendigkeit erſcheinen läßt, was ſich draußen in den Gegenſätzen des Tages kämpfend zuſammenfügen will.

Die von Dante in der Göttlichen Komödie durchgeführte Idee, daß Kirche und Staat ſich zum Heil der Völker als zwei gänzlich verſchiedene Gebiete von einander ſondern müſſen, giebt allen reformatoriſchen Ideen des neueren Europa's den erſten Anſtoß, wie denn überhaupt Italien als die eigentliche Heimath aller reformatoriſchen Ideen der modernen Zeit erſcheint. Was der Orient für die alten Völker war, nämlich der urſprüngliche Ausgangspunkt ihrer Cultur, ihrer religiöſen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Bildung, das war für die modernen Völker im Mittelalter und beim Beginn der neueren Zeit Italien, aus dem alle neueren geiſtigen, kirchlichen und politiſchen Bewegungen herzuleiten ſind. Italien hat der modernen Welt im Grunde Alles gegeben, was ihre Umwälzungen in Staat, Kirche, Wiſſenſchaft und Literatur am Entſchiedenſten vorbereiten und anfeuern mußte. Italien gab der modernen Welt zuerſt die mit der Erneuerung der claſſiſchen Studien unzertrennlich verbundenen Reformationsideen, welche der

große Dante auf der universal von ihm ergriffenen Grundlage des Katholizismus pflegen und zur Gestalt erheben wollte, und aus denen zwei Jahrhunderte später Savonarola, welchen man einen Volksredner aus Dante's Hölle nennen könnte, im Geiste wie im Stil Dante's schon einen gewaltsamen Umsturz der Kirche hervorgehen lassen wollte. In Italien Dante und Savonarola, in Deutschland Huß und Thauler, welche Vorfahren eines Luther und Melanchthon, die, ungeachtet sie mit den heiligen Erbwaffen dieser Geister sich rüsten konnten, doch die seit so lange her bezogene Anweisung der Geschichte auf die Freiheit noch nicht nach Sicht erledigen konnten, sondern den Wechsel noch einmal auf die Namen der kleinen deutschen Fürsten giriren lassen mußten!

Italien gab außerdem den modernen Völkern die eigentliche Staats- und Kabinetskunst, welche zwar nach ihrem großen Urheber Machiavelli zunächst nur aller Niederträchtigkeit des modernen Regierungswesens ein System gründen sollte, und darum auch die Diplomatie, die Kabinets- und Polizei-Intrigue, und eine den Volksgeist arglistig bearbeitende Publizistik aus sich erzeugte. Die machiavellistische Politik enthielt aber nichtsdestoweniger die Grundlage aller tieferen und wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem

Staat und den Anfang zu der noch unabsehbaren Bewegung, um im Staat das freie, auf sich ruhende Volkselement mit dem absoluten Regierungselement zu einer Ausgleichung zu bringen, für welche die Theorie des Betruges und Mordes, die Machiavelli in seinem Buche vom Fürsten zu lehren scheint, doch immer nur als ein ironisches Reizmittel der eigentlichen Volkskraft angesehen werden kann.

Einen tiefen Ernst, das moderne Staatswesen auf eine wissenschaftliche Basis zu bringen, bewies Italien durch seine Universitäten, welche in ihren Einrichtungen das Vorbild aller übrigen europäischen Hochschulen, namentlich auch der deutschen, wurden. Unter diesen wurde die zu Bologna die erste Rechtsschule in Europa, welche schon um das Jahr 1200 zehntausend Studenten aus allen Ländern zählte, und auf der zu einer Zeit, wo noch alle andern Studien ungeweckt lagen, schon die Wissenschaft des canonischen Rechts, aber auch die des bürgerlichen und Privatrechts mit Gründlichkeit und Begeisterung getrieben wurde, so daß zuerst von hier die wissenschaftliche Rechtskunde, welche immer das sicherste Fundament aller politischen Entwickelung der Staaten sein wird, sich unter alle Völker verbreitete. Die Rechtswissenschaft nimmt aber auch in Italien früher

als in allen anderen Ländern die Richtung, den wahren Humanitäts- und Vernunftbegriff herauszuarbeiten, welcher im achtzehnten Jahrhundert den Marchese Beccaria sein berühmtes Werk über Verbrechen und Strafen schreiben läßt, worin der erste Antrag auf die Abschaffung der Todesstrafe aus philosophischen Rechtsprinzipien heraus gemacht wird.

Ein anderes Rechtsorgan des politischen und socialen Lebens giebt aber Italien noch den modernen Völkern in den Zeitungen, die ebenfalls ursprünglich ein italienisches Gewächs sind, und die sich zuerst von Venedig aus durch die geschriebenen Nachrichten (notizie scritte) bildeten, in welchen die Republik in ihrem Kriege mit den Türken die wichtigsten Kriegsereignisse bekannt machte und für die man an öffentlichen Orten ein Lesegeld von einer damals gebräuchlichen Scheidemünze (gazeta) entrichtete, welche auch den Zeitungen ihren fast überall aufgenommenen Namen der gazettes lieh. So entstammen auch die Zeitungen dem Lande wo die Citronen blühen, und sie haben bei der Wichtigkeit, die sie in Europa von Jahrhundert zu Jahrhundert steigend erlangten, und in der sie eine Art von geschriebenem Geschworenengericht für den politischen Prozeß: Volk contra Fürst und Fürst contra Volk zu sein sich bemühten,

sie haben bei dieser Aufgabe Citronensäure genug ausgegossen, die bei politischen Ohnmachten im Staat manche herzstärkende Limonade abgegeben hat.[1]

Aber auch diejenigen Wissenschaften, durch welche ein Land die materielle Volkswohlfahrt feststellen und die besten Mittel zur Sicherung seiner Nahrungsverhältnisse bedenken muß, haben in Italien schon sehr früh einen ungemeinen Aufschwung genommen. Industrie, Handel und Bodencultur wetteifern hier gewissermaßen mit allen Künsten und Wissenschaften, um ein Paradies der Erde aus dem vielgelobten Lande Italien zu machen. Denn im Ganzen und Großen der Völkergeschichte heißt es noch mehr als im einzelnen Privathause: Trachtet zuerst nach Essen und Trinken, und alles Andere wird Euch von selbst zufallen! Die zahllosen Bewässerungs-Canäle, oft ungeheure Werke der Baukunst und des Unternehmungsgeistes, durchschneiden nach allen Seiten hin den italienischen Boden, und machen ihn zu einer lachenden Fruchtebene zur unerschöpflichen Freude und Sättigung des Volkes. Der große Canal Mailands (naviglio grande), welcher die segenspendende Wasser-

[1] Eine Sammlung dieser geschriebenen venetianischen Zeitungen, welche durch 60 Jahre fortläuft, wird in der Magliabechischen Bibliothek zu Florenz aufbewahrt.

frische des Ticino durch die herrlichen Thäler der Lombardei dahintreiben läßt, wird schon im Jahre 1179 zu bauen begonnen, bald nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aber beendigt. In der Lombardei und Toscana aber wird schon durch gute Köpfe die rationelle Behandlung der Landwirthschaft wach, und macht den Einfluß des vernünftigen Gedankens auf die Erhöhung der Boden-Cultur geltend, wovon in diesen blühenden Landschaften noch heutzutage die überraschenden Spuren sichtbar, während alle andern Völker von der gewonnenen Einsicht ihren Nutzen gezogen haben. Auch in der Handelswelt gewannen die Italiener eine Art von ausschließlicher Alleinherrschaft in Europa, sie wandten zuerst die Erfindungen der Mechanik und die Resultate der Wissenschaft auf große commercielle und industrielle Unternehmungen an, sie vertrieben die Erzeugnisse des ganzen Weltalls durch Europa, und gründeten sich aus dem Gewinn Schätze und Paläste, ihren Arbeitern einen hohen Lohn und ihrem Lande die Fülle unendlicher Wohlfahrt und höchsten Lebensglanzes. Darum hat auch Italien für alle fremden Völker diese wunderbare Anziehungslust, die ihnen im ganzen Mittelalter keine Ruhe läßt und die ihre Begierde, ihre Sehnsucht und ihre Abenteurertriebe unaufhörlich ent-

stammt. Sowohl die Fürsten als die Völker müssen nach Italien wandern, wo das goldene Vließ der modernen Zeit zu suchen ist, wo sie alle wie vor einem geheimnißvollen Born unermeßlichen Glückes still stehen und wo der deutsche Lanzknecht ebenso wie der deutsche Kaiser, der französische Abenteurer und der spanische Kriegsmann von diesem ungeheuren Gefühl des Wohlbehagens ergriffen werden, das die Seele mit einem magischen Erstaunen fesselt, und im Genuß und der Leidenschaft eine Verherrlichung der menschlichen Kraft und Natur selbst zu gewähren scheint.

Nachdem Italien so groß und schön gewesen, daß alle andern Völker davon berauscht wurden und sich nicht darüber zu fassen vermochten, erlahmte ihm plötzlich die Hand, die alles dies der modernen Welt gegeben hatte, und es versank wieder auf mehrere Jahrhunderte in diesen trägen und knechtischen Schlaf, aus dem es erst heut wieder durch die großsinnigen Reformen des Papstes Pius IX. emporgerüttelt worden. Der Verfall der italienischen Völker und Staaten begann aber mit dem Moment einzutreten, wo die reformatorischen Ideen der neuen Zeit ihr Heimathland Italien wieder verlassen und nach Deutschland hinüberziehen, um dort unter den beginnenden Bewegungen des Protestantismus sich auf eine neue

Zukunftslinie der Geſchichte zu ſtellen. Dieſen eintretenden Moment bezeichnet in Italien für ſein künſtleriſches und geiſtiges Leben die Ausbildung der Hofromantik, welche in verſchiedenen italieniſchen Staaten zu der Hofhaltung dieſer kleinen äſthetiſchen Tyrannen zu gehören anfängt, die allmählig aus den Trümmern demokratiſcher Herrſchaften hervorwuchern; und wozu auch die ebenfalls ganz italieniſche Erfindung der Oper zu rechnen iſt, die als ein ſeinen eigenen Inhalt caricirendes Prachtgewächs zwiſchen den Spalten dieſer romantiſchen Unfreiheit ihr Entſtehen und Gedeihen findet. Daſſelbe Beſchwichtigungs- und Betäubungsmittel, welches in der italieniſchen Oper für die Freiheit des Geiſtes und der Kunſt erfunden wird, wird für die Bewegungen in Kirche und Staat durch eine andere italieniſche Erfindung, durch die Cenſur, hervorgeſucht. Italien kündigt ſeinen wirklichen Eintritt in das Jahrhundert der Reformation durch die Cenſur an, die überall, wo ſie beſteht, ein Eingeſtändniß der größten Schande und Rechtloſigkeit des menſchlichen Geiſtes iſt, und bekanntlich durch den verworfenſten Papſt Alexander VI. gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts ihre erſten Inſtitutionen empfing. Italien hat durch dieſe aus ſeinen verdorbenſten und giftigſten Säften gemiſchte Erfindung nicht

minder ein Monopol auf die Beeinflussung der europäischen Angelegenheiten fortbehauptet, da alle Völker seit der Reformation einen begierigen Gebrauch von diesem wälschen Gift gemacht haben. Italienische Censur und italienische Oper, beide verwandt in der Richtung, nur süße und wohlgefällige Melodieen im Lande ertönen zu lassen und in dem Nebel dieser allgemeinen Wohlgefälligkeit Sinn in Unsinn, Verstand in Wahn, Charakter in Schwäche und Richtigkeit aufzulösen, sie sind seitdem in den absoluten Staaten, wo es an Plaisir keineswegs fehlt, unzertrennliche Gefährten und gewissermaßen die Spielkameraden der politischen Unfreiheit geworden.

Je mehr wir aber mit Italien seit Jahrhunderten in allen seinen Bildungsformen und Volksentwickelungen innigst verbunden waren, um so mehr müssen auch seine heutzutage wiederbegonnenen Freiheitskämpfe unser höchstes Interesse finden. In diesen neuen Kämpfen handelt es sich wahrhaft um die Sache der italienischen Nationalität, deren Verzettelung und Verbunzung den diplomatischen Künsten der Mächte weniger als je zu überlassen ist, da wohl Veranlassung wäre, einen allgemeinen Volksantheil in Europa für diese Bewegung hervorzurufen, wie er vor zwanzig Jahren bei dem nationalen Aufstande

der Neugriechen ſich zeigte. Und die Italiener haben, nicht minder als die Griechen, eine ſeit Jahrhunderten fällig gewordene Dankbarkeit der europäiſchen Völker, beſonders aber der Deutſchen, für ſich einzufordern.

---

2. Die italieniſchen Dichter als Begründer der europäiſchen Publiziſtik und Diplomatie. Dante und Petrarca.

In Dante's Vaterſtadt, dem freien und ſchönen Florenz, war gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine durchaus demokratiſche Verfaſſung in den weiteſten Formen ausgebildet worden, und der große Dichter hatte ſich an der Leitung der Staatsangelegenheiten ſelbſt betheiligt. Ein Dichter, welcher die Gleichgültigkeit gegen den Staat und die bürgerlichen Geſchäfte in dem erſten Kreis des Höllentrichters hatte ſitzen laſſen, mußte nichts geeigneter für einen Dichter halten, als gerade ein Staatsamt. Die Florentiner hatten den Dante im Jahre 1300 zu einem der Prioren der Republik erwählt, denn ſeit dem Jahre 1282, wo eine Art von Verſöhnung zwiſchen den Guelfen und Ghibellinen in Florenz ſtattgefunden,

wurde hier eine Verfaſſung eingerichtet, als deren Grundlage man ſechs Hauptgewerbe des Staats (Arti genannt) annahm, die durch ſechs Repräſentanten (Priori delle Arti) vertreten wurden. Dieſe ſechs Prioren bildeten als die ausübende Regierungsgewalt ein Collegium oder die Signoria, durch welche die Republik repräſentirt wurde, und die im öffentlichen Palaſte immer verſammelt blieb, worauf nach zwei Monaten wieder neu gewählte Prioren eintreten mußten. Zehn Jahre ſpäter wurde an die Spitze dieſer Signoria der Gonfaloniere der Juſtiz geſtellt, der ebenfalls nur auf zwei Monate aus der Mitte der Repräſentanten der Künſte, der Gewerbe und des Handels gewählt wurde, und der eine ſolche Macht hatte, daß, wenn er das Banner des Staats, Gonfalon genannt, entfaltete, alle Bürger ſich erheben und für die Vollziehung der Geſetze einſtehen mußten.[1] Die florentiniſchen Verhältniſſe geſtalteten ſich aber in einer ſo demokratiſchen Schärfe und Ausſchließlichkeit, daß der Adel für unfähig erklärt wurde, an den Staatsgeſchäften Theil zu nehmen, wie auch zur Bändigung der vornehmen Guelfen-Familien, deren Treiben den Staat verwildert und geſetzlos gemacht hatte, ein ſummariſches

[1] Sismondi Histoire des républiques italiennes IX. 27.

Rechtsverfahren gegen den Adel eingerichtet wurde. Auch konnte der Gonfaloniere Jeden in den Adelſtand erheben, den er wegen Unordnungen und Unthaten beſtrafen und dazu jenem ſummariſchen Rechtsverfahren unterwerfen wollte.

Dante bekleidete die Stelle eines Priors der Republik vom Juni bis Auguſt 1300, und er ſchreibt ſelbſt alle ſpäteren Zerwürfniſſe und Mißgeſchicke ſeines Lebens dieſem Amte zu, indem er in einem ſeiner Briefe ſagt: „Alles Unheil und alle Mißverhältniſſe nahmen von meiner unglücklichen Wahl zum Prior ihren Anfang; wiewohl ich durch Weisheit dieſer Ehrenſtelle nicht würdig geweſen ſein mag, ſo gaben mir doch Alter und Berufstreue darauf ein Anrecht; denn es waren ſeit der Schlacht bei Campaldino, welcher ich als ganz junger Menſch beiwohnte, und in welcher die Ghibellinen total geſchlagen wurden, über zehn Jahre verfloſſen.“ Indeß wurden die neuen Parteikämpfe, welche in Florenz unter dem Namen der Schwarzen und der Weißen ausgebrochen waren, doch Urſache, daß Dante auf den hohen Schauplatz der Politik ſeiner Zeit hinausgetrieben wurde und auch als Schriftſteller eine thatſächliche Einwirkung auf die größte Angelegenheit begann, welche damals die europäiſchen Mächte be-

ſchäftigte, nämlich die Wiederherſtellung des Kaiſerthums in Italien.

Das römiſche Kaiſerthum, deſſen Idee eigentlich ein politiſcher Myſticismus war, erſchien doch den Völkern des Mittelalters gewiſſermaßen wie ein geheimnißvoller Cultus, in dem das Geſchlecht dieſer Zeit ſein Bedürfniß nach einer Einheit und nach einem Gleichgewicht aller herrſchenden Gewalten ausdrücken zu wollen ſchien. Seit dem Untergang der Hohenſtaufen war aber dieſe eigenthümliche Weltſtellung des deutſchen Kaiſerthums in Verfall gerathen, und es waren wohl ſechszig Jahre verfloſſen, daß die mit der Idee des deutſchen Reichs verbundenen kaiſerlichen Hoheitsrechte über Italien nicht mehr in der alten Kraft ausgeübt worden waren. Die Herzen der italieniſchen Ghibellinen-Partei ſchlugen dieſer Erneuerung des Kaiſerthums immer ſehnſuchtsvoller und ungeduldiger entgegen, und dieſer Partei lieh bald auch Dante immer entſchiedener ſeine mächtig hallende und über die Alpen herüber zu dem neuen Retter Italiens hindringende Dichter- und Prophetenſtimme. Dieſer Retter war in König Heinrich von Lützelburg aufgeſtanden, deſſen Wahl zum römiſchen Kaiſer, wie der von ihm nach ſo langer Zeit wieder beſchloſſene Römerzug, große Hoffnungen in Italien,

besonders aber in Dante, dem Verkündiger und Dolmetscher der Pläne Heinrichs von Lützelburg, entzündet hatten.

Zum Verständniß dieser Stellung Dante's müssen wir uns seine politischen Verhältnisse in Florenz näher betrachten. Die Schwarzen und die Weißen (Bianchi und Neri), welche aus den Parteiungen des wilden und blutgierigen Adels von Pistoja entstanden und in das zum Schiedsrichter aufgeforderte Florenz unversehens herübergenommen worden waren, standen sich in denselben Richtungen gegenüber wie die Guelfen und Ghibellinen, und hatten nur andre Stichwörter und Masken für dieselben Spaltungen, welche bei den guelfischen Schwarzen (von den Donati geleitet), als das glühendste Aristokraten- und Pfaffenthum sich darstellten, bei den Weißen aber, unter Führung der Cerchi, als ghibellinische Gesinnung und als Begeisterung für die Herstellung eines neuen römischen Kaiserthums. Bei diesen Bewegungen wurde es dem Dante, der bis dahin noch nicht als politischer Parteigänger herausgetreten war, zum Erstenmal zum Vorwurf gemacht, daß er die Weißen begünstige und seine Amtsgewalt zum Nachtheil der Schwarzen verwendet habe. Der Papst Bonifacius VIII. aber machte in diesen Parteiungen

ſeiner gewaltſamen Gemüthsart dadurch Luft, daß er Karl von Valois, den Bruder Philipps des Schönen, welchen er zur Leitung einer Expedition gegen Sicilien nach Italien berufen hatte, mit einer kriegeriſchen Vermittelung in der Republik Florenz, woraus aber eine Brandſchatzung wurde, beauftragte. Der Franzoſe verband ſich hier mit der ariſtokratiſchen Guelfen-Partei der Schwarzen, und die Weißen wurden in die Verbannung geſchickt, darunter vor Allen Dante und Petracco dell' Ancisa, der Vater des Dichters Petrarca. Dante hatte ſich als Geſandter der Republik in Rom befunden, als ſeine Verbannung in Florenz ausgeſprochen wurde, nachdem er ſich geweigert, ſich dort zur Verantwortung zu ſtellen und die ihm auferlegte Geldbuße zu zahlen. Der florentiniſche Pöbel plünderte ſein Haus und die Regierung confiscirte Dante's Güter. Obwohl keine richterliche Unterſuchung ſtattgefunden, ſo wurde doch ein öffentliches Urtheil über ihn ausgehängt, worin er einer Veruntreuung der Staatsgelder während ſeines Priorats beſchuldigt ward.

Der verbannte Dichter begab ſich darauf nach Siena, und half eine ghibelliniſche Freiſchaar organiſiren, welche ihren Hauptſitz in Arezzo nahm und den Grafen Aleſſandro da Romena zu ihrem Anfüh-

rer wählte. Dante gehörte zu den zwölf ghibellinischen Räthen, welche von diesen Verbannten zur Leitung der Angelegenheiten ihrer Partei ernannt wurden. Mit zahlreicher gewonnenen Mannschaften unternahmen die Weißen zweimal Kriegeszüge nach Florenz, mußten aber jeden Versuch einer Eroberung gescheitert sehen. In Dante's Seele scheint sich aber erst jetzt, nachdem ihn die Verbannung aus seiner schmerzlich geliebten Vaterstadt getroffen, die ghibellinische Gesinnung zu einem bestimmten politischen System befestigt zu haben. Wahrscheinlich durchwanderte er jetzt ganz Italien, um alle seine Verbindungen für die Idee des italienischen Kaiserthums neu zu gewinnen und aufzurufen. Auf diesen Wanderungen durch Italien irrte der Verbannte oft wie ein Bettler in Noth und Drangsal umher, und er macht uns darüber in seinem Buch Convito die rührendsten Geständnisse. Aber an die Idee eines neuen Kaiserthums hatte er seinen ganzen Dichtergeist, sein patriotisches Herz, und selbst seine philosophisch-politische Speculation festgehangen, denn er schrieb jetzt einige Schriften, in denen er in diesem Sinne auf den öffentlichen Volksgeist in Italien wirken wollte, und worin er mit einer gewaltigen Mahnung an die italienische Nation zugleich eine philosophische Con-

ſtruction der Gewalten des Papſtes und des Kaiſers verband. Dieſe Schriften ſollten zugleich ein italieſcher Nationalgruß ſein für den neuen König Heinrich von Lützelburg, der ſchon ſeinen großen Zug nach Italien rüſtete und dazu ſelbſt die begeiſterte Zuſtimmung des Reichstags von Speier erhalten hatte. Man wußte, daß in dieſem Fürſten eine bedeutende hiſtoriſch friſche Perſönlichkeit und ein hoher romantiſcher Geiſt, der die Aufgabe der Hohenſtaufen in Italien vollenden wollte, wirkſam war. Der Papſt ſelbſt hatte ihn dringend eingeladen, das zerriſſene und an tauſend Wunden blutende Italien mit heilender und neu zuſammenfügender Kaiſermacht zu betreten, weil er durch die Erneuerung des kaiſerlichen Anſehns auch eine Wiederherſtellung des päpſtlichen erwartete, und dies nach der alten mittelalterlichen Schätzung dieſer Begriffe, wo alle weltlichen Hoheitsrechte doch nur aus dem Gnadenborn der Kirche emanirten und der letzteren zu ihrer eigenen Darſtellung bedurften. So hatte ſich denn Heinrich von Lützelburg, oder wie ihn die Italiener nannten, Arrigo di Lucemborgo, zuerſt am 15. December 1310 in der St. Ambroſiuskirche zu Mailand mit ſeiner Gemahlin die eiſerne Krone nach dem alten Brauch aufſetzen laſſen. Als ein heißer Liebes- und Hoff-

nungsgruß der Ghibellinen war ihm aber jener Brief Dante's entgegengeflogen, welchen der heimathlos umherirrende Dichter um dieſe Zeit unter folgender Ueberſchrift ausgehen ließ:

„Allen insgeſammt, ſowohl jedem Könige von Italien, als auch dem Senator von Rom, den Herzögen, Markgrafen und Grafen und allen Völkerſchaften, der demüthige und unverdient verbannte Italiener, Dante Alighieri aus Florenz, Heil und Frieden!"

Dieſes politiſche Sendſchreiben (abgedruckt vor der neuen Ausgabe der Göttlichen Komödie von Baldaſſare Lombardo, Rom 1820) beginnt folgendermaßen: „Siehe, jetzt nahet die erſehnte Zeit, in welcher ſich die Zeichen des Troſtes und des Friedens erheben; in Wahrheit beginnt der neue Tag ſein Licht zu verbreiten, indem er uns von Morgen her die Frühröthe zeigt, welche die Finſterniß des langen Elends erheitert. Der Himmel antwortet mit ſeinen Lippen und mit ruhiger Klarheit bekräftigt er die Vorzeichen unter den Völkern. Wir werden die erwartete Freude ſchauen, die wir ſo lange in der Wüſte harreten, ſintemal die Frieden bringende Sonne ſich erheben, und die Gerechtigkeit, welche, ohne Licht bis zu ihrer Rückkehr, erſtorben war, urplötzlich wie-

der aufgrünen wird, wann der Glanz erſcheint. Die, welche hungrig ſind und die zu trinken begehren, werden ſich ſättigen in dem Licht ihrer Strahlen, und welche Unbill liebten, werden verwirrt werden vor dem leuchtenden Antlitz. Gewißlich hat der Löwe des Stammes Juda ſeine erbarmungsvollen Ohren hingeneigt, voll Mitleid mit dem Gebrülle des allgemeinen Kerkers: er hat erwecket einen zweiten Moſes, welcher ſein Volk frei machen wird vom Druck der Aegypter, indem er es zu dem Lande führt, deſſen Früchte Milch und Honig ſind. Juble jetzt auf, Italien, zu der er Barmherzigkeit trägt! Bald wirſt Du von aller Welt beneidet ſein, ſogar von den Saracenen! Denn Dein Bräutigam, die Freude des Jahrhunderts und der Ruhm Deines Volkes, der fromme Arrigo, der erlauchte Cäſar und Mehrer, ſchickt ſich an, zu Deiner Hochzeit zu kommen. Trockne, o Du ſchönſte der Jungfrauen, Deine Thränen und lege die Gebärde Deiner Traurigkeit ab! Denn der iſt nahe, welcher Dich befreien wird aus dem Gefängniß der Argliſtigen!“ Und an einer andern Stelle: „Aber wird er irgend mit Einem Mitleid haben? Ja, gewißlich wird er Allen verzeihen, welche um Gnade flehen; dieweil er Cäſar iſt, und ſeine Gnade aus der Quelle der Gnade ſteigt.“ — „O

Du Blut der Lombarden, lege darum ab Deine bisherige Grausamkeit, und wenn noch etwas vom Saamen der Trojaner und Lateiner in Dir ist, so mache ihm Raum, daß wenn er, der erhabene Adler, dem Wetterstrahle gleich herniederfahrend, da ist, er seine Jungen nicht vertrieben erblicke und seine Heimath eingenommen finde von jungen Raben, so bereite Dir denn getrost, Du Volk der Scandinavier, die Gegenwart, und nicht verleite Dich die betrügliche Begier, nach Art der Sirenen, indem sie durch Schmeichelei die Wachsamkeit der Vernunft belügt. Lasset demnach das Bekenntniß der Unterwerfung auf eurem Antlitz sich kundthun und stimmet an den Psalter der Buße, indem ihr zu Herzen nehmt, daß, wer der Obrigkeit widersteht, gleich ist dem Ohnmächtigen, welcher gegen den Stachel leckt; schwer aber ist es, wider den Stachel zu lecken!" —[1]

An andern Stellen dieser Schrift ergeht sich Dante in philosophischen Begründungen der Idee des Kaiserthums und des Papstthums, und zeigt darin die aristotelisch-scholastische Constructions-Manier, durch welche auch dieser colossale Ausnahmegeist seinen Zusammenhang mit den formalen Gedankenfes-

[1] Vgl. Barthold, der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. I. 339.

ſeln ſeines Zeitalters bekennt. In dieſer Art ſchrieb er aber beſonders ſeinen Tractatus de Monarchia, eine Schrift, die ſpäter auf päpſtlichen Befehl verbrannt wurde, und worin Dante auf dem Wege wiſſenſchaftlicher und theoretiſcher Entwickelung derſelben politiſchen und ghibelliniſchen Richtung dienen wollte,[1] Dante verherrlicht hier in den allerſpitzfindigſten Argumentationen die Idee eines allgemeinen Kaiſerthums, das eine ſtarke und unerſchütterliche Einheit für alle weltlichen Autoritäten darſtellen ſollte, ſowie die Kirche, unbefleckt und undurchbrochen von allen weltlichen Einmiſchungen, die Einheit für das geiſtige und innere Leben der Völker darzuſtellen hätte. Die Idee der Monarchie gewinnt auf dieſem Standpunct in Dante zugleich die Bedeutung einer idealen und univerſellen Macht, die freiheitbringend, löſend und vereinigend wirken ſoll: welchen Gedanken Dante in ſeinem in gedankenkräftiger Proſa abgefaßten Convito ebenfalls in einigen energiſchen Zügen angedeutet hat.

Dante's philoſophiſche Unterſuchungen über die Idee der Monarchie und die Bedeutung der kaiſerlichen Würde gehen eigentlich denſelben Ideengang, der ſich ſchon in der Göttlichen Komödie als der

[1] Abgedruckt in Simon. Schardii Opus de jurisdictione (Basil. 1566.) p. 237.

grundthümliche Charakter seines Gedichts zeigt. Dante stellt die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen als das neue Dogma des Völkerlebens auf, und berührt darin schon das wesentlichste Grundelement des modernen Staatslebens, in dem es sich allein frei, wahr und ächt menschlich gestalten kann. Wenn er im Fegefeuer der Göttlichen Komödie den Verfall und die schmutzige Verwilderung der römischen Kirche davon ableitet, daß sie zwei Herrschaften in sich verschmolzen habe:[1] so steigert er diese ketzerische Ansicht als Politiker noch dadurch, daß er in dem Tractatus de Monarchia, besonders im letzten Capitel des dritten Buchs, die Thatsache der Constantinischen Schenkung auf das Unumwundenste angreift. Von der angeblichen Donation Constantins hatte die Kirche Roms vorzugsweise und factisch ihre Ansprüche auf weltliche Herrschaft und auf die Beschlagnahme auch des weltlichen Gebiets hergeleitet, und merkwürdiger Weise war es ein Dichter, welcher zuerst die Berufung auf die Gültigkeit dieser Urkunde bestritt. Dante suchte an der angeführten Stelle die Unmöglichkeit der geschehenen Schenkung überhaupt zu beweisen,

[1] Dihoggi mai che la chiesa di Roma
Per confonder in se due reggimenti
Cade nel fango e se bruta e la soma.

indem er ausführte, daß Constantin nicht eine solche Handlung habe vornehmen können, von der er eine Zerstückelung und Herabwürdigung seines Reichs nothwendig voraussehen mußte. Der Refrain der Dante'schen Schrift über die Monarchie ist daher der, daß die Macht der Kaiser durchaus nicht von der Macht der Päpste abhänge, und daß die Kirche in den Dingen des Staats nichts zu gebieten und festzustellen habe. Bei seinen Beweisführungen, wie eine in sich unabhängige weltliche Macht, in ihrer höchsten Stufe durch das Kaiserthum dargestellt, zum Heil der ganzen Welt nothwendig sei, geht Dante beständig auf Argumente der Aristotelischen Philosophie zurück, er schmückt aber auch seine Sätze mit allerhand Stellen aus den römischen Dichtern, namentlich Virgil, wie auch aus der heiligen Schrift.

Um das Staatsleben der modernen Völker aus den Banden der geistlichen Autorität zu erlösen und auf das eigene Rechtsgebiet des Volksgeistes hinüberzuführen, thut hier ein italienischer Dichter den ersten bedeutungsvollen Schritt, indem er sich zu einem Parteigänger der Ideen der Monarchie macht, womit er aber, wie dies unter den ghibellinischen Bewegungen des damaligen Italiens nicht anders verstanden sein konnte, eine neue Gestaltung der Dinge

im Sinne des Volkes und der Völkerrechte verbindet. Der Ghibellinismus hatte sich das Ideal eines Volkskaiserthums aufgerichtet, wie es für ganz Italien als ein Gedanke der Rettung der Nation aus ihrer tiefsten Zerrüttung und Zerspaltung erschien. Der Ghibellinismus war überhaupt die allgemeine politische Zeitrichtung, welche die Reformen des ganzen Volks- und Nationallebens in sich bewegte und dieselben unter den Schutz eines einheitlichen mächtigen Kaiserthums stellen wollte. Solche Zeitrichtungen verändern stets mit den Zeiten selbst ihre Namen, behandeln aber unter verschiedenen Formen und Aushängeschildern fast immer dieselben Probleme in Volk, Staat und Gesellschaft. Denn es kommt in den verschiedenen Epochen der Völkergeschichte beständig nur auf dasselbe hinaus, nämlich das Volk in seinen eigensten Menschenrechten sicher zu stellen und dafür die zeitgemäßeste Form der Befriedigung zu suchen, an welchem Problem die Menschheit seit Jahrtausenden kaut, aber auch nur eine den Hunger immer von neuem schärfende Speise zu finden scheint. Was damals Ghibellinismus war, heißt heutzutage in anderer Weise junges Italien, oder es heißt anderswo Oppositionspartei, Liberalismus, Demagogismus und wie gerade das Stichwort lauten mag, auf wel-

ches dann alle Formen der Bewegung getauft ſein müſſen oder auch polizeilich einregiſtrirt werden. Ein ſolches Wort iſt allerdings wichtig, weil es das ganze Bewaffnungsſyſtem einer Zeit, ihre ganze Lebens-Maſchinerie aufdeckt, und es liegt nach einer Seite hin zugleich die Haupt-Ketzerei darin, deren jede Epoche in einem gewiſſen Betracht ſich ſchuldig macht. Denn jede Zeit hat ihre Ketzereien, in welche ſeltſamer Weiſe die wahre Bewegungskraft der Geſchichte verlegt iſt, denn nicht in ihren Normalzuſtänden, ſondern in ihren Abweichungen und Unregelmäßigkeiten bewegen ſich die Völker vorwärts und der Wahrheit zu. Dante war im damaligen Italien ein Ghibelline und im heutigen Deutſchland würde er vielleicht ein Communiſt genannt worden ſei. Denn ſolche Ketzer-Bewegungen, in denen die zerſtreuten Symptome einer ganzen Zeitbewegung gewiſſermaßen aufgefangen und wegen ihrer Allgemeinheit leicht zu Schimpf- und Straf-Kategorien verarbeitet werden, ſind der Mode unterworfen, da auch die Geſchichte ihre Moden und die hiſtoriſchen Prinzipien ihre wandelbaren Masken haben. Ghibellinismus, Liberalismus, Philoſophie, Aufklärung, Lichtfreundthum, Communismus, in neueſter Zeit vielleicht auch „der Rechtsboden“ (der ſeit dem Erſten Vereinigten Land-

tag Preußens ſo viele Bewegungen und Unbequemlichkeiten verurſacht), ſind im Grunde nur unter verſchiedenen Zeittrachten dieſelben Symptome, welche eine innere Umkehrung des Volksgeiſtes in ſich ſelbſt anzeigen, und die unbefriedigte Sehnſucht aller Jahrhunderte nach Feſtſtellung der Menſchenrechte endlich in dem Rechts- und Vernunftbegriff ſelbſt zur Entſcheidung bringen möchten.

Die Bedeutung der ghibelliniſchen Politik, an deren Spitze wir Dante ſehen, iſt darum für die ganze moderne Staatsbewegung ſo wichtig, weil darin zum Erſtenmal das Verhältniß von Kirche und Staat ſich auseinanderſetzen und nach einem politiſchen wie ächt menſchlichen Rechtsbegriff ſich ordnen will. Dies iſt in der That die Grundquelle aller unheilvollen Verwickelungen für den modernen Staat, daß ſeine Anfänge auf dieſer trüben und gefährlichen Miſchung der Elemente beruhen, in welcher bald aus der Religion Politik, bald aus der Politik Religion gemacht werden ſollte. Auf dem Gränzgebiet zwiſchen Kirche und Staat iſt es bei den modernen Völkern nie recht geheuer geweſen, und Lug und Trug der Staatskunſt wie des Gewiſſenszwanges haben von jeher in dieſen zweifelhaften Gränzdämmerungen geniſtet. Schon Dante und die Ghibellinen ſahen nur

in der gänzlichen Trennung von Kirche und Staat die Bürgschaft für Völkerfreiheit und Menschenrecht, aber selbst der heutige protestantische Staat ist noch nicht einmal von diesem Grundübel des modernen Lebens genesen, da die Reformation Luther's, nachdem sie eben aus dem Prinzip der Freiheit des Bewußtseins die Scheidungen des geistlichen und weltlichen Gebiets vollbracht, doch in demselben Augenblick das Kirchenregiment wieder an die Fürsten abgab und ihnen in dem jus circa sacra den alten Einfluß auf die officielle Verpflichtung der Gewissen und auf die staatliche Uniformirung des Glaubens, wie sie sonst nur der Papst besessen, verlieh. Der protestantische Staat ist dadurch nicht minder als früher der Kirchenstaat diese polizeiliche Anweisung zur Seligkeit geworden, welche, je konsequenter sie gehandhabt wird, um so mehr eine Geist und Gewissen verpfuschende Regierungskünstelei nöthig macht. In dieser Beziehung ist die Stellung merkwürdig, welche der heutige Papst Pius IX. bei seinen gegenwärtigen Reformen des italienischen Staatslebens mit ungemein klugem und vorsichtigem Takt einnimmt, indem er dabei das religiöse und kirchliche Element ganz aus dem Spiele läßt, und auf der einen Seite den unberührbaren und undurchbrochenen Katholizis-

mus feſthält, auf der andern aber um ſo reicher und freier die Saat der neuen politiſchen Ideen und Formen mitten im römiſchen Kirchenſtaat aufgehen läßt. Die Trennung zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Herrſcher, welche in Italien zuerſt Dante verlangte und ſtaatswiſſenſchaftlich begründete, vollbringt jetzt Pius IX. gewiſſermaßen in ſeiner eigenen Perſon, indem er ſich bei ſeinen Reformen in zwei gänzlich geſchiedene Elemente auseinander begiebt. Als Staatsoberhaupt gründet er eine neue Verfaſſung, welche mehr als manches deutſche conſtitutionelle Angſt- und Nothproduct den aufrichtigen Gedanken einer Volksrepräſentation in ſich aufgenommen und die Zuſammenſetzung eine Staatsconſulta ſogar auf die Männer der Wiſſenſchaft, der Induſtrie und des Advokatenſtandes, die als ſolche dazu gewählt werden können, ausgedehnt hat. Als Papſt aber bleibt er Papſt, wie zu allen Zeiten die Päpſte geweſen, indem er den Katholizismus in ſeiner alten Unangreifbarkeit behütet, den Einfluß der modernen Philoſophie und Wiſſenſchaft von demſelben abwehrt, die Hermeſianer zurückweiſt und die blutige Jeſuiten-Angelegenheit der Schweiz ſo lange als möglich ignorirt hat.

Einen ſolchen Herrſcher, wie heut Pius IX. iſt, dachte ſich Dante damals vielleicht in ſeinem Heinrich

von Lützelburg, dem erſehnten Ghibellinen-Kaiſer, auf den er in ſeinem erſten Sendſchreiben an alle Italiener wie Johannes der Täufer auf den herannahenden Heiland hingewieſen hatte. Aber Arrigo ſtand noch immer zögernd an den Marken Italiens und Dante's Herz verging bald vor Ungeduld über ſein Kommen, ſo daß er am 16. April 1311 abermals ein heißglühendes ghibelliniſches Sendſchreiben ausgehen ließ, welches er aus „Toscanella unter der Quelle des Arno" datirte, und das dem Kaiſer wahrſcheinlich in Cremona zu Handen gegangen ſein wird. Dieſer Brief, der nur in der von Zatta veranſtalteten Venetianiſchen Ausgabe des Dante (V. 280.) abgedruckt ſteht, und dort wahrſcheinlich nur in einer italieniſchen Ueberſetzung des urſprünglich lateiniſchen Textes,[1] trägt folgende Ueberſchrift: „Dem ruhmreichen und glückſeligen Sieger und alleinigen Gebieter Herrn Arrigo, durch die göttliche Vorſehung König der Römer und allzeit Mehrer, küſſen ſeine Knechte, Dante Alighieri, ein Florentiner und unverdient verbannt, ſowie alle Toscaner insgemein, welche Frieden begehren, den Boden vor ſeinen Füßen."

[1] In einer vollſtändigen deutſchen Uebertragung bei Barthold, Römerzug König Heinrichs von Lützelburg I. 535.

Dante läßt es in dieſem im altteſtamentlichen Prophetenſtil gehaltenen Schreiben mit ſeinen Schwärmereien und Schmerzen auf's Aeußerſte kommen. Er redet ihn darin unter Anderem ſo an: „So wie Du, Nachfolger Cäſars und Auguſtus, den Rücken der Appenninen herabſtiegſt, und die glorwürdigen Banner vom Tarpejiſchen Felſen gefaßt hatteſt, ſtockten auf Einmal die langen Seufzer und vertrockneten die Fluthen der Thränen, und es glänzte für Italien die neue Hoffnung des beſſern Jahrhunderts auf, wie wenn die vielgeliebte Sonne ſich erhebt. Damals ſangen viele, ihren Wünſchen vorausſchreitend, im Jubel mit Virgil: „ſo kehren zurück die Reiche des Saturn, wie der Jungfrau.“ Jetzt dagegen, ſei es, daß unſere Furcht oder die Wirkung der Ungeduld, oder das Antlitz der Wahrheit zu uns redet, müſſen wir glauben, daß Du dort weilſt oder rückwärts zu gehen gedenkeſt, wie wenn Joſua oder der Sohn des Amos es befehle. Wir müſſen zweifeln an der Gewißheit und ausbrechen in die Worte: „Biſt Du, der da kommen ſoll, oder ſollen wir eines Andern warten?“

War Dante der ſibylliniſche Urgeiſt der modernen Politik, der ſich uns an der Pforte der Staatsbewegungen der neueren Völker als dieſe leidtragende

und ſchmerzlich verhüllte Geſtalt gezeigt: ſo verſtand es dagegen Petrarca ſchon, gute Geſchäfte mit der Politik und mit der Freiheit zu machen. Wir ſehen in ihm den erſten großen Diplomaten und Staatsredner im neueren politiſchen Leben, der zu den wichtigſten Geſandtſchaften und Staatsmiſſionen in ſeiner Zeit verwandt wurde und dabei die merkwürdige, in der That poetiſche Geſchicklichkeit an den Tag legte, daß er als Fürſtendiener zugleich immer den Anſchein eines Mannes der Freiheit ſich zu geben wußte, während er als Mann der Freiheit doch immer nur den Tyrannen ſeiner Zeit die bedeutendſten Dienſte leiſtete.

Es iſt höchſt ſeltſam, daß der erſte Diplomat des neueren Europa's ein Troubadour war, und daß die moderne Diplomatie mithin durchaus lyriſchen und poetiſchen Urſprungs iſt, da in jener Zeit, wo die Italiener zuerſt die ganze Maſchinerie der modernen Staatskunſt entwarfen, ihnen kein Mann tauglicher zu ihren diplomatiſchen Sendungen und Bedürfniſſen ſchien, als ein Dichter, oder ein Virtuos der lyriſchen Phraſe, wozu Petrarca in dieſer Zeit bereits den Begriff des Dichters ausgebildet hatte. Die Kunſt der Lüge theilte ſich in eine ſchöne und in eine häßliche Kunſt, von denen die eine die Poeſie,

die andere die Diplomatie war, welche letztere die verrätherische Geschicklichkeit ist, eine Sache so zu behandeln, daß sie zu ihrem Recht zu kommen scheint, während sie in demselben Moment heimlich an ihrem innersten und heiligsten Wesen verstümmelt und ihr die wahre Lebenskraft ausgesogen wird.

Sein Genie zur Diplomatie hatte Petrarca schon als Sonettendichter bewiesen, denn das Sonett war bei den Italienern sehr charakteristisch als diese poetische Form der Unfreiheit erschienen, die aus dem Zwang der vierzehn Zeilen sich eine selbstgefällige Spielerei geschaffen, und darum in dieser dialektischen und spitzfindigen Weise, in der auch die öffentlichen Zustände sich gestalten, weder der Form noch dem Gedanken genügt, indem beide sich gegenseitig verkürzen müssen, und die Gaukelei dann eben darin besteht, diese beständige Verkürzung wie eine Nothwendigkeit zu behandeln. Mich dünkt, die moderne Diplomatie (welche man auch die Kunst nennen könnte, aus Allem ein Sonett zu machen), sie konnte kein fruchtbareres Naturell zu ihrer Entwickelung finden, als das Naturell eines italienischen Sonettendichters, der die Kunst der Täuschung zuerst in seiner eigenen Gefühls- und Gedankenwelt gelernt, und darum auch als Meister dieses politischen Gierlantes, zu welchem

die Diplomatie die geſunden Glieder der Völker zer renkt, auftreten kann. Wie Petrarca in ſeinen Sonetten ſich ſelbſt und die ganze Welt mit einer Leidenſchaft belogen, die eigentlich gar keine Realität, vielleicht nicht einmal einen wirklichen Gegenſtand hatte, darüber iſt die Kritik dieſes Dichters ſeit dem vierzehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag faſt überall einig geweſen. Seine ganze abgöttiſche Liebe war nur eine Selbſtverherrlichung des Wortes, der Phraſe, aus der Phraſe ſchuf Petrarca Liebe, Freiheit, Völkerglück, Tyrannen-Anbetung, und was man ſonſt Alles wollte, in einem Athem.

Das Wort, welches im geſunden Lebens-Organismus das wahrhaft geſtaltende iſt, wird ebenſo in kranken und verdorbenen Zuſtänden das Organ des Verrathes. So verlangte Richelieu nur drei geſchriebene Worte von Jemand, um ihn hängen laſſen zu können. Und Talleyrand, welcher die von Petrarca gegründete Kunſt zu ihrer höchſten Vollendung brachte, that den bekannten ſehr philoſophiſchen Ausſpruch: daß dem Menſchen das Wort nur darum gegeben ſei, um ſeine Gedanken dahinter verbergen zu können. Die Diplomaten ſind darum im neueren Staatsleben oft dieſe Bandüten der Phraſe geweſen, welche an dem Recht der Völker den faſt immer unbeſtraft ge-

bliebenen Meuchelmord des Wortes geübt haben, und deren Name aussterben wird, sobald aus dem modernen Polizeistaat der wahre Rechts- und Vernunftstaat als Selbstschöpfung eines freien und glücklichen Volks hervorgegangen sein wird. In neueren ständischen Versammlungen ist schon öfter der Versuch angeregt worden, die ungeheuren Ausgaben für die Unterhaltung der Diplomatie vom Budget zu streichen, aber wie die gegenwärtigen Staatszustände einmal sind, möchten diese diplomatischen Verhältnisse, welche auch der materiellen Volkswohlfahrt so bedeutend zu nahe treten, noch nicht entbehrt werden können.

Petrarca hatte jedoch mitten in seinen diplomatischen Verwendungen und Gesandtschaften, zu denen er bei den verschiedenartigsten Gelegenheiten gebraucht wurde, stets auch nicht abzuläugnende Anwandelungen im Sinne der politischen Freiheit, zu der er einige Male sogar die überraschendsten Anläufe nimmt. Am unzweideutigsten stellt sich uns in diesem Betracht sein Verhältniß zu Cola Rienzi dar, an dessen revolutionnairer Freiheits-Unternehmung im Jahre 1347 man dem Petrarca einen bedeutenden und innerlich mitwirkenden Antheil zuschreiben muß. Es kann sogar mit vieler Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß Petrarca den Plan Rienzi's

durch welchen die Staatseinrichtungen des antiken Roms wiederhergeſtellt werden ſollten, vorher genau gekannt und mit demſelben mannigfach beſprochen habe. Cola Rienzi (eigentlich Niccolò di Lorenzo, d. h. Sohn des Lorenzo, woraus man Cola Rienzi verſtümmelt hat), Sohn eines Gaſtwirths und einer Wäſcherin, mit wenigen Kenntniſſen, aber vieler Begeiſterung und feuriger Redekraft ausgeſtattet, befand ſich im Jahre 1342 an der Spitze der Geſandtſchaft, welche die Stadt Rom an Clemens VI. nach Avignon abgeſandt hatte, um den neuen Papſt zu bewegen, daß er den heiligen Stuhl wieder nach Rom zurückverlegen ſolle.[1] Auch Petrarca war (wenigſtens nach der Behauptung de Sade's) ein Mitglied dieſer Geſandtſchaft, bei welcher jedoch Cola Rienzi als Redner das Wort führte, dem der Papſt ein Zeichen ſeines Wohlwollens durch ſeine Ernennung zum apoſtoliſchen Notarius in Rom gab. Nach den gründlichen Erörterungen, die Papencordt[2] darüber gegeben, hielt ſich jedoch Petrarca damals als diplomatiſcher Vermittler in andern italieniſchen Angelegenheiten, namentlich für Parma, in Avignon auf, befreundete ſich aber bei dieſer Gelegenheit mit Cola

[1] Sismondi V. 410.
[2] Cola di Rienzi und ſeine Zeit S. 338.

Rienzi, dem er schon damals seine Sympathie für den Gedanken ausgesprochen zu haben scheint, daß die alte Herrlichkeit Roms auch in den politischen Staatsformen wieder aufgerichtet werden müsse, und daß gerade jetzt die Zeit dazu gekommen sei. Das damalige Rom hatte noch, wenigstens der Form nach, ein volksthümliches Verfassungs-Element, indem die von jedem der dreizehn Stadtviertel gewählten Gemeinde-Vertreter unter dem Namen der caporioni eine Magistratsversammlung bildeten, welche mit einer souverainen Regierungsmacht bekleidet war. Die Ernennung des Senators der Stadt hatte sich aber der Papst vorbehalten, der schon seit längerer Zeit diese Würde ausschließlich mit dem Adel des Landes besetzte. Der römische Adel hatte aber die demokratische Regierungsform längst unwirksam zu machen verstanden, und es war in Rom während der Abwesenheit der Päpste in Avignon die fürchterlichste Anarchie der Vornehmen und Großen ausgebrochen. Die Familien Colonna, Orsini und Savelli waren Herren der Stadt, und bekriegten sich gegenseitig mit gemietheten Banditenschaaren, indem sie aus den antiken Monumenten Roms Festungen und Kasernen machten. Cola Rienzi bewaffnete sich mit dem Zauber des alten klassischen Namens Roms, und nach-

dem er das römiſche Volk durch Reden und durch ſeine freiheitflammenden Erklärungen allegoriſcher Volksbilder, die er vor ihnen aufſtellte, vorbereitet, forderte er ſie auf, das wiederherzuſtellen, was er den guten Zuſtand nannte, und worunter er die freien Formen des antiken Staatslebens verſtand. Der Erſte, welcher den neuen römiſchen Volkstribunen in ſeiner vielverheißenden Herrlichkeit begrüßte, war unſer Petrarca, der ſogleich aus Avignon an Cola Rienzi und an das römiſche Volk ein merkwürdiges, die begonnene Revolution anfeuerndes Sendſchreiben richtete. Dies führte den Titel: Ad Nicolaum Laurentii Tribunum populumque Romanum hortatoria. (In der Baſeler Geſammt-Ausgabe der Petrarca'ſchen Werke p. 595.) Mit dem Petrarca geht hier plötzlich ſeine poetiſche Phantaſie durch, und obwohl er, als der größte Alterthumskenner ſeiner Zeit, am beſten wußte, wie grundverſchieden das alte Rom von dem neuen war, ſo überließ er ſich doch in ſeiner Begeiſterung dem Wahn, daß Rom die antiken Freiheitsformen ganz und gar wieder annehmen könne, um in dieſen das wahre Haupt der ganzen Chriſtenheit zu werden, und zugleich das Zerfallen Italiens ſelbſt in dieſe kleinen Tyrannenherrſchaften zu heilen. Er ſpricht in jenem Brief zugleich

bern und Tyrannen, die nicht einmal römiſches Blut in ihren Adern hätten, ſondern vom Rhein und der Rhone wie fremde Verbrecher eingewandert ſeien. Petrarca ſpielt hier ohne Zweifel auf die mächtige Familie der Colonna's an, von denen eine Sage behauptete, daß ſie aus Cöln abſtammten. Und während er den Cola Rienzi den dritten Brutus, einen Camillus, einen neuen Romulus nennt, bringt er in ihn, jene Feinde der Republik, ohne Rückſicht auf frühere Verhältniſſe, zu vertilgen. Rienzi hatte auch bereits die Colonna's, und unter dieſen den großen Stefano Colonna, Petrarca's beſten Freund, auf's Aeußerſte gedemüthigt und gefangen geſetzt, aber man muß ſich wundern, daß gerade Petrarca hierin ſein Lehrmeiſter werden konnte, der es in dieſem Augenblick ganz vergaß, welche Bande ihn mit den römiſchen Baronen verknüpften. Rienzi's Macht war freilich ſchon durch ganz Italien gedrungen, und er konnte es ſogar wagen, die beiden Gegenkaiſer Ludwig von Baiern und Karl von Böhmen nebſt allen Kurfürſten vor ſeinen Richterſtuhl zu rufen, wie auch den Papſt und alle von Rom abweſenden Geiſtlichen zur Rückkehr in ihre Bisthümer aufzufordern. Aber Rienzi's Charakter war nicht ſtark und weit genug,

Rienzi's Charakter war nicht ſtark und weit genug, um ein ſolches Werk dauernd zu tragen, und er löſte es darum bald in ſeinen eigenen Thorheiten und Haltungsloſigkeiten wieder auf. Petrarca hatte alle Mühe, ſich nach dem Sturz des Volkstribunen wieder mit ſeinen eigenen perſönlichen Verhältniſſen zu den Großen Roms zurechtzufinden, die bedeutend erſchüttert ſein mußten, aber dem Dichter der Sonette an Laura gelang dies durch einige geſchickte Bewegungen vollkommen. Es widerfuhr ihm aber nicht wieder, ſich von der Freiheit zu einem ſo indiscreten Verhältniß fortreißen zu laſſen, und er beſchloß in dieſem Artikel, der doch auch ſeine großen Nachtheile mit ſich bringen konnte, künftig mit größerer Vorſicht zu arbeiten. Ja er gönnte ſich eine kleine Entſchädigung, indem er bald darauf in die Dienſte des tyranniſch wirthſchaftenden Erzbiſchofs von Mailand, Giovanni de' Visconti eintrat, worüber er namentlich von ſeinem Freunde Boccaccio die bitterſten Vorwürfe hören mußte, der ihn tadelte, daß Petrarca, ein Florentiner, ſich zum Rathgeber des ſchlimmſten Feindes ſeines Vaterlandes mache und ſeine Freiheit an einen Fürſten opfere, den er ſelbſt ſo oft einen grauſamen Polyphem und Cyclopen genannt habe.

Petrarca wußte ſich in ſeiner darauf gegebenen Antwort nur ſehr ſchwach zu vertheidigen. Der Erzbiſchof ſandte ihn jedoch an der Spitze einer Geſandtſchaft als Orator nach Venedig, um durch die Kraft ſeiner Beredtſamkeit und diplomatiſchen Vermittelungskunſt die Streitigkeiten dieſer Republik mit Genua beizulegen. Als nach dem Tode Giovanni Visconti's ſeine drei liederlichen und entarteten Neffen, Matteo, Bernabò und Galeazzo ſich in die Herrſchaft Mailands theilten, blieb Petrarca auch jetzt noch den Visconti treu, und ſchrieb ſogar Lobreden auf dieſe in allen Niederträchtigkeiten und Ränken, wie ſie damals zu dem Typus eines italieniſchen Fürſtencharakters gehörten, ſich hervorthuenden Leute. Dafür hatte Petrarca freilich das Vergnügen, daß er bei einem Sohne des Fürſten Bernabò Gevatter ſtehen, auch dem fürſtlichen Sprößling einen goldenen Becher ſchenken und ein Gedicht machen durfte. Dieſe ſo kleinlichen und perſiden Stellungen eines Mannes, wie Petrarca, würden überhaupt nicht zu erklären ſein, wenn ihn nicht jener Kitzel, der oft mächtiger iſt als der großartigſte Verſtand und der tiefſte Geiſt, beherrſcht und unaufhörlich gekrickelt hätte, nämlich der, mit Königen und Kaiſern umzugehen, an fürſtlichen Tafeln zu eſſen, und von einer erlauchten Hand

freundlich auf die Schultern geklopft zu werden. Ein ſolches gnädiges Klopfen auf die Schulter iſt den Freiheitsideen im modernen Staatsleben ſchon oft gefährlich genug geweſen, und Petrarca konnte es auch ganz und gar nicht aushalten. Sein Verhältniß zur Freiheit in der Politik iſt überhaupt mit ſeinem Verhältniß zu Laura in den Sonetten zu vergleichen. Wie man in dieſer letztern trotz aller überfluthenden Beredtſamkeit durchaus nicht errathen kann, wer Laura eigentlich iſt, ob ſie nur ein allegoriſches Wortſpiel für lauro, Lorbeer, dem der Dichter nachſtrebt, oder ob ſie von Fleiſch und Blut geweſen, ob ſie wirklich verheirathet oder eine Jungfrau war, worüber die Kritik ſtets die gelehrteſten Forſchungen unterhalten: eben ſo iſt die Freiheit Petrarca's, für die er ſich oft begeiſtert genug ausgeſprochen, eine ſolche chamäleontiſche Laura, der man gar nicht in die Augen zu ſehen vermag, und die durchaus keine beſtimmte und faßbare Geſtalt hat. So iſt auch das Verhältniß Petrarca's zu dem Kaiſer Karl IV. wieder ein derartig ſchwankendes, das den lyriſchen Diplomaten in den ſeltſamſten Schaukelungen und Schilderungen erſcheinen läßt. Wie Dante durch ſeine Sendſchreiben den Kaiſer Heinrich von Lützelburg herbeirief, ſo hatte auch Petrarca einen langen und wort-

reichen Brief an Karl IV. gerichtet, worin er diesen Kaiser aufforderte nach Italien zu kommen und allen unglückseligen Wirren durch seine Gegenwart ein Ende zu machen, indem er sich dabei einer unpraktischen Anwendung der Ideen des alten römischen Kaiserthums überließ. Erst nach drei Jahren antwortete ihm der Kaiser, und setzte ihm darin sehr treffend den wesentlichen Unterschied der alten und der neuen Zeiten auseinander. Als aber Karl IV. im Jahre 1354 sich wirklich zu seinem Römerzug anschickte, und im November dieses Jahres in Mailand angelangt war, sandte er sogleich einen eigenen Boten nach dem Dichter, um ihn persönlich zu sich zu berufen. Die zwischen ihnen entstandenen Verhandlungen hatten aber keinen Erfolg. Bei einer spätern Sendung Petrarca's an den Kaiser nach Prag erhielt der Dichter von ihm das Diplom eines Comes Palatinus. —

---

3. Das Haus Medici und die italienische Freiheit.

In der Idee der politischen Freiheit hatten sich im dreizehnten Jahrhundert die herrlichen und großmächtigen

Formen des italienischen Lebens gegründet, aber diese Idee schwächte sich zuerst von innen heraus im Staate und im Volke wieder ab, indem das uralte Widerspiel zwischen Aristokratie und Demokratie, deren dialektisches Umschlagen in einander immer der gefährlichste Feind der Freiheit ist, zuerst in den freien Verfassungen selbst sich regte. In der Geschichte der italienischen Republiken im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert wurde die Freiheit aus einem Volksbegriff allmählich ein erblicher Familienbegriff, der mit dem Ansehn der aristokratischen Geschlechter, die sich bald vorzugsweise im Besitze der obrigkeitlichen Würden befinden, verwuchs. Wie die Demokratien immer aristokratisch überwachsen werden und zuletzt wie zur Rettung vor sich selbst ihren Nacken unter das Joch des Despotismus beugen, davon zeichnen uns die Freistaaten Italiens im Mittelalter das lehrreichste Beispiel auf, lehrreich aber besonders um deswillen, weil wir den Mangel einer inneren politischen und humanen Erziehung des Volks und Bürgergeistes damit zusammenhängen sehen. Denn wo diese von innen heraus vernachlässigt wird, können auch die freien Staatsformen keinen Bestand und keine natürliche Weiterbildung finden. Die italienischen Republikaner kamen zuerst dahin, daß sie

die politische Freiheit nicht für ein allgemeines Menschenrecht, sondern für einen besonderen Vorzug innerhalb ihrer Ringmauern hielten, und deshalb entzogen sie den Landleuten, die zu ihrem Gebiet gehörten, das Recht der politischen Repräsentation. Je mehr sie dann ihr Staatsgebiet erweiterten und ausdehnten, desto kleiner wurde die Anzahl ihrer politisch berechtigten Bürger, da sie die neu aufgenommene Bevölkerung nur wie einen Zuwachs von rechtlosen Unterthanen behandelten. Sismondi[1] berechnet das in Italien allmählich entstandene politische Verhältniß so: daß zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts auf eine Bevölkerung von 18 Millionen Seelen in Italien kaum noch 16 oder 18000 Italiener kommen, die in vollem Genuß ihrer bürgerlichen Rechte sich befanden, während im vierzehnten Jahrhundert sich die Zahl der politisch Berechtigten noch auf 180,000, im dreizehnten Jahrhundert aber auf 1,800,000 belaufen habe. Diese stufenweise Verminderung der politischen Freiheit in Italien, die dadurch vernichtet wurde, daß man sie aus einem Volkseigenthum zu einem Privilegium machte, sie enthielt den Hauptgrund des gänzlichen Verfalls des italienischen Na-

[1] Histoire des republ. ital. au moyen âge. XII. 17.

tionallebens, in welchem daſſelbe ſchon im Mittelalter die hinundhergezerrte Beute fremder Völker werden konnte, und in den Kriegen, mit denen Franzoſen, Spanier und Deutſche unausgeſetzt in dies Land einbrachen, ſich ſein beſtes Mark ausſaugen laſſen mußte. —

Wenn aber ſchon die Republiken in ihren innerſten Einrichtungen dazu beitrugen, daß der Begriff der Freiheit verloren gehen mußte, ſo geſchah dies noch bei weitem wirkungsreicher durch die italieniſchen Fürſtenhäuſer, die da, wo ſie die einzelnen Staatsgebiete Italiens in der Hand der Souverainetät hielten, mit einer ſelten geſehenen Virtuoſität an der Verſchlechterung und Verwilderung aller Zuſtände arbeiteten. In Genua, Lucca, Siena, Bologna, Mailand, Ravenna, Neapel, überall bildeten ſich mit raſcher Vollendung und zum Theil nach vorausgegangenen anarchiſchen Stürmen und Umwälzungen, dieſe Muſterwirthſchaften des Despotismus aus, welche auf ein vollkommenes Syſtem aller Gräuel und Schandthaten, deren nur die menſchliche Natur fähig ſein kann, ſich ſtützten. Das moderne Fürſtenweſen offenbarte ſich hier ſchon früh in ſeiner innerſten Verderbtheit, und es beſtand hier eigentlich in der Kunſt, durch das Verbrechen zu regieren, wie denn dieſe

Throne auch nur durch Gift, Meuchelmord, Laſter und Intrigue begründet und behauptet wurden. Dieſer Despotismus der kleinen italieniſchen Tyrannen war eine organiſirte Banditenwirthſchaft, die ſich bei Einigen ſogar zu einer äſthetiſchen Kategorie ausbildete, und daraus dieſen äſthetiſchen Despotismus erzeugte, der nachher durch ganz Europa und durch alle Zeiten ſeine Keime ausſtreute, und in Italien beſonders in der berühmten Familie der Mediceer ſeine Ausbildung erhielt.

An dieſe Mediceer hatte das ſchöne Florenz zuerſt ſeine Freiheit und das Grundweſen ſeiner republikaniſchen Einrichtungen verloren. Es fehlte in Italien nicht an Schmeichlern, welche die Geſchlechtsregiſter der Familie der Medici bisauf die Zeiten Karls des Großen hatten zurückführen wollen, obwohl dieſe Erfindung nur zu dem Zweck gemacht wurde, um dieſer vornehmen Kaufmanns-Familie, denn nichts Anderes waren die Mediceer urſprünglich, in den Augen des Volkes das Anrecht auf eine fürſtliche Oberherrſchaft zu geben, nach welcher ſie namentlich mit Hülfe ihrer ungeheuren Geldmittel, die aus dem Handel ſtammten, ſtrebte. Die Familie der Medici, die in Italien und für ganz Europa das ſprüchwörtlich gewordene Protectorat der Künſte und Wiſſenſchaften übernahm, iſt zu ihrer

auch in der Politik so hervorragenden Stellung nur durch die Macht des Banquierthums gelangt, welches damals zuerst durch die Medici sein Prinzipat im neuern Europa ankündigte, und als ein künstlerisches, wissenschaftliches und politisches Banquierthum, oder als der wahre Geldwucher auf dem Gebiete des Geistes und der Freiheit, sich constituirte. Diese hochbelobten Mediceer, wie sehr sie auch von dem hungerigen florentinischen Pöbel und von armen poetischen Schluckern, wie Angelo Poliziano, als Götter gepriesen wurden, waren doch nichts mehr und nichts weniger als geistreiche Wucherer, die mit einem riesenhaften Talent für Handel und Geldmacherei beispiellose Schätze anhäuften, und dieselben nicht nur zu einem unabweislichen Einfluß auf die Politik und die Kabinette ihrer Zeit, sondern auch zu einem geistigen und wissenschaftlichen Prinzipat, wie es in der Richtung der damaligen Epoche lag, benutzten. Der naheliegende Vergleich mit dem heutigen Hause Rothschild, den man anstellen könnte, hinkt nur in dieser Beziehung auf die Künste und Wissenschaften, die wahrscheinlich auch die Rothschilds in ihr Königthum der Börse aufgenommen hätten, wenn in diesem Posten heut noch so viel zu machen wäre, wie in der Zeit der Mediceer, welche die eigentlichen Stock-

jobbers in Kunst und Wissenschaft waren und damit à la hausse speculirten, weil es zur Befestigung eines wahrhaft fürstlichen Ansehens durchaus nothwendig war. Die Dynastie der Rothschilds, die sicherer steht als manche andere, kann heutzutage durchaus keine Zeit haben zu dem Mäcenat für Künstler und Gelehrte, da sie mit dem Mäcenat über die leeren Taschen der Fürsten und Staaten alle Hände voll zu thun hat. Umgekehrt kann man aber auch sagen, daß namentlich die Männer der Wissenschaft heutzutage nicht mehr so viel Zeit übrig haben, um sich von solchen Mäcenen im Gefolge ihres Hofstaats beschützen zu lassen, denn während die Taschen der Fürsten, welche damals die Mediceer und heut die Rothschilds zu füllen hatten, immer leerer zu werden scheinen, wird dagegen der Kopf der Wissenschaft immer voller von Gedanken, von Freiheit und von durchzuarbeitendem Stoff der Zeit. Ueberraschend sind aber diese Aehnlichkeiten der Figuration, auf welche die Geschichte immer von Zeit zu Zeit wieder zurückkommt. Das Haus Medici ist durchaus auf dieselbe Weise fürstlich und weltgeschichtlich geworden, wie das Haus Rothschild, nämlich durch diese universale Macht des Geldes, die in Europa zuerst an den Mediceern zur Geltung und Darstellung gebracht

worden ist. Diese ersten Momente der Universalherrschaft des Geldes fallen in Europa mit der Erfindung des Schießpulvers zusammen, welches letztere ebenfalls bei seiner Anwendung auf den Krieg diese unritterliche Negation aller Humanität und Menschenwürde ist und gewissermaßen ein kaufmännisches Calcul der Zerstörung enthält, wo sonst die freie That der persönlichen Tapferkeit gewaltet. Das Geld und das Feuergewehr sind daher auch die stärksten Beförderungsmittel des Despotismus und der Tyrannei geworden, und beide haben gleichmäßig am meisten die inneren Prinzipien der Völker verwüstet, weshalb auch die Kanonen am besten den Wahlspruch führen: ultima ratio regum, auf den Geldmünzen der Völker aber oft die am besten getroffenen Portraits ihrer Despoten zu finden sind.

Das Handelshaus Medici ward in seinem Glanz und seiner Größe vornehmlich durch Johann von Medici, der von 1360—1428 in Florenz lebte, gegründet. Durch das Gelingen seiner kaufmännischen Geschäfte erwarb er schon unermeßliche Reichthümer, die er seinen beiden Söhnen Cosmus und Lorenz hinterließ, wie zugleich die Anwartschaft auf die höchsten Staatsämter von Florenz, die auch schon Johann von Medici in der Republik bekleidet hatte. Sein

Sohn Cosmus vereinigte mit noch größeren Erfolgen die Regierungsgeschäfte mit den ausgebreitetsten Handels-Unternehmungen, und das Ansehen wie die Reichthümer der Familie steigen durch ihn schon auf eine unberechenbare Höhe. Der berühmteste und nicht bloß am meisten verdienende sondern auch verdienstlichste Begründer der mediceischen Familiengewalt wurde aber Lorenzo von Medici, Pietro's Sohn und Cosmus des Großen Enkel, im Jahre 1448 zu Florenz geboren, und mit dem Beinamen des Prächtigen geehrt. der größte Banquier und Kaufmann seiner Zeit, der zugleich Dichter, Philosoph und Platoniker, Kenner der classischen Literatur, die er unter Landius und Argyropulus studirt, und Schüler des berühmten Marsilius Ficinus in der platonischen Philosophie. Er trat nach dem Tode seines Vaters Pietro 1469 an die Spitze der florentinischen Republik, deren demokratische Elemente er allmählig umzubilden und zu entkräften suchte.

4. Nicolo Macchiavelli's Politik.

Das politische und sociale Leben der Italiener zeigte zu Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts denselben Bruch seiner Principien und Formen, der in dieser Zeit das ganze Staats- und Gesellschaftsleben von Europa auseinanderklaffen ließ, und einen Kampf ankündigte, der seitdem die Geschichte aller neueren, politisch lebensfähigen Völker bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört hat zu bewegen, nämlich den Kampf zwischen den absolutistischen und volksthümlichen Ordnungen im Staatenleben, den Kampf um die Rechte und Formen einer modernen Tyrannei und Gewaltherrschaft, welche sich um so stärker und lebensgieriger zu begründen begann, je mehr das Volk selbst in seiner eigenen Masse seine physische und moralische Kraft und damit auch das Bewußtsein seiner ewigen Berechtigungen verlor.

Es ist dies derjenige Moment der neueren Völkergeschichte, wo das Volk, entlassen aus den festen Organisationen des Mittelalters, in denen es eingeschlossen wie das Kind im Mutterleibe geruht hatte, und plötzlich einer gänzlich aufgelockerten und schwankenden Welt sich gegenübersehend nicht wußte, wo

es mit seiner Existenz hin sollte. In dem germanischen Europa entsteht aus der sich bereitenden Auflösung der mittelalterlichen Lehnsverfassungen zuerst diese blutige und herzzerreißende Tragödie des Bauernkriegs, welche mehrere hundert Tausende der armen Leute (miseri homines) in den Tod jagt und damit schließt, daß die deutschen Fürsten das absolute Prinzip der obrigkeitlichen Gewalt neu befestigen und darin überhaupt die monarchische Autorität enger und undurchdringlicher, als eine Schutz- und Trutzmauer gegen ihre Völker, um sich ziehn. Voll von Sophistereien war schon die Rede gewesen, mit welcher der Landgraf Philipp von Hessen in der Schlacht gegen die Bauern die Truppen anredete und worin er die unumschränkte Macht der Obrigkeit und Regierung auf die Bibel selbst begründete. In dem romanischen Europa aber wurde um dieselbe Zeit, und nachdem eine innere und äußere Zerlösung der freien republikanischen Verfassungen vorausgegangen war, an einem Aufbau der absoluten Gewaltherrschaften gearbeitet, der nicht mächtiger sein konnte, und dessen festgekittete Grundlage in dem Verbrechen der Fürsten, in der Schande des Volks und in der sophistischen Weisheit einiger großen Tyrannenlehrer bestand.

Den Ersten und Größten dieser Tyrannenlehrer

hat Italien, als das prototypische Land für europäische Politik und Cultur, aus der inneren Verderbniß seiner staatlichen und volksthümlichen Zustände wie eine nothwendige Frucht sich erzeugt. Und dies ist zugleich wunderbar genug der edelste und freieste Geist Italiens, es ist der große Nicolo Machiavelli, der berühmte Secretair der florentinischen Republik, wie er in Italien vorzugsweise genannt zu werden pflegt. Er, der Verfasser der in der ganzen Welt gebrauchten und geschmähten Schrift über den Fürsten (Del Principe), steht in der That wie eine räthselvolle Sphinx am Eingang dieser großen Staats- und Prinzipienkämpfe der modernen Zeit, und er hat die Theorie dieser Kämpfe zuerst in diesem vieldeutigen und vielgedeuteten Buch aufgezeichnet. Es scheint aber, daß er im Verlauf der Zeiten nur immer räthselhafter damit geworden ist, und je mehr selbst die apologetische Kritik der neueren Zeit ihre schöne Aufgabe darin zu lösen gesucht, daß sie dem Machiavelli die schändliche Rolle eines Lehrers und Dieners der Tyrannei abgenommen und ihm selbst bei den Zwecken seines Tyrannenbuchs eine innere Treue gegen den Geist der Freiheit und der Volksrechte nachzuweisen gestrebt hat; je mehr man sich ferner durch ein genaueres Studium der Machiavelli'schen

Schriften und durch eine Betrachtung derſelben in ihrem ideellen Zuſammenhange überzeugen mußte, daß Machiavelli im tiefſten Grunde ſeines Herzens wirklich der Mann des Volkes und der über die politiſche Freiheit und Wiederherſtellung Italiens ſchmerzvoll wachende Genius iſt: deſto unklarer und betroffener mußte man über ihn werden, wenn auch nicht hinſichtlich ſeiner Stellung zur italieniſchen Politik ſeiner Zeit, die uns durch fortgeſetzte Forſchungen hinlänglich deutlich geworden, doch hinſichtlich der pſychologiſchen Möglichkeit, wie ein ſo reiner und hoher Charakter, ein Denker, der in Allem auf die innerſten Gründe und Conſequenzen der Dinge zurückgeht, ein Dichter, der in ſeinen Strophen oft ſo hinreißend von der Süßigkeit der Freiheit, von der dolcezza del vivere libero ſingt, ein Menſch, der die liebenswürdigſte, mildeſte und humanſte Perſönlichkeit hatte, ſolche Widerſprüche in ſich zu beherbergen und zu bewältigen vermochte! Die apologetiſche Kritik, deren oft ſehr laxen Beweisführungen wir uns jedoch bei aller Liebe zu Machiavelli keineswegs unbedingt vertrauen wollen, ſie wird zunächſt ſchon den praktiſchen und zu allen Zeiten einflußreich geweſenen Gebrauch nicht umſtoßen können, welchen man in der Welt von dieſem Buche gemacht hat; ſie wird uns

nicht abläugnen können, daß dies dasjenige Tyrannenbuch, derjenige Codex des Despotismus ist, in welchem den Fürsten die Kunst des politischen Betruges am eindringlichsten gelehrt worden und das deshalb als das wahre Noth- und Hülfsbüchlein aller absolutistischen Throne seine unbestreitbare Wirkung gehabt hat. Seit dem Augenblick, wo Machiavelli's Fürst im Druck erschienen, war er das Lieblingshandbuch und das Vade-mecum aller regierenden und auf die Einherrschaft versessenen Fürsten geworden. Der Kaiser Karl V. soll es beständig in seiner Tasche mit sich herumgetragen haben, und bei den französischen Königen Heinrich III. und Heinrich IV. fand man es, als sie ermordet wurden. Wie es in alle Sprachen der Welt übersetzt wurde, so auch ins Türkische auf Befehl Mustapha's III., der es zu seinem eigenen und seiner Söhne Unterricht gebrauchte: eine Uebersetzung, welche noch in der Serail-Bibliothek des Großherrn vorhanden sein soll. Von dem Papst Sixtus V. aber wird erzählt, daß er sich zu seinem Handgebrauch einen Auszug aus Machiavelli's Schrift gefertigt, deren Original-Handschrift noch auf einer Privat-Bibliothek in Rom existirt.[1]

[1] Ginguéné histoire littéraire d'Italie VIII. 121.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT,T. FN. 0223/026

Das Machiavelli'ſche Fürſten-Buch, welches keineswegs das bedeutendſte und vollendetſte unter ſeinen Schriften iſt, wurde aber darum das wichtigſte und ſeinen Verfaſſer als den Urheber dieſer ſpecifiſchen machiavelliſtiſchen Politik bezeichnende und verantwortlich machende, weil es mit dem innerſten politiſchen Bedürfniß im ganzen neueren Europa zuſammentraf, und weil es der Geburt des neuen monarchiſchen Prinzips in Europa weſentlich zum Durchbruch geholfen hat. Wenn jemals ein Buch eine welthiſtoriſche Miſſion erfüllt und als Thatſache in das Leben der Völker ſelbſt übergefloſſen iſt, ſo iſt es das Machiavelli'ſche. Die Nachrede der Welt, die einem großen Mann wird, kann im Einzelnen oft eine ungerechte und niederträchtige ſein; ſeine ganze Richtung wird und kann aber niemals falſch in den Annalen der Nachwelt eingezeichnet werden. Die That des Genius iſt ſtets, ſo wie ſie iſt, die innerſte Nothwendigkeit ſeiner Zeit, und von dem Genius gilt es recht eigentlich, daß er die Sünden ſeiner Zeit auf ſich nehmen und damit in den Tod gehen muß. An dieſen Sündenmaalen der ganzen Epoche wird man ihn auch ſtets wahrhaft erkennen, und wenn man ihn daran vorzugsweiſe erfaßt, wird man ihm nur ſein innerſtes Recht widerfahren laſſen.

Es iſt daher keine Ungerechtigkeit gegen Macchiavelli, wenn die Welt ihn ausſchließlich bei ſeinem Tyrannenbuch feſtgehalten und mit ſeinem Namen die macchiavelliſtiſche Politik genannt hat, welche diejenige niederträchtige, argliſtige und gewaltſame Regierungs-Kunſt iſt, die in der Verachtung des Volkes wie in deſſen Schlechtigkeit ihren erſten Ausgangspunct nimmt und ihr Syſtem der Gewaltherrſchaft auf die allen andern Rückſichten überlegene Berechnung des Erfolgs und auf die Kraft der Conſequenz ſtützt. Die macchiavelliſtiſche Politik, in welcher die Ausklügelung neuer politiſcher Prinzipien für die modernen Völker ſich vollbringt, iſt aber keineswegs eine ſubjective Erfindung Macchiavelli's, ſondern ſie war in den italieniſchen Zuſtänden, in denen und für die ſie zunächſt hervorging, ſchon vor dem Auftreten Macchiavelli's ſelbſt thatſächlich vorhanden, oder, wie dies ein italieniſcher Schriftſteller Galeani Napione[1] zuerſt geiſtreich ausgedrückt hat, der Macchiavellismus war bei weitem früher als Macchiavelli ſelbſt. Macchiavelli wurde nur der Theoretiker dieſes Syſtems, das er ſchon in allen ſeinen Grundzügen entwickelt und ausgebildet vorfand

[1] Elogio di G. Botero. Annot. XII. Piemontesi illustri. I. 273.

und für welches er ſchon die glänzendſten und berühmteſten Perſönlichkeiten der Zeitgeſchichte als praktiſche Belege und Urbilder anführen konnte. Im Sinne der machiavelliſtiſchen Politik hatte ſchon Ferdinand der Katholiſche in Spanien ſeine Völker unterjocht, und geiſtig, politiſch wie religiös mit dem entſchiedenſten Glück vernichtet. In Frankreich war Ludwig XI. lange vor Machiavelli der verſchlagenſte und ausgelernteſte Machiavelliſt geweſen. In Italien war es das laſtervolle und ſchandthatenreiche Haus der Borgia, das der Kirche zur offenen Verhöhnung aller menſchlichen und göttlichen Rechte ſogar einen Papſt gegeben, Alexander VI., der Politik Italiens aber jenen politiſchen Mörder Cäſar Borgia, den hohen Meiſter aller trügeriſchen Staatskunſt und Staatsränke, in deſſen Schule eigentlich Machiavelli ſeine erſte diplomatiſche Bildung erhielt und auf den er auch nachher in ſeinen Schriften beſtändig hinweiſt, als auf einen zwar durch Verbrechen herrſchenden Fürſten, den er aber für die italieniſchen Staatenverhältniſſe offenbar als das Muſterbild eines conſequenten und im ſtrengſten Zuſammenhange handelnden Herrſchers anſieht. Wir ſehen, Machiavelli's Fürſt war ſeinem Verfaſſer nicht als ein theoretiſches Geſpenſt ſeiner Studirſtube aufgeſtiegen, dieſe Geſtalt lebte,

ſie formte ſich aus den treibenden Stoffen der ganzen Epoche, und Macchiavelli's Tyrannenbuch würde uns gerade als ſolches, als das Organon der Tyrannei, fehlen, wenn wir es nicht ganz genau als Symptom dieſes hiſtoriſchen Uebergangsmoments der neueren Staaten uns feſthalten wollen, als dieſes Uebergangsmoments, in welchem das abſolut monarchiſche Prinzip in Europa auf einer ausgeklügelten politiſchen Baſis und auf einem raffinirten theoretiſchen Standpunkt ſich erhebt, und in dem an die Stelle der organiſchen Verfaſſungen des Mittelalters die Sophiſterei der Gewalt tritt. Es iſt die Peſt der abſolutiſtiſchen Prinzipien, mit der die neuere politiſche Völkergeſchichte ſich überall ankündigt, und man wird einen Macchiavelli nicht tadeln können, daß er, um der Arzt ſeines Jahrhunderts zu werden, ſich ſelbſt dieſe Peſt einimpfte, wie dies große Aerzte ſtets bei Epidemieen gethan, um alle Symptome der Krankheit vollſtändig an ſich zu beobachten. Es würde uns eine theoretiſche Lücke für die moderne Politik entſtehn, wenn wir Macchiavelli's Tractat nicht in ſeinem unmittelbaren Sinne einer Tyrannenlehre auffaſſen, ſondern uns denſelben, wie einige ſeiner neueren apologetiſchen Kritiker gethan, idealiſtiſch verflüchtigen laſſen wollten. Mit dieſer apolo-

getiſchen Kritik werden wir in ihrem und unſerem Sinne ſpäter fertig zu werden ſuchen; zur Begründung einer richtigen Anſicht über dies ganze Verhältniß bleibt uns aber jetzt ein Zurückgehen auf Machiavelli's perſönliche Lebensumſtände unerläßlich.

Nicolo Machiavelli wurde am 3. Mai 1469 in Florenz geboren, aus einer Familie, die väterlicher Seits ihren Urſprung auf die alten Marcheſe-Geſchlechter Toscana's zurückführte. Die Familie war jedoch verarmt und Machiavelli's Vater, ein Rechtsgelehrter, lebte von den mäßigen Einkünften eines kleinen Amtes. Der Mutter, immer dem einflußreichſten Element bei dem Werden großer Männer, wird das Talent einer Dichterin nachgerühmt. Auf dem erſten Leben Machiavelli's bis zu ſeinem Eintritt in den Staatsdienſt lagert ein undurchdringliches Dunkel, und wir erhalten nur von dem Verhältniß zu ſeinem Lehrer Kunde, dem berühmten Marcello Virgilio, der Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Literatur in Florenz war, aber zugleich bei der neuen Regierung von Florenz, welche nach der Vertreibung der Mediceer eingeſetzt worden, einen der bedeutendſten Verwaltungspoſten der Republik bekleidete. Machiavelli ſcheint bei ihm zuerſt 1494 zur Erlernung der Staatsgeſchäfte vielleicht in der Eigen-

ſchaft eines Privatſecretairs eingetreten zu ſein, jedoch ſchon in den Staats-Bureaux gearbeitet zu haben. Nach vier Jahren eines ſtaatsmänniſchen Noviziats wurde er jedoch in ſeinem neunundzwanzigſten Lebensjahre bereits zum Kanzler der zweiten Kanzlei und unmittelbar darauf zum Secretair des Rathes der Zehn oder der Regierung der Republik ernannt. Die Verbannung der immer despotiſcher gewordenen Familie Medici war ein politiſcher Wendepunkt für den florentiniſchen Freiſtaat geweſen. Peter von Medici, der unfähige Sohn und Nachfolger ſeines berühmten Vaters Lorenzo, hatte durch ſeine unbeſonnenen Verwickelungen mit dem franzöſiſchen Carl VIII. die Exiſtenz des florentiniſchen Staats auf's Spiel geſetzt. Als der König von Frankreich auf ſeinem Zuge durch Italien in Florenz einrückte, und den Palaſt der Mediceer mit allen ſeinen Kunſtſchätzen, Antiken, Büchern und Handſchriften der Plünderung ſeiner Soldaten preisgab, jauchzte ihm das florentiniſche Volk entgegen, und rief den fremden und feindlichen König als den restaurator et protector libertatis florentinae aus. Nachdem die Verbannung des Hauſes Medici ausgeſprochen worden, ward zugleich die von den Mediceern immer ariſtokratiſcher gewendete Regierungsform verändert und die Staatsgewalt

in die Hände des großen Raths und eines auf Lebenszeit ernannten Gonfaloniere gelegt, zu welcher letztern Stelle Peter Soderini gewählt wurde, ein milder und volksfreundlicher, aber in den Zeiten der Gefahr zu schwach und charakterlos befundener Mann. Die Gegenstöße der aristokratischen und demokratischen Parteiungen hörten jedoch in Florenz nicht auf, und wurden theils durch die Intriguen der Medici, welche sie um ihre Rückkehr nach Florenz entspannen, theils durch den fanatischen Mönch Savonarola angeregt, der um diese Zeit seine demagogische Prophetenrolle bei den Florentinern begann. Savonarola arbeitete mit seinen phantastischen Predigten und allerhand wunderbaren mystischen Schauspielen, die er dem Volke gab, darauf hin, den demokratischen Formen die weiteste Ausdehnung zu geben, welche auf ein von der römischen Kirche freies Christenthum sich stützen sollten, und er sagte dem florentinischen Volke, daß Christus selbst sich herablassen wolle, sein Souverain zu werden. Sich selbst nannte er den Gesandten der Florentiner bei der Gottheit. Aus den Freuden des italienischen Carnevals machte er trübsinnige allegorische Mummereien oder er ergötzte das Volk durch Aufrichtung von Scheiterhaufen, auf denen er die seltensten und schönsten Werke der Literatur,

namentlich auch den Boccaccio, alle Gemälde und Kunſtſachen, alle Luxus- und Putzgegenſtände, ja ſogar alle Schachſpiele, auf einem Haufen verbrannte. Dem Lorenzo von Medici, deſſen Beichtvater Savonarola geweſen, hatte er noch auf ſeinem Todbette die Abſolution verweigert, und er wollte ſie ihm nicht eher ertheilen, als bis der Sterbende ſich durch einen ausdrücklichen Act bereit erkläre, die florentiniſche Freiheit und die volksthümliche Regierungsform der Republik wieder herzuſtellen, wozu aber der Mediceer ſelbſt im Angeſicht des Todes ſich nicht entſchließen konnte.[1] Machiavelli gehörte ſowohl durch ſeine ganze politiſche Stellung in Florenz wie durch ſeine innerſte Geſinnung der Gegenpartei der Mediceer an, aber er offenbarte hier ſchon ſeinen ächt ſtaatsmänniſchen und diplomatiſchen Takt darin, daß er auf der andern Seite ſich keineswegs zum Parteigänger eines religiöſen Fanatikers machen konnte. Von Savonarola ſagte Machiavelli nur ſcherzend: „die Propheten, die keine Kriegsheere in ihrem Gefolge haben, nehmen immer ein ſchlechtes Ende; ich rathe dem Savonarola ſich eine Armee anzuſchaffen!“ Unter Machiavelli's Briefen findet ſich auch einer,

[1] Simondi Histoire des rép. ital. XII. 69.

worin er die letzten Predigten Savonarola's beurtheilt, die derselbe zwei Monate vor seinem Fall gehalten, und man ersieht daraus, wie überlegen der Staatsmann in den Dingen der politischen Wirklichkeit dem heißstürmenden Propheten ist. Machiavelli faß in seiner florentinischen Staatskanzlei und schien mit seinen hohen Geistesanlagen ganz befriedigt an den wichtigen und weitverzweigten Geschäften, die ihm hier anvertraut waren, und die in der Führung der ganzen inneren und äußeren Correspondenz des Staats, in der Redaction der mit den benachbarten Mächten und mit fremden Souverainen abgeschlossenen Verträge und in der Einregistrirung der Rathsverhandlungen bestanden. Seine überragenden Talente, mit denen er sich ruhig in seinen Acten einschloß, müssen jedoch bald über diese mehr mechanischen Beschäftigungen hinausgesehen haben, denn sie wurden auch außer der Kanzlei zu den wichtigsten diplomatischen Sendungen und Aufträgen benutzt. Er wurde der eigentliche florentinische Diplomat, der, außer vielfachen Missionen im Innern des Staats, zu dreiundzwanzig auswärtigen Legationen verwendet wurde, und darunter besonders auch in Frankreich und Deutschland gesandtschaftliche Posten versah. Man hat von den Bethätigungen des Mac-

chiavelliſchen Geiſtes keine früheren Spuren, als die er auf ſeiner diplomatiſchen Laufbahn zeigte und in ſeinen Depeſchen und Geſandtſchaftsberichten niederlegte, von denen die aus Frankreich und Deutſchland ſich zu vollſtändigen Gemälden dieſer Länder ausarbeiteten (Ritratti delle cose dell' Alamagna und Ritratti delle cose di Francia). Machiavelli war mit Leib und Seele Diplomat, ehe er irgend etwas Anderes war, und als einen Diplomaten, d. h. als einen Rechenkünſtler des politiſchen Erfolges, nicht aber als einen von der Wirklichkeit abſehenden Idealiſten, werden wir ihn daher auf allen ſeinen Schritten zu beurtheilen haben. Damit kann aber nicht geläugnet werden, daß Machiavelli nicht auch als Diplomat in den Dienſt der höheren politiſchen Ideen ſeines Vaterlandes ſich zu ſtellen gewußt. Bei ſeinen geſandtſchaftlichen Stellungen ging er immer vornehmlich darauf aus, die Geſammtzuſtände der Länder, in denen er ſich befand, zu ſtudiren, und er benutzt in ſeinen Berichten nicht ſelten die geſammelten Erfahrungen zu patriotiſchen Rathſchlägen für ſein Vaterland. Hier war er ſchon nicht der gewöhnliche Diplomat, der nur in der kalten Algebra der Verhältniſſe ſich bewegt und über den Umfang

ſeiner Inſtruction hinaus weiter kein Herz und kein Gewiſſen hat.

In Europa war damals das Gleichgewichts-Syſtem der Staaten zuerſt an die Tagesordnung gekommen, und die ganze Politik wurde dadurch in ihrem eigentlichſten Weſen Diplomatie, indem es ſich überall nur darum handeln konnte, in gegenſeitiger Beargwöhnung und Abſchwächung dieſe künſtliche Schwebe der Mächte aufrecht zu erhalten, in der die eiferſüchtig bewachten Gränzen einer jeden Größe bald durch perfide und geſinnungsloſe Verträge, bald durch noch verrätheriſchere Kriege gehütet wurden. Dieſer Balancir-Politik der Mächte, der die Heirath einer Prinzeſſin wichtiger iſt als das Verderben ganzer Völkerſchaften, die unter unglücklichen Conjuncturen der Hunger hinrafft, ſind von jeher bis auf den heutigen Tag die heiligſten Volks- und Staatsintereſſen geopfert worden. Unter dieſen gekniffenen Schaukelungen der Staatsverhältniſſe, die doch nur den Egoismus der einzelnen Machthaber zum Gegenſtand hatten, nahm die diplomatiſche Politik dieſe ätzende und giftige Schärfe, dieſe verſchlagene und ränkevolle Berechnung an, welche mit ſpieleriſchen Händen das Verderben der Anderen ausſtreute und

Denjenigen als den größten politischen Genius erscheinen ließ, der am geschicktesten betrügen, fälschen und durch unerwartete Schläge überraschen konnte. Zu keiner Zeit wurden daher so viele Gesandte von allen Seiten und nach allen Seiten hin ausgeschickt als in dieser, und nur heutzutage möchte noch das diplomatische Vielbedürfniß der Staaten, welches immer zu dem Volksglück in einem umgekehrten Verhältniß steht, als ein gesteigertes gegen früher zu bemerken sein.

In Italien war zuerst die politische Balancir-Kunst zu einer Nothwendigkeit der Erhaltung für fünf Staaten geworden, welche unter den Trümmern und Halbheiten der staatlichen Existenzen sich obenauf erhalten hatten, und diese italienischen Hauptkörper waren Venedig, Rom, Mailand, Neapel und Florenz. In diese seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts unabläßig dauernden Bewegungen der Vergrößerungs- und Verkleinerungs-Politik trat nun Machiavelli wie in seine Schule ein, und dies kann bei einem so edel begabten und zart besaiteten Geiste nicht ohne eine Revolution seiner innersten menschlichen Natur abgegangen sein. Wir müssen annehmen, daß eine tiefinnere Scheidung als Mensch und als

Politiker ſich in ihm bewerkſtelligt habe, ehe er ſich zum Meiſter in den Staatsgeſchäften ſeiner Zeit und ſolcher Zeit vollenden und, wie wir ſehen werden, mit Herzensluſt gebrauchen laſſen konnte. Seine Fortbildung als Politiker mußte in einem umgekehrten Verhältniß zu ſeiner Entwickelung als Menſch und zu ſeinem wahrhaft menſchlichen Bedürfniß nach politiſcher Freiheit ſtehen. Wir können nicht anders als annehmen, daß er beſonders dadurch ein ſo ausgezeichneter Diplomat geworden ſei, weil er bei Zeiten ſein beſſeres menſchliches Theil in ſeiner Bruſt in Sicherheit gebracht und ihm einen geheimen aber ſtark befeſtigten Winkel darin angewieſen habe, gewiſſermaßen ein verborgenes Schmerzenslager für die Idee der Freiheit, deren heimlichen menſchlichen Cultus er nie aufgegeben, wenn er ihn auch von den Staatsgeſchäften gänzlich zu trennen und fernzuhalten verſtand. Er lernte es früh in dieſer diplomatiſchen Schule ſeines Vaterlandes, zwei gänzlich geſchiedene Welten in ſich zu beherbergen, und im Gegenſatz zu ſeinem innerſten Menſchen die vollendete Aeußerlichkeit eines ſtaatsgeſchäftlichen Charakters ſich auszubilden, der ganz für ſich lebte und handelte und einen gewiſſen menſchlichen Punct ganz unberührt laſſen konnte. Dieſe Vergötterung der äußeren Thatſache,

worin der Triumph des diplomatiſchen Charakters beſteht, und aus der ein Machiavelli einzig und allein ſeine poſitive und dienſtbare Stellung zum Despotismus ſeiner Zeit herleiten konnte, ſie entſpricht offenbar mehr der pragmatiſchen Beweglichkeit des romaniſchen Naturells, als der Gemüthsweichheit des germaniſchen Menſchen. Wir haben hier in Machiavelli vorzugsweiſe den italieniſchen Charakter zu erkennen, der es in ſeiner Prallheit und ſeiner pragmatiſchen Anſtelligkeit zu den Geſchäften, die ſchon als ſolche eine unabweisbare Bedeutung für ihn haben, über ſich vermag, Menſch und Geſchäftsmann ganz in ſich zu trennen. Auf der menſchlichen Seite mußte es in Machiavelli troſtlos und verzweifelt ausſehn. Die menſchliche Betrachtung der Politik iſt immer niederſchlagend und unaushältlich, und ſie mußte es damals in Italien mehr als zu irgend einer anderen Zeit ſein. Ueberall, wohin Machiavelli in ſeiner Zeit ſchaute, ſah er nur die Unfähigen und Schlechten am Ruder, und einer entarteten und verworfenen Volksmaſſe ſchien nur noch dadurch geholfen werden zu können, daß es von einem Meiſter der Tyrannei geknechtet würde. Dieſe Ueberzeugung ſcheint ſich bei Machiavelli zuerſt prinzipiell und zu einem Syſtem ausgebildet zu haben, als ihn ein geſandt-

ſchaftlicher Auftrag ſeiner Republik mit dem größten Schwarzkünſtler der neueren Staatskunſt, mit Cäſar Borgia, in eine genaue und wechſelſeitige Berührung brachte. Wir müſſen dieſe Geſandtſchaft, als die eigentliche Vorſchule zu Machiavelli's Principe, einen Augenblick näher betrachten.

Das wilde ſpaniſche Blut, welchem das edle Haus der Borgia entſtammte, miſchte ſich in dieſen fürſtlichen Verbrechern auf eine ungemein berechnete Weiſe mit der Verſchlagenheit des italieniſchen Naturells, das in der Ausführung ſeiner Ränke und Tücken oft einen mathematiſch geordneten Plan zu befolgen verſteht. Cäſar Borgia, nachher in Italien Herzog Valentin genannt, wegen des Erzbisthums Valenzia, welches ihm ſein Vater, der Papſt Alexander VI. übertragen, war in ſeinem Charakter am glänzendſten und furchtbarſten dazu ausgerüſtet, das Syſtem einer mörderiſchen Politik kunſtvoll und erfinderiſch zu begründen. Seine weitverzweigten Pläne, ſich Gewalt und Herrſchaft zu erwerben und italieniſche Ländergebiete in ſeinen Beſitz zu bringen, hatten ihn zum Feind und Verfolger aller begüterten römiſchen Familien gemacht, aus deren Trümmern er die ſchaudervolle Größe des Hauſes Borgia aufrichtete, und worin er durch ſeinen Vater, den Papſt,

wie durch ſeine Allianz mit dem franzöſiſchen König Ludwig XII. mit Kriegsmitteln aller Art unterſtützt wurde. So hatte ſich Cäſar Borgia ſchon faſt der ganzen Romagna bemächtigt, war aber, als er im Jahre 1502 auch Abſichten auf den Erwerb von Bologna faßte, mit ſeinen bisherigen Freunden, den mächtigen Familien der Vitelli und Orſini, zerfallen. Die Florentiner, welche mit denſelben Adelsgeſchlechtern in feindlicher Verwickelung lebten, fühlten um dieſe Zeit das Bedürfniß nach einem Freundſchaftsbund mit Cäſar Borgia, der nach der Eroberung der ganzen italieniſchen Halbinſel zu trachten ſchien, und Machiavelli ward von ihnen zur Vermittelung dieſes wichtigen Verhältniſſes abgeſandt.

Wir ſehen jetzt Machiavelli, den Mann mit dem feinſten geiſtigen Spürblick und der durchdringendſten Menſchenkenntniß, dieſem Herzog Valentin gegenüber, der nur Dolch und Gift als die täglichen Inſtrumente ſeiner Vergrößerung handhabte und ſeinen politiſchen Weg bisher nur durch den blutigen Glanz ſeiner Verbrechen und unmenſchlichen Grauſamkeiten bezeichnet hatte. Es war dies eine Geſandtſchaft, bei welcher es darauf ankam, die Politik eines Cäſar Borgia in ihren geheimſten Verſtecken zu ergründen und gewiſſermaßen mit dem Tiefblick eines

göttlichen Weisen sich in den ganzen Zusammenhang einer verbrecherischen Tyrannenseele hineinzuversetzen. Machiavelli war zu diesem Studium der geeignete Mann, und es begann nun zwischen Beiden dies diplomatische Widerspiel der abgemessenen Stellungen und der ausgesuchtesten Demonstrationen bald durch eine erheuchelte Offenherzigkeit des Betragens, bald durch ein Zurückziehen in eine geheimnißvolle und wortkarge Position, bald durch ein lügnerisches Vorgeben neuer Zwischenereignisse, die gar nicht existiren, bald durch ein scheinbares Abbrechen der Unterhandlungen in demselben Moment, wo die größte Neigung zu Zugeständnissen da ist. Machiavelli zeigt sich einem Cäsar Borgia in diesen Schlangenwindungen der Diplomatie durchaus gewachsen, er weiß genau, auf welchem Punct der Herzog Florenz zu berücken gedenkt, indem er die täuschende Maske des Wohlwollens gegen dasselbe aufsteckt, und wenn der Herzog immer karger wird mit seinen Audienzen, studirt Machiavelli das Lächeln seiner Hofleute und schreibt daraus für seine Signoren in Florenz die wichtigsten Depeschen auf. Oder wenn der Herzog plötzlich einen Argwohn gegen die Absichten der Florentiner affectirt, weiß Machiavelli ihm einige

witzige Querfragen zu thun, welche den Cäsar Borgia zum Lachen bringen müssen.

Wie tief Machiavelli diesen Charakter studirte und durchschaute, hat er in den Briefen und Berichten über seine Gesandtschaft, die sich unter seinen Schriften finden,[1] hinlänglich gezeigt und selbst in der meisterhaftesten Darlegung aller Momente entwickelt. Wir müssen aber dabei zugleich sehn, wie sich in dem Studium auch die Bewunderung in Machiavelli's Herz schleicht, die Bewunderung für einen dermaßen ausgerüsteten politischen Charakter, für einen so systemartig abgeschlossenen und vollendeten Tyrannen, der in sich selbst gewissermaßen allen Gründen überlegen, und weil er nichts kennt als sein Ziel, nämlich sich selbst, eben dadurch unüberwindlich ist, und in diesem Bewußtsein seiner Sicherheit zugleich dies leichte und sarkastische Sichgehenlassen seiner Persönlichkeit gewinnt. So wird Machiavelli auch kaum überrascht, als er plötzlich, noch mitten in seinen diplomatischen und politischen Verhandlungen, ein Hauptthema, um das es sich gehandelt, nämlich

[1] Legazione al Duca Valentino und der Aufsatz Del modo tenuto dal duca Valentino nello ammazzare Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Forma, il Signor Pagolo e il Duca di Gravina Orsini. — Opere (ed. Flor.) T. III.

das Verhältniß der Orsini und Vitelli und ihrer Genossen zu Cäsar Borgia und zu Florenz, durch einen Meuchelmord entschieden sieht, indem der Herzog seine Gegner theils gewaltsam erdrosseln, theils hinrichten läßt.[1] Man hat den Macchiavelli sogar als einen Mitschuldigen Cäsar Borgia's bei der Begehung dieses Mordes bezeichnen wollen, der allerdings auch die bittersten Feinde der florentinischen Republik traf, aber es giebt keinen thatsächlichen Beweis für diese Anklage, obwohl Macchiavelli im vierundvierzigsten seiner Gesandtschaftsbriefe der Signoria von Florenz dies Ereigniß als ein höchst erfreuliches für die Republik anzeigt. Macchiavelli war selbst mit seinem Gefühl dem bestechenden Reiz des größten politischen Verbrechers erlegen, und wie rein staatsgeschäftlich und politisch er diese ganze Erscheinung auffaßte, geht vornehmlich auch daraus hervor, daß er in seinen Berichten über diese Legation niemals auch nur den geringsten menschlichen Schauder über die Nähe eines solchen staatsklugen und bluttriefenden Ungeheuers durchblicken ließ. Es bildet sich hier schon seine Ansicht, daß dies das Musterbild eines Fürsten

[1] Eine sehr lichtvolle Entwickelung des Verhältnisses von Macchiavelli zu Cäsar Borgia giebt Péries Histoire de Nicolas Macchiavel (Paris 1823.) p. 31. sq.

sei, wie er unter den verworfenen Zuſtänden Italiens zur Rettung und Wiederherſtellung erſehnt werden müſſe, und im ſiebenten Capitel ſeines Buches über den Fürſten nennt er ausdrücklich den Cäſar Borgia, als denjenigen Typus eines neuen Fürſten, der überall große Kraft und conſequente Handlungsweiſe zeige und über kleine Rückſichten erhaben ſei. Er rühmt ſeine ungemeine Klugheit und Taktfeſtigkeit bei der Begründung ſeines Staats, und ſtellt ihn allen Denen als Muſter auf, welche durch Glück und durch die Waffen Anderer zur Herrſchaft gelangen wollen.[1]

Die Abfaſſung des Machiavelliſchen Fürſtenbuches fällt in die Zeit, wo wir Machiavelli plötzlich in ſeiner politiſchen Laufbahn unterbrochen ſehn und er aller ſeiner Staatsämter entſetzt in der Verbannung auf ſeinem Landgut lebte. Die Urſache zu dieſer Wendung ſeiner perſönlichen Schickſale lag in der gewaltſamen Wiedereinſetzung der Familie Medici in Florenz im Jahre 1512, die zu einer Veränderung des Gouvernements und zu einer Entſetzung

[1] Princ. c. 7. Raccolte adunque tutte queste azioni del duca, non saprei reprenderlo; anzi mi pare, come ho detto, di proporlo ad imitare a tutti coloro che per fortuna e con le armi d'altri sono saliti all' imperio.

und Vertreibung aller den Mediceern widerſtrebenden Perſönlichkeiten geführt hatte. Zugleich aber ward Machiavelli der Theilnahme an einer republikaniſchen Verſchwörung verdächtig, welche unter Leitung von Capponi und Boscoli eine Contre-Revolution zur Wiederherſtellung der Freiheit gegen die in ihre alte Macht zurückgekehrten Medici bezweckt hatte. Machiavelli, obwohl keine Beweiſe gegen ihn vorgelegen haben ſollen, ward ins Gefängniß geworfen und auf die Folter gelegt; er erduldete, wie er ſelbſt in einem ſeiner Briefe ſagt, Alles, was man nur erdulden kann, ohne gerade das Leben zu laſſen. Als aber jetzt der Cardinal Johann von Medici unter dem Namen Leo's X. den päpſtlichen Thron beſtieg, ward auch Machiavelli in der allgemeinen Amneſtie, mit welcher der neue Papſt ſeine Herrſchaft begann, mitinbegriffen. Machiavelli ſah ſich jetzt wieder frei, aber durchaus außer aller Wirkſamkeit geſetzt, dazu arm und mit einer zahlreichen Familie der Dürftigkeit überliefert, und verſtoßen von ſeiner geliebten Vaterſtadt Florenz, der er vierzehn Jahre lang ſo wichtige diplomatiſche Dienſte geleiſtet hatte. Die erlauchten Signoren der Republik hatten ihren berühmten Staatsſecretair und Geſandten ſtets ſehr ſchlecht bezahlt, oft war ihm nur ein Ducaten täglich

zu ſeinen Ausgaben bewilligt worden, und Machiavelli, obwohl er bei ſeinen Sendungen niemals mit dem eigentlichen Rang eines Ambaſſadeurs bekleidet geweſen, hielt es doch für nöthig, als Diplomat ſtets mit Geld um ſich werfen zu können. So brauchte er, da er zu ſtolz war zu fordern, bei den Geſchäften der Republik ſein eigenes geringes Vermögen auf.

Es war ihm jetzt nur noch ein kleines Landhaus übrig geblieben, welches La Strada hieß, und bei S. Caſciano, auf dem Wege von Florenz nach Rom, lag. Dorthin zog ſich nun der Erſtaatsſecretair Machiavelli zu einem ziemlich melancholiſchen Landleben zurück, in dem er aber die verlorene politiſche Wirkſamkeit ganz und gar nicht verſchmerzen konnte, ſondern Tag und Nacht darauf ſann, wie er wieder an die ihm unentbehrlich gewordenen Staatsgeſchäfte zurückgelangen könne. Daß er dies um jeden Preis durchzuſetzen entſchloſſen ſei, belehren uns ſeine Briefe, welche er in dieſer Zeit an ſeinen vertrauteſten und bewährteſten Freund, Francesco Vettori, ſchrieb, den nämlichen Diplomaten, mit dem Machiavelli eine gemeinſchaftliche Sendung am Hofe des Kaiſers Maximilian gehabt, und der damals Botſchafter der florentiniſchen Republik in Rom war, überhaupt aber

die geeignete Stellung bei den Mediceern hatte, um für Machiavelli eine paſſende Brücke zur Wiedererlangung ihrer Gunſt zu ſein. So ſehr bangte aber den Machiavelli nach einer neuen lebendigen Thätigkeit im Staat, daß er in dem merkwürdigen Brief vom 10. December 1513 ausruft: die Herren Medici müßten ihm zu thun geben, und wenn er auch anfangs Steine wälzen ſollte in ihrem Auftrage! Wir finden hier bei Machiavelli keine Spur von einem freien Aufathmen in der Natur und in der ländlichen Einſamkeit, die ihn, wie man denken ſollte, einen Augenblick lang hätte erquicken mögen, nachdem er der ſchweren und giftigen Sphäre zweideutiger und undankbarer Staatshändel entronnen. Die Staatsgeſchäfte waren ſein Leben, ein inneres rein menſchliches Genüge kennt er nicht mehr, es fehlt ihm dazu die ideale Unſchuld der Seele, die in ſeiner Zeit Niemand haben konnte, und auch Machiavelli nicht, der nicht minder als ein Verderbter und Vergifteter zu betrachten und zu begreifen iſt. Die lebendige politiſche Thätigkeit, gegen welche ihm die literariſche Wirkſamkeit des Schriftſtellers nur ein ſehr mangelhafter Erſatz ſcheint, lockt und zieht ihn immer gewaltiger wieder in ihre magiſchen Kreiſe. Mit Mühe findet ſich aber jetzt Machiavelli in ſeiner

Verzweiflung zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten heran; nachdem er bisher nur Depeſchen und Geſandtſchaftsberichte geſchrieben, wird er jetzt zum Erſtenmal in ſeinem Leben Schriftſteller, aber er ſchreibt Etwas, was lediglich den Zweck haben ſoll, ſeine Perſon für die Staatsgeſchäfte wieder nothwendig zu machen und ihn für die neuerrichtete Tyrannenwirthſchaft der Medici zu empfehlen, er ſchreibt ſein Buch über den Fürſten, welches er zuerſt in ſeinem Manuſcript de principatibus, nachher del Principe betitelte. Wie ihm dieſe Schrift während ſeiner unglücklichen Villeggiatur entſtanden, beſchreibt er uns ſelbſt in ſeinem ſchon erwähnten Brief an Vettori: ein Brief, der mit ſeinem wichtigen Zeugniß lange unbekannt geblieben war und aus einer authentiſchen Handſchrift zuerſt im Jahre 1810 durch Ridolfi in Mailand zum Druck befördert worden iſt. Machiavelli ſchildert darin zuerſt das Leben auf ſeinem Landhauſe mit einer gewiſſen wehmüthigen Ironie. Einen ganzen Monat lang hat er ſich nur damit beſchäftigt, Krammetsvögel mit eigner Hand zu fangen, vor Sonnenaufgang aufzuſtehn, ſeine Ruthen mit Leim zu beſtreichen, und mit den Käfigen auf dem Rücken dann wieder heimzugehen. Oder er läßt in einem Gehölz Holz ſchlagen, und verbringt ſeine Zeit

mit den Holzhauern, die ſich beſtändig zanken, und wenn er ſein Holz verkaufen will, wird er dabei von ſeinen Nachbarn betrogen und übervortheilt, was ihm dann die jämmerlichſten Händel und Geſchichten bereitet.

„Wenn ich das Gehölz verlaſſe — ſchreibt er weiter an Vettori[1] — gehe ich nach einer Quelle, und von da nach einer Vogelhütte, die mir gehört, mit einem Buche unterm Arm, dem Dante oder Petrarca, oder auch einem dieſer geringern Dichter, dem Tibull, Ovid, oder einem ähnlichen. Da leſe ich von ihren verliebten Leidenſchaften, von ihren Liebſchaften, und erinnere mich der meinigen und ergötze mich eine Weile an ſolchem Sinnen. Sodann gehe ich nach der Schenke an der Landſtraße, rede mit den Vorüberziehenden, frage nach den Neuigkeiten ihrer Heimath, erfahre ſo allerhand und beobachte die mannigfaltigen Neigungen und verſchiedenen Grillen der Menſchen. Unterdeß kommt die Stunde der Mahlzeit heran, wo ich mit den Meinigen ſolche Speiſen genieße, wie ſie mein armes Landgut und

[1] Nach der Ueberſetzung von Heinrich Leo: „die Briefe des florentiniſchen Kanzlers und Geſchichtsſchreibers Niccolo di Bernardo dei Machiavelli an ſeine Freunde.“ (Berlin 1828) S. 115.

geringes Erbe mit ſich bringt. Nach Tiſche gehe ich wieder in die Schenke; da treffe ich in der Regel den Wirth, einen Fleiſcher, einen Müller und zwei Ziegelbrenner. Mit dieſen verſpiele ich dann den ganzen Tag mit Cricca oder mit Trictrac, wobei es tauſend Händel giebt, und tauſend Schimpfereien, meiſtens um einen Quattrino; und ſchreien hört man uns bis nach St. Casciano. So verſenkt in dies gemeine Leben ſchleppe ich mich mit verſchimmeltem Gehirn (Traggo il cervello di mulfa) und laſſe der Widerwärtigkeit meines Schickſals freien Lauf, indem ich mich darein füge, ſo von ihm mit Füßen getreten zu werden, um doch zu ſehen, ob es ſich nicht endlich darüber ſchämt. Kommt der Abend, ſo kehre ich heim und gehe auf mein Schreibzimmer, auf deſſen Schwelle ich mein bäuriſches Kleid voll Schmutz und Koth von mir werfe, und königliche Gewänder, und wie ſie am Hofe ſich ziemen, anlege; ſo, würdig angethan, beſuche ich die alten Hofhaltungen der Männer des Alterthums, und von ihnen freundlich empfangen, nähre ich mich von ſolcher Speiſe, die mir allein gehört, und für die ich geboren ward; da hält mich keine Schüchternheit ab, mit ihnen zu reden, und die Urſachen ihrer Thaten zu erforſchen, und ihre Humanität macht, daß ſie mir antworten. Vier

Stunden lang, die ich so zubringe, empfinde ich nicht den mindesten Verdruß, vergesse ich allen Kummer, alle Furcht vor Mangel, und selbst der Tod erschreckt mich nicht; ganz versenke ich mich in jene; und da Dante sagt: „daß nie zu Weisheit kommt, wer das Erkannte nicht behält", habe ich, was ich in ihrer Unterhaltung gewonnen habe, bemerkt, und ein Werkchen de principatibus ausgearbeitet, in welchem ich mich so tief als möglich in den Gedanken dieses Gegenstandes vertiefe, und untersuche, was eine fürstliche Herrschaft sei, wie viele Gattungen es davon giebt, wie diese erworben, wie sie behauptet werden, wodurch sie verloren gehen. Und wenn Euch je einer meiner wunderlichen Gedanken zugesagt hat, so dürfte Euch dieser nicht mißfallen. Einem Fürsten, besonders einem neuen Fürsten, dürfte er sehr angenehm sein; deshalb will ich es Sr. Erlaucht dem Julian zueignen. Filippo Casavecchia hat's gesehen; er kann Euch Nachricht geben von der Sache selbst sowohl, als den Gesprächen, die ich mit ihm darüber hatte, obwohl ich's fortwährend vervollständige und ausfeile.

Ihr wünscht, Erlauchter Botschafter, daß ich's hier aufgäbe, und zu Euch käme, und Eure Gesellschaft genösse. Das werde ich thun auf alle Weise,

aber jetzt halten mich hier gewiſſe Angelegenheiten zurück, die ich binnen ſechs Wochen beendigt haben werde. Was mich noch allein ungewiß macht, iſt, daß ſich jene Soderini's dort befinden, die ich, wenn ich hinkäme, nothwendig aufſuchen und ſprechen müßte. Ich müßte aber befürchten, bei meiner Heimkehr nicht vor meinem Hauſe abzuſteigen, ſondern am Bargello; denn obwohl unſer Staat hier feſte Grundlagen hat und vollkommen ſicher ſteht, tamen ſo iſt er neu und deshalb voll Argwohn, auch fehlt es nicht an Ueberklugen, die um der Aehnlichkeit mit Paolo Bertini willen, andre an den Tiſch ſetzen, und mir das Zuſehen laſſen würden. Ich bitte Euch, zu ſorgen, daß ich dies nicht zu befürchten haben muß, und ich werde Euch auf jeden Fall binnen der genannten Friſt aufſuchen.

Ich habe mit Filippo über mein erwähntes Werkchen geſprochen, ob ich's ihm (nämlich dem Julian Medici), wohl überreichen ſollte, oder nicht; und wenn ich's ihm überreichen ſollte, ob ich's ihm dann ſelbſt bringen, oder ſchicken ſollte. Wenn ich's ihm nicht gebe, muß ich befürchten, daß es von Julian jedenfalls doch geleſen wird und daß dieſer Ardinghelli die Ehre meiner letzten Arbeit davon trüge. Wenn ich's ihm aber gebe, komme ich in die Noth-

wendigkeit, mich auf alle Weiſe zu beeilen; denn ich gehe zu Grunde und kann es nicht lange ſo treiben, ohne durch meine Armuth verächtlich zu werden. Hernach hätte ich den Wunſch, daß dieſe Herren Medici mir zu thun geben mögten, und wenn ich anfangs Felſen wälzen ſollte; denn ich müßte mich ſelbſt bemitleiden, wenn ich mir ſie nicht mit der Zeit gewinnen ſollte. Deshalb, wenn man's läſe, würde ſichtbar werden, daß die funfzehn Jahre, die ich mit dem Studium der Staatskunſt zugebracht habe, von mir weder verſchlafen, noch verſpielt worden ſind, und es ſollte doch Jedem lieb ſein, Jemand zu ſeinem Dienſt zu haben, der auf Anderer Koſten ſich Erfahrungen geſammelt hat. An meiner Treue braucht Niemand zu zweifeln; ich werde nun nicht lernen, ſie zu brechen; denn wer 43 Jahre redlich und treu befunden worden iſt, wie ich, von dem könnte man doch annehmen, daß er ſeine Natur nicht ändere; von meiner Treue und Redlichkeit aber iſt meine Armuth der Beweis.

Ich wünſchte, daß Ihr mir ſchriebt, was Ihr über dieſe Sache denkt, und ich empfehle mich Euch. Sis felix. Die 10. Decembris 1513.

Niccoló Macchiavelli."

Dieſer Brief kann keine Zweifel über die Ab-

sichten des Machiavelli bei seinem Buche übrig lassen. Machiavelli wollte eigentlich kein Buch, keine literarische oder wissenschaftliche Arbeit schreiben. Es lag ihm ungemein wenig daran, ein künstlicher Autor zu werden, und wenn er jetzt auch nach dieser Seite hin etwas leisten wollte, so fing er gleichzeitig an Komödien zu schreiben, wie denn seine berühmte Komödie Mandragora, entweder zu derselben Zeit, oder vielleicht noch einige Monate früher als der Principe, entstanden war. In der Abhandlung über den Fürsten aber wollte er nur ein Memoire schreiben, wie es bei Bewerbungen um einen Staatsdienst nicht selten abgefaßt und eingereicht wird, und worin er offenbar nur seine Anstellungsfähigkeit und seine Brauchbarkeit zum Staatsdienst auch unter den neuen, durch die Medici geschaffenen politischen Verhältnissen an den Tag legen wollte. Man kann auch mit Bestimmtheit annehmen, daß Machiavelli bei seiner Abhandlung gar nicht an den Druck dachte, und daß er die Absicht hegte, sie nur einen handschriftlichen Aufsatz zum Gebrauch der Medici bleiben zu lassen. Man hat auf diesen Umstand bisher stets zu wenig Gewicht gelegt, aber er bestätigt sich auch dadurch, daß der Principe, obwohl schon im Jahre 1513

vollendet, erſt 5 Jahre nach dem Tode ſeines Verfaſſers, im Jahre 1532, zum Erſtenmal gedruckt worden iſt.

Wir haben es alſo nur mit einem Vortrag zu thun, mit einer Berichterſtattung über die neuen Prinzipien der Gewalt in Italien, wobei ſich Machiavelli gewiſſermaßen wieder im Rath der Fürſten zugelaſſen träumte. Wie ein ächter Staatsdiener, der nur die Sachlage der Verhältniſſe aufnimmt, umzeichnete er in ſeinem Vortrag (der vielleicht zwiſchen ihm und dem Fürſten ein Geheimniß bleiben ſollte) das Grundweſen der abſolutiſtiſchen Fürſtengewalt, und nahm gewiſſermaßen als politiſcher Actuarius den Thatbeſtand der tyranniſchen Herrſchaft zu Protokoll, um zu zeigen, inwiefern dieſelbe auf den factiſchen Verhältniſſen der Wirklichkeit beruhen kann, und zugleich darzuthun, daß er ſelbſt genau wiſſe, wie weit man in der Behandlung der politiſchen Staatenverhältniſſe ſeiner Zeit gehen könne. Dieſen Standpunkt Machiavelli's hat ſchon Baco, de augmentis scientiarum lib. VII. ſehr treffend eingeſehen, indem er dort ſagt: „Est itaque quod gratias agamus Machiavello et hujusmodi scriptoribus, qui aperte et indissimulanter proferunt quid homines facere soleant non quid debeant“ — der ihnen alſo zeigt,

wie es die Menſchen zu treiben pflegen, nicht aber, was ſie etwa thun ſollten.

Machiavelli wollte dem verderbten Staatsorganismus der neuen Zeit ſeine politiſche Pſychologie entwerfen. Den Anſtrich einer wiſſenſchaftlichen zuſammenhängenden Darſtellung giebt er ſich nur zu Anfang, wo er von der Erhaltung und Erwerbung der Fürſtenthümer handelt, aber man ſieht bald, wie es ihm nur darauf ankommt, durch die Ausſpielung einzelner Maximen, die einem Despoten praktiſch brauchbar erſcheinen können, das menſchliche und politiſche Weſen des Fürſtencharakters zu zerſetzen. Eines ſeiner wichtigſten Capitel iſt das achte, worin er, wie die Ueberſchrift ſagt, von denen handelt, welche durch Verbrechen zur Herrſchaft gelangt ſind. Machiavelli behandelt die von ihm aufgeſtellte Thatſache, daß neue Fürſten in der Regel durch Verbrechen Fürſten geworden ſind, ganz methodiſch. Er unterſcheidet bei den Verbrechen, inſofern dieſelben Grundlagen der Fürſtenherrſchaft werden, nur eine ſchlecht angewandte und eine gut angewandte Grauſamkeit. Die letztere nennt er ſo, wenn ſie nur ein einziges Mal und mit der Nothwendigkeit der eigenen Sicherheit ausgeübt wird, ſich nicht wiederholt und wo möglich in den Nutzen der Unterthanen umſchlägt.

Wer ſich dieſer Methode im Staat bediene, werde mit Hülfe Gottes und der Menſchen ſich immer in ſeiner Lage zu helfen wiſſen, wie auch Agathocles in Syracus gethan. Im 17. Capitel geht er ſpecieller darauf ein, wie ein neuer Fürſt den Vorwurf der Grauſamkeit nicht leicht vermeiden könne, da neue Souverainetäten immer voll von Gefahren wären. Cäſar Borgia habe für grauſam gegolten, aber doch habe dieſe Grauſamkeit die Romagna reformirt, wiedervereinigt, und ſie in Frieden und Treue erhalten. Ein Fürſt dürfe ſich nichts daraus machen, ſich in den Ruf der Grauſamkeit zu ſetzen, wenn er dadurch ſeine Unterthanen zur Einigung und zur Treue zurückführe. Aus einigen Beiſpielen ſucht er anſchaulich zu machen, wie ein grauſamer Fürſt viel menſchlicher handeln könne, als diejenigen, die aus zu großer Menſchlichkeit Unordnungen im Staat entſtehen ließen, aus denen Mord und Räuberei erwüchſe. Bei dieſer Gelegenheit wirft Machiavelli auch die für ſein Thema ungemein kitzliche Frage auf, was beſſer ſei, gefürchtet oder geliebt zu werden? Er antwortet, es wäre das Beſte, das Eine wie das Andere zu ſein, aber da ſich dies ſehr ſchwer zuſammen treffe, ſo hält er es bei weitem für das Sicherſte, gefürchtet zu werden. „Denn" — ſagt er — „die

Menſchen ſind im Allgemeinen undankbar, wankelmüthig, heuchleriſch, fliehen die Gefahr und ſind gierig nach Gewinn; thuſt Du ihen Gutes, ſo gehören ſie Dir ganz an, ſie bieten Dir ihr Blut, ihr Gut, ihr Leben, ihre Kinder an, wenn vorauszuſehen iſt, daß Du deſſen noch lange nicht bedürfen könnteſt; tritt aber dies Bedürfniß bei Dir wirklich ein, ſo verändern ſie ſich und kehren ſich gegen Dich!" Das merkwürdigſte Capitel iſt ohne Zweifel das achtzehnte, woraus am meiſten die politiſche Doctrin des Despotismus uns entgegenſieht, und welches die Ueberſchrift führt: „Auf welche Weiſe Fürſten ihr Wort halten ſollen." „Du mußt wiſſen" — ſagt hier Machiavelli, mit einigem Pathos anhebend, — „daß es zweierlei Weiſen zu kämpfen giebt, die eine vermittelſt der Geſetze, die andere vermittelſt der Gewalt. Die erſtere gehört den Menſchen, die zweite den Thieren an, aber weil die erſtere oft nicht ausreicht, muß man ſeine Zuflucht zur zweiten nehmen. Ein Fürſt muß ſich daher ebenſowohl als Beſtie wie als Menſch zu benehmen verſtehen. Die Alten haben ihren Fürſten auf eine ganz offene Weiſe dieſen Theil der Regierungskunſt beigebracht, indem ſie melden, daß Achilles und andre Fürſten des Alterthums von dem Centauren Chiron erzogen wurden. Dieſe Sorg-

ſalt, daß ſie ihren Fürſten ein Weſen zum Lehrer gaben, welches halb Thier halb Menſch war, hat nichts Anderes zu bedeuten, als daß ein Fürſt ſowohl in der einen wie in der anderen Natur zu handeln wiſſen müſſe, und daß die eine ohne die andere bei ihm nicht ausdauern könne. Wo ein Fürſt ſich alſo verpflichtet ſieht, wie ein Vieh zu handeln, ſoll er ſich zugleich den Fuchs und den Löwen erwählen. Denn der Löwe hütet ſich nicht vor Fallſtricken, der Fuchs aber nicht vor den Wölfen; er muß daher Fuchs ſein, um die Fallſtricke kennen zu lernen, und Löwe um den Wölfen Furcht einzujagen. Wer ſich bloß an die Rolle des Löwen hält, verſteht von der Sache nichts."

„Ein kluger Fürſt kann und darf nicht ſein Wort halten, wenn dieſer Act der Treue gegen ihn ſelbſt ausſchlagen würde, und die Gründe, die ihn zur Eingehung ſeines Verſprechens vermocht haben, exiſtiren dann nicht mehr. Wenn alle Menſchen gut wären, ſo würde dieſe Vorſchrift es nicht ſein; da ſie aber ſchlecht und ſchändlich ſind, und dir nicht ihr Wort halten würden, ſo darfſt du ihnen auch nicht das deinige halten. Und niemals wird es einem Fürſten an legitimen Gründen fehlen, um ſeinen Treubruch damit zu ſchmücken; aber indem er ſo

nach der Natur des Fuchſes handelt, muß er dieſe Natur auch geſchickt zu verkleiden verſtehen und gewandt ſein ſich zu verſtellen und zu heucheln. Die Menſchen ſind ſo einfach und ſo bereit zu gehorchen, daß der, welcher betrügt, immer ſolche finden wird, die ſich betrügen laſſen." —

Von dieſer Lection des Machiavelli iſt in der modernen Politik allerdings am meiſten ein praktiſcher Gebrauch gemacht worden, und zwar ganz in dem unmittelbaren und naiven Sinne dieſer Lehre, die von den Apologeten des Machiavelli ihm häufig nur als die ſchneidendſte Ironie ausgelegt worden iſt. In der That, wenn man das Capitel zuerſt lieſt, ſollte man denken, daß die Hand, mit welcher es Machiavelli niederſchrieb, ihn noch von der Folter ſchmerzte, in welche die Medici ſie kurz vorher hatten ſchrauben laſſen, und daß er darum den innerſten Grimm ſeiner freiheitliebenden Seele in dies Gemälde hinübertreten ließ, das faſt dem Pamphlet eines Demagogen ähnlich ſieht. Dies Capitel hat denn auch vorzugsweiſe dazu gedient, die Anſicht zu begründen, als habe Machiavelli in ſeinem Fürſtenbuch nur eine verſteckte Oppoſition gegen Tyrannen- und Fürſtenweſen an den Mann bringen, und indem er dieſelbe durch die Zueignung geradeswegs an die

Medici adreſſirt, dieſen letztern gewiſſermaßen eine Falle für ihre politiſche Geſinnung ſtellen wollen. So nennt auch Jean Jacques Rouſſeau in ſeinem Contrat social (III. 6.) das Buch vom Fürſten das Buch der Republikaner (le livre des républicains), wozu es freilich in ſeiner Wirkung auf den Volksgeiſt leicht werden kann, obwohl man nie zu beweiſen im Stande ſein wird, daß Machiavelli ſein Buch wirklich in dieſem oder irgend einem oppoſitionellen Sinne angelegt und bezweckt habe. Machiavelli ſoll zwar ſelbſt, als ihm in ſpäteren Jahren ſeine Tyrannenlehre zum Vorwurf gemacht wurde, geantwortet haben: „Den Fürſten habe ich gelehrt, Tyrannen zu ſein, und dem Volke, die Tyrannen auszurotten.“ Aber in dieſer Aeußerung, ſelbſt wenn ſie beglaubigt wäre, würde doch immer zugleich die beſtimmte Erklärung liegen, daß Machiavelli in der That die Fürſten habe lehren wollen Tyrannen zu ſein, indem er ihnen zu dieſem Ende die Gränzen vorgezeichnet, in denen der Despotismus ſich wie nothwendig und naturgemäß bewegen könne. Er hat dabei niemals Hehl, daß er nur von den Mitteln ſpricht, welche die politiſche Macht in der Wirklichkeit, wie ſie nun einmal iſt, begründen können, und wo dieſe Mittel ſchlecht ſind, nennt er ſie auch

ſchlechte, behauptet aber der Wirklichkeit gegenüber ihre Nothwendigkeit. Kein übertriebener Zug aber ſchleicht ſich in ſein Tyrannengemälde, er entnimmt dies genau aus den thatſächlichen Verhältniſſen der wirklichen Politik, und ſelbſt in ſeinem achtzehnten Capitel, wo er die Wortloſigkeit und den Treubruch der Fürſten methodiſch entwickelt, wird man durchaus keine Uebertreibung der Wahrheit bemerken können, ſondern nur eine einfach gehaltene und ganz lebensgetreue Copie deſſen, was alle Tage in der modernen Politik geſchehen iſt und geſchieht.

Auch darf man nicht vergeſſen, daß Machiavelli immer mit ſeinem Buch die Abſicht hegte, ſich dadurch perſönlich zu einem Werkzeug der tyranniſchen Gewalt zu empfehlen, und daß er, ſelbſt wenn er zweideutige Keime in ſeine Abhandlung hätte hineinſtreuen wollen, er nachher doch mit ſeiner Perſon einzuſtehen gedachte. Denn auf den richtigen Inſtinkt des Despotismus in der Beurtheilung ſeiner Diener mußte er rechnen, und hatte er ihn doch ſelbſt durch ſeine Vorſchriften zu leiten und zu ſchärfen geſucht. Man hat es zuweilen annehmlich finden wollen, daß Volksfreunde ſich in Fürſtenlehrer und Tyrannendiener verſtellen möchten, um ſich den Herrſchern nothwendig zu machen und im Beſitz ihrer

Gunſt ſie unvermerkt in die Förderung der Volkszwecke hinüberzuleiten. Es iſt jedoch zugleich zu bemerken, daß ein ſolches Experiment in der Geſchichte eigentlich noch niemals gelungen iſt, denn der Despotismus mag sub specie aeterni das eigentlich dumme Element ſein, in einem Betracht aber iſt er unendlich klug und ſcharfſichtig, nämlich wo es ſich um ſeine Selbſterhaltung handelt, und um die Auswahl ſeiner Creaturen, die ihm dazu behülflich ſein können. Und Machiavelli war ein viel zu gewiegter Meiſter der Staatsgeſchäfte, als daß er ſelbſt einer Geſchicklichkeit, wie der ſeinigen, das Gelingen eines ſolchen Experiments hätte zutrauen wollen.

Er verrechnete ſich aber ſchon in dem beſonderen Zweck der Widmung, welchen er mit ſeiner Abhandlung verbunden. Wenn Ranke — in ſeinem bekannten Aufſatz über Machiavelli [1] — hervorhebt, daß der Principe keine allgemeine politiſche Lehre, ſondern nur eine auf den beſtimmten Charakter des Lorenzo von Medici berechnete Darlegung von Maximen enthalten ſolle, ſo iſt dies in letzterer Beziehung inſofern kein zuläſſiger Geſichtspunkt, da Machia-

[1] Zur Kritik neuerer Geſchichtsſchreiber. Eine Beilage zu deſſelben romaniſchen und germaniſchen Geſchichten (Leipzig und Berlin 1824) S. 194 und 198.

velli, wie wir aus ſeinem Brief an Vettori erſehen haben, ſeinen Tractat urſprünglich mit der Abſicht geſchrieben, um ihn dem Julian von Medici zuzueignen, der ſich damals zuerſt an die Spitze der neuen Staatsgeſtaltungen in Florenz geſtellt hatte. Dieſer Julian, Bruder des Papſtes Leo's X., war aber, wie dieſer, mehr ein weichlich zerfloſſener Schöngeiſt und Vergnügling, als daß er die Garantieen eines wirkſamen politiſchen Charakters dargeboten hätte. Man machte ihm Wunder und Weiſſagungen vor, um ſeine ſchwärmeriſche Seele zu politiſcher Thatkraft zu reizen, aber die Gefahren der Staatslaufbahn, die ſich ihm gleich zu Anfang durch die Verſchwörung des Capponi ſo drohend angekündigt, ſchreckten ihn, und er zog es ſelbſt vor, ſich erſetzen zu laſſen durch ſeinen Neffen, den wilden und kriegeriſchen Lorenzo von Medici, der ein Sohn des im Jahre 1494 verbannten Peter von Medici war.[1] Mit dieſer Veränderung warf auch Machiavelli die Zueignung ſeiner Schrift um, und ſchickte dieſelbe nunmehr mit jenem klangvollen und unterwürfigen Widmungsſchreiben, welches wir vor dem Buche leſen, an dieſen Lorenzo, der damals erſt einundzwanzig Jahre alt war, und, obwohl nur unter

[1] Périès Histoire de Nicol. Machiavelli p. 208.

dem Titel eines Mitgliedes des Rathes, doch jetzt unumschränktes Oberhaupt der florentinischen Republik wurde. Seine Seele glühte von Rachegedanken, die er in der Verbannungszeit seiner Familie genährt, und zu dem italienischen Normal-Tyrannen, wie ihn Machiavelli gezeichnet, war er in der That körperlich wie geistig auf das Vollendetste ausgerüstet. Das Volk sprach öffentlich davon: daß er ein großes italienisches Gesammt-Königreich begründen werde.[1] Selbst Ulrich von Hutten glaubte einen König von Toscana in ihm begrüßen zu müssen. Dennoch mochte Lorenzo vielleicht sich betroffen gefühlt haben über dies verständnißreiche und alle Mienen der Tyrannei enthüllende Spiegelbild, welches ihm Machiavelli zugesandt. Er nahm das Buch an, aber er kümmerte sich nicht um den Verfasser, den er mit Absicht der Vergessenheit zu überlassen schien, sowohl seine früheren Verdienste, als seine gegenwärtige Brauchbarkeit ignorirend. Entweder war ihm Alles lästig, was an die frühere Herrschaft der Popolaren in Florenz erinnerte, oder er hielt doch einen Mann zu den Staatsgeschäften für gefährlich, der in die Geheimnisse des despotischen Regiments fast zu tief

[1] Jovius Vita Leonis III. p. 95. — Vgl. Ranke: Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber 194.

hineingeſchaut und ſo unbequem werden konnte, wie alle Seher in der Wirklichkeit ſind.

Der Schluß des Principe enthält eine glühende Aufforderung an das Haus Medici, Italien von der Fremdherrſchaft der Barbaren zu befreien. Im ganzen Buche war eigentlich von den Intereſſen des Volks nicht die Rede geweſen, aber zuletzt bricht der patriotiſche Sinn des Verfaſſers wieder durch, oder er ſucht in einer praktiſchen Wendung des Patriotismus eine Beſchönigung und Rechtfertigung für die Lehren der Tyrannei zu finden, die er bis dahin aufgeſtellt. Dem durch und durch verderbten Italien — denn von dieſem Geſichtspunkt geht Machiavelli überall aus — hatte er einen großen und machtvollen Tyrannen erziehen wollen, aber dieſer ſollte zugleich darin groß und machtvoll ſein, daß er die auseinanderfallenden italieniſchen Völker von Neuem unter ſich ſammelte und ſie in kräftiger Einheit zur Herſtellung einer neuen Ordnung der Dinge und zur Vertreibung der Barbaren aus Italien führte. Unter dieſen Barbaren konnte Machiavelli hier nur die Deutſchen, die Spanier und die Franzoſen verſtehen, und Barbaren kann er ſie nur vom Standpunkt des italieniſchen Patriotismus aus nennen, der in ihnen nichts als fremde Eindringlinge ſieht, welche den

ganzen nationalen Verband und Beſtand Italiens in Frage geſtellt haben. Nun will er aus den Medici offenbar einen Kaiſer Italiens zur neuen Einigung der Nation hervorgehen ſehen: eine Idee, welche auch heutzutage wieder die neuen Freiheitsbewegungen des italieniſchen Volkes weſentlich eingeleitet hat. So ruft Machiavelli den Medici zu: „Niemals in der That iſt die Zeit einem Fürſten, der Schöpfer einer neuen Ordnung der Dinge in Italien zu werden vermöchte, günſtiger geweſen, als eben jetzt; und wenn das Volk Iſrael in der Knechtſchaft der Aegypter ſein mußte, damit die Kraft des Moſes offenbar würde, und wenn die Perſer von den Medern unterdrückt werden mußten, damit die Seelengröße des Cyrus Allen verherrlicht würde, die Athenienſer aber in der Zerſtreuung lebten, um die Trefflichkeit des Theſeus an den Tag zu bringen: ſo war es gegenwärtig, um die Herrlichkeit und Kraft des italiſchen Geiſtes hervorleuchten zu laſſen, nothwendig, daß Italien auf das Aeußerſte gebracht wurde, daß es härter geknechtet als die Juden, zu bitterer Dienſtbarkeit herabgedrückt als die Perſer, und in verworrenerer Zerſtreuung als die Athenienſer lebte, ohne Haupt, ohne Ordnung, zerſchlagen, beraubt, in Stücke geriſſen, von allen Seiten unterwühlt, jeder Art des Unheils

preisgegeben. — — So liegt Italien jetzt wie ohne Leben da, und harret deſſen, der ſeine Wunden heile, und wir ſehen es Gott anrufen, daß er ihm einen Erlöſer aus der Grauſamkeit und Frechheit der Barbaren ſende. — Und nun erblickt man zu dieſer Zeit Niemand, von dem man mehr hoffen könnte, als von Deiner erlauchten Familie der Mediceer, welche durch ihre Kraft und das Glück, und unter der Gunſt Gottes und der Kirche, deren Herrſchaft ſie jetzt inne hat, ſo hervorragt, daß ſie das Haupt jener Erlöſung darbieten kann. — Euer Glück hat Gott ohne Beiſpiel geführt; das Meer hat ſich Euch geöffnet, die Wolke hat ſich Euch zum Führer des Weges dargeboten, das Manna regnet vom Himmel herab, Alles ſtrömt zur Herrlichkeit und Größe Deiner Familie zuſammen. Was noch übrig zu thun iſt, ward Dir als Dein Theil beſchieden, denn nicht Alles behält ſich Gott zu ſeiner Ausführung vor, um uns nicht unſern freien Willen, und den Theil des Ruhms, der uns zukommt, zu entreißen.“ —

In den folgenden Stellen führt dies Machiavelli noch pathetiſcher, und, wenn man die Tonart der ganzen vorangegangenen Abhandlung mit dieſem Schluß vergleicht, mit einem erkünſtelten und faſt befremdenden Feuer des Gefühls aus. Dieſe ſüßen

Schmeicheleien gegen die Medici konnten ihm im Jahre 1513 nicht aus dem Herzen fließen, und noch weniger konnte sein durchdringender politischer Verstand sich von einem so abstracten Problem, wie dies neue Königreich und Kaiserthum Italiens war, dergestalt gefangen nehmen lassen, daß er an die ihm hinlänglich bekannten Eigenschaften der Familie Medici so umfassende Hoffnungen für die Wiedererhebung der italienischen Völker knüpfen mochte. Von dem Schluß des Principe müssen wir daher sagen, daß Machiavelli darin seinem bessern politischen Gewissen etwas vorgespiegelt habe, um sich sein neu einzugehendes Verhältniß zu den Medici wenigstens patriotisch zu maskiren.

Die Frucht einer originalen politischen Anschauungsweise hatte Machiavelli jedenfalls in seinem Principe niedergelegt, obwohl ihm die Kritik zum Theil auch die Eigenthümlichkeit seiner Sätze streitig zu machen gesucht und ihn namentlich zur Politik des Aristoteles in ein abhängiges Verhältniß gestellt hat. Der erste Gedanke einer Parallele zwischen Machiavelli und Aristoteles hinsichtlich ihrer politischen Lehren, wird gewöhnlich dem vielgelehrten Hermann Conring, dem Begründer der deutschen Rechtsgeschichte, zugeschrieben, der in der Vorrede zu seiner

lateiniſchen Ueberſetzung des Machiavelli'ſchen Fürſten (1660),[1] wie auch in einigen ſeiner politiſchen Anmerkungen, die er dazu geliefert, zuerſt darauf hingewieſen, daß Machiavelli die Politik des Ariſtoteles vor Augen gehabt und viele ihrer Hauptbeſtimmungen in ſeinem Buch entlehnt habe. Nach einer Anführung von Ginguené[2] iſt jedoch dieſe Anſicht ſchon in Italien im Jahrhundert des Machiavelli ſelbſt ausgeſprochen worden, und zwar durch den italieniſchen Politiker Botero, der ein Gegner des Machiavelli war, und ihn vielleicht dadurch zu verkleinern trachtete. Der deutſche Gelehrte Conring aber war der Erſte, welcher eine energiſche und durchgreifende Ehrenrettung Machiavelli's gegen alle Verdächtiger und Ankläger ſeines Charakters unternahm, und vielleicht mochte es ihm in dieſer Hinſicht auch zweckdienlich erſcheinen, den Machiavelli auf die Ariſtoteliſche Politik pfropfen zu können. Bis in's Einzelne führte dieſe Vergleichung in neuerer Zeit Ranke,[3] der in ſeinem mehrerwähnten Aufſatz überhaupt den Conring'ſchen Anmerkungen zum Machia-

[1] Wieder abgedruckt im zweiten Band der Opera Herm. Conringii (ed. Goebel. Braunſchw. 1730) Tom. II.

[2] Histoire littéraire d'Italie VIII. 90.

[3] Zur Kritik neuerer Geſchichtſchreiber S. 195 flgd.

velli mehrfach gefolgt iſt. Die aufgefundenen Uebereinſtimmungen ſind jedoch ſo allgemeiner und phraſenhafter Natur, daß die verſchiedenartigſten Schriftſteller in ſolchen Sätzen zuſammentreffen können, ohne daß das geiſtige Eigenthum des Einen oder des Andern dabei in Frage käme. Wenn z. B. beide die Anſicht ausdrücken wollen, daß der Fürſt vor Allem religiös erſcheinen müſſe, Machiavelli: non è cosa piu necessaria a parere d'havere, che religione, Ariſtoteles: *τὰ πρὸς θεοὺς φαίνεσθαι δεῖ σπουδάζειν ἀεὶ διαφερόντως*, oder Machiavelli: „Beſchwerliche Dinge muß der Fürſt durch Andre thun, Gnade ſich ſelbſt vorbehalten“ (c. 19, Ariſtoteles: *τιμὰς μὲν ἀπονέμειν αὐτὸν, τὰς δὲ κολάσεις δι' ἑτέρων* (c. XI.) ſo ſind dies Sätze, die unmöglich eine eingreifendere Parallele begründen können. Wo es dagegen auf beſtimmtere politiſche Begriffe ankommt, zeigt ſich zwiſchen Beiden der weſentliche Unterſchied, der in ihrer ganzen inneren und äußeren Stellung liegt, und der beſonders auch aus dem von Ranke angeführten Satze des Ariſtoteles über Königthum und Tyrannei hervorgeht. Ariſtoteles ſagt: „das Königthum (*βασιλεία*) entſtehe *πρὸς βοήθειαν τὴν ἀπὸ τοῦ δήμου τοῖς ἐπιεικέσι*, um die Vornehmen vor dem Volke zu beſchützen; die Tyrannei dagegen (welche der Grieche

in einem entſchiedenen Gegenſatz zum Königthum faßt), um das Volk vor den Großen zu ſchützen, *ἐκ τοῦ δήμου καὶ τοῦ πλήθους ἐπὶ τοὺς γνωρίμους, ὅπως ὁ δῆμος μηδὲν ἀδικῆται ὑπ' αὐτῶν.*" Wenn aber bei Machiavelli, auf ſeinem verwickelten und geſuchten politiſchen Standpunkt, der Begriff des Fürſten und des Tyrannen durchaus zuſammenfällt, ſo kann er doch unmöglich gerade aus jener Stelle des Ariſtoteles geſchöpft haben, indem er in ſeinem Buche die Entſtehung des Prinzipats ebenfalls aus den Gegenbewegungen der Großen und des Volks herleitet, wozu es in Machiavelli's Zeit freilich nur eines Blickes auf das Schickſal der italieniſchen Republiken bedurfte. Machiavelli bekennt aber in einem Briefe an Vettori, vom 26. Auguſt 1513, ausdrücklich ſeine Unbekanntſchaft mit den politiſchen Theoremen des Ariſtoteles, und dieſer Brief iſt in demſelben Jahre geſchrieben, in dem Machiavelli gerade ſeinen Tractat vom Fürſten verfaßte. [1] —

Ein bei weitem vollendeteres Buch als der Principe ſind Machiavelli's Discurſe über den Livius (Tre libri de' discorsi sopra la prima Deca di Tito Livio), worin er die erſten zehn Bücher des

[1] Vgl. Heinrich Leo, die Briefe des Machiavelli S. 109 und Vorrede S. XX.

römischen Geschichtschreibers zu Anknüpfungen für die weitere Ausführung seiner eigenen politischen Prinzipien benutzte. Es sind dies staatswissenschaftliche Fragmente, die oft nur sehr zufällig mit dem Livius zusammenhängen, jedoch ein innerlich sehr ausgearbeitetes und abgerundetes System einer zusammenhängenden Staatsansicht enthalten, durch welche die in dem Fürsten-Tractat einseitig und schroff niedergelegten Maximen wesentlich ergänzt und commentirt werden. Mit diesen Discorsi begann eigentlich erst die politisch wissenschaftliche und literarische Thätigkeit des Macchiavelli, und wir sehen ihn dazu vornehmlich veranlaßt durch seinen Umgang mit dem trefflichen und frei gesinnten Freundeskreise, welcher sich in den berühmten Gärten des Rucellai versammelte und dessen Mittelpunct Macchiavelli geworden war. Diese durch ihre Schönheit in ganz Italien bekannten Gärten hatte Bernardo Rucellai, der auch als Geschichtschreiber sich auszeichnende große florentinische Bürger, gestiftet, um darin zuerst die platonische Akademie wiederherzustellen, welche durch den Tod seines Freundes, Lorenzo von Medici des Prächtigen, verwaist worden war. In diesen Gärten hatte Leo Baptista Alberti, der zuerst die künstlerische Architektur in Europa wiederbegründete, alle Wunder

seines schaffenden Genius offenbart, und die darin angelegten Bosquets und Spaziergänge, welche letztere in der Manier der Griechen mit dichtem Laubgehänge überschattet waren, empfingen täglich zahlreiche und bedeutende Besucher, die auch aus der Fremde herbeikamen, um die hier zusammengebrachten kostbarsten Kunstwerke des Alterthums zu schauen. [1] Die Söhne des Rucellai hatten aus der platonischen Genossenschaft einen erweiterten wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Kreis gebildet, der jetzt auch den Machiavelli zu sich heranzog, und ihn als Lehrer und Meister in diesen Zusammenkünften liebte und feierte. Ein inniges Freundschaftsband existirte vornehmlich zwischen Machiavelli und dem jungen Cosmo Rucellai, einem bedeutenden obwohl körperlich verwahrlosten Jüngling, der, von Kindheit an lahm, sich in einem Rollwagen durch seine prächtigen Gärten fahren lassen mußte. Ihm und dem Buondelmonti eignete auch Machiavelli seine Discorsi über den Livius zu, welche aus den in diesen Gärten gepflogenen politischen und staatswissenschaftlichen Unterredungen zwischen Machiavelli und seinen neuen Freunden entstanden waren. Machiavelli befand sich fortdauernd

[1] Périès Histoire de Nicol. Macchiavelli p. 211.

in einer bedrängten und zurückgesetzten Lage, und seine Armuth hatte ihn genöthigt, in seinen Freunden und Schülern, denen er offenbar Unterricht in der Politik ertheilte, zugleich seine Wohlthäter anzunehmen, wie aus einer Stelle in der Zueignung seiner Discorsi ausdrücklich hervorgeht.

Wenn Machiavelli in seinem Fürsten-Tractat von der Persönlichkeit des Herrschenden ausgegangen war und darauf eine raffinirte politische Speculation gegründet hatte, so nahm er in diesen Unterredungen über den Livius seinen Ausgangspunct in der Idee des Staates selbst, und in den verschiedenen Regierungsformen, die er hier mit genauen prinzipiellen Unterscheidungen behandelt, und wobei er die Entwickelungen des antiken Staatslebens, besonders aber die Geschichte Rom's, mit tiefster Einsicht zu Grunde legt. Es finden sich in den Discorsi allerdings zum Theil dieselben Ansichten über Natur und Charakter des Fürsten wieder, wie im Principe, [1]

[1] Gervinus (Historische Schriften, Frankfurt a. M. 1833. I. 126.) hat die Uebereinstimmung der politischen Grundsätze im Principe und den Discorsi vornehmlich herauszuheben gesucht, um dadurch für seine Ansicht vom Machiavelli'schen Fürsten, in dem er ein realistisch zurechtgemachtes oder doctrinair ausgeklügeltes Präparat sieht, einen Halt zu gewinnen. So gelehrt und werthvoll aber auch diese Abhandlung ist, der Charakter Machiavelli's selbst muß uns dabei immer dunkler werden.

indem Machiavelli auch hier Betrug und klug berechnete Gewaltſamkeit als die wirkſamſten Elemente des fürſtlichen Weſens zur Anerkennung bringt. (I. 3. 9 II. 13.) Aber es kommt hier zugleich mit der größten Entſchiedenheit die andere moraliſche und menſchliche Seite der Politik zu ihrem Recht, indem Machiavelli, was er am Schluß des Principe nur künſtlich und unverſtändlich angedeutet hatte, hier prinzipiell und mit vollſter Hingebung an die Idee der Freiheit ausführt, nämlich daß auch der Despot ſeinen letzten Zweck immer nur darin haben könne, dem Volke zu helfen, und als endliches Werkzeug ſeiner Rettung benutzt zu werden. Von der Nothwendigkeit eines Tyrannen geht Machiavelli allerdings auch in den Discorsi aus, aber wie anders behandelt er dies Thema hier, wo er ſeinen Vortrag an die freiſinnigen und für das Volksregiment begeiſterten Jünglinge des Gartens Rucellai richtet, als in dem Fürſtenbuch, wo er nur dem Egoismus des fürſtlichen Machthabers einen geheimen Kabinetsvortrag hält. In den Discorsi ſtützt er die Nothwendigkeit eines abſoluten Fürſten ebenfalls auf die Schlechtigkeit und Verderbniß der öffentlichen Zuſtände wie der menſchlichen Natur überhaupt, und die ſchneidendſte Stelle findet ſich in dieſer Beziehung im dritten Kapitel des

ersten Buchs, wo Machiavelli sagt: „Jeder, der einen Staat gründet, und demselben Gesetze giebt, muß voraussetzen, daß alle Menschen bösartig sind, und daß sie ohne alle Ausnahme alsbald ihre innere Bösartigkeit auslassen werden, sobald sie dazu eine sichere Gelegenheit finden.“ Es ist überhaupt als das am meisten charakteristische Moment für die absolutistische Staats- und Tyrannenlehre anzuführen, daß sie sich auf den Grundsatz stützt: der Mensch ist von Natur böse, aus welchem Prinzip wir auch in England die despotische Staatslehre des Hobbes, und in Deutschland die berühmte Restauration der Staatswissenschaften von K. L. v. Haller hervortreten sehen. Im Gegensatz dazu begründet sich die freie Volkspolitik zuerst und wesentlich auf den Grundsatz, daß die Menschen von Natur gut sind, und dies Prinzip hat man zuerst in Frankreich durch J. J. Rousseau auf die moderne Staatslehre angewandt gesehen. Machiavelli konnte in seiner Zeit und in den Zuständen seines Vaterlandes nur die Aufforderung finden, das Grundwesen der menschlichen Natur für schlecht und böse anzunehmen, und so spricht er es auch in den Discorsi (I. 26) geradezu aus, daß die Mittel, die namentlich ein neuer Fürst anzuwenden habe, um das Neuerworbene zu behaupten, höchst

grausam seien, und allen christlichen nicht nur, sondern überhaupt allen menschlichen Gesetzen widerstritten, weshalb jeder Mensch lieber als Privatmann leben müßte, denn als König unter solchem Ruine der Menschheit. Zugleich aber schüttet Machiavelli hier sein ganzes Herz aus, wie es in seinem Innersten für das Volk, für die Freiheit und für Italien schlägt. In den Discorsi führt er es mit der Begeisterung eines ächten Volksmannes aus, daß die Vereinigung der italienischen Völker unter dem Scepter eines starken und mächtigen Fürsten das einzig wirksame Gegengift gegen die politische und menschliche Corruption sei. Er macht dabei (Discorsi I. 55.) eine merkwürdige Unterscheidung zwischen dem romanischen und germanischen Europa; indem er allen romanischen Völkerschaften eine größere oder geringere Corruption nachweist, hebt er bei den deutschen Völkern einen unversehrter gebliebenen Lebenskern mit vieler Vorliebe hervor. Die Illusionen, denen er sich hier hinsichtlich Deutschlands überläßt, können uns freilich nicht anders als im Lichte der wehmüthigsten Komik erscheinen. Er rühmt der deutschen Nation nach, daß sie durch ihre natürliche Redlichkeit und durch die Religion sich einen dauernden Halt gegeben und die politische Freiheit in ihren Landen befestigt habe.

Machiavelli träumt noch von einem Deutſchland, welches zufrieden ſei mit den Gütern, die es in ſich trage, mit den Producten ſeiner Felder und mit der Schaafwolle ſeiner Heerden. Deutſchland habe ſich ſeine Unſchuld vor jeder Corruption bewahrt, weil es ſtets in wenigen Berührungen mit den benachbarten Völkerſchaften geſtanden, und ſo habe es die Sitten der Franzoſen, Spanier und Italiener nicht annehmen können, welche Machiavelli als die verderbteſten heraushebt. Höchſt ſeltſam iſt auch in dieſem Capitel eine Anführung des Machiavelli, daß die Deutſchen darum ſo glücklich in ihrer politiſchen Exiſtenz ſeien, weil ſie nicht duldeten, daß bei ihnen ein Bürger als Edelmann lebe, d. h. als ein ſolcher, der müßig und ohne etwas zu thun vom Ertrag ſeiner Beſitzungen lebe und ſich weder dem Ackerbau noch irgend einem andern Geſchäft oder Handwerk ergebe. Bei den Deutſchen, erzählt uns hier Machiavelli, herrſche die vollkommenſte Gleichheit, ſie ſeien die erklärteſten Feinde aller vornehmen Herren und des Adels, der ihr Land bewohne, und wenn Einer von dieſen ihnen zufällig unter die Hände gerathe, ſo brächten ſie ihn erbarmungslos um, als einen ſolchen, der ihnen den Staat beunruhige und verderbe. So iſt Deutſchland von jeher zum Gegenſtand der

Märchen bei den andern Nationen geworden, und selbst in dem praktischen Kopf eines Machiavelli, der noch dazu Deutschland aus eigenem Besuch kennen mußte, konnte sich eines der unglücklichsten Länder zu einem seligen idyllischen Traume herausputzen. Wenn Machiavelli damals die Franzosen, Spanier und Italiener corrumpirt nennt, die Deutschen aber glücklich und frei, was würde er heutzutage sagen, wo die Deutschen nebst den Russen und Italienern die einzigen Völker in Europa sind, welche z. B. keine Preßfreiheit besitzen!

Während aber Machiavelli den Deutschen das Festhalten an der Religion zum Heil anrechnet, macht er es doch auf der andern Seite der christlichen Religion selbst zum Vorwurf, daß sie die modernen Völker unfähig zur Freiheit und zur Entwickelung eines starken politischen Lebens gemacht habe. Diese merkwürdige Stelle findet sich im zweiten Capitel des zweiten Buches der Discorsi, und Machiavelli erscheint uns hier als der Erste in der Reihe Derjenigen, welche das Christenthum in politischer Hinsicht angeklagt und Christenthum und politische Freiheit als unversöhnliche Gegensätze einander gegenüber gestellt haben. Er geht hier auf diejenigen Grundsätze der christlichen Religion zurück, welche die Gleichgültigkeit gegen

die äußeren Lebensgüter, und das Leiden und Dulden auf der Erde, zur Hauptvorſchrift erheben, während die heidniſchen Religionen die Größe und Stärke der Seele und die Gewalt des Körpers herauszubilden beſtimmt geweſen. Macchiavelli ſcheint hier jedoch vorzugsweiſe nur die falſche Auslegung des Chriſtenthums anklagen zu wollen, welche die Menſchen gehindert, ein Vaterland auf der Erde zu haben und zum Dienſt und zur Vertheidigung deſſelben alle Kräfte in ſich auszubilden. In dem zwölften Capitel des erſten Buchs aber erhebt er ſich, wie einſt Dante, gegen die Laſter des römiſchen Stuhls, welchen er als die Hauptquelle des Verderbens für Italien bezeichnet, indem er die ſchlagende Behauptung aufſtellt, daß das Papſtthum die Religion ſelbſt vernichtet habe, und dafür den Beleg anführt, daß, je näher eine Bevölkerung dem päpſtlichen Hofe Rom's wohne, ſie in ſtufenweiſer Progreſſion um ſo entarteter und religionsloſer ſich darſtelle. Wenn man bedenkt, daß ſolche Dinge in dem politiſchen Clubb discutirt wurden, welcher in den Gärten des Rucellai unter Vorſitz und Leitung des Macchiavelli ſich verſammelte, ſo muß man ſagen, daß die um dieſe Zeit in Deutſchland ausgebrochene Reformation Luther's bei den ausgezeichnetſten deutſchen Geiſtern kaum eine

ſo kräftige und ideell bedeutende Stütze fand, als in Italien ſelbſt bei dieſer Partei des Machiavelli.

Wie weit Machiavelli und ſeine Freunde in ihren patriotiſchen Hoffnungen und Träumen für Italien gingen, zeigt ſich auch in den Büchern des Machiavelli über die Kriegskunſt (Dell' arte della guerra sette libri). Dieſe eigenthümliche, dialogartig gehaltene Compoſition iſt ebenfalls als das Product der politiſchen Geſpräche in jenen Gärten anzuſehn, und der Verfaſſer hat ihr nach Art des platoniſchen Dialogs die Form gegeben, daß ſeine jungen Freunde ſich mit dem berühmten Fabricius Colonna unterhalten, der, um Belehrung über die Kriegskunſt von ihnen angegangen, ihnen ſeine Ideen und die Reſultate ſeiner Erfahrung darüber entwikkelt. Der Hauptgedanke dieſes Buches iſt die Herſtellung einer modernen volksthümlichen Kriegskunſt, welche auf die antiken Kriegseinrichtungen ſich ſtützen ſoll, wie ſich denn auch in den Discorsi als das eigentliche Ideal Machiavelli's die altrömiſche Freiheit zeigt, und die Einrichtungen des altrömiſchen Staatslebens überhaupt, auf die er am liebſten die Wiedergeburt Italiens begründen möchte. In dieſem Sinne berührt er nun auch die italieniſche Kriegführung, denn der Krieg war ein Haupt- und Grundelement

der damaligen öffentlichen Zustände, und die italienischen Fürsten hatten neben der politischen Intrigue und neben der romantischen Aventure ihrer Hofhaltung doch auch stets sehr ernstlich an den Krieg und dessen Betreibung zu denken. Sie bedienten sich aber dazu der Miethstruppen, unter Anführung jener Condottieri, mit denen die Fürsten einen bestimmten Handel abschlossen, und die dann auf ihre Rechnung angeworbene und wild zusammengeraffte Krigshaufen zum Dienst bereit hielten, so daß diese käuflichen Milizen nicht viel besser als organisirte Räuberschaaren zu betrachten waren, und die Ursachen der größten Uebel und der wahren Schwäche Italiens wurden. Machiavelli wollte nun in den Herzen der Italiener das wahre Feuer der militairischen Ehre anzünden, und führte, zugleich mit einer bewundernswürdigen Entwickelung militairischer Kenntniße, die Theorie der Nationalmilizen aus, wie sich denn auch heutzutage wieder auf die Errichtung von Nationalmilizen die neuen Freiheitsversuche der italienischen Völker gestützt haben. Machiavelli aber erscheint in diesen Büchern über die Kriegskunst durchaus als Prophet, denn seine darin aufgestellten militairischen Theorien gelangen in den folgenden Jahrhunderten sämmtlich zur Ausführung, und die Herstellung einer guten

Taktik, wie der Gedanke einer allgemeinen nationalen Bewaffnung, die erſt im preußiſchen Landwehr-Syſtem ſich vollſtändig verwirklicht, ſind weſentlich auf Machiavelli zurückzuführen. Denn Machiavelli wollte nicht nur, daß das Kriegsheer eines Landes national ſei, er verlangte auch, daß das Waffengeſchäft nicht ein beſonderer Beruf für ſich ſei, ſondern daß jeder Bürger die Waffen kennen und führen, und nach Beendigung eines Krieges wieder in ſeinen bürgerlichen Zuſtand zurückkehren ſolle. Hier deutet er freilich eine noch nicht erledigte Aufgabe der Zukunft an, welche die Abſchaffung der ſtehenden Heere betrifft.

---

5. Begründung der italieniſchen Hiſtorik durch Machiavelli.

Machiavelli ſteht als der eigentliche Begründer der italieniſchen Hiſtorik durch ſeine Acht Bücher Florentiniſcher Geſchichten (Istorie Fiorentine) unübertrefflich da und zugleich mit dem Verdienſt, der italieniſchen Proſa ihre vollendetſte und kunſtvollſte Ausarbeitung gegeben zu haben. Durch Dante

hatte die Poeſie wie auch die Proſa der Italiener zuerſt auf einer großartigen nationalen Grundlage ſich niedergelaſſen, obwohl es bei dieſer Bildung der proſaiſchen Rede Italiens zu beklagen war, daß ſie ſich von der freien Wortſtellung der antiken Sprachen ſofort entfernte und ſich der regelmäßigen und an eine beſtimmte Stelle gebundenen Folge der Worte anbequemte, worin der den italieniſchen Geiſt früh beeinfluſſende germaniſche Verſtandesſinn ſeine logiſchen Anforderungen geltend gemacht zu haben ſchien. Die Proſa eines Volkes tränkt ſich am meiſten aus den Quellen des öffentlichen Lebens und als Organ der geſchichtlichen Entwickelung, die immer der hauptſächlich befruchtende Strom für alle Bildungsgebiete wird. Die italieniſche Geſchichtſchreibung kann aber vor Machiavelli nur auf einzelne chronikartige Verſuche zurückgeführt werden, welche im dreizehnten Jahrhundert mit Maleſpini, Dino Compagni und Giovanni Villani begannen. Dieſe Autoren, ſämmtlich Florentiner, ſchrieben auch vorzugsweiſe die Geſchichte ihrer Republik, in der ſie zum Theil die bedeutendſten Staatsämter bekleideten, wie denn Dino Compagni im Jahre 1293 die höchſte Würde in Florenz, nämlich die des gonfaloniere di giuſtizia, inne hatte. Villani, der die allgemeine

Geſchichte ſeiner Zeit in zwölf Büchern erzählt, verläßt ſchon den engeren Standpunct des Chronikenſchreibers, und ſucht eine univerſalhiſtoriſche Stellung einzunehmen, in der ihm jedoch die Bedeutung ſeiner Vaterſtadt Florenz immer den erſten Platz behauptet. Es wird überhaupt nie einen großen Hiſtoriker geben, der nicht ein Vaterland und ſelbſt im engeren Sinne eine Vaterſtadt hat, wo ihm aus einem lebenswarmen Centralpunct alle Geſtaltungen im Ganzen und Großen hervorgehen, klar werden und ſich von da nach allen Seiten hin beſtimmt ſondern und ſcheiden können. Darum ſchrieben die antiken Hiſtoriker ihre Geſchichten mit dieſer ſonnenhellen Klarheit und dieſer ſcharfen individuellen Beſtimmtheit, und ſie hatten dieſe volle hiſtoriſche Bruſt, weil der Gedanke an ein Vaterland und dazu noch das den hiſtoriſchen Takt beſtimmende Pathos einer Vaterſtadt ihnen den Griffel führte. In den neueren Zeiten haben die Engländer und Franzoſen ſich als die größten geſchichtſchreibenden Naturells erwieſen, weil die eigentliche Muſe ihrer Hiſtorik ein ganzes und großes Vaterland iſt und ſie in einer lebendigen Centralhauptſtadt den Mittelpunct aller politiſchen und nationalen Bildung anſchauen. Bei den Deutſchen aber, denen von jeher nichts unklarer

geweſen, als Begriff und Form ihres Vaterlandes, bleibt die Geſchichtſchreibung aus Ermangelung einer nationalen Nothwendigkeit ſo lange zurück, und verfällt mit wenigen Ausnahmen entweder einer bloß geiſtreichen und talentvoll ausgeklügelten Manier oder einem flachen Allerweltsſtandpunct. Daß die deutſchen Hiſtoriker kein Vaterland haben, zeigen ſie oft gerade am meiſten in der Geſchichte ihres eigenen Vaterlandes, mit deſſen Geſtalten ſie irgend einer den Tag beherrſchenden Richtung, den Sympathieen des Hofes oder Dem und Jenem ihrer Vorgeſetzten und Bureau-Chefs gerecht zu werden ſuchen, aber ſelten der Nation.

Die italieniſche Hiſtorik beginnt vorzugsweiſe als florentiniſche Geſchichtſchreibung, und dieſe alten Hiſtoriker gehen dabei ſämmtlich von der Idee aus, daß Florenz, die große Tochter der großen Mutter Rom, dazu beſtimmt ſei, das mehr und mehr verfallende und ſeinem Sturz zueilende Rom in ſeiner Weltbedeutung abzulöſen. Florenz ſoll Rom werden, dies iſt der Grundgedanke dieſer alten italieniſchen Geſchichtſchreiber, in dem ſie ihr hiſtoriſches Pathos und die wahre begeiſternde Kraft ihrer Darſtellung finden, und dieſer Gedanke, den zuerſt Villani in ſeinem Geſchichtswerk am umfaſſendſten aus-

geprägt, iſt es auch, welcher den Machiavelli bei der Abfaſſung ſeiner florentiniſchen Geſchichte am meiſten geleitet hat, obwohl bei ihm die Idee der politiſchen Weltgröße ſeiner Vaterſtadt ſchon in einem mannichfach gebrochenen Lichte erſcheint. Dies mag ihn auch von innen heraus gehindert haben, ſeine florentiniſche Geſchichte ganz zu Ende zu bringen.

Machiavelli vollendete die erſte Partie derſelben, die bis zum Tode Lorenzo's des Prächtigen geht, im Jahre 1525, und folgte dabei einem Auftrage des Papſtes Clemens VII., der ihn veranlaßt hatte, die Geſchichte von Florenz zu ſchreiben. Die Medici ſuchten den Machiavelli ſeit einiger Zeit wieder zu beſchäftigen, obwohl ſich durchaus kein beſtimmtes Dienſtverhältniß mehr gebildet hatte. Schon Leo X. hatte ihn in mehreren wichtigen Staatshändeln wieder um Rath fragen laſſen, und Clemens VII. ſetzte dies indirecte Verhältniß fort, indem er namentlich in der Zeit, wo das Heer Kaiſer Karls V. unter Anführung des Connetable von Bourbon ſich nach Italien und beſonders nach Toscana und Rom hereinwälzte, den Machiavelli zu allerhand Aufträgen benutzte. So hatte Machiavelli namentlich die Anlage neuer Feſtungswerke um Florenz zu leiten. Und ſeine Geſchichte von Florenz ſchrieb er ebenfalls auf

Befehl dieſes perfiden und zweizüngigen Papſtes, der mit dieſem Auftrag dem Machiavelli eine neue Ausſicht auf die Gnade des Hauſes Medici eröffnet zu haben ſchien. Machiavelli verſtand dieſen Auftrag wohl, und er ſagt in der Einleitung, daß der urſprüngliche Plan ſeines Werkes eigentlich der geweſen, die Geſchichte ſeines Vaterlandes nur von der Zeit an darzuſtellen, wo die volksthümliche Herrſchaft der Medici in Florenz beginnt. Es ſcheint immer das Schickſal des Machiavelli geweſen zu ſein, daß, wo ſein Verſtand ihn ſervil machen wollte, und zum Dienſt der Großen und Mächtigen trieb, ſein Geiſt ihn wieder innerlich von dieſem ganzen Zwang erlöſte und an die höhere Aufgabe ſeines Lebens wies. So überkam ihn auch bei dieſer Geſchichte von Florenz, die eigentlich eine Hofgeſchichte der Mediceer hatte werden ſollen, unwillkürlich die höhere und ideale Natur des Hiſtorikers, und er ſetzt ſein Hauptthema darein, den Kampf der ariſtokratiſchen und demokratiſchen Parteien in Florenz hiſtoriſch aufzuklären, und aus den innerſten Gründen des florentiniſchen Staatsweſens ſeit ſeiner Entſtehung zu erforſchen. Zu dem Ende beginnt er ſein Werk mit der nordiſchen Völkerwanderung und dem Untergange des abendländiſchen Kaiſerthums, wovon er aber nur

einen ſummariſchen Bericht abſtattet. Am ausführlichſten behandelt er aber die Partieen, in denen die beſtändig rivaliſirenden Elemente der Volks- und Adelsherrſchaft gegeneinander ſtoßen, und er ſucht hier als Hiſtoriker gewiſſermaßen das vermittelnde Prinzip beider Staatsmächte, in dem ſie ſich organiſch verbinden und zur vollendetſten politiſchen Verfaſſung zuſammenſchließen könnten. Seinen Leſer ſelbſt erhält Machiavelli beſtändig auf dieſem ideellen Standpunct, auf dem er ihn zur Löſung eines politiſchen Problems mit fortreißt und ihn immer anregt, über die Grundprinzipien des modernen Staatsweſens ſich zu entſcheiden. Die Proömien, mit denen er jedes Buch einleitet, ſind oft durchaus geſchichtsphiloſophiſche Betrachtungen, welche dem ganzen Werk eine ungemeine Würde verleihen. Mit der Geſchichte der Mediceer hat er es hier nur bis zum Tode Lorenzo's zu thun, und dieſe ihre frühere Periode, in der ſie nur erſt die Vorbereitungen zur Gründung einer Tyrannenherrſchaft treffen, war leichter zu behandeln, ohne dem zu einer Rückſicht verpflichteten Geſchichtſchreiber zu große Opfer auf Koſten der hiſtoriſchen Wahrheit aufzuerlegen. Machiavelli erſcheint hier keineswegs als der begeiſternde Lobredner der Medici, als den wir ihn am Schluß ſeines Principe kennen

gelernt haben. Doch geht er auch wieder leicht und ſcheinbar gedankenlos darüber hin, wo er die erſten Spuren einer Erſchleichung der tyranniſchen Gewalt durch die Familie Medici und den erſten Raub an der Freiheit ſeines Vaterlandes hätte mit ſchneidendem Griffel einzeichnen müſſen. Mit dem Tode Lorenzo's aber bricht er ſeine hiſtoriſche Darſtellung ab. Von dieſer Zeit an, welche Machiavelli's Gegenwart berührte, würde ihm ſowohl die Wahrheit wie die Lüge ſauer geworden ſein. Es iſt dem Machiavelli nachgeſagt worden, daß er ſein Geſchichtswerk nicht weiter fortgeſetzt habe, weil ihm Clemens VII., nachdem ihm Machiavelli die erſte vollendete Partie überreicht, nur die geringfügige Summe von 100 Ducaten als Belohnung dafür überreichen ließ. Dies war allerdings eine für beide Theile und für die Aufgabe ſelbſt unwürdige Summe. Machiavelli würde es aber auch aus innerlichen Gründen nicht vermocht haben, eine Darſtellung fortzuführen, die ihn ſpäter mit ſeiner ganzen Stellung überwerfen mußte, denn als Politiker konnte er mit der Schlechtigkeit ſeiner Zeit unterhandeln, als Geſchichtſchreiber hätte er nicht zum Verräther an der hiſtoriſchen Thatſache werden können. Dies geht ſchon aus der Art hervor, wie er

in ſeinen erſten acht Büchern die Päpſte behandelt, wobei er keineswegs darauf Rückſicht nimmt, daß ein Papſt und ein Medici ihn hier zum florentiniſchen Hiſtoriker beſtellt hatte. Denn er erſpart dem Papſtthum hier keinerlei Aufzählung des Unheils und öffentlichen Scandals, an dem es ſchuldig geworden, und ſeine Anklage, daß gerade durch die Päpſte die fremden Mächte und Waffen nach Italien gerufen worden ſeien, mußte namentlich auch den Papſt Clemens VII. ſelbſt treffen. Und konnte Machiavelli verlangen, daß ſeine Gönner, denen er zweiſchneidige Bücher in die Hände ſpielte, ihn reichlicher für ſolche unangenehmen Entdeckungen bezahlen ſollten? In der Literatur aber wird Machiavelli's Geſchichte immer als ein Meiſterwerk des hiſtoriſchen Stils anerkannt bleiben. Sowohl das ganze dramatiſche Gefüge der Darſtellung iſt bewundernswerth und von höchſtem Eindruck, als er auch die Kunſt der alten Hiſtoriker, die hiſtoriſchen Hauptperſonen in ausführlichen Reden auftreten zu laſſen, ſich ungemein glücklich angeeignet hat. —

Dritter Abſchnitt.

Das engliſche Parlament und ſeine Redner.

1. Der politiſche Charakter der Engländer.

Die Engländer haben unter allen neueren Nationen am meiſten den Ausſpruch des Ariſtoteles zu bewahrheiten geſucht, daß der Menſch ein politiſches Thier (ζῶον πολιτικόν) ſei. Man hat ſie daher auch in neueſter Zeit wieder das Volk politiſcher Erbweisheit genannt, und es ſcheint ihnen in der That ein beſonderer Staats-Inſtinct angeboren, durch den ſie ſich raſcher und beſtimmter, als alle andern Nationen, wenigſtens über ein feſtes und unverrückbares Geleiſe ihrer politiſchen Entwickelungen geeinigt haben. Den Engländern ſitzt daher der Staat zugleich in ihrem Herzen und in ihrem Geiſte feſt, und nicht minder iſt er die ihnen angezeugte geſunde Phyſis, in der ſie ſich als dieſe ſtarke, nach außen und nach innen mächtige Nation der politiſchen Freiheit dargeſtellt und hervorgebracht haben.

Der Staat gehört gewiſſermaßen zu den geſunden menſchlichen Functionen des Engländers. Bei

andern Völkern bildet der Staat oft nur eine ganz einzelne Richtung ihres Daſeins, der Staat iſt ihnen lange nur eine äußerliche Maſchinerie, welche ihnen geheimnißvoll über den Kopf zuſammengezogen wird, ohne daß ſie wiſſen wie, oder ohne daß ſie die Drucker und Schrauben alle kennen, durch welche das Ding ſie ſo zuſammengepreßt hält. Manche Völker haben erſt gemerkt, daß ſie in einem Staat exiſtiren, nachdem ihnen alle Glieder davon wund und zu Schanden gedrückt waren. So mußten die Franzoſen, das nach den Engländern am meiſten politiſche Volk der neueren Zeit, erſt in der Schule der abſoluten Monarchie lernen, daß der Staat nicht als eine Luxusſache der Großen und der Reichen, ſondern als eine heilige Lebensfrage des Volkes getrieben werden müſſe. Daß die Franzoſen, faſt länger und härter als irgend eine andere Nation, politiſch getäuſcht und um die Idee des Staats betrogen werden konnten, entſprang daraus, weil die Franzoſen das Volk der politiſchen Phantaſie ſind. In den Engländern erblicken wir dagegen das große Volk des politiſchen Verſtandes, dem darum von Anbeginn ſeiner politiſchen Geſtaltungen her nicht ſoviel über den Staat und im Staat hat vorgeſpiegelt werden können. Und die Deutſchen wird man dagegen nur das Volk der

heimer Rath und Minister werden, und freute sich, daß da, wo er war, der Staat nicht war. Aber auch für Deutschland gehen diese Zeiten der politischen Unschuld vorüber, wenn sie auch lange gedauert haben, und der Staat begegnet uns schon jetzt auf allen Wegen, auch wo wir es nicht gedacht haben. Selbst die Minister fangen in Deutschland an, mit dem Staat zu thun zu bekommen.

Die gesellige Phantasiepolitik der Franzosen spielt mit den Formen, setzt dieselben in Scene und macht oft gewaltige dramatische Combinationen daraus, aber von Zeit zu Zeit sind immer alle Fäden wie abgelaufen, alle Organe verbraucht, und es muß ein neues Spiel ausgedacht werden. Nicht so das Volk des politischen Verstandes, das in einer zusammenhangsvollen stetigen Entwickelung seiner Staatsformen bleibt, denn nachdem die Engländer schon in ihren frühesten geschichtlichen Zeiten den Keim der politischen Freiheit gepflanzt, der mit ihren ersten noch dunkeln Volksgestaltungen zusammenwächst, nachdem sie zum Theil durch ihre Könige selbst den volksthümlichen Boden des Staats haben bestellen und begründen lassen, bleiben sie der praktischen Förderung dieses Werks, seinem weitern Ausbau und seiner immer tieferen organischen Durcharbeitung, unter den

verſchiedenſten Stürmen der Zeiten unbeugſam zugewandt.

Wie andere Völker Jahrhunderte lang an einem Canal gearbeitet haben, der Meere und Länder verbinden ſoll, ſo die Engländer mit demſelben unausgeſetzten Fleiß, mit der ganzen Hartnäckigkeit ihres politiſchen Naturells, an ihrer Verfaſſung, der dieſer meer- und länder-verbindende Canal für ſie geworden iſt, durch welchen ſie ihr ganzes nationales Habe und ihre beſten Lebensgüter hindurchleiten. Die induſtrielle Richtung der engliſchen Nation, welche nicht wenig zu ihrer politiſchen Freiheit beigetragen hat, bethätigt ſich auch in dieſem beſtändigen Ausbauen der engliſchen Verfaſſung, die hierin faſt wie ein politiſches Product der engliſchen National-Induſtrie erſcheint. Das engliſche Volk gleicht darin dem olympiſchen Gott, der eine Kette vom Himmel herunterhängen ließ, auf der ſich alle Götter ſchaukeln und wiegen konnten, ohne ihn herabzuziehen. Und dieſe ewige Kette, welche das engliſche Volk aus ſich heraus aufgeſpannt hat, iſt ſeine Verfaſſung, die wahre Götter-Kette, an der alle andern Ideen des Daſeins hängen, an der ſtets von allen Mächten des Daſeins gezerrt und gezogen wird, wo-

durch aber nur die unverrückbare Festigkeit und Freiheitskraft des Nationalgeistes sich verherrlicht.

Die Engländer produciren in ihrem Staat zugleich ihr ganzes geistiges Wesen; ihre Literatur, ihre Poesie werden wir nur auf dieser Grundlage richtig verstehen und würdigen können, und — was freilich nicht die glücklichste und nachahmenswertheste Anwendung ihres universalen Staatstriebes ist — selbst die Religion wird bei ihnen zur Staatskirche, deren Begriff als beschwerender Ballast in das Schiff der englischen Freiheit gelegt worden zu sein scheint, damit es nicht rascher segele, als die allgemeine Trägheit der Zeiten und der menschlichen Dinge überhaupt gestatten mag. Diese kirchliche Orthodoxie der Engländer, welche hier in ihrer Unterwürfigkeit unter den positiven Buchstaben den merkwürdigsten Gegensatz zu der politischen Selbstregierung (selfgovernment) abgiebt, ist jedoch innerhalb der englischen Verhältnisse selbst nicht als ein so schroffes und schädlich übergreifendes Element anzusehn, als es uns an sich erscheinen könnte. Eine Staatskirche, welche auf eine absolute Verpflichtung der Gewissen gebaut ist, und die Unterthanen gewissermaßen zur Seligkeit zwingen soll, ist in einem Lande, wo die politische Freiheit

feſtſteht, nur eine Ceremonie, ein Galadienſt des lieben Gottes, bei dem man ſich der hergebrachten und vorgeſchriebenen Formen aus öffentlichem Anſtand bedient. So wird auch bei den Engländern der Zwang der Hochkirche gewiſſermaßen zu einem kirchlichen Gentlemanthum verallgemeinert, und dadurch auf dem Grunde der nationalen Sitte gemildert, ja in Verbindung mit der Faſhion des Lebens, mit dem Beſitz und dem Reichthum, (denn die Wohlhabenden und die Angeſehenen im Lande bilden vorzugsweiſe dieſe hochkirchliche Gemeinde,) zu dem Begriff eines Engländers, wie er nothwendig ſein muß, erhoben. Die abſolute Staatskirchlichkeit, die in einem Lande ohne Freiheit und ohne politiſche Garantieen nicht zu ertragen wäre, auch den größten Schaden in der innern Welt der Gewiſſen anrichten würde, ſie iſt in England nur die ceremonielle Form des faſhionablen Chriſtenthums, und wer ſich in abweichenden Bekenntniſſen davon getrennt hat, dem wird man in England den unveräußerlichen Namen eines Gentlemans nicht mehr ganz blank und unbehaucht zugeſtehen können. Die kirchliche Rechtgläubigkeit ſteht in England in einem umgekehrten Verhältniß zu der politiſchen und ſocialen Freiheit und Geltung. Es heißt hier: je freier, deſto rechtgläubiger! während es

bei andern Völkern und in jedem andern Zuſtande heißen würde: je rechtgläubiger, deſto unfreier! Die oppoſitionellen Triebe gehen in England, wie bei allen politiſch freien Völkern, auf geſetzliche Weiſe im Staatsleben auf, und die religiöſen und kirchlichen Formen werden darum bei ihnen am allerwenigſten in das Gebiet der Oppoſition hinübergezogen. Man ruht ſich dann vielmehr mit allen Oppoſitionstrieben gern auf dieſen religiöſen und kirchlichen Formen mit Behagen aus, als auf etwas Sicherem, das ein um ſo bequemeres Schlummerkiſſen iſt, je ſtabiler und weniger beweglich es gehalten wird. In England und Frankreich, den Ländern mit den freieſten Verfaſſungen und den größten politiſchen Bewegungen, hat ſich darum die Stabilität der Religion und Kirche mehr erhalten als in Deutſchland, wo der Mangel an politiſcher Organiſation und Bewegung ſtets dazu getrieben hat, das Gebiet der Religion zu beunruhigen und die in der äußern Welt verkürzte Freiheit in der innern Welt des Glaubens und des Geiſtes mit um ſo tiefer wühlenden Kämpfen einzufordern. Deutſchland iſt vorzugsweiſe das Land der religiöſen Desorganiſation geworden, weil es vorzugsweiſe das Land der untergeordneten und beſchränkten politiſchen Entwickelung geblieben. Und nur von einer religiöſen

Desorganisation kann man in Deutschland sprechen, denn die Heimath der Glaubens- und Gewissensfreiheit darf man es doch ungeachtet aller seiner jahrhundertelangen Geistes kämpfe ebenso wenig nennen, als es ein glückliches Geschick in seiner politischen Existenz hat. Die Regierungen, welche heut den „christlichen Staat" um jeden Preis wollen, werden daher gutthun, den schneidenden Doppelsinn dieses Verhältnisses zu beachten, aus dem sich ergiebt, daß es auch im Interesse der Christlichkeit und Kirchlichkeit jedenfalls das Beste ist, freie Staatsformen zu pflegen und dem politischen Sinn und Bedürfniß der Völker den gesunden Ausweg und einen schaffenden Antheil am Staatsleben selbst zu gönnen! —

---

2. Die ältesten Bildungen des englischen Parlaments.

Die constitutionellen Formen des englischen Staats haben ihre Urgeschichte, in der sie an sich dunkel und ungewiß erscheinen, aber zugleich schon mit der ganzen Begründung eines englischen Nationallebens innerlich wie äußerlich zusammenhängen.

In dem Weſen der germaniſchen Völker lag die Idee der Freiheit wie eine göttliche Naturkraft urſprünglich gegeben, aber ſie war ein Saamenkorn, das die Deutſchen ſelbſt auf ihrem eigenen Acker und für ihr eigenes Haus nicht gut aufziehen und verwirthſchaften konnten. So ſehr die Freiheit bei den Deutſchen als der eigentliche Ehrenbegriff des Mannes feſtſtand, ſo ſcheint doch die deutſche Perſönlichkeit als ſolche immer von der Art geweſen zu ſein, daß ſie ſich mit der Freiheit ſtets ſehr unglücklich benahm. Schon die alten Deutſchen verwetteten ihre Freiheit im Würfelſpiel, und ließen ſich nach Ausfall der Würfel zu Sklaven machen. Glück brachten dagegen die deutſchen Stämme den fremden Völkern, welche ſich von ihnen erobern ließen, und in der Vermiſchung mit dem germaniſchen Volkskern ein neues Nationalleben entwickelten. So die Engländer durch die alten Sachſen, welche ſchon früh einen eigenthümlichen Sinn für Geſetzgebung und politiſche Organiſation zeigten, und in ihrer Wittena Gemote die erſte Grundlage einer Ständeverſammlung im neueren Europa ſchufen. Unter den erſten angelſächſiſchen Königen in England iſt es beſonders Alfred, der mit einer wunderbaren und allſeitigen politiſchen Bildnerkraft erſcheint, und ſchon jährlich zwei ſtän-

diſche Verſammlungen nach London einberuft, wie er auch in dem Dom-Book die erſte Geſetzſammlung veranſtaltete. [1]

Wenn aber auch die ſtändiſchen Rechte in England, wie bei anderen neueren Völkern, urſprünglich nur als Ausübung der ariſtokratiſchen Macht der Großen, als Befugniſſe der Barone, erſcheinen, ſo wuchſen doch darin auch die Volksrechte allmählig zu einer ſelbſtändigen Bedeutung empor, da der hiſtoriſch begründete Widerſtand der Ariſtokratie gegen den Thron ſich in alten wie neuen Zeiten immer vorzugsweiſe auf das Volk als auf ihren natürlichen Boden geſtützt hat. Das Volk kommt dann zu ſeiner Rechnung, ohne eigentlich zu wiſſen wie, und wenn es auch anfänglich nur bei einem ariſtokratiſchen Manoeuvre untergeſchoben worden iſt, ſo hält es dann doch bald mit eigenkräftigem Bewußtſein diejenige Stelle feſt, welche ihm ſelbſt zukommt, und die ihm die in der politiſchen Intelligenz vorangehenden Barone nur im Drang ihrer egoiſtiſchen Conflicte angedeutet haben. Wie neuerdings in Preußen, ſo iſt es auch in den Staatsanfängen Englands die ariſtokratiſche Oppoſition, welche die politiſchen und

[1] Hume History of England I. 96.

ständischen Rechte der Nation ausbilden und feststellen hilft.

Aus dem Kampf der englischen Barone gegen den mit allen Willküren des Throns übergreifenden König Johann erwuchs den Engländern das älteste geschriebene National-Document ihrer Freiheit, jenes so berühmt gewordene Stück Papier, welches die magna charta genannt wurde (19. Juni 1215).[1] Die englische magna charta ist das hervorragendste Beispiel dieses dialektischen Umschlagens der Rechte der Barone in die Volksrechte und in die allgemeine nationale Freiheit. Es sollten in dieser Charte zunächst die Vorrechte der Geistlichkeit und die Lehnsverhältnisse der Barone, gegen den von den Königen ausgeübten militairischen Zwang, bestimmt werden, aber zugleich wurden fünfundzwanzig Barone als Wahrer der öffentlichen Freiheit ernannt, welche über die Rechte des Volks und der Städte wachen sollten, wie auch aus jeder Grafschaft zwölf Ritter durch Wahl der Freeholders zusammentraten, welche in den Grafschaften Versammlungen zur Wahrung der allgemeinen Freiheit des Volkes hielten. Der berühmte

[1] Blackstone Commentaries on the laws of England I. 85 nennt es das älteste geschriebene Gesetz, welches in England übrig geblieben sei.

neununddreißigste Artikel der magna charta ist es aber vornehmlich, auf welchen die persönliche Freiheit der Engländer ihre ersten Grundbestimmungen zurückführt, indem dadurch zuerst Personen und Eigenthum als unverletzlich bezeichnet und zugleich festgestellt wurde, daß Jeder nur von Seinesgleichen gerichtet und keiner anderen Gewalt als den Gesetzen des Landes unterworfen werden könne.[1]

Die magna charta ist immer als die erste und wesentlichste Grundlage der englischen Parlaments-Einrichtungen angesehen worden, wie auch der Name des Parlaments in dieser Zeit zuerst für die großen politischen Rathsversammlungen gebraucht wurde. Von einer wirklichen politischen Vertretung des Volks ist dabei freilich nur noch wenig oder nach einem sehr beschränkten und dürftigen Maaße die Rede. Indeß wurde jetzt bald auch der dritte Stand in England als ein nothwendiges und nicht mehr außerhalb zu belassendes Element des Staatslebens herangezogen, was in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unter der Regierung Heinrichs III. und in den Conflicten dieses Königs mit seinen Baronen zuerst geschah. Die Engländer gehen allen neueren euro-

[1] De Lolme Constitution of England (London 1777) I. 27 flgd.

päischen Völkern mit der Anerkennung des dritten Standes voran, dem bei ihnen die Schranken des Staats zuerst durch das Parlament eröffnet werden, welches der gegen Heinrich III. empörte Graf von Leicester, der an der Spitze der oppositionellen Adelspartei stand, in London (1265) versammelte. Zu diesem Parlament wurden zum Erstenmal auch Abgeordnete der Städte und Burgflecken einberufen, die eine noch nie gesehene Erscheinung in der englischen Nationalversammlung waren, und in der Einführung des bürgerlichen Elements in die Nationalrepräsentation die ersten Keime des englischen Unterhauses legten. In Deutschland wird der dritte Stand erst beinahe drei Jahrhunderte später durch den Lichtreiz der Reformation zum Leben erweckt, kann aber in dem bloß geistigen und innerlichen Element, als dessen Träger er noch ausschließlich in die Geschichte hinaustritt, noch keine bestimmte Berechtigung und Form seines Daseins erlangen. In Frankreich erhebt sich der dritte Stand zuerst als revolutionaire Macht, und wirkt mit den Erschütterungen des ganzen bestehenden Zustandes auf die Feststellung freier, aus dem allgemeinen nationalen Bewußtsein selbst hervorgebildeter Staatsformen. In England aber ist es eine politische Berechnung und Combination, welche den

dritten Stand zuerſt für mündig und befugt erklärt, ein mitlebender und mitbeſtimmender Theil des Staatsganzen zu ſein. Der Gedanke Leiceſters, zur Bändigung der königlichen Gewalt in dem Augenblick, wo er die Perſon des Monarchen gefangen geſetzt hatte, ein Parlament zu bilden, in welchem auch die Abgeordneten der Bürger einen berechtigten Sitz einnahmen, dieſer Gedanke ſchloß allerdings noch keine prinzipielle Anerkennung des Volkselements in ſich, da das letztere hier zunächſt nur als die Stütze ehrgeiziger ariſtokratiſcher Pläne aufgegriffen erſcheint. Die engliſche Politik deutet aber hier ſchon den Weg an, welchen ſie ſpäter bei ihren Hauptentwickelungen vorzugsweiſe einhält, und wodurch der engliſche Staat immer mehr der Fortbewegung durch die Reform, als durch die Revolution zugewandt geblieben iſt. Dies iſt die Richtung, mit ſtufenweiſen Combinationen vorzuſchreiten, und durch ein allmähliges Abwägen und Ausgleichen der politiſchen Gegenſätze das Geſetz des politiſchen Gleichgewichts zu finden.

Der dritte Stand in England erhob ſich aber bald auch auf der ihm eigenthümlichen Baſis zu einer kräftigen, ſeine politiſchen Rechte ausfüllenden und nothwendig aus ſich erzeugenden Stellung. Dies geſchah vornehmlich in jenem beſonderen Moment des

modernen Staatenlebens, wo die Feudalgewalt eine gefährliche Mitbewerberin um die Macht an der aufkeimenden Industrie erhält, indem in dieser letzteren das städtische und bürgerliche Element überhaupt mehr und mehr als ein selbständiges emporwächst. Die Feudalgewalt schwächte sich schon insofern durch die vorzugsweise auf die Arbeitskraft des Volkes gestützte Industrie, als die ländliche Bevölkerung (die wichtigste Grundlage für die aristokratische Macht der Barone) dadurch immer mehr zusammenschmolz, und mit der Annahme eines gewerblichen Charakters zugleich in die Städte überging, wo sich die freie selbstständige Bürgerkraft daraus entwickelte. Die allmähligen Abströmungen des Mittelalters werden besonders dadurch bezeichnet, daß die freie Arbeitskraft mehr und mehr zu einer öffentlichen Macht im Staate wird und an die Stelle der mit singularen und erblichen Vorrechten ausgestatteten Persönlichkeit tritt. Es verallgemeinern sich dadurch die politischen und menschlichen Rechte, indem die Alles zertheilende Gewalt der Industrie auch den großen Grundbesitz zu scheiden und beweglich zu machen anfängt oder ihm wenigstens in den gewerbtreibenden Volksklassen, die in den Besitz des Geldes gelangen, eine nicht mehr abzuweisende Nebenbuhlerschaft und

Gleichberechtigung erweckt. Das Geld reißt auch die politiſche Mittler-Rolle im neueren Europa an ſich. Beim engliſchen Volke iſt dieſer Augenblick ganz beſtimmt zu notiren, wo es, durch ſeine induſtrielle und gewerbliche Thätigkeit Wohlſtand und Reichthum gewinnend, dadurch auch die Stufen ſeiner politiſchen Freiheit ſich gründet. Es iſt wahr, die Völker ſind durch ihr Bewußtſein frei gemacht worden, aber ſie haben ſich von jeher in ihren Einrichtungen ſo geſtellt, daß ſelbſt dazu Geld gehört, Bewußtſein zu haben. Auch die Sache der Freiheit wird bei den modernen Völkern mit dieſem Judaskuß beſiegelt, welcher nach dem Metall des Geldes ſchmeckt und an die vorausbezahlten Silberlinge erinnert. Selbſt ihr religiöſes Erlöſungswerk konnte bei den Neueren nicht ohne das Geld zu Stande gebracht werden, denn der Judaspfennig erſcheint darin als das nothwendige Regulativ der Erlöſung, ohne das ihre entſcheidende Kataſtrophe nicht hätte eintreten können. Wie kann man ſich da wundern, daß dieſe goldene oder eiſerne Feſſel der neueren Menſchheit ihr auch da anhaften geblieben, wo es ſich um die Formen ihres Zuſammenlebens in Geſellſchaft und Staat handelt!

Sobald ſich in England die Feudalzuſtände mehr und mehr in Geldverhältniſſe auflöſen, ſtellt ſich der

Antheil des Volkes an der gesetzgebenden Gewalt immer bestimmter fest. Die Könige selbst können mit den persönlichen Diensten ihrer Barone nicht mehr ausreichen, und indem die ritterliche Persönlichkeit des Adels als solche ihren Werth und ihre Brauchbarkeit verliert, treten dagegen die Geldbewilligungen der Stände ein, welche für das Staatsoberhaupt bei weitem wichtiger werden. Das sich verändernde System der Kriegführung, in welchem die feudalen Ritterdienste nach und nach durch angeworbene Truppen ersetzt werden, wirkt auf diese organische Umgestaltung im Staat bedeutend ein. Es wird dadurch die Aufbringung des Geldes mehr als früher eine dringende Regierungs-Angelegenheit, und dies veranlaßte besonders den kriegerischen Eduard I. von England, den Städten, in welchen die Industrie immer reichere Geldquellen geöffnet hatte, und die deshalb zur Deckung der Staatsausgaben vielfach in Anspruch genommen werden mußten, auch mehr und mehr den Besitz bestimmter politischer Rechte zu sichern. Die Städte wurden daher zum Erstenmal in eine regelmäßige parlamentarische Vertretung hineingehoben, und nach der Ansicht Hume's war dies nur eine bequemere Combination für den beständig geldbedürfenden König, der viel leichter mit den Städten un-

verhandeln konnte, wenn dieselben ihre bestimmten Abgeordneten im Parlament sitzen hatten.[1] In diesen Anordnungen, und weil der Adel es seiner Würde für angemessen hielt, sich mit den bürgerlichen Abgeordneten nicht zu einer und derselben Versammlung zu vereinigen, bildete sich das Haus der Gemeinen, das englische Unterhaus (1295), das anfänglich nur aus rein bürgerlichen und städtischen Elementen zusammengesetzt war, obwohl nachmals auch Ritter als Repräsentanten der Städte darin erscheinen. Der Geldpunct wurde in den weiteren Entwickelungen des englischen Parlaments das eigentlich constitutionnelle Prinzip, in welchem sich die Rechte der Nation auf allen Seiten ausbildeten. In den Statuten Eduards I. werden schon die Grundsätze einer organischen Theilung zwischen Macht und Leistung im Staat, worauf eigentlich das Wesen einer constitutionnellen Verfassung hauptsächlich beruht, mit aller Bestimmtheit ausgesprochen. Diese Grundsätze bestanden vornehmlich darin, daß das, was Alle angehe, auch von Allen gebilligt werden müsse, wie auch: daß gemeinschaftliche Gefahr immer mit ver-

[1] Hume History of England II. 273. — A. Hennings philosophische und statistische Geschichte des Ursprungs und des Fortgangs der Freiheit in England (Kopenhagen 1783) S. 89.

einigten Kräften abzuhalten sei. Der König dachte hierbei an seine vielen Geldbedürfnisse, das Volk aber machte sich seine Rechte daraus. Wenn das Geld recht eigentlich der über die Menschheit ausgeschüttete Fluch ist, so ist es doch auch wieder dieses unentbehrliche dämonische Reizmittel, welches den Egoismus, der sonst regungslos für Andere in sich erstarren würde, zu Thaten aufstachelt und ihn dadurch auch für die Welt selbst und zum Besten der Andern handelnd werden läßt. Denn der Egoismus erwärmt sich nur dann für Andere, wenn er für sich selbst handeln muß, und so sieht man auch bei den Verfassungen der Völker auf dem Geldpunct erst wahrhaft den Rechtspunct ein, indem das Volk die Rechte und die Freiheit, die es aus den Gründen der Natur und Vernunft stets vergebens hergeleitet haben würde, dann empfängt, wenn es seinen Machthabern Geld zu bewilligen im Stande ist. Der innerliche Zusammenhang ist oft gerade in den höchsten Dingen der Völker ungemein armselig und niederschlagend. Weil die Menschheit sich aber rein aus Natur, Vernunft und Gewissen niemals zurechtfinden und zu einem edlen, die ewigen Ideen des Lebens befriedigenden Zustand erheben würde, so ist dieser metallene Kitt des menschlichen Egoismus, das Geld, gerade

für eine ſolche verderbensvolle Organiſation des Daſeins gut erfunden. Die Teufel des Geldes haben daher der Menſchheit von jeher größere Dienſte geleiſtet und ihr weiter vorwärts geholfen, als die Engel des Gewiſſens und alle guten Geiſter des Rechts. Mit dem Gewiſſen läßt ſich durch falſche Anweiſungen auf die Zukunft unterhandeln. Bei dem Gelde aber kommt es auf Baarzahlung an, und hier ſteht die wirkliche Exiſtenz auf dem Spiele, die mit einem ſchlechten Gewiſſen bei weitem beſſer aufrecht zu erhalten iſt, als ohne Geld. Die providentielle Weisheit, welche das Glück der Völker leitet, iſt aber die geweſen, daß Egoismus und Liebe ſich inſtinctartig einander durchwachſen und ergänzen ſollen, und ſo wie der Egoismus wider ſeinen Willen in die That der Liebe hinübergezogen werden kann, wird auch im Staatsleben für beide Theile geſorgt, indem das Volk in demſelben Moment ſeine Rechte gewinnt, in welchem mit ſeiner Hülfe und Garantie die Machthaber ihre leeren Kaſſen füllen. Die moderne Politik iſt dann vorzugsweiſe die Kunſt, widerſtreitende Prinzipien als congruente zu faſſen und ſich gegenſeitig decken zu laſſen. —

Seit der Herborbildung der engliſchen Freiheit aus den Geldbewilligungen der Parlamente iſt bis

in die neueste Zeit hinein das Geld immer das treibendste constitutionnelle Prinzip der Völker gewesen. Die Geschichte der Gerechtsame des englischen Parlaments fließt lediglich und ausschließlich aus seinen Geldbewilligungen her, an welche Bitten (petitions) und Bedingungen geknüpft wurden, und wer Bedingungen vorzuschreiben hat, dessen Einfluß ist auch bei der Gesetzgebung nicht mehr zurückzuweisen. Die legislative Macht des englischen Volkes, wie sie im Parlamente ausgeübt wird, steht für ewige Zeiten sicher durch die finanziellen Hebel, auf welche sie gestützt worden ist. Es kam bald dahin, daß dem Volke keine Steuern und Abgaben mehr auferlegt werden konnten, welche nicht vorher die Prüfung und Bewilligung des Parlaments erlangt hatten. (1297). —

3. Anfänge der englischen Redefreiheit.

Ueber die eigentlichen Verhandlungen des englischen Parlaments liegt in den ersten Jahrhunderten seiner Wirksamkeit ein dichter Schleier ausgebreitet. Obwohl schon Vorgänge von geschichtlicher und thatsächlicher Bedeutung auf diesem Schauplatz abgehan-

delt, und ohne Zweifel auch durch hervorragende Redner-Talente verfochten wurden, ſo finden ſich doch darüber durchaus keine Mittheilungen und Aufzeichnungen, und man hört weder die Namen großer Staatsredner nennen, noch vernimmt man etwas von der Art und Kunſt der Reden, die ohne Zweifel ſchon mit entſcheidender Wirkung gehalten wurden. Die innere Organiſation und Geſchäftsordnung des engliſchen Parlaments ſtellte ſich früh genug feſt, was darauf hindeutet, daß die Elemente der Rede und Debatte ſchon ſo gewaltig wurden, um der Zügelung durch die parlamentariſchen Formen zu bedürfen. So erwählte das Haus der Gemeinen im Jahre 1377 ſeinen erſten Sprecher, in der Perſon des Peter de la Mere.[1]

In dem Sprecher begründet ſich für die freie und doch ordnungsmäßig gebundene Geſtalt der parlamentariſchen Debatte eine ungemein wichtige und entſcheidende Form. In ihm repräſentirt ſich die wahre Idee des Gleichgewichts der Staatsgewalten, wie ſie der politiſchen Bedeutung jedes Parlaments zum Grunde liegen muß, denn der Sprecher oder der Präſident hat in dieſem Sinne die Verhandlungen

[1] Geſchichte der engliſchen Parlamentsberedtſamkeit von D. H. Hegewiſch (Altona 1804) S. 6.

ſtets ſo zu leiten, daß ſie aus dieſem conſtitutionnellen Gleichgewicht nach keiner Seite hin herausfallen, ſondern aus allen individuellen Uebergriffen der Geſinnung und des Talents immer wieder in die allgemeine Staatsidee als in ihren letzten Zweck zurückgeleitet werden. Der Präſident einer parlamentariſchen Verſammlung iſt der unentbehrliche Wächter ihrer Beſtimmung, die ſich in ihm objectiv erfaßt und darin alle Willkür der ſubjectiven Entwickelung zu überwinden ſtrebt.

Aus den früheren Verhandlungen des engliſchen Parlaments ſind nur wenige einzelne Reden erhalten geblieben, die faſt ſämmtlich von Geiſtlichen herrühren, und das Redetalent zuerſt vorzugsweiſe als ein Eigenthum dieſes Standes erſcheinen laſſen. Die Kunſt der Rede kann ſich jedoch ſo lange noch nicht frei und in ihrer höchſten Wirkſamkeit entwickeln, als die Freiheit der Aeußerung überhaupt noch andere Schranken, als die in ihrem Inhalt liegen, ſich gefallen laſſen muß. Und es fehlte Viel, daß die engliſche Redefreiheit ſogleich zu einer Anerkennung und Geltung gekommen wäre, ſondern ſie mußte ſich durch ebenſo viele Hinderniſſe und Gefahren hindurcharbeiten, wie ſie bei andern Völkern von jeher der Freiheit des Worts entgegengeſtanden haben. Es konnte

vielmehr kaum ungünſtigere Bedingungen für die politiſche Redefreiheit geben, als die waren, unter denen das engliſche Parlament während der erſten Perioden ſeiner Geſchichte ſich befand. Die Sternkammer, welche auch Parlamentsmitglieder wegen ihrer Reden und Aeußerungen zur Rechenſchaft ziehen und beſtrafen konnte, übte eine oft furchtbare, der Inquiſition gleichkommende Gegenwirkung gegen die parlamentariſche Gewalt aus. Heinrich VIII., der zuerſt aus dem Proteſtantismus ein neues politiſches Papſtthum zu deſtilliren trachtete, benutzte dies Mittel zur Einſchüchterung und Abſchwächung der ſtändiſchen Rechte reichlich genug, und wie er, verfuhren ſeine Nachfolger auf dem engliſchen Thron, bis die Sternkammer unter Karl I. aufgehoben wurde. Die Strafloſigkeit parlamentariſcher Aeußerungen ſtellt ſich erſt in der fortſchreitenden politiſchen Völkerbildung feſt, und wird dann zu einer Sache der öffentlichen Staatslehre, die eine Verfolgung der Nationalrepräſentanten wegen einer in der Verſammlung gethanen Aeußerung nicht zuläßt, ſondern darin eine Beeinträchtigung des ganzen conſtitutionellen Syſtems erblicken würde. Erſt in ſpäterer Zeit wurde jedoch durch einen feierlichen Parlaments-Beſchluß, namentlich in der berühmten Bill der Rechte, die par-

lamentariſche Redefreiheit als ein beſonderes Privilegium des Hauſes anerkannt, und zwar mit der Beſtimmung: „daß die Freiheit der Rede und der Debatten und Verhandlungen im Parlament in keinem Gerichtshofe oder Platze außerhalb des Parlaments angefochten oder in Frage gezogen werden dürfe.“ — Dies Prinzip der parlamentariſchen Strafloſigkeit iſt in neueſter Zeit in manchen Staaten zu einer vollkommenen politiſchen Ausnahmeſtellung herangewachſen, indem das Maaß der Aeußerungsfreiheit, wie ſie in den ſtändiſchen Verſammlungen geübt werden kann, oft in dem entſchiedenſten Gegenſatz zu dem ſonſt im Staate anerkannten Maaß der Freiheit und der Oeffentlichkeit ſich befindet. So haben in Preußen die Verhandlungen des Erſten Vereinigten Landtags noch dieſen Contraſt zu der cenſirten Preſſe dargeboten, daß die letztere unter ihren gewöhnlichen Verhältniſſen kaum die Hälfte von den Aeußerungen und Darlegungen der Abgeordneten hätte aufnehmen können. Dadurch ſteigern ſich die ſtändiſchen Rechte noch zu einem Uebergewicht im Lande, das ſie ſonſt, bei einer gleichmäßigen Ausbildung aller Mittel der Oeffentlichkeit, nicht würden behaupten können. —

Die engliſche Redefreiheit machte bis ins 16.

zehnte Jahrhundert hinein nur sehr langsame und beschränkte Fortschritte. Damit hing auch die große Mangelhaftigkeit zusammen, welche in der Aufzeichnung und Veröffentlichung der Parlaments-Verhandlungen bestand. Denn die unbedingte öffentliche Mittheilung derselben, wie sie heutzutage als ein unveräußerlicher Bestandtheil verfassungsmäßiger politischer Freiheit angesehen wird, schien in den ersten Lebensperioden des englischen Parlaments lange nur für einen fast gleichgültigen Umstand zu gelten. Die ersten Veröffentlichungen über die Parlaments-Sitzungen erstreckten sich nur auf die darin gefaßten Beschlüsse, und auf die eigentlichen Parlaments-Acte, welche als Ergebnisse der Debatte lediglich für das englische Publikum Interesse zu haben schienen. Das Parlament selbst führte durchaus kein vollständiges Journal über seine eigenen Verhandlungen, und erst unter Jacob I. im Jahre 1607 scheint in dieser Hinsicht eine regelmäßige Geschäftsordnung beschlossen worden zu sein, als ein Mitglied des Unterhauses, Sir Edwin Sandys, den Antrag stellte, die parlamentarischen Verhandlungen künftig bestimmt und vollständig aufzuzeichnen.

Nur die Thronreden waren in den Journalen der Parlamente schon früh mit wortgetreuer Ge-

nauigkeit eingezeichnet worden. Der Gebrauch, ein Parlament durch eine Rede vom Throne herab zu eröffnen oder zu beschließen, zeigt sich schon in den ältesten Zeiten als ein herkömmlicher, und wird entweder von dem König selbst oder von dem jedesmaligen Lord-Kanzler versehen, ohne daß diese Feierlichkeit, die mehr und mehr einer politischen Ceremonie gleichkam, je zu einem organischen Verhältniß der Verfassung selbst geworden wäre. Die Thronreden sind daher auch immer ein Ding der politischen Etikette geblieben, sowohl im Verhältniß zu den inneren Staatsgewalten als zur Bezeichnung der Stellung zu den auswärtigen Mächten. Die Kunst dieser Reden, die gewöhnlich von den Staatsministern oder unter ihrer Verantwortung abgefaßt werden, besteht dann immer vorzugsweise darin, für die bestimmten Zustände eine unbestimmte Fassung zu finden, und eine Formel aufzustellen, durch welche die Verhältnisse in dem jedesmaligen Werth des Bedürfnisses ausgedrückt werden. Es gehört daher zu den Spiegelfechtereien des Tages, wenn Thronreden in einem bestimmten politischen Sinne von der Presse ausgedeutet oder von dem Börsenwucher zu Erschütterung der öffentlichen Fonds benutzt werden. Strafgerichtliche Abkanzelungen seiner Stände versuchte zuweilen der englische König Hein-

rich VIII. in seinen Reden vom Thron, besonders in derjenigen, womit er 1546 das Parlament prorogirte. Diese berühmte Thronrede war durchaus im salbungsvollen Stil einer Predigt gehalten, und lehnte sich förmlich an einen biblischen Text, 1. Korinth. 13. „Die Liebe ist langmüthig und freundlich; die Liebe eifert nicht; sie blähet sich nicht!“ Der König macht in dieser von ihm selbst verfaßten Rede allen Ständen des Parlaments die heftigsten Vorwürfe über ihr ihm unbequemes Verhalten zu den damaligen Religionsstreitigkeiten, und er stellt sich dabei als „Gottes, von Gott selbst angeordneten Stellvertreter“ dar, wodurch sich zum Erstenmal ein protestantisches Regierungs-Papstthum ausdrücklich bekennt.[1] —

Die Veröffentlichung der Parlaments-Debatten selbst mußte aber bald auch für das englische Volk immer größeren Reiz gewinnen, je mehr sich das Bewußtsein in ihm ausbildete, daß es sich dabei um seine eigensten Lebensinteressen handele. Die Kämpfe der Reformation, welche auch das Parlament mit ihren Bewegungen erfüllten, führten in dieser Hin-

[1] Die Rede steht in der Parliamentary History III. 205. — Hegewisch, Geschichte der englischen Parlamentsberedtsamkeit S. 182.

ſicht einen merkwürdigen Wendepunct auch für das Verhältniß des engliſchen Parlaments zur Nation herbei. Das Parlament ging war in England niemals beſtimmte Verpflichtungen zur Veröffentlichung ſeiner Verhandlungen ein, und überließ dieſelbe den Organen der Preſſe nach ihren beſonderen Mitteln und zu ihrer eigenen Verantwortung. In einem Lande, wo die Oeffentlichkeit ſchon ſo tief mit dem Naturell des ganzen Volkes verwachſen war, mußte auch dies Verhältniß ein gänzlich freies und unbedingtes bleiben, und würde durch eine Beſchränkung auf amtliche Mittheilungen das Vertrauen der Nation nicht gefunden haben. Genauere Zuſammenſtellungen von Parlaments-Nachrichten ſcheinen allerdings zuerſt von Mitgliedern des Hauſes ſelbſt ausgegangen zu ſein, und wurden auch in beſonderen Sammlungen dem Druck übergeben, deren älteſte die von Simonds d'Ewes über die Parlamente der Königin Eliſabeth herausgegebene iſt.[1]

Wenn das Parlament der organiſche Ausdruck der Rechte der Nation wurde, ſo war es zugleich die eigentliche Wiege der engliſchen Verfaſſung ſelbſt, in der dieſe allmählig zu ihrer wahren Exiſtenz

[1] The Journals of all Queens Elizabeth's Parliaments, by Sir Simonds d'Ewes. London 1682.

gelangte und die gesetzlichen Formen des Staats sowohl wie das nationale Bewußtsein darüber sicher ausbildete. Der englische Staat ist durch sein Parlament erst wahrhaft gestaltet worden, und dieses ist daher keineswegs, wie die englischen Tories es oft haben ansehen wollen, eine unbewegliche Maschinerie, an der zum Heil des Staatsganzen nichts verändert werden dürfe, sondern es ist eben dadurch selbst so großer Fortbildungen bis in die neueste Zeit hinein fähig geworden, weil es immer als der Ausfluß der innersten Productivität des ganzen Staatslebens dagestanden und mit demselben nach den Anforderungen der Zeiten und der Geschichte fortgegangen ist.

Die englische Constitution konnte erst durch die inneren Kämpfe des Parlaments sich vollenden, denn sie enthielt ursprünglich über das Verhältniß der Staatsgewalten zu einander durchaus keine klaren und festen Bestimmungen. Bei allen constitutionellen Einrichtungen dauerte es doch in England lange, ehe über die wesentlichsten Grundelemente einer Verfassung, besonders aber über die Gränzen der königlichen Prärogative und der im Parlament vertretenen Volksrechte, etwas Bestimmtes und Principielles festgesetzt wurde. Man folgte darüber einem dunkeln Herkommen, das durch die verschiedenen Persönlich-

keiten des Throns mannigfach und oft auf das Grellste variirt worden war, und bei dem es sich, wie bei allen auf eine Verfassung abzielenden Einigungsversuchen zwischen Fürst und Volk, immer mehr oder weniger darum handelte, für den Willen des Königs eine möglichst gesetzliche Phrase ausfindig zu machen. Ständische Versammlungen können übrigens ebenso gut entarten und in sich alle sittliche Kraft einbüßen, wie bureaukratische Regierungen. Dies bewies das schmählich gesunkene Parlament unter Heinrich VIII., welches durch eine besondere Akte erklärte, daß die Befehle des Königs die Geltung eines Gesetzes hätten, und daß die Nation in allen weltlichen wie geistlichen Angelegenheiten keiner anderen Bestimmung unterworfen sei, als dem eigenmächtigen Willen ihres Herrn.[1] Auch besaß das englische Parlament die Ausübung der Volksgewalt und Volksfreiheit von vorn herein gewissermaßen nur unter der Form und im Sinne von Privilegien, wie denn immer von den Privilegien

[1] Nach dem Ausdruck von Hume, History of England IV. 222. They were not ashamed of thus expressly declaring, that they took their religion upon trust, and had no other rule, in spiritual, as well as temporal concerns than the arbitrary will of their master.

des Hauſes die Rede iſt, wo die Form für die politiſche Freiheit der Nation bezeichnet werden ſoll. Der Geſichtspunct des Privilegiums der Freiheit oder vielmehr der Freiheiten, das auch wieder entzogen und abgeändert werden kann, iſt aber von allen prinzipiellen Auseinanderſetzungen über das Verhältniß der Staatsgewalten noch durch eine unendliche Kluft geſchieden. —

Zu dieſen prinzipiellen Auseinanderſetzungen kam es in England zuerſt unter der Regierung der Königin Eliſabeth. Die Macht der kirchlichen Bewegungen, die ſeit den Zeiten der Reformation ſo oft den Stachel der politiſchen Freiheit für die neueren Völker in ſich ſchließen, wurde auch für die Staatsverfaſſung Englands in dieſer Periode ein wichtiger und entſcheidender Wendepunct. Die erſten Parlamente unter Eliſabeth waren noch, wie die bisherigen, nur berathende Verſammlungen, die ſogar darin von dem Staatsoberhaupt abhängig waren, daß ſie nicht einmal die Gegenſtände ihrer Verhandlungen frei wählen durften. Eliſabeth ſuchte anfangs ihren Parlamenten die beſchränkteſte Sphäre anzuweiſen, und verleidete es ihnen durch alle möglichen Mittel, ſich mit Angelegenheiten zu beſchäftigen, die zu umfaſſend in das politiſche Leben des Staats hinübergreifen

konnten. Man darf in dieſer Zeit den Wirkungskreis des engliſchen Parlaments nicht weiter als in der Civil- und Criminalgeſetzgebung und in der Landespolizei ſuchen, denn Eliſabeth verwies es den Abgeordneten ausdrücklich, ſich um die Politik zu kümmern oder allgemeine Staatsfragen zu erörtern, deren Entſcheidung ſie überhaupt als eine Prärogative des Throns feſthalten wollte. Die jungfräuliche Königin gedachte ſich auch den Thron, ebenſo wie ihr Bett, rein zu erhalten, und ſie wünſchte den erſteren ebenſo wenig mit dem Volke zu theilen, wie das letztere mit einem Gemahl. Seltſamer Weiſe haben ſich auch dieſe beiden Fragen, die Heirath der Souverainin und die Freiheit des Volkes, in dieſer Zeit durcheinandergemiſcht und einen Bezug auf die Entwickelung der parlamentariſchen Verfaſſung ſelbſt erhalten. Das Parlament von 1566 hatte ſich vornehmlich auch mit der Verheirathung der Königin im nationalen Intereſſe beſchäftigt, und über die in dieſer Hinſicht zu ſtellenden Wünſche und Anträge an Eliſabeth berathſchlagt. Die Königin verbot aber bald jede Fortſetzung dieſer Verhandlungen auf das Ausdrücklichſte, und dies gab einem Mitglied der damaligen Verſammlung, Peter Wentworth, welcher der eigentliche Stammvater der engliſchen Parlamentsberedt-

ſamkeit genannt werden kann, Gelegenheit, zum Erſtenmal die Freiheiten und Rechte des engliſchen Parlaments prinzipiell zur Sprache zu bringen, und eine Vorſtellung des Hauſes an die Königin in dieſem Sinne zu beantragen. Wie Eliſabeth dieſe erſte Berufung auf die Parlamentsrechte aufnahm, geht aus ihrer uns noch erhaltenen Rede hervor, womit ſie dies Parlament in Perſon beſchloß, ihm eine Lection gebend, die offenbar in ziemlich temperirter Ungnade gehalten war.[1] Es heißt darin unter Anderem: „Denkt Ihr, daß ich etwa damit umgehe, Eure Freiheiten zu verkürzen? Nein, dies war nie meine Abſicht, ſondern ich will Euch nur halten, damit Ihr nicht in einen Abgrund rennt! Alle Dinge haben ihre Zeit. Und wenn Ihr auch nach mir vielleicht einen gelehrteren und weiſeren Fürſten bekommen ſolltet, ſo kann ich Euch doch verſichern, daß Keiner mehr Sorge für Euch tragen wird. Daher, mag ich nun lange genug leben, um noch ein verſammeltes Parlament wieder vor mir zu ſehn, oder wer auch künftig die Zügel der Regierung halten mag, ſo warne ich Euch, die Geduld Eures Souverains nicht wieder ſo auf die Probe zu ſtellen, als

[1] Parliamentary History IV. 4. — Hezewiſch, Geſchichte der engl. Parlamentsberedtſamkeit 46.

Ihr die meinige gestellt habt. Und nun, um zu schließen — alles dessen, was ich zu erinnern gehabt, unerachtet — könnt Ihr, da ich Eure Weihnachten nicht gern in eine traurige Fastenzeit verwandeln wollte, größtentheils Euch versichert halten, daß Ihr bei Eurem Abschiede in Eurer Fürstin Gnade bleibt!" —

Es vergingen mehrere Jahre, ehe diese prinzipiellen Regungen des englischen Parlaments sich erneuerten. Zu einer Prinzipienfrage gab zuerst wieder das Parlament von 1571 Veranlassung, in welchem die presbyterianischen Elemente der Zeit, deren demokratische Bedeutung Elisabeth schon immer gefürchtet hatte, sich geltend zu machen strebten. Die bischöfliche Kirchenverfassung, als nothwendige Ergänzung des absoluten Regierungssystems von Elisabeth wohl begriffen und aufrecht erhalten, wurde durch die noch äußerlich mit ihr zusammenhängenden presbyterianischen Richtungen doch schon in ihrem innersten Wesen unterwühlt. In diesen Richtungen wollte sich in England schon früh das Selbstbestimmungsrecht der Gemeinde über ihre kirchlichen Formen und Organe und in der Wahl ihrer Lehrer und Prediger ausbilden. Dem parlamentarischen Staatsprinzip sollte hier auf Seiten der Religion und Kirche durch die

Verſammlung der Synoden entſprochen und darin durch die Vertreter und Mitglieder der Gemeinden ihre äußeren und inneren Angelegenheit in gemeinſchaftlicher Berathung entſchieden werden.

Ein presbyterianiſches Parlaments-Mitglied, Strickland, hatte in dem erwähnten Parlament von 1571 eine Kirchenverbeſſerungs-Bill in Vorſchlag gebracht, welche eine Abänderung der Liturgie eigentlich nur in gewiſſen ceremoniellen Formen (namentlich in Betreff des Meßgewandes, des Niederbeugens zur Erde, des Zeichens des Kreuzes bei der Taufe) betraf. Eliſabeth ließ den Strickland dieſes Antrags wegen durch den geheimen Staatsrath zur Unterſuchung ziehn, und, damit er den Parlaments-Verſammlungen nicht ferner beiwohnen könne, gefangen ſetzen. Dieſer Fall brachte das Parlament abermals auf die prinzipiellen Freiheiten des Hauſes zurück, und ein Unterhaus-Mitglied, Namens Curleton, trat klagend über die Verletzung derſelben auf, indem er daran erinnerte, daß Strickland ein Repräſentant des Volkes ſei, und nur von dem Parlament ſelbſt gerichtet werden könne. Ein anderes Mitglied des Hauſes der Gemeinen, Yelverton, unterſtützte dieſen Antrag, und wies darauf hin, daß die ſogenannten Prärogative der Krone ihre

Beſchränkung an den Geſetzen hätten. Die auf dieſem Punct ſich weiter entſpinnenden Debatten des Unterhauſes umkreiſten noch in ſehr engen und demüthigen Bewegungen den Begriff der Königlichen Gnade, von der man die Zurückgebung Strickland's an das Parlament abhängig machen wollte, bis die Verfolgung der ganzen Angelegenheit durch den Sprecher niedergeſchlagen wurde. Die Königin aber glaubte ſich jetzt gegen ihr gehorſames Parlament auch großmüthig zeigen zu müſſen, und erlaubte dem Strickland von freien Stücken, wieder im Parlament zu erſcheinen.

So langſam ging es aber ſelbſt bei dem glücklichen Staats-Naturell Englands mit der politiſchen Freiheit vorwärts! Die Langſamkeit der politiſchen Entwickelung bei den neueren Völkern iſt überhaupt ein höchſt merkwürdiges Phänomen, das entweder auf die innerliche Tiefe der modernen Staatsidee oder auf die künſtliche Vielfältigkeit der Combinationen und Formen, unter denen ſie in's Leben zu treten hat, hindeutet. Der Staat der Alten wächſt mehr wie mit einem Schlage aus der ganzen Volksgeſittung heraus, und ſetzt mit der unendlichen Leichtigkeit der Production ſogleich Alles in Umſchwung,

was auf dem innersten Grunde des Nationalgeistes lebt; worin die Parteibewegungen, die auch den antiken Staat beständig nach zwei Seiten (der aristokratischen und der demokratischen) hin und herziehen, ihn mehr fördern als aufhalten. Die Neueren dagegen schwanken in ihren staatlichen Existenzen unaufhörlich zwischen dem Begriff der Gnade und den Volksrechten hin und her, und verlieren darüber oft ihre beste Zeit und Kraft. —

In England wurden aber die constitutionellen Grundsätze zuerst durch die Parlaments-Reden Peter Wentworth's ungemein gezeitigt. Er ist der erste englische Staatsredner, der mit Freisinn und starkem Bewußtsein auf die Prinzipien der Verfassung selbst zurückging und durch diese große und umfassende Grundlage, die er seinen Reden gab, zugleich die Staatsredekunst der Engländer in ihrem höchsten Typus anlegte und feststellte. Durch diesen freimüthigen Puritaner wurde das Haus der Gemeinen erst zu seiner wahren constitutionellen Bedeutung wiedergeboren und zum Bewußtsein der Rechte, auf denen es beruhte, gebracht. Er that dies besonders durch seine berühmte Rede, durch welche die erste Sitzung des Parlaments von 1576 zu einem historischen Er-

eigniß für England wurde.[1] Dieſe Rede war keine improviſirte, ſondern trug in allen ihren Theilen das Gepräge einer feſten und gedankenmäßigen Durcharbeitung von lange erwogenen politiſchen Grundſätzen und Bekenntniſſen.

Wentworth begann mit der Anrede an den Sprecher, welche Form der parlamentariſchen Etikette ſich in den engliſchen Repräſentanten-Verſammlungen ſeit alter Zeit her überliefert hatte.[2] „Ich finde", hob er an, „in einem kleinen Buche ungefähr dieſe Worte: ſüß iſt der Name der Freiheit, aber die Sache ſelbſt hat einen unendlich größeren Werth, als alle möglichen Schätze. Um ſo mehr iſt es unſere Pflicht, dafür zu ſorgen, daß wir nicht, zufrieden mit der Süßigkeit des Namens, uns die Sache ſelbſt entſchlüpfen laſſen. Sie iſt für dieſes Haus ein unberechenbarer Schatz." Der Redner geht darauf zu den eigentlichen Zwecken der Parlaments-Verſammlung über, und bemerkt, daß ſeine Hauptaufgabe, die Geſetzgebung (ſowohl zur Erhaltung des Souverains als zur Erhaltung des Landes) nur dann gelöſt

[1] In der Parliamentary History Vol. IV. S. 186—200. — Hegewiſch, Geſchichte der engl. Parlaments-Beredtſamkeit S. 47.

[2] Neuerdings auch in dem Reglement des Preußiſchen Vereinigten Landtags wieder aufgenommen, auf welchem die Reden ebenfalls nur an den Landtags-Marſchall gerichtet werden dürfen.

werden könne, wenn zugleich die Freiheit der Rede („die einzige Salbe, die Wunde des Gemeinwesens zu heilen") im vollsten Maaße gewährt und aufrecht erhalten sei. Er entwickelt sieben Vortheile, welche aus der freien Rede für den Staat wie für den Fürsten entsprängen. Die freie Rede könne aber mit zwei Dingen nicht bestehen, welche in der englischen Parlaments-Versammlung stets den größten Schaden gethan hätten. Dies sei einmal das Gezischel von der Ungnade der Königin, das immer im Hause umherlaufe, sobald Einer über irgend einen wichtigen Gegenstand nach Gewissen und Pflicht reden wolle. Und das Andere seien die Königlichen Botschaften, befehlenden oder verbietenden Inhalts, die an das Haus gebracht würden, und bei denen keine Freiheit der Rede möglich sei. „Ich wünsche zu Gott, Herr Sprecher, diese beiden Dinge, dieses Gezischel und diese Botschaften, wären in der Hölle begraben; denn wahrlich, sie sind verderblich; der Teufel war der erste Erfinder davon, er, von dem nichts als Verderbliches kommen kann!"

Nicht minder richtete Wentworth seine Angriffe gegen die Zweizüngigkeit und Prinziplosigkeit vieler Parlaments-Mitglieder selbst, die, ohne politisches Gewissen, nur aus einer Klugheits-Verabredung, und

aus Rückſicht auf die vornehmeren Perſonen des Hauſes ſtimmten. Die „Gentlemen mit doppelten Geſichtern“ im Parlament redet er geradezu an, und ſagt ihnen, daß Gott ſelbſt ihr Betragen nicht billigen könne, „denn Gott will nicht das Halbe, er will das Ganze!“

Die Uebergriffe der Königlichen Gewalt wies Wentworth mit einer unerhörten Kühnheit in ihre Gränzen zurück. „Kein irdiſches Geſchöpf ſei fehlerfrei; ſo ſei es auch die Königin nicht; durch jene Knechtſchaft, die ſie dem Hauſe auferlegt, habe ſie einen großen, ſogar einen gefahrbringenden Fehler gegen ſich ſelbſt und gegen den Staat begangen.“

Die Erbärmlichkeit jenes Parlaments, welches die ſtarke und geiſtesfreie Sprache Wentworths nicht zu ertragen vermochte, ging ſo weit, daß es ſelbſt auf ſeine eigene Hand den Redner gefangen ſetzen ließ und ihn durch eine eigens ernannte Commiſſion, die lediglich aus Königlichen Räthen beſtand, einer peinlichen Anklage wegen ſeiner aufrühreriſchen Reden unterwarf. Man verurtheilte ihn zu einer ſchweren Einſperrung im Tower auf unbeſtimmte Zeit, und Wentworth wurde, nachdem er einen Monat im Gefängniß zugebracht, nur durch die Gnade der Königin Eliſabeth befreit, die dem Hauſe darüber eine

Botschaft zugehen ließ, und die Wiederaufnahme Wentworth's in das Parlament befahl. —

Der von Wentworth ausgestreute Saamen ging jedoch in der Folgezeit reichlich und kräftig auf. Wentworth selbst suchte auf dem parlamentarischen Wege die von ihm angeregten Ideen zu weiterer Entwickelung zu treiben, und reichte im Jahre 1586 dem Hause der Gemeinen eine Reihe von Fragen ein, welche ebenfalls die unbedingte Redefreiheit des Parlaments, den ausschließlichen gesetzgebenden Charakter desselben, und das freie Verhältniß des Hauses zum Sprecher betrafen. Zugleich stellte Wentworth in diesen Fragen geradezu die Ansicht auf: daß die Verfassung verletzt und umgestoßen würde, wenn der Staat, ohne den Beirath des Parlaments, regiert werden sollte. Die Aufstellung dieser Fragen, welche der Sprecher aus Furcht gar nicht zur Discussion gelangen ließ, brachte dem unerschrockenen Wentworth zwar wieder einen neuen Aufenthalt im Tower ein, es drangen aber diese Fragen zugleich in das politische Bewußtsein der Nation hinüber, das sich eifrig mit dem Grundwesen der Staatsverfassung zu beschäftigen anfing, und die freien Prinzipien derselben mehr und mehr in sich feststellte. Dies ging schon

aus dem Geiſt der Parlamente unter Jacob I. und Karl I. bedeutend genug hervor, welche Alles, was die Nation betraf, auch zu ihrer Competenz rechneten und die unbedingte Freiheit der Berathungen darüber als Prinzip annahmen. Das engliſche Parlament übertrug ſich dieſe Rechte jetzt aus eigener Machtvollkommenheit und aus einer Geltendmachung ſeines urſprünglichen und in dem engliſchen Staatsbegriff ſelbſt beruhenden Weſens. Keineswegs aber empfing es ſeine Freiheit und ſeine Befugniſſe durch eine beſondere Verleihung und als ein Gnadengeſchenk ſeiner Herrſcher. Dieſer Umſtand iſt ungemein wichtig für die nationale und politiſche Begründung des engliſchen Staats, denn indem das Parlament, der Königlichen Gewalt gegenüber, ſich auf die Urſprünglichkeit ſeiner Idee ſtützen und ſich darin als einen nationalen Staatsbegriff behaupten konnte, brachte es dadurch zugleich die urſprüngliche Volksgewalt als den eigentlichen Ausgangspunct aller politiſchen Rechte im Staat zur Anerkennung. Die Bildung der engliſchen Verfaſſung hat in dieſer Beziehung, bei aller compacten Feſtigkeit der materiellen Geſtaltung, doch zugleich einen ſehr ideellen und auf das geiſtige Bewußtſein der Nation geſtützten Hintergrund. Denn dieſe Verfaſſung zieht ihre erſten und letzten Beſtim-

mungsgründe allerdings aus geistigen Momenten, die schon lange eine nationale Geltung erlangt und den parlamentarischen Gebrauch begründet hatten, noch ehe in Weise einer Charte oder eines organischen Statuts Aufzeichnungen und Feststellungen darüber geschehen waren. So wurzelt die englische Staatsverfassung im Nationalgeist auf eine fast geheimnißvolle Weise, und ist dadurch zu diesem ewigen sittlichen Begriff des Volkes geworden, in dem jeder Einzelne seine sichere Geborgenheit im Ganzen erkennt. —

---

4. Charakter der englischen Beredtsamkeit. Jacob I. Bacon. Waller.

Eine vollständige Anführung und Charakteristik der englischen Staatsredner würde zugleich eine Geschichte der englischen Verfassung selbst, wie überhaupt die ganze innere Historie dieses Volkes, zum Theil auch ihre bedeutendsten äußeren Staats- und Kabinets-Verwickelungen, in sich schließen. In diesem Sinne müßte eine umfassende Geschichte der englischen Parlaments-Beredtsamkeit von dem größten politischen

und historischen Nutzen sein, und eine neue Art der Geschichts- und Staats-Erkenntniß gewähren, die den Zusammenhang der Geister und Talente mit den historischen Begebenheiten zu erörtern haben würde. In diesen weiten Gränzen können wir unsere diesmalige Aufgabe freilich nicht halten, und müssen uns darum mit einer übersichtlichen Schau begnügen, in der wir einige physiognomische Studien über die hervorragendsten Charaktere und Redekräfte des englischen Parlaments zusammenfassen wollen.

Die englische Beredtsamkeit schien zwar lange mit der Bildung der englischen Nationalliteratur nicht gleichen Schritt halten zu wollen, sondern blieb hinter den Fortschritten derselben in Form und Sprache wesentlich zurück. Es scheint im englischen Parlament längere Zeit hindurch eine rohe Natur-Beredtsamkeit vorgeherrscht zu haben, die ohne künstliche und künstlerische Formen bloß auf die Sache, um die es sich handelte, losging, und dabei mehr die scharfe und schlagfertige Richtung des englischen Geistes, als eine eigentlich rednerische Bildung an den Tag legte. Wenn die englische Beredtsamkeit lange auf dieser Naturstufe stehen blieb, so war dies ohne Zweifel auch in manchem Betracht einer gesunden und rein gegenständlichen Hervorbildung der englischen Politik

günſtig, und hinderte die Einmiſchung redneriſcher Intriguen und ränkeſüchtiger Talente, welche in dem engliſchen Parlament von jeher bei weitem weniger ihren Schauplatz finden konnten als in anderen Parlamenten, namentlich aber in den franzöſiſchen Kammern.

Die Engländer haben ſich in ihren Staatsreden immer durch eine größere Objectivität, durch eine kalte aber bis auf den Grund dringende ſachliche Zerlegung, und durch eine ſchneidende Logik, in der die Perſon nur durch das Recht des Gegenſtandes ſich bedeutend zeigen will, von den Franzoſen unterſchieden, bei welchen die zum Glänzen ſich drängende Subjectivität ſtets vorzugsweiſe maaßgebend in ihren politiſchen Reden geweſen. Die Redekunſt des Engländers hat etwas von der Anatomie, welche oft mit einer großartigen Methode das Secirmeſſer des ruhigen Verſtandes gebraucht, und an den Fragen, die ſie behandelt, mehr eine geſchickte Operation, als eine geniale Demonſtration, wie ſie dem Franzoſen eigen iſt, vollzieht. Die franzöſiſche Staatsberedtſamkeit iſt, wie der franzöſiſche Staat ſelbſt, eine Entfeſſelung der Subjectivitäten, die bald auf der Regierungs-Seite, bald auf der Volks-Seite mit der Abſicht hervortreten, eine ausſchließliche Stellung geltend zu machen, wodurch die parlamentariſche Rede

und Debatte nicht ſowohl auf die erſchöpfende Erledigung des Gegenſtandes, als vielmehr auf geſchickte und wirkſame perſönliche Bewegungen, und ſelbſt auf Scheingefechte nach Verabredung und Bedürfniß des jedesmaligen Partei-Standpunctes, angewieſen iſt. Der redneriſch-politiſche Charakter der Franzoſen iſt immer ein außerordentlich kunſtvoller, von allen Tagesleidenſchaften durchgearbeiteter und von den vielfältigſten Nüancen tiefgefurchter geweſen. Die Ausbeutung des Staatsprinzips durch die talentvolle und intriguante Perſönlichkeit iſt daher nirgend umfaſſender und eclatanter geſchehen, als in der franzöſiſchen Kammer-Beredtſamkeit.

Wenn die Beredtſamkeit der Engländer einen anatomiſchen und organiſchen Grundcharakter hat, die der Franzoſen dagegen einen dialektiſch ſophiſtiſchen und künſtleriſchen, ſo zeigt ſich darin zugleich, wie bei dieſen Völkern das allgemeine Naturell auf die Behandlung des Staatslebens und auf die Faſſung der politiſchen Lebensfragen zurückwirkt. Bei andern Nationen, die in den politiſchen Dingen ein weniger glückliches und bevorzugtes Naturell haben, wie bei den Italienern und Deutſchen, entfernt ſich dagegen die politiſche Beredtſamkeit leicht von den natürlichen und lebendigen Ausgangspuncten des

des Staats ſelbſt, und tritt in Geiſt und Form als ein ſtudirtes Product hervor, welches eine mehr wiſſenſchaftliche Conception durch pathetiſche Färbung lebendig zu machen ſucht. So haben die Staatsredner der Italiener ſich von jeher in dem ſteifen Formalismus der Predigt oder einer dichteriſch pathetiſchen Recitation bewegt, die aber nach einem beſtimmten regelmäßigen Schema gegliedert ſein mußte. Die politiſche Beredtſamkeit der Deutſchen hat ebenfalls Jahrhunderte lang mit dem Canzlei- und Predigtſtil zu kämpfen gehabt, und erwartet, bei den großen Talenten, welche die Deutſchen auch nach dieſer Seite hin bis jetzt mehr verborgen als entfaltet haben, ihre glänzende Zeit von dem Schickſal der deutſchen Staatsformen, auf die ſich überhaupt ſchon ſeit lange das ganze geiſtige und ſchaffende Vermögen unſerer Nation vertröſtet. —

Bei den Engländern wurde der eigentliche Kunſtcharakter der politiſchen Beredtſamkeit ſehr ſpät ausgebildet, und ſelbſt der Heros und Begründer des wiſſenſchaftlichen Lebens der Engländer, Francis Bacon (1561—1626), der zuerſt die engliſche Proſa bildete, erſcheint als Parlaments-Redner (nach den Reden zu urtheilen, die noch von ihm in der Parliamentary History erhalten ſind) nur als ein

roher Naturaliſt, der noch dazu durch ſeine politiſche Geſinnungsloſigkeit ſich um alle höhere Wirkung bringt. Bacon, der große Begründer des ächten wiſſenſchaftlichen Geiſtes von Europa, trat inmitten der politiſchen Kämpfe ſeiner Nation nur als höfiſcher Herrendiener hervor, der namentlich den Regierungslaunen der Königin Eliſabeth auch im Parlament zu dienen wußte. Es iſt ein ſchöner Zug der öffentlichen Meinung, daß ſie an Männern der Wiſſenſchaft den Verrath der politiſchen Freiheit und Ehrlichkeit immer am härteſten beurtheilt und in der grellſten Weiſe in die Annalen der Geſchichte einzeichnet, als wenn hier vorzugsweiſe ein Sacrilegium begangen worden. Es wirkt in ſolchem Urtheil die von jeher im Volke lebendig geweſene Anſicht, daß Wiſſenſchaft zugleich Geſinnung, Charakter und Wahrheit ſein müſſe, und ſo verfallen die Wiſſenden, die zugleich als Fälſcher des Staatslebens und der Staatsideen arbeiten, am heftigſten der Verachtung ihrer Zeit, wie dies auch dem großen Bacon von Verulam geſchah. Dieſer ausgezeichnete Geiſt, der zuerſt das innere philoſophiſche Band aller Wiſſenſchaften ahnte, und in ſeiner weltberühmten Instauratio magna die Univerſal-Idee der menſchlichen Erkenntniß zu finden ſtrebte, vermochte ſich als öffentlicher und politiſcher Charakter

durchaus nicht auf derſelben Höhe zu zeigen. Geldbeſtechungen ſcheinen ihn zuerſt zu einem Parteigänger der Königin Eliſabeth im Unterhauſe gemacht zu haben, und er vertheidigte in demſelben die Prärogative der Königlichen Gewalt in vielen wichtigen Fragen mit leidenſchaftlichem Serviliſmus. In dem letzten Parlament unter Eliſabeth wurden vornehmlich die Monopole angegriffen, mit welchen dieſe Königin zur Füllung des Fiscus und um in ihren Finanzen möglichſt wenig auf die Geldbewilligungen des Parlaments angewieſen zu ſein, eine arge Wirthſchaft getrieben hatte, indem ſie namentlich an mehrere ihre Hofleute und auch an einzelne Handelsgeſellſchaften für einzelne Handels-Artikel und Producte ſolche Monopolrechte für Geld abließ. Der unglückliche Liebling der Königin Eliſabeth, Graf Eſſex, hatte z. B. ein Monopol auf ſüße Weine, welches ihm aber die Königin, nachdem er in Ungnade gefallen, nicht wieder erneuerte, und dies Motiv wird gewöhnlich als eine Hauptveranlaſſung zur Empörung des Grafen Eſſex angeſehen, die mit ſeiner tragiſchen Hinrichtung endigte. Dies zur Uebermacht der Ariſtokratie gehandhabte Monopolweſen, welches die Rechte der Gemeinen vernichtete, trug nicht wenig dazu bei, den Adel Englands auf dieſen ungeheuern

Grundlagen des Vermögens und der Standesherrlichkeit zu befestigen, auf denen er dort wie in keinem andern Lande allen Stürmen der Zeit hat Trotz bieten können. Der Graf von Leiceſter konnte einen Hofſtaat führen, der dem königlichen das Gleichgewicht hielt; er konnte zehntauſend Mann mit Waffen ausrüſten und auf einen ſtreitbaren Fuß ſtellen. Lord Burleigh hatte hundert Bediente, unter denen ſich Männer befanden, die bis 20,000 Pfund Sterling im Vermögen hatten. Wenn man die deutſchen Barone oft genug an die ahnherrlichen Wegelagerungen und an ihre noblen Paſſionen für die Güter der reiſenden Kaufleute erinnert hat, ſo waren die engliſchen Großen auf dieſem Punct noch weit herablaſſender, indem ſie ſich ſelbſt theilweiſe zu Kaufleuten machten, und, dem ſich nach keiner Seite verläugnenden Nationalcharakter gemäß, durch Handelsgeſchäfte, durch Monopole auf ſpaniſche Wolle, irländiſche Garne, Kalbfelle, Bürſten, Töpfe u. dgl. ihre Macht und Reichthümer begründeten.

Als ein Vertheidiger dieſes Monopolweſens erſchien auch Lord Bacon, der Philoſoph, im Parlament, und wahrte in dieſer Frage die unbedingten Hoheitsrechte der Königin. Etwas rühmlicher erſcheint er in ſeiner politiſchen und parlamentariſchen

Stellung unter Eliſabeth's Regierungs-Nachfolger, König Jacob I., der ihn zum Großkanzler von England erhob und ſich in vielen wichtigen Staatsgeſchäften Bacons bediente. Dieſer engliſche König hatte ſich in ein ſehr unglückliches Spiel mit den ſtändiſchen Rechten ſeiner Nation eingelaſſen, und während er in ſeinem Herzen den tiefſten Groll gegen die conſtitutionnelle und parlamentariſche Regierungsform hegte, mußte er ſich doch im Drange der Verhältniſſe den Anſchein geben, als begünſtige und fördere er dieſe Einrichtungen des Staats. Er wollte recht eigentlich die abſolute Königsgewalt von Gottes Gnaden, theoretiſirte aber gewiſſermaßen nur heimlich mit dieſer Idee, indem er theils aus gutmüthiger Schwäche, theils aus Angſt vor den drängenden Elementen der Zeit, keinen entſchieden praktiſchen Gebrauch davon zu machen wagte. Er beſchloß daher, ſich in die conſtitutionnelle Regierungsform mit der Kraft der Intrigue hineinzuſetzen, und darin ſo lange hinundher zu wühlen, bis er das ganze Verfaſſungsweſen in ſich ſelbſt zerrieben und vernichtet hätte. Dieſe königlichen Wühlereien verſuchte er ſogleich an dem erſten Parlament, welches er nach ſeinem Regierungs-Antritt in England berief, und das er, um es in der öffentlichen Meinung ſelbſt zu verbrauchen

und unwirksam zu machen, sieben Jahre hindurch versammelt sein ließ. König Jacob selbst, wie er Gelehrter und Schriftsteller war, so strebte er auch nach dem Ruhm eines parlamentarischen Redners, und er eröffnete gleich sein erstes Parlament mit einer ungemein schwungvollen Thronrede, in der er, nach vielen weitschweifigen und der Würde eines Königs keineswegs gemäßen Erörterungen, sogar eine Theorie der Königlichen Beredtsamkeit zu geben versucht. Die wahren und einzigen Eigenschaften, welche man von der Redekunst eines Königs fordern dürfe, führt er auf Offenheit der Gesinnung (Plainness) und auf Aufrichtigkeit zurück. „Unter Offenheit der Gesinnung — sagt der König in dieser Thronrede — verstehe ich, daß die Reden eines Königs so schlicht und so frei von aller Zweideutigkeit sein sollen, daß es unmöglich fällt, sie so verschieden und widersprechend zu deuten, wie einst die alten heidnischen Orakel. Unter Aufrichtigkeit verstehe ich die Biederkeit, die Ehrlichkeit, die in allen Reden und Handlungen eines Königs herrschen sollen, dergestalt, daß, sowie ein König an Ehre über alle seine Unterthanen hervorragt, er auch streben soll, sie alle an Aufrichtigkeit zu übertreffen, und seine Zunge immer den treuen Dolmetscher seines Herzens sein zu lassen.

Und dieſe Art der Beredtſamkeit — fügt der König hinzu — mögt Ihr ſicherlich ſtets von mir erwarten!"

Jacob hat als Theoretiker der Königlichen Reden noch die Kürze vergeſſen, die ohne Zweifel zu einem Hauptbeſtandtheil der redneriſchen Majeſtät gehört, und die in Jacobs erſter Thronrede ſelbſt nicht zu finden iſt, welche in der Parliamentary History (V. 21—39.) allein achtzehn Seiten füllt. Jacob verſuchte es aber nachher, auch ohne Offenheit und Aufrichtigkeit der Rede zu regieren, indem er faſt ſechs Jahre hindurch gar kein Parlament berief, und ſich endlich nur durch ſeine Geldverlegenheit wieder genöthigt ſah, ſich an das Unterhaus zur Bewilligung neuer Steuern zu wenden, welches aber, da im Kampf der parlamentariſchen Gewalt mit der Königlichen Intrigue die erſtere bedeutend erſtarkt war, und immer kühner auf die conſtitutionnellen Staatsbegriffe ſich ſtützte, dem König alle Geldbewilligungen abſchlug. In ſeinen Parlamentsreden wiederholt Jacob beſtändig faſt mit der Klage eines gekränkten Kindes, daß er die Königliche Gewalt nicht in Zweifel ziehen laſſen dürfe, und doch wird er Schritt für Schritt immer mehr in die Enge getrieben, die Eingriffe der parlamentariſchen Verfaſſung in die Königlichen Rechte

werden immer beſtimmter und unabläugbarer, er ſelbſt verſteht ſich dazu, das Wahlrecht auf vier Flecken auszudehnen und acht wiederherzuſtellen, und ſo wird er bei aller überlegenen Weisheit, mit der er die parlamentariſchen Formen geiſtreich und gemüthlich zu überſpinnen ſucht, doch zuletzt der Betrogene derſelben. Der Herzog von Sully nannte ihn daher ſehr treffend den weiſeſten Narren in Europa. An ſeinem Hofe aber hieß er der britiſche Salomo, als welcher er ſich auch als Schriftſteller in ſeinem Basilicon doron zeigt, einem Buche, zum Prinzen-Unterricht für ſeinen Sohn Heinrich beſtimmt, gewiſſermaßen eine Bildungslehre für Könige, von der früher in dieſer Sphäre häufig Gebrauch gemacht worden iſt. —

Der beſte politiſche Gedanke, welchen Jacob hatte, war vielleicht die Vereinigung der beiden Reiche England und Schottland zu einem einzigen Staat, wozu er dem Parlament in einer eigenen, nicht ohne kräftige rhetoriſche Wendungen gehaltenen Rede den Plan vorlegte. Sein Kanzler, Francis Bacon, unterſtützte ihn in der Vertheidigung und weiteren Ausführung dieſes Plans, und hielt bei dieſer Gelegenheit eine Parlamentsrede, in der zuerſt die Geſtaltung eines großbritanniſchen Reichs in ſeinen umfaſſendſten

und großartigſten Dimenſionen angedeutet wird. Dieſe Rede zeichnete ſich aber mehr durch ein Haſchen nach Witz und effectreichen Bildern und Gleichniſſen, ja ſelbſt durch allegoriſche Einkleidungen, als durch eigentliche Staatsweisheit und politiſche Kraft aus. Hume will ſogar den Geſchmack der Engländer an dieſen witzſpieleriſchen und allegoriſchen Wendungen der Rede auf Bacon zurückführen.[1] Bacon ſtand aber bald darauf ſelbſt als Angeklagter vor dem Oberhauſe, weil er ſich bei Amtshandlungen hatte beſtechen laſſen. Er wurde zu einer Geldbuße, zum Verluſt ſeiner Aemter und ſeines Parlamentsſitzes, und zum Gefängniß im Tower verurtheilt. Die Gnade des Königs bewirkte zwar bald eine Milderung und Umgehung dieſer Strafen, aber bei aller Verehrung für das wiſſenſchaftliche Genie Bacon's wandte ſich doch die öffentliche Meinung ſeiner Zeit ihm nicht wieder zu. Er hatte die öffentliche Achtung ſchon durch ſein ehrloſes Benehmen gegen den Grafen Eſſex verloren, der ihn früher mit Freundſchaft und Wohlthaten überhäuft hatte, und dem er bald darauf den abſcheulichſten Undank bewies. Denn nachdem Eſſex in der Gunſt ſeiner Königin geſtürzt

[1] Vergl. Hegewiſch, Geſchichte der engliſchen Parlaments-Beredtſamkeit S. 70.

werden, war es Bacon, der, um sich bei Elisabeth beliebt zu machen, die Anklageschrift gegen Essex verfaßte und ihn öffentlich als Verräther anklagte. —

Unter den Parlamentsrednern dieser Zeit werden schon einige berühmte Namen genannt, die nicht unbedeutende Spuren von ihrem Wirken zurückgelassen haben. Unter Karl I. verband sich schon die in England allgemeiner gewordene literarische und ästhetische Bildung auch mit der politischen Beredtsamkeit. Auch Dichter kamen in das englische Parlament, wie Edmund Waller, der englische Tibull genannt, welcher der englischen Poesie schöne und wohlgemessene Formen zu geben trachtete und im Parlament zuerst Reden in geschmackvoller und feingebildeter Form hielt, wie man sie bis dahin noch nicht in demselben vernommen hatte. Wie er aber in der Poesie eigentlich nur Gelegenheitsdichter war, so diente er auch den Bewegungen seiner Zeit nur als Gelegenheitspolitiker, indem er nach der Lage der Dinge und Personen bald den Royalisten bald den Republikaner spielte, unter Karl I. die Grundsätze der absoluten Monarchie vertheidigte, dann sich zu Cromwell neigte, mit dem er verwandt war und auf dessen Tod er die berühmte und von jeher als Meisterwerk angeführte Ode dichtete. So besang er nach der Wieder-

einſetzung des Königthums in England auch Karl II., aber dieſer machte dem Dichter die naive Bemerkung, daß die Verſe auf Cromwell beſſer geweſen wären als die auf ihn, worauf Waller ſich mit dem ſinnreichen Witz half: „Dichtern, Sir, gelingt es in Fictionen immer beſſer als in der Wahrheit!“ (Poets, Sir, succeed better in fiction than in truth). Unter ſeinen Parlamentsreden ſind die bedeutendſten die, in welchen er das Verhältniß der biſchöflichen Gewalt zur engliſchen Verfaſſung erörterte. Das engliſche Biſchofthum war in der Zeit der Könige Jacob I. und Karl I. zu einer Art geiſtlicher Inquiſition geworden, die mit gewaltthätiger Anmaaßung in alle Gebiete des weltlichen Lebens und ſelbſt in die Privatverhältniſſe des Einzelnen eingriff. Das Trachten nach abſoluter Staatsgewalt ſuchte ſich in England immer vorzugsweiſe auf das Biſchofthum zu ſtützen, woraus das bekannte Stichwort dieſes Prinzips: no bishop no king! hervorging. Da die abſolute Staatsgewalt immer ausſchließlich aus Gott ihre Wurzeln herziehen will, ſo erſcheint das Biſchofthum dabei allerdings als ein bequemes Inſtrument, und als die künſtlich aufgebaute Leiter zwiſchen Himmel und Thron, auf der im Angeſicht des ganzen gläubigen Volkes die Trans-

figuration des Despotismus um so glänzender vor sich gehen kann. Die liberale Partei hat in England von jeher auf die Abschaffung des Bischofthums gedrungen, welches in dem sogenannten langen Parlament besonders durch Edmund Waller, vom Standpunct des monarchischen Prinzips aus, vertheidigt wurde. Waller machte in seiner Rede die in dieser Beziehung äußerst charakteristische Bemerkung: „Bischofthum und unsre Verfassung sind miteinander vermischt, wie Wein und Wasser; sie lassen sich nicht mehr trennen!" —

Ein bei weitem zusammenhängenderer politischer Charakter ist Hambden, ein in den englischen Verfassungskämpfen des siebzehnten Jahrhunderts bedeutungsvoller Name. Die große Schlagfertigkeit seiner parlamentarischen Reden, sein Geschick, die Debatte nach langem ruhigen Anhören zusammenzufassen, unter den entscheidenden Gesichtspunct zu bringen und zu einem Resultat abzuschließen, wie auch die Reinheit und Consequenz seines politischen Handelns, das auf einen Umsturz der englischen Monarchie und auf die Einführung einer neuen Verfassung gerichtet war, werden von seinen Zeitgenossen und auch von Hume vielfach an ihm gerühmt. Sein Wirken trug jedenfalls viel dazu bei, die Elemente der englischen

Revolution zu zeitigen, welche im sechszehnten Jahrhundert eine Umwälzung der innersten Staatsprinzipien und Formen auf dem Wege eines parlamentarischen Prozesses hervorrief.

---

5. Die englische Revolution und Cromwell.

Die englische Revolution unterscheidet sich von der anderthalb Jahrhunderte späteren französischen wesentlich dadurch, daß sie zuerst in der Form einer parlamentarischen Staatsdialektik ausbrach und sich dadurch sogleich auf bestehende gesetzliche Organe der Freiheit stützen konnte. Dies gab der englischen Revolution diesen außerordentlich praktischen und gewissermaßen geschäftsmäßigen Charakter, der sie nicht, wie die französische, in abstracte Freiheits- und Vernunft-Theorieen verfallen ließ, obwohl die englische Revolution nicht minder aus dem Urquell der allgemeinen Menschheits-Ideen schöpfte. In England schließt das Parlament die revolutionnaire Bewegung in sich zusammen, und stellt sich der Königlichen Gewalt und Person als eine Macht gegenüber, welche die Souverainetät der Volksfreiheit in aller Größe

und mit allen Schrecknissen dieses Begriffs proclamirt. Dieser englische Parlaments-Körper, der so lange seine Rechte den Launen der Könige untergeordnet und mit den Gnaden des Throns geduhlt hatte, wuchs plötzlich zu einer riesenhaften und ungeheuern Gewalt heran, welche das Feuer der Revolution durch alle Adern des englischen Volkes vertheilte. Das Parlament verwandelte sich in eine Schreckensherrschaft, in eine constituirende Versammlung und in ein Feldlager zugleich, indem es fanatisch, politisch und militairisch wirkte und sich durch Anwerbung eines eigenen Heeres eine kriegerische Organisation gab. Es handelte sich zuerst um das ursprüngliche Leben der englischen Verfassung, und um das allgemeine Grundwesen der Freiheit, wie es den Engländern in der magna charta und in den Statuten Eduards I. und Eduards III. verbürgt worden. Diese Urrechte der Nation, von den englischen Herrschern Jahrhunderte hindurch verletzt und untergraben, waren von dem Parlament in der berühmten Petition der Rechte erneuert worden, und der König hatte sich nach langem Widerstreben entschließen müssen, dieser Petition die Kraft eines Gesetzes einzuräumen. Diese prinzipiellen Conflicte brachte das lange Parlament endlich zu einer blutigen

Entſcheidung, und der unglückliche König, der eine immer ungeſchicktere Stellung einnahm und zu ſeinen Fehlern auch den geſellte, daß er ſich durch die Flucht von ſeiner Nation trennte und in ſeinen Schlachten die Königliche Standarte der Nationalfahne gegenüberſtellte, mußte am 30. Januar 1649 ſein Haupt auf das Blutgerüſt legen. Dieſe Hinrichtung des Königs ward in England mit einer gewiſſen ſtaatsgeſchäftlichen Kälte betrieben, die bei weitem ſchauerlicher wirkt, als der bacchantiſche Prinzipien-Taumel, in welchem in Frankreich dieſe That vollbracht wurde. Es fehlte aber auch in der engliſchen Revolution nicht an der ideellen Durcharbeitung der modernen Staatsprinzipien, worin auf den Urgrund derſelben zurückgegangen wurde. Auch das engliſche Parlament gab ſchon eine politiſche Erklärung der Menſchenrechte ab, und beſtimmte darin zuerſt die allgemeine Glückſeligkeit als den Zweck der Geſellſchaft, die Aufgabe einer Staatsregierung aber dahin, dem Menſchen den Genuß ſeiner natürlichen und unverjährbaren Rechte zu ſichern. Als dieſe Rechte werden: die Freiheit, die Gleichheit, die Sicherheit, das Eigenthum angeſehen. Ebenſo wird die Gleichheit aller Menſchen von Natur und vor dem Geſetz behauptet, als die höchſte Souverainetät aber die der

Nation erklärt, sowie als die einzige Regierungsform die Repräsentativ-Verfassung, welche allein die Theilnahme aller Bürger am Staat möglich machen und die Freiheit der Gesellschaft sichern könne. —

Der Ausspruch Goethe's: „es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen", bewahrheitet sich aber nirgend stärker, als in der Politik. Die Umbiegung der englischen Freiheit und der staatskluge Niederschlag der aufgelockerten Prinzipien geschah durch ein militairisches Talent, durch Oliver Cromwell, der die englische Revolution ebenso beerbte und für seinen persönlichen Krieger- und Herrscher-Ruhm ausbeutete, wie Napoleon die französische. Beide oft miteinander verglichene Heroen schlossen durch das kriegerische Element den Abgrund der Revolution, und begründeten auf dem Boden der Freiheit einen neuen Absolutismus der persönlichen Gewalt, denn wenn Cromwell, als Protektor Englands, die Königskrone nicht annahm, sondern vielmehr, nachdem sie ihm angeboten worden, ausschlug, so that er dies aus dem klugen Instinct, weil die Krone, ein discreditirtes Symbol, ihm nur wie ein gefährlicher und zerbrechlicher Schmuck der Herrschermacht erschien. Er wollte König ohne Krone sein, und durch die Abweisung derselben zugleich alle

gefährlichen Untersuchungen über die Rechte seiner Herrschaft abschneiden. Wir haben ihn für unsern Zweck nur als Parlamentsredner zu betrachten, als welcher er auch das ganze Wesen seines politischen Charakters uns enthüllt, indem innere Planlosigkeit bei einem ungestümen und rücksichtslosen Vorschreiten, ein kühnes Losgehen auf gut Glück und in Weise einer soldatesken Aventure, ein Improvisiren mit Gewaltmitteln, eine Vermischung von Schwärmerei und Heuchelei mit militairischer Rauheit und Starrheit, ein wortreiches Durcheinanderschwatzen mit dem Anstrich gutmüthigen Plauderns bei arglistigen Zwecken, sein parlamentarisches ebenso wie sein staatsmännisches Auftreten bezeichnen. Die ersten dreiundvierzig Lebensjahre dieses Mannes waren so stumm und spurlos hingegangen, daß man kaum eine besondere Fähigkeit irgend einer Art an ihm hatte wahrnehmen können. Nur als munterer Student hatte er sich auf dem Collegium in einer theatralischen Rolle hervorgethan, indem er in einem jener allegorischen Dramen, wie sie damals in den Collegien häufig aufgeführt wurden, betitelt: „der Kampf der Sprache und der fünf Sinne" die Rolle des Gefühls mit großem Beifall darstellte. In diesem Stück wurde aber das von Cromwell repräsen-

sentirte Gefühl zuletzt von der Lüge gekrönt: ein Moment, der ebenso innerlich charakteristisch für Cromwell war, als er in Betreff der Krönung von einigen seiner Biographen für so bedeutungsvoll angesehen zu werden pflegt, daß er zuerst das Streben nach königlicher Herrschaft in ihm angefacht habe.[1]

Die streng religiöse und biblische Richtung, die Cromwell schon früh genommen; färbte auch seinen politischen und parlamentarischen Charakter. Im Parlament selbst, in dem er anfangs ein ungemein schweigsames Mitglied war, nachher aber, als er General geworden, die weitschweifigsten und zeitraubendsten Reden hielt, ersetzte er den Mangel an Gedanken und Zusammenhang durch Gesangbuch-Verse und Bibel-Sprüche, die er immer da einstreute, wo er mit seinen Sätzen ins Stocken gerieth. Seine Unfähigkeit zu reden ging zuerst so weit, daß er keine Periode, die er begonnen, vollenden konnte, ohne sie nochmals wieder von vorn anzufangen, und nur der militairische Nachdruck, den er durch seine Persönlichkeit seinen Reden zu geben wußte, verschaffte diesen eine Wirkung. Wie groß aber auch die Verworrenheit der Ideen in Cromwell war, so zeigte er doch

[1] Memoirs of the protectoral-house by Mark Noble I. p. 251.

auch wieder im Parlament eine Elasticität und Energie der Heuchelei, die in der Kunst der Schlangenwindungen Alles übertraf, was nur der schärfste Logiker hätte leisten können. Von dieser Art war besonders seine Rede, welche er im Unterhause hielt, als es sich zuerst um die peinliche Anklage Karls I. handelte, und die er, mit bestürzten und niedergeschlagenen Mienen, mit der Bemerkung begann: daß, wenn Jemand mit überlegter Absicht einen solchen Vorschlag gemacht hätte, er ihn als einen Hochverräther betrachten würde; jetzt aber, da die Vorsehung selbst sie sichtlich auf diesen Punct geleitet habe, könne er nur den allmächtigen Gott bitten, ihre Rathschlüsse zu segnen. „Als ich neulich" — fuhr er fort — „einen Antrag auf die Wiedereinsetzung des Königs stellen wollte, fühlte ich in demselben Augenblick, wie meine Zunge mir an meinem Munde festklebte, und ich glaubte in diesem übernatürlichen Zeichen eine Antwort zu sehn, die mir der Himmel auf meine inbrünstigen Gebete schickte, und wodurch er mir zu erkennen geben wollte, daß Gott selbst den König verworfen habe." Niemand aber schürte insgeheim die fanatischen Leidenschaften zur Verurtheilung des Königs heftiger an, als Cromwell. Als es mit dem unglücklichen König, der sich zugleich von

allen europäischen Mächten merkwürdig verlassen sah, zum Tode ging, versicherte Cromwell noch, daß er Tag und Nacht für den König gebetet und sich Fasten auferlegt habe, aber der Himmel sei stumm geblieben. Je näher aber der Moment der wirklichen Ausführung heranrückte, desto gieriger und leidenschaftlicher wurde Cromwell, der als einer der ersten das Hinrichtungs-Edict unterzeichnete, wobei er, wie oft erzählt worden, kindische Scherze getrieben haben soll, indem er seine mit Tinte gefüllte Feder einem der andern Commissarien ins Gesicht sprützte, der dann dieselbe Plaisanterie wieder an ihm ausübte.[1]

Als Protektor versäumte Cromwell nicht, jedes Parlament, das er hielt, mit umständlichen und oft zwei bis drei Stunden dauernden Anreden zu eröffnen und zu verabschieden. Nach der Auflösung des langen Parlaments hatte sich Cromwell ein neues auf seine eigene Hand zu gestalten gesucht, in welchem er größtentheils seine ihm dienstbaren Creaturen unterstopfte, die er aus Leuten aller Stände, besonders auch aus Künstlern, Handwerkern und kleinen Kaufleuten, wenn sie nur gut beten und singen konnten, sich zusammenwählte. Diese Leute waren dem

[1] Vergl. Villemain Histoire de Cromwell I. 215. — Hegewisch, Geschichte der engl. Parlaments-Beredtsamkeit 108.

Parlament zugleich als Spione eingestreut, um die übrigen Mitglieder, die zum Theil auch aus freisinnigen und ausgezeichneten Personen bestanden, ausforschen und verrathen zu können. Dies Parlament wurde auch das Barebone-Parlament genannt, nach einem londoner Lohgerber Barebone, der unter allen Mitgliedern des Parlaments am meisten beten konnte, und die Sitzungen gewöhnlich mit langen Anrufungen Gottes und Jesu Christi eröffnen mußte. Bei der Eröffnung dieser Versammlung im Jahre 1653 erschien Cromwell in der Mitte seiner Offiziere, und kündigte ihr zuerst an, daß er gekommen sei, um ihr eine neue Constitution vorzulegen, die er nach der Uebereinstimmung und Ansicht der obersten Führer des Heeres abgefaßt habe. Zugleich schickte er voraus, daß seine Anrede an die Versammlung nur kurz sein würde, weil der kleine Saal, in dem man sich befinde, eine unerträgliche Hitze verbreite. Nichtsdestoweniger begann er eine Rede, die anderthalb Stunden dauerte, und mit dem Namen Gottes, mit unzähligen Anführungen aus der Bibel und allerhand mystischen Vorstellungen vollgepfropft war. Nachdem er darin besonders den Hergang seiner eigenen militairischen Großthaten geschildert, und in denselben überall den waltenden Finger des Herrn nachzuweisen

gesucht, ging er dazu über, die Abgeordneten glauben zu machen, daß Gott selbst sie zu einem Parlament berufen habe. „Wahrlich," rief er aus, „Ihr seid von Gott berufen, mit ihm und für ihn zu regieren, ihr seid berufen, treu zu sein mit den Heiligen (unter welchen Cromwell hier sich selbst und seine Offiziere versteht), die das Werkzeug zu diesem neuen Beruf waren." Dann wünscht er ihnen Glück, von Jesus Christus erkannt zu sein und Jesum Christum erkannt zu haben, und fährt fort: „Wenn Einer Euch fragte und Euch das Evangelium vorhielte, so könntet Ihr darauf schwören, daß Ihr nichts gethan habt, weder direct noch indirect, um hierher in diese Versammlung zu kommen. Ihr habt Euch dabei rein passiv verhalten, und noch vor drei Monaten war Keiner von Euch auf den Gedanken einer Versammlung, wie die gegenwärtige, gekommen, welche zur höchsten Autorität des Staats berufen ist."[1] Diese christliche Wendung war ohne Zweifel die schlaueste und wirksamste, durch welche Cromwell das neue Parlament selbst über die Ungesetzmäßigkeit seiner Zusammensetzung täuschen konnte, indem er an die Stelle der Volkswahlen, durch welche es allein hätte

[1] Parliamentary History XXI. 153.

zuſammentreten können, die göttliche Berufung einſchiebt. Die Zweideutigkeit des chriſtlichen Prinzips in ſeiner Anwendung auf das Staatsleben iſt vielleicht nie greller herausgetreten, als in dieſem politiſchen Manoeuvre Cromwells, durch welches er die Republik und die Gewalt eines volksthümlichen Dictators ebenſo religiös und chriſtlich einzuſchmuggeln ſuchte, als der Abſolutismus der Könige ſich ſtets von Gottes Gnaden herſchrieb. Seine Protektor-Würde begründete er ſelbſt in einer Parlaments-Rede von 1654 folgendermaßen: „Ich habe mich nicht ſelbſt zu dieſer Stelle erhoben, ich wiederhole es, ich habe mich nicht ſelbſt zu dieſer Stelle erhoben. Gott iſt mein Zeuge, und ich habe viele Zeugen, die es mit ihrem Leben bekräftigen werden. Ich gebe mir nicht ſelbſt Zeugniß, Gott und das Volk geben es mir. Iſt nun mein Beruf von Gott und mein Zeugniß vom Volke, ſo können nur Gott und das Volk mir dieſe Stelle wieder nehmen, ſonſt verlaſſe ich ſie nicht. Ich würde treulos gegen Gott ſein, der mir dieſen Auftrag gegeben hat, und treulos gegen das Volk, das mir ſein Wohl anvertraut hat!“

So raiſonnirte der allerchriſtlichſte Königsmörder Cromwell, und er bemerkte ſeltſamer Weiſe in ſeiner chriſtlichen Staatslogik nicht, daß der hingeopferte

König Carl I. ganz aus derſelben religiöſen Anſchauung an ſeiner Gewalt feſtgehalten und ſie für unangreifbar erklärt hatte. Wenn uns nun aber allerdings dieſer pietiſtiſch maskirte Offiziers-Despotismus, welchen Cromwell ſtatt der Volksfreiheit aufrichtete, nur als ein frazzenhaftes Bild menſchlicher Schwäche und Eitelkeit erſcheinen kann, ſo fand doch auch Cromwell ſeine Bewunderer und Vertheidiger, die uns an ſich keineswegs verächtlich erſcheinen dürfen. Unter dieſen iſt vorzüglich der berühmte Dichter John Milton zu nennen, der in dieſer Zeit, und bevor er ſein großes Gedicht vom verlorenen Paradies ſchrieb, an den engliſchen Staatskämpfen einen hervorragenden Antheil nahm, und von Cromwell zum lateiniſchen Secretair des Staatsraths erhoben wurde. Das Amt dieſes Dichters war, die diplomatiſchen Verträge und Verſammlungen der Republik mit den andern Mächten ins Lateiniſche, als die damalige diplomatiſche Sprache Europa's, zu überſetzen, und er zeigte ſich, obwohl er durch ſeine vielfachen Anſtrengungen blind geworden, als einen der gewandteſten und beweglichſten Geſchäftsmänner des Staats. Er vertheidigte den geſchehenen Königsmord durch zwei Schriften, die mit ungeheurer Kraft und Freiheitsbegeiſterung geſchrieben ſind, die Hin-

richtung Karls I. ſpeciell in der Schrift: the tenure of kings and magistrates (das Band zwiſchen König und Obrigkeit) und 1651 in ſeiner durch ganz Europa gedrungenen Vertheidigung des engliſchen Volkes, Defensio pro populo anglicano, welche er mit einer hinreißenden Beredtſamkeit und in einer erhabenen Gröſſe der Sprache gegen Salmaſius (Saumaiſe) richtete, der 1649 unmittelbar nach der Hinrichtung des Königs mit ſeiner defensio regis aufgetreten war. Der Dichtergeiſt des blinden Milton ſuchte ſelbſt die Geſtalt eines Cromwell nach dem Ideal der Volksfreiheit zu faſſen, und in ihr die Nothwendigkeit einer geſchichtlichen Idee zu behaupten, wie in Frankreich de Maiſtre ſelbſt den Robespierre als ein nothwendiges Werkzeug der göttlichen Vorſehung deducirte. —

6. Shaftesbury.

Im Jahre 1660 war in England das Königthum wieder eingeſetzt, und ein Jahr darauf die Akte, welche England für eine Republik erklärt hatte, durch Henkershand verbrannt worden. Die Epoche der

engliſchen Nation unter Karl II. wurde die buntſcheckigſte Miſchung von Elementen, die je in einem Staat zuſammen beſtanden, indem man die ſtrengen und heuchleriſchen Formen der republikaniſchen Zeit durch die ſinnlichſte Ausgelaſſenheit, durch alle Freiheit und Frechheit des Genuſſes und durch die Alles unterhöhlende politiſche Intrigue zu erſetzen ſuchte. Die bigotte Republik Cromwell's löſte ſich plötzlich in den witzigen Wolluſt-Staat Karls II. auf, in welchem die Schreckensherrſchaft des Bonmots über alle höheren und wahren Intereſſen des Lebens entſchied. Auch in das engliſche Parlament drangen dieſe Einflüſſe der Zeit weſentlich bedingend hinüber, und ſeine Redner hüllten ſich nicht mehr in die ſteife Toga der bibliſchen Phraſeologie, ſondern nahmen einen leichteren Weltton, gefälligere und elegantere Weiſen und, um auf den König Eindruck zu machen, beſonders auch ſpieleriſche und witzelnde Formen an: denn Karl II. liebte es häufig, das Parlament zu beſuchen und den Debatten und Reden beizuwohnen, die ihm, namentlich wenn ſie witzige Pointen enthielten, ebenſo viel Vergnügen machten als das Theater, welches unter ſeiner Regierung wieder nach längerem Verbot in ſeine Rechte eingeſetzt wurde.

Den Parlamentsſtil, wie er in dieſer Periode

ſich glänzend und mehr in geſellſchaftlicher Feinheit entwickelte, ſtellt uns einer der merkwürdigſten Staatsmänner und politiſchen Redner Englands, Lord Shaftesbury (früher Aſhley Cooper genannt) in ſeiner eigenſten Weiſe dar. Seine große Geiſtesbeweglichkeit und Elaſticität zeigte er ſchon darin, daß er unaufhörlich zu den entgegengeſetzteſten politiſchen Parteien überſprang, und erſt dem König Karl I., dann Cromwell gedient hatte, dann Einer der Eifrigſten wurde, welche an der Wiedereinſetzung des Königthums und Karls II. arbeiteten, darauf als Miniſter Karls II. nur mit Maaßregeln zur Unterdrückung der engliſchen Freiheit und Verfaſſung ſich beſchäftigte, mitten in der Durchſetzung einer ſolchen Maaßregel aber, wo das ganze Cabinet vornehmlich auf ſeine Unterſtützung gerechnet hatte, zur Oppoſition übertrat und ſeitdem als der entſchiedenſte Gegner des Hofes im Sinne der Volksfreiheit wirkte.

Bei dieſer politiſchen Zweideutigkeit hatte ſich Shaftesbury nicht minder den Ruhm eines rechtſchaffenen und geſinnungsvollen Mannes in ſeiner Zeit bewahrt, was von der weiten Ausbildung des Begriffs der politiſchen Partei zeugt, welche in dieſer Zeit ſchon in England ſtattgefunden hatte. Denn je mehr in einem Staatsleben die Parteien

als berechtigte Gegenſätze der öffentlichen Entwickelung anerkannt ſind, deſto freier werden die politiſchen Charaktere ſowohl im Volk als in der Regierung, und ſie können dieſe Freiheit auch in dem Uebergang von einem Standpunct zum andern, je nachdem ſie darin die nothwendig folgenden Momente der Wahrheit finden, für ſich in Anſpruch nehmen. Wie Shaftesbury im Parlament ein ungemein geſchickter Vertheidiger der Regierung und der Intereſſen des Königs war, ſo hielt er nachher mit derſelben Würde, Feinheit und logiſchen Kraft jene berühmte Parlamentsrede, worin er auf die Ausſchließung des Herzogs von York von der Thronfolge wegen ſeiner katholiſchen und papiſtiſchen Richtungen antrug, und damit zugleich das Grundweſen der engliſchen Verfaſſung zu wahren ſuchte.

---

7. Whigs und Tories.

Die politiſchen Parteien hatten ſich in England vornehmlich in den beiden großen Lebensgliederungen der Whigs und der Tories hingeſtellt, deren Ausbildung in dieſer Regierungszeit Karl II. äußerlich

wie innerlich geſchah. Beide Benennungen hatten ſich zuerſt die Volks-Partei und die Hof-Partei aus gegenſeitiger Verachtung beigelegt, worin dann die Geſchichte die Hauptgegenſätze und die ächten Gleichgewichts-Momente der politiſchen Entwickelung Englands feſtgehalten. Der Name der Whigs, mit welchem die Volkspartei von ihren Gegnern geringſchätzig bezeichnet wurde, war in Schottland entſtanden, wo man die Benennung den Whiggamors, abgekürzt Whiggs, einer Schaar von Fanatikern gegeben hatte, welche unter Beten, Singen und Predigen öffentliche Umzüge hielten.[1] Ebenſo war der Name Tory eine Bezeichnung für gewiſſe Räuberbanden in Irland geweſen, welche man im Intereſſe des Papſtthums und der römiſch-katholiſchen Kirche gedungen glaubte, und die nun von den Volksmännern vorzugsweiſe auf die Anhänger des Hofes und des Königs übertragen wurde. Dieſe Parteibildungen, wenn ſie auch zuerſt nur aus gegeneinander ſtoßenden Perſönlichkeiten und Intriguen hervorgingen, gewannen doch bald eine immer tiefer greifende prinzipielle Bedeutung und Stellung, und dienten dazu, im engliſchen Staatsleben die Grundfragen der

[1] Vgl. über den Urſprung des Worts Burnet History of his own time I. 66.

Verfaſſung ſtets aus den innerſten Pulſen der Nation ſelbſt in Bewegung zu erhalten. Die Tories und Whigs wurden ſeitdem der eigentliche Blut-Umlauf des engliſchen Staats- und Geiſtes-Organismus, und das Parlament konnte erſt, nachdem es dieſe ewig lebendigen Gegenſätze in ſich aufgenommen, als die wahre Kraft der politiſchen National-Entwickelung ſich regen. Die parlamentariſche Oppoſition begründete ſich jetzt als eine geſetzliche Macht, welche den Widerſtand gegen das Beſtehende im Sinne der wahren Erhaltung des Ganzen auszuführen hat. Dieſe Partei-Elemente entwickeln ſich aber aus einem nackten Gegenſatz zwiſchen Volk und Hof allmählig zu ſo ideell durchgearbeiteten Standpuncten, daß Whigs ebenſo gut in der Verwaltung ſitzen und Miniſter werden können, als ſie im Parlament die Reihen der Oppoſition ausmachen. Der engliſche Staat beweiſt gerade darin die ungeheure Naturkraft ſeines Beſtehens, daß er oppoſitionelle Elemente ſogar in die Verwaltung und den Regierungs-Organismus ſelbſt herübernehmen kann, woran jeder andere Staat zu Grunde gehen würde, was aber dem engliſchen nur zu einer geſunden und geſetzmäßigen Ausgleichung ſeiner Gegenſätze verhilft. Je mehr aber Whigs und Tories ſich in einer politiſch ent-

wickelten Stellung gegeneinander bewegen, eine desto nothwendigere Bedeutung fangen die Talente an zu gewinnen, sowohl im Parlament als in der Verwaltung selbst, und auf beiden Seiten werden große Rednerkräfte und des Wortes mächtige Führer nothwendig. —

---

8. Preßfreiheit und Censur in England.

Ein großes Hinderniß für die wahrhaft nationale Entwickelung des englischen Parlaments wurde aber die Censur, welche auch in England bei aller politischen Freiheit von der absoluten Gewalt lange als ihr Lieblings-Instrument in der Hand behalten wurde, und durch die auch der Druck der Parlaments-Verhandlungen die vielfachsten Beschränkungen erfuhr. Die Preßfreiheit ist in England bei weitem jünger als die andern politischen Ideen und Institutionen, mit denen sie doch auf das Innigste zusammenhängt, und welchen durch die Censur gerade der Weg zum Herzen der Nation abgeschnitten zu werden scheint. In England sehen wir merkwürdiger Weise das Parlament selbst, in dessen Idee die Aufhebung

der Bevormundung des Volksgeistes liegt, mit der Ausübung des allgemeinen Censor-Amtes beschäftigt. Das englische Inquisitions-Tribunal, die Sternkammer, hatte bis zum Jahre 1641 auch die englische Presse einer so strengen Censur unterworfen, wie sie kaum in irgend einem andern Lande geübt worden. Es war aber in England kein so großer Schaden zur Vernichtung und Lähmung der Geister dadurch geschehen, wie anderswo. Die größten Autoren und Dichter waren in England ursprünglich bei weitem übereinstimmender mit dem Bestehenden, als bei andern Völkern. Die ausgezeichnetsten Heroen der Poesie und Wissenschaft, Shakspeare und Bacon, waren Royalisten, und verherrlichten mit allen Kräften und Blüthen ihres Geistes die Königliche Gewalt. Milton scheint der erste englische Dichter gewesen zu sein, der das Talent in den Dienst der Volksrechte und zum Kampf gegen die bestehenden Zustände stellte.

Die Censur ist aber in ihrem Beginn wie in ihrer Ausführung immer ein rein polizeiliches Institut, und alle Versuche, sie durch künstliche Censur-Institutionen auf eine gesetzliche und richterliche Basis zu schieben, müssen an sich schon als verfehlt und als ein nicht anzunehmender Ersatz für die Preßfreiheit

ſelbſt angeſehen werden. So gehörte auch in England die Cenſur zur Machtvollkommenheit dieſes oberſten und geheimſten Polizei-Tribunals, der Sternkammer, welche ſogar die Anzahl der Buchdrucker und der Preſſen im Lande beſtimmte und in dem Licenſer den unumſchränkten Aufſeher und Herrſcher über die Erzeugniſſe des Gedankens beſtellte. Nachdem in dem angeführten Jahre die Sternkammer aufgehoben worden, ging die Aufſicht über die Preſſe an das Parlament über, welches zuerſt dieſe Wirkſamkeit in einem ſehr freien Sinne und zu Gunſten einer volksthümlichen Ausbildung und Umgeſtaltung der engliſchen Verfaſſung an ſich nahm. Der Dichter Milton erhob in ſeiner Flugſchrift Areopagitica (a speech for the liberty of unlicensed printing, 1644) ſeine kraftvolle und hochtönende Stimme für die Freiheit der Preſſe, und ſeine eigenen Schriften über die kirchlichen und politiſchen Fragen des Tages beweiſen, daß ihm ſelbſt die Hemmketten der Cenſur nicht angelegt wurden. Ueberhaupt waren die beiden Autoren, welche den Königsmord in England vertheidigten und verherrlichten, John Goodwin und John Milton, zum Erſtaunen des ganzen Volkes von aller Cenſur durch das Parlament ausgenommen worden.[1]

[1] Burnet's History of his own time I. 270.

Das lange Parlament ſelbſt ließ in dieſer Zeit eine ſo große Anzahl ſeiner Reden durch den Druck veröffentlichen, wie ſie bis dahin der Nation noch niemals aus ſeinen Repräſentanten-Häuſern zugekommen war. Die zwölf Bände der Parliamentary History (VIII—XIX), welche bloß Reden aus der Zeit von 1640 bis 1649 enthalten, legen davon ein ungemein reichhaltiges und bedeutungsvolles Zeugniß ab. Es wirkte darin die Abſicht, den Verhandlungen des Parlaments durch die Mittel der Oeffentlichkeit ein neues thatſächliches Gewicht für die Nation zu geben, und daran die wahrhaft ergänzende und erfüllende Seite für das Streben nach einer Umwälzung der Verfaſſung zu finden. Dies Verhältniß änderte ſich plötzlich, ſobald in England die Wiedereinſetzung des Königthums ſtattgefunden und damit das Parlament zugleich genöthigt worden war, ſich in die alte Abſperrung von dem Volksbewußtſein und der öffentlichen Meinung wieder zurückzuziehen. Das Parlament ſelbſt faßte den in einer beſonderen Acte niedergelegten Entſchluß, nach welchem die Veröffentlichung von Parlaments-Reden durch einen Schriftſteller oder Buchdrucker für ein ſtrafbares Verbrechen erklärt wurde. Ebenſo wenig aber ließ das Parlament ferner unter ſeiner eigenen Autorität ſolche

Veröffentlichungen ausgehen, und ſelbſt die Art, wie die Reden in den Journalen des Hauſes aufgenommen wurden, enthielt keine treuen und wörtlichen Wiedergebungen derſelben, ſondern nur einen mehr oder weniger ausführlichen und oft mit Rückſicht auf die Politik zugeſtutzten Auszug. Denn da eine Zulaſſung von Zuhörern im engliſchen Parlament noch nicht ſtattfand, ſo konnten vollſtändige Reden in dieſer Zeit nur von den Rednern ſelbſt aufgezeichnet werden, und den ſpäteren Sammlungen von Parlaments-Reden, welche erſt nach der Einführung der Preßfreiheit in England ungehindert erſcheinen konnten, haben ohne Zweifel überlieferte Handſchriften dieſer Art vorgelegen.

Die Preßfreiheit, welche ſich in England erſt aus dem Jahre 1694 herſchreibt, war keineswegs durch ein beſtimmtes Geſetz, das als ſolches angeführt werden könnte, zur Geltung gekommen. Es liegt aber in dieſer Art und Weiſe ihrer Einführung in England etwas ſehr Charakteriſtiſches, um die Preßfreiheit als das natürliche und einfach menſchliche Beſitzthum eines Volkes zu bezeichnen, welches wie von ſelbſt und ohne alle ausdrückliche Ankündigung in ſeine Rechte eintritt, ſobald die alten Zwangsgeſetze erloſchen ſind. So geſchah es in der That

in England, wo die Verordnungen über die Ausübung der Censur durch das Parlament immer von Zeit zu Zeit erneuert worden waren. Die letzte dieser Verordnungen war im Jahre 1692, drei Jahre nach der Revolution, durch welche Wilhelm III. auf den englischen Thron gehoben worden, abgelaufen, und man hatte sie dann nur wieder auf die Frist von zwei Jahren verlängert. Im Jahre 1694 aber konnte sich das Parlament nicht entschließen, diese Censur-Acte abermals zu verlängern, und so hörte die Censur wie ein ungesetzlicher Ausnahmezustand von selbst auf, indem die Preßfreiheit als die natürliche Regel an ihre Stelle trat.[1] Eine schlagendere Anerkennung des menschenrechtlichen Elements in der Preßfreiheit ist kaum noch zugleich auf eine so naive Weise ausgesprochen worden. Durch diese Parlaments-Acte von 1694, welche die Preßfreiheit nicht ausdrücklich einsetzte, sondern nur die Existenz der Censur verneinte, und die berühmte Habeas-Corpus-Acte von 1679, durch welche ebenfalls in ganz einfacher Beschließung und fast ohne einen

[1] Vgl. Friedrich von Gentz, Ueber die Preßfreiheit in England und die Briefe von Junius (Kleinere Schriften, herausg. von Schlesier II. 54.). — Hegewisch, Geschichte der engl. Parlaments-Beredsamkeit S. 120 flgd.

Schwertſchlag der Debatte die Freiheit der Perſon in England feſtgeſtellt und bei gerichtlichen Verfolgungen geſichert wurde, wurden eigentlich die Hauptgewährsmittel gegeben, um die engliſche Verfaſſung zu einer lebendigen und ächt menſchlichen Wahrheit zu machen. —

Die Veröffentlichung der Parlaments-Verhandlungen blieb aber immer noch ausſchließliche Sache des Parlaments ſelbſt, und ſo lange daſſelbe noch in unbefugten Mittheilungen aus ſeinen Sitzungen eine Verletzung ſeiner Privilegien erkennen wollte, war mit allen Mitteln der Preßfreiheit wenig auf dieſem Gebiet auszurichten. Noch im Jahre 1712 hatte der berühmte Walpole, der nachher Miniſter wurde, ſeine Geſchichte des engliſchen Parlaments in der letzten Regierungsperiode der Königin Anna nicht anders als ohne ſeinen Namen und auf einer eigenen geheimen Druckerei, die er ſich in ſeinem Hauſe hielt, drucken zu laſſen gewagt.

Eine regelmäßige Veröffentlichung der Debatten und Reden des engliſchen Parlaments durch die Zeitungen fand zuerſt unter Georg I. Statt. Die Journale, welche die erſten Mittheilungen dieſer Art enthielten, waren the historical Register und the political state of Great-Britain. Darauf ſeit 1735

Gentleman's Magazine und London Magazine, deren Herausgeber (von dem ersteren Journal Guthrie, von dem andern Gordon) zuerst auf der Gallerie des Parlaments-Saals ihren bestimmten Sitz erhielten, um den Verhandlungen regelmäßig beiwohnen zu können. Das Gentleman's Magazine nahm besonders durch den Antheil Johnson's schon einen mächtigen Schwung, und trug nicht wenig dazu bei, das öffentliche Interesse an den parlamentarischen Verhandlungen zu steigern und ihm eine bestimmte nationale Richtung zu geben. Die Schnellschreibekunst (short hand writing) scheint auch in dieser Zeit zuerst zum Aufzeichnen der Parlamentsreden angewandt und ausgebildet worden zu sein.[1]

Das Parlament konnte jedoch immer noch nicht von der Ansicht eines Privilegienbruches hinsichtlich solcher Mittheilungen loskommen, und im Jahre 1738 erhob der Sprecher des Hauses die heftigste Beschwerde über die Schriftsteller, welche durch ihre Veröffentlichungen der Würde des Hauses zu nahe träten. In den Beschluß, die strengsten Maßregeln dagegen anzuwenden, stimmten selbst diejenigen Mitglieder des Parlaments ein, welche sonst durch ihre

[1] Hegewisch, Geschichte der engl. Parlaments-Beredsamkeit S. 167.

freisinnige Stellung und als Kämpfer für Volksfreiheit und Volksrechte hervorragten. Die Journalisten umgingen jetzt das unter den härtesten Drohungen erlassene Verbot durch eine witzige Mummerei, welche in der Geschichte der Presse kaum ihres Gleichen hat. Sie ließen die parlamentarischen Verhandlungen nach wie vor in ihren Blättern erscheinen, weil das englische Publikum sie nicht mehr entbehren konnte, doch steckten sie dieselben in verschiedene Masken. Im Gentleman's Magazine z. B. wurden die Debatten des Oberhauses als Debatten unter den Riesen von Brobdignac, die des Unterhauses als Debatten unter den Pygmäen von Lilliput eingeführt. Im London Magazine traten die englischen Parlaments-Redner als alte Römer mit antik römischen Namen auf. Es scheint dies ein entscheidender Schlag gewesen zu sein, um das Parlament über sein Verhältniß zur Nation aufzuklären, denn es konnte sich der unbedingten Veröffentlichung seiner Verhandlungen, die immer mehr als ein Nationalbesitz von ihm in Anspruch genommen wurden, nicht länger entziehen. Im Jahre 1742 beschloß das Parlament sogar, selbst seine Protokolle (journals) drucken zu lassen. Zugleich blieb aber in England die Mittheilung der Reden und Debatten des Parlaments durchaus freie Sache der Zeitungen,

welche ſich die Verhandlungen durch ihre von ihnen ſelbſt beſtellten Nachſchreiber anzueignen haben. Wenn ſich auch im Einzelnen manche Nachtheile bei dieſem Verhältniß ergeben mochten, da nicht ausbleiben konnte, daß Sinn und Ausdruck einzelner Reden verſtümmelt oder ſelbſt nach dem Intereſſe der Parteien verändert wurden, ſo konnte hieraus doch immer nur ein leicht vorübergehender, in einem Lande mit freien und öffentlichen Inſtitutionen bald auszuheilender Schaden entſtehen. Auch bildet ſich unter einem Volke, in dem die öffentliche Meinung ſcharf über alle Lebensäußerungen wacht, bald ein richtiger und ehrlicher Takt, der durch ſchlechte Partei-Kunſtgriffe der Journaliſten niemals ungeſtraft und jedenfalls erfolglos verletzt wird. —

---

9. William Pitt Lord Chatam.

Die engliſche Parlaments-Beredtſamkeit erſtieg den Höhepunct ihrer Ausbildung und Wirkſamkeit zuerſt durch den großen William Pitt, nachher Graf von Chatam (1708—1778). Dieſer weltberühmte engliſche Staatsmann, der die ganze europäiſche Po-

litik ſeiner Zeit in ihren Angeln bewegte, war der erſte Redner des engliſchen Parlaments, an dem man ſah, wie die Kunſt und Macht der Rede das eigentlich entſcheidende Organ der engliſchen Verfaſſung ſei. Als Pitt im Jahre 1736 im Unterhauſe ſeine Jungfernrede (maiden speech) hielt, überraſchte der damals erſt achtundzwanzigjährige Jüngling durch eine neue und große Gattung der Beredtſamkeit, wie man ſie bis dahin noch nicht im engliſchen Parlament gekannt hatte. Er ſprach mit einer wunderbaren Vollendung des Vortrags, in dem alle körperlichen und geiſtigen Mittel der Rede zur höchſten Wirkung ausgebildet und geordnet erſchienen. Seine Perioden bewegten ſich wie ein harmoniſch auf- und abſchlagender, vom klarſten Sonnenlicht durchblitzter Strom, den der Redner durch die Mittel einer ebenſo zauberiſchen als tapfern und heldenhaften Perſönlichkeit ſtets ſicher leitete. Er hatte ſich in dieſer Art zu reden eine Gattung erfunden, die ihm ſelbſt ſchöpferiſch und eigenthümlich angehörte, und die von ſeinen Gegnern bald mit einem Theaterſtück, bald mit einem Roman oder phantaſtiſchen Märchen verglichen wurde. Wenn man aber ſeine Reden heutzutage lieſt, ſo findet man darin nur die ächt natürliche Lebendigkeit des Gedankens, der ſeine entſchei-

denden Gründe wie in einer Schlachtordnung dramatisch aufstellt und, bald diese bald jene Position nehmend, immer mit gleicher Kühnheit der Stellung und des Ausdrucks, mit irgend einer außerordentlichen Wendung, mit einem flammenden Schlag, der die zusammenhängende Größe einer ganzen Gesinnung oder eines ganzen Standpunctes enthüllt, zu seinem Ziel dringt. Der unwiderstehliche Reiz, der gleich in den ersten Parlaments-Reden Pitt's lag, erhielt seinen Schimmer auch von dem ächten Geist der englischen Freiheit, den Pitt zu der innersten Idee seines staatsmännischen und parlamentarischen Wirkens machte, und von der Begeisterung für Volksrechte und Volksfreiheit und für die damit verbundene europäische Größe Großbritanniens, wovon Pitt in jedem Moment seiner politischen Laufbahn ausging. So trat er zuerst in der Opposition gegen den berühmten Minister Walpole auf, der im Parlament ebenfalls ein wirksamer, obwohl in einer schlichten und uneleganten Weise der Beredtsamkeit sich zeigender Redner war, und gegen dessen Verwaltungs-Maaßregeln Pitt namentlich bei der Bill wegen des Matrosenpressens (zur Führung des amerikanischen Krieges) den heftigsten Widerstand im Parlament erhob. Pitt's Rede, die zugleich das ganze Ministerium

der Unfähigkeit und der politischen Unwissenheit anklagte, wurde wegen ihrer starken und gänzlich neuen Form vom Parlament mit dem höchsten Erstaunen angehört, worauf Horatio Walpole, der Bruder des Ministers,[1] mit einer sehr bittern Entgegnung auftrat, in welcher er den Pitt als einen demagogischen Declamator und theatralischen Pompredner abzufertigen suchte und zugleich auf seine große Jugend spöttelte, der im Parlament keine entscheidende Stimme überlassen werden dürfe. Die Antwort, welche Pitt auf diese Anklage unmittelbar im Parlament gab, ist von jeher als ein schlagendes Meisterstück der Rede bewundert worden. Er hub folgendermaßen, mit der herkömmlichen Anrede an den Sprecher, an: „Sir, das abscheuliche Verbrechen, jung zu sein, dessen mich der höchstgeehrte Gentleman mit soviel Geist und mit soviel Lebensart beschuldigt, will ich weder zu entschuldigen suchen noch läugnen, sondern mich bloß mit dem Wunsche begnügen, daß ich einer von denen sein möge, deren Thorheiten mit ihrer Jugend aufhören, und keiner von denen, die alle ihre Erfahrung nicht klüger macht. Sir, ob Einem seine Jugend

[1] Auch als englischer Literar- und Kunsthistoriker (Catalogue of royal and noble authors) wie als Dichter (die berühmte Gespenstergeschichte: Burg von Otranto) bekannt.

zum gerechten Vorwurf gereichen könne, will ich mir nicht anmaßen zu entscheiden; aber sicherlich, das Alter verdient Verachtung, das sich bei so viel Gelegenheiten, die es hatte, nicht besserte, und noch dem Laster fröhnt, wenn die Leidenschaften sich schon gelegt haben. Der Elende, der die Folgen von tausend begangenen Fehlern sah, dennoch Fehler über Fehler zu machen fortfährt, mit den Jahren nicht klüger aber wohl hartnäckiger wird, dieser Elende ist sicherlich ein Gegenstand der Verabscheuung oder der Verachtung, und ist nicht würdig, daß sein graues Haupt ihn gegen Verspottung schütze." Mit stärkeren Argumenten vertheidigt sich Pitt noch gegen den Vorwurf einer theatralischen Redemanier. „Unter einem theatralischen Betragen versteht man entweder gewisse äußerliche Bewegungen, oder den Vortrag, das Nachahmen fremder Meinungen und Gesinnungen, als wären sie unsre eignen. Sir, im ersteren Sinne ist die Beschuldigung zu geringfügig, als daß sie einer Widerlegung bedürfte: man darf sie nur in diesem Sinne verstanden haben und man wird sie verachten. Es steht mir so gut frei, wie jedem andern, auf meine eigne Art zu sprechen. Ich wäre vielleicht nicht gleichgültig gegen den Beifall dieses Gentlemans, aber, um diesen Beifall zu erhalten,

werde ich mir nie den Zwang anthun, ſeine Sprache, ſeine Miene ängſtlich nachzuahmen, ſo gereift ſie auch durch das Alter, ſo vervollkommnet ſie auch durch Erfahrung ſein mögen. Sollte mich aber Jemand eines theatraliſchen Betragens in dem Sinne beſchuldigen, daß ich Geſinnungen vorgäbe, die ich nicht wirklich hätte, ſo erkläre ich ihn für einen Verläumder, für einen Schurken, und keine Macht ſoll mich hindern, ihn ſo zu behandeln, wie er es verdient. Bei ſolchen Anläſſen werde ich ohne Bedenken alle Formen unter die Füße treten, hinter denen ſich Stand und Reichthum verſchanzen, und meine Ahndung ſoll durch nichts, als durch das Alter meines Gegners, zurückgehalten werden.“ [1]

Den Gipfel ſeines Wirkens im Staatsrath und im Parlament bilden die Streitigkeiten Englands mit

[1] Parliamentary Debates XX. 375. — Hegewiſch, a. a. O. S. 236. — Eine eigenthümliche Anſicht hat der deutſche Schriftſteller Sturz (Schriften. 1. Samml. 1786. S. 117.) über dieſe berühmte und vielangeführte Rede Pitt's aufgeſtellt. Er behauptet nämlich, daß Johnſon dieſe Rede im Sinne und Charakter Pitt's erdichtet habe. Dieſer engliſche Kritiker und Journaliſt habe ſich eine Zeitlang damit beſchäftigt, Demoſtheniſche Reden für und wider die wichtigſten Fragen im Parlament unter dem Namen wirklicher Mitglieder deſſelben zu ſchreiben, und dieſe Reden, zu denen auch die Pitt'ſche gehöre, ſeien in den Provinzen eine Zeit lang für ächt gehalten worden.

den nordamerikaniſchen Colonieen. Pitt hatte ſich in dieſer Frage ſtets gegen alle gewaltſamen Maaßregeln von Seiten Englands erklärt, und ſtatt einer despotiſchen Unterdrückung der Colonieen eine organiſche Verbindung derſelben mit dem Mutterlande England in Form einer Union im Sinne getragen, wozu er auch, als er mit dem Titel eines Lord Chatham ins Miniſterium eintrat, den vollſtändig ausgearbeiteten Plan dem Oberhauſe vorlegte. Der prophetiſche Staatsgeiſt Pitt's ſah die gewaltſame Losreißung der amerikaniſchen Colonieen vorher, und ſein Unwillen über die Stellung Englands in dieſer Frage zog ihm auf dem parlamentariſchen Schlachtfelde ſelbſt den Tod zu, indem er in der Heftigkeit einer gegen die Verwaltung begonnenen Rede von einer konvulſiviſchen Ohnmacht befallen wurde. Einige Wochen darauf ſtarb Pitt. Er war ſo durch und durch Staatsmann geweſen, daß die Politik der erſte und letzte Gedanke ſeines Lebens, ſeine Religion und ſeine Zukunft war, und er in ſeiner Sterbeſtunde mit ſeinem Freunde Lord Camden nur von der Lage der öffentlichen Dinge ſich unterhielt. Grüße mein Land, Camden! (Dear Camden, save my country) war der patriotiſche Scheidegruß des Sterbenden.

10. Lord Mansfield.

Mit Pitt hatte der höhere Stil der engliſchen Parlaments-Beredtſamkeit begonnen, der ſich durch einige ſeiner Zeitgenoſſen und durch ſeine nächſten Nachfolger vielſeitig und in den verſchiedenſten Typen fortbildete.

Unter ſeinen Mitbewerbern um die Palme der Parlaments-Beredtſamkeit iſt der vielfach neben ihm ſtehende Lord Mansfield, ein Schotte von Geburt (urſprünglich Murray, ehe er zur Lordswürde gelangte), zuerſt anzuführen. Wie er in vielen politiſchen Maaßregeln, beſonders aber in der amerikaniſchen Frage (in der er die härteſten Zwangs-Bills Englands vertheidigte) gegen Pitt ſtand, ſo bildete er zu demſelben auch in der Gattung der Rede einen entſchiedenen Gegenſatz. Er war vorzugsweiſe ein Redner der lieblichen und einſchmeichelnden Form, der durch harmoniſche und wohlthuende Ausführungen das Gemüth ſeiner Zuhörer in Beſitz zu nehmen ſtrebt, und dazu auch mit den gewinnendſten Mitteln der Perſönlichkeit ausgeſtattet war.

11. Burke.

Edmund Burke (1730—1797) hatte ein ebenſo praktiſches Genie für die Staatsgeſchäfte als er ein ſubtiler Denker und zugleich ein äſthetiſches Naturell war, und durch die Vereinigung dieſer Elemente ſeines Geiſtes und Charakters mußte er als Redner im Parlament eine der entſcheidendſten und wirkſamſten Stellungen behaupten. Er gehörte im Parlament zuerſt zu der oppoſitionnellen Partei, welche namentlich unter Führung des Lord Chatham die amerikaniſchen Angelegenheiten im Sinne einer humanen und mehr organiſchen Politik erledigt ſehen wollte. Seine berühmteſten Reden hielt Burke im Jahre 1774 bei Gelegenheit der Thee-Akte (Speech on American taxation), und im Jahre 1783 über die von Fox im Unterhauſe eingebrachte Oſt-Indiſche Bill (Speech on Mr. Fox's East-India Bill), in welcher letzteren er mit der feurigſten Schlagkraft der Rede die Umtriebe und die Willkürherrſchaft der Oſtindiſchen Compagnie entfaltete und auf die Aufhebung dieſer Geſellſchaft antrug. Der Bilder-Reichthum in Burke's Reden erinnert zuweilen an den Aeſthetiker, der ſo vortreffliche Unterſuchungen über das Erhabene und Schöne anſtellte, doch iſt Alles

zugleich so logisch und pragmatisch durchgearbeitet, daß man den Eindruck der vollständigsten und unwiderleglichsten Begründung bei einer die feinsten Seelenmomente benutzenden Ausführung hat. Bisweilen schadet seinen Reden eine Ausartung in's Witzelnde und Possenhafte, nach welcher Seite hin er oft seine boshaften Anwandelungen verlegt. Seine Stimme soll in der Hitze der Debatten oft rauh und dadurch unverständlich geworden sein. Sein merkwürdiges Verhältniß zur französischen Revolution, die er zuerst in einer Parlaments-Rede am 9. Februar 1790 und dann in seinen Reflexions on the revolution in France (1790) auf's Aeußerste bekämpfte und in ihrer ganzen politischen und sittlichen Bedeutung zu vernichten strebte, warf ihn auch in seiner eigenen politischen Stellung um und entzweite ihn mit der englischen Opposition, wodurch ihm die letzte Periode seines Lebens vielfach verbittert wurde. Seine europäisch berühmt gewordenen Abhandlungen über die französische Revolution werden aber durch den Gegensatz, welchen der Verfasser darin zwischen der englischen Verfassung und den demokratischen Grundrichtungen des neuen französischen Staats mit ebenso viel Scharfsinn und Witz als patriotischer Begeisterung durchführt, stets bemerkenswerth bleiben.

Eine enthuſiaſtiſchere Lobrede auf die engliſche Verfaſſung iſt kaum je gehalten worden, als in dieſem Buch Burke's, ſie würde aber ſchwerlich zu dieſer prinzipiellen Verkennung und Verurtheilung des ganzen franzöſiſchen Staatslebens geführt haben, wenn nicht hier ſchon die nationale Antipathie des Engländers gegen den Franzoſen entſchieden mitgewirkt hätte. —

---

12. Fox.

Charles Fox (1749—1806) wurde zuerſt durch ſeine Bekämpfung der von dem Miniſterium gegen Amerika ergriffenen Maßregeln ein populaires Mitglied des Parlaments. Seine wirkſame parlamentariſche Taktik trug viel zur Abdankung des Lord North bei, worauf Fox nach Eintritt des Rockingham'ſchen Miniſteriums eine Stelle im Kabinet erhielt und Staatsſecretair wurde. Fox war der eigentliche Staatskünſtler der engliſchen Oppoſition, der ſtaatsmänniſche Verſtand derſelben, den er auch durch die berühmte Partei-Coalition bewies, in welcher, beſonders durch einen Einfluß, Staatsmänner der verſchiedenſten

Standpuncte und der früher entgegengeſetzteſten und feindlichſten Geſinnungen (Lord North, Herzog von Portland, Graf von Surrey, Fox) ſich zu einer Stellung vereinigten. Auf dieſe Coalition begründete Fox beſonders die Einbringung ſeiner berühmten Oſtindiſchen Bill, die ihm freilich die Ungnade des Königs und ſeine Entlaſſung aus der Verwaltung zuzog. Seine parlamentariſchen und politiſchen Kämpfe mit dem jüngeren Pitt, die einen bedeutenden Theil ſeines Lebens und Wirkens bezeichnen, ſcheinen ihren erſten Urſprung aus gegenſeitiger Eiferſucht auf Stellung, Wirkung und Volksgunſt hergeleitet zu haben. Doch erblicken wir Fox in dieſem Gegenſatz ſtets auf der Höhe der geſchichtlichen und menſchheitlichen Ideen, auf welche er ſich namentlich in ſeinem durchaus geiſtesfreien und auch von allen nationalen Vorurtheilen abgelöſten Verhältniß zur franzöſiſchen Revolution ſtützte, während Pitt als engliſcher Miniſter die Führung eines Krieges gegen die franzöſiſche Republik für nothwendig erklärte. Fox und Sheridan hatten für die franzöſiſche Conſtitution von 1791 ihre laute Zuſtimmung ausgeſprochen, und die neue Geſtaltung der Dinge in Frankreich für heilig und unverletzlich von Seiten der europäiſchen Diplomatie erklärt. „Ich ſehe" — rief Fox aus —

„in dem neuen Staatsgrundgeſetze, welches Frankreich aufgeſtellt, das ſtaunenswürdigſte und glorreichſte Denkmal, welches menſchliche Tugend errichtet hat zum Glück der Menſchheit für alle Länder und für alle Zeiten!“ For war der erſte engliſche Staatsmann, welcher den prinzipiellen Bund zwiſchen Frankreich und England im Intereſſe der politiſchen Freiheit Europa's ahnte und anſtrebte, und von dieſem Gedanken aus auch auf eine volksthümliche und demokratiſche Weiterbildung der engliſchen Staatsformen ſelbſt zurückging. Eine Reform des engliſchen Parlaments gehörte ſchon unter ſeine wichtigſten politiſchen Sorgen. Mit den von ihm ſtets bedachten Erweiterungen der politiſchen Rechte ſeiner Nation hing auch die Freiheit der Aſſociation, der Volksverſammlungen, der Preſſe und der Religion auf das Innigſte zuſammen. Seine Kämpfe für die politiſchen Rechte der Diſſenters, für die Abſchaffung des Sclavenhandels, für die Emancipation der Katholiken und gegen die Union Irlands bezeichneten die ſpätere Periode ſeines parlamentariſchen Wirkens auf die glänzendſte und ruhmvollſte Weiſe. Sein Aufenthalt in Paris im Jahre 1802, wohin er ſich zur Benutzung hiſtoriſcher Urkunden für ſein engliſches Geſchichtswerk begeben, brachte ihm eine öffentliche

Nationalhuldigung der Franzoſen ein, welche in ihm den Freund und Beſchützer ihrer politiſchen Wiedergeburt begrüßten. Als er im Theater erſchien, erhob ſich das ganze Publikum mit enthuſiaſtiſchem Händeklatſchen. Napoleon (als erſter Conſul) hielt bei einer perſönlichen Vorſtellung eine ungemein verbindliche Anrede an ihn. Behaglicher ſcheint ihm jedoch in dem Umgang mit Lafayette geweſen zu ſein, mit dem er ſich vertraulicher gehen laſſen konnte. Wie im Staatsleben, ſo war Fox auch in den ſocialen Verhältniſſen ein Feind alles conventionnellen Zwanges. Selbſt zur Tafel des erſten Conſuls wollte er nicht anders als unfriſirt und ohne Puder erſcheinen, und die Einführung des natürlichen Haarſchnitts wird vornehmlich ihm und dem Herzog von Norfolk zugeſchrieben.

Als Redner unterſchied ſich Fox von Edmund Burke in einer durchaus entgegengeſetzten Weiſe der Auffaſſung und Ausführung. Seine Reden hatten nicht die feinen Blüthen der Phantaſie und die harmoniſche Abrundung der Form, womit Burke die parlamentariſchen Schlachtreihen ſeiner Sätze ſchmückte. Fox beſaß nur ſtählerne Beredtſamkeit des politiſchen Verſtandes, die allen rhetoriſchen Prachtaufwand verſchmähte, und nur von dem inneren Feuer der Geſinnung oder von einer dann und wann aufwallenden

Begeiſterung für die Idee der menſchlichen Freiheit und der brittiſchen Verfaſſung durchglüht wurde. Dagegen tritt er in ſeinen eigenen Gründen und Schlüſſen wie in einer feſten kriegeriſchen Rüſtung auf, in der er jedoch immer bei allem ſiegreichen Uebergewicht über ſeinen Gegner, edel, beſonnen, rückſichtsvoll, und mit einem gewiſſen milden Menſchheitsgefühl, das ihn faſt nie verläßt, ſich bewegt. Es kam ihm bei ſeinen Reden ſo ſehr nur auf den Gegenſtand und deſſen objective Geltung an, daß er ſelbſt jede kunſtvolle Satzbildung darüber vernachläſſigte, und es iſt ihm deshalb auch häufig der Mangel an redneriſcher Geläufigkeit zum Vorwurf gemacht worden. Da es ihm aber an literariſchem und äſthetiſchem Talent keineswegs fehlte, wie auch ſeine Poeſieen beweiſen, ſo muß man annehmen, daß er vielleicht als Parlaments-Redner mit Abſicht die ſtiliſtiſche Seite gänzlich vernachläſſigte oder wie zufällig zerbröckelt erſcheinen ließ, um die durch ſich ſelbſt wirkende Macht des Gegenſtandes in Nichts zu verkürzen und ihn gewiſſermaßen in ſeiner ganzen, durch keine Künſtelei gefärbten Naturkraft zur Geltung zu bringen. Die hohe Gedankenkraft aber, mit der er die verwickeltſten Angelegenheiten und Fragen zuſammenfaßte, klar durchleuchtete

und ordnete, und immer zu dem entſcheidenden und unabweislichen Geſichtspunct hinaufführte, beweiſt ſeine geiſtige und ethiſche Ueberlegenheit, die in ihrer Sicherheit ſo weit gehen konnte, daß ſie ſelbſt die Unbeholfenheit der Faſſung einem durch die Kunſt hervorgerufenen Effect vorzog. In dieſer Sicherheit und Alles durchdringenden Schärfe und Klarheit des Standpunctes konnte er unvorbereitet, wenn der drängende Moment der Debatte ihn dazu aufforderte, ebenſo erſchöpfend, ſchlagend und allſeitig erledigend ſprechen, als wenn ſeine Rede die Frucht der ſorgfältigſten Studien geweſen wäre. Seine improviſirten Reden wurden ſeinen ſtudirten in der Regel vorgezogen und am ſtärkſten in der Wirkung befunden. Er beſaß aber etwas, worin es kein einziger ſeiner Gegner mit ihm aufnehmen konnte, nämlich den politiſchen und parlamentariſchen Witz, den er bald nur wie ein Leuchtfeuer zur Unterbrechung und Erhellung ſchwieriger Deductionen aufflackern ließ, bald auch wie ein ſchneidendes Anatomiremeſſer in den Schwächen ſeiner Gegner gebrauchte.

43. Sheridan.

Richard Brinsley Sheridan (1751—1816) iſt neben Burke, Fox, Pitt als eines der erſten und mächtigſten Redetalente des engliſchen Parlaments zu bezeichnen. Aus einer Schauſpieler-Familie herſtammend, und durch ſeine eigene Natur zum Drama und Theater hingedrängt, begann er auch ſeine Laufbahn zuerſt in dieſer Sphäre, und zwar durch eine Reihe dramatiſcher Erzeugniſſe, die ihren eigenthümlichen Werth in der Literatur behalten haben, und unter denen ſich die in ganz Europa berühmt gewordene Läſterſchule (the School for Scandal) befindet. Fox war es, der zuerſt in dem dramatiſchen Talent ſeines Freundes auch das parlamentariſche durcherkannte, und ihn bewog, ſich um eine Stelle im Unterhauſe zu bewerben, in welchem er auch als eines der heftigſten Mitglieder der Oppoſition ſeinen Platz einnahm. Zugleich wurde er auch unter dem Rockingham'ſchen Miniſterium Unter-Secretair bei Fox, ſo lange dieſer das Staats-Secretariat der auswärtigen Angelegenheiten bekleidete. Er unterſtützte im Parlament beſonders auch die von Fox eingebrachte Oſtindiſche Bill; am meiſten iſt aber immer ſeine glänzende Rede bewundert worden, welche er

im Jahre 1788 über die Verhaftung der Prinzeſſinnen von Oude und über die Entwendung der Schätze derſelben im Parlament hielt. Der Charakter ſeiner parlamentariſchen Rede war beweglich, nachdrücklich, kühn, und durch die Mittel männlichen und dramatiſchen Ausdrucks, die ihm ſeine bedeutende und glückliche Perſönlichkeit lieh, weſentlich unterſtützt. Seine Redegattung war die intereſſante und lebendig hinreißende, welche die Mitglieder des Hauſes immer noch zum Hören und Beſchließen brachte, wenn ſie auch ſchon durch vorausgegangene lange Debatten ermüdet waren. Die innere Anordnung ſeiner Reden war immer muſterhaft, von einem überwiegenden Verſtand, der eine Lichtfülle von Beweisgründen ausſchüttete, zugleich aber die conſequente Strenge ſeiner Ausführungen durch heitere Abwechſelung und durch einen mit vielem Geſchmack gemäßigten Bilderreichthum milderte. In den allgemeinen politiſchen Richtungen, in denen er wirkte, berührte er beſonders ſchon die Parlaments-Reform mit ſtarken Hinweiſungen; auch war er im engliſchen Parlament ſtets ein begeiſterter Vertheidiger der Preßfreiheit und religiöſen Toleranz. Sein anfänglicher Enthuſiasmus für die franzöſiſche Revolution kühlte ſich nachher bedeutend ab, als er in Napoleon's Auftreten auch Ge-

fahren für England zu erkennen glaubte. Hierin trennte er ſich entſchieden von ſeinem Freunde Fox, welcher an der weltgeſchichtlichen und univerſalen Bedeutung der franzöſiſchen Revolution feſthielt. Sheridan ſetzte ſeinen Standpunct beſonders in ſeiner berühmten Rede on the motion for the army establishment[1] auseinander. Er ſah in Napoleon gewiſſermaßen einen politiſchen Tartüffe, der die Maske der Humanität und politiſchen Freiheit aufgeſteckt habe, um zum Vortheil ſeines Egoismus alle Völker zu berücken und auch England unter ſein Joch zu bringen. —

---

14. William Pitt.

William Pitt (1759—1806) der dritte Sohn des berühmten Grafen von Chatham, bewegte an der Spitze der engliſchen Staatsverwaltung und im parlamentariſchen Kampf mit ſeinem großen Gegner Fox faſt alle Hauptfragen der europäiſchen Politik und Humanität, um die es ſich in ſeinem Jahrhundert

[1] Speeches of the last right honourable Richard Brinsley Sheridan (London 1816) V. 209—226.

handelte, auf die entſcheidendſte und einflußreichſte Weiſe. Sein Vater erzog ihn ſelbſt mit beſonderer Sorgfalt zu der politiſchen und ſtaatsmänniſchen Laufbahn, um, wie er geäußert haben ſoll, durch ihn den Ruhm des Namens Pitt unvergänglich zu machen. Pitt kam in ungemein früher Jugend, als er erſt zweiundzwanzig Jahre zählte, ins Parlament, und unterſtützte in demſelben zuerſt die Oppoſition in der Frage des amerikaniſchen Krieges. Auch brachte er, bald nachdem er ſeinen Sitz im Hauſe der Gemeinen angenommen, eine Motion ein, um über die Mittel zu berathen, wie eine gleichmäßigere Vertretung des engliſchen Volks im Parlament bewirkt werden könne. Sein erſtes parlamentariſches Auftreten war alſo ſehr geeignet dazu, ihn auf die Höhen der Popularität in England zu erheben.

Fünfundzwanzig Jahre war Pitt alt, als er im December 1783 in dem neuen, nach Rockingham's Tode gebildeten Miniſterium als erſter Lord der Schatzkammer und Kanzler des Finanzcollegiums an die Spitze der Verwaltung trat. Er hatte als Miniſter mit einer ſo kraftvollen und von den mächtigſten Perſönlichkeiten getragenen Oppoſition zu kämpfen, wie ſie vielleicht in einer ſo zuſammenhangsvollen Gliederung noch nie einer Verwaltung entgegenge-

treten war, denn ihm ſtanden Burke, Fox, Sheridan, North als ein faſt unbeſiegbar erſcheinender parlamentariſcher Phalanx gegenüber. Pitt mußte das Unterhaus auflöſen, und eine Stellung ergreifen, in der er ſich auf die Pairie des Landes, auf den Hof, auf die Reichen und auf die commerciellen und induſtriellen Elemente Englands ſtützte. Pitt wurde, wie ſehr er auch ſtets die allgemeinen politiſchen Sympathieen gegen ſich hatte, doch dadurch der ächt engliſche und durchaus nothwendige National-Politiker, daß er mit der tiefſten wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Kenntniß der Handelszuſtände, wie ſie kaum je einem Miniſter zu Gebote geſtanden, es unternahm, gerade dieſe Intereſſen zur ſicheren Baſis ſeiner Verwaltung zu nehmen und ſie in der umfaſſendſten und großartigſten Richtung zu entwickeln. So wurde er auch durch den von ihm jetzt ausgearbeiteten Finanzplan der eigentliche Begründer des neueren engliſchen Finanzſyſtems. Er ſtellte den geſunkenen Nationalcredit Englands wieder auf feſte Säulen, und begründete die Verminderung der Nationalſchuld auf ein organiſches Syſtem durch Errichtung des Schuldentilgungsfonds. In der allgemeinen europäiſchen Politik wurde er durch die franzöſiſche Revolution auf die engherzigſte reactio-

naire Stellung zurückgetrieben, die ihn aber weder in ſeinen kriegeriſchen noch in ſeinen parlamentariſchen Demonſtrationen gegen Frankreich groß erſcheinen ließ.

Sein Parlamentsſtil hatte den lichtvollſten ſtaatsmänniſchen Charakter, der auf einer ſtrengen und folgerichtigen Durcharbeitung ſeines Gegenſtandes beruhte, und wenn er auch jeden redneriſchen Schmuck verſchmähte, doch eine große Mannigfaltigkeit der Tonarten in der Ausführung zeigte. Der eigentliche Charakter ſeines Vortrags war die Größe, die ſich zugleich in der vollkommenſten Uebereinſtimmung der Sache und der Mittel zeigte, und niemals dem individuellen Temperament oder einer einzelnen Gemüthswallung eine Uebermacht über die Darſtellung verſtattete. Eine erhabene Kälte durchdringt ſeine Reden, und wird ſtets um ſo wirkſamer, da ſie auf der geiſtigen Herrſchaft über den Gegenſtand beruht, und, was ihr durch dieſe Behandlung an Einförmigkeit erwächſt, durch Fülle und Wohllaut des Organs, und ſelbſt durch die keineswegs unbewegliche, ſondern vielmehr anmuthige Würde ſeiner Perſönlichkeit, zu erſetzen ſtrebt. Pitt war als Redner ein politiſcher Logiker, der ein berechnetes Kunſtwerk des Verſtandes aufſtellte, und dabei doch auch wieder zurück-

haltend und verſchloſſen in der Aufſtellung ſeiner Gründe und Thatſachen war, da er mit dem durchdringendſten Takt und Spürblick für alle Verhältniſſe jedesmal genau wußte, was er zu ſagen und was er zu verſchweigen hatte. In dem Kampf der Debatte war er daher faſt allen ſeinen Gegnern überlegen, da er, im ſicherſten Beſitz aller Waffen und ſtets die ganze Poſition auf allen ihren Puncten klar durchſchauend, die ſchwachen Stellen ſeiner Opponenten nie verkannte und ſie in der Regel mit ihren eigenen Gründen zu ſchlagen ſtrebte. Brougham (in ſeinen Charakteriſtiken engliſcher Staatsmänner I.) will ihn bloß als einen Virtuoſen der Parlamentsberedtſamkeit gelten laſſen. Windham bezeichnete ſeinen Parlamentsſtil als einen bloßen Staatszeitungsſtil. [1]

[1] Vgl. Public characters (London 1798—1804) VI, 217. — The speeches of the right honourable William Pitt in the House of the Commons (London 1808, 3 Bände). Mit dem Motto: Quanto magis admiraremini, si audissetis ipsum.

13. Canning.

George Canning (1770—1827), ein bis in die neuere Zeit herein wirksames Mitglied des englischen Parlaments und der englischen Staatsverwaltung, machte unter den Auspicien Pitts und in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen desselben seine erste politische Laufbahn, die er als Parlamentsredner, als Publizist und Zeitungsschreiber, und als Minister auf verschiedenen und oft entgegengesetzten Standpuncten verfolgte, aber selbst in den Beziehungen, wo er sich noch als Tory und als Reactionnair zeigte, stets in einem ächt menschlicher Ueberzeugung entsprungenen Geiste ausführte.

Sein innigst freundschaftliches Verhältniß mit Pitt ließ ihn aber zuerst als einen vielleicht übereifrigen Parteigänger dieser Verwaltung im Parlament auftreten, was ihn anfangs bei der Opposition verhaßt machte und ihm besonders auch den beißenden Spott Sheridan's zuzog. Doch bezeichnete er auch diese Periode schon durch mächtige und ruhmvolle Wirkungen, die sein glänzendes Redetalent ebenso sehr wie sein tiefes menschliches Gemüth hervortreten ließen. Dies geschah auf Veranlassung des von Wilberforce im Jahre 1798 gestellten Antrages

auf Abſchaffung des Sklavenhandels, worüber Canning am 1. März 1799 ſeine Hauptrede hielt, worin er zuerſt die Macht ſeiner Beredtſamkeit und den Kern eines hohen menſchlichen Charakters enthüllte. Nicht minder betheiligte er ſich ſchon auf eine hervorragende Weiſe an den Verhandlungen über die Union Englands und Irlands. Nachdem er 1804 mit ſeinem Freunde Pitt (the pilot that weather'd the storm, wie ihn Canning in dem auf Pitt geſchriebenen Lobgedicht nannte) auch im Miniſterium vereinigt worden, löſte der Tod des Letzteren dies Verhältniß auf, und Canning trat ſeitdem in die Reihen der Oppoſition über, bis er ſelbſt wieder in die Verwaltung eintrat, die ihn, unter mancherlei aufreibenden Verwickelungen und Intriguen mit denen er perſönlich zu kämpfen hatte, doch in den Hauptfragen der europäiſchen Politik ſtets auf einem freien, der organiſchen Fortbildung der Zuſtände geneigten Standpunct zeigte. Er gab der europäiſchen Politik Englands eine neue ſelbſtändige Richtung, indem er ſie von der Cabinetspolitik der heiligen Allianz trennte. Eine wahrhaft ſchöpferiſche Richtung aber begann er nach der inneren Seite des engliſchen Staatslebens, indem er eine zeitgemäße und freiſinnige Umbildung der commerciellen Verhältniſſe Englands unternahm.

Er faßte aus einem durchaus nationalen und populairen Gesichtspunct den ersten Gedanken zur Aufhebung der englischen Korngesetze, obwohl die von ihm eingebrachte Getraide-Bill noch an der Opposition des Herzogs von Wellington im Oberhause scheiterte. Dieselben Bahnen einer neuen freisinnigen Handelspolitik suchte er für den allgemeinen Welthandel durch einleitende Schritte zur Aufhebung des Prohibitivsystems zu eröffnen. So gehörte auch die Frage über die Emancipation der Katholiken, für welche er schon früh im Parlament kämpfte, innerlichst zu den Prinzipien seines humanen, im politischen stets auch den menschlichen Fortschritt bewerkstelligenden Staatssystems.

Canning's Charakter als Parlaments-Redner war eine wohltemperirte Mischung von Elementen poetischen Ausdrucks, politischen Verstandes und logischen Witzes. Doch gab er seinen Reden auch nicht selten durch das Haschen nach Citaten aus den alten Klassikern, wie sinnreich er dieselben auch zu verwenden wußte, einen gelehrten Beigeschmack, der ihm den Spott eines lucubrirenden, nach der Oellampe riechenden Redners zuzog. Unter allen englischen Parlamentsrednern war er vielleicht in der Behandlung der Sprache der Correkteste und Ge-

feilteſte, ohne durch die vollendete künſtleriſche Eleganz, nach welcher er ſtrebte, das innere ſchwungreiche Leben ſeiner Darſtellung zu erkälten. In der Wirkung möchte er hinter Burke, Fox, Pitt zurückſtehen müſſen, da er nicht den hinreißenden und überwältigenden Nerv der Rede hatte, durch welchen Dieſe faſt immer einen ſchlagartigen Eindruck machten. Dagegen beſaß Canning Etwas, was ihm vor allen andern politiſchen Rednern eigenthümlich war, nämlich den parlamentariſchen Humor, den er mit leichter Grazie über manche Gegenſtände ausſchüttete, die in dieſer Art der Behandlung beſſer zu ihrem Recht kommen konnten, als durch eine ſchärfere und ſtrengere Auffaſſung. —

---

46. Die Periode der Reformbill und ihre Redner.

Die Parlaments-Reform, oder die zeitgemäße volksthümliche Umbildung der engliſchen Repräſentations-Verhältniſſe, war ſchon in manchen Einzelverſuchen durch die Abgeordneten des Landes angeregt

worden, ehe Lord John Ruſſell die höchſte Aufgabe ſeines großartigen Wirkens daraus machte. Dieſer hochgebildete Staatsmann, der die Idee der politiſchen Freiheit zugleich auf die humanen und geiſtigen Bildungs-Elemente des Volks zu ſtützen ſtrebte, gehorchte in ſeinen Beſtrebungen für die Parlaments-Reform zunächſt dem Einfluß des neuen hiſtoriſchen Geiſtes, der ſeit der franzöſiſchen Revolution durch ganz Europa wehte und überall die Rechte und Intereſſen des Volks zum Ausgangspunct und zur Grundlage der Staatsentwickelung erheben wollte. Ruſſell hatte ſchon den Antrag Burdett's auf Parlaments-Reform in der Seſſion von 1819 unterſtützt, und ſelbſt ſchon die alten verfallenen Burgflekken (rotten boroughs), durch welche das engliſche Wahlſyſtem in ſeinem innerſten Weſen verderbt und entartet war, in den Kreis der parlamentariſchen Erörterung gezogen, wie er es auch bereits 1820 durchſetzte, daß einem der Beſtechung angeklagten Flecken (Grampound) das Stimmrecht entzogen wurde.

Die engliſche Whig-Natur ſtellte ſich in Ruſſell in ihrem edelſten und kräftigſten Typus dar, und verband ſich in ihm mit wiſſenſchaftlicher Tiefe und einem warmen begeiſterten Herzen für den Fortſchritt des Volkes und der Geſellſchaft. Denn von dieſen

allgemeinen volksthümlichen und gesellschaftlichen Zuständen ging Russell bei der von ihm bezweckten Reform der englischen Volks-Repräsentation wesentlich aus, indem er zuerst in einer erschöpfenden prinzipiellen Auseinandersetzung die Widersprüche aufzeigte, in denen sich die Verfassung des Hauses der Gemeinen zu den in den letzten Jahrhunderten veränderten Verhältnissen und Anforderungen des Volkslebens darstellte. Sein erster umfassenderer Antrag im Jahre 1821 ließ ihn zugleich als Redner auf der Höhe parlamentarischer Kraft und Bedeutung erscheinen, aber er fand damals noch einen Gegner an Canning, der sich mit allen Mitteln seines Talents und seiner Stellung einer Maßregel widersetzte, in der er nur die Geltendmachung abstracter Ideen erkennen wollte. Ganz radical stand Russell in der Frage der Reform keineswegs da, sondern er lehnte in derselben vielmehr die radicale Richtung entschieden ab, welche ihm gegenüber hier durch O'Connell, den „großen Agitator" für die Emancipation Irland's, vertreten wurde. O'Connell, der den Feuergeist seiner Beredtsamkeit vorzugsweise den Angelegenheiten Irland's gewidmet, und eigentlich auch im Parlament mehr ein dramatischer Volksredner als ein politischer Redner war, suchte die englische Verfassungs-

frage von vornherein auf der breiteſten radicalen Baſis zu halten, und ſein erſter Antrag ging darin auf eine Erweiterung des Wahl-Cenſus zu einem allgemeinen Stimmrecht, wogegen aber Ruſſell ſelbſt, der nur ein gemäßigtes Reform-Syſtem im Sinne hatte, ſich mit aller Entſchiedenheit erklärte. Später ließ jedoch O'Connell ſelbſt einige Modificationen in den radicalen Anforderungen an die Parlaments-Reform zu. —

Die franzöſiſche Juli-Revolution, welche das demokratiſche Element in Europa überall von Neuem in Bewegung geſetzt hatte, ließ auch in England die Sache der Reform dringender und allgemeiner als je als eine nicht mehr aufzuſchiebende Frage hervortreten und zu einer von dem Volksbewußtſein ſelbſt aufgenommenen Angelegenheit werden. England ſollte jetzt auf verfaſſungsmäßigem Wege eine innere politiſche Umwälzung vollbringen, welche bis auf den Grund ſeines ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Daſeins drang, und bei den meiſten neuern Völkern nicht ohne die gewaltſamſte Umkehrung des Beſtehenden vor ſich gegangen wäre. Das engliſche Volk, welches die Reform jetzt zur Sache einer allgemeinen Bewegung machte, kämpfte aber beſonders durch die Kraft der politiſchen Vereine, welche zunächſt nur

eine ideelle Wirkſamkeit für die Reform durch das Land verbreiteten. Freilich las und hörte man auch ſchon öffentliche Drohungen, die Abgaben zu verweigern, wenn die Reformbill nicht zum Geſetz erhoben würde. Die Bildung des Grey'ſchen Miniſteriums im Jahre 1830 machte einen glücklichen Uebergang zur richtigen Leitung und Erfüllung dieſer Anforderungen. Dies Miniſterium ſah eine der Hauptſtützen der Verwaltung, auf die es ſich begründen wollte, in der Idee der Parlaments-Reform und ſuchte in dieſer jetzt die ſtarke Baſis einer volksthümlichen Geltung und Wirkung zu ergreifen. Es war am 1. März 1831, als Lord John Ruſſell, der auch ins Kabinet eingetreten war, den erneuerten und weiter ausgebildeten Antrag auf eine Reform des Parlaments in das Unterhaus brachte, und dieſe Bill mit einer Rede von gewaltigem Eindruck zum Schrecken der ganzen Tory-Partei unterſtützte. Die Beredtſamkeit Ruſſell's beruht auf einer beſtimmten und klaren Durcharbeitung ihres Inhalts; er iſt mehr ein gedankenreicher und von ſeiner Sache menſchlich und patriotiſch erwärmter Sprecher, als daß er irgend mit oratoriſcher Kunſt ſeinen Vortrag zu entfalten ſtrebte. Mit dieſer geiſtigen und inhaltsvollen Beſonnenheit der Rede hat er ſeit der

Reformfrage bis in die neueſte Zeit herein die wichtigſten Staats-Angelegenheiten zu leiten und zu entſcheiden geſucht, und wir erblicken in ihm durchaus einen ſtaatsmänniſchen Muſter-Charakter, der mit der glühendſten Hingebung an Volks- und Menſchenrechte und politiſche Freiheit zugleich die höchſte organiſirende Kraft verbindet, mit der er dieſen Elementen ihre geſetzliche Stelle im Staat zu begründen weiß.

Die unter harten Partei-Kämpfen und mancherlei Modificationen durchgeſetzte Reformbill zeigte ihrem Inhalt nach gewiß einen bedeutenden Fortſchritt auf, obwohl das große Problem der modernen Volksvertretung darin ſchwerlich auf die Dauer gelöſt erſcheint. Denn wenn die Richtung des conſtitutionellen Staatsſyſtems ſeinem innerſten Weſen nach auf eine unendliche Ausdehnung der Wahlfähigkeit und politiſchen Mündigkeit geht, ſo bleibt die engliſche Repräſentation auch nach den Beſtimmungen der Reformbill noch immer in den Angeln des Beſitzes und des Vermögens hängen. Doch nahm die Bill im Allgemeinen ſchon den Maaßſtab der Bevölkerung als einen normgebenden für das politiſche Wahl- und Vertretungsrecht an, und ſchritt dadurch der Verwirklichung der Idee einer allgemeinen

Volks-Repräsentation mit bedeutender Annäherung entgegen.

Verderblicher und nachtheiliger für das politische Gesammtleben war auch kaum ein Repräsentations-System gewesen, als dasjenige, welches in England durch das System der Burgflecken entstanden war, die im Besitz politischer Stimm- und Wahlrechte sich befanden, jedoch oft so verfallen waren, daß eigentlich Niemand mehr darin wohnte, obwohl nichtsdestoweniger ihre altaristokratischen Eigenthümer die auf ihren verfaulten Flecken ruhenden politischen Rechte nach wie vor in Ausübung setzten. Diese Rechte wurden dann oft an die verschiedensten Grundsätze verkauft, und der Candidat, welcher den höchsten Preis bezahlte, konnte sich auf diesem Wege ins Parlament wählen lassen. Auch kauften in manchen Burgflecken bestimmte Corporationen das Wahlrecht den übrigen Bewohnern ab, und verhandelten dann wieder ihrerseits die Parlamentssitze unter Bedingungen, auf die es ihnen gerade ankam. Die politische Vertretung war dadurch vorzugsweise in die Hände der Reichen und Mächtigen gekommen, welche die parlamentarischen Wahlen nach ihren Interessen und Bedürfnissen leiten konnten.

Die Reformbill führte gegen diese Mißbräuche

darin den siegreichsten Schlag, daß sie sechzig Burgflecken das Vertretungsrecht ganz entzog, anderen sechsundvierzig aber dieselben theilweise abnahm. Dagegen dehnte sie das Wahlrecht mehr auf die großen städtischen Bevölkerungsmassen aus, und bestimmte, daß die Städte, Grafschaften und Provinzen nach ihrem Umfang auch die Zahl ihrer Abgeordneten zu wählen haben. Auch die Stimmfähigkeit wird ausgedehnt und die Kosten der Wahlen überhaupt vermindert. Dadurch wurden denn allerdings viele materielle Hindernisse beseitigt, welche bisher einer wirklichen Repräsentation des Volkswillens durch das Parlament entgegengestanden hatten. —

Als ein Mitkämpfer für die Sache der Reform ist der auch in seinen humanistischen und volkspädagogischen Bestrebungen mehrfach mit Russell verbundene Lord Henry Brougham zu nennen. Brougham ist immer eine der glänzendsten und geistig begabtesten Persönlichkeiten des englischen Parlaments gewesen, und wenn auch seine politische Eitelkeit zuweilen seine prinzipielle Stellung schwankend erscheinen ließ, so konnte doch dadurch die großartige Basis seines Ruhms nie erschüttert werden, der aus dem vielseitigsten Wirken für Recht, Freiheit, Erziehung und Bildung des Volkes hervorgeht. Brougham ist eine

ungemein reiche Natur, und zeigt sich als solche auch als Parlamentsredner durch die mannigfachsten Tonarten, die er anzuschlagen versteht. In der politischen Beredtsamkeit machte er viele künstlerische Studien nach den classischen Mustern der Alten, besonders in dem berühmten Speculative club, der vornehmlich zu einer gemeinschaftlichen Uebung im öffentlichen Leben errichtet war, und in dem neuerdings manche Talente des Parlaments sich ihre Vorbildung gaben. Brougham's Reden haben mitunter etwas Ueberladenes, und dehnen sich auch wohl selbstgefällig auf der großen Fülle ihres Geistes und Inhalts aus, aber man wird ihnen nie eine bedeutende Wirkung und eine glänzende Erhellung ganzer Anschauungsgebiete absprechen können. —

Vierter Abſchnitt.

Das parlamentariſche Frankreich.

1. Die Königliche Gewalt und die Nationalrechte in Frankreich.

In Frankreich gab es vor der Revolution von 1789 und vor der Constitution von 1791 durchaus keine festen und organischen Bestimmungen über die Verfassung des Staats, über die Gränzen der Königlichen Gewalt, und über die Befugnisse der Stände und des Volks, obwohl diese letzteren, Stände und Volk, sich schon früh als die naturrechtliche Grundlage der Staatsentwickelung zu behaupten suchten. Frankreich war in den ersten dreizehn Jahrhunderten seiner Geschichte durchaus kein Land und Volk von politischer Bildung und verfassungsmäßiger Organisation, und das glänzende und siegreiche Beispiel Englands schien in dieser Hinsicht nichts Lockendes für die Franzosen gehabt zu haben. Das schlagende Wort der Frau von Staël: C'est la liberté qui

est ancienne, et le despotisme qui est moderne[1] bezeichnet die politiſche Geſchichte Frankreichs in ihrem ganzen Charakter. Denn hier ſteht die fortſchreitende Nationalbildung lange in einem durchaus natürlichen Verhältniß zu den Ideen des Königthums und des Despotismus, und die abſolut monarchiſche Gewalt wird die wahrhaft moderne Erfindung für die Nation, während in den uralten März- und Maifeld-Verſammlungen unter Karl dem Großen und den Merovingern Freiheit und Volksrechte ſchon reich gegrünt hatten und die Nation darin das Stimmrecht über alle ihre Angelegenheiten, welches jedem freien Manne zukam, im weiteſten Umfang ausübte. Karl der Große hatte zuerſt auch das Volk zu den Märzfeld-Verſammlungen zugelaſſen, und die franzöſiſche Nation beſtand aus drei Ständen, Adel, Geiſtlichkeit und Volk, welches letztere, nachdem es ſich ſpäter als dritter Stand eigenkräftig und zu einer beſonderen Staatsgewalt ausgebildet, wieder in zwei Beſtandtheile, in den der politiſch berechtigten bourgeoisie und der außerhalb des Staats verbleibenden chaotiſchen Maſſe des peuple, zerfiel.

In dieſer urſprünglichen Dreitheilung der Stände übte die franzöſiſche Nation ein uraltes Recht geſetz-

[1] Considérations sur la Révolution française I. chap. 2.

gebender Gewalt in freieſter und mächtigſter Weiſe aus. Es iſt in der neueren Völkergeſchichte wenigſtens Das erfreulich zu ſehn, daß die Völker von Hauſe aus ſämmtlich geſund und vernünftig eingerichtet, und in ihren Urzuſtänden zugleich auf ganz natürlichem Wege in den Beſitz freier und volksthümlicher Inſtitutionen gelangt ſind. Nur in den künſtlichen und reflectirten Zuſtänden der Civiliſation geht den neueren Völkern die natürliche Habe der politiſchen Freiheit wieder verloren, und ihre politiſche Entwickelung kann dann nur als ein blutiger und alle geſellſchaftlichen Bande auflockernder Kampf ſich löſen, in welchem es ſich darum handeln muß, aus Dem, was früher Natur war, ein Geſetz zu machen. Und dies iſt die ewig vernünftige Seite der Revolution, welche als der geheime Impfſtoff des ganzen modernen Völkerlebens erſcheint. Die revolutionaire Bewegung der neueren Völker, welche ein unausweichliches Grundelement ihrer Geſchichte bildet, iſt in ihrem eigenſten Sinne dies Zuſammenſtoßen von Natur, Geſetz und Civiliſation, wodurch ſie in ihrer innerſten Bedeutung einen durchaus idealen Charakter hat. Die Revolution iſt immer nur auf der vorgeſchrittenſten Stufe der Civiliſation denkbar, welche jedesmal nach zwei Seiten

hin das Leben der Völker zerbrochen hat, denn die Civiliſation, die um ſo üppiger wird, je mehr ſie ſich auf Unkoſten der urſprünglichen Freiheit des Menſchengeſchlechts ausbildet, tritt dadurch in einen Gegenſatz ebenſo ſehr zu dem Naturzuſtand, als zu einem geſetzlichen und vernünftigen Zuſtand. Den Naturzuſtand zu einem geſetzlichen zu machen, wird dann die wahrhaft ideelle Aufgabe der Revolution, oder, wie dies ſchon in ihrem Namen ausgedrückt liegt, der Zurückwälzung, oder Rückkehr, durch welche die civiliſirten aber ungeſetzlich gewordenen Zuſtände in die Heimath aller frei und glücklich machenden Ideen, in die Natur, und damit in den Urgrund der ganzen geſetzlichen und intellectuellen Menſchenwelt, zurückbewegt und heimgeführt werden ſollen.

Die Franzoſen ſchienen in der modernen Geſchichte dazu auserſehen, wie kein anderes Volk dieſe dialektiſche Schule der Revolution in allen Phaſen des Begriffs durchzumachen und darin gewiſſermaßen ein Experiment mit allen Grundideen des Völkerlebens auszuführen. Man hat oft bemerkt, daß die Franzoſen bei allem ihrem praktiſchen Weſen doch zugleich einen ungemein logiſchen Charakter haben, den man auch ſelbſt unter dem Volke in deſſen großer Fähigkeit, ihre Vorſtellungen begriffsmäßig zu ordnen

und auszudrücken, und z. B. Beſchreibungen und Zurechtweiſungen in einer durchaus mathematiſch beſtimmten Weiſe zu geben, ausgebildet finden kann. Die Civiliſation, welche von jeher ein Lieblingswort der Franzoſen geweſen, hatte bei ihnen den Despotismus gezeugt und zu einem ſo ideell ausgebildeten, äußerlich und innerlich vollendeten Herrſcher-Syſtem heranwachſen laſſen, wie er als ein ſo feines und geiſtig berechnetes Präparat ſonſt nirgend hervorgetreten war. Die Entwickelung der franzöſiſchen Geſchichte beſteht Jahrhunderte lang nur darin, die Königsmacht durch alle Adern des Nationallebens zu vertheilen, um ſie zur eigentlichen Wurzel aller nationalen und politiſchen Inſtitutionen zu machen. Wo noch verfaſſungsmäßige Körper und Einrichtungen aufrecht erhalten wurden, geſchah es gewiß nur, weil die despotiſche Gewalt es bequem fand, ſich darauf zu ſtützen und ſich hinter ihnen nach irgend einer Seite hin zu verſchanzen. In dieſer Weiſe wurden die allgemeinen Reichsſtände, die alten Parlamente und die Gemeinde-Verfaſſungen von Seiten der Könige zu den geſchickteſten Operationen gegen die Uebermacht des Adels und der Geiſtlichkeit benutzt und gefördert.

Die alten National-Verſammlungen waren faſt

fünf Jahrhunderte hindurch in Vergeſſenheit gerathen und unterbrochen worden, als ſie Philipp der Schöne durch ſeine Berufung der General-Stände (états-généraux) im Jahre 1302 wieder aufnimmt, und zu einem weſentlichen Element derſelben auch die bürgerlichen Abgeordneten der Städte, den eigentlichen tiers-état, erhebt. Dieſem König wären die alten gallofränkiſchen Volksverſamlungen ſchwerlich in die Erinnerung gekommen, wenn er nicht ſelbſt eine revolutionaire Anwandelung dadurch verfechten zu können geglaubt, indem er bei den vernichtenden Schlägen, welche er gegen den Papſt, den Adel und die Geiſtlichkeit führte, einer neuen Gewalt bedurfte, auf die er ſich lehnen konnte, und dazu die friſche Kraft des dritten Standes ſich auserſah, der ſeitdem ein fortdauernder Beſtandtheil der allgemeinen Reichsſtände blieb. Aber freilich waren die Befugniſſe, welche die drei Stände der Nation in den états-généraux ausübten, noch ſo beſchränkter Art, daß ſie als wirklich verliehene Rechte auf keiner Seite angeſehen werden konnten. Die Generalſtände dienten vorzugsweiſe dazu, Gelder zu beſchaffen, aber wo es ſich um Berathung oder Ablehnung von Geſetzen handelte, waren ſie nur auf demüthige Bitten oder auch auf ſchimpfliche Klagen angewieſen, welche die

beiden privilegirten Stände, Adel und Klerus, aufrechtſtehend vorbringen durften, der dritte Stand aber, in dem die ganze Nation vertreten wurde, nicht anders als auf den Knieen. Auch hatten dieſe General-Stände durchaus keine regelmäßige und auf irgend ein Geſetz begründete Geſtalt; ihre Verſammlungen waren ſtets nur außerordentliche geweſen, die von der Lage der öffentlichen Dinge oder von der Laune und dem Bedürfniß des Hofes abhingen. Zuweilen wurden auch an ihrer Stelle Verſammlungen von Notablen einberufen, welche aus Räthen beſtanden, die von den Miniſtern gewählt wurden, obwohl ihnen gerade die Aufgabe zugewieſen war, die Miniſter zu controliren.[1]

2. Die alten Parlamente.

Der dritte Stand hatte keineswegs gezögert, die Anerkennung, welche er durch ſeine Berufung zu den allgemeinen Reichsſtänden gefunden, in einem weiteren Sinne zu einer prinzipiellen Behauptung der Volksrechte zu benutzen. Schon im Jahre 1355

[1] Lanjuinais Constitutions de la Nation francaise (Paris 1819) I. 28.

wirkte er in den états-généraux dahin, daß keine Auflage und Steuer mehr ohne Einwilligung der Nation erhoben werden ſolle. Aber die Königliche Gewalt ſuchte dem dritten Stande ſofort begreiflich zu machen, daß er nur als ein Product der egoiſtiſchen Berechnung der Krone ins Leben getreten ſei und für ſich ſelbſt in keinem eignen Recht ſtehe. Dies wurde der erſte Anlaß zu den Kämpfen zwiſchen Demokratie und Königthum in Frankreich, die ſchon damals zu blutigen und revolutionairen Verwickelungen führten, obwohl der Bürgerſtand ſich nach kurzer Empörung wieder beugen mußte und mit ſeinem Blut nur flüchtig die Stelle röthete, auf der die Geſchichte in ſpäteren Jahrhunderten ihre größte Aernte halten ſollte.

Tiefere Wurzel, als in den allgemeinen Reichsſtänden, ſchlug der dritte Stand in den Parlamenten, die als eine neben den états-généraux beſtehende und eine Zeitlang gleichzeitig mit ihnen fortgehende Inſtitution gebildet worden waren, obwohl auch in dieſen bei ihrer ganzen Einrichtung nur ein bequemes und wirkſames Inſtrument der Königlichen Gewalt und eine größere Befeſtigung der Selbſtherrlichkeit der Krone beabſichtigt war. Dieſe alten Parlamente waren die Gerichtshöfe

der Krone, in denen nach dem Königsgeſetz Recht geſprochen werden ſollte, und worin der König ſich ſelbſt und den Prinzen von Geblüt Sitz und Stimme vorbehalten hatte. Der dritte Stand hatte aber bei dieſen oberſten Gerichten ſchon um deswillen bereite Aufnahme und große Wirkſamkeit finden müſſen, weil es ſich, nachdem Ludwig IX. die gerichtlichen Zweikämpfe verboten, beim Rechtſprechen ſchon mehr und mehr um Gelehrſamkeit, um Kenntniß der Geſetze und um das Geſchick einer kunſtreichen und ſcharfſinnigen Auseinanderlegung ſchwieriger Rechtshändel handelte, wozu der Bürgerſtand vorzugsweiſe hervorragende Talente darbot. So wurden dieſe Parlamente, die in der Hauptſtadt wie in den Provinzen beſtanden, allmählig zu Grundſäulen der Volksgewalt und zu Bildungsſchulen der Freiheit und des nationalen Rechts in Frankreich. Und die Könige, welche die Parlamente als eine Schutzmauer gegen die autonome Gewalt des Adels und der Geiſtlichkeit um ſich her aufgeführt, hatten ſich darin wider ihr Wiſſen und Willen eine Macht erzogen, in welcher der ſouveraine Begriff des Volkes ſich ſchon in ſtarken Keimen und oft unabweislich hervordrängte, und woraus die eigentliche Saat des Verderbens für das franzöſiſche Königthum emporwuchs.

Man begegnet den Spuren dieſer Parlamentskörper ſchon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. Ihre Mitglieder wurden anfänglich nur auf ein Jahr vom König ernannt, und in dieſer Königlichen Ernennung lag zugleich ihr ganzes Recht und ihre ganze Vollmacht, da ſie noch keinen höheren ideellen Grund ihres Beſtehens und ihrer Machtvollkommenheit hatten, den ſie ſich erſt aus ſich ſelbſt ſchaffen mußten. Zu einem zweideutigen Werkzeug der Königlichen Gewalt beſtimmt, bildeten die Parlamente gerade durch den ſittlichen Widerſtand gegen das mit ihnen beabſichtigte Spiel die Ideen der politiſchen Freiheit und der Volksrechte um ſo innerlicher vor. Auf der einen Seite hatten die Könige ſcheinbar ihre Souverainetätsrechte an die Parlamente abgetreten, wenn es darauf ankam, gegen die Uebergriffe der Ariſtokratie und des Klerus ſich hinter dieſe Organe zu verſchanzen, die auf eine allen Parteien und Ständen überlegene objective Rechtsſtellung ſich ſtützen konnten. Gegen die Parlamente ſelbſt zogen ſich aber die Könige wieder in das ganze undurchdringliche Dunkel der Königlichen Souverainetätsrechte zurück, und ſchnitten damit jede Anforderung ab, welche in dieſelben hinübergreifen wollte.

Die ſcheinbare Beſchränkung durch das Parlament, welche ſich die Krone mit der Miene einer freien Hingebung an die Nation auferlegte, beſtand vornehmlich darin, daß alle königlichen Verordnungen, Beſchlüſſe und Geſetze in die Regiſter des Parlaments eingetragen werden mußten, und erſt dadurch ihre rechtliche Sanction erhalten konnten. Wenn auch dieſe Beſtimmung, in welche die Könige ſchwerlich anders als in ſophiſtiſcher Abſicht eingewilligt hatten, in jeder Weiſe und durch tauſend Mittel illuſoriſch gemacht werden konnte, ſo lag doch darin ſchon ein gewaltiges Zugeſtändniß Seitens der Königlichen Macht, das die höchſte principielle Bedeutung für das ganze Staatsweſen in ſich tragen mußte. Das Parlament war ein Diener des Königs und konnte daher auch zur Eintragung ſeiner Verordnungen in die Genehmigungsbücher von ihm gezwungen werden, wie dies nicht ſelten geſchah; aber daß die Krone auf dieſe Formalität ein Gewicht legen zu müſſen glaubte, daß ſie ſchon eine gewiſſermaßen nothwendige Ergänzung ihrer Gewalt durch einen aus der Nation entſtandenen Rechtskörper darin anerkannte, dies gab dem Parlament die heilige Stellung eines dem Könige, ſeiner Perſon und ſeiner Willkür überlegenen Prinzips, das zwar noch vielfach verletzt,

unterdrückt und hingehalten werden kann, in welchem aber schon eine in die Rechte des Volksgeistes selbst verlegte Entscheidung über die Angelegenheiten der Nation und mithin auch des Königs selbst zugestanden wird. Mit dem scharfen Instinct des Despotismus suchten daher die französischen Könige die Parlamente niederzuhalten und abzuschwächen, so gut es noch gehen wollte. Unter Ludwig XIII., wo Kardinal Richelieu den Adel gänzlich zu den Füßen des absoluten Königsthrons niederstreckte, und demselben dadurch sein letztes Gegengewicht nahm, blieb das Parlament als die einzige Kraft übrig, welche den Anmaaßungen der Krone entgegenstand und die Rechte des Volks gegen dieselben zu vertheidigen unternahm. Seltsamer Weise hatte gerade in der Zeit der Begründung der absoluten Monarchie das französische Parlament seine höchste ideelle Richtung u nehmen angefangen, denn im Jahre 1615 erklärte es sich für prinzipiell nothwendig im Beirath des Königs, und sprach den eigenthümlichen Gedanken aus, daß es an die Stelle der alten März- und Maifelder-Versammlungen des französischen Volkes getreten sei.

Ludwig XIV. hatte schon während seiner Minderjährigkeit mit Verachtung diese Kämpfe angesehen,

welche er der abſolutiſtiſchen Herrſchergewalt, die er in Europa in einem moderniſirt orientaliſchen Stil zur höchſten Ausbildung bringen ſollte, für unwürdig hielt. Seine erſte Heldenthat, ſobald er zur Regierung kam, war daher die, daß er der in den Parlamenten keimenden Hydra der Volksgewalt das Haupt abzuſchlagen ſuchte, und er gab ſein Edict vom Jahre 1657 (erneuert 1673), wodurch er dem Parlament jedes Einreden und jede Uebergriffe in die Handlungen und Verordnungen der Regierung verbot. Zu dem Sturz des Adels, der ſchon durch Richelieu ſich vollendet hatte, fügte Ludwig XIV. den des dritten Standes, dem er auch die Wurzeln der altbeſtandenen Provinzial-Freiheiten und Gemeindeordnungen abſchnitt.

Auf den Trümmern der organiſchen Lehnsverfaſſungen und der mittelalterlichen theokratiſchen Welt erhob ſich der neue moderne Despotismus als ein unglaublich nüchternes, weltfreies aber auch weltverlorenes Reich, welches, geiſtig und äſthetiſch glänzend, doch innerlich unendlich verarmt und vereinſamt war, und dem Volke wie eine fremde magiſche Wundererſcheinung, die auch in Indien und Perſien hätte ſpielen können, gegenüberſtand. In dem Reiche Ludwigs XIV., das als eine Muſterwirthſchaft des moder-

nen Despotismus in Europa ein ſo gefährliches und verderbliches Beiſpiel wurde, gab es kein Volk, keinen Staat, keine Kirche, keine Gemeinden, keinen Adel, ſondern es gab nur einen Hof, einen König, eine befohlene Cultur, eine liederliche Aufklärung, die ſich nach Bedürfniß der Nerven und der Sinne in eine noch liederlichere Religioſität umwandeln konnte. In dieſen excluſiven Hofbegriffen, die Alles galten, hatte ſich gewiſſermaßen die ganze vorangegangene Völkerbildung mit ihren ſämmtlichen Errungenſchaften und Anſprüchen aufgelöſt, ſie waren der privilegirte Niederſchlag der großen mittelalterlichen Weltcultur, welche in der organiſchen Einheit ihrer Geſtaltungen jetzt abgelöſt wurde durch die Einheit der abſolutiſtiſchen Königsgewalt, die auch auf dieſe ihre Einheit ein beſonderes Gewicht legte, dieſelbe aber nur aus dem ſinnlichſten Egoismus, aus dem gottverlaſſenen Ich des Herrſchers, herleiten und begründen konnte. In dieſem Ich hatte Ludwig XIV. alle Stände, das Volk, den Adel und ſelbſt die Geiſtlichkeit, die er in den goldenen Dunſtkreis des Throns gebannt, eingefangen. Doch gebrauchte auch er das Parlament zur Bekämpfung und Abſchwächung der päpſtlichen Gewalt, indem er die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche (1682) zu Reichsgeſetzen erheben ließ und ſie

dadurch, ſo oft es ihm paßte, in die Rechtsſphäre des Parlaments verlegte, welches dadurch nach ſeinem Belieben eine dem päpſtlichen Stuhl feindliche Inſtanz für ihn abgeben mußte. So werden in der Grundlegung der abſoluten Monarchie die Saaten der Revolution ſelbſt ſchon auf das Beſtimmteſte angepflanzt, denn mit dem geiſtlichen Autoritäts-Prinzip, welches der weltliche Despotismus nicht aus geiſtigem Recht ſondern aus frivoler Ichſucht umſtieß, ſank auch die Kraft des blinden Gehorſams dahin, der alle Stände bis dahin in ihren materiellen und geiſtigen Schranken gehalten; und das Signal zur Umwälzung aller Zuſtände von innen heraus war gegeben.

Unter Ludwig XV. zeigte ſich die Gefahr ſchon in einem faſt verzweifelten Ringen der Königlichen Gewalt mit den Parlamenten, die plötzlich in die günſtige Stellung verſetzt worden waren, der Zwangs-Autorität gegenüber ein Vertheidigungs-Inſtrument der religiöſen Freiheit zu ſein, um ſo mehr, da dieſer König, ohne Zweifel im Inſtinct einer politiſchen Angſt, wieder zu den ſtrengen Normen der römiſch-katholiſchen Kirche zurückgekehrt war. Hinter dem Parlament zeigt ſich jetzt ſchon die vollwüchſig nachſchießende Kraft des dritten Standes, der immer

ſelbſtmächtiger drängte und durch ganz neue geiſtige Elemente gereizt und genährt worden war; nämlich durch die philoſophiſche Bildung und negative Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts. An der Bruſt der ungläubigen atheiſtiſchen Philoſophen hatte der dritte Stand in Frankreich dieſe ſcharfe reizende Nahrung gefunden, die ihn zu Thaten berauſchte, nachdem Adel, Geiſtlichkeit und Königthum ihn Jahrhunderte lang nur das entnervende Gift der Knechtſchaft hatten trinken laſſen. In den Parlamenten unter Ludwig XV. floß dieſe neue Kraft des dritten Standes zuerſt über, und bewährte ſich in dem Widerſtand, welchen die Parlamente den in das Eigenthum aller Stände übergreifenden Geldforderungen des Hofes entgegenſtellten. Dies wurde bereits von beiden Seiten ein hitziger Kampf, die Parlamente wurden verbannt und abgeſetzt, und ſämmtliche Parlamente von Frankreich ſchloſſen ſogar (1756) ein Bündniß untereinander, worin ſie ſich ſchon gewiſſermaßen wie eine conſtitutionnelle Volksmacht dem Hofe gegenüber aufpflanzten. —

Ludwig XVI. konnte ſchon in ſeinen unſeligen Wirrniſſen keinen anderen Rettungsgedanken mehr faſſen, als ſich auf den dritten Stand zu ſtützen, den er bei ſeinem Regierungsantritt unter den Trümmern

des ganzen Staatswesens obenauf stehend erblickte. Der dritte Stand hatte schon in dem Klerus und Adel Freunde gefunden, die als Vertheidiger seiner prinzipiellen Rechte auftraten, wie Abbé Sieyes und Graf d'Entraigues. Es war der Dämon seines Unglücks, der dem König jetzt die Wißbegierde einflößte, zu erfahren, was eigentlich der dritte Stand sei, und wie eine wahrhaft volksthümliche und nationale Ständeversammlung gestaltet werden könne. Die Schrift des Sieyes: Qu'est ce que le tiers-état? war eigentlich eine Antwort auf diese Frage des Königs, und der Herzog von Orleans gab sogar die Druckkosten zu dieser Abhandlung her. Die Verdoppelung der Abgeordneten des dritten Standes war der entscheidendste Gedanke auf diesen verhängnißvollen Vorstufen der Revolution, aber zugleich entscheidend für den Untergang des Königs, der die neuen Ideen eines politisch berechtigten Bürgerthums nur zu seinem Verderben ergriffen haben sollte. Die Königliche Verordnung vom 24. Januar 1789, welche die Urversammlungen der Wähler zu den allgemeinen Reichsständen anberaumte, wurde das eigentliche historische Actenstück für die Existenz des dritten Standes. In dieser Verordnung hieß es, daß „alle den dritten Stand bildenden Einwohner, eingeborene

oder eingebürgerte, die 25 Jahr alt, angeſeſſen und in den Steuerrollen enthalten, den in allen Pfarreien und Gemeinden eröffneten Urverſammlungen beiwohnen ſollten, um bei der Ernennung der Abgeordneten zu den allgemeinen Reichsſtänden mitzuwirken.“ So nahte die Allgemeine Ständeverſammlung von 1789, welche ſich den Namen der Nationalverſammlung beilegte. —

---

3. Die Nationalverſammlung von 1789 und ihre Redner.

Im Beginn der Verſammlung der allgemeinen Reichsſtände war der Kampf der drei Stände untereinander wie ein Lebenskampf der ganzen Nation, die ſich in allen ihren Grundelementen durcharbeitete, ſonderte und vereinigte. Die beiden bis dahin privilegirt geweſenen Stände, Klerus und Adel, glaubten auch inmitten dieſer Verſammlung noch die alten Trennungen durchführen zu können, indem ſie zuerſt den dritten Stand von ſich abzulöſen ſuchten und die Berathungen der Verſammlung in iſolirten Standſchaften halten wollten. Der dritte Stand zeigte ſich aber ſchon mit unwiderſtehlicher Kraft als das eigent-

lich reorganiſirende Element der Nation, in welchem ſich alle ihre Lebenstheile wahrhaft zuſammenfügen ſollten, und das jetzt auch, obwohl der König ſelbſt die Abſonderung der drei Standſchaften als unveränderliche Bedingung aufſtellte, die beiden andern Stände mit allgewaltigen Organen gewiſſermaßen in ſich aufſog. Der Drohung des Hofes gegenüber, die Gemeindekammer, wenn ſie ſich nicht füge, gänzlich von den Berathungen über das Staatswohl auszuſchließen, faßte ſich der dritte Stand, nachdem er ſich ſchon für eine „National-Verſammlung“ erklärt, als die Nation ſelbſt auf, und behauptete Kraft dieſer Bedeutung, daß er nicht wieder vom Platze weichen werde. Es war Mirabeau, welcher dem Groß-ceremonienmeiſter des Königs die für den dritten Stand conſtitutiv gewordenen Worte erwiederte: „Wir ſind hier durch den Willen des Volkes, und werden uns nur durch die Macht der Bayonnette wieder von hier entfernen laſſen!“

Graf Mirabeau, in welchem ſich die Elemente des alten und neuen Frankreichs in einer pſychologiſch merkwürdigen Miſchung durcheinander bewegten, hatte in der ariſtokratiſchen Aventure ſeines frühern Lebens alle Ränke und Lüſte des Ancien Regime an ſich erſchöpft, und beſchloß darauf ſich

zum Volkstribunen für die neue Sache Frankreichs zu machen. Durch ihn wurde die entscheidende Karte der Revolution ausgespielt, die zwar durch den unaufhaltsamen Gang der Prinzipien bereits nothwendig und unvermeidlich geworden war, jedoch am allermeißten zu Anfang einer begabten und glanzvollen Persönlichkeit bedurfte, die ihr in ihren ersten chaotischen Bewegungen zum Durchbruch verhelfen konnte.

Mirabeau gab der Revolution die Waffe der politischen Beredtsamkeit, und rüstete sie dadurch mit einer Zaubergabe aus, die auf die Eigenart des französischen Nationalcharakters berechnet war, und ohne welche seitdem im neueren Frankreich keine wesentliche historische Bewegung hat ausgefochten werden können. In Mirabeau nahm die Revolution gewissermaßen der alten Zeit ihre Bildungsvorrechte ab. Der Glanz des Talents, welcher in dem alten Frankreich ausschließlich den bevorrechteten Klassen angehört hatte, ging durch Mirabeau zuerst auf das neue Frankreich über und beide Zeiten tauschten in ihm ihre Waffen aus. Der Heros der National-Versammlung begründete für Frankreich ein durchaus neues Element der politischen Bildung, nämlich das der Rede, und bei der Entwickelung dieses Talents war es von Bedeutung, daß Mirabeau damit von den geistigen

Höhen der franzöſiſchen Ariſtokratie herunterſtieg, da nach der eigenthümlichen Bewandtniß, welche es in den früheren Epochen der franzöſiſchen Geſchichte mit der geiſtigen Stellung des Volkes gehabt, die politiſche Beredtſamkeit noch nicht als ein nationales Volksproduct ſich hatte bilden können. In dieſer neuen Gattung des politiſchen Wirkens mußten ſich die perſönlichen Vorzüge und Begabungen des Adels mit dem neuen Geiſt der demokratiſchen Freiheit durchdringen und vereinigen, und dieſe Vermittelung konnte nur in dem zwiefach gemiſchten Genie eines Mirabeau ſich vollziehen. Denn dieſe politiſche Beredtſamkeit, die für Frankreich eine durchaus neue und unerhörte Erſcheinung war, mußte vor allen Dingen mit jener Klarheit und Feſtigkeit des Selbſtbewußtſeins und mit jener ſicheren Beherrſchung aller äußeren und inneren Mittel eingeführt werden, die bis dahin in Frankreich vorzugsweiſe ein Eigenthum der Ariſtokratie und ihrer überlegenen Poſition geweſen war.

Die Anfänge der politiſchen Beredtſamkeit der Franzoſen in der Nationalverſammlung von 1789 zeigen daher noch einen großen Contraſt zu der Ausbildung der conſtitutionnellen Kammer-Beredtſamkeit, wie ſie heutzutage das entſcheidende Organ und zu-

gleich die wahre Umgangssprache für das politische Leben Frankreichs geworden ist. In diesem heutigen Typus, wie er sich in den französischen Kammern als Frucht vielseitiger politischer Bildungskämpfe festgestellt hat, sieht man besonders die Nation, welche sprechen gelernt hat, und es ist auch vornehmlich eine charakteristische Weise des Sprechens, in der sich die moderne Kunst der politischen Rede bei den Franzosen darlegt. Es muß in dieser politischen Beredsamkeit die Wirklichkeit des Staatslebens ihr natürliches Ausdrucks-Organ finden, und — darum kann keine Tonart angeschlagen werden, welche sich von dieser Natürlichkeit und Realität entfernte und in die künstlichen Normen einer pathetischen Recitation hinübergriffe. Eine pathetische, mit sichtlicher Kunst geformte, auf oratorische Klangwirkungen berechnete Rede würde daher heut in den französischen Kammern durchaus ihren Eindruck verfehlen, man würde sie als eine Künstelei, die nicht auf dem Höhepunct der politischen Wirklichkeit steht, spurlos vorübergehen lassen. Dagegen verhält es sich noch anders mit den schwungvollen Rhythmen, in denen die französische Tribune sich zuerst durch Mirabeau in der Nationalversammlung begründete. Hier vernahm man zuerst eine hochfliegende Gattung der Rede, die

bei aller ſchneidenden und ſchlagenden Schärfe, womit ſie die wirklichen Verhältniſſe durchdrang und beſtimmte, doch noch auf einen überwiegend idealen und darum auch leichter dem Pathos verfallenden Standpunct ſich bewegte.

Wenn in dieſer Weiſe auch die Beredtſamkeit Mirabeau's ſich vorherrſchend charakteriſirte, ſo ſtand dies mit der ganzen prinzipiellen Aufgabe der franzöſiſchen National-Verſammlung in einer weſentlichen Wechſelwirkung. Dieſe Verſammlung hatte es noch nicht mit der Durcharbeitung real gegebener Zuſtände zu thun, wie die heutigen conſtitutionnellen Kammern, ſondern ihre Beſtimmung war eine vorherrſchend gedankenmäßige und ideelle, indem ſie aus den Prinzipien der politiſchen Freiheit, aus welchen die neue Zeit ihre Lebensfrage gemacht, erſt zu einer nationalen Wirklichkeit vorzuſchreiten und dieſe ſchöpferiſch zu geſtalten hatte. Es war eine politiſche Ur-Aufgabe, welche der National-Verſammlung zugefallen war, und in der es ſich darum handelte, neue Grundordnungen des Staats- und Volkslebens zu legen, und die conſtitutionnellen Fundamentalſätze einer neuen politiſchen Zeit zu begründen. Dieſe Sätze waren hauptſächlich: die Beſchränkung des Königs auf einen bloßen Bevollmächtigten der vollziehenden

Gewalt, die mit der Unverletzlichkeit des Königs genau zuſammenhängende Verantwortlichkeit der Miniſter, der ſchaffende Antheil der Nation an der Geſetzgebung, welche durch den König nur ihre Sanction erhält, das Steuerbewilligungsrecht und Anleiherecht der Nation, die Heiligung der perſönlichen Freiheit, die Freiheit der Preſſe. Dieſe Sätze entwickelten ſich in der welthiſtoriſch gewordenen Sitzung der National-Verſammlung am 4. Auguſt 1789 zu der Erklärung der Menſchenrechte, in der aus dem Standpunct der metaphyſiſchen Staatslehre das Gericht über alle ausgelebten Autoritäts-, Feudal- und Privilegienrechte der neueren Menſchheit gehalten und die politiſchen und ſocialen Ideale der neueren Völker in feſten und leuchtenden Zügen hingeſtellt wurden.

Die Nationalverſammlung war daher vorzugsweiſe die Verſammlung politiſcher Denker, welche die von den Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts aufgeſtapelten Ideen zu verarbeiten und in das Fleiſch und Blut des lebendigen Volkes zu verwandeln hatten. Dieſe logiſche Denkkraft der Nationalverſammlung war beſonders durch Sieyes, Volney, Mounier, Lally-Tollendal repräſentirt worden, welche beiden Letzteren, wie auch der Miniſter Necker, die

franzöſiſche Staatsbewegung anfangs an die haltungsvollen Normen des engliſchen Verfaſſungsſyſtems feſſeln zu können glaubten. Unter dieſen Denkern und Theoretikern gab es eigentlich nur zwei Redner in der Nationalverſammlung, und dieſe waren **Mirabeau** und **Barnave**, die aber eben durch dieſes zum Erſtenmal in die Nationalangelegenheiten eingreifende Talent die entſcheidenden Lenker und Gebieter der Bewegungen wurden.

Mirabeau läßt den neuen Klang der Volks-Souverainetät, der in ſeiner großartigen Beredtſamkeit donnert, noch zuweilen wie mit dem Pathos der Tragödie des Ancien Regime auftreten, und dieſer Eindruck, den uns manche ſeiner Reden gemacht haben, iſt ein chararakteriſtiſcher für ſeine ſchon oben bezeichnete Doppelſtellung an der Schwelle der alten und neuen Zeit. Mirabeau war das oratoriſche Genie der Revolution, und darin vollendete und erſchöpfte ſich auch ſeine ganze politiſche Bedeutung. Die Wirkungen ſeiner Beredtſamkeit erfüllten ganz Frankreich, erſchütterten alle Standpuncte und Parteien, flößten aber merkwürdiger Weiſe ſelbſt ſeinen Gegnern Hoffnungen ein, und vermochten den Hof ſich in Unterhandlungen mit ihm zu ſetzen. Sehr bedeutungsvoll ſcheint in dieſer Hinſicht die Aeuße-

rung, welche die Königin von Frankreich über ihn that: „Schrecken erfüllte mich, als ich Mirabeau zuerſt erblickte, aber ſeine Beredtſamkeit hat mich zu der Ueberzeugung hingeriſſen, daß ich gewiß nicht umkomme, ſo lange Mirabeau lebt!“ Schwankungen waren in der letzten Zeit vor ſeinem Tode ohne Zweifel in ſeine Stellung eingetreten, und die neuere franzöſiſche Demokratie iſt darum dem Andenken Mirabeau's nicht unbedingt günſtig geblieben, wie auch die Auffaſſung zeigt, welche ihm kürzlich Louis Blanc im zweiten Bande ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution hat widerfahren laſſen. Mirabeau's Reden[1] enthalten aber die wichtigſten Entſcheidungsmomente der Revolution, die durch ihn aus den vorangegangenen theoretiſchen und ſkeptiſchen Grübeleien zu einer glänzenden Popularität herausgehoben und mit ſeiner unwiderſtehlichen Kraft wirklich volksthümlich gemacht wurden. Eine ſeiner klarſten, ſchärfſten und beſtimmteſten Reden iſt die, welche er in der Nationalverſammlung am 15. Juni 1789 über die prinzipielle Stellung dieſer Verſammlung und über die Bezeichnung, welche ſich die Abgeordneten derſelben als Repräſ-

[1] Mirabeau peint par lui-même, Paris 1791, 4 Bde. — Vgl. Victor Hugo, 4 Etude sur Mirabeau.

ſentanten des franzöſiſchen Volkes zu geben haben, gehalten. Aus dieſer Rede erkennt man auch deutlich das perſönliche Verhältniß Mirabeau's zur Nationalverſammlung. Ihren „metaphyſiſchen Berathungen" gegenüber, die er geradezu als ſolche bezeichnet, ſtimmt er den Ton des Volksmannes an, indem er ſich darauf bezieht, daß die metaphyſiſche Debatte zwar die Grundkeime des Prinzips der Nationalrepräſentation und darum einer Verfaſſung ſelbſt in ſich durcheinandergeſchüttelt habe, daß aber das Volk noch nicht im Stande ſei, das Syſtem ſeiner Rechte und die reine Theorie der Freiheit zu begreifen. Er wendet ſich daher auf die materielle Seite des Volkslebens und Volksleidens, und will, damit das Volk nicht etwa die Conſtitution für Brot verkaufe, die materiellen Zuſtände hinlänglich vorbereitet und geſichert ſehen, um darauf das Gebäude der politiſchen Freiheit aufzuführen. —

Der Popularität Mirabeau's trachtete Barnave wetteifernd nach, der in der Nationalverſammlung einer der glühendſten und ſtürmiſchſten Vernichter der Königlichen Gewalt war, und ſich beſonders bei den Verhandlungen über das Veto-Recht des Königs, welches er entſchieden beſtritt, durch ſeine leidenſchaftliche Redekraft hervorthat. Mira-

beau ſcheint ihn zuweilen mit etwas vornehmer Ueberlegenheit abgelehnt zu haben, wie auch aus ſeiner Aeußerung in der Veto-Frage hervorgeht, wo er ſagte: „Die Schönredner ſprechen für die vierundzwanzig Stunden, die gerade ablaufen, und die Staatsmänner für die Zukunft.“ Seinen demokratiſchen Feuereifer übertrieb er jedoch nur ſo lange, als ihn die Rivalität mit Mirabeau zu einer Ueberbietung deſſelben in der Volksgunſt anzuſtacheln ſchien. Später gehörte er zu Denen, welchen das Meſſer aus den Händen fiel, weil ihr urſprünglich weiches Herz zwiſchen ſie und die Ereigniſſe ſich ſtellte. So konnte Barnave den Jammer der Königlichen Familie nicht ertragen, und dies zog ihn in Verwickelungen mit ſich und der Volkspartei, welche ihn auf das Blutgerüſt trieben. Ein durch den Kampf des Menſchlichen mit dem Politiſchen erſchütterndes Revolutionsbild iſt Barnave jedenfalls, und ein ächter Dichter könnte mehr aus ihm machen, als Jules Janin in ſeinem abſichtlich phantaſtiſchen und caricirten Roman: „Barnave“ gethan.[1] —

[1] Eine Auswahl von Barnave's Reden im 4. Band der Orateures français von Bartho (Paris 1820). — Die Memoiren Barnave's ſind auch für die Würdigung Mirabeau's wichtig.

4. Die conſtituirende Verſammlung und der National-Convent.

Die conſtituirende Verſammlung von 1791 hatte aus der Metaphyſik der National-Verſammlung wirkliche Politik zu machen, und ihre Aufgabe war eine Conſtitution, in der die Ueberzeugungen der neuen Zeit in den Staatsformen ſelbſt durchgeführt werden ſollten. Dieſe zweite National-Verſammlung vergriff ſich aber vielfach in dem Thon ihrer Schöpfung, und die Conſtitution von 1791 wurde nur ein Schein-Vertrag zwiſchen Fürſt und Volk, der in Wahrheit von keiner Seite mit Erfolg hätte gehalten werden können, und der mehr dazu beſtimmt war, die Zerfallenheit aller Staats- und Geſellſchafts-Elemente in einem politiſchen Actenſtück an den Tag zu legen, als ſie in einer realen Organiſation wieder zu heilen und zuſammenzufügen. Durch dieſes Verfaſſungs-Document ſollte allerdings die neugeborene Demokratie in ihre geſetzlichen Rechte eingeſetzt werden und zugleich in ihrer möglichen Vereinbarung mit dem Königthum dem Staatsweſen einverleibt werden. Aber die conſtituirende Verſammlung hatte den wahren Ausweg zwiſchen zwei Gedanken, die ihr offen-

bar vorſchwebten, nicht finden können, und dieſe beiden Gedanken waren auf der einen Seite eine königliche Demokratie, und auf der andern Seite ein demokratiſches Königthum. Sie machte ein Gemiſch aus dieſen beiden Intentionen, welches weder der Sicherheit der Königlichen Gewalt, noch der wahren Dauer eines auf ſich ſelbſt geſtellten Volkszuſtandes genügen und dienen konnte. Für die Volksintereſſen war die Conſtitution von 1791 nicht ausreichend, weil ſie nur eine einzige Kammer (mit zweijährigen Seſſionen) errichtete, die mehr oder weniger eine überragende ariſtokratiſche Bedeutung annehmen mußte, indem der zum Grunde gelegte Wahlcenſus die nichtbeſitzenden Klaſſen davon ausſchloß. Dem König aber war die Initiative der Geſetzgebung, das abſolute Veto, das Recht des Krieges und Friedens genommen, und er war dadurch für ein gänzlich zerſchelltes Element erklärt, auf das Niemand ſich ſtützen konnte, auch das Volk nicht, wenn es ſeiner bedurfte. Dieſe Verfaſſung wurde durch die Ereigniſſe zerriſſen, und ihre Stücke verwehten die Stürme der Republik. Die conſtituirende Verſammlung wurde durch den National-Convent abgelöſt, der alle Sophiſtereien des conſtitutionnellen Prinzips durch die thatſächlichen Geſtaltungen der

Demokratie abſchneidet, und in deſſen inneren Bewegungen es ſich nicht mehr um prinzipielle Stellungen und um Rednerſiege des ſich glänzend behauptenden Talents, ſondern um Leben und Blut Derer handelt, die ſich hier als die verſchiedenen Organe des Volkswillens entſcheidend aufſtellen. Nodier[1] ſagt daher ſehr treffend, daß jede Sitzung des Convents entweder eine Schlacht oder eine Tragödie geweſen.

Die Redner dieſer Epoche der franzöſiſchen Revolution ſind zugleich die handelnden und entſcheidenden Charaktere derſelben, und die Kunſt der Beredtſamkeit wird hier auf die wunderbarſte und gewaltigſte Weiſe zu einem nothwendigen Moment des Lebens, zu einem hiſtoriſchen Act der Wirklichkeit, in dem Wort und That, wie es bis dahin noch nie in der Geſchichte geſehen war, zu einer die Ereigniſſe geſtaltenden Macht ineinanderfloſſen.

Eines der gewaltigſten Redner-Talente in der geſetzgebenden Verſammlung und im Convent war Pierre Victorin Vergniaud, in dem die feind-

[1] Souvenirs, Episodes et Portraits, par Charles Nodier I. 121. Einige Charaktere der Revolution, namentlich Vergniaud und Robespierre, werden hier als Redner ausgezeichnet geſchildert.

geiſtigen Bildungselemente, auf denen er beruhte, ungemein charakteriſtiſch ſowohl für ſeine perſönliche Stellung zur Revolution als für die von ihm geleitete Girondiſten-Partei waren. Die Gironde trug geiſtige Keime der Vermittelung in ſich, durch welche ſie der Revolution noch mitten in ihren ausgebrochenen Schreckniſſen eine ideale Geſtaltung anträumen zu können glaubte, aber der Moment für ſolche Träume war längſt abgelaufen, und noch weniger hatten die Vertreter dieſer Partei die Kraft dazu, das revolutionaire Verderben, mit dem ſie bereits ſelbſt geſpielt, nach gedankenmäßigen Normen und nach Idealen des Hellenismus zu meiſtern. Vergniaud war ein Charakter und Redner in dieſem Sinne, ein leichtblütiger Träumer, der mitten in der Schlacht noch an die Kraft der Gedanken glaubt, aber auch, wenn er Alles für ſich verloren ſieht, mit der lächelnden Wehmuth eines Weiſen ſein Leben hingiebt, ohne die Erhaltung deſſelben einer beſonderen Mühe für werth zu erachten. Vergniaud iſt ein ſchönes tragiſches Bild, ergreifend durch eine kindliche Seele, die den nothwendigen Keim des Untergangs in ſich trägt, ein idylliſcher Revolutionair, der ſeine klaſſiſchen Studien, ſeine helleniſtiſchen Anflüge auch in den erſchütterndſten Stürmen der Convents-

Verhandlungen und ſelbſt auf dem Blutgerüſt nicht vergeſſen kann, zu welchem letzteren er ſich mit ſeinen Freunden durch ein heiteres Sympoſion im griechiſchen Stil vorbereitet, und das er unter wiſſenſchaftlichen Geſprächen betritt. Das von ihm im National-Convent geſprochene Wort: „Die Revolution iſt wie Saturn; ſie wird alle ihre Kinder verſchlingen!“ enthielt die Ahnung ſeines eigenen Schickſals. In ſeinen Reden iſt er einfach, voll geiſtiger Haltung, aber zugleich reich an claſſiſchen, mythologiſchen und hiſtoriſchen Anſpielungen, womit er gern ſeinen Vortrag färbt, die aber ſo harmoniſch in den Gegenſtand hineingearbeitet ſind, daß ſie nicht als Abſichtlichkeiten ſtören, ſondern nur durch den ungewohnten Reiz einer ſolchen Sprache in einer revolutionairen Verſammlung überraſchen. Nicht ſelten entlehnt er auch ſeine Gleichniſſe aus ganz natürlichen Scenen des gewöhnlichen Lebens, und bringt dadurch ſchlagende Wirkungen hervor. Wenn ihn Robespierre im Nationalconvent des Standpunctes der Mäßigung beſchuldigt, ſo erſcheint Vergniaud in wirklicher Hoheit, indem er ihm erwiedert: „Wenn man, o Robespierre, um Patriot zu ſein, ſich für einen Beſchützer des Mordes und Raubes erklären muß, ſo könnt Ihr meine Erklärung zu den Acten nehmen:

ich bin kein Patriot, ich bin ein Gemäßigter!" Mit den Zuhörern ſetzt er ſich in ſeinen Reden in ein lebendiges perſönliches Verhältniß, indem er Fragen an ſie richtet, Zweifel in ihnen erweckt und beantwortet, ſpannende Pauſen eintreten läßt, und durch mimiſche und dramatiſche Beweglichkeit feſſelt. Die Muſter der antiken Beredtſamkeit hat er ohne Zweifel auf ſich wirken laſſen, aber zugleich ſein innerſtes individuelles Leben zum Werkmeiſter ſeiner Rede gemacht. Grazie, ſanfte Wehmuth, ſinnige Größe bildeten auch ſeinen redneriſchen Charakter, aber die Leidenſchaft, das eigentliche Pathos der Revolution, hat man ihm mit Recht abgeſprochen. —

Manche andere glänzende und kraftvolle Talente ſtanden neben Vergniaud auf der Seite der Gironde. Guadet und Genſonné erſcheinen groß als parlamentariſche Skeptiker, die mit überlegter Kälte und mit liſtigem Hinterhalt die Discuſſion zu führen verſtehn. Eine merkwürdige Erſcheinung im Convent iſt Louvet de Couvray, der Verfaſſer des bei aller Gemeinheit mit außerordentlicher Grazie geſchriebenen Romans „Faublas", der das Meiſterſtück ſeiner parlamentariſchen Redekunſt in ſeiner vielbewunderten Anklage gegen Robespierre ablegte. Condorcet, der Syſtematiker der revolutionairen Skeptik,

deſſen radicale Geiſteskraft auf die republikaniſche Conſtitution von 1793 einen nicht unweſentlichen Einfluß gewann, hat als Redner im Convent ſelbſt nur wenige Spuren von ſich hinterlaſſen. Ein Naturgenie von wildem und immer zündendem Feuer iſt Marimin Isnard, ein Parfumeur aus Draguignan, der weniger durch zuſammenhängende Reden, als durch einzelne draſtiſche Aeußerungs-Momente wirkte, die wie ein Blitz mit ungeheurer Wirkung in die Verſammlung einſchlugen. In ſolchen Momenten verräth er ein gewaltiges und außerordentliches Naturell,[1] doch entfaltet er auch in ſeiner längeren Anklagerede gegen Fréron einen überraſchenden Reichthum an glänzenden redneriſchen Formen, an Malereien des Stils und an ergreifenden Bildern. —

Wenn die Gironde an ihrer eigenen falſchen Stellung zu Grunde gehen mußte, weil ſie eigentlich die Conſequenzen des revolutionairen Prinzips, aus dem ſie ſelbſt hervorgegangen war, umzubeugen und

[1] Robier (Souvenirs, Episodes et Portraits I. 146.) hat mehrere ſolcher zuſammengeſtellt: Als Narbonne als Kriegsminiſter den Eid leiſtete, erhob ſich Isnard von ſeinem Platze und ſchrie ihm zu: Monsieur, la responsabilité, c'est la mort! — Dem Nationalconvent rief er zu, indem er auf die Partei des Berges hinwies: Qu'êtes vous? le jouet d'un enfant féroce, une machine à décrets dans les mains du bourreau! —

abzuläugnen ſtrebte, ſo erſcheint ihr gegenüber die Partei des Berges auch darin in ihrer furchtbaren Schreckensgröße, daß ſie die Revolution ſowohl in ihrem ganzen ideellen Umfang wie in allen ihren thatſächlichen Folgen wollte, und darin die Unumſchränktheit des Volksbegriffs nach allen Seiten hinzur Geltung zu bringen ſtrebte. Die Gironde charakteriſirte ſich durch eine mehr akademiſche Beredtſamkeit, ſo der Berg dagegen entwickelte die eigentliche politiſche Volksberedtſamkeit, die freie und gewaltige Redekunſt der Demokratie. Dieſen ächt republikaniſchen Charakter der Beredtſamkeit zeigten Danton, Camille Desmoulins, Legendre, Saint-Juſt, der ſich eine ganz eigenthümliche Sprache zum Ausdruck des republikaniſchen Charaktertypus geſchaffen, eine Redeweiſe, die man zuweilen eine Symbolik des Terrorismus nennen möchte. Durch die Gewalt ſeiner Stellung wurde auch Robespierre, in dem der entſcheidende innere Umwälzungsmoment der Revolution ſich vollzieht, ein höchſt wirkſamer Redner, obwohl ſeine Begabung dazu eigentlich nicht die günſtigſte war. Doch lag das Geheimniß ſeiner Redewirkungen auf der Tribune in der faſt majeſtätiſchen Einheit ſeines Wollens und Vollbringens, in der ſeine ganze Seele wie alle ſeine

Lebensäußerungen nur als das unaufhörlich vibrirende Organ des Gedankens der Revolution erschienen. Robespierre's Charakter und Stellung zur Revolution haben in Frankreich eine immer günſtigere Beurtheilung gefunden, und während man ihn früher nur als Blut-Ungeheuer in Bauſch und Bogen betrachtete, iſt man in neueren Auffaſſungen mehrfach auch ſeiner inneren menſchlichen und ideellen Seite gerecht geworden.[1] So findet man auch in ſeinen Discours, wie regellos und wild dieſelben auch hingeſtürzt erſcheinen, wunderbare Flammenzuckungen eines in ſich zuſammenhängenden, auf eine originelle Weltanſicht geſtützten, oft auf einer wahrhaft tragiſchen Höhe ſtehenden Charakters. Der Stil ſeiner Beredtſamkeit wird in ſolchen Augenblicken, wo ſich ſeine ganze Exiſtenz krampfhaft in einem Ausdruck zuſammenfaßt, in der That erhaben, wie z. B. in den letzten Worten, mit denen er vor Beſteigung des Blutgerüſtes ſeinen Abſchied nahm: „Wie? — ich ſollte nur über die Erde geſchritten ſein, um den Namen eines Tyrannen auf ihr zurück-

[1] Dies hat namentlich Nodier in ſeiner meiſterhaften Darſtellung Robespierre's gethan (Souvenirs, Episodes et Portraits I. 161 figd.). Er giebt an dieſer Stelle auch eine charakteriſtiſche Blumenleſe aus mehreren Reden Robespierre's.

zulaſſen? — ein Tyrann! Wenn ich es geweſen, ſo würden ſie jetzt zu meinen Füßen kriechen, ich würde ſie mit Gold bis an den Hals ſtopfen, ich würde ihnen das Recht zuſichern, alle Verbrechen zu begehn, und ſie würden dankbar und erkenntlich gegen mich ſein! — Wer bin ich aber, ich, den man anklagt? — ich bin der Sklave der Freiheit, ein lebender Märtyrer der Republik, und bei weitem mehr das Schlachtopfer als die Geißel des Verbrechens! — Nehmt mir mein Bewußtſein — und ich werde der unglückſeligſte aller Menſchen ſein!" —

5. Die Reſtauration.

Die Wiederherſtellung der Bourbonen im Jahre 1814 legte den Grund zu den conſtitutionnellen Sophiſtereien zwiſchen Fürſten und Volksgewalt, die ſeitdem ein charakteriſtiſches Element der neueſten Staatsentwickelungen in Europa geblieben ſind. Nach Rückkehr der alten Dynaſtie handelte es ſich in Frankreich um eine neue conſtitutionnelle Charte, welche zuerſt von dem Senat vorgeſchlagen worden, und der die verbündeten Mächte im Voraus ihre

Zustimmung und Verbürgung ertheilt hatten. Sogar der russische Kaiser Alexander hatte zu den Senatoren gesagt: „Gebt Eurem Lande starke und liberale Institutionen, wie sie der Aufklärung der Zeit angemessen sind, und deren Frankreich niemals wird entrathen können!“

In der neu vorgeschlagenen Verfassung hatte aber der Erhaltungssenat ausdrücklich erklärt: Das französische Volk beruft frei auf den Thron Ludwig Stanislaus von Frankreich unter der Bedingung, daß dieser Fürst das jüngst verkündete Grundgesetz beschwören werde! Ludwig XVIII. behielt sich jedoch vor seinem Einzuge in Paris die Entwerfung einer anderen Constitution vor, indem er sich verpflichtete, eine solche mit einer aus Mitgliedern des Senats und des gesetzgebenden Körpers gewählten Commission ausarbeiten zu lassen, und sie diesen beiden Körpern alsdann vorzulegen (mettre sous les yeux de ces deux corps).

Hiermit begann schon das dialektische Verfassungsspiel der Restauration, in dem die neue Stellung der Königlichen Gewalt darin bestand, sich unter dem Schein freier und volksthümlicher Institutionen unvermerkt wieder in den Besitz der alten Tyrannei zu bringen und dieselbe durch eine künstliche Benutzung

und Zurichtung der conſtitutionnellen Formen neu zu befeſtigen. Im Eingang ſeiner neuen Charte nannte ſich Ludwig XVIII. ſchon wieder „von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra“, und berief ſich auf das göttliche Recht, welches ihn in ſeine Staaten zurückgeführt, während der Erhaltungsſenat ſeine Rückkehr ausdrücklich an den freien Willen der Nation gebunden hatte. Durch dieſes Manoeuvre wollte ſich der König den ſeiner Meinung nach günſtigen Anſchein retten, daß er ſich ſelbſt und aus eigener Beſtimmung die conſtitutionnellen Gränzen der Herrſchermacht feſtſtelle, und er hinterließ damit ſeinem Nachfolger die gefährliche Waffe einer octroyirten Charte, deren zweiſchneidige Natur Den, welcher ſie egoiſtiſch zu ſeinem Schutz zu gebrauchen gedenkt, leicht ſelbſt zum Tode verletzt.

Die conſtitutionnelle Charte Ludwigs XVIII. wies faſt in erſtaunlicher Fülle alle Herrlichkeiten der modernen politiſchen Freiheit auf, nach denen man in den vorangegangenen Völkerkämpfen nur irgend gerungen hatte. Aber dieſe Charte ſah wie ein ſchönes Gemälde von Früchten aus, welche man einem hungerigen Volke zeigt. Was helfen gemalte Lebensmittel in einer Hungersnoth?

In der Repräſentativ-Verfaſſung Ludwigs XVIII.

war die engliſche Staatsverfaſſung als Vorbild genommen und in ihren Hauptgrundzügen, jedoch mit einigen Abänderungen, auf Frankreich übertragen worden. Eine weſentliche Abweichung von der engliſchen Conſtitution zeigt ſich aber darin, daß durch die neue franzöſiſche Charte, die eben als ein Königliches Geſchenk ſich erweiſen ſoll, das Uebergewicht der ganzen Staatsbewegung in die Krone verlegt wird, die ſich die Initiative und das ausſchließliche Recht der Geſetzgebung vorbehalten hat, da kein Geſetz ohne den Vorſchlag des Königs und ohne ſeine Beſtätigung ins Leben treten kann. Nach dem Muſter der engliſchen National-Repräſentation wird auch die franzöſiſche in zwei Kammern getheilt. Die erſte Kammer führt zur Erblichkeit der Pairie und wird dadurch zu einem neuen Bollwerk der Ariſtokratie, der durch die Geſetze über die Majorate und über das Recht der Erſtgeburt ein ſpecifiſches Uebergewicht im Nationalkörper wiedergegeben werden ſollte. Die Preßfreiheit ſteht in der Charte ausgeſprochen, aber ſie wird zu einer trügeriſchen Illuſion die nur dem Namen nach wirken ſoll, da Staatsregierung ſowohl wie Kammern es für angemeſſen finden, ihr die Cenſur unterzuſchieben, und das Recht der freien Gedanken-Aeußerung, in dem weſentlich die Volks-

und Bürgerkraft ruht, durch dieſes Fälſchungsmittel alles Lebens und aller Wahrheit zu berauben. Dieſelbe dialektiſche Farce wird mit der Verantwortlichkeit der Miniſter geſpielt, die ebenfalls in der Charte als Prinzip ausgeſprochen iſt, aber die Reſtaurationsperiode entfaltet ihre treuloſe Kunſt und Kenntniß eben darin am meiſten, daß ſie ſich aller nothwendigen Prinzipien klar bewußt iſt, aber nur um ſie deſto ſicherer in ihrer innerſten Mitte faſſen und entzweibrechen zu können. Die Reſtauration iſt in ihrer eigentlichſten Bedeutung eine Prinzipien-Fälſchung, und ſie iſt dadurch ein ſo wichtiger und gefährlicher Moment für die politiſche und nationale Bildung aller Völker in Europa geworden. Die Verantwortlichkeit der Miniſter konnte unter der Reſtauration zu keiner Wahrheit werden, weil es keine unverfälſchten Organe gab, durch welche eine Anklage der Staatsbeamten an den Thron oder an die Nation hätte gelangen können, denn alle dieſe Organe befanden ſich in den Händen der Staatsbeamten ſelbſt, welche alle Mittel anwenden konnten, um die Freiheit der parlamentariſchen Rede wie der Preſſe nach ihrem Bedürfniß zu zügeln. In derſelben Weiſe verhält es ſich auch mit der Freiheit der Wahlen zur Deputirten-Kammer, die in der Charte feierlich zugeſichert

worden, die aber durch die geheimen Wahlumtriebe der Regierung, wie auch durch den Umstand, daß die letztern jedem Wahl-Collegium den zehnten Theil der Wähler hinzufügen kann, illusorisch wird.

Diese künstlichen und gekniffenen Zustände der Restauration, welche den Keim zu einem neuen Untergang des französischen Königthums in sich schlossen, hatten staatsmännische und rednerische Kräfte nach allen Seiten hin nöthig, obwohl es einen niederschlagenden Anblick gewährt, bedeutende und hochbegabte Männer, die auch diesem Zeitraum in Frankreich nicht fehlen, an der Aufgabe der Lüge und der Täuschung mit der Macht des Talents sich abarbeiten und nur geringe Erfolge dagegen erlangen zu sehn. Aus der Zeit der Revolution von 1789 ragen noch Charaktere wie Volney in diese Periode herein, der von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt wurde, obwohl dieser alte Revolutionair, der Verfasser der berüchtigten Ruines und des Moralcatechismus (la loi naturelle ou Catechisme du citoyen français), den naturrechtlichen und republikanischen Grundgedanken der ersten Revolution noch in seinem Verhältniß zu Napoleon und als Mitglied des Senats unerschütterlich festgehalten hatte. Auf der linken Seite in der Deputirtenkammer der Restauration

erblicken wir Daunou, einen der gründlichſten franzöſiſchen Gelehrten, (eine Zeitlang Hauptredacteur des Journal des Savans), der Mitglied des Nationalconvents, im Rathe der Fünfhundert der erſte Präſident und nach dem 18. Brumaire Tribun geweſen, und ſeinen hochherzigen Dienſt der Freiheit, den Napoleon zu ſtark fand, auch auf dem conſtitutionnellen Truggebiet der Bourbons mit ſo großer Wirkung, als es möglich war, fortſetzte. In den Reihen der Oppoſition ſteht auch Graf Deſtutt de Tracy, einer der charaktervollſten und gediegenſten Männer Frankreichs, als Philoſoph der ſenſualiſtiſchen Schule des achtzehnten Jahrhunderts angehörend, welchen Standpunct er aber mit metaphyſiſcher Tiefe und wiſſenſchaftlicher Syſtematik durcharbeitete. Er war durchaus ein Mann der freien und volksthümlichen Ideen der Revolution, und wurde denſelben auch in der neuen Pairs-Kammer der Bourbons nicht abtrünnig, in die er 1814 von Ludwig XVIII. ernannt wurde. Durch ſeinen Commentar des Montesquieu gab er der Behandlung der Staatswiſſenſchaften in Frankreich einen bedeutenden Aufſchwung.

Die Deputirten-Kammer der Reſtauration zeichnete ſich überhaupt durch literariſche und wiſſenſchaft-

liche Talente aus, die ſich in den Dienſt der öffentlichen Angelegenheiten ſtellten, und worin ſich zugleich der neue Anlauf der franzöſiſchen Literatur, der dieſe Periode eigenthümlich charakteriſirt, auch nach dieſer Seite hin an den Tag legt. Das bedeutendſte geiſtige und wiſſenſchaftliche Element in dieſen inneren Entwickelungskämpfen unter der Reſtauration war ohne Zweifel Benjamin Conſtant, der eigentliche Philoſoph des conſtitutionnellen Liberalismus, welcher das Prinzip deſſelben ſowohl als parlamentariſcher Redner mit höchſtem Feuer und wirkſamſter Redekraft, wie in ſeinen Schriften als wiſſenſchaftlicher Politiker mit einer Tiefe und Schärfe, wie es bis dahin noch nicht geſchehen war, verfocht und ausbildete. In dieſem ausgezeichneten Geiſt, der nach allen Seiten hin in den größten und umfaſſendſten Dimenſionen ſich bewegte, hatte ſich gewiſſermaßen eine wiſſenſchaftliche Reinigung und Vollendung der ſkeptiſchen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts vollbracht. Benjamin Conſtant war die ächt wiſſenſchaftliche Combination von Voltaire und Rouſſeau, deren Standpunct ſich in ihm mit dem Kantiſchen Tranſcendental-Idealismus und der ſogenannten ſchottiſchen Philoſophie verſetzt hatte. Dieſe Combi-

nation ſtand in ihm zugleich von innen her erwärmt und durchleuchtet von einem edeln und hochbegeiſterten Menſchheitsgefühl, in dem das Ideal der Völkerfreiheit, nachdem es der Verſtand in den conſtitutionnellen Normen conſtruirt, auch ſeine menſchliche und poetiſche Sättigung bei ihm fand. Sein äußerlich und innerlich reiches Leben ſtellt uns die Idee des conſtitutionnellen Liberalismus in ihrem weſentlichen und charakteriſtiſchen Entwickelungsgang ſeit der Revolution von 1789 bis zur Revolution von 1830 dar. Das ganze Lebens-Ideal Benjamin Conſtant's war der conſtitutionnelle Staat, den er auf der ächten politiſchen und menſchheitlichen Grundlage gründen helfen wollte. In ſeinem Verhältniß zur erſten Revolution hatte er ſchon im Sinne der conſtitutionnellen Freiheit einen Standpunct der Vermittelung einzunehmen geſtrebt, den er im Cercle constitutionnel zugleich mit Ablegung der erſten Kraftproben ſeines Redetalents zu behaupten ſuchte. Dieſer Standpunct bildete ſich aber bald gegen Napoleon, der ihn ins Tribunal berufen, zur entſchiedenſten Oppoſition aus. Conſtant erwarb ſich hier die erſten Triumphe ſeines redneriſchen Talents, das im Salon ſeiner Freundin, der Frau von Staël, in dem er ſeine Reden vorher vorzuleſen pflegte, ſeine

ſeingeiſtige und nüancenreiche Ausbildung erhielt. Von Napoleon in Geſellſchaft der Frau von Staël verbannt, kehrte er unmittelbar nach der Rückkehr der Bourbonen wieder nach Paris zurück, und begann jetzt zunächſt eine publiziſtiſche und journaliſtiſche Thätigkeit, die er mit dem (beſonders gegen Chateaubriand's Moncoulin selon la charte gerichteten) Traité de la doctrine politique anfing, und in mehreren pariſer Journalen, beſonders im Temps, Mercure, Minerve, Renommée, Courrier) als Reigenführer und Begründer der liberalen Oppoſition fortſetzte. In die Deputirten-Kammer gelangte er (1819) durch den Ankauf eines Hauſes, nachdem er ſich das Geld dazu am Roulette-Tiſch (der den leidenſchaftlichen Spieler Nächte lang anzog) gewonnen und dadurch die Bedingungen der Wählbarkeit erfüllt hatte. Seine politiſche und parlamentariſche Thätigkeit wurde jetzt eine beiſpiellos ausgedehnte, alle öffentlichen Ereigniſſe jener Staatsperiode magiſch durchdringende und umfaſſende. Mit ſeiner hinfälligen körperlichen Erſcheinung, die einen nur noch mühſam ſich hinſchleppenden Greis anzeigte, contraſtirte auf der Tribune das ſchlagende Jugendfeuer ſeiner Rede, die von der größten Geiſtesgegenwart, welche vielleicht je einem Redner gedient, beherrſcht

wurde. Conſtant's Beredſamkeit iſt ein tiefer, ruhig gehender Strom, der in gleichmäßigen, rhythmiſch gehaltenen Bewegungen ſich fortzieht, gewiß ſein hohes Ziel zu erreichen und dazu keinen einzigen ſeiner Wellenſchläge umſonſt zu thun. Der Grundcharakter ſeiner Rede iſt die Dialektik, die in ihren Formen correkt und elegant ſich hält, in ihrem geiſtigen Weſen aber ſtets eine edele Ueberlegenheit über den Gegner zu behaupten ſucht und dabei, ungeachtet aller Feinheit der Beweisführung und aller künſtlichen Verkettung der Schlußſätze, doch einen populairen Eindruck erzielt. Er war kein den Zuhörer beſtürmender und gewaltſam fortreißender Redner, wie Mirabeau: er gewann allmählig durch die ſteigende Kraft ſeiner Ausführung, und hielt dann um ſo ſicherer in einem gedankenmäßig begründeten Reſultat feſt. Conſtant führte nach drei Seiten hin eine unermüdliche und immer ſchärfer heraustretende Oppoſition, gegen die Ariſtokratie, gegen das Gouvernement, und gegen die Ausartungen der liberalen Partei, die er ſtreng auf der Gränzlinie des conſtitutionnellen Syſtems erhalten wollte. Unter ſeinen Kammer-Reden hatten beſonders die über das Journalpolizei-Geſetz und die am 13. März 1822 bei den Budget-Verhandlungen gehaltene, worin er das

ganze Verwaltungssyſtem wie auch das beſtehende Wahlgeſetz angriff, eine mächtige Wirkung.[1] Auch in der Julirevolution 1830, die Benjamin Conſtant nur um wenige Monate überlebte, hielt er conſequent an dem Gedanken der conſtitutionnellen Monarchie feſt, obwohl er ſich am Ende ſeiner Tage die prinzipielle Täuſchung dieſes Staatsſyſtems und ſeine hinterliſtige und gefährliche Stellung zur Freiheit ſchwerlich mehr verbergen konnte. Benjamin Conſtant ſtarb aber mit der Meinung, daß Frankreich nach ſeiner ganzen politiſchen, geſellſchaftlichen, induſtriellen und geographiſchen Lage nicht zur Republik tauge, und nur als conſtitutionneller Staat ſich zu erhalten vermöge. Conſtant hat die ſociale Zukunft der Völker in einigen ſeiner Schriften mit prophetiſchem Tiefblick angeſehen; ſollte ſein Blick für die politiſche Zukunft ſeines Vaterlandes beſchränkter geweſen ſein? —

Neben Conſtant kann Louis Edouard Bignon, der berühmte Hiſtoriker, Publiziſt und Staatsmann, genannt werden, der ſeit 1797 mit den hiſtoriſchen

[1] Seine Kammer-Reden begann Benjamin Conſtant ſelbſt unter dem Titel Discours prononcés à la chambre des députés (Paris 1827, 2 Bde.) zu ſammeln, zu welchen Pagès (1833) noch einen dritten und vierten Band hinzufügte.

und politiſchen Ereigniſſen in Europa auf das Vielfachſte und Bedeutendſte verbunden erſcheint. Bignon war mehr ein diplomatiſches als ein politiſches Talent, und diplomatiſirte auf der Redner-Tribüne, aber nicht immer mit glücklichem Erfolg. Doch ſuchte er wie Conſtant die conſtitutionnellen Ideen als eine Errungenſchaft der Revolution zu retten, und ſtand unter der Reſtauration unermüdlich auf Seiten der Oppoſition, der er auch nach der Juli-Revolution ſich wieder zuwandte, nachdem er in dem erſten Miniſterium Louis Philipps kurze Zeit die Stelle eines Miniſters des Auswärtigen bekleidet. Als parlamentariſcher Redner hat er keine bedeutenden Spuren hinter ſich zurückgelaſſen, aber ſeine Geſchichte Frankreichs ſeit dem achtzehnten Brumaire, die er gewiſſermaßen auf Napoleons teſtamentliche Beſtellung ſchrieb (Je l'engage à écrire l'histoire de la diplomatie française de 1792 à 1815") wird immer als Auszeichnung einer mitlebenden und die Ereigniſſe zum Theil mitbeſtimmenden Perſönlichkeit ſeinen großen Werth behalten, wenn die Kritik ihm auch den höheren Standpunkt der Geſchichtsſchreibung mit Recht ſtreitig gemacht hat.

Zu den literariſchen Talenten der Deputirten-Kammer unter der Reſtauration iſt auch Charles

Guillaume Etienne zu rechnen, als Luſtſpieldichter und Journaliſt vielfach in der franzöſiſchen Literaturgeſchichte genannt, und Mitglied der Kammer von 1820 und 1822, als welches er ſich zwar nicht in glänzend hervorragender Wirkung, aber doch ſtets in einer freiſinnigen Stellung geltend machte, obwohl ſeine Antecedentien aus der Kaiſerzeit, in der er Cenſor und Polizei-Aufſeher der Journale geweſen, keine günſtigen für die Perſönlichkeit eines Volksrepräſentanten waren. Auch nach der Julirevolution erſchien er wieder in der Deputirten-Kammer, und wurde wiederholt zu einem der Vicepräſidenten derſelben erwählt.

Ein liberaler Redner, mit etwas theatraliſchem Apparat, aber im Grunde der Sache der Freiheit aufrichtig ergeben, war Antoine Jay, der nach Napoleon's Sturz ſeine Wirkſamkeit in der Kammer zugleich mit der journaliſtiſchen im Conſtitutionnel und in der von ihm mitbegründeten Minerve vereinigte, und dem conſtitutionnellen Syſtem manche geſchickte Schlachtſtellung eroberte. Unter ſeinen hiſtoriſchen und literargeſchichtlichen Arbeiten, unter denen ſeine Geſchichte des Miniſteriums des Cardinal Richelieu an der Spitze ſteht, iſt auch ſein Essai sur l'élo-

quence politique en France zu bemerken, der aber für dies Thema nichts Entſcheidendes enthielt.

Einer der größten und umfaſſendſten Geiſter Frankreichs, Chateaubriand, empfing unter der Reſtauration zuerſt eine beſtimmtere Faſſung der vielen widerſpruchsvollen Elemente, die ihn bewegten, und in ihm ſtets nur den überſchwänglichen Reichthum eines allſeitig angelegten Geiſtes an den Tag brachten. Unter der Reſtauration ſagte Chateaubriand freilich noch das bekannte Wort von ſich: „Ich bin Republikaner aus Neigung, Bourboniſt aus Pflicht und Monarchiſt aus Vernunft!“ aber dieſe allerdings in ſeinem innerſten Weſen tief begründete Freiheit ſeiner Naturen neigte ſich in dieſer Periode ſchon zu einem mehr einheitlichen Geiſt, der ſich in der Julirevolution vollends verfeſtigte. Die Reſtauration geſtaltete die eigentliche politiſche Phyſiognomie Chateaubriand's und ließ die Legitimität als den Niederſchlag ſeiner ganzen politiſchen und menſchlichen Organiſation erſcheinen. Dieſe Legitimität war aber bei ihm ſtets durchleuchtet von den glänzendſten Zügen der Freiheit, und Chateaubriand war es vornehmlich, der die Idee der Preßfreiheit in Frankreich nach ihrer höchſten menſchlichen und na-

tionalen Seite hin erfaßte und ausbildete, und unter dem Miniſterium Villèle als eine Grundfrage des heutigen Staatslebens zur Erörterung brachte. Unter ſeinen Reden, die er als Mitglied der Pairs-Kammer gehalten, iſt die zu Gunſten des Herzogs von Bordeaux (am 7. Auguſt 1830) ſtets als eine der glänzendſten bewundert worden, ſowohl wegen ihres feurigen und poetiſchen Ausdrucks der Hingebung an die alte Dynaſtie, wie auch wegen des perſönlichen Muths, mit dem ſich der Redner darin der neuen Ordnung der Dinge gegenüberſtellte, und deſſen Demonſtration er durch ſeinen unmittelbar mit jenem Schritt verbundenen Austritt aus der Pairs-Kammer vollendete. Um aber als parlamentariſcher Redner entſcheidend auch nach allen Seiten hin eindrucksreich zu wirken, war Chateaubriand vielleicht ein zu poetiſch durchglühtes Gemüth, dem es bei ſeinen Ausführungen zugleich immer auf eine beſondere intereſſante Stellung ſeiner Perſönlichkeit ankam, die er mitten in den allgemeinen Fragen für ſich geltend zu machen ſtrebte. In einer ſolchen romantiſch und poetiſch zurechtgemachten Poſition hat er ſich auch eigentlich von ſeiner Nation getrennt, indem er in dem veröffentlichten Stück „Memoiren-Vorrede" ſich die Beſtimmung zuweiſt, der „Todtengräber ſeines Jahr-

hunderts“ zu ſein. Mit dieſer hochpoetiſchen Fiction iſt Chateaubriand aus ſeiner Wirkſamkeit geſchieden, und ſolche Abſendungen ſind immer eben ſo zweideutig als gefährlich für das Individuum ſelbſt, welches ſie an ſich vollbringt. Chateaubriand glaubte ſich berufen, ſein zuſammenbrechendes Zeitalter einzuſcharren; wo bleibt aber der Todtengräber, wenn die Todten wieder lebendig werden? Chateaubriand war mit Dem geſcheitert, was er nach ſeinem Ausſpruch unter der Reſtauration, aus „Pflicht“ und „Vernunft“ geweſen, nämlich „Bourboniſt“ und „Monarchiſt“. Er rechnete nicht darauf, daß die „Neigung“ ſeiner Jugend, die ihn zum „Republikaner“ gemacht, noch jemals zu einer Wahrheit werden würde und eine neue Lebens- und Verjüngungsquelle ſeiner Nation eröffnen könne. Die Individuen ſterben in ihrer Pflicht und Vernunft; die Völker regeneriren ſich aus den Neigungen des Individuums, in welchen die Naturſeite der menſchlichen Perſönlichkeit ſich darſtellt. —

6. Die Juli-Revolution 1830 und die Februar-Revolution 1848.

Die Juli-Revolution von 1830 war eine augenblickliche Vernunft-That des franzöſiſchen National-Bewußtſeins, welche durch einen Schlag das ſophiſtiſche Gewebe, das die Reſtauration ausgeſpannt hatte, zerreißen, und in eine volksthümliche Organiſation umwandeln wollte. Die Juli-Revolution ging zuerſt auf den innerſten Volksgrund des conſtitutionellen Syſtems zurück, und ſtrebte, denſelben aus der Schlinge zu befreien, welchen die octroyirte Charte und die ſtets mit demſelben verbundenen Hinterhalte der Königlichen Gewalt über denſelben gelegt. Die Juli-Charte, als ein freies Produkt des Volks-Bewußtſeins hervorgegangen und wie ein nothwendiger logiſcher Moment der Staatsentwickelung durch einen faſt geiſtigen Umwälzungs-Act gebildet, ſtellte zuerſt den Willen der Nation als den geſetzgebenden auf eine beſtimmte und ſtaatsorganiſche Weiſe feſt. Louis Philipp, Herzog von Orleans, wurde, wie es in den Schlußworten dieſer Charte hieß, „durch das allgemeine und dringende Intereſſe des franzöſiſchen Volks auf den Thron berufen", und die Abänderung des Königlichen Titels aus „von

Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra" in die einfache Bestimmung „König der Franzosen", sollte die Verneinung der göttlichen und geheimnißvollen Privilegien der Königsmacht und jeder dem Volke feindlich gegenüberstehenden Sonderstellung des Herrschers aussprechen. Es war dies zunächst nur ein **Wortspiel**, durch welches sich das Volks-Element als der Urbestandtheil und die natürliche Grundlage alles Staatslebens geltend machen wollte, indem die Person des Königs selbst in die allgemeine Volks-Substanz aufgenommen und nur als die hervorragende Spitze derselben gelten gelassen wurde.

Die Juli-Verfassung trug jedoch das tiefe Gebrechen in sich, daß, während sie der Königlichen Gewalt auf der einen Seite alle Selbstherrlichkeit der Stellung und jede selbstschaffende persönliche Größe nahm, sie nach der andern Seite hin das Volks-Element noch zu beschränkt auffaßte, und demselben doch keine natürliche Anerkennung und großartige Ausbildung, sondern nur noch ein Eindringen durch einzelne Spalten und Ritzen des Staatsgebäudes, nach einem zwar erweiterten, aber doch immer noch sehr künstlich destillirten Wahl-Census, zuließ. Diese auf noch nicht ausgegohrenen Ideen und auf halben Entscheidungen beruhende Stellung der Juli-Regierung

enthielt nach drei Seiten hin gefährliche Elemente in ſich, welche ihre Dauer in allmähligen Zerreibungen abſchwächen und untergraben mußten. Auf Seiten der Königlichen Gewalt und der Regierungsmacht war die Kabinets-Intrigue herausgefordert, die in immer erneuerten und veränderten Poſitionen den günſtigen Spielraum ſich erſah, um die Herrſchaft des Volks-Elements zurückzudrängen, künſtlich zu bedingen und auf jede Weiſe illuſoriſch zu machen. Auf Seiten des Volks aber drängte der nothwendige und natürliche Widerſtand vorzugsweiſe auf die politiſche Wahlfähigkeit als auf den organiſchen Punkt hin, auf den das Volk im Verfaſſungs-Staat lediglich zu ſeiner Berechtigung und zu einer mitſchaffenden productiven Stellung gelangen kann. Es war dies der tödtliche Fleck der Juli-Regierung, auf dem ſie in ſich zuſammenſtürzen und mit ihrer Vernichtung endigen mußte, und die Reform-Bankette wurden das verhängnißvolle Symbol dieſer Vernichtung, die in der Februar-Revolution von 1848 das ganze conſtitutionnelle Staats-Syſtem in Trümmern warf und die Republik als die einzige organiſche Möglichkeit für die politiſche und geſetzliche Geſtaltung des Volkswillens hier übrig ließ. Zwiſchen der intriguanten Kabinetsbewegung und der von unten

herauf reformirenden Volks-Bewegung ſtand als das dritte Element die parlamentariſche Kammer-Bewegung in der Mitte, in der ſich von den beiden andern Seiten her alle Grundſtoffe und Kräfte entluden, und die im Februar 1848 der eigentliche Ausgangspunct der neuen Republik wurde.

Die Geſchichte der Juli-Regierung iſt weſentlich eine parlamentariſche Geſchichte, in der es ſich um die Aufführung der verſchiedenſten und oft auf das Künſtlichſte maskirten Schlachtſtellungen zwiſchen Thron und Volk handelt, und worin das Redetalent und die Macht der Debatte eine weſentlich entſcheidende Stellung gewinnen. In dieſer Periode von 1830 bis 1848 hat ſich das Weſen einer von Beredtſamkeit und Debatte abhängigen parlamentariſchen Regierungsform in allen ihren Nüancen ausgearbeitet und erſchöpft. Die bedeutendſten Talente haben ſich ſowohl im Intereſſe und Dienſt einer liberal conſervativen, d. h. in ihrem eigentlichſten Sinne reactionairen Regierung, wie des auf ein radicales Ziel losgehenden Volkes abgearbeitet, um von beiden Seiten eine Aufgabe zu löſen, welche die inneren Widerſprüche des demokratiſchen und royaliſtiſchen Prinzips in einer geſchickten und künſtlichen Poſition einigen und dieſe Einigung zu der herrſchenden und

Alles beſtimmenden Staatsmacht erheben ſoll. Größere Anſtrengungen, ein in ſich verwickeltes und uneiniges Staatsprinzip in eine organiſche Geltung zu erheben und zum einheitlichen Leben zu bringen, ſind kaum je in einem Staat gemacht worden. Was ſich mit dieſen Mitteln und unter dieſen Umſtänden leiſten ließ, iſt in Frankreich jedenfalls auf die glänzendſte und impoſanteſte Weiſe geleiſtet worden. Die parlamentariſche Geſchichte Frankreichs, welche ſich in dieſen Zeitraum weſentlich zuſammendrängt und auf eine erſtaunliche Höhe des Talents und der Wirkung hinaustritt, arbeitet ſich darin zugleich in ihren Kräften wie in ihren Zielen ab, und dieſe große Komödie, die der Ausgleichung aller Staatsgewalten gewidmet iſt, dient am Ende nur zu einer völligen Zerreibung und Auflöſung derſelben. Die parlamentariſche Debatte und Redekunſt wird in Frankreich nur der vermittelnde Uebergang von Revolution zu Revolution, und nachdem ſich die conſtitutionellen Elemente und Talente in einem vielfachen Umherwerfen nach allen Seiten hin und in einem grimaſſirenden Wechſel der Stellungen verbraucht und abgenutzt haben, wird die Republik wie eine reorganiſirende Naturkraft zur Heilung aller Zuſtände, zur Wiedergeburt aller Geiſter und ſelbſt zu einer neuen

Erhebung aller Talente ergriffen. Die Republik wird aber die Talente immer nur auf einem rein menſchlichen Grund und Boden brauchen können, während der vorangegangene conſtitutionnelle Staat in Frankreich ſie zugleich in den Dienſt einer künſtlichen Zerreibung der politiſchen Formen geſtellt hatte. Der conſtitutionnelle Staat, der vor lauter Partei-Politik nicht zum Leben hatte kommen können, hatte den großen Fehler begangen, nicht bloß die Erziehung der unteren und arbeitenden Klaſſen, ſondern auch ihre materielle Organiſation, namentlich aber die Organiſation der Arbeit, zu vernachläſſigen. Der Socialismus war zuerſt als eine müßige Speculation unpraktiſcher Köpfe abgewieſen, nachher in eine polizeiliche Kategorie verwandelt worden, ſtatt daß man ihn als eine nothwendige Regierungs-Wiſſenſchaft herangezogen und von Staatswegen ausgebildet hätte. Man muß ſich wundern, daß die Staatsmänner des Juli-Regime, obwohl es unter den Talenten der Verwaltung nicht an Männern aus ſocialiſtiſcher Schule fehlte, die politiſche Wichtigkeit der Arbeiter-Frage ganz überſahen und ein Verhältniß geringſchätzig behandelten, welches ihnen unter den Händen ſchon ſo weit gediehen war, daß es die Grundlage einer neuen Revolution und einer radicalen

Umgeſtaltung aller Staatsformen werden konnte. Die Reiſe der ſocialiſtiſchen Ideen in Frankreich drängte plötzlich die Geſtalt der Republik heraus, deren organiſche Aufgabe es iſt, die politiſche Freiheit mit der ſocialen Glückſeligkeit zu verbinden und darin das höchſte Problem alles Menſchenthums und aller Volks-Exiſtenz zu löſen. Wie jede neue Zeit neue Menſchen verlangt, ſo iſt auch anzunehmen, daß die franzöſiſche Republik, wenn es ihr gelingt, ihre Aufgabe zu conſolidiren, ſich dazu wirkſame Talente in der ihr eigenthümlichen und nöthigen Form ſchaffen und in Geltung ſetzen wird. Von den großen parlamentariſchen Talenten der conſtitutionnellen Periode ſcheinen es nur wenige zu ſein, welche den Uebergang in die Republik bedeutſam mitmachen und unter den neuen Verhältniſſen eine hervorragende Wirkung ausüben werden. —

Der Conſtitutionnalismus der Juli-Regierung hatte ſich in ſeinen zweideutigen Richtungen vornehmlich auf zwei miteinander verwandte Syſteme geſtützt, die weſentlich Zerreibungs-Syſteme für die öffentliche Nationalkraft waren, und zu deren Durchführung bedeutende Talente in der Staatsverwaltung ſowohl, wie auf der Redner-Tribune verwandt wurden. Dieſe Syſteme waren das Juſte-Milieu

und der Doctrinarismus, deren künſtliche und kunſtreiche Aufgabe mehr oder weniger die ſein ſollte, den Thron durch die Förderung der Volksintereſſen und das Volk durch die Feſtigkeit des Thrones zu ſtützen, wobei jedoch auf dem letzteren, dem Thron, der eigentliche Nachdruck und die Spitze aller Beſtrebung beruhte. Das Juſte-Milieu-Syſtem, erfunden von dem Heros dieſes Prinzips, Caſimir Périer, der ſehr charakteriſtiſch urſprünglich Banquier und Kaufmann geweſen, bildete den erſten organiſchen Anfangspunct der Juli-Regierung, ſo wie der aus dem Juſte-Milieu hervorgegangene Doctrinarismus, der ſeine höchſte und ſubtilſte Ausbildung durch Guizot erlangte, den verhängnißvollen Endpunkt dieſer Periode bezeichnete und hervorrief.

Caſimir Périer, ehemals ein mächtiger Stimmführer der Oppoſition, hatte am 13. März 1831 das vielgeſchmähte Miniſterium des Juſte-Milieu gegründet, in welchem er aus umfaſſenden und theilweiſe auch edlen Abſichten dies Neutraliſations-Syſtem ausbildete, das die entfeſſelten Kräfte der Parteien in ſich ſelbſt bannen und die Staats- und Volksbewegung durch die richtige Mitte, die bald ein dialektiſcher Terrorismus werden mußte, feſſeln, entkräften und um ihr eigentliches Ziel betrügen wollte.

Caſimir Périer wandte ohne Zweifel eine großartige Begabung an dieſe theoretiſirende Vermittelungs-Stellung, die in gewiſſem Betracht ein politiſches Kaufmanns- und Handels-Prinzip war, und trotz aller aufgewandten Klugheit doch nur mit einem Banquerott endigen konnte. Er war ein Meiſter der parlamentariſchen Taktik und Redekunſt, aber er brachte es damit nur zu dem tragiſchen Eindruck, daß man einen auf die kunſtvollſte Weiſe ſich ſelbſt Vernichtenden und Zerreibenden in ihm erblickte. Seine Beredtſamkeit war edel, voll ſtarker Mittel, äußerlich haltungsvoll bei innerer Heftigkeit und ſtürmiſcher Erregung, und nur zuweilen ſah man dieſe letztere Herr über ihn werden und ihn zu gewaltſamen Ausbrüchen ſeiner widerſpruchsvollen Stellung treiben. Er mußte an ſeiner Aufgabe, die ihm ſelbſt perſönliche Mißhandlungen zugezogen, verzweifeln, und den leiblich und geiſtig Erſchöpften ergriff zuletzt die Cholera, und ein ſtiller Wahnſinn trat hinzu, um die Verfinſterung ſeines Lebens zu vollenden. —

Der **Doctrinarismus** wurde eigentlich nur noch eine ſtaatsklugere und wiſſenſchaftlich geſchürzte, aber auch bereits lügenhafter ausartende Verfeſtigung des Juſte-Milieu. Der **proteſtantiſch dialektiſche** Geiſt **Guizot's** ſchien ganz berufen dazu,

dies neue doctrinaire System in der scheinbar edeln, vernünftigen und wissenschaftlich gediegenen Haltung, und doch mit der ganzen inneren Durchtriebenheit und Verlorenheit der politischen Intrigue, zu vollenden. In den ersten Stadien seines Wirkens hatte Guizot durch sein bedeutendes Rede- und Organisations-Talent ohne Zweifel viel dazu beigetragen, die Entwickelung der Volkskraft und die nationale Bedeutung der Kammern zu heben, aber im trügerischen Fortgang der öffentlichen Ereignisse wurde er es auch wieder, welcher die parlamentarische Gewalt von innen her untergrub und zu einem Verderbniß aller öffentlichen Staats- und Lebens-Organe der Nation die Hand bot, welche den Ausbruch der Februar-Revolution von 1848 unaufhaltsam machte. Ein besserer Weg konnte der Republik nicht gebahnt werden, als durch diese Abschwächung aller alten Staatsgewalten und Autoritäten, wie sie durch die doctrinaire Intrigue und Lüge allmählig vollzogen wurde. Der mit dem ganzen Staats-System zugleich erfolgende persönliche Sturz und Untergang Guizot's schließt die wichtigste Lehre für alle Leiter des modernen Staatswesens in sich, nämlich die, daß heutzutage nur noch der regieren kann, der sich mit aufrichtigem Herzen auf den Standpunkt der Volksbedürfnisse stellt und

dieſelben nach ihrem eigenen Maaße, das immer ein gerechtes und organiſationsfähiges ſein wird, durchzubilden und feſtzuſtellen verſteht.

Eine Art von volksthümlicher Gegenbewegung gegen Juſte-Milieu und Doctrinarismus hatte ſchon der ſogenannte Tiers-Parti, eine parlamentariſche Nüance, die zuerſt von Dupin begründet wurde, aufzuſtellen geſucht. Dieſe Nüance hatte wenigſtens ein geſunderes Blut und Naturell, das von der demokratiſchen Grundnatur, in der es wurzelte, herſtammte, und darum auch nicht ſo ganz und gar verfälſcht und verdorben werden konnte. Der Tiers-Parti wurde aber auch am Ende nur die Lüge und Grimaſſe des Demokratismus, ſo wie Juſte-Milieu und Doctrinarismus die Lüge und Grimaſſe des Abſolutismus waren. Die nicht minder als die andere ſophiſtiſche Nüance des Tiers-Parti wurde miniſteriell, als Thiers, der eben die Verſchanzungen der Doctrinairs verlaſſen hatte, als Conſeils-Präſident des Miniſteriums vom 22. Februar 1836 ſich dieſer neuen, ſeiner eigenſten perſönlichen Natur zuſagenden Richtung zuwandte, und ſie durch ſein ganz dazu geeignetes Talent ſyſtematiſch ausbildete und bewaffnete. Der Tiers-Parti wurde die eigentliche Advocaten-Richtung der neueren Politik, und ſo

kann man auch Thiers bei allen ſeinen glänzenden Gaben nur einen Caſuiſten der politiſchen Freiheit nennen, der von derſelben jedesmal nur einen ſo ſtarken Gebrauch zu machen wußte, als ihm die Portion gerade für die Verhältniſſe und für die Stellung ſeiner eigenen Perſon wünſchenswerth ſchien. In den Kammer-Verhandlungen von 1848, welche die Verendung des conſtitutionnellen Syſtems in Frankreich bezeichneten, hielt er noch zu Gunſten der freien Nationalbewegungen in Italien und der Schweiz ſeine letzten Meiſterreden, die zugleich, ohne daß er es ahnte, der Abſchluß für ſeine ganze politiſche Wirkſamkeit waren. Die Republik umging ihn in den erſten Momenten ihrer Geſtaltung, obwohl er mit den Männern des Tiers-Parti, namentlich mit dem geſchickten parlamentariſchen Operateur Odilon Barrot (einem Anempfinder des demokratiſch-conſtitutionnellen Prinzips) ſich der neuen Regierung Frankreichs zur Dispoſition geſtellt hat. Bei der weiteren ſtaatlichen Organiſation derſelben dürfte aber Thiers mit ſeinem Redetalent und mit ſeiner durchdringenden Kenntniß der Staatsgeſchäfte wieder nothwendig werden. —

Als eine der bewundernswürdigſten Perſönlichkeiten des politiſchen Frankreichs wird ſtets Lamar-

tine angeſehen werden müſſen. Aus einer poetiſchen Capacität der Deputirten-Kammer, die ſich erſt nur in glänzenden rhetoriſchen Stellungen und einem gewiſſen auf das Gefühl berechneten Staatsſentiment zu ergehen ſchien, iſt er allmählig zu einem durchgebildeten politiſchen Charakter emporgewachſen, deſſen Volksſtellung ſo richtig, entſchieden und ſtark war, daß er einer der erſten Führer der neuen republikaniſchen Regierung werden konnte, und ſie ihm ihre weſentlichſte organiſche Vermittelung bei ihrer Geburt verdankt. Lamartine hat auch bei dieſer Aufgabe die hohe ideale Grundfärbung ſeines Weſens nicht verloren, und ſie mit einem merkwürdigen Takt mit den praktiſchen Anforderungen des reinen und unbedingten Volksſtaats verſchmolzen, wie ſogleich die Sprache des erſten Manifeſtes bewies, welches zur Bezeichnung der europäiſchen Stellung der franzöſiſchen Republik von ihm erlaſſen wurde. Die großen Dimenſionen ſeines politiſchen Wirkens und ſeines ſtaatsmänniſchen Charakters werden erſt in einem ſpäteren Moment richtig gewürdigt werden können. —

Fünfter Abschnitt.

Das parlamentarische Deutschland.

1. Das politiſche Talent der Deutſchen.

Der neue Umſchwung des geſchichtlichen und politiſchen Lebens in Deutſchland, welcher das Jahr 1848 im Zuſammenhang mit den Umwälzungen aller Staatsformen Europa's und zugleich als endliche Frucht langer innerer Kämpfe hat hervortreten laſſen, wird mit den Rechten zugleich auch die Kräfte unſerer Nation, die ſich ſo lange in den zweideutigſten Verhältniſſen haben zerreiben und verbrauchen laſſen müſſen, zu ihrem geſunden Gedeihen bringen. Das Verhältniß des deutſchen Geiſtes zum Staat iſt Jahrhunderte lang die unwürdigſte Spiegelfechterei geweſen, die je mit den Fähigkeiten und Berechtigungen einer Nation getrieben worden, und je mehr ſich in den letzten Jahren die geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Kräfte der Deutſchen ſteigerten, je mehr ſelbſt ihre Bedürfniſſe nach einem politiſchen Natio-

nallehen ſich zu bewußten Forderungen feſtſtellten, deſto unrettbarer ſchienen ſie nur in dem kunſtvoll gehegten Schlamm des chriſtlichen Polizei- und Beamtenſtaats unterzuſinken. Die geiſtige Bedeutung und Productionsmacht der deutſchen Nation ſtand immer in einem umgekehrten Verhältniß zu ihrer politiſchen Geſtaltungskraft, die jedem künſtlichen Hinderniß, das ſie um ihr Ziel betrügen wollte, ſich willig gefangen gab, wodurch aber allmählig der ganze innere und äußere National-Organismus ſich zerlöſte, und auch der endliche geiſtige Untergang unſres Volkes ſicher bevorſtand.

Das politiſche Talent der Deutſchen, das ſo oft an ſich ſelbſt bezweifelt worden iſt, machte ſich gleichwohl der Unfreiheit der allgemeinen Nationalverhältniſſe vielfach dienſtbar, indem es ſich zum wirkſamen Organ aller zweideutigen Staats- und Verwaltungskünſteleien hergab, und dadurch wenigſtens ſein Vorhandenſein oft in ſehr ſtarken Kraftproben an den Tag legte. Wenn das politiſche Talent in Deutſchland bisher mehr der Unfreiheit als der Freiheit diente, ſo bezeichnete ſich damit grell genug die ganze Ueberworfenheit und Zerklüftung des deutſchen Staats- und Nationallebens, wie ſie namentlich ſeit den Wiener Tractaten von 1815 bis zu

den Revolutionen von 1848 in ſich ſteigerndem Maaße alle Organe und Kräfte der deutſchen Nationalität angetroffen und abgeſchwächt hatte. Das Talent, das in freien Zuſtänden ſeine politiſche und nationale Organiſationskraft zum Heil des Ganzen kundgegeben hätte, nahm oft, um ſich nicht für gänzlich unwirkſam und aller ſeiner Kräfte verluſtig zu erklären, ſeine Zuflucht zur Unfreiheit und zur regierenden Staatsmachination, auf deren Seite allein noch der Weg offen gelaßen war, zu einem freien und äußerlich lohnenden Gebrauch der Kräfte zu gelangen. Die unfreien und ränkevollen Staatsmaſchinen, wie ſie in Deutſchland aller Orten ausgeſpannt waren, betrogen daher das Volk nicht bloß um ſeine natürlichen Rechte und um ſeine geſetzlichen Organiſationen, ſondern ſie demoraliſirten auch die geiſtigen Kräfte und Fähigkeiten, die Charaktere und die Talente der Nation. Wo die göttliche Natur Propheten für das Volk angelegt hatte, machten ſie ſchwarzkünſtleriſche Creaturen für das Kabinet daraus. So wurden in unſerer Nation herrliche Kräfte entblättert und zerpflückt, abgeſehen von der bei weitem größeren und unendlichen Anzahl Derjenigen, welche, zu ſtolz auf die innere Unabhängigkeit und Würde des Geiſtes, der Dienſtbarkeit der Gewalt widerſtan-

den haben, dadurch aber den Boden unter ihren Füßen und die Möglichkeit jeder That verloren. Zu beklagen bleibt aber auch der großartige Sturz solcher Geister, die, mit ungeheuren schaffenden Kräften für das Reich der Freiheit und für den organischen Staat ausgerüstet, den Verlockungen der herrschenden Gewalt sich hingaben, und mit ihrem mächtigen, zu andern Dingen geschaffenen Arm an dem Webstuhl des Despotismus arbeiteten. Unter diesen wird Friedrich von Gentz immer als der größte Heros der destillirenden Unfreiheit in Deutschland genannt werden. Er begann, wie jedes ächte Talent, mit der Freiheit, und suchte die Normen derselben den deutschen Kabinetten zu empfehlen, wie er Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung besonders die Preßfreiheit ans Herz legte. Aber er war nicht der Mann dazu, um Jahre lang in Knechtsgestalt und für Knechtslohn um die verhüllte Braut, die Freiheit, zu werben. Sein auf den Genuß dauerndes Naturell forderte den baaren Lohn, und diesen konnte er in Deutschland noch nicht bei der Freiheit, wohl aber an der üppigen und immer vollauf versehenen Tafel der Unfreiheit finden. Er wurde darum mit seinem großen Talent der eigentliche Verarbeiter und Durcheinanderwühler aller Zweideutigkeiten des Wie-

ner Congreſſes, und was auf demſelben noch etwa im ehrlichen Bewußtſein des drängenden Moments feſtgeſtellt und verbürgt worden war, half er nachher noch mit ſeiner außerordentlichen Kunſt des Schreibens und Deducirens zweideutig machen, wenn es im Intereſſe der Gewalten lag.

Eine andere Corruption des Talents war an Görres nicht durch die Verlockungsmittel der Gewalt ſondern durch die falſche und trügeriſche Stellung der Prinzipien in Deutſchland vollzogen worden. Auch Görres war, wie Gentz, von dem Cultus der politiſchen Freiheit ausgegangen, den er ſogar im mächtigſten Schwunge der Zeit und mit allen Dithyramben der Revolution mitbegangen. Sein Haß gegen Preußen, an welches er ſeine erſte politiſche Jugendkraft nutzlos verloren hatte, machte ihn zuerſt zu einem Reactionair, und er zog der Reaction das heilige Gewand der katholiſchen Kirche an, um in dieſer Rüſtung Preußen als vorzugsweiſe proteſtantiſche Macht zu erlegen, indem er mit dieſem preußiſchen Proteſtantismus zugleich das polizeiliche und bureaukratiſche Staatsweſen identificirte und zu vernichten ſtrebte. Dieſe nur in Deutſchland mögliche fanatiſche Durcheinandermiſchung der Prinzipien ließ die herrlichſte und großartigſte Kraft in ihm

verpuffen, ohne daß dieſelbe der Wiedererhebung der deutſchen Nation, wozu ſie weſentlich angelegt und beſtimmt war, wahrhaft gedient hätte. —

---

2. Die deutſchen Conſtitutionen.

Die conſtitutionnellen Staatsverfaſſungen Deutſchlands, die entweder aus uralten vollsrechtlichen Grundlagen, wie die würtembergiſche, oder aus den diplomatiſchen Verſprechungen und Akklarungen in der Zeit der Wiener Tractate hervorgingen, ſind in ihrem an ſich ſo weifelhaften und zweideutigen Leben doch eine ſehr ſchätzbare Vorſchule des parlamentariſchen Talents geweſen. Die conſtitutionnellen Berühmtheiten Süddeutſchlands ſind vielfach gewürdigt worden, und wir verdankten ihrem Einfluß, wie ſehr er auch durch unſere allgemeinen Nationalverhältniſſe zerrieben und preisgegeben wurde, doch ſtets die Aufrechterhaltung unſrer politiſchen Hoffnungen oder wenigſtens eine mit vielem Talent und Patrietismus ausgeführte Offenhaltung der Wunden Deutſchlands. Dieſe conſtitutionnellen Leiſtungen Süddeutſchlands waren das Zentanell,

welches die Eiterung unſeres politiſchen Körpers unterhielt, und demſelben die Wiedererlangung ſeiner Geſundheit vermittelte. Wir werden dieſem conſtitutionnellen Durchgangsprozeß, wie er vornehmlich von ſüddeutſchen Talenten und Charakteren durchgearbeitet wurde, unter unſern unglücklichen National-Erinnerungen ſtets ein dankbares Gedächtniß bewahren müſſen.

Unſere conſtitutionnellen Verfaſſungen in Deutſchland waren von 1815 bis 1848 ein Scheinvertrag und ein ſcheinbarer Waffenſtillſtand zwiſchen dem demokratiſchen und abſolutiſtiſch-monarchiſchen Staatsprincip. Dieſer ſogenannte Waffenſtillſtand der Principien wurde aber für die politiſche Freiheit wie für unſere ganze Nationalgeſittung um deswillen von den unglückſeligſten und niederſchlagendſten Folgen, weil dies nur ein Vertrag zur Entfeſſelung aller offenen und geheimen Intriguen der Staatsgewalt und zu einer Ausbeutung der Volkskraft durch allerhand Regierungskünſte wurde. Die Bundestagsbeſchlüſſe von 1832 bildeten den Höhepunct der Intriguen dieſer alten, nichts lernenden und nichts vergeſſenden Gewalt, indem ſie die conſtitutionnellen Verfaſſungen unter polizeiliche Bundes-Aufſicht und Controle ſtellten, und ſelbſt der An-

drohung äußeren Zwanges gegen mißliebige Beſchlüſſe der frei gewählten Volksvertreter ſich nicht entblödeten. —

Daß das parlamentariſche Talent der Deutſchen unter ſo hindernden und zweideutigen Umſtänden überhaupt zu einer Blüthe und zu einer energiſchen Bethätigung gelangen konnte, liefert den ſtärkſten Beweis dafür, daß die politiſche Fähigkeit in unſerer Nation, ſo gut wie bei den andern die bloß politiſch glücklicher geweſen, auf einem durchaus natürlichen Fonds und auf einer originalen Anlage beruht, nicht aber, wie Abſolutismus und Reaction oft geltend zu machen ſuchten, auf dem Wege einer bloß künſtlichen Aneignung nach dem Muſter fremder Nationalitäten zurechtgemacht worden iſt. Die Unfreiheit hat es am liebſten auch mit der Unfähigkeit zu thun, und ſie will lieber in der todten und lebloſen Maſſe kneten, als auf der Grundlage ſelbſtändiger und ſeelenvoller Weſen ſich erhöhn!

Unter den Heerführern und Begründern des conſtitutionnellen Lebens in Deutſchland wird immer Karl von Rotteck ein ruhmvolles Nationalgedächtniß in Anſpruch zu nehmen haben. Das conſtitutionnelle Talent wie das conſtitutionnelle Staatsrecht empfingen von ihm eine lebendige und geſinnungs-

volle Anregung, die für das politiſche Leben Deutſchlands manche Frucht getragen hat. Rotteck trug ſich mit manchen Ideen, welche die politiſche Feuerprobe der Gegenwart nicht mehr beſtehen würden, wozu namentlich die vernunftrechtlichen Theorieen gehören, durch welche er alle Geſtaltungen des Staats bedingen und begründen wollte. Das wirkſamſte Element aber, wodurch er für die deutſche Politik wahrhaft ſchöpferiſch wirkte, war ſein Charakter, dem ſich bei aller Geſinnungs-Entſchiedenheit, mit welcher er kraftvoll alle Conſequenzen des conſtitutionnellen Standpuncts verfolgte, auch ein gewiſſes diplomatiſches Talent zugeſellte, welches er beſonders nach derjenigen Seite hin geltend zu machen verſtand, wo es darauf ankam, die Beweisgründe der Gegenpartei zu entkräften und zu ſeinem eigenen Vortheil zu verwenden. Die perſönlichen Mittel ſeiner Beredtſamkeit waren nicht die glänzendſten, doch erſetzte er ſtets durch die innere lebendige Springkraft ſeiner Rede, was ihm das ungünſtige und oft undeutliche Organ verſagte, welches letztere ihn in der Kammer, wo man ſeinen leiſen und doch mächtigen Worten ſtets mit der größten Aufmerkſamkeit zu lauſchen pflegte, niemals an ſeinem Einfluß gehindert hat. Merkwürdig waren ſeine Hinneigungen zu einem ge-

wiſſen katholiſchen Liberalismus, den er ſchon im Jahre 1819, auf der erſten Kammerverſammlung nach der neugegründeten Verfaſſung Badens, in ſeiner Motion zur Emancipation der katholiſchen Kirche ausbrachte, indem er damit zugleich den Gedanken von der Gründung einer deutſchen Nationalkirche, die unabhängig beſtehe von den Umtrieben römiſcher Hierarchie, in Bewegung ſetzte. Der katholiſirende Liberalismus Rotteck's war in ſeinen Entſtehungsgründen gewiſſermaßen ein Wahlverwandter des Görres'ſchen Katholizismus, indem beide damit von dem Haß gegen Preußen ausgingen und denſelben in einer Zeit, wo die politiſchen Ideen im deutſchen Volksbewußtſein noch loſe Wurzeln hatten, zu einer religiöſen und kirchlichen Glaubensſache maſtirten. Der Umſtand, daß Rotteck von Geburt ein Oeſterreicher geweſen, und dann, daß er eine Franzöſin zur Mutter hatte, bewirkte vielleicht die eigne Miſchung der Richtungen, die man an ihm ſo charakteriſtiſch wahrnahm. Namentlich war der Oeſterreicher in ihm nie ohne Einfluß geblieben, und hat ſich bloß von dem Vernunftrecht durchdringen laſſen müſſen, wodurch denn dieſe Temperatur von Oeſterreicher und Radicalen in ihm als Niederſchlag geblieben. —

Neben Rotteck iſt ſein Freund Welcker als einer der Hauptbeförderer des conſtitutionnellen und volkspolitiſchen Lebens in Deutſchland zu nennen. Ihm war es vergönnt, mit ſeinem Wirken in die neueſte politiſche und nationale Verjüngungszeit des deutſchen Staatenlebens hinüberzutreten, und in dieſer allgemeinen Entfeſſelung und Wiedergeburt aller Kräfte wird er auch manche Elemente von ſich abgeſtreift haben, die früher ſeine Stellung im Liberalismus weſentlich färbten und mit doctrinairen Beſtandtheilen verſetzten. Dies waren vornehmlich die Elemente des chriſtlich germaniſchen Staatsrechts, von denen Welcker als Theoretiker ausgegangen, und wodurch in ihm eine Miſchung von modernen Gedanken mit alten Traditionen, von neumodiſcher conſtitutionneller Praxis und von einer durch das Chriſtenthum eingefriedigten Lebenseinheit des Mittelalters entſtanden war. Wenn Welcker von ſolchen Bedingungen ſeines politiſchen Charakters ausgegangen war, ſo iſt er doch in ſeiner politiſchen Wirkſamkeit zugleich von Tag zu Tag praktiſcher geworden und hat ſeine leidenſchaftliche Hingebung an das Volksintereſſe mehr zu dem ungemiſchteſten conſtitutionnell demokratiſchen Standpunct ausgebildet. Welcker erſchien zuerſt als ſtändiſcher Deputirter auf dem merk-

würdigen Landtag von 1831, der, nach langer Verdunkelung alles Verfaſſungslebens und nach einer Periode der Niederdrückung des öffentlichen Geiſtes überhaupt, zum erſten Mal wieder aus volksthümlichen Wahlen hervorgegangen war und ſein Daſein dem Regierungsantritt des conſtitutionnell geſinnten Großherzogs Leopold verdanke. Welckers Beredtſamkeit in der Kammer zeichnete ſich beſonders durch die Gründlichkeit und Ausführlichkeit der Erörterung aus, und wenn er darin zuweilen ein Uebermaaß that, ſo ſcheint auch dies nicht ſelten dazu beigetragen zu haben, daß er ſeinen Gegnern den Raum zur Ausführung ihrer Schlachtreihen benahm.

Jener Landtag aber vom Jahre 1831, auf welchem Welcker beſonders ſeine berühmten Motionen auf vollſtändige Preßfreiheit und auf eine den Nationalrechten gemäße Entwickelung der organiſchen Einrichtung des deutſchen Bundes ausbrachte, war eine kurze Blüthe und ein kurzer Rauſch des deutſchen conſtitutionnellen Liberalismus. Dieſe Bewegungen hatten die bekannten Bundesbeſchlüſſe vom Juni und Juli 1832 in ihrem Gefolge, und die ſpäteren Landtage geſtalteten ſich immer mehr unter dem Einfluß dieſer Reaction gegen das conſtitutionnelle Leben, bis daſſelbe endlich nur noch wie eine von

allen Seiten zerſetzte und durchlöcherte Scheingeſtalt in Deutſchland daſtand. Die bedeutenden Charaktere und Talente, welche in den deutſchen conſtitutionnellen Kammern ſich an dieſer zweifelhaften Aufgabe abarbeiteten, ſind dadurch mit doppeltem Anrecht Ehrennamen der deutſchen Nation geworden, unter Jſtein, Hecker, Mathy, Sander, Winter, Behr, Gagern, Todt, Jordan, Merk, Mittermaier, u. a. ſtets das mächtigſte und heißeſte Ringen des deutſchen Geiſtes nach politiſcher Freiheit und ſtaatlicher Erlöſung bezeichnen werden. —

Jn Preußen war durch das ſtändiſche Patent vom 3. Februar 1847 zuerſt ein entſcheidendes Zuſammenſtoßen zwiſchen der alten und neuen Zeit dieſes Staats erfolgt. Obwohl dieſe preußiſchen Stände nur im uneigentlichen Sinne Nationalvertreter genannt werden konnten, da ſie lediglich als Repräſentanten ihrer Standesintereſſen und Beſitzesvorrechte hervorgingen, ſo war doch ſchon der hinreißende Moment der damaligen preußiſchen Staatsbewegung von innen heraus ſo mächtig, daß er auf dem Vereinigten Landtage das Bewußtſein von der nationalen Einheit aller Stände wie mit einem Schlage zeitigte, und ſelbſt in den Repräſentanten der Standesbevorrechtung die Vertretung nach getrennten Standesin-

tereſſen zurückwies, an die Stelle der Stände aber unwillkürlich den Begriff des Volkes ſelbſt ſetzte. Auf dieſer verſchwimmenden Gränzlinie zwiſchen dem volksrepräſentativen und ſtändiſchen Element haben dieſe Stände auf dem Vereinigten Landtag allerdings höchſt Anerkennenswerthes geleiſtet, und eine tüchtige Vorſchule der Volksvertretung für Preußen abgegeben. Die hervorragendſten und glänzendſten Erſcheinungen dieſer unſerer politiſchen Uebergangsperiode wurden Bincke, Beckerath, Hanſemann, Camphauſen, Auerswald, Bardeleben, Graf Schwerin, Saucken-Tarputſchen u. A. Dieſe Schule war vortrefflich dazu geeignet, der neuen conſtitutionnell-demokratiſchen Periode Preußens, für welche durch die Ereigniſſe des 18. und 19. März der nicht mehr zu verrückende Boden errungen wurde, Miniſter-Talente zu bilden, welche in den Kämpfen mit dem alten Syſtem ſtark geworden und gegen die entſittlichenden Wirkungen deſſelben den Widerſtand des Charakters aus ſich ſelbſt entwickelt hatten. Man hielt das preußiſche Volk unter allen deutſchen Stämmen bisher für den unfähigſten, eine freie Volkspolitik aus eigener Kraft der Geſinnung und des Naturells zu entwickeln. Aber das neue politiſche Volksleben Preußens entfaltet bereits in den verſchiedenſten

Schichten der Geſellſchaft eine Fülle von Talenten und Charakteren für den Staat, wie man ſie hier in der eigenen Mitte nicht geahnt hatte: und ſelbſt aus den bisher von der Idee des Staats am wenigſten berührten Kreiſen, namentlich der Handwerker und Arbeiter, traten in Auffaſſung wie in Rede die entſchiedenſten politiſchen Begabungen hervor. —

Dieſer Abſchnitt konnte nur in ſehr fragmentariſchen Andeutungen beſtehen, da die Bauſteine des politiſchen Lebens der Deutſchen ſeit langen Jahren wild und zerſtückelt umherliegen, und auf manches abgenutzte Material, das zu ſeiner Zeit und auf ſeiner Stelle etwas gegolten haben mag, in einem Augenblick nicht mehr zurückgegangen werden kann, wo ein neues Gebäude durchweg mit neuen Mitteln und von Grund aus aufgeführt werden ſoll! Wenigſtens fehlt in einem ſolchen Moment der Sinn, Verdienſte und Leiſtungen einer abgelaufenen und niedergekämpften Periode zu behandeln, da der abſolute Werth ſolcher Männer für Staat und Vaterland bei der zweifelhaften Aufgabe, an welche ſie ihre Kräfte einzuſetzen hatten, gar nicht ermeſſen werden kann. Ebenſo konnte das Talent der Deutſchen für Staatsberedtſamkeit und öffentliche Rede unter dem früheren Zwangs- und Lügenſyſtem entweder

nur in gebrochenen und gedämpften Lichtſtrahlen ſich zeigen, oder es hatte der allgemeinen Corruption der Verhältniſſe erliegen müſſen. Die deutſche Sprache war dadurch für den öffentlichen Gebrauch ein ſchwerer und wenig beweglicher Organismus geworden, der dem gekünſtelten und verzwickten Staatsleben, auf das er ſich zu beziehen hatte, auch darin glich, daß er in ſeiner Ausdrucksweiſe in demſelben krummgebogenen Verhältniß zur Natur und Wahrheit ſich darſtellte, und durch Weitſchweifigkeiten, Verſchleppungen und Verſchleierungen zu wirken ſuchte, wo es nur auf die unmittelbaren Entſcheidungen durch die einfache Identität von Wort und Sache ankommen konnte. Die Actenſprache und der Predigtſtil haben in Deutſchland lange durch ihre eigenthümlichen Einflüſſe die öffentliche Rede beſtimmt, und die Formen wie den Gedankengang derſelben in einer Weiſe gemodelt, welche den Inhalt in eine gewiſſe nebelhafte Schwebe ſtellte und die natürlichen Anforderungen deſſelben nach einem traditionellen, außerhalb der Sache liegenden Maaßſtab behandelte. Die politiſche Beredtſamkeit, je mehr ſie ihrem einzigen Ziel, dem thatſächlichen Erfolg, nachſtrebte, deſto entſchiedener hat ſie auch bei uns ihre eigenen Wege zu gehen verſucht, und dabei von den traditionellen Elementen

des Bureau und der Kanzel ſich mehr und mehr frei zu machen geſtrebt. Für die Kunſt der Staatsberedtſamkeit iſt aber in Deutſchland erſt jetzt die Zeit ihrer höheren Ausbildung und ihrer wahren Vollendung gekommen. Dieſe Kunſt hat auf ihrer ſchönſten und wirkſamſten Stufe den mit dem Volksbewußtſein völlig einsgewordenen Staat zu ihrer Vorausſetzung, und dieſer Standpunct weiſt ihr auch ein durchaus neues und unmittelbares Gebiet der Rede an, auf welchem Urſachen und Wirkungen in dem genaueſten und einfachſten Zuſammenhang miteinander ſtehen, und auf dem das Wort nur als das maaßgebende Bewußtſein der That ſelbſt erſcheint. Im Beſitz der politiſchen Freiheit erſtehen auch die Geiſteskräfte des Volkes nach allen Seiten hin neu, und die Wiedergeburt des Staats iſt auch immer eine der Geiſter und Talente! —

Regiſter.

Alberti (Leo Baptiſta) 155.
Alexander VI. 59. 109.
Alfred 186.
Ariſtoteles 33.
Averswald 384.

Baco 137. 225. folgd. 256.
Barnave 327 folgd.
Beccaria 55.
Beckerath 384.
Behr 383.
Beredſamkeit (die) 15. folgd.
— — (politiſche der Alten 26. folgd. 320.
Bignon 349.
Bill der Rechte 201.
Borgia (Cäſar) 121. folgd.
Brougham 286. 297.
Burke 272. folgd.

Camphauſen 384.
Canning (George) 287. folgd.
Chateaubriand 352 folgd.
Cenſur (die) 59. 255.
Cormenin (Dino) 167.
Condorcet 334.
Conring 151.
Conſtant (Benj.) 345 folgd.
Cromwell 237. folgd.
Curieten 213.

Dante 48. folgd. 61. folgd.
Danton 336.
Daunou 344.
Decemviine 336.
Debatte (die) 19. folgd.
Demoſthenes 33.
Despotismus 302. folgd.
Doctrinarismus (der) 362.
Dupin 365.

Eduard I. 195.
Eliſabeth v. England 210. flgd.
Etienne (Charles G.) 351.

Feudalgewalt 192.
Fox 274. folgd.

Gagern 383.
General-Stände (états-généraux). 306.

Gentz 374.
Genſonné 334.
Ginguené 152.
Görres 375.
Gordon 262.
Guadet 334.
Guthrie 262.
Guizot 362 folgd.

Habeas-Corpus-Acte 260.
Haller (K. L. v.) 159.
Hambden 236.
Hanſemann 384.
Hecker 383.
Heinrich VIII. 201.
Hobbes 159.

Jacob I. 231. folgd.
Jay 351.
Induſtrie 192.
Jordan 383.
Jenard 335.
Izſtein 383.
Juſte milieu 362.

Karl V. 92. 106.

Lamartine 367.
Legendre 336.
Leiceſter (Graf) 228.
Literatur (die) 36. folgd.
Lorenzo von Medici 115. 146. folgd.
Louvet (de Couvray) 334.
Ludwig XIV. 312. folgd.
Ludwig XV. 316. folgd.
— XVIII. 340.

Machiavelli 102. folgd. 116. folgd. 167. folgd.
Magna Charta (die) 188.
Manesfeld 271.
Mathy 383.
Mediceer (die) 95. folgd.
Merk 383.
Milton 248. 257.
Mittermaier 383.
Mirabeau 319. 325.
Mounier 324.

National-Verſammlung 305. folgd. 319. folgd.
Necker 324.
North (Lord) 275.
Notablen (die) 307.

O'Connell 292. folgd.
Odilon-Barrot 366.
Orpheus 28.

Pairs (die) 5.
Parlament 5. 208. folgd. 308. folgd.
Parlamentariſche Form 8. folgd.
Périer (Caſimir) 362 folgd.
Petrarca 82. folgd.
Pitt (William) 264. folgd.
Pitt (der jüngere) 275. folgd. 283. folgd.
Pius IX. 58. 78.

Politik (die) 36. folgd.
Preßfreiheit (engl.) 255. folgd.
Protagoras 28.

Rante 145.
Referendum (die) 291. folgd.
Reichssprache 5.
Reſtauration 338 folgd.
Revolution 303. folgd. 255 folgd.
Rienzi (Cola) 85. folgd.
Robespierre 336 folgd.
Rotteck 378.
Rucellai 155.
Ruſſel (John) 291. folgd.

Saint Juſt 336.
Santer 383.
Savonarola 113. folgd.
Schwarzen (die) 65.
Schwerin (Graf) 384.
Shakſpeare 256.
Shaftesbury 249. folgd.
Sheridan 275. 280. folgd.
Sieyes 317.
Soderini (Peter) 113.
Solon 28.
Sprecher (der) 199.
Stand (der dritte) 190. folgd. 307. folgd.
Sternkammer (die) 201.
Stridland 213.

Thronrede (die) 203.
Thiers 365 folgd.
Tiers-Parti 365.
Tracy (de) 344.
Tod 383.
Tories (die) 252. folgd.

Ueberredung (die) 34.

Verfaſſung (die engliſche) 181. folgd. 207. folgd.
Vertragswort 5.
Verginaud (Pierre V.) 331 flgd.
Vettori 128.
Villele 353.
Vincke 384.
Visconti (Giovanni) 91.
Volney 324.

Waller (Edmund) 234.
Walpole 267.
Weißen (die) 65.
Welcker 381.
Wentworth 215. folgd.
Whigs (die) 252. folgd.
Wilberforce 287.
Winter 383.
Wort (das) 3—5.

Zelverten 213.
Zeitungen (die) 55. 261.
Zoroaſter 28.

Gedruckt bei A. W. Hayn in Berlin.

Die Matadore.

Erſter Theil.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT.T. FN. 0224/027

Die Matadore.

Ein Roman der Gegenwart.

Von

Theodor Mundt.

Erster Theil.

Mecklenburg und Paris.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

6. 9.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des erſten Theils.

Seite

Erſtes Buch.

Ein Schloß in Mecklenburg 1

Erſtes Capitel.

Der Oppoſitionsball der Gräfin Sarmland 3

Zweites Capitel.

Leonore 13

Drittes Capitel.

Der Kaiſer von Hayti in Mecklenburg 29

Viertes Capitel.

Die Geheimniſſe des Schloſſes Sarmland 40

Fünftes Capitel.

Ein Todter 54

Sechstes Capitel.

Winternachtsträume 67

Siebentes Capitel.

Die Bäcker Deutſchlands 87

Achtes Capitel.

Der Bund der Matadore 108

Neuntes Capitel.

Abſchied von Mecklenburg 123

Seite

Zweites Buch.

Die Matadore in Paris 134

Erſtes Capitel.

Leonoren's Bekanntſchaften 136

Zweites Capitel.

Die Sängerin Giuditta 154

Drittes Capitel.

Die Julisſäule 167

Viertes Capitel.

Cette bonne vieille petite mère l'insurrection 180

Fünftes Capitel.

Eine Soirée im Elisée National 201

Sechstes Capitel.

Pläne à la Giraffe 222

Siebentes Capitel.

Das Ende der Soirée 240

Achtes Capitel.

Die Flüchtlinge 260

Neuntes Capitel.

Der Heirathsantrag 283

Zehntes Capitel.

Giuditta's Schützling 295

Elftes Capitel.

Gallien und Germanien 311

Erstes Buch.

Ein Schloß in Mecklenburg.

Erstes Capitel.

Der Oppositionsball der Gräfin Sarmland.

Auf dem Schloſſe des Grafen Sarmland war zum maskirten Ball eingeladen. Der Graf ſelbſt, der vom Kopf bis zur Zehe ein mecklenburgiſcher Edelmann und ein vollendeter Repräſentant aller damit verbundenen weltberühmten Eigenſchaften war, liebte es eigentlich wenig, Vergnügungen dieſer Art auf dem alten Stammſchloß ſeiner Väter auszuſchreiben. Dieſe Feſte, wie Alles, was die höchſt luxuriöſe geſellſchaftliche Vertretung des Hauſes Sarmland anging, gehörten zum Departement ſeiner Gemahlin, der Gräfin Amelie, welche in der ganzen Gegend vorzugsweiſe die regierende Gräfin genannt wurde, und ſich auch in jeder Weiſe als Inhaberin der Souverainetät ſowol auf den großen und reichen Gütern, wie auch in dem ausgedehnten Geſellſchafts- und Familienkreiſe bekundete.

Für den schon ziemlich bejahrten Grafen war ein Maskenball ein viel zu geistreiches und kopfanstrengendes Vergnügen. Denn obwol er unter den Glanzsternen der mecklenburgischen Aristokratie sich noch dadurch besonders hervorgethan, daß er einige Jahre seines Lebens auf Universitäten zugebracht (wenngleich Spaßvögel behaupteten, daß er nichts weiter als das Erbrecht studirt habe), so hatte er doch eine eigenthümliche Empfindlichkeit des Kopfes gegen alle ferneren Studien behalten. Dies dehnte er so weit aus, daß ihm auch das Errathen aller nur irgend außergewöhnlichen Charaktermasken auf einem solchen Ball schwer fiel, und er hatte mit seiner schönen, stets von einer glänzenden Laune beseelten Frau das ausdrückliche Uebereinkommen getroffen, daß man ihn nie nach Bedeutungen oder Anspielungen fragen dürfe. Graf Sarmland hielt sich überhaupt in dieser schwerbewegten Zeit, welche auch über die mecklenburgischen Verhältnisse hereingebrochen war, nur durch die ihm eigene Phrase aufrecht: daß er sich Alles schon denken könne! Mit dieser durchgreifenden Aeußerung wies er auch alle Zeitungen von sich, welche man ihm zuweilen aus Versehen auf den Frühstückstisch legte. Nur wenn er dem Putzen seiner Jagdgewehre zusah, ergab er sich mitunter einer, wie ihm schien,

gefahrlosen Zeitungslecture. Dazu war aber erforderlich, daß die Zeitung schon in kleinen, nicht zusammengehörigen Stücken zerrissen vorlag, und daß sie bereits einem ältern Jahrgang angehörte. Unter diesen Bedingungen gab er sich gern das Eine oder das Andere aus der Zeit zum Besten, und auf der Jagd theilte er dann seinem Lieblingsförster, dessen Verschwiegenheit ihm verbürgt war, die vertraulichsten Ansichten über den Stand der Weltbegebenheiten mit.

Unter diesen Umständen war der Gräfin Sarmland leicht die Herrscherrolle zugefallen, deren Ausübung im engern Kreise ihres Hauses ihr aber bei ihren anspruchsvollen Eigenschaften natürlich nicht genügte. Amelie war eine geborene Gräfin Angern-Angermünde, und ihr freilich etwas verfallenes und besitzloses Stammschloß lag in den gesegneten Fluren der Uckermark, welche man das Paradies des preußischen Adels genannt hat. Die schöne, auf ein prachtvolles Existiren angelegte Frau hatte den ihr an Alter und Reichthümern weit überlegenen Grafen lediglich aus Princip geheirathet. Geistreich, wie sie war, verschmähte sie den altmodisch gewordenen Namen einer Vernunftheirath, und verkündete ihren Freundinnen in der Residenz eines Tages mit einer ebenso überlegenen als geheimnißvollen Haltung ihres üppi-

gen Lockenkopfes: daß sie eine Principheirath abzuschließen im Begriff stehe! Die Gräfin hielt es für ihre Aufgabe, die Repräsentation des Adels in einer Alles auffressenden und zerstörenden Zeit aufrecht zu erhalten, und demselben durch Glanz, Ansehen und Besitz wo möglich ein verstärktes Gewicht zuzuführen. Eine Verbindung mit dem reichen Grafen Sarmland erschien ihr daher mehr wie ein Institut zur Beförderung aristokratischen Lebens, denn wie eine Ehe. Sie liebte den ungeheuern Gütercomplex des Grafen, der ihm längst die Ansprüche erworben hatte, in den Fürstenstand erhoben zu werden. Er selbst war ihr nur der Repräsentant seines Ranges und seiner Besitzthümer, und als solchen behandelte sie ihn stets mit einer ganz consequenten Hochachtung und Aufmerksamkeit. Daß aus dieser nach den Ansichten Ameliens rein principiellen Ehe eine Tochter entsprossen war, lag nicht ganz in der Consequenz dieses ehelichen Verhältnisses. Amelie gehörte zu den Frauen, welche bei ihrer ersten Erscheinung den Eindruck einer außerordentlichen Leidenschaftlichkeit machen, und die in den glühenden Formen des Körpers einen ebenso großen Reichthum des Gefühls und der Sinne zu verbergen scheinen. Aber bei näherer Betrachtung ist auch die Schönheit eine reine Besitzfrage für sie, und vermag

keine ſchöpferiſchen Anregungen um ſich her zu verbreiten. So beſaß auch Gräfin Sarmland ihre eigene Schönheit mit demſelben Stolz, mit dem ſie die üppigen Landſchaften ihrer Güter, ihre Dörfer und Weiden ſich zugehörig ſah. Da ſie es in allen Dingen liebte, Souverainin zu ſein, ſo hatte ſie auch ſtets eine unumſchränkte Herrſchaft über ihre eigenen Reize ausgeübt, und ſie hatte denſelben niemals das Recht zugeſtanden, eine revolutionaire Bewegung in ihr Inneres zurückzuwerfen. Ueber ihre Schönheit führte ſie eben ſo genau Buch, als ſie die Verwaltungsbücher der Grafſchaft in höchſter Inſtanz ſich vorlegen ließ. Seit einiger Zeit ſtimmten aber die Bücher der Verwalter und Wirthſchaftsbeamten beſſer als ihr Spiegel, dem ſie mehr und mehr den Vorwurf großer Blindheit und der unverſchämteſten Unterſchleife zu machen hatte. Denn die Gräfin, die heut in das ſechsunddreißigſte Jahr trat, und zur Verherrlichung deſſelben einen glänzenden Maskenball auf dem Schloſſe Sarmland feiern zu laſſen gedachte, konnte mit ihrem Spiegel ſich über viele Dinge gar nicht mehr recht vereinigen. Sie beſchuldigte deshalb dies betrügeriſche Inſtrument der Toilette eines empörenden Einverſtändniſſes mit der Zeit, die heut alle Beſitzthümer der Bevorrechteten zu untergraben trachte.

Es blieb aber nichts Anderes übrig, als den herrlichen Grundſtoff der Natur, der in dem Aeußern der ſchönen Frau nicht ſo leicht zu verwiſchen war, fortan mit etwas mehr Kunſt zu bearbeiten.

Indem ſie ſich in dem Gefühl dieſer Nothwendigkeit heut hingebender als je der Taktik ihrer Kammerfrau überließ, und die unendliche Verſchmitztheit dieſer niedrig geborenen Perſon ſowol im Verbergen wie im Herausſtellen ebenſo ſehr bewunderte, als ſich heimlich darüber ärgerte, trat der Jäger ein und überreichte der Gräfin auf dem vergoldeten Präſentirteller einen ſoeben abgegebenen Brief. Das Blatt, welches in einem etwas auffallenden und nicht gerade eleganten Format zuſammengelegt war, wurde von der Gräfin mit einer Miene des Misfallens entſiegelt. Erſtaunen und Heiterkeit wechſelten jedoch auf ihrem Geſicht, als ſie folgende Zeilen las:

„Frau Gräfin! Sie werden bereits den Zeitungen die Kunde entnommen haben, daß ich vor Kurzem mein Kaiſerthum Haiti verlaſſen und eine große Tendenz- und Bildungsreiſe durch Europa angetreten habe. Ein merkwürdig contrairer Wind hat mich, ſtatt nach Frankreich, zuerſt nach Mecklenburg verſchlagen. Schon wollte ich incognito Dero Gebiet wieder verlaſſen, weil ich zu meinem großen Aerger daſſelbe nicht

auf meiner Landkarte, wo ich mir alle Bildungsſtationen verzeichnen ließ, vorgemerkt ſinde. Ich werde dafür, wenn ich wieder nach Hauſe komme, meinen Herzog von Bon-Bon einen Tag lang Zeitungspapier kauen laſſen, ſtatt des ihm ſonſt ſo wohlſchmeckenden Tabacks. Mir aber wollen Ew. Hochgeboren geſtatten, Ihnen heute Abend auf Ihrer Reſidenz meinen Beſuch zu machen und dabei dem Drange nach der Bekanntſchaft einer ſo hochſtehenden und ausgezeichneten Souverainin zu genügen, deren Ruhm, ſeitdem ich dies Land betreten, mir von allen Seiten entgegenſchallt.

Ihr wohlaffectionirter

Fauſtin I. Soulouque."

Als Maskenſcherz gar nicht übel! rief die Gräfin und klatſchte ſich in die kleinen, unendlich ſchmalen Hände. Bei näherm Betrachten der Handſchrift, die abſichtlich verſtellt war, ſchienen ihr einige Erinnerungen aufzuſteigen; doch vermochte ſie nicht klar zu werden, wer der Urheber dieſer geiſtreichen Ueberraſchung ſein möchte. Es däuchte ihr zuletzt das Angenehmſte, ihren Lieblingscavalier, den Baron Ranzau, der heut Abend, wie immer, zu den Eingeladenen gehörte, hinter dieſer jedenfalls neuen und auserleſenen Maske zu vermuthen, um ſo mehr, da ſie ihm den Auftrag ertheilt hatte, für die Belebung des Feſtes etwas zu

thun, und für einige zeitgemäße und groteske Anspielungen zu sorgen. Doch machte sie das Format des Briefes wieder irre; denn ein zu ihrem Hofstaat gehöriger Cavalier konnte unmöglich einen Brief zu einem so unförmlichen Quadrat falten und ein Papier nehmen, das in der That nicht ganz sauber war. Auch durchzog diese Zeilen der Parfum einer so schlechten Cigarre, wie sie ein Mitglied des Ranzau'schen Familien-Fideicommisses gewiß nie in den Mund genommen haben würde. Die Sache erhielt durch diese Zweifel einen geheimnißvollen Anstrich, der ihrem Feste und seiner Bedeutung nur zu gut kommen konnte; denn die Gräfin hatte aus einer Rancune gegen den Hof in Schwerin gewünscht, daß dieser Maskenball auf Sarmland, von dem natürlich im ganzen Lande die Rede war, nicht blos epochemachend werden, sondern auch eine gewisse oppositionelle Färbung erhalten möchte. In einem Moment des tiefsten Aergers gestand sich Amelie geradezu, daß es ein Oppositionsball werden solle!

Woher dieser bittere Tropfen radicalen Wermuths bei der schönen standesherrlichen Frau? Die Gräfin Sarmland hatte sich über einige Demüthigungen zu beklagen, welche man ihr an dem großherzoglichen Hofe zugefügt hatte. Die Großherzogin von Schwerin

ließ ſich bei der letzten großen Cour allein von der Gräfin Sarmland Kleid und Hand küſſen, während ſie den übrigen Gräfinnen ſelbſt die Stirnen küßte. Amelie ſah darin die Abſicht, ſie öffentlich in ihrem Range zu kränken, und ihr diejenige Anerkennung ſtreitig zu machen, welche ihr ſonſt im ganzen Lande wegen ihres Reichthums und ihrer hohen Stellung gezollt wurde. Sie hatte freilich auf Sarmland der Souverainetät der regierenden Fürſten nachgeeifert und gewiſſe Formen angenommen, welche bei Hofe mit Misfallen bemerkt worden waren. So unterzeichnete ſie alle ihre Erlaſſe, welche ſie an die Inſaſſen der Grafſchaft richtete, nicht anders als mit den Worten: „Ihre wohlaffectionirte Amelie.“ Ein renitenter, von der Demokratie angefreſſener Dorfſchullehrer hatte ſich dagegen herausgenommen, ſein Antwortſchreiben mit den Worten: „Meine theure Amelie!“ zu beginnen. Er war zwar ſofort durch ein Immediatreſcript ſeines Amtes entſetzt und des Dorfes verwieſen worden, aber man hatte ihm in Schwerin ſogleich eine weit beſſere Stelle mit einer höhern Beſoldung gegeben. Amelie mußte denken, daß weitverzweigte Intriguen und Allianzen gegen die auf Sarmland befolgte ritterſchaftliche Politik im Werke ſeien. Bald darauf wurde in Schwerin die conſtitutionell-demokratiſche Verfaſſung

von dem jungen Großherzog verkündet, und die Gräfin ſah darin nicht minder einen ſpeciellen Angriff nicht blos gegen ihre Rechte, ſondern auch gegen ihre eigene Perſon. Sie hatte daher auf den Einladungen zu dem heutigen Maskenballe ausdrücklich bemerken laſſen, daß zeitgemäße Anſpielungen ſehr willkommen ſein würden. Denn ohne dieſe beſondere Erlaubniß würde es Niemand gewagt haben, auf einem Ball der Gräfin Sarmland zeitgemäß zu ſein. Die myſteriöſe Ankündigung, daß Kaiſer Fauſtin von Haiti auf ihrem Feſte erſcheinen werde, ſchien ihr jedenfalls die Erwiederung eines Vertrauten auf ihre diesmal ſo tendenziöſe Einladung zu ſein.

Unter dieſen vielbezüglichen Gedanken ließ Gräfin Amelie ihre Toilette vollenden. Sie wählte keinen Charakteranzug, ſondern zog es vor, in einem prachtvollen Ballcoſtum allen Glanz ihrer Geſtalt und ihrer berühmten Brillanten zu entwickeln.

Zweites Capitel.

Leonore.

Der Ball war ſo glänzend und wohlcomponirt, daß man die Abgeſchiedenheit eines mecklenburgiſchen Landſchloſſes in keiner Weiſe errathen hätte. Die Gräfin liebte es, immer zuletzt zu erſcheinen, wenn die Gäſte in den goldſchimmernden Sälen ſchon verſammelt waren. Zwei Pagen traten ihr dann vor und rollten die Flügelthüren auf, worauf ſie mit fürſtlichem Anſtand und mit einem Lächeln, das eben ſo bezaubend als maßgebend für die verſchiedenen Abſtufungen in ihrer Geſellſchaft war, die Reihen der Gäſte durchſchwebte. Nach allen Seiten hin grüßend, ſprach ſie links einen franzöſiſchen Gruß aus, rechts redete ſie einen ihrer Freunde engliſch an, und dort wußte ſie der deutſchen Sprache die verbindlichſte und excluſivſte Anwendung zu geben.

Die Gräfin beeilte ſich heut mit ſichtlicher Unge-

duld, die Fülle der Erſcheinungen auf ihrem Feſte zu muſtern. Ihren Liebling, den jungen Baron Ranzau, erkannte ſie ſofort in einer Gruppe von buntſcheckig eingekleideten Zeitgeiſtern, Tagesdämonen und Parteiſatyrn, in deren Mitte ſich der Baron als Verfaſſungsteufel aufgeſtellt hatte. Als ſolcher ſuchte er ſich durch einen tricoloren franzöſiſchen Anzug, durch einen mit dem Worte Steuerverweigerung markirten Pferdefuß, und durch eine große hölzerne Balancierſtange, welche nach einem darangeklebten Zettel das conſtitutionelle Gleichgewicht der Staatsgewalten ausdrücken ſollte, zu verrathen. Er hatte ſich mit einigen Landjunkern umgeben, die in verſchiedenen Verkleidungen und Symbolen den Kampf der Parteien anſchaulich zu machen ſuchten, und bereits einen ſo fürchterlichen ächt parlamentariſchen Lärm verführten, daß ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſe Stelle des Saales richtete.

Die Gräfin ſah, daß der Baron ſeinen Auftrag ungemein wörtlich genommen und ihm eine, wenn auch nicht ſehr geſchickte, doch jedenfalls treue, buchſtäbliche Ausführung gegeben hatte. Sie konnte ſich gleichwol nicht enthalten, ihm durch ein verſtohlenes Zuneigen ihres Kopfes ihre Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Zugleich aber mußte ſie ſich mit Betroffen-

heit geſtehen, daß der ihr immer räthſelhafter gewordene Brief, welchen ſie vor einigen Stunden empfangen, jetzt wol nicht mehr auf dieſen ihren Freund und Vertrauten zurückgeführt werden könne. Vergebens hatte ſie bis jetzt in allen Sälen nach der ihr angekündigten Erſcheinung umhergeſpäht; denn unter den zahlreichen höchſt eleganten und zum Theil ganz ſinnreich ausgeſtatteten Masken, welche ſich auf und nieder bewegten, ließ ſich noch nichts auf den Groteſk-Kaiſer von Haiti deuten. Amelie bewegte ſich in ihrer Erwartung immer wieder dem Haupteingang entgegen, und ſie mußte ſich geſtehen, daß ihr ſogar etwas unheimlich das Herz klopfe, obwol ſie ſich eigentlich nicht den geringſten Grund davon anzugeben wußte.

Der Tanz hatte inzwiſchen begonnen. Die glänzendſten, zierlichſten und abenteuerlichſten Paare bewegten ſich nach den Takten der Muſik, die von den ausgezeichnetſten mecklenburgiſchen Stadt- und Landvirtuoſen, welche zu dieſem Zweck eigends verſchrieben worden waren, ausgeführt wurde. Die Polonaiſe tanzte die Gräfin mit einem jungen Ritter, der in der vollſtändigſten Rüſtung ſich darſtellte, und durch den ſiegreichen Glanz ſeines Auftretens bemerklich zu machen ſuchte, daß das Paradies der guten alten

Feudalzeit noch kein verlorenes ſei. Weniger Glück hatte der alte Graf Sarmland mit ſeinem Partner in der Polonaiſe. Dies war eine ihm ſehr wohlbekannte alte Dame, die den ſatiriſchen Einfall gehabt hatte, ſich als „junges Mecklenburg" zu coſtumiren. Sie entfaltete dabei ſo viel ſinnreiche Embleme, als ſie nur irgend auf der breiten Grundlage ihrer einſt ſehr üppigen Erſcheinung verwenden konnte. Sie war ganz in rother Seide gekleidet und hatte ſich auf eine ungemein künſtliche Weiſe einen koloſſalen Kopfaufſatz anfertigen laſſen, der die Form einer Guillotine hatte. Zugleich hielt ſie es in ihrer Aufgabe, ſo verheißungsreich als möglich zu erſcheinen, und ſie machte deshalb ihrem Tänzer ſo viel zärtliche Entgegenkommenheiten, daß Graf Sarmland ſowol wegen ihrer Maske, wie auch wegen ihrer ſchwer zu verwendenden Liebreize ſich von einem kalten Angſtſchweiß übergoſſen fühlte.

Nach Beendigung der Polonaiſe fiel der Blick der Gräfin zufällig auf ihre Tochter Leonore, deren ſie ſich bis dahin noch nicht erinnert hatte. Leonore hatte ſich auf den ihr zugeworfenen ſtrengen Blick ihrer Mutter ſoeben entſchloſſen, den folgenden Tanz abzuſagen, zu dem ſie die Aufforderung durch eine ihr unbekannte Maske empfangen.

Das junge Mädchen ſchrak ſichtlich zuſammen bei der auf ſie gerichteten drohenden Gebärde der Mutter. Es war ihr allerdings von derſelben befohlen worden, an dem Tanze gar keinen Antheil zu nehmen, um ihre Aufmerkſamkeit lediglich der wirthſchaftlichen Seite des Feſtes zuzuwenden. Denn mit der Leitung und Beſorgung aller dahin einſchlagenden Angelegenheiten war Leonore, wie immer, beauftragt, und die Gräfin Sarmland verſtand dies, um mit ihrem Lieblingsausdrucke zu reden, «de rigueur.»

Leonore war erſt ſiebzehn Jahre alt, und wenn ihre Mutter ihr ein ſo umfaſſendes Vertrauen ſchenkte, ſo wußte das ebenſo liebenswürdige als charaktervolle Mädchen ſehr wohl, daß darunter nicht die mütterliche Liebe, ſondern nur ein im ganzen Lande faſt ſprüchwörtlich gewordener Haß ſich Nahrung ſuchte.

Von der rauſchenden Muſik ergriffen, hatte jedoch Leonore einen Augenblick lang ihr ſeltſames Verhältniß im älterlichen Hauſe vergeſſen, und ſich ihrer natürlichen Lebendigkeit überlaſſen. Bei allen ihren frühen Leiden gab es doch kaum ein fröhlicheres und glücklicheres Geſchöpf. Sie fühlte ſich aber jetzt von den Augen ihrer Mutter wie von einem elektriſchen Schlage berührt, und ſtieß krampfhaft die Hand ihres

Tänzers von ſich, während die übrigen Paare ſchon von den Takten des Walzers fortgezogen waren.

Die Gräfin Sarmland näherte ſich jetzt ihrer Tochter und führte ſie in einen Winkel des Saales mit ſich fort. Die junge Gräfin folgte zitternd, und hatte kaum Zeit finden können, mit einem ſtammelnden und beſchämten Wort ihren Tänzer um Entſchuldigung zu bitten.

Schon wieder muß ich mich über dich beklagen, Lore! rief die Mutter mit einem an Verachtung und Geringſchätzung gränzenden Zorn. Auch haſt du nichtsdeſtoweniger Handſchuhe angelegt, obwol ich dir heute Morgen ſogar ſchriftlich durch meine Kammerfrau den Befehl habe zugehen laſſen, daß du mit bloßen Händen auf dem Ball erſcheinen ſollteſt!

Mit meinen bloßen Händen? entgegnete Leonore mit einem langſamen, flehenden Ausdruck, indem ihr ganzes Geſicht mit der tiefſten Purpurröthe ſich überzog.

Dann zog ſie die weißen Glacéhandſchuhe von den Fingern ab und legte ſie leiſe in die Fenſterecke. Ohne ein Wort weiter hinzuzufügen, ſah ſie ihre Mutter blos mit der ſtummen Frage an, ob ſie ſich jetzt wieder entfernen dürfe?

Die Gräfin aber verweilte noch einen Augenblick lang mit unverkennbarem Hohnlächeln auf den Hän-

den der armen Leonore. Dieſe Hände legten das merkwürdigſte Zeugniß über das ganze Verhältniß zwiſchen Mutter und Tochter ab.

Leonore war in ihrer ganzen Erſcheinung und Bildung ein Mädchen von ſeltener und auserleſener Schönheit. Ihre natürlichen Formen waren ſo rein und vollkommen, daß ſelbſt der Adel des Hauſes Sarmland nicht fleckenloſer genannt werden konnte. Aber ihre Hände waren die einer Tochter des Proletariats.

Leonore mußte in der Küche, im Waſchhauſe, in der Backſtube, auf dem Trockenboden oft Tagelang arbeiten. So wollte es der eiſerne Wille der Gräfin Mutter, die von dieſem mit vielen andern Abſichten zuſammenhängenden Experiment durch keine Vorſtellung und durch Niemand abzubringen war. Leonore mußte dann die niedrigſten Dienſte mit den Mägden und Tagelöhnern theilen, und in dieſer Gemeinſchaft die ſchwerſten, wenn man will, die entwürdigendſten Arbeiten übernehmen. So lautete das ganz beſtimmte Reglement der Gräfin Sarmland.

Der Graf hatte nur Schwachheiten, aber keine Stärke der Liebe für ſeine einzige Tochter, die er zwar liebte, aber nicht zu ſchützen wußte. Zudem hatte Amelie ihrem Gatten geſagt, daß jetzt eine ganz an-

dere Zeit gekommen ſei, und daß auch die Grafentöchter gelernt haben müßten, mit den härteſten Arbeiten umzugehen und die Kinder armer Leute auch in der Kraft der Arbeit zu übertreffen. Nur unter dieſer Bedingung würde der Fluch der Revolution von dem Adel und den Standesherren genommen werden. Es wäre das erſtemal geweſen, wenn der Graf Sarmland nicht geglaubt hätte, was ihm die Gräfin Sarmland geſagt. Wenn er ſeine Tochter mit den Schloßmägden um die Wette arbeiten ſah, kam es ihm jedesmal vor, als fühle er ſich ſchon um ein Stückchen Revolution erleichtert.

Leonore gedieh eigentlich ganz gut bei dieſen ihr auferlegten Verrichtungen. Ihrer Fröhlichkeit, ihrem eigenthümlich entwickelten Geiſte, ihrer Grazie that die harte Beſchäftigung nicht den geringſten Eintrag. Aber ihre Hände wurden rauh und blutrünſtig davon und trugen ſtets auffallende Verletzungen an ſich.

Dieſe Hände, welche die Mutter gern in allen Geſellſchaften bloßſtellte, brachten aber durchaus keinen Contraſt hervor, welcher der ganzen Erſcheinung und Schönheit des Mädchens nachtheilig geworden wäre. Leonore war eine edle, große, für ihre ſiebzehn Jahre ſchon bedeutend ausgebildete Geſtalt, die in einer außerordentlichen Friſche blühte. Der von dem lockigen

blonden Haar umfloſſene Kopf war ideal zu nennen, und von eben ſolcher Regelmäßigkeit war das überaus weiße und feingeformte Geſicht. Nur der tiefe und charaktervolle Ernſt, der nicht ſelten in dieſen lieblichen Zügen und in den dunklen Augen Platz nahm, ließ auf ein ſehr rege gewordenes geiſtiges Leben und auf ſchmerzliche Erfahrungen ſchließen. Faſt immer unbefangen, conſequent liebenswürdig und Allen mit der gleichen Gutmüthigkeit ſich hingebend, war ſie doch zuweilen wie von großen Sorgen angehaucht, die weit über ihr jugendliches Alter zu gehen ſchienen. Dann ſchwammen ihre glänzenden Augen wie im feuchten Nebel der Zukunft, und die junge Bruſt durchflog ein ahnungsvolles Zittern. Niemand wußte indeß, was eigentlich in ihrem Innern vorging, und ihre Mutter ſah nichts in ihr, als eine gefährliche Nebenbuhlerin der eigenen ältern Schönheit.

Dieſe Anſicht enthielt eigentlich das Geheimniß des Haſſes und aller der befremdlichen Quälereien, deren Gegenſtand Leonore in ihrem älterlichen Hauſe war. Die Gräfin Sarmland wollte die jugendlichen Reize ihrer Tochter herunterbringen und in ein möglichſt abgeſchmacktes und widerwärtiges Licht ſtellen. Amelie hatte noch einige Jahre vor ſich, in denen ſie auch als die ſchönſte Frau glänzen und unumſchränkt

gebieten wollte. Dieſe rein natürliche Herrſchaft des Weibes bewachte ſie nicht minder eiferſüchtig, als ihre, freilich durch ſtärkere Privilegien geſchützten Standesrechte. Die Krone der Koketterie konnte ſie aber am allerwenigſten mit ihrer ſchönen Tochter theilen, unter deren Händen vielleicht wieder ein ächtes Juwel des weiblichen Lebens daraus geworden wäre! Es war ihr gleich, nach welcher Seite hin Leonore lächerlich würde, wenn ſie nur überhaupt in der Geſellſchaft unmöglich wurde. Die eiferſüchtige Mutter hatte deshalb das Werk der Diskreditirung ihrer Tochter an zwei Enden zugleich begonnen. Sie hatte ihr das grauenerregende Parfüm des Proletariats angehaucht, und ſie dadurch nicht blos zu einem Gegenſtande des Mitleids, ſondern auch des Schreckens in allen excluſiven Cirkeln zu machen geſucht. Auf der andern Seite ließ ſie dem Kinde wieder alle mögliche Freiheit, ihre bedeutend angelegte geiſtige Natur zu entwickeln, Unterricht zu nehmen, ſo viel ihr gefiel, und ſich Nächte lang der verſchiedenartigſten ſelbſtgewählten Lecture hinzugeben. Auf dieſem Wege hoffte ſie namentlich für Mecklenburg ein nicht minder lächerliches geiſtiges Ungeheuer aus ihr entſtehen zu ſehen. Dieſer letztere Plan enthielt aber ſein eigenes Gegengift in ſich, und machte eigentlich die ganze mütter-

liche Corrumpirungsmethode ſcheitern. Auch hatte die Gräfin bei dem abſchreckenden Effekt, den ihre junge Tochter auf die vornehme Geſellſchaft machen ſollte, nur Eins vergeſſen, nämlich die mecklenburgiſche Gemüthlichkeit. In der Uckermark würde ihr Plan vollſtändig gelungen ſein, in Mecklenburg konnte er es nur theilweiſe. Die erwähnte Gemüthlichkeit blieb doch auch in den excluſivſten Kreiſen dieſes Landes, wo nur von Pferden, Stammbäumen, Auſtern und von veuve Cliquot die Rede war, nie ganz unter den Scheffel geſtellt. Man fand am Ende das arme Ding, das gegen Jedermann ſo gutmüthig und freundlich war, doch ſehr zu bedauern, und der alte dicke Landdroſt war zuweilen ganz arg darnach, die mishandelten Hände Leonoren's zu küſſen und ihre Schwielen in ſeinen eigenen großen Händen aufzuthauen. Zuletzt war es aber das originelle Erziehungsſyſtem, welches die Gräfin Sarmland Denen entgegenſetzte, die ſich etwa nachdrücklicher bei ihr für die arme Leonore verwenden wollten.

Nachdem die Gräfin ihre Tochter in der Verborgenheit der Fenſterniſche noch etwas ausführlicher ausgeſcholten, näherte ſich ihnen der zuvor erwähnte Landdroſt, Freiherr von Schimmelbaum, der die Scene zwiſchen Mutter und Tochter ſchon längſt in der Ferne beobachtet hatte.

Sehen Sie, Herr Baron, rief ihm die Gräfin entgegen, wie viel mir Ihre kleine Protegée heut wieder zu ſchaffen macht. Sie wiſſen, wie ſie ſich die Hände bei ihren wirthſchaftlichen Raſereien verdirbt, denen ſie ſich jetzt leider mehr zuneigt, als ich es nach meinem wohlüberlegten Plan ſelbſt beſtimmt habe. Nur mit Mühe kann ich ſie überzeugen, daß ſie jetzt über die blutenden Hände keine ſeidenen Handſchuhe anlegen darf.

Leonore lächelte ſchmerzlich, und der alte gutmüthige Landdroſt wollte eben eine umſtändlichere Vertheidigungsrede für ſie beginnen, auf die er ſich zu Hauſe für den vorkommenden Fall förmlich vorbereitet hatte, als ſich von draußen ein auffallender Lärm vernehmen ließ. Es war eine Muſik von ſo geräuſchvoller und abſcheulicher Art, daß ſie die Ballmuſik im Saal ſofort übertönte und zum Schweigen brachte. Die Paare ſtanden mitten im Tanze wie von Entſetzen getroffen ſtill, und Alles ſtürzte dann dem Haupteingange zu, um die Urſache dieſes ſeltſamen Getöſes, welches ſich über die innere Schloßtreppe herauf zu bewegen ſchien, zu erforſchen.

Gräfin Amelie ahnte jetzt, was geſchehen würde; ſie blieb in der Fenſterniſche, in der ſie ſich befand, mit ineinandergeſchlungenen Armen nachdenklich und

erwartungsvoll zurück. Der alte Landdroſt hatte Leonoren den Arm geboten, um ſie dem neuen Schauſpiel entgegenzuführen. Denn man ſah bald, daß es ſich nur um einen neuen Maskenſcherz, freilich mit etwas gewaltſamer Exploſion, handle.

Endlich wurden die großen Flügelthüren aufgeriſſen, und ein phantaſtiſch gekleideter Herold, deſſen ſchwarzes Geſicht den Neger verrieth, ſprang herein, nach allen Seiten hin mit feierlicher Geberde ausrufend: daß Se. kaiſerliche Hoheit Fauſtin I. Soulouque, Selbſtherrſcher von Haiti, umgeben von ſeinen beiden Adjutanten, dem erblichen Pair, Fritz Lerche, und dem geheimen Feldmarſchall Malounin, und in Begleitung von zwölf ſeiner wohlberittenſten und muſikaliſchſten Leibtrabanten, ſo eben im Begriff ſtehe, der hohen Geſellſchaft ſeine Hochachtung zu bezeigen und dies in einem feſtlichen Durchzuge durch den Saal an den Tag zu legen.

In demſelben Moment ſah man auch die große koloſſale Geſtalt des ſchwarzen Kaiſers mit ſeinen beiden nicht minder grotesken Begleitern erſcheinen. Hinter ihnen her zogen zwölf ſchwarze Trabanten zu Pferde, doch waren die gewaltig ſtampfenden und ſchlagenden Pferde, auf denen ſie ſaßen, ebenfalls nur vermummte Perſonen, die mit großer Geſchicklichkeit

die Täuſchung erhielten. Die ſchallende Muſik, welche die Reiter auf allen möglichen Inſtrumenten hervorbrachten, verherrlichte in einem feierlichen Triumphmarſch das Erſcheinen des Kaiſers.

Drittes Capitel.

Der Kaiſer von Haiti in Mecklenburg.

Der Zug, welchen Kaiſer Fauſtin jetzt mit ſeinen ſämmtlichen Begleitern durch die Säle unternahm, war jedenfalls das überraſchendſte Intermezzo, welches dem Maskenfeſte der Gräfin Sarmland eine ungemein pikante Wendung gab. Die Geſellſchaft hatte ſich zu beiden Seiten des Saals in ſchweigender Haltung aufgeſtellt, und ließ die fremden und abenteuerlichen Geſtalten ſich durch ihre Mitte fortbewegen.

Der Kaiſer wurde zuerſt und am meiſten der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung. Mit Staunen ſah man die große, mehr als ſechs Fuß hohe Geſtalt, die mit allen Inſignien der kaiſerlichen Gewalt von Haiti geſchmückt war. Die Farbe ſeines Geſichts und ſeiner Hände war vom glänzendſten Schwarz, und der Kopf, der keine Bedeckung trug, ſtellte ein ſo ſpecifiſches Negernaturell dar, daß man

ſich kaum entſchließen konnte, an eine Maske zu glauben. Fauſtin trug eine rothe Uniform, die mit Gold überladen war und deren prächtige, allerlei Thierköpfe darſtellende Stickereien ihm das Anſehen einer höchſt abenteuerlichen Majeſtät verliehen. Dem hohen Herrn ſchien ſehr wohl zu Muthe zu ſein, denn er betrachtete die Geſellſchaft nach rechts und links fortwährend mit grinſendem Lächeln, wobei er die herrlichſten weißen Zähne zeigte. Zuweilen ließ er auch ein helles Wiehern ertönen, wenn er bei einer Dame vorüberſchritt, deren Schönheit und Reize ihm beſonders anerkennenswerth dünkten. Ein ſolches Wiehern wurde jedesmal von ſeiner reitenden Leibgarde hinter ihm durch ein fanatiſches Zuſammenſchlagen der Blechinſtrumente gefeiert.

Man mußte ſich bereits geſtehen, daß der Darſteller dieſer Figur, wer er auch immer ſein mochte, jedenfalls eine ausgezeichnete und bevorzugte Perſönlichkeit war. Denn die Manieren, in denen ſich Fauſtin zu bewegen wußte, trugen den Stempel der excluſivſten Welt an ſich, und die vollendete Feinheit derſelben ſteigerte ſich in einigen Momenten zu einer wahrhaft imperialiſtiſchen Erhabenheit. Dies bemerkten wenigſtens einige alte Hofdamen, welche noch ſo glücklich geweſen waren, Napoleon zu ſehen, und die

in allen Bewegungen des Fremdlings eine hinreißende Aehnlichkeit mit dem franzöſiſchen Kaiſer entdecken wollten.

Nachdem Fauſtin mit ſeinen Begleitern die Runde gemacht, entließ er mit einem Wink ſeiner Hand ſeine lärmenden Trabanten, die mit einer zauberartigen Geſchwindigkeit aus den Sälen verſchwanden. Nur ſeine beiden Adjutanten, die nicht minder der Betrachtung werth ſchienen als er ſelbſt, waren in der Umgebung des haitiſchen Kaiſers zurückgeblieben. Man drängt ſich jetzt von allen Seiten um die ſeltſamen Gäſte, um endlich ausfindig zu machen, wem man eigentlich dieſe glänzende Ueberraſchung zu danken habe. Denn bei der Eleganz und Pracht der Coſtume war man überzeugt, daß nur Lions der guten Geſellſchaft dabei betheiligt ſein könnten.

Fauſtin näherte ſich aber vor Allem der Wirthin des Hauſes und verneigte ſich vor ihr mit einer eben ſo huldvollen als poſſirlichen Gebärde. Ich bin erfreut, ſagte er, in Dero Staaten ein ſo ſchönes, vergnügtes und wohlgenährtes Volk anzutreffen. Ich wollte, fügte er ſeufzend hinzu, Mecklenburg wäre eine Provinz von Haiti. Ich brauchte dann nicht ſo viel Papiergeld machen zu laſſen, als ich in der letzten Zeit leider genöthigt war. In Schaaf und Hammel würde

ich dann die ſtärkſte Grundlage meiner Souverainetät gewinnen.

Man fand den Accent ſeiner Sprache offenbar mecklenburgiſch und konnte den Landsmann nicht verkennen, obwol man ſich eines ſo großen Kavaliers, der, wie er, mehr als ſechs Fuß in der Höhe maß, in der ganzen mecklenburgiſchen Ariſtokratie nicht zu entſinnen wußte.

Da ich überall gern beglücke, fuhr Faustin mit großem Behagen fort, und da, wie ich Ihnen im Vertrauen ſagen kann, meine Reiſe durch Europa eigentlich darauf gerichtet iſt, für die Propaganda des Adels und der Adelstitel etwas zu thun, ſo erlauben Sie mir hier, ſogleich einige illuſtre Ernennungen vorzunehmen. Hier mein Adjutant, in welchem ich Ihnen den erblichen Pair, Fritz Lerche, vorſtelle, führt einige Tauſend in blanco ausgefertigte Urkunden mit ſich, durch welche ich Fürſten und Fürſtinnen, Herzoge und Herzoginnen, Grafen und Gräfinnen auf der Stelle und mit einer ganz beliebigen Auswahl von Titeln, Namen und Wappen ins Leben rufen kann!

Der genannte Begleiter, eine höchſt abenteuerlich ausgeſtattete Figur, öffnete jetzt ſeinen langen Scharlachmantel, in dem er ſich bisher von oben bis unten ängſtlich eingehüllt gehalten. Dann zog er aus

der Taſche ein großes Packet hervor, das aus buntgemalten Bilderbogen zu beſtehen ſchien, wie man ſie vom bethlehemitiſchen Kindermord und ähnlichen Gegenſtänden auf den Jahrmärkten feil hat.

Wer ein Diplom will, braucht nur die Hand auszuſtrecken! rief er dann mit einer hellen, krähenden Stimme, indem er die Papiere nach allen Seiten hin in den Saal ausſtreute und den Nächſtſtehenden angelegentlichſt in die Hände drückte.

Die Zettel wurden aufgefangen und geleſen, machten aber, wie es ſchien, bei Niemanden Glück, denn die Lachluſt der Geſellſchaft, die noch ſoeben im beſten Zuge geweſen, verſtummte plötzlich und machte hier und da ſchon einem unwilligen Geflüſter Platz.

Jeder hielt in der That eine höchſt frazzenhafte und in gewiſſem Betracht beleidigende Karikatur in der Hand. Die glänzendſten Titel und Würden waren darin vergeben, aber zugleich mit Emblemen ausgemalt, welche dem wildeſten Pasquill auf die Geſellſchaft glichen. Es waren theils Bilderbogen der bezeichneten Art dazu benutzt, theils hatte eine nicht ganz ungeſchickte Hand ſich in neuen, ſatiriſchen Erfindungen ergangen, die offenbar dem revolutionairen Zeitgeiſt entlehnt waren und von hieroglyphiſchen Eſels- und Schweinsköpfen bis zur tragiſchen Arabeske der

Guillotine sich steigerten. Man sah darin um so mehr ein Attentat auf die Großwürdenträger der mecklenburgischen Aristokratie, als man in einigen Köpfen gar nicht umhin konnte, nahe persönliche Anspielungen zu entdecken, und die Familienphysiognomien der ersten und vornehmsten Geschlechter, ja geradezu einige Portraits darin zu sehen.

Faustin schien die Wirkung zu bemerken, welche in der Gesellschaft entstanden war. Er richtete sich in der ganzen Höhe seiner Gestalt empor und blickte sich dann in majestätischer Haltung nach allen Seiten um. Darauf winkte er seinem Begleiter, welchen er den erblichen Pair, Fritz Lerche, genannt hatte, sich ihm zu nähern, und dieser schlich mit einer furchtsamen und unterwürfigen Gebärde heran.

Ich bitte, diesen kleinen, zierlichen Mann zu betrachten, sagte dann Faustin, zur Gesellschaft gewendet. Sieht er wol wie ein Verbrecher und wie ein Umsturzmensch aus? Seine silberweißen Locken, die ihm von seinem niedlichen Haupte herunterfließen, sprechen für die Ehrwürdigkeit und Wahrhaftigkeit aller seiner Absichten. Ich fand ihn bei meinem Eintritt in dies Land unter einer Weide sitzen, an der er sich eben erhängen wollte. Er gestand mir, daß er ein Dichter und geistreich sei, und sich darum bei

euch das Leben nehmen müſſe. Ich ernannte ihn ſofort zum erblichen Pair, denn die Armuth, welche mit der Erkenntniß verbunden iſt, fand ich nie ſo wunderbar repräſentirt, als in dieſem außerordentlichen Menſchen.

Mit der erblichen Pairie, wie ich ſie mir denke, bricht nämlich bei mir die neue Morgenröthe der Menſchheit an. Ich bin der Meinung, daß das, was ihr in Europa leider Proletariat nennt, nur dadurch geheilt werden kann, daß man einen neuen Erbadel daraus ſtiftet. Und dazu habe ich die erbliche Pairie beſtimmt, welche in ihren feierlichen Hallen alle diejenigen aufnehmen ſoll, die auf den Wegen des Proletariats wandeln, und wozu mir namentlich bei euch in Deutſchland nicht blos die Hungernden, ſondern auch die Wiſſenden, die Dichter und die Künſtler, ſich mehr und mehr hinzuneigen ſcheinen. Dieſer Fritz Lerche iſt der erſte der Verlaſſenen und Verbannten geweſen, die ich jetzt ſämmtlich zu erblichen Pairs, und zu Majoratsherren der Zukunft zu kreiren gedenke. Er befindet ſich dabei bereits recht wohl, und wenn ich wieder mit ihm hier durchkomme, ſollt ihr ſehen, daß ihm auch das mecklenburgiſche Symbol, ich meine das Junkerwänſtlein, nicht fehlen wird! Einem ſolchen Mann werdet ihr doch ſeine Paar

lumpigen Verse und Federzeichnungen nicht übel deuten wollen?

Diese Auseinandersetzung war natürlich nicht geeignet, die Gesellschaft der Gräfin Sarmland und die vor Entsetzen zitternde Wirthin selbst zu beruhigen. Der Unmuth schwoll vielmehr immer massenhafter auf, und es sammelten sich bereits einige Gruppen von Herren, welche ernstlich über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathschlagen schienen. Man schien nur noch deshalb zu zögern, weil man über das Verhältniß völlig im Unklaren war, in welchem die Fremdlinge etwa zu dem gräflichen Hause standen, in dem man sich befand.

Faustin weidete sich sichtlich an der Verlegenheit und Verwirrung, die um ihn her ausgebrochen war. Mit verschränkten Armen, und dem Ausdruck einer gewissen überlegenen Entschlossenheit, stand er in der Mitte des Saales und betrachtete sich den wachsenden Tumult.

Dann sagte er mit großer Gelassenheit: Ich bitte um die Erlaubniß, auch noch meinen geheimen Feldmarschall Malounin besonders vorstellen zu dürfen.

Er wandte sich damit zu seinem andern hinter ihm stehenden Begleiter, den man bisher nur mit scheuen und ungewissen Blicken gemustert hatte. Dies

war eine rieſengroße Geſtalt, die in dem fabelhafteſten Koſtüm von der Welt erſchienen war. Es lag darin eine Miſchung von Kriegsgott und Satyr. Sein Haupt war mit einem glänzenden Helm bedeckt, aus deſſen dichtverſchloſſenem Viſir, welches die Stelle einer Larve vertrat, zwei große ſchwarze Augen ein unheimliches Feuer hervorſchoſſen. Ein buntgeſprenkeltes Thierfell umhüllte ſeine Schultern, und unten waren die Bocksfüße in ſehr pittoresker Weiſe angedeutet. Dieſer Gaſt ſchien nicht ganz geduldigen Temperaments zu ſein, und er legte durch ſeine ſchroffen Geberden nicht undeutlich an den Tag, daß er ſich in dieſer Situation hier nicht wohl befinde, und daß er eigentlich ſeinem Gebieter zürne, ihn in dieſe Geſellſchaft gebracht zu haben.

Fauſtin klopfte ihm jetzt ermunternd auf die Schulter und ſagte: Das iſt mein räthſelhafter Freund, den ich mit mir genommen habe, um unter ſeiner Anleitung die neuere europäiſche Kriegskunſt zu ſtudiren. Er kennt die Kriegsverhältniſſe aller Völker und Länder, und hat in vielen entſcheidenden Schlachten im Orient wie im Occident mitgefochten. Da ich ſeit einiger Zeit auch ſehr viel mit Inſurgenten und Hochverräthern in meinem Lande zu ſchaffen habe, ſo liegt mir ſehr daran, daß Malounin eine nützliche Erfin-

dung machen möchte. Er machte daher bereits ſehr umfaſſende Studien zu einer konſtitutionellen Höllenmaſchine, die auf den offenen Plätzen ſowohl, wie in den Parlamentshäuſern ſelbſt mit Bequemlichkeit angebracht werden kann. Es läßt ſich damit auf eine durchaus verfaſſungsmäßige Weiſe Alles, was man nur will, über den Haufen ſchießen. Auch iſt Malounin im Begriff eine Majoritäten-Winddüchſe zu erfinden, durch welche man einen geheimen Selbſtſchuß ſogar in die Principien verlegen kann. Es ſoll dadurch die Möglichkeit erzielt werden, das verfaſſungsmäßige Princip zum unwillkürlichen Selbſtmörder in jeder Kammer-Abſtimmung zu machen. Auch parlamentariſche Neuntödter will er mir noch konſtruiren, worunter er eine Art von Raketen und Feuerſchwärmern verſteht, die man als Verfaſſungsparagraphen in die Luft ſteigen läßt, um ſie dann als ausgebrannte Kohlen wieder in die Hände zu bekommen. Sollte es ihm durch ſeine europäiſchen Studien gelingen, alle dieſe Dinge zur Ausführung zu bringen, ſo würde ich dann nach meiner Rückkehr in Hayti ohne alle Beſorgniß zur Errichtung konſtitutioneller Kammern übergehen!

Die Maske, der dieſe Art von humoriſtiſcher Geſchwätzigkeit geläufig ſchien, würde vielleicht noch eine Zeit lang damit fortgefahren ſein, wenn man nicht in

der Geſellſchaft endlich die Geduld verloren hätte. Die zuletzt zum Beſten gegebene Verhöhnung des konſtitutionellen Weſens wäre zwar geeignet geweſen, in den Salons der Gräfin Sarmland einen größeren Anklang zu erwecken, aber die allſeitige Verſtimmung, welche durch den ganzen Auftritt entſtanden war, ließ ſich auch durch dieſe zweifelhaften Witze, welche ſich die mecklenburgiſchen Feudalen allenfalls hätten zum Guten anrechnen können, nicht mehr ableiten. Viele ſchienen geneigt, der Gräfin Sarmland ſelbſt alle Schuld einer ſolchen Inkonvenienz beizumeſſen, denn es waren durch dieſe Masken Redensarten und Beziehungen laut geworden, gegen welche man ſich ſonſt in einer Reunion der guten Geſellſchaft geſichert glaubte.

Die Gräfin hatte bereits auf Andringen ihrer Freunde geſtanden, daß ſie die Fremden nicht kenne, und daß dieſelben jedenfalls als nicht geladene Eindringlinge zu behandeln ſein möchten. Einige ihrer vornehmſten Gäſte zeigten jedoch einen ſtarken Unglauben an dieſer Betheuerung, denn das Vergnügen, der Gräfin Sarmland Takt- und Formfehler vorhalten zu können, ſchien zu lockend. Es fanden bereits in der ausgebrochenen Verwirrung vielfache Demaskirungen ſtatt, die einer tumultuariſchen Auflöſung des Feſtes gleichkamen. Es war ſchon Manchen, die zur Blume

der mecklenburgiſchen Ritterſchaft gerechnet wurden, von vorn herein ſehr bedenklich erſchienen, daß die Gräfin überhaupt bei ihrem Feſt auch ſogenannte zeitgemäße Elemente provocirt hatte. Mehrere der angeſehenſten Perſonen hatten ſich bereits entfernt und der Gräfin in einer ſehr kühlen und ſpöttiſchen Verabſchiedung bemerklich gemacht, daß es auf dieſem „Oppoſitionsball" doch ausnehmend bedenklich hergegangen ſei. Die im äußerſten Grade erſchrockene Amelie wußte auf alle dieſe Dinge nichts zu erwiedern. Sie hörte nur wie eine Träumende, daß unten vor dem Schloſſe die Equipagen vorfuhren und davonrollten, und um ſich her ſah ſie die Malzahn's, die Oerzen's, die Ziethen's, die Bülow's, die Hahn-Hahn's, die Jagow's, die Dewitz's wie vor einem Spuck davonflüchten.

Doch blieben noch viele treue Freunde des Hauſes zurück, welche jetzt ernſtlich Miene machten, die drei phantaſtiſchen Masken ihres Incognitos zu entkleiden. Die Maske, welche den Kaiſer von Hayti vorgeſtellt hatte, kam dieſem Begehren zuvor. Der Fremde zog mit einer leichtfertigen Verbeugung die Larve herunter, und zeigte ein Geſicht, das den Meiſten in dieſem Kreiſe ſehr wohl erinnerlich und zum Theil nur zu gut bekannt war.

Roman von Roth! rief die Gräfin Sarmland

mit dem höchſten Erſtaunen. Mein luſtiger Couſin, der nicht leben kann, ohne ſchlechte Streiche zu machen!

Derſelbe! wiederholte der junge Mann, indem er mit großer Gemächlichkeit den abenteuerlichen Domino abband und von ſich warf. Mein Gott, kann man denn ſelbſt auch in Mecklenburg keinen dummen Spaß mehr machen, ohne Gefahr zu laufen, daß man als Hochverräther behandelt wird? Nach allen meinen Wanderungen und Irrſalen komme ich wieder in meine Heimath zurück, riskire einen Scherz auf gut mecklenburgiſch, — und mache kein Glück damit.

Die Wiedererkennungsſcene war nach allen Seiten hin ſehr lau. Nur Leonore trat auf ihren jungen Verwandten zu, und ſchüttelte ihm herzlich die Hand.

Die beiden Gefährten Roman's hatten unvermerkt Gelegenheit gefunden, ſich aus der Geſellſchaft zu entfernen, noch ehe man Zeit gehabt, auch ihre Masken zu lüften.

Viertes Capitel.

Die Geheimniſſe des Schloſſes Sarmland.

Die Gräfin Sarmland hatte ſich jetzt wieder ſo weit geſammelt, um die ſchon verlornen Zügel ihres Feſtes von Neuem in die Hand zu nehmen. Sie verkündigte die Wiederherſtellung der Ordnung dadurch, daß ſie das Zeichen zum Souper gab, durch welches der Beſtand der Geſellſchaft am erfolgreichſten wieder zu einer einigen Repräſentation zurückgeführt werden konnte.

Auch Roman von Roth war, ohne beſonders eingeladen zu ſein, ebenfalls mit zur Tafel gegangen. Er hatte ſich, noch ehe Amelie ſich deſſen verſehen, ſeinen Platz dicht neben dem ihrigen zu erobern gewußt.

Die Gräfin ertrug nur mit ſichtlicher Ueberwindung dieſe Nähe, und ſie legte einige Male die ſchöne Hand nachſinnend über die Stirn, als gehe ſie mit ſich zu Rathe, was in dieſer Sache eigentlich zu thun ſei. Doch ſchien ſie raſch ihren Entſchluß gefaßt zu

haben, und ſie legte dies dadurch an den Tag, daß ſie mit einer Art von heiterer Gelaſſenheit Allem entgegenſah, was ihr etwa dieſen Abend noch durch das unwillkommene Verhältniß auferlegt werden könnte. Sie gönnte jedoch ihrem luſtigen Vetter niemals einen ihrer Blicke, und auch wenn ſie auf ſeine unaufhörliche poſſenhafte und anſpielungsreiche Unterhaltung einmal eine Sylbe erwiederte, ſah ſie nie zu ihm auf, ſondern ließ dabei mit einer ungemein bezeichnenden Zurückhaltung und Würde ihr Auge auf andere Gegenſtände hinübergleiten.

Der junge Mann, der ſich mit einem ſo gewagten Maskenſcherz bei ſeinen hohen mecklenburgiſchen Verwandten wieder eingeführt hatte, beſaß freilich alles Recht dazu, ſich in dieſem Kreiſe mit der von ihm bewieſenen Zuverſicht zu behaupten. Er war in doppelter Beziehung dem gräflichen Hauſe nahe verwandt, denn ſeine Mutter war in allernächſter Linie eine Couſine der Gräfin Sarmland, und auch zu dem Grafen, obwol dieſer heut noch kein Wort mit ihm gewechſelt, ſtand er durch andre Verzweigungen der Verwandtſchaft in dem vertraulichen Verhältniß eines Vetters.

Roman ſchien ganz genau zu wiſſen, wie er in dieſem Kreiſe ſtand, und er ließ um ſo mehr ſeinen

übermüthigen Humor laufen, je mehr er deſſelben bedurfte, um ſich hier überhaupt zu halten. Beim erſten Anblick konnte er für liebenswürdig gelten, denn ſein Geſicht hatte etwas außerordentlich Frohes und Offenes, obwohl man auch bald den grenzenloſeſten Leichtſinn und eine gewiſſe widerwärtige Blaſirtheit darin ausgedrückt finden konnte. Er mochte vielleicht erſt 25 Jahre zählen, doch verrieth ſein Ausſehen, das einige ſtarke Spuren genoſſenen und durchkämpften Lebens trug, mindeſtens den Dreißiger. Sein langes, hellblondes Haar war in der Mitte des Scheitels ſchon ſo dünn, daß es eine bedeutende Fläche ſeines Kopfes durchſchimmern ließ. Dagegen wallte ihm der lange, etwas ins Röthliche fallende Bart, von einem gewiſſen tendenziöſen Ausſehen, in deſto ungeſchwächterer Kraft um Wange und Kinn, die blauen, etwas waſſerfarbenen Augen drückten Verſchmitztheit, Eitelkeit, zum Theil auch Muth und Verwegenheit aus. Man ſah es ihm bald an, daß man in ihm eine Berühmtheit des Tages vor ſich hatte, die auf der Höhe der Zeit und auf der ſogenannten Zinne der Partei ſtehe.

Sein in gewiſſem Betracht berühmt gewordener Name war es aber eben, der ihn auf dem Schloſſe Sarmland zu einem Gegenſtand des Entſetzens machte. Es war in der gegenwärtigen prüfungsreichen Zeit

nicht genug, daß eine Nebenlinie des Hauſes Sarmland überhaupt Roth hieß, ſondern dieſe Linie mußte auch noch einen Sprößling hervorgerufen haben, welcher ſeit zwei Jahren an der Revolutionirung aller Länder mitgewirkt und unter den neueren Umſturzcelebritäten einen hohen Rang behauptete. Und dieſer unläugbare Vetter wäre ſogar befugt geweſen, ſich Roth-Sarmland zu nennen, wenn nicht der Graf jene in ihren Vermögensverhältniſſen bedeutend zerrüttete Familie durch eine Summe Geldes dazu vermocht hätte, auf dies Vorrecht zu verzichten. Indeß war auf die Diskretion des jungen Roth keineswegs zu rechnen, und er ſchien ſich abwechſelnd auch wieder ſeines alten Familiennamens bedient zu haben; denn während der Zeit der revolutionären Regierung im Großherzogthum Baden war mehrfach von einem Roth-Sarmland, der dort als revolutionärer Kriegskommiſſarius fungirt hatte, in den Zeitungen die Rede geweſen. Der Graf hatte ſeinen jungen Vetter im Verdacht, daß derſelbe darnach ſtrebe, ſeinen vollſtändigen Familienadel wieder in Beſitz zu nehmen, um ſich dadurch mitten in der revolutionären Bewegung noch mehr hervorzuthun. Denn er pflegte immer zu behaupten, daß ein neugeadelter Junker und ein Revolutionär von Handwerk ſich an Eitelkeit und Selbſt-

überhebung nichts vorzuwerfen hätten. Um aber den jungen gefährlichen Menſchen nicht zu reizen, ſchonte er ihn jetzt, da er ihn ſonſt unfehlbar zur Thür hinausgeworfen haben würde. Er fürchtete aber dann, daß Roth, der mit allen Zeitungen in Verbindung ſtand, ſofort durch dieſe Marterwerkzeuge der öffentlichen Meinung die Nachricht verbreiten würde: es ſei in Sarmland ein Sarmland zur Thür hinausgeworfen worden!

Die Gräfin gab heut ſehr raſch das Zeichen zum Aufheben der Tafel, denn der Verſtimmungen waren auf allen Seiten zu viele, um das ſonſt landesübliche Behagen an den Freuden der Tafel aufkommen zu laſſen. Ein Theil der Gäſte verabſchiedete ſich eben ſo ſchnell, und nur Diejenigen, die von ihren entfernten Wohn- und Stammſitzen zu dem Feſt herübergekommen waren, blieben zurück, um ihr Nachtquartier auf dem gaſtfreundlichen Schloſſe zu nehmen. Denn man lebte auch in dieſer Beziehung zu Sarmland auf einem ſehr großen Fuß. Das ſchöne und geräumige Schloß war mit einer bedeutenden Anzahl von Zimmern verſehen, die zur Aufnahme von Gäſten ſtets bereit ſtanden, und auf das luxuriöſeſte ausgeſtattet waren. Dieſe Zimmer waren mit kleinen goldenen Nummern verſehen, und die Gräfin beſtimmte dann durch eine ſchon am Morgen ausgefertigte Verfügung,

welche Nummer die von ihr Eingeladenen erhalten ſollten. Der gräfliche Haushofmeiſter war mit der Oberleitung dieſer Fremdenangelegenheit betraut. Auf den Corridors des Schloſſes waren 20 bis 30 Bediente vertheilt, welche, mit großen ſilbernen Armleuchtern verſehen, die Gäſte auf ihre Zimmer zu begleiten hatten.

So wurden auch jetzt die zurückbleibenden Gäſte mit großer Feierlichkeit von der Gräfin und ihrem Gemahl entlaſſen. Lächelnd ſtand Roman von Roth der Gräfin gegenüber und ſchien auf ein gnädiges Wort von ihr zu harren, welches ihn ebenfalls zum gaſtlichen Verbleiben auf dem Schloſſe beſtimmen ſollte. Aber dies Wort wurde nicht geſprochen, und die Gräfin ignorirte in ſtrenger Abgeſchloſſenheit die fernere Anweſenheit ihres Vetters, nachdem beim Aufſtehen vom Tiſch eine entſchieden abweiſende Begrüßung mit ihm ſtattgefunden hatte. Die Gräfin ſchien nämlich mit ihrem Gatten, mit dem ſie einen Augenblick lang eine geheime Berathung gehabt, über die weitere, ſchonende Behandlung eines ſolchen Vetters nicht einig zu ſein. Der Graf wollte vermöge ſeiner bereits geſchilderten Aengſtlichkeit, daß man den jungen Menſchen nöthigenfalls auch beherberge. Die Gräfin aber widerſetzte ſich dieſem Anſinnen mit der größten Heftigkeit

und behauptete, Roman von Roth sei als revolutionärer Flüchtling zu betrachten, der sich erst aus Baden nach der Schweiz begeben, dort auch mit dem Namen Roth-Sarmland auf den Flüchtlingslisten geglänzt habe, und dem es darauf in einer abenteuerlichen Verkleidung gelungen sei, sich wieder nach Mecklenburg, wo er sich verbergen wolle, zurückzustehlen. Die Gräfin wollte ganz genaue Erkundigungen darüber eingezogen haben, da sie eine ausgebreitete Correspondenz nach allen Weltgegenden unterhielt. Der Graf fühlte sich von einem förmlichen Schauder berührt, denn das sah er ein, daß auf Schloß Sarmland kein politischer Flüchtling beherbergt werden könne.

Roman von Roth, dem in der That daran gelegen schien, auf dem Schlosse zu bleiben, war deshalb nicht im Geringsten verlegen. Ich sehe wol ein, sagte er lachend zur Gräfin, daß, da auf mich nicht gerechnet war, auch die Nummern der Gastzimmer vergeben sein müssen. Für den verlornen Sohn, der heimgekehrt ist in das Land seiner Väter, gibt es aber noch überall Platz, nur bitte ich in der mir zu gönnenden Lokalität nicht streng biblisch und in buchstäblicher Anwendung der Legende gegen mich zu Werke gehen zu wollen. Ich sehe da aber meinen wackern alten Freund, den Herrn von Soden auf Püsterich,

der ſich gewiß meiner erbarmen und ſein Zimmer mit mir theilen wird. Das Bett gehört ihm, dem mecklenburgiſchen Grundherrn, und ich, der Mann der politiſchen Bewegung, der nicht haben darf, wo er ſein Haupt hinlege, ſchlafe auf der bloßen Diele. Was meint Herr von Soden auf Püſterich dazu, der ſich meiner noch immer nicht recht zu erinnern ſcheint?

Der Angeredete war ein alter dicker Herr mit ſchneeweißen Haaren und einer ſo ausgebildeten Korpulenz, daß von Kopf und Beinen eigentlich noch kaum bei ihm die Rede ſein konnte, ſondern beide in der ungeheuren Mitte des Leibes wie verſunken ſchienen. Er erinnerte ſich freilich nicht, den jungen Mann jemals gekannt zu haben, aber dieſer wußte ihm ſofort die merkwürdigſten Champagnergeſchichten zu erzählen, welche ſie vor Jahren mit einander erlebt haben ſollten. Die Geſchichten waren ſo gut, und die ihm in den Mund gelegten Aeußerungen, die er gethan haben ſollte, waren ſo ſarkaſtiſch, daß Herr von Soden auf Püſterich gar nicht mehr an der Autentizität zweifeln konnte. Roman ergriff ihn endlich unter dem Arme und zog ihn unter lautem Lachen und Schwätzen mit ſich fort, nachdem er ſich mit einer kurzen Verbeugung von den Wirthen des Hauſes verabſchiedet hatte. Die Scene war ſo komiſch, daß ſelbſt der Graf und die

Gräfin einen Augenblick ihren Aerger und ihre Sorge über das freche Bleiben Roman's vergaßen und sich dem allgemeinen Gelächter anschließen mußten.

Bald hatten alle Gäste die ihnen angewiesenen Zimmer bezogen, und auch Amelie begab sich in Begleitung ihrer Gesellschaftsdamen und ihrer Diener in ihre Gemächer. Der Zufall wollte, daß das Zimmer, in welchem sich Roman mit dem alten Herrn von Soden bereits auf das Behaglichste eingerichtet hatte, in unmittelbarer Nähe an die Zimmer der Gräfin stieß.

Jetzt war Alles still in den Gängen des Schlosses geworden, und die tiefste Nachtruhe schien überall eingekehrt. Die Nacht hatte nur noch wenige Stunden bis zum Morgen zurückzulegen, und wer von ihrer Ruhe Gebrauch machen wollte, mußte sich beeilen.

Diese Sorge schien Roman von Roth weniger für sich selbst, als vielmehr für seinen wohlgenährten Schlafkameraden zu haben, den er sofort ins Bett zu bringen gewußt hatte, was unter den ergötzlichsten Späßen geschehen war. Dem alten Herrn war noch nie so wohl gebettet worden, als durch Roman's sorgsame Hand. So gab er bald den Wirkungen des Lachens und des Weingenusses nach und schlief

ſeelenvergnügt ein, nachdem er noch verſichert, daß er Roman zu ſeinem Erben einſetzen werde.

Als ſich Roman von dieſer Geſellſchaft befreit ſah, begann er, wie es ſchien, an ſeine eigenen Angelegenheiten zu denken. Er trat mit einem Licht vor den Spiegel, muſterte ſeine Toilette und entfernte aus derſelben Alles, was noch von der phantaſtiſchen Maskerade daran haften geblieben war. Nachdem er ſo zu ſeiner eigenen Zufriedenheit ſich wieder hergeſtellt und die renommirten Formen ſeines zeitgemäßen Ausſehens beſtens aufgefriſcht hatte, drückte er noch den runden Calabreſerhut, den er bis dahin zuſammengeklappt in ſeiner Taſche geführt, auf ſein Haupt und ſchickte ſich an, das Zimmer zu verlaſſen.

Zuvor unterſuchte er jedoch noch ſeine Piſtolen, die er unter dem Rock in einem verborgenen Gürtel trug. Ohne dieſe meine ſchußfertigen Freunde, ſagte er zu ſich ſelbſt, gehe ich ſeit dem März 1848 auch nicht einmal mehr zu einer Liebesaventure. Die rettenden Thaten graſſiren ſo in der heutigen Epoche, daß ein Mann, wie ich, bei jeder Gelegenheit fürchten muß, gerettet zu werden. Für den Heroen dieſer Zeit kann ſelbſt in den Armen ſeiner Liebe die Rettungsmaſchinerie der Polizei lauern. Und ſollte meine ſtolze Freundin Amelie nicht zur Delila an mir wer-

den können? Ich bin begierig, wie ſie mich empfangen wird, wenn ich das alte Signal gebe, auf das ſich mir ſonſt vor Jahren ihre Thür öffnete. Damals war ich freilich noch vormärzlicher Burſchenſchaftler, und war dadurch noch mit einem Scheine von Romantik, ſelbſt für die conſervative Gräfin, bekleidet. Jetzt habe ich den blutriefenden Mantel der Revolution um meine jungen Schultern geſchlagen, und will gleichwohl meine alte Gunſt bei der Feudalgräfin behaupten. Roman von Roth, Kühneres unternahmſt du noch nie! Indeß kommt nur Alles darauf an, Amelie wenigſtens zu einer geheimen Unterſtützung unſerer Partei zu bewegen, und ich will darum jetzt meine ſtärkſten Beweisgründe bei ihr ſprechen laſſen. Ihr beſtändiger Zwieſpalt mit dem ſchweriner Hofe wird mir dabei ſchon ausgezeichnet zu Statten kommen. Die Sache der Freiheit braucht Geld, und ſie geht, daſſelbe jetzt in der Geſtalt der Liebe einzufordern. Mehr kann ſie nicht thun.

Damit machte ſich Roman auf den Weg. Mit leichten Tritten durchflog er den Corridor, der nur noch ſpärlich von der erlöſchenden Ampel erleuchtet war. Roman ſchien aber den ihm wohlbekannten Weg auch im Dunkeln finden zu können, und bald ſtand

er vor der Thür, die ihm, wie er zuverſichtlich hoffte, nicht verſchloſſen bleiben würde.

Er legte ſein Ohr zuerſt vorſichtig an die Thürſpalte, ehe er ſich mit dem Stichwort aus der alten Zeit zu erkennen zu geben wagte. Schon in der Ferne hatte er ein auffallendes Geräuſch zu hören geglaubt, und er fand jetzt zu ſeinem höchſten Erſtaunen, daß daſſelbe auf das Innere der Gemächer der Gräfin zurückführte. Es war ein heftiger Wortwechſel, den verſchiedene Stimmen durcheinander führten und der, nachdem er einen Augenblick lang geſchwiegen hatte, jetzt wieder um ſo ſtärker aufgenommen zu werden ſchien. Roman unterſchied deutlich die Stimme der Gräfin und des alten Grafen, und auch eine dritte Stimme hatte ſich, wiewol mit größerer Zurückhaltung, geltend gemacht, in welcher Roman bald mit voller Sicherheit ſeinen ihm oft gefährlich geweſenen Nebenbuhler, den Baron Ranzau, erkannte.

Roman, der jetzt den ganzen Vorgang errieth, geſtand ſich lächelnd, daß es doch nichts Neues unter der Sonne gebe. Es hatte ſeiner Meinung nach eine Ueberraſchung ſtattgefunden, wie ſie der Gräfin zuweilen, gerade in den unwillkommenſten Momenten, von ihrem Gemahl widerfuhr. Roman freute ſich, daß dies auch einmal ſeinem Nebenbuhler begegnet

war, denn der Graf pflegte dann mit ſeiner Gemahlin ſelbſt nicht unmittelbar über ſolche Dinge zu ſprechen, ſondern er drückte ſeine Anſicht lediglich auf dem Rücken des Freundes aus, dem er in dieſer unregelmäßigen Situation begegnete. Die Wuthausbrüche, denen er ſich bei dieſer Gelegenheit überlaſſen konnte, waren jedoch nicht zu berechnen; denn ſo gehalten und gemüthsruhig auch der alte Herr ſonſt immer erſchien, ſo hatte er doch Momente, in denen der Zorn ſein Bewußtſein völlig verdunkelte, und ihn dann, gewiſſermaßen willenlos, alle Grenzen überſchreiten ließ. Es gehörten dieſe Vorfälle zu den innerſten Geheimniſſen des Schloſſes Sarmland, und wer von den Betheiligten dieſelben richtig zu würdigen und ſtreng zu bewahren verſtand, der konnte nachher noch wieder auf gutes Einvernehmen mit dem Grafen und auf eine Fortſetzung aller geſellſchaftlichen Beziehungen rechnen. Der Graf pflegte ſogar oft ein eigenthümliches Vertrauen zu Denen zu faſſen, mit welchen er einmal in gewiſſen Berührungen geſtanden, und ſie wurden nicht ſelten ſeine Lieblinge.

Roman hörte jedoch bald mit ſeinem, aller Töne kundigen Ohr, daß die Sache nicht mehr ſo gut zu ſtehen ſchien, wie früher. Was er zu vernehmen glaubte, war geeignet, ſelbſt ſein leichtblütiges Weſen

mit Entſetzen zu berühren. Er konnte ſich nicht mehr zurückhalten und hob leiſe die Thür aus der Klinke. Nichts hinderte ſeinen Eintritt, und er drang durch das Vorzimmer raſch zu dem Schauplatz der wunderbaren Begebenheit vor.

Fünftes Capitel.

Ein Todter.

Roman blieb im Hintergrunde des dunkeln Zimmers stehen und sah mit einem leisen Seufzer, welchen ihm unwillkürlich der Schauder entpreßte, was jetzt vor seinen Augen vorging. Der Graf hatte seine Gemahlin bei den Haaren ergriffen und hieb mit seiner Jagdpeitsche unbarmherzig und wie ein Rasender auf den ganz entblößten Rücken der vor ihm zusammengesunkenen Frau. Unter dem geöffneten Fenster lag der Baron Ranzau lang niedergestreckt auf dem Fußboden und schien von einer Ohnmacht befallen zu sein.

Amelie gab während der Mißhandlung, die sie erlitt, keinen Laut von sich. Das lose Nachtgewand war fast ganz von dem schönen Körper heruntergestreift, und Roman bemerkte, daß die prächtigen Formen dieser Gestalt selbst in der unwürdigen Begegnung

ſich noch reizvoll ausnahmen. Er hielt es jedoch für ehrenhaft, hier nicht länger den unbetheiligten Zuſchauer abzugeben, obwohl an ſeinem Entſchluß, als Retter der Gräfin gerade in dieſer Situation hervorzutreten, eine gewiſſe Bosheit nicht geringen Antheil hatte.

Mit einer ſchnellen Bewegung ſtürzte Roman dem Grafen in die Arme und hinderte ihn dadurch an der Fortſetzung ſeines grauſamen Werkes. Mehr als dieſe ganz einfache Unterbrechung war nicht nöthig geweſen, um Sarmland zur Beſinnung zu bringen. Der Graf ließ erſchreckt und, wie aus einer tiefen Bewußtloſigkeit erwachend, die Peitſche aus der Hand gleiten, und Amelie ſank jetzt mit einem lauten Schrei zu ſeinen Füßen nieder.

Der weiße volle Körper wand ſich noch einen Moment lang wie unwillkürlich in krampfhaften Schmerzen umher. Dann raffte ſich Amelie mit ſtürmiſcher Gewalt auf, zuerſt inſtinktartig bemüht, ihr zertretenes und heruntergeriſſenes Gewand wieder um die nackten Glieder zu ſchlingen. Einen unbeſchreiblichen Blick richtete ſie dann auf Roman, indem ihr leichenblaſſes Geſicht in das tiefſte flammendſte Purpurroth überging. Dann eilte ſie mit Blitzesſchnelle in das angrenzende Gemach. Roman blickte ihr nach, mit Er-

ſtaunen über die Hoheit und Würde, welche die gemishandelte Frau im Moment ihrer tiefſten Herabwürdigung wieder über ſich zu gewinnen vermochte. Indem er ihr betroffen nachſah, bemerkte er, daß das glühende Erröthen, welches auf ihrem Geſicht begonnen, den ganzen Körper wie mit einem einzigen Feuer der Scham übergoſſen haben mußte. Denn der ganze Nacken, der noch unverhüllt geblieben, zeigte daſſelbe ſprühende Roth, und ſelbſt der Fuß, den man nackt erblickte, ſchien erröthet. —

Man hörte, wie Amelie klirrend den Thürriegel hinter ſich zuſchob. Dies war der einzige Ton, welcher die ſchauerliche Stille der Scene unterbrach. Der Graf ſtand noch immer wie betäubt und ſtarrte mit einem unbeweglichen und entſetzensvollen Ausdruck vor ſich hin. Auch Roman ſann noch einige Minuten lang ſtill über den wunderbaren Blick nach, den ihm Amelie bei dieſer beiſpielloſen Begegnung zugeworfen. Er mußte ſich geſtehen, daß erſt dieſer Blick das Todesurtheil ihres Verhältniſſes und zwar mit der erſchwerendſten Belaſtung ausgeſprochen hatte. Er wußte, daß es ihm die Gräfin niemals vergeben würde, durch ihn aus den Händen ihres rächenden Gemahls befreit worden zu ſein. Dies war ihm einen Augenblick lang äußerſt unangenehm, denn es handelte ſich bei ſeinen

Abſichten vornehmlich um die Partei, und, wie er ſagte, eigentlich um nichts als um die Partei, für deren Zwecke er noch immer auf die Mittel der Gräfin rechnen zu dürfen geglaubt hatte.

Roman wandte ſich jetzt zum Grafen Sarmland und beſchloß, dieſem ſeine ganze Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Er faßte ihn ſanft bei der Hand und fragte ihn, ob er nach der großen Erſchütterung ſich nicht wenigſtens ſetzen wolle?

Dann führte er ihn langſam zu dem Divan, auf dem der Graf, wie von allen Kräften verlaſſen, zuſammenſank. Roman blieb beſorgt vor ihm ſtehen und fragte ihn nach einiger Zeit mit dem mildeſten Ton, der ihm bei ſeinem ſtarken Baß nur irgend zu Gebote ſtand: Der Herr Graf haben wol die Methode gewechſelt?

Die Methode? entgegnete Sarmland auffahrend. Inzwiſchen ſchien er auch ſofort zu begreifen, was der Andere mit dieſer unendlich beziehungsreichen Frage andeuten wollte. Sein Geſicht lächelte in unwillkürlichen Rückerinnerungen der merkwürdigſten Art. Er ſah Roman, den er jetzt erſt vollſtändig erkannte, forſchend an, und gab ihm durch einen vertraulichen Druck der Hand zu erkennen, daß er ihn verſtanden habe.

Roman nahm nach einer Pauſe das Geſpräch wie-

der auf und ſagte: Es iſt wahr, man muß zuweilen die Ausgangspunkte ſeines Handelns wechſeln. Dieſer Grundſatz empfiehlt ſich auch in der Politik. Früher wirkte der Herr Graf blos gegen die unzeitig anweſenden Freunde, und man mußte das aus dem richtigen Geſichtspunkt aufzufaſſen verſtehen. Jetzt gibt der Herr Graf, wie ich heut geſehen habe, ſein Votum gegen die Freundin ſelbſt ab. Die Frage concentrirt ſich dadurch freilich mehr zu einer Principfrage. Aber die Abſtimmung durch die Reitpeitſche iſt doch zu entſcheidend. Und Sie werden mir nicht leugnen können, Graf, daß es im Staate, wie in der Ehe allzu entſcheidende Entſcheidungen geben könne. Prügel beweiſen nichts: das iſt ein Satz, welchen man den Königen und den unglücklichen Ehemännern nicht genug empfehlen kann.

Der Graf hörte ihm aufmerkſam zu, als Roman plötzlich inne hielt und mit einer neuen Anwandelung von Grauen nach dem Fenſter hinblickte.

Den haben wir ganz vergeſſen, Graf! ſagte er leiſe und vorſichtig, als fürchte er, damit noch einen ſchlimmern Punkt bei dem Andern zu berühren.

Der Graf ſtrich ſich verlegen über die Stirn und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

Roman ſah ihn betroffen an und ſagte mit ge-

dämpfter Stimme: Oder haben der Herr Graf heute mit doppelter Methode gearbeitet? Das wäre äußerſt rationell.

Abſichtlich nicht! entgegnete der alte Sarmland, indem er eine Bewegung des Entſetzens nach der Stelle hinmachte, wo der Baron Ranzau mit allen Anzeichen eines eben Verſchiedenen lag.

Roman näherte ſich dem Baron mit einem Licht und leuchtete ihm ins Antlitz. Das Geſicht war blaß und leblos, wie das eines Todten, und die Augen waren feſt geſchloſſen. Roman verſuchte die große, etwas beleibte Geſtalt in die Höhe zu richten, aber der Körper war ſo ſchwer und ſteif, daß es zu Roman's größtem Erſtaunen nicht gelingen wollte. Roman wunderte ſich um ſo mehr darüber, da er ſonſt wegen der Stärke ſeiner Arme und Hände berühmt war, und die größten Laſten mit Leichtigkeit aufheben konnte.

Er kniete darauf bei dem Unglücklichen nieder und unterſuchte ihn mit Sorgfältigkeit an dem ganzen Leibe, ob ſich bei ihm eine lebensgefährlich gewordene Verletzung auffinden laſſe. Der Graf blieb unterdeß ruhig ſitzen, ſchien aber in athemloſer Erwartung auf einen Ausſpruch zu harren.

Roman ließ das Licht bei dem Todten an der

Erde ſtehen und kehrte ſchweigend und, wie es ſchien, nachſinnend zu Sarmland zurück. Dieſer zupfte ihn verſtohlen am Rockſchoß, wagte aber nicht, ihn nach ſeiner Meinung zu fragen.

Roman ſagte endlich mit einer ernſten und vorwurfsvollen Stimme, bei welcher der Graf faſt laut aufgeſchrieen hätte: Lieber Graf, ich begreife nicht, was Sie da gemacht haben? Eine Wunde iſt an dem Baron Ranzau ſchlechterdings nicht zu entdecken. Und doch haben Sie ihn offenbar getödtet.

Ich? fragte Sarmland mit einem flehenden Blick.

Wie kann ich wiſſen, was vorgegangen iſt? entgegnete Roman mit Heftigkeit, da Sie mir die Situation nur ſo weit enthüllt haben, als das freigebige Nachtkleid Ihrer Gemahlin ohnehin ſchon gethan. Vertrauen Sie ſich mir an, und ich werde mein Möglichſtes thun, um Ihren Namen, Ihre Ehre, ja Ihr Leben zu retten!

Der Graf verharrte nichtsdeſtoweniger in einem räthſelhaften und dumpfen Schweigen.

Sie wiſſen, fuhr Roman fort, daß ich in Roſtock und Berlin angefangen hatte Medicin zu ſtudiren, und ich profitirte wenigſtens ſo viel, um zu wiſſen, daß es keinen Tod ohne Urſache gibt. Dieſer

Mann hat aber keinen Athem mehr, und er muß seinen Athem hier irgendwo in dem Schlafzimmer Ihrer Frau Gemahlin gelaſſen haben, da er ohne Athem hier gar nicht hereinzukommen vermochte. Dies, mein Herr, wird das erſte Raiſonnement bei einer gerichtlichen Unterſuchung ſein!

Der Graf ſchrack zuſammen und ſagte leiſe: Ich habe ihm nichts gethan, er iſt blos vom Fenſter heruntergefallen.

Roman fing jetzt an, den möglichen Zuſammenhang zu begreifen, und ein Blick auf das noch offenſtehende Fenſter half ihm zu einer weitern Verknüpfung der Umſtände. Der unglückliche Baron hatte offenbar in dem Augenblick, wo der Graf in das Zimmer gedrungen war, einen Fluchtverſuch durch das Fenſter unternehmen wollen, um den noch nie in dieſem geſteigerten Grade ſich ankündigenden Wuthausbrüchen des Erzürnten zu entſchlüpfen.

Der Graf, welcher ſah, daß Roman jetzt auf der richtigen Spur war, nickte ihm zu und machte eine Pantomime, wie wenn man Jemand von hinten bei den Haaren herunterreißt.

Ihr habt ihn, der wahrſcheinlich ſchon auf dem Fenſterbret ſtand, wieder heruntergezogen und auf die Erde zurückgeworfen? fragte Roman weiter. Der

heftige Fall, verbunden mit der noch stärkern Angst, haben den Schwächling getödtet?

Der Graf sank jetzt sprachlos in die Kissen des Divans zurück und gab durch sein Schweigen zu erkennen, daß sich Alles in der beschriebenen Weise verhalte.

Dies ist ein höchst seltener Fall, nahm Roman wieder das Wort. An der bloßen Erschütterung zu sterben, welch ein armseliger Mensch! Denn auch von einem Schlagfluß habe ich auf seinem ganzen Körper keine Spur wahrnehmen können. Wo soll man noch Nerven finden, wenn selbst die der mecklenburgischen Junker nichts mehr taugen. Lieber Graf, das war kein Mann für eine Amelie, der so schwache Nerven hatte. Es war ein Fortschritt, daß Ihr ihn aus der Welt geschafft habt. Ihr bewahret Eure Gemahlin dadurch vor fernern Mißgriffen, und die Welt rückt um einen Junker weiter zu ihrem Ziele vor.

Den Grafen Sarmland schüttelte dies Wort des „Fortschrittes", welches für den Andern nur eine geläufige Redefigur war, aus seiner ganzen Betäubung empor. Daß man ihm einen Fortschritt nachsagte, ergriff ihn fast noch mehr, als wenn man ihn auf der Stelle einen Mörder genannt hätte. Er begann händeringend im Zimmer auf und nieder zu gehen.

Was habe ich gethan? rief er zum erſten mal mit wieder gelöſter Zunge aus. Ich bin ein Mann von unglückſeliger Raſchheit und von einer fürchterlichen Wirkung. Kaum berühre ich dieſen Ranzau mit meiner Hand, ſo ſinkt er auch ſchon todt zu meinen Füßen nieder. Ehe ich einen Hirſch ſchieße, muß ich jetzt oft Tage und Nächte lang in meinem Forſt herumpirſchen. Und dieſer Ranzau, an dem mir gar nichts liegt, ſtirbt mir unter den Händen, als wenn er eine Blume wäre, und ich ein empfindſames Mädchen, das ihn in ſeinem Schooß zerdrückt!

Stoßen Sie nicht ſo entſetzliche Klagen aus, ſondern laſſen Sie uns Muth und einen Entſchluß faſſen! ſagte Roman, indem er ſich wieder zu dem Todten hinbegab, ihn noch einmal aufmerkſam beleuchtete und dann ſeine Kleider, die er ihm zuvor aufgeriſſen hatte, wieder in Ordnung brachte.

Nun faſſen Sie an, Herr Graf! ſagte er dann zu dieſem, wir müſſen die Leiche in dem Wagen des Barons nach ſeinem Gut fahren laſſen, ſonſt trifft der Skandal Euch und Euer ganzes Haus, und insbeſondere unſere liebe Gräfin! Ich hoffe, die Letztere wird es mir danken, wenn ich die Sache nach meinem guten Einfall arrangire. Seht Graf, als Mörder möchtet Ihr doch nicht gern angeklagt werden?

Der Graf biß ſich auf die Lippen und ſchwieg.

Nun wohl, fuhr Roman fort, ſo laßt uns bei Zeiten handeln. Wir tragen den Baron hinunter in ſeinen Wagen, der in der Remiſe ſteht und ſchieben ihn, ſo wie er da iſt, zum Kutſchenſchlag hinein. Dann gehen wir in den Stall und holen ſeine Pferde heraus, die wir ſelbſt anſchirren und einſpannen. Den Kutſcher des Baron wecken wir erſt, nachdem der Wagen fertig iſt, und wir treiben den Kerl in die Kleider und auf den Bock, ohne daß er wiſſen ſoll, wie ihm geſchieht. Dann heißt es, der Baron iſt eingeſtiegen und fort mit ihm! Kommt er dann morgen früh auf ſeinem Fideicommißgute an, ſo bedauern alle ſeine Inſaſſen ihren erfrorenen Gebieter. Denn es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn nicht einmal auch ein Baron in ſeiner Kutſche erfrieren könnte, während in dieſem Winter ſo viele Proletarier in ihren Betten und reſpective Nichtbetten erfroren ſind. Und die Februarnacht iſt ſchauderhaft kalt draußen, und der Todte, an dem durchaus keine Verletzung wahrzunehmen, ſieht wahrhaftig ſchon jetzt ſo aus, als wenn er blos erfroren und eben darum von Eurer Gemahlin zum Fenſter hinausgeſchickt worden wäre!

Dem Grafen ſchien dieſer Vorſchlag mehr und

mehr einzuleuchten, und er wurde plötzlich ſo heiter darüber, daß er in Roman's Arme ſank und denſelben mit voller Herzlichkeit an ſich drückte.

Roth bedurfte einiger Anſtrengung, um ſich der freilich etwas krampfhaften Umarmung ſogleich wieder zu entziehen, und ſagte ſtolz: Ihr ſeid mir dadurch zu nichts verpflichtet, Graf Sarmland!

Nennt mich doch Euern Vetter Sarmland! ſagte der Graf immer herzlicher werdend. Wozu beſtändig dieſe fremde Anrede zwiſchen uns? Nennt mich doch Euern Vetter, mein liebſter Roth-Sarmland! Wir ſind es ja.

Es war das erſte Mal, daß Roman von ſeinem hohen Verwandten dieſe Anerkennung genoß, welche ſich jetzt in dem drangvollen Augenblicke ſogar bis auf den vollen Familiennamen erſtreckte.

Ihr ſeid heute freigebig, entgegnete Roman, aber es handelt ſich hier um die Delicateſſen unſerer Familientraditionen, das bedenkt wohl. Ich für meinen Theil bin kein Feinſchmecker und Schmarotzer; ich eſſe Schwarzbrot, mein Herr, denn dem Schwarzbrot gehört die Zukunft und die Geſchichte. Wir haben jedoch jetzt keine Zeit zu verlieren, der Morgen dämmert. Ihr müßt mir aber anfaſſen helfen, denn dieſer Todte macht ſich ſo ſchwer, wie

ich noch kaum irgend eine andere Laſt gefunden habe!

Der Graf entſchloß ſich mit großer Ueberwindung, die Füße des Barons zu übernehmen. Roman belaſtete ſich mit dem übrigen Theile des Körpers.

Sechstes Capitel.

Winternachtsträume.

Draußen ſtand noch der Mond in ſeiner vollen Größe am Nachthimmel. Die Februarnacht war ſtürmiſch und empfindlich kalt, und die Streifen des Morgens, welche ſich ſchon am Horizont angekündigt hatten, wurden von Zeit zu Zeit durch vorübertreibendes ſchwarzes Gewölk wieder verdunkelt.

Um den Wagen des Baron Ranzau aufzufinden, mußte man ſich nach den etwas entfernten Wirthſchaftsgebäuden des Schloſſes begeben. Um ſo länger wurde der Weg, welchen Graf Sarmland und Roman mit der eigenthümlichen Laſt, die ſie trugen, zurückzulegen hatten. Der Graf ſchwankte mit den Beinen des Barons hin und her und konnte ſich bei der natürlichen Gemüthsbewegung, die ihn beherrſchte, kaum ſelbſt auf den Füßen erhalten.

Sie traten aus dem Schloßhof in das Dorf hin-

aus, welches noch in tiefſter Stille begraben lag. Nur von dem äußerſten Ende deſſelben ſchrillte noch in allmälig erſterbenden Lauten eine ländliche Geige zu ihnen herüber. Dort war das Wirthshaus, in welchem ebenfalls der Geburtstag der Gräfin Sarmland von der dankbaren Bevölkerung durch Tanz und Feſtgelage begangen zu ſein ſchien.

Wenn der Wagen des Barons in der alten Remiſe ſteht, ſagte Roman zu dem zitternden Grafen, ſo werden wir noch ungefähr funfzig Schritte durch das Dorf zurückzulegen haben. Da gilt es, ſeine Kräfte mit dieſem mecklenburgiſchen Junker ferner zuſammenzunehmen. Ich muß Ihnen geſtehen, Graf, ich hatte gehofft, daß die ſcharfe Nachtluft den Unglücklichen wieder zu ſich ſelbſt bringen würde. Aber ſein Kopf hängt mir noch immer ſo ſtarr und unbeweglich in den Armen, daß ich jetzt erſt anfange, den armen Schelm wirklich für todt zu halten.

Er war ſtets ein malicióſer Menſch, verſetzte der Graf mit einem tiefen Seufzer. Ein anderer Menſch ſtirbt Einem nicht ſo auf den Hals, wie dieſer. So etwas liegt in der Familie, wie überhaupt Alles in der Familie liegt. Sein Vater iſt in dieſer Beziehung eben ſo plump geweſen. Er ſtarb zwei Minuten vor Beginn eines Diners, zu dem er die ganze

ſchütteln und in einem kaum noch erträglichen Zuſtande zu erhalten.

Der blitzende Mond ſtand jetzt gerade über dem bleichen Geſicht des Todten, der neben ihnen im Schnee lag. Seht Euch dieſes alberne Geſicht noch einmal recht an, ſagte Roman, und Ihr werdet mit mir die grenzenloſe Nichtigkeit eines ſolchen Menſchen erkennen. Ihr werdet mir ſagen: es iſt doch Race in dieſem Geſicht! Aber ich bitte Euch, Graf, bei unſern gemeinſchaftlich modernden Ahnen beſchwöre ich Euch, iſt das, was Ihr an dem hier im Graben liegenden Baron Race nennen könnt, ein Zeichen ſeiner Gottähnlichkeit, oder mehr ein Zeichen ſeiner Gottverlaſſenheit und thieriſchen Dummheit?

Ich muß Euch nur ſagen, Vetter, antwortete der Graf mit einem liſtigen Geſicht, daß ich den Baron ſtets für einen verteufelt dummen Kerl gehalten habe.

Nun das freut mich, entgegnete Roman mit einem verbindlichen Ton, ich erſehe daraus, daß wir auf dem Wege ſind, uns zu verſtändigen und uns anzunähern. Ich habe mir wohl längſt gewünſcht, Euch einmal ſo recht Zahn um Zahn und Princip um Princip gegenüberzuſtehen und unſere Standpunkte zu Zeit, Welt, Leben, Partei, Staat, Geſell-

ſchaft, Eigenthum gegen einander auszutauſchen und abzumeſſen!

Um Gotteswillen, erwiderte der Graf, was ſagen Sie da Alles?

Die Sache iſt gar nicht ſo ſchwierig, wie ſie zu Anfang ausſieht! verſetzte Roman. Verſtändigen wir uns nur erſt über die ganze Erbärmlichkeit eines ſolchen Menſchen, wie der hier daliegende Ranzau war, und Sie ſind ſchon auf dem Wege, Graf, Ihren eigenen principiellen Standpunkt zu verbeſſern.

Daran liegt mir wenig, ſagte Graf Sarmland, ich bin, Gott ſei Dank, immer zufrieden geweſen.

Aber gerade Eure Zufriedenheit, verſetzte der Andere, war Eurer Sünden Blüthe. Der große Senſenmann, die Zeit, wird kommen, um Eure Blüthe zu mähen, Graf Sarmland, und dann wird Eure Zufriedenheit eben ſo geknickt daliegen, wie hier Ranzau im Schnee. Euch kann nur Heil werden, wenn Ihr Euch mit mir verſtändigt, denn ich bin der Repräſentant der neuen Zeit und ein Vertrauensmann der Zukunft, auf die Alles ankommt.

Wir wollen in einer bequemeren Stunde wieder davon reden, lieber Vetter! entgegnete der Graf. Jetzt müßt Ihr bedenken, daß wir uns hier unter freiem Himmel bei mindeſtens achtzehn Grad Kälte befinden,

und daß wir noch eine Pflicht gegen den unglücklichen Ranzau zu erfüllen haben.

Die Frage Ranzau wird sogleich entschieden sein, sagte Roman, denn wir wollen jetzt, wenn es Euch Recht ist, unsern Transport fortsetzen. Euch aber, Graf, sage ich: der Hahn wird in der heutigen Morgenstunde nicht zum dritten Mal gekräht haben, so wird man Euch einen Demokraten nennen!

Der Graf, der zuweilen auch gute Einfälle hatte, erwiederte hierauf: vom Grafen zum Demokraten mag freilich nur ein Schritt sein, so wie vom Erhabenen zum Lächerlichen. Aber ich bemerke Euch, daß ich schon alt und schwerfällig bin, denn zu diesem Schritt müßte man besser springen können wie ich.

Ihr seid noch rüstig genug, versetzte Roman, und auf dem Pferderennen zu Güstrow reitet Ihr diesmal sicherlich selbst wieder Euern prächtigen Goldfuchs, den Darius Hystaspis, mit dem Ihr noch jedesmal den ersten Sieg gewannt. Ihr müßt Euch die Bahn des politischen Parteilebens nicht schwieriger als ein Pferderennen vorstellen. Es ist ein einfaches Rennen mit Hindernissen.

Schon gut, entgegnete der Graf, der sich durch den Andern geschmeichelt fühlte, wir wollen es bei diesem Vergleich bewenden lassen. Ich muß Euch auf-

richtig geſtehen, Vetter, daß ich mich mehr und mehr zu Euch und Eurer Anſchauungsweiſe hingezogen fühle. Wenn Ihr noch wißt, was unſer Güſtrower Rennen zu bedeuten hat, ſo könnt Ihr auch noch nicht ſo politiſch verdorben ſein, als man Euch ſonſt verſchrien hat!

Ihr werdet mich noch als den eigentlichen Helden der Gegenwart ſchätzen lernen und mir nachfolgen! rief Roman mit ganz aufrichtigem Selbſtgefühl und zugleich mit vieler Milde. Jetzt aber wollet Euch wieder mit den Ranzau'ſchen Füßen beſchweren, damit wir endlich weiter kommen.

Sie hatten ſich eben wieder in die frühere Poſition geſetzt, um mit ihrer Laſt den ferneren Weg zurückzulegen, als ihnen plötzlich von zwei Stimmen, die dicht hinter ihnen erſchollen, ein donnerndes Halt! zugerufen wurde. Erſchrocken ließen ſie den Körper Ranzau's wieder zur Erde hinuntergleiten.

Roman war ſchon im Begriff, ſeine Piſtolen zu ziehen, als ihn ein lautes Gelächter der neuen Ankömmlinge über ihre Perſon belehrte. Ich denke, Ihr ſeid da unten in der Schenke, rief er ihnen entgegen, und erholt Euch in den guten mecklenburgiſchen Betten von Baden und Schweiz?

Auch der Graf erkannte bald die beiden ſeltſamen

Figuren wieder, welche noch vor einigen Stunden als Begleiter Roman's auf dem Maskenfeſt im Schloſſe mit erſchienen waren, und am meiſten zur Verſtimmung und Beleidigung der Geſellſchaft beigetragen hatten. Graf Sarmland, obwol ihm immer unheimlicher wurde, beſchloß jedoch, auch die Spießgeſellen ſeines Vetters mit möglichſter Hochachtung zu behandeln.

Die kleine bewegliche Geſtalt, welche Roman auf dem Ball als Fritz Lerche vorgeſtellt hatte, näherte ſich dem Grafen mit großer Gutmüthigkeit und bat ihn, den eingejagten Schreck nicht übel zu nehmen. Es war dies ein junger Mann von ſehr zarter Körperbeſchaffenheit und von ſo außerordentlich feinen Formen, daß man ihn ſehr leicht für ein verkleidetes Mädchen hätte anſehen können, wenn nicht der ziemlich ſtarke ſchwarze Bart, der in anmuthiger Kräuſelung Lippen und Kinn bei ihm umfloß, dagegen gezeugt hätte. Er erſchien jetzt in einer ſehr ſommerlichen Bekleidung, welche mit der ſtrengen Winternacht, in der man ſich befand, in einem auffallenden Contraſt ſtand. Der ſtudentiſche kurze Sammetrock, der äußerſt knapp anſaß, ließ einen bedenklichen Blick auf den ganzen Lebenshintergrund des jungen Mannes fallen. Einen Mantel führte er nicht, und ebenſo

wenig war der frei entblößte Hals mit einem Tuch verſehen. Schuhe und Strümpfe vollendeten das Bild eines jungen Pilgrims, der noch mit einem leichten Gepäck und noch leichterem Sinn auf der Lebensbahn hinzuwandern ſchien.

Uns war in der Schenke etwas heiß geworden, ſagte Fritz Lerche, der, ebenſo wie ſein anderer Gefährte, in einem ziemlich aufgeregten Zuſtande ſich zu befinden ſchien. Wir haben die Trabanten des Kaiſers Fauſtin auf Roman's Koſten bewirthet, und dieſe Proletarier konnten zechen, als wenn ſie ſchon das Meer der Zukunft in ihre Bäuche hätten hineinſchlürfen wollen, denn die Zukunft iſt doch einmal ihre Sorte. Das rührte uns Beide ſo, daß wir die Vergangenheit, die wir noch von geſtern Morgen im Leibe hatten, für nichts achteten und uns nun Schluck um Schluck immer inniger an die Zukunft anſogen. Du ſiehſt uns daher in dieſem höchſt freudigen Zuſtande, der uns jetzt noch hinaustrieb, um unſere nachmärzlichen Ideen hier mit dem Mondſchein im Schnee Fangball ſpielen zu laſſen!

Dies ziemlich anmuthige Plaudern beunruhigte den Grafen eben nicht. Der andere Geſell, den wir ſchon bei ſeinem erſten Auftreten im Salon etwas ſchroff gefunden hatten, verhielt ſich auch jetzt einigermaßen

zurückhaltend, obwol auch an ihm die Folgen der geſchilderten Wirthshausſcene bemerklich waren. Malounin, denn unter dieſem ſeltſamen Namen hatte ihn Roman bekanntlich vorgeſtellt, erſchien in einem weit ſtattlichern und der Jahreszeit angemeſſenern Coſtum, als ſein Gefährte. Die rieſengroße Geſtalt war in einen prächtigen Zobelpelz gehüllt, eine Mütze von gleicher Beſchaffenheit bedeckte den ernſten, charaktervollen, von langen, ſchwarzen Locken umfloſſenen Kopf.

Was habt Ihr denn mit dieſem armen Manne vor? fragte er barſch, auf den am Boden liegenden Ranzau deutend. Graf Sarmland glaubte jetzt deutlich an ſeinem fremdartigen Accent den Polen zu erkennen. Die einfache Frage Malounin's machte ihn aber ſo betroffen, daß er unwillkürlich nach ſeinem Herzen griff, als fühle er dort ſein Blut ſtocken.

Ihr könnt Euch dieſer feierlichen Proceſſion anſchließen! ſagte Roman. Die Männer der Zeit geleiten den todten Junker zu ſeinem Grabe. Iſt das nicht ein allerliebſtes Capriccio? Fritz Lerche ſoll uns mit ſeinem ſchönen Baß einen mächtigen zeitgemäßen Kanon dazu ſingen.

Der Mann iſt nicht todt! erwiderte Malounin, nachdem er, obwol in ſeinem taumelnden Zuſtande mit großer Anſtrengung, ſich auf ein Knie niederge-

laſſen und den Daliegenden mit großer Aufmerkſamkeit geprüft und betaſtet hatte.

Ich verſtehe mich auf Leichen, fügte er in einem ruhigen und ſelbſtgefälligen Ton hinzu, der für Sarmland etwas ausnehmend Schauerliches hatte. — Mir widerſteht keine Leiche, zu welcher Partei ſie auch gehöre! Ihr wißt, wie ich zuletzt auf den Schlachtfeldern in Ungarn und Baden wahre Wunder verrichtete. Wo noch ein Lebensfunke vorhanden iſt, richtet er ſich zu mir empor, wie die Goldader zur Alraunwurzel.

Stets wird er myſtiſch, wenn er betrunken iſt! rief Fritz Lerche lachend. Nun wird er nicht eher ruhen, als bis er dem Todten zur Ader gelaſſen hat. Denn ſeine Liebhaberei bleibt es doch einmal, den Arzt zu ſpielen und an der todten wie an der lebenden Menſchheit ſich in Wunderkuren zu verſuchen. Daß auch große Menſchen, wie Malounin, ſo eitel ſein können!

Malounin zog in der That jetzt aus einem chirurgiſchen Beſteck, welches er ſtets bei ſich zu tragen ſchien, eine Lanzette hervor, und ſchnitt zugleich mit einem Meſſer den Rockärmel des Barons der ganzen Länge nach auf, um die Pulsader zu finden. Plötzlich ſprang er jedoch wieder empor, wie in einem

Schreck der Ueberraſchung. Er behauptete, daß der Todte ſchon bei Annäherung des Meſſers deutlich zuſammengezuckt ſei und ſogar einen leiſen, vielleicht nur für ihn hörbaren Seufzer ausgeſtoßen habe.

Roman trieb zum Aufbruch und erinnerte daran, die Zeit nicht mit unnützen Experimenten zu verſchwenden. Wir wiſſen, daß Du der große, räthſelhafte Arzt Malounin biſt, ſagte er zu ſeinem ſeltſamen Freunde, aber jetzt bedenke, daß uns Allen vor Froſt die Zähne klappern! Ueber dem Tod dieſes mecklenburgiſchen Junkers liegt allerdings ein eigenthümlicher Schleier, und nur Du würdeſt vielleicht noch im Stande ſein, ihn zu lüften. Verſpare aber Alles, bis wir ihn in die Remiſe gebracht haben.

Am dämmernden Morgenhimmel zeigten ſich ſchon die erſten Streifen der aufgehenden Sonne. Und nun ſinge uns ein recht andächtiges Morgenlied, guter Fritz! ſagte Roman. Vor dem Grafen hier brauchſt Du Dich gar nicht zu geniren. Ich ſtelle Euch im Gegentheil hiermit dieſen würdigen Mann als einen ſich zu uns heranlebenden Geſinnungsgenoſſen vor. Ihr wißt, er iſt mein Vetter, aber obwol er mich ſo nennt, habe ich doch bis jetzt noch Anſtand genommen, ihm dies zu erwidern, weil die Höhe der Partei, auf der ich ſtehe, mir dies Zugeſtändniß an einen

Grafen verbietet. Ich kann Euch aber versichern, seine Grundsätze reifen, und er wird bald so weit sein, daß ich ohne allen Anstand zu ihm werde „Vetter" sagen können.

Wenn das so mit ihm ist, rief Malounin in seinem gebrochenen Accent, so haben wir jetzt etwas Besseres zu thun, als ihm Lieder vorzukrähen. So zahle er!

Zahlen? fragte der Graf, sich erschrocken zu dem Sprecher umblickend. Soll denn in dieser schlimmen Stunde Alles über mich zusammenkommen?

Es ist eine große Ehre, wenn man an uns zahlt! versetzte Malounin mit seiner ernsten und heftigen Geberde. Wißt Ihr wol, daß aus den Fonds, die wir sammeln, eine Vier-Sprachen-Zeitung gegründet werden soll? Dieselbe wird französisch, italienisch, deutsch und russisch zu gleicher Zeit zu lesen sein. Denn, merkt auf, in diesen vier Sprachen wird die Welt ihre Hochgerichtstragödie beschreiben, die sie aufzuführen getrieben ist. Die Zeitungen sind heut Kirche und Theater, Guillotine und Salon zu gleicher Zeit. Wir geben aber keine Actie unter fünfhundert Thalern weg.

Denkt Ihr denn gar nichts fürs Plattdeutsche zu thun? fragte der Graf zerstreut, indem er offenbar abzulenken suchte.

Wenn Ihr es speciell wünscht, versetzte Malounin

mit boshaftem, faſt ingrimmigen Lachen, ſo wollen wir ein beſonderes Feuilleton einrichten, worin deutſche Wiſſenſchaft und deutſche Poeſie fortan nicht anders als plattdeutſch gepflegt werden ſollen. Euer armſeliges Volk der Deutſchen, welches ſich ſo oft mit lächerlichem Stolz das wiſſenſchaftliche und poetiſche Volk genannt hat, würde vielleicht Beides werden, wenn Goethe und Hegel plötzlich in die Sprache der mecklenburgiſchen Taglöhner und Knechte überſetzt werden könnten. Dies würde dann für Euer albernes, kindiſches, geiſtig und ſittlich abgeſchwächtes Volk den Reiz der Neuheit haben, und alle Welt würde ſich bei Euch wieder auf Wiſſenſchaft und Poeſie ſtürzen. Denn den Deutſchen ziehen auf die Länge doch nur Kunſtreitereffecte an und nichts weiter. Auch die Freiheit würde dies infame Volk am Ende lieben, wenn dieſe nicht zufällig eine himmelgeborene Göttin wäre. Aber gegen Alles, was göttlich iſt, kennt der Deutſche nur Neid und Scheelſucht, und darum gönnt er weder der deutſchen Nation die Freiheit, noch gönnt er der Freiheit die deutſche Nation!

Bravo! Bravo! rief Roman. Mit Deinem letzten Satz haſt Du Dir ſelbſt auf das Gründlichſte widerſprochen, Du erkennſt damit die deutſche Nation als etwas Göttliches an.

Wenn ich das gethan habe, entgegnete Malounin ärgerlich, so kann dies nur daher kommen, weil ich noch betrunken bin! Jetzt aber sorge dafür, daß Dein Vetter die Actie einzahlt, oder ich fange an zu glauben, daß Du reactionair geworden bist!

Roman lachte und sagte: Mein Vetter wird diese Actie einlösen, Ihr könnt Euch darauf verlassen. Er hat es mir schon lange so gut wie versprochen, daß er die Partei fortan unterstützen will, und ein Mann, wie Graf Sarmland, hält sein Wort, und wenn er es auch selbst im Traum gegeben hätte. Wir werden nachher die Ehre haben, ihn auf sein Zimmer zu begleiten.

In diesem Augenblick ließ sich eine schöne, starke Baßstimme vernehmen, die so tief und mächtig klang, daß man am allerwenigsten der kleinen Gestalt des Fritz Lerche diese herrlichen Töne zugetraut hätte. Er war aber der Sänger, und sein Gesicht, welches dabei von liebenswürdiger Andacht und Schwärmerei erglühte, bewies, daß er, indem er seine Lieder sang, sie zu gleicher Zeit dichtete. Was er aber vortrug, war ungefähr Folgendes:

Wach' auf, mein altes Morgenroth,
Die Welt ist im Entwickeln!
Du lächelst? Ach, du weißt, — zum Tod
Kann sie sich nur zerstückeln,
Will sich die Welt entwickeln!

Du biſt ſo alt, Frau Morgenfrüh,
Und wir ſind arme Jungen!
Aus Flammen baust du Harmonie.
So machten's auch wir Jungen,
Und haben's nicht gezwungen!

Wach' auf, du falſches Purpurweib,
Mit dir will ich nicht träumen!
Ich habe einen deutſchen Leib,
Dazu ein ruſſiſch Träumen,
Das wird nicht lange ſäumen!

Wach' auf, du weltbetrügend Geld,
Du lockſt zu neuem Hoffen!
Der Deutſche kriegt wohl ſeinen Sold!
Nach tauſendjähr'gem Hoffen
Steht ihm die Welt noch offen!

Wach' auf, du wegekund'ges Licht,
Die Straße zeig' dem Deutſchen!
Sein Vaterland erreicht er nicht.
Kannſt du nicht dieſen Deutſchen
Dazu mit Flammen peitſchen?

Wach' auf, du Meerbewohnerin!
Die Freiheit ſchläft im Meere.
Gehſt du zum Schlummer wieder hin,
Deutſchland nimm mit zum Meere,
Daß es erſoffen wäre! — —

Die seltsame Karavane hatte sich endlich ihrem Ziele genähert, welches bekanntlich in der Remise bestand, in der man den Wagen des Baron Ranzau aufsuchen wollte. Der Wagen war gefunden und man legte den Todten so sanft als möglich hinein, nachdem Malounin es aufgegeben zu haben schien, sich weiter mit dem Zustande desselben zu bemühen. Sein Kutscher war ebenfalls bald geweckt, und man half ihm beim Einspannen der Pferde, so daß in wenigen Minuten Alles zur Abfahrt bereit war. Der Kutscher bekümmerte sich wenig um die Räthselhaftigkeit des ganzen Vorganges, nachdem man ihm gesagt, daß sich sein Herr bereits im Wagen befinde. In dem Augenblick aber, wo er die Pferde antrieb, öffnete sich von innen das Wagenfenster, und das breite, wohlgenährte Gesicht des Baron Ranzau schaute hohnlachend zum Schlage heraus.

Seht, der Unglückliche lebt! rief Graf Sarmland, indem er vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammenschlug.

Ja, er lebt und hat gelebt! rief Baron Ranzau von oben herunter, indem er den Untenstehenden, welche jeden Augenblick das Abfahren des Wagens erwartet hatten, mit einer ingrimmigen Geberde die Zähne zeigte. — Ihr habt mich hinlänglich gequält, fügte er

hinzu, Ihr habt mich gemishandelt, mir die Kleider zerriſſen, mich im Schnee herumgeworfen wie einen ausgeſtopften Strohmann! Ihr ſeid Nichtswürdige, an denen ich Gelegenheit zu einer beiſpielloſen Rache finden werde!

Aber mein Gott, warum ſagtet Ihr es denn nicht, daß Ihr noch lebendig waret! ſagte der Graf, während die Andern ein lautes ſchallendes Gelächter aufſchlugen. Wir hätten uns ſonſt den Teufel ſo viel mit Euch herumgeſchleppt! Ich und dieſe würdigen Männer haben mehr zu thun, als ſich zum Laſtträger derer von Ranzau herzugeben.

Ich weiß, Ihr ſeid jetzt auch ein Demokrat geworden, Graf Sarmland! rief Baron Ranzau mit geſteigerter Wuth. Und wie wäre es auch in dieſer ſaubern Geſellſchaft anders von Euch zu erwarten. Weil Ihr wild geworden waret, wie ein angeſchoſſener Eber, hielt ich es für das Gerathenſte, mich ſo lange todt zu ſtellen, bis Eure in ganz Mecklenburg berüchtigte Hitze ſich gelegt haben würde. Als ich ſah, daß Ihr revolutionaire Abenteurer zu Eurer Hilfe annahmt, wurde ich erſt recht in meinem Entſchluſſe beſtärkt, und ließ mich geduldig von Euch nach meinem Wagen tragen, wo ich meine Piſtolen gelaſſen hatte. Seht hier, jetzt ſtehen ſie Euch zu Dienſten, und wenn

ich Euch behandeln ſollte, wie Ihr es verdient habt, ſo würde ich jetzt mitten unter Euch ſchießen, wie unter eine Heerde Krähen.

Er ſteckte dabei in der That zwei ſchöne engliſche Doppelpiſtolen zum Wagenſchlag heraus, und deutete auf den geſpannten Hahn derſelben. Von Seiten der drei Freunde wurde ihm jedoch abermals nur mit einem donnernden Lachen geantwortet, in welches auch Graf Sarmland mit dem herzlichſten Ausdruck einſtimmte.

Der Baron hatte dieſe Wirkung ſeines Zorns nicht erwartet, und gab deshalb ſeinem Kutſcher das Zeichen, davon zu fahren. Während der Wagen ſich jetzt eiligſt in Bewegung ſetzte, ſah ſich Ranzau noch einmal nach den Zurückbleibenden um und rief mit ſo gewaltiger Stimme, daß es weit über das Feld hinausſchallte: Graf Sarmland Demokrat, Demokrat Graf Sarmland!

In dieſem Augenblicke krähte auf einem benachbarten Tagelöhnergehöft zum dritten Male der Hahn. Der Graf ſah ſich erſchrocken nach Roman um, der ihm mit einer komiſchen Geberde bedeutungsvoll zunickte.

Wie ich es Euch geſagt habe! warf Roman lakoniſch hin.

So ſeid Ihr doch wohl ein richtiger Prophet? ſagte der Graf mit erſchütterter Stimme.

Das ſind wir Volksmänner alle! verſetzte Roman mit vielem Pathos.

Jetzt brach die Sonne mit ihrem herrlichſten Flammenbogen am Horizont durch. Der Graf begann zu fröſteln, und man ſchlug ihm unter theilnehmenden Verſicherungen die Rückkehr nach dem Schloſſe vor. Er bat die Herren, mit ihm zu frühſtücken, nachdem ſie ſo viele Drangſale mit ihm getheilt hätten, was denn auch ohne weiteres Zögern angenommen wurde. So begab ſich jetzt die ganze Geſellſchaft mit raſchen Schritten nach Schloß Sarmland zurück. Roman und Malounin führten den Grafen in ihrer Mitte. Der kleine Fritz Lerche pfiff und jodelte hinter ihnen her.

Siebentes Capitel.

Die Bäcker Deutschlands.

Von allen diesen nächtlichen Vorgängen im Schlosse Sarmland und seiner Umgebung war die junge Gräfin Leonore in der Abgeschiedenheit ihres entfernten Gemachs gänzlich unberührt geblieben. Noch ehe der Tag begonnen, war Leonore ihrer Gewohnheit gemäß aufgestanden und hatte sich rasch, ohne Beihilfe einer Kammerfrau, die ihr nicht verstattet war, in die Kleider geworfen.

Die ihr so streng vorgezeichnete Pflicht rief sie heut in das benachbarte kleine Städtchen, wo sie auf den Befehl ihrer Mutter, und nach dem bekannten Erziehungsplane derselben, in einer dort befindlichen Bäckerwerkstatt einige Stunden zuzubringen und an der Arbeit Theil zu nehmen hatte.

Leonore unterzog sich gern diesen eigenthümlichen Studien, die freilich zu ihrem feinen liebenswürdigen

Weſen in dem bizarrſten Kontraſt ſtanden, jedoch in dieſer Weiſe durchaus nicht von ihr empfunden und behandelt wurden. Das junge ſchöne Mädchen war bei aller ſeiner originellen Begabung zugleich eine ſo einfache und tüchtige Natur, daß ſie die ihr zugemuthete Beſchäftigung mit allem praktiſchen Ernſt auffaßte, und dabei zugleich an den Geſtalten, mit denen ſie dabei in nothwendige Berührung kommen mußte, ſich vielfach ergötzte. Sie verſtand es aber auch, mit den Handwerkern, deren Genoſſin ſie in dieſen Lehrſtunden wurde, auf eine eben ſo ungezwungene als würdevolle Weiſe umzugehen, ſo daß ſie vor jeder zu vertrauten Annäherung durch ſich ſelbſt geſchützt blieb, und doch in freier Weiſe einem ihr ungemein anziehend gewordenen Verkehr mit den kräftigen Männern des Volkes ſich hingeben konnte. Wenn ſie dies Verhältniß geſucht hätte, ſo würde man gegen daſſelbe den Vorwurf fratzenhafter Koketterie haben erheben können. Da es ihr aber aufgedrungen worden war durch die berechneten Maximen ihrer Mutter, welche ihre Tochter dadurch theils ſyſtematiſch erziehen und abhärten, theils erniedrigen und verſtoßen wollte, ſo bewies Leonore durch die Art, wie ſie eine ſolche Situation ſtets nahm, nur ihren ſinnigen, in ſich ſelbſt unabhängigen und durchaus geſunden Geiſt.

Nachdem Leonore ihr Glas Milch getrunken, worin ihr einziges Frühstück bestand, schickte sie sich zu ihrer Morgenwanderung nach dem nur eine halbe Stunde von dem Schlosse entfernten Städchen an. Dieser Weg mußte zu Fuß und allein von ihr zurückgelegt werden, und sie hätte oft gewünscht, daß er sich um einige Stunden verlängert hätte, denn es gab nichts Wonnereicheres für sie, als diesen einsamen Frühspaziergang, der sie über Feld und Wald führte, und wobei sie zuweilen mit den Rehen, die am Saum des Gehölzes ihrer zu harren schienen, einen Morgengruß auswechselte.

Leonore warf jetzt rasch die schwarze Sammt-Mantille über, denn die Anlegung eines schwereren Mantels verschmähte sie in der Regel selbst bei der starken Kälte des Wintermorgens. Der schöne Kopf wurde mit einer seidenen Kappe bedeckt, worin bei Sturm und Regen auch das Gesicht größtentheils eingehüllt werden konnte. Doch bot sie jetzt, als sie aus der Schloßpforte heraustrat, ihre Wangen mit besonderem Wohlgefallen dem eisigen Morgenwind dar, der ihr Gesicht in einen milden Purpur tauchte. Die Sonne drang eben mit ihrer vollen zitternden Scheibe am Horizont durch, als sich Leonore auf den Weg begab. Sie begrüßte mit ihren fröhlichen innigen Augen den

Sonnenstrahl und freute sich wie ein Kind, als sie den frischen weißen Schnee unter ihren Füßen knistern fühlte. Zwei zankende Krähen, die ihr mit vielem Geräusch bis in den Wald hinein folgten, brachten sie durch ihr Geschwätz zu lautem Lachen.

Das Städtchen, in welchem Leonore diesem Theil ihrer wirthschaftlichen Lehrjahre obzuliegen hatte, hieß Waaren. Eine dortige Bäckerwerkstatt genoß eines hohen Rufes in der ganzen Umgegend, obwol die Gräfin Sarmland ihre Tochter besonders deshalb in diese Schule sandte, weil dort ein sehr strenger unfreundlicher Werkführer war, von dem Leonore in keiner bessern Form als jeder andre Bäckergesell behandelt wurde. In diesen allerdings sehr harten Berührungen sollte die junge Gräfin zugleich eine disciplinarische Einwirkung auf ihr Gemüth erfahren, welches ihre Mutter häufig verstockt nannte, besonders wenn Leonore allen ihr zugedachten Demüthigungen und Herabwürdigungen nichts als eine unermüdliche Heiterkeit und Zuversicht, die etwas Unnahbares hatte, entgegensetzte.

Als Leonore jetzt in die Werkstatt eintrat, waren sämmtliche Gesellen bereits in der rührigsten Arbeit begriffen, und die junge Gräfin empfing von dem beständig scheltenden Altgesellen einen Verweis wegen

Zuspätkommens. Dieser Altgesell war ein Baier, Konrad aus Bamberg genannt, und man sagte ihm nach, daß er von der Gräfin Sarmland noch besonders Geld dafür empfange, wenn er seine rauhe und widerwärtige Weise zur möglichsten Belästigung der jungen Schülerin verwende. Es konnte nicht fehlen, daß ihm wegen dieses Benehmens gegen das zarte Kind eine Opposition von den übrigen Gesellen des Hauses entstanden war, die ihm selbst oft einen sehr schweren Stand bereitete. Die andern Gesellen bestanden aus einem Sachsen, einem Hannoveraner, einem Würtemberger und einem Preußen, und es fand demnach das seltsame Zusammentreffen statt, daß die Hauptstämme Deutschlands in der kleinen Welt dieser mecklenburgischen Bäckerei vertreten waren und zum Theil auch hier in vielfachen Spaltungen und Intrignen sich gegen einander aufstellten.

Die Parteiungen und Sonderstellungen gruppirten sich aber hier ausschließlich um die junge Leonore, deren Schönheit, Liebenswürdigkeit und hoher Rang dabei gleicherweise in Betracht zu kommen schienen. Der Baier war ihr entschiedener Gegner, und stützte sich dabei, wie wir schon haben durchblicken lassen, auf eine außerhalb der Bäckerei stehende und wirkende Macht, welche man in ihrer letzten Spitze auf das

Boudoir des Schlosses Sarmland zurückführen wollte. Die übrigen Vier zertheilten sich in sehr wesentlichen Nüancen.

Sachsen, Hannover und Preußen stimmten noch am meisten darin überein, daß Leonore ein Geschöpf von den herrlichsten und seltensten Eigenschaften sei, das man unbedingt anerkennen und gegen alle Angriffe des feindlichen Altgesellen in Schutz nehmen müsse. Dies war jedoch nur die höchst allgemeine Fragestellung, für welche in dieser Fassung allerdings eine Majorität von drei Stimmen zu Gunsten Leonorens zu erzielen war. Auf den hartnäckigen Würtemberger konnte man aber auch in dieser allgemeinen Frage nicht immer mit Bestimmtheit rechnen, und er hatte schon einige Male auf einem sehr entscheidenden Punkte, wo es darauf ankam, dem Altgesellen zu opponiren, seine Mitwirkung verweigert.

Der Würtemberger war auch so übel nicht, als es zuweilen mitten in dem parlamentarischen Gefecht der Backstube den Anschein gewinnen mochte. Er hieß Klug und war aus Heilbronn gebürtig, weshalb sie ihn auch das Neckar-Krokodill nannten; denn er verbarg hinter seinem weinerlichen und anscheinend tiefsinnigen Wesen eine höchst radikale Gemüthsart, die mit ungemein sophistischen Anwandlungen verwebt war.

Er gestand ebenfalls zu, daß Leonore ausgezeichnet sei, aber er meinte, man müsse auch darauf sehen, was sie wirklich leiste, weil der erschwerende Umstand bei ihr vorliege, daß sie eine geborne Gräfin sei. Er verlangte, daß man der angehenden Bäckerin nicht zurechnen dürfe, was etwa der altadeligen Gräfin zugestanden werde. Auch forderte er mit nicht geringer Bestimmtheit, daß, wenn man sie lediglich als schönes Mädchen betrachte, sie blos deshalb, weil sie eine Gräfin sei, nicht schöner gefunden werden könne, als die schöne mecklenburgische Magd, die im Bäckerhause diente. Er setzte dies gewöhnlich noch weiter dahin auseinander, daß er den Satz aufstellte: eine Magd sei nicht blos eine Magd, wie eine Gräfin nicht blos eine Gräfin sei.

Auf dieses Gebiet der spitzfindigsten Erörterungen ihm zu folgen, hatte eigentlich nur der Preuße den Geist und den Muth. Der preußische Gesell hieß Teut aus Deutsch-Krone am Radunsee, und hatte wegen dieses, wie man fand, ungemein anspruchsvollen Namens natürlich sehr viel zu leiden, da die politischen Verwickelungen von Deutschland auch in der Bäckerstube zu Waaren ihr Abbild und ihre Nachwirkung fanden.

Der Preuße meinte, daß der Würtemberger sich

in eine ganz ſchiefe Stellung zu Leonoren ſtelle, die von ihnen Allen als eine höhere, in dieſe Werkſtatt eingekehrte Erſcheinung und gewiſſermaßen als der Genius der Arbeit ſelbſt angeſehen und verehrt werden müſſe. Er trug daher darauf an, daß die Scheingründe des Würtembergers, aus denen ohnehin kein Menſch klug werden könne, keinen Einfluß auf die Entſcheidung einer „Hauptfrage" haben dürften. Um den Würtemberger Klug vollends zu entkräften, wies er ihm nach, daß derſelbe ſich in eine zweideutige Lage geſetzt habe, indem er durch die argliſtige Unterſcheidung von Bäckerin, Gräfin und ſchönem Mädchen hier dem Altgeſellen und dort der Hausmagd Zugeſtändniſſe mache, und doch weder der unbedingte Anhänger des Einen, noch der unbedingte und ausſchließliche Liebhaber der Andern ſei. Denn in mehreren Nebenfragen, welche Leonore in der Werkſtatt betrafen, hatte er auch gegen den Altgeſellen geſtimmt, und mit der Hausmagd hielt es Klug ebenfalls nicht allein, ſondern er war auch mit der etwas ältlichen Wirthſchafterin ſchon in ſehr vertraulicher Rückſprache betroffen worden.

Der ſächſiſche Burſch war ein kleiner ſchmaler Geſell, der die deutlichſten Symptome der Schwindſucht an ſich trug, obwol er faſt täglich behauptete,

daß er nichtsdeſtoweniger ſehr alt zu werden hoffe, weil er an ſeinen Zuſtand bereits ſeit langer Zeit gewöhnt ſei, und er eigentlich fortwährend abgenommen habe. Man nannte ihn ganz einfach den Bruder Leipziger, ſowie den Andern, einen ebenſo vierſchrötigen als ſchweigſamen Burſchen, den Bruder Hannoveraner. Beide waren der lieblichen Leonore keineswegs entgegen, ſie hielten aber auch ſehr viel auf den Altgeſellen, und hätten denſelben am liebſten mit der ſo oft von ihm geſcholtenen Schülerin verſöhnt, wozu ſie alles Mögliche beizutragen ſuchten. Im Uebrigen waren ſie ſammt und ſonders gute und brave Geſellen, welche der armen Leonore Alles zu Gefallen thaten, was ſie ihr nur an den Augen abſehen konnten, mit Ausnahme des böſen Altgeſellen.

In dieſe ſonderbare Geſellſchaft trat Leonore auch heut wieder mit der ihr eigenen fröhlichen Anmuth ein. Die Einrührung des Teiges, worauf ihre Studien vorzugsweiſe gerichtet ſein ſollten, war größtentheils ſchon vollendet, und darauf bezog ſich die Rüge, mit welcher ihr heut wieder der Altgeſell in ſehr rauhem Ton entgegengetreten war. Die Andern verhielten ſich ſtill dazu, weil es ſich dabei um eine Hauptfrage handelte, wofür natürlich der Teig in einer Bäckerwerkſtatt angeſehen werden mußte.

Leonore ſagte mit ihrem überaus anmuthigen und rührenden Lächeln: ſie fühle ſich ſehr geehrt, daß man ſo ſtreng mit ihr ſei, und ſie verlange dies ausdrücklich, weil man ſie dadurch zugleich würdig erkläre, ein nützliches Mitglied dieſer trefflichen Werkſtatt zu ſein. Sie fügte hinzu, daß ſie allerdings die Zeit verſchlafen habe, weil im Hauſe ihrer Eltern in der verfloſſenen Nacht ein großer Maskenball geweſen ſei.

Ei, der muß recht ſchön geweſen ſein! rief der Sachſe jubelnd aus. War denn aber auch die ſogenannte Maskenfreiheit mit dabei? Denn wie ich nichts mehr thue, wo die Freiheit nicht mit dabei iſt, ſo geſtehe ich auch, daß es auf einer Redoute eigentlich nur die Maskenfreiheit iſt, welche mir Vergnügen macht!

Wunderlicher Narr, verſetzte der würtembergiſche Geſell mit ſeinem gewöhnlichen hofmeiſternden Ton, die Maskenfreiheit iſt ja ein Ding, das an ſich gar nicht exiſtirt, wie ſoll es denn mit dabei geweſen ſein? Du ſprichſt von der Maskenfreiheit, wie von einem Handwerksburſchen, mit dem du zuſammen ſchnurren gehen könnteſt!

Ich bin mein Lebtag noch nicht ſchnurren gegangen! erwiderte der Leipziger gereizt und heftig. Du hälſt Dich mit Deinen dunkeln Redensarten für doppelt

geſcheidt, weil Du Klug heißeſt und ein Württemberger biſt. Du mußt aber bedenken, Bruder Heilbronner, daß Du noch lange nicht vierzig Jahre alt biſt, noch lange nicht!

Bei dieſer Anſpielung entſtand ein allgemeines Gelächter, und auch Leonore konnte ſich nicht enthalten, frohlockend in ihre kleinen Hände zu klatſchen. Der baieriſche Altgeſell nahm dies aber ſogleich wieder übel auf und bedeutete ſie, daß noch zwei Dutzend Pameln und Kringeln (wie man in Mecklenburg gewiſſe kleinere Gebäcke nennt) fertig zu machen ſeien und daß, wenn man zu ſpät komme, man dann ſeine Hände doppelt zur Arbeit gebrauchen müſſe.

Der Württemberger und der Sachſe, die ſchon beide ärgerlich geworden waren, bemerkten murrend, daß dies nach dem März keine Art und Weiſe mehr ſein könne, ein Mitglied dieſer Werkſtatt zu behandeln. Der Bruder Hannoveraner ſchloß ſich ihnen nachdrücklich an und ſagte mit ſarkaſtiſchem Achſelzucken, man ſehe doch, daß Baiern niemals das ihm zuſtehende Maaß halten könne. Teut, der Preuße, richtete ſich in ſeiner ganzen Flügelmannshöhe auf, und ſtand einen Augenblick lang mit verſchränkten Armen da, um zu ſehen, wie weit es der Altgeſell einmal wieder treiben werde.

Konrad aus Bamberg hielt es aber noch für gerathen, die um ihn her vorgehenden Bewegungen unbeachtet zu lassen. Es schien ihm augenblicklich mehr in seinem Vortheil, wenn er die Gesellen unter einander wieder entzweien könnte, und deshalb brachte er mit großer Klugheit das Gespräch noch einmal auf die Maskenfreiheit. Die beiden Andern hatten diesen schwierigen Gegenstand nicht sogleich wieder aufgenommen, weil sie zu fühlen schienen, daß ihre Begriffe darüber keineswegs ganz klar und geordnet waren.

Bei uns zu Hause in Baiern, nahm der Altgeselle das Wort, weiß man schon eher, was der Karneval heißt, als hier in Eurem spaßlosen Norden, wo Ihr die Masken blos anlegt, damit Ihr nicht durch Eure frostigen und ungemüthlichen Gesichter den Zweck des allgemeinen Lustigseins stört. Wenn Ihr mich einmal in München besucht, Freunde, wo ich mich später als Meister niederzulassen gedenke, dann will ich Euch zeigen, was die Maskenfreiheit ist!

Das Wort wirkte wie ein siedendes Pech, welches in ein Gefäß ausgegossen wird. Der Württemberger und der Sachse bissen sich beide in demselben Augenblicke wie erschrocken auf die Lippen, denn sie hatten nur ungern etwas miteinander vor, einmal weil sie ihre gegenseitige Heftigkeit scheuten, und dann weil

ſie ſich im Grunde als gute Kameraden liebten. Jetzt aber fühlten ſie Beide, daß es nach dieſer Herausforderung eine Ehrenſache für die ganze Werkſtelle geworden ſei, den abgebrochenen Streit auszufechten.

Ich bin auch in Baiern gewandert, hub der Sachſe zuerſt etwas ſchüchtern wieder an, indem er dabei mit einer zitternden, ſeinen ganzen Gemüthszuſtand verrathenden Handbewegung eine große Prätzel formte. Ich habe in Baiern ebenſowenig die Freiheit als die Maskenfreiheit finden können, und kann nicht zugeben, daß München darin irgend einen Vorzug vor Berlin, Stuttgart oder irgend einem andern Dorf des unglücklichen Deutſchlands beanſpruchen könne. Die Baiern bilden ſich zuweilen ein, Südländer zu ſein, und trinken keinen halben Seidel mehr aus, ohne bei Europa zu ſchwören. Es iſt dies ſo voreilig, als wenn man die Berliner ſchon Ruſſen nennen wollte!

Der ſächſiſche Geſell war ſich ſehr wohl bewußt, daß er in dieſem Augenblick, wo er nach allen Seiten hin ſchlug, in der Werkſtatt gewiſſermaßen allein ſtand. Der Preuße ſchob das Schwarzbrot mit dem er beſchäftigt war, mit einer ſehr wilden Gebärde in den Backofen, doch verharrte er noch immer in ſeinem oft ſehr hartnäckigen Schweigen, obwol es ihn ſicht-

lich verdroß, was gegen Berlin gesagt worden war. Der Württemberger kratzte sich bereits zum dritten Mal hinter den Ohren, was, wie man wußte, nichts Gutes zu bedeuten hatte. Der Hannoveraner schien noch zweifelhaft, auf welche Seite er sich bei einem wirklich ausbrechenden Kampf schlagen würde.

Der Sachse blickte sich noch einmal im ganzen Kreise um, und sein nach Beistand suchendes Auge traf auf die ihm heiter zuwinkenden Blicke Leonorens, die fleißig arbeitete, aber auch das um sie her Vorgehende mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beobachtete.

Der württembergische Gesell glaubte zuerst den ihm hingeschleuderten Fehdhandschuh aufnehmen zu müssen. Seine weinerliche aber tiefe Stimme nahm einen immer schärfer schrillenden Ton an, indem er sagte: Ich muß bei meiner Behauptung bleiben, daß der Sachse durchaus nicht weiß, wovon er spricht. Er verwechselt offenbar die politische Freiheit mit der Maskenfreiheit und zeigt dadurch, daß er von beiden nichts versteht, und in beiden Sachen niemals ordentlich gearbeitet hat. In der Maskenfreiheit nimmt man sich alles Mögliche heraus, und in der politischen Freiheit steckt man alles Mögliche ein: das ist der große und fürchterliche Unterschied!

Nun so sollen doch gleich zwanzig Donnerwetter darein schlagen! unterbrach ihn der Leipziger mit einer drohenden Gebärde. Man will mir, einem Mann aus Sachsen, wo zuerst die lutherische Kirchenreformation entdeckt worden, nachsagen, ich wisse nicht zu unterscheiden: wenn man sich etwas herausnimmt oder wenn man etwas einsteckt! Eine größere Verwirrung der Zeitbegriffe ist noch gar nicht da gewesen. Ich sage es Euch nochmals: der Sachse hat Verstand, der Sachse hat die Reformation erfunden, und der Sachse wird darum auch wissen, was Maskenfreiheit und was politische Freiheit ist!

Er weiß es aber nicht! schrie der Württemberger mit dem Aufgebot seiner ganzen Lungenkraft. Ich warne Euch Alle vor diesem Menschen, der uns jetzt vollends bis über den Kopf in die Verwirrung hineinstürzt, indem er auch noch die Religion und die Kirche mit in den Streit mischt! Vor einem solchen bodenlosen Kerl kann man sich gar nicht retten.

Das ist eine niederträchtige Verläumdung! rief der kleine sächsische Gesell ganz außer sich, indem er vor Aerger fast eine Elle hoch in die Luft sprang.

Mäßigen Sie sich, Sachse, sagte darauf der Preuße mit einem düstern Ernst, indem er den Andern in seinem Luftsprung auffing und ihn sachte und gleich-

mäßig wieder hinter den Tiſch ſtellte. Der Baier rieb ſich vergnügt die Hände und ließ es ſelbſt unbeachtet, daß Leonore, in ſteigender Beluſtigung an der Scene, ihre Arbeit niederlegte, nachdem ſie einen Kringel in ganz viereckiger Geſtalt hatte verderben laſſen. Bruder Hannoveraner ſah, daß der Sachſe wahrſcheinlich ſehr bald Prügel bekommen würde, und rückte deshalb unwillkührlich von ihm weg in die Nähe des Württembergers, der mit einer unverkennbaren Tücke den Sachſen betrachtete.

Ich ſchlage mit Händen und Füßen um mich, wenn ihr keine Vernunft annehmt! ſchrie der Leipziger, der bald nicht mehr wußte, was er that. Iſt denn ein menſchenwürdiger Sinn darin, wenn der Württemberger behauptet, daß man in der politiſchen Freiheit alles Mögliche einſtecken muß? Ich bitte Euch um Gottes Willen, Kinder, ſagt mir, was man eigentlich darunter verſtehen ſoll? Denn mir ſauſt und brummt es ſchon vor den Ohren, daß ich gar keinen klaren Gedanken mehr faſſen kann!

Jetzt erhob ſich der Preuße abermals in ſeiner ganzen ſechs Fuß langen Figur und erbat ſich mit kräftiger Stimme einen Augenblick Ruhe. Dann ſagte er mit einer gewiſſen Feierlichkeit: Wenn Ihr das, was der Württemberger ausgeſprochen hat, einen Ge-

danken nennen wollt, ſo will ich nichts dagegen haben. Der Württemberger iſt nie mein Freund geweſen, aber Gerechtigkeit für Alle! ſo lautet mein Wahlſpruch, und Ihr werdet ihn ſtets an mir beobachtet haben, ſo lange Ihr mich hier auf der Werkſtelle geſehen.

Zur Sache! rief der Sachſe boshaft, der nun zu bemerken glaubte, daß er bei dem bevorſtehenden Kampf, zu dem ſich Alles anließ, auf den Preußen ebenſowenig als auf den Hannoveraner ſich würde verlaſſen können.

Die Sache iſt einfach die, erwiederte der Preuße ſtolz, der Württemberger hat ein wahres Wort geſprochen, wenn er geſagt hat: in der politiſchen Freiheit ſteckt man alles Mögliche ein! Ja, Freunde und Brüder, es giebt eine Freiheit, die nur noch darnach trachtet, Etwas in die Taſche zu ſtecken. Ihr habt es ſo gut wie ich in den Klubbs gehört, daß man dies den Kommunismus nennt. Unſer Mitglied für Württemberg hat unter dieſem Einſtecken alles Mögliche, von dem er geſprochen, den Kommunismus verſtanden, und es iſt ihm begegnet, daß er mit dieſem die politiſche Freiheit verwechſelt hat, ſo wie es dem Mitglied für Sachſen begegnet iſt, daß es die politiſche Freiheit mit der Maskenfreiheit verwechſelt hat, mit dem erſchwerenden Umſtand, daß es uns

dabei auch noch mit der Kirche über den Hals kommen wollte.

Jetzt wird das Neckar-Krokodil um das Wort bitten! begann der Württemberger, vor Ingrimm seufzend. Ihr habt mich oft so genannt, wenn mein innerlich weiches Gemüth, das ich von meiner schwäbischen Mutter ererbt habe, mich in Euren Versammlungen fortriß. Aber jetzt will ich Euch Etwas vorheulen, als wenn ich ein Krokodil in Aegypten wäre. Ich sage es jetzt ganz laut: der Preuße ist ein Jesuit! denn nur ein Jesuit kann mich so verdächtigen, als es dieser Preuße Teut so eben gethan hat. Wegen einer ganz einfachen Redensart beschuldigt er mich des Kommunismus, und das will aus Teut's Munde etwas sehr Schlimmes bedeuten. Denn bei ihm zu Hause, wo die Blumen auf dem Felde schon zur Büreaukratie gehören, und wo jeder Sperling auf dem Dache mit einer Polizeinummer versehen ist, hält man den Kommunismus nur für eine Kunst, die Gefängnisse zu bevölkern. Ich muß mich aber ausdrücklich gegen diese Verdächtigung verwahren. Ob ich Kommunist bin oder nicht, darüber brauche ich mich hier in dem Atelier der Semmeln und Prätzeln, wo man nur Jedem so viel bäckt, als er Schillinge hat, nicht zu erklären, erst in der künftigen Gemeindebäckerei

ſcheint mir der würdige Ort mich darüber auszuſprechen, meine Herren! Wenn ich aber geſagt habe: in der politiſchen Freiheit ſteckt man alles Mögliche ein, ſo iſt dies ein rein politiſcher Satz, und ich muß mich ausdrücklich dagegen verwahren, daß man ihn hier in einer ſocialiſtiſchen Bedeutung nehme. Ich habe damit nur ſagen wollen: wenn der Deutſche frei iſt, läßt er ſich erſt recht Alles gefallen!

Der geübte Klubbredner hatte am Schluße ſeiner Rede auf Beifall gehofft, und ſah jetzt fragend im Kreiſe ſeiner Genoſſen umher. Die Verſtimmung hatte aber hier zu bedeutend um ſich gegriffen, und man ließ ihn mit einer unverkennbaren Abſicht ohne die Zeichen der Zuſtimmung, welche man ihm ſonſt ſo bereitwillig ſpendete. Im Gegentheil bezeugte der Preuße, der auch allerdings am heftigſten angegriffen war, Luſt, den Streit fortzuſetzen.

Du gibſt mir alſo Recht! erwiderte Teut mit einem höhniſchen Lachen. Sich Alles gefallen laſſen, das heiße gerade ſo viel, als alles Mögliche einſtecken, denn man ſteckt am Ende doch nur das ein, was Einem gefällt, und man läßt ſich gerade das gefallen, was man einſteckt!

Die Verwirrung ſtieg, da der Genius der deutſchen Sprache ſelbſt die Streitenden zu necken ſchien,

und ſie in ein Labyrinth von Vorſtellungen hineintrieb, aus dem ſie ſich am Ende nur auf dem Wege einer ganz thatſächlichen Entwicklung wieder herausfinden konnten. Dieſe trat freilich dadurch ein, daß Klug, der ſeinen Aerger über die ſchlechte Aufnahme ſeiner Rede nicht mehr bemeiſtern konnte, dem Teut hierauf eine gewaltige Ohrfeige verſetzte, welche ſich mit fünf weißen Strichen im Geſicht des Preußen abzeichnete. Teut ſprang mit ruhiger Entſchloſſenheit auf ihn los, und ſchnürte ihm mit beiden Händen die Kehle zu, ſo daß der andere mit einem kaum noch hörbaren Seufzer die Ueberlegenheit ſeines Kameraden eingeſtehen mußte. Der Sachſe und der Hannoveraner bemühten ſich, ſie auseinander zu bringen, was jedoch nicht ohne bedeutende Nachtheile für ſie ſelbſt abging, da Klug für ihre Bemühungen, ihn loszumachen, nur mit Händen und Füßen nach ihnen ſtieß, ſo daß ſie anfingen ihn ebenfalls nach dem Kriegsrecht zu behandeln. Der Altgeſell, der ſich noch in einer vorſichtigen Entfernung hielt, würde bald nicht minder in dieſen Streit hineingezogen worden ſein, wenn nicht in dieſem Augenblick von außen auf eine ſo heftige Weiſe an die Fenſter gepocht worden wäre, daß die Kämpfenden plötzlich inne hielten und mit Aufmerkſamkeit dem neuen Vorgang ſich zuwandten.

Der Schlag gegen die Scheiben war ſo ſtark geweſen, daß einige derſelben ſofort zertrümmert in die Werkſtatt zurückfielen. Leonore war raſch an das Fenſter geſprungen, in der Hoffnung, durch irgend eine Dazwiſchenkunft aus der bedenklichen Lage befreit zu werden, in welche ſie ſich durch ihre Situation verſetzt ſah. Denn aus der Stube zu entfliehen war dem geängſteten Mädchen unmöglich geworden, da ſich der Knäuel der in einander verwickelten Geſellen dicht vor die Thür hingeſchoben hatte.

Leonore hatte ſich hinſichtlich der Stimmen, die ſie von der Straße her vernommen, nicht getäuſcht. Es war ihr Vetter Roman mit ſeinen beiden Freunden, welche, nach Beendigung ihres Frühſtückes beim Grafen Sarmland, ſchon wieder reiſefertig ſchienen, und zufällig an dem Hauſe vorüber gegangen waren, aus welchem das fürchterliche Schreien und Lärmen der Bäckergeſellen zu ihnen drang.

Leonore nickte ihrem Vetter, der mit Erſtaunen zum Fenſter hereinſah, haſtig zu und bat, man möchte ihr doch helfen. Roman, Fritz Lerche und Malounin beeilten ſich nun, in das Haus zu treten und in die Backſtube einzudringen, was nicht ganz ohne Schwierigkeiten geſchehen konnte.

Achtes Capitel.

Der Bund der Matadore.

Der unglückliche Streit, den wir in ſeinem Entſtehen und Verlauf geſchildert, hatte die Bäckergeſellen in einem, wie es ſchien, unentwirrbaren Knäuel dicht vor die Thürſchwelle hingeworfen. Sie hatten zwar, nachdem die Fenſter von Außen zerſchlagen worden, aufgehört noch ferner auf einander loszuprügeln, aber ſie hielten ſich in der unfreiwilligen Gruppe, in die auch der baieriſche Altgeſell durch einen Fall verwikkelt worden war, ſo dicht an der Erde umſchlungen, daß ſie ſprachlos und ohne ſich zu regen, noch einige Augenblicke lang in dieſer Lage verharrten.

Roman hatte jetzt von Außen die Stubenthür geöffnet und entſchloß ſich kurz und gut, über die unbeweglich Daliegenden hinwegzuklettern, um ſo raſch als möglich zu Leonoren zu gelangen. Dies konnte freilich nicht ohne einige Fußtritte geſchehen, welche

den Geſellen auf eine etwas empfindliche Weiſe in die Seiten und auf den Rücken fuhren, und ſie ſprangen nun ſämmtlich mit blitzartiger Geſchwindigkeit vom Boden auf, indem ſie den Eingedrungenen mit drohenden Gebärden umringten.

Entſchuldigen Sie, meine Herren, wenn ich Sie in Ihrer Einigkeit unterbrochen habe! redete ſie Roman in ſeiner fröhlichen und gemüthlich gewinnenden Art an. Ich habe hier nur etwas mit meiner Couſine zu ſprechen.

Inzwiſchen hatten auch die beiden Freunde Roman's durch die Erleichterung des Eingangs Gelegenheit gefunden, in's Zimmer zu treten. Fritz Lerche bot ihnen, aus vollem Halſe lachend, einen guten Morgen, und der rieſenhafte Malounin nickte ihnen von oben herab mit einer vornehmen Kopfbewegung zu.

Die drei Ankömmlinge hatten für unſere Geſellen ſo viel Auffallendes und Fremdartiges in ihrer Erſcheinung, daß beim unvermutheten Anblick derſelben aller Streit und alle Feindſchaft unter ihnen vergeſſen war. An die Stelle des Haders trat nun ſichtlich die Neugier, zu wiſſen, wer die Fremden eigentlich ſeien, was ſie wiſſen wollten und weſſen man ſich von ihnen zu verſehen habe? Plötzlich aber ſchlug ſich der württembergiſche Geſell wie in einer freudigen Erinne-

rung an die Stirn und stürzte dann auf Roman zu, dem er als einem Bekannten mit biederer Herzlichkeit beide Hände schüttelte.

Roman schien ihn nicht sogleich wieder zu erkennen, sondern überließ sich seinem sehr eifrig begonnenen Gespräch mit Leonoren, die sehr erfreut war, ihrem Vetter zu begegnen, für dessen offenes und bewegliches Wesen sie immer ein besonderes Wohlgefallen an den Tag gelegt hatte. Es hatte diese Neigung aber durchaus keinen Grund, der in dem Herzen des liebenswürdigen Mädchens zu suchen gewesen wäre. Auf der einen Seite war es ihre kindliche Gutmüthigkeit, welche sie stets zu dem Vetter hingezogen hatte, auf den man in ihrem ganzen Kreise sonst nur schalt, und den der ganze Adel Mecklenburgs wie einen Verbrecher ansah. Auf der andern Seite suchte die stark beflügelte Wißbegierde Leonorens, welche gern über die engen Gränzen ihres Lebens hinausschweifte, gern mit Roman anzuknüpfen. Denn es hatte einen eigenen Reiz für sie zu hören, daß der junge Mann schon überall mit dabei gewesen war in der Welt, wie ihr Roman bei Allem, was er ihr erzählte, heilig versicherte. Es gab kein bedeutendes Ereigniß der Zeit, bei dem er nicht als Augenzeuge oder als wirklicher Theilnehmer zugegen gewesen wäre, und

dies hatte in Leonoren's Augen außerordentlich viel Werth und Intereſſe. Wenn ſie mit ihm zuſammen war, ſah ſie ihn ſich mit ihren ſchönen Blicken beſtändig an, als wünſche ſie aus ſeinem Geſicht, aus ſeinen etwas ſtark gefurchten Händen, ja aus den Falten ſeiner Kleider ſich etwas von der großen Bewegung der Welt, die da draußen vor ſich ging, abzugewinnen. Sie hatte es deshalb auch mit einigem Schmerz empfunden, daß ſie bei dem diesmaligen Beſuch Roman's auf dem älterlichen Schloſſe noch gar nicht Gelegenheit hatte finden können, ſich mit dem Vetter zu unterhalten und ihn über ſeine neueſten Weltbegebenheiten ein wenig auszufragen.

Das ſind alſo hier Deine wirthſchaftlichen Emancipationsſtudien, von denen ich ſo viel gehört habe, arme Couſine! ſagte Roman zu ihr, indem er ihre Hand in die ſeinige faßte und mit prüfendem Blick die Werkſtatt um ſich her betrachtete.

Es iſt ſonſt recht hübſch hier, entgegnete Leonore mit ihrem rührenden Lächeln. Nur heut haben ſich dieſe Herren zu ſtark um die deutſche Freiheit geſtritten, und das hätte uns Allen beinahe das Leben gekoſtet. Aber Du beſchäftigſt Dich ja auch noch immer ſehr ſtark mit dieſen Angelegenheiten, Vetter, und ſiehſt recht wohl dabei aus.

Gott ſei Dank, verſetzte Roman lachend, ich habe mir bei allen dieſen Stürmen, mit denen ich die deutſchen Gaue durchfahren, doch nichts abgehen laſſen. Ich habe oft an Dich gedacht, Leonore. Du biſt nur noch ſo verteufelt jung, erſt ſiebzehn Jahre alt, und dazu haſt Du blonde Haare. Wenn das nicht wäre, entführte ich Dich jetzt, um Dich als Freiheitsheldin mit auf die Reiſe zu nehmen. Deine große, prächtige Geſtalt, Dein himmliſcher Lockenkopf, Dein claſſiſch geformtes Geſicht würden Dich ſonſt vorzugsweiſe zu dieſer Rolle befähigen. Denn, unter uns geſagt, wir dürfen es nicht verſchmähen, allmälig auch ein wenig Race in die junge Freiheit zu bringen. Und dazu wären Deine herrlichen, phyſiſchen Mittel ſehr geeignet, mein Kind. Nur blos zu hellblond, weiß Gott, um einige Farbentöne zu hellblond.

Leonore erröthete im ſchönſten Purpur und ſagte dann verſchämt: Kommt es denn bei Euern Beſtrebungen ſo ſehr auf die Farben an?

Das will ich meinen, verſetzte Roman mit ſtolzem Bewußtſein. Die Farbe iſt ja ein lebendiger Theil des Gemäldes, und wer heut nicht eine beſtimmte ſcharfbegränzte Farbe halten kann, der kann auch keinen mitwirkenden Antheil haben an der großen Harmonie, die wir begründen wollen.

Alſo Harmonie heißt das Werk, das jetzt begründet werden ſoll? fragte Leonore mit einem wunderbar innigen Ausdruck ihres Geſichts, indem ſie ihre langen durchdringenden Blicke auf ihren Vetter richtete.

Das iſt außerordentlich ſchön, fuhr ſie langſam fort. Aber dann bin ich noch lange nicht ſo weit, um mitſpielen zu können. Denn bei meinem Muſiklehrer machen mir die Diſſonanzen noch ſchrecklich viel zu ſchaffen. So iſt es denn wohl recht gut, Vetter, daß ich zu blond zur Freiheitsheldin bin, wie Du ſagſt. In dieſem Fach, glaube ich, darf man nicht ſtümpern, und ich will lieber hier noch auf meinem Dorfe meine vormärzlichen Sonaten klimpern, bis ich, ſtatt blond, grau daran geworden bin. Wie haſt Du denn aber Deine eigene Blondheit ſo glücklich überwinden können?

Meine eigenen blonden Haare? Ja, es iſt wahr! erwiderte Roman lachend. Die habe ich principiell überwunden. Ich merke aber, mein Mühmchen iſt mit einer allerliebſten Empfindlichkeit zu Gunſten ihres blonden Lockenkopfes beſeelt. Nun, das gefällt mir aufrichtig, denn wer ein ächter Mann iſt, will an einem Weib nur das ächte Weib. Aber glaube mir, Kind, blond und blond iſt ein gewaltiger Unterſchied, ſo wie auch die Freiheit nicht mit der Freiheit verwechſelt werden darf. Auch die Reactionairs ſprechen

heute von der Freiheit, und ſcheinen ſich um dieſelbe zu zerreißen. Ja es gibt unter dieſen Reactionairs Subjecte, die uns ſogar ſo weit ins Handwerk pfuſchen, daß ſie von der Nothwendigkeit der Revolution ſprechen, und auf eine neue Schilderhebung zu provociren wagen. So verhält es ſich auch gerade mit dem Blondſein, mein Kind. Ich zum Beiſpiel bin blond, wie die alten nordiſchen Götter blond waren, mit jenem eigenthümlichen Zuſatz des Röthlichen, der das germaniſche Element eigentlich vorzugsweiſe auf die Revolution anweiſt, weshalb wir mit den Franzoſen noch einen Krieg auf Tod und Leben blos über die Frage zu beſtehen haben werden: Welche von den beiden Nationen die revolutionairſte iſt? Du aber, mein Kind, die Du Dich nennſt Leonore, Gräfin von Sarmland, Du biſt blond wie eine reactionaire Idylle, in der man an einem ſilberhellen romantiſchen Bache Krebſe fängt.

Roman würde ſich in ſeinem Geſchwätz vielleicht noch nicht unterbrochen haben, wenn ihn nicht ſein letzter Einfall plötzlich zu ſo ſtarkem Lachen gereizt hätte, daß er nicht mehr weiterſprechen konnte. Leonore ſah ihm mit der unbefangenſten Heiterkeit zu, ohne ſich gerade an ſeinem Lachen zu betheiligen. Es lag aber in dieſer freundlichen Zurückhaltung, die ſie

ganz unabſichtlich zeigte, eben ſo viel Beſcheidenheit als Entſchiedenheit, und ein mit weniger Selbſtbewußtſein Begabter, wie Roman von Roth, würde darin eine Art von Kritik gefunden haben, welche vielleicht in ihren glänzenden Augen ſchimmerte.

Dieſen Moment glaubte der Württemberger, der ſich zuvor vergeblich um Roman bemüht hatte, benutzen zu müſſen. Er näherte ſich wieder und ſagte mit Treuherzigkeit: So habe ich mich denn doch nicht getäuſcht. Ihr ſeid der große Redner und Volksführer, mit dem ich im vorigen Frühjahr zuſammen die Volksverſammlung im Odenwald abhielt, wißt Ihr wol noch? Damals ſagtet Ihr ganz daſſelbe wie heut und gerade mit denſelben Worten, denn Ihr ſagtet ebenfalls: Auch die Reactionaire ſprechen heute von der Freiheit. An dieſem ewig denkwürdigen Satz habe ich Euch heut vollſtändig wieder erkannt. Und nun gebt mir auch einmal die Hand.

Roman erkannte jetzt die Bekanntſchaft an, und reichte dem Handwerksburſchen mit vieler Verbindlichkeit die Hand. Es iſt gut, ſagte er mit etwas geheimnißvollem Anſehen zu ihm, daß ich weiß, wo Ihr geblieben ſeid. Denn es wird nun bald die Zeit wieder kommen, wo ich Euch rufen werde und unzählige Andere mit Euch. Wie aber ſeid Ihr

denn inzwiſchen in dieſe mecklenburgiſche Bäckerei gerathen?

Ich wollte ſo lange noch backen, bis ich wieder ſchlachten kann! verſetzte der Württemberger ruhig, aber mit einem aufblitzenden Feuer in ſeinen Augen. Hier in Mecklenburg iſt die Volkskraft noch wenig verbraucht, und man ſetzt hier ordentlich neue Stärke an, wenn man nur eine Zeit lang die hieſige Luft einathmet. Solchen Roggen wie hier findet man in der ganzen Welt nicht mehr, und ihn zu verarbeiten habe ich auch eines Mitgliedes der Volkspartei nicht für unwürdig gehalten, beſonders da unſere anderen Arbeiten jetzt ruhen.

Ihr braucht Euch gar nicht weiter bei mir zu rechtfertigen, entgegnete Roman mit herablaſſender Wichtigkeit. Eure Geſinnungstüchtigkeit iſt anerkannt. Ich will Euch darum auch meinen Freunden, Fritz Lerche und Malounin, vorſtellen, die jetzt ebenfalls mächtige Hebel der deutſchen Volksſache geworden ſind, und von denen Ihr auch Befehle entgegenzunehmen habt, wenn es Zeit ſein wird.

Klug näherte ſich hierauf den beiden andern Fremden und hieß ſie gleichfalls mit einer gewiſſen Feierlichkeit willkommen. Die übrigen Geſellen ſtanden mit ehrfurchtsvollem Schweigen umher und ſchienen

die Vertraulichkeit, mit der ſich ihr Kamerad in dieſer vornehmen Geſellſchaft bewegen durfte, zu bewundern.

Sind dieſe Herren auch Studenten? fragte Leonore leiſe ihren Vetter.

Der kleine Fritz Lerche hatte dieſe Frage jedoch gehört, und indem er ſich Leonoren mit der ihm eigenen zierlichen Gewandtheit näherte, bat er ſie auf eine ſehr komiſche Weiſe um die Erlaubniß, ihr ſagen zu dürfen, wer er ſei.

Leonore beluſtigte ſich an ſeiner eigenthümlichen Erſcheinung, die verwildert und ſolid zugleich genannt werden konnte. In ihrer durchaus kindlichen Weiſe, die noch wenig Arg in allen Dingen der Welt fand, nickte ſie ihm mit Freundlichkeit zu.

Wir ſind Alle nichts wie Matadore! ſagte darauf Lerche zu der jungen Gräfin mit ſeinem halb drolligen, halb ſchwermüthigen Accent, indem er ſich vor ihr bis zur Erde verneigte.

Matadore? wiederholte Leonore mit Verwunderung, indem ſie ihn von Kopf bis zu Füßen muſterte.

Ja, fuhr der junge Mann raſch fort, wir ſind die Matadore dieſer Zeit. Wir ſind weder Studenten, noch Handwerksburſche, noch Helden, und wollen am allerwenigſten das letztere ſein, denn ein Held iſt heutzutage ein höchſt altmodiſcher und reactionairer Begriff.

Seitdem aber der große Geheimbund der Matadore ſich begründet und durch die ganze Zeit verzweigt hat, weiß Jeder, daß die heutige Welt keinen Helden mehr bedarf, um frei und glücklich zu werden. So ſeht Ihr uns, mein Fräulein, die wir jetzt als Matadore die Welt durchziehen, um ſie frei und glücklich zu machen!

Alſo das ſeid Ihr und Eure Freunde? ſagte das ſinnige Mädchen nachdenkend. Das intereſſirt mich unbeſchreiblich! Ich habe immer gehört, daß die Matadore zwar gewaltige und entſcheidende Leute ſind, die in den Stiergefechten dem Thier, wenn es aufs Aeußerſte gebracht iſt, den Todesſtoß verſetzen, aber man nennt ſie zugleich handwerksmäßige Kämpfer, die ein Gewerbe aus der Tapferkeit machen.

Ihr ſeid ausnehmend gelehrt, Fräulein! verſetzte Fritz Lerche. Außerdem müßt Ihr ein ſpaniſches Wörterbuch führen, welches ganz teufelsmäßig ſarkaſtiſch gegen die armen Matadore zu Werke geht. Aber hört noch Eins! Wir ſind die neuen Landsknechte des heutigen Zeitgeiſtes, der, wie ich ſchon die Ehre gehabt habe, Euch zu ſagen, keine Heroen mehr brauchen kann. Darum ſind wir gekommen, um das Geſchäft zu übernehmen. Wir machen es bei weitem billiger, als die ehemaligen Heroen, die außerordentlich viel

Apparat für ihre Unſterblichkeit gebrauchten, und ſteife Prachtkerls, aber keine beweglichen Volksmänner waren. Wir ſuchen die Weltgeſchichte mehr auf die Dutzend-Arbeit zurückzuführen, und reiſen nun ſo lange herum, bis wir den Herrgott ſelber in unſere Mitte herabgezogen und aus ihm einen wohlgenährten Dutzendmenſchen, dem ſein Futter garantirt werden ſoll, gemacht haben! Da oben muß ihm ohnedies jetzt bange um ſein Fortkommen werden.

Das alſo ſind Eure Zwecke, ſagte Leonore langſam zu dem jungen Manne, auf deſſen feingezeichnetem Geſicht Spott und Melancholie ſich miſchten. Und dazu habt Ihr einen förmlichen Bund der Matadore geſchloſſen?

Er erſtreckt ſich jetzt durch alle Länder und Völker! antwortete Lerche, indem er über die Ernſthaftigkeit des jungen Mädchens lachen mußte. Ueberall warten wir Verbündete nur darauf, um dem Thier, wenn es auf das Aeußerſte gebracht iſt, den Todesſtoß zu verſetzen, wie Ihr Euch in Eurer allerliebſten Katechismusweisheit auszudrücken beliebt habt.

Und welches iſt denn das Thier, welches die Matadore jagen? fragte Leonore, zweifelhaft den Kopf ſchüttelnd.

Dies Thier heißt die Freiheit! erwiderte Fritz Lerche,

indem ſeine bleiche Wange von einem flüchtigen Roth überlaufen wurde. Wir jagen das edle Thier, die Freiheit, um ſie zu tödten, das iſt wahr, aber wir tödten ſie wie das Reh, aus dem wir etwas viel Höheres machen wollen, als das Reh iſt, nämlich den Rehbraten. Denn Ihr werdet mir doch zugeben müſſen, daß ein ſicherer Rehbraten in der Schüſſel viel mehr werth iſt als das Reh, wenn es noch ſo ſchön und frei im Walde umherläuft. So legen wir Matadore jetzt lediglich deshalb die letzte Hand an die Freiheit, damit die Menſchheit etwas von ihr in den Magen bekommt. Wir werden die Freiheit einſchlachten, wenn wir ſie erſt haben, und dies, mein Kind, nennt man das ſocialiſtiſche Moment unſerer Beſtrebungen. Jeder, der ſich als Menſch legitimiren kann, erhält dann ſeine Portion, von der er ſich gleichmäßig ſatt eſſen kann, bis an das Ende ſeiner Tage. Keiner darf aber mehr oder weniger eſſen als ihm zukommt, ſonſt wird er zum Verräther an der Idee der Gleichberechtigung, und das höchſte Geſetz der Zukunft wird darum: gute Verdauung heißen!

Die Andern hatten ſich jetzt auch dieſem Geſpräch zugewandt, und Roman und Malounin, die noch Manches an den ſeltſamen Anſichten Fritz Lerche's auszuſetzen haben mochten, wollten eben heftig auf ihren

humoriſtiſchen Gefährten losfahren, als ſich von draußen Peitſchenknall und das Rollen einer vornehmen Equipage vernehmen ließ.

Leonore eilte ebenfalls ans Fenſter und ſah mit Betroffenheit, daß es der Reiſewagen ihrer Mutter, der Gräfin Sarmland, war, der zu dem Städtchen hereinfuhr und ſich gerade auf das Bäckerhaus zu bewegte. In weniger denn einer Secunde hielt der mit ſechs Pferden beſpannte Wagen vor der Thür.

Die Gräfin Sarmland, welche ſich in einem romantiſchen Reiſecoſtume im Innern des Wagens befand, lehnte ſich einen Augenblick zum Schlage heraus, indem ſie einen ironiſch lächelnden Blick auf die Bäckerwerkſtatt warf, aus der ſie ihre Tochter abholen zu wollen ſchien. Sie zog aber ſchnell, wie von einem böſen Inſekt geſtochen, den Kopf wieder in den Wagen zurück und verhüllte ſich tief in den prächtigen Zobelpelz, der heut ihre ſchönen Glieder umfloß. Dann war ſie mit der Hand, als fürchte ſie auch dieſe noch nach Außen preiszugeben, ganz ſachte und wie verſtohlen an das Wagenfenſter gefahren und hatte daſſelbe heruntergelaſſen.

Die Urſache dieſes ſchnellen Rückzuges lag in der Begegnung ihrer Blicke mit denen Roman's. Seine unerwartete Erſcheinung am Fenſter der Werkſtatt hatte

faſt etwas Niederſchmetterndes für die ſeit Kurzem ſo viel geprüfte Frau. Roman ſah noch, wie der dunkle Scharlach auf ihren Wangen aufging, und dann war ſie auch ſchon ſeinen Blicken wieder entzogen. Es war das erſte Wiederſehen ſeit der verhängnißvollen Nacht, deren Erinnerungen und Nachwehen Amelie jetzt durch den Antritt einer großen Reiſe entfliehen zu wollen ſchien.

In demſelben Augenblicke war auch der Jäger heruntergeſtiegen und hatte ſich in das Haus begeben. Leonore ahnte, was ſie betreffen würde, aber ſie zitterte diesmal faſt vor Freuden, den Befehlen ihrer Mutter gehorchen zu müſſen. Der Bediente beſtellte dieſe Befehle dahin, daß die regierende Frau Gräfin der Begleitung der Comteſſe auf einer Reiſe entgegenſehe, und daß das ſämmtliche Gepäck der jungen Gräfin ſich bereits auf dem Wagen befinde, weshalb nur um ihr ſofortiges Einſteigen erſucht wurde.

Leonoren blieb daher nichts weiter übrig, als ſich auf der Stelle von der Geſellſchaft zu beurlauben, in der ſie die letzten Stunden auf ſo eigenthümliche Weiſe verlebt hatte.

Neuntes Capitel.

Abſchied von Mecklenburg.

Als Leonore das kleine Haus verließ, um in den ihrer harrenden Reiſewagen zu ſteigen, folgten ihr ihre ſeltſamen Freunde bis vor die Thür, um der jungen Gräfin das Geleit zu geben. Während der Jäger den Wagentritt herunterließ, hatte ſich ihm Roman vertraulich genähert, um in dem Augenblick, wo er ſeiner Couſine beim Einſteigen behilflich ſein wollte, zugleich das Ziel der unternommenen Reiſe zu erforſchen. Der Jäger, welcher mit den Geheimniſſen ſeiner Herrin wohl vertraut war, flüſterte ihm zu, daß das Endziel der Reiſe Paris ſein werde.

Leonore ſtieg auf den Tritt und ſah ſich mit einer raſchen Kopfbewegung noch einmal nach den Zurückbleibenden um. In dieſem Augenblick brachten ihr die fünf Handwerksgeſellen, mit denen ſie ſo lange gearbeitet, wie mit einer Stimme ein weithin ſchallen-

des Lebehoch. Einige von ihnen wischten sich die Thränen aus den Augen, und selbst der Baier, der alle seine Strenge vergaß, murmelte vor sich hin, daß sie wol nie wieder einen so guten Kameraden bekommen würden. Leonore lächelte ihnen noch einmal zu, wurde jedoch jetzt durch das Oeffnen der Wagenthür, welches von Innen erfolgte, zur Eile angetrieben.

Die Thür hatte sich nur so schmal geöffnet, daß Leonore eben durchschlüpfen konnte, ohne daß es möglich wurde, die im Fond sitzende Gräfin zu erblicken. Roman, der auf diesen Moment gerechnet hatte, sah sich in seiner Absicht, sich der Gräfin Sarmland noch mit einigen Worten zu nähern, getäuscht, denn die Thür schloß sich hinter Leonoren wieder mit einer blitzartigen Geschwindigkeit. Roman rief gleichwol noch einen Gruß in den Wagen hinein, der aber keine Erwiderung erhielt.

Pfeilschnell zogen jetzt die berühmten Pferde des Sarmland'schen Gestüts den Reisewagen wieder zu dem Städtchen hinaus. Der herrliche Wintermorgen entfaltete sich jetzt erst in seiner ganzen Schönheit, und die in ihrer Fülle aufgegangene Sonne zeichnete Purpurrosen in den Schnee.

Jetzt laßt uns weiter wandern! sagte Malounin, der sich bis dahin ganz schweigend verhalten, zu seinen

Gefährten. Wir haben nun mit Schwatzen und Gaffen genug Zeit vertrödelt. Das Mädel iſt fort, und wir haben andere Zwecke.

Du bleibſt ewig der düſtre Mahner, wie man Dich in der Partei mit ſo großem Recht genannt hat! verſetzte Roman. So laßt uns denn gehen, denn wir haben allerdings noch Manches zu thun.

Dann wandte er ſich zu den Geſellen und ſagte mit feierlich emporgehobener Hand: Brüder, wir verlaſſen Euch jetzt wieder, aber das Frühjahr, welches die Zeit des allgemeinen Wiederſehens und Wiedererwachens iſt, rückt heran. Dreimal rufe ich Euch zu: haltet Euch bereit! haltet Euch bereit! haltet Euch bereit!

Wir haben Euren Ruf wohl vernommen! entgegnete der Württemberger. Seid überzeugt, das Volk iſt gut und taugt etwas, und wird noch etwas taugen, wenn ſonſt Alles nichts mehr taugt. Aber ſagt mir noch Eins. Iſt es eine neue Partei, welche Ihr die Matadore heißt, oder werden jetzt nur die Anführer der Volkspartei ſo genannt? Dann bitte ich um Entſchuldigung, daß ich das nicht früher gewußt und Euch nicht gleich bei der erſten Begrüßung den Euch zukommenden Titel gegeben habe. Ich ſehe, man iſt doch nicht mehr ſo unterrichtet, wenn man ſich lange in Mecklenburg aufhält.

Die drei Freunde begannen hier in ein endloſes Gelächter auszubrechen, durch welches ſich der arme Geſell ſo beſchämt fühlte, daß er bis über die Ohren roth wurde. Der ſchroffe Malounin lachte mit einer ſo gewaltig donnernden Stimme, daß es in allen Nachbarhäuſern darüber lebendig zu werden anfing und man beſtürzt auf die Straße hinausrannte. In das ſtillere Lachen Fritz Lerche's miſchte ſich noch ein eigenthümlicher Ausdruck der Schadenfreude, mit der er ſeinen Freund Roman anſah.

Roman wandte ſich darauf wieder belehrend zu dem Bäckergeſellen und ſagte: Das iſt nur ein dummer Spaß von unſerm Fritz Lerche, der ſich ſeit einiger Zeit das Vergnügen macht uns ſo zu nennen. Dieſer junge Mann, den Ihr hier ſeht, Fritz Lerche genannt, hat das Unglück Poet zu ſein, und darum ſteckt ihm doch immer etwas Reaktion in den Knochen, mag er auch ſonſt ein ganz gutes und nützliches Mitglied der demokratiſchen Partei ſein. Dieſer poetiſche Reaktionair, guter Württemberger, nennt uns blos deshalb Matadore, weil er ſich über uns und über die ganze Zeit luſtig macht und uns damit zu verſtehen geben will, daß wir mit allen unſern Thaten doch nur Seiltänzer ſind. — Habe ich es ſo recht explicirt, Lerche? fragte er weiter, indem er ſich zu dieſem umwandte.

Lerche nickte ihm vergnügt zu, wurde aber jetzt von dem Württemberger auf eine Weiſe betrachtet, die viel Bedenkliches zu haben ſchien. Der ſtämmige Geſell ſtellte ſich dicht vor ihm hin, indem er beide Arme in die Seite ſtützte. Wenn er ein Reaktionair iſt, ſagte er dann mit Hitze, und die Volkspartei mit Schimpfnamen verläſtert, ſo wollen wir ihm doch hier gleich etwas die Arme und Beine verklopfen. Was braucht er dem herrlichen Mädchen, das mit uns in der Werkſtatt arbeitete, und darum dieſelbe Achtung verdient, die man uns ſelbſt ſchuldig iſt, falſche Begriffe über die Führer unſerer Partei vorzuſchwindeln?

So ſchlagt zu! riefen der Sachſe und der Hannoveraner einſtimmig, indem ſie ſchon mit der gebräuchlichen Zurüſtung, dem Aufſchürzen der Hemdärmel, begannen. Der Preuße und der Baier meinten jedoch, daß man die Sache erſt genauer unterſuchen müſſe.

Fritz Lerche lächelte ſie auf das Gutmüthigſte an und ſagte mit einer verbindlichen Verbeugung: Wer verdiente nicht heutzutage Prügel? Volksprügel werde ich mir ſtets zur Ehre zu ſchätzen wiſſen, denn es liegt in ihnen eine hiſtoriſche Anziehungskraft, der man gar nicht widerſtehen kann. Ich würde ſogar lüſtern darnach ſein, mir auf einem gewiſſen Theil ein Stück Geſchichte von Euch abzeichnen zu laſſen, wenn

ich nicht meine eigene Reizbarkeit als Individuum dabei fürchtete. So weit ich ein Theil des souveränen Volksbegriffes bin, will ich mich gern von Euch prügeln laſſen, denn Ihr ſeid die Majorität, die ihre eigenen Kinder verſchlingen darf. Aber als menſchliches Individuum mache ich Euch darauf aufmerkſam, daß ich ſtärker bin als ich ausſehe, und daß ich noch niemals einen Schlag ſchuldig geblieben bin!

Er ſagte dies in ſo drolliger und gemüthlicher Weiſe, daß man allgemein darüber zu lachen anfing, und der Zorn der Handwerksgeſellen ſich ſchon in Etwas über ihn beſchwichtigte. Dieſe gute Wirkung wurde noch durch Roman befeſtigt, der die Verſicherung gab, daß Fritz Lerche eine bedeutende Stütze der Volkspartei ſei, wenn man ihm auch etwas Poeſie oder Reaktion zu Zeiten nachſehen müſſe. Er ſei aber ein ſehr guter Wandergefährte, und ſo lange ſich die Demokratie noch auf Reiſen befinde, habe ſie auch wol das Bedürfniß, zu Zeiten einmal ein hübſches Lied und einen guten Spruch zur Kurzweil des Weges zu hören. Es verſtehe ſich aber freilich von ſelbſt, daß, wenn die Demokratie erſt in ihr Land eingezogen und von ihrem Reich vollſtändigen Beſitz ergriffen habe, dann auch die Singvögel einer ſtrengen geiſtigen Diät unterworfen werden müßten. Denn dann dürfe

natürlich Jeder auch nur das ſingen, was ihm durch das allgemeine Stimmrecht in ſeinem Bezirk als zuläſſig zuerkannt worden ſei, damit die Gleichberechtigung aller Perſonen und Intereſſen garantirt bleibe!

Bravo! Bravo! riefen die fünf Handwerksgeſellen jetzt wie aus Einem Munde.

So lange wir aber noch nicht ſo ganz glücklich und frei ſind, fügte der Württemberger mit einer gewiſſen Wehmuth in ſeiner Stimme hinzu, ſo lange mag es allerdings recht hübſch ſein, wenn wir noch bei der alten guten deutſchen Weiſe bleiben, und uns nämlich dann und wann einmal ein herzhaftes ſchönes Liedlein, das die Freiheit mit dem Gefühle in einen gewiſſen Einklang bringt, gefallen laſſen.

Der Württemberger hat Recht! riefen Sachſen und Hannover in ihrer bekannten Uebereinſtimmung, und der Baier und der Preuße erklärten ebenfalls ihre Zuſtimmung. Der Letztere ſagte ebenſo verſtändig als wohlmeinend: Wir Handwerksburſche zumal haben ein recht liebſames und gefühlvolles Herz, und ſind recht eigends für den Sang und Klang vom lieben Herrgott hergerichtet. Wenn die Freiheit künftig einmal mit der Harmonie ſich vereinigen ſollte, dann wird es nur durch Hülfe von uns deutſchen Handwerksburſchen geſchehen können, in denen noch etwas

von der alten Kraft ſteckt, durch die Alles wieder gut gemacht werden ſoll. Darum dächte ich, Kollegen, wir forderten jetzt dieſen Herrn Poeten auf, uns zum Beweis ſeiner Kunſt ein recht wackres Handwerksburſchenlied zu ſingen und dadurch zu vermeiden, daß wir nicht in Unverſtand und Mißverſtand auseinandergehen!

Die Uebrigen erklärten ſich mit dieſem Vorſchlag auf das Dringendſte einverſtanden. Nun wohlan, ſagte Fritz Lerche, noch etwas Deutſches zum Abſchied! Wenn Euch Eure Semmeln unterdeß nicht verbrennen, ſo hört mir ein Bischen zu, und ſingt auch den Rundreim kräftig mit, wie ein großer Mann, der früher Vorſitzender im Centralcomité aller Deutſchen war, Namens Göthe, ausdrücklich befohlen hat!

Dann ſang er mit ſeiner ſchönen herrlichen Stimme folgendermaßen:

Backe, backe Kuchen!
Den Teig mußt Du Dir ſuchen. —
Das war ein feiner Bäckergeſell,
Der wandert ſpät, der wandert ſchnell.
Zur Hochzeit ſoll er reiſen
Und backen in neuen Weiſen
Für ſeinen Meiſter den Hochzeitskuchen.
Backe, backe Kuchen!
Der Bäcker hat gerufen.

Der Bäcker hat gerufen!
Das Werk hat ſeine Stufen. —
Doch grüßt mir Eure Frau Liebſte ſchön:
Zur Hochzeit wird es ſo bald nicht gehn.
Ihr habt gerufen, Meiſter!
Statt Teig ſind' ich nur Kleiſter.
Woraus wollt Ihr denn den Hochzeitskuchen?
Backe, backe Kuchen!
Ihr habt im Traum gerufen!

Backe, backe Kuchen!
Der deutſche Geſell muß ſuchen!
Und ſucht' ich mir auch die Augen blind,
Ich ſeh', daß hier keine Zuthaten ſind.
Aus Liebe läßt ſich nichts backen,
Man muß es ſchärfer packen!
Ohne Kraft wird auch kein Hochzeitskuchen.
Der Bäcker hat gerufen,
Doch Alles fehlt zum Kuchen.

Der Bäcker hat gerufen.
Wir ſtehen auf neuen Stufen.
Ach ja, Herr Meiſter, ich bin auch neu,
Doch die Hauptſache bleibt in Deutſchland der Brei,
Und die großen und kleinen Roſinen,
Drum kann ich Euch nicht dienen!
Ihr wollt aus Nichts den Hochzeitskuchen.
Backe, backe Kuchen.
Ihr habt aus Spaß gerufen.

Backe, backe Kuchen!
Du biſt zu faul zum Suchen!
Und darüber werd' ich alt und grau,
Und führe nimmer heim die Frau.
Hörſt Du ſie ſeufzen und ſchreien?
Sie will mich endlich freien.
Doch fehlt mir noch der Hochzeitskuchen.
Der Bäcker hat gerufen:
So backt mir doch den Kuchen.

Der Bäcker hat gerufen.
Ich bleib' auf deutſchen Stufen.
Herr Meiſter, die Frau müßt Ihr laſſen ſchon.
Ihr ſeid zu alt für die neue Portion.
Mit deutſchem Bäckerbeine
Walli nicht zum Freiheitshaine!
Für unſern Meiſter keinen Hochzeitskuchen.
Backe, backe Kuchen,
Doch nicht für den, der gerufen! —

Beim Beginn dieſes letzten Verſes hatten ſich Fritz Lerche und ſeine Gefährten ſchon zum Wiederantritte ihrer Wanderung angeſchickt, und grüßten mit Handbewegungen und Schütteln der Tücher die zurückbleibenden Handwerksgeſellen. Dieſe letzteren wären durch den Schlußvers, der unter Anderm auf die in ihrem Gewerk eigenthümliche Geſtaltung der Beine anzuſpielen ſchien, faſt wieder in eine ärgerliche Verſtim-

mung gegen den Sänger hineingerathen, von dem ſie ſich abermals verhöhnt glaubten. Doch ſangen ſie auch den Refrain dieſes Verſes wie den der übrigen ehrlich mit, und ließen zum Schluſſe ihre kräftigen und feierlichen Baßſtimmen noch recht austönen. Dann kehrten ſie nachdenklich wieder in ihre Werkſtatt zurück.

Die drei Wanderer eilten jetzt mit lebhaften Schritten fort, um die Landſtraße zu gewinnen. Unterwegs begegnete ihnen die Equipage des Grafen Sarmland, der nach einer entgegengeſetzten Richtung hin, als ſeine Gemahlin, eine Reiſe anzutreten ſchien. Man erblickte ihn diesmal ganz und gar in rothem Atlas gekleidet, woraus Roman ſchloß, daß der Graf im Begriff war, ſchon zum Güſtrower Pferderennen abzugehen, auf welchem er ſtets in dieſer phantaſtiſchen Tracht zu erſcheinen pflegte. Der ihm folgende Troß ſeiner Reitknechte beſtätigte dieſe Anſicht. Beim Anblick der drei vorübergehenden Freunde zog ſich der Graf verlegen vom Wagenfenſter zurück.

So bringt doch unſerm Gönner den nochmaligen Dank für die Verſtärkung unſerer Reiſemittel dar! rief Fritz Lerche lachend, indem er ſich dem Wagen näherte. Der großmüthige Aktienzeichner für das Volk lebe hoch, dreimal hoch!

Die Andern ſtimmten jubelnd ein. Der Graf aber winkte ihnen mit einer vorſichtigen Handbewegung Schweigen zu. Dann hüllte er ſich zuſammenſchauernd in ſeinen Mantel, und befahl dem Kutſcher, die Pferde ſtärker anzutreiben.

Zweites Buch.

Die Matadore in Paris.

Erstes Capitel.

Leonoren's Bekanntſchaften.

Die Gräfin Amelie Sarmland befand ſich mit ihrer Tochter Leonore ſeit einigen Wochen in Paris. Die Gräfin hatte hier aus den Tagen Louis Philipps, wo ſie durch die Herzogin von Orleans am Hofe vorgeſtellt geweſen, einige glänzende Bekanntſchaftsreſte. Mit dieſen hoffte ſie ſich noch zu einem angenehmen und ergiebigen Verkehr wieder arrangiren zu können, und ſie dachte, daß in Paris immer noch Elemente genug übrig geblieben ſein würden, um in der Republik wenigſtens die Republik zu vergeſſen. Die taktvolle Frau täuſchte ſich natürlich in dieſen Vorausſetzungen nicht.

Das Faubourg St. Germain beſtand noch immer mit ſeinen ſchönen, in geheimnißvoller Zurückhaltung ſich darſtellenden Paläſten. Die Gräfin hatte in der breiten und ſtets lebendigen Rue de Sèvres eine ihrem

Range und ihrem Reichthum angemessene Wohnung gefunden und dieselbe mit der luxuriösesten Ausstattung herrichten lassen. Das Haus lag der berühmten Abbaye aux Bois gegenüber, aus der noch immer die stillen Glöckchen wie damals läuteten, als hier Madame Récamier in ihren weltbekannten Soiréen das Vestafeuer des legitimistischen Frankreichs hütete.

Die Gräfin hatte keine Anlage zur Wehmuth, und beschloß darum, mit Beseitigung aller Gedanken an das vergangene Paris, nur der Gegenwart sich zuzuwenden, und derselben so viel abzugewinnen, als unter den gegenwärtigen Umständen von einer pariser Saison nur noch irgend erwartet werden konnte. Dies gelang ihr mit Hülfe einiger vornehmen Legitimisten- und Orleanistenfamilien, die sich in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, auf dem Parquet des pariser Gesellschaftslebens erhalten hatten, und gerade in diesem Winter eine gesteigerte Entfaltung ihres Glanzes und ihrer Mittel zeigten.

Es war heut ein Concert im Conservatoire, zu welchem die glänzendsten musikalischen Kräfte sich vereinigt hatten. Diese berühmten Concerte waren auch in der Republik die Sammelpunkte der ausgezeichnetsten Talente und der glänzendsten Gesellschaft geblieben. Die Gräfin war mit ihrer Tochter in eine

Loge eingeladen worden, welche der Fürstin Lieven gehörte.

Leonore bat ihre Mutter um die Erlaubniß, zu Hause bleiben zu dürfen, indem sie heftiges Kopfweh vorschützte und sich für unfähig erklärte, heut irgend einen Antheil an der Gesellschaft oder an der Kunst zu nehmen. Die Gräfin warf ihr einen scharfen Blick zu, bei welchem ein leises Erröthen auf Leonoren's Wangen trat. Das liebliche Mädchen bemühte sich, ihre Verlegenheit hinter der Sorgfalt zu verbergen, mit der sie sich jetzt um ihre Mutter bei der Vollendung einer eben so geschmackvollen als prächtigen Concerttoilette bemühte.

Leonore war in der letzten Zeit bei Weitem entschiedener in ihrem ganzen Wesen geworden. Seitdem sie sich mit ihrer Mutter in Paris befand, war die Letztere von der Fortsetzung abenteuerlicher Erziehungspläne abgestanden und hatte ihre Tochter größtentheils sich selbst überlassen, wenn sie nicht ihrer Begleitung und Gesellschaft aus Rücksichten der Convenienz bedurfte. Den Launen ihrer Mutter setzte Leonore jetzt öfter eine Würde und stille Ueberlegenheit der Haltung gegenüber, durch welche sich die Gräfin seit einiger Zeit sehr befremdet fühlte.

Die wenigen Wochen, welche Leonore jetzt in Pa-

ris zugebracht, hatten ihr ganzes Weſen ſichtlich verändert. Sie ſchien in dieſer Zeit zu einer merkwürdigen Entwickelung gediehen und war größer und ſchöner geworden. Ihre Mutter war weniger darüber bekümmert, weil junge Mädchen ohnehin in der pariſer Geſellſchaft wenig bedeuten, und dagegen die gereifteren Frauen unbeſtrittener das Terrain beſetzt halten, als dies in Deutſchland der Fall iſt. Auch die Republik hatte die geſellſchaftliche Emancipation der jungen Mädchen noch nicht vollbracht. Die mecklenburgiſche Gräfin fürchtete deshalb den franzöſiſchen Socialismus, von dem ſie glaubte, daß er die Enthronung der femmes de quarante ans in den Salons ausſprechen würde. Amelie war allerdings erſt ſechsunddreißig Jahre alt, ſie hatte aber beabſichtigt, gerade die nächſten fünf bis ſechs Jahre und vielleicht noch länger in Paris zu bleiben, um hier eine Periode ihres Lebens zurückzulegen, die in Deutſchland mit jedem Jahre werthloſer werden mußte, während in Paris jedes Jahr nur im Preiſe ſteigen und genußfähiger werden konnte!

Die Gräfin hatte einen liebenswürdigen Enthuſiasmus, jeden Tag möglichſt zu nutzen, und es fehlte ihr dazu nicht an der mannichfachſten Gelegenheit. Die Pläne jedes Morgens für jeden Abend hatten

ihr aber noch nicht die gehörige Zeit übrig gelaſſen, um über die Umwandlung, welche mit ihrer Tochter vorgegangen zu ſein ſchien, reiflicher nachzudenken. Sie hoffte, ſich damit mehr beſchäftigen zu können, wenn die nächſten Bälle beim neapolitaniſchen oder portugieſiſchen Geſchäftsträger vorüber ſein würden, und überhaupt das Ende der Saiſon mehr Muße zu ſolchen Nachforſchungen ließe. Außerdem beſtand die Entſchiedenheit des Auftretens, welche ihr an ihrer Tochter beſonders auffällig erſchienen, eigentlich mehr in einer gewiſſen zurückhaltenden Sicherheit, als daß irgend ein Widerſtand gegen die mütterliche Autorität ſchon bemerklich geworden wäre.

Die Gräfin beſchloß, ihrer Tochter einſtweilen noch eine größere Freiheit des Willens zu geſtatten, um durch dieſe verführende Taktik deſto leichter hinter ihr Geheimniß zu kommen. Sie geſtand Leonoren deshalb auch ganz zuvorkommend den Wunſch zu, ſie heut nicht in das Concert begleiten zu dürfen, und forderte ſie auf, den Abend nach ihrem Belieben zu verwenden. Dieſe letzte Aeußerung betonte ſie mit einem etwas auffallenden Accent, um die Bewegung Leonoren's dabei zu beobachten. Dieſe aber warf aus ihren ſchönen, großen Augen einen klaren und durchdringenden Blick auf ihre Mutter zurück.

Das Concert würde dich ohnehin gelangweilt haben, mein Kind, ſagte die Gräfin, indem ſie ihr prächtiges Enſemble nochmals vor dem Spiegel muſterte.

Ich weiß auch, warum, fügte ſie mit einer freundlich neckenden Betonung hinzu. Wenn deine verehrte Freundin, die Giuditta, nicht ſingt, haſt du gar keine Ohren und Gedanken mehr für die Muſik. Heute Abend müßteſt du mit der Sonntag-Roſſi vorlieb nehmen, und das iſt nicht nach deinem Geſchmack. Deine Giuditta, muß ich dir aber ſagen, iſt nichts als eine demokratiſche Bachantin auf der Bühne. Sie ſingt mit einem ſo ſchamloſen Ungeſtüm des Geiſtes und der Manieren, als wenn Frankreich wirklich jetzt eine Republik wäre. Dagegen iſt Madame Sonntag die wahre Sängerin der Ariſtokratie und der alten Privilegien. Als ſie neulich zum erſten Mal im Conſervatoire erſchien, was hielt ſie in der Hand? Ein in Sammet gebundenes Notenbuch, auf welchem über ihrer Namens-Chiffre die goldene Grafenkrone prangte! Es war für mich ein hinreißender Moment, wie ich ihn noch von keiner einzigen Sängerin erlebt habe. Unwillkürlich mußte die ganze gute Geſellſchaft in Logen, Gallerien und Sperrſitzen applaudiren. Die franzöſiſche Republik exiſtirte in dieſem Augenblick für die

Pariſer nicht mehr, und wir erlebten den größten Triumph der Kunſt, welcher bekanntlich darin beſteht, daß ſie uns weit über die Gegenwart hinweghebt. Du weißt, ich bin nicht geiſtreich, ma fille, und will es nicht ſein. Aber in dieſem göttlichen Moment, als ſie Alle ſo fürchterlich klatſchten, und die dermaßen empfangene Sängerin nicht aufhören konnte, ſich zu verneigen, da fühlte ich, daß ich eine Kritik ſchreiben könnte, ſo gut wie Monſieur Janin.

Man hat die berühmte Sängerin beklatſcht, aber nicht das gräfliche Notenbuch, Mama! erwiderte Leonore lächelnd, indem ſie an dem weitausgeſchnittenen Kleide der Mutter einige Falten, welche die Kammerfrau überſehen hatte, zurechtlegte. Hals und Buſen, die noch außerordentlich ſchön waren, traten dadurch in eine noch wirkſamere Harmonie, und die Gräfin nickte beifällig über die künſtleriſch ordnende Hand ihrer Tochter.

Nun auf Wiederſehen, mein gutes Kind! ſagte die Gräfin, die heut eine auffallende Freundlichkeit für ihre Tochter hatte. Amüſire dich, ſo gut du kannſt, ma pauvre petite, aber denke nicht mehr daran, daß du jemals mit einer Sängerin in einen freundſchaftlichen Verkehr treten könnteſt. Du haſt der Giuditta doch auf ihr höchſt naives Einladungsbillet abgeſchrie-

ben? Wie die Perſon überhaupt dazu gekommen iſt, dich in ihren ſogenannten Salon einzuladen, ſollſt du mir ein anderes Mal erzählen. Jetzt lebe wohl, und verſprich mir, ſtets eingedenk zu bleiben, daß du eine Sarmland biſt.

Leonore küßte ſchweigend die Hand ihrer Mutter.

Nachdem ſie den Wagen unten hatte davonrollen hören, zog ſich das ſinnende Mädchen in ihr kleines Zimmer zurück, in deſſen beſchränktem Raume ſie ſich mit Behagen und Zierlichkeit eingerichtet hatte. Die letzten Bemerkungen ihrer Mutter hatten ſie ſichtlich betroffen gemacht, und ſie ſtützte gedankenvoll ihr ſchönes Haupt in die Hand.

Ihre kleine Studierlampe, die ſie ſich ſelbſt zurechtgemacht hatte, brannte gemüthlich auf ihrem Schreibtiſch, auf dem mehrere zerriſſene Briefbogen lagen. Leonore nahm die Papierſtücke, betrachtete ſie noch einmal mit wehmüthigem Lächeln, und zerriß ſie dann in immer kleinere Theile. Mit dieſem müßigen Gedankenſpiel, das für ſie eine beſondere Bedeutung zu haben ſchien, beſchäftigte ſich Leonore ſo lange, bis aus dieſen Papieren die feinſten Stäubchen geworden waren, welche ſie nun mit dem Hauch ihres Mundes auf dem Tiſch hin- und herbewegte.

Es waren Briefe, welche Leonore an die Sängerin

Giuditta zu ſchreiben angefangen hatte. Kein einziges dieſer begonnenen Schreiben hatte ihr genügt, und weder den Gefühlen entſprochen, die ſie in der betreffenden Angelegenheit hegte, noch auch den Rückſichten, die ihr durch ihre Mutter auferlegt worden waren. Leonore hatte daher ſtatt aller dieſer Entwürfe nur ein ganz einfaches Schreiben an die berühmte Künſtlerin abgehen laſſen, worin ſie ſich entſchuldigte, daß ſie wegen heftiger Kopfſchmerzen die Einladung derſelben auf heut Abend nicht annehmen könne. Dieſe Kopfſchmerzen waren freilich ebenſo erfunden, als diejenigen, wegen deren Leonore es abgelehnt hatte, ihre Mutter ins Conſervatoire zu begleiten. In dieſer letzteren Ablehnung lag freilich ſchon eine größere Rückſicht auf die Einladung der Giuditta, als die Gräfin Sarmland, wenn ſie dies eigentliche Motiv gekannt hätte, ihrer Tochter erlaubt haben würde.

Wenn wir die zerriſſenen Antwortzeilen hätten leſen können, ſo würden wir darin gewiß die ſchönſten und ſinnigſten Ausdrücke eines begeiſterten Gemüths angetroffen haben, welches ſich mit einer zarten Scheu, aber darum nur um ſo inniger, einer Verehrung für einen außerordentlichen Gegenſtand hingibt.

Leonore befand ſich hier in einem ganz neuen und

eigenthümlichen Verhältniß, das ſich auf die wunderbarſte Weiſe für ſie angeknüpft hatte.

Es gab in der letzten Zeit in Paris keine fleißigere Beſucherin der großen Oper, als Leonore war, welche von dem glühenden Geſang der Giuditta und von der natürlichen Größe und Stärke ihres Spiels ſo gefeſſelt worden war, daß ſie ſich ſeitdem mit allen ihren Gedanken an dieſe Erſcheinung hingab.

Die Gräfin hatte einige Plätze in der Proſceniums-Loge in der großen Oper abonnirt, und Leonore fehlte bei keiner einzigen Vorſtellung, in welcher die geniale Giuditta ſang. Es war nicht blos der Zauber ihrer Kunſt, mit dem die Sängerin dieſe Leidenſchaft eingeflößt hatte, ſondern auch die ungewöhnliche und hinreißende Perſönlichkeit der Giuditta war dabei im Spiele. Man konnte ſagen, daß Leonore recht eigentlich zu den Eroberungen der Giuditta gehörte, und auch in dieſer Weiſe von ihrem Herzen Beſitz genommen fühlte. Leonore ſcherzte oft darüber mit ſich ſelbſt, und geſtand ſich eines Tages, daß, wenn ſie ein Mann wäre, die Giuditta keinen Tag länger vor einer Entführung ſicher ſein würde.

Es fehlte Leonoren keineswegs an Muth und Unternehmungsſinn, und ihr Wille war ſtark, ſobald eine lebhaft ergriffene Idee auf denſelben wirkte. So war

ſie ſchon einige Male im Begriff geweſen, ſich bei der geliebten Sängerin anmelden zu laſſen, oder auch unerwartet zu ihr ins Zimmer zu treten. Aber ſie fürchtete den Unwillen ihrer Mutter dadurch zu erregen, welche ſchon eine leiſe Andeutung, die Leonore von ihrem Vorhaben gewagt, mit äußerſter Strenge zurückgewieſen und gewiſſermaßen eine politiſche Principienfrage daraus gemacht hatte.

Leonore war in der letzten Zeit öfter allein in der Oper geweſen, was jedesmal geſchah, wenn die Gräfin Sarmland einen vertraulichen Cirkel alter Freunde bei ſich ſah, wo Leonore die Freiheit erhielt, den Abend außer dem Hauſe zuzubringen. Ihr Wille wurde dabei wenig beſchränkt, und ſie konnte ſich nach ihrem Belieben den Bedienten zum Abholen aus irgend einem Theater beſtellen. Zur Hinfahrt wurde ihr einfach ein Fiaker vor die Thür gerufen.

Seit einigen Abenden hatte ſie in der Proſceniums-Loge der großen Oper ein kleines Mädchen angetroffen, die in Begleitung einer Gouvernante ſich ebenfalls regelmäßig im Theater einzufinden ſchien. Es war ein Kind von noch nicht acht Jahren, aber von einer ſo ungewöhnlichen Schönheit und Liebenswürdigkeit, daß Leonore ſich nicht hatte enthalten können, mit der Kleinen in ein Geſpräch zu treten, worauf

von dieſer erſt mit einſylbiger Zurückhaltung, wie es die pariſer Lebensgewohnheit erfordert, bald aber mit kindlicher Munterkeit und außerordentlichem Verſtand eingegangen wurde. Die Gouvernante war alt und mürriſch, und ſchlief gewöhnlich im Hintergrunde der Loge. Um ſo ungeſtörter wurde dann die Unterhaltung Leonoren's mit ihrer neuen Freundin, die, ungeachtet ihres noch ſo wenig vorgerückten Alters, eine auffallende Bekanntſchaft mit Allem, was zum Theater in einer Beziehung ſtand, an den Tag legte. Sie zeigte Leonoren alle bekannten Perſonen in den Logen, und nannte ihr genau die Namen derſelben und was ſie in der Geſellſchaft oder in der Republik zu bedeuten hätten. Auf das Wort Republik legte die Kleine immer einen beſondern Nachdruck, und ließ bei jeder Gelegenheit mit einer ſehr ernſten Wichtigkeit merken, daß ſie von der Republik außerordentlich viel halte. Noch beſſer ſchien ſie aber von Dem unterrichtet, was die Sphäre hinter den Couliſſen und namentlich die Opernwelt anging. Unter dem Siegel des Geheimniſſes theilte ſie daher Leonoren oft die drolligſten Geſchichten und mancherlei Erläuterungen zu der eben ſtattfindenden Aufführung mit, welche nicht immer dazu geeignet waren, die jungen theatraliſchen Illuſionen Leonorens zu ſtärken.

Leonore war erſtaunt geweſen über den Umfang von Vorſtellungen und Kenntniſſen bei einem ſo jungen Kinde, und ſie mußte ſich geſtehen, daß die kleine achtjährige Esmeralda (denn mit dieſem Namen hatte ſie ſich ihr genannt) ihr weit überlegen in Allem ſei, was eine richtige Beurtheilung dieſer Weltverhältniſſe betreffe. Die liebenswürdige Leonore ging in dieſer Anſchauung vielleicht zu beſcheiden zu Werke, und verwechſelte die Neuheit der Gegenſtände, mit denen das aufgeweckte Kind ſie bekannt machte, mit der Bedeutung und dem Werth derſelben. Sie ſah wohl, daß die kleine Esmeralda mit ihrer ſchon ſo ausgebreiteten Kenntniß der Verhältniſſe ſich wichtig machte, aber dieſelbe verband damit zugleich ſo allerliebſte und ſcharfſinnige Einfälle, daß Leonore von dem Reiz dieſer Unterhaltung ganz und gar gefeſſelt wurde. Außerdem verſprach Esmeralda in ihrem Aeußern eine durchaus eigenthümliche und charaktervolle Schönheit zu werden, und trug ſchon jetzt die Spuren davon an ſich. Das kleine Mädchen war offenbar keine geborne Franzöſin, wie auch aus dem einigermaßen fremden Accent, mit dem ſie das Franzöſiſche ausſprach, hervorging. Man maß ihr eher italieniſchen oder ſpaniſchen Urſprung bei, worauf auch der ſtark gebräunte Teint ihres Geſichts hinzuweiſen ſchien.

Da Leonore ſo viel von ihrer kleinen Gefährtin in der Loge erfuhr, ſo fühlte ſie auch dafür die Verpflichtung, ihr eines und das andere ihrer eigenen Geheimniſſe anzuvertrauen. Leonore erzählte ihr vor allen Dingen, daß ſie die große Sängerin Giuditta leidenſchaftlich liebe und verehre, und daß ſie, blos um ihre Stimme zu hören und um ihr wunderbar einnehmendes Geſicht zu ſehen, ſo oft ins Theater komme. Die großen dunklen Augen der Esmeralda waren bei dieſer Erwähnung wie zwei Feuerſtrahlen aufgeblitzt, aber ſie ſchwieg dazu, während ſie ſonſt über jede andere Sängerin eine Bemerkung zu machen verſtanden hätte. Leonoren war dies aufgefallen, und ſie erſtaunte noch mehr, als die kleine Esmeralda bei den fortgeſetzten Verſicherungen Leonoren's, daß es kein größeres Glück für ſie geben könne, als die Giuditta nur ein einziges Mal zu ſprechen, in ein höchſt kindiſches Gelächter ausbrach, und an dieſem Abend gar nicht wieder aufhören konnte, heimlich darüber zu kichern und Leonoren mit ſchalkhaften Augen anzuſehen. Leonore kam ſich dann immer mehr wie eine täppiſche Dorfbewohnerin vor, die mit ihren Gefühlen und Anſchauungen in eine Welt verſchlagen war, wo man wahrſcheinlich gar keinen Gebrauch davon machen konnte,

und wo ſich Niemand die Mühe geben würde, ſie zurechtzuweiſen.

Mit dieſer bitteren Meinung im Herzen hatte ſie ſich das letzte Mal von ihrer jungen Theaterfreundin getrennt. Esmeralda aber hatte ihr beim Schluß der „Norma" zum Abſchied ebenſo neckiſch als ſchmeichleriſch die Hand geküßt, und ſie gebeten, ihr doch nun auch einmal zu ſagen, wie ſie heiße und wo ſie in Paris wohne. Da Leonore die Aeltere ſei und ſchon eine vollſtändige Dame, ſo werde es ſich auch wohl ziemen, daß ſie den Anfang mache. Das nächſte Mal werde dann die kleine Esmeralda ſich präſentiren, wenn überhaupt noch darnach gefragt werden ſollte, wem ein ſo albernes Kind eigentlich angehöre? Dieſe Erklärung war ſo liebenswürdig herausgekommen, daß Leonore ſich nicht hatte enthalten können, ſie auf den Mund zu küſſen. Dann gab die junge Gräfin Sarmland der Kleinen eine Karte, worauf ihr vollſtändiger Name mit der Wohnung angegeben war.

Dies waren die bisherigen Abenteuer Leonoren's in Paris geweſen. Wie groß war aber ihr Erſtaunen, als ſie am heutigen Morgen einen zierlich gefalteten Brief empfing, deſſen Aufſchrift ihren Namen trug, und der folgendermaßen lautete: „Die Sängerin Giuditta, Rue Lepelletier Nr. 3 au se-

cond, wird ſich ſehr glücklich ſchätzen, den Beſuch der jungen Gräfin Leonore Sarmland heut Abend von 7 Uhr an bei ſich empfangen zu dürfen. Nur durch eine Indiſpoſition, welche der aufmerkſamen Zuhörerin in der Proſceniums-Loge ſchon bei der letzten Norma nicht entgangen ſein wird, iſt ſie verhindert, ihrerſeits den erſten Beſuch zu machen, um einen wohlbegründeten, angelegentlichen Dank auszuſprechen."

Indem Leonore jetzt in der Einſamkeit ihres Cabinets dieſen Begebenheiten nachſann, fühlte ſie ſich von einem unendlichen Herzensdrang ergriffen, und ſie wäre gern hinaus auf die Straße geeilt, um ſich unten in das lärmende Gewühl von Paris zu ſtürzen. Zum erſten Mal empfand ſie die ihr auferlegte Beſchränkung tief. Sie ſprang auf, ging einige Male in verzehrender Unruhe in dem Gemach auf und nieder, und ſetzte ſich dann ſeufzend und zuſammenſchauernd vor dem Kamin hin, wo die leiſe praſſelnde Flamme ihren Schein auf Leonoren's Geſicht zurückwarf und ſie zum Frieden und zur Stille zu ermahnen ſchien.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich hinter ihr die Thür, und die Sängerin Giuditta ſtand vor ihr. An ihrer Hand führte ſie die kleine Esmeralda, welche

mit fröhlichem Lachen in Leonoren's Arme ſprang. Leonore glaubte zu träumen. Sie faltete erſchrocken die Hände, und wäre faſt vor der Erſcheinung der Giuditta in die Kniee geſunken.

Zweites Capitel.

Die Sängerin Giuditta.

Leonore hatte noch immer keine Worte finden können, um ihre Freude und ihre Ueberraſchung über einen Beſuch auszudrücken, durch den ſich der liebſte Wunſch, den ſie in der letzten Zeit gehegt, plötzlich erfüllen ſollte. Die berühmte Giuditta ſtand ihr gegenüber, und reichte ihr die Hand mit dem ſeelenvollen und unbeſchreiblichen Lächeln, welches ihr ſo bekannt war und das ſie von der Scene herab ſo oft bezaubert hatte.

Giuditta ſagte, daß ſie lieber ſelbſt kommen wolle, da der heutige Tag einmal dazu beſtimmt ſei, Leonorens Bekanntſchaft zu machen, und man eine ſo freudige Sache nicht auf's Ungewiſſe verſchieben dürfe. Sie fügte hinzu, daß ſie ſich hinſichtlich der allerdings aufzuwerfenden Frage, ob ſie willkommen oder unwillkommen ſein werde, ganz auf die kleine Esmeralda

verlaſſen habe, die darum auch zu ihrem Schutz und zu ihrer Einführung mitgekommen ſei. Denn Esmeralda beſitze hier das beneidenswerthe Vorrecht der erſten Bekanntſchaft, und durch die täglich dringender gewordenen Erzählungen derſelben ſei in der Giuditta die Sehnſucht entſtanden, nun auch die liebenswürdige Protektorin ihrer kleinen Tochter kennen zu lernen.

Mit einer wunderbaren, nur ihr eigenen Anmuth hatte Giuditta dieſe Worte hingehaucht, und Leonore hatte ſich nicht enthalten können, ihr in die Arme zu ſtürzen. Die kleine Esmeralda zog Leonoren auf den Seſſel am Kamin nieder und ſagte drollig: Laß uns doch nun ein vernünftiges Wort miteinander ſprechen!

Giuditta nahm den andern Seſſel ein, und Esmeralda ſetzte ſich auf den vor dem Kamin ausgebreiteten Teppich zwiſchen ihrer Mutter und Leonoren nieder, indem ſie zu der letzteren zärtlich hinaufblickte und ſich mit ihrem Kopf an die Füße derſelben ſchmiegte. Siehſt Du, ſagte das kleine Mädchen lachend, die große Giuditta iſt meine Mutter, und darum ſchwieg ich immer ſtill, wenn Du ihren Geſang lobteſt. Jetzt bin ich recht ſtolz, daß ich Euch zuſammengebracht habe, und daß meine Mama auch meine blonde deutſche Dame aus der Proſceniums-Loge zu ſehen bekommen kann.

Leonore, die nun ihre natürliche Sicherheit und Ungezwungenheit wiedergewonnen hatte, sagte zu der Giuditta: Welch' ein Glück für mich, Ihnen nun so nahe gegenüberſitzen zu dürfen, und doch auch wieder, welche Anmaßung von einem so unbedeutenden Mädchen, daß ich einen solchen Wunsch hegen konnte. Aber Sie selbſt waren es, die mich in das Reich unbegränzter Träume und Hoffnungen durch Ihre Kunſt einführten. Unter dem Eindruck Ihrer Stimme und Ihres Spiels fühlte ich mich immer so groß und bedeutend werden, daß ich zuletzt auch übermüthig wurde und Anſprüche an die Meiſterin ſelbſt machte, als könnte der Dank eines fremden Landmädchens irgend einen Werth für dieſelbe haben. Die große Giuditta ſieht in mir ihr Geſchöpf, das ſo kühn geworden iſt, ſeiner Schöpferin gehören zu wollen.

Leonore ſprach dieſe Worte, die ihrer begeiſterten Stimmung gemäß waren, zugleich mit einer ſolchen Gewandtheit des franzöſiſchen Ausdrucks, daß die Sängerin ihr mit ſichtlichem Erſtaunen zuhörte. Giuditta ſchien überhaupt zu ihrem Vergnügen zu bemerken, daß das kleine Viſiten-Abenteuer, dem ſie ſich zuerſt aus Laune und Gemüthlichkeit und dann auf die kindiſchen Bitten ihrer kleinen Tochter unterzogen, ſich der Mühe verlohnt habe, und daß ſie dadurch

um eine ausgezeichnete und höchſt liebenswürdige Bekanntſchaft reicher geworden ſei.

Giuditta war eine Perſönlichkeit, deren außerordentliches Weſen in jeder Beziehung hervortrat. Sie würde jedenfalls auf jedem Gebiet eine bedeutungsvolle Erſcheinung geworden ſein, denn ſie hatte eine allſeitige künſtleriſche Begabung, die von Hauſe aus eigentlich um ihr Ziel verlegen geweſen zu ſein ſchien, und ſich nur durch mancherlei äußere Umſtände, von denen, wie gewöhnlich, viel Fabelhaftes erzählt wurde, für die Bühne beſtimmt hatte. Sie ſelbſt pflegte zu behaupten, daß ſie urſprünglich das meiſte Talent dazu gehabt, eine ganz unbedeutende und untergeordnete Perſon zu ſein, die in der Stille einen Tag wie den andern in ſeliger Genügſamkeit verbrächte, und von Niemanden bemerkt würde. Dann ſetzte ſie in ihrer genialen Weiſe hinzu: das ſei der eigentliche Banquerott ihres Lebens, daß ſie mit der Idylle der Unbedeutendheit geſcheitert, und dadurch gezwungen worden ſei, ihr Leben auf den Ruhm zu ſtellen, und die große Triumphreiſe daraus zu machen, auf der man im Sonnenglanz friere und beim Sternenſchimmer vor Dunkelheit vergehe! — So ſtürmiſch und pathetiſch drückte ſich die Giuditta zuweilen in ihren Aeußerungen über ſich ſelbſt aus, aber es lag darin

eine tiefſinnige Beſcheidenheit, der Niemand zu widerſtehen vermochte, und durch die ſie Alles beherrſchte, was mit ihr in Beziehung kam. Man ſagte ihr übrigens nach, daß ſie aus der Idylle der Unbedeutendheit, die ſie ſo oft in ihrem glänzenden Leben vermißte, ſich Etwas gerettet habe, nämlich ihren Mann. Dies war ein ſtiller Gelehrter, welcher an ihrer Seite mit ſehr fernliegenden Studien, man nannte Keilſchriften und Hieroglyphen, beſchäftigt war. Er blieb für den geſelligen Kreis, welchen die Giuditta um ſich verſammelte, ſtets unſichtbar, und es wurde natürlich viel über den ſtillen Mann der Sängerin geſpottet, obwol beide in einem innigen und vertraulichen Einverſtändniß mit einander lebten.

Leonore konnte jetzt gar nicht aufhören, die wunderbare Schönheit der Giuditta zu betrachten, und mit einer förmlichen Andacht anzuſtaunen. Das Geſpräch, welches noch in gleichgültigeren Formfragen ſich bewegte, ließ ihr Muße, ſich in dieſem Anſchauen ganz zu ſättigen, und die Darſtellerin aller der wunderbaren Kunſtgeſtalten jetzt in den einzelnſten Zügen ihrer Perſönlichkeit zu erkennen. Giuditta war ſchöner, jünger und liebenswürdiger, als ſie ihr jemals auf der Bühne erſchienen war. Der große Styl ihrer Darſtellungen ließ dann auch in ihren Geſichtszügen

die tragiſche Leidenſchaft in aller ihrer Herbheit heraustreten. Jetzt aber zeigte das Geſicht der Giuditta den Grundton der Milde und Kindlichkeit, und die herrlichen dunklen Augen funkelten jetzt nicht in dem verzehrenden und niederſchmetternden Feuer, das in ſo vielen berühmten Momenten der Scene von ihnen ausging. Dieſe Augen blickten jetzt mit einer wunderbaren Güte und Heiterkeit umher, und Leonore empfand ein unbeſchreibliches Vergnügen, dieſen Blicken zu begegnen, die ihr Kunde zu bringen ſchienen von allem Schönen und Großen, dem ſie noch in der Welt entgegenſah! Giuditta verband die Reize der Italienerin und Spanierin in ihrer merkwürdigen Erſcheinung. Die hohe, ſchlanke aber zugleich kräftige Geſtalt zeigte alle Schönheit und Fülle der italieniſchen Frauennatur auf, während das charaktervolle, ſcharf gezeichnete Geſicht, mit ſeinem ſchwarzdunkeln, von gelblichen Tinten durchzogenen Kolorit, dem beſtimmteren und grelleren Typus einer Spanierin zu entſprechen ſchien. Auch war man nicht ganz klar über die eigentliche Abſtammung der Giuditta, welche zu den räthſelhaft verſchleierten Momenten gehörte, deren es im Leben der berühmten Sängerin mehrere gab.

Giuditta hatte ſich in ihren großen türkiſchen Shawl dicht eingehüllt, und zog denſelben, wenn er herunter-

glitt, ſtets wieder mit ängſtlicher Sorgſamkeit zu den Schultern empor. Zuweilen ſchauerte ſie unwillkürlich in ſich zuſammen, während ſie das Geſpräch gleichwol mit launiger Unbefangenheit führte. Leonore erinnerte ſich, daß ihr Giuditta heut Morgen von ihrem Unwohlſein geſchrieben, und der raſche Wechſel zwiſchen Erblaſſen und Erröthen, welcher auf ihrem wunderbar beweglichen Geſicht zu bemerken war, ſchien dies jeden Augenblick zu beſtätigen.

Giuditta fragte nach Deutſchland und erzählte, daß ſie dort einige ſehr glückliche und lehrreiche Jahre verlebt habe. Die Deutſchen verſtehen Alles, ſagte ſie lächelnd. Sie beſitzen einen merkwürdigen Sinn dafür, dem Schlechten die beſten Seiten abzugewinnen, und dies iſt eigentlich die Größe der deutſchen Nation, worüber eine Sängerin am beſten urtheilen kann. Wenn ich ihnen ſchlechte Muſik ſchön ſang, konnte ich ein förmliches Netz des Enthuſiasmus über ihre gutmüthigen Häupter werfen. Das Gute und Große in würdiger und angemeſſener Ausführung war ſchon ein gefährliches Experiment für den Erfolg. Die Deutſchen halten ſich für das Volk der Ideale, aber Glück macht bei ihnen doch nur der, welcher das Ideal maltraitirt, und dabei ſo geſchickt zu Werke zu gehen weiß, daß er die Verderbniß wahr und die Wahrheit

verderbt erſcheinen läßt. An ſolchen Wirkungen zappelt ſich dann das deutſche Publikum auf die erhabenſte Weiſe ab, und ſtrömt eine Hitze der Gefühle und der Bewunderung aus, wie ſie für den geſunden und reinen Effekt niemals von ihm zu erwarten iſt. In manchen ſataniſchen Anwandlungen, und warum ſoll nicht auch eine Sängerin dieſe haben, machte es mir Vergnügen, den Volkscharakter auf dieſe Weiſe in die Hände zu bekommen und ihn auf der Höhe ſeiner Sympathien zu belauſchen. Mit einer Lucrezia Borgia machte ich darum in Deutſchland das meiſte Glück, weil es in dieſer Rolle am beſten gelingt, groß im Mittelmäßigen und ideal im Albernen zu ſein!

Wie es ſchien, beging auch die geiſtreiche Giuditta den Fehler, der allen Sängern und Schauſpielern eigen iſt, ſich ſie ſogleich von ihren Rollen ſprechen. Aber die ſcharfe geiſtige Anſchauung, welche in allen ihren Aeußerungen hervortrat, ließ den Gedanken an das Handwerk nie bei ihr aufkommen.

Leonore ſagte, indem ſie beſcheiden die Augen ſenkte: Ihr verachtet alſo die Deutſchen, Signora Giuditta? Aber ſagt mir doch, welcher Nation Ihr vor den übrigen den Vorzug gebt?

Sagt mir doch erſt, mein allerliebſtes Kind, erwiderte Giuditta lachend, welches die ſchönſten Augen

ſind, die blauen oder die ſchwarzen? Die Schriftgelehrten haben lange Abhandlungen darüber geſchrieben, und doch iſt es noch immer dabei geblieben, daß es darauf ankommt, wer die blauen und wer die ſchwarzen Augen gerade hat. Es gibt blaue Augen, denen ich ſofort Bekenntniſſe machen und mein ganzes Herz verrathen könnte, und dazu gehören die Ihrigen, Leonore! Dieſe guten, herrlichen, klaren Augen fordern die ganze Welt zur Wahrheit und Schönheit auf. Mir iſt unendlich wohl in Ihrer Nähe, und wenn Sie wollen, Leonore, wollen wir recht gute Freunde werden. Wie lange bleiben Sie in Paris?

Leonore erwiderte, daß ſie ganz von dem Willen ihrer Mutter abhängig ſei, und daß ſie die Pläne derſelben niemals ſo genau kenne, um ſie auch nur einige Tage vorher berechnen zu können.

Ach, Ihr habt eine Mutter, rief Giuditta lebhaft, und Eure Mutter iſt eine mecklenburgiſche Gräfin, die hier in den legitimiſtiſchen Salons verkehrt. Seht, das hatte ich ganz vergeſſen. Ich kam zu Ihnen, Leonore, und ſo wie ich Sie geſehen habe, mußte ich Ihnen ſagen, daß ich Sie liebe. Und wenn ich liebe, denke ich an nichts anderes. Jetzt habt Ihr noch eine Mutter, denn natürlich, Ihr werdet nicht auf der Straße gefunden ſein, wie es die Giuditta iſt.

So kennt Ihr Eure Eltern nicht? fragte Leonore, indem ſie die beiden Hände der Giuditta ergriff, und dieſelben recht herzlich küßte.

Eure neue Freundin iſt ein Findelkind, antwortete die Sängerin. In Madrid fand man mich auf der Treppe einer Kirche, und die Frau eines italieniſchen Sängers, die gerade zur Frühmeſſe gehen wollte, ſtolperte über mich hin, und fiel unter einem ſteinernen Marienbild nieder, das den Eingang behütete. Die mitleidige Frau behauptete, daß ihr die Madonna zugewinkt und ihr mit einer leuchtenden Gebärde befohlen habe, mich zu ihrem Kinde anzunehmen. Denn ſie hatte ſelber keines, und war der Mutter Gottes längſt um dieſen Segen in den Ohren gelegen. Nun nahm ſie mich an ſich, und als ich das liebevolle, warme Menſchenherz an mir fühlte, ſoll ich laut aufgeſchrieen haben, während ich bis dahin wie todt gelegen. So wurde ich in das Haus des Sängers gebracht, der in meinem Schrei auf der Stelle den ungeheuren Stimmenumfang erkannte, durch welchen ich nachher ſo berühmt geworden ſein ſoll. Doch über meine Lebensgeſchichte ſprechen wir ein anderes Mal zuſammen, Leonore.

Leonore, die bei ihrem feſten Sinn ſonſt nicht leicht weinte, hatte Thränen in den Augen. Die

kleine Esmeralda, welche noch immer zu ihren Füßen ſaß, bemerkte dies, und ſagte in ihrer kindlich derben Weiſe: Pfui, man muß nicht weinen. Die Republik wird einſt die Thränen aller Menſchen trocknen, ſagt immer die Mama, und Du biſt jetzt hier in einer Republik, Leonore.

Leonore mußte über den ſeltſam altklugen Ton des kleinen Mädchens lachen. Sie ſpielte mit ihrer Hand in den langen ſchwarzbraunen Zöpfen des Kindes, welche in eigenthümlicher maleriſcher Form verſchlungen waren, und bis zu ihren Füßen herabhingen. In dieſem Augenblick hörte man unten das raſche Anfahren einer Equipage, welche vor der Thür des Hauſes ſtillhielt.

Giuditta trat ans Fenſter, um zu ſehen, ob es ihr Wagen ſei, welchen ſie um dieſe Zeit wiederbeſtellt hatte. Leonore bemerkte jedoch ſogleich, daß es der Wagen ihrer Mutter ſei, wobei ſich einige Ueberraſchung und Verlegenheit auf ihrem Geſicht ausdrückte. Es muß etwas vorgefallen ſein, ſagte ſie faſt zitternd, da meine Mutter ſchon jetzt aus dem Concert wieder zurückkehrt.

Giuditta warf Leonoren einen raſchen durchdringenden Blick zu, und glaubte damit ſogleich das ganze hier zwiſchen Mutter und Tochter beſtehende Verhält-

niß durchſchaut zu haben. Und ich, rief ſie lachend aus, bin nun hier eingefangen, wie der Fuchs im Taubenſchlag, oder auch wie ein verbotener Liebhaber. Als ſolcher bin ich freilich zu der jungen Gräfin Leonore hergeſchlichen, und nun wird es mir wol entſetzlich ſchlecht dafür gehen. Willſt Du mich nicht in Deinem Bett verbergen, Leonore?

Leonorens Wangen färbten ſich bei dieſem Scherz der Sängerin mit dem tiefſten Purpurroth. Die kleine Esmeralda aber hielt die Aengſtlichkeit ihrer Mutter für wirklichen Ernſt und fing plötzlich auf bitterliche Weiſe zu weinen an.

Mit einem pathetiſchen und ſchauerlichen Ton, in welchem man die fleißige Theaterbeſucherin erkannte, ſagte ſie dann: laß uns fliehen, Mama!

Dieß machte einen ſo komiſchen Eindruck, daß Giuditta und Leonore in ein lautes Gelächter darüber ausbrachen. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und die Gräfin Sarmland ſchaute mit einem befremdeten Geſicht herein. Hinter ihr ſtand ein fremder, etwas ältlicher Herr, von ungemein ſtattlichem und vornehmen Aeußern, der die Gräfin aus dem Conſervatoire herbegleitet zu haben ſchien. Ein großer Ordensſtern funkelte auf ſeiner Bruſt, als er den Zobelpelz, in welchem die große Geſtalt eingehüllt war, zurückſchlug.

Die Gräfin ſagte zu ihrem Begleiter: Mein Fürſt, Sie finden hier meine Tochter Leonore, und ihre Geſellſchaft, die ich nicht kenne!

Ei, mein Gott, erwiderte der Angeredete mit dem Ton der lebhafteſten und freudigſten Ueberraſchung, da verſchaffen Sie mir ja das Glück, der berühmten und unvergleichlichen Signora Giuditta zu begegnen!

Giuditta ſtand in ihrer ganzen herrlichen Erſcheinung aufgerichtet, wie eine Statue, da, und hatte die Arme unbeweglich ineinandergelegt. Ihr Auge ſenkte ſich nachdenkend auf den Boden.

Iſt es möglich? rief die Gräfin Sarmland. Ein ſo koſtbarer Beſuch bei meiner Tochter?

Drittes Capitel.

Die Juliſäule.

Die Gräfin Sarmland ſchien unſchlüſſig, wie ſie ſich, der berühmten Sängerin gegenüber, verhalten ſolle. Im erſten Augenblick war ſie offenbar in Verſuchung, ein ariſtokratiſches Uebergewicht geltend zu machen, und Giuditta fühlen zu laſſen, daß ihr Beſuch bei der jungen Gräfin Leonore als ein höchſt befremdliches Eindringen in die Sphäre des Hauſes angeſehen werde.

Die Gräfin ſah indeß bald ein, daß ſie dieſen heimathlichen Anwandlungen doch nicht füglich werde Folge geben können, und zwar aus zweierlei Gründen. Der erſte Grund lag in der außerordentlichen Perſönlichkeit Giuditta's, die von der Art war, daß man ihr durchaus in keiner überhebenden Weiſe gegenübertreten konnte. Den anderen Grund zu einem nüancirten Verfahren gegen die Sängerin fand die Gräfin in der auffallend verbindlichen und huldigenden An-

näherung, mit welcher ihr fürſtlicher Begleiter ſich ſogleich der Giuditta zugewandt hatte.

Die Situation blieb indeß noch ungemein peinlich. Giuditta erwartete in einer imponirenden Ruhe, daß die Gräfin mit einer entgegenkommenderen Anrede ſich ihr nähern würde. Sie wollte dann dieſen erleichterten Uebergang der Situation ſofort zu ihrem Rückzug benutzen, den ſie um Leonorens willen ſo wenig ſchroff als möglich zu bewerkſtelligen wünſchte.

Leonore, ihre Pflicht erkennend, faßte ſich den Muth, der drückenden Scene eine Wendung zu geben. Sie ſagte mit ihrer liebenswürdigen Treuherzigkeit: Signora Giuditta hat mir die große Auszeichnung ihres Beſuches erwieſen, obwol ich unbedeutendes Mädchen auf dieſe Ehre natürlich gar keinen Anſpruch hatte. Aber um ſo mehr weiß ich, was ich einer glücklichen Laune der Signora zu danken habe, und meine Mutter wird die Dankbarkeit für dieſen Beſuch, durch den ich ſo hoch geſtellt worden bin, um ſo mehr theilen, da ſie nun Gelegenheit erhält, zu ihrer Bewunderung für die Verdienſte der großen Giuditta noch die Anerkennung der liebenswürdigſten Perſönlichkeit hinzufügen zu dürfen.

Das haben Sie ganz vortrefflich geſagt, mein allerliebſtes Mädchen! rief der alte Herr, indem er

mit freudeſtrahlendem Geſicht Leonoren die Hand drückte.

Die Gräfin Sarmland hatte ſich inzwiſchen auch auf die zuvorkommendſte Weiſe gegen die Sängerin verneigt, und ihr mit dem graziöſen Lächeln, von welchem Amelie nie verlaſſen wurde, die Hand geboten. Sie bat ſehr verbindlich, daß ſich Giuditta von ihr in den angrenzenden Salon führen laſſen möchte, und noch ehe die Sängerin ihren Wunſch vorgebracht, für entſchuldigt gelten zu dürfen, fand ſie ſich mit ſanfter Gewalt zu dem prächtigen Divan hingeleitet, welcher den Salon der Gräfin zierte. Die Uebrigen folgten, und Giuditta ſah ſich zum Mittelpunkt der Gruppe gemacht, welche ſich um ſie her bildete. Die kleine Esmeralda war ihr furchtſam gefolgt, und drückte ſich möglichſt eng an die Seite ihrer Mutter, um in deren Nähe verborgen zu bleiben.

Es war unterdeß auch die Vorſtellung des Begleiters der Gräfin erfolgt. Amelie nannte in ihm den ruſſiſchen Fürſten Tolſchakoff, und fügte dabei die Vorausſetzung hinzu, daß der Fürſt, wie ſie entnehmen zu müſſen glaube, wohl ſchon die Ehre der Bekanntſchaft der gefeierten Signora beſitze.

Giuditta erwiderte mit einer etwas kühlen Ver-

beugung, daß ſie zum erſten Male die Ehre habe, den Fürſten Tolſchakoff zu ſehen.

Ja, ja, rief der Fürſt, indem er ſich halb lächelnd halb verlegen die Hände rieb, das iſt ja eben das Unglück, daß ich der Signora noch kein einziges Mal mich habe nähern können, während ich doch ihr glühendſter, und ſo zu ſagen, ganz unbeſchreiblicher Verehrer bin. Aber ſo viele Mühe ich mir auch bis jetzt darum gegeben, Zutritt zu dem berühmten Salon der Signora Giuditta zu erhalten, denken Sie ſich, Gräfin, ſo iſt nichts daraus geworden, und man ſagt mir, daß man keinen Ruſſen bei ſich empfängt. Ich, Tolſchakoff, nehme das natürlich als eine geniale Bizarrerie auf, laſſe meinen Enthuſiasmus für die unvergleichliche Sängerin keineswegs fahren, verdoppele die Anſtrengungen, mich meinem Ideal zu nähern, und ſieh da, eine kleine Emeute an der Juliſäule treibt uns vor Angſt aus dem Conzert, ich begleite unſere beſorgte Gräfin nach ihrem Hauſe, und biete mich ihr als ruſſiſche Hilfsmacht dar, und indem wir hier eintreten, was erblicke ich? Nun, hier dieſe von mir über Alles verehrte Signora, die durchaus keine Ruſſen vor ſich ſehen kann!

Der Fürſt ſchüttelte ſich bei dieſer Pointe ſeiner Erzählung faſt vor Lachen aus. Er hatte dieſe Worte

in der raſchen und gefälligen Manier geſprochen, welche vornehmen Ruſſen eigen zu ſein pflegt, und die durch ihren eigenthümlichen Accent halb kindliche Luſtigkeit, halb Verſteckheit und Tücke an den Tag zu legen ſcheint.

Giuditta ſchien aber nur auf die Aeußerung gehört zu haben, welche ſich auf die Juliſäule bezog und neuer Vorfälle bei derſelben erwähnte. Mit ſichtlicher Erregung fragte ſie, was dort geſchehen ſei, und ob der Fürſt ſie nicht über den Hergang unterrichten wolle? Ihr Geſicht nahm dabei einen Augenblick lang eine flammende Röthe an, und ihr ganzer Körper ſchien fieberhaft zu zittern?

Was weiß ich? entgegnete der Fürſt leichtfertig. Man hat uns mit dieſem Schreck aus dem Conſervatoire gejagt, als Madame Sonntag eben ihr göttliches air suisse avec Choeurs beginnen wollte. Es hieß, daß die Zuſammenrottungen auf dem Baſtilleplatze ſo ſtark und ſo gefährlicher Natur geworden wären, daß zahlreiche Verhaftungen ſtattgefunden hätten, und daß man eine förmlich organiſirte Erhebung noch in dieſer Nacht befürchten müſſe. Was verſteht ein Ruſſe von dem franzöſiſchen Volk, Signora Giuditta? Dieſe Nachrichten brachte man uns in das Conzert, einige Aengſtliche ſteckten andere Aengſtliche

an, und ſo geſchah es, daß faſt die Hälfte der Zuhörerſchaft ausriß, was auch ganz richtig war, da man leicht durch eine Sperrung der Straßen hätte abgeſchnitten werden können. O, man muß in dieſem diaboliſch intereſſanten Paris nur immer auf das Ausreißen zur rechten Zeit bedacht ſein. Dann lebt es ſich ganz gut und bequem hier. Ich bin nur froh, daß ich diesmal als Ausreißer zugleich die ritterliche Rolle eines Schutzgeiſtes des ſchönen Geſchlechts habe verbinden können.

So dankbar ich Ihnen bin, Fürſt, erwiderte die Gräfin Sarmland mit einem leichten Sarkasmus, ſo glaube ich doch, daß der Ausreißer hier eigentlich Ihre Hauptrolle war, und daß Sie vielmehr in meiner entlegenen Wohnung Ihren Schutz ſuchen. Denn da Sie ſelbſt als ein ſtiller Verehrer der franzöſiſchen Juliſäule am Baſtilleplatze wohnen, und die berüchtigte Straße St. Antoine paſſiren müſſen, ſo weiß ich wirklich nicht, wie Sie es hätten anfangen wollen, um ſicher und unverſehrt, und ohne Ihr moskowitiſches Leben an einem Dutzend vive la republique aushauchen zu müſſen, in Ihre Appartements zu gelangen?

Nun gut, verſetzte der Fürſt mit der ihm eigenen behaglichen Naivetät, ſo bin ich denn als Flüchtling

hier wohl aufgehoben, nehme das Asylrecht bei der schönen und geistvollen Gräfin Sarmland in Anspruch, lasse mir es hier in Ihrem Salon außerordentlich gefallen, suche mich bei der jungen Gräfin Tochter, die sonst nie mit mir spricht, ausnehmend beliebt zu machen, wage es, der gefeierten Signora Giuditta durch beharrliche Huldigung mich zu empfehlen, und je weniger man mich wieder los werden kann, um so mehr sorge ich dafür, daß ich eben so langweilig als unausstehlich bin!

Es schien im Charakter des Fürsten Tolschakoff zu liegen, daß er sich jedesmal mit einem herzlichen Gelächter selbst unterbrach. In ein solches ließ er auch jetzt wieder seinen höchst inoffensiven Humor auslaufen.

Die Gräfin erwiderte: Dieser Schlachtplan ist nicht so übel, mein Fürst; er sichert uns eine angenehme Soirée, denn wer den Muth hat, in einem Kreise, welcher die Signora Giuditta in seiner Mitte besitzt, unausstehlich sein zu wollen, der wird auch das Talent haben, liebenswürdig zu sein, so bald er will und muß! Es wird uns daher ganz besonders daran liegen müssen, die Signora an diesen Abend zu fesseln, und ich bitte daher inständigst, daß sie uns die Ehre erweisen wolle, mit uns zu soupiren.

Giuditta lehnte das Anerbieten mit flüchtigem Dank ab, und erhob ſich raſch zum Aufbruch, indem ſie eine ſehr offenherzige Entſchuldigung hinzufügte, daß ſie keine Ruhe mehr im Zimmer habe, während draußen auf der Straße vielleicht große Entſcheidungen vorgingen. Damit ergriff ſie ihre kleine Tochter haſtig bei der Hand, und wollte ſich mit einem kurzen Gruß empfehlen.

Sie werden draußen gewiß ſchon Alles ſtill finden! bemerkte Fürſt Tolſchakoff, indem er ſich bemühte, die Sängerin zurückzuhalten. Die republikaniſche Polizei iſt beſſer, als alle andern, und ſelbſt unſere Petersburger könnte von ihr lernen. Da wird denn wol ſchon wieder Alles weggefegt ſein, und die Signora möchte nichts Entſcheidendes mehr vorfinden. Gibt es denn überhaupt noch etwas Entſcheidendes, Signora Giuditta? Glauben Sie einem vielumhergetriebenen Ruſſen, wie der Tolſchakoff iſt, es iſt jetzt Alles ganz gleich, was geſchieht. Die Politik beſteht nur noch in Impromptus, und wenn allen europäiſchen Mächten der Witz ausgegangen ſein wird, werden ſie erſt anfangen, alle zu lachen, und mein Rußland wird zuletzt lachen.

Er ſelbſt verfiel jetzt in ſeine gewöhnliche lachende Cadenz. Giuditta aber ſah ihn mit einem ſchneiden-

den Lächeln an, und wandte sich dann mit einer scharfen Bewegung von ihm ab, indem sie ihren Abschiedsgruß bei der Gräfin erneuerte.

So darf ich denn unsere gute Signora nicht mehr zurückhalten! sagte die Gräfin Sarmland, die jetzt wieder in ihren kühlen und vornehmen Ton gegen die Sängerin zurückzugehen versuchte. Sie hatte denselben zu Anfang blos geändert, um dem Fürsten, weil er eine Liebhaberei für die Sängerin zu haben schien, gefällig zu sein. Jetzt sah sie, daß die Aufmerksamkeit des Fürsten für die Sängerin doch auf die entschiedenste Weise von der letzteren zurückgewiesen wurde!

Ich glaube, Fürst, die Signora flieht uns, weil wir nicht mit der gehörigen Ehrfurcht von ihrer Julisäule gesprochen haben! fügte die Gräfin hinzu. Denn man weiß, die größte Sängerin der italienischen Oper ist zugleich die größte und leidenschaftlichste Republikanerin von Paris.

Sprechen wir doch nicht weiter von mir, entgegnete die Giuditta mit ruhigem Stolz. Ich will nach dem Bastilleplatz, weil auch ich heut Morgen einen Kranz von Cypressen und Lorbeeren an der Julisäule aufgehangen habe. Ich will nachsehen, ob die Petersburger Polizei, mit welcher der Herr Fürst sehr treffend die jetzigen Ordnungswächter der französischen

Republik zuſammengeſtellt hat, auch meinen Kranz hinwegnahm. Ich hatte meinen Kranz mit der Inſchrift bezeichnet: „Durch die Todten des Juli und Februar lebt die franzöſiſche Republik, und durch die Lebenden ſtirbt ſie.“

Sehr ſchön geſagt, wahrlich, ſehr ſchön geſagt! rief der Fürſt, ſich vergnügt die Hände reibend. Das iſt ganz im großen Genre unſerer tragiſchen Giuditta. Aber Sie werden doch nicht zu Fuß gehen durch das ſchlechte Volksgewühl? Unſere Gräfin Sarmland wird ſich gewiß ein Vergnügen daraus machen, Ihnen den Wagen anzubieten. Den meinigen habe ich leider zurückgeſchickt, da meine Pferde durchaus revolutionsſcheu ſind, und ſeit einiger Zeit noch toller über die Stränge ſchlagen, als die republikaniſchen Pariſer ſelbſt.

Giuditta würdigte den Schwätzer keines Blickes mehr und ſagte flüchtig, um jedem Anerbieten der Gräfin zuvorzukommen: Mein Wagen iſt beſtellt, und wenn ich ihn unten nicht vorfinden ſollte, ſo gehe ich zu Fuß. Mir iſt wohl unter dem Volk, und ich habe keine Anſprüche, die mit den Gewohnheiten oder dem Willen des Volkes collidiren könnten. Somit iſt mir denn gar nicht zu helfen, nicht wahr?

Damit verneigte ſie ſich tief, und verließ den

Salon, nachdem ſie zuvor noch mit ihrer neuen Freundin Leonore einen glühenden und verſtändnißvollen Gruß durch Blicke ausgetauſcht hatte. Die kleine Esmeralda rannte noch einmal zu Leonoren zurück, konnte aber, da ſie gleichzeitig ihre davoneilende Mutter nicht verſäumen wollte, nur noch einen Zipfel von Leonorens Kleid erhaſchen, auf welches ſie feurige Küſſe drückte.

Es iſt gut, daß wir uns mit dieſer Geſellſchaft jetzt abgefunden haben, mein Fürſt! ſagte die Gräfin. Wir verdanken den Spaß meiner Tochter, welche Geſchmack an Wunderlichkeiten aller Art beſitzt. Indeß habe ich mir vorgenommen, ſie in Paris nicht zu beſchränken, denn das arme Ding muß ja auch etwas von der Welt kennen lernen. Sie mag darum meinetwegen den Umgang mit dieſer exaltirten Sängerin noch ein wenig fortſetzen. Denken Sie ſich, Fürſt, in Mecklenburg ließ ich ſie ſogar mit Bäckergeſellen verkehren.

Mit Bäckergeſellen? wiederholte Fürſt Tolſchakoff ſtaunend, indem er zugleich aus vollem Halſe zu lachen anfing, und diesmal die ganze Skala ſeines Gelächters ohne Aufhören durchlief.

Leonore ſtand indeß mit blutrothem Geſicht da und harrte in der peinlichſten Verlegenheit, wie weit

ihre Mutter wieder die Rückſichtsloſigkeit gegen ſie treiben würde.

Das iſt eine amüſante Geſchichte, fuhr die Gräfin mit einiger Koketterie gegen den Fürſten fort, die ich Ihnen bei Tiſch ausführlicher erzählen will, um zu hören, wie Sie meine Erziehungsmethode beurtheilen werden. Jetzt laſſen Sie uns ſoupiren.

Gräfin, ſagte Fürſt Tolſchakoff, indem er ihr mit vielem Behagen den Arm reichte, es iſt Alles ſchön in der Welt, ſo wie es iſt! Wer das Leben zu genießen verſteht, für den gibt es keine ſchlechte Zeit und keine franzöſiſche Republik. Ich bin auf dem Wege einer reichen Erfahrung ſo weit gekommen, daß ich mich über Alles freue, wahrhaftig über Alles, was noch in der Welt ganz iſt, und was noch an ihr leibt und lebt. Ja, ja, dies iſt der Standpunkt eines ruſſiſchen Philoſophen, wie der Tolſchakoff iſt. Und nun gehe ich froh wie ein Gott an Ihrem Arm zu Ihrem Souper.

Der Jäger der Gräfin hatte die Flügelthüren zu dem anſtoßenden Eßzimmer geöffnet, in welches man ſich nun begab.

Die Gräfin hatte auch in Paris ihre heimatliche Gewohnheit fortgeſetzt, den beſten und gelehrteſten Koch zu halten. Obwol ſie bisher nur in kleinen

Kreiſen gaſtlich geweſen, ſo hatten doch ihre Soupers und Diners d'amis bereits ruchbar gemacht, was eine mecklenburgiſche Gräfin auch in ihrem Reiſehaushalt vermöge.

Viertes Capitel.

Cette bonne vieille petite mère l'insurrection.

Um die Säule auf dem Baſtilleplatze hatte zwar den ganzen Tag über ein gewaltiges Volksgedränge ſtattgefunden, aber die Gerüchte von neuen Unruhen, welche aus dieſen Huldigungen der Februartodten entſtanden waren, ſchienen übertrieben. Nach einigen Verhaftungen, wie ſie bei jeder größeren Anſammlung der Maſſen in Paris vorkommen, bewegten ſich heut die unabläſſigen Wallfahrten des Volkes zu der Juliſäule in einer wahrhaft großartigen Ruhe. Die Gerüchte von einer bevorſtehenden Emeute ſchienen nur von einigen muthwilligen Köpfen erfunden, die ſich ſeit einiger Zeit ein beſonderes Vergnügen daraus machten, das Publicum in den Theatern und Concerten auseinander zu ſprengen.

Es war eine helle Mondnacht, gegen welche ſich die auf ihrem doppelten Fußgeſtell hoch emporragende

Säule mit wunderbarem Ernſt abzeichnete. Das eiſerne Gitter, welches die Säule umgibt, war bereits mit Kränzen aller Art ſo überſchüttet, daß es den Anblick eines grünen Geheges darbot. Alle Stangen dieſes ziemlich umfangreichen Eiſengitters waren mit Lorbeeren, Cypreſſen, Fichtenreiſern und Epheu behangen, vor Allem fehlten aber die Kränze der gelben Immortelle nicht, mit welcher der Franzoſe am liebſten den Ruhm und das Andenken ſeiner Todten bezeichnet. Die am heutigen Abend verſammelte Menge hatte die Fülle der Opfergaben ſo vermehrt, daß die Kränze an dem Gitter ſelbſt keinen Platz mehr fanden, ſondern in den innern Raum deſſelben hineingeworfen werden mußten, wo ſie ſich bald zu einer natürlichen Pyramide von Blumen und Blättern aufthürmten. Durch die anfängliche Wegnahme dieſer Kränze hatte ſich ein förmlicher Fanatismus unter dem Volke für dieſe Wallfahrten gebildet, und man ſchleppte bis in die ſpäte Nacht hinein dieſe wintergrünen Symbole der tiefſten und innerſten Volkserbitterung herbei. So ging es vom frühen Morgen an bis zur Mitternachtſtunde, und die verſchiedenen Tageszeiten charakteriſirten zugleich die Kreiſe der Bevölkerung, welche ſich bei dieſer Feier vertraten.

Um eine gewiſſe Ordnung in der Aufſtellung der

Kränze zu erhalten, beſchäftigten ſich einige Blouſenmänner fortwährend mit dem Ausſuchen und Ordnen derſelben. Es wurde nämlich ein Unterſchied zwiſchen den Kronen gemacht, welche mit flatternden Zetteln und darauf befindlichen Deviſen verſehen waren, und zwiſchen den andern, die blos aus grünen Blättern beſtanden. Die erſten wurden ſorgfältig an den Gitterſtangen befeſtigt und möglichſt geſchont. Die übrigen warf man auf die Baluſtrade der Säule, wobei jedoch auch, mit der dem franzöſiſchen Volke eigenen Symmetrie, auf die Herſtellung einer gewiſſen Form geſehen wurde. Je mehr aber der grüne Hügel anſchwoll, deſto ſtärker wurde das Jauchzen der Menge, die den Platz umwogte, und mit dem ſpätern Abend nur noch bedeutender angewachſen war.

Giuditta hatte mit ihrer kleinen Tochter einen Fiaker beſtiegen und war mit demſelben bis in eine angränzende Straße des Baſtilleplatzes gefahren. Dort ſtieg ſie aus, um ſich ohne Scheu den drängenden Maſſen zu überliefern und bis zum Gitter der Säule vorzudringen, wo ſie heut Morgen an einer Stelle, welche ſie ſich wohl gemerkt, ebenfalls ihren Kranz befeſtigt hatte. Sie mußte über ſich ſelbſt lächeln, als ſie ſich jetzt geſtand, daß es eigentlich eine kindiſche Neugierde ſei, welche ſie jetzt treibe, ſich noch einmal nach dem

Kranz mit der glühenden, republikaniſchen Deviſe umzuſehen und ſeine Stelle aufzuſuchen, wie es die Andächtigen mit ihren an geweihtem Ort niedergelegten Opfergaben zu thun pflegen. Aber ſie ſagte ſich zugleich in ihrem heißen enthuſiaſtiſchen Eifer, daß es eine neue Meſſe des Volkes ſei, welche an dieſer Stelle aufgerichtet worden, und daß ihr wiederholter Beſuch nicht blos neugierig, ſondern auch andächtig genannt werden könne. Außerdem machte es ihr ein wirkliches Vergnügen, unter den Geſtalten des Volkes und in naheſter Berührung mit demſelben umherzuwandeln, und dies waren vielleicht die einzigen Abenteuer, welche für die Giuditta einiges Intereſſe hatten. Sie gelangte daher auch jetzt unerſchrocken durch das dichteſte Gedränge, und die kleine Esmeralda, ihrer Mutter nacheifernd, ſchritt beherzt an der Seite derſelben fort.

Giuditta hatte ſich tiefer in ihren Mantel gehüllt und den ſchwarzen Schleier über den Hut heruntergezogen, weil ſie nicht erkannt zu werden wünſchte. Das ſie aufnehmende Gedränge wurde indeß bald ſo ſtark, daß ihr Schleier, der ſich mit den Knöpfen an der Uniform eines vor ihr gehenden Nationalgardiſten verwickelte, zerriſſen wurde, worauf ſie ihn abnahm und an die Erde warf. Ein Mann aus dem Volke klopfte ſie dafür vertraulich auf die Schulter und

ſagte: So recht, Bürgerin! Wir dürfen unſere Republik heut nicht mehr durch den Schleier betrachten, ſondern alle Schleier müſſen jetzt fallen, damit wir ganz ordentlich ſehen können, wie wir gar nichts haben!

Das Bonmot fand in der Gruppe, in welcher Giuditta fortgedrängt wurde, einen rauſchenden Beifall. Giuditta, welche ſonſt ein großes Talent beſaß, mit dem Volke in ſeinem Sinne und ſeiner Ausdrucksweiſe zu ſprechen, fühlte ſich doch einen Augenblick lang geängſtet, weil ſie in dem Sprecher, nach dem ſie ſich freundlich umgeſehen, einen Menſchen von der widerwärtigſten und verdächtigſten Phyſiognomie erkannte, der ihr früher ſchon öfter auf eine zudringliche Weiſe in den Weg getreten war. Es war ein rieſengroßer, rothköpfiger Arbeiter, deſſen Geſicht mit unzähligen Narben bedeckt war, und der auch ſchon in Giuditta's Wohnung gekommen war, um, mit einer Büchſe in der Hand, für ſeine reminiscences de barricades, wie er es nannte, zu ſammeln.

Es war Giuditta gelungen, jetzt unmittelbar zum Gitter der Säule vorzudringen, und ſie bemerkte zu ihrem Vergnügen, daß ihr Kranz nebſt ſeiner Inſchrift ſich noch unverſehrt auf der Stelle befand, wo ſie ihn aufgehangen hatte. Esmeralda hob ſich auf ihren

Fußſpitzen zu dem Kranz empor und drückte einen inbrünſtigen Kuß auf die Blätter, die ſie ſelbſt heut Morgen hatte ordnen und verbinden helfen.

Einer der Blouſenmänner, welcher die Wache an der Baluſtrade übernommen hatte, wurde darauf aufmerkſam und näherte ſich, indem er mit vieler Selbſtgefälligkeit ſagte: Dieſer Kranz gehört alſo wol Ihnen, Bürgerin? Ich muß Ihnen ſagen, daß es mein Lieblingskranz iſt, und daß ich ihn heut ſchon zehn Mal davor geſchützt habe, in die Maſſe hineingeworfen zu werden. Sehen Sie, es iſt nicht blos die harmoniſche Miſchung der Farben, welche ich an dieſem Kranz bewundere, ſondern auch die Inſchrift iſt ſo hübſch roth, ſo roth, von Grund aus roth, daß die Polizeiſpione, die hier den ganzen Tag umhergeſchnüffelt haben, mich durchaus überreden wollten, den Kranz mit in den Haufen hineinzupracticiren, obwol das ſouveraine Volk beſchloſſen hat, daß die Deviſen am Gitter aufgehangen bleiben ſollen. Ich hätte mir fünf Franks daran verdienen können, wenn ich der Polizei gefällig ſein wollte, aber ich weiß, was ich den Rothen ſchuldig bin!

Giuditta händigte ihm einige Franks ein, auf die es abgeſehen ſchien, und fragte ihn, ob den Tag über nichts Bemerkenswerthes auf dem Platze vorgefallen ſei?

Unter uns gesagt, Bürgerin, erwiderte der Mann mit der Blouse listig lächelnd, so kann auf einem Platze nichts vorfallen, wo das dumme Volk so viel Kränze und Blätterwerk zusammenschleppt, daß man sich davor kaum noch rühren kann. Wenn das Ding so fortgeht, werden die Kränze bald bis in den Mond da oben reichen, und die Republik wird dann auf dieser Grundlage bequem in den Himmel hineinspazieren können, aber auf Erden wird sie keinen Raum mehr haben. Seht, Bürgerin, die Insurrection braucht Platz. Dieser Gedanke ängstigte mich heute den ganzen Tag, als ich mit meinen Kameraden des Grünzeugs gar nicht mehr Herr werden konnte. So lange es mit unserer Republik noch so grün aussieht, ist für wirkliche Republikaner nichts darin zu machen. Nur Eurem Kranz sieht man es an, daß er rothes Blut hat, und darum wüßte ich für mein Leben gern, von wem er kommt?

Giuditta schwieg einen Augenblick betroffen still. Dann rief sie mit stolzem Nachdruck: Dieser Kranz kommt von der Sängerin Giuditta! — Weniger um dem Blousenmann zu antworten, dessen Wesen ihr auffällig und nicht ganz lauter schien, als vielmehr, um einem eigenen Gefühl von Zagen, welches sie überschlich, Trotz zu bieten, schien Giuditta dies offene

Geſtändniß zu thun. Denn je mehr es ihr vorkam, daß der Mann vielleicht ſelbſt im Solde der Polizei ſtehen möchte und es in dieſem Sinne unternahm, den Urheber des ſchon vielfach aufgefallenen Kranzes auszuforſchen, um ſo mehr glaubte ſie es ſich ſelbſt als eine Ehrenſache auferlegen zu müſſen, daß ſie Jedem ſagte, was er in dieſer Abſicht wiſſen wollte. Denn Giuditta hielt es für ſchimpflich, der Gewalt, die ſie verachtete, auch nur durch eine Lüge ein Zugeſtändniß zu machen.

Sie hörte, daß in den naheſtehenden Volksgruppen ihr Name, nachdem ſie ihn ausgeſprochen, vielfach flüſternd wiederholt wurde.

Sie iſt eine wahre Social-Republikanerin, ſage ich Euch! rief hinter ihr ein junger Arbeiter, der ſich über dieſe Anſicht mit einigen Andern im Streit zu befinden ſchien. Sie iſt dafür bekannt beim ganzen Theater, und da ich ſelbſt beim Theatertiſchler arbeite, ſo werdet Ihr mir doch zutrauen, daß ich genau weiß, was beim Theater vorgeht. Sie iſt eine ſo verteufelte Republikanerin, daß es keinen Menſchen geben ſoll, der ſolche Freiheitslieder ſingen kann, wie die Signora Giuditta! Und wenn Ihr nur ein einziges Mal ihre Stimme gehört hättet, ſo würdet Ihr eingeſehen haben, daß ſie roth iſt, wie irgend Einer von

uns! Denn auch in den Zeitungen ſpricht man nur von der Morgenröthe ihres Geſanges.

Nun hört den Tropf, rief eine andere Stimme. Seitdem er beim Theatertiſchler arbeitet, iſt er ordentlich tiefſinnig geworden und verliebt dazu, und wir werden es kommen ſehen, daß Bertrand noch Verſe an die Sängerin Giuditta macht. Das kommt von den Freibillets, vermittelſt deren er ſich alle Sonntage in das Paradies hinaufſchwingt. Seine Hände werden ſchon ganz ſchmächtig und fein, wie die der Ariſtokraten und Reactionnaire, denn ſtatt den Hobel fleißig zu führen, reibt er ſich lieber als Klaqueur der Giuditta die Hände ab. Das nennt man einen Republikaner.

Der alſo Verſpottete kreuzte ruhig die Arme über der Bruſt zuſammen und ſah ſich herausfordernd nach allen Seiten um. Es war ein junger Mann im ſchlichten Rock des Handwerkers, von ſehr gefälligem und vertrauenerregendem Aeußern, und Giuditta erinnerte ſich, ihn ſchon einige Male unter den Arbeitern des Theaters bemerkt zu haben.

Wer mich für einen ſchlechten Republikaner hält, dem ſchlage ich die Hirnſchale entzwei! rief Bertrand mit einer wahren Stentorſtimme. Ebenſo thue ich dem, der mir abſtreiten will, daß die Sängerin Giu-

ditta ſich nicht um die Republik wohl verdient gemacht hat!

Der Streit begann Aufſehen zu erregen, und man drängte ſich bereits von allen Seiten nach dieſer Stelle hin. Giuditta ſah mit der größten Beſtürzung, daß ſie in Gefahr ſei, zum Mittelpunkt einer tumultuariſchen Volksſcene gemacht zu werden, und ſie bereute bereits ihre Tollkühnheit, mit der ſie ſich ohne Begleitung und ohne Schutz irgend einer Art zu ſo ſpäter Stunde hierher begeben. Auch der Muth der kleinen Esmeralda ſchien erſchöpft und ſie hielt ſich krampfhaft an den Kleidern ihrer Mutter feſt.

Es war indeß vergeblich, von der Stelle zu kommen, und ihre Bemühungen, einen Ausweg aus dem Gedränge zu finden, führten nur dahin, daß ſie erſt recht mitten in die Gruppe hineingeſtoßen wurde, in der man ſich eben um ſie ſtritt. Das iſt die Giuditta! riefen mehrere der Umſtehenden. Der junge Bertrand zog in tiefer Ehrerbietung den Hut vor ihr ab, und wurde dafür von ſeinem Kameraden, der ihn ſchon vorher verhöhnt hatte, auf eine ſehr rohe Weiſe ausgelacht.

Eine junge Frau, die an Bertrand's Seite ſtand, und die man zuvor an ſeinem Arm bemerkt hatte, bemühte ſich jetzt, den Ausbruch ſeines Zornes zu-

rückzuhalten und ihn mit beſänftigenden Worten hinwegzuziehen. Nach ihren Worten zu ſchließen, war es ſeine Schweſter, aber es gelang ihren Ueberredungen nicht, eine friedliche Wendung der Scene herbeizuführen. Bertrand hatte den andern Geſellen ſchon beim Kragen ergriffen und ihn mit überlegener Körperkraft ſofort zu Boden geworfen. Dieſer war dadurch in die Gefahr gerathen, unter die Füße der neu Herzudrängenden getreten zu werden, denn durch das Geſchrei aufmerkſam gemacht, trieb die wogende Maſſe immer ſtärker auf dieſen Punkt hin. Einige Frauen, welche die Angehörigen dieſes Arbeiters zu ſein ſchienen, wurden dadurch in ſolchen Schrecken verſetzt, daß ſie laut zu heulen anfingen und mit verzweifeltem Schreien und Fluchen ſich auf den auf der Erde Liegenden warfen, um ihn zu ſchirmen. Mit Mühe gelang es jetzt ihn wieder vom Boden aufzurichten.

Der Unwille richtete ſich aber jetzt von mehreren Seiten gegen die Perſon der Sängerin, welche in der Mitte dieſer Scene ſtand und von einigen Böswilligen als die Urſache des entſtandenen Zwiſtes bezeichnet wurde. Namentlich die Frauen, welche bei dem Vorfall mitgeſpielt hatten, umringten Giuditta und drangen mit ſcheltenden Vorwürfen auf ſie ein. Auf

die ſeltſamſte Weiſe gewann es dadurch den Anſchein, als ob die Sängerin wirklich etwas dazu gethan hätte, die beiden jungen Handwerker gegeneinander zu hetzen.

Giuditta ſtand bleich wie der Tod da und hatte noch keine Worte gewinnen können, um ſich zu vertheidigen und die ungerechten Anſchuldigungen zurückzuweiſen.

Eine Arbeiterfrau erging ſich beſonders in heftigen Schmähungen und erregte dabei durch den Fluß ihrer Rede und durch die dramatiſche Kraft ihrer Geſtikulationen die allgemeine Aufmerkſamkeit. Eine Sängerin gehört ſich gar nicht mehr für eine Republik! rief ſie mit ihrer Alles überſchreienden Stimme. Wenn man dieſe koſtbaren Perſonen noch umſonſt hören könnte, aber nein, wer nicht ſo und ſo viel zahlen kann, der kriegt auch nicht einen Laut von ihnen ab. Es iſt eine Kunſt für die reichen Leute, und das brauchen wir heut nicht mehr. Wer ſingen kann, mag für das Volk ſingen, ſonſt treibt er eine dem Gemeinweſen ſchädliche Kunſt. Es gibt keine Gräfinnen mehr in der franzöſiſchen Republik, es braucht auch keine Sängerinnen mehr bei uns zu geben. Das ſind Alles nur noch Ueberreſte von der alten dynaſtiſchen Faullenzerei, und das arme arbeitende Volk iſt es

doch am Ende, von deſſen Fett auch dieſe ſogenannten Künſtler gemäſtet werden. Fort mit ihnen, wir wollen keine volksfeindliche Kunſt, durch die das Volk nur wieder auseinandergetrieben und mit ſich entzweit wird, wie wir dies ſo eben an der Entzweiung unſerer beiden Brüder durch dieſe Sängerin hier geſehen haben!

Giuditta hörte mit Thränen in den Augen zu, wie ihre Freunde, das Volk, von ihr dachten und ſprachen. Ihr war zu Muthe, als wenn ihr ein ſchneidendes Schwert durch die Bruſt geſtoßen würde. Bald wollte ſie ſich mit Stolz und Entrüſtung wegwenden, bald hätte ſie ſich wieder vor denen, welche ſie in dieſem Augenblick ſo ungerecht bedrängt, auf die Kniee werfen mögen, um Erbarmen für ſich ſelbſt und für ihre Kunſt vom Volke zu fordern, und ihm zu ſagen, daß das Volk auch in der Kunſt herrſche und der ſouveraine Gebieter derſelben ſei! Aber die Geſtalten, welche ihr mit ſo viel Haß und Verachtung entgegentraten, hatten ſo viel Schreckenerregendes für ſie, daß ihr das Wort auf den Lippen erſtarb, da ſie es eben ausſprechen wollte.

In dieſem Augenblick trat ein junger Mann zu ihr heran, der ſich ſchon ſeit einiger Zeit in ihrer Nähe befunden und den Vorgang aufmerkſam beobachtet

hatte. Giuditta kannte ihn nicht, und er ſchien ihr nach ſeinem Ausſehen wie nach dem Accent, in dem er ſie anredete, ein Deutſcher zu ſein. Er bat ſie leiſe, ihm ihren Arm anzuvertrauen und ihm zu geſtatten, daß er ſie aus der ſo unangenehm gewordenen Situation hinwegführe.

Giuditta ſah ſelbſt kein anderes Mittel mehr, um ſich aus ihrer zweifelhaften Lage zu befreien. Auch verrieth das Aeußere des Fremden eine ſo vertrauenerregende Haltung und ſo viel Feſtigkeit, daß Giuditta ſich leicht entſchloß, ihm ihre Führung zu übergeben und ihren Arm in den ſeinigen zu legen.

Signora Giuditta kann mir unbedingt ihr Vertrauen ſchenken, ſagte der Fremde mit einem leichten verbindlichen Weſen. Ich bin nichts als ein ehrlicher Deutſcher und heiße Roman Roth. Zum Ueberfluß für meine Solidität berufe ich mich darauf, daß ich ſogar aus Mecklenburg ſtamme, von wo ich erſt ganz friſch vor einigen Tagen in der Hauptſtadt der Republik angelangt bin.

Wir erneuern an dieſer Stelle die Bekanntſchaft des jungen Mannes, der in den letzten Abenteuern auf dem Schloſſe Sarmland eine ſo hervorragende Rolle geſpielt hatte. Die Abſichten, aus denen auch Roman von Roth ſich um dieſe Zeit nach Paris be-

geben, werden wir jetzt noch unerörtert laſſen müſſen. Wir ſehen ihn in dieſem Augenblick nur mit gewohntem Glück gerade zur rechten Zeit kommen, um ſich bei einem intereſſanten Abenteuer, wie es ganz nach ſeinem Sinne war, zu einer Art von rettendem Helden aufzuſchwingen. Seine beiden Freunde, von denen er ſich auch auf dieſer Tour nicht getrennt hatte, erkennen wir jetzt ebenfalls in einiger Entfernung von ihm, wo ſie ſich mit Abſicht im Gedränge zurückzuhalten ſcheinen. Es iſt der kleine Fritz Lerche und der koloſſale Malounin, welche mit lachenden Geſichtern die ſeltſame Situation abwarten, in welche ſich ihr Freund Roman hineingewagt hat.

Die Abſicht, der vorgehenden Scene eine Wendung zu geben, war indeß nicht ſo leicht auszuführen, als Roman in ſeiner gewöhnlichen Keckheit ſich gedacht hatte. Es wurden einige ſpöttiſche Bemerkungen über ihn gemacht, und man drängte ſich zwiſchen ihn und Giuditta, um die Letztere von ihrem neuen Beſchützer wieder zu trennen. Roman verſtand es jedoch, ſich durch eine energiſche und ruhige Haltung Achtung zu verſchaffen und für Giuditta offene Bahn zu gewinnen. Als einige junge Burſche ihm ferner in den Weg treten wollten, rief er ihnen mit ſeinem ſchnell fertigen Humor zu: Bürger! Fran-

zoſen! Republikaner! Plagt Euch denn der Teufel, daß Ihr Euch auch den Ruhm der Galanterie in der Weltgeſchichte zerſtören wollt? Welcher Franzoſe, der ein wahrer Republikaner iſt, wird es wagen, der ſchönſten und edelſten der Frauen noch ferner zu nahe zu treten? Im Angeſicht Eurer Februar-Todten beſchwöre ich Euch, macht endlich mit Eurem Republikanismus Ernſt und bedenkt, daß, wenn Euch die Sonne der Revolution ferner leuchten ſoll, Ihr auch der Frauen dazu bedürft, welche für die Zukunft des Volks und der Republik einmal den Ausſchlag geben werden. Cette bonne vieille petite mère l'insurrection, von der unſer großer Eugène Sue Euch neulich erzählt hat, iſt ſie denn nicht auch eine Frau und eine Franzöſin?

Dieſe beluſtigende Wendung ſprach bei allen Umſtehenden an, und man rief ihm von mehreren Seiten ein lebhaftes Bravo zu. Obwol Roman ſich heimlich geſtehen mußte, daß er noch zu ſehr wie ein deutſcher Literat oder wie ein berliner Clubbredner von 1848 zu den Franzoſen geſprochen, ſo war er doch mit dem Erfolg zufrieden, den ſein erſtes Debut hier zu haben ſchien. Man machte ihm und der Giuditta mit eben ſo großer Höflichkeit Platz, als man ſich zuvor heftig entgegengeſtellt hatte. Bertrand, dem

es inzwiſchen gelungen war, die Frauen zu verſöhnen, half ebenfalls dazu mit, und ein vive la Giuditta! welches von Fritz Lerche und Malounin in der Ferne angeſtimmt wurde, fand bereits einigen Nachklang unter dem Haufen. Einige Arbeiter riefen dazwiſchen: Vive notre bonne vieille petite mère l'insurrection! Roman nahm bei dieſem Ausruf den Hut ab, und dies machte ſo viel Glück, daß er plötzlich die ſchmeichelhafteſten Ausrufungen über ſich vernahm.

Es iſt noch ein junges Blut! ſagte die Arbeiterfrau, welche ſich vorher in Schmähungen gegen Giuditta hervorgethan, mit einem mitleidigen Ton. Ich wette, daß es ein Pole iſt. Sein langer, rother Bart ſieht mir ganz ſo aus, als wenn er ſchon viel Pulver gerochen hätte.

In dieſem Augenblick wurde die Aufmerkſamkeit durch eine andere Scene abgelenkt. Zwei Deputationen der Studenten der mediciniſchen und juriſtiſchen Facultät näherten ſich in einem feierlichen Zuge und mit Fackeln, um ein Gewinde von Immortellenkränzen an der Baluſtrade der Juliſäule niederzulegen. Dies machte einen ſo großen Eindruck auf die verſammelte Menge, daß einen Moment lang eine allgemeine Stille in der Umgebung der Säule entſtand,

indem man mit Rührung und Bewunderung dem Beginnen der Studenten zuſah. Dieſe Scene wurde jedoch raſch durch eine andere abgewechſelt. Die Blumenverkäuferinnen vom Père-Lachaiſe, welche ihr Geſchäft ſeit einigen Tagen auf den Baſtilleplatz verlegt hatten, langten nämlich wieder mit neuen Karren an, welche mit den ſchönſten Kränzen und Gewinden angefüllt waren. Ein ſolcher Transport wurde jedesmal mit lautem Jubel begrüßt, wozu die groteske Haltung dieſer Weiber, die ſich ſelbſt auf eine auffallende Weiſe mit dreifarbigen Bändern und Fahnen ausgeſchmückt hatten, nicht wenig beitrug. In Kurzem wurden auch dieſe Karren wieder von den Kauf- und Trauerluſtigen geleert, und der geſammte Inhalt auf die Baluſtrade geſchüttet.

Auf dieſen Moment machte Giuditta ihren Führer, an deſſen Arm ſie hing, aufmerkſam. Roman führte ſie jetzt raſch und ohne weitere Anfechtung vom Platz hinweg und erlangte mit ihr eine von dem Getümmel nur noch wenig berührte Seitenſtraße. Die beiden Freunde, Fritz Lerche und Malounin, folgten in einer gemeſſenen Ferne nach, ohne ſich als zugehörig zu Roman zu erweiſen.

Giuditta ſprach auf eine ſehr verbindliche Weiſe ihren Dank gegen Roman aus, der ſich in ſeiner

Weiſe bemühte, ſie mit luſtigen Einfällen zu unterhalten und ſie die eben erlebte Unannehmlichkeit vergeſſen zu machen. Giuditta blieb jedoch ernſt und rückhaltsvoll, wie ſie es in der Regel bei neuen Bekanntſchaften war und begreiflicher Weiſe bei dieſer noch mehr ſein mußte, die unter ſo außergewöhnlichen Umſtänden erfolgt war. Ihr Geſicht war noch bleich, als wenn ſie einen tödtlichen Schreck gehabt hätte, und wer ihre Augen verſtand, konnte an dem feuchten Glanz derſelben ermeſſen, wie ihre Seele von Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit betroffen war.

Giuditta bat Roman, ſie und ihre kleine Tochter, nur bis zum nächſten Fiaker geleiten zu wollen, wo ſie ſich dann unter aller Anerkennung ſeiner Verdienſte um ſie beurlauben wolle. Es war indeß ſchwer, ſogleich einen leeren Wagen anzutreffen, da die Faſchingsluſtbarkeiten, welche in den übrigen Theilen von Paris Alles in Anſpruch nahmen, die anwendbaren Fuhrwerke in Bewegung erhielten. Giuditta war dadurch genöthigt, noch länger am Arme Roman's zu bleiben, obwol man ihr anſah, daß ihr die Fortſetzung dieſes Verhältniſſes läſtig wurde, oder ihrer augenblicklich ſie beherrſchenden Stimmung nicht entſprach. Ihre eigenthümliche Gutmüthigkeit und

Dankbarkeit verhinderten ſie jedoch auch wieder, ſich ihm ſogleich zu entziehen.

Auf den Boulevards war ein ganz verändertes Treiben von dem, wie man es ſo eben auf dem Baſtilleplatz verlaſſen hatte. Man begegnete vielen Masken, oft in ganzen Geſellſchaften, und der phantaſtiſche Putz wie die ſorgloſe Fröhlichkeit derſelben gewährte die Anſchauung von den vielſeitigſten und unberechenbarſten Bewegungen in der franzöſiſchen Hauptſtadt. Aus mehreren auf die Boulevards auslaufenden Straßen erſchallte Muſik und vergnügliches Getümmel jeder Art.

Endlich fand ſich ein Kabriolet, das zu benutzen war. Esmeralda hatte es mit ihren ſcharfen Augen zuerſt entdeckt, und bat ihre Mutter mit komiſcher Dringlichkeit, doch nun ja ohne Zögern einzuſteigen. Dies geſchah denn auch, und Roman war dreiſt genug, ſich noch Giuditta's Erlaubniß zu einem Beſuch zu erbitten, der ihm Gelegenheit geben ſolle, ſich nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen. Giuditta geſtand mit einer flüchtigen Verneigung zu und entſchlüpfte in den Wagen, in dem ſich Esmeralda bereits eingerichtet hatte.

Roman blieb allein zurück, nicht ganz zufrieden, wie es ſchien, mit dem raſchen Ausgange dieſes Aben-

teuers, an deſſen günſtigerer Wiederaufnahme er jedoch nicht zweifelte. In dieſer Hoffnung empfing er die Glückwünſche ſeiner Freunde, Lerche und Malounin, die jetzt lachend zu ihm herangeſtürzt kamen.

Fünftes Capitel.

Eine Soirée im Elisée National.

Einige Tage darauf fand in den Salons des Elysée National eine glänzende Soirée bei dem Präsidenten der Republik statt. Diese Gesellschaften waren seit Kurzem in einem außerordentlich großen Maßstabe der Vereinigungspunkt aller hervorragenden Elemente des neuen Paris geworden, und man drängte sich von den verschiedensten Seiten her und aus den verschiedensten Gründen nach einer Einladung. Obwol der Schein einer gewissen Auserlesenheit und Ausschließlichkeit dabei festgehalten wurde, so war Louis Napoleon doch nicht allzu schwierig in der Zusammensetzung seiner Gesellschaften, und suchte darin Alles zu vereinigen, was ihm selbst den Anstrich einer souverainen Hofhaltung geben und ihn als den in alle Kreise hinein wirkenden Mittelpunkt Frankreichs erscheinen lassen konnte. Man fand daher alle Höhen und fast auch

alle Tiefen und Untiefen der neuen republikaniſchen Geſellſchaft in ſeinen Sälen vertreten. Ein Spötter der Montagne nannte dieſe Geſellſchaften das Pfauenwedeln der politique personnelle.

Zu der heutigen Soirée, die mit einem Ball verbunden war, hatte auch die Gräfin Sarmland mit ihrer Tochter auf Veranlaſſung der verwittweten Großherzogin von Baden eine Einladung empfangen. Dieſe Bekanntſchaft mit der ſeit einiger Zeit in Paris anweſenden Tante des Präſidenten ſtammte aus einer deutſchen Badeſaiſon, und die Gräfin hatte durch ihre anderweitigen Verbindungen in Paris Gelegenheit gefunden, dieſe Berührungen zu erneuern, welche von der Großherzogin mit vielem Intereſſe aufgenommen worden waren. Dies Intereſſe erſtreckte ſich vornehmlich in einer ſehr ausgeſprochenen Weiſe auf das liebliche und friſche Weſen Leonorens, die eine beſondere Gnade vor den Augen der Fürſtin gefunden hatte, aber ſich nicht ſehr beeifert zeigen wollte, dieſelbe zu verdienen.

Die Großherzogin hatte darauf beſtanden, daß ihr Liebling Leonore auf dem Ball im Elyſée National erſcheinen ſolle, obwol der Gräfin Sarmland eigentlich kaum eine unangenehmere Bedingung hätte auferlegt werden können. Leonore war aber diesmal

geneigter und eifriger als ſonſt, das ihr gewordene Recht auf dieſe Geſellſchaft zu behaupten, und ſie beſchäftigte ſich zur ſtillen Verwunderung ihrer Mutter ſogar auf das lebhafteſte mit den Vorbereitungen zu ihrer Toilette. Die Gräfin Sarmland kam nicht auf den Gedanken, daß ihre Tochter bei der bevorſtehenden Soirée lediglich auf die Anweſenheit der Sängerin Giuditta rechnete. Dies war aber in der That die Hoffnung Leonorens, für welche es den größten Reiz hatte, ihre neue Freundin ſchon heut wiederzuſehen, und zum Austauſch herzlicher Grüße, vielleicht auch eines vertraulichen Wortes Gelegenheit mit ihr zu finden. Dieſer Hoffnung überließ ſich Leonore mit ſolcher Beſtimmtheit, weil ſie gehört, daß Signora Giuditta ſeit einiger Zeit von dem Präſidenten der Republik ſehr ausgezeichnet worden ſei und bis jetzt faſt in allen ſeinen Soiréen unter den Eingeladenen ſich befunden hatte.

Die Gräfin Sarmland war eigentlich lange in Zweifel geweſen, ob ſie einer Einladung in das Elyſée Folge leiſten ſolle, weil es ihr vorkam, als wenn ſie dadurch in den Wogenſchlag der Republik ſelbſt hinabſtiege. Indeß ſah ſie, daß man auch in der alten guten Geſellſchaft von Paris nicht gerade rigoros über dieſen Punkt dachte, und daß man dieſe Soiréen eher begünſtigte, weil man ſie für ein Mittel anzu-

ſehen ſchien, durch eine ſcheinbar abſichtsloſe Miſchung den Brei der bonapartiſtiſchen, legitimiſtiſchen, orleaniſtiſchen und imperialiſtiſchen Elemente, auf welchen ſeit einiger Zeit Alles ſpekulirte, zu Stande bringen zu helfen. Man nannte dies den Rettungsbrei der franzöſiſchen Geſellſchaft, welcher ſich jetzt mit vielem abſichtlichen Prunk in den Sälen Louis Napoleons repräſentirte. Damit fühlte denn auch die Gräfin Sarmland ihre principiellen Bedenken einigermaßen niedergeſchlagen, obwol der Fürſt Tolſchakoff, der heut wieder die Erlaubniß erhalten, der Kavalier der Gräfin zu ſein, noch beim Einſteigen in den Wagen mit einigen ihrer ſcharfſinnigſten Skrupel zu kämpfen hatte. Der Ruſſe tröſtete ſie mit der leichten Ironie, mit der er ſich überhaupt auf dem Pariſer Pflaſter über den Ereigniſſen zu erhalten ſuchte.

Ei, meine liebe Gräfin, ſagte der Fürſt mit ſeinem gewohnten naiven Anflug, als er ihr im Wagen gegenüber ſaß, Sie dürfen doch nicht vergeſſen, daß der Präſident der franzöſiſchen Republik nur ein noch nicht ausgewachſener Souverain iſt, und daß der Mann auf dem beſten Wege iſt, ſich die Kinderſchuhe der Republik auszutreten. Sehen Sie, Liebe, die Republik iſt gewiſſermaßen nur die Kinderkrankheit ſeiner kaiſerlichen Souverainetät.

Das ſtereotype Gelächter des Fürſten Tolſchakoff über ſeine Aeußerungen brach diesmal ungewöhnlich ſtark los, und vermiſchte ſich in ſeiner Herzlichkeit mit einigen ſchrillenden heiſern Lauten, die faſt etwas Dämoniſches hatten.

In dieſem Augenblick hielt der Wagen vor dem Elyſée National ſtill, und der Fürſt mußte ſich ſeinen beiden Damen beim Ausſteigen behülflich zeigen. Leonore ſprang jedoch ſelbſt zum Schlage heraus und betrachtete ſich mit einigem Herzklopfen die hellſchimmernden Fenſter des Hotels.

Der Eintritt der Gräfin und ihrer Tochter in die bereits ſehr ſtark gefüllten Säle war ungemein günſtig. Die Gräfin fühlte zu ihrer großen Zufriedenheit, daß ihr Erſcheinen Aufſehen errege, und ſie war weit entfernt, dieſe Wirkung blos einer prachtvollen Toilette und ihren unvergleichlichen Brillanten zuzuſchreiben. Sie ſchien ſich vielmehr mit erhebendem Stolz bewußt, daß ſie auf dieſem Boden, den ſie betrat, noch jeden Kampf werde ſiegreich aufnehmen können. Man ſah, daß die Gräfin von ihrer alten Auffaſſung der Geſellſchaft, wonach es in derſelben nur Sieger und Beſiegte gab, auch in dem erſten republikaniſchen Salon noch nicht loskommen konnte, und demgemäß auch hier ſich dazu anſchickte, nur die Fahne der Eroberung

aufzupflanzen, ſtatt dem Princip der Gleichberechtigung zu huldigen. Dies letztere erkannte die mecklenburgiſche Gräfin auch im Salonverkehr ſo wenig an, daß ihre gute Laune jetzt wahrſcheinlich bedeutend gelitten haben würde, wenn ſie den bei weitem ſtärkeren und allgemeineren Eindruck, welchen das Auftreten ihrer Tochter an ihrer Seite hervorbrachte, beobachtet hätte. Leonore erſchien in dem Salon des Präſidenten als das anziehendſte Bild deutſcher Mädchenſchönheit, und ſtellte dieſen Typus in bewundernswürdigſter Reinheit und Anmuth dar. Ihren Anzug hatte ſie ihrer Gewohnheit gemäß ſo einfach als möglich gewählt, und zu dem weißen Atlaskleid die Anlegung faſt jedes auffallenden Schmuckes vermieden.

Die Säle des Präſidenten ſtrahlten in der glanzvollſten und ausgeſuchteſten Einrichtung, und verriethen einen luxuriöſen Geſchmack, der etwas abſichtlich dem Phantaſtiſchen zuſtrebte und ſich den Anſchein des Originellen zu geben ſuchte. Die Ausſtattung der Säle entſprach aber gewiſſermaßen der wunderbaren und baroken Miſchung der Geſellſchaft, welche in denſelben auf- und niederwogte. Fürſt Tolſchakoff war ſo bekannt mit allen Perſönlichkeiten von Paris, daß er der Gräfin, die er führte, über jede nur irgend hervorragende Erſcheinung den pikanteſten Kommentar zuflüſtern konnte.

Es ſind dies ſehr ſchöne und heitere Räume, ſagte der Fürſt, indem er mit ſeinen Damen aus einem Saal in den andern trat. Und die zahlreiche Geſellſchaft, welche Sie hier ſehen, Gräfin, bildet eigentlich nur einen Theil der kunſtvollen Ausſtattung des Hauſes. Ich glaube nichts als Tapeten um mich her zu ſehen, meine Liebe, und nun werden Sie ſich nicht mehr wundern, wenn ich Ihnen manchmal ſage, daß der Tolſchakoff eigentlich ein Hypochonder iſt. Die Tapeten des Präſidenten der Republik ſind recht ſchön, ja außerordentlich ſchön, auch ganz neu, und doch iſt Alles, als wenn er es ſich auf einem Trödel oder auf einer Nachlaßauktion erſtanden hätte. Und ich behaupte nun, Gräfin, daß die Menſchen, die ihn beſucht haben, ebenfalls nur wie Tapeten hier ſind. Es ſollen dieſelben nämlich nur das Haus ſchmücken und einrichten helfen, und Jeder fühlt auch, daß er hier zu nichts Anderem da iſt, als ein Bischen an der Wand zu kleben, oder der untergehaltene Teppich zu ſein, auf dem die künftige Größe Louis Napoleons geboren werden ſoll.

So moquiren Sie ſich doch nicht gleich ſo abſcheulich, Fürſt, erwiderte die Gräfin, indem ſie mit ihren großen durchdringenden Augen alle Gruppen der Geſellſchaft prüfend überflog. Mich wundert nur,

ſetzte ſie hinzu, daß uns die Großherzogin von Baden noch immer nicht ſichtbar iſt, während ſie doch die Honneurs des Hauſes macht.

O, ich habe ſie ſchon von Weitem geſehen, verſetzte der Fürſt, warten Sie nur den nächſten Saal ab. Da werden Sie, glaube ich, die Tante am Arm des Neffen erblicken, denn Beide machen zuſammen die Runde, um ihre Geſellſchaft zu beſichtigen. Halten wir inzwiſchen noch ein wenig Revue auf unſere Hand, und beſorgen Sie nichts wegen meiner ſchändlichen ſarkaſtiſchen Bemerkungen, zu denen ich mich mit Ihnen meines allerliebſten Deutſch bedienen will, das ich ſo vortrefflich radebreche!

Der Fürſt begann jetzt in der That eine etwas ſkandalöſe Schau der Perſönlichkeiten, wie ſie ſich gerade in der Durcheinanderbewegung der Geſellſchaft darboten. Das diplomatiſche Korps, die Miniſter, der Vorſtand der Nationalverſammlung und ein großer Theil von Mitgliedern derſelben, wie auch die Generäle und Offiziere der verſchiedenen Regimenter der Armee von Paris, bildeten gewiſſermaßen den Grundſtock der Soirée. Außerdem fehlte es nicht an Offizieren der Nationalgarde, an Beamten der Bureaux, Magiſtratsperſonen, Notabilitäten der Literatur und Kunſt, und einigen auserleſenen Berühmtheiten des Theaters.

Fürſt, ſagte die Gräfin nach weiterem Umherblicken, an dem wohlgepflegten Baum dieſer Geſellſchaft hängen doch auch einige ungemein wilde Schößlinge. Denken Sie, ich habe da eben die Sängerin Giuditta erblickt, und ſie hat noch dazu einen glänzenden Kreis um ſich. Man drängt ſich ſogar um die bizarre Perſon. Mein Fürſt, es iſt doch ſehr zu merken, daß in Frankreich ſeit der Republik nicht mehr Alles comme il faut iſt. Uns kann das am Ende gleichgiltig ſein, denn wir ſind nur als Fremde hier, und in dieſer Eigenſchaft brauchen wir uns gar nicht genirt zu fühlen.

Unſere liebe Gräfin Sarmland iſt immer gleich gütig und gleich klug! bemerkte Fürſt Tolſchakoff, indem er ſich gleichwol mit einer verſtohlenen Bewegung bemühte, der Signora Giuditta aus der Ferne ſeinen Gruß und ſeine verbindlichſten Abſichten bemerklich zu machen. Giuditta ließ aber alle ſeine Bemühungen unbeachtet. Dagegen ging in ihrem Geſicht plötzlich das lieblichſte und freudigſte Lächeln auf, als ihre Blicke mit denen Leonorens ſich begegneten und zu einem langen, innigen, obwol ganz verſchwiegenen Gruß zuſammentrafen. Leonore fühlte ſich plötzlich bei weitem freier und ſicherer in der ſie umgebenden Geſellſchaft, und ſie wäre gern mit ihrer

natürlichen Ungezwungenheit zu ihrer Freundin hingehüpft, wenn nicht der ſtrenge Seitenblick der Mutter ſie beobachtet und geregelt hätte.

In dieſem Augenblick trat auch der Präſident, und an ſeinem Arm die verwittwete Großherzogin von Baden, aus dem anſtoßenden Salon heraus. Die Begrüßungen, welche die Gräfin Sarmland und der Fürſt Tolſchakoff jetzt empfingen, waren von der auszeichnendſten Art, und namentlich erhielt die Gräfin einige Aeußerungen aus dem Munde Louis Napoleons, welche ihr unwiderleglich zu beweiſen ſchienen, daß der Präſident der Republik ſich durchaus auf der Höhe der guten alten Geſellſchaft befand.

Der Präſident trug heut die Uniform eines Generals der Nationalgarde, in der er ſich ſeit einiger Zeit mit beſonderer Vorliebe zeigte. Die Gräfin hatte heut zum erſten Male Gelegenheit, den Bürger-Präſidenten in ſo unmittelbarer Nähe zu betrachten, und mit ihrem, für ſolche Muſterung beſonders geübten Scharfblick, erkannte ſie ſogleich heraus, was an ſeiner Perſönlichkeit für ausgezeichnet gelten konnte.

Sie geſtand ſich, daß eigentlich nur die Hände und Füße wirklich ſchön an ihm waren, und unſere gelehrte Beobachterin traf damit ſogleich diejenigen Punkte, auf welche Louis Napoleon ſelbſt in der That

einen großen Werth legte, und die einen Theil ſeiner „perſönlichen Politik", ſo weit er mit dieſer den Frauen gegenüber ſiegreich ſein wollte, bildeten. Dagegen konnte ſeine allzu kleine Geſtalt nur den Ausdruck einer forcirten Mittelmäßigkeit gewinnen, die auch in ſeiner Geſichtsbildung, ungeachtet des napoleoniſchen Typus, das eigentliche Kolorit der Zeichnung abgab. Das etwas ſpärliche braune Haar, welches den Kopf umfloß, nebſt dem ſorgfältig friſirten Bart konnten keinen genialen Ausdruck erreichen helfen. Louis Napoleon war eigentlich nur durch eine ritterliche Eigenſchaft ausgezeichnet, die er aber in hohem Grade beſaß, und dies war ſeine ungewöhnliche Kunſt zu Pferde zu ſitzen und als Virtuos des Reitens zu glänzen. Die Gräfin Sarmland hatte von dieſen Verdienſten des Präſidenten immer viel ſprechen gehört, und ſie hatte als Mecklenburgerin ein beſonderes Intereſſe daran, ihn auch auf dieſe Eigenſchaft zu betrachten, die natürlich in ihren Augen außerordentlich hoch ſtand. Sie flüſterte jetzt ihrem Begleiter auf eine etwas naive Weiſe in die Ohren: er ſieht in der That ſo aus, als wenn er ein vorzüglicher Reiter wäre. Wir Mecklenburger wiſſen das auf den erſten Blick zu erkennen!

Er iſt auch nur als Bereiter der franzöſiſchen Re-

publik angeſtellt, verſetzte Fürſt Tolſchakoff, nachdem der Präſident ſich mit ſeinem Gefolge weiter bewegt hatte. Unter den Perſonen, welche ihn in nächſter Nähe umgaben, ſah man heut auch den Präfekten von Verſailles, Herrn Arrighi de Padoue, welcher mit Louis Napoleon verwandt war und ſeit einiger Zeit bei allen öffentlichen Gelegenheiten den enthuſiaſtiſchen Anhänger und Lobredner deſſelben abgab. Man ſah heut dieſen Präfecten in ſehr vertraulichen Berührungen mit dem General Changarnier und dem General Magnan, mit denen auch der Präſident kurz zuvor eine engere Gruppe gebildet hatte. Es war daraus heut Abend bereits der Schluß auf bevorſtehende Veränderungen im Kabinet gezogen worden, und die unterrichteten Politiker der Soirée behaupteten, daß General Magnan an die Stelle d'Hautpouls zum Kriegsminiſters beſtimmt ſei. Die bonapartiſtiſche Kamarilla ſchien ſich überhaupt heut ſehr kriegsluſtig zu gebärden, und für den kundigeren Beobachter gab es viele Anzeichen, welche darauf hindeuteten, daß das Kabinet des Präſidenten zu einem neuen Experiment mit dem napoleoniſchen Adler ſchreiten wolle und entweder zu einem auswärtigen Krieg geneigt ſei, oder ſich geneigt zu ſtellen beabſichtige.

Fürſt Tolſchakoff ſagte leiſe zu der Gräfin: Jetzt

iſt die republikaniſche Herrlichkeit an uns vorübergebrauſt, und wir ſind uns nun wieder ſelbſt überlaſſen, meine gute Gräfin! Wie gefällt Ihnen denn nun eigentlich dieſer Prinz der Inſurrektion, aus dem jezt der Prinz der Ordnung geworden iſt? Ich muß Ihnen eine bibliſche Schwäche geſtehen, mir iſt der Saulus immer bei weitem intereſſanter geweſen als der Paulus, und ſo geht es mir auch mit dieſem Louis Napoleon, ſeitdem er ſich zum Paulus eines neuentdeckten Ordnungsprincips gemacht hat. Mir thut der gute Mann leid, denn man wird ihn bald gar nicht mehr brauchen können, und er hat ſich ſo viel Mühe mit dieſer heutigen Anarchie gegeben, die er ſich erſt in Straßburg und Boulogne künſtlich eingeimpft hatte, deren giftigen Siegeskranz er dann aus den Händen des allgemeinen Stimmrechts der Republik empfing, und woraus er nun heut die Bettelmannsſuppe der Ordnung kochen will, die keinem Menſchen ſchmecken kann, am allerwenigſten meinem Herrn, dem Czaren! Der Czar will die Ordnung in Europa, aber er will ſie auf eine großartige und ruhmvolle Weiſe, nicht durch Kriecherei und Selbſtentwürdigung der Regierungen, ſondern lieber durch einen allgemeinen Krieg, in dem ſich auf Einmal das Gute von dem Schlimmen, das Licht von der Finſterniß ſondern und ſäubern wird.

Der Fürſt Tolſchakoff ſah bei dieſen letzten Worten ernſthafter aus, als man es ſonſt an ſeinen ſtets auf eine gewiſſe Ironie eingerichteten Mienen gewohnt war. Die Gräfin glaubte ſogar zu bemerken, daß in dem Augenblick, wo er den Namen des ruſſiſchen Czaren ausſprach, ſein Auge von einem wilden und ſchwärmeriſchen Glanz leuchtete, dem ſie ſelbſt in den Stunden, wo ſie der Fürſt ſeiner glühendſten Ergebenheit verſicherte, noch nicht in ſeinen Blicken begegnet war. Der Fürſt ſchien darauf in ein tiefes Nachdenken zu verſinken, und bewegte dabei ſeine langen Naſenflügel auf eine ſo eigenthümliche Weiſe, daß Amelie ihn mit dem höchſten Erſtaunen betrachtete, und ihn endlich mit einem ziemlich ſpöttiſchen: Was machen Sie denn da, Fürſt? wieder zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchte.

Ich rieche in den Saal hinein, erwiederte der Ruſſe mit pathetiſcher Bedeutſamkeit, indem das mächtig ausgebildete Spürorgan in ſeinem Geſicht ſich noch immer mit wunderbarer Geſchäftigkeit auf- und niederſchob. Ich bemerke Einiges in dieſem Salon, fügte er hinzu. Es geht etwas vor. Das Kabinet der Republik will den Krieg affektiren, und darum umgibt ſich der Präſident heut auch vorzugsweiſe mit dieſen Generälen, von denen Herr Changarnier näch-

ſtens zur Befehligung einer ſogenannten Oſtarmee abgehen ſoll. Mit dieſer Oſtarmee will man endlich ein wenig gegen Deutſchland und Preußen demonſtriren, um doch unſer Kabinet in Petersburg einigermaßen zu verpflichten. Sehen Sie, Gräfin, das iſt der augenblickliche Stand der republikaniſchen Schachpartie, und ich habe mir eben nur ein wenig die zum Zug beſtimmten Figuren angeſehen. Dieſe Oſtarmee iſt ein Windei, ich weiß es ſehr wohl, aber ein genauer Beobachter der Ereigniſſe muß auch die politiſchen Windeier ſtudiren. Liebe Gräfin, Sie werden mir da einen Gefallen thun, durch den Sie Ihre Liebenswürdigkeit auf den Gipfel der Ereigniſſe heraustreten laſſen werden. Wenn Sie nachher Gelegenheit haben, der Großherzogin Stephanie ſich etwas ausführlicher zu nähern, ſo bringen Sie doch das Geſpräch mit einer ganz kecken Wendung auf die Oſtarmee, auf Changarnier, Caſtellane, Magnan, und bemerken Sie dann, was für ein Geſicht man dazu macht, und ob man ſich vielleicht mit beſonderem Vertrauen über den General Changarnier ausſpricht?

Sie wiſſen, Fürſt, entgegnete die Gräfin mit einiger Verbindlichkeit, daß ich ein Faible für die ruſſiſche Politik habe. Die Großherzogin Stephanie unterhält ſich da eben mit der Fürſtin Mathilde Demidoff, mit

der ſie ſeit einiger Zeit viele Vertraulichkeiten zu haben ſcheint. Ich werde meine Gelegenheit bei der Großherzogin wahrnehmen, Sie können ſich darauf verlaſſen.

Die Großherzogin von Baden iſt ſehr gut ruſſiſch geſinnt, meine liebenswürdige Gräfin, fuhr Fürſt Tolſchakoff fort. Ich muß Ihnen reinen Wein einſchenken, damit wir künftig um ſo beſſer zuſammen wirken können. Wir hoffen, ja wir rechnen ganz beſonders auf die Großherzogin Stephanie von Baden und auf ihren jetzigen Aufenthalt in Paris. Wenn aus einer ruſſiſch-franzöſiſchen Allianz noch etwas werden kann, ſo wird es nur durch dieſe Großherzogin geſchehen, die zur weiteren Anbahnung der Grundlagen auch nächſtens ihren Verwandten, den Herzog von Leuchtenberg, hier erwartet. Aber ich möchte und muß wiſſen, wie ſehr die ruſſiſche Politik im weiteſten Maßſtabe auf die Großherzogin Stephanie zu rechnen haben dürfte. Und da ſind unbewachte Momente, von einer geiſtreichen, ſcheinbar unpolitiſchen Frau belauſcht, von unſchätzbarer Wichtigkeit für das höhere diplomatiſche Wiſſen. Und nun ſehen Sie einmal Se. Herrlichkeit den engliſchen Geſandten, Lord Normanby, an, wie er dort gleich einem gebiſſenen Bulldogg umherſchleicht, und mit dem Präſidenten der

Republik ſchmollt, der ihn ſeinerſeits heut mit einer graciöſen Ueberlegenheit behandelt! Dieſes großbritaniſche Stirnrunzeln kann Ihnen in dieſem Salon mehr als alles Andere beweiſen, daß zwiſchen Frankreich und Rußland jetzt Etwas vorgeht oder vorgehen ſoll, oder vorzugehen ſcheint!

Die Gräfin hatte die vertrauten Eröffnungen des Fürſten Tolſchakoff Anfangs mit vieler Aufmerkſamkeit, zuletzt aber mit ſichtlicher Zerſtreuung angehört. Denn es lag ihr im Grunde mehr daran, mit den ſocialen Annehmlichkeiten dieſer Soirée ſich zu beſchäftigen, und ſie fühlte ſich immer noch nicht recht von den Wogen dieſes glänzenden Abends getragen. Sie wurde indeß plötzlich in eine Gruppe hinein gezogen, die nicht intereſſanter ſein konnte, obwol ihr die Veranlaſſung dazu nicht angenehm war.

Leonore ſtand nämlich während der ſehr leiſe geführten Unterredung zwiſchen der Gräfin und dem Fürſten ziemlich verlaſſen an der Seite ihrer Mutter da. Dieſen Moment hatte die Giuditta benutzt, um ihren bisher eingenommenen Platz zu verlaſſen und mit Durchbrechung des Kreiſes, der ſie bis dahin umgeben, auf ihre junge Freundin zuzueilen. Leonore ſah ſich dadurch zum Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit geworden, denn Giuditta hielt die Hand

des lieblichen Mädchens unaufhörlich in der ihrigen, und ſprach zu ihr mit einer Zuvorkommenheit und freundlichen Hingebung, welche die ſonſt ſo ſtolze Sängerin faſt in einem Verhältniß ſchmeichelnder Unterwürfigkeit gegen die junge liebenswürdige Deutſche erſcheinen ließ. Die Verehrer der Giuditta fanden dieſe Situation, in der ſie plötzlich erſchien, ſo anziehend und ungewöhnlich, daß Leonore ihr Geſpräch mit der Sängerin geſtört ſah, und ſich um Beide ein Kreis von Herren bildete, in den auch die Gräfin Sarmland nebſt dem Fürſten Tolſchakoff ſich hineingezogen fand. Dieſer Kreis wurde indeß auch durch den Zutritt des Präſidenten, des General Changarnier und einiger Miniſter ausgezeichnet.

Der Präſident drückte der berühmten Sängerin auf eine ſehr huldigungsvolle Weiſe ſein Bedauern über den Unfall aus, der ſie neulich auf dem Baſtilleplatz betroffen habe ſolle. Giuditta erfuhr bei dieſer Gelegenheit, wie ſehr das ihr Geſchehene durch das Gerücht entſtellt, vergrößert, und zu ihrem Nachtheil in Paris umhergetragen worden ſei.

Man ſagt, Signora, daß Sie meine Feindin geworden ſind, bemerkte Louis Napoleon mit einer ſcherzhaften Drohung. Sie ſollen an der Juliſäule ſich im offenen Einverſtändniß mit den Rothen und

Socialiſten gezeigt und in dieſem Sinne flammende Aufforderungen an das Volk ausgeſprochen haben. Man gehorchte Ihnen aber nicht, und das Volk ſoll Ihnen nur mit dem Ruf: es lebe der Präſident der Republik! geantwortet haben, worauf Sie ſich mit Gefahr Ihres ſchönen Lebens und mit Verluſt eines Theils Ihres Koſtüms in dem fürchterlichſten Gedränge zurückziehen mußten. Ich weiß, wie gefährlich Sie mir werden können, ſchöne Signora, und als Sie erſt meine Einladung auf den heutigen Abend abſchlugen, ſandte ich deshalb in wahrer Herzensangſt nochmals mit der dringendſten Depeſche zu Ihnen. Und nun danke ich Ihnen, daß Sie gekommen ſind und mir dadurch Gelegenheit geben, mich nicht nur, wie immer, der Gnade Ihrer Augen, ſondern auch der Gnade Ihrer ſocialiſtiſchen Ideen zu empfehlen.

Dieſe Rede war ganz in der halb leichtfertigen halb verletzenden Manier, in der Louis Napoleon ſich am liebſten darzuſtellen pflegt. Zum Humor fehlte dieſer Aeußerungsweiſe die Grazie, zum Ernſt die Würde und zum Pikanten der treffende Verſtand.

Giuditta ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte ſie, indem ſie mit ihren ſcharfen leuchtenden Blicken den Präſidenten vom Kopf bis zu den Füßen maß: Bürger-

Präſident! Es begegnet Ihnen, daß Sie die Republik mit Ihrer Perſon, und meine Perſon mit dem Socialismus verwechſeln. Die ganz leichten Unannehmlichkeiten, welche ich auf dem Baſtilleplatz erlebte, würden vermieden worden ſein, Bürger-Präſident, wenn unſere Polizei ebenſo republikaniſch wäre, als die Republik polizeilich iſt. Denn wenn die Polizei die Immortellenkränze der Republikaner nicht weggenommen hätte, ſo würde es mir gar nicht eingefallen ſein, auf den Baſtilleplatz zu gehen, und das erbärmliche on dit würde mich dann auch nicht als aufwiegelnde Socialiſtin entlarvt haben. Und was ſind denn ſocialiſtiſche Ideen? Der Socialismus iſt keine Idee, ſondern eine That, wie der Frühling und das Glück eine That iſt. Das ſind aber Thaten, die in keines Menſchen Gewalt ſich befinden, obwol ſie darum nicht minder nothwendig ſind. Was meinen Sie dazu, Bürger-Präſident?

Das iſt unvergleichlich geſagt, erwiderte Louis Napoleon, indem er ſich raſch auf dem Abſatz umdrehte und die Sängerin, die im Begriffe ſchien, ſich zu eraltiren, mit einer leichten Verbeugung verließ. Er wandte ſich jedoch nochmals zu ihr um und ſagte: Mit den Immortellenkränzen thun Sie mir Unrecht, Signora Giuditta. Sehen Sie da Herrn Ferdinand

Barrot, der wird das Vergnügen haben, Ihnen alles Nähere auseinander zu ſetzen.

In der That befand ſich der Miniſter des Innern ebenfalls in dieſer Gruppe, und er ſäumte nicht, der Sängerin mit der ihm eigenen Gefälligkeit dieſelbe Auskunft über die Vorfälle an der Juliſäule zu geben, die er den Tag darauf in der Nationalverſammlung darüber erſtattete. Er erzählte, daß ein Polizeiagent ohne allen Auftrag die Wegnahme der Kränze unternommen und dadurch dieſen Anlaß zu einem gerechten Mißvergnügen gegeben habe. Der Miniſter nannte dieſe Handlung einen Skandal und eine Profanation, und erklärte, daß der Polizeiagent bereits abgeſetzt worden ſei.

In dieſem Augenblick begann in den zum Tanz beſtimmten Sälen die Muſik und machte durch ihre rauſchenden und lockenden Akkorde dieſen Debatten ein Ende. Die Soirée theilte ſich dadurch plötzlich in veränderte Situationen, und ſchied ſich beſtimmter und charakteriſtiſcher als bisher in ihren Gruppirungen ab.

Sechstes Capitel.

Pläne à la Giraffe.

Die Tänze dauerten in den Salons des Präsidenten bis drei Uhr Morgens. Es wurde allgemein die ungezwungenste Heiterkeit bemerkt, und auch die Gräfin Sarmland befand sich auf der Höhe ihrer Wünsche. Mit dem Beginne der Tanzmusik hatte sie sich von dem Arm ihres russischen Fürsten emancipirt, da derselbe sich nicht in der Lage befand, an dieser Vergnügung Antheil zu nehmen. Die Gräfin hatte zu jedem Tanz Engagements, die eben so glänzend als fesselnd waren, und mit Entzücken gestand sie sich, daß sie mit der pariser Gesellschaft in den besten Zug gekommen sei.

Ihre Tänzer gehörten sämmtlich der auserlesensten Blüthe des Offiziercorps an, und die schöne leidenschaftliche Frau bewegte sich in den Armen derselben mit eben so viel Grazie als Kunst, denn Niemand

tanzte im Elysée National beſſer, als die mecklenburgiſche Gräfin. Sie war ſeitdem auch von ihrer Tochter ganz getrennt worden, bemerkte aber zu ihrem ſteigenden Verdruß, daß Leonore mit der Giuditta zuſammen im Cotillon ſtand und dort in einem ſehr auserwählten Kreiſe der Gegenſtand großer Aufmerkſamkeit zu ſein ſchien. Namentlich war es Louis Napoleon ſelbſt, welcher dieſer Tanzgruppe mehrmals ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zuwandte, und dabei auch mit Leonoren eine angelegentliche Unterhaltung begonnen hatte.

Die Gräfin ſah mit Erſtaunen, daß ihre Tochter dieſe Unterhaltung mit allem Freimuth und der ihr eigenen friſchen Liebenswürdigkeit zu führen ſchien, und daß der Präſident, welcher die Mutter nur wenig beachtet hatte, der Tochter gegenüber die verbindlichſte und zuvorkommendſte Stellung einnahm. Die Gräfin war gewohnt, in ſolchen wichtigen Fällen raſch einen entſcheidenden Entſchluß zu faſſen und ſie ſchien bereits mit demſelben ins Reine gekommen zu ſein, als die nächſte Tour ihres Tanzes begann. Sie tanzte dieſe Tour mit dem Capitain Lepic, Ordonnanzoffizier im Dienſte der Großherzogin von Baden, und ſie war mit der Liebenswürdigkeit dieſes Cavaliers vollkommen zufrieden, obwol ſie ſich bei gewiſſen Schwenkungen

ſagen mußte, daß nichts über einen berliner Lieutenant gehe. Faſt ſchien ihr dies nur noch der einzige Fehler der franzöſiſchen Republik zu ſein, daß ſie ihre Lieutenants nicht aus Berlin beziehe.

Es trat eine Tanzpauſe ein, während der die Gräfin ſich auf dem Divan eines Nebenzimmers einen Ruheplatz zu erobern wußte. In demſelben Augenblick näherte ſich ihr auf eine etwas raſche und vertrauliche Weiſe ein Herr, in welchem ſie zu ihrem höchſten Erſtaunen Niemand anders als ihren luſtigen Vetter Roman von Roth erkannte. Amelie konnte ſich nicht enthalten, einen leiſen Schrei des Entſetzens bei dieſem Anblick auszuſtoßen. Roman erlaubte ſich ihre Hand zu ergreifen und ſie an derſelben zu dem Divan hinzuführen, auf welchem ſich die Gräfin jetzt mit einigem Widerſtreben, und ohne eines Wortes mächtig zu ſein, niederließ.

Roman war ohne weitere Zwiſchenerörterungen mit dem Wunſch hervorgetreten, daß die Gräfin ihm den nächſten Tanz geſtatten möge. Amelie antwortete mit kaum hörbarer Stimme, daß ſie ſchon für ſämmtliche Tänze verſagt ſei, und fügte weder eine ſonſtige Frage an ihn, noch irgend eine Bemerkung hinzu. Roman ſchien jedoch entſchloſſen, hier von ſeiner Bekanntſchaft mit der Gräfin oſtenſiblen Beſitz zu ergrei-

ſen, und er ſetzte ſich deshalb ohne weitere Umſtände auf dem vor ihr ſtehenden Seſſel nieder, ſo daß die Situation den Anſtrich eines tête-à-tête gewann. Die übrige Geſellſchaft der Gräfin hatte ſich einen Augenblick zurückgezogen, weil ſie in dem ungemein ſicheren Auftreten des jungen Mannes ſeine Berechtigung zu einer vertraulichen Rückſprache ehren zu müſſen glaubte.

Ihr Erſtaunen, mich hier zu ſehen, gnädigſte Frau Couſine, begann Roman das Geſpräch wieder, drückt eigentlich mehr als Alles mein Todesurtheil aus, es beweiſt mir ſogar, daß ich in Ihren Augen ſchon ſo gut wie geſtorben war, und nur wie eine Art von Spuk im Elyſée National von Ihnen angeſehen und behandelt werde. Am Ende iſt es nur ein Traum, welcher die göttliche Stirn meiner Couſine in dieſem Augenblick beſchleicht. Sie iſt müde geworden von der hinreißenden Leidenſchaft ihres Tanzes, ſie zieht ſich zum Ausruhen in ein ſtilles Nebenzimmer zurück, ein verſtohlener Augenblick des Schlummers läßt ſich auf die herrlichen Augenlider nieder, aber der Traum iſt der Gräfin nicht ſo günſtig, als das Wachen, ſie träumt von ihrem Vetter aus Mecklenburg, dem Galgenſtrick, Roman von Roth-Sarmland, dem verlaufenen Demokraten und Republikaner, der die Frechheit hat, ſich mit ſeiner auf allen Landſtraßen der Zeit

chiffonnirten Geſtalt in die Reihe ihrer Tänze und Triumphe einzudrängen. Denn wie ſollte dieſer Menſch auch anders in den Salon des Präſidenten kommen, als im Traume?

Die Gräfin faßte ſich in der That an ihre heiße Stirn, um ſich zu beſinnen, ob ſie nicht wirklich in einem Traum befangen ſein möchte. Roman brach darüber in ein ziemlich ſchallendes Gelächter aus, welches nicht ganz im franzöſiſchen Salonſtyl gehalten war. Die Gräfin ſchrak darüber in empfindlicher Verlegenheit auf und ſah, daß ſie an der wirklichen Erſcheinung ihres Vetters in Fleiſch und Blut nicht zweifeln dürfe.

Halb mit Bitterkeit, halb mit der ihr zuweilen eigenen Naivetät ſagte ſie jetzt: Das war ungemein heimathlich gelacht, ſo lernt man es nur in unſerm Mecklenburg, und ich darf nun wol nicht länger anſtehen, die leibhaftige Gegenwart meines ſo wohlbekannten Herrn Vetters anzuerkennen. Das Gelächter mahnt mich an die Heimath, wie der Kuhreigen den Schweizer. Und woher kommt man denn ſo plötzlich hierher nach Paris, um mitten im Salon des Präſidenten ganz comme il faut erſcheinen zu können?

Roman warf bei dieſen Worten einen wohlgefälli-

gen und zufriedenen Blick auf ſich ſelbſt und den eleganten und vollkommen neuen Anzug, in dem er erſchienen war, zurück. Zugleich glaubte er in dem Accent der zuletzt geſprochenen Worte die Möglichkeit einer Wiederkehr ſeines alten Verhältniſſes mit der Gräfin durchklingen zu hören. Seine beſtändig frohen und aufgeweckten Geſichtszüge ſchienen dadurch noch mehr an Zuverſicht und Selbſtvertrauen zu gewinnen, an denen Roman freilich ſelten Mangel hatte.

Mein Gott, wie kömmt man in den Salon des Präſidenten der Republik? verſetzte er auf die an ihn gerichtete Frage. Die Marder der Zeit kriechen in jeden Taubenſchlag, wo ſie Nahrung für ſich und die Ihrigen gewinnen können!

Ich bin, ſetzte er leiſer hinzu, mit einem Empfehlungsbrief des Herrn von Perſigny aus Berlin hier angekommen, und wurde geſtern Morgen ſehr freundlich von dem Präſidenten der Republik empfangen, der ſich in ein detaillirtes Geſpräch mit mir über die Zuſtände Deutſchlands und Preußens, über die Abſichten und Unternehmungen der Demokratie und über die Tragweite aller heutigen revolutionairen Verbindungen einließ. Es verſteht ſich, meine ſchöne Couſine, daß ich davon gerade nur ſo viel zum Beſten gab, als wir im Intereſſe meiner Partei ihm beibringen und von ihm zu-

rückempfangen wollten. Denn meine Partei, welche mich als Vertrauensmann hierher gesandt hat, kann und wird nur in Uebereinstimmung mit den französischen Socialisten und auf deren Signale handeln. Es mußte uns aber daran liegen, die in der neuesten Zeit immer unklarer und zweideutiger gewordene Stellung des Präsidenten der Republik genau zu erforschen. Wenn Louis Napoleon ernstliche Absichten hätte, Deutschland und Preußen den Krieg anzukündigen, und das jetzt auf uns liegende Eis dadurch ins Schieben zu bringen, so würde die deutsche Demokratie wissen, was sie zu thun hat, und an die Comitées der französischen Rothen darüber eine bestimmte Erklärung erlassen. Sehen Sie, meine angebetete, himmlische Cousine, um alles dies ein wenig zu betasten, durcheinanderzurühren und zu kneten, bin ich hier, und aus dem gränzenlosen Vertrauen, mit dem ich mich Ihnen eröffne und gewissermaßen auf Discretion ergebe, können Sie ersehen, wie sehr mir daran liegt, aus der Asche Ihres Interesses für mich nur wieder ein Sternenfünkchen anzublasen.

Die Gräfin hatte ihm mit großer Aufmerksamkeit zugehört, und indem sie seine letzte Wendung unbeachtet ließ, fragte sie ihn mit einem anscheinenden Ton bloßer Neugierde, den aber Roman nicht ganz un-

abſichtlich fand: Wie ſind Sie denn zu einer Empfehlung des Herrn von Perſigny gekommen?

Ich beſuchte ihn ganz einfach in Berlin, erwiderte Roman mit Gleichgültigkeit. Ich bewies ihm aus einem Brief von Mazzini an Ledru Rollin, der in der letzten Zeit in den geheimen Sectionen unſerer Partei cirkulirte, daß es ſich für den Präſidenten der franzöſiſchen Republik in dieſem Augenblick darum handelt, eine entſcheidende Poſition anzunehmen. Will Louis Napoleon kriegeriſch auftreten, und thäte er es meinethalben im Bündniß mit Rußland, ſo würde die europäiſche Demokratie noch mit ihm gehen und ſeine Erhaltung zu einer Parteifrage machen. Herr von Perſigny kennt die geheimen Bewegungen der Zeit außerordentlich gut, und iſt ein Polizeigenie, wie ſeit Fouché vielleicht kein zweites geboren worden. Er ſagte mir, daß er es für ſeine Pflicht halte, mir beim Präſidenten der Republik einen vertraulichen Eingang zu verſchaffen. Voilà tout!

Amelie wußte zwar nicht ganz genau, wie viel ſie von den Eröffnungen ihres wunderlichen Vetters als baare Münze anzunehmen habe; ſeine Mittheilungen ſchienen ihr aber doch intereſſant, da ſie jedenfalls nicht zweifeln durfte, daß Roman, der allen Bewegungen der neueſten Zeit nahe geſtanden, auch mi

den Operationsplänen der franzöſiſchen Parteien einen beſtimmten Zuſammenhang hatte. Die Gräfin Sarmland erinnerte ſich in dieſem Augenblick ihres alten Freundes Tolſchakoff, den ſie während des Tanzes ganz aus dem Geſicht verloren hatte. Sie glaubte, daß es dem ruſſiſchen Fürſten angenehm ſein dürfte, mit ihrem Vetter Roman, der im Beſitz aller demokratiſchen und revolutionairen Geheimniſſe der Zeit ſich befand, in eine Berührung gebracht zu werden, und ſie beſchloß darum, ihren Verwandten und verabſchiedeten Freund Roman jetzt mit größerer Zuvorkommenheit zu behandeln und ihn wieder einigermaßen an ihre Perſon zu feſſeln. Denn es lag ihr daran, dem Fürſten Tolſchakoff Gefälligkeiten zu erweiſen, beſonders ſeitdem ſie heut einen ihre Tochter Leonore betreffenden Entſchluß gefaßt, bei deſſen Ausführung ſie weſentlich auf den Fürſten zählen mußte. Es war freilich ſeltſam, daß ſie den Agenten Rußlands durch den deutſchen Demokraten verbinden zu können hoffte, aber es gab ſubtile Momente in dem Geiſt der Gräfin Sarmland, und bei gehöriger Erwägung würde man ihr in der Art, wie ſie ſich ſo raſch ihren Plan zurecht gelegt hatte, nicht ganz Unrecht haben geben können.

Roman, welcher das Geſicht der Gräfin ſo genau

kannte, daß ihm auch nicht der leiſeſte Zug in demſelben entging, ſah, daß etwas in ihr vorging, was keine gewöhnliche Beziehung auf ihn ſelbſt hatte. Er folgte ihren nachſinnenden und ſpähenden Blicken, die in dem anſtoßenden Saal unter den dort auf und nieder Wandelnden etwas zu ſuchen ſchienen. Roman, der ebenfalls auf eine Verbindung mit der Gräfin während dieſer pariſer Saiſon zu rechnen ſchien, beſchloß, ſich ihrer jetzt zu vergewiſſern, um zu ſehen, wie weit er bereits wieder mit ihr vorgerückt ſein möchte.

Ich werde mich jetzt meiner gnädigen Frau Couſine empfehlen, ſagte er, indem er raſch vom Stuhl aufſprang und denſelben bei Seite ſchob. Ich habe jetzt noch Einiges hier vor, und bin eigentlich erſt vor einer Stunde gekommen, da mir die Einladung des Präſidenten durch ein Verſehen in meinem Hotel erſt heut Abend zu Händen kam. Nun muß ich mich doch ein wenig in ſeinen Salons orientiren. Auch ſehe ich, daß die Aufmerkſamkeit meiner ſchönen Couſine dort auf den Saal gerichtet iſt, und es iſt nie meine Art geweſen, zu geniren. Ich werde aber morgen mit Ihnen diniren, wenn Sie zu Hauſe ſpeiſen. Nicht wahr, um ſechs Uhr?

Sie werden mir willkommen ſein, Roman! ſagte

die Gräfin nach kurzem Beſinnen. Ich erwarte Sie morgen zu meinem Diner, und Sie treffen vielleicht noch einen Freund bei mir, gegen den Sie mir aber verſprechen müſſen, recht artig zu ſein, denn es iſt der ruſſiſche Fürſt Tolſchakoff.

Roman wollte eben etwas erwidern, als die Gräfin ausrief: Da kommt der Fürſt ſelbſt, und in welcher Geſellſchaft? Sagen Sie mir, Roman, iſt das nicht Ihr wunderlicher und ganz abſcheulicher Begleiter, mit dem Sie uns in Sarmland die fratzenhafte Scene auf dem Balle machten?

Ja wol, entgegnete Roman leicht, es iſt mein Freund Malounin, und ich muß ebenfalls ausrufen: In welcher Geſellſchaft! Denn nach Ihrer Bezeichnung iſt das der Fürſt Tolſchakoff, von dem Sie ſprachen?

Die beiden erwähnten Perſonen waren offenbar in einer vertraulichen Unterredung in das Zimmer eingetreten und bemerkten nicht ſogleich die Anweſenheit der Gräfin und Romans.

Was wünſchen Sie denn eigentlich von mir, mein lieber Tolſchakoff? ſagte Malounin in ſeiner gewöhnlichen ſchroffen und zurückweiſenden Manier, obwol ſein Aeußeres heut in bei Weitem gefälligeren Formen auftrat und an der Salonmäßigkeit ſeiner Erſcheinung nichts auszuſetzen war.

Was ich wünſche, Herr von Malounin, verſetzte der Fürſt in ſehr verbindlicher Haltung, iſt: Erſtens, daß Sie ſich erinnern mögen, wie der Fürſt Tolſchakoff ſtets der genaueſte Freund Ihrer Familie in Moskau geweſen und mit Ihrer ſeligen Mutter ſogar ein wenig verwandt war, weshalb ich Sie denn auch an der Familienähnlichkeit hier erkannt und mit meiner weltberühmten Dreiſtigkeit ohne Weiteres bei Ihrem Namen angeredet habe; zweitens wünſche ich: daß wir in der Fremde gute Freunde ſein mögen, und drittens bitte ich Herrn von Malounin, mich morgen früh, zwiſchen zehn und elf Uhr, in meinem auf dieſer Karte verzeichneten Hotel zu beſuchen und mir einige Fragen über die Reſultate Ihrer letzten Reiſen zu geſtatten.

Malounin ſteckte die dargebotene Karte, ohne ſie zu beſehen, gleichgültig in die Taſche und ſagte: Ich ſelbſt wohne Hotel de Giraffe, nahe am Jardin des Plantes, auf Nr. 36. Zwiſchen zehn und elf Uhr ſchlafe ich noch, und bitte daher Herrn Tolſchakoff, mich einmal in einer ſpätern Stunde zu beehren. Ich kann Ihnen übrigens ſchon jetzt ſagen, daß meine letzten Reiſen noch gar keine Reſultate gehabt haben. Sie kennen mein altes Glaubensbekenntniß: Alles Heil kommt von den Slaven! Vorausgeſetzt, daß das Sla-

venthum das Princip der Revolution in ſich aufnehmen will. Können wir uns darüber verſtändigen, Tolſchakoff, ſo beſuchen Sie mich morgen Nachmittag um vier Uhr im Hotel de Giraffe.

Warum ſollte ich Ihnen nicht gern den erſten Beſuch machen, Herr Baron von Malounin? erwiderte der Fürſt mit einer eiſigen Glätte, indem auf ſeinem weißen knöcherigen Geſicht zugleich der Ausdruck des biſſigſten Spottes mit dem einer unbeſchreiblichen diplomatiſchen Pfiffigkeit wechſelte. Und was das Verſtändigen anbetrifft, fuhr er mit gleißender Freundlichkeit fort, ſo laſſen Sie das nur gut ſein, mein Lieber. Rußland arbeitet ſeit langer Zeit an einer großen, allgemeinen Verſtändigung, in welcher die ganze Welt inbegriffen werden ſoll. Warum ſollte ſich da nicht auch der Tolſchakoff mit dem Malounin verſtändigen können? Nein, ich zweifle nicht im allermindeſten daran, mein Lieber, und ſo werde ich denn wol zu dem anberaumten Audienztermin bei der Giraffe vorgefahren kommen. Man darf mich zuverläſſig erwarten.

Wenn die ruſſiſche Equipage bei der franzöſiſchen Giraffe vorfährt, rief Malounin mit einer luſtigen Aufwallung ſeines ſchneidenden Accents, ſo ſoll mir das ein Zeichen vom Himmel ſein, daß die alte Welt

nun vollends in Trümmer fallen wird und daß wir nur mit dem Neubau beginnen können!

Er ſagte dies mit einem wild pathetiſchen und komiſchen Ausdruck zugleich, und machte dadurch einen Effekt, durch den Roman zum lauten Auflachen gereizt wurde. Malounin erkannte ſogleich ſeinen Freund Roman und nickte ihm mit lächelndem Einverſtändniß zu. Zu gleicher Zeit bemerkte er jedoch die Gräfin Sarmland, die neben Roman ſtand, und da er auf eine Begegnung mit derſelben keinen beſondern Werth zu legen ſchien, ſo kehrte er in demſelben Augenblick, wo er ſich ihr nähern wollte, auch wieder um und verließ, ohne einen weitern Gruß, in ſeiner gewöhnlichen herausfordernden Haltung den Saal.

Auf Wiederſehen alſo in der Giraffe! rief ihm der Fürſt Tolſchakoff noch einmal mit ſchallendem Gelächter nach, indem er ſich dann zu der Gräfin wandte, und ihr ſein Erſtaunen über die Möglichkeit ausdrückte, daß ihre Gegenwart nicht ſogleich von ihm bemerkt worden ſei.

Die Gräfin wollte eben Gelegenheit nehmen, dem Fürſten ihren Vetter Roman vorzuſtellen, als dieſer Letztere ſich ebenfalls raſch entfernte und ſeinem Freunde Malounin in den großen Salon nacheilte. Er verfehlte jedoch nicht, ſich vorher noch in aller Form bei

der Gräfin zu verabſchieden und auch Herrn von Tolſchakoff eine flüchtige Verbeugung zu machen. Adieu, meine gnädigſte Couſine, ſagte er zu der Gräfin, ich muß mich ja auch noch meiner kleinen Freundin Leonore vorſtellen, die wie ein neuer Stern in den Sälen des Präſidenten aufgegangen zu ſein ſcheint. Dort ſteht ſie mit der berühmten Giuditta, und hat bereits alle dieſe republikaniſchen Cavaliere wie zu einem Hofſtaat um ſich geſammelt.

Damit hatte ſich Roman hinwegbegeben, und man ſah ihn in der That zu der glänzenden Gruppe treten, in deren Mitte Giuditta und Leonore ſtanden, und der auch Malounin ſich angeſchloſſen hatte. Auch der Präſident der Republik hatte ſeine Unterhaltung mit der jungen mecklenburgiſchen Gräfin wieder angeknüpft.

Was ſagen Sie zu dem Glück, welches meine kleine Tochter macht? fragte die Gräfin mit einer ſichtlichen Verzerrung ihres ſchönen Mundes den Fürſten Tolſchakoff. Dieſer bot ihr lächelnd ſeinen Arm, um ſie in die Hauptſäle zurückzuführen, und ſagte: Die kleine Tochter wird noch ſehr viel Glück machen müſſen, ehe ſie das Glück hat, mit ihrer unerreichbaren Mutter verglichen werden zu können.

Die Gräfin hielt ihn noch zurück und bat ihn, ihr einen Augenblick zu einer vertraulichen Frage zu ſchen-

ken. Der Fürſt führte ſie wieder zu dem Divan und ſah ihr mit geſpannter Aufmerkſamkeit entgegen.

Sie erzählten mir neulich, Fürſt, begann die Gräfin, daß Sie auch einen Neffen in Paris haben, den Sie vor Kurzem hierher kommen ließen, um ihn im Geräuſch der franzöſiſchen Hauptſtadt ein wenig aufzuheitern oder auch ihm eine paſſende Frau zu ſuchen. Iſt das Letztere noch Ihre Abſicht?

Allerdings, meine liebe Gräfin, verſetzte Tolſchakoff mit einiger Verwunderung. Es iſt meine Abſicht ſo, aber das unglückliche Individuum iſt in keine Geſellſchaft zu bringen. Er iſt reich, jung, ſchön und gut wie ein Engel, aber ſein Verſtand iſt finſter und die ſchwärzeſte Melancholie geht von Tag zu Tag mehr mit ihm durch. Er verlangt, daß ich ihn wieder auf ſeine Güter zurückſchicken ſoll, wo er den ganzen Tag über mit ſeinen Leibeigenen Kegel ſpielt: ein Vergnügen, welches er ſich in einem kleinen deutſchen Bade, wo ihn die Aerzte hinſpedirt hatten, angewöhnte. Aber wodurch hat der Unglückliche die Auszeichnung gewonnen, von Ihnen erwähnt zu werden?

Sagen Sie mir erſt, fuhr die Gräfin fort, indem ſie den Finger bedenklich an die Stirn legte, ob die Güter Ihres Neffen recht weit von hier ſind?

Ja, gewiß recht weit von hier, erwiderte der Fürſt

lachend, ſie liegen in dem Gouvernement Smolensk, an dem Dniepr, in einer unendlichen Bergeinſamkeit, nahe an Wjaesma, wo die berühmten Pfefferkuchen herkommen.

Nun, ſagte die Gräfin, indem ſie aus tiefſter Bruſt Athem ſchöpfte, jetzt werden Sie mich vielleicht verſtehen, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich meine Tochter dahin wünſchte, wo Ihre berühmten Pfefferkuchen herkommen!

Ah, ah, verſetzte Tolſchakoff mit ſeinem ſtereotypen Gelächter, nun verſtehe ich, ja ich verſtehe ganz ausnehmend, wovon die Rede iſt. Ich werde doch ewig ein dummer Kerl ſein, wo es ſich um ein Stiften von Heirathen und dergleichen Frauen-Intriguen handelt.

Nun ja, fügte er nach einer Pauſe mit wegwerfender Gleichgültigkeit hinzu, das können wir ja machen. Ich bitte meine liebenswürdige Freundin, mich durchaus als Werkzeug bei dieſer Affaire zu dirigiren. Wir bringen die beiden jungen Leute zuſammen, wir ſpielen ein wenig dringend die Providence für ſie, und dann wird ihnen geſagt: Kinder, die Welt iſt ſchlecht, und auf dem Lande in Groß-Rußland iſt es ſchön. Begebt Euch dorthin und pflanzet die civiliſirte Geſellſchaft fort. Nicht wahr? Und nun braucht es kein Wort weiter, huldreiche Amelie. Wir ſind einig.

Die Gräfin ſtand auf und reichte ihm mit einem ungewöhnlichen Feuer die Hand, welche Tolſchakoff küßte. Dann geleitete er ſie in die Säle zurück.

In dem Saal, welchen ſie zunächſt betraten, begegneten ſie der Großherzogin Stephanie mit ihrem Gefolge. Es war eben Mitternacht, und die Hoheit wollte ſich in die Gemächer zurückziehen. Der Präſident der Republik, der badiſche Miniſter-Präſident und der Ordonnanz-Offizier, Capitain Lepic, begleiteten die Großherzogin.

Im letzten Saal ſagte Stephanie zu ihrem Neffen mit einem huldſtrahlenden und befriedigten Geſicht: „Bürger-Präſident, in der That, Ihre Geſellſchaft iſt die einer durchlauchtigſten Hoheit!“

Dieſe Aeußerung, welche die Großherzogin mit ziemlich klangvoller Stimme machte, wurde an dieſem Abend bald in allen Sälen des Elyſée-National wiederholt.

Siebentes Capitel.

Das Ende der Soirée.

Die Tänze hatten nach Mitternacht in den Salons des Präſidenten von Neuem begonnen. Giuditta und Leonore, die in einer wunderbaren Unzertrennlichkeit zuſammen hielten, hatten ſich diesmal vom Tanz zurückgezogen, und begaben ſich in eine Niſche des Saals, die zum Ausruhen beſtimmt war. Es war Leonoren unmöglich geweſen, ſich mit ihrer Mutter wieder zu vereinigen, da die Gräfin Sarmland bei allen Tänzen unausgeſetzt betheiligt war, und während der Pauſe eine Begegnung mit ihrer Tochter abſichtlich vermieden zu haben ſchien. Unter dieſen Umſtänden hatte Leonore ſich ganz dem Schutz der Giuditta überlaſſen, und das Verhältniß zwiſchen Beiden bildete ſich auf die eigenthümlichſte und innigſte Weiſe feſt, ohne daß ſie noch Gelegenheit gehabt hatten, ſich über den unter ihnen entſtandenen Bund, ſeinen

Umfang und ſeine Bedingungen anders als mit ihren Blicken und Händedrücken auszuſprechen. Die dabei zuſammentreffenden Beziehungen waren jedoch ſo gegenſeitig, daß Leonore faſt jede ihrer Bewegungen nach dem Verhalten Giuditta's abmaß, und Giuditta wiederum keinen Schritt that, ohne ſich nach ihrer jungen deutſchen Freundin umzublicken und ihr an ihren Augen irgend einen Wunſch oder Bedenken abzuſehen.

Auf dem Platz, auf welchen ſich Beide zurückgezogen hatten, blieben ſie jedoch nicht lange allein, ſondern Roman, der zuvor nicht dazu gelangen konnte, ſich ihnen zu nähern, war ihnen nachgeeilt. Giuditta war ſeinen Bemühungen ſchon ſeit einiger Zeit ausgewichen, da ſie aus irgend einem Grunde zu vermeiden ſchien, dieſe Bekanntſchaft zu erneuern. Leonore, die ihn bis dahin nicht bemerkt hatte, winkte ihn aber jetzt mit der freudigſten Bewegung herbei, ſobald ſie zu ihrer großen Ueberraſchung des mecklenburgiſchen Vetters in dem Salon des Elyſée anſichtig geworden war.

Sie kennen dieſen Herrn, Leonore? fragte Giuditta, auf Roman deutend, der ſich nur noch durch eine Reihe von Stühlen zu ihnen durchzuarbeiten hatte.

Es iſt ja mein Vetter Roman von Roth, entgegnete Leonore lächelnd. Ich bin nur neugierig, durch welches Abenteuer er plötzlich hierher verſchlagen worden iſt? Sie werden einen höchſt ſeltſamen Menſchen an ihm kennen lernen.

Ich kenne ihn bereits, verſetzte Giuditta mit einiger Zurückhaltung. Welch wunderliches Zuſammentreffen, daß mein Retter auf dem Baſtilleplatz der deutſche Vetter meiner Freundin Leonore iſt.

Alſo das war Roman? ſagte Leonore, ſich vor Freude darüber in die Hände klatſchend. Sie hatten mir ſeinen Namen nicht genannt.

In dieſem Augenblick ſtand Roman vor ihnen, und begrüßte zuerſt mit einem ſehr kräftigen deutſchen Händedruck ſeine Couſine, worauf er an die Giuditta die Entſchuldigung richtete, daß er es wage hier vor ihr zu erſcheinen und dadurch gewiſſermaßen über ſie und ihre Abſichten zu triumphiren!

Giuditta ſagte mit ernſter aber freundlicher Haltung, daß ſie den darin liegenden Vorwurf nicht verdient zu haben wünſche. Wenn ſich Roman bisher vergeblich bei ihr habe melden laſſen, ſo habe ſie ſich darum einer Erneuerung ihres Dankes nicht entziehen wollen, zu dem ſie ſich vielmehr ſtets auf das Lebhafteſte bekennen werde. Aber ſie ſei das eine Mal

in der Probe geweſen, das andere Mal habe ſie in der That als Leidende im Bett gelegen.

Das ſind beides heilige Momente, entgegnete Roman in ſeiner leichtfertigen Weiſe, und ich hatte kein Recht, mich als Tempelſtürmer einzudrängen. Indeß bin ich Demokrat genug, um noch immer wieder zu kommen, wenn ich auch an allen Thüren abgewieſen werde. Ich theile darin das Schickſal und die Dreiſtigkeit mit der Freiheit ſelbſt, die ich als Vertrauensmann vertrete. Die Freiheit muß ſich auch Jedem an den Hals werfen, und muß immer wieder ſich anbieten, wenn ſie auch hundert Mal von den Bedientenſeelen der Ordnung und Gewohnheit zurückgewieſen werden ſollte.

Für Giuditta ſchien dieſe Aeußerungsweiſe nichts Zuſagendes zu haben, und ſie wandte ihr Geſicht wieder von ihm ab, indem ſie ihrem Freund Barre, der eben hinter ihren Stuhl getreten war, einen ſtillen Gruß zuwinkte.

Steht die franzöſiſche Republik? fragte ſie den Künſtler, indem ihr Geſicht, obwol unter wehmüthigem Lächeln, den großen und feierlichen Ausdruck annahm, durch den die Erſcheinung der Giuditta dann eine unbeſchreiblich hinreißende Gewalt ausübte.

Die Republik ſteht im Saal des Königs und auf

der Stelle Louis Philipps, erwiderte Barre, indem er in ſeiner liebenswürdigen Beſcheidenheit ſtill vor ſich hin lächelte. Er hatte heut Morgen in dem Palaſte der Nationalverſammlung, in dem Saal Caſimir Périer, welcher auch der Saal des Königs genannt wurde, die von ihm gearbeitete Statue der franzöſiſchen Republik aufgeſtellt, durch welche die vor zwei Jahren weggenommene Büſte Louis Philipps erſetzt werden ſollte.

Giuditta ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch über die Einzelnheiten ein. Sie hatte die bewunderungswürdigſten Urtheile über die plaſtiſche Kunſt, und eine große Neigung, den Geiſt dieſer Kunſt auszuſprechen und überall anzuwenden. Auf der Bühne gab ſie oft die Stellungen wieder, welche ſie von den großen Statuen des Alterthums ſich angeeignet hatte, und obwol ſie ſonſt auf kritiſche Komplimente gar nichts gab, ſo hörte ſie es doch gern, wenn man ſie die Bildhauerin des Geſanges nannte.

Sie behaupteten vor längerer Zeit einmal, ſagte Barre zu ihr, daß Alles in der Welt Bildhauerarbeit ſein müſſe, erſt dann würde die Welt glücklich und befriedigt ſein. Darauf ſetzten Sie hinzu, Sie würden auch der Republik erſt dann trauen, wenn ein Bildhauer ſie verfertigt hätte. Dieſe eben ſo gottähn-

liche als bizarre Aeußerung der Signora Giuditta hat mir während meiner ganzen Arbeit vorgeſchwebt. Zuweilen wollte ich zweifeln, daß die Zeit ſchon gekommen ſei, wo ein Bildhauer eine Republik machen könnte, und dann dachte ich an Sie ſelbſt, Giuditta, an Ihre Perſon, an Ihre Geſangsſchöpfungen. Die göttliche Natur hat in Ihnen ſelbſt das ſchon vorgebildet, was meine Kunſt nachzuſchaffen die Aufgabe hatte.

Um Gotteswillen Barre, Sie verirren ſich heut noch in die griechiſche Metaphyſik, entgegnete Giuditta, indem in ihr dunkles Geſicht die heiterſten Lichter traten. Bedenken Sie, daß wir hier nicht beim Präſidenten von Hellas tanzen, ſondern daß das große Frankreich nur auf einer kleinen Feder des napoleoniſchen Adlers balancirt!

Ihre Unterhaltung ging jetzt mehr in ein leiſes Geflüſter über. Unterdeſſen hatte Leonore Gelegenheit gefunden, an ihren Vetter Roman mancherlei Fragen zu richten, die er mit ſeiner gewohnten Redſeligkeit beantwortete. Er erzählte ihr von ſeinen bisherigen Abenteuern in Paris, die er erlebt haben wollte, und theilte ihr zugleich mit, daß er von ihrer Mutter die Erlaubniß erhalten, morgen bei ihnen zu Mittag zu ſpeiſen. Leonore ſprach darüber eine leb-

haſte Freude aus, denn obwol ſie das Weſen ihres humoriſtiſchen Vetters keinen Augenblick überſchätzte, ſo war ſie doch ſtets bemüht geweſen, den guten Seiten ſeines Charakters Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. In ſeiner beſtändigen Fröhlichkeit und Beweglichkeit, die Andern oft als Unzuverläſſigkeit und politiſirende Charlatanerie erſchien, erkannte ſie zugleich ſo viel Geiſtesfriſche und männlichen Unternehmungsmuth, daß ſie es unrecht fand, wenn man ihn nicht in ſeinen Eigenheiten gewähren laſſen wollte. Sie ging ſo weit, auch die bizarren und flatterhaften Seiten ſeiner Perſönlichkeit zu vertheidigen. Leonore hatte in ihren jungen Gedanken und Träumen einen großen Reſpekt vor dem, was man den Geiſt der Zeit nannte, und in Roman glaubte ſie dieſen Geiſt auf die unmittelbarſte und lebendigſte Weiſe repräſentirt zu ſehen. Sie meinte in ihren klügſten Mädchenbetrachtungen zu finden, daß eine neue Zeit auch eine neue Art von Charakteren brauche, und wenn Roman unabläugbare Fehler hatte, ſo tröſtete ſie ſich mit phantaſiereichen Gleichniſſen, zu denen ihr lebendiger Sinn immer aufgelegt war. Die ſinnige Leonore dachte nämlich, die wunderlichen Manieren ihres Vetters mit den Nebelſtreifen vergleichen zu können, welche die Sonne im Kampf ihres Aufgangs beſtecken. Sie hoffte noch

bei Roman, wie ſie ſagte, auf einen vollſtändigen und ſiegreichen Sonnenaufgang. Mit dieſem Vertrauen ſah ſie gern in ſeine blauen offenen Augen und fand auch die lange Verwegenheit ſeines röthlichen Bartes weder ſo abſchreckend, noch ſo abgeſchmackt, als ihre Mutter, die nur das ſtürmiſche Zeitſignal darin ſah, es behauptete.

Roman hatte ihr jetzt erzählt, mit welchen Perſonen er hier in Paris vorzugsweiſe verkehre, und ſie hörte ihm mit der größten und innigſten Aufmerkſamkeit zu. Ich lebe hier blos mit den Montagnards und Socialiſten, meine liebenswürdige Couſine! ſagte er mit einer ungemein geheimnißvollen Betonung. Du wirſt Dich erinnern, liebes Kind, ſchon öfter von einem gewiſſen Völkerfrühling gehört zu haben, der ſich, ſo oft auch ſchon der Kalender aller Völker auf ihn hingewieſen hat, doch noch immer nicht hat in Gang bringen laſſen wollen. Die große Prozeſſionsraupe der Reaktion, welche in ſyſtematiſchen Aufſtellungen ganz Europa durchwandert, hat uns Männern der Zeit immer wieder die Blüthen abgefreſſen. Nun wollen wir es wieder mit dem nächſten Frühjahr verſuchen. Die Volkspartei ſpekulirt auf jeden neuen Frühling und die andere Partei ſpekulirt beſtändig auf den Winter. Gib Acht, Leonore, die Ereigniſſe und

Unternehmungen der Reaction treten daher immer zum Winter ein, während das Volk, in seiner ewigen und grundthümlichen Sympathie mit der Natur, alle seine Unternehmungen auf das Frühjahr verlegt. Und willst Du wissen, Mühmchen, worin das große Geheimniß besteht, auf welches es beim nächsten Male ankommen wird?

Ich bitte Dich dringend, es mir zu sagen, Roman! fiel Leonore mit der größten Lebhaftigkeit ein, indem ihre ernsten dunkeln Augen ihr ganzes geistiges Feuer ausstrahlten.

Es wird darauf ankommen, fuhr Roman mit zögernder Wichtigkeit fort, die Sache diesmal so einzufädeln, daß wir mit dem Völkerfrühling nicht eher beginnen, als bis wir die Raupen alle todtgeschlagen haben, welche uns bisher den Frühling aufzufressen beliebten. Erst schafft sich das Volk seine Raupen vom Halse, und dann fängt es mit aller Sicherheit und Gemächlichkeit seinen ihm einzig und allein gehörenden Frühling an.

Das geht nicht, Vetter, erwiderte Leonore mit ihrer liebenswürdigen Naivetät. Die Raupen kommen ja erst, wenn der Frühling da ist, und wo willst Du denn die Raupen zum Todtschlagen hernehmen, ehe der Frühling selbst angebrochen ist. Laß es doch lieber

erſt ordentlichen Frühling werden, Roman, und manche der häßlichen Raupen verpuppen ſich dann auch noch, werden zu ſchönen Schmetterlingen und helfen Dir Deinen Frühling bevölkern, denn ohne Schmetterlinge würde doch der Frühling nicht vollſtändig werden!

Du predigſt alſo Geduld und Aufſchub, ſagte Roman lachend, und willſt das böſe Gewürm, das die Saaten des Volkes ſpeiſt, ſich immer wieder mäſten und verpuppen laſſen, damit es uns auch nicht an gaukelnden und buntſchillernden Müßiggängern fehle. Das gefällt mir nicht von dir, Leonore, obwol ich freilich bedenken muß, daß Du leider Gottes und zu Deinem größten Unglück immer noch zur mecklenburgiſchen Ariſtokratie gehörſt. Indeß haſt Du mit Deiner natürlichen Geſcheidtheit immer ſo viel Sympathie für mich und meine Freunde bewieſen, daß wir Dich kleinen niedlichen Schwalbenſchwanz ausnahmsweiſe auskriechen laſſen wollen. Du ſollſt Schwalbenſchwanz in der großen europäiſchen Föderativ-Republik werden, behagt Dir dieſe Rolle?

Das iſt mein Lieblingsſchmetterling, erwiderte Leonore mit froher Bewegung. In Sarmland gibt es faſt nichts wie Schwalbenſchwänze.

Das ſind die Willy's der Reaktion, verſetzte Roman mit gemüthlichem Scherz; es ſind lauter mecklen-

burgiſche Ariſtokratentöchter, die wegen ihres Hochmuths gegen die Töchter des Volkes in Schwalbenſchwänze verwandelt worden ſind und nun zur Strafe von den Bauernmädchen auf der Wieſe herumgejagt werden.

Da Du die Mythologie und die Geheimniſſe aller Götter ſo genau kennſt, Vetter, fuhr Leonore mit verſtelltem Ernſt fort, ſo ſage mir doch, was aus den Matadoren wird, welche Rolle ſie in der künftigen europäiſchen Republik ſpielen werden, und in welches Thier ſie ſich nach ihrem Tode zur Strafe ihrer Sünden verwandeln müſſen?

Die Matadore? widerholte Roman überraſcht, indem er ſich dann vor Lachen ausſchütten wollte. Soll mich der Teufel holen, wenn ich es nicht ſchon ganz wieder vergeſſen hatte, daß ich ein Matador bin, nichts als ein Matador, und ein ganzer Matador, wie unſer ſkeptiſcher Freund Lerche immer ſagt.

Leonore erſchrack ein wenig bei dem nicht ganz ſalonmäßigen Fluch, welchen ihr Vetter Roman in ſeiner fröhlichen Erregtheit ausſtieß. Aber ihr fiel das Gleichniß vom Sonnenaufgang und den Nebelflecken wieder ein, und ſie meinte mit überzeugter Gutmüthigkeit, daß ſie ihm doch nicht gram werden könne. Sie hoffte daß ihre Freundin Giuditta, die allerdings auch

der deutſchen Sprache mächtig war, das Fluchen des Vetters nicht gehört haben würde, denn die Sängerin unterhielt ſich noch immer angelegentlich mit dem hinter ihr ſtehenden Bildhauer Barre, und ſchien nur zuweilen nach dem zwiſchen Leonore und Roman geführten Geſpräch hinüberzuhören.

Leonore konnte nicht umhin, ſich nach dem zuvor genannten Fritz Lerche zu erkundigen. Dieſer junge umherziehende Poet, welcher ihr damals in der Bäckerſtube zu Waaren ſo eigenthümliche Aufſchlüſſe über das Weſen und den Bund der Matadore, über ihren Charakter und ihre Beſtrebungen, gegeben hatte, war ihr ſeitdem nie aus dem Gedächtniß gekommen. Sie hatte ſich oft im Stillen gewünſcht, daß ſie ihm auf ſeinen komiſchen Wanderſchaften wieder einmal begegnen möchte.

Roman erzählte ihr, daß Fritz Lerche ſich ganz Inkognito in Paris aufzuhalten wünſche, und als konſequenter Feind alles geſellſchaftlichen Umgangs nur mit Flüchtlingen und armen Leuten verkehre, beſonders aber in den Weinſchenken an der Barriere von Sevres als Stammgaſt anzutreffen ſei.

Dann werde ich es wol aufgeben müſſen, verſetzte Leonore lächelnd, ſeine weitern Anſichten über die Matadore dieſer Zeit von ihm zu vernehmen. Sage ihm aber doch, daß ich ihm ungemein dankbar

für die Aufschlüsse bin, welche er mir über die Matadore gegeben.

Giuditta hatte ihr Gespräch mit dem Verfertiger der Statue der französischen Republik beendet, und drehte sich jetzt rasch zu Leonoren hin, deren letzte Worte sie mit einiger Verwunderung aufgefaßt hatte.

Ich höre hier seit einiger Zeit neben mir von nichts als von Matadoren reden, sagte Giuditta zu ihrer jungen Freundin. Sagt mir doch in aller Welt, was ihr darunter in Deutschland versteht, und ob dies etwa eine neue Fortschrittspartei ist, die sich bei Euch gebildet hat?

Roman ersah die Gelegenheit, das Gespräch mit der für ihn so zurückhaltenden Giuditta wieder an sich zu reißen, und übernahm deshalb die Beantwortung der an Leonore gerichteten Frage. Er sagte: Große Giuditta! Nach der von meiner kleinen Cousine angenommenen höchst originellen Theorie gibt es gar keine Helden mehr in unserer Zeit, und wird auch keine mehr geben, sondern Alles geschieht durch die Matadore, die das Volk führen und vertreten, die aber auch im Volke zur rechten Zeit wieder verschwinden müssen, wie der Wellenschaum im unendlichen Meere verschwindet. Dies ist auch ein ganz hübsches und gerechtes Schicksal, mit dem ich meinerseits gern

zufrieden bin! Mit dem Kultus des Heldenthums begraben wir den letzten Reſt des Despotismus und der Autorität, und die ſich einzig und allein ſelbſt beſtimmende Maſſe häutet ſich nur noch in uns Matadoren ab, die wir blos dem Volke die Zunge und die Glieder löſen helfen, ohne ſelbſt etwas Anderes als Zunge und Glied zu ſein.

Alſo zu dieſer Einſicht iſt man auch in Deutſchland bereits gekommen? fragte Giuditta, indem ſie ihre plötzlich heiß erglühenden Wangen durch ſtarke Bewegungen ihres Fächers zu kühlen ſuchte.

Es handelt ſich heut um das Götterthum des ganzen Volkes, fuhr ſie dann mit leuchtenden Augen fort. Neben und außer dem Volke kann jetzt Niemand mehr Held oder Gott ſein, das ganze Volk iſt der leitende Gott und der kämpfende Held, und jeder arme hungernde Menſch iſt ein geborner Heros.

Bravo, Bravo, erhabene Giuditta! rief Roman mit Leidenſchaftlichkeit aus. Und was ſonſt die fahrenden Helden waren, das ſind heut nur Agenten und Werkzeuge, deren Lohn mit ihrem Auftrag dahin geht. Aber es ſteckt für mich eine ungeheure Beruhigung darin, daß man heut nicht mehr nöthig hat, ſelbſt ein Heros zu ſein, ſondern daß man dieſes umſtändlichere und verantwortungsreiche Geſchäft der

Maſſe überlaſſen kann. Fröhlich und mit leichtem Gepäck gehen wir Matadore durch unſere Zeit dahin, wir pauken das Volk in ſeine Glückſeligkeit ein, und ziehen uns dann hinter den kühlen Schatten der Volksſouveraineität wieder zurück.

Wir befinden uns hier im Salon des Präſidenten aller Matadore! ſagte Giuditta, welche an dieſer Unterhaltung mit Roman plötzlich Geſchmack zu finden ſchien. Wir wollen darum die Matadore nicht ſo ſtark preiſen, weil wir ſonſt als Schmeichler und Höflinge in dieſem Salon angeſehen werden könnten.

Eine unvergleichliche Malice liegt in dieſer Bemerkung! rief Roman, der in der Unterhaltung immer leicht wieder auf ſeinen burſchikoſen Ton zurückging. In der That, wir müſſen es Herrn Louis Napoleon zugeſtehen, daß er vor der Hand der erſte aller europäiſchen Matadore iſt, und darum mußte er auch aus der Urne des allgemeinen Stimmrechts als der erſte Präſident der erſten europäiſchen Republik hervorgehen. Aber in dieſe Urne wird er nun bald auch wieder zurückkriechen müſſen, denn das allgemeine Stimmrecht, das ihn emporgetragen hat, muß ihn auch ganz naturgemäß wieder verſchlingen. Bei einem Matador iſt es ebenſo wichtig, daß er wieder heruntergebracht wird, als daß er obenauf kommt!

Verletzen wir das Gaſtrecht nicht! mahnte Giuditta mit emporgehobenem Finger. Wir ſitzen hier noch unter dem Fittig des Napoleoniſchen Adlers. Es war ein pfiffiger Gedanke, fügte ſie leiſer hinzu, den Adler des Kaiſerreichs zu einem Banner zu benutzen, in welchem die monarchiſchen und die demokratiſchen Intereſſen Frankreichs ſich allmälig wieder vereinigen und verſchmelzen ſollen. Aber glauben Sie mir, Herr Roman, ein Matador darf nicht auf ſeine eigene Hand pfiffig ſein, ſonſt geht er am erſten verloren. Er darf nie über den Volksinſtinkt hinausgehen, und darum nichts Kläglicheres als ein Matador, der die Witterung verloren und nun wie ein altgewordener Jagdhund nicht mehr recht weiß, auf welches Wild der Zeit er eigentlich anſchlagen ſoll. Und die Matadore werden außerordentlich früh alt, das muß in ihrem Charakter und in ihrer Handtirung liegen.

Weiß Gott, das iſt wahr, das iſt ungeheuer wahr! rief Roman halb lachend, halb betroffen, indem er ſich unwillkürlich an den kahlen Fleck in der Mitte ſeines blonden Haupthaares faßte.

Ich habe noch einen Gedanken, der die Sache der Matadore erſchöpft! ſagte Giuditta, die immer aufgeregter wurde, und jetzt mit einer fieberhaften

Lebhaftigkeit ſich zu bewegen begann. Ihre herrliche ſtark gewölbte Bruſt hob ſich in den heftigſten Athemzügen, und aus den Augen blitzte das gewaltige und gedankenreiche Feuer, durch welches ihre Kunſtſchöpfungen in den höchſten Momenten beſeelt zu werden pflegten.

Mein Gedanke iſt der, ſagte ſie, daß die Matadore nur die Vermittler zwiſchen dem Verderben und der Wahrheit ſind, und daß ſie, wenn ſie richtige Matadore ſein wollen, nach der Wahrheit ſtreben und zugleich in ſich ſelbſt verderbt ſein müſſen. Die Matadore ſind die Agenten des Verderbens, welche die Wahrheit reifen helfen müſſen. Iſt es nicht ſo, Herr Roman, und habe ich Ihren Begriff, für den ich Ihnen in der That außerordentlich dankbar bin, nunmehr vollſtändig gefaßt?

Roman ſah ſie mit dem höchſten Erſtaunen an, denn ihr Geſicht veränderte ſich bei dieſer Frage auf die wunderbarſte Weiſe. Es nahm einen wehmuthsvollen und innig ſchmerzlichen Ausdruck an, und in ihren Augen ſchimmerte etwas wie von dem leiſen Hauch einer Thräne.

Das iſt eben der Grund, ſetzte ſie mit dem weichſten Accent hinzu, weshalb auch ich auf der Bühne nichts als ein Matador bin, obwol mich die Leute

oft mit dem Namen einer großen Künſtlerin ausgeſchmückt haben. Von der reinen und großen Heldenkunſt kann aber jetzt keine Rede mehr ſein. Der größte Künſtler kokettirt heutzutage immer noch mit dem Verderbten und Gemeinen, und muß es thun. Wir Kunſtmatadore richten eigentlich heut mit der vollſten Abſicht die Kunſt zu Grunde, und wenn wir dies in der hinreißendſten und unwiderſtehlichſten Weiſe thun, ſo beſteht eben darin unſere Größe und unſer Verdienſt. Wir müſſen die alte Kunſt jetzt zu Grunde richten, um einer neuen Raum zu ſchaffen. So ſind wir recht nützliche Werkzeuge und recht wirkſame Matadore!

Giuditta war im Begriff, ſich mitten im Salon des Präſidenten in ihre ſchwermüthigen Phantaſieen einzuwiegen, von denen ſie nicht ſelten befallen wurde. Wie mit einem plötzlichen Entſchluß rang ſie ſich jedoch wieder aus dieſer Stimmung los. Sie ſprang auf und ſchob mit einer raſchen Bewegung ihren Stuhl hinter ſich zurück. Sie berührte ſich dabei auf eine etwas unſanfte Weiſe mit einer Dame, in der ſie zu ihrer nicht geringen Ueberraſchung die Gräfin Sarmland am Arme des Fürſten Tolſchakoff erkannte.

Die gegenſeitig ausgetauſchten Begrüßungen und

Entſchuldigungen zwiſchen der Giuditta und der Gräfin waren kühl und genügten blos den nothdürftigſten Formen. Die Gräfin richtete ſich ausſchließlich an ihre Tochter und kündigte derſelben mit einem ſtrengeren Geſicht als gewöhnlich den Aufbruch an. Leonoren blieb daher nichts weiter übrig, als ſich nach einem raſchen Abſchied von der Sängerin und dem Vetter Roman ihrer Mutter anzuſchließen.

Als Leonore an der Seite ihrer Mutter den Rückweg durch die Säle antrat, ſagte die Gräfin leiſe zu ihr: Ich bin heut den ganzen Abend über ſehr unzufrieden mit Dir geweſen, Leonore! Deine freundſchaftlichen Oſtentationen mit dieſer Sängerin waren denn doch gar zu abgeſchmackt, und ich ſehe, daß Du Dich gar nicht in ſolcher Geſellſchaft zu benehmen verſtehſt. Als der Präſident der Republik Dir die unverdiente Ehre anthat, mit Dir zu ſprechen, lachteſt Du einmal ganz hell auf wie ein ungezogenes Kind. Ich werde jetzt das letzte Mittel zu Deiner Bildung und Erziehung verſuchen. Ich werde Dich verheirathen, und das ſofort, vielleicht morgen ſchon!

Leonore hörte in tiefſtem Stillſchweigen zu und erwiderte keine Sylbe. Die Scherze des Fürſten Tolſchakoff halfen über den peinlichen Moment hinweg,

und im Wagen unterhielten ſich der Fürſt und die Gräfin über die Bewirthſchaftung ruſſiſcher Landgüter im Verhältniß zu den deutſchen und mecklenburgiſchen Methoden.

Achtes Capitel.

Die Flüchtlinge.

In einem Hotel garni, welches in einem der äußerſten Stadttheile von Paris, in der Nähe der Rue d'Enfer lag, hatte ſich eine Anzahl von politiſchen Flüchtlingen eingemiethet, durch welche in dem kleinen Hauſe faſt alle Nationalitäten vereinigt wurden, die ſich an den letzten Zeitbewegungen betheiligt hatten.

Es waren Ungarn, Polen, Italiener und Deutſche, und unter den letztern befand ſich auch Fritz Lerche, der, obwol er nicht gerade genöthigt war, ſich zu dieſer Kategorie zu rechnen, doch aus Laune und eigenthümlichen Abſichten ſich gerade in dieſem Hotel ſeine überaus beſcheidene Wohnung genommen hatte. Er bildete gewiſſermaßen die Spitze dieſes Flüchtlingspalaſtes, wie derſelbe von den Bewohnern ſelbſt ironiſcher Weiſe genannt wurde, denn der deutſche Lyriker wohnte in der oberſten Manſarde, wo er ſich ſei-

nen geringen und kaum zu nennenden Bedürfniſſen gemäß eingerichtet hatte.

In ſeinem unbeſchreiblich kleinen Zimmer war das Bett der Hauptapparat, und auf dieſen Artikel hielt Fritz Lerche etwas, obwol er ſich zuweilen mit einiger Beſorgniß geſtand, daß er damit noch einem Luxusbedürfniß der alten Geſellſchaft fröhne. Er ſuſpendirte dieſe Frage jedoch noch bei ſich ſelbſt, in Erwägung der Hinderniſſe, welche überhaupt der Rückkehr zum Naturzuſtande durch die Anſtrengungen der Reaction in den Weg gelegt worden ſeien. Er brachte auch einen zu großen Theil des Tages, namentlich während des Winters, in ſeinem Bett zu, als daß er ſich hätte entſchließen können, dieſe altehrwürdige Inſtitution über den Haufen zu werfen, noch ehe die Principien feſtgeſtellt wären, nach denen die neue Geſellſchaft ſchlafen würde.

Außerdem ſah man in ſeinem Zimmer nur einen Waſchtiſch und eine nachläſſig auf die Erde hingeworfene Reiſetaſche, welche die ſämmtlichen Habſeligkeiten des wandernden Humoriſten in ſich ſchloß. Den Waſchtiſch benutzte Fritz Lerche in vorkommenden Fällen zugleich als Schreibtiſch, obwol er in der Ueberzeugung, daß die geſchriebene und gedruckte Bildung als der eigentliche Alp der Vergangenheit auf der

Menſchheit laſte, nur das Allernothwendigſte zu Papier zu bringen pflegte. Seine Lieder behielt er auswendig, und zeichnete kaum die Hälfte von denen, die ihm einfielen, auf kleinen Fetzen Papier auf, die er ſchockweiſe, jedesmal wenn ſie die Zahl ſechzig erreicht hatten, mit einer Stecknadel zuſammenheftete und dann auf den unterſten Boden ſeiner Reiſetaſche warf. Außerdem ſchrieb er nur wöchentlich dreimal eine politiſche Korreſpondenz für eine deutſche Zeitung, wodurch er ſich ſeit Kurzem einige regelmäßige Einkünfte zu eröffnen geſucht hatte. Wir befinden uns nicht in der Lage, dieſer Zeitung hier ihre Pariſer Quelle zu enthüllen, und verſchweigen darum unſern Leſern den Namen des geachteten Organs, welches aus dieſer Feder ſtets eine ſo ſcharfe Beleuchtung der Pariſer Zuſtände und namentlich des Treibens der untern Volksklaſſen enthielt. Fritz Lerche lebte freilich nur mit dem Volke und mit den Flüchtlingen, und was in den Salons und im Kabinet vorging, dafür hatte er die beſten Gewährsmänner an ſeinen Freunden Roman und Malounin, welche es einmal übernommen hatten, ſich zu Männern der Geſellſchaft zu erniedrigen, freilich nur im innerſten Intereſſe ihrer Partei.

Obwol Fritz Lerche ſein eigentliches Lebensbehagen

darein ſetzte, ganz außerhalb der conventionellen Geſellſchaft ſtehen zu bleiben, ſo war es doch auch wieder ſeiner Neigung entgegen, für einen Cyniker zu gelten, und er verhütete ſorgfältig Alles, was ihn in ſeinem Aeußern allmälig einer ſolchen Gefahr entgegentreiben konnte. Es kam ihm dabei zu Hülfe, daß ſeiner innerſten Natur eine merkwürdige Sauberkeit und Zierlichkeit entſprach, die aus ſeinem ganzen Weſen nicht zu verwiſchen war, und ihm etwas Blumenartiges in ſeiner Erſcheinung verlieh. Damit verband ſich die ſeltene Eigenſchaft, um die er von ſeinen Freunden und Genoſſen oft beneidet wurde, nämlich daß ſeine Röcke ſich faſt gar nicht abnutzten und eine Dauer und Friſche bei ihm bewahrten, die von Fritz Lerche ſelbſt zuweilen als ein märchenhaftes Wunder gerühmt wurde. Er meinte, daß Gott ſchon an ihm den Anfang gemacht habe, um zu zeigen, wie in dem künftigen Zuſtande einer ſeligen Geſellſchaftsverfaſſung auch der Rock zu den Menſchenrechten gehören und mit der Perſönlichkeit zugleich verwachſen ſein werde, ſo daß am Menſchen nichts mehr geflickt und geſchneidert zu werden brauche. Fritz Lerche verhehlte ſich nicht, daß dieſe Theorie ſehr ſchneiderfeindlich ſei und daß ſie eine ſtarke Undankbarkeit eben gegen die Schneider in ſich ſchließe, die in den verderbten Zuſtänden

der Geſellſchaft zu denen gehört hatten, welche am meiſten borgten, und namentlich an die ſtudirende und freiheitſtrebende Jugend einen oft räthſelhaften Kredit gaben. Indeß tröſtete er ſich mit dem Gedanken, daß der Socialismus, deſſen Stärke überhaupt in der Erfindung beruhen werde, auch nicht ermangeln dürfte, die Schneider, wenn ſie dem neuen Naturzuſtande weichen müßten, mit einer Charge bei demſelben zu verſehen, in der ſie ſich namentlich wieder als Freunde und Vertraute der ſtrebſamen Jugend bethätigen könnten.

Indem ſich Fritz Lerche eben wieder mit ſolchen vorſorglichen Ausſichten in die Zukunft beſchäftigte, und unter dieſen Betrachtungen ſeinen ſeit drei Jahren noch immer wohlerhaltenen Sammetrock anlegte, erſchallte im Hauſe eine Glocke, welche für die Bewohner deſſelben ein bekanntes Signal zum Frühſtück war. Es hatte ſich in dieſem Hauſe die Gewohnheit gebildet, gemeinſchaftlich mit der Familie des Wirths das Frühſtück einzunehmen, welches ſeit Beginn der guten Jahreszeit in einem kleinen Garten geſchah, der unmittelbar an das Haus ſtieß. Der Wirth, der ein alter napoleoniſcher Soldat und jetzt ein eifriger Socialiſt war, hatte zu dieſem beinahe patriarchaliſchen Ton, welchen man ſonſt am allerwenigſten in

den pariſer Hotel garnis antraf, den Anlaß gegeben. Er trug ſich ſchon ſeit einiger Zeit mit dem Gedanken, ſein Hotel ganz und gar auf einen ſocialiſtiſchen Fuß einzurichten und darin eine Gemeinſchaft des Zuſammenlebens einzuführen, welche der Idee der künftigen Gemeinwirthſchaft ſich annähern und zugleich den wenig bemittelten Flüchtlingen, die größtentheils in ſeinem Hauſe beherbergt wurden, die weſentlichſten Vortheile darbieten ſollte. Es war ihm jedoch bis jetzt nur gelungen, das Frühſtück zu ſocialiſiren, da die Bedürfniſſe und die Mittel der Hausbewohner zu ſehr von einander abwichen, um ein vollſtändiges Zuſammenwirthſchaften mit ihnen zu erreichen. Herr François Epinard, ſo hieß der treffliche und menſchenfreundliche Alte, hatte zwar oft ausgerechnet, daß, wenn aus den verſchiedenen Geldmitteln ſeiner Miether eine gemeinſchaftliche Kaſſe gebildet würde, ſich damit die Wirthſchaft des ganzen Hauſes ausgiebig genug werde führen laſſen, um einem Jeden weit über den Werth ſeiner Einlage hinaus Genuß und Bequemlichkeit zu verſchaffen. Er bewies dies zur Evidenz ſelbſt für den Fall, daß Einzelne nicht ſo viel aufzubringen vermöchten, um, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen wären, auch nur auf das Nothdürftigſte ihren Hunger zu ſtillen. Zugleich that er durch die genaue-

ſten Zahlenaufſtellungen dar, daß die viel Einlegenden gleichwol den wenig Einlegenden nichts ſchenkten, weil ſie ſelbſt immer noch über ihren Beſitz hinaus erlangten, und daher in dieſer Vergeſellſchaftung des Capitals den Armen eben ſo viel verdankten, als die Armen ihnen, den Bemittelten. Dies Kalkül war aber noch immer daran geſcheitert, daß viele ſeiner Miether nicht das Bedürfniß nach einer regelmäßigen und häuslichen Beköſtigung hatten.

Es war heut ein ſchöner und ungewöhnlich warmer Frühlingsmorgen, und Herr François Epinard ſaß bereits, umgeben von ſeiner würdigen Frau und ſeiner anmuthigen, noch in der erſten Jugendblüthe ſtehenden Tochter, in der geräumigen Hollunderlaube, die ſeit einigen Tagen ſchon mit Blättern und Knospen zu prangen anfing. Herr Epinard erwartete ſeine Gäſte und muſterte inzwiſchen den Frühſtückstiſch, den Mademoiſelle Jeannette, ſeine Tochter, mit der ihr in allen Dingen eigenen Zierlichkeit zubereitet hatte. Der Vater empfahl ihr dann jedesmal ausdrücklich, nichts zu ſparen und Alles auf das Beſte und Feinſte zu geben. Er betheuerte dann ſtets, indem er ſich ſeinen greiſen Schnurrbart mit großer Selbſtzufriedenheit ſtrich, daß er an dieſem Frühſtück durchaus nichts verdienen wolle. Er wünſche damit nur den Anfang zu einem

würdigen und vernünftigen Zuſammenleben ſeiner Hausbewohner zu machen.

Denn iſt es wol länger mit anzuſehen, ſagte er heut wieder, indem er die ſchönen, friſchen Eier zählte, welche ſeine Tochter aufgeſetzt hatte, um in ſeinem gemüthlichen Wohlwollen zu überſchlagen, ob auch Jeder doch wenigſtens zwei davon bekommen könne — iſt es wol länger mit anzuſehen, daß zwölf Menſchen, die in einem Hauſe zuſammenwohnen, ſich gar nicht um einander bekümmern und noch viel ſchlechter zuſammen leben, als die wilden Thiere, die doch wenigſtens dann und wann einen Grasplatz oder einen Leckerbiſſen mit einander theilen? Du mein Gott und Vater, wann werden die Menſchen endlich wie die Menſchen miteinander leben?

Durch Dein Frühſtück mit Eiern, Radieschen, der feinſten Butter und dem ſchönſten Weißbrot wirſt Du dieſe armen Teufel nicht zu Menſchen machen, ſagte die Madame Epinard in einem etwas brummigen Ton, den ſie bei dieſer Gelegenheit wol öfter geltend zu machen ſchien. Die Kleinigkeit, die Jeder dafür erlegt, bringt nicht nur nicht die Koſten heraus, ſondern macht noch einen erklecklichen Schaden, der ſich bei dieſen Gäſten ſchwer wieder herausbringen läßt.

Louiſon, ſagte der Alte mit vielem Ernſt, Du be-

findeſt Dich nicht auf dem Standpunkt, dieſe Dinge richtig zu beurtheilen, wie ich ſchon öfter die Ehre gehabt habe, der Madame Epinard auseinanderzuſetzen. Die Gemeinwirthſchaft muß allmälig in jedem einzelnen Hauſe und in jedem Bezirk angebahnt werden, ſonſt hoffen und harren wir vergeblich auf die ſociale Republik! Als die große Armee unſers unſterblichen Kaiſers noch war, da hatten wir Soldaten ſchon einen Vorgeſchmack von dem, was künftig einmal die ſociale Republik heißen wird. Wir lebten im Lager wie die treueſten Brüder zuſammen, Jeder theilte mit dem Andern, was er hatte und beſaß, es gab gleiche Portionen und gleiche Ehre für Alle. Es iſt wahr, unſer Feldherr war zugleich unſer Kaiſer, aber er war doch nur darum unſer Kaiſer, weil er unſer Feldherr war, und weil er uns in die Schlacht und zum Siege führte. Der Kaiſer war unſer Kamerad, ſo wie in alten Zeiten Chriſtus der Bräutigam der Frommen genannt wurde!

Dem alten Krieger liefen bei dieſem Ausſpruch die Thränen in den Bart, und ſein greiſes narbenreiches Geſicht färbte ſich mit einem flüchtigen Roth.

Aber im Kriege muß man doch immer gehorchen, Väterchen, ſagte Jeannette mit ihrem ſchmeichleriſchen Ton, und Du vergleichſt den Krieg Deiner großen

Armee mit der ſocialiſtiſchen Republik, in der wir doch Alle mit einander befehlen zu können hoffen!

Der ärgſte Teufel der Hölle ſoll den holen, der nicht gehorchen will, ſowol im Kriege wie in der Republik! verſetzte François Epinard mit ſeiner kräftigſten und donnerndſten Stimme, indem es ihm ſichtlich wohlthat, ſich durch dieſen Fluch aus der bewegten Stimmung, in die er gerathen war, ermannen zu können.

Der Krieg, ſetzte er darauf mit einem ſtillern und ſehr feierlichen Ton hinzu, der Krieg iſt die wahre Republik, und die Republik iſt der wahre Krieg! Ein alter napoleoniſcher Soldat, wie ich, iſt wohl geeignet, ein competentes Urtheil darüber zu fällen. Ich will damit nicht ſagen, daß wir uns fortwährend mit allen Völkern herumſchlagen ſollten, denn der Krieg ſoll doch immer nur die Bürgſchaft des Friedens ſein. Aber ich verlange, daß die franzöſiſche Republik eingerichtet werde, wie es unſere große Armee war, in der die Gleichheit und Brüderlichkeit ſo durchgeführt wurde, wie es ſonſt noch nirgends in der ganzen Welt der Fall geweſen war. Glaubt mir, Kinder, die ſocialiſtiſche Republik muß militairiſch organiſirt werden, ſonſt wird das Ding nimmermehr gut enden!

Herr François Epinard ſtützte jetzt nachdenkend ſei-

nen Kopf in den Arm, und bemerkte nicht ſogleich, daß ſeine Frühſtücksgäſte ſich inzwiſchen um den Tiſch in der Hollunderlaube einfanden. Fritz Lerche hatte ſich, wie immer, als der Pünktlichſte zuerſt eingefunden, und nahm ſeinen Platz neben Mademoiſelle Epinard ein, die mit vieler Vorliebe für den jungen Deutſchen zu ſorgen ſchien. Das Beſte, was es an jedem Morgen gab, wurde ihm gewiß auf die zugänglichſte Weiſe in die Nähe gerückt, und wenn einzelne Genoſſen der Tafel, wie dies wol vorkam, einen unverhältnißmäßigen Verbrauch entwickelten, ſo wußte Jeannette doch durch das Setzen der Schüſſeln und durch andere Diplomatien es ſo zu veranſtalten, daß Fritz Lerche nicht übervortheilt werden konnte. Er vergalt ihr dies ſeinerſeits durch die beſtändige Kurzweil ſeines Geſpräches, die ihm auch in franzöſiſcher Sprache nicht übel glückte, und indem er ſich an Mademoiſelle Epinard übte, auch in dieſer Sprache ſeinem Hang zum Bonmot nachzugehen, fielen dabei natürlich die verbindlichſten Anſpielungen auf die liebenswürdige Jeannette zurück.

Fritz Lerche hatte nur noch einen Nebenbuhler an dieſer Frühſtückstafel in der Perſon eines jungen Italieners, der mit ſeinen großen melancholiſchen Augen beſtändig vor ſich hinſtarrte und kaum etwas aß. Ma-

demoiſelle Epinard konnte durch ſein eigenthümliches Weſen zuweilen ſo gerührt werden, daß ſie ſich heimlich eine Thräne aus ihren ſonſt ſo heitern und luſtigen Augen wiſchte, und dann ihre Aufmerkſamkeiten zwiſchen ihm und Fritz Lerche theilte. Der Venetianer lehnte aber alle Anerbietungen, mit denen ſie ſich um ihn bemühte, ſtets mit derſelben gleichförmigen Redeweiſe ab, die er nur in gebrochenem Franzöſiſch auszudrücken wußte. Sein Aeußeres verrieth einen ſchon ſehr dringend gewordenen Kampf mit dem Mangel und der Entbehrung, und einzelne Beſtandtheile ſeines Anzugs wieſen bereits die bedenklichſte Abtrünnigkeit von der normalen Beſchaffenheit auf.

Unter den übrigen Genoſſen machten ſich zwei Polen bemerklich, die ſtets mit außerordentlicher Hitze gegeneinander ſtritten, und dabei oft in Verſuchung geriethen, thätlich aufeinander loszugehen. Der alte Epinard mußte oft ſeine ganze ſoldatiſche Energie aufbieten, um ſie zu zügeln und zu verhindern, daß ſie nicht die ganze Geſellſchaft in Tumult auflöſten und den idylliſchen Frühſtückstiſch über den Haufen werfen, was ſchon mehrmals nahe zu befürchten geweſen.

Dagegen wetteiferte ein Böhme an Schweigſamkeit mit dem jungen Italiener, während ein alter Ungar, deſſen kriegeriſches Geſicht von Narben ganz

durchfurcht war, mit einem Berliner und einem Pfälzer beständig über die Größe Kossuth's sich unterhielt. Der Ungar nannte ihn stets den größten Heldengeist des Jahrhunderts, indeß der Berliner, ein junger flüchtiger Literat, feinere Unterscheidungen dabei beobachtet wissen wollte. Diese Unterscheidungen sollten darin bestehen, daß Kossuth nur als Redner ein praktisches Revolutionsgenie zu nennen wäre, als ausführender Held könne er aber nur auf den Namen eines weiblichen Genies Anspruch machen.

Als Schmidt, so hieß der junge Berliner, heut wiederum diese Theorie mit eben so gefälliger als geistreicher Ausführung zum Besten gab, wurde der Ungar so wüthend, daß er schon das Messer schwang, um es dem Andern ins Gesicht zu werfen. Der Berliner aber sagte mit kaltblütiger Dialektik, er möge doch bedenken, daß die Zeit der Brüderlichkeit für alle freien Völker herangekommen sei, und daß ein Ungar mit einem Deutschen doch wol nicht nöthig haben werde, sich auf der Spitze eines Brotmessers zu verständigen.

So seid Ihr Deutschen, sagte der alte Ungar, indem er sein Messer klirrend auf den Teller zurückwarf. Ihr seid die Revolutionnairs der Phrase, und wie Ihr mit Allem koketirt, besonders aber mit Euch

ſelbſt, ſo habt Ihr auch mit unſerer magyariſchen Revolution und mit unſern großen Helden kokettirt. Es iſt aber zugleich Eure Gewohnheit, daß Ihr die Dinge, mit denen Ihr ſchön thut, in demſelben Moment auch heruntersetzt und wieder zerreibt, ſo wie der Affe ſich an jedem grünen Zweig abreibt, auf dem er zu ſitzen kommt. Das iſt Euere von Euch ſelbſt ſo geprieſene Nationalität, und wehe der Dummheit, die im Intereſſe der Freiheit jemals auf Euch hoffen könnte. Wenn wir durch dieſe Euere Hülfe frei werden müßten, ſo würden wir doch auch ſogleich für Eure Vertilgung zu ſorgen haben, weil wir ſonſt mit Eurer Hülfe bald wieder Sklaven werden müßten. Denn mit Eurer philoſophiſchen Affen- und Aalnatur entſchlüpft Ihr Euch beſtändig ſelbſt unter den Händen, und ſeid mit Eurer vielverſchrieenen deutſchen Treue doch gegen nichts treu, am wenigſten gegen die Freiheit!

Bei dieſen mit magyariſcher Heftigkeit ausgeſtoßenen Worten richteten ſich die Blicke aller Uebrigen auf die am Tiſche befindlichen Deutſchen, und es entſtand bald darauf ein allgemeines Hohngelächter. Selbſt der alte Wirth und ſeine würdige Gemahlin konnten ſich nicht enthalten, herzlich in dies Gelächter einzuſtimmen und ihr Wohlgefallen an den komiſchen Ausdrücken, welche der Ungar auf Koſten der Deutſchen

gebraucht, an den Tag zu legen. Nur Mademoiſelle Epinard hatte nicht mitgelacht. Sie richtete einen ſcharfen Seitenblick auf den neben ihr ſitzenden Fritz Lerche, von dem ſie zu erwarten ſchien, daß er für die Ehre ſeiner Nationalität in die Schranken treten werde, was ſie als Franzöſin ſich nicht anders denken konnte.

Der Berliner und der Pfälzer hatten es ebenfalls für das Gerathenſte gehalten, ſich dem Gelächter, welches über das deutſche Volk erſchollen war, anzuſchließen, und ſie ſuchten möglichſt den letzten und ſtärkſten Ton darin zu behaupten. Fritz Lerche kritzelte nachdenklich mit ſeiner Gabel auf dem Teller, und brachte damit zuletzt ſo abſcheuliche Töne hervor, daß der Ungar, der neben ihm auf der andern Seite ſaß, es nicht mehr aushalten konnte, ſondern ſich unter lauten Verwünſchungen die Ohren zuhielt.

Solche Muſik gibt es, wenn eine Nation die andere auslacht, ſagte Fritz Lerche ruhig. Bedenkt doch, Herr Ungar, daß wir heut allzumal ſchlechte Muſikanten ſind, und daß wir des Ruhmes ermangeln, den wir in der Freiheit haben ſollten. Eure großen Magyaren ſind auch nur Matadore, und Euer Koſſuth iſt ſo gut ein Matador wie Louis Napoleon und Ledru Rollin, wie Hecker und Struve!

Ein Matador? entgegnete der Ungar ſtutzend, indem er ſeine großen ſtarren Augen weit aufriß und die buſchigen Brauen in die Höhe zog. Was in aller Welt wollt Ihr damit ſagen?

Verzeiht, das iſt ſo mein Sprachgebrauch, in dem ich mich in Gedanken habe gehen laſſen, erwiederte Lerche. Ich nenne Alle Matadore, die keine Helden ſind, und gleichwol die Arbeit der Helden heut zu verrichten haben. Und damit Proſit die Mahlzeit!

Fritz Lerche ſprang von ſeinem Sitz auf und ſprach noch einige Worte leiſe mit Jeannetten, deren liebliches Geſicht ſich mit einer feinen Röthe überzog. Die ganze Frühſtücksgeſellſchaft löſte ſich jetzt auf und ſtand nur noch in einzelnen Gruppen in der Laube und im Garten umher. Man unterhielt ſich noch von einer neuen Maßregel der franzöſiſchen Regierung, welche über gewiſſe Kategorien der in Frankreich ſich aufhaltenden Flüchtlinge ergehen ſollte, und die, wie man glaubte, in einer Ausſtellung von Päſſen zur Auswanderung nach Amerika beſtehen würde. Man ſchwur allgemein, daß man dieſe Päſſe nicht annehmen, ſondern als einen Eingriff in die heiligen Rechte der Flüchtlinge zurückweiſen würde. Beſonders wütheten die beiden Polen, welche erſt vor Kurzem aus der Schweiz ausgewieſen waren, auf das Heftigſte bei

dieſer Vorſtellung. Sie meinten, daß die franzöſiſche Republik nur ein Galgen für die neuen Ideen der Freiheit und Gleichheit geworden ſei, wenn ſie nicht einmal den Märtyrern der europäiſchen Zuſtände das Aufenthaltsrecht garantiren wolle. Eine andere Scene, an der ſie ſich öfter zu ergötzen pflegten, lenkte in dieſem Augenblick wieder ihre Aufmerkſamkeit von dieſen unglücklichen Vorſtellungen ab.

Es waren zwei zum Hauſe gehörige Hunde, welche ſich um dieſe Zeit gewöhnlich im Garten einfanden, und von denen der eine Herrn Epinard, der andere dem Garçon des Hotels gehörte. Denn der alte brave Epinard, der in allen Beziehungen von den Ideen der ſocialen Gleichberechtigung erglühte, folgte denſelben auch darin, daß er ſeinem Diener gern geſtattete, ſich einen Hund zu halten Der Hund des Garçons ſtammte ſogar aus derſelben Familie ab, aus welcher der Hund des Herrn entſproſſen war. Beide Hunde waren gleichzeitig und von derſelben Mutter geboren, und in dieſem Hauſe, obwol allerdings unter verſchiedenen Verhältniſſen, miteinander auferzogen worden. Es war indeß merkwürdig, welcher auffallende Unterſchied ſich in dem Weſen der beiden Thiere ausgebildet hatte, und die beiden Polen, welche zuerſt darauf aufmerkſam geworden waren,

beluſtigten ſich jeden Morgen an dem höchſt charakteriſtiſchen Schauſpiel, welches Cäſar und Bonjour in der That aufführten.

Wenn der Garçon des Morgens in die Laube kam, um den Frühſtückstiſch abzuräumen, ſo folgte ihm gewöhnlich ſein Hund Bonjour, der auf einige Ueberbleibſel auf den Tellern angewieſen war. Unterdeß lag Cäſar, der bereits von einem eigenen ihm rechtskräftig zukommenden Teller ſein Frühſtück eingenommen hatte, in ſelbſtherrlicher Machtvollkommenheit auf dem Schooße der Madame Epinard, und ſchaute aus dieſer geſicherten Höhe herab auf die mühſamen Beſtrebungen ſeines ohne Zweifel übervortheilten Bruders. Bonjour trat gewöhnlich mit einer großen Beſcheidenheit in den Garten und folgte genau den Schritten ſeines Herrn, des Dieners. Große Umkreiſe in den Garten zu machen, geſtattete er ſich nur ſelten, und lediglich in dem Fall, wo Cäſar in einer Anwandlung von guter Laune zu ihm herunter geſprungen kam und ſich in einiges Spielen und Wechſellaufen mit ihm einließ. Bonjour kehrte jedoch immer bald wieder zu ſeinem Herrn, dem Diener, zurück, und nachdem er die Teller, welche der Garçon auf die Bank geſtellt, ſämmtlich abgeleckt und ihres Inhaltes entledigt hatte, ſchlich er ſich ſcheu zur Seite,

ſetzte ſich am Fuß der Gartenbank nieder, und achtete auf jede Bewegung des Garçons, mit dem er ſich auch ſofort wieder entfernte. Kein Zuruf und keine Lockung konnte ihn bewegen, im Garten zurückzubleiben, obwol er nachher gewöhnlich in einen dunkeln Stall geſperrt wurde, da er dem Garçon beim Reinmachen der Zimmer nicht in das Haus folgen durfte. Nur wenn Herr Epinard ihn an ſich rief, wagte Bonjour nicht zu widerſtehen, und man ſah an der gehorſamen Unterwürfigkeit, mit welcher er ſich jedesmal dem Herrn des Hauſes näherte, daß das Thier mit einem merkwürdigen Inſtinkt die Verhältniſſe vollkommen begriffen hatte.

Der eine der Polen ärgerte ſich aber zugleich an dieſer verſchiedenartigen Offenbarung der Hundenatur, und er ſchien geneigt, dieſelbe als ein Pasquill der Natur auf die politiſchen und ſocialen Beſtrebungen der Völker anzuſehen. Schau dieſe Niederträchtigkeit! ſagte er heut im entſchiedenſten Ernſt zu ſeinem Kameraden. Dieſer Hund weiß ſo genau, daß er der Hund des Knechts ſei, daß er ſich ſeinerſeits wieder in Servilität gegen den Herrn ſeines Herrn überbieten zu müſſen glaubt. Sieh, wie er jetzt wieder dem alten Epinard die Hände und Füße leckt, während er ſich ſcheu wie ein armer Sünder

verbirgt, wenn ihn Einer von uns heranruft! Und ſein ganzes Weſen iſt anders geworden, wie das ſeines Mithundes, des üppigen Cäſar! Der eine hat langes, ſchönes, weiches Haar, während der andere kurze, dürftige, glanzloſe Borſten bekommen hat. Dieſer Schlingel, der Cäſar, hat einen ſtarken, pittoresk ausgebildeten Schwanz an ſich erzielt, während der Elende, der Bonjour, mit einem kleinen, anſpruchsloſen Stummel herumläuft, der ihn ſogleich ſeinem ariſtokratiſchen Bruder gegenüber zu einem Proletarier ſtempelt! Und doch ſind beide Hunde aus derſelben Race und aus derſelben Familie. Auch bin ich, hol' mich der Teufel, feſt überzeugt, daß es umgekehrt geworden wäre, und daß Bonjour einen großen und pittoresken Schwanz und lange und glänzende Haare auf ſeinen Leib bekommen hätte, wenn ihn der Zufall zum Hund des Herrn und nicht zum Hund des Knechtes gemacht hätte! Iſt das nicht eigentlich zum Raſendwerden, Liſinski?

Nein, das iſt gar nicht zum Raſendwerden, Liſinski! entgegnete der Andere, der es liebte, ſeinen Kameraden durch einen ſcheinbar phlegmatiſchen Widerſpruch zu reizen. So lange es noch Herren und Knechte in der Welt gibt, fuhr er fort, werden auch von dieſem Verhältniß bedingende Einflüſſe auf die

ganze Welt und ſogar auf die Natur ausgehen. Der Hund des Knechtes kann nicht wie der Hund des Herrn ausſehen, weil der Knecht nicht wie der Herr ausſieht. Und warum ſieht der Knecht nicht wie der Herr aus? — weil der Knecht noch nicht die Rechte des Herrn erlangt hat. Dies ſind Thatſachen, welche Deine ſtürmiſche Betrachtung über die Hundeſchwänze nicht hinwegzuraiſonniren vermögen wird!

Geh' mir mit Deiner Logik! erwiderte Liſinski ärgerlich. Man merkt Dir an, daß Du noch vor Kurzem den ariſtokratiſchen Fractionen unſerer Revolution angehört haſt. Mich kann aber heut dieſer Bonjour ſo wüthend machen, daß ich dies erbärmliche Dokument des Knechtsprincips, wie es ſich in der Natur ſelbſt vorfindet, kaum noch vor mir zu ſehen vermag. Ich werde ausziehen, um dieſen infamen Hund nicht mehr zu ſehen, der mich in meinen eigenen Augen und in meinen innerſten Principien demüthigt! Dieſe ſchändliche Beſtie verewigt Proletariat und Bourgeois-Ariſtokratie in der Natur ſelbſt, und ſchlägt mit ihrem übervortheilten Schwanz allen Ideen der neuen Zeit ins Geſicht. Indem ich mir dieſe niederträchtige Kreatur jetzt mehr und mehr betrachte, bläht ſie ſich vor meinen Augen zu einem Satan mit Hörnern und Bocksfüßen auf und weiſt mir mit höhniſchem Ingrimm

die Zähne. Dieſer Hohn des erbärmlichen, zur Servilität verfluchten Geſchöpfs gilt der ganzen Natur und der ganzen Zeit. Glaubt mir, Liſinski, um die Zeit und die Geſellſchaft zu verbeſſern, wird man auf die Verbeſſerung der Natur zurückgehen müſſen. Il faut corriger la nature! das wird bald die höchſte Forderung der Zeit und der Menſchheit ſein. Die Natur korrigirt man aber nur durch Gewalt, durch Blut und durch Tod! Ein ſo ſchlechtes Beiſpiel, wie dieſer Hund, darf aber nicht länger leben.

Damit zog Liſinski unvermerkt ein Piſtol aus der Bruſttaſche hervor und legte auf den Hund an, der ganz ſtill am Ausgang der Laube ſaß und in der That ſchon ſeit einiger Zeit mit aufmerkſamen und beobachtenden Blicken den Polen betrachtet hatte. In demſelben Moment ging der Schuß los, und der unglückliche Bonjour wälzte ſich in ſeinem Blute. Das arme Thier kroch noch einige Schritte vorwärts, um ſich zu ſeinem Herrn hinzuſchleppen, konnte denſelben aber nicht mehr erreichen, und ſank mit einer winſelnden Stimme, die faſt dem Weinen eines Kindes glich, zuſammen.

Der plötzliche Schuß hatte alle übrigen im Garten befindlichen Perſonen aufgeſchreckt, und man eilte mit Beſtürzung herbei, um zu ſehen, was vorgefallen

war. Liſinski hatte in einem Anfall von Exaltation, wie ihm derſelbe nicht ſelten begegnete, dieſe Grauſamkeit begangen, und ſchämte ſich jetzt, als von allen Seiten die Vorwürfe der Geſellſchaft auf ihn eindrangen. Während er ſich bemühte, den um ſeinen Hund wehklagenden Garçon, der ihn zur Rede ſtellte, zu begütigen, bot ſich ſchon wieder eine andere Scene der Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft dar.

Unmittelbar, nachdem der Schuß gefallen, war durch das äußere Thor des Gartens, welches auf die Straße hinausging, eine junge Dame in athemloſer Flucht hereingetreten.

Um Gotteswillen, man verfolgt mich und will mich erſchießen! rief ſie mit einer Stimme der äußerſten Angſt und ſchien einem ohnmächtigen Hinſinken nahe. Fritz Lerche, der ihr zunächſt ſtand, fing ſie in ſeinen Armen auf und betrachtete ſie mit dem höchſten Erſtaunen. Wie? rief er aus, Sie ſind es, Leonore, Comteſſe Sarmland? Hier, wie auf der Flucht?

Leonore ſchlug die Augen auf und erkannte Fritz Lerche, deſſen Geſtalt und Geſichtszüge ihr noch wohl erinnerlich geblieben waren.

Neuntes Capitel.

Der Heirathsantrag.

Leonore hatte ſich raſch wieder geſammelt und überſah jetzt zu ihrer großen Verlegenheit die eigenthümliche Situation, in die ſie eingetreten war. Sie bemerkte zwar, daß der Schuß, der ſie in einem plötzlichen Schrecken in das Gehöft hereingetrieben, nur den kleinen Hund getroffen und lediglich aus Uebermuth abgefeuert worden ſei. Es beunruhigte ſie aber jetzt zugleich, daß ſie durch ihr angſtvolles und leidenſchaftliches Hereinſtürzen den aufgeregten Zuſtand verrathen, in dem ſie ſich in der That ſelbſt befand und der überhaupt Urſache ſchien, daß ſie ſich allein und ohne Begleitung in dieſe entlegene Gegend von Paris verirrt hatte.

Mit Beſtürzung betrachtete Leonore die zahlreiche Geſellſchaft, von der ſie ſich hier umgeben ſah. Sie bat Fritz Lerche leiſe, ihr ſeinen Arm zu geben und ſie

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT.T.

3-598-52006-9
FN. 0225/028

bis zum nächsten Fiaker geleiten zu wollen, indem sie mit zitternder Stimme hinzusetzte, daß sie bei einer Bestellung, die sie sich zugetraut habe, einmal selbst auszuführen, den richtigen Weg verloren und dadurch in eine peinliche Beängstigung versetzt worden sei.

Herr Espinard erbot sich sogleich, den Garçon nach einem Wagen abzusenden, da der nächste Haltplatz der Fiaker mindestens eine Viertelstunde von hier entfernt sei. Mit einem Ausdruck, in dem eben so viel Biederkeit als Galanterie lag, ersuchte er sie, inzwischen in sein Familienzimmer einzutreten, und dort die Gesellschaft und die Dienste seiner Tochter anzunehmen.

Die arme Leonore, die wir in einer so außerordentlichen Verwirrung wiedertreffen, schien in der That so erschöpft, daß sie kaum ihren Dank für dies freundliche Anerbieten aussprechen konnte. Sie bat, ihr so lange einen Platz auf der Gartenbank zu vergönnen, bis der Wagen gekommen sei, da sie in der frischen Luft sich am besten wieder erholen zu können glaube. Fritz Lerche führte sie zu der Laube hin und versuchte, ihr in seiner gemüthlichen Weise Trost und Beruhigung einzusprechen.

Die übrige Gesellschaft zog sich jetzt sämmtlich aus dem Garten zurück. Nur die beiden Deutschen standen noch eine Zeitlang mit zudringlichem Gaffen in

der Ferne und ſchienen aufgelegt, die Bemühungen ihres Landsmannes um das ſchöne immer bleicher werdende Mädchen zu verſpotten. Sie entfernten ſich endlich auch mit einigen rückſichtsloſen Witzen, während die Polen, der Ungar und der Italiener mit achtungsvoller Beſcheidenheit zurückgetreten waren.

Fritz Lerche ſuchte jetzt den Grund zu erforſchen, weshalb er die junge Gräfin in einem ſo räthſelhaften Zuſtande antreffe. Ihre ganze Erſcheinung zeigte eine auffallende Veränderung und Verwirrung auf. Die ſchöne edle Geſtalt, die ſonſt in einer ſo unendlichen Friſche ſtrahlte, war jetzt auf der Bank zuſammengeſunken, als wenn ſie ſich matt bis zum Tode fühle. Die blonden Locken floſſen zum Theil aufgelöſt auf die Wangen herab und waren nur loſe durch den flüchtig darüber geſetzten Hut zuſammengehalten. Das liebliche Geſicht, in dem ſonſt ſo viel natürlicher Frohſinn mit einem ſchönen gedankenvollen Ernſt ſich verband, hatte die ſtumpfe Bläſſe des Entſetzens angenommen, und nur in den Augen leuchtete der frühere Glanz, obwol mit einem wunderbaren fremdartigen Ausdruck vermiſcht, der auf eine ſtarke Entſchloſſenheit hindeutete, wie ſie nur unter ſchweren Schlägen des Geſchicks in eine ſo junge Seele zu kommen pflegt. Je mehr man ſie anſah, um ſo mehr mußte

man ſich überzeugen, daß ihr etwas Ungewöhnliches begegnet war, und daß ſie ſich gewiſſermaßen als Flüchtling aus ihrem Hauſe entfernt hatte.

Leonore ſchien noch nicht in der Lage, über ihren Zuſtand Bekenntniſſe machen zu können, und Fritz Lerche wagte ihr nicht anders als mit ganz allgemeinen Fragen nahe zu treten. Das ſchmerzvoll bewegte Mädchen verſank jetzt in ein langes, düſteres Stillſchweigen. Sie ſchien ganz zu vergeſſen, wo ſie ſich befand, und plötzlich ſtürzte ihr eine Fluth von Thränen aus den Augen, indem ſie ausrief: Nein, Mutter, ich werde ewig ſtandhaft gegen ſolche nichtswürdigen Vorſchläge ſein und, ſtatt Dir zu gehorchen, werde ich lieber fern von Dir bleiben und als Arbeiterin irgendwo mein Unterkommen zu finden wiſſen. Denn mein Wille iſt groß und meine Hand iſt feſt!

Nachdem ſie dieſe Worte geſprochen, ſchrack ſie heftig zuſammen und blickte verwundert in das gutmüthige Geſicht Lerche's, der auf jeden ihrer Laute mit geſpannter Theilnahme gelauſcht hatte. Sie erinnerte ſich jetzt erſt wieder ihrer Situation und reichte dem jungen Manne, zu dem ſie ſchon bei der erſten ſeltſamen Bekanntſchaft in Deutſchland großes Vertrauen gefaßt, zuverſichtlich die Hand mit der Treuherzigkeit eines mecklenburgiſchen Mädchens.

Es ſcheint, ſagte Fritz Lerche, daß die plumpe Macht, welche wir auch ſo gütig ſind, den Genius der Familie zu nennen, eines ihrer Lieblingsattentate auf Sie verſucht hat?

Meine Mutter will mich zu einer Heirath zwingen, entgegnete Leonore mit kaum hörbarer Stimme und mit einer wegwerfenden Verachtung, welche die Ueberwindung zeigte, die ihr nur die Andeutung dieſes Begriffs koſtete.

Jede Heirath iſt an ſich ſchon ein Zwang, bemerkte Fritz Lerche lächelnd, und die geheirathete Liebe ſtützt ſich immer nur auf die beiden Factoren der Gutmüthigkeit und Dummheit. Und nun gar den gezwungenen Zwang heirathen. Arme, ſchöne Leonore, wodurch haben Sie es verſchuldet, daß man Ihnen ſo viel Schlechtigkeit und ſo viel Empörung gegen den lieben Gott zutraut? Doch verzeihen Sie, daß ich philoſophire.

Ich habe gar keine Gedanken mehr, erwiderte Leonore, indem ſie abermals wie in einer Ermattung aller ihrer Kräfte zurückſank.

Lerche ſchien in Verlegenheit, wie er das Geſpräch fortführen ſolle, da der Wagen noch immer auf ſich warten ließ. Denn die Erregtheit Leonoren's war ſo groß, daß er jede weitere Berührung ihrer Schmerzen

ſcheuen zu müſſen glaubte. Und doch dünkte es ihn eine Pflicht, in Alles, was ihr begegnet war, genauer einzudringen, um ihr einen entſprechenden Beiſtand und Rath anbieten zu können.

Das größte Glück iſt immer, begann Lerche wieder, daß zum Heirathen Zwei gehören, was das triviale Sprüchwort freilich nur vom Prügeln behauptet, was ich aber noch viel anwendbarer auf jede Heirath finde. Wenn der Eine nicht will, ſo geht dem Andern das Fahrwaſſer aus und wäre dieſer Andere auch ein noch ſo großer Schiffer! Welche Flagge hat er denn aufgehißt, der Gute?

Es iſt ein ruſſiſcher Fürſt, entgegnete Leonore raſch und ſcharf, ein Neffe des Fürſten Tolſchakoff. Er hat ſeine Güter in den fernſten und innerſten Einöden Rußlands, und meiner Mutter ſchien es angenehm, mich dorthin entlaſſen zu können.

Ah! ſagte Fritz Lerche, bläſt der Wind aus Oſten? Der iſt nie ſo gefährlich, als man in neueſter Zeit immer geglaubt hat. Und dieſer junge ruſſiſche Fürſt iſt gewiß ſchön, wie die Engel des Dnieper und Dnieſter ſind?

Ich hatte ihn bis dahin nie geſehen, erwiderte Leonore, und er erſchien heut Morgen zum erſten Male in unſerem Hauſe, in Begleitung des Fürſten

Tolſchakoff, der ihn meiner Mutter und mir vorſtellte. Die Sache ſchien aber bereits vorher auf das Genaueſte abgekartet.

Abgekartet als falſches Spiel, mit Unterſchlagung alles Coeur, ſo daß Coeurdame und Coeurbube, auf welche doch allein zu pointiren der Mühe werth iſt, gar nicht gezogen werden können? fragte Fritz Lerche mit dem ſchlecht gelungenen Verſuch, ſeine wehmüthige Stimmung mit einem Scherz zu durchbrechen. Und was ſagte denn der junge ruſſiſche Fürſt?

Er kann nicht ſprechen, verſetzte Leonore, indem wie in entſetzensvoller Rückerinnerung die Bläſſe ihres Geſichts ſich in eine Leichenfarbe verwandelte.

Alſo ſtumm? ſagte Lerche, dem über ihren Anblick faſt die Thränen in die Augen getreten waren. Nun, darin läge noch ein Vorſchlag zur Güte, denn die Ehe mit einem Stummen ſichert wenigſtens den Mundfrieden. Es käme freilich auch etwas auf den Geiſt des Unglücklichen an.

Er iſt blödſinnig, flüſterte Leonore ganz tonlos, indem ihr die Arme ſchlaff zu beiden Seiten des Körpers herunterfielen.

Gerechter Gott, das iſt zu viel! rief Fritz Lerche, der jetzt die Haltung des Humoriſten ganz verlor und in einen Ton überging, der ihm ſonſt gar nicht

eigen war und den er an ſich ſelbſt nicht leiden konnte.

Er iſt blödſinnig und fletſcht beſtändig die Zähne wie ein Thier, fuhr Leonore mit unterdrücktem Schauder fort.

Und mit ihm ſollte ein Weſen von himmliſcher Art und Erleuchtung, wie Leonore, ſich verloben? rief Lerche zornig. Iſt alles Schöne jetzt gut genug geworden, um unter die Beſtien geworfen zu werden?

Der Fürſt Tolſchakoff ſagte, daß ſein Neffe ein reiner Gemüthsmenſch wäre, und meine Mutter lobte die kindliche Zartheit ſeines Weſens! bemerkte Leonore mit dem Anflug eines Lächelns um die ſchmerzvoll zitternden Lippen.

Da ſieht man, wie die Beſtien untereinander zuſammenhalten, weit mehr als die Menſchen! fuhr Lerche ungeſtüm heraus. Und in welchen Formen beſtritt denn der junge ruſſiſche Fürſt ſeinen wohlehrſamen Heirathsantrag?

Der Aermſte wußte wol nichts davon, verſetzte das Mädchen im trüben Nachſinnen. Er fürchtete ſich vor mir und drohte mich mit ſeinen Nägeln zu kratzen.

Da haben wir den reinen Gemüthsmenſchen! rief Lerche, mit einer leiſen Rückkehr ſeines Humors. In der That, ich erkenne viel deutſche Wahl-

verwandtſchaft in dem Gemüth der jungen ruſſiſchen Beſtie.

Ja, ſagte Leonore, das behauptete auch der Fürſt Tolſchakoff. Der meinte, nur eine deutſche Frau könne durch ihre Liebe und Sorgfalt dem Unglücklichen helfen und ihn wieder zu ſeiner Menſchenwürde bringen. Meine Mutter ſagte, ich würde in Rußland als Fürſtin reſidiren und mehrere Tauſend Leibeigene zu meinen Befehlen haben. Sie würde mich auch recht bald beſuchen.

Ei, ſagte Lerche, mit dem Fuße ſtampfend, das kann dann unbeſchreiblich ſchön werden, wenn die gnädige Frau Mama vielleicht zu Oſtern in der ruſſiſchen Butterwoche ankommt und mit dem Herrn Schwiegerſohn in die Kirche fährt, wo ſich Gräfinnen und Bauern abküſſen müſſen.

Es wollte aber dem Fritz Lerche nicht recht gelingen, in ſeinen plaudernden Humor wieder hineinzukommen. Der Anblick Leonoren's hatte etwas zu Ueberwältigendes für ihn. Sie war jetzt aufgeſprungen und ſchien ihre Kräfte von Neuem geſammelt zu haben, der liebliche Körper hatte wieder eine feſtere Geſchloſſenheit gewonnen.

Die Sache iſt nicht ſo ſchlimm, bemerkte Lerche mehr vor ſich hin, wenn man nur friſchen Muth hat

und den consequenten Widerstand nicht aufgibt, ohne den das Leben überhaupt nur aus einem beständigen Sichprügelnlassen bestehen würde!

O, ich habe Muth, entgegnete Leonore mit flammenden Augen. Wenn ich das Haus meiner Mutter verlassen habe, so geschah es nicht deshalb, weil ich den Zwang fürchtete, den sie in der That meinem Willen und meinem Handeln angedroht hat. Nein, diesen Zwang, wie ernst und entsetzlich er mir auch entgegengetreten, ich fürchte ihn nicht, und ihm würde ich auch nicht gewichen sein. Denn so viel Kraft des guten Rechts lebt auch in einem armen Mädchen, daß sie gegen die rohe Gewalt Waffen hat, die zum Siege führen müssen!

Ach, entgegnete Fritz Lerche mit lächelnder Wehmuth, obwol ich lange nicht gebetet habe, so möchte ich doch Gott auf den Knien darum bitten, daß er Sie nicht zur Heldin eines solchen Kampfes macht. Denn diesen Kampf nennt man mit einem gewissen Kunstausdruck auch eine Tragödie, und in derselben ist es leider Mode, daß die Jugend und die Schönheit und Alles, was hold, gut und göttlich ist, zu Grunde gehen müssen. Und da alle diese Eigenschaften auf Niemand mehr passen, als auf Sie, so möchte ich um Alles in der Welt nicht, daß Leonore in diesen Kampf ginge!

Ich bin auch bereits aus ihm herausgetreten! ſagte Leonore mit feierlicher Würde. Ich werde niemals wieder zu meiner Mutter zurückkehren, was auch aus mir hier in der großen weiten Fremde werden mag! Ich will es meiner Mutter vergeben, wenn ſie mich prügelt und einſperrt, und ich will dann treu bei ihr aushalten, wie ein folgſames Kind. Aber ich kann und werde es ihr nie vergeben, daß ſie mich einem Blödſinnigen zum Opfer bringen und ſich meiner entledigen will durch eine Schändlichkeit der Natur. Dieſer infame Antrag, den ſie mir geſtellt hat, hebt das Band zwiſchen Mutter und Tochter vollſtändig auf, und gibt mir eine Selbſtſtändigkeit zurück, die ich auch ſelbſt unter den größten Gefahren und Qualen zur Aufrechthaltung meiner Menſchenwürde benutzen will und muß!

Leonore ſprach dieſe Worte, die ihren tiefſten Entſchluß verriethen, mit einer Kraft und Stärke, daß Fritz Lerche erſchrocken und zugleich wie mit einer ehrfurchtsvollen Bewunderung zu ihr hinaufſah. Ihre Wangen hatten ſich wieder mit der friſchen Röthe gefärbt, die ihnen ſonſt eigenthümlich war.

In dieſem Augenblick erſchien der durch den Garçon herbeigeholte Wagen an der Straße.

Ich wünſche zur Sängerin Giuditta zu fahren,

ſagte Leonore mit einem fragenden Blick auf Fritz Lerche. Ich brauche den Rath und den Beiſtand meiner neuen Freundin. Ich wollte vorher ſchon zu Fuß ihre Wohnung aufſuchen, aber ich verirrte mich in dem Labyrinth der Straßen, und ſo kam ich hierher!

Fritz Lerche bat, ſie begleiten zu dürfen, da er befürchte, daß ſie im Wagen wieder unwohl werden könne.

Leonore reichte ihm die Hand und willigte mit einem freudigen Nicken des Kopfes ein.

Der Wagen fuhr mit Beiden fort nach der Rue de Montmartre, wo die Giuditta wohnte.

Zehntes Capitel.

Giuditta's Schützling.

Der Wagen hatte rasch den Weg zur Wohnung Giuditta's zurückgelegt. Leonore, die bis dahin in großer Schweigsamkeit ihrem Begleiter gegenüber gesessen, sagte jetzt beim Aussteigen: Gott sei Dank, jetzt komme ich zu meiner Freundin Giuditta! Sie wird mir rathen und helfen.

In fliegender Eile rannte sie die Treppen hinauf, während ihr Fritz Lerche mit einigem Zögern folgte.

Unangemeldet drang Leonore in die Zimmer der Sängerin ein, und die bestürzte Dienerin vermochte sie nicht davon zurückzuhalten. Mit einem lauten Schrei stürzte sich dann Leonore in die Arme Giuditta's.

Giuditta strich ihr die Locken aus dem Gesicht und betrachtete sie lange und durchdringend mit ihren großen, ernsten Augen.

Was hat man Dir gethan? fragte sie mit ihrem

wunderbaren Accent, in dem ein weltverachtendes Mitleid ſich ausdrückte.

Leonore wollte ſprechen und bemerkte jetzt erſt, daß Giuditta ſich nicht allein in ihrem Zimmer befunden, ſondern einen Beſuch bei ſich hatte. Sie erkannte ihren Vetter Roman, der jetzt mit Verwunderung und lauten Ausrufungen auf ſie zugeeilt kam.

Giuditta legte den Finger auf ihren Mund und winkte ihm Schweigen zu. Dann ergriff ſie Leonoren's zitternde und kalte Hand und hauchte, wie zur Verſicherung ihrer innigen und hülfreichen Liebe, einen glühenden Kuß auf dieſe Finger. Leonore folgte ihr ſtill und zagend, als fürchte ſie es, ihr unleidliches Mißgeſchick vor der Freundin auszuſprechen, in das anſtoßende Cabinet, in welchem ſich jetzt Giuditta mit ihr einſchloß.

Fritz Lerche blieb unterdeß mit Roman im Salon zurück und theilte ſeinem Genoſſen Alles mit, was er aus dem Munde Leonoren's über die vorliegende Begebenheit erfahren hatte.

Das iſt erſtaunlich, aber im Charakter dieſes Weibes gar nicht neu! rief Roman in ſeiner gewöhnlichen leichten Manier aus. Dieſe Gräfin Sarmland iſt zu Allem fähig, ſobald es ſich um das Mein und Dein ihrer Koketterie handelt. Auf dieſem Punkt erkennt ſie

das Erbrecht nicht an, welches ſonſt einen Theil ihrer Religion bildet. Sie will ſich in ihrer Jugend und Schönheit nicht durch ihre Tochter beerbt ſehen, und dieſen Gedanken kann ſie einmal nicht ertragen. Die Gelegenheit war allerdings ſo lockend, ein bergendes Aſyl im fernen Rußland für die von Tag zu Tag ſchöner werdende Tochter gefunden zu haben! Es würde ihr übrigens höchſt gleichgültig ſein, auf welche Weiſe ſie das Kind überhaupt los wird, wenn ſie es nur überhaupt aus ihrer Nähe bringen kann. Geht es jetzt nicht, ſo ergreift ſie bald einmal ein noch gefährlicheres Mittel, vielleicht ſelbſt Gift und Dolch. Es ſteckt in dem Weibe etwas Byzantiniſches, wodurch ſie mir in manchen dämoniſchen Stunden allerdings eben ſo reizend als ungeheuerlich erſchienen iſt!

Laß uns in dieſen geheimnißvollen Abgrund Deiner früheſten Studien heut nicht weiter eindringen! ſagte Fritz Lerche ernſt. Es ſcheint mir aber unſere Pflicht, daß wir für das herrliche Mädchen etwas thun. Beſäßen wir doch noch die Wolke, mit der einſt Diana die wundervolle Iphigenia gegen die ſkythiſchen Barbaren einhüllte! Wir ſind aber heut reicher an Barbaren und ärmer an Wolken geworden. Auch die Götter haben heutzutage keine Wolken mehr vorräthig, in welche ſie ihre Lieblinge zu ſich herein-

nehmen. Es ſteht heut Jeder bloß, und muß bloß ſtehen, am meiſten die ſogenannten Götter aller Art. Und doch ſage ich immer: Wen das Schickſal heut lieb hat, den hüllt es in eine Wolke, damit ihn Niemand ſehen kann!

Das iſt ſo recht wieder à la Fritz Lerche geſtennt! ſagte Roman lachend. Die poetiſche Reaction hat aber oft hübſche Einfälle, und illuminirt uns gewiſſermaßen den Standpunkt der Demokratie, wie das romantiſche Mondlicht, durch welches alle Gebäude noch größer und ſchöner erſcheinen, als ſie ſind. Uebrigens haſt Du Recht, es wird ſchwer ſein, in dieſem Proceß: Mutter contra Tochter etwas Durchgreifendes zu thun.

Ich will Dir etwas ſagen, Lerche, hub Roman nach einigem Nachſinnen wieder an, entführe die Leonore, geh mit ihr nach London und laß Dich nach altem, durch ſo viele Romane verherrlichten Brauch in Gretna-Green mit ihr trauen. Wir geben Dir einen Brief an Ledru Rollin nach London mit, an den ohnehin verſchiedene Beſtellungen des ſocialiſtiſchen Comitées vorliegen, für die man einen vertrauten und zuverläſſigen Ueberbringer ſucht. Unter dieſer Bedingung verſchaffe ich Dir ein nicht unbedeutendes Reiſegeld, mit dem Du wenigſtens anſtändig von hier fortkommen kannſt. Sobald Ihr als neu verehelichtes

Paar Euch in London etablirt habt, ſchreibt Ihr einen höchſt reſpectvollen und unterwürfigen Brief hierher an Mama Sarmland, und empfehlt Euer junges Glück ihrer altadeligen Gnade. Ich bürge Euch mit meinem Kopf dafür, daß die Gräfin in dieſe Partie einwilligt, denn es liegt ihr in der That einzig und allein daran, ihre Tochter verſchwinden zu machen, und ſie mit derjenigen Wolke zu verſorgen, um die Du ſchon vorher im Begriff ſtandeſt, ſelbſt die alte Mythologie anbetteln zu wollen. Sei nicht ſo blöde, alter Junge, Du kannſt jetzt ſelbſt eine ſolche rettende Wolke vorſtellen, welche die antike und claſſiſche Form für die heutigen rettenden Thaten war. Für einen poetiſchen Reactionair, wie Du, iſt das eine ganz gute Verwendung. Und ich verſichere Dich, die Gräfin ſetzt Euch ein reichliches Jahrgeld aus, denn die Verheirathung ihrer Tochter mit einem Lump, wie Du, würde ihr gerade genügend ſein, um ihr ſchönes Kind für hinlänglich beſchimpft und für ewig beſeitigt zu halten!

Fritz Lerche, zu deſſen Hauptgrundſätzen es gehörte, nie etwas übel zu nehmen, lachte über dieſen ihm bereits ſo ausführlich entwickelten Plan aus vollem Halſe. Du conſtruirſt meine Heirath, ſagte er darauf, wie Du Deinen Staat conſtruirſt. Bei mei-

ner projectirten Heirath fehlt blos das Mädchen, und bei Deinem Staat fehlt blos der Platz in der Welt, auf dem er stehen kann. Wenn sich Beides gefunden haben wird, bin auch ich mit dabei, das weißt Du wohl. Aber warum machst Du denn nicht selbst dieses hübsche Geschäft mit der Entführung Leonoren's über den Kanal?

Da liegt ungemein viel dagegen vor, entgegnete Roman, indem er sich mit einer außerordentlich wichtigen und ernsten Gebärde den rothen Bart in die Länge strich. Auch im Leben eines Volksmannes gibt es höchst delicate Punkte, alter Freund, die man nur mit der größten Behutsamkeit berühren darf. Wie leichtsinnig ich auch oft erscheinen mag, so hat doch vielleicht Niemand ein so skrupulöses Gewissen als ich. Erinnere Dich, daß selbst der große Napoleon keinen Hahn krähen hören konnte, ohne zusammenzufahren und unruhig zu werden. Und obwol mir meine Verhältnisse noch nicht hinlängliche Gelegenheit gegeben haben, um mich mit Napoleon in Parallele stellen zu können, so habe ich doch das mit ihm gemein, daß ich etwas abergläubisch bin und oft noch den Flügelschlag des alten Schicksals mir um die Ohren summen fühle.

Aber ich bitte Dich um Alles in der Welt, mit

welchen gewitterſchwangern Redensarten ſpeiſeſt Du meine einfache praktiſche Frage ab? ſagte Fritz Lerche mit lächelndem Erſtaunen.

Warum fragſt Du ſo entſetzlich praktiſch, verſetzte Roman. Du weißt, ich bin früher der vertraute Freund der Mutter geweſen, und Du wirſt darum begreifen, daß hier Combinationen der höhern Diplomatie obwalten, welche mich Bedenken tragen laſſen, die Tochter zu entführen und zu heirathen, obwol ich in der That glaube, daß Leonore mir gewogen iſt und mir gern zu einer Aventure folgen würde.

Deine Eitelkeit hat ſehr ſtumpfe Fühlhörner, entgegnete Fritz Lerche trocken. Das Mädchen hat oft recht freundlich über Dich gelacht, und nun denkſt Du gleich, Du biſt ihr Mann, wie Du jedem Bravo, das Deine Phraſen in den Clubbs davon trugen, eine conſtituirende Kraft für die Zukunft zuſchriebſt. Ich kenne Dich, ich kenne Dich!

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür des Cabinets wieder, und Giuditta trat allein, in einer ungeheuern Bewegung, in den Salon zurück. Sie zitterte vor Heftigkeit, und ihre Augen ſprühten jenes düſtere Feuer, durch welches ſie als tragiſche Künſtlerin ſo oft Schrecken und Bewunderung zugleich einflößte. Sie warf ihr Taſchentuch, welches ſie in der

Hand trug, ſo heftig auf die Taſten des Klaviers, daß die Saiten einen lange hinzitternden ſchreienden Mißlaut von ſich gaben.

Wo iſt Leonore? fragten Roman und Fritz Lerche zu gleicher Zeit, indem ſie aus den leidenſchaftlichen Bewegungen der Sängerin auf ein neues Unglück ſchließen zu müſſen glaubten.

Ich habe ſie auf mein Bett gelegt, erwiderte Giuditta, indem eine Thräne die ſchwarzen Wimpern ihrer Augen befeuchtete. Nachdem ſie mir ihre unglaubliche Begebenheit erzählt, die mir alles Blut in den Adern empört hat, ward das arme, herrliche Kind ſo müde, daß ſie faſt in meinen Armen einſchlief. Mit dem Lächeln eines Engels ſank ſie an meine Bruſt und küßte mich. Dann ſchloß ſie ihre Augen und ein wunderbarer Frieden breitete ſich über ihr Geſicht aus. Ich hätte bei ihrem Anblick beten und raſen können zu gleicher Zeit!

Die ganze Infamie der Geſellſchaft liegt in dieſer Geſchichte, die meiner armen Couſine paſſirt iſt! ſagte Roman mit heroiſchem Gleichmuth.

Ja, die Infamie unſerer Geſellſchaft, rief Giuditta, von Zorn leuchtend und ſtrahlend. Dieſe Kannibalen, welche im Beſitz der geſellſchaftlichen Rechte und Vortheile ſind, haben von der göttlichen Natur

des Menſchen nichts mehr an ſich. Sie denken wie die Teufel und handeln gemein wie die Hunde. Sie wollen nur ſich, das heißt: den erbärmlichen Genuß einer ſpitzbübiſchen Minute, welche ihnen mehr gilt als alles Ganze und alles Allgemeine. Wehe dem, der noch mit einem reinen und unverfälſchten Herzen unter dieſen Eingeſeſſenen der heutigen Geſellſchaft wohnt! Man verkuppelt ihn mit dem thieriſchen Blödſinn, um die an Gott und Natur erinnernden Mahnungen, welche in ſeinem Weſen liegen, los zu werden. So will dieſe Gräfin Sarmland ihre einzige Tochter wegwerfen, deren himmliſche Stirn nur mit der Spitze ihrer Finger zu berühren ſie nicht würdig iſt!

Ich werde mich jetzt zur Gräfin Sarmland begeben, ſagte Roman, indem er ſich mit einer wichtigen Gebärde den Rock zuknöpfte. Ich werde ſie fragen, welches ihre eigentliche Abſicht bei dieſem höchſt unnatürlichen und grauſamen Handel iſt, und werde ihr ſagen, daß Leonore in Paris Freunde beſitzt, welche ſie ſchützen und ihre unveräußerlichen Rechte vertreten wollen!

Gehen Sie hin, rief Giuditta mit ſteigender Aufgeregtheit, und ſagen ſie ihr, daß ſie eine Verrätherin iſt und daß ſie eine koloſſale Rache des Schickſals

gegen ſich herausfordert. Denn der Tag der großen Ausgleichungen der Geſellſchaft iſt nahe, und wer ein freies und braves Herz gekränkt hat, der ſoll dann des Todes ſterben. Denn aus den freien und braven Herzen der Jugend ſoll dann die Geſellſchaft erneuert, verjüngt und reorganiſirt werden!

Ich werde mir einen Fiaker nehmen, entgegnete Roman, und verſpreche ſpäteſtens in einer halben Stunde mit ganz beſtimmten und entſcheidenden Nachrichten wieder hier zu ſein!

Fritz Lerche ſchickte ſich an, ſeinen Freund zu begleiten, und Giuditta ſetzte ſich in Erwartung ihrer Rückkehr vor den Flügel nieder, deſſen Taſten ſie in grübleriſchem Tiefſinn anſtarrte. Sie verſank eine Zeitlang in ſich ſelbſt und ſtützte den Arm, in welchem der prächtige, gedankenvolle Kopf ruhte, auf den Ständer des Klaviers. Dann ſprang ſie in höchſter Eile wieder auf, als habe ſie eine ihrer wichtigſten Pflichten vergeſſen. Ganz leiſe ſchlich ſie ſich auf den Fußſpitzen durch das nebenan befindliche Cabinet zu ihrem Schlafzimmer, in welchem Leonore auf dem Bett der Giuditta lag. Sie fand dieſelbe noch immer in einem tiefen und andauernden Schlummer, jedoch nicht ohne Geſellſchaft und Aufſicht. Denn ihre Tochter, die kleine, liebenswürdige Esmeralda, hatte

ſich herbeigeſchlichen und ſaß mit altklugem Ernſt vor dem Bett, indem ſie jede Bewegung der Schlafenden belauſchte.

Esmeralda wußte es ſich freilich nicht zu erklären, daß ſie ihre ältere Freundin Leonore, an der ſie bekanntlich mit ſo ſchwärmeriſcher Zuneigung hing, plötzlich auf dem Bett ihrer Mutter vorgefunden. Aber das Kind fühlte ſogleich, daß ſich etwas Außerordentliches zugetragen haben müſſe, und ſtatt ihre eintretende Mutter mit Fragen zu beſtürmen, legte ſie ſelbſt geheimnißvoll den Finger auf den Mund und deutete mit zufriedenem Kopfnicken auf den ruhigen und unbewegten Schlummer Leonoren's.

Giuditta drückte lächelnd einen Kuß auf die Hände ihrer kleinen Tochter. Dann neigte ſie ſich zu Leonoren nieder und nahm ihr die blonden Locken, welche ſich über das Geſicht geworfen hatten, zurück. Sie konnte ſich nicht enthalten, dieſe ſchönen, jugendfriſchen Locken zu küſſen und einen Augenblick lang in ihren Fingern zu behalten. Darauf entfernte ſie ſich wieder mit einem beglückten Geſicht und in einer weit ruhigern und friedlichern Stimmung, indem ſie der Esmeralda den Auftrag gab, ſie zu rufen, ſobald Leonore erwacht ſei.

Giuditta war kaum in den Salon zurückgekehrt,

als auch schon unten vor der Thür der Fiaker wieder vorfuhr, welcher die beiden Freunde zurückbrachte.

Roman kam mit einem lauten Jubel und schreienden Hohngelächter in die Thür hereingestürzt, und Giuditta, die eine fast mütterliche Zärtlichkeit für den ihr übergebenen Schützling empfand, mußte ihn zur Ruhe bedeuten, damit nicht Leonore durch ihn aufgeweckt würde. Fritz Lerche hatte sich dagegen still und melancholisch in einem Winkel des Zimmers auf einen Stuhl niedergesetzt.

Nun, was bringt Ihr mir für Nachrichten? fragte Giuditta in großer Spannung.

Die schönsten von der Welt, entgegnete Roman. Die Gräfin Sarmland ist eben im Begriff abzureisen, und wir trafen sie bei den Vorbereitungen zu ihrer Reise. Der Fürst Tolschakoff, der, beiläufig gesagt, mein ganz guter Freund ist, war auch bei ihr und half einpacken. Sie wollen Beide zusammen nach Berlin reisen. Der Fürst wegen einer plötzlichen Wendung seiner wichtigen Geschäfte, und die Frau Gräfin Sarmland in Familienangelegenheiten, da sie zur Auseinandersetzung einer Erbschaftssache ihren alten Herrn Gemahl zu einem Rendezvous in Berlin erwartet. Aus verwandtschaftlichen Rücksichten für mich, wie die Frau Gräfin die Güte hatte mir

zu verſichern, wollte ſie mir dieſe kurzen Aufklärungen über die Urſache ihrer plötzlichen Abreiſe geben.

Und Leonore? fragte Giuditta, vor Ungeduld mit dem Fuße ſtampfend.

Von Leonoren war eigentlich kaum die Rede, erwiderte Roman mit verbiſſener Ruhe.

Der Geier will diesmal die Taube gar nicht wieder haben, ſondern er fürchtet ſich im Gegentheil vor ihr, ſtöhnte Fritz Lerche mit einem tiefen Ingrimm aus ſeinem Winkel hervor.

Die Sache iſt ungemein einfach und eben ſo charakteriſtiſch, nahm Roman wieder das Wort. Der Fürſt Tolſchakoff hatte natürlich durch ſeine Späher, die er überall hat, längſt ausgekundſchaftet, daß ſich Leonore bei der Sängerin Giuditta befindet, und zu dieſer ihre Zuflucht genommen hat. Die Gräfin Sarmland trat mir deshalb gleich mit der Anrede entgegen: Sie kommen von der Giuditta, und Sie werden mir kein einziges Wort über Leonore ſagen, denn ich höre nichts, ſchlechterdings nichts!

Sie ſah dabei grün und gelb und ſo giftig wie eine Sumpfkröte aus, die in einen Sonnenſtrahl hineinbeißen will, fügte Fritz Lerche wieder aus ſeiner Ecke hinzu.

Ich nahm mir nichts deſtoweniger die Freiheit, fuhr Roman fort, von Leonoren zu ſprechen, und ſie an den verzweifelten und nichtswürdigen Zuſtand zu erinnern, in den ſie ihr Kind verſetzt habe. Sie erwiderte darauf mit einer höchſt liebenswürdigen Gleichgültigkeit: Der Gedanke dieſer Partie iſt aufgegeben und wir reflektiren nicht mehr darauf, nicht wahr, Fürſt Tolſchakoff? Der Fürſt, der für mich ein außerordentlich intereſſantes Mienenſpiel hat, verneigte ſich mit einem wirklich ſataniſchen Lächeln, und ich ſchickte mich in der That an, die ſchöne Hand meiner gnädigen Frau Couſine zu küſſen, denn ich hielt die Sache für abgemacht und wollte mich nun beeilen, unſere arme Leonore wieder in den Hafen oder vielmehr in die Untiefen der mütterlichen Liebe zurückzuführen. Aber quod non, ſagen die reactionairen Lateiner.

Und was dann? fragte Giuditta, indem ſie ſich mit verſchränkten Armen dicht vor ihn hinſtellte. Ein erhabener Zorn fing wieder an, ihre Geſtalt zu durchzucken.

Es iſt einfach nichts zu machen, verſetzte Roman achſelzuckend. Wie ich dies vorausgeſehen habe, ſie will ihre Tochter gar nicht wieder haben und iſt froh, daß dieſelbe anderweitig abgeſetzt iſt. Sie er-

klärte mir mit aller der unwiderruflichen Beſtimmtheit, die ich an ihr kenne, daß es von der Sängerin Giuditta zu ihr, der Gräfin Sarmland, keinen Rückweg für Leonore gebe! Dann verbot ſie mir bei ihrem Zorn, über dieſe Sache keine Sylbe weiter mit ihr zu ſprechen. Ich lachte ſie darüber fürchterlich aus, und erinnerte ſie daran, daß es mir doch ſchon oft gelungen ſei, ihren Zorn zu bezwingen. Ihre Wuth ergoß ſich jetzt gegen mich in einer wahren Phraſen-Lava, und ſie gab mir zu verſtehen, daß ich ſie zu fürchten hätte, und daß es ſie nur ein Wort koſte, um mich ſofort durch die Polizei aus Paris bringen zu laſſen. Ich geſtand ihr, daß mich dies ganz unvergleichlich amuſire. Sie wies uns hierauf die Thür, und rief mir noch die Beſtellung an Leonore auf ein mütterliches Nimmerwiederſehen nach, denn in wenigen Stunden befinde ſie ſich ſchon auf der Eiſenbahn nach Brüſſel!

So wollen denn auch wir unſern Entſchluß faſſen! rief Giuditta, in deren Weſen plötzlich eine eiſige Kälte und Ruhe heraustrat.

Sie fühlte ſich in dieſem Augenblick an ihrem Kleide gezupft und bemerkte neben ſich ihre kleine Tochter Esmeralda, die unvermerkt in das Zimmer getreten war. Esmeralda flüſterte ihr zu, daß Leonore

sich eben geregt habe, und jetzt wahrscheinlich aufgewacht sein werde!

Ich werde jetzt zuerst mit meinem lieben armen Schützling sprechen! sagte Giuditta, indem sie sich von den beiden Herren beurlaubte und in das Cabinet trat.

Elftes Capitel.

Gallien und Germanien.

Roman und Fritz Lerche ſtanden ſich im Salon der Giuditta noch einen Augenblick lang ſchweigend gegenüber, und ſchienen ihre Rückkehr erwarten zu wollen.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür des Saales, und zu ihrer nicht geringen Verwunderung trat ihr Freund und Genoſſe Malounin herein, mit einer größeren Eilfertigkeit, als ſonſt gerade in ſeinem Weſen lag. Die koloſſale Geſtalt ſchien in einer unruhigen und haſtigen Bewegung. Malounin hatte ſeinen Freunden, die er ohne Rückſicht auf die Convenienz hier aufzuſuchen kam, etwas Wichtiges mitzutheilen.

Ich ſuche Dich ſchon ſeit einer Stunde überall, ſagte er zu Roman. Endlich kam ich auf den Einfall, Dich bei der Gräfin Sarmland zu vermuthen, deren Wohnung ich zufällig im Gedächtniß hatte.

Dieſe theure Frau traf ich aber eben im Begriff, in Geſellſchaft des Fürſten Tolſchakoff in einen Wagen zu ſteigen, der mit Koffern und Trödel aller Art beladen war. Ich fragte die Gräfin nach Dir, und die noble Creatur erwiderte mir mit einem höchſt auffallenden Lächeln, daß ich Dich doch wol jedenfalls bei der Sängerin Giuditta antreffen würde. Der Fürſt Tolſchakoff aber lachte laut auf, als er mich ſah, und betrachtete mich dann mit einem ſo befriedigten Wohlgefallen, wie man ein zerſchnittenes Thier anſieht, an dem man eben ein gutes Experiment gemacht hat. An dieſem niederträchtigen Geſicht ſah ich jetzt gleich meine ganze Geſchichte ein, und erkannte, daß mir Niemand anders als der Ruſſe den Streich geſpielt hat. Ich beleidigte ihn neulich auf der Soirée des Präſidenten, weil der Schuft ſich einbildete, ich würde ihm den erſten Beſuch machen, und ſo hat er ſich an mir gerächt. Ich hörte den Elenden noch lachen, als der Wagen mit ihm und Deiner erlauchten Couſine ſchon um die nächſte Straßenecke umgebogen war.

Aber um Alles in der Welt, willſt Du uns denn nicht erſt ſagen, was Dir eigentlich begegnet iſt? rief Roman mit ſteigender Ungeduld.

Ja, erwiderte Malounin, ich bin ein ſchlechter Erzähler, denn ich liebe, wie Ihr wißt, den ſogenann-

ten hiſtoriſchen Faden der Begebenheiten nicht. Nun die Sache iſt höchſt einfach, ich habe heute Morgen einen Ausweiſungsbefehl der Polizei erhalten, daß ich Paris in vierundzwanzig Stunden verlaſſen ſoll. Ich werde darin mit meinem hieſigen Treiben und Verhalten als gefährlich für die liebe Ruhe und Ordnung bezeichnet.

Es lebe die franzöſiſche Republik, ſie lebe hoch! riefen Roman und Fritz Lerche lachend, und wie aus einem Munde.

Ich danke Euch, verſetzte der Andere, aber ich kann in dieſem Augenblick Euern fiſchblütigen Humor nicht theilen. Die Ausweiſung kommt mir gerade jetzt ſehr ungelegen, weil ich noch viel in Paris zu thun habe, und eben eine Schrift über die Stellung des Panſlawismus zur franzöſiſchen Republik begonnen habe, die ich noch gern hier in Ruhe vollenden möchte. Denn wer weiß, wie lange unſere Fäuſte jetzt noch die Muße zum Schreiben haben werden! Da kommt dieſer elende Tolſchakoff und denunzirt mich der Polizei, denn Niemand anders als er hat die Inquiſition dieſer franzöſiſchen Republik ſo gut bedient! Mich ärgert jetzt blos, daß ich nicht gleich mein Piſtol zog und es ihm vor den Kopf feuerte, als er ſo höhniſch aus dem Wagen heraus lachte!

Man muß es aus einem praktiſcheren Geſichtspunkt auffaſſen, erwiderte Roman, indem er ſich eine nachdenkliche und vornehme Haltung gab. Ich für mein Theil freue mich über jedes Beiſpiel mehr, wodurch ſich dieſe blaue Demokratie von Frankreich blamirt. In ſofern, Freund, iſt Deine Ausweiſung ein wichtiges Moment, welches wir nicht verfehlen werden, im Intereſſe unſerer Bewegung nach Kräften auszubeuten. Ich wollte nur, daß ſich dieſe franzöſiſche Republik auch an mich wagte, aber ich glaube, man wird eine gewiſſe Scheu tragen, mit mir anzubinden. Ich glaube in meiner Unterredung mit dem Präſidenten der Republik bemerkt zu haben, daß mich dieſer Louis Napoleon fürchtet, denn ich ſah ihm bei Ueberreichung meines Briefes, den ich von Herrn von Perſigny hatte, mit einem meiner tiefſten und durchdringendſten Blicke ſo ſcharf in die Augen, daß ich ihn leiſe erblaſſen ſah. Höchſt wahrſcheinlich bin auch ich jetzt auf demſelben Wege denunzirt, wie Du, mein Freund, aber man wird ſich mit mir beſinnen, Du ſollſt ſehen, man wird ſich mit mir beſinnen!

Dieſer Charlatan Louis Napoleon benutzt Jeden eben ſo leicht, als er ihn wieder preisgibt, entgegnete Malounin. So hat er uns auf gewiſſe Empfehlungen hin eingeladen und ſucht uns auf gewiſſe Empfeh-

lungen hin wieder los zu werden. Wir haben dieſen republikaniſchen Wundermann für unſere Zwecke und im Auftrage unſerer Partei betaſtet, und wiſſen jetzt recht gut, daß nicht einmal mit ſeinen Thorheiten ein erfolgreicher Bund zu flechten iſt. Die europäiſche Demokratie hat ſich daher entſchließen müſſen, dieſem Louis Napoleon die Krone der Reaction als den eigentlichen Lohn ſeiner Thaten zu überlaſſen. Wir müſſen auf ſeine Reaction ſpekuliren, und zwar vor der Hand noch mit abwartender Ruhe nnd Würde. Das iſt das einzige Reſultat, mit dem wir Paris wieder verlaſſen müſten, ich morgen, und Du vielleicht doch einige Tage ſpäter, mein alter Freund?

In dieſem Augenblick klopfte es auf eine auffallend ſtarke Weiſe an die Thür, nachdem ſchon kurz zuvor ſich ein befremdliches Geräuſch in dem Vorzimmer hatte vernehmen laſſen. Unmittelbar darauf traten zwei Polizeibeamte ein, welche eine keineswegs unſichere Perſonalkenntniß von Roman und Fritz Lerche zu beſitzen ſchienen, denn ſie wandten ſich ſofort an dieſe Beiden, und der eine der Beamten überreichte ihnen eine ſchriftliche Ausfertigung, mit dem Hinzufügen, daß ſie beauftragt wären, den darin enthaltenen Befehl zur Ausführung zu bringen.

Ich bin ausgewieſen, rief Roman nach Durchſicht

seines Zettels, einigermaßen erschreckend. Ich soll schon in zwölf Stunden Paris verlassen haben, und zwar weil ich nicht nur gefährlicher und ruhestörender Verbindungen verdächtig, sondern auch mehrfach an öffentlichen Orten, und namentlich bei der Julisäule, aufreizende Reden geführt hätte!

Es lebe die französische Republik, sie lebe hoch! rief Malounin mit höhnischem Lachen, indem er in seine großen Hände klatschte. Du siehst, wie sehr Du hier bevorzugt wirst! Du mußt schon in zwölf Stunden fort, während man mir doch wenigstens die weit anständigere Frist von vierundzwanzig Stunden gesetzt hat!

Ich sehe schon, entgegnete Roman, der Präsident der Republik hat es mir nicht vergeben können, daß ich ihm persönlich imponirt habe. Ich habe ihn zum Erblassen vor mir gebracht, und darum läßt er mich jetzt ausweisen.

Malounin und Fritz Lerche jubelten über diese kühne Auffassung laut auf. Lerche hatte die ihm übergebene Verfügung ruhig in die Tasche gesteckt und dem Polizeibeamten dazu eine freundliche Verbeugung gemacht.

Und was will man von Dir, weltverachtender junger Lyriker? fragte Malounin, indem er dem

Andern so heftig auf die Schulter klopfte, daß dieser unter der Last seiner Faust fast zusammengesunken wäre.

Ich gebe mir nie die Mühe, solche Sachen ganz durchzulesen, sagte Lerche mit der größten Gleichgültigkeit. Ich habe wol flüchtig gesehen, daß man mich wegen meiner Korrespondenzen ausweist, die ich aus Paris in eine deutsche Zeitung geschrieben haben soll.

Es lebe die französische Republik, sie lebe hoch! riefen jetzt Roman und Malounin mit schmetternden Trompetenstimmen aus, so daß sich die beiden Polizeibeamten, die nicht verstanden was gesprochen wurde, mit einiger Verlegenheit ansahen und sich darüber mit Zeichen unter einander zu verständigen suchten.

Es scheint also doch, sagte Malounin mit pathetischem Stolz, daß man mich unter Euch Allen noch am anständigsten behandelt. Man läßt mir vierundzwanzig Stunden Zeit, und erwähnt blos, daß man mich für gefährlich hält, enfin, man geht mit mir um, wie mit einem Gentleman. Und das kommt blos daher, weil ich ein Russe bin, während man Euch Deutsche doch immer nur wie Hausknechte behandelt, mit denen man umspringt, wie es gerade für

gut befunden wird. Man ehrt in dem Namen eines Russen heutzutage wenigstens die Konsequenz, denn es hat sichtlichen Eindruck auf die ganze politische und sociale Welt gemacht, daß Rußland den Kosakismus als das letzte Ziel und Asyl aller Principien aufgestellt hat. Ist es zu läugnen, daß ein Russe heut überall, wo er sich auch blicken läßt, mit einer gewissen Hochachtung und Bevorzugung traktirt wird?

Die Polizeidiener schienen jetzt der so behaglich geführten Unterhaltungen müde, und forderten von den Beiden bestimmte Erklärungen über die Folgeleistung des ihnen zugefertigten Befehls. Sie dürfen sich vollkommen darüber beruhigen, meine Herren! sagte Roman zu ihnen. Als ehrliche Deutsche sind wir sehr pünktlich, besonders in Angelegenheiten unserer Schande, und so dürfen Sie keinen Augenblick zweifeln, daß wir in zwölf Stunden bereits auf der Eisenbahn sitzen werden. Zerstreuen Sie sich unterdeß ein wenig in dem benachbarten Kaffeehause, denn ich weiß doch, daß wir der providentiellen Sorgfalt der republikanischen Polizei bis zum letzten Augenblick unserer Abreise nicht entgehen können!

Die Polizeidiener entfernten sich lächelnd, und die drei Freunde wollten eben ihrem weiteren Humor über diese neue Stadie ihrer Abenteuer freien Lauf lassen,

als sich die Thür des Kabinets wieder öffnete und Giuditta in Begleitung Leonorens, die in inniger Umschlingung an ihrem Arm hing, heraustrat.

Giuditta war schon durch eine Dienerin von dem eigenthümlichen Vorgang in ihrem Salon benachrichtigt worden, und grüßte daher ohne weitere Fragen die noch bei ihr versammelten Herren. Malounin suchte wegen seines unberechtigten Eindringens um Entschuldigung nach, worauf Giuditta mit schneidender Kälte bat, es sich bei ihr gefallen zu lassen, so lange es die Polizei der Republik gestatten werde. Denn, setzte sie mit ihrem großen Lächeln hinzu, die Polizei beherrscht auch bereits den Salon, und wir werden bald nicht mehr Herren in unsern eigenen vier Wänden sein. Dieses gedankenlose Gouvernement arbeitet gegen den Socialismus, und treibt dagegen selbst den Communismus der Polizei, die in unser Eigenthum vordringt und auf den Ehrenplatz an der Feuerseite unsers Kamins Anspruch macht.

Giuditta wandte sich darauf wieder zur Leonore, die blaß, aber in stiller Ruhe und fester Haltung, dastand, und mit ihren Blicken jede Bewegung Giuditta's verfolgte, als fürchte sie, von ihrer einzigen Freundin, auf die sie noch baute, wieder verlassen werden zu können. Sie sah übrigens heiter und gekräftigt aus,

und die innige und erschöpfende Aussprache, welche zwischen ihr und Giuditta stattgefunden, schien sie über ihre ganze Situation zu einer bestimmten und entschlußvollen Klarheit gebracht zu haben. Es war zwischen Beiden ohne Zweifel eine feste Uebereinkunft über das, was geschehen müsse, getroffen worden, und dies hatte den Frieden und die Zuversicht auf die schöne, reine Stirn Leonorens zurückgeführt.

Roman konnte es jedoch in seiner Lebhaftigkeit nicht abwarten, bis Leonore oder Giuditta eine Aeußerung über den von ihnen gefaßten Beschluß thun würden, sondern er trat vielmehr sofort mit stürmischen Fragen hervor, indem er sich ganz verzweifelt darüber ausließ, was jetzt aus Leonoren werden solle, da auch er und seine Freunde aus Paris verwiesen worden seien, und seine Cousine nun mithin jedes Schutzes entbehren werde.

Leonore sah ihn mit einem kindlichen Lächeln an, und richtete dann ihre Augen getrost und freudig zur Giuditta empor, an welche sie sich mit zärtlicher Gewalt von Neuem anschmiegte.

Giuditta sagte hierauf: Leonore und ich, wir bleiben einstweilen zusammen, und wir wollen uns schon gegenseitig schützen, sobald es Noth thut! Es wird ohnehin bald jeder Einzelne für seine Existenz

in der Geſellſchaft fechten müſſen, und da iſt es gut, daß ſich auch die Frauen darauf einlernen, auf ihren eigenen Füßen zu ſtehen. Wir gehen übrigens beide nach Deutſchland, nach Berlin, wo die Gefahren wol noch nicht ſo dringend ſind!

Nach Berlin? rief Roman mit Verwunderung aus. Auch ich reiſe in zwölf Stunden nach Berlin ab, denn da ich jetzt an der Seine fertig bin, ſind meine wichtigſten Geſchäfte wieder an der Spree.

Wir werden freilich erſt in einigen Tagen reiſen, ſagte Giuditta, indem ſie ſich zu Leonoren umwandte und die Wangen derſelben küßte. So lange iſt Leonore hier mein Kind, und dann werden wir Wandergefährten. Meine Gaſtſpiele an der italieniſchen Oper in Berlin, zu denen ich eingeladen bin, ſollten zwar erſt ſpäter beginnen. Ich bin aber ohnehin mit meinem hieſigen Rollencyclus am Ende, und werde in der nächſten Woche mit Leonoren abreiſen können. Ich habe Leonoren zugeredet, ihre Mutter noch einmal zu ſehen, ehe ſie den Entſchluß einer ewigen Trennung von ihr ausführt. Denn eine Mutter muß man ſich erſt lange anſehen, ehe man ſie verloren geben darf. Es iſt wie mit dem Vaterlande. Wer, wie ich, kein Vaterland und keine Mutter gehabt hat, weiß, wie viel Großes und Schweres an dieſen aller-

gewöhnlichsten Fäden hängt. Das Gewöhnlichste ist doch das Dauerhafteste und Wichtigste für die Menschennatur. Ich denke zuweilen, wenn ich meine Mutter einmal wiederfinden könnte, wollte ich gern Alles dafür aufgeben, was Freiheit und Kunst heißt. Dann wollte ich vor ihr sitzen und ihre Füße küssen, und während ihre gnadenschwere Hand auf meinen Locken ruht, wollte ich den Tod erwarten, nachdem ich zuvor mein ganzes Leben ihr gebeichtet hätte! Eine Mutter zu haben und zu sterben, das ist doch das Schönste, was es in dieser Zeit geben kann!

Giuditta war im Begriff, sich in ihre Lieblingsträumereien zu versenken, und dies waren ihre sogenannten schwachen Stunden, denen sie erlag, wenn sie durch irgend ein außerordentliches Begebniß plötzlich erregt oder angegriffen worden war. Es währte aber nicht lange, so schüttelte sie die Last dieser Träume um so kräftiger wieder von sich, und schwebte mit neuem Muth wie eine lächelnde Kriegsgöttin über dem Sorgengewölk, von dem sie sich schon fast hatte erdrücken lassen.

So hatte sie auch jetzt die großen Augen voll Thränen, und wandte sich darum in den Hintergrund des Zimmers, wo sie sich mit einem leisen Seufzer in einen Sessel fallen ließ. Leonore blieb hinter ihr

ſtehen, und preßte ihre Lippen wie in einem Gebet auf das ſchöne duftige Haar der Sängerin.

In dieſem Augenblick wurde das Klavier in leiſen und immer ſtärker ſchwellenden Tönen angeſchlagen. Man fühlte bei dieſer erſten Berührung der Taſten, daß eine ſtarke Meiſterhand ſie rührte. Dieſelbe gehörte aber Niemand anders an als dem kleinen Fritz Lerche, der bei der Stille, die plötzlich eingetreten war, es angethan fand, Etwas aus ſeinen muſikaliſchen Phantaſieen, zu denen er immer aufgelegt war, zum Beſten zu geben. Da er bemerkte, daß man ihm zuhörte und auf die Fortſetzung ſeines Vortrags geſpannt ſchien, begann er mit ſeiner tiefen mächtigen Stimme folgendes Lied zu ſingen:

Mein Gallien und mein Germanien,
Was bleibt uns noch, wenn Ihr die Schlacht verloren?
Die letzte Geiſterſchlacht ſteht vor den Thoren.
Leb' wohl, mein Gallien, mein Germanien,
Mit Ungarn, Polen und Italien!
Der Sieg thut heut nicht ſiegen,
Und alle Kraft drängt nach dem Unterliegen!

Was bleibt uns noch? Uns bleibt die Morgenſonne,
Sie wölbt das warme Licht auch über Trümmern.
Uns bleibt die Frühlingsſonne, deren Schimmern
In Gallien und in Germanien,
In Ungarn, Polen und Italien
Den alten müden Augen
Noch immer wird zum ſüßen Labſal taugen!

Was bleibt uns noch? Die Sonne und die Blume,
Und auch das Kind, es bleibt dem armen Helden.
Die Kinder werden ihm die Zukunft melden
In Gallien und in Germanien,
In Ungarn, Polen und Italien.
In Sonne, Kind und Blume
Lebt vorwärts doch die Welt zu ihrem Ruhme.

Was bleibt uns noch? Ich nenne auch die Hunde,
Daß ſie in langer Nächte Kümmerniſſen
Dem alten Helden ſeine Wunden küſſen.
In Gallien und in Germanien,
In Polen, Ungarn und Italien,
Da iſt das Thier der Treue
Noch etwas werth für's Alte und für's Neue!

O Sonne, Blume, Kind und Hund, ſie bleiben!
Das Kind, der Hund, die Blume und die Sonne
Des alten Helden Menſchheit letzte Wonne.
In Gallien und in Germanien,
In Ungarn, Polen und Italien.
Hund, Blume, Sonne, Kinder,
Sie feiern Euch das Feſt der armen Sünder!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Matadore.

Zweiter Theil.

Die Matadore.

Ein Roman der Gegenwart.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Theil.

Der Frühling in Berlin.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

Drittes Buch.

Der Frühling in Berlin 1

Erſtes Capitel.

Unter den Linden 3

Zweites Capitel.

Zufällige Leute 26

Drittes Capitel.

Frau Berthier 44

Viertes Capitel.

Der Spazierritt nach Charlottenburg 65

Fünftes Capitel.

Ein Unglücksfall 75

Sechstes Capitel.

Die Verwundete 95

Siebentes Capitel.

Meyerbeer und Giuditta 105

Achtes Capitel.

Das Paradies 122

Neuntes Capitel.

Der Tabacksladen unter den Linden 140

Seite

Zehntes Capitel.

Die beiden Kranken 175

Elftes Capitel.

Die Krankenpflegerin aus dem Volke 186

Zwölftes Capitel.

Die Auslieferung an Rußland 207

Dreizehntes Capitel.

Nach Amerika 222

Vierzehntes Capitel.

Die Person der Zukunft 253

Funfzehntes Capitel.

Die Bezirks-Landpartie 267

Sechszehntes Capitel.

Herr von Manteuffel und Herr von Radowitz 283

Siebzehntes Capitel.

Götter-Marmor 302

Achtzehntes Capitel.

Das Band der Natur 307

Drittes Buch.

Der Frühling in Berlin.

Erstes Capitel.

Unter den Linden.

Rauhe Winterstürme bezeichneten die Märztage des Jahres 1850. Die Kastanienbäume, welche die Berliner Linden bilden, zeigten zwar schon hier und da einen leisen Ansatz junger Knospen, mußten aber diese vorwitzigen Frühlingsversuche bald durch ein hartes Ringen mit Eis und Schnee büßen.

Die Gräfin Sarmland stand am Fenster des Hotel du Nord, wo sie seit ihrer Ankunft in Berlin eine Reihe von Zimmern im ersten Stock bewohnte. Die schöne Frau befand sich in einem ihrer geschmackvollsten Morgenanzüge, der ihre blendende Gestalt wie aus einer rosigen Purpurwolke hervorstrahlen ließ. Sie schien mit einigem Mißvergnügen die tanzenden Schneeflocken zu beobachten, welche bald auf der Straße sich kräuselten, bald auf den im Winde knarrenden Zweigen der kahlen Bäume sich niederließen.

Zuweilen nahm Amelie auch das neben ihr auf dem Fenſter liegende goldene Opernglas, und ſpähte damit dem Fortgang der Zeiger an der ihr gegenüberliegenden Akademieuhr nach. Sie ſchien etwas zu erwarten und darüber bereits in einiger Ungeduld ſich zu befinden.

Dann nahm ſie ihr prächtiges Brillant-Armband, in dem eine kleine Uhr ſich befand, welche ſie ebenfalls über den Stand der Zeit vergleichen wollte. Die Gräfin ſah, daß die Uhr ſtehen geblieben war, gab ſich aber nicht die Mühe ſie aufzuziehen, ſondern warf mit lautem Gähnen das Armband auf den Fauteuil, welcher neben ihr am Fenſter ſtand.

In dieſem Augenblick hielt ein Wagen vor der Thür des Hotels, und Amelie griff raſch nach der ihren Hals umkleidenden Lorgnette, um die Ausſteigenden zu muſtern. Sie erblickte zwei tiefverſchleierte Damen, deren hohe Geſtalten etwas Auffallendes und Ausgezeichnetes hatten, und die faſt gleich groß waren, nur daß die eine derſelben um mehrere Jahre jünger erſchien.

Mit großer Betroffenheit ſah die Gräfin Sarmland dieſe beide Geſtalten ins Haus treten. Das ſind Giuditta und Leonore! rief ſie mit krampfhafter Haſt. Sollten Beide in Berlin ſein? Ich habe es

längſt gefürchtet und erwartet, und ich täuſchte mich nicht, nein wahrhaftig, ich täuſchte mich nicht!

In der heftigſten Bewegung rannte ſie nach der Thür, um zu lauſchen, ob Jemand die Treppe heraufkomme. Dann griff ſie mit fliegender Eile nach der Glocke, auf welche ihr draußen auf dem Flur wartender Jäger zu hören hatte. Sie wollte ihm ſagen, daß ſie für Niemand zu Hauſe ſei, und daß er jeden Beſuch unbedingt abweiſen ſolle.

Der Diener zögerte einzutreten und Amelie ſtampfte vor Ungeduld mit dem Fuße. Leonore werde ich ſehen, ſobald ſie allein kommt! ſagte ſie mit ſteigendem Aerger zu ſich ſelbſt. Ich werde ihr dazu eine gelegene Stunde beſtimmen laſſen. Jetzt würde mich ihre Gegenwart außerordentlich geniren, denn ich erwarte jeden Augenblick die Ankunft des Baron Ranzau aus Mecklenburg. Und die erſten Minuten des Wiederſehens mit einem Freunde trübt man ſich nicht gern durch ſolche Affairen!

Während die Gräfin Sarmland noch in dieſer Weiſe mit ſich ſelbſt zu Rathe ging, bemerkte ſie nicht, daß ſich die Thür bereits geöffnet hatte. Der Jäger hatte die junge Gräfin Leonore erkannt, und ließ ſie deshalb unangemeldet mit ihrer Begleitung eintreten.

Leonore und Giuditta blieben anfangs bewegungs-

los an der Thür ſtehen, und ſchienen zu erwarten, daß die Gräfin Sarmland ihnen mit einem Zeichen des Erkennens und mit einem Ausdruck ihrer Geſinnung entgegenkommen werde. Giuditta hatte beim Eintreten den Schleier an ihrem Hut zurückgeworfen, und beobachtete mit ihrer ſtolzen, ernſten Ruhe jede Bewegung der Gräfin. Leonore war dagegen tief verſchleiert geblieben, betrachtete aber in nicht minder feſter Haltung als ihre Freundin das überraſchte und vielbezeichnende Mienenſpiel ihrer Mutter.

Die Gräfin Sarmland hatte bei ihrem Anblick raſch den Kopf abgewendet, und blickte nach dem Fenſter, als wenn ſie dort nach irgend einem ganz gleichgültigen Gegenſtand auszuſchauen habe. Die ängſtliche, jedes Gefühl verletzende Pauſe, welche eingetreten war, dauerte wol einige Sekunden.

Wir wollen nicht länger ſchweigen, da wir zu reden haben! ſagte Giuditta endlich mit einer leiſen, faſt bittenden Stimme. Ich bringe der Mutter die Tochter wieder.

Giuditta betonte dieſe letzten Worte mit ebenſo viel wunderbarer Zartheit als ernſter Dringlichkeit. Ihre Augen leuchteten dabei von einem milden, ſchwärmeriſchen Glanz, und man ſah ihr an, welches hohe Gewicht ſie ſelbſt auf die beiden Namen legte, die

ſoeben von ihren klangvollen Lippen ausgeſprochen worden waren.

Es iſt alſo Leonore, die mir ſo verſchleiert und ſtumm gegenüberſteht? fragte die Gräfin mit einem froſtigen und wegwerfenden Accent. Ich bin nicht gewohnt, verſchleierte Damen in meinem Salon zu empfangen. Uebrigens weiß ich die Ehre zu ſchätzen, Signora Giuditta. Ich bitte, daß Sie ſich die Mühe geben, ſich einen Augenblick bei mir niederzulaſſen.

Sie rückte bei dieſen Worten ein wenig die Seſſel, welche das Kanapee umgaben.

Giuditta machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und ſagte dann zu Leonore: Zeige Dich unverſchleiert, wie Du in Deinem innerſten Weſen biſt, Deiner Mutter! Wenn ſie Dein Geſicht wiedererkennt, wird ſie von Neuem ſehen, was Du werth biſt, denn Du haſt ein unverlierbares Geſicht, und Deine holden Wangen ſind der Sitz der Unſchuld und der treuen Liebe.

Giuditta entfernte hierauf den Schleier von Leonorens Geſicht und ergriff ihre Hand, um ſie in die Mitte des Zimmers und in die Nähe ihrer Mutter zu führen. Leonore entzog ſich aber dieſer Abſicht, und blieb unmittelbar an der Thür ſtehen, indem ſie jede Annäherung mit einer ſanften aber ganz entſchiedenen Bewegung verweigerte. Ihr

Antlitz war blaß, und schien noch einige leise Spuren von dem Entsetzen an sich zu tragen, mit welchem die letzten Begegnisse in Paris ihr ganzes Wesen erfüllt hatten. Ihr Auge hatte sich jetzt groß und durchdringend gegen ihre Mutter aufgeschlagen. Es lag in diesem eigenthümlichen, gedankenvollen Blick weder etwas Herausforderndes noch etwas Flehendes, sondern ein ruhiger und fester Ausdruck, dem kaum ein Wunsch oder irgend eine Absicht innezuwohnen schien.

Die Gräfin Sarmland schien sich gegen diesen Blick ihrer Tochter in einiger Verlegenheit zu befinden, was jedoch nur dazu diente, ihr Auftreten immer schroffer und abweisender zu machen.

Leonore, sagte sie darauf mit einer schneidenden Stimme, es ist ganz gut, daß Du kommst, denn wir müssen uns doch früher oder später mit einander aussprechen, obwol ich, aufrichtig gestanden, kaum weiß, was wir uns eigentlich noch zu sagen haben könnten. Indeß werde ich Alles hören, was Du zu Deiner Rechtfertigung vorzubringen haben möchtest, und wir werden dann die Sache arrangiren. Gib mir Deine Adresse, wo Du hier abgestiegen bist, und bleibe dort, bis ich Dich rufen lasse. Dein Vater kommt in diesen Tagen nach Berlin, und dann werde ich Dich ihm übergeben. Graf Sarmland wird Dich

mit nach Mecklenburg zurücknehmen, wo Du Deine früheren Studien mit Muße fortsetzen kannst. Ich habe eingesehen, daß es eine Thorheit von mir war, sie Dich zu frühe unterbrechen zu lassen. Jetzt geh', mein Kind, ich habe in diesem Augenblick durchaus keine Zeit. Adieu, ma fille, Adieu Signora! Du siehst, Leonore, ich bin bereit es mild zwischen uns Beiden zu nehmen. Aber nun geh' auch, und küsse mir die Hand!

Sie streckte bei diesen Worten nachlässig ihre linke Hand aus. Leonore blieb unbeweglich und wie erstarrt auf ihrem bisherigen Platz stehen, und würdigte das Anerbieten keiner Beachtung. Giuditta's Gesicht veränderte sich bei diesem Anblick auf eine merkwürdige Weise. Es verlor plötzlich die Weichheit und die Milde, welche bis dahin der Gräfin gegenüber in ihren Zügen vorgeherrscht hatte. Ihre schöne Stirn verfinsterte sich durch eine Wolke des Zorns, die sich in gewaltigen Schlägen zu entladen drohte.

Leonore sagte, immer noch an der Thür stehend, mit einer hinreißenden Würde: Behalte Deine Hand, Mutter, denn Du willst mir nur dadurch Deine Abneigung und Geringschätzung verpfänden. Ich kann Deine Hand nur an die Lippen pressen, wenn sie das Pfand der Achtung ist, die Du mir gerade deshalb

ſchuldig ſein mußt, weil ich Deine Tochter bin. Ich bin nicht hergekommen, um eine mitleidige Verſöhnung von Dir zu erlangen, oder um eine feige Rückkehr in ein unwürdiges und rechtloſes Verhältniß zu unternehmen!

Siehe da, welche Sprache! verſetzte die Gräfin, indem ſie wie erwartungsvoll ihre Arme übereinander kreuzte. Ich glaube bereits die Nachahmerin der genialen Sängerin und Philoſophin zu hören.

In der Sprache der Natur kannſt Du nur elende Nachahmung erblicken! ſagte Leonore mit erhöhtem Ton, indem eine flammende Röthe über ihre Wangen ſchoß. Ich will Dir jetzt ſagen, warum ich hergekommen bin.

Aber recht kurz, wenn ich bitten darf, entgegnete die Gräfin Sarmland mit dem gleichgültigſten Ton.

Leonore ſchien ſich jetzt nicht länger halten zu können, ihr Gefühl überwältigte ſie, und einige heiße Thränen entſtürzten ihren Augen. Sie ſah die neben ihr ſtehende Giuditta fragend an, und dieſe flüſterte ihr heimlich zu, daß ſie fortan ſchweigen möchte.

Ich werde das Reden für Dich übernehmen, ſoweit es Noth thut! ſagte Giuditta, indem ſie zugleich nach ihrem Herzen faßte, als wenn ſie die dort aufſteigende Heftigkeit mit Ungeduld noch niederzuhalten ſtrebe.

Meine Tochter bedarf keines Anwalts bei mir! verſetzte die Gräfin mit lächelndem Spott. Auch liebe ich die öffentlichen Gerichtsverhandlungen nicht, und das glänzendſte Plaidoyer aus dem Munde der Signora würde darum gar nichts bei mir verſchlagen.

Es wird auch eines ſolchen Aufwandes von Kunſt zwiſchen uns nicht bedürfen! entgegnete Giuditta mit einer zitternden und haſtigen Bewegung, die bei ihr dem Ausbruch eines Sturmes voranzugehen pflegte. Sie werden aber doch neugierig ſein, gnädige Frau, zu erfahren, warum Ihre Tochter, die von Ihnen in Paris im eigentlichſten Sinne des Wortes preisgegeben und verlaſſen wurde, jetzt wieder vor Ihnen erſchienen iſt, und ſich gewiſſermaßen von Neuem unter Ihre Befehle zu ſtellen ſcheint?

Nein, ich bin durchaus nicht neugierig darauf! erwiderte die Gräfin mit einer triumphirenden Kälte.

Nun, ſagte Giuditta, ſo werden Sie wenigſtens überraſcht von den geringen Anſprüchen ſein, welche Ihre liebenswürdige Tochter an Sie macht. Leonore hielt es für ihre ſittliche Pflicht, ſich Ihnen noch einmal vorzuſtellen, damit aus Ihrem eigenen Munde die definitive Entſcheidung zwiſchen Mutter und Tochter erfolge. Denn die Verbrechen einer Mutter gegen ihr Kind zerreißen die ganze Kindesliebe noch

nicht. Der Begriff einer Mutter ist ein untheilbarer Stern. Man betet ihn an, so lange er am Himmel steht, und man gibt ihn nur verloren, wenn er untergegangen ist. Ich sagte zu Leonore: Gehe hin zu deiner Mutter und überzeuge dich erst, ob du sie verloren geben mußt! Gehe hin zu ihr, ohne etwas von ihr zu wollen, ohne sie um etwas zu bitten. Zeige dich ihr blos, damit du ihr in die Augen siehst, und sie dir in dein Herz! Nur einen Moment braucht man, um sich zu finden und um ewig sich zu trennen! In der gewaltsamen Uebereilung, welche deine Mutter in Paris gegen dich beging, konntest du diesen, Himmel und Hölle scheidenden Moment noch nicht acceptiren. Geh, sagte ich zur Leonore, gegen eine Mutter kann man bis zu einem gewissen Grade servil sein, denn man muß sich so lange, als irgend möglich unter die Befehle der Natur stellen. Dies meinte ich, als ich von Leonoren verlangte, daß sie sich noch einmal bereit zeigen sollte, sich dem guten Gesetz, das zwischen Mutter und Tochter besteht, zu unterwerfen. Wir werden zusammen gehen, sagte ich zu ihr, und dann soll deine Mutter das ganze Urtheil sprechen. Ich werde dabei stehen, und werde mit Todesangst auf jeden Hauch von den Lippen deiner Mutter lauschen. Wenn du endlich siehst, daß sie für dich

untergegangen ist, dann ist dein Entschluß auch schon gefaßt. Dann ist deine Liebe frei und dir gehört die ganze Welt nach deinem Willen und deiner Kraft! Du wirst in dir selbst reich und groß werden durch diesen schnöden Verrath, und das Schicksal ist dir dann eine Satisfaction schuldig, auf die du pochen kannst, wie ein guter Engel auf das Reich Gottes!

Giuditta hielt hier inne und betrachtete mit düstern Blicken das kalte und regungslose Wesen der Gräfin Sarmland. Diese hatte sich jetzt in eine erhabene Position geworfen, und stand hoch aufgerichtet in der ganzen Größe ihrer schönen und stolzen Gestalt, indem sie den Kopf seitwärts abgewandt hielt und nur mit flüchtiger Aufmerksamkeit zugehört zu haben schien. Einigemale unterbrach sie sich in dieser Stellung durch ihre Lorgnette, die an einem Perlenbande um ihren Hals hing, und von der sie theils aus einer affektirten Zerstreuung, theils aus Verlegenheit Gebrauch zu machen schien. Sie sah dann bald zum Fenster hinaus, bald richtete sie auf eine merkliche Weise die Gläser so, daß sie dadurch Giuditta gerade bei den bewegtesten Momenten ihrer Rede zu lorgnettiren schien.

Sie müssen mich schon entschuldigen, Signora Giuditta, sagte sie dann mit einer gesuchten Leichtig-

keit der Wendung. Ich habe nicht recht aufmerksam zugehört, wie ich denn überhaupt wenig Sinn für eine Scene dieser Art habe, welche Sie eben an mir zu probiren die Gewogenheit hatten. Ich liebe das Praktische und Ihre Manier ist mir zu sublim. So wie Sie jetzt sprachen, habe ich Sie in Paris oft singen hören, und mir durchaus nichts Bestimmtes und Faßbares dabei vorstellen können. Sie sind indeß eine große Sängerin, Madame, und ich bestreite Ihnen Ihr Verdienst nicht. Leonore mag meinetwegen sich noch eine Zeitlang bei Ihnen aufhalten, und es soll mir angenehm sein, wenn sie bei dieser Gelegenheit etwas von Ihrem Gesange profitirt. Das Mädchen ist nun einmal originell und wunderlich erzogen, ich will es gern eingestehen. Sie dürfen aber auf die Dankbarkeit des Grafen Sarmland rechnen, der nicht verfehlen wird, Ihnen alle Ihre Auslagen wieder zu erstatten und ein den Verhältnissen angemessenes Honorar für den Gesangunterricht hinzuzufügen!

Amelie machte hierauf abermals ein Zeichen des Verabschiedens mit der Hand, und gähnte dann zum Zeichen, daß diese Scene sie ermüdet habe, auf eine sehr hervorragende Weise.

Und soll das unser Abschied sein? fragte Giuditta

mit aufflammender Heftigkeit. Sie ſchien ſich jetzt nicht länger halten zu können und zu wollen. Ihre herrlichen Augen rollten in wilder Bewegung, und die Stimme war noch tiefer und gewaltiger geworden, als man ſie ſonſt im gewöhnlichen Leben von ihr hörte.

Die Gräfin war bei dem auffallenden Ton dieſer letzten Worte ſichtlich zuſammengeſchrocken, hielt aber ihre Gleichgültigkeit noch aufrecht und trat an's Fenſter, indem ſie den Beiden den Rücken zukehrte.

Giuditta war ihr mit raſchen Schritten nachgegangen, und ehe die Gräfin ſich deſſen verſah, fühlte ſie ſich wie von einem elektriſchen Druck an der Schulter berührt und zwar auf eine ſo überraſchende und unwiderſtehliche Weiſe, daß ſie ſich ſofort wieder umdrehen mußte. Mit einem leiſen Schrei taumelte ſie einen Schritt zurück, als ſie die Giuditta jetzt dicht vor ſich ſtehen ſah, und in dem auffallend veränderten Weſen derſelben einen Ausdruck wahrnahm, der ihr vor Angſt das Blut aus den Wangen trieb.

Sind Sie raſend, Signora? fragte ſie halb ſtammelnd, halb mit dem Bemühen, wieder einige Feſtigkeit über ſich zu gewinnen.

Ja, ich bin es! rief Giuditta mit einer Stimme, die durch einen heiſern Anflug etwas Unheimliches

gewann. Meine Raſerei beſteht darin, daß ich Vernunft von Ihnen verlange, und daß ich jetzt von Ihnen fordere, Sie ſollen ſich menſchlich, gerecht und würdig benehmen, trotzdem daß Sie eine Gräfin ſind und obgleich Sie auf den Höhen dieſer verpeſteten und naturwidrigen Geſellſchaft ſtehen!

Ich werde meine Bedienten rufen laſſen! verſetzte die Gräfin mit wutherſtickter Stimme.

O über dieſe elenden Reichen! rief Giuditta mit lautem Hohnlachen. In der Stunde der Gefahr wiſſen ſie nichts als ihre Bedienten, auf die ſie ſich ſtützen wollen! Euer Glück und Euere Größe iſt eine Bedientenherrſchaft, und wenn das Schickſal Euch einſt ergreifen wird, werdet Ihr auf nichts vorbereitet ſein, als nach der Klingelſchnur zu greifen. Aber dann klingelt nur, klingelt, und Euere Bedienten werden alsdann doch nicht im Stande ſein, Euer Schickſal die Treppe herunterzuwerfen. Vielleicht treten Euere Bedienten, wenn Ihr ſie eines Tages alle zu Euch hereinklingelt, auf einmal als Menſchen zu Euch in die Stube, und Ihr ſeht dann ein, daß Ihr durch dieſe infame Klingelſchnur, welche die Nabelſchnur Eueres müßiggängeriſchen und verderbten Lebens iſt, verlernt habt, mit Menſchen umzugehen. Damit aber die Klingelſchnur nicht auch noch zwiſchen

Mutter und Tochter tritt, erlaubt mir, Gräfin, ſie Euch von der Wand zu ſchneiden.

Giuditta ſtürzte bei dieſen Worten zu der bezeichneten Stelle hin, und zog unvermerkt einen Dolch aus dem Buſen, der ihr unzertrennlicher Begleiter war und ohne den ſie niemals auszugehen pflegte. Dann ſchwang ſie ſich auf den Fußſpitzen in die Höhe, und ſchnitt mit einer einzigen raſchen Bewegung die Schnur bis zur oberſten Leiſte der Stubenthür ab. Darauf ſchob ſie den Riegel vor die Thür und ließ den Dolch wieder langſam in ihr Kleid zurückgleiten.

Um Gotteswillen, was wollen Sie thun? rief die Gräfin Sarmland, die jetzt ihre ganze Haltung verlor, und ſich mit ſchlotternden Gliedern an ihre Tochter Leonore drängte, deren Hände ſie jetzt ergriff, als wollte ſie in ihrer Angſt und Noth Rettung bei ihr ſuchen.

Leonore entzog ihr ihre Hände nicht, und ſagte, zu Giuditta gewandt, mit bittender Stimme: Laß uns jetzt gehen, Giuditta! Mir wird bange bei Deiner Aufregung. Ich wünſchte nicht, daß die Gräfin Sarmland ferner durch uns irgend beläſtigt werde, und das iſt der einzige mir noch erlaubte Wunſch, mit dem ich von ihr ſcheide.

Leonore entfernte damit leiſe und zitternd die Hand ihrer Mutter aus der ihrigen, und richtete dann abermals einen flehenden und ängſtlichen Blick auf Giuditta, die jetzt in ein grübleriſches Nachdenken verſunken zu ſein ſchien.

Ich will der Gräfin Sarmland ja nur ungeſtörte Gelegenheit verſchaffen, von ihrer Tochter Abſchied zu nehmen! ſagte Giuditta mit einer tief empfundenen Bitterkeit. Dieſer Abſchied wird und muß ſehr feierlich werden, denn die Mutter ſieht ihr Kind nicht wieder, das ſie bis in den Tod beleidigt hat. Wenn die Mutter ihr Kind beleidigt und von ſich ſtößt, ſo wächſt ihr Kind dadurch an Herrlichkeit und Anſehen. Das Kind wird größer und beſſer, je kleinlicher und ſchlechter ihr die Mutter wird. Das Glück einer Tochter, die eine Mutter hat, iſt unausſprechlich, aber der Triumph des Kindes iſt unermeßlich, wenn es wegen ſeiner Güte und Liebe von der Mutter verſtoßen und hinausgejagt wird. Die ewige Gerechtigkeit baut dem Kinde dann ſein Triumphthor, und die Mutter wird vor ihrem Kinde knieen, und ſich im Staub vor ihm wälzen, um beim Abſchied die Anwartſchaft auf die künftige Verzeihung ſich zu erbetteln.

Giuditta ſtreckte jetzt ihren Arm aus, um mit einer niederdrückenden Bewegung die Hand der Gräfin

zu faſſen. Amelie entzog ſich aber mit einer entſetzensvollen Haſt dieſer Abſicht, und flüchtete wieder in die Mitte der Stube, mit der Gebärde einer Verfolgten, die den feindlichen Dränger ſchon an ihren Ferſen fühlt.

Knieen Sie jetzt nieder vor Ihrem göttlichen Kinde, das Sie beleidigt haben! rief Giuditta nun mit größerer Strenge, indem ſie ihr ruhig einen Schritt nachging.

Ich kann es nicht! erwiderte die Gräfin, die ſchon matt zu werden begann, mit ſchwacher Stimme. Es ſchien ihr, als wenn die übermächtige Geſtalt der Giuditta ſich mit aller ihrer Gewalt auf ſie lehne und ihr jede Widerſtandsfähigkeit hinwegnehme. Das rollende und blitzeſchleudernde Auge Giuditta's hatte etwas Niederſchmetterndes für ſie gewonnen, und ſie fühlte, daß ihr der Athem in der Bruſt vergangen war.

Sie können es nicht! wiederholte Giuditta die Worte der Gräfin, indem ſich in die dämoniſchen Zuckungen ihres Geſichts wieder ein leiſes ſpöttiſches Lächeln ſtahl. Sie können es nicht, nämlich Ihr ſtolzes Knie beugen vor dem, was ſo hoch über Ihnen ſteht, vor Ihrer engelgleichen Tochter, vor dieſer ſüßen, in anbetungswürdiger Jugend und Unſchuld ſtrahlenden Leonore! Giebt es denn ſonſt noch Götterbilder, vor denen man heut knieen kann, wenn

nicht vor der gekränkten Ehre und vor der gemißhandelten Jugend? Der Kultus der Gemißhandelten iſt ein großer Kultus in unſerer Zeit geworden. Knieen Sie nieder und vollbringen Sie darin Ihre erſte Sühne, die uns erlauben wird, von Ihnen zu gehen, ohne wieder zu Ihnen zurückzukehren und ohne ferner an Sie zu denken! Knieen Sie, oder ſo wahr ich Giuditta heiße, ich werfe Ihren gottverfluchten Stolz mit Gewalt in den Staub nieder!

Giuditta umfaßte hierauf mit ihren beiden ſtarken Armen den Leib der Gräfin, um dieſelbe auf ihre Knie herabzuziehen. Leonore ſprang jedoch jetzt hinzu und bemühte ſich, ihre Mutter aus der feſten Umſchlingung der Giuditta herauszuziehen. In dieſem Augenblick war es aber auch der Gräfin ſelbſt gelungen, ſich loszumachen. Draußen vom Korridor her hatte ſich eine laute Stimme vernehmen laſſen, welche plötzlich die Aufmerkſamkeit der Gräfin feſſelte. Giuditta beobachtete mit ſcharfem Auge ihre Bewegungen und ſuchte ihr den Weg zur Thür zu vertreten. Aber Amelie hatte dieſelbe ſchon mit einem raſchen Sprung erreicht und in demſelben Moment auch den Riegel zurückgeſchoben. Gleichzeitig wurde aber von draußen ſtark an die Thür geklopft, und noch ehe ein Beſcheid abgewartet wurde, ward raſch

geöffnet. Es trat ein Herr in das Zimmer, welchem die Gräfin mit lauten Freudenbezeugungen entgegenflog.

Um Gotteswillen, kommen Sie herein, Baron Ranzau, rief ſie mit einer ſchmetternden Stimme aus, welche bewies, daß ſie jetzt allen ihren Muth wiedergewonnen. Sie überließ ſich dabei, im Drange des Moments Alles vergeſſend, einer leidenſchaftlichen Bewillkommnung dieſer Perſon, die ſie unter andern Umſtänden wahrſcheinlich vorſichtiger an den Tag gelegt hätte. In dem Gefühl aber, daß ſie jetzt der ſtürmiſchen und unheimlichen Scene, welche ihr Giuditta bereitet, glücklich entronnen ſei, warf ſie ſich faſt jubelnd an den Hals des Barons, und zog denſelben unter den dankbarſten Liebkoſungen in die Mitte des Zimmers.

Der Baron von Ranzau gebärdete ſich dabei mit der drolligen Naivetät, die wir ſchon bei einer früheren Gelegenheit dieſer Erzählung an ihm bemerkt zu haben uns erinnern. Wir haben ihn ſeit jener abenteuerlichen Winternacht in Mecklenburg nicht wieder geſehen, und ſein über die Maßen blühendes Ausſehen bewies, daß ihm die damaligen Fährlichkeiten durchaus nicht ſchädlich geworden waren.

Die Gräfin hatte den Baron Ranzau zum Sopha geführt und ſich nahe zu ihm geſetzt. Wie es ſchien,

wollte sie mit Absicht noch einige Augenblicke lang die Anwesenheit Leonorens und Giuditta's gänzlich ignoriren. Indeß verrieth sie durch die keineswegs mehr kunstvolle Unordnung, in der ihr reizender Morgenanzug sich befand, daß so eben etwas Außerordentliches mit ihr vorgegangen sein mußte. Ihr schönes glänzendes Haar, welches den bewundernswürdigsten Bestand ihrer Reize bildete, hatte sich beim Ringen mit der Giuditta über den Nacken aufgelöst. Auch hatten einige bedeutende Verschiebungen ihres Gewandes stattgefunden, welche, ohne daß die Gräfin es bemerkte, den erstaunten Blicken des Baron Ranzau sofort einen merkwürdigen Anhaltpunkt der Betrachtung darzubieten schienen.

Der Baron, der noch gar nicht zu Worte gekommen war, starrte überhaupt mit den Zeichen der größten Verblüfftheit Alles an, was er um sich her sah. Er konnte sichtlich nicht begreifen, warum Leonore, die er auf der Stelle erkannt hatte, in einer so fremden und zurückhaltenden Weise sich entfernt hielt, und noch weniger wußte er, was er aus der ernsten und imponirenden Gestalt der Giuditta machen solle, welche bei seinem Eintritt sofort den langen Schleier über ihr Gesicht gezogen hatte. Er wollte jetzt wieder aufstehen, um diesen beiden Damen ebenfalls seine

Ehrerbietung zu bezeigen, aber die Gräfin Sarmland zog ihn mit einem unwiderſtehlichen Händedruck wieder auf den Seſſel zurück. Auch das machte ihn betroffen, daß die Gräfin heut ihr Verhältniß zu ihm auf eine ſo unumwundene und, wie ihm ſchien, unvorſichtige Weiſe an den Tag legte, da es ihn bedünken wollte, daß ſie ſeit jener grauenvollen Nacht in Mecklenburg Urſache genug zur Einhaltung einer ſtrengen und verhüllten Taktik habe.

Leonore ſagte ganz leiſe zu Giuditta: Laß uns nun gehen, denn worauf warten wir noch? Ich bitte Dich bei Allem, was Dir heilig iſt, ſchenke uns jetzt den Frieden, den wir verdient haben, und laß uns ſtill und unbemerkt von hinnen gehen!

Das wäre freilich ganz in der Ordnung, entgegnete Giuditta halblaut, daß ſich das Recht zuletzt wie der Dieb in der Nacht davonſchleichen muß! Es iſt wahr, ich habe mich zu ſehr meiner innerſten Natur hingegeben. Es war eine Rechtsphantaſie, die mir faſt den Verſtand berückt und mich zu einer Raſenden fortgeriſſen hätte. Du haſt Recht, der Wirklichkeit gegenüber fange ich mich nachgerade an zu ſchämen; und es wird das Beſte ſein, daß wir uns nun ganz ſacht fortzuſtehlen ſuchen, denn wir ſind ja doch eigentlich hier die Verbrecher!

Baron Ranzau machte die Gräfin Sarmland durch eine Handbewegung darauf aufmerkſam, daß die Damen gehen wollten, aber die Gräfin beachtete auch jetzt ſeine dringenden Zeichen nicht, ſondern fuhr, mit dem Rücken gegen Leonore und Giuditta gewendet, fort, ihm alles Mögliche vorzuſprechen und ihn über die gleichgültigſten Dinge auszufragen.

Aber mein Gott, Baron, ſagte ſie jetzt mit dem kichernden Lachen eines jungen Mädchens, was ſind Sie dick geworden, ſeitdem wir uns nicht geſehen haben! Wie der Anblick der Berge das Heimathsgefühl des Schweizers beflügelt, ſo erinnert mich Ihre Taille, Baron, an unſer ſtämmiges und kraftvolles Mecklenburg!

Es freut mich, daß Sie in Paris nicht ſtolzer geworden ſind, Gräfin! erwiderte Ranzau mit ſeinem halb gutmüthigen, halb blöden Lächeln, wobei er in dem weitgeöffneten Munde ſeine ſchönen weißen Zähne zeigte. Ich fürchtete ſchon, daß wir Mecklenburger nicht mehr in ſo gutem Anſehen bei Ihnen ſtehen würden wie früher!

In dieſem Augenblick hörte man das leiſe Gehen der Thür, und als ſich die Gräfin jetzt haſtig umkehrte, ſah ſie eben das Gewand ihrer Tochter in der Thürſpalte verſchwinden. Mit einer wilden Bewegung

ſprang ſie dann auf und warf die Thür ſo heftig hinter ihnen zu, daß die Fenſterſcheiben klirrten und verſchiedene Gegenſtände im Zimmer umherflogen.

Dann kehrte ſie mit triumphirender Miene zu dem Baron Ranzau zurück und ſetzte ſich zu ihm auf das Sopha, indem ſie endlich der nicht länger zu zügelnden Neugierde ihres Freundes durch eine vertrauliche Mittheilung über das Vorgefallene zu genügen ſuchte.

Zweites Capitel.

Zufällige Leute.

Als Giuditta und Leonore unten vor der Thür des Hotels anlangten, ſagte Giuditta: Laß uns den Wagen zurückſenden, und zu Fuß durch die Straßen laufen! Ich bedarf der Luft, um wieder athmen zu lernen, denn das Weſen dieſer Frau hat mir die Bruſt wie mit eiſernen Klammern zuſammengeſchnürt!

Leonore nickte ihr ſtillſchweigend zu und hing ſich dann mit inniger Zuverſicht an den Arm der Giuditta feſt.

Die Mittagsſonne war mit einigen hellen Strahlen durchgedrungen und beleuchtete die Berliner Linden mit einem augenblicklichen Frühlingsſchimmer. Wie ſchön und heiter iſt dieſe Stadt! ſagte Giuditta, indem ſie ihren Spaziergang in der Richtung nach dem Brandenburgerthor antraten. Die Breite der Straßen hat etwas Verlockendes für die Phantaſie, und man

lauter gebildete Allerweltsmenschen sind, welche bei ihrer Geschicklichkeit und ihrem Talent, das ihnen schon auf den bedeutenden Stirnen geschrieben steht, überall hinpassen und überall zu Hause sein werden, und darum eigentlich bei sich selbst kein rechtes Vaterland haben. Die Preußen mögen gute Berliner sein, aber ich glaube nicht, daß die Berliner alle gute Preußen sind. Es sind berlinische Kosmopoliten, die keine andere Religion als ihre sogenannte Bildung haben, und deren sprichwörtlich gewordene Intelligenz über alle Länder und Meere der Welt reicht. Wenn ich König von Preußen wäre, ich würde meinen Thron nicht eher für gesichert halten, als bis ich den Kosmopolitismus der Berliner bezwungen und ihnen das specifische Etwas eingeimpft hätte, das den Londoner zum Londoner, den Pariser zum Pariser und den Hamburger zum Hamburger macht!

Du sprichst heut gar nicht als Republikanerin! bemerkte Leonore lächelnd, indem ihr schönes Auge zu den Schaufenstern der Kunstläden emporflog, an denen sie in diesem Augenblick vorübergingen. Sie machte ihre Freundin darauf aufmerksam, daß dort lauter Bildnisse der Notabilitäten der französischen Republik hingen. Louis Blanc, Proudhon, Ledru Rollin, Cavaignac, Lamartine, Louis Napoleon schienen die

beliebteſten und geſuchteſten Portraits, die ſich überall ausgeſtellt zeigten.

Giuditta begrüßte mit einem raſchen, feuerſtrahlenden Blick ihre Bekannten und Freunde, welche ihr in dieſen Bildern entgegentraten, und ſagte dann: Auch großmüthig iſt man in Berlin, man findet unſere Helden in allen Kunſtläden, und wenn die Berliner nach Paris kommen, finden ſie höchſtens Madame Sonntag oder Meyerbeer an den Schaufenſtern aushängen, ſonſt aber gar nichts, was in Paris auf Berlin zurückweiſen könnte. Das monarchiſche Berlin ſcheint doch noch immer aus dem republikaniſchen Paris ſeine Illuſionen und ſeine Bedürfniſſe zu ziehen. Dies iſt ein Kontraſt, den man ergötzlich nennen kann, und ich glaube, wir werden uns hier ungemein gut amuſiren, Leonore.

Aber wer mögen jene Herren ſein, deren ſchon ſo viele mit Mappen unter dem Arm an uns vorübergeeilt ſind? fuhr Giuditta fort, indem ſie mit einiger Gemächlichkeit die Vorübergehenden zu muſtern begann. Es war die Zeit, in welcher ſich der Spaziergang unter den Linden einigermaßen zu beleben pflegte, obwol Giuditta das kleine Getümmel, welches zu herrſchen anfing, ſehr dürftig finden wollte. Sie meinte in ihrer originellen Weiſe, auch beim Berliner

Straßenlärm komme ihr Alles wie bestellt vor, als ob sich einige Leute vorgenommen hätten, lebende Bilder auf der Straße darzustellen.

Vielleicht trug der üble Humor, in welchem sich die geniale Giuditta befand, Einiges dazu bei, ihr diese ungünstigen Vorstellungen über Alles, was sie in Berlin sah, einzuflößen und sie nur etwas Künstliches und Gemachtes in den vorübertreibenden Erscheinungen erblicken zu lassen. Sie fühlte sich zugleich belästigt von einigen Herren, welche ihnen von dem Augenblick an, wo sie aus dem Hotel heraustraten, unermüdlich nachgingen, und nicht nur jede Bewegung der beiden Damen beobachteten, sondern auch unmittelbar hinter ihnen in einem sehr schlechten und lächerlichen Französisch (da sie gehört hatten, daß man sich in dieser Sprache ausdrückte) ihre Glossen über die ihnen fremdartige und auffallende Gestalt der Giuditta machten. Unter diesen that sich besonders ein junger Mann hervor, der von einem großen schwarzen Bernhardiner Hund begleitet war und sich mit einer nicht geringen Zudringlichkeit in ihrer Nähe hielt. Er hatte die von Giuditta etwas laut gethane Frage gehört und war so dreist, sich jetzt mit einer Antwort deshalb an sie zu wenden, indem er ihr sagte, daß diese Herren mit den Mappen unter dem

Arm Abgeordnete aus den Kammern wären, die jetzt, wo eben eine Sitzung beendet ſei, mit großer Eilfertigkeit wahrſcheinlich ihrem Mittagstiſch entgegengingen. Das konſtitutionelle Redenhalten, ſetzte er witzelnd hinzu, dient wenigſtens dazu, hungrig zu machen, obwol es dem Volke ſelbſt den Appetit nach der politiſchen Freiheit ſchon ziemlich verdorben hat!

Giuditta maß ihn mit einem flüchtigen und gleichgültigen Blick, in dem wenig Ermunterndes zu fernern Mittheilungen für ihn lag, und dann ſagte ſie leiſe zu der ſich ängſtlich an ſie ſchmiegenden Leonore: Die Leute ſcheinen hier ebenſo zudringlich gegen Andere als mißvergnügt über ſich ſelbſt. Wir haben alſo ſchon etwas von dem konſtitutionellen Berlin geſehen und zugleich bemerkt, wie man ſich ſogar auf der Straße gegen Fremde über die eigenen Volksvertreter luſtig macht. Man hat mir immer geſagt, daß jeder Deutſche ein geborener Kritiker iſt. Die Berliner ſcheinen mir aber geborene Selbſtmörder zu ſein, die Alles, was ſie ſind und haben, an ihrem witzelnden Behagen ſterben laſſen. Darum ſind ſie auch von der Republik noch ſo weit entfernt, die nur da gedeiht, wo die Menſchen noch Ernſt genug beſitzen, um etwas Beſtimmtes zu glauben und jeden Augenblick ihr Leben dafür einzuſetzen.

Der Herr mit dem großen Hund folgt noch immer dicht hinter uns, flüſterte Leonore mit ſteigender Bangigkeit der Giuditta zu.

Das iſt der erſte große Unterſchied, der uns zwiſchen Berlin und Paris aufſtößt, fuhr Giuditta in harmloſer Weiſe fort. In Paris beläſtigt man keine fremde Dame auf der Straße mit einer Anrede, und noch weniger theilt man ihr ſpöttiſche Bemerkungen über die eigenen Inſtitutionen des Landes mit. Ein Pariſer Commis und ſelbſt ein Mann der Blouſe haben darin noch immer etwas von einem Ritter und von einem patriotiſchen Bürger an ſich. Und dieſen Berliner Herrn, der uns beſtändig verfolgt, ſollte man wenigſtens nach dem ſchönen prächtigen Hund, den er bei ſich führt, für einen anſtändigen Mann halten. Ich liebe die Hunde ſehr, und habe ſonſt immer ein günſtiges Vorurtheil für einen Menſchen, der einen ſchönen Hund hält!

Sie waren jetzt zu der Ecke der Friedrichsſtraße gelangt, und der junge Mann, der es noch immer für angemeſſen hielt, ſeine Abſichten fortzuſetzen, drängte ſich jetzt dicht an Giuditta heran, und fragte ſie in ganz trockenem Ton, ob es den Damen nicht gefällig ſei, die berühmte Conditorei von Kranzler kennen zu lernen, vor der ſie ſich eben befänden, und

ſich dort von ihm mit einem Glaſe Eis bedienen zu laſſen, denn das Eis ſei dort beſſer als man es in Paris oder Italien irgend auftreiben könne!

In Giuditta's Geſicht ſtieg jetzt eine hohe Röthe des Zorns und der Entrüſtung empor. Ohne ihn anzuſehen oder ſich zu ihm hinzuwenden, ſagte ſie mit ihrer tiefen feſten Stimme: Wenn ich bis jetzt Ihre lächerlichen Bemühungen unbemerkt hingehen ließ, ſo geſchah es, weil Ihr Hund mir Vertrauen einflößte, und weil ich hoffte, nöthigenfalls ſeine Hülfe gegen Ihre Zudringlichkeit requiriren zu können. Jetzt erſparen Sie uns und ſich die Unannehmlichkeit, zwiſchen dem Hund und ſeinem Herrn eine Entſcheidung herbeiführen zu müſſen.

Der ſcharfe und wegwerfende Ausdruck, welcher in dieſen Worten der Giuditta lag, ſchien ſofort eine ſchreckenerregende Wirkung auf den Beſitzer des Hundes auszuüben. Nachdem er noch einmal verſucht hatte, ſpöttiſch zu lächeln und ſeinem Geſicht den Ausdruck einer höhniſchen Ironie zu geben, zog er es vor ſeinen Hut ein wenig zu lüften, und mit der Aeußerung, daß er durchaus nicht habe läſtig fallen wollen, zurückzutreten.

Er wandte ſich dann zu einigen anderen Herren, die zu ihm zu gehören ſchienen und ebenfalls in

einiger Entfernung gefolgt waren. Ich hielt ſie für eine Sängerin von der italieniſchen Oper der Königſtadt! ſagte er ſo laut, daß alle Vorübergehenden auf dem Trottoir darauf aufmerkſam werden mußten. Sie hat aber Geiſt, weiß Gott, ſie hat Geiſt, und ſpricht ein Franzöſiſch, wie ich es in Paris nur in den erſten Salons gehört habe! Wir müſſen durchaus erfahren, wo ſie wohnt.

Es iſt auch möglich, daß ſie die Frau des türkiſchen Geſandten iſt, die eben angekommen ſein ſoll, bemerkte ein Anderer aus der Gruppe, die ſich jetzt auf dem Trottoir gebildet hatte. Viele andere ſchlechte Späße wurden in demſelben Augenblick hinter den Damen laut, die ſich erſt wenige Schritte weiter entfernt hatten.

Man läßt uns Spießruthen laufen! ſagte Giuditta, die ſo viel deutſch verſtand, daß ſie Alles auffaſſen konnte. Es iſt heut ein ſchlechter Tag für uns, meine theuere Leonore, und es gibt ſolche Tage, wo immer Alles zuſammenkommt, um uns herabzudrücken, um uns zu entwürdigen, um uns mit giftigen Stacheln einzuſchärfen, daß wir nichts als verirrte Fremdlinge in der Welt ſind und daß wir nicht das Recht haben, nach unſerer innerſten Natur etwas zu ſein und etwas zu fordern. Erſt wirft man uns heut auf die Straße hinab, und kaum ſind wir unten

angekommen, ſo jagt man uns wie vogelfreie Leute mit Spott und Hohn vor ſich her!

Leonore hatte dieſe weltverachtenden Seufzer ihrer Freundin jetzt faſt überhört, denn ihre Aufmerkſamkeit wurde in dieſem Augenblick durch einen ganz andern Gegenſtand in Anſpruch genommen. Es war ihr nämlich, als ſie jetzt an dem Kranzler'ſchen Laden vorübergingen, ſo vorgekommen, als wenn ſie an einem der Fenſter deſſelben ihren Vater erblickt hätte. Auf die Gefahr hin, etwas Auffallendes zu thun, wandte ſie ſich noch einmal nach dem Fenſter um, und überzeugte ſich jetzt, wie ſie glaubte, mit unfehlbarer Gewißheit, daß ſie Niemand anders als ihren Vater dort erblickt habe, der eben mit dem größten Eifer beſchäftigt war, Eis zu eſſen.

Leonore machte Giuditta auf ihre Entdeckung aufmerkſam und wollte, ihrem natürlichen Gefühl folgend, ſofort die Stufen hinaufſpringen, um in das Haus einzutreten und ſich ihrem Vater zu zeigen. Giuditta hielt ſie noch mit einem Druck ihrer Hand zurück und ſagte: Um Gotteswillen, Leonore, Du kannſt Dich geirrt haben, und wir begebenuns dann in die unangenehmſte Verlegenheit, denn jene Narren, die ſich hier mit uns beſchäftigt haben, werden nicht ſäumen, ebenfalls in dies Café einzutreten.

Leonore blieb hingegen bei der Versicherung, daß sie sich in der Person ihres Vaters nicht getäuscht haben könne, und zog jetzt die noch immer widerstrebende Giuditta mit sich fort. Nachdem sie das richtige Zimmer gefunden hatten, konnte kein Zweifel mehr übrig sein, daß es in der That Graf Sarmland war, der sich hier in der Kranzler'schen Conditorei in stiller Beschaulichkeit niedergelassen hatte.

Der alte Herr erkannte seine Tochter sogleich und schien nicht besonders verwundert über ihre plötzliche Erscheinung zu sein. Du suchst mich wol, Leonore? sagte er lakonisch, nachdem er sie mit einem herzlichen Handschlag begrüßt und ihr und ihrer Begleiterin zwei Plätze an dem kleinen Marmortisch angewiesen hatte.

Giuditta warf sich erschöpft in den Divan zurück und verhüllte ihr Gesicht durch den Schleier, den sie lang über den Hut herunterzog. Leonore aber, die beim Wiedersehen ihres Vaters eine lebhafte Freude empfunden, hielt seine Hand liebkosend in der ihrigen und betrachtete ihn mit zärtlicher Aufmerksamkeit.

Deine Mutter schickt Dich doch, mich aufzusuchen? fragte Graf Sarmland von Neuem. Und ich bin wirklich verwundert, daß Du mich in dem großen Gewühl von Straßen und Menschen so glücklich auf-

gefunden haſt. Wie in aller Welt wußteſt Du nur, daß ich gerade hier in dieſer Conditorei ſein mußte?

Ich wußte es ganz und gar nicht, entgegnete Leonore, indem ſie ihren Vater erſtaunt anblickte. Ich ſah Dich hier am Fenſter ſitzen und ahnte gar nicht, daß ich das Glück haben könnte, Dich hier in Berlin anweſend zu finden. Ach mein Vater, Du wirſt Dich meiner annehmen und mich nicht von Dir ſtoßen, wie es die Mutter gethan hat.

Deine Mutter ſchrieb mir aus Paris, daß ſie hierher kommen wollte, und daß Du noch in einer Pariſer Penſion zu Deiner Ausbildung eine Zeitlang zurückbleiben würdeſt! ſagte Graf Sarmland, indem er ſeiner Gewohnheit nach wieder unbeweglich vor ſich hinſtarrte.

Ich begab mich ſogleich um die feſtgeſetzte Zeit nach Berlin, fuhr er nach einer Pauſe fort. Hier fiel mir erſt ein, daß ſie mir nicht angegeben hatte, wo ſie abſteigen würde, und ſo irre ich jetzt ſchon mehrere Tage lang umher und frage in allen Hotels und Maiſons garnies vergeblich nach der Gräfin Sarmland. Als ich Dich jetzt ſah, mein Kind, dachte ich im erſten Augenblick der Freude daran, daß ſie Dich nach mir ausgeſandt haben könnte.

Nein, flüſterte Leonore leiſe, in ſolcher Gemein-

ſchaft ſtehe ich mit meiner Mutter nicht mehr. Sie hat ſich in jeder Weiſe, die nur trennen und ſcheiden kann, von mir getrennt und geſchieden, und ich wäre ſchon der Verzweiflung preisgegeben, wenn ſich nicht meine Freundin, Signora Giuditta, meiner in Paris erbarmt und mich in ihrer beiſpielloſen Güte hierher geleitet hätte!

Giuditta ſchrack bei Nennung ihres Namens zuſammen und erwachte wie aus einem tiefen Traum. Der Graf Sarmland machte ihr jedoch nur eine ſtumme Verbeugung und betrachtete ſie mit einer flüchtigen Neugierde, indem er bald wieder in ſein grübleriſches Nachſinnen verſank. Giuditta begann ſich jetzt über dies eigenthümliche Weſen des alten Herrn zu beluſtigen, und mit ihrem Scharfblick, dem nichts entging, errieth ſie ſogleich, daß der Graf wahrſcheinlich von einer heftigen Eiferſucht gefoltert werde, und ſeine Gemahlin im Verdacht einer abſichtlichen Verheimlichung ihres hieſigen Aufenthalts habe.

Wir haben den Aufenthalt Ihrer Frau Gemahlin ſogleich erfahren, Herr Graf, ſagte ſie lächelnd, indem ihre raſch wechſelnde Stimmung bereits wieder in eine ihr nicht ſelten eigene Schelmerei umſchlug. Hätten Sie, wie wir, einige Tage im Berliner Frem-

denblatt zurückgeblättert, so würden Sie in den Besitz der von Ihnen so stark ersehnten Adresse gelangt sein. Ich freue mich aber, in dem guten Deutschland noch das alte Sprichwort bestätigt zu finden, daß die Liebe blind ist. Ihre Frau wohnt einige Schritte von hier, im Hotel du Nord, und befindet sich eben, wie ich glaube, in sehr guter Gesellschaft, die sie der Ihrer Tochter bei weitem vorgezogen hat.

Der Graf sprang bei diesen Worten, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, in die Höhe und griff nach seinem Hut. Wer ist bei ihr? fragte er noch mit einer zitternden Stimme seine Tochter, die mit Erstaunen sah, daß er ohne weitere Rücksicht auf sie fortzustürzen im Begriff schien.

Baron Ranzau ist so eben angekommen, antwortete Leonore in ihrer ganzen Arglosigkeit auf die Frage ihres Vaters.

Diese Nachricht schien den alten Grafen völlig niederzuwerfen, und betäubte selbst augenblicklich den Zorn, der schon in den Adern seiner hohen weißen Stirn zu arbeiten angefangen hatte. Mit einem tiefen Seufzer warf er sich wieder in den Stuhl zurück, und stellte den Hut neben sich auf das Fensterbrett.

Ich habe diesen Baron, sagte er leise zu seiner

Tochter, ſeit jener ſchauderhaften Winternacht nicht wiedergeſehn, wo er ſich todt anſtellte und mir, der ich ſeine Leiche mit anfaſſen und durch den Schnee ſchleppen mußte, ein ſolches Grauſen in alle Glieder jagte, daß ich ſeitdem nicht ohne Entſetzen an ihn habe denken können. Wenn er bei meiner Frau iſt, ſo will ich ihm und mir noch einige Friſt gönnen, denn das iſt ein ausnehmend gefährlicher Menſch, mit dem ich nur im äußerſten Nothfall wieder anbinden werde. In demſelben Augenblick, wo er damals aus ſeinem Scheintod wiedererwacht war, verdächtigte er mich ſogar als Demokraten und Republikaner, obwol ich nicht läugnen will, daß ich damals zu nachſichtig gegen Deinen tollen Vetter Roman war, der, beiläufig geſagt, jetzt wieder hier ſein muß, denn ich ſah ihn geſtern Abend im Parterre des Opernhauſes mit ſeinen beiden andern Spießgeſellen, die ich ebenfalls nie aus meinem Gedächtniß verlieren werde.

Giuditta warf Leonoren einen betroffenen Blick über das ſeltſame Weſen des Grafen zu und ſchien ungewiß, ob ſie ihm den regelmäßigen Gebrauch ſeiner geiſtigen Fähigkeiten zuſchreiben dürfe. Leonore flüſterte ihr mit einer verſtohlenen Thräne im Auge zu, daß ihr Vater gut und brav ſei, und daß ſie ihn

über Alles liebe, weshalb ſie bitte, ihn nicht nach dem ungünſtigen Anſchein ſeiner zerſtreuten Momente zu beurtheilen.

Giuditta ſah ihr mit einem ſchmerzlichen Lächeln in die Augen und ſagte: Armes Kind, Dein Vater wird Dir mit dem beſten Willen nicht wiedergeben können, was Dir Deine Mutter mit dem ſchlechteſten Willen genommen hat! Laß uns jetzt gehen, und uns unſer Glück wieder zuſammen verſuchen. Dein Vaterhaus ſoll künftig unſere aus freier Bruſt entſtandene Liebe und unſer darauf begründetes Zuſammenleben ſein. Wir wollen uns ein ſtarkes und ſicheres Haus, eine Veſte gegen die ganze Welt, aus unſerer Freundſchaft bauen. Jetzt aber frage Deinen Vater, ob er uns nicht eine Equipage verſchaffen kann, denn ich habe mir heut ſchon die Füße wund gelaufen, wenn auch nicht körperlich, ſo doch geiſtig, und die Straße kommt mir wie ein Tanzſaal in der Morgendämmerung vor, wo die Tänzer todmüde durcheinander zu taumeln ſcheinen!

Sie ſprang hiermit auf und ſchickte ſich zum Fortgehen an, während Leonore ihren Vater nach ſeinem Wagen fragte, ohne den er, wie ſie wußte, ſich niemals in Berlin zu befinden pflegte. Der Graf deutete ſchweigend mit den Fingern nach der

gegenüber befindlichen Ecke der Friedrichsstraße, wo Leonore in der That die ihr wohlbekannte Equipage mit den schönen schwarzen Pferden halten sah. Sie war kindlich genug, sich einen Augenblick lang über das Wiedersehen dieser Pferde aus dem berühmten Marstall von Sarmland zu freuen.

Der Graf wurde jetzt plötzlich aufmerksam genug, um der Giuditta und seiner Tochter den Arm zu bieten und sie über die Straße zu seinem Wagen hinzugeleiten. Er selbst entschuldigte sich, daß er die Damen allein fahren lassen müsse, denn er wolle wieder in die Conditorei zurückkehren, um seine Lektüre der französischen Zeitungen zu beendigen, die er seit einiger Zeit mit der größten Regelmäßigkeit lese.

Leonore unterdrückte ihr Erstaunen über diese neue Richtung ihres Vaters, die seinen bisherigen Gewohnheiten gänzlich widersprach. Sie bat ihn, indem er ihr beim Einsteigen behilflich war, nur noch leise, daß er sie nicht vergessen und sich recht bald nach ihr umsehen möge. Der Graf trug seinem Kammerdiener auf, sich genau die Wohnung zu merken, wohin er mit den Damen fahren würde. Dann grüßte er unter vielen Entschuldigungen, daß sein Gedächtniß von Tag zu Tag schlechter werde,

nochmals mit aller Höflichkeit die Giuditta, und entfernte ſich darauf.

Als der Wagen abfuhr, bemerkte Giuditta wieder mit einigem Schrecken den ſchwarzen Bernhardiner Hund, der an den Rädern vorbeiſprang.

Drittes Capitel.

Frau Berthier.

Fritz Lerche hatte seit seiner Ankunft in Berlin eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht, die ihn auf die angenehmste Weise hier beschäftigte.

Nachdem er vor einigen Tagen in Gesellschaft seiner Freunde Roman und Malounin in Berlin angekommen, trennte er sich von seinen Gefährten, um sich eine seinen Bedürfnissen und Einkünften entsprechende Wohnung in einer der entlegeneren Straßen der preußischen Hauptstadt zu suchen. Die beiden Andern, welche über nicht unbedeutende Geldmittel zu verfügen schienen, hatten diesmal eine gemeinschaftliche Wohnung in einem in der Markgrafenstraße gelegenen Hotel garni bezogen. Fritz Lerche aber folgte wieder dem Hange seines poetischen Cynismus, der ihn am liebsten in die Straßen der Vorstädte trieb, um sich dort unter Umgebungen, die ihn an das Treiben der

eleganten und vornehmen Welt gar nicht erinnerten, einer volksthümlichen Einſiedelei, wie er es nannte, überlaſſen zu können.

Nach langem und behaglichem Umherſchlendern war er in eine Straße der Oranienburger Vorſtadt gekommen, wo er an einem großen, neuen, einer Kaſerne ähnlichen Hauſe ein kleines, über der Hausthür befindliches Schild bemerkte, auf welchem die Worte: »Berthier, bottier de Paris« mit blauer Schrift im rothen Grunde aufgezeichnet ſtanden. Daneben hing ein geſchriebener Zettel, der ein kleines möblirtes Zimmer im dritten Stockwerk des Hauſes den Vorübergehenden anbot. Lerche mußte über die Seltſamkeit lächeln, daß ein Schuhmacher der Berliner Vorſtadt, wo faſt nur Fabrikarbeiter und Proletarier wohnten, ſeine Dienſte in franzöſiſcher Sprache anzukündigen wagte, und er beſchloß, wenn der Schuhmacher zugleich der Vermiether des Zimmers ſein ſollte, daſſelbe ohne jede weitere Rückſicht zu übernehmen.

Die Leichtigkeit ſeines Körpers half ihm die Höhe der drei Treppen raſch überwinden, und nachdem er oben an einer ſehr lahm herunterhängenden und kaum hörbaren Klingel zu wiederholten Malen gezogen, ward ihm von einer jungen Frau geöffnet, die in

einer ſchlichten, aber ungemein ſaubern und faſt zierlichen Tracht ſich darſtellte, und mit einem Anſtande, der ihm ſogleich an einer Frau in dieſen Verhältniſſen auffiel, nach ſeinem Begehren fragte.

Lerche machte ſich den Spaß, ſeine Erkundigung ſofort an die Sprache des Schuhmacherſchildes anzuknüpfen, und auf Franzöſiſch ſein Begehren dahin zu formuliren, daß er an Herrn Berthier, bottier de Paris à Berlin, Grüße von Herrn Berthier, bottier de Berlin à Paris, der, wie alle deutſchen Schuhmacher, in der Rue St. Antoine in Paris wohne, und woher er eben komme, zu beſtellen habe. Er fügte ferner in franzöſiſcher Sprache hinzu, daß Herr Berthier in Paris, der immer für ihn gearbeitet, ihm ſeinen Vetter Berthier in Berlin angelegentlich und auf das Dringendſte empfohlen habe.

Die junge Frau erröthete zuerſt wie in einem leiſen Erſchrecken, als ſie ſich Franzöſiſch angeredet ſah, hörte ihm jedoch mit der größten Aufmerkſamkeit zu, und ſagte dann mit ebenſo vieler Beſcheidenheit als Würde: Er möge es nicht übel nehmen, wenn ſie ihm eine deutſche Antwort gebe, denn da ſie aus ſeiner Ausſprache des Franzöſiſchen zu entnehmen geglaubt, daß er ein Deutſcher ſei, ſo hoffe ſie, daß es ihm, als einem Landsmann, nicht auf ihr ſchlechtes

Franzöſiſch ankommen werde. Den Schuhmacher Berthier in der Rue St. Antoine kenne ſie allerdings, und ihr Mann habe in dieſem Geſchäft früher einige Jahre gearbeitet. — Jetzt aber iſt er todt! fügte ſie leiſe und mit einem zuckenden Niederſchlag der Augen hinzu, indem ſie ſich zugleich anſchickte, wieder in ihr Zimmer zurückzutreten. Sie ſchien dies weniger zu thun, um Lerche mit ſeinen ferneren Fragen abzuweiſen, als vielmehr um einem nahen Ausbruch des Schmerzes zuvorzukommen.

Fritz Lerche erſtaunte mehr und mehr über das ebenſo anmuthige als ausgezeichnete Weſen dieſer einfachen Frau, die in ihrem Anzuge durchaus ihrem Stande gemäß ſich darſtellte und doch auch in ihrer äußeren Erſcheinung einen ſo außerordentlichen Eindruck machte, daß ſich Lerche, ein ſonſt ziemlich ſcharfer Kenner der Menſchen und ihrer Verhältniſſe, noch keine Rechenſchaft darüber zu geben vermochte.

Er bemerkte jetzt auch, wie ſie allerdings in Trauer gekleidet war, und ſchloß daraus, daß ſie ihren Mann erſt ſeit Kurzem verloren haben müſſe. Es that ihm leid, daß er durch einen unzeitigen Scherz, der vielleicht ſogar einen frivolen Anſtrich hatte gewinnen können, den, wie es ſchien, noch ſo regen Schmerz der jungen Frau angeſtachelt. Er beſchloß, da ſie

ohnehin die Thür vor ihm aufgelaſſen, ihr in das Zimmer hinein nachzugehen und ſich ihr in einer freundlichen und achtungsvollen Weiſe, wozu ihr ganzes Weſen ihn aufforderte, abermals zu nähern.

Als er in das Zimmer trat, fühlte er ſich von dem Geiſt der Ordnung und Nettigkeit, der in demſelben bei aller Dürftigkeit der Einrichtung herrſchte, auf das Höchſte überraſcht. Bei der größern Helle des Lichts, die in dem Zimmer war, hatte er jetzt erſt Gelegenheit, das wohlgebildete Aeußere dieſer Frau zu betrachten. Sie hatte ſich an das Fenſter auf einen Stuhl geſetzt und ſchien, indem ſie ihr Geſicht abkehrte, eine in ihr entſtandene Bewegung verbergen zu wollen.

Sie mochte ungefähr in einem Alter von dreißig Jahren ſtehen, wenn nicht die ſtärker ausgearbeiteten Züge, welche den Frauen des Handwerkerſtandes leicht eigen ſind, über die Zahl ihrer Jahre täuſchten. Das Geſicht war ſchön und ausdrucksvoll, und das glänzende ſchwarze Haar, welches den Kopf umfloß, ſchien ihm mit ungemein ſorgfältiger und kunſtvoller Hand und in einer ganz modernen Form zurechtgelegt. Die Beſcheidenheit ihres Trauer-Anzuges hinderte jedoch nicht, ihre kräftige und blühende Geſtalt zu ihrem Vortheil heraustreten zu laſſen. Zugleich lag in ihrer

ganzen Art eine gebildete und feinbegränzte Haltung, die ſich mit den etwas derben Formen auf eine anziehende und zugleich vertrauenerregende Weiſe verband. Lerche fand, daß der Typus, der in ihrer Erſcheinung ausgeprägt lag, nicht ganz deutſch ſei, obwol er auf der andern Seite nicht zweifeln konnte, daß ſie eine Deutſche und vielleicht auch eine Berlinerin von Geburt ſei, denn für die Wahrnehmung der nationalen Eigenthümlichkeiten hatte ſich Lerche immer einen ſcharfen Takt zugetraut, der ihn auch in der That ſelten täuſchte.

Es fiel ihm jetzt ein, daß ſie wahrſcheinlich mit ihrem Manne einige Zeit in Paris gelebt habe, denn ihre Weiſe, ſich darzuſtellen und ſich anzukleiden, erinnerte ihn plötzlich auf das Beſtimmteſte an die ſchönen und tüchtigen Frauengeſtalten der franzöſiſchen Handwerker, wie man ſie in Paris in den Magazinen und Läden arbeiten, verkaufen und dem Comptoir vorſtehen ſieht.

Nachdem er hinter ſich die Thür hatte zufallen laſſen, trat er näher zu ihr hervor, und fragte ſie mit dem rückſichtsvollen und gemeſſenen Ton, wie man ihn einer fremden Dame gegenüber zu beobachten pflegt, ob das meublirte Zimmer hier in ihrem Stockwerk zu vermiethen ſei?

Sie nickte blos mit dem Kopfe und zeigte ſchweigend auf eine halbgeöffnete Thür, durch welche man in ein unmittelbar an dieſes Zimmer gränzendes, noch kleineres Gemach hineinblicken konnte.

Es hatte jedoch für Fritz Lerche noch wenig Intereſſe, ſich ſogleich darin umzuſehen, und ohne ſich über die Angemeſſenheit deſſelben für ſeine Bedürfniſſe vergewiſſert und nach dem Preis gefragt zu haben, erklärte er ſogleich, daß er das Zimmer miethen wolle, und noch am heutigen Abend zu beziehen wünſche.

Sie ſchien es dagegen auffallend zu finden, daß er ſich ſo raſch entſchieden, und das in Rede ſtehende Zimmer nicht vorher beſichtigt habe. Nachdem ſie ihm aus ihren Augen einen ſcharfen, prüfenden Seitenblick zugeworfen, ſagte ſie mit einer feſten und ſcharfen Stimme: Das kleine Zimmer, welches ich ablaſſen kann, hat einige Mängel, die es vielleicht nicht ganz nach Ihrer Bequemlichkeit erſcheinen laſſen werden. Es iſt ſehr ſchlecht meublirt, und ich hatte mehr gedacht, daß es vielleicht ein unbemittelter junger Mann, dem mit einem wohlfeilen Quartier bei anſtändigen und rechtlichen Leuten gedient iſt, miethen würde. Ich habe auch ſchon einen Werkführer aus der Borſig'ſchen Fabrik in Vorſchlag, der noch heut deshalb herkommen wollte.

Ich bitte gleichwol, mir das Zimmer zu überlaſſen, da ich doch jedenfalls zuerſt gekommen bin! erwiderte Lerche, dem dieſe Weigerung der Frau, an ihn ſogleich zu vermiethen, außerordentlich gefiel. Ich ſehe ſchon durch die Thürſpalte, daß das kleine Zimmer für mich vollkommen ausreicht, und obwol ich gewohnt bin, meine Miethe ſtets im Voraus zu bezahlen, was mehr ein moraliſches Mißtrauensvotum iſt, das ich der fiebartigen Beſchaffenheit meiner eigenen Taſchen ausſtelle, ſo habe ich doch ſonſt ganz und gar nichts von einem großen Herren an mir, und könnte im eigentlichſten Sinne des Wortes für den unbemittelten jungen Mann gelten, den Sie ſich als das Ideal Ihres Miethers vorgeſtellt haben. Auch iſt ein Werkführer der Borſig'ſchen Fabrik ein bei weitem vornehmerer Mann als ich, denn ich bin nichts als ein altwerdender Student und muß daher mit jedem Jahrgang nothwendig weniger werden.

Sie hörte ihn ruhig und mit ſinnender Aufmerkſamkeit an, ſtand dann raſch auf und öffnete die Thür, welche in das von ihm begehrte Zimmer führte. Er trat jetzt hinein und war geneigt, es überraſchend ſchön und von auserleſenem Comfort zu finden.

Ich werde hier beſſer wohnen, als ich ſelbſt in Paris und London gewohnt habe! ſagte er zu der

auf der Schwelle ſtehen gebliebenen Frau. Hier ſteht ja ſogar ein Sopha, auf deſſen rothem Ueberzug man den Traum eines rothen Republikaners träumen kann. Ich fürchte, das Zimmer iſt faſt zu luxuriös für mich ausgeſtattet, denn meine Verhältniſſe erlauben mir nicht, mich zu verwöhnen. Auch iſt dieſe Ausſicht, die man auf den Stettiner Eiſenbahnhof und über eine hübſche Strecke der Bahn gewinnt, ganz vortrefflich zu nennen. Vielleicht werde ich hier noch ſogar fleißig und arbeitſam, denn wenn ich den ſchönen kleinen Tiſch am Fenſter betrachte, ſo möchte ich mich gleich davor ſetzen und ſchreiben, und die großen Entwürfe, mit denen mein kleiner Geiſt ſich ſeit lange beſchäftigt, hier zu ihrer Vollendung rufen!

Dann iſt die Stube gar nicht für Sie brauchbar! ſagte die Frau jetzt mit einer raſchen und entſchiedenen Wendung. Hier nebenan wird den ganzen Tag über viel geklopft und gehämmert, wie das unſer Geſchäft mit ſich bringt, und da würde Jemand, der den Tag über viel zu Hauſe iſt und ſich mit ſchriftlichen Arbeiten beſchäftigt, doch gar zu ſehr geſtört werden.

Wer arbeitet denn? fragte Lerche. Halten Sie Geſellen, welche die Geſchäfte ihres Mannes fortſetzen?

Sie ſchwieg und kehrte in das Zimmer zurück,

wohin ihr Lerche, deſſen Intereſſe für ſie mit jedem Augenblick geſtiegen war, folgte. Er ſah ſich jetzt erſt genauer auch in dieſem Zimmer um, und bemerkte an dem einen Fenſter einen Tiſch, auf dem ſich alle für die Schuhmacherarbeit nöthigen Geräthſchaften befanden. Die junge Frau war ſeinen Blicken mit den ihrigen gefolgt, und er glaubte zu bemerken, daß ihre Augen von einer gewiſſen Freude blitzten, als er die blanken und ſauber gehaltenen Werkzeuge muſterte, und mit ſeiner Betrachtung bei einem höchſt zierlichen Damenſtiefel verweilte, der eben in der Arbeit begriffen zu ſein ſchien.

Er näherte ſich jetzt dem Tiſch und ſie ging ihm einen Schritt nach, wie es ſchien, in einer geſpannten Erwartung, was er beginnen wolle.

Fritz Lerche nahm den kleinen halbvollendeten Stiefel in die Hand und betrachtete ihn mit der ſinnigen und gemüthlichen Aufmerkſamkeit, die überhaupt in ſeinem Weſen und in ſeinen ungemein gutartigen Augen lag.

Dies iſt eine vortreffliche Arbeit, ſagte er, und der ſchöne, höchſt anſtändige Fuß, der damit bedient wird, könnte ſich nicht beſſer aufgefaßt und gewürdigt ſehen, als durch dieſe Schuhplaſtik, die jedem Artiſten der Füße Ehre machen würde.

Er sah der jungen Frau dabei scharf in die Augen, denn er ahnte bereits, was es für eine Bewandniß mit dieser Fortsetzung des Geschäftes ihres Mannes haben möchte.

Ihre blassen, etwas in's Gelbliche scheinenden Wangen hatten sich bei seinen Bemerkungen mit einer heißen Purpurröthe überdeckt. Nach einer Pause sagte sie mit innigem Selbstgefühl: Ja, wir haben in Paris arbeiten gelernt, und wir fanden hier wenigstens einen kleinen Kreis guter Herrschaften, die unsern Fleiß und unsere Geschicklichkeit in Anspruch nahmen, obwol wir uns nicht in einem Prachtladen, sondern nur au troisième in der Vorstadt niederlassen konnten.

Ihr Mann war ein geborner Franzose, der Sie vielleicht auf seiner Wanderschaft in Berlin kennen lernte, und Sie folgten ihm dann als seine Frau nach Paris? sagte Fritz Lerche mit leiser Betonung, indem er den Stiefel in ihre Hand zurücklegte, welche sie in einer Art von Zerstreuung darnach ausgestreckt hatte.

Es ist so, wie Sie sagen, mein Herr! erwiderte sie, indem sie ihn betroffen anblickte.

In Paris lernten auch Sie die Arbeit Ihres Mannes, wie es in dem ausgezeichneten französischen

Handwerksſtande ſehr gebräuchlich iſt? fuhr Lerche fort. Als intelligente Berlinerin gaben Sie dem werkthätigen Charakter und der artiſtiſchen Geſchicklichkeit der Pariſerinnen nichts nach, und brachten es bald zu einer Leiſtung in Ihrem Fache, welche hinſichtlich der Gediegenheit den Vergleich mit den Arbeiten Ihres Mannes aushielt und noch den Vortheil der geſchickten, weiblichen Hand hinzufügte.

Sie ſah ihn mit wachſendem Erſtaunen an und ſagte dann athemlos: Woher wiſſen Sie das Alles? Dann fügte Sie mit einer gewiſſen Naivetät hinzu: Es iſt aber ganz richtig, was Sie ſagen. Berthier kam vor acht Jahren nach Berlin, wo er bei meiner Mutter wohnte, die eine arme Wäſcherin war, während ich für Geld außer dem Hauſe nähte. Er erbte ein kleines Kapital von einem Verwandten in Paris, und ich folgte ihm als ſeine Frau dorthin, wo ich auch das Arbeiten von ihm lernte. Wir kehrten aber nach einigen Jahren wieder nach Berlin zurück, weil ich dummes Ding das Heimweh hatte.

Ein Berliner iſt immer aus lauter Heimweh zuſammengeſetzt! ſagte Fritz Lerche, indem ſie jetzt mit einem ſtillen Anflug von Verlegenheit innehielt, da es ihr ſchien, als ob ſie aus ihrer frühern Zurückhaltung zu raſch in dieſe Mittheilſamkeit gegen ihn übergegangen wäre.

Und wann ſtarb Ihr Mann? fuhr Lerche in ſeinem zutraulichen Tone fort, der etwas Vertrauenerregendes für ſie haben mußte.

Vor vierzehn Tagen, antwortete ſie leiſe, aber mit einer feſten Haltung. Es ging uns hier recht gut, denn ſobald wir uns eingerichtet hatten, fanden wir auch ſchöne Arbeit vollauf und ich war glücklich, daß ich ihm helfen durfte. Aber er kränkelte ſeit unſerer Rückkehr nach Berlin, ſeine Bruſt war nicht die ſtärkſte, und durch vieles Nachtarbeiten zog er ſich den Tod zu. Er war ſo brav, und meine ganze Seele iſt fortwährend bei ihm. Doch mußte ich den Kopf oben behalten, um für mein kleines Kind zu arbeiten. Es iſt meines Berthiers Ebenbild, und Gott hat es mir gegeben, um das Leben lieb zu behalten. Ach Gott, ſo lange die noch beſtellt geweſene Arbeit reichte, machte ich ſie fertig und lieferte ſie ab, indem ich mich dabei zu weitern Beſtellungen empfahl. Ich empfinde aber ſchon Todesangſt darüber, daß man nichts weiter bei mir beſtellen wird, denn einer Frau traut man einmal nichts zu, und die Gewohnheiten der reichen Leute ſind durch keine Bitten der Armen zu beugen.

Sie richtete bei dieſen Worten ihre edle ſchlanke Geſtalt mit einer Bewegung in die Höhe, als wollte

ſie dadurch ausdrücken, daß es ihr nie an Muth gebrechen ſolle, in aller Trübſal thatkräftig auszuharren.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Stubenthür, und ein kleines Mädchen, das ungefähr ſechs Jahre alt zu ſein ſchien, trat mit einer gewiſſen Haſt herein. Ohne in ihrer Eilfertigkeit die Anweſenheit des Fremden zu bemerken, ſtürzte ſie ſogleich auf ihre Mutter zu, und ſagte mit einer vom Weinen halb erſtickten Stimme: Die Frau Baronin hat mir kein Geld gegeben! Die Kamaſchenſtiefel, die ich gebracht, wären ſehr gut, und ſie würde weiter arbeiten laſſen. Aber von dem Gelde hat ſie nichts geſagt, und ich getraute mir nicht, ihr zu ſagen, daß meine Mutter heut nicht Mittagbrot kochen könne, wenn ſie nicht ſogleich bezahle.

Da haſt Du auch ſehr wohl daran gethan, Johanne! ſagte Frau Berthier in ſichtlicher Verlegenheit, indem ihr Geſicht von einer dunkeln Gluth überfloſſen wurde. Sie drückte dabei das kleine Mädchen an ihre Knie, und ſtrich ihm mit beiden Händen ſanft das ſchwarze lockige Haar über die Schläfen. Damit ſchien ſie ihm zugleich bemerklich zu machen, daß noch Jemand in der Stube ſei, und die Kleine bekam jetzt einen fürchterlichen Schreck, indem ſie den dicht hinter

ihr stehenden Fritz Lerche wahrnahm, der ihr freundlich die Hand darbot.

Es war ein allerliebstes Mädchen, das auch weit über ihre Jahre hinaus schon entwickelt und verständig schien. Ihr schwarzes Trauerkleidchen, welches die kleinen blühenden Glieder umfloß, brachte einen rührenden Kontrast in ihre Jugend. Ihr anmuthig gebildetes Gesicht schien aber von Natur ernst und nachdenklich, und sie entzog sich jetzt mit einer etwas trotzigen Wendung den Liebkosungen, mit welchen sich Fritz Lerche bereits ihre kleine Gunst zu erwerben strebte. Es schien sie noch zu ärgern, daß sie so ungeschickt gewesen war, die Verlegenheiten des mütterlichen Haushalts vor einem Fremden ausgeplaudert zu haben.

Frau Berthier entschuldigte die Kleine wegen ihres unartigen Benehmens, und Lerche entgegnete, daß sie jetzt um so mehr verpflichtet sei, nur ihm und keinem andern das Zimmer zu überlassen, als er nur dadurch Gelegenheit finden könne, sich durch fortgesetzten Umgang die Gunst der kleinen Johanne zu erwerben. Zugleich bat er, ihm zu gestatten, daß er sofort die Miethe im Voraus bezahlen dürfe.

Das Zimmer kostet drei Thaler monatlich, sagte Frau Berthier jetzt nach einigem Zögern, und mit

einem schmerzlichen Seitenblick auf ihr Kind. Lerche verstand in diesem Blick die ganze Situation, in der sich die arme treffliche Frau befand, die vielleicht bei dem Begräbniß ihres Mannes ihre letzten Mittel aufgebraucht, und nun schon auf den Einzelkampf mit den Bedürfnissen jedes Tages angewiesen war. Er nannte es in seiner Weise immer den Guerillakrieg der Noth, welchen die armen Leute mit jeder Stunde und Tageszeit besonders und in langsam aufreibenden Gefechten zu führen haben, indem Morgen, Mittag und Abend jedesmal eine erneuerte Anstrengung verlangen, mit den daran haftenden Bedürfnissen sich auseinanderzusetzen. Er kannte diesen Krieg aus den eigenen Feldzügen, die er darin bestanden.

Sie haben ein so schönes Zimmer viel zu billig angesetzt, Frau Berthier! sagte er darauf, wagte jedoch nicht mehr als die verlangte Summe auf den Tisch zu legen, bei deren Aufzählung sich in seinem Gesicht eine gewisse Verschämtheit ausdrückte.

Wissen Sie noch etwas, Frau Berthier, sagte er dann nach einigem Besinnen, ich wünschte wol meinen Mittagstisch hier bei Ihnen einnehmen zu können. Ich gehe nicht gern in den Mittagsstunden aus, und Sie würden mir dadurch einen außerordentlichen Dienst erweisen, denn ich ersparte dann viel Zeit und

zugleich die nach abgestandenem Essen riechende Langeweile einer Berliner Speisewirthschaft, wenigstens von dem Range, wie ich armer Teufel sie doch nur besuchen könnte. Ich würde mir dann erlauben, auch hierauf einstweilen sechs Thaler auf Abschlag zu erlegen.

Sie sah ihn jetzt forschend und mit ruhig prüfenden Blicken an. Ihr weiblicher Scharfsinn schien dem innern Gang seiner Gedanken gefolgt zu sein, und sie errieth, welche uneigennützigen Absichten mit seinen Anerbietungen verbunden waren. Sie wußte nicht gleich, wie sie sich darüber entscheiden solle. In ihrer bittern Verlegenheit begann sie die drei Papierthaler, welche er bereits aufgezählt, zusammenzunehmen, und er sah, wie ihre Hand dabei hin und her zitterte.

Sie dürfen nicht fürchten, Frau Berthier, daß Sie sich irgend Umstände mit mir zu machen haben, fuhr Lerche fort. Darin gehöre ich entschieden zu den Konservativen, daß ich jedesmal esse, was die Kelle gibt, und unter den vielen frommen Sprüchen meines Vaters habe ich mir diesen immer am besten gemerkt. Sie müssen wissen, daß mein Vater Landprediger in der Altmark war, und daß wir alle Tage unserer zwölf Kinder um den Tisch herum saßen. Wie die Heuschrecken sogen wir uns an die dürren

Einkünfte unseres armen Vaters fest, lernten aber dabei den Stoff achten, mit dem wir die Souveränetät unseres Magens täglich zu vereinbaren hatten. Ich gewann dadurch einen konstitutionell gelehrigen Appetit, für den eine gesunde Rindfleischsuppe schon ein Völkerideal ist und das in einer prinzipiellen Kartoffelfütterung schon alle Menschenrechte befriedigt sieht.

Die junge Frau, die noch immer in einem zweifelhaften Nachsinnen begriffen schien, mußte jetzt über die seltsamen Aeußerungen Lerche's lächeln. Er nahm dies für ein günstiges Zeichen ihrer Zustimmung, und griff nun abermals in seine Rocktasche, in der er auf eine ziemlich nachlässige Weise zwischen Schnupftuch, Brillenfutteral, seinem Paß und einigen andern Papieren auch das Geld, welches er gerade vorräthig hatte, zu tragen pflegte.

In diesem Augenblick schien ihm jedoch einzufallen, daß er die sechs Thaler, von denen er gesprochen hatte, wahrscheinlich gar nicht mehr besaß, da er bei seiner Ankunft in Berlin mit seinen geringen Geldmitteln fast zu Ende gewesen war. Erröthend und hastig, da ihm dies in dem gegenwärtigen Augenblick gerade sehr unangenehm gewesen wäre, untersuchte er jetzt seine Tasche und konnte sich nicht enthalten,

laut zu lachen, als er darauf noch drei Fünfthalerſcheine, die er nun mit einer gewiſſen Behutſamkeit an den äußerſten Zipfeln anfaßte, hervorzog.

Lerche wußte aber ſogleich, wie dies Wunder zuſammenhing, denn Niemand anders als ſein Freund Roman konnte ihm bei ihrer letzten Trennung dies Geld in die Taſche geſchoben haben. Es lag dies gewiſſermaßen in der ſtillſchweigenden Uebereinkunft beider Freunde, und der ſonſt ſo leichtſinnige und rückſichtsloſe Roman bewies darin ſtets zur rechten Zeit, und ſo oft er nur konnte, eine eben ſo liebenswürdige als zarte Sorgfalt für ſeinen in beſtändigen Finanzerſchütterungen lebenden Freund Lerche. Roman zeigte freilich dabei auch wieder, mit welcher Nachläſſigkeit er ſelbſt das Geld behandelte, indem er daſſelbe jedesmal, ohne etwas zu ſagen, in die ſehr unſichere Taſche des Fritz Lerche ablagerte, beſonders freilich deshalb, damit dieſem, der nichts wieder zahlen konnte, dadurch keine drückenden Verpflichtungen auferlegt werden ſollten.

Lerche nahm jetzt das noch bei ſich aufgefundene Geld und legte es ebenfalls auf den Tiſch. Ich will Ihnen etwas ſagen, Frau Berthier, ſagte er dann mit einem treuherzigen und faſt ängſtlich bittenden Ausdruck. Nehmen Sie das ganze Geld, ſo viel es

da iſt, und wenn es aufgebraucht iſt für meinen Mittagstiſch, dann ſagen Sie es mir wieder. Sie werden mir einen ungeheuren Gefallen erweiſen, wenn Sie mich von der Sorge für dieſe elenden Geldlappen befreien. Ich kann das Zeug nun einmal nicht ordentlich bei mir beherbergen, und gerathe darum alle Augenblicke in Verlegenheit damit. Und nun thun Sie mir den einzigen Gefallen und denken Sie an unſer Mittagseſſen, denn es wird bald Zeit dazu ſein, und in meinem Magen ſieht es bereits ſo aus, als wie auf einem von zwölf Predigerkindern abgeweideten Dorf in der Altmark. Kochen Sie darauf los, Frau Berthier, ich und die kleine Johanne haben barbariſchen Hunger. Ich werde unterdeſſen noch einmal fortgehen, und meine Reiſetaſche mit meinen kleinen Habſeligkeiten herbeſtellen.

Frau Berthier wollte noch etwas erwidern, als ſich in dieſem Augenblick die Thür öffnete und ein Mann, der das Anſehen eines Lohnbedienten hatte, ins Zimmer trat. Er fragte, ob er hier bei Frau Eliſabeth Berthier recht ſei, und gab dann auf einem Zettel die Adreſſe einer Dame ab, bei der ſich Frau Berthier heut gegen Abend einfinden ſolle, um ihr das Maß auf ein Paar Schuhe abzunehmen. Er fügte hinzu, daß ſie durch den franzöſiſchen Ober

kellner, der ein Freund ihres Mannes war, empfohlen worden sei.

Elisabeth versprach mit unverkennbarer Freudigkeit, um die bestimmte Stunde zu kommen. Nachdem sich der Lohnbediente wieder entfernt hatte, betrachtete sie noch sinnend den Zettel, welchen ihr derselbe eingehändigt. Lerche sah ihr über die Schulter und las mit frohem Erstaunen: „Signora Giuditta, Britisch Hotel Nr. 24."

So ist sie bereits angekommen, rief er lebhaft aus, und mit ihr auch Leonore Sarmland, die herrliche Tochter der scheußlichen Mutter! O Frau Elisabeth Berthier, wir bekommen da ein vortreffliches Stück Arbeit ins Haus, den wunderbar schönen Fuß der unvergleichlichen und großen Sängerin Giuditta! Nun, wir wollen hier recht fleißig zusammen sein. Auf Wiedersehen. In zwei Stunden bin ich wieder hier. Und dann muß das Mittagbrot auf dem Tisch stehn!

Damit entfernte er sich rasch, ehe noch die arme, sich seltsam bewegt fühlende Elisabeth ihrer Betroffenheit und ihrem Erstaunen über alles Glückliche und Ueberraschende, was ihr am heutigen Morgen begegnet war, hatte einen Ausdruck geben können.

Viertes Capitel.

Der Spazierritt nach Charlottenburg.

Roman von Roth behielt bei dem lebhaften und unausgeſetzten Verkehr, welchen er in Berlin mit den Häuptern der dortigen Volkspartei führte, doch noch Zeit genug übrig, ſich in ſeiner luſtigen und ſtets aufgelegten Weiſe allen Anziehungen des Lebens zu widmen, und keine ſeiner ſonſtigen Verbindungen und Abſichten zu verſäumen. So hatte er heut von der Gräfin Sarmland, die er in Berlin bereits mehrere Male wieder beſucht, die Erlaubniß erhalten, ſie auf einem Spazierritt zu begleiten, der um 2 Uhr nach Charlottenburg unternommen werden ſollte, und wo Roman zugleich mit dem Baron von Ranzau zu den Ehrenkavalieren der Gräfin beſtimmt waren.

Roman hatte eben auf eine möglichſt pikante Weiſe ſeinen Anzug zu dieſem faſhionablen Ausritt vollendet, als Fritz Lerche zu ihm ins Zimmer trat,

um ſeine Reiſetaſche, die er ſo lange hier niedergelegt, in Empfang zu nehmen und ſeinem Freunde zugleich mitzutheilen, durch welchen eigenthümlichen Zufall er jetzt die Gewißheit erlangt, daß ſich Signora Giuditta und Leonore ebenfalls ſchon in Berlin befänden, und in welchem Hotel ſie abgeſtiegen wären. Die Bemühungen Romans waren bisher ganz erfolglos deshalb geblieben, weil die Gräfin Sarmland hartnäckig jede Auskunft darüber verweigerte und auch nicht zugeſtand, daß ſie ihre Tochter bereits in Berlin wiedergeſehen habe.

Roman ging bei dieſen Nachrichten Lerche's unruhig im Zimmer auf und nieder und ſagte dann: So ärgert es mich, daß ich mich bereits mit der Sarmland und dem einfältigen Ranzau zu einem Spazierritt engagirt habe! In dieſem Augenblick fühle ich es in der That, daß mich mein Herz zu den beiden Frauen hintreibt, von denen wir uns in Paris unter ſo drangvollen Umſtänden getrennt haben!

Dein Herz? wiederholte Fritz Lerche mit lautem Lachen, indem er ſich an das Fenſter ſtellte, und das fröhliche Getümmel, welches unten auf dem ſonnenbeſchienenen Gensd'armen-Markt herrſchte, überſchaute. — Dein Herz, lieber Roman, fuhr er fort, glich immer dem luſtigen Marktgetümmel da unten, wo

das schöne bunte Federvieh doch nur zusammengebracht wird, um des Baldigsten abgeschlachtet und aufgefressen zu werden. Wohl dem Menschen, dessen Leidenschaften immer auf einem so praktischen Boden sich bewegten, als die Deinigen. Und wie kommt ein Mann der Volkspartei plötzlich zu einem solchen Anachronismus, von seinem Herzen zu sprechen?

Hier in Berlin kann man zu allem Möglichen kommen, entgegnete Roman, indem er sich die Sporen anlegte, und dann die Elastizität seiner Reitpeitsche mit einigen freundschaftlichen Schwenkungen auf dem Rücken Lerche's erprobte. Dieser reichte ihm gutmüthig die Hand und sagte: Die Manieren eines großen Herrn stehen Dir nicht so schlecht, und ich traue Dir zu, daß Du mich in alter Feudalzeit ganz anständig durchgegerbt haben würdest! Aber sage mir blos, alter Freund, wie Du es zu vereinigen gedenkst, hier auf dem Boden der berliner Volkspartei zu stehen, und gleichzeitig mit einer mecklenburgischen Gräfin und einem mecklenburgischen Baron in altfashionabler Parade spazieren zu reiten?

Dieser prinzipielle Widerspruch wird allerdings nur thatsächlich zu lösen sein, erwiderte Roman lächelnd, indem er sich plötzlich in sein klubrednerisches Pathos versetzte. Die demokratische Partei, fuhr er

fort, iſt aber hier nicht mehr ſo kleinſtädtiſch bornirt, als wir es in den Bewegungen des Jahres 1848 wol öfter geſehen und uns eingeſtanden haben. Sollte aber mein heutiger Spazierritt nach Charlottenburg wirklich Aufſehen bei der Partei machen, ſo werde ich mich darüber heut Abend in der Friedrichſtädtiſchen Halle verantworten, wo ich überhaupt, wenn die Konſtabler es zulaſſen, über den glorreichen Ausfall der ſozialiſtiſchen Wahlen in Paris ſprechen werde! Du kommſt doch dorthin, Fritz?

Du weißt, ich ſtehe mit der Partei nicht mehr ſo recht auf dem Viſitenfuß, entgegnete Lerche. Ich habe mich mit ihr über den paſſiven Widerſtand entzweit, und wir begrüßen und beſuchen uns ſeitdem nicht mehr. Gieb Acht, der berliner paſſive Widerſtand wird jetzt, wie früher die franzöſiſche Revolution, die Reiſe durch die Welt machen. Für mich war die Revolution ein Drama, und wer den Charakter nicht halten kann, muß ſich lieber als Pfuſcher bekennen und ſogleich von der Bühne abtreten.

So ſprichſt Du als poetiſcher Idealiſt, ſagte Roman mit einigem Eifer. Der paſſive Widerſtand war die November-Weisheit der berliner Volkspartei, durch welche ſie den erſten Grad zu einer ſtaatsmänniſchen Reife erlangte, indem ſie der gewaltthätigen Reaktion

nichts als die kindliche Diplomatie des Volksbewußtſeins gegenüberſtellte. Die Partei ſchreitet in dieſer großen Taktik mit einer unermüdlichen Konſequenz fort, wo ſie es für ihren Vortheil erachtet. So hat ſie jetzt beſchloſſen, den herannahenden Tag des 18. März diesmal ohne alle und jede Feier und Demonſtration hingehen zu laſſen. Dies iſt gewiß die größte und bewundernswürdigſte Selbſtentſagung, welche die Partei der Revolution und des Volkes nur über ſich zu gewinnen vermochte. Ein Volk, das ſich dermaßen ſelbſt überwinden kann, wird auch dereinſt die Krone der Selbſtüberwindung und den vollſtändigen Triumph ſeiner Freiheit davontragen!

Amen, Amen, rief Fritz Lerche lachend. Wenn mir die berliner Demokraten nicht mehr gefallen, ſo will ich doch nicht vergeſſen, daß ich ſelbſt in der Invalidenſtraße wohne, und zwar auf Numero 48, was doch immer eine ominöſe Zahl bleibt. In der That, dort bin ich hingezogen und ſuche mich recht bald einmal auf, lieber Roman. Du wirſt mich da in einer höchſt intereſſanten Geſellſchaft antreffen, denn ich habe eine junge und liebenswürdige Wirthin gefunden, die das merkwürdigſte Frauen- und Charakterbild iſt, das ich bisher in meinem, um vornehm zu reden, vielbewegten Leben kennen gelernt habe.

Du weißt, ich liebe die Chambre-garnie vermiethende Bourgeoiſie nicht! rief Roman achſelzuckend, indem er ſich zum Fenſter hinauslegte, um nach dem Reitpferd, auf deſſen Vorführung er jeden Augenblick wartete, auszuſchauen.

Er konnte daſſelbe noch immer nicht wahrnehmen und wandte ſich ungeduldig wieder in das Zimmer zurück.

Siehſt Du, Lerche, fuhr er fort, das Proletariat befindet ſich ſchon deshalb in einer geſunderen, natürlicheren und ehrwürdigeren Lage, weil es nicht Chambre garnie vermiethet. Der konſtitutionelle Bourgeois, welcher der freien Jugend ſeine ſchlechtmeublirten Zimmer vermiethet, und mit ſeinen ängſtlich herausgeſuchten Dreier- und Pfennig-Profitchen an jedem Milchtopf und jeder Taſſe Kaffee das moraliſche Vertrauen aller Chambregarniſten untergräbt, er trägt die eigentliche Schuld an der ganzen inneren Corruption unſeres großen Volkes.

Beide Freunde mußten jetzt herzlich über dieſen drolligen Einfall zuſammen lachen.

Du ſcheinſt Dich eher mit den Ariſtokraten als mit der Bourgeoiſie verſöhnen zu wollen, ſagte Fritz Lerche, indem er mit einer etwas ironiſchen Gebärde auf den eleganten Reitanzug Romans hinwies.

Du weißt, ich liebe ſchöne Pferde, entgegnete Roman, und die Gräfin, welche in dieſen Tagen die beſten Exemplare aus ihres Gatten Marſtall hat herkommen laſſen, war ſo gütig, mir den Gebrauch ihres berühmten Cambyſes für heut anzubieten. Ich bin überhaupt der Meinung, daß wir der Ariſtokratie alle ihre Künſte und Vortheile ablernen müſſen, um in demſelben Augenblick, wo wir ſie einſt todtgeſchlagen haben werden, in den Beſitz ihrer beſſern Eigenſchaften einzurücken. Denn das mache ich mir beſonders aus, daß die Reitkunſt in unſerer Demokratie nicht vernachläſſigt wird.

Stifte doch eine eigene Fraktion des berittenen Socialismus, lieber Freund, ſagte Lerche. Die Eiſenbahnen ſcheinen uns doch nicht dermaßen in die wahre Zukunft der Geſellſchaft hineinzubefördern, als dies ſchon Saint-Simon, der Stammvater des Socialismus, ahnen wollte. Die Eiſenbahnen haben ſich vielmehr immer entſchiedener als das eigentliche Transportmittel der militairiſchen Reaktion bewieſen. Die Welt iſt dadurch wie mit einem Syſtem von fliegenden Belagerungszuſtänden umgürtet worden. Ich ſtimme daher ebenfalls für die Rehabilitation des Pferdes und glaube, daß man die Zeit wieder als wohldreſſirten Klepper behandeln muß, auf dem man

allmälig und mit Kunſt zum Ziele reitet. Auch ſcheint in der Natur des Pferdes eine verſöhnende Kraft zu liegen, die auch ſo raſch Dein Verhältniß zu der Gräfin Sarmland wieder eingerückt hat, denn es iſt noch nicht ſo lange her, daß wir auf ihre Denunziation aus Paris ausgewieſen wurden.

Gerade darin beruht der Grund, weshalb ich wieder mit ihr angeknüpft habe! erwiderte Roman mit etwas geheimnißvollem Ton. Ich muß noch näher dahinter zu kommen ſuchen, wie weit ihre Verbindungen mit der Reaktion reichen, denn mit der Reaktion iſt es jetzt wieder ſo weit gekommen, daß vornehme und intriguante Frauen dabei hauptſächlich ihre Hände im Spiele haben werden. Es iſt mir dies um ſo wichtiger, da ſie auch mit dem Fürſten Tolſchakoff noch immer in einem lebhaften Verkehr ſteht. Dieſer Fürſt mit ſeiner weſtöſtlichen Spürnaſe ſcheint jetzt auf längere Zeit Berlin zu ſeiner Station genommen zu haben, und Rußland iſt und bleibt doch der Meiſter und Mittler der Zuſtände, in denen wir bereits wieder bis über die Ohren ſtecken. Das Intereſſe der Partei erfordert es daher, daß ich mich in dieſen Verbindungen erhalte. Die Gräfin iſt unternehmend und klug, aber ſie hat ihre ſchwachen Stunden, in denen ihr Herz alle ihre Geheimniſſe

ausschwitzt. Und auf den Fuß solcher pythischen Offenbarungen suche ich wieder mit ihr zu kommen. Deshalb meine erneuerten Anstrengungen bei ihr. Und sie scheint mir wieder entgegenzukommen, wie die heutige Einladung, sie zu begleiten, beweist.

Da kommt wahrscheinlich Dein Cambyses! sagte Fritz Lerche, der sich während dieser in gewichtigem Ton zum Besten gegebenen Auseinandersetzungen seines Freundes zum Fenster hinausgelegt hatte.

Roman sah eilig nach und fand zu seiner Freude diese Vermuthung bestätigt, worauf sich beide Freunde von einander verabschiedeten. Lerche übergab seine Reisetasche, um derentwillen er gekommen war, einem kleinen Jungen, den er schon zuvor auf dem Gens-d'armenmarkt dazu angeworben hatte. Roman dagegen stieg hinab, um sich auf das prächtige schlanke Pferd zu schwingen, das ihm vorgeführt wurde, und das bald in ihm den geschickten und haltungsvollen Reiter erkannte.

Roman hatte die Gräfin aus ihrem Hotel abzuholen, und als er vor der Thür desselben anlangte, fand er sie bereits im Begriff, ihr Lieblingspferd Esther zu besteigen, einen Goldfuchs von der feinsten und seltensten Bildung, von einer wunderbaren Durchsichtigkeit des Geäders, und von einer leichten Eleganz

der Füße, wie man es kaum noch geſehen hatte. Baron Ranzau hatte eine Vorliebe für die Apfelſchimmel, die in Mecklenburg in ſeiner Familie erblich genannt wurde, denn kein Ranzau pflegte anders als auf einem ſolchen Thier zu reiten. Demgemäß ſtellte er ſich auch jetzt wieder auf einem Thier dieſer Art dar, welches an Schönheit und Zartheit der Farbe zu den auserleſenſten gehörte.

Fünftes Capitel.

Ein Unglücksfall.

Die Gräfin Sarmland war heut in ihrer glänzendſten Laune, und alle Wolken des Mißmuths, welche in den lezten Tagen aus mancherlei Urſachen ihre ſchöne Stirn überſchattet hatten, waren zerſtreut. Das Gefühl der Sicherheit und unnachahmlichen Eleganz, mit der ſie auf ihrem Pferde die Linden herunterritt, machte ſie in dieſem Augenblick ſo glücklich und für alle anderen Gedanken unzugänglich. Der heiterſte Frühlingsſonnenſchein begünſtigte den Spazierritt, und die große Menſchenmenge, welche ſich die Linden entlang und zum Brandenburger Thor hinausbewegte, bot heut einen ſehr bewegten, und an manchen bemerkenswerthen Geſtalten reichen Anblick dar. Es konnte nicht fehlen, daß auch die Gräfin, die in der Mitte ihrer Begleiter als eine Erſcheinung von ſel-

tenem und auffallendem Glanze hervorstrahlte, vielfach beachtet wurde.

Amelie kam sich so zufrieden und so jugendlich vor, wie sie sich kaum gefühlt hatte, als sie in ihrer schönen Equipage durch die elysäischen Felder in Paris dahingefahren war. Sie warf dem zu ihrer Rechten reitenden Roman dafür einen ungemein dankbaren Blick zu, denn er hatte sie beredet, die Reitpferde aus Sarmland kommen zu lassen, und der seit längerer Zeit von ihr vernachlässigten Kunst, in der sie sonst eine berühmte Meisterin war, sich wieder zuzuwenden. Amelie hatte, als sie diesen auf die schmeichelhafteste Weise an sie gebrachten Ueberredungen wich, gleichwol nicht gedacht, daß sie noch so vortrefflich und so vortheilhaft zu Pferde sitzen würde, als sie sich dies jetzt eingestehen mußte und als es ihr in der That gelang. In heimlicher hypochondrischer Betrachtung hatte sie sich gesagt, daß sich für diese Art der fashionablen Repräsentation, denn etwas Anderes sah sie im Reiten nicht, ihre Gestalt in etwas zu umfänglicher Art auseinander gelegt hatte. Jetzt aber von ihrem herrlichen Pferde getragen, fühlte sie, daß auch zum Schlankſein nichts als der feste Entschluß einer klugen Frau gehöre, so wie die Jugend ihrer Meinung nach doch am Ende von dem abhänge, der sie wirklich

haben wolle und der nicht anders als in ihren Formen und Gewohnheiten ſich darzuſtellen entſchloſſen ſei.

So erſchien ſie ſich eben auch auf ihrer Eſther ſo unendlich leicht und ſchlank, als der Prinz Karl in dieſem Augenblick in einem offenen Wagen an ihr vorüberfuhr, und mit einer ſehr freundlich beeiferten Bewegung ſeiner Hand die Gräfin grüßte. Die Wache des Brandenburger Thores trat in's Gewehr, und die Trommel wirbelte los, um den Prinzen zu begrüßen. Die Gräfin, die ſchon öfter Gelegenheit gehabt hatte, bei hohen geſellſchaftlichen Anläſſen von dem Prinzen bemerkt zu werden, verneigte ſich auf ihrem Pferde mit einem ebenſo ehrerbietigen als bewunderungswürdigen Anſtand. Der Gruß des Prinzen, in deſſen Form ſie eine Auszeichnung für ſich zu erkennen glaubte, trug noch dazu bei, das Entzücken ihrer Stimmung zu erhöhen. Doch ſah ſie mit Schrecken und Beſtürzung, daß Roman den Hut nicht abgenommen hatte, und dadurch um ſo mehr aufgefallen war, weil ihr anderer Begleiter, Baron Ranzau, im Gegenſatz des Guten faſt zu viel gethan, indem er in der Aufregung, die ſich ſeiner bemächtigt, den Hut noch immer tief unten am Steigbügel hielt, bis wohin er ihn hinabgeſchwenkt hatte.

Die drei Reiter begaben ſich jetzt zum Branden-

burger Thor hinaus, und schlugen den schönen, breiten Chausseeweg nach Charlottenburg ein, zu dessen beiden Seiten die sehr anmuthig gruppirten Bäume heut schon in einem vollen grünen Laubschmuck prangten. Die Gräfin ritt noch einige Augenblicke schweigend neben Roman her und sagte dann mit einem schneidenden Ton: Ich hatte es Ihnen doch nicht zugetraut, Roman, daß Sie mich in eine solche Verlegenheit setzen würden. Ich will sonst gar nicht von Ihren politischen Grundsätzen und Wühlereien reden, die mir an sich außerordentlich gleichgiltig sind. Aber wenn Sie einmal als Kavalier in meiner Begleitung sich befinden, dürfen Sie nicht in einen so unerhörten Widerspruch mit meiner eigenen Stellung und mit den Verpflichtungen meines Standes und meiner Person treten. Wenn Sie als Parteimann — um dies Wort von unsterblicher Lächerlichkeit auch einmal zu gebrauchen — den Prinzen nicht grüßen wollten, so mußten Sie ihn als mein Kavalier grüßen, und diese Versäumniß muß ich Ihnen zum bittern Vorwurf machen.

Ich bin darüber nicht ganz Ihrer Meinung, gnädigste Frau Cousine, versetzte Roman in seiner gutmüthigen und leichten Weise. Meine politische Stellung nöthigt mich, wenigstens in gewissen Fällen

und an gewiſſen Orten den Kavalier dem Parteimann unterordnen zu müſſen. Wenn auch die Zeit längſt gekommen iſt, wo unſere Volkspartei ihren Standpunkt nicht mehr konſequent wahren kann, ſondern noch ein ferneres Diplomatiſiren mit der Gewalt ſich gefallen laſſen muß, ſo gibt es doch Situationen, in denen man die noch beſtehenden Vorurtheile der Partei zu ſchonen hat. Am Brandenburger Thor konnte ich nicht grüßen, weil ich in dieſem Augenblick gerade viele bekannte Anhänger der Volkspartei in meiner Nähe ſah. Wäre es weiter unten am großen Stern geweſen, ſo würde ich mit Vergnügen, jedoch lediglich in der Abſicht Ihnen zu gefallen, meinen Hut gezogen haben.

Ich bitte Sie um Gotteswillen, erwiderte die Gräfin, immer heftiger werdend — ſprechen Sie nur in meiner Gegenwart nicht mehr dies gräuliche und abgeſchmackte Wort: Volkspartei, aus. Sie haben mir ohnedies ſchon die ganze Stimmung verdorben, und ich werde vorſchlagen, ſobald wir auf dieſer Allee bis zum großen Stern gelangt ſind, alsdann umzukehren. Fi donc mit Ihrer diplomatiſirenden Volkspartei! Es iſt, als wenn man das Schwein zum Kammerherrn erziehen wollte!

Die Gräfin Sarmland machte hier wieder, wie

öfter, von dem alten Vorrechte ihres Standes, nämlich dem eines zeitweiligen Cynismus, einen sehr glücklichen Gebrauch, denn Baron Ranzau, der sich bisher ganz schweigsam verhalten, wollte sich jetzt über diese Bemerkungen vor Lachen ausschütten. Er rang sich von seiner etwas schwer beweglichen Zunge ein mehrmaliges: Unvergleichlich! hervor, und sah dabei die Gräfin mit seinen großen blauen Augen auf eine ebenso hingebungsvolle als zärtlich dankbare Weise an. Denn er nahm das Bonmot der Gräfin zugleich als eine vernichtende Zurechtweisung für Roman auf, den er seit den Abenteuern der Februarnacht für seinen unversöhnlichen Feind hielt. Nur weil er gewohnt war, den Launen und Absichten seiner Gebieterin unbedingt auch dann zu folgen, wenn ihm dieselben unerklärlich schienen, hatte er sich in stiller Geduld die Wiederaufnahme Romans in die Gesellschaft der Gräfin gefallen lassen.

Er stieß jetzt immer noch ein wieherndes Lachen von ungeheurer Tragweite aus, welches die Chaussee hinunter erschallte. Dann schien er sich so ermuthigt zu fühlen, daß er sich jetzt aus eigenem Antriebe in das Gespräch mischte, indem er ausrief: Wie kann man auch, Herr von Roth, an die berliner Volkspartei denken, wenn man auf einem guten mecklen-

burgiſchen Pferde von ächter Race ſitzen darf! Wenn ſie uns noch öfter ſolche ſtandeswidrige Gedanken zum Beſten geben werden, ſo muß ich faſt fürchten, daß Sie des Pferdes nicht würdig ſind, auf dem Sie zu ſitzen die Ehre haben!

Roman lenkte ihm blos einen drohenden und verachtungsvollen Blick zu, der unter andern Umſtänden völlig hingereicht hätte, um den Baron in ſein früheres Schweigen wieder zurückzuwerfen. Ranzau aber glaubte ſich heut den beſonderen Dank der Gräfin zu erwerben, wenn er den begonnenen Kampf mit noch ſtärkeren Waffen fortſetzte. Vielleicht hoffte er dadurch ſeinen Gegner, von dem er nicht ſicher war, ob er nicht auch wieder ſein Nebenbuhler werden möchte, für immer aus dem Felde zu ſchlagen.

Er ſagte deshalb, indem er mit ſeiner Reitpeitſche keck einige Zweige zerhieb, welche ſich über den Hals ſeines Pferdes von einem Baum herabbogen: Wie mir eine edle und würdige Politik immer mit einer guten Pferdezucht auf einer und derſelben Stufe geſtanden, ſo habe ich auch die ſogenannten Parteimänner und Parteiführer nie anders als die Roßtäuſcher behandeln und anſehen können! Man muß den Pferdehandel kennen wie ich, um zu wiſſen was ein Roßtäuſcher und zugleich was ein volksthümlicher

Parteimann ist. Der Betrug gehört da mit zum Geschäft und es gilt, die niederträchtigsten Fehler und Krankheiten so zu verstecken, daß das Thier ganz gesund und preiswürdig aussieht, während es vor geheimer Lungensucht sich vielleicht kaum zu lassen weiß. Wenn ich mit einem Roßtäuscher zu thun habe, denke ich immer an einen Demokraten, und wenn ich mit einem Demokraten zu thun habe, denke ich immer an einen Pferdehändler oder Roßtäuscher. Dadurch habe ich mich schon vor manchem Leid und Bereuen bewahrt.

Die Gräfin schien an diesem Aufschwung, welchen der Baron plötzlich nahm, Vergnügen zu finden, und bewegte ihr schönes Haupt dazu mit einem wohlgefälligen Nicken, während sie gleichzeitig ihre Esther zu einem stärkeren Trabe in Bewegung setzte. Sie hatte dabei ohne Zweifel die diplomatische Absicht, dem Roman die augenblickliche Entgegnung auf diesen Angriff zu erschweren, und somit dem Baron einen einstweiligen Vortheil gegen den stärkeren Gegner zuzuwenden.

Roman trieb ebenfalls sein Pferd zu gleichem Trabe an, schrie aber zugleich der Gräfin mit überlauter Stimme zu: Der Baron Ranzau ist allerdings jetzt ein ganz verteufelter Kerl! Wissen Sie, daß

Ihr Herr Gemahl ihn vollkommen fürchtet, und darum noch immer nicht bei Ihnen geweſen iſt, lediglich aus Furcht, mit dem Baron in Ihren Zimmern zuſammenzutreffen?

Dieſe Hinweiſung ſchien genügend, um die Gräfin ſofort in die größte Betroffenheit zu verſetzen. Sie hielt ihre Eſther, die eben am Traben Geſchmack gefunden hatte, durch einen krampfhaften Griff am Zügel ſtill und ſagte dann: Wie, Graf Sarmland iſt hier in Berlin, und das muß ich von Ihnen zuerſt erfahren? So ſagen Sie mir um alle Welt, wo iſt er und warum kommt er nicht zu mir, da ich ihn doch gebeten habe, ſich hierher nach Berlin zu begeben, um mit mir über eine wichtige finanzielle Familienangelegenheit zu konferiren?

Roman ſchwieg mit affektirter Nachdenklichkeit, und gab dann plötzlich ſeinem Pferde wieder die Sporen, ſo daß Cambyſes mit einer Heftigkeit davon rannte, welche auch für die Eſther ebenſo ſehr wie für den Apfelſchimmel Ranzau's etwas Hinreißendes hatte, und dieſe Thiere wider den Willen ihrer Reiter zu einem gleichen Ausgreifen verlockte.

Nach einigen Minuten ließ jedoch Roman ſein Pferd wieder ganz langſam laufen, und dann ſagte er mit ernſter und gewichtiger Miene zu der Gräfin:

Verzeihen Sie, daß ich noch zögerte, die vertrauliche Frage, mit der Sie mich beehrt haben, zu beantworten. Wir ſtanden gerade an jenem Karpfenteich, der mir in dieſem Augenblick ſo unausſprechlich wehmüthige Betrachtungen aufdrängt, daß ich raſch davon galoppiren mußte. Dieſer Teich wimmelte ſonſt von luſtigen und harmloſen Goldfiſchen, mit denen die Kinder allnachmittäglich ihren Zwieback und ihre Semmeln theilten. Da kaufte ſich die Reaktion einige Hechte, und ließ dieſelben in den ſo volksthümlich gewordenen Goldfiſchteich nieder. Geſtern entdeckten die Wärter zum allgemeinen Entſetzen, daß es keine Goldfiſche mehr in dem Teiche gab, und daß ſie von dieſen eingeſetzten Hechten ſammt und ſonders aufgefreſſen worden waren. Sie können ſich denken, daß man dieſe nichtswürdige Frevelthat jetzt der Volkspartei in die Schuhe ſchiebt, um das Volk zu verdächtigen, als wenn es kein Gefühl, keine Bildung und durchaus keine ſittliche Achtung für öffentliche Anſtalten habe. Man kennt dies Gerede, welches immer gegen die Idee der Volksſouverainetät gerichtet wird, und die Reaktion hat diesmal in der That keinen ihrer ſchlechteſten Trümpfe durch dieſe Hechte ausgeſpielt. Ich hoffe, daß die Parteipreſſe ſich dieſer Angelegenheit bemächtigen wird, und dann werde ich

ebenfalls mit einer sehr kühnen Kombination darüber hervortreten. Ich bin fest überzeugt, daß auch die russisch-österreichische Intrigue dabei im Spiele ist. Dieses alles bedenkend, trieb mich an jener Stelle ein inneres dämonisches Grauen, daß ich meinem Cambyses unwillkürlich die Sporen in die Weichen setzen mußte!

Die Gräfin sah sehr wohl, daß Roman ihr nur in seiner bekannten Weise etwas vorschwatzen wollte, um sie zu necken, und die Antwort auf ihre dringend gemeinte Frage hinzuzögern. Indeß schien ihr viel daran gelegen, über die Anwesenheit ihres Gemahls, die ihr in der That bis dahin unbekannt geblieben, eine nähere Erkundigung einzuziehen. Sie warf daher jetzt dem Vetter Roman einen vielbedeutenden bittenden Blick zu, der ihn unter Androhung ihres Zornes auf ihre erste Frage zurückzubringen suchte.

Roman ritt jetzt langsamsten Schritt und sagte: Ich traf Ihren Herrn Gemahl zufällig vor einigen Tagen in einem Tabacksladen unter den Linden, wo wir uns Beide Cigarren kauften. Der Herr Graf nahm unsere Wiederbegegnung sehr freundlich auf und gab mir Rath beim Ankauf einer Sorte, die er erst seit einiger Zeit raucht und deren Eigenschaften er mir mit seinem großen, meisterhaften Verständniß aller Details auseinandergesetzt.

So kommen Sie endlich zur Sache! fuhr die Gräfin ungeduldig heraus, indem sie mit Heftigkeit den Griff ihrer Reitpeitsche auf den Sattelknopf stieß.

Ich erzähle deshalb mit einigem Umschweif, entgegnete Roman lächelnd, weil ich Ihnen gern mit besonderer Vorsicht den eigenthümlichen Zustand beschreiben möchte, in dem ich den Herrn Grafen angetroffen habe. Der Graf Sarmland kam mir ernster und gedankenvoller vor als jemals, und da wir uns seit einiger Zeit in der That näher getreten sind, und uns nicht nur von Herzen lieb haben, sondern auch in vielen wichtigen Fragen mit einander zu sympathisiren angefangen haben, so fühlte ich die Verpflichtung in mir, ihm durch meine ganze Theilnahme sein Gemüth erleichtern zu helfen. Ich zog ihn deshalb in das vertraute Hinterzimmer des Tabackshändlers Meister zurück, in dem die Elite seiner Kunden sich zu gewissen Tageszeiten zu versammeln pflegt, und wo man auch bei einem auserlesenen Glase Wein ein Kennerwort über Politik und über Alles, worauf es sonst gerade ankommt, sprechen kann. Denn Sie müssen wissen, Gräfin, daß dieser Tabacksladen unter den Linden das merkwürdigste Institut ist, das in den Geheimnissen von Berlin die erste Stelle einnimmt.

Wenn ich nur wüßte, unterbrach ihn die Gräfin wieder, warum Sie ganz gegen Ihre ſonſtige leichtfertige Gewohnheit mich mit einer künſtlichen Weitſchweifigkeit bedienen, zu der meine einfache und natürliche Frage nicht den mindeſten Anlaß bieten konnte?

Hören Sie nur weiter, theuerſte Frau Gräfin, wie ich Ihren Herrn Gemahl fand! fuhr Roman mit einer ganz ruhigen Wendung fort. Kaum ſaß ich mit ihm ganz allein in dem Familienzimmer des Herrn Meiſter, der uns eine Flaſche Champagner in einer wahrhaftig nicht für Jedermann zugänglichen Qualität hatte kommen laſſen, als mir der Herr Graf, nachdem er kaum von dem Schaum des erſten Glaſes genippt, mit einem lauten Seufzer in die Arme ſank, und ſo lange bitter und inniglich an mir weinte, bis ich meinen Bart von einem Strom fluthender Thränen ganz durchzogen fühlte.

Aber mein Gott, rief die Gräfin, ſichtlich unruhig werdend, ſagte Ihnen denn Graf Sarmland nicht, worüber er ſich zu beklagen hätte, oder was ihm ſonſt begegnet war?

Er theilte mir nur mit, fuhr Roman fort, daß er ſich in der peinlichſten und zweifelhafteſten Stimmung von der Welt befinde. Die Frau Gräfin habe

ihm eine falſche Adreſſe nach Mecklenburg geſchrieben, unter der er Sie hier durchaus nicht aufzufinden vermocht, bis er jetzt durch einen Zufall erfahren, daß Sie im Hotel du Nord wohnten.

Aber gerechter Himmel, rief die Gräfin, das war keine falſche Adreſſe. Ich ſchrieb ihm, daß ich, wie immer, im Hotel de Petersbourg abſteigen würde, wo ich aber bei meiner Ankunft keine Aufnahme fand, weil die für mich paſſenden Zimmer im erſten Stocke bereits beſetzt waren. Ich zog daher mein jetziges, kaum fünfzig Schritte davon entferntes Hotel vor und glaubte, daß mich Graf Sarmland gleichwol mit Leichtigkeit auffinden müſſe. Er durfte ja nur den Bedienten in den Linden-Hotels umherſenden. Seine Verworrenheit und Unbeholfenheit iſt aber gränzenlos, und ich fürchte faſt, daß die Konfuſion, die ihn ſeit einigen Jahren, namentlich beim Beginn des Frühjahrs, beſchleicht, einen krankhaften Charakter annehmen wird.

Urtheilen Sie nicht zu ſtreng, gnädigſte Frau Couſine, über meinen armen, verehrungswürdigen Vetter Sarmland, entgegnete Roman mit großem Ernſt. Von dieſer Frühjahrskonfuſion habe ich durchaus keine Spuren bei ihm wahrnehmen können, ſondern ich fand ihn vielmehr vollkommen und ſcharf

unterrichtet über alle Fragen des Tages, beſonders aber über die brennende Frage Ranzau,

Was wollen Sie damit ſagen? fragte die Gräfin mit einem ſtrengen Verweis in ihrem Ton, wie in ihren zornſprühenden Blicken.

Der Baron fuhr auf ſeinem Pferde mit einem ſichtlichen Schrecken zuſammen.

Graf Sarmland fürchtet ſich, wie ich ſchon die Ehre gehabt, Ihnen zu ſagen, mit dem Baron Ranzau zufällig bei Ihnen zuſammenzutreffen! nahm Roman wieder das Wort. Baron Ranzau, fuhr er fort, verſteht die Kunſt, ſich in Momenten der Gefahr todt anzuſtellen, und davor empfindet Graf Sarmland ein unendliches Grauen, dem er ſich nicht zum zweiten Male preisgegeben ſehen möchte. Er ſagte mir, daß er das, was man in Mecklenburg Baron Ranzau nenne, zwar kaum für ein lebendes Ding anſehen und achten könne, daß er ſich aber zu ſehr darüber ärgern müſſe, wenn ein geborner Strohkopf noch die Prätention machen wolle, für wirklich geſtorben zu gelten, und ſich dabei ſo gräßlich natürlich zu geberden, als wenn er wirklich ein Recht darauf hätte, eine Leiche zu ſein. Graf Sarmland fügte hinzu, wie ihm in ſeinem ganzen Leben noch nichts ſo ſchmerzhaft geweſen ſei, als an dem Geſchmack der Frau Gräfin irre werden zu müſſen!

Brechen wir dieſe Unterhaltung lieber ab, ſie iſt widerwärtig! rief die Gräfin jetzt raſch und mit Heftigkeit aus. Sie werden heut nicht müde, Roman, mir die unangenehmſten Dinge zu ſagen und zu thun. Ich bereue es wahrhaftig, daß ich Ihren angeſtrengten Bemühungen nachgegeben, und mich wieder mit Ihnen eingelaſſen habe! Laſſen Sie uns jetzt umkehren, meine Herren!

Roman entſchuldigte ſich hierauf mit ſehr angelegentlichem Eifer und bat ſie, die Berichterſtattung einfacher Thatſachen, zu der ſie ihn ſelbſt durch ihren Befehl veranlaßt, nicht ſeine Perſon entgelten laſſen zu wollen. Er wagte ſogar ſich dabei auf das Zeugniß des Baron Ranzau zu berufen, den er aufforderte zu beſtätigen, ob er bei ſeiner ganzen Mittheilung die Gränzen der Objektivität überſchritten, und nach irgend einer Seite hin indiskret geworden wäre?

Baron Ranzau biß ſich auf die Lippen, ohne eine Sylbe zu erwidern, und ergab ſich dann einem düſtern Hinſtarren, in dem er zu überlegen ſchien, wie er ſich bei der ohne Zweifel von Roman auf ihn abgezielten Beſchimpfung verhalten ſolle. Die Gräfin forderte ihn jedoch jetzt auf, ſein Pferd nach der Stadt umzulenken, indem ſie zugleich mit der Hand zum Himmel hinaufzeigte, wo ſich ſeit einigen Minuten

die Anzeichen des Wetters auf eine drohende Weise verändert hatten. Es schien ein Unwetter im Anzuge zu sein, und der wetterkundige Blick des Barons erkannte die starkgefüllten Hagelwolken, deren Entladung man bereits jeden Augenblick erwarten konnte.

Die Gesellschaft trat deshalb mit großer Eile den Rückweg nach der Stadt an. Das heraufsteigende Wetter, dem man sich zu entziehen suchte, begünstigte die Schweigsamkeit der Unterhaltung, zu der sich die Gräfin Sarmland und der Baron Ranzau ohnehin in ihrer durchaus getrübten Stimmung aufgelegt fühlten. Roman sah mit Fröhlichkeit und Schadenfreude dem wachsenden Sturm zu, der bald so stark wurde, daß er die Gräfin nicht nur besorgt um ihre neue glänzende Toilette machte, sondern ihr auch bei dem bereits beginnenden Herabfallen gewaltiger Hagelkörner Angst für ihre schönen und wahrhaft von ihr geliebten Pferde einflößte.

Das stürmische Wetter schlug mit unaufhaltsamem Jähzorn die jungen Blüthen des Thiergartens ab, und führte den Staub in hohen Wirbelsäulen die Chaussee hinunter. Ungeachtet des heftigen Widerstandes, welchen der Wind und die immer stärker herunterfallenden Schlossen dem Lauf der Thiere

entgegenſtellten, war doch das Brandenburger Thor in Zeit von einer Viertelſtunde wieder erreicht. Es ſtürzte jedoch jetzt ein ſo fürchterlicher Regen in den ſtärkſten Waſſermaſſen vom Himmel herunter, daß auch das Erreichen des Thores, auf welches die Gräfin immer hingewieſen hatte, keine Zuflucht zu gewähren vermochte. Unter den Hallen des Thors, in welche überdies der Regen nicht minder hereinſchlug, konnte man nicht bleiben, da hier eine Zugluft ging, die jeden Aufenthalt unerträglich machte.

Roman ſchlug der Gräfin vor, hier abzuſteigen und einen Wagen anzunehmen, den er ſich anheiſchig machen wolle, ihr in einigen Minuten herbeizuſchaffen, worauf die Bedienten alsdann die Pferde nach Hauſe geleiten könnten. Aber ſo gut erdacht auch dieſer Rath ſchien, ſo ſchlug es doch die Gräfin ſowol in ihrer Mißſtimmung gegen Roman, wie in der durch das Wetter über ſie gekommenen Verwirrung aus, darauf einzugehen. Sie fühlte ſich vor Durchnäſſung und Erſchöpfung einer Ohnmacht nahe, und gab faſt ohne Beſinnung dem Pferde von Neuem die Sporen, welches nun pfeilſchnell und mit einer Beſorgniß erregenden Geſchwindigkeit über den Pariſer Platz dahinflog. Roman und Ranzau vermochten kaum dem durch Regen und Wind überreizten Thiere zu folgen,

welches im vollen Lauf und zuweilen in höchſt bedenklichen Sprüngen mit ſeiner Reiterin die Linden hinunterrannte. Plötzlich ſtürzte das Pferd auf ſeinen zartgebauten Vorderfüßen zuſammen, und die Gräfin, die ſchon längſt das Gleichgewicht verloren hatte, flog über den Hals des Thieres hinweg auf das Pflaſter, auf das ſie in der gewaltſamſten Weiſe mit dem Geſicht niederſchlug. Sie ſtieß nur einen leiſen Schrei aus, und Roman, der zuerſt von ſeinem Pferde herabgekommen war, fand ſie bereits ohnmächtig und von ihrem Blute überfloſſen, als er ſie in ſeinen Armen aufhob.

Es war gerade vor den Thüren des Britiſh Hotel, wo dieſes ſchreckenerregende Ereigniß ſich zutrug. Der Zufall wollte, daß Giuditta und Leonore ſich oben am Fenſter befanden und gerade in demſelben Augenblick, um den Ungeſtüm des Wetters zu betrachten, auf die Straße hinabſchauten. Leonore erkannte ihre Mutter ſogleich und eilte, von Entſetzen getrieben, die Treppe hinunter, um der ohne Zweifel ſtark Verwundeten ihren Beiſtand zu bringen. Giuditta folgte ihr nach, blieb jedoch auf der Treppe ſtehen, da ſie die Gräfin bereits unten in das Haus bringen hörte. Roman, der eine außerordentliche Körperſtärke und Gewandheit beſaß,

trug die Gräfin faſt ganz allein die Treppe hinauf, und ihr Jäger hatte nur das Geleit der Füße zu übernehmen. Baron Ranzau war zur ſchleunigſten Herbeiſchaffung eines Arztes von Roman angewieſen worden.

Sechstes Capitel.

Die Verwundete.

Die Gräfin Sarmland verharrte noch immer in einer tiefen Ohnmacht, welche ihr die Erſchütterung des Falls und eine, wie es ſchien, nicht unbedeutende Verwundung, die ſie mitten im Geſicht und gerade an Mund und Naſe davongetragen, zugezogen hatte. Leonore war in lauten Thränen ausgebrochen, und wollte ſich, von ihrer ſchmerzlichen Empfindung überwältigt, über die Mutter hinabbeugen, wurde aber von Roman, der die Gräfin jetzt glücklich die erſte Treppe hinaufgebracht hatte, mit einem bittenden Blick zurückgewieſen.

Da ſich im erſten Stockwerk des Hauſes, in dem Signora Giuditta eine Reihe von Zimmern in Beſchlag genommen hatte, kein bereit ſtehendes Zimmer mehr fand, in dem die Verwundete eine entſprechende Aufnahme erhalten konnte, ſo bot Giuditta ihre eigene

Wohnung dar und deutete dem Roman das Gemach an, in das ſie die Gräfin geführt zu ſehen wünſchte. Es ſtand in demſelben ein zurechtgelegtes Bett, auf welches Roman die Gräfin mit der vorſichtigſten Bewegung niederließ. Nichtsdeſtoweniger erwachte die Gräfin in dieſem Augenblick, und war ſtandhaft genug, die Wehklagen, welche ihr der Schmerz eben entpreſſen wollte, zu unterdrücken, als ſie die Geſtalten erkannte, welche ihr Lager umgaben und die ihr in dieſem Moment keineswegs wünſchenswerth zu ſein ſchienen.

Man waſche mir doch das Blut ab! rief ſie jetzt, indem ſie ihre Stimme zur Strenge und Feſtigkeit zwang. — Das rieſelt mir ja wie heiße Lava den ganzen Leib herunter. Oder wollt Ihr mich verbrennen — und mich erwürgen zu gleicher Zeit? Denn ich kann keine Luft mehr bekommen und in die Bruſt habt Ihr mir tauſend Nadeln gebohrt! Ich ſehe hier alle meine Feinde um mich.

Leonore, die es ſich nicht nehmen laſſen wollte, ihrer Mutter alle erforderlichen Dienſte zu erweiſen, war ſchon herangetreten, um ihr das Blut vom Geſicht zu waſchen und die Wunden vorläufig mit Umſchlägen von kaltem Waſſer zu lindern. Sie erſchrack über die Größe und den Umfang der dadurch

bloßgelegten Verletzung, die den wesentlichsten Theil ihres Gesichts mit einer gräßlichen Zerstörung bedrohte. Zugleich bemerkte sie, daß ihre Mutter bereits im Wundfieber zu phantasiren anfing, obwol Alles, was sie sagte, ihrem natürlichen Gedankengang sehr entsprach.

Ich will Dich nicht, sagte die Gräfin jetzt zu ihrer Tochter, indem sie den hülfreich beschäftigten Arm derselben von sich zurückstieß. Das sind alles Sachen, welche die Domestiken besser vollziehen können als Du, die doch kein Herz für ihre Mutter hat. Sage mir blos noch, bei wem ich hier bin, und dann geh', wo Dich mein Auge nicht mehr erblickt. In Deinen Augen sitzen heuchlerische Thränen, die nachher zu Skorpionen werden wollen, um, wenn ich schlafe, heimlich zu mir ins Bett zu kriechen. Ich befehle mein Hotel, und will hier keine Hülfe und keine Liebe in Anspruch nehmen. Liebe ist mir gräulich. Fort nach meinem Hotel!

Giuditta und Roman hatten sich in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen, während Leonore, ohne sich von den abweisenden Worten ihrer Mutter zurückschrecken zu lassen, jetzt dazu überging, dieselbe zu entkleiden, und ihr den engen Reitanzug, in dem sie sich bis dahin noch befunden, herunter zu ziehen.

Ich will Dir etwas ſagen, begann die Gräfin wieder, die von allen dieſen unabläſſigen Bemühungen doch einige Erleichterung zu empfinden ſchien. Du biſt recht gut, und wir wollen uns auch wieder zuſammen vertragen. Aber die Bande, die da hinten im Zimmer ſich auf- und niedertreibt, wirf die Treppe hinunter, damit ſie eben ſo ſchwer fallen, als ich gefallen bin! Sie ſind Schuld an meinem Unglück, und haben der Eſther den Fuß vorgehalten, daß ſie ſtürzen mußte.

Jetzt erſchien ein Arzt, durch Baron Ranzau herbeigeführt, und ſchickte ſich an, von dem gefährlichen Zuſtand der Leidenden genaue Kenntniß zu nehmen. Giuditta gab dem Roman einen Wink, ihr in das anſtoßende Zimmer zu folgen. Leonore blieb bei den Unterſuchungen des Arztes gegenwärtig und verſah alle dabei zu leiſtende Hülfe mit einer gewiſſen ſchwärmeriſchen Begeiſterung, indem ſie glaubte, dem Dienſte ihrer Mutter ſich um ſo eifriger widmen zu müſſen, je weniger dieſelbe ihre Bemühungen als ein Zeichen der Liebe annehmen wollte.

Giuditta war in ihr Wohnzimmer zurückgegangen und warf ſich dort erſchöpft in einen Lehnſeſſel, der am Fenſter ſtand. Roman nahm auf ihr Geheiß ihr gegenüber Platz, und bewunderte einige Secunden

lang ſtill die herrliche, etwas in ſich verſinkende Geſtalt, die in dieſem Augenblick von einer düſtern und ſchmerzlichen Stimmung beherrſcht zu werden ſchien.

Erzählen Sie mir doch etwas Näheres von dem traurigen Hergang! ſagte ſie, indem ſie nach einer Pauſe des Nachſinnens ihre wunderbaren, gedankenvollen Augen gegen ihn aufſchlug.

Es läßt ſich nicht das Geringſte davon erzählen! entgegnete Roman. Die Sache kam ſo plötzlich wie dieſer Regen und dieſer Hagel, der uns in ungeordneter Flucht in die Stadt zurücktrieb. Das Unglück war jedoch nicht ein bloßes Naturereigniß, ſondern es hatte ſeine moraliſche Seite. Die Gräfin Sarmland war verſtimmt gegen mich, weil ich auf unſerm Spazierritt ihren Freund Ranzau nicht ganz auf der Höhe eines menſchlichen Exemplares behandelte. Deshalb nahm ſie aus Depit meinen Rath nicht an, den einzig praktiſchen, von dem durch das Unwetter geängſtigten Thier abzuſteigen und mich nach einem Wagen auszuſenden.

Dieſe Frau erleidet eine große Strafe, da ſie der Liebe ihrer Tochter ausgeliefert worden iſt! ſagte Giuditta mit einem ſchneidenden Ton. Der Zufall demonſtrirt zuweilen mit dem Griffel des Schickſals.

Ihre Auffaſſung iſt immer ſchön und groß, Signora! verſetzte Roman, indem er in den Ton der Huldigung für die Sängerin überzugehen ſuchte. Aber in der Kunſtwelt ſcheint mir eine ſolche Auffaſſung mehr angewandt, als im heutigen Leben der Menſchen. Es iſt dies heutzutage durchaus kein Geſchlecht mehr, welches für ein großes Schickſal gemacht iſt. Glauben Sie mir, Signora, die Menſchen werden heut nur Spießruthen gejagt, durch die Sackgaſſe ihrer eigenen Ideen. So paradox dies klingt, ſo beſtätigt es ſich doch durch die ganze Geſchichte ſeit dem Jahre 1848, oder, wenn Sie wollen, ſeit dem erſten hiſtoriſchen Ereigniß des Sündenfalls in Adams Paradieſe. Jede Idee, die wir heutzutage haben, verſetzt uns zugleich einen Staupenſchlag, an dem wir eine Zeitlang genug haben. Schwarzweiß, Schwarzgelb, Schwarzrothgold ſind gar keine Farben zur Bezeichnung unſerer heutigen Geſchichtskämpfe. Das Geſchlecht der Braunundblauen ſollte man die heutigen Menſchen benennen, denn dazu werden wir von unſern eigenen Ideen tagtäglich geprügelt, und zwar auf die unwürdigſte Weiſe von der Welt!

Auf Giuditta's ernſtes Geſicht kehrte einen Augenblick lang ein ſtrahlendes Lächeln zurück, das einem

Sonnenſchimmer glich, der durch eine Wetterwolke geht. Sie bringen alſo die Ideen der Zeit mit dem Hautſyſtem in Verbindung? ſagte ſie mit einem Anflug ihrer liebenswürdigen Schalkhaftigkeit. Ich fürchte, daß Sie nur allzuſehr darin Recht haben werden! Seitdem Sie aber wieder in Berlin ſind, muß ſich Ihre Haut doch bedeutend erholt haben, denn es ſcheint mir nicht, als wenn hier noch allzuviel Ideen auf dem Stapel lägen! Und je weniger Ideen, je weniger Prügel, müßte es nach Ihrer eigenen Theorie heißen?

Ganz gewiß! entgegnete Roman aus vollem Halſe lachend. Die Welt der Ideen iſt heut eine ganz gemeine Prügelei geworden. Und doch muß man ſich durchſchlagen, es hilft Alles nichts. Ich ſelbſt habe mich nur dadurch zum Parteiführer aufgeſchwungen, daß ich einen tüchtigen Plumpſack führen kann, aber ich bin durchaus überzeugt, daß mein handfeſter Plumpſack dereinſt von dem Morgenroth der Zukunft durchleuchtet und verklärt werden wird, und das Licht derſelben ſchon in ſich trägt! Ich ſpiele alſo eigentlich nur mit Frau Aurora Plumpſack, wenn Sie meinen Standpunkt ganz genau wiſſen wollen, und meine Partei jauchzt mir darüber ihren hoffnungsvollen Beifall zu.

Giuditta ſchien ſich durch dieſes Geſpräch mehr und mehr erheitert zu fühlen und ihr Geſicht, das ſeit ihrem Aufenthalt in Berlin einen merkwürdigen Zug des Kränkelns und der Verſtimmung angenommen, gewann auf einige Minuten wieder ſeinen frühern lebhaften Glanz. Indeß wich das flüchtige Roth bald wieder dem bleichen und gelblichen Schimmer, der das ſonſt ſo kräftige und ächte Kolorit von Stirn und Wangen umfloß. Die herrlichen und großen Formen dieſes Geſichts hatten aber dadurch gewiſſermaßen nur eine Umſchleierung gewonnen, welche den Eindruck ihrer Schönheit durch einen geheimnißvollen Reiz erhöhte.

Jetzt trat die kleine Esmeralda, Giuditta's Tochter, ins Zimmer und näherte ſich, nach einer kurzen Begrüßung mit Roman, den ſie wiedererkannte, ihrer Mutter, um ihr leiſe etwas ins Ohr zu flüſtern.

Sprich nur recht laut, mein Kind, ſagte Giuditta, denn Geheimniſſe darf man ſich nie vor Andern erzählen. Sobald man erſt weiß, daß ein Geheimniß exiſtirt, iſt es auch ſchon verrathen. Darum lieber gleich heraus mit der Sprache!

Esmeralda ſagte darauf eilig und mit einem ſcharfen Seitenblick nach Roman: Du wirſt Beſuch

bekommen, Mama! Ich ſah nebenan zum Fenſter hinaus, als eben ein Wagen vorfuhr und Herr Meyerbeer ausſtieg, der in Paris immer ſo oft zu Dir kam. Ich wollte Dich nur davon benachrichtigen, im Fall Du Dich verläugnen laſſen willſt, da Dir Dein armer Hals doch nicht erlaubt, heut ſo viel zu ſprechen.

Die kleine Klugheit verräth die ganze Diplomatie ihrer Mutter! ſagte Giuditta, indem ſie raſch aufſtand. — Laſſe ich mich denn jemals vor meinen Freunden verläugnen? Bringe mir geſchwind mein großes Shawl, Esmeralda. Denn mich friert in der innerſten Seele, und wenn ich mir den Hals recht warm bekleide, erlaubſt Du mir vielleicht noch, den großen Maeſtro, meinen alten Freund, zu ſprechen?

Esmeralda hatte mit der ihr eigenen Schnelligkeit das Verlangte herbeigeſchafft, und Roman half der Sängerin das türkiſche Tuch um die Schulter legen, worauf er ſich von ihr beurlaubte, um über das Befinden der Gräfin Sarmland weitere Erkundigungen einzuziehen. Esmeralda ging an ſeiner Hand mit ihm und hoffte bei dieſer Gelegenheit auch in das Zimmer zu gelangen, wo ihre Freundin Leonore ſich befand.

Ein Bedienter hatte inzwiſchen den Beſuch des General-Muſikdirektors Meyerbeer angemeldet, und nachdem Giuditta denſelben mit einem verbindlichen Ausdruck angenommen, trat der berühmte Komponiſt ſelbſt in das Zimmer.

Siebentes Capitel.

Meyerbeer und Giuditta.

Der Beſuch Meyerbeer's bei der Giuditta bewegte ſich anfangs nur in gewöhnlichen Höflichkeitsformen und Redewendungen, obwol Giuditta dieſelben zu Anfang mit einer glühenden Bewunderung für die neueſte Muſik des Meiſters zu durchbrechen ſuchte. Meyerbeer bedurfte aber zur Einleitung aller ſeiner Geſpräche der regelmäßigen Taktik der Höflichkeit, wobei er eine ebenſo gründliche Ausführung aller nur möglichen Harmonieen und eine ebenſo künſtleriſche Behandlung aller etwaigen Disharmonieen gab, als er dies nur immer auf dem Grund und Boden ſeiner muſikaliſchen Kompoſitionen that.

Die kleine, ſtets wie mit einer gewiſſen Vorſicht ſich einführende, und immer wie zum Hören vornüber gebeugte Geſtalt des gefeierten Komponiſten hatte kaum in einem Seſſel gegenüber der Giuditta Platz

genommen, als er auch ſchon mit den verbindlichſten und liebenswürdigſten Wendungen eine Reihe von Hinderungsgründen anführte, die ihn abgehalten hätten, der Signora auf der Stelle ſeinen Beſuch zu machen, ſobald er nur ihren alle anderen Gedanken zurückdrängenden Namen in dem Fremdenblatt geleſen. Dieſe Abhaltungen hätten zwar nur in den erſten Berliner Aufführungen des „Propheten" ihren Grund gehabt, aber wenn ſie als ſeine alte Freundin auch wiſſe, wie beſcheiden er von allen ſeinen Arbeiten und Verſuchen denke, ſo hätte ihm doch die hieſige Beſetzung und Einſtudirung in der That viele Schwierigkeiten dargeboten, obgleich er die große Bereitwilligkeit und Unterſtützung des Generalintendanten Herrn von Küſtner nicht genugſam rühmen könne. Er wundere ſich aber, daß Signora Giuditta ihm gar kein freiwilliges Lebenszeichen gegeben, da ſie ſchon ſeit mehreren Tagen in Berlin ſei, und doch wiſſen könne, wie es für ihn nichts Ehrenderes und Beglückenderes gebe, als ihre Bekanntſchaft zu erneuern.

Giuditta ſagte hierauf: Hören Sie nur an meiner Stimme, mit der ich ſpreche, wie krank ich bin, Herr Meyerbeer! Das vermaledeite Berliner Klima, deſſen Bekanntſchaft ich zum erſten Mal mache, hat ſich wie ein erdrückender Alp um meinen Hals gelegt.

Mit Ihrem tonmeisterlichen Ohr werden Sie das besser hören können, als jeder Arzt, welche Mißklänge mir hier durch meinen ganzen Organismus pfeifen. Das geht immer Husu, Hizi, Sisi durch alle meine Athemwerkzeuge und in jedem Winkel meiner Stimme, so daß ich fast daran verzweifeln muß, jemals wieder einen gesunden Ton singen zu können.

Signora Giuditta fühlt sich krank in Berlin? fragte Meyerbeer mit dem innigsten und herzlichsten Ton, indem er sie zugleich mit großer durchdringender Aufmerksamkeit betrachtete. Es schien ihr, als wenn er die volle Richtigkeit ihrer Angaben bezweifele und ihr einen Plan dabei zutraue, durch den sie die Absichten, die sich vielleicht mit seinem Besuch verbanden, von vornherein kreuzen wolle.

Giuditta war jedoch keiner Diplomatie fähig, da sie immer den Muth hatte, sich selbst zu vertreten, und auch etwas darauf hielt, ihre persönlichen Neigungen zu bezwingen, wo dieselben mit einem klar von ihr erkannten Zwecke im Widerspruch standen.

Und Sie erzeugen mir die Ehre, mich mitten in diesem abscheulichen und beispiellosen Wetter aufzusuchen, Herr Meyerbeer? sagte Giuditta, auf diesen Formalismus aus Verlegenheit zurückkommend, denn sie fühlte, daß der Alles fein abwägende Maestro

sich noch in einer gewissen Absicht davon zurückhielt, auf ein bestimmtes Thema überzugehen.

In der That, fügte sie lächelnd hinzu, indem sie in das Schneegestöber hinausblickte, welches jetzt plötzlich an das Fenster schlug — es ist ein ächt Meyerbeerscher Musikeffekt, durch das Unangenehme hindurch das Angenehmste und Schönste zu bewirken, und mitten in den Schlossen des Unwetters uns die friedliche Stirn des genialen Künstlers erblicken zu lassen.

Ihre Berliner Krankheit hat Ihnen wenigstens den liebenswürdigen Humor gelassen, dem ich in Paris stets meine genußvollsten Stunden verdankte! entgegnete der artige und bescheidene Komponist, der die ihm persönlich gezollte Anerkennung stets von sich hinwegzukomplimentiren wußte. — Aber darf ich fragen, Signora Giuditta, fuhr er mit einer harmlosen Wendung fort, ob das Gerücht begründet ist, daß Sie der italienischen Oper der Königstadt abgeschrieben haben, und ungeachtet Ihrer Ankunft in Berlin jetzt nicht dort singen wollen, während man dies Theater bereits um das beispiellose Glück beneidete, Sie zu einem Gastspiel gewonnen zu haben?

Ich mußte wol, entgegnete Giuditta, weil ich in der That, was Sie mir nicht glauben zu wollen

ſcheinen, durch und durch krank geworden bin. Auch empfand ich, aufrichtig geſtanden, keine Luſt mehr, in Berlin zu ſingen, nachdem ich einige Male über die Straßen gegangen war. Die Leute ſehen mir hier zu klug und gelehrt aus, und machen gewiß aus jedem Ton, den man ſingt, ein anatomiſches Präparat, ſo daß ich die Paar ſüdlichen Vögel, die ich noch in meiner Bruſt habe, lieber nicht herauslaſſen möchte, um ſie noch am Leben zu behalten. Es war eine Thorheit von mir, in Berlin ſingen zu wollen, und ich muß jetzt wenigſtens dafür bezahlen, indem die Direktion eine Entſchädigungsſumme beanſprucht.

Dieſe Unannehmlichkeiten würden ſich leicht löſen laſſen, verſetzte der Komponiſt, wenn Sie ſich, meine theuerſte Signora, entſchließen könnten, einen Vorſchlag, den ich Ihnen zu machen habe, in gütige Erwägung zu ziehen.

Einem Vorſchlag von Meyerbeer, verſetzte Giuditta, iſt man entweder ſo glücklich zu gehorchen, oder man iſt ſo unglücklich ihn nicht benutzen zu können.

Ich mache mich anheiſchig, fuhr der Maeſtro fort, Ihre Schwierigkeiten mit der Königſtädtiſchen Bühne, die ich vollkommen begreife, auszugleichen und in befriedigende Ordnung zu bringen. Ich glaube äußern zu dürfen, daß es Allerhöchſten Orts ſehr gut aufge-

nommen werden würde, wenn sich Signora Giuditta zu einigen Gastrollen auf dem königlichen Theater verstehen wollte. Dadurch würden sich die Ansprüche der Königstädtischen Direktion leicht beheben lassen.

Madame Garcia ist ja hier, versetzte Giuditta mit einiger Lebhaftigkeit, und man hat mir immer gesagt, daß sie in Berlin eine außerordentliche Popularität besitze, wozu sie es freilich in Paris nicht recht hat bringen können. Was verlangen Sie, das ich hier neben Madame Viardot-Garcia singen soll?

Sie wissen, begann Meyerbeer mit sehr ruhiger und besonnener Entwickelung, wie hoch ich die Verdienste und das Genie der Madame Garcia schätze, aber ich bin keineswegs der Meinung, daß es nicht neben ihrer Auffassung der Fides im Propheten noch eine andere geben könne, welche z. B. auf solche Mittel sich stützte, wie sie die unvergleichliche Persönlichkeit der Signora Giuditta, ein Stimmmaterial, welches zum zweiten Mal nicht mehr so vorhanden ist, und eine Originalität des Geistes, der zugleich alle Plastik zu Gebote steht, darbieten. Madame Garcia ist aber mit ihrer diesmaligen Saison in Berlin nicht zufrieden, und sie wünscht ihre Gastspiele früher abzubrechen, als es eigentlich verabredet war. Sie kann gewisse Verstimmungen, die sie hier beschlichen

haben, nicht überwinden. Ihrer bekannten Gutmüthigkeit wird dies gewiß leid thun, obwol ich weiß, daß Sie die Garcia unbegreiflicher Weise nicht lieben.

Das iſt ja nur mein Fehler, entgegnete Giuditta ſchnell. Es widerſtrebt mir auch blos das Eine an ihr, daß ſie Sängerin iſt. Durch den Zwang der Muſik, den ihr Genius ſich auferlegt hat, iſt die Disharmonie ihrer Erſcheinung bis zum Unerträglichen für mich geſteigert worden. Sie leiſtet mit ihrer Perſon faſt daſſelbe, was ein Menſch ohne Arme leiſtet, der gleichwol Schreibmeiſter geworden iſt. Ihre Natur weiſt ſie auf das Eckige, Bizarre und Disharmoniſche an, und ſie verwendet ein ganzes Leben darauf, mit der Melodie Geſchäfte zu machen.

Als Sängerin, fuhr Giuditta fort, wird ſie mich nie von dem Gedanken losbringen, daß ſie in einem falſchen Material arbeitet, auf das ſie kein Anrecht hat, und das ihr nur durch die Traditionen einer berühmten muſikaliſchen Familie aufgezwungen worden iſt. Aus einer Perſon, die keinen einzigen geſunden und natürlichen Ton in Bruſt und Kehle hat, mußte gleichwol eine Sängerin gemacht werden, wie ſehr auch die große Malibran von dieſer grotesken Unmöglichkeit abrieth. So ſieht die geniale Pauline heut immer

noch aus wie ein verunglücktes musikalisches Wunderkind, dessen schwache Mittel man forcirt hat und das uns das warnende Beispiel vor Augen führt, wie die Kunst ohne Naturell und Mittel zu einer Grimasse werden muß. Ich will zugestehen, daß sie eine edle Karrikatur ist, für Viele vielleicht eine göttliche und liebenswürdige Karrikatur, aber eine Karrikatur ist und bleibt sie jedenfalls. Durch ihr unglückliches Aeußere, durch ihren gliederlosen Körper, durch die gränzenlose Dürftigkeit und Verschrumpftheit aller ihrer Ausdrucksorgane, welche sie gleichwol durch geistige Elastizität von innen her zu überbieten sucht, dadurch tritt zuweilen, und namentlich in manchen großen Rollen, ein gewisser Cretinismus der Genialität in ihr hervor, der mir alle Illusion raubt und mich vor ihr zurückbeben läßt. Solche Verkrüppelungen richten die Kunst des Tages vollends zu Grunde, denn da sie mit dem Stempel der Genialität auftreten, so glaubt man eine Zeitlang, daß der Geist der Kunst sich nicht mehr anders zu offenbaren vermöge, und die Schärfe und Richtigkeit des Urtheils stumpft sich an Erscheinungen dieser Art ab. Zuletzt ist freilich bei diesem Mißverhältniß von Geist und Mitteln der Banquerott unvermeidlich, und ich fürchte, daß Madame Garcia bereits bei ihrem diesmaligen Aufent-

halt in Berlin alle Vorzeichen eines Falliſſements kennen gelernt hat!

Der berühmte Komponiſt hatte dieſen eigenthümlichen Auslaſſungen der Giuditta, welche ſie mit dem ihr im Geſpräch immer eigenen Feuereifer vorbrachte, ſtill und mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört. Er ſah dabei ſo geſpannt aus, als liege ihm unendlich daran, daß ihm kein einziges der von der Sängerin geäußerten Worte verloren gehe, und als könne nichts lehrreicher für ihn ſein, wie eine Mittheilung dieſer Art. Als Giuditta jedoch jetzt ſchwieg, ſagte er mit feinem Lächeln: Ich weiß, was das ſagen will, wenn im höchſten Olymp eine Göttin der andern Fehde geſchworen hat! Vermeſſen wäre es für einen ſchwachen Sterblichen, wie ich, ſich dazwiſchen werfen zu wollen. Sie ſind jedenfalls im Vortheil gegen die Garcia, und es würde darum recht ſchön und Ihrer ganz würdig ſein, wenn Sie den Kampf der Perſonen hier in einen Wettſtreit der Kunſt übergehen laſſen wollten.

Sie irren ſich, Herr Meyerbeer, verſetzte Giuditta lebhaft. Ich bin durchaus nicht im Vortheil gegen die Garcia. Sie iſt weltberühmt, und mich kennt man eigentlich nur in Paris, wo Viele Nachſicht mit mir haben und Einige auch wol genauer wiſſen, was

ich will. Man wird daher ſagen, daß mich der elende Neid treibt, wenn ich eine Garcia ſcharf und nach meinen innerſten Gedanken beurtheile. Aber zu dem unſterblichen Maeſtro darf man wol Bekenntniſſe machen. Und nun ſagen Sie mir im Ernſt und ehrlich, Meyerbeer, ob Sie jemals von der Garcia eine Totalſchöpfung, ein Ganzes geſehen haben? Sind es denn nicht, bei allem vielgerühmten Geiſt dieſer Perſon, immer nur partielle Wirkungen, die ſie erreicht? Iſt nicht unter ihren Mitteln viel faules Holz, das im Dunkeln und bei Nacht leuchtet, das uns aber doch nur auf kurze Zeit einreden kann, ewiges Feuer von einem lebengebenden Geſtirn zu ſein?

Meyerbeer hütete ſich wol, alle dieſe ſtürmiſchen Fragen zu beantworten, und dadurch in die, wie es ſchien, an Gründen unerſchöpfliche Kritik der Giuditta ſich ſelbſt zu verwickeln. Er ſuchte vielmehr dies ihm bedenklich ſcheinende Fahrwaſſer zu verlaſſen und zu der einzig praktiſchen Spitze des Geſprächs zurückzukehren.

Ich muß Ihnen ſagen, begann er nach einiger Ueberlegung, daß die von Ihnen ſo geiſtreich angeregten Zweifel ganz über meinen Horizont hinausliegen. Ein armer Komponiſt, wie ich, darf nur das rein Praktiſche anſehen. Ich verehre die Garcia, wie

Sie wiſſen, aber in allen den Stücken, worin die Garcia von der großen Giuditta übertroffen wird, bin ich der Feind der Garcia. Denn in der Kunſt ſehe ich nur die Wirkung. Daß die Garcia mit ihren Mitteln und trotz derſelben bedeutend gewirkt hat, werden Sie nicht läugnen können. Jetzt iſt es an der Giuditta zu zeigen, welche Verſchönerung die Fides Ihrem Geiſte und Ihrer unbeſchreiblich großen Stimme zu danken haben wird. Ich kann Ihnen ſagen, daß man bei Hofe die ſchmeichelhafteſten Erwartungen von Ihnen hegt. Madame Garcia verläßt uns ſchon in der nächſten Woche. Beiläufig geſagt, fand man ſie diesmal etwas zu republikaniſch.

Zu republikaniſch? wiederholte die Giuditta mit lautem Lachen. Und ſoll ich denn zur Strafe meiner Sünden hier als die Moderirte eintreten, ich, die Giuditta? Was bin denn ich, göttlicher Maeſtro?

Weiß Jemand beſſer als ich, was Sie ſind? entgegnete Meyerbeer, indem er ihr wie zur Begütigung die weiße ſchmale Hand küßte. Alle Teufel und alle Engel der Republik tragen Sie in ſich. Aber man ſieht es Ihnen auf den erſten Blick an, daß Sie auch als Republikanerin nur eine Idealiſtin ſind. Ihr mächtiger Geiſt lebt in der Welt der Ideen, und in dieſen wird man Sie hier nicht ſtören, wenn Sie

dabei recht fleißig auf der königlichen Bühne ſingen und meine Fides übernehmen wollen, die Sie ja in Paris ſchon zu meinem wahren Entzücken auswendig wußten. —

Es iſt wahr, verſetzte Giuditta mit freudiger Erregtheit, Sie waren ſo gütig, mir in Paris dieſe Partie theilweiſe einzuſtudiren', obwol ich damals nicht daran zu denken ſchien, daß ich dieſe Rolle jemals öffentlich ſingen würde. Und jetzt, wo die Gelegenheit dazu kommen will, ſetzt ſich meine Natur dagegen. Die anregende Unterhaltung mit Ihnen ließ mich einen Augenblick lang mein Leiden vergeſſen, aber es meldet ſich ſchon wieder durch ein unerträgliches Brennen und Stechen in meinem Halſe. Wenn ich mich morgen beſſer befinde, theile ich Ihnen ſofort meinen beſtimmten Entſchluß mit. Ihre Muſik zu ſingen, macht mir jedesmal einen großen Effekt für mein ganzes inneres Leben, und es kommt mir dann vor, als wenn ich wirklich auf der Zinne der Zeit ſtehe! Sie ſind der Komponiſt der Thatſache, Herr Meyerbeer, denn Sie arbeiten mit Ihren ungeheuern Mitteln immer nur auf die reale Wirkung hin, wie ſie bei dem heutigen Publikum möglich iſt. Ach, Sie ſind ein fürchterlicher Kenner des heutigen Publikums, ein unerbittlicher, möcht' ich ſagen, und wenn man

Ihre Muſik mit rechtem Verſtändniß ſingen gelernt hat, wird man derſelbe Kenner und Verächter des Publikums.

Ich bin mir ganz und gar nichts davon bewußt, ſagte Meyerbeer mit ſeinem feinſinnigen Lächeln. Wie ſollte ich denn das Publikum verachten, da mein höchſtes Streben nur darauf gerichtet iſt, ihm genug zu thun und die Endzwecke meiner Kunſt bei ihm zu erreichen. Ich bin überhaupt weit weniger berechnet, als man mir gewöhnlich nachſagt. Ich komponire, nachdem ich mir alle Ideen klar gemacht habe, und dann ſehe ich zu, daß es auch klingt. Das iſt mein ganzes Geheimniß, und es exiſtirt auch in der Muſik kein anderes Geheimniß, als daß man dem Ton das vollſte Leben gibt und ihm keines ſeiner Rechte vorenthält. Voilà tout, Signora Giuditta!

Sie wirken durch große und gewaltſame Maſſen, und ſind dabei naiv und anſpruchslos wie ein Kind, wenn man Sie über Ihre Kunſt hört, verſetzte Giuditta. Ich würde Sie mit Thorwaldſen vergleichen, der auch mit der Kühnheit eines Gottes und mit der Naivetät eines Kindes den Schöpfertrieb in ſeinen Händen walten ließ. Aber Sie ſind nicht ſo unſchuldig, wie Thorwaldſen war, wenn Sie ſich auch ganz ſo anzuſtellen wiſſen. Das Kunſtwerk der heutigen

Zeit iſt überhaupt nicht mehr unſchuldig, und darum iſt es auch kein reines Kunſtwerk mehr. Das Kunſtwerk der Zeit iſt die große Mäuſefalle geworden, worin man recht viel Speck braucht, um recht viele Mäuſe fangen zu können. Das Publikum ſaugt heut an dem fetten Speck beſſer, als wenn man es an die Brüſte einer jungen Göttin legte. Wenn das Publikum einmal wieder Volk geworden ſein wird, wird es ſeinen gemeinen Appetit wieder verlieren. Jetzt ſpeit es ſich noch nach jeder olympiſchen Nahrung. Sie aber, großer Maeſtro, verſtehen ſelbſt die ſchlechten Triebe der Zeit in den Bahnen der Kunſt zu erhalten. Ihre Feinde wollen Ihnen nachſagen, daß Sie die Kunſt verderbt haben. Man wird Ihnen aber einſt allgemein zugeſtehen müſſen, daß Sie die Kunſt in dieſer Zeit gerettet haben, indem Sie Wege für ſie erfanden, auf denen die Kunſt mit dem Verderben Hand in Hand gehen konnte und doch in dieſer gefährlichen Verbindung ihre göttliche Eigenart als Kunſt zu behaupten wußte, ſowie ein ſchöner Strom durch einen andern häßlichen hindurchfließt, und in dieſer Vermiſchung der verſchiedenen Gewäſſer doch ſeine ſchöne und urſprüngliche Farbe zu bewahren weiß!

Meyerbeer erhob ſich jetzt von ſeinem Sitz und

ſagte mit einer tiefen Verbeugung: Ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen müſſen und zugleich gegen meinen eigenen Vortheil fehlen, wenn ich noch länger Urſache wäre, daß Sie ſich anſtrengen! Erlauben Sie mir alſo, mich Ihnen jetzt zu empfehlen und Ihnen für Ihre lieben und geiſtvollen Worte meinen verbindlichſten Dank zu ſagen. Schonen Sie ſich recht, meine theuerſte Signora, denn je raſcher Sie wieder beſſer werden, um ſo eher darf ich auf Ihr Auftreten als Fides rechnen. Denn alle andern Präliminarien darüber betrachte ich zwiſchen uns ſo gut wie abgemacht. Jeder Wunſch, den Sie deshalb nur hegen könnten, wird Ihnen erfüllt werden. Damit ich aber um ſo eher dies beneidenswerthe Ziel für mich erreiche, geſtatten Sie mir, daß ich aus reinem Egoismus den geheimen Rath Schönlein zu Ihnen bemü... Der Hals iſt doch immer eine bedenkliche Sache, und wir müſſen Alles dazu thun, daß er wieder in ſeine ganze, uns Alle beglückende Machtvollkommenheit eingeſetzt werde.

Giuditta nahm das Anerbieten an und ſchüttelte ihrem berühmten Gönner zum Dank für ſeine beſorgte Zuvorkommenheit recht herzlich die Hand. In dieſem Augenblick, wo Meyerbeer ſich eben entfernen wollte, wurde von draußen ſehr heftig die Thür aufgeriſſen,

und ein Mann, der alle Zeichen einer großen Aufregung an ſich trug, ſtürzte in die Mitte des Zimmers mit einem ſolchen Ungeſtüm vor, daß er Herrn Meyerbeer faſt umgerannt hätte. Dieſer flüchtete ſich ängſtlich an die Seite, während Giuditta in ihrer Ueberraſchung einen lauten gellenden Schrei ausſtieß. Nachdem ſie jedoch den Eingedrungenen genauer betrachtet, erkannte ſie in ihm mit Erſtaunen den alten Grafen Sarmland, Leonorens Vater, deſſen eigenthümliche Perſönlichkeit ihr ſeit der neulichen Begegnung mit ihm noch in gutem Gedächtniß geblieben war.

Sie ſuchen gewiß Ihre Frau, Herr Graf? ſagte Giuditta mit einem milden Ton, indem ſie ihm jetzt ruhig und gefaßt entgegentrat und ihn dadurch ebenfalls zu einer ruhigen Haltung veranlaßte.

Um Gotteswillen, ſagen Sie mir, wo ſie iſt! rief der alte Graf mit dem Ausdruck der tiefſten Beſtürzung, die in ſeinen Mienen und Gebärden lag. — So eben, fügte er ſtotternd hinzu, begegnete mir der Baron Ranzau auf der Straße und, während wir ſonſt gar nicht zuſammen ſprechen, ſchreit er mir auf zehn Schritte zu, daß die Gräfin Sarmland mit ihrem Pferde geſtürzt ſei und hier in Britiſh Hotel in äußerſter Lebensgefahr liege!

Es wird wol nicht ſo ſchlimm werden, verſetzte Giuditta ſanft, indem ſie zugleich mit einem lächelnden Blick Herrn Meyerbeer noch einmal grüßte, der jetzt die friedlichere Gelegenheit benutzte, um ſeine Entfernung zu bewerkſtelligen.

Giuditta geleitete den Grafen durch das anſtoßende Zimmer zu dem Gemach, in dem ſich die Gräfin auf ihrem Schmerzenslager befand.

Achtes Capitel.

Das Paradies.

Als Giuditta mit dem Grafen Sarmland in das Zimmer der Leidenden eintrat, hatte ſich der Arzt eben entfernt, der eine genaue Unterſuchung der verletzten Theile vorgenommen und die erſte Anordnung dafür getroffen hatte. Es hatte ſich erwieſen, daß die Gräfin Sarmland ſich durch den unglücklichen Sturz die gefährlichſten Verwundungen zugefügt, indem ihr nicht nur Naſe und Mund auf eine beiſpielloſe Weiſe zerſchlagen waren, ſondern auch der rechte Fuß gebrochen worden war. Ihre Schmerzen ſchienen außerordentlich zu ſein, doch war jetzt nach Auflegung der erſten Verbände eine Betäubung eingetreten, die der Kranken wenigſtens die Wohlthat eines Halbſchlummers gönnte.

Roman und Leonore, welche ſich inzwiſchen in die Hülfeleiſtungen und Pflege der Kranken getheilt zu

haben ſchienen, kamen den Eintretenden mit dem Bedeuten entgegen, daß der Zuſtand der Gräfin jetzt keine Unterbrechung ihrer Ruhe geſtatte. Der alte Herr, der plötzlich von den größten Sorgen um ſeine Gemahlin ergriffen, erklärte jedoch mit einer unabweisbaren Entſchiedenheit, daß er im Zimmer bleiben und jedenfalls das Hotel nicht eher verlaſſen werde, als bis er es mit ſeiner Frau zugleich wieder verlaſſen könne.

Roman zog ihn jedoch mit einer raſchen Bewegung wieder in das Nebenzimmer zurück, und ſetzte ihm hier auf die eindringlichſte Weiſe auseinander, was es mit den Verwundungen der Gräfin Sarmland für eine Bewandtniß habe, und wie dieſelben eine weitausſehende Kur unter der größten Schonung und Sorgſamkeit erforderten. Die Gräfin ſelbſt habe ſich bereits, obwol anfänglich unter großem Widerſtreben, darein gefunden, ſo lange der Gaſt der Signora Giuditta zu bleiben und in dem Bett ihrer Tochter, welches ſie gegenwärtig einnehme, ihre Geneſung abzuwarten. Dieſer Entſchluß ſei jedoch leicht zu faſſen geweſen, da an die Möglichkeit, ſie in ihre eigene Wohnung zurückzubringen, gar nicht zu denken war. Für den alten Herrn laſſe ſich jedoch kein Raum in der Nähe der Gräfin mehr auftreiben, und er möge des-

halb für heut wenigſtens ruhig nach Hauſe zurückkehren, bis er morgen ſeine Gemahlin ſelbſt ſprechen könne.

Graf Sarmland hörte die Erörterungen Roman's, dem er offenbar jetzt eine gewiſſe achtungsvolle Rückſicht bewies, mit der größten Aufmerkſamkeit an, und äußerte dann, daß er gleichwol das Haus nicht wieder verlaſſen könne, wo ſeine Gemahlin leide. Er werde ſich deshalb in dem Hotel ein beſonderes Zimmer miethen, das doch wol noch aufzutreiben ſein werde.

Roman benachrichtigte ihn, daß auch dazu keine Ausſicht ſei, da er ſelbſt ſchon dieſen Gedanken für ſich gehabt, um bei den bedenklichen Leiden der Gräfin hülfreich in der Nähe ſein zu können. Er habe aber bereits vom Gaſthofbeſitzer erfahren, daß kein einziges Zimmer im ganzen Hauſe mehr zu vergeben ſei. Im dritten Stock wohne Baron Ranzau in einem einzigen kleinen Zimmer, und mit dieſem ſei natürlich ſeit jener verhängnißvollen Februarnacht jedes Arrangement unmöglich.

Die Umſtände ſind zu dringend, entgegnete der alte Graf nach einigem Beſinnen, als daß man noch lange Rückſichten nehmen ſollte. Ich ziehe zu dem Baron hinauf in den dritten Stock, und richte mich

auf ſeinem Sopha ein, wenn es nicht anders gehen ſollte. Denn ich will und muß hier im Hauſe bleiben.

So haben Sie ſich wol ſeitdem mit Ranzau ausgeſöhnt? warf Roman leicht hin, indem er den Grafen zugleich erſuchte, recht leiſe zu ſprechen, da die Kranke im Nebenzimmer ſchon wieder einige Bewegungen gemacht habe.

Ich werde jetzt hinauf in das Zimmer gehen, lieber Vetter, antwortete der Graf mit einem ſeltſamen triumphirenden Anflug. Als ich in meinen jungen Jahren noch Juriſt war, beſchäftigte ich mich immer mit Vorliebe mit dem Recht der Beſitzergreifung. Jetzt wollen wir daſſelbe stante pede, wie wir Lateiner ſagen, ausüben. Wenn der Baron wieder nach Hauſe kommt, findet er mich als das vor, was man in der heutigen Politik eine Thatſache nennt. Denn Sie müſſen wiſſen, lieber Vetter, daß ich, ſeitdem wir uns nicht geſehen, nur in den Zeitungen lebe, und mir eine Zeitung jetzt gerade ebenſo viel Vergnügen macht, als ſonſt mein Pferdeſtall. Ihre Anregung iſt dabei ſicherlich von großem Einfluß auf mich geweſen. Da komme ich denn auf ganz neue Schliche, und habe längſt gewünſcht, mich auch einmal irgendwo als eine Thatſache oktroyiren zu können. Der Baron Ranzau iſt mir zwar eine grauen-

haſte Perſönlichkeit, aber ich darf mir jetzt nicht zu einer perſönlichen Bemerkung das Wort erbitten, ſondern ich muß bei der Sache bleiben. Die Sache iſt hier ſeine Stube, auf die es mir ankommt, um meine arme bis zum Tode verletzte Frau nicht in einem fremden Hotel ohne den Schutz ihres Gatten zu laſſen. Ich fühle jetzt erſt wieder, wie herzlich ich meine Amelie liebe!

Ich wußte es immer, entgegnete Roman mit einem vertraulichen Druck ſeiner Hand, daß Ihr Verhältniß zur Gräfin das reinſte von der Welt war, und daß nur ein ſtellenweiſes Mißverſtändniß zuweilen die edelſten Gatten einander entfremden konnte. Ich hoffe Euch noch Beide am Ende der Dinge verſöhnt und dann in unzertrennlicher Gemeinſchaft Einander würdig zu finden. Ich bin nur froh, daß ich nie als ein fremder Dämon zwiſchen Euch geſtanden habe. Jetzt aber, lieber Vetter, gehen Sie nur getroſt hinauf in den dritten Stock, und laſſen Sie ſich ohne weiteres das Zimmer des Barons von dem Kellner aufſchließen. Ihr Plan ſcheint mir jetzt auch nach reiflichem Erwägen ein richtiger Kompromiß der Umſtände zu ſein, — um Ihnen doch auch eine recht hübſche Phraſe der Zeitungsſprache zum Gegengeſchenk zu bieten.

Der Graf entfernte ſich hierauf ſchleunigſt, um ſeine Abſicht auszuführen, nachdem er noch mit einem flüchtigen Kopfneigen ſeine Tochter Leonore gegrüßt hatte, die inzwiſchen im Geſpräch mit der Giuditta an das Fenſter zurückgetreten war.

Roman erzählte den Damen in launiger Ausſchmückung die Vorſätze, welche Graf Sarmland gefaßt, und während Giuditta ſich darüber unwillkürlich erheiterte, drohte ihm Leonore mit dem Finger, um dadurch eine Schonung ihres Vaters bei ihm zu bewirken. Roman war in ſolchen Beziehungen ſonſt nicht ſehr zartfühlend, aber Leonore war ihm am Krankenbette ihrer Mutter ſo lieblich und verehrungswürdig wie noch nie erſchienen, und ihr zu Gefallen änderte er deshalb ſogleich ſeinen Ton um, als er ſah, daß derſelbe ihrer Stimmung nicht zuſagen mochte.

In dieſem Augenblick wurde durch den Kellner eine Frau Eliſabeth Berthier gemeldet, welche die Signora Giuditta auf ihre Beſtellung zu bedienen wünſche. Giuditta ließ ſie eintreten, und Frau Eliſabeth erſchien an der Thür, indem ſie in beſcheidener Zurückhaltung wartete, daß Giuditta über ſie befehlen ſolle. Dieſe erinnerte ſich erſt jetzt, zu welchem Zweck ihr die junge Handwerkerfrau empfohlen worden war.

Giuditta beſaß im Verkehr mit Allen, durch deren Arbeit ſie bedient werden ſollte, eine außerordentliche Zuvorkommenheit und Gutmüthigkeit, die faſt an Unterordnung zu gränzen ſchien. Der Ton ihrer Stimme nahm dann etwas Weiches und Rührendes an und drückte eine Hingebung des Herzens aus, in der zugleich etwas Syſtematiſches lag, was auf einen mit Bewußtſein feſtgehaltenen politiſchen und ſocialen Standpunkt hindeuten ſollte. In dieſem gewinnenden und bedeutungsvollen Ton redete ſie auch jetzt der Frau Eliſabeth zu, die durch ihr ebenſo anmuthiges als würdiges Weſen einen ungemein günſtigen Eindruck auf ſie zu machen ſchien.

Mit der großen Unbefangenheit, welche den Frauen des Nordens in ſolchen Fällen nicht eigen zu ſein pflegt, hatte ſie ſich in Gegenwart Roman's und Leonorens den Schuh ausziehen laſſen, der einen kleinen ſchlanken Fuß von berühmter Schönheit bekleidete. Eliſabeth war vor ihr niedergekniet, und nahm mit der ihr eigenen Zierlichkeit und Genauigkeit dem Fuß der Giuditta das Maß.

Giuditta betrachtete dabei den Traueranzug der jungen Frau mit einer ſonderbaren Empfindung. Das ſchwarze Kleid und der ſchwarze Hut ſchienen ihr eine unheimliche Bangigkeit anzukränkeln, die freilich in

der Stimmung lag, durch welche ſie den ganzen Tag über beherrſcht worden war. Bei einer plötzlichen ſtärkeren Berührung, welche Eliſabeth an ihrem Fuß machte, ſchauerte Giuditta in ſich zuſammen, und ſagte dann: Wenn man nur nicht trauern wollte um die Geſtorbenen! Oder warum trauert man nicht wenigſtens Grün, welches die Hoffnungsfarbe iſt, in der das Jahr blüht! Schwarz iſt eine fürchterliche Farbe. Es iſt keine Liebe und kein Schmerz in dieſem Schwarz, ſondern nur ein gränzenloſes Hinſtarren auf eine lebloſe Leere!

Kaum hatte Giuditta dieſe Worte geſprochen, als es ihr auch ſchon unendlich leid that, denn ſie glaubte es der Frau Eliſabeth anzuſehen, daß ſich dieſelbe empfindlich davon betroffen fühlte. Ein gewaltſamer Strom von Thränen entſtürzte plötzlich den Augen der armen Frau, die aber ihre Bewegung raſch wieder zu unterdrücken wußte.

Eliſabeth war wieder aufgeſtanden, weil ſie ihre Obliegenheit beendet hatte, und wollte ſich nun mit einer tiefen Verneigung entfernen. Giuditta aber hielt ſie bei der Hand feſt und ſah ihr mit einem Ausdruck, dem nicht ſo leicht zu widerſtehen war, in die Augen.

Ich habe unbedachtſam Ihre Leiden berührt! ſagte

Giuditta, indem ſie die zitternden Hände Eliſabeth's in die ihrigen nahm. Glauben Sie darum nicht, daß ich die Hartherzigkeit und Albernheit der ſogenannten vornehmen Leute habe, die den Schmerz Anderer ſelten zu ehren und zu verſtehen wiſſen. Aber es iſt wahr, Sie ſind ſo jung und ſo ſchön, und ſo tiefbetrübt, und als ich Sie anſah, wünſchte ich Ihrer Trauer von Herzen das Grün der Hoffnung. Es war eine ſeltſame Phantaſie, die mich beſchlich.

Eliſabeth war dunkelroth geworden, und zog mit einer etwas ſchroffen Bewegung ihre Hände wieder zurück. Dann ſagte ſie mit ihrer feſten tiefen Stimme: Ich muß freilich um Entſchuldigung bitten, daß ich in dem ſchlechten ſchwarzen Anzug gekommen bin, um Arbeit zu nehmen. Es mag eine Art von Anmaßung darin liegen, daß auch die armen Leute trauern, und zwar in derſelben Farbe wie die Reichen. Aber der ſchwarze Rock kommt mir doch auch wieder wie mein Feiertagskleid vor, das ich meiner Hoffnungsloſigkeit zu Ehren angezogen habe, und auf das ich recht ſtolz ſein möchte! Denn ich lege damit den Muth an den Tag, recht hoffnungslos zu ſein, und das will ich auch ſein, ſo wahr mir Gott helfe! Wenn ich nur für mich und mein Kind immer Arbeit finde, dann will ich auch ſchon freudig in meiner Hoffnungsloſigkeit ſein.

Sie ſchwieg jetzt, während aus ihren klugen und ausdrucksvollen Augen feurige Lichtſtrahlen hervorſchoſſen, welche dem ganzen Weſen der Frau einen erhöhten Ausdruck gaben.

Sie haben Recht, theuerſte Frau! ſagte Giuditta nach einigem Beſinnen. Es iſt am Ende eine noch recht eitle, auf die Welt verſeſſene Thorheit, daß der Menſch glaubt, er müſſe immer noch Hoffnungen haben. Man iſt am gottähnlichſten, wenn man nichts mehr zu hoffen hat. Auf dieſem Standpunkt erneuern und verjüngen alle Völker ihre Exiſtenzen. Beſuchen Sie mich recht bald wieder, Frau Eliſabeth, auch wenn die Arbeit noch nicht fertig ſein ſollte. Auch möchte hier meine Freundin Leonore noch Beſtellungen bei Ihnen machen, die Sie wol morgen am Tage empfangen können. Ich verſichere Sie, daß ich mich gern einmal recht ausführlich mit Ihnen unterhalten möchte.

Man ſah der Frau Berthier die freudige Bewegung an, welche bei der Hinweiſung auf die noch zu empfangende Arbeit in ihr hervortrat. Sie wollte ſich hierauf, nachdem Roman und Leonore noch einige freundliche Worte an ſie gerichtet hatten, entfernen, als ſie an der Thür des Zimmers noch einmal wieder umkehrte, um der Giuditta eine Karte zu über-

reichen, welche sie aus ihrer Tasche hervorzog. Sie sagte, fast sei diese Bestellung von ihr vergessen worden, die ein junger Herr, der heut ein kleines Zimmer von ihr abgemiethet, ihr aufgetragen habe. Sobald Giuditta ihr die Karte aus der Hand genommen, hatte sich Elisabeth auch schon mit sichtlicher Eile entfernt.

Roman, der errieth, daß hier ein Scherz Lerche's im Spiele sein werde, sah der Giuditta lächelnd über die Schulter, als sie die Visitenkarte betrachtete, die mit einer ungemein engen und zierlichen Schrift beschrieben war. Leonore trat auch hinzu und begann zuerst die Schriftzüge zu entziffern. Man begriff jetzt, warum Frau Elisabeth aus einer liebenswürdigen Bescheidenheit die Karte erst dann abgegeben, nachdem sie sich unmittelbar darauf hatte entfernen können. Denn die auf der Karte aufgezeichneten Verse waren in der bekannten Manier Fritz Lerche's zur Empfehlung und zum Lobe Elisabeth's an Giuditta und Leonore gerichtet.

Nachdem Leonore das anmuthige Lied vorgelesen, durch welches der Verfasser nach Dichter Art unter dieser Form eigentlich am meisten für sich selbst wirken wollte, indem er damit zugleich bezweckte, den beiden Damen seine poetische Aufwartung zu machen,

ſagte Giuditta mit bewegter Stimme: Die Frau des Volkes hat ihren Sänger gefunden! Und iſt ſie nicht ein herrlicher Gegenſtand für die Poeſie? Ich habe kaum etwas Liebenswürdigeres geſehen, als dieſe Handwerkerfrau. Feſt und körnig iſt ihre Geſtalt, und doch hat ſich die Grazie auch in dieſer kräftigen Muskulatur niedergelaſſen und ſucht darin um ſo mehr ihr Recht zu behaupten. In dieſen ſchönen derben Formen wohnt eine helle und kluge Seele, die ſich eine leiſe Zurückhaltung auferlegt, denn die Armuth verbietet ihr, ſich der Welt mit Vertrauen hinzugeben. Dadurch tritt dieſe lauernde Zartheit in ihr Weſen, die mich vor einem ſolchen Bild auf meine Kniee niederwerfen könnte. Dieſelben Empfindungen hat Euer kleiner deutſcher Chanſonnier in dieſem Liede ganz vortrefflich ausgedrückt. — Warum habe ich denn dieſes Mitglied Eures Matadorenbundes noch gar nicht geſehen? fügte ſie ſcherzend hinzu, indem ſie ſich an Roman wandte.

Dieſer Matador iſt gerade nicht der geſelligſte, entgegnete Roman, er liebt einſame Spaziergänge und ſchlecht gekleidete Leute. Auch iſt Signora Giuditta hier in Berlin ſo ſehr von vornehmen und weltberühmten Matadoren umſchwärmt, daß der arme beſcheidene Fritz Lerche ſeine perſönliche Vorſtellung

wahrſcheinlich noch nicht gewagt hat. Auch ich wildgewachſener Straßenmadator verdanke es wahrſcheinlich nur dem unglücklichen Sturz unſerer Gräfin, daß ich hier, wo die erſten Weltmadatore aus- und eingehen, ſo lange geduldet werde!

Ich verſtehe, was Sie ſagen wollen, erwiderte Giuditta laut lachend, und Sie haben Recht. Auch in der Kunſt kann es heut nur Matadore geben, und Meyerbeer iſt wol der größte Kunſtmatador, der an dem heldenloſen Horizont dieſer Zeit aufgeſtiegen. Aber wiſſen Sie, daß viel altes urächtes Heldenblut in dieſem Meyerbeer ſteckt, und daß es faſt nur auf ſeinen Willen angekommen wäre, auf den ewigen Granitſäulen der Kunſt als Heros dazuſtehen. Die heutigen Menſchen lieben aber das Leben auf eine faſt ungebührliche Weiſe, und der geborne Heros verträgt die einſame Wolkenhöhe des Genius nicht mehr. Darum kriecht er in die buntgeſprenkelte modiſche Haut des Matadors, um ſich hübſch unter die Leute zu bringen und augenblickliche Wirkungen von ſeiner Exiſtenz zu ſehen. — Aber ſind wir nicht drollige Leute, daß wir uns ſo ernſthaft und ganz altväteriſch über dergleichen Dinge unterhalten? Es iſt wahrhaftig zum Kranklachen, daß mich zuweilen der Pathos einer alten Sibylle beſchleicht, und ich dann

über das Verderben unſerer Zeit declamire, als wenn ich beſondere Offenbarungen darüber in meiner Taſche hätte!

Giuditta gerieth über dieſe Vorſtellung in ein anhaltendes Lachen hinein, welches Roman und Leonore nicht ohne eine unwillkürliche Befremdung anzuhören ſchienen. Denn der Ausdruck der aufgeregten Lebendigkeit, welche der Giuditta heut eigen war, hatte etwas Aengſtliches und Peinliches angenommen. Leonore hing ſich an ihren Hals, und küßte ihr mit der Bitte, daß ſie ſich ſchonen möchte, erſt die Schulter und dann die hochroth erglühte Wange. Giuditta's Augen ſtrahlten von einem ſo ſtarken und verzehrenden Feuer, wie es Leonore an ihrer Freundin noch nicht geſehen. Sie wagte es jetzt, auch dieſe Augen zu küſſen, als wolle ſie den weitleuchtenden und überirdiſchen Glanz derſelben, bei dem ihr unerklärliche Beſorgniſſe aufſtiegen, mit ihrem Munde zudecken und mildern.

Giuditta hielt zu dieſer Berührung der reinſten Liebe mit einer gewiſſen Befriedigung ſtill, und ſchien die Friſche dieſer jungen Mädchenlippen wie eine wohlthuende Kühlung auf ihren Augen zu empfinden. Dann ſagte ſie zu ihr: Deine Güte iſt bezaubernd, und die Erquickung, die von Dir ausgeht, durch-

dringt meine Seele und meinen ganzen Körper. Wenn ſich die Menſchen alle ſo liebten, wie wir Beide, dann heilte Einer den Andern von allen Schmerzen und ſchlechten Bedürfniſſen, und die Welt wäre ein Paradies, wozu ihr gar nicht viel fehlt. Du lächelſt darüber, himmliſche Leonore, und auch der Herr Roman holt ſich ſein ſatyriſch zeitgemäßes Lächeln hervor, weil ich ſage, daß der Welt zum Paradieſe ſo wenig fehlt. Er meint mit ſeiner Parteiweisheit, daß das Paradies den Menſchen erſt funkelnagelneu erſchaffen werden müſſe, und daß es dazu großer Anſtrengungen und rieſenhafter Fauſtarbeiten bedürfe. Nein, mein Freund, das Paradies braucht bloß wiedergefunden zu werden, und zwar in ſeiner uralten Schönheit und ſeinem uralten Glück. Ich will das recht alte und recht ewige Paradies, und kein von Euern Händen, ihr Herren, fabricirtes. Das Glück iſt ſo alt, und die Freiheit iſt ſo alt, und das Paradies iſt mit jedem einzelnen Menſchen geboren. Die Liebe, die uns zur rechten Stunde die Augen küßt, wird uns einſt wieder ſehen und finden lehren, was wir von Uranfang her beſitzen! Die Menſchen ſind alle ſo ſchlechte Finder, das iſt ihr eigentliches Unglück.

Sie ſtrich bei dieſen Worten ſpielend das blonde

Haar Leonorens, und glättete es ihr mit ſorglich tändelnder Hand zu beiden Seiten der ſchönen Stirn.

Du biſt ſchön, Leonore, ſagte ſie dann langſam und nach genauer Betrachtung zu ihr. Aber nicht blos ſo, wie junge Mädchen ſchön ſind, biſt Du es. Dein Geſicht macht nicht blos Toilette mit dieſer Schönheit, ſondern Du ſelbſt biſt es, die in Deiner Schönheit lebt, und man ergründet Dich gleich in Deinem ganzen Weſen, wenn man blos ſieht, wie ſchön Du biſt. Du kommſt mir ſeit einiger Zeit noch größer als ſonſt vor, und biſt mir mit Deinen ſiebzehn Jahren ſchon faſt über den Kopf gewachſen. Du biſt ein ſeltener Schatz, ich möchte es Niemanden gönnen, Dich einſt zu beſitzen. Ich möchte aus meinen Liebesgedanken einen Tempel um Dich bauen, damit Dich Niemand finde!

Sie gerathen in Widerſprüche mit ſich ſelbſt, Signora Giuditta! nahm Roman mit lebhaftem Eifer das Wort. Erſt bedauern Sie die Menſchen, daß ſie alle ſchlechte Finder ſind, weil die armen Teufel das mit ihnen geborne Paradies nicht finden können, und dann wollen Sie das Paradies wieder verbauen, damit es Niemand finden ſoll. Ich für meinen Theil kann Ihnen aber nicht verſprechen, ein ehrlicher Finder zu ſein, wenigſtens nicht in Angelegenheiten des

Paradieſes. Denn wenn ich daſſelbe erſt gefunden haben ſollte, werde ich es für mich behalten, und den ſonſt ſo ſehr von mir verachteten Begriff des Eigenthums hierin gründlich zu behaupten ſuchen.

Ah, ſagte Giuditta zu der beſchämt vor ſich niederblickenden Leonore, Dein Vetter iſt im Begriff eine Tendenzſchwenkung zu machen, und Du wirſt Dich in Acht nehmen müſſen, ehrliches Kind, daß er Dich nicht in dieſe Apoſtaſie mit hineinziehe!

In dieſem Augenblicke glaubte Leonore zu vernehmen, daß ſich ihre Mutter im Nebenzimmer rege. Sie ſprang haſtig fort, um das Befinden der Kranken zu erforſchen, die jetzt durch ein lautes Stöhnen verrieth, wie ſie vor ihren Schmerzen keine Ruhe finden könne.

Ihr habt zwei Kranke in dieſem Hauſe! ſagte Giuditta leiſe, indem ihre heißen flammenden Wangen plötzlich in eine Todesbläſſe übergingen. Wohl ihr, ſie hat doch wenigſtens äußere Wunden aufzuzeigen, an denen ſie leidet und blutet. Darin muß noch eine große Erleichterung ſtecken. Mir preßt es von Innen her die Bruſt entzwei, und es iſt mir, als hätte ich mich ſchon lange nach Innen verblutet.

Die große, wunderbar in ſich erzitternde Geſtalt ſchwankte bei dieſen Worten nach der Thür, und Ro-

man ſah ihr mit Erſtaunen und Bangigkeit nach. Er bemerkte, daß ihr in dieſem Augenblick helle Thränen aus den Augen ſtürzten, die ſie nicht mehr vor ihm verbergen konnte. Haſtig warf ſie die Thür hinter ſich zu, indem ſie ſich jetzt in ihr Wohngemach zurückzog. Roman wagte nicht ihr zu folgen.

Er begab ſich zu Leonoren in das andere Zimmer, um mit ihr gemeinſam den ferneren Dienſt bei der Kranken zu verſehen, die ſich jetzt in lauten und heftigen Klagen über ihren Zuſtand, über den Druck ihrer Verbände und über die Abſcheulichkeit und Wirkungsloſigkeit ihrer Behandlung ergoß.

Neuntes Capitel.

Der Tabacksladen unter den Linden.

In der Thür des Meiſter'ſchen Tabacksladens unter den Linden ſtand der Fürſt Tolſchakoff, indem er, auf engliſche Weiſe die beiden Hände oben an die Achſel legend, ſich zugleich auf ſeinen langen Beinen hin- und herſchaukelte, und damit die müßige Neugier ausdrückte, mit der er ſich die Vorübergehenden betrachtete. Zuweilen warf er einige witzige Bemerkungen in den Tabacksladen zurück, in dem außer dem Beſitzer auch zwei junge Damen hinter dem Ladentiſch ſich befanden, mit denen der ruſſiſche Fürſt, der hier ſeine Cigarren kaufte, auf eine ziemlich vertrauliche Weiſe ſich zu unterhalten ſchien.

Dieſer ſehr elegant eingerichtete Laden war ein merkwürdiger Vereinigungspunkt der verſchiedenartigſten Käufer und Gäſte geworden, wozu die Perſönlichkeit und der eigenthümliche Geſchäftsbetrieb des

Herrn Meiſter die erſte Veranlaſſung geworden war. Der Mann, der dieſen Laden hielt, verbarg unter einem höchſt unſcheinbaren und unbefangenen Aeußern, welches nur den ehrlichen ſchlichten Charakter der berliner Bourgeoiſie ausdrückte, die verſchmitzteſte Speculation, mit der er die ausgebreitetſten Verbindungen zu unterhalten verſtand. Ausgezeichnete und hervorragende Perſonen aller Art verkehrten bei ihm täglich, und es ſchien ſich dabei nicht ſowol ausſchließlich um die Waare zu handeln, die man hier kaufte, obgleich dieſelbe von Herrn Meiſter vorzüglicher und zuverläſſiger geliefert wurde als irgend anderswo, ſondern man trat überhaupt gern in dieſen Laden ein, wo es immer einige intereſſante Berührungspunkte zu geben ſchien.

Dieſer Tabacksladen hatte früher in einem andern Theil der Stadt beſtanden, wo er mehr dem Zuſammenfluß gewiſſer Aventuriers und Intriguants der Hauptſtadt gedient. Seine Verlegung in den Mittelpunkt der Stadt war in die politiſche Zeit Berlins gefallen, und es hatte ſich dadurch der Kreis der regelmäßigen Gäſte erweitert, zum Theil auch mit verſchiedenen Parteielementen gemiſcht, welche letzteren jedoch in den entgegengeſetzteſten Standpunkten hier nebeneinander gingen. Namentlich waren mehrere

hervorragende polniſche Mitglieder der berliner Nationalverſammlung und der ſpäteren zweiten Kammer hier eine Zeitlang Stammgäſte geworden, während gleichzeitig bekannte und im Geheimen ſehr thätige Reactionnairs in dem Meiſter'ſchen Laden aus- und eingingen, und auch den vertrauteren Zuſammenkünften, die in dem Hinterzimmer ſtattfanden, beiwohnten.

Es war bekannt, daß in dieſem Hinterzimmer des Tabacksladens manches bedeutende Hazardſpiel gemacht wurde, und der Beſitzer des Geſchäfts genoß in dieſer Beziehung wie in mancher andern einen für ſeinen Charakter und ſeine Moralität ſehr beleidigenden Ruf, der ihn ſogar der Ausübung einer verbrecheriſchen Kunſt im Kartenſpiel beſchuldigen wollte. Man war aber zweifelhaft geworden, in wiefern dies auf die allerdings ſehr zweideutige Vergangenheit des Herrn Meiſter oder auf ſeine glänzende Gegenwart Anwendung finden könne. Wenn in dem berühmten Tabacksladen unter den Linden noch geſpielt wurde, ſo geſchah es unter Umſtänden, welche dem Spiel durchaus jeden gefährlichen und verdächtigen Anſtrich benahmen. Die ſchöne junge Frau des Herrn Meiſter machte mit Unterſtützung ihrer nicht minder reizenden und noch jugendlicheren Schweſter alsdann die Honneurs der Geſellſchaft, die nur einen liebenswür-

digen Privatcharakter annahm. Die vertrauteren Gäste bildeten auf dieſe Weiſe einen geſchloſſenen Familienzirkel, in dem es luſtig und auf die mannigfachſte Weiſe genußreich herging. Herr Meiſter ſelbſt würzte dieſe Scenen noch durch ſeine derbe Natürlichkeit, und gefiel ſich darin, wenn auch auf eine etwas polternde Weiſe, den Einfältigen zu ſpielen, während er bei Allem, was er that und erduldete, nur eine Vermehrung ſeines Vermögens und ſeiner Staatspapiere berechnete.

Die politiſche Zeit des Meiſter'ſchen Tabacksladens war jetzt, wo wir den Fürſten Tolſchakoff in der Thür deſſelben ſtehen ſahen, ſo gut wie vorüber. Herr Meiſter hatte ſich mit ſeinem Geſchäft und deſſen mannigfaltigen Beziehungen ſo geſchickt durch die verſchiedenen Parteielemente hindurch gewunden, daß er mit keiner einzigen Richtung in einem Widerſpruch hängen geblieben war, der ihm hätte ſchädlich werden können. Man glaubte zuweilen, daß ihm die Polizei dieſe politiſche Vielſeitigkeit Dank gewußt und dieſelbe zu einer Fundgrube für ihre eigenthümlichen Forſchungen zu machen gewußt habe, woraus man auch die auffallende Nachſichtigkeit herleiten wollte, die ihm in manchen andern Stücken widerfahren zu ſein ſchien.

In seinem Geschäft äußerte sich Herr Meister noch immer sehr unbefangen über alle politischen Fragen des Tages, und er zog es vor, dies meistentheils in einem durchaus demokratischen und radicalen Sinne zu thun, wobei er jedoch mit einer gewissen zweideutigen Geschicklichkeit den Ton so stark auftrug, als es ihm nur immer gelingen wollte. Denn er hatte gefunden, daß die vornehmen Reactionnairs, welche bei ihm verkehrten, sich darüber belustigten und ihn deshalb oft genug freundlich auf die Schulter klopften, während die Führer der revolutionnairen Partei ihn mit manchem wohlwollenden und herablassenden Bravo beehrten. Es war jetzt freilich nicht mehr die Zeit, wo Madame Meister mit den Polen und einigen Mitgliedern der äußersten Linken spazieren ritt und in dieser Gesellschaft auf einem schwarzen Rappen, den sie vortrefflich zu führen verstand, die glänzendsten Parteiausflüge nach Pankow, Schönhausen, Grunewald und andern Umgebungen Berlins mitmachte. Die Umstände hatten sich verändert, und auch der Meister'sche Tabacksladen hatte die Schwenkung des Tages an sich vorgenommen, indem er sich für den Augenblick, wie Fürst Tolschakoff in seiner bekannten witzelnden Manier sagte, in die allgemeine Tabackswolke der Charakterlosigkeit hüllte.

Der ruſſiſche Fürſt war ein alter Stammgaſt in dieſem intereſſanten Geſchäft, und pflegte ſich gegen Herrn Meiſter und ſeine Familie mit Stolz einen ſolchen zu nennen, zuweilen auch bei den in der That liebenswürdigen Damen den vertrauteren Namen eines Freundes in Anſpruch zu nehmen. Fürſt Tolſchakoff war in den letzten verhängnißvollen Jahren ſehr häufig in Berlin geweſen, und er verſäumte dann nie, täglich auf einige Augenblicke in der ihm vielfach bequemen Localität vorzuſprechen, in der er zuweilen auch ganze Stunden zum Ausruhen und Erholen und zum Beobachten der Straße zubrachte. Madame Meiſter wußte dem Fürſten einige Lieblingsgerichte vorzuſetzen, die er ſelbſt in Petersburg nicht ſo ſchmackhaft zu finden behauptete. Dies geſchah in einem vertrauten Cabinet, welches noch hinter dem berühmten Hinterzimmer des Ladens lag. In dem Stillleben deſſelben entſchädigte ſich der Fürſt für die mancherlei politiſchen und diplomatiſchen Strapazen, die in ſeinem Beruf und ſeiner hohen Stellung lagen. Madame Meiſter hatte dafür in ihren Ohren Brillanten aufzuweiſen, deren wunderbares und koſtbares Feuer auch in den Augen ihres demokratiſch redenden Gemahls nicht durch den ruſſiſchen Urſprung gedämpft wurde.

Wie aber auch immer die Reaction in der letzten Zeit den revolutionnairen Elementen des Meister'schen Tabacksladens geschadet haben mochte, so schien es doch noch immer allerlei geheimnißvolle Berührungspunkte in demselben zu geben, bei denen ein so unablässiger und vielseitiger Beobachter, wie Fürst Tolschakoff war, seine Rechnung finden konnte. Er traf hier auch zuweilen einige Anhänger der Meister'schen Cigarre, mit denen er sich gern gelegentlich unterhielt, und die er durch seine schlagfertige und überraschende Manier zu Aeußerungen veranlassen konnte, während er sonst nicht eben Gelegenheit nehmen wollte, diese Personen aufzusuchen.

Indem er mit spöttisch verzogenem Gesicht und in derselben unveränderlichen Stellung seine Linden-Schau noch immer unter der Thür des Tabacksladens fortsetzte, gingen verschiedene Käufer aus und ein, die aber unbeachtet von ihm geblieben waren. Jetzt aber streifte eine große und wenig rücksichtsvolle Gestalt an ihm vorbei, die es durchaus nicht darauf anzulegen schien, an dem gerade in der Mitte der Thür Stehenden geschickt vorüberzugleiten, worauf die übrigen Personen, die in den Laden wollten, schon seit länger als einer Viertelstunde angewiesen waren. Der Fürst fühlte sich nämlich jetzt so gewaltig angerannt,

daß er entſetzt die auf engliſche Weiſe verwandten Däume aus der Weſte losließ und einige Schritte in den Laden zurücktaumelte.

Nachdem ſich der Fürſt einigermaßen wieder geſammelt hatte, betrachtete er ſich den Mann genauer, der inzwiſchen an den Ladentiſch herangetreten war.

Ah, Potz Tauſend, Sie ſind es, Herr von Malounin? ſagte er dann, indem er den Andern mit einiger Derbheit auf die Schulter klopfte. Zum Teufel, ich konnte Sie in der Giraffe in Paris niemals auffinden, denn mir lag wirklich daran, Ihnen dort meinen Beſuch zu machen. Wahrſcheinlich aber hatten Sie die Giraffe nur ſinnbildlich gemeint, um mir damit Ihre großen politiſchen Beſtrebungen zu charakteriſiren.

Ich habe weiter kein Streben als nach einer guten Priſe, entgegnete Malounin, indem er ſich gleichzeitig ſeine Doſe von Herrn Meiſter füllen ließ.

So iſt es recht, erwiderte Fürſt Tolſchakoff grinſend, da die Freiheit der Demagogen uns ſo ſtark in die Naſe gefahren iſt, ſo muß man ſie durch vieles Nieſen wieder herauszubringen ſuchen. Sehen Sie doch einmal zu, Herr von Malounin, wie Ihnen meine Sorte ſchmeckt?

Er zog ſeine koſtbare, mit großen Brillanten über-

ladene Doſe aus der Taſche hervor, und fügte mit einem affectirten ſchelmiſchen Blick auf dieſelbe hinzu: Dieſe Doſe hat mir unſer allerhöchſter Herr, der Kaiſer, eigenhändig geſchenkt, und es wird Ihnen gewiß Vergnügen gewähren, theuerſter Landsmann, Ihre Zugehörigkeit zu uns durch eine recht herzhafte und freudige Priſe aus dieſer vaterländiſchen Doſe wieder einmal zu documentiren. Denn ich bleibe dabei, Sie gehören zu uns, und wir werden das Recht auf eine ſo intereſſante und wichtige Perſon niemals aufgeben!

Malounin ſah ihn bei dieſen Worten mit einem betroffenen Blick an, als fühle er ſich ungefähr von dem heimlichen Biß einer Viper geſtochen. Er richtete ſich jedoch wieder zu ſeiner gewöhnlichen Schroffheit auf, und ſagte, verächtlich auf die ihm geöffnete Doſe hindeutend: Wir ſchnupfen nicht zuſammen, mein guter Herr von Tolſchakoff. Eure Priſe kommt mir wie der Vogelleim vor, auf dem man ſibiriſche Vögel fängt. Ich danke Euch, und bleibe vor der Hand noch bei meiner Sorte. Wann mir unſere ſchöne Madame Meiſter noch einige Tropfen Eau de mille fleurs darunter gießen will, ſo ſtehe ich auf dem Gipfel aller meiner Wünſche. Darin ſympathiſiren wir wenigſtens, Fürſt Tolſchakoff, ich meine in

der Anerkennung der Liebenswürdigkeit und Schönheit, welche in dieſem intereſſanten Tabacksladen das Scepter führt!

Malounin wollte ſich mit dieſer unbefangenen Wendung raſch entfernen, da ihm die Nähe ſeines Landsmannes in der That noch empfindlicher und unheimlicher geworden zu ſein ſchien, als dies früher der Fall war. Der Ruſſe hielt ihn aber noch mit einer angelegentlichen Bewegung am Aermel zurück, und ſagte: Apropos, haben Sie Ihren Freund Roman kürzlich geſehen, und hat er Ihnen nichts Näheres über den Zuſtand der Gräfin Sarmland mitgetheilt? Ich höre, daß der gewandte junge Mann die Rolle der barmherzigen Schweſter bei der armen Gräfin übernommen, dabei aber gegen mich den Unbarmherzigen zu ſpielen vorgezogen hat. Denn ſo oft ich noch meinen Kammerdiener hingeſchickt, um nach dem Befinden der Gräfin zu fragen, hielt Herr Roman wie der flammende Engel vor dem Paradieſe Wache, und ließ mich mit einigen dürftigen Notizen abſpeiſen, aus denen ich wahrhaftig nicht klug werden konnte.

So wenden Sie ſich hier an den Ehemann, der doch auch um die zerbrochenen Knochen ſeiner Hälfte wiſſen muß! verſetzte Malounin, indem er auf einen

Herrn deutete, der vor Kurzem ebenfalls in den Laden getreten war, und ſich eifrig mit dem Ausſuchen von Cigarren beſchäftigte.

In der That, ſagte Fürſt Tolſchakoff leiſe, indem er um die bezeichnete Perſon herumſchlich, ich habe noch nicht die Ehre gehabt den Grafen Sarmland zu kennen. Iſt er es, ſo will ich dieſe überraſchende Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, ihm meine Hochachtung zu bezeugen.

Thun Sie das, verſetzte Malounin mit boshaftem Lachen, und berufen Sie ſich auf Ihre Verdienſte, durch welche Sie der Frau Gräfin die Strohwittwenzeit in Paris ſo angenehm verkürzt haben. Der Graf iſt übrigens mein perſönlicher Freund, und ich erbiete mich zur Vermittelung, wenn es deren bedürfen ſollte.

Tolſchakoff lachte ebenfalls und ſagte: Es möchte mir mit Ihrer Vermittelung gehen, wie Ihnen mit meiner Priſe! „Wir vermitteln nicht zuſammen, mein Herr von Malounin!“ könnte ich Ihnen mit demſelben Hochgefühl des Stolzes zurufen, den Sie auf unſer Schnupfen angewandt haben.

Er hatte ſich inzwiſchen dem Grafen Sarmland genähert, der, ohne um ſich zu blicken, dergeſtalt in die Betrachtung mehrerer Cigarrenſorten vertieft war, daß ihn Tolſchakoff erſt mehrere Male am Aermel

zupfen mußte, ehe er ihn auf ſich aufmerkſam machen konnte. Der Fürſt äußerte hierauf ein ſehr verſtändiges und in alle Details des Geſchmacks eingehendes Kennerurtheil über den Gegenſtand, welcher gerade dem Grafen vorgelegt worden war, und ſprach dann mit einer leichten Verbeugung den Namen des Grafen aus, indem er den ſeinigen auf einer Karte überreichte.

Der Graf beſah flüchtig und ohne das geringſte Zeichen der Verwunderung die Karte und bemerkte, wie dieſer Name ihm aus den pariſer Briefen ſeiner Frau wohl bekannt ſei. Die Gräfin habe ihm öfter von einem „alten komiſchen Narren" geſchrieben, der ihr aber die Einführung in manchen Salons weſentlich erleichtert habe.

Kaum hatte er dies mit ſeinem gutmüthigen mecklenburgiſchen Accent ausgeſprochen, ſo erſchrack er auch ſichtlich über ſeine eigene Harmloſigkeit, welche der Fürſt aber mit einem ſchallenden Gelächter in ſeiner bekannten übertriebenen Manier aufnahm.

Was geſagt iſt, iſt geſagt, erwiderte Tolſchakoff, mit einer liebenswürdig ſein ſollenden Nachläſſigkeit. Sie ſind ein allerliebſter Mann, Graf Sarmland, und ich bin ausnehmend erfreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Die Gräfin Sarmland erzählte mir oft

in Paris von der bezaubernden Einfalt Ihres Witzes. Was mich ſelbſt angeht, ſo bin ich in Geſellſchaft unſerer guten Gräfin gewiß oft genug ein Narr geweſen, und in Betreff der Komik kann ich verſichern, daß ich mir auf ein klein wenig Komik außerordentlich viel zu Gute thue. Mein Gott, das Leben iſt eine ſo ſchwere Koſt, wenn ihm nicht etwas Gewürz zur Verdauung beigemiſcht wird. Und darf ich denn nun fragen, wie die Gräfin den beklagenswerthen Unfall überſteht? Man läßt ja ſchon ſeit mehreren Tagen Niemand zu ihr.

Dem Fürſten Tolſchaloff ſchien auch diesmal wieder eine nähere Auskunft entgehen zu ſollen. Denn der alte Sarmland erkannte in dieſem Augenblick erſt die Perſon Malounin's und ſtürzte nun mit einer gewiſſen freudigen Bewegung auf ihn zu, indem er ihm zur Bewillkommnung die Hand ſchüttelte.

Es iſt mir außerordentlich lieb, Sie wieder zu ſehen, ſagte er zu dem wegen dieſer übergroßen Freundlichkeit faſt betroffenen Demokraten. Ich werde jetzt endlich von Ihnen erfahren, wie es mit unſerer Vier-Sprachen-Zeitung ſteht, als deren Actionnair auch ich der Zeit Rechnung zu tragen geſucht habe. Wann wird denn die erſte Nummer dieſes, wie man zu ſagen pflegt, ebenſo prinzipiell als thatſächlich wichtigen Unternehmens erſcheinen?

Malounin ſchien über dieſe Sprache des Grafen erſtaunt und ſagte: Sie haben große Fortſchritte gemacht, ſeitdem wir uns nicht geſehen! Fahren Sie nur ſo fort und bilden Sie ſich einſtweilen in der Stille zum Zenith der europäiſchen Bewegung heran. Zum Lohn Ihres Strebens werden Sie unter den erſten Beförderern der Vier-Sprachen-Zeitung öffentlich genannt werden. Aber glauben Sie nur nicht, daß Ihre lumpigen Fünfhundert Thaler, die Sie an jenem ſchönen Wintermorgen gaben, ſchon den Kohl fett gemacht haben. Schon eine einzige Nummer wird uns nach unſerm beiſpiellos großartigen Plan mehr als Fünfhundert Thaler Herſtellungskoſten verurſachen.

Während der alte Sarmland noch unermüdlich fortfuhr, weitere Erkundigungen über dieſes Unternehmen von Malounin einzuziehen, biß ſich Tolſchakoff, ärgerlich über die ihm widerfahrende Vernachläſſigung, auf die Lippen und ſuchte ſich dann durch Anknüpfung einer launigen Unterhaltung mit Madame Meiſter zu entſchädigen, was wegen der naiven und beluſtigenden Einfälle der hübſchen Frau nicht ſelten der Mühe verlohnte.

Sie hatte ſich innerhalb des Ladentiſches an das Fenſter geſetzt, um eine feine Handarbeit, die ſie zuweilen vornahm, zu fördern. Der Fürſt, der ſich

über den Ladentiſch zu ihr hinüberbeugte, ſah ihr mit ſcherzenden Bemerkungen zu, und lobte die Schönheit und Weiße ihrer Hände, die bei den Bewegungen der Arbeit ſich ſehr vortheilhaft ausnahmen.

Madame Meiſter, die ſich von ihren näheren Bekannten auch gern Frau Louiſe nennen ließ, war eine Blondine von großer impoſanter Geſtalt, und einer kräftigen Fülle der Glieder, welche jedoch noch dem vollkommenſten Ebenmaß gehorchte. Man behauptete, daß ſie ungeachtet ihrer noch ziemlich leuchtenden Jugend ſchon mancherlei Stadien des Lebens durchlaufen, und zuerſt als berliner Köchin ihre Bahn begonnen habe. Dann war ſie den vielfachen und abenteuerlichen Metamorphoſen, die ihr Gatte durchgemacht, als eine in allen Beziehungen hülfreiche und unternehmungsluſtige Gefährtin gefolgt. Von allen den mannigfachen Leiden und Freuden, um die es ſich dabei gehandelt, waren aber in ihrer Erſcheinung durchaus keine ſtarken und ſcharfen Spuren zurückgeblieben, ſondern Louiſe bewahrte noch immer eine gewiſſe mädchenhafte Friſche, die wie ein weißer Schleier alle ihre früheren Erlebniſſe zuzudecken ſchien. Es lag in ihrem äußeren Weſen zunächſt etwas Sanftes und Ruhiges, wohinter ſich aber ſtürmiſchere Eigenſchaften verbargen, über deren ganzen Umfang

wol nur Herr Meiſter ein Urtheil abzugeben im Stande war.

Man konnte kaum ſagen, daß Frau Louiſe kokett ſei, da ihr ganzes Benehmen in einer conſequenten Freundlichkeit und Hingebung für ihre vertrauteren Freunde beſtand. Wie weit die Anrechte gingen, die ſie denſelben geſtattete, blieb immer in ein gewiſſes Dunkel eingehüllt, und Jeder ſchien ſich deshalb in einer Täuſchung über den andern zu befinden, worin ſich eben die Klugheit und Ueberlegtheit zeigte, mit der Louiſe in ihrem ſeltſamen Reich ſich zu behaupten und ihre Umgebungen auszubeuten verſtand.

Während Tolſchakoff jetzt mit ſeiner Freundin mancherlei ſcherzhafte Anſpielungen austauſchte, ſuchte er gleichzeitig mit ſeinen ſcharfhörenden Ohren Alles aufzufaſſen, was zwiſchen Malounin und dem alten Grafen Sarmland geſprochen wurde, was um ſo leichter war, da der Graf mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit dies Geſpräch führte. Ohne auf Zeit und Ort irgend Rückſicht zu nehmen, drang er nämlich mit einem wahrhaft fieberiſchen Ungeſtüm in den Andern ein, um den gegenwärtigen Stand aller geheimen Pläne der Demokratie und Revolution von ihm zu erfahren.

Malounin ſuchte dieſe Anfragen auf das komiſche

Gebiet hinüberzuſpielen, und dadurch der Indiscretion des Grafen, über welche ſich Fürſt Tolſchakoff vergnügt die Hände rieb, auszuweichen. Sarmland wollte aber durchaus von ihm wiſſen, ob es nicht Malounin eigentlich geweſen, der den berliner Zeughaus-Sturm im Juni des Jahres 1848 geleitet, und ob nicht dabei vornehmlich fremde Demokraten, beſonders auch mehrere Ruſſen, im Spiele geweſen wären? In demſelben Athem wünſchte er aber auch zu erfahren, welche Chancen denn eigentlich die Revolution im Innern von Rußland habe, und ob noch immer nicht Ausſicht vorhanden ſei, mit Hülfe des demokratiſchen Koſackenthums den alten Czarenthron zu ſtürzen? Zugleich verlangte er von Malounin Aufklärung über eine Phraſe, welche ihm jetzt öfter in den Zeitungen begegne, und die er auch ſchon einige Male in einem Caféhauſe mit Glück angewandt habe, obwol ihm die ganze Tragweite dieſes merkwürdigen Ausdruckes, wie er bekennen müſſe, nicht recht verſtändlich ſei. Dies ſei der Ausdruck: „überraſchend durchſchlagend." So habe er neulich in einer Zeitung geleſen, daß die Ideen der Revolution jetzt auch in Rußland überraſchend durchſchlagend wirkten, und in einem andern Organ habe es geheißen: in allen conſtitutionnellen Verfaſſungen gebe es etwas Durch-

ſchlagendes, bald ſchlage in ihnen der Abſolutismus überraſchend durch, bald die Demokratie.

Sagen Sie mir, fuhr er mit einer dringenden und ernſtlichen Gebärde fort, was iſt mit dieſer fürchterlich ſchweren Phraſe eigentlich anzufangen? Es würde allerdings wünſchenswerth ſein, daß dieſe Phraſe auch in unſerer „Vier-Sprachen-Zeitung" recht fleißig angewandt werde, aber ich möchte mir dann als Actionnair (denn dazu habe ich doch wol das Recht?) ausbedingen, daß jedesmal eine erklärende Anmerkung dazu gemacht werde! Wenn z. B. geſagt werden ſoll, daß alle Conſtitutionen überraſchend durchſchlagen, ſo muß dabei meines Erachtens auch angeführt ſtehen, ob dies als ein gewaltſamer militairiſcher Effect oder als ein unendliches mediciniſches Leiden zu verſtehen iſt? Durchſchlagen müſſen wir uns am Ende Alle, auf welchem Parteiſtandpunkt wir uns auch befinden mögen, denn ohne einen Schlag gegen den Kopf geht es heut auf keinem einzigen Standpunkt mehr ab. Aber ich kann nur das Eine nicht begreifen, warum eine Partei, wenn ſie ſich auch noch ſo überraſchend durchgeſchlagen hat, doch immer wieder von dem Schickſal betroffen werden kann, daß ihre eigenen Ideen und Standpunkte ihr überraſchend durchſchlagen, wie man dies jetzt ſo oft in den Zei-

tungen leſen kann? Sind denn dieſe Zeitideen Löſchpapier, daß ſie ſo leicht durchſchlagen? Iſt dies das verächtliche „Stück Papier“, von welchem der König Friedrich Wilhelm IV. geſprochen hat? Doch halt! — jetzt fühle ich deutlich, daß ich mich durch dieſen ungeheuer ſchwierigen Zeitungsbegriff verwirrt habe, und jetzt iſt es an Ihnen, Herr von Malounin, der Sie in alle dieſe Umtriebe genau eingeweiht ſind, mir über alle meine Fragen reinen Wein einzuſchenken.

Fürſt Tolſchakoff ſchlug jetzt bei dieſer in der That drolligen Auseinanderſetzung des Grafen ein lautes ſchallendes Gelächter auf, welches Frau Meiſter auf ihren eigenen Witz bezog, mit dem ſie eben über einen Herrn ſich luſtig gemacht hatte, der ſchon ſeit einigen Minuten draußen am Schaufenſter des Ladens ſtehen geblieben war und mit unverwandten Blicken zu ihr hereinſah.

Malounin mußte in dies Gelächter einen Augenblick lang einſtimmen, und ſagte dann zu dem Grafen: Bedenken Sie, verehrter Freund, daß wir hier in einem berliner Tabacksladen ſtehen, und daß mir der Miniſter von Manteuffel meine Aufenthaltskarte nur von Tag zu Tag verlängern läßt. Ich muß daher etwas vorſichtig mit dieſen halsbrechenden Grübeleien umgehen, mit denen Sie ſich jetzt zu meiner

Ueberraſchung, aber auch zu meiner aufrichtigen Freude, plagen, armer Graf! Sie haben binnen Kurzem rieſenhafte Progreſſionen im Zeitbewußtſein gemacht, ich kann das gar nicht genug anerkennen. Ich fürchte nur, daß, wenn Sie Ihre politiſche Bildung vollendet haben, Sie dieſelbe gar nicht mehr nöthig haben werden!

Wie wäre das möglich? fragte der Graf aufbrauſend, indem ſich zugleich das höchſte Erſtaunen in allen ſeinen Geſichtszügen malte.

Nichts natürlicher und gewiſſer als dies, verſetzte Malounin, indem er ſeine hohe und geheimnißvolle Miene wieder annahm. Wir ſtehen Alle auf dieſem gefährlichen und wunderbaren Wendepunkt, und das Wort: „überraſchend durchſchlagend", welches Sie jetzt in der deutſchen Zeitungspreſſe ſo häufig gebraucht finden, iſt auch für dieſen Zuſtand ein durchaus ſibylliniſches Wort. Solche Redensarten, lieber Freund, ſchweben gewiſſermaßen in der Luft einer Epoche. Es kann Niemand angeführt werden, der ſie gemacht oder zuerſt in Cours geſetzt habe. Und doch ſind ſie die Loſungswörter oder die Angelruthen, mit denen allein der Fiſch der Zeit gefangen werden kann. Daß Sie auf das „überraſchend durchſchlagend" geachtet haben, darin, Graf, haben Sie einen ungeheuern Treffer

entwickelt. Auch Ihre politiſche Bildung, wenn ſie fertig iſt, wird Ihnen dann ſo überraſchend durchſchlagen, daß Sie ſich dadurch auf einen Boden hindurchfiltrirt finden werden, auf dem es gar keine Politik mehr giebt. Wir ſtehen nämlich im Begriff, Graf, Alle durchzubrechen, und den Staat in der Geſellſchaft aufzulöſen, ſo daß wir alsdann gar keinen Staat mehr haben werden!

Gar keinen Staat? wiederholte Graf Sarmland mit der größten Beſtürzung und ſich einen Augenblick einem tiefen Nachſinnen überlaſſend. Das muß ja einen fürchterlichen Ruck geben, wenn wir ſogar noch auf dieſe Weiſe überraſchend durchſchlagen müßten? Wenn man in einem Hauſe aus dem dritten Stock plötzlich in den Keller durchſchlägt, kann es nicht gräßlicher knallen, und keine heilloſere Verwirrung anrichten. Burr burr, mich friert durch den ganzen Körper bei dieſem ſcandalöſen Gedanken. Sagen Sie mir, mon chèr Malounin, iſt es Ernſt damit und haben Sie die Sache wirklich ſchon in Arbeit, Sie, der Sie Alles zu machen ſcheinen bei dieſen Zeitbewegungen?

Ihre Freundſchaft überſchätzt den Umfang meiner Verdienſte, verſetzte Malounin mit einer leiſen gedämpften Stimme, die Sache iſt allerdings in Arbeit

genommen, und unſere Brüder in Frankreich, Deutſchland, Schweiz, Italien, und ich darf wol hinzuſetzen, auch im Innerſten von Rußland, drehen fleißig und alle Tage das Räderwerk daran. Was Rußland anbetrifft, ſo iſt es überhaupt nur durch den Socialismus zu revolutionniren. Der Socialismus iſt überhaupt etwas weſentlich Slaviſches, wie man bald noch allgemeiner einſehen wird, er ſchließt die Zukunft Europas durch die ſlaviſchen Völker in ſich!

Bei dieſer Wendung, welche das Geſpräch zwiſchen Beiden annahm, hatte es Fürſt Tolſchakoff vorgezogen, die Frau Meiſter jetzt ſich ſelbſt zu überlaſſen, um ſo mehr, da ſie ihm ſeit einigen Minuten ſehr zerſtreut erſchien und mit größerer Aufmerkſamkeit den jungen Mann zu betrachten ſchien, der noch immer draußen am Laden ſtand und unter dem Vorwand, das geſchmackvolle Arrangement des Schaufenſters zu beſehen, fortwährend ſeine Blicke auf ſie gerichtet hielt.

Tolſchakoff näherte ſich den Beiden wieder, indem er mit einer trägen und ſcheinbar ganz unabſichtlichen Bewegung heranſchlich, als eben Sarmland die bittere Klage ausſtieß, daß er ſich nun ganz umſonſt mit den vielen Zeitungen, die er in der letzten Zeit geleſen, geplagt habe, wenn doch aus der Politik

nichts mehr werden könne und man den Staat lieber ganz abſchaffen wolle!

Beruhigen Sie ſich vollſtändig darüber, lieber Graf, ſagte der Fürſt, indem er jetzt einen ſchnellen Satz machte und dicht bei ihnen ſtand. — Leſen Sie Ihre Zeitungen ruhig weiter, und eher wird ſich das bedruckte Zeitungspapier wieder in das Bettlerhemde zurückverwandeln, aus dem es vielleicht entſtanden iſt, als daß Sie die von Ihnen mit Recht ſo gefürchtete Auflöſung des Staats in die Geſellſchaft erleben werden! Da müßte unſer altes heiliges Rußland und unſer Czar nicht mehr in der Welt ſein. Oder glauben Sie wirklich, Herr von Malounin, daß wir bald in den Conditoreien von St. Petersburg mit den Eisbären zuſammen Panacée eſſen werden? Denn mit ſolchen lieben Thierchen müſſen wir uns doch vertragen lernen, wenn wir wieder Geſellſchaft machen wollen aus dem Staat. Nun meinetwegen, ich bin von Hauſe aus ein guter Jäger, und würde mich in den ſocialiſtiſchen Zuſtänden dann wieder auf's Schießen legen! Die Vergeſellſchaftung der Canaille wird gewiß zu unbeſchreiblichen Jagdvergnügungen führen!

Der Fürſt ſpielte zum Schluß dieſer Bemerkungen wieder die ganze Tonleiter ſeines berühmten mephiſtopheliſchen Gelächters ab. Graf Sarmland hörte

ihm mit dem größen Erſtaunen zu, und ſagte dann träumeriſch: Was will man auch mit der Geſellſchaft anfangen? Bloß in der Geſellſchaft zu leben, kann uns doch nicht glücklich machen. Schon ſeit längerer Zeit geh' ich gar nicht mehr in Geſellſchaft, weil ich mich darin unendlich gelangweilt fühle. Nur der Ausbildung unſerer mecklenburgiſchen Hagelverſicherungsgeſellſchaft habe ich in der letzten Zeit noch einige Sorgfalt gewidmet. Der Hagel thut jetzt unſeren Ländereien außerordentlichen Schaden. Doch verzeihen Sie dieſe Reminiscenz an die landwirthſchaftlichen Intereſſen, die mir auch jetzt, wo ich auf der Zinne der Politik lebe, noch oft genug im Kopfe liegen. Man bleibt doch halt ein guter Mecklenburger, ſagt der Oeſterreicher.

Unſer Graf macht einen Abſtecher in ſeine ganze Liebenswürdigkeit, nahm Fürſt Tolſchakoff wieder das Wort, indem er ſich zu Malounin wandte, der ſeinen boshaft herausfordernden Blicken die Gebärde der bezeichnungsvollſten Verachtung gegenüberſtellte.

Malounin zündete ſich jetzt eine der gekauften Cigarren an der ewigen Lampe des Meiſter'ſchen Tabacksladens an, und ſagte darauf: Eine Klaſſe von Menſchen muß freilich bei der Wiederherſtellung der Geſellſchaft nothwendig ihr Brot verlieren, und dies

ſind die polizeilichen und diplomatiſchen Spione. Dies Geſindel treibt ſein Weſen nur in der Dämmerung der Zuchthäuſer, welche unſere bisherigen Staaten ſind! Unſer Rußland iſt es, mein allerwertheſter Tolſchakoff, welches dieſe Spione und Agenten durch die ganze Welt ſendet, um allmälig ſeine Fangzähne in die innerſten Eingeweide aller Völker einzuſetzen.

Rußland wird einſt alle ſeine Feinde fangen und ſchlagen, erwiderte Fürſt Tolſchakoff mit einer kühlen Gleichgültigkeit. Nicht bloß ſeine großen Gegner, ſondern auch die kleinen Lumpe, die als ſogenannte Revolutionnairs überall herumwühlen, und mit ihren Rattenzähnen beſtändig an dem heiligen Namen Rußlands nagen, wird ſich Rußland einſt ſammt und ſonders einzufangen wiſſen. Rußland iſt langmüthig, weil es eine große und unendliche Aufgabe vor ſich hat, aber die Namen und Stunden ſeiner Feinde ſind gezählt, und auch die Strafe des Geringſten iſt dem Czaren wichtig, weil der Czar die Gerechtigkeit des Himmels und der Erde will. Wir bekommen Jeden, den wir haben wollen, Herr von Malounin, ja wahrhaftig Jeden, wie Ihr verſichert ſein könnt!

Ich weiß, was Ihr damit ſagen wollt, erwiderte Malounin, nicht ohne einige Befangenheit. Indeſſen werden es die Ruſſen wol auch nicht beſſer machen,

als weiland die Nürnberger, die bekanntlich Niemand eher hingen, als bis ſie ihn zuvor hatten.

Die Ruſſen, erwiderte Tolſchakoff m't einem leiſen Anflug von Heftigkeit, werden ihren Gerichtstag halten, und die dazu Eingeladenen werden dann ſämmtlich erſcheinen. Denn dem wirklichen Willen des Czaren entwindet ſich kein Gigant, noch entſchlüpft ihm eine Maus. Ich will Ihnen ſagen, meine Herren, was der Socialismus bedeutet. Der Socialismus, wenn er zu ſeinem Ziel kommen könnte, bedeutet allerdings die Auflöſung Rußlands. Und nun will ich Ihnen ſagen, was Rußland iſt. Rußland iſt jetzt die Garantie des europäiſchen Staates. Nur ſo lange Rußland ſteht, wird es noch Staaten geben. Dadurch hat Rußland jetzt die Aufgabe der Civiliſation in ſeine Hände bekommen, mit der die Franzoſen und Deutſchen lange genug geprunkt haben. Rußland wird jetzt civiliſiren, darauf kann man ſich verlaſſen, denn es iſt nunmehr ſeine Beſtimmung geworden, den Staat in Europa zu erhalten. Jenſeits Rußlands beginnt daher erſt die Geſellſchaft oder Sibirien, welches Beides wol auf Eins hinaus kommen möchte, mein guter Herr von Malounin. Wenn es einmal heißen wird: hier oder nirgend iſt die Geſellſchaft! dann wird dies ſoviel bedeuten als: hier oder

nirgend iſt Sibirien! Glauben Sie mir, die Socialiſten wollen nur das Paradies der Zobelfänger, und Ihr Pelz iſt Ihnen gewiß ſchon ſo gut wie beſtellt, Herr von Malounin! Was meinen Sie dazu?

Dem Geierflug Ihrer Staatsweisheit, Fürſt, werde ich wol unmöglich folgen können, entgegnete Malounin mit einem bittern Lächeln. Ich glaube an den Untergang aller Staatsformen, und das iſt mein heutiges Evangelium, negativ, ſehr negativ, Fürſt, aber unendlich ſchöpferiſch! Es handelt ſich doch am Ende um nichts, als um einen neuen Adam für die gegenwärtige Menſchheit. Der alte taugt nichts mehr, Sie werden das deutlich von ſich ſelbſt entnehmen können, mein guter Tolſchakoff. Sie dienen ſo recht dem alten Adam des durch und durch verderbten Staatslebens, und tragen ſelbſt dieſen Adam auf die ſplendideſte Weiſe in ſich verkörpert vor. Man muß aber jetzt das letzte Experiment mit dieſer ſeit ſo vielen Jahrhunderten mißhandelten Menſchheit machen, und der heutige Verjüngungsprozeß heißt die Barbarei! In dieſe, in die vollſte und dickſte Barbarei, muß man die Menſchen und die Staaten wieder eintauchen bis über die Ohren, um ſie dann bei den Haaren wieder in den freien und göttlichen Naturzuſtand zurückziehen zu können. Sehen Sie, Fürſt, das iſt die

Auflöſung des Staats in die Geſellſchaft. Der dumme beſitzende Bourgeois verſteht uns noch nicht, aber das Proletariat wittert bereits dieſe Auflöſung, und ſchnoppert ſchon begierig an der künftigen Staatsleiche herum, wie der Rabe den inbrünſtigen Flug immer und immer wieder auf das Dach des Todtkranken niederlenkt. Was helfen da alle Eure Rettungsmaſchinen, mit denen Ihr den Staat ſchützt? Das hippokratiſche Geſicht iſt einmal enthüllt, das viel geſchmähte Jahr 1848 hat wenigſtens das Verdienſt, uns auf die Leichenſpur des Staats gebracht zu haben! Bis dahin iſt uns Alles gleich, wenn er nur erſt geſtorben iſt, dieſer infame, menſchenſchänderiſche Staat, der uns Alle auf ſeinem Gewiſſen hat!

Daſſelbe Geſpräch, erwiderte der Fürſt mit lächelndem Nachſinnen, hatte ich einmal mit meinem Freunde Bakounin. Der ging aber noch viel weiter, als Sie. Er wollte dem Bourgeois erſt alle ſeine Häuſer und Hypotheken verbrennen, um die beſitzloſe Klaſſe zu einer allgemeinen zu machen, und auf dieſem ſanften Wege den Staat allmälig zur freien und glücklichen Geſellſchaft heranzubilden. Bakounin hat ſich durch dieſe ganz neue Erfindung der Brandreformen, die jedenfalls auf ihn als den Autor zurückzuführen ſind, unſterblich gemacht in den Annalen der europäiſchen Revolution.

Laſſen Sie Ihre ſchlechten Späße jedenfalls von einem Unglücklichen fort, deſſen Natur und Weſen für Sie ein unergründliches Geheimniß iſt! verſetzte Malounin mit ernſtem Pathos. Sie nennen Bakounin im Scherz Ihren Freund, und Sie wiſſen im Ernſt, daß er der meinige iſt, und daß wir in den letzten Zeitbewegungen oft als Doppelgänger angeſehen wurden. Haben Sie wenigſtens Achtung vor ſeinem Schickſal!

Sie treten plötzlich in ein ehrbares Genre hinüber, und ſo laſſen Sie uns damit unſere Unterhaltung für heut beſchließen! ſagte Fürſt Tolſchakoff, indem er ſich leicht abwandte, und ſeine Aufmerkſamkeit wieder auf ſeine Freundin, die Frau Meiſter, richtete, welche inzwiſchen einen neuen Beſuch erhalten hatte, mit dem ſie bereits in einer überaus lebhaften Unterhaltung ſich befand.

Tolſchakoff bemerkte zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß dies derſelbe junge Mann war, den er ſchon zuvor in einer etwas auffälligen Weiſe draußen am Ladenfenſter bemerkt, und der jetzt plötzlich auf eine ſo glückliche Weiſe ſich bei der Frau Meiſter eingeführt zu haben ſchien, daß ſie ſchon denſelben Reiz der Vertraulichkeit und Geſprächigkeit gegen ihn entfaltete, wie ſie es ſonſt nur gegen ihre näher ſtehenden Bekannten that.

Malounin betrachtete lachend den Fürſten, der, während er ſonſt in den wichtigſten Angelegenheiten niemals die vornehme Kälte des Diplomaten verlor, doch jetzt von einem in allen ſeinen Gebärden ſichtbar werdenden Aerger über dieſen Vorgang befallen zu werden ſchien.

Mit immer ſteigendem Verdruß nagte Tolſchakoff an dem goldenen Griff ſeines Spazierſtocks, den er bald mit einer heftigen Bewegung in die Höhe ſchwang, als wolle er ſeinem Zorn am liebſten auf eine thatſächliche Weiſe Luft ſchaffen.

Warum ärgern ſich denn Ew. Durchlaucht ſo über einen Menſchen dieſer Art? fragte Malounin mit einer höhniſchen Grimaſſe. Ich kann Ihnen ſagen, daß es der Kunſtreiter Monſieur Iſidor iſt, den ich erſt geſtern in der Reiterbude auf dem Exercierplatz als Julius Cäſar unter den bewundernswürdigſten Sprüngen ermorden ſah. Es war ein Reitermaſſacre mit wehmüthigen Anklängen an die alte Freiheit Roms, und ſo ſchön ausgeführt, daß es mir wirklich revolutionnaire Illuſionen machte. Seien Sie vorſichtig, Fürſt! Es wird ein alter und wohlberechtigter Bekannter unſerer allerliebſten Frau Meiſter ſein, vielleicht eine Liaiſon, welche ſich in ihre frühere romantiſche Laufbahn auf dem Seil zurückverliert.

Dieſer Menſch iſt ein Kunſtreiter? rief der Fürſt mit wutherſtickter Stimme, indem er ſich den Beiden näherte, die in der That in eine ſehr vertrauliche Unterhaltung miteinander vertieft ſchienen, und nicht bemerkten, was um ſie her vorging.

Malounin ſtellte ſich unterdeſſen in die Thür des Ladens, um die Leute, welche auf dem Trottoir der Linden vorübergingen, zu muſtern. Graf Sarmland hatte ſich auf eine kleine mit rothem Sammt überzogene Bank geſetzt, welche dem Ladentiſch gegenüber an der Seitenwand angebracht war. Hier ließ er ſeine Gedanken mit den Düften ſeiner Cigarre um die Wette ziehen, denn die Unterhaltung zwiſchen Malounin und Tolſchakoff, der er in einer athemloſen Spannung zu folgen geſucht, hatte ihn außerordentlich aufgeregt, und veranlaßte ihn im Stillen zu den mannichfaltigſten Bedenken.

Heda! ſagte der Fürſt Tolſchakoff jetzt zu dem ihm als Kunſtreiter bezeichneten Fremden, indem er denſelben etwas unſanft am Arm ſchüttelte. — Was hat man hier eigentlich zu thun? Erſt gaffte man lange von draußen in den Laden herein, und jetzt beläſtigt man Madame mit einer Unterhaltung, mit der ihr gar nicht gedient ſein kann.

Der Angeredete war ein junger Menſch von ſehr

gefälligem und elegantem Aeußern, in dem aber zugleich in jeder Weiſe das ritterliche Handwerk ausgeprägt lag, welches Malounin an ihm gerühmt hatte. Die vorausſetzungsvolle Art, mit der ihn der Fürſt plötzlich in einer dunkeln Anwandlung von Eiferſucht, wie es ſchien, behandelte, ſchien ihn aber keineswegs irre zu machen. Er erwiderte dem Fürſten das Schütteln am Arm ſofort durch einen nicht ſehr ſanften Gegendruck, der für Tolſchakoff ſo überraſchend war, daß er einen Schritt zurücktaumelte und dadurch wieder zu einigem Bewußtſein über die Situation gelangte, in die er ſich etwas unbeſonnen begeben.

Seht, Graf Sarmland, da habt Ihr ein Beiſpiel von etwas „überraſchend Durchſchlagendem", rief Malounin mit ſchadenfrohem Lachen, indem er auf den geſtoßenen Fürſten hinzeigte.

Graf Sarmland fuhr wie aus einem ſchweren Traum empor und lachte mechaniſch mit. Auch der Fremde, der ſehr wenig an Rückſichten gewöhnt ſchien, ſchlug jetzt ein ſchallendes Gelächter auf, indem er ſich dem Fürſten mit frech ineinandergeſchlagenen Armen gegenüberſtellte. Tolſchakoff war erbleicht, und ſein ganzer Körper gerieth in eine leiſe zitternde Bewegung.

Um des Himmelswillen, Fürſt, vergeben Sie es ihm! rief Frau Meiſter mit flötender Stimme und

und dem ſchönſten Aufſchlag ihrer Augen, indem ſie zu Tolſchakoff heranſtürzte und ihre beiden Arme ſchmeichelnd um den ſeinigen ſchlang. — Er iſt mein Vetter! fügte ſie bittend hinzu. Ein lange verloren geglaubter Vetter, wir haben uns ſeit vielen Jahren nicht geſehen. Der merkwürdigſte Zufall will, daß er hier vorübergeht und mich am Fenſter ſitzen ſieht. Denken Sie ſich, er ſteht erſt lange draußen auf der Straße, ehe er es wagt, zu mir hereinzukommen. Jetzt erkenne ich ihn, und die Freude über unſer Wiederſehen muß ihn ſo verblüfft haben, daß er gar nicht geſehen, wen er ſonſt noch vor ſich hat. Nun komm gleich her, Iſidor, und bitte den Herrn Fürſten Tolſchakoff um Vergebung, daß Du ihn nicht gekannt haſt.

Iſidor ſchien aber keineswegs ſo verſöhnlicher Natur, ſondern er ſtrich ſich den kleinen ſchwarzen Schnurrbart mit einer gewiſſen Hartnäckigkeit, die eher von Neuem einen herausfordernden Charakter annahm.

Fürſt Tolſchakoff aber machte ſich mit einer gewiſſen Haſt aus den Händen der hübſchen Frau los und ſagte höchſt verdrießlich: Verſchonen Sie mich inskünftige mit der Geſellſchaft Ihrer Vettern, liebſte Frau! Solches Vetterngezücht verdirbt die Luft, und

ein anſtändiger Cavalier kann es dann hier nicht mehr aushalten. Damit für heut Adieu, ma jolie et charmante Louise!

Der Fürſt verſuchte dieſe letzten Worte noch mit der chevalereſken Nachläſſigkeit auszuſprechen, mit der er ſonſt ſo viel Effect zu machen wußte. Aber die Stimme ſchlug ihm über, und er verrieth dadurch die große Unſicherheit und Unruhe, in die er ſich verſetzt ſah. Er ergriff jetzt ſeinen Hut und drückte ſich mit einer gewiſſen Scheu an Monſieur Iſidor vorüber, indem er bei dem letzten Schritt, mit dem er die Schwelle des Ladens berührte, ſich noch einmal mit unverkennbarer Aengſtlichkeit nach ſeinem Gegner kurz umſah. Dann ſtieg er ungemein geſchwind die beiden Stufen hinunter.

Dieſer Rückzug konnte ſeine komiſche Wirkung auf die Zurückbleibenden nicht verfehlen. Malounin namentlich ſandte ihm ein donnerndes Gelächter nach, welches den Fürſten noch auf der Straße ereilte. Tolſchakoff warf ihm dafür einen Blick zurück, der etwas unendlich Bedeutungsvolles hatte, und auch von Malounin hinlänglich verſtanden wurde.

Graf Sarmland entfernte ſich jetzt ebenfalls auf das Eiligſte, indem ihm einfiel, daß er ſchon mehrere Stunden nichts von dem Befinden ſeiner Gemahlin

gehört hatte. Seit dem Krankenlager der Gräfin hatte sich bei ihm eine fast stürmische Zärtlichkeit für sie eingestellt, wie er dieselbe kaum in der ersten Zeit ihres ehelichen Verhältnisses empfunden. Er machte sich bereits die bittersten Vorwürfe, daß er so lange hier zugebracht, ohne von ihr zu wissen, und bestieg eine eben vorbeifahrende Droschke, um desto rascher wieder zu der Gräfin Sarmland zu gelangen,

Malounin blieb noch in dem Tabacksladen zurück, um einige Bestellungen bei Herrn Meister zu machen, der inzwischen ganz ruhig an einem Comtoirtisch im Hintergrunde des Ladens gestanden und, ohne sich im Geringsten um das Vorgegangene zu bekümmern, in seinen Büchern geblättert hatte.

Zehntes Capitel.

Die beiden Kranken.

Die Gräfin Sarmland litt noch immer außerordentlich an ihren Verletzungen, und es war nicht blos der körperliche Schmerz selbst, der sie peinigte. Seit einigen Tagen war ihr auch durch die Aerzte, welche sie behandelten, die Gewißheit geworden, daß sie nicht ohne eine wesentliche Verstümmelung ihres Gesichts, und zwar der edelsten Theile desselben, aus diesen Leiden wieder hervorgehen werde. Das Nasenbein war gänzlich gebrochen, und es mußte eine Operation vorgenommen werden, um das Organ wieder so zusammenzufügen und einzurichten, daß die damit verbundenen Funktionen noch stattfinden konnten. Es versteht sich, daß dabei das Schönheits-Ideal, dem sonst gerade die Nase der Gräfin Sarmland auf das Regelmäßigste entsprochen, nicht mehr eingehalten werden konnte, sondern vielmehr die

fürchterlichſte Verhöhnung aller ſeiner Geſetze zu beſorgen war.

Noch ſchlimmer ſtand es faſt mit dem Mund, dem Mittelpunkt aller Anmuth und Koketterie, der unter den Reizen der Gräfin Sarmland ſtets eine charakteriſtiſche Stelle eingenommen hatte. Die ſchönſten ſchwellenden Lippen, auf deren zarten Linien ſich die Friſche der Jugend bisher noch am unverſehrteſten bewahrt, waren durch die grauſamſte aller Verletzungen in mehrere Stücke auseinander geriſſen worden, und zwar auf eine ſo ausgeſucht zerſtörende Weiſe, daß an eine harmoniſche Wiederherſtellung dieſer Theile durchaus nicht mehr zu denken war. Die gleichzeitig erfolgte Zerſchmetterung einer ganzen Gruppe der ſchönſten Zähne, die eine Wunderzierde dieſes Mundes geweſen waren, hatte vollends jede günſtigere Ausſicht abgeſchnitten. So war das wichtigſte Organ der Jugend und Schönheit, der frohe Sitz des genießenden Lebens, ſo gut wie vernichtet, und wie durch die Berührung eines finſtern Zaubers in eine grauenvolle Stätte der Häßlichkeit und der Mißform umgewandelt.

Eine wahrhaft verzweifelte Gemüthsſtimmung hatte ſich der Gräfin bemächtigt. Sie wollte während der Zeit, welche ſie noch unter der Kur zuzubringen hatte,

durchaus Niemand mehr ſehen und ſprechen, mit alleiniger Ausnahme ihres Gatten, welcher ſich jetzt ſo zärtlich um ſie bemühte und den ſie ſchon um deswillen gern um ſich litt, weil er der einzige Mann war, vor dem es ihr nichts ausmachte, ſich in ihrem ganzen ſchrecklichen Ausſehen zu enthüllen. Dieſer Umſtand trug weſentlich dazu bei, daß das Verhältniß zwiſchen beiden ſich von Tag zu Tag beſſer und inniger wieder einrichtete. Die Gräfin hatte manches gute Wort für ihren Gemahl, welches derſelbe ſeit langen Jahren nicht aus ihrem Munde gehört oder kaum jemals von ihr vernommen hatte.

Amelie entdeckte ſich ihrem Gatten in allen ihren Schmerzen und Befürchtungen. Was ſie vor ihren Freunden verborgen haben würde, darauf machte ſie ihn ſelbſt mit der gründlichſten Auseinanderſetzung aufmerkſam, indem ſie die ſcheußliche Entſtellung, der ſie entgegenging, in allen ihren Einzelnheiten mit ihm durchſprach. Es handelte ſich dabei um die Möglichkeit, in wie weit noch durch die plaſtiſche Kunſt der Aerzte die angerichtete Verwüſtung unſchädlich gemacht werden könne. Je mehr ſich Graf Sarmland dabei in alle Einzelnheiten ihrer Entſtellung vertiefte, und über Alles, was dagegen geſchehen könne und müſſe, oft die phantaſievollſten Conjecturen aufſtellte, um ſo

theurer wurde ihr von Neuem der Mann, und ſie hing mit Begierde und Hingebung an ſeinen beredten Lippen.

Sie mußte ſich geſtehen, daß es in der kritiſchen Lage, in der ſie ſich befand, von unendlicher Wichtigkeit für ſie war, einen Mann des Vertrauens um ſich zu haben, dem ſie das offenbaren konnte, was der Liebhaber und Freund nicht wiſſen durfte, ohne ihr Verräther und ihr Feind zu werden. Es lag ſogar bald ein gewiſſer Reiz für ſie darin, dem ſteigenden Abſcheu, den ſie gegen ſich ſelbſt empfand, durch das lebhafte und feurige Intereſſe, welches ihr Gatte daran knüpfte, eine Art von Verklärung gegeben zu ſehen, und ſie ſchmeckte die Freuden einer neuen Huldigung, die ihr bis dahin ganz unbekannt geblieben waren.

Graf Sarmland ſelbſt kam ſich in ſolchen Momenten, wo oft die rührendſten Erörterungen zwiſchen ihnen ſtattfanden, wie verjüngt vor, und er fühlte ſich durch dieſe ſchauerlichen Umſtände gleichſam in die Rolle eines begünſtigten Liebhabers bei ſeiner Frau vorgerückt. Seine Illuſionen wurden genährt und ſtiegen mit der Beſtimmtheit, mit der ſich in dem Geſicht der Gräfin das verzerrteſte und entſetzlichſte Bild feſtſtellte. Auch der gebrochene Fuß, der

ſchon bedeutend auf dem Wege der Heilung war, ſtellte nichtsdeſtoweniger das Nachbleiben eines leichten Hinkens in Ausſicht.

Amelie ſagte oft, wenn ihr Gatte Tag und Nacht mit der unermüdlichſten Ausdauer an ihrem Bett verweilte, daß ihr eigentlich nichts lieber ſein würde, als ſich mit ihm ganz in die Einſamkeit zurückzuziehn und blos der Verwaltung und Bewirthſchaftung ihres großartigen Güter-Compleres nach einem neuen Plan zu leben. Von dieſem neuen Plan, durch den ſie ihre nicht gewöhnliche Sachkenntniß durchleuchten ließ, erzählte ſie ihm dann Mancherlei, was ſeinen eigenen Anſichten ungemein zuſagte. Sie nannte ihn jetzt auch zuweilen bei ſeinem Vornamen, der Maximilian hieß, und dies erhöhte für ihn noch den Reiz der vertraulichen Verabredungen, deren ſich immer mehrere und innigere zwiſchen ihnen einfanden. Einige Störungen verurſachte nur noch die Zeitungsſprache, die Graf Sarmland täglich mehr in ſeine Gewohnheiten aufgenommen hatte, und die bald alle ſeine Aeußerungen dergeſtalt durchwebte, daß er ſelbſt die gewöhnlichſten Dinge in einen ſpecifiſchen Tagesausdruck einzukleiden verſtand.

Die Gräfin litt oft nicht wenig von ſeinem beinahe fieberhaften Zuſammenhang mit den Tages-

ereigniſſen, der ſich bei ihm freilich nur durch den Gebrauch der damit verbundenen Phraſen zu erkennen gab. Amelie beſchwor ihn dann, ſich in dieſer neuen Richtung, die ihn ſo ganz unerwartet befallen, zu zügeln und zu mäßigen. Sie fragte ihn mit den zärtlichſten Ausdrücken, ob es ihm denn ſo ſchwer fallen würde, ſeinem doch in vieler Beziehung bedenklichen Antheil an der Zeit wieder zu entſagen, und mit ihr der undankbaren und ertragloſen Gegenwart den Rücken zu kehren? Er verſprach ihr, ſein Möglichſtes zu thun, und küßte ihr Hand und Arm, deren glänzende Schönheit unverſehrt geblieben war.

Von den übrigen Perſonen, welche in der Umgebung ihres Krankenlagers lebten, durfte ſich faſt Niemand mehr zeigen, wie ſehr auch Amelie zu Anfang die Annäherungen, welche Roman und ihre Tochter Leonore gemeinſchaftlich bei ihr gemacht hatten, mit einer gewiſſen Befriedigung aufzunehmen ſchien. Es zeigte ſich aber jetzt, daß dies theils nur in der erſten Betäubung und Hülfloſigkeit ihrer Leiden der Fall geweſen ſein mochte, theils in einem Zuſtande geſchehen war, in dem die Gräfin noch nicht alle Folgen des unglückſeligen Sturzes für ihre Perſon ſich ſelbſt zu geſtehen gewagt hatte. Roman, der ſo gute für ſein Gemüth ſprechende Eigenſchaften bei dieſem Vor-

gang entfaltete, wurde jetzt durchaus nicht mehr an ihrem Bett geduldet, und sie widersetzte sich mit einer Heftigkeit, die für ihren Zustand fürchten ließ, seinem fernern Eintritt in ihr Zimmer.

Es war ersichtlich, daß sie dabei vornehmlich nur den satirischen Charakter ihres Vetters fürchtete. Denn seitdem sie wußte, was aus ihr geworden war, seitdem sie keinen Zweifel mehr über die mit ihr vorgehende grauenhafte Metamorphose hegen konnte, von diesem Augenblick an scheute sie nichts mehr, als einem Menschen zu begegnen, der so scharfe und spöttische Einfälle hatte, wie Roman.

Ebenso ängstlich aber vermied sie den Anblick ihrer Tochter, deren Bett sie noch immer einnahm. Die Wiederherstellung des Verhältnisses zwischen Mutter und Tochter, welche sich bei dieser Gelegenheit zuerst so günstig angelassen hatte, scheiterte an demselben Effekt, welcher der Annäherung Romans im Wege stand. Die Gräfin konnte es nicht ertragen, von ihrer Tochter in einem solchen Zustand der Entwürdigung und Häßlichkeit gesehen zu werden, nicht weil sie auch hier den Spott zu furchten gehabt hätte, sondern der Gegensatz war ihr unleidlich, in welchem Leonore selbst mit ihrer immer wunderbarer leuchtenden Schönheit und Jugendfrische ihr dabei gegenübertrat.

Dieſe unbeſtreitbare Schönheit Leonorens war der urſprüngliche Grund aller Mißſtellung der Mutter zu ihrer Tochter geweſen, und es erſchien der Gräfin eigentlich als der härteſte Schlag, der ſie betroffen, daß, nachdem ihre eigenen Reize, wie ſie ſagte, in dieſem offenen Scandal geendet, ihre Tochter nun wie eine ungebeugte Göttin den Ruin der Mutter vor Augen ſehen ſolle.

Wenn ſie es daher nicht vermeiden konnte, daß Leonore noch zuweilen zu ihr ins Zimmer trat und mit ihrer hellen und unbefangenen Stimme nach ihrem Befinden und ihren Wünſchen und nach dem Beifall fragte, deſſen die von ihr getroffenen Anordnungen ſich bei der Mutter zu erfreuen haben möchten: ſo durfte das unermüdlich hingebungsvolle Mädchen nicht in die Nähe ihres Bettes treten, ſondern mußte in einer Entfernung von mehreren Schritten ſtehen bleiben. Die Gräfin gab vor, daß ſie die ſtarktönende Stimme Leonorens nicht ſo nahe ertragen könne, und verhüllte gewöhnlich ihr Geſicht mit dem Schnupftuch, während Leonore mit ihr ſprach.

Eine andere Kränkung, welche die Gräfin bitter empfand, lag in ihrem Verhältniß zu dem Baron Ranzau. Obwol ſie denſelben in ihrem gegenwärtigen Zuſtand ebenfalls nicht empfangen haben würde,

ſo ſchmerzte ſie doch gewiſſermaßen die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher dieſer ihr letzter Liebling ſie gewiſſermaßen verlaſſen und ſeinerſeits aufgegeben hatte. Der Baron war nämlich gleich am erſten Tage, wo er mit einem ſcheuen Blick zur Thür hereingeſehen, bei dem fürchterlichen Anblick der Gräfin mit einem lauten Entſetzensſchrei davongeeilt.

Man hatte ſeitdem keine Spur wieder von ihm erhalten, und als Graf Sarmland in das Zimmer des dritten Stocks hinaufkam, in dem er ſich dem Baron zum Stubengenoſſen aufgedrungen, ſah er, daß derſelbe bereits abgereiſt ſein müſſe, da ſeine ſämmtlichen Effekten verſchwunden waren. Der Graf glaubte, daß die unleugbare Angſt, welche der Baron bereits in der letzten Nacht bei ihrer nahen Schlafkameradſchaft vor ihm empfunden, ihn jetzt dazu getrieben habe, lieber die Stadt zu verlaſſen. Wenigſtens hatte er die Nacht, in der ſie in dem kleinen engen Zimmer zuſammenſchliefen, wahrgenommen, daß der Baron, vor dem er ſelbſt in der letzten Zeit ein ſo eigenthümliches Grauen empfunden, jetzt aus Furcht vor ihm kein Auge zugethan, zuweilen wie in banger Erwartung aufrecht auf ſeinem Lager geſeſſen und ſich dann wieder mit tiefen Seufzern im Bett umhergeworfen habe.

Frohlockend bemerkte Sarmland dieſen Triumph, welchen er über ſeinen alten Gegner davon getragen zu haben glaubte, und er theilte ſeiner Gattin die plötzlich erfolgte Abreiſe des Barons als ein Reſultat der Feigheit deſſelben mit, indem dieſer nicht mehr im Stande geweſen ſei, die Nähe und den Anblick des Grafen zu ertragen. Amelie ſchwieg zu dieſer Naivetät mit einem unendlich bangen Seufzer, und ſie ſah in dem, was ihr jetzt von dem Baron widerfuhr, nur eine Beſtätigung für die Entſchlüſſe, über welche ſie mit ſich ſelbſt zu Rathe gegangen war. Mit einer zuckenden Bewegung reichte ſie dem Grafen bei dieſer Mittheilung die Hand, und ließ ihre vom Fieber brennenden Finger lange in ſeiner großen kühlen Hand ruhen.

Roman und Leonore,. die ſich in ihren Bemühungen jetzt von der Gräfin entſchieden zurückgewieſen ſahen, hatten inzwiſchen eine andere Aufgabe erhalten, welche ihre Sorgfalt immer dringender in Anſpruch nahm. Dies war das ſeit einigen Tagen ſehr bedenklich gewordene Befinden der Giuditta, welche nur um ein Zimmer entfernt war von der Gräfin Sarmland und ſich ebenfalls im Bett befand, wohin ihr geſteigertes Unwohlſein, das bald den Charakter einer heftigen Erkrankung annahm, ſie gewieſen hatte.

Giuditta's Zuſtand war beunruhigender Natur geworden und hatte ſich zu einem ſchon ſehr entſchieden auftretenden Halsleiden entwickelt, zu welchem ſie bereits ſeit längerer Zeit hingeneigt zu haben ſchien. Sie ſchrieb den Ausbruch ihres Uebels dem Berliner Klima zu, welches, obwol es ſonſt das friedlichſte von der Welt iſt und ſich leicht jeder Natur anſchmiegt, doch von vornherein einen nachtheiligen Einfluß auf ſie geäußert hatte.

Giuditta ſprach mit großer Klarheit, Heiterkeit und Offenheit über ihr Leiden, wie über die ganze nicht unbedenkliche Situation, in der ſie ſich befand. Leonore hatte die Sorge für ſie in ausgedehnteſtem Maße übernommen, worin die kleine Esmeralda auf eine ungemein rührende Weiſe mit ihr wetteiferte. Auch Roman verbrachte einen großen Theil des Tages am Krankenbett der Giuditta, und trug durch ſeine immer bewegliche Unterhaltungsgabe nicht wenig zu ihrer Erheiterung und Erleichterung bei, indem er überhaupt jetzt nichts Anderes mehr zu thun zu haben ſchien, als in der Geſellſchaft Giuditta's und Leonorens zu ſein.

Elftes Kapitel.

Die Krankenpflegerin aus dem Volke.

Giuditta's Krankenbett war der Mittelpunkt täglicher Vereinigung für ihre Freunde geworden. Ihr verschlimmerter Zustand legte ihr jedoch die Nothwendigkeit auf, nur sehr wenig Besuche zu empfangen, obwol bei der großen Theilnahme, welche die Erkrankung der berühmten italienischen Sängerin in der Stadt fand, von allen Seiten Nachfragende und Besuchende sich einstellten, unter denen die bedeutendsten Persönlichkeiten des Tages sich befanden. Der regelmäßige Kreis, welcher sich um sie versammelte, mußte daher auf die vertrauteren Gestalten sich beschränken, die sich in der letzten Zeit durch immer stärkere Anziehungskraft zu ihr gefunden hatten. Unter diesen ihren Freunden bildete sich dadurch selbst eine immer innigere Gemeinschaft aus, und namentlich war dies zwischen Roman und Leonore der Fall, in

denen eine gewiſſe Uebereinſtimmung der Naturen, die ſich wol ſchon früher bei ihnen kundgegeben, merkwürdiger Weiſe zu einem immer bewußteren und beſtimmteren Verhältniß heranwuchs.

Giuditta beſchäftigte ſich ungeachtet ihrer eigenen Leiden ſehr angelegentlich mit dieſem Verhältniß, mit deſſen überraſchenden Wendungen ſie anfänglich ſich nicht einverſtehen zu können ſchien. Der Umſchlag, welcher offenbar ſeit einiger Zeit in Roman's Weſen vorgegangen, war ihr noch nicht recht begreiflich geworden. Denn wenn auch Roman in ſeinem Weſen und in ſeiner ganzen Aeußerungsweiſe noch immer derſelbe übermüthige Bewegungsmann und friſche Redner war, wie ſie ihn von Anfang an kennen gelernt hatte, ſo waren doch zugleich auch weichere und ernſtere Elemente in ſeinen Charakter getreten, die ihm neuerdings ein gewiſſes beſonnenes, zum Theil auch ſeinem früheren Standpunkt überlegenes Anſehen gegeben hatten. Giuditta wußte nicht, daß ſich hier bereits ein Einfluß auf ihn ſichtbar machte, der in aller Stille, aber mit großer und unwiderſtehlicher Gewalt auf ihn ausgeübt worden war, und wozu gerade ihre Krankheit die entſcheidende Gelegenheit dargeboten hatte. Dieſer Einfluß war aus der großen Liebenswürdigkeit und Offenheit entſprungen, mit der Leonore in den

Unterhaltungen, die ſie in den letzten Tagen oft mit ihm geführt, ſich gegen ihn und über ihn ausgeſprochen, und worin ſie in einer Weiſe, der nicht zu widerſtehen war, in ihn hineingeredet hatte.

Das charaktervolle Mädchen, welches ihre eigenthümlichen Anſchauungen gewöhnlich verbarg und in ihren regelmäßigen Kundgebungen nur die frohe und naive Hingebungsluſt der weiblichen Natur verrieth, ſchien es gleichwol mit einem ganz ernſten Plan auf eine Reformirung ihres muthwilligen Vetters abgeſehen zu haben. Sie hatte nämlich den etwas ſchwärmeriſchen Entſchluß gefaßt, die herrlichen Anlagen Roman's, für welche ſie von jeher eine mädchenhafte Bewunderung gehabt, zu einer geſammelten Thatkraft zu beſtimmen, und zu dieſem Ende ſuchte ſie alle ihre Ueberredungskraft bei ihm geltend zu machen. Leonore verlangte von ihm unter ſehr eindringlichen und feurigen Auseinanderſetzungen, daß er mit ſeinen großen Kräften, die ſie ihm zugeſtand, zu einer ihm angemeſſenen Thätigkeit übergehen ſolle. Sie meinte, daß es auf dem ſchlüpfrigen Boden der Tagesbewegung zu keiner rechten Mannesthat mehr kommen könne, und ſie bewies ihm dies mit einem ſo genauen Eingehen in alle Verhältniſſe, daß er mit Erſtaunen bemerkte, wie ſie ſich in aller Stille über die Vor-

gänge der Zeit in allen ihren Einzelnheiten unterrichtet habe. Es gab dies zu vielfachen Streitigkeiten unter ihnen Anlaß, die aber allmälig zu einem Austausch ihrer Sympathieen wurden, und wobei Roman es bald als einen Triumph ansehen mußte, sich von ihr besiegen zu lassen. Denn die Beweisgründe, welche sie gegen ihn selbst und seine bisherigen Bewegungsspiele gebrauchte, waren gerade aus dem Ideal hergenommen, welches Leonore von ihm wie von dem männlichen Helden überhaupt in ihrer Brust zu tragen schien. Gegen diesen Maßstab wollte freilich das nicht Stand halten, was Roman bisher geleistet, und auf dem Boden, auf dem er jetzt stand, noch zu leisten hoffen konnte. Ihm dies begreiflich zu machen, wurde jetzt eine fast leidenschaftliche Bemühung Leonoren's, wobei sie aber jede andere Form der Neigung, die in diesen Ergüssen sich hätte ausdrücken können, strenger als sonst von sich zurückwies.

Giuditta hatte außer diesen Beiden noch eine dritte Person an ihr Krankenlager gezogen, für welche sich seit einiger Zeit eine außerordentliche Vorliebe bei ihr gebildet hatte. Dies war jene Frau Elisabeth Berthier, die gleich bei ihrem ersten Zutritt, bei dem sie sich Arbeit hatte holen dürfen, einen so günstigen Eindruck auf Giuditta gemacht hatte, daß diese es

bald als ihren Lieblingsgedanken festhielt, die ebenso tüchtige als liebliche Frau an sich fesseln zu können. Giuditta hegte namentlich den Wunsch, während ihrer Krankheit von der Frau Elisabeth sich umgeben und bedient zu sehen, und dadurch alle Gasthofsbedienung, die ihr sehr lästig geworden war, von sich entfernt zu halten.

Es mußte aber zur Erfüllung dieses Wunsches mit der größten Vorsicht verfahren werden, denn Giuditta wollte, daß das Verhältniß, welches zwischen ihr und der armen Frau sich bilden sollte, nicht anders als in einer freundschaftlichen und gleichberechtigten Weise sich entspinnen möchte. Sie wollte eine Freundin aus dem Volke, aber keine Dienerin um sich haben, und Roman hatte es deshalb für das Beste gehalten, sich an Fritz Lerche zu wenden, und demselben, als dem bereits sehr beliebt gewordenen Miether der Frau Elisabeth, die geschickteste Vermittelung dabei zu überlassen. Eine solche schien auch um so mehr nöthig, als Elisabeth, die ihre Armuth nur von der fleißigen und kunstvollen Arbeit ihrer Hände abhängig machen wollte, jeden Anschein anderweitig begehrter Dienste mit ihrem natürlichen Stolz von sich abgewiesen haben würde.

Fritz Lerche hatte daher mit einem launigen Ein-

fall vorgeſchlagen, daß Giuditta die Frau Eliſabeth auffordern laſſen möge, mit ihrer angefangenen Arbeit zu ihr zu kommen und die Schuhe Leonorens und Giuditta's, die ſie eben begonnen hatte, zu ihrer weiteren Ausführung vor das Bett der Kranken mitzubringen. So ſeltſam dieſer Vorſchlag war, ſo fand ihn doch Giuditta ſelbſt außerordentlich ſinnreich und ihr zuſagend. Sie hatte von jeher ein großes Vergnügen daran gefunden, den Arbeiten der Handwerker zuzuſehen, an welche ſie dann in ihrem ſtillen Sinnen erhebende Betrachtungen aller Art anzuknüpfen wußte. Sie hoffte, daß ſich auf dieſem Wege allmälig das Verhältniß zwiſchen ihr und der Frau Eliſabeth einrichten werde. Eliſabeth hatte aber anfänglich dies Anerbieten von der Hand gewieſen, weil ſie meinte, daß es dem Reſpect nicht entſprechen könne, in Geſellſchaft einer ſo vornehmen und reichen Dame zu arbeiten. Sie ſchäme ſich zwar ihrer Arbeit vor Niemanden, aber ſie wiſſe auch nicht, wozu eine ſolche Schauſtellung derſelben eigentlich führen ſolle? Sie wurde faſt böſe, daß ihr eine ſolche Zumuthung geſtellt worden, wobei es vielleicht darauf abgeſehen ſei, ſich über ſie luſtig zu machen, oder ſie zum Gegenſtand müßiger Neugierde zu mißbrauchen. Wenn nicht Lerche, wie ſie ihm ſelbſt ſagte, ein ſo grund-

ehrliches Geſicht gehabt hätte, ſo würde ſie glauben, daß er ihr eine böſe Schelmerei damit habe auf den Hals werfen wollen.

Fritz Lerche wandte alle ſeine Beredtſamkeit und ſeine ſchon geſicherten Vortheile bei ihr an, um ſie zu überzeugen, daß es der Signora Giuditta im Ernſt darum zu thun ſei, ihre Geſellſchaft an ihrem Bett zu ſehn, weil ſie in ihrer Krankheit einer Zerſtreuung bedürfe und ihr die Aerzte ein längeres Sprechen unterſagt hätten. Giuditta habe aber ſtets eine eigenthümliche Vorliebe dafür gehabt, Handwerker-Arbeiten von geſchickter und zierlicher Hand ausführen und beſonders Schuhe und Stiefel machen zu ſehn. Man ſei deshalb ſchon auf den Gedanken gekommen, die große Giuditta für eine Schuſtertochter zu halten, weil die Biographie bekanntlich von ihren Eltern keine Spur habe auffinden können. Eliſabeth möge nur getroſt mit Arbeit und Handwerkszeug zu ihr gehen und den Platz vor ihrem Bett einnehmen, um den viele Fürſten und große Herren ſie beneiden würden.

Eliſabeth entſchloß ſich endlich dieſen Wünſchen zu willfahren und einer Dame zu Dienſten zu ſein, die ihr ſo freundlich und liebevoll entgegengetreten und deren Schönheit und Güte, wie ſie ſagte, mit Nichts auf der Welt zu vergleichen ſei.

Am heutigen Morgen war ſie zuerſt in das Zimmer der Giuditta getreten. Giuditta hatte die ganze Nacht hindurch gewacht, da der fieberhafte Zuſtand, der im Zunehmen bei ihr begriffen war und zugleich mit ihrer innern Aufregung zuſammenhing, ihr noch die Leiden der Schlafloſigkeit gebracht hatte. Ihr Auge ſah aber klar, leuchtend und zuverſichtlich aus, und die ſtark erbleichten Wangen hatten mit dem Herannahen des Morgens wieder einen friſcheren und rötheren Schimmer angenommen.

Als Eliſabeth vor ihr Bett trat, zuckte eine ſtille Freude in dem wunderbar bewegten Geſicht der Giuditta auf. Sie reichte der in einiger Verlegenheit erröthenden Frau die Hand und hieß ſie auf dem vor ihrem Bett befindlichen Lehnſeſſel ſich niederſetzen. Eliſabeth wollte erſt zu einem daneben ſtehenden Stuhl greifen, aber Giuditta beſtand mit dringenden Zeichen darauf, daß ſie auf dem Fauteuil und in ihrer unmittelbaren Nähe Platz nehmen müſſe.

Eliſabeth ſagte, daß ſie gekommen ſei, um der Signora von ganzem Herzen ihre Dienſte anzubieten, und dieſelbe möge ihr nur erlauben, an der mitgebrachten Arbeit noch eine Kleinigkeit zu vollenden, worauf ſie dann alle ihre Kräfte gern den Befehlen und Bedürfniſſen der Giuditta widmen wolle. Sie

öffnete bei dieſen Worten ſogleich, und ohne noch etwas Weiteres hinzuzufügen oder abzuwarten, eine Arbeitstaſche, welche ſie mit ſich führte, und nahm aus derſelben zwei Paar Damenſchuhe von allerliebſtem Ausſehen, welche bis auf wenige Stiche an der Einfaſſung fertig zu ſein ſchienen. Eliſabeth hatte die ganze Nacht hindurch daran gearbeitet, um aus einer zarten Berechnung, welche Giuditta ſogleich vollkommen begriff und der armen Frau nachfühlte, nicht anders als mit der beinahe fertigen Arbeit hier zu erſcheinen.

In Giuditta's Auge trat unwillkürlich eine Thräne, indem ſie jetzt den feinen Abſichten nachdachte, von denen Eliſabeth hier geleitet worden zu ſein ſchien. Sie hatte ihre Arbeit mitgebracht, um der Giuditta nicht zu zeigen, daß ſie den Zweck, zu welchem ſie von derſelben eigentlich gerufen ſei, vollkommen durchſchaut und herausempfunden habe. Zugleich aber hatte ſie dieſe Arbeit vorher mit Aufopferung ihres Schlafs ſo weit gefördert, daß dieſelbe nur den von der Giuditta gewünſchten Schein aufrecht erhielt und ihr doch zugleich beweiſen konnte, wie ſie zu jedem Dienſt für die Giuditta bereit ſei, da ſie ſonſt eben weiter nichts zu thun haben könne. Auch mußten ihre Hülfsleiſtungen als freiwillige erſcheinen, wenn

ſie dabei mit ihrer Arbeit ſich umgeben hatte, und damit ſchien Eliſabeth offenbar den Gedanken zu verbinden, daß ſie für ihre Dienſte ſich nicht bezahlen laſſen wolle.

Giuditta dachte bei ſich, das ſei die Diplomatie der ſtolzen Armuth, die auf eine ſo liebenswürdige Weiſe von dieſer geringen und hartbedrängten Frau geübt werde. Sie legte ihre Hand unter ihren Kopf, und indem ſie die ſchönen ſchlanken Glieder auf ihrem Lager lang ausſtreckte, verharrte ſie eine Zeitlang ganz ſtill in dieſer, wie es ſchien, ihr behaglichen Situation. Zuweilen richtete ſie mit dem Ausdruck des innigſten Wohlgefallens einen Blick auf die neben ihr ſitzende Eliſabeth, die bereits eifrig an der Einfaſſung der Schuhe nähte, aber zugleich jede Bewegung der Giuditta mit der ſchärfſten Aufmerkſamkeit zu beobachten ſchien.

Giuditta hing ihren Gedanken weiter nach und fühlte ſich zu eigenthümlichen Betrachtungen angeregt. Sie hatte ſchon ſo oft über das Herz der Armuth nachgedacht, welches ſie das unergründlichſte Geheimniß auf der Welt nannte, und ſie meinte jetzt, daß man daſſelbe doch niemals auslernen werde. Sie kam jetzt plötzlich auf die ſeltſame Idee, daß, wenn die Könige dieſer Zeit es verſtänden, ſich in der

richtigen Weise auf das Herz der Armuth zu stützen, man dann gar keine Republik in der Welt brauchen werde. Denn das Herz der Armuth sei ein so starkes, zartes und gottähnliches Ding, daß die Könige, wenn sie erst auf diesem Grunde bauen gelernt hätten, das Reich der Freiheit und Glückseligkeit auf Erden nothwendig zu Stande bringen müßten.

Giuditta mußte lächeln bei dieser plötzlichen Wendung ihrer Ideen, und sie meinte, mit sich selbst scherzend, daß diese Abartung ihrer republikanischen Natur nur dem monarchischen Einfluß der berliner Luft zugeschrieben werden könne, dieser bösen Luft, durch welche sie krank geworden, nachdem sie zuerst ihre Stimme daran verloren. Sie richtete sich jetzt rasch in eine andere Stellung um und drehte den Kopf nach den Fenstern zurück, welche aber noch durch die niedergelassenen Vorhänge gegen das Licht verhüllt waren.

Elisabeth glaubte darin einen Wunsch der Giuditta ausgedrückt zu sehn, und sprang rasch auf, um die Vorhänge in die Höhe zu ziehn. Sie bemerkte jetzt erst, als sie an dem Sopha vorüberging, daß sie sich nicht allein mit der Signora im Zimmer befunden. Auf dem Sopha lag Leonore, völlig angekleidet und im tiefsten Schlummer begriffen. An der Erde aber

ſaß die kleine Esmeralda und hielt ihren Kopf feſt in den Schooß der Leonore gepreßt, indem ſie ebenfalls mit der größten Aemſigkeit dem Schlafe hingegeben war.

Giuditta ſagte, indem Eliſabeth jetzt ſo leiſe als möglich die Vorhänge aufzog: Das ſind meine guten und braven Kameraden von der Nacht, ſie haben tapfer bei mir gewacht, beide bis zum hellen Morgen, und Keiner wollte ſich in ſein Bett legen. Nun hat der Morgen, der uns ſonſt Alle erfriſcht mit ſeinem ſcharfen Strahl, die herrlichen Kinder niedergeworfen, wie die ſpitze Sichel des Mähers die jungen Korn-Aehren!

Giuditta drehte ſich noch weiter herum, um die beiden ſchlafenden Mädchen recht lange und ausführlich betrachten zu können. Es fiel der Frau Eliſabeth auf, daß Giuditta Alles, worauf ſie ihre Blicke richtete, mit einer ſo langſamen und durchdringenden Gründlichkeit ſich betrachtete, als wolle ſie dieſe Gegenſtände gewiſſermaßen in ſich hineinſchlürfen. Mit ſolchen ſehnſüchtig verzehrenden Blicken ſah ſie auch jetzt Leonore und ihre eigene kleine Tochter an.

Eliſabeth, ehe ſie ſich wieder zu ihrer Arbeit niederſetzte, machte ſich etwas mit dem Aufräumen des Zimmers zu ſchaffen, in welchem noch von der Nacht

die verſchiedenartigſten Gegenſtände auf Tiſchen und Stühlen und auf dem Fußboden umherlagen. Sie wußte ſchnell eine gewiſſe Ordnung herzuſtellen, wobei ſie ebenſo geräuſchlos als umſichtig zu Werke ging. Sie unterſuchte die zum Gebrauch geſtellten Arzneigläſer, und als ſie bemerkte, daß dieſelben faſt gänzlich entleert ſeien, übernahm ſie es, die Rezepte zuſammenzuſuchen und dieſelben dem Kellner zur Beförderung in die Apotheke hinauszutragen.

Eliſabeth hatte damit ihr Wirken begonnen, und Giuditta ſah ihr mit dankbaren Blicken und mit freundlichem Zuwinken zu. Sie fühlte ſich von der kräftigen und friſchen Natur dieſer Frau ſo wohlthuend umgeben, daß ſie ſich faſt wie geſtärkt und neu ermuthigt in ihrer Nähe vorkam. Eliſabeth hatte heut zum erſten Mal ihren ſchwarzen Traueranzug etwas gemildert und demſelben durch ein helles Tuch und durch eine Kravatte von blaugeſtreiftem Band, welche in ungemeiner Sauberkeit und Zierlichkeit um ihren Hals geſchlungen war, einen weniger ſtrengen Anſchein zu geben geſucht. Auf ihr eigenes Ausſehn hatte dieſe Veränderung vortheilhaft zurückgewirkt, und die Jugendlichkeit ihres anmuthigen Geſichts und der edlen Geſtalt zeigte ſich wieder freier, als es bei der Strenge ihrer erſten Trauererſcheinung der Fall geweſen war.

Als Eliſabeth ſich jetzt wieder auf dem ihr angewieſenen Platz an Giuditta's Bett niederſetzen wollte, flüſterte ihr Giuditta noch eine Bitte zu, bei deren Anhören Frau Eliſabeth bedenklich ſchwieg und dann ſo gut wie verneinend mit dem Kopf ſchüttelte. Giuditta hatte gewünſcht, daß die Fenſter geöffnet werden möchten, um die friſche Morgenluft zu ihr hereinzulaſſen, nach der ihre ganze Bruſt aus dem tiefſten Innern heraus dürſte. Sie beklagte ſich bei der Eliſabeth, daß man ihr auch in der Nacht kein Fenſter habe öffnen wollen, obwol ſie ſo ſehr darum gebeten, und draußen die Luft und die Sterne ſo ſchön und ſo lockend geweſen ſeien.

Eliſabeth wußte nicht ſogleich, was ſie darauf erwidern ſolle, aber ihr Entſchluß zeigte ſich feſt, der Kranken dieſen Willen nicht zu thun. Giuditta ſetzte aber ihre Bitte darum auf eine ſo andringende und faſt flehende Weiſe fort, daß Eliſabeth alle ihre Standhaftigkeit in ſich aufrufen zu müſſen ſchien, um dieſem kaum noch zu widerſtehenden Anſuchen nicht nachzugeben. Sie lief in großer Verlegenheit vom Bett zum Fenſter und von dieſem wieder an das Bett der Giuditta zurück. Draußen unter den Linden hatte die Regſamkeit und Geſchäftigkeit des Morgens eben begonnen. Die Milchkarren, welche aus Charlotten-

burg hereinkamen, wurden von den davor gespannten Hunden mit noch frischer Kraft in den gewohnten Geleisen außerhalb der Barrieren fortgezogen. In der Mitte der Linden selbst begannen die Sprenge-Wagen, welche das staublöschende Wasser umherführten, ihre wohlthätige Runde. Die Kastanienbäume schüttelten sich im frischen Morgenwind, und ließen dabei manche ihrer Blüthen, in denen sie prangten, auf den Boden entgleiten.

O mein Gott, sagte Giuditta, indem sie sich höher in ihrem Bett aufrichtete, draußen ist ja Frühling, Morgenluft und Sonne! Laßt die Luft zu mir herein, aber die volle, reine, ganze Luft, und wenn Ihr sie mich trinken laßt mit allen meinen Organen und allen meinen Nerven, so werdet Ihr sehen, daß die arme Sängerin Giuditta auch noch wieder gesund werden, vielleicht sogar wieder singen kann! Wie könnt Ihr verlangen, daß ich gesunden soll, wenn mir die Luft fehlt, und wenn Ihr mir sie absperrt bis in alle Tiefen meines Wesens!

Elisabeth verharrte jedoch bei ihrer Weigerung und sah Giuditta mit einem schmerzlichen Lächeln an.

Wenn die schöne Morgenluft wieder in Hals und Brust bei mir einzieht, fuhr Giuditta, ferner bittend, fort, so bekomme ich auch meine Stimme wieder.

Du weißt doch, Eliſabeth, daß ich meine Stimme hier verloren habe? Sie war das Eigenthum meines innerſten Lebens, und meine Seele wußte ſich kein beſſeres Haus zu bauen als meine Stimme. Vielleicht mußte ſie deshalb verloren gehen, weil ich ſie als mein Eigenthum betrachtete. Man ſoll und darf heut nichts mehr beſitzen. In Paris, als ich bei jenen Vorfällen an der Juliſäule mich befand, ſchalten die Republikaner plötzlich hinter mir her und machten es mir höhnend zum Vorwurf, daß ich eine Sängerin ſei mit einer ebenſo koſtbaren als unnützen Stimme. Damals ſchauerte ich erſchreckt darüber zuſammen, als wenn ich ein Uebelthäter wäre gleich den Reichen, und ſagte mir ſelbſt, daß ich gern meine Stimme hingeben wollte, um auch kein Eigenthum mehr zu haben und von dem Glück und der Freiheit Aller mich nicht zu unterſcheiden. Seit dieſer Zeit kränkelte meine Stimme, und ich kränkelte ihr nach, bis wir endlich beide zuſammen hier wie beſiegte Kämpfer niedergeſtreckt liegen! Sie ſind auch eine Frau aus dem Volke, Eliſabeth, und ſind darum meine Schweſter! Würden Sie auch meine Stimme haſſen, wenn ſie noch einmal lebendig werden und Licht und Luft beſuchen dürfte?

Ich habe Sie niemals ſingen gehört, Signora,

entgegnete Eliſabeth, mit einem innigen Ausdruck der Ehrfurcht. Aber man ſagt, daß Sie ſo berühmt und groß in Ihrer Kunſt ſind, von der wir armen Leute freilich nichts verſtehn. Indeß verſtehn wir Manches nicht und empfinden doch die Wirkung davon, im Guten wie im Schlimmen. So kann ich mir denken, wenn ich Sie ſo anſehe, wie ſchön und himmliſch gütig Sie ſind, daß ich bei Ihrem Geſang vor Ihnen auf die Kniee ſtürzen müßte, wenn auch heut kein Menſch mehr vor dem andern knieen darf. Aber ich würde vor Ihrem Geſange knieen, der mehr als menſchliches Glück in ſich ſchließen muß!

Wie trefflich und lieb Du ſprichſt, Eliſabeth! ſagte Giuditta, indem ſie die etwas rauhe aber wohlgeformte Hand der armen Frau nahm und dieſelbe raſch an ihre heißen Lippen drückte.

Eliſabeth zog erſchrocken ihre Hand zurück, ſie war blutroth im Geſicht geworden und ſagte mit einiger Heftigkeit: Das dürfen Sie nicht thun, Signora, wenn ich nicht denken ſoll, daß Sie Ihren Spott mit der armen Schuhmacherin ſuchen!

Laß mir doch dieſe Freude, erwiderte Giuditta, indem ſie abermals nach der Hand griff und dieſelbe liebkoſend betrachtete. Dieſe Hand iſt heilig und

ſchön durch den Kultus der Arbeit, den ſie ſo redlich vollbringt, und wenn es noch Wunder durch Berührung der Hände gibt, ſo können ſie nur durch eine ſolche treue und arbeitſame Hand geübt werden. Wenn Deine Hand meine Bruſt und meinen Hals berührt, dann erhält meine Stimme vielleicht ihre Freiheit wieder und ſie fliegt heraus aus dem roſtigen Käfig, in dem ſie jetzt tief in mir eingeſperrt ſitzt. Dann beſuchen wir beide zuſammen, ich und meine Stimme, alle Höhen des Frühlings und gaukeln mit den Vögeln über alle Blumen und Felder und Meere, und ziehen immer höher, bis alle Gefängniſſe tief unter uns liegen!

Was meinſt Du, ſetzte ſie noch mit dem flehendſten Ausdruck hinzu, wenn Du uns inzwiſchen immer das Fenſter öffneteſt, damit wir, wenn unſer Ausflug beginnt, ſogleich die freie Straße gewinnen können?

Sie drehte ſich bei dieſen Worten wieder ſehnſuchtsvoll nach dem Fenſter um und ſtarrte daſſelbe nachdenklich an, indem ſie ihren Kopf, der in ſeinem leidenden Ausdruck mit den erhabenen Formen einer Niobe vergleichbar ſchien, auf den einen Arm ſtützte.

Eliſabeth wußte nicht mehr, was ſie dem Andringen der Kranken entgegenſetzen ſolle. Sie ſagte endlich, auf die beiden Schlafenden hindeutend: Die

jungen Damen dürfen wol noch nicht von der frischen Morgenluft berührt werden. Das Kind hat sich im Schlaf etwas entblößt, und wir möchten sie erkälten.

Du hast Recht! sagte Giuditta hierauf kalt und in einem veränderten Ton. Ich möchte am Ende auch frieren.

Dann zog sie sich das Bett wieder dicht an den Hals empor und legte sich mit einer fröstelnden Bewegung auf die andere Seite, welche nach der Wand gekehrt war.

In diesem Augenblick erwachte Leonore und stieß, indem sie sich nach ihrer Gewohnheit rasch erheben wollte, zugleich die kleine Esmeralda so heftig an, daß dieselbe erschrocken in die Höhe taumelte. Das kleine Mädchen rieb sich laut lachend die Augen und schien sich dann erst schnell wieder zu besinnen, daß sie in dem Krankenzimmer ihrer Mutter sei und nicht lachen dürfe.

Leonore war erstaunt über die Ordnung und Genauigkeit, mit der sie bereits das Zimmer aufgeräumt fand, und sie bemerkte jetzt erst die Anwesenheit der Elisabeth, welche sich wieder vor das Bett der Giuditta gesetzt hatte und eben ihre Schuhe vornahm, um an denselben fleißig zu nähen.

Leonore näherte sich jetzt leise dem Bett der Giu-

ditta, um zuerſt nach dem Befinden ihrer Freundin zu ſehn. Jetzt aber wurde plötzlich die Thür mit außerordentlicher Heftigkeit aufgeriſſen und in großer Bewegung ſtürzte ein Herr herein, in welchem Leonore ſogleich den ihr noch ſehr wohl im Gedächtniß befindlichen Malounin erkannte, welchen ſie zuletzt im Salon des Präſidenten der franzöſiſchen Republik geſehen hatte.

Malounin war mit der wilden Haſt eines Verfolgten gerade in die Mitte des Zimmers vorgedrungen, nachdem er die Thür zuvor vorſichtig in das Schloß geworfen. Das rückſichtsloſe Geräuſch, mit dem er eintrat, empörte zuerſt die Frau Eliſabeth, und ſie ſtellte ſich mit großer Energie vor ihn hin, indem ſie ihn aufforderte, das Zimmer einer Kranken wieder zu verlaſſen und derſelben nicht durch ſeine Störung nachtheilig zu werden.

Ich ſuche Herrn von Roth! erwiderte Malounin mit einer ihm ſonſt nicht eigenen Unſicherheit und Aengſtlichkeit, indem er ſich an Leonore wandte und von derſelben Auskunft über den Aufenthalt Roman's begehrte, den er mit Beſtimmtheit hier anzutreffen gehofft habe. Leonore ſagte, daß ihr Vetter wahrſcheinlich jeden Augenblick hier eintreffen könne, da er ſonſt gewöhnlich um dieſe Zeit ſchon anweſend ſei.

Malounin bat um die Erlaubniß, den Roman hier abwarten zu dürfen, den er in einem ſehr dringenden Augenblick nothwendig zu ſprechen habe. Frau Eliſabeth ergriff ihn jedoch ohne Weiteres beim Arm und erklärte mit aller Entſchiedenheit, daß ſeine geräuſchvolle und ſtörende Gegenwart in dem Zimmer einer Kranken nicht länger geduldet werden könne. Sie ſchob ihn hierauf nicht ganz ſanft in das Nebenzimmer, wohin ihm Leonore folgte, da es ihr beſonders wichtig ſchien, zu erfahren, wie weit es ſich in dieſer eigenthümlichen Verlegenheit, in der ſich Malounin augenſcheinlich befand, auch um ihren Vetter Roman handeln könne.

Eliſabeth machte ihr noch vorher durch ein Zeichen bemerklich, daß Giuditta plötzlich in einen tiefen Schlummer verfallen ſei. Die Kranke war nach ſo langem Wachen jetzt ihrer Ermattung erlegen und hatte bereits den Beſuch Malounin's nicht mehr wahrgenommen.

Zwölftes Capitel.

Die Auslieferung an Rußland.

Als Leonore mit Malounin in das Zimmer getreten war, ſchien dieſer plötzlich ein Bedenken darin zu finden, daß er gerade in dieſem Zimmer verweilen ſolle. Daſſelbe lag zwiſchen dem Schlafgemach der Giuditta und demjenigen Zimmer, in welchem die Gräfin Sarmland ihr Schmerzenslager abhielt. Aus dem letzteren erſchallten in dieſem Augenblick einige laute Stimmen, auf welche Malounin mit großer Aufmerkſamkeit achtete.

Können Sie mich nicht anderswohin bringen? fragte er mit zunehmender Verlegenheit die ihn verwundert beobachtende Leonore. Oder laſſen Sie mich in dieſen Schrank ſteigen! Wenn ich den flatterhaften Roman richtig angetroffen hätte, ſo brauchte ich mich hier nicht erſt herumzuquälen, beſonders da ich dem Wolf ſo nahe gekommen bin, wie es ſcheint.

Er horchte dabei immer ängſtlicher nach der Thür des bezeichneten Zimmers und verſuchte gleichzeitig den von ihm auserſehenen Schrank, den er aber noch verſchloſſen und zugleich ohne Schlüſſel fand. Er warf Leonoren einen überaus ärgerlichen und verdrießlichen Blick zu und ſchien dann einen Augenblick nachzuſinnen, was er beginnen ſolle.

Warum nennen Sie denn Roman flatterhaft? fragte ihn Leonore, indem ſie ihre Augen dabei zur Erde ſenkte.

Er iſt gar kein zuverläſſiger Menſch mehr, entgegnete Malounin mit ſeinem harten und ſtrengen Accent. Wir hatten uns hierher auf die ganz präciſe Minute verabredet, weil er Geld und Paß für mich hat, und ohne Beides kann ich nicht fort. Der plötzlich ſo verliebt gewordene Menſch iſt aber wahrſcheinlich erſt auf den Markt gegangen, um ein Blumenbouquet für das Fräulein Couſine zu kaufen. Ja wol, mein Fräulein, Sie haben unſern Roman auf Ihrem Gewiſſen. Der bravſte Kerl von der Welt iſt durch Sie ein Narr und ein Verräther ſeiner heiligſten Parteipflichten geworden. Er denkt ſogar daran, Sie zu heirathen.

Leonore, die ſich auf der einen Seite durch dieſe Bemerkungen unendlich beſchämt fühlte und im tiefſten

Scharlach erröthet war, empfand auf der andern Seite zugleich einen unausſprechlichen Aerger, der in ſolcher Stärke noch niemals auf ihr Gemüth eingedrungen war. Sie hatte ſtets eine große Abneigung gegen das Weſen Malounins gefühlt, obwol ihr Roman noch geſtern in einem vertrauten Geſpräch verſichert, daß Malounin eine bedeutende und großartige Natur ſei und daß er große Verdienſte habe um die Volksbewegungen faſt aller Länder, die ſeit dem Jahre 1848 in Aufſtand gerathen waren. Leonore haßte ihn aber in dieſem Augenblick ſo ſehr, daß ſie ſeinen vergeblichen Verſuchen, ſich in dieſem Zimmer zu verſtecken, faſt mit einiger Schadenfreude zuſah und die gerechte Strafe für ſeine unzarte und unverſchämte Berührung ihres Verhältniſſes zu Roman darin ſehen wollte. Es fiel ihr jedoch auch wieder ein, daß ſie ſo kindiſch und mädchenhaft in einem Augenblick nicht urtheilen dürfe, wo der, wie es ſchien, hartbedrängte Mann vielleicht in einer großen Gefahr ſchwebe.

Als Malounin noch einige Anſtalten gemacht hatte, ſich hinter den Möbeln zu verkriechen, dies Beginnen aber bald als unpraktiſch wieder aufgeben mußte, wollte er endlich den ungünſtigen Raum wieder verlaſſen und eiligſt in das Zimmer der Giuditta

wieder zurückkehren. Denn der Stimmenwechſel, welcher im Zimmer der Gräfin Sarmland entſtanden war, ſchien lebhafter geworden, und Malounin zweifelte nicht mehr, daß die eine dieſer Stimmen der für ihn verhängnißvoll gewordenen Perſon des Fürſten Tolſchakoff angehöre.

Leonore ſah ſeine wachſende Angſt, und ohne dieſelbe zu begreifen, fühlte ſie doch jetzt einiges Mitleid in ihrem Herzen für ihn entſtehen. Wenn Sie ſich verbergen müſſen, flüſterte ſie ihm raſch zu, ſo will ich Sie in ein kleines Zimmer führen, wo Sie ungeſtört die Ankunft Roman's abwarten können. Denn Roman iſt ſehr zuverläſſig und pünktlich, und wird gewiß nicht drei Minuten lang mehr auf ſich warten laſſen. Sie müſſen mir aber verſprechen, durch das Zimmer meiner kranken Freundin Giuditta mit ganz leiſen Schritten hindurchzugehen. Denn ſie ſchläft.

Malounin ſchien ſehr froh, dieſe Auskunft zu finden, als in demſelben Augenblick die Thür der Gräfin ſich öffnete und der Fürſt Tolſchakoff in Begleitung des Grafen Sarmland heraustrat. Die Begegnung der Blicke zwiſchen Malounin und Tolſchakoff war wie ein elektriſcher Schlag, und Beide hielten in demſelben Moment, in dem ſie einander anſichtig wurden, in jeder Bewegung ſtill. Malounin

hatte ſchon den Griff der Thür gefaßt und unterließ es jetzt, dieſelbe aufzuklinken. Ebenſo hielt Fürſt Tolſchakoff ſeinen goldknopfigen Stock, den er im Geſpräch mit dem Grafen Sarmland zur Unterſtützung ſeiner Geſtikulation gebraucht hatte, noch immer bis zur Höhe ſeines Kopfes emporgehoben und vergaß, denſelben wieder auf den Boden zurückzuſetzen.

Einen eigenthümlichen Gegenſatz zu dieſer Gruppe bildete der alte Graf Sarmland, welcher die Anweſenheit Malounin's noch gar nicht bemerkt hatte und darum ununterbrochen und mit der ihm ſeit einiger Zeit eigenen Geſchwätzigkeit in der Unterhaltung fortfuhr, in der er mit Tolſchakoff begriffen war.

Dieſe Unterhaltung drehte ſich darum, dem Fürſten zu beweiſen, daß derſelbe, da die Gräfin Sarmland während ihrer Krankheit durchaus keinen Beſuch empfange und darin gar keine Ausnahme geſtatten wolle, gewiſſermaßen durch eine widerrechtliche Beſeitigung des ihn abweiſenden Bedienten in das Zimmer der Gräfin eingedrungen ſei! Um dieſen Gegenſtand hatte ſich auch ſchon der Wortwechſel zwiſchen Beiden im Innern des Zimmers gedreht, und da Tolſchakoff unabläſſig behauptet hatte, daß er ein Recht zu dieſer Viſite bei ſeiner alten Freundin habe, um ſo mehr weil ihm der Graf noch neulich im Meiſterſchen Tabacks-

laden jede Auskunft über das Befinden seiner Gemahlin aus einer ihm räthselhaften Absicht verweigert hätte: so hatte endlich die Gräfin aus dem Versteck ihrer Bettgardinen heraus gebeten, daß die Herren sich in das Nebenzimmer begeben möchten, um dort ihren Streit mit einander zu schlichten.

Malounin trat jetzt mit wiedergekehrter Entschlossenheit in die Mitte des Zimmers zurück und sagte mit dem verächtlichsten Ausdruck zu dem Fürsten: Nicht wahr, Sie haben den Auslieferungsbefehl an Rußland erwirkt? Wer unter allen Nichtswürdigen und Verräthern dieser Zeit sollte mir auch sonst diesen Dienst erwiesen haben?

Es scheint, daß ich ihn nicht erwirkt habe, entgegnete Tolschakoff mit einem giftigen Hohn, indem er jetzt seinen Stock auf die Erde stieß. Denn sonst würde ich nicht die Ehre haben, Sie hier vor mir zu sehen, sondern der Herr von Malounin säße schon wohl eingepackt in einem Eisenbahn-Coupé, um dasselbe demnächst an unseren Gränzen mit einer vaterländischen Kibitke zu vertauschen.

Tolschakoff sah ihn bei diesen Worten mit einem so durchdringenden und fürchterlichen Ernst an, als beabsichtige er selbst jeden Augenblick Hand an ihn

zu legen und sich seiner Person auf der Stelle zu versichern.

Malounin schien diese Blicke, die wie Fangkrallen auf ihm lasteten, in aller ihrer Dringlichkeit zu empfinden. Es mochte ihm aber zugleich aus mehreren Ursachen unthunlich erscheinen, gegen die Person des Fürsten etwas zu unternehmen, oder sein Heil in einer augenblicklichen Flucht zu suchen.

Tolschakoff bemerkte diese abermalige Unschlüssigkeit des Verfolgten und klopfte ihm jetzt mit einer triumphirenden Freundseligkeit auf die Schulter, indem er ausrief: Ich habe Ihnen schon neulich gesagt, daß Rußland an allen seinen Söhnen festhält und keinen einzigen vergißt, keinem einzigen etwas schuldig bleibt! Mein Geschäft ist das der Vermittelung Rußlands mit seinen Söhnen und seinen Feinden, und ich habe dies patriotische Geschäft aus den Händen meines Herrn, des Kaisers, als eine Ausnahme-Mission empfangen. So will ich denn gern gestehen, mein lieber Herr von Malounin, daß ich in Ihrer Angelegenheit auch ein klein wenig vermittelt habe. Es ist mir an Ihnen gelegen, Sie dürfen davon überzeugt sein, und das gerechte preußische Gouvernement hat meine Gründe, aus denen ich Ihre Ablieferung an Rußland beantragte, vollkommen gewürdigt. Sie

müſſen unſerm großen ruſſiſchen Vaterlande erhalten bleiben, mein guter Herr, denn man muß ſeinem Vaterlande dienen, — wenn es nicht mehr anders geht, ſelbſt in den Bleibergwerken, welche doch gewiß die letzte Conſequenz des Patriotismus ſind. Und würden Sie es ſchlimmer finden, in den Bleibergwerken zu arbeiten, als in deutſcher, franzöſiſcher und ſlaviſcher Demokratie?

Malounin biß ſich auf die Lippen und ſchien nach einem Piſtol zu fühlen, welches er in ſeiner Rocktaſche verbarg. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür aus dem Zimmer der Giuditta, und Roman trat in athemloſer Haſt herein, indem er dem Malounin, ſowie er deſſen anſichtig wurde, einige Worte ins Ohr flüſterte, welche dieſer mit ſichtlichem Erbleichen anhörte. Tolſchakoff ſah mit lächelnder Tücke ihrer Unterredung zu, während Leonore ſich ängſtlich zu ihrem Vater begab und die Hände deſſelben in die ihrigen faßte.

Es iſt Alles vorbei, meine Herren, ſagte Tolſchakoff endlich mit trockenſter Stimme. Herr von Roth wird Ihnen geſagt haben, mein Herr von Malounin, daß ſich unten vor der Thür Alles in der beſten Ordnung befindet. An berliner Conſtablern wird es da nicht fehlen, und meine Agenten müßten allen

Geruch der ächten Race verloren haben, wenn ſie nicht den Spuren des feiſten Wildes mit aller Sicherheit nachgekommen wären!

Der Fürſt trillerte bei dieſen Worten wieder ſeine gewohnte Gelächter-Scala ab, während in dem Zimmer eine augenblickliche Stille herrſchte.

Roman näherte ſich jetzt dem Fürſten Tolſchakoff mit einer wegwerfenden Bewegung und ſagte zu ihm: Ich hätte wenigſtens nicht geglaubt, daß Sie ſich mit ſolchem Cynismus demaskiren würden, wie Sie es jetzt durch dies Bubenſtück thun! Entfernen Sie ſich von hier, denn Ihre Anweſenheit iſt uns Allen ebenſo läſtig als widerwärtig!

Als wenn ich daran im Geringſten zweifelte, mein liebenswürdiger Roman! entgegnete Tolſchakoff mit ſeiner argliſtigen Geſchmeidigkeit. Aber Sie werden mir ſchon geſtatten müſſen, meinen Rückzug mit der Würde eines Mannes, der ſeine Schuldigkeit gethan hat, anzutreten. Mein Geſchäft iſt aber noch nicht beendigt.

Ihre augenblickliche Entfernung iſt in der That dringend wünſchenswerth! begann jetzt der Graf Sarmland, welcher, von Roman ermuthigt, dieſe Gelegenheit erſah, auf ſeine früheren Unterhandlungen mit dem Fürſten nun in einem weit beſtimmteren Ton zurückzukommen.

Die Sache tritt in die naturgemäße Kriſis ihrer Entſcheidung und iſt ebenſo principiell wie thatſächlich dringend, fügte Graf Sarmland hinzu, indem er die zitternde Hand ſeiner Tochter losließ und ſich dem Fürſten in einer drohenden Stellung näherte.

Dieſe Situation wurde jedoch jetzt durch das Aufreißen der Thüren von beiden Seiten unterbrochen und das Zimmer füllte ſich in einem Moment mit Conſtablern und Polizeibeamten an, von denen Malounin in die Mitte genommen wurde. Es befand ſich darunter ein Agent, welcher mit dem Fürſten Tolſchakoff ſofort vertrauliche Rückſprache nahm, und von demſelben weitere Verhaltungsbefehle zu empfangen ſchien.

Man kann jetzt den nächſten Eiſenbahnzug mit ihm benutzen! ſagte der Fürſt mit gleichgültigem Accent, indem er nunmehr Miene machte, ſich mit einigen weitausgeholten Schritten aus der Geſellſchaft zu entfernen.

In dieſem Augenblick fühlte er ſich jedoch auf eine ſo heftige Weiſe an der Schulter geſtoßen, daß er faſt zu Boden getaumelt wäre. Malounin, der einen unbewachten Augenblick erſehen, war an ihm vorübergerannt, um ſich durch das Zimmer der Gräfin Sarmland zu flüchten, wobei es wahrſcheinlich ſeine

Abſicht war, raſch die Thür hinter ſich zu verſchließen. Die Thür, welche zu den andern Zimmern hinausführte, ſollte Roman durch dieſelbe Bewegung verſchließen, und er war auch bereits auf das zwiſchen Beiden gewechſelte Zeichen hinausgetreten, um dieſe Maßregel zu vollbringen. Sie hofften dadurch die Polizeibeamten nebſt dem Fürſten Tolſchakoff in dem mittleren Zimmer einzuſperren.

Dieſe Abſicht ſcheiterte vornehmlich an der Geſchwindigkeit, mit der ſich Tolſchakoff wieder gefaßt und den vor ihm herfliehenden Malounin ergriffen hatte. Malounin ſuchte ſich loszureißen und machte dabei eine ſo gewaltige Bewegung, daß er den Fürſten Tolſchakoff dicht vor das Bett der Gräfin Sarmland hinſchleuderte.

Die Scene verlegte ſich dadurch in die Nähe der Kranken, die hinter den feſt zugezogenen Vorhängen ihres Bettes die größten Aengſte erlitt und bald mit lautem Seufzern und Verwünſchungen ſich hören ließ. Es war indeß ein richtiger Inſtinkt, welcher ſie wegen einer ihr drohenden Gefahr beunruhigte.

Denn es begann jetzt ganz nahe an ihrem Bett ein erbitterter Kampf zwiſchen Malounin und den Polizeibeamten, welche ſich ſeiner mit aller Anſtrengung zu bemächtigen ſuchten. Malounin hielt ſich

ſeine Verfolger lange mit ſeiner rieſenhaften Körperſtärke ſo entfernt, daß ſie ihm nicht beizukommen vermochten, und es ihm ſchon gelungen war, ſich bis zu der Thür, welche nach dem Flur führte, hindurchzuſchlagen. An dieſer Stelle zog er plötzlich ſein Piſtol und feuerte es auf Tolſchaloff ab. Der wohlgezielte Schuß ging indeß durch einen Schlag fehl, welchen ihm ein Polizeimann in dieſem Augenblick gegen den Arm verſetzte, und die Kugel fuhr mit einem praſſelnden Gekrach in die Pfoſten, durch welche die Vorhänge am Bett der Gräfin Sarmland oben zuſammengehalten wurden. Der Gardinenſtock ſtürzte unter dem fürchterlichſten Wehegeſchrei der Gräfin zuſammen, und man ſah ſie plötzlich in ihrer ganzen, ſonſt ſo ſtrenge gehüteten Erſcheinung auf ihrem Lager.

Inzwiſchen war Maloumin einem neuen Angriff der Polizeibeamten unterlegen. Er mußte gebunden werden, worauf man ihn die Treppe hinunter in einen dort bereit ſtehenden Wagen brachte. Roman war bleich geworden, und wankte auf ſeinen Füßen, als er den dicht verſchloſſenen Wagen unten abfahren hörte. Leonore war zu ihm ans Fenſter getreten und legte ihre Hand innig auf ſeine Schulter, während ihre Augen voll Thränen ſtanden.

In der Mitte des Zimmers erblickte man noch

Fürſt Tolſchakoff und den Grafen Sarmland, welche ſich einen Moment lang mit herausfordernden Blicken gegenüberſtanden.

Die Reaktion ſcheint überall zu ſiegen! ſagte Graf Sarmland nach einigem Bedenken mit wimmernder Stimme. Was werden wir noch Alles für Enthüllungen erleben? Auch Sie, Fürſt, haben ſich überraſchend durchſchlagend enthüllt!

Das ſind Alles Kindereien gegen jene Enthüllung Ihrer Frau Gemahlin! erwiderte der Fürſt, indem er mit ſichtlichem Grauen auf das entblößte Bildniß der Gräfin Sarmland hinzeigte.

Der Graf kehrte ſich gutmüthig um, und fuhr ſelbſt in dem neuen Moment der Ueberraſchung zurück. Das Licht hatte jetzt durch das Herabfallen der Vorhänge mehr Zudrang als bisher erhalten und malte ihm mit grauſamer Schärfe Amelieus Metamorphoſe in allen Einzelnheiten und Nüancen aus. Die Gräfin ſchien von den letzten erſchütternden Vorgängen an ihrem Bett ſo hingenommen, daß ſie einen Augenblick lang ihre Beſinnung verloren haben mochte, oder es wenigſtens nicht mehr der Mühe werth hielt, ihr Geſicht zu verbergen.

Sehen Sie, Graf, dort iſt es, wo die Reaktion geſiegt hat! flüſterte Tolſchakoff, und betrachtete noch

immer mit unverkennbarem Schauder, was ſich ſeinen Blicken darbot. — Das iſt die letzte und äußerſte Reaktion, die es giebt, die Reaktion des Knochenmannes gegen Alles, was Leben, Jugend und Schönheit heißt. Nun, Herr Graf, dieſer Troſt iſt Ihnen geblieben!

Damit ſchleppte er ſich langſam durch das Zimmer und ſetzte ſich ſeinen Hut auf, noch ehe er die Thür geöffnet hatte. Er ſchien mit Allem, was es hier für ihn gegeben, ſo abgefunden, daß er auch noch die Rückſichten der Höflichkeit gegen die Anweſenden bei Seite ſetzen zu können glaubte.

Sie ſind ein Niederträchtiger, Fürſt Tolſchakoff! tönte ihm jetzt plötzlich eine Stimme nach, die in unmittelbarer Richtung von dem Bett der Gräfin herzukommen ſchien, und er konnte nicht zweifeln, daß dieſelbe ſeiner ehemals für ihn ſo huldvollen Freundin angehörte.

Er rückte dabei lächelnd an ſeinem Hut und ſagte: Mit dieſer Anerkennung will ſich der Tolſchakoff gern von hier empfehlen! Leben Sie allerſeits recht wohl, ich reiſe morgen von hier nach Petersburg ab. Gott und dem Czaren ſei Dank, daß es noch dieſen Granitfels im Meere der Zeit giebt, unſer heiliges Rußland! Dieſe Gräuelſtatze, die ich hier zuletzt geſehn,

wird mir als Symbol Eures ganzen zerworfenen und überworfenen Deutſchlands wahrlich im treuen Gedächtniß bleiben! Der Tolſchakoff geht, um ſich an der Neva ein wenig zu erholen. Wenn er wieder kommt, dürfte es ernſtlichere Arbeit zu thun geben!

Bei dieſen Worten hatte er leiſe und unmerklich die Thür geöffnet, und war dann mit einem einzigen Satze, den er durch dieſelbe machte, verſchwunden.

Dreizehntes Capitel.

Nach Amerika.

Graf Sarmland hatte sich mit übereinandergeschlagenen Armen vor das Bett seiner Gemahlin niedergesetzt, und schien über alle die wunderbaren Vorgänge und Fügungen, die sich hier zugetragen, in ein tiefes Nachsinnen sich zu verlieren.

Roman stand noch unbeweglich am Fenster, und richtete von Zeit zu Zeit seine Blicke auf die Gräfin hinüber, die sich jetzt wieder ganz still verhielt, und Alles um sich her unbeachtet zu lassen schien.

Leonore hatte sich inzwischen einen Augenblick entfernt, um das Befinden der Giuditta zu erforschen. Sie kam jetzt in einer freudigen Bewegung wieder zurück, und theilte dem Roman leise mit, daß Giuditta noch immer in einem wunderbar festen Schlummer daliege, und durch Alles, was sich seitdem hier ereignet, nicht einmal aufgeweckt worden sei. Als der

Schuß gefallen, habe ſie, wie von Eliſabeth erzählt worden, nur mit einem leiſen krampfhaften Seufzer nach ihrem Herzen gegriffen, und ſei dann mit einem himmliſchen Lächeln ſofort wieder eingeſchlafen. Leonore wollte auf dieſen tiefen und unabläſſigen Schlummer ihrer Freundin die Hoffnung gründen, daß gewiß ein günſtiger Umſchlag für ihre Geſundheit jetzt zu erwarten ſei.

Roman ſchüttelte trübſinnig den Kopf, und äußerte, daß die Erwartungen nach Dem, was ihm der Geheime Rath Schönlein heut Morgen auf der Straße geſagt, wol nicht ſo glücklich und ſo raſch in Erfüllung gehen würden!

Ihr ſcheint Euch Beide ſehr um dieſe Perſon zu ängſtigen! rief ihnen jetzt plötzlich die Gräfin von ihrem Lager zu. Die Stimme klang durch die Verletzung der Organe, welche ſie zu beſchreiten hatte, ſo beiſpiellos widerwärtig und abſtoßend, daß Roman den ſchrillen Geſang eines fremden Raubvogels zu vernehmen glaubte.

Warum kommt Ihr denn gar nicht näher zu mir heran? fuhr die Gräfin wie in einer argliſtigen Verſtellung fort. Ihr fürchtet Euch wol jetzt vor mir? Bisher, wo ich in meinen Bettgardinen bis über die Ohren darin ſteckte, beläſtiget Ihr mich alle Augen-

blicke mit Euren neugierigen Fragen und Beſuchen, und nun, wo man mich aus dem Verſteck meiner Leiden herausgeſchoſſen hat, ſteht Ihr und gafft, und habt kein freundliches Wort für mich!

Die Gräfin ſchien ſich durch ihre verzweifelte Lage in den Humor hineingetrieben zu fühlen, was auf die Uebrigen einen nur um ſo erſchreckenderen Eindruck machte.

Roman näherte ſich jedoch jetzt ihrem Bett und ſagte mit einer verbindlichen Wendung: Meine allergnädigſte Frau Couſine, es wird gewiß noch Alles gut werden! Der große Mazarin in Frankreich behauptete zu einer Zeit, wo es noch keine Madatore gab: „Tout finit par des chansons!“ Mit dieſer Phraſe muß man ſich heut um ſo mehr tröſten, wo Alles in der That nur auf einen und denſelben Dudelſack hinauskommt! So iſt es in der Politik, im Leben, in der Liebe, in der Freundſchaft! Laſſen Sie uns nur bei Zeiten unſern Schluß-Chanſon zuſammen einſtudiren, theuerſte Frau Gräfin, wenn wir auch Beide auf zerſtoßenen und gemißhandelten Inſtrumenten jetzt muſiciren müſſen! Mir haben ſich die Inſtrumente der Freiheit und der Volkspartei unter den Händen verbogen, und Ihnen hat ſich Ihr herrliches Enſemble ein wenig verrückt, was iſt es denn

weiter mehr? Wir ſind Alle vom Pferde geſtürzt, meine allergnädigſte Frau Couſine, die Reaction hatte ihr Netz um die Hufe unſerer Bewegung geſchlungen, und dann muß man immer noch Gott danken, daß man nicht auch den Hals gebrochen hat. Und dieſer Dank, welcher unſer letzter und ſchönſter Troſt in allen Dingen iſt, iſt eigentlich der Mazarin'ſche Chanſon, mit dem Alles endet!

Ihre Manier ſcheint mir bei aller Ausbündigkeit doch um Vieles kleinlauter geworden, mein guter Roman! entgegnete die Gräfin, indem ſie zu lachen verſuchte, was aber nur durch eine krampfartige Anſtrengung dumpfer Laute gelang.

Sie bat hierauf ihren Vetter, ſich doch in ihre Nähe einen Seſſel zu rücken und ihr ein wenig Geſellſchaft zu leiſten, da ſie ſich jetzt wieder in der Lage zu befinden glaube, ſeine Unterhaltung annehmen zu können.

Sie ſah ihn bei dieſen Worten mit einem höhniſchen Grinſen an, und richtete ſich ihm abſichtlich ſo entgegen, daß er den ganzen Umfang ihrer Entſtellung und Mißbildung im ſchärfſten Licht überſchauen konnte.

Roman mußte ſich geſtehen, daß ihn eine unheimliche Empfindung beſchlich, als er ſich jetzt auf dem

ihm bezeichneten Stuhl in ihrer unmittelbaren Nähe niederließ. Leonore lehnte ſich hinter den Stuhl ihres Vaters, der ſeitwärts von dem Bett der Kranken ſtand.

Sie ſehen auch mich jetzt auf einem wichtigen Wendepunkt meines Lebens, gnädigſte Gönnerin und Couſine! nahm Roman wieder das Wort. Ich bin im Begriff, ein reiner Praktiker zu werden, und die Ideen einſtweilen auf ſich beruhen zu laſſen. Die Reaction iſt zu mächtig geworden, und hat ſich zu tief eingefreſſen, ich habe das erſt ſeit meinem jetzigen Aufenthalt in Berlin mit Schaudern und mit vollkommener Ueberzeugung bemerkt. Mein Verkehr mit der hieſigen Volkspartei, wie ſie jetzt iſt, hat mir die niederſchmetterndſten Reſultate geliefert. Rußland, das wir bisher nur von Außen nach Innen fürchteten, ſcheint bereits von Innen nach Außen bei uns zu wirken, und in unſerm eigenen Hauſe die Hände im Spiele zu haben, wie wir dies ſoeben erſt bei der Auslieferung meines großen Freundes Malounin geſehen haben. Auf meinen Freund Louis Napoleon in Paris, bei dem wir damals ſo hübſch tanzten, iſt auch nicht mehr zu rechnen. Er macht ſich von Tag zu Tag mehr zu dem Strohmann, mit dem alle Parteien ihr Whiſtſpielchen machen. Dabei iſt das Kerlchen ziem-

lich klug und vorſichtig geworden, ſo daß man nicht einmal mehr auf ſeine dummen Streiche ſpeculiren kann. Auch auf einen Krieg zwiſchen Preußen und Oeſterreich ſcheint man nicht mehr zu rechnen, ſo daß die Volkspartei noch lange an ihren eigenen Pfoten ſaugen kann, ehe ſie ſich wieder auf ein thatſächliches Gebiet hinübergeſpielt ſehen wird. Dies zu erwarten, iſt mir aber rein die Geduld ausgegangen.

Und aus reiner Ungeduld wollen Sie jetzt reiner Praktiker werden, lieber Vetter! rief ihm die Gräfin mit ihrem ſchrillenden Hohnlachen zu. Sie unterhalten mich in der That auf eine höchſt ergötzliche Weiſe, Roman! Und nun ſagen Sie mir noch zum Ueberfluß, wie Sie jetzt plötzlich Praktiker werden wollen, da Sie doch gleichzeitig Ihre Praxis als Volksmann aufgeben zu wollen ſcheinen?

Beides verträgt ſich recht gut, erwiderte Roman mit ſeiner liebenswürdigen Leichtigkeit. Die Praxis als Volksmann iſt wieder in die Ideen „zurückgetreten, und auf dieſem großen Kornſpeicher der Geſchichte mögen ſich die Volkstendenzen nun eine Zeitlang wieder ausruhen, ſo lange es ihnen irgend gefällt! Ich für mein Theil mag mich jetzt nicht länger mehr von den Ideen treiben laſſen. Die Ideen mögen nun auch etwas für ſich ſelbſt thun, wenn ſie ihre Geltung und

Ausführung erlangen wollen. Wir Männer der Partei haben jetzt lange genug Schildwacht gestanden im Dienst der Ideen. Wenn wir aber sehen, daß mit unsern Ideen gar nichts mehr anzufangen ist, wenn wir bemerken müssen, daß die Ideen wieder wie vornehme Müßiggänger ihr Nachmittagsschläfchen halten, während wir in Staub und Hitze für sie arbeiten und uns umhertreiben sollen, so kann man es uns auch nicht verdenken, daß wir endlich unsern Entschluß fassen. Mein Entschluß ist nun der, reiner Praktiker zu werden!

Sie sind heut unendlich amüsant, Vetter! rief die Gräfin wieder, indem sie sich bemühte, ihre heisere Stimme wieder in eine Salon-Modulation übergehen zu lassen, was ihr aber auf keine angenehme Weise gelang. — Aber Sie müssen sich als neuer Praktiker doch irgend einen Plan gemacht haben? fuhr sie fort. Mich interessirte ja von jeher die Originalität Ihrer Lebenspläne, wenn wir uns auch über den Standpunkt nicht immer vereinigen konnten. Und jetzt, wo ich fast so aussehe, als wenn ich das verkörperte Symbol Ihrer vielgefürchteten Reaction geworden wäre, scheint es mir beinahe, als wenn wir uns doch bei weitem leichter über unsere Standpunkte einigen würden? So sagen Sie mir nur etwas von

Ihrer neuen Praxis, ich bin außerordentlich begierig darauf!

Die neue Praxis heißt Auswandern und Heirathen, Heirathen und Arbeiten, Land kaufen und eine neue jungfräuliche Muttererde urbar machen! rief Roman mit einer hellen frohlockenden Stimme aus. Er ſuchte dabei dem Blick Leonoren's zu begegnen, die bei dieſen Worten tief erröthet war, und jetzt in feſter Zuverſicht und Klarheit ihr herrliches blaues Auge ihm zuwandte.

Die Gräfin ſchwieg einen Augenblick lang bei dieſer Vorſtellung, die, wie es ſchien, viel Ueberraſchendes für ſie hatte. Graf Sarmland aber war aus ſeinen Nachforſchungen, die er inzwiſchen wieder bei ſich ſelbſt angeſtellt hatte, emporgefahren, und ſchien jetzt dem um ihn her geführten Geſpräch ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Wer es ehrlich mit Europa meint, muß jetzt mit ihm fertig ſein und es verlaſſen! fuhr Roman halb mit ſarkaſtiſcher Laune, halb mit einem ernſten und feierlichen Anflug fort. Ich bitte Sie, theuerſte Frau Couſine, was iſt aus Europa geworden, und was wird noch aus ihm werden, wenn wir erſt Alle fort ſind? Mag Europa mit den Ideen, die wir ihm zurücklaſſen, wirthſchaften. Ich beneide es nicht darum.

Uns, die wir bisher die europäiſche Bewegung leiteten, muß es darum zu thun ſein, daß wir uns jetzt einen ehrenvollen Rückzug ſichern. Das praktiſche Amerika iſt gerade gut genug dazu, uns den Rücken zu decken, und ich glaube, daß es auch zu keinem andern Zweck gerade zu der Zeit aufgefunden wurde, wo die Volksbewegungen zuerſt ihren Anfang nahmen. Enfin, ich werde jetzt amerikaniſcher Praktiker, und wenn die, welche mich zuerſt auf dieſen Gedanken gebracht hat, einwilligt mit mir zu gehen und mit mir zu arbeiten, ſo iſt die goldene Zeit der Praxis für mich gekommen, und mein Schluß-Chanſon iſt fertig!

Alſo die Inſpiration der Liebe, welche den Vetter Roman nach Amerika hinweiſt? fragte die Gräfin, indem ſie ihren Kopf auf die Seite zurücklegte. — Darf man bereits gratuliren? Und wer iſt ſie?

Die Antwort auf dieſe Frage hängt nicht von mir ab! erwiderte Roman mit einem bedeutungsvollen Accent. Ich darf den Namen nicht nennen, wenn ſie nicht ſelbſt und nicht von freien Stücken ſich dazu bekennt, mein Rathgeber, mein Freund und mein Stern auf dieſem Scheidepunkt meines Lebens geworden zu ſein!

Es wird immer intereſſanter und verwickelter, Roman, was Sie mir heut zum Beſten geben! rief die

Gräfin, indem ſie ſich in einiger Spannung wieder zu ihm hinwandte. Sie geben Ihrer Angelegenheit plötzlich einen geheimnißvollen Anſtrich, und erweiſen meiner Phantaſie den Dienſt der Lectüre, deren ich ohnehin in meinem Zuſtande lange entbehren mußte!

In dieſem Augenblick richtete ſich die Aufmerkſamkeit der Gräfin wie zufällig auf ihre Tochter, die in einer eigenthümlichen inneren Bewegung begriffen zu ſein ſchien und mit ſich ſelbſt über einen Entſchluß kämpfte. Die Offenheit und Entſchiedenheit, die in Leonorens Weſen ſo charaktervoll ausgebildet lagen, trugen auch jetzt den Sieg über ihr Schwanken davon. Sie näherte ſich dem Bett ihrer Mutter, und ſagte, obwol mit einer leiſe bebenden Stimme: Ich war es, Mama, die dem Vetter Roman den Rath gab, nach Amerika auszuwandern!

Du? ſagte die Gräfin mit einem eiſigen und zurückſchreckenden Ausdruck, indem ſie bei dem näheren Herantreten Leonorens an ihr Bett eine Wendung in ihrer Stellung machte, wodurch ſie ohne Zweifel gewiſſe Defecte ihres Geſichts der genaueren Betrachtnahme ihrer Tochter entziehen wollte. Es war bemerkenswerth, daß ſie zuvor dem Roman wie aus verzweifelter Ironie alle ihre Schäden ohne Rückhalt enthüllt hatte, während jetzt ihrer Tochter gegenüber

Unmuth und Scham wieder mächtiger wurden. Sie fühlte ohne Zweifel das Bedürfniß, Leonoren abermals von ſich zu ſcheuchen, und die gleichzeitig erregte Neugier, etwas über das neue Verhältniß zwiſchen Roman und Leonore zu erfahren, hielt ſie nur noch davon zurück. Denn zu höheren Gefühlen, als denen der Neugier oder des Aergers, vermochte ſie ſich in Anſehung ihrer Tochter auch jetzt nicht zu erheben.

Seit wann beſchäftigſt Du Dich denn mit Agenturen für die Auswanderung nach Amerika? rief ſie Leonoren jetzt in dem wegwerfendſten Ton und mit abgewandtem Geſicht zu.

Leonore ſtand ihr in einer unbeſchreiblichen Verwirrung gegenüber. In ihrem Geſicht wechſelten Bläſſe und Röthe, und die ſchöne große Geſtalt, in der die Grazie mit der Kraft ſich wahrhaft vermählt zu haben ſchien, erzitterte in ſich ſelbſt in heftiger Bewegung. Die friſchen Farben ihrer Jugend ſchienen einen Augenblick in ein ernſteres und älteres Colorit getaucht, indem ein ihr tief zu Herzen gehendes Nachdenken von ihrem ganzen Weſen Beſitz ergriffen hatte. Sie hielt die Hand an die feine weiße Stirn gepreßt, indem ſie noch weitere Fragen von Seiten ihrer Mutter abzuwarten ſchien.

Und was weißt Du denn von Amerika, Du albernes Ding? herrſchte die Gräfin weiter, in dem unfreundlichſten Ton, ihre Tochter an.

Ich dachte immer, Du hätteſt mich für Amerika erzogen, liebe Mutter? fiel Leonore mit einer blitzſchnellen Wendung ein. Nachdem ſie dies geſprochen, ſchien ihr merkwürdiger Weiſe der Uebergang zu jeder Auseinanderſetzung mit ihrer Mutter erleichtert. Sie ſah plötzlich froh und wie gewaffnet aus, und ſchien ihrer Mutter gegenüber reif und feſt in allen ihren Entſchlüſſen geworden zu ſein.

Für Amerika hätte ich Dich erzogen? rief die Gräfin mit ihrem jetzt ſo unheimlich gewordenen Lachen. Für Sarmland, ſeine Wirthſchaftsgebäude und ſeine Ställe habe ich Dich erzogen, mein Kind, aber nicht für Amerika!

Eben darum, erwiderte Leonore mit feſter und ſtolzer Stimme, weil ich durch Deine Güte ſo praktiſch und zur Arbeit erzogen worden bin, was ich Dir nie genug danken werde, lenkte ich auch ſtets meine Gedanken auf Amerika hin, weil ich gehört, daß dort alle Menſchen ohne Unterſchied arbeiten müßten. Darum las ich auch in den Freiſtunden, die Du immer ſo nachſichtig meiner Verwendung überließeſt, alle Schriften und Flugblätter über Amerika, deren

ich nur habhaft werden konnte, und ich wurde ſo gelehrt in allen amerikaniſchen Verhältniſſen, daß meine Kameraden, die Bäckergeſellen in Waaren, die auch beſtändig von Auswanderung ſprachen, ſich Raths bei mir erholten.

Verſchone mich mit Deinen Studien und Erinnerungen! ſagte die Gräfin ärgerlich, indem ſie das Geſpräch abzubrechen ſuchte. Du biſt für Mecklenburg erzogen, und wirſt in den nächſten Tagen, ſobald ich mich etwas ſtärker fühle, mit uns dahin zurückkehren!

Leonore fühlte, daß ihre Mutter dem Punkt der Erklärungen und Entſcheidungen ausweichen wollte, auf welchen Roman plötzlich das Geſpräch hingeleitet hatte. Roman ſchwieg noch, indem er mit freudigem Lächeln Leonoren's Bewegung betrachtete und zugleich die Gräfin beobachtete, die noch um die Auffaſſung deſſen, was ſich ihr hier offenbaren wollte, verlegen und in einem innern Kampf begriffen ſchien.

Leonore aber war durch die dämoniſche Kälte ihrer Mutter gereizt worden, und ſie fühlte plötzlich eine Bitterkeit in ſich entſtehen, welche das ebenſo ſanfte als charakterſtarke Mädchen bisher in dieſem Verhältniß ſtets zu überwinden gewußt hatte.

In Paris ſagteſt Du einmal, daß Du mich ganz für Aſien erzogen hätteſt! begann Leonore wieder mit

einem leiſen, aber doch ſehr ſchneidenden Ton. Du wollteſt mich damals nach Aſien oder in eine benachbarte Gegend, was weiß ich, verheirathen. Da es Dir auf den Namen eines großen und entfernten Welttheils nicht ankommen wird, ſo könnte ich leicht Deine Genehmigung dafür nachſuchen, ſtatt Aſien Amerika vorſchlagen zu dürfen. Ein Wort für das andere, was thut es Dir in Anſehung meines Schickſals?

Leonore ſchien das ganze Gewicht der Geſtändniſſe, welche ſie zugleich in dieſem Moment ablegte, in ihrer innerſten Seele zu empfinden. Ihr Buſen flog in ſtürmiſchen Schlägen auf und nieder, und ſie reichte jetzt, wie zu ihrer Erkräftigung, Roman die Hand, dem ſie ſich bei den letzten Worten raſch genähert hatte. Sie glaubte damit auf die freimüthigſte und würdigſte Weiſe Alles zu erklären, was ſie noch in längeren Worten auszuführen gehabt hätte.

Auf dem Geſicht der Gräfin Sarmland drückte ſich eine düſtere und grollende Verſtimmung aus. Sie blickte mehrmals ihren Gatten an, auf deſſen Meinung ſie jetzt ſo viel Rückſicht nahm, und in deſſen Mienen ſie den Eindruck des Vorgehenden zu erforſchen ſuchte. Graf Sarmland ſaß aber bereits wieder wie geiſtesabweſend da, und nahm in ſeinen

Gedanken, denen er ſich abermals hingegeben hatte, keinen Antheil mehr an Allem, was um ihn her geſchah.

Amelie ſuchte ſich daher ſelbſt zu einem Entſchluß zu beſtimmen. Ich ſehe, es iſt unter Euch Alles ſchon eine abgekartete Sache! ſagte ſie, indem ſie ſich zu einem ruhigen und gemeſſenen Ton zwang. In dieſem Fall kann ich mir daher ſparen, was ich noch zu ſagen haben möchte! Euer vertrauliches Verhältniß in der letzten Zeit war mir nicht entgangen, aber ich ſehe noch nicht recht ein, wie Ihr aus dem Scherz praktiſchen Ernſt machen wollt! Und unſer Freund Roman hat es doch jetzt lediglich auf das Praktiſche abgeſehen.

Roman ſprang jetzt auf und ließ die Hand Leonorens los, indem er mit einer leidenſchaftlichen Bewegung näher zu der Gräfin herantrat. Leonore hat eingewilligt, mit mir und als die Meine über das Meer zu ziehn! rief er lebhaft aus. Es iſt eine alte Liebe zwiſchen uns Beiden, die aus den Kinderſchuhen plötzlich in den ernſteren Schritt des Lebens hinübergelenkt hat, und die nun marſchfertig geworden iſt, um auf die Wanderung nach ihrer Heimath zu gehn! Kommen Sie mit uns, theuerſte Frau Couſine, und indem Sie unſere Liebe und unſern Bund, wie

wir hoffen, genehmigen, ſchließen Sie ſich zugleich unſerer Wanderſchaft und unſerer Unternehmung an. Laſſen Sie uns zuſammen Land kaufen, recht viel Land, und eine großartige Anſiedlung gründen, in der wir mit amerikaniſcher Freiheit und mecklenburgiſcher Gemüthlichkeit die neue Muſtergeſellſchaft der Zukunft anbahnen wollen! Hier auf dem alten morſchen Continent iſt es ja nicht mehr der Mühe werth, frei und ſchön zu ſein. Gehen wir in das Land der Praxis, Amelie, wo wir in den Urquellen der Natur den ewigen Jungbrunnen finden werden, aus dem uns die Schönheit und Jugend einer neuen Welt die Glieder umwallen wird!

Die Gräfin verſtand zugleich die Bemühung ihres Vetters, ſich für ſie in einer troſtreichen Weiſe über die Metamorphoſe ihrer Erſcheinung auszuſprechen. Obwol ſie eigentlich geneigt war, dieſe Andeutungen ſeinerſeits ebenſo unzart als unverſchämt zu finden, ſo fühlte ſie doch, daß es das Beſte ſein würde, ſich die ganze Angelegenheit ſo raſch und leicht wie möglich vom Halſe zu ſchaffen.

Sie haben es darauf angelegt, mir heut unendlich ſpaßhaft zu erſcheinen! nahm ſie nach einigem Beſinnen wieder das Wort. Was mich anbetrifft, ſo wird meine eigene Auswanderung in der Rückkehr nach

Mecklenburg bestehen, wo ich mich fortan nur mit meinem theuern Gemahl und mit einigen neuen Methoden der Landwirthschaft beschäftigen werde! Das Blöcken unseres lieben prächtigen Vieh's wird mein Chanson sein, mit dem ich endigen werde, guter Roman! Und nun zu Ihnen! Ich will noch nicht von Ihren Mitteln reden, mit denen Sie in Amerika Land kaufen werden, aber sagen Sie mir blos um Alles in der Welt, wie werden Sie es aushalten, Besitz zu haben, da Sie bisher Alles, was Eigenthum heißt, mit solcher Verachtung angesehen und mir in unsern frühern Unterhaltungen oft erklärt haben, Sie würden sich mit einem solchen Verbrechen an der Gesellschaft niemals befassen!

Roman bemühte sich ihre Hand zu erfassen, die sie ihm aber rasch unter die Decke entzog. Dann sagte er aber mit einer sehr innigen Wendung: Es ist süß, an die Vergangenheit und deren große Bestrebungen zu erinnern, aber man muß auch den veränderten Umständen Rechnung tragen! Die Volkspartei ist mit der Reaktion und durch dieselbe in die Epoche des Politikmachens hinübergetreten. Da gilt es jetzt, der Gegenpartei allen und jeden Vortheil abzulernen, selbst den des Besitzes und Eigenthumes. Die Demokratie, welche hier in dem niederträchtigen

Europa aus Princip den Beſitz verſchmäht hat, geht nach Amerika mit der Abſicht, ſich dort Eigenthum zu erwerben, und damit die Hauptſünde des Geſchlechts auf ihre Schulter zu nehmen! Gott weiß, was aus dieſem höchſt merkwürdigen Verhältniß noch werden wird, aber es läßt ſich nun einmal nicht mehr anders machen. Ich laſſe mir mit frohem Herzen dieſe Untreue am Princip zu Schulden kommen, und werde den reaktionnairen Akt, wann uns Vater Sarmland ſeine Wechſel ausſtellt, jedenfalls im Sinne des Fortſchrittes und des Fortkommens mit Jubel aufzufaſſen ſuchen!

Der Graf fuhr bei dieſer pikanten Erwähnung ſeines Namens wie aus einer Betäubung empor und ſah mit wilden Blicken um ſich her. Dann rief er mit einem wehmüthigen Anflug: Ihr meint alſo doch, daß die Reaktion ſiegen wird, und daß der reaktionaire Akt, von dem Ihr eben ſprecht, ein ſo gefährlicher und maßgebender iſt, daß die Demokratie jetzt nur auf ihr ſchleunigſtes Fortkommen bedacht ſein muß? Dann dürfte ſich auch die Herausgabe der Vier-Sprachen-Zeitung noch verzögern!

Roman konnte ſich nicht enthalten, bei dieſer ungemein drollig herausgekommenen Aeußerung ein helles Gelächter aufzuſchlagen, in welches auch die Gräfin

einen Augenblick lang einstimmte. Leonore hielt ihrem Vater schmeichelnd die Hand auf den Mund und bat ihn, sich doch mit allen diesen häßlichen Dingen gar nicht mehr einzulassen und zu beunruhigen, sondern seinem lieben ehrwürdigen Alter den Frieden zu gönnen.

Leonore ist jetzt die reaktionnairste von uns Allen geworden! sagte Roman mit gemüthlichem Scherz, indem er den alten Sarmland herzhaft auf die Schulter klopfte. Sie hat mich in den letzten Wochen hier so stark in die Schule genommen, daß ich blos ihr meine Resignation zu danken habe, mit der ich jetzt die europäischen Volksbestrebungen fahren lasse, um mich kopfüber in die amerikanische Praxis zu stürzen. Denken Sie sich, liebster Gesinnungsgenosse Sarmland, unsere liebenswürdige Leonore hat mir erst gestern mit wahrem Feuereifer auseinandergesetzt, daß sie das deutsche Volk haßt und verachtet, und daß ihr der Deutsche in den Parteibewegungen der letzten beiden Jahre noch erbärmlicher vorgekommen sei als sonst!

Das wird sie sich doch nicht herausgenommen haben? rief Graf Sarmland auffahrend.

Leonore küßte lächelnd die weiße zitternde Hand ihres Vaters und sagte dann: Roman übertreibt immer, wie Du es von ihm kennst. Zwischen seinem

Ernſt und Scherz muß man ſeinen treuen und edlen Sinn aufſuchen. Ich habe ihm blos geſagt, daß das Volk diejenigen nicht liebt und achtet, die ſich für ſeine Intereſſen geopfert haben, und daß es zu bitter und thöricht ſei, als der einzig Geächtete übrig zu bleiben, während das ganze Volk wieder zu ſeinen Geſchäften und Gewohnheiten zurückkehrt. Ich rieth ihm daher, es wie das Volk zu machen, welches ſich immer wieder für die Zukunft aufſpart. Inzwiſchen aber, bis dieſe Zukunft herangekommen iſt, Väterchen, habe ich ihm verſprechen müſſen, ein neues werkthätiges Leben jenſeits des Meeres mit ihm zu theilen!

Das Mädchen ſpricht ausnehmend gut! erwiderte der Vater, indem er Roman und die Gräfin Sarmland abwechſelnd anſah, und ihre Meinung darüber erforſchen zu wollen ſchien. — Ich weiß ihr deshalb gar keinen Vorwurf zu machen, ſetzte er hinzu. Von dem Volk kann ich auch nur ſo lange etwas halten, als es etwas thut. Ich bin zwar in der letzten Zeit ein bedeutender Freund des Volkes geworden, aber die Guten haben es mir doch eigentlich recht ſchwer gemacht, meine Freundſchaft bei ihnen an den Mann zu bringen. Ich kann mir ſchon lebhaft denken, daß ich mich bald einmal wieder nach etwas Reaktion ſehnen werde, um meine Nachmittags-Schläfchen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT,T. FN. 02226/029

wieder zu gewinnen. Was Eure Partie anbetrifft, Kinder, ſo kommt ſie mir nicht unerwartet, und es würde dadurch ein alter Lieblingswunſch von mir erfüllt werden. Die beiden getrennten Linien des Hauſes Sarmland würden ſich dann wieder vereinigen, denn wie ſehr mir auch die Prätenſionen Deines ſeligen Vaters widerſtanden, Roman, ſo habe ich doch ſeitdem oft gefühlt, daß ich Verpflichtungen gegen ihn habe, die ich vor meinem Ende gern noch einlöſen möchte!

Vivat hoch, es lebe die Vereinigung der ältern und der jüngern Linie Sarmland! rief Roman, indem er Leonorens Arm ergriff und denſelben mit feurigem Ungeſtüm an ſich drückte. Auch in Frankreich wollen die dynaſtiſchen Linien ſich wieder vereinigen, um ein neues Leben anzufangen, und die nach Amerika auswandernde Demokratie nimmt auch noch den mecklenburgiſchen Feudal-Adel auf ihre Schulter, bringt ihn zu Schiffe, und ſetzt ihn wohlbehalten im Lande der Freiheit ab.

Ich ſehe, es war unter Euch Alles ſchon von vornherein fertig gemacht! ſeufzte die Gräfin, indem ſie ſich ungeduldig umwendete. Und auch mein theurer Gemahl war vielleicht von Anfang an in dem Komplott, das man gegen mich geſponnen hat!

Das thut mir leid, lieber Maximilian, denn was ich ſtets am Meiſten an Dir ſchätzte, war Deine kindliche Seele, die ſtets ſo offen wie Himmelsblau vor mir dalag. Indeß ich gebe mich gefangen, macht Alle, was Ihr wollt!

Dieſer göttliche Freibrief, den Sie unſerer Liebe und unſerer Zukunft ausſtellen, iſt ganz Ihrer würdig! rief Roman. Aber mit Ihnen, verehrter Geſinnungs- und Parteigenoſſe, habe ich noch ein beſonderes Wort zu reden! fügte er hinzu, indem er ſich mit ſtärkerer Stimme wieder an den Grafen Sarmland wandte, der erſchrocken zuſammenfahrend ihn anſah.

Ich merke Ihnen an, daß Sie gern wieder aus der Partei ausſcheiden möchten? fuhr Roman fort. Das geht aber nicht ſo ohne Weiteres. Sie können nur durch ein dirigirendes Comitée-Mitglied aus der Partei wieder entlaſſen werden. Ich biete mich dazu an, Geſinnungs-Genoſſe, Ihnen dieſen Dienſt zu erweiſen, da ich, obwol als auswanderndes Mitglied, mich doch noch immer zu dieſer Funktion für berechtigt halten darf. Ich hoffe aber, daß Sie mir dieſe nicht unbedeutende Gefälligkeit bei unſerer Ausſtattung nach Amerika gut rechnen werden, weil ich ſonſt eben keine Entlaſſungsgebühren liquidiren will!

Die Gräfin mußte wider ihren Willen über dieſe

originelle Wendung lachen. Leonore aber ſchien mit Roman einigermaßen unzufrieden zu ſein, und ſie bat ihn leiſe, nichts mehr von einer Ausſtattung zu erwähnen, da ſie ſich dadurch ihrer Mutter gegenüber peinlich geängſtigt fühle.

Ich denke, wir wollen arbeiten, Roman! ſagte ſie mit einem ſchwärmeriſchen Leuchten ihrer Augen. Da ſind wir ganz auf uns ſelbſt geſtellt, und bedürfen keiner Unterſtützung weiter.

Auch zum Arbeiten gehört Geld, mein Kind! ſagte Roman, indem er eine ihrer blonden Locken küßte, welche ſich zu weit über die Stirn vorgeſchoben hatte. — Wir können unſern Uebergang in die neue Welt nicht ohne das Geld der alten machen! ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, während welcher er mit ſcharfer Aufmerkſamkeit den Grafen und die Gräfin beobachtete, unter denen jetzt eine vertrauliche Unterredung ſtattzufinden ſchien.

Der Graf trat wieder von dem Bett ſeiner Gemahlin zurück und ſah die beiden jungen Leute, die ihm gegenüber ſtanden, mit lächelnder Selbſtzufriedenheit an.

Wie iſt es, fragte Roman, ſoll ich Sie jetzt aus der Partei entlaſſen?

Ja, mein guter Vetter und Sohn, ſagte der alte

Sarmland herzlich, entlaſſen Sie mich aus der Partei, was am Beſten dadurch geſchehen wird, daß Sie mich als ihren Vater jetzt umarmen.

Er faßte bei dieſen Worten den Kopf Roman's zwiſchen ſeinen beiden Händen und küßte ihn mehrmals mit gravitätiſcher Feierlichkeit ab. Auch Leonore drängte ſich zwiſchen die Arme des Vaters, um von ſeiner Zärtlichkeit nicht ausgeſchloſſen zu werden.

Weil Du mich nun aus der Partei wieder entlaſſen haſt, ſagte der alte Graf lächelnd, und ich mir nun wieder etwas mehr Ruhe und Behagen werde gönnen können, ſo will ich Dir auch meine Dankbarkeit vorläufig mit zwanzigtauſend Thalern gut ſchreiben, mit denen Ihr Euch ſchon einen hübſchen Compler Land werdet kaufen und zur Bebauung einrichten können. Wenn Eure Anſiedelung gut gedeiht, ſo ſprechen wir uns weiter, denn Alles, was wir beſitzen, gehört Euch!

Roman jubelte laut und erwiderte die Umarmung des Alten mit einer ſo ausdrucksvollen Heftigkeit, daß Sarmland auf das Angelegentlichſte bat, ihn nicht erſticken zu laſſen. Leonore hatte ſich auf die Hand ihres Vaters hingebeugt, und ließ eine ſtille Thräne auf dieſelbe fallen. Ihr Herz trieb ſie, ſich jetzt auch ihrer Mutter mit einem Wort des Dankes und der

Liebe zu nähern, und Roman folgte ihr an das Bett der Gräfin, um einen neuen Verſuch zu wagen, ihre Verſchloſſenheit und ihren Rückhalt zu durchbrechen.

Die Gräfin aber wehrte ſie abermals mit der Hand von ſich zurück, und ſagte in einer kalten und düſtern Weiſe: Ich glaube nicht, daß Ihr mit einander glücklich werdet! Da Ihr aber wahrſcheinlich ſehr unglücklich ſein werdet, ſo verſöhnt mich das ſchon jetzt mit Euch, und ich möchte Euch gern etwas Liebes erzeigen. Ich ſchenke Euch als Hochzeitsgabe die Hälfte meiner berühmten Brillanten. Sie haben in den größten Salons der Welt geſtrahlt, ihr Feuer war ſiegreich über jeden ſich mitbewerbenden Schmuck, und wo ich mit dieſen Steinen auftrat, riefen ſie mich zur Königin des Feſtes aus. Ihr ſollt die eine Hälfte nehmen, und in ihrem Glanz, wünſche ich, möge Euere Zukunft ſich ſpiegeln. Die andere Hälfte werde ich noch bewahren, um mir in ihrem Schimmer zuweilen die Bilder meiner Vergangenheit heraufzurufen. Dieſe Bilder waren ſchön und reizend, und ich werde über ihnen brüten in meiner grauen Einſamkeit, der ich jetzt verfallen bin.

Ihre Stimme nahm beim Schluß dieſer Worte jetzt zum Erſtenmal einen weichen und faſt rührenden Accent an. Der alte Graf wiſchte ſich eine Thräne

aus den Augen, und Leonore wäre in der Aufwallung aller ihrer kindlichen Gefühle gern zu den Füßen ihrer Mutter hingestürzt, um sich ihrer Liebe von Neuem zu versichern und sie um Verzeihung zu bitten für Alles, was sie ihr nicht zu Willen gethan haben möchte. Gleichwol getraute sie sich nicht, ihrer Bewegung freien Lauf zu lassen, da sie sich erinnern mußte, daß ihre Mutter solche Aeußerungen von ihr nicht liebte und niemals angenommen hatte. Sie begnügte sich daher, aus der Ferne einen unendlichen Liebesblick auf ihre Mutter zu richten, in dem eine ganze Reihe von Bekenntnissen und Versicherungen lag.

Wir scheiden somit ganz gut von einander, und das ist mir lieb! begann die Gräfin nach einer kurzen Pause wieder, indem sich ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust hob. — Aber eine Bedingung will ich noch stellen, fuhr sie fort. Das ist die, daß wir uns heut und in dieser Stunde zum letzten Mal gesehen haben. Ich wünsche Euch niemals wiederzusehn. Ich bedarf von jetzt an der strengsten Ruhe und Zurückgezogenheit, und nur das Gesicht meines Gemahls will ich künftig noch um mich schauen. So wollen wir uns denn jetzt trennen, aber sans Adieu. Ueber Euere Hochzeit und Abreise mögt Ihr Euch ganz nach Belieben arrangiren. Ich stelle blos die Bedingung,

daß die Hochzeit in unſerer Entfernung hier in Berlin gemacht werde. Ihr ſollt darum gar nicht mehr zu warten brauchen, denn wir reiſen noch heut nach Mecklenburg zurück.

Noch heut? wiederholte Graf Sarmland mit einer ſtaunenden Frage.

Ja, lieber Maximilian, ich fühle mich darnach! entgegnete die Gräfin mit feſter Stimme. Der Arzt hat mir ſchon geſtern geſagt, daß ich, ſobald ich nur ſelbſt Vertrauen und Muth zur Reiſe hätte, dieſelbe ſofort unternehmen könne. Denn mein Befinden habe keine Gefahr mehr, und ich würde mich in der heimathlichen Landluft am Beſten ausheilen. Aber wenn ich mich auch ſchlecht befände, müßten wir doch heut reiſen. So lange wir hier ſind, kommen mir nur die nachtheiligſten Aufregungen auf den Hals, wie Dir der ganze heutige Tag beweiſen kann, mein Maximilian. Ich muß mich endlich ganz zu Dir und zu unſerm mecklenburgiſchen Landleben retten können. Schon das ganze Enſemble, in dem ich mich hier immerfort noch befinde, iſt mir gräulich. Hier liege ich, und nur zwei Zimmer davon die fanatiſche Sängerin, die ohne allen Zweifel die galoppirende Halsſchwindſucht hat. Iſt das auszuhalten, iſt das ein würdiges Enſemble für Unſereins? Geh jetzt gleich,

lieber Maximilian, und ſieh ſelbſt nach unſerm Wagen und unſern Pferden. Bis heut Nachmittag um 3 Uhr muß Alles in Ordnung ſein, dann wünſche ich zu fahren. Wir nehmen die Poſtſtraße und fahren in ganz kleinen Touren. Heut übernachten wir in Granſee.

Der dringliche Ton, mit welchem die Gräfin ihre Befehle ertheilte, ſchien keine Gegenvorſtellung übrig zu laſſen. Roman und Leonore, welche ſich die Hände gereicht hatten, ſtanden in einiger Verlegenheit da, indem durch den eiligen Geſchäftston, in welchen die Gräfin übergegangen war, ihre Angelegenheit bereits wie abgethan ſchien. Graf Sarmland ſchickte ſich nicht minder an, den ausgeſprochenen Anweiſungen ſogleich zu gehorchen, obwol er noch mit einem unſchlüſſigen Blick bei dem jungen Paar verweilte und ſeine Gemahlin deshalb mit einer ſtillen Frage anſah.

Die jungen Leute bedürfen unſerer bei der Hochzeit gar nicht, ſagte die Gräfin lächelnd, indem ſie ſeine ſehr gutmüthigen Blicke wol errieth. Wir ſchicken ihnen aus Sarmland alles hierher, was ihnen nöthig iſt. Leonore verweilt ſo lange bei ihrer Sängerin, von der ſie doch einmal unzertrennlich iſt, und läßt ſich dann ſobald als möglich von Roman zur Kirche führen, und darauf unter Segel. So geſchieht jedem

von uns nach ſeinen Wünſchen und wir verlaſſen uns in allſeitiger Zufriedenheit. Jetzt geh, Maximilian!

Der Graf fühlte ſich dadurch von Neuem angeſpornt, und griff bereits nach ſeinem Hut. Man ſah es dem braven Alten indeß an, daß er in Betreff des Schickſals der beiden Verlobten noch Manches auf ſeinem Herzen trug, und gern noch über das Eine oder das Andere eine Frage an ſie gerichtet hätte. Indem er jetzt an ihnen vorüberging und, wie es ſchien, von dem Gefühl beſchlichen wurde, daß er ſie zum letzten Mal vor ſich erblicke, und wahrſcheinlich nicht wiederſehen werde, konnte er es noch nicht über ſich gewinnen, das Zimmer zu verlaſſen.

Amelie, ſagte er zu der Gräfin, indem er geſchäftig wieder zu ihr zurückkehrte, wir haben uns ja noch nicht einmal ſagen laſſen, wohin unſere jungen Leute denn eigentlich auswandern wollen? Du, mein Gott, das Amerika iſt ſo groß, und wir hätten nicht einmal die Adreſſe der lieben Kinder!

Wenn man in den Urwald geht, gibt man keine Viſitenkarten mehr ab! erwiderte die Gräfin ſpitz. Indeß, ſo ſagt doch, welchen Plan habt Ihr Euch eigentlich gemacht?

Leonore, welche das Bedürfniß fühlte, ſelbſt in dieſem Zuſammenhang noch ein einziges Wort mit

ihrer Mutter austauschen zu dürfen, nahm die Antwort auf diese Frage an sich. Der zwischen Beiden schon sehr gründlich verabredete und auf vielfachen Studien und Forschungen beruhende Plan wurde von ihr jetzt mit großer Lebhaftigkeit skizzirt, und das begeisterte Mädchen entwickelte dabei in der That die umfangreichste Gelehrsamkeit in den amerikanischen Verhältnissen. Zugleich ließ sie es in der Kürze an ungemein praktischen und verständigen Urtheilen über Ziel und Mittel ihrer Unternehmung nicht fehlen, wodurch sie bewies, wie gründlich und sachgemäß Alles überlegt und durchdacht worden sei.

Der Gräfin war diese Erzählung schon zu lang geworden, und sie unterbrach dieselbe mit lautem Gähnen, indem sie darauf flüchtig sagte: Also würdet Ihr über Hamburg zuerst den Weg nach Neu-Orleans nehmen und dann ins Innere des Landes abgehen? Nun, ich wünsche Euch von ganzem Herzen glückliche Reise. Noch einmal, sans Adieu! Jetzt aber geh, Maximilian!

Obwol diese letzte Aufforderung schon mit vieler Strenge an ihn gerichtet wurde, so konnte sich der alte Sarmland doch nicht enthalten, noch einen recht herzlichen Abschied von den Beiden zu nehmen.

Da Du mich nun aus der Partei entlassen hast,

ſagte er noch beim letzten Kuß zu Roman, ſo brauche ich nun auch wol nicht mehr die vielen Zeitungen mit ihren wunderbaren neumodiſchen Ausdrücken zu leſen?

Nein, erwiderte Roman lachend, ſtatt der Zeitungs-Ausdrücke, die Dir oft ſo ſauer wurden, kannſt Du nun alle Deine mecklenburgiſchen Jagd-Ausdrücke wieder gebrauchen! Das Hochwild der Zeit, welches wir ſchon eingefangen zu haben glaubten, iſt wieder in die Wälder entlaufen. Geh darum wieder recht fleißig auf die Jagd, Vater Sarmland, und vertauſche den unheimlichen Schweiß der Zeitungen mit dem fröhlicheren Schweiß Deiner Hirſche. Auch ich werde es bald ſo machen.

In dieſen heitern Ton lief der Abſchied aus. Der Graf mußte jetzt eilen, um nach ſeinem Wagen und ſeinen Pferden zu ſehen. Leonore blickte noch einmal nach ihrer Mutter hin, die ihr Geſicht aber bereits wieder ſo eingehüllt hatte, wie es während ihrer Krankheit zu ihrer Regel geworden war. Mit einem leiſe geflüſterten Gruß begab Leonore ſich jetzt fort, um nach Giuditta zu ſehn, von der ſie ſo lange nichts vernommen hatte. Roman folgte ihr, indem er mit Behagen und Zufriedenheit das liebenswürdige Mädchen vor ſich hineilen ſah.

Vierzehntes Capitel.

Die Perſon der Zukunft.

Als Giuditta von ihrem langen Schlaf erwacht war, ſah ſie ſich lächelnd von ihren Freunden umgeben, zu denen ſich ſoeben auch Fritz Lerche geſellt hatte. Roman und Leonore ſaßen in lebhafter und vertraulicher Unterredung am Fenſter und bemerkten nicht ſogleich das Erwachen der Giuditta. Lerche ſtand neben dem Stuhl der Frau Eliſabeth, welche fleißig an ihren Schuhen arbeitete, jedoch beſtändig mit ihren treuen und verſtändigen Blicken jede Regung der Kranken überwacht hatte. Zu den Füßen Giuditta's ſtand ihre kleine Tochter Esmeralda, deren Weſen ſeit der Krankheit ihrer Mutter außerordentlich ernſt geworden war, und die jetzt ſogleich mit einer ſtürmiſchen Zärtlichkeit nach ihrem Befinden und ihren Wünſchen fragte.

Giuditta ſagte, daß ſie nichts wünſche, und daß ſie ſich nur an den ſchönen Gruppen ihrer Freunde

freue, die bei ihr geblieben wären. Und auch Sie, Frau Eliſabeth, haben mich nicht verlaſſen? ſagte ſie, indem ſie der trefflichen Frau freundlich zunickte. — Und auch unſer deutſcher Chanſonnier, Fritz Lerche, der die humoriſtiſchen Wehmuthspartieen der heutigen Freiheit übernommen, verweilt mit ſeiner freundlichen Gegenwart an meinem Bett? Warum hat mich denn das verwilderte Lied der Deutſchen ſo lange geflohen?

Es war dies ein Scherz-Ausdruck, mit dem ſie den fahrenden Dichter ſchon in Paris zuweilen angeredet hatte. Lerche erwiderte, daß er zu Hauſe geblieben ſei, um für die kranke Signora deſto inbrünſtiger beten zu können. Jetzt aber habe er ſich blos einzuführen gewagt, um der Frau Eliſabeth eine nothwendige Beſtellung zu machen.

Ich will nicht hoffen, daß Frau Eliſabeth mich wieder zu verlaſſen beabſichtigt? ſagte hierauf Giuditta, indem ſie dieſelbe im Begriff ſah, die kleinen Werkzeuge, mit denen ſie bisher ſo emſig gearbeitet, wieder zuſammenzulegen und in ihren Arbeitsbeutel einzupacken.

Die Schuhe ſind jetzt fertig, bemerkte Eliſabeth mit ſchüchterner Stimme, indem ſie beide Paare derſelben auf einen kleinen in der Ecke ſtehenden Tiſch ſtellte. — Die Signora wird mir erlauben, fügte ſie

hinzu, mich nunmehr wieder nach Hauſe zu begeben, wo noch einige Pflichten auf mich warten. Ich habe ein kleines Mädchen zu Hauſe, die nicht gern faſtet, und da habe ich denn noch Mittagbrot zu kochen.

Ich weiß das, entgegnete Giuditta, aber Esmeralda hat ſich ſchon vorgenommen, Ihre kleine Tochter zu ſich einzuladen, damit ſie ihr Gaſt werde. Ich bitte, Frau Eliſabeth, verlaſſen Sie mich nicht wieder. Ihre Nähe hat mir ſchon wohlgethan, ich habe Ruhe gefunden, während Sie ſo fleißig und regelmäßig vor meinem Bett arbeiteten.

Giuditta glaubte es indeß der Eliſabeth anzumerken, daß ſie nichtsdeſtoweniger den Wunſch hege, ſich nach Hauſe begeben zu können, obwol dieſelbe nach einigem Zögern bereits im Begriff ſchien, das Begehren der Giuditta zuzugeſtehn. Mit der ſeltenen Gutmüthigkeit, von der Giuditta nie verlaſſen wurde, und die ſie ſo oft zum Aufopfern ihrer größten Lieblingswünſche brachte, ſagte ſie daher jetzt, Eliſabeth möge nur gehen, wenn ſie ihr verſprechen wolle, gegen Abend wiederzukommen, und dann die Nacht bei ihr zu bleiben.

Verlaßt mich nur nicht Alle, rief Giuditta mit einem ängſtlichen Umherblicken, indem ihr Auge auf Roman und Leonore fiel, die mit ineinandergeſchlun-

genen Armen vor ihr ſtanden und ihr freundliche Blicke zuwarfen, in denen aber Giuditta nur das eigene Glück der Beiden ſtrahlen ſah. — Das Unheimlichſte beim Krankſein oder gar beim Sterben iſt dies, fuhr ſie wie mit einem leiſen Froſtſchütteln fort, daß ſich alle Welt ſogleich um uns und hinter uns arrangirt, und daß ſich die Spalte, in die wir fallen, ſogleich über uns ſchließt und zu einem bunten Raſen wird, auf dem die Andern tanzen!

Roman wollte ſie von dem ſchwermüthigen Gang dieſer Betrachtung hinwegführen, und ſuchte ſie durch andere Bemerkungen zu zerſtreuen. Er griff nach den Schuhen und ſprach in ſeiner gewohnten Manier ſeine Bewunderung über die Zierlichkeit der Arbeit, noch mehr aber über die zierliche Form der Füße aus, für welche ſie beſtimmt waren. Die Füße, ſagte er betrachtend, welche in dieſe Schuhe hineingehören, ſind beide gleich groß, gleich ſchön und gleich ſchlank. Es liegt ein wunderbarer, faſt magiſcher Zauber in dem Schuh einer Perſon, die man liebt und verehrt. Er enthält eigentlich den Schlüſſel zu ihrer ganzen Perſönlichkeit.

Man ſieht jetzt, welcher Umſchlag mit unſerm Roman vorgegangen iſt, rief Giuditta, indem ein aufblitzendes Lächeln über ihre bleiche Wange flog.

Er trägt bereits ſchwärmeriſche Phantaſieen über geliebte Schuhe vor. Aber ſo zeigt mir doch einmal den Schlüſſel zu meiner Perſönlichkeit.

Sie ließ ſich ihre Schuhe hinreichen und betrachtete dieſelben mit ſinnender Aufmerkſamkeit. Als Kind, ſagte ſie, war es immer ein feſtlicher Moment für mich, wenn ich neue Schuhe bekam, und ich trat ſie ſo häufig nieder, daß mein Pflegevater um ſo eifriger an meiner Stimme ausbilden mußte, um nur ſeine Schuhmacher-Rechnungen daran wieder herauszubekommen. Jetzt ſind mir Leben und Stimme niedergetreten, aber ich bekomme neue Schuhe, die immer auf die Zukunft hinweiſen. In welche Zukunft ich wol mit ihnen hineinſpringen werde?

Sie ließ ſich darauf auch die Schuhe der Leonore geben, und unterzog dieſelben ebenfalls einer gedankenvollen Prüfung. Wie klug und unternehmend dieſer kleine Mädchenfuß ausſieht! ſagte ſie dann mit einem heitern Anflug. Ich habe oft von einem verſtändigen Fuß ſprechen hören, und dies reizende Exemplar rechtfertigt gewiß dieſen Sprachgebrauch. Lieber kleiner Schuh, geh' recht glücklich mit Deiner geliebten Gebieterin über Land und Meer und bringe ſie zu einem ihrer würdigen Ziel, nach dem fernen Amerika, denn in eine neue Welt will ſie

auswandern mit ihrer Liebe und ihrem ganzen Streben, in eine neue Welt ohne mich! Man lebt jetzt so rasch! Jedes Paar neue Schuhe kann uns schon fast in eine neue Welt hinüberführen. Welches wird meine neue Welt sein, in die meine Wanderschaft mich trägt, wenn ich wieder frei bin von den grausamen Fesseln dieses Lagers?

Leonore war bei diesen Worten zur Giuditta herangestürzt und warf sich vor ihr auf die Kniee, indem sie die Hände und Arme ihrer Freundin mit unaufhörlichen Küssen bedeckte. Ich weiß, rief sie leidenschaftlich aus, Du bist nicht für unsern Plan und liebst auch die zwischen uns zu schließende Verbindung nicht! Und doch giebt es kein Wesen auf der ganzen Welt, dem ich mit Allem, was ich thue, so sehr gefallen möchte, als Dir, Giuditta! Du Große, Herrliche, soll ich irre werden an mir selbst und meinem Thun, wenn Du nicht meine Verbindung mit Roman auch heiligst durch Deinen unentbehrlichen Beifall?

Mein Kind, sagte Giuditta mit einer feierlichen Ruhe, ich bin ja nur ein armes Ding, dessen Gedanken und Träume alle zu Schanden geworden sind. Mir kommt nicht zu, Deinen Bund zu segnen oder ihm zu vertrauen. Ich weiß von keiner einzigen Frage mehr, wie sie in der Welt steht, und was aus

ihr werden möchte. Ich bin rein aufgebraucht mit meinen Hoffnungen und Calculs. Und von einem ſo elenden, durch die Zeit eingeäſcherten Wurm kann und muß Dir jede Zuſtimmung für überflüſſig gelten. Zu Deiner Verbindung habe ich kein Vertrauen, aber zu Deiner Perſon das höchſte und unendlichſte, Deine Perſon ſegne ich, ſowie die Gläubigen Gott ſegnen, von dem ſie ſelbſt jeden Segen empfangen haben. Du biſt die Perſon der Zukunft!

Dieſe Situation hatte etwas ſo Hinreißendes, daß auch Roman, obwol er ſich im Grunde nicht ganz vortheilhaft dabei beurtheilt ſah, doch der innigſten Rührung ſich nicht erwehren konnte. Seine natürliche Gutmüthigkeit und Leichtfertigkeit half ihm den Tadel beſiegen, welchen er aus der Aeußerung der Giuditta vorzugsweiſe gegen ſich ſelbſt hätte entnehmen können. Leonore war wieder aufgeſtanden und reichte jetzt Roman mit ausdrucksvoller Feſtigkeit die Hand, indem ſie ihm die ſeinige vielmals ſchüttelte.

Giuditta verſtand, was ſie ihr damit ſagen wollte. Sie ſchwieg aber und richtete ihre Aufmerkſamkeit auf Eliſabeth, die ſich jetzt zugleich mit Fritz Lerche bei ihr beurlauben wollte. Und will mich denn unſer Troubadour auch wieder verlaſſen? ſagte ſie zu dem Letzteren. Der Herr Poet ſcheint mir ſehr unzer-

trennlich von ſeiner liebenswürdigen Frau Wirthin geworden zu ſein?

Beſonders heut, verſetzte Fritz Lerche lächelnd, denn wenn ich unſere Frau Eliſabeth heut nicht wieder in unſern Bezirk zurückgebracht hätte, ſo würde ich mir ein Mißtrauensvotum von der ganzen Volkspartei des dortigen Bezirks auf den Hals gezogen haben. Es iſt nämlich auf heut die große Bezirks-Landpartie nach Moabit angeſetzt worden, und Frau Eliſabeth, die in unſerm Bezirk außerordentlich angeſehen und beliebt iſt, hatte ſchon vor mehreren Tagen dazu unterzeichnet. Sie wußte damals noch nicht, welche theuere Pflichten ihr durch die Gunſt der Signora Giuditta auferlegt werden würden. Heut aber quält mich der ganze Bezirk, daß ich die Frau Eliſabeth dazu bringen möchte, doch wenigſtens einige Stunden auf der Moabiter Partie zu erſcheinen. Weil ſie ſo ſelbſtkräftig arbeitet, wie ein Mann ihre Geſchäfte beſorgt, und doch wieder ſo weiblich zart und hülfreich gegen Jedermann iſt, darum verehrt man ſie in unſerm Bezirk ſo allgemein, und will ſie durchaus heut nicht entbehren. Man drohte mir ſchon, wenn ich es nicht möglich machte, würde man mich für einen Reaktionnair anſehen, deſſen ich ohnehin verdächtig ſei, da ich den ganzen Tag über, wie

ſie gehört hätten, Verſe ſchriebe und nicht arbeitete! Da kam ich denn faſt auf den Gedanken, die vielgeehrte und vielbeliebte Frau Eliſabeth von hier zu entführen.

Fritz Lerche hielt jetzt plötzlich inne, denn Eliſabeth hatte ihn von hinten leiſe an dem Aermel gezupft, und als er ſich nach ihr umſah, bemerkte er an ihren hochrothen Wangen und an ihrer Verlegenheit, daß er ſich zu ihrem Lobe zu weit ausgelaſſen und damit beinahe aus der Schule geplaudert hatte.

Giuditta glaubte jetzt vollkommen durchſchaut zu haben, was zwiſchen Beiden vorgehe, und ein himmliſches Lächeln trat in ihre Augen.

Ich freue mich, daß ſich Alles ſo gut fügt, ſagte ſie darauf. Und unſere arbeitſame Frau Eliſabeth ſcheint auf den müßiggängeriſchen Poeten einen guten Einfluß ausgeübt zu haben. Er ſchwärmt jetzt plötzlich für das Arbeiten, während er uns ſonſt immer mit aller poetiſchen Aſſurance das Loblied der Faulheit ſang?

Die Sache hat ihre vollkommene Richtigkeit, entgegnete Fritz Lerche mit vielem Eifer. Seitdem ich bei der Frau Eliſabeth wohne, bin ich durch ihr herrliches Beiſpiel ſchon vielfach bekehrt und gebeſſert worden. Sonſt hielt ich es nicht der Mühe für

werth, in einer ſolchen Zeit zu arbeiten, oder irgend etwas zu ſein. Jetzt würde ich viel darum geben, wenn ich ein rechter Schuſter ſein könnte und dies löbliche Handwerk aus dem Grunde gelernt hätte. Dies wäre aber auch das Einzige, was ich noch werden möchte. Früher wurden die Schuſter in Deutſchland Dichter und Philoſophen. Jetzt, glaube ich, iſt die Zeit gekommen, wo die Dichter und Philoſophen Schuſter werden müſſen. Und dies unter einer ſo lieblichen Lehrmeiſterin, wie ich ſie gefunden habe, vielleicht in einer neuen Welt, werden zu können, iſt an ſich ſchon ein glückverbürgender Umſtand!

Fritz Lerche ſchien mit einiger Betroffenheit zu bemerken, daß er wieder in denſelben Fehler hineingerathen war, von dem ihn die ihr Lob gern vermeidende Frau Eliſabeth zuvor abzubringen geſucht. Er ſchien einen Augenblick darüber nachzudenken, wie er dieſen Fehler, der ihm ganz natürlich vorkam, vermeiden ſolle, als Roman und Leonore, an ſeine letzte Aeußerung anknüpfend, ihm ihren jubelnden Beifall deshalb ausſprachen, und ihn mit ſichtlicher Freude aufforderten, ſich ihrem eigenen Auswanderungsplan anzuſchließen.

Fritz Lerche zögerte mit der Antwort, indem er einen eigenthümlich fragenden Seitenblick auf Frau

Eliſabeth richtete, die es aber jetzt ſichtlich vermied, ſeinen Augen zu begegnen.

Wenn etwas daraus würde, ſagte Lerche darauf nach dieſer charakteriſtiſchen Pauſe, ſo könntet Ihr verſichert ſein, daß Ihr eine ganz tüchtige Arbeitskraft an mir gewinnen würdet! Du weißt, Roman, ich konnte Euern früheren Großſprechereien über die Heiligkeit der Arbeit nie ſo recht beiſtimmen, beſonders da ich ſah, wie vortrefflich Ihr Euch die Faullenzerei dabei ſchmecken ließet! Aber ſeit Kurzem iſt der Genius der Arbeit über mich gekommen, und ich habe in den letzten Tagen mehr geſchrieben als ſonſt in vielen Jahren! Wenn ich aber mit Euch nach Amerika ginge, würde ich mich jedenfalls auf ein recht praktiſches Handwerk legen, wodurch ich in unſerer Anſiedelung nützlich werden könnte. Aber dieſer Entſchluß, Freunde, hängt noch von ganz beſonderen Umſtänden ab.

Als er ſchwieg, ſagte Giuditta jetzt mit einem unwillkürlichen Seufzer: Ich ſehe, Ihr habt Alle eine und dieſelbe Intrigue gegen mich geſtiftet, und die geht dahin, daß Ihr mich ſammt und ſonders verlaſſen wollt! Auch meine brave Eliſabeth, die ich als meine Freundin an mich zu feſſeln gedachte, werdet Ihr mit Euch hinwegnehmen, ich ſehe es ſchon

kommen. Aber ich muß allen meinen Unmuth zu meinen übrigen Schmerzen ſchlagen. Und wir wollen mit einem deutſchen Lied von einander ſcheiden, das wird das Beſte ſein! Die Lieder der Deutſchen ſind gut beim Scheiden und Meiden. Fritz Lerche ſoll mir noch ſein neueſtes Lied ſingen, das er gedichtet hat. Dann will ich es ihm vergeben, daß er mir die Eliſabeth abſpänſtig gemacht hat.

Mein neueſtes Lied wird nicht dazu paſſen, entgegnete Fritz Lerche. Es iſt auf den kleinen ſchwarzen Hund unſerer Frau Eliſabeth gedichtet, der geſtern aus Sehnſucht nach ſeinem todten Herrn ſtarb. Er hieß Moll, und war jedenfalls der Liebenswürdigſte ſeines Volkes. Aber der dankbare Geſang, den ich ihm für ſein wahrhaft ſchönes Leben und Sein gewidmet, möchte ſich in dieſer Stunde und zwiſchen uns nicht zum Vortrag eignen.

Warum nicht? verſetzte Giuditta lebhaft. Gerade den Geſang auf den todten Hund will ich hören. Ich liebe die Hunde, und meine Liebe zu ihnen gehört zu den wenigen Illuſionen, die mir nicht enttäuſcht worden ſind. Fangen Sie nur gleich an, mein lieber Herr Lerche, und begleiten Sie ſich dort auf dem Klavier!

Lerche trat an das Inſtrument, und begann nach

einem kurzen aber feierlichen Präludium mit ſeiner tiefen ernſten Stimme:

Die Erde iſt ſo ſchön, ſo ſchön,
Die Erde hat einen Herrn.
Und ſoll ich fürbaß weiter gehn,
Verleng' ich's wie die Erde ſo ſchön,
Verlang' ich meinen Herrn.

Die Erde iſt ſo ſchön, ſo ſchön,
Sie hat gewiß einen Herrn!
Sonſt könnten die Lüfte nicht ſo wehn,
Sonſt könnten die Wälder nicht ſo ſtehn,
Es hat Alles ſeinen Herrn!

Die Bruſt thut mir ſo weh, ſo weh,
Meine kleine, ſchwarze Bruſt.
Du lehrteſt mich das Liebesweh,
Nun ſchau ich immer in die Höh',
Mein Herr und meine Luſt!

Wie biſt Du denn ſo fern, ſo fern
Dem armen kleinen Hund!
Am Himmel ſeh' ich jeden Stern,
Die Lieb' darf ruh'n um ihren Herrn,
So ſchön, ſo warm, ſo rund!

Ich laufe nun ſo weit, ſo weit,
Zu meinem Herrn und Stern.
Ich liebte den Herrn bis auf ſein Kleid,
Gehorchte ihm auch weit und breit,
Das lernt' ich von meinem Herrn!

Der Himmel iſt ſo groß, ſo groß,
Auch für den Hund des Herrn!
Gehorchen und lieben lernt' ich blos,
Doch darin liegt des Himmels Loos
Auch für den Hund des Herrn!

Ich wandre nun ſo heiß, ſo heiß,
Schließt ja den Hund nicht aus:
Und die Sterne flüſtern's mir ganz leiſ':
Wer zu lieben und zu gehorchen weiß,
Dem gehört des Vaters Haus!

Funfzehntes Capitel.

Die Bezirks-Landpartie.

Lerche eilte mit Frau Eliſabeth, um noch zur rechten Zeit auf dem beſtimmten Platz einzutreffen, von welchem die zur Bezirks-Partie gemietheten Wagen in einer gemeinſchaftlichen Fahrt abgehen ſollten. Da dies in der Nähe ihrer Wohnung ſtattfand, ſo hatte Eliſabeth noch Gelegenheit, ihren beſcheidenen Putz vorher in Ordnung zu bringen und auch die kleine Johanna, die ſchon ungeduldig ihrer Mutter entgegengeharrt hatte, zur Mitfahrt in den Stand zu ſetzen. Die Kleine beſchwichtigte ihre anfänglichen Klagen über die Verzögerung des Mittagsbrots gern mit der Ausſicht, nach Moabit mitgenommen zu werden, und dort an der großen gemeinſamen Tafel, welche die Vertrauensmänner des Bezirks in einem Garten veranſtaltet hatten, Theil nehmen zu dürfen.

Die Zahl der Wagen, die zu dem Ausflug bereit

ſtanden, war nicht gering, und ließ die Genoſſen dieſer Partie auf mehr als zweihundert Perſonen veranſchlagen. Dadurch war es möglich geworden, die Summe, welche Jeder zur Beſtreitung der Koſten einzulegen hatte, außerordentlich gering zu ſtellen. Ein kleiner Zuſchuß aus der Bezirkskaſſe hatte dazu gedient, dem freundſchaftlichen Mahl, zu dem man ſich in dem beliebten und volksthümlichen Moabit vereinigen wollte, eine etwas reichlichere Ausſtattung aus dem Geſammt-Fonds hinzuzufügen.

Fritz Lerche hatte ſich mit Frau Eliſabeth und Tochter recht behaglich auf dem ihnen zugewieſenen Wagen eingerichtet, auf welchem außerdem noch mehrere Maſchinenbau-Arbeiter mit ihren Frauen ſich befanden. Der Wagen war in einer Reihe hintereinander befindlicher Sitze zu vierzehn Perſonen eingerichtet, wie dies bei den berliner Land-Partie-Wagen häufig der Fall iſt. Vor demſelben trottelte im gemüthlichſten Phlegma ein einziges kleines und bedeutend abgezehrtes Pferd, das anfänglich auf die anlockende Peitſche des Kutſchers ſogar einige wilde Sprünge machte, mit denen es das Mißverhältniß der Laſt zu ſeinen Kräften zu verſpotten ſchien.

Das ſchönſte Wetter begünſtigte die Land-Partie des Bezirks. Man hatte in dieſer Form ſeit einiger

Zeit eine wirksame Auskunft für die Volkspartei entdeckt, vor der Strenge des Vereinsgesetzes wenigstens ihren Bestand zu retten, und die fortdauernde Verbindung ihrer Mitglieder vor der Hand durch ein geselliges Band zu sichern.

Die Frühlingsluft wehte ungeachtet der Mittagszeit frisch und erquicklich, obwol der berliner Staub bereits seine unentrinnbare Herrschaft anzukündigen begann. Der Weg ging zuerst die Invalidenstraße hinunter, und am Neuen Thor und die Hamburger Eisenbahn vorüber, wo man den Schatten des sogenannten kleinen Thiergartens zu gewinnen suchte.

Lerche fühlte sich wohl in der Gesellschaft der kräftigen und frischen Männer, die ihn umgaben. Weniger gefielen ihm die dazu gehörigen Frauen, welche zum Theil durch einen bunten und absichtlich herausgesuchten Putz sich hervorzuthun gestrebt, damit aber die Spuren der schweren Arbeit, denen sie täglich unterlagen, nicht ganz hatten verwischen können. Die Männer erschienen in einem durchaus stattlichen, von jeder Affektation freien Aussehn, und in einer Bekleidung, deren Sauberkeit und Tüchtigkeit nichts zu wünschen übrig ließ und die zum Theil sogar in ganz elegantem und modischem Schnitt sich darstellte. Nur die Hand verrieth den gewaltig in Anspruch genom-

menen Arbeiter, machte aber in dieſer Beſchaffenheit mehr den Eindruck eines ſchmückenden Ehrenzeichens, welches dem Werth des Mannes hinzugefügt wurde.

Gleich bei der Abfahrt waren von allen Seiten mächtige Tabackspfeifen hervorgezogen und angezündet worden. Doch wurden auch viele Cigarren geraucht, und Lerche bemerkte, daß dies bei weitem mehr der Fall ſei, als er es ſonſt beim deutſchen Arbeiter und Handwerker angetroffen haben wollte. Er knüpfte mit ſeinem ihm gegenüberſitzenden Reiſegefährten eine Unterhaltung darüber an, und äußerte ſcherzend, daß die Cigarre für den deutſchen Arbeiter mehr eine nachmärzliche Inſtitution ſei, welche durch den Aufenthalt in den Clubbs bei ihnen in Aufnahme gekommen ſei. Auch trage die Cigarre, fügte Lerche hinzu, mehr ein ſocialiſtiſches Element an ſich, und entſpreche den Formen der gleichberechtigten Verbrüderung im Vergleich mit der abſolutiſtiſchen Tabackspfeife, die noch auf das türkiſche Paſchathum der patriarchaliſchen Individualität hinweiſe, und durch ihren Luxus mit dem Meerſchaumkopf, der Bernſteinſpitze und der phantaſtiſchen Troddel jedenfalls einer durchaus undemokratiſchen Zeitanſchauung angehöre!

Lerche hatte geglaubt, ſeinen Nachbar ein wenig unterhalten zu müſſen, und wollte nun auch eine

Antwort von demſelben abwarten. Nach längerem Zögern ſagte dieſer endlich mit einem ſehr hervorſtechenden berliner Dialekt: Das könnte am Ende wohl möglich ſein. Aber mit den Cigarren hat es doch auch ſeinen ganz verteufelten Unterſchied. Es kommt ja Alles dabei auf die Sorte an, das will ich meinen! Cigarre und Cigarre, das iſt nicht ſo wie Muß und Mine. Und ich möchte wohl wiſſen, was mich das Socialiſtiſche angehn ſoll, wenn ich nur meine gute Cigarre habe, die nicht Jeder rauchen kann, weil nicht Jeder für eine Cigarre einen Silbergroſchen ausgeben thut und thun kann!

Alſo Unterſchiede wollt Ihr doch ſtatuiren, ſelbſt im Rauchen? fragte Fritz Lerche mit affektirtem Erſtaunen. Hat ſich dieſer Wurm der Reaktion auch ſchon in das Herz der berliner Volkspartei ſelbſt eingefreſſen? Was höre ich? Ihr freut Euch, daß es verſchiedene Sorten Cigarren auf der Welt giebt, und Euer Stummel ſchmeckt Euch beſſer, wenn Ihr daran denkt, daß er Euch einen Silbergroſchen koſtet, während die Cigarre Eures Bruders um neun Pfennige ſchlechter dampft?

Nu, Herr Jeſus, erwiderte der Arbeiter mit einiger Betroffenheit, man freut ſich doch immer, wenn man ſelbſt etwas Gutes hat.

Warum hat ſich denn das Männeken ſo? rief ein Anderer, der ganz hinten in einer Ecke des Wagens ſaß und an der Aeußerungsweiſe Lerche's einigen Anſtoß gefunden zu haben ſchien. Er iſt wol kein richtiger Demokrat da vorne?

Meine Sorte iſt gewiß die beſte! fuhr der Kutſcher dazwiſchen, indem er ſich ebenfalls eine außerordentlich dicke und lange Cigarre anzündete, die auch ſofort in kniſternde Funken aufflammte, und einen blauen Dampf mit fürchterlichen Gerüchen über den ganzen Wagen verbreitete. Als die ganze Geſellſchaft darüber lachte, ſah er ſich mit einer triumphirenden Miene um und fügte hinzu: Von dieſer Sorte koſtet das ganze Dutzend nur einen Silbergroſchen. Seitdem ich Mitglied der Volkspartei in unſerm Bezirk geworden bin, kriege ich in dem Keller, wo ich alle meine Bedürfniſſe baar entnehme, auf drei Dutzend noch zwei Kümmel dazu. Das gefällt mir beſſer, als bei den Reaktionnairs, wo ſie mir zu Weihnachten Pfefferkuchen aufbauten, um mich damit konſervativ zu machen.

Lerche beluſtigte ſich ungemein an dem Weſen des Fuhrmanns, und machte auch die neben ihm ſitzende Eliſabeth auf die charakteriſtiſche Drolligkeit dieſer Perſönlichkeit aufmerkſam. Eliſabeth hatte jedoch

in dieſem Augenblick nur Sinn für das Pferd, welches allein einen ſo belaſteten Wagen ziehen müſſe, und außerdem beſtändig die Peitſche des Kutſchers zu fühlen habe.

Lerche ſagte hierauf zu dem humoriſtiſchen Fuhrmann, der auch ihn jetzt mit den Augen fixirte: Warum quält Ihr denn Euer armes kleines Pferd ſo entſetzlich? Ihr laßt uns hier prächtig wie konſtitutionnelle Bourgeois einherfahren, aber Ihr benehmt Euch auch ſelbſt wie ein beſitzender Bourgeois, indem Ihr das arme abgeſetzte Proletariat vor Euern Wagen ſpannt, und damit gute Geſchäfte macht. In der That, ſieht Euer Fuchs nicht wie ein wahrer Proletarier aus, der ſich für den Bourgeois ſchinden muß?

Es giebt noch Kloppe, Kleiner! rief hier wieder dieſelbe Stimme aus der hinterſten Wagenecke hervor. Das Wort Proletarier darf in der Mitte der berliner Volkspartei nicht mehr ausgeſprochen werden! Es iſt dies ein nichtswürdiges, uns Alle beſchimpfendes Wort. Wer hier von Proletariern ſpricht, iſt ein Reaktionnair und gehört nicht auf dieſen Wagen.

Lerche verſchmähte es ſich nach ſeinem Gegner umzublicken, der es in der That aus ihm unbekannten Gründen auf ihn abgeſehen zu haben ſchien. Elſa-

beth flüsterte ihm ängstlich zu, daß dies ein böser und gefährlicher Mensch sei, mit dem er doch gar nicht anbinden möge. Es sei ein Schuhmachergesell aus ihrem Nachbarhause, der sie seit einiger Zeit mit seinen Anträgen verfolge und ihr die Heirath angeboten habe.

So treibt ihn wol die edle Eifersucht, und ist das nicht sehr schmeichelhaft für mich? fragte Lerche, indem er ihr scharf ins Auge sah und den Arm der über und über Erröthenden innigst an sich drückte.

Fritz Lerche fühlte jedoch zugleich mit einigem Bedauern, daß er mit der Volkspartei, oder wenigstens mit den hier versammelten Repräsentanten derselben, nicht mehr recht in Zug zu kommen scheine, da seine Aeußerungen offenbar nicht angesprochen hatten. Er erinnerte sich daran, wie gut es ihm noch vor Kurzem gelungen war, mit den französischen Blousenmännern in den socialistischen Weinschenken der Barrière zu verkehren, und wie diese Leute trotz seines fremden Accents doch auf alle Anspielungen und Scherze eingegangen waren, selbst wenn dieselben auf die sogenannte höhere Politik sich zurückverlaufen hatten. Dagegen kam es ihm vor, als wenn die berliner Volkspartei jetzt nichts mehr so hasse, als

Beziehungen auf die Politik, die ihr mehr und mehr wieder zu einer ihr unverſtändlichen Nebenſache geworden zu ſein ſchien.

Lerche beſchloß daher, ſich fortan ſchweigend zu verhalten, oder nur in einem leiſeren Geflüſter mit Eliſabeth ſeine Bemerkungen während der Fahrt anzubringen. Es war unterdeß ziemlich raſch vorwärts gegangen. Lerche ſah, daß in dem kleinen Thiergarten, durch den ſie jetzt fuhren, wenig Bäume übrig geblieben waren. Der gewaltige Bau des neuen Gefängniſſes, welches ſich dort erhoben, und das hinter ſeinen unheimlichen Mauern wie eine rieſige Zwingburg ſich ausdehnte, hatte einen großen Theil des Waldes hinweggenommen und zertheilt. Dann ging es an der dort neuerbauten Küraſſier-Kaſerne vorüber, die durch ihre großartigen architektoniſchen Verhältniſſe, in denen ſie aufgeführt war, auch die Bewunderung Fritz Lerche's erweckte. Er wunderte ſich im Stillen, daß die Volkspartei ihre Vergnügungstour gerade an ſolchen Gebäuden vorübernahm, deren Anblick nicht erkräftigend auf die Phantaſie einwirken konnte. Er hütete ſich aber wol, ſeine Freude an der Schönheit der Küraſſier-Kaſerne laut werden zu laſſen, da ſein Nebenbuhler in der hinterſten Wagenecke dies wahrſcheinlich dazu benutzt

haben würde, ihn jetzt ganz entschieden der Reaktion zu beschuldigen.

Endlich zeigte sich das grüne, schöngelegene Moabit, das Ziel dieser Wallfahrt. Das geräumige Haideland prangte hier in einer frischen und lebendigen Vegetation. Die Wiesen schimmerten und dufteten in den buntdurchwirkten Gräsern, kleinen Farrenkräutern, malerischem Klee, Wolfsmilch, und mancherlei gelben, rothen und weißen Blümchen, die hier als schmückendes Unkraut die besten Dienste leisteten.

Die Wagen fuhren an der Moabiter Kirche vorüber, die von den Besuchern des freundlichen und naturfrischesten Orts in der Umgebung Berlins gewöhnlich am wenigsten gerühmt wird, indem man sie mit einem Militair-Magazin zu vergleichen pflegt. Das Dorf erstreckt sich von hier aus in zwei ausbiegenden Linien auf eine sehr malerische Weise fort. Die eine Reihe der Häuser, Villen und Kaffeehäuser zieht sich an der Seite der Spree in anmuthiger Abwechselung hin, und trennt sich in der Mitte durch weite Wiesen und Waldpartieen von dem gegenüberliegenden Theil des Dorfes, der sich in seinen äußersten Endpunkten an den romantischen Wald des Plötzensee's lehnt. Auf diesen in der Mitte des Orts sich ausbreitenden Wiesen und Waldgründen erhebt

ſich der eigentliche Tummelplatz des berliner Volksvergnügens. Hier erblickt man das weiße Sonntagskleid des berliner Dienſtmädchens, das im Tanze und im Spiel an den Geſträuchen und Hecken vorüberflattert. Oder man lagert im Raſen, umgeben von dampfenden Lebensmitteln, welche die verſchiedenartigſten Gerüche über den Wieſenplan aushauchen. Unter den Geſellſchaftsſpielen herrſcht der berühmte Plumpſack vor, der auch mit dem idylliſcheren Reifenſchlagen abwechſelt. Geſang, Fröhlichkeit, Witz und Schäkerei wird von allen Seiten laut. Die Finken, welche die Kaſtanienbäume und Linden am Rand des Weges bewohnen, ſchmettern ihren melodiſchen Beifall in das Gewühl hinunter.

In dieſer Weiſe hatten ſich auch heut bereits die wohlbekannten Sonntagsgruppen auf den Moabiter Gründen gelagert und entfaltet. Die Volkspartei des Bezirks, mit dem wir hier in Berührung ſtehen, hatte jedoch ein beſonderes Garten-Lokal für ihr heutiges Feſt gemiethet, in dem ſie auf einem abgeſchloſſenen Raum ihr Mahl und ihre Spiele abhalten wollte. Die zu ihrem Ziel gelangten Wagen hielten jetzt an dieſem Lokal ſtill, und man ſtieg in buntem Gemiſch und unter fröhlichem Schwatzen und Singen aus, um ſich durch den Garten zu vertheilen, und

zuerſt die Anſtalten, welche die Vertrauensmänner für die Tafel getroffen, in einen vorläufig prüfenden Augenſchein zu nehmen.

Fritz Lerche führte in wohlehrſamer Gruppirung die Frau Eliſabeth am Arm, welche an der anderen Hand die kleine Johanna geleitete. In dem Augenblick, wo ſie den Garten betraten, ſtreifte ein Vertrauensmann des Bezirks, mit dem Lerche eine flüchtige Bekanntſchaft hatte, mit außerordentlich wichtiger und geſchäftiger Miene an ihm vorüber. Lerche hielt ihn einen Augenblick auf, und fragte, ob vielleicht etwas Außerordentliches vorgefallen ſei.

Der Angeredete war ein junger Communal-Lehrer der Vorſtadt, mit blondem hochſtiegendem Haar und einem langwallenden röthlichen Kinnbart. Er hatte ſich in den berliner Partei-Bewegungen ſchon vielfach hervorgethan, und die kleineren Demokraten ſeines Bezirks glaubten von ihm, daß er Alles wiſſe, was von den Comité's in London, Paris und Genf in Sachen der zukünftigen Revolution berathen und beſchloſſen werde.

Wir werden vornehmen Beſuch erhalten, erwiderte Dr. Schmidt mit gewichtigem Ausdruck. Ich habe ſoeben die zuverläſſige Nachricht erhalten, daß der Miniſter von Manteuffel unſere Partei in Moabit

beſuchen will. Er will ſeine berühmten Wallfahrten zum Schluder'ſchen Weißbier heut einmal auf Moabit ausdehnen, um kennen zu lernen, wie ſich die Organiſation der berliner Volkspartei im Freien und Grünen ausnimmt. Ich will jetzt nur eilen, lieber Lerche, um auf der Straße nachzuſehn, ob ich nicht ſeinen Wagen ſchon erblicken kann?

Der Vertrauensmann eilte bei dieſen Worten raſch fort, drehte ſich aber noch einmal haſtig auf dem Abſatz um, und ſagte: Was meinen Sie, Lerche, ob wir den Miniſter vielleicht gar zu Tiſche einladen? Vielleicht verſchmäht er auch einmal ein Glas Baieriſch nicht, und ich war eben bei der Kaduff in der Küche, und habe mich überzeugt, daß der Kalbsbraten vortrefflich gerathen iſt. Auch bekommen wir jungen Spargel und einiges Frühgemüſe von den Miſtbeeten. Würden Sie es aber für eine richtige Partei-Taktik halten, wenn die berliner Volkspartei den Miniſter des Innern zum Mittagbrot einlüde? Sprechen Sie raſch Ihr Votum darüber aus, denn da Sie erſt friſch von Paris kommen, ſo kann Ihre Anſchauungsweiſe noch nicht ſo corrumpirt ſein, daß Sie nicht am beſten über einen ſo delikaten Handel zu urtheilen wüßten! Wir ſind bereits hier ein Bischen corrumpirt, ich muß es Ihnen aufrichtig geſtehn!

Nun, verſetzte Lerche, ich ſehe hierbei nicht das geringſte Bedenken obwalten. Nach den ſocialiſtiſchen Rothen in Paris können Sie ſich hier nicht richten, obwol dieſelben bereits der berliner Volkspartei im Diplomatiſiren und im paſſiven Widerſtand nachzueifern anfangen! Es ſtehen ganz neue und ſeltſame Zeichen der Zeit am Horizont, mein lieber Dr. Schmidt. Wenn die Franzoſen von den Berlinern den paſſiven Widerſtand gelernt haben, ſo kann die Spree der Seine auch darin noch mit gutem Beiſpiel vorangehn, daß die Volkspartei auch den Miniſter des Innern auf einen Kalbsbraten ſetzt! Hat die berliner Demokratie dem Kalbfell folgen müſſen, ſo folgt Herr von Manteuffel dafür vielleicht noch dem demokratiſchen Kalbsbraten. Man hat mir geſagt, daß dieſer Miniſter zuweilen etwas mit der Demokratie liebäugelt und kokettirt, da er ihr in einer Rede vom Miniſtertiſch ſogar ausdrücklich eine Berechtigung zugeſtanden hat. Geben wir doch dieſer Koketterie bei ihm noch eine ſolidere und dauerhaftere Grundlage, indem wir uns mit ihm durch den Kompromiß eines Kalbsbratens verbinden! Ich finde alſo Ihre Idee vortrefflich!

So kommen Sie mit mir und helfen Sie mir den Miniſter ſuchen und einladen! rief der Andere lebhaft. Wenn wir Beide zuſammen kommen, gewin-

nen wir mehr das würdige Anſehen einer Deputation. Aber Ihre Dame und das Kind müſſen Sie dann im Garten zurücklaſſen.

Im Gegentheil, erwiderte Fritz Lerche, wenn wir alle Vier kommen, imponiren wir Herrn von Manteuffel mehr durch die Maſſenhaftigkeit unſeres Erſcheinens. Auch wünſchte ich ſehr, daß er mich hier wie einen ſoliden Familienvater aufmarſchiren ſieht. Er wird dann um ſo bereitwilliger ſein, mir meine abgelaufene Aufenthalts-Karte verlängern zu laſſen, oder mich mit dem Auswanderungsſchein zu verſehen, um den ich vielleicht bald bei ihm anhalten möchte. Sie ſehen, es diplomatiſirt heut Alles, was nur irgend mit der Volkspartei in Berührung ſteht!

Es wurde darauf verabredet, gemeinſchaftlich einen Gang durch das Dorf zu machen, um vielleicht der Perſon des Herrn von Manteuffel bereits zu begegnen. Bei dem ſeit einiger Zeit hervorgetretenen Hang dieſes Miniſters, ſich den Volksklaſſen zu nähern, und bei der eigenthümlichen Bedeutung des auf dieſer Landpartie vertretenen Bezirks, glaubte man auf dies Ereigniß in der That mit Beſtimmtheit rechnen zu dürfen.

Eliſabeth hing ſich feſter an den Arm ihres Begleiters. Sie hatte ſich bei der komiſchen Anſpielung

Lerche's auf die Situation, in welcher er mit ihr einherging, eines ſchelmiſchen Lächelns nicht erwehren können, welches das erſte war, das ſeit ihren Trauertagen ihre noch ſo jugendfriſchen Lippen umſpielt hatte.

Ganz unzufrieden ſchien die kleine Johanna mit dieſem Ausflug nach Herrn von Manteuffel zu ſein, worin ſie nur eine abermalige Hinausſchiebung ihres Mittagseſſens erblickte.

Sechzehntes Capitel.

Herr von Manteuffel und Herr von Radowitz.

Das Moabiter Sonntags- und Volksleben begann jetzt erst seinen Höhepunkt zu betreten und sich in seiner ganzen wogenden Kraftfülle zu entwickeln. In dampfenden Staubwirbeln bewegte sich die bereits zu einem unabsehbaren Knäuel ineinandergewirrte Volksmasse auf und nieder. In der Haupt-Allee, in den Seitenwegen, auf den Wiesen und Gründen, konnte man sich nur langsam Bahn brechen, und mußte mit allen Ereignissen, Hindernissen und Zwischenspielen, welche die Menge bald theilten, bald wieder enger zusammenpreßten, gleichen Schritt halten.

„In die Traum- und Zauber-Sphäre, scheint es, sind wir eingegangen!“ rief Fritz Lerche, sich vergnügt die Hände reibend, indem er seine Gefährten auf die am meisten charakteristischen Bestandtheile des Getümmels, wie sich dieselben gerade an ihnen vorüber-

drängten, aufmerksam machte. Ich glaube, fügte er hinzu, es wird uns sehr schwer werden, den Minister von Manteuffel aus diesem Gewühl herauszufinden.

Sie schritten indeß herzhaft von einer Gruppe zur andern weiter. Das unaufhörliche Geleier der Drehorgeln, deren fast alle dreißig Schritte neue kamen, begleitete gewissermaßen den Strom der Melodieen, in dem sich dieses groteske Menschengewoge in sich selbst fortschob und weiterspielte.

Soldaten, Handwerksburschen, Bürger mit ihren Frauen und einer Schaar von Kindern, Lehrjungen, Dienstmädchen, Handlungsdiener, einige Studenten, bildeten den Haupteinschlag in diese tausendfach schimmernde Menschen-Mosaik, die in der That wie durch die Kunst eines Taschenspielers lebendig geworden und in Bewegung gerathen schien. Wenn die gellenden Leierkasten einen Augenblick lang nachgelassen hatten, so drangen die Cigarren-Jungen um so stärker durch, welche mit einem unaufhörlich pfeifenden Geschrei ihre Waare, die sie in einem kleinen Kasten vor dem Leib trugen, zugleich mit ihren brennenden Lunten anboten. Gewaltiger tönte aber noch die Stimme der Männer, welche Sauergurken ausschrieen, indem sie diese Lieblingsspeise des berliner Volks in kleinen weißen Fässern auf ihren Schultern umher-

trugen. Mit ihnen wetteiferten die, zum Symbol der Reinlichkeit mit weißen Schürzen angethanen Verkäufer der berühmten berliner Saucischen. Man ſah dieſe harmloſen Delikateſſen zugleich in den vielen Tiegeln und Schmorgefäßen entſtehen, welche auf dem Raſen und im Gebüſch von alten erfahrenen Frauen mit einem die volle Wichtigkeit des Geſchäfts ausdrückenden Ernſt dirigirt wurden. Die ſtillen Feuer, welche hier in den Kohlenbecken brannten, ſandten ihre Dämpfe, zugleich mit dem Wohlgeruch der friſchgebratenen Würſte vermiſcht, auf das Anlockendſte zu den Naſen der Vorüberwallenden empor. Dieſe kleinen beweglichen Reſtaurationen, aus denen auch fleißig Bier und Schnapps ausgeſchenkt wurde, ſahen wie der Theſpiskarren zu dem bunten berliner Volksdrama aus, das hier aufgeführt wurde, und enthielten gewiſſermaßen den Stoff zu allen Darſtellungen in ſich.

„In die Traum- und Zauber-Sphäre, ſcheint es, ſind wir eingegangen!“ rief Lerche abermals, indem er durch dieſen zweiten Jubellaut, der bereits etwas heiſer herauskam, ſeine ſich ſehr gepreßt fühlende Bruſt zu erleichtern ſuchte. — Dieſe Phänomene, fuhr er zu ſeinen Begleitern fort, haben auch bereits einen revolutionnairen Zeitgeſchmack ange-

nommen. Das berliner Saucischen hat ſeine vormärzliche und ſeine nachmärzliche Zeit gehabt. In den Revolutionstagen von 1848 ſchmückte das Saucischen die junge Volkstribune unter den Zelten, und machte die politiſche Schwenkung des berliner Volkscharakters mit. Es dampfte damals mit der revolutionnairen Beredſamkeit eines Karbe, Held, Jung um die Wette. Alle jene Windmacher der Revolution bliesen wenigſtens das Kohlenfeuer an, auf dem damals in der Nähe der Redner-Tribune das berliner Saucischen ſchmorte. Ich habe damals oft gedacht, daß die berliner Guillotine nicht ſo fürchterlich werden könnte, weil doch gewiß noch einige Saucischen an dem Fallbeil hängen würden. Das berliner Saucischen machte aber im November 1848 auch die Reaktion und die Verfaſſungs-Oktroyirung mit. Denn es bot ſich den einziehenden und auf den Straßen lagernden Truppen ebenſo einladend und ſchmackhaft dar, als es noch kurz zuvor der Volkspartei gedampft hatte. Vor dem Schauſpielhauſe, wo die National-Verſammlung belagert wurde, ſah ich dieſelben Frauen des ſouverainen Volks, welche noch einen Tag vorher an der Rednertribune der Zelte die Saucischen geliefert, dieſelben jetzt mit allem Zubehör den Soldaten zur Stärkung verabreichen. Saucischen, du gleichſt

dem Volksherzen, du biſt wandelbar und allſeitig! Du ſtrebſt vergebens, mich jetzt mit deinen für mich ſo höchſt tendenziöſen Düften zu berücken!

Unſere Wanderer wurden jetzt durch einen Haufen ſingender und lärmender Handwerksgeſellen, die in geſchloſſenen Reihen hinter ihnen hergezogen kamen, etwas raſcher vorwärts getrieben. Die Scenerie wurde jetzt etwas poetiſcher, indem ein alter Guitarren-Sänger, der ſein Inſtrument mit vieler Beweglichkeit und einer drolligen Affektation rührte, einen ſehr aufmerkſamen Zuhörer-Kreis um ſich verſammelt hatte. Er war als der Troubadour von Moabit unter dieſem Namen hinlänglich bekannt, und genoß vor ſeinen andern localen Mitbewerbern zugleich des Ruhmes, Improviſator zu ſein. Er hatte eben wieder ein wahrſcheinlich ſehr anſpielungsreiches und praktiſch einſchlägiges Lied vollendet, denn das Kreiſchen, welches namentlich unter ſeinen weiblichen Zuhörern ausgebrochen war, wollte kein Ende nehmen. Mancher Geſelle hatte durch dieſe Anſpielungen des Improviſators Gelegenheit gefunden, dem lachenden Mädchen, welches er an ſeinem Arm führte, durch Händedruck und andere thatſächliche Demonſtrationen die Ueberzeugung von ſeiner treu und ernſtlich gemeinten Liebe zu erwecken. Der Dichter ſtrich ſich jetzt wohlgefällig

ſeinen greiſen Schnurrbart, da es in ſeine ausgeſtreckte Mütze ſo viele Dreier, Sechſer und auch Silbergroſchen regnete, daß er mit ſeinen zitternden Händen kaum Alles wieder herausnehmen konnte.

Jetzt ging es weiter, an anderen Localen und Gärten vorüber, aus denen eine ſtürmiſche Tanzmuſik herausſchallte. Man hörte das geräuſchvolle Drehen der Paare, mit dem zeitweiſen Aufſtampfen des Tänzers, worauf dann oft ein allgemeines Jauchzen und Jubeln folgte. Dann zeigte ſich unſeren Wanderern am Rande der Wieſe wieder ein großer Kreis von Menſchen, der ſich um einen kleinen Affen gebildet hatte, welcher allerhand beluſtigende Vorſtellungen unter Anleitung der Peitſche ſeines Führers gab. Der Affe hatte eine rothe Mütze auf dem Kopf und trug von gleicher Farbe eine Uniform, die ebenſo ſehr wie ſeine Sprünge auf die Lachluſt ſeines Publikums wirkte. Nicht weit davon ſtanden einige Würfelbuden aufgeſchlagen, an denen um Taſſen, Gläſer und Flaſchen eifrig geſpielt wurde. Auch ſah man einige bewegliche Roulette's, die von ihrem Banquier in Form einer Karre gehalten wurden, auf der ſie fortgeſchoben werden konnten Hier wurde, obwol nur mit ganz kleiner Münze, ungemein hitzig pointirt, wozu ſich Spieler der verſchiedenſten Art zuſammengedrängt hatten.

„In die Traum- und Zauber-Sphäre, ſcheint es, ſind wir eingegangen!“ rief Lerche wiederholt, und fügte hinzu: Aber wie wir hier auf den Miniſter von Manteuffel ſtoßen wollen, verehrteſter Vertrauensmann unſeres Bezirks, wird mir doch immer räthſelhafter! Wenn er ſich auch zuweilen aus einem miniſteriellen Fallſchirm in die Mitte der Demokratie niederzulaſſen ſcheint, wenn er ſich auch im Schluder'ſchen Local die Volksthümlichkeit mit Weißbier eingeimpft hat, ſo zweifele ich doch ſehr, liebſter Doktor, daß der Miniſter es wagen würde, dieſen Blocksberg des berliner Volkslebens hier zu betreten!

Herr von Manteuffel wird ganz gewiß kommen! erwiderte Dr. Schmidt mit Eifer. Es iſt heut eine Miniſter-Conferenz beim König in Charlottenburg, wie ich aus ganz zuverläſſiger Quelle weiß. Der Miniſter hat beſchloſſen, ſeine Rückkehr von dort über Moabit zu nehmen, um ſich ein wenig durch das Volkstreiben hindurchſchaukeln zu laſſen. Wahrſcheinlich werden wir auch mit ihm noch Radowitz ſehen, der jener Miniſter-Conferenz in Charlottenburg ebenfalls beigewohnt hat. Denn es handelt ſich dort heut um die Fortſetzung oder Nicht-Fortſetzung der preußiſchen Unionspolitik. Man glaubt mit dem

Parlament in Erfurt nicht mehr auskommen zu können. Die Regierung fürchtet ſich vor der ſpießbürgerlichen Tapferkeit dieſer elenden Gothaer, in denen das Volk doch nichts als die eigentlichen Verräther an der Einheit Deutſchlands und an allen Prinzipien ſieht!

Als ſie jetzt weiterſchritten, trat ihnen mit vielem Ungeſtüm eine Frau in den Weg, die mit ihrem Gatten, einem etwas erhitzt ausſehenden Handwerksgeſellen, in einen ſehr verwickelten Streit gerathen zu ſein ſchien, den ſie rückſichtslos ausfochten. Die Frau ſtieß mit ihrer lebhaften Geſtikulation alle Vorübergehenden in die Seiten, und ſchrie jetzt aus Leibeskräften: Ich behaupte doch, daß das Moabiter Vergnügen heruntergekommen iſt, ganz ſchauderhaft heruntergekommen iſt. Man ſieht gar keine weiße Mäuſe mehr hier, und wenn ich ſonſt als Kind mit meinem Vater mir hier Vergnügen machte, ſah man auch einen Bären, der auf zwei Beinen tanzte, und der Monſieur Affe da, der ſich heut in ſeinem rothen Schanzläufer ſo erſchrecklich abquält, der rutſchte nicht etwa ſo mutterſeelenallein auf ſeinem Liebwertheſten herum, wie wir dies eben vor Augen geſehen haben. Nein, das gottloſe Thier hatte noch ein Kameel unter ſich, auf dem es herumſprang, haſt Du nicht geſehn, und das alte bucklige Kameel ſchob dann ſeinen langen

Hals ſo drollig in die Höhe, als wenn es ſich den Kleinen damit knacken wollte. Das kriegt man jetzt Alles nicht mehr zu ſehn, Rolemann, und Du willſt mir noch ins Geſicht hinein behaupten, daß das Vergnügtſein ſich hier erhöht hätte!

Du weißt nicht, was Du ſprichſt, Alte! erwiderte der Handwerksgeſelle mit nicht ſehr freundlicher Zurechtweiſung. Die weißen Mäuſe hat ja die Reaktion weggefangen, und hält ſie jetzt in dem Kaſten, in welchem die Verfaſſung aufbewahrt wird, unter Verſchluß. Die lieben Thierchens hatten ſchon bei dem alten Leiermann immer ſo gut tanzen und hungern gelernt, und nun ſtürzen ſie ſich in dem engen Kaſten, in dem ſie nun kuſchen müſſen, mit verteufelter Wuth auf die Verfaſſung, ledern die ſogenannten Paragraphen rein ab, und freſſen die Volksrechte, die wir uns längſt ſchon ſauer gekocht haben, mit dem größten Appetit auf. Was nun den alten Tanzbären und das buckelige Kameel anbetrifft, die Du als dumme Trine noch herumlaufen geſehen haben willſt, ſo hat das allerdings ſeine ganze Richtigkeit, daß man auch dieſe lieben Thierchens gar nicht mehr ſieht. Aber wo ſind ſie denn geblieben? Sie ſind blos ſouverain geworden, und haben ſich dadurch in dem allgemeinen Volksdufel aufgelöſt, wie man dies jetzt

mit einem verdammt pfiffigen Ausdruck nennt. Siehst Du, Kunigunde, das ganze souveraine Volk ist jetzt Tanzbär und Kameel geworden, und nun braucht man diese lieben Thierchens hier gar nicht mehr. Das Volk ist sich jetzt selbst genug, und darum duldet es auch Alles. Als Tanzbär hat es sich den Ring durch die Nase ziehen lassen, welchen man den konstitutionnellen nennt, und als Kameel trägt es den Affen auf dem Höcker, welchen sie die Befreiung von den Lasten nennen!

Das Paar stürmte vorüber, und Lerche und seine Freunde hörten nur noch aus der Ferne, wie die etwas ältere Frau ihrem jungen Mann heftige Vorwürfe darüber machte, daß er noch immer von der Politik nicht loskommen könne. In diesem Augenblick aber machte Dr. Schmidt auf einen Wagen aufmerksam, der sich durch seine elegante und stattliche Beschaffenheit von den übrigen hier vorherrschenden Sonntags-Fuhrwerken unterschied. Der Wagen mußte langsamen Schritt fahren, da die Ueberfüllung der Hauptallee, in der er sich fortzubewegen hatte, nur wenigen und allmäligen Raum für ihn übrig ließ. Als es unsern Freunden jetzt gelungen war, sich bis zu dieser Equipage hindurchzuarbeiten, bemerkten sie, daß die ausgesprochene Vermuthung die richtige gewesen. Der Minister von Manteuffel und der

General von Radowitz befanden ſich in der That in dem Wagen.

Es muß mit der Unionspolitik in Charlottenburg gut ſtehen, bemerkte Lerche, weil die beiden Herren in demſelben Wagen abgefahren ſind, und dadurch wahrſcheinlich ein erneuertes Bündniß in dieſer jammervollen deutſchen Politik an den Tag legen wollen! Es macht mir aber Vergnügen, dieſe beiden berühmten Matadore einmal in der Nähe zu ſehen. Sie ſind ohne Zweifel die berühmteſten und geſcheidteſten von uns Allen, aber zu uns gehören ſie doch. Sie ſind auch Matadore, und recht ſchöne und fette, wer wollte das leugnen? Es giebt heut auf allen Seiten Matadore, das iſt eine höchſt vergnügliche und bunte Wirthſchaft!

Sein Begleiter hatte indeß nicht mehr Muße, auf dieſe Bemerkungen Lerche's ſich einzulaſſen, ſondern er trat dem Wagen offenbar in der Abſicht näher, die Aufmerkſamkeit der darin ſitzenden Herren auf ſich zu lenken, was ihm auch ſofort gelungen war. Herr von Manteuffel bemerkte ihn, und Lerche ſah mit Erſtaunen, wie Dr. Schmidt auf das Freundlichſte und Zuvorkommendſte von dem Miniſter gegrüßt wurde, woraus ein zwiſchen Beiden ſchon beſtandenes näheres Verhältniß hervorzugehen ſchien.

Ohne sich weitere Gedanken darüber zu machen, beschäftigte sich Lerche nur damit, die Persönlichkeiten der Koryphäen der neuesten preußischen Politik näher in's Auge zu fassen. Der Minister von Manteuffel bewegte sich mit großer Freundlichkeit nach allen Seiten hin, und er schien wol bemerkt zu haben, daß er in diesem Augenblick von den seinen Wagen umdrängenden Volksmassen erkannt worden war. Indem nämlich Dr. Schmidt jetzt neben dem schrittweise fahrenden Wagen einherging, und dabei einige Fragen an den Minister gerichtet zu haben schien, die von demselben auch mit vieler Rücksicht beantwortet wurden, war man allgemeiner auf den Wagen aufmerksam geworden, und die Kunde von der Anwesenheit des Herrn von Manteuffel in Moabit verbreitete sich bald in der Menge. Den zu seiner Rechten neben ihm sitzenden General von Radowitz kannte man nicht so allgemein, auch hatte derselbe seine große imponirende Gestalt in vornehmer Zurückgezogenheit in den Hintergrund des Wagens zurückgelehnt.

Die Spaziergänger strömten jetzt stärker zu dem Wagen heran, und Herr von Manteuffel ließ sich mit einer Unbefangenheit, die vielfach von seinen Beschauern gerühmt wurde, von Allen betrachten. Zuweilen rückte er an den etwas großen Augengläsern

ſeiner Brille, als wolle er Einzelne der an ihm Vorübergehenden oder auch Stehenbleibenden noch ſchärfer betrachten, und ſein Ausſehen nahm dann einen Augenblick lang eine gewiſſe kritiſche Ueberlegenheit an, wozu ſich ein leiſes Rümpfen der ariſtokratiſchen Naſe und eine gekniffene, halb lächelnde Bewegung um den ſehr charakteriſtiſchen Mund geſellte.

Dieſer miniſterielle Kopf hat in der That einen etwas napoleoniſchen Typus, ſagte Lerche zu ſeiner Frau Eliſabeth. Der ſtarke Hinterkopf deutet auf Charakter, Entſchloſſenheit, auch wol auf etwas Tücke, und auf eine große Beweglichkeit des Handelns. Das Geſicht verräth Muskelkraft, wenn auch zugleich Starrheit und Eigenſinn. Das Kinn ſtört aber jeden conſequenten Eindruck.

Unter dieſen phyſiognomiſch-politiſchen Betrachtungen war Lerche von dem Wagen hinweggedrängt worden, er bemühte ſich aber jetzt wieder näher zu demſelben heran, um auch etwas von dem Geſpräch aufzufaſſen, welches zwiſchen Dr. Schmidt und dem Miniſter geführt wurde.

Der Vertrauensmann des Bezirks hatte eben, nach einigen vorausgeſandten allgemeinen Bemerkungen und Höflichkeitsformen, an den Miniſter die unmittelbare Einladung gerichtet, zu ſeiner Erfriſchung

einen Augenblick lang bei Kaduff absteigen zu wollen, und dabei ein Bezirksfest der Oranienburger Vorstadt mit seiner Gegenwart zu beehren. Der Vertrauensmann fügte hinzu, daß der Bezirk sich dadurch außerordentlich geschmeichelt fühlen würde.

Herr von Manteuffel richtete einen lächelnden und vielbezüglichen Seitenblick auf seinen Gefährten im Wagen, der etwas unruhig zu werden anfing. Herr von Radowitz legte sich jetzt mit einer leichten Vorbiegung nach der andern Seite zum Schlage hinaus, und schien in sinniger und ernster Betrachtung der Volksmassen, die sich auch hier vorüberschoben, abwarten zu wollen, wie sein Reisegenosse mit den ihm widerfahrenden Anfechtungen zu Ende kommen werde.

Der Minister erwiderte nach kurzem Bedenken auf die an ihn gerichtete Einladung, indem er seiner Freundlichkeit einen etwas spitzen Ton beimischte: Der Name Kaduff klingt zwar nicht schlechter als der Name Schluder, denn dieser Combination, lieber Herr Doktor, habe ich doch wol die Ehre Ihrer Einladung zu danken. Sie sind recht freundlich, an diese meine Antecedentien weiter anknüpfen zu wollen, aber meine Zeit drängt mich heut, und während Sie hier mit Ihrem Bezirk Sonntag machen, wird es mir nicht so gut, denn ich muß nach Berlin um zu arbeiten.

Sagen Sie aber Ihrem Bezirk, den ich freundlich grüße, daß es mit der Sache der deutſchen Union gut ſteht, und daß, wer es gut mit dem Vaterlande meint, daran feſthalten muß. Bringen Sie heut bei Ihrem Mahl die Geſundheit auf Seine Majeſtät den König, als auf den kräftigſten und aufrichtigſten Förderer der Union, aus. Denn ich darf doch wol annehmen, daß ſich die berliner Volkspartei bald vollſtändig zur Anerkennung der Union hinüberneigen wird? Wir müſſen zuſammengehn, meine Herren, es bleibt nichts Anderes übrig!

Lerche hörte nicht mehr, was der Vertrauensmann auf dieſe Auslaſſung des Miniſters noch zu erwidern wußte. Er hatte vielmehr verſucht, auf die andere Seite des Wagens jetzt hinüberzukommen, da Frau Eliſabeth ein beſonderes Intereſſe an den Tag gelegt hatte, auch den General von Radowitz mehr in der Nähe betrachten zu dürfen. Es glückte ihnen, ziemlich nahe zu dieſer Betrachtung zu gelangen, und Herr von Radowitz bog ſich eben ſo weit zum Wagen heraus, daß eine volle und unbehinderte Anſchauung ſeiner Perſönlichkeit möglich wurde.

Betrachten Sie ihn recht genau, liebe Eliſabeth! ſagte Fritz Lerche. Es iſt die ausgezeichnetſte und ſeltenſte Perſönlichkeit, die das neuere Staatsleben

hervorgebracht hat. Sehen Sie den mächtigen Gliederbau, auf dem sich dieser wunderbar schöne Kopf erhebt. Das ziemlich romantisch durcheinandergewirrte Haar scheint sich beständig wie in einem geisterhaften Anflug nach Oben zu sträuben. Das Auge ist etwas klein und stechend im Verhältniß zu der gewaltigen Organisation der ganzen Person, aber bemerken Sie nur das von Innen herleuchtende dunkle Feuer dieses Auges, und Sie werden sich dann auch mit dieser Partie des wunderthätigen Politikers versöhnen. Die Politik ist freilich nicht seine stärkste Seite. Romantik und Schwärmerei stehen ihm aber als Politiker schön. Man könnte ihn eigentlich das weibliche Genie in der heutigen Tagespolitik nennen, und der kleine, halb militairische Schnurrbart, der an seinen äußersten Endpunkten etwas zu fragmentarisch gekürzt ist, bezeichnet die Kontraste seines Wesens mit einer fast bizarren Symbolik. Ich halte Herrn von Radowitz für den größten aller Matadore der heutigen Zeit!

Elisabeth sah ihren Freund bei diesen Worten verwundert an und schien ihn mit ihren klugen und durchdringenden Augen um eine nähere Erläuterung des Gesagten zu bitten. Lerche aber setzte nichts weiter hinzu, als die lakonische Bemerkung: Die Matadore sind die Sonntagskinder der heutigen Zeit.

Der blaue Montag folgt ihnen aber beſtändig auf dem Fuße. Was ſie am Sonntage geſchaffen haben, zerſtört der blaue Montag wieder auf dem Wege einer ganz gewöhnlichen Prügelei. Laſſen Sie uns nach Amerika zuſammen auswandern, geliebte Eliſabeth. In den Prairieen und auf dem Ackerland der Urwälder braucht man noch keine Matadore. Dort wächſt der Menſch an der jungen Mutterbruſt der Arbeit allmälig wieder zu einem wirklichen Helden heran. Wollen wir zuſammen hingehen und Helden werden, Eliſabeth?

Eliſabeth drückte leiſe ſeinen Arm, indem ſie ihr hocherröthetes Geſicht unter dem Strohhut zu verbergen ſuchte. Es war dies das erſte Zeichen ihrer Neigung, welches ſie ihm ſeit ihrer Bekanntſchaft gewährte. Es ſchien ihn aber unendlich glücklich zu machen, und ein Freudenſchimmer flog mit roſigem Strahl über ſein feines blaſſes Geſicht.

In dieſem Augenblick ſagte Herr von Radowitz im Wagen ziemlich laut: Wäre es nicht möglich, jetzt wieder ſchneller fortzukommen?

Der Weg hatte ſich hier beim Ausgang des Dorfes wieder gelichtet und war durch die Zertheilung des Volksgewühls freier geworden, ſo daß der Kutſcher der ihm gewordenen Anweiſung folgen konnte.

Der Minister von Manteuffel hatte auch den Doktor Schmidt längst entlassen, und der Wagen rollte nun mit den beiden Staatsmännern eiligst der Stadt zu.

Lerche suchte nun den kürzesten Weg einzuschlagen, um in das Kaduff'sche Gasthaus und zu der jetzt gewiß bereitstehenden Mittagstafel ihres Bezirks zurückzugelangen. Die kleine Johanna klagte schon, daß sie nun gewiß zum Essen zu spät kommen würden. Lerche aber tröstete sie mit der Bemerkung, daß ihr bisheriger Begleiter, den sie soeben im Gedränge verloren hatten, der Vertrauensmann des Bezirks gewesen sei, der auch das Essen angeordnet und gewiß Sorge getroffen haben werde, nicht eher anrichten zu lassen, als bis er selbst wieder zurückgekehrt sei. Johanna stellte dann den ganz natürlichen Antrag, daß man eilen müsse, nunmehr dem Dr. Schmidt auf dem Fuße nachzukommen.

Lerche führte seine Begleiterinnen jetzt rasch und mit umsichtiger Vermeidung aller Hindernisse in das Lokal zurück. Elisabeth bat nur dringend, daß Lerche für ihre Rückkehr nach der Stadt bis spätestens um sieben Uhr pünktlich sorgen möge, weil sie um diese Zeit wieder an dem Bett der kranken Giuditta zu sein wünsche. Lerche küßte ihr zur Bekräftigung seines Versprechens die schöne tüchtige Hand und führte sie

dann zu der wohlbeſetzten und ſchon fröhlich durcheinanderlärmenden Tafel, die unter den grünen Laubgehängen des Kaduff'ſchen Gartens gedeckt war. Lerche nahm mit gemüthlicher Würde ſeinen Platz zwiſchen Frau Eliſabeth und ihrer kleinen Tochter ein.

Siebzehntes Capitel.

Götter-Marmor.

Der Zustand der Giuditta hatte sich seit einigen Tagen um Vieles verschlimmert. Unter der gefährlichen und raschen Wendung, welche ihre Krankheit ohne Zweifel genommen, war sie selbst immer ernster und stiller geworden, aber es bildete sich dabei zugleich eine leuchtende Ruhe, die man nie an ihr gekannt hatte, in ihrem ganzen Wesen aus.

Seit einiger Zeit herrschte eine große Stille und Schweigsamkeit in ihrem Zimmer. Mit ihren Freunden, welche sie mit treuen Bemühungen umgaben, hatte sie das Gespräch bereits abgebrochen, und verkehrte mit ihnen nur durch ihre Augen, die beredter als je ihren wunderbaren Inhalt ausdrückten. Sie lag auf ihrem Bett mit dem Frieden und der Schönheit einer Statue, und bewegte sich kaum. Die Schönheit ihres Gesichts wurde von Tag zu Tag

reiner, ausgearbeiteter, harmoniſcher. Alles ſchien an ihr feſt und klar wie weißer Götter-Marmor geworden zu ſein, nur daß der Götter-Marmor eine kranke Menſchenbruſt hatte, wie ſie ſelbſt mit wehmüthigem Scherz ſagte, als Leonore neulich in ihrem zärtlichen Bemühen um Giuditta dieſen Ausdruck von dem Ausſehen ihrer Freundin gebraucht hatte.

Der Kreis der ſie umgebenden Freunde war durch die Abweſenheit Roman's kleiner geworden. Roman hatte eine vorbereitende Reiſe angetreten, die er nicht länger aufſchieben durfte, um ſeine und Leonoren's Angelegenheiten ſo zu ordnen, daß der baldigen Ausführung ihrer neuen Lebenspläne nichts mehr entgegenſtände, welche in den letzten Tagen in dem immer inniger gewordenen Verhältniß der Beiden nur noch mehr Zuverſicht und Beſtätigung gefunden hatten. Er war nach Mecklenburg zur Erlangung ſeiner Familienpapiere und auch nach Hamburg gereiſt, wo er über die beſte Schiffsgelegenheit nach Amerika, ſowol für ſich, als auch für Lerche und Eliſabeth unterhandeln wollte. Denn es ſtand bereits feſt, daß auch dieſe Freunde, deren eigenthümliches Verhältniß ſich in der letzten Zeit ganz und gar erklärt hatte, ſich der Auswanderung anſchließen und zu einer gemeinſchaftlichen Unternehmung mit ihnen verbinden wollten.

Frau Eliſabeth hatte, als ſie das letzte Mal von der Giuditta nach Hauſe zurückgekehrt war, in ihrer Taſche zu ihrem größten Erſtaunen vier Banknoten-Billets gefunden, deren jedes auf tauſend Francs lautete. Es blieb ihr kein Zweifel, daß Giuditta ihr dieſelben in einem Augenblick, als ſie ihr zuletzt das Bett gemacht, unvermerkt in die Taſche geſteckt habe, um ihr damit ein Vermächtniß zu übergeben und ſie zur Auswanderung nach Amerika auszuſtatten. Giuditta hatte, als ſie noch ſprechen durfte, der Eliſabeth auf das Lebhafteſte zugeredet, ein neues Leben in Arbeit und Freiheit in Amerika zu ſuchen und dazu den jungen Freund zu heirathen, der ſich zu ihr gefunden und der gewiß ein treuer Wandergefährte und Mitarbeiter werden würde.

Eliſabeth machte vergebens den Verſuch, das Geld wieder loszuwerden, denn ſie glaubte anfangs durchaus es nicht behalten zu dürfen. Aber Giuditta wies ſie mit einer ſtrengen Gebärde von ſich, und verbot ihr mit einem Ton, dem die arme Frau nicht mehr zu widerſtreben wagte, nie mit einer Sylbe wieder dieſer Sache Erwähnung zu thun, wenn ſie als gute Freunde von einander ſcheiden ſollten.

Roman hatte nicht mehr dazu gelangen können, von der Giuditta Abſchied zu nehmen. Sie hatte ihn

vor ſeiner Abreiſe nicht mehr empfangen wollen. Es war bereits die Zeit eingetreten, wo ſie ſtill und in ſich gekehrt zu werden anfing und nur die nothwendigſten Aeußerungen und Berührungen ſich zu geſtatten ſchien. Nur ihre kleine Tochter Esmeralda hatte ſie jetzt mehr als ſonſt in ihrer unmittelbaren und beſtändigen Nähe. Das Kind durfte bald ihr Bett nicht mehr verlaſſen, und während ſie gegen die Uebrigen karger wurde, überhäufte ſie ihr Kind mit Aufmerkſamkeit und Liebkoſungen, die faſt den Charakter der Unterwürfigkeit und der Huldigung annahmen, und dadurch einen unendlich rührenden Eindruck machten. Esmeralda nahm Alles mit einer merkwürdigen Faſſung hin, und ſuchte ihre Thränen zu verbergen, weil ihre Mutter ſie gebeten hatte, nicht zu weinen.

Giuditta erwartete jetzt jede Stunde die Ankunft ihres Gatten aus Paris, den ſie dringend zu ſehen gewünſcht hatte. Die regelmäßige und ſehr ausführliche Correſpondenz, welche Giuditta ſtets mit ihrem Gatten geführt, war in den letzten Tagen an Leonore übergegangen, die es unternommen hatte, täglichen Bericht über Giuditta's Befinden an Herrn Clément abzuſtatten.

Giuditta erwartete ihn noch heut mit aller Be-

ſtimmtheit, und ſie ſchien bei der Vorſtellung unruhig zu werden, daß ſein Eintreffen ſich über den heutigen Tag hinaus verzögern könne. Mit einiger Aengſtlichkeit erkundigte ſie ſich nach der Stunde und Minute, wann der betreffende Eiſenbahnzug ſpäteſtens angelangt ſein müſſe.

Leonore glaubte ihr anzuſehen, daß ſie ſich ſchlechter befinde als ſonſt, aber Giubitta ſchien nicht geneigt, ihren eigenen Zuſtand zu beachten. Sie hatte ſogar ihren Anzug mit mehr Sorgfalt als bisher geordnet und ſich, unter dem Vorgeben, daß ſie friere, ihr großes türkiſches Shawl geben laſſen, in welches ſie ihren Körper ganz und gar einhüllte. Ihr Haar mußte Eliſabeth, welche darin außerordentlich geſchickt war, neu flechten und die gewaltige Fülle deſſelben in der kunſtvollen Form, in der es den Kopf zu umfließen pflegte, zurechtlegen.

Achtzehntes Capitel.

Das Band der Natur.

Genau um die erwartete Stunde trat Clément in das Zimmer der Giuditta ein. Sie bewillkommte ihn zuerſt ſtillſchweigend mit einem Blick, in dem ſich die ganze Liebeskraft ihrer Seele zuſammenzudrängen ſchien. Dann, nachdem ſie ihn lange betrachtet, richtete ſie ſich plötzlich mit einer Energie, die man in den letzten Tagen nicht mehr an ihr gekannt, empor, und bat alle Uebrigen, das Zimmer zu verlaſſen.

Es ſoll Niemand mehr um mich ſein, als der Mann und das Kind! ſagte ſie leiſe, aber mit ſtarker Bedeutſamkeit. Was durch das Blut zu mir gehört, an das will ich mich in dieſer Stunde anklammern. Wir drei ſind verwandt durch das Blut bis in den Tod, und wir müſſen jetzt zuſammen ſein, denn Ihr müßt mir helfen, wenn ich erbangen ſollte!

Dann richtete ſie noch die Bitte an Leonore, den

Arzt, welcher um dieſe Stunde hatte wiederkehren wollen, nicht mehr zu ihr hereinzulaſſen. Sie bat ernſtlich und dringend, daß Niemand ſie ſtören möchte.

Leonore nickte ihr traurig zu, und ſuchte noch einen freundlichen Blick von ihr zu erhaſchen. Giuditta hatte aber kein Auge mehr für ſie, ſondern ſie richtete ihre brennenden Blicke ausſchließlich auf den Neuangekommenen und auf das in ſeinen Armen mit wahrer Inbrunſt ruhende Kind.

Leonore war die Letzte, welche zur Thür herausſchlich. Als ſie kaum die Thür hinter ſich zugemacht, hörte ſie, daß von innen der Riegel vorgeſchoben wurde, welches Clément auf Andringen der Giuditta gethan. Leonore ſchauerte bei dieſem Ton erſchrocken in ſich zuſammen. Sie eilte mit haſtigen Schritten durch das anſtoßende Zimmer hindurch, um ſich in ihrem Schlafkabinet zu verbergen. Eliſabeth und Lerche blieben harrend in dem Zimmer zurück, welches unmittelbar an das der Giuditta anſtieß. Sie glaubten in der Nähe bleiben zu müſſen, um zu jedem ferneren Dienſt bereit zu ſtehn.

In das Gemach der Giuditta ſchien der bleiche Strahl der Sonne, welche draußen am Himmel mit Regengewölk und einem heraufziehenden Gewitter kämpfte.

Es ſchien etwas Wohlthuendes und Beruhigendes für Giuditta zu haben, daß die ſtille und liebenswürdige Perſönlichkeit Clément's an ihrem Bett erſchienen war. Das Verhältniß zwiſchen Beiden hatte immer etwas Geheimnißvolles gehabt, und hatte ſich vor den Augen der Welt mehr verborgen als gezeigt. Nur wenige wußten, wie ſtark und vielbezüglich das Liebesleben war, welches unter dem abſichtlich darüber ausgebreiteten Schleier zwiſchen Beiden obgewaltet hatte.

Giuditta hielt ſeine Hand in der ihrigen, und ſagte: Mein wackerer, treuer, einziger Freund! So trifft Du mich wieder. Hätteſt Du mich doch nie von Deiner Seite gelaſſen. Was ſich liebt, muß ſich nie trennen. Den Einen packt es dann gewöhnlich, und die Stürme ſchlagen ihn an irgend einer Ecke der Welt nieder, und der Andere verliert ihn. Ach, ſie verlieren ſich Beide.

Clément faßte ſie inbrünſtig in ſeine Arme und ſtreifte mit ſeiner Hand die wunderherrliche Bruſt. Ein wohlthuender Schauer ſchien durch alle ihre Glieder zu fliegen, und die Wange färbte ſich einen Augenblick lang mit einem hohen Roth.

Er ſuchte ſie mit ſeinem ſtarken verſtändigen Wort zu tröſten und auf neue Hoffnungen hinzuweiſen.

Du ſprichſt ſo eindringlich und belebend mir zu, ſagte ſie, indem ſie dem zu ihr Niedergebeugten mit ſanfter Hand das Haar ſtreichelte. Wenn ich Dich höre, möchte ich wol, daß Du Recht hätteſt. Es war gut bei Dir, und bei Dir immer zu bleiben, muß himmliſch ſein. Aber Du ſiehſt, ich habe mich ſchon zu einer weiten Reiſe angezogen. In dieſes Shawl habe ich mich gehüllt, welches Du mir geſchenkt haſt, als ich vor zwei Jahren auf Gaſtrollen reiſte. Ich liebte es, und in ihm wollte ich mich Dir noch einmal zeigen. Du darfſt es mir nicht abnehmen laſſen, wenn mir das Menſchliche begegnet ſein wird. Auch das Haar habe ich mir ſo flechten laſſen, wie Du es immer am Liebſten gewollt haſt Und damit Du ſiehſt, daß ich ganz und gar reiſefertig bin zu einer großen Wanderung, will ich Dir auch zeigen, daß ich mir ganz neue Schuhe habe machen und ſoeben anlegen laſſen.

Sie enthüllte bei dieſen Worten, die ſie mit einer lächelnden Melancholie geſprochen, ihren Fuß und ließ ihn denſelben betrachten. Clément drückte den feinen, ſchlanken Fuß an ſeine Bruſt und küßte ihn ſo lange und ſo heftig, bis Giuditta ihn wieder zurückzog und in dem Shawl verbarg.

Es brennt ein Tropfen auf meinem Fuß, ſagte

ſie mit heiterer Wehmuth. Es iſt eine Thräne aus Deinen Augen, Clément, die darauf gefallen iſt. Du ſollſt nicht weinen. Nimm Dir die kleine Esmeralda zum Muſter. Seitdem ich ſie darum gebeten, weint ſie nicht mehr. Ihr habt Euch Beide immer ſehr lieb gehabt, Vater und Tochter. Liebt Euch auch ferner und hängt an einander. Denn es giebt doch nichts Höheres als das Band der Natur. Ich empfinde es in dieſer Stunde mit göttlichem Schauer.

Draußen war inzwiſchen das am Himmel ſtehende Unwetter heraufgezogen. Der Regen goß in Strömen auf die Straße herab und praſſelte gegen die Fenſter. Dann folgten heftig krachende Donnerſchläge, und die Blitze ſchlängelten ſich in feurigen Zacken bis zum Bett der Giuditta heran.

Ich muß Dich noch etwas fragen, Clément! begann Giuditta wieder mit leiſerer Stimme. Wie ſteht es denn mit der franzöſiſchen Republik?

Clément zuckte lächelnd die Achſel und erwiderte: Sie trägt die Freiheit und alle ihre Inſtitutionen zu Grabe. Schweigen wir von ihr!

Schweigen wir von ihr! wiederholte Giuditta langſam. Richtet ein Königthum der Bruderliebe auf und verſöhnt Euch mit Gott und den Armen! Weiter giebt es in dieſer Welt nichts. Wenn Ihr die Staa-

ten reformiren wollt, ſo reformirt ſie im Namen Gottes, der Freiheit und der Armuth! Aus dieſen dreien macht einen neuen Herrſcherbegriff! Sonſt müßt Ihr gar kläglich zu Schanden werden.

Und jetzt wollen wir ſchweigen, Clément! ſetzte ſie mit einer plötzlich eintretenden Schwäche hinzu. Du weißt wol nicht, daß ich eigentlich gar nicht reden darf? Der Arzt hat es mir ſtreng verboten, und ich habe ihn darum abweiſen laſſen, damit er mich nicht ſchelten ſoll.

Sie zog jetzt feſter das Shawl um ihre Glieder zuſammen, und ſtreckte ſich mit einem tiefen Seufzer auf ihrem Lager aus. Es wurde jetzt ganz ſtill in dem Gemach, und man vernahm nur noch die rollenden Schläge des Gewitters, das jetzt gerade über dem Hauſe zu ſtehen ſchien.

Eliſabeth und Fritz Lerche ſtanden in dem Nebenzimmer mit ſteigender Bangigkeit und in ahnungsvoller Spannung. Als ſie keinen einzigen Laut in dem Zimmer der Giuditta mehr vernahmen und drinnen Alles ſtiller und ſtiller wurde, ſo daß auch in den Pauſen, welche der Donner und der rauſchende Regen machte, kein Ton von innen her zu erlauſchen war, ſagte Lerche: Mir iſt zu Muthe, als wenn da drinnen der heilige Hain des Colonos wäre, wo

unter dem feierlichen Läuten des Donners eine große Natur ſich mit dem Leben der Götter vermiſcht! Laß uns von dannen ziehen, Eliſabeth, denn wir ſind nicht würdig, dieſe Stätte zu betreten!

Er umfaßte ſeine Freundin in ſeinen Armen und drückte ſie mit leidenſchaftlicher Innigkeit an ſich, indem er ihr die Wangen und die Schulter küßte. Sie entzog ſich mit leiſem Widerſtreben ſeiner Gewalt, und erwiderte: Ich bin traurig bis in den Tod und doch hüpft mir das Herz vor Freude! Iſt es denn auch recht, was ich thue, und ſollen wir ein neues Leben zuſammen anfangen, während eine Frau, unvergleichlich an Güte, Schönheit und Größe, in den Tod gehen und von den Ihrigen ſcheiden muß? Verlohnt es ſich da noch der Mühe, zu leben und zu arbeiten?

Wir dürfen nicht verzagen! entgegnete Fritz mit ſeinem ehrlichen, braven Geſicht, indem er ihre Hand in die ſeinige legte. Eine neue Liebe iſt ein neues Leben werth, und wir wollen das Andenken der großen Giuditta durch unſer Leben ehren, welches der Liebe, Freiheit und Arbeit geweiht ſein wird!

In dieſem Augenblick wurde die Thür, an welcher Beide ſtanden, haſtig von innen aufgeriſſen. Clément ſtürzte mit einer verzweifelten Gebärde heraus, und

ſeine kleine Tochter folgte ihm mit dem Weheausruf, daß ihre Mutter geſtorben ſei!

Eliſabeth ſtürzte an das Lager ihrer Wohlthäterin, und Lerche folgte ihr langſam, indem er ſich gewiſſermaßen mit ehrfurchtsvollen Schritten der Todten näherte.

Dann eilten Beide zu ihrer Freundin Leonore, die ſich in der Angſt dieſer Stunde in ihrem Kabinet eingeſchloſſen hatte, und hinterbrachten ihr die erſchütternde Kunde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

AD
REI. UNIV.
MONAC.

Universität
München
Bibliothek

Vorwort.

Meine an der Universität Breslau gehaltenen historisch-politischen Vorträge über Machiavelli gaben die erste Veranlassung zu der nachfolgenden Darstellung seines politischen Systems, die sich mit den heutigen Standpuncten der Politik vielfach berühren mußte.

Aller Orten beschäftigt man sich heut wieder mit Machiavelli, und wenn er nicht die reinste Gestalt ist, so ist er doch die lehrreichste, an der man sich über den verhängnißvollen Umschlag, welchen auch in unserer Zeit wieder die Volkspolitik in die Cabinetspolitik erleiden mußte, orientiren kann. Machiavelli ist der eigentliche Dogmatiker dieses Umschlags in der modernen Welt geworden, und er bezeichnet in seiner eigenen Person wie in seinen Schriften am erschöpfendsten und gewissermaßen normalmäßig dies tiefe politische Leiden der neueren Völker, welches in allen Epochen unter denselben Krankheitssymptomen auftritt. Machiavelli erscheint aber in seiner Person und seinen Schicksalen (wenn auch wider seinen Willen) zugleich als der Märtyrer dieses Umschlags, dessen historische Bedingungen wir aus seinen politischen Lehren und aus seinen Zeitauffassungen am gründlichsten und ganz typisch erkennen. Man hat in den Beurtheilungen und Verdammungen, welche man diesem ohne Zweifel großen Mann bisher widerfahren ließ, auf seine politische Märtyrer-Eigenschaft zu wenig Gewicht gelegt. Es liegt aber in ihr der Grund der doppelseitigen Be-

deutung, welche Machiavelli von jeher gehabt, und die ihn auch in neueſter Zeit wieder den Demokraten wie den Cabinetspolitikern zum eifrigſten Studium empfohlen hat.

Die Reſultate dieſes Studiums wollen wir keineswegs überſchätzen. Dieſelben haben ein mehr pathologiſches Intereſſe, als daß ſie ein untrügliches Heilmittel erſehen ließen, durch deſſen Anwendung man die Staatskrankheit der Völker heilen und die tragiſchen Kataſtrophen der Freiheit vermeiden könnte. Die Politik folgt denſelben Naturgeſetzen, denen jeder Organismus unterliegt. Von dieſer Anſchauung geht gerade Machiavelli in allen Theilen ſeines politiſchen Syſtems aus. Wie aber alle Krankheiten auf die ewige Nothwendigkeit der Geſundheit hindeuten, ſo iſt es auch mit den politiſchen Leiden der Völker, mögen ſie nun durch eigene oder fremde Schuld auf dieſelben geworfen worden ſein. Dieſe Leiden beweiſen nur, daß es für die Völker keine andere Geſundheit giebt als die Freiheit, und daß es für die Staaten keine anderen Grundlagen des Beſtehens giebt als das freie, durch ſich ſelbſt berechtigte und beſtimmte Volk. Alle anderen Compromiſſe ſind nur Charlatanerieen, die zuletzt den Organismus ſelbſt zerreiben und auflöſen. Unter den Kunſtgriffen, welche Machiavelli ſeinem „Fürſten“ beibringt, befindet ſich daher zuletzt auch der, volksthümlich zu ſein oder zu ſcheinen.

Die Niederträchtigkeiten des ſogenannten Machiavellismus wurden nachher von allen europäiſchen Cabinetten begierig aufgeſogen und in Anwendung geſetzt. Der Machiavellismus war aus einem Banquerott der Volkspolitik entſtanden, und geht noch immer aus demſelben hervor. Die politiſche Conſtituirung der deutſchen Nation hat ſeit dem Jahre 1848 auf allen Stadien dieſen Prozeß bekundet, zugleich aber durch das neueſte Beiſpiel bewieſen, daß die Cabinette nicht im Stande ſind zu organiſiren, wo das Volk aufgehört hat zu ſchaffen. Die deutſchen Nationalzuſtände ſind daher unter den Experimenten der Cabinette dies elende Gemengſel von Spreu und Wind geworden, das dem Volke eine Zeit lang die Augen verdunkelt, nachher aber doch nur dazu gedient hat, die Wetterwolke heraufzuführen. Machiavelli, deſſen Schriften ich ſeit mehreren Jahren im Zu-

sammenhange studirte, mußte auch für die Würdigung der deutschen Verhältnisse, die mit den italienischen Nationalzuständen seiner Zeit so vielfach zusammentreffen, merkwürdige Gesichtspuncte eröffnen. Die schöpferische Persönlichkeit eines Fürsten, selbst nach Machiavelli's Zuschnitt, wie er ihn für die Herstellung der Einheit Italiens am nützlichsten hielt, würde auch der politischen und nationalen Constituirung Deutschlands förderlicher geworden sein. Der Gang der europäischen Politik ist aber seit Machiavelli vielmehr der, daß aus den fürstlichen Persönlichkeiten mehr und mehr bloße Cabinetsbegriffe geworden sind. Wo Ausnahmen davon sich darstellten, ging auf lange Zeit hin eigenthümliches und zeugendes Leben von solchen Fürsten aus. Die Regierung der schöpferischen Persönlichkeiten, nicht aber der machiavellistischen Cabinette, wollte eigentlich Machiavelli begründen. In einer verderbten Zeit, und einem schon entartenden und sich auflösenden Volke gegenüber, glaubte er für dieses productive Amt eines fürstlichen Retters nur einen schlechten und schlauen, wenngleich charaktervollen Menschen brauchen zu können. Auf diesem Standpunct bewegt er sich in dem Tractat del principe und nicht minder in allen seinen übrigen Schriften. Die von einem Demokraten, welches er war und blieb, eingeleitete europäische Reaction konnte nicht künstlicher und dialektischer begründet sein. Die Völker sind seit Machiavelli's Zeit nicht besser und nicht schlechter geworden. Talent und Kraft der fürstlichen Persönlichkeiten aber haben sich specifisch verringert, und im Guten wie im Schlimmen dadurch an Bedeutung verloren. Die Verwirrung der politischen Begriffe ist dadurch gestiegen. Machiavellistische Fürsten, wie in neuester Zeit der Kurfürst von Hessen, konnten nicht einmal auf ihre eigene Hand schlecht sein, sondern wirthschafteten bloß als Organe fremder Berechnungen, die auf diesem Punct einen theatralischen Coup wohlangebracht hielten.

Machiavelli glaubte noch, daß dem Volke zu seiner Einheit und Freiheit durch einen kriegerischen Tyrannen verholfen werden könne. Die Geschichte scheint heut auch diesen Umweg nicht mehr begünstigen zu wollen. Für die Würde des Menschengeschlechts ist die Theorie des Umschlags doch eine

gar zu bittere und demüthigende. Die Fürſten aber mögen aus ihren heutigen Studien des Macchiavelli erſehen, daß zu einem ſolchen Principe doch am Ende großes Talent und viel Perſönlichkeit gehört. Vielleicht führt die in unſern Tagen wieder ſo ſehr aufgekommene Beſchäftigung mit dem großen Florentiner dazu, beiden Parteien das Ehrenhafteſte und Natürlichſte begreiflich zu machen. Das Volk will am Ende Nichts als Recht und Ordnung, ſobald die Regierenden die Freiheit und Gleichberechtigung Aller wollen.

Berlin, im December 1850.

Th. Mundt.

Inhalt.

1. **Die Rückkehr zu Machiavelli.** (Der Machiavellismus und die schöpferische Politik. Friedrich der Große. Der volksthümliche Staats-Organismus. Machiavelli als Normal-Name für die moderne Politik. Die Staatskunst der politischen Corruption. Machiavelli und der italienische Ghibellinismus. Der Gang der europäischen Reformen. Die deutsche Reformation. Louis Blanc. Die protestantischen Publizisten in Frankreich. Die Strömungen der Revolution und Reaction im neueren Europa. Luther und Machiavelli. Die Begründung der europäischen Reaction.) . . . . . S. 1—8.

2. **Die Ausbildung des demokratischen Princips in Italien.** (Italien das Mutterland aller europäischen Bewegungen. Die Bildung der italienischen Republiken. Die Auflösung politischer Gesammtkörper und die Association. Die Form der Republik und die Idee der Selbstregierung und Selbstbestimmung. Die Culminations-Idee des europäischen Völkerlebens. Die italienischen Städte und ihre ersten republikanischen Bildungen. Die ersten Anfänge eines italienischen Parlaments. Kaiser Friedrich Barbarossa gegen die italienische Freiheit. Das Ideal der alten römischen Republik und der italienische Volksgeist. Abschwächungen der Idee der republikanischen Freiheit in Italien. Die Republik als Vergesellschaftung aller Volksinteressen. Das falsche Verhältniß der Demokratie zum Geist. Der Verfall der italienischen Republiken durch Verminderung des Stimmrechts. Die Parteien der Guelfen und Ghibellinen. Kaiser Friedrich II. Die Gegensätze im germanischen und romanischen Europa. Der deutsche Bauernkrieg und Landgraf Philipp von Hessen. Der Machiavellismus als historische Bedingung der Zeit. Die machiavellistische Politik vor Machiavelli. Galeani Napione. Machiavelli's Fürst aus den Stoffen der ganzen Epoche gebildet. Der erste Banquerott des demokratischen Princips in Europa. Ausbildung von Musterwirthschaften des Despotismus in Italien. Der erste historische Gebrauch des Principe.) . . . . . S. 8—18.

3. **Machiavelli's persönliche Verhältnisse.** (Seine Familien- und Bildungsverhältnisse. Sein erster Eintritt in den Staatsdienst. Marcello Virgilio. Die Medici und ihre Verbannung aus Florenz. Peter Soderini. Machiavelli's politische Stellung in Florenz. Seine Geschäfte in der florentinischen Staatskanzlei. Seine diplomatischen Missionen. Machiavelli's Charakter als Diplomat. Das europäische Gleichgewichtssystem. Die politische Balancirkunst in Italien. Das romanische Naturell. Die Scheidung als Mensch und Politiker in Machiavelli. Der politische Pragmatismus und die Genußsucht. Der Despotismus als Standpunct der reagirenden Sinnlichkeit.) . . . . . S. 18—23.

4. **Die Entstehung des Buchs vom Fürsten.** (Die Wendung in den persönlichen Schicksalen Machiavelli's. Die Familie der Medici und ihr Geschlechtsregister. Die Macht des Bananierthums. Die Mediceer als Wucherer. Geschichte des Handelshauses Medici. Machiavelli's Verhältniß zur Familie Medici. Seine Opposition gegen den Einfluß derselben. Der Gonfaloniere Soderini. Machiavelli's Entsetzung und Ausweisung. Seine Theilnahme an der republikanischen Verschwörung von Capponi und Boscoli. Die Geschichte dieser Verschwörung. Machiavelli's Gefangenschaft und Amnestie. Seine Armuth. Literarisches Stillleben auf dem Landgut La Strada. Drang nach Wiederverwendung im Staatsdienst um jeden Preis. Die Ausarbeitung des Fürsten-Tractats und Beginn der Discurse über den Livius. Die gleichzeitige Entstehung und Beziehung beider Werke. Machiavelli's Brief an Francesco Vettori. Vorläufiges über Zweck und Ziel des Fürsten-Tractats. Die Aeußerung Baco's darüber. Die Auffassung als specifische Tyrannenlehre. Jean Bodin über Machiavelli. Bodin's six livres de république. Die Widmung des Principe. Julian von Medici. Der rechte Mann, welchen Machiavelli suchte. Lorenzo von Medici. Der italienische Normal-Tyrann. Die Wiedervereinigung und Wiederherstellung Italiens. Pläne am Hofe Leo's X. Machiavelli erreicht nichts durch die Zueignung des Principe.) . . S. 23—35.

5. **Die Stellung Machiavelli's zu den Medici nach dem Fürsten-Tractat.** (Papst Leo's X. Beschäftigung mit florentinischen Reformen. Auftrag an Machiavelli zur Abfassung der Denkschrift über eine Reorganisation der florentinischen Staatszustände. Verbindung diplomatischer Klugheit mit principieller Ehrenhaftigkeit in diesem Discorso. Der neue Freundeskreis Machiavelli's in den Gärten des Rucellai. Die Geschichte dieser Gärten. Leo Baptista Alberti. Cosimo Rucellai und die übrigen Freunde des Machiavelli. Die Discurse über den Livius. Die neue Verschwörung gegen die Medici in den Gärten des Rucellai. Die Dichter Alamanni und Diaceto. Buondelmonti und der Dichter Ariosto. Machiavelli's Verhältniß zu dieser Verschwörung. Cardinal Giulio von Medici. Der Compromiß zwischen dem mediceischen Principat und dem demokratischen Princip. Machiavelli's Memoire über die florentinischen Staatsreformen. Buondelmonti's Schrift. Der principielle Standpunct in den Machiavelli'schen Reorganisations-Vorschlägen. Principat und Republik. Die demo-

kratischen Formen und die Autorität der Medici. Machiavelli's Vorbehalte dabei. Die Mangelhaftigkeit der Execution bei den italienischen Republiken. Machiavelli's Standpunct in den Discorsi über den Livius. Die Bösartigkeit der menschlichen Natur als Grundlage der absolutistischen Staatswissenschaft. Der König unter dem Ruin der Menschheit. Machiavelli's Unterscheidung zwischen dem romanischen und germanischen Europa. Italien an der Spitze der politischen Corruption. Die einigende Kraft des monarchischen Princips. Machiavelli's Illusionen über die Völker Deutschlands. Die neuen Aufträge der Medici an Machiavelli. Die Befestigung von Florenz. Machiavelli und Guicciardini. Machiavelli's neue Thätigkeit in Florenz. Aussichten zur Wiederherstellung seines politischen Charakters. Der Herzog von Urbino und die Machiavelli'sche Kriegstheorie. Il sacco di Roma. Die Erhebung der Florentiner. Die Wiedereinsetzung der demokratischen Regierung. Machiavelli's Rückkehr. Er wird von der Demokratie verläugnet und zurückgewiesen. Das heimliche Manuscript del principe. Neue Bewegungen und neue Menschen. Die schöne Dummheit und der große politische Fehler. Machiavelli's Verschmähung und Tod. Sein Grab und Denkmal.) . . . . S. 35—56.

6. **Machiavelli's Florentinische Geschichte.** (Die italienische Historik und die florentinische Geschichtschreibung. Florenz und Rom. Villani. Der Auftrag Clemens' VII. an Machiavelli zur Abfassung der florentinischen Geschichte. Die Auffassung der Medici in der florentinischen Geschichte. Das Honorar Machiavelli's. Die Verachtung des italienischen Fürstenwesens ein Grundzug seiner historischen Darstellung. J. J. Rousseau über Machiavelli. Die Kritik der Päpste in der florentinischen Geschichte. Machiavelli's Geißelung des Papstwesens. Machiavelli's und Guicciardini's Geschichtschreibung. Die künstlerische Vollendung in Machiavelli's Geschichtschreibung.) . . . . . S. 57—64.

7. **Die politischen Ausgangspuncte im Fürsten-Tractat.** (Die Unvereinbarkeit von Fürstenherrschaft und Freiheit. Machiavelli's Anknüpfung an antike Staatsanschauungen. Das dynastische Element. Der Organismus der Fürstenherrschaft. Die Begründung einer neuen Herrschaft. Die erblichen Fürstenthümer. Friedrichs des Großen Provocation auf den naturrechtlichen Ursprung der fürstlichen Gewalt. Das rein praktische Wesen der Machiavelli'schen Gewaltpolitik. Die Gewalt als Egoismus der Ideenlosigkeit. Die Ideen und die Gewalt in der Geschichte. Machiavelli's und Rousseau's Uebereinstimmung im Ideal eines Fürsten. Das persönliche Interesse der Könige an der Schwäche und Erbärmlichkeit ihres Volkes.) . . . . S. 64—70.

8. **Das System der Eroberungs-Politik.** (Der „neue Fürst" als Anknüpfung der Machiavelli'schen Fürsten-Pädagogik. Die Geheimnisse der Eroberungs-Politik. Der Machiavellismus als politischer Jesuitismus zur Rettung des Bestandes eines nationalen Staatslebens in Italien. Das künstliche Experiment mit der Verderbniß. Die Ausstattung des „neuen Fürsten" mit allen revolutionnairen Eigenschaften

und Mitteln. Abtrennung der Politik von dem Moralstandpunct. Einfluß des italienischen Nationalcharakters. Die großen Männer des Verbrechens und Betruges in Italien. Das dramaturgische Gepräge des Principe.) . . . . S. 70—74.

9. **Die Politik der kriegerischen Reorganisation.** (Das nationale Einheitsbedürfniß und die Eroberungspolitik. Die politische Zerfahrenheit Italiens. Der starke Tyrann ein erobernder Reformator. Der mit dem Schwert reorganisirende Held der Zeit. Systematische Betreibung der Anarchie durch Machiavelli's Fürst. Die Anarchie der Volksrevolutionen. Der „passive Widerstand" als Machiavellismus der Revolution. Machiavelli als Systematiker der Anarchie von Oben. Die Zerfallenheit aller politischen Formen in Italien. Das monarchische Princip und die Dictatur. Der revolutionnaire Idealismus der modernen Welt. Die Dialektik zwischen Gewalt und Idee. Die nationale Eroberungspolitik und die deutsche Kaiserwürde Preußens. Die Identificirung der Einheitspolitik und Eroberungspolitik.) . . . . . S. 74—79.

10. **Die Idee des National-Kaiserthums.** (Die Idee eines Volkskaisers in Italien. Dante als Verkündiger desselben. Die florentinischen Parteien. Die Schwarzen und die Weißen. Dante's Bestrebungen für die Herstellung eines neuen italienischen Kaiserthums. Heinrich von Lützelburg. Die Idee der Monarchie. Dante und Machiavelli. Dante's Tractatus de Monarchia. Die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen. Die Donation Constantin's. Der Ghibellinismus und das Ideal des Volkskaiserthums. Die Bedeutung der ghibellinischen Politik. Die Trennung von Kirche und Staat. Das Schicksal des nationalen Ideen-Kaisers in Italien. Die Volkskaiser-Idee in der deutschen Reformation. Luther über Deutschland.) . . . . . S. 79—91.

11. **Die großen Macht-Constructionen.** (Machiavelli's Doctrin für die Eroberung neuer Staaten. Die Völker als willenloses Material. Das Wesen des centralisirenden Absolutismus. Zu Grunde gerichtete freie Völker als Bausteine großer Reiche. Ungarn, Böhmen, Italiener, Polen. Die territorialen Macht-Constructionen. Die Deutschen und Ludwig XIV. von Frankreich. Deutschland als Stoff für die Assimilations-Politik. Schleswig-Holstein. Das Londoner Protokoll von 1850. Die ideelle Widerstandskraft in der deutschen Nation. Die Gefahr des Untergangs für die deutsche Nation. Machiavelli über die Vernichtung der Nationen. Friedrich der Große und die Theilung Polens. Das Eroberungsprincip im preußischen Staat. Preußen und der neue Staat, den Machiavelli in Italien construiren wollte. Der bewaffnete Prophet. Die Machiavellistische Politik als stoffartige Verarbeitung der Volksexistenzen zur Ausführung einer großen Macht-Organisation. Richelieu, Mazarin und Metternich als Schüler Machiavelli's.) . S. 91—98.

12. **Der bewaffnete Prophet.** (Das Zusammentreffen der Gelegenheit mit der Kraft. Die Politik der gegebenen Umstände. Machiavelli systematisirt das Heldenthum der politi-

ſchen Corruption. Neue Ordnungen der Dinge und die Gewalt der Waffen. Profeti armati. Machiavelli und Savonarola. Der Umſchlag der Tyrannei in die Volksbeglückung.) . . . . . S. 98 103.

13. **Die revolutionnaire Situation innerhalb des Verhältniſſes von Staat und Kirche.** (Politik und Religion. Die Krankheit der Revolution. Die religiöſe Frage der neueren Menſchheit. Machiavelli's Ausgangspunct von dem Verfall der Religion und Kirche in ſeiner Zeit. Die innere Desorganiſation der alten Kirche. Rückſchlag auf die politiſchen Gedanken der Völker. Die politiſchen und ſocialen Anläufe der deutſchen Reformation. Machiavelli's Verhältniß zum Mittelalter. Die Bewegungskraft der Maſſen in Deutſchland und Italien. Machiavelli's Anſicht vom italieniſchen Volk. Machiavelli leitet das politiſche und nationale Verderben Italiens aus dem Verderben der römiſchen Kirche her. Je näher an Rom, um ſo weniger Religion. Der militairiſche Abſolutismus als Organ der Revolution. Machiavelli's Zuſammenhang mit Rouſſeau. Die franzöſiſche Revolution als Ergänzung der Machiavelli'ſchen Staatsweisheit. Machiavelli's Urtheil über das politiſche Naturell der Franzoſen. Machiavelli der erſte Ankläger des Chriſtenthums in politiſcher Hinſicht. Chriſtenthum und politiſche Freiheit. Gegenſatz der antiken und chriſtlichen Religion nach Machiavelli's Auffaſſung. Sein Ruf als Religionsverächter und Pantheiſt. Der Pantheismus und die Demokratie. Der Individualismus. Machiavelli als Pantheiſt und Demokrat. Die künſtliche Situation der ganzen Welt und der Organismus der Freiheit. Machiavelli's Kampf gegen die Kirche in ſeiner Komödie Mandragora. Das Element der Tartufferie.) . . . . . S. 103—113.

14. **Das Urbild des neuen Fürſten.** (Die Normalperſönlichkeit des politiſchen Abſolutismus. Cäſar Borgia. Seine Pläne und Stellung in Italien. Machiavelli's Sendung zum Cäſar Borgia. Die diplomatiſche Situation zwiſchen Beiden. Machiavelli's Studien dieſes Charakters. Cäſar Borgia als Typus des neuen Fürſten. Die Doctrin von den gutgebrauchten und von den ſchlechtgebrauchten Grauſamkeiten. Das väterliche Regiment im Staat. Die chriſtlich-germaniſche Weltanſchauung. Die Lehre vom chriſtlichen Staat und das chriſtliche Regieren. Die Corrumpirung der Thatſachen. Die Chriſtianiſirung der politiſchen Gewalt. Der volksthümliche Monarch.) . . . . . S. 114—122.

15. **Fürſt und Volk.** (Verſchiedene Entſtehung der Fürſtenthümer. Die Genſticte der ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elemente. Machiavelli's Verherrlichung des Volksgeiſtes inmitten der Tyrannenlehre. Die Stellen in den Discorſi. Der innerſte Widerſpruch zwiſchen Fürſten- und Volksgewalt. Die Nothwendigkeit, Regierung und Volk einander ähnlich zu machen. Machiavelli's bürgerliches Fürſtenthum. Das Problem der beſchränkten Regierungsgewalt. Die conſtitutionnelle Vereinbarungs-Theorie. Machiavelli's Ahnungen des conſtitutionnellen Prozeſſes. Die Idee des Verfaſſungs-Staats. Montesquieu. Die Zurückführung des

Machiavelli auf die Politik des Aristoteles. Hermann Conring. Politische Parallelsätze bei Machiavelli und Aristoteles.) . . . . . S. 122—130.

16. **Machiavelli und der Cardinal Richelieu.** (Machiavelli's Auffassung des aristokratischen Princips. Dialektik von Volk, Adel und Thron. Richelieu schließt sich dem Gedankengang Machiavelli's an. Die Grundmaximen für die französische Staatsentwickelung. Richelieu's politisches Testament. Die Disciplinirung des Adels. Die absolute Staatsmaschine Frankreichs. König der Franzosen und König von Frankreich. Die Liebe des Volkes in Machiavelli's und Richelieu's System. Die Völker und die Maulthiere. Die Achtung vor dem Volksbegriff. Volk, Bürger und Unterthanen bei Machiavelli. Der Ausdruck: Unterthanen. Die französische Charte von 1814. Begriffs- und Wortspiele mit Volk, Unterthanen und Nation.) . . . . . S. 131—134.

17. **Quellen und Verlauf der französischen Politik.** (Machiavelli erörtert zuerst das Grundwesen der französischen Staatsentwickelung. Prophetieen im Fürsten-Tractat über die inneren Verhältnisse von Frankreich. Das Parlament und seine Autorität. Die revolutionnairen Grundbedingungen Frankreichs. Die französische Politik leitet den Bürgerkrieg der Principien ein. Machiavelli's Kritik der constitutionnellen Voraussetzungen und Folgerungen. Die Entwickelung des politischen Geistes in Frankreich. Die Nationalbildung und die Ideen des Königthums und des Despotismus. Die Märzfeldversammlungen. Philipp der Schöne. Die états-généraux. Der dritte Stand. Die principielle Behauptung der Volksrechte. Die alten Parlamente. Die scheinbare Beschränkung der Krone. Ludwigs XIII. Das Reich Ludwigs XIV. Die Schöngeisterei der Medici und Machiavelli. Machiavelli's Absicht, aus den Fürsten vollendete Barbaren zu machen. Ringen der königlichen Gewalt mit den Parlamenten unter Ludwig XV. Der dritte Stand und Ludwig XVI. Die Nationalversammlung von 1789. Der Kampf der drei Stände. Der dritte Stand als die Nation. Die constitutionnellen Fundamentalsätze. Die Erklärung der Menschenrechte. Bourgeoisie und Volk. Die Constitution von 1791. Königliche Demokratie und demokratisches Königthum. Der National-Convent. Die Wiederherstellung der Bourbonen. Anfang der constitutionnellen Sophistereien zwischen Fürsten- und Volksgewalt. Ludwig XVIII. Das dialektische Verfassungsspiel der Restauration. Restaurations-Politik und Principien-Fälschung. Die Juli-Revolution von 1830. Louis-Philippe. Die Gebrechen der Juli-Verfassung. Die Erschöpfung der parlamentarischen Regierungsform. Die große Komödie der Ausgleichung aller Staatsgewalten. Juste-Milieu und Doctrinarismus. Der Tiers-Parti. Umschlag des constitutionnellen Staatssystems in die Republik.) . S. 134—156.

18. **Der Weg des Krieges zur Einheit.** (Machiavelli über die Wehrhaftigkeit und Vertheidigungsfähigkeit der Fürstenthümer. Ein Blick Machiavelli's auf die deutschen Reichsstädte. Friedrich der Große und die Principini. Friedrichs des Großen Geißel über die deutsche Kleinstaaterei. Die

deutschen Miniatur-Souverainetäten. Die militairische Reorganisation Deutschlands. Vergleich der militairischen Reorganisation mit der Organisationskraft der Kirche. Machiavelli's Organisation des Militairstaats. Militairische Bildung des Fürsten. Staat und Gesellschaft auf permanentem Kriegsfuß. Machiavelli's sieben Bücher über die Kriegskunst. Seine Theorie der Nationalmilizen. Das preußische Landwehr-System. Der Krieg als Organ einer neuen nationalen Politik. Das antike Rom und die modernen Italiener. Die Nachahmung der Alten. In Italien keine einzige gute Einrichtung. Die Schuld der Fürsten. Die Zerstückelung der italienischen Reiche. Die römischen Kriegs-Institutionen. Das nationale Fußvolk der Schweizer. Die Nothwendigkeit einer Volksbewaffnung. Die deutsche Infanterie. Die spanischen Fußvölker. Machiavelli's Ideal der Kriegskunst. Seine Erwartung von der Wiederherstellungsfähigkeit seiner Nation. Das Mittelalter als Abartung in der historischen Entwickelung der neueren Völker. Die Erfindung des Schießpulvers.) . . . . . S. 156—174.

19. **Englische Politik.** (Der Staat als der Krieg. Machiavelli's Militairpolitik als Grundlage der absolutistischen Staatslehre. Der Krieg Aller gegen Alle. Uebergang der Machiavelli'schen Staatsansichten nach England. Thomas Hobbes. Die englische Verfassung. Die Urgeschichte der constitutionnellen Formen. Die Idee der Freiheit bei den germanischen Völkern. Die alten sächsischen Rathsversammlungen. Wittena Gemote. Der erste Ursprung des englischen Parlaments. Alfred. Die magna charta. Der dritte Stand in England. Leicester. Die Neigungen der englischen Politik zur Reform. Feudalismus und Industrie. Das Geld als constitutionnelles Element. Die Statuten Eduards I. Das constitutionnelle Naturell der Engländer. Die Gränzen der königlichen Prärogative. Heinrich VIII. und sein corrumpirtes Parlament. Die Privilegien des Hauses. Das industrielle Element in der englischen Freiheit. Ableitung der Principien-Bewegung. Die englische Revolution als parlamentarische Staatsdialektik. Die Petition der Rechte. Thomas Hobbes' Buch de Cive und Leviathan. Die Machiavelli'sche Idee des Krieges als eines Organisationsmittels. Das Naturgesetz und das Staatsprincip.) . . . . S. 156—184.

20. **Der Naturprozeß der Staaten.** (Die Idee des Organismus im Zeitalter der Reformation. Copernicus und Kepler. Machiavelli's Entwickelung des Staatenlebens nach den Naturgesetzen. Die Theorie des Wechsellaufs der menschlichen Dinge. Zusammenwirken natürlicher und materieller Nothwendigkeiten in der ersten Bildung der Staatskörper. Der natürliche Kreislauf der Staaten. Demokratie und Königthum. Aristokratieen und Oligarchieen. Republik und Principat. Die Leidens- und Marter-Stationen der Staaten-Entwickelung. Machiavelli's Theorie der politischen Erneuerungen. Die Rückkehr zu dem ursprünglichen Princip. Die Kraft einer starken Persönlichkeit. Der Wechsel aller Principien als Naturverlauf des staatlichen Zusammenlebens. Das republikanische Princip als Grundprincip. Republik und Monarchie. Fürsten-Natur und Volks-Natur. Die Ver-

einbarung zwiſchen dem republikaniſchen Princip und der monarchiſchen Autorität. Die Schein-Monarchie. Künſteleien mit der florentiniſchen Staatsreform. Die Taktik der Verfälſchung. Die revolutionnaire Spitze. Entweder eine wahre Republik oder eine wahre Monarchie. Die ſchöpferiſche Bedeutung des monarchiſchen Princips. Machiavelli's Lehren über die Einrichtung und Verwaltung einer Republik. Der Präſident der Republik. Die Klippen des republikaniſchen Princips. Die franzöſiſche Februar-Republik. Die ſociale Republik. Die Theilung des Staats durch das Individuum. Die Reſte der europäiſchen Staatsformen. Die Rückkehr zur Antike in der Politik. Der Socialismus. Der Kampf zwiſchen Staat und Geſellſchaft. Der Waffenſtillſtand.) . . . . . S. 184—200.

21. Die Phyſiologie der fürſtlichen Perſönlichkeit. (Die Perſönlichkeit des Fürſten. Die organiſirte Beſtialität. Der Schauſpieler. Die künſtliche Maſchinerie der Schlechtigkeit. Die Bravourrolle der Schande. Der Fürſt muß ſeine innerſte menſchliche Perſönlichkeit ruiniren. Das Talent der Schlechtigkeit. Volk und Pöbel. Die Erhaltung des Staats um jeden Preis. Die fürſtlichen Eigenſchaften. Grauſamkeit und Milde. Was beſſer, ob geliebt oder gefürchtet? Daß ein Fürſt ſein Wort nicht halten darf. Fuchs und Löwe. Die Hülfsquellen der Tyrannei und des politiſchen Betrugs. Die Niederträchtigkeit der öffentlichen Meinung. Verhältniß der Gewaltpolitik zur öffentlichen Meinung. Der Pöbel und die Geſchichte. Das Volk als das geiſtige Gewiſſen. Noch einmal das franzöſiſche Parlament und die franzöſiſche Verfaſſung. Die conſtitutionnelle Neutraliſir-Maſchine. Baden, Würtemberg, Sachſen. Die conſtitutionnelle Monarchie und der revolutionnaire Zufall. Die conſtitutionnelle Republik. Der Communismus. Die Feudalveli. Die Feudaliſirung des Eigenthums. Machiavelli's italieniſcher Uebergangs-Staat. Geſetze und Waffen. Die volksthümliche Monarchie. Die parlamentariſche Vertretung und der neue Souverainetäts-Schwindel. Die politiſche Schutzpocken-Impfung. Der ſchreckliche Herr und der gütige Herr. Die Liebenswürdigkeit eines niederträchtigen Fürſten. Uebereinſtimmungen in den Livianiſchen Discurſen und im Fürſten-Tractat. Das Grundweſen der menſchlichen und politiſchen Anſchauungen Machiavelli's. Das Haus Medici und die Befreiung Italiens von den Barbaren.) . . . . . S. 200—217.

1. Die Rückkehr zu Machiavelli.

Die europäiſche Politik kehrt von Zeit zu Zeit immer wieder zu Machiavelli zurück, welcher nicht bloß der ſyſtematiſche Begründer der ſogenannten Cabinetskunſt, ſondern auch ihr ſichtbarer und unſichtbarer Führer auf den entſcheidendſten Wegen der neuern Geſellſchaft und Menſchheit wurde.

Der alte Adam der europäiſchen Politik iſt mit dem Namen Machiavelli getauft worden. Dieſer Adam hängt aber auf das Innigſte mit dem alten Organismus zuſammen, dem er innewohnt, und man glaube nicht, daß man Natur und Geiſt, Stoff und Princip in demſelben Körper trennen kann! Machiavelli hat ein ewiges Anrecht auf denjenigen politiſchen Organismus, unter deſſen Bedingungen und Trieben er in ſeiner Zeit entſtand, und mit deſſen Sünden Er, der florentiniſche Demokrat, ſein Haupt belud und befleckte. Man glaube nicht, daß man auf einem gewiſſen Standpunct fertig werden kann, ohne entſchieden und vollſtändig zu Machiavelli zurückzukehren!

Die ſchöpferiſche Politik, die ein neues Leben und einen neuen Organismus will, wendet ſich vom Machiavellismus ab und flucht ſeinem Andenken. Wie tapfer wehrte ſich Friedrich der Große mit der Indignation einer wahrhaft königlichen Seele gegen den Machiavelli, in dem er nur den Verräther und Beleidiger der ächten fürſtlichen Perſönlichkeit ſah. Friedrich der Große trug einen neuen volksthümlichen Staats-Organismus in ſeinen geſtaltenden Händen, und ſo trieb ihn ſchon der bloße Inſtinct einer ſchöpferiſch-politiſchen Natur, ſich mit dem Machiavelli abzufinden und ihn mit einer kräftigen Beſchwörung aus der Sphäre des Throns zu verſtoßen. Seine Gegen-Capitel gegen den Fürſten-Tractat wurden das Liebenswürdigſte, das aus ſeiner Feder gefloſſen, und wir müſſen

sie in das Genre des Liebenswürdigen darum verweisen, weil der große König sich darin in der Glorie eines jugendlichen ethischen Schwärmers zeigt. Es konnte ihm freilich auf seinem rein productiven und rein historischen Standpunct, auf dem er stand, nicht zugemuthet werden, daß er den Machiavelli und den Machiavellismus unterschied, und darin die zu sondernden Momente mit strengerer Kritik auseinanderhielt!

Die Zeiten halten an manchen Namen mit einer wunderbaren Zähigkeit fest, und bekunden darin nur die unendliche Wiederkehr derselben Gesetze. Ein solcher Normal-Namen, der fast die Bedeutung eines physischen Gesetzes für die moderne Politik erlangt hat, ist Machiavelli. Von andern Namen laufen die Gewässer der Zeit wieder ab, und dieselben treten auf eine einsame Höhe zurück, auf der sie als Monumente ihrer Epoche stehen bleiben. Machiavelli aber ist in fortlaufender Verbindung geblieben mit Allem, was geschieht und geschah, und man wird an seine Vorschriften und Doctrinen zugleich jedesmal eine Revue der laufenden europäischen Politik anknüpfen können. Machiavelli fordert beständig den Ertrag des von ihm ausgestreuten politischen Saamens ein, und darum erscheint er auf allen Wendepuncten und Scheidewegen der europäischen Politik wieder, um den Stand seiner Ernte zu überschauen. Er findet jedesmal eine ihm treugebliebene Welt, die stets von Neuem wieder nach seinen Instructionen behandelt werden kann und bereit ist, sich danach behandeln zu lassen. Denn die Lehren, welche auf die Schlechtigkeit der menschlichen Natur und auf die Schwäche des Volkes begründet und berechnet sind, wie dies das System Machiavelli's in seinem innersten Grunde war, vererben ihre praktische Anwendbarkeit auf alle Geschlechter. Was an das ursprünglich Gute und Edle der Menschheit und des Volkes anknüpft, bleibt nur eine Ketzerei, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß alle Lehren wie alle Religionen, durch welche die Menschheit weiter gekommen, zuerst aus einer Ketzerei entstanden sind, und daß die Menschheit sich überhaupt nur in lauter Ketzereien vorwärts bewegen kann!

Wir berühren hier die Grund-Probleme aller politischen und gesellschaftlichen Entwickelung. Diese Probleme sind an dem Namen und den Ideen Machiavelli's hängen geblieben und von ihm aus einer Zeit in die andere hinübergetragen worden. Die principiellen und historischen Wurzeln aller neueren Zeitbewegung sind im

Machiavelli aufzufinden, der in der Mitte des kritiſchen Wendepuncts ſtand, an welchem die europäiſchen Reformen in ſeinem Jahrhundert anlangten und ſich brachen. Machiavelli trat friſch aus der Volksbewegung ſeines Jahrhunderts in das Syſtem der Reaction hinüber, deſſen Geſetze und Kunſtgriffe er für alle Zeiten feſtſtellte. Er bezeichnet dieſen Uebergang aus der Volksbewegung in die Reaction, wie ihn das Jahrhundert der Reformation in ſeinem innerſten Weſen erlitten, durch die neue Erfindung, die er mit ſeinem politiſchen Syſtem machte. Die Lehre Machiavelli's wurde das Syſtem der Verzweiflung an den ſchöpferiſchen und fundamentalen Ideen der Politik.

Machiavelli trat im Mutterlande der europäiſchen Reformen, in dem ſchönen Italien, mit dieſer ſiniſtren Erfindung hervor. Italien war ſchon ſeit den großen Staatsbewegungen ſeiner Völker im dreizehnten Jahrhundert die eigentliche Heimath aller reformatoriſchen Ideen der neueren Zeit geworden, indem es die Ausgangspuncte aller geiſtigen und politiſchen Bildung für das neuere Europa feſtſtellte. Die italieniſche Nationalbewegung umfaßte ſeit dem großen Dante, der ſie zuerſt einleitete, gleichmäßig die politiſchen, geiſtigen und kirchlichen Elemente der Nation und des ganzen Jahrhunderts. Von einem ſo einſeitigen Vorgehen, wie es ſich ſpäter in Deutſchland zeigte, wo der italieniſche Reformgeiſt durch Luther in eine bloß negative Kirchen-Reformation hinübergeführt wurde, hatte man in Italien keinen Begriff gehabt. Die italieniſche Demokratie, die mit Dante begann und mit Savonarola abenteuerlich ſchimpflich verendete, hatte ein Ganzes geſtalten wollen. Sie wollte produciren und eine neue Schöpfung machen, in welcher ſich das auseinanderfallende italieniſche Nationalleben von Neuem zuſammenfügen, von Neuem auf dem Grunde der Ideen organiſiren könnte.

Als Machiavelli den Schauplatz betrat, ſah er ſich ſchon von dem Schutthaufen der demokratiſchen Verfaſſungen umgeben. Während ſein Kopf noch von den Ideen und Plänen Dante's erglühte, ſtrauchelte ſein Fuß ſchon an den umherliegenden Ruinen des popolaren Elements in Italien. Machiavelli verließ die zuſammenſinkenden republikaniſchen Formen, für die er in ſeinem erſten politiſchen Leben und in mehreren ſeiner Schriften (beſonders in den Discurſen über den Livius) nach einem ideellen Regulativ geſucht hatte. Als Praktiker ging er auf das monarchiſche und abſolute

Princip zurück, und suchte dasselbe in planmäßigen und systematischen Uebertreibungen auszubilden, die von Vielen für ein indirectes Reizmittel der Revolution gehalten wurden.

Für die politische Praxis schien er hinsichtlich dieser Richtung ganz mit sich im Reinen. Die innern und geheimen Vorbehalte, welche er sich als Mensch und Patriot dabei gemacht, haben immer das eigentlich Räthselhafte und Problematische in dem System Machiavelli's wenigstens nach seiner psychologischen Seite gebildet. Durch eine Untersuchung, welche das eigene Leben Machiavelli's vor Augen behält und nicht bloß an den berüchtigten Fürsten-Tractat, sondern an die Gesammtheit seiner Schriften sich wendet, wird darüber leicht eine Klarheit gewonnen werden können. In der rein praktischen Politik, die Machiavelli in seiner Zeit für die einzig nothwendige und richtige hielt, schwankte er keinen Augenblick und nach keiner Seite hin. Es war dies die Staatskunst der politischen Corruption, welche er, mit Verläugnung aller Principien und aller Ethik, in einen gewissen Zusammenhang politischer Maximen brachte.

Sein Buch über den Fürsten gewann die Bedeutung eines Ereignisses für die neuere politische Welt, weil es die Doctrin der Reaction in der europäischen Welt zuerst in ihren Hauptsätzen feststellte und mit einer gewissen Naivetät, als wenn diese Sätze etwas Naturwüchsiges hätten, so erfolgreich ausspielte, daß die Staatsentwickelung aller Länder davon berührt und innerlichst beeinflußt wurde. In Frankreich und Spanien wurde sofort die Machiavellistische Politik als ein Element aufgenommen, welches in die Staatspraxis im Ganzen und Großen überging und sogar die Gestaltungen des staatlichen Organismus bedingen half. In England und Deutschland wurde die absolutistische Staatswissenschaft, die sich dort durch Hobbes und Haller in einer vollständigen Systematik aufstellte, aus den von Machiavelli ausgestreuten Keimen gezogen. Die Wissenschaft fügte dem Machiavellismus seine theoretische Begründung und Ausführung hinzu. Die Diplomatie aber vermochte auf den Höhepuncten aller europäischen Fragen, auf denen sie sich seit dem funfzehnten Jahrhundert bis auf den heutigen Tag bewegt, nichts Neues zu der Weisheit Machiavelli's hinzuzufügen, sondern sie arbeitete immer von Neuem mit seinen alten Sätzen, die zum Theil

nur nach dem conventionellen Sinn jeder Epoche abgeſchwächt und polirt wurden.

Machiavelli, obwohl er ſo Gräuliches lehrte, ſtand in der inneren Größe ſeiner Geſinnung und in ſeiner Liebe zur Freiheit keineswegs unter den großen Ghibellinen, welche, durch den Geiſt Dante's geleitet, in den letzten Jahrhunderten vor Machiavelli die italieniſchen Nationalzuſtände zu reorganiſiren und in eine neue Einheit zu erheben geſtrebt hatten. Der alte Kern des italieniſchen Ghibellinismus lebte in den Gedanken und zum Theil in den Schriften Machiavelli's, aber die Natur des Mannes war geſellig und genußbedürftig, und in allen Dingen auf das Wirkliche und Erreichbare gerichtet. Armuth, Einſamkeit und Verbannung konnte er für das alte ghibelliniſche Princip nicht auf ſich nehmen, um ſo weniger, da er dieſem Princip, das auf eine ſtarke und geſunde Umarmung mit dem Volksgeiſt berechnet war, keine Zeugungskraft mehr zugeſtehen konnte. Machiavelli hatte nicht Luſt, Märtyrer zu werden, und er zog es daher vor, das Verderben ſeiner Zeit zu ſyſtematiſiren und dadurch in der Praxis zu bleiben. Es iſt nicht von allen Naturen zu verlangen, daß ſie die Praxis aufgeben und ſich zum Eremiten und Bettler ihres Princips machen ſollen. Machiavelli konnte der politiſchen Einſamkeit und Verlaſſenheit keinen Geſchmack abgewinnen. Dieſe Einſamkeit wurde aber Schuld daran, daß er den Fürſten-Tractat ſchrieb, den er in der Verbannung und Verödung, in die ihn der Banquerott des demokratiſchen Princips zurückgeworfen hatte, ſich ausklügelte. Der ganze Sinn dieſer Abhandlung iſt der, die Praxis über das Princip zu ſtellen. Machiavelli wollte bei den Geſchäften bleiben. Wer kann wiſſen, ob er ſich nicht gedacht, daß mitten in den Geſchäften des Abſolutismus und durch dieſelben zur Kräftigung und Läuterung des Volksprincips wieder zurückzugelangen ſei. Wenn man die ganze Vergangenheit des Machiavelli ermaaß, hat man ſich dieſer Annahme nie enthalten können, obwohl darum nicht minder gewiß blieb, daß die Inſtructionen ſeiner Fürſtenlehre im vollen Ernſt und mit buchſtäblicher Ueberzeugung von ihm gegeben wurden.

Die europäiſchen Reformen, welche das Princip der modernen Revolution in ihrem Schooße trugen, hatten in Italien ſchon zwei Jahrhunderte lang gearbeitet, als ſie in Machiavelli ihren Banquerott und gleichzeitig in Deutſchland in den Reformatoren einen

neuen Wendepunct ihrer Bewegung ankündigten. Die wissenschaftliche Bewegung der modernen Welt verband und durchdrang sich in Deutschland zum Erstenmal mit dem Volksgeist und mit dem Volksbewußtsein. Sie pflanzte aber in dieser universalen Doppelkraft nicht bloß die europäischen Reformen fort, sondern sie wurde jetzt auch die eigentliche Zeugerin des Revolutionsprincips. Deutschland machte aus den europäischen Reformen eine Kirchen-Reformation, und leitete in diese den modernen oppositionnellen Volksgeist hinüber, wodurch die ganze neuere Welt in zwei feindliche Hälften gespalten und der Keim zu einer neuen politischen und socialen Umwälzung gepflanzt wurde, den Frankreich später zum hohen Baum der Revolution entwickelte. Es ist bemerkenswerth, wie in den neueren Franzosen das Bewußtsein über diesen Zusammenhang klar und lebendig geworden. Namentlich hat es Louis Blanc in der Einleitung zu seiner Geschichte der französischen Revolution auf ganz bestimmte Weise ausgedrückt, indem er dort, auf dem Wege einer ganz philosophischen Untersuchung, den eigentlichen Beginn der französischen Revolution in die deutsche Theologie hinaufrückt und die Thaten des Johann Huß und Martin Luther als die ersten Entfesselungen des modernen Revolutionsgeistes bezeichnet. Das Hervorwachsen der französischen politischen Bildung aus den Elementen des Protestantismus zeigt Louis Blanc zuerst an jenen protestantischen Publizisten Frankreichs, welche im sechszehnten Jahrhundert, nachdem durch den Religionskrieg und die Bluthochzeit die religiösen Ideen compromittirt gewesen, sich zu einer eigenthümlichen politischen Partei organisirten, und unter denen besonders Hotmann und Hubert Languet in ihren vielverbreiteten Schriften an den Tag legten, wie hier schon die Ideen der französischen Revolution auf dem Grunde der protestantischen Weltansicht erwachsen und sich vollständig ausbilden. In diesen Schriften (besonders in Hotmann's Franco-Gallia und in Hubert Languet's Vindiciae contra tyrannos) wird die absolute Gewalt schon auf die mächtigste Weise in Frage gestellt, der Selbstbestimmung des Individuums, namentlich aber der Autonomie in allen politischen Dingen, das höchste Recht zugesprochen, und das Grundwesen des constitutionnellen Princips aufgerichtet, letzteres sogar in einem solchen Uebermaß geltend gemacht, daß diese protestantischen Publizisten bereits eine Souverainetät der Stände wollen, der die Person des Königs sich vollkommen unterzuordnen habe! —

Es iſt eine wichtige Einſicht auch für den heutigen Stand der Dinge, zu erkennen, wie die Strömungen der Revolution und Reaction im neueren Europa gleichzeitig ihren Ausgang aus dem ſechszehnten Jahrhundert genommen und ſich aus denſelben Quellen heraus in verſchiedener Richtung zertheilt und dann auch wieder vermiſcht haben.

Luther, der Freiheitsmann des Glaubens, hatte in politiſcher Hinſicht Richtungen, welche von denen des Machiavelli in ſeinem Fürſtenbuch nicht allzu abweichend befunden werden möchten. Luther wehrte ſich mit aller Entſchiedenheit und mit dem klarſten Bewußtſein gegen jene Conſequenz, welche Louis Blanc drei Jahrhunderte ſpäter aus der deutſchen Reformation und Theologie zog. Luther wollte nicht, daß aus ſeinem Werk eine weltliche Revolution gemacht würde, und er verband daher mit der Bewegung der geiſtigen Freiheit, die er leitete, zugleich die Abſichten der politiſchen Reaction. In ſeiner „Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauerſchaft in Schwaben“ treibt er die Reaction gegen den Volksgeiſt ſeines Jahrhunderts ſchon ſo weit, daß er ſich den armen Bauern gegenüber für die Aufrechterhaltung der Leibeigenſchaft entſcheidet, und Alles auf die „chriſtliche Freiheit“ verweiſt. Die in Deutſchland verkündigte „chriſtliche Freiheit“ ſtand aber einem ſolchen „Fürſten“, wie ihn Machiavelli in derſelben Zeit für Italien conſtruiren wollte, durchaus nicht als Oppoſition gegenüber. Luther ſagte zwar auch den Fürſten ſeiner Zeit die derbſten und rückſichtsloſeſten Wahrheiten, und in einem Ton, wie ihn kaum ein moderner Demokrat hätte ſchärfer und ausgelaſſener erheben können. Aber mit dem Reactionnair Machiavelli konnte ſich der deutſche Volksmann darin nicht vergleichen. Machiavelli inſtruirte ſeinen „Fürſten“ auf die Natur der „Beſtie“, und ſah dabei von jeder göttlichen Einſetzung der fürſtlichen Gewalt ab, die er rein als ein Product der Eroberung, des Glücks und der Klugheit behandelte. Luther dagegen drängte die Reformen, ſo weit er ſie in die Hand nahm, vorzugsweiſe auf das Princip der göttlichen Einſetzung der Obrigkeit zurück. Der geiſtliche Aufruhr und der weltliche Gehorſam konnten ſich aber in ihm nicht ausgleichen, und er trat mit ſeinen Füßen, wenn auch wider ſeinen Willen, ein Rad der Geſchichte, das die Wogen der europäiſchen Revolution in die Höhe zu treiben beſtimmt war.

Machiavelli, der Zeitgenoſſe Luthers und der deutſchen Re-

formation, trat das andere Rad der Geſchichte, durch welches die europäiſche Reaction ihre ſyſtematiſche Bewegung erhielt. Ein Demokrat mußte es ſein, welcher der Reaction ihre fundamentalen Geſetze gab, während die Revolution ihren erſten principiellen Anſtoß von einem Mann empfing, welcher, indem er das geiſtliche Autoritätsprincip zertrümmerte, dagegen für die Fürſtenthrone das Princip der göttlichen Einſetzung aufrecht erhalten wollte. Luther dachte nicht, daß das Princip der Autorität ein untheilbares ſei und entweder ganz behalten oder ganz aufgegeben werden müſſe.

Machiavelli griff zum politiſchen Abſolutismus, weil der kirchliche Abſolutismus Rom's den Verfall des italieniſchen Nationallebens verſchuldet hatte. Das durch den Clerus entſittlichte und geſchwächte Volk konnte aus ſich ſelbſt heraus keine Gegenwirkung mehr finden, um ſich zu ermannen, neu zu ſammeln und zu einigen. Der politiſche Abſolutismus in der ſtärkſten und eiſernſten Ausübung ſeiner Mittel ſchien dem Machiavelli bei weitem geeigneter dazu, als der das Volk ſchwächende und zertheilende Segen des geiſtlichen Principats.

Auf dieſen principiellen Schwebepuncten ſind ſeitdem alle politiſchen und geſellſchaftlichen Fragen hängen geblieben. Man wird auch ſtets zu Machiavelli zurückkehren müſſen, wenn man über Ausgangspunct, Ziel und Mittel der europäiſchen Politik klar werden und auf dieſe Klarheit die für jede Zeit nothwendigen Entſchlüſſe und Beſtrebungen bauen will. Ohne ſich mit Machiavelli auseinandergeſetzt zu haben, wird man ſich mit dem modernen Staat überhaupt nicht auseinanderſetzen können; ſo wie man auf Luther und ſeine Zeitſtellung immer wieder kritiſch zurückgehen muß, wenn es ſich um die Geſtaltung der Kirche handelt. —

2. Die Ausbildung des demokratiſchen Princips in Italien.

Was der Orient für die alten Völker war, nämlich der urſprüngliche Ausgangspunct ihrer Cultur, ihrer religiöſen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Bildung, das war für die modernen Völker im Mittelalter und beim Beginn der neueren Zeit Italien, aus dem alle neueren geiſtigen, kirchlichen und politiſchen Bewegungen herfließen. Italien hat der modernen Welt im Grunde

Alles gegeben, was ihre Umwälzungen in Staat, Kirche, Wissenschaft und Meinung am Entschiedensten vorbereiten und anfeuern mußte.

Die Italiener waren durch die Eroberung der Barbaren zunächst als Nation zu Grunde gegangen, aber sie hatten in dieser Zertrümmerung doch die Grundelemente eines nationalen Lebens sich gerettet. Sie hatten ihre Städte, ihre Ortschaften, gewissermaßen alle einzelnen Puncte ihrer Existenz sich erhalten, und das Lebensprincip der Nation, welches im Ganzen gebrochen worden, auf gesonderten Stellen kräftig bewahrt.

Dies war der Weg zur Bildung der italienischen Republiken, auf welchen Weg hier die italienischen Völker ganz naturgemäß hingedrängt wurden, weil nach der Auflösung des allgemeinen nationalen Verbandes überall die politische und gesellschaftliche Association in kleinen Mittelpuncten an die Stelle trat und die Volkskraft in der Sonderung doch wieder neu concentrirte. Die Italiener gaben hier schon früh dem ganzen übrigen Europa das merkwürdige Beispiel, wie nach der Auflösung politischer Gesammtkörper das Werk der menschlichen Association beginnt und wie diese in der Form der Republik zunächst immer nur die Form sucht für die Idee, sich selbst zu regieren und sich selbst zu bestimmen: eine Idee, die aber weder in den italienischen Republiken, noch in irgend einer politischen Staatsform zu ihrer Verwirklichung gelangen konnte, und die nur als philosophisches und psychologisches Problem über allen Jahrhunderten stehen blieb.

Jene Culminations-Idee des europäischen Völkerlebens wuchs zuerst auf dem Boden Italiens und in diesen wunderbaren Lebensversuchen der italienischen Republiken des Mittelalters auf, und verstreute von hier aus ihre Keime und ihre Gährungstriebe durch alle europäischen Völkerschaften, denn wenn Italien im Mittelalter der Sammelpunct aller Nationen war, wenn die Franzosen, die Deutschen und die Spanier hier auf Kriegszügen und in Expeditionen aller Art wie zu einer großen Völker-Aventure zusammentrafen: so nahmen sie zugleich auch die Anschauungen einer großen Civilisation und eines auf die höchste Idee der Menschheit begründeten politischen Strebens mit sich in ihre Heimath fort.

Der Geist der italienischen Freiheit begründete sich vornehmlich im elften und zwölften Jahrhundert in immer lebenskräftigeren

Formen. Das erste Zeichen dazu wurde durch die Befestigung der italienischen Städte gegeben, welche ihre Mauern, die ihnen die barbarischen Eroberer niedergerissen hatten, bald überall wieder aufführten und Schlösser und Thürme hinzufügten, so daß in diesen Städten behagliche und sichere Verhältnisse zum Gedeihen eines in sich kräftigen Bürgerthums sich ausbildeten. Der Adel, diese Herzöge, Marcheſen, Grafen und Prälaten, suchte bald ein Gegengewicht gegen die ihm gefährliche Stärke des Bürgerthums dadurch zu gründen, daß er die seine Schlösser umgebenden Landbevölkerungen in ihren Lasten befreite und sie bewaffnete, wodurch aber unter diesem Theil der italienischen Bevölkerung der Geist der Unabhängigkeit und der selbsteigenen Kraft sich verbreitete. Als die Könige oder Kaiser den Städten das Recht wieder verliehen hatten, sich Ringmauern aufzuführen, hatten sie ihnen damit auch zugleich das Recht gegeben, alle ihre Bürger auf das Anschlagen der großen Glocke versammeln zu können. Dieses Versammlungsrecht bezog sich nur auf die Männer, welche die Waffen zu tragen im Stande waren. Dies waren die ersten natürlichen Anfänge eines italienischen Parlaments, welches auf dem offenen Marktplatz zusammentrat und jedes Jahr zwei Consuln wählte, welche im Innern der Stadt Recht sprechen und nach Außen hin die bewaffnete Macht in den Krieg führen mußten. Dies Parlament, welches die Consuln ernannte, gab denselben zu ihrem Beistand in der Regierung und Verwaltung auch einen geheimen Rath (credenza), der aus einer kleinen Anzahl von Mitgliedern bestand, die aus jedem Stadtviertel entnommen wurden. Außerdem wurde ein großer Rath oder Volksrath gebildet, der die Beschlüsse vorzubereiten hatte, welche man dem Parlament unterbreiten wollte. Der Rath der credenza war zugleich mit der Verwaltung der Finanzen der Stadt beauftragt, welche aus den Geldern bestanden, die an den Stadtthoren für das Eintrittsrecht erhoben wurden, und aus den freiwilligen Beisteuern der Bürger, die ihnen in Zeiten der Gefahr abverlangt wurden.

In diesen einfachen und natürlichen Formen legten sich die ersten republikanischen Bildungen des italienischen Städtelebens dar, welches in der Mitte des zwölften Jahrhunderts durch den großen lombardischen Städtebund sich immer fester und gewaltiger entwickelte, so daß Kaiser Friedrich Barbarossa, der im Interesse des römischen Kaiserthums und der deutschen Macht in Italien seinen großen Feldzug gegen die italienische Freiheit unternahm,

seine und des Kaiserthums Macht daran gebrochen sehen mußte. Sieben furchtbare Heereszüge wandte dieser Kaiser daran, um die Freiheit der Italiener zu zerschlagen, bis er sich zuletzt genöthigt sah, mit den siegreichen Republiken Italiens um den Frieden zu unterhandeln. Die Idee der Republik und der Freiheit wuchs dadurch in Italien zu einem allmächtigen Lebensbegriff heran, und verband sich in dem Geist des Volkes mit dem Ideal der alten römischen Republik, als deren Mitglied sich jeder Italiener in seinen Gedanken betrachtete, und zu deren Wiederherstellung oft die edelsten Bestrebungen mit den abenteuerlichsten sich vermischten.

Die Idee der republikanischen Freiheit schwächte sich aber auch in Italien zuerst von innen heraus im Staate und im Volke wieder ab, oder sie erlag gewissermaßen ihrem eigenen Begriff, indem das uralte Widerspiel zwischen Aristokratie und Demokratie, deren dialektisches Umschlagen ineinander der eigentliche Feind aller Freiheit ist, zuerst in den freien Verfassungen selbst sich regte. Die Freiheit wurde in den italienischen Republiken des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts aus einem Volksbegriff allmählig ein erblicher Familienbegriff, der mit dem Ansehn der aristokratischen Geschlechter, die sich bald vorzugsweise im Besitze der obrigkeitlichen Würden befanden, verwuchs. Wie die Demokratieen so leicht aristokratisch überwachsen werden, und zuletzt wie zur Rettung vor sich selbst ihren Nacken unter den Despotismus beugen, davon zeichnen uns die Freistaaten Italiens im Mittelalter das lehrreichste Beispiel auf. Wir sehen hier schon, daß die Republik, die als politische Staatsform so wenig Material in der modernen Welt vorfindet, nur dann auf Bestand rechnen kann, wenn sie eine wirkliche Vergesellschaftung aller Volksinteressen ist, der aber der europäische Geist bisher mehr widerstrebt hat, als daß es ihm gelungen wäre, Theorie und Form dafür aufzufinden. Die italienischen Republiken konnten nicht einmal zu einer inneren politischen und humanen Erziehung des Volks- und Bürgergeistes gelangen, und sie versäumten darin, die geistige Grundlage aller Demokratie festzustellen. Die seinen Blüthen der Kunst und des Geistes, welche sich an dem Gelände der italienischen Demokratieen fortrankten, bezeichneten immer zugleich das Wachsthum der Aristokratie, welche ihren eigenen Saamen mit dem der Cultur vermischte. Es ist von jeher das Unglück der Demokratie gewesen, daß sie sich zu dem Geist in einem falschen Verhältniß

befunden, aber das Mißtrauen zwischen Demokratie und Geist ist ein fundamentales und gewissermaßen historisch berechtigtes. Dies Mißtrauen empfängt seinen Ursprung schon aus der aristokratischen Geistesblüthe der italienischen Demokratieen, wobei aber der Grund-Irrthum nur der ist, daß aus der Republik überhaupt ein eigentlicher staatlicher Organismus gebildet werden könne.

Die italienischen Republiken kamen zuerst dahin, daß sie die politische Freiheit nicht für ein allgemeines Menschenrecht gelten ließen, sondern nur für einen besonderen Vorzug innerhalb ihrer Ringmauer, weshalb sie auch den Landleuten, die zu ihrem Gebiet gehörten, das Recht der politischen Repräsentation entzogen. Je mehr sie dann ihr Staatsgebiet erweiterten und ausdehnten, desto kleiner wurde die Anzahl ihrer politisch berechtigten Bürger, da sie die neu aufgenommene Bevölkerung nur wie einen Zuwuchs von rechtlosen Unterthanen behandelten. Sismondi[1] berechnet das in Italien allmählig entstandene politische Verhältniß so: daß zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts auf eine Bevölkerung von 18 Millionen Seelen in Italien kaum noch 16 oder 18,000 Italiener kommen, die in vollem Genuß ihrer bürgerlichen Rechte sich befanden, während im vierzehnten Jahrhundert sich die Zahl der politisch Berechtigten noch auf 180,000, im dreizehnten Jahrhundert aber auf 1,800,000 belaufen habe. Diese stufenweise Verminderung der politischen Freiheit in Italien enthält den Hauptgrund des gänzlichen Verfalls des italienischen Nationallebens, wodurch dasselbe schon im Mittelalter die hin und her gezerrte Beute fremder Völker werden konnte und in den Kriegen, mit denen Franzosen, Spanier und Deutsche unausgesetzt in dies Land einbrachen, sich sein bestes Mark aussaugen lassen mußte.

Die großen Geistes- und Lebenskämpfe Italiens, welche der Prototyp für die Entwickelung des europäischen Staats- und Volkslebens wurden, fanden eigentlich in dem deutschen Kaiser Friedrich II. ihren Mittelpunct und ihren entscheidenden Ausbruch. Die Gegensätze, die in der modernen europäischen Welt in Volk und Staat liegen und das eigentliche Princip ihrer Bewegung ausmachen, stellten sich in Italien im dreizehnten Jahrhundert zuerst als die Parteien der Guelfen und Ghibellinen gegeneinander auf.

---

1 Histoire des républ. ital. au moyen âge. XII. 17.

Dieſe Kämpfe, welche zunächſt den tiefinneren principiellen Widerſtreit zwiſchen den Mächten des Papſtthums und des Kaiſerthums, zwiſchen den Ideen der geiſtlichen und weltlichen Macht betrafen, hatten ſich an die ſchon ſeit längerer Zeit exiſtirenden Namen der Guelfen und der Ghibellinen geheftet. Dieſe miteinander ſtreitenden Namen waren in Deutſchland entſtanden. Ein Lehnsgut oder Schloß Conrads des Saliers, welches Gheibeling oder Waibling genannt wurde und in der Diöceſe Augsburg lag, hatte der Familie dieſes Kaiſers den Namen der Gheibelingen oder Ghibellinen beigegeben. Das Haus der Guelfen aber, auch Welf genannt, befand ſich damals im Beſitz Baierns, und war in vielfachen Streitigkeiten mit den von Conrad abſtammenden Kaiſern begriffen, wodurch der Name der Guelfen zur Bezeichnung der Oppoſitionspartei im Kaiſerreich wurde. Dieſe Parteiſtellung ſpann ſich weiter durch die Kämpfe, in welche mehrere Kaiſer aus dem Hauſe der Ghibellinen mit den Oberhäuptern der Kirche geriethen, wobei die Guelfen als ihre Antagoniſten ſich zur Vertheidigung der Päpſte ſchaarten [1].

Dadurch wurden Ghibellinen und Guelfen immer entſchiedener die Träger dieſes großen, das ganze Zeitalter erſchütternden Gegenſatzes, der im Reich und in Italien unter dem Banner dieſer Namen alle Lebenszuſtände berührte, und die politiſche wie die geiſtige Welt in zwei getrennte Feldlager auseinanderſpaltete. Denn auch das italieniſche Geiſtesleben, Literatur und Kunſt, entſchied und beſtimmte ſich weſentlich an dieſen Gegenſätzen.

In der Zeit Kaiſer Friedrichs II. in Italien entſchieden dieſe Namen und Begriffe bereits über alle inneren und äußeren Verhältniſſe des Nationallebens. Faſt alle Städte der Lombardei und Toscana's hatten ſchon nach der einen oder der andern Seite hin Partei ergriffen. In mehreren Städten, wie in Florenz, theilten ſich die Bevölkerungen in dieſe beiden Factionen und auf beiden Seiten ſtanden die mächtigſten und angeſehenſten Familien der Stadt. Es gab Guelfen und Ghibellinen in einer und derſelben Familie, der Vater hing dem Papſt an und diente Rom, ſeine Söhne dienten dem Kaiſerreich und den Ideen der weltlichen Macht, die ihnen ein neues Evangelium der Völker in der Form des Kai-

1 Muratori Antich. ital. Dissert. 41. —

ſerthums verkündigt zu haben ſchien. Tiefer eingefreſſen in alle Lebensformen hatte ſich wohl ſchwerlich jemals der Bürgerkrieg, als zu dieſer Zeit in Italien, wo der Alles verzehrende Anſpruch der Parteiſtellung zu dem ſubſtantiellen Machtbegriff des ganzen Lebens wurde. Solche Zerklüftungen aller Lebenszuſtände haben ſich immer in großen Kriſen und beim Beginn neuer Weltepochen eingefunden. Sie erſcheinen dann bloß als die tief geriſſenen Furchen, in denen ſich der Acker des Völkerlebens neu beſtellt. Grüne Saaten decken einſt alle dieſe ſchmerzenreichen Spaltungen wieder zu. So erzeugte ſich auch in Italien eine neue Geiſtes- und Lebens-Cultur gerade aus dieſen Gegenſätzen und Trennungen, und der Ghibellinismus, der die neue Macht eines in ſich freien Welt- und Volkslebens in jenen Zeiten ankündigt, zählte auf ſeiner Seite die edelſten und größten Geiſter der Nation, welche um dieſer Idee willen, gleich dem erhabenen Dante, in die Verbannung zogen.

Im funfzehnten und zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts zeigte das politiſche und ſociale Leben der Italiener denſelben Bruch ſeiner Principien und Formen, der in dieſer Zeit das ganze Staats- und Geſellſchaftsleben von Europa auseinanderklaffen ließ, und einen Kampf ankündigte, der ſeitdem die Geſchichte aller neueren, politiſch lebensfähigen Völker bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört hat zu bewegen: nämlich den Kampf zwiſchen den abſolutiſtiſchen und volksthümlichen Ordnungen im Staatenleben, den Kampf um die Rechte und Formen einer modernen Tyrannei und Gewaltherrſchaft, welche ſich um ſo ſtärker und lebensgieriger zu begründen begann, je mehr das Volk ſelbſt in ſeiner eigenen Maſſe ſeine phyſiſche und moraliſche Kraft und damit das beſſere Bewußtſein ſeiner Berechtigungen verlor.

Es tritt hier derjenige Moment der neueren Völkergeſchichte ein, wo das Volk, entlaſſen aus den feſten Organiſationen des Mittelalters, in denen es eingeſchloſſen wie das Kind im Mutterleibe geruht hatte, ſich plötzlich einer gänzlich aufgelockerten und ſchwankenden Welt gegenüberſah, und nicht wußte, wo es mit ſeiner Exiſtenz hin ſollte. In dem germaniſchen Europa entſteht aus der ſich bereitenden Auflöſung der mittelalterlichen Lehnsverfaſſungen zuerſt dieſe blutige und herzzerreißende Tragödie des Bauernkriegs, welche mehrere hundert Tauſende der armen Leute (miseri homines) in den Tod jagt und damit ſchließt, daß die deutſchen Fürſten das abſolute Princip der obrigkeitlichen Gewalt neu befe-

ſtigen, und darin überhaupt die monarchiſche Autorität enger und undurchdringlicher, als eine Schutz- und Trutzmauer gegen ihre Völker, um ſich ziehn.

Machiavelliſtiſch in der Form war ſchon die Rede geweſen, mit welcher der Landgraf Philipp von Heſſen in der Schlacht gegen die Bauern (bei Frankenhauſen 1525) die Truppen anredete, indem er die unumſchränkte Macht der Obrigkeit und Regierung auf die Bibel ſelbſt begründete. Er ſetzte darin ſogar auseinander, daß eine Regierung dann am meiſten geachtet und geehrt werden müſſe, wenn ſie Unrecht gethan habe [1]!

In dem romaniſchen Europa aber wurde um dieſelbe Zeit, und nachdem eine innere und äußere Zerlöſung der republikaniſchen Verfaſſungen vorausgegangen war, an einem Aufbau der abſoluten Gewaltherrſchaften gearbeitet, der nicht mächtiger ſein konnte, und deſſen feſtgekittete Grundlage in dem Verbrechen der Fürſten, in der Schande des Volks und in der ſophiſtiſchen Weisheit einiger großen Tyrannenlehrer beſtand. Italien, als das prototypiſche Land für europäiſche Politik und Cultur, hat den Erſten und Größten dieſer Tyrannenlehrer aus der inneren Verderbniß ſeiner ſtaatlichen und volksthümlichen Zuſtände wie eine nothwendige Frucht ſich erzeugt. Und dies war zugleich in ſich ſelbſt der edelſte und freieſte Geiſt Italiens, der berühmte Secretair der florentiniſchen Republik, wie Niccolo Machiavelli in Italien vorzugsweiſe genannt zu werden pflegte.

Es war keine willkürliche Erfindung, welche Machiavelli mit ſeinem vielberühmten und vielgebrauchten Buch vom Fürſten (del principe) gemacht hatte. Der Machiavellismus lag als hiſtoriſche Bedingung in der Zeit gegeben und vorgebildet, und Machiavelli erſchien mit ſeinem Syſtem nur wie ein Actuarius, welcher den damaligen Thatbeſtand der europäiſchen Politik auf-

1 „Es gebürt Gott, Obrigkeit zu ehren, dann aber ſoll man ſie vornehmlich ehren, wenn ſie Ehre vornehmlich bedarf. Nun bedarf Obrigkeit dann am meiſten Ehre, wenn ſie geſchmäht wird, vielleicht auch gefehlt hat; ſo ſollen Unterthanen ſolche Schmach der Obrigkeit helfen tragen, ſie zu Ehren bringen und decken, wie Sem den bloßen Noah deckte, daß man in Frieden und Einigkeit bei einander bleiben und leben möge." Strobel, Leben Thomas Münzers 117—120. — Dieſe Rede des Landgrafen iſt öfter auch für ein Elaborat des Melanchthon gehalten worden.

nahm. Die machiavellistische Politik war in den italienischen Zuständen selbst, in denen und für die sie zunächst hervorging, schon vor dem Auftreten Machiavelli's thatsächlich vorhanden, oder, wie dies ein italienischer Schriftsteller Galeani Napione[1] zuerst geistreich ausgedrückt hat, der Machiavellismus war bei weitem früher als Machiavelli selbst. Machiavelli wurde nur der Theoretiker dieses Systems, für welches er schon die renommirtesten Persönlichkeiten der Zeitgeschichte als praktische Belege und Urbilder anführen konnte. In Spanien hatte schon Ferdinand der Katholische im Sinne der machiavellistischen Politik seine Völker unterjocht, und geistig, politisch wie religiös mit dem entschiedensten Glück vernichtet. In Frankreich war Ludwig XI. lange vor Machiavelli der verschlagenste und ausgelernteste Machiavellist gewesen. In Italien aber war das Haus der Borgia die eigentliche Fundgrube der machiavellistischen Politik geworden. In der Schule des politischen Mörders Cäsar Borgia hatte Machiavelli selbst seine erste diplomatische Bildung erhalten, und auf diesen Fürsten weist er auch in seinem Tyrannen-Codex beständig hin, als auf einen zwar durch Verbrechen herrschenden Mann, den er aber für die italienischen Staatenverhältnisse offenbar als das Musterbild eines consequenten und im strengsten Zusammenhange handelnden Herrschers ansieht. Der Fürst des Machiavelli formte sich aus den treibenden Stoffen der ganzen Epoche, und sein Buch wurde ganz entschieden das Symptom dieses historischen Uebergangsmoments, in welchem das absolut monarchische Princip in Europa auf einer ausgeklügelten politischen Basis und auf einem raffinirten theoretischen Standpunkt sich erhob. Es wurde damit der erste große Banquerott angekündigt, welchen das demokratische Princip in Europa erlitt, indem es nicht vermochte, an die Stelle der organischen Verfassungen des Mittelalters zu treten und aus sich selbst eine neue, das Volk vereinigende Schöpfung zu werden. Das demokratische Princip mußte sich daher schon jetzt auf die elendeste Weise durch die Sophisterei der Gewalt ablösen lassen.

Wenn die italienischen Republiken allerdings durch ihre innersten Einrichtungen dazu beigetragen hatten, daß der Begriff der Freiheit verloren gehn mußte, so war dies noch bei weitem wir-

1 Elogio di G. Botero. Annot. XII. Piemontesi illustri I. 273.

kungsreicher durch die italienischen Fürstenhäuser geschehen, die da, wo sie die einzelnen Staatsgebiete Italiens in der Hand der Souverainetät hielten, mit einer selten gesehenen Virtuosität an der Verschlechterung und Verwilderung aller Zustände arbeiteten. In Genua, Lucca, Siena, Bologna, Mailand, Ravenna, Neapel, überall bildeten sich mit rascher Vollendung, und zum Theil nach vorausgegangenen anarchischen Stürmen und Umwälzungen, diese Musterwirthschaften des Despotismus aus, welche auf ein vollkommenes System aller Gräuel und Schandthaten, deren nur die menschliche Natur fähig sein kann, sich stützten. Das italienische Fürstenwesen offenbarte sich hier ganz eigentlich in der Kunst, durch das Verbrechen zu regieren, wie denn diese Throne auch nur durch Gift, Meuchelmord, Laster und Intrigue begründet und behauptet wurden.

Machiavelli, sobald er sich entschlossen hatte, der Politiker der Gewalt zu werden, brauchte nur mit groben Strichen nach dem Leben zu malen, und sein System war fertig. Als Buch, als wissenschaftliche und politische Arbeit, war sein Tractat über den Fürsten nur ein untergeordnetes Machwerk, das in keiner Weise auf der Höhe seines Geistes, seines Verstandes und seiner Feder stand. Das Buch der politischen Corruption brauchte aber gar nicht wirksam und anziehend abgefaßt zu sein. Es kam als brennende Thatsache unter die rechten Leute. Die Literarhistoriker haben Listen geführt über die gekrönten Häupter, welche sich mit dem Buch vornehmlich zu schaffen gemacht. Interessant und lehrreich mögen die Anmerkungen gewesen sein, mit denen der Cardinal Mazarin (einer der europäischen Durchgangspunkte des Machiavellismus) sein Exemplar del principe durchschossen haben soll. Der Kaiser Karl V. soll es beständig in seiner Tasche mit sich herumgetragen haben, und bei den französischen Königen Heinrich III. und Heinrich IV. fand man es, als sie ermordet wurden. Von dem Papst Sixtus V. aber wird erzählt, daß er sich zu seinem Handgebrauch einen Auszug gefertigt. Katharina von Medici las ihren Kindern fleißig daraus vor, um den jungen Raubvögeln bei Zeiten diese Atzung widerfahren zu lassen. Karl IX. hatte sich den Tractat Machiavelli's auswendig gelernt. Wie er in alle Sprachen der Welt übersetzt wurde, so auch in's Türkische auf Befehl Mustapha's III., der es zu seinem eigenen und seiner Söhne

Unterricht gebrauchte: eine Ueberſetzung, welche noch in der Serail-Bibliothek des Großherrn vorhanden ſein ſoll [1].

3. Machiavelli's perſönliche Verhältniſſe.

Riccolò Machiavelli wurde am 3. Mai 1469 zu Florenz geboren, aus einer Familie, die väterlicher Seits ihren Urſprung auf die alten Marcheſe-Geſchlechter Toscana's zurückführte. Die Familie war jedoch zurückgekommen und Machiavelli's Vater, Bernardo, Rechtsconſulent und Schatzmeiſter der Marc Ancona, lebte nur von den mäßigen Einkünften ſeines kleinen Amtes. Seiner Mutter, Bartolommea di Stefano Nelli, wird das Talent einer Dichterin nachgerühmt, und ſo zeigte ſich auch hier wieder das mütterliche Element als ein einflußreiches bei dem Werden großer Männer.

Auf dem erſten Leben Machiavelli's bis zu ſeinem Eintritt in den Staatsdienſt lagert ein undurchdringliches Dunkel, und wir erhalten nur von dem Verhältniß zu ſeinem Lehrer Kunde, dem berühmten Marcello Virgilio, der Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Literatur in Florenz war, aber zugleich in ſtaatsmänniſcher Thätigkeit ſich befand. Er ſcheint bei der neuen Regierung von Florenz, welche nach der Vertreibung der Mediceer eingeſetzt worden, einen bedeutenden Verwaltungspoſten der Republik bekleidet zu haben. Es ſcheint aber, als wenn Machiavelli mehr ſeine Studien in der Politik als in den alten Sprachen bei dieſem berühmten Meiſter gemacht hätte, denn in den letzteren brachte er es nach vielen Zeugniſſen zu keiner umfaſſenden Kenntniß. Dagegen ſcheint er bei Marcello Virgilio im Jahr 1494 zur Erlernung der Staatsgeſchäfte in der Eigenſchaft eines Privat-Secretairs eingetreten zu ſein, jedoch ſchon in den Staats-Bureaux ſelbſt gearbeitet zu haben. Nach vier Jahren eines ſtaatsmänniſchen Noviciats wurde er in ſeinem neunundzwanzigſten Lebensjahre bereits zum Kanzler der zweiten Kanzlei und unmittelbar darauf zum Secretair des Rathes der Zehn oder der Regierung der Republik ernannt [2].

---

1 Ginguéné histoire littér. d'Italie VIII. 121. Périès Histoire de Nicolas Machiavel (Paris 1823) p. 287

2 Périès Histoire de Nicolas Machiavel p. 12.

Die Verbannung der immer despotiſcher gewordenen Familie Medici war ein politiſcher Wendepunkt für den florentiniſchen Freiſtaat geweſen. Peter von Medici, der unfähige Sohn und Nachfolger ſeines berühmten Vaters Lorenzo, hatte durch ſeine unbeſonnenen Verwickelungen mit dem franzöſiſchen Carl VIII. die Exiſtenz des florentiniſchen Staats auf das Spiel geſetzt. Als der König von Frankreich auf ſeinem Zuge durch Italien in Florenz einrückte und den Palaſt der Mediceer mit allen ſeinen Kunſtſchätzen, Antiken, Büchern und Handſchriften der Plünderung ſeiner Soldaten preisgab, jauchzte ihm das florentiniſche Volk entgegen, und rief den fremden und feindlichen König als den restaurator et protector libertatis Florentinae aus. Nachdem die Verbannung des Hauſes Medici ausgeſprochen worden, ward zugleich die von den Mediceern immer ariſtokratiſcher gewendete Regierungsform verändert, und die Staatsgewalt in die Hände des großen Raths und eines auf Lebenszeit ernannten Gonfaloniere gelegt, zu welcher letztern Stelle Peter Soderini gewählt wurde: ein milder und volksfreundlicher, aber in den Zeiten der Gefahr zu ſchwach und charakterlos befundener Mann.

Machiavelli hatte ſowohl durch ſeine ganze politiſche Stellung in Florenz wie durch ſeine innerſte Geſinnung der Gegenpartei der Medici angehört. Er ſaß in ſeiner florentiniſchen Staatskanzlei und ſchien mit ſeinen hohen Geiſtesanlagen ganz befriedigt an den wichtigen und weitverzweigten Geſchäften, die ihm hier anvertraut waren. Dieſe Geſchäfte beſtanden in der Führung der ganzen inneren und äußeren Correſpondenz des Staats, in der Redaction der mit den benachbarten Mächten und mit fremden Souverainen abgeſchloſſenen Verträge und in der Einregiſtrirung der Rathsverhandlungen. Seine überlegenen Talente, mit denen er ſich ruhig in ſeinen Acten einſchloß, müſſen jedoch bald über dieſe mehr mechaniſchen Beſchäftigungen hinausgeragt haben, denn man begann ihn auch außer der Kanzlei zu verwenden, und die wichtigſten diplomatiſchen Sendungen und Aufträge ihm zu vertrauen. Machiavelli wurde der eigentliche florentiniſche Diplomat, der, außer vielfachen Miſſionen im Innern des Staats, zu dreiundzwanzig auswärtigen Legationen verwendet wurde, und darunter beſonders auch in Frankreich und Deutſchland geſandtſchaftliche Poſten verſah. Man hat von den Bethätigungen des Machiavelliſchen Geiſtes keine früheren Spuren, als die er auf ſeiner diplo-

matischen Laufbahn zeigte und in seinen Depeschen und Gesandtschaftsberichten niederlegte, von denen die aus Frankreich und Deutschland sich zu vollständigen Gemälden dieser Länder ausarbeiteten [1].

Machiavelli war mit Leib und Seele Diplomat, ehe er irgend etwas Anderes war, und als einen Diplomaten, d. h. als einen Rechenkünstler des politischen Erfolges, nicht aber als einen von der Wirklichkeit absehenden Idealisten, werden wir ihn in allen seinen Bethätigungen zu beurtheilen haben. Damit kann aber nicht geläugnet werden, daß Machiavelli nicht auch als Diplomat in den Dienst der höheren politischen Ideen seines Vaterlandes sich zu stellen gewußt. Bei seinen gesandtschaftlichen Stellungen ging er immer vornehmlich darauf aus, die Gesammtzustände der Länder, in denen er sich befand, zu studiren, und er benutzt in seinen Berichten nicht selten die gesammelten Erfahrungen zu patriotischen Rathschlägen für sein Vaterland. Hier war er schon nicht der gewöhnliche Diplomat, der nur in der kalten Algebra der Verhältnisse sich bewegt und über den Umfang seiner Instructionen hinaus weiter kein Herz und kein Gewissen hat. —

In Europa war damals das sogenannte Gleichgewichts-System der Staaten zuerst an die Tagesordnung gekommen, und die ganze Politik wurde dadurch in ihrem eigentlichsten Wesen Diplomatie, indem es sich überall nur darum handeln konnte, in gegenseitiger Beargwöhnung und Abschwächung diese künstliche Schwebe der Mächte aufrecht zu erhalten, in der die eifersüchtig bewachten Gränzen einer jeden Größe bald durch perfide und gesinnungslose Verträge, bald durch noch verrätherischere Kriege, gehütet wurden.

Unter diesen gekniffenen Schaukelungen der europäischen Staatsverhältnisse, die doch nur den Egoismus der einzelnen Machthaber zum Gegenstand hatten, nahm die diplomatische Politik diese ätzende und giftige Schärfe, diese verschlagene und ränkevolle Berechnung an, welche mit spielerischen Händen das Verderben der Andern ausstreute und Denjenigen als den größten politischen Genius erscheinen ließ, der am geschicktesten betrügen, fälschen und durch unerwartete Schläge überraschen konnte.

---

1 Ritratti delle cose dell' Alamagna. — Ritratti delle cose di Francia.

In Italien war zuerſt die politiſche Balancirkunſt zu einer Nothwendigkeit der Erhaltung für fünf Staaten geworden, welche unter den Trümmern und Halbheiten der ſtaatlichen Exiſtenzen ſich obenauf erhalten hatten. Dieſe italieniſchen Hauptkörper waren Venedig, Rom, Mailand, Neapel und Florenz. In dieſe ſeit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts unabläſſig dauernden Bewegungen der Vergrößerungs- und Verkleinerungs-Politik trat nun Machiavelli wie in ſeine Schule ein, und dies kann bei einem ſo edel begabten und zart beſaiteten Geiſte nicht ohne eine Revolution ſeiner innerſten menſchlichen Natur abgegangen ſein. Wir müſſen annehmen, daß eine tiefinnere Scheidung als Menſch und als Politiker ſich in ihm bewerkſtelligt habe, ehe er ſich zum Meiſter in den Staatsgeſchäften ſeiner Zeit und ſolcher Zeit vollenden konnte. Seine Fortbildung als Politiker mußte in einem umgekehrten Verhältniß zu ſeiner Entwickelung als Menſch und zu ſeinem wahrhaft menſchlichen Bedürfniß nach politiſcher Freiheit ſtehen. Wir können nicht anders annehmen, als daß Machiavelli beſonders dadurch ein ſo ausgezeichneter Diplomat geworden ſei, weil er bei Zeiten ſein beſſeres menſchliches Theil in ſeiner Bruſt in Sicherheit gebracht und die Idee der Freiheit nur in den geheimen Cultus ſeines Herzens verwieſen, wo dieſelbe mit den Staatsgeſchäften ſich gar nicht zu berühren hatte.

Machiavelli lernte es früh in der diplomatiſchen Schule ſeines Vaterlandes, zwei gänzlich geſchiedene Welten in ſich zu beherbergen, und im Gegenſatz zu ſeinem innerſten Menſchen die vollendete Aeußerlichkeit eines ſtaatsgeſchäftlichen Charakters in ſich auszubilden: eines Charakters, der ganz für ſich lebte und handelte, und einen gewiſſen menſchlichen Punct ganz unberührt laſſen konnte. Dieſe Vergötterung der äußeren Thatſache, worin der Triumph des diplomatiſchen Charakters beſteht, war es, aus welcher ein Machiavelli einzig und allein ſeine poſitive und dienſtbare Stellung zum Despotismus ſeiner Zeit herleiten konnte.

Es handelt ſich dabei vor allen Dingen um die pragmatiſche Beweglichkeit des romaniſchen Naturells, die der, eigentlich nach keiner Seite hin Stand haltenden Gemüthsweichheit des germaniſchen Menſchen diametral gegenüberſteht. Wir haben hier in Machiavelli vorzugsweiſe den italieniſchen Charakter zu erkennen, der es in ſeiner Prallheit und in ſeiner prag-

matiſchen Anſtelligkeit zu den Geſchäften über ſich vermag, Menſch und Geſchäftsmann ganz in ſich zu trennen. Auf der menſchlichen Seite mußte es in Machiavelli troſtlos und verzweifelt ausſehn. Ueberall, wohin Machiavelli in ſeiner Zeit ſchaute, ſah er nur die Unfähigen und Schlechten am Ruder, und einer entarteten und verworfenen Volksmaſſe ſchien nur noch dadurch geholfen werden zu können, daß ſie von einem Meiſter der Schlechtigkeit geknechtet würde. Einen ſolchen Meiſter, der auch zugleich ein ſchöpferiſcher Ordner des Verderbens werden ſollte, ſtrebte Machiavelli in ſeinem Fürſten zu conſtruiren.

Mit dieſem ſtarren politiſchen Pragmatismus, dem ſich Machiavelli aus vollſter Ueberzeugung hingegeben hatte, verband ſich bei ihm auf der andern Seite die Genußſucht, die, wie aus ſeinen brieflichen und poetiſchen Bekenntniſſen hervorgeht, lediglich die Luſt in ihm war, mit allen möglichen Formen des Lebens zu experimentiren. Der kalte Staatskünſtler bedurfte auf der andern Seite ſeines Lebens der beweglichen Aventure, um ſeine Phantaſie friſch zu erhalten, und die productive Erfindungsfähigkeit, die ſelbſt mitten in den Geſchäften jeden Augenblick gebraucht werden kann, durch das Bad der Sinne zu ſtärken. In dieſer Weiſe hatten die kleinen zerſtreuenden Abenteuer, denen er beſtändig nachgehen mußte, einen nothwendigen Zuſammenhang mit allen ſeinen übrigen Eigenſchaften, und beſtanden keineswegs für ſich als ein bloßer Reiz der Schwelgerei oder Gemeinheit. Machiavelli war eine der Naturen, die das Leben an allen ſeinen Enden anfaſſen müſſen. Es gehörte bei ihm Alles mit zum Ganzen, und keine Einzelnheit kam bei ihm ſo weit in Betracht, um ſie wegen des Ganzen zu verſchmähen oder ihretwegen das Ganze aufzuopfern. Dies bezeichnet auch ſeinen politiſchen und ſtaatsmänniſchen Standpunct von Grund aus. Er wollte in allen Dingen die Wirkung, die der Erſchlaffung entgegengeſetzt iſt und dieſelbe überwindet. Es kam ihm Alles darauf an, die Zuſtände in Action zu erhalten. Die Grundſätze werden nur ein nebenhergehender Gegenſtand der ſubjectiven Abfindung, wenn man um jeden Preis das Leben will, und das Leben nicht entbehren kann. Das Leben iſt aber die Kraft, den Organismus zu brauchen und brauchbar zu machen, und aus dieſem Geſichtspunct glaubte Machiavelli die verfallenden italieniſchen Staaten durch die Kraft reizen zu müſſen, um ſie lebendig zu erhalten. Es iſt möglich, daß Machiavelli mit vollem Bewußtſein den Despotismus, den er lehrte, als einen Standpunct

der wohlthätig reagirenden Sinnlichkeit für das italienische Völkerleben auffaßte. Der ganzen Lebensanschauung Machiavelli's würde dieser allerdings sehr künstliche Standpunct durchaus entsprochen haben.

4. Die Entstehung des Buches vom Fürsten.

Die Abfassung des Machiavelli'schen Fürstenbuches fällt in die Zeit, wo wir Machiavelli plötzlich in seiner politischen Laufbahn unterbrochen sehn und er, aller seiner Staatsämter entsetzt, in der Verbannung auf seinem Landgut lebte. Die Ursache zu dieser Wendung seiner persönlichen Schicksale lag in der gewaltsamen Wiedereinsetzung der Familie Medici in Florenz im Jahre 1512, die zu einer Veränderung des Gouvernements und zu einer Entsetzung und Vertreibung aller den Mediceern widerstrebenden Persönlichkeiten geführt hatte.

An die Mediceer mußte das schöne Florenz jetzt definitiv seine Freiheit und das Grundwesen seiner republikanischen Einrichtungen verlieren. Es fehlte in Italien nicht an Schmeichlern, welche die Geschlechtsregister der Familie der Medici bis auf die Zeiten Karls des Großen hatten zurückführen wollen, obwohl diese Erfindung nur zu dem Zweck gemacht wurde, um dieser vornehmen Kaufmanns-Familie in den Augen des Volkes das Anrecht auf eine fürstliche Oberherrschaft zu geben, nach welcher sie namentlich mit Hülfe ihrer dem Handel entstammenden colossalen Geldmittel strebte [1].

Die Familie der Medici, die in Italien und für ganz Europa das sprüchwörtlich gewordene Protektorat der Künste und Wissenschaften übernahm, gelangte zu ihrer auch in der Politik so hervorragenden Stellung nur durch die Macht des Banquierthums, welches damals zuerst durch die Medici sein Principat im neueren Europa ankündigte, und als ein künstlerisches, wissenschaftliches und politisches Banquierthum, oder als der wahre Geldwucher auf dem Gebiete des Geistes und der Freiheit, sich constituirte.

Diese hochbelobten Mediceer, wie sehr sie auch von dem hungerigen florentinischen Pöbel und von armen poetischen Schluckern, wie Angelo Poliziano, als Götter gepriesen wurden, waren doch nichts mehr und nichts weniger als geistreiche Wucherer, die mit

1 Roscoe the Life of Lorenzo de' Medici I, 23.

einem riesenhaften Talent für Handel und Geldmacherei beispiellose Schätze anhäuften und dieselben nicht nur zu einem unabweislichen Einfluß auf die Politik und die Kabinette ihrer Zeit, sondern auch zu einem geistigen und wissenschaftlichen Principat, wie es in der Richtung der damaligen Epoche lag, benutzten. Es stellen sich in dieser Kaufmannsfamilie und ihren Machtverhältnissen die ersten Momente der Universalherrschaft des Geldes für Europa dar.

Das Handelshaus Medici ward in seinem Glanz und seiner Größe vornehmlich durch Johann von Medici, der von 1360 bis 1428 in Florenz lebte, gegründet. Durch das Gelingen seiner kaufmännischen Geschäfte erwarb er schon unermeßliche Reichthümer, die er seinen beiden Söhnen Cosmus und Lorenz hinterließ, wie zugleich die Anwartschaft auf die höchsten Staatsämter von Florenz, die Johann von Medici schon in der Republik bekleidet hatte.

Cosmus von Medici vereinigte mit noch größeren Erfolgen die Regierungsgeschäfte mit den ausgebreitetsten Handelsunternehmungen, und das Ansehen wie die Reichthümer der Famile stiegen durch ihn schon auf eine unberechenbare Höhe. Der berühmteste und verdienstlichste Begründer der mediceischen Fürstengewalt wurde aber Lorenzo von Medici, Pietro's Sohn und Cosmus des Großen Enkel, im Jahre 1448 zu Florenz geboren und mit dem Beinamen des Prächtigen beehrt, der größte Banquier und Kaufmann seiner Zeit, zugleich Dichter, Philosoph und Platoniker, Kenner der classischen Literatur, ein Schüler des berühmten Marsilius Ficinus in der platonischen Philosophie. Er trat nach dem Tode seines Vaters Pietro 1469 an die Spitze der florentinischen Republik, deren demokratische Elemente er allmählig umzubilden und zu entkräften suchte. —

Diese Familie wurde das eigentliche Schicksal für Machiavelli und seine politischen Richtungen. Man muß ihm nachsagen, daß er dem Einfluß wie der Wiedereinsetzung der Mediceer so lange widerstand, als es ihm nur möglich war, und daß er kein Mittel unversucht ließ, um die demokratischen Elemente seiner Vaterstadt zu retten. Er organisirte den Widerstand von Florenz mit geistiger und militairischer Ueberlegenheit, und suchte hier schon zur Schutzwehr statt der Miethssoldaten eine eingeborene Nationalmiliz zu schaffen: worin er den in seinen späteren Büchern über die Kriegskunst von ihm aufgestellten Ideen bereits praktisch vorangehen wollte. Unermüdlich flog er von einer Stelle zur andern, um das Gebiet der Stadt zu recognosciren und ihre Festungswerke in Stand zu setzen. Der Papst und

der Kaiſer hielten ſich aber vereinigt, um den Florentinern durch Zurückführung der Medici die Freiheit zu rauben, und Frankreich, auf welches man in der Republik gehofft hatte, konnte keine Hülfe mehr gewähren.

Der Gonfaloniere Soderini mußte mit dem Einzug der Mediceer abdanken, und Machiavelli verlor durch den Sturz deſſelben ſeine Stellung. Er wurde unmittelbar nach dem Einzug des Lorenzo von Medici, der ſich jetzt zum Dictator von Florenz machte, durch ein Decret deſſelben (vom 8. November 1512) ſeiner ſämmtlichen Würden und Aemter entſetzt, und zwei Tage darauf auf ein Jahr aus der Stadt verwieſen. Dieſe Ausweiſung wurde wieder zurückgenommen und dem Machiavelli ein zeitweiſer Aufenthalt in Florenz geſtattet. Doch wurde er noch in demſelben Jahre 1512 der Theilnahme an einer republikaniſchen Verſchwörung verdächtig, welche unter Leitung von Agoſtino Capponi und Pietro Pagolo Boscoli eine Contre-Revolution zur Wiederherſtellung der Freiheit bezweckte und zunächſt gegen die Perſon des Kardinals Giovanni di Medici gerichtet war. Machiavelli, obwohl keine Beweiſe gegen ihn vorgelegen haben ſollen, ward ins Gefängniß geworfen und auf die Folter gelegt; er erduldete, wie er ſelbſt in einem ſeiner Briefe ſagt, Alles, was man nur erdulden kann, ohne gerade das Leben zu laſſen. Die Geſchichte dieſer Verſchwörung iſt hiſtoriſch niemals recht aufgehellt worden, und die älteren Quellen widerſprechen ſich darüber gerade in ihren weſentlichſten Angaben[1].

Als der Cardinal Johann von Medici unter dem Namen Leo's X. den päpſtlichen Thron beſtieg, ward auch Machiavelli in der allgemeinen Amneſtie, mit welcher der neue Papſt ſeine Herrſchaft begann, mitinbegriffen, und im März 1513 ſeines Gefängniſſes wieder entlaſſen. Machiavelli ſah ſich jetzt wieder frei, aber durchaus außer aller Wirkſamkeit geſetzt, dazu arm und mit einer zahlreichen Familie der Dürftigkeit überliefert, zugleich verſtoßen von ſeiner geliebten Vaterſtadt Florenz, der er vierzehn Jahre lang ſo wichtige diplomatiſche Dienſte geleiſtet hatte. Die erlauchten Signoren der Republik

---

1 Périès Hist. de Mach. 190. — Die Unſchuld und Nichttheilnahme Machiavelli's an dieſer Verſchwörung geht aus folgender Briefſtelle (Epist. XIX.) hervor: È miracolo — ſagt Machiavelli — „che io sia vivo, perchè mi è suto tolto l'ufizio, e sono stato per perdere la vita, la quale Iddio e l'innocenza mia mi ha salvata."

hatten ihren berühmten Staatssecretair und Gesandten stets sehr schlecht bezahlt, oft war ihm nur ein Ducaten täglich zu seinen Ausgaben bewilligt worden, und Machiavelli, obwohl er bei seinen Sendungen niemals mit dem eigentlichen Rang eines Ambassadeurs bekleidet gewesen, hielt es doch für nöthig, als Diplomat stets mit Geld um sich werfen zu können. So brauchte er, da er zu stolz war, zu fordern, bei den Geschäften der Republik sein eigenes geringes Vermögen auf [1].

Es war dem Machiavelli nur noch ein kleines Landgut übrig geblieben, welches La Strada hieß und bei San Casciano, auf dem Wege von Florenz nach Rom, lag. Dorthin zog sich nun der Erststaatssecretair Machiavelli zu einem ziemlich melancholischen Landleben zurück, in dem er aber die verlorene politische Wirksamkeit ganz und gar nicht verschmerzen konnte, sondern Tag und Nacht darauf sann, wie er wieder an die ihm unentbehrlich gewordenen Staatsgeschäfte zurückgelangen könne.

Daß er dies um jeden Preis durchzusetzen entschlossen war, belehren uns seine Briefe, welche er in dieser Zeit an seinen vertrautesten und bewährtesten Freund, Francesco Vettori, schrieb, den nämlichen Diplomaten, mit dem Machiavelli eine gemeinschaftliche Sendung am Hofe des Kaisers Maximilian gehabt, und der damals Botschafter der florentinischen Republik in Rom war, überhaupt aber die geeignete Stellung bei den Medici hatte, um für Machiavelli eine passende Brücke zur Wiedererlangung ihrer Gunst zu sein. So sehr bangte aber den Machiavelli nach einer neuen lebendigen Thätigkeit im Staat, daß er in dem merkwürdigen Brief vom 10. December 1513 ausruft: die Herren Medici müßten ihm zu thun gegeben, und wenn er auch anfangs Steine wälzen sollte in ihrem Auftrage.

Mit Mühe findet sich jetzt Machiavelli in seiner Verzweiflung und Vereinsamung zu literarischen Arbeiten heran. Gegen die lebendige politische Thätigkeit scheint ihm die literarische Wirksamkeit des Schriftstellers nur ein sehr mangelhafter Ersatz. Nachdem Machiavelli bisher nur Depeschen und Gesandtschaftsberichte geschrieben, wird er jetzt zum Erstenmal in seinem Leben Schriftsteller. Theils

---

1 Aus den beiden Testamenten des Machiavelli vom 22. Novbr. 1511 und 27 Novbr. 1522 würde allerdings kein ganz unbedeutendes Besitzthum hervorgehn. Périès Hist. de M. 273—280.

entwirft, theils arbeitet er hier diejenigen ſeiner Werke aus, welche ſeinem Namen in Politik und Literatur die entſcheidende und charakteriſtiſche Stellung gaben. Es entſtand hier ſein Buch über den Fürſten, welches er zuerſt in ſeinem Manuſcript de principatibus, nachher del principe betitelte. Gleichzeitig mit dieſem Tractat über den Fürſten arbeitete er auch an ſeinen Unterſuchungen über den Livius, welche er unter dem Titel Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio ſchrieb, jedoch erſt mehrere Jahre ſpäter vollendete. Die gleichzeitige Entſtehung beider Werke iſt aber von großer Wichtigkeit für die Auffaſſung des politiſchen Standpunctes, auf dem ſich Macchiavelli in dieſen Schriften zeigt und gewiſſermaßen aus einer in die andere hinein ergänzt. Einen weſentlichen Theil der Discurſe über den Livius muß er ſchon früher geſchrieben haben, als den Fürſtentractat. Im Anfang des „Fürſten" weiſt er darauf hin, daß er an dieſem Ort nicht über die Republiken ſprechen werde, weil er ſchon anderswo davon ausführlicher gehandelt habe [1].

In den Discurſen über den Livius nahm er ſeinen Ausgangspunct von den politiſchen Principien und Formen, und bewegte ſich deshalb hier auf der reinen Höhe ſeiner politiſchen und wiſſenſchaftlichen Einſicht und ſeines perſönlichen Gewiſſens. Dagegen ſchrieb er ſeine Abhandlung über den Fürſten lediglich zu dem Zweck, ſeine Perſon für die Staatsgeſchäfte wieder nothwendig zu machen, und ſich für die neuerrichtete Tyrannenwirthſchaft der Medici als Organ und Inſtrument zu empfehlen. Wie ihm dieſe Schrift während ſeiner unglücklichen Villeggiatur entſtanden, beſchreibt er uns ſelbſt in dem ſchon erwähnten Brief an Vettori: ein Brief, der mit ſeinem wichtigen und entſcheidenden Zeugniß lange unbekannt geblieben war und zu Rom in der Barberiniſchen Bibliothek ſich befunden hatte, von wo er aus einer authentiſchen Handſchrift zuerſt im Jahre 1810 durch Ridolfi in Mailand zum Druck befördert wurde [2].

1 Del Princ. c. II. „Jo lascerò indietro il ragionare delle republiche, perchè altra volta ne ragionai al lungo." — Auch zu Anfang des 8. Cap. des Principe ſcheint Macchiavelli ſich auf ſeine Unterſuchungen in den Discurſen zu beziehen: „Ma perchè di privato si diventa ancora in due modi principe, il che non si può al tutto o alla fortuna o alla virtù attribuire, non mi pare da lasciarli indietro, ancora che dell' uno si possa più diffusamente ragionare, dove si trattasse delle republiche." — Vergl. in den Discorsi lib. II. cap. I. 20. lib. III. cap. 42.

2 Michel Angelo Ridolfi: Pensieri intorno allo Scopo di N. Macchiavelli nel libro il Principe.

Machiavelli ſchildert in dieſem Brief zuerſt das Leben auf ſeinem Landhauſe mit einer gewiſſen wehmüthigen Ironie. Einen ganzen Monat lang hat er ſich nur damit beſchäftigt, Krammetsvögel mit eigner Hand zu fangen, vor Sonnenaufgang aufzuſtehn, ſeine Ruthen mit Leim zu beſtreichen, und mit den Käfigen auf dem Rücken dann wieder heimzugehn. Oder er läßt in einem Gehölz Holz ſchlagen, und verbringt ſeine Zeit mit den Holzhauern, die ſich beſtändig zanken, und wenn er ſein Holz verkaufen will, wird er dabei von ſeinen Nachbaren betrogen und übervortheilt, was ihm dann die jämmerlichſten Händel und Geſchichten bereitet.

„Wenn ich das Gehölz verlaſſe — ſchreibt er weiter an Vettori [1] — gehe ich nach einer Quelle, und von da nach einer Vogelhütte, die mir gehört, mit einem Buche unter dem Arm, dem Dante oder Petrarca, oder auch einem dieſer geringeren Dichter, dem Tibull, Ovid, oder einem ähnlichen. Da leſe ich von ihren verliebten Leidenſchaften, ihren Liebſchaften, ich erinnere mich der meinigen, und ergötze mich eine Weile an ſolchem Sinnen. Sodann gehe ich nach der Schenke an der Landſtraße, rede mit den Vorüberziehenden, frage nach den Neuigkeiten ihrer Heimath, erfahre ſo mancherlei Dinge und beobachte die mannigfaltigen Neigungen und verſchiedenen Grillen der Menſchen. Unterdeß kommt die Stunde der Mahlzeit heran, wo ich mit meiner Familie ſolche Speiſen genieße, wie ſie mein armes Landgut und mein geringes Erbe mit ſich bringt.“

„Nach Tiſche gehe ich wieder in die Schenke; da treffe ich in der Regel den Wirth, einen Fleiſcher, einen Müller und zwei Ziegelbrenner. Mit dieſen verſpiele ich dann den ganzen Tag mit Cricca oder mit Trictrac, wobei es Tauſend Händel giebt, und Tauſend Schimpfereien, meiſtens um einen Quattrino; und ſchreien hört man uns bis nach St. Casciano. So verſenkt in dies gemeine Leben ſchleppe ich mich mit verſchimmeltem Gehirn und laſſe der Widerwärtigkeit meines Schickſals freien Lauf, indem ich mich darein füge, ſo von ihm mit Füßen getreten zu werden, um doch zu ſehen, ob es ſich nicht endlich darüber ſchämt. Kommt der Abend, ſo kehre ich heim und gehe auf mein Schreibzimmer, auf deſſen Schwelle ich mein bäuriſches Kleid voll Schmutz und Koth von mir werfe, und königliche Gewänder, und wie ſie am Hofe ſich ziemen, anlege; ſo, würdig

1 Zum Theil nach der Ueberſetzung von Heinrich Leo: „Die Briefe Machiavelli's an ſeine Freunde“ (Berlin 1826) S. 115.

angethan, beſuche ich die alten Hofhaltungen der Männer des Alterthums, und von ihnen freundlich empfangen, nähre ich mich von ſolcher Speiſe, die mir allein gehört, und für die ich geboren ward; da hält mich keine Schüchternheit ab, mit ihnen zu reden, und die Urſachen ihrer Thaten zu erforſchen, und ihre Humanität macht, daß ſie mir antworten. Vier Stunden lang, die ich ſo zubringe, empfinde ich nicht den mindeſten Ueberdruß, vergeſſe ich allen Kummer, fürchte die Armuth nicht, und ſelbſt der Tod erſchreckt mich nicht; ganz verſenke ich mich in jene. Und wie Dante ſagt: „daß es keine Weisheit giebt ohne das Erkannte zu behalten", ſo habe ich aufgezeichnet, was ich durch ihre Unterhaltung gewonnen habe, und ein Werkchen de principatibus ausgearbeitet, in welchem ich mich ſo tief als möglich in die Betrachtungen dieſes Gegenſtandes verſenke, indem ich unterſuche, was eine fürſtliche Herrſchaft (principato) ſei, wie viele Gattungen es davon giebt, wie ſie erworben, wie ſie aufrecht erhalten werden, wodurch ſie verloren gehn; und wenn Euch je einer meiner wunderlichen Gedanken zugeſagt hat, ſo dürfte Euch dieſer nicht mißfallen. Einem Fürſten, und beſonders einem neuen Fürſten, müßte er ſehr willkommen ſein; deshalb will ich es Sr. Magnificenz dem Julian zueignen. Filippo Caſavecchia hat es geſehn; er kann Euch Nachricht geben von der Sache ſelbſt ſowohl, als auch von den Geſprächen, die ich darüber mit ihm hatte. Indeß vervollſtändige ich es noch fortwährend und feile es aus."

Weiter unten fährt Machiavelli fort:

„Ich habe mit Filippo über mein erwähntes Werkchen geſprochen, ob ich's ihm (nämlich dem Julian Medici), wohl überreichen ſollte, oder nicht; und wenn ich's ihm überreichen ſollte, ob ich's ihm dann ſelbſt bringen, oder ſchicken ſollte. Wenn ich's ihm nicht gebe, muß ich befürchten, daß es von Julian jedenfalls doch geleſen wird und daß dieſer Ardinghelli die Ehre meiner letzten Arbeit davon trüge. Wenn ich's ihm aber gebe, komme ich in die Nothwendigkeit, mich auf alle Weiſe zu beeilen; denn ich gehe zu Grunde und kann es nicht lange ſo treiben, ohne durch meine Armuth verächtlich zu werden. Hernach hätte ich den Wunſch, daß dieſe Herren Medici mir zu thun geben möchten, und wenn ich anfangs Steine wälzen ſollte; denn ich müßte mich ſelbſt bemitleiden, wenn ich mir ſie nicht mit der Zeit gewinnen ſollte. Deshalb, wenn man's läſe, würde ſichtbar werden, daß die funfzehn Jahre, die ich mit dem Studium der Staatskunſt zugebracht habe, von mir weder verſchlafen, noch

verſpielt worden ſind, und es ſollte doch Jedem lieb ſein, Jemand zu ſeinem Dienſt zu haben, der auf Anderer Koſten ſich Erfahrungen geſammelt hat. An meiner Treue braucht Niemand zu zweifeln; ich werde nun nicht lernen, ſie zu brechen; denn wer 43 Jahre redlich und treu befunden worden iſt, wie ich, von dem könnte man doch annehmen, daß er ſeine Natur nicht ändere; von meiner Treue und Redlichkeit aber iſt meine Armuth der Beweis.

Ich wünſchte, daß Ihr mir ſchriebt, was Ihr über dieſe Sache denkt, und ich empfehle mich Euch. Sis felix. Die 10. Decembris 1513."

Dieſer Brief kann keine Zweifel über die Abſichten des Machiavelli bei ſeinem Buche übrig laſſen. Machiavelli wollte eigentlich kein Buch, keine literariſche oder wiſſenſchaftliche Arbeit ſchreiben. Es lag ihm ungemein wenig daran, ein künſtlicher Autor zu werden, und wenn er jetzt auch nach dieſer Seite hin etwas leiſten wollte, ſo fing er gleichzeitig an Komödien zu ſchreiben, wie denn ſeine berühmte Komödie Mandragora entweder zu derſelben Zeit, oder noch einige Monate früher als der Principe, entſtanden war.

In der Abhandlung über den Fürſten wollte Machiavelli nur ein Memoire ſchreiben, wie es bei Bewerbungen um einen Staatsdienſt abgefaßt und eingereicht zu werden pflegt, und worin er offenbar nur ſeine Anſtellungsfähigkeit und ſeine Brauchbarkeit zum Staatsdienſt auch unter den neuen, durch die Medici geſchaffenen politiſchen Verhältniſſen an den Tag legen wollte.

Man kann auch mit Beſtimmtheit annehmen, daß Machiavelli bei ſeiner Abhandlung gar nicht an den Druck dachte, und daß er die Abſicht hegte, dieſelbe ſolle lediglich ein handſchriftlicher Aufſatz zum Gebrauch der Medici bleiben. Man hat auf dieſen Umſtand bisher ſtets zu wenig Gewicht gelegt, aber er beſtätigt ſich auch dadurch, daß der Principe, obwohl ſchon im Jahre 1513 vollendet, erſt 5 Jahre nach dem Tode ſeines Verfaſſers (22. Juni 1527), alſo im Jahre 1532, zum Erſtenmal gedruckt worden iſt [1].

Wir haben es alſo nur mit einem Vortrag zu thun, mit einer Berichterſtattung über die neuen Principien der Gewalt in Italien, wobei ſich Machiavelli gewiſſermaßen wieder im Rath der Fürſten

1 Bayle führt eine Ausgabe von 1515 an; dieſelbe iſt aber in der Bücherwelt apokryphiſch geblieben und wohl von Niemanden mit Augen geſehen worden.

zugelaſſen träumte. Wie ein ächter Staatsdiener, der nur die Sachlage der Verhältniſſe aufnimmt, umzeichnet er in ſeinem Vortrag das Grundweſen der abſolutiſtiſchen Fürſtengewalt, leitet jedoch daraus zugleich die beſtimmteſten Regeln und Maximen für den Fürſten her, wie er die ihm vorliegenden politiſchen Verhältniſſe behandeln und gängeln ſolle, und wie er im Intereſſe der Herrſchaft ſich zu dem Volke, deſſen Bedürfniſſen und Neigungen zu ſtellen habe. Danach modificirt ſich für uns weſentlich der berühmte und oft angeführte Ausſpruch Baco's: daß man dem Machiavelli und ähnlichen Schriftſtellern Dank zu ſagen habe, weil dieſelben offen und unverhüllt darlegen, wie es die Menſchen zu treiben pflegen, nicht aber was ſie etwa thun ſollten[1]! Was an dieſer Auffaſſung des Baco richtig iſt, würden wir mehr in pſychologiſcher Hinſicht gelten laſſen, inſofern dabei der innere Seelenzuſtand, in dem ſich Machiavelli bei Abfaſſung ſeiner Schrift befunden, in die Erwägung treten könnte. Eine Art von Objectivität zu der Lehre des Despotismus, den er in ſeinem Buch gewiſſermaßen innerhalb der Nothwendigkeit ſeiner ganzen Maſchinerie entwickelt, würde dann dem Machiavelli nicht abzuſprechen ſein. Daß er aber den Despotismus (wenn auch aus noch ſo objectiver Anſchauung der politiſchen Verhältniſſe Italiens) gelehrt, und in der Doctrin auch die Anpreiſung einzelner Recepte nicht verſchmäht habe, geht einfach aus der Lecture ſeiner Capitel hervor.

Als ſpecifiſche Tyrannenlehre wurde auch das Buch Machiavelli's ſchon im Jahrhundert ſeines Erſcheinens, wo es eben friſch gebraucht wurde, beurtheilt. Das erſte kritiſche Wort über Machiavelli ſpricht in dieſem Sinne Jean Bodin in ſeinen six livres de république (1577). Bodin, einer der tiefſten und eigenthümlichſten Geiſter Frankreichs im ſechszehnten Jahrhundert, gehört in die Reihe derjenigen Denker dieſer Epoche, die, wie in Deutſchland Theophraſtus Paracelſus, auf einen univerſalen Zuſammenhang aller Lebenserſcheinungen und auf eine Verjüngung der Geſellſchaft hinarbeiteten, welche ſie damals nur auf der Grundlage eines myſtiſchen Princips erſtreben konnten. Bodin ſtrebte zuerſt nach einer philoſophiſchen Begründung der Politik als Wiſſenſchaft und zwar im

1 Baco, de augmentis scientiarum lib. VII. c. 2. Est itaque quod gratias agamus Macchiavello et hujusmodi scriptoribus, qui aperte et indissimulantes proferunt quid homines facere soleant non quid debeant.

Interesse einer freisinnigen und gemäßigten monarchischen Richtung, in der er auch als oppositionelles Mitglied auf der Ständeversammlung zu Blois thätig war. Von diesem Standpunct aus sucht er auch den Machiavelli abzuweisen, von dem er freilich mit ziemlicher Wegwerfung nichts Anderes zu sagen weiß, als daß er die Ränke der Tyrannei zur politischen Wissenschaft erhoben, und durch sein Buch über den Fürsten das süße Gift des Despotismus in den Adern Italiens verbreitet habe [1]. Es legt sich aber darin nur die populaire Anschauung dar, wie sie schon so kurze Zeit nach dem Erscheinen des Tractats del principe über die Politik Machiavelli's herrschte, und wobei die öffentliche Meinung in Europa ebensowenig Notiz von den sonstigen tiefumfassenden und weitangelegten Intentionen des Machiavelli nahm, als dies der gelehrte Bodin gethan hatte.

Die in neuerer Zeit öfter wiederholte Behauptung, daß Machiavelli's Principe keine allgemeine Lehrschrift sei und keine eigentliche politische Doctrin enthalte, kann in keiner Weise zu etwas führen. Sie spricht den Machiavelli weder von der schon durch seine Zeitgenossen gegen ihn vorgebrachten Anklage eines Tyrannenlehrers und Tyrannendieners frei, noch dient sie zur Aufhellung der Widersprüche zwischen der Richtung des Principe und manchen principiellen Ausführungen in seinen andern gleichzeitig entstandenen Schriften. Wenn Leopold Ranke — in seinem bekannten Aufsatz über Machiavelli [2] — ebenfalls hervorhebt, daß der Principe keine allgemeine politische Lehre, sondern nur eine auf den bestimmten Charakter des Lorenzo von Medici berechnete Darlegung von Maximen enthalten solle: so ist dies in letzterer Beziehung insofern kein zulässiger Gesichtspunct, als Machiavelli, wie wir aus seinem Brief an Vettori ersehen haben, seinen Tractat ursprünglich mit der Absicht geschrieben, um ihn dem Julian von Medici zuzueignen, der sich damals zuerst an die Spitze der neuen Staatsgestaltungen in Florenz gestellt hatte. Mithin konnte das Buch wenigstens nicht ausdrücklich auf die persönliche und politische Situation des Lorenzo berechnet sein. Wenn es aber der einen Persönlichkeit ebensogut wie der andern gewidmet sein konnte, so ging daraus hervor, daß das

1 Jean Bodin, Six livres de république in der Vorrede.

2 Leop. Ranke, Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber (Leipzig und Berlin 1824) S. 194, 200.

Buch eine allgemeine Bedeutung für die ganze damalige Lage Italiens und für alle diejenigen haben mußte, welche in dieser Lage sich zu Lenkern und Schöpfern neuer Staatsorganismen machen wollten.

Machiavelli wollte die Instruction für einen neuen Fürsten schreiben, wie er sich denselben für Italien als nothwendig dachte, und bei dessen Politik und Unternehmungen er wieder als staatsmännisches Organ verwandt sein wollte. Die Zueignung war seine Visitenkarte, mit der er das Buch bei dem rechten Mann abgeben und sich dadurch zur Beschäftigung in der neu eröffneten Praxis empfehlen wollte. Der rechte Mann war hier für ihn nur derjenige, der sich wirklich im Besitz der Gewalt befand und auf den Stufen derselben Aussicht hatte, die Höhen italienischer Herrschaft zu beschreiten. Als sich zeigte, daß Julian von Medici dieser Fürst nicht sein würde, warf Machiavelli die Zueignung seiner Schrift um, und schickte dieselbe nunmehr mit jenem klangvollen und unterwürfigen Widmungsschreiben, welches wir vor dem Buche lesen, an diesen Lorenzo, der damals erst einundzwanzig Jahre alt war, und, obwohl nur unter dem Titel eines Mitgliedes des Rathes, doch jetzt unumschränktes Oberhaupt der florentinischen Republik wurde.

Der Papst Leo X. trug sich mit großen und umfassenden Herrschaftsplänen für seine Familie und für Italien. Sein Bruder Julian und sein Neffe Lorenzo sollten die Träger dieser Pläne sein, durch welche Leo die Herrschaft der Medici auf den Höhen Italiens befestigen wollte. Entweder beabsichtigte er, den einen zum König von Neapel und den Andern zum Herzog von Mailand zu machen, worauf auch die Astrologen in damaliger Zeit die Volkserwartungen hinwendeten[1], oder er wollte ihnen aus neu combinirten Ländergebieten ganz neue italienische Reiche bereiten. Dem Julian wurden sogar Wunder und Weissagungen vorgemacht, um seine schwärmerische Seele zu politischer Thatkraft zu reizen. Julian war aber, wie sein Bruder Leo X., mehr ein weichlich zerfloßener Schöngeist und Vergnügling, als daß er die Garantieen eines wirksamen politischen Cha-

1 Sismondi, Hist. des républ. ital. XI. 39. 40. — Roscoe the life and pontificate of Leo X. II. 278. Er citirt dort folgende Stelle aus Leo Vita di Francesco Maria, duce d'Urbino II. 165. „In lui (Giuliano) si discorreva che si fosse per far cadere il regno di Napoli; in lui il Ducato di Ferrara; a lui si procurasse di appropriare Lucca, Siena e Pisa; ed in somma Giuliano pareva che fosse sempre oggetto principale di tutti i pensieri e concetti del Papa."

raters dargeboten hätte. Die Gefahren der Staatslaufbahn, die sich ihm gleich zu Anfang durch die Capponi'sche Verschwörung so drohend angekündigt, schreckten ihn, und aus eigenem Antrieb zog er es vor, sich zur Ausführung aller politischen Familienpläne ersetzen zu lassen durch seinen Neffen, den wilden und kriegerischen Lorenzo von Medici, der ein Sohn des im Jahre 1494 verbannten Peter von Medici war [1].

Die Seele dieses Lorenzo glühte von Rachegedanken, die er in der Verbannungszeit seiner Familie genährt, und zu dem italienischen Normal-Tyrannen, wie ihn Machiavelli in seine Gedanken gefaßt hatte, war er in der That körperlich wie geistig auf das Vollendetste ausgerüstet. Das Volk sprach öffentlich davon: daß er ein großes italienisches Gesammt-Königreich begründen werde, indem er alles Land zwischen dem tyrrhenischen und adriatischen Meer vereinigen werde [2]. Selbst Ulrich von Hutten glaubte einen König von Toscana in ihm begrüßen zu müssen.

Es war seit so langer Zeit ein volksthümlicher Glauben in Italien gewesen, daß Jemand kommen werde, um das zerfallene und daniedergeworfene Italien mit starker Hand wieder zu vereinigen und wiederherzustellen. In der päpstlichen Hofhaltung Leo's X. wurde ganz offen von solchen Plänen und Mitteln zur künftigen Gestaltung Italiens gesprochen. Was so unverhüllt dalag, konnte der Auffassung eines Machiavelli nicht entgehn. Es war der einzige noch productive Gedanke, der in der italienischen Politik übrig geblieben war, und Machiavelli, der Patriot und Diplomat, begründete eine doppelte Speculation auf ihn. Er wollte auf diesem Wege wieder in die Geschäfte kommen, und zugleich die letzte Möglichkeit einer neuen italienischen Volks- und Staatsentwicklung durch eine kraftvolle und einheitliche Tyrannis fördern.

Die Zueignung des Principe (al Magnifico Lorenzo di Piero de' Medici) ist bei weitem eleganter und sorgfältiger geschrieben, als man dies sonst von der leicht hingeworfenen und fragmentarischen Darstellung, welche in dem Buche selbst durchgeht, sagen kann. Die eigentliche Absicht des Buches wird dahin bezeichnet, dem Mediceer dazu behülflich zu sein, daß er die Größe erreiche, die ihm sowohl

1 Périès histoire de N. Machiavel 208.

2 Jovius, Vita Leonis III. 95. — Ranke, Kritik neuerer Geschichtschreiber 194.

durch das Glück als auch durch seine übrigen Eigenschaften verheißen sei[1]. Zu diesem Zweck hat sich Machiavelli dazu aufgeworfen, „der Fürsten Regierungen durchzugehn und in Regeln zu bringen" (discorrere e regolare i governi de' principi).

Dennoch mochte Lorenzo vielleicht sich betroffen gefühlt haben über dies verständnißreiche und alle Mienen der Tyrannei enthüllende Spiegelbild, welches ihm Machiavelli zugesandt. Er nahm das Buch an, aber er kümmerte sich nicht um den Verfasser, den er mit Absicht der Vergessenheit zu überlassen schien, sowohl seine frühern Verdienste, als seine neue Brauchbarkeit ignorirend. Entweder war ihm Alles lästig, was an die frühere demokratische Herrschaft in Florenz erinnerte und mit ihr zusammengehangen hatte. Oder er hielt einen Mann zu den Staatsgeschäften für gefährlich, der in die Geheimnisse des despotischen Regiments fast zu tief hineingeschaut, und so unbequem werden konnte, wie es die Seher immer in der Wirklichkeit sind. Lorenzo schien sogar seit der Widmung jenes Werkes einen besondern Widerwillen gegen ihn gefaßt zu haben, und erst nach dem Tode desselben (1519) kam Machiavelli mit den Mediceern in eine etwas lebhaftere Berührung.

5. Die Stellung Machiavelli's zu den Medici nach dem Fürsten-Tractate.

Papst Leo X., der durchaus gern schaffen und organisiren wollte (wofür oft diejenigen, die ihre Zeit am wenigsten begreifen, die meiste Leidenschaft haben), beschäftigte sich seit einiger Zeit auch mit Reformen, die er dem florentinischen Staat geben wollte, zu dessen Verwaltung er den Cardinal Giulio, einen Bastard des ältern Julian, bestellt hatte. Leo veranlaßte den Machiavelli, vielleicht um ihm ein Zeichen seines Vertrauens zu geben, zur Abfassung einer Denkschrift über die florentinischen Staatszustände und deren Reorganisation. Machiavelli erfüllte diesen Auftrag, den gleichzeitig mit ihm andere italienische Staatsmänner empfingen, durch seinen in jeder

1 „Pigli adunque Vostra Magnificenza questo piccolo dono con quello animo che io lo mando; il quale se da quella fia diligentemente considerato e letto, vi conoscerà dentro un estremo mio desiderio, che ella pervenga a quella grandezza che la fortuna, e le altre sue qualità le promettono."

Hinsicht trefflichen Discorso sopra il reformare lo stato di Firenze fatto ad istanza di Papa Leone X. Diese Abhandlung, auf deren Bedeutung, namentlich für den politischen Charakter Machiavelli's, wir weiter unten eingehen werden, sucht die diplomatische Klugheit der Rathschläge, die er dem Mediceer ertheilt, mit der größten principiellen Ehrenhaftigkeit zu verbinden. An der Redlichkeit seines politischen Standpunctes dürfte hier nichts auszusetzen sein. Das Bestreben leuchtet zwar noch durch, den Familienplänen der Mediceer Vorschub zu leisten, aber Machiavelli, wie es scheint, schon gereizt durch die Unempfindlichkeit dieser Gewalthaber gegen ihn, unternimmt es nicht mehr, das demokratische Princip weiter umzubiegen, als es ihm seiner eigenen Ueberzeugung gemäß erscheint.

Machiavelli scheint sich seit dieser Zeit wieder öfter in Florenz selbst aufgehalten zu haben. Er kam dort wieder mit einem neuen Freundeskreis in Verbindung, in dem die ideellen Reste florentinischer Freiheit einen eifrigen Cultus fanden, und der sich um den Machiavelli als um einen politischen und wissenschaftlichen Mittelpunct gruppirte. Dieser Kreis trefflicher und freigesinnter Männer versammelte sich in den berühmten Gärten des Rucellai, die durch ihre Schönheit in ganz Italien einen Ruf hatten. Bernardo Rucellai, der Großvater des Cosmus, der sich auch als Geschichtschreiber ausgezeichnet, hatte diese Gärten gestiftet, um darin zuerst die platonische Akademie wiederherzustellen, welche durch den Tod seines Freundes, Lorenzo von Medici des Prächtigen, verwaist worden war. In diesen Gärten hatte Leo Baptista Alberti, der zuerst die künstlerische Architektur in Europa wieder begründete, alle Wunder seines schaffenden Genius offenbart, und die darin angelegten Bosquets und Spaziergänge, welche letztere in der Manier der Griechen mit dichtem Laubgehänge überschattet waren, empfingen täglich zahlreiche und bedeutende Besucher, die auch aus der Fremde herbeikamen, um die hier zusammengebrachten kostbarsten Kunstwerke des Alterthums zu schauen [1].

Die Söhne des Rucellai hatten aus der platonischen Genossenschaft einen erweiterten wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Kreis gebildet, der jetzt auch den Machiavelli zu sich heranzog und ihn zu seinem Lehrer und Führer in diesen Zusammenkünften machte. In diesem Kreise war es noch nicht vergessen worden, daß

1 Périès, Hist. de N. Mach. 211.

die Florentiner seit der Begründung ihres Staats unter dem Volksregiment gelebt hatten, und man schien es hier, wo von den begabtesten Männern mit allen freien Künsten zugleich die tiefste politische und wissenschaftliche Einsicht gepflegt wurde, weniger als anderswo verschmerzen zu können, daß Florenz, einst ein Volksstaat, jetzt in die Hände einer einzigen Familie gefallen sei.

Ein inniges Freundschaftsband existirte vornehmlich zwischen Machiavelli und dem jungen Cosimo Rucellai, einem bedeutenden, obwohl körperlich verwahrlosten Jüngling, der, von Kindheit an lahm, sich in einem Rollwagen durch seine prächtigen Gärten fahren lassen mußte. Zu diesem Bündniß gehörten auch Zanobi Buondelmonti, Lorenzo Strozzi, Jacobo da Diacceto, Luigi Alamanni, die bestimmt waren, in der italienischen Literatur und Kunst eine hohe Stelle einzunehmen [1].

Dem Cosimo Rucellai und dem Buondelmonti eignete auch Machiavelli seine Discurse über den Livius zu, welche in der Form, in der sie Machiavelli zuletzt abschloß, aus den in diesen Gärten gepflogenen politischen und staatswissenschaftlichen Unterredungen zwischen ihm und seinen neuen Freunden entstanden waren, obwohl Entwurf und theilweise Ausarbeitung dieser eigenthümlichen Tractate schon in der verzweifelten Villeggiatur des Machiavelli zu San Casciano erfolgt war. Machiavelli hatte die ersten zehn Bücher des römischen Geschichtschreibers zu Anknüpfungen für die weitere Ausführung seiner eigenen politischen Principien benutzt. Den Jünglingen in den Oricellarischen Gärten, die seine Lehre und seine politische Direction in einem gewissen Zusammenhang verlangten, glaubte Machiavelli keine bessere Kost bieten zu können, als die Weisheit des alten Historikers und der alten römischen Freiheit, an der er die Erwägungen über das moderne politische Bedürfniß aufrankte. So entstanden ihm diese staatswissenschaftlichen Fragmente, die oft nur sehr zufällig mit dem Livius zusammenhängen, jedoch ein innerlich sehr ausgearbeitetes und gewissermaßen abgerundetes System einer zusammenhängenden Staatsansicht enthalten, durch welche die in dem Fürsten-Tractat mit absichtlicher Einseitigkeit und Schroffheit niedergelegten Maximen wesentlich ergänzt und commentirt werden.

Aus diesen Gärten ging eine neue Verschwörung gegen die

1 Tiraboschi, Storia della letteratura italian. VI. (Edit. Mut. a. 1790) p. 105, 658, 806.

Medici hervor (1522), die unmittelbar aus der geistigen Wirksamkeit, welche Machiavelli hier in dem Kreise junger florentinischer Demokraten gewonnen, sich entwickelt zu haben scheint. Der Plan der Unternehmung bestand darin, die Medici von Neuem aus Florenz zu vertreiben und dort das alte republikanische Gouvernement wieder herzustellen [1]. Die Verschwörung ward aber vorzeitig entdeckt. Peter Alamanni (der Bruder des Dichters Luigi) und der Dichter Diacceto, welche als die Häupter und Leiter des wahrscheinlich noch sehr ideell gebliebenen Unternehmens angesehen wurden, mußten ihr Leben auf dem Schaffot lassen. Den übrigen Vorschworenen gelang die Flucht. Luigi Alamanni fand am Hofe Franz I. eine auch seiner Bedeutung als Dichter geltende ausgezeichnete Aufnahme, und Buondelmonti entkam mit Hülfe seiner Frau, die seine Flucht leitete, in die wilden Gebirgsschluchten der Garfagnana, wo der Dichter Ariosto, der dort im Dienste des Herzogs von Ferrara als eine Art von Gouverneur fungirte, ihm eine Freistätte bei sich eröffnete [2]. Alle übrigen Besucher der Oricellarischen Gärten scheinen in diese demokratische Verschwörung mehr oder weniger verwickelt gewesen zu sein.

Dies waren die neuen Freunde Machiavelli's, welche an seinem Munde gehangen und denen er in seinen Livianischen Unterhaltungen die gediegenen Bilder der alten römischen Freiheit und ihrer Einrichtungen zur tiefsten Würdigung, Nacheiferung und Anwendung aufgestellt hatte. In solchem Kreise wirkte Machiavelli, zehn Jahre nachdem er das Buch vom Fürsten in seinem Manuscript vollendet hatte. Daß dies Buch damals noch ein handschriftliches Geheimniß in den Händen der Familie Medici gewesen, kann man aus der ganzen Stellung entnehmen, in der Machiavelli sich noch zur italienischen Demokratie befand. Das damalige junge Italien sah in dem Machiavelli (obwohl er bereits die heimliche Blutschuld des „Principe" auf sich geladen) noch einen Lehrer und Führer, an dessen politischer

1 Périès, Histoire de N. Machiavel 244.

2 Ariosto schien überhaupt diesen späten Märtyrern der italienischen Freiheit ein besonderes Interesse gewidmet zu haben, was dem Hofbeamten Alfons I. besonders hoch anzurechnen sein möchte. Im Orlando furioso, Canto XXXVII, stanz. VIII. setzt er auch dem Luigi Alamanni (dem Verfasser des romantischen Epos Girone il Cortese, des didaktischen Gedichts la Coltivazione u. s. w.) ein Denkmal der Erinnerung.

Weisheit man sich bilden und zur That stärken konnte. Diese seine neue Stellung in Florenz war so offenkundig, daß es seltsam gewesen wäre, wenn man ihn nicht wenigstens als den geistigen Veranlasser der Alamanni-Buondelmonti'schen Verschwörung hätte betrachten und beschuldigen sollen. Wie vertraut er mit Luigi Alamanni und Buondelmonti war, hatte er auch durch die Zueignung seines Lebens des Castruccio Castraccani an den Tag gelegt, indem er diesem Büchlein die Namen der beiden Freunde überschrieb.

Um so mehr muß man sich wundern, daß Cardinal Giulio, gegen dessen Leben hauptsächlich jene Verschwörung gerichtet gewesen, durchaus keinen Verdacht gegen den Machiavelli gehegt zu haben scheint, sondern denselben vielmehr jetzt immer deutlicher in seine Gunst herübernahm. Es scheint im Anfang ein ganz gutes Einvernehmen zwischen den Gärten des Rucellai und dem Cardinal Giulio von Medici, dem Repräsentanten der neuen Gewalt in Florenz, bestanden zu haben. Die florentinische Demokratie scheint noch auf einen Compromiß mit dem Cardinal gehofft zu haben, dem sie unter den Medici wegen seines milden und fügsamen Charakters das meiste Vertrauen schenkte[1]. Die jungen Dichter und Literaten, deren Haupt Machiavelli jetzt in Florenz geworden war, hatten, wie es schien, ein großes Gewicht auf das von ihrem Meister verfaßte Memoire über die florentinischen Staatsreformen gelegt, und Buondelmonti hatte, wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Machiavelli, ebenfalls eine Schrift über die Reorganisation der florentinischen Zustände verfaßt. Diese beiden Schriften von Machiavelli und Buondelmonti mögen den Medici gegenüber das Parteiprogramm der noch hoffenden florentinischen Jugend gewesen sein. Der Cardinal mochte wohl anfangs eine Haltung gezeigt haben, als sei er geneigt, den Compromiß zwischen dem mediceischen Principat und dem demokratischen Princip abzuschließen und zu einer Wahrheit zu machen. Aber die Jünglinge in den Gärten des Rucellai fühlten sich bald wohl nur verspottet von seiner scheinbaren Nachgiebigkeit gegen ihre Pläne und Hoffnungen,

1 Sismondi, Histoire des républ. ital. XI. 152 giebt diese Andeutung, indem er sich dabei auf das Zeugniß des Nerli stützt: „Ils convenoient, que de toute sa famille c'étoit Jules qui avoit apporté le plus de douceur et de mesure dans son administration, et ils préféroient recouvrer leurs droits par un compromis, plutôt que de les lui arracher de force."

und ihre Täuschung, nachdem sie dieselbe erkennen mußten, trieb sie endlich zu jener revolutionairen Verschwörung hin[1].

Machiavelli schien seine Person dabei mit großer Vorsicht sicher gestellt zu haben. Denn sein Zusammenhang mit jener Unternehmung seiner nächsten Freunde blieb sogar unerörtert und brachte ihm jedenfalls keinen Schaden[2]. Die Medici konnten aber aus dem Discurs an Leo X. über die Reform von Florenz genau wissen, auf welchem principiellen Boden Machiavelli in dieser Angelegenheit stand, und wie weit er bei einer neuen Gestaltung des florentinischen Staats das demokratische Princip der mediceischen Familienherrschaft untergeordnet sehen wollte. Vor allen Dingen geht er in dieser Abhandlung davon aus, daß die republikanische Form in Florenz aufrecht erhalten werden solle, und für diese Forderung, die ihm die erste und unabweislichste scheint, erhebt er hier mit einem gewaltigen Nachdruck seine Stimme. Er beginnt seine Ausführung mit der Voraussetzung, daß es nur zwei wahre und haltbare Staatsformen gebe: entweder ein ächtes Principat (entschiedene Fürstenherrschaft) oder eine Republik, die in ihren Parteien sich darstelle. Alle anderen Mittelformen seien eitel und immer von kürzester Dauer. Wo eine große Gleichheit der Bürger ursprünglich herrsche, werde es nur mit der allergrößten Schwierigkeit möglich sein, ein Principat herzurichten, sowie man da, wo eine große Ungleichheit der Bürger stattfinde, nur mit der allergrößten Schwierigkeit die Republik werde begründen können. Mailand führt er als denjenigen Staat an, der seiner aristokratischen Elemente wegen, die er in sich beherberge, durchaus des Gegendrucks einer fürstlichen Herrschaft bedürfe. Dagegen scheint ihm die Einführung eines Principats in Florenz, dem Staat der am meisten ausgebildeten Gleichheit, ebenso schwierig, als es die künstliche Einführung der Ungleichheit in den bürgerlichen Zuständen sein würde. Man sieht, Machiavelli (obwohl er die Kunst des ausschließlichen Principats in seinem geheim gehaltenen Buche bereits gelehrt hatte) hat doch nicht aufgehört, den principiellen Grundlagen der Völker und ihrer Zustände Rechnung zu tragen.

---

1 So stellt Pignotti, Storia della Toscana V. 48. dies merkwürdige Verhältniß dar.

2 Ebeling, Machiavelli's politisches System S. 9. bemerkt: „Für Machiavelli hatte diese Verschwörung nur die nachtheilige Folge, daß er in die dunkle Dürftigkeit des Privatlebens zurückkehren mußte.“ Es findet sich jedoch kein sicherer Beleg dafür.

Deshalb ruft er mit Lebhaftigkeit aus: eine Fürstenherrschaft zu machen, wo eine Republik bestehen müßte, und eine Republik, wo eine Fürstenherrschaft bestehen müßte, das ist ein schwieriges, unmenschliches und unwürdiges Ding für Jeden, der für einen rechtlichen und braven Mann gehalten sein will[1]!

Indeß deutet auch Machiavelli in dieser Reformschrift sofort jenen Compromiß an, welchen die demokratische Freiheit von Florenz mit der Autorität der Medici abschließen könnte. Er weiß und spricht es ihm aus, daß Leo den Wunsch hege, seine Autorität in Florenz groß und stark werden zu lassen, und die Sicherheit seiner Freunde und Anhänger dort zu befestigen. Er gesteht Seiner Heiligkeit, daß er darüber eifrig und viel nachgedacht habe, und deshalb bitte, sich des Resultats seiner Erwägungen zu bedienen und in diesen die Absicht seiner Dienstbeflissenheit erkennen zu wollen.

Die einzelnen Vorschläge, die Machiavelli darauf für Florenz macht, beweisen, daß es auch ihm keineswegs um die stricte Wiederherstellung der alten republikanischen Formen zu thun ist. Die Einrichtung eines Senats von 65 Mitgliedern von 45 Jahren soll die patrizische Ordnung mit der prytaniemäßigen Einrichtung der alten Signorie verbinden. In diesem neuen Körper will er die alten Signoren, die 8 della pratica und die 12 buoni uomini verschmelzen. An die Stelle der früher bestandenen Rathskörper setzt er ein Consiglio von 200 Gliedern, die 40 Jahre alt sein müssen, und die ebenso, wie der Senat der fünfundsechszig, ihre Aemter auf Lebensdauer versehen sollen. Diese beiden Staatskörper sollen auf dem Wege der Ernennung durch Leo und den Cardinal hervorgehen; nach dem Tode dieser mediceischen Gewalthaber soll das Ernennungsrecht wieder an das Volk zurückfallen. Außerdem will aber Machiavelli noch einen Rath von 1000 Mitgliedern, der alle Aemter durch seine Wahl besetzen soll, bis auf diejenigen, die zu den beiden vorgenannten Räthen gehören. Wenn die Mediceer todt sind, soll dieser allgemeine Volksrath die Besetzung sämmtlicher Stellen im Staat zu seiner Befugniß haben. Für diesen Zeitpunct sollen auch noch andere republikanische Einrichtungen vorbehalten sein.

---

1 „Ma perchè fare principato dove starebbe bene repubblica, e fare repubblica dove starebbe bene principato, è cosa difficile, e per esser difficile, inumana e indegna di qualunque desidera esser tenuto pietoso e buono."

Die Absicht Machiavelli's geht mithin dahin, gewissermaßen einen mediceischen Ausnahmezustand für die Republik einzurichten, in dem das republikanische Princip und zugleich die Autorität Leo's und des Cardinals gewahrt bliebe. Diese Theilung der demokratischen Formen durch die mediceische Autorität sollte eine Uebergangsepoche für die florentinischen Zustände bilden. Doch fesselt Machiavelli die Dauer dieser Epoche ausdrücklich an die Existenz der Medici. Die Stellung, welche er ihnen in Florenz einräumen will, ist immerhin eine sehr eigenthümliche und zweifelhafte. Zur Construction einer absoluten Gewaltherrschaft reicht sie nicht aus, und es ist immer die Spitze einer Republik, welche er dem Thron der Medici anweist. Dieser Gipfel ist etwas schwindelnd, da unten das Thor offen gelassen bleibt, durch welches die republikanische Volksbewegung jeden Augenblick wieder nachstürzen kann. In einer solchen Verfassung würde man sogar die geheime Aufforderung an jeden wahren Republikaner sehen können, den Medici nicht länger das Leben zu lassen, weil erst nach ihrem Tode die ächte florentinische Republik wiedererstehen könnte. Auf der andern Seite thut Machiavelli durch diesen Verfassungsplan dar, daß er die republikanischen Einrichtungen jetzt überhaupt modificirt zu sehen wünsche. Machiavelli vermißte, wie er dies auch an andern Orten angedeutet[1], in den italienischen Republiken die Raschheit der Executive, und hielt die Autorität Weniger, wenn sie mit den demokratischen Formen organisch verbunden wird, für geeignet, der Republik eine starke und dauerhafte Lebensäußerung zu geben.

Wenn man es genauer erwägt, will er die Medici nur zu Reformatoren des demokratischen Princips in Italien machen. An diese Rolle sie zu fesseln, scheinen ihm die Zustände in Florenz wesentlich geeignet. Gegen das Ende dieser Reformschrift macht er ihnen mit einem gewissen Pathos vorstellig, wie hoch die Aufgabe eines organisirenden Reformators sei, und wie es keine größere Würde und Ehre gebe, als die man freiwillig von dem Vaterlande zuertheilt erhalten habe. In dieser letzteren Wendung war der demokratische Beigeschmack freilich schon ziemlich stark. Man kann sich nicht wundern, wenn die auf etwas ganz Anderes abzielenden Medici es verschmähten, sich dieser Weisheit der Gärten des Rucellai ernstlich zu bedienen.

1 Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio I. 34.

Dies Verhältniß wirft auch ein eigenthümliches Licht auf den politischen Standpunct, welcher in den Discursen über den Livius durchscheint, und besondere Sätze aufstellt, die zu der im „Principe" niedergelegten Doctrin theils im entschiedensten Widerspruch stehen, theils dieselbe ergänzen und berichtigen. Wenn Machiavelli in seinem Fürsten-Tractat von der Persönlichkeit des Herrschenden ausging, so nahm er in den Unterredungen über den Livius seinen Ausgangspunct in der Idee des Staates selbst, und in den verschiedenen Regierungsformen, die er hier mit genauen principiellen Unterscheidungen behandelt, und wobei er die Entwicklungen des antiken Staatslebens, besonders aber die Geschichte Roms, mit tiefster Einsicht zu Grunde legt.

In den Discorsi finden sich allerdings zum Theil dieselben Ansichten über Natur und Charakter des Fürsten wieder wie im „Principe". Machiavelli bringt auch in den Discorsi zunächst den Betrug und die klug berechnete Gewaltsamkeit als die wirksamsten Elemente des fürstlichen Wesens zur Anerkennung. Auch hier stützt er von vorn herein die Nothwendigkeit eines starken Herrschers auf die Schlechtigkeit und Verderbniß der öffentlichen Zustände wie auf die Schlechtigkeit der menschlichen Natur überhaupt. Die schneidendste Stelle findet sich in dieser Beziehung im dritten Capitel des ersten Buchs, wo Machiavelli geradezu sagt: Jeder, der einen Staat gründen und demselben Gesetze geben will, muß voraussetzen, daß alle Menschen bösartig sind, und daß sie ohne alle Ausnahme alsbald ihre innere Bösartigkeit auslassen werden, sobald sie dazu eine günstige Gelegenheit finden [1].

Der principielle Ausgangspunct, welchen Machiavelli hier nimmt, ist der Grundstein der absolutistischen Staatswissenschaft: die ursprüngliche Bösartigkeit der menschlichen Natur. Machiavelli konnte auch in seiner Zeit und in den Zuständen seines Vaterlandes nur die Aufforderung finden, das Grundwesen der menschlichen Natur für schlecht und böse anzunehmen, und so

1 Discorsi I. 3. Come dimostrano tutti coloro che ragionano del vivere civile, e come ne è piena di esempj ogni istoria, è necessario a chi dispone una repubblica ed ordina leggi in quella, presupporre tutti gli uomini essere cattivi, e che gli abbiano sempre ad usare la malignità dell' animo loro, qualunque volta ne abbiano libera occasione. — Aehnliche Stellen I. 9. II. 13.

spricht er es auch an einer andern Stelle der Discorsi geradezu aus, daß die Mittel, die namentlich ein neuer Fürst anzuwenden habe, um das Neuerworbene zu behaupten, höchst grausam seien, und allen christlichen nicht nur, sondern überhaupt allen menschlichen Gesetzen widerstritten, weshalb jeder Mensch lieber als Privatmann leben müßte, denn als König unter solchem Ruin der Menschheit [1].

Zugleich aber schüttet Machiavelli in diesen Livianischen Unterhaltungen sein ganzes Herz aus, wie es in seinem Innersten für das Volk, für die Freiheit und für Italien schlägt! Es kommt hier mit der größten Entschiedenheit die andere moralische und menschliche Seite der Politik zu ihrem Recht, indem Machiavelli, was er am Schluß des „Principe" nur künstlich und allgemein angedeutet hatte, hier principiell und mit vollster Hingebung an die Idee der Freiheit ausführt, nämlich: daß auch der Despot seinen letzten Zweck immer nur darin haben könne, dem Volke zu helfen und als endliches Werkzeug seiner Rettung benutzt zu werden. In den Discorsi führt er es mit der Begeisterung eines ächten Volksmannes aus, daß die Vereinigung der italienischen Völker unter dem Scepter eines starken und mächtigen Fürsten das einzig wirksame Gegengift gegen die politische und menschliche Corruption in Italien sei. Am Schluß des „Principe" hatte er diese Idee gewissermaßen an das Haus Medici adressirt, an welches er nach allen politischen Instructionen, die er seinem Fürsten gegeben, zuletzt die Aufforderung richtet, Italien von der Fremdherrschaft der Barbaren zu befreien und aus seiner gewaltsamen Zerstückelung und Zerrissenheit zu einem neuen lebensfähigen Organismus zu einigen. Dies ist die Spitze aller Politik des Machiavelli, die wir uns hier schon notiren müssen.

Machiavelli macht dabei in den Discorsi eine merkwürdige Unterscheidung zwischen dem romanischen und germanischen Europa. Er erblickt Italien an der Spitze der politischen Corruption, von der er auch Frankreich und Spanien bereits bedeutend angefressen sieht. Und wenn in diesen beiden letzteren

---

1 Discorsi I. 26. Sono questi modi crudelissimi, e nimici d'ogni vivere, non solamente christiano, ma umano; e debbegli qualunque uomo fuggire, e volere piuttosto vivere privato, che re con tanta rovina degli uomini.

Ländern noch nicht so große Verwirrungen und Unordnungen wahrgenommen würden, als in Italien jeden Tag entstehen, so liege dies nicht an der innern Tüchtigkeit der Völker Frankreichs und Spaniens, die auch zum guten Theil schon dahin sei, sondern es entspringe daher, weil diese Völker einen König hätten, der sie geeinigt erhielte, nicht bloß durch seine Kraft, sondern auch durch die innere Verfassung jener Königreiche, die noch nicht so verderbt und verfault sei [1]. Von Mailand und Neapel bemerkt er an einer andern Stelle, wie hier die Verderbtheit schon so weit gediehen sei, daß kein Ereigniß irgend einer Art, möchte es auch noch so bedeutend oder gewaltig sein, im Stande sein würde, diese Staaten wieder frei zu machen, wie man dies seit dem Tode des Filippo Visconti gesehen, der die Freiheit in Mailand wiederherstellen wollte, sie aber dort mit aller Anstrengung nicht erhalten konnte [2].

Indem Machiavelli allen romanischen Völkerschaften eine größere oder geringere Verderbtheit (corruzione) zuschreibt, hebt er dagegen merkwürdiger Weise bei den Völkern Deutschlands einen unversehrter gebliebenen Lebenskern mit vieler Vorliebe hervor. Die Illusionen, denen er an dieser Stelle der Discorsi (I. 55) hinsichtlich Deutschlands sich überläßt, können uns freilich nicht anders als im Lichte der wehmüthigsten Komik erscheinen. Machiavelli rühmt den deutschen Völkern nach, daß sie noch durch ihre innere Tüchtigkeit und durch die Religion sich einen Halt gegeben hätten, der in vielen ihrer Staaten die Freiheit befestigt und dieselben stark gegen jede Occupation von Innen oder von Außen gemacht habe. In den Reichen Deutschlands sei noch ein guter Theil von antiker Tüchtigkeit (antica bontà) anzutreffen. Machiavelli träumt noch von einem Deutschland, welches zufrieden sei mit den Gütern, die es in sich trage, mit den Producten seiner Felder und mit der Schaafwolle seiner Heerden. Deutschland habe sich seine Unschuld vor jeder Corruption bewahrt, weil es stets in wenigen Berührungen mit den benachbarten Völkerschaften gestanden, und so habe es die Sitten der Franzosen, Spanier und Italiener nicht annehmen können, von welchen Völkern Machiavelli sagt, daß sie zusammengenommen die Verderbniß der Welt sind (le quali nazioni tutte insieme sono la corruttela del mondo). Am seltsamsten ist ein an-

1 Discorsi I. 55.
2 Discorsi I. 17.

derer Grund dieſes politiſchen Glücks der Deutſchen, welchen Machiavelli anführt. Dies komme nämlich Alles daher, weil die Deutſchen nicht duldeten, daß bei ihnen ein Bürger als Edelmann lebe, das heißt: (wie Machiavelli zur Erläuterung dieſes Namens hinzufügt) als ein ſolcher, der müßig und ohne etwas zu thun in Ueberfluß von dem Ertrag ſeiner Güter lebe und ſich weder des Ackerbau's noch irgend eines andern nützlichen Geſchäfts befleißige. Denn bei den Deutſchen herrſche die vollkommenſte Gleichheit, ſie ſeien die erklärteſten Feinde aller vornehmen Herren und des Adels, der ihr Land bewohne, und wenn Einer von dieſen ihnen zufällig unter die Hände gerathe, ſo brächten ſie ihn als Urſache aller Verderbniß und als Grund jedes Aergerniſſes erbarmungslos um [1].

Machiavelli bezeichnet die Exiſtenz eines ſolchen müßiggängeriſchen und arbeitsloſen Adels als verderblich für jeden Staat und jedes Land. Am gefährlichſten ſeien aber dieſe Leute noch, wenn ſie auf ihren Schlöſſern ſitzen und über Unterthanen zu gebieten haben. Von dieſer Gattung Menſchen wimmele es in Neapel, im Gebiet von Rom, in der Romagna und in der Lombardei, und deshalb habe es in dieſen Ländern eigentlich niemals einen Staat oder ein politiſches Leben gegeben. Denn dieſe Geſchlechter ſeien überhaupt jeder bürgerlichen Freiheit Feind. Um dieſe Länder zu reorganiſiren — fährt Machiavelli fort — giebt es nur einen einzigen Weg, ein Königreich daraus zu machen. Denn wo der Stoff ſo corrumpirt und entartet iſt, daß die Geſetze nicht mehr ausreichen Ordnung zu ſchaffen, da bedarf es der ſtärkeren Kraft einer Königlichen Hand, welche mit abſoluter und übermäßiger Gewalt der übermäßigen Ehrſucht und Verderbniß der Großen einen Zügel umwerfe! Machiavelli kommt hier auch wieder auf die Zuſtände von Florenz zurück. Dort gebe es keinen Burgadel mehr

1 Discorsi I. 55. L'altra cagione è, che quelle repubbliche dove si è mantenuto il vivere politico ed incorrotto, non sopportano che alcun lor cittadino nè sia nè viva ad uso di gentiluomo; anzi mantengono fra loro una pari equalità, ed a quelli signori e gentiluomini che sono in quella provincia, sono inimicissimi; e se per caso alcuni pervengono loro nelle mani, como principj di corruttela e cagione d'ogni scandalo gli ammazzano. E per chiarire questo nome di gentiluomini quale e'sia, dico che gentiluomini sono chiamati quelli, che oziosi vivono dei proventi delle loro possessioni abbondantemente senza avere alcuna cura o di coltivare, o di alcun' altra necessaria fatica a vivere.

und überhaupt nur sehr wenig Edelleute, und Alles sei daselbst dazu angethan, daß ein kluger und mit der Kenntniß des antiken Bürgerthums begabter Mann leicht ein politisches Leben in Florenz begründen könne. Aber das Unglück dieses Staats sei immer so groß gewesen, daß bis zum gegenwärtigen Augenblick nie ein Mann aufgestanden, der dies gewollt oder gekonnt [1]!

Einen bestimmteren und deutlicheren Reflex auf den Standpunct, welchen Machiavelli im Fürsten-Tractat eingenommen, konnte er nicht zurückwerfen, als er an dieser für sein ganzes politisches System ungemein aufklärenden und gewissermaßen fundamentalen Stelle gethan.

Die Grundsätze, welche er in den Discorsi und in den Gärten des Rucellai entwickelt, waren nur die überall bei ihm wiederkehrenden Spitzen der Machiavellistischen Politik, die nach zwei Seiten hin bewegt werden konnten und nichts als die uralte Dialektik von Absolutismus und Freiheit waren. Die Medici trauten offenbar diesem Standpunct nicht und hatten das Manuscript vom Fürsten, wie es schien, mit einem unheimlichen Gefühl bei Seite gelegt. Die Vereinigung von Fuchs und Löwe, die er ihnen darin empfahl, war für sie wahrscheinlich eine zu künstliche Aufgabe [2]. Sie würden den Mann gern gebraucht haben, wenn er eine geringere Ueberlegenheit des Geistes gehabt hätte, und wenn ihm nur zu trauen gewesen wäre. Es muß höchst unbequem sein, ein Genie als Creatur gebrauchen zu sollen. Creaturen nimmt man gern aus ganz gemeinem Stoff, oder führt sie durch irgend eine untergeordnete Bedienstung auf denselben zurück. Was war aber mit Machiavelli zu machen? Sein Name hatte bei den Florentinern noch einen guten Klang, und er verlor denselben erst, als Giulio wirklich anfing, den Machiavelli zu gebrauchen.

Dies geschah, nachdem der Cardinal unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Stuhl eingenommen hatte. In Folge der diplomatischen und kriegerischen Verwicklungen, in welche dieser schwankende und zweideutige Papst mit Kaiser Karl V. gerathen, war auch Florenz von den kaiserlichen Heeren bedroht worden. Florenz, das jetzt von Rom aus regiert wurde, war wie ein mediceisches Landgut geworden, an dessen Erhaltung aber dem Papst um so mehr

1 Discorsi I. 55.
2 Del Principe c. XVIII.

gelegen war, je weniger er auf einen starken Widerstand dieser Stadt gegen das unter der Anführung des Connetable von Bourbon heranrückende kaiserliche Heer zu rechnen schien. Es kam dem Papst darauf an, Florenz neu zu befestigen, und in dieser Bedrängniß gab er dem Machiavelli den Auftrag, die dazu nöthigen Arbeiten zu leiten und Florenz zu einem festen Kriegsplatz umzuschaffen [1].

Machiavelli mußte dazu aus zweierlei Gesichtspuncten besonders geeignet erscheinen. Einmal kannte er die Oertlichkeiten der Stadt genau, und dann hatte er in seinen Sieben Büchern über die Kriegskunst (die wir an einer andern Stelle zu betrachten haben werden) die gründlichste Sachkenntniß aller auf den Krieg und die Befestigungskunst bezüglichen Gegenstände an den Tag gelegt. Er wird zum Leiter und gewissermaßen Unternehmer der neuen Festungswerke gemacht, und hat auch die Geldverwendungen dabei zu verwalten. In seinen Briefen an Guicciardini klagt er aber über die Sparsamkeit der Geldmittel, welche der Papst dazu angewiesen. Aus einem dieser Briefe geht auch hervor, daß er an diese Verwendung, die er erhalten, die Hoffnung anknüpfte, man werde ihm jetzt wieder eine dauernde und bedeutendere Stellung geben, durch welche er auch das Schicksal seiner zahlreichen Familie verbessern könne [2]. Wir haben schon oben angedeutet, wie es nicht in der Taktik der Medici liegen konnte, ihm eine solche Stellung zu gewähren.

Indeß hat der neue Moment, in dem sich Italien befindet, wieder die hohen Nationalgefühle des Machiavelli im schönsten und edelsten Maaße entzündet. Er richtet an seinen Freund Guicciardini in dieser Zeit die glühendsten Aufforderungen, für die Befreiung Italiens zu wirken, und erinnert daran, daß man in Italien bisher immer nur die Gelegenheiten versäumt und über dem Abwarten von Zeit und Glück Alles verloren habe. Er ruft ihm zu: Liberate diuturna cura Italiam; extirpate has immanes belluas, quae hominis praeter faciem et vocem nihil habent.

Diese Verwicklungen wurden aber verhängnißvoll für die letzten Tage Machiavelli's, und für die Endresultate seines ganzen

---

1 Man vergleiche in Machiavelli's Schriften die Relazione di una visita fatta da Niccolò Macchiavelli, per fortificare Firenze und die Lettera al Imbasciatore (Guicciardini).

2 Périès, Histoire de N. Machiavel 253.

politischen Lebens und Wirkens. Er sollte jetzt die Probe der Stellung machen, die ihn in den letzten Jahren zwischen Praxis und Princip hin- und hergeworfen hatte, und an dieser Probe sehen wir ihn gerade sterben. Nach vielen zweideutigen Schwankungen hatte der Papst Clemens VII. endlich geglaubt, dem kaiserlichen Heer die Spitze bieten zu müssen, das den Verbündeten in Italien an Mannszucht und Mitteln weit unterlegen war. Der Connetable von Bourbon wurde von seinen eigenen Truppen, die nur dem Instinct der Plünderung nachgingen, in wilden und unregelmäßigen Bewegungen hin- und hergezerrt, und, statt sie zu führen, mußte er sich von ihnen dorthin treiben lassen, wo sie die beste Beute ersahen. So fürchteten auch die Florentiner, daß die Reihe endlich doch an ihre Stadt kommen möchte, und sie sandten deshalb Machiavelli an Guicciardini ab, welcher in Modena die Truppen des Kirchenstaats befehligte. Francesco Guicciardini, der freisinnige Staatsmann und Historiker, dessen Talent von den Medici unter großen Auszeichnungen erkannt und benutzt wurde, war von Clemens VII. zum Gouverneur der ganzen Romagna, und in dem zwischen Karl V. und dem Papst ausgebrochenen Krieg zum General-Lieutenant der römischen Truppen ernannt worden. Machiavelli stand mit ihm in einem wahrhaften und auf geistige Verwandtschaft gegründeten Freundschaftsverhältniß, und beide Männer hatten auch in einem edeln Wettkampf um die Palme der italienischen Geschichtschreibung gerungen.

Der Auftrag Machiavelli's an Guicciardini ging jetzt ohne Zweifel dahin, ihm den gefährlichen und unglücklichen Zustand der Stadt Florenz auseinanderzusetzen, in der es an Geld und Truppen und an einem von dem allgemeinen Vertrauen getragenen Anführer fehlte [1]. Es schien, daß Guicciardini in dieser Angelegenheit nichts Bestimmtes anzuordnen wußte. Zu Anfang des Jahrs 1527 reiste Machiavelli zum zweiten Mal zu ihm ab. Offenbar sollte Guicciardini Alles daran setzen, um durch die Truppen der Verbündeten den Feind von Florenz abzuhalten. Es ist auch möglich, daß Machiavelli den Florentinern über die Bewegungen und Stellungen der päpstlichen und kaiserlichen Truppen authentische Berichte abstatten sollte, wozu um so mehr das Bedürfniß vorhanden war, da die verschiede-

1 In den Werken Machiavelli's: Legazione di N. Macchiavelli a Francesco Guicciardini.

nen Parteien im Innern der Stadt die abenteuerlichsten Gerüchte über die eigentlichen Vorgänge ausstreuten [1]. Machiavelli scheint sich auch dieser Aufgabe mit dem glühendsten Eifer unterzogen zu haben, und er wirkte nach beiden Seiten hin ermuthigend und anfeuernd, indem er sowohl seine Mitbürger zu einer kräftigen und würdigen Haltung zu erheben suchte, als er auch von Guicciardini sowohl wie von dem Herzog von Urbino, dem Ober-General der Armee der Ligue, in den vertrauteren Kriegsrath zugelassen wurde. Man ehrte in Machiavelli noch einmal die staatsmännische Erfahrung und den tiefen Weltblick, mit dem er alle Verhältnisse zu durchdringen und zu entscheiden verstand. Machiavelli entfaltete eine rastlose Beweglichkeit, um sich thätig und hülfreich zu zeigen. Es mochte ihn glücklich machen, daß die Florentiner ihn wieder brauchten und daß diejenigen, in deren Händen im gefahrvollsten Augenblick das Schicksal Italiens lag, sich an seine Autorität wandten. Wenn er einer Wiederherstellung seines politischen Charakters bedurfte, so konnte der Moment für ihn nicht günstiger gefallen sein. Es war eine wunderbare Situation für ihn. Fast wäre der Tyrannenlehrer doch noch in der elften Stunde zum Retter Italiens erklärt worden, und er hätte sein vielfach zweifelhaft gewordenes Tagewerk auf den Höhen der italienischen Freiheit beschlossen. Es war aber nur ein trügerischer Abendschimmer, welcher die Stirn des Machiavelli noch einmal umflog, und ihn bald darauf nur um so verzweifelter in den nächtlichen Abgrund seines Lebens versinken ließ.

Die päpstlichen Truppen entbehrten, wie sich immer mehr ergeben, einer wahrhaften militairischen Organisation, und sie waren in ihrem ganz auseinanderfallenden Zustande nur ein wirkungsloses Instrument in den Händen ihrer rathlosen Führer. Der Herzog von Urbino war schon so weit gekommen, sich deshalb an die Schriftgelehrten zu wenden, denn anders kann man es nicht auffassen, wenn ein commandirender General zu einem Staatsmann und Diplomaten geht, um ihn zu bitten, daß er ihm doch ein Regiment nach neuer Theorie einexerciren möchte. Diesen Antrag machte er dem Machiavelli, aus dessen sieben Büchern von der Kriegskunst der Herzog eine hohe Meinung von dem militairischen Talent und Wis-

1 Nach der Darstellung von Varchi, Storia Fiorentina I. 58.

sen Machiavelli's geschöpft hatte [1]. Machiavelli lehnte indeß mit richtigem Takt diese Gelegenheit ab, aus einem militairischen Theoretiker plötzlich zum Praktiker zu werden. Vielleicht schien ihm dem drohenden und drängenden Moment gegenüber diese rasche Umwandlung aus der Theorie in die Praxis eine zu gewagte. Auch liegt die Vermuthung nahe, daß der Herzog von Urbino, dem man eine geheime Verräther-Rolle an seiner eigenen Sache zutraute und der vielleicht durch kaiserliches Gold bestochen war [2], den Machiavelli bloß zu dieser Rolle ausersehen haben mochte, um durch den idealen Theoretiker eine neue Verwirrung in die Reihen des päpstlichen Heeres bringen zu lassen.

Indeß leitete sich der Sturm, welcher Florenz bedroht hatte, auf Rom ab. Die ewige Stadt erlag am 6. Mai 1527 der Eroberung und barbarischen Verwüstung der kaiserlichen Truppen, und erlebte die unter dem Namen des römischen Sackes (il sacco di Roma) in die neuere Völkergeschichte eingezeichnete Schreckenszeit, von der Guicciardini als Augenzeuge eine so ergreifende und meisterhafte Darstellung lieferte. Kaum aber war dieser verhängnißvolle Umschlag eingetreten und Clemens VII. zum Gefangenen auf der Engelsburg gemacht worden, als die Florentiner sich wie mit einem Schlage erhoben, und, eigentlich ohne jeden gewaltsamen und blutigen Act, das Joch der Mediceer abschüttelten, um zur Wiederherstellung ihrer Freiheit zu schreiten. Machiavelli befand sich in diesem Moment fern von Florenz, und verweilte entweder noch bei Guicciardini oder hielt sich in den Geschäften, mit denen er betraut war, an andern Orten auf. Es scheint, daß der allgemeine Gedanke, Italien von der Fremdherrschaft und von seinem Untergange zu retten, bei ihm in der letzten Zeit die individuelle Angelegenheit von Florenz und das unglückliche Verhältniß seiner Vaterstadt zu den Medici überragt hatte.

Der nie beschwichtigte Haß des Volkes gegen die Medici wurde aber jetzt das Triebrad bei dem neuen Umschwung der Dinge in Florenz. Die Herrschaft der Medici hatte eigentlich auf dem

1 Das Buch dell' Arte della Guerra war das einzige der Werke Machiavelli's, welches noch bei Lebzeiten des Verfassers im Druck erschienen war (zuerst 1521), und deshalb damals in Italien allgemein gelesen sein konnte.

2 Périès, Histoire de N. Machiavel 261.

Boden des florentiniſchen Staats niemals Wurzel geſchlagen. Seitdem Clemens VII. Papſt geworden, hatte er Florenz zweien Baſtarden, dem Hippolyt und Alexander von Medici (von denen der erſtere ein natürlicher Sohn des Julian, der andere des Lorenzo war) überlaſſen. Da ſie aber beide noch unreife Knaben waren, ſo wurde die Verwaltung für ſie durch mehrere Prälaten geführt, unter denen namentlich der Biſchof Gheri von Piſtoja und der Cardinal von Cortona die ſchädlichſten Einflüſſe ausübten. Als Fremde waren ſie den florentiniſchen Gewohnheiten fremd, und trugen durch Uebermuth, Schwelgerei und Gewaltthat Alles zur Verwilderung und gänzlichen Herabdrückung der Zuſtände bei. Es ſchien überhaupt darauf abgeſehen, Florenz zu entkräften und auszuſaugen, das auch zu den von den Medici geführten Kriegen einen großen Theil der Koſten hatte hergeben müſſen [1]. Es bedurfte alſo nur eines einigermaßen günſtigen Anſtoßes in Florenz, um zu einer Umwandlung der Dinge zu führen, die jetzt namentlich von derjenigen Partei vollbracht wurde, welche ſich zwar damit einverſtanden erklärt hatte, daß ſich die Medici an der Spitze der öffentlichen Gewalt befanden, die aber der unbedingten Herrſchaft derſelben widerſtrebte und die ariſtokratiſch gemäßigte Republik aufrecht erhalten wiſſen wollte. An der Spitze dieſer Partei ſtanden vornehmlich Niccolò Capponi und Filippo Strozzi, und ihr Standpunct war im Grunde derſelbe, der von der Geſellſchaft in den Gärten des Rucellai und nicht minder von Machiavelli ſelbſt in ſeiner florentiniſchen Reformſchrift aufgefaßt worden war. Machiavelli war auch der Partei des Capponi ohne Zweifel befreundet, obwohl aus keinem einzigen Zeugniß erhellt, daß er mit den Plänen derſelben in Verbindung geſtanden oder dieſelben auf irgend eine Weiſe gefördert habe, wie er denn auch in dem Moment ihrer Ausführung entfernt von Florenz war.

Bei der Neugeſtaltung der Dinge in Florenz wurde Capponi zum Gonfalonniere der Juſtiz auf ein Jahr ernannt. Er war ein Vermittelungs-Mann und ſuchte in dieſem Sinne auch die verſchiedenen Parteien, welche den Boden der Republik ſpalteten, zu verſöhnen. Der Volkshaß gegen die Medici verlangte aber ſeine Opfer und ſeine Bacchanalien. Dem Cardinal von Cortona war es noch gelungen, mit den beiden Neffen des Papſtes nach Piſa zu entkommen. Bald nach Wiedereinſetzung der demokratiſchen Regierung

1 Guicciardini, Historia sui temporis lib. XVIII. p. 668. (Ed. Basil. 1566.)

begann aber die Wuth des Volkes gegen Alles, was mit den Medici zusammengehangen, sich zu richten. Der Namen und die Familienwappen des Papstes wurden von allen öffentlichen Gebäuden heruntergerissen, man zerbrach das Standbild Clemens VII., welches soeben erst in der Kirche dell' Annunciata errichtet worden, und confiscirte alle Besitzthümer, welche dem Papst in der Stadt gehörten [1].

Machiavelli war bei den ersten Nachrichten von der neuen Bewegung in Florenz dorthin geeilt. Es konnte ihm nicht anders zu Muthe sein, als daß er dort jetzt die Ernte seines ganzen Lebens halten würde. Für die demokratische Freiheit von Florenz hatte er die Folter der Medici, Verbannung und Armuth gelitten. Er schien nicht darauf gefaßt, daß man ihn seine letzten freundlichen Verhältnisse mit den Medici entgelten lassen würde. Denn der Ertrag der Gunst, die er von ihnen genossen, lag kaum als nennenswerth vor Aller Augen da. Was er aber in den letzten Angelegenheiten für den Papst Clemens gethan, war nur der nationalen Erhebung von ganz Italien gewidmet gewesen, und im Auftrage der Florentiner selbst geschehen.

Machiavelli sah jedoch bei seiner Rückkehr nach Florenz sogleich, daß das florentinische Volk ihn nicht als berechtigten Genossen seiner neuen Freiheit anerkennen wollte, sondern ihn von jeder Theilnahme daran zurückwies. Er fühlte in dem Moment, welcher der größte seines Lebens hätte werden können, den öffentlichen Haß so erdrückend auf sich lasten, daß er demselben erliegen mußte. Dies Ende des Machiavelli war lehrreich und schmerzlich, und wir müssen den Verfasser des „Principe" bei seinem Tode fast wie den Helden einer politischen Tragödie bemitleiden. Das Volk übte Gerechtigkeit an ihm, aber es sprach ihn durch diese Gerechtigkeit zugleich frei von der Verdammung.

Man konnte und wollte ihm jetzt nicht vergeben, daß Er, der bis zum Jahre 1512 der entschiedenste Freund der Freiheit gewesen, seitdem beständig nur Annäherungsversuche an die Medici gemacht, durchaus aber nichts Entschiedenes und Erfolgreiches mehr für die Sache des Volkes gethan habe. Die Einen erinnerten sich daran, daß Machiavelli zur Zeit der Bewegung des Savonarola (und die Partei desselben existirte noch unter dem Namen der Frateschi) diesem

1 Périès, Histoire de N. Machiavel p. 265.

demokratischen Propheten nur widerstrebt und nichts als Worte der Geringschätzung für seinen Fanatismus gehabt habe. Die Andern hatten von einem heimlichen Manuscript del Principe gehört, und wenn sie auch den Inhalt desselben nicht kannten, so reichte es doch hin zu wissen, daß Machiavelli dasselbe einem Medici zugeeignet habe, und die Absicht, in der dies nur geschehen sein konnte, ließ sich jetzt hinlänglich ausbeuten. Vielleicht circulirten auch einige Abschriften von dem verhängnißvollen Buch, worauf die Erzählung hinzudeuten scheint, daß Machiavelli sich in der letzten Zeit seines Lebens viele Mühe gegeben habe, alle davon vorhandenen Copieen an sich zu bringen und zu vernichten [1]. Die umherlaufenden Gerüchte hatten aber die Forscher nicht gespart, um den im „Principe" verborgenen Inhalt auf das Grellste und Fürchterlichste zu malen. Es hieß damals nach einem sehr verbreiteten Schlagwort: daß Machiavelli in jenem Buche die Methode gelehrt, wie man den Reichen ihr Geld, den Armen ihre Ehre und beiden die Freiheit nehmen könne [2].

Das Volk erhebt bei neuen Bewegungen, die es nach langer Knechtschaft unternimmt, gewöhnlich auch den Anspruch, neue Menschen als Träger und Führer derselben zu sehn. Das Volk will sich dann nur von Menschen geleitet sehn, die gar nicht befleckt von der Vergangenheit sind, die abgeworfen und überwunden werden soll. Es ist dies eine rührende und zum Theil schöne Dummheit, aber zugleich ein großer politischer Fehler, an dem in der Regel Kraft und Ziel der vom Volke unternommenen Bewegung scheitern. Das Volk wendet sich dann in diesem seinem Drange nach neuen Menschen nur den Mittelmäßigen und Schwachen zu, von denen es sich in seinen großen Tagen am liebsten führen läßt. Es mißtraut den Bedeutenden, auch wenn sie ihm zur Zeit der Knechtschaft mit der Kraft der Freiheit vorgeleuchtet haben, und zieht es vor, sich

1 Varchi, Storia Fiorentina lib. IV. — Diese Erzählung trägt kein großes Gepräge der Wahrscheinlichkeit an sich. Vor dem Druck des Buches über den Fürsten gab es schwerlich Abschriften davon.

2 Varchi, Storia Fiorentina IV. p. 210. setzt zur Anführung dieser Worte hinzu: daß dies eben der Grund gewesen, weshalb der Tod des Machiavelli allen Guten wie allen Schlechten willkommen war. — Varchi, der Zeitgenosse des Machiavelli, schrieb seine Zeitgeschichte freilich durchgängig im Interesse der Medici, die er vielleicht auch von dem Vorwurf der Unerkenntlichkeit gegen Machiavelli freisprechen wollte.

durch Unbekannte und Unfähige zu einem neuen Untergang fortleiten zu lassen. Die alten und neuen Demokratieen bieten unzählige Beispiele von dieser Naivetät des Volkswillens dar. So konnte das Florentinische Volk den Machiavelli nicht gebrauchen, und gab seine alte Secretairstelle, die neu zu besetzen war und mit deren Wiedererlangung Machiavelli ganz zufrieden gewesen wäre, lieber einem gewissen Giannotti, den kein Mensch gekannt hatte und der weder dem Volke noch dem Staat etwas nützen konnte. Machiavelli, dessen innerste Hingebung an die Demokratie nicht bezweifelt werden konnte, würde durch sein großes staatsmännisches Organisationstalent und durch seine gar nicht zu ersetzenden politischen Erfahrungen der florentinischen Staatsbewegung einen dauernden und festen Abschluß haben geben können. Und doch geschah ihm sein Recht, wenn man ihn jetzt lieber an der Verschmähung sterben ließ. Aber es war dies ein Schaden, der auch nicht minder die florentinische Republik traf, denn sie pfuschte mit den Mitteln und Personen, mit denen sie arbeitete, ihre neue Freiheit doch nur höchst oberflächlich zusammen und führte ein Gebäude auf, das keine Dauer gewinnen konnte Es währte nicht lange, so folgte der Wiederherstellung der Freiheit in Florenz die Aufrichtung der vollständigsten und gründlichsten Tyrannei.

Machiavelli's Freunde, unter denen auch Zanobi Buondelmonti und Luigi Alamanni wieder an der Spitze der Bewegung in Florenz sich befanden, hatten sich alle Mühe gegeben, ihren Lehrer, dessen Innerstes sie kannten, von Neuem bei dem florentinischen Volke in Ansehn und Aufnahme zu bringen. Aber das Volk wollte den Machiavelli nicht. Nach einer solchen Probe des ganzen Lebens bleibt nichts übrig als zu sterben. Der Tod des Machiavelli, der am 22. Juni 1527 erfolgte, wurde schon in zeitgenössischen Berichten dem Schmerz und der Verzweiflung über seine gescheiterte Stellung zugeschrieben[1]. Zugleich hatte ihn sein altes Magen-Uebel

1 Varchi, Storia Fiorentina lib. IV. p. 210. führt diese Auffassung auf einen Brief zurück, welchen Busini unter dem 23. Januar 1549 an ihn geschrieben. Dieser Brief findet sich in der Collectio veterum aliquot monumentorum ad historiam praecipue litterariam pertinentium Arretii 1752. — Varchi hält jedoch diese Darstellung für falsch, obwohl sie sich durch die von ihm beigebrachte Notiz, daß Machiavelli früher gestorben sei, als Giannotti wirklich für jene Stelle habe ernannt werden können, keineswegs entkräften läßt. Die

wieder ergriffen, zu deſſen Bekämpfung er ſich ſeit längerer Zeit der Pillen des Zanobi Bracci bediente, die aber vielmehr eine innerlich zerſtörende Wirkung auf ihn ausgeübt zu haben ſcheinen. Er ſelbſt hielt ſo viel von dieſen Pillen, daß er ſie noch im Jahre 1525 ſehr lebhaft ſeinem Freunde Francesco Guicciardini zum Gebrauch empfohlen hatte [1]. Daß er an dem Uebermaaß des Gebrauchs dieſer Arzenei geſtorben, geht aus einem Schreiben ſeines Sohnes Pietro hervor, welches dieſer an ſeinen Vetter Francesco Nelli, der Profeſſor zu Piſa war, richtete, und worin er das von Machiavelli gegen ſein Unterleibsleiden gebrauchte Mittel geradezu als die Urſache ſeines Todes angiebt [2]. Aus demſelben Schreiben geht auch hervor, daß Machiavelli arm geſtorben und ſeine Familie in der größten Dürftigkeit zurückgelaſſen habe.

Der Lehrer und Syſtematiker der modernen Gewaltpolitik ging alſo ohne jegliche Frucht ſeiner Arbeit hin. Nur der Welt hinterließ er in ſeiner Fürſtenſchrift ein üppiges Vermächtniß, welches der europäiſche Abſolutismus Zins auf Zins anlegte und deſſen Capital ſich ins Unglaubliche vermehrte. Sein Grab, welches er in der Kirche zum heiligen Kreuz in der Gruft ſeiner Familie erhalten, wurde länger als dritthalb Jahrhunderte hindurch von einer faſt ſchmachvollen Vergeſſenheit umgeben. Im Jahre 1787 ließ zuerſt der Großherzog Leopold dem Machiavelli ein Denkmal in Marmor errichten, welches die Muſe der Geſchichte darſtellt, die ſich mit der einen Hand auf ein Medaillon ſtützt, welches das Bruſtbild Machiavelli's umfaßt. Es ſteht in der Kirche zum heiligen Kreuz in Florenz neben den Büſten Galilei's und Michel Angelo's [3].

Darſtellung des Buñni erſchöpft durch ihre innere Wahrhaftigkeit die ganze Situation des Machiavelli.

1 Machiavelli's Briefe an ſeine Freunde, herausg. von H. Leo. Brief vom 17. Auguſt 1525. Das Recept lautet: Aloe patico dr. 1½. Carmandeos 1, Zafferano ½, Mirra eletta ½, Bettonica ½, Pimpinella ½, Bolo armenico ½.

2 Périès, Histoire de Machiavel p. 269.

3 Périès, Histoire de Machiavel p. 271.

6. Machiavelli's florentiniſche Geſchichte.

Zu den bedeutendſten Beweisſtücken über die innere und geiſtige Unabhängigkeit, in der ſich das Verhältniß Machiavelli's zu den Medici erhalten, gehört auch ſeine Florentiniſche Geſchichte. Er ſchien es in dieſem Werke darauf abgeſehn zu haben, ein Kunſtwerk der Geſchichtſchreibung zu liefern, und unter dieſem Geſichtspunct macht es in edler und feinbegränzter Arbeit in der That den Anfang moderner kunſtgebildeter Hiſtorik. Auch in dieſer Darſtellung iſt es mehr das hiſtoriſche und politiſche Intereſſe des ganzen Italiens, das er vor Augen hat, und in das er die Entwicklung der florentiniſchen Zuſtände beſtändig hinüberlenkt.

Die italieniſche Hiſtorik hatte überhaupt vorzugsweiſe als florentiniſche Geſchichtſchreibung begonnen. Die Begründer derſelben, Maleſpini, Dino Compagni und Giovanni Villani waren ſämmtlich von der Idee ausgegangen, daß Florenz, die große Tochter der großen Mutter Rom, dazu beſtimmt ſei, das mehr und mehr verfallende und ſeinem Sturz zueilende Rom in ſeiner Weltbedeutung abzulöſen und zu erſetzen. Florenz ſoll Rom werden: dies iſt der Grundgedanke der alten italieniſchen Geſchichtſchreiber, in dem ſie ihr hiſtoriſches Pathos und die wahre begeiſternde Kraft ihrer Darſtellung finden, und dieſer Gedanke, den zuerſt Villani in ſeinem Geſchichtswerk am umfaſſendſten ausgedrückt, war es auch, welcher den Machiavelli bei der Abfaſſung ſeiner florentiniſchen Geſchichte am meiſten geleitet hat, obwohl bei ihm die Idee der politiſchen Weltgröße ſeiner Vaterſtadt ſchon in einem mannigfach gebrochenen Lichte erſcheinen mußte. Dies mag ihn auch von innen heraus gehindert haben, ſeine florentiniſche Geſchichte ganz zu Ende zu bringen.

Machiavelli unternahm es im Auftrage Clemens VII., die Florentiniſche Geſchichte zu ſchreiben, und er begann damit vielleicht zwei Jahre vor der Thronbeſteigung dieſes Papſtes. Clemens veranlaßte ihn zu dieſer Arbeit wahrſcheinlich, um ihm doch einigermaßen zu zeigen, daß er mit ihm zu thun haben wolle, wenn er ihn auch nicht eigentlich in die politiſchen Geſchäfte herübernehmen könne. Es iſt möglich, daß er den Machiavelli damit noch genauer hinſichtlich ſeiner Gedanken über die Familie Medici und ihre Stellung in Italien prüfen wollte. Die Veranlaſſung hatte aber ſo ſehr die Form eines Auftrags, daß dabei in ganz beſtimmter Weiſe von

einem Honorar die Rede gewesen zu sein scheint. Machiavelli vollendete die erste Partie dieser Geschichte, die bis zum Tode Lorenzo's des Prächtigen geht, im Jahre 1525.

Er verstand den ihm gewordenen Auftrag wohl. In der Einleitung sagt er, daß der ursprüngliche Plan seines Werkes eigentlich der gewesen, die Geschichte seines Vaterlandes nur von der Zeit an darzustellen, wo die volksthümliche Herrschaft der Medici in Florenz beginnt. Es überkam ihn aber bei dieser Geschichte von Florenz, die eigentlich eine Hofgeschichte der Mediceer hatte werden sollen, unwillkürlich die höhere und ideale Natur des Historikers, und er setzt sein Hauptthema darein, den Kampf der aristokratischen und demokratischen Parteien in Florenz historisch aufzuklären, und aus den innersten Gründen des florentinischen Staatswesens seit seiner Entstehung zu erforschen. Zu dem Ende beginnt er sein Werk mit der nordischen Völkerwanderung und dem Untergange des abendländischen Kaiserthums, wovon er aber nur einen summarischen Bericht abstattet. Am ausführlichsten behandelt er aber die Partieen, in denen die beständig rivalisirenden Elemente der Volks- und Adelsherrschaft gegeneinanderstoßen, und er sucht hier als Historiker gewissermaßen das vermittelnde Princip beider Staatsmächte, in dem sie sich organisch verbinden und zur vollendetsten politischen Verfassung zusammenschließen könnten.

Seinen Leser selbst erhält Machiavelli beständig auf diesem ideellen Standpunct, auf dem er ihn zur Lösung eines politischen Problems mit fortreißt und ihn immer anregt, über die Grundprincipien des modernen Staatswesens sich zu entscheiden. Die Proömien, mit denen er jedes Buch einleitet, sind oft durchaus geschichts-philosophische Betrachtungen, welche dem ganzen Werk eine ungemeine Würde verleihen. Die ganze politische Geschichtsweisheit des Machiavelli scheint sich oft in diesen Einleitungen zusammenzudrängen. Die Parteistellungen in Rom und Florenz, und ihre Rückwirkung auf den ganzen Organismus dieser Staatskörper, die Colonialverhältnisse in Italien, die natürlichen Wende- und Wandelpuncte der Staatskörper, die Gefahren einer Vernachlässigung der Militair-Disciplin, werden mit meisterhaftem Ueberblick erörtert [1].

Mit der Geschichte der Mediceer selbst macht sich Machiavelli hier nur bis zum Tode Lorenzo's zu thun, und diese ihre

1 Macchiavelli, Istorie Fiorentine lib. II. III. IV. V. VI. init.

frühere Periode, in der sie nur erst die Vorbereitungen zur Gründung einer Tyrannenherrschaft treffen, war leichter zu behandeln, ohne dem (schon durch seinen Auftrag) zu einer Rücksicht verpflichteten Geschichtschreiber zu große Opfer auf Kosten der historischen Wahrheit aufzuerlegen. Machiavelli erscheint hier keineswegs als der begeisterte Lobredner der Medici, wie er sich am Schluß des Principe zeigt. Doch geht er auch wieder leicht und scheinbar gedankenlos darüber hin, wo er die ersten Spuren einer Erschleichung der tyrannischen Gewalt durch die Familie Medici und den ersten Raub an der Freiheit des Vaterlandes hätte mit schneidendem Griffel einzeichnen müssen. Mehrere Glieder der mediceischen Familie tadelt er aber heftig wegen der von ihnen befolgten Politik, und weist die Irrthümer derselben nach, wie er auch die Vorzüge der Gegner der Medici mehrfach in ein gerechtes Licht hebt. Dies zeigt sich namentlich bei seiner Anerkennung Soderini's [1]. Bedeutsam sind auch die Worte eingestreut, welche er den sterbenden Johannes von Medici, den Vater des Cosmo, zu seinen Söhnen sprechen läßt, indem er darin den Quellpunct der Schicksale des Hauses Medici andeuten zu wollen scheint, und alle ihre Mißgeschicke daraus herleitet, weil sie sich nicht innerhalb der Pflichten eines guten und bescheidenen Bürgers begränzt hätten [2]. Mit dem Tode Lorenzo's aber bricht er seine historische Darstellung ab. Von dieser Zeit an, welche Machiavelli's Gegenwart berührte, würde ihm sowohl die Wahrheit wie die Lüge sauer geworden sein.

Es ist dem Machiavelli nachgesagt worden, daß er sein Geschichtswerk nicht weiter fortgesetzt habe, weil ihm Clemens VII., nachdem Machiavelli ihm die erste vollendete Partie überreicht, nur die geringfügige Summe von 100 Ducaten als Honorar dafür überreichen ließ. Aus einem Brief Machiavelli's an Guicciardini geht jedoch hervor, daß er nach Empfang jener Summe im Gegentheil entschlossen war, mit frischen Kräften weiter zu arbeiten, indem er nun dazu übergehen wolle, „die Fürsten anzuklagen, die Alles gethan hätten, um uns auf den gegenwärtigen Punct zu bringen" [3]. Die Verachtung des italienischen Fürstenwesens bildet

1 Macchiavelli, Istorie Fiorentine lib. VII.

2 Istorie Fiorentine lib. IV. V. VII.

3 „Jo ebbi quell' augmento infino in cento ducate per l'Istoria. Comincio ora a scrivere di nuovo, e mi sfogo accusando i Principi, che hanno fatto ogni cosa percondurci qui." Brief an Guicciardini.

überhaupt einen Grundzug seiner historischen Darstellung. Alles Unheil Italiens leitet er nur davon her, weil in den Fürsten kein Streben nach ächtem Ruhm gewesen, und in den öffentlichen Dingen keine einzige der Anerkennung werthe Institution geschaffen worden sei. Um dieser Anschauung willen schärft und spitzt er auch stets die Vergleiche, welche er zwischen der antiken und der neueren Zeit Italiens zieht. Man glaubt hier zuweilen aus seinem Munde die starke hochtönende Sprache Dante's zu vernehmen. Nur aus den Thaten und dem Wesen der Fürsten will er es erklärbar finden, daß Italien von Neuem das Opfer der Barbaren geworden, und daß so viel hochedle Völker von so schwachen und schlechtgeführten Kriegerschaaren gezwungen worden seien. Wenn in seiner Darstellung dieses verderbten Zeitalters nicht von der Kraft des Kriegers, von der Weisheit des Herrschers, von der Liebe des Bürgers zu seinem Vaterlande die Rede sein könne: so werde er dagegen klar zu machen suchen, welche Betrügereien und Ränke die Fürsten, die Soldaten und die Lenker der öffentlichen Angelegenheiten angewandt hätten, um das Ansehn zu erlangen, welches sie niemals verdienen konnten. „Denn — ruft Machiavelli hier aus — wenn jene freien Geister der alten Zeit zu ihrer Nacheiferung die Gemüther zu entzünden pflegten, so fordert unser Zeitalter nur dazu auf, solche Beispiele zu fliehen und zu vertilgen." Deshalb meint er auch, daß die Einsicht in dies neuere Verderbniß dem Leser von nicht geringerem Nutzen sein werde, als die ruhmwürdigen Thaten der Alten selbst [1].

An dieser Stelle der Florentinischen Geschichte klingt auf merkwürdige Weise die politische Taktik durch, welche die Freunde des Machiavelli ihm bei dem Buche über den Fürsten beigemessen haben. Es ist dies die Taktik: durch die Offenlegung der fürstlichen Corruption den Organismus der Staaten und Völker zu neuer Gesundheit reizen zu wollen. Daß Machiavelli einen Standpunct dieser Art in seinem Bewußtsein trug, geht aus diesem Proömium des fünften Buchs seiner Geschichte unwiderleglich hervor. Auf diese Stelle konnte im Grunde Jean Jacques Rousseau seine so oft für bizarr gehaltene Aeußerung über Machiavelli's Fürstenbuch stützen, welches er das „Buch der Republikaner" genannt hat [2].

1 Macchiavelli, Istorie Fiorentine lib. V. im Eingang.

2 J. J. Rousseau, Contrat social III. 6. „Le Prince de Machiavel est le livre des républicains." Rousseau giebt bei dieser Gelegenheit, ab-

Machiavelli würde es aber auch aus innerlichen Gründen nicht vermocht haben, eine Darstellung fortzuführen, die ihn offenkundig mit seiner ganzen Stellung überwerfen mußte, denn als Politiker konnte er mit der Schlechtigkeit seiner Zeit unterhandeln, als Geschichtschreiber hätte er nicht zum Verräther an der historischen Thatsache werden können. Dies geht schon aus der Art hervor, wie er in seinen ersten acht Büchern die Päpste behandelt, wobei er keineswegs darauf Rücksicht nimmt, daß ein Prälat und ein Medici ihn zum florentinischen Historiker bestellt hatte. Denn er erspart dem Papstthum keinerlei Aufzählung des Unheils und öffentlichen Scandals, an dem es schuldig geworden, und seine Anklage, daß gerade durch die Päpste die fremden Mächte und Waffen nach Italien gerufen worden seien, mußte namentlich auch den Papst Clemens VII. selbst treffen. Machiavelli führt nicht nur aus, daß die Kraft und Stärke Italiens stets von den Päpsten gebrochen worden sei, sondern er fügt noch hinzu, daß es fortdauernd die Päpste seien, durch welche Italien geschwächt und seiner Einheit beraubt worden sei[1]. Mit einem gewissen Stolz weist auch

weichend von aller traditionellen Kritik über den Machiavelli, demselben das Zeugniß, daß er ein ehrlicher Mann und ein guter Bürger gewesen (Machiavel étoit un honnête homme et un bon citoyen) und daß er, weil er an das Haus Medici gefesselt war, dadurch gezwungen worden sei, in der Unterdrückung seines Vaterlandes seine Liebe zur Freiheit zu maskiren.

1 Macchiavelli, Istorie Fiorentine lib. I. Die Hauptstellen sind folgende: „Tutte le guerre che dopo questi tempi furono da' barbari fatte in Italia, furono in maggior parte dai Pontifici causate; e tutti i barbari che quella inondarono, furono il più delle volte da quelli chiamati. Il qual modo di procedere dura ancora in questi nostri tempi; il che ha tenuto e tiene l'Italia disunita ed inferma. Pertanto nel descrivere le cose seguite da questi tempi ai nostri, non si dimostrerà più la rovina dell' Imperio, che è tutto in terra, ma l'augumento de' Pontifici, e di quelle altri principati che dipoi l'Italia infino alla venuta di Carolo VIII. governarono. E vedrasi come i Papi, prima colle censura, dipoi con quelle e con le armi insieme mescolate con le indulgenze erano terribili e venerandi; e come per avere usato male l'uno e l'altro, l'uno hanno el tutto perduto, dell' altro stanno a discrezione d'altri." — Und weiter unten, wo er erzählt, daß der Papst Hadrian V. den Kaiser Rudolph nach Italien gerufen habe: „Così Pontifici ora per carità della religione ora per loro propria ambizione non cessavano di chiamare in Italia uomini nuovi, e suscitare nuove guerre: e poichè eglino avevano fatto potente un Principe, se ne pentivano, e cercavano la sua rovina; nè permettevano che quella provincia, la quale per loro debolezza non potevano possedere, altri la possedesse."

Machiavelli darauf hin, daß Italien immer darin vorangegangen sei, sich dem Uebermuth des päpstlichen Wesens entgegenzustellen und dasselbe einem scharfen und gerechten Urtheil zu unterwerfen. Bei dem Papst Alexander III. hebt er hervor, daß, obwohl derselbe bei den auswärtigen Fürsten großes Ansehn genossen, er es doch nicht dahin habe bringen können, daß ihm das römische Volk gehorchte, denn er habe von demselben auf keine Weise erlangen können, daß es ihn in Rom aufnahm, obwohl er das ausdrückliche Versprechen abgelegt, sich nur mit den kirchlichen Angelegenheiten beschäftigen zu wollen. Von der Schmach, welche dieser Papst dem König von England, Heinrich II. auflud (wegen der Ermordung des Thomas Becket) sagt Machiavelli: daß sich der König einer solchen Demüthigung unterzogen, „die heut nicht einmal ein Privatmann auf sich nehmen würde [1].“ Nicht minder geißelt er die weltliche Ehrsucht der Päpste, und ihr Bestreben, ihren Anverwandten erbliche Würden und Principate zu stiften, die aber nie von langer Dauer gewesen. Der Herrschsucht der Päpste schreibt er es vornehmlich zu, daß das Papstthum allmählig alle Gewalt verloren habe und jeder Kraft ledig geworden sei [2]. So scharf und ohne alle Illusionen wurde in Italien von denen, die dem päpstlichen Wesen am nächsten standen, dasselbe stets gewürdigt. —

Die Entwürfe und Zettel, welche Machiavelli für eine Fortsetzung seiner florentinischen Geschichten hinterlassen, wiesen allerdings darauf hin, daß ein neuntes Buch derselben schon vollständig angelegt war. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß dies die Aufzeichnungen waren, aus denen Machiavelli später die Denkwürdigkeiten seiner Zeit zusammenstellen wollte, von denen er in seinen Briefen spricht. Guicciardini, mit dem Machiavelli vielfach über seine eigene historische Arbeit verhandelt, wurde der Erbe dieser Papiere, und benutzte sie, natürlich so weit die Standpuncte beider Männer übereingingen, in seinem großen Geschichtswerk. Guicciardini war kein Freund der demokratischen Regierungsformen und er schrieb auch nicht im Sinne derselben die „Geschichte Italiens“, aber seine Darstellung maaß mit einer darüberstehenden staatsmännischen und politischen Gerechtigkeit die Thatsachen wie

1 Macchiavelli, Istorie Fiorentine lib. I. Vgl. Hume History of England I. ch. VIII.

2 Istorie Fiorentine lib. I.

die Persönlichkeiten ab. So schonte auch Guicciardini in seiner Geschichte keineswegs die beiden mediceischen Päpste Leo X. und Clemens VII., seine persönlichen Gönner und Wohlthäter, welche, obwohl er sie in gemilderten Umrissen zeichnet, doch auch den Spruch der historischen Wahrheit an sich vollziehen lassen müssen. Ueberhaupt wurde Guicciardini's Darstellung der römischen Hofverhältnisse dadurch merkwürdig, daß er die Kirchenfürsten Rom's schon unter einen rein politischen Gesichtspunct stellte und ihre Fehler wie die Mißbräuche ihrer Macht von dem Standpunct einer allgemeinen Staatsansicht aus beurtheilte.

Dies waren immerhin große Uebereinstimmungen der Standpuncte zwischen Guicciardini und Machiavelli, doch war es wünschenswerth, daß Machiavelli's hinterlassene Notizen wieder zu ihrer selbständigen Geltung kamen, wie dies durch ihre neuere Auffindung und Zusammenstellung in geordneter Auswahl geschehen ist[1]. Man gewinnt aus ihnen erneuerten Anlaß, Machiavelli als den eigentlichen Meister seiner Zeit zu erkennen, der alle Pulsschläge des öffentlichen Lebens in sich fühlen und bemessen konnte. Wenn Alles um ihn her gesund gewesen wäre, würde man ihn selbst als die politische Normal-Natur haben anerkennen und benutzen müssen.

In der Literatur wird Machiavelli's Geschichte immer als ein Meisterwerk des historischen Stils anerkannt bleiben. Sowohl das ganze dramatische Gefüge der Darstellung ist bewundernswerth und von höchstem Eindruck, als er auch die Kunst der alten Historiker, die historischen Hauptpersonen in ausführlichen Reden auftreten zu lassen, sich ungemein glücklich angeeignet hat[2]. Machiavelli erscheint uns in dieser Arbeit überhaupt als Fortbildner der antiken Geschichtschreibung auf modernem Grunde. Wenn man ihm mehr getraut hätte, würde man schon zu seiner Zeit gefunden haben, daß er mit dem scharfen welt- und zeitverachtenden Blick des Tacitus die von ihm dargestellten Zustände gemeistert hat. Doch mildert er

1 Machiavelli's historische Fragmente, herausgegeben von Heinrich Leo. Hannover 1828.

2 Ranke, Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber 185, vergleicht den Stil der florentinischen Geschichte, um dessen bewußten künstlerischen Charakter darzuthun, mit der Behandlung in den Legationsberichten. — Gervinus, Historische Schriften I. 163 flgd. giebt eine treffliche und gründliche Analyse der Machiavelli'schen Historie.

dieſen ſcharf geätzten Grund dann auch wieder durch herodoteiſche Weichheit und Fülle. —

7. Die politiſchen Ausgangspuncte im Fürſten-Tractat.

Das erſte Capitel des Buches del principe handelt von den verſchiedenen Herrſchaftsformen (principati) und von der Art, wie ſie erworben werden können.

Machiavelli beginnt ſeine Ausführung mit dem entſchiedenen Gegenſatz zwiſchen Fürſtenherrſchaft und Volksfreiheit. Er geht hier ſogleich von dem Gedanken aus, daß das Principat und die Freiheit zwei durchaus entgegengeſetzte Dinge ſind, die ſich gar nicht miteinander vereinigen laſſen. Man wird hier verſucht, ſofort an die Stelle des Tacitus im Agricola zu denken, der ſeine unumwundene Kürze wohl nie ſchneidender an den Tag gelegt hat, als durch jene einfache Gegenüberſtellung von Fürſtenherrſchaft und Freiheit, die er ganz unvereinbare Dinge nennt [1]. In dieſer Gegenüberſtellung drückt ſich zunächſt die einfache Anſicht antiker Staatsbildung aus, welche ſich zu einem Miſchſyſtem, in dem die Fürſtenherrſchaft mit der Volksfreiheit verſchmelzen oder concurriren muß, nicht bequemen kann, und dieſen Vermittelungsproceß, welchen die moderne politiſche Reflexion in dem conſtitutionellen Weſen eingeſchlagen, nicht bei ſich ausfindig zu machen oder über ſich zu gewinnen vermocht hat.

Machiavelli ging in der Conſtruction ſeines „Fürſten" überhaupt von antiken Staatsanſchauungen aus, wie er ja in dem Brief an Vettori die Entſtehungsgeſchichte ſeines Buches zunächſt auf antike Studien zurückgeführt hat. Die alte Welt hatte den Gegenſatz von fürſtlicher Gewalt und Volksherrſchaft am ſchärfſten und reinſten ausgebildet, und dieſe Spitzen waren es, mit denen

1 Tacit. Agricol. c. 3. 1. Res dissociabiles, principatum et libertatem. — Die Commentatoren des Machiavelli, namentlich Amelot de la Houssaye, führen hier überhaupt viele Belegſtellen aus dem Tacitus an, in denen er in derſelben Auffaſſung, mit der Machiavelli beginnt, Königthum und Freiheit als zwei grundverſchiedene Begriffe und Lebensformen gegenüberſtellt und auch hiſtoriſch auseinanderfallen läßt, beſonders Annal. I. 1, 1. Romam a principio Reges habuere, libertatem L. Brutus instituit. — Histor. IV. 64, 5. Haud facile libertas et domini miscentur.

Machiavelli operiren mußte, wenn er mit seiner Darstellung überhaupt eine bestimmte Wirkung erzielen wollte.

Er beginnt mit dem Anschein, eine gründliche Staatslehre schreiben zu wollen und versteckt dabei zuerst seine Absichten in die hohen Falten der staatstheoretischen Doctrin. Aber es fällt ihm für seinen Zweck wohlweislich nicht ein, auf den natürlichen Ursprung aller Staatsformen zurückzugehen, und das Naturrecht und den Gesellschaftsvertrag als die ersten Grundformen alles Staatslebens der Völker ins Auge zu fassen. Machiavelli geht, wie der epische Dichter, gewissermaßen in medias res, und nimmt den Bestand der politischen Corruption auf, wie er dieselbe in seiner Zeit vorfindet, indem es darnach bloß ein Spiel des Zufalls zu sein scheint, ob ein Volk frei ist oder unter einem Fürsten sich befindet.

Die Absicht seines Tractats scheint von vorn herein, uns in die Geheimnisse der Fürstenherrschaft, in die Mysterien der Tyrannei einzuführen, und dazu erwählt er nur ganz flüchtig des Gegensatzes zwischen Republik und Fürstenthum, beschreibt aber sofort näher den ganzen Organismus, in welchem sich ein Principat oder Fürstenthum darzustellen oder zu bewegen hat. Das eigenthümliche Merkmal dieses Organismus findet er besonders in dem dynastischen Element, indem die Herrschaft längere Zeit hindurch bei einer und derselben Familie steht, und in der Erblichkeit dieser Herrschaft. Den erblichen und erblich erworbenen Fürstenthümern stellt er hier schon zu Anfang die neuen gegenüber, die entweder ganz neu entstanden sind oder aus der Zusammenfügung verschiedener Territorialglieder hervorgehen. Durch die Waffen Anderer oder durch die eigenen, durch Glück oder durch Verdienst, werden solche neue Herrschaften begründet. Machiavelli spielt hier gleich mit großer Unbefangenheit das Hauptstichwort seiner Politik und seines Systems aus: nämlich die Begründung einer neuen Herrschaft. Denn dies ist der Punct, von dem aus sich die ganze Maschinerie der Machiavellistischen Politik in Bewegung setzt [1].

---

1 Principe c. 1. Tutti gli stati, tutti i dominj, che hanno avuto ed hanno imperio sopra gli uomini, sono stati e sono o repubbliche o principati. I principati sono o ereditarj, de' quali il sangue del loro signore ne sia stato lungo tempo principe, o e' sono nuovi. I nuovi o sono nuovi tutti, come fu Milano a Francesco Sforza, o e' sono come membri aggiunti allo stato ereditario del principe che gli acquista, come è il regno di Napoli al re di Spagna. Sono questi do-

Er bleibt zunächst bei den erblichen Fürstenthümern (principati ereditarj) stehen. Daß er aber die Gewalt einer herrschenden Familie nicht organisch mit dem Begriff der Freiheit selbst zu vereinigen weiß, sondern den Fürsten und die Freiheit sofort in einem unlösbaren Gegensatz zu einander auffaßt, ist gewissermaßen von vorn herein eine beleidigende Perspective für das Wesen und die Bestimmung eines Fürsten. Diese Beleidigung hat unter den neueren Fürsten vornehmlich Friedrich der Große in seinem Anti-Machiavel herausgefunden, und dieser preußische König ist es, welcher zuerst den von Machiavelli hier indirect hingeworfenen Fehdehandschuh mit feinem Tact aufgehoben hat [1].

Friedrich der Große sagt in dem ersten Capitel seiner Schrift, worin er dies erste Capitel des Machiavelli commentirt, sehr richtig, daß Machiavelli, ehe er vom Unterschied der Regierungsformen gesprochen, nothwendig auf den Ursprung der Fürsten (origine des princes) hätte eingehen, und die Gründe erörtern müssen, welche freie Menschen bewegen können, sich selbst einen Herrn zu geben.

Es hat wohl kaum jemals ein Fürst ein besseres Gewissen und eine größere Zuversicht zu sich selbst an den Tag gelegt, als Friedrich der Große durch diese Provocation auf den naturrechtlichen Ursprung der fürstlichen Gewalt.

---

minj così acquistati o consueti a vivere sotto un principe, o usi ad esser liberi; ed acquistansi o con le armi di altri o con le proprie, o per fortuna o per virtù.

1 Die neue berliner Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand Tom. VIII. (Oeuvres philosophiques Tom. I.) hat den Anti-Machiavel glücklicher Weise nach der ersten und ursprünglichen Ausgabe des van Duren zum Wiederabdruck gebracht, wodurch die armseligen Voltaire'schen Correcturen und Milderungen, von welchen die späteren Ausgaben entstellt wurden (zum Theil allerdings nach dem Wunsche des ängstlich gewordenen Königs), wieder aus ihrer Geltung zurücktreten. Jene erste Ausgabe, der mehrere ungemein kräftige und auch für die Politik Friedrichs des Großen charakteristische Schlagstellen eigenthümlich sind, erschien bekanntlich unter Beihülfe Voltaire's unter dem Titel: L'Antimachiavel, ou Examen du Prince de Machiavel, avec des notes historiques et politiques. A la Haye, chez Jean van Duren 1740. Vgl. den Vorbericht zu der neuen Ausgabe des Anti-Machiavell (Oeuvres philosoph. I. p. XIII.) Diese Ausgabe liefert auch in demselben Band die Réfutation du Prince de Machiavel zum Erstenmal nach einem vollständigen und genauen Manuscript des Königs (mit Ausnahme des fehlenden zweiten Capitels).

Friedrich der Große sonnte sich bekanntlich in der Theorie an dem Gedanken, daß der Fürst nur der erste Diener und Unterthan des Staats sei, und er macht diesen mit einer gewissen Liebhaberei von ihm ausgemalten Standpunct auch sofort zur Widerlegung des Machiavelli geltend [1]. Er wirft ihm demgemäß entgegen: daß die Völker es zu ihrer eignen Ruhe und Erhaltung für nöthig befunden hätten, Richter, Beschützer und Oberherren zu haben, weshalb sie gleich Anfangs unter sich diejenigen erwählt hätten, welche sie für die Klügsten, die Billigsten, die Uneigennützigsten und die Tapfersten gehalten, um sie zu regieren. Gerechtigkeit und Volkswohlfahrt seien daher das Einzige, worauf ein Fürst sein Augenmerk zu richten habe, denn er sei keineswegs ein unumschränkter Herr der Völker, die unter seiner Botmäßigkeit stehen, er sei unter ihnen nichts Anderes als ihr oberster Richter.

Zum Schluß seines ersten Capitels gegen Machiavelli sagt Friedrich der Große noch: „Es giebt nur drei rechtmäßige (légitimes) Arten, um Herr eines Landes zu werden: entweder durch die Erbfolge, oder durch die Wahl des dazu berechtigten Volks, oder wenn man durch einen gerecht unternommenen Krieg dem Feinde einige Provinzen durch Eroberung abnimmt."

Es ist in hohem Grade bemerkenswerth, daß Friedrich der Große durchaus auf ein sittliches und natürliches Princip für die Entstehung der fürstlichen Gewalt zurückgehen will und daß er sich auch in der Politik, wie er in der Religion gethan, gewissermaßen als Rationalist bewährt. Denn es fällt ihm nicht ein, das Königthum aus einer mystisch-religiösen Idee oder aus dem territorialen Princip des Grundeigenthums entstehen zu lassen, worin die neueren absolutistischen Staatsrechtslehrer, namentlich in Deutschland, die wesentlichsten und heiligsten Quellen

1 In dem Essai sur les formes du gouvernement et les devoirs du souverain (Oeuvres posthumes VI. 41. 60.) befinden sich die klassischen Stellen der Bekenntnisse Friedrichs des Großen über die beschränkte Geltung der fürstlichen Gewalt: Qu'on s'imprime bien que la conservation des lois fut *l'unique* raison qui engageât les hommes à se donner des supérieurs, puisque c'est la vraie origine de la *souveraineté*. *Le magistrat était le premier serviteur de l'état.* — — *Le souverain n'est que le premier serviteur de l'état*, obligé d'agir avec probité, avec sagesse et avec un entier désintéressément, *comme si à chaque moment il devait rendre compte de son administration à ses concitoyens.*

der Gewalt aufgefunden haben. Der große König von Preußen bewies dadurch zugleich, wie ihn die Ideen der Revolution bereits angehaucht hatten.

Für Machiavelli lag es aber hier durchaus nicht in seiner Aufgabe, sich um das, was Friedrich der Große von ihm verlangte, nämlich um die Entstehung der fürstlichen Gewalt aus der Entschließung und dem Zugeständniß freier Menschen, zu bekümmern. Für den Politiker der fürstlichen Gewalt, die er bloß in Handlung und in Scene setzen wollte, konnte die naturrechtliche Begründung des Staats an dieser Stelle ganz und gar kein Interesse haben.

Nur die revolutionnaire Politik ist zugleich metaphysisch, d. h. sie geht auf den Naturgrund des Staats zurück und sucht in den ursprünglichen Ideen der Gesellschaft die bestehenden Zustände aufzulösen.

Die Politik der reinen Gewalt ist dagegen unendlich praktisch. Wie die Volkspolitik auf den Naturzustand zurückdrängt, von dem sie freilich immer nur ganz allgemeine und höchst unbestimmte Vorstellungen hat, so appellirt die Gewaltpolitik beständig an die politische Corruption, deren Zustände sie genau erkennen und mathematisch veranschlagen kann, worin eben der Vortheil aller Gewalt und ihre größere Aussicht auf den Sieg beruht. Es kommt in der Gewaltpolitik immer nur darauf an, factische Zustände zu behaupten, und die Macht der ursprünglichen Ideen der Gesellschaft dadurch zu kürzen.

Die eigentliche Regierungs- und Herrscherkunst, wie sie Machiavelli in seinem „Fürsten" lehren will, besteht auch nicht darin, nach den Ideen oder aus den Ideen heraus zu regieren und zu herrschen. Die durch sich und um ihrer selbst willen herrschende Gewalt ist der Egoismus der Ideenlosigkeit. Es giebt aber einen Egoismus starker und in Rohheit großer Menschen, dem sich die Leute der Ideen oft genug unterordnen müssen, an den sich die Ideen anklammern müssen, um nur nebenher noch zu einiger Geltung in der Welt zu gelangen. Denn es ist merkwürdig, daß die Ideen immer nur nebenher in der Geschichte behandelt zu werden scheinen und gewissermaßen das Aschenbrödel in der Weltgeschichte spielen müssen. Aber dies ist nur ein wunderbarer Schein, welcher durch die ganze Entwicklung des Menschengeschlechts geht. Nachdem die Ideen lange bei der Gewalt um ihre Existenz gebettelt zu haben

ſcheinen, ſind ſie es doch zuletzt, welche Alles entſcheiden und der Gewalt immer noch zur rechten Zeit den Stuhl vor die Thür ſetzen.

Wir haben ſchon früher die Frage erwogen: wie Machiavelli, indem er in ſeinem Fürſtenbuch die unbedingte und conſequente Befeſtigung der herrſchenden Gewalt, und zwar rein um ihrer ſelbſt willen, lehrt und anräth, dabei zugleich die ewigen Ideen der Geſellſchaft und des Staats im Hintergrunde ſeiner Gedanken feſtgehalten, und wiefern er damit auf den einſtigen Untergang der Gewalt durch die Ideen ſpeculirt haben möchte. Es iſt in dieſer Beziehung noch bemerkenswerth, daß Jean Jacques Rouſſeau, der Syſtematiker der reinen Volkspolitik, in ſeinem Capitel über die Monarchie[1] die Perſon des Herrſchenden oder des Königs gerade unter denſelben Grundbedingungen auffaßt, auf welche Machiavelli das Ideal ſeines Fürſten hinweiſt. Rouſſeau ſagt: die Könige wollen immer abſolut ſein, und man rufe ihnen dann beſtändig zu, das beſte Mittel es zu ſein beruhe darin, ſich von ihren Völkern lieben zu laſſen. Dieſe Maxime ſei ſehr ſchön und auch in gewiſſer Hinſicht wahr, aber unglücklicher Weiſe habe man ſich an den Höfen noch immer über dieſe Doctrin moquirt. Die beſten Könige — ſetzt Rouſſeau hinzu — wünſchen nur böſe und niederträchtig ſein zu können, ſoviel es ihnen beliebt, und dabei die Herrſchaft zu bewahren; ein politiſcher Prediger mag ihnen immerhin vorſprechen, daß die Gewalt des Volkes auch die ihrige ſei und daß ihr größtes Intereſſe darin beſtehe, ihr Volk zahlreich, blühend und gefürchtet zu machen; die Fürſten wiſſen ſehr wohl, daß dies nicht wahr iſt. Ihr perſönliches Intereſſe iſt vor allen Dingen, daß ihr Volk ſchwach und erbärmlich ſei, und daß es ihnen niemals widerſtehen könne. Hier verweiſt Rouſſeau zu ſeiner Beſtätigung auf die Politik Samuels unter den Hebräern, und auf die Lehren, welche Machiavelli den Königen und den Völkern zugleich gegeben habe.

Die rein praktiſche Gewaltherrſchaft aber, wie ſie Machiavelli ohne Rückſicht auf die Moral lehren will, kann immer nur in der allgemeinen Verderbniß der öffentlichen Zuſtände ihre Stelle finden und auf dieſelbe ſich begründen. Dazu giebt Machiavelli mit allem Ernſt und auf eine durchaus unzweideutige Weiſe die

1 Rousseau, Contrat social III. 6.

Anleitung und die Theorie. Denn die absolute Gewalt, wie sie in ihrem innersten Wesen gesetzlos ist, ist auch ideenlos, und befindet sich darin in einem beständigen Widerspruch mit der ursprünglichen Einsetzung der Staatsgewalten, die immer und überall nur aus den ewigen Ideen der menschlichen Gesellschaft heraus aufgerichtet worden sind.

---

8. Das System der Eroberungs-Politik.

Machiavelli handelt in seinem zweiten Capitel nur ganz flüchtig von den „erblichen Fürstenthümern". In diesen erblichen, an den Stamm ihrer Fürsten gewöhnten Staaten giebt es, wie Machiavelli hier sagt, weit geringere Schwierigkeiten, sie zu behaupten, als in den „neuen", weil es dort schon genug sei, daß man seiner Vorgänger Ordnung nicht überschreite, und dann Schritt mit den Umständen halte. Dergestalt werde sich ein solcher Fürst, wenn er nur ein ganz gewöhnliches Geschick hat (ordinaria industria), immer in seinem Staate behaupten, es müßte ihn denn eine außerordentliche und übergewaltige Macht darum bringen, und wär' er auch schon darum gebracht, werde er ihn durch das geringste Unglück des Eroberers wiedererlangen.

Machiavelli schildert hier die in ruhigen Geleisen der Ueberlieferung festgesessenen Zustände der Völker und Staaten, in denen das als ein Heiligthum festgehaltene Princip der Erblichkeit alle Verhältnisse und Ideen beherrscht und bedeckt, und die Zeit gewissermaßen den Punct nicht findet, auf dem sie die alten und vielverwurzelten Traditionen von Besitz und Recht durchbrechen kann. Solche Staatspetrefacten, die gar keine Veränderung mehr in sich zu erleiden scheinen, hat es zu allen Zeiten gegeben, und man hat oft die Höhe der stabilen und conservativen Principien darin erblickt. Diesen alten Landesherren, welche durch das Gesetz der Gewohnheit regieren, weiß Machiavelli weiter keine Lehre zu geben, und sie sind es nicht, welche in den Begriff des von ihm aufzustellenden Principe fallen. Der „Fürst", dessen Gewalt er construiren, dessen Wirksamkeit und Herrschaft er systematisch begründen und ausbilden will, dieser Fürst ist der neue Fürst (nuovo principe), den er sofort in seinem dritten Capitel vor uns in Action treten läßt.

Dies Capitel ist überschrieben von den gemischten Fürstenthümern (de' principati misti), worunter Machiavelli vornehmlich diejenigen versteht, wo ein Land durch Eroberung und Kriege mit neuen Ländermassen verbunden und zu einem neuen Organismus vereinigt wird.

Der neue Fürst aber, auf dessen Bildung und Stellung er seine Lehren verwendet, ist ein Emporkömmling und Eroberer zugleich, der mit dem Glück und der Stärke der Waffen, durch die er gesiegt hat, im Begriff steht, sich einen neuen und großen Länder-Complex zu gründen, auf dem er zugleich als Gesetzgeber und als kriegerischer Reformator auftritt. An diese neue Stellung, die damals in Italien allerdings von umfassender Bedeutung für das gesammte Nationalleben und seine Wiedervereinigung zu werden versprach, knüpft Machiavelli seine eigenthümliche Fürsten-Pädagogik an, an der wir sogleich die entschiedene und ganz bewußt vorhandene Kluft zwischen Moral und Politik anstaunen müssen.

Machiavelli entwickelt hier in raschen Zügen die Geheimnisse der Eroberungs-Politik[1]. Er leiht dieser Politik

1 Princ. c. 3. — Dico pertanto, che questi stati, i quali acquistandosi si aggiungono a uno stato antico di quello che acquista, o sono della medesima provincia e della medesima lingua, o non sono. Quando e' siano, è facilità grande a tenerli, massime quando non siano usi a vivere liberi; e a possederli sicuramente basta avere spenta la linea del principe che li dominava; perchè nelle altre cose, mantenendosi loro le condizioni vecchie, e non vi essendo disformità di costumi, gli uomini si vivono quietamente, come si è visto che ha fatto la Brettagna, la Borgogna, la Guascogna e la Normandia, che tanto tempo sono state con Francia. — — — L'altro migliore rimedio è mandare colonie in uno o in due luoghi, che siano quasi compedi di quello stato; perchè è necessario o far questo, o tenervi assai gente d'armi e fanterie. Nelle colonie non ispende molto il principe, e senza sua spesa, o poca, ve le manda e tiene, e solamente offende coloro, a chi toglie i campi e le case per darle ai nuovi abitatori, che sono una minima parte di quello stato: e quelli che egli offende, rimanendo dispersi e poveri, non gli possono mai nuocere; e tutti gli altri rimangono da una parte non offesi, e per questo si quietano facilmente, dall' altra paurosi di non errare, per timore che non intervenisse a loro come a quelli che sono stati spogliati. — — Per il che si ha a notare, *che gli uomini si debbono o vezzeggiare o spegnere*, perchè si vendicano delle leggieri offese, delle gravi non possono: sicchè l'offesa che si fa all' uomo deve essere in modo, che la non tema la vendetta.

zunächst das ganze Rüstzeug des modernen Jesuitismus, wie ihn soeben die Kirche zu erfinden im Begriff war, den sie als revolutionnairen Kämpfer und Agenten für ihre alte Weltherrschaft gebrauchen wollte. Machiavelli war auf denselben Gedanken um einige Decennien früher gekommen als die Kirche. Der Machiavellismus wurde der politische Jesuitismus, durch den es in Italien nur noch möglich schien, den Bestand des nationalen Staatslebens zu retten, sowie die Kirche durch dieselbe Maschinerie den Bestand ihrer Organisation wie ihrer Principherrschaft retten wollte. Die Erfindung des Jesuitismus bewies sowohl für die Kirche wie für den Staat die große Mühe, welche sich die Menschen und Völker von jeher mit der Verderbniß gegeben haben. Der Zerfall ängstigt sie, aber sie fürchten sich vor der Kraft der neuen Ideen mehr, als vor ihrer eigenen Schwäche. Mit der Verderbniß ein künstliches Experiment zu machen, dies wurde das Programm des neuen Jesuitismus. In dem großen Scheidungsproceß der legitimen und revolutionnairen Principien, der im Jahrhundert der Revolution in ganz Europa sich vollbringt, besteht die Klugheit und Selbsthülfe der Gewalt auf geistlichem wie auf weltlichem Gebiet darin, der Revolution die Mittel und die Kunstgriffe abzulernen und in der Form der revolutionnairen Agitation das Legitimitätsprincip neu zu sichern.

Der Bestand des nationalen Staatslebens, für den Machiavelli in allen seinen übrigen Schriften auftritt, befand sich aber nicht auf gleicher Stufe mit dem Bestand der kirchlichen Organisation. Die letztere war von Machiavelli und der italienischen Volkspartei als unrettbar und der nationalen Gestaltung Italiens feindselig aufgegeben worden. Der kirchliche Jesuitismus wurde aber dazu erfunden, die römische Hierarchie gerade in ihrem feindseligen Widerspruch mit den Zeit- und Volksideen aufrecht zu erhalten und sie mitten durch dieselben unangefochten und sicher hindurch zu geleiten. Darin unterschied sich Machiavelli's politisches System. Er wollte durch dasselbe nicht die Ideen verfälschen und abhalten, sondern auf dem Grund und Boden derselben bleibt er in allen seinen gleichzeitigen und spätern Schriften stehen. Aber er stattete seinen „neuen Fürsten", den er lediglich auf die Eroberung und auf die militairische Reorganisation von Ländermassen verweist, zugleich mit allen revolutionnairen Eigenschaften und Mitteln aus, und dadurch ordnete er ihn wieder dem ideellen Pro-

zeß unter, der mit jeder revolutionnairen Bewegung unzertrennlich verbunden iſt.

Alle Arten von Rechtsverletzungen gruppirt Machiavelli ſeinem „Fürſten" zu einem feſten Syſtem. Er empfiehlt ihm (c. 3.), in den eroberten und neu erworbenen Ländern das Geſchlecht der alten Fürſten ſogleich zu vertilgen, dem einen Theil ſeiner Bevölkerung ihre Felder und Häuſer zu nehmen, um ſie den neuen Bewohnern zu geben, und die er dadurch in ihrem Beſitz kränkt, gleich durch völlige Armuth und Vertreibung unſchädlich zu machen. Als entſcheidende Grundmaxime dieſer Politik ſpricht er es gleich ganz offenherzig aus: daß man den Menſchen entweder ſchmeicheln oder ſie gründlich verderben müſſe!

Die Politik erſcheint hier ſo rein abgetrennt von dem Moralſtandpunct, daß es dabei gar nicht auf die Unterſuchung ankommt, ob dieſe politiſche Handlungsweiſe mit den Geſetzen der Moral zuſammenfalle. Man könnte faſt ſagen, daß es der Standpunct eines rein wiſſenſchaftlichen Experimentators iſt, auf den ſich dieſe Politik ſtellt, ſowie der Naturforſcher ohne Rückſicht auf den Schmerz und die Zerſtörung ein lebendiges Thier zerſchneidet, um dadurch zur Aufſtellung ſeines wahren Organismus zu gelangen. Der italieniſche Nationalcharakter, der im Machiavelli ganz normal ausgeprägt lag, trug Vieles dazu bei, dieſe Politik der Falſchheit und der Grauſamkeit als eine achtunggebietende einzubürgern und ihr das erſte Anrecht auf die Organiſation der Zeit einzuräumen. Auch für die Beurtheilung der Laſter wie der Tugenden ſind die Ausgangspuncte der Nationen und der Zeiten verſchieden. Dem pragmatiſchen Charakter des Italieners gilt überall nur das Ziel und der Erfolg. Der Italiener iſt gewohnt, in allen Verhältniſſen ſeines Lebens ſchnell und verſteckt zu handeln, und in der geſchickteſten Intrigue die größte Ehre ſeiner Handlungsweiſe in Anſpruch zu nehmen. Nach dieſem individuellen Maaßſtab geſtaltet ſich ihm auch ſein Held, den er bewundern, dem er folgen ſoll. Er findet ſich am meiſten in der Lage, in der Größe des Verbrechens, des Betruges, des Mordes die perſönliche Größe ſelbſt anzuerkennen. So mißt er die Handlung, die That gewiſſermaßen nach ihrer quantitativen Beſchaffenheit, nach dem Umfang ihrer Dimenſionen. Wäre dies nicht eine italieniſche National-Anſchauung, die im ganzen Volke für berechtigt gegolten, ſo hätten nicht ſo blutige und laſtervolle Geſtalten, wie

Cäſar Borgia, Caſtruccio Caſtraccani, Franz Sforza, eine ſo allgemeine Bedeutung und Wirkſamkeit in Italien erlangen können. Nach dieſen Männern, die auf ſolchem Grunde nationaler Lebensanſchauung ganz naturgemäß emporgewachſen waren, hatte auch Machiavelli ſeine politiſchen Lebensſtudien gemacht. Wir werden ſpäter die Urbilder ſeiner praktiſchen Politik näher ins Auge zu faſſen haben.

Wie man auf einem anderen Bildungsgebiet der modernen Welt Poeſie und Moral als zwei gänzlich voneinander getrennte und durchaus nichts miteinander gemein habende Sphären geſchieden, ſo hatte man zuerſt in Italien auf eine ganz ſyſtematiſche Weiſe die Trennung von Politik und Moral vollbracht. Auch hierin liegt ein Schlüſſel für den eigenthümlichen Standpunct, auf den Machiavelli ſich in ſeiner Fürſtenlehre ſtellen konnte. Dieſer Standpunct hat viel mit der dramatiſchen Kunſt gemein, der Machiavelli in einer andern Sphäre ſeines Geiſtes mit Vorliebe angehörte. Der „Principe" trägt überhaupt in vieler Hinſicht ein dramaturgiſches Gepräge. Es iſt mehr vom Einſtudiren einer Rolle, als von einer zuſammenhängenden Doctrin die Rede. Die Anerkennung des Böſewichts in der Tragödie vertheilt ſich aber auf die ganze Fabel des Stücks. Er dient am Ende nothwendig dazu, die Idee des Ganzen hervorbringen zu helfen.

Die Idee des Ganzen iſt aber in Machiavelli's Politik immer die Einheit Italiens, und dieſelbe erſcheint auch als das einzige Ziel der von ihm gelehrten Eroberungs-Politik, deren Katechismus eigentlich das Buch del Principe iſt. Dabei hat Machiavelli dieſe ganz beſondere Species von Fürſten vor Augen, welche er auch mit dem ſpecifiſchen Kunſtausdruck ſeiner Lehre die „neuen Fürſten" nennt. —

9. Die Politik der kriegeriſchen Reorganiſation.

Machiavelli's Buch erſcheint auch darin als ein großes welthiſtoriſches Symptom, daß es zuerſt den Gedanken ſyſtematiſch aufſtellt, wie das nationale Einheitsbedürfniß, welches in verderbten politiſchen Zuſtänden ſich immer am dringendſten bei einem Volke geltend macht, nur auf dem Wege einer kraftvollen Eroberungspolitik von Oben herab befriedigt und gelöſt werden

könne. Diese Ansicht gehört allerdings der Corruption aller öffentlichen Nationalzustände an, sie bezeichnet aber diejenigen Wendungen, welche in der Geschichte eines entwickelungsreichen Volkes immer eintreten werden und die in den Bestrebungen um die Einheit Italiens eine ebenso große Rolle gespielt haben, als sie später in der Geschichte der Einheit Deutschlands die eigentlich entscheidenden Bewegungspuncte bildeten.

Die politische Zerfahrenheit Italiens, für deren einheitliche Wiederzusammenfügung Machiavelli einen starken Tyrannen und einen erobernden Reformator suchte, wird überhaupt mit der uralten Zersplitterung Deutschlands und mit seinen neuesten Einheitskämpfen vielfach in Vergleich gestellt werden können.

Machiavelli stattete seinen neuen Fürsten, welcher eben dieser mit dem Schwert reorganisirende Held der Zeit ist, zugleich mit allen Eigenschaften und Mitteln der Revolution aus, wie wir dies im dritten Capitel des „Principe" gesehen. Er lehrte ihn gewissermaßen die Anarchie systematisch betreiben, und dies ist eigentlich der Höhepunct der Taktik, auf den der erobernde Fürst, der mit den Waffen in der Hand große und neue Gebiete gründen oder alte durch umfassende Ausrundungen und Reorganisationen ergänzen will, hinauszutreten hat. Den Volksrevolutionen wird gewöhnlich die Anarchie, die von ihnen unzertrennlich ist, als das eigentliche Muttermaal ihrer Schande angerechnet, und die Revolutionen, die das Volk macht, sterben auch gewöhnlich an den Umarmungen dieser ihrer Mutter, der Anarchie. Die Volksrevolutionen haben noch keinen Machiavelli gefunden, der sie das System der Anarchie und die Weisheit der Umwälzungen gelehrt hätte. Die Revolution, welche an den Naturgrund der Dinge appelliren will, hat es bisher noch immer verschmäht, vom Jesuitismus das aufzunehmen, was der Jesuitismus sehr bereitwillig von der Revolution aufgenommen hat. Insofern giebt es von Hause aus nichts Ehrlicheres als eine Revolution. Der in neuerer Zeit erfundene passive Widerstand war aber schon eine Entartung der naturrechtlichen Mittel der Revolution, und der Anfang, einen Machiavellismus der Revolution systematisch zu begründen.

Die Anarchie von Oben herab fand frühzeitig ihre Lehrmeister und Systematiker, und man kann allerdings nicht anders sagen,

als daß Machiavelli aus Patriotismus und nationaler Speculation zur Entwerfung dieſer Theorie gelangte. Die Geburt neuer Lebenszuſtände wird immer eine chaotiſche ſein, und wie das Chaos den feſten Ordnungen der ganzen Schöpfung vorangeht, ſo iſt es das elementariſche Reich der Gewalt, in welchem allein verdorbene Zuſtände wieder zu einer geſunden und ihrer Natur entſprechenden Erneuerung geführt werden können.

In Italien gab es zur Zeit des Machiavelli keine gültigen Normen für Verfaſſung und Rechtsweſen mehr. Die demokratiſchen wie die ariſtokratiſchen Formen hatten die innere Kraft der Conſtituirung verloren, und die in dieſen Formen liegenden Ideen konnten der dazwiſchen zertheilten und zerfleiſchten Nation nicht mehr die Grundlage zu einer ſicheren Feſtſtellung ihrer Exiſtenz gewähren. Der Verdorbenheit der Ariſtokratie und ihrer Ordnungsgefährlichkeit, welche ſich namentlich auf den romaniſchen Gebieten in offnen Aufſtänden und Tumulten aller Art gezeigt hatte, hielt die Entartung des republikaniſchen Lebens in den übrigen Theilen Italiens vollkommen das Gleichgewicht. Die Aufrichtung einer umfaſſenden und einheitlichen Autorität mußte dagegen als ein Volksbedürfniß ſelbſt erſcheinen und in ſolchen Zeiten der allgemeinen Gefahr giebt es dann nur das monarchiſche Princip, zu dem immer wieder zurückgegriffen werden muß, und deſſen alte ſchöpferiſche Bedeutung man dann wieder anzuerkennen geneigt iſt.

In der antiken Staatswelt iſt es dann die Dictatur, welche ſogar mit der Natur republikaniſcher Einrichtungen und mit der Idee der Freiheit ſich ganz verträglich erweiſt. Das monarchiſche Princip in der modernen Welt begründet ſich auch weſentlich auf die Theorie der Dictatur, in der Alle gewiſſermaßen auf der Flucht vor ſich ſelbſt ſich unter den Einen retten und dieſer Eine dadurch die Kraft Aller in ſich concentrirt, wodurch er die Willkür ſeines Einzelweſens allmählig zu der umfaſſenden Bedeutung einer Idee ſteigert. Die moderne Welt, in der ſich Alles ideell verknüpfen muß, hat überhaupt nicht umhin gekonnt, der Gewalt ſofort eine Idee zu ſubſtituiren, worin ſie ſo weit fortging, dem Despotismus ſogar eine religiöſe Begründung und Entſtehung zu geben.

Die Lehre von der Göttlichkeit der abſoluten Gewalt bezeichnet den Gipfel dieſes Idealismus der modernen Welt, ſchließt aber zugleich die revolutionnairen Wendepuncte, welche der neueren Geſchichte überhaupt grundthümlich eigen ſind, recht eigentlich in

ſich. Denn die ächt moderne Dialektik zwiſchen Gewalt und Idee iſt eine ſehr gefährliche für das aus ſich ſelbſt zu entnehmende Fortbeſtehen der Gewalt. Die moderne Welt iſt darin von Hauſe aus unendlich freiheitliebend und geiſtiger Unabhängigkeit voll, daß ſie das Bedürfniß gehabt hat, die Gewalt immer auf eine Idee zu ſtützen. Es entſteht ihr aber dabei auch wieder von Zeit zu Zeit das Bedürfniß, die Gewalt in der Idee aufzulöſen, und dies iſt der revolutionnaire Grundcharakter aller neueren Geſchichte.

Machiavelli conſtruirte die fürſtliche Gewalt in ſeiner Zeit auf der neuen Grundlage einer nationalen Eroberungs-Politik, durch welche er allein noch einen Rettungsweg für die Einheit Italiens und für den nationalen Fortbeſtand ſeines der Fremdenherrſchaft verfallenen Volkes ſah. Wir haben uns vorher im Zuſammenhang dieſer Ideen unwillkürlich an die Einheit Deutſchlands erinnert, in der ſich auch bei den neueſten Geſtaltungsverſuchen derſelben ſeit dem Jahre 1848 dieſelben Symptome durchgeſpielt haben, welche die Geſchichte der italieniſchen National-Einheit zur Zeit des Machiavelli und bis in die neueſte heutige Epoche herein bezeichneten, und die in der Politik des Machiavelli gerade den Hauptgeſichtspunct ausmachten. Die deutſche Nationalverſammlung in Frankfurt, nachdem ſie über die Conſtituirung der deutſchen Einheit ſich in den verſchiedenſten Parteiſtellungen und in manchen unnatürlichen Coalitionen der Standpuncte umhergeworfen, konnte zuletzt keinen praktiſcheren Gedanken finden, als den der deutſchen Kaiſerwürde, durch welche ſie aber in der That eine Dictatur der deutſchen Einheit aufzurichten beabſichtigte. Denn dies wurde die eigentlich praktiſche Spitze der in Frankfurt beſchloſſenen deutſchen Nationalverfaſſung vom 28. März 1849, daß die Ausführung der Einheit Deutſchlands, wie ſie auch immer principiell und in den Grundrechten feſtgeſtellt ſein mochte, nur durch die geſtaltende Kraft der preußiſchen Kaiſerwürde möglich ſein werde. Die deutſche Kaiſerwürde Preußens war aber in dieſer Idee und in dieſer Abſicht nichts als die Anweiſung auf eine nationale Eroberungspolitik. Es lag darin das Zugeſtändniß, welches auch Machiavelli dem Verfall des Volkes wie der Ideen-Verwirrung ſeiner Zeit machen mußte, daß nämlich die nationale Einheit als ein reales Gebilde nur auf dem Wege der Eroberung geſtaltet werden könne. Der König von Preußen weigerte ſich perſönlich, dieſe nationale Eroberungspolitik, zu welcher die deutſche Einheits-

ſache werden mußte, in die Hand zu nehmen. Er hatte die ganz richtige Erkenntniß, daß man ihm in der Scheide der Kaiſerwürde das Schwert in die Hand drückte, welches ſchon Machiavelli ſeinem neuen Fürſten für die Reorganiſation Italiens unbedingt überantwortet hatte. Es war dies in der That ein ungeheurer Moment der deutſchen und preußiſchen Geſchichte. Das deutſche Volk griff aller Orten mit einem merkwürdigen Inſtinct nach dieſer Idee. Die Idee der Nationaleinheit ſelbſt hatte unſer Volk im Frühling 1848 keineswegs reif in ſich ausgetragen, ſondern unter den Stürmen dieſes Jahres war ihm auch dieſes große Blatt von dem Baum der deutſchen Geſchichte wieder zugeweht worden. Eine zerriſſene und mit ſich überworfene Nation kann aber nie aus ſich ſelbſt heraus einheitlich geſtaltet werden, und am allerwenigſten taugt dazu das republikaniſche Princip, welches darum auch Machiavelli, der in ſeinem innerſten Weſen durch und durch Republikaner blieb, doch für ſeine Zeit theils verließ, theils modificirte.

Die Nationen erneuern und reorganiſiren ſich überhaupt nie aus ihrer eigenen Maſſe heraus, ſondern nur durch die ſchöpferiſche Kraft eines Einzelnen, dem es gegeben iſt, den Verjüngungsact zu beherrſchen und in ſeinen nothwendigen Ausdruck zu richten. Dies ſind die großen Chancen, welche für das monarchiſche Princip von Zeit zu Zeit immer wieder in der Geſchichte und unter den Völkern hervortreten, und wodurch daſſelbe auf allen Wendepuncten der modernen revolutionnairen Welt ebenſo in Frage getreten als ſich von Neuem geltend zu machen gewußt hat. Im Frühling 1849 erhob ſich das deutſche Volk in mehreren Gegenden mit Gewalt, um ſeine angeſtammten Landesherren zu zwingen, dem König von Preußen das ausſchließliche Mandat der deutſchen Einheit zu überlaſſen, was nur ſoviel heißen konnte, als zu Gunſten des deutſchen Nationalkaiſerthums die Particular-Souverainetäten für erobert und beſeitigt zu erklären. Obwohl man nur den Geiſt der Revolution in dieſer Richtung des deutſchen Volksgeiſtes geſehen, ſo hätte man doch auch ebenſo ſehr eine Anerkennung des monarchiſchen Princips und ſeiner höchſten plaſtiſchen Machtoffenbarung daraus entnehmen können. Der Identificirung der *Einheitspolitik* und *Eroberungspolitik* konnte Preußen freilich auch auf ſeinen nachfolgenden Wegen, die es in der Conſtituirung Deutſchlands durch das Bündniß vom 26. Mai betrat, nicht entgehn. Jetzt waren es Oeſterreich und die ihm ſich verbündenden deutſchen Cabinette, welche in

dem, was Preußen unter deutſcher Einheit wollte und bezweckte, nur die Tendenzen der Eroberung und der Machtvergrößerung erblickten.

Zu dieſer Vergleichung neueſter Zuſtände mußte uns die Politik des Machiavelli um ſo mehr hinabführen, als dieſe die Fundamentalpolitik für alle Situationen iſt, in denen es ſich um verderbte und auseinandergefallene Nationalzuſtände handelt, und in denen das Volk ſich ſelbſt nicht mehr helfen kann. Es tritt dann die Politik der kriegeriſchen Reorganiſation ein, in der die Momente der Eroberung und der Wiedergeburt, der Einheit und des Zwanges zuſammenfallen müſſen. Einen ſolchen zwingenden Geſtalter, einen ſolchen militairiſchen Plaſtiker wollte der große, ſein Volk tief durchſchauende Machiavelli aus ſeinem neuen Fürſten machen.

10. Die Idee des National-Kaiſerthums.

Die Idee eines Volkskaiſerthums war in Italien ſchon zu Dante's Zeiten lebendig und populair geweſen. Was der Dichter Dante mit ſeinem Kaiſer Heinrich von Lützelburg gewollt, war dem Machiavelli allerdings noch in ſeinen innerſten Gedanken lebendig, als er ſeinen „neuen Fürſten" in die verhängnißvolle Lehre nahm. Nur trug der „neue Fürſt" ſchon die Fäulniß der fortgeſchrittenen Corruption in ſich, und konnte dem zerrütteten National-Organismus nur noch die Heilung durch Eiſen und Feuer darbieten.

Die Wiederherſtellung des Kaiſerthums in Italien war ſchon im vierzehnten Jahrhundert die größte Angelegenheit der europäiſchen Politik geworden. Die Idee des römiſchen Kaiſerthums war eigentlich ein politiſcher Myſticismus geweſen. Es erſchien den Völkern des Mittelalters wie ein geheimnißvoller Cultus, in dem das Geſchlecht dieſer Zeit ſein Bedürfniß nach einer Einheit und nach einem Gleichgewicht aller herrſchenden Gewalten ausdrücken zu wollen ſchien. Seit dem Untergang der Hohenſtaufen war aber jene eigenthümliche Weltſtellung des deutſchen Kaiſerthums in Verfall gerathen, und es waren ſeitdem die mit der Idee des deutſchen Reichs verbundenen kaiſerlichen Hoheitsrechte über Italien nicht mehr in der alten Kraft ausgeübt worden. Die Her-

zen der italienischen Ghibellinen-Partei schlugen dieser Erneuerung des Kaiserthums immer sehnsuchtsvoller und ungeduldiger entgegen, und dieser Partei lieh Dante seine mächtige Dichter- und Prophetenstimme, welche den neuen Retter Italiens in König Heinrich von Lützelburg anrief. Dante machte sich zum Verkündiger und Dolmetscher der Pläne Heinrichs von Lützelburg, dessen Wahl zum römischen Kaiser, wie der von ihm nach so langer Zeit wieder beschlossene Römerzug, große Hoffnungen in Italien erweckt hatte.

An die Idee eines neuen Kaiserthums hatte Dante seinen ganzen Dichtergeist, sein patriotisches Herz und selbst seine philosophisch-politische Speculation festgehangen. Auch Dante's Vaterstadt war Florenz, wo sich gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die demokratische Verfassung in den weitesten Formen ausgebildet hatte. Der große Dichter hatte sich selbst an der Leitung der Staatsangelegenheiten betheiligt, und war von den Florentinern im Jahre 1300 zu einem der Prioren der Republik erwählt worden. Denn seit dem Jahre 1282, wo eine Art von Versöhnung zwischen den Guelfen und Ghibellinen in Florenz stattgefunden, wurde hier eine Verfassung eingerichtet, als deren Grundlage man sechs Hauptgewerbe des Staats (Arti genannt) annahm, die durch sechs Repräsentanten (Priori delle Arti) vertreten wurden. Diese sechs Prioren bildeten als die ausübende Regierungsgewalt ein Collegium oder die Signoria, durch welche die Republik repräsentirt wurde, und die im öffentlichen Palaste immer versammelt blieb, worauf nach zwei Monaten wieder neu gewählte Prioren eintreten mußten. Zehn Jahre später wurde an die Spitze dieser Signoria der Gonfaloniere der Justiz gestellt, der ebenfalls nur auf zwei Monate aus der Mitte der Repräsentanten der Künste, der Gewerbe und des Handels gewählt wurde, und der eine solche Macht hatte, daß, wenn er das Banner des Staats, Gonfalon genannt, entfaltete, alle Bürger sich erheben und für die Vollziehung der Gesetze einstehen mußten [1].

In dieser Amtsthätigkeit mußte es Dante als Vorwurf hören, daß er eine der florentinischen Parteien, welche unter dem Namen der Weißen thätig geworden war, begünstige, und seine Amtsgewalt zum Nachtheil der Schwarzen anwende. Diese Schwarzen und Weißen (Bianchi und Neri) waren aus den Parteiungen des

1 Sismondi, Histoire des républ. ital. IX. 27.

wilden und blutgierigen Adels von Piſtoja entſtanden und hatten ſich von dort allmählig auch in Florenz verbreitet, welches zum Schiedsrichter in jenen Streiten aufgefordert worden war. Die genannten Parteien ſtanden ſich in denſelben Richtungen gegenüber, wie die Guelfen und Ghibellinen, und hatten nur andre Stichwörter und Masken für dieſelben Spaltungen. Die guelfiſchen Schwarzen, von den Donati geleitet, vertraten das heftigſte Ariſtokraten- und Pfaffenthum; die Weißen aber, unter Führung der Cerchi, ſtellten die ghibelliniſche Geſinnung und die Begeiſterung für die Herſtellung eines neuen italieniſchen Kaiſerthums dar [1]. Bei dieſen Bewegungen ſcheint Dante zum Erſtenmal als politiſcher Parteigänger herausgetreten zu ſein.

Der Papſt Bonifacius VIII. machte in dieſen Parteiungen ſeiner gewaltſamen Gemüthsart dadurch Luft, daß er Karl von Valois, den Bruder Philipps des Schönen, welchen er zur Leitung einer Expedition gegen Sicilien nach Italien berufen hatte, mit einer kriegeriſchen Vermittelung in der Republik Florenz beauftragte, woraus aber eine Brandſchatzung wurde. Der Franzoſe verband ſich hier mit der ariſtokratiſchen Guelfen-Partei der Schwarzen, und die Weißen wurden in die Verbannung geſchickt, darunter vor Allen Dante und Petracco dell' Ancifa, der Vater des Dichters Petrarca. Dante hatte ſich als Geſandter der Republik in Rom befunden, als ſeine Verbannung in Florenz ausgeſprochen wurde, nachdem er ſich geweigert, ſich dort zur Verantwortung zu ſtellen und die ihm auferlegte Geldbuße zu zahlen. Der florentiniſche Pöbel plünderte ſein Haus und die Regierung confiscirte Dante's Güter [2].

Der verbannte Dichter begab ſich darauf nach Siena und half eine ghibelliniſche Freiſchaar organiſiren, welche ihren Hauptſitz in Arezzo nahm und den Grafen Aleſſandro da Romena zu ihrem Anführer wählte. Dante gehörte zu den zwölf ghibelliniſchen Räthen, welche von dieſen Verbannten zur Leitung der Angelegenheiten ihrer Partei ernannt wurden. Mit zahlreicher gewonnenen Mannſchaften unternahmen die Weißen zweimal Kriegeszüge nach Florenz,

1 Macchiavelli, Istorie Fiorentine lib. II. läßt die Weißen von einer Donna Bianca abſtammen, wonach ſich alle ihre Anhänger Bianchi nannten, und im Gegenſatz dazu ihre Gegner Neri.

2 Villani lib. VIII. c. 49.

mußten aber jeden Versuch einer Eroberung gescheitert sehen. In Dante's Seele scheint sich aber jetzt erst, nachdem ihn die Verbannung aus seiner schmerzlich geliebten Vaterstadt getroffen, die ghibellinische Gesinnung zu einem bestimmten politischen System befestigt zu haben, obwohl er auch den Undank wie die Verwilderung seiner Partei erfahren zu haben scheint, worüber er selbst bitter klagt[1]. Wahrscheinlich durchwanderte Dante jetzt ganz Italien, um alle seine Verbindungen für die Idee des italienischen Kaiserthums neu zu gewinnen und aufzurufen. Auf diesen Wanderungen durch Italien irrte der Verbannte oft wie ein Bettler in Noth und Drangsal umher, und er macht uns darüber in seinem Buch „Convito" die rührendsten Geständnisse. Es waren diese Wanderungen zugleich wie Pilgerfahrten nach der Einheit und Freiheit Italiens anzusehn, und mitten in diesen Bestrebungen überkamen ihn auch die ersten Gedanken seines großen Gedichts, das er in seinem Grundriß und in seinen ersten Anlagen in Verona, in der ihm dort von dem Fürsten Alboin della Scala eröffneten Freistätte, entworfen zu haben scheint.

Er versuchte aber zugleich durch Flugblätter auf den öffentlichen Volksgeist in Italien einzuwirken. Die in dieser Absicht von ihm ausgehenden Schriften sollten zugleich ein italienischer Nationalgruß sein für den neuen König Heinrich von Lützelburg, der schon seinen großen Zug nach Italien rüstete und dazu selbst die begeisterte Zustimmung des Reichstags von Speier erhalten hatte. Man wußte, daß in diesem Fürsten eine bedeutende historisch frische Persönlichkeit und ein hoher romantischer Geist, der die Aufgabe der Hohenstaufen in Italien vollenden wollte, wirksam war. Der Papst selbst hatte ihn dringend eingeladen, das zerrissene und an tausend Wunden blutende Italien mit heilender und neu zusammenfügender Kaisermacht zu betreten, weil er durch die Erneuerung des kaiserlichen Ansehns auch eine Wiederherstellung des päpstlichen erwartete, und dies ganz richtig nach der alten mittelalterlichen Schätzung dieser Begriffe, wo alle weltlichen Hoheitsrechte doch nur aus dem Gnadenborn der Kirche emanirten und der letzteren zu ihrer eigenen Darstellung bedurften.

So hatte sich denn Heinrich von Lützelburg, oder, wie ihn die Italiener nannten, Arrigo di Lucemborgo, zuerst am 15. De-

1 Dante, Divina Commedia Parad. Cant. XVII.

cember 1310 in der St. Ambrosiuskirche zu Mailand mit seiner Gemahlin die eiserne Krone nach dem alten Brauch aufsetzen lassen. Als ein heißer Liebes- und Hoffnungsgruß der Ghibellinen war ihm aber jener Brief Dante's entgegengeflogen, welchen der heimathlos umherirrende Dichter um diese Zeit unter folgender Ueberschrift ausgehen ließ: „Allen insgesammt, sowohl jedem Könige von Italien, als auch dem Senator von Rom, den Herzögen, Markgrafen und Grafen und allen Völkerschaften, der demüthige und unverdient verbannte Italiener, Dante Alighieri in Florenz, Heil und Frieden!“ [1]

Unter diesem eine etwas allgemeine Adresse enthaltenden, aber doch sehr bezeichnungsvollen Titel ließ Dante ein politisches Sendschreiben ausgehen, in dem er Italien ermahnt, sich zu seinem einzigen Heil dem neu heranziehenden Sieger und Befreier zu unterwerfen. Der Ton dieser Schrift gefällt sich oft in einer seltsam wilden Ueberschwänglichkeit. So heißt es zum Beispiel: „Du Blut der Lombardei, lege ab Deine bisherige Grausamkeit, und wenn noch etwas vom Saamen der Trojaner und Lateiner in Dir ist, so mache ihm Raum, daß, wenn er, der erhabene Adler, dem Wetterstrahle gleich herniederfahrend, da ist, er seine Jungen nicht vertrieben erblicke und seine Heimath eingenommen finde von jungen Raben; so bereite Dir denn getrost, Du Volk der Scandinavier, die Gegenwart, und nicht verleite Dich die betrügliche Begier, nach Art der Sirenen, indem sie durch Schmeichelei die Wachsamkeit der Vernunft belügt. Lasset demnach das Bekenntniß der Unterwerfung auf eurem Antlitz sich kundthun und stimmt an den Psalter der Buße, indem Ihr zu Herzen nehmt, daß, wer der Obrigkeit widersteht, gleich ist dem Ohnmächtigen, welcher gegen den Stachel leckt; schwer aber ist es, wider den Stachel zu lecken!“

Zugleich nennt er den neuen Fürsten den „Bräutigam Italiens“, er sieht in ihm den „Cäsar und Mehrer“, der sich anschickt, zur „Hochzeit des italienischen Volkes“ zu kommen. Mit dem neuen Cäsar, den er für Italien ersteht, verbinden sich ihm die Ideen einer nationalen Wiedergeburt Italiens auf das Engste und Innigste.

---

1 Abgedruckt in der Ausgabe der Göttlichen Komödie von Baldassare Lombardo, Rom 1820. — Vgl. Balbelli, der Römerzug König Heinrichs von Luxemburg. I. 339.

An andern Stellen dieſer Schrift ergeht ſich Dante in philoſophiſchen Begründungen der Idee des Kaiſerthums und des Papſtthums, und zeigt darin die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Conſtructions-Manier, durch welche auch ein Geiſt ſeiner Art ſeinen Zuſammenhang mit den formalen Gedankenfeſſeln ſeines Jahrhunderts bekennt. In dieſer Weiſe ſchrieb aber Dante vornehmlich ſeinen Tractatus de Monarchia [1], eine Schrift, die ſpäter auf päpſtlichen Befehl verbrannt wurde, und worin Dante auf dem Wege wiſſenſchaftlicher und theoretiſcher Entwicklung ebenfalls nur der politiſchen Richtung des Ghibellinismus dienen wollte.

In dieſem Tractat begründet und verherrlicht Dante mit den ſcharfſinnigſten Argumentationen die Idee eines allgemeinen Kaiſerthums, das eine ſtarke und unerſchütterliche Einheit für alle weltlichen Autoritäten darſtellen ſollte, ſowie die Kirche, unbefleckt und undurchbrochen von allen weltlichen Einmiſchungen, die Einheit für das geiſtige und innere Leben der Völker darzuſtellen hätte. Die Idee der Monarchie gewinnt auf dieſem Standpunct in Dante zugleich die Bedeutung einer idealen und univerſalen Macht, die freiheitbringend, löſend und vereinigend wirken ſoll: welchen Gedanken Dante im „Convito“ ebenfalls in einigen energiſchen Zügen angedeutet hat.

Nicht das monarchiſche Princip als ſolches iſt es, als deſſen Vertreter und Vertheidiger Dante auftritt, ſondern um die Begründung der Idee einer Univerſal-Monarchie handelt es ſich ihm, in der das freie und auf ſich geſtellte Weltleben der Völker gewiſſermaßen die höchſte Spitze ſeiner Entfaltung finden ſoll. Wie wenig es Dante darauf ankam, in dieſem Tractat das monarchiſche Princip als ſolches zu einer ausſchließlichen Geltung zu bringen, geht vornehmlich auch aus dem zweiten Buch deſſelben hervor, worin Dante ausführlich und mit Begeiſterung auf das Staatsleben der alten Römer hinweiſt, und in ihren politiſchen Einrichtungen, deren Höhepunct und weſentlicher Charakter die Republik war, das eigentliche Ideal alles Staatsweſens zu erkennen ſcheint. Dante befand ſich darin in keinem größeren Widerſpruch mit ſich ſelbſt, als Machiavelli, der ſpäte Jünger der ghibelliniſchen Politik, den die vorgerückte Verderbniß der Zeiten

1 Abgedruckt in Simon. Schardii Opus de jurisdictione (Basil. 1566) p. 237.

dazu trieb, aus dem Ghibellinismus den Machiavellismus zu machen. Machiavelli nahm dieſelben Ausgangspuncte wie Dante, indem er die einheitliche Monarchie Italiens ſuchte und dabei ſeinen Blick beſtändig auf den republikaniſchen Freiheitskern des altrömiſchen Staatsweſens gerichtet hielt.

Im dritten Buche des **Tractatus de Monarchia** ſtellt Dante allerdings den Satz auf: daß die Macht der Könige und Völkerbeherrſcher, als naturgemäßes Reſultat der ewigen Schöpfungsgeſetze, von Gott komme. Er will aber daraus nur in der Weiſe eines Kettenſchluſſes, in der ſich die ganze Darſtellung dieſes Buches bewegt, die Schlußfolgerung herleiten: daß die weltliche Macht, deren Repräſentanten in dieſem Zuſammenhange die Könige ſind, der Macht der Kirche nicht untergeordnet ſein könne und dürfe. Dante will damit nicht die erſt ſpäter hervorgetretene Theorie des Königthums von Gottes Gnaden beweiſen, ſondern er will damit nur die freie, auf ſich ſelbſt göttlich begründete Macht der Weltlichkeit im Völkerleben darthun, und zwar im entſchiedenen und nächſten Gegenſatz zu der übergreifenden und ausſchließlichen Herrſchaft der Kirche. So lange die Könige dieſe freie Macht der Weltlichkeit repräſentiren, paſſen ſie in Dante's Univerſalmonarchie; die ſpätere abſolutiſtiſche Entartung des freien Weltprincips würde auch von Dante nicht mehr als eine folgerichtige Entwicklung ſeiner Ideen anerkannt worden ſein. Denn dieſe Gnade Gottes auf dem Throne wurde nichts Anderes, als die weltliche Umkehrung des kirchlichen Abſolutismus, oder die Anwendung des Papſtthums auf den Staat, wobei die Fürſten, je ketzeriſcher ſie ſich gegen die Autorität Roms zu verhalten anfingen, um ſo begieriger jene ausſchließliche Zwangs-Autorität auf ſich ſelbſt und ihre politiſchen Rechte übertrugen.

Dante's philoſophiſche Unterſuchungen über die Idee der Monarchie und die Bedeutung der kaiſerlichen Würde geben eigentlich denſelben Ideengang, der ſich auch in der Göttlichen Komödie als der grundthümliche Charakter ſeines Gedichts zeigt. Dante ſtellt die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geiſtlichen als das neue Dogma des Völkerlebens auf, und berührt darin ſchon die Auseinanderſetzung der weſentlichſten Grundelemente des modernen Staats, in der er ſich allein frei, wahr und ächt menſchlich geſtalten kann. Wenn er im Fegefeuer der Göttlichen Komödie den Verfall und die ſchmutzige Verwilderung der römiſchen

Kirche davon ableitet, daß sie zwei Herrschaften in sich verschmolzen habe[1]: so steigert er diese ketzerische Ansicht als Politiker noch dadurch, daß er in dem Tractatus de Monarchia, besonders im letzten Capitel des dritten Buchs, die Thatsache der Constantinischen Schenkung auf das Unumwundenste angreift.

Von der angeblichen Donation Constantin's hatte die Kirche Rom's vorzugsweise und factisch ihre Ansprüche auf weltliche Herrschaft und auf die Beschlagnahme auch des weltlichen Gebiets hergeleitet. Merkwürdiger Weise war es ein Dichter und Freiheitsmann, welcher zuerst die Berufung auf die Gültigkeit dieser Urkunde bestritt. Dante suchte an der angeführten Stelle die Unmöglichkeit der geschehenen Schenkung überhaupt zu beweisen, indem er ausführte, daß Constantin nicht eine solche Handlung habe vornehmen können, von der er eine Zerstückelung und Herabwürdigung seines Reichs nothwendig voraussehen mußte. Der Refrain der Dante'schen Schrift über die Monarchie ist daher der, daß die Macht der Kaiser durchaus nicht von der Macht der Päpste abhänge, und daß die Kirche in den Dingen des Staats nichts zu gebieten und festzustellen habe. Bei seinen Beweisführungen: wie eine in sich unabhängige weltliche Macht, in ihrer höchsten Stufe durch das Kaiserthum dargestellt, zum Heil der ganzen Welt nothwendig sei, geht Dante beständig auf Argumente der Aristotelischen Philosophie zurück, er schmückt aber auch seine Sätze mit allerhand Stellen aus den römischen Dichtern, namentlich dem Virgil, wie auch aus der heiligen Schrift.

Um das Staatsleben der modernen Völker aus den Banden der geistlichen Autorität zu erlösen und auf das eigene Rechtsgebiet des Volksgeistes hinüberzuführen, thut Dante den ersten bedeutungsvollen Schritt, indem er sich zu einem Parteigänger der Ideen der Monarchie macht, womit er aber, wie dies unter den ghibellinischen Bewegungen des damaligen Italiens nicht anders verstanden sein konnte, eine neue Gestaltung der Dinge im Sinne des Volkes und der Volksrechte verbindet. Der Ghibellinismus hatte sich das Ideal eines Volkskaiserthums aufgerichtet, wie es für ganz Italien als ein Gedanke der

1 Di boggi mai che la chiesa di Roma
Per confonder in se due reggimenti
Cade nel fango e se brutta e la soma.

Rettung der Nation aus ihrer tiefsten Zerrüttung und Zerspaltung erschien. Der Ghibellinismus war überhaupt die allgemeine politische Zeitrichtung, welche die Reformen des ganzen Volks- und Nationallebens in sich bewegte und dieselben unter den Schutz eines einheitlichen mächtigen Kaiserthums stellen wollte. Solche Zeitrichtungen verändern stets mit den Zeiten selbst ihre Namen, behandeln aber unter verschiedenen Formen und Aushängeschildern fast immer dieselben Probleme in Volk, Staat und Gesellschaft.

Die Bedeutung der ghibellinischen Politik, an deren Spitze wir Dante sehen, ist darum so wichtig für die ganze moderne Staatsbewegung, weil darin zum Erstenmal das Verhältniß von Kirche und Staat sich auseinandersetzen will und nach einem politischen wie ächt menschlichen Rechtsbegriff sich zu ordnen strebt. Für den modernen Staat war es die Grundquelle aller unheilvollen Verwickelungen, daß seine Anfänge auf dieser trüben und gefährlichen Mischung der Elemente beruhen, in welcher bald aus der Religion Politik, bald aus der Politik Religion gemacht werden sollte. Auf dem Gränzgebiet zwischen Kirche und Staat ist es bei den modernen Völkern nie recht geheuer gewesen, und Lug und Trug der Staatskunst wie des Gewissenszwanges haben von jeher in diesen zweifelhaften Gränzdämmerungen genistet. Schon Dante und die Ghibellinen sahen nur in der gänzlichen Trennung von Kirche und Staat die Bürgschaft für Völkerfreiheit und Menschenrecht, aber selbst der protestantische Staat konnte nicht sofort von diesem Grundübel des modernen Lebens genesen, da die Reformation Luther's, nachdem sie eben aus dem Princip der Freiheit des Bewußtseins die Scheidungen des geistlichen und weltlichen Gebiets vollbracht, doch in demselben Augenblick das Kirchenregiment wieder an die Fürsten abgab, und ihnen in dem jus circa sacra den alten Einfluß auf die officielle Verpflichtung der Gewissen und auf die staatliche Uniformirung des Glaubens, wie sie sonst nur der Papst besessen, verliehen hatte. Der protestantische Staat war dadurch nicht minder als früher der Kirchenstaat diese polizeiliche Anweisung zur Seligkeit geworden, welche, je consequenter sie gehandhabt wurde, um so mehr eine Geist und Gewissen verpfuschende Regierungskünstelei nöthig machte. In neuester Zeit wurde die Trennung von Kirche und Staat eine feste verfassungsmäßige Kategorie, auf die man beim Neubau der heutigen constitutionellen Staaten außerordentlich viel hielt. Die Zweischneidigkeit, die in allen soge-

nannten verfassungsmäßigen Kategorieen liegt, deutete sich aber auch hier bald auf das Bedenklichste an. —

Dante hatte auf seinen Heinrich von Lützelburg, den ersehnten Ghibellinen-Kaiser, in seinem ersten Sendschreiben an alle Italiener, wie Johannes der Täufer auf den herannahenden Heiland hingewiesen. Aber jener Arrigo stand noch immer zögernd an den Marken Italiens, und Dante's Herz verging bald vor Ungeduld über sein Kommen, so daß er am 16. April 1311 abermals ein ghibellinisches Sendschreiben ausgehen ließ, welches er aus „Toscanella unter der Quelle des Arno" datirte, und das dem Kaiser wahrscheinlich in Cremona zu Händen gegangen sein wird [1]. Dies neue Sendschreiben führte den Titel: „Dem ruhmreichen und glückseligen Sieger und alleinigen Gebieter Herrn Arrigo, durch die göttliche Vorsehung König der Römer und allzeit Mehrer, küssen seine Knechte, Dante Alighieri, ein Florentiner und unverdient verbannt, sowie alle Toscaner insgemein, welche Frieden begehren, den Boden vor seinen Füßen."

Dante läßt es in diesem, im alttestamentlichen Prophetenstil gehaltenen Schreiben mit seinen Schwärmereien und Schmerzen auf's Aeußerste kommen. Er redet ihn darin unter Anderem so an: „So wie Du, Nachfolger Cäsar's und Augustus, den Rücken der Apenninen herabstiegst, und die glorwürdigen Banner vom Tarpejischen Felsen gefaßt hattest, stockten auf einmal die langen Seufzer und vertrockneten die Fluthen der Thränen, und es glänzte für Italien die neue Hoffnung des bessern Jahrhunderts auf, wie wenn die vielgeliebte Sonne sich erhebt. Damals sangen viele, ihren Wünschen vorausschreitend, im Jubel mit Virgil: „so kehren zurück die Reiche des Saturn, wie der Jungfrau." Jetzt dagegen, sei es, daß unsere Furcht, oder die Wirkung der Ungeduld, oder das Antlitz der Wahrheit zu uns redet, müssen wir glauben, daß du dort weilst oder rückwärts zu gehen gedenkest, wie wenn Josua oder der Sohn des Amos es befehle. Wir müssen zweifeln an der Gewißheit und ausbrechen in die Worte: „Bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?"

---

1 Dieser Brief findet sich nur in der von Zatta veranstalteten Venetianischen Ausgabe des Dante (V. 280.) abgedruckt und ist dort wahrscheinlich nur eine italienische Uebersetzung des ursprünglich lateinischen Textes. — Eine vollständige deutsche Uebertragung giebt Barthold, Römerzug König Heinrich's von Lützelburg I. 535.

Aber wie sehr auch Heinrich von Lützelburg durch seine Person und seine Begabung vom Schicksal dazu ausersehen schien, Italien als ein solcher Einheitskaiser zu führen und zu retten, so scheiterten doch alle seine Anstrengungen an der Uebermacht und Wehrhaftigkeit der Guelfen, welche sich namentlich in Florenz und vielen andern Städten des toscanischen Gebiets mit gewaltigen Rüstungen und Kriegsvorräthen festgesetzt hatten. Zu einer einheitlichen Durchführung ihres Kriegsplans hatten die Guelfen die Herrschaft über Florenz auf fünf Jahre dem König Robert von Neapel, Heinrich's Nebenbuhler, übertragen.

Das kaiserliche Heer, zu dessen Kern eine Menge verbannter Ghibellinen gehörte, war unter Anführung Heinrich's von Lützelburg gegen Florenz aufgebrochen, und hatte dort ein die Stadt umschließendes Lager aufgeschlagen. Heinrich erkannte jedoch die Ueberlegenheit der Guelfischen Vertheidigungs-Anstalten, und mußte es aufgeben, die Stadt mit Gewalt zu nehmen, weshalb er sich mit seinem Heere gegen Siena zurückzog. Hier erkrankte er und starb am 24. August des Jahres 1313 zu Buonconvento.

Dies war das Schicksal des nationalen Ideen-Kaisers, den die ghibellinische Politik zur Erreichung ihrer principiellen Zwecke aufgestellt hatte. Dieser Gedanke wurde in Italien seitdem ein unabweisbarer und mit den Zuständen sich fortbildender. Auch Petrarca, obwohl die italienische Nationalbewegung in ihm bereits nicht mehr rein blieb, wurde mitten in den zweideutigen Schaukelungen seines Lebens von diesem großen Gedanken ergriffen. Wie Dante durch seine Sendschreiben den Lützelburger herbeirief, so hatte auch Petrarca im Jahre 1350 einen langen und wortreichen Brief an Karl IV. gerichtet, worin er diesen Kaiser aufforderte, nach Italien zu kommen und allen unglückseligen Wirren durch seine Gegenwart ein Ende zu machen, indem er sich dabei einer unpraktischen Anwendung der Ideen des alten römischen Kaiserthums überließ [1]. Erst nach drei Jahren antwortete ihm der Kaiser, und setzte ihm darin sehr treffend den wesentlichen Unterschied der alten und der neuen Zeiten auseinander.

Die Idee des Nationalkaiserthums schwächte sich bis zu Machiavelli herab auch in ihrer principiellen Bedeutung ab.

1 Dieser Brief steht unter dem Titel: De pacificanda Italia exhortatio abgedruckt in der Baseler Ausgabe des Petrarca von 1581 (p. 531).

Machiavelli ſuchte in dieſer Figur bereits einen Organiſationsmann des Verderbens, und es war nicht ſeine Schuld (wenigſtens nicht ſeine politiſche Schuld), wenn er dieſer durch ſo alte Nationaltraditionen hindurchgegangenen Idee in ſeiner Zeit das Maaß eines Cäſar Borgia oder eines mediceiſchen Emporkömmlings nahm. Je mehr ſich die öffentlichen Zuſtände verſchlechterten, um ſo ſchlechter mußte der zur öffentlichen Reorganiſation derſelben taugliche Kaiſer werden. Wo einem geſunden Volke noch ein Gott helfen kann, da muß für ein entartetes und ſelbſtvergeſſenes Volk ſchon zu einem Büttel gegriffen werden. Es wird aber immer ein gefährliches und in gewiſſem Betracht nutzloſes Experiment bleiben, auf dem Wege der Mißhandlung die Lebenskraft eines Organismus neu zu erwecken.

Auch in Deutſchland wurden zur Zeit der Reformation die Ideen eines Nationalkaiſerthums vielfach lebendig. Die erſten Bewegungen einer deutſchen Nationalreform ſtützten ſich weſentlich auf dieſen Gedanken, der, wenn die Pläne eines Franz von Sickingen und Ulrichs von Hutten hätten reifen können, einzig und allein im Stande geweſen wäre, eine neue Conſtituirung des deutſchen Nationallebens zu begründen. Wie organiſch ausgebildet erſchien dieſe Richtung ſchon mitten in der Blut- und Schmutz-Tragödie des deutſchen Bauernkriegs durch Wendelin Hipler in Oſtfranken, der ſich in einem zuſammenhängenden Entwurf zur Idee einer allgemeinen Reichsreform erhob, und einen neuen nationalen Organiſationsplan entworfen hatte, wonach ein deutſches Kaiſerthum an der Spitze freier Gemeinden hergeſtellt werden ſollte [1]. Dieſer Plan hätte verdient, von den Vertretern des deutſchen Volkes im Jahre 1848 berückſichtigt zu werden.

Auch Luther, obwohl der conſequenten politiſchen Durchführung einer Nationalreform abſichtlich abgewandt, hat in ſeiner Schrift „an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation" (Juni, 1520) und ſonſt Anklänge von der Aufrichtung eines Nationalkaiſerthums, auf welches er eine neue Reorganiſation Deutſchlands zu einem lebensfähigen Ganzen verweiſen wollte. In ſeinen Tiſchreden vergleicht er Deutſchland mit einem ſchönen weidlichen Hengſt, der Futter und alles genug hat, was er bedarf, es fehle ihm aber an einem „Reiter". In ſeiner an den deutſchen Adel gerich-

1 Mitgetheilt in Oechsle's Geſchichte des Bauernkriegs in Oſtfranken.

teten Schrift bewegt er sich ganz in denselben Auseinandersetzungen zur Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt, mit denen Dante in seiner Schrift über die Monarchie die europäischen Reformen eingeleitet hatte. Was Dante für die italienische Nation verlangt hatte, fordert Luther für die deutsche ein, nämlich ihre weltliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit im vollsten Umfange. Luther beantragt, daß der Papst ferner keine Gewalt mehr über den Kaiser haben solle, als daß er ihn auf dem Altar salbe und kröne. Vor allen Dingen aber verlangt er, daß keine weltliche Sache mehr nach Rom gegeben oder von Rom abhängig gemacht werden solle, und daß durch ein allgemeines Nationalgesetz, oder, wie sich Luther hier sehr eigenthümlich ausdrückt, durch „ein kayserlich oder gemeiner Nation Gesetze" beschlossen werden solle, die Annaten dem römischen Stuhl nicht mehr zu bezahlen, sondern zurückzubehalten. Einen deutschen Kaiser will Luther, der „recht und frei Kaiser" sei[1].

So taucht die Volkskaiser-Idee (als Symptom entarteter und aus ihrem Mittelpunkt herausgefallener National-Verhältnisse) überall da auf, wo es sich um die Errettung aus kranken und preisgegebenen Zuständen handelt. Diesem uralten politischen Instinct war auch die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt gefolgt. —

11. Die großen Macht-Constructionen.

Es ist wichtig, dem Machiavelli in seinen weitern Feststellungen zu folgen, durch welche er für die Eroberung neuer Staaten die Doctrin zu begründen strebt.

Wenn die durch Eroberung erworbenen Staaten nach ihren eigenen Gesetzen und frei zu leben gewohnt sind, so giebt es, wie Machiavelli im fünften Capitel des Principe lehrt, drei Wege sie zu behaupten. Der erste Weg ist, sie zu Grunde zu richten; der zweite, persönlich darin zu wohnen; der dritte, ihre Verfassung ihnen zu lassen, indem man ein Jahrgeld aus ihnen erhebt, und eine Regierung von Wenigen einsetzt. Denn jene Regierung, als das Ge-

1 Luther's politische Schriften, herausg. v. Th. Mundt (Berlin 1844) I. 147.

schöpf des Fürsten, sei sich wohl bewußt, daß sie nicht ohne seine Macht und Freundschaft sich behaupten könne und deshalb Alles thun müsse, ihn aufrecht zu erhalten. Wer von einer an Freiheit gewöhnten Stadt Herr wird, und diese Stadt nicht selbst zerstöre, der werde immer erwarten müssen, von ihr zerstört zu werden, weil ihr als Zuflucht der Empörung immer der Name ihrer Freiheit und alten Ordnungen dienen werde, welche weder durch die Länge der Zeit noch durch Wohlthaten je in Vergessenheit kämen[1]. Besonders aber hinsichtlich der Republiken empfiehlt Machiavelli es als den sichersten Weg, sie entweder zu vernichten oder in ihnen selbst zu wohnen, weil in den Republiken mehr Leben sei, mehr Haß, mehr Sehnsucht nach Rache, und das Gedächtniß ihrer alten Freiheit sie nimmer ruhen lassen könne.

In diesen rasch und kurz hingestellten Sätzen entwickelt Machiavelli einige Hauptgeheimnisse der modernen Politik, und legt darin die Grundsätze bloß, nach denen in der neuern Geschichte große Staatengebiete zusammengebracht und zusammengehalten worden sind. Die hier vornehmlich von ihm aufgestellte Lehre, daß man freie Staaten und Völker vernichten müsse, wenn man sie nach der Eroberung sicher besitzen wolle, kann nur dahin verstanden werden, daß man ihnen die Eigenmacht ihrer nationalen und politischen Selbständigkeit entreißen müsse, um sie dadurch zu einem willenlosen Material für den obersten Herrscherwillen zu machen.

Das Wesen des centralisirenden Absolutismus ist es überhaupt: die Völker als Stoff zu verbrauchen; denn wer zum bloßen Material herabgewürdigt ist, kann sich selbst nicht mehr bestimmen, sondern unterliegt der siegreichen Hand, die ihn nach dem Princip der bloßen Herrschaft knetet. Das nationale Element, welches auf Seiten des ganzen Volkes dasselbe bedeutet, wie die individuelle Freiheit für jeden Einzelnen, kommt dann bei den Constructionen

1 Principe c. 5. E chidiviene padrone di una città consueta a vivere libera, e non la disfaccia, aspetti di essere disfatto da quella, perchè sempre ha per refugio nella ribellione il nome della libertà, e gli ordini antichi suoi, i quali nè per lunghezza di tempo, nè per beneficj mai si dimenticano, e per cosa che si faccia o si provvegga, se non si disuniscono o dissipano gli abitatori, non si dimenticano quel nome, nè quelli ordini, ma subito in ogni accidente vi ricorrono, come fe' Pisa dopo cento anni che ella era stata posta in servitù dai Fiorentini.

großer Herrſchaften nur als todter Bauſtein, nicht als lebendiger Organismus in Betracht.

Nach dieſer Theorie, welche Machiavelli zuerſt in eine beſtimmte Formel gebracht, haben ſich allerdings alle großen Staaten der neueren Zeit ſeit dem Mittelalter gebildet und erweitert. Wir betreten hier die Schöpfungsſtätte und zugleich die Ruinen der modernen europäiſchen Politik. Große Nationalitäten gehen verloren oder müſſen ſich zertheilen und verflüchtigen, um dem Aufbau eines großen Reiches zu dienen, das zunächſt durch die Kraft eines dynaſtiſchen Intereſſes und durch die einheitliche Politik der Herrſcher-Familie zuſammengehalten wird. Machiavelli empfiehlt zu Grunde gerichtete freie Völker als Bauſteine großer Reiche, und dieſer verhängnißvollen Lehre hat die moderne Staatenbildung ſich nicht entziehen können. Die Ungarn, die Böhmen, die Italiener, die Polen ſind in der neuern Geſchichte weſentlich dieſer große Sauerteig für die Amalgamirung und Ausgeſtaltung des modernen Staatenweſens geworden. Es lagen in dieſen Nationen, die man auch als die verlornen Söhne der modernen Geſchichte beklagt hat, die erſten urſprünglichen Keime der europäiſchen Freiheit, Geſittung und Völkerkraft ausgeſtreut. Ihr Unglück und der Gang der modernen Politik hat aber *Material* aus ihnen zu machen geſucht, und die von Machiavelli gelehrte Zerſtückelung und Vernichtung der Volksexiſtenzen wurde an ihnen vollbracht, um damit große territoriale Macht-Conſtructionen vollenden zu können.

Ludwig XIV. von Frankreich hatte auch bereits die *Deutſchen* dazu reif gehalten, dermaßen als Stoff und Dünger für die Machtpolitik verbraucht zu werden, denn ſeine kriegeriſchen Abſichten auf Deutſchland hatten nur den Zweck, Frankreich in Deutſchland auszurunden und Herrſchaftsmaterial daran zu gewinnen. Die Reunions-Kammern Ludwigs XIV. konnten bereits für eine gute praktiſche Anwendung der Machiavelliſchen Ausrundungs-Theorie gelten. Wenn man aber die Schwankungen und Schickſale des deutſchen Volkes überblickt, muß man ſich in der That wundern, daß es noch nicht, wie die Polen, Ungarn, Böhmen, Italiener, der materiellen Aſſimilations-Politik als Stoff verfallen iſt. Aber Deutſchland trat bisher nur kleine Nationaltheile zur Ausfüllung fremder Machtgebiete ab, wie den Elſaß an Frankreich, wo man freilich ſagen muß, daß die deutſchen Elſäſſer ungeachtet der Bewahrung ihrer Sprache bei weitem mehr Franzoſen geworden ſind,

als die Italiener, Böhmen und Ungarn jemals Oesterreicher geworden sind oder noch zu werden scheinen, oder als die Polen sich jemals in die russische, preußische und österreichische Staats-Individualität zertheilen könnten. An einem andern Ende Deutschlands ist erst in den letzten Jahren der Kampf um Schleswig-Holstein wesentlich als dieser Kampf um die nationale Integrität Deutschlands geführt worden, und es gewann darum dieser Krieg mitten in der neuen National-Erhebung Deutschlands mit Recht diese bedeutungsvolle und hervorragende Stellung. Denn eine Nation muß stets ein klares und bestimmtes Bewußtsein über die Gränzen ihres Gebiets haben, und jede fremde und falsche Position, die sie dort duldet, ist schon der Anfang, ihren innern nationalen Bestand zu gefährden. Das Londoner Protokoll von 1850 bezeichnet freilich schon den Anfang, den die europäische Politik machen zu können glaubt, um Deutschland als bloßen Stoff für die großen Macht-Constructionen zu verbrauchen.

Die deutsche Nation ist aber ein Begriff, der nicht so leicht verloren gehen und verderben kann. Es liegt eine ideelle Widerstandskraft in unserer Nation, die alle ihre äußeren Schicksale überbietet. Schon im Mittelalter lebte der Gedanke in Deutschland, daß es gewissermaßen ein allgemeines christliches Weltreich sei, welches die Mission des Geistes in der modernen Welt habe, und diese ideale Selbstanschauung begünstigte stets das Bewußtsein der Deutschen, daß ihnen ein einheitlicher politischer National-Organismus nicht in demselben Grade nothwendig sei, als andern Völkern. In dieser idealen Annahme lag aber von jeher auch die Gefahr des Untergangs für die deutsche Nation. Auch über ein solches Verhältniß enthält das fünfte Capitel des Machiavelli eine merkwürdige Andeutung. Er sagt von eroberten Ländern, daß der Name ihrer Freiheit und ihre alten Ordnungen, worunter er vornehmlich auch den nationalen Bestand versteht, nur dann völlig zu Grunde gehen können, wenn man die Bewohner unter sich veruneinigt und sie zerstreut. Man wird versucht, bei diesem Ausspruch an einen Satz des Tacitus zu denken, wo es heißt: **Quoties concordes agunt, spernitur Parthus**: so oft sie einig waren, fürchteten sie die Parther nicht. Die neueste deutsche Politik hat freilich auch diese unheilvolle Wendung der inneren Uneinigkeit und Zerworfenheit der deutschen Stämme genommen, wodurch der Parther für Deutschland jetzt allerdings sehr zu fürchten ist. Denn die militairische Erobe-

rung, wie sie Machiavelli als Organisationsmittel lehrt, drohte schon längst in der Gestalt der russischen Politik am äußersten Ende der deutschen Einheitsbestrebungen.

Friedrich der Große hat in seinem Anti-Machiavel das fünfte Capitel etwas zu materiell aufgefaßt, und sich die eigentlich politische Bedeutung dieser Lehren des Machiavelli nicht recht klar gemacht, während er ihnen doch selbst bei der Theilung Polens folgte[1]. Er erzählt uns eine Geschichte von einem Engländer in London, der die Thorheit begangen habe, sich umzubringen, worauf man auf seinem Tisch einen Brief gefunden, in dem er seine That rechtfertigte: er habe sich nämlich deswegen das Leben genommen, damit er niemals krank werden möchte. Dies sei, fügt Friedrich der Große hinzu, der Fall eines Fürsten, der, wie Machiavelli lehrt, einen Staat zerstöre, um ihn niemals zu verlieren. Er meint, daß dies nicht die Macht vergrößern heiße, wenn man die bedeutenden Kosten der Eroberung an ein Land wende, und es dann sogleich wieder zu Grunde richte, ehe man noch seinen Verlust daraus habe ersetzen können

Machiavelli spricht aber hier nicht geradezu von der materiellen Verwüstung eines eroberten Landes, sondern vielmehr von der Zerstörung seiner politischen und organischen Selbständigkeit, wodurch es allein zum sicheren Theil eines neuen Ganzen gemacht werden könne. In der Regel wird freilich der materielle Ruin dem Sturz der politischen und nationalen Selbständigkeit folgen, denn die Freiheit und Unabhängigkeit eines Volkes ist zugleich das eigentlich producirende Element, aus dem die Quellen der Nationalwohlfahrt herfließen.

Es herrscht in der Geschichte kein Zweifel mehr darüber, welchen wesentlich bestimmenden Einfluß Friedrich der Große bei dem ersten Gedanken der Theilung Polens ausübte. Er erwies sich dabei als einen ungemein praktischen Schüler des Machiavelli, dessen Theorie er gleichwohl von einem moralischen und sentimentalen Standpunct aus zu entkräften suchte. So ruft er zum Schluß seines Commentars über das fünfte Capitel aus: „Unsinnige, die wir sind! Wir wollen Alles erobern, gleich als ob wir die Zeit hätten, Alles zu besitzen, und die gesetzte Frist unsrer Dauer kein Ende hätte. Unsre Zeit vergeht nur zu geschwind, und oft, wenn man

1 Oeuvres de Frédéric le Grand VIII. 76.

nur für sich selbst zu arbeiten glaubt, arbeitet man für unwürdige oder undankbare Nachfolger[1]." Wir müssen aber bei Friedrich dem Großen den König und den Schriftsteller, den praktischen Staatsmann und den Gelehrten oft in zwei Persönlichkeiten trennen, die weder innere noch äußere Berührungen miteinander gemein haben. Als Schriftsteller in seinen die Welt fliehenden Lucubrationen schaukelte sich der große König oft ganz behaglich auf den Polstern, auf denen er die Ideale aller Völker und die Gedanken der Freiheit gastfreundlich neben sich Platz nehmen ließ. Die Formen der damaligen französischen Literatur hauchten ihm dabei eine gewisse sentimentale Liebenswürdigkeit an, durch die er sich noch unabhängiger von dem Egoismus der reinen Machtpolitik zu machen schien. Als König dagegen verfolgte er die durchaus praktische Politik der jungen preußischen Macht auf der äußersten Spitze seines Schwertes.

Ein Staat, wie Preußen, konnte und kann nur auf dem Eroberungsprincip zu der ihm bestimmten europäischen Stellung heranwachsen, und hierin ist Preußen derselbe neue Staat, den Machiavelli in Italien sucht und construiren will, und durch dessen militairische Assimilationskraft Machiavelli noch den Einheitsmangel der italienischen Nation ersetzt und vermittelt zu sehen hofft. Indem Friedrich der Große diesen Grundgedanken des preußischen Staats schöpferisch in sich trug, machte er sich dadurch selbst zu dem kriegerischen Reformator, oder, wie ihn Machiavelli auch in seinem sechsten Capitel nennt, zu dem bewaffneten Propheten, in dessen Schwertesschärfe sich schon die Zukunft einer ganzen Nation spiegelte. Im fünften Capitel seines Anti-Machiavel spricht Friedrich der Große den liebenswürdigen Gedanken aus, daß ein Fürst, der eine Republik erobert, nachdem er gerechte Ursachen gehabt sie zu bekriegen, sich dann wohl begnügen könne sie gestraft zu haben, und daß er ihr alsdann ihre Freiheit wiedergeben müsse. Wenn der König in der wirklichen Politik nach dieser Maxime gehandelt hätte, so würde er niemals Friedrich der Große geworden sein. Als es sich

1 Oeuvres de Frédéric le Grand VIII. 78. Insensés que nous sommes! nous voulons tout conquérir, comme si nous avions le temps de tout posséder, et comme si le terme de notre durée n'avait aucune fin; notre temps passe trop vite, et souvent, lorsqu' on ne croit travailler que pour soi-même, on ne travaille que pour des successeurs indignes ou ingrats!

zuerſt um den Gedanken einer Theilung Polens handelte, fiel es ihm nicht ein, daß der Organismus einer Nation heilig ſei und daß, wie der Baum in der Mythe bei ſeinem Zerſchneiden Blut weinte, einer ſolchen Operation ſchmerzhafte und gefährliche Erſchütterungen durch ganz Europa und durch alle Zeiten folgen würden.

Die Machiavelliſtiſche Politik, ſoweit wir ſie jetzt ſchon aus den erſten fünf Capiteln des Principe nachweiſen können, wird ſich uns vorzugsweiſe als die ſtoffartige Verarbeitung der Volkseriſtenzen zur Ausführung einer großen Macht-Organiſation erweiſen müſſen. In dieſer Lehre hatte Machiavelli vornehmlich drei große Schüler, welche in Befolgung der Machiavelliſtiſchen Grundſätze von einem fundamentalen Einfluß auf die Geſtaltung der europäiſchen Politik geworden ſind. Dies waren in Frankreich Richelieu und Mazarin, und in Deutſchland Metternich. Wenn man dem Machiavelli oft nachgeſagt hat, daß ſeine Lehre vom Fürſten nur ein indirectes Reizmittel der Revolution geweſen ſei, ſo zeigte ſich dieſer Erfolg wenigſtens durch die gewaltigen Zöglinge ſeiner Schule und durch die factiſchen Reſultate ihres Wirkens. Die Politik des großen Cardinals von Richelieu hatte Machiavelli ſchon im vierten Capitel ſeines Principe faſt buchſtäblich für Frankreich vorgezeichnet. Machiavelli lehrte dort, daß es in der franzöſiſchen Politik vorzugsweiſe darauf ankommen werde, die Großen des Reiches (alſo die Ariſtokratie) zu bändigen oder ſich mit ihnen abzufinden, da dieſelben ſich immer leicht zu Häuptern neuer Veränderungen aufwürfen. „Wenn du ſie weder zufriedenſtellen noch aus dem Wege ſchaffen kannſt, verlierſt du einen ſolchen Staat, ſobald ſich die Gelegenheit dazu bietet[1].“ Und dies war der Hauptgedanke der Politik des Car-

1 Principe c. 4. — Il re di Francia è posto in mezzo di una moltitudine antiquata di signori riconosciuti dai loro sudditi, ed amati da quelli; hanno le loro preminenze; nè le può il re torre loro senza suo pericolo. — — Il contrario interviene de' regni governati come quello di Francia, perchè con facilità tu puoi entrarvi, guadagnandoti alcun barone del regno; perchè sempre si trova dei malcontenti, e di quelli che desiderano innovare. Costoro per le ragioni dette ti possono aprire la via a quello stato, e facilitarti la vittoria; la quale dipoi a volerti mantenere si tira dietro infinite difficultà, e con quelli che ti hanno ajutato, e con quelli che tu hai oppressi. Nè ti basta spegnere il sangue del principe; perchè vi rimangono quelli signori che si fanno capi delle nuove

dinals Richelieu gewesen, durch Erniedrigung der Großen die königliche Macht in Frankreich zu erheben, worin ihm Mazarin mit den weiteren Consequenzen folgte, daß er die Parlamente angriff und zu einem bloßen Schatten ihrer Bedeutung herunterbrachte. Durch diese Politik, welche den Widerstand der Volkskraft reifen mußte, wurden allerdings die Grundkeime der Revolution im französischen Staat zuerst ausgestreut.

Eine andere Seite des Machiavellismus war in Metternich zur giftigsten Blüthe aufgegangen. Es war dies das Regieren mit zu Grunde gerichteten Nationalitäten, wie es uns Machiavelli in seinem fünften Capitel gelehrt hat. Dasselbe diplomatische Spiel, welches Metternich mit den Ungarn, Böhmen, Italienern, Polen getrieben, aus deren gegenseitiger Erniedrigung er das Gleichgewicht der österreichischen Staatsmaschine schöpfte, dasselbe Spiel hatte er auch mit den Deutschen im Sinne. Deutschland sollte ebenfalls mit der Zeit nur ein geographischer Name werden, wozu nach Metternichs vielwiederholtem Ausspruch Italien bereits geworden war. Deutschland war in der alten Bundesverfassung und in den Tractaten von 1815 auf dem Wege, diesen mit starrer Klugheit gegängelten Consequenzen des Metternich'schen Systems anheimzufallen, wenn nicht dies System eben, weit mehr als das Vorbild Frankreichs, die Quellen der deutschen Revolution aus sich entlassen hätte. —

12. Der bewaffnete Prophet.

Im sechsten Capitel des Principe handelt Machiavelli eigentlich davon, daß nur die Gelegenheit den Helden mache, oder daß das glückliche Zusammentreffen der Gelegenheit mit der Kraft es sei, wodurch allein bedeutende Männer schöpferisch wirken könnten.

An Moses, Cyrus, Romulus, Theseus, Hiero von Syrakus hebt er es vornehmlich hervor, wie immer eine ineinander hängende

alterasioni; e non li potendo nè contentare, nè spegnere, perdi quello stato qualunque volta venga l'occasione.

Kette von Umständen vorhanden sein mußte, um diesen Männern Raum zu den durch ihre Namen bezeichneten Thaten zu geben.[1]

Der idealen Politik, die rein nach Ideen schaffen will, wendet sich also Machiavelli entschieden ab. Er kennt nur die Politik nach gegebenen Thatsachen, und diese ist auch die einzig mögliche, welche in den Epochen der öffentlichen Corruption eintreten kann und noch wirksam zu werden vermag.

Machiavelli ist der Erste, in dem sich das Bewußtsein darüber festgestellt, daß Politik machen nichts weiter heißt, als die gegebenen Umstände so zu treiben, daß sie sich in eine beabsichtigte Wirkung formen müssen, wobei es sich nicht darum handelt, Ideen zur Darstellung zu bringen, sondern vielmehr den Ideen auf die geschickteste Weise auszuweichen oder sie faktisch zu zersetzen. Diese Politik der gegebenen Umstände ist immer nur Diplomatie, und die europäischen Cabinette haben es seit der Zeit des Machiavelli zu keiner andern Politik gebracht als zur Politik der Diplomatie. Alle Staatsverfassungen haben den Punkt noch nicht sicher feststellen können, auf welchem der Volksgeist, der stets die Negation aller gegebenen Umstände ist, seine schöpferische Kraft regelmäßig in den Staat einzulassen vermöchte. In dem Volke liegt die treibende und zeugende Kraft der Ideen, denn wo sollte sie sonst anders liegen? Die Cabinette aber suchen zu ihrer Erhaltung stets ein Gegengewicht gegen die treibenden Ideen, und sie finden dies nur in einer glücklichen Benutzung der gegebenen Umstände, zwischen denen sie am liebsten die Ideen zerreiben. Der „neue Fürst", den Machiavelli construiren will, ist der Held der gegebenen Umstände, und dieser moderne politische Held bedarf auf der einen Seite der Gewalt der Waffen, auf der andern Seite muß er ein geheimer Scheidekünstler und geschickter Ideen-Zerreiber sein. Das ist das Heldenthum der politischen Corruption, das Machiavelli zuerst in ein System gebracht hat, und für welches er beständig Anknüpfungen an den politischen Gestalten des Alterthums sucht.

---

1 Principe c. 6. Ed esaminando le azioni e vita loro, non si vede che quelli avessero altro dalla fortuna che l'occasione, la quale dette loro materia da potere introdurvi dentro quella forma che parse loro; e senza quella occasione la virtù dell' animo loro si sarebbe spenta, e senza quella virtù l'occasione sarebbe venuta invano.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß Macchiavelli in seinem sechsten Capitel auch davor warnt, neue Ordnungen der Dinge anders als mit Gewalt der Waffen einzuführen. Er hebt überhaupt die Schwierigkeiten für denjenigen hervor, der sich dazu aufwerfen will, eine neue Verfassung (nuovi ordini) einzuführen: „weil der sie Einführende alle diejenigen zu Feinden bekommt, die bei der alten Ordnung sich gut befanden, und alle die zu lauen Vertheidigern, die bei der neuen sich gut befinden würden, welche Lauigkeit theils aus Furcht vor den Gegnern, welche die Gesetze auf ihrer Seite haben, theils aus der Kleingläubigkeit der Menschen entspringt, die etwas Neues nie für wahr halten, wenn sie nicht davon schon eine sichere Erfahrung gemacht sehen." — „Man muß also, um diesen Punct auf's Reine zu bringen, wohl erwägen, ob diese Neuerer auf sich selbst gestellt sind, oder von Andern abhängen, das heißt, ob sie zur Ausführung ihres Werkes sich auf gütliche und bittende Vorstellungen legen müssen, oder ob sie Zwang anwenden können. Im ersteren Falle kommen sie übel an und bringen nichts zu Stande; wenn sie aber von sich selbst abhängen und Zwang anwenden können, dann werden sie selten eine Gefahr laufen. Daher kam es, daß alle bewaffneten Propheten siegreich gewesen sind und die unbewaffneten erlagen; denn zu dem oben Gesagten kommt noch, daß die Natur der Völker wankelmüthig ist, und man sie zwar leicht zu Etwas überreden, aber schwer bei einer Ueberzeugung erhalten kann. Deshalb muß man so eingerichtet sein, daß, wenn sie nicht mehr glauben, man sie mit Gewalt glauben machen kann [1]."

Macchiavelli nimmt hier plötzlich einen Anlauf, um seinem Corruptionshelden einige ideale Lineamente hinzuzufügen, denn er steigert denselben mit einer raschen Wendung zu einem bewaffneten Propheten. Diese bewaffneten Propheten (profeti armati), die er der zum Handeln schwankenden und wankelmüthigen Natur des Volkes gegenüberstellt, erscheinen ihm als die eigentlichen Fortbeweger der Geschichte, und als diejenigen, welche den Völkern zum

1 Principe c. 6. Di qui nacque che tutti i Profeti armati vinsero ed i disarmati rovinarono, perchè oltre alle cose dette, la natura de' popoli è varia, ed è facile a persuadere loro una cosa, ma è difficile fermarli in quella persuasione. E però conviene essere ordinato in modo, che quando non credono più, si possa far loro credere per forza.

Theil wider ihren Willen und zum Theil zu deren Besten ihre Zukunft machen. Der Widerspruch der innersten Gesinnung, welcher dem Autor bei seinem ganzen Buch in allen Gliedern gelegen, macht sich hier zum Erstenmal Luft, gewissermaßen durch eine ideelle Schwenkung, welche Machiavelli gegen sich selbst unternimmt. Vom kriegerischen Despoten, den er eigentlich zunächst erziehen will, läßt er hier den ideellen Uebergang zum bewaffneten Propheten durchschimmern, und zieht plötzlich sogar einen Volksmann, wie Savonarola, in den Kreis dieser Betrachtung. Er sagt von ihm: daß seine neue Verfassung selbst ihn gestürzt habe, sobald die Menge anfing ihm nicht mehr zu glauben, und er der Mittel ermangelte, um die, welche geglaubt hatten, fest zu halten, und die Ungläubigen glauben zu machen [1].

Machiavelli deutet an dieser Stelle sein in vieler Beziehung bemerkenswerthes Verhältniß zu Savonarola an, seinem Zeitgenossen, mit dessen demagogischer Prophetenrolle, die derselbe in Florenz übernommen, sich der staatsmännische und diplomatische Takt Machiavelli's niemals hatte einverstanden erklären können. Savonarola hatte mit seinen phantastischen Predigten und allerhand wunderbaren mystischen Schauspielen, die er dem Volke gab, darauf hingearbeitet, den demokratischen Formen in Florenz die weiteste Ausdehnung zu geben. Er wollte aber seine neue Demokratie auf ein von der römischen Kirche freies Christenthum stützen, und er sagte dem florentinischen Volke, daß Christus selbst sich herablassen wolle, sein Souverain zu werden. Sich selbst nannte er den Gesandten der Florentiner bei der Gottheit: was eine Art von mystischer Diplomatie war, die bei dem praktischen Machiavelli keinen Eingang finden konnte. Aus den Freuden des italienischen Carnevals machte Savonarola trübsinnige allegorische Mummereien, oder er ergötzte das Volk durch Aufrichtung von Scheiterhaufen, auf denen er die seltensten und schönsten Werke der Literatur verbrannte, namentlich auch den Boccaccio, alle Gemälde und Kunstsachen, alle Luxus- und Putzgegenstände, ja sogar alle Schachspiele. Dem Lorenzo von Medici, dessen Beichtvater Savonarola gewesen, hatte er noch auf seinem

1 Principe c. 6. — come ne' nostri tempi intervenne a frate Girolamo Savonarola, il quale rovinò ne' suoi ordini nuovi, come la moltitudine cominciò a non credergli, e lui non aveva il modo da tenere fermi quelli che avevano creduto, nè a far credere i discredenti.

Todbette die Absolution verweigert, und er wollte sie ihm nicht eher ertheilen, als bis der Sterbende sich durch einen ausdrücklichen Act bereit erkläre, die florentinische Freiheit und die volksthümliche Regierungsform der Republik wiederherzustellen, wozu aber der Mediceer selbst im Angesicht des Todes sich nicht entschließen konnte [1].

Unter Machiavelli's Briefen befindet sich auch einer, worin er die letzten Predigten Savonarola's beurtheilt, die derselbe zwei Monate vor seinem Fall gehalten, und man ersieht auch hier, wie überlegen der Staatsmann in den Dingen der politischen Wirklichkeit dem demokratischen Propheten ist! Doch wurde dem Machiavelli, wie wir bereits früher sahen, diese Ueberlegenheit, die er dem Savonarola gegenüber geäußert, von der demokratischen Partei sehr übel genommen und sogar in dem entscheidenden Moment nachgetragen, wo Machiavelli auf dem Gipfel seines Lebens nur mit dem Volke und mit der florentinischen Demokratie gehen wollte. Das Volk sympathisirt immer mehr mit dem Träumer, als mit dem staatsklugen Praktiker. —

Savonarola, der demokratische Prophet, der in der ersten Frühstunde der europäischen Reformen aufging und wieder verblaßte, hatte keine Waffen und kein Heer, und vermochte darum mit allen seinen Ideen nichts zu gründen. Moses, Cyrus, Theseus und Romulus aber, welche dem Machiavelli als Muster bewaffneter Propheten gelten, würden ihre Einrichtungen (le loro costituzioni) nicht lange aufrecht erhalten haben, wenn sie ohne Waffen gewesen wären. Es scheint dem Machiavelli auf seinem Standpunct gleichgültig, durch wen dem Volke geholfen wird. Hätte der italienische Volksmann das Heer gehabt, so würde Machiavelli sich am Ziel seiner Staatsweisheit bekannt haben. Wenn aber der Mann des Volks und der Ideen nur der unbewaffnete Prophet sein konnte, so muß dafür gesorgt werden, daß der im Besitz der Gewalt Herrschende zu einem bewaffneten Propheten werde, d. h. durch die Mittel der Gewalt am Ende dem Volke den Dienst erweise, den der waffenlose Prophet ihm nicht hatte erweisen können, den Dienst der Befriedigung aller Interessen des Volks durch neue und dauerhafte Ordnungen.

Wie dieser Umschlag der Tyrannei in die Volksbeglückung ausfallen könne, diesen Proceß, der in der That der ächt historische ist,

1 Sismondi. Histoire des républiques ital. XII. 69.

hat uns Machiavelli weder in seinem Principe, noch in seinen andern Schriften näher veranschaulicht. Es liegt hier das große Geheimniß der politischen Verzweiflung begraben, welches die Seele eines Machiavelli innerlichst bewohnte, und aus dem er seine Anschauungen über die noch einzig mögliche Reorganisation des italienischen Staatslebens schöpfte.

---

13. Die revolutionnaire Situation innerhalb des Verhältnisses von Staat und Kirche.

Machiavelli konnte in seiner Zeit nur die Revolution von Oben nach Unten lehren, aber er berührt und organisirt damit schon, gleichviel von welchem Ausgangspunct aus, die revolutionnaire Situation, von welcher das neuere politische Europa gerade seit jener Zeit, seit dem sechszehnten Jahrhundert, sich nicht wieder loszuringen vermag. Durch den principiellen und sittlichen Zerfall der alten Kirche waren die Bande zuerst gelockert worden, in denen Völker und Staaten sich harmonisch und einheitlich bewegt hatten, und in welchen sie die inneren Widersprüche ihrer Existenz für gelöst hielten.

Alle Stürme der politischen und historischen Welt hängen innerlichst mit der Religion und dem Verfall der kirchlichen Einrichtungen zusammen, und wir sehen in der ganzen neueren Geschichte, daß politische Bewegungen und Umwälzungen immer durch religiöse eingeleitet und hervorgerufen, zum Theil auch durch dieselben ersetzt werden. Seit dem Ablauf des Mittelalters handelt es sich in der modernen Welt beständig darum, bald aus der Religion Politik zu machen, bald wieder aus der Politik Religion. Es gleichen diese regelmäßig abwechselnden Bewegungen dem Umherwerfen des Kranken auf seinem Schmerzenslager in verschiedenen Stellungen, die ihn augenblicklich zu erleichtern scheinen, aber niemals gesund machen. Die Krankheit, woran unaufhörlich und seit Anbeginn der neueren Zustände gelitten wird, heißt die Revolution.

Diese Krankheit ist eine Mitgift der Natur bei allen neueren Staats-Organismen seit der großen europäischen Krisis im sechszehnten Jahrhundert. Sie wird erst dann geheilt werden, wenn die religiöse Frage der neueren Menschheit zu ihrem Entscheid gekommen

iſt. Denn auch die ſociale Frage, die Frage von der Erlöſung der Geſellſchaft, welche zunächſt als die radicalſte Zukunftsbewegerin vor uns ſteht, wird nicht anders geſchlichtet werden können als im Zuſammenhang mit den großen Grundfragen, welche die menſchliche Natur in ihren höchſten Endpuncten betreffen, nämlich in ihrem Verhältniß zu der ewigen Welt des Gedankens und Glaubens, in dem Verhältniß, welches die menſchliche Organiſation zu den ewigen Ideen einnimmt.

Machiavelli hat zuerſt dieſen verhängnißvollen Iſisſchleier der europäiſchen Politik gelüftet. Er nimmt für ſein ganzes politiſches Syſtem den Ausgangspunct von dem Verfall der Religion und Kirche in ſeiner Zeit. Von dem Verderben der römiſchen Kirche leitet er auch das Verderben der Völker Italiens her. In dieſer erſten ſchneidenden Combination des Religiöſen und Politiſchen bezeichnet Machiavelli den großen Zerſetzungsproceß, welcher in der Epoche der Reformation beginnt und womit auch die politiſchen Speculationen der Völker auf ihr Heil beginnen. Bis dahin war das Heil nur in der Kirche und in ihren Gnaden-Einrichtungen gefunden worden, und mit dem Moment, wo die innere Desorganiſation in die Kirche trat, begannen die Völker an ihr Heil auf der Erde zu denken, und ſich, wie ſonſt mit dem Himmel und allen ſeinen Stationen, ſo jetzt mit ihren weltlichen Zuſtänden und deren Organiſation zu beſchäftigen.

Es lag in dieſer Abwendung von der Kirche, die zunächſt nur ein ſittlicher Effect war, zugleich auf Seiten des Völkerlebens allerdings ein neuer weltlicher Impuls, der zu einer verjüngenden Kraft für die politiſchen und materiellen Lebenszuſtände hätte werden können. In Deutſchland, in der deutſchen Reformation, wurden die Anläufe zu einer politiſchen und ſocialen Reorganiſation auf dieſen Abfall von einer verderbten Kirche begründet. Die Volkskraft konnte ſich in Deutſchland noch in dieſer neuen Stellung in ſich ſelbſt aufſchwingen, aber es knüpfte ſich kein Segen an dieſe deutſche Volkserhebung, wie ſie im Bauernkrieg und andern auf eine Nationalrevolution gerichteten Beſtrebungen auftrat. Die politiſche Seite der deutſchen Reformation wurde nur ein tragikomiſches und zum Theil ſehr burleskes Vorſpiel zu den großen Schlachttagen der franzöſiſchen Revolution. Luther, welcher zuletzt Alles daran ſetzte, die Reformation rein zu erhalten, d. h. ihren Umſchlag in eine weltliche Umwäl-

zung zu verhüten, war doch ſelbſt eigentlich von politiſchen Freiheitsideen ganz und gar, und man kann wohl ſagen, wider ſeinen eigenen Willen, angefüllt.

Es iſt von einem neueren Beurtheiler des Machiavelli ſehr treffend geſagt worden: „daß kein einzelner Mann ſo viel zur Bezwingung des Mittelalters gethan, als Machiavelli.“ Dies geſchah aber daher, weil er der Erſte war, der unmittelbar an den Selbſtzerfall der alten Kirche die politiſche Speculation anknüpfte, und, ohne weiter rückwärts nach ihr zu blicken, mit einem weltlichen Muth, der auf Alles gefaßt war, die Organiſation der menſchlichen Zuſtände auf dem entgegengeſetzten Gebiet, im Staatsleben, erſtrebte. Machiavelli war Demokrat, und wurde auch nach Abfaſſung des Principe wieder Demokrat. Es lag damals in dieſem Wort nicht nur die rein volksthümliche Conſequenz des republikaniſchen Staatslebens ausgedrückt, ſondern es deutete ſich darin auch die Selbſtändigkeit des Staatsbegriffs gegenüber der Herrſchaft der Kirche an.

In Deutſchland war in Folge der Reformation der erſte Verſuch mit einer Bewegung der Maſſen oder mit der Revolution von unten herauf gemacht worden. Machiavelli glaubte für Italien, daß dem Volke aus ſich ſelbſt heraus und durch ſeine eigene Unternehmung nicht geholfen werden könne. Dieſer Gedanke hat weſentlich ſein politiſches Syſtem beſtimmt, und ihn zu der indirect revolutionnairen Staatskunſt gebracht, welche ein zerwühltes und erkranktes Volk durch die Schärfe von Stahl und Eiſen in eine neue Organiſation treiben ſoll. Durch dieſen in Italien vollkommen gerechtfertigten Gedanken wurde er der Begründer des reactionnairen Staatsrechts, welches immer und ewig mit der Revolution buhlen wird und muß.

Den erſten Ausgangspunct dieſes Syſtems hat er auf eine ſehr klar zu erkennende Weiſe in ſeinen Discurſen über den Livius notirt. Dies iſt eben die Ideen-Verbindung, in der er das politiſche und nationale Verderben Italiens aus dem Verderben der römiſchen Kirche herleitet.

Er ſagt dort [1]:

---

1 Discorsi l. 12. Die fundamental-Stellen: La quale Religione se ne' principj della Repubblica Cristiana si fosse mantenuta, secondo che dal datore d'essa ne fu ordinato, sarebbero gli stati e le repubbliche Cristiane più unite e più felici assai ch'elle non sono. *Nè si può fare*

„Wenn diese Religion in den Principien des christlichen Staats so wäre aufrecht erhalten worden, wie sie von ihrem Stifter ursprünglich angeordnet wurde, so würden die Staaten und christlichen Republiken um vieles einiger und glücklicher sein, als sie es sind. Von dem Verfall dieser Religion kann man sich aber keine stärkere Vorstellung machen, als wenn man betrachtet, wie diejenigen Völker, die der römischen Kirche, dem Haupte unserer Religion, näher sind, um so weniger Religion haben. Und wer die ursprünglichen Grundlagen unserer Religion betrachtet, und den von denselben so verschiedenen Gebrauch erwägt, den man gegenwärtig von ihr macht, der wird urtheilen müssen, daß nahe ohne Zweifel der Untergang oder die Zuchtruthe sei! Und weil doch Einige der Meinung sind, daß die Wohlfahrt Italiens von der römischen Kirche abhänge, so will ich gegen dieselbe einige Gründe vorbringen, die mir gerade einfallen, und besonders zwei sehr wesentliche anführen, die meines Erachtens keine Widerlegung dulden. Der erste ist, daß durch das schlechte Beispiel jenes Hofes dieses Land alle Frömmigkeit und alle Religion verloren hat, was unendliche Mißstände und unendliche Zerwürfnisse mit sich führt, denn wie man dort, wo Religion ist, alles Gute voraussetzt, so dort, wo sie mangelt, das Gegentheil. Das haben wir also der Kirche und den Priestern Italiens vor allen Dingen zu danken, daß wir religionslos und entartet geworden sind! Wir sind aber noch zu einem größeren Dank gegen sie verpflichtet worden, der die Ursache unseres Ruins in sich schließt, nämlich: daß die Kirche unser Land zertheilt hat und in beständiger Zertheilung forterhält. Und wahrlich, niemals war ein Land einig oder glücklich, wenn es nicht entweder einer Republik oder einem Fürsten zugehört hat, wie es in Frankreich und Spanien geschehen. Und die Ursache, daß Italien nicht an demselben Ziel sich befindet, und weder eine Republik hat noch einen Fürsten, der es regiert, ist einzig und allein die Kirche; denn obgleich sie hier ihren Sitz und ihre weltliche Herrschaft hatte, so ist sie doch weder so mächtig geworden, noch hat sie

altra maggiore congettura della declinazione di essa, quanto è vedere come quelli popoli che sono più propinqui alla chiesa Romana, capo della religione nostra, hanno meno Religione. E chi considerasse i fondamenti suoi, e vedesse l'uso presente quanto è diverso da quelli, giudicherebbe *esser propinquo senza dubbio o la rovina o il flagello.*

eine ſolche Kraft erlangt, daß ſie den übrigen Theil Italiens hätte erobern und ihm einen Fürſten geben können. Und doch iſt ſie wieder auf der andern Seite nicht ſo ſchwach geworden, daß ſie, aus Furcht ihre Herrſchaft über die weltlichen Dinge zu verlieren, nicht einen Mächtigen hätte anrufen können, um ſie gegen Den zu ſchützen, der in Italien zu mächtig geworden wäre, wie man von Alters her mit hinlänglicher Erfahrung hat erſehen können, wenn ſie durch Carl den Großen die Lombarden vertrieb, die gleichſam ſchon König von ganz Italien waren, oder wenn ſie in unſeren Tagen die Macht der Venezianer mit Hülfe Frankreichs brach, darauf aber die Franzoſen mit Hülfe der Schweizer verjagte. Da mithin die Kirche nicht mächtig genug war, Italien zu erobern, noch auch geſtattete, daß ein Anderer es eroberte, ſo wurde ſie dadurch die Urſache, daß Italien nie unter Ein Haupt kam, ſondern unter mehreren Fürſten und Herren blieb, woraus eine ſo große Zerworfenheit und Schwäche entſtand, daß Italien auf dieſem Wege die Beute nicht bloß der mächtigen Barbaren, ſondern des Erſten Beſten wurde, der es angriff. Dies danken wir Italiener der Kirche und Niemanden anders. Und wer ſich davon recht augenſcheinlich überzeugen wollte, der müßte die Macht beſitzen, den römiſchen Hof mit der ganzen Autorität, die er in Italien hat, in das Land der Schweizer zu verlegen, die heut noch die einzigen Völker ſind, die in der Religion und in ihren militairiſchen Einrichtungen im Sinne der Alten leben; und er würde dann ſehen, daß die traurigen Sitten dieſes Hofes in kurzer Zeit mehr Unordnung in dieſem Lande hervorrufen würden, als irgend eine andere Begebenheit, die ſich jemals ereignen könnte!"

Machiavelli erblickte alſo in dem Weſen der römiſchen Kirche die eigentliche Urſache, welche die Einheit und Freiheit Italiens hinderte, während der Katholicismus durch die Stärke ſeiner Organiſationsmittel allerdings im Stande geweſen wäre, dieſe Einheit und Freiheit zu tragen. Aber ein durch die Laſter des Clerus entſittlichtes Volk konnte zugleich keinen Anhalt für eine Maſſen-Erhebung oder für die Organiſirung der Revolution von Unten bieten, und doch erkannte Machiavelli ohne Zweifel ſchon, daß die eigentliche Fortbildungskraft der neueren Geſchichte eine revolutionnaire ſei, und daß in der neuen Weltepoche, die ihren Anfang vor ſeinen Augen nahm, nur durch die Krankheit zur Geſundheit zu gelangen ſein werde.

Machiavelli sah den militairischen Absolutismus als ein bei weitem besser arbeitendes Organ der Revolution an, als die Volkskraft selbst. In die bewaffnete Einzel-Souverainetät wollte er den Proceß verlegen, welcher zwei Jahrhunderte später in Frankreich in die zerstörende und zugleich neu organisirende Volks-Souverainetät verlegt werden sollte. Machiavelli und Rousseau stehen sich hier an den beiden äußersten Endpuncten einer Aufgabe gegenüber, welche einen neuen Staat, eine neue Gesellschaft für die mit sich selbst überworfene europäische Menschheit bezweckte. Aber zwischen ihren Mitteln liegt eine ganze Welt von Täuschungen und Hoffnungen, und wenn man in vielem Betracht sagen kann, daß Machiavelli auf Rousseau hinweist, wie das funfzehnte und sechszehnte Jahrhundert überhaupt auf das achtzehnte und neunzehnte, oder wie etwa Luther auf Voltaire, und die deutsche Reformation auf die französische Revolution hinweist, so können wir darin nur die fundamentale Bedeutung erblicken, die einem Genius, wie Machiavelli, auch in seinen Verirrungen zukommt.

Die französische Revolution werden wir jedenfalls auch in der Geschichte selbst als die wesentliche Ergänzung der Machiavelli'schen Staatsweisheit und als den neuen Weg zur Lösung der von Machiavelli behandelten Probleme der neueren Geschichte zu betrachten haben. Machiavelli urtheilte, wie man aus dem dritten Capitel des Principe ersieht, nicht sehr günstig von dem politischen Naturell der Franzosen. Er führte dort an, was er zu dem Cardinal Rohan gesagt, der zu ihm äußerte, daß die Welschen sich nicht auf den Krieg verstünden, worauf Machiavelli ihm antwortete: „und die Franzosen verstünden sich nicht auf den Staat, weil, wenn sie sich darauf verstünden, sie nicht die Kirche so groß werden ließen [1]." Es ist merkwürdig, gerade den Machiavelli so urtheilen zu hören, daß er den Franzosen, welche nachher durch ihre Revolution das eigentliche politische Bewegungs-Volk der neueren Geschichte wurden, den Staats-

1 Principe c. 3. — Dicendomi il cardinale Roano, che gli Italiani non s'intendevano della guerra, io gli risposi, che i Francesi non s'intendevano dello stato, perchè intendendosene non lascerebbero venire la Chiesa in tanta grandezza. E per esperienza si è visto, che la grandezza in Italia di quella, e di Spagna, è stata causata da Francia, e la rovina sua è proceduta da loro.

verſtand und die politiſche Befähigung abſpricht. Es liegt aber dennoch etwas außerordentlich Treffendes und Hellſehendes in dieſem Ausſpruch, denn die Franzoſen, deren urſprüngliches National-Naturell ein durchaus kriegeriſches und militairiſches iſt, bildeten ſich erſt ſpät und gewiſſermaßen auf künſtlichen Umwegen zu einem Volk der politiſchen Speculation heran.

Machiavelli iſt aber auch geneigt, es der chriſtlichen Religion ſelbſt zum Vorwurf zu machen, daß ſie die modernen Völker unfähig zur Freiheit und zur Entwickelung eines ſtarken politiſchen Lebens gemacht habe. Machiavelli erſcheint uns hier als der Reigenführer Derjenigen, welche das Chriſtenthum in politiſcher Hinſicht angeklagt, und Chriſtenthum und politiſche Freiheit als unverſöhnliche Gegenſätze einander gegenübergeſtellt haben. Er geht bei dieſer Betrachtung, die er ebenfalls in den Discorſi anſtellt, von der Verſchiedenheit der Religionen alter und neuer Zeit aus, und leitet das Ueberwiegen der republikaniſchen Form im Alterthum und die größere Freiheitsliebe der Alten vornehmlich aus dem eigenthümlichen Element ihrer Religion her.

Er ſagt dort [1]: „Wenn wir nun erwägen, woher es gekommen ſein mag, daß in jenen Zeiten des Alterthums die Völker die Freiheit mehr liebten als heutzutage, ſo glaube ich, daß hier dieſelbe Urſache obwaltet, welche die Menſchen heut weniger ſtark macht, nämlich die Verſchiedenheit unſerer Erziehung von der der Alten, welche ſich auf die Verſchiedenheit unſerer Religion von der antiken gründet. Unſere Religion lehrt uns als die Wahrheit und den wahren Weg des Lebens, daß wir die Ehre der Welt weniger achten ſollen; die Heiden aber, welche in die Welt ihr höchſtes Gut ſetzten, waren darum in ihren Handlungen gewaltiger und wilder. Man kann dies aus vielen ihrer Einrichtungen erſehen, wenn man die Prächtigkeit ihrer Opferhandlungen mit der niedrigen Demuth der unſrigen vergleicht, bei denen ein mehr zierlicher als prächtiger Aufwand ſtattfindet, aber durchaus keine wilde und heftige Handlung. — — Die antike Religion hat Niemand heilig geſprochen als die Männer des weltlichen Ruhms, wie es die Heerführer und Fürſten waren. Die chriſtliche Religion dagegen hat mehr die Männer der Selbſterniedrigung und Beſchaulichkeit verherrlicht. Sie

1 Discorsi II. 2.

hat überhaupt das höchste Gut in die Niedrigkeit, in die Wegwerfung und in die Verachtung der menschlichen Dinge gesetzt, während die Alten es in die Größe des Geistes, in die Stärke des Körpers und in alle diejenigen Dinge verlegten, welche dazu geeignet sind, die Menschen stark zu machen. Und wenn die christliche Religion verlangt, daß du Stärke in dir haben sollst, so will sie dies nur dazu, damit du mehr dulden, als etwas Starkes thun sollst. Diese Art zu leben nun scheint die Welt geschwächt und sie zur Beute der Bösewichter gemacht zu haben, welche eine solche Welt mit Sicherheit gängeln zu können glauben, indem sie sahen, daß die ganze Menschheit, um nur den Weg zum Paradiese finden zu können, es für besser hielt, ihre Prügel auszuhalten als sie jemals zu rächen. Und wenn die Welt dadurch verweichlicht und der Himmel entwaffnet worden zu sein scheint, so rührt dies ohne Zweifel von der Verworfenheit der Menschen her, welche unserer Religion eine Deutung gegeben haben, die mehr dem Müssiggang als der Kraft entspricht! Hätten diese bedacht, daß die Religion die Erhebung und Vertheidigung des Vaterlandes gestattet, so würden sie gesehen haben, wie die Religion auch will, daß wir das Vaterland lieben und ehren und uns so ausbilden, um es vertheidigen zu können. Diese Erziehung und diese falsche Ausdeutung der Religion bewirken es also, daß man jetzt in der Welt nicht so viel Republiken sieht, als in alter Zeit gesehen wurden, und daß man darum auch bei den Völkern nicht mehr so große Liebe zur Freiheit bemerkt als damals [1]."

Machiavelli ist der Erste, welcher die gewissermaßen nothwendige Zerrüttung des modernen Staatswesens von diesem Standpunct aus betrachtet hat. Er unterscheidet hier bereits, was seine späteren Nachfolger auf diesem Gebiet der Kritik meist unterlassen haben, die christliche Religion von ihren Auslegern und Anwendern. Er scheint

1 E benchè paja che si sia effeminato il mondo, e disarmato il cielo, nasce più senza dubbio dalla viltà degli uomini, che hanno interpretato la nostra Religione secondo l'ozio, e non secondo la virtù. Perchè se considerassero come ella permette la esaltazione e la difesa della patria, vedrebbono come la vuole che noi l'amiamo ed onoriamo, e prepariamoci ad esser tali che noi la possiamo difendere. Fanno adunque queste educazioni, e così false interpretazioni, che nel mondo non si vedono tante repubbliche quante si vedeano anticamente, nè per conseguente si vede nei popoli tanto amore alla libertà quanto allora.

ſogar geneigt, das urſprüngliche Princip dieſer Religion ihrer Interpretation gegenüberzuſtellen. Freilich läßt auch er noch das Problem unerörtert, wie auf dem Grunde des chriſtlichen Princips, wenn daſſelbe in ſeiner urſprünglichen Reinheit feſtgehalten oder wiederhergeſtellt wird, mit der Bildung eines freien modernen Staatslebens vorzugehen ſein werde und in welchen politiſchen Formen ſich daſſelbe alsdann zu entwickeln haben würde. Wenigſtens drückt er ſich darüber nur ganz allgemein im Sinne der Freiheit und des republikaniſchen Standpunctes aus. Der Bedeutung des religiöſen Princips an ſich läßt er aber die tiefſte und durchgreifendſte Gerechtigkeit widerfahren. Denn er ſieht in der Religion und ihren Anſchauungen eigentlich das innerlichſt plaſtiſche Princip zur Darſtellung eines politiſchen Staatslebens. Für ſeine Zeit mußte ihm freilich die Religion mit ihren prieſterlichen Vertretern und mit ihrem damaligen kirchlichen Organismus zuſammenfallen. Dies brachte ihn in den Ruf eines Religionsverächters und Atheiſten, den viele ſeiner Beurtheiler, wie der Jeſuit Poſſevin, Binet, Spizelius, Marchant, zu den märchenhafteſten Geſchichten über Machiavelli ausgebeutet haben[1]. Machiavelli ſchrieb der Kirche freilich, wie wir geſehen haben, nur einen zerrüttenden und desorganiſirenden Einfluß auf alle menſchlichen und politiſchen Lebenszuſtände zu, aber den höhern und wahren Begriff der Religion hatte er in ſeinen Gedanken ausgebildet, wie dies die in allen ſeinen Schriften niedergelegten Anſchauungen beweiſen.

Die innere Selbſtzerſtörung der alten Kirche, welche mit dem ſittlichen Zerfall ihrer Verwaltung begann, wurde durch die geiſtigen Entwicklungen der Jahrhunderte, durch Wiſſenſchaft, Philoſophie und Pantheismus weiter gefördert. Der Pantheismus iſt auf dem religiöſen Gebiet dieſelbe Macht, welche die Demokratie auf dem Gebiet des Staats auszuüben ſich berufen hält. Der Pantheismus iſt die allgemeine Auflöſung der Kirche, wie die Demokratie die allgemeine Auflöſung des Staats iſt. Beide Richtungen gehen urſprünglich von demſelben Abſolutismus der Idee aus,

---

1 Possevin, Iudicium de Nuae, militis Galli, Joh. Bodini, Phil. Mornaei et Nic. Machiavelli quibusdam scriptis (Rom. 1592). — Binet, du Salut d'Origène p. 359. — Spizelius, Scrutinium Atheismi historico-aetiologicum p. 132. — Marchant, Hort. Pastor. tract. I. lect. VI. propos. 2.

da ſie keine einzige beſtehende Form der Wirklichkeit entſprechend und genügend finden, ſodaß ſie es nur dem Individuum als ſolchem überlaſſen zu können glauben, ſich nach dem Maaß ſeines Bedürfniſſes die durch keine Formel und kein Geſetz mehr beſchränkte Befriedigung zu ſchaffen. Es iſt daher nur der Individualismus, welchen Pantheismus und Demokratie in religiöſer und politiſcher Hinſicht brauchen können, denn die Herrſchaft des Individuums iſt es, welche ſie an die Stelle von Staat und Kirche treten laſſen wollen. Der Pantheismus, in deſſen Syſtem es keine Individualität giebt, kann doch der Kirche nur dadurch den Krieg erklären, daß er ſich ihr gegenüber auf die Macht der Individualität ſtützt und Alles, was es giebt, in der Denkkraft des Individuums untertauchen und untergehen läßt. Er vernichtet die Form durch das Individuum Kraft der Idee, um dann das Individuum wieder durch die Idee aufzulöſen. Daſſelbe Schickſal ſteht dem Individuum auf dem politiſchen Gebiet bevor, wenn diejenigen Pläne der Demokratie, welche auf eine Auflöſung des Staats durch das Individuum gerichtet ſind, in Erfüllung gingen. Denn es würde dies eine Umarmung der Menſchen mit der Freiheit werden, welche das Geſchlecht nicht zu ertragen vermag, ſondern in der es vergehen müßte gleich der Semele in den Donner-Umarmungen des alten Gottes.

Auf dieſem Entzündungspunct aller modernen Richtungen ſtand Machiavelli als das Individuum, in welchem dieſer innerſte Zwieſpalt der ganzen neueren Welt ſeinen allſeitigen Ausbruch zuſammendrängte. Seine Stellung war eben in dieſer Allſeitigkeit des Zwieſpalts, dem er unterlag, zugleich eine iſolirte. Der Kirche gegenüber war er Pantheiſt und Demokrat zugleich. Für dieſe Zeit war es das Wichtigſte, ſich mit der Kirche auseinanderzuſetzen, und in dieſer Beziehung konnte ſelbſt der politiſche Abſolutismus, wie ihn Machiavelli bilden half, als revolutionnaires Werkzeug gegen die Kirche gerichtet werden. Denn je kräftiger und ſelbſtändiger der politiſche Abſolutismus ſein Syſtem baute, um ſo mehr nahm er der Kirche von dem Grund und Boden ihrer Alleinherrſchaft hinweg. Dem Staat gegenüber trug Machiavelli den Fluch dieſes geſpaltenen Bewußtſeins. Die Situation der ganzen Welt war zu künſtlich, um den Organismus der Freiheit noch rein anſchauen zu können. Er ſah ſich daher in eine Stellung hineingetrieben, in der er der Reaction ihre Mittel und Waffen ſchmiedete, um ſelbſt an der Idee der Freiheit zu Grunde zu gehn.

Machiavelli hatte in derſelben Zeit, wo er die Capitel über den Principe ſchrieb, auch eine Komödie gedichtet, die gewiſſermaßen die ſociale Ergänzung zu dem politiſchen Fürſten-Tractat bildet und die Stellung, in der ſich Machiavelli zu ſeiner Zeit befand, uns erſt vollſtändig überliefert. Machiavelli hat darin, als der Erſte unter allen neueren Luſtſpieldichtern, das Element der Tartufferie in ſocialer und religiöſer Hinſicht aufgegriffen, und darin die innere Verderbtheit des geiſtlichen Standes in ſchlagenden Zügen enthüllt. Boccaccio hatte in ſeinen Novellen daſſelbe mit einer Leichtfertigkeit des Humors gethan, die zugleich als mildernde Farbe für das Gemälde diente. Machiavelli aber wirft ernſte und große Schlagſchatten auf die ganze Welt- und Geſellſchafts-Exiſtenz, indem er in dem Pater Timotheus, der die niederträchtigſten Schelmereien in dieſer Komödie verknüpft und unter dem Siegel der kirchlichen Autorität vollbringen hilft, die Mittel und Organe der Kirche in ihrer Auflöſung und in dem grellſten Widerſpruch mit ihrer Idee zeigt. Die Art, wie dieſer Mönch eingeführt wird, iſt auch in dramatiſcher Hinſicht meiſterhaft, und giebt gewiſſermaßen eine Phyſiologie des geiſtlichen Gewiſſens, die nicht ſchneidender entwickelt werden konnte. Die Intriguen und Schandthaten, um die es ſich handelt, werden zu ihrer eigentlichen Verſchlingung an Dogmen und Ritus der chriſtlichen Kirche, ja ſelbſt an ihre Sacramente angeknüpft. Der Papſt Leo X. ließ dieſe Komödie des Machiavelli auf ſeine eigene Veranſtaltung in Rom aufführen, nachdem er die Schauſpieler, von denen er das Stück früher in Florenz darſtellen geſehen, nebſt allen dazu gehörigen Decorationen zu dieſem Zweck hatte nach Rom ſchaffen laſſen[1]. Wenn der leichtſinnige Leo von der damaligen gefährlichen Stellung der Kirche nur eine Ahnung gehabt hätte, ſo würde er vor innerem Grauen nicht eine Komödie zu ſeiner Lieblings-Unterhaltung gewählt haben, in welche ſich der reformatoriſche Stachel des Jahrhunderts ſo verletzend und blutig eingedrückt hatte.

1 Paolo Giovio, Elog. c. 87. Das Stück wird hier nach ſeiner Hauptfigur Nicia genannt, iſt aber mit der Mandragora eines und daſſelbe. — Varillas, Anecdotes de Florence p. 248 läßt das Stück ſogar auf die beſondere Veranlaſſung Leo's entſtehen, der es als Cardinal bei Machiavelli beſtellte, um ſich an der Schilderung einiger bekannter florentiner Perſönlichkeiten darin zu ergötzen.

14. Das Urbild des neuen Fürsten.

Machiavelli schwebt, wie wir schon früher andeuteten, mit seiner Absicht, dem politischen Absolutismus eine Normal-Persönlichkeit zu construiren, keineswegs in der Luft, sondern er hat lebende Vorbilder, die auf seine eigene politische Entwickelung den größten Einfluß ausgeübt hatten. Zu diesen muß vor Allen Cäsar Borgia gerechnet werden, dessen Politik Machiavelli im siebenten Capitel des Principe einer genaueren Kritik in ihrem Geist wie in ihren Einzelnheiten unterwirft.

Cäsar Borgia, welcher in Italien Herzog Valentin genannt wurde, wegen des Erzbisthums Valenzia, welches ihm sein Vater, Papst Alexander VI., übertragen, war in seinem Charakter am glänzendsten und furchtbarsten dazu ausgerüstet, das System einer mörderischen Politik kunstvoll und erfinderisch zu begründen. Das wilde spanische Blut, welchem das edle Haus der Borgia entstammte, mischte sich in diesen fürstlichen Verbrechern auf eine ungemein berechnete Weise mit der Verschlagenheit des italienischen Naturells, und Cäsar Borgia wußte diese Elemente auf ihren Gipfelpunkt zu steigern. Seine weitverzweigten Pläne, sich Gewalt und Herrschaft zu erwerben und italienische Ländergebiete in seinen Besitz zu bringen, hatten ihn zum Feind und Verfolger aller begüterten römischen Familien gemacht, aus deren Trümmern er die schaudervolle Größe des Hauses Borgia aufrichtete und worin er durch seinen Vater, den Papst, wie durch seine Allianz mit dem französischen König Ludwig XII. mit Kriegsmitteln aller Art unterstützt wurde.

So hatte sich Cäsar Borgia schon fast der ganzen Romagna bemächtigt, war aber, als er im Jahre 1502 auch Absichten auf den Erwerb von Bologna faßte, mit seinen bisherigen Freunden, den mächtigen Familien der Vitelli und Orsini, zerfallen. Die Florentiner, welche mit denselben Adelsgeschlechtern in feindlicher Verwickelung lebten, fühlten um diese Zeit das Bedürfniß nach einem Freundschaftsbund mit Cäsar Borgia, der nach der Eroberung der ganzen italienischen Halbinsel zu trachten schien. Machiavelli ward von ihnen (1502) zur Vermittelung dieses für sehr wichtig gehaltenen Verhältnisses abgesandt.

Wir sehen jetzt Machiavelli, den Mann mit dem feinsten geistigen Spürblick und der durchdringendsten Menschenkenntniß, diesem Herzog Valentin gegenüber, der nur Dolch und Gift als

die täglichen Instrumente seiner Vergrößerung handhabte, und seinen politischen Weg bisher nur durch den blutigen Glanz seiner Verbrechen und unmenschlichen Grausamkeiten bezeichnet hatte. Es war dies eine Gesandtschaft, bei welcher es darauf ankam, die Politik eines Cäsar Borgia in ihren geheimsten Verstecken zu ergründen und gewissermaßen mit dem Tiefblick eines Weisen sich in den ganzen Zusammenhang einer verbrecherischen Tyrannenseele hineinzuversetzen.

Machiavelli war zu diesem Studium der geeignete Mann, und es begann nun zwischen Beiden das diplomatische Widerspiel der abgemessenen Stellungen und der ausgesuchtesten Demonstrationen, bald durch eine erheuchelte Offenherzigkeit des Betragens, bald durch ein Zurückziehn in eine geheimnißvolle und wortkarge Position, bald durch ein lügnerisches Vorgeben neuer Zwischenereignisse, die gar nicht existiren, bald durch ein scheinbares Abbrechen der Unterhandlungen in demselben Moment, wo die größte Neigung zu Zugeständnissen da ist.

Machiavelli zeigt sich einem Cäsar Borgia in diesen Schlangenwindungen der Diplomatie durchaus gewachsen, er weiß genau, auf welchem Punkt der Herzog Florenz zu berücken gedenkt, indem er die täuschende Maske des Wohlwollens gegen dasselbe aufsteckt. Und wenn der Herzog immer karger wird mit seinen Audienzen, studirt Machiavelli das Lächeln seiner Hofleute, und schreibt daraus für seine Signoren in Florenz, die ihn um Berichte drängen, die wichtigsten Depeschen auf. Oder wenn der Herzog plötzlich einen Argwohn gegen die Absichten der Florentiner affectirt, weiß Machiavelli ihm einige witzige Querfragen zu thun, welche den Cäsar Borgia zum Lachen bringen müssen. Die systematische Zurückhaltung des Herzogs, die mit scheinbarer Mittheilsamkeit wechselt, offenbart sich in einer Reihe dramatischer Stellungen, welche die Kunst der Diplomatie auf ihren Höhepunkten zeigen.

Wie tief Machiavelli diesen Charakter studirte und durchschaute, hat er in den Briefen und Berichten über seine Gesandtschaft, die sich unter seinen Schriften finden, hinlänglich gezeigt und selbst in der meisterhaftesten Darlegung aller Momente entwickelt[1].

1. Legazione al Duca Valentino und der Aufsatz del modo tenuto dal Duca Valentino nello ammazzare Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Forma, il Signor Pagolo e il Duca di Gravina Orsini. — Opere (ed. Florent.) T. III.

Wir müſſen aber dabei zugleich ſehn, wie ſich in dem Studium auch die Bewunderung in Machiavelli's Herz ſchleicht, die Bewunderung für einen dermaßen ausgerüſteten politiſchen Charakter, für einen ſo ſyſtemartig abgeſchloſſenen und vollendeten Tyrannen, der in ſich ſelbſt gewiſſermaßen allen Gründen überlegen, und weil er nichts kennt als ſein Ziel, nämlich ſich ſelbſt, eben dadurch unüberwindlich iſt, und in dieſem Bewußtſein ſeiner Sicherheit zugleich dies leichte und ſarkaſtiſche Sichgehenlaſſen ſeiner Perſönlichkeit gewinnt. So wird Machiavelli auch kaum überraſcht, als er plötzlich, noch mitten in ſeinen diplomatiſchen und politiſchen Verhandlungen, ein Hauptthema, um das es ſich gehandelt, nämlich das Verhältniß der Orſini und Vitelli und ihrer Genoſſen zu Cäſar Borgia und zu Florenz, durch einen Meuchelmord entſchieden ſieht, indem der Herzog ſeine Gegner theils gewaltſam erdroſſeln, theils hinrichten läßt. Der Herzog beruft den Machiavelli plötzlich in der Nacht um zwei Uhr zu ſich, und kündigt ihm triumphirend das blutige Ereigniß an, indem er verlangt, er ſolle den Signoren in Florenz melden: dies ſei die Rache, die Cäſar Borgia den Florentinern an ihren Feinden, den Vitelli und Orſini, verſchafft habe! Man hat den Machiavelli ſogar als einen Mitſchuldigen Cäſar Borgia's bei der Begehung dieſes Mordes bezeichnen wollen, der allerdings auch die bitterſten Feinde der florentiniſchen Republik traf, aber es giebt keinen thatſächlichen Beweis für dieſe Anklage, obwohl Machiavelli im vierundvierzigſten ſeiner Geſandtſchaftsbriefe der Signoria von Florenz dies Ereigniß als ein höchſt erfreuliches für die Republik anzeigt.

Machiavelli ſelbſt war mit Verſtand und Gefühl dem beſtechenden Reiz des größten politiſchen Verbrechers erlegen, und wie rein ſtaatsgeſchäftlich und politiſch er dieſe ganze Erſcheinung auffaßte, geht vornehmlich auch daraus hervor, daß er in ſeinen Berichten über dieſe Legation niemals auch nur den geringſten menſchlichen Schauder über die Nähe eines ſolchen ſtaatsklugen und bluttriefenden Ungeheuers durchblicken ließ. Vielmehr ſtellt er die Bewunderung ſeiner außerordentlichen Begabung an die Spitze aller Betrachtungen über ihn[1]. Zugleich bildet ſich hier ſchon ſeine Anſicht, daß dies das Muſterbild eines Fürſten ſei, wie er unter

1 Legazione al Duca Valentino, lettera XXIII.

den verworfenen Zuſtänden Italiens zur Rettung und Wiederherſtellung erſehnt werden müſſe.

Im ſiebenten Capitel des Fürſten-Tractats, worin Machiavelli von den neuen Fürſtenthümern handelt, die man durch fremde Gewalt und durch Glück erwirbt, nennt er ausdrücklich den Cäſar Borgia als denjenigen Typus eines neuen Fürſten, der alle Anforderungen in ſich vereinige, um eine ausſchließliche Höhe der Herrſchaft zu behaupten. Nachdem er auch an dieſer Stelle die Eigenthümlichkeiten der Cäſar Borgia'ſchen Blut- und Mord-Politik in ihrer ungeheuern Conſequenz wie in ihren fürchterlichſten Kraft-Offenbarungen geſchildert, und auch in manchen Einzelnheiten derſelben die Fehler nachgewieſen hat, die ihm von ſeinem Standpunct aus nur eben als Klugheitsfehler erſcheinen, ſtellt er folgendes Schluß-Urtheil über dieſe Perſönlichkeit eines kriegeriſchen Herrſchers feſt: „Alle dieſe Handlungen des Herzogs nun zuſammengenommen, wüßte ich ihn nicht zu tadeln; vielmehr ſcheint er mir, wie ich ſchon geſagt habe, allen denen zur Nachahmung aufzuſtellen, welche durch Glück und durch die Waffen Anderer zur Herrſchaft gelangt ſind. Denn da er einen hohen Geiſt und ein hohes Streben hatte, konnte er ſich nicht anders benehmen, und ſeinen Plänen widerſetzte ſich bloß die kurze Lebensdauer Alexanders (des Papſtes) und ſeine eigene Hinfälligkeit. Wer es alſo für nothwendig erachtet, in ſeiner neuen Herrſchaft ſich der Feinde zu verſichern, Freunde zu gewinnen, durch Gewalt oder durch Liſt zu ſiegen, ſich geliebt oder gefürchtet beim Volke zu machen, Gehorſam und Achtung beim Heere zu erlangen, die, welche ihm ſchaden können und müſſen, hinwegzuräumen, die alten Ordnungen durch neue Verfaſſungen umzuändern, ſtreng und gelind, großmüthig und freigebig zu ſein, die ungetreue Miliz zu vernichten und ſich eine neue zu ſchaffen, die Freundſchaft der Könige und Fürſten ſich zu erhalten, dergeſtalt, daß ſie entweder mit Gunſt ihn fördern oder mit Rückſicht ihn beleidigen müſſen: der kann keine friſcheren Beiſpiele finden, als die Handlungen dieſes Mannes[1]".

---

1 Principe c. VII. Chi adunque giudica necessario nel suo principato nuovo assicurarsi degl' inimici, guadagnarsi amici, vincere o per forza o per fraude, farsi amare o temere dai popoli, seguire e riverire da' soldati, spegnere quelli che ti possono o debbono offendere, innovare

In dieſer Weiſe hat Machiavelli in einer ganz klaren und unzweifelhaften Formel die Normalperſönlichkeit ſeines Herrſchers, wie er denſelben zu den von ihm beabſichtigten kriegeriſchen Zwangs-Organiſationen des italieniſchen Nationallebens einzig und allein für tauglich hält, hingeſtellt. Es iſt dies ſein kriegeriſcher Reformator, ſein bewaffneter Prophet; in neueſter Zeit, wo dieſer Typus wieder auf den hiſtoriſchen und politiſchen Schauplatz getreten, auch die bewaffnete Vorſehung genannt, welchen Ausdruck (providence armée) man neulich in einer franzöſiſchen Zeitung ganz naiv gebraucht finden konnte, wo von gewiſſen Generälen der heutigen franzöſiſchen Republik die Rede war.

An dieſe Anſchauungen knüpft Machiavelli unmittelbar ſeine Doctrin von den gut gebrauchten und von den ſchlecht gebrauchten Grauſamkeiten (crudeltà male o bene usate). Er entwickelt dieſe eigenthümliche Doctrin im achten Capitel des Principe, indem er die politiſch-mörderiſchen Handſtreiche erzählt, durch welche Oliverotto von Fermo, der in der Zeit des Machiavelli lebte, und Agathokles von Syrakus, vermittelſt der ſchwärzeſten Verbrechen zur Behauptung einer feſten und wohlgeordneten Gewalt gelangten. Die Nutzanwendungen, denen wir am Schluß dieſes Capitels begegnen, ſind für das ganze hier entwickelte politiſche Syſtem von beſonderer Wichtigkeit, indem ſie daſſelbe an dieſer Stelle gewiſſermaßen pſychologiſch ausrunden helfen. Machiavelli ſagt dort: „Gut gebrauchte Grauſamkeiten — wenn es anders erlaubt iſt, Gut vom Böſen zu ſagen — können wir diejenigen nennen, die man auf Einen Zug begeht, in der Nothwendigkeit ſich ſicher zu ſtellen, und dann nicht weiter dabei beharrt, ſondern, ſo viel als man nur kann, zum größeren Nutzen der Unterthanen verwendet. Die ſchlecht gebrauchten ſind diejenigen, welche, obwohl ſie im Anfang nur gering auftreten, doch im Laufe der Zeit vielmehr ſich häufen, ſtatt daß ſie aufhören ſollten. Die, welche die erſte Weiſe befolgen, können mit Gott und den Menſchen für ihren Staat wohl noch Rettungswege finden, wie

---

con nuovi modi gli ordini antichi, essere severo e grato, magnanimo e liberale, spegnere la milizia infedele, creare della nuova, mantenersi le amicizie de' re e dei principi, in modo che ti abbiano a beneficare con grazia, o ad offendere con rispetto, non può trovare più freschi esempj, che le azioni di costui.

Agathokles sie fand. Den Andern wird es unmöglich sein sich zu behaupten. Deshalb ist wohl zu merken: daß bei der Ergreifung eines Staats der Besitznehmer desselben alle Unbilden, die er zu verüben genöthigt ist, auf Einen Zug verüben muß, um sie nicht jeden Tag erneuern zu dürfen und um durch Vermeidung dieser Erneuerung die Menschen sicher zu machen und sich durch Gutesthun ihre Geneigtheit zu erwerben. Wer anders handelt entweder aus Furchtsamkeit oder weil er schlecht berathen ist, ist immer gezwungen, das Messer in Händen zu halten und kann sich niemals auf seine Unterthanen stützen, weil auch sie wegen der beständigen und frischen Beleidigungen seiner sich nicht versichert halten können. Man muß daher die Beleidigungen alle auf einmal erweisen, damit sie um so weniger geschmeckt werden und um so weniger verletzen. Die Wohlthaten dagegen muß man nach und nach erweisen, damit sie um so besser geschmeckt werden können. Und es muß ein Fürst vor Allem so mit seinen Unterthanen leben, daß ihn kein Zufall weder im Bösen noch im Guten zu einer Veränderung nöthigen kann, weil, wenn mit der schlimmen Zeit die Nöthigung eintritt, du für das Böse nicht schon zu spät kommst, und was du Gutes thust, dir nichts nützt, weil man es für erzwungen hält und dir keinen Dank dafür wissen wird."

Diese niederschlagenden Lehren sind auf die Schwäche und Verderbtheit der menschlichen Natur und des Volkes gegründet, auf dieselben Anschauungen, welche später von Hobbes und Haller zur wissenschaftlichen Grundlage des absolutistischen Staatsrechts erhoben worden. Der moderne Absolutismus, wie er durch Hobbes und Haller in einem wissenschaftlichen System gefaßt wurde, ist nichts Anderes als jene „gut angewandte Grausamkeit", die Machiavelli lehrt, und welche eigentlich das Princip der sogenannten väterlichen Gewalt auf den Thronen ist. Das väterliche Regiment ist das wohlwollende Spiel mit der Schwäche des Volks, es züchtigt die Seinen nach einem bestimmt angenommenen System, und zeigt sich liebevoll, um desto mehr gefürchtet zu werden und um desto sicherer in seinen Gewaltthaten zu sein.

Dies väterliche Regiment im Staat, welches Machiavelli wie eine Art von Schachspiel nach einem gewissen Angriffsplan und Zug um Zug auszuüben lehrt, ist in jener staatsrechtlichen Schule von Hobbes und Haller wesentlich auf das Christenthum

und auf die sogenannte christlich-germanische Weltanschauung zurückgeführt worden. Dies ist heutzutage ein Parteistandpunct geworden, der sich auch in unsern neuesten Staatskämpfen auf eine immer andringlichere Weise wieder vertreten hat. Die patriarchalische Staatsgewalt ist aber am allerwenigsten christlichen Ursprungs, sondern sie ist ein rein chinesisches Spielzeug, welches, aus dem in dem uralten Reich der Mitte heimischen Bambusrohr geschnitten, seltsamer Weise als ein heiliges Symbol unter die Völker verhandelt worden ist; so wie es oft vorgekommen ist, daß man in den ersten Zeiten des Christenthums aufgefundene heidnische Götzen für Marien- und Christusbilder gehalten oder dieselben daraus gefertigt hat. Nicht auf das Kreuz des Christenthums, sondern auf den die Fußsohlen kitzelnden Bambus des Chinesenthums ist das patriarchalische Staatsprincip zurückzuführen, denn das Christenthum kennt in seinen ursprünglichen Anschauungen nur das Volksbewußtsein, an welches es anknüpft, und das es in seiner gereinigten und gewissermaßen göttlich restaurirten Grundlage zum Träger der neuen Weltgestaltungen machen will. Wie die christliche Religion an sich wesentlich Volksreligion ist und sogar die Gewalten des Himmels in einer organischen Dreigliederung ebenso getheilt als geeinigt hat, so kann auch an ihre Lehre kein Staatsprincip geknüpft werden, welches nichts als eine mechanische Einheit durch einen einzigen außerhalb des Volkes stehenden Willen aufgerichtet sehen will.

Die Lehre vom christlichen Staat war daher nie etwas Anderes als eine sophistische Lüge, die zum Verderben der Gewalt selbst ersonnen ist, denn das sogenannte christliche Regieren, wie es früher zu einer Lieblingsformel der absoluten Monarchie geworden war, widerstrebt an sich durchaus der christlichen Weltanschauung, die von vorn herein auf einem volksthümlichen und organischen Lebensgrunde steht. Das christliche Regieren war in seinem eigentlichsten Wesen immer nur jene väterlich applicirte Tracht Prügel, welche Machiavelli ohne alle religiöse Heuchelei, denn diese stand ihm fern, die „gut angewandte Grausamkeit“ nennt. Er macht aus derselben kein Princip, wie die neueren christlich-germanischen Staatsrechtslehrer gethan, welche die Corruption der Staatsidee wissenschaftlich vollbracht haben, während Machiavelli, den wir auch in seinen ausschweifendsten Tyrannen-Vorschriften nie auf einer inneren Verfälschung der Principien ertappen werden,

in jener „gut angewandten Grauſamkeit" nur eine Rettungs-Maſchinerie aufſpannen will, eine Maſchinerie, durch welche er das Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk ſichern und nutzbar machen zu können glaubt.

Machiavelli erſtrebt nicht, wie ſeine ſpäteren und heutigen Nachfolger im Staatsrecht, eine lügenhafte Baſis der politiſchen Gewalt, denn die Anſchauung des verderbten Kirchenregiments in ſeiner Zeit hat ihm ſchon hinlänglich dargethan, wie Alles ſchmählich zu Grunde gehen muß, wenn man die Principien liederlich verwirthſchaftet und verzettelt, und mit falſchen Ideen ſpeculirt, was Machiavelli im Grunde nur mit falſchen Thatſachen geſtatten will. Die Lehre des Machiavelli geht eigentlich dahin, *die Politik ſeiner Zeit durch eine kühne Corrumpirung der Thatſachen neu zu geſtalten*, und ſie auf dieſem Wege factiſcher Fälſchungen zu einem Ziel hinüberſchlagen zu laſſen, in dem am letzten Ende auch das Princip der Freiheit, welches doch das höchſte in allen Staatsgeſtaltungen bleibt, als das ſiegreiche und unverlierbare wieder heraustritt.

In die Idee einer chriſtlichen Staats-Conſtruction konnte ſich ein Machiavelli nicht verlieren, da dieſelbe ein theokratiſch-polizeiliches Element in ſich ſchließt, welches Machiavelli, der dem Zerſetzungsprozeß des römiſchen Kirchenlebens räumlich und zeitlich ſo nahe ſtand, ſchon in der Entartung der alten Kirche für verurtheilt anſehen mußte. Die *„gut angewandte Grauſamkeit"*, welche er zum Hauptſymbol ſeines Fürſten macht, hat er ſich daher wohl gehütet chriſtlich zu maskiren, obwohl ihm dies ein Leichtes geweſen wäre, wenn er über die ſeiner Natur durchaus widerſtrebende religiöſe Heuchelei hätte hinwegkommen können. Machiavelli würde die *Chriſtianiſirung der politiſchen Gewalt* im Intereſſe der Gewalt ſelbſt für ein ſchlechtes Geſchäft gehalten haben. Er wollte einen durch die Gewalt ſchöpferiſchen Fürſten, der die Zuſtände reorganiſirt, während der väterlich herrſchende Fürſt, wenn er wirklich aus dem Princip der chriſtlichen Liebe ein Staatsprincip machen will, dies nur in ſchon geſchaffenen, dauernd geordneten Zuſtänden vermag, in Zuſtänden, wie ſie das noch nie dageweſene Paradies der Geſchichte conſtituiren würden. Mitten im Kampf und in den Bewegungen der Geſchichte iſt nicht Zeit zu einem väterlichen Regieren, da aus demſelben ſonſt leicht eine Lüge und eine Ohnmacht werden müßte. Es kommt hier darauf an, ſich

der Thatsachen mit starker Hand zu bemeistern. Das väterliche Princip, welches seine Zeugungskraft gewissermaßen schon verschossen hat, und nur noch zur Erziehung und Leitung einer bereits vorhandenen Welt taugt, kann sich nicht zum Gestalter historischer Ereignisse machen, sondern es trägt den wahren Tod der Geschichte in sich selbst. Wer in solchen Zeiten väterlich und bloß christlich regieren will, ist der übelberathene Fürst, von dem die Geschichte immer an den besser zu berathenden Fürsten appelliren wird. Er stößt sich dadurch aus dem historischen Entscheidungspunct der Zeiten hinweg. In solchen Zeiten der geschichtlichen Krisis ist ein starker schöpferischer Fürst, der zugleich der volksthümliche zu werden vermag, das eigentliche Problem, das gesucht und gelöst werden muß. Der Mann der schaffenden Gewalt, der zugleich in der Liebe des Volkes steht, ist das große Geheimniß dieser Epochen. Der volksthümliche Monarch, zur rechten Zeit erscheinend und wirkend, würde in solchen Krisen immer den höchsten und segensreichsten Triumph der menschlichen Kraft feiern können.

15. Fürst und Volk.

Auch Machiavelli dachte daran, aus seiner Fürstenschule am liebsten den volksthümlichen Despoten hervorgehen zu sehn, und er entwickelt dies mit einer außerordentlichen dialektischen Schärfe im neunten Capitel des Principe', welches vom bürgerlichen Fürstenthum (del principato civile) überschrieben ist. Unter dem bürgerlichen Fürstenthum versteht hier Machiavelli dasjenige, welches nicht, wie die bisher von ihm betrachteten, auf dem Wege der Frevel und durch Gewaltsamkeiten hervorgegangen, sondern zu dem man sich, wie er sagt, „entweder durch die Gunst des Volkes oder durch die Gunst der Großen emporschwingt." Machiavelli giebt hier dem durch das Volk entstandenen und auf dasselbe gestützten Fürstenthum den Vorzug in Dauer und ehrenhaftem Bestehen, indem er der durch die Aristokratie aufgerichteten Gewalt sein Mißtrauen ausspricht und dieselbe für unsicher und gefährdet hält. Es heißt in diesem merkwürdigen Capitel: „Das Fürstenthum wird entweder vom Volke oder von den Großen hervorgebracht, je nachdem die eine oder die andere dieser Parteien die Gelegenheit dazu hat. Denn wenn die Großen sehen,

daß ſie dem Volke nicht widerſtehen können, ſo fangen ſie an, einem Einzigen aus ihrer Mitte das Anſehen zuzuwenden, und ſie machen ihn zum Fürſten, um unter ſeinem Schatten ihre Triebe auslaſſen zu können. Auch das Volk wendet einem Einzelnen alles Anſehen zu, ſobald es ſieht, daß es den Großen nicht widerſtehen kann, und macht ihn zum Fürſten, um durch ſeine Autorität geſchützt zu werden. Der, welcher zum Fürſtenthum mit Hülfe der Großen gelangt, behauptet ſich mit größerer Schwierigkeit, als der, welcher es mit Hülfe des Volkes wird, denn er findet als Fürſt Viele in ſeiner Umgebung, welche ihn für ihres Gleichen halten, und die er deshalb nicht nach ſeiner Weiſe befehligen oder gängeln kann. Wer aber durch die Volksgunſt zur Fürſtenherrſchaft gelangt, ſteht dort allein, und hat Keinen oder doch nur ſehr Wenige neben ſich, die nicht bereit wären ihm zu gehorchen. Außerdem kann man den Großen auch nicht mit Ehren und ohne Verletzung der Andern willfährig ſein, ganz gewiß aber dem Volke, denn des Volkes Abſicht iſt ehrlicher als die der Großen, indem dieſe nur unterdrücken wollen, jenes aber nichts weiter begehrt, als nicht unterdrückt zu werden. Dazu kommt noch, daß gegen ein feindſeliges Volk ein Fürſt ſich niemals ſichern kann, weil ihrer zu viele ſind; der Großen aber kann er ſich verſichern, weil ihrer Wenige ſind. Das Schlimmſte, was ein Fürſt von einem ihm feindlichen Volke erwarten kann, iſt das, von ihm verlaſſen zu werden, von den feindſeligen Großen aber muß er nicht nur fürchten verlaſſen zu werden, ſondern auch, daß ſie ihn angreifen. Denn da ſie einen ſchärferen Blick und größere Liſt beſitzen, ſo erſehen ſie immer noch ſo viel Zeit, um ſich ſelbſt zu retten, und ſuchen ſich die Gunſt desjenigen zu erwerben, in dem ſie den Sieger erhoffen. Auch iſt der Fürſt genöthigt, immer mit einem und demſelben Volke zu leben, aber er kann ſehr wohl ohne dieſelben Großen beſtehen, indem er deren alle Tage ein- und abſetzen und ihnen nach ſeinem Belieben Anſehen geben und nehmen kann".

Machiavelli berührt hier auf eine ungemein entſchiedene Weiſe den inneren Gegenſatz der politiſchen Elemente, aus denen die Staatsgeſellſchaft in ihren weſentlichſten Gliederungen ſich aufbaut. In den ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elementen und in deren unausbleiblichen Conflicten ſieht er, wie ihm dies die Geſchichte aller italieniſchen Republiken und ſeine tägliche politiſche Erfahrung vor Augen führte, den Grund aller Erſchütterungen

und Gestaltungen für den staatlichen Organismus. Er nimmt dabei zu Gunsten der Gewalt und Macht seines Fürsten Partei für die Volksseite, dem nur auf seinen particulairen Egoismus versessenen Adel gegenüber, und während Machiavelli sonst das Volk seiner Zeit verachtet und es nicht mehr für stark genug erklärt, um die nächste historische Entwicklung Italiens durch seine Masse tragen zu können, giebt er ihm hier aus dem Princip heraus gewissermaßen eine Ehren-Erklärung, indem er sagt: „des Volkes Absichten sind ehrlicher als die der Großen". Er fügt die Versicherung hinzu, „daß das Volk bloß begehre nicht unterdrückt zu werden", was für die Volkskraft als solche allerdings nicht besonders schmeichelhaft ist, den ursprünglich reinen und kindlichen Charakter des Volks aber auf eine fast rührende Weise bezeichnet. Im weiteren Verfolg des Capitels fügt er noch die merkwürdige Aeußerung hinzu, daß ein entschlossener und thatkräftiger Fürst, der zu befehlen verstehe, der ein Herz habe, in der Noth nicht verzagt sei, auch sonstige Vorkehrungen nicht verabsäume, sich nie von dem Volke getäuscht sehn und immer finden werde, daß er „auf guten Grund gebaut habe[1]". Wir stoßen also hier inmitten der Tyrannenlehre auf eine Art von Verherrlichung des Volksgeistes in seinem innersten Charakterwesen. Es klingen diese Stellen in dem Fürstenbuch wie ein froher Seufzer aus verzweifelter und gepreßter Brust.

In den an den Livius angeknüpften Betrachtungen verschafft sich Machiavelli bei weitem öfter die Genugthuung, auf die innerste ideale Natur des Volkes mit Anerkennung und Bewunderung zurückzugehn. In dem mehr wissenschaftlichen Zusammenhange dieser Discorsi überläßt er sich auf der einen Seite auch seiner grundthümlichen Liebe zum Volke um so lebendiger und freier, während er auf der andern Seite auch hier dessen politische Schwäche und Kleinlichkeit und sein Alles verderbendes Ungeschick auf dem Gebiete der Organisation anklagt. Die in den Discorsi enthaltene positive Anerkennung, welche Machiavelli dem Wesen des Volksgeistes ausspricht, läßt sich ungefähr auf folgende Hauptpuncte zurückführen.

1 Principe c. 9. Ma essendo un principe quello che sopra vi si fondi, che possa comandare, e sia un uomo di cuore, nè si sbigottisca nelle avversità, e non manchi delle altre preparazioni, e tenga con l'animo e ordini suoi animato l'universale, mai si troverà ingannato da lui, e gli parrà aver fatti i suoi fondamenti buoni.

Das Volk und sein Bewußtsein gelten ihm doch im eigentlichsten Sinne für die Grundlage aller Staatseinrichtungen. Die Trefflichkeit einer Staatsverfassung steht ihm mit der Trefflichkeit des Volkes, für das sie bestimmt ist, in dem genauesten und innigsten Zusammenhange. Auch traut er ihm zu, daß es von Hause aus den richtigen Instinct hat, das Beste zu wollen, und die Lage der Dinge mit gesundem Blick zu beurtheilen und wahrzunehmen. Die Fürsten hält er bei weitem mehr der Corruption und Entartung zugänglich als das Volk, welches oft viele Jahrhunderte hindurch selbst unter ungünstigen Verhältnissen seine ungeschwächte Kraft und seine Unverdorbenheit bewahre. Nur Eines kann er dem Volke auch in diesem günstigen Zusammenhange nicht zutrauen: nämlich die Kraft des politischen Schaffens. Darin scheint ihm selbst ein wenig talentvoller Fürst doch einem begabten Volke weit überlegen. Dem Fürsten vertraut er am meisten, wo es auf die Schöpfung neuer Ordnungen ankommt, während er das Volk für tauglicher dazu hält, bestehende und schon geschaffene Zustände in einem gerechten und vernünftigen Fortgang zu erhalten. Es ist merkwürdig, daß Machiavelli in dem Volke bei weitem mehr die Kraft zur Erhaltung des Bestehenden, als die Fähigkeit der Umwälzung und Umgestaltung anerkennt. Die Blüthe und den raschen Aufschwung solcher Staaten, wo die Herrschaft beim Volke ist, weiß er auch in den Discorsi nicht genug bemerklich zu machen. Aber wenn die Zustände aus ihrem Geleise geworfen sind und neuer Gesetzgebungen bedürfen, traut er dem Volke nicht mehr. Den Fürsten dagegen mißt er seltsam genug am meisten revolutionnaires Element bei, indem sie nach seiner Ansicht vorzugsweise Kraft und Geschick dazu haben, die Dinge zum Bruch zu treiben und alle Zustände umschlagen zu lassen. Damit hängt ihm auch das Talent der Fürsten zur Gesetzgebung zusammen. Es sind dies auch hier nur die Keime seiner Idee, daß eine National-Revolution für Italien am besten von Oben herab vollbracht werden könne.

Machiavelli geht noch weiter in diesen Behauptungen, welche das Fundament seines ganzen politischen Systems sowohl nach der positiven wie nach der negativen Seite desselben bilden. Fürsten und Völker stehen ihm immer in einem umgekehrten Verhältniß zu einander, sowohl was ihre Bestrebungen und Leistungen, als auch was ihre Stellung zur Freiheit anbetrifft. Er spricht es

in den Discorsi öfter aus, daß das Volk nur durch den Mangel einer freien Verfassung schlecht und entartet wird. Alle Fehler der Völker leitet Machiavelli von den Fehlern der Fürsten her. Dies Verhältniß tiefster Verbundenheit erklärt er aber nur aus dem Verhältniß des innersten Widerspruchs und Widerstrebens zwischen beiden Gewalten. Denn darin beweist er auch als Reactionsmensch die Zähigkeit seiner demokratischen Grundnatur, daß er überall von der Unvereinbarkeit der Interessen der Fürsten mit den Interessen der Völker ausgeht, und ihre Stellung zu einander nur als eine sich gegenseitig ausschließende auffaßt, so daß, was den Völkern nützt, nothwendig den Fürsten schaden müsse, und umgekehrt. In einer andern seiner Schriften (in den Büchern über die Kriegskunst) spricht er dagegen die merkwürdige Forderung aus: daß, wenn Regierung und Volk sich nicht gegenseitig zu Grunde richten sollen, sie einander ähnlich gemacht werden müssen! Diese Forderung ist freilich der vieldeutigsten Art. Sie spricht aber das eigentliche Ziel eines freien und vernünftigen Staatslebens aus. Ueber die politische Form, in der dies Ziel erreicht und aufgestellt werden könnte, hat sich aber Machiavelli nirgend definitiv erklärt. In seiner Zeit und zum Theil durch ihn selbst begann eben die Ungewißheit darüber. —

Machiavelli betrachtete aber im neunten Capitel des „Fürsten" die fürstliche Gewalt gewissermaßen als eine Schutzform, welche bald vom Volke gegen die Großen, bald von den Großen gegen das Volk aufgerichtet wird, indem dann durch diese dazwischen geschobene Instanz das eine Element dem andern am besten auszuweichen, das eine das andere am besten von sich zurücktreiben zu können glaubt. In dieser Dialektik der Staatsgewalten, aus welcher Machiavelli, wie er es nennt, das bürgerliche Fürstenthum, das principato civile, entstehen läßt, streift er schon an die Idee des constitutionellen Staatsorganismus hinan, in welchem aus dem künstlich geleiteten Gegeneinanderstoßen jener Elemente die beschränkte Regierungsgewalt gefunden wird.

Der schleppende Prozeß der constitutionellen Vereinbarungs-Theorie war aber dem Machiavelli in seinen Gedanken und Theorieen noch gänzlich fremd, obwohl sich in seinen Schriften, namentlich aber in den Discursen über den Livius, auch mehrfache

Spuren und Andeutungen darüber finden, wie auch Machiavelli über die Beschränkung der fürstlichen Macht vermittelst einer theoretischen Construction nachgedacht. Für seine Zeit und für seine großen Gedanken, welche wesentlich nur auf die italienische Einheit, auf die Wiedervereinigung des italienischen Nationallebens gehen, konnte Machiavelli den constitutionnellen Prozeß durchaus nicht gebrauchen. Er ahnt in jenem Capitel des Principe entschieden, daß die Bewegung dieser Idee einst in die Geschichte treten werde, indem er an einer Stelle den Gegensatz zwischen bürgerlicher und absoluter Staatsverfassung hervorhebt, und davon spricht, daß diese Fürstenthümer, von denen er hier gehandelt hat, am meisten in dem Augenblick Gefahr laufen, wo sie von der bürgerlichen Verfassung zur absoluten übergehn. Zugleich warnt er aber hier den Fürsten davor, nur mittelst Obrigkeiten zu befehlen, statt durch den eigenen fürstlichen Willen, „durch sich selbst". Die erstere Regierungsweise nennt er bei weitem schwächer und gefährdeter, weil sie in allen Stücken vom Willen der Bürger abhängig sei, welche die obrigkeitlichen Würden bekleiden[1].

Machiavelli erscheint aber auch hier als der große Physiolog des modernen Staatslebens, indem er der Erste ist, welcher die Gegenbewegungen des aristokratischen und demokratischen Elements in ihrer Bedeutung für den Staatsorganismus selbst und dessen Entwicklung betrachtet. Die Idee des Verfassungs-Staats, der in England schon lange seine naturwüchsige Gliederung gefunden, wurde erst durch Montesquieu, als Gewinn großer und gründlicher Studien des englischen Constitutionalismus, auf die Höhe des politischen Bewußtseins der modernen Welt hinaufgeführt, namentlich durch seinen zuerst im Jahre 1749 erschienenen Esprit

1 Principe c. 9. Sogliono questi principati periclitare, quando sono per salire dall' ordine civile allo assoluto; perchè questi principi o comandono per loro medesimi, o per mezzo de' magistrati. Nell' ultimo caso è più debole e più pericoloso lo stato loro, perchè egli stanno al tutto con la volontà di quelli cittadini, che sono preposti a' magistrati, i quali, massime ne' tempi avversi, gli possono torre con facilità grande lo stato, o con fargli contro, o col non l' ubbidire; e il principe non è a tempo ne' pericoli a pigliare l'autorità assoluta, perchè i cittadini o sudditi, che sogliono avere i comandamenti da' magistrati, non sono in quelli frangenti per ubbidire a' suoi, ed avrà sempre ne' tempi dubbj penuria di chi si possa fidare.

des loix. Ein deutſcher Hiſtoriker ſagte ſehr treffend von Montesquieu[1]: daß den von ihm in franzöſiſche Erde ausgeſtreuten britiſchen Saamen die Ariſtokraten mit ihren damals breiten Hufen ſo tief niedergedrückt hätten, daß er erſt im Jahre 1789 habe aufkeimen können. Wenn aber Montesquieu durch ſeine engliſchen Staatsſtudien zuerſt das conſtitutionnelle Bewußtſein in Europa geſtaltete und befruchtete, ſo war es Machiavelli, der dieſen großen Staatsprozeß der neueren Zeit weſentlich dadurch einleitete, daß er in faſt allen ſeinen Schriften der Gegeneinanderbewegung der ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elemente und Parteien im Staatsleben ſeine Hauptaufmerkſamkeit widmete, und dieſe Phänomenologie des modernen Staatsweſens auf eine für alle Zeiten lehrreiche und fundamentale Weiſe beſchrieben hat.

Dies Capitel, in welchem Machiavelli das Principat aus den Gegenbewegungen der Großen und des Volks oder aus den Conflicten des demokratiſchen und ariſtokratiſchen Elements herleitet, hat auch vorzugsweiſe dazu gedient, die Anſichten des Machiavelli auf die Politik des Ariſtoteles zurückzuführen. Wir wollen dieſem für die Beurtheilung des Machiavelli oft ſchon ins Gewicht getretenen Umſtand an dieſer Stelle noch eine kurze Erörterung widmen.

Der erſte Gedanke einer Parallele zwiſchen Machiavelli und Ariſtoteles hinſichtlich ihrer politiſchen Lehren wird gewöhnlich dem vielgelehrten Hermann Conring, dem Begründer der deutſchen Rechtsgeſchichte, zugeſchrieben, der in der Vorrede zu ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung des „Fürſten" (1660)[2], wie auch in einigen ſeiner politiſchen Anmerkungen, die er dazu geliefert, zuerſt darauf hingewieſen, daß Machiavelli die Politik des Ariſtoteles vor Augen gehabt und viele ihrer Hauptbeſtimmungen in ſeinem Buch entlehnt habe. Nach einer Anführung von Ginguené[3] iſt jedoch dieſe Anſicht ſchon in Italien im Jahrhundert des Machiavelli ſelbſt ausgeſprochen worden, und zwar durch den italieniſchen Politiker Botero, der ein Gegner des Machiavelli war und ihn vielleicht dadurch zu verkleinern trachtete. Der deutſche Gelehrte

1 Schlözer, Staatsgelahrtheit I. 91.

2 Wieder abgedruckt im zweiten Band der Opera Herm. Conringii (ed. Goebel. Braunſchweig 1730) Tom. II.

3 Histoire littéraire d'Italie VIII. 90.

Conring aber war der Erſte, welcher eine energiſche und durchgreifende Ehrenrettung Machiavelli's gegen alle Verdächtiger und Ankläger ſeines Charakters unternahm, und vielleicht mochte es ihm in dieſer Hinſicht auch zweckdienlich erſcheinen, den Machiavelli auf die Ariſtoteliſche Politik pfropfen zu können. Bis ins Einzelne führte dieſe Vergleichung in neuerer Zeit Ranke[1], der in ſeinem mehrerwähnten Aufſatz überhaupt den Conring'ſchen Anmerkungen zum Machiavelli mehrfach gefolgt iſt. Die aufgefundenen Uebereinſtimmungen ſind jedoch ſo allgemeiner und phraſenhafter Natur, daß die verſchiedenartigſten Schriftſteller in ſolchen Sätzen zuſammentreffen können, ohne daß das geiſtige Eigenthum des Einen oder des Andern dabei in Frage käme. Wenn z. B. beide die Anſicht ausdrücken wollen, daß der Fürſt vor Allem religiös erſcheinen müſſe, Machiavelli: non è cosa più necessaria a parere d'avere, che religione, Ariſtoteles: *τὰ πρὸς θεοὺς φαίνεσθαι δεῖ σπουδάζειν ἀεὶ διαπρέποντως*, oder Machiavelli: „daß die Fürſten alle ſchwer verantwortlichen Dinge von andern müſſen verwalten laſſen, die Gnadenſachen aber ſich ſelbſt vorbehalten[2]", Ariſtoteles: *τιμὰς μὲν ἀπονέμειν αὐτὸν, τὰς δὲ κολάσεις δι' ἑτέρων* (c. XI): ſo ſind dies Sätze, die unmöglich eine eingreifendere Parallele begründen können.

Wo es dagegen auf beſtimmtere politiſche Begriffe ankommt, zeigt ſich zwiſchen Beiden der weſentliche Unterſchied, der in ihrer ganzen inneren und äußeren Stellung liegt, und der beſonders auch aus ihren beiderſeitigen Sätzen über Königthum und Tyrannei hervorgeht. Ariſtoteles ſagt: das Königthum (*βασιλεία*) entſtehe *πρὸς βοήθειαν τὴν ἀπὸ τοῦ δήμου τοῖς ἐπιεικέσι*, um die Vornehmen vor dem Volke zu beſchützen; die Tyrannei dagegen (welche der Grieche in einem entſchiedenen Gegenſatz zum Königthum faßt), um das Volk vor den Großen zu ſchützen, *ἐκ τοῦ*

1 Zur Kritik neuerer Geſchichtſchreiber 195 flgd.

2 Principe c. XIX. — Di che si può trarre un altro notabile, che i principi debbono le cose di carico fare amministrare ad altri, e quelle di grazie a loro medesimi. Merkwürdiger Weiſe knüpft Machiavelli dieſe Lehre an das franzöſiſche Parlament, worin er eine beſondere Klugheit Einrichtung erkennt, durch welche die Großen darniedergehalten und die Kleinen begünſtigt werden, und zwar beides lediglich zur Sicherung des Königs und der Monarchie.

δήμου καὶ τοῦ πλήθους ἐπὶ τοὺς γνωρίμους, ὅπως ὁ δῆμος μηδὲν ἀδικῆται ὑπ' αὐτῶν". Wenn aber bei Machiavelli, auf seinem verwickelten und gesuchten politischen Standpunct, der Begriff des Fürsten und des Tyrannen durchaus zusammenfällt, so kann er doch unmöglich gerade aus jener Stelle des Aristoteles geschöpft haben, wenn er in jenem neunten Capitel des Principe die Entstehung des Principats ebenfalls aus den Gegenbewegungen der Großen und des Volks herleitet. Es bedurfte dazu in Machiavelli's Zeit freilich nur eines Blickes auf das Schicksal der italienischen Republiken. Machiavelli bekennt aber in einem Briefe an Vettori, vom 26. August 1513, ausdrücklich seine Unbekanntschaft mit den politischen Theorieen des Aristoteles, und dieser Brief ist in demselben Jahre geschrieben, in dem Machiavelli gerade seinen Tractat vom Fürsten verfaßte[1].

---

1 Man darf die Unbekanntschaft des Machiavelli mit dem Aristoteles jedoch auch nicht so ausschließlich auffassen, als es Heinrich Leo (Briefe des Machiavelli, Vorrede S. XX) gethan. Leo hat dabei die Stelle in den Discorsi (ib. III. c. XXVI.) gänzlich übersehen, wo Machiavelli sich ausdrücklich auf den Aristoteles bezieht: „Ed Aristotele tra le prime cose che mette della rovina de' tiranni, è l'aver ingiuriato altrui per conto di donne, o con stuprarle, o con violarle, o corrompere i matrimonj". Die Stellen des Aristoteles, auf welche sich Machiavelli dabei bezogen haben kann, sind jedenfalls folgende: (*Πολιτ.* ed. Schneid. p. 191) *Πολλαὶ δ' ἐπιθέσεις γεγένηνται καὶ διὰ τὸ εἰς τὸ σῶμα αἰσχύνεσθαι ὑπὸ τῶν μοιχόντων τινός.* (p. 232) *Διὰ γυναικῶν ὕβρεις πολλαὶ τυραννίδες ἀπολώλασι.* (p. 233) *Παρὰ πάσας δὲ ὀργὴν, τῆς τε εἰς τὰ σώματα (κολάσεως) καὶ τῆς εἰς τὴν ἡλικίαν.* Auch im Principe c. XIX findet sich dieselbe Vorschrift an den Fürsten, daß er sich der Frauen seiner Unterthanen enthalten müsse, um sich nicht verhaßt zu machen: Odioso lo fa sopra tutto, come io dissi, lo esser rapace, ed usurpatore della roba e delle donne de' sudditi, di che si debbe astenere. In demselben Sinne spricht er sich ausführlicher auch in den Discorsi, lib. III. c. VI. aus. Man kann auch wohl annehmen, daß Machiavelli, im Fortgang seiner Arbeit an den Livianischen Untersuchungen, die genauere Bekanntschaft des Aristoteles nachgeholt, die ihm zur Zeit seiner Abfassung des Fürsten-Tractats noch fehlte. Denn die Anführung der Discurse über den Livius scheint den Machiavelli bis in seine spätere Lebenszeit hinein begleitet zu haben.

16. Machiavelli und der Cardinal Richelieu.

Nichts erſchien dem Machiavelli in der Staatsgeſellſchaft verderblicher als das ariſtokratiſche Princip, welches dem in der Demokratie gebildeten Staatsmann freilich für gleichbedeutend mit der Unterdrückung der Volksfreiheit gelten mußte, während er ſich den unumſchränkten Herrſcher noch in Uebereinſtimmung mit der Liebe des Volkes, auf die er ſich ſeiner Lehre nach vorzugsweiſe ſtützen ſoll, denken kann. Seine Schickſale als florentiniſcher Demokrat mußten dieſen Haß gegen die Ariſtokratie vorzugsweiſe in Machiavelli begründet haben.

Die Auffaſſung, welche Machiavelli der politiſchen Stellung des Adels gab, entwickelte ſich für das moderne Staatsleben zu einer vollſtändigen Doctrin. In Frankreich war es beſonders der Cardinal Richelieu, welcher in ſeinem politiſchen Teſtament die Lehren des Machiavelli zuerſt an den franzöſiſchen Thron brachte, und ſie zu den geltenden Maximen für die franzöſiſche Staatsentwicklung zu erheben ſuchte. Unter dem Titel Maximes d'État ou Testament politique ſtellte Richelieu auch als Autor die Theorieen ſeiner Staatsweisheit, und zwar in Form eines politiſchen Vortrags an den König Ludwig XIII. zuſammen. Er entwickelte darin hauptſächlich auch die Theorie von der nothwendigen Beſchränkung und Niederhaltung des Adels in demſelben Sinne und zum Theil ganz in demſelben Gedankengange, in dem Machiavelli Volk, Adel und Thron einander gegenübergeſtellt hatte.

Dieſer politiſche Cardinal, der eigentlich der intellectuelle Urheber und Begründer der abſoluten Monarchie Frankreichs war, ſchliff die Ideen dieſer großen Maſchinerie vornehmlich auf dem Schleifſtein der Machiavelliſchen Politik. Von dieſem Standpunct ausgehend, kam er zuerſt auf die eigenthümliche Idee, daß der Adel disciplinirt werden müſſe, wenn der abſolute Thron feſtſtehen ſolle, und er ermahnt ſeinen König, das Volk gegen den Adel zu ſtützen, und keine Gewaltthätigkeiten gegen das Volk zu begehen[1]. Die Disciplinirung der Ariſtokratie will er dadurch voll-

1 Richelieu, Testament politique Chapitre III. de la noblesse Sect. I. „La Noblesse ayant témoigné en la guerre heureusement terminée par la paix, qu'elle étoit héritière de la vertu de ses Ancêtres, qui

bringen, daß er den Adel lediglich auf den Kriegsdienſt verweiſt, da er ſonſt, wenn er nicht zum Kriege diene, dem Staat nicht nur unnütz, ſondern auch eine gefährliche Laſt deſſelben ſei. Er führt hier eine ungemein ſtrenge Sprache gegen den Adel, die, wenn ſie nicht einem ganzen Syſtem angehörte, auffallend wegen ihrer Härte erſcheinen müßte. Richelieu räth geradezu, den Adel der Vorrechte ſeiner Geburt zu berauben, und ihn dazu zurückzuführen, einen Theil der Laſten des Volkes zu tragen, wenn er nicht mit ſeinem Degen und ſeinem Leben der Krone dienen wolle, und zwar mit der Ausdauer und der Feſtigkeit, welche die Geſetze des Staats verlangten.

In dieſer Theorie hatte aber Richelieu mit dem richtigen Inſtinct des Despotismus das große Geheimniß der abſoluten Staatsmaſchine Frankreichs entdeckt. Auch Richelieu lehrte (mit Machiavelli aus einem Munde), daß der abſolute Fürſt ſich auf die Liebe ſeines Volkes ſtützen müſſe. Im zweiten Bande des Testament politique (Sect. VIII.) hat er einen eigenen Abſchnitt darüber: daß die Macht der Fürſten auf ihrem letzten Punct nur im Beſitz der Herzen ihrer Unterthanen beſtehe (que le dernier point de la puissance des princes doit consister en la possession du coeur de ses sujets). Er erinnert an dieſer Stelle auf eine merkwürdige Weiſe daran, wie die alten Könige von Frankreich ſo ſehr nur in der Liebe ihres Volkes regiert hätten, daß einige derſelben deshalb lieber König der Franzoſen (Roi des Français) als König von Frankreich (Roi de la France) hätten ſein wollen: eine Be-

---

donna lieu à César de la préférer à toute autre: il est besoin de la discipliner, en sorte qu'elle puisse acquérir de nouveau et conserver sa première réputation, et que l'État soit utilement servi. — Ceux qui étoient préjudiciables au public ne lui sont pas utiles. Il est certain que la Noblesse, qui ne lui sert point à la guerre, n'est pas seulement inutile, mais à charge à l'État, qui peut en ce cas être comparé au corps qui supporte le bras paralytique, comme un faix qui le charge, au lieu de le soulager. — Comme les Gentilshommes méritent d'être bien traités lorsqu'ils font bien, il faut leur être sévère, s'ils manquent à ce à quoi leur naissance les oblige. Et je ne fais aucune difficulté de dire, que ceux qui dégénérant de la vertu de leurs ayeux manquent de servir la couronne de leurs épées et de leurs vies, avec la constance et la fermété que les loix de l'État requièrent, mériteront d'être privés des avantages de leur naissance, et réduits à porter une partie du faix du peuple."

zeichnung, die Louis Philipp nach der Juli-Revolution von 1830, als er die jüngere Linie der Bourbonen auf den franzöſiſchen Thron führte, nicht ohne einige demokratiſche Affectation annahm.

Wenn aber Machiavelli und Richelieu zuerſt unter allen Staatslehrern Europa's die Liebe des Volkes zu einem Hauptein-ſchlag in das Gewebe des abſoluten Fürſtenthums machen, ſo geſchieht es bei ihnen nicht aus Achtung vor dem Volksbegriff ſelbſt, deſſen politiſche Richtigkeit bei beiden die Vorausſetzung iſt. Richelieu ſagt in ſeinem ſehr kurz gedrängten Abſchnitt vom Volke ausdrücklich, daß das Volk belaſtet ſein müſſe, weil es ſonſt aufhören würde, gehorſam zu ſein. Die Vernunft, führt er weiter aus, erlaubt nicht, daß die Völker von allen ihren Laſten befreit werden, weil ſie ſonſt die Marke ihrer Unterwerfung (la marque de leur sujétion) verlieren möchten und das Gedächtniß ihrer urſprünglichen Lage ihnen entſchwinden würde. Der große Richelieu ſagt an dieſer Stelle, daß man die Völker mit den Maulthieren vergleichen müſſe, welche, an das Laſttragen gewöhnt, durch ein langes Ausruhen bei weitem mehr verdorben würden, als durch die Arbeit[1].

Seit Machiavelli's Principe bis auf Richelieu, welches nur ein kurzer Zwiſchenraum iſt[2], war die Achtung vor dem Volksbegriff ſchon wieder um mehrere Procente weiter geſunken. Es war dies

1 Richelieu, Testament politique I. Sect. V. du peuple. „Tous les politiques sont d'accord que si les peuples étoient trop à leur aise, il seroit impossible de les contenir dans les règles de leur devoir; leur fondement est qu'ayant moins de connoissance que les autres ordres de l'état beaucoup plus cultivés ou plus instruits, s'ils n'étoient retenus par quelque nécessité difficilement demeureroient-ils dans les règles qui leur sont prescrites par la raison et par les loix. — La raison ne permet pas de les exempter de toutes charges, parcequ'en perdant en tel cas la marque de leur sujétion, ils perdroient aussi la mémoire de leur condition, et que s'ils étoient libres de tributs, ils penseroient l'être de l'obéissance. — Il les faut comparer aux mulets, qui étant accoûtumés à la charge, se gâtent par un long repos plus que par le travail; mais ainsi que ce travail doit être modéré, et qu'il faut que la charge de ces animaux soit proportionnée à leurs forces. Il en est de même des subsides à l'égard des peuples, s'ils n'étoient modérés, lors même qu'ils seroient utiles au public, ils ne laisseroient pas d'être injustes.

2 Die erſte Ausgabe des Testament politique erſchien 1688 in Amſterdam.

ein Papier, dem in der abſoluten Monarchie Frankreichs durch den großen Staatsrechner Richelieu nur noch ein Zwangs-Cours gegeben wurde, um damit gegen die oppoſitionnelle Eigenmacht der Ariſtokratie zu operiren. Machiavelli ſprach dagegen in ſeinem neunten Fürſten-Capitel noch mit einer gewiſſen wehmüthigen Zartheit vom Volke, das er in ſeinen grundehrlichen Abſichten über den Adel ſtellt, während er ihm aber doch nur eine größere Gemüthlichkeit zuzutrauen ſcheint, mit der es am Ende eine kraftvoll feſtgeſtellte Knechtſchaft erträgt. Machiavelli ſpricht auch noch in ſeinem Principe vorzugsweiſe vom Volke, popolo, von den Bürgern, cittadini, ſeltener, und gewiſſermaßen nur nebenher, von Unterthanen, sudditi. Dagegen wird in Richelieu's Staatsmarimen ſchon der Ausdruck der Unterthanen, der sujets, zu der eigentlich techniſchen Bezeichnung des Verhältniſſes zwiſchen Fürſt und Volk, und das Wort peuple (Volk) wird eigentlich nur noch als Ueberſchrifts-Fractur gebraucht. Auch in der franzöſiſchen Charte von 1814, in der Eingangs-Formel, kommt noch mehrmals das Wort sujets vor, obwohl zugleich das voll- und naturwüchſige Wort peuple in die Grundbeſtimmungen dieſer conſtitutionnellen Verfaſſungs-Urkunde aufgenommen wird. Dieſelben Begriffs- und Wortſpiele bezeichnen auch mehrere Wendepuncte der deutſchen Geſchichte auf eine höchſt charakteriſtiſche Weiſe. Während der Befreiungskriege von 1812 bis 1814 war in allen königlichen und kaiſerlichen Proclamationen nur vom Volke mit einem hohen Accent die Rede. Auf dem Wiener Congreß wird ſchon wieder nur von Unterthanen geſprochen, und höchſtens werden noch die Klaſſen der Nation in dieſen Verhandlungen erwähnt, da Nation allerdings ſchon ein weit gelehrteres und diplomatiſch gelehrigeres Wort iſt als Volk. Das Volk ſelbſt unterſtützt in der modernen politiſchen Welt beſtändig dies Verſteckſpiel mit ſeinem Begriff und Namen, denn es iſt blöde und linkiſch mit ſeinen Rechten, und ſtempelt dieſelben dadurch häufig zu einem Unrecht.

---

17. Quellen und Verlauf der franzöſiſchen Politik.

Wie Machiavelli das, was er im neunten Capitel des Principe das „bürgerliche Fürſtenthum“ nennt, aus dem Gegenſtoß der

demokratiſchen und ariſtokratiſchen Richtungen entſtehen läßt, ſo zeigt ſich auch in Frankreich, daß das conſtitutionnelle Weſen ſich dort nicht anders als aus der beſtändigen Dialektik zwiſchen Volk, Adel und Krone entwickelte, und daß die erſten conſtitutionnellen Einrichtungen in Frankreich gewiſſermaßen nur eine Sophiſterei waren, welche die Krone zu ihrer Selbſterhaltung bald gegen das Volk bald gegen die Großen und oft nach beiden Seiten zugleich ſpielen ließ. Machiavelli iſt es, welcher uns dieſe Einſicht in das Grundweſen der franzöſiſchen Staatsentwicklung zuerſt eröffnet, und dadurch ſchon in ſeiner Zeit den weſentlichen Geſichtspunct aufſtellt, aus dem die Politik Frankreichs in ihren erſten Quellen wie in ihrem Verlauf zu beurtheilen iſt.

Schon zu Anfang des Fürſten-Tractats (c. 4) berührt Machiavelli mit einer gewiſſen Prophetie die inneren Verhältniſſe von Frankreich, und erkennt in dem ſelbſtändigen ariſtokratiſchen Element, welches dort den Königen gegenüber geſtanden, den erſten Anlaß zu den inneren Umwälzungen und beſtändigen Neuerungen. Machiavelli deutet hier ſchon in Frankreich das prototypiſche Land der modernen Revolution an, welches aber ſeine erſten verfaſſungsmäßigen und freiheitlichen Entwickelungen, die Inſtitution ſeiner Parlamente, und überhaupt die erſten und drängendſten Keime der Revolution, aus nichts Anderem als aus der überragenden und unruhigen Stellung der franzöſiſchen Ariſtokratie ſchöpfte[1]. In ſeinem neunzehnten Capitel geht Machiavelli näher auf das Weſen der franzöſiſchen Staatseinrichtungen ein, und erwähnt vornehmlich das Parlament und ſeine Autorität, worauf er die Anerkennung zurückzuführen

1 Principe c. 4. — Il contrario interviene de' regni governati come quello di Francia, perchè con facilità tu puoi entrarvi, guadagnandoti alcun barone del regno; perchè sempre si trova dei malcontenti, e di quelli che desiderano innovare. Costoro per le ragioni dette ti possono aprire la via a quello stato, e facilitarti la vittoria, la quale dipoi a volerti mantenere si tira dietro infinite difficultà, e con quelli che ti hanno ajutato, e con quelli che tu hai oppressi. Nè ti basta spegnere il sangue del principe; perchè vi rimangono quelli signori, che si fanno capi delle nuove alterazioni; e non li potendo nè contentare nè spegnere, perdi quello stato qualunque volta venga l'occasione. — Und gegen den Schluß des Capitels: Ma gli stati ordinati come quello di Francia è impossibile possederli con tanta quiete.

ſcheint: daß Frankreich zu den wohlgeordneten und wohlregierten Staaten gehöre, und ſo viele gute Einrichtungen darbiete, durch welche die Freiheit und Sicherheit des Königs verbürgt werde. Machiavelli zeigt ſich an dieſer Stelle weit entfernt davon, das innere Weſen der parlamentariſchen Staatsverfaſſung als etwas Vorzügliches und Anerkennenswerthes herauszuſtellen. Das Lob, welches er dem Begründer der franzöſiſchen Reichs-Inſtitutionen zollt, führt er nur darauf zurück: daß derſelbe den Ehrgeiz der Mächtigen und ihre Frechheit gekannt, und es darum als eine Nothwendigkeit eingeſehen habe, ihnen einen Zaum in den Mund zu legen, der ſie zügelte, wie er auch andrerſeits den auf die Furcht gegründeten Haß der Menge gegen die Großen gekannt habe, und darum die Aufrechthaltung der Sicherheit nicht zu einer beſonderen Aufgabe und Sorge des Königs machen wollte. Um dem König den Vorwurf zu erſparen, welchen ihm die Großen machen könnten, wenn er das Volk begünſtige, oder das Volk, wenn er die Großen begünſtige, ſei darum ein dritter Richter conſtituirt worden. Dieſer dritte Richter ſei dazu beſtimmt: die Großen niederzuhalten und die Kleinen zu begünſtigen, ohne daß daraus ein Vorwurf für den König ſelbſt entſtehen könne[1]! —

Man kann das conſtitutionnelle Weſen in allen ſeinen Vorausſetzungen und Folgerungen unmöglich ſchärfer auffaſſen, als es hier ſchon Machiavelli gethan. Er bringt zuerſt den conſtitutionnellen Grundgedanken zur Anſchauung, welcher in den erſten parlamentariſchen Einrichtungen Frankreichs gewiſſermaßen noch

1 Principe c. 19. Intra i regni bene ordinati e ben governati a' nostri tempi è quello di Francia, ed in esso si trovano infinite costituzioni buone, donde dipende la libertà e sicurtà del re, delle quali la prima è il parlamento e la sua autorità, perchè quello che ordinò quel regno, conoscendo l'ambizione de' potenti, e la insolenza loro, e giudicando esser necessario loro un freno in bocca che li correggesse, e dall' altra parte, conoscendo l'odio dell' universale contro i grandi, fondato in su la paura, e volendo assicurarlo, non volle che questa fusse particolar cura del re, per torgli quel carico che e' potesse avere con i grandi, favorendo i popolari, e con i popolari favorendo i grandi, e però costituì un giudice terzo, che fusse quello, che senza carico del re, battesse i grandi, e favorisse i minori. Nè puote essere questo ordine migliore, nè più prudente, nè che sia maggior cagione della sicurtà del re e del regno.

unbewußt verborgen lag. Machiavelli bezeichnet darin ſchon mit der entſchiedenſten Einſicht den Gleichgewichts- und Zerſetzungsprozeß der Staatsgewalten, welchen die modernen Verfaſſungsſtaaten zu ihrer inneren Sicherung in ſich aufgenommen haben. Aber der große Staatspraktiker iſt keineswegs geneigt, in dieſen organiſch ſein ſollenden Gegeneinanderbewegungen der ſtaatlichen Gewalten eine Gewährleiſtung der politiſchen Sicherheit zu erblicken. Vielmehr ſtellt er Frankreich damit als den von vorn herein unterwühlten, in beſtändiger Schaukelung begriffenen, und dem Windſtoß jeder Neuerung ausgeſetzten Staat hin. Denn die gewiſſermaßen ſophiſtiſche Bedeutung, welche er dem franzöſiſchen Parlament beilegt, indem es als dieſe dritte Inſtanz ſowohl die Großen und das Volk durch einander bedinge und lähme, als auch dieſen gegenüber den König in einer unverantwortlichen und darum geſicherteren Stellung erhalte, erſcheint ihm wohl als eine künſtliche und bewundernswerthe, aber durchaus nicht als eine ſichere Conſtruction.

Die franzöſiſche Politik hat aber ihren unabweisbaren Einfluß auf die europäiſchen Staatsgeſtaltungen gerade durch dieſe Ausgangspuncte gewonnen, auf welche Machiavelli hier ſchon mit ſo klarer und umfaſſender Einſicht hindeutet. Es iſt dies die principiell feindliche Aufſtellung, in der ſich die Staatsgewalten gerade in ihrem innerſten Verbande zu einander verhalten, und wodurch ſie den Bürgerkrieg der Principien zuerſt in die moderne politiſche Welt geſchleudert haben. Die Verſöhnung und Ausgleichung, die ſchon in den erſten Einrichtungen des franzöſiſchen Parlaments ausgeſprochen liegt, erweiſt ſich auch ſofort nur als ein ſtaatskluger ſtrategiſcher Plan, durch welchen der eine Theil den andern zu berücken, hinzuhalten, und für ſeine Intereſſen unſchädlich zu machen, oder auch den einen Feind durch den andern zu ſchwächen und zu ſchlagen trachtet. —

Die Entwicklung des politiſchen Geiſtes in Frankreich erſcheint in der Geſchichte überhaupt als der dritte Act des großen europäiſchen Freiheitsdrama's, welches in Italien den erſten Act der ideellen Anlage und Expoſition, in Deutſchland aber den zweiten Act der wiſſenſchaftlichen, mit verfehlten politiſchen Anſätzen vermiſchten Bewegung gefunden hatte. In Frankreich wurden zuerſt die in Italien und Deutſchland reif gewordenen Ideen auf den Staats-Organismus ſelbſt ange-

wandt. In der französischen Nationalität handelt es sich wesentlich um den vielverzweigten modernen Mythus von der Revolution, die hier mit dem Volksgeist selbst gewissermaßen identisch wird.

Vor der Revolution von 1789 und vor der Constitution von 1791 gab es in Frankreich durchaus keine festen und organischen Bestimmungen über eine eigentliche Verfassung des Staats, über die Gränzen der königlichen Gewalt, und über die Befugnisse der Stände und des Volks. Frankreich war in den ersten dreizehn Jahrhunderten seiner Geschichte durchaus kein Land und Volk von politischer Bildung und verfassungsmäßiger Organisation gewesen, und das Beispiel Englands schien in dieser Hinsicht nichts Lockendes für die Franzosen gehabt zu haben. Das schlagende Wort der Frau von Staël: C'est la liberté qui est ancienne, et le despotisme qui est moderne[1] bezeichnet die politische Geschichte Frankreichs in ihrem ganzen Charakter. Denn hier steht die fortschreitende Nationalbildung lange in einem durchaus natürlichen Verhältniß zu den Ideen des Königthums und des Despotismus, und die absolut monarchische Gewalt wird die wahrhaft moderne Erfindung für die Nation, während in den uralten März- und Maifeld-Versammlungen unter Karl dem Großen und den Merovingern Freiheit und Volksrechte schon reich gegrünt hatten, und die Nation darin das Stimmrecht über alle ihre Angelegenheiten, welches jedem freien Manne zukam, im weitesten Umfang ausübte. Karl der Große hatte zuerst auch das Volk zu den Märzfeld-Versammlungen zugelassen, und die französische Nation bestand aus drei Ständen, Adel, Geistlichkeit und Volk: in welcher ursprünglichen Dreitheilung der Nation gewissermaßen ein uraltes Recht gesetzgebender Gewalt ausgeübt wurde. Die Entwicklung der französischen Geschichte zeigte sich aber gleichwohl Jahrhunderte lang nur darin, die Königsmacht durch alle Adern des Nationallebens zu vertheilen, um sie zur eigentlichen Wurzel aller nationalen und politischen Institutionen zu machen. Und wo verfassungsmäßige Körper und Einrichtungen aufrecht erhalten wurden, geschah es, wie schon Machiavelli so scharf hervorgehoben, eben nur deshalb, weil die monarchische Gewalt es bequem fand, sich darauf zu stützen und sich nach irgend einer Seite hin hinter ihnen zu verschanzen. In dieser Weise wur-

1 Considérations sur la Révolution française par Madame de Staël I. chap. 2.

den die allgemeinen Reichsstände, die alten Parlamente und die Gemeinde-Verfassungen von Seiten der Könige zu den geschicktesten Operationen gegen die Uebermacht des Adels und der Geistlichkeit benutzt und gefördert.

Die alten Nationalversammlungen waren fast fünf Jahrhunderte hindurch in Vergessenheit gerathen und unterbrochen worden, als sie Philipp der Schöne durch seine Berufung der General-Stände (états-généraux) im Jahr 1302 wieder aufnimmt, und zu einem wesentlichen Element derselben auch die bürgerlichen Abgeordneten der Städte, den eigentlichen tiers-état erhebt. Diesem König wären die alten gallofränkischen Volksversammlungen schwerlich in die Erinnerung gekommen, wenn er nicht bei den vernichtenden Schlägen, welche er gegen den Papst, den Adel und die Geistlichkeit führte, einer neuen Gewalt bedurfte, auf die er sich lehnen konnte, wozu er die frische Kraft des dritten Standes sich ausersah, der seitdem ein fortdauernder Bestandtheil der allgemeinen Reichsstände blieb. Aber freilich waren die Befugnisse, welche die drei Stände der Nation in den états-généraux ausübten, noch so beschränkter Art, daß sie als wirklich verliehene Rechte auf keiner Seite angesehen werden konnten. Die Generalstände dienten vorzugsweise dazu, Gelder zu beschaffen, aber wo es sich um Berathung oder Ablehnung von Gesetzen handelte, waren sie nur auf demüthige Bitten oder auch auf schimpfliche Klagen angewiesen, welche die beiden privilegirten Stände, Adel und Klerus, aufrechtstehend vorbringen durften, der dritte Stand aber, in dem die ganze Nation vertreten wurde, nicht anders als auf den Knieen. Auch hatten diese General-Stände durchaus keine regelmäßige und auf irgend ein Gesetz begründete Gestalt. Ihre Versammlungen waren stets nur außerordentliche gewesen, die von der Lage der öffentlichen Dinge, oder von der Laune und dem Bedürfniß des Hofes abhingen. Zuweilen wurden auch an ihrer Stelle Versammlungen von Notablen einberufen, welche aus Räthen bestanden, die von den Ministern gewählt wurden, obwohl ihnen gerade die Aufgabe zugewiesen war, die Minister zu controliren [1].

Inzwischen hatte der dritte Stand keineswegs gezögert, die Anerkennung, welche er durch seine Berufung zu den allgemeinen Reichsständen gefunden, in einem weitern Sinne zu einer prin-

1 Lanjuinais, Constitutions de la Nation française (Paris 1819) I. 28.

cipiellen Behauptung der Volksrechte zu benutzen. Schon im Jahre 1355 wirkte er in den états-généraux dahin, daß keine Auflage und Steuer mehr ohne Einwilligung der Nation erhoben werden ſolle. Aber die königliche Gewalt ſuchte dem dritten Stande ſofort begreiflich zu machen, daß er nur als ein Product der egoiſtiſchen Berechnung der Krone in's Leben getreten ſei, und für ſich ſelbſt in keinem eigenen Recht ſtehe. Dies wurde der erſte Anlaß zu den Kämpfen zwiſchen Demokratie und Königthum in Frankreich, die ſchon damals zu blutigen und revolutionnairen Verwicklungen führten, obwohl der Bürgerſtand ſich nach kurzer Empörung wieder beugen mußte, und mit ſeinem Blut nur flüchtig die Stelle röthete, auf welcher die Geſchichte in ſpätern Jahrhunderten ihre größte Aernte halten ſollte.

Tiefere Wurzel, als in den allgemeinen Reichsſtänden, ſchlug der dritte Stand in Frankreich in den Parlamenten, die als eine neben den états-généraux beſtehende und eine Zeit lang gleichzeitig mit ihnen fortgehende Inſtitution gebildet worden waren, obwohl auch in dieſen bei ihrer ganzen Einrichtung nur ein bequemes und wirkſames Inſtrument der königlichen Gewalt, und eine größere Befeſtigung der Selbſtherrlichkeit der Krone beabſichtigt war. Dieſe alten Parlamente waren die Gerichtshöfe der Krone, in denen nach dem Königsgeſetz Recht geſprochen werden ſollte, und worin der König ſich ſelbſt und den Prinzen von Geblüt Sitz und Stimme vorbehalten hatte. Der dritte Stand hatte aber bei dieſen oberſten Gerichten ſchon um deswillen bereite Aufnahme und große Wirkſamkeit finden müſſen, weil es ſich, nachdem Ludwig IX. die gerichtlichen Zweikämpfe verboten, beim Rechtſprechen ſchon mehr und mehr um Gelehrſamkeit, um Kenntniß der Geſetze und um die Geſchicklichkeit einer kunſtreichen und ſcharfſinnigen Auseinanderlegung ſchwieriger Rechtshändel handelte, wozu der Bürgerſtand vorzugsweiſe hervorragende Talente darbot. So wurden dieſe Parlamente, die in der Hauptſtadt wie in den Provinzen beſtanden, allmälig zu Grundſäulen der Volksgewalt, und zu Bildungsſchulen der Freiheit und des nationalen Rechts in Frankreich. Und die Könige, welche die Parlamente als eine Schutzmauer gegen die autonome Gewalt des Adels und der Geiſtlichkeit um ſich her aufgeführt, hatten ſich darin wider ihr Wiſſen und ihren Willen eine Macht erzogen, in welcher der ſouveraine Begriff des Volkes ſich ſchon in ſtarken Keimen und oft unabweis-

lich hervordrängte, und woraus die eigentliche Saat des Verderbens für das französische Königthum emporwuchs.

Man begegnet den Spuren dieser französischen Parlamentskörper schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. Ihre Mitglieder wurden anfänglich nur auf ein Jahr vom König ernannt, und in dieser königlichen Ernennung lag zugleich ihr ganzes Recht und ihre ganze Vollmacht, da sie noch keinen höhern ideellen Grund ihres Bestehens und ihrer Machtvollkommenheit hatten, den sie sich erst aus sich selbst schaffen mußten. Zu einem zweideutigen Werkzeug der königlichen Gewalt bestimmt, bildeten die Parlamente gerade durch den sittlichen Widerstand gegen das mit ihnen beabsichtigte Spiel die Ideen der politischen Freiheit und der Volksrechte um so innerlicher vor. Auf der einen Seite hatten die Könige scheinbar ihre Souverainetätsrechte an die Parlamente abgetreten, wenn es darauf ankam, gegen die Uebergriffe der Aristokratie und des Klerus sich hinter diese Organe zu verschanzen, die auf eine allen Parteien und Ständen überlegene objective Rechtsstellung sich stützen konnten. Gegen die Parlamente selbst zogen sich aber die Könige wieder in das ganze undurchdringliche Dunkel der königlichen Souverainetätsrechte zurück, und schnitten damit jede Anforderung ab, welche in dieselben hinübergreifen wollte.

Die scheinbare Beschränkung durch das Parlament, welche sich die Krone mit der Miene einer freien Hingebung an die Nation auferlegte, bestand vornehmlich darin, daß alle königlichen Verordnungen, Beschlüsse und Gesetze in die Register des Parlamentes eingetragen werden mußten, und erst dadurch ihre rechtliche Sanction erhalten konnten. Wenn auch diese Bestimmung, in welche die Könige schwerlich anders als in sophistischer Absicht eingewilligt hatten, in jeder Weise und durch tausend Mittel illusorisch gemacht werden konnte, so lag doch darin schon ein gewaltiges Zugeständniß Seitens der königlichen Macht, das die höchste principielle Bedeutung für das ganze Staatswesen in sich tragen mußte. Das Parlament war ein Diener des Königs und konnte daher auch zur Eintragung seiner Verordnungen in die Genehmigungsbücher gezwungen werden, wie dies nicht selten geschah. Aber daß die Krone auf diese Formalität ein Gewicht legen zu müssen glaubte, daß sie schon eine gewissermaßen nothwendige Ergänzung ihrer Gewalt durch einen aus der Nation entstandenen Rechtskörper darin anerkannte, dies gab dem Parlament die höhere Stellung eines dem

Könige, seiner Person und seiner Willkür überlegenen Princips, das zwar noch vielfach verletzt, unterdrückt und hingehalten werden konnte, in welchem aber schon eine in die Rechte des Volksgeistes selbst verlegte Entscheidung über die Angelegenheiten der Nation und mithin auch des Königs selbst zugestanden wird. Mit dem scharfen Instinct des Despotismus suchten daher die französischen Könige die Parlamente niederzuhalten und abzuschwächen, so gut es noch gehen wollte.

Unter Ludwig XIII., wo Cardinal Richelieu, als erster Schüler der Machiavellistischen Politik, den Adel gänzlich zu den Füßen des absoluten Königsthrones niederstreckte, und demselben dadurch sein letztes Gegengewicht nahm, blieb das Parlament als die einzige Kraft übrig, welche den Anmaßungen der Krone entgegenstand und die Rechte des Volks gegen dieselben zu vertheidigen unternahm. Seltsamer Weise hatte gerade in der Zeit der Begründung der absoluten Monarchie das französische Parlament seine höchste ideelle Richtung zu nehmen angefangen, denn im Jahre 1615 erklärte es sich für principiell nothwendig im Beirath des Königs, und sprach den eigenthümlichen Gedanken aus, daß es an die Stelle der alten März- und Maifeld-Versammlungen des französischen Volkes getreten sei.

Ludwig XIV. hatte schon während seiner Minderjährigkeit mit Verachtung diese Kämpfe angesehen, welche er der absolutistischen Herrschergewalt, die er in Europa in einem modernisirt-orientalischen Stil zur höchsten Ausbildung bringen sollte, für unwürdig hielt. Seine erste Heldenthat, sobald er zur Regierung kam, war daher die, daß er der in den Parlamenten keimenden Hydra der Volksgewalt das Haupt abzuschlagen suchte. Er gab sein Edict vom Jahr 1657 (erneuert 1673), wodurch er dem Parlament jedes Einreden und jede Uebergriffe in die Handlungen und Verordnungen der Regierung verbot. Zu dem Sturz des Adels, der schon durch Richelieu sich vollendet hatte, fügte Ludwig XIV. den des dritten Standes, dem er auch die Wurzeln der altbestandenen Provinzial-Freiheiten und Gemeinde-Ordnungen abschnitt.

Auf den Trümmern der organischen Lehnsverfassungen und der mittelalterlichen theokratischen Welt erhob sich der neue moderne Despotismus als ein unglaublich nüchternes, weltfreies, aber auch weltverlorenes Reich, welches, geistig und ästhetisch glänzend, doch innerlich unendlich verarmt und vereinsamt war, und dem Volke

wie eine fremde magische Wundererscheinung, die auch in Indien und Persien hätte spielen können, gegenüberstand. Der mediceische Despotismus in Italien, der in den industriellen und geistigen Aufschwung der Republiken sich eingenistet hatte, war nur die Vorschule für Frankreich gewesen. Machiavelli selbst, der die Tyrannen-Politik eigentlich auf ganz materielle Grundlagen stützte und seinen Fürsten mit keiner andern Kunst in Verbindung setzte als mit der des Schwertes und der Eroberung, war auf das ästhetische Element im Despotismus noch nicht aufmerksam gewesen. Mit den Mediceern hatte er einige Berührungen dieser Art, aber es wurde dabei nicht an das Volk gedacht, wie aus dem naiven Interesse hervorging, welches Leo X. an der kirchenfeindlichen Komödie des Machiavelli genommen. Es geht auch aus diesem Verhältniß anschaulich genug hervor, daß Machiavelli den Despotismus des Schwertes und der Eroberung nicht dazu aufrichten wollte, um das Volk von innen heraus zu verderben und zu erschlaffen, wie dies in den Berechnungen des ästhetischen Despotismus liegt. Die zerflossene Schöngeisterei der Medici war dem Machiavelli gewiß das Verhaßteste an ihnen. Die Lehrschrift des Principe war eigentlich darauf berechnet, aus den Fürsten vollendete Barbaren zu machen, um dadurch eine naturkräftige Erneuerung aller staatlichen Zustände zu bewirken. Der französische Absolutismus dagegen bedurfte auf seinem Höhepunct auch wieder der geistigen und ästhetischen Richtungen, aber er verwandte dieselben lediglich in seinen Dienst, in dem er Alles zu concentriren verstand.

In dem Reiche Ludwigs XIV., das zu einer Musterwirthschaft des modernen Despotismus wurde, gab es kein Volk, keinen Staat, keine Kirche, keine Gemeinden, keinen Adel, sondern es gab nur einen Hof, einen König, eine befohlene Cultur, eine liederliche Aufklärung, die sich nach Bedürfniß der Nerven und der Sinne in eine noch liederlichere Religiosität umwandeln konnte. In diesen exclusiven Hofbegriffen, die Alles galten, hatte sich gewissermaßen die ganze vorangegangene Völkerbildung mit ihren sämmtlichen Errungenschaften und Ansprüchen aufgelöst. Diese neuen Hofbegriffe wurden der privilegirte Niederschlag der großen mittelalterlichen Weltcultur, welche in der organischen Einheit ihrer Gestaltungen jetzt abgelöst wurde durch die Einheit der absolutistischen Königsgewalt, die auch auf diese Einheit ein besonderes Gewicht legte, dieselbe aber nur aus dem sinnlichsten Egoismus,

aus dem gottverlassenen Ich des Herrschers, herleiten und begründen konnte. In diesem Ich hatte Ludwig XIV. alle Stände, das Volk, den Adel und selbst die Geistlichkeit, die er in den goldenen Dunstkreis des Throns gebannt, eingefangen. Doch gebrauchte auch er das Parlament zur Bekämpfung und Abschwächung der päpstlichen Gewalt, indem er die Freiheiten der gallikanischen Kirche (1682) zu Reichsgesetzen erheben ließ, und sie dadurch, so oft es ihm paßte, in die Rechtssphäre des Parlaments verlegte, welches dadurch nach seinem Belieben eine dem päpstlichen Stuhl feindliche Instanz für ihn abgeben mußte. So werden in der Grundlegung der absoluten Monarchie die Saaten der Revolution selbst schon auf das Bestimmteste angepflanzt, denn mit dem geistlichen Autoritäts-Princip, welches der weltliche Despotismus nicht aus geistigem Recht, sondern aus frivoler Ichsucht umstieß, sank auch die Kraft des blinden Gehorsams dahin, der alle Stände bis dahin in ihren materiellen und geistigen Schranken gehalten; und das Signal zur Umwälzung aller Zustände von innen heraus war gegeben.

Unter Ludwig XV. zeigte sich die Gefahr schon in einem fast verzweifelten Ringen der königlichen Gewalt mit den Parlamenten, die plötzlich in die günstige Stellung versetzt worden waren, der Zwangs-Autorität gegenüber ein Vertheidigungs-Instrument der religiösen Freiheit zu sein, um so mehr, da dieser König, ohne Zweifel im Instinct einer politischen Angst, wieder zu den strengen Normen der römisch-katholischen Kirche zurückgekehrt war. Hinter dem Parlament zeigt sich jetzt schon die vollwüchsig nachschießende Kraft des dritten Standes, der immer selbstmächtiger drängte und durch ganz neue geistige Elemente gereizt und genährt worden war: nämlich durch die philosophische Bildung und negative Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts. An der Brust der ungläubigen atheistischen Philosophen hatte der dritte Stand in Frankreich diese scharfe, reizende Nahrung gefunden, die ihn zu Thaten berauschte, nachdem Adel, Geistlichkeit und Königthum ihn Jahrhunderte lang nur das entnervende Gift der Knechtschaft hatten trinken lassen. In den Parlamenten unter Ludwig XV. floß diese neue Kraft des dritten Standes zuerst über, und bewährte sich in dem Widerstand, welchen die Parlamente den in das Eigenthum aller Stände übergreifenden Geldforderungen des Hofes entgegenstellten. Dies wurde bereits von beiden Seiten ein hitziger Kampf, die Parla-

mente wurden verbannt und abgesetzt, und sämmtliche Parlamente von Frankreich schlossen sogar (1756) ein Bündniß untereinander, worin sie sich schon gewissermaßen wie eine constitutionnelle Volksmacht dem Hofe gegenüber aufpflanzten.

Ludwig XVI. konnte in seinen unseligen Wirrnissen schon keinen anderen Rettungsgedanken mehr fassen, als sich auf den dritten Stand zu stützen, den er bei seinem Regierungsantritt unter den Trümmern des ganzen Staatswesens obenaufstehend erblickte. Der dritte Stand hatte schon in dem Klerus und Adel Freunde gefunden, die als Vertheidiger seiner principiellen Rechte auftraten, wie Abbé Sieyes und Graf d'Entraigues. Es war der Dämon seines Unglücks, der dem König jetzt die Wißbegierde einflößte, zu erfahren, was eigentlich der dritte Stand sei, und wie eine wahrhaft volksthümliche und nationale Ständeversammlung gestaltet werden könne. Die Schrift des Sieyes: Qu' est-ce-que le tiers-état? war eigentlich eine Antwort auf diese Frage des Königs, und der Herzog von Orleans gab sogar die Druckkosten zu dieser Abhandlung her. Die Verdoppelung der Abgeordneten des dritten Standes war der entscheidendste Gedanke auf diesen verhängnißvollen Vorstufen der Revolution, aber zugleich entscheidend für den Untergang des Königs, der die neuen Ideen eines politisch berechtigten Bürgerthums nur zu seinem Verderben ergriffen haben sollte. Die königliche Verordnung vom 24. Januar 1789, welche die Urversammlungen der Wähler zu den allgemeinen Reichsständen anberaumte, wurde das eigentliche historische Actenstück für die Existenz des dritten Standes. In dieser Verordnung hieß es, daß „alle den dritten Stand bildenden Einwohner, eingeborne oder eingebürgerte, die 25 Jahre alt, angesessen und in den Steuerrollen enthalten, den in allen Pfarreien und Gemeinden eröffneten Urversammlungen beiwohnen sollten, um bei der Ernennung der Abgeordneten zu den allgemeinen Reichsständen mitzuwirken." — So nahte die Allgemeine Ständeversammlung von 1789, welche sich den Namen der Nationalversammlung beilegte.

Im Beginn der Versammlung der allgemeinen Reichsstände war der Kampf der drei Stände untereinander wie ein Lebenskampf der ganzen Nation, die sich in allen ihren Grundelementen durcharbeitete, sonderte und vereinigte. Die beiden, bis dahin privilegirt gewesenen Stände, Klerus und Adel, glaubten auch in-

mitten dieser Versammlung noch die alten Trennungen durchführen zu können, indem sie zuerst den dritten Stand von sich abzulösen suchten und die Berathungen der Versammlung in isolirten Standschaften halten wollten. Der dritte Stand zeigte sich aber schon mit unwiderstehlicher Kraft als das eigentlich reorganisirende Element der Nation, in welchem sich alle ihre Lebenstheile wahrhaft zusammenfügen sollten, und das jetzt auch, obwohl der König selbst die Absonderung der drei Standschaften als unveränderliche Bedingung aufstellte, die beiden andern Stände mit allgewaltigen Organen gewissermaßen in sich aufsog. Der Drohung des Hofes gegenüber, die Gemeindekammer, wenn sie sich nicht füge, gänzlich von den Berathungen über das Staatswohl auszuschließen, faßte sich der dritte Stand, nachdem er sich schon für eine „Nationalversammlung" erklärt, als die Nation selbst auf, und behauptete, Kraft dieser Bedeutung, daß er nicht wieder vom Platze weichen werde. Es war Mirabeau, welcher dem Großceremonienmeister des Königs die für den dritten Stand constitutiv gewordenen Worte erwiderte: „Wir sind hier durch den Willen des Volkes, und werden uns nur durch die Macht der Bayonnette wieder von hier entfernen lassen"!

Die französische Nationalversammlung hatte es noch nicht mit der Durcharbeitung real gegebener Zustände zu thun, sondern ihre Bestimmung war eine vorherrschend gedankenmäßige und ideelle, indem sie aus den Principien der politischen Freiheit, aus welchen die neue Zeit ihre Lebensfrage gemacht, erst zu einer nationalen Wirklichkeit vorzuschreiten und diese schöpferisch zu gestalten hatte. Es war eine politische Ur-Aufgabe, welche jener Nationalversammlung Frankreichs zugefallen war, und in der es sich darum handelte, neue Grundordnungen des Staats- und Volkslebens zu legen, und die constitutionnellen Fundamentalsätze einer neuen politischen Zeit zu begründen. Diese damals noch sehr weit gefaßten Sätze waren hauptsächlich: die Beschränkung des Königs auf einen bloßen Bevollmächtigten der vollziehenden Gewalt; die mit der Unverletzlichkeit des Königs genau zusammenhängende Verantwortlichkeit der Minister; der schaffende Antheil der Nation an der Gesetzgebung, welche durch den König nur ihre Sanction erhält; das Steuerbewilligungsrecht und Anleiherecht der Nation; die Heiligung der persön-

lichen Freiheit; die Freiheit der Presse. Diese Sätze entwickelten sich in der welthistorisch gewordenen Sitzung der Nationalversammlung am 4. August 1789 zu der Erklärung der Menschenrechte, in der aus dem Standpunct der metaphysischen Staatslehre das Gericht über alle ausgelebten Autoritäts-, Feudal- und Privilegienrechte der neueren Menschheit erging und die politischen und socialen Ideale der neueren Völker an ihren Spitzen ergriffen wurden. Aus der Metaphysik der Nationalversammlung versuchte zuerst die constituirende Versammlung von 1791 wirkliche Politik zu machen. Diese zweite Nationalversammlung hatte die Aufgabe, eine Constitution zu schaffen, in der die Ueberzeugungen der neuen Zeit in den Staatsformen selbst durchgeführt werden sollten. Die neue Verfassung stellte die von Mirabeau redigirte Erklärung der Menschenrechte an ihre Spitze, aber sie setzte zugleich fest, daß nur derjenige einen thätigen und berechtigten Antheil am Staatsleben haben könne, welcher eine directe Abgabe von Geld, wenigstens im Werth von drei Arbeitstagen, bezahle. Die schneidenden Unterschiede des citoyen activ und des citoyen passiv traten mitten in diese neue Freiheitsschöpfung hinein, und als activer Bürger wurde nur der erkannt, welcher Geld hatte, welcher Eigenthum besaß. Dies Moment gründete zuerst den unheilvollen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Volk, der die Quelle aller nachfolgenden Revolutionen wurde.

Die französische Constitution von 1791 wurde nur ein Scheinvertrag zwischen Fürst und Volk, der in Wahrheit von keiner Seite mit Erfolg hätte gehalten werden können, und der mehr dazu bestimmt war, die Zerfallenheit aller Staats- und Gesellschafts-Elemente in einem politischen Actenstück an den Tag zu legen, als sie in einer realen Organisation wieder zu heilen und zusammenzufügen. Durch dieses Verfassungs-Document sollte allerdings die neugeborene Demokratie in ihre gesetzlichen Rechte eingesetzt und zugleich in ihrer möglichen Vereinbarung mit dem Königthum dem Staatswesen einverleibt werden. Aber die constituirende Versammlung hatte den wahren Ausweg zwischen zwei Gedanken, die ihr offenbar vorschwebten, nicht finden können, und diese beiden Gedanken waren auf der einen Seite eine königliche Demokratie, und auf der andern Seite ein demokratisches Königthum. Sie machte ein Gemisch aus diesen beiden Inten-

tionen, welches weder der Sicherheit der königlichen Gewalt, noch der wahren Dauer eines auf ſich ſelbſt geſtellten Volkszuſtandes genügen und dienen konnte. Für die Volksintereſſen war die Conſtitution von 1791 nicht ausreichend, weil ſie nur eine einzige Kammer (mit zweijährigen Seſſionen) errichtete, die mehr oder weniger eine überragend ariſtokratiſche Bedeutung annehmen mußte, indem der zum Grunde gelegte Wahl-Cenſus die nichtbeſitzenden Klaſſen davon ausſchloß. Dem König aber war die Initiative der Geſetzgebung, das abſolute Veto, das Recht des Krieges und Friedens, genommen, und er war dadurch für ein gänzlich zerſchelltes Element erklärt, auf das Niemand ſich ſtützen konnte, auch das Volk nicht, wenn es ſeiner bedurfte. Dieſe Verfaſſung wurde durch die Ereigniſſe zerriſſen, und ihre Stücke verwehten in den Stürmen der Republik.

Die conſtituirende Verſammlung wurde durch den National-Convent abgelöſt, der alle Sophiſtereien des conſtitutionellen Princips durch die thatſächlichen Geſtaltungen der Demokratie abſchneidet, und in deſſen inneren Bewegungen es ſich nicht mehr um principielle Stellungen und um parlamentariſche Rednerſiege, ſondern um Leben und Blut derer handelt, die ſich hier als die verſchiedenen Organe des Volkswillens entſcheidend aufſtellen. Rodier ſagt daher ſehr treffend: daß jede Sitzung des Convents entweder eine Schlacht oder eine Tragödie geweſen. Die Partei der Girondiſten trug geiſtige Keime der Vermittelung in ſich, durch welche ſie der Revolution noch mitten in ihren ausgebrochenen Schreckniſſen eine ideale Geſtaltung anträumen zu können glaubten; aber der Moment für ſolche Träume war längſt abgelaufen, und noch weniger hatten die Vertreter dieſer Partei die Kraft dazu, das revolutionnaire Verderben, mit dem ſie bereits ſelbſt geſpielt, nach gedankenmäßigen Normen und nach Idealen des Hellenismus zu meiſtern. Vergniaud war ein Charakter in dieſem Sinne, ein leichtblütiger Träumer, der mitten in der Schlacht noch an die Kraft der Gedanken glaubt, aber auch, wenn er Alles für ſich verloren ſieht, mit der lächelnden Wehmuth eines Weiſen ſein Leben hingiebt, ohne die Erhaltung deſſelben einer beſondern Mühe für werth zu erachten. Das von ihm im National-Convent geſprochene Wort: „Die Revolution iſt wie Saturn; ſie wird alle ihre Kinder verſchlingen!“ enthielt nicht nur die Ahnung ſeines eigenen Schickſals, ſondern es bezeichnete mit einem Schlagwort das dialektiſche

Wesen aller modernen Revolutionen, die nicht anders können als stets in ihr Gegentheil wieder umzuschlagen und ihre eigenen Werkzeuge und Führer zu vernichten.

Zu thatsächlichen Gestaltungen ihrer Ideen wurde allen modernen Revolutionen außerordentlich wenig Frist gegeben. Die Ideen treiben immer nur als Stürme vorüber, durch welche zeitweise die Luft gereinigt und der schwere Horizont der Menschheit gelichtet wird. Nachher sieht aber alles wieder finsterer und unglücklicher aus als jemals. So wechselten sich in Frankreich wie durch eine Naturnothwendigkeit die Revolutions-Ideen mit der dynastischen Restauration und ihren neuen Masken ab. Die Wiederherstellung der Bourbonen im Jahre 1814 legte den Grund zu den constitutionnellen Sophistereien zwischen Fürsten- und Volksgewalt, die seitdem ein charakteristisches Element der neuesten Staatsentwicklungen in Europa geblieben sind. Nach Rückkehr der alten Dynastie handelte es sich in Frankreich um eine neue constitutionnelle Charte, welche zuerst von dem Senat vorgeschlagen worden, und der die verbündeten Mächte im Voraus ihre Zustimmung und Verbürgung ertheilt hatten. Sogar der russische Kaiser Alexander hatte zu den Senatoren gesagt: „Gebt Eurem Lande starke und liberale Institutionen, wie sie der Aufklärung der Zeit angemessen sind, und deren Frankreich niemals wird entrathen können."

In der neu vorgeschlagenen Verfassung hatte aber der Erhaltungssenat ausdrücklich erklärt: das französische Volk beruft frei auf den Thron Ludwig Stanislaus von Frankreich unter der Bedingung, daß dieser Fürst das jüngst verkündete Grundgesetz beschwören werde! Ludwig XVIII. behielt sich jedoch vor seinem Einzuge in Paris die Entwerfung einer anderen Constitution vor, indem er sich verpflichtete, eine solche mit einer aus Mitgliedern des Senats und des gesetzgebenden Körpers gewählten Commission ausarbeiten zu lassen und sie diesen beiden Körpern alsdann vorzulegen (mettre sous les yeux de ces deux corps).

Hiermit begann schon das dialektische Verfassungsspiel der Restauration, in dem die neue Stellung der königlichen Gewalt darin bestand, sich unter dem Schein freier und volksthümlicher Institutionen unvermerkt wieder in den Besitz der alten Tyrannei zu bringen, und dieselbe durch eine künstliche Benutzung und Zu-

richtung der constitutionnellen Formen neu zu befestigen. Im Eingang seiner neuen Charte nannte sich Ludwig XVIII. schon wieder „von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra", und berief sich auf das göttliche Recht, welches ihn in seine Staaten zurückgeführt, während der Erhaltungs-Senat seine Rückkehr ausdrücklich an den freien Willen der Nation gebunden hatte. Durch dieses Manoeuvre wollte sich der König den seiner Meinung nach günstigen Anschein retten, daß er sich selbst und aus eigener Bestimmung die constitutionnellen Gränzen der Herrschermacht feststelle, und er hinterließ damit seinem Nachfolger die gefährliche Waffe einer octroyirten Charte, deren zweischneidige Natur den, welcher sie egoistisch zu seinem Schutz zu gebrauchen denkt, leicht selbst zum Tode verletzt.

Die constitutionnelle Charte Ludwigs XVIII. wies fast in erstaunlicher Fülle alle Herrlichkeiten der modernen politischen Freiheit auf, nach denen man in den vorangegangenen Völkerkämpfen nur irgend gerungen hatte. Aber diese Charte sah wie ein schönes Gemälde von Früchten aus, welches man einem hungerigen Volke zeigt. Was helfen gemalte Lebensmittel in einer Hungersnoth?

In der Repräsentativ-Verfassung Ludwigs XVIII. war die englische Staatsverfassung als Vorbild genommen und in ihren Hauptgrundzügen, jedoch mit einigen Abänderungen, auf Frankreich übertragen worden. Eine wesentliche Abweichung von der englischen Constitution zeigt sich aber darin, daß durch die neue französische Charte, die eben als ein königliches Geschenk sich erweisen soll, das Uebergewicht der ganzen Staatsbewegung in die Krone verlegt wird. Die Krone hat sich die Initiative und das ausschließliche Recht der Gesetzgebung vorbehalten, da kein Gesetz ohne den Vorschlag des Königs und ohne seine Bestätigung ins Leben treten kann. Nach dem Muster der englischen National-Repräsentation wird auch die französische in zwei Kammern getheilt. Die erste Kammer führt zur Erblichkeit der Pairie und wird dadurch zu einem neuen Bollwerk der Aristokratie, der durch die Gesetze über die Majorate und über das Recht der Erstgeburt ein specifisches Uebergewicht im Nationalkörper wiedergegeben werden sollte. Die Preßfreiheit steht in der Charte ausgesprochen, aber sie wird zu einer trügerischen Illusion, die nur dem Namen nach wirken soll, da Staatsregierung sowohl wie Kammern es für angemessen finden, ihr die Censur unterzuschieben, und das Recht der freien Gedanken-

Aeußerung, in dem wesentlich die Volks- und Bürgerkraft ruht, durch dieses Fälschungsmittel alles Lebens und aller Wahrheit zu berauben. Dieselbe dialektische Farce wird mit der Verantwortlichkeit der Minister gespielt, die ebenfalls in der Charte als Princip ausgesprochen ist, aber die Restaurationsperiode entfaltet ihre treulose Kunst und Kenntniß eben darin am meisten, daß sie sich aller nothwendigen Principien klar bewußt ist, aber nur um sie desto sicherer in ihrer innersten Mitte fassen und entzweibrechen zu können. Was man Restaurations-Politik nennt, ist überhaupt in der eigentlichsten Bedeutung eine Principien-Fälschung, und die Restauration ist dadurch ein so wichtiger und gefährlicher Moment für die politische und nationale Bildung aller Völker in Europa geworden. Die Verantwortlichkeit der Minister konnte unter der französischen Restauration zu keiner Wahrheit werden, weil es keine unverfälschten Organe gab, durch welche eine Anklage der Staatsbeamten an den Thron oder an die Nation hätte gelangen können, denn alle diese Organe befanden sich in den Händen der Staatsbeamten selbst, welche alle Mittel anwenden konnten, um die Freiheit der parlamentarischen Rede wie der Presse nach ihrem Bedürfniß zu zügeln. In derselben Weise verhält es sich auch mit der Freiheit der Wahlen zur Deputirten-Kammer, die in der Charte feierlich zugesichert worden, die aber durch die geheimen Wahlumtriebe der Regierung, wie auch durch den Umstand, daß die letztere jedem Wahl-Collegium den zehnten Theil der Wähler hinzufügen kann, illusorisch wird.

Das sophistische Gewebe, welches die Revolution ausgespannt hatte, wurde durch die Juli-Revolution von 1830 zerrissen, die zuerst als eine augenblickliche Vernunft-That des französischen Nationalbewußtseins erschien. Die Juli-Revolution ging in ihrem ersten Ausgangspunct auf den innersten Volksgrund des constitutionnellen Systems zurück, und strebte, denselben aus der Schlinge zu befreien, welche die octroyirte Charte und die stets mit einer solchen verbundenen Hinterhalte der königlichen Gewalt über denselben gelegt. Die Juli-Charte, als ein freies Product des Volksbewußtseins hervorgegangen, und wie ein nothwendiger logischer Moment der Staatsentwicklung durch einen fast geistigen Umwälzungs-Act gebildet, stellte zuerst den Willen der Nation als den gesetzgebenden auf eine bestimmte und staatsorganische Weise fest. Louis Philipp, Herzog von Orleans,

wurde, wie es in den Schlußworten dieser Charte hieß, „durch das allgemeine und dringende Interesse des französischen Volks auf den Thron berufen", und die Abänderung des königlichen Titels aus „von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra" in die einfache Bestimmung „König der Franzosen" sollte die Verneinung der göttlichen und geheimnißvollen Privilegien der Königsmacht und jeder dem Volke feindlich gegenüberstehenden Sonderstellung des Herrschers aussprechen. Es war dies zunächst nur ein Wortspiel, durch welches sich das Volkselement als der Urbestandtheil und die natürliche Grundlage alles Staatslebens geltend machen wollte, indem die Person des Königs selbst in die allgemeine Volkssubstanz aufgenommen, und nur als die hervorragende Spitze gelten gelassen wurde.

Die Juli-Verfassung trug jedoch das tiefe Gebrechen in sich, daß, während sie der königlichen Gewalt auf der einen Seite alle Selbstherrlichkeit der Stellung und jede selbstschaffende, persönliche Größe nahm, sie nach der andern Seite hin das Volks-Element noch zu beschränkt auffaßte, und demselben doch keine natürliche Anerkennung und großartige Ausbildung, sondern nur noch ein Eindringen durch einzelne Spalten und Ritzen des Staatsgebäudes, nach einem zwar erweiterten, aber doch immer noch sehr künstlich destillirten Wahl-Census zuließ. Diese auf noch nicht ausgegohrenen Ideen und auf halben Entscheidungen beruhende Stellung der Juli-Regierung enthielt nach drei Seiten hin gefährliche Elemente in sich, welche ihre Dauer in allmähligen Zerreibungen abschwächen und untergraben mußten. Auf Seiten der königlichen Gewalt und der Regierungsmacht war die Kabinets-Intrigue herausgefordert, die in immer erneuerten und veränderten Positionen den günstigen Spielraum sich ersah, um die Herrschaft des Volks-Elementes zurückzudrängen, künstlich zu bedingen und auf jede Weise illusorisch zu machen. Auf Seiten des Volks aber drängte der nothwendige und natürliche Widerstand vorzugsweise auf die politische Wahlfähigkeit als auf den organischen Punct hin, auf dem das Volk im Verfassungs-Staat lediglich zu seiner Berechtigung und zu einer mitschaffenden productiven Stellung gelangen kann. Es war dies der tödtliche Fleck der Juli-Regierung, auf dem sie in sich zusammenstürzen und mit ihrer Vernichtung endigen mußte, und die Reform-Bankette wurden das verhängnißvolle Symbol dieser Vernichtung, die in der Februar-

Revolution von 1848 das ganze conſtitutionnelle Staats-Syſtem in Trümmer warf, und die Republik ſcheinbar als die einzige organiſche Möglichkeit für die politiſche und geſetzliche Geſtaltung des Volkswillens hier übrig ließ. Zwiſchen der intriguanten Kabinets-Bewegung und der von unten herauf reformirenden Volks-Bewegung ſtand als das dritte Element die parlamentariſche Kammer-Bewegung in der Mitte, in der ſich von den beiden andern Seiten her alle Grundſtoffe und Kräfte entluden, und die im Februar 1848 der eigentliche Ausgangspunct der neuen Republik wurde.

Die Geſchichte der Juli-Regierung iſt weſentlich eine parlamentariſche Geſchichte, in der es ſich um die Aufführung der verſchiedenſten und oft auf das Künſtlichſte maskirten Schlachtſtellungen zwiſchen Thron und Volk handelt, und worin das Redetalent und die Macht der Debatte eine weſentlich entſcheidende Stellung gewinnen. In dieſer Periode von 1830 bis 1848 hat ſich das Weſen einer von Beredtſamkeit und Debatte abhängigen parlamentariſchen Regierungsform in allen ihren Nuancen ausgearbeitet und erſchöpft. Die bedeutendſten Talente haben ſich ſowohl im Intereſſe und Dienſt einer liberal conſervativen, d. h. in ihrem eigentlichſten Sinne reaktionnairen Regierung, wie des auf ein radicales Ziel losgehenden Volkes abgearbeitet, um von beiden Seiten eine Aufgabe zu löſen, welche die innern Widerſprüche eines demokratiſchen und royaliſtiſchen Princips in einer geſchickten und künſtlichen Poſition einigen und dieſe Einigung zu der herrſchenden und Alles beſtimmenden Staatsmacht erheben ſoll. Größere Anſtrengungen, ein in ſich verwickeltes und uneiniges Staatsprincip in eine organiſche Geltung zu erheben und zum einheitlichen Leben zu bringen, ſind kaum je in einem Staat gemacht worden. Was ſich mit dieſen Mitteln und unter dieſen Umſtänden leiſten ließ, iſt in Frankreich jedenfalls auf die glänzendſte und impoſanteſte Weiſe geleiſtet worden. Die parlamentariſche Geſchichte Frankreichs, welche ſich in dieſen Zeitraum weſentlich zuſammendrängt und auf eine erſtaunliche Höhe des Talentes und der Wirkung hinaustritt, arbeitet ſich darin zugleich in ihren Kräften, wie in ihren Zielen ab, und dieſe große Komödie, die der Ausgleichung aller Staatsgewalten gewidmet iſt, dient am Ende nur zu einer völligen Zerreibung und Auflöſung derſelben.

Der Conſtitutionnalismus der Juli-Regierung hatte ſich in ſeinen zweideutigen Richtungen vornehmlich auf zwei mit einander verwandte Syſteme geſtützt, die weſentlich Zerreibungs-Syſteme für die öffentliche Nationalkraft waren, und zu deren Durchführung bedeutende Talente in der Staatsverwaltung ſowohl, wie auf der Redner-Tribune verwandt wurden. Dieſe Syſteme waren das Juſte-Milieu und der Doctrinarismus, deren künſtliche und kunſtreiche Aufgabe mehr oder weniger die ſein ſollte, den Thron durch die Förderung der Volksintereſſen und das Volk durch die Feſtigkeit des Thrones zu ſtützen, wobei jedoch auf dem letztern, dem Thron, der eigentliche Nachdruck und die Spitze aller Beſtrebung beruhte. Das Juſte-Milieu-Syſtem, erfunden von dem Heros dieſes Princips, von Caſimir Périer, der ſehr characteriſtiſch urſprünglich Banquier und Kaufmann geweſen, bildete den erſten organiſchen Anfangspunct der Juli-Regierung, ſo wie der aus dem Juſte-Milieu hervorgegangene Doctrinarismus, der ſeine höchſte und ſubtilſte Ausbildung durch Guizot erlangte, den verhängnißvollen Endpunct dieſer Periode bezeichnete und hervorrief.

Caſimir Périer, ehemals ein mächtiger Stimmführer der Oppoſition, hatte am 13. März 1831 das vielgeſchmähete Miniſterium des Juſte-Milieu gegründet, in welchem er aus umfaſſenden und theilweiſe auch edlen Abſichten dies Neutraliſations-Syſtem ausbildete, das die entfeſſelten Kräfte der Parteien in ſich ſelbſt bannen und die Staats- und Volksbewegung durch die richtige Mitte, die bald ein dialektiſcher Terrorismus werden mußte, feſſeln, entkräften und um ihr eigentliches Ziel betrügen wollte. Caſimir Périer wandte ohne Zweifel eine großartige Begabung an dieſe theoretiſirende Vermittelungs-Stellung, die in gewiſſem Betracht ein politiſches Kaufmanns- und Handels-Princip war, und trotz aller aufgewandten Klugheit doch nur mit einem Banquerott endigen konnte. Er war ein Meiſter der parlamentariſchen Taktik und Redekunſt, aber er brachte es damit nur zu dem tragiſchen Eindruck, daß man einen auf die kunſtvollſte Weiſe ſich ſelbſt Vernichtenden und Zerreibenden in ihm erblickte. Seine Beredtſamkeit war edel, voll ſtarker Mittel, äußerlich haltungsvoll bei innerer Heftigkeit und ſtürmiſcher Erregung, und nur zuweilen ſah man dieſe letztere Herr über ihn werden und ihn zu gewaltſamen Ausbrüchen ſeiner widerſpruchsvollen Stellung treiben. Er mußte

an ſeiner Aufgabe, die ihm ſelbſt perſönliche Mißhandlungen zugezogen, verzweifeln, und den leiblich und geiſtig Erſchöpften ergriff zuletzt die Cholera, und ein ſtiller Wahnſinn trat hinzu, um die Verfinſterung ſeines Lebens zu vollenden. —

Der Doctrinarismus wurde eigentlich nur noch eine ſtaatsklugere und wiſſenſchaftlich geſchürzte, aber auch bereits lügenhaft ausartende Befeſtigung des Juſte-Milieu. Der proteſtantiſch dialektiſche Geiſt Guizot's ſchien ganz berufen dazu, dies neue doctrinaire Syſtem in der ſcheinbar edlen, vernünftigen und wiſſenſchaftlich gediegenen Haltung, und doch mit der ganzen innern Durchtriebenheit und Verlorenheit der politiſchen Intrigue, zu vollenden. In den erſten Stadien ſeines Wirkens hatte Guizot durch ſein bedeutendes Rede- und Organiſations-Talent ohne Zweifel viel dazu beigetragen, die Entwicklung der Volkskraft und die nationale Bedeutung der Kammern zu heben, aber im trügeriſchen Fortgang der öffentlichen Ereigniſſe wurde er es auch wieder, welcher die parlamentariſche Gewalt von innen her untergrub und zu einem Verderbniß aller öffentlichen Staats- und Lebens-Organe der Nation die Hand bot, welche den Ausbruch der Februar-Revolution von 1848 unaufhaltſam machte. Ein beſſerer Weg konnte der Republik nicht gebahnt werden, als durch dieſe Abſchwächung aller alten Staatsgewalten und Autoritäten, wie ſie durch die doctrinaire Intrigue und Lüge allmählig vollzogen wurde. Der mit dem ganzen Staats-Syſtem zugleich erfolgende perſönliche Sturz und Untergang Guizot's ſchließt die wichtigſte Lehre für alle Leiter des modernen Staatsweſens in ſich, nämlich die, daß heutzutage nur noch der regieren kann, der ſich mit aufrichtigem Herzen auf den Standpunct der Volksbedürfniſſe ſtellt, und dieſelben nach ihrem eigenen Maaße, das immer ein gerechtes und organiſationsfähiges ſein wird, durchzubilden und feſtzuſtellen verſteht.

Eine Art von volksthümlicher Gegenbewegung gegen Juſte-Milieu und Doctrinarismus hatte ſchon der ſogenannte Tiers-Parti, eine parlamentariſche Nuance, die zuerſt von Dupin begründet wurde, aufzuſtellen geſucht. Dieſe Nuance hatte wenigſtens ein geſunderes Blut und Naturell, das von der demokratiſchen Grundnatur, in der es wurzelte, herſtammte, und darum auch nicht ſo ganz und gar verfälſcht und verdorben werden konnte. Der Tiers-Parti wurde aber auch am Ende nur die Lüge und Gri-

masse des Demokratismus, so wie Juste-Milieu und Doctrinarismus die Lüge und Grimasse des Absolutismus waren. Die nicht minder sophistische Nuance des Tiers-Parti wurde ministeriell, als Thiers, der eben die Verschanzungen der Doctrinairs verlassen hatte, als Conseils-Präsident des Ministeriums vom 22. Februar 1836 sich dieser neuen, seiner eigensten persönlichen Natur zusagenden Richtung zuwandte, und sie durch sein ganz dazu geeignetes Talent systematisch ausbildete und bewaffnete. Der Tiers-Parti wurde die eigentliche Advocaten-Richtung der neueren Politik, und so konnte man auch Thiers bei allen seinen glänzenden Gaben nur einen Casuisten der politischen Freiheit nennen, der von derselben jedesmal nur einen so starken Gebrauch zu machen wußte, als ihm die Portion gerade für die Verhältnisse und für die Stellung seiner eigenen Person wünschenswerth schien. In den Kammer-Verhandlungen von 1848, welche die Verendung des constitutionnellen Systems in Frankreich bezeichneten, hielt er noch zu Gunsten der freien Nationalbewegungen in Italien und der Schweiz seine letzten Meisterreden, die zugleich, ohne daß er es ahnte, der Abschluß für seine bessere politische Wirksamkeit waren. Die Republik umging ihn in den ersten Momenten ihrer Gestaltung, obwohl er mit den Männern des Tiers-Parti, namentlich mit dem geschickten parlamentarischen Operateur Odilon Barrot (einem Anempfinder des demokratisch-constitutionnellen Princips), sich der neuen Regierung Frankreichs zur Disposition gestellt hatte. Bei den weitern staatlichen Organisations-Versuchen derselben mußte aber Thiers mit seinem Redetalent und mit seiner durchdringenden Kenntniß der Staatsgeschäfte wieder nothwendig werden.

---

18. Der Weg des Krieges zur Einheit.

Das zehnte Capitel des Principe führt die Ueberschrift: „Nach welchem Maaßstab die Kräfte aller Fürstenthümer zu messen sind." Machiavelli untersucht darin kurz die Wehrhaftigkeit und Vertheidigungsfähigkeit derjenigen Fürstenthümer, welche er in dem vorigen Capitel ihrer Entstehung nach betrachtet hat. Er räth solchen Fürsten, die keine regelmäßigen militairischen Kräfte haben,

nur ihre Stadt gehörig zu befestigen, und sich in Hinsicht des übrigen Regierungswesens in dem bereits gelehrten Sinne mit ihren Unterthanen zu verständigen. Einen merkwürdigen Blick wirft Machiavelli bei dieser Gelegenheit auf die deutschen Reichsstädte, welche er unter den città d'Alemagna, von denen er an dieser Stelle spricht, offenbar versteht, und deren Freiheit und Stärke er preist. Er sagt hier:

„Die freiesten sind die deutschen Städte, sie haben wenig plattes Land, und gehorchen dem Kaiser, wann sie es wollen, und fürchten weder diesen noch einen andern Gewaltigen in ihrer Nähe, denn sie sind dermaßen befestigt, daß Jeder die Erstürmung derselben für lästig und schwierig halten muß, weil sie alle die nöthigen Gräben und Mauern haben, ausreichendes Geschütz besitzen, und in den öffentlichen Magazinen immer auf ein Jahr zu trinken, zu essen und zu brennen haben. Und außerdem, um das gemeine Volk ernähren zu können, und zwar ohne Schaden für das Gemeinwohl, haben sie immer in der Gemeinde auf ein Jahr lang Vorrath, um Arbeit in denjenigen Beschäftigungen geben zu können, welche der Nerv und das Leben dieser Städte und derjenigen Betriebsamkeit sind, von der das Volk sich ernährt; auch halten sie die Kriegsübungen in Ansehn, und besitzen darüber viele Verordnungen, um sie aufrecht zu erhalten[1]."

Diese Auffassung der deutschen Reichsstädte scheint allerdings etwas phantasmagorisch zu sein und zum Theil wohl unter die glücklichen und idyllischen Illusionen gerechnet werden zu müssen, denen Machiavelli überhaupt hinsichtlich der politischen und natio-

---

1 Principe c. 10. Le città d'Alemagna sono liberissime, hanno poco contado, ed ubbidiscono all' imperatore quando le vogliono, e non temono nè questo, nè altro potente che le abbiano intorno, perchè le sono in modo fortificate, che ciascuno pensa la espugnazione di esse dovere essere tediosa e difficile, perchè tutte hanno fossi e mura convenienti, hanno artiglieria a sufficienza, e tengono sempre nelle canove pubbliche da bere, da mangiare, e da ardere per un anno. Ed oltre a questo per potere tenere la plebe pasciuta, e senza perdita del pubblico, hanno sempre in commune per un anno da poter dar loro da lavorare in quelli esercizj, che siano il nervo e la vita di quella città, e dell' industria de' quali la plebe si pasca; tengono ancora gli esercizj militari in riputazione, e sopra di questo hanno molti ordini a mantenerli.

nalen Zuſtände Deutſchlands ſich hingegeben hatte. Er ſchildert uns hier die deutſchen Reichsſtädte faſt wie ein paradieſiſches Lager des verwirklichten Communismus, wenn auch nicht zu läugnen iſt, daß dieſelben in der Zeit des Machiavelli in einer vollen und eigenthümlichen Lebenskraft entfaltet ſtanden, von der wir ſie heutzutage gänzlich heruntergefallen und zu klapperigen Maſchinen engherzigſter Staatspedanterie entartet ſehn.

Friedrich der Große ſpricht in ſeinem Anti-Machiavel bei Gelegenheit dieſes Capitels ſehr verächtlich von der militairiſchen Lage dieſer deutſchen Reichsſtädte. Sie ſeien alle ſchlecht befeſtigt; die meiſten hätten alte Mauern, auf denen hier und da große Thürme ſtänden, und ihre Gräben ſeien von der nachgeſchoſſenen Erde faſt wieder ausgefüllt. Einige deutſche Reichsſtädte hätten zwar ziemlich gutes Geſchütz, aber das würde nicht hinlänglich ſein, ſich dem Kaiſer zu widerſetzen, der gewohnt ſei, ſie ihre Schwäche ziemlich oft empfinden zu laſſen.

Friedrich der Große benutzt dieſes Capitel des Machiavelli überhaupt dazu, den Krieg als eine Sache, die einzig und allein großen Fürſten zukomme, zu behaupten. Machiavelli lehrt hier, daß auch die kleinen Fürſten, welche keine Armee ins Feld ſtellen können, ihre Hauptſtadt militairiſch befeſtigen ſollen, um ſich bei einem Angriff mit ihrer Bevölkerung in dieſe hineinwerfen zu können[1]. Die Fürſten, denen Machiavelli dieſen Rath ertheilt, ſind die kleinen Oberherren, welche er an einer andern Stelle auch die Principini nennt; und Friedrich der Große, der hier als der kriegeriſche Genius Preußens und Deutſchlands einige Zukunftsblitze aus ſeiner antimachiavelliſtiſchen Schreibfeder ſchüttelt, kann ſich nicht enthalten, dabei auf die deutſche Kleinſtaaterei einen vernichtenden Blick zu werfen.

---

1 Principe c. 10. E per chiarire meglio questa parte dico come io giudico coloro potersi reggere per se medesimi, che possono o per abbondanza d' uomini o di danari mettere insieme un esercito giusto, e fare una giornata con qualunque li viene ad assaltare; e così giudico coloro aver sempre necessità di altri, che non possono comparire contro al nimico in campagna, ma sono necessitati rifuggirsi dentro alle mura, e guardare quelle. Nel primo caso si è discorso, e per l'avvenire diremo quello che ne occorre. Nel secondo caso non si può dire altro, salvo che confortare tali principi a munire e fortificare la terra propria, e del paese non tenere alcun conto.

Der große König zielt ganz unmittelbar auf die deutschen Principini hin, wenn er sagt, daß die Fürsten, von denen Machiavelli hier redet, eigentlich nur Zwitter von Oberherren und Privatpersonen seien, und daß sie die Rolle eines großen Herrn nur mit ihren Bedienten spielten. Friedrich räth diesen Kleinfürsten und Kleinstaaten, statt einer Armee sich höchstens nur eine Wache zu halten, um die Räuber von ihrem Schloßhofe zu verscheuchen, wenn dieselben etwa so hungrig wären, daselbst ihren Unterhalt zu suchen. Es würde, setzt der König hinzu, am besten sein, wenn sie alle Bollwerke, alle Mauern, und was sonst ihrer kleinen Residenz den Schein eines festen Platzes geben könne, schleifen ließen, weil sie sich durch die ungemeine Hochachtung, welche diese Herren vor ihren alten und berühmten Geschlechtern und vor ihren Wappenschildern hätten, einen Aufwand zuzögen, durch den sie ihren Untergang finden und in der Misere und im Hospital endigen müßten. Der große König verspottet an dieser Stelle das Wesen der deutschen Principini auch dahin, daß sich der jüngste Sohn des jüngsten Sohnes einer abgetheilten Linie noch immer einbilde, mindestens ebensoviel zu sein als Ludwig XIV., und daß er sich, wie dieser, sein Versailles baue, seine Maitressen habe, und seine Armeen halte. Wenn solche Herren Krieg führen wollten, schließt er zuletzt, so glichen sie demjenigen, der das Getöse des Donners nachmache, und sich einbilde, er wäre Jupiter.

Es muß für uns und unter den heutigen Tageszuständen Deutschlands etwas Wohlthuendes haben, wenn wir sehen, wie kräftig und schonungslos hier Friedrich der Große seine Geißel über die deutsche Kleinstaaterei schwingt, denn die Zustände dieser affectirten und frivolen Miniatur-Souverainetät können nur in das unglückliche Gemälde unserer deutschen Nationalzerklüftung passen. Wer fühlt hier nicht dem großen Friedrich einen historischen Aerger an über jene kleinfürstlichen Schmarotzer-Existenzen, welche auf dem herrlichen deutschen Nationalkörper liegen und den ganzen Organismus desselben von jeher entstellt, geschwächt und lebensunfähig gemacht haben? Man kann aus diesen hohen Zornesseufzern eines ächt historischen Geistes ermessen, welche gestaltende Thatkraft auch in diesen Beziehungen von ihm und seinem Schwert ausgegangen sein würde, wenn auch die Einheit und nationale Reorganisation Deutschlands

zu seiner Aufgabe gemacht worden wäre. Daß Friedrich der Große bereits die Lust und den Sinn für eine solche militairische Reorganisation Deutschlands gehabt, und zwar gerade in demselben Sinne, in dem Machiavelli die militairische Reorganisation Italiens durch seinen Helden und Fürsten, durch seinen bewaffneten Propheten, bezwecken wollte, dies scheint uns aus dieser erregten Gemüthsstelle seines Anti-Machiavel unzweifelhaft genug hervorzugehn.

Friedrich der Große unterwirft aber nicht nur die deutschen Kleinfürsten im Allgemeinen seiner überlegenen historischen Kritik, sondern er faßt auch ganz bestimmte Persönlichkeiten dabei ins Auge. „Es giebt — sagt er — gegenwärtig (in Deutschland) einen gewissen apanagirten Fürsten[1] eines großen Hauses, der, mit einem raffinirten Haschen nach Größe, zu seinem Dienst genau alle die Truppenkörper hält, welche das Haus eines großen Königs bilden, und zwar so stark in der Verkleinerung, daß man eines Mikroskops bedarf, um jede dieser Truppengattungen besonders wahrnehmen zu können; seine Armee würde vielleicht stark genug sein, um eine Schlacht auf dem Theater von Verona darzustellen[2]".

---

1 In der Handschrift des Königs heißt es: un certain prince d'Allemagne. — Es kann darunter nur der Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar verstanden sein, der sich ein Bataillon von 700 Mann, eine Lehr-Escadron von 180 Mann und eine Compagnie berittener Cadetten hielt (bei 400 Thalern jährlicher Einkünfte.) — Oeuvres de Frédéric le Grand. VIII. 95. (Berlin 1848.)

2 Dieser merkwürdige Angriff Friedrichs des Großen auf die Kleinstaaterei war nur in der ersten van Duren'schen Ausgabe des Anti-Machiavel vollständig enthalten und verschwand aus den späteren Ausgaben wieder. In der neuen Berliner Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen ist die ganze Stelle wieder aufgenommen worden, und lautet dort (VIII. 94.) im Original: „Machiavel parle en suite des principini, de ces souverains en miniature qui, n'ayant que de petits Etats, ne peuvent point mettre d'armée en campagne. L'auteur appuie beaucoup sur ce qu'ils doivent fortifier leur capitale, afin de s'y renfermer avec leurs troupes en temps de guerre. — Les princes italiens, dont parle Machiavel, ne sont proprement que des hermaphrodites de souverains et de particuliers; ils ne jouent le rôle de grands seigneurs qu'avec leurs domestiques. Ce qu'on pourrait leur conseiller de meilleur serait, ce me semble, de diminuer en quelque chose l'opinion infinie qu'ils ont de leur grandeur, de la vénération extrême qu'ils ont pour leur ancienne et

Friedrich der Große zeigte durch dieſe Stellen hinlänglich, wie tief er die Unwürde und Lächerlichkeit der deutſchen National-Exiſtenz hinſichtlich ihres politiſchen Organismus in ſich empfunden. Er wollte den Krieg lediglich durch die großen Fürſten geführt ſehen, und wenn dieſe Forderung auf Deutſchland und ſeine politiſchen Nationalverhältniſſe angewandt werden ſollte, ſo war dabei die Reorganiſation der Kleinen in die Großen der erſte Weg, um zu einer feſten und einheitlichen Geſtaltung Deutſchlands zu gelangen. Man erſieht aus dieſen Andeutungen, wie der preußiſche König ſchon vom militairiſchen Standpunct aus ſich bewogen geſehen haben würde, dieſen einzig möglichen Weg einer nationalen Reorganiſation Deutſchlands zu betreten.

Machiavelli hoffte, wie wir ſchon früher angedeutet haben, für Italien nur noch etwas von einer militairiſchen Reorganiſation. Mit der Organiſationskraft der Kirche hatte er ſich völlig abgefunden. Im elften Capitel des Principe hatte er noch mit einer gewiſſen Ironie von dem inneren Beſtande der kirchlichen Fürſtenthümer ſelbſt geſprochen und dabei namentlich die weltliche Macht Rom's einer höchſt zweideutigen Auseinander-

illustre race, et du zèle inviolable qu'ils ont pour leurs armoiries. Les personnes sensées disent qu'ils feraient mieux de ne figurer dans le monde que comme des seigneurs qui sont bien à leur aise, de quitter une bonne fois les échasses sur lesquelles leur orgueil les monte, de n'entretenir tout au plus qu'une garde suffisante pour chasser les voleurs de leur château, en cas qu'il y en eût d'assez affamés pour y chercher subsistance, et de raser les remparts, les murailles et tout ce qui peut donner l'air d'une place forte à leur résidence. En voici les raisons: la plupart des petits princes, et nommément ceux d'Allemagne, se ruinent par la dépense, excessive à proportion de leurs revenus, que leur fait faire l'ivresse de leur vaine grandeur; ils s'abîment pour soutenir l'honneur de leur maison, et ils prennent par vanité le chemin de la misère et de l'hôpital; il n'y a pas jusqu'au cadet du cadet d'une ligne apanagée qui ne s'imagine d'être quelque chose de semblable à Louis XIV: il bâtit son Versailles, il a ses maîtresses, il entretient ses armées. — Il y a actuellement un certain prince apanagé d'une grande maison qui, par un raffinement de grandeur, entretient exactement à son service tous les corps de troupes qui composent la maison d'un grand roi, et cela si fort en diminutif, qu'il faut un microscope pour apercevoir chacun de ces corps en particulier; son armée serait peut être assez forte pour représenter une bataille sur le théâtre de Vérone.

ſetzung unterworfen. Seine feſtbegründete Anſicht, daß in der Kirche und ihrer falſchen weltlichen Organiſation der eigentliche Grund für das Verderben und den nationalen Verfall Italiens liege, führte ihn zu dem äußerſten weltlichen Gegenſatz der Kirche, zum Krieg. In ſeinem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Capitel wendet er ſich in dieſem Uebergang mit ſehr praktiſchen und tiefdurchdachten Vorſchlägen zu der militairiſchen Reorganiſation Italiens.

Machiavelli handelt in dieſen Capiteln des Principe von den militairiſchen Verhältniſſen Italiens und von den beſten Einrichtungen, die zur Behauptung der fürſtlichen Macht dem Kriegsweſen gegeben werden müſſen. Es iſt die Organiſation des Militairſtaats, zu dem Machiavelli hier in ſeinen Lehren vorſchreitet, denn das eigentliche Ziel auf dieſer Seite der Machiavelli'ſchen Politik iſt immer nur die Aufrichtung des Militairſtaats mit allen Tugenden und Schreckniſſen deſſelben. Im vierzehnten Capitel erklärt er „den Krieg und die Ordnung und Disciplin deſſelben" für die einzige „Kunſt", durch welche die Fürſten ſich aufrecht erhalten können, und die Staatsidee ſcheint ihm dabei ſo weit herabzuſinken, daß er in dem Staat nichts Höheres als bloß den militairiſch organiſirten Frieden erblicken kann. Er weiſt gerade an dieſen Stellen ſtärker als ſonſt auf die Sklaverei und Schande Italiens hin[1], zu der Land und Nation unter der Herrſchaft der Miethſoldaten und durch die fremde Militairwirthſchaft gebracht worden. In der Staatsidee ſelbſt glaubt Machiavelli das ſtaatliche Leben Italiens nicht mehr reorganiſiren zu können. Sein Plan geht aber auf eine ſchöpferiſche Umgeſtaltung des Militairweſens, durch welche er den Staaten von innen her eine neue, gewiſſermaßen volksthümliche Kraft zuzuführen gedenkt, und dieſe Umgeſtaltung ſoll darin beſtehn, daß jeder Fürſt nur auf „eigene Waffen" ſich ſtützen ſolle, um der Miethſoldaten entbehren zu können. „Eigene Waffen — ſagt Machiavelli zu ſeinem Fürſten im dreizehnten Capitel — ſind diejenigen, welche entweder aus deinen Unterthanen, oder aus deinen Bürgern, oder deinen Dienern zuſammengeſetzt ſind".

Machiavelli will aber aus ſeinem Fürſten auch durchaus einen guten Taktiker und Strategen bilden. Er empfiehlt ihm

1 Principe c. 12. „Italia schiava e vituperata."

daher im vierzehnten Capitel des Principe: nachdem er die Seinigen in guter Ordnung und Uebung erhalten, d. h. sie zu guten Unterthanen militairisch einexercirt habe, dann auch selbst fleißig auf die Jagd zu gehen, dadurch den Körper an Strapazen zu gewöhnen, und nebenher die Natur des Bodens zu erlernen, zu merken, wie die Berge sich erheben, wie die Thäler ausgehen, wie die Ebenen sich flächen, die Natur der Flüsse und Sümpfe einzusehen, und hierauf die größte Sorgfalt zu verwenden. Ueberhaupt schärft er seinem Fürsten ein, daß er keinen anderen Gegenstand noch Gedanken haben dürfe, als den Krieg und die Ordnung und Disciplin desselben, weil dies das einzige Handwerk sei, das dem Befehlenden gezieme[1].

Machiavelli will aber damit seinen Fürsten nicht etwa zu einem romantischen Spaziergänger abrichten, sondern diese ganze Idyllik der Fürstenmuße soll lediglich auf militairische und strategische Zwecke und auf Fortifications-Arbeiten gehn, damit der Fürst alle verwendbaren Posten seines Landes genau kennen lerne. Man schaudert, wenn man alle diese Anstalten überdenkt, durch welche Staat und Gesellschaft gewissermaßen auf einen permanenten Kriegsfuß gestellt werden, und die Maschinerie eines immerwährenden Belagerungszustandes als der einzige Zügel

1 Principe c. 14. Debbe adunque un principe non avere altro oggetto, nè altro pensiero, nè prendere cosa alcuna per sua arte, fuori della guerra, ed ordini e disciplina di essa; perchè quella è sola arte che si aspetta a chi comanda; ed è di tanta virtù, che non solamente mantiene quelli che sono nati principi, ma molte volte fa gli uomini di privata fortuna salire a quel grado. E per contrario si vede, che quando i principi hanno pensato più alle delicatezze che alle armi, hanno perso lo stato loro. — Non debbe (un principe) pertanto mai levare il pensiero da questo esercizio della guerra, e nella pace vi si deve più esercitare che nella guerra, il che può fare in due modi: l'uno con le opere, l'altro con la mente. E quanto alle opere debbe, oltre ai tener bene ordinati ed esercitati i suoi, star sempre in sulle caccie, e mediante quelle assuefare il corpo a' disagi, e parte imparare la natura de' siti e conoscere come sorgono i monti, come imboccano le valli, come giacciono i piani, ed intendere la natura de' fiumi e de' paduli, ed in questo porre grandissima cura. La qual cognizione è utile in due modi. Prima si impara a conoscere il suo paese, e può meglio intendere le difese di esso; dipoi mediante la cognizione e pratica di quelli siti con facilità comprendere ogni altro sito, che di nuovo gli sia necessario di speculare. — —

der verunglückten und banquerotten Menſchheit übrig geblieben iſt. Machiavelli hat dieſe traurige Auffaſſung des Staats als eines fortwährenden Kriegszuſtandes nach Innen und nach Außen zuerſt in die praktiſche Staatskunſt hinübergeführt. Der Ruin des republikaniſchen Princips in ſeiner Zeit und ſeiner Nation ſcheint ihn auf das Syſtem der allgemeinen Bewaffnung in ſeinen Gedanken hingeführt zu haben. Vielleicht glaubte er, der alte florentiniſche Demokrat, in der Idee der allgemeinen Bürgerbewaffnung einen Erſatz für die ihm untergegangene republikaniſche Idee finden zu können. Wir würden dann hier wieder auf die zweiſchneidigen Spitzen des Machiavelli'ſchen Syſtems ſtoßen. Machiavelli will dem Fürſten eigene Waffen geben, damit er durch die größere Stärke und Sicherheit derſelben das auseinanderfallende italieniſche Staatenleben wieder in einer feſten Organiſation, in der Organiſation des Militairſtaats, zuſammenfaſſen könne. Aber auch aus dem Bürger wird dann auf der andern Seite eine bewaffnete Perſönlichkeit, und die Waffe, die in ſeinen eigenen Händen ſteht, bringt ihn zugleich in ein neuberechtigtes Verhältniß zu ſeinem Fürſten, und ſchließt eine Vermittelung in ſich, welche auf dem Wege der politiſchen Principien nicht mehr zu erreichen war.

Machiavelli ſtreift im Principe eigentlich nur flüchtig dieſen Gegenſtand an, welchen er in einem beſonderen Werke mit ſyſtematiſcher Ausführlichkeit behandelt hat, nämlich in ſeinen „ſieben Büchern über die Kriegskunſt" (dell' arte della guerra sette libri). In dieſen merkwürdigen Büchern zeigt ſich recht eigentlich, wie weit Machiavelli und ſeine Freunde in ihren patriotiſchen Hoffnungen und Träumen für Italien gegangen waren.

Dieſe eigenthümliche dialogartig gehaltene Compoſition war ebenfalls als das Product der politiſchen Geſpräche in den Gärten des Rucellai anzuſehn, und der Verfaſſer hat ihr nach Art des platoniſchen Dialogs die Form gegeben, daß ſeine jungen Freunde ſich mit dem berühmten Fabrizio Colonna unterhalten, der, um Belehrung über die Kriegskunſt von ihnen angegangen, ihnen ſeine Ideen und die Reſultate ſeiner Erfahrung darüber entwickelt. Der Hauptgedanke dieſes Buches iſt die Herſtellung einer modernen volksthümlichen Kriegskunſt, welche auf die antiken Kriegseinrichtungen ſich ſtützen ſoll, wie ſich denn auch in den Discorsi

als das eigentliche Ideal Machiavelli's die altrömiſche Freiheit zeigt, und die Einrichtungen des altrömiſchen Staatslebens überhaupt, auf die er am liebſten die Wiedergeburt Italiens begründen möchte. In dieſem Sinne berührt er nun auch die italieniſche Kriegführung, denn der Krieg war ein Haupt- und Grundelement der damaligen öffentlichen Zuſtände, und die italieniſchen Fürſten hatten neben der politiſchen Intrigue und neben der romantiſchen Aventure ihrer Hofhaltungen doch auch ſtets ſehr ernſtlich an den Krieg und deſſen Betreibung zu denken. Sie bedienten ſich aber dazu der Miethtruppen, unter Anführung der Condottieri, mit denen die Fürſten einen beſtimmten Handel abſchloſſen, und die dann auf ihre Rechnung angeworbene und wild zuſammen gerafſte Kriegshaufen zum Dienſt bereit hielten, ſo daß dieſe käuflichen Milizen nicht viel beſſer als organiſirte Räuberſchaaren zu betrachten waren, und die Urſache der größten Uebel und der wahren Schwäche Italiens wurden. Machiavelli wollte nun in den Herzen der Italiener das wahre Feuer der militairiſchen Ehre anzünden und führte, zugleich mit einer bewunderungswürdigen Entwicklung militairiſcher Kenntniſſe, die Theorie der Nationalmilizen aus. Er erſcheint aber in dieſen Büchern über die Kriegskunſt durchaus als Prophet, denn ſeine darin aufgeſtellten Theorieen gelangten in den folgenden Jahrhunderten ſämmtlich zur Ausführung, und die Herſtellung einer guten Taktik, wie der Gedanke einer allgemeinen nationalen Bewaffnung, die erſt im preußiſchen Landwehr-Syſtem ſich vollſtändig verwirklicht, ſind weſentlich auf Machiavelli zurückzuführen. Denn Machiavelli wollte nicht nur, daß das Kriegsheer eines Landes national ſei, er verlangte auch, daß das Waffengeſchäft nicht ein beſonderer Beruf für ſich ſei, ſondern daß jeder Bürger die Waffen kennen und führen ſolle. In den Dialogen führt er noch an, daß nach Beendigung eines Krieges Jeder wieder in ſeinen bürgerlichen Zuſtand zurückkehren ſolle. Hier deutet er freilich eine noch nicht erledigte Aufgabe der Zukunft an, welche die Abſchaffung der ſtehenden Heere betrifft: ein Ideal, welches den Politikern der Gewalt heut nur ein gemüthliches Lächeln erregt.

Wir treffen den Machiavelli in ſeinen Büchern über die Kriegskunſt auf der Höhe ſeiner idealen Stellung, und er überläßt ſich derſelben mit der Befriedigung eines die Wirklichkeit im Glanz ſeiner Begriffe ſchauenden Weiſen. Der Standpunct der

politiſchen Corruption ſchwebt hier tief unter ſeinen Füßen. Der Gedanke, den Krieg als Organ einer neuen nationalen Politik zu handhaben und zu lehren, war an ſich ſchon geeignet, die Wirkung eines principiellen Reinigungsprozeſſes zu haben. Der Hauptgeſichtspunct war dabei der, die nachgeborene italieniſche Verderbtheit und Verkommenheit auf das nationale Urbild, auf die altrömiſche Tugend und Tapferkeit, zurückzuweiſen. Dies giebt den ſonſt ungemein praktiſchen und ſachgemäßen Ausführungen zugleich hier und da einen weichen und träumeriſchen Anflug, der den großen und charaktervollen Ernſt des Ganzen mit einem liebenswürdigen Hauch durchzieht.

In dieſem Sinne iſt ſchon gleich der hinreißende Eingang des Dialogs. Er iſt in der zarteſten Weiſe dem Gedächtniß ſeines Freundes Coſimo Rucellai geweiht. Zur Beſänftigung ſeiner Schmerzen um ihn ruft Machiavelli in ſich die Erinnerung an alle Worte und Thaten ſeines Freundes auf, wobei ihm denn deſſen Geſpräche mit dem berühmten Fabrizio Colonna über die Kriegskunſt, denen Machiavelli ſelbſt beigewohnt, als ein Glanzpunct hervortreten. Der ausgezeichnete und tapfere Feldherr Fabrizio Colonna, einer der angeſehenſten Edelleute des Kirchenſtaats, kommt auf ſeiner Reiſe von der Lombardei nach ſeinen Beſitzungen nach Florenz, und wird von Coſimo Rucellai in die Gärten eingeladen. Nach der Mahlzeit ſchlägt Coſimo ſeiner Geſellſchaft vor, zur Vermeidung der Hitze den übrigen Theil des Tages an den kühlen und dichten Schattenplätzen des Gartens zuzubringen. Man lagert ſich nun im Freien, Einige auf dem in beſtändiger Friſche erſchimmernden Raſen, Andere auf Seſſeln, die unter einer Gruppe herrlicher Bäume aufgeſtellt ſind. In der Geſellſchaft befinden ſich auch die Demokraten Zanobi Buondelmonti, Battiſta della Palla und Luigi Alamanni. Der edle Fabrizio verſichert, daß er die Annehmlichkeit des Orts nicht genugſam rühmen könne. Sein Wirth aber bemerkt zugleich, daß er ſich mit beſonderer Aufmerkſamkeit einige Bäume beſchaue, die ihm völlig unbekannt zu ſein ſchienen. Coſimo giebt ihm Auskunft darüber, daß dies einige Baumgattungen ſeien, die den Alten mehr als dem heutigen Geſchlecht bekannt ſeien. Sein Großvater Bernardo habe ſie mit beſonderem Eifer und Liebhaberei angebaut, und ſich ein eigenes Studium aus ihrer Cultur gemacht.

Colonna ruft hierauf aus: „Um wie viel beſſer würden doch

diejenigen thun, welche (ich will es im Frieden mit Allen ſagen) die Alten mehr im Kräftigen und Harten, als im Weichen und Ueppigen nachzuahmen trachteten, die ihnen nacheiferten in Dem, was ſie in der Sonne, nicht in Dem, was ſie im Schatten gethan, und welche die Sitten des wahren und vollendeten Alterthums, nicht die eines falſchen und verderbten, angenommen! Denn ſeitdem meinen Römern jene weichlichen Sitten gefielen, ging mein Vaterland Italien ſeinem Ruin entgegen."

Dies iſt der Ausgangspunct und die Spitze aller Betrachtungen und Belehrungen, die Macchiavelli in dieſem Dialog aufzuſtellen beabſichtigt. Coſimo übernimmt darauf die Vertheidigung ſeiner Vorfahren, und führt an, daß Niemand ſo ſehr ein weichliches und verzärteltes Leben verabſcheut habe als Bernardo, und daß gerade er am meiſten die alte Strenge und Rauhigkeit der Sitten geliebt. Wegen der vorgeſchrittenen Verderbtheit des Zeitalters hätten aber weder Er noch ſeine Söhne dieſe Sitten-Strenge in ihren Handlungen ausdrücken können, da es mit den Italienern ſchon ſo weit gekommen ſei, daß der, welcher von dem allgemeinen Gebrauch abwich und etwa die Erziehung ſeiner Kinder nach Spartaniſcher Sitte hätte vornehmen wollen, nur Hohn und Verachtung auf ſich gezogen haben würde. Er habe daher den Alten nur da folgen können, wo er es mit geringerem Aufſehn zu thun vermocht. Fabrizio Colonna entgegnet ihm hierauf, daß er nur ſolche Einrichtungen der Alten im Auge gehabt habe, die auch der heutigen Zeit anpaſſend ſein könnten, und die von den Lenkern der öffentlichen Dinge ohne große Schwierigkeit im Staat einzuführen ſein würden. Er ſelbſt ſei niemals in irgend einer Sache von dem Beiſpiel ſeiner Römer abgewichen, und wenn man das Leben und die öffentlichen Einrichtungen derſelben betrachte, ſo werde man immer Vieles finden, das in einem Staat, in dem noch ein gutes und kernhaftes Element übriggeblieben, mit Leichtigkeit verwirklicht werden könne. Auf Befragen, worin dieſe heut noch erreichbaren Sitten der Alten beſtänden, nennt er: die Tugend ehren und belohnen, die Armuth nicht verachten, eine wohlgeordnete Kriegszucht hochhalten, die Bürger zwingen, daß ſie ſich gegenſeitig lieben, ohne Parteiungen leben und ihre Privatwohlfahrt der öffentlichen nachſetzen. Wer dieſe Dinge herſtelle und einrichte, werde Bäume pflanzen, unter deren Schatten die Menſchen glück-

licher und fröhlicher ruhen könnten, als unter dem, dessen die Gesellschaft in diesem Augenblick genieße.

Auf diesem Wege lenkt nun der Dialog in die Betrachtung des römischen Staats- und Kriegswesens über, wobei Machiavelli Studien und Kenntnisse entwickelt, in denen ihm noch kein anderer moderner Schriftsteller vorausgegangen war. Fabrizio Colonna erscheint durchaus als das Organ Machiavelli's, der in dieser Person seine eigenen Anschauungen und Zwecke niederlegt. Dies geschieht vornehmlich in allen politischen Wendungen des Dialogs, wo Machiavelli immer auf die Verderbtheit und Schlechtigkeit aller italienischen Staatseinrichtungen hinzielt. Diese leitet er vornehmlich von der Erbärmlichkeit der Fürsten her, durch welche er dem Vaterlande alle Uebel zugefügt sieht. Das Heilmittel gegen diese Krankheit deutet er dann auch immer wieder in einem starken und thatkräftigen Mann an, durch den allein geholfen werden könne.

Diese Ansicht zeigt sich am Schluß des Dialogs auf ihrem Höhepunct. Nachdem Machiavelli das Soldatenwesen des damaligen Italiens in den lebhaftesten Farben geschildert und die ganze darin liegende Verwilderung und Schmach hervorgehoben, fährt er in seiner Rede fort: „Wenden wir uns nun zu den Italienern selbst, welche, da sie nicht von gesunden Principien ausgegangen sind, fast keine einzige gute Einrichtung besitzen. Es fehlte hier die Nothwendigkeit, welche die Spanier zwang, sich eine bessere Kriegseinrichtung zu geben. So wurden die Italiener die Schmach der Welt. Aber die Völker tragen davon nicht die Schuld, sondern durchaus und allein ihre Fürsten, die damit gezüchtigt worden sind, und für ihre Schuld und Thorheit damit die gerechte Strafe empfangen haben, indem sie schmachvoll, und ohne im Geringsten Kraft und Tapferkeit zu beweisen, ihre Staaten verloren. Und soll ich Euch zeigen, ob das, was ich sage, wahr ist? Erwägt nur, wie viel Kriege in Italien seit der Expedition König Carls bis auf den heutigen Tag geführt wurden. Während sonst die Kriege die Menschen streitbar und achtbar machen, haben diese, je wichtiger und bedeutungsvoller sie waren, den Völkern und ihren Häuptern nur um so mehr alles Ansehn und alle Achtung entzogen. Dies entsprang einzig und allein daher, weil die bestehenden Ordnungen nicht gut waren und nicht gut sind, und weil es Niemand gab, der neue Ordnungen

zu beginnen gewußt hätte. Denn glaubet ja nicht, daß den italienischen Waffen je anders ihr Ansehn und ihre Ehre zurückgegeben werde, als auf dem Wege, den ich Euch gezeigt habe, und vermittelst Derjenigen, die große und umfassende Staatengebiete in Italien behaupten; denn diese Form kann man nur einfachen, noch unverbildeten und eigenthümlich gebliebenen Menschen aufdrücken, nicht aber verderbten, schlecht gehaltenen, und fremden. Denk man wird nie einen guten Bildhauer finden, der eine schöne Statue aus einem Stück schon verarbeiteten Marmors zu machen wüßte, wohl aber aus einem rohen Klotz. Unsere italienischen Fürsten glaubten aber, bevor sie die Schläge der fremden Waffen zu erduldeh gehabt, daß es für einen Fürsten hinreiche, wenn er verstehe, eine vorsichtig zugespitzte Antwort zu schreiben, einen hübschen Brief abzufassen, in Worten und Reden Schnelligkeit und Schärfe des Geistes zu beweisen, List und Betrug zu spinnen, mit Edelgestein und Gold sich zu schmücken, mit größerem Glanz als alle anderen Menschen zu schlafen und zu speisen, mit allen Genüssen und Leichtfertigkeiten sich zu umgeben, geizig und hochfahrend mit seinen Unterthanen umzugehen, in Faulheit zu zerfließen, die militairischen Ehrengrade aus Gnade zu vertheilen, Jeden zu verachten, der es wagen wollte, sie auf einen andern rühmlichen Weg zu geleiten, zu verlangen, daß ihr Wort gleich der Stimme eines Orakels heilig gehalten werde; und dabei bemerkten die Elenden nicht, wie sie alles nur so verwalteten, daß sie dadurch die Beute des Ersten Besten werden mußten, der sie angriff. Daraus entstanden im Jahre 1494 die großen schreckensvollen Erschütterungen, das plötzliche Fliehen, und die beispiellosen Niederlagen; und auf diese Weise wurden drei der mächtigsten Reiche, die es in Italien gab, mehrmals verheert und auseinandergerissen. Was aber das Schlimmste ist, auch die jetzt bestehenden Reiche unterliegen derselben Verirrung und befinden sich in derselben Unordnung und Auflösung[1]." —

1 Dell' Arte della Guerra l. VII. fine. Ma torniamo agl' Italiani, i quali per non avere avuti i loro principj savj, non hanno preso alcuno ordine buono, e per non avere avuto quella necessità, che hanno avuta gli Spagnuoli, non gli hanno per loro medesimi presi; tale che rimangono il vituperio del mondo. Ma i popoli non ne hanno la colpa, ma sí bene i principi loro, i quali ne sono stati gastigati, e della ignoranza loro ne hanno portate giuste pene, perdendo ignominiosamente lo stato.

Machiavelli hatte ſich mit voller Ueberzeugung dem Gedanken hingegeben, daß die römiſchen Kriegs-Inſtitutionen, ihre National-Heere, ihr Fußvolk auch in den italieniſchen Staaten wieder eingeführt werden könnten. Ein ermunterndes Beiſpiel ſind ihm dabei auch die Schweizer, deren nationales Fußvolk er als außerordentlich wirkungsreich bewundert, und die ihm überhaupt in dem Kriegsweſen bedeutungsvolle Aenderungen hervorgebracht zu haben ſcheinen. So verweiſt er auch auf Carl VII. von Frankreich, der nach der Befreiung ſeines Landes von den Engländern die Nothwendigkeit einer Volksbewaffnung erkannte, und

---

e senza alcuno esempio virtuoso. Volete voi vedere se questo che io dico è vero? Considerate quante guerre sono state in Italia dalla passata del re Carlo ad oggi; e solendo le guerre fare uomini bellicosi e riputati, queste quanto più sono state grandi e fiere, tanto più hanno fatto perdere di riputazione alle membra ed a' capi suoi. Questo conviene che nasca che gli ordini consueti non erano e non sono buoni, e degli ordini nuovi non ci è alcuno, che abbia saputo pigliarne. Nè crediate mai che si renda riputazione alle armi Italiane, se non per quella via ch'io ho dimostrata, e mediante coloro che tengono stati grossi in Italia, perchè questa forma si può imprimere negli uomini semplici, rozzi e propri, non ne' maligni, male custoditi e forestieri. Nè si troverà mai alcuno buono scultore, che creda fare una bella statua d'un pezzo di marmo male abbozzato, ma sì bene d'uno rozzo. Credevano i nostri principi Italiani, prima che egli assaggiassero i colpi delle oltramontane guerre, che a un principe bastasse sapere negli scritti pensare una acuta risposta, scrivere una bella lettera, mostrare ne' detti e nelle parole arguzia e prontezza, sapere tessere una fraude, ornarsi di gemme e d'oro, dormire e mangiare con maggiore splendore che gli altri, tenere assai lascivie intorno, governarsi co' sudditi avaramente e superbamente, marcirsi nell' ozio, dare i gradi della milizia per grazia, disprezzare se alcuno avesse loro dimostro alcuna lodevole via, volere che le parole loro fussero risposi di oracoli; nè si accorgevano i meschini che si preparavano ad essere preda di qualunque gli assaltava. Di qui nacquero poi nel mille quattrocento novantaquattro i grandi spaventi, le subite fughe, e le miracolose perdite; e così tre potentissimi stati che erano in Italia, sono stati più volte saccheggiati e guasti. Ma quello che è peggio, è che quelli che ci restano stanno nel medesimo errore, e vivono nel medesimo disordine. — An einer Stelle des ersten Buchs ſpricht er allen Staaten ſeiner Zeit eine gute Verfaſſung und Einrichtung ab: Tanto più debbe un regno bene ordinato fugire simili artefici, perchè solo essi sono la corruttela del suo Re, ed in tutto ministri della tirannide. E non mi allegate all' incontro alcun regno presente, perchè io vi negherò, tutti quelli essere regni bene ordinati.

dazu die geeigneten Grundlagen ſchuf, die aber von Ludwig XI. wieder verlaſſen wurden. Mit anerkennenden Blicken verweilt er bei der deutſchen Infanterie, die er nur durch die ſpaniſchen Fußvölker und durch einige andere, die ihnen in der Bewaffnungsweiſe vorangehen, übertroffen ſieht[1]. Das Ideal der Kriegskunſt findet er aber bei den Römern zugleich mit Allem verwirklicht, was die neueren Heere etwa durch Bürgerbewaffnung, Disciplin, ſchwere oder gemiſchte Bewaffnung, Ausbildung der Infanterie, ſeitdem Vorzügliches und Eigenthümliches aufgeſtellt haben mögen. Die Kriegseinrichtungen des Alterthums hatten vornehmlich auch den Gegenſatz zwiſchen militairiſchem und bürgerlichem Leben aufgehoben, und Machiavelli ſieht die eigentliche Stählung und Heilung des italieniſchen Nationallebens in der Rückkehr der Zeiten, wo die großen Feldherren vom Pfluge geholt wurden und nach vollbrachten Kriegsthaten im Triumph wieder an denſelben zurückkehrten.

Machiavelli's Erwartung von der Wiederherſtellungsfähigkeit ſeiner Nation hat faſt eine ſacramentale Kraft in ihm. Das nationale Element iſt die jungfräuliche Stelle ſeiner Gewaltpolitik geblieben. Hier treffen ſeine Schwärmereien mit ſeiner tiefſten hiſtoriſchen Weisheit und Erkenntniß zuſammen. Dieſe nationale Wiedergeburt kann er aber nicht anders faſſen, als auf dem Punct, auf dem die Italiener ihre uralte Volksthümlichkeit verloren haben, und dieſer Punct iſt der Abfall des Italiſchen aus dem Altrömiſchen. Zu dieſem ſeinem nationalen Urſprung will er Italien wieder aufrichten, und daraus die Verjüngung und Umgeſtaltung aller politiſchen und ſocialen Verhältniſſe entnehmen.

---

1 Arte della Guerra lib. II. Filippo Visconti duca di Milano, essendo assaltato da 18000 Svizzeri, mandò loro incontro il conte Carmignuola, il quale allora era suo capitano. Costui con 6000 cavalli e pochi fanti gli andò a trovare e venendo con loro alle mani, fu ributtato con suo danno gravissimo. Donde il Carmignuola, come uomo prudente, subito conobbe la potenza delle armi nimiche, e quanto contro a' cavalli prevalevano, e la debolezza de' cavalli contro a quelli a piè così ordinati; e rimesso insieme le sue genti andò a ritrovare gli Svizzeri, e come fu loro propinquo, fece scendere da cavallo le sue genti d'armi, ed in tale maniera combattendo con quelli, tutti, fuori di 3000, gli amazzò; i quali veggendosi consumare senza avere rimedio, gittate le armi in terra, s'arrenderono.

Die militairiſche Erziehung und Reorganiſation des italieniſchen Volkes, welche Machiavelli auch im Allgemeinen zu einem ideellen Zielpunct ſeiner Politik gemacht hat, glaubt er praktiſch ſchon durch die Wiederaufnahme der altrömiſchen Militair-Einrichtungen einleiten zu können. Die ihm ſo leicht ſcheinende Verbindung römiſcher Bewaffnung, Taktik und Strategie mit den modernen politiſchen und ſtaatlichen Verhältniſſen faßt er zugleich im Sinne einer National-Pädagogik auf. An dem ſchon oben angezogenen Schluß der Kriegskunſt ſpricht er ſich noch über die Ausführbarkeit folgendermaßen aus:

„Ob es möglich oder nicht iſt — ſagt Fabrizio Colonna — von allen dieſen Dingen, die ich Euch heut erörtert habe, Etwas zur Ausführung zu bringen, will ich Eurem Urtheil überlaſſen. Wie ſollte ich Einen dieſer heutigen Soldaten bewegen, mehr Waffen zu tragen als er gewohnt iſt, und außer dieſen Waffen noch die Zehrung für zwei oder drei Tage, und die Hacke? Wie ſollte ich ſie dazu bewegen, zu graben, und jeden Tag viele Stunden unter den Waffen in Kriegsübungen zuzubringen, um dann im wirklichen Kriege ſelbſt tüchtig ſein zu können? Wie ſollte man ſie vom Spiel, von Schlemmereien, von den Ruchloſigkeiten und Frechheiten, die ſie jeden Tag begehen, zu entwöhnen vermögen? Wie ſollte man ſie zu der Zucht, zu dem Gehorſam und der Ehrfurcht zurückführen, die in dem geſetzlichen Zuſtand der antiken Heere ſo weit ging, daß ein Apfelbaum, der mitten im Lager ſtand, gänzlich unberührt blieb? Was könnte ich ihnen verſprechen, wodurch ich ſie dazu bringen würde, in Ehrerbietung mich zu lieben oder zu fürchten, wenn ſie nach Beendigung des Krieges nichts mehr mit mir zu ſchaffen haben? Vor was ſoll ich denen Scham und Scheu einflößen, die ohne Scham geboren und erzogen ſind? Warum ſollten ſie mir gehorchen, die mich nicht kennen? Bei welchem Gott oder bei welchem Heiligen ſoll ich ſie ſchwören laſſen? Bei denen, welche ſie verehren, oder bei denen, welche ſie läſtern? Die ſie verehren, deren weiß ich keinen, aber ich weiß wohl, daß ſie ſämmtliche läſtern! Wie ſoll ich glauben, daß ſie denen ihre Verſprechungen und Eide halten werden, welche ſie jede Stunde läſtern? Wie könnten die, welche Gott läſtern, die Menſchen ſcheuen? Was für eine Form würde das ſein, die man einem ſolchen Stoff aufdrücken könnte?“

Doch wird darum nichtsdeſtoweniger der Gedanke und die

Hoffnung festgehalten, daß es der jungen nachwachsenden Generation gelingen werde, die von Machiavelli entwickelte Militair-Reorganisation zur Ausführung zu bringen. Die letzten Schlußworte, welche er dem Fabrizio Colonna in den Mund legt, enthalten in ihrer schmerzlichen Bewegtheit die rührendsten Anklänge: „Der, welcher diese Gedanken verschmäht, wenn er ein Fürst ist, so verschmäht er damit zugleich sein eigenes Fürstenthum, wenn er ein Bürger ist, seine eigene Stadt. Und ich beklage mich über die Natur, die mir entweder nicht die Erkenntniß dieser Dinge hätte gewähren müssen, oder die mir zugleich die Fähigkeit geben mußte, sie zur Ausführung zu bringen. Und nun hoffe ich auch nicht mehr, alt wie ich bin, noch eine Gelegenheit dazu zu finden, und deshalb habe ich Euch Alles dieses mitgetheilt, damit Ihr, die Ihr noch jung und fähig seid, wenn Euch das von mir Entwickelte gefällt, zur geeigneten Zeit Eure Fürsten damit berathen und ihnen hülfreiche Hand leisten könnt. Ich will darum nicht, daß Ihr daran verzagt und verzweifelt, denn dieses Land scheint dazu erschaffen, das Todte wieder aufzuerwecken, wie man es an der Poesie, der Malerei und Sculptur gesehen. Was aber mich anbetrifft, so kann ich, da ich in diesen Jahren stehe, mir dabei nichts mehr zutrauen. Und in der That, wenn das Schicksal mir früher einen Staat angewiesen hätte, der zu einer solchen Unternehmung ausreichte, so würde ich der Welt in sehr kurzer Zeit gezeigt haben, wie viel die alten Ordnungen werth sind; und ohne Zweifel würde ich meinen Staat mit Ruhm vergrößert oder ohne Schande verloren haben[1]!"

---

1 Arte della Guerra lib. VII. fin. Colui adunque che dispregia questi pensieri, se egli è principe, dispregia il principato suo; s' egli è cittadino, la sua città. Ed io mi dolgo della natura, la quale o ella non mi doveva fare conoscitore di questo, o ella mi doveva dare facoltà a poterlo eseguire. Nè penso oggimai, essendo vecchio, potere averne alcuna occasione; e per questo io ne sono stato con voi liberale, che essendo giovani e qualificati, potrete, quando le cose dette da me vi piaceranno, ai debiti tempi in favore dei vostri principi ajutarle e consigliarle. Di che non voglio vi sbigottiate o diffidiate, perchè questa provincia pare nata per risuscitare le cose morte, come si è visto della Poesia, della Pittura e della Scultura. Ma quanto a me si aspetta, per essere in là cogli anni, me ne diffido. E veramente se la fortuna mi avesse conceduto per lo addietro tanto stato, quanto basta a una simile impresa, io crederei in brevissimo tempo avere dimostro al mondo, quanto

Wenn aber Machiavelli in der Rückkehr des Neu-Italischen zu dem Altrömischen das einzige nationale Heil erblickt, so macht sich darin zugleich seine Grundanschauung von den Zeiten des Mittelalters geltend. Machiavelli hält das ganze Mittelalter durchaus für eine Abartung in der historischen Entwicklung der neueren Völker. Diese Auffassung ist rein italienisch, aber für den ganzen politischen Standpunct des Machiavelli unendlich bedeutungsvoll. Die altrömische Einheit von Volks- und Staatsleben scheint ihm das einzig befriedigende Ziel aller politischen und nationalen Entwicklung. Auch in dieser Beziehung leitet ihn der Gedanke, daß die römische Kirche, der er an einer andern Stelle die Zerspaltung der italienischen Nationaleinheit Schuld gab, auch die Abartung Italiens von seiner großen und freien Vergangenheit und den politischen Sturz seines Volkes bewirkt habe. In dieser Idee hat sich Machiavelli so festgesetzt, daß sie selbst auf seine Vorstellungen und Urtheile im Einzelnen einwirkt. Er kann sich darum auch mit der modernen Erfindung des Schießpulvers nicht recht vereinigen, worin ihn auch die geringen Wirkungen bestätigen, welche die schlechte Artillerie der damaligen Zeit namentlich auf dem Schlachtfelde zeigt. Er scheint es aber noch nicht für möglich halten zu können, daß die Erfindung des Schießpulvers einen wesentlich umgestaltenden Einfluß auf die Bewaffnung und Aufstellung der Soldaten haben könne.

19. Englische Politik.

Wir haben aus allem Vorhergehenden gesehen, wie Machiavelli's Staatskunst eigentlich darin besteht, daß er den Krieg an die Stelle der Politik setzt, wobei er zugleich der Militair-Organisation, die er für die noch einzig übrig gebliebene Organisation seiner Zeit erachtet, die Bedeutung eines schöpferischen Elements beilegt. Wir haben das Ideal kennen gelernt, welches er sich von seinem bewaffneten Propheten, selbst mitten in den verderbten und schmutzigen Constructionen seines

gli antichi ordini vagliano; e senza dubbio, o io l'avrei accresciuto con gloria, o perduto senza vergogna.

Principe zurechtgemacht hat. Die auf den Bahnen des Machiavelli fortſchreitende abſolutiſtiſche Staatswiſſenſchaft bemächtigte ſich bald dieſes Gedankens zur Grundlegung ihrer Theorie. Aus dem noch rein praktiſch hingeſtellten Gedanken Machiavelli's, daß der Staat der Krieg ſei und daß es in ſolchen Zeiten nur noch eine Militairpolitik geben könne, machte die abſolutiſtiſche Staatslehre bald einen allgemeinen Grundſatz, den Thomas Hobbes in England zuerſt als Krieg Aller gegen Alle (bellum omnium contra omnes) formulirte.

Wie die Staatsanſichten Machiavelli's durch den Kardinal Richelieu zuerſt in die franzöſiſche Politik überfloſſen und auf die innerſte Staatsentwicklung Frankreichs gerade im Moment der Begründung der abſoluten Monarchie angewandt worden waren: ſo war es in England Thomas Hobbes, der die Grundſätze des Machiavelli'ſchen Fürſten-Tractats auf die engliſche Politik und auf den Organismus des engliſchen Staats anzuwenden ſuchte.

Wie andere Völker Jahrhunderte lang an einem Canal gearbeitet haben, der Meere und Länder verbinden ſoll, ſo die Engländer mit demſelben unausgeſetzten Fleiß, mit der ganzen Hartnäckigkeit ihres politiſchen Naturells, an ihrer Verfaſſung, die dieſer meer- und länderverbindende Canal für ſie geworden iſt, durch welchen ſie ihr ganzes nationales Habe und ihre beſten Lebensgüter hindurchleiten. Die induſtrielle Richtung der engliſchen Nation, welche nicht wenig zu ihrer politiſchen Freiheit beigetragen hat, bethätigt ſich auch in dieſem beſtändigen Ausbauen der engliſchen Verfaſſung, die hierin wie ein politiſches Product der engliſchen National-Induſtrie erſcheint. Das engliſche Volk gleicht darin dem olympiſchen Gott, der eine Kette vom Himmel herunterhängen ließ, auf der ſich alle andern Götter ſchaukeln und wiegen konnten, ohne ihn ſelbſt herunterzuziehen. Und dieſe ewige Kette, welche das engliſche Volk aus ſich heraus aufgeſpannt hat, iſt ſeine Verfaſſung, die wahre Götter-Kette, an der alle andern Ideen des Daſeins hängen, und durch die ſich nur die unverrückbare Feſtigkeit und Freiheitskraft des Nationalgeiſtes verherrlicht.

Die conſtitutionnellen Formen des engliſchen Staats haben ihre Urgeſchichte, in der ſie an ſich dunkel und ungewiß erſcheinen, aber zugleich ſchon mit der ganzen Begründung

eines englischen Nationallebens innerlich wie äußerlich zusammenhängen. In dem Wesen der germanischen Völker lag die Idee der Freiheit wie eine göttliche Naturkraft ursprünglich gegeben, aber sie war ein Saamenkorn, das die Deutschen auf ihrem eigenen Acker und für ihr eigenes Haus nicht gut aufziehen und verwirthschaften konnten. So sehr die Freiheit bei den Deutschen als der eigentliche Ehrenbegriff des Mannes feststand, so scheint doch die deutsche Persönlichkeit als solche immer von der Art gewesen zu sein, daß sie sich mit der Freiheit stets sehr unglücklich benahm. Schon die alten Deutschen verwetteten ihre Freiheit im Würfelspiel, und ließen sich nach Ausfall der Würfel zu Sklaven machen. Glück brachten dagegen die deutschen Stämme den fremden Völkern, welche sich von ihnen erobern ließen, und in der Vermischung mit dem germanischen Volkskern ein neues Nationalleben entwickelten. So die Engländer durch die alten Sachsen, welche letzteren schon früh einen eigenthümlichen Sinn für Gesetzgebung und politische Organisation zeigten, und in ihrer Wittena Gemote die erste Grundlage einer Ständeversammlung im neueren Europa schufen.

Die Art und Weise einer politischen Vertretung in den ältesten Nationalversammlungen der modernen Völker ist freilich sehr im Dunkeln geblieben. Diese Versammlungen gingen aber überall aus dem auf beiden Seiten zur Geltung gekommenen Bedürfniß hervor, den Gemeinen oder dem Volk einen lebendigen Antheil an dem Regierungs- und Verwaltungswesen zuzugestehen, oder das Volk wenigstens als eine Art von zuschauendem und berathendem Gewissen der Machthaber dazu zu berufen. Davon zeugen viele überraschende Aeußerungen in Verordnungen und geschichtlichen Zügen, selbst in solchen Zeiten, in denen sonst noch keineswegs der Entwicklung der Volksrechte Raum verstattet war, und wo der Adel eigentlich alle Rechte der Nation in sich absorbirte. In den alten sächsischen Rathsversammlungen der Wittena Gemote, auf welche der erste Ursprung des englischen Parlaments zurückzuführen sein möchte[1], hatte das Volk, wenn auch nicht als organisch

1 Eine Ansicht von Blackstone, Commentaries on the laws of England I. 147. — Die Zuziehung der Weisen Männer (Wites) zu diesen Versammlungen scheint die ersten Keime einer Gemeinde-Repräsentation in sich zu schließen. Vgl. A. Henning's philosophische und statistische Geschichte des Ursprungs und des Fortgang's der Freiheit in England S. 23.

berechtigter und mitwirkender Theil, doch jedenfalls als eine moraliſch dabei in Betracht kommende und ihren geiſtigen Einfluß ausübende Perſon, offenen Zutritt und eine allgemeine Beziehung dazu. In den Fortſchritten des engliſchen Staatsweſens fanden ſich bald mehr oder weniger beſtimmte Formen dafür ein. So wurde unter Ethelwolf (855), auf einer zu Wincheſter abgehaltenen großen Rathsverſammlung, ein Zehnte für die Kirche ausgeſchrieben, der „von dem Könige, den Baronen und dem Volke in einer unendlichen Zahl“ bewilligt ward, obwohl nur der Adel dieſe Urkunde unterzeichnete[1]. Unter den erſten angelſächſiſchen Königen in England iſt es beſonders Alfred, der mit einer wunderbaren und allſeitigen politiſchen Bildnerkraft erſcheint, und ſchon jährlich zwei ſtändiſche Verſammlungen nach London einberuft, wie er auch in dem Doom-Book die erſte Geſetzſammlung veranſtaltete[2].

Wenn aber auch die ſtändiſchen Rechte in England, wie bei anderen neueren Völkern, urſprünglich nur als Ausübung der ariſtokratiſchen Macht der Großen, als Befugniſſe der Barone, erſcheinen, ſo wuchſen doch darin auch die Volksrechte allmählig zu einer ſelbſtändigen Bedeutung empor, da der hiſtoriſch begründete Widerſtand der Ariſtokratie gegen den Thron ſich hier vorzugsweiſe auf das Volk als auf ſeinen natürlichen Boden ſtützte. Aus dem Kampf der engliſchen Barone gegen den mit allen Willküren des Throns übergreifenden König Johann erwuchs den Engländern das älteſte geſchriebene National-Document ihrer Freiheit, jenes ſo berühmt gewordene Stück Papier, welches die magna charta genannt wurde (19. Juni 1215)[3]. Die engliſche magna charta iſt das hervorragendſte Beiſpiel dieſes dialektiſchen Umſchlagens der Rechte der Barone in die Volksrechte und in die allgemeine nationale Freiheit. Es ſollten in dieſer Charte zunächſt die Vorrechte der Geiſtlichkeit und die Lehnsverhältniſſe der Barone, gegen den von den Königen ausgeübten militairiſchen Zwang, beſtimmt werden, aber zugleich wurden fünfundzwanzig

1 Vgl. J. Schulte, das engliſche Parlament. Organiſation und Geſchäftsverfahren S. 3.

2 Hume, History of England I, 96.

3 Blackstone, Commentaries on the laws of England I, 85 nennt es das älteſte geſchriebene Geſetz, welches in England übrig geblieben iſt.

Barone als Wahrer der öffentlichen Freiheit ernannt, welche über die Rechte des Volks und der Städte wachen sollten, wie auch aus jeder Grafschaft zwölf Ritter durch Wahl der Freeholders zusammentraten, welche in den Grafschaften Versammlungen zur Wahrung der allgemeinen Freiheit des Volkes hielten. Der berühmte neunundreißigste Artikel der magna charta ist es aber vornehmlich, auf welchen die persönliche Freiheit der Engländer ihre ersten Grundbestimmungen zurückführt, indem dadurch zuerst Person und Eigenthum als unverletzlich bezeichnet und zugleich festgestellt wurde, daß Jeder nur von Seinesgleichen gerichtet und keiner andern Gewalt, als den Gesetzen des Landes unterworfen werden könne[1].

Die magna charta ist immer als die erste und wesentlichste Grundlage der englischen Parlaments-Einrichtungen angesehen worden, wie auch der Name des Parlaments in dieser Zeit zuerst für die großen politischen Rathsversammlungen gebraucht wurde. Von einer wirklichen politischen Vertretung des Volkes ist dabei freilich nur noch wenig oder nach einem sehr beschränkten und dürftigen Maaße die Rede. Indeß wurde jetzt bald auch der dritte Stand in England als ein nothwendiges und nicht mehr außerhalb zu belassendes Element des Staatslebens herangezogen, was in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unter der Regierung Heinrichs III. und in den Conflicten dieses Königs mit seinen Baronen zuerst geschah. Die Engländer gehen allen neueren europäischen Völkern mit der Anerkennung des dritten Standes voran, dem bei ihnen die Schranken des Staats zuerst durch das Parlament eröffnet werden, welches der gegen Heinrich III. empörte Graf von Leicester, der an der Spitze der oppositionellen Adelspartei stand, in London (1265) versammelte. Zu diesem Parlament wurden zum ersten Mal auch Abgeordnete der Städte und Burgflecken einberufen, die eine noch nie gesehene Erscheinung in der englischen Nationalversammlung waren, und in der Einführung des bürgerlichen Elements in die Nationalrepräsentation die ersten Keime des englischen Unterhauses legten. In Deutschland wird der dritte Stand erst beinahe drei Jahrhunderte später durch den Lichtreiz der Revolution zum Leben erweckt, kann aber in dem bloß geistigen und innerlichen Element,

1 De Lolme Constitution of England (London 1777) I. 27 fgg.

als deſſen Träger er auch ausſchließlich in die Geſchichte hinaustritt, noch keine beſtimmte Berechtigung und Form ſeines Daſeins erlangen. In Frankreich erhebt ſich der dritte Stand zuerſt als revolutionnaire Macht, und wirft mit den Erſchütterungen des ganzen beſtehenden Zuſtandes auf die Feſtſtellung freier, aus dem allgemeinen, nationalen Bewußtſein ſelbſt hervorgebildeter Staatsformen. In England aber iſt es eine politiſche Berechnung und Combination, welche den dritten Stand zuerſt für mündig und befugt erklärt, ein mitlebender und mitbeſtimmender Theil des Staatsganzen zu ſein. Der Gedanke Leiceſter's, zur Bändigung der königlichen Gewalt in dem Augenblick, wo er die Perſon des Monarchen gefangen geſetzt hatte, ein Parlament zu bilden, in welchem auch die Abgeordneten der Bürger einen berechtigten Sitz einnahmen, dieſer Gedanke ſchloß allerdings noch keine principielle Anerkennung des Volkselements in ſich, da das letztere hier zunächſt nur als die Stütze ehrgeiziger ariſtokratiſcher Pläne aufgegriffen erſcheint. Die engliſche Politik deutet aber hier ſchon den Weg an, welchen ſie ſpäter bei ihren Hauptentwicklungen vorzugsweiſe einhält, und wodurch der engliſche Staat immer mehr der Fortbewegung durch die Reform, als durch die Revolution zugewandt geblieben iſt. Dies iſt die Richtung, mit ſtufenweiſen Combinationen vorzuſchreiten, und durch ein allmähliges Abwägen und Ausgleichen der politiſchen Gegenſätze das Geſetz des politiſchen Gleichgewichtes zu finden.

Der dritte Stand in England erhob ſich aber bald auch auf der ihm eigenthümlichen Baſis zu einer kräftigen, ſeine politiſchen Rechte ausfüllenden und nothwendig aus ſich erzeugenden Stellung. Dies geſchah vornehmlich in jenem beſondern Moment des modernen Staatslebens, wo die Feudalgewalt eine gefährliche Mitbewerberin um die Macht an der aufkeimenden Induſtrie erhält, indem in dieſer letztern das ſtädtiſche und bürgerliche Element überhaupt mehr und mehr als ein ſelbſtändiges emporwächſt. Die Feudalgewalt ſchwächte ſich ſchon inſofern durch die, vorzugsweiſe auf die Arbeitskraft des Volkes geſtützte Induſtrie, als die ländliche Bevölkerung (die wichtigſte Grundlage für die ariſtokratiſche Macht der Barone) dadurch immer mehr zuſammenſchmolz, und mit der Annahme eines gewerblichen Charakters zugleich in die Städte überging, wo ſich die freie, ſelbſtändige Bürgerkraft daraus entwickelte. Die allmähligen Abſtrömungen des Mittelalters

werden besonders dadurch bezeichnet, daß die freie Arbeitskraft mehr und mehr zu einer öffentlichen Macht im Staate wird, und an die Stelle der mit singulairen und erblichen Vorrechten ausgestatteten Persönlichkeit tritt. Es verallgemeinern sich dadurch die politischen und menschlichen Rechte, indem die Alles zertheilende Gewalt der Industrie auch den großen Grundbesitz zu scheiden und beweglich zu machen anfängt oder ihm wenigstens in den gewerbtreibenden Volksklassen, die in den Besitz des Geldes gelangen, eine nicht mehr abzuweisende Nebenbuhlerschaft und Gleichberechtigung erweckt.

Sobald sich in England die Feudalzustände mehr und mehr in Geldverhältnisse auflösen, stellt sich der Antheil des Volkes an der gesetzgebenden Gewalt immer bestimmter fest. Die Könige selbst können mit den persönlichen Diensten ihrer Barone nicht mehr ausreichen, und indem die ritterliche Persönlichkeit des Adels als solche ihren Werth und ihre Brauchbarkeit verliert, treten dagegen die Geldbewilligungen der Stände ein, welche für das Staatsoberhaupt bei weitem wichtiger werden. Das sich verändernde System der Kriegführung, in welchem die feudalen Ritterdienste nach und nach durch angeworbene Truppen ersetzt werden, wirkt auf diese organische Umgestaltung im Staat bedeutend ein. Es wird dadurch die Aufbringung des Geldes mehr als früher eine dringende Regierungs-Angelegenheit, und dies veranlaßte besonders den kriegerischen Eduard I. von England, den Städten, in welchen die Industrie immer reichere Geldquellen geöffnet hatte, und die deshalb zur Deckung der Staatsausgaben vielfach in Anspruch genommen werden mußten, auch mehr und mehr den Besitz politischer Rechte zu sichern. Die Städte wurden daher zum erstenmal in eine regelmäßige parlamentarische Vertretung hineingehoben, und nach der Ansicht Hume's war dies nur eine bequemere Combination für den beständig geldbedürfenden König, der viel leichter mit den Städten unterhandeln konnte, wenn dieselben ihre bestimmten Abgeordneten im Parlament sitzen hatten[1]. In diesen Anordnungen und weil der Adel es seiner Würde für angemessen hielt, sich mit den bürgerlichen Abgeordneten nicht zu

1 Hume, History of England II. 273. — A. Henning's philosophische und statistische Geschichte des Ursprunges und des Fortganges der Freiheit in England (Kopenhagen 1788). S. 89.

einer und derſelben Verſammlung zu vereinigen, bildete ſich das Haus der Gemeinen, das engliſche Unterhaus (1295), das anfänglich nur aus rein bürgerlichen und ſtädtiſchen Elementen zuſammengeſetzt war, obwohl nachmals auch Ritter als Repräſentanten der Städte darin erſcheinen. Der Geldpunct wurde in den weitern Entwicklungen des engliſchen Parlamentes das eigentlich conſtitutionnelle Princip, in welchem ſich die Rechte der Nation auf allen Seiten ausbildeten. In den Statuten Eduart's I. werden ſchon die Grundſätze einer organiſchen Theilung zwiſchen Macht und Leiſtung im Staat, worauf eigentlich das Weſen einer conſtitutionnellen Verfaſſung hauptſächlich beruht, mit aller Beſtimmtheit ausgeſprochen. Dieſe Grundſätze beſtanden vornehmlich darin, daß das, was Alle angehe, auch von Allen gebilligt werden müſſe, wie auch: daß gemeinſchaftliche Gefahr immer mit vereinigten Kräften abzuhalten ſei. Der König dachte hierbei an ſeine vielen Geldbedürfniſſe, das Volk aber machte ſich ſeine Rechte daraus. Seit der Hervorbildung der engliſchen Freiheit aus den Geldbewilligungen der Parlamente iſt bis in die neueſte Zeit hinein das Geld immer das treibendſte conſtitutionnelle Princip der Völker geweſen. Die Geſchichte der Gerechtſame des engliſchen Parlaments fließt lediglich und ausſchließlich aus ſeinen Geldbewilligungen her, an welche Bitten (petitions) und Bedingungen geknüpft wurden, und wer Bedingungen vorzuſchreiben hat, deſſen Einfluß iſt auch bei der Geſetzgebung nicht mehr zurückzuweiſen. Die legislative Macht des engliſchen Volkes, wie ſie im Parlament ausgeübt wird, ſteht für ewige Zeiten ſicher durch die finanziellen Hebel, auf welche ſie geſtützt worden iſt. Es kam bald dahin, daß dem Volk keine Steuern und Abgaben mehr auferlegt werden konnten, welche nicht vorher die Prüfung und Bewilligung des Parlaments erlangt hatten. (1297).

Die engliſche Verfaſſung wuchs aus einer allgemeinen hiſtoriſchen Grundlage heraus, die zunächſt ungemein wenig Einzelnheiten feſtſtellte und darin gewiſſermaßen dem National-Inſtinct und dem conſtitutionnellen Naturell der Engländer vertraute. Ein ſolches Naturell war hier urſprünglich vorhanden und muß als die eigentliche Urſache angeſehen werden, weshalb das conſtitutionnelle Regieren in dieſem Lande ſo dauerhafte und glänzende Früchte trug. Ueber die Gränzen der königlichen Prärogative und der im Parlament vertretenen Volksrechte war lange durchaus nichts Be-

ſtimmtes und Principielles feſtgeſtellt worden. Es fehlte zwar auch hier nicht an den ſophiſtiſchen Schwankungen, denen das conſtitutionnelle Element immer ausgeſetzt ſein wird. Dieſe Sophiſterei beſteht darin, daß der Wille des Königs und der Wille der Nation ſich zu einer und derſelben Kraft vereinigen ſollen und erſt in dieſer Vereinigung ſchaffend und geſtaltend wirken können. Das corrumpirte Parlament unter Heinrich VIII. ſah ſchon nichts Beſſeres mehr ein, als durch eine beſondere Acte einfach zu erklären: daß die Befehle des Königs an ſich ſchon die Geltung eines Geſetzes hätten und daß die Nation in allen weltlichen wie geiſtlichen Angelegenheiten keiner anderen Beſtimmung unterworfen ſei, als dem eigenmächtigen Willen ihres Herrn[1]. Es zeigte ſich mithin auch in England, was Machiavelli ſchon von den franzöſiſchen Parlamenten hervorhebt, daß ſie ſo leicht nur zu vorgeſchobenen Fechterſtellungen entarten, hinter denen die lediglich um ihrer ſelbſt willen operirende Macht ſich verſchanzt. Für die Engländer aber war es charakteriſtiſch, daß ſie die parlamentariſchen Formen und Rechte von vorn herein nur im Sinne eines Privilegiums auffaßten. Die „Privilegien des Hauſes" ſind der eigentliche Kunſtausdruck für die conſtitutionnelle Freiheit der Engländer. Die engliſche Freiheit wurde dadurch ein Beſtandſtück der Nation, welches, wie dies dem handeltreibenden Geiſt entſprach, den politiſchen Begriff faſt zu einem induſtriellen machte. Dieſe ſolide Grundlage der engliſchen Politik wirkte auf alle ihre ſpäteren Entwicklungen maaßgebend ein, und ſchnitt in dieſem Lande gewiſſermaßen die tiefere und ſtürmiſchere Bewegung der Principien ab. England wurde auf dieſem Wege das Muſterland der regelmäßigen conſtitutionnellen Freiheit, das aber ſeine Vortheile hier mehr ſeinem politiſchen und induſtriellen Naturell als den Paragraphen ſeiner Verfaſſung verdankte.

So brach auch die engliſche Revolution, als es zu einer ſolchen kam, zuerſt nicht anders als in der Form einer parlamentariſchen Staatsdialektik aus. Es war hier nicht die entfeſſelte Kraft der Ideen und vernunftrechtlichen Speculationen, auf welche

1 Hume, History of England IV. 222. They were not ashamed of thus expressly declaring, that they took their religion upon trust, and had no other rule, in spiritual as well as temporal concerns, than the arbitrary will of their master.

die Revolution in England ſich ſtützte. Auch die revolutionnaire Bewegung ſchloß ſich zunächſt in dem engliſchen Parlament zuſammen und gewann dadurch von vorn herein einen mehr praktiſchen und geſchäftsmäßigen Charakter. Den bachantiſchen Principientaumel der franzöſiſchen Revolution kannte man hier nicht. Der engliſche Parlamentskörper ſelbſt verwandelte ſich in alle Phaſen der Revolution, und machte bald die Politik des Schreckens, bald übte er die Gewalt einer conſtituirenden Verſammlung aus, bald gab er ſich eine kriegeriſche Organiſation durch Anwerbung eines eigenen Heeres. Es wurde dabei zum erſten Mal tiefer auf die principiellen Rechte der Nation zurückgegangen, welche in der magna charta und in den Statuten Eduard's I. und Eduard's III. verbürgt worden waren, aber in dieſen alten politiſchen Documenten mehr naturwüchſig gelebt hatten und daraus noch zu keiner beſtimmten ſtaatlichen Formel hervorgetreten waren. Es waren dies die Urrechte der Nation, mit denen die Herrſcher-Praxis lange das willkürlichſte Spiel getrieben hatte, und auf deren Erneuerung und Wiederherſtellung das Parlament in der berühmten Petition der Rechte drang. Nicht minder gab aber auch das engliſche Parlament ſchon eine politiſche Erklärung der Menſchenrechte ab, und zeichnete darin der franzöſiſchen Nationalverſammlung den zu nehmenden Gedankengang als einen fundamentalen vor. Es wird darin von der allgemeinen Glückſeligkeit als von dem eigentlichen Zweck der Geſellſchaft ausgegangen und die weſentliche Aufgabe einer Staatsregierung dahin beſtimmt, dem Menſchen den Genuß ſeiner natürlichen und unverjährbaren Rechte zu ſichern. Freiheit, Gleichheit, perſönliche Sicherheit und Eigenthum werden für die nothwendigen Grundſäulen der glücklichen Staatsgeſellſchaft erklärt. Die höchſte Souverainetät beruht in der Nation, und die conſtitutionnelle Verfaſſung wird gewiſſermaßen als ein natürlicher Ausfluß dieſer Souverainetät behauptet, indem durch eine ſolche Verfaſſung allein die Theilnahme aller Bürger am Staat möglich gemacht und die Freiheit der Geſellſchaft geſichert werden könne. Auch in England floß auf dieſe Erklärung der Menſchenrechte das Blut eines Königs.

In dieſer Zeit war es, wo die Reaction die neu erkannten Naturgeſetze auf das Weſen des Staats anzuwenden unternahm. Thomas Hobbes, einer der eifrigſten Anhänger Karl Stuarts, hatte dieſen Gedanken auf der Flucht gefaßt, zu der ihn ſeine

Parteinahme gegen die Revolution getrieben. Auf dieſer Flucht ſchrieb er ſein Buch de Cive, welches zuerſt im Jahre 1642 erſchien, und worin er, wie ſpäter auch in ſeinem Leviathan (1651), zuerſt den abſoluten Staat wiſſenſchaftlich und ſyſtematiſch conſtruirte. Er legte dabei die von Machiavelli gebrauchte Idee des Krieges als eines Organiſationsmittels der Geſellſchaft zum Grunde. Indem Hobbes die Geſellſchaft überhaupt als den permanenten Kriegszuſtand auffaßte, ging er in ſeiner ſtaatlichen Conſtruction noch beſtimmter, als es dem Machiavelli vorgeſchwebt hatte, auf die allgemeinen Naturgeſetze und die Geſetze der Phyſik zurück. Aus den ewig wirkenden Geſetzen der Anziehung und Abſtoßung läßt Hobbes auch den Staat entſtehen. Er beginnt mit der uranfänglichen Naturwildheit der menſchlichen Zuſtände, die nur durch die gegenſeitige Furcht, welche die Menſchen vor einander haben, und durch ihre Neigung einander anzufallen, in eine feſte bürgerliche Ordnung hinübergeführt wird[1]. Die Nothwendigkeit des abſolut monarchiſchen Staatsprincips ergiebt ſich ihm ebenfalls aus den Fundamentalgeſetzen der Natur. Wie der in der Mitte des Weltalls ſtehende Lichtkörper den Zwang aller Ordnung, Belebung und Bewegung ausübt, ſo will Hobbes auch den oberſten Herrſcherwillen ausgeübt ſehen, der denſelben unabweislich geſtaltenden Einfluß auf das Leben des Staats geltend machen ſoll. In dem Naturgeſetz wurzelt für dieſe Staatsanſchauung zugleich alle Religion und Moral. Zu dieſem düſtern Syſtem führte das neu erfannte Princip der Naturlehre, welches die Sonne als den ſchaffenden und zwingenden Mittelpunct des Welt-Organismus begriffen hatte.

---

1 Der hauptſächliche Ausgangspunct ſeiner Staats-Conſtruction iſt folgender (Hobbes, Elementa philosophica de cive Cap. I, XII.): Ad naturalem hominum proclivitatem ad se mutuo lacessendum, quam ab affectibus, praesertim vero ab inani sui aestimatione derivant, si addas jus omnium in omnia, quo alter *jure* invadit, alter *jure* resistit, atque ex quo oriuntur omnium adversus omnes perpetuae suspiciones et studium, et quam difficile sit praecavere hostes parvo numero et apparatu, cum animo nos praevertendi opprimendique invadentes, negari non potest, quin status hominum naturalis antequam in societatem coiverint, *bellum* fuerit; neque hoc *simpliciter*, sed *bellum omnium in omnes*. Bellum enim quid est, praeter tempus illud, in quo voluntas certandi per vim verbis factisve satis declaratur? Tempus reliquum pax vocatur.

20. Der Natur-Prozeß der Staaten.

Im Zeitalter der Reformation, wie die große ſcharfe Scheidelinie genannt wird, welche die nach den Abſtrömungen des Mittelalters entſtandene große Kluft der europäiſchen Menſchheit bezeichnet, war zuerſt die Idee des Organismus gefunden worden. Copernicus hatte das alte ptolemäiſche Weltſyſtem vernichtet, deſſen Lehre von dem unbeweglichen Ruhen der Erde im Mittelpunct des Weltalls dieſelbe ſtabile Anſeſſelung des menſchlichen Bewußtſeins darſtellte, wie das Syſtem der römiſchen Hierarchie es in den Kreiſen des Geiſtes gethan. Die neue Naturanſicht der Zeit, auf die von Copernicus und Kepler neu aufgefundenen Geſetze der Bewegung ſich ſtützend, hätte eigentlich der freien hiſtoriſchen Entwicklung des Völkerlebens dienen müſſen. Die Völker machten aber von den ihnen in der Natur demonſtrirten Geſetzen der Bewegung keine ſo glückliche Anwendung für die Reorganiſation ihrer Zuſtände, als dies auf der andern Seite die Staatslehrer und Begründer der abſolutiſtiſchen Fürſtengewalt in Europa thaten.

Auf den Kreislauf alles organiſchen und unorganiſchen Lebens, auf die phyſiſchen Bedingungen der Körperwelt überhaupt, führt auch Machiavelli ſo oft ſeine Anſchauungen von den Bewegungen der Staatskörper und von den politiſchen Verhältniſſen zurück. An vielen Stellen ſeiner Schriften, namentlich aber in den Discurſen über den Livius, geht er weſentlich von dem Grundgedanken aus, daß auch die Entwicklung der Staaten lediglich den Naturgeſetzen folge und der Theorie des Wechſellaufes der menſchlichen Dinge ſich anbequemen müſſe. Er ſagt in dieſer Beziehung vornehmlich Folgendes[2]: „Es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß alle Dinge der Welt ein beſtimmtes Ziel ihres Lebens haben. Aber nur diejenigen Dinge legen ihren vollſtändigen Lauf, der ihnen vom Himmel angeordnet iſt, zurück, welche ihren Körper nicht zerrütten, ſondern ihn ſo geordnet halten, daß er ſich entweder nicht verändert, oder, wenn er ſich verändert, es zu ſeinem Heil gereicht und nicht zu ſeinem Schaden. Diejenigen Veränderungen werden aber beſonders zum Heil der Staaten gereichen, welche dieſelben auf ihre Principien zurückführen. Und deshalb

2 Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio lib. III cap. I.

ſind diejenigen Staaten am beſten geordnet und haben die längſte Lebensdauer, welche vermittelſt ihrer inneren Einrichtungen ſich häufig erneuern können, oder auch durch zufällige Ereigniſſe, welche außerhalb dieſer Einrichtungen ſtehen, zu einer ſolchen Erneuerung gelangen. Denn es iſt ſo klar wie das Sonnenlicht, daß diejenigen Körper, welche ſich nicht in ſich ſelbſt erneuern, nicht dauern können. Die Art der Erneuerung iſt nun, wie geſagt, daß man ſie auf ihre Principien zurückführt, denn die Principien aller Staaten, der Republiken wie der Königreiche, müſſen urſprünglich in ſich etwas Gutes haben, durch welches ſie auch ihr erſtes Anſehn wieder herſtellen und zu ihrem urſprünglichen Inhalt zurückkehren können. Es wird aber im Verlauf der Zeiten dieſes gute Element ſo verderbt, daß, wenn nicht Etwas dazwiſchen tritt, das den urſprünglichen Keim wieder aufnimmt, der Körper nothwendig aufgerieben werden muß."

Machiavelli ſieht in der erſten Bildung der Staatskörper überhaupt ein Zuſammenwirken natürlicher und materieller Nothwendigkeiten, aus denen durch die Entwicklung des Staats ſelbſt erſt die geiſtigen Begriffe, die das geſetzliche und vernünftige Zuſammenleben bilden, ſich feſtſtellen. Die natürlichen Schwankungen und Entartungen, denen die Staatskörper in ſich unterliegen, bedingen dann auch die Veränderungen in den Staatsformen ſelbſt. In den einleitenden Capiteln der Discurſe über den Livius macht er über das Natur-Element, welches bei der Entſtehung der Staaten und dem Wechſel ihrer Formen mitwirkt, in dieſem Sinne die lehrreichſten Bemerkungen. In den Staatsverfaſſungen folgen ſich immer die Gegenſätze, die ſich durch einander aufheben, und dadurch immer wieder auf den urſprünglichen Begriff der Freiheit zurückarbeiten. Der natürliche Kreislauf der Staaten bewegt ſich nach ſeiner Anſchauung immer von den äußerſten Gränzen der Tyrannei bis zu den äußerſten Gränzen der Demokratie. Die Demokratie ſtiftet die erſte Vereinbarung mit ihrem Gegenſatz, dem Königthum, durch das allgemeine Wahlrecht ſelbſt, indem ſie dies Recht plötzlich zur Berufung eines Monarchen verwendet. Die auf dieſem Wege durch ein demokratiſches Mittel entſtandene Monarchie geht in erbliches Königthum und in Tyrannei über, und erweckt ſich zuerſt wieder in der Ariſtokratie das feindliche Element, welches auf ihren Sturz hinwirkt. Die Ariſtokratieen ſchlagen dann wieder in Oligarchieen um, die zur

Republik zuſammenſtürzen müſſen. Die Republik erliegt aber wieder der Anarchie und Pöbelherrſchaft, und wie zur Rettung vor ſich ſelbſt kehrt dann der Staat abermals zum Principat zurück. Es ſind dies ſämmtliche Leidens- und Marter-Stationen der Staaten-Entwicklung, in deren Anſchauung und Beſchreibung Machiavelli natürlich dem Geſichtspunct ſeiner Zeitverhältniſſe, wie auch den politiſchen Normal-Bildern des Alterthums folgt. Machiavelli meint, daß ein einzelner Staat wohl hundertmal dieſen Kreislauf der Formen in ſich durchlaufen könne, wenn er die natürliche Kraft dazu in ſich trage; dies werde aber nur äußerſt ſelten der Fall ſein. Er neigt ſich vielmehr zu der Anſicht, daß ein ſolcher Staat, welcher den Rundlauf aller politiſchen Formen bereits in ſich durchgemacht hat, in der Regel eine vollſtändige Erſchöpfung ſeiner Exiſtenz verwirkt habe, und ſich dann nur noch dazu eigne, von einem anderen mächtigeren und noch naturkräftig verbliebenen Staat erobert und demſelben einverleibt zu werden. Auch dieſer gewiß ganz freie Gang der Betrachtung führt den Machiavelli wieder auf ſeinen im Fürſten-Tractat eingenommenen Standpunct zurück, nämlich zu der militairiſchen Reorganiſation verderbter und zerfallener Staatskörper zu einem neuen und großen Ganzen, zu einem einheitlichen Univerſal-Staat. Er will jedoch noch nach dem Grad der Erſchöpfung bei dieſen Staaten unterſcheiden, und danach entweder eine Geſammt-Erneuerung oder eine partielle Erneuerung als möglich zulaſſen. Eine Geſammt-Erneuerung des inneren Organismus eines Staats würde nach ſeiner Meinung die ſein, wo aus den aufgelöſten Elementen der Ariſtokratie und Demokratie wieder ein neues Principat geſchaffen werden kann. Eine theilweiſe Erneuerung würde ſich als genügend erweiſen, wo es gelingt, eine Oligarchie wieder zu einer geordneten Ariſtokratie zurückzuführen oder eine Ochlokratie zu einer lebensfähigen Republik umzugeſtalten.

Dieſen feinſinnigen Unterſcheidungen in dem Verfall und der Reſtaurationsfähigkeit der Staaten wird man das hiſtoriſche Gewicht nicht abſprechen können. Wie wir geſehen, erſcheint ihm die Rückkehr zu dem urſprünglichen Princip eines Staats immer als das eigentliche Mittel zu ſeinem Heil und ſeiner Wiederherſtellung. Dieſe Rückkehr muß nach ſeiner Anſicht entweder aus einem auswärtigen Ereigniß oder aus innerer Staatsklugheit entſpringen. In erſterer Beziehung hebt er es in dem angeführten

Capitel der Discorſi als nothwendig hervor, daß Rom von den Galliern genommen wurde, damit es auf dieſem Wege ſeine Wiedergeburt und in der Wiedergeburt ein neues Leben und neue Kraft erlangte, ſowie auch eine Wiederbefeſtigung ſeiner religiöſen und geſetzlichen Begriffe, die bereits zu entarten begonnen hatten. Er fügt hinzu, daß das Nämliche auch bewirkt werden könne durch die Aufrichtung neuer Verfaſſungs-Ordnungen und Geſetze. Die Erneuerung der Staatskraft in den Republiken ſieht er am zweckmäßigſten entweder aus der Kraft eines einzelnen Mannes oder aus der Kraft einer neuen mächtigen Ordnung entſpringen. Unter den neuen Ordnungen, welche die römiſche Republik auf ihr Princip zurückführten, hebt er beſonders das Inſtitut der Volkstribunen, der Cenſoren und derjenigen beſchränkenden Einrichtungen hervor, welche gegen Ehrgeiz und Frechheit der Menſchen getroffen wurden. Solche neue Ordnungen können nur durch außerordentliche Männer ins Leben gerufen werden. Als wirkſame Ereigniſſe bezeichnet er auch in dieſem Zuſammenhange die Hinrichtung der Söhne des Brutus, den Tod der zehn Bürger und des Melius Frumentarius, den Tod des Manlius Capitolinus und den Tod des Manlius Torquatus, und mehreres Andere dieſer Art, welches durch ſeine außergewöhnliche und hervorragende Wirkung die Menſchen auf das Urſprüngliche zurückführte. Wenn ſolche Ereigniſſe ſeltener wurden, ſo erhielten die Menſchen dadurch nur mehr Spielraum ſich zu corrumpiren und immer ſchlechter zu werden. Er geht in dieſer Betrachtung auch auf die florentiniſchen Staatszuſtände wieder zurück, und bemerkt, wie es nothwendig geweſen ſei, den Staat alle fünf Jahre durch eine Erneuerung wiederaufzunehmen, wenn man ihn überhaupt erhalten wollte. Ein großes Gewicht legt aber Machiavelli auch auf die Kraft des einzelnen Mannes, der es, unabhängig von irgend einem Geſetz, unternimmt, den Staat auf ſein urſprüngliches Princip zurückzuführen. Er nennt unter den alten Römern beſonders Horatius Cocles, Scävola, Fabricius, die beiden Decius, den Regulus Attilius und einige Andere, welche durch ihre ſeltene Kraft in Rom denſelben Einfluß ausübten, der nur von Geſetzen und beſtimmten Verfaſſungs-Einrichtungen ausgehen kann. Seit dem Marcus Regulus aber erblickt er kein ähnliches Beiſpiel wieder in Rom, denn obwohl ſeitdem die beiden Catonen wieder auftraten, ſo war doch der ſtattgefundene Zwiſchenraum

ſchon ſo groß, daß dieſelben vereinzelt blieben und ihre trefflichen Beiſpiele keine thatſächliche Wirkung mehr ausüben konnten[1].

---

1 Discorsi III. 1. Questa riduzione verso il principio, parlando delle repubbliche, si fa o per accidente estrinseco, o per prudenza intrinseca. Quanto al primo, si vede come egli era necessario che Roma fusse presa dai Francesi, a volere che la rinascesse, e rinascendo, ripigliasse nuova vita e nuova virtù, e ripigliasse l'osservanza della Religione e della Giustizia, le quali in lei cominciavano a macularsi. Il che benissimo si comprende per l'istoria di Livio, dove ei mostra che nel trar fuori l'esercito contro a' Francesi, e nel creare i tribuni con potestà Consolare, non osservarono alcuna religiosa cerimonia. Così medesimamente, non solamente non privarono i tre Fabj, i quali *contra jus gentium* avevano combattuto contro ai Francesi, ma li crearono tribuni. E si debbe facilmente presupporre, che dell' altre costituzioni buone, ordinate da Romolo e da quelli altri principi prudenti, si cominciasse a tenere meno conto, che non era ragionevole e necessario a tenere il vivere libero. Venne adunque questa battitura estrinseca, acciocchè tutti gli ordini di quella città si ripigliassero, e si mostrasse a quel popolo, non solamente essere necessario mantenere la Religione e la Giustizia, ma ancora stimare i suoi buoni cittadini, e far più conto della loro virtù, che di quelli comodi ch' e' paresse loro mancare mediante le opere loro. Il che si vede che successe appunto, perchè subito ripresa Roma, rinnuovarono tutti gli ordini dell' antica Religione loro, punirono quelli Fabj che avevano combattuto *contra jus gentium*, ed appresso stimarono tanto la virtù e bontà di Camillo, che posposto il Senato e gli altri ogni invidia, rimettevano in lui tutto il pondo di quella repubblica. È necessario adunque, come ho detto, che gli uomini che vivono insieme in qualunque ordine, spesso si riconoschino, o per questi accidenti estrinsechi, o per gl' intrinsechi. E quanto a questo conviene che nasca o da una legge, la quale spesso rivegga il conto agli uomini che sono in quel corpo, o veramente da un uomo buono, che nasca infra loro, il quale con suoi esempj e con le sue opere virtuose faccia il medesimo effetto che l'ordine. Surge adunque questo bene nelle repubbliche o per virtù d'un uomo, o per virtù d'un ordine. E quanto a questo ultimo, gli ordini che ritirarono la Repubblica Romana verso il suo principio, furono i Tribuni della plebe, i Censori, e tutte le altre leggi che venivano fatte contro all' ambizione ed alla insolenza degli uomini. I quali ordini hanno bisogno d'esser fatti vivi dalla virtù d'un cittadino, il quale animosamente concorra ad esiguirli contro alla potenza di quelli che gli trapassano. Delle quali esecuzioni, innanzi alla presa di Roma dai Francesi, furon notabili la morte de' figliuoli di Bruto la morte de' dieci cittadini, quella di Melio Frumentario: dopo la presa di Roma, fu la morte di Manlio Capitolino, la morte del figliuolo di Manlio Torquato, la esecuzione di Papirio Cursore contro a Fabio suo maestro de' Cavalieri, l'accuse degli Sci-

Auch in dieſer Hervorhebung der geſtaltenden Einzelkraft, die weſentlich antik iſt, knüpft ſich bei Machiavelli wieder die Verbindung zwiſchen der Volkspolitik und derjenigen abſolutiſtiſchen Fürſtenpolitik, wie er ſie in dem Tractat del principe gelehrt hat. Wir glauben nicht genug Belege aus Machiavelli's Schriften

---

pioni. Le quali cose perchè erano eccessive e notabili, qualunque volta ne nasceva una, facevano gli uomini ritirare verso il segno; e quando le cominciarono ad essere più rare, cominciarono ancora a dare più spazio agli uomini di corrompersi, e farsi con maggior pericolo e più tumulto, perchè dall' una all' altra di simili esecuzioni non vorrebbe passare il più dieci anni, perchè passato questo tempo, gli uomini cominciano a variare co' costumi, e trapassare le leggi; e se non nasce cosa per la quale si riduca loro a memoria la pena, e ritrovisi negli animi loro la paura, concorrono tosto tanti delinquenti, che non si possono più punire senza pericolo. Dicevano a questo proposito quelli che hanno governato lo Stato di Firenze dal mille quattrocento trentaquattro infino al mille quattrocento novantaquattro, come egli era necessario ripigliare ogni cinque anni lo Stato, altrimenti era difficile mantenerlo: e chiamavano ripigliar lo Stato, mettere quel terrore e quella paura negli uomini, che vi avevano messo nel pigliarlo, avendo in quel tempo battuti quelli che avevano secondo quel modo di vivere male operato. Ma come di quella battitura la memoria si spegne, gli uomini prendono ardire di tentare cose nuove, e di dir male; e però è necessario provvedervi, ritirando quello verso i suoi principj. Nasce ancora questo ritiramento delle repubbliche verso il loro principio dalle semplici virtù di un uomo, senza dipendere da alcuna legge, che ti stimoli ad alcuna esecuzione; nondimanco sono di tanta riputazione e di tanto esempio, che gli uomini buoni desiderano imitarle, e gli tristi si vergognano a tener vita contraria a quelle. Quelli che in Roma particolarmente fecero questi buoni effetti, furono Orazio Cocle, Scevola, Fabrizio, i due Decj, Regolo Attilio, ed alcuni altri, i quali con i loro esempj rari e virtuosi facevano in Roma quasi il medesimo effetto che si facessero le leggi e gli ordini. E se le esecuzioni soprascritte, insieme con questi particolari esempj, fussero almeno seguite ogni dieci anni in quella città, ne seguiva di necessità che la non si sarebbe mai corrotta; ma come e' cominciarono a diradare l'una e l'altra di queste due cose, cominciarono a moltiplicare le corruzioni, perchè dopo Marco Regolo non vi si vide alcun simile esempio: e benchè in Roma surgessero i due Catoni, fu tanta distanza da quello a loro, e intra loro dall' uno all' altro, e rimasono sì soli, che non poterono con gli esempj buoni fare alcuna buona opera. È massime l'ultimo Catone, il quale trovando in buona parte la città corrotta, non potette con l'esempio suo fare che i cittadini diventassero migliori. E questo basti quanto alle repubbliche. —

schon so groß, daß dieselben vereinzelt blieben und ihre trefflichen Beispiele keine thatsächliche Wirkung mehr ausüben konnten[1].

1 Discorsi III. 1. Questa riduzione verso il principio, parlando delle repubbliche, si fa o per accidente estrinseco, o per prudenza intrinseca. Quanto al primo, si vede come egli era necessario che Roma fusse presa dai Francesi, a volere che la rinascesse, e rinascendo, ripigliasse nuova vita e nuova virtù, e ripigliasse l'osservanza della Religione e della Giustizia, le quali in lei cominciavano a macularsi. Il che benissimo si comprende per l'istoria di Livio, dove ei mostra che nel trar fuori l'esercito contro a' Francesi, e nel creare i tribuni con potestà Consolare, non osservarono alcuna religiosa cerimonia. Così medesimamente, non solamente non privarono i tre Fabj, i quali *contra jus gentium* avevano combattuto contro ai Francesi, ma li crearono tribuni. E si debbe facilmente presupporre, che dell' altre costituzioni buone, ordinate da Romolo e da quelli altri principi prudenti, si cominciasse a tenere meno conto, che non era ragionevole e necessario a tenere il vivere libero. Venne adunque questa battitura estrinseca, acciocchè tutti gli ordini di quella città si ripigliassero, e si mostrasse a quel popolo, non solamente essere necessario mantenere la Religione e la Giustizia, ma ancora stimare i suoi buoni cittadini, e far più conto della loro virtù, che di quelli comodi ch' e' paresse loro mancare mediante le opere loro. Il che si vede che successe appunto, perchè subito ripresa Roma, rinnuovarono tutti gli ordini dell' antica Religione loro, punirono quelli Fabj che avevano combattuto *contra jus gentium*, ed appresso stimarono tanto la virtù e bontà di Cammillo, che posposto il Senato e gli altri ogni invidia, rimettevano in lui tutto il pondo di quella repubblica. È necessario adunque, come ho detto, che gli uomini che vivono insieme in qualunque ordine, spesso si riconoschino, o per questi accidenti estrinsechi, o per gl' intrinsechi. E quanto a questo conviene che nasca o da una legge, la quale spesso rivegga il conto agli uomini che sono in quel corpo, o veramente da un uomo buono, che nasca infra loro, il quale con suoi esempj e con le sue opere virtuose faccia il medesimo effetto che l'ordine. Surge adunque questo bene nelle repubbliche o per virtù d'un uomo, o per virtù d'un ordine. E quanto a questo ultimo, gli ordini che ritirarono la Repubblica Romana verso il suo principio, furono i Tribuni della plebe, i Censori, e tutte le altre leggi che venivano fatte contro all' ambizione ed alla insolenza degli uomini. I quali ordini hanno bisogno d'esser fatti vivi dalla virtù d'un cittadino, il quale animosamente concorra ad esiguirli contro alla potenza di quelli che gli trapassano. Delle quali esecuzioni, innanzi alla presa di Roma dai Francesi, furon notabili la morte de' figliuoli di Bruto, la morte de' dieci cittadini, quella di Melio Frumentario: dopo la presa di Roma, fu la morte di Manlio Capitolino, la morte del figliuolo di Manlio Torquato, la esecuzione di Papirio Cursore contro a Fabio suo maestro de' Cavalieri, l'accusa degli Sci-

mit ſich führe, als eine Fürſtenherrſchaft, weil die Republik ſich beſſer der Verſchiedenheit und Beweglichkeit der Zeiten anſchmiegen könne, wegen der Verſchiedenheit und Beweglichkeit der Bürger ſelbſt, was einem Fürſten nicht möglich ſei. In der Volksnatur findet er überhaupt urſprünglich mehr Treue, mehr Weisheit, mehr Dankbarkeit, ja in der Herrſchaft des Volkes ſelbſt mehr Beſtändigkeit als in der Perſon eines Fürſten. Den von ihm ſo entſchieden aufgefaßten Gegenſatz zwiſchen Fürſten-Natur und Volks-Natur behandelt er noch an einer andern Stelle der Livianiſchen Discurſe[1] mit aller Gründlichkeit.

Es heißt dort: „Wie die Staaten der Fürſten ihre Dauer gehabt haben, ſo haben auch die republikaniſchen Staaten immer hinlänglich gedauert, und die einen wie die andern haben nach Geſetzen geordnet werden müſſen; denn ein Fürſt, der machen kann was er will, iſt ein Narr, und ein Volk, das machen kann was es will, iſt nicht weiſe. Vergleicht man alſo einen an die Geſetze gebundenen Fürſten und ein von den Geſetzen gezügeltes Volk, ſo wird man mehr Tugend und Kraft im Volke als bei dem Fürſten finden; vergleicht man die Zügelloſigkeit und Willkür des Einen und des Andern, ſo wird man weniger Fehler beim Volke als beim Fürſten wahrnehmen, und zwar um Vieles geringere, für die es auch leichtere Abhülfe giebt. Denn zu einem zügelloſen und verwilderten Volke kann ein tüchtiger Mann ſprechen, und daſſelbe leicht wieder auf einen guten Weg zurückführen, zu einem ſchlechten Fürſten aber kann Niemand reden und es giebt kein anderes Heilmittel gegen ihn als das Schwert. Daraus kann man den richtigen Schluß auf die Bedeutung der Krankheit des Einen und Andern ziehen, denn wenn Worte hinreichen, um die Krankheit des Volkes zu heilen, für die Krankheit des Fürſten aber das Schwert erforderlich iſt, ſo wird Jeder urtheilen, daß da, wo das Heilmittel ſtärker iſt, auch die Gebrechen ſtärker ſein müſſen. Wenn ein Volk losgelaſſen iſt, ſo fürchtet man nicht gerade die Thorheiten, die es begeht, noch hat man Beſorgniß vor dem augenblicklich daraus hervorgehenden Uebel, ſondern vielmehr vor dem, was daraus zu entſtehen vermag, indem aus ſo großer Verwir-

1 Discorsi I. 58. Schon die Ueberſchrift dieſes Capitels lautet mit dürren Worten: La moltitudine è più savia e più costante che un principe.

rung ein Tyrann hervorgehen kann. Allein bei ſchlechten Fürſten verhält es ſich umgekehrt: man fürchtet bei ihnen das gegenwärtige Uebel und hofft auf die Zukunft, indem die Menſchen ſich der Meinung hingeben, daß das niederträchtige Treiben eines Fürſten immer nur die Freiheit erblühen laſſen könne! So erkennt man den Unterſchied zwiſchen dem Einen und Andern, der ſo groß iſt, wie zwiſchen den Dingen, welche gegenwärtig oder zukünftig ſind. Die Grauſamkeit der Menge iſt immer nur gegen Diejenigen gerichtet, von denen zu befürchten ſteht, daß ſie einen Eingriff in das öffentliche Gut unternehmen werden, die eines Fürſten aber gegen Solche, von denen er einen Eingriff in ſein Privatgut beſorgt. Allein die gegen das Volk gerichtete Meinung wächſt dadurch, weil von dem Volke Jeder ohne Furcht Uebles redet, und ganz ungeſcheut ſelbſt dann, wenn das Volk die Herrſchaft hat, von den Fürſten aber ſpricht man immer mit tauſend Aengſten und Rückſichten."

Nach dieſer Grundanſchauung des Machiavelli könnte kaum noch von einer Vereinbarung zwiſchen dem republikaniſchen Princip und der monarchiſchen Autorität die Rede ſein. Wo wir den Machiavelli bei einer ſolchen Vereinbarung betreffen, ſehen wir ihn zugleich an die Nothwendigkeit gebannt, der Corruption der öffentlichen Verhältniſſe Rechnung zu tragen und derſelben zum Beſten eines neuen Umſchwungs ſich anzuſchmiegen. In ſeiner Denkſchrift über die Staatsreform von Florenz, die wir früher betrachtet haben, hat er es namentlich mit dieſer zweiſchneidigen Aufgabe zu thun. Von der principiellen Unvereinbarkeit des republikaniſchen Princips und der monarchiſchen Autorität geht er auch bei dieſem Organiſationsplan aus, aber wir bemerkten ſchon früher, wie er hier vermittelſt der republikaniſchen Formen nur eine Schein-Monarchie aufrichten will, von der ſo wenig Halt in ſich ſelbſt zu erwarten iſt, daß ſie bald nur der vollendeten Herausarbeitung der wahren Republik wird dienen müſſen. Der Reinheit und Wahrheit des republikaniſchen Princips macht er auch hier, dem Papſt Leo X. gegenüber, an den er dieſe Staatsvorſchläge richtet, die beſtimmteſten Zugeſtändniſſe. Er fängt mit der Behauptung an, daß eine Regierung entweder rein republikaniſch oder rein monarchiſch ſein müſſe. Mit dieſem Grundſatz hätte ſich aber unter den beſtehenden Verhältniſſen in Florenz nichts organiſiren laſſen. Denn die Medici wollten ſich bei jeder

politischen Organisation nur die vollständige Besitznahme der Gewalt ablauern, während das Volk auf die Wiederherstellung der republikanischen Institutionen hoffte. Beiden Erwartungen wollte Machiavelli durch die neue Organisation von Florenz ein Genüge geschehen lassen. Der Machiavellismus schleicht sich hier besonders bei der Einrichtung der dritten Staatsklasse ein, welche die Masse der Bürger in sich vereinigt, der man nach Machiavelli's Ansicht durchaus ihre Autorität zurückgeben oder wenigstens zurückzugeben versprechen müsse, wenn man irgend einen Erfolg haben wolle. Den Bürgern diese Autorität ganz und auf Einmal zurückzugeben, kann Machiavelli, wenn er im Interesse der Medici rathen soll, unmöglich anempfehlen, da dies gegen die Sicherheit derselben und aller ihrer Anhänger gerichtet sein würde. Die ausweichende Position, den Bürgern ihre Autorität theils wirklich theils nur scheinbar wieder zurückzugeben, erscheint ihm daher als das Räthlichste. Er erklärt es für nothwendig, den Saal des Rathes der Tausend wieder zu eröffnen, oder ihn wenigstens zu sechshundert Bürgern von Neuem zu organisiren. Diesem Rath sollte dann die Besetzung der Staatsstellen und Magistratswürden zugestanden werden. Hier beginnt nun die Taktik der Verfälschung. Machiavelli empfiehlt Seiner Heiligkeit den Kunstgriff, acht Scrutatoren zu ernennen, die im Geheimen wirksam sein und die Stimme Dem geben könnten, welchem sie wollten, ohne daß sie irgend Einem genommen würde. Und damit das Volk glaube, daß Die wirklich in die Wahlurne gekommen seien, welche ihm beliebt hätten, müßte erlaubt werden, daß der Rath zweien durch Stimmenmehrheit gewählten Bürgern den Auftrag gebe, Zeugen des Wahlgeschäfts zu sein. Wenn er sich dies künstliche Ausgleichungswerk nochmals überdenkt, so scheint ihm in der That an der Form der Republik nichts zu fehlen, sobald man von der Autorität der Medici dabei absieht; wenn man aber diese Zustände wieder unter den Bedingungen betrachte, die ihnen während der Lebensdauer der Medici auferlegt seien, so sei es eine Monarchie[1]!

1 Discorso sopra il riformare lo stato di Firenze fatto ad istanza di Papa Leone X. — Resta ora satisfare al terzo ed ultimo grado degli uomini, il quale è tutta la universalità dei cittadini, a'quali non si satisfarà mai, e chi crede altrimenti non è savio, se non si rende loro, o promette di render la loro autorità; e perchè al renderla tutta ad un

Man wird freilich nicht vergeſſen dürfen, daß die Wahlverfälſchungen, die namentlich bei der Ernennung der Magiſtratsperſonen ſtattfanden, in Florenz von jeher an der Tagesordnung geweſen waren. Dies kann natürlich die Moralität des Machiavelli'ſchen Vorſchlags nicht günſtiger erſcheinen laſſen; die Corruption bleibt aber doch mehr innerhalb der ſchon beſtandenen republikaniſchen Praxis ſtehen. Man wird aber den Machiavelli für dieſe Taktik nicht ſchlimmer in Verantwortung ziehen dürfen, als für Alles, was er in dem Fürſten-Tractat ſagt[1]. Die revolutionaire Spitze blickt aber auch bei dieſem Organiſationsplan deutlich genug heraus. Machiavelli hat ſich überall entſchieden genug gegen die Vermiſchung entgegengeſetzter Regierungsformen erklärt, und auch in dieſer Reformſchrift kommt er immer auf den fundamentalen Satz zurück: daß nur eine wahre Republik oder eine wahre Monarchie für ein ſicheres Staasgebäude gelten könne und daß alle dazwiſchen liegenden Regierungsformen nicht bloß

---

tratto non ci sarebbe la sicurtà degli amici vostri, nè il mantenimento dell' autorità della Santità Vostra, è necessario parte renderla, e parte promettere di renderla, in modo che siano al tutto certi di averla a riavere; e però giudico che sia necessario di riaprire la sala del Consiglio dei mille, o almeno dei secento cittadini, i quali distribuissero in quel modo, che già distribuivano tutti gli uffizj e magistrati, eccetto che i prenominati Sessantacinque, Dugento, e Otto di Balia, i quali durante la vita di Vostra Santità e del Cardinale fussero deputati da voi. E perchè gli amici vostri fussero certi, andando a partito nel Consiglio, d'essere imborsati, deputasse Vostra Santità otto Accoppiatori, che stando al secreto potessero dare il partito a chi c' volessero, e non lo potessero torre ad alcuno. E perchè l'universale credesse che fussero imborsati quelli che lui vincesse, si permettesse che il Consiglio mandasse al secreto duoi cittadini squittinati da lui per essere testimonj delle imborsazioni. — — Parci, considerato tutto questo ordine come *repubblica*, e senza la vostra autorità, che non le manchi cosa alcuna, secondo che di sopra si è a lungo disputato e discorso; ma se si considera vivente la Santità Vostra, e Monsignore Reverendissimo, ella è una *monarchia*.

1 Jacob Venedey: Machiavelli, Montesquieu und Rouſſeau I. 101 flgd. ſieht in dieſen Vorſchlägen den Gipfel aller Machiavelli'ſchen Nichtswürdigkeit. Es iſt aber zu bedauern, daß der treffliche Abgeordnete der Frankfurter National-Verſammlung bei ſeiner Beurtheilung des Machiavelli keine anderen Farben als Schwarz und Weiß kennt, und nur die hergebrachten Verdammungs-Phraſen über ihn fortzupflanzen ſich bemüht.

unhaltbar ſeien, ſondern auch die ſtete Gefahr des Umſchlagens und der Umwälzung in ſich trügen. Indem er den Medici die Vermiſchung der republikaniſchen Formen und monarchiſchen Abſichten anräth, weiß er ſelbſt ſehr wohl, daß damit keine Dauer ihrer Herrſchaft in Florenz gewonnen werden kann. Die ganze Organiſation ſoll ja überhaupt nur für die Lebensdauer der mediceiſchen Herrſcher ausreichen. Was nachher kommt oder noch früher, hofft er in ſeinen Gedanken von der Geſchichte und dem guten Genius Italiens. Man kann den Rath nicht einmal beſonders treulos in Bezug auf die Perſonen nennen, denen er ertheilt wird. Aus den florentiniſchen Verwicklungen war ohne eine Vereinbarung zwiſchen den Medici und den republikaniſchen Formen vor der Hand gar nicht herauszukommen. Es konnte weder das Eine noch das Andere aufgegeben werden, wenn überhaupt noch eine Sicherheit der florentiniſchen Staatsexiſtenz beſtehen ſollte. Machiavelli empfiehlt daher nur, zur Organiſation der unumgänglichen Nothwendigkeit zu ſchreiten, und mehr kann man von dem Staatsmann, der von dem Machthaber um Rath gefragt wird, nicht verlangen. Wer bloß Mann des Princips ſein will und ſein kann, wird ſich entweder auf ein ſolches ohnehin wenig nützliches Rathgeben nicht einlaſſen, oder er wird, wenn die Situation ſich dazu anläßt, dem Herrſcher die Alternative zwiſchen Revolution und principienmäßiger Organiſation ſtellen.

Ein Hauptſtichwort für die republikaniſchen Wiederherſtellungen in Florenz war ſeit längerer Zeit die Wiedereröffnung des Saales der Tauſend geweſen[1]. Dies Stichwort mußte Machiavelli vor Allem auch bei der mediceiſchen Reform von Florenz aufnehmen, und er thut dies zunächſt mit dem vollſten Zugeſtändniß an das republikaniſche Princip. Er ſagt in der Reformſchrift ausdrücklich, daß man dem Volke genugthun müſſe, wenn man eine dauernde Republik gründen wolle; daß man aber dem florentiniſchen Volk nie genugthun werde, wenn man nicht den Saal wiedereröffne[2]. Die Anknüpfung an die demokratiſchen Inſtitu-

1 Der Ruf: la sala, riaprire la sala, rassettare la sala war zu einer feierlichen Demonſtration für das republikaniſche Princip geworden.

2 Machiavelli ſagt: Senza satisfare all' universale non si fece mai alcuna Repubblica stabile. Non si satisfarà mai all' universale dei cittadini Fiorentini, se non si riapre la sala; però conviene, al volere fare

tionen von Florenz ſcheint ihm unerläßlich, um weiterzukommen und wieder zu einem Staat zu gelangen. Machiavelli ging aber überhaupt bei Staatsveränderungen von der Anſicht aus, daß man bei ſolchen Einrichtungen immer das Neue an den Schatten des Alten anknüpfen müſſe, wenn man mit Erfolg etwas zu Stande bringen wolle. Er ſtellt dieſen Satz eigentlich ohne alle Begränzung in den Discurſen über den Livius auf, und begründet denſelben mit pſychologiſcher Politik, indem er hinzufügt, daß der größte Theil der Menſchen ſich ebenſo gut am Schein als an der Wirklichkeit ſättige und ſich deshalb auch viel beſſer an den ſcheinbaren Dingen als an den wirklichen entwickele und fortbewege. Auch dieſe Anſicht lehnt ſich an den Naturprozeß und die phyſiſchen Geſetze an. Die Körper verändern ſich immer auf allmähligen und gemiſchten Uebergangsſtufen, auf denen das Alte und Neue zuſammenfließt, bis das Alte neu und das Neue alt geworden und daraus erſt wieder eine veränderte und vollendete Geſtaltung hervorgeht.

Das monarchiſche Princip tritt immer als das rein ſchöpferiſche ein, wo die Volkskraft noch nicht entwickelt oder wo ſie in der Verderbniß der öffentlichen Zuſtände aufgegangen iſt. Machiavelli faßt aber die Republik keineswegs als eine zum Leben bequeme und leichte Form auf. Im republikaniſchen Staatsleben ſcheint ihm die Anwendung ſtrenger Maßregeln bei weitem mehr erforderlich und nothwendig als in der Monarchie. Wir haben ſchon früher aus ſeinem Munde gehört, wie er nach der harten Tugend der Alten das politiſche Leben der Neueren reformirt ſehen will. In den Discurſen giebt er die durchdachteſten Lehren über die Einrichtung und Verwaltung einer Republik. Die Gewalt in der Republik will er nicht länger als auf ein Jahr verliehen ſehen, weil ſie ſonſt leicht der Perſönlichkeit und den individuellen Eigenſchaften Deſſen verfalle, der ſie beſitzt. Was er in den Discurſen über die Würde des Präſidenten einer Republik ſagt, iſt ebenſo praktiſch als ſtaatsweiſe, und nimmt einen Standpunct ein, der ſeitdem durch Politik und Geſchichte noch nicht überholt worden iſt. Die vollziehende Gewalt erkennt er dem Präſidenten der Republik ausſchließlich zu, und geſtattet ihm ſogar das Vorrecht rettender

---

Repubblica in Firenze, riaprire questa sala e rendere questa distribuzione all' universale.

Thaten, wo es darauf ankommt, indem ihn kein vernünftiger Staatsbürger wegen einer solchen außerordentlichen Handlung (azione straordinaria) tadeln werde, wenn nur der Erfolg ihn rechtfertige. Am meisten warnt er aber den Präsidenten davor, die ihm übertragene und vielleicht durch außerordentliche Ereignisse verstärkte Gewalt erblich machen zu wollen. Auch einer auf republikanischem Boden unausweichlichen Hinneigung zu socialistischen Auffassungen entgeht Machiavelli nicht. Es findet sich in den Discursen schon der Satz, daß in einem wirklich freien Staate nur die Gemeinden, nicht aber die einzelnen Bürger Reichthümer besitzen dürfen.

Wie die neuere Zeit über den diplomatischen Standpunct des Machiavelli nicht hinausgekommen, so hat sie auch dem von ihm umzeichneten republikanischen Standpuncte nichts Neues und Eigenthümliches hinzugefügt. Was man in der neueren Geschichte Republik genannt, hat seit Machiavelli weder in der Feststellung noch in der Ausbildung des republikanischen Princips etwas gewonnen oder producirt. Die neuesten Gestaltungen der Republik bewegen sich stets innerhalb derselben Klippen, welche Machiavelli als die nothwendigen Schaukelungen des Princips bezeichnet hat und die seitdem nur dazu gedient haben, den politischen Begriff der Republik immer unsicherer und haltungsloser zu machen. Das republikanische Princip ist in neuester Zeit, wie es auch schon in Machiavelli sich andeutete, nur zu einer revolutionairen Uebergangsform geworden, in welcher der Staat sich wieder in die Urbestandtheile der Gesellschaft aufzulösen strebt. Die französische Februar-Republik hat für Europa diesen Punct fixirt, auf dem der Staat Republik wird, weil er nach langen Zuckungen und Täuschungen an allen politischen Formen und an der staatlichen Organisation selbst verzweifeln mußte. Die französische Republik wurde der Anfang, mit der Staatlosigkeit zu experimentiren, um damit nicht bloß die Freiheit des Individuums, sondern die Freiheit jedes Individuums in dem ganzen Umfang seiner natürlichen und menschlichen Berechtigungen zu begründen. Dieser neue, aus den materiellen Zerrüttungen der Gesellschaft und aus den socialen Uebervortheilungen des Individuums hervorgewachsene Standpunct ist der: daß der Staat endlich durch das Individuum getheilt werden soll! Die sociale Republik (denn eine andere giebt es in der heutigen politischen Welt nicht

mehr) will den Staat aber nur deshalb in die Individuen auflösen, damit dieselben vom Leben und Eigenthum des Staats Besitz ergreifen und an den allgemeinen Nahrungsquellen, die für Alle strömen sollen, sich niederlassen können. Die Umwandlung der belasteten und sich gegenseitig bedingenden Staatsgenossenschaft in die freie, im Namen der Menschheit genießende und auf die Gleichberechtigung des Genusses gegründete Gesellschaft hat jetzt in der Republik ihre Formel gefunden. Die heutige politische Welt scheint dadurch nur der Düngerhaufen der Zukunft geworden. Indeß darf man nicht vergessen, daß schon Machiavelli auf solchen Resten der europäischen Staatsformen zu stehen glaubte und das Durcheinanderschütten alles Unraths der politischen Welt anempfahl, um daraus Verjüngung und neues Wachsthum des Staatslebens herzuleiten. Machiavelli zog indeß seine Hoffnungen auf die Wiedergeburt der politischen und nationalen Freiheit und Einheit nicht aus der Zukunft, sondern aus der Vergangenheit, aus der Rückkehr zum Alterthum und zum antiken Ideal. Die Antike hat aber an den neueren Völkern seitdem ihre Dienste erschöpft. Zwischen der Reformation und Revolution liegen die Illusionen einer Wiederherstellung der antiken Freiheit und Schönheit in unendlicher und fast rührender Fülle ausgegossen. Die Reformation, die den eigensten Prozeß des modernen Gedankenlebens in sich schloß, wurde durch diesen erweckenden Abglanz der antiken Welt gezeitigt, und in den ersten Phasen der französischen Revolution schimmerten die Götterbilder des alten Hellas und Rom durch und mischten sich in die politischen Auffassungen wie in die Versuche neuer künstlerischer Productionen. Es konnte aber keine neue Organisation auf diese idealen Combinationen gepfropft werden, und auch Machiavelli, welcher der Möglichkeit eines solchen Experiments noch am nächsten stand, sah sich damit sowohl in der Kriegskunst wie in der Staatsform einer Praxis gegenüber, deren Verwilderung nicht mehr durch die Idee zu durchbrechen war. Der Republikaner Machiavelli appellirte noch an die Stärke und Größe der antiken Staatseinrichtungen und Menschen, und hielt an diesen mitten in der schlechten Arbeit fest, die er an den verrenkten Gliedern seiner Zeit zu verrichten hatte. Insofern ist seine Stellung eine ganz eigenthümliche und abgeschlossene, denn sie wurzelt in der Vergangenheit des antiken Freiheitslebens. Die Vergangenheit ist aber kein minder schwieriges Maaß für die Wirklichkeit, als die Zukunft es ist.

Die Zukunft ist immer zugleich das eigentliche Glück der Menschheit, von dem auch die Vorstellung des materiellen Wohlergehens unzertrennlich ist. Die Entwicklung der Staaten wird aber in heutiger Zeit immer vorzugsweise dem Socialismus zuneigen, weil sie eben auf die Zukunft gerichtet ist. Dies ist die Gefahr für den Bestand aller staatlichen Organismen in der gegenwärtigen Epoche. Die französische Republik hat das Signal zu diesem Auflösungsprozeß gegeben, der den Kampf zwischen Staat und Gesellschaft für ganz Europa angekündigt hat. Es ist hier nur noch ein Waffenstillstand durch die ausgleichenden und vermittelnden Staatstheorieen denkbar, wenn sich dieselben auf das richtig erkannte Bedürfniß der Zeit mit organisatorischer Kraft stützen können. Der hier zu betretende Rettungsweg ist nur der, daß der Staat die unabweisliche und unerschütterliche Grundlage aller Beglückungen bleibt, welche die Menschen nur immer von ihrer Zukunft erwarten können.

21. Die Physiologie der fürstlichen Persönlichkeit.

Nachdem Machiavelli in den zuletzt von uns betrachteten Capiteln seines Principe alle Grundlagen geordnet, welche seinem Fürsten zur wahren Machtbehauptung nothwendig sind, und nachdem er diese Macht wesentlich auf das Fundament einer kriegerischen und strategischen Stellung zurückgeführt, geht er in den folgenden Capiteln dazu über, die Persönlichkeit des Fürsten selbst zu construiren, und gewissermaßen die Physiologie einer fürstlichen Persönlichkeit zu schreiben. Wir betreten in diesen Capiteln die Höhepuncte der Machiavelli'schen Fürsten-Theorie und Fürsten-Praxis.

In der ersten Hälfte des Tractats hatte es Machiavelli mit den Mitteln zu thun, durch welche die fürstliche Macht begründet werden müsse. In dem folgenden Theil lehrt er im Grunde: die fürstliche Gewalt als eine organisirte Bestialität zu handhaben. Er steigt dabei in die innerste Natur und Structur eines solchen Principe hinab, und nachdem er die Bestie constituirt, lehrt er sie zuletzt: Schauspieler werden. Im funfzehnten Capitel deckt Machiavelli

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.

3-598-52006-9
FN. 02227/030

zuerſt noch einige Raiſonnements über ſein Gewiſſen, und kommt mit einigem Umſchweif zu dem Geſtändniß: wie es einem Fürſten, der ſich behaupten wolle, nöthig ſei, daß er lerne: nicht gut ſein zu können, und hiervon Gebrauch oder nicht zu machen, nachdem es noththue. Er erklärt ausdrücklich, daß es ihm auch hier nur darauf ankomme, der thatſächlichen Wahrheit der Dinge nachzugehen[1]. Dann eilt er, die künſtliche Maſchinerie der Schlechtigkeit, deren Erfindung er gemacht, mit allen ihren Schraubſtöcken und geheimen Federn auseinanderzulegen. Er lehrt ſeinen Fürſten, nur die Schande derjenigen Laſter zu fliehen, die ihm den Staat entreißen würden, ſich aber nicht zu kümmern, wenn er ſich die Schande derjenigen Laſter zuziehe, ohne welche er ſich ſchwerlich den Staat erhalten würde. Eine auf die Bravourrolle der Schande ſich einſtudirende Perſönlichkeit zeichnet er in ſeinem Fürſten, von dem er die ganze theatraliſche Beweglichkeit des Schauſpielers verlangt, der die Verſtellung ſo üben muß, daß Kunſt und Natur nicht mehr zu unterſcheiden, und der dadurch, daß er ſich ſelbſt ganz und gar in ſeiner Gewalt hat, auch unaufhörlich die Gewalt über die Anderen erlangt und ausübt. Der Fürſt muß alſo ſeine innerſte menſchliche Perſönlichkeit ruiniren, um auf Koſten derſelben die Herrſchaft zu behaupten und den Staat zu regieren. Machiavelli nimmt es dabei als eine factiſche Nothwendigkeit an, daß es eine ſo verderbte und mit dem Talent der Schlechtigkeit ausgeſtattete Race in der menſchlichen Geſellſchaft geben müſſe, wie er ſie in den fürſtlichen Häuptern, die aus dem Samen ſeiner politiſchen Theorie hervorſchießen ſollen, erzeugen will. Den Beweis für dieſe von ihm angenommene Nothwendigkeit mußte er in menſchlicher Hinſicht ſchuldig bleiben; aber ſelbſt in politiſcher Hinſicht ſcheint die Corruption ſeiner Zeit zu einem ſolchen über alle Natur und Sitte hin-

1 Principe c. 15. Ma sendo l' intento mio scrivere cosa utile a chi l' intende, mi è parso più conveniente andare dietro alla verità effettuale della cosa, che all' immaginazione di essa; e molti si sono immaginati repubbliche e principati, che non si sono mai visti, nè conosciuti essere in vero, perchè egli è tanto discosto da come si vive a come si dovrebbe vivere, che colui che lascia quello che si fa per quello che si dovrebbe fare, impara piuttosto la rovina che la preservazione sua; perchè un uomo che voglia fare in tutte le parti professione di buono, conviene che rovini infra tanti che non sono buoni. Onde è necessario a un principe, volendosi mantenere, imparare a potere essere non buono, ed usarlo e non usarlo secondo la necessità.

ausschreitenden Gewalt-Experiment nicht den genügenden Anlaß zu bieten. Die völlige Trennung von Politik und Moral lag zwar, wie dies schon früher erörtert wurde, in dem nationalen Charakter des italienischen Staatsmanns und Diplomaten, dessen Staatskatechismus vielmehr nur eine Staatsdramaturgie ist, in der einzig und allein der Erfolg über Alles entscheidet. Aber die principielle Trennung von Politik und Moral kann nicht dazu führen, die menschliche Gesellschaft mit Ungeheuern zu bevölkern, die, wenn sie nothwendig wären, eher die andere Nothwendigkeit klar machen würden, den Staat überhaupt aufzulösen, und mit ihm in den Urgrund der Gesellschaft zurückzukehren, in dem nicht bloß das schlechthin böse Princip der menschlichen Natur vorgefunden werden möchte. Die Schriftsteller, welche über die Verwerflichkeit des Schauspiels und Theaters geschrieben, haben, wie dies namentlich auch J. J. Rousseau gethan, ihre Ausführungen vornehmlich darauf gestützt, daß die Kunst des Schauspielers nur von einem solchen Menschen geübt werden könne, der seine ganze menschliche und sittliche Natur erst so zerrüttet und preisgegeben habe, um sie zur Grundlage eines solchen raffinirten Scheinlebens machen zu können. Aus diesen Gründen und im Namen der Menschheit trug Rousseau darauf an, lieber die Theater als Stätten einer solchen menschenverderbenden Kunst zu schließen. Aus denselben Gründen müßte man darauf antragen, den Staat zu schließen, wenn derselbe überhaupt nur durch einen Machiavelli'schen Fürsten regiert und aufrecht erhalten werden kann.

Machiavelli steht in der That schon in seiner Zeit auf diesem schwindelnden Gipfel des modernen Staatenwesens, zu dem die heutigen Staats- und Gesellschaftsbewegungen vorzugsweise hinanzustreben scheinen. Auch dem Machiavelli sind die Staatsformen als solche bereits gleichgültig und gewissermaßen unwesentlich geworden. Die große Lebensidee seiner Jugend, die Republik, hat er in der vollen Bedeutung des Princips preisgegeben, und seine Politik dreht sich nicht mehr um die Frage: ob Republik? ob Monarchie? Wie kann es aber auch anders sein, da er in dem Volk nur noch Pöbel sieht, was er im achtzehnten Capitel des Principe ausdrücklich und mit einer gewissen rührenden Naivetät gesteht, indem er ausruft: „in der Welt ist nichts als Pöbel!" (e nel mondo non è se non volgo.) Wenn aber das Volk dem Machiavelli längst nicht mehr stark genug schien, um die Auseinandersetzung der Grundfragen der menschlichen

Gesellschaft tragen zu können, so hat sich dadurch nur seine Ansicht von der Nothwendigkeit befestigt, daß der Staat erhalten werden müsse! Diese Erhaltung des Staats um jeden Preis dünkt ihn für die kritische Lage seiner Nation und seiner Zeit dringender und wichtiger als jede andere Idee und jede andere Formfrage.

Die Auflösung der staatlichen Körper Italiens sieht er schon vor sich, aber er sieht zugleich, wie dieser Auflösungsprozeß mit der Barbarei eine und dieselbe Sache ist. Darum will er, daß der Staat erhalten und neu zusammengefügt werde, wofür er keinen andern Weg mehr erblicken kann, als den Weg des Militair-Despotismus. Und dies ist der Refrain, in den die Betrachtung seines Principe, man mag dieselbe anstellen von welchem Standpunct aus man will, beständig ausmünden wird.

Es kommt ihm daher auch darauf an, das schöpferische Element, welches in der Grausamkeit und Wildheit liegt, zu organisiren. Daß er zum Anhalt und zur Grundlage dieses Prozesses eben nur die Persönlichkeit eines Fürsten zu machen weiß, konnte ihm von den Anhängern des monarchischen Princips nie als eine Huldigung desselben ausgelegt werden. Die merkwürdigen Ausführungen des siebzehnten und achtzehnten Capitels des Principe bilden den Culminationspunct dieser Abhandlung. Dieselben haben vorzugsweise dazu gedient, dem Namen des Machiavelli seinen specifischen Stempel in der Politik und in der populairen Meinung aller Nationen aufzudrücken. Die zweischneidige Spitze seines ganzen politischen Standpunctes tritt aber auch in diesen gewissermaßen klassischen Tyrannen-Recepten hervor. Es konnte daher nicht fehlen, daß sie vielfach als helle Ironie auf die ganze moralische und menschliche Stellung der fürstlichen Persönlichkeit aufgefaßt wurden, und die politische Verzweiflung des Verfassers mag hier wohl auch auf manche Einzelnheiten den Accent des Muthwillens gelegt haben. Denn das Aeußerste und Schlechteste belustigt bald und schleicht sich dadurch um so sicherer in die Gemüther ein.

Im siebzehnten Capitel handelt er in diesem Sinne zuerst von der Grausamkeit und Milde, und berührt dabei die für jeden Herrscher ungemein kitzlige Frage: ob es besser sei, gefürchtet oder geliebt zu werden? Er führt hier zum Theil nur aus, was er schon an einer früheren Stelle über die „gut angewandte Grausamkeit" gelehrt. Auch hier sieht er sich wieder nach den Alten um, und um die Nothwendigkeit der Grausamkeit für „neue Fürsten" zu begrün-

den, nimmt er sogar der Dido des Virgil einen Spruch aus dem Munde, mit dem sie die Unmenschlichkeit ihrer Herrschaft eben durch die Neuheit derselben entschuldigt[1]. Die Liebesfrage behandelt und entscheidet er wieder aus der zum politischen Princip gewordenen Annahme: daß die Menschen schlecht und böse sind. Auf die Frage: ob es besser sei, geliebt zu werden als gefürchtet, oder besser, gefürchtet zu werden als geliebt? sagt Machiavelli: „Ich würde antworten, daß man wünschen müßte, das Eine wie das Andere zu sein; weil es sich aber schwer zusammen vereinigen läßt, ist es bei weitem sicherer, gefürchtet als geliebt zu sein, wenn man Eines von Beiden entbehren müßte. Denn man kann von den Menschen im Allgemeinen sagen, daß sie undankbar, veränderlich, heuchlerisch, vor Gefahren zurückschreckend und begierig nach Gewinn sind; und so lange du ihnen Gutes thust, sind sie alle dein, bieten dir Blut, Rock, Leben, Kinder, wie ich schon oben gesagt, wenn nämlich noch nicht sobald davon Gebrauch gemacht werden kann; sowie aber das Bedürfniß dazu nahe tritt, empören sie sich. Und der Fürst, der sich ganz auf ihre Worte gestützt, wenn er nicht sonst noch Vorkehrungen getroffen hat, geht zu Grunde; denn die Neigungen, welche man um Lohn sich erwirbt und nicht durch Größe und Adel des Geistes, sind auf Zinsen gegeben, aber man hat sie nicht in Händen und kann sie nie zur rechten Zeit verwenden. Und die Menschen nehmen weniger Anstand, Einen, der sich geliebt macht, zu beleidigen, als Einen, der sich gefürchtet macht; denn die Liebe hängt nur an einem Bande der Verpflichtung, welches, da die Menschen schlimm sind, bei jeder Gelegenheit von dem Eigennutz zerrissen wird; hingegen die Furcht hängt fest an der Bangigkeit vor Strafe, welche dich nie verläßt. Es muß nichtsdestoweniger der Fürst sich dergestalt gefürchtet machen, daß, wenn er die Liebe auch nicht gewinnt, er doch den Haß vermeidet, da es sehr wohl zusammen bestehen kann, gefürchtet und nicht gehaßt zu werden, was er immer erreichen wird, wenn er sich nur des Eigenthums seiner Bürger und Unterthanen, wie auch ihrer Frauen zu enthalten weiß. Und wenn er dennoch in die Nothwendigkeit gerathen sollte,

---

1 Principe c. XVII. Onde Virgilio per la bocca di Didone escusa l'inumanità del suo regno per essere quello nuovo, dicendo:

Res dura, et regni novitas me talia cogunt
Moliri, et late fines custode tueri.

gegen das Leben irgend eines Bürgers zu verfahren, so darf er es nur thun, wenn eine hinreichende Rechtfertigung und eine offenbare Ursache dazu vorhanden ist. Aber vor Allem muß er sich des Eigenthums der Andern enthalten, weil die Menschen eher den Tod ihres Vaters als den Verlust ihres väterlichen Erbguts verschmerzen. Außerdem fehlt es zur Wegnahme der Güter niemals an Gründen, und immer findet Der, der vom Raube zu leben anfängt, Gründe, das Eigenthum der Andern in Beschlag zu nehmen; wogegen die wider das Leben gerichteten Anläſſe bei weitem seltener sind und es eher daran fehlt. Aber wenn der Fürst mit seinen Heeren ist und eine Menge von Soldaten unter seinem Befehl hält, dann ist es für ihn durchaus nothwendig, daß er sich nicht um den Namen des Grausamen kümmert, weil ohne diesen Namen niemals ein Heer in Einheit noch geneigt für eine Sache erhalten wurde."

Das achtzehnte Capitel[1] vollendet das Bild des Fürsten zu der Höhe des macchiavellistischen Standpunctes, auf der Ideal und Carikatur ineinanderzufließen scheinen. Es heißt dort an den Hauptstellen: „Wie löblich es an einem Fürsten sei, Treu und Glauben zu halten, und mit Lauterkeit zu leben und nicht mit List und Trug, weiß Jedermann. Nichtsdestoweniger lehrt die Erfahrung in unseren Zeiten, daß eben die Fürsten Großes vollbracht haben, welche auf die Treue wenig gegeben und die der Menschen Gehirn mit List zu berücken gewußt, und daß sie zuletzt Diejenigen überwältigt, welche sich nur auf ihre Rechtlichkeit gestützt haben. Ihr müßt daher wissen, daß es zwei Arten zu kämpfen giebt: die eine vermittelst der Gesetze, die andere vermittelst der Gewalt. Die erste Art ist den Menschen eigen, die zweite den Thieren; aber da die erste sehr häufig nicht ausreicht, so muß man zu der zweiten seine Zuflucht nehmen. Denn für einen Fürsten ist es nöthig, daß er Thier und Mensch zu gebrauchen wisse. Diese Rolle wurde den Fürsten auf verblümte Weise von den alten Autoren gelehrt, welche schreiben, wie Achilles und viele andere jener alten Fürsten dem Centauren Chiron zur Pflege gegeben wurden, damit er sie unter seiner Zucht bewachte, welches nichts Anderes sagen will, als daß bei einem Erzieher, der halb Thier halb Mensch ist, der Fürst die eine wie die andere Natur anzuwenden lernen müsse, und daß die eine ohne die andere

1 „Auf welche Weise die Fürsten Treue und Glauben halten müssen" (in che modo i principi debbano osservare la fede).

nicht Halt zu gewinnen vermöge. Da also ein Fürst genöthigt ist, die Bestie gut anwenden zu können, so soll er von derselben den Fuchs und den Löwen sich nehmen, weil der Löwe nicht vor den Schlingen sich hüten kann, der Fuchs aber gegen die Wölfe sich nicht zu sichern vermag. Er muß daher Fuchs sein, um die Schlingen zu erkennen, und Löwe, um die Wölfe zu schrecken. Die, welche sich einfach nur auf den Löwen legen, verstehen es nicht. Es kann deshalb ein kluger Herr die Treue nicht bewahren, noch darf er es, wenn die Bewahrung derselben ihm zum Schaden ausschlagen sollte und die Gründe, aus denen er die Treue versprach, erloschen sind. Und wären die Menschen alle gut, so würde diese Vorschrift es nicht sein; weil sie aber schlimm sind und dir auch keine Treue halten werden, so hast du sie ihnen auch nicht zu halten. Und niemals werden einem Fürsten gesetzliche Gründe zur Beschönigung seiner Wortlosigkeit fehlen. Hiervon könnte man unzählige neuere Beispiele geben, und zeigen, wie viele Friedensschlüsse, wie viele Versprechungen durch die Treulosigkeit der Fürsten rückgängig gemacht und vereitelt worden sind, und wie Der, welcher am besten den Fuchs anzuwenden verstanden, auch am besten gefahren ist. Aber es ist nothwendig, daß man diese Natur zu beschönigen verstehe und in der Kunst sich zu stellen und zu verstellen groß sei. Auch sind die Menschen so einfältig und gehorchen so sehr der augenblicklichen Nöthigung, daß Der, welcher betrügt, immer Einen finden wird, der sich betrügen läßt. Ich will von ganz frischen Beispielen nur Eines nicht verschweigen. Alexander VI. that nie etwas Anderes als die Menschen betrügen, noch dachte er je auf etwas Anderes und fand auch immer den Gegenstand dafür. Es hat niemals einen Menschen gegeben, der größere Nachdrücklichkeit gezeigt, etwas zu betheuern, und der mit höheren Schwüren etwas versichert und es so wenig gehalten hätte. Nichtsdestoweniger gelang ihm immer sein Betrug vollkommen ad votum, weil er diesen Theil der Welt sehr wohl kannte. Einem Fürsten ist es also nicht nöthig, alle die oben bezeichneten Eigenschaften zu besitzen, wohl aber ist es nöthig, daß er sie zu besitzen scheine. Ja ich wage zu sagen, daß, wenn er sie hat und immer befolgt, sie schädlich sind, und wenn er sie nur zu haben scheint, nützlich, als: gütig, treu, fromm, menschlich, redlich scheinen und sein, aber das Gemüth in solcher Fassung zu halten, daß, wenn es nöthig ist es nicht zu sein, du das Gegentheil herauszukehren wissest und könnest. Und zu beachten ist vornehmlich dies,

daß ein Fürſt, und beſonders ein neuer Fürſt, nicht alles Das beobachten kann, um deſſentwillen die Menſchen für gut gehalten werden, indem er, um den Staat zu erhalten, häufig genöthigt iſt, gegen die Treue, gegen die Liebe, gegen die Menſchlichkeit, gegen die Religion zu wirken. Er muß darum einen Geiſt haben, der beſtändig bereit iſt ſich zu drehen, wie es die Winde und die Wechſel des Glücks ihm gebieten, und der, wie ich oben ſagte, vom Guten nicht abgeht, aber auch in die ſchlimme Nothwendigkeit einzutreten verſteht. Es muß daher ein Fürſt ſich ſehr hüten, aus ſeinem Munde irgend Etwas kommen zu laſſen, welches nicht voll der oben bezeichneten fünf Eigenſchaften wäre; wenn man ihn ſieht und hört, ſcheine er ganz Güte, ganz Treue, ganz Menſchlichkeit, ganz Redlichkeit, ganz Religion. Und zwar iſt nichts nothwendiger, daß man es zu beſitzen ſcheine, als dieſe letztere Eigenſchaft, da die Menſchen im Allgemeinen mehr nach den Augen, als nach den Händen ſchließen, weil zu ſehen einem Jeden gegeben iſt, zu fühlen aber Wenigen. Jeder ſieht was du ſcheinſt; Wenige aber fühlen was du biſt, und dieſe Wenigen wagen es nicht, ſich der Meinung der Vielen gegenüberzuſtellen, welche die Majeſtät des Staates zum Schutze für ſich haben; und bei den Handlungen aller Menſchen, und beſonders der Fürſten (gegen die man ſich an kein Gericht wenden kann) wird auf das Ende geſehen. Es trachte daher ein Fürſt nur dahin, die Oberhand zu behaupten, um den Staat zu erhalten, die Mittel dazu werden immer für ehrenvoll angeſehen und von Jedem gelobt werden, denn der Pöbel wird immer nur von Dem, was ſcheint, und von dem Erfolg der Dinge befangen, und in der Welt iſt nichts als Pöbel, und die Wenigen finden nur dann eine Stelle darin, wenn die Vielen keine Stütze haben, an welche ſie ſich lehnen können. Ein gewiſſer Fürſt dieſer Zeit, den man am beſten nicht nennt, predigt nichts Anderes als Frieden und Treue, und von dem Einen wie dem Andern iſt er der ärgſte Feind, und wenn er das Eine wie das Andere beobachtet hätte, würde es ihn mehrmals ſchon entweder ſein Anſehn oder den Staat gekoſtet haben."

Machiavelli weiſt hier die fürchterlichſten Hülfsquellen der Tyrannei und des politiſchen Betruges nach. Dieſe Hülfsquellen liegen in der Niederträchtigkeit der öffentlichen Meinung. In der Gewaltpolitik kann es allerdings nur darauf ankommen, die öffentliche Meinung zu mißhandeln, weil ſie Dem, der dies am über-

raſchendſten und zugleich mit Erfolg auszuführen verſteht, nothwendig zufällt. Es kann hier aber nur von der öffentlichen Meinung die Rede ſein, welche ſich augenblicklich geltend zu machen weiß, und dieſe iſt immer für jeden Staatsſtreich und für alle ſtaatsmänniſchen Ränke zu gewinnen. Es hat ſich dies ſeit Machiavelli bis auf die neueſten Zeiten bewährt. Dieſe öffentliche Meinung verhält ſich aber zu dem wahren Volksbewußtſein und deſſen Stimme, wie der Pöbel zum Volke. Der Pöbel iſt in allen Schichten der ſtaatlichen Geſellſchaft incarnirt, und er iſt eben deshalb Pöbel, weil er ſeine Genugthuungen nie aus einem Princip ſchöpft, ſondern immer aus der That, welche dem Princip gegenüber und in ſiegreicher Feindſeligkeit gegen daſſelbe mächtig geworden iſt. Durch die principfeindlichen Thaten hat ſich aber die Geſchichte immer am meiſten vorwärts bewegt. Der Pöbel freut ſich dann, daß überhaupt etwas geſchieht und zu Stande kommt, er nimmt ein theatraliſches Intereſſe an den Begebenheiten, über deſſen Effect er die innere Schlechtigkeit der dabei handelnden Perſonen vergißt oder dieſer Schlechtigkeit leicht ſich dankbar verpflichtet fühlt für den raſchen Wechſel der Handlungen. Denn der dramatiſche Reiz, welchen die Principien durch ihre Hervorbringungen gewähren, iſt für den Pöbel gering, weil die principielle Entwicklung zu langſam geht, in ihrem Zuſammenhang häufig unterbrochen wird und in der Regel auf den unſcheinbaren Puncten ſiegt, auf denen alle Welt eine Niederlage erwartet hatte.

Und in der Welt iſt nichts als Pöbel! (e nel mondo non è se non volgo) ſagt Machiavelli in dieſem Capitel, und ſchürzt damit den eigentlichen Knoten aller Gewaltpolitik zu. Wenn das Volk als ſolches in der Welt und im Staat wäre, würden die Principien den Reiz gewähren, den der Pöbel nur an der principloſen Handlung nimmt. Das Volk ſteht aber immer als das geiſtige Gewiſſen hinter dem Pöbel, wie das Princip hinter jeder verrätheriſchen Handlung ſteht. In den ſchönſten Momenten der Geſchichte, wo das Menſchengeſchlecht ſich ſeines höheren Urſprungs erinnert, hat das Volk immer den Pöbel durchbrochen, und das iſt derſelbe Moment, wo auch das Princip in Handlung getreten iſt. Machiavelli ſtützt auch nur die äußerſten Erfolge der Gewaltpolitik auf den Umſtand, daß die Welt mit Pöbel angefüllt iſt. Sein Fürſt ſoll aber auch wieder klug ſein, und damit er ſtets die breite und willige Grundlage hat, auf der er die Maſſe nach ſeinen eigenen

persönlichen Trieben kneten kann, soll er es möglichst vermeiden, sich geringgeschätzt oder gehaßt zu machen. Es liegt darin auch wieder ein Zugeständniß an die Volksexistenz, und Machiavelli spricht in seinem neunzehnten Capitel, wo er der Tyrannei auch Accommodations-Lehren giebt, zur Abwechselung wieder einmal von dem Volke, neben den Unterthanen.

„Da ich die wichtigsten der oben erwähnten Eigenschaften besprochen habe — sagt hier Machiavelli — so will ich die andern kurz unter diese allgemeine Regel fassen: daß der Fürst, wie schon oben gesagt worden, darauf bedacht sei, alle Dinge zu vermeiden, die ihn verhaßt oder verächtlich machen[1]; und sobald er alles dies vermeidet, wird er seine Pflichten wohl erfüllt haben, und bei allen andern Schändlichkeiten, die er begeht, durchaus ohne Gefahr sein. Verhaßt macht es ihn vor Allem, wie ich sagte, wenn er raubgierig ist und sich des Eigenthums und der Frauen seiner Unterthanen bemächtigt, wessen er sich enthalten muß. Und so lange man dem großen Haufen der Menschen nur nicht ihr Eigenthum und ihre Ehre nimmt, leben sie zufrieden, und man hat nur mit dem Ehrgeiz einiger Wenigen zu kämpfen, der sich auf vielerlei Weise und mit Leichtigkeit zügeln läßt. Verächtlich macht ihn, wenn man ihn für wankelmüthig, leichtfertig, weibisch, kindisch, unentschlossen hält, weshalb ein Fürst sich davor wie vor einer Klippe hüten und dahin streben muß, daß man in seinen Handlungen Größe, Beherztheit, Würde, Festigkeit erkenne, wie er auch in den Privatangelegenheiten der Unterthanen seinen Spruch unwiderruflich geltend zu machen und in sich eine solche Meinung zu erhalten hat, daß Niemand ihn zu berücken oder ihm etwas vorzuspiegeln sich beikommen lasse. Der Fürst, der diese Meinung von sich erweckt, ist angesehen genug, und wer genugsam angesehen ist, gegen den verschwört man sich nicht leicht, und er wird nicht leicht überfallen, wofern man nur von ihm weiß, daß er trefflich ist und von den Seinigen verehrt. Darum soll ein Fürst zwei Befürchtungen haben: eine innere hinsichtlich der Unterthanen, eine äußere hinsichtlich der fremden Mächte. Vor diesen schützt man sich durch gute Waffen und gute Freunde, und wenn er gute Waffen hat, wird er auch gute Freunde haben, und immer werden die inneren Angelegenheiten feststehen, sobald die äußeren feststehen, sie müßten denn durch eine Verschwörung gestört werden. Und wären auch schon

1 Principe c. XIX. Che si debbe fuggire l' essere disprezzato ed odiato.

die äußeren Angelegenheiten erschüttert, so wird er doch immer, wenn er sich so einrichtet und lebt, wie ich gesagt habe, und sich nur niemals selbst aufgiebt, jeden Angriff bestehen, wie ich sagte, daß der Spartaner Nabis es gethan. Aber was die Unterthanen anbetrifft, so hat er, wenn die äußeren Angelegenheiten nicht erschüttert sind, zu fürchten, daß sie sich heimlich verschwören, wovor ein Fürst sich genugsam sichert, wenn er es vermeidet, gehaßt und geringgeschätzt zu werden, und das Volk mit sich zufrieden erhält, was man nothwendig erreichen muß, wie oben des Weiteren auseinandergesetzt worden ist. Und eines der kräftigsten Gegenmittel, welche ein Fürst wider Verschwörungen hat, ist eben, von der Menge nicht gehaßt und geringgeschätzt zu werden, denn Der, welcher sich verschwört, glaubt immer durch den Tod des Fürsten dem Volke eine Genugthuung zu geben; wenn er es aber zu beleidigen glaubt, so faßt er das Herz nicht, einen solchen Schritt zu unternehmen, da die Schwierigkeiten auf Seiten der Verschworenen dann unzählige sind."

Als ein Mittel, dem Volkshaß durch eine balancirende Bewegung auszuweichen, zieht Machiavelli auch in diesem Capitel wieder das französische Parlament und die französische Verfassung heran. Wir haben davon schon in einem früheren Abschnitt gehandelt. Das constitutionnelle Wesen erscheint dabei als das eigentliche Element der Staatsklugheit, welches den Fürsten gewissermaßen durch eine Neutralisir-Maschine außerhalb der politischen Verantwortlichkeit für die Staatshandlungen stellt. In diesem Sinne zeigt sich Machiavelli geneigt, den Werth der parlamentarischen Verfassung Frankreichs anzuerkennen. Es ist seltsam, daß ihn mitten in diesem Laboratorium, wo er das absolute Fürstenwesen zurechtmacht, der Gedanke an das constitutionnelle Sicherheits-Ventil beschlichen hat. Das Abtreten der politischen Verantwortlichkeit des Fürsten an eine objective Staatsmaschinerie hat aber weder der Größe der herrschenden Personen noch der Sicherheit der Staaten gedient. Mit Ausnahme Englands, wo wir die Ausnahme-Motive aus dem National-Charakter der Engländer erörterten, sind alle constitutionnelle Staaten nur verunglückte Monarchieen gewesen. Der constitutionnelle Staat ist in seiner besten Bedeutung doch nur die Vorschule dazu: wie der Fürst entbehrt und das Volk zum Herrschen und Regieren erzogen werden kann. Der Fürst schien aber in diesem Verhältniß immer nur auf die In-

trigue, wie das Volk auf eine künstliche und verdeckte Revolution angewiesen zu sein. In Deutschland wurde der Constitutionalismus gewissermaßen nur die Emeute der anständigen Leute, die oft genug mit einem patriotischen Zwecklessen geendigt hat. Diejenigen deutschen Staaten, in denen das constitutionnelle Wesen am eifrigsten und lebhaftesten und mit dem eigentlichen liberalen Enthusiasmus getrieben wurde, haben sich in der gegenwärtigen historischen Krisis am undauerhaftesten erwiesen, und sind am raschesten der politischen Ohnmacht verfallen, wie Baden, Würtemberg, Sachsen. Frankreich war als constitutionnelle Monarchie zu Grunde gegangen, und dem „revolutionnairen Zufall" (der Februar-Republik) erlegen, weil es durch die constitutionnelle Komödie, und durch die Selbstzerfleischung und Selbstverhöhnung des constitutionnellen Parteiwesens schon bei der innerlichsten Erschöpfung angelangt war. Die constitutionnelle Republik konnte aber nichts als der volkssouveraine Despotismus werden. Da die Republik heutzutage nur social constituirt werden kann, so ist sie auf einen idealen Prozeß der Eigenthumsverhältnisse angewiesen, durch den auch allein die von der Demokratie projectirte Auflösung des Staats durch die Gesellschaft vor sich gehen kann. Man hat aber noch keine der Wirklichkeit gegenüber haltbare Grundlage der socialen Republik erfinden können. Der Communismus, der bloß eine augenblickliche Speculation der Schmerzen der Gesellschaft sein konnte, würde immer nur zu einer neuen Feudalisirung des Eigenthums hingeführt haben, denn die individuelle Auflösung des Eigenthums muß in den Feudalismus zurückschlagen, wo alles Eigenthum nur übertragen ist. In der Feudalwelt, welche der individuelle Communismus war, wurde alles Eigenthum ursprünglich von der höchsten Spitze der herrschenden Gewalt übertragen und in dieser Spitze gewissermaßen aufgelöst. In der communistischen Welt würde dagegen die Uebertragung des Eigenthums durch die Gesellschaft stattfinden, in welcher letzteren das Eigenthum ebenfalls aufgelöst wird.

Für den italienischen Uebergangs-Staat, welchen Machiavelli vermittelst seines dazu angelernten Fürsten aufstellen wollte, forderte er nichts als „Gesetze und Waffen". Sollte der Gang der europäischen Politik uns heute wieder auf denselben Punct zurückgebracht haben, wo einer in allen ihren Principien und Thatsachen verrotteten politischen Welt nur durch die Umwälzung und Neuge-

staltung ihres ganzen territorialen und organischen Bestandes zu helfen sein würde: so möchte es auch in diesem neuen Moment moderner Geschichte am allerwenigsten auf die Staatsconstructionen ankommen. Die „Waffen", die auf allen Seiten unentbehrlich sind, fördern den Uebergangs-Staat zu dem nationalen und principiellen Ziel, zu welchem er immer, wenn das richtige historische Drängen stattfindet, umschlagen muß. Die „Gesetze" werden aber selbst für die heutige Uebergangspolitik nur auf volksthümlichem Wege zu beschaffen sein, denn an die schaffende und gesetzgeberische Kraft des Tyrannen glaubt man in der heutigen Welt nicht mehr. Die fürstlichen Persönlichkeiten haben auf dem Boden der neuesten Geschichte ihre Productivität verloren. Wir haben schon oben unsere Zweifel darüber ausgedrückt, ob die Fürsten ihr politisches Zeugungsvermögen durch die constitutionnelle Maschinerie werden ersetzen können. Aber auch zur Darstellung einer volksthümlichen Monarchie, wenn dieselbe ohne constitutionnelle Staatsschrauben möglich ist, gehört Persönlichkeit. Wir suchen also immer noch den neuen Fürsten, wie ihn schon Machiavelli suchte. Die Schwierigkeiten, denselben geboren werden zu sehen, sind aber seitdem gestiegen. Für den ächten und richtig begabten Tyrannen wird es zwar nie schwer sein, sich volksthümlich zu machen. Die heutige Welt verlangt aber ausdrückliche Garantieen, mit denen sie sich wenigstens die vielen durch Täuschung geschlagenen Wunden ausstopfen kann. Die volksthümliche Monarchie würde heut alle bureaukratischen und polizeilichen Elemente von sich auszuscheiden haben, und eine Controle und Zersetzung der Bureaukratie durch das Volk zulassen müssen. Auch würde sie volksthümlich constituirte Gesetzfinder haben müssen, mit denen der Schwindel constitutionneller Abgeordneten nicht verbunden wäre! Denn die parlamentarische Vertretung in der hergebrachten Weise ist eigentlich ein neuer Souverainetäts-Schwindel, welcher vor der individuellen Tyrannei wenig voraus hat. Eine gewisse Zahl freier Bürger tritt ihren Willen und ihren Antheil am Staat einem Abgeordneten ab. Die All-Souverainetät tritt sich wieder an die Einzel-Souverainetät ab. Es klingt dies recht schön, aber es läßt sich weder Vernunft noch Praxis dabei herausfinden, und darum ist bei den Völkern, in welchen eine principielle Bewegungskraft vorhanden ist, namentlich bei den Franzosen und Deutschen, niemals ein Resultat aus dieser ebenso künstlichen als frostigen

Dialektik hervorgegangen. Auch der constitutionnelle Staatsbürger kommt aus den ängstlichen Reibungen nie heraus. Der ganze Staat gewinnt mehr das Ansehn eines beständigen Krankheitsprozesses als einer gesunden Vollbringung der menschlichen und gesellschaftlichen Lebens-Aufgabe. Könnte das fortwährende Mißtrauen, auf welches die constitutionnelle Staatsform begründet ist, in Vertrauen und Liebe und in eine freie Garantie der Brüderlichkeit umgewandelt werden, so würde der constitutionnelle Krankheitsprozeß die einzige Anwartschaft künftiger Gesundheit und Glückseligkeit in sich tragen. Man glaubte immer, das constitutionnelle Princip sei die Erfindung der politischen Schutzpocken-Impfung, die jeder Staat, der gesund und unversehrt bleiben wolle, mit sich vornehmen müsse, und wobei die Impfung eben in der organischen Verarbeitung des revolutionnairen Gifts bestehen soll. Aber alle Organismen scheinen diesen Blattern-Proceß nicht vertragen zu können, sondern erliegen demselben auf die eine oder die andere Weise. Im politischen Leben der Völker ist freilich schon die relative Nützlichkeit etwas werth, und die Möglichkeit der staatlichen Glückseligkeit ist immer noch besser als die vollständige Unmöglichkeit. Der Staat ist überhaupt entweder die Uebervortheilung der individuellen Existenz oder er dient derselben zur willkürlichen Ausbeute. Der constitutionnelle Staat sucht ein Mittleres zwischen diesen beiden Extremen, und geht darin dem Ideal der praktischen Möglichkeit nach. Wenn beide Parteien wollen, kann in diesem Geschäft recht gut gewirthschaftet werden, und es liegen Garantieen darin, die unter allen Umständen erhalten werden müssen, wenn sie nicht durch etwas Besseres und Zuverlässigeres ersetzt werden können. Die Voraussetzung hat zwar immer etwas Störendes, daß Regierende und Regierte in einem schlechthin feindlichen Verhältniß sich gegenüberstehen, und daß zwei Feinde, um sich den Frieden gegenseitig zu gewährleisten, sich unauflöslich und auf jedem Schritt aneinander ketten müssen. Darum ist in dem constitutionnellen Reflexions-Staat weder die großartige Naturwüchsigkeit der Volksherrschaft noch die dem Fleiß und der Schaffenskraft förderliche äußere Disciplin der Monarchie erreichbar.

Machiavelli lenkt in seinem einundzwanzigsten Kapitel doch wieder etwas ein, um das von ihm entworfene Urbild des auf alle Schrecklichkeiten und Listen einstudirten Fürsten noch mit einigen menschlichen Tinten zu überziehn. Die Meisterschaft der Constru-

ction, auf die es ihm ankommt, liegt hier in der schmalen Gränzlinie, welche vom schrecklichen Herrn zum gütigen Herrn hinüberführt. Man höre ihn nur in diesem Capitel, wie er sich auch zum Lehrmeister der Liebenswürdigkeit eines niederträchtigen Fürsten aufwirft, und demselben zumuthet, daß er sich auch als Liebhaber der Tugend und des Verdienstes zeigen und die Ausgezeichneten in jeder Kunst ehren und belohnen solle. Auch speciell als einen Bürgerfreund will er ihn auftreten sehen, der zu Handel, Ackerbau und Industrie, zu allen öffentlichen Unternehmungen, die für Staat oder Stadt nützlich werden können, Ermunterungen und Anregungen von sich ausgehen läßt. Er unterweist seinen Fürsten hier ganz gut in der Rolle des volksthümlichen Tyrannen, und berührt dabei fast das innerste Wesen des volksthümlichen Herrschers. Der Principe soll auch mit den Zünften und Corporationen fleißig verkehren und sich mit Milde und Freigebigkeit zu ihnen gesellen, wobei er ihm jedoch einschärft, die Majestät seiner Würde stets aufrecht zu erhalten, weil dieser unter keinen Umständen etwas vergeben werden dürfe. Natürlich muß er auch in den schicklichen Zeiten des Jahres das Volk mit Festen und Schauspielen beschäftigen.[1]

Die Lehren der vollendeten Niederträchtigkeit und des planvollen Betruges, welche Machiavelli in seinem Fürsten-Tractat so systematisch zusammenfaßt, gehören jedoch nicht bloß der eigenthümlichen Sphäre dieses Buches an, sondern kommen in derselben Weise auch in den Livianischen Discursen vor, in denen sogar auf die in dem Fürsten-Tractat gegebenen ausführlichen Vorschriften des Treubruchs, der Gewaltsamkeit und Hinterlist hingewiesen

1 Principe C. XXI. Debbe ancora un principe mostrarsi amatore della virtù, ed onorare gli eccellenti in ciascuna arte. Appresso debbe animare i suoi cittadini di poter quietamente esercitare gli esercizj loro, e nella mercanzia, e nell' agricoltura, ed in ogni altro esercizio degli uomini, acciochè quello non si astenga di ornare le sue possessioni per timore che le non gli siano tolte, e quell' altro di aprire un traffico per paura delle taglie; ma deve preparare premj a chi vuol fare queste cose, ed a qualunque pensa in qualunque modo di ampliare la sua città o il suo stato. Debbe oltre a questo ne' tempi convenienti dell' anno tenere occupati i popoli con feste e spettacoli; e perchè ogni città è divisa o in arti o tribù, debbe tener conto di quelle universitá, ragunarsi con loro qualche volta, dare di se esempio di umanità e di munificenza; tenendo sempre ferma nondimanco la majestà della dignità sua, perchè questo non si vuole mai che manchi in cosa alcuna.

wird.[1] Durch diese Uebereinstimmung zeigt sich, daß auf den Spitzen jener Lehren allerdings das Grundwesen der menschlichen und politischen Anschauungen Machiavelli's zusammentrifft.[2] Die menschliche Seite ist dabei die Ungewißheit der menschlichen Natur überhaupt, und die Vermischtheit des menschlichen Wesens, welches sich nie weder zum Guten noch zum Bösen ganz entschieden entschließen kann.[3] Die politische Seite ruht auf der Absicht, durch eine unternehmende Persönlichkeit den historischen Umschlag herauszufordern und dadurch neue Geschichte zu machen. Wie sehr diese Absicht in Machiavelli als ein bestimmt ausgebildetes Bewußtsein vorhanden war, mußte uns überall aus seinen Schriften in den verschiedenartigsten Beziehungen ersichtlich werden. Dieser Standpunct macht sich auch in dem Schluß-Capitel des Principe, welches unmittelbar an das Haus Medici gerichtet ist, gewissermaßen als die letzte Formulirung aller in der Abhandlung gegebenen Lehre geltend.

„Und wenn, wie ich sagte,[4] um die Trefflichkeit des Moses zu sehen, es nöthig war, daß das Volk Israel in die Knechtschaft der Aegypter gerathen mußte, und wenn, um die Geistesgröße des Cyrus zu erkennen, die Perser von den Medern unterjocht wurden, und, damit die Herrlichkeit des Theseus an den Tag käme, die Athenienser zerstreut werden mußten: so that es gegenwärtig Noth, wenn noch Kraft und Werth eines italienischen Geistes erkannt werden sollte, daß Italien an die Gränze hingeführt wurde, an der es gegenwärtig steht: daß es mehr Sklavin wurde als die Hebräer, knechtischer

1 Discorsi lib. III. c. 42. E non solamente non si osservano tra i principi le promesse forzate, quando e' manca la forza, ma non si osservano ancora tutte le altre promesse, quando e' mancano le cagioni che le fanno promettere. Il che se è cosa laudabile o no, o se da un principe si debbono osservare simili modi o no, largamente è disputato da noi nel nostro trattato del principe; però al presente lo taceremo. — Dies Capitel der Discorsi führt ganz im Geiste des Principe die Ueberschrift: Che le promesse fatte per forza non si debbono osservare.

2 Die mit den Stellen im Principe zusammentreffenden Aeußerungen in den Discorsi finden sich besonders lib. I. c. 16, 17, 18, 19, 25, 29, 30, 40, 48. lib. III. c. 3, 4, 30, 32.

3 Discorsi lib. I. c. 26. Ma gli uomini pigliano certe vie del mezzo, che sono dannosissime; perchè non sanno essere nè tutti buoni, nè tutti cattivi — ein Thema, das sich überall wiederholt: lib. I. c. 27, 30. lib. II. c. 23. lib. III. c. 2, 6, 40.

4 Principe c. XXVI. Esortazione a liberare l' Italia da' barbari. — Vgl. auch Macchiavelli Istorie Fiorent. lib. V. zu Anfang.

als die Perſer, mehr zerſtreut und zerworfen als die Athenienſer, ohne Oberhaupt, ohne Verfaſſung, zerſchlagen, ausgeplündert, zerfleiſcht, überrannt, und daß es jede Art des Verderbens zu erdulden gehabt hatte. Und wenn ſich auch bisher an Dieſem und Jenem ein ſchwacher Hauch gezeigt hat, aus dem man hätte ſchließen mögen, daß er von Gott zu ſeiner Errettung berufen wäre, ſo hat man ihn doch nachher wieder auf der höheren Bahn ſeiner Thaten vom Glück verſtoßen geſehn, ſo daß Italien, ſchon wie leblos, harrt, wer es doch ſei, der ſeine Wunden heilen werde, der endlich ein Ziel ſetze den Plagen und den Plünderungen der Lombardei, den Erpreſſungen und Räubereien im Königreich und in Toskana, und der es heile von jenen ſeinen Schäden, welche durch die Länge der Zeit ſchon vereitert ſind. Wir ſehen, wie es Gott anfleht, daß er ihm Einen ſenden möge, der es von dieſen barbariſchen Grauſamkeiten und Freveln erlöſe. Wir ſehen, wie es ganz bereit und dazu eingerichtet iſt, einem Banner zu folgen, wenn nur Einer da wäre, der es ergriffe. Nichts aber erblicken wir in der Gegenwart, worauf es mehr ſeine Hoffnung ſetzen könnte, als auf Euer erlauchtes Haus, welches durch ſeine Tugend und ſein Glück, begünſtigt von Gott und der Kirche, deren Fürſt es gegenwärtig iſt, ſich an die Spitze dieſer Erlöſung ſtellen könnte! Und dieſes würde nicht beſonders ſchwierig ſein, wenn Ihr die Handlungen und die Lebensweiſe Derer vor Augen nehmt, welche ich Euch im Obigen genannt habe. Und obwohl ſolche Menſchen ſelten und faſt dem Reich der Wunder angehörig ſind, ſo waren es doch Menſchen, und Keiner von ihnen hatte eine ſo große Gelegenheit, als die gegenwärtige iſt, denn ihr Beginnen war nicht gerechter, nicht leichter als dieſes, noch war Gott mehr ihr Freund als der Eure. Hier iſt hohe Gerechtigkeit, denn der Krieg iſt gerecht, welcher nothwendig iſt, und die Waffen ſind fromme Waffen, auf die man einzig und allein nur noch hofft. Hier iſt die geeignete Fügung aller Umſtände, und wo dieſe Fügung vorhanden, kann es keine Schwierigkeiten mehr geben, wenn eben nur Mittel ergriffen werden, wie jene Männer gethan, die ich Euch zum Muſter aufgeſtellt habe. Außerdem ſehen wir hier außerordentliche beiſpielloſe Führungen Gottes: das Meer hat ſich aufgethan, eine Wolke hat Euch den Weg gezeigt, der Fels hat das Waſſer ausgeſtrömt, hier hat es Manna geregnet, Alles hat zu Eurer Größe mitgeholfen: das Uebrige müßt nun Ihr thun. Gott will nicht Alles thun, um uns nicht den freien Willen zu rauben, und den Theil

des Ruhmes, welcher uns gebührt. Auch iſt es nicht zu verwundern, wenn Mancher von den Italienern, die ich vorgenannt, das nicht hat thun können, was man von Eurem erlauchten Hauſe hoffen darf. Und wenn bei ſo vielen Umwälzungen Italiens, bei ſo vielen Kriegsunternehmungen es ſcheint, daß der Kriegsgeiſt hier erloſchen ſei, ſo rührt dies nur daher, daß die alten Einrichtungen in unſerm Lande nicht gut geweſen, und Niemand war, der neue zu finden verſtanden hätte. Nichts macht aber einem Manne, der neu auftritt, ſo große Ehre, als neue von ihm gefundene Geſetze und Einrichtungen. Dieſe Dinge, wenn ſie wohl begründet ſind und eine gewiſſe Größe in ſich tragen, machen ihn angeſehen und bewundert, und in Italien fehlt es nicht an Stoff zur Einführung jeder Form. Hier iſt die Kraft in den Gliedern groß, wenn ſie nur nicht in den Häuptern fehlt!“

Nachdem er darauf das Mittel einer nationalen Militair-Organiſation empfohlen, auf welche er allein neue rettende Thaten ſtützen zu können glaubt, ſchließt er ſeinen ganzen Tractat mit folgenden nachdrücklichen und ungemein ſchwungvollen Worten ab: „Und dieſe (militairiſchen) Dinge ſind nun eben ſolche, die, neu geformt, einem neuen Fürſten Anſehen und Größe verleihen müſſen. Man darf daher dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, damit Italien nach ſo langer Zeit ſeinen Erlöſer erſcheinen ſehe. Und nicht zu ſagen iſt es, mit welcher Liebe man ihn empfangen würde in allen den Provinzen, die unter dieſen Fremdlingsfluthen gelitten haben, mit welchem Durſt der Rache, mit welcher ſtandhaften Treue, mit welcher Frömmigkeit, mit welchen Thränen! Welche Thore würden ſich ihm wohl verſchließen? welche Völker würden ihm den Gehorſam verweigern? welche Mißgunſt würde ſich ihm widerſetzen? welcher Italiener ihm zu folgen zögern? Jeden ſtinkt dieſe Barbaren-Herrſchaft an. Ergreife demnach Euer erlauchtes Haus dieſe Sache mit dem Muth und der Hoffnung, mit der gerechte Unternehmungen ergriffen werden, damit unter ſeinem Banner dies unſer Vaterland wieder veredelt und unter ſeinem Zeichen das Wort Petrarca's erfüllet werde:

Virtù contro al furore
Prenderà l'arme, e fia il combatter corto:
Che l'antico valore
Negli Italici cuor non è ancor morto.

Druck der Teubner'schen Offizin in Leipzig.

Geſchichte

der

deutſchen Stände

nach ihrer

gesellſchaftlichen Entwickelung

und

politiſchen Vertretung.

Von

Dr. Theodor Mundt.

Profeſſor und Bibliothekar der Königl. Univerſitäts-Bibliothek in Berlin.

Verlegt

von M. Simion in Berlin.

1854.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die Geſchichte der deutſchen Stände iſt das Hauptgeäder der deutſchen Nationalgeſchichte, die darin die entſcheidendſten Elemente und Gruppen ihrer Entwickelung aufſtellt. Es kam bei dieſer Darſtellung darauf an, Adel, Prieſterthum, Bürgerſtand und Proletariat ſowohl in ihren hiſtoriſchen Urſprüngen, wie inmitten der politiſchen und geſchichtlichen Entwickelungen des deutſchen Volkes, zu zeichnen, wobei die wichtigſten Lebensfragen der Gegenwart, die zum Theil in dieſem Augenblick noch auf dem Spiele ſtehn, auf die höchſten Inſtanzen der Geſchichte und der Wiſſenſchaft zurückzuführen waren.

In einem Zeitmoment, wo die wiſſenſchaftliche Entſcheidungskraft auf dem Boden der ſtreitenden Parteien keine beſondere Zuläſſigkeit hoffen darf, kann es überflüſſig erſcheinen, Unterſuchungen und Darſtellungen dieſer Art vorzunehmen. Auf der andern Seite ſcheint die Vertiefung in die eigenſten Elemente unſerer Nationalgeſchichte niemals dringender geboten, als gerade in dieſer zweifelhaften und gänzlich desorganiſirten Lage der heutigen europäi-

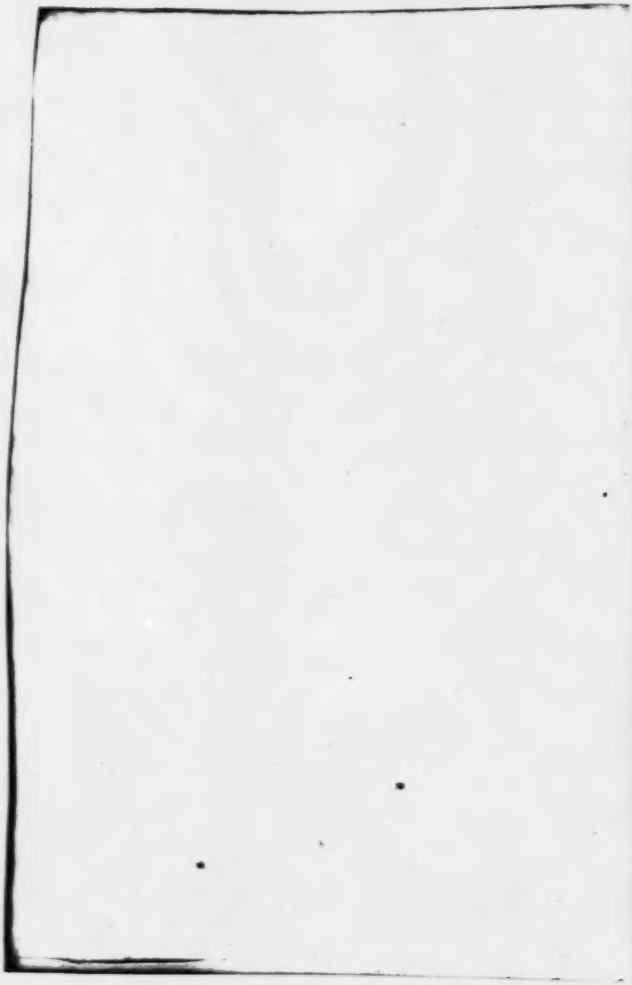
ſchen Politik. Wie ſich auch die Stellung Deutſchlands in derſelben zeigen und wenden möge, ſo wird man doch mit größerem Stolz wieder als bisher auf eine gewiſſe Integrität der deutſchen Nationalkraft zurückweiſen können. Frankreich hat unter den Stürmen und Verſchuldungen der letzten Zeit die hiſtoriſche Initiative aus den Händen verloren, und in England hat ſich gezeigt, daß eine ehrenvolle principienſtarke Politik ſich keineswegs immer unter den Segnungen des reinſten nationalen Conſtitutionnalismus einfindet. Das franzöſiſche und engliſche Volk, die noch vor Kurzem durch freie Inſtitutionen und eine gewiſſe nationale Ueberlegenheit dem Deutſchen weit vorangeſchritten, haben keine Urſache mehr, an der deutſchen Nation die politiſche und hiſtoriſche Unebenbürtigkeit zu beachſelzucken. Wir ſind heut Alle Eines des Andern werth, aber Deutſchland, wie dicke Nebel auch über ſeine Höhen gefallen ſein mögen, hat nicht nur ebenſo viel Anrecht auf die Zukunft behalten als jede andere Nation, ſondern wir ſind auch in der eigenſten Bahn unſerer Nationalität noch immer daſſelbe friſche, erwartungsvolle, durch alle Enttäuſchungen nicht demoraliſirte, für jeden großen Zukunftstag im Voraus geſchmückte und gewaffnete Volk geblieben!

Der deutſchen Nation ſchien einſt die Univerſalherrſchaft über die europäiſche Welt beſtimmt, und der Verfall des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation konnte den Höhepunct des deutſchen Nationallebens nicht verrücken, ſondern nur in die innere Kraft des Volkes ſelbſt verlegen. Die

deutſche Geſchichte iſt ein großes wunderbares Bergwerk voll ungeheurer Schätze, die der Forſchung und Darſtellung wie dem Bewußtſein des Volkes noch bei weitem nicht gehoben ſind. Dieſe Geſchichte mehr und mehr aus den Quellen zu erforſchen und aus dem richtig begründeten, der Kenntniß der Vergangenheit wie den Erfahrungen und Bedürfniſſen der Gegenwart abgewonnenen, nationalen Standpunkt zu ſchreiben, iſt eine Aufgabe, die heut mehr als je in den Vordergrund der literariſchen Beſtrebungen gerückt ſcheint und welche die verſchiedenartigſten Kräfte und Antecedentien zu ihrer Erfüllung brauchen kann. Wir halten es für ein gutes Zeichen, daß in dieſem Augenblick eine ſtaatsrechtliche Studie über den deutſchen Adel oder eine hiſtoriſche Unterſuchung über deutſches Bürgerthum den öffentlichen Intereſſen in Deutſchland jedenfalls näher ſtehn, als ein franzöſiſcher Journalartikel oder eine nach der Parteidiplomatie geformte engliſche Parlamentsrede. In der Zurückziehung auf das in ſeiner natürlichen Fülle vorliegende Nationalelement erblicken wir einen der Rettungswege aus der heutigen ſtaatlichen und ſocialen Desorganiſation, und wünſchen, daß dabei die Geſichtspunkte, welche die nachfolgende Darſtellung der Geſchichte der deutſchen Stände beſtimmt haben, in ihrer, ſoweit es gelungen iſt, nachgewieſenen Berechtigung anerkannt werden möchten.

Berlin, im December 1853.

Theodor Mundt.



Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch: Vom Ursprung der deutschen Nationalstände.

1. Das Urbild der deutschen Nationalität. (Der geschichtliche Lebensproceß des deutschen Volkes. Die Gegensätze im deutschen Nationalcharakter. Der Urtypus in der Germania des Tacitus. Die Körperlichkeit der alten Germanen. Die germanische Anschauung von der Frau. Bedeutung der deutschen Nationalität für die antike Welt. Machiavelli's Ansicht von den deutschen Völkern.) . . . . . S. 3—15.
2. Die alte deutsche Volksgemeinde in der Gliederung des Eigenthums. (Die Verbindung socialistischer und ständischer Elemente in der ersten Gesellschaftsverfassung der Germanen. Die ersten Gemeinde-Ansiedlungen. Der gesellschaftliche Gemeinbesitz. Die Wechselgrundstücke. Die Stelle des Tacitus und Julius Cäsar. Die Markgenossenschaften.) . . S. 16—22.
3. Die Entstehung des deutschen Adels. (Die ursprüngliche Gliederung der deutschen Volksgemeinde. Die Sonderung nach Standesunterschieden gehört dem Naturzustand des deutschen Volkes an. Der Naturzustand und das Evangelium der Gleichheit. Die Theilung des germanischen Freiheitsbegriffes in Erle, Freie, Freigelassene und Sklaven. Das patriarchalische Urelement des deutschen Adels. Der Adel und die Volksversammlung. Der Adel als Geschlecht. Das Wort adal. Adel und Eigenthum. Der Begriff des Genius. Die alten germanischen Geschlechter und das specifische Wesen der aristokratischen Race. Ausnahme des Adels von dem germanischen Lebensgesetz der Monogamie. Die beschränkte Zahl der deutschen Adelsgeschlechter.) . . . . . S. 23—33.
4. Begriff des germanischen Principats. (Die ursprüngliche Volkseinheit durchbrochen durch die menschliche Natur. Der Herrschaftsbegriff. Das Wesen der Obrigkeit. Die germanischen principes. Nebeneinandergehen monarchischer und demokratischer Organisationen in der germanischen Welt. Der germanische princeps als Spitze der demokratischen Organisation. Gegensatz des germanischen Königthums und seine Ent-

stehung aus dem Adel. Das Wort König. Die Gefolgschaften der Fürsten. Das Wesen des Comitats. Die ursprüngliche Beschränkung der königlichen Gewalt.) . . . . S. 34–44.

5. Die Begründung des absoluten Königthums (Zersetzung der germanischen Urbegriffe von Königthum und Adel im fränkischen Reich. Anfang der modernen politischen Welt. Die Eroberung Galliens durch den Franken-König Chlodovech. Deutschland und Frankreich in ihrer ersten Aufstellung gegeneinander. Italien und Frankreich und die Intervention des germanischen Volksthums. England. Die gesammte europäische Welt in den Angeln der germanischen Natur. Die Franken. Chlojo. Chlodovech. Der Rheinstrom als Naturgränze zwischen Frankreich und Deutschland. Chlodovech als Urbild verbrecherischer Fürstenpolitik. Die Aufrichtung des modernen Königs-Absolutismus. Die Institution des Königthums bei den salischen Franken. Uebergang des nationalen Geschlechts-Adels in den Dienst-Adel. Das salische Gesetz. Die Verstellungen von der göttlichen Einsetzung des Königthums. Das lange Haar der Frankenkönige.) . . . . . S. 45–60

6. Die Spaltungen der deutschen Volksfreiheit. (Die Formen der Freiheit und Knechtschaft in den Anfängen des germanischen Staatslebens. König und Knecht an den beiden äußersten Enden der Gesellschaft. Die dunkle Entstehung der Knechtschaft. Der Sklave und der Schalk. Die Zustände der germanischen Sklaven. Die Hörigen und Freigelassenen. Untrennbarer Zusammenhang von Freiheit und Besitz. Das Proletariat der Freiheit in den ersten städtischen Elementen. Mischung der deutschen Liten mit den römischen Colonen. Die verworfenen Stoffe der Gesellschaft. Die Volksgesetze gegen die Blutsvermischung der verschiedenen Stände. Der germanische Begriff der Schutzhörigkeit und Familiengewalt. Die Schutzhörigen der Kirche. Der Volldegriff der Freiheit im Grundbesitz. Die Heerbannpflichtigkeit. Das Wehrgeld und die Bestimmungen der Volksgesetze. Der fränkische antrustio an der Stelle des Adels. Verwischung der Standesunterschiede unter der fränkischen Herrschaft. Der fränkische Stand der Nationalfreien. Andeutungen des dritten Standes im Liten. Die landeigene Freiheit. Die Mittelfreien. Schillernde Mischformen der Freiheit.) . . . . . S. 61–82

7. Verderbniß des Freiheitsbegriffs durch die Eigenthumsverhältnisse. (Das freieigene Gut, alodis. Der Heerfähige, exercitalis. Die Benefizien und die persönliche Freiheit. Entstehung der Dienstmannen. Die Umbiegung der nationalen Freiheitsidee unter den fränkischen Königen. Keime des lehnsherrlichen Vasallen-Verhältnisses. Die Verbindung des Eigenthums- und Freiheits-Begriffs als Erfindung der christlichen Kirche. Der König als Herr alles Volkseigenthums.

Der königliche Allbesitz und die Gutsverleihungen. Die geheimnißvolle Idee des Fiskus. Die königliche Munificenz. Die Leute (leudes) des Königs.) . . . . . S. 83—90

8. Untergang des demokratischen Geschlechtsadels im monarchischen Dienstadel. (Der Adel und die nationale Demokratie. Die mythische Urvergangenheit des deutschen Nationaladels. Die ursprünglichen Adelsgeschlechter bei den Gothen, Bayern und Langobarden. Der Gasindius der Langobarden. Der Antrustio der Franken. — Das Königthum als Auflösung der bestehenden Standesverhältnisse. Untergang des alten Volksadels. Die neue Aristokratie der Königs-Dienstleute. Die Pairie der königlichen Ernennung.) . . . S. 91—104

9. Barone, Grafen, Pfalzgrafen, Markgrafen. (Das aristokratische Dienstwesen. Die Barone. Die Grafen als Herrschaftsbeamte. Die Grafenbezirke. Die Gerichtsversammlungen. Der Heerbanngraf. Die kriegerische Organisation des Dienstgefolges. Uebergang des gräflichen Beamtencharakters zur aristokratischen Selbstherrlichkeit. Eintreibung der Abgaben, Zölle und Beden. Die Beneficialgüter des Grafen und die territoriale Bildung der Grafschaft. Der Bau fester Schlösser. Die Pfalzgrafen. Das Markgrafenamt.) . . . S. 105—122

10. Herzöge und Hausmeier. (Die Herzöge als Oberkriegsbefehlshaber und Oberstatthalter. Verhältniß der Herzöge zu den Grafen. Bildung eines Herzogthums. Unterschiede der Landschaften und Stämme in den Herzogthümern ausgebildet. Die deutschen Herzöge als Begründer der deutschen Nationaltrennung. Das baierische Geschlecht der Agilolfinger. Beeinträchtigung der königlichen Macht durch die neuen herzoglichen Häuser. Die Machtconstruktionen des fränkischen Reichs. Das Amt der Hausmeier. Corporative Gliederung der neuen höfischen Aristokratie durch die Hausmeier. Das Edict Chlothachar's II. als erste National-Verfassungsurkunde und als erste gesetzliche Feststellung des königlichen Absolutismus. Die Pipin'sche Hausmeierfamilie. Carl der Große. Die Erneuerung der abendländischen Kaiserwürde. Das Problem der volksthümlichen Monarchie. Zurückdrängung der aristokratischen Zwischenmacht. Die Beschränkung und Beseitigung der deutschen Nationalherzöge durch Carl. Begünstigung des Grafenthums im Sinne der Volksobrigkeit. Die Herzogswürde als zersetzendes Sonderelement in der deutschen Nationaleinheit. Herzogswürde und Königstitel in Baiern.) . S. 123—144

11. Umbiegung der nationalen Volksvertretung in die aristokratische Reichsstandschaft. (Die urnationale Volksversammlung der Deutschen. Die neue Pfararistokratie als Volksrepräsentantin und als Mittelglied zwischen Thron und Volk. Der Reichstag und die Grafenversammlung. Die Versammlungen des März- und Maifeldes. Der Heerfrieden.

Das aristokratische Element der deutschen Reichsversammlung. Zulassung des Volkes zur Reichsversammlung. Die Reichsstandschaft und der König. Die Provinzial-Versammlungen. Die alten Landtage in Baiern. Einfluß Carl's des Großen auf die Provinzial-Versammlungen.) . . . . S. 145—159

12. Der Priesterstand als besondere Gliederung des Nationallebens. (Die Stelle des Priesters in dem patriarchalisch-demokratischen System der Germanen. Das Königthum als Oberpriesterthum. Die Annahme eines uralten Priesteradels. Das Priesterthum als germanischer Nationalstand. Der specifisch christliche Charakter des fränkischen Königthums. Das Wehrgeld der Kleriker nach den Volksgesetzen. Constantin der Große und das Christenthum als Staatsreligion. Die Corruption des christlichen Clerus. Anfänge der modernen Diplomatie im Priesterthum. Die Eigenthumsfrage als Hebel der neuen kirchlichen Organisation. Die Güterschenkungen. Die Politik Carl Martell's gegen den Clerus. Die Erfindung des Zehnten. Carl der Große und das heilige römische Reich deutscher Nation. Der christliche Staat. Eröffnung des Kampfes gegen den Clerus durch den deutschen Adel. Die Reichsstandschaft der Priester. Staatsweisheit des geistlichen Standes. Bischöfe und Aebte. Die Prälatenbank auf dem Reichstage. Die Kirchengüter als gefreiter Bezirk. Kampf der Herzöge und Grafen gegen die geistliche Immunität. Opposition des Adels und der Bureaukratie gegen die Geistlichkeit. Streben der deutschen Prälaten nach landesherrlicher Souverainetät. Die geistliche Herrschafts-Politik und die christliche Civilisation. Das kriegerische Naturell des Priesterstandes. Das System der römischen Hierarchie. Das Papstthum und das italienische Naturell. Das kirchliche Wahlrecht des Volkes. Die Laienschaft des Volkes.) . . . . . S. 160—196

13. Die ständische Freiheit im Lehnsverbande. (Die Epoche der christlich-romantischen Feudalwelt. Das Feudum. Der Organisationspunkt des christlich-germanischen Mittelalters. Die Idee des übertragenen Eigenthums. Das System der Emanation. Der christliche Mischstandpunkt von Entsagung und Genuß. Das Lehnsverhältniß als Organismus des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Die Nothwendigkeit eines Seniors für jeden freien Mann. Das Vasallenverhältniß. Die Idee der Abhängigkeit und Dienstbarkeit in der Organisation des christlich-germanischen Staats. Die deutschen Kaiser als Nachfolger der römischen Imperatoren. Die beiden Schwerter. Die geistliche und weltliche Gewalt. Die Scholastik. Die nationale Freiheit und die ständische Gliederung. Die Aristokratie und der monarchische Absolutismus. Der deutsche Ghibellinismus und das kaiserliche und ständische Recht. Das Rechtsbuch der ständischen Freiheit im Sachsenspiegel, Schwa-

benspiegel und Kaiserrecht. Kampf um die weltliche Macht des deutschen Kaiserthums und um das Imperium der modernen Welt. Der Freiheitsbegriff und der Standesbegriff.
S. 197—212

14. Der Herrenstand der deutschen Nation. (Die Höchstfreien oder Semperfreien. Die Umwandelung des aristokratischen Amts in geschlechtswüchsigen Stand. Grafen, Landgrafen, Burggrafen. Der Fürstennamen. Die Zahnlehnbarkeit. Vicegrafen, Centgrafen. Die aristokratischen Geschlechternamen. Die Reichsstandschaft der Semperfreien. Die Hofreichsämter. Kämmerer, Truchseß, Marschall und Schenk. Die Erzkanzlerwürde. Die Kur, oder das Recht der Kaiserwahl. Die Siebenzahl der Kurfürsten. Die Kurwürde Baierns. Die Erbämter.) . . . . . S. 213—231

15. Die mittelfreien Landherren. (Die Mittelklasse der freien Leute. Die Ausbildung des Vasallenstandes. Fortgang der Mittelfreien zum Adelsstande. Die Ahnenprobe Mittelfreie und Herrenstand.) . . . . . S. 232—236

16. Die Ritterbürtigen. (Abschluß der Ritterwürde zum Stand. Die Organisation des Rittersstandes. Die Ritterschaft als politische Corporation. Die Ritterorden. Die christlich-kriegerische Aventure. Die deutsche Ritterdichtung als Standespoesie. Entstehung der Wappen. Das Ritterthum und die Lehnfähigkeit. Der ritterliche Grundbesitz mit Steuerfreiheit, Landtagsfähigkeit und richterlicher Gewalt. Entstehung des niedern Adels aus der Ritterbürtigkeit.) . . . . . S. 237—245

17. Die Landsassen. (Isolirung des freien Landsassen auf seinem unabhängigen Gut. Garantieen des Zinsgutes. Die zinspflichtig gewordenen Freien. Die Biergelden und Pfleghaften. Die Hintersassen. Die Schutzbedürftigen und das Hofrecht. Ineinanderfließen der Begriffe von Freiheit und Unfreiheit. Die aristokratische Landwirthschaft. Der Frohndienst. Begründung der deutschen Landwirthschaft auf das Element der Unfreiheit. Das landwirthschaftliche Element in der Geschichte der deutschen Stämme. Bier und Wein im Verhältniß zum Nationalcharakter. Die Bedeutung des Pferdes. Die Dienstleute.) . . . . . S. 246—256

18. Der Freiheitsbegriff und die Ebenbürtigkeit. Das genossenschaftliche Princip und der Begriff der Ebenbürtigkeit. Die physikalische Seite der germanischen Standesauffassung. Die Reinheit des Bluts im Stande. Hütung des Geschlechtsprocesses nach den Standesverhältnissen. Allseitige Spaltung des deutschen Nationalzustandes.) . . . . . S. 257—262

19. Abschluß des ständischen Systems in den sieben Heerschilden. Mystische Symbolik der deutschen Ständegliederung. Der Heerschild. Die Eintheilung der nationalen Heersäule in sieben Schilde. Die Situation des gemeinen Freien. Keime

der europäiſchen Revolution in dem germaniſchen Ständekampf.) S. 263—269

Zweites Buch: Der Kampf der deutſchen Stände in Staat und Geſellſchaft.

1. Das ſtädtiſche Princip als Ergänzung des Organiſationsfehlers im feudalen Syſtem. (Die ſtädtiſche Organiſation als Aſyl für den gemeinen Freien. Das Handels- und Gewerbe-Princip als ſchöpferiſches Element der Städte. Das Hervorgehen des dritten Standes im ſtädtiſchen Princip. Der Individualismus im Städte- und Bürgerthum. Der Gegenſatz der ariſtokratiſchen Landwirthſchaft und der ſtädtiſchen Gewerbſamkeit. Die bürgerliche Induſtrie und das hiſtoriſche Princip der neuern Welt. Induſtrialismus, Proteſtantismus und Revolutionnarismus.) . . . S. 273—280
2. Elemente der deutſchen Städtebildung. (Der Gegenſatz von Stadt und Land. Die deutſche Städtebegründung und das Römerthum. Einfluß der Kirche auf die Anlage der Städte. Die ſtädtiſche Jurisdiction. Die Verbindung der Kirche mit dem induſtriellen Element und dem ſtädtiſchen Markt. Das Marktrecht. Die Meſſe. Abſchluß des ſtädtiſchen Organismus im Weichbild.) . . . . . S. 281—289
3. Deutſche Stadtverfaſſung und Gemeindeordnung in ihrer urſprünglichen Geſtalt. (Die Stadt als Freiheitsorganismus im Gegenſatz zu dem feudalen Element des Landes. Die Reichsſtädte. Das freie Bürgerthum. Landarbeit und Stadtarbeit. Die Stellung des Bürgers als deutſcher Geburtsſtand. Die Heranbildung des ſtädtiſchen Gemeindelebens. Die Privilegien der deutſchen Kaiſer für die Städte. Die deutſche Gemeindeordnung als Aſyl des nationalen Freiheitselements. Der Streit über die germaniſche Grundnatur der ſtädtiſchen Verfaſſungen. Der Urſprung der lombardiſchen Städtefreiheit. Der italieniſche Herrenſtand. Der Conſul oder Bürgervorſtand. Entwickelung des ſtädtiſchen Gemeinweſens aus dem Begriff der Geſammtbürgſchaft. Kampf der ſtädtiſchen Gemeinden gegen die hoheitlichen Beamten. Die genoſſenſchaftliche Obrigkeit der Stadt. Der gewählte Rathskörper und Bürgermeiſter. Die Stadtgerichte. Auftreten der Zünfte als Hauptträger der ſtädtiſchen Organiſation. Einſetzung eines zweiten Gemeindekörpers aus den weiteren Kreiſen des Bürger- und Handwerkerthums. Beginn des ſocialen Ständekampfes in der Stadt. Die Gilden und die Kraft der Aſſociation. Die Entwickelung des Aſſociationsweſens in Deutſchland. Umſchlag der Gildengenoſſenſchaft in das Patriciat. Die Patricier als ein neuer Adel des Weichbildes. Die Genannten und die Ungenannten. Der zweifelhafte Rechtsbegriff des Patricieradels. Die alten Verfaſſungsverhältniſſe der Stadt Cöln.

Die Richerzechheit. Die Junkercompagnie in Lübeck. Die Kämpfe zwischen den Patriciern und Plebejern. Stellung und Bildung des deutschen Handwerks. Die Zunftverfassung. Das städtische Patriciat und das kaufmännische Element. Die Concurrenz des Capitals mit der Aristokratie. Die kaufmännische Genossenschaft. Ausbildung des Assecuranzwesens. Die lehnsfähigen Kaufleute in der Mark Brandenburg.) S. 290—324

4. Die Reaction des deutschen Kaiserthums. (Richtung der kaiserlichen Politik gegen die Entwickelung des deutschen Städtewesens. Die Herrschaftspolitik Kaiser Friedrichs II. Das Edict von 1232 gegen die Autonomie der städtischen Gemeinde-Verfassungen. Die Goldene Bulle. Stärkung der Hoheitsrechte der deutschen Landesfürsten. Das Verhältniß der Pfahlbürger. Die Verbürgerung von Ritter und Landvolk mit Stadt und Gemeinde. Aufstellung der Städtebünde gegen die kaiserliche Politik. Der christlich-germanische Imperialismus. Die Idee des deutschen Reichs.) . . . . . S. 325—344

5. Anfänge der nationalen Opposition. (Standpunkt der reformatorischen Kämpfe im sechszehnten Jahrhundert. Kaiser und Papst. Das System der römischen Hierarchie und die Theokratie. Dante und Machiavelli. Die Weltveränderungen durch Wissenschaft und Naturanschauung. Maximilian I. und Carl V. Reichskammergericht, Reichsregiment und Reichsstände. Ueberragende Stellung der deutschen Stände. Die Wirkung der deutschen Reichstage. Die Wahlcapitulation Carls V. als Verfassungsurkunde des deutschen Reichs. Character und Politik Carls V. Der Reichstag zu Worms. Die Concilien der römischen Kirche. Luther und sein Verhältniß zu den deutschen Ständen.) . . . . . S. 345—359

6. Die vier Stände in der deutschen Reformation. (Geistlichkeit, Adel, Bürger und Bauer als vier getrennte Standeswelten. Luther als Bauernsohn. Die Idee des Laienpriesterthums. Das römische Priesterthum als Stand. Das Cölibat. Der deutsche Adel als natürlicher Anwalt und Führer des Volkes. Trennung des hohen Adels von der Ritterschaft. Die innige Verbindung des Ritteradels mit dem nationalen Element. Ritter und Doctor. Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. Der Ritter- und Volksbund von 1522. Die Idee der politischen Nationalreform. Die Einheit Deutschlands. Deutschland und Rom. Begründung der Hutten'schen Nationalreform auf eine Ständerevolution. Die Vermählung des Imperialismus mit der Demokratie. Der Bund zwischen Adel und Bürgerthum. Die allgemeine Corruption des deutschen Adels in der Reformationszeit. Luthers politische Stellung. Die conservativen Neigungen des Bürgerstandes. Der vierte Stand. Der deutsche Bauernkrieg. Die vernunft- und staatsrechtlichen Aufstellungen der Bauern. Thomas Münzer. Das

deutsche Handwerkerthum und die Revolution der Eigenthumsbegriffe. Die deutschen Vorläufer des Communismus. Die Idee der Wiedertaufe. Die abermalige Begegnung zwischen Frankreich und Deutschland. Theophrastus Paracelsus. Uebergang der alten Demokratie in den Pantheismus. Karlstadt. Die Organisation der Arbeit. Falsche Stellung des Handwerks zur Wissenschaft. Luther erklärt sich für die Rechtmäßigkeit der Frohnen. Die Selbstverletzung des protestantischen Princips. Der künstliche Mischstandpunkt des Protestantismus. Consequenz der alten Kirche. Mißstellung des Protestantismus zur freien Gemeinde. Die Verfassungspläne der Bauern für das deutsche Reich. Das deutsche Kaiserthum an der Spitze freier Gemeinden.) . . . . . S. 360—399

7. Macht und Kampf der deutschen Landstände. (Die Landstände als politischer Corporationsbegriff und im Kampf mit den Landeshoheiten. Das ständische Steuerbewilligungsrecht. Die ständische Monarchie als Vertragsstaat. Die Stände als trennendes Element zwischen Fürst und Volk. Der Geldpunkt im modernen Staatswesen. Das repräsentative Element der Stände als principielle Fiction. Tausch zwischen Geldbewilligung und ständischen Rechten. Stellung der Städte in den landständischen Versammlungen. Die Landtagsfähigkeit der Güter. Standesinteressen und Landesinteressen. Das schutzrechtliche Verhältniß der Landstände zum Volk. Die rein privatrechtliche Natur der ständischen Vertretung. Die kriegerische Grundlage der ständischen Sonderstellungen. Das Fehderecht und der Landfrieden. Der bewaffnete Frieden der Stände. Die Vereinigung der Stände zu einer politischen Corporation. Corporation und Association. Die Stände als ein bedingendes nationales Element, der fürstlichen Vielherrschaft gegenüber. Entwickelung der deutschen Landeshoheiten. Ursprung des Fürstenthums. Die Patrimonialstaaten. Beschränkung der Landesfürsten durch den Beirath der Landstände als planmäßige Intention der Kaiser- und Reichspolitik. Die Hoftage. Entwickelung der Landtage. Ueberwiegende Stellung der Ritterschaft. Die Rittertage. Die Steuerbewilligung der Landtage. Die nothwendigen und freiwilligen Steuern. Umbiegung des Princips der Steuerverweigerung. Die Kammerschulden. Die Steueranlage und die Landsteuer. Die Bewilligungen für die Hintersassen. Die ständische Verwaltung der Steuerkassen. Die Mitwirkung der Stände bei der Gesetzgebung. Die Mitregierung der Stände. Ausbildung ihrer eigenmächtigen Stellung. Die Ausschüsse. Kampf des großen Kurfürsten von Brandenburg gegen die Stände. Standessouverainetät, Fürstensouverainetät, Volkssouverainetät. Der Principienbruch der neueren Gesellschaft.) . . . . . S. 400—435

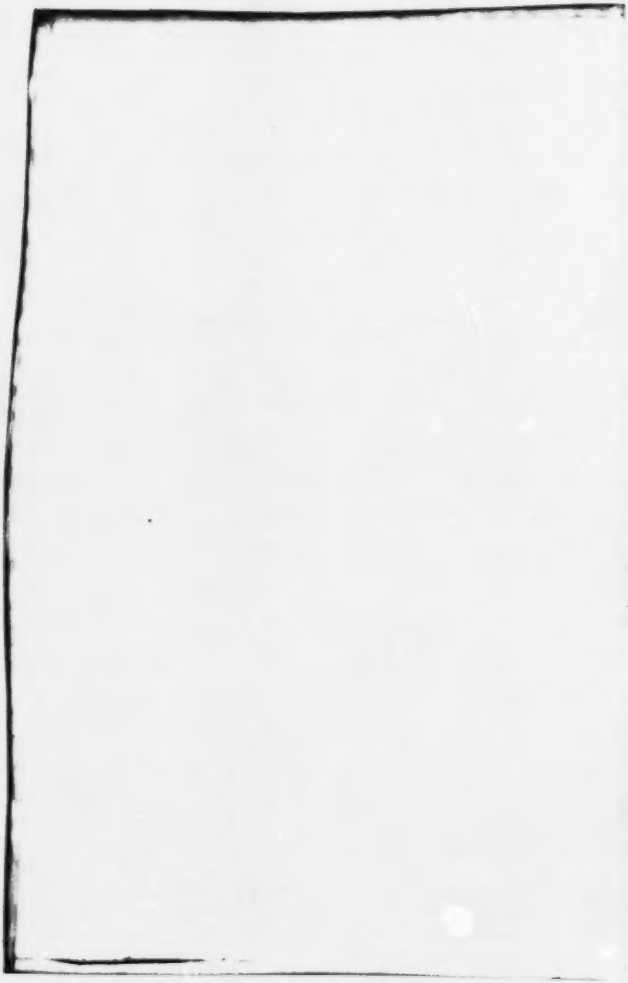
8. Die Stände und die Revolution. Umschlag der deutschen

Nationalstände in Nationalrepräsentation. Die deutschen Staatsrechtslehrer und die Idee der Volkssouveränetät. Rousseau. Puffendorf. Der naturrechtliche Gesellschaftsstaat. Die französische Revolution. Die Erklärung der Menschenrechte, eine nordamerikanische Erfindung. Hinblick auf die Sclavenfrage in Amerika. Die Revolution als Auflösung des alten Staats- und Lebens-Organismus. Bruch der französischen Nationalversammlung mit der Feudalität. Die französische Initiative der europäischen Bewegung. Die revolutionnaire Gleichheitsidee. Die materielle und agrarische Seite der Revolution. Adel und Geistlichkeit. Der französische Adel als Typus der europäischen Aristocratie. Die Französirung des deutschen Adels. Feudalisirung der geistigen Bildung in Deutschland. Der physiologische Begriff des Adels. Die Theorie des aristocratischen Bluts. Die Abschaffung des Erbadels in Frankreich. Wieland über die Reife des deutschen Volks. Justus Mösers Vorschläge zur deutschen Adelsreform. Der englische Adel. Der französische Geist. Gegensatz von Deutschland und Frankreich. Parallele zwischen dem französischen und jüdischen Geist. Die französische Richtung Friedrichs des Großen. Friedrichs Ansichten und Bestimmungen über den Adel und die Standesverhältnisse. Rittergüter und Officiersstellen. Folgen der französischen Revolution in Deutschland. Preußen und Oesterreich. Der Sturz des deutschen Reichs. Napoleon und der Rheinbund. Die Aufgabe Preußens zur nationalen Rettung Deutschlands. Lösungen der agrarischen Eigenthums- und Dienstbarkeitsfrage in Preußen. Die Gesetzgebung des Ministers Freiherrn vom Stein. Napoleon und Deutschland. Die Reformideen Steins. Seine Ansichten vom Adel. Möser und Rehberg. Elemente der Herrenkammer. Die Reorganisation des Bürgerstandes. Die Städteordnung von 1808. Das System der politischen Gemeinderepräsentation. Die Wiederaufnahme der landständischen Vertretung in Preußen. Bestrebungen des Fürsten Hardenberg. Die deutsche Bundesacte und ihr dreizehnter Artikel. Die ständischen Rechte und das Princip der Volksvertretung. Die constitutionelle Entwickelung der süddeutschen Staaten. Bayern, Baden, Würtemberg, Hannover und ihre Verfassungs-Urkunden. Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. Verfassungsverhältnisse und Staatsaufgabe Oesterreichs. Die politische Centralisation Oesterreichs. Oesterreichs Mission für germanische Nationalität und Bildung. Die volksrepräsentative Natur der Landstände in Süddeutschland. Rotteck's Ideen über Landstände. Der Constitutionalismus in Frankreich und England. Die Verfassungsentwickelungen Preußens. Die vorbehaltene Idee der Reichsstände. Die Anordnung der Provinzialstände von 1823. Zusammensetzung der Stände in den

verſchiedenen Provinzen. Die Beſtimmungen der Bundesacte über die Rechte der ehemals Reichsunmittelbaren. Ausſichten für eine Pairie in den neuern deutſchen Verfaſſungen. Neue Anläufe des deutſchen Adels zur Reorganiſation des Standes. Der Plan der „Adelskette“ als Frucht des Wiener Congreſſes. Nationaler Aufſchwung der Bürger und Bauern. Die politiſche Vertretung des deutſchen Bauernſtandes. Anregungen der napoleoniſchen Geſetzgebung. Die ſchwierigen Bedingungen des deutſchen Bürgerſtandes. Die Trennung zwiſchen Bürgerthum und Proletariat. Das Ziel des Proletariats. Die Revolution von 1848. Die neue Democratie. Der materielle Antheil des Volkes an der Politik. Der zweifelhafte Werth des conſtitutionnellen Syſtems und der parlamentariſchen Form. Das allgemeine Stimmrecht. Das ſtändiſch-conſtitutionnelle Miſchſyſtem in Preußen. Die Standeselemente des vereinigten Landtags. Die preußiſche Verfaſſungsurkunde von 1850. Die Gemeindeordnung von 1850. Die ritterſchaftliche Partei in parlamentariſchen Waffen. Der Ständekampf und die Einheit des nationalen Gemeinweſens.) . S. 436—499.

Erſtes Buch.

Vom Urſprung der deutſchen Nationalſtände.



1. Das Urbild der deutschen Nationalität.

Der geschichtliche Lebensprozeß des deutschen Volkes ist in den ältesten wie in den neuesten Zeiten, in den naturwüchsigen Zuständen des Urwaldes wie unter den künstlichen Schlingen der Diplomatie, immer gewissen Charaktertypen treu geblieben, die sich unaufhörlich in der Geschichte dieses Volkes und Landes zur Geltung bringen. Es ist dies der Widerstreit des nationalen Naturells mit der welthistorischen Bestimmung, die wechselnde Hingebung an das Princip der That und an das Gesetz der Trägheit, die beide oft in unerklärlicher Aufeinanderfolge den deutschen Nationalkörper ergreifen, und ihn erheben wie herunterziehen. Das Ziel der Deutschen ist die Weltherrschaft, aber der Kampf um dieselbe ist das Schicksal der Nation, der sie bald auf die Höhe der Geschichte hebt, bald sie in Ohnmacht und Verlorenheit begraben zu wollen scheint, wobei aber immer Etwas hervorschimmert, das wie Unsterblichkeit der deutschen Volkskraft aussieht, und ein unabreißbares Band der Zeiten von Epoche zu Epoche webt.

Diese seltsamen, dem Naturell angehörenden aber die ganze Geschichte zerreißenden Widersprüche scheint schon Ta-

citus in seiner Germania anzudeuten, wenn er es als ein characteristisches Moment des deutschen Lebens hervorhebt, daß in den Zeiten, wo nicht in den Krieg gezogen wurde, gerade die Tapfersten und Kriegerischsten in einen wahren Stumpfsinn der Ruhe zu versinken pflegen, gar nichts thun und treiben, die Sorge für Haus und Acker den Frauen, den Greisen und den Schwachen ihrer Familie überlassen, und selbst in einem hinstarrenden Zustande, mit dem durch eine Schnalle oder einen Dorn zusammengehefteten Mantel zugedeckt, ganze Tage am Feuer und beim Heerd versitzen. „Welch ein wunderbarer Widerspruch der Natur!" ruft der große römische Geschichtschreiber aus — „daß dieselben Menschen die Trägheit so lieben und die Ruhe hassen!" [1]

Diese den deutschen Nationalcharakter beständig zerarbeitenden Gegensätze scheinen ihn aber zugleich einer ewigen Jugendlichkeit überliefert zu haben. Die Deutschen sind immer gleich reif und gleich unreif, Geschichte zu machen, aber in diesem unabläßigen Wechsel zwischen Erhebung und Erschlaffung, wo abenteuerliche Beweglichkeit sich wieder im idyllischen Müßiggang ausruht, hat sich der historische Lebenskern der Nation eher gerettet als abgenutzt. Das deutsche Volk ist der alte Student, dem die Idealität der großen

[1] Tacit. de origine, moribus ac situ Germanorum c. 15. Quotiens bella non ineunt, non multum venatibus, plus per otium transigunt dediti somno ciboque, fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens, delegata domus et penatium et agrorum cura feminis senibusque et infirmissimo cuique ex familia. Ipsi hebent mira diversitate naturae, quum iidem homines sic ament inertiam et oderint quietem. — c. 17. Tegumen omnibus sagum, fibula aut, si desit, spina consertum, cetera intecti totos dies juxta focum atque ignem agunt.

Anläufe geblieben ist, und der es bei jeder Gelegenheit verschmäht hat, sich in einer bestimmten Situation sicher unterbringen zu lassen. Er schlägt lieber den Bettelsack um seine Schultern, und wartet immer von Neuem wieder die Zukunft ab, von der ihm unendliche Träume versichern, daß sie ihm doch einmal die Krone der Geschichte bringen werde! Man kann sagen, daß auch in seinen schlimmsten Zeiten das deutsche Volks-Individuum diesen heimlichen Glauben an sich selbst nie verloren hat. Es beneidet zuweilen andere Nationen, deren politische Aufgabe klarer und sicherer dasteht, und deren historische Bestimmungen sich rascher ordnen und verwirklichen. Aber es erlebt auch den merkwürdigen Triumph, die Völker, welche ihm in ihrer Stellung wie in ihren Errungenschaften zuvorgekommen zu sein schienen, einem plötzlichen Sturz aller Verhältnisse, unaufhörlichen politischen Bankbrüchen und moralischen Herabwürdigungen, überantwortet zu sehn. Die Deutschen ruhen sich dann wieder in sich selbst aus, und sitzen, wie ihre kriegerischen Vorfahren im Urwalde, bewegungslos an dem häuslichen Feuer still, scheinbar ohne jedes Ziel und jede Aufgabe, aber mit ungeschwächter Kraft und mit dem Muth, jeden Augenblick wieder eine neue Schlacht zu wagen.

Diese plötzlichen Momente der Trägheit, welche Tacitus so bemerkenswerth findet, bezeichnen den unaufhörlichen Erneuerungsprozeß des deutschen Volkscharakters. Derselbe kehrt darin immer wieder in den Urgrund seines natürlichen Lebens zurück und führt in ihm ein vegetatives Pflanzen-Dasein, in welchem alle Lebensprincipien der Geschichte neue Wurzeln ansetzen. Die historischen Garantieen der Deut-

schen liegen darum in dieser ewigen Unbefriedigung, die nach allen Seiten hinausgreift und plötzlich bei der Luft anlangt, wieder in sich selbst zusammenzukriechen und auf dem kleinsten und unbedeutendsten Raum sich das Leben abzupferchen. Dieses Zurückziehen in sich selbst trägt aber dann zugleich eine Negation in sich, die im Grunde allen bestehenden Zuständen gilt und darum die Kraft zu einem neuen Uebergang, zu neuen Ideen und Thaten, vermittelt.

In dem Bilde, welches Tacitus von der deutschen Volksindividualität entworfen, sind die geistigen Grundbedingungen des Charakters bis auf den heutigen Tag fast dieselben geblieben. Am meisten ist die Körperlichkeit der alten Germanen, deren „trotzige blaue Augen" und „röthliche Haare"[1] heut nicht mehr als nationaler Typus vorhanden sind, den belebenden Einflüssen der Civilisation und den Milderungen des Klima's gewichen. Die Deutschen sind seitdem bei weitem schwarzköpfiger geworden, und haben überhaupt den äußeren Zuschnitt der romanischen Persönlichkeit bekommen, deren Gegenbild sie sonst in allen inneren Beziehungen des Wesens sind. Tacitus entdeckte in den alten Deutschen, die er für ein unvermischtes Urvolk hält,[2] das sich entwickelnde Element eines neuen historischen Welt-

[1] Tacit. German. c. 4. Unde habitus quoque corporum, quanquam in tanto hominum numero, idem: omnibus truces et coerulei oculi, rutilae comae, magna corpora et tantum ad impetum valida. Treffliche Erläuterungen dazu giebt Barth, Teutschlands Urgeschichte, (2. Aufl.) IV. S. 1—21.

[2] Tacit. German. c. 2. Ipsos Germanos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos.

alters. Seine Skizze des germanischen Nationallebens ist eine in die Zukunft gerichtete historische Prophetie und zugleich ein strafender Spiegel, den er dem nationalen und sittlichen Verfall der antiken Welt entgegenhält. Er schildert die Deutschen nicht als wilde bildungslose Barbaren, wie der größte Theil seiner Zeitgenossen sie aufgefaßt haben würde. Er stellt sich sogleich auf die geschichtliche Höhe des wunderbaren Naturbildes, das er seinen Lesern aufrollt, und deutet alle Züge desselben für Gegenwart und Zukunft, ohne den Thatsachen gerade mehr hinzuzufügen, als jenen stillen Nachhall einzelner Sylben und Worte, durch welche große Abhandlungen und welterschütternde Klagen erspart werden. Vielleicht war er aber nie überwältigender von dem Bewußtsein des Unterganges der antiken Welt erfüllt, als bei dieser Darstellung des germanischen Naturlebens, in welchem er zuerst den hoffnungsvollen Gegensatz zu dem abgelaufenen Leben der alten Völker entdeckte und ahnte.

Die eigentliche Weltstellung der neueren Geschichte wird uns erst durch die Germania des Tacitus klar, und vielleicht sind wir erst heut recht im Stande, diesen bedeutungsvollen Zusammenhang in seinem ganzen Umfange zu verstehn. Für die römischen Zeitgenossen des Tacitus waren die Germanen nur jene fernen Barbaren, deren Kraft man zwar an ihren Siegen verspürte, denen man aber keine in den Gang der römischen Weltherrschaft einbrechende Macht zugestehen zu brauchen glaubte. Tacitus aber lieferte der erstaunten und erschreckenen Welt zuerst den Beweis, daß die Germanen ein ganzer und großer Volks-Organismus seien, der, mit keinen fremden Bestandtheilen vermischt und aus einer ursprüngli-

chen Natur erblüht, eine mächtige Entfaltung in sich selbst genommen und mit einer beneidenswerthen Frische und Reinheit schon auf eigenthümlich gegliederten und vollendeten Institutionen sich niedergelassen habe. Er schilderte ihnen die starken riesengroßen Leiber, gegen welche die weltherrschenden Römer schon als Schwächlinge erscheinen mußten. Er zeigte ihnen ein neues Geschlecht, das, von den eigenen Müttern genährt, und nicht von Ammen und Mägden, den tüchtigen und gesunden Sinn empfängt, der ihre Frauen überhaupt auszeichnet. Er versetzte sie unter ein Volk von einfachen und strengen, aber aus innerster Gemüthskraft gemilderten und geregelten Sitten, in welchem die Ehe zu den unverletzlichsten Heiligthümern des Lebens gerechnet wird und wo die Laster nicht, wie bei den entarteten Römern, zum Vergnügen gehören, und das Verderben Zeitgeist (saeculum) genannt wird![1] Er ließ sie in den Deutschen ein bewaffnetes Urvolk schauen, bei dem der Jüngling in der Volks-Versammlung zum Zeichen seiner Mündigkeit mit den Waffen bekleidet wird, die er dann das ganze Leben hindurch nicht wieder ablegt, und mit denen der deutsche Mann bei allen öffentlichen und Privatangelegenheiten, nicht minder bei seinen Geschäften und selbst beim Gastmahl, erscheint.[2] Er hielt ihnen den Sittenzustand eines Volkes als Muster vor,

---

[1] Tacit. German. c. 19. Nemo enim illic vitia ridet nec corrumpere et corrumpi saeculum vocatur.

[2] Tacit. German. c. 13. Tum in ipso concilio vel principum aliquis vel pater vel propinquus scuto frameaque juvenem ornant; haec apud illos toga, hic primus juventae honos; ante hoc domus pars videntur, mox rei publicae.

das sich einfach, meist nur in leinenen Kitteln und in gefleck-tem Pelzwerk kleidet und fast nackt in den Kampf geht; bei dem auch die Kraft der Frauen von der männlichen nicht sehr verschieden ist; das in hölzernen, mit weißer Farbe an-gestrichenen Häusern wohnt, und, von Züchtigkeit umschirmt, durch keine Lockungen der Schaubühne, durch keine Reizun-gen der Gastmähler verführt wird; ja, bei dem — wie Tacitus an dieser Stelle mit einem naiven Hinblick auf die unterhöhlten Gesellschaftszustände Roms hinzufügt — nicht einmal der heimliche Briefwechsel weder bei Männern noch bei Frauen bekannt ist.[1]

Tacitus zeigte der antiken Welt nicht bloß den neuen Naturkern des germanischen Daseins, die Sittenreinheit und Zucht seiner Völker, die wunderbare Kraft seines Familien-lebens, das seine Bande bis in die Schlacht hinein erstreckte, in welche dem streitenden Mann die Weiber und Kinder zur Anreizung seiner Tapferkeit folgten! Er deutete auch bereits ein merkwürdiges Verständniß der geistigen Grundlagen an, auf denen das deutsche Nationalleben sich eigenthümlich er-hob, und man sieht an vielen Stellen, daß er den inner-lichen ideellen Ueberschwang des deutschen Volksthums, die poetischen und mystischen Quellen dieser Nationalität, voll-kommen begriff. Tacitus führt die eigentlichen Ueberliefe-rungen der Germanen auf alte Gesänge, auf Quellen der Poesie zurück, in denen die ersten nationalen und religiösen

[1] Tacit. German. c. 19. Ergo septa pudicitia agunt, nullis spe-ctaculorum illecebris, nullis conviviorum irritationibus corruptae. Litera-rum secreta viri pariter ac foeminae ignorant.

Elemente sich festgestellt haben.[1] Mit Gesängen ziehen sie auch in die Schlacht und weissagen aus dem Liede selbst das Schicksal des künftigen Kampfes. Mit dieser poetischen Grundnatur verbinden sie auch jene eigenthümliche Verehrung des weiblichen Geschlechts, die Tacitus als einen wesentlichen Nationalzug bei den Deutschen auffaßt, und worin er ein Hauptsymbol der modernen Geschichte, welches sich an das höhere und göttliche Wesen der Frau anknüpft, zu erkennen scheint.

In der Frau verknüpfen sich nach den Darstellungen des Tacitus die innersten Beziehungen des germanischen Lebens. Sie wirkt als die schaffende und ordnende Kraft im Hause und in der Familie; sie feuert im Kampfe an und sehen wankende Schlachtreihen sollen, wie Tacitus erzählt, von den Frauen wiederhergestellt worden sein; ihr Rath wird auch in öffentlichen Angelegenheiten von den Männern gehört und Alles, was eine Frau äußert, findet die größte Beachtung. Dies entspringt vornehmlich aus dem Glauben der Deutschen, daß den Frauen etwas Heiliges und die Zukunft Schauendes innewohne.[2] Wie bedeutungsvoll Ta-

---

[1] Tacit. Germ. c. 2. Celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus, Tuisconem deum terra editum etc. — c. 3. Fuisse apud eos et Herculem memorant primumque omnium virorum fortium ituri in proelia canunt. Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem baritum vocant, accendunt animos futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur. — Vergl. Edelestand du Méril, poésies populaires Latines antérieures au douzième siècle p. 40. 235.

[2] Tacit. Germ. c. 8. Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant, nec aut consilia earum asperuantur aut responsa negligunt.

citus dies Verhältniß auffaßt, geht an dieser Stelle auch daraus hervor, daß er diese germanische Verehrung der Frau auf eine eigenthümliche Weise mit dem Verfall der Religion bei seinem eigenen Volke zusammenbringt. Indem er Velleda und Aurinia nennt, die, wie noch manche andere, an der Stelle einer Gottheit verehrt worden seien, fügt er hinzu, daß dies nicht aus Schmeichelei oder so geschehen sei, als wenn sie Göttinnen machten.[1] Diese Aeußerung des großen Historikers gehört zu seinen weittreffendsten und zu denen, in welchen sein Genius am meisten den großen Bruch seines Weltalters zu empfinden scheint. Es war der Sturz der antiken Religion, daß dieselbe als ein bloßes Machen von Göttern und Göttinnen sich ausgewiesen hatte. Auch die Schmeichelei, auf welche Tacitus anspielt, war unter den Cäsaren ein wesentliches Motiv geworden, Gottheiten zu machen. Tacitus will an dieser Stelle sagen, daß es keine mythologische Fabrikarbeit gewesen, wenn bei den Deutschen Frauen zu Gottheiten erhoben wurden, sondern daß dies Volk dazu durch eine Anschauung gekommen sei, die aus der innersten Natur der Weiblichkeit selbst hervorgegangen. Er nennt hier nur die Velleda und Aurinia, aber in einem Gedanken-Zusammenhang, in dem die Anerkennung der deutschen Nation als der Hauptträgerin der christlichen Weltentwicklung keimt.

Aber auch die eingebornen Schwächen und Fehler des deutschen Nationalcharakters, die bis heut an ihm haften ge-

[1] Tacit. Germ. c. 8. Vidimus sub divo Vespasiano Veledam diu apud plerosque numinis loco habitam, sed et olim Auriniam et complures alias venerati sunt, non adulatione, nec tanquam facerent deas.

blieben sind, hat Tacitus schon, in seinem wunderbaren Wissen von den Deutschen, durchschaut. Die Trunksucht und die Liebe zum Mahl stehen dabei in erster Linie; schon im Urwalde müssen die Deutschen bei allen Gelegenheiten essen und trinken und verhandeln selbst ihre öffentlichen Interessen und ihre Gemeinde-Angelegenheiten beim Gastmahl. Das Tendenz-Banquett erweist sich als eine urdeutsche nationale Erfindung. Auch den deutschen National-Humor deutet Tacitus hier bereits an, indem er bemerkt, daß in der Freiheit des Scherzes auch die tieferen Geheimnisse der Brust sich öffneten![1] Als ein nationaler Urfehler der Deutschen erscheint bei Tacitus auch schon das Spielen. Das Würfelspiel, bei dem sie merkwürdiger Weise immer nüchtern sind, üben sie mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß sie oft auf den letzten und äußersten Wurf die Freiheit der Person und des Leibes setzen. Der Besiegte stellt sich dann zur freiwilligen Knechtschaft, und wenn auch jünger und stärker als der Andere, läßt er sich doch von demselben binden und verkaufen. Tacitus bemerkt hierbei, mit einem eigenthümlichen Hinblick auf den Begriff der deutschen Treue: „So groß ist in der bösen Sache die Hartnäckigkeit; sie

[1] Tacit. Germ. c. 22. Sed de reconciliandis invicem inimicitiis et jungendis affinitatibus et adsciscendis principibus, de pace denique ac bello plerumque in conviviis consultant, tanquam nullo magis tempore aut ad simplices cogitationes pateat animus aut ad magnas incalescat. Gens non astuta nec callida aperit adhuc secreta pectoris licentia ioci. Ergo detecta et nuda omnium mens postera die retractatur, et salva utriusque temporis ratio est: deliberant, dum fingere nesciunt; constituunt, dum errare non possunt.

ſelbſt nennen es Treue!“[1] Das hervorſtechende Gemüths-Element der Deutſchen erhält durch dieſe Bemerkung eine zweifelhafte Schattirung. Die Treue gegen die formelle Nothwendigkeit hat keinen ſittlichen Werth, und in dieſer Treue haben ſich die Deutſchen von jeher auf Koſten ihrer perſönlichen Freiheit ausgezeichnet. Die Pedanterie der Ehrlichkeit verſchmilzt ſich darin mit der Perfidie des Gemüthsmenſchen zu einem das nationale Temperament beſtimmenden Guß. Auch Mangel an Ausdauer tadelt Tacitus ſchon an den alten Germanen. Die großen Körper ſind beſonders beim erſten Angriff tüchtig und gewaltig, haben aber nicht dieſelbe Duldſamkeit der Beſchwerden und der Arbeit. Sehr charakteriſtiſch iſt die Bemerkung, daß die Deutſchen eher Entbehrungen als übertriebenen Genuß zu ertragen verſtehen.

Für die antike Welt hatte die Entdeckung der deutſchen Nationalität dieſelbe Bedeutung, wie die Entdeckung Amerika's für das abſcheidende und zuſammenſinkende Mittelalter. Tacitus zeigte den alten Völkern im Germanenthum die neue Zeit, die aus einer Naturfülle urſprünglichen Volkslebens wiedergeboren werden ſollte und die zugleich die Geißel aufpflanzte für die in Schmach und Verworfenheit endenden Zuſtände des Alterthums. Dieſe von Tacitus geiſtig geſchwungene Geißel war dieſelbe, mit welcher einige Jahrhunderte ſpäter die germaniſchen Völkerſchaften nach Italien drangen, um das römiſche Reich der Zucht

[1] Tacit. Germ. c. 24. Ea est in re prava pervicacia: ipsi fidem vocant.

neuer Herrschaften zu unterwerfen. Der entgöttlichten römischen Welt, welche durch die Cäsaren-Politik den letzten Stoß empfangen, hielt Tacitus die naturwüchsig in sich gegliederte Volksgemeinde der Germanen mit schmerzlicher Begeisterung und bitterem Hohn entgegen. So fiel in die sich stürmisch auflösenden Organisationen des Mittelalters durch die Entdeckung Amerika's der Lichtstrahl einer neuen ahnungsvollen Welt hinüber. Bei den großen Ereignissen, an welchen zuerst die feudale Kraft des Mittelalters sich brach, an dem deutschen Bauernkrieg und der französischen Revolution, war bereits von dort ein unabweislicher Einfluß geltend gemacht worden, zuerst durch die neuen Ideen eines großen und menschheitumfassenden Weltverkehrs, wie durch die Richtung der Gedanken auf eine große Zukunft, auf neuen Besitz und unermeßliche Schätze; dann durch den Rückschlag der freien Ideen, die in den Unabhängigkeits-Kämpfen Amerika's zugleich eine principielle Bedeutung für das alte Europa selbst gewannen.

Der Ruf natürlicher Bravheit und Rechtschaffenheit, welchen Tacitus der Nationalität der Germanen erweckte, war eine so feste Tradition geworden, daß noch zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts Machiavelli die deutschen Völker allen übrigen als ein Muster der Ehrlichkeit und Unverdorbenheit aufstellte. In den Spaniern, Franzosen und Italienern dieser Zeit erblickt er „zusammen die Verderbniß der Welt", während er die moralischen und religiösen Elemente des deutschen Nationallebens noch außerordentlich hoch stellt, und diese Lauterkeit nicht bloß von der den Naturverhältnissen treuer gebliebenen Lebensweise der

Deutschen, sondern auch seltsamer Weise von dem Umstand herleitete, daß sie die ständische Gleichheit unter sich aufrecht erhalten und sich durch Beschränkung und Vertreibung des Adels vor der politischen Verderbniß bewahrt hätten.[1] Macchiavelli, der den entarteten Italienern gern im deutschen Volksthum ein stärkendes und mahnendes Naturbild entgegengehalten hätte, wie Tacitus den entarteten Römern seiner Zeit, war an dieser Stelle ohne Zweifel an einer unklaren Reminiscenz aus den deutschen Bauernkriegen hängen geblieben. Es war aber in diesem Augenblick seinem Gedächtniß entschwunden, daß Tacitus schon die ständischen Unterscheidungen und Gliederungen als ein Grundprincip des germanischen Nationallebens, ja als einen wesentlichen Theil der germanischen Freiheit selbst, hervorgehoben, und daß daraus die deutschen Stände in einer gegensätzlichen, sich gegenseitig ausschließenden und ausbeutenden Entwickelung erwachsen waren.

---

[1] Macchiavelli Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio l. I. c. 55.

2. Die alte deutsche Volksgemeinde in der Gliederung des Eigenthums.

Die erste Gesellschaftsverfassung der Germanen zeigte eine eigenthümliche Verbindung socialistischer und ständischer Elemente auf. Es suchte sich darin schon früh der nationale Trieb der Absonderung und Zerstreuung mit dem nicht minder im germanischen Gemüth tief begründeten Sinn für volksgenossenschaftliche Association auszugleichen.

Schon in den ersten Gemeinde-Ansiedlungen der Deutschen macht sich diese ungemein künstliche Organisation geltend, die zuerst als freie Trennung nach individuellen Besonderheiten sich zu gliedern strebt, aus dieser Trennung aber wieder gern mit einem größeren Ganzen in einer ideellen Zuspitzung zusammenwächst. Die deutsche Natur widerstrebte von Grund aus dem Zusammenwohnen in ummauerten Städten, sondern ließ dem Trieb nach zerstreuten Ansiedlungen freien Lauf, als deren Grundlagen die Familie und der Stamm, und wie die Hinneigung zu irgend einer Flur, zu Wald und Quelle es bestimmte, erscheinen.[1]

---

[1] Tac. Germ. c. 16. Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est; ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit.

Diese Uransiedelungen scheinen theils in Einzelhöfen, theils in mehr oder weniger umfassenden Dorfgemeinden bestanden zu haben. Von dem individuellen Sondertrieb wurde dabei ausgegangen, der bei den Deutschen überhaupt so stark war, daß sie selbst beim Mahl abgesonderte Sitze, Jeder an seinem eigenen Tisch, einzunehmen pflegten.[1] Dieser Individualismus schafft sich zuerst das eigne Haus, das in den germanischen Grundbegriffen als ein persönliches Heiligthum erscheint, sich jedoch zugleich dem Gastrecht auf eine unbeschränkte und die Häuslichkeit wieder gänzlich verallgemeinernde Weise öffnet. Bekannte und Unbekannte werden ohne Unterschied aufgenommen und bewirthet, und auch der Scheidende erhält noch, was er fordert, mit Leichtigkeit zum Gastgeschenk. Unter einem Volke, das es für einen Frevel hält, irgend einen Sterblichen vom Hause abzuweisen[2], wird die Abgeschlossenheit des Hauses doch auch wieder zu einer Heimath für Alle, wie in den neueren amerikanischen Ansiedelungs-Verhältnissen, in denen Jeder den offenen Zutritt zum Hause und zum wärmenden Heerd hat und eine Gemeinschaft in Anspruch nehmen kann, die nicht selten auch auf Einzelnheiten des Eigenthums sich erstreckt. Die alten Deutschen aber hielten es so sehr für ihre Pflicht, Den, welcher zu ihnen kam, zu bewirthen, daß, wie Tacitus erzählt, wenn in dem einen Hause Alles aufgezehrt war, Wirth und Gastfreund zusammen in das Nachbarhaus gingen und so von Haus zu Haus

[1] Tacit. Germ. c. 22. Lauti cibum capiunt, separatae singulis sedes et sua cuique mensa.

[2] Tacit. Germ. c. 21. Quemcunque mortalium arcere tecto nefas habetur; pro fortuna quisque apparatis epulis excipit.

uneingeladen, aber immer willkommen geheißen, diesen Proceß der Gastfreiheit bis ins Unendliche fortsetzen konnten.

So schritt man von Haus und Familie zur Gründung von Einzelhöfen und ganzen Gemeinden fort, wobei die Nachbarschaft zuerst als ein Organisationsprincip zur Stiftung weiterer und umfassender Verbände wirkte. Die einzelnen Gliederungen der Ansiedelung verknüpften sich in aufsteigender Linie zu immer größeren Volksgenossenschaften, die in allgemeinen Stammgemeinden, in Marken und Gauen sich gruppirten. Das von innen heraus verbindende und organisirende Element wurde aber dabei zuerst der Grundbesitz, der bei gemeinsamen Ansiedelungen zugleich eine Gemeinschaftlichkeit und Gegenseitigkeit in der Bewirthschaftung der Aecker darbot. Wo Dörfer sich bildeten, wurden die Aecker, nach der Bebauer Zahl, von Allen abwechselnd in Besitz genommen und in einem gewissen Verhältniß, das nach der Würde eines Jeden bemessen wurde, vertheilt[1]. In dieser Vertheilung der Ackertheile (Kamp) nach der Würde und den besonderen Anrechten, die ein Jeder in seinem Verhältniß zu der Gesammt-Gemeinde geltend zu machen hatte, deutet sich schon das Wesen der ständischen Gliederung in seinen im deutschen Volksleben ganz ursprünglichen Keimen an. Das ständische Element wächst aber in diesen Urver-

[1] Tac. Germ. c. 26. Agri pro numero cultorum ab universis in vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur. Arva per annos mutant et superest ager. — Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, I. 23. glaubt die Lesart ab universis vicis (der bekannte Leidener Codex hat in vicem) vorziehen zu müssen, wodurch er die überhaupt von ihm bekämpfte Annahme der Wechselgrundstücke beseitigt haben würde.

hältniſſen zugleich auf eine eigenthümliche und den Gegenſatz mildernde Weiſe mit dem ſocialiſtiſchen Element zuſammen, welches in dem Alle vereinigenden Gemeinbeſitz der Felder, der nur nach verſchiedenen Anſprüchen zerlegt wird, ſich geltend macht.

Dieſer geſellſchaftliche Gemeinbeſitz, der in der Bewirthſchaftung der Einzelgrundſtücke zugleich ein wechſelnder war, wurde die lebendige und productive Grundlage der deutſchen Volksgemeinde. Die Stelle des Tacitus, welche das eigenthümliche Verhältniß der Wechſelgrundſtücke bezeichnet, iſt nach verſchiedenen Auffaſſungen gedeutet worden. Tacitus will ohne Zweifel eine ſo vollſtändige Feldgemeinſchaft andeuten, daß ſie das feſte Privateigenthum ausſchloß und durch jährlichen Wechſel, der auch durch das landwirthſchaftliche Intereſſe bedingt worden ſein kann, die Aecker von einer Hand in die andere übergehen ließ.[1] Die oft angeführte Schilderung des Julius Cäſar[2] iſt noch deutlicher und beſtimmter in dieſer Bezeichnung eines ſocialiſtiſchen Agriculturlebens, indem er geradezu ſagt, daß Niemand ein gewiſſes Maaß des Ackerbeſitzes oder auch nur eigene Gränzen gehabt, ſondern die Obrigkeiten und Fürſten hätten im-

[1] K. Sternberg, des deutſchen Volkes Staats- und Rechtsgeſchichte S. 20. 21. erläutert dieſes Verhältniß durch intereſſante Bezugnahme auf forterhaltene deutſche Rechtsgewohnheiten. — Vergl. dagegen Waitz, deutſche Verfaſſungsgeſchichte I. S. 28.

[2] Caesar de bello gallico VI. 22. neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios; sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt quantum et quo loco visum est agri attribuunt, atque anno post alio transire cogunt.

mer nur auf ein Jahr den Geſchlechtern und Familien (gentibus cognationibusque) die Aecker zuertheilt, ſo viel und wo es ihnen gut geſchienen, und dieſelben dann genöthigt, alljährlich wieder den Beſitz zu wechſeln. Der Rechtsbegriff des Eigenthums ſteht daher in dieſem germaniſchen Urverhältniß nur als Ausfluß der Geſammtheit feſt, die in ihrem Namen von dem Grund und Boden Beſitz genommen hat, während die Einzelnen ihren ideellen Antheil an dem Ganzen nicht durch dauernde Abzweigung eines individuellen Eigenthums hinwegnehmen, ſondern nur durch wechſelnde Bewirthſchaftung verwerthen können. Cäſar hatte an einer anderen Stelle (im vierten Buch) vornehmlich die Sueven vor Augen, in denen ſich ihm aber der germaniſche Volksſtamm vorzugsweiſe repräſentirte.[1] Er fügt an jener Stelle noch hinzu, daß ſich ohne dieſe Vorſorge die Leute zu ſehr an ihr Eigenthum gewöhnt haben würden, wodurch ſie leicht die Luſt und den Geiſt des Krieges hätten verlieren und auch untereinander durch geſteigerte Begierde nach Beſitz und Reichthum hätten uneins werden können. Es iſt eine eigenthümliche Bemerkung von Juſtus Möſer[2], daß Tacitus mit ſeinem oben angeführten arva quotannis mutant, et superest ager, nur dieſe Stelle des Julius Cäſar nachgebildet habe; es läßt ſich aber damit die Anſicht nicht umſtoßen, daß das Wechſelgrundſtück ein weſentliches Element in den germaniſchen Eigenthumsbegriffen geweſen ſei. Damit

---

[1] Vgl. H. v. Sybel Entſtehung des deutſchen Königthums (Frankf. a. M. 1844) S. 5 folgd.

[2] Osnabrückiſche Geſchichte I. §. 5. (Juſtus Möſer's ſämmtliche Werke, herausgegeben von B. R. Abeken, Th. 6.)

kann die andere Anführung, die Tacitus macht, daß nämlich Jeder sein Haus mit einem Zwischenraum umgeben habe, sehr wohl bestehen, obgleich dabei keineswegs der Zweck einer Eigenthums-Abscheidung angegeben wird.[1] Das Haus blieb allerdings die Schranke der Individualität in der alten deutschen Volksgemeinde, obwohl der Sonderbegriff des Hauses, wie wir früher gesehen, durch das Gastrecht auch wieder aufgelöst und verallgemeinert werden konnte. In der Bebauung der Aecker aber fielen die Begriffe von Eigenthum und Arbeit unterschiedlos zusammen, denn die Erde gehörte Allen, jedem Einzelnen aber nur, insoweit er sie bewirthschaftete und ihr durch Arbeit ein Eigenthum abgewann. Wenn darin eine Gemeinschaftlichkeit des Besitzes lag, so gliederte sich diese doch auch wieder sowohl nach den persönlichen Unterschieden, die bei der Vertheilung der Aecker eingehalten wurden, als auch nach den verschiedenen Fähigkeiten des Einzelnen, höhere Erfolge der Arbeit zu erzielen.

Die Eigenthums-Gemeinschaften, die in den ursprünglichen Einrichtungen der deutschen Volksgemeinde auf den Bestand der Aecker und Felder überhaupt sich erstreckten, bildeten sich auch in den umfassenderen Genossenschaften, in denen das deutsche Leben sich gliederte, auf eine eigenthümliche Weise mit fort. Eine größere Gliederung dieser Art boten ohne Zweifel schon die Markgenossenschaften dar, die aus einer Vereinigung verschiedener Personen und Gemeinden bestanden, welche zusammenhängende und untheilbare Landesdistricte als gemeinschaftliches und der ganzen Genossen-

[1] Tacit. Germ. c. 16. Suam quisque domum spatio circumdat sive adversus casus ignis remedium sive inscitia aedificandi.

schaft nutzbares Eigenthum besaßen. Ein untheilbarer Boden dieser Art, der mit dem Namen einer Mark belegt wurde, bestand in der Regel aus Wald, Wiesen, Holz- und Grasplätzen, Moor und Gebirg, die fast immer Gesammt-Eigenthum mehrerer Dörfer und Gemeinden waren.[1] Diese Markgenossenschaften schlossen ohne Zweifel auch den Keim umfassenderer politischer und rechtlicher Organisationen in sich. An der Spitze der Markgemeinden erscheinen häufig schon besondere Vorsteher derselben, welche die Gemeinschaft nach Außen vertreten und nach Innen Aufsicht und Recht wahrzunehmen haben. Wie innerhalb der einzelnen Gemeinden, so bestimmt sich auch innerhalb der Markgenossenschaften der Antheil an dem gemeinschaftlichen Eigenthum nach gewissen Erfordernissen der Persönlichkeit, zu denen namentlich feste Ansässigkeit in der Gemeinde, Selbständigkeit des Heerdes und wahrscheinlich auch ein bestimmtes Maaß des Besitzes, wonach sich auch der größere oder geringere Antheil in der Marknutzung feststellte, gehörten. Die späteren Weisthümer und Ordnungen, in denen die Markverhältnisse geregelt erscheinen, stellen darüber oft die verschiedensten Bedingungen auf, aus denen hervorgeht, daß sich diese Zustände nicht überall nach gleichen Normen, sondern vielfach auch nach volksthümlichen und landschaftlichen Unterschieden, gegliedert haben.[2]

---

[1] v. Löw, über die Markgenossenschaften S. 7.

[2] Verschiedene Mark-Ordnungen findet man bei Reinhard de jure forestali (2. Ausg. Frankf. 1759) und Schazmann dissert. de jure et judiciis communitatum quae veniunt sub nomine marcarum in Wetteravia (Göttingen 1746) mitgetheilt.

3. Die Entstehung des deutschen Adels.

Die ursprüngliche Gliederung der deutschen Volksgemeinde im Eigenthum, die nach der einen Seite als freie Association hervortritt, erscheint nach der andern Seite auch wieder als eine ständische Gebundenheit an sich selbst, die ihre Unterschiede mit aller Schärfe zur Geltung bringt. Die Sonderung nach Standes-Unterschieden und nach eigenthümlichen Abstufungen der Freiheit und der Rechte gehört schon dem Naturzustand des deutschen Volkes an, und wächst mit demselben in alle historischen und politischen Gestaltungen hinüber.

In den Naturzuständen der Völker baut sich überhaupt die Harmonie Aller mehr in den frisch und unbedenklich festgehaltenen und zugegebenen Gegensätzen als in der absoluten Gleichheit auf. Der Naturzustand ist nicht das Evangelium der Gleichheit, sondern vielmehr die freiwüchsige Auseinandersetzung aller ursprünglichen Unterschiede, die in Natur und Menschenwesen vorhanden sind. Der große Frieden, der über den ersten Natur-Einrichtungen der Völker liegt, hat seine Härten, seine Schroffheiten, die aber, wie die kämpfenden Triebe des Frühlings, in der Einheit der Entwickelung sich zusammenfassen, und deren Widerstreit das

Geheimniß der bildenden Naturkraft selbst ist. Die erste Heilsbotschaft der Natur ist der Unterschied, in dessen Anerkennung alle Existenzen ihren Frieden und den fertigen Abschluß ihrer eigenen Organisation gefunden haben. Die Gleichheit tritt erst als historischer Prozeß auf, zu dem die Entwickelungslinie der Geschichte auf der Bahn ungewisser und gefährlicher Entscheidungen betreten werden muß. In der Natur ist sich Nichts gleich, am allerwenigsten der Mensch, der, mit allen Gegensätzen des Daseins behaftet, sich nur in der Ueberwindung entweder seiner selbst oder jedes Andern behaupten kann.

In den ursprünglichen Gesellschaftsverfassungen aller Völker ist es nur die Gliederung der Ungleichheit, welche als das erste schaffende und organisirende Element erscheint. Homer und Tacitus haben das Wesen politischer Urformen in ihrer innersten Verzweigung mit den Naturzuständen eines Volkes überliefert. Die alte Staatsverfassung der Griechen, wie sie in den homerischen Gedichten sich entwickelt, kann nach Prinzip und Formen mit der germanischen Urverfassung verglichen werden, welche uns Tacitus in ihren Grundbestandtheilen ziemlich vollständig auseinandergelegt hat. Bei beiden Völkern sind es auf gleiche Weise stark ausgebildete ständische Unterschiede, die sich auf der einen Seite in der beschließenden Volksversammlung zusammenfassen und ausgleichen, auf der andern Seite aber in einem fürstlichen Staatsoberhaupt zusammenfließen, das für seine Alle umspannende Macht doch zugleich eine Gränze an der Volksversammlung findet. In den deutschen Urverhältnissen tritt sofort eine bestimmte, begriffsmäßige Organisation der Frei-

heit auf, die auch ihren Gegensatz, die Sklaverei, und eine gewisse Mittelstufe, die der Freigelassenen, an bestimmter Stelle in sich aufgenommen hat. Es sind Edle, Freie, Freigelassene und Sklaven, welche in scharf ausgeprägter Fassung den germanischen Freiheitsbegriff auseinandertheilen. Die Freiheit selbst bildet die gesellschaftliche Grundlage, auf der Alles in seinen bestimmenden Wurzeln steht. Die Freien sind das Volk selbst, seine bewegende und schaffende Kraft, und wer überhaupt Antheil am Staat und Einfluß in demselben gewinnen will, muß ursprünglich frei sein. Selbst die Freigelassenen können im Staat nicht öffentlich mitwirken, und eine Abweichung davon kennt Tacitus nur bei den monarchisch regierten Völkerschaften, wo, wie er anführt, die Freigelassenen oft über Freigeborene und Edele sich emporschwingen.[1] Die Sklaven dagegen werden in einer gewissen Selbständigkeit und abgesondert von den eigentlichen Hausgeschäften gehalten. Sie haben Haus und Grundstück von ihrem Herrn empfangen, wofür sie an denselben eine Abgabe von Getraide, Vieh oder Gewändern zu erlegen haben. Das germanische Hörigkeitsverhältniß liegt hier schon in bestimmtester Ausbildung vor. Die Sklaven erdulden aber selten eine schlechte und harte Behandlung. Die Kinder der Sklaven und der Freien wachsen zusammen auf, ohne sich in besonderer und zarterer Erziehung von einander zu un-

[1] Tacit. German. c. 25. Liberti non multum supra servos sunt, raro aliquod momentum in domo, nunquam in civitate, exceptis duntaxat iis gentibus, quae regnantur. Ibi enim et super ingenuos et super nobiles ascendunt. — Vgl. Jacob Grimm Deutsche Rechts-Alterthümer S. 226.

terſcheiden, und verweilen miteinander unter demſelben Vieh und auf denſelben Triften, bis das Alter die Freigeborenen ausſcheidet und ihre Tapferkeit ihnen Anerkennung ſchafft.[1]

Obwohl die Freien kein beſonderer Stand, ſondern das Volk ſelbſt waren, ſo bildeten ſich doch unter ihnen, unmittelbar mit den politiſchen und rechtlichen Organiſationen, hervorragende Perſönlichkeiten aus, welche aus der Freiheit noch eine Standesbeſonderheit machten, und ſich dadurch Vorzüge und Vorrechte innerhalb der Freiheit ſelbſt gründeten. Es iſt dies der Urſprung des deutſchen Adels, den Tacitus ſchon an ein mythiſches Heldenthum hinanſchiebt, das bei ihm zugleich als urſprünglicher Begründer des deutſchen Volksthums (durch den erdgeborenen Gott Tuisco und deſſen Sohn Mannus) erſcheint. Aber wenn auch kein Zweifel darüber beſteht, daß ſich ſchon in den älteſten Zeiten der Anſiedelung und Volksgemeinſchaft Patriarchen-Familien entwickelt und durch ihre in den alten Geſängen verherrlichten Thaten um die ganze Nation verdient gemacht haben, ſo erſcheint doch die Würde des Adels bei den Deutſchen von vorn herein nicht bloß als ein müßiger Schmuck der Perſon, ſondern als ein ganz beſtimmter Inhalt, der dann in weiterer Ausbildung des ſtaatlichen Organismus mehr und mehr mit Amt und Dienſt zuſammenfällt.

Der germaniſche Begriff des Adels iſt urſprünglich keineswegs mit dem Grundbeſitz verwachſen, obwohl er denſelben, wie wir geſehen haben, gliedert und theilt. Denn wenn bei der zum Theil jährlich ſich erneuernden Verthei-

[1] Tacit. German. c. 20. 25.

lung des Bodens die Ackerstücke nach dem Ansehn und der Würde der Person bemessen wurden, so mußten diese Vorzüge schon ihre anderweitige Entstehung in der Persönlichkeit selbst haben, ehe sie sich auf den Antheil am Boden, der dem Begriff nach Allen gemeinschaftlich gehörte, übertragen konnten. Das patriarchalische Urelement des Adels knüpft sich an die That, an das Glück, an das Alter. In dem Begriff des Aeltesten liegt nach ächt germanischer Volksanschauung immer zugleich ein aristokratischer Herrschaftsbegriff ausgedrückt. Der Aelteste ist leicht überall der Vorsteher, der Leitende, der Herrschende, und selbst der Name der Herrschaft fällt bei den germanischen Stämmen mit der Bezeichnung des Alters (caldordom) zusammen. Adel und Macht werden bei den Franken vorzugsweise durch Altersbezeichnungen ausgedrückt, so daß senior oder major natu die Bedeutung eines Titels für Bevorzugte dieser Art annehmen.[1] Es wächst darin auf eine ungemein gemüthskräftige und das ganze Leben mit sicherem Vertrauen durchziehende Weise ein moralisches Element mit dem aristokratischen zusammen, und führt die Bevorzugung der Person immer wieder auf die Geltung allgemeiner Begriffe zurück. So bildet sich schon leicht aus der Stellung des Aeltesten der die Rechte Aller in sich vereinigende Vorsteher der Gemeinde, die Dorfobrigkeit, der Gaufürst, und in immer weiteren genossenschaftlichen Kreisen und Beziehungen eine immer umfassendere und mächtigere Würde, heraus.

Der Adel tritt zwar bei den alten Deutschen mit Son-

[1] Vergl. H. v. Sybel Entstehung des deutschen Königthums S. 43.

derkraft aus dem Rahmen der Volksgemeinde heraus, er taucht aber auch wieder in dieselbe unter, gezogen durch den allgemeinen Volksgeist, unter dessen Bedingungen er stehen bleibt. Die höchsten Stellen können nur durch die Volksversammlung besetzt werden, welche die Fürsten erwählen muß, die, wie Tacitus sie bezeichnet, in den einzelnen Gauen und Dorfschaften Recht zu sprechen haben, und denen hundert aus dem Volke gewählte Beisitzer zum Rath und zum Ansehn zuertheilt werden.[1] Ebenso bleiben die Fürsten bei allen wichtigeren Angelegenheiten an die Entscheidung der Volksversammlung gebunden, der sie Alles, was ihr zur Beschlußnahme vorgelegt werden soll, vorzuberathen haben.[2] Die Vorzüge des Adels wirken aber auch in den Formen der Volksversammlung selbst. Nachdem zur Eröffnung der Versammlung die Priester, denen darin das höchste Zwangsrecht beigelegt ist, den bewaffnet sich niedersetzenden Schaaren Stille geboten haben, werden zuerst der König oder der Fürst, und je nachdem ein Jeder durch Alter, Adel, Kriegsehre und Beredsamkeit hervorragt, zum Wort verstattet.

---

[1] Tacit. German. c. 12. Eliguntur in iisdem conciliis et principes, qui jura per pagos vicosque reddunt, centeni singulis ex plebe comites consilium et auctoritas adsunt. — Sternberg (des deutschen Volkes Staats- und Rechtsgesch. S. 38) will aus dem durch ex plebe ausgedrückten Gegensatz schließen, daß die Volksversammlung bei der Wahl der Principes an Personen aus den Adelsgeschlechtern gebunden gewesen sei.

[2] Tacit. German. c. 11. De minoribus rebus principes consultant, de majoribus omnes, ita tamen ut ea quoque, quorum penes plebem arbitrium est, apud principes praetractentur (wobei diese Lesart statt pertractentur vorzuziehen scheint).

Tacitus setzt ausdrücklich hinzu, daß es bei dem Erfolg mehr auf die Gewalt der Ueberredung als auf die Macht zu befehlen angekommen sei.[1] Denn das wehrhafte Volk stößt lautes Murren aus, wenn ihm ein Antrag nicht gefällt, und schlägt jubelnd mit den Frameen aneinander, wenn es den Antrag angenommen hat. In den Händen des Volkes bleibt aber auch die Austheilung der eigentlichen Nationalehre, nämlich des Waffenschmucks, ohne den es keinen Adel und keine Mündigkeit geben kann. Niemand darf eher die Waffen anlegen, als bis der Staat selbst ihn dazu für tüchtig erkannt hat, was inmitten der Volksversammlung geschieht, in der den würdig befundenen Jüngling entweder Einer der Fürsten oder ein Verwandter mit Schild und Framea ziert.[2]

Es scheint daher in den germanischen Urverhältnissen dafür gesorgt, daß die Harmonie der nationalen Existenz durch den Adel nicht gestört wird, obwohl dieser recht eigentlich und von vorn herein die Bedeutung gewinnt, daß in ihm ein Bestandtheil der nationalen Freiheit gewissermaßen zu Geschlecht gemacht und in dieser Form für sich selbst ausgesondert wird. Der ursprüngliche Sinn des Wortes Adel (adal) bezeichnet das Geschlecht,[3] und stellt in dieser

---

[1] Tacit. German. c. 11. Mox rex vel princeps, prout aetas cuique, prout nobilitas, prout decus bellorum, prout facundia est, audiuntur, auctoritate suadendi magis quam jubendi potestate.

[2] Tacit. German. c. 13.

[3] Die Wurzel des althochdeutschen adal ist ad, die Alles ausdrückt, was in seiner eigenen Ursprünglichkeit hervorgeht. Vgl. Graff Althochdeutscher Sprachschatz I. 141. So auch angelsächsisch (Alfreds Boethius ed. Fox 1836. 24,90): up to thäm earde, thät is äddele stov, auf zu dem Orte der die ursprüngliche Stätte ist.

Sphäre einen Exiſtenzbegriff dar, in dem auf den perſönlichen Urſprung als auf ein weſentlich entſcheidendes Moment zurückgegangen wird. Auf welchem Wege dieſe Ausſonderung beſtimmter Perſönlichkeiten und Familien zu bevorzugten Geſchlechtern eigentlich ſtattgefunden habe, iſt dunkel und mit der Geſchichte der Uranſiedelungen und der erſten germaniſchen Völkerzüge verwachſen. Die Eigenthumsverhältniſſe haben dabei, wie wir ſchon früher bemerkt, urſprünglich nicht mitgewirkt, obwohl Adel und Odel (uodal, das dem Geſchlecht gehörige Gut, der Stammſitz) auch in der grammatiſchen Wurzel des Wortes genau miteinander zuſammenhängen. Das Eigenthum war aber jedenfalls ein dem Adel untergeordneter Begriff, und es waren zuerſt nur gewiſſe urſprüngliche Stellungen und Begabungen vorhanden, aus denen ſich der Geſchlechtsbegriff hervorbildete.

Es handelte ſich in dieſen erſten Anfängen eines nationalen Lebens ſchon um die Anerkennung der urſprünglichen Größe der Menſchennatur, die in einzelnen Individuen ſich verkündigte und geltend machte. In dieſer das Volk überragenden Individualität, ohne die es überhaupt keine geſchichtliche Entwickelung geben könnte, ſtellt ſich ein Vorzug feſt, der eigentlich das urſprünglich Menſchliche zu ſeiner höheren Geltung bringt, und darum auch in der Sphäre des Geſchlechts feſtgehalten wird. Der Adel bezeichnet in dieſen erſten nationalen Zuſtänden nichts Anderes, als was innerhalb der ſpäteren und entwickelteren Culturverhältniſſe der Begriff der Genialität ausdrückt, in der auch in der grammatiſchen Wortbedeutung (genius, gignere, gleich der althochdeutſchen Wurzel ad) die ſchaffende und gebärende

Kraft, die Allen zukommt, als ein Vorzug einzelner Individuen zusammengefaßt und erkannt wird. Der Genius ist in seiner höchsten Bedeutung der Repräsentant der Menschheit, des Volkes, und der Begriff des Adels kann, wie wir ihn bei den Deutschen ursprünglich finden, auf keinen andern Grundlagen der Anschauung hervorgegangen sein. Es drückt sich darin zunächst das Beste aus, was in einem Volke möglich ist, was allerdings der besonderen Art dieser Persönlichkeit, woraus dann eben das bevorzugte Geschlecht entsteht, zugeschrieben wird.

Das Geschlecht ist in diesen ersten natürlichen Zuständen der Urgesellschaft nur ein concentrirender Begriff, in dem die Freiheit Aller in die höchste Blüthe der That tritt. Die großen Geschlechter der Urzeit handeln für das Volk, unter den höchsten Gesichtspunkten unter denen die That dann schon möglich ist. Diese erste Reinheit und Höhe des Geschlechtsbegriffs nimmt immer schmutzigere und zweideutigere Farben an, je mehr damit Das sich mischt, was in der weiteren aristokratischen Ausbildung der Begriffe als specifische Race erscheinen will. Die alten germanischen Geschlechter stellen nur die Vorzüge der ganzen Nationalität auf höchster Stufe an sich dar, und gleichen sich dabei in jeder Weise mit dem Volke aus, in dessen Mitte sie leben, und von dessen Art sie sind. Was dagegen aristokratische Race wird, überträgt diese Vorzüge später auf die innerste Natur der Individualität, und schreibt es dem besseren persönlichen Geblüt zu, was nur als der wahre Kern des Volkes in den alten Geschlechtern so herrlich aufgegangen war.

Der Adel erscheint in der Darstellung des Tacitus

überall als etwas Gegebenes, als ein persönlich bestehendes Verhältniß, das sich auf eine ganz unzweifelhafte Weise historisch gebildet hat. In der nationalen Lebensskizze, die Tacitus von den Deutschen giebt, treten die Adeligen (nobiles) als die Spitze aller inneren und äußeren Beziehungen dieses Volkes hervor, ohne daß dieser vom inneren Feuer der Freiheit glühende Schriftsteller irgend eine Befremdung äußert oder das germanische Nationalleben dadurch mit seinen innersten Freiheitselementen überworfen erachtet. Das Kriegswesen wird als der Wirkungskreis des Adels, in dem am meisten seine Befähigungen und Kräfte glänzen und gelten, bezeichnet. Die adeligen Jünglinge gehen, wenn es in ihrer Heimath nichts zu thun giebt und langer Frieden herrscht, zahlreich zu solchen Stämmen über, wo gerade Krieg geführt wird.[1]

Vorzugsweise erscheinen die Männer vom Adel an der Spitze der Heere, und werden auch in andern Verhältnissen gern als die Führenden und Leitenden anerkannt. Man glaubte sich auch die Gemüther derjenigen Völkerschaften am wirksamsten verpflichtet, von denen man adelige Jungfrauen zu Geißeln erzwang.[2] Der Vorzug, sich mit adeligen Geschlechtern verbunden zu sehn, führte die Deutschen sogar zur Vielweiberei, denn während sonst die Monogamie als ein germanisches Lebensgesetz angesehen werden kann, machten doch die Adeligen in vielen Fällen eine Ausnahme, nicht

[1] Tacit. German. c. 14. Si civitas, in qua orti sunt, longa pace et otio torpeat, plerique nobilium adolescentium petunt ultro eas nationes, quae tum bellum aliquod gerunt.

[2] Tacit. German. c. 8.

aus Wolluſt, wie Tacitus bemerkt, ſondern weil ihnen mit vielen Heirathsanträgen zugeſetzt wurde. Die Zahl dieſer Adelsgeſchlechter war jedoch bei allen deutſchen Stämmen nur gering, und beſchränkte ſich ungeachtet der Erblichkeit des Vorzugs, die wahrſcheinlich ſofort dabei feſtgeſtellt wurde, auf ſeltene und verdienſtvolle Perſönlichkeiten, wie ſie nicht alle Tage als Gründer von Geſchlechtern aufſtehen.[1] Endlich berichtet auch Tacitus mit ganz unumwundenen Worten, daß die Deutſchen die Könige aus dem Adel oder, nach der Vieldeutigkeit des gebrauchten Ausdrucks, nach Maaßgabe ihres Adels nehmen.[2]

---

[1] Waitz deutſche Verfaſſungsgeſchichte. 1. 76 flgd.

[2] Tacit. German. c. 7. Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt.

4. Begriff des germanischen Principats.

Wo Vorzüge entstehen, stellen sich auch bald Herrschaftsbegriffe fest. Die menschliche Natur selbst durchbricht alle Volkseinheit, oder sie war mit ihren Unterschieden und Trennungen früher da, als die Volksgenossenschaft auf gleichen Grundlagen sich bilden konnte. Die menschlichen Begriffe und Bedürfnisse zersetzen immer wieder alle Volkseinheit, wie dieselbe auch ursprünglich vorhanden gewesen sein mag. Die Volksgemeinschaft nimmt die menschlichen Gegensätze in sich auf und schiebt sie in den gesellschaftlichen Prozeß zusammen, in welchem der Mensch beständig das Volk überwindet, um am Ende doch nur im Volke die ewigen Menschenrechte wieder zur Geltung und Darstellung zu bringen. So zersplittert sich die Freiheit durch die verhängnißvolle Theilung der menschlichen Kraft in Adelige, Freie und Knechte, und über allen diesen wölbt sich wieder der Herrschaftsbegriff, der aus allen zusammen hervorgeht, und in dem die Einzelnen zunächst ihre Einheit wiederfinden sollen, die sie unter sich verloren haben.

Der Begriff des germanischen Principats fällt ursprünglich mit dem Begriff der Obrigkeit zusammen. Die principes in der Germania des Tacitus bezeichnen ohne

allen Zweifel ſchon das, was wir unter fürſtlicher Gewalt verſtehen; es geſtaltet ſich aber dieſe Würde nicht ſowohl in ihrem eigenen Recht, als vielmehr im Recht der Geſammtheit, das durch dieſe leitenden, ordnenden und rechtſprechenden Perſönlichkeiten vertreten und gehandhabt wird. In der früher von uns angeführten Stelle des Julius Cäſar (VI. 22.) werden Obrigkeiten und Fürſten (magistratus ac principes) gerade bei dem wichtigſten Geſchäft, um das es ſich in der Volksgemeinde handeln konnte, nämlich bei der jährlichen Ackervertheilung, als die dieſe Angelegenheit ausführenden und zugleich mit einem Zwangsrecht dabei bekleideten Perſonen genannt.[1] Principes waren die Vorſteher der Kreiſe und Gaue, wie Cäſar und Tacitus ſie faſt gleichmäßig bezeichnen.[2] In Kriegszeiten wurde, nach der angeführten Stelle des Cäſar zu urtheilen, eine gemeinſchaftliche Oberbehörde (communis magistratus) für einen

---

[1] Cäſar gebraucht an dieſer Stelle den Ausdruck magistratus, die den principes hier vorangehen, ſchwerlich in einem ſpecifiſchen Sinn, der irgend eine beſondere Herrſchaftsform zu bedeuten hätte, wie H. v. Sybel (Entſtehung des deutſchen Königthums S. 50) meint, welcher unter magistratus die Herzöge verſtanden glaubt, mit Beziehung auf die Stelle im folgenden Capitel des Cäſar: quum bellum civitas aut inlatum defendit aut infert, magistratus qui eo bello praesint, ut vitae necisque habeant potestatem, deliguntur. An der erſteren Stelle iſt aber wohl nur im Allgemeinen von Obrigkeiten und Fürſten je nach der Art und Weiſe der Leitung, unter der Gemeinden und Genoſſenſchaften beſtehen, die Rede.

[2] Caesar de bello gallic. VI. 23. In pace nullus est communis magistratus, sed principes regionum et pagorum inter suos jus dicunt, controversiasque minuunt. — Tacit. Germ. c. 12. wo ſie jura per pagos vicosque reddunt.

gewiſſen zuſammenhängenden Bezirk, der aus Kreiſen, Gauen und Dörfern beſtand, angeordnet, während dieſelben im Frieden dieſen einzelnen Localfürſten zur ausſchließlichen Leitung überlaſſen blieben. Dieſe Fürſten ſtehen aber auch bald mit der Königswürde auf gleicher Stufe; Tacitus führt an, daß in der Volksverſammlung zuerſt der König oder der Princeps rede, und die an den heiligen Wagen geſpannten Pferde begleitet neben dem Prieſter der König oder der Fürſt des Volkes.[1]

In der germaniſchen Welt gingen dabei monarchiſche und demokratiſche Organiſationen ſchon frühe, ohne ſich auszuſchließen und zu bekämpfen, bei den einzelnen Stämmen nebeneinander her. Das Naturell der einzelnen Stämme ſcheint in dieſer Richtung den Ausſchlag gegeben zu haben, und wo das Königthum als eine naturwüchſig hervorgegangene Inſtitution beſteht, wird daſſelbe nicht minder als eine ſicher verbürgte Gliederung der volksthümlichen Freiheit angeſehen und mit Treue feſtgehalten. Bei den Völkerſchaften, die ſich ohne ein königliches Oberhaupt conſtituirt haben, entwickeln ſich aber ebenſo ſehr bevorzugte und adelige Familiengeſchlechter, als unter den monarchiſch regierten Völkern. Das demokratiſche Princip erſcheint in den urſprüng-

---

[1] Tacit. Germ. c. 10. — quos pressos sacro curru sacerdos ac rex vel princeps civitatis comitantur. Das princeps civitatis läßt ſich an dieſer Stelle mit „Volksfürſt“ überſetzen, da civitas doch nur eine einzelne politiſche Genoſſenſchaft, gegenüber dem Volksſtamm oder der ganzen germaniſchen Völkerſchaft bezeichnet. Es geht dies auch aus der Stelle c. 8. hervor, wo die animi civitatum ganz unzweifelhaft die einzelnen Volksgenoſſenſchaften bezeichnen.

lichen Staatsbildungen, die aus ihm hervorgehen, nur als die natürliche Grundlage der auf sich selbst ruhenden Volksgenossenschaft, die sich aber gleichwohl in ihren inneren politischen Elementen nach denselben Gesetzen und Lebensbegriffen gliedert, wie in der Monarchie. Recht klar liegen diese Zustände freilich in den Darstellungen des Tacitus, der besonders die germanischen Demokratien vor Augen hat, nicht auseinander. Insofern der Princeps nur die Rechtsgeschäfte der Kreise, Gauen, Gemeinden verwaltet, kann er seinerseits auch nur als die Spitze der demokratischen Organisation erscheinen, die in ihm nur den Vertreter ihrer Gesammt-Interessen bestellt hat. Der germanische Princeps drückt auch in seiner ursprünglichen Bedeutung keineswegs eine geschlechtlichen Vorrang behauptende Höhestellung aus. Sein Wesen ist das Amt und die Würde, welche ihm durch die Wahl der Volksversammlung übertragen werden, aber es hängt nicht unmittelbar und ausschließlich mit dem Begriff des Adels zusammen, für welche Annahme sich jedenfalls keine directe Beweisführung aufbringen läßt. Daß auch hervorragender Adel, wie sich Tacitus an einer vielgedeuteten Stelle ausdrückt,[1] oder große Verdienste der Vä-

[1] Diese Stelle (German. c. 13. insignis nobilitas aut magna patrum merita principis dignationem etiam adolescentibus assignant) ist schwerlich anders als in der obigen Auffassung zu verstehen. Die anderweitige Erklärung: „verschaffe selbst Jünglingen die Würdigung oder Beachtung (dignationem) des Fürsten" ist zu künstlich herbeigeholt und jedenfalls unnütz, da auch die von uns vorgezogene Uebersetzung das Princip in sich schließt, daß die Fürsten nur ausnahmsweise aus dem Adel, mithin nicht ausschließlich aus demselben erwählt wurden. Vgl. Waitz Deutsche Verfassungsgeschichte I. 89.

ter dazu mitgewirkt haben, die Fürſtenwürde auf Jünglinge dieſer Art zu übertragen, beweiſt gerade in dieſer Hervorhebung, wie es nur als Ausnahme von der Regel ſtattgefunden haben könne.

Von einer göttlichen Entſtehung des Principats oder der Obrigkeit iſt in den germaniſchen Urzuſtänden nie und nirgend die Rede. Ueberall hat nur das Bedürfniß einer Rechtsorganiſation, welche den Einzelnen im Volke und das Volk im Einzelnen vertrete und ſchütze, auf die Einrichtung eines ſolchen Amts hingeführt. Von anderer Art erſcheint dagegen bei den alten Deutſchen die Königswürde, welche Tacitus als eine ebenſo naturwüchſig und myſtiſch vorhandene Inſtitution erwähnt, wie den Adel ſelbſt, aus dem er die Entſtehung des Königthums herleitet. Bei der Flüchtigkeit, mit der er überhaupt nur ſeinen Blick auf dieſe Verhältniſſe richtet, muß die Beſtimmtheit auffallen, mit welcher er die Entſtehung des germaniſchen Königthums bezeichnet, indem er daſſelbe in allen ſeinen Wurzeln unmittelbar an den Adel knüpft. Wenn wir den Adel als eine übergreifende Geſchlechts-Ausſonderung auf dem Boden der nationalen Freiheit und Berechtigung entſtehen ſahen, ſo erſcheint das Königthum als die höchſte Spitze und der größte Triumph dieſes die Nationalkraft in ſich auffaugenden Sonderungs-Proceſſes.

Das Wort König (althochdeutſch chuninc, Stammhaupt, von chuni, das Geſchlecht und das Volk, gens) bezeichnet allerdings auch in ſeiner grammatiſchen Bedeutung, ebenſo wie das Wort Adel, die Herrſchaft im Geſchlecht und durch die Kraft des Geſchlechts, wobei zugleich

das **Können** (chunnan), als Eigenschaft dessen, der durch seine Fähigkeit und Gewalt Etwas vermag, (sowohl an sich selbst als auch über Andere), in den inhaltsvollen Zusammenhang dieses Begriffs eintritt. Die Sprache ist der Augenzeuge bei der Bildung der Begriffe, und ihre Aufschlüsse beleuchten oft den ganzen ideellen und thatsächlichen Umfang, in dem ein Lebensbegriff ursprünglich entstand. Der König wurde bei den monarchisch regierten Stämmen die Blüthe der Geschlechter, aus denen er gewählt wurde, und wobei er Adelsgeschlecht und Volk, welche in dem Königsbegriff gewissermaßen wieder zusammenfallen, in einer Art von nationaler Einheit repräsentirte. Es drängen sich hier die schöpferischen Begriffe, in denen sich die natürliche Kraft mit der geistigen Potenz vermählt zeigt, an die Spitze der ersten Gesellschaft, und wie der Adel (adal, Geschlecht, Zeugungskraft, Genius) diese die Gesellschaft bedingenden Urelemente in sich ausdrückt, so geht der König (chuninc, chuni, Geschlecht und Volk, chunnan, können, hervorbringen, Kunst) in demselben Ideen- und Machtkreise als der höchste Vertreter und Beauftragte desselben hervor. Wahrscheinlich waren es bald auch bestimmte Geschlechter, aus denen die eines Königs bedürftigen germanischen Stämme sich denselben wählten, wobei die Freiheit des Wählens zugleich mit der Fesselung der Wahl an die festgestellten Ansprüche eines einzelnen Geschlechtes oder Hauses sich einigen mußte.

Die von Tacitus vielerwähnten Fürsten (principes), welche in dem Prinzipat zunächst eine volksthümliche Beamtenstellung bekleideten, waren aber jedenfalls auch in der

Lage, Macht zu häufen und darin die Keime umfassenderer Herrschaft anzusetzen. Ein Verhältniß dieser Art lag in den Gefolgschaften gegeben, durch welche sich die Fürstenwürde wesentlich in ihrer öffentlichen Erscheinung wie in ihrer Macht und Wirksamkeit charakterisirt. Der Fürst war als solcher von einem Gefolge umgeben, das sich unter seiner Hoheit in verschiedenen Graden und Stufen gliederte, und wobei ein großer Wetteifer stattfand, die erste Stelle in der Nähe des Fürsten zu haben.[1] In diesen Gefolgschaften der Fürsten liegen ohne Zweifel die Keime des späteren Dienstadels, wie er sich bei den Deutschen in verschiedenen Abstufungen gebildet, und mit dem der in den Ursprung der Gesellschaft hinaufreichende Bestand naturwüchsiger Adelsgeschlechter nicht zu verwechseln ist. Man hat aber bei jener fürstlichen Gefolgschaft nicht bloß an die hundert, dem Fürsten aus der Gemeinde zuertheilten Begleiter zu denken, die wir bei der obigen Erwähnung dieser Stelle des Tacitus (c. 12) ohne Zweifel am richtigsten als Beisitzer bezeichnet haben, da es sich dabei wesentlich um die Eigenschaft der Fürsten als Rechtsprecher handelt. Es bildete sich aber auch, wie es scheint vornehmlich durch freien Anschluß, ein Gefolge aus, in welchem den Fürsten die Blüthe der wehrhaften Jugend umgab und das, je zahlreicher und ansehnlicher es ausfiel, um so mehr ein Zeugniß von Macht und Größe gab, nicht bloß beim eigenen Volke,

[1] Tacit. German. c. 13. gradus quin etiam ipse comitatus habet judicio ejus, quem sectantur; magnaque et comitum aemulatio, quibus primus apud principem suum locus, et principum, cui plurimi et acerrimi comites.

der Herrschaft die Gefolgschaft, die sich in der späteren Zeit in immer bestimmteren Verhältnissen ausbildete, und vornehmlich die Geburtsstätte des fränkischen Adels wurde. Der alte nationale Adel, an dessen ursprünglichem Bestand bei den germanischen Völkern nicht zu zweifeln ist, war ein diesen Gefolgschaften vorhergehendes Element, das sich in dieselben aufnehmen ließ, aber nicht davon in seinem eigenen Wesen erst bestimmt wurde. Der Fürst und sein Dienstgefolge wurden aber in diesem eigenthümlichen Zusammenwirken von Treue, Tapferkeit und Unternehmungslust zugleich eine neue bewegende Kraft, welche die deutschen Völkerschaften, wie es scheint, gestalten und mischen half. Ein kriegsabenteuerliches Umherziehen einzelner Fürsten und seiner Gefolgschaften eröffnete eine Sieges- und Eroberungsbahn, auf der leicht andere Züge sich anschlossen, Gebiete erworben und Vereinigungen mit andern unterworfenen Völkerschaften gewonnen werden konnten. Die auf solchen Unternehmungszügen sich von selbst verstärkenden Gefolgschaften, welche sich um einen starken und mächtigen Herrn sammelten und auf neu eroberten Wohnsitzen sich niederließen, setzten dann auch den Keim zu neuen Staats- und Volksbildungen an. Dies hat selbst einige deutsche Staats- und Rechtsgeschichtschreiber auf die verzweifelte Idee gebracht, daß viele deutsche Völker ihrem Ursprunge nach nichts Anderes als ein solches fürstliches Dienstgefolge sind.[1]

---

[1] Die Ansicht von K. F. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte I. S. 82. (4. Ausg.) Vergl. Waitz Deutsche Verfassungsgeschichte I. 141 und 146.

Wie aber auch das germanische Principat durch die Kraft Derer, welche es ausübten, und durch die daran sich knüpfenden Vertheilungen, Selbstaneignungen und Verleihungen des Grundbesitzes, mehr und mehr zu einer übergreifenden Gewalt herangewachsen sein mag, so war es doch in seinem Ursprung auf eine selbstbegründete Harmonie mit der Volksfreiheit gebaut. Tacitus bemerkt von den Königen, daß ihnen keineswegs unbegränzte und freie Gewalt eigen gewesen, und selbst von den Gothen, bei denen sich die monarchische Gewalt schon etwas stärker angezogen hatte, berichtet er noch, wie dies durchaus nicht über die Freiheit hinaus geschehen sei.[1] Die Vorzüge, welche die Könige und Fürsten genossen, blieben daher ursprünglich in ihnen selbst ruhen, griffen aber noch nicht auf das Volk über. Ihrer Person war manche Auszeichnung gegönnt, die bei den haarstruppigen Sueven schon mit dem Kopfhaar begann, welches die Fürsten reicher tragen durften als die übrigen.[2] Der germanischen Natur widerstrebt in ihrem innersten Sein nichts mehr als eine rein äußerliche Gewalt, der sie zwar stillhält, so lange sie damit noch irgend, und sei es auch in sophistischer Selbstüberredung, ihre Freiheitsbedürfnisse vereinigen kann, die sie aber immer nur bedingungsweise aus sich selbst geschaffen und an die Spitze ihrer Einrichtungen gestellt hat. Wo das Königthum aber bei einzelnen deutschen Stämmen ursprünglich hervorgegangen, tritt es

[1] Tacit. German. c. 7. nec regibus infinita aut libera potestas. — c. 43. Trans Lygios Gothones regnantur, paulo jam adductius quam ceterae Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem.

[2] Tacit. German. c. 38.

als ein Eigenthum des Volksgeiſtes auf, der darin zum Theil ſeine heiligſten Ueberlieferungen zu erkennen ſcheint. In andern Stämmen wird die Königsgewalt durch Eroberung gegründet, oder ein Volk ſucht aus inneren Umwälzungen und Zerklüftungen einen Ausweg durch Aufrichtung eines ſtarken Königsnamens. Das Vielkönigthum in Deutſchland beginnt erſt mit der Zeit der verwickelten hiſtoriſchen Kämpfe und Völkerwirren, in denen die königliche Herrſchaft als eine beſtimmte geſchichtliche That eingeſetzt wird und faſt immer einen Kampf entweder der Parteien oder der Völkerſchaften gegen einander bezeichnet.

5. Die Begründung des absoluten Königthums.

Die nationale und patriarchalische Bedeutung, welche Königthum und Adel im germanischen Urleben hatten, zersetzte sich in dem großen Gestaltungsprozeß des fränkischen Reichs in einen rein äußerlichen Mechanismus, in dem die alte Grundlage der germanischen Volksfreiheit immer tiefer hinabschwand. Der Adel verlor sich als ursprüngliches Nationalelement fast ganz und gar und hatte an sich keine bestimmten Berechtigungen mehr übrig behalten, wenn er sich nicht in den neuen, lediglich durch Hofämter und Staatsstellen getragenen Dienstadel hineinbegab. Das Königthum aber streifte die milde, mit dem freien germanischen Volksgeist gesättigt gewesene Natur ab, aus der es bei einzelnen deutschen Stämmen hervorgestiegen war, und steigerte sich auf Kosten aller Freiheits- und Sittlichkeits-Begriffe zu einer bald auch ihre göttliche Einsetzung erdichtenden Schreckens- und Gewaltherrschaft. In dieser plötzlichen Metamorphose ist ihm jedoch die historische Aufgabe zugefallen, die starke Hand zur Einigung und Mischung großer Volkskörper zu werden, Ländergebiete zu öffnen und zu verbinden, und mit der Kraft zerstörender und schaffender Triebe zugleich ein

dunkles, stürmisches Chaos der Nationalitäten anzurichten, in dem diese einen neuen Guß und eine entscheidende Bildung ihres Wesens zu erfahren haben.

Die moderne Welt nimmt hier ihren eigentlichen Anfang, indem sich jetzt erst die europäischen Staats- und Völkerbegriffe, welche die Grundlage und die Form der christlichen Weltepoche werden, sondern, und ihre territorialen und nationalen Gränzen aufzusuchen anfangen. So vollbrachte der wilde und grausame Franken-König Chlodovech die Eroberung Galliens mit demselben Schwert, mit dem er auch die deutschen Volksstämme aus ihrer Vereinzelung und Getrenntheit der Einheit eines großen Herrschaftshauses unterwarf. Deutschland und Frankreich, diese Länder der verschiedensten historischen Ausgangspunkte und Bestimmungen, waren hier in den Anfängen des europäischen Staatslebens fast im Begriff, in einer und derselben Herrschaft zusammenzuwachsen, aus der sie sich jedoch auch ebenso sehr als staatliche und nationale Organisationen in der eigenthümlichen Zusammenfassung aller ihrer Elemente auseinanderbegaben. So war gleichzeitig auf den kriegerischen Eroberungszügen der deutschen Völkerschaften durch Odovaker und den Ostgothen-König Theodorich ein neues Königthum von Italien begründet worden, in welchem zuerst die entscheidenden Mischungen und Auflösungen sich vollbrachten, durch welche der moderne politische Begriff der italienischen Völker und Staaten sich feststellte. Und wie Frankreich und Italien wesentlich durch die Intervention des germanischen Volksthums in ihrem Ringen zwischen alter Verderbniß und neuer Verjüngung ergriffen und an der Hand dieser frischen

Stämme zu einer glücklichen Wiedergeburt gefördert wurden: so war auch England auf demselben Wege, durch die allen Völkern beispringende Hebeammennatur des germanischen Princips, seit seiner Eroberung durch die Angelsachsen zu seiner eigentlichen politischen und nationalen Existenz berufen worden. Man erblickt in diesen Anfängen die ganze europäische Welt in den Angeln der germanischen Natur hängen, die nicht nur ihre ideelle Weltherrschaft darin ankündigt, sondern auch als thatsächlicher Gährungsstoff und als Ferment aller nationalen Entwicklungen in die Geschichte tritt. Das deutsche Volkswesen erscheint, sobald es sich nach Außen zu entwickeln anfängt, als die Geburtsstätte der modernen Nationalitäten, und dann als das die Frucht austragende weibliche Geschlechtsprincip, das immer nur für Andere und in Anderen gestaltet, in sich selbst aber nur die harten Nothwendigkeiten des Geschicks erfüllt.

Unter den Völkerbünden, die seit Anfang des dritten Jahrhunderts als genossenschaftliche Vereinigungen verschiedener Volkszweige unter einem gemeinschaftlichen Namen sich aufstellten, hatten die Franken sich sogleich in hervorragender Weise und mit weltgeschichtlich drängender Kraft bemerklich gemacht. Ihre Wohnsitze waren zuerst in der Gegend von Mainz gewesen, von wo sich an der Ostseite des Rheins niederwärts, und an dessen Nebenflüssen aufwärts, diese, besonders die Chatten, Attuarier, Chamaven, Sigambern in sich vereinigende Volksgenossenschaft mit immer weitergreifenden Eroberungstrieben ausbreitete.[1] Der

[1] Gregorius Turon. Histor. ecclesiast. Francorum II. 9. (Pariser Ausgabe von Guadet und Taranne 1836), wo aus dem nur

Name der Franken war ohne Zweifel kein ursprünglicher Volksnamen, sondern eher ein Kriegsnamen, unter dem die zu gemeinschaftlichen Unternehmungen und Abenteuern ausziehenden Völkerschaften, die sich auf diesen Streifereien thatenmuthig die Franken oder die Freien und Freibeuter nannten, allmählich ineinanderflossen. Unter diesen waren es vornehmlich die salischen Franken, die als der eigentliche Kern dieser deutschen Volksgenossenschaft erschienen, und in denen die historisch gestaltenden Triebe derselben ihren entscheidenden Ausdruck fanden.[1]

Die Eroberung Galliens durch die Franken, worin ein weltentscheidender Wendepunkt der modernen Geschichte angestrebt wird, war allmählig vorbereitet worden, und hatte schon mit dem alten fränkischen Oberhaupt Chlojo, der Cambray fortnahm und bis an die Somme vorrückte, begonnen.[2] Dieser Chlojo erscheint zugleich als mythisches

durch diese Anführung bekannten Geschichtswerk des Sulpitius Alexander bei Gelegenheit des Einfalls des Arbogastes in die Länder der Franken (im Jahre 392) die den Grundstock der Frankengenossenschaft bildenden Völker aufgeführt werden.

[1] Ammianus Marcellinus erwähnt sie zuerst (Lib. 17. c. 8.) quibus paratis, petit (Julianus) primos omnium Francos, eos videlicet, quos consuetudo Salios appellavit, ausos olim in Romano solo apud Toxiandriam locum habitacula sibi figere praelicenter. — Dies Toxiandria, auf welches der Ort Tessenderloo im Lüttichschen hinzuweisen scheint, bildete sich ohne Zweifel zu einem Gau aus, der zwischen den Mündungen der Schelde und der Waal lag und sich bis Antwerpen erstreckte. Plinius (histor. natur. IV. 17.) nennt die Toxandros als an der Schelde sesshaft. Vgl. Wersebe: Ueber die Völkerbündnisse des alten Teutschlands. S. 171. Anm. Wiarda Geschichte und Auslegung des Salischen Gesetzes S. 7. flgd.

[2] Gregor. Turon. II. 9. gegen Ende.

Stammhaupt der fränkischen Herrscherfamilie, welche als das Geschlecht der Merovinger die erste weltgeschichtliche Mission dieses Zeitalters antritt.[1] Der gewaltige Chlodovech, des Königs Childerich Nachfolger (um das Jahr 480) war es, der, mit allen dämonischen Gaben der Persönlichkeit ausgerüstet, die zur Vollbringung neuer Thaten und zur Gründung neuer Reiche gehören, bald nach seinem Regierungsantritt Gallien in seinen Haupttheilen sich unterwarf (um das Jahr 485 oder 486), und darauf eine die bedeutendsten Theile von Frankreich und Deutschland vereinigende Universalherrschaft begründete. Das neue Reich, welches seinen eigentlichen Schwerpunkt in Gallien selbst erhielt und auch in der von Chlodovech zuletzt erwählten Hauptstadt Paris schon dieses so verhängnißvoll gewordene Centrum gewann, scheint sich rasch auf seinen gallischen und germanischen Grundlagen organisirt zu haben. In Gallien selbst, wo die princip- und machtlos gewordenen Herrschaftsreste der Römer leicht wichen, dehnte sich die Eroberung immer umfassender und innerlicher aus, und verband Gallier, Römer und Franken unter einem einheitlichen Principat, das jedoch das Grundwesen einer germanischen Herrschaft an sich trug. In Deutschland hatte Chlodovech durch Tapferkeit und Ränke nicht minder einheitlich zu organisiren gewußt, in-

[1] Gregor. Tur., 9. de hujus (Chlogionis) stirpe quidam Merovechum regem fuisse adserunt, cujus fuit filius Childericus. — Aus dieser Anführung folgt freilich noch nicht, daß Merovech der Sohn Chlojo's gewesen. Eine Stammtafel (Cod. S. Gall. bei Pertz monumenta Germaniae II. p. 307) nennt Merovech den Enkel Chlojo's durch Childobod.

dem er die einzelnen Herrschaften, die unter den Franken noch bestanden, vernichtete und in seiner starken Hand verschmolz, die Alamannen am Oberrhein und die Burgunder besiegte, wie er auch den westgothischen König Alarich und früher schon die Thoringer seinen Waffen unterworfen hatte.[1] Doch blieb ungeachtet der Einheitlichkeit dieser Herrschaft gewissermaßen eine Naturgränze zwischen Frankreich und Deutschland bestehen, als welche der Rheinstrom schon in den ältesten Volksanschauungen ganz ursprünglich angesehen wird.[2]

Chlodovech erscheint zugleich in der neueren Geschichte als das eigentliche Urbild derjenigen Fürsten, welche die Königsgewalt mit einer verrätherischen und verbrecherischen Politik verbinden, um auf diesem Wege ein neues Principat zu gründen, umfassende Machtanhäufungen durch Gebietserweiterungen und durch Vereinigung fremder und eigener Territorien aufzustellen, und diese durch das Schwert und die Intrigue zusammengebrachten Herrschafts-Elemente zu einer Einheit festzukitten. Es sind dies Macht-Revolutionen von Oben, die nicht minder schmerzhafte, gefährliche und zerstörungsvolle Wendepunkte in der Entwicklung der Menschheit sind, als die Volks-Revolutionen von Unten,

---

[1] Gregor. Turon. II. c. 27. 40. 41. III. 7.

[2] In den Gedichten des Cl. Claudian findet diese Anschauung und die Trennung der beiden Rheinufer in ein gallisch-römisches und ein germanisches schon den entschiedensten Ausdruck. Carm. 21. De laudibus Stilichonis v. 222 sq. Rhenumque minacem Cornibus infractis adeo mitescere cogis, Ut Salius jam rara colat, flexosque Sicambri In falcem curvent gladios, geminasque viator Cum videat ripas, quae sit Romana requirat,

die ein ſpäterer Entfaltungs-Typus der modernen Geſchichte werden. Das Cainszeichen und der Judaskuß ſtehen als Symptome jeder großen Weltkriſis am Anfang aller ſchaffenden und geſtaltenden Begebenheiten. Der Frieden liegt nicht in der Vergangenheit, als leuchtender Streifen zeigt er in die Zukunft, in der vielleicht ein Regiment der Milde auf volksthümlichen und göttlichen Ordnungen ſich aufrichtet.

Die Politik, durch Krieg und Gräuelthaten eine einheitliche Herrſchaftsgröße zu ſchaffen, wird von dem erſten Machtbegründer in Frankreich und Deutſchland mit einer ſchon ganz ſyſtematiſchen Vollendung eingeleitet. Machiavelli, welcher aus dieſer Politik zuerſt eine ſtaatswiſſenſchaftliche Theorie machte, und dabei dem lebendigen Vorbild des Cäſar Borgia folgte, hätte dieſelben Züge, dieſelben Machinationen, dieſelben Vorſchriften zu Verſtellung, Tücke, Gewalt und Mord, ſchon aus dem Urbild des Franken-Königs Chlodovech entnehmen können. In dieſem König bildet ſich das moderne Principat ſchon auf einer ſicheren und ſiegreichen Höhe als diejenige Herrſchafts- und Regierungskunſt aus, welche die Macht zu ihrem einzigen Princip nimmt und danach ihre Politik, ihre Moral, ihre Menſchlichkeit bemißt. Schon die mythiſche Entſtehung dieſes Geſchlechts der Merovinger deutet die Vermiſchung von Thier und Fürſt an, welche Machiavelli bekanntlich unter die Dogmen ſeiner Fürſtenlehre aufgenommen.[1] Danach ſtammt

[1] Il Principe c. XVIII. Essendo adunque un principe necessitato sapere bene usare la bestia, debbe di quella pigliare la volpe ed il lione.

dieſes Geſchlecht von einem Meerungeheuer (Merovohe), welches die Gattin Chlojo's, als ſie einſt in Gedanken an der Küſte des Meeres ſaß, ſo erfolgreich umarmte, daß ſie als Frucht davon ihren Sohn Merovech, den eigentlichen Stammvater der Merovinger, gebar.[1]

Die für die ganze moderne Geſchichte typiſch gewordene Politik Chlodovechs leitete ihn vornehmlich auch in der Methode, mit der er die Glieder ſeines eigenen Hauſes vertilgte oder vielmehr ſein Königshaus vereinheitlichte. Unter den kleineren fränkiſchen Herrſchern, deren Anſprüche ihm gefährlich werden konnten, war es vornehmlich Sigibert, der von ſeinem eignen Sohn Chloderich durch Anſtiften und Aufhetzen Chlodovechs ermordet wurde, obwohl Sigibert dem letzteren beigeſtanden hatte in der großen Schlacht gegen die Alamannen. Dem Chloderich aber, der ihm die Hälfte der väterlichen Schätze angeboten, ließ er durch ſeinen danach abgeſchickten Geſandten den Kopf ſpalten, als er ſich eben in die Kiſte niedergebückt hatte, aus der er die Geldvertheilung vornehmen wollte. Dann ließ er die Volksverſammlung zuſammentreten, deren Stimme in allen deutſchen Angelegenheiten immer eine Art von Gewicht behielt, und nachdem er ihr mit feierlichen Eiden und durch eine trügeriſche Erzählung ſeine Unſchuld an jenen Mordthaten betheuert, machte ihn das Volk in Ausübung des Wahl-

---

[1] Gesta Francorum c. 6. — (Gregor. Tur.) Histor. Epitom. per Fredegar. Scholast c. 9. (bei Bouquet Receuil des Historiens des Gaules T. II.)

rechts zum König des Stammes, indem es ihn jauchzend auf den Schild erhob.[1]

Andere Könige tödtete er mit eigener Hand oder richtete sie auf schmähliche Weise zu Grunde, indem er dann von ihrer Herrschaft Besitz ergriff und sich dabei als einen auserwählten Friedens-, Ordnungs- und Gerechtigkeitsbringer gebärdete. Es ist merkwürdig zu sehen, wie sich solche Künste im Laufe von Jahrtausenden nie abgenutzt haben, sondern immer wieder mit neuem Glück und Effect hervorgesucht worden sind, zum Theil unter Anerkennung der bedeutendsten Männer jeglichen Zeitalters. So zeigt sich der fromme Bischof von Tours schon geneigt, der Machtpolitik des Chlodovech gegenüber die Rolle des spätern Machiavelli vorwegzunehmen, indem er die eigentliche Mitwirkung und Offenbarung Gottes darin erkennt, daß dieser Frankenkönig alle seine Feinde vor sich niedergeworfen und seine Macht und Herrschaft dadurch immer erweiterter und begründeter sah.[2]

Das Reich und die Macht des Chlodovech erscheinen in der neueren Geschichte darum als ein so bedeutungsvoller Wendepunkt, weil sie den eigentlichen Grund legen zur Aufrichtung des modernen Königs-Absolutismus, den dies Geschlecht der Merovinger schon principiell wie thatsächlich festzustellen strebt. Das Königthum, welches bei den salischen Franken plötzlich als eine ursprüngliche und in sich selbst

---

[1] Gregor. Turon. II. 40. At illi ista audientes plaudentes tam parmis quam vocibus, cum clypeo evectum super se regem constituunt.

[2] Gregor. Turon. II. 40. Prosternebat enim quotidie Deus hostes ejus sub manu ipsius, et augebat regnum ejus, eo quod ambularet recto corde coram eo, et faceret quae placita erant in oculis ejus.

berechtigte Institution hervortritt, entwickelt sich dann auch sofort auf einer selbstmächtigen Grundlage, auf der es neue Staats- und Volksordnungen ausschließlich nach seinem Herrschaftsbedürfniß bemißt und gestaltet. Es findet eine specifische Ausbildung der königlichen Gewalt statt, wodurch die Befugnisse der alten germanischen Volksversammlung, welche die herrschaftliche und obrigkeitliche Macht theilte, allmählig in der königlichen Person selbst unterschieds- und bedingungslos zusammenflossen.

Der Machtbegriff wird ein alle andern Gliederungen des Lebens überragendes Element, das der Volksfreiheit nicht minder als dem Adel gegenübertritt, namentlich insofern der letztere noch seine Anrechte in etwas Anderem suchen möchte, als in den persönlichen und dienstlichen Beziehungen zu dem königlichen Herrn, die jetzt allein noch adeln können. Der alte nationale Geschlechts-Adel, dessen Entstehung freilich ein patriarchalisch-heroisches Mysterium war, verschwindet in dieser Zeit fast ebenso geheimnißvoll als er in der Urzeit hervorging, und deutet in seinem Zurücktreten oder in der ihm widerfahrenden Zurückwerfung schon die Keime der natürlichen Feindschaft zwischen Königthum und Aristokratie an.

Denn der in seinem eigenen Recht ruhende Adel scheint beständig die Alleinherrschaft zu bedrohen, die auf dem Fußgestell ihrer Größe keinen anderweitig hergeleiteten Rechten, als die aus ihr selbst fließen, Raum vergönnen kann. Der Adel wird daher jetzt vorzugsweise Dienstadel, und gruppirt sich als solcher nach verschiedenen Stellungen, Aemtern und Einkünften um die Person des Monarchen.

In der ursprünglichen Rechtsentwickelung der salischen Franken wurzeln schon diese neuen Lebensordnungen auf eine eigenthümliche Weise. Das alte Salische Gesetz, dessen Redaction Chlodovech ohne Zweifel schon im Allgemeinen festgestellt vorfand,[1] umzeichnet bereits mit sicheren Grundzügen Lebens- und Volkszustände, in denen nur der Rechts- und Eigenthumsbegriff wirkt, gänzlich unberührt von einem specifischen Adelselement, wie es bei Tacitus noch die ersten Gliederungen des germanischen Lebens färbt, aber schon überschattet von einer über allen Formen des Volksdaseins sich niederlassenden Herrschaftsgewalt, deren Recht zwar in diesem Gesetz nicht principiell entwickelt wird, aber eben darum nur wie in idealer Unbegränztheit über Allem, was möglich und wirklich ist, schwebt.

Die Lex Salica kennt weder einen Adelsstand, noch überhaupt persönliche und rechtliche Vorzüge, die in einem ständischen Element begründet liegen könnten. Als persönlicher Vorzug, der durch die Höhe des Wehrgeldes (Werigelt, die für einen erschlagenen Mann zu erlegende Buße) bestimmt wird, tritt in dem Salischen Gesetz statt des Adels die Zugehörigkeit zur Gefolgschaft des Königs (in truste dominica) oder der Dienst im Heere ein, in welchen Fällen das dreifache Wehrgeld zu erlegen steht.[2] Es drückt

[1] G. Waitz, das alte Recht der Salischen Franken S. 90 hat aus kritischen und historischen Gründen hinlänglich überzeugend dargethan, daß Chlodovech keinen bedeutenden und wesentlich umgestaltenden Einfluß auf das Salische Gesetz geübt haben kann.

[2] Lex Salica XLI. 1. Si quis ingenuo Franco aut barbarum qui legem salicam vivit occiderit cui fuerit adprobatum, 8000 dinarios qui faciunt solidos 200 culpabilis judicetur . . . 2. Si vero eum qui in

sich in diesem Gesetz überhaupt schon die charakteristische Lebenswendung der germanischen Völker aus, in welcher Persönlichkeit und Freiheit wesentlich im Herrendienst und im Grundbesitz ihre eigentliche Bestimmung und Schätzung erfahren. Das Gemeindeleben erscheint in den Bestimmungen des Salischen Gesetzes schon als ein durch die Idee des Grundbesitzes organisch geschlossenes Ganzes, in dem mit dem Einzeleigenthum, auf welchem die Theilnahme an allen Rechten und Pflichten beruht, zugleich ein Gemeinbesitz Aller, die altgermanische Feld- und Waldgemeinschaft, sich verband, wodurch sich auch die Festsetzung erklärt, daß Jemand nur mit ausdrücklicher Uebereinstimmung aller Gemeindegenossen eine feste Aufnahme unter ihnen erlangen konnte.[1]

Der König wird aber schon im Salischen Gesetz als die entscheidende Spitze aller Rechtsbestimmungen, auf der sich diese auch ebenso gut umbiegen, hingestellt. Was mit ihm zusammenhängt, wird dadurch wie von selbst in

truste dominica est aut mulierem (ingenuam) occiderit cui fuerit adprobatum, malb. leodem hoc est 24000 dinarios qui faciunt solidos 600 culpabilis judicetur. Ich gebe den Text hier nach Lex Salica herausgegeben von Johannes Merkel (mit einer Vorrede von Jacob Grimm, Berlin 1850), in welcher Ausgabe durchgängig die von Jacob Grimm besonders befürwortete Wiedereinführung der Malbergischen Glosse mit ihren ursprünglichen germanischen Rechtsausdrücken stattgefunden hat. Die Malbergische Glosse hat das Wort leodis, leudis zur Bezeichnung der gerichtlichen Buße (auch LIII. 4. 5.), während der nachher geläufig gewordene Ausdruck Wehrgeld in dem Salischen Gesetz nicht gebraucht wird, mit Ausnahme der einzigen Stelle LIV. 2. wo er jedoch lediglich als Interpolation (im Heroldschen Texte) vorhanden ist. Vgl. Jacob Grimm Rechtsalterthümer S. 650. Waitz das alte Recht der Salischen Franken S. 97.

1 Lex Salica Tit. XLV.

eine höhere Stellung und Geltung hineingehoben, und was er anordnet, kommt sogar gegen die ausdrücklichen Vorschriften des Gesetzes zur Ausführung. So verstummte das gesetzliche Widerspruchsrecht der Gemeindegenossen gegen einen fremden Ansiedler, wenn der Abgewiesene sich einen königlichen Befehl erwirkt hatte, den er auf der Versammlung der Hundertschaft beibrachte, und wo dann Jeder, der sich noch dagegen zu erklären wagte, mit hohen Strafen, die in der Verwirkung seines Wehrgeldes bestanden, belegt wurde.[1]

Das Recht wurde im Namen des Königs durch den von ihm dazu bestimmten Beamten gehandhabt, und in seiner Veranlassung wie Vollstreckung auf ihn als auf die eigentliche Rechtsquelle zurückgeführt. Die Ernennung aller Vorsteher der Gaue und Gemeinden geht von dem König aus, im Krieg wie im Frieden ist er die schirmende und schützende Macht, in der alle Volksgenossen sich vereinigen, er ist die Regel und die Ausnahme aller Entwickelungen, Einrichtungen und Ereignisse. Diese übergreifende Gewalt, die alle öffentlichen und individuellen Verhältnisse meistert und regelt, die straft, schreckt, belohnt und erhebt, wächst, im Widerspruch mit den germanischen Lebenselementen, und doch in ganz natürlicher Sicherheit und Fülle, aus diesen Grundlegungen der neuen fränkischen Lebensordnung und Herrschaft hervor.

Chlodovech verband mit dieser ersten Aufrichtung eines

---

1 Lex Salic. Tit. XIV. Vergl. über diese Stelle Waitz, das alte Recht der Salischen Franken S. 210. Anm. und Pardessus Loi salique ou Recueil contenant les anciennes rédactions de cette loi p. 390 und 529.

germaniſchen Abſolutismus zugleich die Annahme des Chriſtenthums, zu dem ihn ſchon ſeine chriſtusgläubige Gemahlin Chrotechildis durch inbrünſtige Mahnungen hinzuführen geſucht hatte. Erſt in einer Schlacht, welche er den Alamannen lieferte, und in der ſein Heer bereits in ein ſicheres Verderben zu ſtürzen ſchien, begann er den Namen Jeſu Chriſti anzurufen und ſich ihm zu geloben für den Fall, daß er den Sieg davontrüge. Dies geſchah auch durch ein ſofortiges Zurückweichen der Alamanniſchen Schaaren, worauf Chlodovech durch den heiligen Remigius Biſchof von Rheims, den die fromme Königin ſchon heimlich zu dieſem Zweck hatte herbeirufen laſſen, die chriſtliche Taufe (im funfzehnten Jahre ſeiner Regierung) an ſich vollziehen ließ.

Es iſt bemerkenswerth, daß er dies nur mit Uebereinſtimmung des Volkswillens ausführen wollte und ſich darin noch gewiſſermaaßen einem allgemeinen Stimmrecht unterordnete. Denn er verlangte daß zuvor das ganze Volk zuſammenberufen würde, um mit ihm über die Sache zu ſprechen, und um zu ſehen, ob es dulden würde, daß er die Götter deſſelben verließe. Das Volk ſtimmte ihm jedoch, wie Gregor[1] erzählt, durch Acclamation bei, und aus ſeinem Heere gingen ſogleich mehr als Dreitauſend mit ihm zum Chriſtenthum über. Chlodovech erkennt auf dieſem Punct noch das alte germaniſche Recht der Volksverſammlung und der

[1] Gregor. Turon. II. 31. Conveniens autem cum suis, priusquam ille loqueretur, praecurrente potentia dei, omnis populus pariter adclamavit: „Mortales deos abjicimus, pie rex, et Deum quem Remigius praedicat immortalem sequi parati sumus.“

Volkswahl an, das in den spätern Entwickelungen des deutschen Herrscherthums selbst da, wo die Wahl innerhalb der dynastischen Erbfolge sich zu bewegen hat, in seiner Geltung verblieb. Chlodovech wich aber auch bei anderen Gelegenheiten wieder davon ab, die Zustimmung des Volkswillens einzuholen, denn die Aufstellung der unbedingten und von keinem anderen Willen durchbrochenen Königsmacht war das Ziel, welches er und sein Geschlecht mit allem Bewußtsein erfaßt hatten. Das Volk trat mehr und mehr auch als Gesammtbegriff in die königliche Dienstbarkeit ein und bestand dem Könige gegenüber bald nur noch unterschiedslos aus Gehorchenden und Knechten. Der Begriff des Majestätsverbrechens bildet sich in diesem fränkischen Reich schon auf ganz bestimmte Weise aus.[1]

Damit verbinden sich dann auch bald, obwohl im fränkischen Reich noch nicht so bestimmt ausgesprochen, die Vorstellungen von der göttlichen Einsetzung des Königthums, worein sich auch die Diplomatie der Kirche gern findet. Schon die langen Erblocken, welche die Salischen Könige nach uralter Ueberlieferung trugen, waren ein gefährliches Abzeichen, durch welches das Königsgeschlecht auch physisch von dem ganzen Volke sich aussonderte, und wodurch eigentlich zuerst die Racenunterschiede in der neueren Gesell-

[1] Waitz Deutsche Verfassungsgeschichte II. 137. Eine Reihe von Stellen aus Gregor von Tours macht es allerdings unzweifelhaft, daß das Verbrechen einer Majestätsbeleidigung schon ganz kategorisch aufgestellt wurde, z. B. V. 26. Sol et duo filii ejus, Bursolenus et Dodo, ob crimen majestatis laesae, judicio mortis suscepto, unus ab exercitu vi oppressus est.

schaft angedeutet wurden. Denn das lang herabwallende Haar dieser Frankenkönige (reges criniti[1]), welches in der Sagentradition auch als die Borsten der Merovinger erscheint, wird gewissermaßen als ein mit dem Geblüt zusammenhängender Vorzug erachtet. Wem dieser mächtige Lockenwuchs, der das eigentliche Herrschaftszeichen der Merovinger war, herabgeschnitten wurde, der wurde damit zugleich aus dem königlichen Geschlecht ausgestoßen und seiner Rechte verlustig erklärt. Tacitus erwähnt es schon als eine Auszeichnung des Principats bei den Sueven, daß ihren Fürsten das Haupthaar länger herunterwallen durfte. Die borstigen Frankenkönige machten, wie es schien, ein Princip daraus, das auch später, als diese Königssitte abgekommen war, sich noch darin andeutete, daß nur die Freien langes Haar, die Knechte aber geschnittenes trugen.

---

[1] Gregor. Turon. II. 9. Tradunt enim multi eosdem (Francos) de Pannonia fuisse digressos, ... ibique juxta pagos vel civitates reges crinitos super se creavisse. Vgl. Jacob Grimm Deutsche Rechtsalterthümer S. 239.

6. Die Spaltungen der deutschen Volksfreiheit.

Der Begriff der Freiheit an sich läßt keine Gliederungen und Abstufungen zu, denn man ist entweder frei oder unfrei, wie es schon in einem alten Capitulare heißt: Non est amplius nisi Liber et Servus.[1] Es mischen sich aber nichtsdestoweniger schon in den ersten Anfängen des germanischen Staatslebens die Formen der Freiheit und Knechtschaft vielgestaltig ineinander, indem schon Tacitus die Deutschen nach Sklaven, Freigelassenen, Freigeborenen und Edlen unterscheidet. Diese Abstufung, in welcher sich der Freiheitsbegriff ganz ursprünglich spaltet, zeigt die schwankende Richtung auf, das Wesen der Freiheit zu verwirklichen und zu erschöpfen. Denn kaum hat der Freigelassene durch sein gutes Glück die Stufe der Knechtschaft überwunden, so muß er sehen, daß er noch keineswegs in der eigentlichen Sphäre der Freiheit angelangt ist, welche durch die Freien mit ihren eingeborenen Rechten ausgefüllt wird. In den Freien ist dann aber auch noch nicht die eigentliche Blüthe der Freiheit angebrochen, die der Adel an sich darstellt, in welchem die Freiheit der Freien sich zu erblichen Geschlechtsvorzügen gesteigert hat.

---

[1] Pertz Legg. I. p. 121.

In dem Adel drängt sich aber schon wieder eine andere Spitze heraus, nämlich das Königthum, das seine ursprüngliche, wenn auch immer dunkel gebliebene Entstehung aus den Adelsgeschlechtern nimmt, und in seiner eigenen Entwicklung auf so umfassenden und immer weiter greifenden Grundlagen sich aufrichtet, daß es, zuerst als die Spitze der Freiheit Aller erscheinend, schon im fränkischen Reich diese Freiheit vollständig in sich aufgezehrt hat, und damit die Unfreiheit Aller vertritt. An den beiden äußersten Enden der Gesellschaft bleiben nur der König und der Knecht als fest abgeschlossene Lebensgestalten übrig, die, gleicherweise aus der Mitte aller Stände ausgeschieden, beständig auf einander hinweisen, als auf diesen Proceß der Freiheit, der zuerst beim Sklaven anhängig gemacht wird, um mit dem absoluten König zu endigen.

Wie der Knecht in die Welt gekommen, bleibt im Grunde ebenso geheimnißvoll, als die eigentliche historische Bildung des ersten Königthums. Die Kriegsgefangenschaft schließt wohl zuerst und am meisten die Fesseln der Knechtschaft. Der Gefangene wurde leibeigen, was auch den Geißeln widerfuhr, wenn die Friedensbedingungen, zu deren Gewähr sie gestellt waren, nicht eingehalten wurden.[1] Auch traten Freie in die Knechtschaft zurück durch Verträge, welche sie über ihre unbedingte Dienstbarkeit abschlossen, und worüber sich noch alte Ergebungsformeln finden, unter denen in die Unfreiheit eingetreten wurde.[2] So verloren die Freiheit,

[1] Gregor. Turon. III. 15. Vgl. Eichhorn Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte I. S. 329. (4. Ausg.)

[2] Marculfi Form. II. 28.

die sich zu einer unfreien Person in die Ehe begaben, oder die Kinder wurden gleich als Sklaven geboren, wenn auch nur der eine Theil ihrer Eltern, entweder der Vater oder die Mutter, unfrei waren. Ferner verspielten auch die Deutschen ihre Freiheit, oder sie wurden durch eine Schuld dem, der die Anforderungen an sie hatte, leibeigen.

Wie viele Entstehungsformen der Knechtschaft es auch gegeben haben mag, es bleibt dabei doch immer ein dunkler Rest, der nicht aufgehen will, wenn man bedenkt, wie ungeheuer die Erfindung war, einen Menschen aus der Reihe der freigeborenen Wesen auszustoßen und in eine Sache umzusetzen, ebenso ungeheuer als einen Menschen aus der Reihe der freigeborenen Wesen auszusondern und in einen Gott umzusetzen, der Allen befiehlt.

In dem Salischen Gesetz werden die Sklaven nicht nur als sachlicher Gegenstand angesehen, dem keine Persönlichkeit mehr einwohnt, sondern auch mit dem Vieh auf eine und dieselbe Stufe gestellt.[1] Sie waren das mit dem übrigen Besitzstand zusammengeflossene Eigenthum ihres Herrn geworden, und man konnte an einem Sklaven einen Diebstahl begehen, wie an einem Gaul oder Lastthier. Die älteste Bezeichnung deutscher Mundarten für den Sklaven ist der Schalk (althochdeutsch scalk, gothisch skalks, im strengen Sinne des lateinischen servus, mancipium), welches Wort ursprünglich die Bedeutung des Dieners hat,

---

[1] Lex Salica ed Merkel XLVII. Si quis servum aut (ancillam,) caballum vel bovem aut quodlibet pecus super alterum agnoverit .... X. Signis servum aut cavallum vel jumentum furaverit ....

mit der die spätere des verschlagenen Schelms erst im mittelhochdeutschen Sprachgebrauch sich zu verbinden scheint.[1]

Doch fließt der eine Sinn charakteristisch genug aus dem andern her, denn in der härtesten und schwärzesten Gestalt der Dienstbarkeit, in der die Persönlichkeit verloren gegangen, beginnt diese doch auf den heimlichen Wegen der Verstellung, der Verschmitztheit, der List und des Humors bald ihr Recht wiedereinzufordern. In den Dienst des Sklaven verflicht sich leicht die Rolle des Schalks. Als Uebertragung des lateinischen servus, mancipium erscheint in den ältesten deutschen Glossen das Wort manahoubit, während der Ausdruck Knecht (althochdeutsch chneht, angelsächsisch cniht, englisch knight) erst später zur Bezeichnung des strengen Knechtschaftsverhältnisses genommen wurde, und ursprünglich eine mildere Abhängigkeit noch innerhalb des Rahmens der Freiheit (woven auch chnapo, Knabe, Knappe) bezeichnete.

Es sprechen jedoch die vielfältigsten Zeugnisse dafür, daß das Loos der Knechtschaft bei den Deutschen mildere Formen trug, als die alte römische Sklaverei. Obwohl diese Schalke und Knechte, ohne Schutz und ohne Recht, nur als Eigenthumsinteresse ihres Herrn in Betracht kamen, so fehlen doch in allen Mittheilungen über dieses Verhältniß die grellen und unmenschlichen Züge. Die germanische Gemüthlichkeit sänftigte dann auch wieder im Kleinen den Rechtsbruch, der im Großen an der Menschlichkeit begangen wurde. Die Knechte wurden auf Hufen angesiedelt, die sie

[1] Grimm Rechtsalterthümer S. 302.

selbständig bebauten und bewirthschafteten, und wofür sie ihren Herren dienstbar waren mit Verrichtungen aller Art, wie auch mit Entrichtung eines Zinses. Die Hälfte ihrer Arbeitstage gehörte ihrem Herrn, die andere Hälfte ihnen selbst,[1] und es geschah nicht selten, daß der Knecht zu seinem Gehülfen auf dem Felde und in der Wirthschaft noch einen Knecht junior, wie er in dem Alamannischen Gesetz genannt wird, unter sich hatte. Es lag in der Natur dieses ganzen Verhältnisses, daß nach der Eigenthümlichkeit der Herrschaft auch die Knechtschaft sich strenger oder milder gestaltete. Der zu einem Kirchengut gehörige Sklave, oder die im Besitz des Königs angesiedelten Knechte wurden gewöhnlich als die glücklichsten erachtet und am besten gehalten, als wenn von der Hoheit, mit der diese Niederen in Berührung traten, dadurch ein milderer Schimmer auf ihre Häupter übergeflossen wäre.

Auch zum inneren Hausdienst wurden ohne Zweifel Sklaven (ministeriales, auch vassi, vassalli) verwendet, die dem deutschen Familienverband näher traten und in der persönlichen Umgebung ihres Herrn leicht wichtigere Geltung erlangen konnten. Die fremden Kriegsgefangenen, welche in die Leibeigenschaft gerathen waren, brachten auch wohl manche höhere Geschicklichkeit mit, durch die sie dem Haus- und Familienwesen in Anfertigung von Geräthschaften und in Beschaffung mancher Luxusgegenstände besonders

[1] Waitz Deutsche Verfassungsgeschichte II. 155. der eine Reihe von Stellen aus der Lex Alamannica, der Lex Bajuvariorum und dem seltenen Codex traditionum Sangall. über die germanischen Sklavenverhältnisse zusammenstellt.

nützlich werden konnten. Im Gesetz der Westgothen (VI. 1. §. 4) werden in dieser ganz bestimmten Bezeichnung Kunst-Sklaven (servi artifices) aufgeführt, welche diesen Namen durch künstlerische und technische Leistungen erworben haben müssen. Auch zu neuer Bebauung und Urbarmachung des eroberten Landes wurde die Knechtschaft benutzt, indem die in Besitz genommenen Landstrecken am liebsten den Unfreien, aber auch den Hörigen zur Cultur übergeben wurden.

In diesen Hörigen zeigt sich, neben den Sklaven, schon eine im Sinne der Freiheit beginnende Gliederung der Knechtschaft. Es waren dies die Hofhörigen, in den Volksgesetzen die Liten, liti, leti, auch ledi, lazzi,[1] in alten baierischen Urkunden wie auch bei den Langebarden Aldiones,[2] die Minotlidi der Alamannen. Sie waren die

---

[1] Grimm Rechtsalterthümer S. 305 flgd. handelt ausführlich von der Etymologie dieses Wortes. Die vielangeführte Stelle in der vita Lebuini von Hucbaldus (bei Pertz Monumenta II. p. 361) nennt zur Bezeichnung der Dreigliederung der deutschen Stände die edlingi, die frilingi und die lassi, mit der lateinischen Wiedergebung als nobiles, ingenui und serviles. Es ist doch sehr zweifelhaft, ob diese Stelle aus der Geschichte des hochdeutschen Nithard sei.

[2] Aldii, Aldiones auch Altones, in Urkunden bei Meichelbeck Historia Frisingensis No. 26, 28, 45. Vgl. Capit. add. leg. Langob. a. 801, §. 6. (Capit. Ticin. bei Pertz Monum. III. p. 84): Aldiones vel aldianae ad jus publicum pertinentes, ea lege vivant in Italia in servitutem dominorum suorum, qua fiscalini vel lites vivunt in Francia. Die lex Bajuvariorum kennt übrigens nur Nobiles, Liberi, Servi. Savigny Zur Rechtsgeschichte des Adels (Verm. Schriften I. 26) findet einen Ueberrest jenes Sprachgebrauchs noch heutzutage in der Bairischen Volkssprache erhalten, worin die ländlichen Dienstboten Halden oder Ehehalden genannt werden. Ueber die Etymologie

aus der Knechtschaft persönlich Freigelassenen, die aber doch noch an dem Boden, auf dem sie lebten, haften geblieben waren, und diese ihnen anklebende Scholle ihrer Existenz nicht überspringen konnten. Die Sklaven und die Liten, wenn auch schon auf den zwischen ihnen gezogenen Gränzen eine Freiheitsdämmerung begonnen hatte, bildeten doch noch immer eine zusammengehörige trübe Masse des Standes der Unfreien. Diese Freigelassenen, die aber noch Hörige (gihôrig) geblieben, sind allerdings als ein persönlich mitlebendes Glied in die Volksgemeinde aufgenommen worden, und haben dadurch die Stufe überwunden, auf der sie bisher nur eine Sache waren. Sie sind in den Besitz einer Persönlichkeit gelangt und nehmen dadurch bereits eine gewisse Rechtsstufe ein, die sich auch dadurch charakterisirt, daß ein bestimmtes Wehrgeld, wenn auch nur halb so groß wie das des Freien, für sie angesetzt war.

Aber mit ihrer persönlichen Freiheit wußten sie im eigentlichsten Sinne nicht wohin, denn dieselbe war noch nicht abgelöst von dem Grund und Boden, den sie bebauten, und durch den sie zugleich in einem ihrerseits nicht abzustreifenden Verhältniß zu einem Herrn festgehalten waren. Der Herr, an den sie eine regelmäßige Abgabe, das lidimonium, zu entrichten hatten, konnte sie mit dem Boden selbst, auf dem sie wirthschafteten, verkaufen. Aber sie waren doch immer eine Individualität, ein Rechtssubject, das rechtskräftige Verpflichtungen eingehen, wenn auch schwerlich schon selbst

des Wortes Aldio stellt Grimm Rechtsalterthümer S. 311. Vermuthungen auf.

ständig vor dem Volksgericht erscheinen konnte, um seine Sache zu führen, wobei der Hörige sich jedenfalls durch seinen Herrn vertreten lassen mußte.[1]

Die persönliche Freiheit der Liten fand daher wohl ihren unverkümmerten rechtlichen Ausdruck, brach sich aber doch auch wieder in letzter Instanz an der Abhängigkeit vom Boden, in der das Dasein des Freigelassenen verschlossen blieb. Der Grund und Boden erweist sich in diesem Verhältniß schon als das Element, das den eigentlichen Werthmesser des Mannes und seiner Freiheit abgiebt. Auch der Freigeborene kann in den Stand des Liten zurücksinken, wenn er, durch Noth und widrige Schicksale gebeugt, sich in ein Abhängigkeitsverhältniß hineinbegeben muß, in dem er auf fremdem Acker gegen Verpfändung seiner Arbeitskraft und gegen Zinserlegung wohnt.

Die Freiheit hängt in diesen ursprünglichen Rechtsvorstellungen der Germanen so genau mit dem Besitz zusammen, daß jeder geminderte Besitzstand auch eine Minderung der Freiheit wird, und selbst Freigeborene, wenn sie einmal aus der vollberechtigten Sphäre der Freiheit herausgefallen, können mit einer solchen Landstrecke, auf der sie zinspflichtig geworden, veräußert und von einem Herrn auf den andern übertragen werden. Verkauft oder verschenkt wurden dann Ländereien mit allen auf ihnen haftenden Seelen, die dort in ihrer Besitzlosigkeit gefangen saßen, und obwohl mit freien Persönlichkeiten doch auf der Hufe sich fortschieben lassen

[1] Lex Salica XXVI. 1. L. 1. Leg. Liudprandi § 91. Vergl. Waitz das alte Recht der Salischen Franken S. 100.

mußten. Diese Leute, deren Verhältnisse mannigfacher Art sein konnten, stellten schon ein Proletariat der Freiheit dar, wie man diesen trüben Schweif von Halbfreien und Halbberechtigten, welchen die Idee der Freiheit hinter sich herzog, wohl bereits bezeichnen könnte. Ein Zwang, auf solcher Hufe zu bleiben, konnte wohl nicht unbedingt stattfinden, da die an sich freie Person jedenfalls auch das Recht hatte fortzuziehen, sobald sie anderweitig ihr Auskommen ersah, wenn auch nicht ohne vorhergeganzenes Uebereinkommen mit ihrem Herrn.[1] Sie gingen dann in die Städte, wo sie als kleine Handwerker, Gewerbtreibende und Händler lebten und dadurch jene unglückliche Mischung freier Personen und garantieloser Existenzen auch in die ersten Elemente des städtischen Lebens einpflanzten. Auch Sklaven, welche von ihren Herren die Erlaubniß dazu empfingen, ließen sich als Handwerker, Kaufleute, nach ihrer Geschicklichkeit auch als Künstler, in den Städten nieder, wahrscheinlich gegen Entrichtung einer laufenden Abgabe, die sie dafür an ihren Herrn und Besitzer zahlen mußten.

Ein Verhältniß dieser Art, welches noch bis in die neueste Zeit in der russischen Leibeigenschaft sich fortgesetzt zeigt, trug nicht wenig zu jener Mischung freier und unfreier Elemente bei, in der sich die unteren Schichten der Städte auf einer von vornherein gefährlichen und schwan-

[1] Die Entlassung aus der Hörigkeit (emancipatio) geschah wohl fast immer nur gegen Entrichtung einer gewissen Geldsumme und in der Regel auch gegen Ausstellung eines Freibriefs. Vergl. Kindlinger Geschichte der deutschen Hörigkeit S. 108 und die Urkunden Nr. 38, 78, 101.

kenden Grundlage aufbauten. Die germanischen Lebensverhältnisse nahmen hierbei einen festen eigenthümlichen Entwickelungsgang aus sich selbst, obwohl sie den römischen Rechts- und Lebensformen, mit denen sie sich auf dem Wege der Eroberung und in den ersten Organisationen des Frankenreichs so genau berührten, schon in diesen ursprünglichen Bildungen manchen nachweisbaren Einfluß auf sich gestatteten. Das römische Colonat,[1] in dem ebenfalls freie Personen in der Abhängigkeit fremden Bodens wohnten und arbeiteten, begegnete sich mit den Verhältnissen der deutschen Liten auf eine sehr übereinstimmende Weise, und wurde von den Deutschen überall, wo sie es vorfanden, aufgenommen und in ihre eigenen Zustände übertragen. Der Stand der deutschen Liten mischte sich in den eroberten Ländern gewiß auch mannigfach mit den römischen Colonen oder Tributariern, und es fand darin auch hier eine Durchknetung der verschiedenartigsten Elemente auf diesem Bodensatz der sich begegnenden und überwindenden Völkernaturen statt.

Die verworfenen Stoffe der Gesellschaft drängen sich dann am begierigsten hervor, um den einzig fruchtbaren Dünger der Geschichte bereiten zu helfen. Der Geschlechtstrieb, in dem die Menschheit ihrer physischen Regel gehorcht, macht merkwürdiger Weise auch die Vermittelung zwischen

---

[1] Savigny giebt in seiner Abhandlung „über den römischen Colonat" (Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft VI. 273 flgd., zuerst in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1822—1823, Berlin 1825) eine sehr lehrreiche Darstellung dieser neurömischen Bauernverhältnisse, die er jedoch in keiner historischen Verbindung mit der deutschen Hörigkeit (vergl. S. 319) erblicken will.

den geistigen und prinzipiellen Gegensätzen der neueren Welt. Knechte und Freie, durch die strengsten gesetzlichen Bestimmungen von einander geschieden, so daß bei einigen Stämmen sogar Todesstrafe auf ihre geschlechtliche Vermischung gesetzt war,[1] können doch bald dem Drang nicht mehr widerstehen, sich zu heirathen. Es ist bemerkenswerth, wie die alten Volksgesetze, die überhaupt gegen jede Blutsvermischung der verschiedenen Stände unter einander sind, allmählig den milderen Fügungen des Lebens weichen. Diese Sonderungen treten zurück, je mehr der geschichtliche Prozeß erwacht, mit dem sich auf der Naturseite der freie geschlechtliche Prozeß verbindet, in welchem Freie und Knechte in lieberoller Ehe ihr Blut vermischen und alle ihre menschlichen Interessen einigen, um ein neues, vielleicht glücklicheres Geschlecht zu erzeugen.

---

1 Adamus Bremensis Histor. ecclesiast. I. 5. Quatuor igitur differentiis gens illa consistit, nobilium scilicet, et liberorum, libertorumque atque servorum. Et id legibus firmatum, ut nulla pars in copulandis conjugiis propriae sortis terminos transferat, sed nobilis nobilem ducat uxorem, et liber liberam, libertus conjungatur libertae et servus ancillae. Si vero quispiam horum sibi non congruentem et genere praestantiorem duxerit uxorem, eum vitae suae damno componat. Gleichlautend mit der Translatio S. Alexandri auctoribus Ruodolfo et Meginharto (bei Pertz Monumenta II. 675.), aus der Adam von Bremen ohne Zweifel die Stelle entnommen haben muß. Vgl. über diese Stellen H. v. Sybel Entstehung des deutschen Königthums S. 95. und Savigny zur Rechtsgeschichte des Adels a. a. O. S. 16. — Lex Visigoth. lib. III. t. 2. § 2—4. wonach Todesstrafe darauf gesetzt ist, wenn sich eine Frau ihres Sklaven zum Gemahl bedient, wogegen bei einer Vereinigung mit einem fremden Sklaven die Frau nebst den daraus entsprossenen Kindern selbst in die Sklaverei verstoßen werden sollen.

Der Gegensatz von Freiheit und Knechtschaft bleibt überhaupt im Leben selbst nicht in dieser schroffen Wirkung stehen, in der Recht und Princip ihn von vornherein aufgerichtet haben. Mit dem Begriff der Knechtschaft auf der einen Seite fließt zugleich der ächt germanische Begriff der Schutzhörigkeit und der Familiengewalt auf der andern Seite in mildernden Umrissen zusammen. Der Schutz (mundium, mundeburdis, althochdeutsch die munt[1]) ist ein patriarchalischer Rechtsbegriff, der alle Personen, die nicht auf eigener Selbständigkeit ruhen, in einer fürsorglichen und gewissermaßen ihr Recht ergänzenden Vertretung umfaßt. Innerhalb der Familie ist es die Frau, die nach germanischen Rechtsbegriffen nie eine Selbständigkeit erlangt, sondern unter dem Schutz des Vaters, der in den des Mannes übergeht, einzig und allein die Rechtsseite ihres Lebens feststellt.

In dieser weiblichen Schutzbedürftigkeit erscheinen alle Diejenigen, die nicht vollberechtigt durch freies Eigenthum und darauf begründeten Wohnsitz leben, sondern eine Ergänzung ihrer Persönlichkeit durch die bevorzugten Inhaber von Freiheit und Eigenthum nöthig haben. Vater, Mann, Herr, König, sind die Stufenleiter dieses ganz organisch ausgebildeten Schutzverhältnisses, der auf der andern Seite das Weib, das Kind, der Freigelassene, der Heimathlose, der rechtlos Versprengte, gegenüberstehen. Der König übt diesen Schutz im weitesten und allgemeinsten Umfange über alle halben und schwankenden Existenzen, die sich ihm als

[1] Grimm Rechtsalterthümer S. 447.

der obersten Spitze aller Verhältnisse zuneigen. Der Herr schützt seinen Hörigen, der einen Theil seines Hofes oder Hauses bildet, zugleich als sein Rechtsvormund, als sein Vertreter und Beistand in allen Gemeindeangelegenheiten.

Es gab aber auch eine vorzugsweise so genannte Klasse der Schutzhörigen, die wohl noch als eine besondere Spielart der Hörigkeit anzusehen sind. Sie standen im Allgemeinen wohl auf derselben Lebens- und Rechtsstufe wie die Liten, waren aber nicht zu so regelmäßigen Diensten verpflichtet, sondern bezahlten den genossenen Schutz entweder nur mit kleinen Abgaben oder mit außerordentlichen Hülfsleistungen zur Erntezeit und beim Heumachen.[1]

Auch die christliche Kirche begann schon in ihren ersten Organisationen unter den fränkischen Königen ein Verhältniß der Schutzhörigkeit auszubilden, das in den sogenannten Wachszinsigen (Cerocensuales), das heißt: in solchen Personen sich darstellte, die auf Kirchengründen sich niedergelassen hatten und für den dadurch erlangten Schutz des Patrons der Kirche am jährlichen Festtag des Heiligen eine Spende entweder in wirklichen Wachskerzen oder in einigen Pfennigen niederlegten. Diese Wachszinsigen schienen sich auf den Klostergütern bald mit eigenthümlichen Rechten, fast in Weise einer besonderen Innung, ausgebildet und ihre Stellung weit über die der Liten hinaus gesteigert zu haben.[2]

Den Vollbegriff der Freiheit sahen die germanischen

---

[1] Kindlinger Geschichte der deutschen Hörigkeit S. 25.

[2] Kindlinger Münsterische Beiträge II. S. 119. Jus Cerocensualium § 31.

Völker erst im Besitz des Grundeigenthums aufgehn. Der Mensch der Hufe (hubarius) klebte mit dieser zu einer Gemeinschaft zusammen, die doch am Ende das stärkste und bedingendste Element in diesem Verhältniß blieb, und wogegen der Halbschimmer persönlicher Freiheit kaum aufkommen konnte. Wie das Eigenthum die Freien, die Halbfreien und die Unfreien bestimmte, so gab es durch seinen Besitz zuerst die vollberechtigte, zu allen Rechtshandlungen ermächtigende Mitgliedschaft in der Volksgemeinde.

Es waren dies die besitzenden, gesessenen Freien (liberi homines, auch boni homines), welche die eigentliche Mitte der ganzen Staats- und Volksgenossenschaft bildeten und daher auch Mittelfreie (medius, medianus) genannt wurden, wie sie auch vorzugsweise mit dem Volksnamen (Francus) den Stand der freien Volksgenossen bezeichneten. Denn die germanische Freiheit, sobald alle Erfordernisse des Besitzes und der Persönlichkeit sich zu ihr vereinigt haben, wird zugleich ein Standesclement, in dem das Nationalleben seine erste rechtliche Gliederung beginnt. Das Gut begründet die Freiheit, die Freiheit den Stand, der Stand die vollkräftige Mitwirkung im Staat, im Kriegsheer, die Rechtsgewalt in der Familie, über die Dienstleute und Knechte. Die Freien waren vorzugsweise die guten und ehrenwerthen Männer (boni homines), die vollkräftigen Zeugen vor Gericht (rachineburgii),[1] die eigentlichen Gaubewohner (pagenses), die Schutzgewährenden, Die, von denen allein Stiftungen für Kirchen und Klöster und vollgültige Güterschenkungen ausgehen konnten.

[1] Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer S. 293 erörtert die Etymologie dieses nur im salischen und ribuarischen Gesetz oder in

Die Würde und Kraft des freien Mannes drückte sich besonders in seiner Heerbannpflichtigkeit aus. Der Heerbann (haribannum, aribannum) war das durch Glockengeläute, Heerhorn und andere Symbole ergehende Aufgebot an alle Freien, sich zum Kriegszug oder auch zur Volksversammlung und zum Gerichtstag einzustellen. Die Verpflichtung dieser Nachfolge war im Kriege zugleich mit der eigenen Ausrüstung verbunden, die in Waffen, Streitrossen und im Harnisch, je nachdem Einer ein größeres oder geringeres Gut hatte, von dem kriegsfähigen Mann selbst bestritten werden mußte. Die Abschätzung richtete sich dabei nach der Zahl der mit Hörigen versehenen Hofgüter oder Grundstücke (mansi), die ein Jeder besaß, und wonach er mehr oder weniger zu seiner Kriegsrüstung beizutragen hatte.[1] Wer dem Heerbann nicht Folge leistete, über den wurde eine nicht unbeträchtliche Geldbuße verhängt.

Als ein specifischer Maaßstab für die persönliche Würdigung des Standesfreien erscheint aber auch das Wehrgeld,

---

fränkischen Urkunden vorkommenden Wortes. Vergl. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte II. 285.

[1] In dem Capitulare von 812 (bei Baluzius I. 489): Ut omnis liber homo, qui quatuor mansos vestitos de proprio suo, sive de alicujus beneficio habet, ipse se praeparet et ipse in hostem pergat, sive cum seniore suo. Mansus vestitus hieß das bebaute Gut, dem das brach und unbebaut liegende als absus gegenüber stand. Du Cange Glossarium I. 66, vineas cultas et incultas seu absas. Der Ausdruck ist ein ursprünglich fränkischer, erscheint jedoch eigentlich erst in den Capitularien und unter den Carolingern. Vergl. Grimm Rechtsalterthümer S. 536. Eugen Montag (der letzte Abt zu Ebrach) Geschichte der deutschen staatsbürgerlichen Freiheit I. 1. S. 18.

worin sich überhaupt die Abstufungen der deutschen Stände schon nach gesetzlich bestimmten Unterschieden und einer freilich sehr quantitativen Rechtsauffassung anzudeuten suchen. Es lag in der übereinstimmenden Rechtsvorstellung aller germanischen Völker, daß ein Todtschlag in der Regel nicht für ein solches Hauptverbrechen galt, das am Leben selbst gebüßt werden mußte. Das Gesetz der Friesen[1] stellt die Preissteigerungen, in denen ein Todtschlag nach dem Stande des Erschlagenen mit einer Geldstrafe gesühnt werden mußte, am künstlichsten in einer arithmetischen Proportion dar, in der die prinzipielle Grundanschauung sich Ausdruck und Kraft zu geben strebt. Danach wurde der Adelige mit 80 Solidi (der Solidus zu drei Denarien), der Freie mit 53⅓, der Freigelassene oder Hörige mit 35⅝ (wovon sein Herr 26⅔, seine Verwandten 8⅞ empfingen) in dem für ihre Erschlagung zu zahlenden Wehrgelde angesetzt. Diese Strafe mußte an die Hinterbliebenen bezahlt werden, welchem Stande auch immer der Thäter angehören mochte.

Diese Genauigkeit, mit welcher der Werth einer Persönlichkeit und das Maaß der in ihr verkörperten Freiheit in Zahlen bis zum kleinsten Bruchtheil ausgedrückt werden konnte, ist nicht willkürlich gegriffen, sondern entspricht dem angenommenen Grundverhältniß von 9, 6, 4, nach welchem,

---

[1] Lex Frisionum (ed Gaupp, Vratisl. 1832) Tit. I. § 1—10. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte I. § 141, setzt die erste Abfassung des Friesengesetzes zugleich mit der Lex Saxonum und der Lex Angliorum et Werinorum in die Zeit der Unterwerfung der deutschen Völker unter die fränkische Hoheit, und möchte ihre eigentliche Redaktion Karl dem Großen selbst zuschreiben.

wenn das höchste Wehrgeld für den Adel auf 80 Solidi bestimmt war, die ihm folgenden Stände dann leicht und ganz bestimmt zu dem verhältnißmäßigen Ansatz gebracht werden konnten.[1]

Diese Anschauung trägt schon eine ungemein künstliche Gliederung in sich, in der die Spaltung der deutschen Volksfreiheit zugleich den Menschenwerth bedingt. In den übrigen Volksgesetzen suchen die Abstufungen des Wehrgeldes in verschiedenen Zahlen doch mehr oder weniger dieselbe Verhältnißmäßigkeit dieser Standes- und Lebensanschauung einzuhalten. Diese Zahlen können zum Theil wohl als charakteristische Zeichen für die Grade gelten, in denen sich die Standesunterschiede bei den einzelnen Stämmen von vorn herein auszubilden und mehr oder weniger schroff zu fassen beginnen. So hat die Lex Saxonum[2] den bedeutend überragenden Posten von 1440 Solidi für den erschlagenen Nobilis, dagegen nur 240 für den Freien, 120 für den Liten, also ein Verhältniß von 12, 2, 1. In den Fränkischen Gesetzen, sowohl dem Ribuarischen als dem Salischen, erscheint an der Stelle des Adels der Antrustio, der im unmittelbaren Hofdienst stehende Gefolgsmann des Königs (in truste dominica), in welchem der alte Geschlechtsadel bei den Franken wesentlich aufgegangen ist. Für diesen An-

[1] Savigny, Beitrag zur Rechtsgeschichte des Adels im neueren Europa (Vermischte Schriften IV. S. 19) bemerkt, man könne sich die Sache auch so vorstellen: das Grundverhältniß war 3, 2, 1 oder 80, 53⅓, 26⅔ und die Zahlung von 8⅔ an die Verwandten kam nur noch nebenher als Zusatz hinzu. Dafür spricht, daß das Wehrgeld für den Liten allerdings gesetzlich seinem Herrn zukam.

[2] T. 2 § 1. 3. Zur Erklärung dieser Stelle vergl. Grimm Deutsche Rechtsalterthümer S. 273.

truſtio findet ein Wehrgeld von 600 Solidi ſtatt, für den freigeborenen Franken 200, für den Litus 100,[1] wobei die fränkiſche Nationalität gerade in dem doppelten Werth gegen jede andere, beſonders die römiſche berechnet ſteht, indem der römiſch geborene Gefolgsgenoſſe des Königs mit 300 Solidi, der römiſche Landbeſitzer mit 100, der römiſche Lite (Romanus tributarius), in freilich nicht ganz entſprechender Scala, mit 75 abgeſchätzt und geſühnt wird.

Man wird dieſe Wehrgeldbeſtimmungen nicht leicht als eigentliche ſpecifiſche Ständebezeichnungen auffaſſen können, da die hörigen Liten keinen Stand bei den deutſchen Völkern bildeten, und in einigen Geſetzen auch die Sklaven aufgeführt ſtehen, die überhaupt nicht als ein mitlebender Beſtandtheil der Nation angeſehen wurden. Die Tödtung eines Sklaven, wobei lediglich die Eigenthumsfrage als ſolche in Betracht kam, wurde ſeinem Herrn nur gerade nach ſeinem ſachlichen Werth bezahlt, für den bei einigen Stämmen

---

[1] Lex Salica ed. Merkel XLI. Karl der Große änderte dieſe Beſtimmungen ſpäter in einer allgemeinen Reichsſatzung dahin ab, daß der Franke, als die ſiegreiche Nationalität, überhaupt die höchſte Stufe der Abſchätzung repräſentirte, und dann Freie, Freigelaſſene und Sklaven ohne Unterſcheidung ihrer Nationalität in einer verhältnißmäßigen Scala folgten: „Qui hominem Francum (natione) occiderit, solidos 600, qui ingenuum occiderit, solidos 200, qui Litam, solidos 100, qui servum, Solidos 50 componat.“ Bei dem Erſchlagen einer höheren Standesperſon z. B. eines Grafen oder eines Königlichen Geſandten wird dann aber auch wieder Rückſicht auf die nationale Geburt („sicut sua nativitas est“) genommen. Capitulare Aquisgranense vom Jahre 813, bei Balazius Capitul. I. 511. Vergl. Hertz über das Fantener Recht S. 7.

eine besondere Taxe bestand, während sonst gewöhnlich die Hälfte des gesetzlichen Wehrgeldes, das ein Lite kostete, für ihn angesetzt war. Der Herr konnte auch selbst seinen Sklaven tödten, wie man sich eines Gegenstandes entledigt, den man nicht mehr gebrauchen will. Wenigstens traf ihn keine gesetzliche Strafe dafür, wovon sich nirgends eine Spur in den alten Criminalverordnungen erweist, die freilich die allgemeine Festsetzung enthalten, daß ein Mensch nicht anders als auf Geheiß des Gesetzes getödtet werden dürfe.[1] Doch liefern jene progressiven Veranschlagungen des Menschenwerthes nach Zahlen und Geld immerhin schon ein charakteristisches und schneidendes Bild von dem Bestreben, die künstlichen Spaltungen und Gliederungen der Volksfreiheit zugleich in einen nach unten wie nach oben weit ausgreifenden ständischen Prozeß zu bringen.

In den Zeiten der fränkischen Herrschaft sind alle specifischen Standesunterschiede einen Augenblick lang in dem allgemeinen Stand der Freien wie zusammengeflossen. Der Stand der Freiheit erscheint darin zugleich als der eigentliche Nationalstand, aus dem Alles kommt und in den Alles hineingeht. Es ist dies die breite historische Basis, auf der politische und nationale Bildungen sich am sichersten ausführen und am tiefsten festsetzen können. Dieser vollberechtigte Nationalstand der Freien ist in den fränkischen Zeiten weder Adel noch Bürgerthum, sondern wesentlich ein ideeller Stand, der auf den noch nicht von einander geschiedenen Ideen der Freiheit und des Besitzes ruht, und darin die eigentliche

[1] Montag Geschichte der staatsbürgerlichen Freiheit I. 16.

naturwüchsige Volkskraft zugleich in ihrem Feststehen auf dem heimathlichen und eingesessenen Boden repräsentirt.

Dagegen zeigt sich der Lite auf der trübe schillernden Stelle, welche später der dritte Stand mit weltgeschichtlichem Glanz erfüllt. Der Lite deutet aber in der zweifelhaften Existenz, die ihm zukommt, das historische Erscheinen des dritten Standes nur noch in einer schüchternen, aber alle Kämpfe der Zukunft in sich schließenden Fragstellung an. Der dritte Stand als solcher tritt erst in den ausgebildeteren Gegensätzen der Gesellschaft als derjenige Stand hervor, der unter den Umwälzungen der Geschichte seine Berechtigungen erobert und diese unabhängig vom Besitz eines Eigenthums zu begründen strebt. Dieser dritte Stand trägt in seinem ganzen Ursprung ein socialistisches Element in sich, in dem er aus der gährenden Mischung von Freiheit und Hörigkeit sich erhebt, die in den ursprünglichen germanischen Zuständen durch die Gestalt des Liten bezeichnet wird. Der dritte Stand wird *trotz* des Eigenthums frei und bedeutet darum durch sein Erscheinen in der Geschichte das Eintreten des großen Weltkampfes, in dem die Ideen von Freiheit und Eigenthum sich von einander lösen aber auch in einer neuen gesellschaftlichen Ordnung wieder einigen und ausgleichen wollen.

Der fränkische Stand der Nationalfreien dagegen ist nur *durch* das Eigenthum frei und stellt den Frieden dieser Begriffe von vorn herein in einem durchaus positiven Zustand dar, der alle Ziele der Geschichte schon verwirklicht in sich aufzeigen würde, wenn er nicht zu seiner Basis die unter ihm liegende Sklaverei der Besitzlosigkeit hätte. Der

Stand der alten Freien bringt schon die gesellschaftliche Forderung zur Anerkennung, daß der wahrhaft freie Mann auch etwas besitzen müsse, aber sein Vordersatz trägt zugleich die prinzipielle Kehrseite in sich, daß nur der Besitzende ein wahrhaft freier Mann sein könne. Diese landeigene Freiheit bedingt dadurch zugleich die Knechtschaft als ihren nothwendigen Gegensatz, durch den erst der Organismus dieser ganzen Volksgenossenschaft vollständig ausgerundet wird.

Der Stand der Freien war der Nationalkern, der die schöpferische Mitte aller andern Lebensgestaltungen bildete und in dem ursprünglich wenigstens keine weiteren Scheidungen vor sich gegangen waren. Die Ausbildung eines besonderen Standes der Mittelfreien gehört der späteren Entwickelung des Mittelalters an, obwohl die Verschiedenheit des größeren oder geringeren Besitzes, wie der eintretenden Güterlosigkeit selbst, auch die Sphäre der Freiheit schon früh schwankenden Verhältnissen preisgegeben haben mag. Es konnte dadurch leicht eine Oeffnung der Standesgränzen nach Oben wie nach Unten bewirkt werden, indem die im Eigenthum liegende Macht auch innerhalb derselben Klasse eine höhere Stellung anbahnte, Verfall des Besitzes und Dürftigkeit aber in die unteren chaotischen Regionen der Gesellschaft wieder hinabstürzen ließ. In dem Verhältniß des Freien zum Liten hatten sich diese Begriffe ursprünglich ganz fest und organisch geordnet.

In den späteren immer künstlicher werdenden Lebensentwickelungen findet sich dann bald Raum für Mischformen, die nach Oben wie nach Unten hin schillern. Zuerst fällt der Begriff des Eigenthums mit dem Begriff der Freiheit

vollständig zusammen, und die alte Demokratie baut mit stolzem Bewußtsein auf diesen Grundsäulen die Harmonie der Gesellschaft auf. Dann wird der Eigenthumsbegriff selbst von dem monarchischen Element durchzogen, das eine neue Organisation in alle Lebensverhältnisse bringt und durch seine unabweisliche Uebermacht auch die Besitzverhältnisse verschiebt, um das Gut mit dem Herrendienst als Zeichen und Lohn desselben zu verknüpfen.

7. Verderbniß des Freiheitsbegriffs durch die Eigenthumsverhältniſſe.

Das den freien Mann ausmachende Eigenthum, das freieigene Gut (altfränkiſch alodis[1]), ſtellte zugleich die menſchlichen und politiſchen Rechte des Freien feſt. Er wurde dadurch unmittelbarer Staatsbürger, keiner fremden Dienſt- und Gerichtsbarkeit unterworfen, und nur unter der Herrſchaft des Königs ſtehend, dem er zu nichts Anderem als zur Leiſtung der Heerfolge und zur Erfüllung einiger Verbindlichkeiten verpflichtet wurde.[2] Denn Steuern und Abgaben im eigentlichen Sinne des Worts hatte der Freie nicht zu zahlen. Sein Gut war zugleich Wehrgut, inſofern der Theil der Kriegsausrüſtung, den der Beſitzer zu beſtreiten hatte, darauf gelegt war. Das Wehrgut war aber zugleich ſteuer- und abgabenfrei,[3] und nur in den eroberten Ländern wurden neben den Wehrgütern

[1] Grimm Rechtsalterthümer S. 492 mißt das Neutrum und die Schreibung mit doppeltem l (allodium) ſpäterer Verderbniß bei. Bignonius ad Marculf. (Baluzius Capitular. II. 875) bezeichnet ein Allodialgut als nullius juri obnoxium, nec fidem nec censum aut pensitationem debens, sed jure proprietatis optimo maximo possessum.

[2] Vgl. Montag Geſchichte der ſtaatsbürgerlichen Freiheit. I. 28.

[3] Wie auf dem Allodialgut keine weitere Verpflichtung als der

noch besondere Tributgüter dazu bestimmt, einen Steuerbedarf aufzubringen.

Der Name des Heerfähigen (Exercitalis) war darum auch mit dem Namen des freien Volksgenossen gleichbedeutend, worin zugleich das Wesen des Militairstaats, das diesen ersten staatlichen Organisationen vorherrschend aufgedrückt lag, sich bezeichnete.

Eine eigenthümliche Wendung trat in dieses Verhältniß von Freiheit und Eigenthum durch die Benefizien oder durch den Besitz eines übertragenen Gutes (beneficium), wodurch der Empfänger gegen den, der es an ihn verlieh, in ein gewisses Verhältniß der Verpflichtung und Gegenseitigkeit gerieth. Nach ursprünglich germanischen Begriffen konnte eine solche Verleihung von Land zu einem bloß den Nutzen ziehenden Besitz nicht wohl ohne eine Verringerung der persönlichen Freiheit geschehn, und es war damit im Grunde kein anderes Verhältniß gegeben, als das des Liten zu seinem Herrn.

Die fortschreitenden Machtbedürfnisse der fränkischen Könige erfanden sich aber in diesem Benefizialverhältniß einen besonderen Kunstgriff, um sich auch freie Männer

---

Kriegsdienst haftete, geht ganz unzweifelhaft aus einer Verordnung Karl's des Kahlen (bei Baluzius Capitularia II. 264) hervor: Si quis ex fidelibus nostris post obitum nostrum in suo allode quiete vivere voluerit, nullus ei impedimentum aliquod facere praesumat, neque ut aliquid ab eo requiratur, nisi solummodo, ut ad Patriae defensionem pergat. Der Besitzer eines Tributguts wird in dem Capitulare Ludwig's des Frommen (Baluzius I. 611.) angewiesen: Quicunque terram tributariam, unde tributum ad partem nostram exire solebat . . . tributum persolvat.

gewissermaßen gegen Sold dienstbar zu machen und in eine persönliche Abhängigkeit zu sich zu stellen, ohne ihnen den Stand der Freiheit zu schmälern. Denn Verpflichtungen zum Kriegsdienst, gerade in bestimmter Beziehung auf die Person des Königs und Herrn, also nicht mehr vorzugsweise im Interesse und der Idee des Vaterlandes, lagen wohl stets in einem solchen, per beneficium erlangten, Eigenthum eingeschlossen.

Es war dies schon eine entscheidende Corruption des Freiheitsbegriffs, die auf dem Gebiet der Eigenthumsverhältnisse vordrang und auf diesem äußerst wirksamen und alle Menschen fesselnden Punkt eine ganz neue Befestigung der absoluten Herrschaft erzielte. Eine gründlichere Reaction gegen die Nationalidee, welche freien Besitz und freie Person zu einemunddemselben Begriff verbunden hatte, konnte nicht gemacht werden als durch diese Eigenthumsuebertragungen, in denen Scheinbesitz und Scheinfreiheit sofort der Persönlichkeit des freien wehrhaften Mannes eine ganz andere Richtung geben mußten. Es entstand dadurch diese sich immer weiter ausdehnende Schaar der Dienstmannen, die ihrem Kriegsherrn für alle seine Zwecke um so mehr ergeben waren, je mehr es sich dabei um ihr weiteres Fortkommen und um ihre ferneren Belohnungen mit Gütern und öffentlichen Aemtern handeln konnte.

Diese das Benefizeigenthum genießenden Freien hatten dadurch einen mächtigen Sporn, sich in die Mitte aller Verhältnisse vorzudrängen und mit Diensteifer und Thatenlust den Schauplatz zu erfüllen. Die auf ihrem selbständigen ererbten Eigenthum sitzenden Freien, die ihren nationalen

Stand höher schätzten, als den Glanz des Dienstes, wurden dadurch entweder in bitterer Verstimmung auf sich selbst zurückgedrängt, oder sahen sich in dem Freiheitsprincip beirrt, dem sie bis dahin hingegeben waren.

Es war dies die erste Umbiegung der nationalen Freiheitsidee, die sich unter den fränkischen Königen zutrug, und die bald in der Umbildung des ganzen Staatswesens ihre Früchte zeigte. Denn es gestalteten sich hier schon ganz unmittelbar die Keime des späteren lehnsherrlichen Vasallenverhältnisses, das durch den auf systematischen Grundlagen organisirenden Geist Karls des Großen seine eigentliche Begründung erhielt. Auch der Name des vassus, vasallus scheint dem Beneficiaten schon im ersten Ursprung dieses Verhältnisses zugekommen zu sein.[1] Man mußte sich schon zum Vasall des Königs bestimmen und ein darauf bezügliches Eidgelöbniß ablegen, wenn man eine öffentliche Ehrenstelle erhalten wollte. Als sich die Grafen- und Herzogswürden bestimmter auszubilden begannen, standen sie wesentlich auf diesem Vasalleneid, der das übertragene Amt und Eigenthum auf seinen ersten und letzten Grund, die Person des Königs, zurückführte.

Es war vornehmlich die Kirche gewesen, welche den herrschenden Geschlechtern diese Kunst gelehrt hatte, die Begriffe von Eigenthum und Freiheit, die in den nationalen Vorstellungen sehr fest geordnet lagen, sophistisch durcheinanderzuwirren. Die christliche Kirche hatte zuerst diese

[1] Vgl. die angeführten Urkundenstellen bei Waitz deutsche Verfassungsgeschichte II. 204. Montag Geschichte der staatsbürgerlichen Freiheit I. 22.

Erfindung gemacht, um sich auf diesem Wege Eigenthum zu erwerben und Schenkungen zu erhalten.[1] Die frommen Leute, die sich in einem Drang religiöser Hingebung und Weltüberwindung im Sinne des christlichen Evangeliums ihrer Ländereien entäußerten, um sich damit im Schooß der Kirche zu betten, wurden gern im Besitz und Nießbrauch gelassen, so lange sie lebten und hinundwieder wohl noch für ihre nächsten Nachkommen. Sie wohnten dann auf diesem ihrem früheren Eigenthum wie auf einem übertragenen Grund und Boden, und hatten die innerliche fast mystische Genugthuung, mit Allem, was sie waren und besaßen, der Kirche anzugehören, obwohl diese schon weltklug genug war, ihnen dabei weder Lasten noch Dienste aufzuerlegen.

Es erleichterte dies den Trieb solcher Schenkungen an ihre Stifter und später trat dann doch der richtige Moment ein, wo die Kirche das volle Eigenthum des Guts an sich nahm. Ihr vollständig eigen gewordenes oder ursprünglich zugehöriges Land übertrug auch die Kirche niemals ohne Zinsen und Abgaben oder ein entsprechendes Abhängigkeitsverhältniß durch Dienste und Leistungen. Das praktische Geschick, solche Dinge vortheilhaft zu ordnen und

[1] Vgl. die Stelle bei Mlle. de Lezardière Théorie des lois politiques (nouv. édit. Par. 1844) II. 320. Aus den Decretalien des Papstes Symmachus und aus den Acten der alten gallischen Concilien geht vornehmlich hervor, daß die Kirchengesetze schon in den frühesten Zeiten der Monarchie Bestimmungen über die Verleihung von Kirchengütern zum Benefiz oder auch auf Lebenszeit, jedoch mit aller Sicherung der grundthümlichen Eigenthumsrechte der Kirche, enthielten. Vgl. Sirmond Concilia Galliae antiquae (Paris 1629) I. 185.

zu regeln, war gewissermaßen mit den übrigen Institutionen der Kirche geboren.

Das Eigenthum, welches die Könige unmittelbar an ihre Getreuen und Verdienten übertrugen, erscheint zugleich in den meisten Fällen als eine Zersplitterung des Nationaleigenthums zu rein persönlichen Herrschaftszwecken. Denn die Anschauung muß immer festgehalten werden, daß bei den germanischen Völkern ursprünglich die Gesammtmasse des Grund und Bodens der ganzen Volksgenossenschaft gehörte, die darauf angesiedelt war und in individuell gewordenen Rechten und Stücken des Besitzes sich darauf gruppirt hatte.

Der Aufrichtung der königlichen Gewalt gegenüber veränderte sich zwar ohne Zweifel diese Anschauung bald dahin, daß der König, wenn auch nicht als der Herr alles Volkseigenthums, doch als derjenige erscheint, dem die höchste Verfügung über den Gesammtbesitz der Nation zustand. Durch die kriegerischen Landeroberungen aber, welche die Könige dem Nationalbesitz als Frucht ihrer eigenen Waffen hinzufügten, begründete sich mehr und mehr die willkommene Fiction, daß die Könige die eigentlichen Besitzer des gesammten Grund und Bodens, die Staatseigenthümer im höchsten und vollsten Sinne des Wortes sind.

Wie die innerste Hingebung an Religion und Kirche dahin ausschlagen konnte, von allem Selbstbesitz seines Eigenthums zu lassen, so konnte auch bald die Ersättigung im Herrendienst so weit gehen, daß man eine Schwärmerei darin fand, die allgebietende Person, der man sich beugte, auch als die Quelle alles Besitzes und Eigenthums im Lande anzusehen.

Mit diesem königlichen Allbesitz vermengt sich dann schon frühe die nicht minder geheimnißvolle Idee des Fiscus, welcher der officielle Springborn ist, aus dem Güter und Ländereien hervorsprudeln, wie sie auch später wieder in denselben hinabfließen.[1] Dieser Stempel des Fiscus bleibt aber den königlichen Gutsverleihungen aufgedrückt, wie dieselben auch immer in den Händen ihrer Empfänger eine gewisse Verfestigung und Consolidirung erhalten haben mögen. Das Gut floß sofort in die Hände des Königs wieder zurück, wenn der damit Beschenkte gestorben war, und es blieb der königlichen Munificenz, die überhaupt der gebräuchlichste Kunstausdruck in diesem Verhältniß wurde,[2] vorbehalten, das Gut etwa auch auf den Nachkommen zu übertragen. Ebenso wenn der König selbst starb, wo erst durch seinen Nachfolger die Verleihung des Guts bestätigt werden mußte.

Dies Verhältniß zeigt am deutlichsten die Natur der ganzen Verleihung, in der die Person des Königs als die Spitze aller dabei obwaltenden Beziehungen erscheint. Die Besitzer solcher Güter, deren persönliche Verhältnisse sich mannigfach abgestuft haben mögen, sind aber doch immer vorzugsweise die Männer des Königs, seine Leute (leudes),

---

1 Gregor. Turon. VIII. 21. Ablataeque sunt ei deinceps omnes res, quas in Arverno de fisci munere promeruerat. VIII. 22. Quaecumque de fisco meruit, fisci juribus sunt relata.

2 Die Lex Burgundionum I. 3. bezeichnet mit den Worten des Königs das principielle Verhältniß ganz klar folgendermaßen: ut si quis de populo nostro a parentibus nostris munificentiae nostrae aliquid percepisse dignoscitur, id quod ei conlatum est etiam ex nostra largitate ut filiis suis relinquat, praesenti constitutione praestamus.

die in Krieg und Frieden ihn nahe umgeben, einen großen Einfluß auf seine Thaten und Entschlüsse üben und dadurch die Anwartschaft auf die bedeutendsten Staats- und Ehrenstellen haben.

Diese Königsangesessenen,[1] wie wir die Stellung der leudes zusammenfassen möchten, wurzeln in der Volksgemeinschaft und im Herrschaftsdienst zugleich, und ziehen aus beiden Verhältnissen die bewegliche Stärke, mit der sie sich zu den höchsten Staats- und Hofstellen emporzuarbeiten wissen. Die leudes werden der Kern des Heeres, die Seele der Staatsgeschäfte, die wichtigste Gewaltstütze der Könige. Je mehr leudes, desto mehr Macht, sowohl im Volke wie auch fremden Herrschern gegenüber. Auch die Staats- und Macht-Intriguen von Herrscher zu Herrscher konnten sich erfolgreich auf diese Königsangesessenen stützen, die man sich gegenseitig abspenstig zu machen suchte. Die Nationalfreiheit zerborst von innen her.

---

[1] Leudus, leudis, dient auch an einigen Stellen der Volksgesetze zur Bezeichnung des Wehrgeldes selbst und erschöpft somit den Vollbegriff des freien Mannes. Vgl. Grimm deutsche Rechtsalterthümer S. 652. Die leudes, welche einen besonderen Theil der ganzen Volksgenossenschaft bezeichnen, drücken aber damit immer zugleich ein bestimmtes persönliches Verhältniß zum König aus. Pertz Legg. I. p. 17.

8. Untergang des demokratischen Geschlechtsadels im monarchischen Dienstadel.

Wir haben, auf die bestimmten Angaben des Tacitus gestützt, welche durch die späteren Wendepunkte der deutschen Nationalentwickelung bestätigt zu werden scheinen, uns der Annahme hingeben müssen, daß die Deutschen einen alten ursprünglichen Geschlechtsadel gehabt, dessen Bedeutung und Geltung aber eine wesentlich nationale war. Dieser Adel stand mit allen seinen Elementen und Vorzügen doch immer auf dem Grunde der nationalen Demokratie, und ist mit derselben in allen Lebensideen innerlichst verbunden, indem er einen unabtrennbaren Bestandtheil der allgemeinen Volksfreiheit bildet.

Dieser altgermanische Volksadel, in seiner historischen Entstehung dunkel, steht doch wie eine naturwüchsige Institution in sich vollendet da, und scheint sich ebenso sehr an die Ideen als an die geschichtlichen Thatsachen, die beim Ursprunge von Volk und Stamm mitgewirkt, zu knüpfen. Die alte germanische Demokratie, die das Nationalleben in allen seinen Theilen umspannt hielt, und selbst die Königswürde noch in den von der Freiheit gewobenen Volksorganismus hinabzog, ließ auch diese Adelsgeschlechter in sich

Wurzel schlagen, ohne von ihnen zersetzt und überworfen zu werden. Dieser Adel hatte die nationale Demokratie, in der sich die germanischen Urzustände darstellen, individuell gegliedert aber nicht aufgehoben. Die von ihm eingenommenen Vorzüge standen mehr auf der Verrechnung der Kraft und des Verdienstes, als daß sie die willkürliche Form der Ausschließung gegen ihre übrigen Nationalgenossen an sich gehabt hätten.

In den ursprünglichsten Ideen seines Volksthums wurzelnd, wurde der deutsche Nationaladel darum leicht auch an eine mythische Urvergangenheit hinangerückt. Von den alten Geschlechtern der Gothen, unter denen besonders die Amaler und Balther im Lichte mythischer Größe hervorragen, erzählt Jornandes,[1] daß sie durchaus nicht bloße Menschen, sondern Halbgötter (Ansen) gewesen seien. Vorstellungen dieser Art, gegen welche die ersten christlichen Geschichtschreiber der deutschen Nation eifern,[2] bilden sich leicht aus jeder höheren Anschauung des gesellschaftlichen Urprocesses, in dem ein Vermischen menschlicher und göttlicher Kräfte zur Erzeugung neuer Volksindividualitäten, neuer Menschenzustände zusammenzuwirken scheint.

Aus diesen allgemeinen ideellen Anschauungen übertrugen sich dann auch die nicht minder mythischen Annahmen,

---

[1] Jornandes de rebus Geticis c. 13. Magnaque potiti per loca victoria, jam proceres suos, quasi qui fortuna vincebant, non puros homines, sed semideos, id est Anses, vocaverunt. Im folgenden Capitel giebt Jornandes den Stammbaum der Amaler.

[2] Vergl. Gregorius Turon. II. c. X.

daß dies Geschlecht durch eine größere Schönheit und edlere Vollendung seiner Körpergestalt ausgezeichnet gewesen sei: eine Annahme, die später mit Haut und Haaren in den Fictionen der specifischen Adelstheorie aufgenommen und verarbeitet wird. Die unmittelbare Abstammung von den Göttern führt sich aber dann nur noch auf die größere Pflege der Race, welche sie sich in ausschließlicher Aufmerksamkeit auf ihre Vorzüge gönnen darf, zurück.

Die Bedeutung ursprünglicher Adelsgeschlechter hatte sich vornehmlich bei den Gothen, Baiern und Langobarden festgestellt und in ihren ersten geschichtlichen Verhältnissen abgezeichnet. Die gothischen Könige nahmen ihre Abstammung aus diesen an der Spitze einer freien Nation stehenden Geschlechtern, die große und kleine Fürsten in verschiedener Abstufung aus sich entlassen zu haben scheinen.[1] Die Baiern zeigen schon in den ersten Anfängen ihrer Geschichte einen Adel auf, dem gewissermaßen eine in sich abgeschlossene Organisation zukommt, indem er auf eine bestimmte Zahl von Geschlechtern, die von dem Volke durchaus gesondert erscheinen, sich beschränkt. Es sind dies vornehmlich die fünf Geschlechter der Huosi, Drozza, Fagana, Hahiliggа, Anniona, über denen aber noch die als herzogliches Geschlecht bezeichneten Agilolfinger stehen, aus welchen der regierende

1 Jornandes de rebus Geticis c. 26 nennt auch einen regulus Gothorum in der Person des Fridigern. Die Herren von Fridigernus, Alatheus und Safrach, welche Jornandes in diesem Capitel nennt, gehörten nicht gerade zum ersten Adel, der ausschließlich den Amalern beigelegt worden zu sein scheint.

Herzog selbst, als die höchste Spitze des Staats und damit aller persönlichen Vorzüge, hervorgehen muß.[1]

Diese Vorzüge gliedern sich im bairischen Gesetz auf eine höchst eigenthümliche Weise, indem der Herzog, als der Erste des Staats, doch zugleich so sehr innerhalb der Organisation desselben steht, daß er in der arithmetischen Proportion der Wehrgeldsbestimmungen nur seine ganz verhältnißmäßige Stelle angewiesen erhält. Der bairische Herzog hat das sechsfache Wehrgeld des freien Mannes (960 Solidi), der Agilolfinger das dreifache (640), der jenen fünf Adelsgeschlechtern Angehörige das doppelte (320), wonach für den Freien also ein Ersatz von 160 Solidi geleistet werden mußte.

Nicht minder ragte bei den Langobarden ursprünglicher Geschlechtsadel hervor, und zwar in großer Bedeutung und

---

[1] Andere Texte der lex Bajuvariorum führen diese fünf bairischen Geschlechtsnamen als Huosi, Throzza, Saguna, Hahilingua, Aennion auf. In der Ausgabe von Mederer (Ingolstadt 1793) lautet die Stelle Tit. III. cap. 1. (bei Georgisch Tit. II. c. 20.) folgendermaßen: De genealogia qui vocantur Huosi, Drozza, Fagani, Hahiligga, Anniona. Isti sunt quasi primi post Agilolvingas, qui sunt de genere ducali, illis enim duplum honorem concedamus, et sic duplam compositionem accipiant. Agilolvinga vero usque ad ducem in quadruplum componat, quia summi principes sunt inter vos; dux vero, qui praest in populo, semper de genere Agilolvingarum fuit et debet esse, quia sic reges antecessores concesserunt eis, qui de genere illorum fidelis rei (regi) erat, et prudens, ipsum constituebat ducem ad regendum populum illum, et pro hoc, quod dux est, addatur ei major honor quam ceteris parentibus ejus. Zahlreiche Varianten zu diesen bairischen Geschlechternamen giebt Mederer S. 100—101. Vergl. auch Mederer Beiträge zur Geschichte von Baiern 1. Stück. Die späteren Schicksale dieser Geschlechter beleuchtet v. Pallhausen Garibald oder Urgeschichte der Baiern. Belege S. 77.

Verzweigung, mit eigenthümlichen Geschlechtsnamen, die wir aus dem Königsverzeichniß, welches König Rothar[1] in dem Prolog zu seinen Gesetzen aufstellt, entnehmen können. Unter diesen werden fünf als ächt langobardisches Geschlecht aufgeführt.[2] Der langobardische Adel scheint aber bald auch schon durch den Königsdienst eigenthümlich gefärbt oder getheilt worden zu sein.

Es deutete sich bei den Langobarden durch den Gasindius, der in den Gesetzen des Liutprand in ganz bestimmter Schätzung auftritt,[3] schon ein enger geschlossenes Dienstverhältniß des Freien zum König an, welches durch den Einfluß, den es in dieser persönlichen Verbindung gewann, leicht die Stellung des Geschlechtsadels überragen oder zurückdrängen konnte. Der Gasindius ist ein Freier, der mit voller

---

1 Vergl. Muratori scriptores I. 401. 413. 418 sq. Der Langobarden-König Rotharis sammelte, und zwar lediglich aus seinem eigenen Gedächtniß und Rechtsgebrauch (wie Paulus Diaconus IV. 44 es bezeichnet) die Gesetzbestimmungen und Rechtsgewohnheiten seines Volkes (643).

2 Agimundus ex genere Cugingi. Adoinus ex genere Gausis. Cleph ex genere Beleos. Arioald ex genere Cupi. Rothar ex genere Arodos. Zu vergleichen mit den Angaben des Paul. Warnefrid. Histor. Langob. I. 14. VI. 24. 26. 55.

3 Leg. Liutprand. § 62. Consuetudo enim est, ut pro minima persona, quae exercitalis homo invenitur esse, 150 solidi componantur, et pro eo, qui primus est, 300 solidi. De gasindiis vero nostris volumus, ut quicunque ex minimis occisus fuerit in tali ordine, pro eo quod nobis deservire videtur, 200 sol. fiat compositus; majores vero, secundum qualis persona fuerit, ut in nostra consideratione, vel successorum nostrorum debeat permanere, quomodo usque ad 300 solid. ipsa debeat ascendere compositio.

Bewahrung dieſer Eigenſchaft in ein perſönliches Dienſt- und Abhängigkeitsverhältniß ſich begiebt, das wohl auch zu einem Privatmanne eingegangen werden konnte, aber in der Beziehung zum höchſten Herrn des Staats eine weſentliche, bald in die ganze geſellſchaftliche Organiſation hinübergreifende Bedeutung entwickelte.

Das Wort gasindius bezeichnet überall eine ergebene Stellung, in der die Begriffe der Dienſtbarkeit, Freiheit und Genoſſenſchaft auf eigenthümliche Weiſe ineinandergefloſſen ſind, und auf dieſer gemiſchten Grundlage des Vertrauens faſt in Freundſchaft und Gleichſtellung übergehen können.[1] Wie ſehr darin zunächſt ein geſellſchaftliches Ausnahmeverhältniß ſich gebildet hat, geht vornehmlich aus dem Umſtand hervor, daß der König es für die einzelnen Fälle ſeinem Ermeſſen vorbehalten hat, das Wehrgeld für ſeinen Gaſindius zu beſtimmen. Doch wird dabei, wie die angeführte Stelle in den Geſetzen des Liutprand zeigt, immer ein Maaß feſtgehalten, welches den Gaſindius in einer eigenthümlichen Mitte zwiſchen dem Freien und dem Adel erſcheinen läßt. Sein Wehrgeld ſoll nämlich demgemäß nach dem Werth, den der König ſelbſt auf ihn ſetzt, in einer zwiſchen 200 und 300 Solidi laufenden Mittel-Scala feſtgeſetzt werden, wodurch er höher abgeſchätzt wird als der gewöhnliche Freie, und zugleich das Wehrgeld des Adels, mithin auch

---

[1] Bouquet Recueil des historiens des Gaules et de la France. IV. p. 654. omnibus suis, gasindis, amicis, susceptis vel qui per ipsum monasterium sperare videntur.

schen die Standesstufe und gesellschaftliche Bedeutung desselben erreichen kann.[1]

Es bezeichnet sich dadurch bei den Langobarden derselbe Uebergang zur Bildung eines Dienst- und Hof-Adels, unter allmähliger Ueberflügelung und Verdrängung des nationalen Geschlechts-Adels, wie er bei den Franken in einer die neue Geschichtsentwickelung des deutschen Volkes wesentlich bestimmenden Weise vor sich geht. Die fränkischen Leudes stellen denselben gesellschaftlichen Prozeß dar, welchen der langobardische Gasindius, nur mit einer etwas schärferen Fassung des Ausdrucks,[2] andeutet. In der festeren und

---

1 Vergl. die Entwickelung bei K. Maurer, Ueber das Wesen des ältesten Adels der deutschen Stämme. (München 1846) S. 43 flgd.

2 In gasindio alicujus esse heißt immer in Dienstbarkeit stehen, wenn auch sonst als freier Mann, und mit einem in der Regel bestimmt hervortretenden Gegensatz zum servus. Doch streift schon die Auffassung in den Volksgesetzen leicht an eine Minderung der persönlichen Vollgültigkeit dabei hinan. So heißt es in den Edicta Rothar. § 228 (Walter Corpus Jur. German.): Et si aliquid in gasindio ducis, aut privatorum hominum obsequio donum vel munus conquisierit, res ad donatorem revertantur. In alias vero res, sicut dictum est, si heredes non dereliquerit, aut se vivo non judicaverit, patronus succedat, sicut parenti suo. Der Gasindius läßt sich jedoch nie mit dem servus auf gleiche Stufe stellen. Roth Geschichte des Beneficialwesens (Erlangen 1850) S. 368 sucht namentlich aus einer Formel von Marculf darzuthun, daß der gasindius immer einen Unfreien bezeichnet habe. Servus und gasindius scheiden sich aber in den Urkunden entweder durch ein vel und sind dadurch einander entgegengesetzt, oder wo sie unmittelbar zusammenstehen, wird dadurch die Deutung nicht ausgeschlossen, daß das Wort, welches für sich allein immer nur die in einen höheren Zusammenhang getretene Dienstbarkeit eines Freien bezeichnet, mit Hinzufügung von servus zur

zu dem neuen Stand sich abschließenden Ausbildung tritt dies Verhältniß schon durch den fränkischen Antrustio hervor.

Der Antrustio (Gefolgsgenosse, in truste dominica, in truste regia[1]) bezeichnet im fränkischen Reich mit diesem Namen die vollständige Organisation dieses freien Dienst- und Abhängigkeitsverhältnisses zu dem königlichen Herrn. Die Leudes enthielten nur die Keime und Andeutungen zu einem neuen Stand in sich, der durch die Antrustionen in der bestimmtesten Weise als solcher abgeschlossen wurde. Die Aufnahme in den Stand der Antrustionen erfolgte durch den König selbst in einem feierlichen Act gegen ein Eidgelöbniß der Treue, das in seine Hand niedergelegt werden mußte.[2] Um diese Aufnahme zu erlangen, bedurfte es keines

---

Bezeichnung des unfreien Dienstverhältnisses gedient habe. Vgl. die von Waitz Deutsche Verfassungsgeschichte II. 175 n. 1. angeführten Stellen. Diese Auffassung vertritt auch Pardessus Loi salique p. 484. n. 1.

[1] Der Name antrustio findet sich nur in den Volksgesetzen, nicht bei den Geschichtschreibern. Die lex Salica hat für den Stand nur erst die Umschreibung in truste dominica (ed. Merkel XLI. 2). Die lex Ribuar. Tit. XI. in truste regia. Doch tritt in den Umarbeitungen und in den Zusätzen schon das Wort antrustio (auch antruscio, antrusio, antrusco) als vollständige Standesbezeichnung hervor. Vgl. Lex Salica herausgegeben von Joh. Merkel S. 41.

[2] Marculfi formulae I. 18. überliefern eine Aufnahme-Ordre des Königs: De regis antrustione. Rectum est, ut qui nobis fidem pollicentur inlaesam, nostro tueantur auxilio. Et quia ille fidelis Deo propitio noster veniens ibi in palatio nostro una cum arimannis suis, in manu nostra trustem et fidelitatem nobis visus est conjurasse, propterea per praesentem praeceptum decernimus ac jubemus, ut deinceps memoratus ille in numero antrustionum computetur. Et si quis fortasse eum interficere praesumpserit, noverit se wirgildo suo solidis sexcentis esse culpabilem judicetur.

beſtimmten Vorzuges der Geburt, wohl aber der Erfüllung gewiſſer Bedingungen, wozu der Beſitz einer Arimannie, das heißt eines Gefolges von freien Franken gehörte. Man mußte mit ſeiner eigenen Perſon zugleich noch ein ſolches Gefolge, mit dem man im Palaſt des Königs erſchien, demſelben zu Dienſt und Treue zuführen und in ſeine Ergebenheit verpflichten können. Es bildet ſich alſo in dieſen Antruſtionen zunächſt ein Stand kriegeriſcher Großen heran, die ſich durch den dem König geleiſteten Eid der Treue gern zu dieſer eigenthümlichen Genoſſenſchaft zuſammenfaſſen ließen, weil ſie darin Vorzüge vor ihren übrigen Volksgenoſſen davontrugen, die auf keinem andern Wege zu erlangen waren. Denn der alte Nationaladel, von dem ſchon in den erſten fränkiſchen Staatsorganiſationen keine Spur mehr vorhanden iſt, erſcheint nicht etwa in dieſen Antruſtionen neu repräſentirt, ſondern vielmehr im eigentlichſten Sinne dadurch zerſetzt und überholt.[1]

In den Antruſtionen vermiſcht ſich die alte Aventure der Gefolgſchaft, die Tacitus ſchildert, mit der neuen Staatsintrigue der Gewalt, der ſie dienſtbar wird. Das Königthum, an der Spitze der mit ihren Gefolgen ſich ihm unterwerfenden Freien, wird Gefolgsherrſchaft, um ſich daraus als Hofherrſchaft zu entwickeln. Eine alte und eine neue Zeit ſtoßen in dieſen Antruſtionen mit ihren Begriffen zuſammen.

---

[1] Savigny, Zur Rechtsgeſchichte des Adels (Vermiſchte Schriften IV. S. 32.) ſieht in den Antruſtionen „den ganzen alten Nationaladel mit ſeinen Gefolgen", begründet aber dieſe Anſchauung nicht.

Es bildet sich auf diesem Punct eine neue Aristokratie, von der man aber nicht sagen kann, daß sie den alten Nationaladel in sich aufgenommen hatte, der aus dem begreiflichen Werth, den er auf seine ursprüngliche Bedeutung legte, wohl von vornherein sehr zurückhaltend gegen die Anmuthungen des Königsdienstes sich benommen haben mag. Jener alte volkswüchsige Geschlechtsadel hatte die Königsgeschlechter aus seiner Mitte geboren, und war bei manchen Stämmen auf der Stufe der Ebenbürtigkeit neben dem herrschenden Hause stehen geblieben, wodurch er diesem eine gefährliche Mitbewerberschaft um die Macht war. Es mußte daher als eine nothwendige Reaction der Könige gegen den Adel erscheinen, daß sie die Quelle, aus der sie selbst entstanden waren, gewissermaßen verstopften, um keine neuen Concurrenten der Gewalt daraus hervorgehen zu lassen.

Dies war bei den Franken, durch welche die absolute Königsherrschaft des neueren Europa's sich begründet, von vornherein in der ersten Anlage ihrer nationalen Organisationen geschehen. Der Adel, aus dem sie entstanden waren, verschwand, und eine neue bevorzugte Aristokratie wurde nur aus Denen zugelassen, die der Königsgewalt dienen und ihre Hofämter annehmen wollten. Die Namen und Familien des alten Volksadels zerstoben an der Schwelle der neuen herrschaftlich sich biegenden Geschichte. Es wird an diese in das Geheimniß der Urwälder zurückgetretenen Namen heut Niemand mehr seinen Stammbaum anknüpfen können.

Das Königthum, sobald es in seiner specifischen Macht sich heraushebt, konnte zunächst überall nur als eine Auflösung der bestehenden Standesverhältnisse wirken. Na-

mentlich mußte dadurch der innere Widerstreit zwischen Adel und Königthum als ein historisches Axiom in die neuere Geschichte sich eindrücken. Der Adel, der sein herrschendes Wesen ursprünglich nur auf den Willen des Volkes begründet hatte und nur aus diesem alle seine Berechtigungen gezogen, konnte in dieser Eigenschaft mit den ferneren selbstmächtigen Entwicklungen des Königthums nicht mehr bestehen. Denn die Könige nahmen selbst bald alle Befugnisse der Volksgemeinde an sich, und wie sie die Staatsbeamten ernannten, welche sonst durch die Volksversammlung gewählt worden waren, so schüttelten sie auch alle bisherige Organisation der Nationalstände neu durcheinander.

Der alte Volksadel scheint auch vielfach nur unter schweren Kämpfen von seinem historischen Platz gewichen zu sein, und er machte denselben bei mehreren Stämmen, wie bei den Herulern, Cheruskern, Langebarden und anderen, der Königsmacht durch blutige und langandauernde Empörung streitig. Den langebardischen Herzögen gelang es sogar, zehn Jahre hindurch das Königthum wieder zu verbannen, und während dieser Zeit die Zügel der Volksherrschaft zu führen.

In der neuen Aristokratie, welche aus den Königsdienstleuten erstand, flossen gewissermaßen alle Stände auf einem Punct zusammen. Dieser monarchische Dienstadel wurde im Gegensatz zu dem alten demokratischen Nationaladel, in dem eine reine organische Gliederung vorlag, aus allen Elementen der Gesellschaft zusammengeschöpft, wobei auch die untersten Grundstoffe derselben nicht ausgeschlossen blieben. Es kam dabei zunächst so wenig auf das Blut in

den Adern dieſes neuen Adels an, daß ſelbſt Freigelaſſene die Leiter der Königsdienſte bis zu den höchſten Ehrenſtufen emporklimmen konnten, wie ſchon der die deutſche Nationalentwickelung wunderbar überſchauende Tacitus (c. 25) bemerkte, daß der freigelaſſene Sklave am beſten in den monarchiſch regierten Staaten ſeine Carrière macht, wo er ſelbſt den freigebornen Mann und den Adel weit an Erfolgen überflügeln könne.

Der König war durchaus an keine Bedingungen hinſichtlich Derer gebunden, welche er in ſein Dienſtgefolge und in die Umgebung ſeiner Perſon aufnehmen wollte. Der Urſprung dieſer Pairie floß ganz auf die königliche Ernennung zurück. Jene Stellen erhielt, wer ſich dem königlichen Bedürfniß dazu am meiſten empfohlen hatte, und danach wurden dann auch die ihnen übertragenen Ehren und Vortheile bemeſſen, die mit der Zeit für die ganze politiſche Organiſation um ſo mehr ins Gewicht traten, je mehr dieſe Hof-Verrichtungen zu Staatsämtern ſich feſtſtellten oder mit denſelben zuſammenfielen. Aus ihrem Dienſtgefolge ernannten aber die Könige auch die Kriegsfeldherren, die Statthalter über unterworfene Länder und Völker, die Vormünder für minderjährige Könige, und die Geſchichtſchreiber nennen in dieſer Beziehung vornehmlich ehemalige Sklaven als Beauftragte mit ſolchen Verwaltungen.[1]

---

[1] Procop. de bello Vandalico I. 10. (ed. Dindorf). *Γώδας τις ἦν ἐν τοῖς Γελίμερος δούλοις, Γότθος τὸ γένος, θυμοειδὴς μὲν καὶ θρασυτήριος καὶ πρὸς ἰσχὺν ἱκανῶς πεφυκώς, εὐνοϊκῶς δὲ δοκῶν ἔς τὰ τοῦ δεσπότου πράγματα ἔχειν. τούτῳ τῷ Γώδᾳ ὁ Γελίμερ Σαρδὼ τὴν*

Die Auszeichnungen für die neue Aristokratie der Königsdienstleute beginnen mit der Hochstellung ihres Wehrgeldes, das für den Antrustio, als die höchste Potenz des freigeborenen Franken, gerade noch Einmal so viel als für diesen betrug, während der römisch geborene Dienstgefolgsmann, der vorzugsweise als Tischgenosse des Königs (conviva regis) bezeichnet wird, in dieser Abschätzung nur halb so viel gilt als der fränkisch geborne Antrustio. Da der Antrustio zunächst als ein unter dem besonderen Königsschutz stehender Freier hervorging, so steht dadurch seine Schätzung zu einem dreifachen Wehrgeld an ihrer richtigen organischen Stelle. Denn es erscheint als ein allgemeines Prinzip in den Volksgesetzen, daß die Herrschaftsangelegenheiten, zu denen dann auch der Königsdienstmann zu rechnen ist, nach einem um das Dreifache erhöhten Maaßstab abgemacht werden.

Dieser Maaßstab der Verdreifachung des Werthes kehrt dann auch im Felde wieder, wo die Schätzung des Antrustio sich auf 1800 Solidi steigert, aber auch nur wieder in regelmäßiger Einhaltung der ganzen National-Scala, indem dann auch der Gemeinfreie, der sonst 200 gilt, auf 600 erhöht wird. Die übrigen Vorzüge, deren der Antrustio genoß, erscheinen deshalb weniger formulirt, weil sie ganz der individuellen Entwicklung angehörten, die sein persönliches Verhältniß zum Herrn nahm. Ihre Stellung

---

νῆσον ἐπίτροπον, φυλακῆς τε ἕνεκα καὶ φόρου τὸν ἐπίτιον ἀποφέρειν. Vergl. Procop. de bello Gothico I. 12. wo der Gothe Theudes, ein Sklave des Theodorich, von demselben zum Heerführer erhoben wurde.

vor Gericht scheint aber nicht minder eine bevorzugte gewesen zu sein.[1]

Was dem neuen Dienstadel in den ersten Jahrhunderten seiner Entwickelung noch fehlte, um für einen in sich abgeschlossenen Adelsstand gelten zu können, war das Princip der Erblichkeit. Dieses lag durchaus nicht in der Natur des neuen Verhältnisses, da es aus individuellen Beweggründen eingegangen, und aus denselben wahrscheinlich auch wieder gelöst werden konnte. Doch beginnen derartige Stellungen oder wenigstens ihre Vorzüge hierunda bereits auf die Söhne sich zu übertragen, wie dies bei den westgothischen Palatinen (seniores palatii, primates palatii, Palastmenschen) geschieht, die in ihrer Würde und Stellung überhaupt mit den fränkischen Antrustionen zu vergleichen sind.[2] Es geht zwar durch das deutsche Rechtsleben ein ursprünglicher Trieb nach Erblichkeit, er verfestigt sich aber in dem neuen Stand der Königsdienstleute erst durch die Verknüpfung derselben mit dem Grundbesitz, wobei die königlichen Verleihungen in der Form des Beneficialwesens den eigentlichen Kitt der neuen Standesbildung liefern.

[1] Vergl. die Stelle de antrustione ghamalta in den von König Childebert der Lex Salica zugefügten Capiteln. Pertz Monumenta IV. p. 7. Merkel Lex Salica S. 41. Vgl. Grimm deutsche Rechtsalterthümer S. 861. — Waitz (das alte Recht der salischen Franken S. 170) bestreitet, daß der Eid mit Eideshelfern ein Vorrecht der Antrustionen gewesen sei.

[2] Leg. Visigothorum VI. c. 1. § 2. Nam si capitalia, quae supra taxata sunt, accusata non fuerint, sed furtum factum dicitur, vel aliud quodcunque inlicitum, nobiles ob hoc potentioresque personae, ut sunt primates palatii nostri eorumque filii, nulla permittimus ratione quaestionibus agitari.

9. Barone, Grafen, Pfalzgrafen, Markgrafen.

Die entscheidende Wirkung des Königthums auf die deutsche Nationalentwicklung war die gewesen, daß alle Volksstände, der Adel sowohl wie die übrigen Freien, von der alten genossenschaftlichen Grundlage des Gemeindelebens losgelöst und auf ein rein herrschaftliches Gebiet hinübergeführt wurden. Es entstand eine Reorganisation des nationalen Gemeindelebens durch die königliche Gewalt, welche letztere alle Kraft und alle Befugnisse an sich nahm, die in der Selbstbestimmung der germanischen Volksgemeinde geruht hatten. Dies geschah auf dem Wege einer herrschaftlichen Bureaukratie, die mit einer sehr übergreifenden Macht bekleidet wurde, um das Volksleben immer enger und unmittelbarer an das Königthum heranzuziehn.

Das allgemeinste Verhältniß aristokratischen Dienstwesens, in dem zugleich die späteren specifischen Adels- und Herrschaftstitel sich herausbilden, beginnt von unten auf mit den Baronen. Dieser Name (altdeutsch bar, lateinisch barus, baro), der in einigen Volksgesetzen zunächst nur den freien Mann überhaupt bezeichnet,[1] drückt doch

[1] Lex Salic. ed. Merkel XXXI. 1. Si quis baronem ingenuum de via sua ostaverit aut injixerit — bloß im Gegensatz zur freien

damit bald überhaupt ein persönlich freies Dienstmannen-Verhältniß in weltlicher wie in kirchlicher Beziehung aus. Die Barone sind als freie Grundsassen bestimmte Verpflichtungen gegen Hof oder Kirche eingegangen, ohne Zweifel immer auf Veranlassung eines Königs- oder Kirchengutes, das sie zur Bewirthschaftung und Nutznießung empfangen haben. Das allgemeine Verhältniß der Leute (leudes) setzt jedoch in dem Dienstnamen der Barone schon zu einer schärferen aristokratischen Individualisirung an, in der das neue bevorzugte Standesverhältniß seine Grundelemente auszusondern beginnt.[1] Der Name der Barone dient dann dazu, die neue höfische Aristokratie überhaupt zu bezeichnen, bald als Ausdruck für die allgemein bevorzugte, wenn auch mit

---

Frau. 2. Si quis mulierem ingenuam de via sua ostaverit. Vgl. Lex Alamann. tit. 76. barum aut feminam. — Addit. ad L. Alam. tit. 22. baro, medianus Alamannus, primus Alamannus. — Lex Alam. tit. 95. Lex Ribuar. tit. 12. 13.

[1] Bemerkenswerth ist die Stelle in der Lex Rothar. Si quis homicidium perpetraverit absconse in Barone, libero vel servo, vel ancilla — wo der Baron ganz unbedingt den Adelsstand als solchen zu bezeichnen scheint. — Der Ausdruck Barscalk, Purscalk, dem man nur in bairischen Urkunden begegnet, drückt nur den freigelassenen Knecht aus, und steht an den betreffenden Stellen ohne Zweifel für den Liten oder Colonen. Die Zusammensetzung des Wortes Schalk (Knecht) mit bar drückt dies Abhängigkeitsverhältniß vollständig aus. Näher bezeichnet es die Charta traditionis d. a. 825 bei Meichelbeck Historia Frisingensis T. I. P. II. p. 255. Isti sunt liberi homines, qui dicuntur barscalci — qui ecclesiasticam acceperunt terram, de ipsa terra condixerunt facere servitium — dies tres tribus temporibus in anno arant et secant tres dies. Vgl. Grimm Rechtsalterth. S. 312. Schmeller Bairisches Wörterbuch I. 184.

keinen bestimmten Dienstwürden belegte Gesellschaft, bald als Standes-Auffassung in Bausch und Bogen, worin alle Großen des Landes als neues Staats- und Gesellschafts-Element zusammengefaßt werden.[1]

Unter den neuen Herrschaftsbeamten erscheinen aber vornehmlich die Grafen als Organe der königlichen Allbeherrschung an der Spitze der Volksgemeinde. Unter diesem Namen wurden königliche Volksmagistrate hingestellt, deren eigenthümliche Würde gewissermaßen eine diplomatische Bestimmung hatte, indem die Grafen, unter dem Schein, den Gemeinden ihre alte politische Selbständigkeit zu sichern, in der Leitung ihrer Angelegenheiten doch nur den Willen des obersten Herrschers als Gesetz ausprägten. Sie hatten den Anstrich, Vertreter und Führer der Gemeinde-Corporation selbst zu sein, aber sie waren dabei sowohl in der Ausübung wie in dem Ursprung ihrer Macht lediglich Staatsbeamte, die ihr Mandat auch nicht mehr vom Volke hatten wie die alten nationalen Gaufürsten (principes), sondern vom König, der sie ernannte und dessen Willen sie ausschließlich vollzogen. Die Grafen erscheinen allerdings nach Amt und Würde an der Stelle jener Gaufürsten, aber in formeller Anknüpfung an diese alte volksthümliche Organisation sind sie nur die bureaukratische Zersetzung und Aufhebung derselben.

Die Grafenwürde entsteht als Gemeindeamt zunächst

[1] Consilium quod episcopi et abbates Carolo calvo dederunt ann. 856. (Baluzius Capitularia II. 77): ea etiam quae in Sparnaco de episcopalibus capitulis cum illustribus viris et sapientibus Baronibus vestris observanda delegistis. — Fredegar. Chronic. c. 41. 53.

ohne alle andere aristokratische Färbung, als die jede höhere Verwendung im Königsdienst an sich selbst verleihen mußte. Es konnte jedes mit der nöthigen richterlichen und polizeilichen Tüchtigkeit ausgerüstete Subject zum Grafen genommen werden. Dieser Name (graffio, grafio, grafo, auch gravio, graphio) ist eine ursprünglich fränkische Bezeichnung für die höhere Richterstelle, durch welche die oberherrliche Gewalt des Königs an der Spitze der Gemeinden vertreten wird.[1] Der Graf war überhaupt Vorsteher eines für sich gegliederten Landbezirks, und führte danach auch nicht selten die Bezeichnung eines Präsidenten (praeses, tribunus, procurator).

Die Grafen-Bezirke, die zugleich als Grafschaft selbst aufgeführt werden, waren in der Regel wohl nur Einzeltheile der alten Gaue, in denen die germanischen Stämme

---

[1] Der ursprüngliche Sinn des Wortes Graf ist Schreiber, Gerichtsschreiber, lateinisch graphiarius, angelsächsisch gerêfa, neufranzösisch greffier. In dem Salischen und Ribuarischen Gesetz erscheint das Wort schon in vollkommener Gleichbedeutung mit dem lateinischen judex und comes. Lex Sal. ed. Merkel Tit. 53, 54. in welchem letzteren das Wehrgeld für einen getödteten grafio auf 600 Solidi (also in ganz gleichem Werth mit dem Antrustio) festgestellt wird. Lex Ribuar. tit. 53 (55): de eo qui grafionem interfecit: si quis judicem fiscalem, quem comitem vocant, interfecerit. Alamannen, Baiern und Sachsen scheinen den Ausdruck erst später von den Franken aufgenommen zu haben. Doch führt schon Paulus Diaconus de gestis Langobard. V. 36 den Namen als einen eingebürgerten an: Hic dum dux esset in Tridentina civitate, cum comite Bajoariorum, quem illi Gravionem dicunt, qui Bauzanum et reliqua castella regebat, conflixit. Vergl. Graff Althochdeutscher Sprachschatz IV. 312. und Grimm Deutsche Rechtsalterthümer S. 753.

sich ursprünglich niedergesetzt hatten. Jedenfalls waren die größeren Gaue in dieser Zeit in verschiedene Grafschaften zerlegt worden.[1] Die Gewalt des Grafen war dann an den Bezirk gebunden, für den ihn die königliche Ernennung eingesetzt hatte, und in welchem Amt und Besitz allmählig in einem Begriff zusammenflossen.

Die Vollmachten der Grafen gaben denselben zugleich eine vollkommene Herrschafts- und Regierungsgewalt über den ihnen anvertrauten Landstrich. Die Gerichtsbarkeit, welche sie auszuüben hatten, erstreckte sich gleichmäßig über alle auf ihrem Gebiet zusammenwohnenden Völkerschaften. In der Bestallungsformel werden ausdrücklich Franken, Römer, Burgundionen genannt. Die Ausübung des Rechts geschah hier durch den königlich ernannten Beamten lediglich im Namen des Königs, der nicht minder wie alle übrigen sonst von dem Volke ausgeflossenen Rechte auch die Richtergewalt an sich genommen hatte. Auch die Rechtsbegriffe mischen sich wesentlich mit den neuen Begriffen der Eroberung, der obersten Waffengewalt und des Universal-

[1] Vgl. Hüllmann Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland (Ausgabe von 1830) S. 98. So wird auch in der Bestallungsformel für die Grafen (Marculfi Formulae ed. Bignon I. 8.) das Grafenamt als eine Stelle im Gau eingesetzt. Es heißt in dieser Charta de Ducatu, Patritiatu vel Comitatu: Praecipue regalis in hoc perfecta conlaudatur clementia, ut inter cunctum populum bonitas et vigilantia requiratur personarum. Nec facile cuilibet judiciariam convenit committere dignitatem nisi prius fides seu strenuitas videntur esse probatae. Ergo dum et fidem et utilitatem tuam videmur habere compertam, ideo tibi actionem Comitatus, Ducatus, Patritiatus in pago illo, quem antecessor tuus ille usque nunc visus est egisse, tibi ad agendum regendumque commisimus.

Eigenthumsrechts an allem Grund und Boden, worauf die Idee des Königthums sich auferbaut. Statt der alten Volksbeamten hielt der Graf in regelmäßigen Versammlungen als königlicher Stellvertreter das Gericht ab, wobei ihm andere Gemeindebeamte, namentlich der Schultheiß (sculdaho, sculdahis, tribunus), der Sacebaron[1] und der einer Hundertschaft vorgesetzte Centenarius oder Hunne,[2] entweder zur Seite standen, oder ihn auch gänzlich vertreten

---

[1] Der Sacebaron (auch sachibaro, sagibaro, vergl. die Varianten bei Merkel Lex Salica S. 30. Anm.) scheint durch seinen Namen (sagen, sprechen und bar, Mann, Sprechmann) vollständig die Art und Weise seiner Theilnahme an den gerichtlichen Verhandlungen auszudrücken. Sie waren rechtskundige Männer, welche in den Gerichtsversammlungen hinzugezogen wurden und wahrscheinlich den verklagten Parteien als Rechtsbeistand zugeordnet waren, worauf auch die gesetzliche Beschränkung ihrer Zahl (Lex Salic. ed. Merkel LIV.) wonach nicht mehr als drei in jedem Gericht zugegen sein durften, wie auch der Umstand daß sie besondere Gebühren empfingen (et de causa aliquid id est quod eis solvitur factum dixerint), hinzudeuten scheint. Der Sacebaron wurde zu dieser Wirksamkeit vom König ernannt, und aus der Unterscheidung der Wehrgeldsstufen, die aus der angeführten Stelle der Lex Salica hervorgeht, ergiebt sich, daß sie nicht bloß dem Stande der Freien, sondern auch den königlichen Dienstleuten angehören konnten. Der freigeborene Sacebaron stand im Wehrgeld vollkommen dem Grafen gleich (600 Solidi). Es handelt sich jedoch dabei lediglich um eine innerhalb des Salischen Landes gebliebene Institution. Vergl. Waitz das alte Recht der Salischen Franken S. 140. Grimm Rechtsalterthümer S. 783. — Phillips Deutsche Geschichte I. 538. Anm. vergleicht die Sacebaronen (mit besonderer Hervorhebung der Lesart Sachibarones, Sachmänner, Sachwalter) mit den im Englischen Recht vorkommenden Responsales ad lucrandum et perdendum.

[2] Die Bezeichnung des hunno ist auch sprachlich von der Hundertschaft hergenommen, welcher dieser Beamte als Unterrichter

konnten. Die Grafengerichte (placita comitis) mußten zwei bis dreimal im Jahre zu gewissen Zeiten abgehalten werden, und fanden dann unter dem Antheil sämmtlicher freier Männer auf den alten Mahlstätten (mallum) unter freiem Himmel Statt. Gegen Sonnenhitze und Regen schützte ein Gebäude, das der Graf an der Gerichtsstätte aufführen lassen mußte.[1] Er führte das Verhör durch seine Fragen und hatte auch die Fragstellung zur Findung des Urtheils, das bei den allgemeinen Grafengerichten (generalia placita) von sämmtlichen Gerichtsgenossen, in den besonderen Gerichtsversammlungen aber durch die von den Genossen erwählten Schöffen gefunden wurde.

Es blieb dadurch dem Recht allerdings noch ein bedeutendes volksthümliches Element gewahrt, aber ebenso wesentlich dürfte auch schon der Einfluß gewesen sein, welchen die Persönlichkeit des königlichen Gerichtsvorstandes und die ihm nach allen Seiten hin zustehende Macht auf die Fassung des Urtheils ausüben konnte. In den Händen des Grafen befand sich auch die Strafvollstreckung, wie er

---

des Grafen vorstand. Gebräuchlicher und häufiger ist seine Benennung als centenarius, der in der lex Salica z. B. L. 1. ed. Merkel als thunginus erscheint. Aus dem centenarius bilden sich die späteren Ausdrücke des Zentner, Zentgrafen. Vgl. Grimm Deutsche Rechtsalterthümer S. 756. Hüllmann Gesch. des Ursprungs der Stände S. 21 und 99. Ueber das Wort hunno Graff Althochdeutscher Sprachschatz IV. 976. Ausführlich und sehr lichtvoll entwickelt Waitz Deutsche Verfassungsgeschichte II. S. 304—313 die Amtsstellungen des Schultheiß und des Hunno.

[1] Vgl. die Capitularien der Jahre 819 und 809 in Georgisch Regesta chronologico-diplomatica p. 858.

auch in manchen Fällen, namentlich wo es auf Personen geringeren Ansehens ankam oder beim Ergreifen eines gefährlichen Räubers, auf der Stelle und ohne jeden weiteren Rechtsweg die Todesstrafe verhängen konnte. Es konnte nicht fehlen, daß die übergreifenden Befugnisse der Königsgewalt auch ihrem Vertreter in den Gauen und Gemeinden einen sich immer weiter ziehenden Spielraum zur Willkür und Geltendmachung des obersten Willens und Ansehens eröffneten. Der Graf übernimmt dies bedeutende Amt aber auch seinerseits nicht ohne die schwerste Verantwortlichkeit, die ihn bis zur Strafe an seinem Leben für jede Versäumniß seiner Pflichten, namentlich aber für jede fahrlässige Milde in der Wahrnehmung der königlichen Autorität, trifft. Ein persönlicher Mißbrauch dieser Amtsgewalt lag dann freilich nach Oben wie nach Unten hin nahe, und äußerte sich auf der einen Seite ebenso leicht in Volksbedrückungen als auf der anderen Seite in einer Verkehrung der übertragenen Gewalt zu eigenem Recht, die sich schon frühe auch durch eine trotzige und oppositionnelle Haltung dieser neuen Großen gegen ihren Hof angedeutet zu haben scheint.

Diesen Grafen war freilich schon ein wesentlicher Theil des Herrschaftscharakters durch das ihnen übertragene Bannrecht eingeräumt worden. Das Recht zu bannen, das heißt: die Gewalt des Vorladens und Entbietens, der Jedermann durch sein Erscheinen Folge leisten mußte, war ein Hauptausdruck des königlichen Machtbegriffs geworden. In dem alten Salischen Gesetz[1] erscheint das Recht, den Andern

[1] Lex Salica I. De mannire.

vor Gericht zu laden, noch als eine Eigenschaft des freien Mannes, das von ihm selbständig obwohl unter dem Schutz des Königs ausgeübt wird; und der Königsbann, der sich über Alle erstreckt, bringt darin immer nur den alle Rechtsbegriffe in sich tragenden Volkswillen selbst zur Geltung. Wie aber der ausschließlich werdende Herrschaftsbegriff auch das Rechtsleben der Nation an sich fesselt, so geht auch die Befugniß das Volk zu bannen als eine Dienstpflicht auf die den König vertretenden Grafen über. Nicht nur vor Gericht, sondern auch zu jeder andern Handlung, in der die königliche Autorität zur Anerkennung gebracht werden soll, kann der Graf die ihm untergebenen Volksgenossen bannen.

Mit dieser seiner Machtvollkommenheit hängt auch seine militairische Würde, die er als Heerbanngraf ausübt, genau zusammen. Die in der Grafschaft angesessenen kriegsfähigen Männer bildeten eine Heeresabtheilung, an deren Spitze der Graf stand. Er hatte die Mannen seines Amtsbezirks das Jahr hindurch in Ausrüstung und Uebung zu erhalten, und hielt dazu auch öfter Musterungen über sie ab, wo er ihre Waffen, Gepäck und Heerwagen besichtigte.[1] Der Graf führte auch die Mannliste aller Wehrfähigen, die auf dem Landboden seiner Grafschaft eingesessen waren; sowie die königlichen Bevollmächtigten oder Sendboten (missi), die als ein eigenthümliches Institut zwischen dem König und den Provinzialbeamten bestanden und auf regelmäßigen Hinundherreisen besondere Reichsge-

[1] Vgl. Nic. Lindlinger's Geschichte der älteren Grafen I. 8.

ſchäfte zu beſorgen hatten, eine Mannliſte über alle Grafſchaften ihres Geſandtſchaftsbezirks hielten.[1] Beim Ausbruch eines Krieges führte er auch dieſe Mannſchaften ſelbſt ins Feld. Es floſſen in dieſem Verhältniß die ſpecifiſchen Vorſtellungen der alten germaniſchen Nationalität und des neuen Herrſchaftsſtaats zuſammen. Die in ſich zuſammenhängenden Begriffe der Freiheit, der Wehrhaftigkeit und der Kriegspflicht gingen in dem militairiſchen Machtbegriff auf, in dem die Autorität, welche das Recht vollſtreckte und alle Volksgenoſſen bannte, darum auch als das Organ der allgemeinen Waffenleiſtung erſcheint.

Dies Verhältniß veränderte aber im weiteren Verlauf allmählig auch die Natur des Heerbanns ſelbſt. Die heranwachſende Macht der Grafen auf dem weltlichen wie der Biſchöfe und Aebte auf dem geiſtlichen Gebiet zog auch eine Menge von beſonderen Dienſtleuten und Dienſtmannſchaften unter den Befehl dieſer neuen Nationalherren. Es lag in der Klugheitspolitik dieſer ſich heranbildenden Landeshoheiten, ihrem eigenen Dienſtgefolge eine ausgezeichnete kriegeriſche Organiſation zu geben und ihm dadurch ein eigenthümliches Uebergewicht in jedem Feldzug zu ſichern, wodurch es im allgemeinen Heerbann ſich nicht nur unterſchied, ſondern auch denſelben allmählig ganz überragte und verdrängte. Die freien Landeigenthümer, die ſonſt den Kern des Heerbanns gebildet hatten, mußten dadurch in ein eigenthümliches Gedränge gerathen, weil ihre Stellung zu dem alten Heerbann mehr und mehr eine ſchiefe wurde.

[1] Capitul. III. anni 812. c. 5. und anni 829 Tit. III. c. 7.

Von den Heerbannsgrafen hing es überhaupt ab, wen sie im Fall eines Krieges zu den Waffen aufbieten wollten und zu welcher Art des Heerdienstes sie den einberufenen freien Mann verwendeten. Die allgemeine Wehrpflicht dauerte fort, aber sie konnte, wie es scheint, auch in einer Kriegssteuer, welche die Grafen ausschrieben, abgelöst werden, während für Diejenigen, welche sich gern auf der ihnen gebührenden Stelle im Heerbann durch Waffenthaten auszeichnen wollten, kaum noch etwas Anderes übrig blieb, als in ein besonderes Schutzverhältniß zu diesen neuen Machtbegründern zu treten oder sich in die Reihe ihrer Dienstmannen aufnehmen zu lassen. Es wurde dies ein wesentlicher Baustein zur Aufstellung und Ausrundung dieser neuen Landesgewalten, die auf diesem Wege einen kriegsfähigen Heereskörper nach ihrem Willen organisirten und mehr und mehr an ihre Person ausschließlich fesselten. Ihre Stellung im Reich stieg auf dieser Grundlage mit raschen Schritten zur Selbstherrlichkeit auf, denn die Kaiser bedurften bald zu ihren Kriegführungen ganz besonders dieser auserlesen gepflegten und wohldisciplinirten Schaaren, deren Häupter sie sich nun auf jede Weise zu verpflichten hatten, was sowohl durch die Austheilung fürstlicher Kammergüter an dieselben geschah, als auch durch den ihnen verstatteten Antheil an Zöllen, Abgaben und anderen Reichseinkünften.

Außer der Rechts-, Schutz- und Strafgewalt, welche der Graf ausübte, hatte er die Eintreibung der Abgaben und Zölle, auch der Beden,[1] deren Erträge von ihm all-

[1] Die Beden (beta, bete, petitio) waren die außerordentlichen Abgaben und Beiträge, die zuerst durch freiwillige Darbringungen

jährlich an die königliche Schatzkammer eingesandt werden mußten.[1] Allmählig, wenn auch ausnahmsweise, erhielten die Grafen eine Antheilsumme an den von ihnen eingezogenen Landeseinkünften. Ihr eigentlicher Dienstlehn aber bestand ohne Zweifel von vornherein in dem Beneficium eines königlichen Gutes, in dessen Nutzung sie eingesetzt wurden, und das, wie es zum Amt zu gehören anfing, so auch bald mit der Person sich verschmolz und sogar zu einem erblichen Besitz werden konnte.

Diese Wendung der Dinge wurde besonders durch die in einzelnen Fällen schon früh eingetretene Vererbung des Grafenamtes selbst auf Söhne und Verwandte begünstigt und vorbereitet. Persönlicher Besitz und Amtsbesitz konnten in einer solchen Grafschaft um so leichter ineinander übergehen, da, wie aus einem Edict Chlothachar's II. hervorzugehen scheint, von dem Grafen, der einer Provinz vorstehen sollte, verlangt wurde, daß er aus derselben gebürtig und in ihr mit Grundbesitz angesessen sei, um bei Pflichtwidrigkeiten und Veruntreuungen einen Ersatz aus seinem Eigen-

---

an den König entstanden waren, besonders bei seinem Regierungsantritt oder auf seinen Rundreisen durch das Land, auch zur Unterhaltung seiner außerordentlichen Gesandten (Missi). Vgl. N. Kindlinger Geschichte der älteren Grafen (Münsterische Beiträge) I. 15.

[1] Die Güter des Fiscus standen in der Regel wohl nicht unter der Verwaltung der Grafen. Vgl. H. v. Sybel Entstehung des deutschen Königthums S. 258. der die Stelle in der Bestallungsformel bei Marculf: quicquid de ipsa actione in fisci ditionibus speratur, per temet ipsum annis singulis nostris aerariis inferatur eigenthümlich deutet und lediglich so übersetzen will: die dem Fiscus verfallenen Bußen (von Privatleuten) liefere jährlich an die Kassen des Reichs ab.

thum entnehmen zu können.[1] Von den zur Grafschaft gehörenden Gütern aber (res comitatus, pertinentia comitatus) floß dem Inhaber des Amtes um so mehr der Genuß zu, als dieselben von dem Amt selbst gar nicht zu trennen waren.[2]

Es kamen aber ohne Zweifel vielfache Umstände zusammen, um in der Hand des Grafen allmählig eine Territorialmacht anzuhäufen, in welcher eine Vielfältigkeit neuer deutscher Landeshoheiten sich Bahn brach. Es gewann zuerst die Grafschaft als solche (comitatus, grafia) eine gewisse territoriale Ausrundung und Abschließung, wodurch ihr mit der Zeit ein fertiger Herrschaftscharakter aufgedrückt wurde. Um einen umfassenderen und einheitlich in sich zusammenhängenden Landcomplex darzustellen, bedurfte es nur, daß die in der Hand des Grafen vereinigten Benefizialgüter zuletzt dauernd mit der Grafschaft selbst verbunden wurden, wovon viele einzelne Fälle angeführt werden.[3]

---

[1] Pertz Legg. I. p. 15. Chlothacharii II. Edictum anni 614. 12. Ut nullus judex de aliis provinciis aut regionibus in alia loca ordinetur; ut si aliquid mali de quibuslibet conditionibus perpetraverit, de suis propriis rebus exinde quod male abstulerit juxta legis ordinem debeat restituere.

[2] Paul Roth Geschichte des Beneficialwesens S. 430 will mit einer eigenthümlichen Unterscheidung die Grafen wohl in ihrer Person, aber nicht in ihrer Eigenschaft als Grafen, für Beneficiaren gelten lassen. Doch liegt es in der Natur des ganzen Verhältnisses, daß sie auch ein zur Grafschaft gehörendes Gut nicht anders denn als beneficium besitzen konnten. Eichhorn Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte § 167. g. trennt die Amts-Beneficien von den persönlichen, welche der Graf sonst noch besitzen konnte.

[3] Vgl. Bouquet Recueil des historiens des Gaules et de la France VIII. 566.

Die neu heranwachsenden Territorialhoheiten schlossen sich theils in den charakteristisch festgehaltenen Gränzen der Grafschaft ab, theils dehnten sie sich auch auf dem Wege der Eroberung und der unternehmungslustigen Aventure über dieselben hinaus und einten verschiedene Gebiete zu einem neuen Organismus der Gewalt. Der Bau fester Schlösser, die als Mittelpuncte eine schirmende und zwingende Kraft über alle Theile der Landschaft erstreckten, gab dieser Entwicklung eine stätige Grundlage. Der Namen des Schlosses gab dann auch oft dem ganzen Landesbezirk seinen Namen, und es verwischten sich nun in diesem neuen herrschaftlichen Verhältniß leicht mit den Benennungen auch die Gränzen der alten Grafschaftsbezirke.

Der Amtstitel der Grafen erscheint aber auch an den Höfen der älteren Frankenkönige in verschiedenen Spielarten, in denen er sich eigenthümlich zusammensetzt. Der Pfalzgraf (comes palatii, comes palatinus[1]) ist jedoch in seiner ursprünglichen Bedeutung ohne Zweifel nichts Anderes als der das Grafenamt in der Pfalz des Königs versehende Beamte. Die Pfalz umfaßte das in den Umkreis des königlichen Palastes fallende Gebiet, auf dem sich der König zwar die Ausübung seiner höheren Gerichtsbarkeit vorbehalten hatte, jedoch mit Zuordnung des Pfalzgrafen, der ihm dabei zur Seite stand und ihn auch wohl vertrat, wenn auch diese letztere Befugniß in der älteren Zeit vor-

[1] Es ist zweifelhaft, ob der Name des Pfalzgrafen (palsgreve) lateinischen oder germanischen Ursprungs. Vgl. jedoch Riedel de comite Palatii p. 6. Schilter. Glossar. Teuton. p. 654.

zugsweise dem Majordomus gehörte.[1] Das Hofgericht, in welchem der Pfalzgraf an der Spitze der Geschäfte stand, war aber zugleich das Oberrichteramt, bei welchem man im ganzen Lande in höchster Appellations-Instanz Recht zu nehmen hatte. Die Urtheilssprüche aller übrigen öffentlichen Richter, der Grafen, Markgrafen und Herzöge, konnten von dem Pfalzgrafen, wo sich derselbe auch im Geleit des Königs befand, verworfen oder endgültig bestätigt werden.[2] Der Pfalzgraf wurde außerdem auch in mannigfachen Angelegenheiten des Hofes und der königlichen Person verwendet, und hatte dabei alle Functionen eines Vertrauten, der auch den Willkürbedürfnissen des Herrn diente und dadurch seine eigene Macht befestigte.

Aus einem mit den obersten richterlichen Eigenschaften ausgestatteten Hofwirthschaftsbeamten stieg dann der Pfalzgraf auch bald zu einer bestimmter ausgebildeten Stellung empor, in der er mit allgemeinen Regierungsgeschäften betraut wurde und vielleicht, wie wir heut sagen würden, den Vortrag im Cabinet hatte. In dem Uebergang zum landeshoheitlichen Charakter nahm die Pfalzgrafenwürde so-

---

1 Waitz Deutsche Verfassungsgeschichte II. 379 vermuthet, daß ursprünglich auch die pfalzgräfliche Würde mehrfach mit der des Majordomus vereinigt gewesen sein könne. Vgl. Hüllmann Geschichte des Ursprungs der Stände S. 55.

2 Muratori Antiq. Ital. I. 354. Quanta Comitis Palatii fuerit auctoritas, ex eo intelligas, universi Regni populum potuisse appellare a Ducibus, Marchionibus, Comitibus ad ipsum, et in quacunque Regni parte ille (cum rege) versaretur, ex ordinaria facultate judicare poterat, ac sententias Ducum, et reliquarum Potestatum seu Magistratuum retractare.

gleich einen bedeutenden Schwung, und stellte sich namentlich an der Spitze der fränkisch-rheinischen, schwäbischen, sächsischen und baierischen Landschaften in ausgebildeter Souverainetät auf. Der fränkisch-rheinische Pfalzgraf hatte den Vorsitz in dem Fürsten-Ausschuß zu führen, der zur Untersuchung aller Klagen gegen den König niedergesetzt werden konnte.[1] Die Pfalzgrafen von Baiern, die ihren Sitz in Regensburg hatten, treten zuerst mit Arnulf, Sohn des Herzogs Arnulf von Baiern, in der Mitte des zehnten Jahrhunderts hervor.

Auf die Erwerbung und Behauptung mächtiger Selbstherrschaft wies das Markgrafen-Amt (comites marcae, comites limitis, Marchiones, Marchenses), seiner ursprünglich kriegerischen Bestimmung gemäß, die damit Betrauten wie von selbst hin. Denn diejenigen Vorlande oder Marken des deutschen Reichs, welche in unsicherer Nachbarschaft zu angränzenden wilden und kriegslustigen Völkern standen, waren, um dem Ueberfall derselben trotzen zu können, unter dem Oberbefehl eines Markgrafen auf dem Kriegsfuß eingerichtet worden. Diese Markgrafen oder obersten Gränzbefehlshaber gingen im neunten Jahrhundert als eine nothwendige Einrichtung hervor, um namentlich in Kärnthen, Rhätien, Baiern, Thüringen, Sachsen der unruhigen und übergriffslustigen Nachbarschaft anwohnender Völker einen festen Damm zu stecken.[2]

---

[1] Jo. Schilter Thesaurus antiquitat. teuton. II. 65. Püllmann Geschichte des Ursprungs der Stände S. 315.

[2] Stenzel De Marchionum in Germania origine (Breslau 1824) p. 5 läßt die Markgrafenwürde erst nach Aufhebung der Herzogs-

Die Normannen, Slaven, Avaren, Lombarden waren es vornehmlich, welche die Gränzen des fränkischen Reichs durch kriegerische und räuberische Einfälle beunruhigten. Es bedurfte gegen diesen beständigen Andrang einer festen militairischen Organisation dieser Vorlande, die zu einer Mark ohne Zweifel durch Zusammenlegung mehrerer in diesem Bezirk gelegenen Grafschaften gebildet wurden. Damit verband sich auch die Errichtung von Gränzfestungen, auf welche Karl der Große ein bedeutendes Gewicht legte und die unter seinem und seiner Nachfolger eifrigem Betrieb an Elbe, Saale, Main, Donau, wie auch an den Gränzen Spaniens und Britanniens, aufgeführt wurden. Mit der Anlage dieser Gränz-Castelle scheinen vorzugsweise die Markgrafen, die auch darin zum Theil ihren Sitz nahmen, beauftragt worden zu sein. In diesen Festungen fanden die Feinde ihren Widerstand, die verscheuchten und zersprengten Gränzbewohner Schutz und Aufnahme.

Das Markgrafen-Amt war aber nicht nur ein kriegerisches, sondern vereinigte zugleich die oberste Landes- und Gerichtsverwaltung seines Gebiets in dieser Würde, worin sie die höchste Gewalt ihres Königs oder Kaisers nach allen Seiten hin vertraten. Wo das Gebiet zu umfassend war oder vielleicht in zu verwickelten Verhältnissen sich auseinanderlegte, wurde ein Theil der Geschäfte noch durch einen Untergrafen oder Vicegrafen geführt. Die Markgrafen

würde, die einen dem Königthum zu widerspenstigen und gefährlichen Charakter angenommen hatte, durch Karl den Großen an Stelle derselben gebildet werden: eine Ausführung die ziemlich in der Luft zu schweben scheint.

hatten auch die Streitigkeiten, welche zwischen den Gränzvölkern ausbrachen, theils mit Urtheilsspruch theils mit Heeresgewalt zu schlichten, und von den dem Frankenreich tributpflichtig gewordenen Völkern, wie den östlichen Slaven, die Auflage einzutreiben, wozu häufig Gewalt der Waffen angewandt werden mußte.[1] Ueber alle Zustände ihres Kriegs- und Verwaltungskreises hatten sie aber regelmäßige Berichte an den Thron einzusenden, wie denn auch wohl kaum zu einer wichtigen Reichsunternehmung geschritten wurde, ohne Rath und Stimme der gerade auf den entscheidendsten Puncten orientirten Markgrafen zu hören. Auch bei den Markgrafen ging die amtliche Eigenschaft, die eine erbliche wurde, zuletzt in eine grundherrliche auf ihrem Geschäftsgebiet selbst über und verwandelte sich dadurch aus der abhängigen Beamtenwürde in den sich auf sich selbst stellenden souverainen Charakter. Wie das Markgrafenthum die Ansätze zur Organisirung neuer und umfassender Staatsgebiete in sich trug, geht aus der deutschen Territorialgeschichte oft überraschend genug hervor. So entstand das spätere Herzogthum Oesterreich aus der sogenannten östlichen Mark, welche Baiern gegen die mährischen Wenden gebildet hatte.[2]

---

[1] Stenzel De Marchionum in Germania origine p. 16.

[2] Annales Fuldenses ad ann. 884. 893. bei Pertz Monumenta I. 395. — Ottonis Frising. Chronic. VI. 15.

10. Herzöge und Hausmeier.

Dem Markgrafen ſtanden die Herzöge (Duces, in dem burgundiſchen Reich und der Provence Patricius[1]) in gewiſſem Betracht an Würde gleich, obwohl ihre Stellung auch in militairiſcher Hinſicht als eine umfaſſendere hervorging, und zunächſt den oberſten Kriegsbefehl über eine aus mehreren Gaugemeinden gebildete Heeresſäule in ſich ſchloß. In den deutſchen Urzuſtänden, welche Tacitus beſchreibt, wählte ſich das Volk Herzöge zur Uebernahme des Kriegsbefehls und beſtimmte die geeigneten Männer dazu lediglich wegen ihrer Tapferkeit („ex virtute"). Nach Beendigung des Krieges traten aber dieſe Heerführer wieder in ihre im Frieden verſehenen Beſchäftigungen und Stellen zurück. Im fränkiſchen Reich konnte die Herzogswürde, zu der vom König ernannt wurde, nur als eine dienſtliche Vertretung der königlichen Macht entſtehn. Die Amtsbefugniſſe der Herzöge blieben jedoch keineswegs bloß auf den Oberkriegsbefehl beſchränkt, ſondern gingen bald in Oberſtatthalterſchaften über, aus denen ſie, durch Begründung immer

[1] Auch Rector Provinciae oder Praefectus, bei Gregor. Turon. VIII. 43. VII. 23.

größerer Eigenmacht auf Kosten der über sie gestellten Souverainetäts-Rechte, sich selbst die landesherrliche Macht erwachsen ließen.

In den Gauen, denen ein Herzog übergeordnet war, dauerten auch die Amtsbefugnisse der Grafen fort, die aber in ihrer richterlichen Eigenschaft dadurch in keiner Weise bedingt worden zu sein scheinen. Wenigstens findet sich keine Spur, daß den Herzögen eine unmittelbar ausübende Obergerichtsbarkeit zugestanden hätte, obwohl sie jedenfalls die höhern Vorgesetzten der Grafen waren und damit auch wohl eine regelmäßige Ueberwachung des Gerichtswesens verbanden.

Bei den Alamannen werden auch geradezu die Herzöge als diejenigen genannt, welche die Gerichtsstühle besetzten oder den Richter in sein Amt einführten, wodurch derselbe erst zur Verhandlung einer Proceßsache ermächtigt wurde.[1] Bei den Baiern scheinen es besondere Rechtsfälle gewesen zu sein, welche vorzugsweise vor den Herzog zur Aburtheilung verwiesen wurden, wozu vornehmlich auch die gegen einen Bischof erhobenen Klagen gehörten.[2] Hierunda hatte

---

[1] Lex Alamann. tit. XXI. Nullus causam audire praesumat, nisi qui a Duce per conventionem populi Judex constitutus est, ut causas judicet.

[2] Leg. Bajuvar. tit. I. c. 11. Et si episcopus contra aliquem culpabilis apparet, non praesumat eum occidere; sed mallet eum ante regem vel ducem. An einer andern Stelle (Leg. Bajuv. tit. II. c. 10.) wird der Wirkungskreis und die Eigenschaften eines Herzogs folgendermaßen umschrieben: Judicio contendere, in exercitu ambulare, populum judicare, equum viriliter ascendere — in omnibus jussionem Regis implere.

sich ein Herzog auch wohl einen besonderen Gau vorbehalten, den er selbst als Graf und Richter versah, worauf die einige Male in den Urkunden erscheinenden Unterzeichnungen als Comes et Dux deuten.[1] Aus diesem theilweisen Ineinanderfließen der Würden und Befugnisse erklärt es sich ferner, daß die Bestallungsformeln für den Herzog und Grafen gleichlautend ausgefertigt werden konnten.[2] Auf der andern Seite gab es auch viele Grafen, die keinen Herzog über sich hatten, wie sie auch zuweilen durch besondere Vorstellungen beim König zu erlangen wußten, daß der über sie gesetzte Herzog wieder von ihnen entfernt wurde.[3]

Der Gebietsumfang eines Herzogthums (ducatus, in welcher Benennung schon früh Amt und Territorium zusammenflossen), entstand aus der größeren oder geringeren Zahl der Gaue, die darin zusammengelegt wurden. Es wurden Herzogthümer aus drei, vier und mehr Gauen gebildet, wobei die Zwölfzahl, die in vielen Anführungen als

---

[1] Dufresne, Du Cange Glossarium s. voc. Comes et Dux.

[2] Die Charta de Ducatu, Patriciatu aut Comitatu in den Formulae Marculfi.

[3] Fredegar. Chronic. c. 78. Dagobertus de universo Regno Burgundiae exercitum promovere jubet, statuens eis Caput exercitus, nomine Chadoindum Referendarium; quo cum decem Duces cum exercitibus — exceptis Comitibus plurimis, qui Ducem super se non habebant, in Vasconia cum exercitu perrexissent. (Eine andere Erklärung dieser Stelle versucht Phillips Deutsche Geschichte I. 515.) — Gregor. Turon. IX. 7. Ennodius cum ducatum urbium Turonicae atque Pictavae administraret, adhuc et Vici Juliensis atque Benarnae urbium principatum accipit. Sed cuntibus comitibus Turonicae atque Pictavae urbis ad regem Childebertum, obtinuerunt eum a se removeri.

etwas Typiſches auftritt, doch mehr auf einem mythiſchen und myſtiſchen als auf hiſtoriſchem Boden zu ſtehen ſcheint.[1]

Indem aber die Herzogthümer in der Weiſe beſtimmt gegliederter Provinzen auf eigenthümlichen Grundlagen ſich aufſtellten, bildeten ſich darin die Unterſchiede der Landſchaften und Stämme, die bei ſolchen Organiſationen ohne Zweifel von vornherein in Betracht gekommen waren, immer feſter und ſelbſtändiger unter den Deutſchen aus. Je entſchiedener ein Herzogthum auf einem landſchaftlich und volksthümlich abgegränzten Stammes-Element ſich ruhen und ausbreiten, oder in ſeiner Organiſation wenigſtens den Kern eines ganzen Volksſtammes zuſammenfaſſen und vertreten konnte, deſto mehr hob es ſich dadurch auf die Grund-

---

[1] Vergl. über die fränkiſche Anſicht: zwölf Grafſchaften bildeten ein Herzogthum, Waitz Deutſche Verfaſſungsgeſchichte I. 285. Dazu Pfeffinger Vitriarius illuſtratus II. 30. und die Stelle in Lehmann, Speierſche Chronik II. c. 16. „Zum andern wirdt es (das Wort Herzog) gebraucht für einen hohen Standt und Officirer des Reichs, der dem König und dem Reich Treuw und Huldt geſchworen, und von demſelben ein ganz Provintz oder Landſchafft als Beyern, Saxen, Franken oder Alemannien zu Lehen und verwalten getragen, der jedem zwölff Graven als Gehülffen der Regierung von König und Reich zugeordnet worden." Waitz führt mit großem Recht dieſe und alle ähnlichen Anführungen auf die Grundſtellen in den Annales Laurissenses (Pertz Monumenta I. 116. 136. 137.) zurück: Griphoni partibus Niustriae 12 comitatus dedit. — Griphonem vero partibus Niustriae misit et dedit ei 12 comitatus. — Griphonem more ducum 12 comitatibus donavit. — Vgl. Stenzel de ducum Germanorum post tempora Carol. M. origine p. 10.

lage einer neuen, die Reichseinheit durchtheilenden Herrschaft.[1]

Die deutschen Herzöge wurden die ersten organischen Begründer der deutschen Nationaltrennung, indem sie ihr Herrschaftsgelüste auf das Sonderleben der Stämme pfropften, zu deren Häuptern sie in ihrer amtlichen Stellung heranwuchsen. Es war die Reichseinheit von den fränkischen Königen als Gewaltprodukt eines obersten Willens schon zu einem merkwürdig vollendeten und zutreffenden Organismus aufgerichtet worden. Der großen einheitlichen Gewaltpolitik stellte sich aber bald die kleine zersetzende Machtintrigue gegenüber, welche von diesen nach eigenem Recht drängenden Großen geübt wurde. Die Herzöge stützten sich auf die Individualität der deutschen Stämme, die sie dann auch selbst im Widerspruch mit der obersten Gewalt zu vertreten anfingen, wodurch ihre eigene Opposition, die der Weg ihrer Machtbegründung war, zugleich einen volksthümlichen Anhalt sich zu gewinnen schien. So begegnete sich der particulaire Herrschaftstrieb mit dem individuellen Sondergeist der Nation und gestaltete daraus ein neues Machtterritorium nach dem andern, auf dem ein Schein nationaler

[1] Heinrich Leo, Von der Entstehung der deutschen Herzogthümer S. X, XI, will aus dem Umstand, daß Schwaben Herzöge in Sachsen, und Sachsen Herzöge in Baiern werden konnten (auf welches persönliche Moment es aber nicht gerade ankam) folgern, daß die Herzogswürde zuerst einen allgemeinen deutschen Charakter angenommen habe. Die Wirkung dieses Charakters blieb aber doch die selbständigste und schärfste Herausbildung des einzelnen Stammeslebens in der deutschen Nation.

Unabhängigkeit und Freiheit auf Kosten der Einheit des ganzen Volksthums davongetragen wurde.

Das überragende persönliche Machtansehn, mit welchem die Herzöge bei Einsetzung ihrer Gewalt ausgestattet wurden, mußte ihnen die letzten Schritte zur Selbstherrlichkeit sehr erleichtern. Um in der Provinz ein höchstes und wirksamstes Organ zur Vertretung und Ausübung der königlichen Gewalt zu sein, war ihnen selbst schon auf gesetzliche Weise ein umfassender herrschaftlicher Charakter beigelegt worden. Ihr Amt wird auch schon in den Volksgesetzen leicht als Herrschaft (regnum) bezeichnet, und die Person steht in Auszeichnung und Schutz, in der Festsetzung der höchsten Strafen auf alle gegen sie gerichteten Vergehen und in der Todesbuße für ihre Tödtung, der Person des Königs gleich. Die oberherrlichen Befugnisse, die der König über das ganze Land ausübte, wurden von dem Herzog in seiner Provinz geltend gemacht, und zeugten ihm selbst die Macht an, die von ihm dann ausschließlich in Besitz genommen wurde. Die Königsgewalt scheint so stark gemachter Organe bedurft zu haben, um sich in den ihr leicht widerstrebenden Provinzen und namentlich auf den entlegenen Puncten des Reichs zu behaupten.

Um der Herzogswürde noch eine festere und regelmäßigere Kraft in sich selbst zu verleihen, wurde sie auch bald an bestimmte Geschlechter geheftet, in denen sie erblich fortging, wie dies bei den Baiern dem Geschlecht der Agilolfinger durch eine gesetzliche Bestimmung eingeräumt wurde. Die fränkischen Könige scheinen auch diese Erbwürde ihrer obersten Statthalter gern anerkannt zu haben, indem sie es

noch im Interesse ihrer Politik hielten, sich auf machtbegabte Organe stützen zu können. Die Könige übten zwar noch beim jedesmaligen Antritt eines neuen Herzogs ein Bestätigungs- oder Einsetzungsrecht aus, das aber nur scheinbar wirkte, und jedenfalls nicht mehr Realität in sich trug als das Wahlrecht, welches auf der andern Seite hierunda durch das Volk zur Erhebung der Herzöge geübt wurde.[1] Der Herzog gehört dann wohl noch immer zu den Mannen des Königs, seines Herrn,[2] aber dies lehnsherrliche Verhältniß, das aus der materiellen Bedeutung mehr und mehr zu einer Idee entschwindet und als solche verblaßt, hindert nicht, daß die Auseinandersetzung der Abhängigkeit mit der Eigenmacht nur um so erfolgreicher vor sich geht. Sobald aber einmal die Gründung selbstständiger herzoglicher Häuser in das oberste Herrschaftsprincip aufgenommen worden war, oder nicht mehr zurückgehalten werden konnte, fiel damit auch ein immer größerer Theil der königlichen Einkünfte, der Gerichtsgelder und Zölle den neuen Gewaltträgern zu.

---

[1] Leges Bajuvarior. II. 1. Si quis contra ducem suum, quem rex ordinavit in provincia illa, aut populus sibi elegerit ducem, de morte ejus consiliatus fuerit et probatus negare non potest, in ducis potestate sit homo ille et vita illius. Vgl. Leg. Alamann. c. 24. Ditmar. Mers. l. V. (bei Leibnitz Scriptor. rer. Brunsvicensium I. 368): non nescitis, Bavarios ab initio ducem eligendi liberam habere potestatem. Auch bei den Thüringern wirkte ein Wahlrecht dieser Art mit. Ditmar. Mers. (a. a. O. I. 366): super omnem Thuringiam totius populi electione ducatum promeruit.

[2] Append. ad Annales Fuldenses a. 884. Zwentebold Dux Moravorum.

Es konnte auch nicht ausbleiben, daß die Herzöge, ebenso wie es die Grafen gemacht hatten, die ihnen theils zur Verwaltung theils zum Beneficialbesitz überlassenen Güter bei gegebener oder gesuchter Gelegenheit an sich rissen und mit organisirender Geschicklichkeit einen untheilbaren fürstlichen Familienbesitz daraus bildeten. Die deutschen Nationalherzöge hatten im Zusammenhang mit der selbständigen Entwickelungskraft, welche in die von ihnen regierten Stämme gedrungen war, ihre Gewalt immer eigenmächtiger der Spitze des ganzen Reichs entgegengekehrt. Die Hausmacht der merovingischen Könige war durch diesen sich in sie hineinschiebenden Keil, der das Wesen einer nationalen Opposition angenommen hatte, zuerst von innen her abgemürbt worden, und sank endlich widerstandslos unter den Kämpfen hin, die ein mächtiger und aufständischer Adel beständig um die Herrschaft angezettelt hatte.

Die Einheitspyramide des fränkischen Reichs, durch die Kriegsthaten und Verbrechen des gewaltigen Chlodovech gegründet, schwankte in ihrer gefährlichen Größe hinundher und drohte sich jeden Augenblick wieder in ihre Theile aufzulösen. Nachdem Chlodovech im Jahre 511 unter dem neugewonnenen Segen der christlichen Kirche sein Leben bußfertig und friedlich beschlossen, theilten sich seine vier Söhne in die von ihm hinterlassene Beute, nämlich das große Reich, welches fast ganz Gallien mit den ansehnlichsten deutschen Landschaften vereinigte. Diese ungeheure Herrschaft war durch Abenteuer, Raub, Mord und Verrath so ansehnlich zusammengebracht worden, und entwickelte und vergrößerte sich auf demselben Wege auch unter den Söh-

nen Chlodovechs, von denen Theodorich I., der zum Herrscher über die eigentlichen Franken bestimmt wurde, das unter dem Namen Austrasien[1] sich zusammenfassende Reich, mit Hinzufügung einzelner Theile von Aquitanien, in Besitz nahm. Sodann hatte sich unter Childebert I. aus der Chlodovech'schen Gesammtherrschaft ein Königreich Paris ausgesondert, welches auch Neustrien[2] im engeren Sinne genannt wurde, während dieser Name nachmals überhaupt alle die Landstriche bezeichnete, die eben nicht zu Austrasien fielen. Chlodomir war zum Herrn über ein Königreich Orleans gesetzt worden, welches die heutigen Ländertheile Anjou, Touraine, Berry und Maine befaßte, und der jüngste Bruder Chlothachar I. erhielt das Königreich Soissons, eine Gebietslagerung von Amiens rechts bis zur Maaß. Landvergrößerung durch Kriegsthaten und verbrecherische Intriguen blieb die Politik auch der Nachfolger Chlodovech's.

Zunächst war unter den Söhnen desselben auch Thüringen und das burgundische Reich an das fränkische Scepter gebracht worden, welches durch Chlothar I., nach dem Tode der übrigen Brüder, sich wieder einheitlich über das ganze Reich geschwungen hatte (558). Diese Einheit wich

---

[1] Auster, Oster (mit Osterlindi, die Leute in Auster), spätere Formen: Austria und Austrasia. Vgl. Pertz Geschichte der merovingischen Hausmeier S. 123 und die Annales Mettenses ann. 687. (Pertz Monumenta I. 317.)

[2] Vgl. über die Form Pertz Geschichte der merovingischen Hausmeier S. 123., die Annales Mettenses ann. 687. (Pertz Monumenta I. 317.) und die Annales Vedastini ann. 885. (Pertz Monumenta II. 201.)

einer neuen Theilung des Reichs durch die vier Söhne Chlothar's, von denen Charibert I. seinen Herrschaftssitz zu Paris nahm, Chilperich I. zu Soissons, Guntram in Orleans und Burgund, und Siegebert I. zu Metz, welches er zum Mittelpunct der Lande Austrasiens machte. Diese Brüder entfalteten das böse Princip der fränkischen Herrschaft in wilden und verheerenden Kriegen, die sie, besonders nach dem Tode Charibert's von Paris, um Macht und Besitz gegen einander führten. Es entrollte sich eine Blut- und Schreckens-Tragödie, in der zwei Frauen, Brunichildis, Tochter Athanagilds, Königs der Westgothen, die mit dem austrasischen König Siegebert vermählt war, und Fredegundis, die Gemahlin Chilperichs von Soissons, ihren gegenseitig entbrannten Haß zum Hebel gräuelvoller Verwickelungen und märchenhafter Schandthaten machten. Aus diesem barbarischen Nachtstück, in dem die Begriffe von Herrschaft, Wollust und Verbrechen auf dem blutgetränkten Boden zusammenfielen, hob sich die Gestalt Chlothachars II., der Chilperich's und Fredegundens Sohn war, wieder zur Alleinherrschaft über das ganze Frankenreich empor (613).[1]

Unter diesem schwachen und guten König, der alle drei Reiche wieder zusammenfügte, gewann ein Institut, welches aus der Einrichtung des königlichen Palasthauswesens hervorgegangen war, seine umfassendste politische Bedeutung. Dies war das Amt der Hausmeier (Major domus re-

---

[1] Gregor. Turon. VII. VIII. IX. Fredegar. Scholast. Chronic. c. 38. 42. Gesta Francorum c. 40. Pertz Geschichte der merovingischen Hausmeier S. 27.

giae, Major domus, Major palatii, auch Dux palatii[1]), welche unter diesem Titel nicht nur das ganze Hofwesen in allen seinen wirthschaftlichen und häuslichen Theilen zu beaufsichtigen und zu leiten hatten, sondern auch die Spitze aller königlichen Leute in unmittelbarer Beziehung zu der Person des Herrschers bildeten. Diese Hausobersten standen auf die einflußreichste Weise in der Mitte zwischen dem gesammten Dienstgefolge des Königs und seiner Person, wodurch sich nach Oben wie nach Unten ein gewichtiges und folgenreiches Abhängigkeitsverhältniß entspinnen mußte. Denn wie das Dienstgefolge mit allen darin inbegriffenen Stellungen und Aemtern vorzugsweise durch den Hausmeier mit dem König verkehrte, der seine Befehle auf diesem Wege ertheilte, so wurde auch der König seiner Leute nur durch die Gewalt des Hausmeiers über dieselben gewiß.

Die eigenthümlichen Wechselwirkungen, welche in diesem Verhältniß zusammentrafen, führten auch schon früh zu einer Art von Wahlrecht, welches den königlichen Dienstleuten entweder ausschließlich oder in Gemeinschaft mit dem König selbst zur Ernennung der Hausmeier zugestanden war.[2] Bei den Belohnungen und Beneficien, welche an die Getreuen ausgetheilt wurden, kam es gewiß wesentlich auf die Stimme des Hausmeiers an. Es liegt in der Na-

[1] Ueber die verschiedenen lateinischen Uebersetzungen des deutschen Titels in den gleichzeitigen Chronisten und Biographen vergl. Pertz Geschichte der merovingischen Hausmeier S. 13. — Fredegar. Chronic. c. 79.

[2] Eichhorn Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte I. § 25. b. Anm. c. Pfister Geschichte der Teutschen I. 364.

tur solcher Stellungen, daß zuletzt alle Gewalt wie von selbst in ihnen zusammenfließen muß, indem aus der Vertrauens-Position die Macht-Position hervorgeht. Wie im Königspalast selbst alle Elemente des Reichs sich vereinigen und derselbe der Mittelpunct des Kriegs- und Rechtswesens und aller staatsökonomischen Angelegenheiten wird, so berührt sich auch der königliche Hausvorstand und Lenker aller Palastinteressen leicht auf die entscheidendste Weise mit allen diesen Dingen. Der Majordomus, durch den alle Dienstmannen den König haben und durch den der König alle seine Dienstmannen hat, wird auf dieser Spitze aller Beziehungen bald der Erste im Rath des Königs, der wichtigste Beisitzer im Hofgericht, der Oberste des Kriegswesens, der die entscheidendsten Befehle vermittelt und in sich trägt.[1] Indem ihnen aber während der Minderjährigkeit der Könige die Reichsverwaltung und die Aufsicht über die Personen des jungen Prinzen selbst zufiel, zeigten sie schon, wie ihnen die Herrschermacht natürlich anpaßte.

Die heranwachsende Macht des Hausmeieramtes war es eigentlich, welche den Frankenstaat in dem innersten Wesen seiner Verfassungselemente bestimmen half und dieselben zugleich auf die entscheidenden Puncte ihres Umschlags führte. Der Majordomus wurde auf der einen Seite das wirksamste Organ zur Begründung und Abschließung des königlichen Absolutismus, indem er durch sein Amt und seinen Einfluß die ganze höfische Dienstaristokratie beständig dem obersten Willen unterwarf und durch diese Zügelung der

[1] Pertz Geschichte der merovingischen Hausmeier S. 14.

Leudes, die ihrerseits wieder mit dem Volksleben in den mannigfachsten Verzweigungen standen, den Ring für die ganze absolute Staatsorganisation abschloß. Auf der andern Seite wurde aber durch dies Amt die neue Aristokratie zuerst zu einer bestimmten corporativen Gliederung in sich selbst zusammengefaßt und ihr eine Eigenmacht begründet, die zum Schutz des Throns aber auch zur Erschütterung desselben gebraucht werden konnte. Je künstlicher diese Hofwirthschaft sich abschloß, desto zweischneidiger kehrte sich auch die in ihr wurzelnde Gewalt der Großen hervor.

Unter Chlothachar II. war durch eine allgemeine Reichsversammlung, die in Paris von den Großen geistlichen und weltlichen Standes abgehalten wurde, ein neuer Anlauf zur Gewährleistung der nationalen Freiheiten dem Königthum gegenüber genommen worden. Chlothachar II. nahm diese Beschlüsse mit anerkennender und verständiger Hingebung auf, und faßte sie in seinem Edict vom Jahre 614, dem gewöhnlich die Bedeutung der ersten von einem germanischen König gegebenen National-Verfassungsurkunde beigelegt wird, zu einer Feststellung allgemeiner Regierungs-Grundsätze im Interesse aller Volks- und Ständerechte zusammen.[1] Unter den allen Ständen zugesicherten Rechten, Freiheiten und Steuer-Erleichterungen fällt jedoch in diesem Zusicherungs-Instrument das eigentliche Hauptgewicht auf

[1] Lehuëron Histoire des institutions Merovingiennes (Paris 1843) p. 485 nennt das Edict Chlothachars II. la Charte du VIIe siècle. Vergl. über das Verhältniß des Edicts zu der anderen Constitution, welche gewöhnlich Chlothachar I. zugeschrieben wird, Waitz Deutsche Verfassungsgeschichte II. 617. — Pertz Legg. I. 2. und I. 11.

die Stellung des geiſtlichen Standes, dem ſchon die weitgreifendſte Unabhängigkeit von jeder weltlichen Jurisdiktion zugeſtanden wird. Doch behält ſich der König das Recht vor, die Biſchöfe zu beſtätigen, deren freie Wahl der Geiſtlichkeit und dem Volk verſprochen wird.

Es iſt dies zugleich die erſte Geſetzesurkunde, in der ein chriſtlich germaniſcher König die Juden von der Bekleidung aller öffentlichen Aemter (publicas actiones agere) ausſchließt.[1] Im Ganzen aber iſt das Edict Chlothachars II. doch nur die erſte geſetzliche Feſtſtellung des königlichen Abſolutismus, dem auf der andern Seite die fränkiſche Ariſtokratie, die nicht minder in einer geſteigerten Befeſtigung aller ihrer perſönlichen und materiellen Vorzüge begriffen war, mehr und mehr die oppoſitionelle Eigenmacht des Standes gegenüberſtellte.

Das Majordomat hatte unter Chlothachar II. durch zwei Männer von ſchöpferiſchen politiſchen Fähigkeiten zuerſt eine überragende Gewalt über alle Staatsverhältniſſe gewonnen. Es geſchah dies durch den Hausmeier Arnulf, einen Mann von wiſſenſchaftlichem Geiſt, den zugleich ſein innerer religiöſer Drang in den geiſtlichen Stand führte, ſo daß er auf Bitten der Einwohner von Metz ihr Biſchof wurde, und dann durch Pippin, Carlomann's Sohn, den Ahnherrn eines vornehmen und reichen belgiſchen Geſchlechts, der jedenfalls in Auſtraſien die Hausmeierwürde bekleidet zu haben ſcheint.[2] Beide Männer, innig befreundet und

---

[1] Edict. Chlothachar. c. 10.

[2] Vgl. Pertz Geſchichte der merovinq. Hausmeier S. 33 u. 162.

durch die Ehe ihrer Kinder noch enger verbunden, hatten sich zugleich in dem systematischen Gedanken einer fränkischen Gesammtstaatspolitik vereinigt, den sie durch ihren unabweisbar gewordenen Einfluß auf das Herrscherhaus und namentlich als Erzieher Dagobert's, des Sohnes und Nachfolgers Chlethachar's, zur Verwirklichung zu bringen strebten.

Die Politik dieser Männer scheint fortwährend darauf gerichtet gewesen zu sein, die getrennten Theile des Staats zu einer dauernden Machteinheit zu verknüpfen. Pippin, der die Herrscherkraft vornehmlich im Recht und der Gerechtigkeit suchte, beschäftigte sich auch mit einer Verbesserung der alten Volksgesetzbücher, die er in allen ihren Theilen wesentlich umgeformt haben soll und wodurch er auch auf die staatsrechtlichen Grundlagen der Franken, Baiern und Alamannen einen neugestaltenden Einfluß zu üben trachtete. Die Regierung Dagobert's I. setzte unter dieser Leitung zu einer Glanzepoche der merovingischen Monarchie an, die plötzlich einen neuen kräftigen Aufschwung auch in allen geistigen Lebensrichtungen, wie in der ersten Anregung von Handels- und Verkehrs-Elementen, nehmen zu wollen schien.[1] Dieser einst so gewaltige Königsstamm sah sich jedoch bereits von der Schlingpflanze der Aristokratie auf eine unentrinnbare Weise überwuchert. Pippin übertrug schon das Majordomat als eine erbliche Familienwürde auf seinen nicht minder machtvollen Sohn Grimoald, und das

[1] Das freilich zweifelhafte Praeceptum Dagoberti I. pro institutione nundinarum sancti Dionysii steht bei Bouquet Recueil des historiens des Gaules IV. 627.

immer schwächer in sich zurücksinkende Königthum schien sich kaum noch durch sich selbst sondern nur durch die Personen seiner Hausmeier vertreten zu können.

Die Pippin'sche Hausmeier-Familie hatte es schon bei ihrem ersten Auftreten verstanden, sich an die Spitze der fränkischen Monarchie zu bringen. Den Titel eines „Herzogs und Fürsten der Franken" (Dux et Princeps Francorum) erhielt zuerst Pippin, der Sohn des Ansegisil und der Begga, in bestimmter Verbindung mit dem Majordomat, obwohl auch schon Ansegisil selbst mit diesem Titel bezeichnet wird.[1] Staatsklugheit und Herrscherverstand verbanden diese Hausmeier mit der Tapferkeit ihres Schwertes, welche sie namentlich zur Demüthigung der unter den letzten merovingischen Königen immer gefährlicher gewordenen Herzöge verwandten. Besonders besiegte Pippin von Heristall die Alamannischen Herzöge (709. 712.), die durch ihre fortgesetzten Empörungen den schwachen Thron, der von den Königen nur noch dem Namen nach besetzt war, bedrohten. Sein noch größerer Sohn Carl Martell handhabte die Herrschaft schon wie seinen erblichen Familienbesitz, obwohl er die königlichen Titel noch Dagobert III., Chilperich II. und Theodorich IV. beließ, nach dessen Tode (737) er den Thron freilich auch nicht mehr mit einem Schattenkönig besetzte, sondern nun, bis er starb (741) ohne König die

[1] Wahrscheinlich war aber auch Ansegisil Hausmeier, wenigstens nach dem Chronic. Centul. Hariulfi Monach. bei Bouquet III. 351. Später zeichneten sich die Pippin'schen Hausmeier mit dem ganz bestimmten Titel Dux et Princeps Francorum, vgl. Baluzii Capitul. I. 146. aus den Jahren 742 und 744.

Herrschaft führte. Seine Söhne Carlomann und Pippin der Kleine hielten es noch der Politik für angemessen, neben sich einen merovingischen Königsnamen auf dem Thron zu haben, während sie selbst als Herzöge und Fürsten der Franken in das Majordomat über Austrasien und Neustrien sich theilten.

Nachdem aber, zum Theil auch mit Hülfe des Clerus, den schon Carl Martell in der Person des Bonifaz für seine Machtpläne gewonnen hatte, die große, einen neuen Weltabschnitt heraufführende Katastrophe hinlänglich vorbereitet schien, erklärte Pippin der Kleine auf der Reichsversammlung zu Soissons (752), daß er unter allen königlichen Würden und Titeln den Thron besteige, welchen der letzte Merovinger Childerich III. mit der Mönchszelle vertauschte. Die Monarchie wurde zwar nach seinem Tode unter seine Söhne Carl und Carlomann wieder getheilt, aber, nachdem der letztere bald gestorben, durch Carl den Großen (771) zu einer einheitlichen Machtgröße auf weltbestimmenden Grundlagen aufgerichtet.

Nachdem König Pippin sich bereits durch den Papst Stephan II. hatte bewegen lassen, den Titel „Patricius der Römer" anzunehmen (754), war dies für Carl den Großen eine Anknüpfung, sich auch die römische Kaiserkrone auf deutschem Königshaupte gefallen zu lassen, womit ihn der Papst Leo III. am Weihnachtsabend in der Kirche des heiligen Petrus zu Rom überraschte (800).[1] Dieser

[1] Einhard in der Vita Karoli imperatoris (Pertz Monumenta II.) c. 28 stellt die Ueberraschung als eine Carl dem Großen keineswegs

verschiedener Verbrechen angeklagte Papst, der den inneren Parteikämpfen Roms schon zu erliegen drohte, hatte in dieser Handlung freilich nur für seine persönlichen Wirren einen rettenden Ausweg gesucht, indem er an dem schon in allen seinen Siegen so gewaltig hervorgetretenen Frankenkönig sich einen mächtigen Schutz- und Schirmvogt gewann.

Die Erneuerung der abendländischen Kaiserwürde in der Person Carls des Großen war zunächst nur ein Act der persönlichen päpstlichen Diplomatie, die darin ihren nächsten Berechnungen nachging. Aber indem Carl mit der goldenen Krone seine Einsetzung zum Imperator und Augustus empfing,[1] wurde durch diesen epochemachenden Moment zuerst die Bahn für alle die neuere Geschichte durchschneidenden und entscheidenden Kämpfe zwischen dem geistlichen und weltlichen Princip eröffnet. In seinem eigentlichen Herrschaftssitze zu Aachen ließ er sich dann als Kaiser einen neuen Unterthanen-Eid leisten, dessen Bedeutung er schon verschieden von dem früher dem König geleisteten Eid auffaßte.

---

angenehm gewesene war, indem derselbe bald nach diesem Act geäußert haben soll, daß er, wenn er die Absichten des Papstes gekannt, trotz des hohen Festes jedenfalls nicht an diesem Tage in die Kirche gegangen sein würde.

[1] Einhardi Annales (Pertz Monumenta I.) ann. 801. Ipse autem cum die sacratissima natalis Domini ad missarum solemnia celebranda basilicam beati Petri apostoli fuisset ingressus, et coram altari, ubi ad orationem se inclinaverat, adsisteret, Leo papa coronam capiti ejus imposuit, cuncto Romanorum populo ad clamante: Carolo Augusto, a Deo coronato magno et pacifico Imperatori Romanorum vita et victoria! — Othon. Frisingens. Chronic. V. 31.

In Carl dem Großen lebte der fränkische Gedanke der absoluten Reichseinheit auf einer höheren Grundlage fort, indem er sich in ihm mit der Innerlichkeit der germanischen Nationalidee neu durchdrang. Er war ein hoher organisatorischer Geist, der in allen seinen Schöpfungen auf die Grundtiefen des deutschen Nationallebens zurückzugreifen suchte, und seine allseitigen Reformbestrebungen auf politischem, materiellem und geistigem Gebiet vorzugsweise in dem innersten Kern des Volksthums concentrirte. Sein Regierungssystem stellte den Staat an die Spitze, aber das Volk als den eigentlichen Lebensgrund alles Staatslebens hin, und suchte dadurch das Problem der volksthümlichen Monarchie in einer auf großartigen Grundlagen erfaßten Gliederung zur Lösung zu rufen. Es gehörte darum auch von vornherein in seinen Plan, die aristokratische Zwischenmacht zu brechen, welche sich durch die Eigenentwickelung mächtiger Großen in die Mitte zwischen dem Volk und dem höchsten Reichs-Oberhaupt gedrängt hatte.

Unter diesen nach Oben und Unten gleich gefährlich gewordenen Großen waren es besonders die Herzöge, deren Macht nicht in das Herrschaftssystem Carls des Großen paßte. Die Herzöge hatten schon überall wie Könige zu regieren angefangen, und besonders bei den Baiern, Thüringern, Alamannen und Sueven eine zum Theil mit Erblichkeit der Geschlechter verbundene Gewaltstellung über ihre Provinzen erlangt.[1] Den wiederholt empörerischen Her-

[1] Stenzel de ducum Germanorum Origine p. 17. 20. Fredegar. c. 87.

zog Tassilo von Baiern entkleidete Carl vollständig seiner Gewalt (788), und ohne den Baiern das Ducat wiederherzustellen, zersetzte er die ganze Provinz in lauter Grafschaften, die nun unmittelbar unter seiner eigenen Hoheit standen.[1] So verfuhr er mit den meisten andern Nationalherzögen, oder er beschränkte sie, namentlich wo er diese Würde von Neuem einrichtete, sowohl in ihrer oberrichterlichen Gewalt wie in der Erblichkeit ihrer Stellen, so daß sie nur noch dem Militairwesen ihrer Provinz vorgesetzt blieben.[2] Wenn er das Grafenthum in seinem System bevorzugte, und gewissermaßen neu organisirte, so geschah dies, weil er in dieser Würde das eigentliche volksthümliche Mittelglied der Gewalten der Monarchie ersah und hervorbilden wollte. Er faßte sie wieder schärfer in dem alten nationalen Sinne als Volksobrigkeiten auf, mit denen er selbst in unmittelbarer Verbindung blieb so wie sie mit dem Volke, so daß auf diesem Wege Volksleben und Regierungsmacht wieder in einem lebendigen Strom zusammenfließen sollten. Darum schob er die Grafen, ohne das bisherige trennende Zwischenglied der Herzöge, wieder un-

---

[1] Einhard. Vita Karol. M. (Pertz Monum. II.) c. 11. Tassilo postmodum ad Regem evocatus, neque redire permissus, neque provincia, quam tenebat, ulterius Duci, sed Comitibus ad regendum commissa est.

[2] Stenzel de ducum origine p. 30 erklärt sich für die Ansicht, daß Carl der Große sämmtliche Herzogswürden aufgehoben und es mithin bis zur Zeit König Conrads I. keine Herzöge in Deutschland gegeben habe.

mittelbar an den Thron heran,[1] obwohl er auch die Gewalt der Grafen mit eifersüchtigen Augen überwacht zu haben scheint, wie daraus hervorgeht, daß er die Vereinigung mehrerer Comitate in einer Hand nicht mehr gestattete, mit Ausnahme derjenigen Grafen, die an den Reichsgränzen einer starken persönlichen Stellung bedurften.[2]

Die Herzogswürde schien aber dazu bestimmt, das zersetzende Sonderelement in der Einheit des deutschen Nationallebens zu werden. Es wurde dies vorzugsweise der neue Sinn der herzoglichen Stellung unter den Nachfolgern Karls des Großen, bei denen sich in der Verwicklung vielseitiger Familien- und Macht-Ansprüche durch Schwiegersöhne, natürliche Kinder und Verwandte aller Art das Bedürfniß herausstellte, Abfindungen durch Ertheilung eines besondern Herrschaftssitzes zu treffen.[3] So hatte Arnulf, der uneheliche Sohn des Kaisers Carlmann, zuerst Kärnthen und Pannonien als ein Herzogthum für sich in Besitz bekommen, während Hugo, Lothars des jüngeren in ungültig erklärter Ehe erzeugter Sohn, die herzogliche Gewalt über das Elsaß empfing. In Baiern scheint nach dem Untergang der Agilolfinger die Herzogswürde erst durch Arnulf, den Sohn des in alten Urkunden vielgenannten Grafen Liut-

---

[1] Capitular. ann. 813. c. 20. Comites qui post Imperialis apicis dignitatem populum dei regant.

[2] Monach. Sangallensis de gestis Carol. M. (Pertz Monum. II. 726 — 763) c. 14. Carolus nulli comitum, nisi qui in confinio vel termino barbarorum constituti erant, plus quam unum comitatum concessit.

[3] Heinrich. Leo Deutsche Herzogsämter S. 7. 26.

pold, im Anfang des zehnten Jahrhunderts wiederhergeſtellt worden zu ſein,[1] obwohl vor ihm auch ſchon der Titel eines Königs von Baiern durch Ludwig den Deutſchen in Gebrauch gekommen war, der das Land als eine ihm zur Verwaltung gegebene Provinz regierte.

---

[1] Buchner Geſchichte von Baiern II. 156. Stenzel de ducum origine p. 32. Leo Herzogämter S. 78. flgd.

11. Umbiegung der nationalen Volksvertretung in die aristokratische Reichsstandschaft.

In den ursprünglichen Nationalzuständen der Deutschen ruhte die Volksversammlung, wenn sie auch schon durch Standesvorzüge und persönliche Fähigkeit gegliedert erscheint, doch wesentlich auf der beschließenden und entscheidenden Kraft des Volkes. Die Volksversammlung (von Tacitus stets concilium benannt) stellte auf den verschiedenen Stufen, auf denen sie größere und kleinere Gemeinden oder ganze Gaue repräsentirte, immer die bei dem Volke stehende Macht aller rechtlichen und politischen Entscheidungen dar. Die Vollberechtigung des freien Mannes, in den öffentlichen Angelegenheiten mitzusprechen und mitzuentscheiden, gründet sich in der natürlich und gesund gebliebenen Gesellschaft zugleich auf die sociale Grundanschauung: daß, was jeden Einzelnen betrifft, Alle angeht, und daß die Interessen des Einzelnen und des Ganzen nothwendig zusammenfallen.

Die urnationale Volksversammlung der Deutschen, die Gerichtshandlung und Besprechung zugleich ist, gewinnt in dieser Bedeutung einen ungemein hohen, feierlichen und den

heiligen Nationalfrieden ausdrückenden Charakter.[1] Diese alte Volksversammlung war ohne Zweifel in der heidnischen Zeit auch mit allen religiösen Symbolen des Volksglaubens umgeben. Recht, Freiheit und Religion stellten sich darin als ein einheitlicher Volkscultus auf, aus dem die höchste Bestimmung der allgemeinen Angelegenheiten entfloß.

Neben den regelmäßigen Versammlungen, für welche bestimmte Tage nach dem Stand der Mondscheibe angesetzt waren (denn man schrieb dem Mond einen großen Einfluß auf den Geist der Verhandlungen zu), fanden auch außerordentliche Zusammenkünfte des Volkes bei wichtigen Anlässen statt.[2] Die wichtigeren Angelegenheiten, welche unmittelbar und, wie es scheint, ohne Vorberathung der Fürsten vor die Volksversammlung gebracht werden mußten, bestanden in den allgemeinen Volks- und Gemeinde-Interessen, in den um Leib und Leben gehenden Anklagen, in der Wahl der Principes, in der Aufnahme neuer Gemeindemitglieder, in den Beschlüssen über Krieg und Frieden, in der Wehrhaftmachung der Jünglinge.[3] Diese in Waffen

---

[1] In den germanischen Bezeichnungen madal, mêl, sprâcha, huarap, hring, ding (was gedingt, gehandelt, ausgemacht wird, auch thing) wird Volksversammlung und Volksbesprechung durch einunddasselbe Wort bezeichnet. Vgl. Grimm Rechtsalterthümer S. 746.

[2] Tacit. Germ. c. 11. Coeunt, nisi quid fortuitum et subitum incidit, certis diebus, quum aut inchoatur luna aut impletur, nam agendis rebus hoc auspicatissimum initium credunt.

[3] Tacit. Germ. c. 11. 12. Vgl. Raepsaet histoire des états généraux et provinc. § 57. (Oeuvres, 2, 47.)

tagenden Verſammlungen, bewacht von den Nationalprieſtern, die jeden Friedensbruch im Namen der beleidigten Götter ſtrafen konnten, glichen einem gelagerten Heer, das jeden Augenblick zum kriegeriſchen Aufbruch bereit ſchien, und doch zugleich unter der Herrſchaft des Thingfriedens ehrerbietig ſich niedergelaſſen hatte.

Dies alte geheiligte Nationalrecht, ſich zu verſammeln und in der Verſammlung die öffentlichen Angelegenheiten im Intereſſe Aller zu entſcheiden, konnte nicht ſo leicht in allen ſeinen Spuren verwiſcht werden. Wo die abſolute Herrſchaft es in den folgenden Zeiten überbaut oder in ſeinen Wurzeln auszureißen geſucht hat, iſt es doch immer mit ſeinen principiellen Mahnungen oder mit ſeinen zurückgebliebenen Reſten das eigentliche Gährungselement der Geſchichte geblieben, das dieſelbe ihren urſprünglichen Idealen entgegenbewegt hat. Als die deutſche Nation in der merkwürdigen Organiſation des Frankenreichs die erſte Austreibung des demokratiſchen Nationalelements an ſich vollzog, blieb wenigſtens die Form der Volksverſammlung wenn auch nur als ein Schein der Mitentſcheidung bei den öffentlichen Angelegenheiten und der Geſetzgebung gewahrt.

Wie ſehr die fränkiſchen Könige mitten in der Befeſtigung der neuen abſoluten Gewalt doch darauf hielten, ihre Herrſchaft als auf einem Nationalcompromiß beruhend darzuſtellen, geht aus der ihren Verordnungen und Geſetzbüchern faſt durchgängig beigefügten Hinweiſung auf die vorangegangene Zuſtimmung des Volkes oder auf die deshalb gepflogenen Verhandlungen mit den Vornehmen und Weiſen

deſſelben, hervor.[1] Die Autonomie der Nation erſcheint dabei als die Quelle feſtgehalten, der ſelbſt die Begründung der Gewaltherrſchaft entfließen muß. An der Hand dieſer conſtitutionellen Vereinbarungsformel, welche die fränkiſchen Könige bei der geſetzlichen Begründung ihrer Macht an die Spitze ſtellten, glaubte der Despotismus am ſicherſten ſeinen neuen Haushalt beſtellen zu können.

Als die eigentlichen Repräſentanten des Volkes werden in dieſem Verhältniß freilich die fränkiſchen Großen (optimates) angeſehen, die als das Organ genannt werden, mit welchem über die politiſchen und rechtlichen Beſtimmungen vorher verhandelt worden ſei, und die auch oft mit dem ſpecifiſchen Namen der königlichen Dienſtleute (leudes) dabei bezeichnet ſtehen.[2] Dieſe neue Hefariſtokratie verſieht hier ſchon wenn auch auf ſehr ungewiſſem Grunde das

---

[1] Der (wie früh oder wie ſpät auch abgefaßte) Prolog der Lex Salica läßt ſelbſt dies Grundgeſetz, auf dem ſich die Frankenherrſchaft organiſirte, als ein Werk der Vereinbarung zwiſchen den Vornehmen und der Volksverſammlung hervorgehen. Im Epilog aber heißt es (ed. Merkel p. 94): Explicit lege salica liber III. Quem vero Rex Francorum statuit, et posten una cum Francis pertractavit ... Deinde vero Childebertus post multam tempus tractavit ut quidquid invenire potuerit, quod ibi cum suis Francis addere deberet ..... In der Decretio Childeberti II. ann. 596 (Pertz Legg. I. 8.) heißt es: cum in Dei nomine nos omnes Kalendas Martias de quascunque conditionis una cum nostris optimatibus pertractavimus .... Capitulare Caroli Magni ann. 789: Primum namque discutienda est Lex a sapientibus Populi composita, ne (Judex) per ignorantiam a via Veritatis aberret.

[2] Decretio Childeberti II. (Pertz Legg. I. 8): In sequenti (anno) hoc convenit una cum Leodis nostros de criminosis ut nullus incestum usum sibi societ conjugium.

Weſen mitberathender Reichsſtände, obwohl ihr ſtändiſcher Charakter noch nicht ſelbſtändig von ihrem höfiſchen Dienſtcharakter geſondert erſcheint, ſondern zunächſt wohl noch weſentlich mit demſelben zuſammenfällt. Da dieſe Dienſt-Großen und Leudes mit allem ihrem Rang und Beſitz zunächſt nur die Producte des königlichen Machtwillens waren, ſo konnten ſie auch als die bequemſten und ſicherſten Inſtrumente gebraucht werden, um durch ihre Stimme allen Schritten der Herrſchaft einen Schein der Nationalbewilligung und Nationalfreiheit aufkünſteln zu helfen.

Wie ſich der Adel von dieſer höfiſchen Kette dann wieder losrang zu Eigenrecht und Eigenbeſitz, ſo ſonderte ſich auch durch dieſen Proceß ſeine in demſelben Dienſtverhältniß eingewickelte Eigenſchaft als Reichsſtand, indem auch die ſtändiſche Befugniß ſich bald auf ihr eigenes Recht niederließ. Zuerſt hatten dieſe Großen für die alte nationale Volksverſammlung figuriren müſſen, die unter dem Königthum ſogleich ihren wirklichen Boden verloren hatte, der man aber nach dem ſyſtematiſchen Plan dieſer Machtpolitik, die ſich aus Eitelkeit oder Klugheit gern national begründen wollte, noch eine Scheinexiſtenz zuzugeſtehen vorzog, und deshalb das von ihr beſeſſene Einwilligungsrecht durch die königlichen Dienſtleute verſehen ließ. Dann aber bildeten dieſe wieder ihr eigenes ſtändiſches Recht daraus hervor, in dem Reſte alter Nationaloppoſition mit dem ariſtokratiſchen Widerſtreben gegen jede ſtarke Einheit des Throns zuſammenfloſſen.

Die neue Ariſtokratie war der Kitt des abſoluten Kö-

nigthums auch nach der Volksseite hin geworden, ließ aber wieder los, sobald sie den Moment ersah, um mit eignem Erwerb von Titeln, Gütern und Rechten sich wieder aus dieser Schlinge herausziehen zu können, welche mit ihrer Hülfe das Königthum über die Gesammtheit der Nation gewoben hatte. Die Aristokratie, die erst als Mittelglied zwischen Thron und Volk gewirkt hatte, wurde auch die erste Kraft, welche die Einheit der Königsherrschaft wieder zu zersetzen suchte, indem sie ihren neugeborenen Standes-Egoismus dazwischen schob und das Band immer wieder auftrennte, das die Fäden zu einem volksthümlichen Despotismus schlingen sollte.

Innerhalb des Gemeindelebens, wie dasselbe in den Gauen und Grafschaften zu einer engeren Vertretung kam, behielt das Versammlungsrecht ohne Zweifel am längsten sein volksthümliches Element und Ansehen bei. Das Grafending, das ein regelmäßiger Ring in der fränkischen Verfassung blieb, vereinigte in seinen Versammlungen alle freien Volksgenossen, welche durch den Grundbesitz in der Gemeinde stimmfähig sind, und deswegen auch zum Antheil am Urtheilfinden und Rechtsprechen berufen werden konnten. Es fanden diese Grafenversammlungen in größerem und kleinerem Umfang statt, und sie konnten ganze Gaue oder auch einzelne Bezirke zur Vertretung bringen, wobei aber außer den Rechtsgeschäften schwerlich viel von den politischen Gemeinde-Angelegenheiten die Rede war.

Einen wesentlich verschiedenen Charakter trug aber die Reichsversammlung an sich, die eine Versammlung der Großen des Reichs (Optimaten oder Magnaten) war und die welt-

lichen und geiſtlichen Spitzen der Nation zur Mitwirkung in den Regierungs-Angelegenheiten vereinigte. Der Reichstag, mit dem auch die ſonſt getrennte geiſtliche Synode in einen gewiſſen Zuſammenhang geſetzt werden konnte, ſtand aber durchaus in keiner unmittelbaren Verbindung mit dem Volk, ſondern war an daſſelbe nur durch die künſtliche Kette der Ariſtokratie hinangeſchoben. Das Volk war nur inſofern auf dem Reichstage vertreten, als es zu den geiſtlichen und weltlichen Herren, die auf demſelben erſchienen, in einer durch Gau- und Gemeindegenoſſenſchaft oder durch Beneſizialverhältniß bedingten Rechtszugehörigkeit und Abhängigkeit ſich befand. So mußten die Grafen auch auf der Reichsverſammlung als die natürlichen Vertreter für alle Intereſſen und Bedürfniſſe derjenigen Landestheile erſcheinen, an deren Spitze ſie als Reichsbeamte geſtellt waren.

Dieſe Art der Volksvertretung, denn eine andere durch Wahl gab es nicht, gehörte ſogar mit in die Dienſtinſtructionen der Grafen, die ausdrücklich angewieſen waren, die Volkszuſtände in ihrer Provinz nach allen Seiten hin zu beobachten, und was es Bedenkliches und Bedürftiges in denſelben gab, durch rechtzeitigen Bericht zur Kenntniß der oberſten Staatsſtelle zu bringen.[1] Die Grafen gehörten

[1] Hincmar de ord. pal. c. 36. Secunda autem ratio regis erat interrogatio, quid unusquisque ex illa parte regni, qua veniebat, digna relatu vel retractata secum afferret: quia et hoc eis non solum permissum, verum etiam arctius commissum erat, ut hoc unusquisque studiosissime, usque dum reverteretur, tam infra quam extra regnum perquireret, si quid tale non solum a propriis vel extraneis, verum etiam sicut ab amicis, ita et ab inimicis investigaret, intermissa interim, nec magnopere unde sciret investigata persona.

daher zu denjenigen Mitgliedern der Reichsversammlung, welche auf derselben vermöge der ihnen anvertrauten Amtsgewalt (proceres potestate) zu wirken berufen waren, während ihnen gegenüber durch die Gliederungen des Hofdienstes und der Kirchenverfassung sich schon eine Reihe von Großen darstellte, die in der Berechtigung ihrer persönlichen Würde (majores privilegio) als Reichstagsmitglieder auftreten konnten. Auch scheint es, daß einzelne Männer aus dem Volke ausnahmsweise zur Theilnahme an einer Reichsversammlung einberufen werden konnten, was denn in größerer oder geringerer Anzahl je nach dem vorliegenden Zweck geschah.[1]

Es kam aber Alles auf das Ermessen der Großen an, wie weit das Volk noch in die enge Spalte, die ihm eröffnet blieb, vorgelassen werden sollte. Dahin gehörte namentlich der Zusammenhang, der zwischen der Reichsversammlung und der Grafenversammlung noch in einzelnen wichtigen Fällen aufrecht erhalten wurde, indem Beschlüsse des Reichstages noch zur Volksabstimmung und Bestätigung in den einzelnen Gemeinden auf dem Wege des Grafendings gebracht werden konnten. Für welche Beschlüsse man auf diese Weise in den Urcomitien die letzte Sanction des Volkes einholen wollte, hing ohne Zweifel von der Bestimmung jener Großen auf dem Reichstage selbst ab. Es scheint dies vornehmlich in allen den Angelegenheiten geschehen zu sein, in denen es sich um eine Abänderung des alten bestehenden Volksrechts oder auch um die Auflegung neuer Lasten han-

[1] Vgl. Unger Geschichte der deutschen Landstände I. 62.

delte. So geſchah es im Jahre 803, wo die auf dem Reichstage entworfenen Abänderungen zu dem Saliſchen Geſetz, die Carl der Große ſelbſt bereits genehmigt hatte, noch der Zuſtimmung des Volks in allen einzelnen Provinzen vorgelegt wurden. Bei dieſem Verfahren wurde dem Volkswillen ſogar ſoweit Genugthuung geboten, daß, nachdem Alle zugeſtimmt, ſie auch noch zum Zeichen ihrer Beſtätigung die Capitel ſelbſt unterſchreiben mußten.[1]

Umgekehrt konnte aber auch Manches in der Grafenverſammlung zur Sprache gebracht werden ſein, was der Bezirk durch ſeinen geſetzlichen Vertreter, den Grafen, zur höheren Anregung in der Reichsverſammlung befördern laſſen durfte, wie denn auch die Könige bei ihrem Regierungsantritt gewöhnlich Rundreiſen zur Vernehmung der Volksbedürfniſſe unternahmen und zu dieſem Zweck auch den Grafending ſelbſt beiwohnten oder eigens veranſtaltete Volksverſammlungen anhörten. Es war aber jedenfalls der Regierungsgrundſatz der fränkiſchen Könige geworden, daß, wie es Carl der Kahle in einem Edict ausdrückte, das Geſetz durch Uebereinſtimmung des Volkes und durch Anordnung des Königs entſteht (Lex consensu populi fit et constitutione regis[2]), worin die Hauptformel des conſtitutionellen Despotismus überliefert erſcheint.

---

[1] Capitulare III. ann. 803. (Baluze I. 394.) Ut populus interrogetur de Capitulis, quae in Lege noviter addita sunt: et postquam omnes consenserint, subscriptiones et manufirmationes suas in ipsis Capitulis faciant. Es ſind dies die Capitula addita ad legem salicam ann. 803. Vgl. Walter Corpus Jur. Germ. II. 180. not. r.

[2] In dem Edictum Pistense ann. 864 bei Baluze II. 177.

Wie ſicher übrigens die fränkiſchen Könige ſich in ihrer ganzen Staats- und Herrſchafts-Organiſation fühlten, beweiſen die jährlich ſtattfindenden Verſammlungen des Märzfeldes (Campus Martius), aus dem ſeit Pippin das Maifeld geworden war. Dort wurde das ganze Heer in Waffen zu einer Muſterung aufgeboten, die zugleich das Weſen einer allgemeinen Volksverſammlung an ſich trug, entſprechend dem urſprünglichen germaniſchen Begriff der Einheit von Volk und Heer, wonach das eine im anderen weſentlich vertreten und enthalten war. Das Volk trat hier in ſeiner ganzen wehrhaften Maſſe zuſammen und dem Könige gegenüber, der, nur auf die Macht ſeiner Perſon ſich ſtützend, hier mehr als anderswo zeigen konnte, daß er im unbeſtrittenen Beſitz der ganzen Herrſchafts-Maſchinerie ſich befand und als der Einzelne Alle damit deckte. Nur in dieſer Heerſchau war das freie Volk in ſeiner Geſammtheit auf dem Platze, und trug ſich offen und öffentlich vor, wie es ihm ſonſt bei keiner anderen Gelegenheit vergönnt war, aber zugleich gebunden durch die magiſche Gewalt des Gehorſams, welcher der eigentliche, alle Glieder beherrſchende Heerfrieden iſt. Das Heer unterlag dann in ſeiner Aufſtellung derſelben politiſchen Ordnung, in der es in Gauen und Hundertſchaften unter Leitung ſeiner Gemeindevorſteher, Grafen und Herzöge organiſirt war. Die Hörigen ſtanden zu ihren Herren, denen ſie perſönlich folgten, während die freien Volksgenoſſen ſelbſt ſich nach den Waffengattungen, die ſie gewählt, ſonderten und in den Keilformen der Schlachtreihe gruppirten.

Von eigentlichen politiſchen Verhandlungen war indeß

ſchwerlich auf dem März- und Maifelde die Rede. Dieſe Verſammlung, an ſich eine ſtumme Repräſentation der Volkskraft, hatte, nachdem an ihr die Heerſchau vollbracht worden, nur die Reichstagsbeſchlüſſe und diejenigen Kriegsbeſtimmungen, die der König dem Heer in der nächſten Zeit zu geben gedachte, entgegenzunehmen. Auch die jährlichen Geſchenke (dona annualia), welche dem König nach alter Sitte vom Volke dargebracht werden mußten, wurden vornehmlich in der Märzverſammlung übergeben, was auf das regelmäßige Abhalten dieſer Verſammlung zu einer beſtimmten Jahreszeit den entſcheidenden Einfluß geübt zu haben ſcheint.[1] Nur in einzelnen Fällen, namentlich auf Veranlaſſung und im Intereſſe der Großen, welche ihre Stellung auch durch die Heerverſammlungen zu ſtützen und zu kräftigen wußten, ſcheinen auf dieſen auch Fragen politiſcher und rechtlicher Natur zur Entſcheidung geführt worden zu ſein.

In der Reichsverſammlung war vornehmlich das ariſtokratiſche Element ins Gewicht getreten und hatte die Form und Bedeutung dieſer nationalen Repräſentation in ſeinem Intereſſe ausbilden helfen, welches letztere, inſofern es der abſoluten Königsmacht das Gleichgewicht zu halten ſtrebte, auch mit dem Volksintereſſe zuſammenfiel. Doch blieben die Zügel der Reichsverſammlung

[1] Annal. Laurissenses minores ad ann. 753. (Pertz Monument. I. 116.): In die autem Martis campo secundum antiquam consuetudinem dona illis regibus a populo offerebantur, et ipse rex sedebat in sella regia, circumstante exercitu, et major domus coram eo, praecipiebatque die illo quicquid a Francis decretum erat. Vgl. Grimm Rechtsalterth. S. 245. Waitz deutſche Verfaſſungsgeſch. II. 475. 500.

schon durch das von keiner Norm bedingte Recht, sie einzurufen, in den Händen des Königs, wobei ihm jedenfalls auch die Bestimmung, wer auf dem Reichstag erscheinen solle, ausschließlich und ohne eine principielle Bedingung überlassen war. Denn die Reichsstandschaft, wenn auch die Elemente zu ihrer Bildung sowohl in den Großen des Hofes wie in den Hochwürdenträgern der Kirche schon vollständig gegeben lagen, konnte sich zu dem eigenen Recht, aus dem ihr später die Selbstmächtigkeit der Vertretung erwuchs, so lange noch nicht fixiren, als die neuen Würden und Besitzthümer der Aristokratie noch unmittelbar an den Fäden des königlichen Hofdienstes und der Pallast-Haushaltung hingen. Die Landes erschienen zwar schon als berechtigt durch ihre Hofämter auf dem Reichstag, aber dies Recht war noch nicht grundsätzlich festgestellt, sondern es kam auch in diesem Kreise wesentlich auf den Willen des Königs an, wer zu der Versammlung erscheinen sollte. Der König konnte überhaupt den Rath, dessen er zu bedürfen glaubte, auch auf jede andere Weise als durch den Reichstag entnehmen, und wenn es ihm für besondere Angelegenheiten besser paßte, konnte er sie auch in einem engeren Cabinetsrath mit ausgewählten Hofleuten und Vertrauten bearbeiten. Aber ungeachtet dieser starken und einheitlichen Spitze, in der das Königthum das ganze Reich zusammenfaßte, griff doch nichts lebendig ineinander, sondern es war nur ein Zwiespalt für alle Zeiten ausgesäet, indem das Volk, die alte nationale Genossenschaft der Freien, an der Begründung der neuen Staatsverhältnisse keinen mitschaffenden Antheil mehr gewinnen konnte, der Adel aber bald mit dem Volke bald mit dem

Königthum gemeinschaftliche Sache machte, um das eine durch das andere zu beschränken und auf dieser egoistischen Zwischenstellung sich rang- und machtgierig niederzulassen. Die merovingische Herrschaft mußte diese in sie eingepflanzten Widersprüche mit innerster Machtzerrüttung und raschem Hinwelken bezahlen.

Neben der Reichsversammlung und den Grafendingen gab es noch eine dritte Form der Vereinigung, welche in der Landesversammlung die Interessen der einzelnen Provinzen zwischen dem Volk und dem ihm vorgesetzten Herzog zu einer Art von Vertretung brachte. Diese Versammlung unterschied sich aber in ihrem ganzen Zuschnitt nur durch die provinziellen Dimensionen, in denen sie stattfand, von der allgemeinen Reichsversammlung selbst. Nach den sehr bestimmten Anführungen in dem alten Volksgesetz der Alamannen waren bei diesem Stamm die Provinzialversammlungen von wesentlichem Einfluß auf die Gesetzgebung und zwar unter ausgedehnter Theilnahme des Volks gewesen.[1] Bei den Baiern, wo aus der Wahl der Volksversammlung auch der Herzog selbst hervorging, wurzelte der Landtag wohl schon deshalb in einer ursprünglichen und umfassenden politischen Bedeutung. Papst Gregor II. glaubte im Jahre

[1] Lex Alamann. 43, 3. quia sic convenit duci cum omni populo in publico concilio. Des Zusammenwirkens der Herzöge, Grafen und Bischöfe mit dem übrigen Volk bei der Entstehung des Gesetzes wird in einer alten Handschrift desselben sehr umständlich gedacht: Incipit lex Alamannorum qui temporibus Lodhanri (Hlodharii) rege una cum principibus suis id sunt 32 episcopi et 34 duces et 72 comites vel cetero populo. Vgl. Unger Altdeutsche Gerichtsverfassung §. 18. s. 121. f.

716 zur Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten des Herzogthums vor Allem auf einen Landtag bei dem Herzog bestehen zu müssen, auf dem der Gegenstand durch allgemeine Berathung erledigt werden sollte.[1] Ein bestimmtes historisches Moment bilden die vom Herzog Thassilo abgehaltenen Landtage zu Aschheim (763), Dingolfingen (772) und Neuching (774), auf denen kirchliche und politische Angelegenheiten zur Entscheidung gebracht wurden.[2] Mit dem Antheil des Volks war es aber auf diesen Landtagen schwerlich anders bestellt als bei den Reichsversammlungen. Es erschien dabei theils von den Großen ins Schlepptau genommen, theils kam es auf die vorliegenden Staatszwecke an, wieweit auch die freien Volksgenossen, die nicht gerade den persönlichen Schweif der Aristokratie bildeten, zur Ausfüllung des Massenhintergrundes (cetera multitudo) herangezogen werden sollten.

Auch die Einberufung der Landesversammlungen unterlag dem politischen und diplomatischen Bedürfniß, ohne an regelmäßige Fristen gebunden zu sein. Carl der Große ersah auch in ihnen ein wirksames Machtinstrument, durch das er sich mit den deutschen Stämmen in einer innigeren nationalen Verbindung erhalten konnte, nachdem er die Herzogsgewalt in ihren gefährlich gewordenen Spitzen gebrochen. Er gab der Provinzialversammlung, die er genau nach dem Muster der Reichsversammlung organisirte, jetzt eine regelmäßigere Gestalt, indem er sie theils durch besondere Commissarien, jene vielgebrauchten reisenden Gewaltboten der Könige, zu ver-

---

[1] Hansiz Germania sacra I. 110. 111.

[2] Monumenta Boica XIII. 506.

ſchiedenen Zeiten des Jahres abhalten ließ, theils auch den Großen des Landes das Recht ertheilte, in der Zwiſchenzeit, wo jene regelmäßigen Verſammlungen nicht ſtattfanden, aus freien Stücken und eigener Machtvollkommenheit zu einer gemeinſchaftlichen Berathung über die Wohlfahrt der Provinz zuſammenzutreten.[1] Die Verſammlungen der letzteren Art, obwohl ſie auf keinem eigentlich politiſchen Element ruhten und zunächſt nur zur Wahrnehmung der polizeilichen und richterlichen Intereſſen zuſammentraten, erſcheinen doch zugleich als ein merkwürdiger Anſtoß zur Ausbildung der Reichsſtandſchaft in ihrem eigenen Recht, die hier in der erſten wahrnehmbaren Spur hervortritt.

---

[1] Capitular. Aquisgran. III. ann. 812. c. 12. (Pertz Legg. I. 175): Ut unusquisque missorum nostrorumin placito suo notum faciat comitibus qui ad ejus missaticum pertinent, ut in illis mensibus, quibus ille legationem suam non exercet, conveniant inter se, et communia placita faciant tam ad latrones distringendos, quam ad ceteras justitias faciendas.

12. Der Priesterstand als besondere Gliederung des Nationallebens.

In dem patriarchalisch-demokratischen System, welches das ursprüngliche Nationalleben der Germanen trug, hatte der Priester, als Verwalter der göttlichen Dinge und als Mandatar der Götter selbst, seine ganz bestimmte Stelle auch den öffentlichen Angelegenheiten gegenüber einzunehmen. Die germanische Volksversammlung, wie sie Tacitus beschreibt, zeigt den Priester mit einer disciplinarischen Gewalt über dieselbe bekleidet, welche aus dem Götterfrieden entfließt, der immer über dem versammelten Volke und Heer ruht, und dessen Recht zu wahren dann ganz natürlich als eine priesterliche Function erscheint. Aus derselben Anschauung scheint bei den Stämmen, in deren Urzuständen schon die königliche Macht aufgerichtet steht, das Königthum zugleich den Charakter eines Oberpriesterthums an sich getragen zu haben, obwohl, sobald die Wirklichkeit der politischen Entwickelung beginnt, diese Elemente sofort wieder gesondert auseinandertreten. Der an die Gottheit heranreichende Ursprung der alten sagenhaften Könige machte sie auch zu natürlichen Vorstehern der Opfer und aller Cultusgebräuche. Das historische Königthum bedarf aber des Schwertes und der Kriege, um

ſich zu behaupten, und tritt dann die friedliche Prieſterwürde an Solche ab, die ein Geſchäft daraus machen.

Die germaniſchen Prieſter hatten ſchwerlich einen anderen Charakter als den, die öffentlichen Religionsbeamten des Volkes zu ſein. Die Annahme eines uralten Prieſteradels, der ſich in beſtimmten Geſchlechtern fortgepflanzt habe, iſt oft als eine Lieblingsidee Derer aufgetaucht, welche alle Probleme der Geſellſchaft durch die ſtändiſche Gliederung löſen zu können glauben, und darum auch die Ausübung der Religion am liebſten in den Händen eines bevorzugten erblichen Standes erblicken wollen. Ein Prieſteradel als ſolcher hat aber nirgend auf wahrnehmbare thatſächliche Spuren zurückgeführt werden können, und iſt nur als tendenziöſe Combination vorhanden, welche an die urſprüngliche Vereinigung prieſterlicher und obrigkeitlicher Würde, die ein mythiſch hiſtoriſches Princip iſt, anknüpft.[1] Nachrichten finden ſich allerdings darüber, daß einzelne deutſche Stämme nicht nur ihre Könige ſondern auch ihre Prieſter vorzugsweiſe aus dem Adel gewählt haben, was Jornandes, unter Berufung auf den Dio Caſſius, mit aller Beſtimmtheit von

[1] Eichhorn (Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte I. §. 14 b. Anmerk. n.), einer der bedeutendſten Gewährsmänner für die Hypotheſe des Prieſteradels, hat derſelben nicht den geringſten Halt zu geben gewußt. Geiſtvoller ſind die Anſchauungen von Phillips (Deutſche Geſchichte I. 111. 115), der dem germaniſchen Adel überhaupt einen religiöſen und prieſterlichen Urſprung giebt, indem er aus den Gemeinde-Häuptern oder Aelteſten, in deren Hände die prieſterlichen Functionen gelegt werden, allmählig die gerade auf Grund dieſer Functionen bevorzugten Geſchlechter hervorgehen läßt. Vgl. Grimm Deutſche Rechtsalterthümer S. 267. 750.

den Gothen erzählt, obwohl sein Gewährsmann eigentlich die Dacier bezeichnet.[1] Es erhellt jedoch gerade aus dieser Anführung, daß die Priester weder eine Kaste noch einen eigenthümlichen Adelsstand gebildet haben können, wo sie aus dem Volksadel zu den Altären, wie die Könige zum Thron, berufen wurden. Auch das Priesterthum war bei den alten Deutschen eine Volkswürde, und ruhte wesentlich auf dem Grundgedanken, daß jeder Freie auch Priester sein könne, welcher Gedanke später in der Zeit der deutschen Reformation als das Laienpriesterthum wiedererwacht, auf welches in dem Sinne, daß auch der Laie den Priester in sich trage, die ersten reformatorischen Bewegungen in Deutschland, dem festgeschlossenen römischen Kirchen-Organismus gegenüber, begründet wurden.

Das Priesterthum war bei den Deutschen ursprünglich ein Nationalstand auf volksthümlicher Grundlage, und darin dem alten germanischen Adel allerdings gleichbedeutend in Wesen und Vorzug. Nachdem das Christenthum auch den Germanen die alten nationalen Götter zerbrochen hatte, schien es seinen wahren Grund und Boden erst in der In-

---

[1] Jornandes de rebus Geticis c. 5. Unde et pene omnibus barbaris Gothi sapientiores semper extiterunt, Graecisque pene consimiles, ut refert Dio, qui historias eorum annalesque Graeco stilo composuit. Qui dixit primum Zarabos tercos (al. tarasbosteos), deinde vocitatos Pileatos hos, qui inter eos generosi extabant; ex quibus eis et reges et sacerdotes ordinabantur. Vgl. Dio Cassius Histor. Roman. LXVIII. §. 9. — Der Ausdruck pileati (mit dem Hut Bedeckte) für den Adel geht auf das altrömische Symbol des Huts für den Begriff der Freiheit zurück, und entsprach dadurch auch dem ursprünglichen germanischen Begriff des Adels.

nerlichkeit und Gemüthsherrlichkeit des deutschen Volkscharakters zu finden, indem es ihm zugleich ein fremdes Priesterthum, das seine Weihen nicht mehr aus dem Nationalgeist empfing, sondern durch eine auswärtige Organisation, vorsetzte. Die zu den Deutschen gekommenen Verkündiger des christlichen Evangeliums schonten anfänglich auch hier, wie überall, die mit dem Volksleben noch tief verwurzelten heidnischen Elemente, welche sie vielmehr geschickt und wirksam mit den christlichen Formen zu combiniren wußten. Man erließ es auch den Germanen, erst Juden zu werden, um den regelmäßigen Weg zum Christenthum, den die Vorsehung selbst eingehalten, zu erfüllen, indem man sich dabei auf einen ausdrücklich von den Aposteln unter dem Beistande des heiligen Geistes gefaßten Beschluß berief.[1] Bei den naturfrischen und lebensmuthigen Franken war das Christenthum zuerst nur der neue Gott, der ihnen die Schlachten gewinnen half und ihren Unternehmungen besser beistand, als die alten, vielleicht durch die letzten Schlappen vor dem Feind in Mißcredit gerathenen Heidengötter. Als König Chlodovech zuerst von den Leiden Jesu Christi erzählen hörte, schlug er erzürnt an sein Schwert und rief aus, daß, wenn er damals mit seinen Franken zugegen gewesen wäre, die Sache jedenfalls sehr schlimm für die Feinde des Heilandes abgelaufen sein würde.[2] Das Christenthum gewann aber eben dadurch seine historische Entwickelungskraft, daß es so

[1] Phillips Deutsche Geschichte I. 639. Graf Stolberg Geschichte der Religion Jesu VI. 149.

[2] Histor. Epitom. c. 23.

naiv auf die wilde Naturkraft der germanischen Stämme gepfropft wurde.

Wie die Franken überhaupt die Träger der neuen Weltkrisis wurden, so bildeten sie auch das Christenthum zuerst auf seiner historischen Spitze aus und gaben ihm in den modernen Staatsverhältnissen eine bestimmte Stelle. Der Einfluß der christlichen Religion auf die Ausbildung der fränkischen Monarchie in ihren eigenthümlichsten politischen Grundlagen kann ein specifischer genannt werden. Das fränkische Königthum wurde in seiner neuen Machtbegründung ein wesentlich christliches und schuf die kirchlichen Großwürdenstellen um sich her zum Theil schon in der Absicht, der selbstmächtigen Entwickelung der Aristokratie dadurch ein Gegengewicht zu geben. In diesem Einverständniß mit der Krone, die sich zugleich in allen öffentlichen Angelegenheiten der Kirche ihr Bestätigungsrecht wahrte, konnte die Geistlichkeit mit ihrer Aufgabe unbehindert in die Mitte des Staats- und Volkslebens vordringen und demselben zum Theil die geistige und innerliche Vertiefung geben, welche die in sich nüchterne und unproductive Fürstenherrschaft nicht darin zu erschließen vermocht hätte. Die moderne Civilisation beginnt auf diesem Punkt ihre erste Grundlegung, und auf den Höhen des neueren Volkslebens fangen die Feuer der Wissenschaft zu brennen an, welche die christlichen Priester angezündet haben und mit sorgsamer Hand unterhalten.

Die Wehrgeldsbestimmungen in den alten Volksgesetzen legen schon die Machtstufe, welche die Geistlichkeit rasch erklommen, in der charakteristischen Weise dieser politischen Arithmetik dar. In den bairischen Gesetzen haben die ge-

ringeren Cleriker zwar nur das gewöhnliche Wehrgeld, es steigt aber für diejenigen, welche den Altardienst verrichten, und für die Mönche, schon auf das Doppelte, für den Presbyter und Diakonen, wie es scheint, auf das Dreifache des Ansatzes. Bei den Alamannen steht der Bischof in dieser Weise der Schätzung schon dem Herzog gleich.[1] Bei den Franken steigerte sich diese Werthgeltung zu einer immer umfassenderen und selbständigeren Bevorzugung, die, während man in den älteren Texten des Salischen Gesetzbuches noch keine besondere Wehrgeldsbestimmung für die Geistlichen findet, später sich so entschieden abschließt, daß der geistliche Stand als solcher, unabhängig von jedem Maaßstab des Geburtsstandes, dadurch als eine ganz besondere Gliederung des Nationallebens anerkannt wird. In der späteren Zeit der salischen Gesetzgebung stuft sich das Wehrgeld des Bischofs, Presbyters, Diakonus (dem der Mönch gleichsteht) und Subdiakonus in den Summen von 900, 600, 400 und 300 Solidi ab, während auf der weltlichen Seite für den Antrustio, den freigeborenen Franken und den Liten nur 600, 200 und 100 Solidi stehen.[2]

Den Grund zur eigentlichen Priestermacht in der modernen Welt hatte Kaiser Constantin der Große gelegt, der durch seine Bekehrung das Priesterthum zur cäsarischen Staatsreligion erhob und die Priester desselben mit allen

---

[1] Lex Bajuvar. I. 8. 9. wo die principiell angenommene Scala durch die angegebenen Zahlen freilich nicht recht auskommt. Vgl. Maurer Wesen des ältesten Adels S. 26. — Lex Alamann. XII. 1.

[2] Capit. ad Leg. Salic. a. 803. (Pertz Legg. I. 113.)

Reichthümern der Welt überschüttete. Ein lasterhafter Roué und Wüstling, dem die innerliche Seite der neuen Religion verschlossen bleiben mußte, glaubte er sich mit derselben am besten abfinden zu können, wenn er ihre Werkzeuge, die Priester, durch Ehren und Schätze gewissermaßen bestach, um sich mit ihrer Hülfe der Kirche Segen gewinnen zu können. Der christliche Clerus ging ungemein willig auf diese Corruption ein, die ihm von seinem ersten Beschützer, der in alter heidnischer Opferlust sein Geld auf die christlichen Altäre warf, mit vollen Händen bereitet wurde. Eine Religion, auf den Schmerz, die Entsagung, die Armuth und das Leiden gegründet, und nur auf die innerlichen Besitzthümer der gottverwandten Menschenbrust gebaut, sieht sich plötzlich durch eine Priesterschaar vertreten, in der die Weltlust aufschäumt, und die Besitz von den Gütern der Erde ergreift, ja auf dieselben einen wesentlichen Theil der kirchlichen Organisation und Macht begründet.

Zum Theil wurde es für die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden nützlich, daß seine Priester, auf der Folie schwelgerischer Pracht, zugleich ein Talent der Intrigue und der Weltränke entwickelten, wie es bis dahin noch nicht gekannt worden war. Die moderne Diplomatie empfängt hier ihren Ursprung und ihre schon meisterhafte Ausbildung aus den Händen der Priester, welche die letzten Auseinandersetzungen des Christenthums mit dem noch ungemein festwurzelnden Heidenthum zu vollbringen hatten. Um die Bekehrungen zu erleichtern und zu mehren, duldete die Geistlichkeit auf dem Boden des Christenthums so weit als möglich Elemente des Heidenthums und der heidnischen Gebräuche,

und ließ heimlich die alten Götzen verehren, wenn nur öffentlich die Macht der neuen Priester anerkannt wurde.[1]

Es waren dies Transactionen, die mit großer Geschicklichkeit geführt werden mußten, um die innere Niederlage als einen äußeren Sieg feiern zu können: was seitdem immer das eigentliche Wesen aller Erfolge der Diplomatie geblieben ist. Dahin gehörte auch die Aufnahme heidnischer Festtage in die Mitte des christlichen und kirchlichen Lebens und ihre Ausfüllung mit dem Inhalt und den Symbolen des Christenthums, um durch diese principiell sehr gewagte Combination eine volksthümliche und nationale Begründung der neuen Kirche zu erzielen. Auch bei den Germanen wie bei den Römern dauerte der Naturdienst in heiliger Verehrung von Bäumen und Steinen, der Gestirne und des Feuers, noch lange neben dem christlichen Bekenntniß fort. Es handelte sich für die christlichen Priester nur darum, die Herrschaft der Kirche zu begründen, und ihr eine universale Machtorganisation zu geben, durch welche aber die innere Seite des Christenthums, sein Geist und seine Lehre, mehr verhüllt als entwickelt wurden. Das Volk blieb seinen Vorstellungen überlassen, welche das Christenthum oft in späterer Zeit noch wild genug umwucherten, denn durch den Clerus hatte nicht einmal die Idee, daß es nur einen Gott und nicht mehrere gäbe, allgemein in den Geistern eingepflanzt werden können.[2]

---

[1] Neander Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums II. 254.

[2] Baluze Concilia Galliae Narbonens. 134. Sugenheim Staatsleben des Klerus im Mittelalter I. 21.

Die Eigenthumsfrage und der materielle Besitz wurden die wesentlichsten Hebel der neuen kirchlichen Organisation, durch welche sich dieselbe nicht nur zu ihrer eigenen Machtstellung emporhob, sondern auch das Volks- und Staatsleben nach allen Seiten hin in Bewegung setzte. Es giebt in der modernen Geschichte kein epochemachendes Ereigniß und keine Institution, welche nicht mit den Eigenthumszuständen und den socialen und grundrechtlichen Bedingungen des Besitzes auf eine entscheidende Weise zusammenfielen. Die Begründung der christlichen Kirche und ihrer Herrschaft geschieht nicht sowohl auf dem Wege der Ideen, als vielmehr durch eine neue Gestaltung der Eigenthums- und Besitzverhältnisse, die wesentlich von der Kirche erdacht und getrieben wurde, und durch welche sie ihre tiefsten Wurzeln in das individuelle und öffentliche Leben der Nationen hinabsenkte. Es war dies die Erfindung, Grundeigenthum auf dem künstlichen Wege der Verleihung zu erwerben, wodurch Diejenigen, welche der Kirche aus innerem religiösem Antrieb oder aus Dankbarkeit für widerfahrenes Heil ihre Güter hingeben wollten, in ein Beneficialverhältniß eintraten und nunmehr ihren früheren Besitz als kirchliches Eigenthum mit Nutznießung desselben bis zu ihrem Tode bewohnten. Diese Form der Güterschenkung, welche den frommen Trieb dazu unendlich erleichterte, und außerdem den immer mächtiger werdenden Kirchenschutz gewährte, brachte der Kirche ohne Zweifel die bedeutendste Masse ihrer Besitzungen ein. Damit verbanden sich auch die vielen Donationen und Stiftungen, welche der Kirche aus den verschiedensten persönlichen Beweggründen zuflossen, und wobei das Princip Constantins

des Großen, daß man den Priestern opfern müsse, wenn man sich mit ihrem Gott gut stehen wolle, bald zu einer allgemeinen Anschauung der mittelalterlichen Christenheit geworden zu sein schien. Die Kirche befolgte dabei im großartigsten Maaßstab den Plan, das Grundeigenthum der Völker in Kirchengut umzuwandeln, und dadurch in Allem zu sein, was besessen werden konnte. In Gallien gehörte schon zu Ende des siebenten Jahrhunderts wohl der dritte Theil alles Grundbesitzes der Kirche an, und Montesquieu[1] glaubt annehmen zu können, daß dort unter den drei Königshäusern alles Grundeigenthum mehrmals durch die Hände der Geistlichkeit hindurchgegangen sei. Ein einziges Kloster gewann oft in kurzer Zeit mehrere tausende von Landgütern an sich. Das in der Mitte des siebenten Jahrhunderts gestiftete Kloster S. Wandrille erwarb im Zeitraum von hundert Jahren mehr als 7000 Hufen (mansi) zu seinem Besitz, und hatte nach der an ihm vollzogenen Säcularisation noch 4288 mansi zu seinem Territorial-Umfang. Andere Klöster, wie Luxueil, Saint-Denys und Saint-Martin von Tours, wie auch das Kloster Fulda, das schon bald nach seiner Stiftung ein Grundeigenthum von 15000 Hufen hatte,[2] konnten ihre Besitzverhältnisse noch umfassender ausdehnen.

Die Mittel, welche die Geistlichkeit bei ihren Güter-Operationen anwandte, wurden allerdings schon früh durch-

---

1 Esprit des lois XXXI. 10.

2 Roth Geschichte des Beneficialwesens S. 250. Gesta Abbatum Fontanellensium usque ad annum 833. (Pertz Monumenta II. 291.) Mabillon Annales ordinis S. Benedicti (Paris 1703) XXXIII. 48.

ſchaut, namentlich von Carl dem Großen, der deshalb die bitterſten und heftigſten Mahnungen an die Biſchöfe und Aebte richtete, und ſie darin fragte, ob das Gott dienen heiße, wenn ſie durch Vorſpiegelungen aller Art, durch Hinweiſungen auf Himmelsfreuden und Höllenqualen, ſelbſt durch Verleitung zu Meineid und falſchem Zeugniß, und durch Erbſchleichereien, auf Anhäufung von Reichthümern ausgingen.[1] Die Kunſt, falſche Documente zu machen, welche von den vorzugsweiſe im Beſitz der Schrift befindlichen Geiſtlichen mit großer Meiſterſchaft betrieben wurde, half dazu, liegende Gründe, Schlöſſer und Kloſtergebäude in immer bedeutenderem Umfange dem Clerus zu erwerben. Die Kirche würde aber auf dieſem Wege nicht ſo lange mit dieſen umgehenren, das ganze häusliche und öffentliche Leben der Nationen überwältigenden Erfolgen vorgeſchritten ſein, wenn es nicht im Intereſſe der deutſchen Königsherrſchaft gelegen, Macht und Anſehen des Clerus zu fördern, um durch denſelben das Princip des Gehorſams an der Stelle des alten nationalen Freiheitsbewußtſeins den Völkern einzuimpfen.

Die fränkiſchen Könige verſtatteten zuerſt der Entwick-

---

[1] Capitulare duplex Aquisgranense ann. 811. (Pertz Legg. II. 167) c. 5. Inquirendum — si ille seculum dimissum habent, qui quotidie possessiones suas augere quolibet modo qualibet arte non cessat, suadendo de coelestis regni beatitudine, comminando de aeterno supplicio inferni, et sub nomine dei aut cujuslibet sancti tam divitem quam pauperem, qui simplicioris naturae sunt, et minus docti atque cauti inveniantur, si rebus suis exspoliant, et legitimos heredes eorum exheredant, ac per hoc plerosque ad flagitia et scelera propter inopiam — compellunt, ut quasi necessario furta et latrocinia exerceant.

lung der Kirche auch in ihren materiellen Besitzverhältnissen den günstigsten Spielraum, und mit Ausnahme vereinzelter Eingriffe, wo einer der Frankenherrscher, wie Dagobert, zu Zeiten manchen in die Augen blinkenden Schatz der Kirchen und Klöster sich aneignete, konnte das Kirchengut nach Herzenslust besessen und gemehrt werden. Es geschah dies aber mit so unaufhaltsamen Fortschritten, daß die große Säcularisation, die im achten Jahrhundert über alle Kirchen und geistlichen Stiftungen verhängt wurde, wie eine gesunde und nothwendige Reaction zur Wiederherstellung des materiellen Gleichgewichts der Nationalzustände erschien. Die immer stärker um sich greifende Anhäufung des Kirchenbesitzes hatte aber den Staat selbst dermaßen abgeweidet, daß König Guntram die Klage ausgestoßen haben soll, er sei selbst darüber bereits zum armen Mann geworden![1]

Diese Säcularisation, durch welche die weltliche Gewalt eine Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat in ihren Besitzverhältnissen vollbrachte, und nach ihrem Ermessen einen wesentlichen Theil des kirchlichen Guts als Staatseigenthum zurückforderte, wird gewöhnlich auf die energische Politik Carl Martell's zurückgeführt, der von der heranwachsenden und auf das politische Gebiet sich übertragenden Eigenmacht der Bischöfe den seinen Plänen schädlichsten Abbruch an der Einheit des Reichs und an der Stärke der Centralgewalt befürchtete. Die schon früh bewilligte Ausnahmestellung der Geistlichen, die ihnen auch den privilegirten Gerichtsstand gesichert hatte, konnte auf den höchsten Staffeln der Würde

[1] Gregor. Turon. VI. 36.

und der Macht, die sie erstiegen, leicht auch zur Abschließung der geistlichen Territorialherrschaft führen, wozu mancher Bischof inmitten der Unabhängigkeit eines großen Kirchenbesitzthums einen frühen Anlauf nahm. Es scheint jedoch, daß erst unter Carlmann und Pippin, den Söhnen Carl Martell's, die von ihm vorbereitete und jedenfalls als ein Vermächtniß seines politischen Geistes erscheinende Säcularisation wirklich ausgeführt und mit einem raschen Schlag, der den Besitzstand der Kirche in abgemessene Gränzen zurückwies, vollendet wurde.[1]

Die Kirche erhielte sich jedoch von dieser theilweisen Besitzstörung sehr bald auf anderem Wege und durch eine Institution, die nur durch Unterstützung der fränkischen Könige bei den Völkern hatte durchdringen können. Es war dies die Eintreibung des Zehnten, durch den alle Volksklassen, auf welche diese Abgabe gleichmäßig gelegt wurde, die universale Macht der Kirche auf ihrem eigenen Haus und Hof zu empfinden hatten. Der Zehnte war zunächst nur eine Einkommensteuer, welche das Individuum von seinem jährlichen Erwerb an die Kirche entrichten sollte, und wobei die Deutung nicht fern stand, daß, wer unter dem Segen Gottes das ganze Jahr hindurch gearbeitet, auch der Vermittlerin dieses Segens, der Kirche, einen gebührenden Theil davon nach allem Recht zu entrichten habe. Der Zehnte wurde auch in der That das eigentliche Dogma der Kirche, das man principiell zu begründen und zu entwickeln suchte,

---

[1] Vgl. Roth Geschichte des Beneficialwesens S. 327 flgd. und Beilage V.

während die ursprünglichen dogmatischen Elemente des Christenthums theils wie abgeschlossene Thatsachen behandelt wurden, theils hinter den Alles überwältigenden Formen der Kirche zurücktraten. Die Entrichtung des Zehnten wurde nicht nur als eine göttliche Einsetzung und als unerläßlich zur Erlangung der ewigen Seligkeit hingestellt, sondern erhielt auch in sich selbst eine immer umfassendere und gesteigerte Entwicklung, indem sie von einer Besteurung der persönlichen Erwerbsthätigkeit allmählig auf alles Grundbesitzthum, auf den Ertrag der Felder, und Wälder, der Wiesen und der Flüsse, und bald sogar nach dem Rohertrage ohne Abzug der Hervorbringungs-Unkosten, ausgedehnt wurde.

Die Opposition des Volkes gegen diese Forderung der Kirche war von Anfang an so widerstandskräftig gewesen, daß es lange zweifelhaft schien, ob diese in die innersten Eingeweide greifende geistliche Steuer namentlich in Deutschland eine dauernde Durchführung gewinnen werde. Die Deutschen hatten dem neuen christlichen Gott bald mit sehr inbrünstiger Hingebung sich gewidmet, aber die neuen Zahlungsverpflichtungen, die er ihnen mitgebracht haben sollte, konnten sie nur schwer, und in den ersten Jahrhunderten fast gar nicht, begreifen. Es bedurfte zur Einbürgerung dieser Abgabe aller Waffen und Strafen der Kirche, die bis zum Bannfluch und Verweigerung eines christlichen Begräbnisses Den trafen, welcher nicht gezahlt hatte, und auch die Ertheilung der Absolution in der Beichte war von dem Nachweis abhängig gemacht worden, ob man nicht etwa auch mit dem Zehnten im Rückstande sich befinde. Bei den

meisten deutschen Stämmen ging es nicht ohne bedeutende Zuckungen und innere Kämpfe dem kirchlichen Zehnten gegenüber ab, und in Thüringen wurde unter dem furchtbarsten Blutvergießen der Zehntenkrieg (seit 1069) geführt, durch welchen der Mainzer Erzbischof Sigfried mit Feuer und Schwert diesem durchaus nicht zahlungsbereiten Stamm den Zehnten abringen wollte.[1] Auch eine sehr abergläubische Nationalökonomie wurde im Interesse des Zehnten unter die Leute gebracht, indem es hieß, daß böse Geister die Aehren des Feldes allen Denen ausfressen würden, welche nicht an die Kirche zahlten.

Wenn die fränkischen Könige den kirchlichen Zehnten nicht in ihre Politik aufgenommen hätten, würde derselbe schwerlich die Kraft einer allgemeinen Satzung unter dem deutschen Volke erlangt haben. Zu einem eigentlichen Reichsgesetz wurde jedoch die Zehnten-Abgabe erst durch Carl den Großen erhoben, auf dessen Betrieb die große Versammlung zu Düren (779) die Entrichtung des Zehnten als eine allgemeine und unverbrüchliche Reichssatzung aussprach, deren Geltung und Nachachtung durch spätere Verordnungen eifrig eingeschärft wurde.[2] In dem großen einheitlichen Staatsorganismus, den Carl in seinem Sinne trug und zu seiner Aufgabe gemacht hatte, war dem Einfluß der Priester auf Organisation und Disciplin des Volksgeistes von vorn herein eine bedeutende Stelle zugedacht worden. Es entsprach

---

[1] Wenck Hessische Landesgeschichte III. 38. not. e.

[2] Carol. Magni Capitularia ann. 779. c. 7. ann. 780. c. 17. Capitular. de villis ann. 812. c. 6. Capitul. VI. ann. 819. c. 9.

daher auch allen Zwecken seiner Herrschaftspolitik, daß die Geistlichkeit feste Wurzeln in allen häuslichen und ökonomischen Verhältnissen des Volkes schlug und dadurch einen stets wirkenden Zügel für seinen Willen und seine Unterthänigkeit abgeben konnte. Der Gedanke der Weltherrschaft, wie ihn Carl der Große aufgefaßt hatte, und wie er dem Begriff der Universal-Monarchie zu allen Zeiten entsprochen hat, hing wesentlich auch in dem theokratischen Element, und trug die Bedeutung eines politisch-religiösen Weltreichs in sich. Die Idee eines solchen universalen Weltreichs war eine die ganze Geschichte durchdringende Tradition seit der Gründung der großen Ostreiche von Babylon und Persien gewesen, und ging über Rom auf die deutsche Nation über, indem durch die Kaiserkrönung Carls, mit welcher der Papst die weströmische Kaiserwürde an ihn übertrug, der Begriff des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation", in dieser wunderbaren Combination alter und neuer Weltverhältnisse und als neuester Ausdruck der Weltreichsidee, aufgerichtet wurde. Das germanische Kaiserthum blieb das ganze Mittelalter hindurch auf dieser halb mystischen halb diplomatischen Grundlage stehen, auf der es theils eine allgemeine Weltidee darstellen theils ein Nationalelement repräsentiren sollte, wobei es sich aber mit der römischen Kirche, welche den ursprünglichen Einschlag in diese Machtposition gebildet hatte, nicht mehr so selbstkräftig und siegreich auseinanderzusetzen wußte, als dies Carl der Große, der erste Träger dieser das ganze Mittelalter bestimmenden Organisation, zu thun verstanden.

Carl der Große führte als deutscher Kaiser auch die Herr-

ſchaft über die Kirche, deren innere und äußere Geſetzgebung er mit überlegener Gewalt in die Hand nahm, und die ſich in den politiſchen Organismus des Ganzen in ſo beſtimmter Gliederung hineinzufügen hatte, daß auch Rom in dieſer Zeit nur als einzelner Theil des großen Geſammt-Reichs erſcheint. Die in dieſer Zeit abgehaltenen Synoden, unter denen die zu Mainz im Jahre 813 eine der wichtigſten wurde,[1] halten durchaus die Bedeutung des Kaiſers als Haupt der Kirche aufrecht, und meſſen ihm ohne Weiteres das Beſtätigungsrecht in allen Beſchlüſſen und Angelegenheiten der Kirche bei. Die Herrſchaft Carls des Großen war der chriſtliche Staat, aber als Einheit des politiſchen und kirchlichen Lebens auf der Grundlage einer nach allen Seiten hin rein ausgearbeiteten ſtändiſch-volksthümlichen Gliederung, und zuſammengefaßt unter der weltlichen Spitze, die in ihrer realen Kraft frei über allen Entwickelungen ſchwebte. Weil aber Carl in der wunderbar ineinandergreifenden Oekonomie ſeines Reichs wollte, daß jeder Stand feſt und ſtark in ſeinem eigenen Element ruhe und wurzele, um ihn mit ſeinen Wirkungen deſto ſicherer im Intereſſe des Ganzen bemeſſen und gebrauchen zu können, ſo lag es auch in ſeinem Plan, den Prieſterſtand eine mächtige materielle Grundlage und eine privatrechtliche Bevorzugung im deutſchen Volke gewinnen zu laſſen. Nicht minder beſtimmte ihn dabei wohl der Gedanke, dem herrſchaftsſüchtigen Adel

[1] Hartzheim Concilia germanica I. p. 404. Vgl. die Annales Laurissenses minores (Pertz Monumenta I. 122).

an der Geistlichkeit einen gefährlichen Concurrenten zu erwecken, der ihm seine Ausbreitung in Besitz und Macht streitig machen könnte.

Der Adel, der die Gefahren seiner Stellung stets sehr genau eingesehen, erscheint darum bereits in diesem bedeutungsvollen Moment der deutschen Nationalgeschichte gewissermaßen als Vorkämpfer der oppositionnellen Volksbewegung, an deren Spitze er auch auf den entscheidendsten Wendepunkten der neueren Geschichte wiedererblickt wird. Der deutsche Adel war es, welcher zuerst den Kampf gegen die drängende Uebermacht des Clerus eröffnete, und zwar auf dem Punkt, welcher der Nerv der geistlichen Entwickelung geworden war, nämlich der Zehntforderung. Der im neuen Hostienst und unter den neuen Grundbesitzverhältnissen kaum wiederbefestigte Adel war am wenigsten geneigt, diese theilweise Gütergemeinschaft mit der Kirche einzugehn und sich dadurch materiell und gesellschaftlich zugleich zu schwächen. Der Adel suchte entweder die Zahlung des Zehnten gänzlich zu verweigern oder auf jede mögliche Weise illusorisch zu machen. In einigen Ländern erwarb er durch besondere, nicht selten mit Hülfe der Gewalt erlangte Verträge mit der Geistlichkeit die Zehntfreiheit, oder machte sich das Recht aus, seine Zahlungen nicht gerade an die Kirche, der sie zukamen, sondern an jede beliebige zu entrichten. In schwierigen Fällen, wo sich eine kirchliche Anstalt nicht mehr anders zu helfen wußte, überließ sie auch den adeligen Grundherren einen Theil der Zehnten als Lehn, und nahm dafür das Schwert derselben zur Eintreibung der Steuer von der übrigen Bevölkerung

in Anſpruch[1] Doch trug der Widerſtand des Adels ohne Zweifel Viel dazu bei, dem immer übergreifender werdenden Verhältniß der Kirche zum Privateigenthum Schranken zu ſetzen.

Die Grundbeſitzverhältniſſe des Prieſterſtandes wurden der eigentliche Anhalt nicht nur für die kirchliche Ausbreitung des Chriſtenthums, ſondern auch für die heranwachſende politiſche Macht deſſelben. Die Reichsſtandſchaft der Prieſter erwuchs als eine Hauptfrucht aus den territorialen Erwerbungen, durch welche dieſelben zugleich eine mächtige und ſelbſtändige Stellung im Staat erringen mußten. Es wurde ein bedeutender Einſchlag in die Entwickelung der deutſchen Staatsverhältniſſe, daß die kirchlichen Würdenträger als ſolche Sitz und Stimme auf den Reichstagen gewannen und dadurch einen Einfluß auf die Nationalangelegenheiten erhielten, der ſich bald als ein überwiegender erweiſen mußte. Denn kein Stand hatte von vorn herein ſoviel Staatsklugheit und ſoviel ſcharfen politiſchen Takt in ſich auszubilden vermocht, als der Clerus, der ſeine eigene Organiſation mit ſtaatsmänniſchem Verſtand und mit einer durchdringenden Abwägung aller dabei betheiligten Weltverhältniſſe gemacht hatte. Der Prieſter, als Werkzeug ſeiner beſtändig auf die Herrſchaft abzielenden Kirche, war ſchon im Dienſt derſelben darauf angewieſen, den Staat in allen ſeinen Theilen zu erforſchen und ihm aus der richtigen Erkenntniß und Behandlung ſeines Weſens die Vortheile abzugewinnen, welche der kirchlichen Macht zugutkommen ſollten. Der politiſche und weltmänniſche Verſtand war daher auf Seiten

[1] Sugenheim Staatsleben des Clerus im Mittelalter I. 56 flgd.

der chriſtlichen Geiſtlichkeit ſchon ſpecifiſch entwickelt, als der Adel noch in Hofdienſt und Bureaukratie eingeſponnen lag und das Königthum ohne principielle Politik einer rein äußerlichen und mechaniſchen Machtbegründung zuſtrebte.

Im fränkiſchen Staat hatten die Prieſter am früheſten eine beſtimmte Stellung auf den Reichstagen davongetragen, was, wie dies auch bei den weltlichen Großen der Fall war, nicht durch einen beſonderen hiſtoriſch nachweisbaren Act geſchehen, ſondern lediglich aus dem Bedürfniß der Herrſcher entſprang, ſtaatskundige und bedeutende Männer zur Behandlung der Reichsangelegenheiten an ihre Seite zu ziehen und an die Spitze der Geſchäfte zu bringen. Die geiſtliche Reichsſtandſchaft nahm mit der ariſtokratiſchen ohne Zweifel denſelben Weg, und entwickelte ſich aus dem gleichen Urſprung, nämlich aus einer im Intereſſe des Königs ihnen übertragenen Mitentſcheidung in den Reichsangelegenheiten, bald zu einer die monarchiſche Gewalt ſelbſt beſchränkenden ſtändiſchen Eigenmacht.

Die Biſchöfe, bald auch die Aebte, erſcheinen bei den fränkiſchen Reichstagsbeſchlüſſen ſofort in derſelben Linie mit den Herzögen, Grafen und den übrigen Vornehmen, und dieſe Würdenträger bilden unter Carl dem Großen ſchon eine vollſtändig organiſirte Reichsſtandſchaft auf weltlichem wie geiſtlichem Gebiet, was ſich durch die Eingänge der Reichstags-Decrete in der Bedeutung einer hiſtoriſchen Thatſache feſtſtellt.[1]

[1] Von der Reichsverſammlung von 779 (Baluz. Capitul. I. 195.) heißt es: Congregatis in unum synodali concilio episcopis, abbatibus, virisque illustribus comitibus una cum piissimo domino nostro pro causis opportunis consenserunt Decretum. — In dem Capitulare ann.

Die Bischöfe, als die ersten christlichen Gemeindestifter und Oberaufseher,[1] in denen die neue kirchliche Organisation zugleich ihre Spitze gefunden, wirkten zuerst in einem wesentlichen Einverständniß mit den fränkischen Königen, die um so mehr eine Stütze ihrer Machtpolitik an ihnen finden konnten, als der königliche Einfluß bei der Erhebung auf die Bischofstühle nicht zurückgedrängt werden konnte und sich oft als vollständiges Ernennungsrecht dabei geltend zu machen wußte. Die Vorsteher der großen Abteien, welche auf dem Wege der frommen Landerwerbungen ebenfalls zu ansehnlichen Herrschaften heranwuchsen, erwarben besonders unter Begünstigung Carls des Großen die Reichsstandschaft, zu deren Ausübung sie von diesem Herrscher einberufen wurden. Es gab in dieser Zeit auf den Reichstagen schon die geistliche Bank, auf welcher die Prälaten abgesondert von den weltlichen Mitgliedern, die auf der andern Seite für sich saßen, ihre Plätze einnahmen.[2] Dieser äußerliche Umstand bewies schon hinlänglich, wie diese Reichsstände, obwohl ihre Anerkennung und Einberufung noch lediglich

813 (Baluz. Capitul. I. 505): Karolus serenissimus imperator . . . cum episcopis, abbatibus, comitibus, ducibus . . cum consensu consilioque constituit ex Lege Salica, Romana, atque Gundobada Capitula ista in Palatio Aquis.

[1] Bischof, ἐπίσκοπος, auch zuweilen mit dem lateinischen Wort superspeculator wiedergegeben. Vgl. Vita S. Bonifacii archiepisc. auct. Willibaldo presbytero c. 9. nr. 28. (Pertz Monument. II. 346).

[2] Hincmar de ordine palatii et regni c. 35. (bei Du Chesne II. 496): Quae utraque tamen susceptacula (statuum) sic in duobus divisa erant, ut primo omnes episcopi, abbates vel hujusmodi honorificentiores clerici absque ulla laicorum commixtione congregarentur; similiter et comites vel hujusmodi principes a cetera multitudine segregarentur.

von dem Belieben des Königs abhing, schon sofort auf eine eigenthümliche Abschließung ihrer Rechte und Stellungen auch gegeneinander losgingen, und ihr Entwickelungsgesetz von vorn herein in der Schroffheit ihrer Gliederung suchten.

Der Kampf zwischen Clerus und Aristokratie, der schon früh sehr heftig entbrannte, leitete den großen, die ganze nachfolgende Geschichte bewegenden Ständekampf jetzt durch gegenseitige Verdrängungs-Versuche auf eine merkwürdige Weise ein. Das Streben der Geistlichkeit nach weltlicher Macht und materiellem Besitz, und die ungeheuern auf diesem Wege erzielten Erfolge, mußten mit ebenso vielen Angriffen auf Besitzstand und Rangverhältniß des Adels verbunden sein. Die Kirchengüter, die zuerst noch unter staatsrechtlicher Oberhoheit geblieben waren und der Gerichtsbarkeit der königlichen Beamten unterstanden, erlangten durch einzelne Vergänge, die sich bald verallgemeinerten, das Recht eines gefreiten Bezirks (immunitas), wodurch sie unabhängig von den öffentlichen Richtern gestellt wurden und mit der Eigengerichtsbarkeit den ersten Weg zu selbständiger Herrschaftsbegründung beschritten. Die ersten Immunitäts-Ertheilungen an kirchliche Stifter und Abteien steigen nicht über das siebente Jahrhundert hinauf, und wurden unter den fränkischen Königen zuerst von Dagobert I. in größerer Zahl ausgefertigt.[1] Die Immunitäts-Briefe

[1] Marculf. Formulae I. 3. de emunitate regia: Nullus judex publicus ad causas audiendas, aut freda undique exigendum nullo unquam tempore praesumat ingredere; sed hoc ipse Pontifex vel ejus successor propter nomen Domini sub integrae emunitatis nomine va-

mehrten sich sowohl für bischöfliche als für abteiliche Kirchen und wurden namentlich von Carl dem Großen in immer umfassenderer Weise ausgetheilt. Diese Immunität machte aber nicht nur die Kirchengüter mit der ganzen darauf wohnenden Bevölkerung in allen Rechtssachen unabhängig von der Staatsgewalt und ihren Beamten, sondern führte auch auf die am meisten entscheidende Weise dazu, eine abgeschlossene Selbständigkeit des Kirchen-Gebiets gegen den Staat festzustellen. Recht und Verwaltung waren in den Händen der Kirchen-Vorstände, und die Grafen und ihre Unterbeamte durften ein gefreites Gebiet dieser Art in öffentlichen Angelegenheiten gar nicht mehr betreten, das auch durch die Befreiung von allen Staatslasten eine gesellschaftliche Ausnahmestellung darbot.

Die Kirche hatte schon im Beginn ihrer Entwickelung den Kampf mit der aristokratischen Bureaukratie ungemein siegreich bestanden, und dieselbe in den Anläufen zur Herrschaft rasch überflügelt. Der Clerus wurde dabei von dem theokratischen Grundgedanken jeder kirchlichen Organisation getragen, die auf Vereinigung des Weltlichen mit dem Geistlichen principiell ausgeht, und darum immer ihr letztes Ziel in der Einordnung des Staats in die Kirche sowohl dem Recht als dem Besitz nach anstreben wird. Die Aristokratie suchte dagegen in Staat und Gesellschaft von vorn herein zu trennen und auszusondern, und individuelle Herrschaftsstel-

---

leant dominare. Vgl. bei Schannat Histor. Wormat. p. 309 den der bischöflichen Kirche zu Worms im Jahre 638 ertheilten Immunitäts-Brief. Montag Geschichte der staatsbürgerlichen Freiheit I. 1. S. 216 flgd. Hüllmann Geschichte des Ursprungs der Stände S. 135 flgd.

lungen zur Begründung einer Einzelmacht von dem Staatsganzen abzuzweigen. Das Standesprincip, welches die Aristokratie mehr und mehr als trennenden Keil in den Staatsorganismus hineintrieb, widerstrebte der Einheit, die das Aufgehen aller Theile in einem Ganzen will, und bildete dafür die Gliederung aus, durch welche auf dem Wege der Privilegien die Macht des Ganzen erst verzettelt und dann leicht in einzelnen Beutestücken unter die glücklichsten Intriguanten vertheilt wird. Der Clerus dagegen, von der Idee der Alleinherrschaft seiner Kirche erfüllt, trat dem Staat gegenüber, nicht um ihn in sich selbst zu trennen, sondern um ihn zu vereinheitlichen und ihn zu reorganisiren in dem Gedanken, daß die Kirche den ganzen Staat in sich aufzunehmen bestimmt sei; während das aristokratische Standesprincip den Staat fortwährend durchbricht und in selbstmächtigen Einzelgruppen auflösen will.

Die Begründung der geistlichen Immunität ging nicht ohne heftigen Widerstand von Seiten der Herzöge und Grafen ab, die dadurch einen bedeutenden Kreis ihres Wirkens und ihrer Amtsbefugnisse sich weggenommen sahen. Es kam bei dieser Oppositien, welche Adel und Bureaukratie gegen die Geistlichkeit ausübten, nicht selten zu gewaltsamen Scenen, indem die Grafen es oft noch, allen geistlichen Privilegien zum Trotz, versuchten, ihre Richterstühle auf diesen gefreiten Bezirken einer kirchlichen Genossenschaft aufzuschlagen und die Insassen dieser Güter zum Erscheinen vor ihrem Forum zu zwingen. Es geschah dies auch wohl unter Erpressungen aller Art, und unter Plünderung und Verheerung der Kirchengrundstücke; wie auch aus den besonderen gegen diese Streifzüge gerichteten Verordnungen hervorgeht, daß

unternehmungslustige und trotzige Grafen sich in den Klöstern mit großem Gefolge zu Nachtlager und Schmausereien einquartirten und mit frivoler Eigenmächtigkeit die Kirchen selbst zur Abhaltung des Gerichts benutzten.[1] Es wurde dies gegenseitig ein erbitterter Kampf, in dem die Interessen der Kirche zunächst mit denen des Reichsoberhaupts sich vereinigten, um einen Stand einzuschränken, der als zersetzendes Sonderelement nach allen Seiten hin sich geltend machte. Die Vortheile dieses Kampfes schwankten hierunderthin, und wie die Grafen Gewaltthaten gegen geistliche Gebiete und Jurisdictionen unternahmen, so gelang es auch wieder den Prälaten, ganze Grafensprengel aufzuheben und nach Verdrängung des der Kirche feindseligen Beamten mit dem geistlichen Territorium zu vereinigen. In manchen Fällen hatten sie sich aber auch mit den Grafen zu gemeinschaftlicher Abhaltung des Gerichts zusammenzubegeben, was namentlich bei einer gegen einen Geistlichen anhängig gemachten Criminalsache eintrat,[2] wie auch den Geistlichen überhaupt

---

[1] Lamberti imperator. convent. Ravennas ann. 898. c. 11. (Pertz Legg. I. 568): Ut in domibus ecclesiarum neque missus, neque comes vel judex quasi pro consuetudine neque placitum neque hospitium vendicent, sed in publicis vicis domos constituant, in quibus placitum teneant, et secundum antiquam consuetudinem hospitentur. — Urkunde Kaiser Heinrichs III. v. J. 1051 (Möser Osnabrückische Geschichte II. 243.): Albericus Osnabruggensis nostram Imperialem adiit clementiam querimoniam faciens de Bernhardo comite, quod liberos homines in suo Episcopatu habitantes Mahelman nominatos ad suum placitum vi et injusta potestate constringeret.

[2] Chlotacharii II. edictum a. 614. c. 4. (Pertz Legg. I.): Ut nullus judicum de quolibet ordine clericos de civilibus causis, praeter

das Recht der Theilnahme an den Gerichtsverſammlungen des Grafen beigewohnt zu haben ſcheint. Auch werden Biſchöfe, wie Arnulf von Metz, angeführt, in deſſen Händen die Kirchenwürde zugleich mit Ausübung der Grafenrechte in der Stadt vereinigt lag, und es ſcheint öfter vorgekommen zu ſein, daß einzelne Prälaten es nicht für ungeeignet hielten, gleichzeitig auch weltliche Beamtenſtellen zu verſehn.[1]

In keinem andern Lande that die Geiſtlichkeit ſo raſche und erfolgreiche Schritte, auf ſelbſtändig geſchloſſenen Gebieten weltliche Macht und landesherrliche Souverainetät zu gewinnen, als bei den deutſchen Völkern, bei denen ein ganzes Syſtem von materiellen, politiſchen und gemüthlichen Hebeln zuſammenwirkte, um ſie dieſer Organiſation zu unterwerfen. Den deutſchen Prälaten glückte es raſch, aus ihren Immunitäten Landesherrſchaften zu bilden, wie dies im elften Jahrhundert zuerſt dem Biſchof von Würzburg, bald darauf auch dem Erzbiſchof von Cöln und dem Biſchof von Münſter gelang, die herzogliche Verwaltungs- und Regierungsrechte über ihre Kirchenſprengel gewannen.[2] Die geiſtliche Herrſchaftspolitik konnte auch ihre territorialen Erfolge um ſo mehr erzielen, als ſie zu einer immer ausgedehnteren Grundlage derſelben die Herrſchaft über die Geiſter und Gemüther nahm. Die chriſtliche Civiliſation wurde das Sieges-

---

criminalia negotia, per se distringere aut damnare praesumat, nisi convincitur manifestus, excepto presbytero aut diacono.

[1] Waitz deutſche Verfaſſungsgeſchichte II. 353.

[2] Ausführliche Nachweiſungen über den Urſprung des Herzogthums der Biſchöfe zu Würzburg giebt Montag Geſch. d. ſtaatsb. Freiheit II. 141 flgd.

banner, unter dem der Clerus an die Spitze der deutschen Nationalentwickelung trat, indem er zugleich die geistigen und wissenschaftlichen Elemente des deutschen Volkswesens erschloß, und dadurch nicht minder, wie durch die spiritualistische Lehre des Christenthums selbst, den Menschen mit seiner irdischen Heimath und seiner realen Wirklichkeit entzweite.

Der Dualismus der christlichen Religion, der allen eigentlichen Lebensinhalt in eine jenseitige und künftige Welt verlegte, wurde der eigentliche Herrschaftszügel des Priesterstandes, welcher die Kirchenstrafen um so wirksamer und fürchterlicher in seiner Hand schwang, als es sich dabei zugleich um Himmel und Hölle und um den künftigen Wohnort der menschlichen Seele handelte. Dadurch war der geistliche Einfluß in allen Familienverhältnissen, in der Ehe, der Kindererziehung, der Schule, bei Testaments-Abfassungen, in allen sittlichen und materiellen Fragen, gesichert. Ihren Feind, die Wissenschaft, welchen die christliche Kirche an ihrem eigenen Busen genährt, ließ sie zuerst in dem klösterlichen Frieden als mitgeborenes Kind des göttlichen Geistes heranwachsen. Die Kirche war es, welche den wissenschaftlichen Geist der modernen Völker die Höhe erklimmen ließ, von der sie selbst auf die verachtete irdische Welt mit ihren Scheinformen und ihren eingebildeten Existenzen christlich herabschaute. Auf dieser Höhe standen Wissenschaft und Kirche ursprünglich wie zwei Schutzmächte harmonisch vereinigt, bis sich zwischen ihnen beiden der Kampf um die Stellung entspann, in welcher der eine den andern in den Abgrund zu werfen berechtigt wäre.

Jedes neue Princip will wesentlich die Welt erobern

und erſcheint auch dazu mit allen auf den Kampf berechneten Eigenſchaften ausgeſtattet, die einen mächtigen Augenblick lang ſiegen, um dann eine unberechnenbare Zeit hindurch beſiegt zu werden. Das Chriſtenthum war ſchon in ſeinen erſten kirchlichen Entwickelungen als eine ungemein praktiſche, mit adminiſtrativem Talent und mit kriegeriſchem Muth ausgerüſtete Inſtitution aufgetreten. Auf die Weltentſagung angewieſen, bereitete es ſich gerade aus ihr die Weltherrſchaft, und nahm dazu auf der einen Seite die Wiſſenſchaft in ihren Dienſt, deren idealiſtiſche Kraft die äußere Welt brechen und unterwerfen ſollte, während auf der anderen Seite ein chriſtliches Kriegsheldenthum ſich organiſirte, das mit ſeinen Eroberungszügen alle Völker und Länder bewegte. Wiſſenſchaft und Krieg, die beide mit der Friedens- und Glaubensbotſchaft der Kirche urſprünglich nicht zu vereinigen ſind, werden die eigentlichen Bewegungsmittel des Chriſtenthums.

Auch in dem chriſtlichen Prieſterſtande ſelbſt entwickelte ſich ſchon früh ein kriegeriſches Naturell, das ſich bei einzelnen ſtreitfertigen Biſchöfen zu gewaltigen Waffenthaten beſonders befähigt zeigte. Die allgemeine Verpflichtung des freien Mannes, den Kriegsdienſt im Gefolge des Königs zu leiſten, hatte ſich auch auf die Hinterſaſſen der Kirche und auf das Perſonal der Geiſtlichkeit ſelbſt erſtreckt. Gregor von Tours[1] erzählt, freilich ſeinerſeits mit frommer Mißbilligung, von den Biſchöfen Salonius und Sagittarius, zwei Brüdern, welche mit hervorragender Tapferkeit gegen

[1] Gregor. Turon. IV. 43.

einen Einfall der Langobarden in's südliche Gallien (572) im Heere mitfochten. Es erfolgen dann auch Verbote gegen das Waffenhandwerk der Priester und Befreiungen von demselben, welche aber durch die drängende Kriegslust des geistlichen Standes immer wieder rückgängig gemacht wurden. Kriegerische Bischöfe und Aebte machen sich unter Carl dem Großen bei vielen Gelegenheiten bemerklich, und die Geistlichen suchten unter diesem Herrscher um so mehr den früher zugestandenen Militairbefreiungen sich wieder zu entziehn, als Carl durch dieselben zu einer eigenthümlichen Gesetzbestimmung sich bewogen gefunden hatte. Er hatte nämlich im Jahre 805 verordnet, daß kein freier Mann ohne die ausdrückliche königliche Erlaubniß in den Clerus eintreten durfte, weil dieser Schritt häufig von denen gethan wurde, welche, unlustig zum Kriegsdienst, dadurch ihre Heerbannspflicht umgehen wollten;[1] wie er auch auf der andern Seite damit der Habgier der Geistlichen, welche zur Uebertragung der Heerbannsgüter auf ihre Stifter verlockten, eine Schranke zu setzen gedachte. Das Talent der Prälaten für den Krieg wußte sich unter Carl dem Großen und seinen Nachfolgern bald wieder in sehr nachdrückliche Verwendung zu bringen.[2]

Das Herrschaftsprincip, welches der geistliche Stand

---

[1] Capitular. Karol. Magni a. 805. c. 15. De liberis hominibus, qui ad servitium Dei se tradere volunt, ut prius hoc non faciant, quam a nobis licentiam postulent. Hoc ideo, quia audivimus, aliquos ex illis non tam causa devotionis quam exercitam seu aliam functionem regalem fugiendo, quosdam vero cupiditatis causa ab his, qui res illorum concupiscunt, circumventos audivimus, et hoc ideo fieri prohibemus.

[2] Vgl. Rettberg Kirchengeschichte Deutschlands II. 637 flgd.

in ſich entwickelte, und deſſen Keime er auf dem innerſten Grunde des Volks- und Staatslebens anzubauen verſtand, gelangte durch das Syſtem der römiſchen Hierarchie zu ſeiner univerſalen Vollendung. Die chriſtlich-kirchliche Geſellſchaftsverfaſſung drängte von vorn herein nach conföderativen Gliederungen in ſich ſelbſt und nach einer daraus hervorzuarbeitenden einheitlichen Spitze, die erſt die ganze Kirche und dann in ihr die ganze Zeit beherrſchen ſollte. Dieſe organiſche Hinaufbildung von Unten nach Oben hatte ſchon in den Metropolitenſitzen auf eine ganz natürliche Weiſe und anfänglich ohne jede geſetzliche Conſtituirung begonnen. Es machte ſich auf dem Wege einer durchaus freien Uebereinkunft, daß die Kirchen kleinerer Territorien einen Anſchluß an die mächtigere Kirche ſuchten, welche in der Hauptſtadt oder Metropole ihrer Provinz beſtand. Dieſe Metropolitankirche hatte in der Regel ſchon durch ihr älteres Beſtehen, jedenfalls aber durch die bedeutenderen und einflußreicheren Verhältniſſe, in deren Mitte ſie ſtand, eine beſondere Autorität für ſich. Es konnte daher von ihr auf die erſprießlichſte Weiſe eine Verbindungs-Form gewährt werden, in welcher dem Biſchof dieſes größeren Diſtricts nicht nur ein Vorrang vor den Biſchöfen der kleineren, ſich um ihn gruppirenden Kirchenſprengel, ſondern bald auch die Ausübung einer beaufſichtigenden und oberrichterlichen Inſtanz den letzteren gegenüber zuerkannt wurde. Dieſer erſte Kreis hierarchiſcher Gruppirung hatte ſich in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten nur wie durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft der Biſchöfe und Kirchen unter ſich gezogen. Die geſetzliche Beſtätigung dieſes viele wichtige Rechte in ſich ſchließenden

Metropolitan-Verhältniſſes erfolgte erſt auf den Synoden des vierten Jahrhunderts, zuerſt auf der zu Antiochien (341), welche nichts Anderes that, als daß ſie die längſt ſchon ausgeübten und zugeſtandenen Rechte der Metropolitan-Biſchöfe in eine geſetzliche Formel faßte.

Wie die Ober-Inſtanz der Metropolitan-Biſchöfe den ganzen Organismus der Hierarchie anbahnte, ſo war es die aus ganz eigenthümlichen Motiven herauswachſende Gewalt des Biſchofs zu Rom, durch welche das ganze Kirchenſyſtem ſchon von vorn herein einer einheitlichen Herrſchaft zuſtrebte. Eine hervorragende Ausnahmeſtellung war dem römiſchen Biſchof vor allen übrigen Würdenträgern der Kirche ſchon zu Anfang des vierten Jahrhunderts wie von ſelbſt zugeſtanden worden. Die alte Weltfirma der Stadt Rom, die man als den Mittelpunkt der Zeiten und Völker anzuerkennen gewohnt war, hatte ohne Zweifel den erſten Glanz auch auf dieſen chriſtlichen Biſchofsſitz geworfen. Dieſer Glanz der klaſſiſchen Tradition, verbunden mit den überwiegenden Reichthümern, welche das römiſche Episcopat ſchon früh um ſich her aufgehäuft hatte, ließ es bald als den ausſchließlichen Höhepunkt der ganzen chriſtlichen Welt erſcheinen. Das Chriſtenthum, obwohl auf den ungeheuern Weltgedanken gegründet, die Religion der Armen und Leidtragenden zu ſein, half durch ſeine kirchlichen und ſocialen Entwickelungen weſentlich den Cultus des Reichthums in der modernen Welt aufrichten. Das römiſche Episcopat trat die Erbſchaft des alten Roms zunächſt in der Aneignung der unermeßlichen Schätze an, welche dort als eine faſt fabelhafte Ausbeute von Jahrhunderten lagerten. Auf dieſer

Grundlage wurde ein Beſitzſtand der Kirche entworfen, der in immer gewaltigeren Dimenſionen anſchwoll, und nicht nur im Umkreiſe des römiſchen Metropolitan-Sprengels, ſondern auch in allen übrigen Theilen Italiens, in Gallien, in Spanien, ſelbſt in Aſien und Afrika, die beträchtlichſten Landbeſitzungen und unerſchöpfliche Fundgruben jährlicher Einkünfte ſich erwarb. In dem Grade, in welchem der Stifter des römiſchen Kirchenthums, der Apoſtel Petrus, mit einer wohlberechneten Politik als die Grundſäule der chriſtlichen Kirche allen übrigen Apoſteln vorangeſtellt wurde, waren auch die frommen Güterſchenkungen ſelbſt auf den fernſten Punkten der Erde vorzugsweiſe gen Rom gelenkt worden. Die großartige Fiction der Conſtantiniſchen Schenkung, welche Dante in ihrer Unmöglichkeit zergliederte,[1] vollendete die weltliche und materielle Beſitzergreifung der römiſchen Kirche, und impfte ihr zugleich die Keime des päpſtlichen Supremats über das kirchliche und ſtaatliche Gebiet der modernen Völker ein.

Eine andere Weltlage würde entſtanden ſein, wenn das Papſtthum auf den germaniſchen Stamm gepfropft worden wäre und an einem deutſchen Biſchofsſitz, wie Trier, Mainz und Cöln, ſeinen Urſprung und ſeine Aufſtellung genommen hätte. Deutſchland war zu arm, um dem Papſtthum die Entſtehung geben zu können. Dagegen kam es unter einem Volke zur Welt, das keineswegs den inneren religiöſen Kern

[1] Dante Tractatus de Monarchia l. III. (in Simon. Schardii Opus de jurisdictione, Basil. 1566). Ein groteskes Bild des römiſchen Kirchenreichthums zeichnet Ammian. Marcellin. XXVII. 3. Vgl. Planck Geſchichte der chriſtlich-kirchl. Geſellſchafts-Verfaſſung I. 626.

in ſich trug, der die deutſche Nationalität in heidniſcher wie in chriſtlicher Zeit durchwirkte. Das Papſtthum hatte in ſeiner nächſten Umgebung das italieniſche Naturell zur Seite, das am geeignetſten dazu war, die Oppoſition der modernen Weltlichkeit gegen Clerus und Kirche auf die Bahn zu bringen. Dieſe in Italien geborene Oppoſition, welche denſelben heimathlichen Boden mit der Hierarchie theilte, wurzelte zugleich in der Leidenſchaft und Genußſucht des italieniſchen Nationalcharakters. Die Novellen des Boccaccio geben in der unmittelbarſten Weiſe die nationale Geneſis dieſer anticlericalen Oppoſition, die in Deutſchland auf den neu entfalteten Geiſt der Wiſſenſchaft ſich begründete, der freilich ebenfalls von Italien aus ſeine Kreiſe über die moderne Welt zog. Die Ideen der Wiſſenſchaft und der Freiheit fielen in Deutſchland zu dieſer ungeheuern Bewegung zuſammen, welche den alle Volksleiden zu Hülfe rufenden Kampf gegen die katholiſche Hierarchie zum Ausgangspunkt aller revolutionnairen Elemente der modernen Welt machte. Es wurde dadurch der verhängnißvolle Brennpunkt fixirt, auf dem, in der Auflehnung gegen das kirchliche Herrſchafts-Syſtem, die wiſſenſchaftlich-revolutionnaire Bewegung der neueren Zeit ſich entzündete: ein Proceß, in den zugleich die ſtändiſchen Gegenſätze der deutſchen Nation zu der heftigſten Betheiligung hereingezogen wurden.

Durch die feſte und ſyſtematiſche Ausbildung der Hierarchie erlitt aber das Volk zugleich an den Rechten, durch die es ſich in Staat und Geſellſchaft als einen weſentlich mitlebenden und mitbeſtimmenden Theil vertreten hatte, allmählig die folgenreichſte Einbuße. Das urſprüngliche

nationale Wahlrecht der Gemeinden war zu Anfang auch bei der Beſetzung der Kirchenämter gewahrt worden, ging aber ſchon im dritten Jahrhundert wenigſtens bei der Ernennung der Presbyter und Diaconen an die Biſchöfe über, denen das Volk dieſe Befugniß um ſo gläubiger überließ, als die von der Kirche eifrig gepflegten Ideen von der Kraft und Bedeutung der Ordination bei den geiſtlichen Aemtern allgemeinen Eingang im Volksbewußtſein gefunden hatten. Dagegen erhielt ſich die Mitwirkung des Volks bei den Wahlen der Biſchöfe bis in das vierte Jahrhundert hinein, und wurde dabei nicht bloß formell, ſondern mit dem ganzen entſcheidenden Einfluß ausgeübt. Doch entſprach es bald der Machtpolitik der Kirche, auch dieſes Recht illuſoriſch und zu einer bloßen Ceremonie zu machen, und den eigentlichen Kern der Sache an das Belieben des Klerus zu feſſeln. Die Nicäiſche Synode erklärte es ſchon für unerläßlich, daß bei der Wahl eines neuen Biſchofs zugleich die Zuſtimmung aller übrigen Provinzialbiſchöfe, wie auch die Beſtätigung des Metropolitan-Biſchofs, vorhanden ſei und nachgewieſen werde.[1] Dadurch wurde dem Recht der Laien nach und nach jede freie und ſelbſtändige Grundlage entzogen. Durch dieſe Verkümmerung der Laien-Rechte in einer der wichtigſten Gemeinde-Angelegenheiten führte die Kirche den erſten Schlag gegen die Wurzel der ſocialen und politiſchen Volksrechte überhaupt.

---

[1] Vgl. Planck Geſchichte der chriſtlich-kirchlichen Geſellſchaftsverfaſſung I. 441. flgd.

Das Volk war durch die chriſtliche Kirche in den Laienſtand verſetzt worden, und mußte ſchon in dieſem ſein Weſen beeinträchtigenden Gegenſatz einen guten Theil ſeiner urſprünglichen Vollgeltung dahinſchwinden ſehn. Dieſe Laienſchaft des Volkes war ſein Schickſal, das ſich ihm ſchon in ſeiner politiſchen und geſellſchaftlichen Stellung angekündigt hatte. Hier hatte der Adel das von ihm ausgeſchiedene Volk zum Laien gemacht, und zwar zu einem Laien der Freiheit, der zu der höchſten nationalen und ſtaatlichen Geltung, die der bevorrechtete Stand an ſich genommen, wie ein außerhalb der Gemeinſchaft ſtehendes Glied ſich verhielt.

Das Prieſterthum wurde in ſeiner ideellen Bedeutung, die freilich auch in die materielle Wirklichkeit ſich umzuſetzen verſtand, ein neuer Adelsſtand, der die Rechte des Volkes in ſich hinein aufzehrte. Der Gegenſatz von Prieſter und Laie war nicht ſchreffer und ausſchließlicher, als der Gegenſatz von Adel und Volk, und in beiden Verhältniſſen handelte es ſich eigentlich um dieſelbe privilegirte Beſitzergreifung des höchſten ideellen Guts, des göttlichen Kerns, aus dem die menſchliche Geſellſchaft ihren einzigen Halt und wahren Zuſammenhang empfängt. Die Gemeinſchaft mit Gott in ungleich berechtigte Antheilſtücke zu zerlegen, iſt überhaupt die erſte Kriegserklärung, welche in die Harmonie der Geſellſchaft geworfen wird. Die Trennung der Stände, welche das unveräußerliche Gut der Freiheit in dieſe Portionen zerlegt, hat an der faſt racenartigen Verſchiedenheit der individuellen Begabung unter den Menſchen einen maaßgebenden Anhalt. Auf dem Boden der Kirche aber bleibt das Heilig-

thum als ſolches in den Händen der Prieſter verſchloſſen, und das Volk, für das es offenbart iſt, kann nur in der bedingten Berechtigung als Laie, an der ſich auch die Strahlen des göttlichen Elements brechen müſſen, den Zutritt zu ihm finden. Die Kirche bedarf nicht minder, als der Staat, des Volkes zu ſeiner natürlichen und ſubſtantiellen Grundlage, ohne welche die Nothwendigkeit fehlen würde ein Object der Wirklichkeit zu ſein. Aber der von der ſpäteren Organiſation eingeſchlagene Weg iſt dann immer der, daß das urſprüngliche Element, welches die Bedingung des Ganzen in ſich trägt, als das abhängige und zufällige gefaßt und auf den äußerlichſten und ungünſtigſten Punkt der Gemeinſchaft hinausgeſchoben wird.

Auch die kirchlichen Amts- und Würdenträger waren in dieſer Eigenſchaft urſprünglich nur als Volks- und Gemeinde-Repräſentanten anzuſehn, welche namentlich auf den Synoden, auf denen die Kirchengeſetze berathen und gemacht wurden, den rechtskräftigen Antheil aller Staatsangehörigen daran vertraten. Aber die Biſchöfe übten dieſe Vertretung bald ebenſo ſehr nur in ihrem eigenen Recht oder unter dem Einfluß und der Eingebung des heiligen Geiſtes aus, als die politiſchen Würdenträger denſelben theils volksthümlichen theils amtlichen Urſprung ihrer Stellung ſich in eine rein ariſtokratiſche Machtbefugniß verwandelten, und dabei nur dem heiligen Geiſt ihrer Staatsintereſſen Rechenſchaft ablegten.

Es iſt immer weſentlich derſelbe Proceß, der auf dem kirchlichen und ſtaatlichen Gebiet vorgeht, wobei

dieſelben Grundideen und die gleichen Gegenſätze den Einſchlag in eine Organiſation bilden, in der das Weſentliche durch das Zufällige bedingt und gefeſſelt wird, und in welcher der Eigenthümer als Fremder ſeines Heimathshauſes, der zum Wiſſen und Herrſchen Berechtigte als dienender Laie erſcheint.

13. Die ständische Freiheit im Lehnsverbande.

Den stufenweisen Gliederungen der christlichen Hierarchie, in denen das System der Kirche sich ausbaute, entsprach auf dem weltlichen Gebiet, auf der Seite des Staats, die sich immer schärfer und künstlicher fassende Gliederung der ständischen Verhältnisse, welche, innerlich durchzogen von dem spiritualistischen Geist des Christenthums und äußerlich bestimmt durch die unabweislich organisirenden Bedingungen des Eigenthums, die Epoche der christlich-romantischen Feudalwelt heraufführten. Die Epoche des Feudum, welche ihre ersten historischen Keime in dem Beneficialverhältniß entwickelt hatte,[1] wurde der Höhepunkt einer festen politischen und gesellschaftlichen Organisation, in der alle Elemente des

---

[1] Feudum (Feodum) ist nur eine spätere Bezeichnung für beneficium, die sich in den Capitularien noch nicht findet. Unterscheidungen zwischen feudum und beneficium haben nie weder begrifflich noch sachlich begründet werden können. Vgl. K. S. Zachariä über den Ursprung des Lehnwesens, in der Zeitschrift für deutsches Recht VII. 36. Das Wort selbst, das mit dem lateinischen fides in Verbindung gebracht wird, jedoch ohne Zweifel eine ursprünglich germanische Herleitung behaupten kann, bezeichnet in den umfassenden Begriffen, die darin zusammenfloßen, ein Vertrauens-Eigenthum, das zur Feststellung eines Verhältnisses der Treue und Abhängigkeit von

deutſchen Nationalweſens ihr organiſches und ſicheres Gefüge ſuchten. In der alten Nationalzeit der Germanen hatte der reine Begriff des Eigenthums als die weſentliche Lebenskraft aller Zuſtände gewirkt, und nach ſeiner Art und ſeinem Maaß auch die Freiheit der Perſonen und ihre Rechte feſtgeſtellt. Das chriſtlich-germaniſche Mittelalter, deſſen eigentlicher Organiſationspunkt die Idee des übertragenen Eigenthums wurde, hatte ſich auf demſelben Boden der Eigenthumsverhältniſſe jedoch in einer weit künſtlicheren Auffaſſung und Gruppirung derſelben fortentwickelt. Die über den Gegenſätzen des Lebens und der Welt brütende Anſchauung der chriſtlichen Zeit hatte ihren künſtlichen Reflexionsſtandpunkt vornehmlich auch an die Eigenthumsverhältniſſe angeknüpft und in dieſelben den Keim ihres eigenen Dualismus eingeimpft.

Es entſprach dieſem zwiſchen den Spalten eines Diesſeits und Jenſeits ſinnig eingezwängten Dualismus, daß alle Formen und Beſitzſtände der Wirklichkeit nur wie übertragene und lehnsweiſe empfangene Güter in einer Ausgießung von Oben nach Unten beſeſſen und angeſehen werden ſollten. Das

---

dem Beſitzer an einen Nutznießer übertragen wird. — II. Feud. 3. §. 4. Nulla autem investitura debet ei fieri, qui fidelitatem facere recusat: cum a fidelitate feudum dicatur vel a fide. — II. Feud. 23. §. 1. Beneficium nil aliud est, quam benevola actio, tribuens gaudium capientibus, capiensque tribuendo, in id quod facit prona, et sponte sua parata, ut ait Seneca. — II. Feud. 23. §. 2. Hujus autem generis species quaedam est beneficium illud, quod ex benevolentia ita datur alicui . . . . ad hoc ut ille et sui heredes fideliter domino serviant.

dieſe Zeit beherrſchende Syſtem der Emanation, in deſſen Geiſt es lag allen Beſitz und jede Gewalt auf eine Uebertragung durch einen Höheren zurückzuführen, ſtrebte auch die Eigenthumsverhältniſſe auf dieſe ideelle Stufenleiter der chriſtlichen Weltanſchauung zu erheben. Dieſer chriſtliche Miſchſtandpunkt von Entſagung und Genuß fand eine eigenthümliche Befriedigung und Erhebung des Gefühls darin, daß die Menſchheit nichts aus ſich ſelbſt beſitzen ſolle. Wenn alles Eigenthum nur als ein übertragener Beſitz, als ein Lehn erſchien, ſo war darin der tranſcendenten Ueberſchwänglichkeit der neuen Weltanſchauung genuggethan, welche, in dem Stil einer von der Erde zum Himmel entſteigenden Kirchen-Architektur, auch die Realitäten des Lebens gern in dem kunſtvollen und ſtufenartigen Aufſteigen zu einer ideellen Spitze gliedern und dadurch gewiſſermaßen mit einem Begriff durchgeiſtigen wollte.

Dies Streben bildete das Feudalſyſtem und den Lehnsverband in ſeinen die ganze nachfolgende Weltbewegung entſcheidenden Principien aus, worin ſich auf der einen Seite die ſchmerzlich ſüße Luſt frommer Abhängigkeit, Hingebung und Selbſtentäußerung mit dem behaglichen Gefühl miſchte, Entſagender und Beſitzender zugleich zu ſein, während auf der andern Seite die Alles in ihr Netz hereinziehende Machtintrigue dies Verhältniß zum Grundgeſtell ihrer berechnetſten und weitgreifendſten Poſitionen machte. Das Lehnsverhältniß wurde ſo ſehr der nothwendige Organismus alles ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Lebens, daß man außerhalb deſſelben kaum noch ein freies und für ſich beſtehendes Grundeigenthum ſich denken konnte, ſondern, wie von Seiten der Großen

bald versucht wurde, solche selbständige Besitzer zwang, ihr Gut für ein von Jenen abhängiges Lehn zu erklären. Es mochte dies nicht selten durch die Anwendung ungesetzlicher und unmoralischer Mittel geschehen sein, wie aus den Verordnungen hervorgeht, welche noch Carl der Große gegen die bei der zwangsweisen Umwandlung freier Güter in Lehnsgüter üblich gewordenen Intriguen erlassen zu müssen glaubte.[1]

Die Bedeutung dieses Verhältnisses für Staat und Gesellschaft wurde jedoch mächtiger und zwingender als alle Gesetzesbestimmungen, denn man erkannte es bald auch von Oben her als ein wesentliches Herrschaftsprincip, daß Eigenthum und Menschen in einer gliedweise aneinandergeschlossenen Kette wie Ring an Ring aufgereiht ständen, um desto wirksamer die elektrischen Strömungen der Macht in zusammenhängenden Schlägen von Oben nach Unten leiten zu können. Es wurde daher schon unter den nächsten Nachfolgern Carls des Großen Gegenstand der Verordnung, daß jeder freie Mann nicht unbedingt für sich bestehe und auf sich allein gestellt sei, sondern den festen Anschluß an einen Vormann (Senior), dem er in Treue verpflichtet, bewahre. Es sollte überhaupt Niemand seinen Senior ohne bestimmten und gerechtfertigten Grund wieder verlassen dürfen, wodurch dem alle Lebens- und Staatsformen beherrschenden Vasallen-Verhältniß der organische Keim eingepflanzt werden sollte.[2]

---

[1] Karoli Magni capitul. de expedit. exercitali a. 811. (Pertz Legg. I. 168.) c. 4.

[2] Admuntatio Karoli Calvi a. 847 (Pertz Legg. I. 395), c. 2. Volumus etiam ut unusquisque liber homo in nostro regno se-

Es war eine idealiſtiſche und materialiſtiſche Anſchauung zugleich, welche dies Syſtem aufbaute und in Bewegung ſetzte. Dieſe ſpecifiſche Organiſation des chriſtlich-germaniſchen Staats wollte die Idee der unendlichen Abhängigkeit und Dienſtbarkeit dieſer Welt, verklärt zu Symbolen der Treue, der Ehrfurcht, des Gehorſams und der Liebe, durch alle Theile der Geſellſchaft vertreiben, aber ſie konnte dieſe tranſcendenten Symbole nur auf dem allermaterielliſten Grunde aufrichten, indem ſie ihnen aus dem derben und creatürlich zwingenden Stoff der Eigenthumsverhältniſſe ihre Geſtalt gab. Auf dieſen die Materie vergeiſtigenden aber zugleich den Geiſt materialiſirenden Elementen richtete ſich die Säule des Feudalſyſtems wie ein ungeheures Naturgewächs in die Höhe, indem ſie ihre Wurzeln tief in die größten und kleinſten Verhältniſſe des Menſchenlebens auf die Weite eines Jahrtauſends hin einſenkte.

Die ganze Organiſation war ungeachtet ihres ſo natürlich erſcheinenden Einheitsbaues, in dem ſie mit überwältigendem Eindruck ſich darſtellte, doch nur eine unendlich künſtliche Moſaik von farbigen Stiften, die zur Ausſtreuung einer mächtigen Illuſion zuſammengeſetzt und unter dem Lichtpunkt der chriſtlichen Weltüberwindungs-Idee geordnet waren. Nur dadurch, daß die wunderbarſten und heterogenſten Vorausſetzungen plötzlich ganz allgemein in der Welt zugegeben wurden, hatte der Feudalismus ſeine neue Zeitſchöpfung zu einer univer-

---

niorem qualem voluerit, in nobis et in nostris fidelibus accipiat. — c. 3. Mandamus etiam, ut nullus homo seniorem suum sine justa ratione dimittat neque alius eum recipiat nisi sicut tempore antecessorum nostrorum consuetudo fuit.

salen erheben können. Denn es fanden dabei, durch ein berechnetes Zusammentreffen geistlicher und weltlicher Motive, Uebertragungen und Combinationen von Ideen Statt, für welche in der Geschichte jede Brücke der Vereinigung gefehlt zu haben schien. Dahin gehörte namentlich die rein speculative Aufstellung, welche die deutschen Kaiser zu Nachfolgern der römischen Imperatoren machte, in welcher Idee die Hauptformel der modernen politischen Welt an die Spitze des neuen Lebenssystems gestellt wurde. Dies heilige römische Reich deutscher Nation, das zu dieser Combination nur auf dem Grunde der christlichen Hierarchie und in Uebereinstimmung mit den Zwecken derselben hatte ausersehen werden können, eröffnete mit dem deutschen Kaiserthron gewissermaßen den Reigen der neuen Lehnsideen, durch welche die ganze politische und sociale Welt christlich reorganisirt werden sollte. Das deutsche Kaiserthum wurde das erste Lehn, durch welches die neue christliche Zeit an den Besitzstand der antiken Welt hinanrückte und ihren neuen Berechtigungen das Symbol der Weltherrschaft lieh. Dieses moderne Imperium theilte sich aber sofort wieder auf der Spitze der beiden Schwerter, welche die Zeitanschauung über der mittelalterlichen Menschheit gezückt sah.

Die Rechtsansicht des Mittelalters, die sich von vorn herein zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt nicht entschieden orientiren konnte, hatte an die Erzählung des Evangeliums von den beiden Schwertern, welche die Jünger Jesu Christi ihrem Herrn und Meister darreichten,[1] ange-

[1] Evangel. Luc. XXII. 38. (Nov. Test. ed. Lachmann et Buttmann): οἱ δὲ εἶπαν Κύριε, ἰδοὺ μάχαιραι ὧδε δύο. ὁ δὲ εἶπεν αὐτοῖς

knüpft, in diesen Symbolen aber erst recht die Quelle der Begriffsverwirrung für ein ganzes Zeitalter erschlossen. Diese beiden Schwerter sollten die geistliche und weltliche Gewalt vorstellen, welche Jesus Christus, ehe er auf den Oelberg schritt und das Werk der Erlösung begonnen wurde, in seine Hand genommen habe. Diese mythisch-symbolische Rechtsanschauung, welche schon im neunten Jahrhundert hervortritt,[1] vertiefte nur auf eine unentwirrbare Weise den Streitpunkt, um den es sich dabei ursprünglich handelte. Denn die von der Kirche unabläßig wiederaufgenommene Hauptfrage blieb immer die: ob das Symbol der beiden Schwerter die gleiche Theilung der geistlichen und weltlichen Gewalt, oder ihre durch Jesus Christus bewirkte Vereinigung im Schooße der christlichen Kirche selbst, zu bedeuten habe. Der Sachsenspiegel nimmt die erstere Ansicht auf ganz naive und unmittelbare Weise zum Ausgangspunkt aller seiner principiellen Festsetzungen, indem er in der Schwerterlehre nichts weiter als die ursprünglich festgestellte Sonderung der Gewalten erkennen will, durch welche der Papst auf dem geistlichen Gebiet, der Kaiser auf dem weltlichen zur Herrschaft eingesetzt worden.[2] Es wird jedoch darin zugleich eine innige

---

'Ικανόν ἐστιν. Καὶ ἐξελθὼν ἐπορεύθη κατὰ τὸ ἔθος εἰς τὸ ὄρος τῶν ἐλαιῶν.

[1] Diploma donationis monasterio Neuenstadt d. a. 812 (bei Eminghaus Corpus Jur. German. p. 4. N. 9.): Sapientia Dei sanctam Ecclesiam duobus gladiis munitam atque tutam esse voluit, gladio scilicet spirituali atque materiali.

[2] Sachsenspiegel I. 1. (herausg. von C. G. Homeyer): Twei swert lit got in ertrike to bescermene de Kristenheit. Deme Pavese is gesat dat geistlike, deme Keisere dat wertlike. Deme Pa-

Gegenseitigkeit aufgefaßt, in der die geistliche und weltliche Gewalt zu ihrer wechselseitigen Unterstützung und Ergänzung ineinanderzugreifen hätten, und diese Anschauung ist es namentlich, welche die eigentlich volksthümliche Meinung des Mittelalters wird und als der natürliche Sinn des Zeitalters auch von der Poesie desselben ausgetragen wird.[1]

Dieser Auffassung hatte zuerst Carl der Große durch die überlegene thatsächliche Stellung, welche er zu Kirche und Staat einnahm, die Bahn vorgezeichnet, obwohl sehr entschieden nach der Seite hin, daß die weltliche Herrschermacht, die er unmittelbar auf die Gnade Gottes und keineswegs auf die Verleihung der Kirche zurückführte, zugleich die Schutz- und Vertheidigungsmacht sei, deren die Kirche selbst zu ihrer Erhaltung bedürfe. Er hatte in dieser Auf-

---

vese is ok gesat to ridene to beseedener tiet up eneme blanken perde unde de Keiser sal ime den stegerip halden, dar dat de sadel nicht ne winde. Dit is de bekenisse, svat deme Pavese widerata, dat he mit geistlikeme rechte nicht gedvingen ne mach, dat it de Keiser mit wertlikem rechte dvinge deme Pavese gehoream to wesene. So sal ok de geistlike gewalt helpen deme wertlikem rechte, of it is bedarf.

[1] So singt Reinmar von Zweter (Minnesinger. Erster Theil. Manessische Sammlung, von F. H. v. d. Hagen. II. 215):

Ein meister der hat uns gesungen
zwei swert, die zwene künige wol mit eren mochten tragen,
gemachet volleklich von hoher kunst, und sint wol vollekomen
geliche lank, geliche breit
ze troste und ouch ze helfe der vil edelen kristenheit,
sie sint unschedelich unt mugen den getriuwen wol gevromen.

Stole unde swert sint si genennent beide,
sie bedurfen niht wan einer scheide u. s. w.

fassung, mit der er auch seine Herrschaftstitel bezeichnete,[1] ganz genau die faktischen Motive selbst aufgenommen, durch die der Papst sich getrieben gesehen hatte, das Haupt Carl's zur römischen Imperatorenwürde zu salben.

Das Papstthum suchte aber jene Stelle im Evangelium immer entschiedener dahin zu verstehen, daß Christus die ihm von seinen Jüngern dargereichten beiden Schwerter gewissermaßen in seiner Hand einheitlich zusammengefaßt, und dadurch seine Kirche zu dem herrschenden und Alles bestimmenden Vereinigungspunkt geistlicher und weltlicher Gewalt gemacht habe. Aus dieser Deutung leitete die Kirche ihre Macht her, aus ihr selbst heraus auch die weltliche Gewalt zu verleihen und von dieser Verleihung namentlich die deutsche Kaiserkrone abhängig stellen zu wollen. Zu einer bestimmten und klaren Auseinandersetzung über diesen eine ganze Welt spaltenden Streit- und Rechtspunkt kam es im gesammten Verlauf dieser Epoche niemals, sondern es blieb immer principiell wie thatsächlich gleich ungewiß, wie es damit gehalten werden solle. In dieser Spaltung der grundthümlichsten Rechtsbegriffe des Zeitalters, in der die Gränzen zwischen Staat und Kirche stets dunkel und gefährlich blieben, nistete der bewegende Dämon der Epoche, der ihre innersten Gegensätze zu den geschichtlichen Gestaltungen trieb, und den nach Innen grabenden Stachel des Christenthums unter den allseitigen Widersprüchen der Existenz immer tiefer und nothwendiger

[1] Capitulare ecclesiasticum a. 789 (Pertz Legg. I. 53): Ego Karolus gratia dei ejusque misericordia donante rex et rector regni Francorum et devotus sanctae ecclesiae defensor humilisque adjutor.

in das Wesen der modernen Menschheit versenkte. Diese zweigespaltenen und nach entgegengesetzten Seiten drängenden Wurzeln der christlichen Welt hingen mit einem individuellen Geistes- und Bildungszustand zusammen, der sich von dem einheitlichen und in sich selbst schöpferischen Frieden der antiken Staaten und Völker wesentlich unterschied. Die Scholastik war der geistige Einschlag in diesen ersten christlich-politischen Entwickelungsprozeß geworden. So hieß die glänzende Scheinphilosophie, die sich an den Gestaltungsgang des Mittelalters gleich in seinen ersten Anläufen zur kirchlichen und politischen Organisation anhing, und in welcher der innere Unfrieden dieser Zeit sich durch mächtige dialektische und logische Construktionen einen Anstrich von Einheit und Größe zu geben suchte. Die alle Geistesformen beherrschende scholastische Richtung, die nur einem mit Gegensätzen und Widersprüchen übersättigten Bewußtsein entspringen konnte, mußte die natürliche Denk- und Beweis-Methode dieser Epoche werden. Es kam in dieser Methode darauf an, logische Formeln für jeden Sinn und Widersinn zu finden, und durch die elektrische Reibung zweier Formeln an einander ein drittes Etwas wie knisternde Funken, die jede beliebige Gestalt bedeuten konnten, hervorzutreiben. Dies war der dialektische Grundzug des Mittelalters, dem so oft fälschlich der einheitliche organische Frieden nachgerühmt worden und das nur auf einzelnen Ruhepunkten positive Seiten entwickeln konnte. Nirgend aber ist wirklicher Frieden in dieser Gegensatz an Gegensatz abreibenden Zeit, in der zwei Prinzipien, die sich von Grund aus nicht einigen können,

das Ganze wie jede Einzelexistenz zum Kampfplatz ihrer unheimlichen und gefährlichen Zerwürfnisse machen.

Der Kampf zwischen dem geistlichen und weltlichen Prinzip, der alle Lebensformen bedingte, hatte das Wesen des Gegensatzes gewissermaßen zu einem Entwickelungsgesetz der ganzen Zeit gemacht. Es entfaltete sich dadurch in Staat und Gesellschaft um so reger und ausgreifender diese Vielgliederung entgegengelegter und miteinander ringender Elemente, unter denen das Ständewesen im Kampf mit dem monarchischen Absolutismus die Hauptgruppe der Weltbewegung in dieser Zeit wird. Der Begriff der nationalen Freiheit tritt auf die Seite der ständischen Gliederung und wächst mit ihr zu einemunddemselben Prinzip zusammen. Diese ständische Freiheit, außerhalb deren es jetzt überhaupt keine Freiheit mehr giebt, macht sich zum Brennpunkt der deutschen Nationalkraft und hilft dieselbe zu ihren entscheidenden Zielen auf der Bahn der Geschichte fortbewegen.

Die politisch-gesellschaftliche Bedeutung, welche der Kampf des geistlichen und weltlichen Prinzips in sich schloß, hatte schon im dreizehnten Jahrhundert durch die alle Entwickelungen beherrschende Parteistellung der Guelfen und Ghibellinen ihren erschöpfenden und typischen Ausdruck gefunden. Die ghibellinische Politik, welche in Italien eine neue nationale Einheit auf der Grundlage des National-Kaiserthums anstrebte, war auf der weltlichen Seite der Träger und Wecker der Freiheits-Ideen geworden, während die Guelfen die Herrschaft der Kirche gerade im Gegensatz zu den individuellen und nationalen Freiheitsbedürfnissen des Volksgeistes wollten. Das von der hierarchischen Politik

gegründete heilige römische Reich deutscher Nation hatte aber in seinen neuen Imperatoren zuerst eine Stellung genommen, an der sich die getäuschte Herrschaftssucht der Kirche brechen mußte, und bei der auch das guelfisch-aristokratische Element keinen günstigen Anhalt für sich ersehen konnte.

Die deutschen Kaiser, an dem von den fränkischen Königen gelegten Bau der volksthümlichen Absolutie bewußtvoll fortarbeitend, suchen zuerst auf dem geistlichen Gebiet die Kirche, und auf dem weltlichen die Stände, ihrem Machtwillen unterzuordnen, und beide als Instrumente ihrer Herrschaftspolitik zu gebrauchen. In dieser Bedrängniß reißt sich die neue Aristokratie, durch den Hofdienst geschaffen, von demselben in abweichenden und eigene Macht aussendenden Stellungen wieder los, und sucht ihren Stützpunkt zum Theil wieder auf dem ihr verloren gegangenen Boden der alten Volksfreiheit und der nationalen Demokratie zu gewinnen. Wie die Aristokratie, zu ihrer Rettung vor dem monarchischen Absolutismus, lieber wieder in den Urgrund der alten Nationalideen untertaucht und in dieser Stellung auf verschiedenen Wendepunkten der Geschichte ein ganz oppositionelles Element entwickelt: so taucht die Kirche in derselben Abwehr in den Urgrund der christlichen Idee und der evangelischen Ueberlieferung nieder, und entblößt in den beiden Schwertern die prinzipiellen Gründe der Theokratie und der kirchlichen Alleinherrschaft. Der deutsche Ghibellinismus spaltet sich bald in kaiserliches und ständisches Recht, wovon auch die Gestaltung der Gesetzbücher einen merkwürdigen Beleg aufzeigt. Auf der andern Seite aber überwirft sich das guelfische Parteielement ebenfalls mit sich selbst, indem es von

der Ariſtokratie, welche anfänglich mit Prieſterthum und Kirche dieſelbe Stellung gegen Staat und Thron getheilt hatte, wieder verlaſſen und zum Theil ſo entſchieden aufgegeben wird, daß in der Reformationszeit der deutſche Adel nicht nur an der Spitze der Volksbewegung, ſondern auch als das Haupt der antikatholiſchen Oppoſition erſcheint.

Die ſtändiſche Freiheit ſtellte in dem Sachſenſpiegel, den Eike von Repgow im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verfaßte, ihr eigentliches Rechtsbuch zur geſetzlichen Ordnung der politiſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe auf. Der Sachſenſpiegel nimmt ſogleich in ſeiner rhythmiſchen Vorrede einen ungemein friſchen und freiheitsvollen Anlauf dazu, den Staat auf ſittlichen und rechtlichen Grundlagen in ſicherer Unterſcheidung und Gliederung ſeiner Elemente zu geſtalten. Er bringt es aber in ſeinem Text ſelbſt nur zu einer formaliſtiſchen Rechtsconſtruction, welche auf der Grundlage der feudaliſtiſchen Weltanſchauung ſich lebensvoll und frei zu erheben ſucht, und dazu vor Allem einer kunſtvollen Gliederung der Standesverhältniſſe und Standesunterſchiede bedarf. In dieſem Sinne wird aber der Sachſenſpiegel, dem überhaupt mehr der Charakter einer die Zeitgeſinnung bewegenden Tendenzſchrift als eines objectiven Rechtsbuches beiwohnt, zum Vorkämpfer dieſes die Freiheitsidee in ſich hereinrettenden ſtändiſchen Elements. Die Rechtsbücher ſelbſt übernehmen bei dieſem großen Kampf, der um die innerſte Conſtituirung der ganzen Epoche auf ihren Grundprincipien eröffnet wird, die Rolle des mitſtreitenden Parteielements. Es zeigt ſich dies auf eine charakteriſtiſche Weiſe in den Abweichungen, in denen der Schwa-

benſpiegel und Sachſenſpiegel, die ſonſt in dem unabläugbarſten Zuſammenhange, faſt wie zwei verſchiedenartige Recenſionen deſſelben Grundtextes, ſtehen, ſich auf gewiſſen Principienpunkten zu einander darſtellen. Der in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts (jedenfalls noch vor dem Jahre 1276) entſtandene Schwabenſpiegel, der die jüngere Aufzeichnung und Faſſung der deutſchen Rechtsbeſtimmungen aus einem von dem hierarchiſchen Syſtem reflectirten Geſichtspunkt iſt, unternimmt es daher auch ſogleich, das Grundprincip der beiden Schwerter weſentlich nach der clericalen Auffaſſung umzubiegen. Die in Form eines Gebets gehaltene Vorrede zum Schwabenſpiegel, die im Gegenſatz zu dem ſchwunghellen weltfreien Einleitungsgericht des Sachſenſpiegels durch ihre ganze Tonart den Autor geiſtlichen Standes verräth, ſteuert abſichtlich genug ſofort auf die Pointe los, die weltliche Gewalt als aus der Verleihung des Papſtes entfloſſen darzuſtellen.[1] In dieſer wunderbaren Controverſe, in der es ſich um das ganze Syſtem handelt, tritt das Kaiſerrecht aus dem allgemeinen Grundtext der deutſchen Rechtsbücher mit der dritten Schwenkung hervor, den Kaiſer auf der ausſchließlichen Grundlage des weltlichen Princips als den höchſten und ganz unbedingten Träger des

[1] Das Landrecht des Schwabenſpiegels (herausgegb. von W. Wackernagel) Vorr. 70. Sit nu got des frides fürste heizet, sô liez er zwei swert hie ûf erderiche, dô er ze himel fuor, ze schirme der kristenheit. diu lêch got Sant Pêter beidiu, daz eine mit geistlichem gerihte, unde daz ander mit werltlichem gerihte. Das werltliche swert des gerihtes, daz lihet der papst dem keiser, das geistliche ist dem pâbest gesezet, daz er dâ mit rihte.

Rechts und der Rechtsidee ſelbſt hinzuſtellen.[1] Dies Kaiſerrecht, deſſen Abfaſſung ohne Zweifel den letzten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts angehört,[2] ſtellte ſich für das Princip des einheitlichen und ausſchließlichen Königthums mit einer Auffaſſung in die Schranken, welche in dem Kaiſer, ganz unmittelbar und mit völliger Umgehung der päpſtlichen Inſtanz, den eigentlichen Statthalter Gottes und den Vertreter ſeiner Macht auf Erden zum Schirm der Menſchen behaupten will.[3] Es wird dies in dieſem royaliſtiſchen Rechtstext mit einer gewiſſen Feierlichkeit und Inbrunſt ausgedrückt, wie die weltliche Macht des deutſchen Kaiſerthums der Univerſalbegriff ſei, an den das Imperium der modernen Welt übergegangen, und aus dem zugleich alles Recht und alle Freiheit ſeinen Urſprung nimmt. Wenn man die kurzen Zwiſchenräume ermißt, in denen Sachſenſpiegel, Schwabenſpiegel und Kaiſerrecht mit ihren verſchiedenen Faſſungen derſelben Begriffe nur auseinanderliegen können, ſo erſieht man daraus zugleich, wie raſch dieſer Kampf um das entſcheidende Weltprincip ſich im dreizehnten

[1] Bruno Hildebrand bekämpft in der Vorrede (S. XIII.) zu der Ausgabe von Endemann: Das Keyſerrecht nach der Handſchrift von 1372 (Caſſel 1846) mit ſehr ſchlagenden Gründen die Anſicht Eichhorn's (Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, 4. Ausg. II. 329), der in dem Kaiſerrecht nichts als eine kürzere und freiere Bearbeitung des Schwabenſpiegels ſehen will.

[2] Endemann ſetzte die Abfaſſung des Urtextes ziemlich beſtimmt unter Rudolph von Habsburg um das Jahr 1280. Vgl. Hildebrand a. a. O. S. XIII.

[3] Kaiſerrecht IV. 8. (Ausg. von Endemann): Got iſt daz riche, an der menſche iſt gotes, und der keiſer ſitzet an gotes ſtat des menſchen ſchirmer.

Jahrhundert zusammendrängte und bald von dieser, bald von jener Seite das System einheitlich zu formen suchte.

Das System der ständischen Gliederung überwuchs aber mit unabweislicher Gewalt die sich gegeneinander kehrenden Spitzen dieser Rechts- und Herrschaftsbegriffe, die durch ihren eigenen Kampf keine reine Entscheidung herausfördern konnten. Das entscheidende Gewicht wurde durch das künstlich ausweichende System der ständischen Freiheit von den Spitzen weg in die Mitte und Breite des deutschen Nationallebens verlegt. Durch diese zogen sich die systematisch gefaßten Standes-Abstufungen als selbstkräftige Potenzen hin, welche ihre Stellungen als Ausdruck ihrer politischen und materiellen Berechtigungen behaupteten und dadurch eine künstliche Scheidung in das Ganze, aber zugleich eine Milderung in die Gegensätze nach Oben wie nach Unten, brachten. Der Freiheitsbegriff gliedert sich zum Standesbegriff und bringt die Freien in verschiedene Klassen, in denen, was in derselben Wurzel der Existenz zusammenhängt, doch bald wie durch eine ganze Welt geschieden von einander liegt.

14. Der Herrenstand der deutschen Nation.

Die Rechtsbücher des dreizehnten Jahrhunderts lassen den zum ständischen System zusammengefaßten Freiheitsbegriff in der Dreiklassentheilung sich aufstellen, die in der ersten Reihe die Höchstfreien oder Semperfreien, in der zweiten die Mittelfreien oder schöffenbaren Leute und in der dritten die freien Landsassen, als die rechtlich begründeten Stufen der Nation bezeichnet.[1]

Auf der ersten Stelle erscheinen die Höchstfreien oder Semperfreien (ingenui), welche nach der Bezeichnung des Schwabenspiegels die freien Herren als Fürsten sind, welche andere Freie zu ihren Mannen haben. Es wird dadurch die Basis bezeichnet, auf welcher der sogenannte

---

[1] Schwabenspiegel (Wackernagel) 2. Von vrien Luten. Wir zelen drier hande vrien. der heizent eine sempervrien: daz sint die vrien herren als fürsten unde die ander vrien ze man hânt. Sô heizent die andern miter vrien: daz sind die, die der hohen vrien man sint. Die dritten vrien lantsaezen, die gebüren die da vri sint. der hât jeglicher sin sunder reht, als wir her nâch wol bescheiden. — Der Sachsenspiegel III. 45. (Homeyer) nennt Vorsten, vrie herren und scepenbare lûde, die er im Wehrgeld und der Buße als gleich bezeichnet, jedoch mit einigen Nüancen, indem die Fürsten und freien Herren nach dem Goldgewicht gehrt werden. Vgl. Sachsenfp. I. 2.

Herrenstand der deutschen Nation sich aufgerichtet hat. Das alte germanische Principat des Tacitus, welches in die hohen Amtswürden der Monarchie übergeflossen war, erscheint hier auf der Stufe seines vollendeten Prozesses wieder, auf der die Amtseigenschaft unterschiedslos in den Geschlechtscharakter und in den Stand hineingewachsen ist. Es sind dies die großen und vornehmen Herren,[1] welche anfänglich ohne eigentliche Rücksicht auf ihre Geburtsverhältnisse an den Stufen des Königsthrons ihre Bestimmung und Verwendung empfangen hatten: jene Grafen und Herzöge, wie alle die Hofwürdenträger, welche in dem inneren Palastdienst zu ausgezeichneten und einflußreichen Stellungen emporgetragen werden.

Die Umwandlung des aristokratischen Amts in geschlechtswüchsigen Stand hatte auf dem Wege, den die Grafen und Herzöge beschritten, die Bedeutung historischer Thatsachen für sich. Das Beamtenthum des Grafen war dann ein mit diesem Namen bezeichneter Geschlechtsadel geworden, wozu die Auflösung der alten Gauverfassung den entscheidenden Schritt erleichterte. Die Erblichmachung der Amtsrechte und Beneficialgüter hatte der Persönlichkeit, in der beide zur glücklichen Stunde zusammengeflossen waren, sogleich eine selbständige Rechts- und Eigenthumssphäre geschaffen, in der dem gebietenden Willen auch eine ganze davon abhängige Bevölkerung gegenüberstand. Die Rechts-

[1] Principes, Optimates, Proceres, Primores, Primates, Primi, Prosules sind die gangbarsten bei den Chronisten vorkommenden Bezeichnungen des Herrenstandes. Vgl. Sternberg Des deutschen Volkes Staats- und Rechtsgesch. S. 126.

instanz, welche der Graf bis dahin unter seinem Amtstitel auszuüben gehabt, und die seitdem wie durch einen natürlichen Proceß mit dem Territorium zusammengewachsen war, machte er jetzt als Herr dieses Gebiets über alle auf demselben seßhaften Seelen geltend. Das Grafenthum bildete sich auf diesem Wege zuerst zum Herrenstand aus, und ging, wo der Grafensprengel zugleich als unmittelbares Reichslehn dastand, leicht in das Fürstenthum über, obwohl der Fürstentitel als solcher nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert geführt wurde. Dagegen steigerte sich der Graf schon im zwölften Jahrhundert zum Landgrafen (comes provincialis, landgravius), und beschritt unter dieser Rangbezeichnung eine neue Stufe, die sich immer selbständiger abschloß, und auch von den noch über ihr stehen gebliebenen Reichsgewalten sich frei abzuheben wußte. In landesherrlicher Stellung ragten zuerst die Landgrafen von Thüringen und Hessen hervor, denen die Burggrafen von Nürnberg und Magdeburg in derselben Rangstufe und nur mit der besondern Beziehung auf den von ihnen geführten Oberbefehl über einen festen Kriegsplatz, entsprachen.[1] Diese Herren waren dann Reichsstände und Landesherren (domini terrae) zugleich, mit welcher letzteren Bezeichnung schon

1 Peter de Andlo de imperio Romano Germanico I. 16. führt als die illustres comites provinciales qui vulgo Landgravii appellantur an: 1. Landgravius Thuringiae, 2. Landgrav. Hessiae, 3. Landgrav. Alsatiae, 4. Landgrav. Lichtenburgensis. Als die vier Burggrafen nennt er 1. Burggravius Nürnbergensis, 2. Burggr. Magdeburgensis, 3. Burggr. Strombergensis, 4. Burggr. de Kneck.

Kaiser Friedrich II. in dem Privilegium von 1232 die neuerstandene Fürstengewalt zur festen Anerkennung bringt.[1]

Der Fürstennamen drückt in der Feudalwelt, aus der er neu und eigenthümlich emportaucht, zuvörderst nur den ersten Rang im Lehnsverhältniß aus, welcher sich dadurch bestimmt, daß diese Herren keinen anderen Lehnsempfänger vor sich haben, sondern als die Ersten in dieser Reihe der Uebertragungen unmittelbar vom Reich belehnt sind, in welcher Reichsunmittelbarkeit das Wesen des Fürsten (des Vordersten, Ersten am Lehn) dem Wort und der Stellung nach sich zuerst bezeichnet.[2] Es ist dies im Ausdruck der Rechtsbücher die Fahnlehnbarkeit der ersten Geschlechter, denn der Kaiser belehnt die weltlichen Großen unter Entfaltung der Reichsfahne, während er die geistlichen Fürsten mit dem

---

[1] Frideric. II. Constitutio de juribus principum secularium a. 1232 bei Schmauss Corpus Jur. publ. p. 4. Vgl. Eichhorn Deutsche Staats- und Rechtsgesch. 4. Ausg. II. §. 247.

[2] Sachsenspiegel (Homeyer) III. 58. Des rikes vorsten ne solen nenen leien to herren hebben, wen den koning. It nis nen vanken, dar die man af moge des rikes vorste wesen, he ne untvat von deme koninge. Svat so en ander man vor yme untveit, dar nis ieme die vorderste an me lene nicht, went it en ander vor yme untseng, unde ne mach des rikes vorste dar af nicht sin. — Sehr deutlich giebt der Schwabenspiegel die feudalistische Uebersetzung an, welche der alten Volkswürde des princeps setzt durch das Wort Fürst widerfährt, indem er (wenigstens in späteren Handschriften) bei CXI. hinzufügt: — so man sprichet princeps das sprichet in tütsch ein fürst, wan princeps ist als vil gesprochen Der vordrost empfahet. wenne ein man danne ein lehen empfahet von einem der es vor im hat empfangen, der heisset nit der vorderste an dem lehen und mag nit geheissen princeps ein fürste. Vgl. die verschiedenen Lesarten der Handschriften bei Wackernagel a. a. O. S. 108.

Scepter belehnt.[1] Die Grafschaften ordnen sich dann nach diesem neuen Herrschaftsbegriff des Fahnlehns in verschiedene Stellungen, und werden, wo sie aus der ersten Hand des Königs empfangen sind, ein reichsunmittelbares Territorium, in welchem der Keim der Souverainetät sich auswächst, während andere Gebietssprengel dieser Art, welche der erste und dadurch fürstliche Lehnsempfänger durch einen Grafen als seinen Stellvertreter verwalten läßt, nach der Bezeichnung der Rechtsbücher nur noch als Schultheißthümer erscheinen.[2] Diesem Vicegrafen, der in den nach der Centeintheilung organisirten Gegenden auch der Centgraf heißt, wurde von dem Träger des Fahnlehns, zu dem die Grafschaft gehörte, auch die Gerichtsbarkeit verliehen, die aber auch von diesem Herren bald nicht mehr persönlich ausgeübt, sondern einem angestellten Richter zur Versehung übertragen wurde. Das Bannrecht konnte aber nur von dem König unmittelbar verliehen werden, obwohl es von dem-

---

1 **Sachsenspiegel** (Homeyer) III. 60. Die keiser let alle geistlik vorsten len mit deme scepture, alle wertlike vanen let he mit vanen. — **Schwabenspiegel** (Wackernagel) 111. Der keiser sol lihen allen geistlichen fürsten ihr reht mit dem **scepter**, unde allen wertlichen fürsten mit dem **vanen**.

2 **Sachsenspiegel** (Homeyer) III. 52. An die vierden hant se mach nen len komen, dat gerichte si over hals unde over hant, wen **scultheidum** allene in der graleap, durch dat nen **richtere** ne mach echt ding hebben ane scultheiten; wenne klaget man over den **richtere**, he sal antworden vor deme scultheiten, wen die scultheite is **richter** aner scult: als is die pakenagreve over den keiser, unde die **burchgrere** over den margreven.

selben auch nicht zu verweigern war.[1] Dieser Bann wurde jedoch, wie es im Sachsenspiegel heißt, ohne Mannschaft verliehen, weil die Heerfolge selbst, die dem Schultheißthum gebührte, nur eine beschränkte sein konnte, und die Heerbannspflicht der fürstlichen Gewaltträger davon eigenthümlich gesondert blieb.

Auch auf diesen neuen Höhen der christlich-germanischen Gesellschaft gab es Glück und Unglück. Einzelnen gräflichen Herren mochte es nicht gelingen, entweder mehrere Grafschaften zu einem umfassenden Territorium zu vereinigen und dadurch Anspruch auf höhere Machtstellung zu erwerben, oder durch besondere persönliche Dienste der kaiserlichen Reichsorganisation größeren Besitz und Rang abzugewinnen. Bei diesen niederen Grafen kam es wesentlich auf die Person an, von der sie ihre Grafschaft zum Lehn empfangen hatten, wodurch auch die Stufe ihrer persönlichen Unterordnung bedingt sein mußte. Wenn ihnen der Kaiser ihre Grafschaft verliehen hatte, so war ihr Besitzstand dadurch von vorn herein in eine ausgezeichnetere Ausnahmestellung hineingehoben, in der sich leicht weitere Vortheile ansetzten. Es bildeten sich auf diesem Wege ganz für sich erlauchte Stellungen aus, obwohl sie unter den neuen Fürsten selbst in untergeordneter Geltung standen.[2]

[1] Sachsenspiegel (Homeyer) III. 64. Koninges ban ne mut nieman lien wen die koning selve. Die koning ne mach mit rechte nicht weigeren den ban to liene, deme it gerichte gelegen is. Ban liet man ane manscap. Vgl. Eichhorn deutsche Staats- und Rechtsgesch. II. §. 290.

[2] Peter de Andlo I. 16. führt als vier erlauchte Grafen dieser Art die Herren von Kiel, Schwarzburg, Cleve und Sa-

Wichtig war aber auch allgemach die Feststellung der aristokratischen Geschlechternamen geworden. Die Grafen hatten sich ihre Namen anfänglich nach dem Gau gegeben, der ihren Amtssprengel bildete. Durch den beschriebenen Proceß, in dem aus Amt Geschlecht gemacht wurde, hatte sich auf diesem Territorium allmählig auch ein Hauptgut herausgehoben, auf dem sich der neue gräfliche Herrschaftsbegriff vornehmlich zu concentriren begann und von dessen Bezeichnung der Graf dann auch am liebsten seinen eigenen Namen sich übertrug. Diese Bezeichnung wurde der Hauptursprung der neuen aristokratischen Geschlechternamen, die sich zu Anfang keineswegs regelmäßig mit dem Beisatz des Grafentitels schmückten, sondern denselben bei der Begründung ihres zu eigenem Recht sich niederlassenden Geschlechts gewissermaßen noch mit dem Adelsbegriff selbst zusammenfallen ließen. Viele unter ihnen nannten sich zuerst nur freie Herren, Barone (liberi domini, liberi barones), auch Dynasten, und fügten diese reine Standesbezeichnung ihren Namen bei, welche durch das Ableitungswort von an das von ihnen besessene Gut sich geknüpft hatten. Später, als der Unterschied zwischen hohem und niederem Adel sich schon specifischer auszubilden begann, nahmen diese Dynastenfamilien oft den Grafentitel wieder an sich zurück, und zogen ihn aus der dem ursprünglichen gräflichen Territorium anhaftenden Berechtigung von neuem hervor. Es geschah

---

vogen auf. Auf derselben Stufe mit ihnen nennt er vier besonders edele Barone (nobilissimi barones): die Herren von Limpurg, von Douß genannt von Nar, von Westerburg, von Aldewalo.

dies vornehmlich, seitdem die geringeren und minder herrschaftlichen Grundbesitzer als Glieder des Adelsstandes selbst unbedenklich anerkannt wurden und dadurch diesen Stand in verschiedene Stufen zerlegten.

Eigentlich waren nur diese Standesherren, welche namentlich durch das Fahnlehn an die Spitze der Nation gestellt worden, die wirklichen Träger des Adels oder desjenigen Standes, der als solcher alle übrigen freien Stände überragte und zuerst ausschließlich im Besitze einer Standeshoheit sich befand. Dieser Hoheit legen die Rechtsbücher die prinzipiell bezeichnende Eigenschaft der Semperfreiheit bei, die nur ein verderbener Ausdruck für die Sendbarfreiheit ist, das heißt: für die dem Stande einwohnende Fähigkeit, sowohl selbst einen Send (Synodus) abhalten zu können, als auch auf dem Send des Kaisers, dem Reichstag, in Ausübung der Reichsstandschaft, erscheinen zu dürfen. Durch diesen Doppelbesitz der Eigenhoheit und der Reichsstandschaft spannte der deutsche Adel auf dieser Höhe der nationalen Standesstufe seine Stellung so umfassend aus, daß er nach Unten und nach Oben gleich mächtig erschien, und dem Volke ein ebenso wichtiger gebietender Herr, wie dem Kaiser und Reich ein bei allen Angelegenheiten bald unumgänglich mitwirkender Unterthan wurde. Der Adel bezeichnete dann auf diesem Gipfel seiner Stellung zugleich die eigentliche Herrschaftssphäre der deutschen Nation, die auch ihren König nur aus diesem Stande der Semperfreien erwählen ließ.[1]

---

[1] Schwabenspiegel (Wackernagel) 103. Die fürsten sullen kiesen einen künic der ein vrier herre si, alsô vri daz sîn vater unde

Diese eigenthümliche Standeshoheit war das Produkt jener Begriffsveränderung von Freiheit und Ehre geworden, durch welche der Beginn des Mittelalters sich bezeichnete, und die bis zur Abströmung desselben gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts auf die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse der deutschen Nation den eigentlich gestaltenden Einfluß übte. Diese Veränderung bestand darin, daß Freiheit und Ehre nicht mehr in ihrer natürlichen Fülle aus dem Urquell des Volkswesens selbst und aus der Mitte der Nationalität geschöpft wurden, sondern daß sie sich in künstliche Ableitungsbegriffe verwandelt hatten, die ihre eigentlichen Berechtigungen nur aus dem Glanz des Hofwesens ziehen wollten. Die Idee des Mittelalters wurde überhaupt die, den Begriff der Ehre in die Abhängigkeit zu setzen, und die höchste Freiheit in der glänzendsten Form der Unterwerfung zu suchen. Was man besaß und was man war, mußte aus einer höheren Machtvollkommenheit übertragen sein, wenn es der Person die Weihe und die Kraft geben sollte, deren das ganze Zeitalter auf keinem anderen Wege theilhaftig werden zu können glaubte.

Die Lehnsidee der Uebertragung, welche das eigentliche christlich-germanische Prinzip ist, war die Religion, das Pathos, die Kunst und die Wissenschaft, die Intrigue und der Egoismus dieser Zeit geworden. Wie die Frommen ihre

---

sin manoter vri gewesen sint. — **Sachsenspiegel** (Homeyer) III. 54. §. 3. Lamen man noch meselseken man, noch den die in des paues ban mit rechte komen is, den ne mut man nicht to koninge kiesen. Die koning sal wesen vri unde echt geboren, so dat he sin recht ok behalden hebbe.

Güter in den Schooß der Kirche hintrugen, um sie von dieser lieber als Benefiz zurückzuempfangen, statt sie länger aus eigenem Recht und Besitz zu haben, so legten die Ehrgeizigen ihr Eigenthum an den Stufen des Throns nieder, um es als Fahnlehn von der Gnade des Kaisers wiederzubeziehen, und damit wohl zugleich die Ehrenstaffel eines Hofamtes, wonach den einsamen Besitzer seines freieigenen Allods bisher vergebens zu Hause gebangt hatte, beschreiten zu können. Die Zeit suchte ihre ideelle Vertiefung in dieser äußeren kunstvollen Gliederung, an der in Kirche und Staat gleichmäßig und mit derselben Einheitspolitik gebaut wurde, und welche aus der christlichen Kirche nichts als hierarchisch formirten Priesterstand machte, wie aus dem christlich-germanischen Staat zuletzt nichts als den Mechanismus der ineinandergelegten corporativen Verbände.

Die Hofreichsämter waren der stark fassende Kitt in dieser neuen Bildung der deutschen Gesellschaft gewesen, und in ihrer buntschillernden Form hatte sich der entscheidende Niederschlag der Nationalfreiheit durch die Auflösung der alten Eigenthums- und Standesbegriffe vollbracht. Diese hohen Ministerialstellen, die in der Umgebung des Throns durch die Rathbedürftigkeit des Herrschers nicht minder wie durch den Aufwand der höfischen Repräsentation sich begründeten, waren die Edeldienste, welche den Personen die ausschließlichsten Vorzüge liehen und dann auch nur von den Höchstbevorzugten bekleidet werden konnten. Die vier obersten Hofämter des Kämmerers, Truchseß, Marschall und Schenken erscheinen seit dem zehnten Jahrhundert nur an die mächtigsten Herzöge und Pfalzgrafen in den Hauptland-

ſchaften geknüpft, und werden ohne Zweifel im Lauf des elften Jahrhunderts in dieſen Geſchlechtern erblich.[1] Die wirkliche Ausübung des Dienſtes geſchah von Seiten dieſer hohen Würdenträger nur bei beſonders feierlichen Gelegenheiten, während derſelbe von andern dazu beſtimmten Hofbeamten regelmäßig verſehen wurde, die zum Theil denſelben Titel jedoch mit der Unterſcheidung führten, daß der eigentliche Würdeninhaber das Prädikat des Erzamtes,[2] welches durch dieſe Vorſatzſylbe die urſprüngliche und höchſte Berechtigung dazu anzeigt, für ſich empfing. Dieſe vier Oberhofämter, durch welche ſich die reichsunmittelbare Hoheit an den erſten Stufen des Kaiſerthrons in der nächſten Beziehung zu demſelben vertrat, hatten ihre Symbole den rein materiellen Bedürfniſſen des Hofſtaats auf eine nicht beſonders ſinnige Weiſe entnommen. Es handelte ſich dabei um des Kaiſers Tafel, Keller, Stall und Gemächer, in deren Bedienung und Beſorgung die erſten deutſchen Landeshoheiten ſich theilten, um der Grundidee der Epoche, die Dienſtbarkeit und Herrſchaft nur in denſelben Wurzeln hängend ergriff, Rechnung zu tragen. Das ſo prachtvoll und feierlich vollzogene Krönungsfeſt Otto's des Großen zu Aachen (936) wird gewöhnlich als der erſte Bildungsmoment dieſer Erzämter betrachtet. Es geſchah im Drange dieſer Huldigung wie von ſelbſt, daß die erſten Reichsfürſten die neu aufgehende

[1] Günderode ſämmtliche Werke S. 385 flgd. (nach dieſer Ausführung unter Otto's II. oder III. Regierung).

[2] Erz — (aus archi, ἀρχι zuſammengezogen) faßt die urſprüngliche Bedeutung ſeines Hauptwortes in geſteigerter Potenz auf. Vgl. Wachter Glossarium germanicum p. 394.

Majeſtät mit ihren Dienſten zu umgeben ſtrebten. Der Herzog Giſelbert von Lothringen entnahm aus dem Umſtand, daß Aachen ſeinem Gebiet angehörte, die Veranlaſſung, für die häuslichen und wirthſchaftlichen Einrichtungen des Feſtes Sorge zu tragen, wodurch das Erzkämmerer-Amt ſich hier vorbildete. Herzog Eberhard von Franken leitete die Tafel und ſtand dem Dienſt derſelben vor, worin man den Keim des Erztruchſeſſes (Archi-Dapifer, althochdeutſch druhsazo, der die Schüſſel hinſetzt) erblickt. Den Schenken ſtand Herzog Hermann von Schwaben vor, und führte dadurch das Amt des Erzſchenken (Archi-Pincerna) in die Hofhaltung ein, während Herzog Arnulf von Baiern an der Spitze des Ritterſtandes zum Theil mit den Dienſtverrichtungen, die ſpäter in dem Amt des Erzmarſchalls (Archi-Marchalkus) vereinigt wurden, erſchien und das Aufſchlagen des Lagers anordnete.[1] Wenn man bei dieſen Hochdienſten den Herzog der ſächſiſchen Landſchaft fehlen ſieht, ſo hatte dies keinen andern Grund, als weil Otto ſelbſt, den man krönte, dieſer Herzog war.

Es blieb jedoch noch zufällige und individuelle Wahl,

---

[1] Witichindus Corbej. annal. (Meibom Scriptores R. G. I. 643.) II. 2. Divina deinde laude dicta descendebat rex ad palatium et accedens ad mensam marmoream regio apparatu ornatam resedit cum pontificibus et omni populo. Duces vero ministrabant, Lotharíorum dux Giselbertus, ad cujus potestatem locus ille pertinebat, omnia procurabat, Everhardus mensae praerat, Herimannus Franco pincernis, Arnulfus equestri ordini et eligendis locandisque castris praerat. Vgl. C. A. Menzel Geſchichte der Deutſchen II. 597, der jedoch die Ausbildung der Erzämter in dieſer Scene ſchon zu beſtimmt annimmt. Ebenſo Luden Geſchichte des deutſchen Volks VI. 405. 636.

welches dieſer Aemter gerade ſich Jeder erſah, da ſie erſt ſpäter mit beſtimmten Fürſtenthümern wie organiſch verbunden erſcheinen. Um funfzig Jahre nach jenem Krönungsfeſte, als der prunkſüchtig ſchwärmeriſche Otto III. ſein Oſterfeſt beſonders feierlich zu Quedlinburg beging (985), theilen ſich die Herzöge in ſolcher Weiſe in dieſe Aemter, daß der Herzog Heinrich von Bayern ſich mit dem Tafeldienſt betraut, Herzog Konrad von Schwaben die Aufwartung in des Königs Gemächern übernimmt, während Herzog Hezel von Kärnthen den Keller und der Herzog Bernhard von Sachſen den Marſtall verſieht.[1] Allmählig bildeten ſich dieſe Stellungen ſo feſt, daß das Erztruchſeßamt nun zu Erb und Eigenthum an den fränkiſch-rheiniſchen Pfalzgrafen fiel, das Marſchallamt ebenſo an den Herzog von Sachſen und das Amt des Kämmerers an den Markgrafen von Brandenburg, während der König von Böhmen in das Erzamt des Schenken eintrat.[2] Die Erzwürde Bayerns, welches das Schenkenamt vorher beſeſſen, war in die Dienſtmannenſtelle der Pfalz-

[1] Dithmar episcop. Merseburg. chronic. l. IV. (bei Leibnitz Scriptor. Rer. Brunsvic. V. 349.)

[2] Der gewöhnlichen Annahme nach gab Kaiſer Friedrich I. die Erzſchenkenwürde an Böhmen, damit der von ihm neu ernannte König an feierlichen Tagen gleich den übrigen deutſchen Herzögen ein Amt zu verrichten habe. Dies konnte jedoch nur dadurch möglich geworden ſein, weil, nachdem die Pfalz durch den Theilungsvertrag über die wittelsbachiſchen Beſitzungen (1255) dem Herzog Ludwig zugefallen war, derſelbe nicht zwei Erzämter in einer Hand vereinigen konnte. Was bei den Kurſtimmen zuläſſig war, konnte ſchon der Sachverrichtung nach bei den Erzämtern nicht ausführbar erſcheinen. Vgl. Mannert Geſchichte Bayerns I. 276.

grafschaft bei Rhein aufgegangen, als diese an den Herzog Ludwig von Baiern gekommen war.

Zu den Erzämtern des Reichs kann in gewissem Betracht auch die Erzkanzlerwürde gerechnet werden, die aber von vornherein einen regelmäßigen Geschäftscharakter hatte und namentlich in der oberen Leitung der Hofkanzelei und aller dahin einschlagenden Angelegenheiten bestand. Der Erzkanzler (Archi-Cancellarius), dessen eigentliche Geschäfte bald der Vicekanzler verwaltete, bildete die Vermittelungs-Instanz zwischen den Rechtsparteien und dem König, an welchen nur durch ihn die anhängig gemachten Klagesachen gelangen konnten, wie er auch der Vorstand des geheimen Staatsraths war, dessen sich der König in den Regierungsgeschäften zur Beihülfe bediente. Er verfaßte die Reichstagsabschiede und beaufsichtigte die Fassung aller Schriften und Schreiben, welche das Oberhaupt des Reichs in seinem Namen ergehen ließ. Es war zuvörderst der literarische Bildungszustand der Geistlichen, welcher sie vorzugsweise zu einer derartigen Stellung berufen sein ließ, die sich für Deutschland bald mit dem Stuhl des Erzbischofs von Mainz, welcher der Erzkanzler des heiligen römischen Reichs wurde, verband, während der Erzbischof von Cöln sich vorzugsweise die Erzkanzlerwürde für Italien beimaaß, und der Erzbischof von Trier, der von Alters her das Primat in Gallien behauptete, am Hofe der lotharingischen Fürsten sich in dem Erzkanzleramt festgesetzt hatte.[1]

---

[1] Mascov De originibus officiorum aulicorum S. R. Imperii § 18. Vgl. Reinecke de Voss IV. 11.

Wie die Erzämter den eigentlichen Ausfluß der Landeshoheit aus der höchsten kaiserlichen Majestät in symbolischen Formen darstellen, so wird dann auch diese Majestät wieder aus diesen Strahlen, in die sie sich getheilt hat, gewissermaßen gebildet und zusammengesetzt, indem sich an diese landeshohen Aemter bald die Kur (Kore, Wahl) oder das Recht der Kaiserwahl anknüpft. Diese Wahl-Berechtigung der Kurfürsten wird im Sachsenspiegel ausdrücklich mit der ihren Hofämtern einwohnenden Kraft und Bedeutung in Verbindung gesetzt.[1] Noch bestimmter leitet Albert von Stade diese Kur als ein den Erzämtern anhaftendes Recht von denselben ab, indem er sagt, daß der Pfalzgraf wähle, weil er Truchseß, der Herzog von Sachsen, weil er Marschall, und der Markgraf von Brandenburg, weil er Kämmerer sei.[2] Das Recht dieser Wahlfürsten befestigte sich jedoch erst allmählig in seiner ausschließlichen Kraft, da jedenfalls noch im elften Jahrhundert, bei der Wahl Konrad's II. (1024),

[1] Sachsenspiegel (Homeyer) III. 57. In des keiserers kore sal die erste sin die bischop von megenze; die andere die von trere, die dridde die von kolne. Under den keien is die erste amme kore die palenzgreve vomme ryne des rikes druzte; die andere die herthoge van sassen die marschalk; die dridde die maregreve von brandeburch die kemerere. Die schenke des rikes die koning von behemen, die net hevet nenen kore, umme dat he nicht düdesch ist. — An dieser Stelle des Sachsenspiegels wird auch noch auf die Vorwahlen der Fürsten hingedeutet, die im Anfang regelmäßig und nach einer bestimmten Modalität stattgefunden zu haben scheinen, jedoch später gänzlich wegfielen. Vgl. Zöpfl Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte II. 2. S. 127.

[2] Alberti Stadensis abb. Chronicon (bei Kulpis und Schilter. Script. Rer. German. p. 312.)

der gesammte deutsche Herrenstand mitwirkend erschien, und auch Albert von Stade, der in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts schrieb, den unmittelbaren Antheil der übrigen Fürsten bei der Kaiserwahl erwähnt. Der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel führen übereinstimmend schon sieben Kurfürsten auf, und zwar, wie das letztere Rechtsbuch sich ausdrückt, drei Pfaffenfürsten und vier Laienfürsten,[1] unter denen dem Bischof von Mainz, als dem „Kanzler der deutschen Lande," die erste Stimme an der Kur zuertheilt wird. Der Schwabenspiegel läßt sich bei dieser Gelegenheit schon in eine Auseinandersetzung über das Verhältniß der Majorität zur Minorität ein, und bemerkt, daß die Zahl der Fürsten darum ungerade gesetzt worden, damit, wie dies bei der Wahl recht sei, die Minderheit der Mehrheit folgen könne.

Zum Reichsgrundgesetz wurde die Bestimmung und Sie-

[1] Schwabenspiegel (Wackernagel) 110. Den künic sullen dri phafen fürsten unde vier leien fürsten kiesen. Der bischof von Menze ist kanzler ze diutschen landen; der hât die ersten stimme an der kür. Der bischof von Triere ist kanzler über daz künicrich Arel; der hât die andern stimme an der kür. Der bischof von Kollen der ist kanzler ze Lamparten, unde hât die dritten stimme an der kür. Daz sind dria fürsten ampt: diu hoerent ze der kür. Under den leien fürsten sô hât der phalenzgrâve von Rine die ersten stimme an der kür; der ist des riches truhsaeze, unde er sol dem künige die ersten seüzel tragen. Der herzoge von Sahsen hât die andern stimme an der kür under den leien; der ist des küniges marschalc, unde sol dem künige sin swert tragen. Der marcgrâve von Brandenburc der hât die dritten stimme an der kür, unde ist des riches kamerer, unde soll dem künige wazer geben. Der herzoge von Beiern hât die vierden stimme an der kür, unde ist des riches schenke, unde sol dem künige den ersten becher tragen.

benzahl der Kurfürsten jedoch erst durch die goldene Bulle (1356) erhoben, die zugleich die schwankende Annahme hinsichtlich der siebenten Kurstimme, an deren Stelle der Schwabenspiegel den Herzog von Bayern, der Sachsenspiegel aber den König von Böhmen nennt, dahin entscheidet, daß Bayern ganz ausgeschlossen, Böhmen aber mit dieser siebenten Kurstimme entschieden betraut wurde.[1] Wie Bayern, das machtvollste, geordnetste und angesehenste unter den alten deutschen Nationalherzogthümern, seiner Kurwürde verlustig gehen konnte, würde nicht zu erklären sein, wenn nicht die stattgefundene Trennung zwischen Pfalz und Bayern, durch welche die bayerische Herzogswürde auf beide Landschaften gleichzeitig verlegt worden war, auch den Besitz der Kurstimme berührt und dieselbe ausschließlich auf die Pfalz, ohne daß Bayern als solches eine eigenthümliche Kurwürde fortführte, beschränkt hätte.[2] Dies Verhältniß konnte aber eigentlich nie als fest geordnet gelten. Bayern und Pfalz übertrugen sich von Zeit zu Zeit wieder gegenseitig Kur- und Erzwürde, welche im dreißigjährigen Kriege wieder auf Bayern überging, worauf in Folge des westphälischen Friedens für die Pfalz

[1] Nach der früheren (jedoch in ihrer Aechtheit zweifelhaften) Reichssatzung, welche Otto IV. beigelegt wurde und die gewöhnlich in das Jahr 1209 gesetzt wird, sollen die geistlichen Fürsten von Mainz, Trier, Köln, dann der Pfalzgraf bei Rhein und der Herzog von Sachsen den Kaiser wählen, bei vorkommender Uneinigkeit aber den König von Böhmen mit zur Wahl ziehen. Vgl. Goldast Imperator. S. Imper. Roman. Teuton. Reces.sus, Constitut. Ordin. III, 371.

[2] Vgl. Mannert Geschichte Bayerns I. 257 flgd. und die Urkunde Karls IV. von 1356 bei Goldast I. 351.

eine achte Kur, welche ſich mit dem Titel eines Erzſchatzmeiſteramtes verband, errichtet wurde. Dagegen waren nach dem Tode Maximilian Joſeph's (1777) Bayern und Pfalz wieder zu einer Herrſchaft zuſammengefallen, was in der Beſtimmung des weſtphäliſchen Friedens vorgeſehen war, der den Rückfall des Truchſeſſenamts und der erſten weltlichen Kurſtimme an die Pfalz für das Ausſterben des Hauſes Bayern angeordnet hatte.

Inmitten der politiſchen und territorialen Veränderungen der folgenden Jahrhunderte waren auch die Kurſtimmen mannigfach berührt, vermehrt und auf andere Stellen übertragen worden, ſodaß es bei der Auflöſung des deutſchen Reichs bereits zehn Kurfürſten gab, indem das braunſchweig-lüneburgiſche Haus Hannover im Jahre 1692 die neunte Kur erworben hatte, und durch den Reichsſchluß vom Jahre 1708, der dieſe neunte Kur erſt anerkannte, auch die Wiederherſtellung der böhmiſchen Kurſtimme erfolgt war. Die in die Territorialverhältniſſe Deutſchlands ſo weſentlich eingreifenden Beſtimmungen des Lüneviller Friedens (1801) hatten auch nur einen einzigen geiſtlichen Kurfürſten noch übrig gelaſſen, der auf dem Bisthum von Regensburg, auf welches die Würden von Mainz übergegangen waren, ſaß, während Würtemberg, Baden und Heſſen-Kaſſel, wie das frühere Bisthum Salzburg, in die Kurwürde eintraten. Die neuen Kurfürſten, die jedoch keine Gelegenheit mehr zur Ausübung ihrer Stimmen erhielten, waren auch noch, mit Ausnahme Würtembergs, welches das Erzbannerherrnamt für ſich in Anſpruch nahm, ohne ein Erzamt, den rechtlichen Urſprung aller Kur, geblieben. Dagegen waren dieſe Erzämter

Anlaß geworden, daß der ariſtokratiſche Apparat deutſcher Adelsfamilien ſich durch eine ungemein hiſtoriſch ausſehende Zier vermehrt hatte. Es entſtanden in Anknüpfung an die Erzämter die Erbämter und ihre Titel, die den Familien alten Adels beigelegt wurden, welche die älteren weltlichen Kurfürſten für die wirkliche Ausübung ihres Erzamtes beſtimmt hatten.[1]

---

[1] So wurden die Grafen von Pappenheim Erbmarſchälle, die Grafen von Altbann Erbſchenken, die Grafen von Truchſeß-Waldburg Erbtruchſeſſe, die Fürſten von Hohenzollern Erbkämmerer, die Grafen von Sinzendorf Erbſchatzmeiſter. Einige Erbämter hatten ſich auch ſelbſtändig, ohne dieſen Bezug auf entſprechende Erzämter, gebildet, wie das Reichsjägermeiſteramt des Grafen von Arach, ſpäter der Herzöge von Württemberg, das Reichshüterhüteramt der Grafen von Werthern, das Reichsarchivarſchneideramt der Herzöge von Mecklenburg. Vgl. Zöpfl Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte II. 2. S. 211.

15. Die mittelfreien Landherren.

Unmittelbar nach den großen Herren der deutschen Nation, aus denen sich die deutschen Landeshoheiten formten, erscheint die ansehnliche Mittelklasse der freien Leute, welche die Rechtsbücher auch in der vorzugsweisen Auffassung der Mittelfreien, oder, wie der Sachsenspiegel sie nennt, der schöffenbaren freien Leute, bezeichnen. In dieser den productiven Kern des Volkes bildenden Mittelfreiheit stellt sich die alte deutsche Art der auf Grundeigenthum und Freiheit ruhenden ächt nationalen Persönlichkeit dar, welche ihre allgemeinen Verpflichtungen in der zum Ritterdienst sich potenzirenden Heerbannpflicht löste, und ihre Berechtigungen darin genoß, vor den Landgerichten unter dem Königsbann ihren bevorzugten Gerichtsstand zu haben, und zu einem (erblich fortgehenden) Schöffenamt an den Landgerichten wie zum Erscheinen auf den Landtagen fähig zu sein.[1]

---

[1] Sachsenspiegel (Homeyer) I. 2. Scepenbare lûde, die der biscepe senet sûken soken. — Tu gelîker wîs soken se wertlîk gerichte sûken. De scepenen den greven ding over achtein weken under koninges banne. Legt man over en ding ut sin ungerichte von dem echten dinge over virteinacht, dat soken se sûken dar dat ungerichte gerichtet werde; hir mede hebbet si vorvangen ir egen iegen den richtere, dat it alles dinges ledich von ime is.

Dieſe große Klaſſe freier Geſchlechter, die ihre Freiheit auch in der Unbelaſtung von allen öffentlichen Abgaben behauptete, wurzelte mit ihren regelmäßigen Lebensverrichtungen im Landbau, dem ſie ſpäter, wo ſie ſich dem Kriegsdienſt zum Theil entzogen, ausſchließlich anhing. Auf den Gütern dieſer Freien, die als Ritter- und Schöffengüter die bevorzugte Stellung ihrer Beſitzer begründeten und bezeichneten, vereinigten ſich Rechtsgewalt und Ritterpflicht zu einer eigenthümlichen politiſchen Kraft, welche die reale Mitte des ganzen Staats weſentlich durchwirkte und ihm ſeine eigentliche Baſis in dieſem auf den Grundideen der Geſellſchaft ſich fortbildenden Geſchlechterweſen gab. Dieſe ſogenannten Mittelfreien (auch Sempermänner, Semperleute, im Gegenſatz der hochregierenden Semperfreien, genannt,[1]) bildeten zugleich den Hauptverfeſtigungspunct der großen genoſſenſchaftlichen Kette, welche dieſe Zeit in allen ihren innern und äußern Verhältniſſen umſchlang. Denn ſie, welche der Schwabenſpiegel vorzugsweiſe als diejenigen charakteriſirt, welche „der hohen Freien Mann“ ſind,[2] ſtellten zugleich das deutſche

[1] *Schwäbiſches* Lehnrecht c. 1. wo die semperen liute den siebenten Heerſchild zugewieſen erhalten. Auch werden ſie als majores et meliores terrae in der eigentlichen Bedeutung des *Landadels*, gegenüber dem Reichsadel der Fürſten, bezeichnet. Heinrici (VII) regis Sent. de jure statuum terrae ann. 1231. (Pertz Legg. II. 283. Super qua re, regalibus consultus principum, fuit talibus definitum, ut neque principes neque alii quilibet constitutiones vel nova jura facere possint, nisi meliorum et majorum terre consensu primitus habeatur.

[2] **Schwabenſpiegel (Wackernagel) 2.** Sô heizent die andern miter vrîen: daz sînd die, die der hohen vrîen man sint.

Vasallenverhältniß auf der bedeutendsten und eingreifendsten Stufe seiner Ausbildung dar.

Die Mittelfreiheit, als das eigentliche Bett des Nationallebens, durch das sich seine wesentlichsten schaffenden Kräfte geordnet ergossen, war schon durch die ihr einwohnende Gewalt der Rechtsprechung ein zu wichtiges Element für die an der Spitze der Macht Befindlichen, als daß diese nicht Alles hätten anwenden sollen, um einen auf solcher Grundlage erwachsenen Stand in die innerste Mitte des Feudalsystems hereinzuziehen. Es geschah darum ohne Zweifel unter absichtsvoller Mitwirkung der obersten Gewalten, daß dieser Stand der freien Landbesitzer sich vorzugsweise als Vasallenstand ausbildete und zu den Fürsten leicht in dasselbe Lehnsverhältniß überging, in dem diese durch ihr Fahnlehn unmittelbar an die Person des Kaisers hinangerückt standen. Die Kette des deutschen Gesellschaftswesens setzte hier ihren entscheidendsten Ring ein, durch den die einzig und allein frei machende Idee der feudalen Abhängigkeit nun auch in die Mitte des gesammten politischen Organismus trat. Das Rittergut mußte wesentlich Lehngut werden, wenn es in das ganze Lebenssystem passen sollte, und der darauf ruhende Stand, wenn er sich auch als solcher noch nicht sogleich specifisch abschloß, ergriff doch in der Lehn-Erbfähigkeit sofort eines der bedeutsamsten Abzeichen der aristokratischen Corporation.

Diese Geschlechter, von deren Adel mit einer specifischen Rechts- und Standesbezeichnung anfänglich ebenso wenig die Rede war, als dies bei den höchsten semperfreien Stan-

desherren im Grunde der Fall gewesen,[1] bildeten zu Anfang zwar noch einen gewissermaßen offenen Stand, in welchen Jeder, der die erforderlichen dinglichen und persönlichen Grundlagen desselben erwerben oder nachweisen konnte, ohne Weiteres eintrat. Diese Nachweisungen waren aber schon von vorn herein sehr wesentlicher, wenn auch zunächst nur aus der allgemeinen Tiefe des Freiheitsbegriffs geschöpfter Natur. Es mußte zunächst die Abstammung von Eltern und Großeltern freier Geburt dargethan werden, um als ein Standesberechtigter in dieser Klasse aufgenommen und anerkannt zu sein. Mit der Ablegung dieser Ahnenprobe war auch die Nachweisung des Handgemals verbunden, das heißt: des Gerichts, an welchem ihnen ein Schöffenstuhl, als Ausdruck ihrer Schöffenbarfreiheit, zustand.[2] Obwohl aber diese Klasse der Mittelfreien zunächst noch nicht als ein eigentlicher Adelsstand erschien, der eine Zeitlang im Herrenstande aus-

---

[1] Sachsenspiegel und Schwabenspiegel, die nur das Deutsche edel noch kennen, haben das Wort Adel als Standesbezeichnung noch nicht.

[2] Sachsenspiegel Homeyer I. 51. §. 3. Swelk man von sinem vier sinen, dat is von dem elderwaderen unde von den elderemoderen, unde von vader unde moder unbescadden is an sinne rechte, den ne kan neman bescholden an sinre hord, he ne hebbe sin recht vorwarcht. — §. 4. Swelk scepenbare vri man enen sinen genot to kampe an spricht, die bedarf to wetene sine vier sinen unde sin handgemal, unde die to benomene, oder jene weigert zme kampes mit rechte. Vgl. die Glosse zu III. 26. §. 2. handgemal, dat is dat gerichte, dar he scheppen sta is oder westen scolde, of dar nen neger at sinem rechte were . . . darumme . . . dat he oder sine elderen mit der hant dar to rechte gewaren hebben, dat si des noch mal hebben, dat is warteken an dessen stole, dar si up scheppen werden.

ſchließlich zuſammengefaßt blieb, ſo hatte er doch mit dieſem von vorn herein gewiſſe Vorzüge gemeinſchaftlich, durch welche er auch vor den übrigen gemeinen Freien ſich unterſchied. Die Mittelfreien waren dem Herrenſtand in Wehrgeld und Buße gleich und konnten auch vor Gericht nur von Standesgleichen unter Königsbann abgeurtheilt werden. Dieſe ſchöffenbar freien Geſchlechter breiteten ſich bald in bedeutender Anzahl aus und begründeten auch in den Städten durch die Ausübung des Schöffenamts die ſtädtiſche Ariſtokratie.

16. Die Ritterbürtigen.

Neben dieſen Schöffenbarfreien erſcheinen die Männer von Rittersart, wie ſie der Sachſenſpiegel nennt,[1] oder die Ritterbürtigen, in denen die mittlere Standesfreiheit ſich zu einer eigenthümlichen Berufsklaſſe, deren Thätigkeit auf den Krieg geſtellt iſt, ausſonderte und bald zunftmäßig abſchloß. Es handelte ſich bei ihnen nicht ſowohl um das Weſen der Freiheit, welches bei den übrigen Ständen das eigentliche Kriterium ihrer Stellung geworden war, als vielmehr um die That des freien Mannes ſelbſt, und dieſe That lag mit ihren Pflichten und Herrlichkeiten vorzugsweiſe in der Sphäre des Krieges. Der Mann des Kriegsdienſtes, der zunächſt durch alle Stände hindurch von dem Fürſten bis zu dem bewaffneten unfreien Dienſtmann herab miles hieß, wurde durch den Dienſt zu Roß, der für den höheren galt, zu einer beſonderen Potenz erhoben, und gewann in dieſem durch Waffenthat und Auszeichnung die Bedeutung der Ritterwürde. Dieſe begann ſich in Einzelnen feſtzuſtellen, und nahm von ihnen aus den Weg der genoſſenſchaftlichen Entwickelung, die zugleich den geſchloſſenen Stand bedingte.

[1] Sachſenſpiegel I. 20. §. 1. I. 27. §. 2.

Daß es zum Abſchließen eines beſtimmten Standesverhältniſſes dabei kam, lag in der natürlichen Richtung einer ſolchen durch Waffen und Ehre aneinandergeketteten Gemeinſchaft, obwohl dieſe Genoſſenſchaft erſt durch allmählige Entwickelung ihre inneren Geſetze gefunden haben mußte, ehe ſie das Weſen des geſchloſſenen Standes annehmen konnte.[1] Die ausſchließliche Organiſation dieſes Ritterſtandes hing ſich ebenfalls ſchon an den Nachweis rittermäßiger Abſtammung feſt, die wenigſtens bis auf den Großvater zurückgeführt werden mußte, und worin das ſpecifiſche Streben des Adels, die Geſchlechtswüchſigkeit zur Grundlage ſeiner Bildung zu nehmen, ſich geltend machte. Dieſe Idee der Geſchlechtswüchſigkeit, welche das eigentliche Dogma des Adelsſtandes wurde, entſprang im Ritterweſen ganz natürlich aus dem Begriff der Kriegerehre ſelbſt, die nicht bloß in der Gegenwart unbehaucht und glänzend daſtehen wollte, ſondern zu ihrem zierenden Waffenſchmuck auch die Traditionen einer ehrenreinen und kriegsthatenreichen Familie zählte. Der Ritterſtand, der zuerſt nur den kriegeriſch potenzirten Stand der Mittelfreien darſtellte, wurde durch die in ihm entwickelten Begriffe und Vorzüge der typiſche Ausdruck dieſer ganzen Standesgenoſſenſchaft, die dann gern den ganzen Inbegriff ihres Weſens und ihrer

[1] Etwas Anderes meint auch Eichhorn Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte II. § 337. ſchwerlich, wenn er den Ritterſtand zunächſt als keinen geſchloſſenen anſehen will. Vgl. dagegen den ihn bekämpfenden Göhrum geſchichtliche Darſtellung der Lehre von der Ebenbürtigkeit I. 191.

Rechte in der Bezeichnung des Ritters zuſammenfaßte. Die geiſtige und körperliche Blüthe des deutſchen Adels, ja des deutſchen Fürſtenſtandes ſelbſt, drängte ſich in dieſem Ritterthum zur Entfaltung, und zugleich beſtimmte ſich der ideelle Höhepunkt der Epoche in dieſer aus geiſtigen, politiſchen und religiöſen Motiven ſich miſchenden Standesorganiſation.

Die zunftmäßige Abſchließung des Ritterthums, die in ſeinem Weſen lag, brachte auch die in ihm wirkenden Ideen in ein Syſtem. Die Wehrhaftmachung der jungen Männer bildete ſchon in der Germania des Tacitus einen ſo bedeutungsvollen Act des nationalen Lebens, und in dieſer Ceremonie lag jetzt der eigentliche Keim zur genoſſenſchaftlichen Organiſation des Ritterſtandes. Der Eintritt in die kriegeriſche Volljährigkeit, der durch die feierliche Umgürtung des Schwertes bezeichnet wurde, hatte ſich wie von ſelbſt auch mit der öffentlichen Ablegung einer Waffenprobe verbunden, wozu ein Prüfungsgefecht mit einem ſchon durch anerkannte Tapferkeit ausgezeichneten Krieger ſtattfand. Die Ehre, mit einem vollendeten Ritter gekämpft zu haben, die ſelbſt wieder ritterlich machte, wirkte zuletzt auch durch die bloße Berührung ſeines Schwertes, wodurch der Ritterſchlag ſeine die kriegeriſche Weihe und den ritterlichen Stand ausſprechende Bedeutung empfing. Dieſer gemeinſchaftliche Ausgangspunct aller Ritterbürtigen gab ihrer Genoſſenſchaft, die ſich bald daran anknüpfte, zugleich das ausſchließliche Weſen gegen die Andern, welche des Waffenhandwerks aus freier Selbſtübertragung ihres Berufs nach Gelegenheit und Aventure pflegten. Das Ritterthum ſchloß ſich in der Gemeinſchaft der kriegsgeweihten Männer zu einer beſtimmt geglie-

derten Verbindung zusammen, die sich nach verschiedenen Seiten hin eigenthümlich ausbildete.

Als politische Corporation erschienen diese Ritterbürtigen in der Ritterschaft oder in der landschaftlichen Vereinigung der auf dieser Grundlage berechtigten Ansässigen, die den Mittelpunct ihrer Gemeinschaft in den Land- und Gerichtstagen fanden. Um nach Außen hin in die Ferne der Welt und unter der ganzen Tragweite der Ideen zu wirken, bildeten sich die Ritterorden, in welchen der Krieg als ein neues Weltprincip auf einer ideellen Grundlage aufgefaßt wurde. Auf ihre Organisation war das Vorbild der geistlichen Orden von wesentlichem Einfluß geworden, und ihre Zwecke blieben auch zum Theil überwiegend dem Kampf für die Ausbreitung und Aufrechterhaltung des Christenthums, allen Ungläubigen und Glaubenslosen gegenüber, gewidmet. Die christlich-kriegerische Aventure blieb überhaupt das Grundelement des ganzen Ritterwesens. Christenthum und Krieg verbanden sich zu dieser wahrhaft ritterlichen Weltposition, welche den Feind nur besiegt, um ihn der Idee zu unterwerfen, und ihn wiederaufzurichten im wahren Glauben und im ewigen Geist. Dies ist die Hauptwurzel der ritterlichen Lebensart selbst, welche die Grundaufgabe, für die christliche Idee und für die Religion der Liebe zu kämpfen, auch auf die Vertheidigung der Schwachen überhaupt und auf den Schutz der Frauen ausdehnt. Das weibliche Geschlecht, von den Glorien des Madonnendienstes neu beleuchtet, tritt an der Hand des gläubig galanten Ritterthums in den Kreis der öffentlichen Lebensinteressen ein, und vertieft dadurch den geistigen und poetischen Hintergrund der Gesell-

ſchaft zu einer wunderbaren, neue Reize und neue Kämpfe in der Menſchheit erſchließenden Perſpective.

Das deutſche Nationalleben gewann in dieſer Zeit einen vollen dichteriſchen Klang, in dem Traum und Wahrheit ſich heiter durcheinanderwoben. Es war die Zeit der Illuſionen, die ein ganzes Geſchlecht in ſeinem Bewußtſein umfingen, und ihm mit magiſchen bunten Lichtern einen Frieden und eine Einheitlichkeit der Exiſtenz vorſpiegelten, die den ſcharfkantigen und zerſpaltenen Grundlagen der Realität, auf der doch Alles ſtand, nicht entſprachen. Aber die ſcharfen Gegenſätze, die auf dem innerſten Grunde der Lebensverhältniſſe klafften, ſtanden überall wie mit goldenen Brücken überbaut, welche die Phantaſie der Bevorzugten aufgerichtet hatte und die der fromme chriſtlich geſtählte Märtyrerſinn der Uebervortheilten gern ſtützen half. Die aus dem Ritterthum erwachſende Dichtung machte die Erfindung der ſtändiſchen Poeſie, denn wie die Freiheit eine ſtändiſche geworden war, ſo wurde auch die Poeſie eine Poeſie des Ständeunterſchieds, den ſie in allen ſeinen Formen und Anſchauungen als die eigentliche Seele der Dichtung in ſich aufnahm. Die Ritterpoeſie, die Standespoeſie wurde, folgte darin derſelben Begriffsſchwenkung, welche die Freiheit gemacht, indem ſie Standesfreiheit geworden war. Denn Poeſie und Freiheit, an ſich dieſelben untheilbaren Lebenselemente, deren Quellen aus dem Vollen und Ganzen der Menſchheit ſchöpfen und ſich immer in die urſprüngliche Einheitlichkeit des Geſchlechts ergießen wollen, zerſplittern nur dann erſt ihre Kraft an den künſtlichen Trennungen der Geſellſchaft und werden denſelben dienſtbar, wenn eine chemiſche Zerſetzung

der allgemeinen Begriffe auf dem Wege des hiſtoriſchen Proceſſes vorhergegangen iſt.

Die idealen, in die ganze Welt hinausgreifenden Seiten des Ritterthums lagen in den Aufgaben, die es ſich geſtellt, in jener überſchwänglichen Romantik der Aventure, die, weil ſie die Perſönlichkeit von einer Idee getragen fühlt, Muth genug hat, dieſe Perſönlichkeit kühn und ſtreitfertig in die Mitte aller Weltbeziehungen hineinzuſtellen und ſie als ein eroberndes Princip auf die Bahn der Geſchichte zu führen. Dieſe Richtung war Ernſt, Spiel und Disciplin zugleich, und ſie hatte auf der einen Seite ihre feſte volksthümlich-militairiſche Begründung, die in beſtimmten Kriegsartikeln ausgedrückt war, während auf der andern Seite der Krieg als ein ideales Spiel darſtellig gemacht wurde in den Turnieren, die ſchon in den alten nationalen Kampfſpielen vorgebildet waren, und im zwölften Jahrhundert zu einer ſymboliſchen Repräſentation des Ritterſtandes in ſeiner kriegeriſchen und ſocialen Bedeutung ſich förmlich organiſirt hatten.

Indem aus der ebenbürtigen Waffengenoſſenſchaft die Abſchließung des beſonderen Standesverhältniſſes ſich wie von ſelbſt hervordrängte, bildete ſich darin zugleich das Weſen der Geſchlechter in beſtimmter zuſammengefaßten Verwandtſchafts- und Familiengruppen aus. Das Zuſammenſtehn der Verwandten im Kampf hatte ſchon in den älteſten Zeiten, in denen Tacitus die deutſchen Schlachtreihen ſchildert, zu einer eigenthümlichen Gliederung der Heerhaufen geführt, wobei die Schilder durch gleichartige Farben und Abzeichen dieſe Gemeinſchaft auch äußerlich wahrnehmbar charakteriſirten. Es entſprang daraus der Gebrauch der Wappen, deren

Sinnbilder ſich beſonders in den Kreuzzügen feſtgeſtellt hatten, und mit denen die Familien die Geſchloſſenheit ihrer Geſchlechter beſiegelten.

Es würden aber dieſe äußerlichen Motive zu einer ſelbſtändigen Geſchlechter-Bildung nicht ausgereicht haben, wenn das Ritterthum nicht zugleich die materiellen Beſitzverhältniſſe auf eine ſpecifiſche Weiſe zur Grundlage ſeiner Entwickelung ergriffen hätte. Das Ritterthum verwuchs mit der Lehnfähigkeit zu einem und demſelben Begriff, und bedingte dadurch dieſe von der ganzen Zeitanſchauung getragene Organiſation des Eigenthums in der Wurzel.[1] Es wurde dadurch dieſem Stande vorzugsweiſe die Bahn eröffnet, höheres Eigenthum an das Geſchlecht zu feſſeln, indem in ihm mit der Lehnfähigkeit die Lehnfolgefähigkeit auf dem Rittergut ſich verband, und dadurch das feudale Standesſyſtem in ſeiner eigentlichen lebendigen Mitte feſtgeſtellt wurde. Der ritterliche Grundbeſitz wurde für die ganze Zeitanſchauung der Höhepunct und Werthmeſſer aller politiſchen und materiellen Rechte, die ſowohl für die Perſon als auch den allgemeinen geſellſchaftlichen Intereſſen gegenüber in Anſpruch genommen werden konnten. Steuerfreiheit, Landtagsfähigkeit und richterliche Gewalt erſchienen als die von dieſem bevorzugten Beſitz getragenen Realberechtigungen. Es lag in der ſtarken Ausbildung dieſer Verhältniſſe zugleich die ſpaltende Kraft

[1] **Keyſerrecht** (Endemann) III. 5. und sal auch niman des riches gut besitzen von lehens wegen, dan ein ritter der von dem geborn ist, daz sin stam von allen sinen vier anen hat gehort in des riches ritterschaft.

gegeben, welche das Gesammtwesen der Gesellschaft in ihren ferneren Entwickelungen vornehmlich theilte und bedingte. Die Unfreiheit wurde dadurch auf der andern Seite als ein ebenso nothwendiger Gegensatz gewissermaßen organisch festgebildet, da ein Stand, der sich auf so weitgreifenden persönlichen und sachlichen Rechten abschloß, wie der Ritterstand, damit zugleich einen tiefen Einschnitt in die ganze um ihn her liegende sociale Welt vollbringen und den Kreis der Unberechtigten unter ihm theils vergrößern, theils unübersteigbar abgränzen mußte. Das Ritterthum, in dem Geist und Körper der mittelalterlichen Menschheit in der Blüthe der Freiheit aufgingen, rief seinen Gegensatz, die Leibeigenschaft, die weder an dem Besitz der Erde noch an dem Kampf für den Himmel sich betheiligen konnte, nur immer tiefer in das Geäder der Gesellschaft ein. Es verlor aber selbst schon am Ende des zwölften Jahrhunderts seinen idealen und gesunden Boden, und versank theils in eine hohle und süßliche Koketterie mit sich selbst, theils entartete es zu dem gemeinen Raubritterthum, das in wüsten Fehden und Wegelagerungen seine Thatkraft und sein Standesansehn verzettelte. Das Ritterthum erlitt in dieser princip- und gesetzlosen Verendung seines Wesens zugleich seine historische Gerechtigkeit, indem es durch seine Verwilderung den Kampf der von ihm niedergehaltenen Stände herausforderte und den Bürger- und Bauernstand in die Schranken rief, an deren Gegenwehr die erste revolutionnaire Katastrophe der neueren Geschichte ausbrach.

Die Ritterbürtigkeit als Stand wurde der eigentliche Grundstock des sogenannten niederen Adels, der in Deutsch-

land bald auf der breiteſten Grundlage und in einer gewiſſen Maſſenhaftigkeit ſich zu entwickeln und fortzupflanzen begann. Sobald das Ritterthum nicht mehr Vorzug der Perſönlichkeit blieb, ſondern zum Geburtsſtand ſich verallgemeinert hatte, beſchrieb es einen weitgezogenen ſtändiſchen Kreis, in dem eine außerordentliche Fruchtbarkeit ariſtokratiſcher Geſchlechtserzeugungen ſich geltend machte. Dieſer Stand wurde für die geſellſchaftlichen und politiſchen Einrichtungen des deutſchen Volkes um ſo entſcheidender, als er nach zwei Seiten hin das Weſen einer zunftmäßigen ariſtokratiſchen Genoſſenſchaft ins Gewicht treten ließ, indem er ſowohl dem fürſtlichen Herrenſtande wie den unteren Freien gegenüber vorzugsweiſe als der Inbegriff aller ritterlichen und adeligen Eigenſchaften erſchien. Das Ritterweſen brachte auch den eigentlichen Standesbegriff des Adels zuerſt zu einer typiſchen Entſcheidung, und feſſelte denſelben an ſeine politiſche und geſellſchaftliche Stellung. Das Kaiſerrecht ſpricht es ſchon ganz beſtimmt aus, daß der, welchen der Kaiſer zur Ritterwürde erhob, dadurch zugleich „geadelt" wurde, wodurch das Zuſammenfallen der Begriffe von Ritterlichkeit und Adelsſtand zuerſt auf eine thatſächlich wahrnehmbare Weiſe hervortritt.[1]

[1] **Keyſerrecht** (Endemann) III. 1. Da diez geſchach, und der keiſer geſach, wer ſin trawe an im und an dem riche hatte gehalden, do nam er die, und machte ſie zin genoz, un edilte die und die kint, die ummer me von in beqverner, un gab in ritters namen, un macht ſie dinſtlute des riches, un beſetigete in daz mit dem ſchilte an mit dem ſwerte ewerclich zu beſitzen.

17. Die Landsaſſen.

Als eine dritte Klaſſe der Freien werden in den Rechtsbüchern des Mittelalters die freien Landſaſſen oder die freien Bauern, die auf dem Lande ſitzen, genannt.[1] Sie erſcheinen nach dieſer Auffaſſung auf der dritten Stufe der allgemeinen Nationalgliederung, ohne ſchon das Weſen eines dritten Standes ſelbſt zu erfüllen, der erſt aus den ſpäteren Bildungen des Bürgerthums auf der Grundlage ſeiner hiſtoriſchen Kämpfe und Anſprüche hervorwächſt. In dieſer dritten Klaſſe des deutſchen Nationallebens hatte das eigentlich geſtaltende Princip der Zeit, die Lehnfähigkeit, aufgehört zu wirken, und es konnte darum hier nicht mehr zur Abſchließung eines beſtimmten Standesverhältniſſes kommen. In dieſem gleichwohl ſo wichtigen und die materielle Baſis aller Staatsverhältniſſe bildenden Kreiſe hatten ſich auf kleineren Gütern, die offenbar nicht zur Begründung eines ſchöffenbarfreien Standes ausreichten, die Ueberreſte der ächten alten Volksfreiheit gerettet und chaotiſch aufgeſchichtet. Die

[1] Schwabenſpiegel (Wackernagel) Landrecht 2. Die driten vrien daz sint die vrien lantsaezen, die gebüren die dâ vri sint. Vgl. Sachſenſpiegel III. 45. §. 6.

unendliche Theilbarkeit der deutschen Freiheitsbegriffe brachte aber auch in dieser Sphäre mehrfache Abstufungen hervor, welche durch den verschiedenen Grad des Eigenthums bedingt wurden, und diese letzte Freiheitsklasse hart an die Gränze der Unfreiheit und des Proletariats zurückdrängten.

Es zeigte sich an dem freien Landsassen, der in alter nationaler Unabhängigkeit auf seinem eigenen Gute sitzen geblieben war, am entschiedensten die Uebervortheilung auf, welche Den traf, der, dem Zeitsystem des übertragenen Eigenthums entgegengekehrt, frei aus sich selbst heraus etwas besitzen wollte. Aus dem großen staatlichen und gesellschaftlichen Zusammenhange ausgeschieden, vereinzelte er sich dadurch zu einem immer dürftiger zusammenschwindenden Dasein, das, allen Intriguen und Gewaltstreichen der Mächtigen ausgesetzt, leicht auch die letzte Basis der Freiheit, sein kleines Eigenthum, unter den Füßen verlieren konnte. Ihn überragte der hohe Ritter weit, der ursprünglich gar nichts besessen, und der, ein fremdes Herrengut im Lehn genießend, aus seiner Fülle verächtlich zu dem Mann der eigenen Hufe hinunterschaute. Auf dieser Stufe des gemeinen Freien wies es sich schon als eine Erniedrigung aus, nur sein Eigen zu besitzen, und während das durch Lehn übertragene Eigenthum Ehre, Glanz und Ueberfluß brachte, siechte der eigene Besitz in seiner Isolirung dahin und verkümmerte unter den Händen seines Besitzers. Aus dem freien Gut wurde dann, um es nur behaupten zu können, leicht ein Zinsgut, das in verschiedenen Verhältnissen theils auf Kündigung, theils erblich besessen werden konnte, und wofür dem mächtigeren Herrn, in dessen Besitz und Schutz es begeben worden, Abgaben,

Dienstleistungen und Arbeitstage verschiedener Art ausbedungen waren. Diese zinspflichtig gewordenen Freien, die Biergelden und Pflegbaften des Sachsenspiegels,[1] bezeichnen die unaufhörlich schwankende Gränzlinie, auf der in dieser Sphäre

[1] Der Sachsenspiegel, der die Landsassen als ohne selbständigen Besitz lebende Freie bezeichnet, (I. 2. §. 4.), faßt die Biergelden und Pflegbaften als solche auf, die, obwohl freie Leute, doch mit ihrer Person und ihrem Eigenthum unter den Schutz einer geistlichen oder weltlichen Vogtei gerathen und dem Schultheißen dingpflichtig geworden d. h. seinem Gerichtsstand unterworfen waren, wodurch sie zugleich ihre ohne Zweifel früher bestandene Ebenbürtigkeit mit den Schöffenbaren verloren hatten. Sachsenspiegel (Homeyer) III. 45. §. 4. Die biergelden unde plechhaften heten unde des scultheiten ding süken, den gift man vesten schillinge to hute unde teyn punt to weregelde. §. 5. Under den mut man wol kiesen enen vronen boden, of mans bedarf, die myn den dri huve egenes hebbe. Den sal kiesen die rechtere unde die scepenen. — I. 2. §. 3. De plechhaften sint ok plichtich des scultheiten ding to sükene over ses weken von iene egene; under den mut man wol kesen enen vronen boden, of de vrone bode stirft. Vgl. Ferdinand Walter Deutsche Rechtsgeschichte S. 482, der die Biergelden von den Bargilden (barigildi), einer ursprünglichen nationalen Bezeichnung der deutschen Freien, herleitet, und damit ihre ächte freiheitliche Abstammung darthun will. Die Bargilden (bar und gilt, frei vom Zins) hatten einen unmittelbaren königlichen Gerichtsstand und waren deshalb dem Grafending unterworfen. Vgl. Montag Geschichte der deutschen staatsbürgerlichen Freiheit II. 156. — Eine andere Herleitung des Namens der Biergelden giebt Jacob Grimm (Rechtsalterthümer S. 313), der diesem Namen gemäß in ihnen Bierzinsige sieht, welche ihre Abgaben in Bier zu entrichten hatten, wie dies allerdings in Deutschland häufig der Fall war, wo die Städte das Bier für die Hofhaltung des Fürsten, die Dörfer für die des Stifts zu liefern hatten, wie auch den Knechten durch die Gesetze Bierabgaben auferlegt wurden. Dieser Auffassung neigt sich auch W. Dönniges (Deutsches Staatsrecht I. 616) in seiner sehr lichtvollen Auseinanderlegung dieser Verhältnisse zu.

Freiheit und Dienstbarkeit, Eigenbesitz und Leibeigenschaft, sich berühren. Die freien Landsassen selbst, die sich noch unabhängig von einer Zinspflichtigkeit erhalten, hatten auch die entlassenen Elemente der Knechtschaft ganz unmittelbar in ihre Mitte aufzunehmen, denn der von seinem Herrn freigegebene Leibeigene erlangte dadurch schon unmittelbar das Recht eines freien Landsassen.[1]

Durch jene zinspflichtig gewordenen Freien, die im Drang stürmischer Zeiten und des Faustrechts ihr Eigenthum nicht selbständig wahren konnten, stellte sich das Verhältniß der sogenannten Hintersassen fest, welche Bezeichnung schon die Stellung derjenigen Leute ausdrückt, die nicht auf sich selbst stehen konnten, sondern eines mächtigen Vordermannes, hinter dem sie sich anlehnten, und der ihr Schutzvogt und Rechtsvertreter wurde, bedurften. Die unter einer solchen Vogtei oder Hut (hode) stehenden Personen, die in verschiedenen Verhältnissen auch als Nothfreie, Kurmündige, Kurechte, Medekürige, Mundlinge, im kirchlichen Verbande als Gotteshausmänner, Heiligenkreuzleute, Wiedemuthobauern, bezeichnet werden,[2] hörten dadurch zugleich auf, in der großen Rechtsgemeinschaft des Staats zu leben, und blieben nur noch mittelbar mit dem Staatsoberhaupt selbst in Verbindung. In ihren unmittelbaren Verhältnissen aber waren sie ein Anhängsel der Ritter, Prälaten und Grundherren geworden, welche die Vogteirechte über sie gewonnen hatten. Aus dem großen Ganzen des Staats herausgefallen, fanden sie den Inbegriff

[1] Sachsenspiegel I. 16. — de egene man, den man vri let, die behalt vrier lantacten recht.

[2] Justus Möser Osnabrückische Geschichte I. §. 39. (Werke VI. 58).

desselben nur in dem Haupthof wieder, dem sie zu Zins und auch zu Dienst verpflichtet waren, und der zugleich die rechtliche Sphäre ihres Daseins bestimmte.

Durch dies Hofrecht, dem die Schutzbedürftigen sich zugeflüchtet oder dem sie in ihrem gefahrvollen Schwanken zwischen Freiheit und Unfreiheit unwillkürlich verfallen waren, wurde ein zahlreicher und wichtiger Theil des Volkes aus der Staatsgemeinschaft ausgesondert und nur als stoffliche Grundlage der aristokratischen Sonder-Positionen in der Gesellschaft verbraucht. Diese nach Hofrecht verbundenen freien Leute wurden ein um so stärkerer Hebel der Aristokratie, als diese dadurch auch ein bedeutendes Element der Volksfreiheit sich unterthänig machte, und ihrem neuen Macht- und Rechtsbegriff auch nach Unten eine ideelle Befestigung geben konnte. Wie die Aristokratie nach Oben in der Lehnsidee eingehangen war und in dieser auf der Höhe und dem Ausgangspunct aller Ideen der Zeit sich befestigt hatte, so strebte sie eine ideelle Begründung, nach welcher der Adel auf allen seinen Entwickelungsstufen vorzugsweise getrachtet, auch da zu gewinnen, wo sie nach Unten mit dem Volkselement sich zu berühren und zu stellen hatte. Die Leibeigenschaft, obwohl von materieller Bedeutung für den Besitzstand des Adels, konnte doch, als ein zu schroffer und gefährlicher Gegensatz gegen die Aristokratie selbst, die Idee derselben nur in einem gebrochenen Lichte erscheinen lassen. Das im Hofrecht gefesselte Verhältniß freier Bauern schob den aristokratischen Machtbegriff schon auf einer tieferen scheinbar geistigen Grundlage in die Sphäre der Freiheit vor. Die Aristokratie hatte dadurch Gelegenheit, in einer Schutz und Recht ge-

währenden Stellung ihr Ansehn auszuüben, und damit einen Theil des Volks- und Staatsgebietes selbst für sich und ihre Interessen abzuzweigen.

Es entsprach darum von vorn herein der aristokratischen Standespolitik, die Klasse jener mittelbaren Landsässigen um sich her auszubreiten, die als freie Leute doch zugleich dienstbar und abhängig waren, und bei denen zu einem bequemen Untergestell der aristokratischen Gewalt die Begriffe von Freiheit und Unfreiheit ineinanderflossen. Es entstanden dadurch diese vielen merkwürdigen Spielarten bäuerlicher Dienst- und Abhängigkeitsverhältnisse, welche unter den verschiedensten Benennungen das Wesen der aristokratischen Landwirthschaft auseinanderlegen. Der Frohndienst, der nach den verschiedenen Verpflichtungen, die ein größeres oder kleineres Bauerngut auferlegt, geleistet wird, behauptet aber dadurch zugleich die Grundlage des Vertrags, aus dem er der Gutsherrschaft gegenüber hergeflossen ist. Der Frohndienst ruhte immer auf einem ursprünglichen Contract, in dem beide Theile, die sich darin gegenseitige Gewährungen machen, den Schein der Freiheit gegen einander bewahren, obwohl dies Verhältniß bald von der realen Wirklichkeit so überwachsen wird, daß es zuletzt nur wieder durch gewaltsame historische Katastrophen zu einer rechtlichen Auseinandersetzung und Ablösung gebracht werden kann. In diesen Zuständen bereitet sich wesentlich die Krisis, in der das Feudalsystem unmittelbar in das Revolutionszeitalter umschlagen mußte, dem es seinen üppigsten Boden düngt. Es ist dies die schroffste und härteste Seite der Feudalwelt, auf der sie diese scharfgezeichneten Landgestalten hervortreibt, die unter den buntesten

Namen in dies scheinfreie Schutzverhältniß, das sie nur um wenige Nüancen höher stellt als die hörigen Grundholden, eingetreten sind. In der Patrimonialgerichtsbarkeit, welche die Grundherren über ihre Guts-Angehörigen ausüben, giebt sich dies Schutzverhältniß seinen prinzipiellen Rechtsausdruck, richtet aber damit zugleich die eigentlich absperrende Scheidewand auf, durch welche der von diesem Forum Abhängige aus dem Staatsganzen ausgesondert und in die Sphäre einer andern herrschaftssüchtigen Persönlichkeit gebannt wird.

Die deutsche Landwirthschaft war schon in ihren ursprünglichen Anfängen durchaus auf das Element der Unfreiheit basirt. Der Feldbau wurde bei den alten Deutschen nur als Sclavenarbeit angesehen und widersprach den rein kriegerischen Begriffen des freien Mannes, weshalb er auch den Freien in den Volksgesetzen untersagt war.[1] Ackerbau und Viehzucht wurden gleichwohl die ersten organisirenden Einwirkungen, durch welche die territorialen Besitzverhältnisse sich abgränzten und die ersten Unterschiede gesellschaftlicher Ordnung hervortraten. Aus der alten Feldgemeinschaft und Ackervertheilung hatten sich nach und nach Gebietsstrecken und Besitzungen herausgehoben, an denen die Kraft der Bearbeitung das individuelle Eigenthum geschärft und erhöht hatte, und durch welche überhaupt das Wesen des persönlichen Besitzes zur Geltung gelangte. Der Besitzer einer Bodenfläche konnte ihren Werth nur durch die Bebauung behaupten und vergrößern, und wenn er auf einem Theil seines Landes seine Leibeigenen niedersetzte, so behielt er sich auch Dominien

[1] Lex Bajuvarior. VI. 2. Lex Alamann. XXXVIII.

(Salgüter[1]) zu ſeiner unmittelbaren Bewirthſchaftung vor, die er durch ſeine Leibeigenen, ſpäter durch den Frohndienſt der Bauern, beſtellen ließ. Je mehr das individuelle Eigenthum in der Geſellſchaft Werth gewann, je mehr kam es darauf an, daſſelbe dem Geſammtbeſitz der Gemeinden abzugewinnen, und die Ausrodung der Wälder bot eine Fülle fruchtbaren Landeigenthums dar, das leicht Denen, die im Intereſſe der Geſammtheit ihre Kraft an die Urbarmachung verwandt hatten, zum Eigenbeſitz überlaſſen wurde.

Wie raſch die Ackerwirthſchaft bei den Deutſchen fortſchritt, bewies die frühe Ausbildung aller auf den Landbau gerichteten Werkzeuge, unter denen der Pflug ſchon in den älteſten Zeiten gebraucht und wie ein Symbol heilig gehalten wurde, was auch aus den ungewöhnlich hohen Strafen hervorgeht, mit denen die Volksgeſetze die Entwendung oder Beſchädigung einer Pflugſchaar belegen. Der Sachſenſpiegel, welcher dem Pflug den ſtäten Frieden zuerkennt, ſetzt den Dieb dieſes Werkzeugs mit Räubern und Mördern in dieſelbe Klaſſe und verurtheilt ihn zum Rade.[2] Das landwirthſchaftliche Element half auch die Eigenthümlichkeit der deutſchen Stämme weſentlich ausbilden und färben, wobei

[1] Salland (sala, curtis, Herrſchaftsſitz, terra salica, dominica) bezeichnet das Herrenland, welches auf eigene Rechnung des Beſitzers beſtellt und verwaltet wurde. In Gloss. Florent. p. 982a. wird terra salica in sellant überſetzt, im Codex Laur. III. 2. 36. in Selehaba. Vgl. Grimm Deutſche Rechtsalterthümer S. 493. Anton Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft I. 62. Eichhorn Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte I. §. 84. b.

[2] Sachſenſpiegel II. 66. §. 1. II. 13. §. 4. Leg. Burgund. 27. 10. 11.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT,T. FN. 02228/031

die größere Bedeutung, welche Viehzucht oder Ackerbau gewannen, bei einzelnen Stämmen sehr erkennbar ins Gewicht fiel. Dazu kamen das Bier und der Wein, die zugleich den Nationalcharakter in seinen Wurzeln tränkten, und wie sie sofort eine hervorragende Stelle in dem landwirthschaftlichen Betrieb und in dem gesellschaftlich-politischen Zustande einnahmen, so auch das Volkstemperament mit ihren Einflüssen durchzogen. Die Bierwirthschaft, die schon früh in bedeutendem Schwunge war, drückte ihre ganz bestimmte Stelle im deutschen Nationalleben auch dadurch aus, daß ein Theil der Abgaben vornehmlich in Bier gerechnet wurde. Das Seidel (situla, sicla, sigla), auch die Kufe (cuba), wurden ein gesetzlich festgestelltes Maaß, nach welchem dieser Theil der Abgabenpflichtigkeit in den Volksgesetzen geregelt war.[1] Das Geschäft des Bierbrauens wurde zuerst nur durch Unfreie besorgt, wie auch der Weinbau nur als Arbeit der Leibeigenen sich ausbreitete, die auch mit ihren Füßen, was Karl der Große später verbot, den Wein kelterten. Der Wein, der nach seiner Einführung in Gallien durch den Kaiser Probus zuerst auf den Rebenhügeln um Mainz, Speier und Worms in bedeutender Fülle erwuchs, verdankte seine freiere und reichlichere Ausbildung vornehmlich dem geistlichen Stande, der den Saft der Traube nicht nur beim gottesdienstlichen Gebrauch sondern auch als ein besonderes Ferment des Klosterlebens zu verwenden hatte. Die Bischöfe und Aebte erscheinen darum als die Hauptbeförderer des

[1] Vgl. Anton Geschichte der deutschen Landwirthschaft I. 105. II. 286.

Weinbau's, mit dessen Cultur sie manche bis dahin unfruchtbar gebliebene deutsche Landschaft bedeckten, und den sie auch nach dem Werth seiner verschiedenen Sorten zu würdigen verstanden.

Als eine Hauptquelle des Nationalreichthums erschien aber schon im alten Germanien die Viehzucht, die sich mit den eigensten Bedürfnissen der deutschen Wirthschaft verwuchs. Das Pferd, dem Carl der Große den Frieden unter Königsbann zusicherte,[1] machte seine Bedeutung schon dadurch geltend, daß es die beiden Hauptseiten des deutschen Nationallebens, die Ackerwirthschaft und den Krieg, in sich vereinigt darstellte und in diesen Beziehungen ein vielgewichtiger, alle Lebenskreise betreffender Ausdruck der Nationalität geworden war. Dieser besondere Vorzug ging auch auf die Leute über, welche auf den Dienst und die Hut der Pferde gewiesen waren, und unter denen der Hauptpferdeknecht oder Marschalk, der ursprünglich ein Leibeigener war, seine Bedeutung bis in die hohen Hofämter hinein übertrug, wie auch die Felenhüter zur Belehnung ihrer Sorgfalt von Karl dem Großen leicht mit der Freiheit und einem Lehngut bedacht wurden. Es zeigte sich auch hier der Uebergang, der in dieser Epoche unmittelbar aus dem Dienstwesen in das Lehnwesen gemacht wurde, und in welchem sich auch wieder die Gegensätze einer so tiefgespaltenen und vielgetrennten Zeit milderten, indem die Elemente der Freiheit und Unfreiheit darin verschmolzen.

---

[1] Karol. Magni capitular. Aquisgranense a. 813. 3. (Pertz Legg. I. 188.)

Die Dienstleute mußten nach dem innersten principiellen Bedürfniß des ganzen Zeitalters zu einer zahlreichen und wichtigen Menschenklasse in demselben heranwachsen, deren Lebensansprüche zunächst in dem gutsherrlichen Verbande, dem sie durch die bäuerliche Hofverfassung angehörten, abgegränzt und erschöpft lagen. Der zum Theil sophistische Cultus, welchen diese Zeit mit dem Begriff des Dienstes trieb, übte aber gerade für diese im Hofverbande und im Hintersassenthum abgesperrten Menschen eine erlösende Bedeutung aus, und hielt ihnen die Wege einer besseren Zukunft offen. Die niederen Dienstleute oder Ministerialen konnten auf der Stufenleiter der Dienste Freiheit und Ehre erwerben, und es bildeten sich aus ihnen nicht minder rittermäßige Geschlechter hervor, wie aus dem Stande der Freien selbst. Die Idee des Vasallenthums, in der alle Dienstverhältnisse aufgingen und ihrem höheren Ziel nachstreben konnten, baute eine Brücke auch für die Verstoßenen und Uebervortheilten, und das Lehnssystem wölbte die Kuppel der Freiheit über den dienstbaren Geschöpfen.

18. Der Freiheitsbegriff und die Ebenbürtigkeit.

Der deutsche Freiheitsbegriff hatte sich in so viele Einzelunterschiede und künstliche Kategorieen gespalten, daß daraus eine buntscheckige Gruppirung der ganzen Nation entstanden war, die in dieser Vielheit ihrer Geburtsstände sich zwar organisch zu gliedern, aber auch in ihrem Bestande als Volksganzes aufzulösen schien. Wie der Gutshof in eigener Hofverfassung ein Staat im Staate wurde, so wurde auch jeder einzelne Stand in seiner streng abgemessenen Sphäre für sich ein Ganzes, das die andern ständischen Organismen in gleicher Abgeschlossenheit sich gegenüber hatte. Es war eine politische und menschliche Trennung zugleich, in der diese verschiedenen Stände sich gegeneinander aufstellten, und durch die sich Rechte und Persönlichkeiten in einer tiefgerissenen Kluft schieden. Der Freiheitsbegriff verdünnte und entstellte sich dadurch zu einem bloßen Ebenbürtigkeitsbegriff, in dem die ächt germanische Anschauung von dem Unterschied der Stände, der in seiner Schärfe bis auf die Beschaffenheit des Bluts und der Säfte durchgriff, sich zu erkennen gab.

Diese Ebenbürtigkeit war die schneidende Trennungslinie, welche mitten durch die Nation gezogen war, und an deren Gränzen die ewigen Menschenrechte in Trümmern

unterlagen. Die Ebenbürtigkeit war die ausschließliche Gemeinschaft der in demselben Stand zusammengehörigen Genossen, die auf dieser specifischen Grundlage eine Sonderwelt für sich in Anspruch nahmen und in derselben Keinem von anderer Geburtsart Aufnahme und Berechtigung verstatteten. Dies genossenschaftliche Princip, als welches zunächst der Begriff der Ebenbürtigkeit sich darstellt, wurde der eigentliche Höhemesser aller Lebensbeziehungen, indem danach auch der Standeshöhere als Uebergenosse, der Standesniedere als Untergenosse bezeichnet wurde. Wer nicht zu der gleichen Standesgenossenschaft gehörte, konnte auch nicht dieselben Rechte theilen, was in bürgerlicher Hinsicht zunächst beim Gerichtsstand, bei der Zeugenfähigkeit und beim Zweikampf in Betracht kam.[1] Gerichtet, durch Zeugniß belastet oder zum Zweikampf gefordert konnten die höheren Freien, von den Fürsten bis zu den Schöffenbaren, nur durch die Standesgleichen (Pares) werden, weshalb namentlich bei einer Aufforderung zum Kampf der Nachweis der Ebenbürtigkeit verlangt werden konnte. Das praktische Rechtsbedürfniß lockerte zwar später etwas diese enggezogenen Gränzen, so daß auch Untergenossen gegen höher stehende Freie Zeugniß ablegen konnten, aber es blieb dies noch auf Fälle beschränkt, in denen es sich nicht um Leib, Ehre oder Eigenthum handelte.

Wie sehr die germanische Standesauffassung zugleich eine physikalische war und nach der Taxe des Bluts die Werthsätze des freien und berechtigten Mannes feststellte,

---

[1] **Sachsenspiegel.** I. 51. §. 4. I. 63. §. 3. III. 29. §. 1. **Schwabenspiegel (Wackernagel)** 86.

zeigte sich vornehmlich im Eherecht, das seit frühester Zeit diese Unterschiede mit der äußersten Strenge zur Geltung gebracht hatte. Nach dieser Auffassung kam es wesentlich darauf an, die eigenthümliche Reinheit des Bluts in jedem Stande zu wahren und demselben dadurch den Vollbegriff der Geltung, den er in sich trug, ungeschwächt zu erhalten. Es war begreiflich, daß man mit dieser Theorie der Ebenbürtigkeit schon auf den untersten Lebensstufen der Ehe so ängstlich umging, weil von Unten herauf die größte Gefahr kam, durch eine Verfälschung und unrichtige Ableitung der Säfte diese ganze systematische Classification der Trennungen in Unordnung gebracht zu sehn.

Man hütete darum schon den Geschlechtsproceß der Unfreien und Halbfreien vor einer Vermischung, und nahm ebenso viele gegenseitige Unebenbürtigkeiten an, als es verschiedene Kategorien der Freiheit gab. Die Ehe der Leibeigenen mit den Liten, der Liten mit den Zinsigen und Vogtleuten war nicht minder verboten, als die Verbindung dieser Leute mit Freien und Höheren, unter welchen letzteren auch wieder die Unterschiede, welche die standesgemäß festgestellte Ritterbürtigkeit zwischen den Mittelfreien und freien Landsassen aufgerichtet, als Ehehindernisse wirkten. Wie sich der Ebenbürtigkeitsbegriff nach Unten, wo es sich um eine Schranke gegen das Element der Unfreiheit handelte, verengte, so faßte er sich, nach vollbrachter Scheidung und Abschließung aller Ständeklassen, auch nach Oben hin, wo es auf die reine Herausarbeitung des Souverainetäts- und Herrschaftsbegriffs ankam, mit immer schärferer Bestimmtheit zusammen. Dies hinderte bald auch die Verheirathung

zwischen den Mittelfreien und Semperfreien, weil das Geblüt der letzteren sonst durch eine physische Entartung die Fähigkeit hätte verlieren können, der ebenbürtig stattfindenden Verheirathung der fürstlichen Geschlechter mit diesen standesherrlichen zu dienen.

Gegen die Vollziehung unebenbürtiger Ehen wurde ein Sicherheits-Ventil aufgezogen, durch das immer dem höheren Standeselement seine Reinheit mit herber Strenge gewahrt wurde. Zwar stand nicht mehr der Tod auf die Handlung der freien Frau, welche ihren eigenen Knecht zur Ehe genommen,[1] aber der alte germanische Rechtsgrundsatz, daß die Kinder einer Ehe immer der ärgeren Hand, das heißt, der geringeren Standes-Kategorie folgen müssen, hob sofort alle Wirkungen einer solchen Mischehe, durch welche das ganze Standessystem hätte verrückt werden können, wieder auf. Es entsprach freilich weder der Natur noch der Gerechtigkeit, daß ein Kind, dessen Eltern einerseits frei, andererseits leibeigen oder halbfrei waren, in den Abgrund der Unfreiheit zurückgeworfen wurde und somit nur das schlimmere Element, aus dem es gezeugt war, fortpflanzen durfte. Denn der Geschlechtsproceß, welcher an sich der Einerleiheit widerstrebt, ist gerade die Entwickelung des Neuen aus dem Verschiedenartigen, und dadurch das eigentliche Bewegungselement der Geschichte, das immer eine neue Zukunft beschreiten und eröffnen, nicht aber auf die geringeren und schwächeren Stufen hinter ihm zurücksinken will.

Es gewann aber jene Anschauung, die in Folge einer

---

1 Schwabenspiegel (Wackernagel) 331.

Standes-Misch-Ehe immer die Integrität des unfreieren und geringeren Elements wiederhergestellt sehen wollte, auch auf den höheren Lebensstufen ihre unabweisliche Geltung, indem ein hoher Standesherr, der eine Frau von geringerer und nur rittermäßiger Geburt heirathete, auch auf seine Gattin nicht den ersten Adelsrang übertragen konnte, und mit ihr Kinder erzeugte, die ebenfalls der ärgeren Hand folgen mußten und einen degenerirten Stand hatten.[1] Eine gewissermaßen bevorzugte Stellung war nach Unten hin nur den herrschaftlichen Dienstleuten zuerkannt, die, wo sie sich mit eigenen und hörigen Leuten, zu denen sie ihrer Geburt nach gehörten, vermischten, doch aus solcher Ehe ein besonderes Mittelgeschlecht zu Tage fördern konnten, das unter dem Namen der Kämmerlinge sich auf einer eigenthümlichen Stufe forterhalten konnte, wenn es nicht etwa wieder in den Stand der Leibeigenen sich hinunterheirathete.[2]

Ein so unendlich in sich gekniffener und gespaltener Nationalzustand konnte leicht nach allen Seiten hin den ein-

---

[1] Petrus de Andlo de imperio romano II. 12. Est autem Alemannis inveteratus usus et longe retro observata consuetudo, non magna (quantum conjicere possum) ratione suffulta, ut baro, copulando sibi militaria et inferioris generis conjugem, prolem suam inde erratam degeneret et debaronizet, filiique de cetero barones minime vocitentur.

[2] A. v. Jürik die Ministerialen S. 532. Leges feudal. Teklenburg. §. 19. Item si ministerialis servo vel censuali condormierit, puer, qui ex iis nascitur, Camerlingus erit. Vgl. Walter Deutsche Rechtsgeschichte S. 493. — Interessant ist die Urkunde über die Kämmerlinge des Klosters Liesborn, bei N. Kindlinger Geschichte der deutschen Hörigkeit S. 240.

heitlichen Schwerpunct seiner Existenz verfehlen, und dem Volksgeiste die gestaltende Kraft schwächen, aus welcher er seinen äußeren National-Organismus in einem großen geschichtewüchsigen Ganzen sich erschaffen muß. Die gesellschaftliche Zersplitterung der Lebenselemente, die in einer dem Gedächtniß schwer einzuprägenden Vielheit von Formen und gelehrten Namen sich ausprägte, wurde die unabweislich wirkende Grundlage der politischen Zerfahrenheit, welche ebenso jedem Einheitsgesetz widerstrebte. Die verschiedenen Volksstämme Deutschlands, von denen jeder den nationalen Schwerpunct in sich selbst suchte, zogen nach Außen hin das Nationalwesen mit derselben trennenden Kraft auseinander, mit der die als verschiedene Welten sich gegenüberstehenden Stände es nach Innen in diese sich beständig fliehenden Atome zerlegten.

19. Abſchluß des ſtändiſchen Syſtems in den ſieben Heerſchilden.

Die künſtliche Ständegliederung des deutſchen Nationallebens, welche im Mittelalter ihr Syſtem abſchloß, lebte in dem allgemeinen Bewußtſein zugleich als eine myſtiſche Symbolik, die ſich ihre Anſchauungen in dem Bilde des Reichsheerſchildes geſtaltete. In dieſem durch die Rechtsbücher beſtimmt feſtgehaltenen Bilde erſcheint das Leben der ganzen Nation als die Heerſäule der chriſtlichen Ritterſchaft, die in der Stufenfolge ihrer verſchiedenen Schilde ſich ſyſtematiſch auseinanderlegte und darin Rangordnung und Berechtigung aller Stände aufſtellte. Der Heerſchild (clypeus militaris, scutum regis) war das alte Zeichen der nationalen Wehrpflichtigkeit, welches aufgerichtet wurde, um den Heerbann der freien Männer zu den Waffen aufzubieten, und dieſen Heerſchild bemalte ſich die Vorſtellung auch mit den verſchiedenen Standesſtufen der Nation, die darauf in der genau beſtimmten Folge ihrer Würde und ihrer Rechte geſehen wurden. Die kriegeriſch-feudaliſtiſche Welt der Germanen vollendete darin ihre ſtreng ſyſtematiſche Aufſtellung, in welcher Waffenfähigkeit und Lehnfähigkeit zuſammenfielen, um

die principielle Grundlage, auf der sich die Standesunterschiede festbildeten, abzugeben.

Es entstand dadurch die Eintheilung der nationalen Heerfäule in sieben Schilde, deren ursprünglich nur sechs gewesen waren, entsprechend den sechs Welten in der Weissagung des Origenes, an welche der Sachsenspiegel, in dem Bedürfniß eines tieferen mystischen Hintergrundes für diese Nationalgliederung, anknüpft.[1] Es entstand aber der siebente Heerschild durch die Spaltung, welche der zweite in zwei seitdem getrennt fortbestehende Schilde erfahren hatte. Denn den ersten Schild hat der König, der als oberster Lehnsherr und Kriegsfürst die natürliche Spitze des ganzen Systems bildet. Im zweiten Heerschild aber würden alle Fürsten stehen, weil sie durch den Empfang des Reichslehns, auf dem ihre Territorialhoheit beruht, unmittelbar an die Person des Kaisers hinangerückt sind. Diese Stufe hat sich aber durch die Entwickelung des Gegensatzes, in dem geistliches und weltliches Herrschaftselement zu einander herausgetreten sind, in zwei Schilde zertheilt, von denen der eine die zweite Stelle im System durch die geistlichen Fürsten einnimmt, während nun im dritten Heerschild erst die weltlichen Fürsten stehen,

---

[1] Sachsenspiegel (Homeyer) I. 3. §. 1. Origenis wissagede hir bevoren, dat ses werlde sollen wesen, de werlt bi dusent iaren up genomen, unde in dem seveden solde se togan. Nu is uns kündich von der heiligen scrift, dat an adame de irste werlt began; an noe de andere; an abrahame de dridde; an moyse de vierde; an davite de veste; an godes geborde de seste; in der seveden si we nu sunder gewisse tale. — §. 2. Tu dirre selven wis sint de herschilde ut geleget. Vgl. Schwabenspiegel (Wackernagel) 5.

die, wie der Sachsenspiegel hinzufügt, auf diese geringere Stufe erst dadurch zurückgetreten, daß sie Vasallen der Bischöfe geworden. Dieser Grund kann freilich nicht als der durchgreifende angesehen werden, weil doch immer nur einzelne Laienfürsten sich in diesem Verhältniß befanden, das aber für den ganzen Stand als eine Minderung der Hoheit aufgefaßt wurde und wodurch sich nun auch jede folgende Sprosse dieser ständisch-militairischen Stufenleiter verfachte und auf eine geringere hinunterschob, so daß die Leute des sechsten Heerschildes in einen siebenten wegfielen.[1]

Den vierten Schild haben die freien Standesherren, die mit den fürstlichen Geschlechtern auf derselben principiellen Basis stehen, welche durch das mit Hoheitsrechten verbundene Fahnlehn ausgedrückt wurde. In diesen vier ersten Schilden erscheinen die vier verschiedenen Ausstrahlungen der feudalistischen Souverainetät, während mit dem fünften Heerschild, in welchem die Schöffenbarfreien und die Vasallen der Standesherren oder die Mittelfreien stehen, der zweite Aufguß der nationalen Standesfreiheit beginnt. Das Hoheitsrecht hat sich auf dieser Stufe in das gutsherrliche Recht umgesetzt, das als bäuerliche Souverainetät sich mit nicht minder hoheitslustigen Ansprüchen in seine kleineren Dimensionen hineinstreckt, und in denselben mikrokosmisch alle Züge der landesherrlichen Souverainetät wiederzuspiegeln sucht. Im sechsten Heerschild stehen dann die Dienstmannen oder

---

1 Sachsenspiegel (Homeyer) I. 3. §. 2. Die leien forsten hebbet aver den sesten schilt in den seveden gebracht, sin se worden der biscope man, des er nicht ne was.

die Vasallen der Schöffenbaren, wie auch die Vasallen der im fünften Heerschild stehenden standesherrlichen Vasallen, mithin After-Lehnsleute oder lehnsfähig gewordene Dienstmannen, welche auf dem Wege des Dienstes zu dieser vor den übrigen Freien noch bevorzugten Stufe gelangt waren.[1] Wie in einem großen Gebirgs-System dieselben Ablagerungen und Formationen sich oft auf verschiedenen Puncten erst in mächtigeren dann in schwächeren Bildungen wiederholen, so trägt auch das nationale Standessystem der Deutschen diese sich in demselben Charakter kunstvoll steigernden Terrassenformen eines Alpenzuges an sich. Wie in den vier ersten Schilden die Abstufungen des souverainen Herrschaftsbegriffs sich hinstellen, so zeigt sich im vierten und fünften Schild der schwächere und niedrigere Höhenzug derselben Formation, die nach dem Maaß des abgeleiteten Freiheitsbegriffs sich mehr und mehr senkt und von Vasallenthum zu Vasallenthum immer tiefer hinuntersteigt.

In dem siebenten Heerschild wird dann nur noch eine große unbestimmte Fläche eröffnet, auf der diejenigen Personen erscheinen, welche nur den Stempel der gemeinen Freiheit an sich tragen, aber mit diesem Begriff zu keiner höheren Stelle des feudalen Systems oder vielleicht überhaupt zu keiner Lehnfähigkeit hinaufzurücken vermocht haben. Die Standesvorzüge strömen hier in einem allgemeinen Bett ab, in welchem sich Alles ziemlich unterschiedslos durcheinander

---

[1] **Schwabenspiegel** (Wackernagel) 5. — die dienstman den sehsten. **Sachsenspiegel (Homeyer)** I. 3. §. 2. — de scepenbare lüde unde der vrienherren man den vesten; ire manne vort den sesten.

bewegt, und wo nur noch das negative Merkmal der Persönlichkeiten angegeben wird, daß dieselben nicht leibeigen und von ehelicher Geburt sind.[1] Der Sachsenspiegel hilft sich, um diesen chaotischen Unterbau der Freiheitsstände zu bezeichnen, mit einer mystischen Naivetät, indem er, da Origenes einmal nur sechs Weltepochen geweissagt, von der siebenten Welt in der Christenheit behauptet, daß man noch gar nicht recht wisse, wie lange sie stehen solle, und daß man *darum* auch von dem siebenten Heerschilde nicht wissen könne, ob er Lehnrecht oder Heerschild habe, das heißt, ob er überhaupt für einen Heerschild gelten könne?[2]

Man war also in Zweifel, wofür man diese allgemeine Stufe, die nur den ganz abstracten Freiheitsbegriff an sich hatte, eigentlich zu halten habe, wodurch sich am augenfäl-

---

[1] Senckenberg, Schwäbisches Landrecht c. 8. §. 7. Den sibenten herschilt hebt ein ieklich man, der nicht eigen ist und ein eckind ist.

[2] Sachsenspiegel (Homeyer) I. 3. §. 2. Abe de kristenheit in der seveden werlt nene stedicheit ne weit, wo lange se stan sole, also ne weit man ok an dem seveden schilde, of he lenrecht oder herschilt hebben moge. Der Schwabenspiegel (Wackernagel) c. 5. giebt fast gleichlautend dieselbe Auffassung, setzt jedoch hinzu: Den sibenden herschilt den heset ein iegelich man der von ritterlicher art geborn ist unde ein êkint ist. Diese Stelle fehlt in der Züricher Pergamenthandschrift des Schwabenspiegels, und könnte leicht eine tendenziöse Interpolation sein, welche den Widerspruch, der durch den siebenten Heerschild in das ganze System eintritt, beseitigen will. Denn Heerschild und Lehnfähigkeit sind von vorn herein dieselben Begriffe, und die Lehnfähigkeit auch des siebenten Heerschildes würde unzweifelhaft hergestellt sein, wenn die Rittermäßigen in demselben Platz finden. Vgl. die lichtvolle Auseinandersetzung bei Zöpfl deutsche Staats- und Rechtsgeschichte II. 2. S. 45. n. 16.

ligſten zeigt, daß die Freiheit an ſich gar nicht mehr ausreichte, um einen Stand zu begründen, und kaum noch den freien Mann als ſolchen in Geltung brachte. Der Freiheitsbegriff mußte in die höhere Formel des Lehnsbegriffs erhoben werden, wenn ſeine menſchlichen und politiſchen Wirkungen geſichert bleiben ſollten. Der Sachſenſpiegel läßt aber zugleich die Frage der Lehnsfähigkeit in dieſem Schilde offen, und bezeichnet dadurch ganz charakteriſtiſch die Situation des gemeinen Freien, der jedenfalls die Möglichkeit in ſich trägt, einen Herrn zu finden, der ihm ein Lehn überträgt, und ihn dadurch eine feſtere Sproſſe im Syſtem erklimmen läßt. Dieſe Möglichkeit theilt der Freie allerdings auch mit dem Leibeigenen und Schutzpflichtigen, die durch einen Act herrſchaftlicher Milde ebenfalls mit Freiheit und Lehn begabt und in das geſellſchaftliche Syſtem aufgenommen werden können. Es berühren ſich hier wieder die Elemente der Freiheit und Unfreiheit, die in ihrem Princip leicht durcheinandergeworfen und vermiſcht werden, wo die Geſellſchaft ſich in der Pyramide der Standesverzüge zuſpitzt.

Die deutſche Nationalität theilte ſich durch dieſe ſtändiſchen Einſchnitte, die bis in ihren innerſten Grund vordrangen, in dieſe vielen arabeskenartigen Felder ab, in denen ſie wie ein überladenes Gemälde ſchillerte. Dieſer Reichthum an Nüancen war aber zugleich eine Fülle innerer Schwierigkeiten, welche den Gang der Nationalentwickelung belaſteten, und die hiſtoriſche Kraft, die nach Außen hin geltend zu machen war, nach Innen in reſultatloſes ſich abarbeitenden Reibungen und Kämpfen verzehrten. Eine Nation, die ſo viel künſtliche Schranken innerhalb ihres eige-

nen Lebens aufrichtete, war ein an Händen und Füßen gefesselter Held, der mit der Macht eines Gottes doch weder vorwärts noch rückwärts kann. In dieser Gebundenheit des ständischen Systems lag aber auch die Garantie innerer Ruhe und Stabilität keineswegs. Der in der Feudalwelt siebenfach gefesselte deutsche Nationalcharakter, dessen Spaltungen an der Tafel der Heerschilde angeschrieben standen, war dadurch der unruhige, peinvolle, mißtrauische, sich selbst zerwühlende geworden. Die Eifersucht von Stand zu Stand, die in beständiger Bewegung bleiben mußte, und bei der es sich zugleich um die materiellen Vortheile der täglichen Existenz handelte, schürte an jedem Heerd die innere Uneinigkeit Deutschlands. Der germanische Ständekampf führte den Reigen der europäischen Revolution, die unter den politisch-gesellschaftlichen Stürmen Deutschlands im sechszehnten Jahrhundert mit den Kämpfen der deutschen Bauern gegen ihre Gutsherren ihren Anfang nimmt. —

Zweites Buch.

Der Kampf der deutſchen Stände in Staat und Geſellſchaft.

1. Das ſtädtiſche Princip als Ergänzung des Organiſationsfehlers im feudalen Syſtem.

Der deutſche Ständekampf, der das revolutionnaire Princip des neuern Europa's in ſich bewegt und entfeſſelt, beginnt mit der Entwickelung des Städteweſens, das in Deutſchland, wie in Vorausſicht der Gefahren, die ſich dem chriſtlich-germaniſchen Syſtem dadurch bereiten, zuerſt einen ungemein langſamen und zögernden Weg für alle ſeine Bildungen einſchlägt. Das ſtändiſche Syſtem der Deutſchen hatte auf ſeiner landwirthſchaftlich-militairiſchen Baſis, auf der es erwachſen war, doch nicht alle Triebe und Kräfte des deutſchen Nationalgeiſtes erſchöpfend in ſich zuſammenfaſſen können. Es war ein unberechnenbarer Reſt geblieben, der weder in den Ackerbau noch in den Krieg hatte hineinorganiſirt werden können, und der das eigentlich ſchöpferiſche Princip der Städte und des ſtädtiſchen Gemeindelebens wurde.

Die Feudalwelt hatte dieſen Reſt, den ſie in ihren Conſtructionen gelaſſen, ſchon durch die Verlegenheit angedeutet, mit der ſie den gemeinen Freien in ſeinen eigentlichen Standesverhältniſſen behandelte. Das Syſtem hatte ihm zwar den ſiebenten Heerſchild offen gelaſſen, aber ihm zu-

gleich bei der Unbestimmtheit desselben gewissermaßen den Stuhl vor die Thür gesetzt. Der gemeine Freie, der kein Lehn hatte, war dadurch heimathlos selbst auf seinem eigenen Besitz geworden, und schwankte ohne festen Mittelpunkt seiner Existenz wie in der Leere umher, ungewiß wohin er sich ansetzen solle, um zum Ganzen gerechnet zu werden. In den neuen städtischen Organisationen bot sich zuerst ein Asyl für diejenigen Kräfte dar, welche außerhalb des feudalen Gesellschaftssystems stehen geblieben waren, und dorthin wandten sich nun die versprengten Freien, um sich auf einer neuen principiellen Grundlage Existenz und Heimath zu suchen. Ihnen folgte die Schaar freigelassener Leibeigenen, ausgelöster Hörigen, verderbener Schutzpflichtigen und der ganze Niederschlag derjenigen Bevölkerung, welche durch das Feudalsystem zu Grunde gerichtet war oder in demselben keine Stelle hatte finden können.

Diese radicale Mischung wurde die materielle und geistige Grundlage, auf der die Städte sich erbauten. Es würde aber darin kein schöpferisches Element zu Tage gekommen sein, wenn nicht zugleich ein neues Princip hier wirksam geworden wäre, welches die patriarchalische Feudalwelt in ihrem bloß auf die Ständeunterschiede und die Geschlechter-Organisationen gerichteten System nicht kannte und nicht berücksichtigt hatte. Es war dies das Handels- und Gewerbe-Princip, das auf der nationalen Ständetafel des altgermanischen Lebens nicht mit verzeichnet gestanden, und durch welches die Entwickelung des Städtethums von vornherein eine antifeudale Richtung in sich aufnahm. Es ist ein Glück für die Bewegungsfähigkeit

der Menſchheit, daß die größten Syſteme, durch die ſie umſpannt gehalten wird, auch wieder ein Loch haben, welches den Sonnenſtrahl der Zukunft einläßt. Damit erſcheint auch die univerſale Syſtematiſirung des Lebens, die an dem Mittelalter ſo oft bewundert worden, in ihrem zweifelhaften Werth. Auch dieſes Syſtem war kein vollſtändiges, denn gerade durch die Ausſchließlichkeit ſeiner inneren Abſtufungen, durch die ſcharfe Ausarbeitung ſeiner Unterſchiede, ſonderte es Elemente in ſich aus, deren Kraft es nicht ahnte und welche die Stärke in ſich trugen, die ganze Welt aus ihren Angeln zu heben und neue Ordnungen zu ſchaffen.

Die auf ſich ſelbſt geſtellten Freien hatten in der germaniſchen Feudalverfaſſung kein Stand werden können, und da der Stand im Sinne des Syſtems zugleich die menſchliche und politiſche Exiſtenz ſelbſt war, ſo waren ſie dadurch als eine in Frage geſtellte Maſſe übrig geblieben, die ihrerſeits wieder eine dringende Frage an die Nation ſelbſt und an ihre Zukunft wurde. Das Städtethum verpflanzte dieſe preisgegebene Kraft in ſeine neu erſtandenen Ringmauern und bediente ſich ihrer zu einer neuen nationalen Organiſation, die den Trägern derſelben, den Bürgern, zugleich den beſtimmten Stand verlieh, den ihnen das Feudalſyſtem verweigert hatte. In den Städten Deutſchlands keimte ſchon mit ihrer Entſtehung, und als die eigentliche Triebkraft ihrer Idee, ein neuer Stand empor, der in den Wurzeln des ſtädtiſchen Princips ſelbſt hing und mit dieſem als einunderſelbe Begriff ſich entwickelte. Es war der dritte Stand, der auf dieſem Scheidepunkt, wo durch das ſtädtiſche Princip ein Organi-

sationsfehler des feudalen Systems aufgedeckt und ergänzt wurde, in seine Geburt trat.

Der dritte Stand, der zu einer welthistorischen Mission in Europa berufen war, nahm seine Entstehung zuerst in Deutschland, wo ihn der germanische Ständekampf als die Kraft des Umschlags hinstellte, der in die Feudalwelt eingetreten war. Es lag etwas Geheimnißvolles in der Geburt und Zusammensetzung des dritten Standes, der mit einem neuen Princip, das bisher noch nicht in Anschlag gebracht worden war, an den Schranken der feudalständisch organisirten Gesellschaft erschien und dieselbe zu einem Kampf um das ganze System herausforderte. Es war eine neue Concentration des deutschen Volkes, welche ihre Berechtigung, einen Stand darzustellen, zuerst nur aus sich selbst, aus ihrer ideellen und materiellen Thatkraft, hatte schöpfen können. Dieser Stand, in sich selbst aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengegriffen, eine dunkle aber unendlich bewegliche Compesition, trat zuerst nur auf einem abgesonderten Punkt des deutschen Nationalwesens in die Geschichte ein. Bald aber erhob er den Anspruch, die Nation selbst zu sein, und die eigentliche Lebenskraft und Gesammtberechtigung derselben in sich zu umfassen. Je mehr er sich selbst als Stand zu organisiren begann, desto zersetzender und auflösender wirkte er auf das allgemeine Standessystem der Deutschen ein, welches er auf den allgemeinen Grund der Nationalität, in dem er selbst Wurzel geschlagen, hinüberzuziehen trachtete. Die bevorrechteten Stände der feudalen Organisation hatten sich innerhalb der Nationalität als besondere Welten zu consti-

tuiren gewußt, denen der Stand gerade in ſeinem Trennungsprincip höher galt als jede nationale Vergeſellſchaftung. Der dritte Stand ſtellte ſich aber nur darum als Stand auf, um ihn zum Träger des einheitlichen Nationalverbandes zu machen und alle Standestrennungen darin zuſammenfließen zu laſſen.

Der neue Stand war in Oppoſition gegen das ganze Syſtem der Epoche geboren, und entnahm aus dieſer ſeiner Lebenswurzel ein weſentliches Geſetz ſeiner Entwickelungen. Das ſtädtiſche Princip, in dem ein neues Syſtem ſich aufſtellte, war das Princip der Individualität, welches den allgemeinen Zwang und Bann der Feudalidee brechen wollte und darum auf die rein menſchlichen und perſönlichen Gründe der Exiſtenz zurückging. Das landwirthſchaftlich-militairiſche Syſtem des Feudalismus hatte es nur zu einer ariſtokratiſchen Organiſation der Geſchlechter gebracht, in der die Perſönlichkeit der Menſchen lediglich den Werth der Stufe hatte, auf der ſie in das Syſtem eingeordnet war. Der Freiheitsbegriff der Nation, der die Individualität an den Schranken der ſyſtematiſchen Claſſification ſcheitern ſehen mußte, konnte ſich nur noch in dieſe Individualität hineinretten, die er jetzt zu einem Princip und zu einem hiſtoriſchen Wendepunkt erhob. Der Individualismus, der die urſprüngliche Grundlage der Freiheit iſt und namentlich bei den Deutſchen ihre erſten Lebenseinrichtungen ganz und gar beſtimmt hat, mußte auch der Uebergang zur Erneuerung der Nation auf der Baſis ihrer hiſtoriſchen Kämpfe werden.

Das Princip des Individualismus erhob ſeine geſtal-

tende Kraft im Städte- und Bürgerthum, das dadurch zu einer neuen Macht der modernen Geschichte wurde. Es war damit die Wendung vom ständischen Agriculturſyſtem zum ſtädtiſchen Mercantilprincip als eine welthiſtoriſche eingeleitet, und obwohl beide Syſteme noch nebeneinander fortbeſtehen und ſich zum Theil auch gegenſeitig aufzunehmen und zu ergänzen ſtreben, ſo ſind ſie doch, was ihre politiſchen Folgerungen anbetrifft, weſentlich zu einem Kampf miteinander beſtimmt, in dem es ſich um die Herrſchaft des einen Syſtems über das andere handelt, und der in alle ferneren Geſtaltungen des Nationalgeiſtes principiell und thatſächlich hinübergreift. Denn auch die ideellen Entwickelungsgeſetze der Nation entſcheiden ſich bald nur unter dem drängenden Einfluß dieſes Gegenſatzes.

Das ſtädtiſche Element, das als Princip gefaßt die Kraft der freien, auf ſich ſelbſt geſtellten Individualität iſt, bildet ſich zuerſt in der materiellen Thätigkeit des Individuums, in Handel, Induſtrie und Gewerbe, immer mächtiger und ſelbſtändiger aus. Die ſich ſelbſt überlaſſene Kraft des dritten Standes kann ſich in dieſer Art und Weiſe der Thätigkeit um ſo günſtiger entfalten, weil dieſelbe der rein individuellen Sphäre angehört und darin von vorn herein eine aus den Feſſeln des Feudalſyſtems heraustretende, ſich ſelbſt angehörige Welt zu bauen unternimmt. Die auf die Sclaverei geſtützte ariſtokratiſche Landwirthſchaft mußte ſchon wegen dieſer ihrer unfreien Grundlage, auf der ſie betrieben wurde, hinter der neuen ſtädtiſchen Gewerbſamkeit zurückbleiben, die durchweg auf dem Element der Freiheit ſtand und dadurch auch eine geiſtige Wiedergeburt

der Nation bereiten half. Die bürgerliche Industrie, welche den Kampf um das System aufnahm, war der Schlag des Hammers, der die Erzader der Freiheit in den Tiefen der Nationalität von neuem traf. Es handelte sich damit zugleich um die Aufstellung des wahrhaft historischen Princips für die deutsche Nationalgeschichte. Krieg und Ackerbau waren in der ständisch-feudalistischen Organisation des Germanenthums principielle Mächte geworden, die aber nur an ihren eigenen Pfoten sogen, und die Kraft der Nation von der allgemeinen Bewegungslinie der Geschichte ablenkten. Der industrielle Individualismus dagegen, an eine scheinbar so materielle, im hohen Feudalsystem gewissermaßen geächtete Aufgabe gewiesen, entwickelte in dieser die neue nationale Lebenskraft, die wesentlich auf die Macht der Ideen sich stützte.

Das historische Princip der neueren Welt kündigte sich zuerst als das Krämerprincip an, das, von den großen Feudalherren verachtet und verworfen, zum Eckstein des neuen Städtebau's wurde, um einen entscheidenden Neubau der modernen Welt darauf zu gründen. Der städtische Materialismus, welcher der Uebergang zur Selbstbestimmung des Volksgeistes auf den Grundlagen seiner Freiheit und Thatkraft wurde, erschloß sich zugleich aus seinen eigensten Gründen als ein Reich der Ideen, in dem alle principiellen Wurzeln der neuen Zeitbewegung sich ansetzten. Dies Krämerprincip wurde ein reformatorisches Weltprincip, in dem Industrialismus, Protestantismus und Revolutionnarismus eine tiefineinandergreifende electrische Kette bilden, die Himmel und Erde umspannt, und deren Wirkungen auf allen Punkten der Menschheit fühlbar werden.

Es sind dies drei Ausstrahlungen eines und desselben Princips, das aus der Spaltung des Feudalismus als die nothwendige menschliche Reaction gegen dies System emporwächst, und dessen Anfänge ebenso klar und historisch berechtigt erscheinen, als seine letzten Ziele wie seine Organisationsfähigkeit räthselhaft und ungewiß geblieben sind. Den hochgehenden Wogen dieses Princips gegenüber giebt es für das ständisch-militairisch-landwirthschaftliche System nur noch Waffenstillstand und Vergleich, aber keine Herrschaft in der Geschichte mehr. Dies System könnte nur noch siegen, wenn es ihm möglich würde, die Mauern der Städte wieder einzureißen, und, nach Auflösung aller genossenschaftlichen Organisationen und der damit verbundenen principiellen Stellungen, die Menschheit wieder auf gutsherrliches Ackerland zurückzuverpflanzen und ihr die feudale Hörigkeits-Idylle zwischen Vieh und Feld von neuem zu gönnen.

2. Elemente der deutschen Städtebildung.

Der Gegensatz von Stadt und Land, dessen Ausbildung in die innerste Mitte des Feudalsystems einschnitt, trat erst allmählig in bestimmteren Umrissen und in seiner principiellen Bedeutung hervor. Auf dem natürlichsten Wege, und aus den rein germanischen Verhältnissen heraus, steigerten sich die Anlagen der Dörfer (Villen) zu einem territorialen Wachsthum und zu einer stadtgenossenschaftlichen Entwickelung, welche durch den Uebergang zu besonderen Rechtsverhältnissen den städtischen Organismus abschloß. Es wirkten auch schon bei diesem ersten Ursprung der Städte die Elemente des Verkehrs und der Handelsbetriebsamkeit gestaltend mit, da die Ortschaften, welche dafür besonders günstige Verhältnisse darboten, um so rascher emporkamen und das kaiserliche und landesherrliche Privilegium empfingen, welches zur Erwerbung des städtischen Rechtscharakters erforderlich war. Auf der andern Seite gruppirten sich städtische Anlagen um die Reichs- und Landesfestungen, die dadurch einen bedeutenden Anhalt und Hintergrund empfingen, und wodurch der Begriff der festen Städte überhaupt ein typischer Charakter städtischer Ansiedelung wurde.

Das Städtewesen, das ursprünglich der deutschen Na-

tionalität und ihrem Absonderungstrieb widerstrebte, wurde im Verlauf ihrer historischen Entwickelung die Hauptform, in der sich das ganze Volksthum individualisirte und den Reichthum seiner mannigfaltigen Charakterelemente aufstellte. Der erste Anstoß der Städtebegründung kam den Deutschen äußerlich von dem Römerthum, das die Wege seiner Eroberung am Rhein und an der Donau zugleich durch die Pflanzung bedeutender Stadtanlagen bezeichnete. Das Römerthum hatte seine historische Stärke und Entwickelungskraft vornehmlich aus der Stadt (urbs), der ewigen Roma, gezogen, die zu einem Universalbegriff geworden war und den geschichtlichen Culminationspunkt der alten Welt festgestellt hatte. Diese große städtische Organisation, als Mittelpunkt eines Weltreichs, war das eigentliche Princip des Römerthums gewesen, das auch auf seinen Eroberungen in fremden Ländern vorzugsweise den Trieb hatte walten lassen, sich im Städtebau zu offenbaren und darin das Gesetz seiner Herrschaft abzudrücken. Als sich die Germanen auf ihren Kriegszügen diese Römerstädte erstritten, fanden sie darin den streng geordneten Rechtsorganismus der römischen Municipalverfassung vor, die darin jedenfalls noch eine Zeitlang fortwirken konnte und von hier aus die deutschen Rechtsformen wesentlich beeinflußte, obwohl die deutschen Völker bald darauf hielten, in ihren Stadtverfassungen ein wesentlich germanisches Element zur Durchführung zu bringen.[1]

Am durchgreifendsten wirkte aber auf die deutsche

---

[1] Mittermaier Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts I. §. 134. (5. Ausg.)

Städtebildung nicht bloß äußerlich sondern auch nach der Seite hin, wo sich die städtischen Verfassungselemente eigenthümlich entschieden, die römische Hierarchie durch die reorganisirende Kraft ihrer kirchlichen Institutionen ein. Der besondere Drang der Kirche, Immunitäten auszusondern und darin mitten im weltlichen Reichsverbande selbständige geistliche Rechtsbezirke aufzustellen, traf hier mit dem der städtischen Entwickelung eingepflanzten principiellen Trieb, der auf Darstellung eines selbsteigenen Rechtsorganismus ging, zusammen. Die Kirche half auf diesem Wege wesentlich die republikanische Selbstbestimmung, welche das Grundwesen der deutschen Städteverfassung wurde, hervorbilden und zum gestaltenden Princip dieser neuen Nationalkörper machen. Namentlich waren es die städtischen Sitze der Bischöfe, in welche durch dies geistliche Regiment von vorn herein der Trieb nach einer bedeutenden und selbständigen gesellschaftlichen Entwickelung gelegt wurde, und die überhaupt nur da aufgeschlagen wurden, wo günstige Bedingungen, Macht und Ansehn zu entfalten, vorlagen.

Die Ortschaft, welche zu einem Bischofssitz erhoben worden, mußte dadurch zugleich ein neues Entwickelungsgesetz in sich aufnehmen, welches zuerst die Unabhängigkeit dieses Stadtbezirks von der Jurisdiction der gemeinen Landgerichte bedingte und in der geistlichen Immunität sich der kaiserlichen und landesherrlichen Oberhoheit selbständig gegenüberstellte. Wenn hier die Kirche das Rechtsorgan dieser städtischen Eigenbestimmung wurde, so blieb es bei den Städten, die unter weltlicher Oberhoheit sich bildeten oder weiter entwickelten, die eigentliche Wurzel ihrer Existenz, daß sie die

Ausübung eigener Gerichtsbarkeit und die Selbstverwaltung ihrer Gemeinde-Angelegenheiten hatten. Das Privilegium, das eine Stadt für ihren Bestand zu erwerben hatte, mußte daher vornehmlich diese Jurisdictionsverhältnisse gewährleisten und die Befreiung von der gräflichen Gerichtsbarkeit aussprechen, wodurch ein in seiner eigenen Machtvollkommenheit ruhendes Gemeinwesen entstand, das in sich selbst rechtsgenossenschaftlich und republikanisch gegliedert erschien und nur mit der obersten Reichsspitze monarchisch zusammenhing. Die Stadt selbst wurde eine juristische Persönlichkeit, welche dem außer ihr gebliebenen aristokratischen Geschlechterwesen gleichmächtig gegenübertrat, und das auserlesene Familienblut, das in jenen Geschlechtern floß, durch eine neue Mischung der Freiheit mit der bürgerlichen Thatkraft zu ersetzen suchte.

Die Organisation der Kirche, welche in vielfachen Schwingungen ihre Kreise über Deutschland zog, hatte durch die ihr System abschließende Aufrichtung fester Plätze, zu denen schon der von Steinen aufgeführte Münster mit seinem durch Mauern und Gräben umgebenen Domhof gehörte, der umwohnenden Bevölkerung zuerst die Wohlthat fühlbar gemacht, einen umfriedigten und befestigten Zufluchtsort gegen den feindlichen Ueberfall zu haben. Die Kirche hatte sich in dieser Beziehung von vornherein um Vieles practischer und weitsichtiger erwiesen als die weltliche Aristokratie, die ihre bei weitem später erstehenden Schlösser und Besten seltener auf ein allgemeines Landesinteresse und zu Gunsten der Bevölkerung anlegte, sondern nur ihre romantische Sonderung von derselben und ihre egoistischen Familien- und Ge-

ſchlechterkämpfe dabei im Auge hatte. Dagegen ſchienen die ſtarken und mächtigen Anlagen der Domgebäude mit ihren geſchloſſenen Plätzen von vornherein auch zu einem Volks-Aſyl beſtimmt, das die zur Kirche gehörigen Bewohner aufnahm und barg, wenn ſie gedrängt und verfolgt wurden, und in dem die Geiſtlichkeit unter großen Geſichtspunkten das Schutzprincip walten ließ, das ſie am wirkſamſten an der kirchlichen Organiſation herauszukehren verſtand. Die Biſchöfe ſelbſt befeſtigten nicht nur ihre eigene Wohnungen, die bald wie hohe Burgen, ſtark durch Mauern und Thürme, und durch die Zahl der darauf ſitzenden Burgmannen, emporragten, ſondern ſie gaben auch den Städten, in denen ihre Reſidenz ſich ausrundete, die Macht eines feſten, jedem Angriff gewachſenen Platzes.[1] Die ſtädtebauende und weltorganiſirende Kraft der römiſch-katholiſchen Kirche entfaltete hier ſchon ihre vollendete Taktik, mit der ſie, mitten in der Volksgemeinſchaft wirkend, und an die Principien und Intereſſen derſelben ihre Herrſchaft anknüpfend, allen weltlichen Bewegungen und Einrichtungen voranſchritt.

Auch das induſtrielle Element ſelbſt, welches den Städten ihr eigentliches Wachsthum gab, wurde von der Hand der Kirche weſentlich gepflegt und emporgetrieben. Markt und Kirche hatten von vornherein gewiſſe Berührungspunkte miteinander gefunden, welche in dem Zuſammenſtrömen großer Volksmaſſen namentlich bei der Pracht der hohen gottesdienſtlichen Feſte in den Metropolitankirchen ſich wie von

---

[1] Vergl. Nicol. Lindlinger, Geſchichte der älteren Grafen I. 59. 86.

selbst bildeten. Die Entstehung von Verkaufsbuden und Waarenniederlagen unmittelbar an den Kirchen selbst hatte die wohlberechnete Absicht, die Gemeinschaft und angeregte Stimmung so vieler Gläubigen im guten Moment für das Geschäft zu benutzen. Diese Anerkennung für die Universalität des kirchlichen Elements ging so weit, den Kram auch in das Innere der Kirche selbst zu verlegen, wo während der heiligen Handlungen dann im Schiff die Waare ausgeboten und von Juden und Christen ein ersprießlicher Handelsverkehr angesponnen wurde. Der Sonntag als der Kirchentag wurde deshalb in vielen Gegenden auch zum eigentlichen Markttag erhoben, und das Gotteshaus selbst nahm, wie in London die Paulskirche noch gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts, nicht selten und namentlich an hohen Festtagen das Wesen eines allgemeinen Marktplatzes an.[1] Die Geistlichkeit zeigte sich mit ihrem unaufhörlich practischen Instinct bereit, dieser Combination den besten Gesichtspunkt abzugewinnen, und indem sie durch dies Ineinandergreifen der kirchlichen und mercantilen Zwecke wesentlich auch einen neuen volksthümlichen Hebel für die Kirchengemeinschaft selbst entstehen sah, zögerte sie zugleich nicht, die Erhebung der Marktgefälle für sich in Anspruch zu nehmen.

Der Markt, der an die Kirche sich lehnte, wurde aber mit dieser zugleich der lebendige Krystallisationspunkt, in dem

[1] Vgl. Hüllmann Städtewesen des Mittelalters I. 287. Sugenheim Staatsleben des Clerus S. 71. Wilkins Concilia Magnae Britanniae III. 194. (Urkunde Bischof Roberts von London vom Jahre 1385.)

die städtischen Einrichtungen sich gestalteten. Das Marktrecht, aus dem in weiterer Linie auch der ganze Handels- und Gewerbestand mit seinen Rechten und Befugnissen sich entwickelte, wurde der erste Inbegriff und Ausgangspunkt der Städte-Organisation und damit der städtischen Freiheit selbst, die in ihren Privilegien ausdrücklich mit der Verleihung des Marktrechts verbunden wurde. Wenn die Ertheilung dieses Marktrechts dabei zunächst noch als eine Verleihung der „römischen Freiheit“[1] bezeichnet wurde, so geschah dies, weil die römischen Städte, in denen nach den alten classischen Begriffen der Markt überhaupt ein integrirender Bestandtheil des öffentlichen Lebens war, in der Aufstellung und Abhaltung eines solchen das bestimmende Beispiel gegeben hatten. Wie aber der Markt der Römer mit ihrem Staatswesen zusammenfiel, so vertieften die mittelalterlichen Germanen den Begriff ihres Marktes in dem christlichen Kirchenbegriff, der in dieser Zeit noch mit arglos er und naiver Hingebung alle Realitäten des Volksthums in sich umspannen wollte. Die Kirche übernahm das Hirtenamt auch über die materiellen Interessen, welchen sie sich keineswegs sogleich in einer abgeschlossenen, nur geisttreibenden Idealität gegenüberstellte, sondern mit denen sie sich auf dem Grunde der städtischen Organisationen zu einer die Volkswirthschaft und den Nationalverkehr beflügelnden Wirkung zusammenfallen ließ. Die Messe wurde in ihrer

---

1 Civitatem libertate romana donare. Vgl. Zöpfl Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte II. 2. S. 165.

symbolischen und praktischen Bedeutung der Höhepunkt dieser großen volksthümlichen Combination, in der die Kirche den Welthandel auf ihre Bahnen zog, indem sie in ihren feierlichsten Momenten demüthig und kühn genug war, sich mit der gewerblichen Volkskraft und dem frischen gewinnlustigen Handelsgetümmel zu vermählen.

Mit allen diesen Elementen, auf denen die städtische Entwickelung eigenthümlich ruhte, schloß sie sich in ihrem Weichbild zu einem in seinen Rechten fest abgegränzten Organismus zusammen. Das Weichbild war die territoriale und stadtrechtliche Feststellung des Gebiets, auf welchem die städtischen Lebensbewegungen und Gerechtsame sich zu einem Ganzen zusammenfaßten und innerhalb dessen der Stadtbezirk unter seinem besonderen, nicht zu verletzenden Frieden (weichfried) stand. Ein Bild, auf eine hölzerne Scheibe (discus) gemalt, war namentlich in den italienischen Städten als Gränzmarke, an der die verschiedenen Gerichtssprengel sich von einander sonderten, aufgestellt worden. Dies Gerichtsbild (figura judicii, banni, flandrisch banleuca oder banlieu), welches gewöhnlich in einem Thierkopf oder einer Thiergestalt bestand, gab auch dem Gerichtshof selbst, an dem an großen Gerichtstagen ebenfalls das angenommene Symbol aufgerichtet wurde, den Namen des Bildhofes (curia signi). Mit der immer stärker werdenden Entwickelung des städtischen Gemeindewesens zu einer alle Theile der Stadt gleichmäßig verbindenden Rechtseinheit wurde das Gerichtsbild zugleich der Gesammtbegriff der lebendigen Stadtgemeinschaft selbst, und

bezeichnete vornehmlich mit dem Namen des Weichbildes[1] den daran sich abschließenden Umfang der Stadt und ihrer Feldmark in territorialer wie in rechtlicher Hinsicht.

---

[1] Hüllmann Städtewesen des Mittelalters II. 207 (vergl. III. 281) hat die Ableitung von Wik, Wieck, Wyk, Wig, Wich (vicus, Ortschaft) auf welche zuerst Haltaus im Glossarium bestimmter hingewiesen, ziemlich zu der durchgreifenden Annahme gemacht. Vgl. Gaupp Ueber deutsche Städtegründung, Stadtverfassung und Weichbild S. 98. 105, der gegen die Ableitung vom Lateinischen vicus sich erklärt und in Wik ein ursprünglich germanisches Wort annehmen will, dagegen in Bild (bilde, pilde) nur eine Bezeichnung für Recht anerkennt, was er aus den negativen Zusammensetzungen von unbilde, unpilde, darthut. Für diese Ansicht dient ihm auch das Englische bill zur Bestätigung. Nach seiner Ausführung würde Weichbild mit Stadtrecht etymologisch und begriffsmäßig zusammenfallen. Vgl. Mittermaier Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts I. §. 135. (5. Ausg.) Warnkönig Rechtsgeschichte I. 345.

3. Deutsche Stadtverfassung und Gemeindeordnung in ihrer ursprünglichen Gestalt.

Die Stadt war nach germanischen Begriffen schon ganz durch sich selbst ein Freiheits-Organismus, der sich den feudalen Gegensätzen und Mischungen von Freiheit und Unfreiheit, welche den politischen und socialen Character des Landes bildeten, von vornherein entzogen hatte, um eine neue Reihe nationaler Schöpfungen aus dem einfachen, durch keine systematische Gliederung bedingten Begriff der Freiheit selbst zu beginnen. Der im Weichbild eingeschlossene Frieden war zugleich die Freiheit selbst, und diese Namen flossen auch als örtliche Bezeichnungen des Stadtgebiets in gleicher Bedeutung und Berechtigung ineinander. Die Stadt als solche war sogleich eine freie Stadt (libera civitas), und eine Ortschaft zur Stadt erheben hieß so viel als sie befreien (urbem liberare vel libertare), was in den kaiserlichen Städteprivilegien, durch welche dieses geschah, der eigentliche typische Ausdruck wurde. Dieser mit dem Stadtbegriff zusammenfallende Freiheitsbegriff wurzelte zugleich in der kaiserlichen Verleihung, ohne welche keine Stadt entstehen konnte, und wodurch die als Reichs-Immunitäten hervorgehenden ältesten Städte wesentlich den Charakter freier

Reichsstädte (urbes liberae imperii) behaupteten. Mit Macht, Blüthe und Reichthum dieser Reichsstädte, die auch Reichsstandschaft und wegen ihrer Unmittelbarkeit sogar Landeshoheit besaßen, konnten die bloß von Landesherren gegründeten Städte erst später wetteifern, und diese letztern bildeten sich erst selbstkräftiger und eigenthümlicher aus, nachdem die Reichsstädte durch innern Verfall und äußere Schicksale zu entarten begannen und zum Theil unter landeshoheitliche Abhängigkeit geistlicher wie weltlicher Art geriethen.

Das Freiheitselement der Städte erhob sich aber auch naturwüchsig auf der Basis des freien Bürgerthums, das den inneren Ursprung dieser neuen Schöpfungen ausmachte. Die freie Geburt erschien als die erste principielle Forderung an Den, welcher der städtischen Gesellschaft angehören wollte, und wenn bei den ersten Bildungen derselben auch einzelne sich ihr zuflüchtende Elemente der Hörigkeit und Unfreiheit nicht ganz abzuweisen waren, so erlangten sie doch unter den die feudalen Bande lösenden Wirkungen des Weichbildes wie von selbst die Freiheit. In manchen Städten reinigte ein einjähriger Aufenthalt von der Unfreiheit, wenn der frühere Herr während dieser Zeit seinen Anspruch nicht geltend gemacht hatte, gegen welchen auch dem auf diese Weise angefochtenen Bürger der Eid verstattet wurde. In einigen Stadtrechten wurde aber ausdrücklich vorgeschrieben, daß der, welcher in der städtischen Gemeinde Aufnahme erlangen wollte, dabei den Schwur abzulegen hatte, Niemanden zu Eigen anzugehören oder aus Dienst

und Hörigkeit Anderer entronnen zu sein.[1] Der Bürgerstand, dessen neue Bedeutung als Stand auf seine Erfolge in Handel und Gewerbe angewiesen war und erst durch dieselben festgestellt werden konnte, bedurfte des Freiheitsprincips wie einer guten Geschäftsfirma, unter der er dem Betrieb seiner Angelegenheiten den nachdrücklichsten Schwung leihen konnte.

Die Stadt, welche die Arbeit und den Verkehr als freie Aeußerungen der individuellen Menschenkraft in sich aufnahm und darauf ihre eigene Entwickelung begründete, wurde dadurch der Organismus der thätigen und schaffenden Freiheit, während das Land der scharfkantige Abdruck des vielgespaltenen, das Individuum bannenden Feudalsystems geworden war. Auf dem Lande, wo die Freiheit in der ständischen Gliederung verhüllt lag, war auch zum Schaden der ganzen Nationalwirthschaft die Arbeit nur als das eigentliche Element der Unfreiheit begriffen und hingestellt worden. Die Land-Arbeit war der dumpfe Niederschlag jenes Stände-Gegensatzes, der die Rechte und Genüsse von Stufe zu Stufe classenmäßig abschied und zuletzt unter seinen Füßen einen Hefensatz von Kräften und Personen übrig behielt, die ihre Bestimmung nur darin finden konnten, für den Magen aller Andern zu arbeiten. Die Stadt-Arbeit wurde dagegen von vornherein die selbständig emporstrebende Kraft des Individuums, welches durch seine Thätigkeit sich

---

[1] H. Zöpfl das alte Bamberger Recht S. 72. n. 2. Mittermaier Deutsches Privatrecht I. §. 135. Zöpfl Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte II. 2. S. 59.

selbst als Lebenszweck gefunden, und indem es um seiner selbst willen dazusein unternimmt, damit zuerst die Fessel des Zeitsystems gebrochen hat.

Der Bürger (Burgmann, burgensis, civis), der als solcher den eigentlich productiven Kern der städtischen Bevölkerung bildete, befand sich als deutscher Geburtsstand zunächst auf einerunderselben Linie mit den freien Landsassen, mit denen er nach der principiellen Auffassung des Systems, das den Unterschied von Stadt und Land in sich nicht berücksichtigte, zusammengehörte. Der Bürger schwang sich aber auch sogleich durch die veränderte Stellung, welche er der Arbeit und der individuellen Betriebsamkeit in seiner Mitte gab, auf eine neue Grundlage und zu neuen Zielen fort, die ihn weit über den Horizont des Landsassen hinausführten. Den eigentlichen Unterschied begründete auch hier die Tragweite des Freiheitsbegriffs, denn die schwankende und schillernde Stufe, welche der Landsasse im Feudalsystem einnahm, hatte das Wesen der Freiheit nicht unter allen Umständen und unbedingt an sich festhalten können. Der Bürger aber stellte sofort das Freiheitsprincip als ein unverrückbares auf dieser Stufe, die er einnahm, fest, und schützte es durch statutarische Sicherung davor, in der neuen Genossenschaft je mit dem Element der Unfreiheit ineinanderfließen zu können. Der Bürger wurde durch diese ursprüngliche ideelle Auffassung seines Standesverhältnisses, die in dem universalen Begriff des dritten Standes ihren Gipfel anstrebte, jene ebenso selbständig in sich abgeschlossene als vielumfassende und unberechenbare Gestalt, deren wesentliche Kennzeichen in der freien und bestimmten

Heraushebung aus dem ständischen System und damit zugleich in einer später immer folgenreicher werdenden Negation gegen alle übrigen Stände bestehn. Diese Entstehung des Bürgerthums wirkt auch noch in die Begriffsbestimmungen der modernen Gesetzgebung hinüber, welche die Idee dieses neuen Standes vorzugsweise als eine zersetzende Negation der ursprünglichen Stände aufzufassen pflegt, und darin den tendenziösen und oppositionellen Charakter der städtischen Bevölkerung festzuhalten scheint.[1]

In dem Hervorgehen des deutschen Bürgerstandes aus einem Umschlag des ständischen Systems in die individuelle und genossenschaftliche Entwickelung stellten sich auch die grundsätzlichen Bedingungen für die Stadtverfassung selbst fest. Die Heranbildung des städtischen Gemeindelebens zu einer selbständigen und rechtlich in sich abgeschlossenen Organisation geschah in Deutschland sehr allmählig und nicht so rasch, als die Einrichtungen der anderen Stände sich entschieden hatten. In der Zeit des fränkischen Reichs hatten die Stadtgemeinden, wo sie sich schon in einer bestimmteren Gestalt gegen die Dorfschaften herausstellten, doch noch keinen aus dem Charakter der allgemeinen politischen Verhältnisse herausfallenden Typus annehmen können. Die Stadt wurde zwar der Mittelpunkt des Gau's, in welchem sie gelegen war, aber sie war dadurch nur der Sitz des

---

[1] Preußisches Landrecht II. 8. §. 1. „Der Bürgerstand begreift alle Einwohner des Staats unter sich, welche ihrer Geburt nach weder zum Adel noch zum Bauerstande gerechnet werden können, und auch nachher keinem dieser Stände einverleibt sind."

Gauvorstehers, des Grafen, der ihre Verhältnisse in richterlicher und administrativer Hinsicht nach denselben Grundsätzen, die überall zur Anwendung kamen, leitete und dabei durch keine andere, in der Gemeinde selbst wurzelnde Gewalt bedingt werden konnte. Oder die Zügel der Stadt ruhten in den Händen des dort wohnenden Bischofs, der aber zunächst mehr darauf Bedacht nahm, sein eigenes Hoheitsrecht an ihr auszubilden, als ihrem Streben nach einer selbständig sich abschließenden Verfassung sogleich den Raum zu öffnen.

Das deutsche Städtethum hatte im Allgemeinen zunächst den Weg ruhiger und organischer Entfaltung eingeschlagen, um zu seinem Ziel, einem aus seiner Selbstbestimmung geschöpften Verfassungswesen, zu gelangen. Die deutschen Kaiser selbst kamen diesem Streben anfänglich durch die ausgiebigste Ertheilung ihrer Privilegien entgegen, durch welche in der Verleihung der eigenen Gerichtsbarkeit und der selbständigen Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten zuerst der eigenthümliche Charakter städtischer Organisation festgestellt und geschützt wurde. In andern Ländern hatte es gewaltsamer Kämpfe bedurft, um der Stadtgemeinde die Anerkennung einer auf sich selbst gestellten Commune zu erobern, was namentlich in den Städten Frankreichs großentheils nur unter den heftigsten politischen und gesellschaftlichen Stürmen und in einer revolutionnairen Stellung gegen die geistlichen und weltlichen Souverainetäten geschehen war, wobei der Begriff des Gemeindewesens schon gleichbedeutend mit Volksempörung und antimonarchischen wie antikirchlichen Tendenzen

auftrat.[1] In Deutschland entwickelten sich die Verfassungs-Elemente der Städte zuerst wie ein nach Innen gekehrter dialektischer Prozeß, der im Ringen mit den römischen Einrichtungen, die gerade auf diesem Boden sehr mächtig und anspruchsvoll überliefert erschienen, doch wesentlich den nationalen germanischen Charakter und dessen Bedürfnisse rein und stark auszuprägen strebte.

Die deutsche Gemeindeordnung wurde das eigentliche Asyl des nationalen Freiheitselements, und es erscheint von Bedeutung für den gesammten Verlauf unserer Volksgeschichte, daß diese Institution als ein eigenthümlicher Ausfluß der germanischen Nationalkraft selbst begriffen und mit ihrem Ursprung nicht in die Staatsüberlieferungen Roms hineingezogen werde. Der erste nationale Rückschlag gegen den Feudalismus und Absolutismus, der in den inneren Einrichtungen der deutschen Städte sich begründete, würde auch für die nachherigen Wendepunkte der deutschen Geschichte gewissermaßen seine Kraft verlieren, wenn er, nach der Lieblingsidee unserer berühmten Rechtshistoriker, nicht als eine innere Widerstandskraft der Nation, sondern nur als eine auf das römische Recht gepfropfte Combination aufzufassen wäre. Die deutsche Gemeindeordnung in ihrem Selbstbestimmungsprincip ist eben darum der Hauptangriffspunkt des alten wie des neuen Feudalismus geblieben, weil auf ihren Grundlagen der schöpferische Willen der Nation von dem zwingenden System wieder abbiegt und an die Stelle desselben sich selbst zu bringen strebt.

[1] Hüllmann Städtewesen des Mittelalters III. 21. Thierry Lettres sur l'histoire de France p. 135.

Die römischen Rechtsinstitutionen, die ihre Herrschaft nur im Civilrecht der europäischen Völker fortpflanzten, konnten mit dem germanischen Element, das in den städtischen Verfassungen seine Wurzel schlug, keinen siegreichen Wettkampf führen. Die germanische Grundnatur der städtischen Verfassungen konnte durch die Ausführungen der sogenannten historischen Schule nie zweifelhaft gemacht werden, welche, indem sie sich für die ununterbrochene Fortdauer der römischen Municipal-Verfassung mit Senat und selbstgewählten Gerichts-Obrigkeiten in Italien erklärt hatte, auch den Ursprung der deutschen Städteverfassungen nur an die römischen Einrichtungen angeknüpft sehen wollte.[1] Die Städtefreiheit wuchs auf dem Grunde des germanischen Elements auch in Italien empor, wo die Eroberung der Langobarden wahrscheinlich sofort das römische Municipalwesen abwarf und den blühenden und zukunftreichen Städten der Lombardei die drängenden Keime der germanischen Organisation einpflanzte. Die vielerhobene Streitfrage über den Ursprung der lombardischen Städtefreiheit berührt auf sehr entscheidenden Punkten den inneren Entwickelungsgang des deutschen Städtethums selbst, und was an ihrer Entscheidung noch zweifelhaft geblieben sein sollte, hindert doch schwerlich, in der thatsächlichen Stellung dieses Verhältnisses die eigentlich

[1] Savigny (Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter I. Cap. V.) erscheint als der eigentliche Begründer dieser Ansicht, namentlich in Bezug auf die lombardische Städteverfassung. Vgl. Eichhorn Ueber den Ursprung der städtischen Verfassung in Deutschland (Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft I. II. besonders II. 165. flgd.

gestaltende Wirkung des germanischen Elements zu erkennen. Als die Langobarden nach ihrer Eroberung organisirend in Italien auftraten, setzten sie ohne Zweifel zuerst das germanische Grafen- und Beamtenwesen an die Stelle der römischen Municipalverfassung, und bereiteten dadurch einen neuen Boden socialer und politischer Verhältnisse, auf dem durch das Hinzutreten innerer Partei- und Ständekämpfe die Selbstregierung der Gemeinde sich als Princip feststellte und sich ihre eigenthümlichen Formen daraus erschuf.[1] Die inneren Verfassungskämpfe der italienischen Städte entrollen ein lehrreiches Bild auch von der Gegeneinanderbewegung der ständischen Elemente, die sich auf diesem Grunde auf zum Theil eigenthümlichen Stufen gegenüberstanden. Die Gliederungen der Lehnsideen und des Lehnsadels, die in Deutschland ihre eigentliche Stätte auf dem Lande gefunden, hatten in Italien sich zuerst auf den Grundlagen der städtischen Gesellschaft zu entwickeln gesucht und in der Stadt ihre Existenzformen sich begründen wollen. Dieser städtische

---

1 M. A. von Bethmann-Hollweg hat in seiner gegen Savigny gerichteten vortrefflichen Streitschrift: Ursprung der lombardischen Städtefreiheit (Bonn, 1847), die auch in der Form ihrer Ausführung ein Muster wissenschaftlicher Polemik ist, die schlagendsten Beweismomente für den germanischen Ursprung der lombardischen Städtefreiheit aufgestellt und dieser Angelegenheit dadurch eine Entscheidung erstritten, die von weitgreifender Bedeutung für die innern principiellen Zusammenhänge der deutschen Nationalgeschichte ist. Vgl. Heinrich Leo Entwicklung der Verfassung der lombardischen Städte S. 39. Eine auf eigenthümliche Incidenzpunkte gestützte Uebersicht der ganzen Streitlage giebt W. Dönniges in der Beilage zu seinem Deutschen Staatsrecht I. 650.

Feudalismus umfaßte Fürsten, hohen Lehnsadel (Capitanei, früher auch Valvassores majores), die Ritterschaft (Valvassores, Valvassini), und das nicht ritterbürtige Volk, das den Kern des freien Bürgerthums in sich trug.[1] Der italienische Herrenstand, in dem vorzugsweise das Blut germanischer Geschlechter floß, schien von vornherein einen Werth darauf gelegt zu haben, daß man ihn, auch wenn er außerhalb der Stadt seine Burg oder sein Schloß bewohnte, doch in einem bestimmt aufgefaßten Verhältniß zu derselben ansah, das ihm zugleich eine Geltendmachung seiner Berechtigungen darin verstattete. Es wurden aber dadurch nur die inneren gesellschaftlichen Kämpfe der Stadt gezeitigt, die schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ihr entscheidendes Resultat darin erreichten, daß die verschiedenen Stände innerhalb des Weichbildes sich zu einer Gemeinde von Gleichberechtigten vereinigten und ihren Frieden in der Aufstellung einer freien städtischen Genossenschaft schlossen. Damit war auf der Grundlage der Gemeinschaftlichkeit aller Interessen das selbständige Gemeinwesen aufgerichtet, an dessen Spitze zur Leitung der Geschäfte und zur Vertretung der in der ganzen Gemeinde aufgegangenen Hoheitsrechte der selbstgewählte Consul oder Bürgervorstand

---

1 Bethmann-Hollweg Ursprung der lombardischen Städtefreiheit S. 134. Savigny vergleicht in seiner Abhandlung Zur Rechtsgeschichte des Adels (Vermischte Schriften IV. 71.) diese Standesstufen des langobardischen Königreichs mit den Bezeichnungen der deutschen Rechtsbücher und den Classen des deutschen Feudalsystems, z. B. die Capitanei mit den fränkischen Antrustionen. Vgl. Savigny Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter III. §. 41.

erschien. Sobald die Begründung dieser Würde, die in den romanischen Ländern überall unter diesem Namen sich ausbreitete, durchgesetzt war, liefen die übrigen Beziehungen der Stadtgenossenschaft, in denen bis dahin noch kirchliche oder weltliche Oberhoheit mit ihren Organen durchgegriffen hatte, wie von selbst los, und das Wesen des städtischen Freiheits-Organismus stand siegreich entschieden.[1]

Der eigentliche Begriff, aus welchem überhaupt die Freiheit und Kraft städtischen Gemeinwesens geschöpft werden konnte, war ein durchaus germanischer; es war der Begriff der Gesammtbürgschaft, aus der in einer Genossenschaft verbrüderter Menschen, deren Zusammenleben auf jedes Einzelnen Ehre und Eigenthum gegründet war, alles Recht und alle Sicherheit entfloß.[2] In dieser Idee nahm auch das Verfassungswesen der deutschen Städte von vornherein seine Richtung auf eine Organisation, die in der gemeinsamen Feststellung und Ausübung der gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten ihren Ausdruck und Charakter suchte. An die Stelle des Grafen ist zwar in manchen Städten noch ein Vogt (urbis advocatus) getreten, der die kaiserlichen oder landesherrlichen Rechte, soweit sie in der Stadt fortwirken, vertritt und damit auch die oberste Sicherheits-

---

[1] Bethmann-Hollweg Ursprung der lombardischen Städtefreiheit S. 138. 150. Friedrich v. Raumer Geschichte der Hohenstaufen V. 127.

[2] Justus Möser Osnabrückische Geschichte I. 1. §. 16. (Werke VI. S. 22.)

pflege und peinliche Gerichtsbarkeit wahrzunehmen hat.[1] Ihm entspricht in andern Städten der Schultheiß (später Präter genannt), dessen Amt auf die Verwaltung der Gerichtsbarkeit sich beschränkte, obwohl er darin durch die unverrückbaren Elemente der deutschen Schöffenverfassung bedingt blieb, welche sich in dem Antheil der Bürger am Schöffenamte geltend machte. In einigen Städten waltet auch ein Burggraf, ein öffentlicher Beamter, der unter diesem Namen zuerst als Kriegsbefehlshaber auf festen Plätzen eingesetzt erscheint und zugleich die Gerichtsbarkeit über die Besatzung versieht, der aber auch in Städten verwandt wird, wo die Gerichtsbarkeit in unmittelbarer Weise vorbehaltenes Königsrecht geblieben war. In manchen Städten, wie in Cöln und Straßburg, zeigt der Burggraf auch die Wirksamkeit eines Stadtpflegers, der über die Bau-Anlagen, Straßen und Brücken der Stadt zu wachen hat, und gegen gewisse Gebühren, die er davon bezog, die Interessen des öffentlichen Verkehrs wahrnimmt.[2] Es galt, im Interesse der aufstrebenden Städtefreiheit diese hoheitlichen Obrigkeitspersonen allmählig abzustoßen und die von ihnen ausgeübten Rechte ganz oder theilweise auf die Gemeinde zu übertragen, was vielen deutschen Reichs- und Landstädten durch den unabweislichen Gegendruck ihrer neuen Macht, durch Aufwendung

---

1 Hüllmann Städtewesen des Mittelalters II. 340. Runde Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts §. 427. Struben Nebenstunden V. 282 („von den städtischen Reichsvogteien").

2 Gaupp Ueber deutsche Städtegründung S. 180. Hüllmann Städtewesen II. 350.

ihrer Geldmittel, wie auch auf dem Wege des Faustrechts, mannigfach gelang.[1]

Aber auch neben diesen Beamten, durch welche noch die allgemeinen Souverainetätsrechte des Reichs, der Kirche oder der Landeshoheit gegenüber der Stadt sich vertraten, bildete sich in dieser die genossenschaftliche Obrigkeit aus ihrem selbsteigenen und sich selbst bestimmenden Element empor. Es war dies der aus der Wahl der Gemeinde hervorgegangene Rathskörper (consilium), eine Behörde, die schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts constituirt erscheint, und deren Mitglieder den Namen der Rathmannen, Rathgeber, Consulen, auch, obwohl seltener, der Senatoren führen. Dieser Rath hat seinen eigenen Vorsteher, den aus ihm selbst erwählten Bürgermeister (magister consulum, auch burgimagister und proconsul[2]), dessen Bedeutung sich nach Maaßgabe der Verhältnisse feststellt, in denen eine Stadt zu größerer oder geringerer Selbständigkeit vorgeschritten ist. Der Bürgermeister vertritt den Grad der städtischen Freiheit, je nachdem er als wirkliches Haupt der Stadtgemeinde sich darstellen kann oder noch in einer Ab-

---

[1] Struben Nebenstunden I. 439. („von den Hoheitsrechten mittelbarer Städte").

[2] Der Sprachgebrauch hat sich hier anders bestimmt als bei den romanischen Völkern, wo der Gemeinde-Vorsteher selbst den Namen Consul führt, der in Deutschland nur den Rathmännern beigelegt wird. Vgl. Eichhorn über den Ursprung der städtischen Verfassung (Zeitschrift II. 166 u. 171). Bethmann-Hollweg Ursprung der lombardischen Städtefreiheit S. 151. Gaupp Deutsche Stadtrechte des Mittelalters I. XXXV. flgd.

hängigkeit von den gräflichen und bischöflichen Beamten handelt, die da, wo noch keine entscheidenden Auseinandersetzungen städtischer und herrschaftlicher Gewalt stattgefunden haben, auch den ganzen Rathskörper bedingen und leiten. Danach entwickelt sich auch das Verhältniß, in dem die Stadtbehörden zu den Stadtgerichten stehen, welche entweder als gänzlich verschiedene Collegien neben einander wirken oder auch zu einemunddemselben Körper eines großen Raths, wie in Frankfurt am Main, verbunden werden, wo dann Schöffen und Rathmannen nach Person und Amt vereinigt erscheinen. Bei der Ausbildung dieser Institutionen wird es überhaupt auf die ursprünglichen Zustände ankommen, aus denen ein städtisches Gemeinwesen herauswächst, das, in der dreifachen Weise seines Hervorgehens aus einer bischöflichen Immunität, aus einer Burg oder aus einer ländliche Verhältnisse weiterentwickelnden Villa, auch verschiedene Charakterformen, in denen sich die Rechtsformen entschieden, mitbringen mußte. So war eine Grundlage für selbständiges Gerichtswesen eher in den Städten gegeben, die aus einer festen Burg und den daran sich knüpfenden Verhältnissen einer Besatzung hervorgegangen, weil zur Regelung der letzteren die Bildung eines eigenen Gerichts unter Leitung des Burggrafen von selbst nothwendig geworden war. In anderen Städten, in denen der Einfluß des ländlichen Ursprungs stärker nachwirkte, blieb der Schultheiß länger an der Spitze der Geschäfte stehen, und wich erst der allgemeinen Katastrophe, in welcher der städtische Rath die principiellen Rechte der ganzen Gemeinde in sich vereinigte, und die städtische Selbst-

verwaltung und Gerichtsbarkeit sich eigenkräftig entschieden hatte.[1]

Es drängten aber auch von innen her die eigenthümlichen Verhältnisse der neuen städtischen Bevölkerung danach, sich in der Stadtverfassung selbst abzubilden und darin als ein mitwirkendes Element zu erscheinen. Je mehr der Bürgermeister als selbstgewählter Vorstand und Leiter der Stadt sich und die Gemeinde von den herrschaftlichen Beamten losgerungen und dadurch in dem Rath selbst eine Stadtherrschaft begründet hatte, um so eifriger und stärker drang von unten auf das Bestreben nach, dieser neuen Stadtherrschaft eine Vertretung der Bürger auch im weiteren und größeren Maaßstabe beizuordnen und gegenüberzustellen. Es waren vornehmlich die Zünfte als Gliederungen der städtischen Gewerbe, die in ihrer immer mächtiger werdenden Entfaltung auch das Bewußtsein ausbildeten, daß sie dem Princip wie der Sache nach die Hauptträger der städtischen Organisation waren und darum auch auf eine bestimmte mitwirkende und mitentscheidende Stellung in derselben Anspruch hatten. Durch ihr wesentlich demokratisches Andrängen auf der einen Seite, wie auf der andern Seite durch die an den Spitzen der Stadt sich ansetzende Bildung einer neuen Aristokratie von Rathsgeschlechtern, trennte sich die städtische Verfassung auch wieder in demselben Moment, in dem sie sich zu einer selbständigen Einheit erhoben hatte, in zwei sich bekämpfende und beargwöhnende Gegensätze.

---

[1] Hüllmann Städtewesen des Mittelalters II. 455. Mittermaier Deutsches Privatrecht I. §. 136.

Diese Gegensätze ordneten sich zwar in dem städtischen Verfassungswesen selbst sofort durch die Einsetzung eines zweiten Gemeindekörpers, oder eines weiteren Raths, der aus den größeren Kreisen des Bürger- und Handwerkerthums gewählt war und der eigentlich gebietenden Stadtbehörde oder dem engeren Rath mit der Befugniß zur Seite gesetzt wurde, denselben in seinen Beschlüssen und Handlungen zu überwachen, bei manchen Geschäften auch mit ihm zusammenzuwirken. Dieser weitere oder äußere Rath, in dem die Stadtbevölkerung sich in ihrem ganzen Umfange zur Vertretung bringt, wird der eigentliche Repräsentanten-Körper der Bürgerschaft, der diese Eigenschaft mehr der allgemeinen Form nach geltend macht, als daß sie in einer nothwendigen Mitwirkung zu allen Verwaltungs-Angelegenheiten der Gemeinde ausgedrückt wäre. Es liegt aber darin zugleich eine neue Entgegenstellung principieller Elemente, über welche die Stadtgemeinde bei der ersten Grundlegung ihrer Organisation schon hinausgegriffen zu haben schien, die sich aber in ihrer fortschreitenden Entwickelung mächtig und stürmisch genug einstellten. Das Feudalsystem war von der städtischen Organisation überholt worden, um der Freiheit des Individuums eine Stätte zu geben, welche es lediglich durch seine Persönlichkeit und seine Arbeitskraft ausfüllen und behaupten konnte. Aber auf dieser Zuflucht, welche die menschliche Individualität in der Stadt gefunden, hatte sie zwar die politische Seite des feudalen Zwangsystems durchbrochen, war aber damit nur in den socialen Ständekampf eingetreten, dem in der städtischen Gesellschaft und ihren Entwickelungen sein eigentliches Schlachtfeld geöffnet wurde. Die

ständischen Unterschiede und Gegensätze hatten die ländliche Feudalwelt in große Gruppen und Massen zerlegt, auf denen die Ungleichheit von Besitz und Recht sich zwar in der schroffsten Ablagerung, aber zugleich mit einer unverrückbaren Sicherheit und Festigkeit, niedergelassen hatte. Die Abstände innerhalb dieses Systems waren so ungeheuer und so tief gefestigt, daß es zu einem eigentlichen Kampf dieser gegensätzlichen Stellungen mit einander auf ihrem eigenen Gebiet noch nicht kommen konnte, sondern der Frieden des Feudalismus, der nur ein Ausfluß seines Zwanges war, mächtiger blieb, als jeder Widerstand innerhalb des Systems gegen dasselbe werden konnte. In der städtischen Gesellschaft, in der alle Verhältnisse von vornherein enger aneinanderrückten, nahm das Bestreben, neue Unterschiede und Standesstufen auch auf ihrer Basis aufzuführen, sofort den Charakter des socialen Ständekampfes an, der alle menschlichen Interessen ergriff und gegen einander in den Streit führte. Der rein politische Formalismus der Feudalwelt hatte die menschlichen Elemente in sich niedergezwungen, aber diese standen in der städtischen Gesellschaft und ihren bald beginnenden Kämpfen mit allen ihren Ansprüchen auf, und begründeten in den Ständekriegen der Stadt ein neues historisches Zeitalter, dessen Politik immer und überall in ihren Ausgangspunkten wie in ihren Endzielen nur eine sociale Bedeutung hat.

Die Gliederung der städtischen Gesellschaft in Gilden trug wesentlich den Umschlag in sich, den das genossenschaftliche Princip der Stadt wieder in sich selbst erlitt, indem es mitten in der Association ständische Gegensätze von neuem erzeugte. Der Begriff der Gilde lag ursprünglich in dem

Wesen der ganzen Stadtgemeinde ausgedrückt, welche selbst als die höchste Gilde (summum convivium) erschien und darin im ächt germanischen Geiste den genossenschaftlichen Ursprung des Städtethums festhielt. Die Gilde bezeichnet eine zu gegenseitigem Schutz getroffene und beschworene Verbindung, die zugleich in einer bestimmten Zusammenkunft sich feststellte, in der ein auf gemeinschaftliche Kosten oder durch gemeinschaftliche Beiträge an Speise und Trank veranstaltetes Gastgelage den Mittelpunkt der Vereinigung begründet hatte.[1] Der materielle Kostenpunkt, das Bezahlen, bildete daher, wie sich im Namen selbst andeutet, den eigentlichen Ausgang dieser in der Form des Gastmahls ausgesprochenen Verbrüderung, und bezeichnete damit das Grundwesen der Association, die darin besteht, daß die in der Gemeinschaft zusammentreffenden Einzelkräfte den Aufwand Aller tragen, indem sie ihren eigenen erleichtern. Die gemeinschaftliche Gasterei, die schon im altgermanischen Nationalleben die Kraft eines organisatorischen Princips hatte und mit der überhaupt bei den nordischen Völkern leicht ihre nationalen und religiösen Lebensformen zusammenflossen, bildete auch für die Entwickelung der Gesellschaft die elektrische Kette, welche den Strom der Kräfte in dem wirksamen Punkt zusammenfaßte.

Auf diesem von der Nationalsitte bezeichneten Lebens-

[1] Fast in allen Glossarien wird das Wort Gilde von dem Deutschen gelten, dem Angelsächsischen geldan, gyldan, zahlen, erstatten, hergeleitet. Im Dänischen erscheint Gilde mit Mahl, Gelage, noch heute gleichbedeutend. Vgl. Wilda das Gildenwesen im Mittelalter S. 9.

grunde hatte sich namentlich bei den deutschen Völkern schon früh eine Richtung auf Vereinigungen und Verbindungen gebildet, in denen sich verwandte Elemente zusammenfanden, um durch eine innige Vergesellschaftung und Vertretung ihrer Interessen eine feste Stellung für die Wirksamkeit derselben zu gewinnen. Namentlich waren es die Priestercouvente der ersten christlichen Jahrhunderte, welche der Entwickelung des Associationswesens in Deutschland einen bedeutenden Anstoß gaben, indem darin Geistliche auf Grund eines bestimmt abgeschlossenen Vertrags in einem Bunde zusammentraten, der die Förderung der christlichen Religions- und Kirchenzwecke zu seiner Aufgabe hatte. Diese Versammlungen, die regelmäßig zu Anfang eines jeden Monats abgehalten zu werden pflegten, bestanden nicht nur in gemeinschaftlichen religiösen Uebungen wie in Besprechungen und Verhandlungen im Interesse der Kirche, sondern verbanden sich auch mit Gastmählern,[1] deren zügellose Ausartungen bald durch die Capitularien der Bischöfe geregelt werden mußten.[1] Es machte sich aber in diesen kirchlichen Verbrüderungen schon ein wesentlich zunftmäßiges Element geltend, welches durch das Heranziehen der Laien zu dieser Genossenschaft und ihren Gelagen sich umfassender ausspannte und sich durch die Ableistung eines Eides, mit dem die übernommenen Verpflichtungen besiegelt werden mußten, noch fester abschloß, so daß zugleich das Wesen einer Eidgenossenschaft (conjuratio), die gleichbedeutend mit dem Namen der Gilde wurde, entstand. Nachdem das Christenthum auf seinem

[1] Vgl. Wilda Gildenwesen S. 36.

eigensten Grunde diese beschworenen Brüderschaften zuerst emporgetragen hatte, entwickelten sich dieselben auch auf andern Gebieten in zahlreichen und immer mächtiger werdenden Corporationen weiter, welche, wie man aus den früh ihnen entgegentretenden Verboten ersieht, mit den bestehenden und gesetzlichen Einrichtungen des Staats sich mannigfach kreuzten und den Boden der Gesellschaft auf ihrem innersten Grunde durchschnitten. Das Gildenwesen bildete sich bald selbständig in einer Richtung fort, in der es theils dem Staat und den bevorrechteten Ständen, besonders den Uebergriffen der Großen, gegenübertrat, theils die mangelhaften Einrichtungen, welche das Gesetz zum Schutze des Individuums getroffen, zu ergänzen und zu ersetzen strebte.

Die Eidverbrüderungen, die schon im fränkischen Reich einen bedeutenden Boden gewinnen, erweitern sich zu einer Gegenseitigkeit der Hülfleistung, die für alle Bedrängnisse und alle Anfechtungen in geistlicher und weltlicher Noth beschworen wird, und die neben der socialen und rechtlichen Bedeutung leicht auch einen politischen Charakter annehmen mußte. Das ständische Staatssystem, das keine Berufung auf die eigene individuelle Menschenkraft kannte, wurde von diesen freien Verbrüderungen, durch welche jedem einzelnen Mann um seiner selbst und um Aller willen geholfen werden sollte, in allen seinen Pulsadern heimlich unterbunden, und nährte in ihnen den gefährlichsten Auflösungsstoff, durch den es sich von innen her zersetzen lassen mußte. Es war das Urbild der altgermanischen nationalen Freiheit, das durch die Gilden wieder angestrebt ward und von ih-

nen aus der Mitte des gesellschaftlichen und gewerblichen Lebens wiedergeboren werden sollte.

In diesen Gildegenossenschaften und ihrer eigenthümlichen Bedeutung lag das schaffende Princip des Städtethums schon in entscheidender Weise gegeben. Die Städte, in der Geschlossenheit und Ausgiebigkeit ihrer Verkehrsverhältnisse, mußten der eigentliche Heerd dieser geschworenen Brüderschaften werden, in denen der Geist freier Volksvereinigung, wie er die ursprüngliche germanische Gesellschaft bewegte, sich mit dem Streben nach neuen Formen für seine Niederlassung und Ausbreitung durch das Land gezogen hatte. Die ursprüngliche Gemeinde in einer städtischen Niederlassung konnte die Vergesellschaftung ihrer Interessen, auf welche es in dieser Form des Zusammenlebens vor Allem ankommen mußte, wohl zunächst in keinen wirksameren Begriff fassen, als daß sie sich als eine Gildegenossenschaft aufstellte, aus der die städtische Gemeinde entweder hervorgegangen war oder zu der sie sich zur Vollendung ihres rechtlich-politischen Charakters ausbilden mußte.[1] Die concentrirten Mittel und Kräfte einer solchen Genossenschaft waren am geeignetsten dazu, dem neuen Stadtbezirk die Befreiung von den Lasten zu erwerben, durch welche er noch an eine über ihm stehende Souverainetät gekettet war, und derselben die Privilegien abzugewinnen, mit denen erst der Charakter einer städtischen Selbständigkeit festgestellt werden konnte. Eine Gilde erscheint daher vorzugsweise im ur-

---

2 Wilda de libertate romana, qua urbes Germaniae ab imperatoribus sunt exornatae p. 13. — Wilda Gildenwesen S. 145.

sprünglichen Besitz der städtischen Privilegien, und das Gilderecht, das sie durch kaiserliche oder landesherrliche Bestätigung davongetragen, wird gleichbedeutend mit dem Stadtrecht selbst und mit der Anerkennung des neuen Rechtsdaseins der bürgerlichen Gemeinde.

Diese Gilde, an deren Genossenschaft sich die eigentliche Stadtexistenz mit ihren Rechten und Vorzügen geknüpft hatte und welche auch die ersten und bedeutendsten Eigenthümer der städtischen Grundstücke in sich umfaßte, blieb dann leicht als ein bevorzugter, gewissermaßen die Besten und Edelsten in sich schließender Kreis innerhalb der städtischen Gemeinde stehen, indem die übrige Bevölkerung, welche ursprünglich nicht zu ihr gehörte, zwar der durch sie eroberten Rechte theilhaftig wurde, aber niemals zu einer gleichartigen Verschmelzung mit ihr gelangte. Hier setzt sich das städtische Patriciat als ein neuer Adel des Weichbildes fest, und wetteifert mit der außerhalb der Stadtmauern gebliebenen Feudal-Aristokratie in Erzeugung eines Geschlechterwesens, das seine Ansprüche bald zu einer ausschließlichen Stellung in dem Verfassungswesen der Stadt steigert. Diese Patricier, deren Namen schon an den Tag legte, daß man in ihnen die Entstehung und ursprüngliche Bildung der Stadt anerkannte, wurden vorzugsweise als die Geschlechter der Stadt bezeichnet,[1] und hießen auch die Genannten, weil sie zu ihren Vorzügen auch die Führung von Familiennamen rechnen durften. Es entfaltete sich in ihnen eine vollständig

[1] In Urkunden von 1284 auch progeniosi genannt, bei Martene Collect. V. 121.

organisirte städtische Aristokratie, die auch den Begriff der Arbeit und des Gewerbes nur in bedingtem Maaße in sich aufnahm, und namentlich alle gemeineren Geschäftszweige den eigentlichen Handwerkerklassen überließ, welche, unter sich in verschiedene Gilden zerfallen, als eine Masse der Ungenannten, als die Plebs, die keine Familien-Namen führte, ihnen gegenüberstanden.[1]

Dieser Unterschied spaltete die städtische Bevölkerung von vornherein gerade in ihren politischen Verhältnissen, indem die patricischen Geschlechter durch ihr regelmäßig behauptetes Vorrecht, im Rath und auf den Schöffenstühlen zu sitzen, in einem die ganze Gemeinde bedingenden Uebergewicht sich erhoben.[2] Da diese Patricier gewissermaßen als die Urbürger der Stadt die eigentliche Vollwürde des Bürgerthums in sich abschlossen, gewannen sie auf dieser nicht minder durch Reichthum und Besitz befestigten Grundlage mehr und mehr eine Stellung, die dem Adel gleichkam und zum Theil auch in den Vorrechten desselben ausdrücklich anerkannt wurde.[3] In diesem Bestreben schwangen sie sich sogar zur Ritterlichkeit und zur Führung der Waffen auf,

---

[1] Zöpfl Das alte Bamberger Recht S. 68. Mittermaier Deutsches Privatrecht §. 61.

[2] Das älteste Lübische Stadtrecht verlangt zur Rathsfähigkeit, daß man Torfacht egen (liegendes Gut) binnen der muren unde sine neringe (Nahrung) nicht mit handwerken gewunnen hebbe. Vgl. Wilda Gildenwesen S. 75. Zöpfl Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte II. 2. S. 60.

[3] Stetten Geschichte der adelichen Geschlechter von Augsburg S. 385. Mittermaier deutsches Privatrecht §. 61.

wenn es galt, die Stadt zu vertheidigen, und sie suchten es darin den Ritterbürtigen auf dem Lande gleichzuthun, mit denen sie auch das Recht der Schöffenbarkeit gemein hatten. Aber das Wesen des Patricier-Adels blieb immerhin ein zweifelhafter Rechtsbegriff, da er nicht von den hohen Säulen der Feudalwelt getragen wurde, sondern auf der beweglichen und sich beständig verändernden Linie der städtischen Entwickelung stand, auf der diese Herren auch zu einem eigentlichen Leben von Rittersart nicht gelangen konnten. Vielmehr trat ihnen die Gefahr stets näher, in die Wogen des bürgerlichen Gewerbes hinabgespült zu werden, wozu der raschere Wechsel der Vermögensverhältnisse in der Stadt täglichen Anlaß geben konnte. Die Geschlechter konnten sich in der Stadt nicht so stabil erhalten, als es in dem abgeschlossenen und rein vegetativen Naturfrieden der Landverhältnisse möglich war. Die Vortheile einer Verschwägerung mit den reicheren Handwerker-Familien boten sich gewiß oft unabweisbar dar, und diese socialen Bedürfnisse wirkten dann stärker als der kaiserliche Adelsbrief, durch den die Patricier-Familie vielleicht erst vor Kurzem die Anerkennung ihrer Rittermäßigkeit erwirkt hatte. Das städtische Princip zersetzte zu scharf und mischte zu bunt durcheinander, um den Faden der neuen Geschlechter-Organisation sich rein ausspinnen zu lassen. Diese städtischen Geschlechter gingen rascher dahin und ergänzten sich leichter durch bewegliche Stoffe, an denen sie ihre Natur veränderten. So blieb der Patricier doch nur ein anspruchsvolles Mittelding zwischen Ritter und Handwerker, eine Mischung von ständischer Eitelkeit und materiellem Egoismus, die den socialen und

politischen Ständekrieg wesentlich zeitigen und herausfordern mußte.

In den alten Verfassungsverhältnissen der Stadt Cöln, denen für die Entwickelung der deutschen Gemeinde Organisation gewöhnlich eine besondere Wichtigkeit beigelegt wird, erscheint das städtische Patriciat schon am überragendsten zu einer Herrschaft ausgebildet. Dort ist es die Gilde der Reichen und Mächtigen, welche sich unter dem Namen der Richerzechheit,[1] Zeche oder Gilde der Reichen, seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts zu einer nach allen Seiten hin einflußreichen Genossenschaft aufgeschwungen hatte. Es war dies eine auf besonderen Grundlagen abgeschlossene Innung (officium), die unter besonderen Vorstehern sich vereinigt hatte und ihre Gewalt schon so weit ausdehnte, daß sie im Bürgerhause (domus civium) zusammentrat, um eine Reihe von Stadtgesetzen aufzustellen, welche sie

---

[1] In dem Weisthum von 1169 (bei Lacomblet, Urkundenbuch über die Geschichte des Niederrheins I. n. 433.) werden die Mitglieder dieser Gilde officiales de Rigirzegheide genannt. In dem Stadtrecht von 1258: Fraternitas quae vocatur richerzechheit. Eine etymologisch und historisch gleich künstliche Ableitung giebt Hüllmann im Städtewesen des Mittelalters II. 412., auch in seiner Geschichte des Ursprungs der Stände 1830. S. 522., indem er in der Richerzechheit nur eine sprachlich verderbte Bezeichnung für die altcölnischen Reicher oder Richer (Reichsassen) sehen will, unter denen er einen Theil der Bevölkerung versteht, der, bei Verleihung beweltlicher Rechte an den Erzbischof, mit seinem Grund und Boden reichsunmittelbar geblieben war und dadurch auch hinsichtlich seiner Gerichtsbarkeit in einer besonderen Stellung unter König und Reich sich befand. Vgl. Eichhorn Ueber den Ursprung der städtischen Verfassung. (Zeitschrift II. 198.)

unabhängig von der Einwilligung des Erzbischofs als Gewohnheitsrechte in Cöln eingeführt sehen wollte.[1] Ganz unbestritten übten sie aber das Recht, die lebenslänglichen Schöffen wie auch alljährlich die Bürgermeister aus ihrer Mitte zu erwählen, wobei eine höhere Rangklasse, die innerhalb der Brüderschaft oder des Amts bestand, vorzugsweise zur Berücksichtigung gekommen sein dürfte.[2] Die Bürgermeister, denen aber keine richterliche sondern nur administrative und polizeiliche Befugnisse zustanden, pflegten auch in ihrer Amtsführung sich als Angehörige einer ausschließlichen und herrschsüchtigen Genossenschaft geltend zu machen, und übten Erpressungen gegen den geringeren Bürger aus, die zum Theil auf Rechnung der bedeutenden Geschenke geschrieben wurden, welche sie an die Mitglieder der Richerzechheit als Lohn für die Wahl zu entrichten hatten. Aus den dagegen gerichteten Schiedsrichtersprüchen geht hervor, wie leicht sich in diesem städtischen Patriciat eine

---

1 Vgl. Hegel Geschichte der Städteverfassung von Italien, in dem trefflichen Anhang über die französische und deutsche Städteverfassung II. 398. — In dem Schiedsspruch über die Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof Conrad von Hochstaden und den Bürgern von 1258 heißt es §. 37.: Item quod officiales de Richerzechheit in domo Civium convenientes inscio ipso Archiepiscopo, statuunt quidquid volunt, et statutum tale volunt pro speciali consuetudine servari et jure. Vgl. (Alex. Bossart) Securis ad radicem posita (Bonn 1729) p. 191. n. 28. p. 242. n. 77.

2 Wilda Gildenwesen S. 181. So zerfiel die „Junker-Compagnie" in Lübeck in Herren, die bereits Rathswürden bekleidet hatten, und in das junge Patriciat der Brüder und Gesellen, die eigentlich nur den Gelagen und Festlichkeiten der Gilde beiwohnen durften.

mercantile Corruption ansetzte, welche nicht um Vieles angenehmer und reinlicher war, als die feudale Unsittlichkeit der ländlichen Aristokratie in der Ausbeutung ihrer Hörigen und in den Uebergriffen gegen Leib und Eigenthum ihrer Gutsgesessenen. Auch diese altcölnische Genossenschaft der Richerzechheit hat die Herleitung des deutschen Gemeindelebens aus römischen Verhältnissen unterstützen helfen müssen, obwohl gerade in ihr das germanische Element der Gilde am unverkennbarsten sowohl in seiner Associationskraft wie in den Gefahren seines inneren Umschlags hervorzutreten scheint.[1] Der Widerstand der gemeinen Bürgerschaft gegen die rathsfähigen Geschlechter suchte sein Ziel auch in Cöln durch die Einsetzung eines aus der übrigen Stadtgemeinde (communitas civium) gewählten Gemeinderaths zu erreichen, und zwar dort mit so durchgreifendem Erfolg, daß diese das volksthümliche Element vertretende Behörde im vierzehnten Jahrhundert (seit 1321) den großen Rath von zweiundachtzig Mitgliedern bildete, der die eigentlichen Zügel der Stadtherrschaft führte, während der von den patricischen Geschlechtern besetzte kleine Rath mit seinen zwei Bürgermeistern und funfzehn Rathsherren auch die Minderheit des Einflusses und der Gewalt darstellte.[2]

---

[1] Vgl. Hegel Geschichte der Städteverfassung von Italien II. 388. und 415. Am weitesten geht darin Gaupp in seinem Buch über deutsche Städtegründung S. 90. 221—252. 362. Er erblickt in der Richerzechheit nur eine Fortsetzung der alten Curie, und leitet die von ihr gewählten Bürgermeister ganz unmittelbar von dem Magistratus der römischen Zeit her.

[2] Mitglieder-Listen aus den im Raths-Archiv zu Cöln befind-

Der Eintritt dieses die allgemeine Bürgerschaft repräsentirenden Gemeinderaths, der überall das politische und gesellschaftliche Erstarken des dritten Standes an den Tag legt, scheint sich in den meisten deutschen Städten gleichmäßig in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts vollbracht zu haben. Es kündigt sich darin der Grundtrieb der städtischen Entwickelung an, der bis in die heutige Zeit hinein in denselben Formen, die bald als Stadtverordneten-Collegium bald als Gemeinderath hervortreten, seine Gestaltung gesucht hat, und für die es keinen andern Typus der Verwirklichung zu geben scheint als die Repräsentation der Gesammtheit durch die Einzelnen, wodurch aber mehr die oppositionnelle Berechtigung verewigt als der Inhalt der Freiheit, auf den es ankommt, schöpferisch ins Dasein gerufen wird. Diese Formen sind auch an sich wesentlich ein Erzeugniß vorausgegangener Kämpfe, die darin ihren Frieden geschlossen haben und das Wesen des Streits auch noch in die Vereinbarung übertragen, die zwischen den Gegnern aufgerichtet worden ist. In der ersten Bildungsgeschichte der deutschen Städte nahmen diese Kämpfe, die zwischen den Patriciern und Plebejern geführt werden, sofort einen ungemein stürmischen und trotzigen Charakter an, der fast an die inneren Erschütterungen des alten Roms erinnert. Die Gewalt, mit welcher die Handwerker-Zünfte hervorstürzten, um den patricischen Geschlechtern den ausschließlichen Besitz

---

lichen sogenannten Eidbüchern theilt Hüllmann Städtewesen des Mittelalters II. 448. mit. Vgl. Hegel Städteverfassung von Italien II. 406.

des Stadtregiments zu entreißen, gab diesem Kampf von vornherein die revolutionnaire Leidenschaft, die ihren Weg mit Blut und Gräueln bezeichnete.[1]

Das deutsche Handwerk hatte sich in den untersten Schichten der Bevölkerung hervorgebildet, in denen die Geschicklichkeit, etwas arbeiten und fertigen zu können, und die Sorge für gewisse Bedürfnisse der Gesellschaft zu übernehmen, großentheils zuerst die Bande der Hörigkeit zu lüften angefangen hatte. Dieser Stand blieb aber jedenfalls lange in den dürftigsten und beschränktesten Verhältnissen stehen, und die Handwerker wurden mit ihrer specifischen Bezeichnung als die „armen Leute" genannt, die entweder gänzlich von der Bürgerschaft ausgeschlossen blieben, oder mit einer Art geringeren Bürgerrechts (Gebuirschaft[2]), wie in Cöln und andern Städten, nur den Schutz gewonnen hatten, ihre Gewerbe im Weichbilde der Stadt betreiben zu dürfen. Die Ungunst ihrer Verhältnisse wurde auch durch die Abgaben gesteigert, denen sie besonders in den Fällen unterworfen wurden, wo sie zur Feilhaltung ihrer Waaren gewisse städtische Einrichtungen, wie Hallen, Lauben, Bänke, benutzten. Die dafür zu entrichtenden Gelder flossen der Stadt zu, oder auch einzelnen Personen, welche diese Plätze in irgend einer Weise als Lehn oder zu eigen besaßen, wie dies mit den Schlächterbänken und Brottischen in Augsburg der Fall

---

[1] Vergl. Lehmann Speierer Chronik Buch IV. Von unterschiedlichen inneren Empörungen der Stadt Speier.

[2] Vergl. Hüllmann Städtewesen des Mittelalters II. 444. Wilda Gildenwesen S. 300. Mittermaier Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts § 76, 77.

war.[1] Für das Gewerbsrecht selbst mußte theils eine Kaufsumme, theils eine fortlaufende Steuer entrichtet werden, die an manchen Orten auch mit der Verpflichtung zu besonderen Dienstleistungen sich verband. Die unbedingte Gewerbefreiheit konnte nur mit dem Besitz eines städtischen Grundstücks gewonnen werden, auf dem dann auch die Eigenschaft des Vollbürger-Rechts in seinem ganzen Umfange ruhte. Nichtsdestoweniger förderte die Arbeit den ihr gewidmeten Stand auch im Kampf mit den ungünstigsten Verhältnissen zu einer immer behaglicheren und blühenderen Stellung, die den Handwerkern auch den Muth gab, sich auf der Grundlage ihres Gewerbes in brüderlichen Genossenschaften fest zusammenzuschließen und dadurch der bevorzugten Stadtgilde in selbständiger Kraft gegenüberzutreten.

Die Zunftgenossen oder Geneten, welche mit einer dem Schimpf dienenden Verderbniß dieses Ausdrucks bald auch als Knoten bezeichnet wurden, bauten ein Element in der städtischen Gesellschaft auf, das auf seiner Naturstärke und Arbeitskraft zugleich mit einem sich immer schärfer entwickelnden Bewußtsein ruhte, indem dieser Stand in seinem Gelingen und Emporkommen auch die Berechtigung zur Selbstbestimmung seiner Angelegenheiten und zu seiner daraus entfließenden politischen Macht ergriff. Die Zunftverfassung, die in ihren inneren Einrichtungen und Gebräuchen wesentlich auf das Princip der Autonomie sich begründet hatte, bedurfte zwar für jede Gilde, die sich darin abschließen

[1] Paul v. Stetten Gewerbsgeschichte von Augsburg I. Einl. S. 4. Hüllmann Städtewesen I. 295.

wollte, der obrigkeitlichen Genehmigung. Aber diese konnte keine hemmende Kraft gegen den Geist der neuen Genossenschaften gewinnen, der sich in die Mitte aller Beziehungen zu stellen wagte und in dem Genoten die treibende historische Kraft entfesselte. Das verbrüdernde Freiheitsgefühl, das in der erfolgreich betriebenen Arbeit sich erweckte, machte das Handwerk ebenbürtig und streitfertig zugleich, indem es den Männern der Gewerbe ihren Platz neben den patricischen Geschlechtern in der Stadtverfassung eroberte, und dadurch der auf ihre Hände und ihr Bewußtsein gestellten Demokratie zum ersten Mal eine organische Stelle in der Gesellschaft und in der Gesetzgebung überließ.

Das städtische Patriciat trug aber selbst ein Element in sich, durch welches es sich in seiner Abschließung auf einer aristokratischen Geschlechter-Basis wenn nicht gestört doch mit manchen, derselben widerstrebenden Richtungen durchkreuzt sehen mußte. Es war dies das kaufmännische Element, das zwar auf der einen Seite den Grund zu den Reichthümern und dem Ansehn der meisten städtischen Geschlechter gelegt hatte, auf der andern Seite aber auch wieder mit zu unruhigen Eigenschaften und prickelnden Trieben in sich selbst behaftet war, um die Harmonie und Stätigkeit eines wirklich aristokratischen Geschlechts darauf entwickeln zu können. Der Müßiggang war ein wesentlicher Einschlag in die Standesehre des Adels geworden, und demgemäß zeigte sich auch das städtische Patriciat auf den Ehrennamen der Müßigen (otiosi) vorzugsweise eifersüchtig, der ihnen in manchen Städten als regelmäßige Standesbezeichnung beigelegt worden

zu sein scheint.[1] Ein solcher mit dem Adelsbegriff kokettirender Müßiggang konnte auch auf der Grundlage eines durch den Handel erworbenen Reichthums und Besitzes gepflegt werden. Aber nicht Alle mochten dem Trieb der Geschäfte widerstehen, der ihrer bürgerlichen Natur von innen her eingepflanzt war und an den Ueberlieferungen ihrer handelsbeflissenen Väter hing. In manchen Städten sieht man die Patricier vollauf mit dem Großhandel beschäftigt, auch wo sie bereits den Charakter einer Stadtritterschaft specifisch an sich auszubilden begonnen, und die großen Tuchfabrikanten in Löwen gehörten sämmtlich den patricischen Geschlechtern dieser Stadt an. In andern Städten erscheint aber das kaufmännische Element der Bevölkerung als die eigentliche Grundlage, auf der die Stadtgemeinde ihre Entstehung nimmt, und dieser ursprüngliche Charakter wurde in Hamburg so streng gehütet, daß das Stadtrecht von 1270 jedem Adeligen verbietet in Hamburg zu wohnen, wie auch jeder aristokratischen Geschlechterentwickelung, die durch ausschließliches Anrecht auf die Rathsstellen hervorgehen könnte, durch die Verfassung selbst gewehrt wird. Dagegen weiß man in Lübeck nicht, wo plötzlich die Junker alle herkommen, die sich dort im Rath festsetzen und durch ausschließliche Handhabung der obrigkeitlichen Stellen die Stadtherrschaft an sich reißen. Es sind dies die Nachkommen der altlübeckischen Kaufmannsfamilien, die schon im dreizehnten Jahr-

[1] Vertrag des Bischofs von Lüttich mit seinen Bürgern vom Jahre 1325: Quorum consiliariorum sex assumentur ex oppidanis, qui vulgariter vocantur otiosi. Vergl. Warnkönig Beiträge zur Geschichte des Lütticher Gewohnheits-Rechts S. 123.

hundert das Experiment machen, aus den ererbten Capitalien Standesvorzüge zu entwickeln, und die zur Ruhe gesetzten Geschäfts-Firmen in der berühmten lübeckischen „Junker-Compagnie" zusammenfließen zu lassen.[1]

Das Capital machte der Aristokratie schon eine um Vieles größere Concurrenz, als die Handarbeit der Gewerke es vermochte, welche der Ergänzung durch Ideen bedurfte, um zu einem historischen Reiz- und Umsturzmittel in der Gesellschaft werden zu können, während die Kaufmannschaft durch die Anhäufung des Geldes und des Reichthums eine neue Macht begründete, deren Einfluß unwiderstehlich nach allen Seiten hin vordrang, und die Standes-Unterschiede auf Kosten der historischen Berechtigung theils ausglich theils überholte. Der Kaufmannschaft erwuchs aus der Vereinigung zu einer Gilde eine noch wesentlichere Erhöhung ihrer Kräfte, indem damit bald auch eine Haftbarkeit Aller für den Einzelnen in manchen Vermögens- und Handelsbeziehungen sich verband, was zuerst namentlich beim Erleiden eines Schiffbruchs festgestellt wurde, in welchem Fall der Gildebruder seinen Ersatz von allen Uebrigen empfing. Die Ausdehnung dieser Gesammthaftbarkeit auf andere Verlustfälle gab dem Assecuranzwesen seine Ausbildung, und beflügelte um so mehr den Geist der Unternehmungen, die auf den neu sich eröffnenden Weltstraßen und in den magnetischen Berührungen des Verkehrs alle Verhältnisse der Erde zu umspannen und zu bewegen anfingen. Diese Vortheile der

---

[1] Wilda Gildenwesen S. 232. 261. K. F. Klöden Ueber die Stellung des Kaufmanns während des Mittelalters (Programme) I. 21.

kaufmännischen Genossenschaft stiegen, wo die allgemeine Kaufmannsgilde der Stadt sich nach der Natur der verschiedenen Handelszweige oder nach den örtlichen Richtungen, wohin gehandelt wurde, in mehrere Einzel-Innungen zerlegt hatte, wie dies im vierzehnten Jahrhundert in Hamburg geschah, wo die Englandsfahrer, die Flandernfahrer, die (auf den Häringsfang ausziehenden) Schonenfahrer und die Bergenfahrer (oder Islandsfahrer) die vier getrennt bestehenden Handelsgenossenschaften, in denen der „gemene Kopmann" auseinandergetreten war, bildeten.[1] Bei dieser mächtigen Entwickelung des Kaufmannsstandes mußte sein Einfluß im Rath der Städte immer umfassender werden, und es gab Handelsstädte, in denen der Rathskörper entweder überwiegend oder gänzlich aus Kaufleuten zusammengesetzt war. Der Kaufmannsstand wurde überhaupt in der allgemeinen Anschauung bald als ein Stand begriffen, der zwischen dem Adeligen und dem Handwerker in der Mitte war, und dem Bürgerthum eine höhere Stufe in der Gesellschaft begründet hatte, welche Anerkennung ihm auch in Staatsurkunden des vierzehnten Jahrhunderts widerfährt, in denen neben den Prälaten, Edelleuten, Bürgern und Bauern der Kaufmann noch als besonderer Stand aufgeführt zu werden pflegt. In der Mark Brandenburg ist zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von lehnsfähigen Kaufleuten die Rede, worin schon die merkwürdige Vermischung

[1] Wilda Gildenwesen S. 267. Klöden Stellung des Kaufmanns während des Mittelalters I. 22. Staphorst Hamburgische Kirchengeschichte I. 222. flgd.

sich zeigt, der die Idee des Feudalbesitzes seit der Ausbreitung der städtischen Industrie anheimgefallen war.[1] Das Kaufmannsprincip nivellirt die Vergangenheit, während das Handwerkerthum die Zukunft demokratisirt. So zwingt der Kaufmann des Mittelalters auch den Feudalbesitz in seine mercantilen Bahnen, und indem er seine eigene Bedeutung und Macht daran erhebt, drückt er in demselben das aristokratische Standesprincip nieder, auf dem sich dieser Besitz ursprünglich organisirt hatte.

---

[1] Vergl. Wohlbrück Geschichte von dem Geschlecht Der von Alvensleben I. 338. wo die Urkunde über den Zahlungs-Vertrag mitgetheilt wird, welchen die Markgrafen Otto und Waldemar im Jahre 1305 mit den Einwohnern der Mark schlossen: Vendidimus fidelibus nostris ejusdem Terre Incolis, videlicet militibus, famulis armigeris et mercatoribus universis, inibi bona pheodalia possidentibus, precariam sive exactionem terre ejusdem. — In einer Urkunde des Herzogs Wratislaf von Pommern vom Jahre 1325 werden als Stände des Landes aufgezählt: Prelati, Claustra Prelati, Vasalli, Civitates, Mercatores, Burgenses, Villani. Vergl. Auserlesene Sammlung verschiedener Urkunden und Nachrichten des Herzogthums Vor- und Hinterpommern. Urkunden-Anhang I. 3.

4. Die Reaction des deutschen Kaiserthums.

Jene aus der Arbeitskraft und dem Handelsgeist erschlossenen genossenschaftlichen Elemente, die zu neuen Angelpunkten der modernen Geschichte wurden, hatten nur in dem Städte- und Bürgerthum den Boden finden können, der ihr gewaltiges Aufstreben trug und ihnen den festen Punkt für ihre weitzielenden Anstrengungen lieh. Das deutsche Städtewesen wuchs auf diesen specifischen Grundlagen zu dem hohen ästereichen Baum empor, der mit seinen Wipfeln an die deutsche Reichskrone schlug und die Macht aller fürstlichen Souverainetäten zu brechen im Begriff stand. Unter den Hohenstaufen, bei denen es sich darum handelte, das deutsche Kaiserthum in seinen reinsten und höchsten Machtbegriff zu fassen, nahm darum auch die Reaction gegen dies Städtethum ihren heftigsten, auf gänzliche Vernichtung abzielenden Anlauf. Der Aufschwung deutscher Städte auf der Grundlage einer fast republikanischen Verfassung schien den Kaisern zuerst keine Sorgen eingeflößt zu haben, und Städte wie Worms, das seine allen übrigen voranleuchtende Freiheit schon im Jahre 1190 aus den Händen Kaiser Heinrichs VI. empfangen hatte, entrollten in Deutschland das Bild einer fast republikanischen Gemeinde-

Verfassung unter den Auspicien der kaiserlichen Hoheit. Das deutsche Bürgerthum schien in dieser Zeit zuerst in einem edlen Wetteifer mit der Machterweiterung der Fürsten selbst sich zu entfalten, und diese munterten sogar die Städte auf, sich durch Umgürtung mit Mauern, Thürmen und Gräben zu festigen, was noch unter Kaiser Friedrich I. selbst bedeutenden Städten, wie Basel und Cöln, nicht ohne ausdrückliche Genehmigung des Bischofs gelungen war.[1]

Die eigenthümlichen Berechnungen, denen sich die Herrschaftspolitik Kaiser Friedrichs II. auf Anlaß seiner wegen der sicilischen Krone bestehenden Zerwürfnisse mit der Kirche hingegeben hatte, bedrohten aber plötzlich das deutsche Städtewesen mit einem freiheitsgefährlichen Rückschlag. Friedrich II. glaubte in seiner Lage sich auf die geistlichen und weltlichen Landesheheiten stützen zu müssen, und gab sich deshalb namentlich dem Andringen der Bischöfe hin, die von der seit wenigen Jahrzehnten gewonnenen selbstmächtigen Haltung der deutschen Städte erschreckt worden waren. Die gemeinheitlichen Verfassungen, die selbstgewählten Bürgermeister und Rathskörper, die Schöffenfamilien, die selbstherrlichen Rathsgeschlechter, Alles dies schien von den geistlichen Fürsten früh als bedenkliches Zeichen einer neuen Zeit erkannt worden zu sein. Die Autonomie, der ein Geschlecht von Patriciern, Kaufleuten und Bürgern zustrebte, bedrohte das Autoritätsprincip der Kirche, die auch in materieller Hinsicht ihren Segen in Mißcredit gebracht sehen mußte, wenn es

[1] Vergl. J. W. Barthold Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums II. 48.

diesem neuen Bürgerthum gelang, sich durch Arbeit und Handelsfleiß blühenden Wohlstand und eine freie, auf sich selbst gestellte Existenz zu erschaffen. In diesem Interesse schürte die Kirche die kaiserliche Reaction gegen die deutsche Städtefreiheit, und leitete dadurch zuerst den Widerstand gegen die Formen und Principien aller politischen Selbstbestimmung bei den europäischen Völkern ein.

Schon im Jahre 1215 hatte Kaiser Friedrich II. auf die Klage Heinrichs von Veringen, Bischofs von Straßburg, der eine unbedingte Befestigung seiner Oberhoheit über seine Bürger verlangte, zu Rothweil festgesetzt: daß Rath und Gerichtsbarkeit in Straßburg nicht anders als mit ausdrücklicher Genehmigung und Uebereinstimmung des Bischofs eingesetzt werden dürften, und daß auch die Gemeinflur, die Almende, welche dort allmählig die Bürger in Besitz genommen hatten, als ein dem Bischof von Kaiser und Reich übertragenes Lehn nur mit Vergünstigung desselben zu benutzen sei.[1] So hob er, im Widerspruch mit seinem eigenen, früher ertheilten Privilegium, auch den Gemeinderath in Basel auf, und verbot den Baselern, irgend eine neue Einrichtung ohne den Bischof zu treffen. Selbst der um die Hohenstaufen so vielverdienten Pfalzstadt Goslar, die eigenthümliche stadtrechtliche Entwickelungen eingeschlagen hatte, bestätigte er im Jahre 1219 ihre Privilegien nur auf einer beschränkteren Basis, und bewies dadurch am umfassendsten, wie er, ungeachtet seiner Jugend vom alten Satzungskram umwölkt, zu der freien

---

[1] J. W. Barthold Geschichte der deutschen Städte II. 67. — Schöpflin Alsat. dipl. I. 323. 326.

gesetzgebung der Städte in allen ihren bisher aufgetretenen Formen aufheben will. Dies Verbot betrifft dann alle in ihrem eigenen Recht gebildeten Gemeinden, die von einer Bürgergemeinschaft gewählten und eingesetzten Räthe, Bürgermeister und sonstige Beamte, wie auch alle Handwerks-Verbrüderungen, Zünfte und Gilden und jede andere Form der Vereinigung und Genossenschaft, in der das Bürgerthum die neue Selbstbestimmungskraft seines Wesens schon auszugestalten gesucht hatte.[1] Wie weitberechnet dieses Verbot war und wie es nicht sowohl einzelne locale Verhältnisse in den bischöflichen Städten, auf die es sich allerdings zunächst bezog, als vielmehr die große allgemeine Principfrage zur Entscheidung bringen wollte, geht aus der auffallend scharf wiederholten Herauskehrung der Ansicht hervor, daß in den Verfassungszuständen der Städte kein Recht, sondern nur eine Thatsache vorliege. Für die Geistlichkeit lag die bedeutendste Genugthuung in diesem Gesetz, welches die Verwaltung der Städte und aller ihnen von kaiserlicher Hoheit verliehenen Güter wieder, wie es früher gewesen, ausschließlich in die Hand der Erzbischöfe und

---

[1] Hac nostra edictali sanctione revocamus in irritum, et cassamus in omni civitate vel oppido Alemanie communia, consilia, et magistros civium seu rectores, vel alios quoslibet officiales, qui ab universitate civium sine archiepiscoporum vel episcoporum beneplacito statuuntur, quecunque pro diversitate locorum nomine censeantur. Irritamus nihilominus et cassamus cujuslibet artificii confraternitates seu societates, quecunque nomine vulgariter appellantur. Edictum contra communia civitatum. Pertz Legg. II. 286. vergl. p. 285.

Bischöfe, und zwar in ganz Deutschland, liefern wollte.[1] Der absichtlichen Härte dieser Verordnung entspricht auch die ihr beigelegte rückwirkende Kraft, durch welche zugleich alle den städtischen Gemeinden früher gegebenen Privilegien und Gesellschaftsrechte widerrufen und sogar für frevelhaft und nichtig erklärt werden.

Dieses die Bürgerfreiheit niederschlagende Gesetz, das aber nur eine theoretische Reaction ohne eigentliche thatsächliche Erfolge blieb, wurde durch die ein Vierteljahr später erscheinende Goldene Bulle in seine umfassendere politische Bedeutung erhoben. In dieser Bulle wird die Städtefreiheit in ihrer übergreifenden Beziehung zu den deutschen Landeshoheiten zum Ausgangspunkt sehr berechneter und wohlerwogener Festsetzungen gemacht, die wesentlich darauf hinausgehen, die Landesherrschaften in ihrem Souverainetätsbegriff wie in ihren Territorialrechten gegen das Vordringen der deutschen Städte zu wahren. Das auf eigenem Recht gewaltig sich entfaltende Städtewesen hatte seine Wurzeln mitten durch das Herz der Landesherrschaften gezogen, um den Bestand derselben von innen her zu sprengen, indem es ihnen mit auffangenden Kräften in Land und Macht hineinwuchs. Die Bestimmungen der Goldenen Bulle waren daher zunächst gegen die Territorial-Ausbreitung der städtischen

[1] Vergl. Franz Löher Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen dargestellt an den Reichsgesetzen Kaiser Friedrich II. S. 57. Der in der Urkunde gebrauchte Ausdruck Alemannia, der hier ohne Zweifel ganz Deutschland in sich begreift, erscheint auch in andern Schriftstücken Kaiser Friedrichs II. in dieser umfassenderen Bedeutung. Pertz Legg. II. 318. 570.

Anlagen gerichtet, und begannen damit, daß keine neue Burg oder Stadt mehr auf kirchlichem Grund und Boden gebaut werden dürfe, wodurch ohne Zweifel den Gefahren entgegengetreten werden sollte, welche die städtischen Gemeinden der Macht und dem Eigenthum der Klöster zufügen konnten, indem sie nicht nur die Kirchengüter zerstückelten und ausbeuteten, sondern auch die kirchlichen Mannen und Leute zur Ansiedelung unter dem persönlich vortheilhafteren Weichbildrecht verlockten. Damit verbanden sich die Verbote gegen die Ertheilung neuer Marktprivilegien, als der wesentlichsten Quelle für den Ursprung neuer Städte, gegen die Weglenkung der alten Straßen, wodurch die Bürgerschaften den Handelszug durch ihre Städte zu leiten suchten, und gegen das Vorrecht der Bannmeile, durch welches die Bürger in einem gewissen, oft die herrschaftlichen Dörfer umfassenden Umkreise ihrer Stadt alle Gewerbsamkeit untersagen und ihren eigenen Gemeindegliedern vorbehalten konnten, und das der Kaiser jetzt seinen neuangelegten Städten entziehen wollte.

Während im ersten Theil der Goldenen Bulle die freie und selbsteigene Entwickelung der Städte auch nach Außen hin gehemmt wird, geht der Kaiser im zweiten Theil derselben zu dem eigentlichen Zweck dieser neuen Satzungen über, die darauf gerichtet sind, den deutschen Landesfürsten eine unbedingte Zusicherung und Anerkennung aller ihrer Hoheitsrechte so umfassend, wie es Seitens des Reichsoberhaupts bisher noch nicht geschehen war, auszusprechen.[1] Die deut-

[1] Vergl. Pertz Legg. II. 291. Unusquisque principum libertatibus, jurisdictionibus, comitatibus, centis, sive liberis vel infeodatis, utatur quiete secundum terre sue consuetudinem approbatam.

schen Territorialherren empfingen in dieser Bulle überhaupt die erste principielle Festsetzung ihrer Gewalten aus den Händen des deutschen Kaisers, und um diese Grundlagen ihrer neuen Macht sicher zu stellen, war es ein entscheidender Schritt, daß sie innerhalb ihrer eigenen Landesverhältnisse unabhängig von allen herrschaftsgefährlichen Elementen und denselben überlegen gemacht wurden. Eine der eingreifendsten Verfügungen zu diesem Zweck enthält der achte Paragraph dieser Bulle, der durch das Verbot, den Ort der Cent oder der durch den Centgrafen ausgeübten Gerichtsbarkeit ohne Einwilligung des Landesherrn zu verlassen, die Freizügigkeit von Land zu Stadt in ihrer Wurzel abzuschneiden suchte.[1] Die kaiserliche Reaction greift hier den wirksamsten Punkt auf, um der Feudalwelt Genugthuung zu schaffen gegen die Rückschläge und Uebergriffe des mit ihr in die Schranken getretenen Städtesystems. Wenn es verboten war, ohne Einwilligung des Landesherrn seinen ordentlichen Gerichtsstand zu wechseln, so war damit auch der schon so stark betretene Weg versperrt, auf dem von der landesherrlichen Gerichtsbarkeit hinweg unter die freiere und fesselosere Gerichtsbarkeit der Stadt übersiedelt werden konnte, und der gemeine Freie saß wieder auf seinem Landhofe abgepfercht, mit dem er, wie ungünstig sich auch seine Verhältnisse darauf zeigen mochten, gemeinschaftlich und unablöslich verkümmern konnte. Der Uebergang in die nährende Industriewelt der Stadt war ihm verwehrt, und unter

---

1 Locum cente nemo mutabit sine consensu domini terre. Pertz Legg. II. 292.

der Last seiner Abgaben und Verschuldungen fiel er sicher der Hörigkeit zu, um damit der Feudalherrschaft die breiteste Basis erhalten zu helfen.

Das Geheimniß der Herrschaft ist überhaupt das, Jeden auf seiner Stelle festzuhalten und die Uebergänge aus einer Position in die andere zu verschließen. Die Flüssigkeit der Beziehungen zwischen Stadt und Land hatte sich aber sofort als das größte Hinderniß für die Befestigung der landesherrlichen Souverainetäten erwiesen, und die herrschende Spitze der Landeshoheit mußte von unten her abgestoßen werden, sobald die Richtung allgemein durchdrang, welche eine Vereinigung und Verbrüderung der städtischen Gemeinden mit den Landbewohnern immer mächtiger anstrebte. Von dieser Richtung, die ein Organisationstrieb der Zeit war, wurden auch die Erschwerungen, von dem Lande in die Stadt überzusiedeln, leicht überholt. Manche ländliche Hofbesitzer gewannen das Niederlassungs- und Bürgerrecht in der Stadt, indem sie ihre Güter auf dem Lande beibehielten und auch wohl einen Theil des Jahres auf denselben wohnten und wirthschafteten. Es hatte sich auf diesem Wege das eigenthümliche Verhältniß der Pfahlbürger gebildet, mit welchem volksthümlichen Spitznamen diejenigen Außenbürger oder Landbürger bezeichnet wurden, welche auf dem Lande auf ihren Höfen und Burgen sitzen geblieben waren, aber zugleich den Bürgerbrief in der Stadt sich gewonnen hatten, wodurch sie alle Rechte und Pflichten der städtischen Genossenschaft an sich nahmen. Unter diese Pfahlbürger, so genannt nach den armen Leuten, die früher an dem Pfahlwerk des Wallgrabens vor der Stadt

sich ihre schutzbedürftigen Hütten angeklebt hatten, sah man sowohl den gemeinen Freien wie auch die rittermäßigen Geschlechter und die höheren Schöffenbarfreien selbst eintreten, und bei diesen letzteren gewann der städtische Bürgerbrief noch ganz besonders die Bedeutung einer eingegangenen Schutz- und Trutzgenossenschaft zwischen Stadt und Land, welche auch durch die damit verbundenen Verpflichtungen ausgedrückt wurde.[1] Der ritterliche Pfahlbürger, der mit dem städtischen Patriciat dieselbe Rangstufe in der Gemeinde theilte, hatte nicht nur zu dem städtischen Kriegs-Contingent sein Fähnlein, einen gewappneten Reiter mit zwei Reisigen und einem Knappen, zu stellen, sondern auch sein Schloß zur Aufnahme der städtischen Kriegsmannschaften bereit zu halten, wie auch Bürgermeister und Rath, wenn sich diese Herren auf eine Reise begaben, Vorspann und Herberge auf den Schlössern ihrer Pfahlbürger fanden. Nicht minder erheblich waren aber die Gegen-Vortheile, welche diesen von Seiten der Stadt gewährleistet wurden, wozu nicht nur treuer Kriegsbeistand in den Fehden des Adels mit den Fürsten, sondern auch der freie gewerbliche Verkehr mit der Bürgerschaft gehörte. So konnte ein ritterlicher Grundherr heut als Führer der städtischen Kriegsmannschaften an ihrer Spitze erscheinen, und morgen seine Butter und sein Vieh unter Begünstigung der Zollfreiheit, die ihm als Pfahlbürger zustand, in die Stadt schicken.

---

[1] Vgl. den trefflichen Artikel „Pfahlbürger" von Franz Löher in der Allgemeinen Encyclopädie von Ersch und Gruber, und Franz Löher Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen S. 82.

Gegen diese Verbürgerung von Ritter und Landvolk mit Stadt und Gemeinde mußte im Interesse der landesherrlichen Gewalten eingeschritten werden, und die systematisch vorgehende Politik Kaiser Friedrichs II. hatte auch auf diesem Punkt ihre Aufgabe vollkommen begriffen. Das Verbot, Pfahlbürger aufzunehmen und ferner zu dulden, sprach er nicht nur in der Goldenen Bulle (§. 10.), sondern auch wiederholt in seinem Landfrieden vom Jahre 1235 mit unbedingter Schärfe und Allgemeinheit aus.[1] Es kam ihm darauf an, die Sache der Städte gegen die Fürsten zu einer gründlichen Auseinandersetzung zu bringen, und er dachte dieselbe so entscheidend zu machen, daß er dem städtischen Wachsthum alle seine Lebensquellen verstopfen wollte. In der Goldenen Bulle (§. 12.) ordnete er daher auch an, daß die Eigenleute der Fürsten, des Adels und der Kirche, welche in dem Frieden des städtischen Weichbildes zugleich ihre Freiheit suchten, nicht mehr darin aufgenommen werden durften, um den Städten auch von dieser Seite her die ihnen zuströmende Volkskraft zu entziehn. Er wollte die Städte nicht nur in ihren materiellen Verhältnissen, sondern auch in ihrer ideellen Bedeutung, die schon von der ganzen Zeit aufgenommen worden war, umwerfen, und bekämpfte darum auch das von ihnen ausströmende Freiheitsprincip, welches schon eine so allgemeingültige Anerkennung gewonnen, daß in den Stadtprivilegien selbst der Grundsatz ausgesprochen

[1] Constitutio Pacis a. 1235. c. 9. Precipimus ut phalburgari in omnibus civitatibus tam in nostris quam aliorum cessent et removeantur omnino. Muntmannos etiam ubique penitus cessare jubemus. Pertz Legg. II. 315.

worden war: es sei die Stadtluft, welche frei mache! In diesem Sinne hatten es sich auch alle Städte angelegen sein lassen, sich zum Asyl der Verurtheilten oder Verfolgten zu machen und diejenigen aufzunehmen, denen der Arm des geistlichen oder weltlichen Richters nacheilte. Einzelne Städte führten darüber die genauesten Bestimmungen in ihren Stadtrechten, die so weit gingen, daß in Ulm nach dem Stadtrechte von 1255 jeder Geächtete Frieden und Herberge fand, und wenn er nicht aus der Acht gelöst wurde, noch zwei Meilen weit von dem Burgvogt das Geleite empfing; während in Soest selbst jeder Straßenräuber, der sich in das Weichbild geflüchtet, bis zu seiner gerichtlichen Ueberführung und Bestrafung Frieden hatte.[1] Die Goldene Bulle (§. 16.) nahm den kaiserlichen Städten auch diese eigenthümliche Machtbefugniß und gebot ihnen nicht nur der Aufnahme solcher Geächteten sich zu enthalten, sondern auch die aufgenommenen Ueberführten sofort wieder von sich auszuweisen.

Die Städte ihrerseits suchten ihren Widerstand gegen diese ihrem eigensten Element entgegentretenden Satzungen gerade aus dem Princip zu schöpfen, welches die Hohenstaufen-Politik an ihnen zu zerstören gestrebt, nämlich aus der freien genossenschaftlichen Vereinigung, die sie nun über ihre Mauern hinaus zur Aufrichtung umfassender Städtebünde ausdehnten. Dieser Trieb durchdrang rasch alle Gauen des deutschen Reichs, und stellte überall eidgenossenschaftlich verbundene Städtegruppen auf, welche ihren

---

1 Vgl. Löher Fürsten und Städte S. 94.

Bundeszweck durch feierliche Erklärungen und Beschlüsse dahin zu erkennen gaben, daß sie sich vereinigt hätten, Recht und Frieden und damit den Bestand des deutschen Reichs selbst aufrecht zu erhalten, zum Schutze der Armen und des ganzen Volks gegen alle Uebergriffe dazustehn, Geistliche wie Laien und Juden unter den Schirm „heiligen Friedens" zu nehmen und besonders auch ein Hort des Landes und der Landleute gegen alle ihre Unbilden zu sein. Diese Städtebünde des Mittelalters, in die auch bald die Fürsten und Großen Deutschlands sowohl geistliche wie weltliche einzutreten sich gedrungen sahen, sind die erste historische Anwendung des Associationsprincips in einer Stellung, welche die erste Schilderhebung einer nationalen Revolution zu sein scheint. Aber das revolutionnaire Princip erscheint darin noch in dem friedlichen Sinne einer nationalen Eidgenossenschaft aufgefaßt, welche das Recht Aller, auch der Mächtigen, will, und die in dem Einzelnen lediglich das Ganze, in Freiheit und Frieden Land und Stadt, und in beiden das Reich, erhalten will. Die deutsche Nationalrevolution nimmt in diesen Städtebünden einen ungemein conservativen Anfang. In den Actenstücken derselben[1] wird

---

1 Foedus Pacis a. 1254. Tanto quoque federe firmitatis servabitur hoc promissum, ut non solum majores inter nos hoc communi praesidio gratulentur, verum universi minores cum majoribus clerici, seculares et omnes religiosi cujusque sint ordinis, laici et Judei, hac tuitione perfrui se gaudeant et in tranquillitate sancte pacis valeant permanere. Pertz Legg. II. 368. — Conventus civitatum Wormatiensis ann. 1254. — ad communem utilitatem, equaliter divitibus et pauperibus, ordinavimus hec statuta rite et inviolabiliter

es mit einem fast rührenden Ausdruck immer nur als Sache eines „heiligen Friedens" bezeichnet, was später mit dem revolutionnairen Princip selbst sich vermischt und in demselben zu einem gewaltsamen Bruch aller politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse wird. Der Volksschutz gegen die Angriffe der Mächtigen auf Freiheit und Eigenthum wurde zwar der eigentlich bewegende und ausgesprochene Zweck dieser Bündnisse, die von den rheinischen Städten aufwärts bis Basel und Zürich gingen, und bald auch die mächtig herangewachsenen ostfränkischen Städte, Würzburg, Nürnberg, Regensburg und Augsburg, wie auch unter Führung Bremens die Städte, welche bereits der Bund der Hansa umschlungen hielt, in ihren Reihen sahen. Aber die zwingenden Mittel, durch welche gewirkt wurde, bestanden nur darin, die widerstrebenden Machthaber selbst in die Kette der nationalen Genossenschaft hinüberzuziehen und ihnen in dieser Freiheits- und Friedensgemeinschaft, die Alles umspannt halten sollte, eine unabweisliche Nothwendigkeit des Princips aufzuerlegen. Es war eine Revolution ohne Kampf, aber in einer bewaffneten Organisation, die ihre Kräfte mit großem Geschick zu vertheilen und zu steigern

---

observanda, ut exinde gaudeant pauperes et majores, clerici, seculares, religiosi, laici et Judei, nolentes in eorum exemtione, que visa sunt rei publice expedire, rebus parcere vel personis, interclusis nobiscum principibus et dominis conjuratis. Pertz Legg. II. 369. — Conventus civitatum Moguntinus a. 1256. — pro reverencia quoque imperii, cujus vigore judicii incorrigibiles ad viam rectitudinis reducuntur, ad salutem eciam pauperum ac tocius populi christiani, qui pacis tranquillitatem summo desiderio siciunt et expectant — pacem juratam inviolabiliter bona fide servabimus. Pertz Legg. II. 377.

wußte und damals das entscheidende Schicksal Deutschlands in die Hände seiner Städte legte.

Die städtefeindliche Politik Kaiser Friedrichs II. war durch diese Macht der bürgerschaftlichen Association in ihren innersten Absichten gebrochen worden. Die Städte waren ein Princip geworden, das auch für das Land sein befreiendes Banner entfalten wollte, und in dem die Natur, die auf dem Lande nur von Herren und Hörigen verdunkelt und zersetzt wurde, ihre Wiedergeburt zu finden strebte. Der Naturbegriff tauchte in der Bedeutung eines Freiheits-Evangeliums erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts als ideeller Einschlag in die französische Revolution wieder empor, nachdem man sich aus einer durch die Herrschenden vergifteten und entarteten Cultur in die ursprünglichen Elemente der Natur zurückzusehnen angefangen und in derselben das Princip der Gleichheit als eine neue Waffe der unterdrückten Gesellschaft zu entdecken geglaubt hatte. Die Natur mußte zu diesem Zweck freilich erst gereinigt werden von dem systematischen Gespinnst, mit welchem der Feudalismus sie noch überzogen hielt. Aber der umgekehrte Weg, welcher in den Anfängen der Städtebildung von der modernen Menschheit eingeschlagen wurde, entsprach bei weitem mehr dem eigentlichen Entwickelungsgesetz der christlichen Völker, auf welches dieser Wendepunkt wesentlich begründet war. Die Stadt war der Inbegriff der auf ihre eigene Kraft gestellten Gesellschaft geworden, in welcher die Natur als ein durch das freie Individuum bezwungenes und verarbeitetes Element wiedererschien und in die menschliche Thätigkeit gewissermaßen aufging. Die Stadt spannte das

Vereins- und Genossenschafts-Princip als die neue Kraft aus, in welcher sie auf ihrem Weichbilde die Gesellschaft gliedern und sichern wollte und in der sie der Ungleichheit, die in den Land- und Naturverhältnissen ihren Ausdruck gefunden, nicht die Gleichheit, sondern die Ausgleichung, die aus der Gemeinschaft Aller für jeden Einzelnen geschöpft werden sollte, gegenüberstellte.

Der Hohenstaufen-Kaiser hatte den Städten gegenüber die Reaction gerade auf dem Punkt entfesselt, auf dem der moderne Gesellschaftskampf sich durch Aufstellung des Vereinsrechts in seiner ganzen weitgreifenden Natur angekündigt hatte. Es war ein um so schneidenderer Contrast, daß gerade Kaiser Friedrich II. zum Führer dieser Reaction ausersehen war, als auf dem innersten Grunde seiner Persönlichkeit hohe ideelle Anschauungen lebten, die in ihrem eigentlichen Ziel darauf hinausgingen, in Deutschland das Centrum einer neuen ganz Europa bedeckenden Machtherrschaft zu begründen. Er glaubte aber zur Aufrichtung dieser allumfassenden und über die Meere hinausgreifenden Herrschaft den Umweg über Italien machen zu müssen, um sein dort belegenes Königthum zuerst auf feste Grundlagen zu erheben, wie auch Oberitalien unter die Hoheit des deutschen Reichs zu stellen. Obwohl er aber dem Papst das Versprechen ertheilt hatte, Sicilien nicht mit der deutschen Krone zu verbinden, so war die Spitze seiner Gedanken doch innerlichst nur auf Deutschland gerichtet, durch das er seinen großen Herrschaftsplan im entscheidenden Moment wesentlich schürzen und befestigen wollte. Sein Streben war die christlich-germanische Absolutie, welche die europäischen Völker in

einer Universalherrschaft umfassen sollte, deren Wurzel deutsch und deren Princip christlich wäre. Aber die Fehler seines Systems bestanden darin, daß er einmal nur durch einen Compromiß mit der Kirche und ihren Bischöfen auf seiner Bahn vorgehen zu können glaubte, und daß er zweitens nicht das Vertrauen zu Deutschland und dem deutschen Volkswesen hatte, um in ihm die Quelle zu sehen, aus der Weltmacht geschöpft werden könnte. Hätte sich ein großer Herrscher entschließen können, ganz und gar in die Tiefen des deutschen Volkes hinabzusteigen, und seine schöpferische, allen andern Völkern überlegene Nationalkraft auf die Höhe weltbildnerischer Macht und Herrschaft zu rufen, so würde er sich darin die entscheidenden Bedingungen des europäischen Kaiserreichs unter seine Füße gebreitet haben. Diesen Gedanken hatte die Geschichte selbst in der römisch-deutschen Kaiseridee ausgestreut, die aber nur ein historisches Mysterium geblieben war, das keine wirklichen Gestaltungen aus sich hatte heraustreten lassen. Kaiser Friedrich II., der seinem rechnenden politischen Verstande mehr traute als dem innersten Drange seines schaffenskräftigen Naturells, glaubte nur in Italien für seine Macht thätig sein zu müssen, und ertheilte Zugeständnisse aller Art an den Papst und an die Prälaten, während er in Deutschland die Quellen des nationalen Genossenschaftslebens, in welchem sich die germanische Urfreiheit durch die jungen Städte erneuern wollte, verstopfte. Eine unglücklichere Politik konnte nicht befolgt werden, denn sie diente nur dazu, seine Feinde zu kräftigen, indem er seine Freunde schwächte, und unter diesen ihn zer-

reibenden Gewalten versank er nichtig mit den herrlichsten Kräften, ohne Frucht aller seiner Pläne.

Die Idee des deutschen Reichs war überhaupt ein lockeres Erdreich geblieben, in dem alle Stürme der Zeiten wühlten, und das seine mächtigen Grundkeime, die zu einem einheitlichen Organismus in ihm erwachsen wollten, jeden Augenblick an Wind und Wetter verlieren zu können schien. Im deutschen Volke lag aller Marmor dazu gegeben, um einen ungeheueren Bau aufzuführen, dem an Herrlichkeit des Stoffs und an Festigkeit seiner Grundlagen nichts gleichgekommen wäre. Aber der Bau zerfiel von vornherein in einzelne Gruppen und Klumpen, welche in die lebendige Grundeinheit, aus der die Nation hervorgetreten war, weder durch künstliche Politik noch durch mächtige Thatsachen wieder zurückgebildet werden konnten. An bedeutenden und begabten Persönlichkeiten fehlte es auf den deutschen Kaiserthronen nicht, um durch eine Schöpfung von oben herab das Werk der deutschen Einheit niederzusetzen. Aber die herrschenden Kaisergeschlechter sahen ihr eigentliches Ziel nur in der Ferne und in glanzvollen Unternehmungen, mit denen sie den Ruhm der deutschen Nation verknüpfen wollten, ohne der Größe derselben durch eine eigene innere Organisation zu entsprechen. An diese die Hand anzulegen und damit die durch Stämme, Landesheheiten, Stände und Städte überfüllten und überpfropften Zustände zu einer inneren Bewegung zu bringen, trugen die Kaiser stets eine bedenkliche Scheu, und blieben weit entfernt davon, sich eine principielle und zusammenhängende Stellung in diesem Verhältniß klar zu machen. Der römisch-deutsche Imperialismus

konnte sich zu keinem durchgreifenden System erheben, und dies war um so schlimmer, weil das Kaiserthum in seiner höchsten Spitze nur eine Idee war, die sich in ihren Wirkungen zu offenbaren hatte. Zwar blieb die ganze Welt nach wie vor überzeugt, daß der altrömische Cäsarismus, der durch Karl den Großen auf die Deutschen übergegangen, in dem römisch-deutschen Kaiserthum seine wahre Fortsetzung erhalten habe, und daß diesem dadurch das „Diadem der Monarchie der Welt", wie es einst ein König von Polen glückwünschend bei der Wahl Friedrichs III. ausdrückte,[1] übergeben worden sei. Diese phantastische Illusion ging so weit, daß man in Deutschland die Kurfürsten, welche den Kaiser wählten, in die Stelle des römischen Senats und Volks eingetreten glaubte.[2] Diese rein ideelle Begründung des deutschen Kaiserthums gab auch dem Lehnswesen seine eigentliche bindende Kraft, indem dasselbe in dem mit mystischer Universalität umstrahlten Haupt des Kaisers den geheimnißvollen Springquell aller Rechte, alles Eigenthums, aller persönlichen und ständischen Stellungen erkannt sehen wollte. Der christlich-germanische Imperialismus, der nach Innen mystisch und nach Außen abenteuerlich war, versäumte das zu organisiren, was seine eigentliche reale Basis hätte werden müssen, nämlich die deutsche Nation. Wo er organisirend eingriff, wie Friedrich II. es mit den deutschen Städten und Landeshoheiten versucht, setzte er sich in der kurzsichtigsten Berechnung selbst

[1] Vgl. L. Ranke Deutsche Geschichte I. 54.

[2] Petrus de Andlo de romano imperio II. c. 3. Isti principes electores successerunt in locum senatus populique romani.

den Stuhl vor die Thür, indem er die hoheitlichen Rechte der deutschen Einzelfürsten zu einer Machtvollkommenheit steigerte und feststellte, welche die deutsche Reichsexistenz nur immer mechanischer durchschnitt, und über allen diesen festgehaltenen Trennungen die Kaiseridee selbst in den leeren Raum verschweben ließ.

5. Anfänge der nationalen Opposition.

Das innere Widerstreben der Kaiser, mit der deutschen Nation Geschichte zu machen, hatte auch den Standpunkt der reformatorischen Kämpfe im sechszehnten Jahrhundert von vornherein verrückt, und denselben in kirchlicher wie in politischer Hinsicht die Richtung auf eine principiell sich begründende Nationaltrennung, statt auf eine schöpferische Zusammenfügung und Vereinheitlichung Deutschlands und seiner Völker, gegeben. Das heilige römische Reich trug in den Begriffen von Kaiser und Papst sein eigentliches Schicksal in sich, und diese Begriffe, obwohl der Ausfluß eines und desselben Systems, hatten sich bald feindlich gegeneinander gekehrt und dadurch alle Grundlagen zerrüttet, auf denen die Weltherrschaft Deutschlands emporzugehen bestimmt war; bald machten sie wieder gemeinschaftliche Sache miteinander und stellten sich als das Gesammtwesen des Systems selbst gegen die um ihre Berechtigungen und ihre Fortschritte kämpfenden Völker auf, wie dies in den Ereignissen der deutschen Reformation geschah. Der von allen Seiten heranstürmende Geist dieser Epoche wurde jedoch mächtiger als das in sich selbst schon durchlöcherte System, das nur mühsam seine Traditionen wieder zusammenraffen konnte, in dem

Augenblick, wo die Völker sich auf die Offenbarungen einer neuen Zeit stützten, und darin ihre Bundesgenossen hatten an der neu aufgehenden Wissenschaft, an weitgreifenden Erfindungen und Entdeckungen und an der Natur selbst, die ihre bis dahin verhüllten Bewegungsgesetze in die allgemeine Erkenntniß treten ließ.

Das System der römischen Päpste war auf seinem innersten Grunde dazu angelegt gewesen, die Hierarchie durch die Theokratie zu vollenden, wozu aber die Kaiser die Agenten des römischen Stuhls in der Bearbeitung der weltlichen Staats- und Volkszustände hätten werden müssen. Denn die Hierarchie, wenn ihre Voraussetzungen die richtigen waren, konnte ihr eigentliches Ziel nur in der Heraufführung eines Gottesstaats sehen, in dem das Paradies der Geschichte in dem ewigen Frieden der Völker wiederaufgerichtet stünde. Aber dieser wahren Consequenz des Systems wurden weder die Träger desselben noch auch die Zeiten förderlich, denn die Religion selbst hatte durch das römische Kirchensystem nicht gewonnen und darum auch in den Völkern selbst nicht das Bedürfniß steigern können, sich nur als Bürger einer Gottesgemeinschaft und lediglich unter den Bedingungen derselben in der Welt einzurichten. In Italien, dem eigentlichen Ausgangspunkt der ganzen reformatorischen Bewegung, hatten es Dante und Machiavelli schon unumwunden ausgesprochen, daß man um so weniger von der Religion antreffe, je mehr man sich dem Sitz des Papstes in Rom nähere.[1] Diese Führer der neuen Ideenbewegung

[1] Machiavelli Discorsi I. 12. Ne si può fare altra maggiore congettura della declinazione di essa quanto è vedere come quelli

in Italien hatten ihr Ziel, durch welches alle Zustände, die geistlichen wie die weltlichen, reformirt werden sollten, wesentlich in der Aufrichtung einer neuen Nationaleinheit gesehen, die im vierzehnten Jahrhundert in der Idee des italienischen National-Kaiserthums die ganze europäische Politik in Bewegung gesetzt hatte. Zu derselben Universalität der Bewegung griff die deutsche Kirchenreformation im sechszehnten Jahrhundert aus, indem sie die Nationalreform von der obersten Spitze bis zu den untersten Volksgestalten herab zu ihrer Aufgabe erheben und mit dem Glauben der Nation zugleich die Nation selbst verbessern wollte. Es war dazu ein Anstoß gekommen, der gewissermaßen aus allen Poren der Welt drang, und auf der Erde wie am Himmel alle Zeichen des Sturms, des Kampfes und der Bewegung ausgehangen hatte, die jedenfalls darauf hinwiesen, daß es sich so bald noch nicht um einen friedlichen Abschluß der Menschheit unter einer nur von Priestern behüteten Gotteshalle handeln könne. Es begann vielmehr mit dieser Epoche die eigentliche Zeit der modernen Unruhe und Zerklüftung, die alle ideellen und persönlichen Zustände wie alle Positionen der Gesellschaft ergriff, und als wissenschaftliche Erkenntniß die Erde selbst aus ihrem stätigen Mittelpunkt im Weltall hinweggewiesen hatte, was die Kirche schon als einen feindlichen Angriff gegen ihr ganzes Satzungsgebäude empfand. In das verlassene Centrum, in dem die Erde unter dem Segen der Kirche fest geruht, rückte das Individuum als

popoli che sono più propinqui alla chiesa Romana, capo della religione nostra, hanno meno Religione.

ſolches vor und fügte ſeine Freiheit und ſein Selbſtbewußtſein an dieſer Stelle ein, um die ſich jetzt die Welt in allen ihren geiſtigen Angeln bewegen ſollte. Die Buchdruckerpreſſe ergänzte als Inſtrument der freien geiſtigen Bewegung die neu erkannte Idee des Organismus und leitete den Strom der menſchlichen Gedanken und der göttlichen Eingebungen durch alle Verſtecke und Befeſtigungen des Syſtems und mitten in das Allerheiligſte der Kirche wie an die äußerſten Gränzen des Volkslebens. Die Ideen-Unruhe wurde dadurch eine allgemeine und machte den Gelehrten an ſich ſchon zu einem Reformator, während ſie die Stirn des deutſchen Sklaven wie mit einem Auferſtehungshauch beſtrich. Die Hörigen, die Leibeigenen und die Bauern hatten den Hahn krähen hören und erſchienen am Saum der Zeit, aufgeſchreckt von der Idee ihrer Menſchenbeſtimmung, von der ſie aus dem gedruckten Wort Gottes getroffen worden und die ihnen wie ein Blitz im Unwetter die Gefahren ihrer ganzen Lage beleuchtet hatte. Wenn die Buchdruckerpreſſe in ihren erſten Thaten demokratiſch wirkte und dem Volksgeiſt eine neue Waffe gab, ſo entwaffnete dagegen die Erfindung des Schießpulvers die Perſon des Ritters, indem ſie das bis dahin excluſive Handwerk der Tapferkeit verallgemeinerte und der ariſtokratiſch-militairiſchen Standesehre ein concurrirendes Inſtrument der Maſſen an die Seite ſtellte. Dieſer Ausblick in eine neue Völkerzukunft vertiefte ſich unendlich durch die gewonnenen Fernſichten auf das eben entdeckte Amerika, wo eine neue Völkerwiege, umleuchtet von dem Glanz nie geahnter Schätze, ſich enthüllte, indem zugleich durch die

Auffindung der Weltstraßen dem Unternehmungsgeist des Individuums die Herrschaft der Erde angeboten schien.

Es gab keinen deutschen Kaiser, der diese Grundlagen, die zu einem Imperium ohne Gleichen dastanden, zu benutzen verstanden oder gewagt hätte. Und doch schienen die Schöpfungstriebe der ganzen Zeit dazu in Deutschland zusammengefallen zu sein, indem hier eine junge Nation, auf welcher der Geist der historischen Bestimmung sichtlich ruhte, in den entscheidenden Mittelpunkt getreten war, in dem alle Gegensätze der Zeit aufeinanderstießen. Für die Italiener war das National- und Freiheits-Kaiserthum Dante's eine Phantasie geblieben, die sich zuletzt in den Fürsten des Machiavelli verhunzt hatte und in dieser zweideutigen Gestalt, zum gleichen Anreiz für die Cabinetspolitik wie für die Demokratie, die alte große Wunde für alle Zeiten offen erhielt. Die Deutschen, für welche die Nationaleinheit ein nicht minder dringendes Rettungsmittel war, hatten ihre Nationalkaiser, aber nicht als einen Begriff ihrer Einigung und Organisation, sondern als einen Herrn, der die Nation nur nebenher für seine Herrschaftszwecke verbrauchte und verwirthschaftete, und zur Verallgemeinerung und Verflüchtigung der deutschen Nationalität am meisten beitrug.

An die Throne eines Maximilian I. und Karls V. drängte sich in dieser Zeit wie von selbst der Gedanke, aus der deutschen Reformation eine kaiserliche National-Opposition gegen das Papstthum von Rom zu machen, und dadurch Deutschland unter der Herrschaft seiner Kaiser zu dem wahren Rom der modernen Völkerfreiheit zu erheben. Maximilian I. schien wenigstens die Möglichkeit einer solchen

Combination zu ahnen, indem er bei dem ersten Auftreten Luther's dem Churfürsten Friedrich die Aeußerung zukommen läßt, er möge den Mönch „fleißig bewahren", da man sich seiner vielleicht noch einmal bedienen könne. Indeß befand sich dieser Kaiser, der den Begriff des heiligen römischen Reichs am tiefsten erfassen zu wollen schien, ermüdet und vielenttäuscht am Ende einer Laufbahn, die seinem hohen, von ritterlichen Herrschafts-Ideen getragenen Streben durchaus keine Frucht geboten hatte.[1] Zuvörderst war es der Widerstand der deutschen Reichsstände gewesen, der ihn in seinen Plänen und Unternehmungen nach Außen gekreuzt und ihm nach Innen eine tiefe Verstimmung über das Verhältniß von Kaiser und Nation eingeflößt hatte. Man ersieht aus der bedingenden Stellung, welche die deutschen Stände gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts dem Kaiser gegenüber einnahmen, wie sich die Kraft der Reichstage im Laufe der Zeiten aus sich selbst erhöht und eine aus eigenem Recht geschöpfte Machtvollkommenheit zu entfalten gestrebt hatte. Auf dem Reichstage, welchen Maximilian I. zu Worms im Jahre 1495 abhielt, um die ihm nöthigen Hülfsmittel zur Kriegführung gegen Frankreich sowohl wie gegen die Türken bewilligt zu erhalten, erklärten ihm die Stände geradezu: daß sie nicht zu Geldbewilligungen sich veranlaßt sehen könnten, „so lange nicht im heiligen römischen Reiche beständig Gericht, Recht und Frieden gehandhabt würden."[1] Diesen Forderungen, welche schon die

[1] Müller Reichstagstheatrum Maximiliens I. Vorst. 2. S. 373. §. 3.

mit dem Königthum feilſchende Macht des conſtitutionnellen Princips ankündigten, hatte Kaiſer Maximilian nur durch die Aufrichtung des ewigen Landfriedens und durch das zur Gewährleiſtung deſſelben eingeſetzte kaiſerliche Kammergericht, bei welchem den Ständen ein Mitbeſetzungsrecht eingeräumt worden, entſprechen können. Das Reichskammergericht war ſchon am 31. October 1495 zu Frankfurt eröffnet worden, und ſollte auch durch einen in dieſer Stadt abzuhaltenden jährlichen Reichstag für die Ausführung ſeiner Urtheile den nöthigen Beiſtand gewinnen. Wie ſehr aber auch dieſe Einrichtung, die ein bürgerliches Gemeinweſen dem ſchöpferiſchen Willen des Nationaleberhaupts gegenüberſtellte, der romantiſchen Politik eines Kaiſers widerſtrebte, der vor Allem Herrſcher ſein wollte, und der den Gedanken hatte, die Nation werde in ihrer eigentlichen Höhe und Blüthe durch den Kaiſer dargeſtellt: ſo begab er ſich doch ohne Zweifel mit ernſtem und aufrichtigem Willen in dieſe Organiſationen hinein, denen er im Jahre 1500 das „Reichsregiment", an der Stelle der 1495 beſchloſſenen jährlichen Verſammlung der Reichsſtände, folgen ließ. Dies Reichsregiment war eine ſtändige Commiſſion, die aus einem Stellvertreter des Kaiſers, den Abgeordneten der Kurfürſten und ſechs von den Reichsſtänden gewählten Beiſitzern zuſammengeſetzt war, und an welche ſich zugleich die Eintheilung der deutſchen Stände in ſechs Kreiſe, den fränkiſchen, bayriſchen, ſchwäbiſchen, rheiniſchen, ſächſiſchen und weſtphäliſchen Kreis, geknüpft hatte. Es beweiſt aber am meiſten, wie überragend das deutſche Ständeweſen ſich in dieſer Zeit ſchon herangewachſen fühlte, daß dieſe permanente

Commission, die doch wesentlich als ein Stände-Ausschuß zu betrachten war, schon eine so unabhängige und übergreifende Thätigkeit zu entfalten wagte, die dem Kaiser nicht minder gefährlich erschien als den übrigen, die Aufrichtung einer republikanischen Herrschaft befürchtenden Ständen. Aus diesen Bedenken war eine Auflösung dieses Reichsregiments schon nach zwei Jahren wieder verfügt worden.

Die drängenden Keime zu einer großen politischen Krisis lagen in dieser Zeit auch schon in der deutschen Reichsorganisation selbst gegeben, in deren trägen Ordnungen die nationale Opposition gleichwohl früher erwacht war als auf dem kirchlichen Gebiet. Die deutschen Stände, welche auf den Reichstagen ihre Standschaft ausübten, zeigten sich gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts zu einer allgemeinen historischen Position erstarkt und auf dem Wege zu einer entscheidenden Machtstellung begriffen. Die Reichstage hatten durch die in ihnen emporwachsende Eigenmacht der Stände wie von selbst ein republikanisches Element angenommen, das gegen die oberste Spitze hin abstoßend drängte und hier constitutionell-revolutionnair wirkte, während es zugleich nach Unten hin die Entwickelung der landesherrschaftlichen Souverainetäten förderte und dadurch nicht minder theils auflösend theils constituirend auf die Entfaltung neuer Staats- und Rechtsformen losarbeitete. Die Kurfürsten selbst, in deren Händen die Kaiserwahl lag, schlossen sich dieser Richtung an, und so geschah es, daß bereits Karl V., als er zum Kaiser erhoben werden, auf den Antrag Friedrichs des Weisen, Kurfürsten von Sachsen, in einer sogenannten Wahlcapitulation (Mainz 1519) eine Art von

deutſchem Staatsgrundgeſetz unterzeichnen mußte, durch welches nicht blos der ewige Landfrieden und die hergebrachten Rechte der Kurfürſten Beſtätigung erhielten, ſondern auch der Kaiſer zu verſprechen hatte, in Reichskriegen und Bündniſſen nie ohne Einwilligung der Kurfürſten zu handeln und ohne dieſe auch weder Reichsſteuern noch Zölle aufzulegen, überhaupt aber den Rechtszuſtand der deutſchen Nation in jeder Weiſe aufrecht zu erhalten, ihre Concordate zu handhaben und keine Reichstage außerhalb Deutſchlands zu berufen. Es wurde dies gewiſſermaßen eine Verfaſſungs-Urkunde des deutſchen Reichs, die, obwohl theilweiſe in veränderten Formen, von ſämmtlichen Nachfolgern Karls V. bis zum Kaiſer Franz II. (Frankfurt 1792) beſchworen werden mußte.[1]

Karl V. war aber eine Perſönlichkeit, von der am wenigſten zu erwarten geweſen, daß ſie den deutſchen Nationalintereſſen, die ihr völlig fremd ſtanden, mit einer thätigen und aufrichtigen Hingebung ſich zuwenden möchte. Die Sache des Mönchs Martin Luther mit Rom war ihm zunächſt eine Angelegenheit, die er nicht anders als diplomatiſch zu verſtehen und zu behandeln wußte, und die er ſofort für das perſönliche Verhältniß benutzte, in welches er ſich ſelbſt nach der Lage ſeiner eigenen Intereſſen und Abſichten zum Papſt geſtellt ſah, den er dem Bündniß gegen Frankreich geneigt zu machen wünſchte. Es entſprach der

[1] Vergl. Lindelof Deutſche Reichsgeſchichte S. 254, der eine vollſtändige Zuſammenſtellung dieſer Wahlcapitulationen giebt. Limnaeus Capitulat. Imper. et Reg. Rom. Germanic. Caroli. V. Emminghaus Corp. Jur. germanic. p. 569.

Richtung dieſer kaiſerlichen Zugeſtändniſſe, daß Karl V. ſich ſogleich bereit zeigte, der Verdammungs-Bulle gegen Luther durch ein kaiſerliches Edict geſetzliche Kraft zu geben. In dieſem Moment machte ſich aber ſchon die Bedeutung, welche die deutſchen Reichsſtände den Kaiſern gegenüber errungen, als eine Inſtanz geltend, ohne welche in den allgemeinen Angelegenheiten gar nicht mehr vorgegangen werden konnte. Es wurde von dieſer Seite her dem Kaiſer bemerklich gemacht, daß Luther durch ſein Auftreten und ſeine Predigt ſchon zu tiefe Eindrücke beim gemeinen Mann des deutſchen Volkes hinterlaſſen, um dieſelben durch ein bloßes Mandat niederſchlagen zu können, das ohne Verhör und Begründung gegen Luther erlaſſen würde. Die perſönliche Vorladung Luther's vor den Reichstag zu Worms (1521) wurde in einem kaiſerlichen Schreiben ausgeſprochen, in welchem der Kaiſer die Eingangsphraſe „wir haben beſchloſſen" merkwürdiger Weiſe durch die hinzugefügte Ausſchreibung „wir und des heiligen Römiſchen Reichs Stände" erläutert,[1] und wodurch der eigentliche Anfang gemacht wurde, die lutheriſche Bewegung als eine deutſche Nationalangelegenheit zu behandeln. Daß die deutſchen Stände dieſe Vorladung durchgeſetzt, war nicht nur im Intereſſe Luther's geſchehen, auf deſſen Seite der Reichstag ohne Zweifel in Allem ſtand, was eine nationale Oppoſition gegen die weltlichen Uebergriffe des Papſtes betraf. Es lag auch in dieſem Ereigniß die neue Thatſache einer Machtvollkommenheit der deutſchen Stände vor, welche

[1] Vgl. L. Ranke Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation I. 477.

sich in dieser Angelegenheit gewissermaßen zu einer höchsten National-Instanz gesteigert hatte, und unter Uebereinstimmung des Kaisers selbst in das Wesen eines entscheidenden National-Gerichtshofes überging. Damit kündigte sich auch die schon beginnende Verwirrung des Moments an, indem der Kaiser den Ständen eine Form der Entscheidung zugestand, welche zugleich zwischen ihn und den Papst die Macht eines nationalen Gemeinwesens stellte und das Reichsoberhaupt in Abhängigkeit von den Beschlüssen desselben zeigte. Die deutschen Stände, die schon beim Regierungs-Antritt des Kaisers sich zu einem unbestreitbaren Antheil an der Reichsregierung erhoben, dehnten denselben jetzt zu einer Stellung aus, die, wenn sie durch den Verlauf der historischen Entwickelung dieser Zeit getragen worden wäre, bald Kaiser und Papst zusammen in die Strudel der neuen nationalen Bewegung hinabgezogen hätte.

Die römische Kirche selbst hatte in ihren Concilien diesen Gedanken längst gepflegt, der hier in den deutschen Reichsständen zuerst zu einem politischen Durchbruch kommen wollte. Es war dies der stürmische Geist jener Kirchenversammlungen, welche durch die Gewalt ihrer Debatten Himmel und Erde in Bewegung zu setzen schienen und denen, nach der Lehre der größten Autoritäten, auch der Papst selbst sich unterzuordnen und zu unterwerfen hatte. Der Gedanke, daß ein allgemeines Concilium die ganze katholische Kirche vorstelle und in dieser Bedeutung unmittelbar von Christus selbst seine Gewalt empfangen habe, um die Reform der Kirche auch gegen den Willen des Papstes zu betreiben, dieser Gedanke hatte zuerst das Wesen der Volksversammlung mit der Sache der Reform

verschmolzen und den Geist der allgemeinen Debatten gegen die einzeln stehende Autorität entfesselt. Dieser Macht des Concils war zwar auf der Volksseite das erste Opfer gefallen, indem Johann Huß, der frühe Vorkämpfer kirchlicher und weltlicher Freiheit, mit seinem Blut diesen ersten Moment, in welchem die reformatorische Volksidee mit der kirchlichen Reform zusammenstieß, zu besiegeln hatte. Die Entscheidung des Conciliums zu Kostnitz hatte aber gleichwohl in der Kirche selbst wie auch in den unteren Volksschichten die drängenden Keime der Reform mächtig gezeitigt, und es wäre ein Triumph der Menschheit gewesen, wenn dieselbe innerhalb der katholischen Kirche, die mit ihrer großen Organisationsfähigkeit alle Volksschichten tief durchdrungen hielt, hätte vollzogen werden können!

Der Wormser Reichstag von 1521 fühlte einen Augenblick die Anwandelung, als nationales und weltliches Concilium an Luther wieder gutzumachen, was das kirchliche Concilium von Kostnitz an Huß verbrochen hatte. Der kleinere Ausschuß der deutschen Stände hatte schon eine Zusammenstellung von Beschwerden der Nation gegen alle Mißbräuche und Uebergriffe des römischen Hofes unternommen, wozu die Materialien zum Theil aus den verschiedenen Eingaben der einzelnen Fürsten geschöpft wurden. Es war daraus eine Schrift entstanden, die zwar in ihren einzelnen ungemein starken Ausführungen vornehmlich gegen die Verwaltung des Papstes Leo's X. gerichtet war, in ihrem innersten Grunde aber schon hart an die Principien des Papstthums selbst herantrat und der römischen Hierarchie denselben nationalen Standpunkt entgegenhielt, den zuerst Ulrich von Hut-

ten in der merkwürdigen Zueignungs-Epistel an Leo X. (zu der neu von ihm herausgegebenen Schrift des Laurentius Valla über die Constantinische Schenkung), und nach ihm Luther in der Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation" (Juni, 1520), gegen Rom aufgerichtet und ausgerüstet hatte. Wäre Luther zuerst auf dem rein nationalen Element dieser Angelegenheit stehen geblieben, und hätte er den Kampf um die kirchlichen Formen so lange hinhalten können, bis die Grundlage einer allgemeinen National-Opposition gewonnen worden, so würde die von ihm ausgegangene Bewegung alle Feinde Deutschlands überwältigt und dasselbe mit einem Schlage zum Mittelpunkte der kirchlichen und politischen Freiheit für die ganze Welt gemacht haben. Seine Persönlichkeit hing aber von vornherein zu sehr in den Fesseln der kirchlichen Doctrin und eines nur nach innerlicher und geistiger Genugthuung drängenden Herzens, als daß er die öffentliche Sachlage, in die er eintrat, mit diplomatischen Augen hätte prüfen und zersetzen können. Es hätten ihm sonst in Worms sogleich die Vortheile klar werden müssen, die ihm und seiner Sache aus einer geschickten Anknüpfung an die oppositionnelle Stimmung der deutschen Stände erwachsen wären, und wodurch ihm zugleich die Bildung einer großen nationalen Partei, worauf ihn die tiefen bedeutungsvollen Mahnungen eines Franz von Sickingen hingewiesen, in dem entscheidendsten Moment gelungen sein würde. Für ihn faßte sich aber Alles, was er kannte und wollte, in den einen, sein Herz fröhlich schwellenden Begriff zusammen: als der Mann Gottes einer Welt von „Teufeln" gegenüberzustehen, und in dieser energisch ausgedrückten Stim-

mung war er vor den Reichstag hingetreten, ohne der eigentlichen Absicht, in der ihn die Reichsstände vernehmen wollten, auf den Grund geblickt zu haben. Diese Einseitigkeit des Auftretens drängte freilich mehr als alles Andere auf die geschichtliche That hin, sie schränkte dieselbe aber sogleich auf das rein kirchliche Gebiet ein, auf dem die begonnene Nationalbewegung auch in den folgenden Zeiten nicht hat vollständig ausgefochten und beruhigt werden können. So erfolgte zuerst auf dem Reichstage zu Worms die Achtserklärung gegen Luther, zum Theil wider den Willen der deutschen Stände selbst, die bei der Weigerung Luther's, eine modificirte Erklärung über seine Schriften abzugeben, sich zuvörderst in eine gewisse Rathlosigkeit versetzt sahen, jedoch noch immer zu einem rücksichtsvollen und abwartenden Verfahren mahnten. Der Kaiser aber, den vornehmlich der Mangel an Welt in Luther's Auftreten gegen ihn eingenommen, war jetzt auf den ursprünglichen Beschluß der Stände, der durch das Verhör Luther's nur hatte motivirt werden sollen, zurückgegangen, und wußte denselben unter Mitwirkung der römischen Diplomatie nunmehr durch das Wormser Edict in Kraft zu setzen.

Luther's Auftreten, das zuerst im Ablaßhandel die Binde- und Lösekraft der Kirche angegriffen, hatte zugleich gegen das ganze System der Autorität, auf dem die allgemeine Weltlage ruhte, seine Hand erhoben. Sein Streben war aber auf der andern Seite sogleich wieder dahin gerichtet, das große System, das er durchlöchern half, durch eine neue bindende Formel zu ersetzen, die er aus dem protestantischen Lehrbegriff und aus der landesherrlichen Souverainetät

mischte. Obwohl er noch in seiner Schrift an den deutschen Adel die größten Gesichtspunkte für deutsche Reichs- und Nationaleinheit aufgestellt hatte, so scheiterte er doch sogleich an der Hauptbedingung seines Werkes, welche die gewesen wäre, den Kaiser gegen den Papst fortzureißen und eine kaiserliche Politik auf dem Grunde der neuen reformatorischen Ideen der Zeit entstehen zu lassen. Mit Kaiser und Papst gleichzeitig zerfallen, und vor der revolutionnairen Kraft zurückschreckend, die ihm aus den Ständen, dem Adel, den Handwerkern und den Bauern überall schon in dieser Zeit entgegenschlug, zog er sich mit seiner Reformation auf die fürstlichen Territorialheheiten Deutschlands zurück, um die Idee der Bewegung in der kleinen landesherrlichen Autorität zu verfestigen und abzuschließen. Die Reform fiel dadurch aus dem nationalen Einheitsbegriff heraus, vollendete die äußeren Risse des deutschen Nationalkörpers zu innerlichen Trennungen und vertiefte den Kampf der Stände zu einem Kampf der Ideen, in welchem die ständischen Gegensätze zu dem gesellschaftlichen Principienkrieg gegen einander heraustraten.

6. Die vier Stände in der deutschen Reformation.

In die Stände der deutschen Nation war im Reformations-Zeitalter eine tiefe Gährung eingedrungen, die alle bisher gefestigten Stellungen aufzulösen oder mit neuen Lebenselementen zu erfüllen strebte. Geistlichkeit, Adel, Bürger und Bauern bildeten in dieser Zeit schon vier von einander abgeschiedene Standeswelten, die sich wie vier verschiedene Völkerschaften gänzlich fremd und in entgegengesetzten Berechtigungen, Gewohnheiten, Sitten und Anschauungen gegenüberstanden.[1] Die Grundlagen dieser vier Stände hatten sich schon zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts rechtlich und politisch vollkommen abgeschlossen, aber ihre streng bewachten Gränzen doch gegen die Ideen der Zeit offen lassen müssen. Diese Ideen, die wesentlich eine Kriegserklärung des Menschen gegen den Stand enthielten, griffen auf die gemeinschaftliche Grundnatur aller Stände zurück und brachten dieselbe in eine neue schöpferische Bewegung, deren Ziel auf eine Umgestaltung des gesammten Weltzustandes ging.

Luther selbst hatte im innersten Bewußtsein seiner That

---

[1] Sebastian Franck Weltbuch (1534): „Germania haben yetz vierterley völcker und fürnemme ständ."

recht eigentlich das Princip des Ständekampfes an die Spitze der Beziehungen gehoben. Wenn er auch nur die Kirche wollte, so hatte er es doch im ganzen Verlauf seines Kampfes wesentlich mit den Ständen zu thun, indem er sich bald an die Fürsten und den Adel, bald an die Bürger und Bauern mit seinen Mahnungen und Reformgedanken wandte, und auch den kirchlichen Organismus vornehmlich nur aus dem Priesterstande heraus umgestalten wollte. Ihm selbst war der Gedanke stets wichtig geblieben, daß er aus dem Bauernstande hervorgegangen. „Ich bin eines Bauern Sohn!“ ruft er in seinen Tischreden mit besonderem Nachdruck aus: „mein Vater, Großvater, Ahn sind rechte Bauern gewesen; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Berghauer worden; daher bin ich!“ Doch lagen auf dieser Seite auch die Widersprüche, denen Luther hinsichtlich der consequenten Durchführung seiner Aufgabe verfiel. Denn er, der selbst aus dem deutschen Bauernsohn der deutsche Reformator geworden war und dadurch am gewaltigsten gezeigt hatte, wie in ächten historischen Zeiten das Individuum den Stand überwächst, konnte den Abschluß seines Werkes nur darin finden, daß er die große Nationalbewegung wieder zurück in die ständischen Kreise bannte und Jeden vermahnte, hübsch im Frieden seines Standes und auf dem Boden desselben zu bleiben. Dies entsprach auch in kirchlicher Hinsicht nicht dem Ausgangsprincip, auf welches er sein Unternehmen gestellt, und das er gerade darin gesucht, den Unterschied zwischen dem geistlichen und weltlichen Stand aufzuheben und dadurch dem römischen Priesterstand zuerst den ausschließlichen Boden unter seinen Füßen wegzuziehn,

sowie Galilei den Erdkörper erst aus dem Stillstande in sich selbst entfesselte, um ihn in die neuerkannte Weltordnung der Bewegung und in sein wahres Verhältniß zur Sonne hinübertreten zu lassen. In seiner Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation" glaubt er den Gedanken der Reformation nicht wirksamer und umfassender einleiten zu können als durch die Idee des Laien-Priesterthums, indem er den Unterschied zwischen geistlichem und weltlichem Stand für eine willkürliche Erfindung erklärt,[1] und dagegen den ersten reformatorischen Streitsatz dahin aufstellt, „daß alle Christen wahrhaft geistlichen Standes sind, und daß unter ihnen kein Unterschied sei, denn des Amtes halben allein." Die reformatorische Thatkraft Luthers, der hier sogleich gegen das System selbst in seiner ursprünglichen principiellen Aufstellung sich richtet, ergreift zuerst den Punkt, auf dem die Welt sich in zwei feindliche Gegensätze geschieden hatte und auf dem er sie auch wieder einheitlich und friedlich zusammenfügen will. Er will die Kirche nicht mehr im Priesterstande anerkennen, dem er es aufkündigt, ein besonderer Stand zu sein, sondern er sieht die neue Epoche der Weltlichkeit unter den Völkern anbrechen und verkündigt in Gottes Namen die weltliche Gewalt, die „frei gehen müsse durch den ganzen Körper der Christenheit." Selbst das „Amt", worin er noch den einzigen Unterschied zwischen den Geist-

---

[1] Luther an den christlichen Adel deutscher Nation: „Man hat's erfunden, daß Papst, Bischöfe, Priester, Klostervolk wird der geistliche Stand genannt; Fürsten, Herren, Handwerks- und Ackersleute der weltliche Stand."

lichen und Weltlichen zuläßt, will er nicht anders als aus dem Willen der Gemeinde ausgeflossen sehen.

Das römische Priesterthum war aber gerade als Stand am gefährlichsten auf den Boden der Weltlichkeit und in die zersetzenden Elemente der Zeit hinübergezogen worden. Gegen die Standesverhältnisse der Geistlichen lagen ungeheure Actenstücke vor, zu denen die Kritik der Jahrhunderte und die Volkssatire aller Länder unabweisliche Aussagen geliefert hatte. Der geistliche Stand hatte den ihn zerfressenden Debatten der Zeit nur die allgemeine Autorität der Kirche entgegengehalten, aber seine eigenen persönlichen Zustände dadurch in keinem höheren sittlichen und geistigen Glanz erscheinen lassen können. Die socialen und rechtlichen Ausnahmeverhältnisse, auf denen der geistliche Stand in Staat und Gesellschaft herangewachsen war, hatten ihm von vornherein eine drückende und übergreifende Stellung gegeben, die das Institut wie einen trennenden Keil in das bürgerliche Gemeinwesen hineinschob. Die geistliche Genossenschaft war schon durch ihre abgesonderten Jurisdictionen und alle damit verbundenen Ausnahmerechte und Vortheile, die zugleich durch die Kirchenstrafen eingeschärft und behauptet werden konnten, ein alle öffentlichen Interessen durchkreuzender Stand geworden. Nach der Idee der Hierarchie sollte die Kirche in den Staat hineinwachsen, aber die Geistlichkeit gebärdete sich bei diesem Proceß sofort als die erobernde Macht, die, wie sie die weltlichen Besitzthümer an sich riß, so auch die ganze gesellschaftliche Moral ihren allgemeinen Zwecken und ihren persönlichen Gelüsten unterordnete. Der geistliche Stand nahm die Genüsse und Vorzüge

aller andern Stände in sich auf, und machte sich selbst auf der Grundlage dieser universalen Genußsucht zu einem Ausnahmestand, der das Geheimniß seiner Herrschaft über alle Personen und Geschlechter an die Sacramente zu knüpfen wußte. Die Volksliteratur, die überhaupt ihre vorzugsweise Aufgabe in der oppositionellen Zersetzung der Stände ergriffen, hatte ihre schärfsten und glücklichsten Pfeile von jeher gegen die Sittenzustände des Clerus abgeschossen, die sowohl in den zusammenhängenden Productionen des Reineke Fuchs, des Eulenspiegels und des Narrenschiffs von Sebastian Brand, wie auch in unzähligen vom Volksgeist getragenen Flugschriften und reformatorischen Blättern, die schneidendste Behandlung fanden. Schon Huß hatte gegen die Sittenverderbniß der Geistlichen gepredigt, und zur Besserung derselben sehr naiv den kürzesten Weg vorgeschlagen, der seiner Meinung nach darin bestehen sollte, ihnen den Ueberfluß ihrer Einkünfte abzuschneiden und der überwuchernden Geldwirthschaft des Clerus entgegenzutreten. Noch mächtiger war der erfinderische Schimpf des deutschen Volkswitzes in dieser Polemik eingetreten, der schon in seinen durch das Land gehenden Sprüchwörtern die allgemeine Verachtung, die auf dem geistlichen Stande als solchem lastete, in Formeln brachte.[1] Ebenso sehr als Habsucht und Pfründenjä-

[1] Sebastian Franck Weltbuech: „Also daß wie in allen Landen die geystlichen übel von den anderen hören, yn wenig getrauwet oder vertrauwet wirt, so gar das auch vil böser Sprüchwörter darvon bei dem gemeinen mann entstanden sind, nemlich, es kumpt niemandt von einem pfaffen unbeschissen; pfaffen machen affen. ... Es ist kein pfaff frumb, er hab dann har auff der zungen; wer einem pfaffen

gerei war aber das Cölibat der Geistlichen die Quelle ihrer socialen Verwilderung und ihrer sittlichen Uebergriffe. Dieses an sich große Fundamentalprincip des geistlichen Standes, das denselben ungebeugt von den Conflicten der Familie und des Hauses im Dienst der kirchlichen Idee erhalten sollte, war aber zu einem der ganzen Gesellschaft verderblichen Gährungsmittel geworden, und hatte den clericalen Geschlechtstrieb zu einem neuen Ferment der kirchlichen Intrigue gemacht. Das der deutschen Nationalität geheiligte Institut der Ehe wurde zuerst durch die römischen Priester seiner germanischen Grundnatur entfremdet und mit dem auflösenden Element des romanischen Geistes durchzogen. Dem geistlichen Stand hatte die Vorschrift, nicht verheirathet zu sein, nur den Reiz offen gelassen die ganze Welt heirathen zu können, wodurch auch die geschmeidigen und koketten Formen seines äußeren Auftretens nicht wenig bestimmt worden waren. Die Priester prägten darin wesentlich ihr sociales Uebergewicht aus, welches sie durch verführerischen Glanz, bunte Kleider, Kühnheit und Unternehmungslust jeder Art behaupteten und das, wo es mit Sitte und Recht in Widerspruch gerieth, jedenfalls für die Propaganda der Kirche verwendet werden konnte.[1]

---

vertrauwet, der ist selbs nitt fast frumb. Es thuot kein guot, wir schlagen dann die pfaffen alle zuo todt; wer sein hauß will haben sauber, der huet sich vor pfaffen und dauben. — Sy heyßens auch auß verachtung pfaffen, es ist auch eitel außgenoete heuchlerey, was sy yhn thuond oder eer entbieten, ein hertzgespöt wann sy gleich gnad herr sagen" u. s. w.

[1] Sebastian Franck Weltbuoch: „Die pfaffen tragen lange weitte röck an, runde cirkel pareth auf, tragen auch kappenzipffel von

Wenn der erste Stand der Nation der Verderbniß und Auflösung der Zeiten vorzugsweise erlegen war, so schien dagegen an den Adel deutscher Nation zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein neuer Mahnruf an seine große und ursprüngliche Bestimmung ergangen zu sein. Es war ein ächt germanischer Gedanke, dem auch Luther zuerst sich nicht zu entziehen vermochte, daß der deutsche Adel der natürliche Anwalt und Führer seines Volkes sei und bei jeder wahrhaften Nationalreform an der Spitze gesehen werden müsse. Der Adel hatte zwar seine alte geschichtliche Bedeutung, in der sein Wesen nur der in die Rangpotenz erhobene nationale Freiheitsbegriff war, auf seinen Schlössern und Burgen längst verzettelt und in seinen Raubfehden, Standesspielereien und Bedrückungen gegen die Niederen den ursprünglichen hohen Volksglanz an sich getilgt. Aber als die Idee der europäischen Reform über die Alpen zu den deutschen Geistern herniederstieg, hatte sich zuerst der Stand der deutschen Ritter als der fruchtbarste Boden gezeigt, auf dem sie aufgenommen und verpflanzt werden konnte. Mitten in seiner Corruption, die ihn fast noch verächtlicher und gemeingefährlicher hatte werden lassen als den jedenfalls von der Idee der Kirche noch gehaltenen und getragenen Clerus, war der Adel doch zuerst mehr als jeder andere Stand von der wiedergeborenen Wissenschaft und von der Idee der Studien getroffen und gereizt worden. Mehrere

---

seidin und wullinem tuoch, geen gemeynklich auff pantoffel, muessig erloß niemandtnütze leüt, die wenig studiren, die yr zeit fast mit spilen, essen, trincken, und schönen frauwen hin bringen."

seiner hervorragendsten Persönlichkeiten hatten die neue Aufgabe des Adels und Ritterthums sofort darin begriffen, daß es sich um eine Erneuerung des Standes auf der Grundlage der geistigen Bildung handele. Freiheit und Wissenschaft stießen plötzlich zu einem und demselben Begriff zusammen, und in dieser Combination wollten deutsche Ritter wie Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen, die fast den ganzen fränkischen, rheinischen und schwäbischen Adel hinter sich hatten, die alte Mission ihres Standes für die Freiheit der Nation wieder aufnehmen. Die Richtung auf die neuen Ideen war in der That in den deutschen Adel schon so allgemein eingedrungen, daß sie dem Stand selbst in seinen innersten Elementen eine neue Bewegung zu geben schien, womit sich seine heftig herangewachsene Opposition gegen die Macht der Fürsten zu einer umfassenden nationalen Krisis verband. Nachdem der hohe Adel, der die ausschließlich mit der Reichsstandschaft begabten Geschlechter in sich begriff, sich auf dieser seiner politischen Basis ganz entschieden von den übrigen blos rittermäßigen Geschlechtern getrennt hatte, schloß er in sich die Herrschaftselemente ab, die sich von ihm aus in landeshoheitlichen und standesherrlichen Stellungen über Deutschland verzweigten. Dieser Unterschied war durch keine besondere Satzung festgestellt worden, sondern hatte sich auf dem Wege der allgemeinen politischen Entwickelung, aber so bestimmt ausgebildet, daß es schon in den Reichsabschieden des funfzehnten Jahrhunderts genau auseinander gehalten wird, wenn die darin gegebenen Zusicherungen und Bestätigungen nicht bloß den regierenden und hohen Herren, sondern auch dem nicht reichs-

ständischen Adel und vornehmlich der Reichsritterschaft gelten sollen. Diese Reichsritterschaft war der reichsfreie (reichsunmittelbare) Adel, der seit dem vierzehnten Jahrhundert aus den kernhaftesten Volkselementen heraus einen unaufhörlichen Zuwachs empfangen, und dem der nicht in die Reichsritterschaft aufgenommene bloße Reichsadel so wie der landsässige Adel, der nicht dem Reich sondern einer Landesherrschaft unterworfen war, zur Seite standen.

Der Ritter-Adel, der sowohl ein reichsfreier als ein landsässiger sein konnte, war durch seine auf die Kraft der Persönlichkeit gestellte Lebensweise dem Herzen der nationalen Bewegung am nächsten geblieben. Er war ein Stand geworden zur Aufnahme Aller, die sich durch That und Wort auszuzeichnen vermochten, und denen darin die Feststellung ihrer Persönlichkeit auf einer bestimmten Standesstufe der Nation gewährt wurde, wodurch freilich auch der volksthümlichen Verallgemeinerung dieses Standesverhältnisses selbst von vornherein die Bahn gebrochen war. Es geschah dies sowohl durch die kaiserlichen Diplome, welche bald in freigebiger Weise das Ritterthum durch den Brief-Adel (nobilitas codicillaris) ausbreiteten, als auch durch den drängenden Zeitgeist selbst, der seine Ritter überall in die entscheidende That des Jahrhunderts hinaussendend und auch auf allen ideellen Positionen Männer von Rittersart sehen wollte. So wurde, was vornehmlich die Zeit der reformatorischen Kämpfe bezeichnete, der Doctor, besonders aber der Doctor des Rechts, schon gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts dem Ritter gleich erachtet, und mit allen Würden und Auszeichnungen desselben, sogar mit der Erlaubniß, Ritter-Kleidung

tragen zu dürfen, die in dem Reichsabschied von 1500 ausdrücklich festgestellt wurde, geehrt. Wer zwanzig Jahre lang auf dem akademischen Katheder vorgetragen hatte, wurde der Ehren eines Grafen würdig erachtet.[1] Wie aber der Doctor zum Ritter wurde, so konnte der Ritter auch in dem neuen Ineinanderfließen dieser Begriffe zum Doctor und Lehrer des Jahrhunderts werden, um That und Wissenschaft in eins zu gestalten, und aus neuer Lehre neues Leben bis in die innersten Eingeweide der Nation hinein zu bereiten.

Diese Vorstellungen waren im Jahrhundert der Reformation so gängundgäbe, daß sie keineswegs, wie heut, einer künstlichen Reflexion, sondern der Stellung der Thatsachen selbst angehörten. Am umfassendsten und tiefsten war dieser Gedanke in Ulrich von Hutten, dem ächten Ritter und Magister der deutschen Nation, lebendig geworden, der sich aber die innere wie äußere Umbildung der Zeiten nicht anders verwirklicht denken konnte, als durch eine deutsche National-Reform selbst, für welche in allen Ständen, und unter dem Adel sowohl wie bei den Bauern, die kühnsten Wünsche und Entwürfe umherzingen. Als wahrer Reichsritter hatte er sich mit seinen Ideen und Plänen zuerst an den deutschen Kaiserthron festgehangen und der natürlichen Erwartung gehuldigt, daß die nationale Reform Deutschlands in die schöpferischen Hände des Imperators der Christenheit gelegt

1 Petrus ab Andlo de imperio Germanic. Rom. II. 1. Immo secundum leges quilibet doctor dicitur nobilis, et gaudet privilegio nobilium, ut vult Bartolus in l. medicos C. de dignitate lib. 12. et si viginti annis in cathedra legerit, comitis privilegio gaudere debet, ut ibi notatur.

werden müsse. Aber schon der Reichstag zu Worms hatte ihm wie aller Welt die unzweifelhafteste Enttäuschung darüber bringen müssen. Die politische Einheit Deutschlands wurde darauf, emancipirt von den Traditionen der christlich-germanischen Kaiseridee, an die Spitze des Ritter- und Volksbundes erhoben, zu dem Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, Sylvester von Schaumburg, Hartmuth von Kronenberg, Dietrich von Dalburg, und die Geschlechter der Gemmingen, Fürstenberge, Helmstätter, Menzingen, mit Männern der Gelehrsamkeit und Wissenschaft, wie Oekolampadius, Martin Bucer, Caspar Aquila und andern, zusammentraten. Dieser Bund war im Frühling 1522 zu Landau unter Führung Sickingen's, der sich dabei zum Hauptmann der deutschen Nation erwählt glaubte, von der Ritterschaft Frankens, Schwabens und des Rheins zunächst nur wie eine zur Erhaltung der Ordnung und zu gegenseitiger Unterstützung errichtete Genossenschaft beschworen worden, aber sein Zweck war auf die Herausführung eines neuen deutschen Nationalreichs gerichtet, auf ein einiges Deutschland, mit einem aus den Ideen der Zeit verjüngten Kaiserhaupt, das über ein Volk von freien Gemeinden unmittelbar und ohne eine dazwischen gestellte Vielherrschaft der Fürsten zu gebieten haben sollte.

Die Idee der politischen Nationalreform war ohne Zweifel im Geiste Hutten's entstanden und ausgetragen worden, und er, der die ideellen Fäden dieser Bewegung ursprünglich gesponnen, hatte diesen Gedanken zuerst nach der Ebernburg gebracht, in den Kreis Franz von Sickingen's, dieser altgermanischen Heldenpersönlichkeit, in der Macht und

Bedeutung des deutschen Ritterthums in jeder Weise glänzend zur Geltung gekommen waren. Der Ritter-Adel hatte in Sickingen schon seit lange seinen Führer anerkannt, dessen unternehmender kriegerischer Charakter wie die bedeutenden Geldmittel, über die er gebot, ihn zum Parteihaupt in dieser Zeit vorzugsweise geeignet erscheinen ließen. Er führte auf seinen Schlössern Ebernburg und Landstuhl die Hofhaltung eines Fürsten, und hatte schon durch seine Formen seine Partei wie die öffentliche Meinung daran gewöhnt, in ihm den künftigen Nationalkaiser des in Einheit und Freiheit wiedergeborenen Deutschlands zu sehn. Anfänglich hatte zwar auch Sickingen, der Kaiser Carl's V. Feldhauptmann geworden war, seine Pläne noch an diesen Kaiser anknüpfen zu können geglaubt, dem auch Hutten mit der stürmischen inbrünstigen Zuschrift sich angeboten hatte: „Tag und Nacht will ich Dir dienen ohne Lohn, manchen stolzen Helden will ich Dir aufwecken, Du sollst der Hauptmann sein, Anfänger und Vollender, es fehlt allein an Deinem Gebot!“ Aber der junge Kaiser, der nur mit den factischen Bedingungen seiner Herrschaft rechnete, konnte die Bundesgenossen der Idee nicht brauchen, und führte sie durch seine Abweisung um so radicaler auf den ideellen Grund ihrer Unternehmung zurück. Ulrich von Hutten hatte schon in seiner ersten drangvollen Jugend, als er in Steckelberg im Felsenschlosse seiner Ahnen auf der Höhe des Spessart poetisch wie polemisch die ersten reformatorischen Töne des Jahrhunderts anschlug, diesen ideellen Grund der neuen Nationalbewegung tief erkannt und durchforscht. Seine Gedanken traten in eine praktische Reife durch seinen Aufenthalt an dem merkwür-

digen Hofe des Churfürsten Albrecht II., Erzbischofs von Mainz, an dem Hutten Aufnahme und Dienste gefunden hatte, und wo eine von allen Künsten und Wissenschaften getragene Geselligkeit, die zugleich den strebenden und schaffenden Geistern der Zeit als Asyl sich öffnete, gepflegt wurde. Dieser brandenburgische Prinz, der in Mainz wie ein italienischer Fürst des vierzehnten oder funfzehnten Jahrhunderts lebte, sah an seinem Hofe die freigeistigen Bewegungen der Zeit in ihren geheimsten Fäden zusammenlaufen, obwohl er darüber noch mit legitimem Anschein die Hand des katholischen Kirchenfürsten ausgestreckt hielt, und sogar im Auftrage des Papstes die Oberleitung des Ablaßhandels in Deutschland zu besorgen hatte. Nichtsdesteweniger war der Mainzer Hof der Sitz der freien und radicalen Denkweise der Zeit geworden, und diese Richtung stand hier wahrscheinlich auch in ihren weiteren Verknüpfungen unter den Auspizien des churfürstlichen Großhofmeisters Frowin von Hutten, der ein Vetter des deutschen Ritters war.

Die Ideen Ulrichs von Hutten fanden in diesen Umgebungen, wo die römische Hierarchie in einem ihrer eigenen Hauptquartiere dem zersetzenden Proceß des Zeitgeistes und der Zeitbildung unterworfen wurde, jedenfalls eine Bestätigung und Ausdehnung, die seinen Muth auf weitestes Gelingen erhöhen mußte.. Deutschland von Rom zu trennen, war schon längst die eigentliche Formel geworden, in der er die Nationalbewegung zu fassen und zu leiten gedachte. Aber es mußten im deutschen Volke selbst alle Kräfte und Mittel aufgegraben werden, um in der Macht einer neuen National-Organisation die Herrschaft Rom's über die Deut-

schen untergehen zu lassen. Hutten faßte den Entschluß, sich an alle Stände Deutschlands um Erhebung der Nationalreform zu wenden, und sie zum offenen Kampf für dieselbe aufzurufen. Er glaubte die Nationalreform auf eine Stände-Revolution begründen zu können, indem er an jeden Stand besonders, an Adel, Bürger und Bauern, die dringlichsten und auf ihre Interessen berechneten Aufforderungen richtete, die darauf hinausgingen, alle Stände in der Freiheit und Einheit der Nation zu befreien und zu erneuern. Auf dieser Grundlage, die sogleich werkthätig vorbereitet wurde, sollte ein neuer Nationalbau sich erheben, dessen Gipfel die demokratische Kaiserkrone trug, und in dem das christlich-germanische Reich der Deutschen sich zu einer nationalen Kaiser-Demokratie umgeformt hatte. Die Vermählung des Imperialismus mit der Demokratie, die auf christlich-religiöser Grundlage vollzogen werden sollte, war als systematischer Plan in dem Bewußtsein Huttens klar geworden, und stellte dadurch auf dem Boden der deutschen Reformation einen historischen Typus auf, der in späteren revolutionnairen Uebergangszeiten wiederzukehren bestimmt schien und in Frankreich durch den neuen Napoleonismus wiederaufgenommen wurde, in Deutschland aber, als das verunglückte Resultat der frankfurter Nationalversammlung von 1848 und 1849, von neuem dem Kaiserthum der Nationalreform das Mißtrauensvotum der Geschichte ausschrieb.

Hutten hatte auf dem Grunde dieser Nationalreform die deutschen Stände zu einer neuen Berührung und Verschmelzung miteinander drängen wollen. Besonders aber dachte er Adel und Bürgerthum in einen Bund zu fassen,

durch welchen er die so kräftig herangewachsenen Elemente des Bürgerthums für den allgemeinen Bestand der Nation gewinnen und ihm seine ideale Zukunft erobern helfen wollte, während er zugleich eine Reorganisation des Adels auf dem nationalen Element erstrebte. In diesem Sinne richtete er Manifeste an die deutschen Städte (1522), besonders an Frankfurt und Worms,[1] worin er sie aufforderte, mit dem Adel gemeinschaftliche Sache gegen die Gewalt der Fürsten zu machen, deren gemeinschädlich gewordene Stellung er mit den heftigsten Anklagen bezeichnete. Er kündigte ihnen den offenen Ausbruch des Kampfes an, in dem der Adel jetzt in Sachen der deutschen Nation gegen die Fürsten aufstehen werde, und lud sie ein, zu diesem Kampf entweder in den Adelsbund einzutreten oder eine neutrale Stellung dabei zu beobachten. In seinen Schriften und Flugblättern hatte er diesem Gedanken einer Verbrüderung des Adels mit dem Volke schon den tiefsinnerlichsten Ausdruck geliehen. Den Vorzug des Adelsstandes selbst schien er nur noch darin zu sehen, daß er an der Spitze der allgemeinen Nationalfreiheit als Kämpfer und Bürge derselben erschiene. In dem Bemühen, die freien städtischen Gemeinden, besonders aber die der Reichsstädte, für diesen Kampf zu gewinnen, unterstützten ihn auch andere Mitglieder seines Standes durch die Presse, namentlich Heinrich von Kettenbach, der sich mit einem dringenden Flugblatte an die Reichsstädte wandte.[2] Es ist ein dunkler Punkt in dieser Bewegung ge-

1 Hutteni Opera V. 403. 409.

2 „Ein Practica practicirt aus der heiligen Bibel uff viel zukünftig Jahr. Selig sind die, die ihr wahrnehmen und darnach

blieben, wie die deutschen Städte dieſe an ſie gerichteten Aufrufe erwiederten, denen ſie jedenfalls thatſächlich zu entſprechen zögerten, vielleicht aus Mißtrauen gegen die neu dargebotene Genoſſenſchaft des Adels, die ihnen etwas zu meteorartig vom Himmel geweht zu ſein ſchien. Am meiſten hielten ſich aber wohl gerade die Reichsſtädte, auf die vorzugsweiſe gerechnet worden, im ſtolzen Bewußtſein ihrer republikaniſchen Eigenmacht, und zugleich in der kurzſichtigſten Berechnung derſelben, zurück.[1] Wenn in irgend einem Lande, ſo lagen in Deutſchland alle Elemente dazu gegeben, um den Bund zwiſchen Adel und Volk bedeutungsvoll zu ſchließen, und man muß ſagen, daß die Vorurtheile, die denſelben hinderlich wurden, in den entſcheidenden Momenten bei weitem mehr auf Seiten des widerſtrebenden Volkes als bei dem Adelsſtande ſelbſt ſich geltend machten. Der Gedanke der Adels-Demokratie, den Hutten und ſeine Freunde in dieſer Zeit mächtig genug ergriffen, war freilich eine Idee, welche weit über den bisherigen Geſichtskreis des Standes hinausflog und der Meinung, in welcher der Adel in dieſer Zeit beim Volke ſtand, zu ſehr widerſtritt, um Vertrauen finden zu können.

---

richten. Die Zeit iſt hie, daß man ſolch Practicam mehr acht hab, dann der Aſtronomey. Got will ſelber regieren über ſein Volk.“ 1523.

[1] W. Zimmermann Allgemeine Geſchichte des großen Bauernkrieges I. 370. ſtellt die Hypotheſe auf, daß in dem Feuer, worin die Briefſchaften der Ebernburg verbrannt wurden, und in den verloren gegangenen Papieren Huttens ſelbſt, auch die Documente dieſes Unternehmens zu Grabe gegangen ſein möchten. Vgl. K. Hagen der Geiſt der Reformation II. 59.

Der Freiheitsglanz des deutschen Adels war gerade in der Reformationszeit am meisten verblichen. Dieser Stand hatte sich durch eine üppige und nichtige Lebensweise, durch hochfahrende Absonderung von dem Bürger und seiner Gemeinschaft und durch seine gewaltsame Ausbeutung des armen Mannes, der ihm untergeben war, jedenfalls in seinem moralischen Ansehn gemindert und dadurch seinen Standesvorzügen die ideelle Basis ganz entzogen. Der demokratisch-speculative Sebastian Franck, der den volksthümlichen Bewegungsgeist der Reformations-Epoche am tiefsten in sich aufgenommen, nennt daher den Adel, wie er ihn in seiner Zeit erblickte, „ein fremdes Ding im Christenthum", und einen auf „heidnischen Privilegien" niedergelassenen Stand, den er mit dem Geist der Brüderlichkeit und Gleichheit, welchen Franck schon aus dem christlichen Princip herzuleiten unternimmt, nicht vereinigen kann.[1] Diese Ansicht war die herrschende in allen Kreisen des Volkslebens geworden, und konnte durch das neue Volksrittertum Huttens und seiner Freunde nicht sogleich umgestimmt werden.

Das Streben der demokratischen Ritter blieb darum ein ideales, das nur im Reiche der Gedanken seine Geltung behaupten konnte, und unter den Volkskräften selbst wenigstens nicht unmittelbar zünden wollte. Doch hatte sich

[1] Sebastian Franck Weltbuoch (1534): „Weil nun diser Heydnisch adel des Fleyschs, vor Got ein greüwel ist, und der Teüfel ein Fürst, Got und der aller erelst in der Welt, und disen weltlichen Adel herrschet, muessen von not wegen disen Adel verleügnen, auß ziehen und geystlich von sich werffen, alle die vor Gott recht Edel sein wöllen, weil der welt Adel weisheit, leben und wesen sich gar nicht reimpt zuo dem das Gottes ist und will.

Ulrich von Hutten auch an den gemeinen Mann selbst gewendet und Wirkungen auf ihn versucht, die nicht gewaltiger fallen konnten, indem er ihm den offenen Kampf gegen weltliche und geistliche Tyrannei als eine Pflicht gegen Gott und die eigene Menschenwürde darstellte. Hutten ließ dazu besonders sein Gesprächbüchlein „Neu Karsthans" ausgehen,[1] in dem Er und Franz von Sickingen sich über die deutsche Volkslage unterreden, und dem die merkwürdigen dreißig Artikel angehängt sind, „so junker Helferich, Reyter Heintz und Karsthans, mit sampt irem Anhang, hart und vest zu halten geschworen haben." Die Ebernburg mit ihren neuen Zeitgeheimnissen, die im Kreise der Verbündeten nur als die „Herberge der Gerechtigkeit" bezeichnet wurde, bildet offenbar den Hintergrund dieses kernhaften, den Volkshaß mächtig beflügelnden Gespräches. Es wird darin noch ein Anlauf genommen, die neue Nationalbewegung auf den Namen Luther's zu taufen, obwohl dieser dem mächtigen Reiz, den auch für ihn die Ebernburg mit ihren ritterlichen Verschworenen und ihrer geheimen Druckerei haben mochte, sich schon zu Anfang nicht zu überlassen wagte. Wie die meisten Revolutionen, so war auch die Hutten-Sickingen'sche zu früh losgebrochen, indem sie mit dem abenteuerlichen, weder volksthümlich noch militairisch hinlänglich vorbereiteten Feldzug gegen den Erzbischof und Churfürsten von Trier Richard von Greiffenklau (September 1522) begann und endete. Die fürstlichen Landeshoheiten, auf deren Sturz das Un-

[1] „Gesprech biechlin neuw Karsthans" (1521). Vgl. über die Autorschaft Luther's zu dieser anonym ergangenen Flugschrift Wagenseil Ulrich von Hutten S. 249.

ternehmen der Ritter zunächst abzielte, sahen darin zu sehr ihre Existenzfrage berührt, um sich nicht sogleich mit vereinter Uebermacht demselben entgegenzuwerfen.

Luther war zu Anfang nicht so sehr vor jeder Gewalt zurückgeschreckt, deren die Sache der Reform zu ihrer Durchsetzung bedürfen möchte. Wenn er aber zu Anfang des Jahres 1522 schon auf einen Standpunkt der bloß christlichen und geistlichen Freiheit sich stellte, welche in der politischen Unterdrückung ihren heilsamen Gegensatz und fast ihr nothwendiges Fundament anzuerkennen anfing: so beschlich ihn dabei wohl schon das prophetische Wehegefühl, mit dem er am Ende seiner Laufbahn verzweifelt in die tiefzerrissene Zukunft der deutschen Nation blickte. An seiner eigenen freiheitsstarken Gesinnung auch den Fürsten und bevorzugten Ständen gegenüber war von vornherein nicht zu zweifeln gewesen, denn Niemand hatte zu den Großen und Machthabern seiner Zeit eine gewaltigere Sprache geführt als gerade Luther, der mehr wie irgend ein Anderer die Standesunterschiede der Deutschen mit dem kühnen Wort des freien Mannes durchbrach. Seine Briefe an König Heinrich VIII. von England, an den Herzog Georg zu Sachsen und andere Fürsten lieferten durch ihren beispiellos unabhängigen Ton den Beweis, daß er dem in seiner Gesinnung feststehenden Charakter die volle Ebenbürtigkeit jeder Standesheheit gegenüber beimaß, und den die Wahrheit erkennenden Geist zum Richter über alle Verhältnisse zu stellen wagte. Seine politische Stellung fühlte er mehr und mehr zu einer Art von Schiedsrichterthum zwischen den in Kampf getretenen Ständen und Parteien gewandt, aber zu einer wirksamen

Ausübung desselben war in einer Zeit kein Raum, in der die Principien auf Jahrhunderte hinaus ihren die Grundfragen der Menschheit betreffenden Kampf eröffneten. Diese Unmöglichkeit der schiedsrichterlichen Zwischenstellung Luther's zeigte sich im Bauernkrieg, in dem die am meisten preisgegebene Volksklasse, mit deren Blut und Schweiß das Feudalsystem seine Fortdauer besiegelt hatte, das neu verkündigte Evangelium auf ihre Menschenrechte anwenden wollte.

Die Stände waren in der deutschen Reformation zugleich als politische Parteien gegen einander herausgetreten, und setzten dadurch den Principienkampf, der sich entspannen, an allen Enden der Gesellschaft in Gährung. Der Compromiß zwischen dem Ritteradel und dem Stadtbürger hatte in dem ersten stürmischen Moment, der sogleich zu einer großen National-Revolution ansetzen wollte, nicht zu Stande gebracht werden können. Das Bürgerthum hatte sich im sechszehnten Jahrhundert eben erst in einer gewissen Vollendung seines Standeswesens abgeschlossen und schien als „subtil, weltweiß, kunstreich volk", wie Sebastian Franck in dieser Zeit die deutschen Bürger nennt, am meisten geeignet dazu, den Geist der neuen Epoche sogleich productiv aufzunehmen und in den Formen der städtischen Gesellschaft zu verwirklichen. Lag schon in dem Grundcharakter der Städteentwicklung gewissermaßen ein protestantisches Element, das dem alten Autoritäts-System den Krieg erklärt hatte, so schien das reformatorische Princip der Zeit auf die Städte als auf seine Heimath angewiesen, und konnte in der in Wissenschaft, Handel und Verkehr erblühenden Gemeinschaft derselben seine eigentlichen Früchte ernten. Die deutschen Städte zeigten dies

auch durch den neuen Aufschwung ihrer geistigen, künstlerischen und industriellen Bedeutung, den sie gerade in dieser Zeit nahmen, aber ihr Antheil an der Reformation schien sich mehr in friedlicher und gestaltender Weise als durch Erhebung eines revolutionnairen Kampfes ausdrücken zu wollen. Das Bürgerthum hatte schon früher durch die Kraft des genossenschaftlichen Princips seine politische Stellung nach Außen und Innen geordnet, und wie sehr es auch sonst als streitfertig und kriegerisch erprobt worden, so schien es doch zunächst von einer öffenen Revolution keine Erhöhung der schon errungenen Vortheile erwarten zu können. Gegen die Vielherrschaft der Fürsten war zwar auch das republikanische Selbstbestimmungsprincip der Städte gerichtet, aber es nährte seine Opposition mehr durch die wachsende Stärke, die es aus sich selbst zog und mit der es alle andern Formen der Herrschaft zu überragen drohte, als daß es einen gewaltsamen Bruch der Reichs- und Landesverhältnisse zu zeitigen gewünscht hätte. Der im Bürgerthum emporgekommene dritte Stand war doch in seiner innersten Natur mehr schöpferisch als revolutionnair, und schien dabei bedächtig genug, der Fortbildung seiner Organisation mehr zu vertrauen als den Ausgängen eines Kampfes.

Der Bürger konnte in dieser bewegungsvollen Zeit die kommenden Dinge ruhiger erwarten, weil er, obwohl ein neuer Stand der Eroberung, doch die festgewordenen Grundlagen freier Existenz unter sich gesichert fühlte. Dies war bei dem vielbeschwerten Stande der Bauern nicht der Fall, die von den zeitgenössischen Schriftstellern, wie Sebastian Franck, zwar schon als „vierter Stand" der deutschen Nation auf-

geführt werden, welche sich aber doch wesentlich die rechtliche wie menschliche Geltung eines Standes erst zu erkämpfen hatten. Die dunkeln stürmischen Ansätze zu einem Bauernkrieg waren daher schon gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts an verschiedenen Orten wie das dumpfe Grollen der Elemente aufgestiegen. Wenn an diesem äußersten Ende der Gesellschaft ein neuer menschlich und politisch berechtigter Stand geschaffen werden sollte, so war damit erst der Kampf vollendet, durch welchen das Bürgerthum seine Existenz dem Feudalsystem abgewonnen hatte. Der dritte Stand, der in die schöpferische Mitte des Nationallebens vordrang, mußte ebenso den vierten Stand nach sich ziehen, wie er schon den Adel gelockt hatte, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen und die Ebenbürtigkeit auszutauschen in einer Kampfesverbrüderung für die ganze Nation. So tauchte auch der vierte Stand in einer nicht mehr aufzuhaltenden Unruhe nach Oben und traf auf dem Schauplatz der Zeitkämpfe ein, um den großen Krieg um die Menschenrechte zu beginnen. Er war aber nicht glücklicher darin als die Ritter, die denselben Kampf angesagt und denselben Untergang darin gefunden. Ritter und Bauern begegneten sich in diesem blutigen Spiel vor denselben Feinden, aber nach dem unglücklichsten Schlachtplan, den das Nationalschicksal selbst entworfen. Die Ritterschaft hatte den Bauernstand ermuthigt, aber sie hatte ihm die Sense zunächst nur gegen den Adel selbst in die Hand drücken können. Dieser tiefberechtigte Kampf hatte aber wieder die Einheit des Plans durchbrochen und die, welche zusammengehörten, in verschiedene Heereslager gestellt, ohne der Nationalsache, die über Allen schwebte, den gemein-

samen Waffendienst leihen zu können. Dieselben Fürsten aber, denen die Ritter erlegen waren, bereiteten auch den Bauern ihren grausamen Untergang, und nur der Bürger, der im vielbelobten Frieden seines Weichbildes diese ungeheuere Nationalkrisis überdauert, sah sich im Besitz seiner neuen Standeserrungenschaft geblieben. Die Versprengung der freien Ritter und die Niedermetzelung der Bauern drückten der deutschen Nationalreform den Stempel des deutschen Unglücks auf, während die Bürger das protestantische Princip in der mäßigen Halbheit, in der es zum Durchbruch kam, aufnahmen und es in Gemeinschaft mit den städtischen Handels- und Gewerbs-Interessen wacker pflegten.

Der Bauernkrieg nahm aber seine Ursprünge zugleich aus jenen äußersten Consequenzen des Feudalsystems, welche sich, je mehr das System als solches schon dem Schlag der neuen Ideen sich zu neigen angefangen, um so härter und mit um so berechneteren Bedrückungen auf diesem Stande niedergelassen hatten. Die Beschwerden der Bauern gegen ihre Gutsherren, welche in den von ihnen aufgesetzten zwölf Artikeln ebenso menschlich rührend als mit einem großen politischen Verstand aufgesetzt wurden, stellten namentlich das Hauptgebrechen der Feudalwelt, die Leibeigenschaft, an ihre Spitze. Es wird dabei auf die Erlösung aller Menschen durch Christus zurückgegangen und daraus der Beweis entnommen, daß die Bauern als wahre und ächte Christen auch nicht mehr in der Leibeigenschaft gehalten werden dürften, sondern frei wären mit der Freiheit, welche dem Höchsten wie dem Niedrigsten aus dem Evangelium

zugeflossen sei.[1] Dies ist der Kernsatz, aus welchem die ganze Bewegung der deutschen Bauerschaften innerlich erwachsen und aus dem auch die Abgabe des Zehnten, der eigenthümlicher Weise als eine alttestamentliche Festsetzung durch das neue Testament für erfüllt erklärt wird, seine sehr praktische Würdigung empfängt. Die Bauern erklären sich bereit, nur den Kornzehnten ferner entrichten zu wollen, jedoch so, daß er von einem durch die Gemeinde eingesetzten Kirchenprobst einzusammeln sei, um davon zunächst dem Pfarrer, der ebenfalls künftig nur durch die Gemeinde gewählt werden soll, seine Versorgung zu geben, das Uebrige aber

---

1 „Die gründtlichen vn rechten haupt Artikel, aller Bauerschafft vnd Hyndersessen der Geystlichen vnd Weltlichen oberkeyten, von welchen sie sich beschwert vermeynen." 1525. — „Der dritte Artikel: „Zum dritten, Ist der brauch byther gewesen das man vns für ir aygen leüt gehalten hatt, welchs zu erbarmmen ist, angesehen das vns Christus all mit seynem köstparlichen blüt vergossen, erlöst vnd erkaufft hat, Denn Hyrten gleych als wol als den höchsten, keyn außgenommen, Darumb erfindt sich mit der geschrieffi das wir frey seyn vnd wollen seyn . . . . seyen auch on zweiffel ir werdent vns der eygenschafft als war und recht Christen gern entlassen oder uns ymen Evangelii des berichten daz wirs seyn." Vgl. Bensen Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken S. 514., wo die zwölf Artikel nach der Original-Ausgabe wieder abgedruckt sind. Die ziemlich allgemeine Annahme, wonach der Prediger Christoph Schappler zu Memmingen der eigentliche Abfasser der zwölf Artikel ist, wurde auch durch Melanchthon unterstützt, der in seinem Commentar. in aliquot politicos libros Aristotelis (Wittb. 1530) bemerkt: Circumferebatur impius ac seditiosus libellus, in quo inerat disputatio quod oporteret Christianos habere vocationem munerum et immunitatem tributorum. Is libellus dicebatur scriptus esse a Schaplero quodam qui eo tempore in urbe Memmingensi concionator erat.

für die Armen des Dorfes zu verwenden. Den kleinen Zehnten aber erklärten sie, gar nicht mehr geben zu wollen, auch wieder aus einem religiösen Gesichtspunkt, weil Gott der Herr das Vieh dem Menschen frei beschaffen habe. In ähnlicher Weise begründeten die Bauern fast alle ihre Forderungen, unter denen sich im vierten Artikel auch schon das freie Jagdrecht befindet, weil Gott, als er den Menschen erschuf, ihm auch Gewalt gegeben habe über alle Thiere, sowie die Abstellung oder Vergütung der hart beschwerenden Frohndienste, deren rechtlicher Ursprung bestritten wird, weil ihre Vorältern doch allein nach dem Laut des Wortes Gottes gedient hätten. Bei weitem radicaler klangen die dreizehn Artikel der christlichen Versammlung in Frankenhausen, unter welchem Namen sich der von Thomas Müntzer zusammengebrachte Heereshaufen constituirt hatte. In diesen wird schon verlangt, daß alle Aecker, Weinberge und Wiesen, welche der Kirche zugehören, wie überhaupt alle Klostergüter, verkauft und wiederum den gesetzlichen Abgaben unterworfen werden sollen. Grafen und Edelleuten soll man überhaupt nicht mehr verpflichtet sein, irgendwelche Dienste zu leisten. Abgaben, Zehnten und Frohndienste, sie mögen kirchlichen oder politischen Ursprungs sein, soll Niemand mehr zu leisten verpflichtet sein, mit Ausnahme derjenigen, die vor zweihundert Jahren schon im Gebrauch gewesen. Die Teiche, die Viehweiden, die Jagden sollten Gemeingüter werden und Jedem verstattet sein, sie so weit zu nutzen als ihm nöthig ist. Kein Bürger oder Bauer sollte mehr wegen eines Vergehens, es müßte denn ein Criminalverbrechen zum Grunde liegen, in Haft gebracht noch auf irgend eine Art mit Härte

behandelt werden können, wie auch nur eine milde und menschliche Strafe sein Theil werden sollte. Niemand sollte auch in seinem eigenen Hause verhaftet werden können. Ein Senat, welchen die Bürgerschaft erwählen, bestätigen und absetzen könnte und in welchem Abgeordnete der Bürgerschaft mit zu Rathe säßen, sollte die Regierungsgeschäfte verwalten.[1]

Die Persönlichkeit Thomas Müntzer's, der ohne Zweifel die in diesen Artikeln ausgesprochenen politischen Principien wesentlich zuzurechnen sind, vertritt hier mit bei weitem größerer Wirksamkeit als die Ritter den Wendepunkt, auf welchem die deutsche Reform in die Nationalrevolution umschlagen wollte. Müntzer war gewiß eine der mächtigsten und begabtesten Naturen dieser Zeit, indem sich in ihm gewissermaßen das Wesen aller Stände auf einer mystischen Grundlage aber zum Theil unter den erhabensten Gesichtspunkten vereinigte. Er wollte Krieger und Priester zugleich sein und strebte gewaltig, das Schwert im Christenthum zur Geltung zu bringen, um den im Evangelium verkündigten Principien der Gleichheit und Brüderlichkeit das weltliche Reich zu erobern. Damit verband er das persönlich Unternehmende und kriegerisch Abenteuerliche, durch das sich der Priesterstand des Mittelalters vielfach bemerklich gemacht hatte. Dem Volke stand er mit seinen Manieren und Anschauungen näher als die übrigen Reformatoren,

[1] Vgl. G. Melch. Hoffmann Rusticus seditiosus (Gießen 1707) p. 51., der ausführlicher von diesen Frankenhausener Artikeln handelt, welche für die Entwickelung der revolutionnairen Rechtsbegriffe in Deutschland von Wichtigkeit sind.

insofern er das Talent hatte mit Handwerkern und Bauern ganz in ihrer Weise zu verkehren und sich in ihre Reihen als Genosse ihrer inneren und äußeren Bedürfnisse und als Mitkämpfer für ihre Zukunft zu stellen. Seine erste Unternehmung mit den himmlischen Propheten in Zwickau war wesentlich auf eine Handwerker-Verbindung begründet, in der sich unter seiner und Nicolaus Storch's Führung besonders die Tuchmacher und Weber dieser Gegend vereinigt hatten, um das Reich Christi auf Erden auf seinen ursprünglichen, alle Unterschiede der Person und des Besitzes aufhebenden Grundlagen wiederherzustellen. Das deutsche Handwerkerthum, eigenthümlich angefeuert durch den in ihm wirkenden genossenschaftlichen Geist, hatte in dieser Zeit das Selbstbewußtsein seines Standes schon immer kühner und gewissermaßen geistiger entwickelt, womit sich ein schwärmerischer Hang verband, das neue Reich der Freiheit und Gleichheit in mystischen Formen und Anschauungen zu begründen. Die eigenthümliche dunkle Gefühlsverschwommenheit, welche die Natur des gemeinen Mannes in Deutschland leicht bei jedem geistigen Anlauf bezeichnet, spiegelte sich auch in diesen Bestrebungen ab und färbte sich auf eine hinreißende Weise mit dem frommen inbrünstigen Deutsch der Luther'schen Bibelsprache.

Die Revolution der Eigenthumsbegriffe bereitete sich in diesen deutschen Handwerker-Bewegungen des sechszehnten Jahrhunderts für ganz Europa vor. Thomas Müntzer hatte die Gemeinschaftlichkeit des Eigenthums und Besitzes nicht unmittelbar an die Spitze seiner Bestrebungen zu stellen gewagt, aber er gab dieser Idee schon bei allen seinen Unter-

nehmungen eine mächtige, geheimnißvoll umschleierte Triebkraft, die er auch bereits in der öfter von ihm gebrauchten Formel: omnia sunt simul communia, die das Stichwort des nachmaligen modernen Communismus in sich aufgriff, ausdrückte. Es war dies die Seite, auf der die im Eigenthum gefestigte Gesellschafts-Organisation des Mittelalters vollends in ihren innersten Bändern zerrissen werden sollte, während damit zugleich das Wort der Desorganisation für die ganze Zukunft der modernen Gesellschaft angekündigt wurde. Thomas Müntzer hatte noch zu positive Aufstellungen, die Kirche und Staat als etwas Existirendes in sich aufnahmen, um die schon aus dem Alterthum wie an einer geheimnißvollen Kette hergezogenen Ideen von der Gemeinschaft des Eigenthums zu etwas Anderem als zu einem nebenhergehenden Reizmittel für die Massen zu benutzen. Dagegen richtete sich der Communismus, der die äußersten Consequenzen des reformatorischen Jahrhunderts in wahnsinnigem Taumel an sich riß, in der Wiedertaufe sein eigentliches mystisches Symbol auf. Die Wiedertäufer in Münster stellten damit in ihrem Reich jene abenteuerlich-verbrecherischen Organisationsversuche an, welche im Gemeinbesitz alles Eigenthums zugleich den physischen Proceß der Geschlechter entfesselten und darin alle sittlichen und geistigen Elemente der Gesellschaft verlodern lassen wollten. Obwohl die Wiedertaufe nicht ganz entblößt von den gestaltenden Ideen des Jahrhunderts war, so gewann sie doch wesentlich nur die Bedeutung der warnenden Carikatur, indem sie beim Auseinanderfallen der alten germanischen Feudalwelt die neuen Ideen in eine Anwendung zog, die

das Grundwesen der menschlichen Natur selbst auf den Kopf stellte. Es bezeichnet sich aber im sechszehnten Jahrhundert inmitten der deutschen Reformationszustände der eigentliche Ausgangspunkt der gesellschaftlichen Doctrin, die, wie sie hier als eine Folge der kirchlichen Bewegung auf dem innersten Grunde ihrer Ideen hervortrat, so später die äußerste Seite der politischen Bewegung in der französischen Revolution bildete und ausrüstete. Die Begegnung zwischen Frankreich und Deutschland, die schon bei dem erobernden Auftreten der Franken in Gallien die territorialen Begriffe beider Länder ineinander schob, deutete sich im sechszehnten Jahrhundert auch auf dem Grunde dieser wiedertäuferischen Bewegungen an. Es weisen sich die Spuren nach, daß die versprengten Wiedertäufer zugleich mit mehreren Genossen Thomas Münzer's ihren Weg nach Frankreich nahmen und dort verwandte Volkskreise und Verbindungen zur weiteren Propaganda ihrer Lehren sich eröffneten. Auch der wunderbare Theophrastus Paracelsus, den der Geist der Reform in die Geheimnisse der Natur und ihrer Kräfte getrieben, diente auf seinen Wanderungen in Frankreich zum Theil dieser Propaganda und fand ihre Bestrebungen in einer organisirten Form vor.

Die Lehre von der Gemeinschaft der Güter, welche der altgermanischen Idee der auf dem Eigenthum beruhenden ständischen Gliederung als Extrem entgegentrat, suchte das Princip der absoluten Gleichheit aus der Rückkehr zur Natur zu schöpfen, in der die Wiedervereinigung mit dem uranfänglichen und wahren Reich Gottes gefunden werden sollte. Die Wiedertaufe, welche diese Gedanken zuerst or-

ganiſirte, hatte damit zugleich den eigentlichen Fundamentalſatz der modernen Revolution: daß der Menſch von Natur und im Grunde ſeiner Erſchaffung gut ſei, aufgeſtellt und in ihr Programm aufgenommen. In dieſer Idee der urſprünglichen Güte des menſchlichen Individuums, die als ein Jedem unverbrüchlicher und gleicher Antheil an dem göttlichen Weſen erkannt werden ſollte, lag die Baſis für einen ganz neuen Geſellſchaftsverband, der dem bisherigen ſtändiſch-religiöſen Syſtem, das auf lauter Ungleichartigkeiten und ſtufenweiſen Unterſchieden aufgebaut war, in jeder Weiſe den Krieg ankündigen mußte. Die alte Demokratie, die auf ihrem nationalen Boden den Begriff der Ariſtokratie in ſich verarbeitete und in dieſer Miſchung die chriſtlich-germaniſche Theorie willig ausgetragen hatte, war jetzt durch die neuen ſtürmiſchen und tiefinnerlichen Volksbewegungen überholt. Die Demokratie, die ſich jetzt zuerſt in ihren eigentlichen principiellen Unterſchied von der Ariſtokratie faßte und darin ihr gegenüber aufſtellte, änderte damit zugleich ihr Verhältniß zur chriſtlich-germaniſchen Theorie auf die entſcheidendſte und folgenreichſte Weiſe. Die Demokratie wurde Pantheismus und begründete damit in dieſer ihrer Entwickelungskriſis den epochemachenden Umſchlag der religiöſen und politiſchen Geſinnung, der, aus dem wiedertäuferiſchen Princip der Rückkehr zur Natur geſchöpft, darin eine Wiedergeburt und Reorganiſation der Geſellſchaft im Sinne der Freiheit, der Gleichheit und der Allgöttlichkeit der Dinge vollbringen zu können glaubte.

In ſolchen Zeiten, wo es ſich um die Natur handelt, ſchiebt ſich aber ſtatt derſelben leicht nur die Creatur unter,

und drückt den Entscheidungen, die im Namen der Menschheit getroffen werden sollen, den Stempel der Thorheit und Bestialität auf. Diese Kehrseite der Emancipations-Bestrebungen trat nicht nur in dem Communismus der Wiedertäufer, sondern auch in der eigenthümlichen Agitation des Wittenberger Professors Karlstadt hervor, der, von den Wirbeln der Zeitidee ergriffen, das Heil in der Verschmelzung des Gelehrten mit dem Handwerkerstande finden wollte. Den Stand der Arbeiter und Handwerker für den höchsten und gewissermaßen für den universalen Stand selbst zu erklären, war eine Richtung, die mit dem Anspruch hervortrat, die Reformation Luther's praktisch zu vollenden und ins wirkliche Leben hinüberzubilden, und die in den revolutionnairen Epochen typisch wiederzukehren scheint. Der triviale Gedanke französischer und deutscher Revolutionnairs des neunzehnten Jahrhunderts, daß es nichts Höheres und Würdigeres geben könne, als Handwerker und Arbeiter zu sein, wurde schon durch Karlstadt zu einem Bewegungspunkt der deutschen Reformation gemacht. Der hochbegabte Karlstadt, ein Mann von tiefem und seltenem Wissen, welches Zeugniß ihm selbst Melanchthen gab, verließ plötzlich in Wittenberg den theologischen Katheder, um sich in die Werkstätten der Handwerker zu begeben, und sie um ihr Verständniß der heiligen Schrift zu befragen. Er erklärte öffentlich: „ein Handwerk treiben sei besser, als alle Gelehrsamkeit", und diesen Satz bewahrheitete er praktisch dadurch, daß er die höchsten Dinge des Geistes von den Aussprüchen der Handwerker abhängig machen wollte. Von diesem Standpunkt aus wandte er sich zuerst gegen den gelehrten Stand

ſelbſt, und erklärte als Decan der theologiſchen Facultät bei einer Doctor-Promotion, daß alle akademiſchen Würden ein Gräuel ſeien und daß er ſich künftig nicht mehr dazu brauchen laſſen würde, Doctoren und Magiſter zu machen, obwohl er es geweſen, aus deſſen Händen Luther ſelbſt ſeinen Doctorgrad empfangen hatte. Während die demokratiſchen Ritter der Ebernburg in der Doctorwürde das ebenbürtige Heldenthum des Jahrhunderts anerkannten, bog Karlſtadt ſchon in ſeiner bei weitem radicaleren Auffaſſung der Weltlage von dieſer Linie ab, und bat die Leute ihn nicht mehr: Herr Doctor! ſondern nur „Nachbar Andreas“ zu nennen, indem er zugleich allen Büchern und Studien den Rücken kehrte und ſich auf das Land begab, um dort als gemeiner Tagelöhner zu leben und zu arbeiten. Die Wiſſenſchaft, die auf der einen Seite noch eben als Freiheitselement gegolten, wurde auf dieſem Punkt, wo der Radicalismus mit der geiſtesfinſterſten Reaction zuſammentrifft, ſchon für eine Hinderung der Freiheit ſelbſt angeſehn und verlaſſen. Dieſe merkwürdige Epiſode im reformatoriſchen Wittenberg verleitete viele Studenten, die Hörſäle zu fliehen und Handwerker zu werden. Und nicht nur die Univerſität ſelbſt ſchien ihrem Verfall nahe, ſondern auch die Volksſchule, aus der man ſchon angefangen hatte eine Bäckerwerkſtätte zu machen, um ſtatt wiſſenſchaftlich unterrichteter Menſchen lieber von vornherein Handwerker zu erzielen. Die eigentliche Weſenheit der Menſchenkraft konnte plötzlich nur im Handwerk erkannt werden. Im Wiedertäuferreich zu Münſter war man in dieſem ächt ſocialiſtiſchen Gedanken ſogar ſo weit gegangen, zu erklären, daß jedes Handwerk für ein öffentliches

Amt angesehen werden solle, das von dem Staat dem Ausübenden übertragen worden sei, worin die Organisation der Arbeit von Staatswegen, die später bei den französischen Socialisten und in der Februar-Republik von 1848 eine so unglückliche Rolle spielte, sich als im Gedanken der deutschen Wiedertäufer entsprungen zeigte. Die Wiedertäufer verbrannten sogar alle Bücher, die sie nur auftreiben konnten, da es keine geistigen Vorzüge mehr unter den Menschen geben sollte. Die exclusive Bedeutung, die dadurch für den Arbeiter- und Handwerkerstand in Anspruch genommen wird, bedrohte nicht minder alle übrigen Stände, als es die Aristokratie mit ihren auf Geburt und Eigenthum begründeten Vorzügen nur je vermocht: jedoch mit dem Unterschiede, daß die durch den Adel bewirkten Trennungen der Gesellschaft die ideellen Kräfte derselben weckten und beflügelten, während der universal gewordene Handwerkerstand sogleich sein ganzes Geheimniß in der Materialisirung der menschlichen Geisteskräfte verrieth. Wenn solche Richtungen hervortreten, liefern sie als untrügliche Symptome immer den Beweis, daß die Revolution von vornherein verloren ist. Die Reformations-Epoche erklärte auf diesem Punkt, auf dem eigentlich ihre Stärke wohnte, gleichzeitig ihren Banquerott. Die Wissenschaft, in der gerade das Vermittelungs-Element für die Trennungen der Stände liegt, wurde im Interesse der Hände-Arbeit abgeworfen, und dadurch das Bekenntniß abgelegt, daß die Gesellschaft als allgemeine Arbeitswerkstätte kein anderes Princip als das der Nothdurft der Creatur in sich zu tragen brauche.

Dieſer Radicalismus, welcher der menſchlichen Beſtimmung ſelbſt in's Antlitz ſchlug, trieb ſelbſt einen Volksmann, wie Luther, ſo tief in die Reaction hinüber, daß er ſich ſogar für die Aufrechterhaltung der Leibeigenſchaft erklären zu müſſen glaubte. Er that dies in ſeiner „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerſchaft in Schwaben",[1] worin er gegen den dritten Artikel der Bauern mit der größten Entſchiedenheit erklärt, daß es durchaus „wider das Evangelium und räuberiſch" ſei, wenn ein Jeder ſeinen Leib, der eigen geworden, ſeinem Herrn nehmen wolle, weil ein Leibeigener auch ein Chriſt ſein und chriſtliche Freiheit haben könne. Auch bei andern Gelegenheiten erklärte er ſich für die Rechtmäßigkeit der Frohnen und überhaupt für die Belaſtung des gemeinen Mannes mit harten Bürden, weil derſelbe ſonſt zu muthwillig werde.[2] Luther glaubte alſo jetzt, wider alles beſſere politiſche Gewiſſen und Einſehen, wie es ihn noch beim Beginn der Bewegung getrieben, daß in der Leibeigenſchaft der eigentliche Eckſtein des Feudalismus nicht verworfen werden dürfe. Sein Irrthum war dabei der, daß er es für möglich hielt, das alte politiſche und geſellſchaftliche Syſtem zu erhalten, und zugleich den geiſtigen und kirchlichen Mittelpunkt der Welt verrücken zu können. Nie zeigt es ſich unabweislicher als in ſolchen Zeiten, daß die Menſchheit ein untrennbares Ganzes in

---

1 Luther's Werke Wittenberg, 1551. II, 77 b.

2 Vgl. die bekannte Geſchichte des Ereimanns Heinrich von Einſiedel mit Luther. Kapp Nachleſe einiger zur Erläuterung der Reformationsgeſchichte nützlichen Urkunden I. 279. Oechsle Beiträge zur Geſchichte des Bauernkrieges S. 7.

Körper und Geist ist, das nur im organischen Zusammenhange aller seiner Lebenstheile wirklich ergriffen und vorwärts geschoben werden kann. Die Reformation Luther's konnte und wollte die Aufhebung der Leibeigenschaft nicht vollbringen und ließ diese Aufgabe als eine revolutionnaire zurück, um sich auf Kosten eines ausgestoßenen Standes den Frieden der Gegenwart zu sichern. Das protestantische Princip traf sich aber selbst lebensgefährlich in seine Seite, sobald es darauf verzichten wollte, auf der allein schöpferischen Grundlage freier Gemeinden sich niederzulassen und zu entwickeln. Denn wenn die Kirche aus der freien und vernünftigen Selbstbestimmungskraft des Individuums erneuert werden sollte, so mußte diese Selbstbestimmung, um nicht eine willkürliche und einseitige Abstraction zu bleiben, nach allen Seiten hin im Volke und seinem Leben treibende Wurzeln schlagen können. Die freie Gemeinde war der natürliche historische Boden, den das protestantische Princip zu gewinnen eilen mußte. Es durfte auf diesem Boden auch keine einzige Seele verloren geben wollen, die sein allseitig durchdringendes Princip constatiren helfen konnte, am allerwenigsten einen ganzen Stand, wie den der Bauern, welche Luther mit dem Doppelsinn der christlichen Freiheit bannen zu müssen glaubte. Die Freiheit ist nicht minder ein zusammenhangsvoller Organismus, als die Unfreiheit ein bis auf Einzelnste berechnetes System ist. Wo im Bau der Freiheit auch nur ein einzelner Stein verfehlt wird, oder falsche Materialien zur Anwendung kommen, bringt er es nur zu einem Schutthaufen von Positionen. Der künstliche Mischstandpunkt, auf dem der Protestantismus durch Luther

stehen blieb, indem er sich halb an das Volk und halb an die Fürsten anklammerte, machte seinen Besitzstand unsicher und ließ seine Zukunft mit der Sache der Revolution zusammenfallen. Die Freiheit hatte es freilich noch zu keinem abgeschlossenen Bekenntniß gebracht und deutete nur den allseitigen Umfang ihrer Forderungen in den auf den Höhen der Zeit angezündeten Flammen an. Luther rettete den Protestantismus, indem er ihn in einer legitimen Formel unter dem Schutz der deutschen Landeshoheiten festzustellen suchte, vom Kampfplatz der nationalen Freiheit hinweg, aber er that ihm auf dieser Flucht zugleich eine Gewalt an, die seinen zeugenden Zusammenhang mit Volk und Geschichte unterbrach. Die alte Kirche, das alte System treu behütend, und alle Volksleiden und Volksfreuden um sich versammelnd, blieb fester in der Mitte aller Stände stehen und erkräftigte sich zusehends wieder aus dem Vortheil, daß sie keine uneinlösbaren Anweisungen auf die Zukunft ausgestellt hatte.

Wenn aber der Protestantismus Luther's die freie Gemeinde, deren er bedurfte, weder kirchlich noch politisch auszubauen wagte, so lebte dieser Gedanke doch als der eigentlich organisirende auf dem Grunde dieser Zeit und drängte sich von der Volksseite her auf die verschiedenartigste Weise nach Oben. Die freie Gemeinde war nicht nur die nothwendige Lebensbedingung des protestantischen Princips, von dem sie verfehlt wurde, es ward ihr auch in dieser Zeit schon die Fähigkeit beigemessen, für die nationale Reform des deutschen Reiches selbst die Unterlage abzugeben. Gerade

die Verfaſſungspläne, welche die Bauern in ihren Bewegungen ausſpannen, wurzelten in der ſchöpferiſchen Grundidee der freien Gemeinde und ſtrebten ihr eine Anwendung auf die Organiſation des ganzen deutſchen Reichs zu geben. Unter dieſen Plänen ragt vornehmlich der Verfaſſungs-Entwurf für das deutſche Reich hervor, welchen Wendel Hipler, einer der Anführer der Bauernſchaaren im Odenwald und Neckarthal, mit dem großen politiſchen und faſt ſtaatsmänniſchen Verſtand, der ſich überhaupt auf dieſer Seite zu zeigen begonnen, ausgearbeitet hatte. Dieſer Verfaſſungs-Entwurf, der in ſeinen Grundrichtungen Vieles aus der kaiſerlichen Reformation Friedrichs III. vom Jahre 1442 benutzte,[1] hält die kaiſerliche Spitze der deutſchen Reichs-Organiſation unbedingt und ausſchließlich feſt, und richtet die bezweckten Umgeſtaltungen[2] auf die Stände, Städte,

---

[1] Goldaſt Reichsſatzungen S. 166 flgd.

[2] „Zum Andern ſöllen Alle weltliche fürſten. Graven. Herrn. Ritter vnnd Edel auch Reformirt. Das der arm Mann vber chriſtlich freyhait. nit ſo hoch von Inen betrangt worden. Vber dieſen Artikel ſein auch vier außlegung, erſtlich das den furſten vnnd Herrn gegen den nidern. den Armen gegen den Reichen: gleychs Schlewings vnnd außtreglichs Rechten verholffen werde. Item das von Allen fürſten am biß vff die Edeln. So vom hailigem Reich von derſelben vermaint weys belehnet ſein. ſollten eerlich ein yeder nach ſeiner gepur verſehen werden. Dargegen ſöllen ſie dem hailichen Reich getrewlich vor ſein. die gehorſamen vnnd fromen, die wittwen vnnd waiſen beſchirmen vnnd die ungehorſamen vnnd böſen ſtrafen. Item das alle lehenlewt einem Römiſchen kaiſer vnnd haupt. wie in der ſchrifft gegrundt. oder Anndern Iren lehenherren Als weltlichen

Communen und Gemeinden, „die in göttlichen und natürlichen Rechten nach christlicher Freiheit reformirt und bestätigt werden sollen.“ Danach scheint es, als sollte ein zwar noch in Ständen und großem Grundbesitz gegliedertes, aber unmittelbar an die Spitze freier Gemeinden tretendes Kaiserthum die Organisation eines einheitlichen und freien Deutschlands ausmachen. Es war auf ein christliches und brüderliches Genossenschaftsleben des ganzen Volkes abgesehn, in dem kein einzelner Stand mehr überwiegen, sondern nur im Gleichgewicht der Gesammtheit erhalten werden sollte. In der dabei ausgedrückten Absicht, die Stände zu „reformiren“, ging die Richtung ohne Zweifel dahin, sie in dem Grundwesen der freien Gemeinde gemeinschaftlich untertauchen zu lassen, in welchem Sinne die Reform mit dem geistlichen

---

fürsten des Reichs. In Christenlichen frid vnnd Meerung des Reichs eerlich vnnd redlich dienen. die Armen vnderthanen on weyter beschwerd. beschuzen. beschirmen vnnd Allermennigklichs rechtens. Zu recht Hilfflich vnd Rettlich sein. Auff das sich nyemands rechtloß beclagen mög. Item das alle fursten. Graven. Herrn. Ritter. Edel, Auch knecht. So vom Reich. vnnd derselben fursten belehnet sein. oder nit. sollen sich göttlich. Christlich. Bruderlich vnnd eerlich hallten. Das nyemands durch sie vnpillicher weys beschwerdt. sollen auch göttlich wort vnnd recht. vor allem gewallt getrewlich nach allem vermögen. helffen. schuzen. schirmen vnnd handthaben. Damit das mit gewallt nit zerstört werde. wie hievor beschehen ist. Zum dritten sollen alle Stett Communen vnnd gemaind. im hailigen Reich nyemand Außgenommen. In göttlichen vnnd natturlichen Rechten nach Christenlicher Freyhait. reformirt vnnd bestettigt werden.“ Nach dem Original des Th. Zweifel abgedruckt bei Bensen Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken S. 551 flgd.

Stande begonnen werden sollte. Die „großen Hansen", wie die Bischöfe, Pröbste, Dechanten, Domherren in dem Verfassungsentwurf genannt werden, wie überhaupt alle Priester, sollen nur auf den Fuß eines anständigen Unterhalts zurückgeführt werden. Indem ihnen ihre Reichthümer aberkannt und zur „Unterstützung armer nothdürftiger Menschen" wie zu dem „gemeinen Nutzen" bestimmt werden, wird dem geistlichen Stande die materielle Basis, auf der er sich vorzugsweise zur Macht entwickelt hatte, unter den Füßen weggezogen. Dieselbe Machtverringerung wird den Fürsten, Grafen und hohen Standesherren zugedacht, indem auf die Abschaffung der Zölle, Steuern, Aufschläge, Geleitsgelder und sonstigen Beschwerden gedrungen wird, und auch ihre gutsherrschaftliche Gewalt beschränkt werden soll. Die Fürstenherrschaften waren dadurch allerdings auf das Wesen bloßer Gutsherrschaften zurückgeführt, denn auch die Standesschranke gegen die Armen und Geringen war niedergerissen, wenn Fürsten, Herren und Reiche nach diesem Verfassungsentwurf nur gleiches Recht und gleiches Gesetz mit den Besitzlosen und Niederen gemein haben sollten. Auch die für den Rechts- und Freiheitsstand der ganzen Nation so gefährlich gewordene Verwickelung der Lehnschaft zwischen dem Adel und den geistlichen Fürsten und Prälaten war in Betracht gezogen worden und sollte eine Lehnschaft dieser Art künftig verboten sein. Auch alle Bündnisse der Fürsten, Herren und Städte wollte der Entwurf verbieten, um nur den „kaiserlichen Schirm und

Frieden“ über der ungetheilten Nation zu laſſen. Der staatskluge Granvella, Karl's V. Kanzler, war weitblickend genug, um dem Kaiſer anzurathen, daß er dieſen Verfaſſungs-Entwurf zur Neubegründung der deutſchen Kaiſermacht benutzen möchte.!

7. Macht und Kampf der deutschen Landstände.

Der Gesammt-Organismus der deutschen Nation hatte in Kaiser und Reich einen allgemeinen Ausdruck seiner politischen Existenz gefunden, der aber die eigentliche Volksentwickelung im Innern Deutschlands nur wenig berührte und deckte. Die deutschen Reichsstände waren an der Spitze der National-Organisation nur als aristokratische Persönlichkeiten und emporsteigende Machtbegriffe gesehen worden, doch spielte als eine ideelle Fiction die Vorstellung mit, daß die Nation hinter ihnen stehe und ihre Vertretung in ihnen anstrebe. Derselbe Proceß wiederholte sich in schärferen und gedrängteren Stellungen im Kreise der Landeshoheiten, wo die Landstände als corporative Vereinigung der hinter der Fürstengewalt stehen gebliebenen Stände auftraten, hier aber von vornherein als ein bedingendes und einschränkendes Element der Person des Fürsten sich gegenüberstellten.

Die Landstände als ein politischer Corporationsbegriff bildeten sich wesentlich im Kampfe mit den Landeshoheiten aus, die ihre territoriale Souverainetät nicht so unbedingt hatten fassen und aufstellen können, um nicht in dem eigentlichen Nerv ihrer Herrschaft, namentlich

aber in ihren Geldbedürfnissen, an die Unterstützung und Einwilligung ihrer Stände gebunden zu sein. Die Steuern wurden hier der unabweisliche Kitt der ständischen Rechte, die sich dadurch zwar zunächst nur in ihrer Eigenmacht begründeten, aber auch den Weg, den die Volksfreiheiten hinter ihnen her nehmen konnten, jedenfalls schon praktisch eröffneten. Das Steuerbewilligungsrecht, welches in dem Verhältniß der Landeshoheiten zu ihren Ständen die Schranken der Herrschaft bildete, wurde die specifische Formel für die künstliche und geschriebene Stellung, welche die politische Freiheit im modernen Staatsverbande einnehmen sollte. Diese Formel war eine rein ständische und wurde später erst als neuentdecktes Princip in die constitutionnelle Doctrin herübergeholt. Es legte sich aber darin das Wesen der ständischen Monarchie grundthümlich als das eines Vertrags-Staats dar, in dem sich zwei Theile als contrahirende Parteien gegenüberstehen, welche über die Vereinigung ihres Willens zu einem gemeinschaftlichen gesetzlichen Ausdruck miteinander feilschen und übereinkommen müssen. Die ständische Monarchie baute sich auf diesen ihren Grundverhältnissen in einem in sich selbst getrennten und zerrissenen Organismus auf, der weder den Frieden des Princips finden konnte noch auch die lebendige Gesammtheit des Volks in sich aufnahm und vertrat. Die ständische Monarchie ist eine Dreitheilung der Gewalten, die nach ihren beiden äußersten Seiten hin, nach dem Fürstenthron wie nach der Volksseite, nicht unglücklicher und befriedigungsloser ausfallen kann, und in sich selbst einen Rest zurückläßt, der beständig nach Auflösung und Desorganisation hindrängen wird. Durch

den Keil, welchen die zu einer Corporation vereinigten Stände in den Staat hineingeschoben haben, stehen Fürst und Volk nach zwei Seiten hin auseinandergetrieben, ohne in dem mächtigen Element, das sie getrennt hat, den Anhalt zu einer wahrhaft conservativen Vermittelung finden zu können. Das Volk, das außerhalb der Stände und ihrer Genossenschaft zurückgelassen, bleibt hinter denselben wie ein Besiegter stehn, der in seinem eigenen Hause an Fesseln gelegt worden. Die nur in ihrem eigenen Recht aufgestellten Stände, die gleichwohl auch für das im Verhältniß der Hintersassen zurückgebliebene Volk Verbindlichkeiten eingehen, scheinen das Volk zu vertreten, indem sie es belasten, und gleichzeitig ihm den Reiz der Opposition und des Kampfes gegen die Krone erschließen. Ebenso isolirt wie das Volk wird die Krone durch die zwischen beiden aufgerichteten ständischen Gewalten, die in dieser neuen politischen Erfindung, welche von dem Wesen der Landstände gemacht worden, aus dem Verhältniß der Staats- und Volksgemeinschaft gleicherweise heraustreten, und als ein Conglomerat von Macht-Individualitäten, die nach keiner Seite hin etwas Ganzes gestalten können, weder dem Fürsten Unterthanen noch dem Volke Genossen sind. Dies ist der unterhöhlte Boden der ständischen Monarchie, die in lauter künstlichen und reflectirten Positionen sich schaukelt und in welcher Krone und Volk ihren schöpferischen Naturfrieden verloren haben, um sich von einer für ihre Sonderrechte streitenden Standes-Corporation in einen aussichtslosen, die Revolution unmittelbar vorbereitenden Kampf hineinziehen zu lassen. Diese Stände eigenen Rechts, in denen die alten Nationalstände sich in kriegerische und diplomatische

Mächte umgesetzt haben, entfesseln aber nur zu ihrem eigenen Verderben den revolutionnairen Geist der modernen Politik, indem sie durch die atomistischen Trennungen, welche sie in allen Theilen des Staats unterhalten, und durch das Emporgipfeln einer volkslosen Krone in einen leeren Raum, auch ihre eigene Standeswelt mit allen daran haftenden Berechtigungen und Ansprüchen der zerstörenden Zeitdialektik überlieferten.

Die Macht der deutschen Landstände hatte sich auf dem Steuerbewilligungsrecht um so entscheidender begründen und ausbilden können, als nach dem germanischen Freiheitsbegriff die Zahlung von Abgaben und Steuern mit dem Wesen des freien Mannes ursprünglich nicht zu vereinigen war, und es darum im Interesse der landeshoheitlichen Geldbedürfnisse der Unterhandlungen bedurfte, durch welche allein diese Rechtslücke ausgefüllt werden konnte. Die Stände erschienen durch ihre ganze Lage dazu berechtigt, diese Unterhandlungen zu führen und an ihren Ausgang die Bewilligung oder Verweigerung der geforderten Gelder zu knüpfen. Es machte sich jetzt auf dem entscheidendsten Punkt des modernen Staatswesens, auf dem Geldpunkt, die Bedeutung, welche die Stände an sich gebracht, nämlich die, das eigentlich Existirende des Volkes selbst zu sein, auf die gewichtigste Weise geltend. Der Geldpunkt war die Mensur, auf welcher die Stände dem Landesfürsten gegenübertraten, indem sie ihm die Gränzen seiner Gewalt zeigten und dabei zugleich den mächtigen Hintergrund ihrer eigenen Stellung erschlossen. Dieser Hintergrund zeigte das Volk in einer Gruppirung von Ständen, die theils aus ihrem eigenen Recht sich aufgestellt

hatten und darin dem übrigen Volke wie dem Landesherrn in demselben Gegensatz gegenüberstanden; theils aber auch die Gesammtheit des Volkes selbst in der Richtung gegen die Spitze des Throns zu repräsentiren schienen. Es war dies eine gefährliche, den ganzen Staat von innen her zerklüftende Stellung, die nach allen Seiten hin in einer zweideutigen Schaukelung sich bewegte und von den Vortheilen dieser Zweideutigkeit sich nährte. Das eigene Recht, auf welchem diese Stände niedergelassen waren, schnitt den organischen Faden der Staatsgemeinschaft nach zwei Seiten hin durch, und hielt dem Fürsten bald die mit dem Volke zusammengehende ständische Eigenmacht entgegen, bald zeigte es dem Volke ein ihm entgegengekehrtes Bollwerk in einer mit der Fürstenherrschaft eng verbundenen und gewissermaßen solidarischen Standesmacht.

Das repräsentative Element, welches den Ständen in ihrem eigenen Recht und ungeachtet desselben einwohnte, war eine principielle Fiction, die aber einen wesentlichen praktischen Anhalt hatte. Denn die Thätigkeit dieser Stände, aus welcher Wurzel sie auch hergeleitet wurde, war jedenfalls auf die Förderung und Sicherung aller Interessen des Landes gerichtet, die, wie in Geld und Gut, so auch in Recht und Gericht, in Krieg und Frieden, von ihnen wahrgenommen wurden. Selbst wenn sie gegen die Geldbewilligung, um welche die Landesfürsten mit ihnen zu feilschen hatten, neue und erweiterte ständische Rechte eintauschten, war dadurch wesentlich nur den Freiheiten des Landes, sofern diese in einem Widerspruch mit der Macht der Krone standen, ein neuer Boden gewonnen. Diese Landesrepräsentation,

welche dabei ohne Zweifel von den Ständen ausgeübt wurde, trug freilich mehr den vormundschaftlichen Charakter an sich, als daß darin ein der Volksgesammtheit als solcher entflossenes Recht zur Wahrung ihrer Interessen in Vollzug gesetzt worden wäre. Die Begriffsgränzen, welche hier zu ziehen, bilden sich aus der Entstehung und Zusammensetzung der ständischen Versammlungen, die, da sie nicht aus der Wahl des Volkes hervorgegangen, dadurch auch kein Organ fremder Rechtsübertragung (mandatum) sein können, sondern nur als Inhaber ihrer eigenen Macht erschienen sind. Der Adel und die Geistlichkeit, welche auch in der vereinigten Aufstellung der Landstände den ursprünglichen Boden bilden, beweisen darin recht eigentlich den staatsrechtlichen Abschluß ihrer dem Volke abgewonnenen Standesorganisation, welche auch als Theil eines größeren Ganzen nur wesentlich für sich selbst einsteht und die, wo sie dem Ganzen dient, dazu nur aus ihrem specifischen Sonderinteresse schreitet. Ebenso waren die Städte in den landständischen Versammlungen nicht als die genossenschaftlich organisirten Gemeinden und in Kraft derselben vertreten, sondern sie erschienen nur als juristische Corporationen, welche sich in dieser Eigenschaft durch ihre Bürgermeister oder Rathsvorstände repräsentirten. Damit waren auch die Städte nur als Standesbegriffe in den politischen Gesammtverband der Landschaft aufgenommen worden und ließen darin das Volkselement fallen, das gleichwohl ihre innerste treibende Grundkraft bildete.

Wie Stand, Corporation und Besitz in der Landstandschaft zusammenflossen, zeigte sich auch in dem Entstehen landtagsfähiger Güter, in denen die Ausübung der ständischen

Rechte an dem Eigenthum des Bodens haftete, und nur wenn die Person des Besitzers unvereinbare Eigenschaften dazubrachte, daran verloren gehen konnte. Die Landtagsfähigkeit der Güter, durch welche das ständische Staatswesen sich in seinem innersten Princip charakterisirte und entblößte, bewies am schlagendsten, wie es bei der Landstandschaft ursprünglich nicht auf die Vertretung ideeller Rechte und auf die Wahrnehmung allgemeiner Volks- und Landes-Interessen abgesehen sein konnte, sondern wie es dabei nur auf eine Fixirung der ständischen Sonderstellungen und ihrer Einschnitte in den gesammten politischen und materiellen Lebenszustand ankam. Dies Anhaften der Landstandschaft an dem Besitz eines gewissen Gutes spielte fast ebenso in das Gebiet des Mysteriums, wie die heilige römisch-deutsche Kaiserwürde, und war eine ideelle Anschauung, die in ihrem eigentlichen Wesen gar nicht begründet werden konnte. Denn gerade das Eigenrecht und die Eigenmacht, welche die Stände der landesherrlichen Spitze gegenüber zur Geltung zu bringen hatten, konnte am allerwenigsten durch den Besitz einer Strecke Landes hervorgerufen oder begründet erscheinen, da der Stand, wenn er sich als etwas historisch Gewordenes festgestellt hatte, seine politischen Rechte zugleich als ein ideelles Besitzthum an sich tragen mußte und zu der Ausübung derselben nicht durch ein besonderes Stück Erde befähigt werden konnte. Der Boden war freilich von den scharfen Trennungen der germanischen Freiheits- und Eigenthumsbegriffe überall bedeckt und durchrissen, und so wurde auch besonderen exclusiven Gütern die Eigenthümlichkeit der Landstandschaft aufbehalten, während der Bauer, der auf

seiner freien Hufe saß, doch nur selten, und unter besonderen localen Verhältnissen, wie sie zum Beispiel in den Dithmarschen, in Friesland, Pommern, zum Theil auch in Tyrol sich gebildet hatten, die Zugehörigkeit zur landständischen Corporation erlangen konnte. Wie zweifelhaft und durch alle Voraussetzungen abgelehnt aber auch der repräsentative Charakter der alten Landstände erscheinen mag, so beweist doch die Geschichte dieser Stände durch das ganze Mittelalter hindurch und unter den verschiedensten Landesverhältnissen, daß sie in ihrer Wirksamkeit die Standesinteressen von den Landesinteressen nicht immer zu trennen vermochten, sondern auch von dem Geist der Geschichte hingerissen wurden, mit ihrer Macht für Land und Volk in die Schranken zu treten.[1]

Der repräsentative Charakter dieser Landstände lag, freilich mit dem ausschließlichen Sinn des ständischen Princips, auch in dem schutzrechtlichen Verhältniß gegeben, welches die Prälaten und Ritter zu ihren Hintersassen und Pfleghaften zu erfüllen hatten. Die Art der Vertretung, die dabei allerdings ausgeübt wurde, und in einzelnen Fällen zu einer ausdrücklichen urkundlichen Feststellung gelangte,[2] war aber nur rein privatrechtlicher Natur, und hatte

---

[1] Vgl. Unger Geschichte der deutschen Landstände II. 432 fgd. Die Lüneburgischen Landstände bezeichnen sich in einer Urkunde vom Jahre 1519 als „durch Prälaten, Ritterschaft und Städte die gesammte Landschaft des Fürstenthums Lüneburg repräsentirend." Jacobi Lüneburgische Landtagsabschiede I. 22 fgd.

[2] Zum Beispiel: durch den Bund, welchen die schwäbischen Ritter zu St. Georgenschild im Jahre 1437 mit den Grafen Ludwig und Ulrich von Württemberg schlossen, und worin zugleich alle diejenigen inbegriffen wurden, welche „von ihnen Vorsprache und Ver-

ebenso wenig eine öffentliche politische Bedeutung, als eine solche dem Volke selbst, so weit es nicht hatte Stand werden können, zugegeben wurde. Vielmehr lag gerade in dieser schutzherrlichen und vogteilichen Vertretung der Hintersassen, die ihnen von geistlichen und weltlichen Herren theils als Pflicht, theils aber und mehr noch zur Behauptung ihres herrschaftlichen Rechts über dieselben, gewährt wurde, auch auf den Landtagen die politische Unmündigkeit ausgedrückt, an welche die Majorität des Volkes in dieser Organisation geheftet blieb. Die ideelle Ausdehnung auf eine zu repräsentirende Volksgesammtheit war aber auch schon deshalb abgewiesen, weil die ständische Corporation in sich selbst wieder in lauter individuelle und locale Besonderheiten zerfiel und jedes einzelne Mitglied der Landschaft zunächst nur für sich selbst und für den territorialen Fleck, in dem seine Rechte und seine Macht wurzelten, darin erschienen war. Das Volk, soweit es auf diesem Territorialgrunde von den ständischen Herren aufgenommen werden konnte, hatte an die herrschaftliche Stellung derselben seine allgemeinen Rechte abgetreten und mithin konnten Rechte, die nicht besonders da sind, auch nicht besonders repräsentirt werden.

Die Stände würden ihre nach zwei Seiten hin gerichtete Widerstandskraft, in der ihr eigentliches Wesen sich entwickelte, nicht so umfassend und siegreich haben begründen können, wenn nicht die germanische Waffenfähigkeit des freien

---

tretung verlangen könnten." Vgl. Sattler Geschichte von Würtemberg unter den Grafen. III. Beil. S. 112. 113. Unger Geschichte der deutschen Landstände II. 437.

Mannes von vornherein dies Verhältniß auf den entscheidenden Punkt geführt hätte. Das Recht der Waffen, das bei den Deutschen von jeher mit dem Begriff der Freiheit zusammengefallen war, wurde die wesentliche Grundlage, auf der die Bildung der Stände vorschreiten und aller ihrer Ziele sich vergewissern konnte. Da der Gang der nationalen Entwickelung einmal der geworden war, aus Freiheit und Wehrhaftigkeit bevorzugten Stand zu bereiten, so drängte sich zuerst in diesen ständischen Sonderstellungen das Beste zusammen, was die deutsche Nationalkraft in sich trug. Alle Stände hatten das ganze Mittelalter hindurch die Waffen in der Hand, denn das Fehderecht war ein organisches Reichsinstitut geworden, und hielt zwischen den festgekeilten staatsrechtlichen Positionen des Feudalismus gewissermaßen den Raum der freien Bewegung offen. Das ideelle Gleichgewicht des Mittelalters stellte sich namentlich durch die allgemeine Vertheilung seiner kriegerischen Elemente her, und der ewige Landfrieden von 1495, der den Völkern Deutschlands die Waffenruhe bringen sollte, bezeichnete durch die formelle Feststellung dieser Absicht nur den Abschluß des Mittelalters, das seine Organisationen auflösen wollte und darum auch das innere Fehderecht, das dem modernen Principienkrieg Platz machte, als ein abgenutztes Instrument fallen lassen konnte.[1]

[1] Landfrieden von 1495. §. 1. 3. wonach die Landfriedensbrecher „mit der That, von Recht zusampt anderen Penen in unser und des heiligen Reichs Acht gevallen sein . . . also dass jr Leib und Gut aliermenniglich erlaubt, vnd niemand daran freveln oder verhandeln sol oder mag.“ Schmauss Corpus juris publici p. 58.

In Waffen war der Stand der Ritterschaft als eine neue Blüthe des Adels emporgekommen, die Städte hatten ihre streitfertigen Gemeinden hinter den befestigten Ringmauern aufgestellt, und den geistlichen Stand durchdrang nicht minder ein kriegerisches Element, das seine Prälaten oft in Widerspruch mit den Verordnungen der Kirche brachte. Die ständischen Rechte bildeten sich von vornherein auf dieser kampffertigen Grundlage aus, auf der zuerst die Landeshoheiten selbst sich zu Souverainetäten festgestellt hatten, auf der aber die übrigen Stände in selbstmächtiger Stellung den Landeshoheiten nachrückten und entgegentraten. Es war ein bewaffneter Frieden, in dem diese Stände sich auf ihrer politischen Basis niederließen, und wobei zugleich durch die auf ihrer Seite bewiesene Waffenmacht das Maaß der Rechte in diesem Verhältniß festgestellt wurde. Wenn nicht die Waffen gezogen werden sollten, um in diesem Vertragsstaat über die gegenseitigen Anforderungen zu entscheiden, so blieb nur der Weg der fortgesetzten Bündnisse und Unterhandlungen offen, auf dem die ständische Monarchie sich allein ihren gesetzlichen Organismus begründen und erhalten konnte. Fürsten und Stände bewegten sich dabei auf dieser schmalen und bedenklichen Gränzlinie gegeneinander, auf der Auflehnung und Unterwerfung zu dem eigentlichen Staatsbegriff zusammenfielen, und die ebenso künstlich gezogen als behütet werden mußte, um nicht den offenen Krieg in alle Theile der Gesellschaft zu werfen. Die ersten Vertrags-Urkunden der ständischen Monarchie glichen Kriegsartikeln, in denen die Drohung mit Aufstand und Kampf gegen den Landes-

herrn die Form der ihm abzugewinnenden Gewährleistungen wurde.[1]

Die Vereinigung der Stände zu einer politischen Corporation vollendete auf organischem Wege die Widerstandsmacht, welche aus dem kriegerischen Element der ständischen Entwickelung hervorgetreten war. Die drei Stände ergriffen mit einem scharfen historischen Instinct den neuen Genossenschaftsgeist, welcher die Städte gegründet, um daraus ein starkes Band für die ständische Aufstellung inmitten des Staats und der Gesellschaft zu bilden. Das genossenschaftliche Princip, dem die freie Stadtgemeinde entstiegen war, wurde aber in der Anwendung, welche ihm die Politik der Stände gab, zum exclusiven Corporationsbegriff, der von dem Begriff volksthümlicher Association wesentlich zu unterscheiden ist. Die Association ist ausgiebig und universal in ihrer Vereinigung, und wenn sie auch, wie in den städtischen Gemeinden und Gilden, in einzelnen gegen einander abgeschiedenen Gruppen sich gliedert, so erstreckt sie doch ihre Gesammtwirkung auf einen einheitlichen Gemeindeverband, in dem alle einzelnen Theile gleichberechtigt zum Ganzen wirken. Wo im Gemeindeleben der Städte die Association sich durch die Corporation theilte, wie dies durch die Zünfte der Handwerker oder durch die patrizischen Gilden geschah, war damit sofort auch der Kampf der Stände eröffnet worden, der auf der genossenschaftlichen Grundlage der Städte

[1] So die Ottonianische Handfeste von 1311, welche die Grundlage der bayerischen ständischen Rechte wurde. (Sammlung der bayerischen Freiheitsbriefe 1779). Vergl. F. A. die Lehre von den Landständen S. 29.

ursprünglich keine Berechtigung hatte. Entweder wollten die Handwerker oder die Patrizier die Gemeinde selbst sein, denn in diesem Gedanken hatten sie sich als Corporationen geschieden, um in dieser Form der Entwickelung das Ganze überragen und überwältigen zu können.

Der Begriff der Corporation begegnete sich mit dem Streben der drei Stände nach Eigenmacht und Selbstbestimmung im vierzehnten Jahrhundert auf die bedeutungsvollste Weise, indem sich daraus das Wesen der ständischen Vereinigung als ein neuer Staatsbegriff über den ganzen politischen und gesellschaftlichen Organismus ausspannte. Durch die Aufnahme des an die altgermanische Volksversammlung anklingenden Einigungsrechts gewannen die Stände zuerst die Macht eines politischen Gesammtkörpers, der die politischen Rechte des Landes und Volkes selbst an sich fesselte und die Stände aus ihrer Zersplitterung und theilweisen Entgegensetzung in das System zusammenwirkender Landstände hineinhob. Dieser entscheidende Act, dessen erster Vorgang gewöhnlich in der Vereinigung der drei Stände des Bisthums Münster vom Jahre 1346 gesehen wird,[1] hatte von den Landeshoheiten nicht gehindert werden können, wie sehr denselben auch sogleich die feindliche Bedeutung dieses Schrittes entgegentreten mußte. Die Stände traten darin in ihrem ausschließlichen Interesse das Erbe eines germanischen Nationalrechts, des Rechts der Einigung, an, das den Stand des Freien vorzugsweise charakterisirt hatte, und durch dessen Ausübung sie sich zunächst in einer

[1] Vergl. F. A. die Lehre von den Landständen S. 31. 39.

vollkommenen Uebereinstimmung mit dem Nationalgeist und namentlich mit den Organisationen des Mittelalters befanden. Die corporative Einigung der Stände konnte sogar einen Augenblick lang wie ein Asyl für den nationalen Einheitsgedanken der Deutschen erscheinen, der durch die Bündnisse der Städte, der Ritter und der Fürsten keinen eigentlich organisirenden Ausdruck hatte finden können, sondern darin eher wie in einer den Nationalkörper durchziehenden Auflösung hinundherschwankte. Die Stände wollten zwar nur sich selbst, indem sie sich in einer geschlossenen Vereinigung aufstellten, aber obwohl dies nur in dem beschränkten Kreis besonderer Territorialverhältnisse geschah, so wurden doch dadurch die allgemeinen politischen Nationalbegriffe wesentlich berührt. Die Stände gewannen als politische Zersetzung der individuellen Fürstengewalt zugleich eine nationale Bedeutung, indem sie die Vielherrschaft, welche Deutschland durchschnitt, durch ein allgemeines Element bedingten, das jedenfalls dem Gesammtleben der Nation angehörte, und eine wesentliche Kraft desselben in sich zur Geltung brachte.

Die Landeshoheiten und Landesherrlichkeiten hatten sich in Deutschland wesentlich aus der unmittelbaren Gerichtsbarkeit (dem Bann) entwickelt, welche von dem Kaiser in einzelnen Territorien an Persönlichkeiten verliehen worden war, die mit dem Lande zugleich durch überwiegende Verhältnisse des Besitzes oder der Feudalität verbunden gewesen. Als Inhaber dieser Gerichtsbarkeit, die sie nicht mehr als kaiserliche Beamte, wie die Grafen, sondern zu eigenem Recht ausübten, nahmen sie sofort auch das Wesen der Lan-

desregierung auf diesem Gebiet in sich auf, und entwickelten den landesherrlichen Charakter zunächst in der Sphäre des Rechtsbegriffs, indem sie ihre weitere Ausstattung zu einer fürstlichen Souverainetät durch hinzukommende kaiserliche Privilegien nach dem Wurf der Umstände und aus Gunst und Laune des Zufalls empfingen. Die Fürstenhäuser entstanden als eine persönliche und territoriale Ausbildung der Jurisdiction, welche schon wesentlich aus diesem Begriff der Gerichtsbarkeit heraus in den landesheitlichen Herrschaftsbegriff gefaßt wurde, wie dies aus der ursprünglichen Bezeichnung dieser Gerichtsheheiten als Landesherren (domini terrae) und aus der ausdrücklichen Verbindung der Begriffe von Recht und Herrschaft in den alten Urkunden hervorgeht.[1] In der ursprünglichen Entstehung der deutschen Fürstenthümer tritt es aber nirgends als ein nachweisbarer Moment hervor, daß die landesherrliche Gewalt aus einem wirklichen Grundeigenthum, das an diesem Territorium vorhanden gewesen oder erworben worden, hervorgegangen sei, und mithin zugleich durch die Grundherrlichkeit selbst bedingt worden wäre.[2] Die Uebertragung der Gerichts- und Landeshoheit wird zwar in der Regel nur an solche Persönlichkeiten stattgefunden haben, die schon mit einem bedeutenden Grundeigenthum auf diesem Gebiet angesessen oder belehnt waren. Aber das Eigenthumsrecht an Grund und Boden wirkte bei der Entstehung der deutschen Landesheheiten als

---

1 Aurea Bulla Karoli IV. a. 1356. c. 25. §. 3. Primogenitus filius succedat in eis (territoriis), sibique soli jus et dominium competat.

2 Vergl. Zöpfl Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte II. 2. S. 156.

ein selbständiges Element durchaus nicht mit. Das Fürstenthum nahm seinen Ursprung als ein rein politisch-juridischer Begriff, der aber an sich zugleich zu einem ausschließlichen Recht wurde, welches an dem bestimmten Territorium dauernd haftete und dasselbe als die unentziehbare Grundlage der an ihm ausgeübten Rechts- und Herrschaftswirkung umfaßte. In den sogenannten Patrimonialstaaten mag auf kleinstem Herrschaftsgebiet die Landesherrlichkeit zugleich mit dem Grundeigenthumsrecht am Gebiet zusammengeflossen sein, aber wo sich umfassendere und dadurch mit dem Gesammtleben der Nation zusammenhängendere Fürstenthümer bildeten, konnte die Landeshoheit tiefer und sicherer aus der Vereinigung der Rechtsidee mit dem Feudalbegriff geschöpft werden. Die als Territorialrecht übertragene Gerichtsbarkeit, durch welche dieselbe zunächst ihren von den Kaisern früher so streng festgehaltenen Amtscharakter verlor, erschien zwar als das erste Ansetzen der landesherrlichen Souverainetät, wurde aber in der Regel noch mit den Gesetzen des Feudalismus in einen unmittelbaren Zusammenhang gebracht, indem auch die Uebertragung dieser Jurisdiction, ebenso wie die eines Landes, in der Form des Lehns geschah. Der Ursprung der Landeshoheit war also auch nach dieser Seite hin, wo sie auf einen ideellen Grund ihrer Entstehung hinweist, durchaus feudal. Das Fürstenthum wuchs nur als Ableger des Kaiserthums empor, von dessen Rechten es so viel an sich zog, als ihm nur immer verstattet werden mochte, denn nur auf diesem Wege konnte die neue landesherrliche Macht mit ihren herrschaftlichen Befugnissen und Regalien ausgerüstet werden. Gerichts-

barkeit und Heerbann stellten den fürstlichen Machtbegriff zuerst auf der Grundlage der feudalen Uebertragungsidee fest, und die Erblichkeit der daraus gewonnenen persönlichen Stellungen, die schon bei den Grafenämtern in den Souverainetätsbegriff hinübergeführt hatte, schloß die Landesherrlichkeit auf einem rein individuellen, der Herrscher-Persönlichkeit selbst angehörigen Boden ab.

Die an der Reichsspitze stehende kaiserliche Gewalt suchte zwar so viel als möglich auch den Landeshoheiten gegenüber die Zügel in der Hand zu behalten, und dieser Richtung der Kaiser- und Reichs-Politik entsprach es, daß die inneren Macht- und Regierungsbefugnisse dieser Landesherren von vornherein an die Zustimmung ihrer Landsassen, namentlich aber der großen Grundbesitzer in der Landschaft (Meliores et Majores Terrae) geknüpft wurden, was die Gesetzgebung der Reichsstände im dreizehnten Jahrhundert, namentlich unter König Heinrich, dem Sohne Kaiser Friedrichs II. ausdrücklich festzustellen strebte.[1] Die Landesfürsten wurden dadurch bei allen Gesetzen, Verordnungen und Rechtsbestimmungen nicht nur an den Beirath ihrer Landstände, sondern auch an die ausdrückliche Einwilligung derselben gebunden, und sie bedurften, nach dem Landfrieden Kaiser Rudolphs von Habsburg (1287), dieser Zwischen-Instanz sogar, wenn zur Handhabung und Nachachtung der

---

1 Henrici Regis Curia Wormat. ann. 1231. (Pertz Legg. II. 283): Super qua re requisito consensu fuit taliter diffinitum, ut neque principes neque alii quilibet constitutiones vel nova jura facere possint, nisi meliorum et majorum terre consensus primitus habeatur. Vergl. Zöpfl Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte II. 2. S. 160.

Reichsgesetze landesherrliche Verordnungen erlassen werden sollten. Die Fürstengewalt erschien durch diese ständische Schraube, die ihr auch von der Reichsgesetzgebung angelegt wurde, selbst nur wie ein einzelnes Organ, das zwischen Reich und Nation, aber unter beständiger Controle von beiden Seiten, in die Mitte geschoben war, und dessen selbstherrliche Macht doch immer nur als eine Ableitung aus der in Kaiser und Reichstag wurzelnden Oberhoheit begriffen werden sollte.

Die Landtage, die aus alten Zeiten her in allen deutschen Gauen sich als Gerichtsversammlungen erhalten hatten, wurden jetzt der Kampfplatz, auf dem Fürsten und Stände ihre gegenseitigen Stellungen abzumessen und auszugleichen hatten. Die altgermanische Regel, Landesversammlungen abzuhalten, hatte zu der Zeit, wo die alten Nationalherzöge noch in Kraft und Blüthe standen, ein sehr umfassendes und wirksames Band für die inneren Territorial- und Herrschaftsverhältnisse Deutschlands abgegeben. Jene mächtigen Fürsten der alten Zeit, unter denen Bayern, Böhmen und Oesterreich obenan zu stehen schienen, hatten ihre Gewalt auch darin geltend zu machen gewußt, daß sie derselben das Recht beimaßen, Versammlungen der Großen eines gewissen Bezirks einberufen zu können. Es waren dies die sogenannten Hoftage, zu deren Abhaltung einige mit besonderer Macht begabte Fürsten berechtigt erschienen, und zu denen andere Fürsten und Herren, die in ihrem Herrschaftsbezirk mit ihren Gütern belegen waren, wie auch die Bischöfe, deren Bisthümer dieser Landschaft angehörten, entboten werden konnten. Die charakteristische Stelle, welche der Schwabenspiegel über diese Hoftage hat, bezeichnet die-

selben gewissermaßen als das entsprechende Abbild des Königlichen Hofes, der an der Spitze des Reiches steht, und deutet damit das Grundwesen der landeshoheitlichen Souverainetät an, in der sich die Formen der obersten Reichssouverainetät in individueller Mannigfaltigkeit zu wiederholen streben.[1]

An diesen Hoftagen zu erscheinen, war eine Pflicht aller Derjenigen geworden, welche Herrschaften, Städte und Burgen in dem Lande besaßen und wovon nur diejenigen weltlichen Fürsten ausgenommen wurden, welche selbst das Recht hatten „Hof zu gebieten." Die zu entfernt wohnenden Herren, welche den Hof in acht Tagen nicht erreichen konnten, waren, nach der Angabe des Schwabenspiegels, von dem persönlichen Einfinden enthoben, hatten aber dafür die Verpflichtung, ihre eingeborenen Dienstmannen zu senden. Bei den Verhandlungen, die dann stattfanden und die ursprünglich nur als „Hofgespräche" (colloquium curiale) bezeichnet wurden, traten ohne Zweifel bald die Gegenstände von allgemeinem politischem Interesse in den Vordergrund, wenn auch zunächst gewisse festliche Gelegenheiten und Hoffeierlichkeiten den formellen Anlaß zu dieser Einberufung abgegeben hatten. Interessen der Regierung und Verwaltung, die legislatorischen und materiellen Angelegenheiten des Lan-

1 Schwabenspiegel (herausg. von Wackernagel) c. 118. Sumeliche Herren hant daz recht, daz si Hof gebieten für sich selben. Ist er ein Herzoge oder ein ander Leien Fürste, unde sint Bistuom in sinem lande gelegen, die selben Bischove sullen sine Hove suochen. unde allez daz recht, daz der Künic hat gein den, die sine Hove nicht suochent, daz selbe Recht hant die Leien Fürsten gein den, die ire Hove nicht suochent. Diz recht hant alle die Leien Fürsten die mit rechte Hof gebietent.

des zugleich mit den persönlichen des Fürsten selbst, kamen hier zur Berathung, und diejenigen, welche ohne gerechtfertigte Ursache ausgeblieben waren, hatten sich den gefaßten Beschlüssen zu unterwerfen, woraus hervorzugehen scheint, daß es bei diesen Versammlungen schon zu einer Art von Abstimmung gekommen sein möchte. Das landständische Element kündigte sich hier zunächst noch als ein hofständisches an, eröffnete jedoch durch seine auf manchen Territorien schon sehr bedeutende Wirksamkeit die Bahn, auf welcher die politischen Rechte der Landstandschaft sich in dem entscheidendsten Sinne entwickelten. Bayern war allen andern deutschen Landschaften in dieser Entwickelung vorangegangen, denn die gewöhnlich in Regensburg stattgefundenen Versammlungen dieser Art weisen schon auf das Jahr 1140 zurück, aus dem eine Urkunde stammt, welche die bei dieser Gelegenheit den Herzog von Bayern umgebenden Bischöfe von Regensburg und Freisingen, sowie einen Pfalzgrafen Otto, einen Grafen Adalbert und andere Große als „seine Getreuen" bezeichnet.[1]

Aus ...sen allmählig in landständischer Bedeutung sich ausbildenden Hoftagen gestalteten sich die Landtage in der Weise, daß mit den bevorzugten Elementen jener Hoftage auch die Elemente der altnationalen Versammlungen der Landesgemeinden vereinigt wurden. Es geschah dies

[1] Liupoldi ducis Bavariae diplom. d. ann. 1140 (Monumenta Boica XIII. 170. n. 12.): in praesentia principum terre nostre, videlicet domni Heinrici, Ratisponensis episcopi, Ottonis, Frisingensis episcopi, Ottonis, palatini comitis, Adalberti comitis, et aliorum fidelium nostrorum.

zuerst vornehmlich in den kleineren Herrschaftsgebieten, in denen die Volksversammlungen, die zur Abhaltung der Gerichtstage angesetzt wurden, die Bezeichnung der Landtage (Landtädinge, Landtegedinge, Landdinge, auch Vogtdinge) empfingen, und die aus den Grafendingen hervorgegangen oder mit denselben zusammengeflossen zu sein scheinen. Die Verpflichtung zum Erscheinen auf dem Landtäding mußte eine viel allgemeinere und in die Mitte der Bevölkerung selbst hinübergreifende sein, da es hier darauf ankam, die gerichtspflichtigen Landsassen überhaupt zu versammeln und ihrem Spruch die gerichtlichen Fälle, aber bald auch allgemeine Landesangelegenheiten selbst, zu unterbreiten. Auf diesen Landtagen, wie sie sich zuerst aus einem uralten nationalen Element heraus in allgemeiner volksthümlicher Mischung entwickelten, standen zwar Ritter, Bürger und Bauern zunächst auf der gleichen Grundlinie neben einander, aber das Gewicht der ständischen Stellung, welches sogleich überwiegend auf die Seite der Ritterschaft fiel, mußte sich hier schon aus den äußeren Formen des Auftretens leicht ergeben und begründen. Wenn die Bürger und Bauern in diesen Versammlungen sich nicht niedersetzen durften, so war ihnen schon dadurch der Schein einer Unterordnung aufgeheftet, die einer principiellen Festsetzung der Ständeunterschiede erleichternd zu Hülfe kam. Wie die Hoftage als eine Nachbildung der Reichstage erschienen, so traten wieder die Landtage bald in den aristokratischen und privilegirten Zuschnitt der Hoftage hinüber, und begründeten darin auch die Formen der Ständemacht, wozu die Bedeutsamkeit der ihnen zur Entscheidung gestellten Sachen, namentlich aber der

Steuerbewilligungen, wesentlich beitragen mußte. Die Stände wuchsen in den kleineren Fürstenthümern ebenso mächtig empor, als dies unter den größeren Verhältnissen der Herzogthümer und in den umfassenderen Herrschaftskreisen nur immer hatte geschehen können. Die kleinern Fürsten hatten allerdings die nächste und begründetste Versuchung, ihre Souveraineität als eine unumschränkte Herrschaft aufzustellen, da sie, ihrer Geschlechts Abstammung nach in der Regel die Vornehmsten ihres Landes, in demselben fast nur ihre Dienstmannen und Hörigen sich unmittelbar gegenüber hatten, und sie außerdem auch größtentheils die eigentlichen Besitzer ihres Landes nach Grund und Boden waren. Aber wenn die kaiserliche Politik auch nicht an den Reichstagen damit durchgedrungen wäre, die Landesherren überall an Beirath und Zustimmung ihrer Stände zu binden, so würde doch eine unumschränkte Machtstellung dieser Art stets einen inneren Widerstand an den alten, noch keineswegs verloren gegebenen Nationalideen der Germanen gefunden haben. Diese Ideen hatten stets das Versammlungs- und Berathungsrecht als das vorzugsweise Recht der im Eigenthum begründeten Freiheitsstände festgehalten, und daraus waren auch die neuen Herrschaftsstellungen an der Spitze der deutschen Fürstenthümer schon grundthümlich hergeflossen.

Der Uebergang aus den Hoftagen in die eigentlich landständischen Versammlungen scheint durch die sogenannten Rittertage gemacht worden zu sein, in denen von der Mitte des dreizehnten bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sich eine Zwischenstufe ständischer Repräsentation darstellte, welche vorzugsweise die Ritterschaft, Vasallen und Dienst

leute der einzelnen Territorien vereinigte.[1] Es waren dies Adelsversammlungen, von denen die auf den Hoftagen erschienenen geistlichen und weltlichen Großen ausgeschieden waren und durch welche der Keim der landständischen Entwickelung, in der es sich wesentlich um die Herausbildung der aus dem nationalen Element geschöpften ständischen Rechte handeln sollte, hervorgedrängt und gezeitigt wurde. Diese landständischen Versammlungen, die sich im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts überall bald durch besondere Verträge bald durch thatsächliche Ereignisse feststellten, gewannen die Kraft eines neuen gestaltenden Elements für den Staat selbst, in den sie sich hineinorganisirten und dem sie eine bestimmte Ausarbeitung aller seiner Theile und Glieder gaben.

Die Landtage fanden ihre organische Verfestigung in der Bewilligung der Steuern (stiura, Stärkung[2]), die zunächst nur als ausnahmsweise Geldbewilligungen bei den Ständen in Anspruch genommen werden konnten, und ihrem Wesen nach als ein ständischer Zuschlag zur Aufbringung der Regierungskosten erschienen. Der Landesherr war an sich verpflichtet, die Kosten seiner Regierung aus seinen eigenen Einkünften zu bestreiten, wozu der Ertrag seiner Domainen und der ihm vom Kaiser verliehenen nutzbaren Regalien und Gerichtsgefälle in Anspruch genommen werden mußte. Da aber mit der politischen Entwickelung jedesmal auch die Staatsausgaben sich steigern, so erwiesen sich diese Einkünfte bald nicht mehr ausreichend, und die materielle

---

[1] Vergl. Unger Geschichte der deutschen Landstände I. 193.
[2] Vergl. Grimm deutsche Rechtsalterthümer S. 298.

Nothwendigkeit der Steuer bürgerte sich als ein staatswirthschaftliches und politisches Princip ein. In ihrem ersten rechtlichen Ursprung hing die Steuer ohne Zweifel mit den für das Reich aufzubringenden Geldmitteln zusammen, und war eine Bittforderung (Bede, petitio, precarium, bei den Städten Orbede[1]), die für manche dauernd wiederkehrende Bedürfnisse auch in Form einer bestimmten, regelmäßig zu leistenden Abgabe festgestellt worden zu sein scheint. Auf diesem Punkt verlor die Bede, wenn auch auf dem Wege des Vertrags, doch immer den Charakter der Freiwilligkeit, und wurde als eine allgemeine nothwendige Steuer anerkannt, bei deren jedesmaliger Bewilligung nur noch in einer Formel das Recht und der gute Wille der Stände gewahrt wurde. Es blieben dann neben den nothwendigen noch die freiwilligen Steuern übrig, welche letzteren aus den Forderungen für die besonderen landesherrlichen Bedürfnisse (Nothbede) hervorgingen und dann Gegenstand nachdrücklicher Verhandlungen und einer oft bedingungsweisen Bewilligung wurden. Diese staatsrechtliche Unterscheidung zwischen nothwendigen und freiwilligen Steuern, die sich als solche erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts bestimmt ausgebildet zu haben scheint, lag in der Entwickelung des Steuerwesens selbst begründet, und deutete sich

[1] Vergl. L. H. Lang Historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassung S. 56. der aus einer Urkunde den Zusammenhang des Wortes Bede mit Gebieten darthun will. An dem ursprünglich freiwilligen Charakter derselben könnte darum nicht gezweifelt werden. Vergl. Jacob Grimm Rechtsalterthümer S. 297. In Bayern wurden die beschwerenden Bitten der Stände Beden genannt. Rudhart Bayerische Landstände I. 203.

darin ohne Zweifel schon beim ersten Hervortreten dieses finanziellen Staatselements an. Es wurde dadurch das Princip der Steuerverweigerung selbst, welches auf einer reichsgesetzlichen Grundlage stand, in einer ungemein staatsklugen Praxis in sich selbst umgebogen und erlitt eine Deutung, die das ursprüngliche Recht der Stände in der Form wahrte, ohne den staatlichen Organismus in seinem innersten Verbande zu gefährden und ihn dem revolutionnairen Umschlag, der wesentlich in der Situation steuerverweigernder Stände gegeben liegt, jeden Augenblick bloß zu stellen.[1]

Die Form der Vereinbarung zwischen den Ständen und dem Landesherrn blieb anfänglich auch hinsichts der als nothwendig anerkannten Steuern aufrecht erhalten, denn es handelte sich dabei um ein Princip, welches die Reichsgesetzgebung am allerwenigsten gefährdet sehen wollte und mit dem auch die Bewilligung der Reichssteuern Seitens der Reichsstände parallel ging. In den meisten Ländern wurde aber das Bestreben der Regierungen seitdem dahin gerichtet, die als nothwendig abgezweigten Steuern zum Gegenstand einer unabweislichen Bewilligung Seitens ihrer Stände zu machen und ihnen nur noch die Veranlagung derselben und die Prüfung ihrer Nothwendigkeit zu überlassen, wobei die verschiedenartigsten Verhältnisse in den einzelnen Territorien mitwirkten.[2] In die Kategorie der Steuer-Nothwendigkeiten gehörten vor Allem die zur Erhaltung des Reichscontingents ausgeschriebenen Steuern, wie auch die zur Unterhaltung der

[1] Vgl. Moser Landeshoheit in Steuersachen Cap. VIII. §. 4.
[2] Z. A. Lehre von den Landständen S. 54.

Landesbefestigungen aufzubringenden Unkosten, ferner die Kreissteuern, die Kosten der Abordnungen zu den Reichs- und Kreistagen und die sogenannten Fräuleinssteuern, die bei Verheirathung der Töchter aus dem regierenden Hause zu ihrer Ausstattung gefordert wurden. Mannigfaltiger und individueller griffen die freiwilligen Steuern aus, bei denen es sich um die besonderen Geldbedürfnisse des Landesherrn im Verhältniß zu seinem Territorium handelte, und die vornehmlich das alte vielgebrauchte Sprüchwort: „Landtage sind Geldtage" aufbrachten. Diese Geldbewilligungen wurden die eigentliche Grundlage der ständischen Politik und der ständischen Rechte und begründeten den Tauschhandel zwischen Rechten und Geldern, der in das innerste Wesen der Staatsgestaltung selbst übergriff und in welchem beide Theile ihre Interessen in streitfertiger und scharfgemessener Stellung wahrnahmen. Die auf den landesherrlichen Domainen haftenden Schulden bildeten eine stehende Position in diesen politisch-finanziellen Auseinandersetzungen, bei denen die principiellen Zugeständnisse des Landesherrn und alle daran hängenden Landesfreiheiten sich um so williger entgegentrugen, je leichter sich die Stände geneigt zeigten, die Schulden der fürstlichen Kammer oder einen Theil derselben mit Capital und Zins auf das Land zu übernehmen.[1]

Das ständische Steuerbewilligungsrecht konnte auf der einen Seite allerdings ein heilsamer Regulator für die landesherrliche Souverainetät werden, während es auf der an-

[1] Vgl. die scharfe drastische Entwicklung dieses Verhältnisses bei Moser Landeshoheit in Steuersachen Cap. IV. §. 7.

dern Seite die ganze Staatsgenossenschaft in lauter getrennte Atome zertheilte. Das Steuerwesen zog auch durch die Corporation der Stände selbst seine Scheidungslinie, indem aus dem ersten Princip, daß die Stände nur sich selbst besteuern konnten, zugleich der Grundsatz entfloß, daß kein Stand für den andern etwas bewilligen konnte. Der Landesherr hatte daher mit jedem einzelnen Stande besonders zu unterhandeln, und die einheitliche Verbindung der Stände kam nur da in Betracht, wo es auf die Durchführung eines oppositionellen Widerstandes gegen die Landesheheit selbst abgesehen war. Die Steuer, welche die drei bevorzugten Stände für sich bewilligten, wurde unter dem Namen der Anlage aufgenommen, wogegen die Bewilligungen, welche die Stände für ihre Hintersassen ertheilten, vorzugsweise als Landsteuer aufgefaßt wurden. Diese Hintersassen, die in dieser Beziehung auch als „der Stände arme Leute" in den Urkunden aufgeführt werden, mußten auf die Bewilligungen der vor ihnen stehenden Stände zahlen, was diese für sie auszuwerfen gutbefunden hatten. Das Hintersassen-Verhältniß zeigte sich hier am meisten in seiner politischen Uebervortheilung, da auf dieser Seite gezahlt werden mußte, ohne daß von einem Aequivalent politischer Berechtigung die Rede war, während die Stände für die Ausschüttung ihres Geldbeutels wenigstens ihre Eigenmacht vergrößerten oder bethätigten. Es wurde dadurch eine bloß zahlende Klasse der Bevölkerung geschaffen, welche für die finanzielle Stärkung, die sie dem Staatshaushalt zuführte, ihrerseits nicht die geringste principielle Anerkennung gewann, und in sich selbst isolirt blieb, zweien Herren gegenüber, von denen der eine

sie zum Zahlen anhielt, und der andere mit ihrer Zahlung seine Kasse füllte. Wären diese beiden Herren unter sich eins und zu einer einheitlichen Stellung verbunden gewesen, so würde dieser rein contributionspflichtige Volkstheil, für den jedenfalls ein unmittelbares Verhältniß zu einem selbständigen Staatsoberhaupt am vortheilhaftesten ist, ihnen viel rascher eine günstigere politische und materielle Stellung abgewonnen haben. Als hinundhergeworfener Spielball der ständischen Politik, wurde aber diese Klasse der Bevölkerung nur dazu benutzt, die unablässige Centroverse zwischen Fürst und Ständen durch den Ertrag ihrer Arbeit zu decken. Die Stände nahmen es dann freilich mit der Verwaltung der in die sogenannten Landkassen geflossenen Steuer-Gelder sehr genau, und es wurden dafür in den meisten Ländern besondere Behörden (Schatzcollegien) gebildet, die aus herrschaftlichen und landständischen Mitgliedern zusammengewählt wurden. Wie die Steuern durch ständische Execution beigetrieben werden konnten, so hielten auch die Landstände in jeder Weise die Hand über diese Kasse, deren Verwendungen in der umfassendsten Weise von ihnen bestimmt und beaufsichtigt wurden.[1]

Die unmittelbare Mitwirkung der Stände erstreckte sich aber über das Steuergebiet hinaus auch auf die Gesetzgebung, auf welche sie schon deshalb einen überragenden Einfluß davon tragen mußten, weil die Geldbewilligungen mit den politischen Rechten in eine so starke Wechselwirkung getreten waren. Die ständische Einwilligung zu den landesherrlichen

[1] Vgl. Moser Landeshoheit in Steuersachen. Cap. X. §. 7. 8.

Geſetzen, die auf den Landtagen zur Berathung kamen, fiel ohne Zweifel, gerade wegen dieſes finanziellen Urſprungs, zuerſt auf die allerentſcheidendſte Weiſe in's Gewicht. Die Hinzuziehung der Stände zur Geſetzgebung wurde durch ihre unentbehrliche Mitwirkung zur Aufrechterhaltung des Staatsorganismus ſelbſt bedingt, wofür die Formel: „wo wir nicht mit rathen, ſollen wir auch nicht mit thaten" der erſchöpfendſte Ausdruck dieſer auf Gegenſeitigkeit gegründeten Vertrags-Regierung wurde.[1] Die ſpätere Zeit ſtreifte dieſem Mitrathen die thatſächliche Conſequenz ab, und machte nur den ſtändiſchen Beirath daraus, der zum Theil nur noch in den Steuerſachen eine Entſcheidungskraft behielt, in der Sphäre der Geſetzgebung aber mehr und mehr zur bloßen Debatte ſich verflüchtigte. Der Mecklenburgiſche Erblandesvergleich (vom 18. April 1755. § 196) bezeichnet die dem ſtändiſchen Beirath anheimgebliebenen Geſetzgebungs-Gegenſtände ſehr charakteriſtiſch als die gleichgültigen, und wo die von den Ständen zu erkennen gegebenen Bedenken (monita) nicht die Berückſichtigung des Landesherrn fanden, blieb auch nur zunächſt der Weg der Beſchwerden (gravamina) offen, die von dem Landesherrn ſelbſt abgewieſen

[1] In dem Streit mit Herzog Wilhelm von Braunſchweig, der 1485 alle Zu- und Abfuhr nach Hildesheim verbot, erklärte die bei dieſem Verbot betheiligte Stadt Braunſchweig: „Wir haben in Gnaden und alter Gerohnheit von Herren zu Herren bis an dieſe Zeit, gehabt, daß wo wir nicht mit rathen, alſo ſollen wir auch nicht mit thaten, ſo wir nun in dieſer Sache gar nicht gerathen haben, ſollen wir auch nicht verpflichtet ſein zu thaten." Letzner Daſſel'ſche Chronik S. 32. Vgl. F. A. die Lehre von den Landſtänden S. 65.

werden konnten. Jedoch durfte auch eine Klage bei den Reichsgerichten anhängig gemacht werden, namentlich wenn es sich um eine Beeinträchtigung der ständischen Rechte selbst handelte.

Diese spätere Abschwächung, welche mit einer historischen und principiellen Verwaschenheit aller Stellungen im Staat zusammentraf, war ein Heruntergleiten der Stände von ihrer starken und selbstmächtigen Grundlage, auf der sie zuerst ihre historischen Befugnisse zu principiellen Rechten gesteigert und dann durch die corporative ständische Vereinigung und Vertretung sich zu einem Staat im Staate aufgestellt hatten. Das moderne Princip der Volkssouverainetät kündigte sich hier in einer exclusiven Sphäre noch als Standesvorrecht an und trat in der ständischen Welt unter der Maske des Privilegiums auf, während es in dem wesentlich durch die Ständekämpfe angebahnten Zeitalter der Revolution nicht minder als ein Privilegium der Massen gehandhabt wurde. Die alten deutschen Stände waren unter mannigfachen Verhältnissen ein völlig mitregierender Körper geworden, wovon aber, selbst bei der dadurch ausgeübten äußersten Beschränkung der Fürstengewalt, auf das Volksleben selbst wenig stärkende Lebenskraft überfließen konnte, da dasselbe zu keinem inneren organischen Zusammenhang mit dieser ständischen Vertretung gelangte. Diese Mitregierung der Stände drückte sich besonders im Fehderecht, in der ihnen zustehenden Einwilligung in Kriege und Bündnisse, in ihrer Zustimmung zur Anlage von Festungen, in der Bestellung der Landesgerichte, in der Einwilligung bei den Veräußerungen der Domainen, aus. Es versteht sich, daß auch hier das finan-

zielle Moment die wesentlich begründende Ursache der Rechte wurde, da ein Krieg nicht leicht ohne die Geldbewilligung der Stände geführt werden konnte. Hier war durch das ständische Besteuerungsrecht die Hauptschranke für die Geltendmachung der landesherrlichen Souverainetät aufgeführt, deren Begriff nicht nur nach Innen sondern auch nach Außen festgestellt werden muß.

Nicht minder kam diese auf sich selbst gestellte ständische Macht darin merkwürdig zu Tage, daß die Stände es für ihr Recht hielten, den Landesfürsten die Huldigung zu verweigern, wenn ihre Privilegien keine Bestätigung fanden. Diese trotzige, den Staat an den Stand fesselnde Stellung hatte sich durch ein anderes von den Ständen in Anspruch genommenes Recht, nämlich das der freien Vereinigung zu Landtagen, wesentlich zu dieser Eigenmacht emporgerichtet. Die Stände konnten demgemäß auch ohne Einberufung des Landesherrn, namentlich wenn diese auf ständisches Ansuchen verweigert wurde, zu einer Versammlung und zur Ausübung ihrer Rechte zusammentreten, und zeigten dadurch am unabweislichsten, wie unumgänglich ihre Existenz in Wesen und Form aus eigenem Recht geschöpft sei. Die deutschen Kaiser thaten Alles, um dieser eigenmächtigen Stellung der Stände Vorschub und Bestätigung zu geben. Kaiser Maximilian I. bestätigte den bayerischen Landständen sogar das Recht, auswärtige Bündnisse zu schließen, wodurch die Selbstgewalt dieser Stände, die auch außer Landes sich zu Landtagen versammeln konnten, vollkommen aus dem Organismus des Staats heraustrat, und ihre eigenen unberechnenbaren Bahnen einschlug. Die Stände waren als solche

schon eine permanente Opposition, die aber nicht innerhalb sondern außerhalb des Staats stand und ihre Wirksamkeit noch durch die Ausschüsse steigerte, in denen sich die Stände zu einer dauernden politischen Macht niederlassen konnten.

Es erscheint im Lichte welthistorischer Bedeutsamkeit, daß gerade der Staat, den die neuere Geschichte zum Haupt-Organ der deutschen National-Aufgabe berufen zu haben schien, zuerst den Kampf gegen die übergreifende Stellung der alten Stände aufnahm. Wie in allen deutschen Landen, so hatte sich auch in der Mark Brandenburg, und hier besonders noch unter den Hohenzollern, die aristokratische Selbstherrlichkeit der Stände ungehindert und im weitgreifendsten Maaße fortgebildet. Anfänglich bewegte sich dies Verhältniß freilich in den friedlichsten Geleisen, und die Stände umgürteten den landesherrlichen Thron mit den vielfachsten Beweisen treuer Hingebung, in der sie namentlich den Finanznöthen des Kurfürsten Joachims II. mit bedeutenden Opfern beisprangen.[1] Dagegen war es der große Kurfürst, in dem überhaupt die junge brandenburgische Hausmacht in ihren historischen Wendepunkt eintrat, der auch die Machtstellung der Stände zuerst in ihrer principiellen Wurzel angriff und zu brechen strebte. Durch Stände, sie mögen nun eigenen Rechts oder volksrepräsentativ sein, wird nie Geschichte gemacht werden können. Die Geschichte wächst aus den Personen oder aus den Massen hervor, aber was

[1] Vgl. C. W. von Lancizolle Ueber Königthum und Landstände in Preußen S. 5.

dazwischen liegt, die ständische Corperation, ist nur eine den Geist der Geschichte niederhaltende Sonder-Aufstellung, welche die Sicherung ihrer Standesvortheile über Alles setzt, und sich darum auch dem historischen Entwickelungsproceß niemals anvertrauen wird. Die Einheit der monarchischen Gewalt ist dagegen bei weitem geeigneter dazu, die schöpferischen Kräfte des Staats zu entfesseln, als Stände, die nach allen Seiten hin nur bedingend auftreten und ebenso die freie Thatkraft des Herrschers hemmen wie sie die Lebensbewegung des Volkes überdecken. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg stellte den Ständen, nachdem er sie zuerst in ihren unmittelbaren Rechts- und Gewalt-Aeußerungen hatte gewähren lassen, plötzlich den landesherrlichen Absolutismus gegenüber, der seinen eigenen historischen Boden gewinnen wollte und darum zuvörderst mit den ständischen Rechten aufräumen zu müssen glaubte. Es wurde dies den preußischen Ständen gegenüber ein gewaltsamer Kampf, der seine tragischen Katastrophen hatte, unter denen die langjährige Einkerkerung des königsberger Bürgermeisters Rhode und die Hinrichtung Kallstein's die äußerste Entschlossenheit bezeugten, mit welcher der Kurfürst nach dieser Seite hin um jeden Preis durchzudringen trachtete.[1] Durch die siegreichen Schritte dieses Fürsten, die ein großes historisches Ziel im Auge hatten, wurde die Gewalt der Stände dermaßen in ihrem innersten Wesen erschüttert, daß ihre corporative Geltung gegen die unbedingte Thatkraft der

[1] Vergl. Lancizolle Ueber Königthum und Landstände in Preußen S. 9.

Krone gänzlich zurücktrat, und die landständischen Versammlungen aus eignem Recht und mit selbstherrlicher Machtvollkommenheit seitdem keinen Raum wieder in dem staatlichen Organismus fanden.

Die neue Bahn der modernen Geschichte wurde dadurch erschlossen, daß zuerst das Bedürfniß eintrat, das lähmende Zwischen-Element zwischen König und Volk abzuwerfen und dadurch die egoistische Reflexion aus der Mitte des Nationallebens zu verstoßen. Die alten Nationalstände hatten in der Standes-Souverainetät geendet, die, wie sie den Staat nach zwei Seiten hin theilte, so auch zwei feindliche Principien aus sich entließ, die Fürsten-Souverainetät und die Volks-Souverainetät, die sich gegenseitig wieder zu bekämpfen bestimmt waren, obwohl ihr gemeinschaftlicher Berührungspunkt in dem Widerstand gegen das Standesprincip gegeben lag. Ueber der Standes-Souverainetät erhob sich auf der einen Seite die Fürsten-Souverainetät, welche in der untheilbaren Persönlichkeit des Herrschers ihren Machtbegriff feststellte und darin die Freiheit zu handeln und zu schaffen erstrebte, in der sie in ihren besten Zielen doch immer nur auf das ganze Volk und auf das unmittelbare Verhältniß mit demselben angewiesen sein konnte. Auf der anderen Seite schoß hinter der Standes-Souverainetät das längst von derselben herausgeforderte, und in gewissen repräsentativen Anklängen der Landtage zum Theil begünstigte Princip der Volks-Souverainetät empor, welches der Hebel einer neuen revolutionnairen Epoche der modernen Menschheit wurde. In

beiden Principien verſuchte die Nation in ihrer Grundſubſtanz und in ihrer alten Naturherrlichkeit wieder den allſeitig gelegten Bann des Standesprincips zu durchbrechen und daraus von neuem als ein einheitliches Ganzes hervorzutreten. Am nächſten daran war die fürſtliche Souverainetät, die lebendige Volkseinheit von Oben herab zu geſtalten, da in ihrer Stellung eine Fülle ſchöpferiſcher Momente liegt, die nur mit natürlicher Kraft und einem menſchlich gelehrten Sinn ergriffen zu werden brauchen. Was aber hier von den herrſchenden Perſönlichkeiten unerfüllt gelaſſen oder verdorben wurde, nahmen die beherrſchten Maſſen an dem entgegengeſetzten Pol der Geſellſchaft auf, indem ſie den fürſtlichen und ſtändiſchen Souverainetäten gleichzeitig das Princip der Volksſouverainetät entgegenſtellten. Der große Bruch der neueren Geſellſchaft, der in der Revolution erfolgt, entſteht aus dieſem Principienkampf, in dem ſich alle hiſtoriſchen und ideellen Anforderungen zu einer unentwirrbaren Situation miteinander verwickeln. Zu dieſem Kampf hat das Uebergewicht, in dem die ariſtokratiſche Standes-Souverainetät nach Oben wie nach Unten herausgetreten war, den erſten Ausſchlag gegeben, denn indem der Adel durch die Gefahren, die er dem Thron bereitet, ſeinen nothwendigen Widerſtand in dem landesherrlichen Abſolutismus hervorruft, der urſprünglich nicht ſowohl gegen das Volk als vielmehr gegen die bevorrechteten Stände begründet wird, glaubt das Volk die natürliche Erbſchaft der Standes-Souverainetät antreten zu müſſen und erklärt ſeine eigene Sou-

verainetät, die als eine ideelle Abſtraction geboren wird und zunächſt nur die Kraft eines zerſtörenden Gegenſatzes gegen Ständethum und Fürſtenherrſchaft gewinnen kann.

---

8. Die Stände und die Revolution.

Die Auflösung der Stände und der ständischen Körper in der Nation war die eigentliche politische Grundidee, in der das revolutionnaire Zeitalter über Europa sich angekündigt hatte. Diese Idee, die im Verlauf der germanischen Rechts- und Territorial-Entwicklungen eigenthümlich heraufgekommen war und die innerste Krisis derselben ausdrückte, bewegte schon die ganze Gesellschafts- und Eigenthumsfrage des modernen Weltalters auf ihren äußersten Spitzen in sich. Die politischen, gesellschaftlichen und agrarischen Principfragen, die bei den deutschen Nationalzuständen stets in ihrer Untrennbarkeit und Zusammengehörigkeit sich dargestellt und gewirkt hatten, wurden auf dem großen Wendepunkt des achtzehnten Jahrhunderts bei allen Völkern in ihrer Einheit aufgenommen und dadurch in ihre revolutionnaire Macht eingesetzt. In Deutschland hatte sich lange vor Ausbruch der französischen Revolution der politisch-sociale Umschlag der neueren Welt in dem halb principiellen halb thatsächlichen Drängen kundgegeben, in den Landständen ihrem eigentlichen Wesen nach Nationalrepräsentanten zu sehen. Es wurde dies zuerst eine ideelle Fiction der öffentlichen Meinung, welche die Stände auf ihrer aus-

schließlichen Basis auch innerlich berührte und ihnen die Aufgabe zeigte, ihr blos vormundschaftliches Verhältniß zum Volke in eine Vertretung seiner unveräußerlichen Rechte übergehen zu lassen und darin zugleich ihr exclusiv bevorrechtetes Standeswesen aufzuheben. Diese Zumuthung war den deutschen Ständen gewissermaßen von innen her und unter dem schon herandringenden geistigen Einfluß einer neuen Zeitstimmung erwachsen, denn nöthigende äußere Thatsachen hatten dazu in Deutschland nicht vorgelegen, noch wurde diese Richtung, zu der sich schon einzelne landständische Corporationen ausdrücklich zu bekennen anfingen, durch besondere thatsächliche Ereignisse auf den Landtagen selbst fixirt. Es geschah wie von selbst, daß zum Beispiel die Geraischen Landstände sich eines Tages plötzlich „Repräsentanten des ganzen Reußischen Volkes" nannten, was in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschah und allerdings noch die Folgen hatte, daß gegen diese Stände darüber ein fiscalischer Proceß anhängig gemacht wurde.[1] Die deutschen Staatsrechtslehrer ergriffen diese weitzielende europäische Wendung, die in den deutschen Ständen sich angekündigt hatte, schon frühe in ihrer ganzen ideellen Tiefe, in der sie mit der Lehre von der Volkssouverainetät, der eigentlichen Doctrin des Revolutions-Zeitalters, sich innerlichst und unabweislich berühren mußte. Noch ehe Jean Jacques Rousseau in seinem Contrat so-

[1] Vergl. F. A. die Lehre von den Landständen S. 84. Pütter, Beiträge zum deutschen Fürsten- und Staatsrechte I. 10 §. 39. Note b.

cial dieſer Lehre ihre ſpeculativ-revolutionnaire Begründung in dem hiſtoriſchen Brennpunkt des Jahrhunderts gegeben, hatte in Deutſchland, faſt um ein Jahrhundert früher, der Freiherr Samuel von Pufendorf den naturrechtlichen Geſellſchafts-Staat conſtruirt, den er in ſeinen politiſchen Geſtaltungen aus einem Vertragsverhältniß zwiſchen Volk und Gewalt herleitet und dadurch jedenfalls aus einer urſprünglichen Souverainetät des Volkes bedingt werden läßt. In Deutſchland, wo ſich der Feudalismus durch die planvolle Politik der Landſtände noch tiefer in das Nationalleben eingeätzt hatte als durch alle übergreifende Gewaltſamkeit der Ariſtokratie und des Prälatenthums, konnte die Idee der Volksſouverainetät zunächſt nur in eine theoretiſche Anwendung auf die Stände und ihr Verhältniß zur Nation gezogen werden. Die deutſchen Rechts-Publiciſten, wie Sonnenfels, Häberlin und Andere, ſuchten jetzt ſchon eifrig die Lehre von der Nationalrepräſentation auszubilden, und unterlagen bereits in dieſer Zeit der Anklage, aus dem neugeöffneten Brunnen franzöſiſcher Revolutions-Theorieen geſchöpft zu haben. [1]

Die Umwandelung der Landſtände aus Ständen eigenen Rechts in Nationalrepräſentanten, die in Deutſchland durch kein äußeres hiſtoriſches Ereigniß getragen wurde, mußte aber auch innerlichſt auf eine Rechtslücke ſtoßen, welche durch die deutſchen Katheder-Männer und Naturrechts-Profeſſoren nicht ausgefüllt werden zu können ſchien.

---

[1] Vergl. F. A. die Lehre von den Ständen S. 83. Häberlin Staatsrecht S. 197.

Wenn die Stände nur Repräsentanten des Volks sein sollten, was ihnen zunächst offenbar wie ein Geringeres erscheinen mußte als wenn sie sich selbst vertraten, so mußte dabei nothwendig auf den Rechtsbegriff des Volkes selbst, als auf die Ursubstanz des Nationallebens, zurückgegangen werden. Dieser Rechtsbegriff war aber nirgend in einer politischen und nationalen Feststellung vorhanden, weil der ganze Feudal-Organismus, in dem die staatliche Welt constituirt werden, nur aus dem systematischen Widerspruch gegen die ursprünglichen Rechte des Volkes erwachsen und zusammengesetzt war. Das Volk, mit dem es auf dem Boden der Feudalwelt keine politische und rechtliche Anknüpfung gab, mußte erst wieder in seinen allgemeinen Menschheitsbegriff zurückgelegt werden, ehe von seinen Rechten in Staat und Gesellschaft die Rede sein konnte. Frankreich begann darum seine Revolution logisch genug nicht mit der Erklärung der Volksrechte, sondern mit der Erklärung der Menschenrechte, durch welche die ganze staatsrechtliche Vergangenheit im Weitesten wie im Einzelnsten als unverbindlich abgelehnt werden konnte. Die Erklärung der Menschenrechte (1789), mit welcher die französische Nationalversammlung vor Allem vorgehen zu müssen glaubte, war eine nordamerikanische Erfindung gewesen, welche dort auf dem voraussetzungslosen Boden der historischen und politischen Verhältnisse mit ebenso großer Leichtigkeit als Natürlichkeit hatte Platz nehmen können. Die Nordamerikaner hatten sowohl in ihrer Unabhängigkeits-Erklärung gegen England die natürlichen Rechte der Menschheit als die eigentlich begründenden Motive aufgenommen, als auch

in allen Constitutionen der einzelnen amerikanischen Staaten die declaration of the rights of men and citizens als der Ausgangspunkt alles Verfassungswesens an die Spitze gestellt wurde.[1] Bei dem rein national-ökonomischen Gesichtspunkte, unter dem in Amerika die Sklavenfrage steht, schien es als kein principieller Widerspruch angesehen zu werden, daß in einem auf die natürliche Gleichheit und Freiheit begründeten Staatswesen der Sklave gleichwohl als ein integrirender Bestandtheil desselben festgehalten wurde. Der Entwurf Lafayette's (11. Juli 1789) nahm zuerst diesen Standpunkt, welcher die eigentliche Auflösung für einen von historischen Rechten ganz durchwachsenen und zertrennten Staat in sich tragen mußte, im weitesten Sinne für das alte wankende Frankreich auf. Es wurde dadurch gewissermaßen ein verjährter Staat angenommen, dem die jedem Menschen angeborenen unverjährbaren Rechte, mit der schöpferischen Kraft, eine neue staatliche und gesellschaftliche Gemeinschaft daraus herzuleiten, gegenübergestellt wurden: wodurch die Rousseau'schen Ideen von der Volkssouverainetät und von dem vertragsmäßigen Ursprung der menschlichen Gesellschaft ihre erste praktische Anwendung zu erhalten schienen.

Die Menschenrechte sind die ewig lockende und ewig niederschlagende Idee, aus der niemals mit einiger Consequenz eine politische Doctrin herzustellen sein wird, wie schon die Existenzfähigkeit der Sklaverei in dem freien und

---

[1] Vergl. B. G. Niebuhr Geschichte des Zeitalters der Revolution I. 207.

republikanischen Nordamerika bewies. Nichtsdestoweniger aber werden die Menschenrechte, die niemals in einer positiven Verwirklichung auf einem bestimmten Punkt der Menschheitsgeschichte vorhanden gewesen, stets ein ideeller Maaßstab bleiben, nach dem von Zeit zu Zeit wieder die Abirrungen und Entartungen in Staat und Gesellschaft gemessen und gerichtet werden müssen. Die Menschenrechte sind keine historische Thatsache, aber es lebt in ihnen das Gewissen der menschlichen Gemeinschaft, das zuletzt immer die entscheidende Instanz aller vergangenen und künftigen Thatsachen abgeben wird. In dem Gewissen liegt aber im Grunde weder eine zerstörende noch eine schöpferische Macht, denn wie auch das Gewissen sich unabweisbar und vernichtend gegen Alles auflehnt, was von seiner Idee abgefallen oder dieselbe in trügerischer Mißgestaltung festhalten will, so ist die Offenbarung des Gewissens doch wesentlich eine vermittelnde, nämlich eine solche, welche die gegebenen Zustände der Wirklichkeit mit den Forderungen der Idee wieder ausgeglichen und darin von Neuem befestigt sehen will. So erscheint auch die Revolution in ihren Anfängen vorzugsweise nur als dieser zersetzende Gewissensproceß der Menschheit, dessen heillose Gefahren aber beginnen, sobald man die eigene Gestaltungskraft der Revolution überschätzt und von ihr unmittelbar die Bildung neuer und allseitig befriedigender Zustände erwarten und abhängig machen will. Die Revolution ist ihrer specifischen Natur nach keine Schöpfung, kein Werden neuer Zustände, sondern nur die Auflösung des alten Staats- und Lebens-Organismus, der darin jedesmal unberechenbar auseinanderbirst. Der Punkt,

auf dem ſich ſeine ſchöpferiſchen Elemente wieder ſammeln, iſt ungewiß, und wird nicht einmal durch die principielle Richtung bedingt, in der die Revolution ſelbſt unternommen worden war. Es geht dann mit der Revolution, wie in der Philoſophie mit den Syſtemen, in denen die abſolute Fixirung der Wahrheit, um die es ſich handelt, nie gelingen will. Am meiſten Hoffnung iſt immer nur auf das Loch zu ſetzen, das jedes Syſtem gelaſſen hat, und durch welches das unaufhaltſam ſich fortbewegende Leben der Menſchheit wieder zum Anſatz neuer und jede Theorie bewältigender Richtungen durchdringen kann.

Die franzöſiſche Revolution war anfangs auch nur ein philoſophiſches Syſtem geweſen, das mit ſeinen erſten Sätzen ziemlich auf's Gerathewohl experimentirte. Selbſt ihre principielle Initiative, die Erklärung der Menſchenrechte, wurde nur unter mühſamem Umhertappen und vielfachen Zweifeln in der Nationalverſammlung durchgeſetzt, und ſogar Mirabeau bemerkte anfänglich darüber: „Dieſe unverjährbaren Rechte des guten Lafayette werden kein Jahr vorhalten!“ Dagegen beſchritt die Nationalverſammlung in der berühmten Nacht vom 4. Auguſt mit Beſchlüſſen, welche an die Wurzeln der ganzen europäiſchen Feudalwelt die Axt legten, die Höhe ihrer Aufgabe, auf der ihr die principiellen Auseinanderſetzungen zwiſchen Vergangenheit und Zukunft zugewieſen ſchienen. Es war bemerkenswerth, daß die Männer aus dem Adelsſtande mit den Anträgen gegen die Feudalität vorangingen, worin ſich aber nicht blos der volksthümliche und revolutionnaire Aufſchwung dieſer einzelnen Perſönlichkeiten zu erkennen gab,

ſondern worin zugleich ein eigenthümlicher Zug, der das moderne Revolutionsſyſtem als ſolches charakteriſirt, ſich abdrückte. Es war dies die revolutionnaire Koketterie mit den Landleuten, die eine principielle Wahrheit von überwältigender Größe in ſich trug, aber zugleich als Parteimaske die Wirbel des Tages treiben wollte. Die feudalen Laſten, deren vorzugsweiſe leidender Träger der Landmann war, hatten dieſen allerdings zu dem eigentlichen Knotenpunkt gemacht, in dem die Jahrhunderte des Mittelalters ihr ganzes ſyſtematiſches Verderben zuſammengeſchlungen hatten. In Deutſchland konnten Bauernkrieg, Kirchenreformation und Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften dieſe tiefſte materielle Befeſtigung des Feudalſyſtems, in der es zugleich die Geſetze der Menſchlichkeit brach, nicht auflöſen und zerreißen. Das Germanenthum vermochte dieſe Elemente, die auf ſeinem innerſten nationalen Grunde gewachſen waren, nicht in ſich ſelbſt zu bezwingen, und an dieſer neuen Gränzſcheide der modernen Völkerwelt ſchienen ſich abermals, wie zu der Zeit wo Gallien und Germanien ihre nationalen und territorialen Bildungstriebe miteinander vermählten, die Aufgaben beider Länder ergänzen zu ſollen. Frankreich brachte durch den kühnen und tiefdringenden Schlag, der in jener berühmten Nachtſitzung der Nationalverſammlung gegen die geſammte Feudalität geführt wurde, auf lange Zeit die Initiative der europäiſchen Bewegung an ſich, verwaltete aber dies eigenthümliche Amt der Geſchichte bald ſo leichtſinnig und gewiſſenlos, daß ſeitdem die principiellen Treffer, welche die franzöſiſche Geſchichte ausſpielte, von vornherein mit dem Mißtrauen aufgenommen

werden mußten: in dem trügerischen Scheinbild der Freiheit nur alle Berechtigungen der uralten Despotie erneuert und wiederhergestellt zu sehen. Damals in der Augustnacht von 1789 fiel die Leibeigenschaft mit allen aus ihrem Princip entflossenen persönlichen und sachlichen Verhältnissen, es fielen alle Lehns- und Herrenrechte, sämmtliche Zehnten und Zinsen, für welche erst der Grundsatz der Ablösbarkeit durch Geld, bald darauf aber schon die unbedingte Abschaffung angenommen wurde; es fielen auch die feudalen Besitzrechte und Einkünfte der Geistlichen, welche den plötzlich so volksbegeisterten Aristokraten in dem freiwilligen Anerbieten ihrer Vorrechte und Berechtigungen im stürmischen Drang des Moments nachfolgten.

Es konnte nicht geläugnet werden, daß unter den nationalen Rechten, welche aufgegeben wurden, sich auch solche befanden, die mit dem Begriff und Werth des Eigenthums selbst schon verwachsen waren und einen integrirenden Bestandtheil desselben ausmachten. Die revolutionnaire Gleichheitsidee würde aber politisch und social durchaus keinen Grund und Boden für ihre Abstractionen gewonnen haben, wenn sie nicht zuerst den Eigenthumsbegriff, in dem die ganze systematische Ungleichheit und damit alles Ständewesen gewurzelt, in eine das ganze Dasein umkehrende Schwankung versetzt hätte. Die materielle und agrarische Seite der Revolution, die stets ihren mächtigsten Impuls bildet, mußte darum in erster Linie ergriffen werden, um von diesem Alles beherrschenden Angriffspunkt aus zu der Umwälzung aller Ständeverhältnisse zu gelangen. Nach Abwerfung der Feudallasten und gewisser damit zusammen-

hängender, vorzugsweise aristokratischer Rechte, wie des ausschließlichen Jagdrechts, mußten Adel und Geistlichkeit selbst von ihrer bisher in der Gesellschaft eingenommenen Staffel herunterſteigen. Die Geistlichkeit, welche man mit der Einziehung ihrer Güter und mit der Aufhebung der Klöster zugleich auf die Hälfte ihrer Anzahl zurückführte, wurde zu einem mit Gehalt besoldeten Beamtenstand gemacht, in dem freilich die Weihe hierarchischer Herrschaft und damit Alles, worauf es in diesem Stande specifisch ankam, ausgelöscht werden mußte. Einen ebenso tiefen Sturz von der Höhe seines ganzen Standesprincips herunter erlitt der Adel, der am 20. Julius 1790 zugleich alle seine Titel und Abzeichen auf den Heerd der Revolution niederlegen mußte.

Der französische Adel war seinem Wesen wie seinen Manieren nach vorzugsweise der Typus der europäischen Aristokratie geworden, und wurde namentlich in Deutschland als das eigentliche Ideal adeliger Standes- und Lebensweise in Formen, Bildung und Gesinnung angesehen und nachgeahmt. Der deutsche Adel hatte sowohl durch die Richtung seines Naturells, wie auch in der allgemeinen Haltungslosigkeit der National-Verhältnisse, allmählig jeden originalen Character eingebüßt und war dem französischen Zuschnitt in seiner Sprache wie in allen seinen Anschauungen verfallen. Der Adel, der in Frankreich wenigstens national blieb, war dort zugleich an der Spitze aller geistigen Bildung stehen geblieben und hatte von dort aus nicht nur den sogenannten guten Ton der europäischen Gesellschaft, sondern auch Geist und Form aller zeitgenössischen Literatur und Wissenschaft bestimmt. Wie die französische

Nationalbildung ſelbſt von vornherein ein ariſtokratiſches Gepräge genommen hatte, ſo waren von ihren unabweislich gewordenen Einflüſſen aus in ganz Europa Ariſtokratie und Bildung unter dem Siegel der franzöſiſchen Sprache und des franzöſiſchen Geiſtes zu einem und demſelben Begriff verſchmolzen worden. Die franzöſiſche Sprache war es vornehmlich geweſen, welche dieſe Eroberung im Sinne des ariſtokratiſchen Princips an allen Völkern, beſonders aber an den Deutſchen, vermittelt und zu Stande gebracht hatte. Die deutſche Nationalſprache, die zwiſchen dem claſſiſchen Latein und dem ariſtokratiſchen Franzöſiſch in's Gedränge gekommen war, hatte ihre Zuflucht nur noch in den unteren Volksſchichten und bei den arbeitenden Klaſſen gefunden, wo ſie auf einem theils demokratiſchen und oppoſitionellen theils myſtiſch und ſchwärmeriſch gefärbten Lebensgrunde fortwuchs. Der deutſche Adel konnte ſeine feudale Sonderung vom Volke nicht ſchärfer abſchließen, als wenn er ſich in ſeiner excluſiven Sphäre auch noch eines fremden Sprach-Organs bediente, das zugleich mit dem fremden und auserleſenen Bildungskreiſe, den es in ſich umfaßte, als ein neues Standesvorrecht ſelbſt zur Geltung kam.

Es war dadurch ein um ſo gefährlicherer Gegenſatz inmitten des deutſchen Nationallebens aufgerichtet worden, als die Trennungen, welche die Stände durch die deutſche Geſellſchaft zogen, von ihrem materiellen und politiſchen Urſprung aus in das Gebiet des Geiſtes und der Bildung hinaufſtiegen, und dort noch unüberwindlichere Schranken aufführten. Wie das materielle Eigenthum, ſo wurde auch

die geistige Bildung selbst feudalisirt und strebte sich zu einem Besitzthum der bevorrechteten Klassen zu machen, das durch seine Abscheidung von der Volkssprache ebenso streng seine Gränzen zu hüten schien als es durch den ausschließlichen Ebenbürtigkeitsbegriff in dem Kreise der Standespersönlichkeit selbst geschah. Es bildete sich auf diesem sehr zusammengesetzten Grunde zugleich der eigenthümliche physiologische Begriff des Adels, der schon in der feudalen Ebenbürtigkeit begründet lag, seiner und gewissermaßen plastischer als je aus. Die Theorie des aristokratischen Bluts, das sich nur in den ursprünglichen Vorzügen seines eigenen Safts rein und unvermischt fortpflanzen sollte, gewann an der exclusiven Bildung ein neues Motiv ihrer Entwickelung. Wie der edlere Nahrungsstoff den aristokratischen Körper weicher und zarter formte, so sollte auch eine specifische Geistesbildung physiologisch wirken und einen persönlichen Organismus darstellen helfen, der in seinem fein präparirten Geäder wie in der Harmonie aller seiner Theile und Formen mit keinem anderen menschlichen Product zu vergleichen wäre. Wie die Aristokratie ihr besonderes Blut hatte, so hatte sie auch bald ihren besonderen Gesichtsschnitt, ihre besonderen Hände und Füße, deren aristokratische Plastik rein dem Stande angehörte und, wie das Geschlechtswappen, unter die eigenthümlichen Abzeichen desselben gestellt wurde. Die französische Charlatanerie war vornehmlich geeignet dazu, diesen Thorheiten, die bis in die menschliche Natur selbst zurückgriffen, einen systematischen Anstrich zu geben und daraus eine Doctrin zu kneten, welche Staat und Gesellschaft in

allen Kreisen beherrschte. Das Decret der französischen Nationalversammlung von 1790, das den erblichen Adel in Frankreich auf immer abschaffen wollte, wandte sich daher vornehmlich gegen den Begriff der „adligen Geburt," deren Vorzüge bis auf ihre äußerlichen Abzeichen, unter denen sogar die Livrée aufgeführt wird, alle Geltung und Berechtigung verlieren sollten. Gesellschaftliche Reformen werden sich freilich nie durch revolutionnaire Decrete vollbringen lassen und darum konnte auch dieser Schlag, der gegen die unerträglichste und verbrecherischeste Aristokratie Europas geführt wurde, nur als augenblicklicher Terrorismus, nicht aber mit einer wirklich reorganisirenden Kraft auf die Gesellschaft wirken.[1] In Deutschland hatte noch kurz vor dem Beginn der französischen Revolution der treffliche Justus Möser die wohl aufzuwerfende Frage erhoben: „Warum bildet sich der deutsche Adel nicht nach

---

[1] Man vergleiche, wie beipflichtend ein zeitgenössischer deutscher Schriftsteller, Wieland, in seinen „Zufälligen Gedanken über die Abschaffung des Erbadels in Frankreich," Juli 1790 („sämmtliche Werke" Bd. 41, besonders S. 170), das Decret der französischen Nationalversammlung beurtheilte, obwohl er nicht umhin konnte, der Pietät und der Achtung das Wort zu reden, welche jede gesittete Nation auch den Nachkommen und Namens-Erben ihrer großen Männer schulde. Merkwürdig ist, daß Wieland in diesem Aufsatz, in einem schließlichen Hinblick auf das deutsche Volk, demselben noch jede Reife abspricht, Angelegenheiten dieser Art bei sich zu ordnen oder auch überhaupt „mit Ernst zur Sprache zu bringen," indem er bemerkt: „Alles, was wir jetzt noch vielleicht ertragen möchten, könnten etwa patriotische oder weltbürgerliche Träume sein, die, als Träume, ohne Bedeutung sind, und von gravitätischen Leuten nicht einmal angehört werden."

dem engliſchen?“ (1780),[1] indem er damit Hinweiſe verband, die auf eine geſellſchaftliche Reorganiſation des Adels in dieſem Sinne und zugleich im Intereſſe einer neuen einheitlicheren Zuſammenfügung des Volksganzen berechnet waren. Dieſer, von deutſcher Gemüthskraft geſtählte Hiſtoriker, der in ſeinem alle Nationalitäten ſpaltenden und mit ſich ſelbſt überwerfenden Jahrhundert die organiſchen Geſetze des Germanenthums mit ſtarkem und tiefem Griffel wieder abzubilden ſtrebte, ohne die von der Zeit gebotenen Fortſchritte davon abzuweiſen, beantwortete auch in dieſem Sinne die erhobene Frage. Er wollte auch den deutſchen Adel nach dem Vorbild des engliſchen in verſchiedene Elemente zerlegen, die, durch einen allgemeinen Reichsſchluß feſtgeſtellt, einen Unterſchied zwiſchen einem auf wirklichem Adelstitel und Beſitz beruhenden Adel und einem adelsfähigen Gentlemanthum, wie es in England den jüngeren Söhnen des Adels beigelegt wird, begründen ſollten. Dieſe letztere Adelsklaſſe wollte er wieder auf die innigſte Verbindung mit dem Volke zurückführen, und ihr darum auch unbeſchadet ihrer Standesehre Handel und Gewerbe zu ihrer Berufsart überlaſſen.

Aber es war nicht ein zufälliges Triebrad des achtzehnten Jahrhunderts, daß das franzöſiſche Nationalelement ſich überall als das eigentlich Bewegungskräftige eindrängte und auch für alle übrigen Völkerzuſtände den unwiderſtehlich anziehenden Gipfelpunkt abgeben wollte. Der franzöſiſche

[1] Juſtus Möſer Patriotiſche Phantaſieen IV. 236 („ſämmtliche Werke“ IV.)

Geiſt, mit dem jüdiſchen in vielem Betracht verwandt, ſollte das ätzende Scheidemittel der Zeiten werden, durch welches das chriſtlich-germaniſche Weltalter die neue Auseinanderſetzung zwiſchen ſeiner Vergangenheit und Zukunft zu vollbringen hatte. Wie das Judenthum, nachdem es widerſtrebend das Chriſtenthum aus ſich entlaſſen, ſich als ein unbezwinglicher rationaliſtiſcher Reſt in alle Nationalitäten hineingeſetzt, um den Kern derſelben aufzunagen, ſo folgte ihm das Franzoſenthum, mit derſelben ſpecifiſchen Beweglichkeit und Elaſticität ausgeſtattet, in der gleichen Aufgabe, welche weſentlich auf die Zerſtörung des germaniſchen Grundelements in den modernen Völkerzuſtänden gerichtet war. Das heilige römiſche Reich deutſcher Nation, in dem eine Geſammt-Organiſation der neueren chriſtlichen Völker im germaniſchen Princip angeſtrebt worden, hatte ſchon im Mittelalter ſeinen eigentlichen Gegenſatz an Frankreich gefunden, das ſeinen politiſchen Schwerpunkt in ſich ſelbſt ſuchte und darin auch ſchon früh die Kraft einer ſelbſtändigen Gegenwirkung gegen die allgemeine Centraliſation der Kirche hervorkehrte. Das germaniſch-römiſche Reich, deſſen politiſche Auflöſung endlich in Folge der franzöſiſchen Revolutionskämpfe geſchah, hatte ſchon von innen her ſeine hiſtoriſche und ideelle Poſition verloren, ſobald der franzöſiſche Geiſt mit ſeiner aufkläreriſch-negativen Natur- und Nerven-Philoſophie, welche ſeine ſtärkſte propagandiſtiſche Macht wurde, auf den Culminationspunkt aller weltgeſchichtlichen Entſcheidungen hinaustrat. Der unglückliche Stand, den das Germanenthum in dieſem Kampf von vornherein hatte, zeigte ſich auch darin, daß

einer seiner edelsten und bedeutendsten Geister, wie Friedrich der Große, Partei für die Herrschaft der französischen Bildung und Aufklärung ergriff, und sich an der Spitze des aus dem Volksgeiste neu emporstrebenden deutschen Nationalelements unberechenbar vermissen ließ. Gerade dieser König, unter dessen schöpferischen Händen Preußen seinen jungen Staats-Organismus zuerst mit einem allgemeineren historischen Leben durchdrang, nahm den auflösenden französischen Bildungs- und Zersetzungsstoff mit genialer Hingebung auf und stellte ihn dem deutschen Geist, dessen Sache freilich erst durch einige emporstrebende deutsche Schriftsteller geführt wurde, als das von vornherein überlegene, die Herrschaft führende Element des Jahrhunderts gegenüber.

Die französische Richtung blieb aber bei Friedrich dem Großen nur als eine Genialitätssache im Kreise seiner individuellen Natur stehen und erschien theils wie ein Schmuck, theils wie eine Aventure seines reichen Geistes, der in den überlieferten nationalen Formen kein Genüge für seine Bedürfnisse ersah. Sein Leben theilte sich in zwei verschiedene Seiten, in eine ideelle und eine practische, die zum Theil nicht den geringsten Zusammenhang unter sich hatten und welche er selbst mit einem geistesstarken Mechanismus, der bewundernswürdig geregelt war, auseinanderhielt. Auch seine Ansichten vom Staat unterlagen dieser widerspruchsvollen Zweitheilung, denn in der ideellen Sphäre seiner Persönlichkeit trug er sich, anklingend an die Anschauungen Jean Jacques Rousseau's, mit einem Principien-Staat, in welchem das regierende Oberhaupt nur der erste Mandatar

der Gesellschaft sei, während er innerhalb der practischen Regierungssphäre den landesherrlichen Absolutismus ganz in den von seinem Vater Friedrich Wilhelm I. gegründeten Cabinetsformen fortwalten ließ. In dem Staatsmechanismus selbst war Friedrich germanisch und feudal geblieben und ließ in denselben nichts von französischer Aufklärung und negativer Philosophie eindringen. Es schien ihm eine Angelegenheit von großer principieller Wichtigkeit, daß der Adel des Landes nicht nur bei seinen alten persönlichen Vorrechten und Sonderstellungen, sondern auch auf der ausschließlichen Basis der Rittergüter, in der vollen aristokratischen Bedeutung derselben, erhalten werde. Er erließ das gesetzliche Verbot, wonach Rittergüter niemals an Personen bürgerlichen Standes verkauft werden durften, und gestattete davon nur während des siebenjährigen Krieges eine vorübergehende Ausnahme. Unmittelbar nach dem Frieden aber wandte er sich wieder dem Bestreben zu, den Adel auf den Grundlagen des altbefestigten feudalen Besitzes zu sichern, und er ging in seiner Verordnung vom 29. Januar 1774 in seiner Sorge für das aristokratische Eigenthum so weit, daß er, um ein adeliges Gut während eines Concurses vor jeder Verringerung seines Werthes zu schützen, für dasselbe eine besondere Administration durch einen von der Kriegs- und Domainenkammer aus ihrer Mitte zu bestellenden Kriegsrath anordnete.[1] Wo noch Bürgerliche in den Besitz von Rittergütern gelangten, wurden ihnen jedenfalls die mit denselben verbundenen adeligen

[1] Vergl. Preuß, Friedrich der Große III. 78 flgd.

Ehrenrechte abgesprochen, unter denen die Gerichtsbarkeit, die Jagdgerechtigkeit, das Kirchenpatronat, die Benennung nach dem Gute, wie auch die freilich bereits illusorisch gewordene Landstandschaft, die wesentlichste Stelle behaupteten.[1] Die Kabinetsordre vom 14. Juni 1785 verordnete aber schon unbedingt, daß „kein Mensch bürgerlichen Standes mehr die Erlaubniß haben soll, adelige Güter an sich zu kaufen, sondern alle Rittergüter sollen bloß und allein für die Edelleute sein und bleiben." Es waren dies aus dem alten aristokratischen Standesprincip geschöpfte Bedingungen, die zum Theil den Adel selbst schwer belasteten, der dadurch weniger Aussichten hatte, seine vielverschuldeten und in der Bewirthschaftung zurückgebliebenen Güter an einen guten Käufer zu bringen, und es bald für eine Vergünstigung ansah, wenn der König ausnahmsweise erlaubte, ein verschuldetes Rittergut an einen wohlhabenden Bürgerlichen loszuschlagen.[2] Friedrich der Große aber empfahl dem Adel selbst die Errichtung von Majoraten, um das Grundeigenthum der Familie ungetheilt und ungeschwächt in den Händen ihrer Erstgeborenen zu erhalten, wie er auch den Mißheirathen zwischen Standesverschiedenen im Interesse des Adels mit aller Strenge entgegentrat.

König Friedrich hatte beim Antritt seiner Regierung die deutschen Standesverhältnisse in aller ihrer gegensätzlichen Schroffheit vorgefunden, und zeigte sich keineswegs bedacht, aus dem höheren ideellen Standpunkt seiner Per-

---

1 Vergl. Allgemeines Landrecht Thl. 2. Tit. 9. S. 47.

2 Vergl. Preuß, Friedrich der Große III. 81.

sen eine Milderung und Vermittlung auf diesen Gegensatz überfließen zu lassen. Edelleute und Bürger waren auch in ihrem gesellschaftlichen Auftreten nicht blos durch die principielle Auffassung, sondern, was fast noch tiefer wirkt, durch Aeußerlichkeiten und Abzeichen aller Art, durch den dem Adel ausschließlich zukommenden Degen an seiner Seite und durch den dreieckigen, mit den weißen Straußenfedern gezierten Hut auf seinem Kopf, geschieden. Dies erstreckte sich bis auf die Ballfeste im Berliner Opernhause, auf denen es zu dem exclusiven Recht des Adels gehörte, in Domino's von Rosastoffen zu erscheinen, wie es die Standesgränze der Bürgerlichen bezeichnete, daß sie in dem Tanzsaal nur hinter der durch eine Schnur gezogenen Schranke sich bewegen durften.[1] Friedrich der Große ließ diese Verhältnisse in ihrem Geleise bestehen, weil er den Adel als Princip in sein Regierungssystem aufnehmen zu müssen glaubte. Besonders aber suchte der König in diesem Sinne die Officiersstellen in der Armee zu einer ausschließlichen Prärogative des Adelsstandes zu machen, wie aus mehreren seiner Militair-Reglements in der ausdrücklichsten Schärfe hervorgeht, und er bemühte sich bei dieser Gelegenheit sogar, den Begriff des „guten Adels" als eine wesentliche Norm für die Fortbildung des Officierwesens einzuschärfen. Einige junge Leute, die im Berliner Kadettencorps aufgenommen worden, und von denen er gehört, daß sie „nicht von wahrem und rechtem Adel" seien, ließ er daraus ent-

[1] König, Historische Schilderung von Berlin. Thl. V. Bd. 2. S. 30.

fernen, und gab anheim, solche Menschen lieber „zur Artillerie abzugeben," wo sie eher geduldet werden könnten.[1] An diesen kleinlichen und verächtlichen Schranken brach sich der große Herrscherblick eines Mannes, der in seinen philosophischen und historischen Schriften dem Adel durchaus keine principielle Berechtigung zugestehen wollte und sich in der Welt seiner eigenen Ideen nur getrieben fühlte, auf die ursprüngliche Natur des Menschen zurückzugehen und den Offenbarungen über die ewige Gleichheit aller Wesen zu lauschen. Die bewußtvolle Scheidung von König und Mensch, die er auf eine ganz systematische Weise in sich vollbracht hatte, half ihm diesen Widerspruch in seiner eigenen Natur besiegen und zu einem einheitlichen Handeln bringen. Als preußischer König glaubte er zugleich auf den streng monarchischen Grundlagen seines Königshauses fortbauen zu müssen, und er bewies dies auch in der von vornherein abweisenden Stellung, welche er sich zu den landständischen Verfassungsverhältnissen seines Reiches gab. Er zeigte sich ebenso wenig, wie der große Kurfürst, gewillt, seine Selbstregierung mit Ständen und Landtagen zu theilen, und obwohl er bei seiner Huldigung in Preußen dort einen ständischen Provinzial-Landtag abhalten ließ, dem scheinbar eine Anerkennung oder Wiederherstellung der ständischen Rechte und landtäglichen Verfassung vorherging: so blieb dies doch eine gänzlich vereinzelte und rein diploma-

[1] Schreiben an den General-Major von Mosch vom 19. März 1784 wegen der drei Brüder Stephani. Vergl. Preuß Friedrich der Große I. 299.

tische Thatsache, der durchaus keine weitere Folge gegeben wurde.

Der französische Gährungsstoff, welchen König Friedrich II. noch in seinen Schriften und Gedichten eingeschlossen und darin von dem deutschen Staatsorganismus selbst abgeschieden hatte, war jedoch durch die ungeheuren Thatsachen der Revolution rasch und unaufhaltsam in alle Adern der europäischen Welt vertrieben worden. Oesterreich und Preußen, eben noch getrennt durch die eroberten Waffenthaten Friedrichs des Großen, vereinigten sich jetzt der Revolution gegenüber zu einem Bündniß (1792), und ließen ihre Heere unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig in die Champagne einrücken. Das heilige römische Reich erklärte im folgenden Jahre, nachdem bereits das Haupt Ludwigs XVI. gefallen war, gegen Frankreich den deutschen Reichskrieg (22. März 1793), worin der germanische Nationalorganismus in dem entscheidungsvollen Moment, in dem es sich um seine eigensten historischen und socialen Principien handelte, sich noch einmal zu einer politischen Weltthat aufrichten wollte. Das deutsche Reich, als Repräsentant des alten feudalen Rechtszustandes, konnte aber in diesem Kampf nur die innere Zerfallenheit und Auflösung offenbaren, bei der es seinerseits als Ganzes wie in allen seinen Theilen angelangt war. Preußen, der am meisten aus modernen Lebenswurzeln emporgehende Staat, trennte sich daher von diesem Kampfe schon durch den Separatfrieden zu Basel (1795), den es mit der französischen Republik abschloß, und durch welchen es für sich und Norddeutschland eine unbedingte Neutralität der Stellung er-

klärte. Damit war schon der deutsche Reichsverband durch eine individuelle Position durchbrochen, die den Schwerpunkt der Nationalverhältnisse von dem ohnmächtigen Centrum hinweg auf neu ansetzende Lebenselemente verlegte. Die Friedensschlüsse von Campo-Formio (1797) und Luneville (1801) förderten die organische Zerbröckelung des Reichs schon um eine Stufe weiter durch die Aussenderung einer bedeutenden Anzahl deutscher Reichsstände, die zum Opfer ausersehen waren. Ihnen folgte der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803, der, nachdem die Staaten des linken Rheinufers dem Gesammtverband des deutschen Reichs entzogen waren, zum Zweck der Entschädigung für die größeren Machthaber die Incorporation der kleineren Herrschaften und Territorien sowie eine durchgreifende Säcularisation der geistlichen Particularstaaten anordnete. Es war ein welthistorischer Tumult, unter dem das deutsche Reich, in seiner ganzen feudalen Verkittung nachlassend, aus den Fugen sprang. Die Machtintrigue Napoleons vollendete durch die Anstiftung des Rheinbundes, den unter seinem Protectorat sechszehn süddeutsche Fürsten am 12. Juli 1806 miteinander abschlossen, den Fall dieser wunderbaren, ein überlebtes Weltalter am vollständigsten in sich symbolisirenden Institution, und am 6. August 1806 legte der letzte deutsche Kaiser Franz II. die Würde des Reichsoberhaupts nieder. Die Rheinbundsfürsten sagten sich in ihrer Acte (Confédération du Rhin) zugleich auf eine feierliche und ausdrückliche Weise für sich selbst sowohl wie für ihre Staaten und Unterthanen von der deutschen Reichsangehörigkeit und allen Gesetzen des deutschen Reichs

los,[1] während sie darin auf der andern Seite ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich, welches eine unbedingte Solidarität aller Interessen begründen mußte, an die Stelle setzten. Preußen konnte nur auf dem Wege der organisirenden Ideen dem hereinbrechenden allgemeinen National-Verfall mächtig entgegentreten, nachdem es durch die unglückliche Schlacht bei Jena an die Gränzen seiner materiellen Macht geführt worden, und nachdem der Rheinbund durch ein neues napoleonisches Königreich in der Mitte Deutschlands, Westphalen, und durch drei und zwanzig neu hinzutretende deutsche Souveraine, seine Deutschland nach allen Seiten hin überwältigende Machtsäule noch umfangreicher und gefährlicher vorgeschoben hatte.

Preußen begann die nationale Rettung Deutschlands, die seinen Händen vorzugsweise anvertraut wurde, von innen her in einer Richtung der Organisation, welche in einer positiven und schöpferischen Weise an die Principien anknüpfte, die in der französischen Revolution für gescheitert gelten mußten und die gleichwohl das Lebensgesetz einer neuen Zeit in sich trugen. Es war dies die agrarische Eigenthums- und Dienstbarkeits-Frage, welche von Preußen mitten in drangvoller und gefährlicher Zeit zu einer organischen Lösung ergriffen wurde und an die zugleich eine

---

1 Confédération du Rhin Art. II. „Toute loi de l'Empire germanique, qui a pu jusqu'à présent concerner et obliger leurs Majestés et leurs Altesses Sérénissimes les rois et princes et le comte... leurs sujets et leurs états ... sera à l'avenir relativement à leurs dites Majestés etc. à leurs états et sujets respectifs nulle et de nul effet." Bei Meyer Corpus juris confoederationis germanicae. I.

Reform des alten Ständewesens im Sinne einer ideellen Erneuerung und Verjüngung geknüpft werden sollte. Der Weg, welchen der preußische Staat unmittelbar nach dem Fall des deutschen Reichskörpers durch die Gesetzgebung des Ministers Freiherrn vom Stein dazu betrat, war durch die Initiative der französischen Revolution in Europa eröffnet worden, und zugleich sollten auf diesem Wege die wahren Widerstandselemente gegen die Revolution, gegen ihre Ideen und gegen ihre Ueberrumpelungen, gewonnen und geschaffen werden. Die moderne Staatsklugheit war nie in eine geschicktere und wohlberechnetere Combination eingetreten, als diese war, welche der Revolution ihre Waffen abnahm und dieselben zum Schutz des eigenen Nationalheerdes und zu einer ächten, starkmachenden Entfesselung der Volkskraft benutzen wollte. Diese mächtige Wendung, welche die preußische Politik gegen Frankreich nahm, beflügelte auf eine wunderbare Weise den Kampf des deutschen Volkes gegen Napoleon, in dessen neues Welt-Imperium Deutschland bereits hinabgezogen zu werden drohte. Napoleon, der mit den revolutionnairen Principien nur noch so weit experimentirte, als sie seine persönlichen Macht-Constructionen zu tragen hatten, sah gegen die letzteren keinen stärkeren und gefährlicheren Feind in Deutschland auferstehn, als in den Thaten der Stein'schen Gesetzgebung, welche die Fesseln der feudalen Dienstbarkeit abschlug und freie Menschen in freien Besitz einsetzte. Aus den Ideen der französischen Revolution waren dadurch plötzlich deutsche Nationalwaffen geschmiedet worden, die selbst der Kriegsmacht Napoleons die Spitze bieten konnten.

Man brauchte Menſchen, um der fremdherrlichen Gewalt-Intrigue, die ſich zugleich in der Glorie befreiender Ideen aufzuſtellen wußte, ſiegreich entgegentreten zu können, und dieſe ſtarke menſchliche Lebensfülle konnte in der deutſchen Nation nur durch die Lüftung des feudalen Ständeverbandes und durch die Auflöſung der mittelalterlichen Lehns- und Dienſt-Verhältniſſe erſchloſſen werden.

Das in Memel gegebene Edict Friedrich Wilhelms III. vom 9. October 1807, „den erleichterten Beſitz und den freien Gebrauch des Grund-Eigenthums, ſowie die perſönlichen Verhältniſſe der Land-Bewohner betreffend," erſchien gewiſſermaßen im Lichte eines neuen Kriegsmanifeſts, welches im Namen der deutſchen Nationalkraft gegen den fremden Eroberer gerichtet wurde. Die Verallgemeinerung des Eigenthumsrechts ohne Rückſicht auf die Standesſtellungen war an die Spitze dieſes Edicts geſtellt worden, wonach der Unterſchied zwiſchen adeligen und nichtadeligen Grundſtücken aufgehoben und der Edelmann ebenſowohl zum Beſitz bürgerlicher und bäuerlicher Güter wie auch der Bürger und Bauer zum Beſitz von Rittergütern zugelaſſen wurde. Es wurde darin eine demokratiſche Anſchauung des Grundeigenthums aufgeſtellt, welche freilich der chriſtlich-germaniſchen Lebens- und Staatstheorie unmittelbar ins Geſicht ſchlug, aber an der Stelle derſelben zugleich ein neues Weltalter für berechtigt erklärte, deſſen allgemeine und individuelle Grundlage in einer neuen Miſchung aller Lebens- und Standesverhältniſſe bezeichnet wurde. Das Edict knüpft darum an die Aufhebung der ſtändiſchen Schranken im Eigenthumsbegriff ſofort im §. 2.

die dieselben auch gesellschaftlich durchaus verschiebende und flüssig machende Bestimmung, wonach jeder Edelmann, ohne allen Nachtheil seines Standes, befugt sein solle, bürgerliche Gewerbe zu treiben, wie auch dabei jedem Bürger oder Bauer die Berechtigung zugeschrieben wird, aus dem Bauer- in den Bürgerstand, wie aus dem Bürger- in den Bauernstand überzutreten. Wenn die Freizügigkeit von Stand zu Stand, welche zugleich den Besitzverhältnissen eine neue Beweglichkeit mittheilen mußte, auch zunächst nur innerhalb der Volksstände erklärt wurde, so war doch dadurch ein tiefer Riß, der die weiteren Consequenzen von selbst ersichtlich machte, in das feudale Gesellschaftssystem geschlagen worden. Zu diesen verschwiegenen Consequenzen gehörte, als eine der principiellen Forderungen der Revolution, die Aufhebung des Adels selbst, welche zwar ganz und gar nicht unter den Organisations-Ideen Stein's sich befand, die sich aber logisch von selbst verstand, sobald überhaupt nach individuellem Bedürfniß von einem Stand in den andern übergegangen werden konnte, und sobald auf der anderen Seite die Feudalität des Adels, welche immer vorzugsweise seinen Begriff und sein Wesen ausmachen wird, für erloschen erklärt wurde. Denn diese Feudalität fiel im ganzen Umfange ihrer Rechte durch das Edict selbst, welches die Theilbarkeit des Grundeigenthums und die Auflösung aller und jeder Guts-Unterthänigkeit anordnete und die Aufhebung der Lehne, Familien-Stiftungen und Fideicommisse auf dem Wege der Familienschlüsse wenigstens anzubahnen begann. Der Martini-Tag 1810 wurde als der Befreiungs-Termin angesetzt, von welchem

Tage an es nur freie Leute geben sollte, und die Aufhebung der Leibeigenschaft, Erbunterthänigkeit und Schollenhörigkeit, welche schon durch den König Friedrich Wilhelm I. für alle Domainen-Einsassen ausgesprochen worden war, nunmehr für den gesammten Staat in Kraft treten würde. Die Königliche Cabinetsordre vom 28. October 1807 rückte den Tag der Ausführung für diese Verhältnisse noch näher herauf und bestimmte im edelsten Eifer schon den 1. Juni 1808 für den Befreiungstag aller Leibeigenen, Gutspflichtigen und Erbunterthänigen.

Es schien in diesem Gesetzgebungswerk zunächst mehr auf eine große thatsächliche Wirkung und auf eine nationale Demonstration als auf den Abschluß einer principiellen Organisation abgesehen. In einem Staatsmanne von so großer schöpferischer Kraft, wie Stein, der aber mit seinen Organisationen zuvörderst die That- und Werdekraft der nächsten Gegenwart beflügeln wollte, mußte manche weitere principielle Entscheidung noch von der Entwickelung der Ereignisse selbst abhängig geblieben sein. So scheinen namentlich seine Ansichten über die organische Stellung des Adels im Staat verschiedenartigen und schwankenden Erwägungen in ihm unterworfen worden zu sein, die im Zusammenhang mit seinen allgemeinen Verfassungsplänen, namentlich mit seinen Absichten für eine neue Aufstellung von Provinzial-Landtagen und Reichsständen, sich fortbildeten. Die unmittelbaren Anschauungen und Arbeiten Stein's über die jedenfalls von ihm bezweckte Reorganisation des Adels sind sogar mit den Acten, in denen sie niedergelegt wurden, auf eine ziemlich unerklärliche Weise der Oeffentlichkeit ent-

zogen worden.[1] Nach den Andeutungen, die sich in seinen mannigfachen Verfassungs-Entwürfen finden, neigte sich Stein jedenfalls überwiegend dahin, einen auf größerem Grundeigenthum ruhenden Adel, in dem er alte Geschlechtsvorzüge mit dauerndem Familienbesitz zusammengeflossen sah, als ein nothwendiges und constitutives Element in jeder Staatsverfassung anzuerkennen. Nach seinen Ideen sollte sich jedoch der Adel nicht nur auf großen die Unabhängigkeit gewährenden Grundbesitz, sondern auch zugleich auf ein damit verbundenes Verdienst um den Staat gründen, welches letztere sowohl das der Vorfahren wie eigenes sein konnte. Diese neue Begriffsbestimmung des Adels, die allerdings wesentlich mit dem germanischen National-Ursprung desselben zusammenfällt, würde den modernen politischen Verhältnissen gegenüber schwer in eine bestimmte organische Formel zu bringen sein, wenn davon eine ganz genaue und reale Anwendung gemacht werden sollte. Stein schien es auch mit der Bestimmung dieses adeligen Verdienstes, das gewissermaßen als eine geistige Bedingung in den Stand eintreten sollte, nicht allzu genau nehmen zu wollen, indem er das Verdienst der Vorfahren schon dadurch festgestellt sah, wenn Jemand einem Geschlechte des

---

[1] Vergl. Pertz Leben Stein's II. 157 und 615. Der Biograph Stein's bemerkt, daß es ihm nicht gelungen sei, die Acten ausfindig zu machen; die letzte sichere Spur ihres Daseins sei ein Schreiben des Ministers Grafen Dohna an Hardenberg, worin jener berichtet, er habe die Acten über die dem Adel zu gebende Verfassung am 18. October 1809 an die General-Conferenz, zunächst dem Geheimrath von Klewitz zurückgesandt.

bisherigen Adels angehörte, wogegen das eigene Verdienst schon an einer höheren Stellung im Staatsdienste, wenn auch nur als Major im Heere oder als Rath eines höheren Landescollegiums, erkannt werden sollte.[1] Zugleich dachte er daran, den Adel nach der Verschiedenheit seines Einkommens in verschiedene Klassen abzustufen, wobei er als den entscheidenden Grundsatz aufstellte, daß der Adel mit dem unverminderten Landeigenthum sich vererben solle. Er befand sich hier wesentlich auf dem Wege, den, wie wir schon oben bemerkt, Justus Möser vor ihm betreten und den auch sein Freund August Wilhelm Rehberg, ohne Zweifel nach Möser's Anregung, in seiner Schrift: „Ueber den deutschen Adel" (1803) als den richtigsten und erfolgreichsten bezeichnet hatte. Es war dies eine aus der Organisation des englischen Adels entnommene Unterscheidung zwischen Adel und Adelsfähigkeit, welche letztere nur denen zugeschrieben wurde, welche nicht in das Erbe des vollen Grundeigenthums eingetreten waren, oder die als Mitglieder des bisherigen Adels doch nicht zum Eintritt in den neuen Adel für befähigt erachtet werden sollten. Der als wirklicher Standesrepräsentant anerkannte Adel war dann, als erster Stand, dazu bestimmt, persönlich zu den Provinzial-Landtagen, und theils persönlich theils durch Abgeordnete aus seiner Mitte zu den Reichsständen berufen zu werden. In seinen organischen Verfassungs-Arbeiten

---

[1] Vergl. die (zum Theil aus anderweitigen Combinationen entnommenen) Sätze der Stein'schen Adelsreform, bei Pertz Leben Stein's II. 159.

aber erklärte Stein mehrfach eine aus Geschlechts- und Güter-Adel zusammengesetzte erste Kammer oder Herrenkammer für eine nothwendige Institution, die mit der Nationalgeschichte selbst in unabtrennbaren Wurzeln zusammenhänge und auch vom Gesichtspunkt der politischen Zweckmäßigkeit als „vermittelnde Anstalt zwischen Regierung und Volk“ [1] die wohlthätigsten und nützlichsten Wirkungen verbürge. Seiner individuellen Gesinnungsweise nach gehörte Stein ohne Zweifel zu den Anhängern und Verfechtern des aristokratischen Princips und der aristokratischen Standes-Hierarchie in der vollsten und umfänglichsten Bedeutung derselben. Theilweise nahm er in seine Organisationspläne sogar die Absicht auf, den aristokratischen Standesgeist als solchen heben und pflegen zu wollen, und er trug sich zu diesem Zweck mit der Errichtung von Standesgerichten, welche unwürdige Mitglieder des Adels aus demselben auszustoßen berechtigt sein sollten. Auf der andern Seite stand ihm auch wieder die nationale Freiheits- und Unabhängigkeits-Sache höher als jede Standes-Angelegenheit, denn als es sich um die Eröffnung des europäischen Krieges gegen Frankreich handelte, machte Stein, um in demselben die ganze Nation einheitlich vertreten und betheiligt zu sehen, in einer geheimen Berathung mit Scharnhorst,

[1] Vergl. die Denkschrift Stein's „Ueber die Vortheile einer Herrenbank in deutschen Ständeversammlungen“ (vom 12. Februar 1816) bei Pertz Denkschriften Stein's über deutsche Verfassungen Seite 27.

Gneisenau, Grolman, Boyen den Vorschlag, bei Ausbruch des Kampfes die Aufhebung des Adels zu erklären.[1]

Nicht minder trug er aber auch für die Reorganisation des Bürgerstandes und des deutschen Städtethums die umfassendsten, aus der Idee der politischen Freiheit geschöpften Absichten in sich. Wie die bevorzugten Stände in der landtäglichen Vertretung ihres Eigen- und Sonderrechts seit den Tagen des großen Kurfürsten zurückgekommen und fast vom Schauplatz verschwunden waren, so war auch der starke sich selbst bestimmende Geist der städtischen Gemeinden seit dieser Zeit unter dem ihn bewältigenden Uebergewicht der bureaukratischen Staatsformen erlahmt und zusammengeschwunden. Stein erachtete es als ein wesentliches Element für die von ihm erstrebte Verjüngung und Erneuerung der deutschen Nation, daß den Städten auf dem Wege eines organischen Statuts die Macht ihrer Selbstverwaltung, in der alle ihre Interessen eigenthümlich emporgeblüht waren, zurückgegeben würde. Die Städteordnung von 1808 wurde das kräftig gedachte Product dieser Bestrebung, welches den alten nationalen Antheil der Gemeinden an der Verwaltung ihres Vermögens und ihrer Angelegenheiten, sowohl durch die Wahl ihrer Magistrate wie auch durch eine repräsentative Mitwirkung der Bürgerschaft, in einem neuen und zeitgemäßen Organismus feststellen wollte. Diese auf nationale Urformen hinweisende Städteordnung Stein's, deren spätere abschwächende und diplomatisirende Aenderungen seine Ge-

[1] Vergl. Pertz Leben Stein's II. 212.

nehmigung erhalten haben sollen,[1] gewann für ganz Deutschland die Bedeutung einer Rückkehr zu dem bürgerlich-genossenschaftlichen Volksgeist, dem man, losgelöst von den Fesseln der Bureaukratie, das Wandeln und Gestalten in seinen eigenen Bahnen wieder gönnen wollte. Es wurde dadurch das Verfassungswesen der Städte in einer Art von repräsentativ-parlamentarischem Organismus aufgestellt, der sich aber als solcher keineswegs in der Praxis bewährte, sondern meist in einem kleinbürgerlichen, engeistigen, zum Theil sogar geschäftsunfähigen Zuschnitt gefangen blieb, wodurch weder ein lebendiger Zusammenhang mit dem Volksgeist erreicht noch auch den bureaukratischen Tendenzen der Regierung ein bedeutendes und erheblich wirksames Gegengewicht gestellt wurde. Vielmehr schien für das im Princip der Selbstbestimmung zu begründende städtische Gemeindewesen dasselbe Problem zur Lösung zurückzubleiben, welches auf dem allgemeinen Boden der Staatsverfassung selbst in schwankenden und zweifelhaften Versuchen unaufhörlich hinundherbewegt werden mußte. Dies war der Charakter der politischen Repräsentation selbst, um den es sich dabei handelte, und bei dem sowohl die Elemente, die zur Vertretung kommen sollten, als auch das Maaß, die Form und die Geltung dieser Vertretung stets einen unlösbaren principiellen Rest zu lassen schienen.

Die Wiederaufnahme der landständischen Vertretung hatte sich in Deutschland unmittelbar an die großen politischen Erschütterungen geknüpft, welche die gesammte Na-

[1] Vergl. Pertz Leben Stein's II. 154.

tionallage von den Ereignissen in Frankreich abhängig gemacht und zum Spielball fremder Machtpolitik ausgeworfen zu haben schienen. Der preußische Minister Stein hatte schon in einer Denkschrift vom Jahre 1807 [1] die principiellen Gesichtspunkte erörtert, aus denen namentlich die Provinzial-Verwaltungen wieder auf die Mitwirkung der Stände zu stützen seien, und er regte bei dieser Gelegenheit bereits eine neue Organisation der Landtage an, wobei er auf die höheren und umfassenderen Standpunkte, zu denen die europäische Weltlage überhaupt aufforderte, hinwies. Nach den von ihm gehegten Entwürfen, die nur im Allgemeinen bekannt geworden sind, sollten die Stände aus den größeren Grundbesitzern ohne Unterschied der Geburt zusammentreten, in den besonderen Landestheilen, denen sie angehörten, mit berathender Stimme das Recht der Vorstellung und Bitte ausüben, die Steuern zu Provinzialzwecken bewilligen, und auch einige Mitglieder aus ihrer Mitte zum Eintritt in die Regierungen zu erwählen haben. Die Einrichtung von Reichsständen blieb vorbehalten, um, nach Wiederherstellung einer normalen Nationallage und nachdem die landständischen Versammlungen dem Volke eine neue organische Sammlung seiner conservativen Bestandtheile gewährt, eine ständische Gesammt-Vertretung im Interesse der allgemeinen Staats-Angelegenheiten und zur Wahrung einer nationalen Mitwirkung bei denselben zu eröffnen. Es blieb dies in Preußen unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. eine bedeutungsvolle Perspective,

---

1 Vergl. Pertz Leben Stein's I. 424 flgd.

der die Staatsleitung lange, ohne den rechten Moment dafür finden zu können, sich zugewandt hielt. Die Grundlage dieser Erwartungen wurde eine gemischte und zweideutige, und es flossen in ihr die entgegengesetztesten Richtungen und Anforderungen zusammen, die zu weitgreifenden Parteikämpfen sich anlegten, und bald die Wiederherstellung der alten ständischen Eigenmacht, bald die Ertheilung einer Constitution im modernen volksthümlichen Sinne des Wortes zu ihrem Zielpunkt hatten. Es kündigte sich der starke Widerstreit dieser Elemente in Preußen schon unter der Verwaltung des Fürsten Hardenberg an, der, um der aufgeregten öffentlichen Meinung einen organischen Ausgleichungspunkt zu bieten, im Februar 1811 ständische Abgeordnete aller Provinzen zu einer Versammlung nach Berlin berief. Unter den sechszig Abgeordneten, welche zu diesem Zweck in Berlin eintrafen, war jedoch fast nur der Stand der Rittergutsbesitzer vertreten und nur sehr wenige derselben gehörten den städtischen Gemeinden und den Bauernschaften an. Die Eröffnungen, welche ihnen hier von dem Fürsten Staatskanzler gemacht wurden, stellten schon eine ständische Staatsorganisation, auf der Basis der Gleichberechtigung Aller vor dem Gesetz und der allgemeinen Tragung der Abgaben nach gleichen Grundsätzen, in Aussicht.[1] Bei diesen Anläufen zu einer zeitgemäßen Um-

[1] Reden des Herrn Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg bei den Versammlungen der ständischen Deputirten in Berlin. (Berlin 1811.) In der Versammlung vom 7. September 1811: „Die Grundlagen des Systems sind unwidersprechlich gut. Sie erschüttern wollen, wäre Frevel, — denn wer mag auftreten und behaupten, daß Gleich-

bildung des preußischen Staats wurden die Entfesselung des Landbaues, die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, die Beweglichmachung und Theilbarkeit des gesammten Grundbesitzes, als die ersten Ausgangspunkte aller Verfassungs-Arbeiten hingestellt. Es waren dadurch die materiellen und politischen Grundlagen des alten deutschen Ständewesens wie mit einem Schlage beseitigt, aber auf der anderen Seite blieb es unklar und zweifelhaft, in welchen Formen und Berechtigungen eine neue ständische Verfassung an die Stelle treten werde, da nur im Allgemeinen auf die Bildung einer künftigen National-Repräsentation, in dem an sich nicht zweifelhaften aber doch leicht jeder diplomatisirenden Deutelei sich öffnenden Sinne dieses Ausdrucks, verwiesen wurde.

Diese Deutelei wurde bald das zweischneidige Instrument der deutschen Politik, mit welchem den Staatsverhältnissen Deutschlands auf eine unendlich folgenreiche Weise nach allen Seiten hin geschadet wurde. Den Anlaß zu principiellen Täuschungen ohne Gleichen und zu einer gefährlichen Unterhöhlung aller politischen Standpunkte hatte die deutsche Bundes-Acte selbst, welche im Jahre 1815 an

---

heit vor dem Gesetz, daß Eigenthum und freie Benutzung desselben, auch freie Disposition über dasselbe — daß Gewerbefreiheit und erleichterte Anwendung aller einzelnen Kräfte zum Besten des Ganzen — daß Aufhebung der Monopole und der Zwang- und Banngerechtigkeiten — daß endlich Tragung der Abgaben nach gleichen Grundsätzen von Jedermann, und Vereinfachung derselben — daß dieses alles nicht wohlthätig sei und das Ziel sein müsse, nach dem gestrebt werden muß."

die Stelle der deutschen Reichsorganisation getreten war, durch ihren dreizehnten Artikel: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden," dargeboten. Der Constitutionalismus der deutschen Staaten knüpfte characteristisch genug an diese vieldeutig schillernde und das Princip den Umständen überlassende Begriffsbestimmung seine Entwickelungen an. Der Begriff der landständischen Verfassungen war in Deutschland keineswegs ein so unbedingt festgestellter, daß er nach seiner principiellen Beschaffenheit und nach seinen dabei in Betracht kommenden Formen in einer so einfachen Bezeichnung aufgeführt und als die allgemeine Gestaltungsnorm der deutschen Völker und Staaten angeordnet werden konnte. Bei jeder principiellen Interpretation, welche diesem Artikel so vielfach zu Theil geworden ist, mußte jedoch vor Allem auf den ideellen Zustand der damaligen öffentlichen Meinung zurückgegangen werden, nach dem auch die Intentionen der hohen Contrahenten des deutschen Bundes ohne Zweifel zu bemessen sind. Die Vorstellung von den übergreifenden und eigenmachtvollen Gerechtsamen der alten deutschen Stände war bei der Nation sowohl wie bei den Regierungen nirgend mehr lebendig geblieben, und war theils unter den historischen Ereignissen der letzten Jahrhunderte verschüttet worden, theils hatte sie sich, besonders seit der französischen Revolution, mit den modernen politischen Begriffen von nationaler Repräsentation und Volksvertretung vermischt und von denselben zersetzen lassen. Es konnten aber die Verhandlungen, welche auf dem Wiener Congreß der Errichtung des deutschen Bundes vorhergingen,

so wie andere von den einzelnen deutschen Regierungen abgegebene Erklärungen, keinen Zweifel mehr darüber bestehen lassen, daß in diesem Moment der Begriff landständischer Verfassungen für Deutschland in dem einer Volksvertretung sich annähernden Sinne gefaßt worden sei.[1] Auch die preußische Verordnung vom 22. Mai 1815 hatte „eine Repräsentation des Volkes" verheißen, und es lag überhaupt im Geist der neuen Entwickelung, welche der preußische Staat in sich selbst genommen, daß das volksrepräsentative Element, wenn auch wesentlich bedingt durch das monarchische Princip selbst, in Geist und Form dieser neuverordneten landständischen Verfassungen zur Geltung kommen sollte. Es war namentlich der Einfluß Preußens, durch den es auf dem Wiener Congreß als eine Forderung der neubeschrittenen politischen und nationalen Culturstufe anerkannt wurde, daß eine durch einen Grundvertrag festgestellte volksrepräsentative Verfassung in allen deutschen Staaten ins Leben träte. Auf eine rein principielle Behandlung dieser neuen Verfassungswerke war es jedoch unmöglich abgesehen, und wenn auch die Wiener Schluß-Acte von 1820 die Bundesversammlung verpflichtete, darüber zu wachen, daß Artikel 13 nirgends unerfüllt bleibe: so wurde doch zugleich durch eben diese Acte den souverainen Fürsten anheimgegeben, „mit Berücksichtigung sowohl der

[1] Vergl. das Kurhessische Votum in dem Protokoll der Bundesversammlung vom 25. Mai 1818, worin der Ausdruck „landständische Verfassung" im 13. Art. der Bundes-Akte für durchaus gleichbedeutend mit „Repräsentativ-Verfassung" genommen wird. Klüber Acten des Wiener Congresses. I. 1. S. 68.

früherhin gesetzlich bestandenen ständischen Rechte als der gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse“ [1] diese Verfassungs-Sachen als „eine innere Landes-Angelegenheit“ zu ordnen. Bei dem Mangel an jeder eigentlich principiellen Feststellung in der deutschen Bundes-Acte selbst konnte es daher für die einzelnen Staaten nur auf einen politischen Compromiß ankommen, durch den die ständischen Rechte mit dem Princip der Volksvertretung in einer Mischung, deren Grade nach den individuellen Umständen vorbehalten bleiben könnten, verbunden oder ausgeglichen würden. [2] In diesem zum Theil widerspruchsvollen Sinne, der überhaupt die principiellen Grundlagen der deutschen Bundes-Acte färbt, entwickelte sich seitdem auf dem Boden der deutschen Verfassungen das eigenthümliche Nebeneinander ständischer und volksrepräsentativer Rechte, das in Deutschland zu einer festen und einheitlichen Organisation weder im Interesse des alten eigenberechtigten Ständethums noch im Sinne des modernen constitutionnellen Systems gelangen konnte.

Es waren vornehmlich die süddeutschen Staaten, die, auf Grund des Artikels der Bundes-Acte und zugleich in

---

[1] Wiener Schluß-Acte von 1820. Art. LV.

[2] Preußen erklärte in seinem Votum vom 22. December 1817: „Die Erfordernisse, um ständische Einrichtungen zu berathen und zur Reife zu bringen, finden sich in der Bundesversammlung nach der Weise, wie sie gebildet ist, nicht beisammen. Sie könnte nur abstracte Sätze aufstellen, die ungefähr auf alle paßten, je mehr aber dies der Fall ist, desto mehr müßten sie sich in einer bloßen Negation halten, welche ganz unfruchtbar für die Anwendung ist.“ Vergl. Gagern Mein Antheil an der Politik. III. 217.

rascherer Hingebung an die gährenden Ideen der Zeit, eine verfassungsmäßige Entwickelung einschlugen und in derselben mit dem Begriff der Landstände sofort das volksrepräsentative Element mehr oder weniger principiell zusammenfließen ließen. Unter den größeren Staaten betraten diesen Weg zuerst Bayern, durch die Verfassungs-Urkunde vom 26. Mai 1818, nebst der Königlichen Entschließung vom 5. October 1818 enthaltend die Modificationen der Verfassungs-Urkunde für den bayerischen Rheinkreis nach den besonderen Institutionen derselben[1]; dann Baden, durch die Verfassungs-Urkunde vom 22. August 1818[2]; Württemberg, durch den mit einer vereinbarenden Ständeversammlung zu Stande gebrachten Verfassungs-Vertrag vom 25. September 1819, nachdem die früheren, in den Jahren 1815 bis 1817 mit den Landständen versuchten Vereinbarungen über ein Verfassungs-Statut gescheitert waren[3]; Hannover, durch das Patent, die Verfassung der allgemeinen Ständeversammlung betreffend, vom 7. December 1819, worin den Ständen unter Anderem das Recht der Steuerverwilligung und der Mitverwaltung der Steuern wie auch das Recht der Mitberathung der Landes-

---

[1] Vergl. L. v. Dresch, Grundzüge des bayerischen Staatsrechts §. 16 — 51.

[2] Vergl. Duttlinger, Quellen des badischen Staatsrechts I. Nr. 1.

[3] Vergl. Klüber Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses S. 226. Verhandlungen der württembergischen Landstände in den Jahren 1815 — 1817 (Heidelberg 1815 — 1817.)

gesetze in bestimmtester Form zugesichert war.[1] Andere Staaten, wie Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, deren gemeinschaftliche landständische Verfassung mit Ritter- und Landschaft durch die Unien von 1523 und den landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 begründet worden[2], fuhren lediglich fort, sich in dem unter dem deutschen Reichsverbande bestandenen politischen und socialen Organismus darzustellen, der in diesen mecklenburgischen Ländern in eigenthümlicher Befriedigung und Eintracht aller Stände und Klassen den Natur- und Feudalkern germanischer Lebenseinrichtung am treuesten zu bewahren bestimmt schien, und in dem die souveraine Eigenberechtigung jedes Grundherren auf seinem Boden zwar die Staatseinheit jeden Augenblick durchschnitt und aufhob, aber auch auf diesem einzelnen selbstherrlichen Punkt dafür eine feste individuelle Gemeinschaft der Stände, die scheinbar auch den materiellen Vortheil des Besitzlosen sicherte, zu erhalten suchte.

Oesterreich, der künstlichste und großartigste Länder- und Völker-Verband unter den deutschen Staaten, hatte schon durch seine wesentliche und entscheidende Mitwirkung zur nationalen Wiederherstellung und Reorganisation Deutschlands seine deutsche Staats- und Nationalstellung zum

---

1 Vergl. Hannöverische Gesetzsammlung 1. Abthl. Nr. 26.

2 Bestätigt im Jahre 1808, und durch das Staatsgesetz der Großherzöge von Mecklenburg vom 28. November 1817 mit einem Zusatz versehen, der die schiedsrichterliche Entscheidung der Verfassungsstreitigkeiten zwischen der Landesherrschaft und den Landständen betraf.

Höhepunkt seines eigenen politischen Bestehens, wie seiner europäischen Aufgabe, gemacht. Die Landstände, welche in den österreichischen deutschen Staaten fortwährend, auf gemäßigter und monarchisch bedingter Grundlage des ständischen Elements, ihre rechtlich geordneten und gesicherten Befugnisse ausgeübt hatten, blieben im Geleise dieser Wirksamkeit stehen, wenn ihnen auch die Natur des österreichischen Staats selbst keine bedeutendere Steigerung und Entwickelung derselben verstattete. In dem Erzherzogthum Oesterreich oder Niederösterreich (Land unter der Enns und Land ob der Enns), in Steyermark und Kärnthen, Krain, Böhmen, Mähren und Schlesien, waren die Landstände theils fortdauernd in Wirkung geblieben theils zu derselben erneuert worden. Die landständische Verfassung in Tyrol, welche von Bayern im Jahre 1808 aufgehoben wurde, erhielt durch das Edict vom 24. März 1816 ihre volle Wiederherstellung auf Grundlage ihrer früheren Privilegien und Rechte, freilich mit Ausnahme des alten Rechtes der Steuerbewilligung, das die Regierung überhaupt zu ihren ungetheilten Machtbefugnissen an sich nahm. [1] Die Steuerbefugnisse der österreichischen Stände gingen in ihren Provinzen nicht über die Nachweisung und Veranlagung der von dem Landesherrn geforderten Grundsteuer und der entsprechenden Leistungen an Geld und Naturalien hinaus, wie auch überhaupt die Ausübung der Rechte dieser Land-

---

[1] Vergl. Klüber Staatsarchiv II. 237. Schneller das Ständewesen in Oesterreich, in Rotteck's Allgemeinen politischen Annalen III. 3. Nr. 1. (1830.)

stände im Kreise ihrer eigensten provinziellen und ständischen Interessen eingeschlossen blieb. Oesterreich war durch die Vielgliedrigkeit und nationale Mannigfaltigkeit seines Staatsorganismus am meisten darauf hingewiesen, die Stärke der Regierung in dem centralen und einheitlichen Mittelpunct zu suchen, die durch mächtige ständische Gewalten stets nur auf eine gefährliche Weise verrückt werden kann. Dieser Staat strebte darum in der neuesten Zeit wesentlich in der Idee der Centralisation sein neues Lebensgesetz zu ergreifen, deren Verwirklichung mitten in den Stürmen des Jahres 1848 einen Augenblick lang (durch die Verfassung vom 4. März) auf der Grundlage des constitutionellen Elements für möglich gehalten wurde. Die centralisirende Gewalt des constitutionellen Systems dürfte aber nur für einen Staat in Erfüllung gehen, dessen Aufgabe schon auf geeinigten und friedensvollen Grundlagen seiner äußeren wie inneren Stellung ruht und der die großen Kämpfe einer weltgeschichtlichen Macht in sich abgeschlossen hat. Ein nach Außen zu einer großartigen Machtentwickelung berufener Staat, der zugleich in seinem Innern noch verschiedenartige und sich gegenseitig widerstrebende Elemente zu einigen hat, wird durch die constitutionellen Formen nicht so leicht seine historische und plastische Werdekraft stärken und steigern können. Für Oesterreich blieb aber das Gesetz der Centralisation, wenn es auch keine glückliche Geburtsstätte für ein constitutionelles Verfassungswesen abgab, nichtsdestoweniger die organisirende Kraft seiner staatlichen Neugestaltung, die zugleich das deutsche National-Element von Neuem als ihr eigentlich schöpferisches Princip in ihre

Mitte aufnahm. Die politische Centralisation Oesterreichs wurde auf der Grundlage der geistigen Richtungen, mit denen sie sich verband, eine neue Mission germanischer Nationalität und Bildung, welche das einigende und fesselnde Band der verschiedenen österreichischen Völkerschaften zu werden bestimmt ist und wodurch das Germanenthum, an der Hand eines großen, zur Herrschaft bestimmten Staats, abermals auf die leitenden Höhepunkte der neueren Geschichte hinauszutreten berufen schien. Es ist dies eine Aufgabe, welche nur unter großen Katastrophen neuer Weltgeschicke zu lösen sein wird, wozu man aber dem heutigen österreichischen Staat, auf der Basis naturkräftiger und geistig unverdorbener Volksstämme, die glücklichste Bestimmung nicht wird absprechen können, wenn man nur einigermaßen geneigt ist, die umherschweifenden principiellen Vorurtheile, die bei den augenblicklichen Positionen ihre Nahrung suchen, durch die größeren und allgemeineren Geschichtsanschauungen berichtigen zu lassen. Nachdem der vom Hause Habsburg zuletzt vertretene Reichsverband der deutschen Nationalität zu den von der französischen Revolution abgeschlagenen Früchten in den Stürmen des Jahrhunderts hinuntergeweht war, konnte die eigentliche Hegemonie in den Angelegenheiten Deutschlands nur eine ideelle werden, und sie gehörte demjenigen Staat von selbst, der dem germanischen National-Element von Neuem die größte und siegreichste Bahn zu einer schöpferischen, mit lösender und gestaltender Kraft vorgehenden Wirksamkeit eröffnete. Dies ist auch der Wendepunkt, auf dem die große Zukunft Oesterreichs sich wieder mit der nie aufzugebenden nationalen

Zukunft Deutschlands verbindet und wozu der Uebergang in der mit dem Begriff der germanischen Nationalität selbst zusammenfließenden Centralisationsrichtung der heutigen österreichischen Staatsaufgabe gegeben liegt.

Bei der verfassungsmäßigen Gestaltung der Staaten ist die Größe ihres Territoriums eine der unabweislichsten Bedingungen, die sich dabei zur Geltung drängt und die sich nicht immer durch eine angelegte principielle Schablone hindurchzwängen lassen wird. Die kleineren deutschen Staaten konnten daher nicht nur rascher den in der Bundesacte vorgesehenen landständischen Verfassungen sich zuwenden, sondern sie waren auch durch sich selbst weniger behindert, dieses Verfassungselement sogleich in einem Sinne aufzunehmen, in dem es sich mit dem allgemeinen Ideendrang der Zeit begegnete und verbündete. In dem constitutionnellen Staatsrecht, wie es sich namentlich in Süddeutschland bald mit einem ungemein kühnen Aufschwung entwickelte, befand man sich daher über die volksrepräsentative Natur der neuen Landstände keinen Augenblick mehr in Zweifel, und Karl von Rotteck nannte in seiner für diese Epoche fundamentalen Schrift „Ideen über Landstände" (Karlsruhe 1819) diese Stände sogar einen der Regierung gegenüber vom Volke eingesetzten Gesellschafts-Ausschuß. [1]

---

[1] Rotteck Ideen über Landstände S. 1. „Landstände sind ein, das gesammte zum Staat vereinte Volk (oder einen Theil desselben) vorstellender (d. h. in der Natur und Wahrheit, also ohne Dichtung, vorstellender) Ausschuß, beauftragt, die Rechte dieses Volkes (oder Volkstheiles) gegenüber der Regierung auszuüben. Sie sind was überhaupt — nach dem allgemeinen

Es flossen in dieser Richtung theils die volkssouverainen Ideen der ersten französischen Revolution mit den vernunftrechtlichen Theorieen deutscher Doctrin und deutscher Katheder zusammen, theils wirkte schon der Constitutionnalismus der französischen Restauration, der die Intriguen-Herrschaft der parlamentarischen Debatte aufpflanzte, als ein ganz neues zersetzendes Element auch nach Deutschland hinüber. Aus diesen Mischungen destillirte sich ein eigenthümliches Wesen constitutioneller Doctrin, das nach seiner specifischen Seite hin allerdings als ein fremdländisches und vorzugsweise französisches Gewächs sich darstellte und weder dem Geist der altgermanischen Demokratie entsprach, noch auch die Würde und Kraft des unmittelbar aus dem Nationalgeist sich entwickelnden englischen Constitutionnalismus erlangte. Die historisch erzeugte und erzogene Parlaments-Regierung Englands hatte sich zwar ebenfalls in verschiedenen Perioden mit allen Gebrechen und Täuschungen des constitutionnellen Systems behaftet gezeigt, es war aber in diesem Lande durch das Parlament zugleich ein sittlich wirkender National-Organismus geschaffen worden, von dem Regierung und Volk gleicherweise ihre aus den Bedingungen des öffentlichen Geistes geschöpften Normen empfingen.

Preußen, welches auf dem Wege der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung zuerst am tiefgreifendsten mit der Niederreißung der alten ständischen Schranken im Sinne

---

Gesellschaftsrecht und nach allgemeiner Uebung — ein gesellschaftlicher Ausschuß gegenüber dem aufgestellten Haupt (oder auch dem Geschäftsführer) ist."

der Gleichberechtigung aller Volksklassen und im Interesse der allgemeinen materiellen Wohlfahrt vorgegangen war, zögerte gleichwohl am längsten, den neuen Zuständen einen bestimmten organischen Ausdruck in seinem Verfassungswesen zu geben. Die Regierung dieses Staats, die man so glorreich an der Spitze der neuen schöpferischen und volksbeglückenden Ideen gesehen, blieb in sich plötzlich auf dem Wege verschiedenartiger Erwägungen und Vorarbeiten stehen, die man nicht durch einen sogleich entscheidenden unmittelbaren Act der Gesetzgebung zum Abschluß zu bringen gedachte. Die Idee einer allgemeinen reichsständischen Versammlung blieb eine vorbehaltene, doch wurde unter derselben ohne Zweifel das Zusammentreten volksvertretender und in gewissem Betracht mitentscheidender Abgeordneten der Nation begriffen, da die Verordnung vom 17. Januar 1820 sogar die Aufnahme eines neuen Staats-Darlehns von der Zuziehung und Mit-Garantie der „künftigen reichsständischen Versammlung" abhängig machte.[1]

Ungeachtet dieser äußerst praktischen Spitze, welche der Sache einer allgemeinen Nationalvertretung in Preußen damit gegeben wurde, erfolgte doch unter dem 5. Juni 1823 zuerst das Allgemeine Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände, deren Versammlung das Organ der verschiedenen Stände und Standesklassen für jede Provinz sein sollte, und in der diese Provinzialstände ausdrücklich „im Geiste der älteren deutschen Verfassungen", und zwar mit dem besonders tendenziösen Zusatze, „wie solche die Eigen-

[1] Preußische Gesetzsammlung 1820. S. 70.

thümlichkeit des Staats und das wahre Bedürfniß der Zeit erfordere", zur Wirksamkeit berufen wurden. Das Grundeigenthum wurde demgemäß auch für die Bedingung der Standschaft erklärt, wie auch die repräsentative Bedeutung dieser Stände wesentlich dahin eingeschränkt wurde, daß jeder Stand darin nur seine eigene Classe vertrat, über die nicht weiter in eine allgemeinere principielle Vertretung hinausgegriffen werden konnte. In den acht Ausführungsgesetzen für die besonderen Provinzen wurden die Stände in verschiedene Klassen abgetheilt. In den Anordnungen für die Mark Brandenburg und Nieder-Lausitz, für Pommern und Rügen, für das Königreich Preußen und das Großherzogthum Posen wurden drei Stände aufgeführt. Den ersten Stand bildeten danach die Domcapitel, die hohen Standesherren und die Ritterschaft, den zweiten Stand nahmen die Städte ein, den dritten die übrigen standfähigen Gutsbesitzer, Erbpächter und Bauern. Dagegen wurden in den Anordnungen der Provinzialstände für die Provinzen Schlesien, Sachsen, Rheinland und Westphalen vier Standesklassen aufgestellt. In Schlesien bildeten den ersten Stand der Fürst von Lichtenstein, wegen des preußischen Antheils von Troppau und Jägerndorf, der Fürst von Oels, der Herzog von Sagan und die Besitzer der freien Standes-Herrschaften; den zweiten Stand bildete die Ritterschaft, der dritte Stand wurde in den Städten gesehen und der vierte in den übrigen Gutsbesitzern, Erbpächtern und Bauern. In der Provinz Sachsen erscheinen im ersten Stand das Dom-Capitel zu Merseburg und Naumburg, die Grafen zu Stolberg-Wernigerode, Stolberg-

Stolberg und Stolberg-Roßla und der Herzog von Anhalt-Dessau wegen des Amtes Walternienburg. Für die Rheinprovinz wurde bei Bildung des ersten Standes vorzugsweise auf die vormals unmittelbaren Reichsstände zurückgegangen, und darin die vier Fürsten, von Wied-Neuwied, von Wied-Runkel, von Solms-Braunfels, von Solms-Hohensolms-Lich, jeder mit einer Virilstimme, zusammengefaßt. In der Provinz Westphalen, in der dieselbe Zusammensetzung für den ersten Stand maaßgebend wurde, wurden elf Mitglieder aus den vormals unmittelbaren Reichsständen für diesen Stand bestimmt, nämlich der Herzog von Aremberg, die Fürsten von Salm-Salm, von Salm-Kyrburg, von Kaunitz-Rietberg, der Herzog von Looz, die Fürsten von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, von Sayn-Wittgenstein-Wittgenstein, von Bentheim-Tecklenburg, von Bentheim-Steinfurt, von Salm-Horstmar und der Herzog von Croy.[1] Wie sehr hier schon wieder der aristokratische Grundeigenthumsbegriff den Gesetzgebungsbegriff zu färben und zu bedingen bestimmt war, geht aus den gleichzeitigen Festsetzungen hervor, welche in diesen Anordnungen hinsichtlich der Landtagsfähigkeit der Rittergüter enthalten sind. Diese Landtagsfähigkeit wird an die unverringerte Forterhaltung der Werthsubstanz eines Ritterguts gebunden, und wenn die letztere durch Zerstückelung vermindert wird, erlischt damit auch nach einer gewissen Scala das politische Recht der Standschaft.

[1] Vgl. C. W. von Lancizolle Rechtsquellen für die gegenwärtige landständische Verfassung in Preußen. S. 10 ff.

Preußen hatte in seiner provinzialständischen Organisation, auf welche es jede allgemeine repräsentative oder reichsständische Einrichtung begründen zu müssen glaubte, zugleich dem Artikel 14. der deutschen Bundesakte seine principielle Wirkung eingeräumt, und denselben dadurch in die Mitte der deutschen Stände- und Verfassungsverhältnisse als ein schwer zu bewältigendes Element aufgenommen. Dieser Artikel beabsichtigte den im Jahre 1806 und seitdem mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen „einen gleichförmig bleibenden Rechtszustand" in allen deutschen Bundesstaaten zu „verschaffen", und sicherte dazu diesen fürstlichen und gräflichen Häusern vor Allem das Wesen des „hohen Adels" in Deutschland und „das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundenen Begriff" zu. Nach dieser Bestimmung der Bundesakte sollten die Häupter dieser Häuser die ersten Standesherren in dem Staate sein, zu dem sie gehören, und in demselben nebst ihren Familien die „privilegirteste Klasse" bilden, welche Eigenschaft ihnen nicht nur in Ansehung der Besteuerung, sondern auch durch privilegirten Gerichtsstand, durch Befreiung von aller Militairpflichtigkeit für sich und ihre Familien, durch selbsteigene Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerechtigkeitspflege in erster, und auf großen Besitzungen auch in zweiter Instanz, durch Ortspolizei und Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen, wie auch durch Ertheilung mancher anderen Rechte, wenn auch unter Hinweisung auf die besonderen Vorschriften der Landesgesetzgebung, zugesichert wurde. Es ward dadurch ein wesentlich fühlbarer Keil mitten in die Verfassungszustände der deutschen Staaten hinausgeschoben, die, wenn sie

von vornherein dieſes principielle Zwiſchenelement in ſich aufzunehmen hatten, damit nimmermehr auf die dem conſtitutionnellen Weſen einzig entſprechende Baſis der Gleichberechtigung gelangen konnten. Wenn der dreizehnte Artikel der deutſchen Bundesacte dunkel und lückenhaft ſchien, weil die eigentlichen Grundlagen der angeordneten landſtändiſchen Verfaſſungen nicht bezeichnet waren, ſo konnte dieſer vierzehnte Artikel als ein ergänzender Commentar dienen, indem er ſchon als einen unablöslichen und gewiſſermaßen factiſchen Theil dieſer Verfaſſungen ein standesherrliches Element aufſtellte, neben dem auch die übrigen Elemente, um einigermaßen einen organiſchen Zuſammenhang des Ganzen zuzulaſſen, nur auf derſelben Grundlage des ſtändiſchen Princips gegriffen werden können. Preußen verwies zwar auch noch bei der Anordnung ſeiner Provinzialſtände auf allgemeine ſtändiſche Verſammlungen, es blieb aber das eigentlich geſtaltende Princip derſelben dahingeſtellt, und konnte, wenn der auf der Höhe der deutſchen Bundesacte ſchwebende politiſche Gedanke noch ſo ausgiebig im Sinne eines Repräſentativſyſtems gedeutet wurde, nur als ſtändiſch-conſtitutionnelles Miſchprinzip gefaßt werden. Dieſem wird auch lediglich eine Pairie entſprechen, in welche die als ſouveraine Reminiscenzen ergriffenen Rechte der alten Reichsunmittelbaren und Reichsſtände in der Bedeutung eines nothwendigen Staatselements hineingerettet werden ſollen.

Die vormals reichsſtändiſchen und jetzt in einen Einzelſtaat standesherrlich hineinorganiſirten Familien erhielten nicht nur auf der Grundlage der deutſchen Bundesacte eine völkerrechtliche Verbürgung ihres Rechtszuſtandes, ſondern

sie wurden auch durch weitere Beschlüsse, die in dem engern Rath der Bundesversammlung gefaßt worden, mit einer genauen Feststellung ihrer Titel und Rangbezeichnungen versehen, wodurch den Fürsten das Prädicat Durchlaucht, den gräflichen Familien dieser Art aber das Prädicat Erlaucht ertheilt wurde. Wenn in den einzelnen deutschen Bundesstaaten standesherrliche Persönlichkeiten und Rechte auch durch eine besondere landesherrliche Verleihung geschaffen werden konnten, so hatten dagegen die von der deutschen Bundes-Acte wie von der Schluß-Acte des Wiener Congresses bezeichneten Standesherren vorzugsweise einen allgemeinen deutschen Charakter in Anspruch zu nehmen, in welchem sie ausschließlich als die Repräsentanten des alten deutschen Herrenstandes in dem vormaligen staatsrechtlichen Sinne desselben erschienen.[1] Es wurde dadurch gewissermaßen eine neue aristokratische Corporation inmitten der deutschen Nationalverhältnisse geschaffen, die sich auch darauf bedacht zeigte, alle zu ihr gehörigen Elemente in einer besonderen standesherrlichen Matrikel zusammenzufassen, worauf im Jahre 1820 ein bestimmter aber erfolgloß gebliebener Antrag von Seiten der Standesherren selbst bei der Bundesversammlung eingebracht wurde.[2] Der Begriff des

---

[1] Vgl. Klüber Oeffentliches Recht des deutschen Bundes. §. 301. b.

[2] Einzelne deutsche Bundesstaaten stellten seitdem Verzeichnisse der in ihnen begüterten, oder zu ihnen gehörigen standesherrlichen Familien auf. Vgl. das systematisch geordnete Verzeichniß der deutschen Standesherrn im Sinne der Bundesacte, bei Klüber, Oeffentliches Recht des deutschen Bundes. S. 815—838.

hohen Adels, der hier im Sinne des alten germanischen Staatsrechts festgehalten wurde, formte sich nicht nur aus den Trümmern ehemaliger Souverainetät, sondern die Bundes-Acte suchte ihn auch von innen her durch die Aufnahme des alten aristokratischen Ebenbürtigkeitsbegriffs zu stärken, der eigentlich durch die Auflösung des deutschen Reichs seine bisherigen rechtlichen Grundlagen verloren hatte. In den einzelnen deutschen Staaten, die sich land- oder provinzialständisch gestalteten, wurden die Factoren der Verfassung dadurch mehr oder weniger principiell bedingt und nahmen auf ihren Herrenbänken, in ihren Pairs- und Adelskammern, die Elemente des exclusiven Standesbegriffs theils in ihrer vollen Geltung theils in verschiedenartig gefaßten Modificationen wieder auf.

Der deutsche Adel hatte überhaupt in dieser Zeit einen neuen Anlauf genommen, um den ganzen Stand zu reorganisiren und ihm auf der Grundlage einer bestimmten planmäßigen Einrichtung die umfassendste Bedeutung an der Spitze der deutschen Nation zu geben. Es war dies der Plan der sogenannten „Adelskette", welche unter diesem symbolischen Namen zunächst einen aristokratischen Bildungsverein durch ganz Deutschland bezweckte, indem auf dem Grunde einer gemeinschaftlichen und zusammenhängenden Organisation die körperliche, geistige und sittliche Ausbildung des Adels zu einer eigenthümlichen, alle anderen Stände überragenden Höhe gebracht, und in jedem Sinne eine aristokratische Musterwirthschaft, jedoch im Interesse und zur Ehre der Nation selbst, gegründet werden sollte. Es zeigte sich darin der Aufschwung eines aristokratischen Idealismus,

der die Blüthe des alten romantischen Ritterthums auf dem Boden des modernen Geistes erneuern zu können glaubte und den Adel nun auch im Reiche der Ideen, der Wissenschaft und der Bildung zu dem herrschenden und maaßgebenden Element erheben wollte. Dieser vom 10. Januar 1815 datirte Plan [1], der hinsichtlich seiner persönlichen Urheber mit einem gewissen Geheimniß umkleidet geblieben, stellte als Motto die Worte Ulrichs von Hutten: Ubi est virtus Germanorum? ubi illa omnibus nationibus cognita, omnibus populis decantata fortitudo nostra? an seine Spitze, und schien sich damit bedeutungsvoll an die Zeit anknüpfen zu wollen, wo ein nationales Ritterthum, das auf einem wissenschaftlichen und ideellen Boden sich erheben, seine guten Dienste zur Führung des deutschen Volkes anbot. Die allgemeine Richtung des Vereins wurde dahin bestimmt, „im häuslichen wie im öffentlichen Leben den wahren alterthümlichen ritterlichen Sinn des deutschen Adels zu erwecken", um den Adel zu seiner ursprünglichen Bestimmung, „der erste und gebildetste Stand im Staate zu sein", wieder zurückzuführen. Um dieser Adelskette die festeste und wirksamste Organisation zu geben, wurde Deutschland zu diesem Zweck mit einer ganz neuen Eintheilung in Kreise und Gaue überzogen, welche von seiner bestehenden politischen Geographie gänzlich absah und ein neues, im Interesse der Adelsverbindung gegliedertes Deutschland zu ihrer Grundlage nahm. Die Zwecke des Vereins sollten auf

---

[1] Mitgetheilt von Klüber in den Acten des Wiener Congresses. IV. 452—462.

„deutsch-adeligen Festtagen durch ganz Deutschland" stets öffentlich lebendig erhalten und feierlich vertreten werden.

Diese eigenthümlichen Standeshoffnungen, die als eine unmittelbare Frucht des Wiener Congresses glücklich emporgehen zu können glaubten, traten aber ebenso wenig in eine Erfüllung, als die berechtigteren Keime zu einer neuen National-Organisation überhaupt, welche diese Zeit vollkräftig in sich getragen, in die Saat treten wollten. Die übrigen Stände, welche die Kämpfe und Lasten dieser Zeit vorzugsweise getragen, hatten sowohl durch die patriotischen Opfer, welche sie gebracht, als auch durch den individuellen Aufschwung, den sie dabei genommen, eine jenen Adelsbestrebungen unmittelbar entgegengesetzte Richtung erhalten. Wenn der Adel seitdem wieder vorzugsweise Stand werden wollte, um auf dieser Grundlage an der Spitze der Nation zu stehen, so waren dagegen Bürger und Bauern mehr als je von der Idee einer innern Untheilbarkeit des Volkes und von dem Drange, in den einheitlichen Begriff der Nation aufzugehen, erfüllt worden. Die neubegründeten landständischen Versammlungen hatten zwar in der ursprünglichen ständischen Gliederung wieder ihre eigentliche Organisationskraft gesucht, aber auch in ihren Kammern und Curien hatten die verschiedenen Standesklassen nicht mehr ausschließlich und durchgängig von einander gesondert werden können, sondern es wurden meistentheils gewisse Gruppen aufgestellt, in denen aber der Adel theils wieder in sich selbst getrennt wurde, wie in Standesherren und Ritterschaft, theils aber auch mit andern ihm nicht principiell zugehörigen Elementen zusammengefaßt werden konnte. Der deutsche Bauernstand

wurde überhaupt zögernd zu einer politischen Vertretung in den landständischen Verfassungen zugelassen, und gewann seinen bestimmten Antheil daran in den meisten deutschen Staaten erst allmählig und im weitern Vorschreiten der ständischen Organisation. Napoleon gab auch nach dieser Seite hin den deutschen Verhältnissen ihren neuen Impuls, indem er für das Großherzogthum Berg durch das Gesetz vom 31. März 1809 jeden Unterschied zwischen dem Bauerstand und dem Bürgerstand aufhob.[1] Der Bürgerstand war aber in Deutschland einer selbständigen politischen Rolle noch nicht gewachsen, wie sehr auch die ideelle und nationale Kraft, die im ersten Viertel dieses Jahrhunderts alle seine Schritte zu beflügeln schien, ihn dazu berechtigen mochte. Dieser Stand schleppte fortdauernd an den schwierigen Bedingungen, unter denen er sich aus der Mitte aller anderen Stände erhoben hatte. Von einem kräftigen und wohlgefügten Naturell, und, wie es schien, zum wahren Repräsentanten des gesunden Menschenverstandes im Staat ausersehen, war der deutsche Bürgerstand doch ungeschickt und zaghaft in seinem öffentlichen Auftreten und zugleich in einem unpraktischen Gemisch von Kleinmuth und Hochmuth befangen geblieben. Wie das Bürgerthum in seinen ersten genossenschaftlichen Gemeinde-Entwickelungen im Mittelalter das städtische Patriciat von sich ausgesondert und dadurch dem aristokratischen Princip ein neues Zugeständniß bereitet hatte: so spaltete es auch in der neueren Zeit wieder seinen Begriff auf eine noch einschneidendere und verhängnißvollere Weise,

[1] Code politique (Paris 1809) p. 699.

indem es das Proletariat von sich ausstieß, und den Bürgerbrief für sich zu einem ausschließlichen Standesprivilegium erhob. Die Staatsgesetzgebung, die schon in dem preußischen Allgemeinen Landrecht den Unterschied zwischen einem höheren und niederen Bürgerstand aufgestellt, schien aus einem dunkeln Instinct diese neue Trennung desselben zu begünstigen, durch welche namentlich die oppositionnelle und révolutionnaire Kraft des Bürgerthums geschwächt und an der Zwiespältigkeit ihrer eigenen Elemente gebrochen werden konnte. Denn der Bürgerstand, einen Theil der Gehässigkeit aller bevorzugten Stellungen auf sich nehmend, wurde dadurch ein um so wirksamerer Damm gegen das Heraufdringen der unteren Volksschichten, weil dieser Damm aus einem wesentlichen Volksbestandtheil selbst aufgeführt werden konnte.

Die Trennung zwischen Bürgerthum und Proletariat war aber ein europäisches Symptom, das schon in der ersten französischen Revolution sich entscheidungsvoll genug ankündigte, indem die Constitution von 1791 zuerst den Maaßstab einer directen Geldabgabe für einen thätigen und berechtigten Antheil am Staatsleben aufstellte. Die Unterscheidung von bourgeoisie und peuple, die zunächst in der vorsichtigeren Form eines activen und passiven Bürgers gefaßt wurde, trat seitdem als das eigentliche Gährungselement vom Staat in das Innere der Gesellschaft zurück, und schuf einen kastenmäßig gesonderten Stand der Nichtbesitzer, gewissermaßen den vierten Stand, der unter dem halb mystischen Namen des Proletariats zu einer neuen und unberechnenbaren Macht der Geschichte sich heranbilden

zu wollen schien. Besitz und Nichtbesitz hatten zwar in der Feudalwelt Freiheit und Recht nach allen Seiten hin bedingt, aber die Nichtbesitzenden waren hier zugleich mit wohlberechneter Vorsicht auf der Stelle festgehalten und angeschlossen worden, auf der sie mit ihrem Elend standen, und konnten darum keine gefährliche Position außerhalb des Systems gewinnen. Der Feudal-Organismus fand seinen äußersten Gegensatz erst in dem freien Proletariat, das zugleich von der staatlichen Berechtigung ausgeschlossen wurde aber dadurch nur seine eigenthümliche Macht verstärkte, die kein anderes Ziel ihrer Hoffnungen und Anstrengungen sich gesetzt hat, als eine Revolution im Interesse des Nichtbesitzes, durch welche zugleich alle socialen Probleme der Menschheit gelöst werden sollen, zu Stande zu bringen. Diese Revolution ließ in den unglücklichen Umwälzungsversuchen des Jahres 1848, die nichts zerstören und nichts gründen konnten, ihre erste thatsächliche Organisation heraustreten, welche in Frankreich am meisten an der inneren Unklarheit scheiterte, in der die materiellen und socialen Bedürfnisse mit den politischen und staatlichen Absichten durcheinandergemischt und zu einer sich gegenseitig maskirenden Stellung verbunden wurden. Die neue Demokratie, die sich aus diesen zweifelhaften Mischzuständen und auf dem haltungslosen und in sich unwahren Grunde der französischen Republik hervorbildete, war deshalb am allerwenigsten ein politischer Standpunkt, sondern konnte an sich selbst nur die Bedeutung eines socialistischen Symptoms in Anspruch nehmen, aus dem die Kraft einer neuen schöpferischen Staatsbildung nicht zu gewinnen war. Es

konnte auf diesem Wege nur zu einem Revolutions-Dilettantismus kommen, der schlimmer und unglücklicher war als Alles, was aus früheren Gewalts- und Zwangssystemen entfloß, weil diese Demokratie, die eigentlich das corriger la nature bezweckte, damit zugleich ganze ideelle Gebiete im menschlichen Bewußtsein verwüstete und verödete.

In Deutschland war der Antheil des Volkes an der Politik fast noch mehr als anderswo ein blos materieller geworden und bezweckte die äußere Verbesserung seiner Lage, die, wie in den stürmischesten Tagen des Jahres 1848 überall ersichtlich war, allen politischen Organisationsfragen vorangestellt und zum Theil ganz unabhängig von denselben aufgefaßt wurde. In Frankreich war das constitutionnelle Parteileben unter Louis-Philippe noch rein politisch gewesen und hatte in dieser Beziehung den oft gerühmten Einfluß des constitutionnellen Systems auf die politische Erziehung des Volkes wenigstens formell geübt. Die Natur dieser parlamentarischen Debatte mußte aber den Volksgeist mehr zerfressen und entsittlichen, als daß sie ihn auf seine gesunde und natürliche Basis erheben hätte. Die süddeutschen constitutionnellen Kammern standen in einem regen Wetteifer mit Form und Geist dieses französischen Constitutionnalismus, und verfehlten mit ihren auch durch äußere Umstände zweifelhaft gemachten Wirkungen den nationalen Höhepunkt einer deutschen Volksvertretung, wie bedeutend hier auch zum Theil die dafür eintretenden Talente und Charactere waren. Die Ueberschätzung der parlamentarischen Form für eine untrügliche Feststellung von Wahrheit und Recht erscheint bei diesem System überhaupt als

die Klippe, an der so leicht ein unberechnenbarer Schiffbruch erlitten werden kann. Die parlamentarische Abstimmung, die so oft nur ein Lotteriespiel der Parteien geworden, kann immer nur einen relativ entscheidenden Werth in sich tragen, da eine Stimmen-Majorität nur die mehr oder weniger günstige äußere Situation einer Angelegenheit an den Tag bringen kann, über ein politisches und gesellschaftliches Princip aber ebenso wenig zu entscheiden vermag, als sich über den Werth eines Kunstwerkes oder die Bedeutung eines Dogmas durch Stimmen-Zählung endgültig abstimmen ließe. Wenn eine Art von Frivolität darin liegen würde, die höchsten Güter der Menschheit einer parlamentarischen Abstimmung preiszugeben, so ist auch, wo es sich um den Staat selbst handelt, dies Instrument nie mit einiger Garantie für irgend ein Princip zu handhaben. Noch mehr verschwinden alle Garantieen sowohl für das Volk wie für die Regierungen, sobald die parlamentarische Abstimmung, die auf der Grundlage der constitutionnellen Wahlsysteme eine durch Stände und Interessen beschränkte zu sein pflegt, sich in der Fesellosigkeit der Revolution zum allgemeinen Stimmrecht erweitert hat. Das allgemeine Stimmrecht, welches an sich mit dem offenen revolutionnairen Kampf selbst gleichbedeutend ist oder auch schon den diplomatischen Uebergang zu einer neuen Ordnung der Dinge vermitteln helfen kann, ist an sich ohne Zweifel ebenso gut ein Ideal des Völkerlebens, wie die allgemeine Glückseligkeit und die Gleichberechtigung des Genusses es ist. Die Ausübung des allgemeinen Stimmrechts wird aber so lange noch den Grundgesetzen der allgemeinen

Weltordnung widerstreben, als es der letzteren entspricht, daß die größten Erscheinungen der Menschheit, und alle eigentlich erlösenden Momente derselben, zuerst nur von der Minorität ergriffen und ausgetragen werden. Das allgemeine Stimmrecht, durch welches alles Gute aber auch alles Schlechte mit gleicher Möglichkeit zur Herrschaft eingesetzt werden kann, ist allerdings die einzige legale Offenbarungsform des Volkswillens, dessen absolute Majorität aber zunächst immer gegen die Idee, in welcher der wahrhafte Weltfortschritt sich vollbringen will, gerichtet sein wird!

Das ständisch-constitutionnelle Mischsystem, dem Preußen schon durch die Verfassung des Vereinigten Landtags vom 3. Februar 1847 näher zustrebte, und das es auch in seinen seit dem Jahre 1848 betretenen parlamentarischen Verfassungs-Entwickelungen als das eigentliche Ziel seiner politischen Reorganisation aufgestellt zu haben schien, sucht seine principielle Aufgabe gewissermaßen in einer Versöhnung und Vermittelung zwischen dem aristokratischen Standesprincip und dem volksthümlichen Repräsentativelement. Die Institution des Vereinigten Landtags war jedoch nur ein äußerliches Nebeneinanderstellen der principiellen Gegensätze gewesen, die zwar darin gruppenweise zusammengefaßt wurden, aber zu einer organischen Ausgleichung ihrer entgegenstehenden Berechtigungen keinen Boden fanden. Es war aber bemerkenswerth, wie der Vereinigte Landtag Preußens eine Zertheilung des grundbesitzenden Adels nicht nur in beide Versammlungen, der Herren-Curie wie der Stände-Curie, sondern auch in sämmtliche darin vertretene Stände der Gesellschaft augenfällig darstellte. Denn die

Herren-Curie umfaßte keineswegs ausschließlich das aristokratische Element und den hohen Adel, sondern in den darin vereinigten „Stand der Fürsten, Grafen und Herrn“ waren auch Elemente aufgenommen, welche sich von dem „Stand der Ritterschaft,“ der in der zweiten Curie den grundbesitzenden Adel vorzugsweise vertrat, nicht wesentlich unterscheiden ließen. Man fand aber den Adel als Stand ebenso auch bei mehreren Abgeordneten des „Standes der Städte,“ und selbst der vierte Stand, in dessen Hinzufügung zu den verfassungsmäßigen Elementen des Staats die preußische Ständeeinrichtung über den Geist der „älteren deutschen Verfassungen“ hinausging, der „Stand der Landgemeinden,“ zeigte einige mit dem Adelsrang bekleidete Vertreter auf. Vorzugsweise machte sich aber an den dem Adelsstande angehörenden Mitgliedern dieses Landtags sowohl der sichere und glänzende Tact ihres parlamentarischen Auftretens, wie auch das Bestreben bemerklich, nicht als Vertreter ihrer besonderen Standesinteressen und in Kraft derselben, sondern gerade als Vertreter der allgemeinen nationalen Interessen des Landtags, sich geltend und wirksam zu machen. Der Vereinigte Landtag gewährte überhaupt nach dieser Seite hin entschieden und thatsächlich das Bild einer nationalen Zertheilung des Adels, der in Preußen seit dem Beginn dieses Jahrhunderts, namentlich seit dem 9. October 1807, in einem beständig weiterschreitenden Proceß den Durchgang fast durch alle Stände der Nation genommen, und dadurch aus der Isolirung, welche ihn bis dahin von derselben getrennt, lebenskräftig und verjüngungslustig herauszutreten bemüht schien. Diese le-

bendige Durcheinanderbewegung der Stände war namentlich dem preußiſchen Staat in dieſem Jahrhundert eigenthümlich geworden, und hatte eines der weſentlichſten Entwickelungsgeſetze ſeiner neuen Zeit bezeichnet.

Der Vereinigte Landtag war ein Compromiß zwiſchen dem Standesprincip aus eigenem Recht auf der einen und den Berechtigungen der Krone wie des Volkes auf der anderen Seite geweſen. Die Eigenmacht des alten Standesprincips erſchien hier nur noch in der Kraft ihrer äußeren perſönlichen Repräſentation, aber keineswegs in dem ungetheilten Beſitz ihrer früheren hiſtoriſchen und principiellen Berechtigungen. Das Steuerbewilligungsrecht der alten Stände blieb ihnen zwar erhalten, wurde aber weſentlich durch die Ausnahme abgeſchwächt, daß für den Fall eines Krieges außerordentliche Steuern ohne die Zuſtimmung des Vereinigten Landtags ausgeſchrieben werden könnten.[1] Dieſelbe das Vertretungsprincip bedingende Beſchränkung wurde auf der anderen Seite, wo es ſich um die Kraft der längſtverheißenen reichsſtändiſchen Repräſentation handelte, vollzogen, indem die Berechtigung zur Bewilligung neuer Staatsanleihen, welche die Verordnung vom 17. Januar 1820 den Reichsſtänden ausſchließlich beigelegt, auf eine ſehr bedingte Weiſe durch eine ſtändiſche Deputation für das Staatsſchuldenweſen abgelöſt werden ſollte. Preußen wollte in dieſer ſtändiſchen Geſammt-Verfaſſung mit den ſtändiſchen Rechten und dem volksrepräſentativen Element gleichzeitig abrechnen und abſchließen, als es ſich in Folge

[1] Verordnung über die Bildung des Vereinigten Landtags §. 10.

der revolutionnairen Ereignisse des Jahres 1848 auf die specifisch constitutionnelle Bahn hinausgeführt sah, auf der sich ihm der Ständekampf in ganz neuen Anläufen und mit dem Streben nach den umfassendsten principiellen Siegen im Sinne des feudalständischen Elements erneuerte. Es kam zu dem noch nie erblickten Schauspiel, die Ritterschaft mit den constitutionnellen und parlamentarischen Formen sich bewaffnen zu sehen, um mit diesen plötzlich im Sinne der Partei gefeiten Streitmitteln die politischen und persönlichen Standesprivilegien auf der Basis eines aristokratisch bevorrechteten Grundbesitzes wiederzuerobern. Die preußische Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850 hatte durch ihre fundamentalen Grundsätze, welche nach dieser Seite hin besonders die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, die Aufhebung der Standesvorrechte und der Errichtung von Lehen und Familien-Fideicommissen (freilich mit Ausnahme der reichsunmittelbaren Besitzungen und Fideicommisse) sowie die Theilbarkeit des Grundeigenthums und die Ablösbarkeit der Grundlasten aussprachen, die Wiederherstellung aller ständischen Feudalrechte gewissermaßen principiell abgeschnitten. Noch bedrohlicher war die Gemeinde-Ordnung vom 15. März 1850 gegen das ritterschaftliche Rechtsbewußtsein vorgegangen, indem ihre Bestimmungen über die Bildung von Sammt-Gemeinden den Rittergütern nur noch die Aussicht ließen, in einen ihre Autonomie bis auf jede Spur aufhebenden Gemeinde-Verband hineinerganisirt zu werden und darin alle feudale Herrlichkeit und Obrigkeitlichkeit in die Hände der staatlichen Polizei und Bureaukratie übergehen zu sehn. Die ritter-

ſchaftliche Partei in Preußen war auf dem parlamentariſchen Boden und durch das conſtitutionnelle Recht der Verfaſſungs-Reviſion ſtark genug geworden, um dieſem Bann des neuen Syſtems ſich wieder zu entwinden, aber wenn ſie vollſtändige Principienſiege bezweckt und erreicht, ſo können dieſelben nur mit einer Wiederherſtellung des mittelalterlichen chriſtlich-germaniſchen Rechtszuſtandes, der nach Oben wie nach Unten hin mit ſeinen maaßgebenden Forderungen verdringen muß, erfüllt werden. Wo die Krone ſtändiſch gefeſſelt wird, bleibt auch für das Volk zuletzt nur die Zurückführung in die Leibeigenſchaft übrig.

Der natürliche und einzig glückliche Gang aller Staats- und Geſellſchafts-Entwickelung kann aber nur der ſein, den Ständekampf, der an ſich nur das trotzige elementariſche Ringen der Grundkräfte der Geſellſchaft iſt, in der Einheit des nationalen Gemeinweſens aufzulöſen und darin der urſprünglichen Menſchennatur mehr und mehr die Ehre ihrer göttlichen Beſtimmung zu laſſen. Wenn es keine Frage iſt, daß nicht die guten, ſondern vielmehr die ſchlechten Eigenſchaften der menſchlichen Natur zuerſt den Staat und die beſtehenden Geſellſchaftszuſtände gegründet haben: ſo kann ebendeshalb alle politiſche und ſociale Reorganiſation, um die es ſich beſtändig und ohne Aufhören in der Welt handelt, nur aus der Kraft der Idee entnommen werden, welche das ewig Gute und Wahre ſelbſt iſt.

Wortregiſter.

A.

Adel (adal) 29. 39.
Adelskette 487.
Agilolfinger 93. 128.
Ahnenprobe 235.
Albrecht II. Erzbiſchof von Mainz 372.
Aldii, aldiones 66. Anmerk. 2.
Allodialgut 83. Anmerk. 3.
Alodis 83.
Anſen 92.
Antruſtio 77. folgd. 98. 103.
Archi-dapifer 224.
Archi-cancellarius 226.
Archi-marchalkus 224.
Archi-pincerna 224.
Aribannum 75.
Arimannie 99.
Arnulf, Hausmeier 136. 143.
Aſſociation 307. folgd. 411. folgd.
Auſtraſien 131.

B.

banlieu 288.
banleuca 288.
Bann 413.
Bannrecht 217.
bar, barus, baro 105.
Bargilden 248. Anmerk. 1.
Barone 219.
barscalk 106. Anmerk. 1.
Bauernkrieg 382.
Bayern 141. 143. ſeine Kurwürde 229. landſtändiſche Entwickelung 419. 430. 474.
Beden 115. 423.
Beirath (ſtändiſcher) 428.
beneficium 84.
Biſchöfe 179. 180. Anmerk. 1. 195.
Biergelden 248. Anmerk. 1.
Boccaccio 192.
Briefadel 368.
Bundesacte (deutſche) 470. folgd. 484.
Bürger 293.
Bürgermeiſter 302.
burgensis 293.
Burggraf 301.

C.

capitanei 299.
Carl der Große 139. folgd. Verhältniß zum Clerus 188.
Carl V. (deutſcher Kaiſer) 352. folgd.
Carl Martell 171.
Centenarius 110.
Centgraf 111. Anmerk. 217.
cerocensuales 73.
Chlodovech 46. 49. folgd. 57. folgd. 130. 163.
Chlojo 48.
Chnayo 64.
Chucht 64.
Chunino, König 38.
Colonat (römiſches) 70.
comes palatii 118.
comes provincialis 215.
Comitatus 40.
Comites marcae 120.
Communismus 387.
Communis magistratus 35.
Concilium 145.
Concilium (der Kirche) 355.
Conſul 299. 302. Anmerk. 2.

convivæ regis 103.
Chlothachar II. 135. folgd.
Chriſtlicher Staat 176.
Clerus 178.
clypeus militaris 263.
Cölibat 365.
Conſtantiniſche Schenkung 191.
Corporation 411. folgd.
curtis 253. Anmerk. 1.

D.

Dante 191.
ding 146. Anmerk. 1.
discus 288.
Domhöfe 284.
Dominien 252.
dona annualia 155.
druhsazo 224.
ducatus 125.
Dynaſten 219.

E.

Ealdordom 27.
Ebenbürtigkeit 257. folgd.
edlingi 66. Anmerk. 1.
Ehehalden 66. Anmerk. 2.
England 47.
Erbämter 231.
Erzämter 223. 225.
Erzkanzler 226.
Erzmarſchall 224.
Erzſchenk 224.
Erztruchſeß 224.

F.

Zahnlehn 216. folgd.
Zehderecht 409.
Feldgemeinſchaft 19.
Feudalſyſtem 199.
Feudum 197.
feudum und beneficium 197. Anmerk. 1.
fides 197. Anmerk. 1.
Fiscus 89.
Franken 47.
Francus 74.
Fräuleinsſteuern 425.
Friedrich II. (deutſcher Kaiſer) 339. folgd.
Friedrich Wilhelm (der große Kurfürſt) 432..
Friedrich der Große 451. folgd.
frilingi 66. Anmerk. 1.
Frohndienſt 251.
Fürſtennamen 216.
Fürſtenſouverainetät 433.
Fürſtenthum 414.

G.

Gallien 46. 49.
gasindius 95 folgd. in gasindio alicujus esse 97. Anmerk. 2.
Gaufürſt 27.
Gebuirſchaft 318.
Gefolgſchaften 40.
Gefolgſchaft des Königs (in truste dominica) 55.
Genethen 319.
Gerichtsbarkeit 413. 415.
Gerichtsbild 288.
Ghibellinismus 207. 208.
Gilde 306. 307.
Geſammtbürgſchaft 300.
gihörig 67.
Gothen 43.
Gotteshausmänner 249.
Grafen 107. 108. Anmerk. 1.
grafio, graßo 108.
graßa, Grafſchaft 117.
Granvella 399.
graphiarius 108 Anmerk. 1.
Grundbeſitzer 416.
Grundbeſitz der Kirche 169. folgd.

H.

Halden 66. Anmerk. 2.
Handgemal 235.
Hardenberg 469.
haribannum 75.
Hausmeier 133
Herrbann 75.
Herrſchild 263.
Herrenſtand 214.

Herrenkammer 465.
Herzöge 123.
Hierarchie 190. folgd.
Hintersassen 249. 408. 426.
Hofreichsämter 222.
Hode 249.
Höchstfreie 213.
Hofgespräche 418.
Hofrecht 250.
Hoftage 417.
hubarius 74.
Hufe 74.
Hunne, hunno 110.
Hutten 369.

J.

Italien 46.
Industrialismus 279.
ingenui 213.
Immunität 181. folgd.

K.

Karlstadt 390.
Kaiserrecht 211.
Kämmerer 222. 224.
Kamp 18.
Knecht (knecht, engl. Knight) 64.
Knecht junior (Alamannisches Gesetz.) 65.
König 38.
kore (Wahl) 227.
Kufe 254.
Kunstsclaven 66.
Kur 227.
Kurfürsten 227. folgd.
Kurmündige 249.

L.

Laien 194.
Landadel 233. Anmerk. 1.
Landesherren 215. 414.
Landfrieden 351. 409.
Landgraf 215.
Landhände 400.
Landstandschaft 406.
Landtagsfähigkeit 243.
Landtagsfähigkeit der Güter 406.
Landtage 417. 419.
Landsassen 246. folgd.
Landsteuer 426.
Landtädinge 420.
lassi 66. Anmerk. 1.
Lehn 200.
Lehnfähigkeit 243.
Lehnfolgefähigkeit 243.
Leibeigenschaft 250.
Lehnsverband 199.
leodis 56. Anmerk.
leudes 69. folgd. 97.
leudis 56. Anmerk.
lidimonium 67.
Liten 66. 80.
Lombardische Städtefreiheit 297.
Luther 357. folgd. 378.

M.

Machiavelli 51.
madal 146. Anmerk. 1.
major domus 133.
majores privilegio 152.
major natu 27.
Majorate 453.
Magnaten 150.
mallum 111.
mandatum 405.
manahoubit 64.
März- und Maifeld 154.
Markt, Marktrecht 286. folgd.
mansi 75.
mansus absus 75. Anmerk. 1.
mansus vestitus 75. Anmerk. 1.
Markgenossenschaften 21.
Markgrafen, marchiones 120.
Maximilian I. (deutscher Kaiser) 349 folgd.
medius, medianus 74.
meliores et majores terrae 416.
Mecklenburgische Stände und Verfassung 428. 475.
Menschenrechte 439. folgd.
Merovinger 49. 51. 52.
Messe 287.
Metropolitankirche 189. folgd.

miles 236.
missi 113.
ministeriales 65.
minoflidi 66.
Mittelfreie 74. 232. folgd.
Möſer (Juſtus) 448. folgd.
mundium (munt) 72.
Münzer (Thomas) 385.
Municipalweſen der Römer 297.
munificentia 89.

N.

Neuſtrien 131. Anmerk.
nobilitas codicillaris 368.
Nothbede 423.
Nothfreie 249.

O.

Odel 30.
Odovaker 46.
Oeſterreich 475. folgd.
optimates 148. 150.
orbede 423.
osterliudi 131.
otiosi 320. folgd.
Ottonianiſche Landfeſte 411.

P.

pagenses 74.
Pairie 485.
Paracelſus 388.
Palatine 104.
Papſtthum 190. folgd.
pares 258.
Patriarchenfamilien 26.
Patrimonialſtaaten 415.
Patrimonialgerichtsbarkeit 252.
Patriciat (ſtädtiſches) 311. 313. 320.
patricius 123.
Pfahlbürger 333.
Pfalzgraf 118.
pfalzgrefe 118. Anmerk.
Pferd 255.
Pfleghaften 248.
Pippin 136. 138. 139.
pileati 162. Anmerk. 1.
placita comitis 111.
plebs (ſtädtiſch) 312.
Prälatenbank 180.
praetor 301.
precarium 423.
Preußen (Verfaſſungsentwickelung und Geſetzgebung) 458. folgd. 480. folgd.
Prieſteradel 161. 194.
Principes 34. 36. Anmerk. 1. 39. 216. Anmerk. 2.
proceres potestate 152.
Proconſul 302.
Proletariat 491. folgd.
Provinzialverſammlungen 157.

R.

rachineburgii 74.
Rathskörper 302.
regnum 128.
Reichs- und Landesfeſtungen 281.
Reichskammergericht 351.
Reichsſtandſchaft 156. der Prieſter 178.
Reichstag 151.
Reichsunmittelbaren (Rechte der ehemals) 484. folgd.
Reinmar von Zweter 204.
Reichsſtände (in Preußen) 468.
res comitatus 117.
Rheinbund 457.
Richerzechheit (in Köln) 314.
Ritterbürtige 236.
Rittergut 243.
Rittertage 421.
Römiſcher Biſchof 190.
Römiſche Freiheit 287.
Rouſſeau 437.
Rotteck 479.

S.

Sacebaron 110. Anmerk. 1.
Sachſenſpiegel 203. 209.
Salgüter 253.
Salland 253. Anmerk. 1.
Saliſche Franken 48.

Salisches Gesetz 55. Abänderung vom Jahr 803. 153.
scutum regis 263.
Schalk (Scalk) 63.
Schatzcollegien 427.
Schöffenbare freie Leute 232. 235.
Schöffenstuhl 235.
Scholastik 206.
Schultheiß 110. 301.
Schutzhörige 73.
Schwabenspiegel 210.
Sclaven 25.
sculdaho 110.
Semperfreie 213. 220.
Sempermänner 233.
Send (synodus) 220.
Sendboten 113.
Senior 200.
Senior Natu 27.
Seniores palatii 104.
Seidel 254.
Sickingen 370.
situla 254.
Sueven 43.
Städtebünde 336. folgd.
Städteordnung vom 1808. 466.
Staatsreligion 165. folgd.
Stadt 290.
Ständische Monarchie 401.
Standessouverainetät 433.
Standesherren 220.
Stein (Minister) 459.
Steuern 401. 422. Nothwendige und freiwillige 423.
Steueranlage 426.
Steuerbewilligungsrecht 401.
Steuerfreiheit 243.
Steuerverweigerung 424.
stiura 422.
superspeculator 180. Anmerk. 1.
Synode von Nicäa 193.

T.

terra salica 253. Anmerk. 1.
Theodorich (Ostgothenkönig) 46.
thing 146. Anmerk. 1.
Thingfrieden 147.
Torlandria 48. Anmerk. 1.
Tributarier 70. 78.
Tributgut 84. Anmerk.

U.

uodal 30.
urbis advocatus 300.
urbs 282.

V.

vassalli 65.
vassi 65. 86.
Vicegraf 217.
Villen 281.
Vogt 300.
Vogtdinge 420.
Vogtei 249.
Völkerbünde 47.
Volkssouverainetät 433. folgd. 437.
Volksversammlungen 145.
Von (beim Adel) 219.

W.

Wachszinsige 73.
Wappen 242.
Wechselgrundstücke 19. 20.
Wehrgeld (Werigelt) 55.
Wehrgeldsbestimmungen 76. der Priester 164. folgd.
Weichbild 288. 289. Anmerk. 1.
weichfried 288.
Wiedemuthsbauern 249.
wik 289. Anmerk. 1.
Wiedertaufe 387.
Wormser Reichstag 356.

Z.

Zehnten 172. folgd.
Zehntenkrieg 174.
Zinsgut 247.
Zünfte 304.

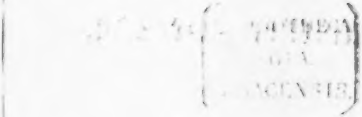
Druck von L. Bahn & Co. in Berlin, Schiene Nr. 4.

Ein deutscher Herzog.

Von

Theodor Mundt.

Leipzig,
Verlag & Gunther.
1855.



I.

Das Diplom der Reichsfürstin.

Cäsarea, die junge Gemahlin des Herzogs Anton Ulrich, saß, mit einer kunstvollen Stickerei emsig beschäftigt, auf dem Altan des herzoglichen Residenzschlosses zu Meiningen, und ließ ihre Blicke zuweilen von der Arbeit, mit der sie beschäftigt war, sinnend und nachdenklich auf die romantischen Höhenzüge der Ferne und auf die lieblichen Gruppirungen des Werrathales hinübergleiten.

Zwei kleine blondlockige Knaben, die, ohne Aufsicht einer Wärterin, zu ihren Füßen spielten und die Aufmerksamkeit der Mutter durch Schelmereien aller Art auf sich zu lenken suchten, vollendeten das einfache gemüthliche Wesen, welches in der ganzen Erscheinung Cäsarea's wie in ihren Umgebungen lag, zum Ausdruck der anmuthigsten Idylle. Die junge Herzogin, ohne jeden Schmuck gekleidet, hätte in ihrem

einfachen weißen Gewande mit jeder der Bürgerfrauen ihrer Residenzstadt Meiningen verwechselt werden können, wenn nicht ihre heitere, strahlende Schönheit, die in üppigen Formen und mit einem stets siegesgewissen Ausdruck sich darstellte, den Charakter der Hoheit, den sie sonst an sich zu verschmähen schien, unabweislich ausgesprochen hätte.

Es erhob sich in dem Gemach, welches an den Altan stieß, ein Geräusch und Cäsarea legte rasch und mit einer freudigen Bewegung ihre Stickerei nieder, um dem Ankommenden, den sie an seinen Schritten erkannte, entgegenzueilen. Es war der Herzog, ihr Gemahl, der sich ihr mit einer ungewöhnlich frohen Bewegung näherte, indem er sie mit einem herzlichen Ausdruck umschlang und ihr zu wiederholten Malen Lippen und Augen küßte. Die Knaben sprangen jubelnd zu dem glücklich vereinten Paare heran und kletterten mit unverdrossenen Kraftanstrengungen so lange an dem Vater empor, bis er sie lachend in den Bund emporgehoben und jeder der muthwilligen Jungen sich eine Schulter erobert hatte, auf der er sich mit glücklichen Reiterkünsten wiegte, während sie von diesem Standpunkt aus zugleich den Hals der Mutter, die an dem Busen ihres Gemahls lehnte, mit liebkosenden Armen an sich zogen.

Wir bilden da wirklich eine sehr complicirte Gruppe! sagte der Herzog, laut lachend, indem er mit einem einzigen Griff die beiden Kleinen wieder auf ihre eige-

nen Füße zurückversetzte und seine Gemahlin an der Hand mit sich auf den Divan zog.

Was sind wir doch für glückliche Leute! sagte er darauf nach einer Pause mit einem ausdrucksvollen Behagen, das sich über sein sonst ernstes, eher in strengen und scharfgeschnittenen Zügen charakterisirtes Gesicht wie ein milder Lichtstrahl ergoß. Wir sind glücklich durch uns selbst, durch unsere Liebe, durch unsere Treue und durch unsere herzstarke Gesinnung, und wir sind es, obwohl wir ein Schloß, eine Regierung und einen Hof haben, mit Allem was daran hängt und was unser Glück mit scheelen und neidischen Augen ansieht! Wir würden aber auch glücklich sein, wenn wir dort unten im Wiesenthal in einer der armseligen hölzernen Hütten wohnten, oder in einer Köhlerbude auf unserm prachtvollen grünen thüringer Walde! Heut aber, mein Schatz, komme ich noch mit einer ganz besonders frohen Nachricht, die ich Dir zu überbringen habe, und die mich eigentlich recht überschwänglich glücklich macht. Du mußt aber rathen, Cäsarea!

Er erhob sich bei diesen Worten mit einer lebhaften Geberde und trat vor sie hin, indem er ihr mit einem forschenden Blick in die Augen sah. Seine kurze, gedrungene Gestalt wiegte sich vor ihr in einer selbstzufriedenen Haltung, die den Charakter der angenehmsten Aufregung an sich trug. Cäsarea sah ihn mit ihren unbefangenen blauen Augen erstaunt an und

ſchien den Gedanken, die in ihrem Gemahl vorgingen, nicht näher treten zu können.

Mein Herr und Gemahl, ſagte ſie endlich nach einigem Beſinnen, ich erlaube mir die Vermuthung, daß das Beſſerbefinden meines erlauchten Schwagers, des Herzogs Friedrich Wilhelm, von deſſen Krankenlager Sie ohne Zweifel eben herüberkommen, Sie in eine ſo glückliche Stimmung verſetzt hat, und eine erfreulichere Nachricht konnte auch mir nicht durch Ihre Güte zu Theil werden.

Nein, nein, das iſt es nicht! rief Herzog Anton Ulrich, ſich vergnügt die Hände reibend. Mein Bruder Friedrich Wilhelm hat zwar einige Erleichterungen in ſeinem Uebel gefunden, aber daſſelbe macht gleichwohl, wie mir die Aerzte verſichern wollen, in ſeinem innerſten Sitz unaufhaltſame Fortſchritte, die mich mehr und mehr beunruhigen. Mein Bruder und Mitregent, der ſo treu und hülfreich mit mir die Regierungsſorgen dieſes kleinen Landes theilt, wird mir bald nicht mehr zur Seite ſtehen, und ich bin dann allein mit dieſen Verpflichtungen und Geſchäften, die zwar nicht ſehr drückend ſind, die aber doch in Gemeinſchaft mit ihm weit beſſer und glücklicher gediehen, als es vielleicht künftig der Fall ſein wird. Denn ich bin nicht mehr jung, Cäſarea, obwohl ich in Deiner Jugend und Schönheit die Quelle meiner täglichen Verjungung genieße, aber an meinem letzten Geburtstage, der mich zweiundfunfzig Jahre alt gemacht hat, ent-

deckte ich bei einem neugierigeren Blick als gewöhnlich, den ich in den Spiegel warf, daß ich mit der Zeit einen ziemlich ehrwürdigen Graukopf zu repräsentiren im Begriff stehe. Und so sehne ich mich eigentlich schon nach Ruhe, die ich in Deinen Armen und im Kreise der Studien zu verleben wünschte. Dies Gefühl hat mich auch bestimmt, für Deine Anerkennung bei Kaiser und Reich Alles aufzubieten, und die frohe Nachricht, die ich Dir eben verheißen, betrifft Dich!

Mich? fragte Cäsarea, plötzlich tief erröthend und mit einer erschrockenen Bewegung sich zu ihm emporrichtend.

Ja! sagte der Herzog freudig und mit so lauter Stimme, als wenn er es sogleich im ganzen Schlosse ausrufen wollte. Deine Erhebung in den Reichsfürstenstand ist soeben durch ein Diplom, welches Kaiser Carl VI. unter dem 22. October 1739, also gerade an m'nem letzten Geburtstage, aus seiner allerhöchsten Machtvollkommenheit und eigenhändig vollzogen, ausgesprochen worden. Hier ist das Pergament mit all seinen hohen Insiegeln und Schriftzeichen, welches mir in dieser Nacht durch einen Courier aus Wien überbracht worden ist und das ich Dir hier, meine geliebte Cäsarea, endlich zu Füßen legen kann!

Der Herzog nahm das Pergament jetzt rasch aus der Brusttasche seiner Uniform hervor, entfaltete es mit sichtlichem Wohlgefallen und überreichte es seiner jungen Gemahlin, die es mit zitternder Hand ent-

gegennahm und einen von leisen Thränen umschleierten Blick darauf richtete.

Mein hoher Gemahl, sagte sie zögernd, verzeiht es mir, daß ich diese neue Ehre, die ich Euch verdanke, und die mir auch nur um Euretwillen widerfährt, nicht sogleich mit dem schuldigen Entzücken, sondern verzagten Herzens aufnehme. Aber die Cäsarea Schürmann, die ich bis heut gewesen, stirbt heut in diesem schönen, großen, kaiserlichen Diplom, auf das meine Thränen fallen, wenn ich auch deshalb als eine Undankbare getadelt werden sollte. Sie haben vor fünf Jahren die arme Tochter des bürgerlichen hessischen Hauptmanns zu sich erhoben, und so, wie ich war und wie ich zu Ihnen aufschaute, an Ihrer Seite stehen zu dürfen, das machte meinen ganzen Stolz und meinen ganzen Werth aus, ich bedurfte keines andern. Jetzt erscheint mein hohes Glück plötzlich als eine Schuld, welche durch einen glänzenden Titel zugedeckt werden muß und zu deren Sühnung bei Kaiser und Reich alle möglichen Schritte aufgeboten worden sind. Es demüthigt mich, mein Gemahl und Herzog, daß ich der Gegenstand dieser Rangbewerbungen bin, die so viel Redens über mich im ganzen deutschen Lande verursachen, während es mich erhebt, zu denken, daß ich, nur mit dem Titel Ihrer Gemahlin geschmückt, mit dem mich die Liebe meines Herrn begnadigt hat, mein Leben und meine Stellung ausfüllen könnte!

Sie schien bei diesen Worten in die lebhafteste Be-

wegung zu gerathen und ihre Augen, die ſonſt nur von einer ſtilleren Gluth leuchteten, drückten ein dunkles, ſprühendes Feuer aus, von dem jedoch der Herzog, der ſie lächelnd und mit Zärtlichkeit betrachtete, ſich keineswegs verletzt fand.

Er lud ſie ein, wieder auf dem Divan neben ihm Platz zu nehmen, und indem er ihre langen blonden Locken ſchmeichelnd mit ſeiner Hand berührte, ſchien er ihre aufwallenden Empfindungen begütigen und ſeinen Anſichten geneigt machen zu wollen.

Mein Schatz, ſagte der Herzog koſend, Du willſt die Sache nicht aus dem richtigen Geſichtspunkt anſehen. Deiner Liebenswürdigkeit, Deinem Werth, Deiner wahrhaften Geltung kann durch den Reichsfürſtenſtand, den ich allerdings für Dich gewünſcht und eifrig betrieben habe, nicht die geringſte Steigerung hinzugefügt werden. Aber in unſeren Verhältniſſen, weißt Du, lebt man nicht blos für ſich ſelbſt, ſondern auch für Andere. Hier ſind z. B. dieſe beiden kleinen Schlingel, die uns ſchon in dieſem Augenblick keine Ruhe laſſen und ſpäter noch viel ärger auf unſerm Andenken herumſtampfen würden, als jetzt auf unſern Füßen, wenn wir nicht bei Zeiten für ſie ſorgen und ihnen die Fähigkeit erwirken, auch unſere Regierungsnachfolger auf dieſem kleinen ſächſiſchen Thron zu werden. Laß es Dich freuen für Peter und Paul, wenn Du für Dich gar keinen Werth auf dies glänzende Reſultat meiner Bemühungen legen willſt!

So mögen Peter und Paul auch das stolze, steife Diplom haben! sagte Cäsarea, noch halb schmollend, mit einer anmuthigen Kinderlaune.

Die beiden muthwilligen Knaben verstanden aber rascher, als sie gedacht, diesen Wink, und rissen sogleich mit vereinten Kräften das Schriftstück aus der Hand der Mutter weg, indem jeder von ihnen an einer Ecke desselben anfaßte und sie dann frohlockend und singend damit in der Stube umhertanzten.

Haltet, haltet, ihr bösen Buben! rief der Herzog, fast im Ernst erzürnt, und sprang ihnen nach, um das ihm wichtige Document wieder in seine Hände zurückzunehmen.

Nachdem er es erlangt, betrachtete er es sorgfältig von allen Seiten und prüfte die Unverletztheit der daran klebenden Siegel. Dann sagte er: Dazu hat dies Document zu viel Mühe und Zugeständnisse gekostet, um es sogleich zum Kinderspielzeug verbrauchen zu lassen. Freilich, wenn die Welt nicht aus lauter Kindern bestände, hätten wir uns diese Mühe bei Sr. Majestät im heiligen römischen Reich wohl gar nicht zu geben brauchen. Ihr aber, Jungen, packt Euch jetzt zur Thür hinaus und laßt Euch in Eure Appartements geleiten!

Es wurde nach der Bedienung geklingelt, um die Kinder ihrem Gouverneur zuführen zu lassen.

Als der Herzog sich mit seiner Gemahlin allein befand, stürzte sich ihm Cäsarea mit einem überschwäng-

lichen aber achten Gefühlsausdruck zu Füßen und rief unter ſtrömenden Thränen: Glaube nicht, mein Herr und Freund, daß ich unerkenntlich für alle die Wohlthaten bin, welche Du auf mein armes verdienſtloſes Haupt herabſchüttеſt. Aber vergiß auch nicht, wie Du mich aus niedrigem Stande, ja aus der Dienſtbarkeit ſelbſt, zu Deinen Höhen emporgehoben und wie mein thörichtes Herz, ſtolz gemacht durch Deine Gnade und Liebe, ſeine Ehre darin ſuchen möchte, daß ich Dir gefallen habe, wie ich war, ohne Rang und Titel, und nur eine demüthige Magd, die Fürſtin geworden iſt durch Deinen Befehl und in Deinem Gehorſam, und aus lauter Glück und Luſt, aber auch zum hellen Trotz aller Vorurtheile, die in dieſer Welt gelten wollen!

Der Herzog hob ſie in ſeinen Armen zu ſich empor und drückte ſie mit vieler Zärtlichkeit an ſich. Mein gutes Kind, ſagte er dann, indem er ſie lächelnd betrachtete, es kennt Niemand Deinen ſelbſteigenen Werth, dem durch Aeußerlichkeiten nichts hinzuzufügen iſt, beſſer als ich. Ich bin ſtolz auf Dich, ſo wie Du biſt und wie Du warſt, und es bedarf in meinen Augen keiner eitlen Prunkgewänder, um Dich einzuhüllen und zu vermummen, damit Du wirſt wie ſo viele ſind und aufhörſt zu ſein, was Du nur einzig unter vielen Tauſenden biſt!

Ach, unterbrach ſie ihn mit einem halb jubelnden, halb ſchluchzenden Tone, wie glücklich und froh war ich, als ich noch eine einfache Kammerjungfer an die-

ſem Hofe war, begnadigt durch Eure freundlichen und geneigten Blicke, die plötzlich auf mir ruhten und mir eine höhere Beſtimmung, als ich je zu träumen gewagt, anſagten! Die Kammerjungfer Eurer durchlauchtigſten Mutter fühlte ſich damals ein ſtolzes und erhabenes Ding!

Still, ſtill, entgegnete der Herzog raſch, indem er ihr die Hand auf den Mund legte. Man weiß das, und ſchreit es doch nicht zu jeder Zeit in alle Corridors hinaus. Uebrigens iſt es bekannt, meine theure Freundin, wie fern ich den Vorurtheilen meiner Zeit, meines Hofes und meiner hohen Standesgenoſſen in dieſem Betracht ſtehe! Ich kann wohl ſagen, ich bin faſt etwas berüchtigt deshalb im lieben Deutſchland geworden und habe mir darüber ſogar den ſpeciellen Haß meiner löblichen Stammesvettern, der Herren in Gotha und Weimar, zugezogen. Das kommt daher, weil ich ein grader deutſcher Mann bin und deutſches Weſen und deutſches Volk mir über Alles gehen, ſelbſt über franzöſiſches Geld und über römiſche Jeſuiten! Man hat mir meine unſtandesmäßige Heirath mit der Liebenswürdigſten und Herrlichſten ihres Geſchlechts zugeworfen, aber man iſt mir noch das Lob ſchuldig geblieben, daß ich ein deutſcher Fürſt bin, der nicht, wie ſo viele andere Herren auf deutſchen Thronen, heimlich im Solde Frankreichs ſteht und die nationale Unabhängigkeit des deutſchen Vaterlandes von innen her untergraben hilft; ebenſo wenig als er ſeine Regierung mit den Jeſuiten theilt, die mein junger Freund

in Bayern, der edelwollende aber schwache Kurfürst Maximilian Joseph, schon zu allmächtigen Herren am Hofe, im Cabinet, in den Schulen und im ganzen Lande hat heranwachsen lassen!'

Das charaktervolle Gesicht des Herzogs Anton Ulrich leuchtete bei diesen Worten in einem stolzen Selbstbewußtsein, und seine Gestalt, die ungeachtet ihrer mäßigen Größe etwas Energisches und Tatkräftiges in ihrem ganzen Wesen ausdrückte, hob sich kaum wie zu einem Angriff empor.

Seine bedeutende Persönlichkeit, die gewöhnlich im Ausdruck einer strengen Ruhe sich hielt und nur zuweilen von den scharfen Lichtern einer blitzenden Laune überflogen wurde, trat in solchen Momenten, wo ihn eine Aufregung oder ein höheres Interesse ergriff, mit einer überraschenden Macht hervor, und man sah dann den Mann, dessen Kräfte und Begabung außerordentlich genug gewesen wären, um ihn einen Wirkungskreis auf einem der größten Throne ausfüllen zu lassen.

Cäsarea hatte ihm ehrfurchtsvoll wie ein Kind zugehört und staunte zu seinen Worten empor, indem sie ihre Hand auf seine Schulter legte.

Ihre treuherzige und liebevolle Hingebung schien eine Rührung in ihm zu erwecken, und er fuhr mit einem milden Ton, wie er ihm nur ihr gegenüber eigen war, fort: Nun gieb Acht, mein Kind, was ich Dir noch sagen werde. Wir stehen zusammen auf einer Stellung, wo es sich nicht blos um die Idylle unse-

rer Herzen, ſondern auch um Stadt und Land auf eine eminent praktiſche Weiſe handelt. Aber auch Deinem Herzen kann es nicht gleichgültig ſein, was man von unſern beiden höchſt reſpectablen Jungen in der Welt und im Reiche ſpricht, und was aus Peterchen und Paulchen dermaleinſt werden mag. Darum ſuchte ich bei dem Kaiſer um Deine Ernennung zur Reichsfürſtin nach, und die Majeſtät Karl's VI., die ich mir früher perſönlich zu verbinden gewußt, iſt uns hold genug geweſen, um durch dieſes Dir überreichte Diplom unſere Ausſichten für die Zukunft beſtens zu ordnen. Denn es kann keinem Zweifel mehr unterworfen ſein, daß Deine Erhebung in den Reichsfürſtenſtand zugleich auch ein Anerkennungs-Act für unſere Söhne iſt und die einſtige Nachfolge derſelben in der Regierung unanfechtbar feſtgeſtellt haben wird!

Cäſarea ergriff die Hand ihres Gemahls und führte ſie ſtumm an ihre Lippen. In dieſem Augenblick zeigte ſich die Hofdame der Herzogin, Fräulein v. Berling, an der Thür des Cabinets, und bat um Gehör für eine Anmeldung, zu der ſie durch das Erſcheinen einer fremden Dame in den Vorzimmern der Herzogin veranlaßt worden ſei.

Der Herzog zeigte ſich erſt ungehalten über die Störung, wurde aber aufmerkſamer, als die Hofdame einen genaueren Bericht über die Fremde abſtattete, die unter ziemlich auffälligen Verhältniſſen plötzlich im Schloſſe geſehen worden war.

Sie ſchilderte eine große ſchlanke Dame, die, tief eingehüllt in einen ſchwarzen Schleier, der jede Erkennung ihres Geſichts hinderte, mit haſtigen und ängſtlichen Geberden eingetreten war. Ihre feine und glänzende Toilette zeigte zugleich die Spuren einer eigenthümlichen Unordnung und Verwilderung auf. Die Kleider ſchienen mit dem Staub der Landſtraße bedeckt, und waren theilweiſe ſogar wie durch Dornen und Hecken zerfetzt, was darauf hindeutete, daß die Fremde eine weite Strecke mühſam zu Fuß zurückgelegt haben müſſe. Sie hatte das dringende Begehren ausgeſprochen, bei der Frau Herzogin zu einem Gehör zugelaſſen zu werden, ohne ihren Namen im Voraus nennen zu dürfen, indem ſie hinzugefügt, daß ſie dem herzoglichen Hofe wohlbekannt ſei und auf eine verzeihende Berückſichtigung ihrer Lage rechnen könne.

Cäſarea ſah ihren Gemahl fragend an und ſchien die Entſchließung deſſelben abwarten zu wollen. Der Herzog ſagte raſch: Der Zutritt zu uns iſt ja Niemandem erſchwert, und wir leben in dieſem Betracht wie andere Bürgersleute, in deren offenes Haus Jeder eintreten kann zu Gruß und Bitte. Gewiß handelt es ſich um eine ſchwer Bedrängte, und Du wirſt ihr beiſtehen müſſen, Cäſarea, ſo gut Du kannſt! Laßt die Fremde ſogleich hier eintreten!

Das Hoffräulein entfernte ſich, um dieſen Auftrag auszuführen.

II.

Wirkungen des Beispiels.

In dem Augenblick, wo die auf so eigenthümliche Weise angemeldete Fremde in das Cabinet der Herzogin geführt wurde, hatte auch der Herzog seine Beurlaubung von seiner Gemahlin nehmen wollen, um derselben die Pflicht eines vertrauten Beistandes, der einer Unglücklichen zu gewähren war, ungestört zu überlassen.

Sobald aber der Herzog der Unbekannten ansichtig wurde, schien er, mit seinen scharfen prüfenden Augen ihre Gestalt einige Male überfliegend, sie auch über tiefen Verschleierung heraus gleichwohl und mit aller Bestimmtheit zu erkennen.

Sie sind eine Gräfin v. Solms-Lich, oder es müßte mich Alles in der Welt trügen! rief der Herzog, ihr mit einem verbindlichen Gruß in den Weg tretend. Und zwar sind Sie Elisabeth v. Solms-Lich,

die älteste Tochter meines alten wackern Freundes, von dem Sie mir doch in Frieden kommen und in allen guten Dingen, hoffe ich?

Die junge Dame, einen Augenblick zusammenschreckend, schlug den Schleier hinter sich zurück und verneigte sich tief vor dem Herzog und der Herzogin, indem sie sich besonders der letzteren mit dem stummen, hinreißenden Ausdruck einer Hülfeflehenden zuwandte.

So habe ich also richtig gesehen, sagte der Herzog, ihr zur Willkommnung die Hand reichend. Aber Sie tragen die Bewegung eines großen Leidens an sich! Was ist Ihnen geschehen, Gräfin Elisabeth von Solms-Lich?

Auf die Leichenblässe ihrer Wangen traten einige dunkle Purpurflecke. Sie schien mit sich über den Ausdruck ihrer Lage zu ringen, und Scham und Schmerz hinderten gleich mächtig ihre Worte, durch welche sie ihr der Verzeihung bedürftiges Auftreten entschuldigen, und ihre Klagen und Bitten zu erkennen geben wollte.

In dieser Verwirrung ihres Unglücks, die etwas Außerordentliches erwarten ließ, bot sie zugleich das Bild einer unendlich anziehenden Schönheit dar, deren charakteristischer Ausdruck Leidenschaft und Gluth schien, die ihre edlen und feurigen Formen aber in diesem Augenblick hinter der Angst und Besorgniß räthselhafter Umstände verhüllt zeigte.

Die Herzogin war ihr mit der gutmüthigen und ehrlichen Freundlichkeit, die ihr eigen war, sogleich entgegengetreten, und hatte sie auf eine ihr Vertrauen aufmunternde Weise bei der Hand genommen.

Die junge Gräfin sprach endlich, indem sie, anfangs mit kaum hörbaren Lauten, die Worte ausstieß: Ich bin eine Flüchtige, verstoßen von dem Zorn meines Vaters, dessen Schloß ich heute in der Nacht heimlich verlassen, um niemals wieder dorthin zurückzukehren! Als ich rathlos und ziellos auf der Landstraße umherirrte und nicht mehr wußte, welchen Weg ich einschlagen sollte zu meinem Heil und Trost, da gedachte ich Eurer Hoheiten, die so gnädig und gut gegen alle Welt sind und mich erst kürzlich durch Beweise Ihrer besonderen Huld aufgemuntert hatten. Vielleicht, dachte ich bei mir unter meinen ätzenden Thränen, vielleicht kann ich auf dem herzoglichen Schlosse zu Meiningen, wo die ächte musterhafte Liebe eines hohen Paares ein göttliches Beispiel für alle liebenden Seelen geworden ist, auch für mich Aufrichtung, Rath und Zurechtweisung finden! Und in dem Augenblick, wo mich dieser Gedanke erhob, stand die Elisabethburg von Meiningen im ersten Schimmer der aufgehenden Morgensonne vor mir. Die bestäubte und zerrissene Pilgerin der Nacht sprach ihr erstes trosterweckendes Gebet bei dem freudigen Anblick. Dann zagte ich wieder und irrte noch eine Zeit lang dort auf den Berghöhen umher, in Angst und Kampf mit

mir ſelbſt, bis ſich die Zuverſicht meines Wagniſſes in mir befeſtigt hatte!

Sie hielt inne, von ihren eignen Thränen unterbrochen, die ihr jetzt mit voller Gewalt aus den Augen ſtürzten. Die Fülle der ſchwarzen Locken, die ihr in wilder Unordnung herabhingen, netzte ſich in dem ſtarken Thau ihres Grams. Eliſabeth vermochte die begonnene Ausſprache ihrer Begegniſſe nur noch mit einem leiſen Seufzer fortzuſetzen.

Der Herzog hatte ſie mit ſteigender Aufmerkſamkeit beobachtet. Mit ſeinem durchdringenden Scharfblick ſchien er bereits errathen zu haben, welcher eigenthümliche Anlaß des Schickſals das ſchöne, leidenſchaftliche Mädchen auf dieſe bedenkliche Wanderſchaft und in dieſer Schutzbedürftigkeit hergetrieben habe.

Cäſarea aber bemühte ſich mit herzlicher Theilnahme um die Unglückliche, die jetzt einer Ohnmacht nahe ſchien, indem ſie ihr den Hut abnahm, ihr mit einer ſtärkenden Eſſenz die Stirn rieb, und ſie dann liebkoſend und unter freundlicher Zuſprache nöthigte, in einem Lehnſeſſel Platz zu nehmen.

Der Herzog half ſie dorthin geleiten, und ſetzte ſich dann mit ſeiner Gemahlin ihr gegenüber auf den Divan.

Nachdem man ihr eine Pauſe zur Erholung gegönnt, ſagte der Herzog mit wohlwollender, aber ernſter Stimme: Gräfin Eliſabeth, ich will Ihnen das Bekenntniß Ihrer Lage erleichtern, die ich zu kennen

glaube und deren unglückliche Wendung ich ſchon im vergangenen Sommer ahnte, als ich bei einer damaligen großen Treibjagd Ihrem Herrn Vater auf ſeinem benachbarten Landſchloß meinen Beſuch machte! Ich bemerkte da Manches, was mich Ihretwegen zu beunruhigen anfing, und ich fürchte, daß jetzt ſchon dieſe Beſorgniſſe an Ihnen in Erfüllung gegangen ſind. Iſt Pfaffenrath noch der Kammerdiener des Grafen Solms?

Eliſabeth fuhr bei dieſer unmittelbaren Frage erſchrocken zuſammen und verbarg ihr Geſicht, das plötzlich in einer dunklen Gluth aufzugehen ſchien, in ihren weißen, zitternden Händen. Dann blickte ſie langſam wieder empor und ſagte mit einer ſtillen, gefaßten Ruhe, welche ebenſo ſehr die Reinheit ihres Herzens, wie die Kraft ihrer Entſchlüſſe auszudrücken ſchien: Herr Herzog, Sie ſind ein großer Arzt, der ſogleich die Stelle der Wunde berührt, auf der ſie in ihrem innerſten Urſprung brennt und fiebert! Sie kennen meine Anſichten über die Stellungen und Rückſichten der Geſellſchaft, und ich darf es wohl geſtehen, daß ich mich darin als Ihre Schülerin betrachte, wenn ich den Entſchluß faßte, nur das Herz und den Gedanken zum entſcheidenden Werkmeiſter meines Lebens zu machen! Sie erzeigten mir öfter die Ehre, mit mir über dieſe Gegenſtände zu disputiren, und ich erinnere mich noch, wie entzückt ich einſt geweſen, als Sie meine Philoſophie, die freilich mädchenhaft genug war, lobten und mir wünſchten, daß unſer Syſtem das

Herzens, wie Sie es nannten, von mir stets siegreich und ohne jeden blutigen Zusammenstoß behauptet werden möchte! Ach, Herr Herzog, der blutige Zusammenstoß ist nicht ausgeblieben!

Sie haben mich mißverstanden! entgegnete der Herzog betroffen und lebhaft. Als ich damals bei unserm Gespräch, dessen ich mich noch sehr wohl erinnere, Ihrem Herzen jeden glücklichen und angemessenen Sieg wünschte, im Gegensatz zu der armseligen Convenienz, die in unsern Stellungen oft so unmenschliche Opfer fordert, da glaubte ich nicht, daß dies Ihr Herz mit seinen schönen Grundsätzen auf eine so gefährliche Probe gestellt werden könnte! Ein gutes System kann auch zu einem schlechten werden, wenn wir es unter falschen Umständen anwenden, und sein ideelles Ziel durch Aufnahme praktischer Unmöglichkeiten zur Fratze verzerren! Aber verzeihen Sie mir diese Weisheit, die Ihnen wahrscheinlich höchst überflüssig erscheinen wird, und geben Sie mir ein Recht, über Ihr Verhältniß zu Pfaffenrath, um das es sich vielleicht in diesem Augenblicke mehr als je handelt, bestimmter urtheilen zu dürfen.

Ich komme, um Ihren Rath, Ihre entscheidende Bestimmung darüber anzustehen! entgegnete Elisabeth, indem sie, ihr Haupt auf die Brust senkend, das Zeichen einer würdevollen Unterordnung machte.

Cäsarea richtete die Blicke gespanntester Erwartung bald auf sie, bald auf den Herzog.

Elisabeth zögerte weiter zu sprechen, und diese Pause schien den Herzog ungeduldig zu machen. Er sagte endlich rasch: Ich will Ihnen sagen, wie ich die Sache ansehe. Als ich das Schloß Ihres Herrn Vaters besuchte, bemerkte ich sogleich, was Niemanden entgehen konnte, daß der junge Pfaffenrath Ihnen eine außerordentliche Verehrung widmete, die weit über seine dienende Stellung in diesem Hause hinausging. Aber auch das Wesen des jungen Mannes überragte die Dienstbarkeit so weit, daß ich zuweilen auf den Gedanken kam, ihn für einen verkleideten Prinzen zu halten, der, wie in den Zeiten der alten romantischen Minne, unter der Maske des Dieners sich in das Haus seiner Angebeteten eingeschlichen hätte. Ich veranlaßte ihn öfters zu einer Unterhaltung, und bemerkte dann mit Erstaunen einen feingebildeten Geist, ausgebreitete, selbst wissenschaftliche Kenntnisse, eine ungewöhnliche Urtheilsgabe, welche besonders die Dinge des Staats auf eine glänzende Weise traf. War es ein Wunder, daß die Erscheinung dieses Mannes in Ihrem Hause Ihre Aufmerksamkeit fesselte? Man sah, verzeihen Sie es mir, Gräfin Elisabeth, daß seine stummen Huldigungen Ihnen nicht gleichgültig blieben. Aber Ihr Herr Vater wetteiferte gewissermaßen mit Ihnen in dieser Neigung für Pfaffenrath, den er nicht mehr an seiner Seite entbehren zu können schien und dem er die wichtigsten Geschäfte anvertraute, sogar in den Angelegenheiten der Familie und der Verwaltung

seiner Guter. Ich gestehe, daß meine Besorgnisse für Sie rege geworden waren, für Sie, deren feuriger poetischer Geist sich stets dem Außerordentlichen, allem Hergebrachten Widersprechenden zugewandt hatte. Aber wenn ich die Folgen erwog, die bei Ihrer leidenschaftlichen Natur sich leicht unheilvoll für alle Ihre Verhältnisse gestalten konnten, so fühlte ich mich wieder beruhigt, weil der alte wackere Herr v. Solms-Lich sich mit seiner Tochter in derselben Lage befand, und darum seine Gefährtin in diesem Labyrinth der Neigung wohl zur rechten Zeit schützen würde. Aber wie verzaubert kamt Ihr mir Alle diesem jungen Menschen gegenüber vor, der scheinbar Euer Kammerdiener, in Wahrheit aber Euer Herr, Gebieter und Orakel in allen Euren Angelegenheiten war und um den sich Alles drehte, Euer Interesse wie Euer Wille. Noch nie in meinem Leben habe ich ein ähnliches Schauspiel gesehen.

Schonen Sie mich, Herr Herzog, unterbrach ihn Elisabeth mit ängstlich flehender Stimme. Malen Sie das Bild unserer Verwirrung nicht in zu scharfen Zügen vor mir aus! Jedenfalls seien Sie versichert, daß auf dem innersten Grunde dieser wunderlich aussehenden Verhältnisse eine ächte Neigung und eine tiefe, große Liebe emporgewachsen war. Wo diese waltet, müssen alle anderen Rücksichten schweigen. Auf diesem Punkt verändert die Welt sich nicht, wie viele Jahrtausende sie auch in ihrem Lauf beschreiben möge.

Aber werden Sie es denken können: die Lage verwickelte sich so seltsam, daß mein Vater eifersüchtig auf mich wurde, und durch die freimüthig dargelegte Liebe Pfaffenraths nicht sowohl seine Standesehre, als vielmehr seine eigene Neigung für seinen Liebling verletzt empfand! Er warf mir vor, daß ich eine Intrigue angezettelt, daß ich Pfaffenrath zu dieser Erklärung gereizt, um ihm dadurch seinen begünstigten und allbeneideten Diener zu verleiden und ihn zum Verstoßen desselben zu bewegen. Als ich ihm bei Gott und meiner Liebe betheuerte, daß zwischen mir und Pfaffenrath ein ernstes, heiliges, auf nothwendige Uebereinstimmung der Herzen und der Geister begründetes Verhältniß bestehe, schlug er mich, und erklärte mir, die ich in grenzenlosem Elend in mir zusammensank, seinen Fluch. In derselben Nacht verließ ich allein das Schloß und nahm von Niemanden Abschied, auch nicht von Pfaffenrath. Er sollte mich nicht eher wiedersehen, als bis das Schicksal unsere Liebe geprüft und für vollgültig und unantastbar vor aller Welt erklärt hätte. Dies Schicksal zu suchen und herauszufordern, wollte ich mich aufmachen zu einer einsamen, dem Verhängniß muthig entgegengehenden Pilgerschaft. Alle guten Engel müssen meine Leitsterne auf diesem Wege gewesen sein, denn sie führten mich zuerst hierher, wo ich von der überlegenen Weisheit guter und großer Menschen einen milden Spruch, eine hülfreiche Lösung erwarten darf!

Sie ſank nach dieſen Worten erſchöpft in den Seſſel zurück, und blickte ſtarr und regungslos vor ſich nieder. Ihre Wangen ſchienen noch bleicher und durchſichtiger geworden, und ein bitterer Gram umſpielte den feingezeichneten, nur zu Lachen und Genuß geſchaffenen Mund.

Der Herzog Anton Ulrich war in heftiger Bewegung aufgeſprungen und ſchritt einige Male in dem Gemach auf und nieder, indem er, wie im Kampf mit ſich ſelbſt, lebhaft und eifrig über Etwas nachzudenken ſchien.

Dann ſtand er plötzlich mit einem ſehr ernſten Ausdruck vor Eliſabeth ſtill und, ſie lange mit ſeinen großen forſchenden Augen betrachtend, ſagte er darauf zu ihr: Lieben Sie wirklich den Pfaffenrath? Gehen Sie darüber in ſcharfer Selbſtprüfung mit ſich zu Rathe, und dann will ich Ihnen meine eigene Entſchließung mittheilen!

Ich für meinen Theil — fuhr er nach einer Pauſe fort — kann Ihnen zuerſt ſagen, daß auch ich dieſen Menſchen liebe und ſchon oft an ihn gedacht habe. Er iſt in meinen Augen ein wahrer Phönix, aufgeſtiegen aus dem räthſelhaften Dunkel ſeiner Geburt in einer wunderbar leuchtenden Geſtalt, die ebenſo geheimnißvoll anziehend, als glückverbreitend iſt, wo ſie ſich zeigt. Aber ehe ich mich entſcheide, muß ich erſt von Ihnen hören, ob Sie ſeiner gewiß zu ſein glauben und ob ihm das Kleinod einer Seele, wie der Ihrigen, ganz allein gehört? Pfaffenrath weiß nichts

um Ihre Flucht, wie Sie ſagen; vielleicht haben Sie ſich auch ihm entziehen wollen?

Ich habe mich ihm entzogen, um ihn mir auf ewig zu gewinnen! entgegnete Eliſabeth mit einem wunderbar aufblitzenden Feuer der ſchwarzen Augen. Ich traue mir, dem ſchwachen, losgeriſſenen Mädchen, die Kraft zu, in dieſer weiten fremden Welt mir einen ſelbſtſtändigen Punkt zu erobern, auf dem ich dann in meinem eigenen Recht daſtehen und den Freund, den treuen und nie aufzugebenden, zu mir herüberziehen werde. Sie ſehen, Herr Herzog, ich werde nur noch ſtolzer, je unglücklicher ich werde!

So liebe ich die große Seele einer deutſchen Frau! entgegnete Anton Ulrich mit hingeriſſener Wärme. Ich bin Ihr Freund und werde als ſolcher die Sorge übernehmen, Ihre Angelegenheit zu ordnen. Bleiben Sie bei uns, Eliſabeth! Ich werde meine Frau bitten, ihre Oberhofmeiſterin zu beauftragen, daß die Zimmer zu Ihrer Aufnahme auf dieſem Flügel des Schloſſes ſogleich eingerichtet werden. Sie ſind dann ſo lange unſer Schützling und Gaſt, bis ſich eine andere Wendung Ihres Schickſals zu Ihrer Zufriedenheit darbietet. An Ihren Herrn Vater ſende ich zur Stelle einen Courier ab, um ihm meine Vorſchläge zu überbringen. Mit demſelben Courier werde ich auch an Pfaffenrath die Aufforderung gelangen laſſen, in meine Dienſte zu treten.

Sie wollen ihn in Ihre Dienſte berufen? fragte Eliſabeth, einen Augenblick freudig aufathmend.

Ja, ich will ihn zu meinem Hof- und Regierungs-Rath ernennen! ſagte der Herzog nach kurzem Beſinnen. Er ſoll eine Stelle einnehmen, die vor Kurzem erledigt worden, und die ihn als meinen erſten Rath und Diener an meine Seite verſetzt. Es ſcheint zwar ein großer Sprung, plötzlich vom Kammerdiener zum Regierungsrath aufzuſteigen, aber der Sprung iſt auch wieder nicht zu groß, wenn man Pfaffenrath kennt, wie ich ihn kenne, und wenn man, wie ich, der Meinung iſt, daß die Staatsverwaltungen am beſten durch unſtudirte Männer, die den geſunden Menſchenverſtand und das praktiſche Geſchick haben, geleitet werden können. Ja, ſo ſoll es ſein, wie man mich auch wieder im lieben deutſchen Lande deshalb verläſtern möge! Pfaffenrath iſt ein ausgezeichneter Kopf. Als ich mich das letzte Mal mit ihm unterhielt, ſtellte er mir die merkwürdigſten Anſichten auf, wie ein Staat regiert werden müſſe, was mich erſt ergötzte, nachher aber zum ernſteſten Nachdenken veranlaßte. Er bat mich ſchon damals, ihn in meine Dienſte herüberzunehmen, und er glaubte ſich zum Secretär empfehlen zu können. Vielleicht wird aber gerade ein Bedienter ein guter Regierungsrath, weil er dann als Regierungsrath nicht mehr Bedienter ſein wird. Ich habe von jeher die ſelbſtſtändigen und ſelbſtdenkenden Köpfe geliebt.

Eliſabeth war aufgeſprungen und hatte ſich dem Herzog mit einem glühenden Ausdruck der Dankbarkeit in ihren Augen und Geberden genähert. Sie ſchien

im Begriff, ihm zu Füßen zu ſinken, woran ſie aber der Herzog mit mildem Ernſt verhinderte, indem er die ſchöne bewegte Geſtalt in ſeinen Armen zurückhielt.

Er geleitete ſie ſanft wieder zu ihrem Seſſel hin und ſagte mit der gemüthlichſten Freundlichkeit zu ihr: Wird es der Gräfin Eliſabeth von Solms-Lich nun genügen, künftig die Frau Hofräthin Pfaffenrath zu ſein? Dies ſcheint freilich die Bedingung, unter der wir zuſammenbleiben werden, Eliſabeth! Aber es handelt ſich für Sie nur um einen Namen. Und was iſt ein Namen in der Welt? In Ihrer geſellſchaftlichen Stellung ſollen Sie nichts einbüßen. Denn Sie ſollen die erſte Ehrendame meiner Gemahlin werden und dadurch ſtets den erſten Platz an unſerm Hofe behaupten!

Eliſabeth ergriff die Hand des Herzogs und drückte mit einem ſtummen langen Dank ihre Lippen darauf. Dann ſank ſie von der Erſchöpfung, die ſich ihrer nach ſo außerordentlichen Vorgängen endlich bemeiſterte, ohnmächtig zurück und ſchloß mit einem leiſen Seufzer ihre Augen.

Die Herzogin nahm ſie in ihre Arme und bemühte ſich ſo lange um ſie, bis Eliſabeth mit Hülfe der herbeigerufenen Kammerfrauen in die ihr beſtimmten Zimmer gebracht werden konnte.

Der Herzog begab ſich in ſein Arbeits-Cabinet, um alle Anordnungen zur ſofortigen Ausführung ſeines Vorſatzes zu treffen.

III.

Die Trauung auf dem Schlosse.

Einige Tage darauf war an die gesammte Hofgesellschaft in der herzoglichen Residenz Meiningen die feierliche Einladung ergangen, zu einem großen Abend-Cirkel in Gala auf dem Schlosse zu erscheinen.

Eine Einladung dieser Art war in der letzten Zeit sehr selten gekommen, und der ganze Adel von Meiningen war darüber um so mehr in Aufregung gerathen, als damit die seltsamsten Gerüchte über gewisse Vorgänge, die im Innern des Schlosses in der letzten Zeit stattgefunden haben sollten, in Verbindung gesetzt wurden.

Die Meininger Aristokratie war darum im höchsten Grade auf den heutigen Abend gespannt, von dem man in jedem Betracht etwas Entscheidungsvolles und jedenfalls einige Aufklärung über die neuen Geheimnisse im herzoglichen Schlosse erwartete. Ob diese Auf-

klärung zur Zufriedenheit der betreffenden Gesellschaft ausfallen würde, darüber war man in noch peinigendere Zweifel eingetreten.

Der Meininger Landesadel hatte am Hofe des Herzogs Anton Ulrich bereits die Stellung einer Oppositionspartei einnehmen müssen, von deren Sieges-Trophäen aber nur in sehr vereinzelten Fällen die Rede sein konnte, und die längst in eine für das Standesprinzip durchaus nicht günstig stehende Defensive zurückgedrängt worden war. Die neuesten Gerüchte aber, die sich vom Schlosse her verbreitet, waren so bedenklicher Art, daß sich die Adelspartei nur auf eine neue Niederlage, vielleicht die schlimmste von allen, die man noch erlebt, gefaßt machen zu müssen glaubte.

Bis jetzt arbeitete man sich aber noch an sehr dunklen und formlosen Angaben ab, denn bei der Schweigsamkeit, die auf dem Schlosse herrschte und auf welche der Herzog mit besonderer und sehr gefürchteter Strenge hielt, hatte man noch nicht einmal den Namen der jungen fremden Dame, die auf dem Schlosse und in der nächsten Umgebung der Herzogin Aufnahme gefunden haben sollte, mit Gewißheit erfahren können.

Indeß wurde nichts versäumt, um in der Form des Erscheinens dem heutigen Hofcirkel jeden ausgesuchten Glanz zu verleihen und dabei die Stellung des Adels im ganzen Umfang einer bevorzugten Repräsentation, die schon bei der Toilette begann, wahrzunehmen. Ja, man schien sich in der ganzen Gesellschaft

das Wort gegeben zu haben, ohne daß man die eigentliche Bedeutung des heutigen Hoffestes kannte, doch bei demselben den strahlendsten Standes-Luxus in einer Weise zu entfesseln, wie man es wohl von dem Hoflager in Paris in staunenerregenden Zeitungsartikeln gelesen, wie er aber an den kleineren deutschen Höfen erst seit Kurzem in diesem überschwänglichen Prunk in Aufnahme gekommen war.

Auf der anderen Seite wußte man auch wieder, daß man durch diese prachtvollen Aeußerlichkeiten den Sinn des Herzogs Anton Ulrich traf, und auf diesem Wege am ersten das Standesprinzip wieder zu einiger Versöhnung mit dem eigenthümlich abgeneigten Geist dieses Fürsten hinüberführen konnte. Anton Ulrich war in seinem eigensten Wesen verschwenderisch geartet, denn obwohl es in seiner Hofhaltung selbst noch immer bürgerlich und nüchtern aussah, besonders gegen den ganz im französischen Styl eingerissenen, übermäßigen Prunk, in dem mehrere süddeutsche Höfe dieser Zeit sich gefielen: so verausgabte doch auch der Meininger Herzog für einzelne Liebhabereien, für sein Militär, für Anlagen und Bauten, für kostbare alte Werke zu seiner wohlgepflegten Bibliothek, zuweilen auch für ein besonderes Fest, auf dessen Ausstattung es ihm gerade ankam, ungeheure Summen, die mit den Landeseinkünften wohl in keinem Verhältniß stehen mochten.

Seine geringe Werthschätzung des Geldes schien

aber in dieser Beziehung um so gefährlicher, als er damit nicht etwa seinen Mode-Tribut an die Verschwendungssucht abtrug, welche die europäischen Höfe damaliger Zeit allgemein charakterisirte, sondern in dieser Richtung vielmehr blos seinem Naturell und seiner Laune zu folgen schien.

Die geladene Hofgesellschaft hatte sich um die befohlene Stunde ungemein pünktlich in den Sälen des Schlosses eingestellt. Der Herzog und die Herzogin waren noch nicht erschienen, und man unterhielt sich in einzelnen, sehr bewegten Gruppen über den Stand der Tagesanlegenheiten, unter denen aber lediglich die über dem Horizont des Hofes schwebenden äußerst drückenden Geheimnisse verstanden wurden.

Weil der Herzog äußerst scharf hörte und in einem Neben-Cabinet verborgen sein konnte, wagte man sich nur in verstohlenen und abgerissenen Andeutungen geben zu lassen. Auch hielt Anton Ulrich mitten in der Hofgesellschaft seine Kundschafter, durch welche er, wie man wußte, sehr genau über alle Persönlichkeiten an seinem Hoflager unterrichtet wurde.

Am allerwenigsten geneigt schien jedoch auch heute die Frau Landjägermeisterin von Gleichen, durch Rücksichten dieser Art ihren lebhaften Eifer und ihre berühmte Zunge einengen zu lassen. Frau von Gleichen war eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen dieses Hofes, und sie hatte sich in der letzten Zeit um so beliebter und angesehener in ihrem Kreise gemacht,

als ſie es zugleich mit vieler Energie unternommen, eine Partei zu organiſiren und an die Spitze derſelben zur Vertheidigung der Standes-Intereſſen gegen die Willkür und Eigenmacht des Herzogs zu treten.

Amelie war die eigentliche Seele dieſer Beſtrebungen am Hofe Anton Ulrichs geworden, und wirkte darin um ſo mehr, als ihr bedeutend älterer Gemahl, der Herr Landjägermeiſter, der ein unbedingtes Inſtrument ihres Willens und ihrer Laune war, durch ſeine hohe Stellung wie durch ſein Vermögen und ſeine Verbindungen einen weitreichenden Einfluß übte. Der Herzog ſchien die mächtigſte Feindin in ſeiner Umgebung ſehr wohl zu kennen, hatte aber bis jetzt mit der reizenden, koketten Frau mehr darüber geſcherzt, als daß er in einem ernſten Sinne ihre principielle Widerſtandsluſt aufgenommen hätte.

Frau von Gleichen, die heut in der ausgeſuchteſten Pariſer Toilette ſtrahlte und namentlich ihre glänzende Coiffure unmittelbar vom Hofe Ludwigs XV. entlehnt zu haben ſchien, hatte an dieſem Abend gleich ihren Eintritt in den herzoglichen Empfangſaal durch eine ungemein herausfordernde Miene und durch ein ſpöttiſches Zucken um ihren ſonſt ſo anmuthigen Mund bezeichnet.

Es konnte nicht fehlen, daß ihre Anhänger und Bewunderer darin die offene Kriegserklärung laſen und ſich ſofort um die kleine Frau wie um ihre Heldin ſchaarten, um von derſelben die Parole des heutigen

Abends zu empfangen. Amelie gab ſich allerdings den Anſchein, mehr von den geheimen Vorgängen zu wiſſen, als ihr in der That bekannt ſein konnte, aber ihre Verhaltungsmaßregeln, die ſie an einige ihrer vertrauteſten Cavaliere austheilte, ergingen ſich gleichwohl nur in Allgemeinheiten, die darauf hinausliefen, in geſchloſſener Reihe einen geſinnungskräftigen Phalanx zu bilden und, was auch kommen möge, nicht zu wanken und durch kein Zugeſtändniß irgend einer Art der Partei etwas zu vergeben.

Nachdem ſie ſolche Aufmunterungen nicht immer ganz leiſe und vorſichtig umhergeſtreut hatte, ſtellte ſich Frau von Gleichen, die runden ſchwellenden Arme über der Bruſt gefaltet, in einer ernſt ſinnenden und jedenfalls ſehr bedeutungsvollen Poſition in der Mitte des großen Saales auf. Ihre kleine bewegliche Geſtalt, die ſonſt am meiſten im Tanzſaal bewundert wurde, hatte ſich im Vollgefühl dieſes Augenblicks faſt zum Ausdruck einer ſtolzen Kriegsgöttin erhoben.

So ſtand ſie, dem Eintritt des herzoglichen Paares entgegenharrend, in der Mitte ihrer dichtgedrängten Verehrer da, unter denen der Lieutenant von Boſt und der Hoftheater-Intendant von Meerfeld im Fall eines Treffens am dichteſten neben ihr ſtehen zu wollen ſchienen.

Endlich wurden die großen Flügelthüren in der Mitte des Saales geöffnet, und der Herzog und die Herzogin traten Arm in Arm mit einem heitern und

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT,T. FN. 0229/032

glückverheißenden Lächeln, welches die nach allen Seiten hin gespendeten Grüße begleitete, heraus.

In ihrem Gefolge, in dem die ersten Hofchargen und dienstthabenden Cavaliere erschienen, sah man zwei Fremde, auf welche sich die allgemeine Aufmerksamkeit der Gesellschaft richtete. Man erblickte eine junge, schöne, prächtig geschmückte Dame, deren Persönlichkeit, wie aus der in der Gesellschaft entstehenden Bewegung hervorzugehen schien, Mehreren bekannt war. Diese Dame erschien am Arm eines jungen, in einen schwarzen Civil-Anzug gekleideten Mannes, dessen Aeußeres in jeder Weise einen ausgezeichneten und außerordentlichen Charakter trug und den man anfangs für eine hohe fürstliche Person von einem benachbarten Hofe halten zu wollen schien. Man vermißte jedoch den Stern auf seiner Brust, und einige tiefer blickende Feinkenner in der Gesellschaft wollten auch die Haltung, in welcher sich der Unbekannte am Arm der jungen Reichsgräfin darstellte, keineswegs untadelhaft und einer fürstlichen Persönlichkeit angemessen finden.

Es entstand ein unwillkürliches Geflüster über ihn, das aber durch die ruhebefehlenden Blicke, welche die Frau Landjägermeisterin auf ihre Vasallen schleuderte, wieder zum Schweigen gebracht wurde.

Ich bitte, sich ganz still zu verhalten! hatte Frau von Gleichen leise ihren Winken hinzugefügt. Ich kenne ihn, es ist der Bediente des Grafen von Solms-Lich, Namens Pfaffenratz. Ich habe ihn auf dem Schlosse

des Grafen geſehen, als wir in dieſem Sommer bei ihm waren. Und an ſeinem Arm führt er die Tochter ſeines Herrn, wie ein Bräutigam die Braut. Das Erſcheinen dieſer beiden Leute bei unſerm Herzog bedeutet nichts Gutes. Ah, mon Dieu, mon Dieu, was ſind das für beſtialiſche Connexionen, und was ſoll am Ende an unſerm Hofe daraus werden? Aber Mesdames et Messieurs, ich bitte, ſich vor allen Dingen ſtill zu verhalten!

Der Herzog, der in einer ſelten von ihm angelegten Staats-Uniform erſchienen war, und darin einen feierlicheren Ausdruck als gewöhnlich beobachtete, ſchritt jetzt auf die Gräfin Eliſabeth von Solms-Lich zu und führte ſie an ſeiner Hand in die Mitte des Saales, indem er ſie, in beſonders verbindlichen Ausdrücken für dieſelbe, dem verſammelten Hofe vorſtellte.

Ich beſtimme auch, fügte er hinzu, daß die Gräfin fortan den Vorrang vor allen andern Damen unſers Hofes habe, an dem ſie eine bleibende und unſern hohen Wünſchen entſprechende Stellung einnehmen wird. Sie vermählt ſich heute, wozu ich die verehrte Verſammlung als Zeugen berufen habe, mit meinem neuernannten Hof- und Regierungsrath Herrn Pfaffenrath, den ich hiermit ebenfalls dem Hofe vorſtellen zu dürfen bitte. Er wird mir ein treuer Diener, Freund und Rathgeber ſein, und ich habe ſprechende Beweisſtücke in Handen, die mein ihm zugewandtes gnädigſtes Wohlwollen rechtfertigen, weshalb ich meiner Bevor-

zugung für ihn durch die ihm allerseits gebührende Achtung entsprochen sehen will!

Es richteten sich bei diesen merkwürdigen Worten die Blicke Aller auf den jungen Pfaffenrath, der auf den Wink des Herzogs hervorgetreten war und sich mit einem freien, durchaus musterhaften Anstande, der die früheren vorlauten Tadler seiner Bewegungen beschämen konnte, der Gesellschaft begrüßend gegenübersstellte.

Man hätte ihn seinem Auftreten nach für einen Hofmann aus alter Schule und von den gewiegtesten Erfahrungen gelten lassen können, wenn nicht seine auffallende Jugend, die ihn höchstens in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren erscheinen ließ, dieser Voraussetzung von vornherein widersprochen hätte. Er war von mittlerer Größe und einem feinen, schlanken, mehr zierlichen, als kräftigen Wuchs, jedoch verrieth die feste Abgeschlossenheit seines Auftretens, wie die sichere Zusammengenommenheit aller seiner Bewegungen, daß dieser junge, so arglos und unbefangen aussehende Mann zugleich eine ungewöhnliche Energie in sich trage und nur das Maß derselben von der Stärke seines persönlichen Willens abhängig gemacht habe.

So glitt sein ruhiges blaues Auge, in dem hin und wieder einige geheimnißvolle Lichter aufblitzten, mit einem sanften Schimmer über die Versammlung hin, und schien dieselbe mit seinem Gruß zugleich beherrschen zu können. Sein blondes, glattgekämmtes

Haar, welches eine hohe charaktervolle Stirn dicht umfloß, schien sein Aeußeres noch unschuldiger und harmloser zu machen. Aber es lag in dem ganzen Zusammenhang seiner Erscheinung Etwas, das einen räthselhaften und spannenden Eindruck erregte und bei allem Anziehenden, das seiner Persönlichkeit nicht abzusprechen war, eine ganze Reihe unklarer und zum Theil ungünstiger Vorstellungen eröffnete.

Noch schwerer als diese Persönlichkeit war aber die Wirkung zu schildern, welche das plötzliche Erscheinen der beiden neuen Gestalten und die sie betreffende Ankündigung des Herzogs auf den gesammten Hofkreis hervorgebracht hatte. Es war in demselben eine tiefe regungslose Stille eingetreten, und eine Bestürzung, die auf manchen Gesichtern einer vollständigen Betäubung glich, hatte sich allgemein durch den Saal verbreitet. Alle Zungen schienen gefesselt, Niemand vermochte sich auch nur eine leise Aeußerung abzuringen, und das Hof-Ceremoniel selbst erschien in größter Gefahr, denn man hatte es noch versäumt, der Vorstellung des Herzogs durch die nöthigsten Höflichkeitsbezeugungen zu entsprechen, sondern man stand wie gelähmt in einzelnen stummen Gruppen umher, mit einem beispiellos verlegenen und verkniffenen Ausdruck, der schon fast beleidigend für die herzoglichen Hoheiten selbst werden mußte.

Es war aber auch dieser Gesellschaft mit einem Schlage zu viel geboten worden, was gegen alle ihre

Sympathieen und Voraussetzungen, gegen ihre Gesetze und Bedingungen verstoßen mußte! Ein junger abenteuerlicher Mensch, ein Kammerdiener, über den in der letzten Zeit die wunderlichsten Gerüchte öffentlich umherliefen, war ihnen plötzlich als der neue Hof- und Regierungsrath des Meininger Landes vor Augen geführt worden. Er sollte nicht nur eine Stelle einnehmen, bei deren Erledigung man einen Würdigeren und Vornehmeren aus dem Kreise des landeseingesessenen Adels berücksichtigt zu sehen gehofft, sondern er war ihnen zugleich, und ebenfalls ohne alle Berechtigung und Motivirung, als Bräutigam der jungen Gräfin von Solms vorgestellt worden, die aus einer der ersten deutschen Reichsfamilien stammte und die im Begriff schien, als Opfer dunkler Intriguen und jedenfalls mit Unterstützung des Herzogs von Meiningen eine Mesalliance ohne Gleichen zu begehen!

Die Frau Landjägermeisterin war wieder die Erste, welche sich dazu erbob, ihre Kräfte und ihr Bewußtsein zu sammeln und, wie es ihr als Chef einer Partei zukam, mit einer den Angriff organisirenden Aeußerung voranzugehen.

Man hat uns also wieder einen neuen Ruinirer des Standesprinzips an unserm Hofe beschceert! sagte sie zu dem Lieutenant von Vost an ihrer linken Seite, freilich noch mit sehr leise flüsternden Accenten.

Dann wandte sie sich zu dem auf ihrer rechten Seite huldigenden Hoftheater-Intendanten von Meerfeld

und ſagte zu demſelben mit ſchon etwas ſtärkerer Aus-
autung der Stimme: Glauben Sie denn, daß der alte
Graf von Solms-Lich ſeine Einwilligung zu einer ſo
ſcandalöſen Heirath gegeben haben wird? Ich für mein
Theil glaube das nun und nimmermehr, denn ich würde
ſonſt meinen alten Freund hier als perſönlichen Zeugen
dieſer extremement miraculös proclamirten Heirath er-
blicken!

Die Herren von Boſt und von Meerfeld ſchienen jetzt
ganz genau zu wiſſen, was ſie von dieſer am Hofe
vorgehenden wichtigen Angelegenheit zu halten hatten.
Sie theilten das, was die Frau von Gleichen geſagt
hatte, ihren Nächſtſtehenden mit, und dieſer ganze
Kreis der Hofgeſellſchaft, der für ſich einen kriegeriſchen
Phalanx in der Mitte des herzoglichen Salons zu bilden
ſchien, gerieth nun bald in eine lebhaftere Bewegung
und zeigte eine durch das Vorgehen der ſchönen bos-
haften Frau ſichtlich ermuthigte Haltung.

Frau von Gleichen ſtand ſchon triumphirend mit
ihren anmuthig ineinandergeſchlungenen Armen da und
wiegte ihr hoch emporgehobenes Köpfchen mit ebenſo
viel Trotz als Behagen, denn ſie fühlte in dieſem
Moment, daß es ihr gelingen werde, dieſe Situation,
in der ſie ſich außerordentlich überlegen vorkommen
wollte, zu einem Sieg für die Partei des Meininger
Adels zu wenden und dadurch Rache für alle dem-
ſelben vorangegangenen Beeinträchtigungen zu finden.

Die Stockung, welche plötzlich in der ganzen Scenerie

der Gesellschaft eingetreten war, nachdem der Herzog das junge Paar vorgestellt, schien ihren übermüthigen Erwartungen eine augenblickliche Bestätigung zu geben.

Die schöne Frau von Gleichen glaubte nicht herausfordernd und muthwillig genug aussehen zu können, und indem sie, noch immer auf demselben Fleck stehend, sich in ihrer lebhaften Phantasie stillschweigend etwas vorgesticulirte, machte sie dabei die drolligsten Capriolen, in denen sie eine besondere Virtuosität besaß. In demselben Augenblick aber mußte sie plötzlich lachen, denn ihre Blicke begegneten sich mit denen ihres Ehegemahls, der ihr an einer andern Stelle des Saales gegenüberstand und ihrem Wesen mit sichtlicher Angst zusah.

Es schien sich eine nicht geringe Besorgniß auf dem großen, breiten Gesicht des alten Herrn abzumalen, und indem er mit gerungenen Händen auf und nieder ging, richtete er von Zeit zu Zeit die flehentlichsten Blicke auf seine junge Gattin, von deren Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit er eine neue Verlegenheit für seine Person und seine Stellung erwarten mochte.

Voilà mon beau et bon morceau de mari, wie er sich schon abängstigt, durch mich compromittirt zu werden! sagte sie, sich belustigend, zu ihrem bevorzugten Vertrauten, dem Lieutenant von Bost. Aber nur getrost, Nichts darf uns abhalten, unsern Gegnern heute eine beispiellose Niederlage zu bereiten! Wir müssen unsern Widerstand heute in eine Zurückhaltung kleiden, die nicht anders als überwältigend wirken kann,

und unſere Feinde an ihrer eigenen Verlegenheit erſticken laſſen wird!

Der Herzog, der ſich auf ſeiner Runde durch den Saal ſchon ſeit einiger Zeit in ihrer Nähe befunden und in dieſem Augenblick wieder an ihr vorüberſchritt, drohte ihr auf eine anſcheinend ſchalkhafte, aber zugleich ziemlich ernſt bezeichnende Weiſe mit dem Finger. Amelie erſchrak und erbleichte, denn ſie glaubte aus der Miene des Herzogs zu entnehmen, daß er, der faſt Alles hörte, was in ſeiner Umgebung geſprochen wurde, auch ihre vor Kurzem gethanen Aeußerungen ſich hinlänglich angeeignet habe.

Er ſtand jetzt vor ihr ſtill und betrachtete ſie, ihr mit dem Kopfe zunickend, mit einem ſeltſamen Lächeln. Es dauerte zu lange, ehe er ſie anredete, als daß nicht Frau von Gleichen, die innerlichſt den Herzog fürchtete und ſich in jeder Weiſe von ihm durchſchaut fühlte, während dieſer ängſtlichen Pauſe in ein leiſes Erzittern gerathen wäre. Sie ſenkte die ſchönen langen Wimpern über die Augen, um ſich ſeinen durchbohrend auf ihr ruhenden Blicken zu entziehen, und war endlich froh, als er ſie, wenn auch mit einem unverkennbaren ſchneidenden und ſpöttiſchen Ausdruck, anredete.

Ich begrüße meine liebenswürdige, aber unerbittliche Feindin! ſagte er, ihr die Hand reichend. Alſo auch die extremement miraculös proclamirte Heirath findet Ihren Widerſtand?

Frau von Gleichen ſah, erbleichend und erröthend

zu gleicher Zeit, durch die Wiederholung der von ihr gebrauchten Worte bestätigt, was sie gefürchtet hatte.

Der Herzog fuhr in demselben scherzenden, aber unangenehmen Ton fort: Vielleicht würden Sie schon billiger denken, meine schöne Feindin, wenn Sie Ihr Französisch in unser liebes gutes ehrliches Deutsch, um das ich schon so oft an diesem Hofe gebeten habe, sich übersetzen wollten. Dann würde es sich allerdings noch um eine außerordentlich wunderbar angekündigte Heirath handeln, aber ein Wunder ist und bleibt es immer, wenn zwei edle und gute Herzen sich durch eine Welt voll elender Rücksichten hindurch zu einander finden und wenn ihr Schlag stark genug wird, um den Ruf der Vorurtheile und der Satzungen zu übertönen. Und seit wann ist denn Frau von Gleichen so sehr gegen alle Mirakel? Als die schöne Frau im vergangenen Sommer den Herrn Gemahl nach mehrjährigem fruchtlosen Harren mit dem ersten Knäblein beschenkte, schrie auch alle Welt Mirakel, aber Frau von Gleichen sah ein fröhliches Wunder des Herrn darin, nahm ihren Buben an ihr Herz und dankte ihrem bon Dieu für diese neueste Offenbarung im Fleische!

Der Herzog war boshaft genug gewesen, diese letzte Aeußerung, durch welche er der Frau Landjägermeisterin vielleicht nicht so nahe treten wollte, als sie es gleichwohl in diesem Augenblicke empfand, keineswegs mit einer schonenden Discretion des Tons zu verschleiern. Die nächststehenden Personen der Gesellschaft hatten

es ohne Zweifel vernommen, welche empfindliche Wendung der Herzog dem Gespräche mit Frau von Gleichen gegeben hatte. Amelie sah es an dem boshaft grinsenden Lächeln, mit dem die dicke Oberhofmeisterin von Bermuth, die ihre erklärteste Feindin an diesem Hofe war, jetzt ihre Blicke auf sie richtete und ihr gewissermaßen ihre herausfordernde Verachtung entgegenschleuderte.

Frau von Gleichen besaß Charakterhaltung genug, um sich unter solchen Anfechtungen sofort wieder zu sammeln und dem gefahrvollen Moment eine tapfere und kühne Stirn zu bieten. Sie schlug jetzt ihre Augen, die sie zuvor gesenkt, in ihrer ganzen Größe und flammenden Schärfe zu dem Herzog empor, und blickte denselben mit einer unerschrockenen, vielbedeutenden Frage an. Sie fühlte in diesem Augenblick einen Haß in sich emporlodern, zu dessen Kämpferin sie sich mit einem furchtbaren Schwur gelobte und dem Genugthuung zu verschaffen sie sich hinlänglich stark und mächtig fühlte.

Sie geruhen, mich zu verkennen, Herr Herzog! sagte sie mit einem gedehnten, die höchste Gleichgültigkeit affectirenden Ausdruck. Meine Fehler, die ich Ihrer Gnade und Verzeihung überantworten muß, heißen vielmehr Treue, Wahrheit und Aufrichtigkeit. Meine ganze Familie besteht aus treuen Dienern des hohen herzoglichen Hauses, und ich möchte nie zu Reflexionen Veranlassung finden, welche mir die legitimen und

ſtandesmäßigen Grundſätze, in denen ich auferzogen worden und die ich noch immer keinen Augenblick verläugnen kann, gefährdet zeigen und meine Ehrfurcht auf eine grauſame, beeinträchtigende Probe ſtellen!'

Ich erkenne das vollkommen an Ihnen an! entgegnete der Herzog, ſcheinbar mit einlenkender Begütigung. Aber iſt es die Sache einer ſchönen Frau, conſequent zu ſein? Die Conſequenz regiert die Welt, aber die Inconſequenz macht ſie menſchlich intereſſant und lebendig. Hören Sie, Frau von Gleichen, laſſen wir heute die Inconſequenz leben! Ich will Ihnen dazu mit einem Beiſpiel vorangehen, das Sie mir danken werden. Ich bin ſonſt gegen die franzöſiſche Converſation an meinem Hofe, obwohl ich weiß, wie fließend und claſſiſch Frau von Gleichen die Sprache unſerer gefährlichen Nachbarn redet. Aber heute will ich ſelbſt Ihnen einen jungen Mann zur franzöſiſchen Converſation vorſtellen, aus deſſen geiſtreichem und beredtem Munde Sie ein Franzöſiſch vernehmen werden, wie es Ihnen noch kein anderer deutſcher Cavalier huldigend entgegengetragen hat. Es iſt dies eben mein neuer Hof- und Regierungsrath Herr Pfaffenrath, den Sie durchaus näher kennen lernen müſſen.

Er gab dem Kammerherrn von Lanken, der hinter ihm ſtand, einen Wink, worauf ſich dieſer beeilte, den Regierungsrath Pfaffenrath in die Nähe des Herzogs herbeizurufen. Pfaffenrath wurde der Frau von Gleichen mit einer für beide Theile verbindlichen Bemerkung des

Herzogs vorgestellt, und erhielt zugleich die ausdrückliche Weisung, der Frau Landjägermeisterin, die sehr daran gewöhnt sei, eine französische Conversation im besten Stil und nach seinem ganzen Vermögen zu bieten.

Der Herzog überließ darauf die Beiden ihrer gegenseitigen Unterhaltung, indem er noch lächelnd hinzufügte: Ruiniren Sie mir aber auch nicht gleich wieder diesen neuen Ruinirer an meinem Hofe, schöne Frau!

Dann, sich vor Vergnügen die Hände reibend, schritt er mit seinem nächsten Gefolge einem andern Theile des Saales zu, wo die Frau Herzogin in einem sehr angelegentlichen Gespräch mit der jungen Gräfin Elisabeth sich befand. Elisabeth's Gesicht strahlte im milden Schimmer des Glücks und der Dankbarkeit, und nur ein leiser Zug nachdenklicher Besorgniß schien sich zuweilen über ihre hohe weiße Stirn zu legen. Während sie mit der Herzogin sprach, schlugen sich ihre Blicke bald mit der innigsten Hingebung zu ihrer Beschützerin auf, mit der sie bereits durch eine aufrichtige, rasch festgestellte Herzensneigung verbunden zu sein schien, bald folgte sie mit ihren Augen, als fürchte sie ihn jeden Augenblick wieder zu verlieren, der Gestalt und den Bewegungen Pfaffenraths.

Der Herzog, der sich ihr plötzlich genähert hatte, belauschte sie bei einem dieser langen, bedeutungsvollen Blicke, die sie auf ihren im Gespräch mit der Frau Landjägermeisterin festgehaltenen Verlobten gerichtet hielt.

Er soll gleich wieder zu Ihnen zurückkehren und

Sie dann vor den ewigbindenden Altar geleiten! sagte er dann mit der wohlwollendsten Freundlichkeit. Ich habe den fabelhaften Vogel Phönix nun an seinen Flügeln eingefangen, über die ich ihm die seidene Schlinge der Frauenliebe gelegt habe. Seien Sie getrost, Elisabeth! Es wird Alles gut werden und so, wie Sie es wünschen und verdienen! Ihr Herr Vater war zwar sehr böse über meinen Courier, und als Pfaffenrath auf der Stelle mit demselben abreiste, um zu Ihren Füßen hierher zu eilen, feuerte der Reichsgraf von Solms-Lich von seinem Söller herunter sogar ein Pistol hinter den Beiden her. Vor einer Stunde jedoch empfing ich einen Brief, worin mir der Herr Graf das Schicksal seiner Tochter überantwortet, unter dem Vorbehalte jedoch, mich dereinst dafür zur Rechenschaft ziehen zu wollen. Ich übernehme diese Verantwortlichkeit im vollsten Umfange, und verheirathe Sie darum heute kraft des darin liegenden Rechts und nach Ihrer eigenen maßgebenden Entschließung, Gräfin Elisabeth, mit meinem ersten Beamten Julius Pfaffenrath, wozu Gott seinen Segen walten lasse!

Ich fühle mich voll starker Zuversicht zu meinem Glück und zu dem Recht meines Herzens! entgegnete Elisabeth mit einem festen selbstbewußten Ausdruck. Das großmüthige Asyl, das mir hier gewährt worden, zeichnet mir in dieser hohen Gnade zugleich meine sittlich gerechtfertigte Bahn vor, auf der ich zu wandeln habe. Aber unter allem Glück, was ich erhoffe,

ſteht auch die Wiederverſöhnung mit meinem Vater in erſter Linie, und Sie geruhten, mir Ihren Handſchlag darauf zu geben, Herr Herzog, daß Sie es an keiner Bemühung zu dieſer nothwendigen Vervollſtändigung meines Glückes fehlen laſſen wollen!

Und ich zweifle nicht, daß es mit Erfolg geſchehen wird! verſetzte der Herzog, ihr die Hand reichend. Aber laſſen Sie uns heute unbedingt heiter und guter Dinge ſein! Ich bin ſo zufrieden über Ihr Glück, als wäre mir ein Werk für die Unſterblichkeit gelungen. Aber weniger zufrieden bin ich mit unſerer Frau Landjägermeiſterin, welche dort eben mit Pfaffenrath franzöſiſch ſpricht, und ihn gar nicht wieder loslaſſen zu wollen ſcheint! Sehen Sie aber, wie auch er eifrig geworden!

Die Unterhaltung der Frau von Gleichen mit dem neuen Günſtling des Herzogs hatte ſogleich eine ſehr lebhafte Wendung genommen, wozu die gewandte und ausgezeichnete Perſönlichkeit Pfaffenraths, dem daran gelegen ſchien, die über eine ſo wichtige Hofpartei gebietende Frau ſich günſtig zu ſtimmen, den erſten Anſtoß gegeben. Denn Frau von Gleichen hatte ſich anfangs nur abwehrend gegen ihn verhalten und war ihm mit einer ungemein ſtolzen Zurückhaltung, die ſich kaum zu der einſylbigſten Entgegnung herbeiließ, entgegengetreten. Pfaffenrath aber hatte ſie ſchon mit ſeinen erſten Worten gezwungen, ihm aufmerkſam zuzuhören und ihm Rede zu ſtehen. Er verwickelte ſie gewiſſermaßen mit einem kühnen Handſtreich in eine Unterhaltung

über die sächsischen, thüringischen und nassauischen Adelsgeschlechter, welchen letzteren die Familie seiner Braut angehörte, und entwickelte dabei eine so genaue Kenntniß aller Stammbäume und der dabei in Betracht kommenden genealogischen und historischen Verhältnisse, daß die Landjägermeisterin ihm mit einem athemlosen Erstaunen zuhörte und seinen Ausführungen folgte. Man sah, er hatte die deutsche Adelsgeschichte gründlich und unter den interessantesten Gesichtspunkten studirt, er wußte die pikantesten Einzelheiten daraus zu einem anschaulichen und bedeutsamen Bilde zu gruppiren, und namentlich war es die Familie der Frau von Gleichen selbst, die er allem Anschein nach den intimsten Geschichtsforschungen unterworfen hatte. Sich selbst ließ er dabei mit bescheidener, aber selbstbewußter Freimüthigkeit als einen für seinen Stand begeisterten Bürgerlichen im Hintergrunde erscheinen, dessen höchstes Interesse jedoch darin zu bestehen schien, die Bedeutung der ersten Familien des Landes vollkommen anzuerkennen.

Die glänzende Ausdrucksweise Pfaffenraths, verbunden mit einem überlegenen Wesen, das sich um so unabweisbarer geltend machte, je mehr es in ein absichtliches Dunkel zurückgestellt zu werden schien, machte einen unwillkürlichen Eindruck auf Frau v. Gleichen, dem sie vergeblich mit aller Anstrengung bei sich zu steuern suchte. Sie hatte nicht umhin gekonnt, bei einigen seiner Bonmots zu lächeln, ja mit einem Eingehen darauf ihm zu antworten, und so sah sie sich, fortwährend

wider ihren eigenen Willen, in eine Beziehung zu ihm gesetzt, die nicht lebhafter und anregsamer sein konnte.

Er beurlaubte sich endlich von ihr, um zu seiner ihn erwartenden Braut zurückzukehren. Amelie trat wie entsetzt über den Eindruck, den er bei ihr hinterlassen, zurück und sank ihrer sich eben nähernden Freundin, der Oberstallmeisterin v. Trinelius, halb ohnmächtig in die Arme.

Oh mein Gott! rief sie, als diese sich erschrocken um sie bemühte. Ich ersticke fast vor Wuth und Abscheu! Denken Sie sich, Ernestine, dieser Mensch spricht Französisch wie ein Gott, und hat einen Accent, so schön, wie man ihn noch nie aus einem deutschen Munde vernommen. Und doch ist er nichts als dieser Bediente Pfaffenrath, der mit der Tochter seines Herrn davongelaufen, und dem wir hier die noces bestreiten. Fi donc, wie soll man das ertragen, wie soll das enden?

Mir thut blos die arme Elisabeth von Solms leid, versetzte die anmuthige, leicht zur Empfindsamkeit geneigte Frau von Trinelius mit thränenschimmernden Augen. Der Pfaffenrath ist gewiß ein äußerst gefährlicher Mensch, man sieht es ihm an. Einige nennen ihn einen Spion des Königs von Frankreich, der ausgesandt sei, um sich unter allerhand Masken in deutsche Fürstenhäuser einzuschleichen und verderblichen Einfluß zu üben. Ach, ich möchte nicht eine Minute lang mit ihm allein sein!

Sie fürchten sich wohl, daß Sie gleich alle Geheimnisse des Vaterlandes ihm durchsichtig machen würden?

entgegnete die Frau Landjägermeisterin mit einem boshaften Lachen, in dem sie ihren Aerger über Alles, was heute vorging, Luft zu machen suchte. — Nein, nein, liebe Ernestine, lassen Sie uns diesmal nicht schwach, sondern stark sein, recht stark, mon amie! Es gilt, den lange vorbereiteten Kampf jetzt ernstlich aufzunehmen, den Kampf pour l'honneur et la noblesse! Am Ende trägt doch der Herzog von Allem die Schuld. Er, der aus Kammerjungfern Herzoginnen macht, aus Reichsgräfinnen Bedienten-Frauen und aus Bedienten Hof- und Regierungsräthe, Alles, wie es ihm beliebt, er ist einzig und allein verantwortlich zu machen für diesen über uns hereinbrechenden déluge!

Frau von Gleichen schwang bei diesen Worten ihren Fächer, mit dem sie sich Kühlung zuwehte, so stark, als wäre es eine siegreiche Waffe, mit der sie bereits zum Angriff vorgehen wollte.

Das geht so nicht, das geht so nimmermehr! rief die verwittwete Hof- und Regierungsräthin von Zack, deren kürzlich verstorbener Gatte die Stelle bekleidet hatte, in welche Pfaffenrath so überraschend einrücken sollte.

Wie sollte das auch gehen, fuhr sie in stürmischer Erregtheit fort, ohne daß das ganze Herzogthum darüber zu Grunde gerichtet würde! Liegt es nicht schon in diesem wunderlichen Namen Pfaffenrath ausgesprochen, was man von diesem abenteuerlichen und verwegenen Menschen überall munkeln hört? Er ist ja ein geheimer Sendling der Jesuiten, der von seinen mächtigen Oberen

in dies gut protestantische Land abgeordnet worden sein soll, um es der römischen Kirche in den Arm zu werfen und uns Alle katholisch zu machen! Und der Herzog spielt mit ihm und mit Rom bereits unter einer Decke, denn wenn er sich nicht diesen Plänen zugewandt hätte, wie würde er einen hergelaufenen Menschen so rasch an die Stelle meines Seligen gesetzt haben!

Die besorgte Frau gab ihrer Bewegung fast einen zu lauten und rückhaltlosen Ausdruck, denn es begann sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie zu richten. Die Situation war überhaupt auf dem Punkte, auseinanderzufallen und einer tumultuarischen Stimmung im Saale des Herzogs Platz zu machen, als sich in diesem Augenblick von der Seite her, wo die Schloßkapelle sich befand, das Präludium der Orgel mit tiefen, ernstlich mahnenden Klängen vernehmen ließ.

Der Eindruck dieser unerwarteten Unterbrechung war ein außerordentlicher. Die Orgeltöne stellten plötzlich den Zweck, zu dem die Gesellschaft sich zusammenbefand, als einen unabweislichen hin, dem man jetzt ohne Widerstreben folgen mußte. Es trat dadurch augenblicklich eine äußere Beruhigung ein, die der Versammlung ein wohlgeordneteres und friedlicheres Ansehen gab.

Die Augen Aller richteten sich auf den Herzog, der, mit Würde vortretend, die Gesellschaft jetzt einlud, in die Kapelle zu folgen und der Trauung des jungen Paares beizuwohnen.

Der Herzog schritt mit der Braut voran, die in einer tiefen Bewegung, von der die große schöne Gestalt ganz und gar erzitterte, an seinem Arm lehnte. Dem Herrn Pfaffenrath war die Ehre zu Theil geworden, die Frau Herzogin zu führen. Die Hofchargen und die übrige Gesellschaft folgten in den gemischtesten Empfindungen und mit den wunderbarsten Gesichtern nach.

IV.

Ein deutscher Ordensritter.

Einige Tage darauf hatte sich in dem Hause der Landjägermeisterin von Gleichen eine kleine Gesellschaft zusammengefunden, welche aus den einflußreichsten Parteigängern dieses Kreises bestand, in dem man es jetzt an der Zeit zu halten schien, eine vertrauliche Versammlung zur Vertheidigung der bedrohten Interessen abzuhalten.

Das elegante und gastliche Haus der Frau von Gleichen war der eigentliche Vereinigungspunkt der aristokratischen Unzufriedenheit des Landes geworden, und es wurden hier, unter dem Anscheine einer sehr harmlosen, dem Luxus und Lebensgenuß gewidmeten Geselligkeit, Pläne verfolgt und unterstützt, die nicht ohne weitgreifende Verknüpfungen in Deutschland standen und ihre Schwingungskraft weit über die kleinen Meininger Verhältnisse hinaustrugen.

Frau von Gleichen hatte heut eine ihrer auserlesensten Soiréen veranstaltet und darin, obwohl die

Einladungen auf einen sehr bemessenen Fuß beschränkt worden waren, allen Glanz ihres Hauses herausgekehrt. Man saß jedoch in dem prachtvollen Salon, der die behaglichste und geschmackvollste Einrichtung aufzeigte, noch ziemlich einsilbig neben einander, und eine unleugbare tiefe Verstimmung, zum Theil eine große Niedergeschlagenheit, welche sich auf Anlaß der letzten Ereignisse am Hofe dieses Kreises bemächtigt, hatte aus den ersten Unterhaltungen der Gesellschaft noch nicht verscheucht werden können.

Frau von Gleichen, die sonst namentlich in ihrem Hause in dem ausgelassensten Humor strahlte, hatte heut noch am wenigsten Gelegenheit genommen, ihre Herrschaft auszuüben. Sie schien zur Eröffnung der eigentlichen Verhandlungen, auf die es heut abgesehen war, noch Etwas zu erwarten, worauf ihre Gedanken mit einiger Unruhe gerichtet waren, und die lebhaften Blicke der schönen Frau wandten sich von Zeit zu Zeit forschend nach der Eingangsthür des Saales, die sich aber noch immer nicht ihren Erwartungen gemäß öffnen zu wollen schien.

Die Sache hat doch ihre zwei Seiten! nahm der Herr Landjägermeister bei einer abermaligen längeren Pause des Gesprächs das Wort. Allzu scharf macht scharfig, und wer Andern eine Grube gräbt, plumpt am Ende selbst hinein. Uebersetzen Sie doch einmal diese Sprüchwörter in's Französische, Monsieur le Marquis!

Cela ne se peut pas, Monsieur Gleichen, erwiderte der Aufgerufene, ein langer hagerer Mann von wunderlich gespreiztem Aussehen, der die Toilette eines französischen Marquis, obwohl nach einem etwas verdorbenen und sehr abenteuerlichen Zuschnitt, mit dem Wesen eines umherziehenden Sprachmeisters verband.

In letzterer Eigenschaft hatte auch Marquis Chapsal zuerst Aufnahme im Kreise der Meininger Aristokratie gefunden, deren hervorragendsten Mitgliedern er seit einigen Jahren die Kunst, die französische Sprache zu reden, nach reinstem Pariser Accent beigebracht hatte. Er fühlte sich schon dadurch als einen Mann von wesentlicher und unumgänglicher Bedeutung, dem man bei dem persönlichen Vorzug, mit dem damals jedem Franzosen in Deutschland begegnet wurde, auch ohne Anstand die Gesellschaftskreise eröffnete; um.so mehr, da er auch zu Diensten jeder Art, in denen er ebenso viel Geschicklichkeit wie Hingebung bewiesen, zu verwenden war. Er wußte sich für diesen Vorzug sogar eine gewisse Berechtigung zu geben, indem er seine Abstammung aus einer alten französischen Adelsfamilie behauptete und sich gern in der Anrede mit diesem Titel auszeichnen ließ, den man übrigens in jener Zeit in Deutschland sehr bereitwillig fast jedem herumreisenden Franzosen, wenn er auch sonst die zweifelhaftesten Eigenschaften an sich trug, spendete. Er dagegen pflegte dann, eine anmaßende Ueberlegenheit affectirend, die Andern nur mit ihrem bloßen Namen ohne jede Rang- und Titelbezeichnung

zu nennen, und ſchien dadurch den vertrauten Fuß, auf dem er ſich mit der deutſchen Ariſtokratie bewegte, an den Tag legen zu wollen.

Meine Sprüchwörter verdienen darum doch in dieſem Kreiſe beherzigt zu werden! fuhr der Landjägermeiſter, mit einer aufblitzenden Schalkhaftigkeit in ſeinem dicken runden Geſicht, fort. Ich meine, wir ſollten in Betreff des neuen Pfaffenrath'ſchen Ehepaars, um das es ſich handelt, unſere Saiten nicht allzu hoch anſpannen, ſondern denſelben die Fähigkeit erhalten, auch einige wohltemperirte Mitteltöne angeben zu können. Die Leutchen haben heute, als neuvermählte Herr und Frau Regierungsrath Pfaffenrath, in unſerm ganzen Kreiſe Viſiten gemacht und ſind nirgends angenommen worden. Meine allzeit kecke Frau Gemahlin ſah ſogar ganz fröhlich zum Fenſter heraus, um den Abgewieſenen zu zeigen, daß es ſich hier um kein Verhehlen, ſondern um eine offene Kriegserklärung handele! Ich dächte, damit wäre genug geſchehen, und wir lenkten nun ehrlich, wie es deutſchen Edelleuten geziemt, ein, und machten ſämmtlich ohne Ausnahme den guten Leuten unſere Gegen-Viſiten.

Frau von Gleichen begnügte ſich, ihrem Gemahl einen unbeſchreiblichen Blick zuzuwerfen, der nicht ſowohl zornig, als vielmehr auf die ausſchließlichſte Art abweiſend und vernichtend war. Es ſchien ihr darum zu thun, erſt die Geſinnung des übrigen Theils der Geſellſchaft ſich ausſprechen zu laſſen.

Ich für meinen Theil, ſagte die verwittwete Frau

Hof- und Regierungsräthin von Zack mit der ſtillen Würde einer Trauernden, ich werde niemals das Haus dieſer Pfaffenraths betreten, und wenn es ihnen der Herzog auch noch glänzender ausgeſtattet hätte, als er es wirklich gethan haben ſoll! Dieſe Leute gehören nicht zur Geſellſchaft, und man muß ſie ächten!

Auch ich denke ſo, obwohl mit Bedauern! rief die Oberſtallmeiſterin von Trinelius, die zarte empfindſame Erneſtine. Einen Beſuch kann man ihnen eigentlich nicht erwiedern. Ich würde mich in die Höhle des Drachen hinabgezogen fühlen, wenn ich meinen Fuß in das Haus ſolcher Leute ſetzen müßte. Nein, Gott bewahre mich, ich werde mich nie, nie dazu verſtehen. Zwar that es mir heute Morgen einen Augenblick leid, daß ſie, unſerm Uebereinkommen gemäß, auch an unſerer Thür abgewieſen wurden. Aber die Viſiten-Karten, welche ſie hinterließen, beſtärkten mich auch gleich wieder in meinem Abſcheu. Man denke ſich, auf der ſeinigen ſtand blos mit einem wahren Pöbelſtolz der Name Pfaffenrath. Und auf der ihrigen nichts als Eliſabeth Pfaffenrath, ohne jeden Zuſatz ihrer reichsgräflichen Geburt, wodurch ſie ſich doch wieder einigermaßen uns hätte annähern können!

Die ganze Sache iſt und bleibt höchſt verdächtig, nahm der Oberſtallmeiſter von Trinelius mit ſeiner kräftigen, etwas brummigen Soldatenſtimme das Wort. Auch die Manier, wie unſer Herzog die beiden Leute favoriſiren thut, muß eine im äußerſten Grade auffallende genannt werden. Das Haus am Markt, welches das

würdige Paar gestern bezogen und in einer merkwürdig schönen Einrichtung vorgefunden hat, gehörte bis dahin dem Herzog und scheint als ein wahrhaft fürstliches Hochzeitsgeschenk auf die neuen Günstlinge übergeflossen zu sein. Jedenfalls hat ihnen der Herzog die Einrichtung der scandalösen Menage bestritten, und in der Eile', mit der diese ganze Affaire vor sich gegangen, sind sogar einige Sessel, Spiegel und Teppiche aus den Galazimmern des Schlosses dazu abgeholt worden. Vraiment c'est abominable ça! Fast sieht es so aus, als hätte Herzog Anton Ulrich, der sich von jeher für diese Elisabeth von Solms-Liech interessirt haben soll, ein besonderes Wohlgefallen an ihr gefunden, und sie darum unter der Verantwortlichkeit seines neuen Dieners Pfaffenrath in die Pension desselben gegeben!

Frau von Gleichen warf dem Oberstallmeister für diese neue boshafte Aufstellung, die bisher noch Niemanden in den Sinn gekommen war und jetzt mit allgemeinem Gelächter bewillkommt wurde, einen dankbar belohnenden Blick zu.

Es scheint also, bemerkte sie mit ihrem bezaubernden Lächeln, daß wir alle einig sind über unser Programm, das wir, wie treue Verbündete, befolgen werden! Nur bei Ihnen, mein tapferer Lieutenant von Bost, wie auch bei Ihnen, mein kunstsinniger Intendant von Meerfeld, die Sie Beide in ein träumerisches Schweigen gehüllt dasitzen, scheint Elisabeth Pfaffenrath, um mich des Ausdrucks ihrer Visitenkarte zu bedienen, einen gefährlichen

und rebellischen effet hervorgerufen zu haben. Sie werden uns ohne Zweifel bald in das Haus am Markt auf Flügeln der Liebe und Bewunderung entellen?

Meine Gnädigste, Sie kränken das treueste Cavalierherz! rief der Lieutenant von Bost mit einem enthusiastischen Aufblick zu seiner Gebieterin. Diese Pfaffenraths, auf denen Ihre Ungnade lastet, sind schon deshalb für mich verlorene Leute. Beauftragen Sie mich, das Haus am Markte niederzubrennen, und es steht noch in dieser Nacht in Flammen!

Da müßte ich doch sehr bitten, mein vortrefflichster Herr von Bost, an das benachbarte Theater zu denken, das dabei Schaden nehmen könnte! unterbrach Herr von Meerfeld mit gereizter Stimme seinen ihm oft sehr lästigen Nebenbuhler.

Ich für meinen Theil, fuhr der Hoftheater-Intendant fort, werde die Comödie Pfaffenrath niemals bei mir in Scene gehen lassen, sondern mich von diesem saubern Intriguenstück fern halten. Sollten uns aber noch mehr fatale Scenen davon vorgespielt werden, so werde ich der Erste sein, der fürchterlich zu pochen und zu zischen anfängt!

Wenn Herr von Meerfeld so fürchterlich pochen und lärmen will, so werden unserm Regimem die Pferde scheu werden, die nicht weit vom Theater ihre Stallung haben! rief Herr von Bost mit einem höhnischen Seitenblick auf den einen Fuß des Herrn Intendanten, der durch einen unglücklichen Fehler der Geburt als Plumpfuß gestaltet war.

Frieden, meine Herren, Frieden in dieſer wichtigen Stunde! rief Frau von Gleichen, indem ſie mit ihrem Pfauenwedel jedem der beiden Herren einen ſanften Schlag auf die Wange verſetzte.

Auch der übrige Theil der Geſellſchaft wird mit uns ſein, fuhr ſie fort, im Kreiſe umherblickend. Aber wie iſt es mit Ihnen, mon cher Chapsal? Ich fürchte, Sie werden unſerm Bund am erſten untreu werden, denn Sie werden es am Ende nicht über's Herz bringen können, Ihr ſchönes Franzöſiſch dem Hauſe Pfaffenrath zu entziehen?

Iſt nichts davon zu befürchten, ſo wahr ich le baron de Chapsal aus älteſtem provençaliſchem Geſchlecht bin! erwiderte der Franzoſe mit komiſcher Heftigkeit. Wird mich auch gar nicht brauchen können, ce bon Monsieur Pfaffenrath, von dem neulich eine ſehr ſchöne und geiſtreiche Dame bei Hof geſagt haben ſoll, daß er Franzöſiſch wie ein Gott ſpreche. Und von dem baron et chevalier de Chapsal iſt immer geſagt worden, daß er ſein herrliches National-Franzöſiſch wie ein rechter Teufel ſpreche, das heißt mit jener rigueur classique, welche gewiſſermaßen eine souveraine malignité in ſich ſchließt und Jeden als einen armſeligen Wicht entlarvt, der ſich nicht dieſe diaboliſche noblesse des Accents anzueignen vermag! Und dieſe Eliſabeth, deren Namen ſich mit dem verhängnißvollen bête endigt, ſo daß, wenn man das ganze ſchöne Frauenzimmer umdreht, eine bête Elisa daraus wird, was ſchon daraus hervorgeht, daß ſie bête genug

war, Schloß, Titel und Erbe von Vater Solms-Lich in Stich zu laſſen, dieſe Eliſabeth ſcheint mir nach allem Dem eine zu gute deutſche Natur zu haben, um mit baron, chevalier et diable de Chapsal ſich jemals einzulaſſen. Denn was recht teutonique iſt, haßt mich, habe ich ſchon bei meinem langen Aufenthalt in Eurer barbariſchen Allemagne bemerkt. Ihr ſeid die Eliſabeth unter den Völkern, die ſchöne Eliſabeth mit der ſchlimmen Endung, denn eine gute Endung werdet Ihr Deutſchen nicht nehmen, ſo wahr ich le baron de Chapsal bin.

Er ſah nach dieſer Rede, die ein ungeheures Glück bei der deutſchen Geſellſchaft machte, triumphirend im Kreiſe umher, aber er begegnete nur lachenden Geſichtern und zuſtimmenden Blicken, und keinem Einzigen der Anweſenden fiel es ein, den frechen Spöttereien eine offene Mißbilligung entgegenzuſetzen oder auch nur eine Anwandlung von Zorn aus verletztem Nationalgefühl zu zeigen.

Während man ſich im Gegentheil einer allgemeinen Vergnüglichkeit über die Bemerkung des Franzoſen überließ, wurde man nur durch den geſchäftlichen Eifer der Frau von Gleichen unterbrochen, welche die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft wieder zu ihrer eigentlichen Angelegenheit zurückzuführen ſtrebte.

So laßt uns nun Alle mit hoch emporgehobener Hand ſchwören, rief ſie feierlich, den Pfaffenraths ihrer Stellung in der Geſellſchaft und bei Hofe jeden Widerſtand entgegenzuſetzen, der nur irgend von uns ausgehen

kann, ſie als Geächtete und von vornherein Ausgeſtoßene zu behandeln und niemals ihr Haus zu betreten!

Wir ſchwören es Alle, rief man wie aus einem Munde.

In demſelben Augenblick hatte ſich die Saalthür geöffnet, und ehe es noch die Geſellſchaft wahrgenommen, war eine hohe, dunkel gekleidete Männergeſtalt in die Mitte des Salons eingetreten. Als man jetzt bemerkte, daß die feierliche Schwurſcene durch einen Unbekannten, deſſen Perſönlichkeit Jedem fremd und überraſchend ſchien, belauſcht worden, fühlte man ſich wie von einem unheimlichen Schauder überrieſelt, und es trat eine athemloſe Pauſe ein. Frau von Gleichen war die erſte, welche ſich von dieſer Ueberraſchung erholte, indem ſie im Gegentheil in dem Fremden Den erkannte, deſſen Ankunft ſie ſchon ſeit einigen Stunden erwartet zu haben ſchien.

Sie ſind es, Herr von Diemer? ſagte ſie, ihm mit dem freundlichſten Gruß entgegengehend. Faſt hätte ich Sie nicht gleich erkannt, und wir ſind Alle beinahe erſchrocken bei Ihrem Eintritt, bei dem ſich, ich weiß ſelbſt nicht warum, eine allgemeine Beſtürzung verbreitet hat.

Ich unterbrach die Geſellſchaft als Uneingeweihter bei einem gewiß ſehr bedeutungsvollen Schwur! nahm Herr von Diemer lächelnd das Wort, indem er ſich gegen die Anweſenden kehrte, denen er von der Wirthin vorgeſtellt wurde.

Aber, fuhr er mit einem ſtechenden Ausdruck fort, um ſo mehr darf ich mir dazu Glück wünſchen, zur rechten Stunde hier eingetroffen zu ſein und mich als

treuen Bundesgenossen unter die hier aufgerichtete Fahne stellen zu können!

Sie wissen, worüber wir hier verhandelt haben? fragte Frau von Gleichen, indem sie ihn forschend anblickte. Aber freilich, mir fällt ein, daß Sie Ritter des deutschen Ordens sind, und als solcher ohne Zweifel auch im Besitz geheimnißvoller Wirkungen und Kräfte sich befinden, wodurch Sie auch par distance verkehren können, mit wem Sie wollen, und wissen können, was Ihnen gerade beliebt.

Die Gesellschaft wurde jetzt zugleich auf das schwarze Ordenskreuz aufmerksam, welches die Brust des Fremden zierte, und das nicht wenig dazu beitrug, die bewundernde Scheu zu vermehren, mit der man ihn gleich bei seinem ersten Erscheinen im Saal betrachtet hatte.

Ich sehe, Sie sind noch immer die gefährlichste Feindin unseres Ordens! sagte Herr von Diemer, indem er ihr mit der ausgesuchtesten Galanterie die Hand küßte und sie zu ihrem Sitz zurückgeleitete, um den Sessel neben ihr einzunehmen.

Man bewunderte die außerordentliche Feinheit seiner Manieren, mit der sich zugleich eine gewisse persönliche Ueberlegenheit des Auftretens verband, die etwas vornehm Abgeschlossenes hatte, und auf einen geheimen und geheimnißvollen Hintergrund bei ihm zu deuten schien. Herr von Diemer war ein Mann im mittleren Lebensalter, der in seiner sehr abgeschliffenen und berechneten Persönlichkeit das Wesen eines Staatsmannes

und Diplomaten zur Schau zu tragen ſchien und zugleich einige Andeutungen von myſtiſcher Schwärmerei in ſeinem eigenthümlich gemiſchten Geſichtsausdruck zeigte.

In ſeiner nicht unintereſſanten feinſinnigen Phyſiognomie ſtanden die merkwürdigſten Contraſte neben einander, die ſich in einem raſchen Wechſel des Ausdrucks zur Geltung brachten. Bald ſahen ſeine Züge ſo lauernd und verſchlagen aus, als wenn es ſich um weitgeſteckte Ziele und Pläne handele, denen er mit Anſpannung aller ſeiner Kräfte und mit der herbſten Rückſichtsloſigkeit nachzuſtreben im Begriff ſtehe. Bald zeigte ſich wieder ein milder träumeriſcher Ernſt auf ſeinem Antlitz vorherrſchend und man ſah den eleganten Schöngeiſt in demſelben aufblitzen, deſſen Ruhm Herr von Diemer in der hohen und vornehmen Geſellſchaft jener Zeit ganz beſonders genoß.

Als er ſich neben Frau von Gleichen niedergelaſſen hatte, begann er, nach einem flüchtig prüfenden Blick, den er auf die übrigen Mitglieder der Geſellſchaft geworfen, mit anſcheinender Nachläſſigkeit den Faden des Geſprächs wieder aufzunehmen.

Ich habe geſtört, ſagte er, und doch wollte ich nur ganz beſcheidentlich hier eintreten und in der That mich, zum Bundesgenoſſen für dieſelben Zwecke anbieten. Denn ich hörte noch eben den Wortlaut des nachdrücklichen Schwurs, den der liebenswürdigſte Mund formulirt hat. Wir Ritter des deutſchen Ordens ſind zwar ganz und gar keine Geheimnißkrämer und Myſtiker, wozu man

uns noch immer in der öffentlichen Meinung ſtempeln will, aber wir ſind ſtets bei dem Geheimniſſe betheiligt, welches die Erhaltung der Grundſäulen der menſchlichen und göttlichen Ordnung überall und auch hier betrifft. Uebrigens war Fama, die das größte Geheimniß ſelbſt iſt, obwohl ſie alle Geheimniſſe ausplaudert, ſchon geſchäftig genug, Ihre Meininger Ereigniſſe auf allen Wegen zu verkünden. Ich komme ſo eben vom Pfälzer Hofe, wo ich jetzt eine Zeitlang verweilte und herrlichen Feſten in Mannheim und Schwetzingen beiwohnte, auf denen auch der alte Graf von Solms-Liech in der tragiſchen Glorie ſeiner verrathenen Paternité ſich zeigte. Ich bin eigentlich hergekommen oder, wenn Sie wollen, hergeſandt worden, um an Ort und Stelle zu unterſuchen, was in dieſer Angelegenheit zu thun ſein möchte. Am Hofe des pfälziſchen Kurfürſten Karl Philipp, welcher der wahre Hort des deutſchen Adels genannt werden kann, ſind darüber die ernſthafteſten Verhandlungen gepflogen worden. Ich kann Ihnen verſichern, daß man dort, wie an vielen andern bedeutenden Stellen Deutſchlands, höchlich empört iſt über den, allen alten Normen hohnſprechenden Geiſt, der in dieſem ſchönen alten hennebergiſchen Land ſich kundgiebt. Der Urſprung alles Uebels iſt freilich dieſe Ehe Ihres Herzogs ſelbſt, welche durch die Erhebung der Herzogin in den Reichsfürſtenſtand nur in ein neues Stadium des Bedenkens bei allen deutſchen Höfen getreten iſt!

Die freimüthige und kühne Sprache, mit welcher der

deutsche Ordensritter sich sogleich nach allen Seiten hin ausließ, erregte selbst in diesem Kreise, in dem die Opposition gegen den landesherrlichen Hof eigentlich wurzelte, anfangs eine staunende und zurückhaltende Stimmung.

Der Frau von Gleichen schien jedoch besonders daran gelegen, ihren Freund, mit dem sie durch längere und sehr genaue Beziehungen verbunden war, in den Augen ihrer Gesellschaft zu einer unbedingten Vertrauensperson zu erheben, der man die Sache der Partei mit der größten Zuversicht übergeben könne.

Herr Ritter, sagte sie mit ihrer anmuthigsten und verbindlichsten Wendung, es ist ein Glück für unsere gute und große Sache, daß Sie gerade in diesem drangvollen Moment, in dem wir uns hier befinden, unter uns erschienen sind. Ich rief Ihre Hülfe an, denn Sie allein können uns mit Ihren bedeutenden Verbindungen wirksam beistehen, und Sie hätten meine Freude sehen sollen, als Ihr Brief gestern ankam und Sie für den heutigen Abend anmeldete! Die Sache, die hier vorgeht, muß zu einer Sache des ganzen deutschen Adels gemacht werden, und nur Sie können bei der coalition générale de la noblesse allemande, die wir im Sinne tragen, die einflußreiche Mittelsperson abgeben.

Ich will Ihnen meine unmaßgebliche Meinung eröffnen! entgegnete Herr von Diemer mit einer leichten Verbeugung. Ich setze voraus, daß ich hier im engen Kreise von Gesinnungsgenossen mich befinde, und halte darum mit meinen Ansichten nicht zurück. Die Pfaffenrath'sche

Heirath müſſen wir einſtweilen auf ſich beruhen laſſen. Es iſt damit ſogleich noch nichts anzufangen, und auch der Graf von Solms-Liech, der den charaktervollen Starrſinn ſeiner Tochter und die abenteuerliche Entſchloſſenheit ſeines ehemaligen Kammerdieners kennt, war dieſer Meinung und rieth, das fait accompli ſich vor der Hand überleben zu laſſen. Der Meininger Adel mag unterdeß hier am Orte den kleinen Lokalkrieg unterhalten, ſo weit es möglich iſt, um die Poſition zu unterhöhlen und tauſend tägliche und ſtündliche Verlegenheiten zu bereiten, die dem Pfaffenrath'ſchen Paar das Terrain ſtreitig machen und verleiden und die Geduld des Herzogs erſchöpfen müſſen. Je mehr es dabei zu einem Bruch und zu gewaltſamen Conflicten kommt, deſto förderlicher iſt es. Nachdem die Ehe einmal unter der Autorität des Herzogs von Meiningen geſchloſſen, bleibt nur übrig, ihrer Fortſetzung den Stempel der Lächerlichkeit aufzudrücken und das ſaubere Verhältniß in dem Stickſtoff des Ridicule ſich verdunſten zu laſſen. Eliſabeth von Solms-Liech wird dann eines Tages von ſelbſt nach der Rückkehr zu ihrem Vater verlangen.

Vortrefflich! vortrefflich! rief Frau von Gleichen, indem ſie in ihre kleinen Hände klatſchte. Nicht wahr, Mesdames et Messieurs, Sie finden dies Exposé ganz meiſterhaft?

In der That, ſagte Herr von Boſt, von ihren Blicken dazu aufgefordert, man kann keinen beſſeren Schlachtplan machen, als wenn man den Feind durch ein geſchloſſenes

Vorrücken isolirt und auf sich selbst zurückwirft, und ihn dann nöthigt, auf einem schlechten Terrain, auf dem die Schlacht selbst ihn aufreiben muß, das Weite zu suchen! Es ist dies, wenn auch kein glänzender, doch ein um so gründlicherer Sieg, denn einer edeln Partei, die nur ihr Prinzip will, kann es auf plötzliche Theater-Coups, womit schlechte Theater-Directoren ihre Häuser zu füllen suchen, nicht ankommen!

Im Gegentheil, rief Herr von Meerfeld, den giftigen Seitenblick seines Gegners erwiedernd, der ausgezeichnete Plan des Ritters von Diemer scheint mir mehr eine wohlangelegte dramatische Composition, in der alle Motive trefflich in einander gehen und die sich mit großer Wirkung in Scene setzen lassen muß. Es wird bei unserer Unternehmung, dünkt mich, überhaupt mehr auf eine feine künstlerische Intrigue, als auf soldatische Plumpheit ankommen!

Die Hauptsache ist, daß wir einig bleiben in unserm Lager! rief Frau von Gleichen, indem sie den durchbrechenden persönlichen Unwillen ihrer beiden Verehrer mit einem strafenden Machtblick zügelte.

Ich bitte noch um das Wort, begann Ritter von Diemer wieder, um Ihnen meine Ansichten vollständig entwickeln zu können. Unser Hauptangriffspunkt wird und muß immer die interessante Ehe Ihres Herzogs bleiben. Dort steckt das Prinzip, um das es sich handelt, und wenn es uns gelingt, diese Position auf diesem Punkt wankend zu machen, so sind wir in allen

Dingen Sieger geworden. Mesdames et Messieurs, es ist hier an der Werra Strande eines der wichtigsten Prinzipien in Frage getreten, das bei der Erhaltung aller europäischen Staatsordnungen obenan steht! Dies ist das Legitimitäts-Prinzip. Ich weiß nicht, ob Sie schon über den ganzen Umfang des Beispiels, welches Herzog Anton Ulrich von Meiningen im ganzen deutschen Lande giebt, nachgedacht und sich die Consequenzen dieser mariage monstre genügend vergegenwärtigt haben. Für Sie, den mit Grundbesitz angesessenen Adel des Meininger Landes, hat ja die Sache noch ein besonderes Territorial-Interesse. Die Erbfolge in Ihrem Staate ist null und nichtig geworden, was auf seinen Fortbestand früher oder später den größten Einfluß üben und damit auch die Verhältnisse der grundbesitzenden Geschlechter in demselben unabweislich berühren muß! Denn Sie werden doch nicht glauben, daß die Kinder der Cäsarea Schürmann jemals den Thron eines deutschen Herzogthums gewinnen können?

Er hielt bei diesen Worten inne und schien bemüht, mit seinen schwarzen stechenden Augen den Eindruck seiner verfänglichen Rede auf den Gesichtern der Anwesenden zu lesen.

Er konnte auf denselben nur der gespanntesten Theilnahme begegnen, doch bemerkte ihm der Oberstallmeister von Trinelius, der von vornherein an dem überlegenen Auftreten des Fremden einiges Aergerniß genommen zu haben schien, mit einem ziemlich mürrischen Ausdruck:

Wir wiſſen das Alles hier im Lande nur zu gut, und die Weisheit, die uns den Staar über unſere Schäden ſticht, braucht nicht erſt aus weiter Ferne zu uns angereiſt zu kommen. Aber da die Gemahlin des Herzogs kürzlich in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden, ſo nimmt, was Ihnen entgangen zu ſein ſcheint, der Herzog an, daß damit auch die legitime Erbfolge für ſeine Söhne feſtgeſtellt worden und ſich mithin jetzt ganz en règle befinde!

Du drängſt dem Herrn Ritter zur Unzeit Deine Bemerkungen auf! ſagte Erneſtine mit einer ſtrafenden Miene für ihren Gatten, indem ſie dann einen ihrer ſchönſten ſchmachtenden Blicke zu Herrn von Diemer hinübergleiten ließ.

Ich kann Sie verſichern, nahm der deutſche Ordensritter wieder das Wort, daß an ſehr gewichtiger Stelle alle dieſe Umſtände wohl erwogen worden ſind! Man beſchäftigt ſich jetzt überall très-sérieusement mit den Angelegenheiten Ihres kleinen Fürſtenthums, und ich habe mich gern dabei zum Dollmetſcher und Werkzeug höherer Abſichten beſtimmen laſſen, da es dem heiligen Beruf meines Ordens entſpricht, überall für das Prinzip der Legitimität in die Schranken zu treten und das Fundament chriſtlich-germaniſcher Ordnung in der Geſellſchaft aufrecht erhalten zu helfen. Unſer deutſcher Orden, in ſeiner Stiftung zum Kampf gegen die Ungläubigen und zur Pflege der Kranken beſtimmt, muß jetzt ſeine Streitkräfte auf einen andern Boden verlegen.

Er muß gegen eine neue frivole Zeit ankämpfen, welche ſchon in tauſend Anzeichen ihre unheilbringende Herrſchaft verkündigt und die alte fromme Zucht und Sitte durch Umkehrung aller menſchlichen und göttlichen Satzungen zu ſtürzen droht. Er muß nicht mehr die leiblichen Kranken, ſondern diejenigen, welche an den Uebeln der Hoffahrt, der Auflehnung, der eiteln Selbſtverblendung, der Koketterie mit Volksweſen und Bürgerlichkeit krank ſind, in ſeine Pflege und Obhut nehmen. Darum habe ich auch jetzt hier unter Euch, meine Freunde, meine Station erhalten, und obwohl ich zunächſt nur kurze Zeit hier verweilen kann, um richtige Anſchauungen über die hier drohenden Gefahren zu ſammeln, ſo werde ich doch bald wieder erſcheinen und Euch dann gewiß ſchon eine tröſtlichere Zuſicherung für Eure Intereſſen mitbringen können!

Bravo, lieber theurer Freund, bravo! rief Frau von Gleichen, ſeine feine weiße Hand erfaſſend und mit einem langen innigen Ausdruck in der ihrigen haltend.

Wie ſchön er ſpricht, o das iſt erhebend, rührend, das veredelt auf der Stelle! ſagte Frau von Trinelius mit einem tiefen Seufzer, indem ihr eine Thräne an der Wimper glänzte.

Ich will Ihnen beweiſen, wie ſehr Ihre Meininger Angelegenheit in der nächſten Zeit zu ernſten Verhandlungen im ganzen deutſchen Lande, vor Kaiſer und Reich und vor allen Organen der Oeffentlichkeit, beſtimmt und vorbereitet iſt! begann Herr von Diemer wieder, und

zog zugleich ein zusammengebundenes Packet von Schriften aus seiner Tasche hervor. Mit bedeutsamer Miene öffnete er dasselbe und streute die Schriften, die theils in kleinen gedruckten Heften, theils noch in Manuscripten bestanden, zu Jedermanns Einsicht auf dem Tische umher.

Sie sehen hier eine ganze Reihe politischer und staatsrechtlicher Deductionen über die Heirath des Herzogs von Meiningen! sagte er, indem er eine nach der andern aufhob und umherzeigte. Die neuesten darunter sind noch nicht gedruckt und sollen erst durch mich in den Buchhandel befördert und auf meiner bevorstehenden Reise durch ganz Deutschland verbreitet werden. Die jüngste dieser Schriften ist von dem alten Herrn von Solms-Lich verfaßt, wie ich Ihnen im Vertrauen mittheilen kann. Der Graf hat den Schluß, dessen Tinte noch ganz frisch ist, im Vorgefühl eines heiligen Zorns über die Unterstützung, welche seine flüchtige Tochter hier am Hofe gefunden, niedergeschrieben. Hören Sie doch den Titel dieser merkwürdigen Schrift unseres Freundes: „Allersubtilste Deduction der Ehe-Staats- und Standes-Bedenken, mit denen heiliges römisches Reich wie auch alle legitimen Stände und guten Sitten durch Herzogs Anton Ulrich zu Meiningen Verbindung mit der weiland Jungfer Cäsarea Schürmann gefährlich und bitter heimgesucht worden. Von Salmasius Lynkeus. Zu finden im betrübten Germanien 1739."

Bemerken Sie auch den schönen Esprit dieser Pseudo-

nymität, fuhr Herr von Diemer fort, womit unser reichsgräflicher Autor seinen Namen Solms-Liech in die famose Bezeichnung Salmasius Lynkeus umgesetzt hat. Unter diesem nom de guerre tritt er kühn und tapfer als Anwalt Ihrer Standesinteressen hervor. Sobald es gedruckt ist, werde ich Ihnen einige Dutzend Exemplare zur Vertheilung in Ihrem Kreise herfenden. Sie dürfen mir glauben, daß jetzt Ernst mit dieser Sache gemacht werden soll. Auch haben Reichs-Versammlung und Reichshofrath bereits angefangen, sich von Neuem damit zu beschäftigen, und binnen Kurzem werden entscheidende Beschlüsse wie ein Blitz in die Elisabethburg von Meiningen einschlagen!

Sie sehen mich auch, fügte er mit leise gedämpfter Stimme hinzu, auf dem Wege nach Wien zu Kaiser Karls VI. Majestät, zu der ich mich in einem hohen Auftrage, zu dem sich die sächsischen Fürstenhäuser von Weimar, Gotha nnd Hildburghausen vereinigt haben, zu begeben habe. Es ist darauf abgesehen, Kaiserlicher Majestät in Wien dringlichst und unterthänigst die Bitte um eine authentische Declaration vorzutragen, wie weit es in seiner allerhöchsten Willensmeinung gelegen sei, der Erhebung der Cäsarea Schürmann in den Reichsfürstenstand staatsrechtliche Folgen zuzuerkennen, und namentlich die notorische Annahme des Herzogs selbst, daß damit die Erbfolge für die Kinder der Schürmann regulirt worden sei, zu bestätigen. Außer dem Hinweis, wie sich bereits die öffentliche Meinung in diesen

und vielen andern Schriften darüber ausgesprochen, werde ich dann zugleich die Ehre haben, Kaiserlicher Majestät den Protest sämmtlicher hoher Agnaten gegen eine derartige Erbfolge in Meiningen zu Füßen zu legen. Ich bin stolz, zu einem so wichtigen Act als Instrument des Vertrauens ausersehen worden zu sein. Diese Mittheilung, Mesdames et Messieurs, ist zwar noch ein diplomatisches Geheimniß, ich habe aber diesmal im Interesse der Sache eine Ausnahme von der größten Tugend des Staatsmannes, der Verschwiegenheit, machen zu müssen geglaubt. Der Adel des Landes muß sich zu einer festen, starken Widerstandspartei organisiren und darum von allen jetzt eingeleiteten Schritten, die unbehindert ihren Fortgang nehmen werden, unterrichtet sein. Dadurch gewinnen die sächsischen Fürstenhäuser, in deren Auftrag ich hier stehe, einen Anhalt zu ihren Operationen in diesem Lande selbst, und Sie werden denselben um so mehr Vorschub leisten können, da es sich lediglich um die Vertheidigung Ihrer Standes-Interessen, Ihrer Vorrechte und Ihres Eigenthums handelt!

Herr von Diemer hatte sich bei diesen Worten mit einer ernsten und feierlichen Bewegung erhoben, und schien die beipflichtenden Erklärungen der Gesellschaft zu erwarten.

Man war in diesem außerordentlichen Moment allgemein aufgestanden und umringte den Redner unter den schmeichelhaftesten Aeußerungen und Glückwünschen, aus denen er zugleich entnehmen konnte, mit wie großer

Genugthuung man dieſe Angelegenheit, bei der Alle betheiligt waren und von der Jeder im Einzelnen einen Sieg für ſich erhoffte, vorzugsweiſe in ſeinen Händen erblicke.

Auch der alte Landjägermeiſter von Gleichen zeigte ſich ſehr erfreut über dieſe Ausſichten und klopfte in ſeiner derb vertraulichen Manier den Ordensritter zuſtimmend auf die Schulter.

Das habt Ihr gut gemacht, Herr Ritter, ſagte er ſchmunzelnd. Nicht wahr, das iſt in dieſen Tagen in Gotha ausgeheckt worden? Geſteht es nur! Ich hatte ſchon auf anderm Wege etwas Wind davon bekommen, denn was das Witterung haben anbetrifft, da werdet Ihr Herren Diplomaten doch noch immer von uns Jägern und unſern Jagdhunden profitiren können. Man hat Euch kürzlich in Gotha geſehen, Herr von Diemer.

Gewiß, ich bin dort geweſen, entgegnete Herr von Diemer, ihn mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln betrachtend. Der jetztregierende Herzog von Gotha hat von jeher viel Gnade für mich gehabt, und ebenſo ſeine erlauchte Gemahlin, die liebenswürdige und geiſtreiche Dorothea Louiſe, die mit Ehre und Herz am nächſten betheiligt ſein muß bei Allem, was hier im Meininger Schloſſe vorgeht. Als Tochter des Herzogs Ernſt Ludwig von Meiningen erkennt ſie noch immer in zärtlicher Pietät in ihrem Herzen ihren Oheim an, aber ihr hoher Verſtand läßt auch die allgemeinen Staatsintereſſen in das unabweisliche Gewicht fallen, und ſie wünſcht

darum eine Ausgleichung aller beſtehenden Differenzen im Sinne der Legitimität und der Ehre ihres Hauſes. Aber ich kann nicht ſagen, daß die Sache vorzugsweiſe von Gotha gekommen, und man verlangt dort nur ebenſo eifrig wie anderswo die Wiederherſtellung des unanfechtbaren Legitimitäts-Prinzips. Und wenn Sie doch wiſſen wollen, was mich in der letzten Zeit ſo oft nach Gotha geführt hat, ſo will ich es Ihnen ganz freundſchaftlich ſagen. Es iſt die Muſik, nichts weiter als die Muſik. Ich liebe dieſe Kunſt leidenſchaftlich ſeit meiner früheſten Jugend, ſtümpere auch wohl noch ſelbſt ein wenig darin herum. Und wenn ich einmal den Vorzug haben will, wahrhaft gute Muſik zu hören, melde ich mich am Hofe Herzogs Friedrich von Gotha, der ſelbſt in der Ausübung dieſer Kunſt ein ächter Meiſter iſt und eine Hofkapelle gebildet hat, wie man ſie in den größeren Reſidenzen Deutſchlands vergebens ſuchen würde.

Die Muſikleiſtungen Herzog Friedrichs von Gotha ſind die Bewunderung Aller, welche ſie zu hören ſo glücklich waren! nahm Frau von Gleichen das Wort, um den von ihr bemerkten Abſichten des Ritters, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, entgegenzukommen.

Es liegt, fuhr ſie fort, in dieſer ganzen herzoglichen Familie ein wunderbarer muſikaliſcher Zug, der ſich mit ihren liebenswürdigen und ritterlichen Formen verbindet, um ein Ideal harmoniſcher Begabung in einer Fürſten-Perſönlichkeit aufzuſtellen!

Es iſt wahr, ſagte Herr von Diemer, Herzog Friedrich III. iſt das Muſterbild eines deutſchen, ritterlich und herrſchaftlich gearteten Fürſten. Man hat ihm ſeinen großen Aufwand für das Militär und die ungeheuren Koſten, welche er auf die Erhaltung eines unverhältnißmäßigen Kriegsſtandes verwendet, zum Vorwurf gemacht. Aber der Herzog vernachläſſigt darüber auch die Wiſſenſchaften und die allgemeine Wohlfahrt des Landes nicht. Täglich trifft er die gemeinnützigſten und weiſeſten Einrichtungen, die allen Klaſſen ſeiner Unterthanen und vielen Andern zugutkommen. Und was ſeine allerdings hervorſtechende Neigung für das Soldatenweſen anbetrifft, ſo iſt doch für dieſe großen Summen wenigſtens etwas Impoſantes herausgekommen. Die Gothaiſchen Soldaten ſind in ganz Europa berühmt geworden und haben Kaiſer und Reich ſchon die erkleckſichſten Dienſte geleiſtet. Hier in Meiningen möchte man ſeit einiger Zeit auch Regimenter formiren, und die Nachahmung iſt lobenswerth, aber bis jetzt ſind weniger die Streitkräfte, als vielmehr die enormen Schulden Ihres kleinen Staatshaushalts dadurch vermehrt worden, und man ſpricht von einer bald ausbrechenden Inſolvenz Ihres Herzogs, wodurch ſeine übrigen Embarras dann unberechnenbar vermehrt werden würden!

Der Ritter wurde hier durch ein lautes, nicht ganz rückſichtsvolles Lachen des Intendanten von Meerfeld unterbrochen, der zu ſeinem Nebenbuhler, dem Lieutenant von Boſt, ſagte: Jetzt bezweifele ich nicht mehr

Ihre Gefährlichkeit, Herr von Bost! Sie vermehren durch Ihre Existenz als Officier sogar die Staatsschulden unseres Herzogthums, und es ist darum kein Wunder, wenn Ihr Einfluß auch auf die Herzen der Damen sich so sehr erstreckt, daß dieselben allen anderen Verehrern gegenüber insolvent werden!

Der Lieutenant begnügte sich diesmal, ihm blos einen verachtungsvollen Blick zuzuschleudern. Frau von Gleichen aber war in ihrer anmuthigen und tändelnden Weise in ein an den Saal stoßendes Cabinet geeilt und kam jetzt von dort mit einer Guitarre zurück, welche sie dem Herrn von Diemer mit dem ausdrucksvollsten Knix überreichte.

Ah, Sie üben die liebenswürdige Malice, mich an mein schwaches Talent zu erinnern! sagte er, indem er lächelnd die Guitarre aus ihrer Hand empfing.

Sie haben ein großes und merkwürdiges Talent, komische Romanzen zu improvisiren, Herr von Diemer! sagte Frau von Gleichen mit schmeichelnder Aufforderung. So oft wir noch zusammen waren, gönnten Sie mir diesen Genuß, und heute bitte ich zugleich im Interesse meiner Gesellschaft, daß Sie uns Ihre schönsten harmonies joyeuses in den Saal zaubern! Lassen wir die Staatsgeschäfte jetzt endlich ruhen, es erschalle Musik und Poesie, der Diplomat wird zum Troubadour, und der Ritter läßt seine sehnsuchtsvolle Laute erklingen!

Wohlan, es sei! entgegnete Herr von Diemer, der sich sehr gern dazu bereit finden zu lassen schien. Die

Laute, die eine ſchöne Frau uns geſtimmt, trägt den Hauch der Poeſie ſchon auf ihren Saiten, und man küßt ſie ihnen begeiſterungsvoll hinweg, ſich zum Dichter und Sänger erhebend!

Mit dieſer pathetiſchen Ankündigung begann er auf den Saiten zu präludiren und nahm dabei eine intereſſante Stellung an, die ſeiner Perſönlichkeit plötzlich ein ganz verändertes Anſehen gab. Der frühere lauernde und gekniffene Ausdruck verſchwand aus ſeinen Zügen, er ſah ſchwärmeriſch und ſchmachtend und bei weitem jugendlicher als vorher aus, und indem er jetzt ſeinem Inſtrument bald ſchmelzende, bald übermüthig aufwirbelnde Töne entlockte, richtete er zugleich auf die beiden Damen, Frau von Gleichen und Frau von Trinelius, die ſich ihm zunächſt geſtellt hatten, die feurigſten, ihre Augen feſthaltenden Blicke. Dann, wie aus einem überſchwänglichen Gewoge von Gefühlen ſich wieder ſammelnd, fragte er, innehaltend, was er eigentlich ſingen ſolle, und bat die beiden Damen, die ihm ihre beſondere Aufmerkſamkeit bewieſen, ihm ein Thema zur Improviſation zu ſtellen.

Geben Sie uns eine der ſpaniſchen Spott-Romanzen, wie Sie Ihnen ſo vortrefflich gelingen, und nehmen Sie dazu eine Ehe zwiſchen Herrin und Diener à la Pfaffenrath-Solms-Liech! rief Amelie raſch, mit dem innigſten Zuwinken ihrer ſtrahlenden Augen.

Ach nein! ſagte Erneſtine, indem ſie, die ſchönen Hände bittweiſe faltend, eine faſt rührende Gebärde

gegen ihn machte. Versetzen Sie uns doch lieber auf die Fluren des Olymp, unter die seligen und ewig lachenden Götter, oder schildern Sie einen glücklichen Erdensohn, der an der Tafel der olympischen Götter Zulassung gefunden.

Jedes Thema ist mir gleich willkommen und ich werde sie beide zu einem Ganzen verbinden! entgegnete Herr von Diemer, indem er nach kurzem Besinnen wieder in die Saiten griff und dann mit einer kräftigen, ausdrucksvollen Tenorstimme, in französischer Sprache, eine die naheliegendsten Beziehungen darbietende komische Romanze zu singen begann.

Er schilderte einen Spaziergang, den die rosige Aphrodite einst in guter Laune auf den Gefilden der Erde unternommen. Ein junger weißer Pudel, das Geschöpf der treuesten Dienstbarkeit, war der Göttin nachgesprungen und hatte sich, fortgezogen von dem ihre Glieder umwallenden Liebreiz, an ihre Spur festgehangen. Der Pudel fühlte den Hundestall weit schon hinter sich, in dem er einst bei einem mageren Knochen geträumt, daß auch aus ihm noch einmal ein Gott werden könne!

Indem er immer höhere und glücklichere Sätze machte, um dem Haupt der Olympischen nahe zu kommen, fühlte diese, wie ihr unsterbliches Herz sich seiner im Busen erbarmte, sie stand still und hieß den blonden Pudel sich zu ihren herrlichen Füßen niederschmiegen. Selig knurrend gehorchte der Blonde und ver-

nahm folgendermaßen die gnädigen Worte der göttlichen Herrin: Wo so viel Hader und Trug im Olymp wohnt, iſt das Thier der treuen Dienſtbarkeit, das in unabläſſiger Hingebung unſere Schritte bewacht, auch den Unſterblichen werth. Ich werde Dich mit mir in den Olymp entführen und den Göttern Dich zeigen wie Du biſt, ein Geſchöpf der reinen unverdorbenen Natur, ohne Falſch und ohne Hinterliſt, hingebungsvoll an die Gegenſtände ſeiner Verehrung und das eigentliche Ideal für die hohen olympiſchen Götter, die von einem Pudel Frieden, Harmonie und Erhabenheit der Geſinnung lernen müſſen!

Aphrodite Urania verſetzte ſich mit ihrem Pudel auf die ewigen Höhen des Olymp zurück und erſchien mit demſelben unmittelbar an der Tafel der Götter, wo man bei ſchäumendem Nektarbecher ihr und ihrem neuen Gefährten bereitwilligſt den Platz überließ. Die ſchöne Laune, in der die ſeligen Götter ſich befanden, geſtattete dem Pudel, in ihrer Reihe zu ſitzen, und ein herzliches, olympererſchütterndes Gelächter brach aus, als Hebe in unendlicher Luſtigkeit hineilte, um auch dem vierfüßigen Göttergaſt den ſprudelnden Nektarbecher zu kredenzen.

Seht hier meinen neuen Freund, ſagte Aphrodite, ihrem Gemahl, dem Meiſter Hephäſtos, einen ſpöttiſchen Blick zuwerfend: einen Freund, den ich Euch, Ihr allezeit Zwieſpältigen und Mißgunſtvollen, als ein Muſter natürlicher Biederkeit, die Ihr ſo ſehr verlerntet, von meinem Ausflug auf die Erde mitgebracht habe!

Das Gelächter der ewigen Götter erhob sich jetzt erst wie ein brausender Strom und selbst die ernste Pallas Athene lachte, daß ihr die Thränen aus den herrlichen Augen entstürzten.

Der Pudel aber, um es den Göttern nachzuthun und im schon beginnenden Vollgefühl seiner Gottheit, nahm mit den Vorderfüßen zierlich den ihm kredenzten Nektarbecher und vergrub gierig seine unreine Schnauze in den perlenden Trank der Unsterblichen.

Alsbald entstand ihm aber aus diesem Genuß eine unbeschreibliche Wirkung, die zuerst in einem entsetzlichen Niesen und Schlucken, dann in einem noch fürchterlicheren Speien sich kund that. Der Magen des Hundes konnte den Göttertrank nicht in sich dulden, sondern warf ihn auf die ekelhafteste Weise wieder von sich aus, so daß er mit seinen Unsauberkeiten die ihm nahe stehende Hebe und selbst seine unsterbliche Freundin Aphrodite bespritzte. Er selbst versank in heiseres Gebell und krampfhaftes Heulen, und empörte durch sein unsittiges Benehmen am meisten des Jupiters Sohn, den häßlichen aber kunstreichen Hephästos. Der Schmiedegott gab mit seinem lahmen Fuß dem Pudel einen Tritt, daß er ächzend mehrere Ellen weit aus der Reihe der Götter fortstürzte. Dann ergriff er ihn noch bei seinem schönen blonden Fell und stürzte ihn, unter dem jauchzenden Zuruf der ganzen Götterschaar, aus dem Olymp hinunter, von dem er unmittelbar wieder bei dem verlassenen Hundestall niederfiel.

Das zerbrochene Genick bewies ihm, daß Jeder bleiben soll, wo er steht, und daß der Umgang mit den Hochgeborenen gefährlich ist, weil aus dem Pudel kein Gott und aus dem Diener kein Herr nimmermehr werden wird! —

Herr von Diemer ließ diese wunderliche Romanze in einigen ausgelassenen Tönen verklingen, die aber jetzt durch den nicht mehr zurückzuhaltenden Beifallsruf der Gesellschaft stürmisch unterbrochen wurden.

Das müssen Sie für mich aufschreiben, aber gleich, augenblicklich, ehe Sie es vergessen! rief Frau von Gleichen, auf ihn zustürzend und ihm unaufhörlich die Hände schüttelnd.

Auch mir müssen Sie es aufschreiben, je vous en prie! seufzte Frau von Trinelius von der andern Seite. Das ist göttlich, ein ganz neues Genre, und vernichtend für die Pfaffenraths; ja für den Herzog selbst, der die Dienerin zu sich emporgezogen, äußerst bedenklich!

Der Ritter versprach, mit Vergnügen beiden Damen gerecht zu werden, und begab sich dann in eine Ecke des Saales, wo er die Improvisation in sein Portefeuille trug. Er kehrte mit zwei Blättern zurück und überreichte jeder der beiden Damen ein Blatt mit den huldigendsten Gebärden.

Inzwischen war es zum Souper Zeit geworden und Frau von Gleichen nahm den Arm des Ritters von Diemer, um den Zug in den Speisesaal zu eröffnen.

V.

Die erste Soirée.

In dem freundlichen Hause am Markt, welches durch die wohlwollende Fürsorge des Herzogs seit Kurzem neu eingerichtet worden war, hatte heut den ganzen Tag über eine besondere Lebendigkeit geherrscht. Man war mit den Zurüstungen zum Empfang einer großen Abendgesellschaft beschäftigt, die im größten Styl und nach allen Anforderungen der damaligen aristokratischen Welt gegeben werden sollte.

Zu der üblichen Stunde waren die Empfangzimmer des Hauses festlich erleuchtet, und Herr Pfaffenrath durchschritt am Arm seiner jungen Gemahlin die stattlichen Räume, um Ordnung und Einrichtung nochmals mit prüfenden Blicken zu überschauen und nachzusehen, ob Alles zum Empfang einer solchen Gesellschaft, wie der eingeladenen, würdig vorbereitet sei.

Es gab wohl schwerlich noch etwas auszusetzen,

die neuen Kronleuchter braunten vortrefflich, Spiegel und Möbel ſtrahlten im untadelhafteſten Glanze, die Teppiche ſchimmerten in ihren koſtbar gewirkten Stoffen, und das Ganze prangte in einer Einheit von Geſchmack und Farben, die nicht anſprechender und wohlberechneter ſein konnte.

Als Herr und Frau Pfaffenrath jetzt befriedigt und ſich gegenſeitig anlächelnd in ihrem mittleren Salon ſtillſtanden, ſagte er, ihre Hand küſſend: Es iſt wohl Alles gut ſo, meine geliebte Eliſabeth, aber doch iſt auch wieder nicht Alles gut! Im Gegentheil, es kommt mir ſo vor, als wenn wir jetzt im Begriff wären, unſern erſten dummen Streich zu machen, wenn auch ganz gegen unſern Willen.

Du meinſt dieſe Geſellſchaft? entgegnete Eliſabeth, indem ihre dunklen träumeriſchen Augen lebhaft aufblitzten. Aber der Herzog, unſer Freund und Beſchützer, hat es ſo gewollt, und wie hätten wir uns ihm darin entziehen können?

Wir mußten unſerm edlen Wohlthäter gehorchen, aber es iſt und bleibt ein Fehler der Taktik Angeſichts unſerer hieſigen Verhältniſſe! ſagte Pfaffenrath, indem ſein kluges beſonnenes Geſicht von den ſchärfſten Reflexen überzogen wurde.

Und Du wirſt ſehen, fuhr er fort, daß meine Beſorgniſſe ſich noch heute rechtfertigen. Der Herzog hatte uns, deren Glück er begründet hat, zuerſt in der unſcheinbarſten und anſpruchloſeſten Zurückgezogenheit

belaſſen ſollen. Nichts würde meinem Herzen wohlthuender geweſen ſein, denn es braucht, um ſich zu entzücken und befriedigt zu halten, nur Dich, meine Eliſabeth, die Du mir ſo viel geopfert, und in der ſich alle Ideale meines Lebens mir verkörpert zur Seite geſtellt haben! Der Cultus meines Lebens gehört Dir, Du ſchwarzäugige Göttin, und mit Dir vereint wäre die Abſonderung von aller Geſellſchaft und von allen Verpflichtungen gegen ihre elenden Conventionen das Einzige, was noch meine Wünſche zu krönen vermöchte!

Nein, Julius, nein! entgegnete Eliſabeth mit aufflammender Lebhaftigkeit. Unſere Herzen haben ſich frei und groß gefunden, und dieſer Bund iſt eine Eroberung, die wir kühn vor aller Welt aufpflanzen, mit der wir als die glücklichen Sieger über die Vorurtheile der Geſellſchaft überall unſere Fahne wehen laſſen müſſen! Darum vorwärts, Julius, unaufhaltſam vorwärts, und nicht innegehalten, denn Deine Ziele ſtehen hoch und Deine herrlichen Kräfte müſſen in die größte Wirkſamkeit treten! Wir werden der Geſellſchaft, wenn es nicht anders ſein kann, noch eine Menge Schlachten anbieten müſſen, nachdem wir ihr die erſte nur durch unſern guten Stern abgewonnen haben!

Dein ſüßer Heldenſinn wird mich nie als einen Unwerthen an Deiner Seite finden! erwiederte ihr Pfaffenrath. Aber wer eine Schlacht gewinnen will, muß ſich auch den richtigen Plan dazu entworfen haben, und der unſrige kann nur der ſein, daß wir nicht zu raſch

die Offensive ergreifen wollen! Wir haben der Hofgesellschaft erst unsere Visiten gemacht, Niemand hat sie erwiedert, und es scheint hier eine förmliche Verschwörung gegen uns zu bestehen. Der Herzog befiehlt, daß wir uns davon nicht abschrecken lassen sollen, und räth im Gegentheil, Trotz und Muth zu beweisen und heute alle Welt zu einer großen Soirée einzuladen. Wir haben es gethan und haben damit herausgefordert, obwohl wir diese unangenehme Sachlage lieber noch eine Zeit lang hätten auf sich beruhen lassen sollen! Es kann übel ablaufen. Schon ist die übliche Zeit verstrichen, und noch läßt sich keiner unserer vornehmen und stolzen Gäste hier sehen!

Er blickte nach der Uhr und wurde dunkelroth vor Ungeduld, als er die Stunde schon unverhältnißmäßig vorgerückt fand. Elisabeth betrachtete ihn lächelnd, ihre glühenden Blicke ruhten forschend auf seinem edeln, durchgearbeiteten, feinbeweglichen Gesicht.

Dann sagte sie, ihn neckend: Sind das die Flitterwochen, die ich früher so viel rühmen hörte? Du siehst schon in meiner Gegenwart nach der Uhr, und kannst die Zeit nicht erwarten, daß unser trautes Zwiegespräch durch die fremden Gäste gestört werde! Sei geduldig, wir werden diese nichtsnutzigen, kaltgründigen Gesichter noch zeitig genug schauen, und gönne uns noch die stille Minute, in der wir Hand in Hand uns angehören dürfen!

Möchte diese Minute uns zur Ewigkeit still stehen!

rief Pfaffenrath, indem er seine Hand zärtlich auf ihre Schulter legte und ihr tief und lange in die Augen sah. Elisabeth, meine höchsten Wünsche sind in Deinem Besitz erreicht worden. Dir strebte ich mit einer mächtigen Entfaltung aller meiner Kräfte nach, sobald der erste Blick Deiner Augen meine Seele erweckt und ihr die schöne große neue Zukunft erschlossen hatte. Dein Vater hatte viel Güte für mich, er nahm mich dem Prediger des Dorfes fort, der dem elternlosen, verlassenen Knaben eine Zuflucht wenigstens in seinem Hühnerstalle gewährt hatte. Ich hütete dem Pastor sein Vieh und las dabei manches Buch aus der Bibliothek meines geistlichen Beschützers. Nachts fragte ich die Sterne, ob ich eine Zukunft haben würde, und dann warf mir ihr Glanz tausend wunderbare Träume zurück, die mein Herz mit Ahnung und Zuversicht schwellten. So herrlich hatte ich aber in allen meinen Sternenträumen die Zukunft nicht geahnt, als sie sich mir in Deinem Bilde vorstellte, Elisabeth, die Du fast noch ein Kind warst, als ich zuerst das Schloß Deines Vaters betrat. Der Graf von Solms hatte mich auf dem Felde bei meinen Schafen und meinen Büchern getroffen und mich unter die Zahl seiner Diener mitgenommen. Zugleich ließ er mich von dem Lehrer seiner eigenen Kinder unterrichten. Ich werde es ihm nie vergessen, denn er hat als ein wirklicher Edel- und Ehrenmann an mir, dem preisgegebenen Sohne des Volkes, gehandelt. Nur sein Standesprincip galt ihm noch höher als die Gesetze,

die ihm sonst Charakter und Herz vorzeichneten. Mit der schmerzlichsten Ueberwindung verließ ich ihn als ein scheinbar Undankbarer, aber unser Bund, Elisabeth, mußte geschlossen werden, um das nothwendige Lebensschicksal zweier untrennbarer Seelen festzustellen. Denn seine eigene Bestimmung muß der Mensch zuerst und rücksichtslos regeln. Aber auch der Uebergang zur Versöhnung mit Denen, die wir dabei verletzten, wird sich früher oder später finden oder muß mit aller Anstrengung erworben werden!

Elisabeth sah bei dieser Hindeutung plötzlich ernst und traurig aus.

Laß uns davon noch schweigen, mein Freund, sagte sie. Es ist dies der Schmerzenspunkt in meinem sonst freudenreichen Herzen geblieben, aber da Alles aus einer freien und großen Entschließung gekommen, so kann es keine Reue geben, und nur die Hoffnung halte ich mit Dir fest, daß die Liebe und der Segen meines Vaters sich uns einst wieder zuwenden werden mit ihrer uns unentbehrlichen Kraft!

Die erste Kraft, die uns hält, ist die Vereinigung unserer Herzen! fuhr Pfaffenrath mit liebebegeistertem Ausdruck fort. Alles Andere wird und muß uns von selbst zufallen. Du, Elisabeth, warst die beflügelnde Kraft, durch die ich in Dem, was ich bin und sein werde, gebildet und emporgetrieben wurde. Nur im Hinschauen auf Dich entwickelten sich die lernbegierigen Triebe meines Geistes. Meine Studien, auf welche

ich den größten Theil meiner Nächte verwandte, erhielten ihre Schwungkraft aus dem Herzen, welches in Dir das Bild jeder Vollendung anbetete. Ich wetteiferte mit Deinen Ausarbeitungen, von denen ich durch unsern Lehrer, den guten Monsieur Laclef, einen Franzosen im besten Sinne des Wortes, stets die genaueste Kunde mir zu verschaffen wußte. Ich ließ ihm keine Ruhe, bis er mir jedesmal die Aufgaben zuwies, die auch Dich gerade beschäftigten. So glaubte ich schon in innigster Gemeinschaft mit Dir zu stehen, und wenn ich Dir begegnete oder Dich zu bedienen hatte, wagte ich zuweilen, Dir ein Wort aus unseren ohne Dein Wissen gemeinschaftlichen Studien zuzurufen, und Dir einst plötzlich zu sagen, worin meiner Meinung nach die Mängel von Voltaire's „César" beständen. Dann stutztest Du, standest tieferröthend still, und gönntest mir einen Deiner raschen, glühenden, klugen Blicke, die durch Mark und Bein dringen und das Feuer wie den Stolz Deines jungen Geistes ausdrückten. So fanden sich unsere Herzen. Ich aber hatte nur noch den einen Gedanken, mich Deiner würdig auszubilden, und äußerlich wie innerlich einen neuen Menschen aus mir zu machen. Die sich mir steigernde Gunst Deines Vaters, und der Beifall anderer hoher Herren, namentlich auch des Herzogs von Meiningen, unterstützten mich in meinem Vorhaben. So lernte ich auch reiten, tanzen, fechten, und es schien eine Zeit lang, daß das auserlesene Glück der Umstände die Ungunst meiner Geburt gänz-

lich ausgleichen wollte. Um das Höchste aber, welches alles Uebrige in sich einschloß, um Deinen Besitz mußte ein Kampf entbrennen, der Dir in die Myrthe zugleich den Lorbeer der Tapferkeit flocht. Nur Dir verdanken wir den Sieg, Du bist unser Feldherr, und ich werde Dir darum treulich folgen, wohin Du auch ferner den Angriff lenken und die Schlacht stellen wirst!

In diesem Augenblick trat ein Diener in den Salon, um ein versiegeltes Schreiben an den Hof- und Regierungsrath Paffenrath zu überreichen.

Es wurde schnell entfaltet, und nach flüchtiger Durchsicht sagte Pfaffenrath zu seiner Gemahlin: Meine Vermuthungen gehen in Erfüllung. Der Brief ist von der alten Oberhofmeisterin von Bernuth, die mich schnell in ihr Herz geschlossen zu haben scheint. Sie benachrichtigt mich in dieser besonderen Affection, daß eine vollkommen organisirte Verschwörung gegen uns bestehe. Keiner Ihrer geladenen Gäste wird heute kommen, schreibt sie. Man hat sich verabredet, Ihr Haus niemals zu betreten. Sie räth uns, diesem Plan ein Paroli zu biegen, die Lichter auszulöschen, unsere Säle zu schließen und unter dem Vorgeben einer plötzlichen Erkrankung allen Eingeladenen absagen zu lassen. — Was man klug wird, wenn man dreißig Jahre lang Oberhofmeisterin am Meininger Hofe gewesen ist. Und was meinst Du zu dem Allen, Elisabeth?

Elisabeth schien einen Augenblick über diese Nach-

richten erschrocken, brach aber dann plötzlich in ihrer lebhaften Weise in ein lautes Gelächter aus.

Die Sache ist doch im Grunde höchst komisch! sagte sie. Dahin hätten wir es also schon gebracht, man will uns gesellschaftlich aushungern! Wir werden aber diesen guten Leuten allen beweisen, daß wir scharfe Zähne zum Beißen haben und damit auch berechtigt sind, hier unsere vollen Portionen zu erhalten!

Wir werden allerdings einen Entschluß fassen müssen! sagte Pfaffenrath nachsinnend, als jetzt der Diener mit einem besonders eiligen Ausdruck wieder zurückkehrte und den Kammerjunker von Lanken anmeldete, der auch schnell hinter ihm eintrat und sich sehr beeifert dem ihm verwundert entgegensehenden Paare näherte.

Ich komme im höchsten Auftrage zu Ihnen, sagte er. Der Herzog und die Frau Herzogin haben Ihnen die Ehre Ihres Besuches zugedacht und lassen denselben durch mich anmelden. Die höchsten Herrschaften werden sogleich hier vorfahren.

Der Herzog ist in Wahrheit unser Gönner und Freund! sagte Pfaffenrath zu Elisabeth. Er hat von unserer eigenthümlichen Verlegenheit gehört und will uns mitten in derselben die glänzendste Genugthuung bereiten!

Jetzt meldete schon das Geräusch des vorfahrenden herzoglichen Wagens das Erscheinen der Herrschaften an. Herr und Frau Pfaffenrath eilten auf den Flur hinunter, um den Herzog und die Herzogin zu empfangen, die

nur in Begleitung zweier Hof-Cavaliere ankamen und auf die freundlichſte und liebenswürdigſte Weiſe ihre Abſichten erklärten, einige Stunden in dem Hauſe des jungen Paares zubringen zu wollen.

Nachdem man ſich in den Geſellſchaftsſaal begeben hatte, legte der Herzog zuerſt ſeine Freude über den durchweg heitern und ſchönen Eindruck der Gemächer, die er betreten, an den Tag.

Dann ſagte er ſcherzend, zu Eliſabeth gewendet: Wir haben uns aufgedrängt, bei Ihnen zu ſein, und unter Ihren vielen liebenswürdigen Eigenſchaften auch noch die der gütigen und wohlwollenden Wirthin, in der Sie Ihren Freunden ganz neu ſind, bewundern zu dürfen.

Es wird mir alſo ſchwer werden, dieſe Eigenſchaft heute Abend zu entwickeln, entgegnete Eliſabeth, die dargebotenen Hände des Herzogs und der Herzogin an ihren Buſen drückend. Denn Euren Hoheiten gegenüber bin ich die zu Gnaden erhobene Die ein, aber zur Wirthin fehlen mir die Gäſte, die uns, wie die erſtaunliche Leere hier beweiſt, ſammt und ſonders ausgeblieben ſind.

Ich war von dieſem Kriegscoup ſchon unterrichtet, entgegnete Anton Ulrich, indem er ſich nach ſeiner Weiſe lachend die Hände rieb. Es droht hier Krieg zu werden, offener Krieg, und damit man keinen Augenblick zweifelhaft ſein ſoll, auf welcher Seite ich in demſelben ſtehen werde, habe ich mich ſofort hierher in Ihr Haupt-

quartier verfügt, um Ihnen meine beſten Truppen, zu denen ich meine theure Herzogin und auch mich ſelbſt zu zählen wage, zuzuführen.

Wir machen aber auch auf Verpflegung Anſpruch, nahm die Herzogin das Wort, in den von Ihrem Gemahl angeſtimmten Ton der Unterhaltung mit der ihr eigenen Natürlichkeit eingehend. Wir ſind beide von einer langen Spazierfahrt durſtig geworden, und ich hoffe, daß Sie uns nicht verſagen werden, eine Erfriſchung bei Ihnen einzunehmen.

So iſt es recht, meine Gemahlin! ſagte Anton Ulrich, indem ſeine vergnügliche Laune immer unmittelbarer heraustrat. Wir weichen hier nicht eher wieder vom Platze, als bis wir unſere anſtändige Ration an Speiſe und Trank erhalten haben. Denn da wir Krieg führen müſſen, kommt uns auch ſattſame Stärkung zu, und dann wollen wir bald wacker auf alle Feinde des Hauſes Pfaffenrath, die auch die unſrigen ſind, losſchlagen. Bis jetzt räumen ſie noch mit einer ſehr falſchen Taktik das Feld, aber die Leere, die ſie hier um uns her angerichtet haben, ſoll uns heute herzlich willkommen ſein und uns Gelegenheit zu einer um ſo traulicheren Gemeinſchaft und Kriegsverabredung bieten. Aber jetzt gebt uns etwas zu trinken, Freund Pfaffenrath.

Die große und abſichtliche Gunſt, welche in dieſen Anerbietungen lag, wurde durch dankende und freudige Geſichter erwiedert. Man beeilte ſich dem ausgeſprochenen Willen in der beſten Weiſe entgegenzukommen und die

Situation gewann einen gemüthlichen und harmlosen Ausdruck, in dem sich Herzog Anton Ulrich zu Zeiten mit Vorneigung erging, um die ernsteren und schärferen Züge seines Charakters, die eigentlich den Grundtypus desselben bildeten, zurücktreten zu lassen.

Während die Herzogin Cäsarea sich mit einer aufrichtigen Herzlichkeit bemüht zeigte, das Vertrauen Elisabeth's an sich zu fesseln, schien der Herzog jetzt zu einer ernsteren Wendung des Gesprächs geneigt, indem er einige Fragen an Pfaffenrath richtete, die denselben zu einer eifrigeren und eingehenderen Erwiederung zu veranlassen schienen.

Der Herzog ging dabei mit raschen Schritten auf und nieder, indem ihm Pfaffenrath zur Seite folgte, und die Unterhaltung wandte sich schnell zu den Angelegenheiten, welche dem Herzog in dieser Zeit am meisten im Sinne lagen.

Was meinen Sie denn zu der Anwesenheit dieses deutschen Ordensritters in Meiningen, mein lieber Pfaffenrath? sagte der Herzog, einen scharfen forschenden Blick auf seinen vertrauten Rath und Diener richtend. Ich will hoffen, daß diese Person Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen ist, denn wir leben in einer Zeit, wo man auf Alles achten und Alles in einem verdächtigen Zusammenhange auffassen muß.

Eure Hoheit werden mich über diese allerdings sehr zweideutige Person vollständig unterrichtet finden, entgegnete Pfaffenrath. Ich wollte Ihnen morgen einen

Vortrag darüber halten und auf die sofortige Ausweisung dieses Herrn von Diemer antragen, der die hiesigen Verhältnisse ausforschen, inneren Unfrieden anzetteln und einen weitberechneten Bruch zwischen dem Herzog und seinen Ständen hervorrufen will.

So ist es, erwiederte Anton Ulrich, sich im aufsteigenden Zorn die Unterlippe beißend. Aber seine Umtriebe, zu denen er besoldet ist, gehen zuerst noch viel unmittelbarer auf meine persönlichen Verhältnisse los. Meine erlauchten Stammvettern können wegen meiner Heirathś-Angelegenheit noch immer nicht ruhig schlafen, und daß meine treue und liebe Gemahlin durch eine kaiserliche Urkunde in den Stand einer Reichsfürstin erhoben worden, rückt ihnen ihr Ziel, dereinst den Besitz meiner Lande unter sich zu theilen, weit aus den Augen. Aber sie geben ihre Hoffnungen noch nicht auf, und schicken als ihren Agenten diesen Ordensritter umher, durch den sie, wie mir hinterbracht worden, auch an des deutschen Kaisers Majestät über mich berichten lassen wollen. Ich will diesem Herrn daher Alles ganz genau zeigen, wie es hier bei mir zugeht, und habe ihn darum nicht nur heute Morgen, als er mir ein persönliches Schreiben meines hohen Vetters von Gotha überreichte, mit allem Vorzug empfangen, sondern ihn auch zu einem morgen stattfindenden großen Gala-Diner eingeladen, bei dem ich auch Sie, lieber Pfaffenrath, nebst Frau Elisabeth erscheinen sehen will.

Pfaffenrath verbeugte sich, um seinen dankbaren

Gehorsam auszudrücken, und bemerkte dann: Dieser Herr von Diemer ist eine nach allen Seiten hin gefährliche Persönlichkeit, die im zwei- und dreifachen Solde steht. Ich lernte ihn schon auf dem Schlosse des Grafen von Solms-Lich kennen, zu dessen vertrautesten Freunden er gehört, und der jetzt in die Liga gegen den Herzog von Meiningen eingetreten ist. Dieser Ritter läßt sich von dem einen deutschen Fürsten gegen den andern besolden, und dafür, daß er diesen Sold nimmt, wird er wieder außerhalb Deutschlands besoldet, namentlich aber vom französischen Hofe, dessen Pläne, Deutschland durch innere Uneinigkeit zu überwerfen und zu einer ohnmächtigen Beute der länderſüchtigen Nachbarn werden zu lassen, von Tag zu Tag deutlicher hervortreten!

Sie vermuthen, daß Herr von Diemer auch im Solde des Königs von Frankreich stehen könnte? erwiederte der Herzog mit einer ernsten trauervollen Ueberschattung seines Gesichts. Es ist allerdings mit unserm Deutschland weit genug gekommen, und so können auch wohl schon deutsche Ordensritter französische Intriguanten geworden sein, um unsere Nationalität und unser Vaterland dem fremden Einfluß verrathen zu helfen. Die französischen Sendlinge mehren sich jetzt aller Orten und französisches Geld klirrt noch in ganz andern Taschen, als in denen des deutschen Ritters. Ich glaube, daß Sie Recht haben, Pfaffenrath! Meine eigene Lage würde in Deutschland nicht so isolirt und

gefährlich ſein, wenn ich, wie ſo manche andere deutſche Fürſten, dieſem mit großen Summen um ſich werfenden Einfluß mich nur einigermaßen hätte beugen wollen. Aber ich werde es wohl bald büßen müſſen, daß ich ein ehrlicher deutſcher Mann auf einem deutſchen Thron habe bleiben wollen. Man hat allerdings in Deutſchland von jeher mit dem deutſchen Weſen die ſchlechteſten Geſchäfte gemacht, aber ich werde meinen Weg fortſetzen, was auch aus mir werden mag, und meine Stärke aus mir ſelbſt, aus meiner Liebe zu meiner Gattin, aus meiner innigen Hingebung an deutſche Nationalität und deutſches Bürgerthum, und aus meinen wenig zahlreichen, aber tüchtigen Freunden zu ziehen ſuchen!

Herr Herzog, Sie ſprechen es mit einfachen großen Worten aus, was ſeit früheſter Jugend als das höchſte Ideal meines Lebens in mir geglüht hat! rief Pfaffenrath, indem er ſich in aufflammender Begeiſterung auf die Hand des Herzogs niederbeugte. Deutſcher Geiſt, deutſches Land und Volk, deutſcher Sinn und Trutz, — fuhr er fort — das ſind die Grundlagen einer neuen Politik, auf der eine europäiſche Machtſäule ohne Gleichen emporgerichtet werden kann, wenn dieſe Aufgabe erſt einmal in die rechten Hände fällt! Sie, Herr Herzog, ſind für dieſe Aufgabe geboren und ausgerüſtet, wie kein anderer Fürſt! Ihre Zeit wird kommen und dann ſeien Sie ſo kühn und groß, als Ihr ächtes deutſches Herz es iſt, und dann ſchwingen Sie die

Fahne, der Millionen folgen werden als einer neuen Botschaft des Heils! Wenn die große Weltfrage zwischen Frankreich und Deutschland endlich einmal durch Kampf und Blut ausgefochten werden wird, dann stelle ein gütiger Himmel einen Fürsten wie Sie an die Spitze der deutschen Völker und lege die Gewalt und Vollmacht der Nation in seine Hände! Und mich, mein Fürst, werden Sie bewährt finden, wohin Sie mich auch senden wollen als Ihr Werk- und Rüstzeug, in Hütten und Palästen, und wo es darauf ankommt, der bisherigen Schmach des deutschen Lebens die Existenz aufzukündigen und von allen Dächern zu predigen, daß es ein ewiges unverlierbares Deutschland, daß es ein auf sein Volk, seinen Geist und seine Sprache gestelltes Deutschland giebt!

O mein Freund, entgegnete Herzog Anton Ulrich bewegt und mit funkelnden Augen, Sie entfalten da einen schönen Traum, der auch mich in manchen Tagen und Nächten gelockt und beirrt hat! Aber vergessen Sie nicht, wie viel Quadratmeilen hier unsere deutsche Nationalbegeisterung im Umfange hat! Wir sind arme kleine Leute und dürfen nicht hoffen, zu großen Thaten berufen zu werden. Nein, lieber Pfaffenrath, mit Idealen speise ich mir meine Zukunft nicht mehr ab. Aber ich werde jeden Augenblick bereit sein, als guter Soldat in's Gewehr zu treten, wenn die große deutsche Sache mich einmal rufen und brauchen sollte. Einstweilen kommt es mir aber darauf an, wenigstens in meinem

Hauſe ein unabhängiger und ehrlicher deutſcher Mann bleiben zu dürfen, und es mir rein zu erhalten von allen Einwirkungen einer vorurtheilsvollen und nichtsnutzigen Diplomatie. Ich will wenigſtens auf gut Deutſch in meinem Hauſe glücklich ſein können. Und warum ſollte ich für mich nicht durchſetzen, was dem alten tapfern Leopold von Anhalt-Deſſau mit ſeiner Apothekerstochter, der ſchönen Anna Louiſe Fößin, ſo gut gelang? Auch ich habe für meine Cäſarea ein kaiſerliches Diplom erlangt, das ſie zur deutſchen Reichsfürſtin erhebt, und das iſt Zugeſtändniß genug, welches ich der Meinung der Welt gemacht habe. Mag man ſonſt gegen mich unternehmen, was man will, ich laſſe mich nicht ſchrecken, und am allerwenigſten durch die abgeſchmackten, in einem barbariſchen Styl verfaßten Flugſchriften, die jetzt wie Heuſchrecken-Schwärme gegen mich ausgeſchickt werden, um mir Licht und Sonne zu verdunkeln!

Man muß jedenfalls auf der Hut ſein und ein ſcharfes Augenmerk auf Alles, was vorgeht, richten! erwiederte Pfaffenrath mit lebhaftem Eifer. Der Herzog Leopold von Deſſau ließ durch die kaiſerliche Urkunde, die er ſich im Jahre 1701 erwirkte, nicht nur ſeine Gemahlin zur Reichsfürſtin von Anhalt erheben, ſondern auch ſeine beiden Söhne ausdrücklich für unbedingt ebenbürtig und erbfolgefähig erklären. Ich weiß nicht, ob das Diplom, welches Eure Hoheit erwähnten ſich in Ihrer Angelegenheit auf dieſe ganz beſtimmten Punkte hin und mit einer beſonderen Anführung der-

ſelben eingelaſſen hat? Darauf dürfte es bei dem Sturm, den Ihre Gegner von Neuem heraufbeſchwören und der auch bereits die Reichsverſammlung und den Reichshofrath ſtutzig gemacht haben ſoll, weſentlich ankommen!

Der Herzog ſann einen Augenblick lang wie betroffen nach, indem ſeine hohe Stirn ſich mit zuckenden Runzeln bedeckte.

Wir werden morgen früh über dieſe Sache ausführlicher mit einander arbeiten müſſen! ſagte er dann, wie von dem Gegenſtand abbrechend. Morgen Mittag aber ſind Sie mit Ihrer Gattin, wie ich wiederholt bitte, bei mir zum Diner eingeladen!

Der Herzog begab ſich alsdann mit einer gefälligen Wendung zur Wirthin des Hauſes, der er unter den verbindlichſten Ausdrücken dieſe Einladung wiederholte, worauf er die Herzogin aufforderte, ſich raſch mit ihm zu verabſchieden und den Dank für die ihnen gewordene freundliche Aufnahme abzuſtatten!

Cäſarea ſchien ungern das anmuthige Geplauder, in das ſie mit Eliſabeth eingetreten war, ſchon abzubrechen, aber ſie erhob ſich auf den Wink ihres Gemahls ſofort, indem ſie ihrer neuen Freundin einen innigen Abſchiedskuß auf die Stirn drückte.

In dem vielbeneideten und vielangefochtenen Hauſe am Markt erloſchen bald darauf die Wachskerzen, deren heller Glanz die beabſichtigte Soirée weit an-

gesagt hatte. Pfaffenrath und Elisabeth saßen aber in ihrem stillen Cabinet noch lange in lebhafter Unterredung bei einander und unterhielten sich über die auffällige Verstimmung, in welcher der Herzog plötzlich aufgebrochen war, sodann aber auch über ihr eigenes neubegonnenes Leben voll schöner und banger Zukunftsträume.

VI.

Der Vortritt am Hofe.

Die zu dem Gala-Diner des Herzogs eingeladene Gesellschaft umfaßte diesmal sehr zahlreich Alles, was in Rang, Stand und persönlichen Würden in dem kleinen Staat hervorragte. Die Tafel war in dem großen Prunksaal bereitet, der nur bei den feierlichsten Gelegenheiten eröffnet wurde, und der Pracht-Entwickelung, die am Hofe Anton Ulrichs herrschte, vollen Raum gewährte.

Der verschwenderische Hofhalt der damaligen deutschen Fürsten wurde zwar von dem Herzog nicht ganz in dem ausschweifenden Maßstabe jener Zeit getheilt, aber es lag nicht minder in seinen Gewohnheiten, durch kostbare und ungewöhnliche Veranstaltungen zu glänzen und dies in dem auserlesensten Geschmack und mit oft mühsam herbeigeholten Mitteln zu thun. Namentlich unterhielt er ein großes Hofdienstpersonal, das heute

in seinen reichsten und strahlendsten Uniformen sich darstellig machte, und mit dem der Zahl wie der Ausstattung nach ein bedeutender Prunk getrieben wurde. Die Hofwürden waren nach einer künstlichen und wohlberechneten Abstufung gegliedert, und stellten sich in einer stattlichen Pyramide dar, die von den Kammer-Lakaien und Pagen, welche letzteren erst seit Kurzem in einer beträchtlichen Anzahl eingeführt waren, bis zur Würde des Ober-Hofmarschalls emporstiegen. Mit der Einführung des letztgenannten Hofamtes war eigentlich der Herzog Friedrich II. von Gotha in seinem Hofstaat vorangegangen, aber Herzog Anton Ulrich, obwohl sonst nicht leicht zur Nachahmung, am allerwenigsten seiner Stammvettern, geneigt, hatte auch für seinen Hofstaat die zweckmäßige Einrichtung einer solchen Würde nicht verkennen wollen.

Die heutige Hoftafel vereinigte mit einer gewissen Ausgesuchtheit Luxus und Ceremoniell in einem harmonischen Ineinandergreifen, während der Herzog selbst mit dem Aufschwung einer glänzenden Laune, wie man sie seit lange nicht an ihm wahrgenommen haben wollte, bemüht schien, der Gesellschaft zugleich die freie Beweglichkeit zu geben, die er ihr am liebsten bei sich verstattete.

Er verband damit vielleicht heute noch die besondere Absicht, dem Ritter von Diemer, der diesmal gewissermaßen als ein außerordentlicher Abgesandter des Herzogs von Gotha sich am Hofe eingeführt und

als solcher auch den Ehrenplatz neben der Herzogin erhalten hatte, eine gänzlich ungetrübte, gegen alle Anfechtungen gewappnete und sogar siegesübermüthige Stimmung zu zeigen.

Herr von Diemer war geschickt und geistreich genug, um auf diese Stimmung des Herzogs entsprechend einzugehen und ihr durch seine oft sehr pointirten Erzählungen, die er mit meisterhaftem Takt und großer Unbefangenheit vorzutragen verstand, einen erweiterten Anhalt darzubieten. Nur schien es ihn einigermaßen zu stören, daß die Unterhaltung allgemein in der deutschen Sprache geführt wurde, was nur eine gelegentliche Einmischung des Französischen in einzelnen Redensarten und Wendungen verstattete. Der Herzog duldete aber in seiner Gegenwart fast niemals den ausschließlichen Gebrauch der französischen Conversation, und ging mit dem maßgebenden Beispiel voran, sich eines möglichst guten Deutsch zu befleißigen, wenn dasselbe auch bei ihm immerhin noch Manches zu wünschen übrig ließ.

Der deutsche Ordensritter schien indeß dieser Anstrengung des vaterländischen Idioms lange entwöhnt und entschädigte sich dafür durch einige Touren des auserlesensten und glänzendsten Französisch, das er mit der Frau von Gleichen, die auf der andern Seite neben ihm saß, heimlich austauschte.

Dieser seiner Nachbarin schien es nicht minder tröstlich, den vertrauten Freund neben sich zu haben, mit

dem sie jedenfalls durch ein inniges und vielbewährtes Einverständniß verbunden war. Sie zeigte sich aber heute vorherrschend als die Schweigsame und Beobachtende, und wechselte nur zuweilen mit den Eingeweiheten ihres Kreises einige stille Blicke des Einverständnisses, die zu Muth und Entschlossenheit aufzufordern schienen. In dieser gespannten Stimmung, in der man Frau von Gleichen sah, und die ihrem Aussehen einen eigenthümlichen pikanten Zug hinzufügte, konnte sie vielleicht ihren zahlreichen Verehrern schöner und bewundernswürdiger als je erscheinen, und sie hatte diesem Eindruck durch eine ungemein glückliche Toilette, die an Geschmack und Pracht die einfache Herzogin fast überstrahlte, vorzuarbeiten gewußt.

Elisabeth saß neben dem Herzog, der die Aufmerksamkeit, welche er ihr stets bewiesen, auch heute mit großer Vorneigung an den Tag legte. Sie hatte auf der andern Seite den dicken gutmüthigen Landjägermeister von Gleichen zu ihrem Nachbar, der, um ihr etwas vermeintlich Angenehmes zu sagen, mit vielem Behagen bemerkte: er höre die deutsche Sprache aus ihrem Munde ausnehmend gern, besonders wenn man französische Pasteten dazu genießen könne, die so ächt wären, wie die eben in Frage befindlichen auf seinem Teller.

Der Herzog, der diese Bemerkung gehört, brach darüber in ein schallendes Gelächter aus und sagte: Ja, mein lieber Landjägermeister, wenn ich mir auch

meine Redensarten nicht aus Paris verschreibe, so geschieht es doch ganz sicherlich mit meinen Pasteten, die allerdings in den germanischen Urwäldern nicht so gut gewachsen sein würden. Mein Magen, ich muß es eingestehen, ist überhaupt französisch gesinnt, aber ich denke darum doch an Leib, Seele und Geist ein deutscher Mann bleiben zu können. Bewirthe ich doch auch heute an meiner Tafel einen Ritter des deutschen Ordens, dessen deutsche Gesinnung gewiß so ächt ist, wie der französische Ursprung dieser Pasteten, die den Beifall des Herrn von Gleichen haben.

Der erste Schuß, der losgegangen, hat sich gegen Sie entladen, mein Freund! sagte Frau von Gleichen leise zu ihrem Nachbar. Könnten Sie ihm doch erwidern, daß es keine Kunst ist, ein deutscher Mann zu bleiben, wenn man eine deutsche Kammerjungfer geheirathet hat! Nicht wahr, die deutsche Sprache selbst ist auch nur so die Kammerzofe unter den Sprachen?

Herr von Diemer nickte ihr vertraulich zu und schien ihr zugleich mit warnend aufgehobenem Finger größere Vorsicht in ihren Aeußerungen anzuempfehlen.

Darauf sagte er, mit der vollendeten Unterwürfigkeit eines Höflings zu dem Herzog gewendet: Herr Herzog, der Ursprung unseres Ordensgelübdes stammt aus dem heiligen Jerusalem, in dem zuerst die Ritter des deutschen Hauses ihren Bund begründeten. Sind wir auch aus Jerusalem ausgezogen und hat sich unser

Kampf auf andere Schau- und Schlachtplätze verlegt, so iſt doch die Vertheidigung Jeruſalems ein Symbol für uns geblieben, dem wir die Intereſſen der Nationalität unterordnen müſſen. Wir ſind Weltbürger und kämpfen in jeder Sprache und auf jedem Boden zu Gunſten aller Völker nur für die Aufrichtung und Befeſtigung eines ewigen Heils. Wie könnte man aber unempfindlich und undankbar gegen die Vorzüge Deutſchlands und Meiningens ſein? Wenn es in Deutſchland überall ſo wäre, wie hier in Meiningen, ſo würde bald jedes Vorurtheil gegen das deutſche Weſen ſchwinden und die Nationalität würde triumphiren. Deutſchland wird nur erſt dann ganz deutſch und ganz eins werden, wenn Meiningen Deutſchland geworden iſt. Kann es etwas Herrlicheres und Wohlthuenderes geben, als dies in Form einer Harfe gebaute Meiningen, das uns zu einer wahrhaft deutſchen friedlichen Harmonie ſtimmt, ſobald wir es betreten, und in dem noch alle alten Tugenden der germaniſchen Urwälder wohnen!

Der Herzog muſterte ihn bei dieſen Worten mit einem kalten ſtechenden Blick, bemerkte aber dann mit einer ſcheinbar leichten Wendung: Es klingt recht ſchön, wenn man Weltbürger und nichts als Weltbürger ſein will, aber die Herren Jeſuiten treten jetzt auch aller Orten als reiſende Weltbürger hervor, und nennen es ihr Rom, was Herr von Diemer ſein Jeruſalem nennt, und was in einem deutſchen Staate, wie Bayern, bereits dazu geführt hat, daß man dort Niemand mehr

die Anwartschaft Meiningens, dem deutschen Vaterlande dereinst Etwas zu werden, so groß und umfassend als möglich auffassen will. Ist unser Meiningen bis jetzt noch ein kleiner und begrenzter Punkt auf der Landkarte Deutschlands, so bietet auch diese Beschränktheit unseres Territoriums mancherlei Vortheile dar, die unserer Lage zugutkommen müssen. Da wir nie weit bis zu unsern Grenzen haben, so können wir auch leichter Alles über dieselben zurückschaffen, was sich hier an unreinen und fremden Elementen bei uns hat ansetzen wollen, und wir spediren dadurch leicht jeden Verräther wieder dahin zurück, woher er uns gekommen ist! Hier in Meiningen liebt man weder die geistlichen noch die weltlichen Jesuiten, sondern bleibt auf seine eigene Kraft gestellt, die jedenfalls ausreichen wird, uns unser Leben zu erhalten und allen offenen und geheimen Intriguen muthig gegenüberzustehen!

Es war nach dieser Auslassung ein betroffenes Schweigen an der herzoglichen Tafel eingetreten. Der angeschlagene Ton war für die Situation, in der man sich befand, fast zu stark gewesen, und man fühlte auf allen Seiten, daß man sich noch besinnen und zurückhalten müsse, weil man die Entladung der Wetterwolke, die über Allen schwebte, nicht verfrühen zu wollen schien. Der Wechsel der Teller, der einen neuen Gang vorbereitete, unterbrach die Pause durch sein einförmiges Geklapper. Die Naivetät des Landjägermeisters, der sich nicht zurückhalten konnte, den eben aufgetragenen

Fasan mit einer aufbrausenden Freude zu bewillkommnen, wirkte wieder als ein sehr angenehmes Bindemittel der schon fast auseinandergefallenen gesellschaftlichen Unterhaltung. Es war wieder seine sinnend in sich versunkene Nachbarin, Frau Elisabeth Pfaffenrath, welche er mit seinen vertraulichen und zugleich höchst tendenziösen Bemerkungen über diesen, wie er genau nachgezählt hatte, bereits fünfzigsten Gang des grand dîner beglückte.

Wie sehr ich ebenfalls das Vaterländische in dieser schweren Zeit liebe, sagte er seufzend, beweist meine reine Freude, welche ich an diesem Fasan habe, der gewiß ein guter Deutscher ist, weil er sich so vortrefflich hat braten und weich machen lassen!

Es giebt auch edle Deutsche von höchst zäher und ungenießbarer Beschaffenheit, Herr Landjägermeister! entgegnete Elisabeth, indem ihr großes feuriges Auge mit einem niederschmetternden Spott auf ihn herabblitzte. Ich halte den Deutschen im Allgemeinen für ein liebenswürdiges Kind, das aber noch erzogen werden muß, und das ist gewiß eine schöne, große Aufgabe, welche aber diejenigen nicht begreifen, die den Deutschen entweder als mürbe gemachten Braten verspeisen oder als Pudel dressiren wollen!

Als Pudel! wiederholte Frau von Gleichen, die in ein plötzliches und alle Rücksichten beiseitesetzendes Gelächter ausbrach, mit schallender Stimme. Ihr Ausdruck hatte dabei so sehr etwas Auffallendes und

Herausforderndes, daß der Herzog sich mit einer sehr ernsten Miene zu ihr wandte und sie bat, sich über die Gründe eines so anspruchsvoll hervorragenden Lachens zu erklären.

Oh, entgegnete Frau von Gleichen, die sich noch kaum wieder erholen konnte, mir fiel nur ein prächtiges Gedicht ein, welches uns der Ritter von Diemer neulich in einer Gesellschaft improvisirte und das einen Pudel, aber einen rechten deutschen Pudel, zum Gegenstand einer höchst launigen Erzählung gemacht hat!

Die poetischen Verdienste unsers Ritters sind allgemein anerkannt, erwiederte der Herzog leicht. Sie wissen ohne Zweifel auswendig, Frau Landjägermeisterin, was Ihr Freund gedichtet hat, und Sie sollen uns das Ganze jetzt auf der Stelle recitiren, schon um uns eine Genugthuung für den allgemeinen Schrecken zu geben, den Ihr so unmotivirtes Gelächter hervorrief.

Ich weiß es zwar nicht auswendig, entgegnete Frau von Gleichen, aber es ist aufgeschrieben und mein Mann trägt es in seinem Portefeuille bei sich. Wenn es des Herzogs Hoheit also befiehlt, so gieb es heraus, Jacob!

Der Landjägermeister erblaßte und wußte nicht gleich, was er thun sollte. Auch der übrige, den Kreis der Vertrauten bildende Theil der Gesellschaft schien entsetzt über die Kühnheit, zu der sich Frau von Gleichen hinreißen lassen zu wollen schien. Man wechselte Blicke der größten Besorgniß mit einander, aber Amelie ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern nickte ihrem

Gemahl mit einer jener unabweislichen Kopfbewegungen zu, die ihn jedesmal zum unverbrüchlichsten Gehorsam verpflichteten, weshalb er ihr denn auch jetzt mit zitternder Hand das Gedicht hinreichte.

Aber nein, sagte Frau von Gleichen jetzt, als sie das Blatt entfaltet hatte, ich kann es doch nicht lesen!

Die Vertrauten athmeten wieder erleichtert auf, während die Uebrigen in großer Aufmerksamkeit und Spannung den ganzen Vorgang beobachteten, und ihn als das vielleicht unwillkürlich hervorgetretene Anzeichen eines bestehenden Einverständnisses anzusehen schienen.

Ich kann es nicht lesen, fuhr Frau von Gleichen fort, weil das Gedicht französisch ist, und unsers gnädigsten Herzogs Hoheit diese Sprache an ihrer Tafel nicht anzunehmen geruhen.

Lesen Sie immerhin und ohne weiteres Zögern! sagte der Herzog befehlend. Die Consequenz ist zwar eine schöne Tugend, aber die Herrschaft der Poesie und des Schönen erkennen wir unbedingt an und unterwerfen uns ihr, in welcher Zunge sie auch ihren Gehorsam von uns fordert.

Frau von Gleichen begann darauf ungesäumt und mit lauter ausdrucksvoller Stimme die Vorlesung des so bedenkliche Seiten darbietenden Gedichts.

Sie besaß Keckheit genug, um den verfänglichen Inhalt desselben mit eulenspiegelhafter Lebhaftigkeit noch drastischer herauszuarbeiten und seine Wirkung durch

den komischen und ausdrücklichen Vortrag unabweislicher zu machen.

Durch diese sichere Kraft der Recitation wurden auch die Aengstlichen ermuthigt und beim Schlusse wagte sich sogar aus dem Munde der Einverständigten ein leises, gewissermaßen ununterdrückbares Bravo hervor.

Der Herzog schwieg. Sein Gesicht sah ernst und erzürnt aus, doch schien ihm heute daran gelegen, in Gegenwart des Fremden, der nur zur Ausforschung der am Hofe stattfindenden Verhältnisse ihm zugesandt schien, den offenen Ausbruch so vieler hier aufgehäuften Zerwürfnisse und Zündstoffe zu vermeiden.

Er ließ deshalb jetzt die allgemeinere Unterhaltung zurücktreten und widmete sich bis zum Schluß des Diners, der jetzt mit sichtlicher Eile herbeigeführt wurde, der bevorzugten Unterhaltung mit Frau Elisabeth Pfaffenrath, der er, gleichsam um der Wirkung des anstößigen Gedichtes entgegenzutreten, nun eine verdoppelte Aufmerksamkeit beweisen zu wollen schien.

Endlich gab der Herzog das Zeichen zur Aufhebung der Tafel, dem man rasch und mit augenscheinlicher Erleichterung der Stimmung folgte.

Die Verbündeten schienen aber jetzt erst den Moment zu einer Entfaltung ihres Schlachtplanes zu ersehen. Während der Herzog mit der Herzogin am Arm voranschritt, um sich in die anstoßende Halle zu begeben, wollte Elisabeth, die von dem Kammerjunker von Lanken geführt wurde, dem herzoglichen Paare zunächst

durch die Thür folgen. Sie sah sich aber in diesem Augenblick von der Frau von Gleichen auf das Heftigste an der Schulter ergriffen und zurückgehalten, indem diese ihr mit gebieterischem Ton zurief: Ich bin es, die hier den Vortritt hat, und ich werde ihn behaupten.

Elisabeth war erschrocken stillgestanden, begnügte sich aber, ihre Gegnerin mit einem Blick flammender Verachtung zu strafen, und schickte sich dann an, am Arm ihres Cavaliers, der sie zur Eile aufforderte, den Weg zur Thür fortzusetzen.

Frau von Gleichen aber hatte keineswegs die Absicht, die erhobene Streitfrage so leicht zum Austrag zu bringen. Mit der ihr eigenen Beweglichkeit suchte sie vielmehr in Blitzesschnelle den Vorsprung zu gewinnen, und stellte sich mit weit ausgebreiteten Armen vor die Thür hin, um dieselbe zu sperren. Ihre Anhänger, unter denen sich Herr von Diemer an der Spitze bemerklich machte und dem der Lieutenant von Bost, der Intendant von Meerfeldt, aber auch der um die Tollkühnheit seiner Frau besorgte Landjägermeister selbst eifrig gefolgt waren, drängten nach, um als Hülfs- und Schutz-Corps dicht zu ihrer Gebieterin zu stehen, und schoben dadurch die entsetzte Elisabeth und ihren Begleiter weit von der Thür zurück.

Es war dies Alles das rasche Werk einer Secunde, und Pfaffenrath, der sich im Hintergrunde in der Unterhaltung mit einem Hof-Cavalier verspätet hatte, bemerkte erst jetzt, was geschehen war.

Als er hinzutrat, ſtand man ſich ſchon wie in einer von zwei kämpfenden Parteien gebildeten Schlachtordnung gegenüber, und er ſah ſich durch die überwiegend zahlreicheren Anhänger der Frau von Gleichen, welche Eliſabeth und ihre Begleiter gewiſſermaßen umzingelt hielten, von dem Hauptangriffspunkt abgeſchnitten.

Den Ausſchlag zu einer gewaltſamen Löſung des Knotens zu geben, ſchien noch bedenklich. Eliſabeth hatte aber in dieſem Augenblick ihre ganze natürliche Entſchloſſenheit wieder gewonnen, und ſagte mit ihrer tiefen vollklingenden Stimme: Sie werden mir jetzt Platz machen, Frau von Gleichen, und mir, welcher der Vortritt hier unbeſtritten gebührt, ohne Weiteres den Weg verſtatten!

Damit ſchritt ſie in einer Weiſe vorwärts, die darauf berechnet war, ihre Gegnerin zur Seite zu ſchieben und wieder in den Speiſeſaal zurückzudrängen. Frau von Gleichen hatte auch dieſer ſehr geſchickt ausgeführten Wendung nicht widerſtehen können, hob aber in demſelben Moment, wo ſie zurückweichen mußte, die Hand mit einer ſich durch den Ton verrathenden Wirkung gegen die Wange der Frau Eliſabeth empor.

Dies Ereigniß veränderte plötzlich die ganze Situation, indem es ein allgemeines Entſetzen verbreitete, und man ſich einen Augenblick lang wie rathlos gegenüberſtand. Pfaffenrath, dem es jetzt gelungen war, ſich Bahn zu brechen, ſtürzte auf Eliſabeth zu, um ſich ihrer anzunehmen, wurde aber nunmehr durch den Land-

jägermeister, der mit einem lauten heulenden Ausruf seine Arme um ihn schlang, festgehalten.

Es geschah dies ohne Zweifel aus der Besorgniß, daß Pfaffenrath die seiner Frau angethane Beschimpfung auf der Stelle an Frau von Gleichen rächen wolle, und diese Furcht schien den Landjägermeister, der seinerseits der zärtlichste und fürsorglichste Ehegatte war, aufs Aeußerste zu treiben. Indem er fortfuhr, wilde unarticulirte Töne auszustoßen, ringelte er seine dicken Arme nur immer fester um den bestürzten Pfaffenrath, der sich bis zur Athemlosigkeit von ihm gepreßt sah und ihn nicht sogleich von sich abzustreifen vermochte.

Dieser Lärm hatte jedoch den Herzog aufmerksam gemacht, der sich schon gewundert, daß ihm der Zug seiner Hofleute nicht auf dem Fuße nachgefolgt war, und darum jetzt zu der Stelle, wo die merkwürdige Verwickelung eingetreten war, zurückkehrte.

Bei seinem Erscheinen trat eine lautlose Stille ein und mit einer neuen Wendung, die der entbrannte Kampf der Parteien eben nehmen zu wollen schien, wurde innegehalten. Die Arme des Landjägermeisters sanken wie erschlafft von dem Körper Pfaffenraths herunter, die ineinandergeschlungenen Gruppen der Umstehenden trennten sich wieder und man stand in unschlüssiger, zum Theil beschämter Haltung neben einander.

Pfaffenrath wurde durch den Herzog aufgefordert, unparteiisch über den Hergang zu berichten, und er that dies, ohne in der Wahl seiner Bezeichnungen sehr

schonend zu sein, mit einer genauen Angabe der einzelnen thatsächlichen Umstände, indem er hinzufügte, daß er für das, was seiner Gattin hier widerfahren, von der Gerechtigkeit des Herzogs eine ausreichende Genugthuung zu erbitten wage.

Was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung einzuwenden, Frau von Gleichen? fragte der Herzog mit empörter Stimme die schöne Frau, die anfangs in einiger Verlegenheit ihre Blicke niedergeschlagen hatte, sodann aber wieder mit gewohnter lächelnder Keckheit um sich schaute.

Meine Rechtfertigung, erwiederte sie ruhig und bestimmt, liegt in der zugleich unklaren Stellung, welche die Frau Hof- und Regierungsräthin Pfaffenrath seit Kurzem hier am Hofe einnimmt. Diese Stellung, Herr Herzog, ist von der Art, daß sie anderen längst begründeten Ansprüchen in den Weg tritt, ohne daß man ihr nach Stand, Rang und Verdienst die Berechtigung dazu einzuräumen vermöchte.

Sie irren sich darin, Frau Landjägermeisterin! entgegnete der Herzog strenge. An dieser Stelle, wo wir jetzt stehen, habe ich bei der ersten Vorstellung der Gräfin von Solms-Liech ausdrücklich erklärt, daß diese Dame fortan die erste Stelle an meinem Hofe einnehmen werde.

Ich bitte um Eure Hoheit um Verzeihung, versetzte Frau von Gleichen kühn, wenn ich und der ganze Hof dies nicht à rigueur verstanden haben. Bei der ersten Vorstellung der Gräfin von Solms-Liech erschien

ſie zwar ſchon als die Braut des Herrn Hof- und Regierungsraths Pfaffenrath, war aber immer noch die Gräfin von Solms-Liech und erhielt als ſolche ihre Geltung in unſerer Geſellſchaft durch den Befehl Eurer Hoheit angewieſen. Von dem Augenblick aber, wo die ſchwer zu benennende Heirath vollzogen worden, haben wir es nur mit einer Frau Hof- und Regierungsräthin Pfaffenrath zu thun, deren Geltung ſich für uns durch ſich ſelbſt erledigt. Und wenn ich im Eifer für die Ordnung des Hofes zu weit gegangen bin, ſo flehe ich um Gnade!

Dieſe Gnade iſt für ſie eine unerreichbare geworden! entgegnete der Herzog. Sie haben ſich nicht nur meinen Befehlen und Wünſchen gegenüber ungemein trotzig erwieſen, ſondern ſich auch ſo ungebührlich vergangen, daß eine Strafe Sie treffen muß. Ich werde dieſelbe auf ordentlichem Wege feſtſtellen laſſen, verbanne Sie aber nebſt Ihrem Herrn Gemahl ſo lange von meinem Hofe, von deſſen Beziehungen und Verpflichtungen Sie in jeder Weiſe ausgeſchloſſen ſind!

Frau von Gleichen erblaßte, während ihr Gatte ſie mit einem kläglichen und vorwurfsvollen Blick anſah. Der Herzog, in deſſen ganzem Weſen ſich eine bedeutende Verſtimmung ausdrückte, entließ darauf die Geſellſchaft, indem er ſich anſchickte, mit der Herzogin am Arm den Saal zu verlaſſen.

Vorher warf er jedoch noch dem Ritter von Diemer, der mit lächelnder Ironie im Hintergrunde ſtehen ge-

blieben war, einen bedeutungsvollen Blick zu, den er, als der Ritter sich dem Herzog jetzt nähern zu wollen schien, mit den flüchtigen Worten begleitete: Ich weiß, Sie wollen heute noch reisen! Nehmen Sie darum gleich jetzt Ihre Beurlaubung. Adieu, adieu, sagen Sie meinen Freunden und Feinden, daß der Herzog von Meiningen nicht der Mann ist, zurückzuweichen und den Kopf zu verlieren, welche Schwierigkeiten man ihm auch bereiten möge!

Der Herzog wandte sich darauf fort, um zu gehen, als in diesem Augenblick sein Kammerdiener mit dem Ausdruck größter Bestürzung hereintrat und ihm die Nachricht überbrachte, daß der Bruder des Fürsten, der mitregierende Herzog Friedrich Wilhelm, den ein schweres Leiden schon längere Zeit an seine Gemächer fesselte, soeben vom Schlage getroffen sein Leben beschlossen habe.

Diese Mittheilung entpreßte dem Herzog, dessen Liebe für seinen Bruder eine ungewöhnliche war, einen lauten Schmerzensausruf. Er eilte mit der Herzogin fort, während die Gesellschaft sich in verschiedenen Gruppen und in der aufgeregtesten Stimmung auseinander begab.

VII.

Der Gerichtstag des Herzogs.

Ueber den edlen Herzog Anton Ulrich schienen trübe und ereignißschwere Tage hereinbrechen zu wollen. Kaum hatte sein Bruder Friedrich Wilhelm, mit dem er bis dahin gemeinschaftlich regiert, die Augen geschlossen und die Bürde der Landesregierung ihm allein zurückgelassen, als auch seine Gemahlin Cäsarea, die liebenswürdige Fürstin, zu kränkeln begann und durch ein sich langsam ausbildendes Leiden größtentheils an ihr Zimmer gefesselt wurde.

Ihr zartes sinniges Gemüth hatte sich in der letzteren Zeit mehr und mehr von dem Mißverhältniß belastet gefühlt, welches durch die ihr so vielfach bestrittene Stellung sowohl zu ihrem Gemahl, wie zu dem Hofe und seinen hartnäckig widerstrebenden Elementen entstanden war.

Cäsarea hatte sich an der Seite des Herzogs, dem

ſie in aufrichtiger Liebe und Bewunderung anhing, einen Himmel von Glück geträumt, wie er nur in den kühnſten und reinſten Erwartungen einer noch unenttäuſchten Jugend ſich aufbauen kann. Aber ſie entdeckte dafür bald zu ihrem unausſprechlichen Kummer, daß ſie in eine Welt von Verwickelungen eingetreten war, denen ihr ſtiller inniger Sinn in keiner Weiſe gewachſen ſein konnte, und die ihr um ſo mehr an's Herz gingen, als ſie ihren Gemahl ſelbſt dadurch fortwährend leiden und mit Unruhen und Verlegenheiten aller Art überſchüttet ſah.

Nicht minder waren es die unmittelbaren perſönlichen Verhältniſſe an ihrem eigenen Hofe, welche ſich dornenvoll und mit täglich neu geſpitzten Stacheln um ihr Gemüth legten. Die Schwierigkeiten, welche ihr der Hofadel bereiten konnte, waren unberechnenbar und entſprangen aus einer Oppoſition, die ſich in Formen und Nuancen kleidete, in denen ſie auch dem ſouverainen Willen des Herzogs und ſeiner Ahndung trotzten.

Es waren dies Alles Anläſſe, die ungeachtet der äußeren Heiterkeit, welche Cäſarea dem Herzog beſtändig zeigte, doch heimlich und innerlichſt an ihr nagten und ein Herzleiden, an dem ſie ſchon früher gelitten hatte, plötzlich in einer bedenklichen Weiſe bei ihr zu erneuern ſchienen.

Es waren einige Wochen nach jenem merkwürdigen Hof-Diner verfloſſen, an welchem durch die zweideutige Anweſenheit des Ritters von Diemer und durch die ſtraf-

bare Handlungsweise der Frau von Gleichen so viele Keime zu ernsten und folgereichen Zerwürfnissen ausgestreut worden waren. Der Herzog hatte seine Gemahlin, die heute wieder in ihren Gemächern allein zurückzubleiben gewünscht, eben verlassen und wollte sich in sein Arbeits-Cabinet zur Entgegennahme einiger geschäftlicher Vorträge begeben, als ihm der Kammerdiener die Ankunft des deutschen Ordensritters von Diemer anmeldete, der soeben im Vorsaal erschienen sei und um die Gnade bitte, dem Herzog ein Handschreiben des Kaisers Carl, womit er beauftragt worden, persönlich überreichen zu dürfen.

Der Herzog wurde einen Augenblick betroffen, befahl aber dann, den Ritter ungesäumt bei ihm eintreten zu lassen.

Diese Botschaft läßt sich nicht zurückweisen, sagte er in einem finstern Nachsinnen zu sich selbst. Aber etwas Gutes kann mir das Wiedererscheinen dieses unheimlichen Schleichers nicht bedeuten!

Der Ordensritter zeigte sich in diesem Augenblick am Eingange des Gemachs und näherte sich auf den ihn beschleunigenden Wink des Herzogs mit der vollendeten Sicherheit und Feinheit des Auftretens, die ihm unter allen Umständen eigen war.

Der Herzog empfing ihn kalt und schweigend, und streckte ohne Weiteres die Hand nach dem großgesiegelten Briefe aus, welchen Herr von Diemer in seiner Hand hielt.

Entschuldigen Eure Hoheit meine unerwartete Rückkehr mit der Veranlassung dieses allerhöchsten Handschreibens der Reichsmajestät! sagte Diemer, indem er in einer ungemein feierlichen Aufstellung den Brief in die Hände des Herzogs niederlegte.

Der Herzog suchte eine gleichgültige Miene zu erkünsteln, indem er das Schreiben des Kaisers entfaltete.

Der eigenthümliche Inhalt desselben malte sich aber bald auf seinem Gesicht und in dem bei ihm ununterdrückbaren lebhaften Muskelspiel desselben ab. Nachdem er den nur wenige Zeilen umfassenden Brief gelesen, starrte er ihn noch einige Minuten lang wie in sprachlosem Erstaunen an. Herr von Diemer, der ohne Zweifel die von ihm überbrachte Meldung des Kaisers dem Inhalt nach kannte, hielt seine scharfen durchdringenden Augen fest auf das Antlitz des Herzogs gerichtet, und schien jede seiner Mienen mit einer unendlich boshaften Freude zu belauern.

Der Kaiser Carl IV. zeigte dem Herzog von Meiningen unter den freundlichsten Wendungen an, daß er bei allem persönlichen Wohlwollen, das er ihm und seiner Angelegenheit stets gewidmet, doch, durch den im ganzen Reiche entstandenen Lärmen und Schriftenwechsel, wie durch das anhaltende Protestiren der thüringischen Stammvettern bewogen, sich einer authentischen Deutung seines früheren Diploms nicht länger habe entziehen können und dieselbe dahin gehe, daß er zwar der Gemahlin des Herzogs den fürstlichen Rang, aber den

Kindern derſelben keineswegs die Ebenbürtigkeit und die Nachfolge in der Landesregierung habe ertheilen wollen; und dieſe Deutung, die zur Wahrung des Reichsfriedens unerläßlich und unverbrüchlich ſei, habe er ſich jetzt auch genöthigt geſehen, dem Reichshofrath durch ein eigenhändig an denſelben gerichtetes Schreiben zu erkennen zu geben.

Dies war der Inhalt des kaiſerlichen Briefes, der die verwundbarſte Stelle im Gemüth des trefflichen Herzogs von Meiningen traf.

Der Herzog legte den Brief wieder mit mechaniſcher Genauigkeit in ſeine Falten zuſammen und ſagte dann, ihn noch eine Zeit lang in ſeiner Hand wiegend, mit anſcheinender Kälte: Ich wußte nicht, daß Herr von Diemer auch in Dienſten Seiner Majeſtät des Kaiſers ſteht! Ein deutſcher Ordensritter ſcheint aber in der That zu Allem gut.

Ich bin nur der Diplomat des Zufalls! erwiederte der Ritter mit einem flüchtigen Ausdruck. Ich kann darüber ganz offen gegen Eure Hoheit ſein und wünſche ſogar, daß Sie mir dies erlauben möchten. Im Auftrage des Herzogs von Gotha, dem ich diene, hatte ich mich nach Wien zu des Kaiſers Majeſtät zu begeben, um die verſchiedenen Anſichten, welche über die legitime Nachfolge im Herzogthum Meiningen beſtehen, einer erneuerten Erwägung des Kaiſers zu unterbreiten. Ich traf Kaiſer Carl nicht in Wien an, ſondern mußte weiter nach Ungarn reiſen, wo er auf ſeinem Schloſſe

Halbthurn Hof hielt und den Vergnügungen der Jagd lebte. Ich kann Eurer Hoheit aber zugleich die höchst wichtige Mittheilung machen, daß ich Seine Majestät den Kaiser in einem höchst bedenklichen Gesundheitszustande antraf. Seine Majestät schienen abwechselnd von Fieber und Podagra auf eine höchst ungebührliche Weise belästigt zu werden, und die Aerzte vertrauten mir, daß die Tage der Majestät schon ein sehr bemessenes Ziel hätten. Um so mehr mußte ich es danken und bewundern, daß meine dringenden Aufträge und Vorstellungen mit so vieler Gnade angehört und zu einer sofortigen günstigen Entscheidung angenommen wurden. Der Kaiser erklärte, wie viel er von dem Herzog von Meiningen persönlich halte und wie er wünsche, daß in dieser schon zu viele Anstöße mit sich führenden Sache unter den hohen Stammvettern des sächsischen Hauses selbst vermittelt werden könne. Er selbst müsse freilich um des Reichsfriedens willen jetzt einen bestimmten Bescheid geben und wenigstens die bedenkliche Annahme zerstreuen, daß er seinerseits eine Zwangsentscheidung gegen das legitime und dynastische Princip habe ausüben wollen. Der Kaiser beauftragte mich daher mit Ueberbringung dieses Schreibens an Eure Hoheit und mit einer persönlichen Deutung desselben, indem ich allen Theilen den Wunsch des Kaisers, vielleicht des sterbenden Kaisers, zu erkennen geben sollte, daß der Zwist zu einer friedlichen Vereinbarung gebracht werden möchte. Ich bin bereit,

mich dem Dienſte dieſer Vermittelung nach Kräften zu weihen.

Der Herzog ſchwieg in einer kurzen Pauſe, dann ſagte er barſch: Das Wort der Kaiſerlichen Majeſtät halte ich in Ehren, aber ich werde mich jetzt ſchon ſelbſt meiner Haut zu wehren ſuchen, ſo gut ich kann! Uebrigens enthält die neueſte Beſtimmung des Kaiſers ein Präjudiz gegen jede mögliche Vereinbarung, und Ihre unglücklichen Nachrichten über das perſönliche Befinden der Reichs-Majeſtät ſcheinen mir allerdings auch durch dies unklare Verhalten beſtätigt zu werden. Der Herzog von Meiningen wird ſeinen eigenen Weg wandeln und lieber mit Mann und Maus zu Grunde gehen, als ſich noch länger an ſeinem Schopf herumdrehen laſſen. Uebrigens begreife ich nicht, meine Herren, warum Sie plötzlich ſo ungeheuer eilig mit mir ſind? Ich ſpüre noch ein erkleckliches Oel auf meiner Lebenslampe und denke noch eine gute Weile im Schloſſe zu Meiningen zu reſidiren, bis meine Bälger herangewachſen ſein werden. Dann werde ich, wenn ein gewiſſer Zeitpunkt herangekommen ſein wird, abdanken und den einen meiner Jungen, der mir am meiſten Haare auf den Zähnen zu haben ſcheint, zu meinem Nachfolger einſetzen. Für ihn will ich dann mit dem Schwert in der Hand gegen die ganze Welt kämpfen, bis man ihn anerkannt oder uns mit unſerm ganzen Neſt in die Luft geſprengt hat. Melden Sie dies dem Herzog von Gotha und ſein Sie damit entlaſſen!

Darauf gab er dem Herrn von Diemer ein Zeichen mit der Hand und kehrte ihm den Rücken zu, ſo daß dieſem nur übrig blieb, ſeinen ſchweigenden Abſchied zu nehmen und den Saal zu verlaſſen.

Als ſich der Herzog jetzt allein ſah, ſchien ihn einen Augenblick ſeine bis dahin bewahrte Haltung verlaſſen zu wollen. Es waren dies zum Theil gefährliche Momente, in denen Anton Ulrich die ganze Heftigkeit ſeines Temperaments, der er für gewöhnlich mit anſcheinender Ruhe und Heiterkeit künſtliche Zügel anzulegen verſtand, unbedingt hervorbrechen ließ. Er faßte dann leicht energiſche und weitgehende Entſchlüſſe, ſtumpfte aber auch oft den eigentlichen Stachel derſelben durch den Humor ab, der ihn bei der Ausführung überſchlich.

Er öffnete die Thür nach den Vorzimmern, wo Pfaffenrath, der um dieſe Zeit zu einem Vortrage beſtellt worden, bereits mit dem Portefeuille unter dem Arm eingetroffen war und der Befehle des Herzogs harrte. Pfaffenrath folgte dem Herzog auf ſeinen Wink in das Arbeits-Cabinet und war erſtaunt, den Fürſten in einem ſo hohen Grade von perſönlicher Aufregung zu erblicken, wie er denſelben bisher noch nie geſehen hatte.

Pfaffenrath, ſagte der Herzog mit einer ſtarken, klangvollen Stimme, es wird jetzt Ernſt mit uns gemacht, und wir werden nun auch anfangen müſſen, ernſtlich zu handeln! Seht hier das Schreiben, das ich ſoeben vom Kaiſer Carl empfangen, und leſet es. Er war ſonſt mein Freund, und es iſt der Intrigue

gelungen, ihn jetzt irre an mir zu machen, so daß er mich gewissermaßen meinem Schicksal überläßt, und das ist das Schlimmste, was einem ehrlichen Manne in Deutschland begegnen kann!

Pfaffenrath durchflog die Zeilen mit einem prüfenden Blick und sagte dann: Dies Document kann keine sonderlichen Ansprüche auf Beachtung machen, und es wird immer darauf ankommen, welche Folgen man ihm im feindlichen Lager geben wird. In solchen Dingen ist es am Besten, gar nichts zu thun, sondern sich Schritt für Schritt treiben zu lassen, bis man auf dem vortheilhaftesten Punkt zum Handeln steht.

Mögen wir abwarten, was sie thun! versetzte der Herzog mit Heftigkeit. Aber in unserer nächsten Nähe wollen wir doch gleich in etwas nachdrücklicher Weise die Offensive ergreifen und einem gewissen Geschmeiß hier, das heimliche Fäden mit unsern Feinden spinnt, das uns belauert und über jeden meiner Schritte nach Außen berichtet, das Handwerk legen. Die Landjägermeisterin von Gleichen und ihr unglücklicher Ehegemahl stehen an der Spitze eines Complotts, dessen weite Verzweigungen mir nicht unbekannt geblieben sind. Die Intrigue, durch welche jetzt der Kaiser Carl gegen mich umgestimmt wurde, ist von ihnen mit eingefädelt und betrieben worden. Dieser Diemer, der mit der Frau von Gleichen schon früher und vor ihrer Verheirathung in einem intimen Verhältniß gestanden und ganz und gar ihrem Einfluß unterliegt, ist der Unterhändler für

alle an meinem Hofe verfolgten Pläne. Ich werde mit den Gleichen's anfangen, um der gegen mich bellenden Hydra den Kopf abzuschlagen. Lassen wir das edle Paar augenblicklich kommen. Es soll ein förmliches Gericht über sie gehalten werden. Schon wegen ihres neulichen noch ungesühnten Vergehens gegen unsere Frau Elisabeth hatte ich ihnen die vorbehaltene Strafe angekündigt, und heute will ich sie zur Ausführung bringen. Gehen Sie, Pfaffenrath, und lassen Sie durch einen Gerichtsdiener Herrn und Frau von Gleichen unmittelbar hierher vor mich bescheiden. Sorgen Sie aber dafür, daß keine Zeit darüber vergeht, und kehren Sie selbst mit dem Justizrath Wenk wieder zu meiner Verfügung zurück.

Pfaffenrath begab sich fort, um die erhaltenen Aufträge auszuführen, als ihm der Herzog noch unterwegs nachrief: Bestellen Sie auch ein großes Kohlenfeuer mit darüber gehäuften Scheiten und lassen Sie dasselbe in einem Becken mitten im Saal dort herrichten!

Nachdem sein getreuer Rath und Diener ihn verlassen, ging der Herzog eine Zeitlang mit stürmischen Schritten in seinem Cabinet auf und nieder. Er schien seiner heftigen Erregung noch immer nicht Herr werden zu können, und der Zorn arbeitete mächtig in allen Bewegungen der kräftigen Gestalt.

Endlich sagte er lächelnd zu sich selbst: Es ist noch gut, daß ich die Gleichen's habe. Ein großes Aergerniß badet man immer am besten in einem kleineren aus. Und diese Sippschaft, die beständig gehetzt hat und

immer frecher geworden ist, hat mich in der That lange genug geärgert!

Der Herzog wurde immer ungeduldiger, als sich die Ankunft der Vorgeladenen zu verzögern schien. Er griff nach einem der kostbaren Kupferwerke seiner Bibliothek, das auf seinem Schreibtische lag, aber auch die Bilderschau wollte ihn nicht zerstreuen. Dann nahm er ein Pistol, welches immer neben einem kleinen eichenen Bücherschrank an der Wand hing, herunter und prüfte den kostbaren Lauf desselben und die darin enthaltene Ladung mit nachdenklichem Wohlgefallen. Ein Schwarm schreiender Dohlen, die in dem Schloßgemäuer nisteten, war eben vor dem offenstehenden Fenster aufgeflogen und der Herzog legte jetzt unwillkürlich sein Pistol an, um mitten in den flatternden und lärmenden Haufen hineinzuschießen, was seine Wirkung nicht verfehlen konnte.

Solch ein Held ist Anton Ulrich von Meiningen! sagte er darauf, wie sich selbst bespöttelnd. Seine Großthaten übt er an Dohlen und Sperlingen aus, während er nie zu einer Hauptschlacht zu gelangen vermag, in der seine Kräfte mit Erfolg walten und den ewigen Lorbeer auf sein Haupt herabziehen könnten! Mein Unglück ist, daß ich an der Scholle einer Herrschaft klebe, die entweder zu groß oder zu klein für mich ist! In solcher Zwitter-Existenz kann man auch keine Bestimmung haben und nützt weder sich selbst, noch dem Ganzen. Wäre ich ein armer Reitersmann, so wäre ich fröhlich in den Krieg gezogen und hätte im dichten

Pulverdampf meine beſte Beſtimmung erfüllt. Jetzt aber kann ich für keine Sache durchgreifend handeln, nicht einmal für die meinige. Vielleicht geht bald einmal ein Fürſt am Horizont Deutſchlands auf, der eine große Beſtimmung hat. Meine Augen ſind auf das ſchöne, ſtarke, lebenskräftige Preußen gerichtet. Dann bekommen wir vielleicht Alle etwas Beſſeres zu thun, als Dohlen ſchießen und Hofgeſchmeiß züchtigen!

Der Herzog hing das Piſtol wieder an die Wand zurück, als ihm in dieſem Augenblick gemeldet wurde, daß die Perſonen, deren Erſcheinen er befohlen, im Vorzimmer ſeiner Verfügung gewärtig ſtänden. Er ließ zurückſagen, daß Herr Pfaffenrath die Vorgeladenen in dem anſtoßenden großen Saal aufſtellen möge.

Der Herzog ſuchte alsdann noch ein Papier unter den Blättern ſeines Schreibtiſches, und nachdem er daſſelbe gefunden, begab er ſich damit ebenfalls in den Saal, wo die Perſonen, mit denen er eine eigenthümliche Verhandlung im Sinne hatte, ſchon in der ungewiſſeſten Stimmung ſeiner harrten. In der Mitte des Saales dampfte auch bereits das befohlene Kohlenbecken, deſſen Anblick auch die Zweifelhaftigkeit der Herbeſchiedenen in ſonderbarer Weiſe vermehrte.

Frau von Gleichen ſtand mit dem unveränderten Ausdruck ihrer Keckheit und guten Laune neben dem Gemahl, der nicht ganz von derſelben Zuverſicht erfüllt ſchien, ſondern faſt mit den zagenden Gebärden eines armen Sünders ſich darſtellte.

In einiger Entfernung von diesem Paar sah man eine zweite Gruppe, die aus dem Herrn Pfaffenrath und dem Justizrath Wenk bestand, welche sich leise in einem eifrigen Gespräch mit einander unterhielten. Frau von Gleichen trällerte zuweilen eine kleine Melodie dazwischen, um die ungeschwächte Fortdauer ihrer lustigen Stimmung zu bekunden, während es auf den Landjägermeister einen seltsamen Eindruck zu machen schien, daß in dem Vorzimmer des Herzogs die beiden Gerichtsdiener verweilten, durch welche auch die Aufforderung, auf dem Schlosse zu erscheinen, erfolgt war.

Das Eintreten des Herzogs hatte zuerst eine feierliche und erwartungsvolle Stille hervorgerufen. Er näherte sich mit raschen Schritten der Frau von Gleichen und sagte zu ihr, ohne sie zu begrüßen: Ich habe Sie hier erscheinen lassen, um Ihnen, die Sie an der Spitze meiner Feinde stehen, noch die Möglichkeit zu bieten, daß Sie sich wieder zu Ihrer Pflicht zurechtfinden, was aber nur durch die Sühne eines richterlichen Spruchs geschehen kann!

In der That, Eure Hoheit, entgegnete Frau von Gleichen lächelnd, ich hatte nach dem Vorgefallenen nicht geglaubt, so bald wieder an den Hof kommen zu dürfen, und da wir heute, wenn auch auf ungewöhnliche Art, eingeladen wurden, hier zu erscheinen, gab ich mich schon der Hoffnung hin, daß mir gewisse Uebereilungen gnädigst verziehen worden seien!

Sie sind nicht an den Hof geladen, versetzte der

Herzog mit einer bittern Betonung, ſondern Sie befinden ſich hier vor Gericht! Aus Rückſicht auf Ihre Stellung und Ihren Rang — Sie ſehen, daß ich auch ſolche Rückſichten nehmen kann — hat man zunächſt eine ſchonendere Form gewählt, um Ihre Rechtfertigung zu vernehmen und danach das weitere Verfahren zu beſtimmen.

Frau von Gleichen konnte ſich nicht enthalten, in ein helles Lachen auszubrechen, und ließ ſich darin auch durch die angſtvollen Vorſtellungen des Landjägermeiſters, die er ihr durch ein beſtändiges Zupfen an ihrem Kleide zu erkennen gab, nicht ſtören. Ein dumpfes röchelndes „Um Gotteswillen!“ des Landjägermeiſters erhöhte nur ihre allem Reſpect Trotz bietende Heiterkeit, und der Landjägermeiſter gab ſich zuletzt mit einem leiſe klagenden: Wir ſind verloren! in Ruhe.

Herr Herzog, ſagte Frau von Gleichen mit der durchaus an keinen Widerſtand gewöhnten ſchnippiſchen Souveränetät der koketten Frau, Sie wollen doch nicht das heilige Vehmgericht auf dem Schloſſe Meiningen wieder einſetzen? Auch wiſſen wir Alle am Hofe, daß Sie dem Mittelalter nicht ſonderlich gewogen ſind, und um ſo mehr durchzog es uns beim Eintritt in dieſen Saal mit einem fröſtelnden Grauen, als wir dort das große Kohlenbecken dampfen ſahen, das uns an die Scheiterhaufen zur Verbrennung der Ketzer erinnerte. Es dampft ganz abſcheulich und man bekommt den Rauch in den Hals, weshalb ich um Verzeihung bitten

muß, daß meine Kehle dadurch zu diesem gelächterartigen Husten gereizt worden ist!

Lassen Sie diese Minauderies, wie man es in Ihrer Lieblingssprache nennt, jetzt fein! entgegnete ihr der Herzog ruhig. Das Kohlenbecken habe ich herbeischaffen lassen, um das Gedicht des Ritters von Diemer, das Sie neulich die Unbesonnenheit hatten an meiner Tafel vorzulesen, feierlich zu verbrennen. In dem durch Sie angestifteten Handgemenge, das so scandaldser Natur war, haben Sie das unverschämte Machwerk verloren, und es ist mir als das eigentliche corpus delicti Ihres interessanten Geheimbundes vorgelegt worden. Ich habe beschlossen, das fragliche Gedicht hier vor Ihren Augen verbrennen zu lassen, theils um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich den innersten, weitbezüglichen und verbrecherischen Inhalt desselben zu würdigen weiß, theils um das Vorgefallene nach dieser Seite hin gänzlich der Vergessenheit zu überliefern. Ich hoffe dann, daß Sie auch mir entgegenkommen und, zur Abwendung strenger und nachtheiliger Maßnahmen gegen Sie, Alles thun werden, was ich von Ihnen heute zu verlangen habe!

Bei diesen Worten übergab er das Blatt, welches er in seiner Hand gehalten, dem Justizrath Wenk, indem er demselben bedeutete, was damit auf der Stelle vorgenommen werden sollte. Der Justizrath zögerte auch nicht, das Papier der dazu angeschürten Flamme zu überliefern und in der Schnelle eines Augenblicks war die anstößige Romanze in einem kurzen Feuerwirbel aufgezehrt.

Während Frau von Gleichen mit spöttiſch aufgeworfenen Lippen dieſem Schauſpiel zuſah, ſchien ſich der Herzog in der That daran zu beluſtigen, und freute ſich über die kniſternden Funken, die noch von dem Gedicht umherflogen.

Dies Autodafé iſt vollbracht! ſagte er dann, ſich vergnügt die Hände reibend. Es iſt ein rein ſymboliſches Ceremoniell geweſen, aber ich wollte doch auch einmal zeigen, daß ich noch nicht der ganz formloſe Freigeiſt bin, für den man mich im heiligen römiſchen Reich verſchreit. Sehen Sie, meine Herrſchaften von Stand und Rang, ich habe auch Formen, aber ich muß zugeſtehen, daß man ſich an meinen Formen leicht die Finger verbrennen kann!

Die dem Herzog eigene Laune fühlte ſich durch dieſe Betrachtung ſo angeregt, daß er nun ſeinerſeits in ein anhaltendes Gelächter überging, das allmählig einen beunruhigenden Eindruck auch auf Frau von Gleichen zu machen ſchien.

Gehen wir jetzt in unſern Geſchäften weiter, ſagte der Herzog, zu ſeinem früheren Ernſt zurückkehrend. Ich habe zweierlei Forderungen an Sie zu ſtellen, Frau von Gleichen. Erſtens legen Sie jetzt vor dem Richter ein offenes Geſtändniß über die geheimen Beziehungen ab, die Sie nach verſchiedenen Seiten hin unterhalten, und die notoriſch darauf gerichtet ſind, mir in der öffentlichen Meinung und bei Kaiſer und Reich zu ſchaden, meine Feinde mit Kundſchaft und Beiſtand aller Art

zu verſehen, mich zu belauern, zu verdächtigen und in Verlegenheit zu ſetzen, wo es immer nur geſchehen will, und zwar mit ſolchem Erfolg, daß bereits auch der Kaiſer, der bislang mir Freund und Gönner geweſen, in eine entſchiedene Mißgunſt gegen mich umgewandelt worden iſt! Zweitens verlange ich von Ihnen, daß Sie morgen vor dem verſammelten Hofe der Frau Eliſabeth Pfaffenrath eine öffentliche und unzweideutige Abbitte und Ehrenerklärung leiſten wegen der unverantwortlichen Beleidigung, die Sie ihr zugefügt haben! Wenn Sie beide an Sie geſtellte Anſinnen erfüllen, werde ich Ihnen, wie auch dem Herrn Landjägermeiſter Alles verzeihen und Sie werden wieder in Ihre früheren Stellungen an meinem Hofe eingeſetzt ſein.

Frau von Gleichen ſah ihn einen Augenblick lang mit einem ernſten großen Blick an und ſagte dann raſch: Ich bitte dringend, mich von der Erfüllung dieſer beiden Anſinnen gnädigſt entbinden zu wollen. Ich kann und werde weder auf das Eine noch auf das Andere eingehen. Ueber meine ſogenannten geheimen Beziehungen habe ich durchaus keine Geſtändniſſe abzulegen, als etwa die, daß dieſelben gar nicht exiſtiren, und wo meine freundſchaftlichen Verbindungen gemeint ſind, da bin ich Niemanden in der Welt Rechenſchaft darüber ſchuldig. Wenn Euere Hoheit ſich bei Kaiſer und Reich und bei dem ganzen deutſchen Adel verdächtigt fühlen, ſo iſt dies ein Verhältniß, das ich nicht zu beurtheilen wage und bei dem ich und meine Freunde

vorzugsweise nur die Leidenden gewesen sind. Ich wünsche aber von ganzem Herzen, daß weniger Ursache gegeben worden wäre, für Euere Hoheit so manches Zerwürfniß entstehen zu lassen. Was mich selbst betrifft, so bin ich ja nur eine kleine unbedeutende Frau, die ihrem Plaisir und möglichst ihrer Caprice lebt und von den Welthändeln so wenig, so wenig versteht. Und wie leid thut es mir, Herr Herzog, auch dem zweiten Ihrer Befehle nicht den schuldigen Gehorsam leisten zu können. Frau Elisabeth Pfaffenrath thut mir leid, aber von Dem, was ich ihr gethan, kann ich nichts zurücknehmen, und will mich lieber jeder deshalb zulässigen gesetzlichen Strafe unterwerfen. Ich kann übereilt handeln, aber die Grundsätze, die mich leiten, sind die richtigen und werden nie von mir verleugnet werden.

Sie schwieg. Der Herzog hatte sie mit Ruhe angehört, aber auf seinem Gesichte malte sich ein immer stärkerer Ausdruck des Mißvergnügens, das jetzt heftig auszubrechen drohte.

Und ist das Ihr letztes Wort, Frau von Gleichen? fragte er sie mit rauhem, abgebrochenem Ton, aus dem hervorging, daß ihre Antwort sofort etwas Entscheidendes für sie herbeiführen würde.

Ich habe in dieser Sache nichts weiter hinzuzufügen! versetzte sie mit keckem Muth, indem ihr Gesicht den gewohnten fröhlichen Anstrich zeigte.

So muß ich Ihnen ankündigen, daß dem Proceß gegen Sie freier Lauf gelassen werden soll! rief der

Herzog. Man wird dazu ſchreiten, den Herrn Landjägermeiſter und Frau Gemahlin zur Stunde zu verhaften und von hier aus ſofort in's Gefängniß abzuführen. Dies Verfahren iſt nicht nur rechtlich begründet, ſondern auch in unſerm öffentlichen Landes-Intereſſe dringend geboten, wie die demnächſt zu eröffnenden Verhandlungen vor dem Richter ſattſam herausſtellen werden.

Er gab hierauf dem Juſtizrath Wenk ein Zeichen, worauf dieſer ſich in officieller Haltung dem Gleichenſchen Paare näherte und Beide aufforderte, ihm zur Thür zu folgen. Dort übergab er ſie den harrenden Gerichtsdienern, die ſchon mit der nöthigen Anweiſung verſehen zu ſein ſchienen.

Frau von Gleichen hatte ihre trotzige und ſichere Haltung keinen Augenblick verloren und auch den Landjägermeiſter durch heimliche Zuflüſterungen und durch ein energiſches Preſſen ſeiner Hand wenigſtens ſcheinbar zu derſelben Stimmung aufzurichten gewußt.

Beide beurlaubten ſich nur mit einer ſtummen und gleichgültigen Verbeugung gegen den Herzog, obwohl Amelie beim Heraustreten aus dem Saal einen ſcharfen vielbedeutenden Blick auf ihn zurückwarf, der dem Herzog ihre Hoffnung ankündigte, einer vollſtändigen Genugthuung gegen ihn gewiß zu werden.

Dann wurden ſie hinunter an den Wagen geführt, der zur ihrer Abholung beſtimmt war, und ſie unter dem Geleit der Gerichtsdiener in das Landesgefängniß brachte.

Nun, meine Herren Rechts- und Staatsgelehrten, was sagen Sie zu dem sonderbaren Handel? fragte der Herzog nach Entfernung der Verhafteten seine beiden Räthe, die in stummer Erwartung seiner Befehle ihn umstanden. Wir haben die beiden Inculpaten einstweilen zur Ruhe gebracht, und die hübsche Frau wird nun in nächster Zeit keinen so verführerischen Glanz mehr entfalten können. Schon das ist ihre Strafe, aber es wäre zu wünschen, daß wir ihnen auch ernstlich Etwas an's Zeug flicken könnten, um damit der ganzen Sippschaft, die uns aufsässig ist, einen Schreck in die Glieder zu jagen.

Ich bin der Meinung, sagte Pfaffenrath lebhaft, daß man sie als Landesverräther unter Anklage setze und ihnen ein Proceß mache, der an ihre Verbindungen mit dem Auslande und mit fremden, im französischen Solde stehenden Agenten und Abenteurern anknüpft. Durch ihre Bestrafung in diesem Sinne würde ein um so grelleres Licht auf die deutschen Reichsbehörden und auf ihr unverantwortliches Verfahren geworfen werden, wenn man zeigt, daß dieselben nur den Machinationen der Fremden gehorcht haben, indem sie der Selbstständigkeit eines deutschen Landesfürsten beschränkend in den Weg treten! Dieser Proceß muß im weitesten und vielbezüglichsten Sinne aufgegriffen und auch durch alle Mittel der öffentlichen Meinung, durch alle Federn, die bei uns noch irgend für deutsche Interessen in Bewegung zu setzen sind, zu einer deutschen

National-Angelegenheit gestempelt werden! Man muß den Reichsbehörden durch diesen Proceß ad oculos demonstriren: Ihr verfolgt den Herzog von Meiningen, aber seht, welches die Werkzeuge sind, die Euch gegen ihn aufgehetzt haben und die im Dienst der Fremden einen langsamen, aber sicheren Verrath an Deutschlands Existenz und Ehre durch Euch selbst vorbereiten lassen!

Der Herzog hatte ihm mit zustimmendem Kopfneigen zugehört. Der Justizrath Wenk aber, ein alter, bedächtiger Jurist, schien diese Ansicht nicht zu theilen und bemerkte mit einem scharfen Seitenblick auf Pfaffenrath, dessen Freund er eben nicht zu sein schien, mit dem ihm eigenen näselnden und mürrischen Ton: Ich glaube Euerer Hoheit den Rath geben zu müssen, zunächst von allen Phantasieen der Idealisten hierbei zu abstrahiren und die Sache rein juristisch angreifen zu lassen. Der Casus oder Thatbestand, welcher vorliegt, und auf dessen Grund zunächst zur Haft der beiden Inculpaten geschritten worden, ist doch nur der thätliche und gewaltsame Angriff, welchen die Frau Landjägermeisterin, unter dem ehelichen Beistande des Herrn Landjägermeisters, auf eine Dame, die hier unter dem Namen der Frau Elisabeth Pfaffenrath von Person wohlbekannt ist, geführt und gerichtet haben. Es liegt gewissermaßen, man kann es nicht anders sagen, ein Duell vor, bei welchem die Frau Landjägermeisterin von Gleichen als der herausfordernde Theil befunden worden ist und das unter besonders erschwerenden Umständen, mit einer

offenen Respect-Verletzung gegen des anwesenden Landesherrn Hoheit, stattgefunden hat. Auf diesem Punkt werden wir dazu gelangen, das widerspenstige Verhältniß der Inculpaten zu ihrem Landesherrn überhaupt zu untersuchen und die Spuren zu verfolgen, welche die Daten zu einem Hochverraths-Proceß in bester Form liefern könnten. Es ist dabei wenigstens Aussicht vorhanden, den Proceß zu einer ungeheuren Langwierigkeit auslaufen zu lassen und damit jeden Eindruck auf die sogenannte öffentliche Meinung, wie erwähnt worden, zu machen, den man nur irgend beabsichtigen oder im Interesse halten möchte. Aber es muß zunächst eine haltbare juristische Form gewonnen werden, um den Proceß instruiren zu können, und diese Form gewährt das sächsische Duell-Mandat, das hier meines Erachtens mit dem besten Erfolg wird in Anwendung gezogen werden können.

Nun meinetwegen, Herr Justizrath, sagte der Herzog lächelnd, thun Sie Ihre Schuldigkeit, wie Sie es am besten gegen mich und gegen Ihre Wissenschaft verantworten zu können glauben. Helfen Sie alle meine Feinde entlarven und rechnen Sie auf meine besondere Dankbarkeit.

Der Justizbeamte entfernte sich, während Pfaffenrath auf einen von dem Herzog erhaltenen Wink zurückblieb.

Der Herzog schien plötzlich seinen guten Humor vollständig wiedererlangt zu haben und sagte mit heiterem Gesicht: Pfaffenrath, lassen Sie uns noch ein

Stündchen in meinem Cabinet zusammen arbeiten. Ich habe noch Mancherlei mit Ihnen zu besprechen. Die Feinde in unserer nächsten Nähe haben wir uns einstweilen vom Halse geschafft und lassen sie nach Verdienst brummen. Aber ein Sturmlaufen der ganzen weit verzweigten Coalition gegen mich wird nicht ausbleiben, und ich will mit Ihnen überlegen, wie ich mich am Besten und Klügsten werde durchschlagen können.

VIII.

Die Flucht vor der Gesellschaft.

Als Pfaffenrath heute, nach Beendigung seiner Geschäfte im Cabinet des Herzogs, nach seinem Hause zurückkehrte, war ihm Elisabeth, wider ihre Gewohnheit, nicht entgegengekommen, um ihn, was sie sonst nie unterlassen, mit freudigen und zärtlichen Grüßen willkommen zu heißen.

Mit wachsender Verstimmung durchschritt er deshalb alle Gemächer, um sie aufzufinden, bis er sie endlich in ihrem kleinen Cabinet antraf, in dem sie, den Kopf nachdenklich und sorgenvoll in ihre Hand gestützt, vor ihrem Schreibtisch saß, und sich, wie es schien, zur Beantwortung eines Briefes anschickte.

Pfaffenrath war rasch zu ihr hingetreten und umschlang ihren Hals mit seinen beiden Armen. Als sie erschrocken zu ihm aufblickte, bemerkte er Thränen in ihren Augen, und nicht minder machte ihn ihre sichtliche

Unruhe betroffen, mit der sie einen vor ihr liegenden Brief hastig unter andere Papiere zu schieben und darunter zu verbergen bemüht war.

Er ergriff sie heftig bei der Hand und zog die schöne bebende Gestalt, die ihm sanft widerstrebte, zu sich in die Höhe. Sie konnte aber seiner Aufforderung, ihm fest in die Augen zu sehen, nicht Folge leisten, sondern schlug ihre Blicke mit einem unendlichen Schmerz-Ausdruck vor ihm nieder. Als er sie nun stürmisch fragte, welches Leid sie betroffen habe, brach sie an seinem Halse in ein lautes Schluchzen aus und verhüllte ihr Gesicht, ohne zu sprechen, mit beiden Händen.

Du verbirgst mir Etwas und gewiß sehr Schweres, sagte Pfaffenrath zu ihr mit mildem Vorwurf. Die erste Bedingung der Liebe ist, daß man keine Geheimnisse vor einander hat. Und mich dünkt, daß Du schon seit einiger Zeit von solchen heimgesucht wirst, Elisabeth. Ich habe nicht danach gefragt, da ich sah, daß Du darüber mit Dir selbst im Kampfe schienst und mit Dir rangest, ob Du mich zum Vertrauten eines ohne Zweifel uns Beide betreffenden Grams machen solltest.

Meine Seele, die meine Liebe zu Dir ist, liegt auch offen vor Dir da, Julius! erwiderte sie, indem ihre aufleuchtenden Augen ihn durch den Schleier ihrer Thränen suchten. Es ist wahr, mein Freund, mich haben in den letzten Tagen große Bedrängnisse, viele Zweifel in meinem Innern bewegt; man ringt mit ihnen, man bekämpft sie, wie sehr sie auch die Gestalt der ersten Jugend annehmen,

und die Sprache einer kranken Mutter reden, die uns ſtets geliebt und die nach uns ruft! Aber wir fühlen dann zugleich, daß an die Stelle der alten Natur in uns eine neue getreten, die unſere eigentliche und ewige Natur geworden iſt. Auf dieſe neue Natur, die meine Liebe zu Dir iſt, hat ſich nun meine ganze Widerſtandskraft geſtützt. Lies hier den Brief an meine Mutter, ſo weit ich ihn bis jetzt geſchrieben habe!

Pfaffenrath nahm ihr haſtig den dargebotenen Brief aus der Hand und las die Worte: „Geliebte Mutter! Deine Klagen über mich ſchrecken mich aus der Ruhe meines Glückes auf und könnten mich daſſelbe faſt als einen Frevel empfinden laſſen. Es ſind heilige Pflichten, die mich zu Dir rufen, aber es ſind heilige und unlösbar gewordene Bande, die mich hier feſſeln. Ich darf Dein Haus nie wieder betreten, mein Entſchluß iſt gefaßt, wie ich auch deshalb vor Gott und Menſchen gerichtet werden möge! Als ich von Euch ging, trieb mich die Nothwendigkeit, mir mein eigenes Schickſal zu bereiten, und wenn ich jetzt Unrecht thun muß, indem ich mich Dir entziehe, ſo iſt dies eine der Folgen, die mein ſelbſterwähltes Schickſal mir auf mein Haupt geladen hat, und die ich tragen muß in dem Gebet, daß Gott Dir und mir gnädig ſein möge!“ — —

Hier brach das Schreiben ab. Eliſabeth hatte noch nicht weiter in demſelben fortfahren können. Pfaffenrath ſtürzte auf ſie zu, um zu ihren Füßen niederzuſinken und mit leidenſchaftlichem Danke ihre Kniee zu umfaſſen.

Nein, sagte sie sanft, ihn zu sich emporhebend, Du sollst und darfst nicht vor mir knieen. Was ich thue, ist nur das Gebot meiner Pflichten gegen Dich, und ich verdiene dabei um so weniger Lob, als ich, um es Dir nicht zu verhehlen, einer starken Selbstüberwindung bedurft habe, ehe es zu dieser siegreichen Entschließung in mir kommen wollte!

Du bist doch nicht so glücklich geworden, als ich Dich gern sehen wollte, Elisabeth! sagte er zu ihr, indem er seinen Arm um ihren Leib legte. Ich fühle es, ich weiß es! Dein Leben müßte ein hoher Triumphzug auf sonnenhellen Frühlingswolken sein, und ich habe Dich beredet, mit mir ein halb leckes Schiff zu besteigen, auf dem wir eine gefahrvolle Klippenfahrt zurücklegen wollen. Wenn wir bald stranden, so ist es meine Schuld, denn warum hatte ich die Vermessenheit, mich zwischen Dich und Deine höhere Bestimmung zu stellen und auf den Glanz Deiner stolzen und sicheren Zukunft meinen Dich verfinsternden Schatten zu werfen!

Du bist heute wieder kleinmüthig, Julius! sagte sie, indem sie ihm die Locken von der schönen hohen Stirn wegstrich und ihn mit forschenden Blicken lange betrachtete. Bist Du der großen Zukunft, zu der Dich alle Deine Kräfte rufen, ungewisser geworden? Was hat Dich irre gemacht und vertrauenslos? Du scheinst mir Grillen zu fangen, mein Freund, Du mit dem starken, stolzen Geist von diamantener Festigkeit?

Ach, entgegnete er mit einem ihm sonst nicht eigenen

wehmüthigen Anstrich, vielleicht hast Du Recht! Ja, ich muß es Dir gestehen, seitdem wir hier sind, seitdem ich in eine Stellung eingetreten, die ich mir so oft gewünscht und durch die mir gewiß eine große Gunst widerfahren, beschleicht mich oft eine Muthlosigkeit und ein Mißtrauen in meine eigenen Kräfte, wie ich es bisher nie gekannt hatte. Durch Deinen Besitz auf den Gipfel aller meiner Wünsche gestellt, komme ich mir doch auf der andern Seite plötzlich nicht mehr geeignet vor, alles das in der Welt zu erreichen, wofür das Glück Deiner Liebe mir schon die stolze Bürgschaft aufgestellt zu haben schien. Ich erscheine mir hier auf einmal unfähig, ungeschickt, bald zu kühn, bald zu bedenklich, bald zu rasch, bald zu langsam, und finde, daß ich in dem Beruf, den ich treiben will, mich geirrt habe. Jeder Actenmensch, mit dem ich zu thun habe, beschämt mich durch gewisse Kunstgriffe, auf die man als natürlicher, seinen eigenen Gedanken folgender Mensch gar nicht gefaßt ist und die, was das Schlimmste dabei ist, sich gerade in der Praxis am meisten bewähren. Ich fasse Alles gleich zu ideal an und komme damit, obwohl meine ganze Seele und meine ganze Geisteskraft in's Spiel tritt, nicht so weit als diejenigen, welche Alles nur nach den hergebrachten Handwerkskniffen in Bewegung setzen!

Elisabeth hatte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zugehört. Ihr Gesicht war von einem tiefen Ernst überschattet, ihre großen, durchdringenden Augen, die sie

feſt auf ihn gerichtet hielt, ſchienen den Grund ſeiner Seele finden zu wollen.

Alſo biſt auch Du nicht ſo glücklich geworden, als ich Dich gern ſehen wollte, Julius! verſetzte ſie mit einer leiſen zitternden Stimme, die einen wunderbaren ſeelenvollen Nachklang hatte.

Mein Glück iſt unermeßlich groß, entgegnete er, aber ich bin vielleicht auf Einmal zu glücklich geworden, um noch Geſchmack und Intereſſe für alle die nichtsnutzigen Kleinlichkeiten, durch die man ſonſt in der Welt etwas wird, übrig behalten zu haben! Und ſoll ich ein Geſtändniß ablegen, das mich vielleicht auf immer in Deinen Augen verurtheilt? Ich fühlte mich am glücklichſten, als ich noch auf Deiner Eltern Schloſſe Dein Bedienter war, und Dir im unendlichen Gefühl einer hohen Beſtimmung, die mir beſchieden ſei, auf allen Deinen Schritten und Wegen meine Dienſte, meine Unterwürfigkeit und meine Huldigung beweiſen konnte! Ich hätte Dir ewig dienſtbar bleiben ſollen, und ein harmoniſches, in ſicheren Geleiſen ruhendes Schickſal wäre an mir in Erfüllung gegangen! Oder, nachdem ein ſeltenes Glück mir gewährt, mich mit Dir zu vereinigen, hätteſt Du zu mir in meine niedere Sphäre herabſteigen ſollen, und wir hätten in der ewig ſüßen Verborgenheit als arme Leute von unſerer Hände Arbeit mit einander gelebt. Statt deſſen verlockte uns die Gunſt des Herzogs, daß wir uns in eine künſtlich gebaute Sphäre hineinbegaben, in der uns nimmer

wohl werden kann und in der wir dem Kampfe mit den Vorurtheilen und Formen ſchon dadurch ſchlecht gewachſen ſind, weil wir eigentlich mit neuen Zugeſtändniſſen an dieſelben auf die Bahn getreten!

Ich will Dir ſagen, mein Freund, was uns Beiden fehlt! begann Eliſabeth nach einer ſtummen, bedeutungsvollen Pauſe, indem ihre hohe Geſtalt ſich wieder in aller ihrer kraftvollen Zuverſicht aufrichtete. Wir kranken an den Verhältniſſen dieſes Hofes, an dem wir eine Aufnahme gefunden, die zwar von Seiten des Herzogs und der Herzogin nicht liebevoller ſein konnte, die uns aber zugleich in die Mitte einer unleidlichen Geſellſchaft geſtürzt hat, von der wir ſchon die gehäſſigſte Verfolgung und Beſchimpfung erduldet haben und die nicht eher ihren Frieden mit uns ſchließen wird, als bis es ihr zugleich gelungen, uns fortzutreiben und zu vernichten. Ich habe über Das, was mir perſönlich hier begegnet iſt, nie geklagt. Du weißt, daß es meiner Natur nicht entſpricht, ſtill zu dulden, aber ich drängte das heiße Begehren meiner Leidenſchaften zurück, ſo lange ich noch glaubte, daß für Dich hier eine Bahn gefunden worden ſei, auf der Deine Wirkſamkeit ſich wenigſtens zu größeren Zielen anknüpfen könne. Aber nach Deinem eigenen Bekenntniß fängt mir auch dies jetzt an zweifelhaft zu werden. So möchte denn hier in der That nicht mehr länger unſeres Bleibens ſein. Wir ſelbſt, ſehe ich, ſchaden dem Herzog durch unſere Anweſenheit in ſeiner eigenthümlichen Verwickelung, in

der er mit mächtigen und zahlreichen Feinden zu kämpfen hat. Und auch uns schadet er auf dieselbe Weise, denn man verfolgt uns auch seinetwegen, wie man ihn unsertwegen verfolgt, weil man uns für eine neue Position seines Princips ansieht. Ich glaube, Pfaffenrath, es wird das Beste für alle Theile sein, wenn wir diesen Hof wieder verlassen. Auch ich bin dem Herzog ein wenig böse, daß er mir eine so späte und so zweifelhafte Genugthuung an meiner unwürdigen Gegnerin verschafft. Sie befindet sich zwar seit acht Tagen im Gefängniß, aber ich habe Ursache anzunehmen, daß meine Angelegenheit dabei nur der Vorwand geworden ist, um den Herzog einen reitzielenden Streich gegen seine eigenen Feinde ausführen zu lassen. Und ich bekenne Dir, daß ich kleinlich und gereizt genug bin, um dies übel zu nehmen!

Mich hat es krank und elend gemacht, entgegnete Pfaffenrath, daß ich Dir nicht sogleich eine ausreichende Genugthuung verschaffen konnte! Der Herzog ist gut, edel, hat sogar eine gewisse Größe, welche die Anwartschaft zu einem bedeutenden Herrscherthum in sich trägt. Aber seine Verlegenheiten, mit denen er überschüttet ist, werden ihm bald über den Kopf wachsen und alle Energie seines Willens, alle Kraft seines Handelns wird nichts dagegen vermögen. Am allerwenigsten werden wir ihm etwas sein können. Vielleicht wird er auch bald genöthigt sein, uns von hier fortzujagen. In unserm großmächtigen Deutschland, so

ſehr wir es lieben, muß man doch ſtets darauf gefaßt ſein, daß Alles ſo kleinlich und erbärmlich als möglich verläuft! Darum, glaube ich, müſſen wir unſere Entſchlüſſe faſſen, Eliſabeth, ehe uns keine mehr übrig bleiben! Es mag zwar nicht würdig erſcheinen, einen Freund in der Noth zu verlaſſen, aber die Pflicht der Selbſterhaltung, der perſönlichen Ehre tritt hier ſtärker ein und nöthigt, einen verlorenen Poſten aufzugeben, auf dem man ſich nicht einmal vor Mißhandlungen ſchützen kann!

Ich muß Dir Recht geben, mein Freund! ſagte Eliſabeth nach einigem Beſinnen. Alle dieſe Dinge haben auch mich in den letzten Tagen gequält. Nun hat ſich aber etwas Günſtiges ereignet, das unſere Entſchließungen fördern kann. Kurz, ehe Du zu mir eintrateſt, empfing ich einen Brief von meiner alten Tante, der Gräfin Ulrike von Erbach, die mir ſtets eine große Liebe bewieſen und mir dieſelbe auch nach der Trennung von meinen Eltern, allen Vorurtheilen unſerer Standesgenoſſen zum Trotz, thatſächlich an den Tag legen will. Sie hat einen kleinen Landbeſitz im Preußiſchen, der aus Haus, Garten und Aeckereien beſteht und deſſen Ertrag hinreichen wird, zwei fleißige, genügſame und glückliche Leute vor Mangel zu ſchützen. Tante Ulrike macht mir ein Angebinde mit dieſem Beſitz zu meinem morgenden Geburtstag und hat in ihrer liebenswürdigen Fürſorglichkeit mir ſogleich ein gerichtlich ausgefertigtes Document mitgeſandt. Ich bin alſo

Beſitzerin von Pfaffenruhe geworden und werde eine Pfaffenraths-Ruhe daraus machen. Was meinſt Du dazu? Wollen wir uns einſtweilen auf dieſen kleinen Fleck Erde zurückziehen und dort abwarten, bis man uns beſſer in der Welt wird brauchen können, als es jetzt den Anſchein gewinnen will?

Sie übergab bei dieſen Worten das erwähnte Document in die Hände Pfaffenraths, der es mit unverkennbarer Freude betrachtete und ſeinen Inhalt genau durchlief.

Gott ſei Dank, ſagte er dann, ſie herzlich umſchlingend, daß ſich in dieſem verworrenen Moment ein Aſyl des Friedens für uns darbieten will. Ich folge jedem Weg, auf dem mir Deine Sterne leuchten, Eliſabeth! Ja, laß uns dorthin ziehen, ſogleich, noch heute! Verlaſſen wir den hieſigen Boden, der uns unter den Füßen brennt, und dieſe aufgeputzte, gleißneriſche Pracht, an die man uns hier gekettet hat. Ich kann Dir ſagen, Eliſabeth, mir wird ein Stein vom Herzen fallen, wenn wir dies Haus hier, das mir ſogleich wie ein ſchöner, blankgeputzter Käfig unſerer Freiheit erſchien, hinter uns zurücklaſſen werden! Ich gehe mit Dir auf das Land, um in Liebe und Arbeit des Lebens froh zu werden, und bin es gern zufrieden, wenn wir nie wieder in dieſe ſogenannte Welt zurückkehren. Das Höchſte, wozu man es am Ausgang langer und heißer Beſtrebungen bringt, iſt doch ein Aſyl, und warum nicht gleich mit dem Aſyl anfangen, ehe man ſich noch

Kopf und Herz an allen diesen Klippen zerstoßen hat? Ein früh Enttäuschter, bin ich mit dem Ehrgeiz schon abgefunden und will es jetzt mit der Zurückgezogenheit versuchen. Es muß möglich werden, mit Klugheit, Willensstärke und Liebeskraft das Leben so abzugrenzen und einzurichten, daß es in seinem täglichen Vollbringen befriedigt steht und kein Ideal weiter zu erstreben übrig bleibt, als wir schon in der Harmonie dieser Beschränkung uns erfüllt sehen!

So laß uns die Vorbereitungen zu Allem treffen! entgegnete Elisabeth, indem sie ihn mit einer glühenden Zärtlichkeit betrachtete. Du bist ein Schwärmer, der mich immer wieder mit seinen idealen Flügen hinreißt, während mein eigenes Herz so oft schon zweifelschwer und mißtrauisch in sich selbst zusammenkriecht. Aber ich werde den Gedanken nie aufgeben können, Dich mit Deinen herrlichen, unbenutzten Kräften auf der Bahn der Thaten und an der Spitze der Begebenheiten zu erblicken!

Auch das ist Heldenthum, nichts mehr von dieser niederträchtigen Welt zu hoffen und zu verlangen! versetzte Pfaffenrath. Ich gebe allen weiteren Kampf mit den Verhältnissen auf, denn ich kann ihnen nichts Höheres abgewinnen, als ich in Dir schon besitze! Vielleicht könnte ich Dich in diesem Kampf nur verlieren. Ich will Dich aber mir bergen und sichern für alle Ewigkeit. Ich will darum so hinterlistig sein, der Welt ihre Ehren und Glanzstellen zu schenken, und

nehme ihr damit die Möglichkeit ab, in mein Glück, meine Liebe und meinen Frieden einzugreifen, indem ich mit meinem einzigen Schatz aus ihrem Bereich mich flüchte und im stillen Waldesgrund einen unauffindbaren Tempel ihm baue. Laß uns auf der Stelle zum Herzog gehen und ihm unsere Wünsche vortragen. Er ist gerecht und großsinnig und wird es zu würdigen verstehen, wenn wir von ihm aus den Fesseln seiner Wohlthaten entlassen zu werden begehren! Sein neuer Hof- und Regierungsrath will preußischer Bauer werden, und Herzog Anton Ulrich von Meiningen soll seinen Segen dazu geben!

Elisabeth fühlte sich von dieser begeisterten und hingebungsvollen Auffassung Pfaffenraths mehr und mehr fortgezogen. Sie eilte jetzt ihren Anzug in den Stand zu setzen, um sich mit Pfaffenrath auf das Schloß zu begeben und dort den sofortigen Zutritt zum Herzog nachzusuchen.

Unterwegs wechselten zum Theil ihre festen Entschlüsse mit einer bangenden Unruhe über die Aufnahme, welche dieselben bei dem Herzog finden würden, doch bestärkten sich Beide sogleich wieder durch ihre gegenseitige Uebereinstimmung in der Nothwendigkeit ihres Schrittes, und betraten endlich in froher Zuversicht die herzoglichen Vorzimmer, wo es der diensthabende Kammerjunker nur nach einigem Zögern übernahm, sie dem Fürsten anzumelden.

Es schien um so schwieriger, diesen Zutritt zu

erlangen, als der Herzog sich seit einigen Stunden in Folge einer Staffette, die er unmittelbar empfangen, in seinem Arbeits-Cabinet eingeschlossen hatte. Die ausgezeichnete persönliche Gunst, in der das Pfaffenrath'sche Ehepaar stand, ließ jedoch bald alle Bedenken schwinden, und der Kammerjunker von Lanken kehrte auch sofort mit dem Bescheid zurück, daß Herr und Frau Pfaffenrath in das Cabinet des Herzogs einzutreten hätten.

Sie fanden den Herzog, der ihnen nicht so freundlich als sonst entgegentrat, mit allen Zeichen einer offenbaren Mißstimmung, die sich stark genug in seinem Gesicht und in allen seinen Bewegungen ausdrückte.

In gewissem Betracht ist es mir lieb, daß Sie kommen! sagte der Herzog, zu Pfaffenrath gewandt, nachdem er Elisabeth nur mit einem flüchtigen Gruß willkommen geheißen. Ich hatte einiges Geschäftliche mit Ihnen zu verhandeln.

So bedarf mein unbefugtes Miterscheinen um so mehr der Verzeihung! nahm Elisabeth das Wort. Aber wir haben Beide einen gemeinschaftlich zu unterstützenden Wunsch vorzutragen, den wir der Gnade des Herzogs zu Füßen legen wollen.

So sprechen Sie denn zuerst von Ihren Angelegenheiten! versetzte der Herzog, indem er Beide scharf und mit mißtrauischen Blicken musterte. Meine Sache, die doch nicht so leicht abzuhandeln ist, soll bis zuletzt bleiben. Ich fordere Sie auf, zu reden.

Es wird ſchwer ſein, hob Pfaffenrath mit niedergeſchlagenen Augen und hochgerötheten Wangen an, Euerer Hoheit alle die Motive auseinanderzuſetzen, die den Conflict unſerer Dankbarkeit und Liebe mit unſerem perſönlichen Bedürfniß dergeſtalt entſchieden haben, daß wir jetzt hier vor Ihnen ſtehen und Euere Hoheit bitten, uns wieder fortzuſchicken! Die letzten Erfahrungen an dem hieſigen Hofe haben bewieſen, daß unſere Anweſenheit hier nur unberechenbar dazu beiträgt, Mißſtimmungen zu nähren und Verlegenheiten zu bereiten. Für die Begegnung, die Frau Eliſabeth erduldet, giebt es keine Genugthuung, wie auch Euere Hoheit dieſelbe aus der Fülle Ihres großen Herzens herbeizuführen geneigt ſind! Wir ſind lange darüber mit uns zu Rathe gegangen, und haben in unſerer Bedrängniß doch keinen andern Ausweg gefunden, als den Entſchluß, fortzuziehen, und die Bitte, aus Euerer Hoheit Dienſten in Gnaden entlaſſen zu werden!

Der Herzog ſchrak einen Augenblick zuſammen, faßte ſich aber ſchnell wieder und ſagte mit einer kühlen Gelaſſenheit: Es thut mir das leid, lieber Herr Pfaffenrath. Ich hatte freilich nicht darauf gerechnet, daß wir uns ſo ſchnell wieder trennen würden. Und iſt auch unſerer Frau Eliſabeth dieſer Entſchluß ſo leicht geworden?

Eliſabeth erwiderte ſeinen blitzenden Frageblick mit einem wehmüthig ſtillen Ausdruck, der ihr ſchönes ſinnendes Geſicht überflog.

Dann ſagte ſie: Wie ſollte es mir leicht werden,

von hier zu scheiden, wo ich als Flüchtige und Unglückliche zuerst eine Stätte gefunden und mir nach meines Herzens Wahl und Einsicht das Glück meines Lebens einrichten durfte! *Meine Dankbarkeit gegen Euere* Hoheit und gegen die liebenswürdigste, unvergeßlichste Fürstin ist ewig, aber daß die Nothwendigkeit dieses Scheidens eingetreten, ist der erste Riß in das Gebäude unseres Glücks. Möchten davon nicht alle Elemente, die es noch zusammenhalten, auseinanderspringen!

Und wohin soll denn nun die Reise gehen? fragte der Herzog, indem er, halb von ihnen abgewandt, in sichtbar steigendem Verdruß mit den Fingern gegen die Scheiben des hohen Bogenfensters trommelte.

Ich sehe, daß Euere Hoheit uns zürnt, sagte Pfaffenrath, indem er mit einer innigen Bewegung näher zu dem Herzog trat. Es ist dies der qualvollste und schmerzlichste Moment meines Lebens. Meine Seele ist betrübt bis in den Tod, und sucht auch für diese Leiden in der Einsamkeit des Land-Aufenthalts, dem wir uns zuflüchten wollen, Heilung und Trost. Wir gehen auf einen gänzlich von der Welt entfernt liegenden Landhof, in dessen Besitz Elisabeth soeben durch eine Schenkung eingetreten ist. Dort werden wir leben und harren, bis Euere Hoheit uns einmal wieder brauchen und rufen wird!

Ich kann Euch doch nicht recht begreifen, Kinder, versetzte der Herzog, mit zurückkehrender Gemüthlichkeit wieder in ihre Mitte tretend. Ich verstehe wohl, warum

Ihr gehen wollt. Es dünkt Euch nicht mehr recht geheuer bei mir, und Ihr wollt mir zeigen, daß, wenn ein Schiff im Sinken ist, es nicht blos die Ratten verlassen, sondern auch die guten Engel, deren Athem bisher in seinen Segeln gewebt. Verlaßt Euch darauf, daß mein Schiff so bald noch nicht im Sinken sein wird! Es ist zwar nur ein kleines Schiff, aber doch eine gute Kanonen-Schaluppe, die auch im widrigsten Fahrwasser trefflich steht und geht, und gegen alle Stürme den Kopf oben behalten wird. Aber doch möchte ich Euch auch wieder nicht halten und in meine allerdings gefährliche Bahn zwingen. Ihr seid Beide zwei zartbesaitete wackere Seelen, und wenn Ihr nicht Ursache dazu gehabt hättet, würdet Ihr mir nicht die Hand zum Abschied geboten haben in einem Moment, wo ich gerade der Freunde nicht zu viele um mich habe, und wo ich soeben wieder eine neue Hiobspost erhielt, die mir eine neue Machination meiner inneren und auswärtigen Feinde ankündigt!

Der Herzog schwieg bei diesen Worten und sah Beide mit den gutmüthigsten und wohlwollendsten Blicken an.

Nicht Mangel an Vertrauen zu Ihrem Stern ist es, Herr Herzog, was uns von hinnen treibt, begann Pfaffenrath wieder nach einer ängstlichen Pause. Was uns unabweislich fortweist, ist die Besorgniß, von einer Schaar von Feinden, die mächtiger sind als wir, zum Vorwand neuer Anschläge und Intriguen gegen Euere Hoheit selbst genommen zu werden. Die Gleichens sind

zwar festgesetzt und einstweilen unschädlich gemacht worden, aber ihre Sippschaft ist unverwüstlich und ersetzt sich mit immer neuen Mitteln aus sich selbst, und wie lange kann es dauern, so wird auch Frau von Gleichen und ihr würdiger Gatte aus der Kerkerhaft der hiesigen Gesellschaft zurückgegeben werden müssen? Ich kann und darf meine Elisabeth nicht wieder in der Gefahr sehen, dem Anhauch dieser buntprangenden Giftpflanze ausgesetzt zu werden.

Ihre Bemerkung über eine baldige Freilassung der Gleichen's dürfte sehr verfrüht sein! versetzte der Herzog scharf, und ließ wieder einen Blick voll argwöhnischen Zweifels auf ihn abgleiten.

Wie kommen Sie überhaupt zu dieser Bemerkung? fuhr er fast erhitzt fort. Ist Ihnen vielleicht schon auf Umwegen bekannt geworden, was ich heute für eine Botschaft empfangen habe von dem hohen Reichs-Kammergericht? — eben die Hiobspost, von der ich zuvor sprach.

Pfaffenrath betheuerte, nichts zu wissen, und der Herzog fuhr fort:

Das Reichs-Kammergericht, welches von meinen Gegnern sehr stark bearbeitet worden sein muß, droht mir unnachsichtig Execution an, wenn ich nicht das Gleichen'sche Paar, dessen Gefangenhaltung dort für eine widerrechtliche und das Standesprinzip in Deutschland verletzende angesehen wird, gegen Annahme einer Bürgschaft freiließe. Gleichzeitig empfange ich ein Schreiben jenes abenteuerlichen Ritters von Diemer, der hier

ohne Zweifel wieder das eigentliche Werkzeug gewesen, und der mir die sofortige Erlegung einer Bürgschaft von dreitausend Gulden anbietet, wenn ich die Verhafteten aus ihrem Gefängniß entlassen wollte. Es versteht sich, daß beide Ansinnen gleicherweise von mir unbeantwortet bleiben werden. Das würdige Paar sitzt so lange in seiner Haft, bis ein bündiger Richterspruch über seine Schuld gefällt worden ist. Diese papiernen Reichsbehörden, die nur Brief und Insiegel für Deutschlands Unfreiheit und Ohnmacht geworden sind, können mich, einen deutschen Fürsten von eigenem Leben, Fleisch und Blut, nicht schrecken! Ich trotze diesen pedantischen Windbeuteleien, in welche sich alle möglichen Intriguen gegen Völker und Throne Deutschlands hineingesetzt haben! Eher werde ich mich mit meinem kleinen Lande in die Luft sprengen lassen, als ich mir von einer Reichsbehörde in Sachen meines inneren Rechts vorschreiben lasse, was ich zu thun und nicht zu thun habe!

Der Herzog nahm bei diesen Worten das auf seinem Tisch liegende Schreiben des Reichs-Kammergerichts, zerriß es in die kleinsten Stücke und zerstückte nicht minder sorgfältig das daran klebende große Siegel, worauf er Alles mit einem lauten Lachen in die Luft blies und durch das Zimmer jagte.

Eine schöne Frühlingswolke von hochofficiellen Reichspapierschnitzeln! sagte er dann. Und in einer solchen Wolke wollt Ihr mich stecken lassen, indem Ihr Euch von mir wendet, Ihr, meine Lieblingsfreunde, von

denen ich mich wahrlich ungern trenne! Aber ich will Euch nicht halten, denn wenn ich es mir recht überlege, möchte es doch am Ende beſſer für Euch ſein, wenn Ihr geht und anderswo, als gerade bei mir, Euern Kopf zu bergen ſucht. Ich kann mir denken, daß es unangenehm für Euch ſein muß, hier länger an dieſem Hofe zu verweilen, wo man nach dem Vorgefallenen allerdings kaum noch ſeines Lebens ſicher iſt. Es iſt wahr, es gibt Unbilden, gegen die Euch ſelbſt in meiner nächſten Nähe zu ſchützen meine Macht nicht ausreichen kann. Niemand weiß beſſer als ich, was meine Cäſarea hier unmittelbar an meiner Seite gelitten hat. Bleibt fern von den Höfen, und Ihr werdet beſſere und glücklichere Menſchen ſein! So geht denn, aber geht nun auch raſch und bald, denn es iſt keine Zeit für mich, weich zu werden. Schütteln wir uns die Hände, und damit Adieu! Euere Grüße an die Herzogin werde ich ſelbſt beſtellen. Sie iſt leidend und wird es täglich mehr. Gott behüte meinen einzigen und größten Schatz! Ihr ſeht, in welcher ſchlimmen, allſeitig angegriffenen Lage Ihr mich zurücklaſſet. Und nun endlich Adieu, Freunde, Adieu!

Damit reichte er ihnen ſeine beiden Hände dar, und wehrte die ferneren Ergüſſe ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit zurück. Pfaffenrath's Augen ſchwammen in Thränen und Eliſabeth konnte ſich nicht enthalten, ihre Lippen auf die Hand des Herzogs zu preſſen.

Der Herzog ſchob ſie endlich Beide leiſe zu ſeinem

Cabinet hinaus, indem er ihnen noch zwischen der Thür sagte, daß sie gehen müßten, weil er sie sonst auf immer zurückhalten würde.

So war dies ein ungemein bewegter Abschied geworden.

Wir haben unsern besten Freund verlassen! sagte Pfaffenrath zu Elisabeth unterwegs.

Es ist schlimm, daß wir dazu genöthigt waren! flüsterte sie leise. Möchte keine unglückliche Vorbedeutung für unsere nächsten Lebensschritte darin liegen!

Bei ihrer Rückkehr nach Hause begaben sich Beide sofort an die Vorbereitungen zu ihrer Abreise, die mit solcher Eile betrieben wurde, daß sie noch in derselben Nacht Meiningen verließen.

Die gute Gesellschaft, welche das Haus am Markte stets mit der schärfsten Aufmerksamkeit beobachtete, erging sich am andern Morgen in den abenteuerlichsten Vermuthungen über das spurlose Verschwinden seiner Bewohner.

IX.

Der streitfertige Herzog.

Es war ein heiterer, frischprangender Frühlingsmorgen, als Herzog Anton Ulrich sich von seinem Lager erhob, auf dem er die Nacht fast ohne Schlaf und in unruhigen Gedanken über so Manches, was ihn in seiner Lage mit Besorgnissen erfüllen mußte, hingebracht hatte.

Er zog sich rasch an, was er nach seiner Gewohnheit ohne Beihülfe eines Kammerdieners vollbrachte, obwohl er sich von demselben schon am Abend vorher seine Militär-Uniform hatte zurecht legen lassen, die er seit längerer Zeit nicht getragen, zu deren Wiederanlegung er sich aber plötzlich entschlossen.

Es war dies die reiche goldgestickte Generalsuniform, die er als Ober-Feldherr seines kleinen Kriegsstaats trug. Mit ernster Sorgsamkeit schloß er die Reihe der glänzenden Knöpfe über der Brust und am Kragen

zuſammen, glättete jede Falte des Kleides und ſchnallte den koſtbar verzierten Degen an ſeine Seite feſt.

Während er ſich mit prüfendem Blick muſterte, ob ſeine Erſcheinung noch den alten militäriſchen Charakter an ſich trage, auf den er ſtets ein bedeutendes Gewicht an ſich gelegt, drang gleichzeitig der Frühruf der Lerche ſchmetternd durch das Fenſter zu ihm herein.

An dieſem idylliſchen Morgen trete ich in kriegeriſche Rüſtung! ſagte er lächelnd zu ſich ſelbſt. Und die Vögel thun mir die Malice an, mir eine ſo ſanfte Friedensmelodie entgegenzupfeifen, als wenn ſie damit meinen ganzen Kriegsapparat im Voraus verhöhnen und auspfeifen wollten. Aber muſicirt nur zu, ihr guten Lerchen, ihr appetitlichen Friedensapoſtel! Bald werdet ihr Pulver riechen in der Luft und auf euren grünen Lagerſtätten, und am Wachtfeuer meiner Soldaten braten, wie ſehr ihr mir auch die Macht derſelben durch euer verlockendes Friedensgezwitſcher anzweifeln zu wollen ſcheint!

Der Herzog Anton Ulrich beabſichtigte heut in der frühen Morgenſtunde einen Spazierritt durch ſein Landgebiet zu unternehmen, um daſſelbe unter dem Geſichtspunkt ſeiner Vertheidigungsfähigkeit neu in Augenſchein zu nehmen. Es war zu dieſem Zweck zugleich eine Geſammt-Aufſtellung der Meiningenſchen Truppenkräfte angeordnet worden, und dieſelbe kündigte ſich auch bereits in dieſem Augenblick durch die von fern erſchallende Muſik der herzoglichen Soldaten an.

Dem Herzog waren die Zeiten von Tag zu Tag bedenklicher geworden. Die Frist, welche ihm das Reichs-Kammergericht zur Freilassung der von ihm gefänglich Eingehaltenen gestellt, war abgelaufen, ohne daß der Herzog nur den geringsten Willen bekundet hätte, der an ihn gestellten Forderung zu genügen. Vielmehr war der gegen Herrn und Frau von Gleichen angestellte Proceß, der auf einer sehr weiten und verwickelten Grundlage instruirt worden, langsam fortgegangen und schien am allerwenigsten einer günstigen Entscheidung für die beiden Angeklagten entgegengeführt zu werden.

Um so mehr war für Anton Ulrich die Erwartung herangetreten, daß seine Gegner nun zu den äußersten Mitteln schreiten würden, und die ihm von Reichswegen angedrohte Execution jeden Tag über ihn und sein Land hereinbrechen möchte. Entschlossen, sich gegen die ganze Welt so lange zu vertheidigen, als er sein Schwert noch in der Hand zu fassen vermöchte, war er daher jetzt ernstlich auf die Wahrnehmung seiner im eigenen Lande gebildeten Waffenkraft bedacht geworden.

Unten im Schloßportal bestieg er sein Pferd, das schon seinem Reiter entgegenharrte, und begab sich dann in Begleitung seines Generalstabs, der sich ihm sofort anschloß, zuerst in das Innere der Stadt, deren Gassen nach allen Seiten mit Aufmerksamkeit durchritten wurden.

Nachdem man hier genügend verweilt, wurden die

Stadtmauern in Augenschein genommen, welche Meiningen von dem einen Ende bis zum andern zum Theil in ansehnlicher Stärke umgaben. Es wurden die Schießlöcher in den Mauern besichtigt und sämmtliche Thürme, die seit alter Zeit her auf den Mauern angebracht waren, nachgesehen und in ihrer Festigkeit beurtheilt.

Besonders aber fielen die Befestigungen am Ober- und Unterthor, an denen die Straßen nach Franken und Hessen lagen, ins Gewicht, und konnten um so mehr als starke Positionen angesehen werden, als sie mit hohen Thürmen, Schuß-Gattern und Zugbrücken versehen waren, und die von Stein und Erde aufgeführten Außenwerke in der letzten Zeit auf Anordnung des Herzogs eine neue Instandsetzung gewonnen hatten.

Nachdem dies Alles genau betrachtet worden, ritt der Herzog mit seinem Gefolge weiter, um eine der nächstliegenden Anhöhen, zur Ueberschauung der ganzen Stadtlage und der weiteren Umgebungen, zu ersteigen. Ein Standpunkt dieser Art war bald gefunden, und der Herzog benutzte das sich vor ihnen ausbreitende Landschaftsbild, um seinem kleinen Generalstabe darüber eine interessante strategische Auseinandersetzung zu geben, worin er mit vieler Behaglichkeit und einem Selbstvertrauen, das sich in seiner eigenthümlichen Situation nur erhöht zeigte, eine Reihe der ansehnlichsten Kenntnisse entfaltete.

Die Anwendung auf die Gefahren des Augenblicks schwebte dabei freilich etwas in der Luft, denn wenn

man sich auch sagen konnte, wo die Feinde alle herkommen und welche Aufstellungen sie möglicher Weise gegen die ehrsame und wohlgerüstete Stadt Meiningen nehmen würden: so schien doch die dagegen veranschlagte Widerstandskraft nur nach einem ganz idealen Maßstab bemessen zu werden.

Während der Herzog mit Ernst und Feuer und der lebhaftesten Gesticulation diesen Gegenstand verhandelte, streifte sein Blick plötzlich die unglückliche Figur, in der sich der Lieutenant von Bost in diesem Augenblick darstellte, der mit einem großen Fernrohre, das er mitgenommen, stets jeden vom Herzog bezeichneten Punkt der Gegend verfolgt hatte, von Zeit zu Zeit aber wie instinktmäßig das Sehinstrument immer wieder auf die Stadt und auf den Platz derselben, wo das Gefängniß stand, zurückgewandt hielt.

Er entfaltete dann eine so krampfhafte Ungeduld, die Sehweite seines Instruments bis zum äußersten Grad der Möglichkeit hinaufzuschrauben, und erging sich dabei in so leidenschaftlichen Hin- und Herwendungen des Kopfes und des ganzen Körpers, daß der Herzog jetzt in ein lautes Lachen über ihn ausbrechen mußte.

Mein lieber von Bost, sagte der Herzog, der gern ein ernstes Thema mit einem scherzhaften Intermezzo behandelte, Sie beschießen mir ja da meine Stadt mit Ihren beständigen Ferntreffer-Blicken, die wie sedendes Feuer hinunterfahren und, wie es scheint, den Häusern die Dächer und Mauern abreißen möchten, um sich tief

in ihren Grund zu bohren? Ja, ja, dort unten, mein Herr von Bost, in dem rothen Hause mit den drei Thürmchen, sitzt die eigentliche Helena des Krieges, dem wir entgegengehen, denn unser Krieg ist ein Damenkrieg, wie der weiland trojanische, und die schöne Gleichen, welche wir dort *gefangen halten*, wird vielleicht unsern Tod und Untergang in die anziehenden Sündenregister ihres Lebens einzeichnen können! Aber sagen Sie mir doch, Herr Lieutenant, ob mich mein Auge nicht trügt? Mich will bedünken, ich sehe dort wirklich und wahrhaftig die arme Gefangene, sie scheint früh aufgestanden und lehnt am schwarzen Eisengitter ihres Fensters, indem sie den weißen Schwanenarm zum Gruß an die fernen Freunde und Anbeter zum Gitter hinaushängen läßt? Auf Ehre, wie kommt es denn eigentlich, daß Sie, Herr Lieutenant, als liebender Held und Ritter, nicht den geringsten Versuch zur Rettung und Entführung Ihres Gegenstandes gemacht haben?

Der Lieutenant schrak heftig zusammen und setzte mit einem zweifelhaften Blick auf den Herzog das Fernrohr wieder ab, durch das er soeben den von ihm vielbeobachteten Punkt einer neuen Prüfung hatte unterziehen wollen.

Ich betheuere auf mein Ehrenwort, sagte er dann, daß mir Gedanken solcher Art gänzlich ferngelegen haben, denn obwohl ich meine Sympathie für die Gefangenen offen eingestehen muß, so würde mich dieselbe doch nie meine Pflicht als Soldat und Diener Eurer Hoheit verkennen lassen.

Bravo! bravo! entgegnete der Herzog lachend, der ſich über das verſtörte und unglückliche Geſicht des Lieutenants ſehr zu beluſtigen ſchien. Sie würden ſich auch dabei in einer ganz ſchrecklichen Alternative befinden, mein Herr von Boſt. Denn wenn ſich die Gefangenſchaft Ihrer Göttin aufhebt, hebt ſich der Kriegsanlaß auf, und damit die Gelegenheit, Ihre Thaten, Herr Lieutenant, leuchten zu ſehen und Sie zum Hauptmann zu avanciren! Je länger wir alſo Ihre Dame dort in Kerkersnöthen ſchmachten laſſen, deſto mehr ſteigen Ihre Ausſichten auf das Hauptmanns-Patent, Herr von Boſt!

Nachdem der Herzog dieſen grauſamen Stachel in das Gemüth ſeines Lieutenants geworfen, gab er mit dem Ausdruck übermüthiger Heiterkeit, die ihn heute ganz und gar beſeelte, das Zeichen zum Aufbruch und ſetzte ſich an der Spitze ſeines kleinen Gefolges in Bewegung.

Die Geſellſchaft begab ſich auf ihren Pferden wieder in die Ebene hinunter, wo inzwiſchen auf einem dazu beſtimmten Punkt eine Aufſtellung des meiningenſchen Corps begonnen hatte. Die ganze Kriegsſtärke des Herzogs von Meiningen war dort zur Muſterung zuſammengezogen worden, und ſtellte ſich im blitzenden Waffenſchmucke, mit dem die eben aufgegangene Morgenſonne ſpielte, und unter den luſtig wehenden Fahnen, den Augen ihres oberſten Befehlshabers und Kriegsherrn dar.

Bei seinem Erscheinen erhob sich ein starkes freudiges Jauchzen und Hurrahrufen auf dem Platze, das so umfassend tönte, als ob Feld und Wald rings umher mit einer unabsehbaren Truppenmenge erfüllt wären.

Der Herzog ritt mit sichtlichem Wohlgefallen zu seinen Soldaten heran, die, obwohl in geringer Anzahl und nach beschränktem Maßstabe, doch fast alle Truppengattungen in sich vereinigten.

Am schönsten stellte sich das aus siebenhundert Mann bestehende Bataillon Infanterie dar, das neuerdings von ihm mit besonderer Sorgfalt ausgebildet worden und das vorzugsweise die Ehre genoß, mit dem Namen des Herzogs benannt zu werden. Schwächer zeigte sich der Versuch gerathen, ein Artillerie-Corps zu formiren, das seinen Mannschaften wie seiner Ausrüstung nach noch sehr im Rückstande verblieben war und fürerst nur mit zwei alten kaum brauchbar erscheinenden Kanonen in's Feld rücken zu wollen schien.

Dagegen schien eine Compagnie berittener Cadetten auf eine ebenso zierliche als vielversprechende Weise in die Augen, und neben ihnen erblickte man eine Abtheilung Landdragoner, deren kräftiges und muthiges Aussehen ihnen eine entscheidende Stelle in jeder Schlachtordnung zu verbürgen schien.

Die ganze Truppenstärke mochte gleichwohl zwei bis dreitausend Mann betragen, und stellte für den Herzog jedenfalls eine zur Vertretung seiner Würde und seiner Rechte im Reich wohlgepflegte Kriegsmacht

dar, die ihre anſehnlichen Seiten hatte, und deren Heranbildung und Unterhaltung wohl zu einem nicht unbedeutenden Theil ſeine Mittel überſtiegen.

Nachdem der Herzog zuerſt die Geſammt-Aufſtellung ſeiner Truppen beſichtigt, ließ er ſie in den einzelnen Abtheilungen an ſich vorübermarſchiren und commandirte ſie dann zu einigen taktiſchen Ausführungen, die mit großer Beſtimmtheit und Eleganz erledigt wurden.

Der Herzog hielt zum Schluß dieſes Manövers eine kleine Anrede an ſeine Soldaten, worin er mit einigen erhebenden Wendungen ihre Haltung, ihre Disciplin und ihren heute an den Tag gelegten Kriegseifer belobte und ſie auf die Möglichkeit eines nahen großen Kampfes hinwies, in dem ſie der Ueberzahl der Feinde wohl mit ihrem Leib, aber nicht mit ihrer Ehre erliegen könnten.

Unter begeiſtertem Zuruf der Soldaten und gewaltigem Wirbel der Trommeln, die weit durch das Gebirge hin ihr Echo wachriefen, entfernte ſich darauf der Herzog, um blos in Begleitung ſeines Adjutanten nach dem Schloſſe zurückzukehren.

Unterwegs, als er ſich eben dem Stadtthore näherte, fiel ihm ein Reiter der Landſtraße auf, der ſich ſchon ſeit einiger Zeit aus der Ferne bemerklich gemacht hatte und mit einer großen Eile ſich annäherte. Der Herzog zögerte abſichtlich mit ſeinem Pferde, um den Reiter, von dem er die Ueberbringung einer wichtigen Botſchaft zu gewärtigen ſchien, zu ſich herankommen zu laſſen.

Als dies geſchehen war, redete er ihn in ſeiner ungezwungenen Weiſe an und ſagte lächelnd, er habe gewiß eine wichtige Depeſche an den Herzog von Meiningen zu beſtellen.

Der Bote zögerte nicht, ein großes Schreiben herauszuziehen, und daſſelbe dem Herzog, der ſogleich davon Kenntniß zu nehmen gewünſcht, von Hand zu Hand zu überreichen.

Nachdem der Herzog den Boten in das Schloß geſchickt, um dort ſeine Erquickung nach dem heißen und haſtigen Ritt zu finden, öffnete er die großen Inſiegel des Schreibens, das abermals von dem Reichs-Kammergericht an ihn ergangen war, und breitete daſſelbe auf dem Sattelknopf vor ſich aus.

Den Inhalt mit einem ſcharfen Blick überfliegend, ſagte er in ſeiner liebenswürdigen Weiſe der Selbſtverſpottung: Ich habe mir meine Canzelei jetzt zu Pferde eingerichtet und werde auch dies Schreiben des hochgebietenden deutſchen Kammergerichts im Reitſattel beantworten. Da faßt man ſich hübſch kurz und ſtreicht die Interpunctionen mit dem muthig wedelnden Pferdeſchwanz an. Hier wird aber keine ſchriftliche Antwort mehr nöthig ſein. Das Reichs-Kammergericht zeigt mir an, daß, nachdem die geſtellte Friſt ohne die dabei bedungene Freilaſſung der Gefangenen abgelaufen, mein löblicher Vetter, der kriegeriſche Herzog von Gotha, mit der Vollſtreckung der Reichs-Execution gegen mich beauftragt worden und demnächſt zu einer Beſetzung

meines Gebiets aufgefordert und autoriſirt worden ſei. Ei, kommt der Wind nun daher geblaſen? Mein lieber Fritz von Gotha, mit Deinem gewaltigen Kriegsſtaat, ich kann mir denken, daß dieſe neue Rolle, die man Dir aufgetragen und um die Du Dich gewiß mit vielem Eifer beworben, Dich höchlich vergnügt. Es giebt Dir das die längſtgeſuchte Gelegenheit, Dein Müthchen an mir zu kühlen und der Erbfolge in meinem Lande, die Dir ſchon ſo viel Kopfbrechens verurſacht hat, nun mit den Waffen in der Hand näher zu treten! Aber ſehen wir zu, wie die Kriegsaventure zwiſchen uns entſcheide, denn ich weiche nicht zurück, ſo lange meine Hand noch am Griff meines Schwertes hängt!

Er hatte unter dieſen Auslaſſungen, in denen ſein erregter Gemüthszuſtand ſich Luft zu machen ſtrebte, ſein Pferd langſam zur Stadt hereintraben laſſen und befand ſich plötzlich vor dem Portal des Schloſſes, wo er abſtieg und ſeinen Adjutanten beurlaubte.

Ehe er in's Haus getreten war, hatte er einen beſorgten Blick zu den offenſtehenden Fenſtern der Herzogin hinaufgeworfen.

Dieſe offenen Fenſter ängſtigen mich jedesmal, ſo oft ich nach Hauſe zurückkehre, ſagte er dann mit ſchmerzlichem Nachſinnen. Es iſt mir, als ob ich ſo einmal der geliebteſten Seele unterwegs auf ihrem Rückfluge zu ihrer himmliſchen Heimath begegnen würde! Darum kommt es mir ſo auffällig vor, daß Cäſarea während ihrer ganzen Krankheit darauf beſteht, dieſe Fenſter

ihres Zimmers ſtets geöffnet zu ſehen, und dadurch mit den ziehenden Frühlingslüften, in welche der Blüthenhauch und die Vogelſtimmen ſich miſchen, ihre kranke Bruſt in Verbindung zu erhalten! Hier wohnt ſo viel Schmerz, als ich mir ſelbſt jetzt nicht eingeſtehen darf.

Er durcheilte jetzt raſch die innere Halle, ſtieg aber dann langſamer, als beſorge er einem ungünſtigen Ergebniß zu früh nahe zu treten, die ſteinerne Treppe zu den Gemächern der Herzogin hinan.

In ihrem Vorſaal angelangt, entnahm er zuerſt aus den beſtürzten Geſichtern der Kammerfrauen, daß der Zuſtand der Herzogin ſich heute Morgen bedenklich verſchlimmert haben müſſe. Cäſarea ſelbſt hatte während der Abweſenheit des Herzogs ſchon zweimal nach ihm geſchickt, indem ſie ihren Gemahl dringend zu ſehen begehrt hatte.

Mit einem unendlich bangen Gefühl trat der Herzog zu ihr herein und näherte ſich ihrem Lager, auf dem ſie bleich und regungslos, mit dem Ausdruck einer weißen Marmor-Statue, hingeſtreckt lag.

Sie bewegte ſich ihm nicht entgegen, aber aus ihren Augen, die ſie groß und ſtrahlend auf ihn gerichtet hielt, ſpann ſich ein wunderbar leuchtender Lebensfaden zu ihm hinüber und zog ihn unwiderſtehlich in ihre Nähe.

Mit fliegenden Schritten hatte er ſich zu ihr begeben und ſtand an ihrem Lager, in deſſen Decke ſie ſich dicht bis an das Kinn eingehüllt hatte. Sie grüßte

ihn ſtill und herzlich mit ihren Blicken, ohne ein Wort an ihn zu richten. Ihre rechte Hand hing an der Seite des Bettes aus der Decke hervor, und er bückte ſich raſch nieder, um die weißen Finger zu küſſen.

Von der Kälte derſelben durchſchauert, ſagte er leiſe: Dich friert ſo entſetzlich, meine arme liebe Cäſarea. Ich muß ſo oft hier ſchelten, daß Deine Fenſter beſtändig offen ſtehen. Dieſe ſcharfe Morgenluft kann Dir nicht zuträglich ſein in Deinem Zuſtande.

Laß mir dieſe Luft! flüſterte ſie, indem ſie ihn bittend und mit einem Ausdruck der glühendſten Liebe und Dankbarkeit betrachtete. Mein hoher Freund und Herr, wie bin ich glücklich, daß Ihr noch gekommen ſeid!

Er ſetzte ſich knapp am Rande ihres Bettes nieder, und ſpielte leiſe mit ſeiner Hand in ihren Locken, die feſſellos an der bleichen, von der Krankheit ſcharf bezeichneten Wange herunterhingen.

Du gefällſt mir heute nicht recht, Cäſarea! ſagte er ſchmerzlich zu ihr.

Ach, entgegnete ſie ihm, indem ihre glänzenden Augen ſich ſogleich mit einem Thränenhauch befeuchteten, wenn Du mir das heute ſagſt, dann habe ich umſonſt gelebt!

Wir rechnen noch nicht ab mit dem Leben, aber wir rechnen darauf, daß Du lebſt, ein volles ganzes Leben, wie ich es zu meinem einzigen Heil nimmer an meiner Seite entbehren und verloren geben kann! ſagte der Herzog, indem er ſich in der tiefſten Bewegung über ſie hinbeugte.

Sie schüttelte mehrmals schweigend mit dem Kopf und antwortete nur mit ihren Blicken, die sich mit einem stillen vielsagenden Feuer an ihn festhingen.

Der Herzog erschrak über den auffälligen Charakter, der sich in ihrem ganzen Wesen auszudrücken begann. In steigender Besorgniß trug er der Kammerfrau auf, nach dem Arzt zu schicken und denselben auf das Schleunigste herbeirufen zu lassen. Cäsarea suchte es mit abwehrender Hand zu hindern.

Die Kunst des Arztes vermag nichts mehr über meine Leiden, flüsterte sie ihm mit einer wieder stärker und fester werdenden Stimme zu. Für mich giebt es nur noch ein einzig Schweres. Dies ist der Abschied von Dir und den Kindern.

Mein Gott, welcher entsetzensvolle Gedanke! rief der Herzog, indem er vor ihr auf seine Knie niederstürzte und ihren Kopf in seine Arme nahm.

Sie lächelte ihn mit einem Ausdruck des tiefsten Friedens an und sagte darauf: Die Zeit war schön, in der ich mit Dir leben durfte, und nun zerspringt sie ganz und gar in dem letzten Seufzer meiner kranken Brust! Aber Du hast auch meiner armen unbedeutenden Person wegen so Vieles leiden müssen von dieser bösen Welt, und Dein großes Herz hat darum manche Unruhe und Kränkung erfahren. Jetzt falle ich wieder zurück in das Nichts, aus dem Du mich emporgehoben, aber ich sterbe gesegnet von dem Glück, daß ich Dich verstehen durfte und daß ich zu Dir erhöht worden

war! Nun weinst Du leichter um mich und um mein Schicksal, an dem Du auch noch zu tragen hattest, mein hoher Freund und Herr, in diesen schwierigen Zeiten!

In diesem Augenblick wurden die beiden Kinder gebracht, deren Anblick eine erschütternde Wirkung auf Cäsarea auszuüben schien. Sie küßte die Knaben hastig auf Mund und Stirn und schob sie dann leise wieder von sich zurück, um die Hand des Herzogs von Neuem zu ergreifen. Sie hielt seine Hand dann fest in der ihrigen, indem sie ihn unverwandt mit ihren seine Seele suchenden Blicken betrachtete.

Mein liebes Kind, Du darfst mich nicht verlassen! sagte er im tiefsten Schmerze zu ihr. Ich kann Dich nimmer verlieren und am allerwenigsten in diesem Augenblick, wo alle Welt gegen mich aufsteht und Du mein einziger Schutzgeist an meiner Seite bist! Ohne Dich kann ich auf keine Freude und auf keinen Sieg mehr hoffen! Wenn ich Dich verliere, habe ich meinen Stern verloren, und werde binnen Kurzem vor allen meinen Feinden zu Schanden werden! Dies wird der Anfang der allgemeinen Niederlage sein, die über mich hereinbricht!

Sie schüttelte mit einem eigenthümlichen Lächeln mehrmals und wiederholt den Kopf und sagte: Nein, nein, Dir gehört zuletzt doch aller Sieg, und alles Glück und aller Segen, den Gott Deinem schönen, hohen Haupt beschieden hat!

Mit dieſen Worten hatte ſie noch einen leiſen Kuß über ſeine Finger gehaucht und war dann mit allen plötzlich entſchiedenen Anzeichen des Todes in die Kiſſen zurückgeſunken.

Anton Ulrich fiel wie zerſchmettert an dem entſeelten Körper nieder, in dem ſein ſchöner Liebling, mit dem ſein Herz auf das Innigſte verwachſen geweſen, jetzt der Vernichtung anheimgefallen lag.

Der ſtumme Ausdruck der leuchtenden Schönheit, in den ihr Tod ſich gekleidet, hatte etwas unendlich Rührendes. Aber der Herzog verhüllte ſein Haupt vor ihrem Anblick. Er fühlte ſich in ſeinem innerſten Leben getroffen und gebrochen.

X.

Ein kriegerisches Ereigniss.

Es war eine Woche seit dem Hinscheiden der Herzogin vergangen, und während dieser Zeit hatten auch die vertrautesten Freunde des Herzogs nicht vermocht, den gewohnten Zutritt zu ihm zu erhalten.

Die Begräbniß-Feierlichkeiten hatte er mit außerordentlichem Prunk veranstalten lassen, weil es ihm darauf anzukommen schien, die Verstorbene mit allem Aufwand des Ceremoniells und mit allen Anzeichen des fürstlichen Ranges in die Gruft seiner Ahnen beisetzen zu lassen.

Nachdem er diese Pflicht erfüllt, wobei er der ihn jetzt beherrschenden Bitterkeit gegen die Verhältnisse einen ziemlich hervorragenden Antheil an seinem Schmerz gestattet, hatte er sich in die Einsamkeit seines Cabinets zurückgezogen und war seitdem unnahbar für alle Anforderungen von Außen geblieben, die er so strenge

von sich abwies, daß ihm auch die dringendsten Geschäfts-Angelegenheiten nicht vorgetragen werden durften.

Der Herzog schien plötzlich Alles außer Acht gesetzt zu haben, was ihn noch vor Kurzem auf das Dringlichste beschäftigt hatte, und wozu auch die ganze Kriegsverwickelung, mit der ihn das deutsche Reich bedroht, gehörte.

Es war von dieser Angelegenheit wieder Alles still geworden und die Juristen des Herzogs hatten die Zwischenzeit um so eifriger benutzt, gegen Frau von Gleichen und ihren unglücklichen Gatten einen Doppel-Proceß von unabsehbarem Umfange einzuleiten, in dem thätliche Injurien unter erschwerenden Umständen und Landesverrath als die zwei Hauptfäden mit ebenso viel Geschick als Gelehrsamkeit ineinandergeschlungen waren.

Die Angeklagten, die von den zu ihren Gunsten eingetretenen Verfügungen der Reichs-Gerichte ohne Zweifel eine geheime Kunde erhalten hatten, waren seitdem bei weitem hartnäckiger und zurückweisender vor ihrem Richter erschienen, und besonders steigerte Frau von Gleichen ihren Trotz zu einem immer übermüthigeren Verhalten, das sogar in den keckſten Schmähungen gegen die Person des Herzogs selbst sich zu ergehen wagte.

Der Herzog hatte in der letzten Zeit gar keine Benachrichtigungen über den Fortgang dieser Angelegenheit mehr zu sich gelassen. Blos mit dem Andenken Cäsarea's in seinem innersten Seelenleben beschäftigt,

ſchien er für alle anderen Gegenſtände, die nicht unmittelbar damit zuſammenhingen, jede Aufmerkſamkeit verloren zu haben, und ſelbſt den Uebungen ſeiner Truppen, die täglich und mit regelmäßigem Eifer fortgeführt wurden, hatte er in der letzten Zeit nicht mehr perſönlich beigewohnt.

Und doch brütete Anton Ulrich mitten in ſeinem perſönlichen Schmerz zugleich über dem Gedanken einer Rache, die er auf eine hervorragende und ſchneidende Weiſe an allen ſeinen Gegnern zu nehmen gedachte und zu der er einſt alle ſeine Kräfte mit Erfolg ausſpannen zu können glaubte. Seinen Feinden und ihren weitverzweigten Ränken gegen ihn maß er nicht nur die Demüthigung der ganzen Situation bei, in der er ſich befand, ſondern ſelbſt den Tod ſeiner geliebten Cäſarea, den er als das erſte, unerſetzliche Opfer anſah, das er der mit allen Mitteln der Kränkung und der Argliſt zu Werke gehenden Partei zu bringen gehabt.

Als er heute wieder in ernſter Ueberlegung ſeiner Verhältniſſe und ſeiner nächſten Zukunft am Fenſter des Schloſſes lehnte und gedankenvoll über die Gegend und einen Theil der Stadt hinausſchaute, drang plötzlich aus der Mitte derſelben ein eigenthümliches Geräuſch an ſein Ohr, das immer ſtärker heranwuchs und den geſpannt darauf lauſchenden Herzog mehr und mehr befremdete. Er glaubte deutlich Waffengeklirr und ſcharfes Stampfen von Pferdehufen zu unterſcheiden, und dazu geſellte ſich bald ein verworrenes und dumpfes

Geheul, das ihm von einer durch die Straßen getriebenen Volksmenge herzukommen schien.

In demselben Augenblick kam in sichtlicher Aufregung sein Adjutant zu ihm hereingestürzt, indem er sein Eintreten mit der Dringlichkeit der zu überbringenden Nachrichten entschuldigte. Er meldete, daß dreißig schwerbewaffnete Gothaische Reiter soeben in Meiningen eingezogen wären und vor dem Gefängniß, in welchem das Gleichen'sche Paar saß, sich in einer herausfordernden kriegerischen Haltung aufgestellt hätten. An der Spitze dieser Soldaten seien drei Bevollmächtigte des Herzogs von Gotha erschienen, welche ihren Auftrag bei dem Herzog persönlich auszurichten begehrten und deshalb um eine Vorlassung nachsuchten.

Ich werde selbst auf den Markt hinausreiten und die Leute abfertigen! rief der Herzog mit rasch aufflammendem Zorn. Dies Gelichter muß man sich nicht erst in die Stube kommen lassen. Ich weiß schon, was die Begehren des Herzogs von Gotha zu bedeuten haben können, und es läßt sich keine andere Antwort darauf ertheilen, als daß wir seine sämmtlichen Abgesandten unmittelbar zur Stadt hinauswerfen! Lassen Sie mein Piquet Landdragoner anrücken, so daß ich es auf dem Marktplatz aufgestellt finde, sobald ich jetzt erscheine.

Der Adjutant eilte fort, um diese Befehle zu vollführen, während der Herzog sich von seinem Kammerdiener die Uniform anlegen ließ.

Indem er sich selbst mit dem Degen umgürtete,

ſagte er, einen Augenblick in Nachſinnen verſinkend: Einen ſchlimmeren Mann hätte man mir allerdings nicht auf den Hals ſchicken können, als dieſen Herzog Friedrich von Gotha, der ſich befugt glaubt, den militärſchen Hans Dampf in allen Gaſſen zu ſpielen und dazu eine ganz teufelsmäßige Kriegsmacht unterhält, die weit über ſeine und ſeines Landes Kräfte geht und ihm vielleicht einmal den Hals brechen wird, aber für jetzt vielen ehrlichen Leuten als ein ärgerliches und hinderliches Gepränge erſcheinen muß. Der Mann hält ſich jetzt vier ordentliche Regimenter Infanterie, ein Artillerie-Corps, ein Regiment Dragoner und ein beſonderes Land-Dragoner-Regiment, zwei Regimenter Land-Miliz, eine beſondere Leibwache zu Pferde und noch ein Trabanten-Corps, das aus ganz verwünſchten, mit allen Hunden gehetzten Mord-Kerlen beſtehen ſoll. Ueberhaupt hat er Soldaten, die ſchon in aller Herren Ländern gefochten haben, weil ihr verſchmitzter Herr zugleich, wo er kann, ein Geſchäftchen mit ihnen treibt, und ſie bald hierhin bald dorthin vermiethet, wo er ſie gerade vortheilhaft anbringen kann*). Ein ähnlicher

*) Herzog Friedrich III. von Gotha überließ dem Kaiſer Karl VI. zur Unterſtützung in dem Kriege, welchen derſelbe mit Frankreich führte, ein Regiment Reiter und zwei Regimenter Fußvolk, zuſammen 5000 Mann, die unter Anführung des Prinzen Wilhelm, des Bruders des Herzogs, tapfer mitfochten. Ebenſo ſtellte er im Jahre 1744 der holländiſchen Regierung ein Regiment Cavallerie und zwei Regimenter

Scandal iſt in der ganzen Welt kaum noch getrieben worden. Schon ſein Vater, Herzog Friedrich II., legte dieſes fabelhafte Geſchäft an und ſtellte mit Erſchöpfung aller Steuerkräfte ſeines Landes Regimenter auf, die bald in Ungarn, bald am Rhein für den deutſchen Kaiſer fochten und in jeder Weiſe als kaiſerliche Mannſchaften gebraucht wurden. Nun dient mein Herr Vetter mit ſeiner allzeit bereiten Kriegsfurie auch noch den löblichen Reichsbehörden gegen meine werthe Perſon, und es iſt keine Frage, daß er mir damit bedeutend wird einheizen können. Indeß ſind wir aus ſehr zähem Stoffe gemacht, und nicht ſo leicht umzuwerfen. Wenn wir den erſten Anlauf überſtehen, wird ſich auch wohl noch zu unſern Gunſten eine neue Wendung vermitteln laſſen!

Während der Herzog ſich in dieſer Weiſe ſeine Bedenken vorſtellte, vollendete er zugleich ſeinen militäriſchen Anzug und eilte dann hinunter, um im Schloßportal ſein Pferd zu beſteigen.

Mit heftigem Ungeſtüm ſprengte er von dannen, ſo daß ſein perſönliches Gefolge, das ſeinen kleinen Generalſtab bildete, kaum mit ihm Schritt zu halten vermochte. Auf dem Markt angelangt, ritt der Herzog erſt unter freundlichen Grüßen an ſeinen Dragonern

---

Infanterie zur Verfügung, von denen das Infanterie-Regiment des Prinzen Wilhelm im holländiſchen Solde blieb. Ein anderer ſeiner Truppentheile, das Regiment der Herzogin, wurde an England abgetreten. Galetti, Geſchichte Thüringens. V, 238, 251.

vorüber, die dort bereits in Reih' und Glied und mit gezückter Waffe aufgestellt ſtanden und ihren Kriegsfeldherrn mit einem ſchallenden Lebehoch bewillkommneten. Dann ritt er mit einer kurzen Wendung zu den gothaiſchen Reitern hinüber, welche das Gefängniß umſtellt hielten, und an deren Spitze ſich drei Civil-Bevollmächtigte befanden, die ſich dem Herzog jetzt als um ſein Gehör bittend darſtellten. Der Herzog befahl ihnen rauh und ungnädig, ſich möglichſt kurz zu faſſen und ſeine Geduld nicht zu ermüden.

Der eine der Abgeſandten des Herzogs von Gotha nahm darauf das Wort und ſagte, daß ſie gekommen wären, um die Gefangenen abzuholen, die an ſich zu nehmen ihr Herzog von den Reichsbehörden beauftragt worden ſei und die nicht länger hier widerrechtlich eingehalten werden dürften.

Und wenn ich nun die Uebergabe der Gefangenen verweigere, was dann? fragte der Herzog, indem er einen ſpöttiſchen Blick auf die dreißig Reiter warf, welche das Gefängniß umſtellt hatten.

So ſind wir angewieſen, den Umſtänden nach zu handeln! war die Antwort, die mit wenig Rückſicht dem Herzog entgegengeworfen wurde.

So ſagt denn Eurem Herzog, entgegnete Anton Ulrich mit ſchneidender Kälte, daß ich ihn bitten müßte, mir etwas gröber zu kommen, wenn zwiſchen uns wirklich etwas Erkleckliches ausgefochten werden ſollte. Seine dreißig Trabanten, wie gewaltige ſonnenver-

brannte Kerle das auch ſein mögen, ſchrecken weder mich noch meine gute Stadt Meiningen, noch werden ſie meinen Gefangenen die Kerkerthüren lüften. Im Gegentheil werde ich den Platz auf der Stelle von ihnen ſäubern laſſen, denn aufrichtig geſtanden, ihre Uniformen gefallen mir nicht, und ich mag ſolche buntſcheckigen und geſchmacklos zuſammengewürfelten Monturen hier nicht länger auf meinen Straßen herumtanzen ſehen!

Der Herzog gab damit nach der andern Seite hinüber, wo ſeine Dragoner ſtanden, ein Zeichen, welches von dem Anführer derſelben ſogleich entſprechend aufgefaßt wurde.

Die meiningenſchen Dragoner rückten in Sturmſchritt und mit geſchwungenen Säbeln heran, und ſetzten unter donnerndem Commando des Herzogs ſelbſt ihren Lauf fort, der darauf berechnet war, Alles, was ihnen in den Weg kommen mochte, fortzudrängen und vor ſich her zu treiben.

Die gothaiſchen Reiter konnten dieſer Uebermacht keinen Augenblick Stand halten, und ſchienen jede Gegenwehr als nutzlos aufzugeben. Sie ſchwenkten ihre Pferde, um ihren Rückzug durch die nächſte Gaſſe zu nehmen, feuerten jedoch zuvor noch ihre Piſtolen auf die ſie verfolgenden Dragoner ab, deren mehrere durch dieſe hinterliſtigen Schüſſe niedergeſtreckt wurden. Nur an Wenigen gelang es, durch Erwiderung Rache dafür zu nehmen, da die Meiſten ſich durch eine blitzſchnelle Flucht der Verfolgung zu entziehen wußten, und ſo raſch das Thor und die Landſtraße gewannen, daß bald keine Spur mehr von ihnen erſichtlich war.

Bei aller Geringfügigkeit dieſes erſten kriegeriſchen Zuſammentreffens ſah man doch den Platz mit mehreren Verwundeten und Todten bedeckt, was eine finſtere Wolke auf die Stirn des Herzogs trieb.

Noch mehr erſchrak er, als er in dieſem Augenblick unmittelbar in ſeiner Nähe ein heftiges Stöhnen vernahm, das faſt ſchon den Lauten eines Sterbenden gleichzukommen ſchien. Er drehte ſich ſchnell um und ſein Auge gewahrte ſofort die in ſich zuſammenſinkende Geſtalt des Lieutenants von Boſt, an dem man erſt jetzt bemerkte, daß er eine Verwundung davongetragen, die ihm nur durch eine Kugel der gothaiſchen Reiter zugefügt worden ſein konnte.

Man hatte nicht geglaubt, daß die Schüſſe derſelben auch nach dieſer Seite hin gedrungen waren, und es entſtand jetzt zuerſt eine Beſtürzung in dem kleinen Kreiſe, welcher den Herzog umgab, weil den Letzteren leicht dieſelbe Kugel hätte treffen können, von welcher der unmittelbar in ſeiner Nähe haltende Lieutenant von Boſt lebensgefährlich verletzt zu ſein ſchien.

Der Herzog wandte ſich mit der größten Theilnahme zu ihm und betrachtete entſetzt ſeine Wunde, die ſich durch einen an der Stelle des Herzens hervorquellenden Blutſtrahl bezeichnete. Der Lieutenant, deſſen todtenbleiches Geſicht kaum noch ein Zeichen der Beſinnung verrieth, wurde von ſeinem Pferde herunter gehoben, um unter ſorglicher Beihülfe der herbeigerufenen Aerzte auf einer Bahre fortgebracht zu werden.

Aber in dem Augenblicke, wo man ihn in Bewegung setzte, neigte sich sein Zustand schon der äußersten Verschlimmerung entgegen. Da er heftig abwehrende Gebehrden machte, ihn nicht mehr zu berühren, so setzte man ihn behutsam auf der steinernen Bank nieder, welche an der Eingangsthür zum Gefängniß sich befand.

Ueber ihm machte sich in diesem Augenblick an dem vergitterten Fenster des Hauses ein eigenthümliches Geräusch hörbar, das auch die Aufmerksamkeit des Sterbenden neu zu beleben schien. Ein leiser Seufzer klang zu ihm herunter, und er fühlte die Gegenwart der geliebten Frau, der er seit langer Zeit in aufrichtiger Hingebung sein Herz gewidmet hatte.

Indem er mit letzter Anstrengung seiner Kräfte den Kopf zu ihr hinaufstreckte, um sie zu erblicken und ihr reizendes Bild erhellend durch die schwarze Dämmerung der Todesstunde ziehen zu lassen, fuhr er sich zugleich mit einem heftigen Schrei nach dem Herzen, gegen welches die tödtliche Kugel drückte. Nach einem kurzen Kampf stürzte er lautlos zu den Füßen Amelie's, deren Gestalt sich in der That einen Augenblick lang oben am Fenster gezeigt, zusammen.

Den Herzog hatte dieser Vorgang sehr ernst berührt. Mit einem stummen Wink entließ er sein ganzes Gefolge und kehrte einsam und in sich selbst versunken in sein Schloß zurück.

XI.

Die Entführung.

Die Nacht war herangekommen und den Platz vor dem Gefängniß, in welchem das Gleichen'sche Ehepaar sich befand, bedeckte eine tiefe Stille. Es war stürmisch und dunkel, die Nachtwinde peitschten eine schwere Masse von Regenwolken über den Horizont, und nur zuweilen trat der Mond mit einem grellen, blendenden Streiflicht aus dem schwarzen Gewölk hervor.

In einem dieser schlagartigen Lichtreflexe zeichnete sich plötzlich eine hohe Männergestalt gegen die Thür des Gefängnisses ab, an der sie seit einiger Zeit mit großer Vorsicht lehnte, um, wie es schien, alles Vorgehende zu beobachten und den richtigen Moment zur Ausführung ihrer Absichten abzuwarten.

Ein heimliches, in einzelnen verstohlenen Lauten geführtes Geflüster, das zwischen dem Unbekannten und einer oben hinter dem Gitterfenster hervorgetretenen

weiblichen Geſtalt unterhalten wurde, ſchien die Stichwörter auszutauſchen, welche für die Ausführung des im Werke befindlichen Unternehmens verabredet worden waren.

Man ſchien über Alles, worauf es ankam, einig und ſicher. So laß uns jetzt zum Werke ſchreiten, Amelie! ſagte der Fremde, indem er die Strickleiter, welche er bisher unter ſeinem Mantel verborgen gehalten, hervorzog, und ſie mit einem geſchickten Wurf in ihre Hände zu bringen wußte.

Befeſtige ſie nur, fügte er hinzu, an dem untern Theil des Fenſtergitters und nimm die Eiſenſtäbe in der Mitte, die ich in der geſtrigen Nacht durchfeilt habe, jetzt ſorgfältig heraus. Der günſtigſte Moment iſt da. Die Schildwache, die in der ſtürmiſchen Regennacht meinen ſüßen Wein nicht verſchmäht hat, liegt gefeſſelt von den Wirkungen des Schlaftrunks in ihrem Schilderhaus. Und bis die Ablöſungs-Wache kommt, iſt uns Zeit genug gegönnt, Dich, meine theure Freundin, aus dieſem elenden Käfig zu ziehen, in dem Du keine Stunde länger Dein herrliches Leben verſchmachten laſſen darfſt!

Kaum war dieſe Aeußerung gethan, als oben mit der leiſeſten Vorſicht die Arbeiten begonnen wurden, um das Fenſter zu öffnen und einen freien Durchgang durch die Eiſenſtäbe des Gitters zu gewinnen. Es währte nicht lange, ſo erſchien in der Mitte des Fenſters die ſchlanke, in ein ſchwarzes Gewand gehüllte

Geſtalt der Frau von Gleichen, die mit einer kühnen Bewegung ſich hinausſchwang und ohne Zögern die angeknüpfte Strickleiter beſchritt.

In wenigen Minuten war ſie unten angelangt und fiel ihrem Retter, der beſorgt ihrer harrte, mit einem frohlockenden Seufzer um den Hals.

Mein Freund Diemer, ſagte ſie mit den dankbarſten zärtlichſten Lauten, ich werde es nie vergeſſen, was Du für mich gethan, und unſere Herzen ſind von neuem und auf ewig aneinander gefeſſelt!

Meine theure Amelie, entgegnete der Ritter, Du weißt, wie mein Glück nur in dem Bunde mit Dir beſteht und wie die höchſten Wünſche meines Lebens ſich darin krönen! Aber Dich aus dieſer unwürdigen und lächerlichen Haft zu befreien, war nur meine Ritterpflicht, der ich längſt entſprochen hätte, wenn ich nicht täglich gehofft, daß der Herzog ſich von ſelbſt eines Beſſeren beſinnen würde. Aber da ſeine Verblendung Stand hielt, und noch die weitläufigſten Verwickelungen bevorſtehen, ſo mußte Etwas geſchehen, um Dich, meine geliebte Freundin, einem Märtyrerthum zu entziehen, das Dich nicht eine Minute länger Friſche und Feuer Deiner Wangen und Augen koſten darf!

Die Schildwache, die ſich im Schlafe zu regen anfing, ſchien eine größere Eile anzuempfehlen.

Nun fehlt uns noch, den Herrn Gemahl zu beſorgen! rief Herr von Diemer, indem er mit Ungeduld nach dem Fenſter hinaufzeigte. Warum ſteigt denn der allzeit

behagliche Herr nicht herunter? Er hat uns nie im Wege geſtanden, und wir können ihn doch unmöglich allein in der Falle ſitzen laſſen.

Er ſchläft ſeit einigen Stunden mit einer erpichten Seelenruhe, wie ich noch nichts Aehnliches geſehen habe! erwiderte Frau von Gleichen flüchtig und mit Gleichgültigkeit. Es wurde mir nicht möglich, ihn zu ermuntern, wie viel Mühe ich mir auch gegeben habe. Noch ehe ich herunterſtieg, habe ich ihn beſchworen, angefleht und von allen Seiten geſchüttelt, aber vergebens. Der Unglückliche regte ſich nicht, und ſo ſah ich mich genöthigt, ihn wider meinen Willen ſeinem Schickſal zu überlaſſen. Ich kann verſichern, daß ich Alles gethan, was nur möglich war!

So werde ich hinaufſteigen, um ihn herunterzuholen! rief Herr von Diemer mit beſonderem Eifer. Es geht doch nicht an, daß wir ihn hier zurücklaſſen.

Damit ſchickte er ſich eiligſt an, die Strickleiter zu erklimmen, als er ſich zu ſeiner Verwunderung von Frau von Gleichen zurückgehalten ſah.

Sie ergriff ihn beim Arm und ſagte faſt ängſtlich: Halten wir uns nicht länger auf, es könnte ſonſt leicht auch um uns geſchehen ſein! Ihn aus dem Schlaf zu wecken iſt zu manchen Zeiten ganz unmöglich, und gelingt Niemanden. Mich dünkt aber, ich höre Stimmen in der Ferne, und wir ſollten eilen, uns ſelbſt in Sicherheit zu bringen!

Der Ritter wandte ſich mit ſeinem ſcharfen Gehor nach allen Seiten, um zu lauſchen.

Ich höre in der That Etwas! ſagte er dann nach einer Pauſe. Aber es iſt das regelmäßige Schnarchen eines Schlafenden, das durch die Nacht pulſirt. Und je genauer ich darauf achte, deſto mehr überzeuge ich mich, daß es Niemand anders als unſer dort oben zurückgebliebener Freund iſt, der von den Triumphen ſeines Schlafes der ganzen Umgegend erzählt. Ja, beim Himmel, da wird ſchwer etwas zu machen ſein, ich müßte mich denn entſchließen, ihn in meinen Armen herunterzutragen. Ich war ſonſt berühmt darin, Laſten der ſchwerſten Art zu tragen, und hätte wohl Luſt, an dem wohlgemuthen dicken Herrn wieder einmal meine Kräfte zu erproben!

Ich begreife nicht, warum Du Dich mit ihm bemühen willſt! rief Amelie immer dringender, indem ſie ihn feſt an ſich zog. Er kann uns nicht verloren gehen, denn man fertigt ihn mir doch auf die eine oder die andere Weiſe wieder zu, weil man ihn allein ſchwerlich länger behalten wird. Einige Tage der Erholung ohne ihn wären mir wohl zu gönnen, und er ſchläft ſo ſüß, erſparen wir ihm doch das Aufwachen und die Reiſe in dieſer ſtürmiſchen, feuchten Nacht! Er iſt ohnehin jeder Erkältung ſo leicht ausgeſetzt.

Nun, Amelie, entgegnete Herr von Diemer zögernd, ich ſah meine Freundin nie ſo beſorgt um den Schnupfen ihres Herrn Gemahls, als in dieſem feierlichen Augenblick.

Aber ich weiß nicht, ob es ein gutes Licht auf uns werfen würde, ihn gerade in diesem Augenblicke zu verlassen.

Wir verlassen ihn nicht, komm nur! entgegnete ihm Amelie, indem sie ihren Freund rasch mit sich fortzuziehen suchte. Er wird hier nicht umkommen, wie ich Dir schon gesagt, und er wird uns aufzufinden wissen, noch ehe zwei Tage in's Land gegangen sein werden! Er hat dafür einen Instinkt, der fürchterlich ist! Auch hat ihm noch niemals das Essen so gut geschmeckt, als in unserm Gefängniß.

In diesem Augenblick schien sich die Schildwache in ihrer Nähe in der That aus dem Schlaf erheben zu wollen.

Es ist jetzt Zeit, daß wir aufbrechen! sagte der deutsche Ordensritter, indem er seine schöne Freundin umfaßte und nun eiligen Schrittes mit sich fortführte.

Das nächste Stadtthor war bald und unbemerkt erreicht, und außerhalb desselben, an der verabredeten Stelle, fand Herr von Diemer seinen Diener, der sie zu einer im Gebüsch verborgen gehaltenen Kutsche geleitete.

Wo führst Du mich hin? fragte Amelie mit einer leisen Anwandlung von Zagen, indem sie sich fester an seinen Arm hing.

Wir werden heute nicht mehr weit reisen, entgegnete der Ritter. Unser Nachtquartier ist in Wasungen bestellt.

In Waſungen? entgegnete Amelie verwundert. Dieſe Stadt gehört dem Herzog von Meiningen, dort ſtehen Meiningen'ſche Soldaten, und wir befinden uns dort in der Gewalt unſerer Feinde.

Meine Freundin iſt von den Ereigniſſen des Kriegsſchauplatzes nicht unterrichtet, erwiderte Herr von Diemer lächelnd. In der Stadt Waſungen hat der Herzog von Meiningen in dieſem Augenblick gar nichts zu ſagen. Es ſind heute Nachmittag zwei Regimenter des Herzogs von Gotha dort eingerückt und halten Stadt und Umgegend beſetzt, nachdem ſie die Meiningenſchen Soldaten herausgeworfen und zum Theil mit ihrer Uebermacht erdrückt haben. Der Herzog von Meiningen hat heute eine bedeutende Schlappe erlitten, von der er ſich wohl ſo bald nicht wieder erholen wird! Wir ſind alſo dort jedenfalls für heute in Sicherheit. Und morgen werde ich Dich nach Gotha an den Hof führen, wo die geiſtvolle Herzogin Dorothea Louiſe bereit iſt, die ſchöne Frau von Gleichen zu empfangen und ihr den Märtyrerkampf, den ſie für die gute Sache geführt, mit fürſtlicher Huld zu lohnen. Nur muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, liebe Amelie, daß es mich der Form wegen etwas genirt, wenn wir ohne den guten Herrn von Gleichen in Gotha anlangen. Wir ſchmecken auf dieſe Weiſe nach dem Ridicule einer romantiſchen Entführungsgeſchichte.

Mon Dieu, warum haſt Du das nicht gleich geſagt? rief Frau von Gleichen mit einer ſchmollenden

Stimme, ſo hätten wir meine ſchlafende marmotte von Ehemann doch noch in irgend einer Art aufgepackt und als Deckung für die ordensritterlichen und diplomatiſchen dehors des Herrn von Diemer mitgenommen. Deine hypochondriſche Betrachtungsweiſe hat mich übrigens ſtark degoutirt, mein Freund. Ich danke Dir für Deinen ganzen gothaiſchen Hof mit aller ſeiner Pracht und ſeinem geiſtreichen und äſthetiſchen Firniß. Ich werde mich auf eine Zeitlang auf das Land zurückziehen und mein Familiengut, das im Weimariſchen liegt, dazu erwählen. Du kannſt mich dorthin begleiten, ſoweit es ohne Romantik dabei Deinerſeits wird abgehen können, mein vorſichtiger, ſcheinmeidender und ſcheinkünſtelnder Freund!

Er hob ſie in den Wagen, indem er ihr unabläſſig die Hände küßte und ſie wieder zu begütigen ſuchte. Aber ſie warf ſich nun ſtumm in die Wagenecke, während die Kutſche im eiligen Lauf über die nächtliche Landſtraße davonjagte.

XII.

Der neue Finanzminister.

Die Flucht der Frau von Gleichen wurde erſt am ſpäteren Morgen, als der Landjägermeiſter aus ſeinem tiefen Schlaf emporfuhr, durch das laute und wilde Geſchrei, welches derſelbe nach ſeiner ſofort vermißten Frau erhoben, entdeckt.

Herr von Gleichen erinnerte ſich jetzt erſt der Vorbereitungen zu dieſer Flucht, an denen er ſelbſt Theil genommen, und von deren Umſtänden man ihn vollſtändig unterrichtet hatte. Daß er die Ausführung verſchlafen haben ſolle, konnte er ſelbſt nicht zugeben, und ſeine Wuth richtete ſich darum mit um ſo größerer Heftigkeit, die faſt in ein Toben überging, gegen ſeine Gemahlin, die von ihm beſchuldigt wurde, ihn nicht geweckt und ſich mit vorbedachter Abſicht einer Entführung des Ritters von Dizmer überlaſſen zu haben.

Die Ausbrüche ſeines Zorns hatten alle Aufſeher

des Gefängnißhauses zuſammengerufen, und in der Beſtürzung über das Entkommen einer ſo wichtigen Gefangenen, um deren willen bereits der offene Krieg ausgebrochen war, beachtete man kaum den äußerſt bedenklichen Zuſtand des Landjägermeiſters, der von Minute zu Minute aufgeregter wurde und in eine förmliche Raſerei überzuſpringen drohte.

Endlich verlangte Herr von Gleichen vor den Herzog ſelbſt geführt zu werden, dem er wichtige Enthüllungen zu machen habe, ſo daß der Gefängniß-Director zuletzt keinen Anſtand nahm, dem Herzog dieſe Abſicht des Landjägermeiſters melden zu laſſen.

Es kam bald darauf die Antwort zurück, daß der Landjägermeiſter zum ſofortigen Erſcheinen auf dem Schloſſe befohlen werde.

Der Herzog Anton Ulrich ſaß in tiefſtem Mißvergnügen in ſeinem Cabinet. Alle Nachrichten, die er heute Morgen empfangen, waren nur dazu geeignet geweſen, ihn das Bedenkliche und Gefährliche ſeiner Situation empfinden zu laſſen und zugleich über die Fortſetzung ſeines Widerſtandes gegen das Reich und deſſen ſo ſtark gerüſtete Executoren irre zu machen.

Die bedeutende Niederlage, welche des Herzogs Miliz geſtern bei Waſungen erlitten, hatte ihn faſt ſchon des Kernbeſtandes ſeiner Truppen beraubt, und die tumultuariſche Auflöſung ſeiner dort ſtehenden Corps war ihm in der empfindlichſten Weiſe gemeldet worden. Der Feind hatte aber den bereits beſetzten Punkt des

Meiningenſchen Gebiets für wichtig genug gehalten, um ihn noch mit verſtärkten Mannſchaften zu behaupten, die, wie ihm ſoeben durch einen Ordonnanz-Officier hinterbracht worden war, in dieſer Nacht in unabläſſigen Einmärſchen, und mit vielem ſchweren Geſchütz verſehen, in Waſungen eingerückt waren. Der Herzog von Gotha ſelbſt wurde dort erwartet, und man maß ihm, bei den Motiven perſönlicher Feindſchaft, die ihn vier vorzugsweiſe leiteten, die Abſicht bei, an der Spitze ſeiner kriegsentbrannten und vielgefürchteten Truppen gegen Meiningen ſelbſt zu marſchiren.

Was den Herzog außerdem noch auf eine ziemlich rathloſe Weiſe bedrückte, waren ſeine finanziellen Verlegenheiten, welche, das Reſultat eines vieljährigen Mißverhältniſſes zwiſchen kleinen Einnahmen und bedeutenden, ohne ängſtliche Erwägung unternommenen Ausgaben, ihn gerade in der letzten Zeit peinlich genug beſtürmten.

Es mochte in der Natur ſeiner Landeseinkünfte liegen, daß ſie ſich ſtets ſo bald erſchöpft zeigten, und namentlich den großartigen Geſichtspunkten, aus denen der Herzog zu wirthſchaften liebte, durchaus keinen Stand halten wollten. Auch die Privat-Chatulle des Herzogs war beſtändig leer, beſonders jetzt, wo die Inſtandſetzung der militäriſchen Vertheidigungs-Anſtalten und der auf den Kriegsfuß erhöhte Sold, den er ſeinen Truppen auszahlte, ſowie viele Verbeſſerungen, die er in der Equipirung derſelben vorgenommen, alle ſeine Erſparniſſe binnen Kurzem hinweggenommen hatten.

Dieſer Geldmangel beunruhigte ihn um ſo mehr, da er auch die Gehalte ſeiner Hof- und Staatsbeamten in der letzten Zeit nicht mehr hatte auszahlen laſſen können und ihm dadurch ſchon Mißſtände mancher Art nahe gerückt waren. Die oppoſitionelle Adelspartei ſeines Hofes, welche jede Gelegenheit zur Darlegung ihrer feindlichen Geſinnungen benutzte, hatte dieſen Umſtand bereits perſönlich genug ausgebeutet und dem Herzog mittelbar oder unmittelbar zu verſtehen gegeben, daß er bankbrüchig zu werden im Begriff ſei und daß die Sicherheit des Staats außerordentlicher Maßregeln bedürfen möchte! Einige hatten ſich ſogar nicht geſcheut, die rückſtändigen Gehalte für die von ihnen bekleideten Hofämter in wenig ehrerbietigen Mahnbriefen unmittelbar von dem Herzog einzufordern.

Dieſe Lage der innern Verhältniſſe war verdrießlich genug und der Herzog ſah ſehr wohl ein, wie in dieſer Verwickelung, in der er ſich befand, genau Eines aus dem Andern hervorgegangen, und wie die innere Oppoſition, mit der er zu kämpfen hatte, in dem Grade wachſen mußte, in dem ſeine äußere Lage ſchwieriger und gefährlicher wurde.

Seine militäriſchen Widerſtandskräfte waren nicht von der Art, um ihn ſo, wie es ſeinen kühnen und hochherzigen Gedanken angemeſſen geweſen wäre, ſich behaupten zu laſſen. Auch war der Beginn dieſes Krieges ſchon ſo unglücklich für ihn geweſen, daß er

auf eine neue Wendung der Verhältniſſe, die ihm eine beſſere Poſition verſprechen konnte, ſeine Hoffnungen vertröſten mußte.

Unter dieſen Umſtänden war ihm heute Morgen die Meldung von der Flucht der Frau von Gleichen keineswegs unerwünſcht gekommen. Er überlegte ſich ſofort, daß dadurch in die ſchwierige Lage der Dinge plötzlich eine weſentliche Erleichterung eingetreten ſei. Es war dadurch, ohne daß er ſelbſt nachgegeben und den Schein eines Zurückweichens angenommen hatte, die eigentliche Forderung, welche das Reichskammer-Gericht an ihn geſtellt, thatſächlich erfüllt worden, und es blieb kein Vorwand, den begonnenen Krieg durch den Herzog von Gotha fortſetzen zu laſſen. Wenigſtens mußte durch dieſes unerwartete Zwiſchen-Ereigniß, durch welches das ganze Streitobject als beſeitigt gelten konnte, ein Waffenſtillſtand herbeigeführt werden, welcher der Ehre nicht nachtheilig ſein mochte und für den Augenblick als der am beſten zu ergreifende Ausweg anzuſehen war.

Der Herzog hatte es daher mit den Anſtalten, die man zur Wiederhabhaftwerdung der Entflohenen getroffen, ziemlich leicht nehmen laſſen, und es war ihm willkommen, daß auch der im Gefängniß zurückgebliebene Landjägermeiſter den Zutritt zu ihm nachgeſucht.

Er erwartete, aus dem Geſpräch mit demſelben einen formellen Grund zu ſeiner Begnadigung entnehmen zu können, und ſich damit, ohne jedes Zugeſtändniß

seinerseits, diesen Handel vom Halse zu schaffen, indem er hoffte, daß eine spätere Zeit und günstigere Umstände es ihm an einer besseren Genugthuung nicht fehlen lassen würden.

In diesem Augenblick wurde gemeldet, daß der Landjägermeister von Gleichen erschienen sei, und der Herzog befahl, ihn sofort in sein Cabinet eintreten zu lassen.

Dem Eintretenden ging der Herzog sodann mit der größten Freundlichkeit und mit einem stummen, herzlichen Gruß entgegen, indem er ihn nöthigte, ihm gegenüber in einem Lehnsessel Platz zu nehmen.

Mein alter Freund! sagte der Herzog dann mit seiner gutmüthig ironischen Stimme zu ihm, müssen wir so uns wiedersehen? Ich bemerke zu meinem Erschrecken, wie die Kerkerluft Sie ordentlich angegriffen hat. Sie haben es doch nicht so schlimm gehabt, mein theurer, braver Landjägermeister? Niemand hat mehr wie ich die unseligen Verhältnisse beklagt, die dazu nöthigen konnten, einen der würdigsten Cavaliere meines Hofes und einen echt deutschen Charakter, wie es deren wenige in unserm fremdländisch verzerrten Deutschland giebt, einzusperren. Aber Sie hatten dies lediglich den Umtrieben Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin zu danken.

Die Verrätherin ist in dieser Nacht auf und davon gegangen! rief der Landjägermeister, indem er verzweiflungsvoll die Hände rang und große Thränen

ihm über die bleichen, abgehärmten Wangen herabstürzten.

Trösten wir uns über sie! entgegnete der Herzog, in einen leichten Ton übergehend. Mir ist es viel empfindlicher, daß Sie selbst, mein theurer, würdiger Freund, in der langen Haft so entsetzlich gelitten zu haben scheinen. Wo ist Ihr herrlicher Embonpoint geblieben, welcher einst so schöne Tage zählte und die pralle Heiterkeit eines deutschen Biedermannes allen Denen, die an schlechten Zeiten litten, beneidenswerth und unvergänglich vor Augen stellte?

Es beschämt mich, daß Euere Hoheit meiner noch immer in solchen Gnaden gedenken! erwiderte Herr von Gleichen mit einem gerührten, empfindungsvollen Ausdruck. Das Essen war nicht schlecht, obwohl mir meine Frau durch ihr tägliches Zanken mit mir oft genug den Appetit verdarb. Dennoch hat es mich unaussprechlich geärgert, daß sie mich auf eine so heimtückische Weise verlassen hat. Dieser Herr von Diemer wird zum Verräther an Allen, mit denen er in Berührung kommt, und ich habe um eine Audienz bei dem Herrn Herzog nachgesucht, um den geheimen französischen Bund zu enthüllen, welcher sich in diesem Augenblick durch ganz Deutschland verzweigt, und dessen gefährlichster Agent dieser deutsche Ordensritter ist. Sein von Frankreich bezahltes Treiben geht überall dahin, Unruhen und Zwistigkeiten in den einzelnen deutschen Staaten hervorzurufen, Fürsten, Völker und

Stände mit einander zu überwerfen und dann, wenn Alles bei uns wackelig geworden iſt, den König von Frankreich herbeizuholen und ihm das Loch zu zeigen, durch welches er, wonach ihn längſt gelüſtet, unſerm Deutſchland auf das Dach ſteigen kann! Ich kann die unwiderleglichſten Beweisſtücke darüber beibringen, daß dieſer Plan wirklich exiſtirt, und daß ſchon ein bedeutender Theil des deutſchen Adels darin verwickelt iſt. Euere Hoheit ſollten aber den Herzog von Gotha, den man zum Reichs-Executor gegen Meiningen gemacht, bei Reichskammergericht und Reichstag anzeigen als einen Fürſten, der einen franzöſiſchen Spion und Verräther, wie dieſen Diemer, in ſeinen Dienſten hält und durch denſelben die innere Uneinigkeit Deutſchlands ſchüren hilft. Dies war es, worauf ich meinen Fürſten in ſo gefährlicher Zeit aufmerkſam machen wollte.

Bravo, bravo, mein lieber Gleichen! erwiderte der Herzog lächelnd. Ich ſehe, daß Sie es wieder gut mit mir zu meinen anfangen, und daß Sie im Begriff ſtehen, von Ihrer Partei, bei der Ihr deutſches Herz doch nur widerwillig verweilte, zu mir, Ihrem Landesfürſten und Freund, wieder überzutreten. Seien Sie mir von Herzen willkommen, umarmen Sie mich! Aber mit Ihrem Geheimniß, mein alter Freund, läßt ſich für's Erſte nicht viel machen. Ich kenne die antinationalen Umtriebe des deutſchen Adels ſehr wohl, und glaube auch, daß in gewiſſem Betracht und am äußerſten Ende derſelben ein directer Zuſammenhang

mit der Krone Frankreichs bestehen mag! Aber es giebt Geheimnisse, die von allen Dächern predigen und die, sobald man ein Actenstück daraus machen wollte, in ein Nichts zusammenfallen würden. Ich habe diesem Dinge lange nachgeforscht, und glaubte schon manche greifbare Fäden in Händen zu halten, aber für den Beweis nimmt sich Manches als Spinnengewebe aus, was selbst dem Augenschein schon als dickes Ankertau vorkommen möchte. Wir müssen noch warten, bis sich etwas Entscheidenderes zugetragen haben wird. Die Zeit läuft ohne Zweifel neuen und großen Dingen entgegen, zuweilen glaubt man schon in der Ferne die Stürme pfeifen zu hören, die einen neuen Frühling auch für unser Deutschland einläuten werden. Aber ein verfrühter Kampf wäre der Untergang selbst. Ich sehe dies schon an meinem eigenen speciellen Handel, bei dem ich es für meine Kräfte und für meine Verhältnisse vielleicht schon zu weit habe kommen lassen. Es hilft Alles nichts, mein guter Gleichen. Die Welt ist einmal wunderlich gezimmert, und man sei ein Held wie Cäsar und Alexander, so wird man doch, trifft man nicht in die richtigen Umstände hinein, zuletzt nichts Gescheidteres thun können, als daß man sich alle Abend pünktlich um zehn Uhr in's Bett legt und beim Wiedererwachen jedes mal fünf gerade sein läßt!

Euere Hoheit haben Recht! entgegnete der Landjägermeister, indem er sich mit betrübtem Gesicht erhob.

Ich bitte nun um die Erlaubniß, mich wieder verabschieden zu dürfen.

Und wohin wollen Sie gehen? fragte der Herzog mit dem freundlichsten Ausdruck.

Wohin anders als in mein Gefängniß zurück? erwiderte Herr von Gleichen ruhig, indem er dem Herzog einen zweifelhaften Blick zuwarf.

Mein alter prächtiger Gleichen, sind Sie nicht gut und rührend wie ein Kind! rief der Herzog, ihn an seine Brust drückend. Nein, dazu habe ich nicht den alten Freund in Ihnen wiedergefunden, um Sie wieder von mir zu schicken in diese unwürdige Haft, die sich ganz und gar nicht mehr für Sie eignet. Wie verschuldet auch Ihre Frau Gemahlin gegen mich sein möge, ich lasse diesen ganzen Proceß fallen, nachdem Sie mir heute Erklärungen abgegeben haben, die mir auf eine überzeugende Weise darthun, daß Sie mir stets ein treuer Unterthan und Vasall Ihres Landesherrn gewesen und weit entfernt von fremdländischen Conspirationen sind. Ich werde dafür sorgen, daß dies auf dem Wege Rechtens als eine förmliche Freisprechung bekannt gemacht wird. Schütteln wir uns zur Bekräftigung Dessen die Hände, mein lieber Landjägermeister!

Herr von Gleichen säumte nicht, die dargebotene Gunst mit dem lebhaftesten Dankesausdruck zu empfangen. Seine bleichgewordenen Wangen färbten sich einen Augenblick wieder mit dem Roth der Freude. Doch

ſchien ihn noch ein Zweifel zu quälen, den er auch nicht länger in ſich unterdrücken konnte.

Und wie werden Euere Hoheit über meine Frau befehlen? fragte er mit einem leiſen Accent der Reſignation.

Es kommt Alles darauf an, ob Sie dieſelbe wiederhaben wollen oder nicht? verſetzte der Herzog, ihn mit einem komiſchen Blick fixirend. Eine ſo ſchöne Gelegenheit, Ihren verführeriſchen Quälgeiſt loszuwerden, trifft ſich ſobald nicht wieder. Ueberlegen Sie ſich das wohl. Dieſe Flucht ſcheint mir in der That mehr eine verliebte Entführung zu ſein, und im Intereſſe Ihrer Ruhe würde ich es halten, wenn Sie ſich jetzt einer Perſon zu entäußern ſuchten, die Ihnen doch früher oder ſpäter mit dem größten Herzeleid lohnen wird. Bleiben Sie bei mir und widmen Sie ſich, wie früher, wo ich ganz an Ihre freundſchaftliche Hingebung glauben durfte, meinem Dienſt! Ich bedarf in dieſem Augenblick einer vertrauten Perſon zur Abſendung in das feindliche Lager. Mein heißblütiger Vetter, der Herzog von Gotha, iſt mir in Waffungen eingedrungen und mich verlangt, ein ernſtes Wort an ihn zu richten, was er eigentlich mit dieſem Vorgehen bezweckt, da die Gründe einer militairiſchen Execution gegen mich jetzt weggefallen und von den Reichsbehörden als nicht mehr vorhanden angeſehen werden können.

Ich ernenne Sie zu meinem außerordentlichen Geſandten, Herr von Gleichen, fuhr der Herzog fort, und

Sie werden mir dazu um so mehr geeignet und dienlich sein, als Ihre und Ihrer Frau Gemahlin Verhaftung den eigentlichen Kriegsfall bildete. Sie werden dem Herzog von Gotha auf eindringliche Weise bemerklich machen, daß Sie selbst nach richterlicher Erkenntniß freigesprochen und Ihrer Haft entlassen worden sind, während Ihre Frau durch eine fremde und nicht schwer zu durchschauende Intrigue aus dem Gefängniß entführt worden sei. Lassen Sie bei dieser Gelegenheit Ihrer Klage als beleidigter Gatte freien Lauf und benutzen Sie das Recht, welches Ihnen Ihr ehelicher Schmerz giebt, um diesen Anschlag, der durch einen vertrauten Agenten des Herzogs selbst gespielt worden, in seinem ganzen verdächtigen Zusammenhange zu bezeichnen. Sagen Sie dem Herzog derbe und meinetwegen ganz unverschämte Dinge, indem Sie das, was er Ihnen in Ihrer persönlichen Lage zuguthalten muß, zugleich als Unterstützung Ihrer gesandtschaftlichen Mission benutzen. Nun, was meinen Sie dazu? Ich hoffe, Sie werden es ganz meisterhaft ausführen, mein lieber Gleichen. Ihre Instruction wollen wir noch genauer zusammen ausarbeiten.

Herr von Gleichen war in ein tiefes Nachsinnen über das ihm vom Herzog gemachte Anerbieten versunken. Endlich sagte er, mit seinem redlichen Augen-Aufschlag, der in der That seine aufrichtige Ergebenheit für den Herzog ausdrückte:

Ich bin bereit, diesen Auftrag zu übernehmen, und

werde ihn mit aller Dienſtbefliſſenheit für Euere Hoheit ausführen.

Topp! rief der Herzog, indem er die Hand des Landjägermeiſters herzlich ſchüttelte. Ich muß Ihnen aber auch bemerken, daß Sie wahrſcheinlich noch Ihre Frau im Lager zu Waſungen antreffen werden, wohin ſie ſich, der mir gewordenen Kundſchaft zufolge, mit dem Ritter von Diemer begeben hat. Sehen Sie zu, wie Sie unſere abenteuernde Heldin dort finden werden, und ich bin überzeugt, daß dies in einer Situation geſchehen wird, die Ihren Entſchluß, ſich von dieſer gefährlichen Lebensgenoſſin zu trennen, dauernd befeſtigen dürfte. Mit allen Ergebniſſen aber, die Sie in Waſungen gewinnen werden, reiſen Sie dann ſofort nach Coburg, wo Sie mich am Hofe meines alten Freundes, des Herzogs Chriſtian Ernſt, zu deſſen Beſuch ich heute noch aufbrechen will, antreffen werden.

Wie? Der Herr Herzog wollten in einem ſo bedrängten Moment Ihr Land verlaſſen? fragte Gleichen in einem beſorgten Ton.

Nur eine kleine wohlverdiente Erholungsreiſe will ich mir gönnen! erwiderte der Herzog, indem ein ſpöttiſches Zucken um ſeine Mundwinkel trat. Indeß, mein liebſter Gleichen, da Sie zu den wenigen Freunden gehören, die mir noch wirklich treu geblieben ſind, ſo will ich auch aus meinem Herzen keine Mördergrube vor Ihnen machen. Sie, mit Ihrer braven Seele, ſollen Alles wiſſen, was mich quält und bedrängt.

Denken Sie ſich, Landjägermeiſter, ich habe in dieſem Augenblick gar kein Geld. Alle meine Kaſſen ſind leer, und ich weiß den täglichen Anforderungen nicht mehr zu genügen. Die Gehalte, wie Sie an Ihrer eigenen Perſon erfahren haben müſſen, werden ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr ausgezahlt, und um mir eine unangenehme Kriſis fern zu halten, habe ich eine Einladung meines Freundes von Coburg-Saalfeld angenommen, um einige Wochen an ſeinem Hofe zu verleben und mir inzwiſchen neue Hülfsquellen zu eröffnen.

Mein Gott! mein Gott! warum iſt das Schickſal ſo ungerecht gegen den edelſten und beſten Herrn! ſeufzte der Landjägermeiſter, indem er zugleich mit ſich ſelbſt und mit einer Aeußerung zu kämpfen ſchien, die er noch auf ſeinen Lippen zurückhielt. Nein! nein! ich darf es nicht wagen! ſagte er endlich mit einer leiſe gedämpften Stimme, ſeinen Hut verlegen in den Händen hin- und herdrehend.

Was wollen Sie mir mittheilen? fragte der Herzog, ihm nahe tretend. Wollen Sie mir einen guten Rath geben? Nur immer heraus damit. Ich erinnere mich, ſchon früher von Ihrer bedeutenden Einſicht in das Finanzfach und von manchen Ihrer originellen Ideen darüber gehört zu haben.

Ach nein, erwiderte Herr von Gleichen in einer demüthigen Haltung und mit immer ſtärker errötheuden Wangen, meine Vermeſſenheit, die ich begehen möchte,

iſt zwar groß, verſteigt ſich aber nicht ſo weit, Euerer Hoheit einen Rath ertheilen zu wollen. Etwas ganz Anderes liegt mir auf dem Herzen. Ich muß nämlich heute noch 5000 Gulden Pacht einnehmen, und es iſt ein wahres Glück, daß ich heute nicht in das Gefängniß zurückzukehren brauche, weil ich ſonſt gar nicht gewußt, wie die Sache hätte werden ſollen. Mein Pächter muß heute Nachmittag Punkt drei Uhr mit dieſer Summe bei mir erſcheinen, weil davon die Wiedererneuerung der Pachtverträge abhängt.

Wo ſoll ich aber dies Geld im gegenwärtigen Augenblick, wo Krieg im Lande iſt, ſicher anlegen? Ich weiß es nicht, und finde es auf der andern Seite zugleich unpatriotiſch, ſo viel Geld müßig liegen zu haben, während die öffentlichen Kaſſen darben. Ich bitte daher Euere Hoheit, dies Geld, welches ich gegenwärtig gar nicht gebrauche, als die Spende eines getreuen Unterthanen und Vaſallen auf dem Altar des Vaterlandes gnädigſt annehmen zu wollen. Vielleicht habe ich auch mindeſtens ſo viel an Proceßkoſten verwirkt, denn wie auch die Entſcheidung ausgefallen ſein mag, ſo kann ich mich doch immer nicht ganz frei davon ſprechen, einer übeln Verleitung gegen Euere Hoheit etwas zu ſehr nachgegeben zu haben.

Dem braven Mann zitterte bei dieſen Worten die Stimme und die Thränen ſtürzten ihm zugleich ſo reichlich aus den Augen hervor, daß er zuletzt wie ein Kind zu weinen anfing.

Der Herzog sah ihn einen Augenblick lang betroffen und mit seinem eigenthümlichen ernsthaften Stirnrunzeln an, dann klopfte er ihm mit herzlichen Schlägen auf die Schulter, und sagte sichtlich gerührt: Mein lieber, guter Herr von Gleichen, Ihr Anerbieten kommt zu entschieden aus dem Herzen, als daß ich Ihnen deshalb zürnen könnte. Nein, ich will es so offen und gemüthlich annehmen, als es mir von Ihnen dargeboten worden ist. Nur eine Bedingung stelle ich. Wenn Sie dies Geld in meine Kassen einschießen, müssen Sie sich sogleich zum Verwalter derselben von mir einsetzen lassen, und zwar unter dem Titel meines Finanz-Ministers, wozu ich Sie hiermit ernenne. Es giebt Zeiten, wo die Finanzen Alles sind, und wo das Universal-Decoct aller Staatsweisheit und aller Staatsehre in ihnen abgekocht wird. In dem Finanz-Minister treffen alle inneren und äußeren Angelegenheiten zusammen, und darum sind Sie in demselben Augenblick mein Gesandter und Diplomat, in welchem ich Sie zum Chef meines gesammten Finanzwesens bestimme. Mein herzliebster Gleichen, sind Sie mit dieser Verwendung zufrieden?

Herr von Gleichen konnte vor innerer Bewegung nicht antworten und seine Zustimmung zu der ihm ertheilten neuen Würde nur dadurch zu erkennen geben, daß er die Hand des Herzogs an seine Lippen zog und die lebhaftesten Küsse darauf drückte.

Ich nehme Alles an, stammelte er endlich, um den

tröſtlichen Beweis in Händen zu haben, daß Euere Hoheit mir gänzlich vergeben haben!

Wie freut es mich, rief der Herzog lebhaft, daß ich in einer Zeit, in der mich Alles verlaſſen, in Ihnen den braven, zuverläſſigen Freund, und zwar in der Reihe meiner bitterſten Gegner, wiedergefunden habe! Was iſt mir nicht in der letzten Zeit Alles verloren gegangen? Mit dem Tode meiner geliebten Cäſarea begannen ſich die Grundſteine zu löſen, auf denen mein Leben bis dahin geruht. Nichts war mir theurer als dieſe Kernſeele, die in dem herrlichſten Frauenbilde an meiner Seite lebte und unvergeßliche Genüſſe, wie den Eindruck himmliſcher Treue meiner dankbaren Erinnerung hinterließ! Dann ſtarb mir unſer Erlauchter Kaiſer Karl VI., der doch im Grunde mein aufrichtiger Freund war, und wenn er ſich auch, müde aller Wirren, einen Augenblick lang nachgiebig gegen meine Feinde bewieſen, mir doch am letzten Ende gegen dieſelben beigeſtanden haben würde. Seine Nachfolge im Reich iſt noch ſehr ungewiß und den ſchwankendſten Verhältniſſen unterworfen, da dem Kurfürſten Karl von Baiern der ganze Wirrwarr der gegenwärtigen europäiſchen Politik entgegenwirkt. Aber auch noch andere Menſchen, die mir in der letzten Zeit näher getreten und meinem Herzen theuer geworden, habe ich verlieren müſſen. Auf den jungen Pfaffenrath, den Ihr mir mit dem ſcharfen Zahn Eueres Adels-Princips weggebiſſen habt, hatte ich meine beſonderen Hoffnungen

geſetzt, und ſeine Eliſabeth war mir durch ihren bewundernswürdigen Geiſt und Charakter eine hervorragende Erſcheinung. Beide ſind mir wie Träume verflogen, die von einer hart und rauh gewordenen Wirklichkeit ſich abwenden und in ihren Blüthenſchein von derſelben zurückziehen. Ihr Abſchied iſt mir nahe gegangen und ich werde die Guten wohl niemals wiederſehen. Nun greife ich ſchmerzlich in die leere Luft, die mir noch geblieben, und wen berühre ich da als die einzige mir noch zugethane Geſtalt? Es iſt mein feindlicher Freund und mein freundlicher Feind Gleichen, den ich mir wiedergewonnen habe, und noch dazu als zahlungsfähigen Finanzminiſter in der ſchlimmſten und ſchwierigſten aller Zeiten!

Herr von Gleichen ſtattete nochmals ſeinen Dank für die gnädige Aufnahme ab, die ſeine Perſon von Neuem bei dem Herzog gefunden, und bat dann, über die Stunde ſeiner Abreiſe und über die näheren Umſtände ſeiner Sendung zu beſtimmen.

Der Herzog erwiderte ihm lächelnd: Kaſſiren Sie nur erſt heute Nachmittag Ihre rückſtändigen Pachtgelder ein, und dann wollen wir noch eine kurze Rückſprache für Ihre Abreiſe nehmen. Bis dahin Adieu, mein theuerſter Finanzminiſter!

Damit entließ der Herzog ſeinen neuen Miniſter auf das Huldvollſte.

XIII.

Das Geſetz der Trennung.

Die Reiſe, welche Pfaffenrath mit ſeiner geliebten Eliſabeth angetreten, hatte ſie durch verſchiedene Gebiete deutſcher Länder und Herren bis in die brandenburgiſchen Lande hinabgeführt, wo zwiſchen der alten Stadt Brandenburg und dem ſoeben einen klangvollen Namen in der Zeitgeſchichte erwerbenden Potsdam der kleine Landhof Pfaffenruhe in einer wenigſtens grünbewachſenen Einöde gelegen war.

Nachdem das Ziel, in dem zugleich einer neuen Lebensbeſtimmung entgegengeſchritten werden ſollte, in eiligen Tagereiſen erreicht worden, ſahen ſich Beide plötzlich in einem ländlichen Thal angelangt, das, mit wenigen unanſehnlichen Hütten beſetzt, den Charakter einer zerſtreuten Dorfſchaft an ſich trug.

Hinter einer Waldecke, welche in das Thal hineinragte, erhob ſich aber ein etwas größeres Gebäude,

welches, mit einem wohlbestellten Garten und daran gränzenden Aeckern umgeben, zugleich in seiner Bauart noch die Spuren einer früheren vornehmeren Bestimmung zeigte.

Es schien ursprünglich ein kleines Jagdschloß gewesen zu sein, das aber im Lauf der Zeiten wohl mehrfach seinen Zweck gewechselt und zuletzt wesentlich zum Sommersitz für eine die Zurückgezogenheit liebende alte Tante gedient hatte.

Der gute Zustand der umherliegenden Aecker und Wiesen deutete zugleich auf einen tüchtigen landwirthschaftlichen Sinn, in dem dies kleine Eigenthum bisher gepflegt worden war. Die Gegend, welche in der Ferne einen blauschimmernden See zeigte, hatte die charakteristischen Züge einer gewissen märkischen Romantik an sich, die auf scheinbar kräftigen und frischen Grundlagen ein eigenthümliches Gemisch von Nüchternheit und Schwermuth auszubreiten pflegt.

Die Nacht dunkelte schon in schwarzen Schatten heran, als der Reisewagen um die Waldecke bog und nunmehr vor der Thür des stillen Hauses, das unsern beiden neuen Freunden sogleich als ihr neues Asyl erkenntlich war, anhielt.

Pfaffenrath stieg mit einem Ausdruck besorgter Neugierde heraus, und nachdem er einen raschen Blick auf das Haus geworfen, dessen Fenster er auf eine überraschende Weise in einem hellen Lichterglanz funkeln sah, hob er die noch träumerisch sitzen gebliebene Elisabeth

aus dem Wagen, indem er ihr, wie zum Willkommsgruß an ihrem so bedeutungsvoll gesteckten Ziel, zu wiederholten Malen die Hände küßte.

Sie lächelte ihn mit einem wunderbaren Ausdruck freundlicher Wehmuth an, doch blieb sie noch in das sinnende Schweigen versunken, welches sie in der letzten Zeit dieser Reisefahrt, nur mit geringen Unterbrechungen, wo sie zu Pfaffenrath von dem Umfang und der Dauer ihrer Liebe sprach, beobachtet hatte.

Sie blickte jetzt auch zu den hell erleuchteten Fenstern empor und sagte dann: Die gute Tante Ulrike scheint noch hier geblieben, um uns zu empfangen und unser neues Eigenthum uns selbst zu übergeben. Wahrlich, auf so viel Güte hatte ich nicht gerechnet. Ich glaubte schon, wir würden hier wie in ein einsames Gespensterschloß einziehen müssen.

Das Letztere wäre mir beinahe lieber gewesen, entgegnete Pfaffenrath, indem er mit mißtrauischen und düstern Blicken die Fenster beobachtete.

Verzeihe, daß ich dabei die Rücksicht der Dankbarkeit gegen Deine gute Tante Ulrike zu vergessen scheine. Aber mein Herzensbedürfniß hätte mich eher gedrängt, hier ganz allein mit Dir den neuen Boden unseres Glücks zu betreten und die ersten gewagten Schritte auf demselben in ungestörter Gemeinschaft mit Dir zu thun!

In demselben Augenblick ließ sich eine laute Bewegung im Innern des Hauses vernehmen, in dem die

Ankunft des Wagens jetzt bemerkt worden war. Das Hausthor öffnete sich und zwei ältere Damen, begleitet von einer hohen Männergestalt, traten eiligst und mit Ungestüm heraus, indem sie mit den herzlichsten Ausrufungen Elisabeth umringten und in ihre Umarmung zogen.

Mein Vater! meine Mutter! rief Elisabeth, halb erschrocken, halb aufjauchzend, und sank dann mit ausbrechenden heftigen Thränen an die Brust ihrer Eltern.

Es erfolgte eine stille Pause, die nur von einzelnen Ausrufungen über das glücklich gelungene Wiedersehen und von den heiteren Scherzen, mit denen die behagliche Tante Ulrike die Rührung der Scene zu überwinden suchte, unterbrochen wurde.

Elisabeth hing noch immer in einer unbeschreiblichen stummen Bewegung an dem Halse ihres Vaters, der seinerseits die innigste Zärtlichkeit gegen sie an den Tag legte, die in dem Ausdruck seiner Persönlichkeit, welche mehr zu einer schroffen und kraftvollen Grandezza hinneigte, eine um so unabweislichere Wirkung auf seine Tochter machte und ihren Thränen einen immer mächtigeren Lauf gebot.

Der alte Graf von Solms-Lich war eine ernste strenge Erscheinung, in der nur die vollendete Feinheit der äußeren Formen, welche den aristokratischen Charakter in seinem höchsten Schliff zeigte, ein milderndes Element eintreten zu lassen schien.

Während er auf der einen Seite gemessen und

zurückhaltend war, und auch in diesem außerordentlichen Moment nicht ganz über das äußere Ceremoniel hinauskam, war es doch auf der anderen Seite wieder die unzweifelhaft starke Liebe zu seiner Tochter, die ihm weichere Wendungen aufnöthigte, und aus seinen Augen einen wärmeren geistigen Glanz über sein Wesen verbreitete.

Einen nicht minder eigenthümlichen Eindruck machte die Gräfin, deren bleiches durchsichtiges Antlitz noch die Spuren der eben überstandenen Krankheit trug und mit den Zügen langen schmerzhaften Leidens den Ausdruck feinsinniger Laune und Empfindung vereinte. Sie war eine kleine ätherische Gestalt, in der das Element der Körperlichkeit fast zurückgetreten war und einem geisterhaften, nervösen Leben Platz gemacht hatte.

Die Situation hatte bei allen ächten Gefühlen, die dabei mitspielten, etwas ungemein Peinliches, obwohl Elisabeth in einer aufrichtigen Hingebung verrieth, wie sehr ihr Herz noch an den Gestalten der Ostern hing, oder zu denselben in dem sie bestürmenden Drang der letzten Ereignisse zurückgekehrt war.

In dieser starken Empfindung, von der sie in diesem Augenblick fortgerissen wurde, hatte sie, was ihr sonst nicht begegnete, ganz die Anwesenheit Pfaffenrath's vergessen, der in einiger Entfernung im Hintergrunde stehen geblieben war und von allen Seiten als nicht vorhanden betrachtet wurde, indem er weder Gelegenheit gehabt, seinen Gruß anzubringen, noch auch

zu einer perſönlichen Zugehörigkeit zu dieſer Scene veranlaßt worden war.

Mit Betroffenheit bemerkte er Alles, was um ihn her vorging, und heftete ſeine ſcharfen Blicke namentlich auf Eliſabeth, in der er mit Erſchrecken ein anderes Element, als das ihrer ausſchließlichen Liebe, mächtig ſich emporheben ſah. Ein tiefſchmerzliches Zucken durchſchnitt ſein todtenbleich gewordenes Geſicht.

Mein Kind, wir wollten Dich überraſchen, und haben Dich eigentlich überfallen, wie der Jäger ſein edles koſtbares Wild, dem er längſt nachgeſtellt, unvermuthet hinter einer Waldecke ereilt! ſagte der Graf von Solms-Liech, ſeiner Tochter Stirn und Haare küſſend. Wir mußten Dich wieder haben, meine Tochter, und verſchmähten dazu ſelbſt nicht die Hinterliſt, Dir hier zu begegnen, wo Du Deinen Einzug in Dein neues Beſitzthum halten willſt! Verzeihe uns dies, mir und Deiner lieben Mama, die wir Beide alt und einſam ſind, und unſer letztes Glück, die Liebe zu Dir, nicht auch noch über Bord werfen wollen und können!

Nein, mein Vater, nein, meine Mutter! rief Eliſabeth, überwältigt von ihrem kindlichen Gefühl, indem ſie Beide in einer Umarmung mit ſich vereinigte. Ihr ſollt nicht denken, daß Ihr Euere Tochter verloren habt. Sie ſteht vor Euch, und weiß keinen Ausdruck zu finden über das Glück, Euch wiederzuſehen. Nicht wahr, Ihr werdet ſie nicht mehr verſtoßen, ſondern Euer Kind ſo, wie es iſt und wie es nicht anders ſein

kann, und mit Allem, was zu ihm gehört, an Eueren Herzen nun unabänderlich willkommen heißen?

In dieſem Augenblick ſchien Eliſabeth wie in einem plötzlichen Schreck, der ihr Innerſtes durchfuhr, ihre Gedanken auf Pfaffenrath zurückzuleiten.

Sie blickte ſich mit einem zärtlichen Zunicken ihres Kopfes nach ihm um. Er war, während ſie mit ihren Eltern und der Tante vorangegangen war, in welterer Entfernung hinter ihnen zurückgeblieben und ſtand ſtillſchweigend und bewegungslos am Schlag des Wagens, in den er ſich am liebſten wieder zurückbegeben hätte.

Julius! rief Eliſabeth, indem ſie ſich zu ihm zurückwandte und ihm beide Hände entgegenſtreckte.

Pfaffenrath blieb ſtehen, ohne ein Wort zu erwidern. Nach einer Pauſe nickte er ihr mit einem bittern Lächeln zu.

Der Graf hielt es jetzt auch geeignet, von der Gegenwart Pfaffenrath's Kenntniß zu nehmen. Er wandte ſich in ſeiner kerzengraden Haltung, ohne auch nur eine Miene zu bewegen, zu ihm und ſagte mit kalter Höflichkeit: Mein lieber Herr Pfaffenrath, Sie werden doch hinaufkommen, um mit uns zu ſoupiren?

Wir werden Alle zuſammen ſoupiren! ſagte Eliſabeth, einen Augenblick lang in Nachſinnen verloren. Komm her zu uns, lieber Freund! Warum zögerſt Du?

Pfaffenrath ſtand noch immer an den Wagen gelehnt und ſchien über ſeine Entſchließung noch nicht einig werden zu können. Der Gedanke, daß er hier

von einer weitberechneten Intrigue umsponnen worden sei, schien ihn nicht loslassen zu wollen, sondern führte ihn mehr und mehr den düsterſten Vermuthungen entgegen.

Er wurde jedoch in diesem Augenblick durch die reichgallonirten Bedienten des Grafen, die herzugestürzt kamen, um sich des Gepäcks zu bemächtigen, von dem Wagen hinweggedrängt. Jetzt kam Elisabeth auf ihn zugeeilt, ergriff ihn mit ihrer leidenschaftlichen Lebendigkeit bei der Hand und führte ihn, der nur mit zögernden Schritten folgte, ihren Eltern entgegen.

Pfaffenrath näherte sich dem Grafen, dessen Liebling er einst gewesen, mit einer erwartungsvollen, aber kühlen Ruhe, während er der Gräfin eine der Dame geltende Verbeugung machte.

Gehen wir doch hinauf! trieb Elisabeth, welche erst jetzt die scharfen und unvereinbaren Gegensätze, die sich in dieser Situation zusammengedrängt hatten, in ihrem vollen Umfange begriff.

Man bewegte sich jetzt in einem stummen Zuge die Treppe hinauf, und es zeigte sich das Innere eines Hauses, das in der freundlichſten und wohnlichſten Weise eingerichtet war und in jedem Betracht einen angenehmen Aufenthaltsort darzubieten schien.

Der Graf führte wieder seine Tochter, mit der ihn seit diesem Wiedersehen die unzertrennlichſte und zärtlichſte Gemeinschaft, wie sie kaum noch zwischen ihnen bestanden, zu verbinden schien. Auch Elisabeth legte

in jeder Weiſe an den Tag, daß ſie in der Wiedervereinigung mit dem Vater ihr höchſtes Glück gefunden und in dieſem Augenblick faſt jedes andere Gut darüber geringer anzuſchlagen ſchien.

Pfaffenrath war ſtill den Uebrigen gefolgt. Alles genau und ſcharf beobachtend, was um ihn her vorging, ließ er keine Einzelnheit ſeiner Aufmerkſamkeit entgehen. Beſonders aber hefteten ſich ſeine Blicke unaufhörlich und mit der ſchmerzlichſten Spannung auf Eliſabeth, an der er jede Miene, jedes Wort und jede Bewegung mit einer Angſt verfolgte, die ſich immer ſtärker in allen ſeinen Geſichtszügen ausſprach.

Was ihn in eine heimliche Verzweiflung gebracht, war die ſichtliche Veränderung, welche plötzlich mit dem Weſen ſeiner Eliſabeth vorgegangen zu ſein ſchien, und die er ſich, wie ſehr er auch ſeine ruhig überlegende Vernunft gegen dieſe Wahrnehmung ankämpfen ließ, doch nicht wegzuläugnen vermochte.

Selbſt der Ton ihrer Stimme dünkte ihn ein anderer geworden und er glaubte darin, ſelbſt wenn ſie ſich zu ihm gewandt, frühere Anklänge eines ariſtokratiſchen Ausdrucks wieder zu vernehmen, welche ihn ſeltſam an die Zeit erinnerten, wo er ihr, dem kühnen, ſtolzen Mädchen, in dienender Stellung im Hauſe ihres gräflichen Vaters entgegengetreten war.

Man hatte ſich oben in einem geräumigen Zimmer, das für dieſen Empfang beſonders feſtlich ausgeſchmückt zu ſein ſchien, in verſchiedenen Gruppen niedergelaſſen.

Eliſabeth's Bemühen, Pfaffenrath zu einer lebendigeren Annäherung an ihren Vater heranzuziehen, ſcheiterte an der Haltung Beider, beſonders aber an der abgeſchloſſenen Einſylbigkeit des Grafen, der jede Erörterung zwiſchen ihnen auf das Beſtimmteſte vermeiden zu wollen ſchien, und nur die ausſchließliche Beziehung zu ſeiner Tochter hervortreten ließ, während er Alles, was das Verhältniß Pfaffenrath's betraf, entweder gar nicht berühren oder einer ſpätern Auseinanderſetzung vorbehalten wollte.

Eliſabeth fühlte ſich jetzt plötzlich wie von einer tödtlichen Angſt ergriffen. Sie hätte aufſpringen und mit gewaltiger Stimme Allen Stillſchweigen gebieten und ihnen zurufen mögen: dies ſei ihr geliebter und vor Allen erwählter Pfaffenrath, und ehe noch von irgend etwas Anderem weiter die Rede ſein könne, müſſe es laut und freudig verkündigt werden, daß ſie das Heil ihres Lebens in dieſem ſchönen, bleichen, ſtolzen Mann, dem noch Niemand einen würdigenden Gruß hier geſpendet, gefunden habe!

Aber in dieſem Augenblick fühlte ſie ſich von der Hand ihres Vaters feſtgehalten, der durch das Geſpräch, welches er mit ihr unterhielt, ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen ſtrebte, indem er in ziemlicher Umſtändlichkeit von ſeinem körperlichen Befinden während der letzten Zeit, wie von den Seelenſchmerzen, welche ihm die Trennung von ihr bereitet, erzählte.

Sie konnte und durfte ihn nicht in diesen ihr so herzlich gewidmeten Mittheilungen unterbrechen, und doch vermochte sie ihre innere Unruhe, welche ihr die Brust zu sprengen drohte, kaum mehr zu bergen. Sie spähte nach allen Seiten hin, um die Blicke Pfaffenrath's zu finden und sich mit ihnen über einen gemeinsamen Entschluß, über einen rettenden Ausweg aus dieser verhängnißvollen und unberechenbaren Verwicklung zu verständigen.

Mit Verzweiflung bemerkte sie endlich, daß Pfaffenrath nicht mehr im Zimmer anwesend sei. Er war verschwunden, ohne daß ihn Jemand weggehen sah, oder in irgend einer Weise eine Spur von ihm zurückgeblieben war.

Elisabeth sah mit den flehendsten Augen zu ihrem Vater empor, um eine Frist zur Nachforschung nach ihrem Pfaffenrath von ihm zu erbitten. Der Graf schien aber diese heftigen Bewegungen, die in seiner Tochter vorgingen, gar nicht zu bemerken, er sprach nur immer eifriger und ausführlicher, wie es in seiner Gewohnheit lag, fort und hielt sie dabei so fest, daß sie keine Möglichkeit ersah, von der Stelle zu kommen.

Länger hielt ihre Natur die furchtbare Qual der Selbstüberwindung unter den bittersten Nöthen und Zweifeln nicht aus, sie griff mit einem entsetzlichen Aufschrei nach ihrem Herzen, und indem sie noch die Worte ausstieß: Gehet, suchet nach Pfaffenrath, nach meinem Gatten, er ist fort, Ihr müßt ihn mir wieder-

ſchaffen! — ſank ſie ohnmächtig zu den Füßen ihres Vaters nieder.

Mit der größten Beſtürzung eilte man hinzu, um ihr beizuſtehen. Niemand begriff den dunkeln Zuſammenhang der Vorſtellungen, die hier das edelſte und zarteſte Gemüth beſtürmt und in ſich niedergeworfen hatten.

Der alte Graf richtete kopfſchüttelnd einen ernſten, ſtrengen Blick auf das bleiche, ſchmerzliche Antlitz ſeiner Tochter, deren herrliche Geſtalt noch immer bewegungslos vor ihm ruhte.

Inzwiſchen war Pfaffenrath, nachdem er unbemerkt das Zimmer verlaſſen, mit eiligen Schritten zum Hauſe hinausgetreten und hatte, den erſten Pfad einſchlagend, welcher zur großen Landſtraße zurückführen mußte, den Weg durch die dunkle Nacht angetreten.

Mit den unſtäten Schritten eines Fliehenden, der jeden Augenblick noch gefürchtete Verfolger hinter ſich zu vernehmen glaubt, ſtürzte er im haſtigen Lauf von dannen und die Landſtraße hinunter. Seine Kräfte ſchienen jedoch einen Augenblick zu ermatten und er ſetzte ſich zu Raſt und Beſinnung auf einen Stein am Wege nieder, der aus einem von Gebüſchen umrankten Graben hervortrat.

Die Nacht war kalt und ſtürmiſch, und Pfaffenrath ſchauerte tief in ſich ſelbſt zuſammen, während ihm zugleich der Kopf von einer heftigen Gluth zu brennen ſchien. Er zog den Hut herunter und ließ die kühlen Lüfte mit Behagen über ſeine Stirn hinſtreichen.

Dann ſagte er ſtill zu ſich ſelbſt: Wenn die Umſtände ſtärker geworden ſind als unſer Wille und unſer Herz, und wenn es zweifelhaft geworden iſt, ob die Stelle, auf der wir ſtanden, uns noch gehört oder mit unbefleckter Ehre von uns ausgefüllt werden kann, dann iſt es Zeit zu fliehen und Alles, auch das Theuerſte und Liebſte, hinter uns zu laſſen, ja ſelbſt die heiligſten Pflichten, die auf uns ruhen, von uns zu werfen! Der hündiſch gemeine Ausdruck: ſich aus dem Staube machen, bezeichnet dann erſchöpfend und mit unerbittlicher Nothwendigkeit den einzigen Rettungsweg, auf den ein Mann hinausgeſtoßen wird, um ſeine Perſönlichkeit zu wahren und mit ihr, der ewigen, unverlierbaren, eine reine Zukunft zu gewinnen! Man beißt dann in ſein eigenes Herz, wie ich es gethan, indem ich mein theuerſtes Lebensglück flod und die Frau und Freundin in dem Geſpinnſt dieſer Schickſalsfaden zurückließ, die ſich doch unentrinnbar um ihre geliebte Perſon geſchlungen haben. Es iſt aber beſſer, daß mein Verſchwinden ein räthſelhafter und ſchmerzlicher Punkt in ihrem Daſein bleibt, an den ſich ihre Gedanken und ihr Herz fort und fort feſſeln. Die Pein kittet Alles am feſteſten zuſammen im Organismus dieſer Welt, und ſo wird ſie denn unter heiligen und auch mich ehrenden Thränen das wunderbare Myſterium unſerer Liebe in ihrer Bruſt bewahren. Auch ich werde in ihren Gedanken fortleben, wie ich auch jetzt zerſchellt werden mag an einer Klippe des

Ungefähr. Aber verloren gegangen wären wir uns Beide, wenn ich jetzt bei ihr geblieben wäre, in einer beispiellos verwickelten und verderblichen Situation, durch die mein Wesen und meine Person ihr bald getrieben und nichtig, vielleicht lächerlich werden mußten!

In diesem Augenblick streiften seine Blicke den nächtlichen Horizont, der bis dahin in ein undurchdringliches Dunkel eingehüllt gewesen und jetzt plötzlich seine Wolkenschleier zerriß, um einen Stern hindurchtreten zu lassen, der in aller Glorie sein leuchtendes Strahlenbild am Himmel entfaltete.

Pfaffenrath sprang wie getroffen von der elektrischen Kraft dieses Lichtes empor, und das glänzende Gestirn lange betrachtend, sagte er feierlich:

Wie dieser Stern in der bängsten und elendesten meiner Nächte aufgegangen, so hat auch die Zeit und das Jahrhundert ihr Gestirn empfangen, welches siegverkündend und mächtige Lösungen versprechend über allen Gipfeln und Höhen schwebt, und zu ihm wendet sich jetzt auch mein schwankendes und ziellos gewordenes Dasein, um seine Bestimmung, sein Heil an diesen großen Namen wieder anzuknüpfen, und sei es auch im geringsten der Dienste, zu dem ich zugelassen werden kann! Dies Gestirn und dieser Name sind auf den Königsthron Preußens herabgestiegen und verbreiten von dort aus ein die Kräfte aller Völker weckendes und reizendes Licht. Es ist die bedeutungsvolle Gestalt des Königs Friedrich's II., der sich alle

Erwartungen und Zukunftshoffnungen der Zeit zugewendet haben. Alles, was man bisher vernommen, und dem auch meine Seele ſich begierig entgegenkehrte, kündigt in ihm den ſchöpferiſchen und thatenvollen Helden des Jahrhunderts an, der für den Frieden Ideen und für den Krieg Waffen, Thatkraft und Entſchloſſenheit hat! Was man auch von ſeiner Hinneigung zum franzöſiſchen Weſen und zu den übermüthigen Geiſtern Frankreichs erzählen mag, ich halte ihn doch für einen Fürſten von deutſchem Herzen und deutſcher Kraft, dem Deutſchland neue Lebensbewegungen der Nation verdanken wird! Dieſe Landſtraße hier, auf die ich armer Flüchtling verſchlagen bin, führt zu der Reſidenz des großen Königs und in ſeine Nähe, in die einzutreten ich freilich keine Berechtigung mitbringe. Aber ich will auch nichts, als unter die Regimenter Friedrich's aufgenommen werden, um als gemeiner Soldat unter ſeinen Fahnen zu kämpfen und ſeinen Siegen, vielleicht auch den Todesloosen ſeiner Schlachten zu folgen! Worin kann man beſſer die Beſtimmung dieſes wunderlichen Daſeins ausdrücken, als daß man Soldat wird und ſeine Haut zu Markte trägt, um dafür den Heldentod ſo vortheilhaft als möglich einzutauſchen? Wenn nur Alles richtig verbraucht wird in dieſer Welt, und ſollten auch lauter zerſtückelte Glieder und Herzen daran herunterhängen, dann iſt der räthſelvolle Geiſt befriedigt, der dies Leben in ſeinen Geſetzen leitet und beſtimmt hat! Man laſſe

ſich alſo auf die beſte Art verbrauchen, und ſegne das Gras, in dem man zuerſt ſein blutendes Haupt verbirgt!

Jetzt flammte plötzlich der ganze Nachthimmel in einem Heer von zahlloſen, funkelnden Sternen vor ſeinen Augen auf. Der große, ſchöne Stern, der bis dahin einzeln geleuchtet, hatte alle Lichtkörper des Himmels in ihren unendlichen Strahlen hervorgelockt und wie zur Verherrlichung ſeiner eigenen Größe um ſich verſammelt. Das Leben des Firmaments war in ſeine feſtliche Stunde eingetreten und die Geſtirne wandelten in ihren hohen Chören den ewig gemeſſenen Gang.

In dieſem Augenblick nehme ich erſt meinen Abſchied von Dir, Eliſabeth! rief Pfaffenrath mit mächtig hervorbrechendem Schmerz. Lebewohl! Mit allen Sternen der Nacht, Lebewohl! Ob wir uns wohl noch wieder ſehen, und wieder faſſen und küſſen wie ſonſt? Ich weiß es nicht, Eliſa! Aber ich habe Dich, wie es ſich gehört, bei Vater und Mutter zurückgelaſſen, und ich, der Ausgeſetzte, der ich von Anfang her war, bin wieder wild und heimathlos in die weite Welt zerſtoben! Ich bin wieder ein Bedienter wie ſonſt, bereit mich zu verdingen, wenn auch nur für eine gute Sache und an einen großen Herrn: Du aber biſt in den Schooß Deiner vornehmen Familie zurückgekehrt, aus der Dich ein ideeller Herzensdrang hinweggelockt hatte. Es iſt gut, daß ſich Alles wieder in ſeine natürliche Lage geſchoben, denn natürlich heißt doch immer Das, wie es zu Anfang war, ehe Geiſt und Herz noch ihre Geſetze

ausgeſchrieben hatten durch die leere klangloſe Schöpfung! In dieſer natürlichen Lage wandeln die Sterne da oben ſo ſchön und feſt, aber ſie ziehen ſich ewig an, ohne ſich je zu berühren. Wir durchbrachen mit unſerer Liebe dieſen Bann der Trennungen, Eliſabeth, und waren glücklich, bis Das, was uns getrennt, wieder als ein mächtiges Geſetz zwiſchen uns trat. Ich aber will jetzt das Verhängniß ſühnen. Lebe wohl! Dann reichen wir uns doch durch alle Fernen die Hände.

Er ſchickte ſich jetzt an, ſeinen Weg fortzuſetzen, und verfolgte nun mit raſtloſer und ungeſtümer Eile die Landſtraße.

XIV.

Die Verlobung.

Von dem ſchönen Schloſſe zu Coburg bewegte ſich heute in der erſten Morgenfrühe ein glänzender Jagdzug herab, der den benachbarten Waldungen zuſtrebte. An der Spitze deſſelben ritten die beiden regierenden Herzöge von Sachſen-Coburg-Saalfeld, die würdigen Herren Chriſtian Ernſt und Franz Joſias, mit ihren Gäſten, dem Herzog Anton Ulrich von Meiningen, der ſich ſeit einigen Tagen an ihrem Hoflager zum Beſuch aufhielt, und der Prinzeſſin von Heſſen-Philippsthal, die wegen ihres dauernden Freundſchafts-Verhältniſſes mit der Gemahlin des Herzogs Chriſtian Ernſt einen großen Theil des Jahres an dieſem Hofe zuzubringen pflegte. Dieſen Herrſchaften reihte ſich ein großes Gefolge von Hofleuten und Jägern an, deren fröhliche Bewegung ſich mit dem luſtig ſchmetternden Klang der Hörner vermiſchte.

Unter dieſer heiteren Geſellſchaft ragte die Geſtalt des Herzogs von Meiningen heute in dem glänzendſten Lichte ſeiner Laune wie ſeiner wohlgemuthen und anſprechenden Erſcheinung hervor. Man hatte den fürſtlichen Herrn ſeit langer Zeit nicht in einer ſo behabigen und friſch angeregten Stimmung geſehen, die ſich nach allen Seiten hin in den trefflichſten und ſchlagartig wirkenden Aeußerungen, die er nach ſeiner Weiſe ausſtreute, kund gab.

Sein charaktervolles Geſicht ſtrahlte heute wie in einem Schimmer der Verjüngung, und auch alle ſeine Bewegungen, in denen er ſich auf ſeinem Pferde zeigte, ließen ihn vollkräftig, harmoniſch und unverkümmert, wie er es ſonſt immer war, erſcheinen.

Dieſe glückliche Umwandlung, welche mit dem Herzog nach ſo vielen trüben und ihn auch äußerlich verändernden Tagen wieder vorgegangen zu ſein ſchien, fand vielleicht einigermaßen ihre Erklärung, wenn man jetzt die große Lebhaftigkeit und Angelegentlichkeit beobachtete, mit welcher Anton Ulrich ſich um ſeine ſchöne Jagdgefährtin, die neben ihm reitende Prinzeſſin von Heſſen-Philippsthal, bemühte.

Es fand zwiſchen Beiden auf dem Wege, der jetzt bis zum Eintritt in die Forſten im gemächlichen Trabe zurückgelegt wurde, die lebendigſte und ununterbrochenſte Unterhaltung ſtatt, in der eine Fülle von ſcherzhaften und beluſtigenden Wendungen zu fließen ſchien.

Die Prinzeſſin, die ihren herrlichen Araber, auf

dem ſie ſaß, mit großer Geſchicklichkeit lenkte, ſtellte ſich in ihrem ebenſo prächtigen als geſchmackvollen Jagd-Coſtüm als eine eigenthümlich anziehende Erſcheinung dar. Ohne noch unbedingt jung genannt werden zu können, verband ſie doch in ihrer hohen, kräftigen Geſtalt alle Reize und alle Liebenswürdigkeit der Jugend mit dem reifen und originellen Ausdruck, der nicht ein Eigenthum des erſten weiblichen Jugendalters zu ſein pflegt. Der Jagdluſt ſchien ſie mit beſonderer Leidenſchaft ergeben, und hatte darum auch die Einladung zu dieſer zu Ehren des Herzogs von Meiningen veranſtalteten Jagd angenommen, obwohl ihre Freundin, die Herzogin, an Vergnügungen dieſer Art niemals Theil nahm.

Der Morgen war von einer bezaubernden Friſche und Heiterkeit. Mir ſcheint, ſagte der Herzog, ſich von ſeinem Pferde angelegentlichſt zur Prinzeſſin herüberbeugend, es liegt heute ein ganzes Füllhorn von Glück über der Welt ausgegoſſen. Es iſt Ihr Genius, Prinzeſſin, der Genius der Schönheit und Güte, der heraustretend auf dieſe Fluren, dem anbrechenden Tag ſeine Geſetze auferlegt, um ihn zu einem Ausnahmetag des ſchönſten Gelingens und der ſchönſten Erfüllung aller unſerer Wünſche zu machen! An dieſem Tage würde ich Alles zur Entſcheidung zu bringen wagen, worauf mein Herz ſeine beſten und höchſten Hoffnungen geſtellt hat.

Er ſuchte bei dieſen Worten ihre Blicke zu gewinnen,

die ſie aber, halb erröthend, ihm nicht zuwandte, ſondern mit einem ſtillen Lächeln zu dem Saum des Waldes hinüberſchweifen ließ.

Dann ſagte ſie ſcherzend: Wohin kann denn die Erfüllung der dringenden Wünſche gehen, welche Euere Hoheit unter den angeblichen Einfluß meines beſcheidenen Genius ſtellen wollen? Es kann ſich doch höchſtens heute darum handeln, wie viel Haſen und Rehe Sie ſchießen werden, Herr Herzog, und dafür möchte ich nun einmal nicht die Garantie übernehmen, und wenn mich ihre ſchmeichelhafte Ueberſchätzung auch ſelbſt zur Göttin der Jagd ſtempeln wollte. Denn mit dem Jagdglück iſt es wie mit der Liebe. Die Gewährung kommt von ſelbſt und fällt vom Himmel, Niemand weiß woher und warum, noch läßt ſich der günſtigſte Moment dafür berechnen.

Ich galt ſonſt immer für einen guten und ſicheren Schützen, Prinzeſſin! entgegnete der Herzog launig. Aber wenn Sie Jagdglück und Liebesglück vergleichen wollen, ſo daß das eine dem andern ſeine Vorbedeutung abgebe, ſo werden Sie mich für die heutige Partie außerordentlich ängſtlich machen. Denn bei jedem die Ohren ſpitzenden Haſen, auf den ich ziele, wird mir auch das ſchönſte Herz vorſchweben, das ich ebenſo verfehlen würde, wie ich Freund Langohr verfehle, und dies könnte mich zum Ritter von der traurigſten Geſtalt machen, der zuletzt am liebſten ſeine ganze Ladung in's Blaue hinein verſchießt. Und doch

möchte ich ein Ziel treffen, das mir hoch über allen anderen Zielen steht und in dessen Erreichung ich Frieden und Versöhnung zu finden strebe für Alles, was ich unter harten Schicksalsschlägen bisher zu leiden hatte!

Beide hatten unter diesem Gespräch unvermerkt ihre Pferde rascher in Bewegung gesetzt und waren dem übrigen Zuge vorausgekommen. Als sie in diesem Augenblick quer über die Landstraße hinwegritten, welche sich dicht am Rande des Waldes vorbeizog, begegnete ihnen ein stark bestäubter Reisewagen, der sich in dem tiefen Sande, welchen er hier mühsam zu durchschreiten hatte, mit ebenso großer Anstrengung als Beharrlichkeit fortschob.

Der Herzog, wohlgelaunt und übermüthig wie er war, schaute beim Vorbeireiten mit einem neugierigen Blick in den Wagen hinein, und brach dann plötzlich in ein lautes herzliches Gelächter aus, indem er gleichzeitig sein Pferd anhielt und dem Kutscher zu halten befahl.

Mein Gott, sind Sie es, Herr von Gleichen? redete er den darin sitzenden Reisenden an, der durch diesen lauten Aufruf erst auf die ihm widerfahrende Begegnung aufmerksam wurde und sich zuvörderst, ehe er antworten konnte, einen leicht verzeihlichen Reiseschlummer aus den Augen reiben mußte.

Endlich, indem er rasch mit dem Kopf aus dem Wagenschlag herausfuhr, erkannte er seinen Herzog, dem er sich sofort, den Wagen verlassend, mit einem freudigen Bewillkommnungsgruß vorstellte.

Die Prinzeſſin von Heſſen-Philippsthal hatte ebenfalls ihr Pferd angehalten und betrachtete mit vergnüglicher Verwunderung den ausgeſtiegenen Fremden, dem der Herzog ſehr herablaſſend die Hand darreichte.

Die kugelrunde Geſtalt des Reiſenden ſchien von dem Staub und den Mühſalen dieſer beſchwerlichen Landſtraße bedeutend gelitten zu haben, ſein Ausſehen war ziemlich verwildert und der Schweiß ſtand ihm in dicken Tropfen auf ſeiner Stirn.

Verzeihen Sie gnädigſt dieſen Aufenthalt, Prinzeſſin! ſagte der Herzog. Aber ich wollte doch zugleich Gelegenheit nehmen, Ihnen hier meinen Finanzminiſter vorzuſtellen.

Ihren Finanzminiſter? verſetzte die Prinzeſſin, indem ſie, überraſcht durch die unbeſchreibliche Komik des Moments, ein lautes Lachen nicht zurückhalten konnte.

Sie ging jedoch ſofort zu einer mildern und wohlwollenden Anrede über, als ſie das gutmüthige und treuherzige Weſen des alten Cavaliers bemerkte, der ſich trotz der ungünſtigen Situation, in der er ſich darzuſtellen hatte, alle Mühe gab, auch ihr in der beſten Form und mit aller Ceremonie gegenüberzuſtehen.

In dieſem Augenblick überſchritt der zurückgebliebene Theil des Jagdzuges an einer andern Stelle, wo der Eingang in den Wald beſſer zu erreichen war, die Landſtraße und die beiden Herzöge von Coburg gaben durch ein lebhaftes Zuwinken zu erkennen, daß man ſich beeilen möge, ihnen nachzukommen.

Ich will Sie jetzt nicht länger hier aufhalten, lieber Herr von Gleichen! ſagte der Herzog zu ſeinem Abgeſandten. Drücken Sie mir nur mit zwei Worten das vorläufige Ergebniß Ihrer Botſchaft aus, auf das ich natürlich höchſt geſpannt war. Haben Sie den Herzog von Gotha in Waſungen geſprochen, und was läßt er mir durch Sie auf meine Eröffnungen kundthun?

Seine Eröffnung iſt allerdings eine ſehr beſtimmte! entgegnete Herr von Gleichen keuchend. Der Herzog von Gotha erkennt an, wie durch den Umſtand, daß ſowohl meine eigene Perſon wie auch Frau von Gleichen ſich auf freien Füßen befänden, die Urſachen des Reichsexecutionskrieges, mit dem er beauftragt geweſen, weggefallen ſeien. Er meint, es werde ſich aber jetzt weſentlich um die Kriegskoſten handeln, zu deren vollſtändiger Tragung der Herzog von Meiningen verpflichtet ſei. Der Herzog von Gotha giebt darum Euerer Hoheit durch mich zur Nachricht, wie das Reichs-Kammergericht für dieſen Fall ſchon im Voraus feſtgeſtellt habe, daß, ſo lange die vom Herzog von Meiningen verurſachten Commiſſionskoſten nicht dem Herzoge von Gotha vergütet ſeien, der letztere die Kammereinkünfte der beiden Aemter Waſungen und Frauenbreitungen genießen ſolle. Zu dem Ende läßt Herzog Friedrich durch mich ferner anſagen, daß er Euerer Hoheit getreue Stadt Waſungen, in der er ſich bereits behauptet, nun noch mit ſtärkerer Truppenmacht beſetzen werde!

Ich danke Ihnen, mein theurer Freund Gleichen! ſagte der Herzog nach einigem Beſinnen kurz. Sie haben ſich Ihrer Aufträge auf das Allervortrefflichſte entledigt, und mir den bündigſten Beſcheid zurückbefördert. Fahren Sie jetzt gemächlich hinein nach Coburg, und ruhen und verpflegen Sie ſich dort im Schloſſe in der Nähe meiner Gemächer, wozu Sie bereits die nöthigen Befehle gegeben finden werden. Wenn ich heute Nachmittag zurückkehre, werde ich Sie ſofort rufen laſſen, und Sie mit meiner Antwort inſtruiren, welche Sie noch heute dem Herzog von Gotha zurückzubringen haben. Dieſe Antwort ſoll, ſo Gott will, ebenſo bündig und ſchlagend ſein. Aeſchern Sie ſich nur noch ein wenig für mich ab, guter Gleichen! Es werden dann auch für Sie die Tage des Friedens und der Lohn des Gerechten kommen!

Indem der Herzog jetzt die Prinzeſſin grüßte, lud er ſie ein, ihren Ritt fortzuſetzen. Nachdem er aber ſchon ſein Pferd umgewendet, kehrte er ſich noch einmal zum Herrn von Gleichen zurück und fragte ihn mit bedeutungsvoller Betonung: Und Frau von Gleichen? Haben Sie uns von ihr gar nichts zu berichten? Wie haben Sie unſern tollen Flüchtling gefunden?

Herr von Gleichen ſchrak bei dieſer Frage ſichtlich zuſammen. Dann machte er ein ſo angſtvolles und jämmerliches Geſicht, daß die muntere Lachluſt der Prinzeſſin faſt wieder davon gereizt zu werden ſchien.

Ich traf ſie mit dem Ordensritter von Diemer in

einem Gasthof, in dem ſie dieſelben Zimmer zuſammen bewohnten! ſagte er darauf mit leiſer, kaum hörbarer Stimme zum Herzog. Seine Wangen überzogen ſich mit einer dicken Gluth.

Gut, gut! erwiderte der Herzog. Dann ſind wir auf immer mit ihr abgefunden, und ein Ehrenmann, wie mein alter braver Gleichen, erkennt ſie nie wieder als die Seinige an.

Ich habe ihr ſchon geſtern den Abſchiedsbrief zugeſandt! entgegnete er in ſtiller Traurigkeit.

Bravo, mein Freund! rief der Herzog, und gab hierauf ſeinem Pferde die Sporen. Die Prinzeſſin war ſchon einige Schritte vorausgeritten, und Beide ſprengten nun mit verdoppelter Schnelligkeit dem Walde zu, aus dem ihnen der lockende Klang der Hüfthörner und das friſche jagdbegierige Gebell der Hunde entgegenſchallte.

Der Herzog hielt Wort. Am ſpäteren Nachmittage, nachdem Herr von Gleichen bereits in Folge der trefflichen Verpflegung und Ruhe, die er auf dem Schloſſe zu Coburg genoſſen, alle Anſtrengungen der Reiſe überwunden und ſeine an ſich ſo tüchtigen Kräfte wieder hergeſtellt ſah, trat plötzlich der Kammerdiener des Herzogs von Meiningen zu ihm ein und überbrachte ihm den Befehl, ſofort vor dem Herzog zu erſcheinen.

Herr von Gleichen begab ſich ſogleich in die ihm bezeichneten Gemächer des Schloſſes, wo ihm der Herzog in der heiterſten Bewegung und mit einem Geſicht,

auf welchem das reinſte Glück ausgeſprochen ſtand, entgegentrat.

Mein lieber Gleichen, ſagte er zu ihm, ich weiß, daß Sie mein wahrer und warmer Freund geworden ſind, und darum ſind Sie der Erſte, dem ich ein liebes Geheimniß anvertrauen will, welches das Glück meiner Tage, die ich noch zu verleben haben werde, ausmacht. So hören Sie denn: Ich habe mich heute verlobt. Die Prinzeſſin von Heſſen-Philippsthal, der Sie heute ſchon die Ehre hatten, vorgeſtellt zu werden, hat in meine Werbung gewilligt. Heute auf der Jagd, zur guten geſegneten Stunde, wie ein fahrender Ritter, der ſeiner Dame im verſchwiegenen Waldesgrunde Minne ſchwört, habe ich meine Erklärung gemacht und die ſchönſten Erwiederungen empfangen. Nach allen den großen und unvergeßlichen Verluſten, die ich in der letzten Zeit getragen, und die ſchon meine Manneskraft zu lähmen begannen, wird mir dieſe neue Aufrichtung an einer liebevollen, edeln und ſchönen Perſönlichkeit ein Wunder-Balſam ſein und mich zur beſſeren Erfüllung aller meiner Pflichten ſtärken. In dieſem Sinne wünſche ich, daß alle meine Freunde dieſes Ereigniß anſehen!

Herr von Gleichen fühlte ſich von dieſer gänzlich unerwarteten Mittheilung des Herzogs ſo überraſcht und erſchüttert, daß er im erſten Augenblick keinen Laut hervorzubringen vermochte, ſondern nur mit ſtammelnden abgebrochenen Glückwünſchen und unaufhörlichen Verbeugungen ſich auszudrücken wußte.

Jetzt kommt aber auch noch eine praktiſche Seite dieſer Verlobung! fuhr der Herzog fort. Sie beſteigen noch heute wieder Ihren Reiſewagen, mein theurer Ambaſſadeur, und begeben ſich in meinem Auftrage nach meiner treuen Stadt Waſungen in das dortige Kriegslager meines ſtreitfertigen Feindes, des Herzogs von Gotha, zurück. Ich mache Sie zum feierlichen Ueberbringer der Nachricht an meinen edeln Stammvetter, daß ich mich heute mit der Prinzeſſin von Heſſen-Philippsthal verlobt habe und demnächſt in ein beglückendes Ehebündniß mit dieſer erlauchten Fürſtin treten werde. Die perſönlichen Einladungen zum Hochzeitsfeſt würde ich mir vorbehalten. Inſinuiren Sie ihm zugleich, daß er gegen die Standesmäßigkeit dieſer neuen Heirath des Herzogs von Meiningen wohl nichts einzuwenden haben dürfte, und beobachten Sie dabei recht ſcharf ſein Geſicht, um mir über alle Züge deſſelben Ihren Bericht erſtatten zu können. Mein Vetter von Gotha hat immer ein recht ausdrucksvolles und charakteriſtiſches Geſicht gehabt, aber wenn mich nicht Alles trügt, werden Sie dann einen Ausdruck weniger auf ſeinem Geſicht bemerken, nämlich die Hoffnung, einſt wegen meiner mangelhaften oder bemängelten Nachkommenſchaft in meinem guten Lande Meiningen ſein Erbtheil zu ſuchen. Fügen Sie auch hinzu, wie ich hoffte, meinen Stammvetter, den Herrn Herzog, ſchon im nächſten Jahre zu einem recht derben Jungen zu Gevatter bitten zu können. Die Kammer-Einkünfte

meiner Aemter Waſungen und Frauenbreitungen möge er getroſt noch eine Zeitlang genießen und ſich daraus bezahlt machen. Ich wäre ſo ungeheuer vergnügt, daß ich ihm gern dieſes und noch vieles Andere gönnte! Sagen Sie ihm auch, daß ich einen neuen, ſehr ausgezeichneten Finanzminiſter gewonnen, der mir bald Geld wie Heu ſchaffen würde, und dann wolle ich ihm Alles baar auszahlen, was noch irgend reſtire! So, nun Gott befohlen! Reiſen Sie glücklich, und überbringen Sie mir Ihre Nachrichten wieder hierher zurück!

Damit entließ der Herzog ſeinen Miniſter, der ſich ſofort zur Abreiſe anſchickte, während der Herzog ſich beeilte, feſtliche Toilette für den Abend zu machen, wo im Schloſſe ein großes Ballfeſt ſtattfinden ſollte.

XV.

Zwei Todes-Anzeigen von Einem Datum.

Die noch in demſelben Jahre vollzogene Heirath des Herzogs von Meiningen mit der Prinzeſſin von Heſſen-Philippsthal hatte im ganzen deutſchen Lande das bedeutendſte Aufſehen erregt, und wie mit Einem Schlag die Partei-Intriguen gelähmt, welche bis dahin gegen die Perſon des Herzogs und gegen die Sicherheit ſeiner Regierung ſo mächtig geworden waren. Nicht minder gingen die beſonderen Vorherſagungen in Erfüllung, welche der Herzog in einem gewiſſen Siegesübermuth in dem Augenblick ausgeſprochen, wo er ſeinen treuen Diener, den Herrn von Gleichen, als Verkündiger ſeiner Verlobung zuerſt an den Herzog von Gotha abgeſchickt hatte.

Genau nach Jahresfriſt mußte ſich nämlich der Miniſter von Gleichen, deſſen Finanz-Verwaltung ſich inzwiſchen auf das Glänzendſte in dem kleinen Lande bewährt hatte, abermals als außerordentlicher Geſandter zu dem Herzog Friedrich III. begeben, den er jetzt nicht

mehr in Waſungen, wo die Beſatzungs-Truppen bereits wieder abgezogen waren, ſondern auf ſeinem Schloſſe in Gotha aufzuſuchen hatte.

Der Zweck ſeiner Botſchaft ging dahin, dem Herzoge von Gotha die Geburt eines Prinzen anzuzeigen, der dem Herzoge von Meiningen ſoeben geboren worden war, und mit der Einladung zur Kindtaufe zugleich eine diplomatiſche Mittheilung über die Feſtſtellung der legitimen Erbfolge im Meiningenſchen Lande zu verbinden.

Der Herzog Anton Ulrich erklärte dieſe jetzt dahin für geordnet, daß für den Fall ſeines Ablebens der jungſtgeborene Prinz, als landesherrlicher Repräſentant der Regierung, in Gemeinſchaft und unter Beiſtand der beiden Söhne der Caſarea Schürmann, Peter und Paul, die fürſtliche Gewalt über das Herzogthum Meiningen ausüben ſolle.

An demſelben Tage, wo der Herzog mit einer beſonderen freudigen Genugthuung dieſe Botſchaft abgefertigt hatte, trafen ihn ſelbſt noch faſt gleichzeitig zwei Botſchaften aus der Ferne, die ſeine Seele in eine unendliche Traurigkeit ſtürzten.

Die eine Nachricht war eine einfache Todes-Anzeige, welche ihm der Graf von Solms-Lich überſandte. Eliſabeth war im Schooße ihrer Familie geſtorben. Die Trennung von Pfaffenrath hatte ſie ſofort auf das Krankenlager geworfen, von dem ſie ungeachtet der zärtlichſten Bemühungen, welche ihr die Ihrigen widmeten, nicht wieder erſtanden war.

Die andere Botschaft bestand in einem durch die Post gekommenen Brief-Couvert, in dem sich nur ein kleiner Zettel, beschrieben mit Pfaffenrath's Hand, befand. Pfaffenrath hatte als Soldat des Königs Friedrich's II. in der Schlacht bei Mollwitz in Schlesien rühmlich mitgefochten und war in diesem blutigen Kampf lebensgefährlich verwundet worden. Die Frist, welche ihm der herannahende Tod noch gegönnt, benutzte er dazu, seinem unvergeßlichen Freunde und Herrn, Anton Ulrich, ein kurzes und ergebenes Abschiedswort zu schreiben, und ihn um Bestellung seiner letzten Grüße an Elisabeth zu bitten. Seine Cameraden hatten dieses Schreiben treulich auf die Post gegeben.

Die Thränen des Herzogs fielen auf beide in seiner Hand zitternde Anzeigen. Er bemerkte, daß das Datum bei beiden dasselbe war. Julius Pfaffenrath und Elisabeth waren an einem Tage, vielleicht in derselben Stunde gestorben.

Anton Ulrich verhüllte seine Augen und sank schmerzlich in sich selbst zusammen. Dann begab er sich in die Einsamkeit seines Cabinets, wo ihn an diesem Tage Niemand in seiner Trauer stören durfte.

Druck von Alexander Edelmann in Leipzig.

Der

Kampf um das ſchwarze Meer.

Der

Kampf um das ſchwarze Meer.

Hiſtoriſche Darſtellungen

aus der Geſchichte Rußlands.

Von

Theodor Mundt.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.

1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die nachfolgenden Darstellungen aus der Geschichte Rußlands sind nicht nur unter dem entscheidenden Eindruck der heutigen Weltkämpfe, sondern auch aus dem Bedürfniß entstanden, jetzt, in dem bedeutungsvollsten Wendepunkt Europa's, die Aufschlüsse und Belehrungen, welche die russische Geschichte selbst zu geben vermag, lebendig in Mitwirkung treten zu lassen. Die Geschichte Rußlands ist ein für die Wissenschaft, die Politik und die historische Wahrheit noch wenig erobertes und aufgeschlossenes Gebiet. Ihre uns theils fernstehenden, theils künstlich verschütteten Quellen ließen bisher Vieles nur spärlich und unklar erkennen, was mit den Lebenskämpfen und Geschicken aller europäischen Völker auf das Innigste und Bedeutungsvollste zusammenhängt. Aber mit dem Wiederausbruch des orientalischen Weltstreits, der den Kampf zwischen Rußland und Europa um den Osten diesmal vielleicht in die umfassendsten Bewegungen hinaustreten lassen wird, haben die Aufgaben der Geschichtschreibung und der historisch-politischen Forschung auch nach dieser Seite einen erneuerten Anreiz und gewissermaßen ihren höchsten Impuls erhalten. Die Beschäftigung mit der Geschichte Rußlands und ihren innersten Entwickelungsmomenten wird bald eine allseitig gebotene sein, und

wahrscheinlich in Deutschland, das auch für den Kampf selbst den Ausschlag zu geben hat, mit den erfolgreichsten Mitteln der Wahrheit und der Wissenschaft unternommen werden können. Der große Ertrag, der davon zu erwarten steht, wird durch seinen günstigen Einfluß auf die Erkenntniß und die Entschließungen der heutigen Völker die Mühe lohnen.

Die Kämpfe Rußlands um das schwarze Meer und den Besitz Constantinopels habe ich in diesen historischen Darstellungen vorzugsweise an das Leben und den Hof der Czarin Katharina II. angeknüpft. Es liegt hier der allbestimmende und alle späteren Unternehmungen vorherbedingende Ausgangspunkt dieser Kämpfe gegeben und zugleich ist es die Geschichte der europäischen Allianzen, das Verhältniß von Oesterreich, Rußland und Preußen, und die für die gesammte heutige Politik entscheidend gewordene Einwirkung Rußlands auf Polen, Schweden und Persien, welche von diesem Punkt aus ihre aufschlußreichste Beleuchtung gewinnen müssen. Ich glaubte die in diesen Blättern beabsichtigten Darstellungen und Wirkungen um so mehr in dieser Zeit abschließen zu müssen, als ich darin zugleich ein abgerundetes Bild dessen, was man in unseren Tagen so oft die traditionnelle Politik Rußlands genannt hat, auf einem gewissen Höhepunkt und in seiner charaktervollsten und entschlossensten Vollendung zeichnen konnte.

Berlin, den 12. Mai 1855.

Theodor Mundt.

Inhalt.

I. Die Weltherrschaft Rußlands im Pontus. (Bestrebungen und Stimmungen am Hofe Katharina's II. Die Begründung der russischen Weltmacht im schwarzen Meere. Verhältniß der alten und neueren Völker zum schwarzen Meere. Genuesen und Venetianer. Kaffa. Schicksal der genuesischen Colonien. Beschränkung des schwarzen Meeres durch den Geist der osmanischen Politik. Mahomet II. nimmt die Absperrung des schwarzen Meeres in das Statut der osmanischen Reichsverfassung auf. Die Weltlage Constantinopels. Seine Bestimmung zur Haupt- und Centralstadt der modernen Welt. Der Kampf um das schwarze Meer als der Entscheidungspunkt der modernen Weltbewegung. Bedeutung des Ostens und Westens für eine neue Zukunft der Menschheit. Die prinzlose Demokratie der amerikanischen Westwelt. Die höheren Interessen der modernen Völker im Osten. Der Orient als Zukunftsfrage der europäischen Menschheit. Der Gedanke der Universal-Monarchie in der Organisation des russischen Reichs. Die politische Erkenntniß des schwarzen Meeres. Die Schöpfungsgedanken Peter's des Großen. Taganrog. Katharina als zweite Bildnerin des russischen Reichs. Die Herrschaft über das schwarze Meer und die wachsende Größe Rußlands. Die Macht der Tataren. Die Krim. Soldaya als Brennpunkt des Handels zwischen Asien und Europa. Die Tataren als Hüter des schwarzen Meeres gegen die Russen. Der Feldzug Münnichs. Die Linien von Perekop. Das faule Meer. Die Khane der Krim. Marschall Lascy und die strategischen Zugänge zur Krim. Der Khan Krim-Girai. Erste Kriegsunternehmung Katharina's II. gegen die Türken.) . S. 1 — 17.

II. Katharina II. und ihre Günstlinge. (Der junge Offizier im Heere des Generals Romanzow. Persönlichkeit Potemkin's. Sein militairischer Dienst im Kriegslager gegen die Türken. Mitwirkung Potemkin's bei der Entthronung Peter's III. Seine erste Bekanntschaft mit der Czarin. Die Orlow'sche Partei. Die Kämpfe der russischen Heere gegen die Tataren und Türken. Der Seekrieg unter Führung des Grafen Alexis Orlow. Die russische Flotte im Archipelagus. Aufreizung der Griechen zum Aufstande gegen die Türken. Blutbad der Janitscharen. Verbrennung der türkischen Flotte bei Tschesme. Das Bild Philipp Hackert's. Ausbruch Dolgorucki's nach der Krim. Revolutionnirung der Tataren durch Agenten Rußlands. Die Wahl Sahim-Girai's zum Khan der Krim. Sahim-Girai bringt der Czarin die Freiheit der Beschiffung des schwarzen Meeres als Opfergabe dar.

Abtretung von Kertſch, Jenikale und Kinburn an Rußland. Neue Waffnung der Türken mit Hülfe des Franzoſen Tott. Abdankung des Günſtlings Gregor Orlow in Petersburg. Perſönlichkeit und Wirken des Grafen Orlow. Abreiſe Orlow's zu Friedensunterhandlungen mit den Türken in Fokſchani. Ein Angriff Romanzow's auf die Türken, um Potemkin Gelegenheit zu einer Siegesbotſchaft nach Petersburg zu geben.) . . . . . S. 18 — 33.

III. Potemkin. (Einrichtung der Günſtlinge Katharina's im Winterpalaſt. Potemkin's Intrigue, um Favorit zu werden. Die Perſönlichkeit der Czarin. Ihr Portrait von Lampi. Die Friedensverhandlungen in Fokſchani und Bukareſt. Die ruſſiſche Flotte im Aſow'ſchen Meere. Die erſte Theilung Polens. Fortgang des Türkenkriegs. Der Sturm auf Siliſtria. Ungemach der ruſſiſchen Flotte im Archipelagus. Katharina's Leiden mit ihren Günſtlingen. Der Donau-Uebergang Romanzow's. Die Siege der ruſſiſchen Generäle. Tod Sulten Muſtapha's III. Abdul Hamid. Der Aufſtand des Koſacken Pugatſcheff. Entartungen des türkiſchen Heers. Der Frieden von Kainardſche. Die Herrſchaft Rußlands über das ſchwarze Meer als hiſtoriſche Thatſache.) . . . . . S. 34 — 49.

IV. Einfluß Voltaire's auf das orientaliſche Weltproject Rußlands. (Das Ziel der ruſſiſchen Kriegspläne gegen die Türken. Der Briefwechſel der Czarin Katharina mit Voltaire. Voltaire's Drängen, Conſtantinopel zur Hauptſtadt des ruſſiſchen Weltreichs zu machen. Diaboliſche Windbeuteleien Voltaire's über Rußland und die Türkei. Perſönliches Verhältniß Voltaire's zur Czarin. Die Unerſchöpflichkeit aller Mittel und Kräfte Rußlands: ein Lieblingsthema Katharina's. Die „Semiramis des Nordens". Voltaire's Ausſpruch, daß der Welt das Licht vom Norden komme. Voltaire wünſcht eine fürchterliche Flotte Rußlands auf dem ſchwarzen Meer. Die Namensbedeutung von Tſchesme und Kainardſche. Potemkin's Chanſon auf Katharina. Inniges Zuſammenleben der Czarin und Potemkin. Potemkin's Wirthſchaft als Günſtling.) . . . . . S. 50 — 60.

V. Der Frieden von Kainardſche. (Einfluß der Friedensartikel auf das Verhältniß Rußlands zum ſchwarzen Meer und die Ordnung der Dinge in den türkiſchen Provinzen. Anerkennung der Unabhängigkeit der Krim von der Pforte. Der Khan Sahim-Girai und ſeine ruſſiſchen Koketterieen. Carrikatur eines tatariſchen Hofes. Intriguenſpiel der Pforte. Der Gegen-Khan Dewlet-Girai. Unluſt der Pforte, die Beſtimmungen des Friedens von Kainardſche auszuführen. Die Erſchütterung des Beſitzſtandes der Türken auf dem ſchwarzen Meere. Befeſtigungen und Einrichtungen Rußlands in Kertſch, als Stützpunkt der ruſſiſchen Herrſchaft im ſchwarzen Meere. Jenikale. Kinburn. Fabelhafte Vorſtellungen über die Natur des ſchwarzen Meeres. Seefarten. Die moskowitiſche Weltherrſchaft und das Prohibitiv-Syſtem.) . . . . . S. 61 — 78.

VI. Eine Komödie der Kaiſerin Katharina zur Feier ihrer Siege über die Türken. (Katharina beſchließt eine ruſſiſche Nationalfeier in Moskau. Die Reiſe. Das mitgenommene Heiligenbild. Die Stimmung des Volkes gegen Katharina. Tendenziöſe Huldigungen für den Großfürſten Paul. Der Einzug in Moskau. Die Wallfahrt nach dem Kloſter. Der Staatsminiſter Graf Panin. Eine Intrigue Potemkin's. Die Glorie des Türkenſieges. Romanzow. Die Meſſe in der Kathedrale von Moskau. Katharina in einem altmoskowitiſchen Gewande. Die Belohnungen für die Türkenſieger. Das Feſtſtück „Oleg“ gedichtet von Katharina. Die ſymboliſch-hiſtoriſchen Tendenzen dieſes Stückes in Bezug auf die ruſſiſche Herrſchaft im ſchwarzen Meer. Die intriguanten Andachts- und Buß-Uebungen Potemkin's. Potemkin's Talente und Bildung. Katharina und der Cultus des Geiſtes und der Wiſſenſchaft. Entlaſſung des Fürſten Beloſelsky aus dem diplomatiſchen Dienſt, wegen der ſchöngeiſtigen Abfaſſung ſeiner Depeſchen. Haß der Czarin gegen Vers und Muſik. Potemkin klagt in Moskau plötzlich über Kränklichkeit. Er macht die Kaiſerin auf die Herren von Sawadowsky und Besborodko aufmerkſam. Unterhaltungen der Kaiſerin mit Sawadowsky über den ruſſiſchen Stil. Das Sinken der Kathedrale von Moskau. Die Rückreiſe nach Petersburg. Die Gewehrfabrik in Tula.) S. 76 — 88.

VII. Die Fortbildung der Ideen Peter's des Großen auf dem ruſſiſchen Czarenthron und der griechiſch-türkiſche Herrſchaftsplan. (Das Denkmal für Peter den Großen in Petersburg. Aufträge Katharina's an den franzöſiſchen Bildhauer Falconet, die Geſtalt des Czaren künſtleriſch zu verewigen. Der Granitfelſen aus Finland als Poſtament. Mißlungener Guß des Standbildes. Beſchäftigungen Katharina's mit dem Andenken Peter's des Großen. Das politiſche Teſtament Peter's. Die Hinweiſung deſſelben auf das ſchwarze Meer. Was Katharina bisher für die ruſſiſche Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere gethan. Ihre Correſpondenz darüber mit Voltaire. Hellſehereien Voltaire's über das ſchwarze Meer. Katharina als Schülerin Voltaire's. Voltaire als Prophet und Ritter der traditionnellen Politik Rußlands. Das ſchlechte Buch Voltaire's über Peter den Großen. Seine Unterſchlagung der ihm dazu von Rußland gelieferten Materialien. Die eigenhändigen Denkwürdigkeiten Peter's des Großen. Peter als Schöpfer der ruſſiſchen Flotte. Seine Bedrängniſſe im Türkenkriege. Der Pruther Frieden. Die Flotte Katharina's. Schwärmereien Katharina's und Voltaire's über Taganrog. Katharina's Verhältniß zu den Vorkämpfern der franzöſiſchen Revolution. Beſchlagnahme ihrer Inſtruction pour le Code an den Grenzen Frankreichs. Katharina an der Spitze der Aufklärung des Jahrhunderts. Die Inoculation der Kinderblattern in Petersburg. Die Notre-Dame-de-Petersbourg. Unterſtützung der franzöſiſchen Encyclopädie in Petersburg. Beſuch Diderot's bei Katharina. Der

„Koloß mit den thönernen Füßen.“ Potemkin als Chef des kaiſerlichen Favoriſats. Einſetzung Sawadowsky's als Günſtling. Potemkin's Lebensweiſe. Seine Erhebung in die deutſche Reichsfürſtenwürde. Potemkin als Fahnenträger der ſpecifiſch ruſſiſchen Ideen. Seine Auffaſſung des griechiſchen Projects und der Wiedergeburt der Hellenen. Voltaire hat zuerſt die Türkei als den kranken Mann bezeichnet. Katharina ſchwärmt für die griechiſche Tracht. Wie die Ideen der Eroberung der Türkei ſich am ruſſiſchen Hofe mit der Wiederaufrichtung des alten griechiſchen Kaiſerthums verbinden. Voltaire legt bei der Czarin ein gutes Wort für Athen ein. Ueberſetzung des Homer ins Ruſſiſche. Die Catheriniade. Athen als ruſſiſche Hauptſtadt. Die griechiſche oder ruſſiſche Sprache zur Univerſalſprache der Welt beſtimmt. Voltaire prophezeit die Geburt eines ruſſiſchen Prinzen, der zum griechiſchen Kaiſer beſtimmt wäre. Prinz Conſtantin. L'étoile de l'orient. Die Prinzen Alexander und Conſtantin zwei Grundſäulen für die Herrſchaft Rußlands über Europa und Aſien. Der preußiſche Miniſter Herzberg über das griechiſche Kaiſerthum. Die ſymboliſchen Denkmünzen auf die Geburt des Prinzen Conſtantin. Die Czarin als Vorkämpferin des chriſtlichen Glaubens. Potemkin ſpielt zuerſt das Hauptſtichwort der ruſſiſchen Politik aus. Der kleine Prinz in griechiſcher Tracht. Ein Cadettencorps von neugriechiſchen Knaben. Katharina entwirft zum Unterricht des Prinzen Conſtantin eine Landkarte von der Theilung der Welt.) . . . . . S. 89 — 119.

VIII. Die erſten Schritte zur Eroberung der Krim. Die Meeresbeherrſchung Rußlands. (Sahim-Girai und ſeine ruſſiſche Leibgarde. Niedermetzelung der Tataren durch Proſorowski. Der Vertrag vom 21. März 1779. Frankreichs erſtes Erkennen der Bedeutung des ſchwarzen Meeres. Verdienſte Katharina's um die Entfeſſelung des ruſſiſchen Handelsgeiſtes. Marioupol. Streben nach einem ruſſiſchen Hafen im mittelländiſchen Meer. Die Gründung von Kherſon. Das Emporkommen von Odeſſa. Der ruſſiſche Tarif. Die ruſſiſchen Pläne am caſpiſchen Meer. Pallas und Gmelin. Die Vergeſellſchaftung der Intereſſen zwiſchen dem ſchwarzen und caſpiſchen Meer. Der Waaren-Austauſch zwiſchen Rußland und Perſien. Katharina's Gedanke einer Verbindung zwiſchen dem ſchwarzen und caſpiſchen Meer. Die Handelsniederlage der Engländer in Trapezunt.) S. 120 — 132.

IX. Kaiſer Joſeph in Petersburg. (Urſprung der ruſſiſch-öſterreichiſchen Alliance. Erſte Zuſammenkunft zwiſchen Katharina und Joſeph II. in Mohilew. Der Graf von Falkenſtein. Die Perſönlichkeit Kaiſer Joſeph's. Die Pläne des deutſchen Kaiſers mit Bayern. Joſeph's Begierde Rußland kennen zu lernen. Reiſe nach Petersburg. Joſeph's ſkeptiſche und ironiſche Anſchauungen von Rußland. Die Vertheilung der Welt zwiſchen Oeſterreich und Rußland. Das Imperium des Weſtens und die Krone des

Oſtens. Abneigung des Großfürſten Paul gegen die orientaliſchen Pläne. Die preußiſche Partei in Rußland. Der Miniſter Panin. Bedeutung einer Allianz Rußlands, Oeſterreichs, Preußens und Frankreichs für Europa. Die erſten Anläufe zum Bündniß zwiſchen Rußland und Oeſterreich. Der Vorſchlag Friedrich's des Großen zu einer Tripel-Allianz zwiſchen Rußland, Preußen und der Pforte und zur Erhaltung der Türkei als eines nothwendigen europäiſchen Lebensprinzips. Streben des Wiener Cabinets nach einer Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich. Die nachläſſige Stellung des alten Frankreichs gegen Rußland. Rußland geht blühender und mächtiger aus jedem Krieg hervor. Kaunitz. Friedrich's des Großen Verhältniß zu Potemkin. Die Lebensweiſe Kaiſer Joſeph's in Petersburg. Die gemeinſamen Vortheile Rußlands und Oeſterreichs beim Untergang der Türkei. Abſchied Joſeph's von Katharina. Seine letzten Eindrücke von der Czarin und dem ruſſiſchen Weltproject auf Conſtantinopel.) . . S. 133 — 160.

X. Ein Beſuch des Prinzen von Preußen am ruſſiſchen Hofe. (Ausſtattung des Prinzen Friedrich Wilhelm für die Reiſe nach Petersburg. Die Denkſchrift des Grafen Görz über die Perſönlichkeiten des ruſſiſchen Hofes. Die Perſönlichkeit des Prinzen. Seine Aufnahme bei der Czarin. Die abgelaufene Allianz zwiſchen Rußland und Preußen. Die Häuſer der ruſſiſchen Großen. Die Nichten Potemkin's. Anerbietungen Friedrich's des Großen an Potemkin. Lanskoy. Der Mörder Peter's des Dritten. Der dunkle Hintergrund der Regierung Katharina's. Charakter und Stellung des Großfürſten Paul. Verhältniß des Prinzen von Preußen zur Perſon Katharina's. Seine beginnende Zurückſetzung in der Hofgeſellſchaft. Fürſt Ligne. Katharina's feindliche Entſchlüſſe gegen das preußiſche Königshaus. Guter Rath Friedrich's des Großen an die Czarin. Intriguen der engliſchen Diplomatie gegen Preußen. Das Bündniß der bewaffneten See-Neutralität. Streben Englands nach einer Allianz mit Rußland. Die preußiſche Partei in Petersburg. Katharina als Geſetzgeberin der Meere. Die Spanier und die Meeresherrſchaft. Verhältniß der See-Neutralität zu den Abſichten Rußlands auf das ſchwarze Meer. Die Erklärung Rußlands über die Rechte des neutralen Verkehrs. Englands Meeresdespotismus. Friedrich's des Großen Vorſchläge an Rußland, in den inneren Angelegenheiten Deutſchlands Einfluß und Uebergewicht zu ſuchen. Eine darauf bezügliche Denkſchrift des Grafen Görz. Frühere Gleichgültigkeit der ruſſiſchen Politik gegen Deutſchland. Erſtes Auftreten der ruſſiſchen Diplomaten in Deutſchland. Rußland als Garant der Verfaſſung Deutſchlands. Nicolaus Romanzow als ruſſiſcher Reſident in Frankfurt. Das Schickſal Deutſchlands und der Türkei auf einer und derſelben Bewegungslinie der Geſchichte. Unterhaltungen der Czarin mit dem Prinzen von Preußen über die orientaliſch-griechiſchen Pläne. Das tiefſte Myſterium der europäiſchen Politik. Die kleinen Privatzirkel der

Kaiſerin. Die politiſche Wendung der Ereigniſſe. Verabſchiedung des Prinzen. S. 161 — 201.

XI. Die Eroberung der Krim. (Der Khan Sahim-Girai. Seine Ernennung zum ruſſiſchen Obriſtlieutenant. Er veranſtaltet eine tatariſche Ueberſetzung der Encyclopädie von Diderot und d'Alembert. Die Aufſtände gegen den Khan. Eine Kataſtrophe in der Krim als erſter Schritt zur Ausführung der orientaliſchen Pläne Rußlands. Potemkin treibt zum Türkenkrieg, um die alternde Czarina zu erfriſchen. Der alte Plan des Feldmarſchalls Münnich zur Eroberung der Türkei. Choiſeul-Gouffier's Rath über Griechenland und die Türkei. Neue Medaillen auf die Eroberung Conſtantinopels. Abmarſch der ruſſiſchen Heere nach der Krim. Antheil Kaiſer Joſeph's. Eine Depeſche des Fürſten Kaunitz gegen die Pläne Rußlands. Frankreich widerſetzt ſich der Zertrümmerung des osmaniſchen Reichs. Die Exiſtenz der Türkei als Baſis aller europäiſchen Stellungen. Friedrich's des Großen Denkſchrift, um die Vermittelung Frankreichs zwiſchen Rußland und der Türkei aufzurufen. Spott Friedrich's des Großen über den ruſſiſchen Thron in Conſtantinopel. Vorbereitungen Potemkin's. Der letzte Khan der Krim und ſeine ruſſiſche Penſion. Klägliches Ende Sahim-Girai's. Die Beſitzergreifung Rußlands von der Krim. Die Niedermetzelung der tatariſchen Bevölkerung. Wiederherſtellung des Namens Taurien. Das ſchwarze Meer als die Herrſchaftsquelle Rußlands. Der neue Handelsvertrag zwiſchen Rußland und der Pforte von 1783. Rußlands ausgedehnte freie Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meer. Das geſteigerte Leben auf dem ſchwarzen Meer ſeit 1783. Das ruſſiſche Handlungshaus in Conſtantinopel. Schwieriger Fortgang der ruſſiſchen Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meer. Oeſterreichs vertragsmäßiger Eintritt in das ſchwarze Meer. Katharina ladet durch ein Manifeſt die fremden Nationen ein, auf das ſchwarze Meer herabzukommen. Der ruſſiſche Zolltarif von 1782. Geringe Erfolge Rußlands und Oeſterreichs auf dem ſchwarzen Meer.) . . . . . S. 202 — 222.

XII. Die Triumphreiſe nach Tauris. (Abfahrt der Kaiſerin Katharina nach der Krim. Potemkin's theatraliſches Blendwerk. Die Reiſegeſellſchaft der Kaiſerin. Der engliſche und franzöſiſche Geſandte. Katharina die Große. Fürſt Ligne. Graf Ségur. Der Handelsvertrag zwiſchen Frankreich und Rußland. Katharina's Plaudereien vom ſchwarzen Meer. Zorn und Witz der Czarin über die Türken. Die erſten Anzeichen von der großen Kriſis in Frankreich. Der Kampf um Völkerglück und der Beſitz des ſchwarzen Meeres. Mr. Fitzherbert. Die Vertreter der beiden Weſtmächte geben ſich unterwegs Räthſel auf. Smolensk. Kiew. Der Fürſt von Naſſau-Siegen. Potemkin's beſtändige Grübeleien über das orientaliſch-griechiſche Kaiſerthum. Die Kaiſerin ſtudirt bei dem Grafen Ségur die Metrik. Aufreizungen der ruſſiſchen Diplomatie in Conſtantinopel. Unruhe der Pforte über die Rü-

ſungen Rußlands. Die Reiſe auf dem Boryſthenes. Glückliche Völker und Dörfer als Theater-Decoration. Der König von Polen. Katharina's und Poniatowski's Wiederſehn nach fünfundzwanzig Jahren. Die Manoeuvres in Krementſchuk. Suwarow's Miethe. Die Kataraften des Dnieper. Zuſammenkunft mit dem deutſchen Kaiſer. Die Gründung von Ekaterinoslaw. Cherſon. Ein türkiſches Geſchwader zwiſchen Oczakow und Kilburn. Franzöſiſche Militairs im Dienſt der Türken. Kaiſer Joſeph's Bekenntniſſe über die Eroberungsprojecte Rußlands. Diplomatiſche Verhandlungen über das Verhältniß Rußlands und der Pforte. Der Aufſtand in Brabant. Eintritt in die Krim. Ein Manoeuvre von donſchen Koſacken. Reflexionen Kaiſer Joſeph's über die wunderbaren Conſtellationen der Reiſe. Die tatariſche Leibgarde Katharina's. Aufenthalt der Czarin in dem Palaſt der tatariſchen Khane. Das Diner in Inkermann. Der Hafen von Sebaſtopol. Die neue Kriegsflotte Rußlands. Das ſchwarze Meer hat ſeine Herrin gefunden. Potemkin mit dem Beinamen der Taurier. Seine Ernennung zum Groß-Admiral des ſchwarzen Meeres. Kaiſer Joſeph's ſkeptiſche Betrachtungen über die neue Kriegsflotte Rußlands. Sebaſtopol als Zwingburg des ſchwarzen Meeres. Anlagen der Stadt und Feſtung. Aeußerung des Grafen Ségur über Sebaſtopol. Unterhaltungen Katharina's und Joſeph's am ſchwarzen Meer über die Wiederherſtellung der alten Republiken Griechenlands. Symphetopol. Karaſubazar. Feuerwerk für Katharina in den Bergen der Krim. Wehmuth der Czarin beim Anblick Theodoſia's. Nachgebildete Vorſtellung der Schlacht bei Pultawa. Rückreiſe.) . . . . . S. 223 — 229.

XIII. Potemkin's letzter Wunſch für die Pläne Rußlands. (Händel der ruſſiſchen Diplomatie in Conſtantinopel. Hr. von Bulgakoff. Kriegserklärung der Türkei an Rußland. Das Manifeſt Rußlands und die Czarin in der Ball-Toilette. Die Belagerung von Oczakow. Ruſſiſch-türkiſche Seekämpfe. Fortſchritte Rußlands in der Befahrung des ſchwarzen Meeres. Die ruſſiſche Flotte in der Donau. Sturm auf Ismail. Suworow der Mann des Bayonnets und des Schwarzbrots. Friedensunterhandlungen in Jaſſy. Potemkin's Krankheit. Tod des Tauriers im Graben an der Heerſtraße. Sein letzter Wunſch für die Pläne Rußlands.) S. 260 — 268.

XIV. Saat und Dünger der ruſſiſchen Weltherrſchaft. (Der Friedensvertrag von Jaſſy. Katharina's Eroberungsſorgen richten ſich auf Schweden und Polen. Zahl der ruſſiſchen Segel auf dem ſchwarzen Meere. Beſorgniß und Abſcheu der Czarin beim Fortgang der franzöſiſchen Revolution. Sie ſchleudert die Büſte Voltaire's in eine Ecke ihrer Gallerie. Ihre Maßregeln gegen alle Einflüſſe Frankreichs und gegen die in Rußland ſich aufhaltenden Franzoſen. Ihre Abſchiedsworte an den Grafen Ségur. Die Czarin will Ariſtokratin bleiben. Der Ukas gegen das republikaniſche Frankreich. Die Abſchwörung der Revolution. Die franzöſiſchen Emigran-

ten in Petersburg. Graf Artois. Der kleine Esterhazy. Das qui vive und die Carmagnole in den Zimmern der Czarin. Calonne. Katharina's Verhältniß zu Gustav III. von Schweden. Der Bund der Könige gegen die französische Revolution. Die geheimen Einflüsse Rußlands in Schweden. Schicksal und Tod Gustav's III. Ansätze zu einem neuen Verhältniß zwischen Rußland und England. England willigt in die Verjagung der Türken aus Europa. Platon Zoubow, der letzte Liebling. Sein Einfluß auf die russische Politik und auf den Abschluß der Allianz zwischen Rußland und England. Katharina's Haß gegen Polen. Die polnische Constitution von 1791. Thaddäus Kosciuszko. Drängen des Günstlings Zoubow auf die Vernichtung Polens. Berechnungen der russischen Politik mit Deutschland, Polen und der Türkei. Kriegserklärung Rußlands an Polen. Antheil Friedrich Wilhelm's II. Königs von Preußen. Stanislaus August. Katharina durchschaut den revolutionnairen Zusammenhang eines neuen Zeitalters. Polen und Frankreich. Kosciuszko und die Freiheit der polnischen Bauern. Die zweite und dritte Theilung Polens. Kosciuszko als Gefangener in Petersburg. Einfluß der letzten Theilung Polens auf die Handelsbewegungen Rußlands im schwarzen Meer. Der Hafen Kabschibei. Die Erbauung von Odessa. Katharina's Einladung an die eigenen und fremden Völker zu dem neuen Hafen. Weiterbildung der russischen Flotte auf dem schwarzen Meere. Die Pläne Rußlands mit Schweden. Wirksamkeit der russischen Diplomatie in Stockholm. Antheil Rußlands an der Verschwörung Armfelt's. Das Heirathsproject der Czarin zwischen dem König Gustav Adolf und ihrer Enkelin Alexandrine. Die Prinzessin von Mecklenburg. Die diplomatische Rolle des Herrn von Budberg in Stockholm. Der Besuch des jungen Königs von Schweden in Petersburg. Katharina als Lehrmeisterin der beiden Liebenden. Die Persönlichkeit Gustav Adolf's. Die Rousseau'schen Erziehungsgrundsätze. Ausbleiben des Königs von Schweden bei der Verlobungsfeierlichkeit. Der Heirathscontract. Der griechische Glauben und die russische Politik. Die Unternehmung gegen Persien. Die russischen Festsetzungen am caspischen Meer. Heraclius, Fürst von Georgien. Sahib-Khan in Petersburg. Die Eroberungs- und Handelsträume am russischen Hofe und die alten Projecte Peter's des Großen mit dem caspischen Meer, Persien und Indien. Der Feldzug Peter's gegen Persien. Katharina ernennt Valerian Zoubow zum Oberbefehlshaber ihrer Armee im Caucasus. Die Einnahme von Derbent. Traumhaftes Ineinanderklingen der Zeiten Peter's und Katharine's. Das zusammenhangsvolle System der russischen Politik. Ein Mythus bei der Einnahme von Derbent. Auftreibung des russischen Heeres im Caucasus. Die Krankheit der Czarin. Ihre Fußbäder im Wasser des schwarzen Meeres. Katharina's Tod.) . S. 269—333.

I.

Die Weltherrſchaft Rußlands im Pontus.

Am Hoflager der Kaiſerin Katharina II. in Petersburg war plötzlich der Gedanke in die Mode gekommen, ein griechiſches Reich wiederherzuſtellen und an den Ufern des ſchwarzen Meeres einen ruſſiſchen Machtſitz zu begründen, von dem aus die beginnende Herrſchaft Rußlands über das bisher von dem Halbmond gefeſſelte Meer angekündigt werden ſollte!

Die Hofleute der Czarin ſchwatzten von dieſem Plan, wie von den Veranſtaltungen zu einem Huldigungsfeſt für ihre große Gebieterin, und man konnte die Gunſt Katharina's durch glückliche Bemerkungen und Einfälle gewinnen, welche ſich auf die Begründung der ruſſiſchen Weltmacht im ſchwarzen Meere bezogen. Aber auch in den Verbindungen, welche die Kaiſerin mit den großen und ſchönen Geiſtern

Frankreichs unterhielt, blitzte dieser Gedanke merkwürdig empor, und vornehmlich war es Voltaire, der in seinen Briefen diesen halb prophetischen halb mahnenden Ton anschlug, und von der Wiederbelebung der hellenischen Republiken Sparta und Athen wie von einer That sprach, durch welche der Krieg, der zwischen Rußland und der Türkei entbrannt war, eine neue und entscheidende Wendung im Interesse Rußlands gewinnen würde! Die von allen Seiten genährten Entwürfe beherrschten aber nicht bloß den Geist der genialen Fürstin, die gern etwas Außerordentliches und Großes schaffen wollte. Diese Gedanken spielten gewissermaßen auch in die Sinnlichkeit Katharina's hinüber, und ihr gewaltigster Günstling, Potemkin, nahm von der Hingebung der Czarin erst dann auf die entscheidendste Weise Besitz, als er sich zugleich zum Führer ihrer weitgreifenden Ideen machte und über ihrem Lager die Träume der russischen Weltherrschaft, die sich in den Fluthen des schwarzen Meeres wiederspiegeln sollte, dahinschweben ließ!

Das schwarze Meer, einst von den Dichtungen und Abenteuern der alten Welt umspielt, war für die neueren handeltreibenden Völker lange ein verstecktes Kleinod geblieben, das ihnen von den auf seinen Besitz eifersüchtigen Türken entzogen wurde. Mit strenger Hut bewachten die Osmanen das Eingangsthor des Bosporus, um kein fremdes Segel über den dunkeln Meeresspiegel zu lassen, oder sie verkauften für Geld das Recht, den Pontus zu befahren, dessen Stürme sie selbst scheuten und der sie aus ihrer gelassenen Ruhe nicht hin-

auslocken konnte auf ſeine gefahrvollen, aber die Schätze der Welt umſetzenden Bahnen. Der ſcharfe Handelsinſtinct, der die italieniſchen Völker des Mittelalters ſtachelte, hatte ſie früh auf dieſe Gewäſſer gezogen, auf denen der Brennpunkt aller Berührungen zwiſchen Europa und Aſien lag, und wo Rußland, Perſien und die beiden Indien ſich zur Austauſchung ihrer eigenſten Lebenskräfte mit den europäiſchen Völkern begegnen konnten. Am gewaltigſten zeigten ſich auf dieſem Schauplatz die verſchlagenen Genueſen, denen der Ruhm gebührt, die bedeutungsvolle Weltlage des ſchwarzen Meeres zuerſt erkannt und den ungeheuern und allſeitigen Gewinn ſeiner Beſchiffung in Rechnung gezogen zu haben. Schon waren die Genueſen, mit denen Venedig um die Palme des Welthandels ſtritt, in den Beſitz der bedeutendſten Factoreien in Conſtantinopel gekommen, und pflegten von dieſem Standpunkt aus ihr Verhältniß zu dem von den Alten als ungaſtlich bezeichneten Meer, das aber, wie ſchon in den Zeiten des Argonautenzuges, gern von heldenmüthigem Unternehmungsgeiſt ſich zwingen ließ und ſich dann in die gaſtliche Natur des Pontus Eurinus verkehrte. Die Genueſen erſahen ſich mit einem wunderbaren Scharfblick die tauriſche Halbinſel zu dem Punkt, von dem aus ſie Herrſchaft und Gewinn des ſchwarzen Meeres am beſten an ſich zu bringen vermöchten. Nachdem ſie zu dieſem Zweck theils mit Gewalt, theils mit erleſenen Ränken das Gebiet des alten Theodoſiens an der ſüdlichen Küſte der Krim an ſich gebracht, warfen ſie hier, auf den Ruinen

der alten Stadt selbst, den Grund zu dem weltberühmt gewordenen Kaffa (1280), das, an einem schönen und gegen die Stürme geschützten Hafen mächtig emporblühend, die Republik Genua in dieser Zeit zur Herrin aller Handelswege des schwarzen Meeres machte, und mit Constantinopel selbst in eine so siegreiche Nebenbuhlerschaft trat, daß Kaffa damals das Stambul der Krim genannt wurde. [1] Fast zweihundert Jahre hindurch war es den Galeeren der Republik Genua vergönnt, den dunkeln Pontus mit ausschließlichem Monopol zu befahren, und die Reichthümer zweier Welttheile unter ihren Segeln und in ihren Colonieen zu sammeln. Diese Colonieen hatten sich weithin bis zu den Küstenstrichen des Caucasus erhoben, und selbst in dem alten kaiserlichen Trapezunt hatten die Genuesen ihr Handelscomptoir aufgeschlagen, das die bedeutendsten Beziehungen über das schwarze Meer ausspann. Die Fahne des Propheten breitete jedoch ihr lähmendes Gewicht über das Meer und seine Küsten und schlug das Gewässer, zugleich mit dem lebensprühenden Welthandel, der sich auf demselben schon gestaltet hatte, in die Bande des türkischen Fatalismus. Mit Kaffa sanken auch bald die übrigen Colonieen der Genuesen unter die Botmäßigkeit der Ottomannen, und von diesem Augenblick an schien wie mit Einem Schlage das Leben des Pontus Eurinus gebannt,

[1] Auch Klein-Constantinopel, Koutchouk Stambul. Vergl. Revue de l'Orient VI. 151.

und der aſiatiſch-europäiſche Centralmarkt, zu dem das Meer geworden, zeigte ſich plötzlich verödet und todtenſtill. Selbſt die Venetianer, welche ſich für einen jährlichen Tribut von 10,000 Ducaten von den Türken das Recht erkauften, das ſchwarze Meer zu befahren, konnten nicht mehr mit gleichem Erfolge die abgetretenen Genueſen auf dieſer Bühne erſetzen. Gleichwohl war dieſer Vertrag, welchen Venedig mit der Türkei abſchloß, ein mehrfach günſtiger für das regſame Handelsvolk der Lagunenſtadt, denn die Waaren floſſen den Venetianern in ungeheuerer Fülle und faſt zu einem Spottpreis zu, beſonders aus den ſüdlichen Städten Rußlands, die ſeit der Sperrung des ſchwarzen Meeres durch die Türken mit ihren landesthümlichen Erzeugniſſen zum Erſticken überpfropft waren, und zur Betheiligung an dem Verkehr des Baltiſchen Meeres wenig Vertrauen bezeigten.[1] Indeß gaben die Venetianer dem Handel auf dem ſchwarzen Meere einen höhern ſyſtematiſchen Aufſchwung und Zuſammenhang, und es gelang ihnen, ſelbſt die Koſacken, deren Seeräubereien den Türken das ſchwarze Meer ſo unangenehm machten, durch die bezwingende Schönheit und Nützlichkeit der venetianiſchen Artikel in einen geſetzlichen Handelsverband hineinzuorganiſiren. Darin ſtanden ihnen auch einige griechiſche und jüdiſche Handelsgeſellſchaften bei, welche auf leichten Barken ankamen, um den Koſacken

[1] Vergl. Revue de l'Orient VI. 151. Castelnau Essai sur l'histoire de la Nouvelle Russie II. 229.

allen Ausschuß der Levante aufzuschwatzen und dafür tauschweise ihre schönen Pelze, Getraide und Wachs in Empfang zu nehmen. Von den beispiellos zahlreichen Bienenschwärmen der Moldau und Wallachei holten die Venetianer das berühmte Wachs herüber, das aus ihren Fabriken so schneeweiß gebleicht hervorging, daß ganz Europa demselben den Vorzug gab und die Türken kein anderes Wachs mehr brennen wollten, als das ihnen von den Venetianern verkaufte, wie auch in den Kathedralen Deutschlands, Spaniens, Italiens, Frankreichs die heiligen Kerzen der Altäre aus dem Fabrikat Venedigs geformt sein mußten. Auf der westlichen Küste des schwarzen Meeres vom Dniester bis zum Dnieper nahmen die Venetianer das Getraide Polens, das Harz, den Hanf und die Felle der Ukraine in Empfang und bezahlten mit blanken Goldstücken an die Polen, die keine anderen Tauschproducte für ihr Getraide entgegen nehmen wollten. Die genußsüchtigen Russen ließen dagegen die feurigen Weine Italiens und die künstlerischen Luxusartikel Venedigs gern in das Innere ihres Landes gelangen und sandten dafür Alles, was sie eigenthümlich erzeugten, an die Gestade des schwarzen Meeres hinab. Dagegen wurde der russische Caviar mit großer Begierde selbst in Constantinopel genossen, und dorthin stets in bedeutender Menge auf venetianischen Schiffen verführt.

Die ottomannische Politik, engherzig in ihren Grundgedanken und hypochondrisch in ihren Berechnungen, sträubte sich mehr und mehr gegen den blühenden Anblick, welchen

das Gedränge der fremden Segel im Baſſin des ſchwarzen Meeres darbot. Nachdem Sultan Mahomet II., der ſeinen kühnen Eroberungsgeiſt am Leſen der alten Schriftſteller über Alexander den Großen entflammt, im Jahre 1453 Conſtantinopel erobert und den letzten Paläologen, Conſtantin XI., unter den Trümmern ſeines Thrones begraben hatte, war ſein erſter organiſcher Regierungsgedanke der, den Meeres-Durchgang von Conſtantinopel allen Völkern und Segeln des Occidents zu verſchließen. Es geſchah dies ſofort in demſelben Jahre ſeiner Thronbeſteigung, in welchem er Stambul zum Sitz der hohen Pforte erhob und die erſten Schlöſſer der Dardanellen baute, welche nun am Eingangsthor des neuen barbariſchen Reichs ſtrenge Wacht halten ſollten gegen den eindringenden Verkehr des Abendlandes. Mahomet II., der Begründer der osmaniſchen Reichsverfaſſung, nahm gewiſſermaßen in das Statut derſelben die Abſperrung des ſchwarzen Meeres gegen den Welthandel der europäiſchen und aſiatiſchen Völker auf. Er brach die mit Venedig beſtehenden Verträge und fegte auf der Stelle den Pontus rein von allen italieniſchen Segeln, ſo daß man nur noch die Türken ſelbſt und die der Pforte unterthänigen Griechen des Archipelagus in ſpärlicher und wenig entſchloſſener Fahrt auf den vor Kurzem noch von unzähligen Rudern geſchlagenen Wogen dahingleiten ſah. Das auf ſeinen ſieben Hügeln thronende Conſtantinopel, durch ſeine zweien Meeren gebietende, beiſpiellos herrliche Lage dazu beſtimmt, die Culturkraft Europa's mit der un-

vergänglichen Pracht und Fülle des Oſtens ſich vermählen zu laſſen, ſah jetzt zu ſeinen Füßen die Pforten verriegelt, durch welche die von dem Drang nach Oſten bewegten Völker ihren Einzug hätten gewinnen können. Das Meer mit dem traurigen Namen, aber von dem Genius der Zeiten zu einem wunderbaren und ſegensreichen Hort zweier Welttheile geweiht, hatte ſchon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die Reichthümer der ganzen Welt auf ſeinen Fluthen geſchaukelt und auf denſelben den garbenreichen Kranz eines Verkehrs geflochten, in dem Indien, China, Rußland, Arabien, Aegypten, Aethiopien, Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, England und Deutſchland ihre ſchönſten Blüthen und Früchte nebeneinander gereiht und ausgetauſcht hatten. Natur und Geſchichte hatten Alles darauf angelegt, Conſtantinopel zur Haupt- und Centralſtadt der modernen Welt zu erheben, weshalb auch auf dieſem Punkt die Frage der modernen Weltherrſchaft zur Löſung gebracht werden muß. Aber die Fahne des Propheten, die als Völkerſcheuche über dem ſchwarzen Meere flatterte und das Interdict der Meerfahrt bis in die Azow'ſchen Gewäſſer hinein erſtreckte, verdunkelte dieſen zukunftsvollen Glanz des Oſtens. Die türkiſche Herrſchaft über das ſchwarze Meer vergrub daſſelbe wieder in eine ungaſtlichere Einſamkeit und Oede, als ſie je auf ſeinen Gewäſſern gelegen und kaum in der Zeit ihm eigen geweſen ſein konnte, als es den unglückkündenden Namen des Pontos axenos noch nicht mit der ſchmeichleriſch in den Gegenſinn um-

getauften Benennung Pontus euxinus (des gaſtlichen Meeres) vertauſcht hatte. Um ſo mehr blieb aber der Kampf um das ſchwarze Meer als der Entſcheidungspunkt der modernen Weltbewegung ſtehen, der die größten Fragen Europa's in ſeinem Schooß bewegte und auf den Oſten, als auf die ewige Quelle neuer Heilsgeſtaltungen für die modernen Völker, hinzeigte. Die in vielem Betracht ſchädlich gewordene Annahme, daß eine neue Zukunft der Menſchheit ſich im Weſten begründe und in den Demokratieen Amerika's die politiſche und ſociale Wiedergeburt der Völker anſtrebe, hat über die im Oſten wahrzunehmenden Intereſſen Europa's und europäiſcher Freiheit, Bildung und Wohlhabenheit nur oberflächlich täuſchen können. Die principloſe Demokratie der amerikaniſchen Weſtwelt, die weder in ſich ſelbſt noch allen andern Völkern gegenüber zu einer ſchöpferiſchen und ideellen Aufgabe ſich emporzuſchwingen vermag, iſt zwar anlockend genug für den Auswanderungstrieb aller zerſchellten und überwortheilten Elemente der Geſellſchaft geworden, aber Amerika hat dadurch Europa gegenüber nur eine theils vermittelnde, theils negative Stellung davongetragen, in der es die Corruption der europäiſchen Welt auffaugt, um die rauhe Herrſchaft eines individuellen Egoismus, wie er ohne Beiſpiel in der Geſchichte iſt, damit zu erreichen und Stoff, das heißt: Geld, als das Höchſte aller dortigen Production, daraus zu machen. Aber die höheren und wirklich lebengebenden Intereſſen der modernen Völker ſind im Oſten zu entſcheiden geblieben, wohin der natürliche Zug aller

Beſtrebungen und Löſungen, um die es ſich in der heutigen Welt handelt, gerichtet ſteht. Der Orient iſt die eigentliche Zukunftsfrage der europäiſchen Menſchheit, deren Erwartungen immer von Neuem wieder dorthin geſpannt werden und die aus den dort ſich nach allen Seiten hin vollziehenden Kataſtrophen ſtets den Aufgang einer, neue Ordnungen und allgemeinen Wohlſtand begründenden Weltepoche erhoffen will. Während die Hinwendung der Zeiten nach Amerika auf der einen Seite den Banquerott aller Principien und die Flucht entwurzelter Ideen in das Reich des Materialismus verkündet, öffnet ſich in der entgegengeſetzten Himmelsrichtung der Orient als der eigentliche Schauplatz der modernen Völkerkämpfe, aus denen eine neue Löſung aller Principien des europäiſchen Lebens auf gleichen Grundlagen des Verkehrs, der Geſittung, der Freiheit und des Wohlſtandes hervorgehen ſoll!

Der Kampf um das ſchwarze Meer wurde zuerſt von Rußland in ſeiner ganzen Weltbedeutung erkannt und aufgenommen. Das ruſſiſche Reich, in ſeiner innerſten und geheimſten Organiſation auf den Gedanken einer Univerſal-Monarchie begründet, konnte die Ausbreitung einer Weltherrſchaft erſt gewinnen, wenn es mit ſeiner Macht an die Geſtade des ſchwarzen Meeres hinabſtieg und dort für ſich und vielleicht auch für die übrigen Nationen Europa's eine freie Straße der Schifffahrt und des Verkehrs zu gewinnen vermochte. Die ruſſiſche Politik hatte indeß vor der Zeit der Kaiſerin Katharina II. nur zögernd dieſen Gedanken er-

griffen. Das Geheimniß, welches so lange über der Beschiffung des schwarzen Meeres in physikalischer wie in commercieller Hinsicht gelagert, hüllte auch die politische Erkenntniß dieses weltentscheidenden Punktes in Dunkel. Die Genuesen hatten aus Handelsklugheit oder aus angeborener italienischer Eifersucht und Verschlossenheit einen undurchdringlichen Schleier über alle ihre Unternehmungen im schwarzen Meer gebreitet, und sich gehütet, genauere Seekarten anfertigen zu lassen oder überhaupt geographische Nachrichten und historische Documente zusammenzustellen, welche selbst über ihre Besitzergreifungen auf der taurischen Halbinsel fehlen. [1] Indeß hatte Peter der Große unter seinen weitzielenden Schöpfungsgedanken, in denen er das Reichssystem Rußlands begründete, auch die Richtung auf seine südlichen Meeresküsten nicht ganz vergessen. Im Jahre 1706 begründete er, am Golf des Azow'schen Meeres, die Stadt Taganrog, nicht im Interesse des Handels und Verkehrs, die ihm dabei noch ziemlich fern standen, sondern zur Anlage eines befestigten Kriegshafens und einer Rhede. Kaiser Alexander I. hatte stets eine fast schwärmerische Vorliebe für Taganrog und seine herrliche Lage gehegt, er wollte die Kaiserkrone ablegen und sich dorthin in eine träumerische Einsamkeit zurückziehn, aber er starb nur in dem stillen einfachen Hause, in dem er dort seinen letzten Aufenthalt genommen.

Kaiserin Katharina, die in ihrem flammenden Ehrgeiz

[1] Hommaire de Hell Les Steppes de la Mer caspienne III. 73.

die zweite Bildnerin des russischen Reiches zu werden strebte, setzte die ganze Energie ihres Naturells ein, um die Herrschaft über das schwarze Meer, die aus ihrem Briefwechsel mit Voltaire wie eine ihren Geist bezaubernde Idee emporgestiegen war, mit der wachsenden Größe Rußlands zu einem Begriff zu verschmelzen. Was die Russen bisher mehr instinctmäßig, als aus einem großen und zusammenhängenden Plan, für diesen Gedanken gethan, hatte nicht dazu führen können, die Türken auf irgend einem Punkt in dem Besitz der herrlichen Küstenländer des schwarzen Meeres zu stören. Ein gewaltiges Hinderniß zu diesem Zweck wär die steigende Macht der Tataren geworden, welche sich zuerst im dreizehnten Jahrhundert (gegen das Jahr 1226) wie ein reißender Strom, aber zugleich mit einer merkwürdig befruchtenden und organisirenden Kraft, über Rußland, Polen und Ungarn ausgeschüttet, aber den Kern ihrer Herrschaft in dem alten Tauris an den Küsten des schwarzen Meeres niedergesetzt hatten. Unter den tatarischen Khanen der Krim richtete sich diese von der Natur verschwenderisch ausgestattete Halbinsel bald in der ganzen Fülle ihrer inneren Reichthümer auf, und die tatarische Politik, weitsichtiger und vorurtheilsloser als manche christliche Cabinetspolitik, begünstigte dies Emporkommen so systematisch, daß sie den Griechen sogar gestattete, in Soldaya (Sougdai) eine christliche Stadt zu begründen, um dort den Handel zwischen Europa und Asien in dem wichtigsten Brennpunkt einzufangen. So entstand durch diese, den Tataren tributpflichtige,

aber unter eigener Verwaltung und einem chriſtlichen Biſchof beſtehende Stadt der bedeutendſte Hafen des ſchwarzen Meeres. Die Tataren ſelbſt waren aber ſchlechte Seefahrer und ließen ſich leicht durch die tückiſchen Strudel dieſes Meeres entmuthigen. Ein Unglück mit ihren Fahrzeugen ſchreckte ſie immer auf längere Zeit von dem Gewäſſer zurück, und ſie überließen es gern den geſchickteren Griechen und Italienern, in dieſer ebenſo räthſelhaften als gefährlichen Meereswildniß ſich zurecht zu finden. Dennoch erſchienen ſie lange als die eigentlichen Hüter des ſchwarzen Meeres gegen die Ruſſen, indem ſie nach der Landſeite hin eine ſo ungeheuere kriegeriſche Uebermacht entfalteten, daß die Czare Rußlands davor erbangten und dem weiteren Vordringen der Tataren mit Schrecken entgegen ſahen. Die Gebietseinfälle und Grenzverletzungen, welche ſich die Khane der Krim unaufhörlich gegen Rußland geſtatteten, bewogen zuerſt die Kaiſerin Anna, im Jahre 1736, ein Heer von hunderttauſend Mann unter Anführung des Feldmarſchalls von Münnich gegen den Iſthmus von Perekop marſchiren zu laſſen. Dieſe Landenge erwies ſich damals zuerſt in ihrer wichtigen ſtrategiſchen Bedeutung, welche ſie für die Zugänge zwiſchen Rußland und der tauriſchen Halbinſel hat. Die Linien von Perekop wurden damals durch Feſtungswerke gebildet, die ihren weſentlichſten Stützpunkt in einem Graben hatten, welcher in dem engen Raum zwiſchen dem ſchwarzen Meere und dem Fluſſe Siwaſch (oder Faulem Meer) ſich hinzieht. Ueber dieſem Graben, der trocken war, erhob ſich eine Fe-

ſtung, die von einer türkiſchen Beſatzung vertheidigt wurde, während der Wall, welcher den Graben einfaßte, mit ſechs alten, in gewiſſen Zwiſchenräumen aufgeführten Thürmen beſetzt war.[1] Der damalige Tataren-Khan Kaplan-Girai ſtand mit hunderttauſend Tataren, welche die Bruſtwehr erfüllten, dem Grafen Münnich gegenüber. Aber die Ruſſen, alle regelmäßigen Belagerungs-Arbeiten verachtend, ſtürzten ſich, unter dem Kugelregen der Geſchütze, in den Graben, verjagten mit einem Bayonnettangriff die Tataren aus ihrer Stellung, und bemächtigten ſich der Feſtung von Perekop, worauf ſie ſich, mit der Brandfackel in der Hand, unter den fürchterlichſten Verheerungen in das Innere der Krim ergoſſen. Die Tataren fühlten ſich jedoch erſt jetzt zu dem leidenſchaftlichſten Unternehmungseifer gegen Rußland aufgeſtachelt und vergalten Alles, was ihnen widerfahren, in dem folgenden Jahre durch einen nicht minder mörderiſchen Einfall in Klein-Rußland, während die Pforte, ärgerlich über die Niederlage, welche Kaplan-Girai von den Ruſſen erduldet, ihr Oberhoheitsrecht über die Krim geltend machte und dieſen Khan des Thrones entſetzte. Auf dieſen Thron ſtieg Mengli-Girai, der in dem neu beginnenden Feldzug mit den Ruſſen beſonders deshalb unterlag, weil er die Bedeutung Perekops in ſtrategiſcher Hinſicht überſchätzte und nur auf dieſem Punkt den Schlüſſel zur Oeffnung

[1] Siestrzencewicz Histoire de la Chersonèse taurique p. 403. Manſtein Hiſtoriſche, politiſche und militairiſche Nachrichten von Rußland von 1727—1744. S. 141.

der Krim ſah. Denn hier an den wiederhergeſtellten Feſtungswerken glaubte er allein den gegen ihn anrückenden ruſſiſchen Marſchall Lascy erwarten zu dürfen. Aber Lascy hatte damals eine Brücke über den Canal von Jenitſché geworfen, welcher den Siwaſch mit dem Azow'ſchen Meere verbindet. Dann betrat er die ſchmale Landzunge, welche hier zwiſchen den beiden Meeren ſteht, und eilte nach Arabat zu kommen. Von dort ſetzte er ſeine Truppen auf Flößen nach der Krim über, und ſchlug den ihm verſpätet entgegenrückenden Khan, der ſo lange bei Perekop mit 70,000 Mann auf ihn gewartet hatte, bei Karaſoubazar auf's Haupt. Im Jahre 1738 kehrte Lascy nochmals nach der Krim zurück und eröffnete ſich diesmal wiederum ein neues Eingangsthor, indem er mit ſeiner Armee den ſchlammigen Siwaſch durchſchritt, den die erſte Sommerhitze an mehreren Stellen völlig auszutrocknen pflegt. Die ganze ruſſiſche Armee watete hier an den ſeichten Stellen hinüber und griff dann die Feſtung Perekop im Rücken an, welche ſich dieſem unerwarteten Sturm bald ergeben mußte.[1]

Die Kämpfe zwiſchen den Ruſſen und Tataren hatten in dem großen Khan Krim-Girai und ſeinen Unternehmun-

[1] Die neueſte Kriegsgeſchichte in der Krim ſcheint darauf hinzudeuten, daß die Ruſſen die Erfahrungen, welche Marſchall Lascy in jener Zeit gemacht, ſtrategiſch vor Augen behalten hatten, indem ſie den vor Sebaſtopol alliirten Herren gegenüber ihre Vertheidigungskraft keineswegs bloß auf die unter dem Fürſten Menſchikoff ſtehende Armee beſchränken wollten, ſondern eine zweite Armee bei Perekop und längs der Nordküſte des Siwaſch zu concentriren verſuchten.

gen den flammenden Ausdruck eines Nationalhaſſes gefunden, und dieſe außerordentliche Perſönlichkeit war es weſentlich, auf welche der Beginn des Türkenkrieges ſich ſtützte. Unter den Tönen ſeiner Flöter und Geiger, die er in ſeiner Todesſtunde zu ſich kommen ließ, um von ihren Inſtrumenten eingeſchläfert zu werden, hatte Krim-Girai ſeine zum Höchſten und Edelſten berufene Seele ausgehaucht. Sein Streifzug durch Neu-Serbien, der den Krieg zwiſchen Rußland und der Türkei eröffnet, hatte eine faſt in Flammen aufgegangene Provinz und das Wehegeheul einer von dem Schwert der Tataren niedergemetzelten Bevölkerung hinter ſich zurückgelaſſen. Kaiſerin Katharina rüſtete ſich endlich zum Frühjahr 1769 mit drei gewaltigen Heeren, um den Krieg, der ihr eigentlich um des polniſchen Reiches willen von den Türken erklärt worden, nun mit aller Macht der ruſſiſchen Waffen aufzunehmen und zu Ende zu bringen. Katharina ließ ein Heer von fünfundſechszigtauſend Mann unter den Befehlen des Fürſten Gallizin in Podolien ſich ſammeln. Ein zweites Heer, das aus dreißigtauſend Mann regelmäßiger Truppen, zehntauſend Koſacken und zwanzigtauſend Kalmücken beſtand, führte der General Graf Romanzow in das Feld, um die Grenzen Rußlands zwiſchen dem Dnieper und dem Azow'ſchen Meere zu vertheidigen. Mit einem dritten kleineren Heere ſollte General Weimarn den Conföderirten Polens, die fortdauernd ihren Schutz bei der Pforte ſuchten und noch die Ermuthigung Oeſterreichs und Frankreichs fanden, entgegentreten. Zugleich wurden

die am Azow'ſchen Meere ſich gegenüberliegenden Feſtungen Taganrog und Azow, deren Werke nach den Beſtimmungen des Pruther und Belgrader Friedens geſchleift worden, zu einer bedeutenden Stärke wieder aufgerichtet. Die kleinen Meeresgeſchwader, welche Rußland bisher an dieſen Küſten unterhielt, wurden anſehnlich verſtärkt und bildeten auf dieſem Punkt die erſten Grundlagen zur Herrſchaft Rußlands im ſchwarzen Meere aus. Ein Manifeſt, welches Katharina in dem hochklingendſten und feierlichſten Ton abfaſſen ließ, ſetzte alle verbündeten und neutralen Mächte Europa's von dem gewaltigen kriegeriſchen Vorgehen Rußlands gegen die Türkei in Kenntniß. [1]

[1] Castera Vie de Catherine II. T. II. 2. Hammer Geſchichte des Osmaniſchen Reichs VIII. 334.

II.

Katharina II. und ihre Günstlinge.

Im Heer des Generals Romanzow, der sich beeilte, den Türken die offene Feldschlacht anzubieten, befand sich seit einiger Zeit ein junger Offizier, der aus Petersburg mit den bedeutendsten Empfehlungen ins Lager nachgekommen war, und mit einer auffallenden Aufmerksamkeit und Gunst von dem befehligenden General behandelt wurde. Es war dies Gregor Alexandrowitsch Potemkin, der ungeachtet seiner großen Jugend schon in Petersburg unter den eigenthümlichen Umständen, unter denen er sich dort hervorgethan, zum Kammerherrn, einer am russischen Hofe sehr ansehnlichen Würde, und zum Second-Rittmeister bei der Garde zu Pferde befördert worden war. Man kam schon durch den Anblick seiner heldenhaften und mit seltener Mannesschönheit gezierten Persönlichkeit auf den Gedanken, diesem jungen Mann hochflie-

gende und außerordentliche Pläne zuzutrauen. Daß er aus Verhältnissen, deren glückliche Tragweiten noch unberechnenbar schienen, plötzlich fortgegangen und ins Lager sich begeben hatte, um gegen die Türken zu fechten, wurde ihm ebenfalls nur als die Absicht gedeutet, sich in der Gunst der Kaiserin festzusetzen, und durch den Türkenkrieg, der das neueste und beliebteste Stichwort des russischen Hofes geworden war, rascher die glänzenden Stufen seiner Laufbahn emporzuklimmen.

Graf Romanzow Sadunaskoi war ein ebenso ausgezeichneter Soldat als Hofmann und während er mit nicht weniger Kühnheit als Scharfblick seine militairische Stellung an der Donau und dem Pruth den Türken und Tataren gegenüber nahm, versäumte er zugleich nicht, in seiner unmittelbaren Nähe den jungen Potemkin genau zu beobachten und ihn bei jeder Gelegenheit, wo es sich nur thun ließ, persönlich hervorzuziehn. Es mochte dies dem klugen General zum Theil schwer fallen, denn der junge Offizier legte mehr Werth darauf, sich überhaupt im Lager zu befinden und dort für anwesend zu gelten, als daß er das Bedürfniß zu haben schien, sich durch Thaten hervorzuthun. Potemkin verließ oft wochenlang sein Quartier und den Schlafrock nicht, in den eingehüllt er träumerisch auf seinem Lager zubrachte, ohne sich im Geringsten um den Dienst des Tages zu kümmern. Weitfliegende Zukunftsgedanken schienen ihn dann für die Anforderungen der Gegenwart unempfindlich und unfähig zu machen, aber sein General verstand dies tiefe Brüten und Träumen, und wußte es mit den bisherigen Schicksalen

des jungen Mannes und mit seinen unleugbaren Anrechten auf eine glänzende Zukunft in die richtigste Verbindung zu bringen. Er berichtete deshalb schon einige Monate darauf, nachdem Potemkin im Lager angekommen war, an den kaiserlichen Hof in Petersburg, daß ihm durch die Uebersendung dieses thätigen und ausgezeichneten Offiziers eine besondere Gunst widerfahren sei, und es kam darauf der kaiserliche Befehl zurück, daß Potemkin „wegen seiner bei allen Gelegenheiten gezeigten Bravour und Kriegserfahrenheit" zum dienstleistenden General-Major ernannt sei.

Potemkin schien sich nur im Kriegslager zu befinden, um seine Gedanken desto schärfer und durchdringender auf Alles zu heften, was in Petersburg vorging, und um eine ihm günstig fallende Veränderung in den persönlichen Umgebungen der Kaiserin abzuwarten. Wenn man einen strengen militairischen Dienst im Lager Romanzow's von ihm angefordert hätte, so würde er sich wahrscheinlich mit einer eigenthümlichen Ausnahmestellung, die er sich beilegen durfte, dagegen verwahrt haben, denn da sein militairischer Charakter wesentlich durch die hohe Hofcharge, die er in Petersburg bekleidete, bestimmt worden war, so glaubte er sich eigentlich als Freiwilliger in dem Kriege gegen die Türken betrachten zu können, und spielte auch in seiner theils hochfahrenden und brüsken, theils leichtfertigen und bequem hinschlendernden Manier darauf an, daß er thun könne was ihm beliebe.

Der General-Feldmarschall Romanzow hütete sich wohl, einen Widerspruch gegen launige und berechnete Aeußerungen

dieser Art im Interesse seiner befehlshaberlichen Würde irgend geltend zu machen. Romanzow kannte zu genau die Dienste, welche Potemkin schon bei der blutigen Revolution geleistet, durch welche Kaiserin Katharina den Thron ihres ermordeten Gatten Peter III. bestiegen hatte. Gregor Potemkin stand damals noch als Wachtmeister unter den Garden in Petersburg, wohin ihn sein wenig begüterter Vater gesandt, um als Soldat sein Glück zu machen, nachdem er in einem Priester-Seminar, wo man ihn zuerst untergebracht, durchaus keine Fähigkeiten für den geistlichen Stand hatte entwickeln wollen. Seine erste Verbindung mit einflußreichen Personen verdankte er seinen Ausschweifungen, in denen er sich mit besonderer Kunst und Grazie hervorthat, und die ihn namentlich in die Gesellschaft der mächtigen Grafen Orlow geführt hatten. Von diesen wurde er in die Verschwörung eingeweiht, welche sich zur Entthronung Peter's III., der seiner nach Selbstherrschaft strebenden Gemahlin weder in körperlicher noch in geistiger Hinsicht gewachsen war, in einem Kreise von Intriguanten, Glücksrittern und Stellenjägern gebildet hatte. Die persönliche Bekanntschaft der Kaiserin machte Potemkin schon in dem Hause ihres schönen Günstlings, des Grafen Gregor Orlow, wo sie heimlich erschien, und an den Zusammenkünften der Verschworenen Theil nahm. Seine Begeisterung für die Person der Kaiserin machte sich dann oft in Ausbrüchen Luft, welche die Eifersucht des erklärten Günstlings zu erregen anfingen. Aber der junge Potemkin, obwohl ihm keine hervorragende Rolle

bei der Ausführung zuertheilt wurde, wußte doch bei derselben die augenfälligsten Dienste zu leisten. In der Nacht vor der Thronbesteigung Katharina's versammelte er das Regiment, bei welchem er stand, und bestürmte dasselbe mit Feuerworten, sich für die Sache der neu emporsteigenden Herrscherin zu erklären. Als Katharina am 28. Juli 1762 sich in die Kasernen begab, um die Huldigung der Petersburger Garden zu empfangen, gehörte Potemkin zu denjenigen, welche die Kaiserin zur Selbstherrscherin ausriefen und die Garden zu einem taumelnden Enthusiasmus für den Thron Katharinens hinrissen. Er half damit im Interesse der Orlow'schen Partei die Pläne Panin's kreuzen, der die Kaiserin nur als Vormünderin ihres Sohnes bis zu dessen Volljährigkeit an die Herrschaft gebracht sehen wollte. Als Katharina in Uniform zu Pferde stieg, um an den Gliedern der Truppen entlang zu reiten, bemerkte der junge Potemkin, daß die Quaste an ihrem Degen fehle. Indem er rasch die seinige losknüpfte, und sie der Kaiserin darzubieten wagte, erschien in diesem Augenblick die Schönheit seiner Gestalt, und der kraftvolle heldenmäßige Bau seiner Glieder, der Kaiserin in einem so günstigen Lichte, wie sie es bisher, ungeachtet ihres glänzenden Scharfblicks für solche Beobachtungen, an ihm noch nicht wahrgenommen hatte. In dem kaum sechsundzwanzigjährigen Jüngling mochte dieser blitzartig eingetretene Moment der entscheidende für alle seine Zukunftspläne geworden sein. Katharina zog an der Spitze der ganzen Petersburger Garnison nach Peterhof und Potemkin stellte

sich unter die ihre Person umgebende Wache. Auch als Peter III. von Oranienbaum, wo er seine Abdankungs-Acte unterzeichnet, nach Peterhof gebracht wurde, ritt Potemkin als Wache neben dem verschlossenen Wagen her, in welchem der unglückliche Fürst seinem Schicksal entgegengeführt wurde. Am Tage nach der Thronbesteigung Katharina's war Potemkin schon vom Wachtmeister zum Garde-Offizier und zum Kammerjunker ernannt worden, und die Gunst der Kaiserin hatte ihm außerdem noch eine jährliche Pension von zweitausend Rubeln bestimmt. Einige Tage darauf schickte man ihn auch als Courier nach Schweden, um den Regierungs-Antritt der neuen Kaiserin Rußlands zu melden. Dann war er in einem träumerischen Umhersuchen und Beobachten am Petersburger Hofe verblieben. Seine Pläne, in die Stelle der Günstlinge bei der stets für eine neue Liebe Raum habenden Kaiserin einzurücken, konnten nicht gelingen, so lange die Alles beherrschenden Grafen Orlow noch im Besitz der Macht standen und diese vermessenen Hoffnungen kreuzten. So war er, aber nur um seinen hinschlendernden Müßiggang fortzusetzen, zur Armee des Grafen Romanzow abgegangen, der ihm gern behülflich sein wollte, sich von den Lorbeeren des Türkenkrieges einige Blätter zu gewinnen, und damit seinen Werth und Reiz in den Augen einer gnädigen Monarchin zu erhöhen. [1]

---

[1] Castera Vie de Catherine II. 137. „Potemkin der Taurier" in Archenholz Minerva 1797. XXII. 425 fgt.

Potemkin ließ sich aber schon im Kriegslager wie ein verwöhnter Günstling gehn, band sich an keine Pflicht und militairische Ordnung, und maßte sich sogar das Recht an, nach Belieben und Laune von einer Armee zur andern übergehen zu können. So hielt er sich abwechselnd auch im Lager des Fürsten Gallizin auf, der vor der am Dniester gelegenen, stark befestigten Stadt Chozim seine Stellung genommen und von dort nach mißlungenem Angriff seinen Rückzug über den Fluß hatte nehmen müssen. Potemkin, obwohl er von der Kriegskunst nur die oberflächlichsten Begriffe hatte, schrieb jedoch genaue Beobachtungen über das strategische Verfahren dieses Generals nieder und sandte seinen Bericht an den Grafen Gregor Orlow nach Petersburg ab, den er mit dem Fürsten Gallizin in persönlicher Mißhelligkeit wußte. Er glaubte dadurch dem allmächtigen Günstling der Kaiserin zu schmeicheln, und sich selbst vielleicht in den Besitz einer höheren Befehlshaberstelle zu bringen, denn seine Anzeigen nach Petersburg liefen auf nichts Geringeres hinaus, als daß die russischen Regimenter durch die Fehler des Fürsten Gallizin zu Grunde gerichtet würden. Dann kehrte er wieder zu Romanzow zurück, dessen Ruhm, einer der größten russischen Feldherrn zu sein, auch von der intriguanten Kritik Potemkin's nicht angetastet werden konnte, und der schon in den Anfängen dieses Türkenkrieges durch seinen gewaltig vollbrachten Uebergang über die Donau sich den schmückenden Beinamen des Sadunaskoi (Transdanubianus) erwarb.

Romanzow hatte den neuernannten Khan der Tataren, Kaplan-Girai, sich gegenüber, der mit einer bedeutenden Streitmasse an den Ufern des Pruth auf ungemein günstig gelegenen Höhen seine Aufstellung genommen und sich dort so verschanzt hatte, daß er von dem russischen Marschall, der ihn zu einer offenen Feldschlacht zu zwingen suchte, mehrere Wochen hindurch nicht aus seinen Befestigungen hervorgelockt werden konnte. Die Kriegslisten Romanzow's brachten endlich auf diesem Punkt einen Kampf zum Ausbruch, zu dem auch die Türken unter Anführung ihres tapferen Großwesirs in einer ungeheuer überlegenen Anzahl über die Donau herbeiströmten. Aber der Sieg heftete sich an die Fahnen Rußlands und die Türken verloren vierzigtausend Mann, die todt auf der Wahlstatt blieben.

Die russischen Waffen suchten aber gleichzeitig auch einen Sieg auf dem Meere zu erfechten. In Petersburg hatte Alexis Orlow, der dritte der Brüder Orlow, den Gedanken eines gleichzeitigen Seekrieges zuerst in Bewegung gesetzt, und damit dem Lieblingsgedanken der Kaiserin zu schmeicheln gewußt. Ganz persönliche und zufällige Beweggründe wurden auch hier die Triebfeder einer folgenreichen That. Alexis Orlow, der auch den Beinamen „mit der Schmarre" (le Balafré) führte, war eines der thätigsten und furchtbarsten Werkzeuge bei der Katastrophe von 1762 gewesen, und hatte bei der Ermordung Peter's III. den ersten Anfall gegen die Person seines Herrn unternommen, obwohl er, von den Vorwürfen desselben zurückgeschreckt,

die Vollbringung der eigentlichen That Andern überließ. Aber es mußte in dem neuen, aus Blut, Wollust und Ruhmbegierde zusammengefügten Regierungssystem Katharina's auch für ihn zur Belohnung seiner Dienste eine glänzende Stelle gefunden werden, und da es keinen Oberbefehl über die Landarmeen mehr zu vertheilen gab, so konnte Alexis Orlow, der schon General-Lieutenant und General-Adjutant der Kaiserin war, seinem Range gemäß nur noch an die Spitze der Flotte gestellt werden. Die russische Flotte kreuzte damals im baltischen Meere, und Alexis Orlow entwarf einen Feldzugsplan, nach dem die Flotte sogleich in die Gewässer des Archipelagus geführt werden sollte. Katharina zeigte sich begeistert über das ihr vorgelegte Project und ernannte ihn zum General-Admiral der gesammten russischen Flotte im Archipelagus, deren Kriegszug zugleich darauf berechnet werden sollte, eine Eroberung an dem türkischen Gebiet in diesem Gewässer zu machen. Alexis Orlow besaß dieselbe, im colossalen Stil ausgeprägte Männerschönheit, welche seinem Bruder Gregor ein so allmächtiges Uebergewicht im Herzen und bei den Sinnen der Kaiserin erworben hatte, aber theils ordnete er sich seinem älteren Bruder in allen persönlichen Ansprüchen an die Kaiserin unter, theils wünschte die Kaiserin selbst ihn vom Hofe entfernt zu sehen, um keine Eifersucht zwischen den beiden Brüdern zu wecken. Ihr Wetteifer war schon bei dem berühmten Carrousel hervorgetreten, welches Katharina in den prachtvollsten Veranstaltungen an ihrem Hofe

hatte darstellen lassen, und in dem Alexis die Quadrille der Türken, Gregor die der Römer führte. Beide Brüder machten hier durch ihre Schönheit und ihre majestätische Körperstärke einen so ungeheuern Eindruck, daß die entzückte Kaiserin zwei Reiterbilder von ihnen in Lebensgröße und im Kostüm anfertigen ließ, welche in der kaiserlichen Eremitage neben dem Bilde der Kaiserin selbst aufgestellt wurden.

Wie ein kostbares und zu höfischer Belustigung unternommenes Prunk-Schauspiel nahm sich übrigens auch die russische Flotte aus, als sie jetzt (im Jahre 1770) an den europäischen Küsten von ihrem neuen Generalissimus vorübergeführt wurde. Orlow schmückte sie, beim Mangel einer gediegenen Ausstattung, mit Theaterpomp aller Art aus, verbrauchte aber für die Kosten ihrer Erhaltung bis zum Jahre 1772 schon mehr als zwanzig Millionen Silberrubel. Die Kaiserin hatte ihm die unbeschränkteste Vollmacht und Gewalt mitgegeben, mit der unter seinen Befehl gestellten Flotte Alles, was ihm beliebe, unternehmen und frei von jeder Verantwortlichkeit damit schalten und walten zu können. Als die russische Flotte aber in den Archipelagus einlief, wurde sie von den Griechen, welche die Flagge derselben wie ein Signal ihrer Freiheit betrachteten, mit einem stürmischen Enthusiasmus und mit einer allgemeinen Bewaffnung begrüßt. Auf mehreren Inseln erhob man sich gegen die Türken und begann blutige Metzeleien an denselben auszuüben, bis die Janitscharen auf die im Aufstande begriffenen Inseln gesandt wurden, und durch ein schreckliches Blutbad

die Griechen von Neuem zähmten. Aber die russische Flotte ging im Kanal von Skio den türkischen Schiffen entgegen, die in bei weitem stärkerer Anzahl und in einer zum Theil ausgezeichneten Ausrüstung sich unter Anführung des Kapudan-Pascha Hassan mit kühnen und meisterhaft geleiteten Bewegungen auf sie losstürzten. Aber in einem mörderisch entbrannten Kampfe neigte sich das Glück auf die Seite der Russen, und in der Bai von Tschesme, in welche die ottomanische Flotte hineingedrängt wurde, erlag sie (am 6. Juli 1770) im Verlauf von drei Stunden den Flammen, die aus den von den Russen geschleuderten brennbaren Stoffen emporstiegen. Es wurde damit zuerst ein großes Machtbesitzthum der Türken vernichtet, auf welches sie ihre schönsten Hoffnungen begründet hatten und mit dem sie den Schlüssel zu ihrem Kleinod, dem schwarzen Meer, in Händen gehalten.[1] Alexis Orlow taufte sich nach der Verbrennung der türkischen Flotte mit dem stolzen Beinamen des Tschesmeers, Tschesmenskoi, und trug später Sorge, diesen gewaltigen Gegenstand in vier Gemälden, welche von verschiedenen Gesichtspunkten aus die auf einander folgenden Momente der Begebenheit darstellten, bildlich festhalten zu lassen. Er bestellte diese Bilder bei dem berühmten Landschaftsmaler Philipp Hackert, und ließ, um dem Künstler die genaueste Anschauung von einem solchen Hergang zu geben, in der Nähe von Livorno ein altes Kriegsschiff in die Luft spren-

[1] Castelnau II. 125. Russische Günstlinge (Tübingen 1809) S. 293.

gen, welche Modellirung des Bildes dieser italienischen Stadt fast die größten Gefahren bereitet hätte. Diese Gemälde wurden dann zu vielfältiger Bewunderung in dem Audienzsaale in Peterhof aufgestellt.

In derselben Zeit war auch ein russisches Heer unter der Anführung des Fürsten Basil Dolgorucki nach der Krim aufgebrochen und hatte, auf zwei Seiten gewaltig eindringend, die taurische Halbinsel in raschen Zügen erobert, indem Dolgorucki die von dem Khan Selim vertheidigte Festung Perekop einnahm, während eine andere Heeresabtheilung über den Canal von Jenitschi ging, Arabat im Sturm nahm und die an den Küsten des schwarzen Meeres gelegenen Städte Kertsch, Kaffa, Koslow (Eupatoria), Balaklawa und die Insel Taman mit einem Handstreich eroberte. Die russischen Schiffe, welche im Azow'schen Meere stationirten, konnten diese neuen Erwerbungen um so ausreichender schützen, als die türkische Flotte von dem Spiegel des schwarzen Meeres verschwunden war.

Der Tataren-Khan Selim floh nach Constantinopel, um dort zu sterben. Unter der Bevölkerung der Krim aber begann eine neue Bewegung, die von den Agenten Rußlands, welche plötzlich nach allen Seiten hin das Land durchzogen, geschürt und zu dem Ziel hingetrieben wurde, das Joch der Pforte für abgeschüttelt zu erklären. Die Tataren, überall von feurigen Rednern versammelt und bearbeitet, faßten die goldnen Worte von Freiheit und Unabhängigkeit begierig auf. Sie gingen hin und wählten einen neuen Khan, der durch-

aus in keinem Abhängigkeitsverhältniß mehr zu dem türkischen Großherrn stehen sollte, und diese Wahl fiel auf Sahim-Girai, den unglücklichen, schicksalsvollen Mann, der in der Geschichte als der letzte Khan der Tataren mit den traurigsten Wechselfällen des Geschicks eingezeichnet steht.

Sahim-Girai, auf der scheinbar nationalen Bewegung seiner Tataren emporgetragen, begann seine neue gefährliche Laufbahn im Jahre 1771 mit vieler Entschlossenheit. Er erklärte jede Verbindung mit der Pforte für abgebrochen, ließ verkünden, daß die Krim wieder ein ebenso unabhängiges Land geworden, als es früher war, bevor noch Mahomet II. Kaffa genommen, und stellte sich dann feierlich unter den Schutz Rußlands, indem er die Kaiserin Katharina seine Verbündete nannte. Im folgenden Jahre erneuerte er den Bund mit Rußland auf noch erweiterten Grundlagen, und während der Sultan Mustapha III. in Constantinopel ein neues Heer zusammenzubringen strebte, das zuerst nach der Krim marschiren sollte, brachte Sahim-Girai der russischen Kaiserin die Freiheit der Beschiffung des schwarzen Meeres als neue Opfergabe dar. Zur größeren Gewähr für den Besitz eines so ungeheuern Geschenkes, nach welchem Katharina ein so sehnsüchtiges Verlangen getragen, trat er ihr die Städte Kertsch, Jenikale und Kinburn am Dnieper ab, so daß Rußland nun schon mit sicheren Armen die Zügel des schwarzen Oceans ergreifen konnte.[1] Unterdessen füllte

[1] Siestrzencewicz Histoire de la Chersonèse taurique p. 417.

ſich Conſtantinopel mit Arbeitern aller Art, um Kriegswaffen und Artilleriewerkzeuge zu ſchmieden, worin durch den Ritter von Tott, einen Franzoſen, welchen die Pforte in ihren Dienſt genommen, eine ganz neue Thätigkeit wach gerufen worden war.

Am Hofe zu Petersburg trug ſich aber um dieſe Zeit in den perſönlichen Umgebungen der Kaiſerin Katharina eine Veränderung zu, welche zwar den Türkenkrieg in ſeinem weiteren Fortgange nicht berührte, aber die Hoffnungen eines jungen Offiziers, der noch immer im Hauptquartier Romanzow's in einem zweideutigen Müßiggang verweilte, von Neuem zu entflammen ſchien. Der Graf Gregor Orlow, welcher der ſchönſte Mann des Nordens genannt wurde, und in dieſer Eigenſchaft ſchon zehn Jahre hindurch die zu einem feſten Hofamt gewordenen Verrichtungen des Günſtlings bei der Kaiſerin verſehen hatte, war im zehnten Jahre dieſer Wirkſamkeit (1772) endlich ſeiner Stelle enthoben worden. Er war der einzige geweſen, der das Portrait ſeiner Monarchin (mit einem ungeheueren Brillant in Form eines Herzens bedeckt) in ſeinem Knopfloch hatte tragen dürfen, und es war zwiſchen der Kaiſerin und ihrem Liebling ſogar bis zu ſchwärmeriſchen Verhandlungen über ein Heirathsproject gekommen. Katharina hatte aber bald alle Urſache ſich zu freuen, daß die Heirath mit Orlow an vielen Schwierigkeiten geſcheitert war, denn wie aufrichtig und vielerprobt auch die Hingebung des Günſtlings für ihre Perſon war, ſo behandelte er ſie doch zugleich ſo ſehr ohne alle Förmlichkeit und Rückſicht, ja mit einer ſolchen

Unanständigkeit, daß es selbst für den eigenthümlichen Geschmack dieser Frau endlich zu viel werden mußte. Katharina liebte es zwar, von ihren Günstlingen mißhandelt zu werden, und fand einen besonderen sinnlichen Reiz darin, sich in solchen Verhältnissen hart begegnet, gescholten, selbst geschlagen zu sehn, wie dies mehrere ihrer theuersten Freunde mit Glück und Erfolg ausführten. Aber Graf Orlow, wie sehr er auch sein Verhältniß zur Kaiserin nicht anders als im Stil der allergemeinsten Liebschaft behandelte, griff den Ton allen Anzeichen nach doch zu stark, und fiel auch dem unersättlichen Veränderungsbedürfniß der Kaiserin dadurch beschwerlich, daß er sich dauernd bei ihr behaupten wollte und dies mit einer Gewaltsamkeit versuchte, die ihr bei der großen Furcht, welche sie vor ihrem Liebhaber hegte, schwer zu überwinden schien. Da bot sich die Aussicht zu Friedensunterhandlungen mit den Türken dar, die sich, ungeachtet ihrer starken Vorbereitungen zu einem neuen Kriegszug, doch geneigt zeigten, einen Frieden abzuschließen, und darin mit den eigenen Wünschen der Russen zusammenzutreffen schienen. Denn die Heere hatten auf beiden Seiten bedeutende Verluste erlitten und sahen sich außerdem den Wuthanfällen der Pest ausgesetzt, die immer verderblicher in ihren Reihen zu wüthen begann. Zuerst sollte in Fokschani, einer kleinen Stadt in der Wallachei, an den Grenzen der Moldau, ein Friedenscongreß eröffnet werden, und Katharina zeigte sich diesem Versuch besonders deshalb geneigt, weil sie dadurch einen Vorwand erlangen konnte, Orlow aus Petersburg zu entfernen

und die freie Zwiſchenzeit zu einer andern Einrichtung in ihren Günſtlingszimmern zu benutzen. Graf Orlow ließ ſich aus Eitelkeit bewegen, das Friedensgeſchäft zu übernehmen, und reiſte in einem prächtigen Aufzuge, mit Juwelen von ungeheurem Werth geſchmückt, nach der Walachei ab, wo aber nicht nur die unannehmbaren Friedensbedingungen, welche Rußland ſtellte, ſondern auch das anmaßende und rohe Auftreten Orlow's, der die Türken ſogar eigenhändig mißhandelte, jede Uebereinkunft unmöglich machten.

Dieſes Ereigniß glaubte Potemkin für ſeine Zwecke benutzen zu müſſen. Er kam eines Tages plötzlich zu dem Grafen Romanzow und verlangte von ihm, mit irgend einer Nachricht, am liebſten mit einer Siegesbotſchaft, als Courier nach Petersburg geſchickt zu werden. Der Marſchall zeigte ſich auch diesmal bereit, den Plänen und Launen Potemkin's jeden Vorſchub zu leiſten. Er verſprach ihm ſogar, noch an demſelben Tage einen Angriff auf die ihm gegenüberſtehenden Heeresabtheilungen des Feindes zu unternehmen, wodurch er ihn mit einer Siegesnachricht, die in Petersburg gewiß willkommen fallen würde, ausſtatten zu können hoffe. Dies wurde glücklich ausgeführt, und Romanzow unterließ nicht, ſich der Freundſchaft Potemkin's zu empfehlen, der mit dieſer Nachricht ſofort nach Petersburg abreiſte. Unmittelbar nach ſeiner Ankunft daſelbſt wurde Potemkin, zur Belohnung für ſeine im Kriege bewieſene außerordentliche Tapferkeit, zum dienſtthuenden General-Lieutenant befördert. —

III.

Potemkin.

Potemkin ſah in Petersburg die Kaiſerin wieder, welche ſich mit ſichtlichem Vergnügen des jungen Offiziers erinnerte. Potemkin hatte nicht die reine und ſtrahlende Männerſchönheit, durch welche die Orlow's an ihrem Hofe hervorragten, aber er hatte die Blicke Katharina's nicht weniger durch ſeine coloſſale Geſtalt und durch die kühnen und leidenſchaftlichen Züge ſeines Weſens, die wieder mit einer gewiſſen Nachläſſigkeit und mit einer ſchlaffen aber intereſſanten Träumerei bei ihm abwechſelten, auf ſich gezogen. Während die ſtarken Schultern den heldenhaften, hoch emporgeſchoſſenen Körper vornehmlich charakteriſirten, gab es zugleich eine gewiſſe hingegebene, naiv ſich gehen laſſende Anmuth in ſeinem Weſen, die, wenn er wollte und es ſeinen Abſichten entſprach, hinreißend erſcheinen konnte. Es war der höchſte

Grad männlicher Koketterie, die Potemkin in seinem Wesen ausgebildet hatte, und die er mit einigen romanesken Zuthaten, die er seiner ziemlich lebhaften Phantasie entnahm, auf eine geschickte Weise zu verbinden wußte.

Potemkin hatte lange genug dem Moment entgegengeharrt, wo die Zimmer, welche Katharinens Günstlinge in dem Zwischenstockwerk des Winterpalastes, gerade unter den Gemächern der Kaiserin, bewohnten, wieder leer geworden wären. Eine geheime, mit grünem Tuch beschlagene Treppe führte aus diesen Zimmern unmittelbar in das Schlafgemach der Kaiserin, zu dem Graf Orlow jetzt auf diesem vertrauten Wege nicht mehr gelangen konnte. Potemkin hatte schon oft im Kreise seiner Genossen und in andern Gesellschaften, aus denen jede Aeußerung zu den Ohren der Kaiserin zu dringen pflegte, sich laut gerühmt, daß nur er würdig sei, diese Gemächer zu bewohnen und daß ihn die außerordentlichsten Eigenschaften dazu in den Stand setzten. Um so größer war sein Verdruß zu sehen, daß diese Zimmer des Winterpalastes eigentlich schon wieder bewohnt waren, als Potemkin in aller Eile in Petersburg angekommen war. Während der bisherige rechtmäßige Verwalter dieser Hofstelle, Graf Orlow, noch in Fokschani den Türkenkrieg diplomatisch zu beendigen versuchte, hatte Katharina schon die Kabinetsfrage, welche um eine anderweitige Besetzung jenes Amtes durch einen neuen angemessenen Favoriten entstanden war, mit rascher Wahl entschieden. Der Staatsminister Graf Panin, der in dieser Sache Vortrag

gehabt, hatte einen Herrn von Waſiltſchikow, einen Garde-Offizier von vielen Vorzügen und einem ausgezeichneten Geiſt, empfohlen, und die Kaiſerin hatte ſich auch ſchnell für ihn entſchieden, um noch während der Abweſenheit Orlow's gleich die vollendete Thatſache ſprechen zu laſſen. Es war um ſo größere Eile nöthig, als Graf Orlow, der in Fokſchani die Ernennung des Herrn von Waſiltſchikow zum Günſtling erfuhr, ſich ſofort auf eine mit zwei Pferden beſpannte Kibitke geſetzt hatte und, das ganze Friedenswerk mit den Türken im Stich laſſend, Tag und Nacht fuhr, um wieder in Petersburg auf dem Platze zu erſcheinen.

Indeß hatte der neue Favorit ſeine Gemächer im Palaſte bezogen, und Potemkin, obwohl er in den Geſellſchaften der Kaiſerin eine bevorzugte Aufnahme gefunden und ſich in denſelben anfänglich in der beſten Laune gezeigt hatte, blieb plötzlich vom Hofe weg. In ſeinen letzten Begegnungen mit der Kaiſerin hatte er theils die tiefſte Traurigkeit, theils eine noch auffälligere Gleichgültigkeit und Kälte zur Schau geſtellt. Seine Blicke hatten aber in einzelnen, ſcheinbar unbewachten Augenblicken ein leidenſchaftliches Feuer ausgedrückt, das Katharina, die ihn ſeit einiger Zeit mit ſteigender Aufmerkſamkeit beobachtete, nur auf eine ihrer Perſon gewidmete Hingebung beziehen konnte. Die Kaiſerin ſtand damals erſt in ihrem dreiundvierzigſten Jahre und obwohl ihre kleine gedrungene Geſtalt bereits zu der fleiſchigen Ueberfülle anſetzte, in der dieſelbe ſpäter verſchwamm, ſo lag doch ein eigenthümlicher, ſinnlich anziehender Reiz über ihr

ganzes Weſen ausgegoſſen. Ihre Stirn hatte eine leuchtende Majeſtät und Klarheit, und in den tiefliegenden blauen Augen, die von ſchwarzen Augenbrauen auf eine pikante Weiſe überſchattet wurden, ſpielte zuweilen ein ſanftes und anmuthiges Lächeln, das die zarteſten Empfindungen anzeigte. Die Adlernaſe würde dem Geſicht einen noch mächtiger wirkenden Ausdruck gegeben haben, wenn ſie nicht an der Wurzel eine gewiſſe verhängnißvolle Falte gezeigt hätte, durch welche die ganze Phyſiognomie auf eine faſt unheimliche Weiſe charakteriſirt wurde. Dieſes eigenthümlichen Zuges war ſich Katharina ſehr wohl bewußt, und ſie grollte einſt darüber mit dem berühmten Maler Lampi, der von der Kaiſerin ein durchaus ſchönes und wirkſames Bild gemalt, aber jenen Zug, den die Herrſcherin zu ernſthaft und zu bösartig nannte, treu bewahrt hatte. Der Maler mußte ſich entſchließen, das Bild umzugeſtalten, und er ließ ſie nun wie eine junge, heiter ſtrahlende Nymphe erſcheinen, die nur noch durch Thron, Scepter und Krone als gebietende Kaiſerin ſich ausweiſen konnte. Der untere Theil des Geſichts hatte bei ihr überhaupt einige rohe und grobe Lineamente. Dagegen blieb die wunderbare, glänzende Weiße ihres Teints ein Vorzug, der ſich ihr bis in ihr höheres Alter bewahrte, und mit der Majeſtät ihres, wenn auch etwas theatraliſchen Anſtandes ſich zu einer ſtrahlenden und eindrucksreichen Erſcheinung vereinigte.[1]

[1] Memoires Mémoires secrets sur la Russie I. 74. Ségur Mémoires II. 344.

Potemkin ſchien den Eindrücken, welche die Perſon der Kaiſerin hervorbrachte, in der That erlegen zu ſein. Seine Empfindung für ſeine Kaiſerin nahm einen Zug der Leidenſchaft an, die er zuerſt durch ſeine Flucht in die Einſamkeit ausdrücken zu wollen ſchien. Er verſchwand gänzlich vom Hofe, und als Katharina, deshalb verwundert, Erkundigungen über ihn bei ſeinen Freunden einzog, wurde ihr geſagt, Potemkin ſei auf das Heftigſte verliebt und es habe ihn eine Leidenſchaft verwundet, die ſein ganzes Weſen um ſo mehr in Aufruhr geſetzt habe, als er fürchte, das Ziel ſeiner feurigen Sehnſucht nie erreichen zu können. Die Kaiſerin horchte hoch auf und ſchien dieſe Andeutungen ſogleich auf eine für ſich ſchmeichelhafte Weiſe zu verſtehen. Sie erklärte bald darauf den Freunden Potemkin's, ſie begreife gar nicht, wodurch ein ſo heftiger und verzweifelter Zuſtand habe hervorgerufen werden können, denn man habe doch nie zu erkennen gegeben, ob man ſeine Huldigungen annehmen wolle oder nicht, und da man ſich ſtets ſo herablaſſend gegen ihn gezeigt, ſo ſei doch eher das Erſtere zu hoffen als das Letztere zu befürchten geweſen.[1] Als dies dem Potemkin hinterbracht wurde und er zugleich aus manchen anderen Anzeichen erfuhr, daß der zeitige Inhaber der Günſtlingsſtelle wenig bewährt gefunden werde, glaubte Potemkin nun zum

[1] In der Schrift „Katharina, Fürſt Potemkin und ſeine Geliebte — ſo gut als geſchehen — Germanien 1794“ wird dieſe von Potemkin geſpielte Komödie genau erzählt. Vergl. Archenholz, Minerva. 1797. Bd. 22. S. 444.

Aeußersten schreiten zu müssen. Sein Tiefsinn begann sich fast bis zur Tollheit zu steigern, und da er es nirgends mehr aushalten zu können erklärte, begab er sich eines Tages, um ganz und gar die Welt zu fliehen, in das Kloster des heiligen Alexander Newsky, welches in einer Vorstadt von St. Petersburg in der Straße Alexander Newsky liegt. Dort nahm er seine Wohnung, erklärte feierlich, daß er Mönch werden wolle, ließ seinen Bart wachsen und legte sich auch schon die vollständige Tracht der russischen Mönche an. Den ganzen Tag über las er in alten Kirchenschriften und schien die Studien, die er als junger Mensch im Priesterseminar erfolglos begonnen, jetzt mit einem wunderbaren Eifer vollenden zu wollen. Die Kaiserin wurde von diesen neuesten Nachrichten so gereizt, daß sie sich nicht länger ruhig verhalten konnte. Sie sandte eine ihrer vertrautesten Freundinnen, die ebenso liebenswürdige als galante Gräfin Bruce (eine Schwester des General-Feldmarschalls Grafen Romanzow) zu ihm in das Kloster ab, und ließ durch dieselbe eine geheime Zusammenkunft der Kaiserin mit Potemkin einleiten. Diese Zusammenkunft hatte auch bald darauf unter dem Schleier des strengsten Geheimnisses Statt, wurde aber nichtsdestoweniger am Hofe Katharina's verrathen. Der Staatsminister Graf Panin, der den von ihm empfohlenen Günstling im Besitz seiner Stelle erhalten wollte, hielt der Kaiserin abermals einen langen geschäftlichen Vortrag in dieser Angelegenheit, in dem er ihr zu beweisen suchte, daß der bescheidene und mäßige Wasiltschikow, der sich nie einen

Einfluß auf die Staatsgeschäfte herausgenommen, bei weitem besser zu ihrem Gesellschafter tauge, als Potemkin, der äußerst ränkesüchtig sei und bisher keine wahren Verdienste, am allerwenigsten auf seiner zweifelhaften militairischen Laufbahn, gezeigt habe. Aber Katharina traute sich ein besseres Verständniß dieser Sache zu. Ihre Freundin, die Gräfin Bruce, mußte wiederholt in das Alexander-Kloster gehen und sich mit Potemkin unterreden. Herr von Wasiltschikow ward veranlaßt, sich mit einer jährlichen Pension von zwanzigtausend Rubeln aus den Gemächern der Kaiserin zurückzuziehn, nachdem er während der Zeit seiner Wirksamkeit hunderttausend Rubel baares Geld, siebentausend Bauern, für sechszigtausend Rubel Brillanten, ein Silberservice für funfzigtausend Rubel und einen prächtigen und schön möblirten Palast zum Geschenk empfangen hatte. An seiner Stelle zog Potemkin, das Mönchskleid wieder mit der Generals-Uniform vertauschend, triumphirend ein. —

Inzwischen hatten die Kriegszustände im Süden eine immer zweifelhaftere Wendung genommen. Auf dem Friedenscongreß zu Fokschani war es zwar zu einem Austausch gegenseitiger Geschenke zwischen den russischen und türkischen Bevollmächtigten gekommen, und die Russen, an deren Spitze Graf Orlow hier erschienen war, hatten dem Osman Effendi und seinen Collegen kostbar eingefaßte Steine, goldene Schmucksachen und herrliche Pelzmäntel dargereicht, und dafür von den Ottomanen prachtvolle Tapeten, die feinsten Stoffe und schöne Waffen aller Art zurückempfangen. Aber nachdem die

Türken wegen der Bedingungen, die Rußland gestellt, in der äußersten Empörung und Aufregung die Conferenz verlassen, war bald darauf in Bukarest ein zweiter Versuch zu einem Friedensschluß gemacht worden. Hier waren der Marschall Romanzow selbst und der tapfere Großwesir Mussum-Oglou, die sich so oft im Donner ihrer Schlachten gegenüber gestanden, am grünen Tisch der Verhandlung zusammengetreten, aber ihr Bemühen, eine Friedenseinigung zu Stande zu bringen, war nicht minder fruchtlos geblieben. Die Türken hatten unterdessen ein zahlreiches Geschwader starkbemannter Galeeren wieder in das schwarze Meer eintreten lassen, um den Tataren in der Krim ihren Abfall von der Pforte fühlbar zu machen und sie dafür zu züchtigen, daß sie durch die Abtretung so bedeutender Küstenpunkte, namentlich der Festungen Kertsch und Jenikale, die Schlüssel des Euxin den Russen ausgeliefert hatten. Die Flotte der Kaiserin Katharina im Asow'schen Meere hatte aber gleichzeitig und in fast täglicher Fortbildung ihrer Kräfte sich zu einem mächtigeren Bestande aufgeschwungen, und Katharina ließ in derselben jetzt auch eine Anzahl englischer und holländischer Seeoffiziere eintreten, welche unter dem Oberbefehl des Admirals Knowles ein ausgezeichnetes Marine-Personal auszubilden begannen.

Die Kaiserin Rußlands hatte aber in dieser Zeit ihre Gedanken noch auf einen andern Punkt hingewendet, der ganz Europa zu beschäftigen angefangen und von welchem der Krieg mit den Türken eigentlich seinen Ausgang genom-

men. Es war dies die Angelegenheit Polens, des unglücklichen Staats, der auf stürmischen Wogen seiner Auflösung entgegentrieb, und in den die Keime des Verderbens am meisten durch Rußlands geschäftige Hand eingepflanzt worden. Ueber die tragische Katastrophe Polens waren seit längerer Zeit zwischen der Kaiserin Katharina und dem König Friedrich II. von Preußen die Einverständnisse gewechselt worden. Prinz Heinrich, der Bruder Friedrich's des Großen, hatte auf seiner Reise nach Petersburg, die er im Jahre 1769 unternommen, wesentlich den geheimen Auftrag gehabt, sich mit der russischen Kaiserin über die Theilung Polens zu verständigen. Der Plan dazu war schon damals bis in seine Einzelnheiten hinein ausgearbeitet und beschlossen worden, und für jede Macht wurden die Gebietstheile Polens, die in ihren Besitz übergehen sollten, genau auf der Karte abgegrenzt, wobei man auch eine unabweisliche Rücksicht auf Oesterreich, als die dritte Theilungsmacht, nehmen zu müssen glaubte. Katharina überließ es sorglos dem König Friedrich, sich mit dem Kaiser Joseph II., den man zugänglicher als Maria Thereſia für diesen Plan erachtete, zu verständigen, was bei der persönlichen Zusammenkunft beider Monarchen, zuerst in Neiße in Schlesien und dann in Neustadt in Oesterreich (1770), auf das Befriedigendste geschehen war. Seitdem war die Theilung Polens ein geheimes Axiom der drei Cabinette geworden, das noch zwei Jahre hindurch im Stillen sich fortbildete, bis der förmliche Theilungsvertrag im Februar des Jahres 1772 in Peters-

burg unterzeichnet wurde, und das Jahr 1773 die erſte Zerſtückelung des einſt ſo machtvollen und zu großen Beſtimmungen berufenen Landes vollzogen ſah.

In demſelben Jahre, wo der zwiſchen Ruſſen und Türken einſtweilen eingetretene Waffenſtillſtand wieder abgelaufen war, hatten auch die Feindſeligkeiten zwiſchen den beiden Heeren von Neuem an den Ufern der Donau begonnen. Aber die überlegene Streitmacht der Türken geſtattete den Ruſſen nur zweifelhafte und ſtets wieder durch gleiche Verluſte aufgewogene Erfolge, und der Sturm auf Siliſtria, den Romanzow nach einem kühnen Uebergang über die Donau unternommen, wurde ſo gewaltig zurückgeſchlagen, daß der ruſſiſche Marſchall bei Nacht und unter bedeutenden Verluſten über den Strom zurückgehen mußte, und unter ſeinen Todten auch den General Weißmann dort zurückließ. Auch die ruſſiſche Flotte, welche unter dem Oberbefehl des Grafen Alexis Orlow noch in den Meeren Griechenlands umherſchwamm und die Volksreſte der alten Hellenen lehren wollte, ihre neue Freiheit auf eine revolutionaire Erhebung unter Rußlands Schutz zu begründen, hatte dort mit Ungemach aller Art und mit einer verheerenden Epidemie, die unter ihrer Bemannung ausgebrochen war, zu kämpfen. Während die Krankheit ſchon die letzten Reihen der Matroſen anzufallen begann, wurde in den Türken die Begierde, die Verbrennung ihrer Geſchwader bei Tſchesme zu rächen, immer heftiger, und man ſah mit Ungeduld neuen Ausrüſtungen entgegen, die in Conſtantinopel betrieben wurden, und

durch welche bald eine bei weitem stärkere Schiffsmacht, als die von den Flammen verzehrte, in den Archipel hinabgelassen werden sollte. Alexis Orlow hatte aber keine Aussicht, dieser gefährlichen Lage so bald entzogen zu werden, denn der General-Admiral der russischen Flotte hatte in der letzten Zeit zwei Couriere aus St. Petersburg von der Kaiserin empfangen, die ihm durch die erste Botschaft, unter den freundlichsten Betheuerungen für seine Person, die Entfernung seines Bruders Gregor vom Hofe und aus seiner bisherigen Stellung melden ließ, während sie ihm bald darauf durch den zweiten Courier befahl, unter keinen Umständen die Flotte zu verlassen oder mit derselben eine rückgängige Bewegung anzutreten. Die Kaiserin, welche von dem verwegenen Geist des Grafen Alexis fürchtete, daß derselbe im Interesse seines Bruders sich zu irgend einer Unternehmung gegen sie hinreißen lassen möchte, schickte gleichzeitig sogar an den Grafen Browne, General-Gouverneur von Liefland, den dringenden Auftrag, alle Reisende, die nach Riga kommen würden, sorgfältig auszuforschen, und wenn Alexis Orlow unter denselben entdeckt würde, ihn zur Verhinderung seiner Weiterreise nöthigenfalls zu verhaften. Die mächtige, nur ihren Leidenschaften und Ideen hingegebene Katharina war überhaupt in einen Zustand völligen Zagens und Zitterns gerathen, als sie erfahren hatte, daß ihr verabschiedeter Günstling Gregorej von dem Friedenscongreß in Fokschani in fliegender Eile aufgebrochen war, um sich zu ihr nach Petersburg zu begeben. Die unbezähmbare Heftigkeit

dieſes einſt ſo zärtlich geliebten Freundes kennend und fürchtend, ließ ſie von dieſem Augenblicke an die Wachen ihres Palaſtes verdoppeln, und vor die Zimmer, in welche der Nachfolger Orlow's eingezogen war, ſtark bewaffnete Schildwachen ſtellen. Selbſt den Thürſchlöſſern ihrer eigenen Gemächer traute ſie nicht mehr, denn Gregorej hatte ja einen Schlüſſel zu denſelben, und die Kaiſerin gab ſich erſt zufrieden, nachdem ſie ſämmtliche Schlöſſer an ihren Thüren hatte verändern laſſen. Orlow war darauf zwar wirklich in Petersburg wieder erſchienen, aber die Sache wurde nicht ſo ſchlimm, als die von einer wahren Herzensangſt befallene Kaiſerin ſich vorſtellte, ſondern führte zu förmlichen diplomatiſchen Verhandlungen zwiſchen Beiden, die zuerſt an einer wüthenden Widerſpenſtigkeit des abgedankten Favoriten ſcheitern zu wollen ſchienen. Die Kaiſerin hatte ihr Portrait von ihm zurückfordern laſſen, und ihm dafür eine Penſion von hundertundfunfzigtauſend Rubeln und hunderttauſend Rubel zur Erbauung eines Hauſes auf einem ſeiner Güter angeboten. Aber Orlow brach nur die koſtbaren Brillanten los, mit denen das Portrait Katharina's eingefaßt war, und gab dieſelben zurück; das Bildniß, ſagte er, werde er nur perſönlich in die Hände ſeiner Kaiſerin niederlegen. Die Unterhandlungen wurden durch die Ueberſendung des Fürſten-Diploms unterbrochen, welches ihm Katharina mit einem Briefchen ſchickte, in dem ſie ihn Durchlaucht anredete und ihn bat, doch eines ihrer Luſtſchlöſſer zu ſeinem Aufenthalt zu wählen, worauf Orlow es ſich

eine Zeitlang in Sarskoe-Selo gefallen ließ und dort die vornehmste Gesellschaft Petersburgs zu einer förmlichen Hofhaltung um sich versammelte. Doch konnte das Verhältniß nicht wieder in seine alte Bahn zurückgeführt werden, und obwohl Orlow eines Tages plötzlich einen Meisterstreich auszuführen suchte, indem er unerwartet in das Zimmer der Kaiserin trat und die fast in Ohnmacht Sinkende so freundlich begrüßte, als wenn Nichts vorgefallen wäre, so zeigte sich Katharina doch nicht geneigt, ihn in gewissen Gemächern, in denen sie damals schon Herrn von Wasiltschikow barg, wieder zuzulassen. Sie übertrug ihm zwar wieder einen Theil seiner früheren Staatsgeschäfte, und machte ihm ungeheuere Geschenke, unter denen der Marmorpalast mit der Ueberschrift „Gebäude aus Dankbarkeit" wunderbar emporragte, ja sie duldete sogar, daß Orlow den berühmten großen Brillant aus dem Schatze des Schach Nadir, den Katharina selbst zu theuer für sich befunden, für vierhunderundsechszigtausend Rubel ankaufen und ihr zum Geschenk machen durfte. Aber da das Vergangene nicht wieder herzustellen war, so hatte es Gregor Orlow bald für das Gerathenste gefunden, sich vom Hofe zurückzuziehen und um die Erlaubniß zu einer größeren Reise zu bitten.[1] —

Katharina war dieser Pein ledig geworden, aber sie hatte anderen lebhaften Kummer, mit dem ihre Blicke auf den Kriegsschauplatz an der Donau gerichtet waren. Es betrübte

[1] Russische Günstlinge S. 276 flgd.

ſie, daß ihre Heere, obwohl von Männern wie Romanzow, Soltikow und Suwarow geführt, keinen neuen glänzenden Sieg mehr erwerben konnten. Der Ehrgeiz, der in ihrem Herzen flammte, ließ ihr keine Ruhe mehr, und ſie ſandte dem Marſchall Romanzow die lakoniſche Frage zu: warum er den Türken keine Schlacht mehr liefere? Die Antwort ging eben ſo lakoniſch zurück: weil die Türken dreimal ſo viel Mannſchaft hätten. Als ihm Katharina aber, in einer Reminiscenz an die alten römiſchen Schriftſteller, von denen ſie ſich in dieſer Zeit gern unterhalten ließ, wiederum ſchrieb: „die Römer hätten nie nach der Zahl ihrer Feinde gefragt, ſondern nur danach, wo ſie wären, um ſie zu ſchlagen," da rückte Romanzow mit erneutem Anlauf über die Donau und ſchlug die Türken zurück, die ihm den Uebergang ſtreitig machen wollten. Der Donau-Uebergang Romanzow's erregte damals die ſtolzeſten Gefühle in dem Buſen der Kaiſerin. Sie ſchrieb an Voltaire: daß die Ruſſen ſeit achthundert Jahren nicht über die Donau gegangen wären, und daß jedenfalls die Seltenheit dieſes Erfolges ihn ebenſo verherrliche, wie den Uebergang Louis XIV. über den Rhein. Einige Tage darauf aber nahm Romanzow ſeine Stellung dicht unter den Thoren Siliſtria's, während ſeine Generäle Kamenskoi und Suwarow die Türken im Felde ſchlugen und einen großen Theil ihrer Mannſchaften und ihres Kriegsmaterials vernichteten.

In Conſtantinopel war am 24. December 1773 Sultan Muſtapha III., der eigentliche Urheber des ruſſiſch-tür-

tischen Krieges, gestorben, und sein Bruder Abdulhamid, der Sohn Achmed's III., den man seit seinem fünften Jahre dreiundvierzig Jahre hindurch in einem Käfig eingesperrt gehalten, bestieg den ottomanischen Thron, ohne höhere geistige und moralische Eigenschaften, aber von einem kriegerischen Unternehmungseifer beseelt. Er ließ sogleich die Kriegsrüstungen in einem noch erhöhteren Grade betreiben, und brachte das ottomanische Heer auf den gewaltigen Machtbestand von viermalhunderttausend streitfertigen Kriegern. Es war ein Moment, welcher wohl geeignet schien, der Kaiserin Katharina eine augenblickliche Besorgniß für Macht und Krone einzuflößen, denn zu gleicher Zeit hatte sich im südöstlichen Rußland der Kosack Pugatscheff, welcher seine täuschende Aehnlichkeit mit dem ermordeten Peter III. gegen Katharina in's Feld stellte, zu einem immer gefährlicher um sich greifenden Aufstande erhoben, so daß die Kaiserin Rußlands eine besondere Streitmacht gegen ihn aussenden mußte. Aber die Pforte ermangelte einer andauernden Energie, um die Umstände, die sich von allen Seiten zu ihren Gunsten herbeidrängten, zu einem entscheidenden Ausschlag gegen Rußland zu benutzen. Es trat vielmehr in das ottomanische Heer nach den letzten Niederlagen, die es an der Donau erlitten, eine Niedergeschlagenheit und ein Kriegsüberdruß ein, die schon zu einer inneren Auflösung der Disciplin führten und ganze Truppentheile zum offenen Ungehorsam gegen ihre Führer und zum Entlaufen bewogen. Dieser Geist der Zuchtlosigkeit war namentlich unter den

Truppen des Großwesirs ausgebrochen, der, abgeschnitten von den übrigen Körpern der türkischen Armee, sich bei Schumla gelagert hatte. In dieser gefährlichen Stellung überraschte ihn Marschall Romanzow, der mit seiner ganzen Macht hinzueilte, um den Großwesir einzuschließen, und an jeder zur Existenz seiner Truppen erforderlichen Zufuhr zu hindern. Nachdem durch ein gleichzeitiges Vorrücken des Generals Kamenskoi die Türken von allen Seiten sich umzingelt sahen, trug der ottomanische Oberfeldherr auf einen Waffenstillstand an, den aber Romanzow verweigern zu müssen glaubte. Er bestand im Gegentheil darauf, daß ein Frieden auf Grundlage der Bedingungen und Forderungen abgeschlossen würde, welche er schon bei der Zusammenkunft in Bukarest aufgestellt hatte, und die der Marschall von Neuem für unabänderlich erklärte. Die neuen Friedensverhandlungen wurden auch sofort am 16. Juli 1774 in Kainardsche von den dazu ernannten Bevollmächtigten begonnen, und schon am folgenden Tage zu einem Abschluß vollendet. Es war damit der berühmte und vielentscheidende Friedens-Vertrag von Kainardsche zu Stande gebracht worden, durch welchen die Herrschaft Rußlands über das schwarze Meer zum ersten Mal in der Bedeutung einer historischen Thatsache sich verkündigte, und damit den Grund zu ihrer so lange unbestrittenen Entwickelung legte.[1]

[1] Castelnau II. 135. Castera II. 79. Herrmann, Geschichte des russischen Staats V. 644.

IV.

Einfluß Voltaire's auf das orientalische Weltproject Rußlands.

Die Kaiserin Katharina hatte einen Friedensschluß mit den Türken, wie er in Kainardsche festgestellt worden, noch nicht für so nahe erreichbar gehalten. Ihre Gedanken, welche unaufhörlich und mit gesteigerter Entzündlichkeit diesem Kriege zugewandt geblieben, hatten stets das eigentliche Ziel desselben noch um Vieles weiter hinausrücken zu müssen geglaubt. Dies Ziel, in dem Briefwechsel mit dem Philosophen von Ferney vielfach besprochen und feurig ausgemalt, lag allerdings auf einer Höhe, zu der die Bestimmungen des Friedens von Kainardsche nur den Unterbau der ersten Stufen lieferten. Denn Voltaire hatte es, nicht nur in seinen Briefen an die Kaiserin Katharina, sondern auch in seinem tocsin des rois, für einen mit den Schöpfungsideen Peter's des Großen genau zusammenhängenden Plan erklärt, Con-

stantinopel zur Hauptstadt des russischen Weltreichs zu machen, und unter seinen zum Theil sehr windigen und ladendienermäßigen Galanterien, mit denen er die Kaiserin brieflich überschüttete, sprach er es auf eine Weise, die halb einem Bonmot halb einem Compliment glich, wiederholt aus, daß Rußland seine neue Kapitale am schwarzen Meere schon aus den siegreichen Händen Katharina's empfangen werde. Der Alte, dessen allseitig blitzender Genius von der empfänglichen Kaiserin so bewundert wurde, obwohl Spott und Ernst in ihm auf eine so diabolische und oft läppische Weise sich mischten, kündigte der Kaiserlichen Majestät von Rußland schon seinen Besuch an ihrem neuen Hofe zu Stambul an, und flehte um die Erlaubniß, dort einige Tage zu ihren Füßen verweilen zu dürfen. Nach Rußland, hatte er ihr schon früher erklärt, könne er dann erst zu ihr kommen, wenn Katharina endlich einwilligen wollte, ein Wunder zu thun und, was ja lediglich von ihrem göttlichen Willen abhinge, das russische Klima um mehrere Grade wärmer zu machen. Dann hatte er, mit seiner theils schmeichlerischen theils höhnischen Grimasse, weiter geschwatzt: die Türken verdienten schon wegen ihrer Einsperrung der Frauen ausgetrieben zu werden, und da Sultan Mustapha keinen Esprit habe, keine Verse machen könne, auch niemals in der Komödie gewesen sei, und nicht einmal Französisch verstehe, so gebe er, Voltaire, sein Wort darauf, daß Mustapha geschlagen werden müsse. Weil diese Barbaren bisher so wenig Achtung für die Damen bewiesen hätten, verdienten sie nun

gerade von einer Heroine dafür bestraft und verderbt zu werden. In gewissem Betracht aber war es immer merkwürdig, daß Voltaire, diese freigeistige und witzige Trompete der europäischen Revolution, schon allen Ernstes die Behauptung aussprechen konnte: „daß, wenn die Türken jemals wieder aus Europa vertrieben werden sollten, dies nur durch die Russen geschehen würde!“ Wahrscheinlich fügte er aber nur aus Galanterie hinzu, daß er dies schon von dem Genie und der Bestimmung der Kaiserin Katharina erwarte.[1]

Der Eremit von Ferney, wie sich Voltaire in der letzten Zeit gern mit einiger Selbstgefälligkeit nannte, hatte auch eine Art von Uhrenhandel mit der russischen Kaiserin organisirt, indem er den Uhren-Fabrikanten in seiner schweizerischen Colonie einen auf die Gnade und die Chatoulle der Kaiserin berechneten Absatz zu verschaffen gewußt. Er ließ ihr dann oft eine ziemlich unverschämte Menge alter und schlechter Uhren auf den Hals schicken, und hinterher schrieb er Briefe, in denen er sich über diese ungebührliche Zudringlichkeit seiner Colonen beklagte, und das enthusiastische Geständniß seiner reinsten Huldigungen gegenüber dem „strahlendsten Gestirn des Nordens“, wie er die Kaiserin zu taufen gewagt, ablegte. Die Kaiserin tröstete ihn dann in ihren Briefen namentlich hinsichtlich des Zustandes ihrer Kasse, indem sie ihn bat, wegen der Kosten, welche ihr der Uhrenhandel von Ferney verursache, nur ganz unbesorgt zu sein,

[1] Voltaire, Oeuvres (Paris) T. 65. Correspondance XV. 241.

und die russischen Finanzen nicht nach denen anderer ruinirter Mächte in Europa zu beurtheilen. Denn der Krieg mit den Türken habe stets seinen bestimmten Etat gehabt, der die übrigen Staatsausgaben in keiner Weise berührt oder beeinträchtigt hätte, und während des ganzen Krieges sei in Rußland gebaut und Alles wie im tiefsten Frieden geführt worden, sodaß sogar keine neuen Abgaben hätten auferlegt werden brauchen. Ein einziges Caffa, welches sich Rußland in der Krim genommen, oder vielleicht noch ein solches an der Küste des schwarzen Meeres, würde ausreichen, um die Kosten des ganzen Türkenkrieges bezahlt zu machen. Es war überhaupt ein Lieblingsthema in den Briefen der Kaiserin an Voltaire, von der Unerschöpflichkeit aller Mittel und Kräfte Rußlands, die sich immer aus seinem eigenen Innern wie von selbst wieder ergänzten, und von der unbegränzten Vertheidigungsfähigkeit ihres Reiches, wenn dasselbe angegriffen würde, zu sprechen und zu schwärmen. Nur den glänzenden Platz unter den Sternen, welchen Voltaire ihr angewiesen, glaubte Katharina ablehnen zu müssen, wie bestimmt ihr derselbe auch zuerkannt worden. Theils aus Bescheidenheit, weil sie dem Stern des Nordens höchstens den Glanz einer Aurora borealis zuschreiben zu dürfen glaubte,[1] theils auch aus einiger Eigenliebe, wie sie schäkernd gegen ihren Freund bemerkte; denn es wollte ihr doch etwas mißlich erscheinen, in ebenbürtiger Gesellschaft von Katzen,

[1] Voltaire, Correspondance XIII. 206. Vergl. 551.

Schlangen, Krokodilen und anderen Beſtien, denen die Menſchheit ſeit langer Zeit ihre Anbetung gewidmet, unter die Sternbilder erhöht zu werden oder Tempel und Altäre zu gewinnen. Zudem konnte man nie wiſſen, wie der boshafte Philoſoph alle ſeine poetiſchen und mythologiſchen Anſpielungen und Gleichniſſe eigentlich meinte. Es war zwar bei ihm zuletzt ein geläufiger Ausdruck ſeiner Anſchauungen geworden, zu ſagen, daß der Welt das Licht vom Norden kommen werde, und eine poetiſche Epiſtel, die er ihr im Jahre 1771 gewidmet, hatte mit den hochtönenden Worten begonnen:

C'est du Nord aujourd'hui que nous vient la lumière!

Aber Katharina hatte ſchon bei der ihr von Voltaire gegebenen Benennung der „Semiramis des Nordens" einen unangenehmen Beigeſchmack im Munde behalten, und ſie erklärte ihm einſt, daß ſie überhaupt ſehr wenig danach frage, von ihm unter irgend einer mythologiſchen Firma verherrlicht zu werden. Denn als Voltaire einſt mit diaboliſch wedelnder Koketterie bedauerte, daß ſie Katharina heiße, indem dies ein Name ſei, wie ihn die Heroinen der alten Zeit durchaus nicht angenommen haben würden und durch den Homer und Virgil gewiß in die entſetzlichſte Verlegenheit gekommen wären: ſo geſtand ihm die Kaiſerin zwar ſelbſt zu, daß ihr Namen allerdings ſehr wenig harmoniſch und ſo ſchwergefügig ſei, wie ihr eigener Kopf, wenn ſie etwa verſuchen wollte, ſeinen artigen Gedichten ebenfalls in Verſen zu antworten, aber ſie verwahrte ſich auch entſchieden dage-

gen, ihren Namen mit dem irgend einer mythologischen Gottheit verherrlichend vertauscht zu sehen. Denn um Minerva zu sein, besäße sie nicht Anmaßlichkeit genug, und gegen die Ceres spreche bei ihr schon der Umstand, daß die Ernten in Rußland in der letzten Zeit immer spottschlecht ausgefallen wären. Den Namen der Venus möchte sie aber nicht gern, weil doch auf Rechnung dieser schönen Dame gar zu schlimme Dinge gesetzt worden seien. So wäre sie denn recht zufrieden mit ihrem eigenen Namen, durch den sie auf ihre Schutzpatronin, die heilige Katharina, gewiesen sei, die sich gewiß auch in allen Nöthen ihrer gnädig annehmen werde.[1]

Einen Wunsch hatte aber Voltaire seit längerer Zeit in seinen Briefen an die Kaiserin Katharina mit besonderem Nachdruck betont, und bei dieser Gelegenheit sogar den Namen Gottes auf eine feierliche Weise angerufen, indem er zum Himmel flehte: „daß Rußland eine fürchterliche Flotte auf dem schwarzen Meer haben möchte!“ („Plût à Dieu que votre majesté eût une flotte formidable sur la mer Noire!“) Die Entwickelung, welche der Türkenkrieg schon in seinen ersten Stadien genommen, war der Verwirklichung dieses Gedankens, in welchem Voltaire den Blüthenkeim der russischen Weltherrschaft bezeichnete, immer günstiger geworden. Die in Kainardsche von den Türken eingegangenen Friedensbedingungen, welche als der erste Anfang des

[1] Voltaire Correspondance XII. 518.

Unterganges der Türkei in der Geſchichte eingezeichnet ſtehen, hatten darin ihren Alles entſcheidenden Gipfelpunkt, daß ſie die freie Schiffahrt Rußlands auf dem ſchwarzen Meere und allen andern türkiſchen Gewäſſern, und mithin auch den ungehinderten Durchgang durch die Dardanellen und die Einfahrt in alle Häfen der Pforte, zum Erſtenmal feſtſtellten. Es war dabei freilich nur von den Handelsſchiffen Rußlands die Rede, denn nur ein einziges ruſſiſches Kriegsſchiff ſollte nach dem Friedensſchluß von Kainardſche in den Gewäſſern von Conſtantinopel zugelaſſen werden. Aber dieſe eine ausſchließliche Beſtimmung hatte nicht die Kraft, die weitausgreifende und fundamentale Bedeutung des Friedensvertrages gerade nach dieſer Seite hin zu ſchmälern, denn wie Tſchesme, wo die türkiſche Flotte in Flammen aufging, der Quell heißt, ſo bedeutet Kainardſche den Sprudel, und man hat daher, in richtiger Würdigung der an dieſe beiden Namen geknüpften Thatſachen, dieſelben zugleich in ſymboliſcher Bezeichnung als Quell und Sprudel ruſſiſcher Weltmacht und türkiſchen Untergangs anerkennen müſſen.[1] Ihrem Luſtſchloſſe Kiferiko gab Katharina den Namen Tſchesme, um ihre Lieblingserholung, die ſie hier fand, ſtets mit dem erfreuenden Gedanken an die Verbrennung der türkiſchen Flotte verbinden zu können.

Obwohl die kühne und ehrgeizige Frau auf dem Czarenthron anfangs geglaubt, daß der Krieg nur mit einem

[1] Vgl. Hammer, Geſchichte des osmaniſchen Reichs VIII. 448.

vollſtändigen Hinauswerfen der Türken aus Europa beſchloſſen werden könne, ſo mußte ſie ſich doch geſtehen, daß ihr der Frieden von Kainardſche ſchon ſtolze und ungeheuere Dinge gewährt! Katharina hatte ſich kaum je in ihrem Leben von ſo glücklichen und hochfliegenden Gedanken bewegt gefühlt, als in dieſem Augenblick, wo ihr gewaltiges Reich nach Innen und Außen eine beiſpielloſe Schwungkraft gewann, wo alle ihre Feinde, und mit den Türken auch die von Pugatſchew geführten Aufſtändiſchen im Oſten Rußlands, niedergeworfen wurden, und wo in derſelben Zeit in gewiſſen Gemächern ihres Palaſtes ein neuer, ihre ganze Hingebung beſitzender Heros eingezogen war. Katharina erſchien freudeſtrahlend im Türkenſieg, und zugleich im Beſitz einer neuen Liebe, die in den hohen Lorbeer der Kriegsfürſtin mit jungen grünen Blättern ſich wand. Potemkin, der in dieſer Zeit ſeine förmliche Inſtallation als Günſtling Katharinens empfangen, hatte die Kaiſerin durch ſein ganzes Weſen wieder in einen erſten Liebesfrühling zurückgezaubert. Ihn ſelbſt hatte die überſchwängliche Leidenſchaft zu ſeiner Kaiſerin zum Dichter erhöht, und noch ehe er in den jetzt von ihm bewohnten Gemächern des Winterpalaſtes Aufnahme gefunden, hatte er eine Chanſon gemacht, durch welche er ſich bei denen, die ſie geleſen, die Anwartſchaft auf den Ruhm eines ruſſiſchen Petrarca erworben.[1] Auch ſpielte die Innigkeit, mit der ſich beide Charaktere

[1] Masson Mémoires secrets sur la Russie I. 167.

mehr und mehr zu einem ächten Liebes- und Freundſchafts-bund begegneten, faſt in das ſentimental-romaneske Gebiet hinüber. Potemkin zeigte eine wahre Schwärmerei darin, in kleinen wie in großen Dingen der Kaiſerin eine ausgeſuchte Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Er ſandte oft Couriere auf hundert Meilen in der Runde aus, um für ſeine erhabene Gebieterin eine Melone oder einen Blumenſtrauß aufſinden zu laſſen, wie er damit gerade ihren Wünſchen entgegen zu kommen glaubte. Später verwandte er dazu ſogar einen beſonderen Offizier von höherem Range, Namens Bauer, der ſich in den Geſchäften, welche das perſönliche Verhältniß Potemkins zur Kaiſerin mit ſich brachte, beſtändig auf Reiſen befand, und bald aus Aſtrachan Waſſermelonen holen, bald wieder nach der Krim eilen mußte, um Weintrauben und andere Früchte zu pflücken.

Der Frieden von Kainardſche mußte auch eine dem Herzen der Kaiſerin ſo willkommene Veranlaſſung hergeben, um dem General Potemkin eine ausgezeichnete Rangerhöhung und andere Belohnungen zu Theil werden zu laſſen. Katharina verlieh ihm bei dieſer Gelegenheit die Würde eines Grafen des ruſſiſchen Reiches, und zwar, wie es in dem von ihr gegebenen Kaiſerlichen Befehl ausdrücklich hieß, „weil er zur raſchen Beförderung des Friedensgeſchäftes mit vielem guten Rath an die Hand gegangen.“ Nicht minder empfing Potemkin, obwohl er gar nichts weder für Krieg noch für Frieden gethan, einen prächtigen, mit Brillanten beſetzten Degen, „wegen der tapferen und vielen, im verfloſſenen

Kriege erwiesenen Dienste und Bemühungen." Auch ertheilte ihm die Kaiserin die größte Auszeichnung, die es damals am russischen Hofe gab, nämlich ihr Portrait zu tragen, was vor ihm nur dem Grafen Gregor Orlow im höchsten Gnadenausdruck zugestanden gewesen. Auf diesen hohen Rangstufen glaubte aber die Kaiserin ihrem nach Ehrenzeichen für den neuen Liebling drängenden Gefühl vor der Hand Einhalt gebieten zu müssen. Denn Katharina hatte auch darauf Bedacht zu nehmen, daß durch eine zu überschwängliche Ausschüttung von Ehren für ihre Lieblinge nicht allzu sehr Eifersucht und Mißvergnügen der Großen des Reichs gereizt würden, und sie hatte in dieser Beziehung schon mehr gethan, als sie selbst der Klugheit für angemessen halten mochte. Dagegen stellte die Kaiserin den Grafen Potemkin in seinen baaren Geld-Einkünften, die ihm als Günstling zukamen, höher und sicherer, als dies seinem Vorgänger bewilligt worden war. Potemkin war der Erste, der ein festes Günstlingsgehalt mit hundertundvierundvierzigtausend Rubeln jährlich empfing, welche ihm in monatlichen Raten regelmäßig ausgezahlt wurden. Es war diese Summe jedoch die allergeringste seiner Einnahmen, die er sich zur Bestreitung eines beispiellos verschwenderischen Aufwandes aus allen möglichen Quellen und Kassen, namentlich aber aus den heimlichen Gaben der Kaiserin selbst, zu verschaffen wußte, und die, nach allen darüber bekannten Angaben, eine fabelhafte Höhe erstiegen. Er wußte es sich daher jedesmal doppelt und dreifach zu ersetzen, wenn er oft un-

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52006-9
MONDT,T. FN. 02230/033

geheuere Summen zu Geschenken für seine Kaiserin verwandte, und die frischen Kirschen, welche er Katharinen nach einer stehend gewordenen Gewohnheit an jedem Neujahrstage überreichte, wurden ihr theuer genug.

V.

Der Frieden von Kainardsche.

Der Friedensschluß von Kainardsche hatte aber nicht nur das Verhältniß Rußlands zum schwarzen Meere in die Bahn einer großen und unberechnenbaren Zukunft hineingehoben, sondern in seinen achtundzwanzig Artikeln, aus denen er bestand, auch den türkischen Provinzen, welche im Lauf des Krieges durch die russische Macht berührt und beeinflußt worden waren, eine neue, zum Theil verhängnißvolle Ordnung der Dinge angewiesen. Rußland gab zwar im Allgemeinen die gemachten Kriegseroberungen zurück, sicherte sich aber gleichzeitig in den Landen, die es wieder abgab, seinen Fuß, so daß es darin nach Belieben und Bedürfniß die entscheidendsten Bewegungen vornehmen und unterhalten konnte. Von den in den tatarischen Landen gemachten Eroberungen behielten sich die Russen gleich-

wohl Kertsch und Jenikale in der Krim und Kinburn an der Mündung des Dniepr zurück, wie sie auch Asow zu ihrem Eigenthum sich abtreten ließen. Wie durch diese bedeutungsvollen Küstenpunkte die Besitzergreifung Rußlands vom schwarzen Meere festgestellt wurde, so war es nach der Landseite zu die religiöse Fessel, welche Rußland schwang, um ganze Länder und Bevölkerungen an ihre Oberhoheit und Schutzherrlichkeit zu binden. Die Erwerbungen der russischen Waffen in der Moldau und Walachei, in Bessarabien, im Archipelagus, in Georgien und Mingrelien wurden wieder losgelassen, aber die Pforte mußte sich namentlich für die Moldau und Walachei verpflichten, dem Cultus ihrer christlichen Bevölkerung jeden Schutz angedeihen zu lassen, den christlichen Kirchen und Klöstern äußerlich und innerlich ihre ungehinderte Entwickelung zu gewähren, und den bei der Pforte beglaubigten Ministern des russischen Hofes das Recht jedweder Verwendung und Beschwerde im Interesse dieser beiden Fürstenthümer zuzugestehen. Consuln und Viceconsuln sollte Rußland an allen Orten, wo es ihm angemessen erscheinen würde, einsetzen dürfen. Auch bis in die fernen Gebirgshöhen des Caucasus warf der Friedensvertrag von Kainardsche seine bedeutungsvolle Entscheidung, denn es wurde dadurch auch die große und kleine Kabardei, deren Besitz in Folge des Belgrader Vertrages von den Russen aufgegeben werden mußte, wieder unter den russischen Scepter gestellt, und dadurch von Neuem der schon von Peter dem Großen machtvoll betretene Eroberungsweg nach Persien geöffnet.

Eine der wichtigsten Bestimmungen aber war die Unabhängigkeit der Krim, welche in dem Friedensschluß von Kainardsche von der Pforte auf die weitgreifendste Weise anerkannt werden mußte. Diese Unabhängigkeit drückte sich darin aus, daß die Tataren künftig von ihren, dem Geschlechte Dschingischan's entstammenden Fürsten selbständig und ohne eine Einmischung Rußlands und der Pforte regiert werden sollten. Die Unabhängigkeitserklärung war hier freilich die bequemste und sicherste Form, in der Rußland seinen Alles bestimmenden Einfluß in der Krim festsetzen konnte, welcher schon durch die Persönlichkeit des regierenden Khans Sahim-Girai, der sich unter allen Umständen als eine gehorsame Creatur der Czarina bewiesen, eingeführt und verbürgt erschien. Eine sehr tiefgreifende Bestimmung war es jedenfalls, daß der Khan nicht mehr von der Pforte ernannt wurde, sondern, wie dem Czaren in Petersburg, so auch dem Sultan in Constantinopel nur seine neue Thronbesteigung anzuzeigen hatte, worauf er von dem letzteren die symbolischen Zeichen der Herrscherwürde zugesandt empfing. Es wurde dabei für einen sehr gleichgültigen Umstand angesehen, daß für den türkischen Großherrn noch in allen Moscheen der Krim gebetet werden mußte, und daß der Sultan als Kalif noch die Oberhoheit über alle religiösen Angelegenheiten der Tataren fortbehaupten sollte. Ebenso wenig legte man in Petersburg ein Gewicht darauf, daß die Richter in der Krim noch von dem Kadilesker zu Constantinopel ernannt wurden, und daß die Khane ihr Geld

nach einem türkiſchen Gepräge ſchlagen laſſen mußten.[1] Rußland war einſtweilen gern damit zufrieden, daß es durch Beſitznahme der Hauptküſtenpunkte der Krim die in dem Vertrag gewonnene Beſchiffung des ſchwarzen Meeres ſtützen und zugleich auf dem Wege einer wohlberechneten Intrigue die Fäden an ſich bringen konnte, welche das künftige Schickſal der Tataren-Lande nach ſeinen Abſichten beſtimmen mußten. Dieſe Zukunft, welche das türkiſche Reich ſelbſt in ſeiner weiteren Exiſtenz bedrohte, bezahlten die Türken außerdem noch baar mit einer Summe von vier Millionen Rubel, welche ihnen als die Koſten des Krieges auferlegt wurden.

So hatte der Khan Sahim-Girai von Neuem Kaftan, Turban und Säbel, als Zeichen der Beſtätigung ſeiner Herrſchaft, aus Conſtantinopel empfangen, ſetzte ſich aber mit einer größeren Unterwürfigkeit als je, die ihm gegen Rußland in der That aus dem Herzen kam, auf den Thron der Tataren nieder. Hätte ein kräftigerer und ſelbſtändigerer Geiſt, ähnlich dem des großen Krim-Girai, in dieſem Fürſten gelebt, ſo würde er ſeine Lage benutzt haben, die außerordentlich günſtig war, um, mit Ausbeutung der unaufhörlichen Zerwürfniſſe zwiſchen Rußland und der Pforte, ein nationales Tataren-Reich, gleich unabhängig von beiden Kaiſermächten, und auf ſeinen eigenen, dazu hinlänglich ſtarken Grundlagen, zu errichten. Aber die nationale Partei,

[1] Siestrzencewicz Histoire du royaume de la Chersonèse taurique p. 417.

welche sich jetzt unter den Tataren immer mächtiger heranzubilden begann, wurde schon deshalb leicht ein Werkzeug für neue Intriguen der Pforte, weil Sahim-Girai, durch Eitelkeit und Sucht für das Fremde geleitet, Alles that, was nur irgend die nationalen Sympathien seiner Völker verletzen und beeinträchtigen konnte. Schon in seinen äußeren Lebensgewohnheiten hatte er angefangen, sich ganz russisch und europäisch darzustellen. Er fuhr in einer goldenen Carrosse spazieren und nahm seine Mahlzeiten sitzend ein, an einem runden Tisch, der mit dem schönsten Tafelgeschirr besetzt war, wie er es aus Paris und Petersburg sich zu verschaffen gewußt. Aber an diesem ganz in europäischer Art servirten Tisch aß man gleichwohl ohne Gabel und Löffel, und trug wenigstens auf diese Weise noch den Tribut an tatarische Nationalität ab. Er ließ sich dabei, obwohl es ganz und gar nicht türkisch bei ihm herging, von Leuten bedienen, die einen Turban in bester türkischer Form tragen mußten, und seiner Leibgarde zog er ein Kostüm an, welches er auf eine ganz fabelhafte Weise nach seiner eigenen Erfindung zurecht gemacht hatte. So war sein Hof eine wahre Carricatur geworden, die auf eine theils belustigende, theils erschreckende Weise auf das Modell des Petersburger Lebens hinzeigte. Auch die Taktik fremder Truppen führte Sahim-Girai unter den seinigen ein, doch schien er noch zu schwanken, ob er russische oder preußische Soldaten aus seinen Tataren machen sollte. Kaum widerstand er dem Gelüst, sich zu rasiren, aber da dies doch zu sehr gegen Religion und Politik

verſtoßen hätte, ſo begnügte er ſich damit, die äußerſten Enden ſeines Bartes wenigſtens in eine hohe Cravatte hineinzuſtopfen.

Die Tataren ſahen dieſen auf der Krim beiſpielloſen Neuerungen vielleicht mehr mit Erſtaunen und gereizter Neugierde, als von vornherein mit Mißfallen zu, aber es gelang nichtsdeſtoweniger den geheimen Agenten, welche die Pforte mit Ueberredungsmitteln aller Art und namentlich mit ſtarken, zur Vertheilung beſtimmten Geldſummen nach der Krim ausſchickte, eine drohende Unzufriedenheit in der tatariſchen Volksmaſſe emporgähren zu laſſen. Die Türken gebrauchten den religiöſen Fanatismus, um ihr Zeter über die europäiſchen Neuerungen und Koketterien Sahim-Girai's anhängig zu machen, und da ſie überhaupt nie daran gedacht hatten, die Beſtimmungen des Friedens von Kainardſche wirklich zur Ausführung zu bringen, ſo hielten ſie eine neue Umwälzung der Dinge in der Krim jedenfalls für das geeignetſte Mittel, um mit allen ihnen aufgezwungenen Verpflichtungen gegen Rußland zu brechen. Es begann daher ein Intriguenſpiel der Pforte, welches theils mit den nationalen und religiöſen Gefühlen der Tataren, theils mit einer Partei, die der im Jahre 1769 abgeſetzte Khan Dewlet-Girai noch im Lande beſaß, geſchickt und wirkſam in Verbindung geſetzt wurde.

Dieſer Dewlet, der als Neffe des großen Krim-Girai kurze Zeit auf dem Thron der Tataren geſeſſen hatte, war ſchon damals wegen ſeiner Unfähigkeit und Charakterloſigkeit

und wegen ſeiner kriechenden Hingebung an die Türken zum Spott des Volkes geworden. Eine gewiſſe natürliche Albernheit ſeines Weſens war, verbunden mit allzugroßer Jugend, vornehmlich die Schuld geweſen, daß er die Herrſchaft, ſtatt ſie zu behaupten, nur erniedrigt hatte. Kaum hatten ihm die eitlen Beſchäftigungen mit ſeiner Perſon, denen er ohne Unterlaß ergeben war, Zeit gelaſſen, ſich auf den Ernſt des Regierens zu beſinnen, denn ſein Lieblingsthun war, ſich im Spiegel zu beſchauen, ſeinen wachſenden Bart zu muſtern und dabei, unter Trällern einer luſtigen Arie, Geſichter zu ſchneiden. Unabläſſig vor ſeinem Spiegel ſitzend empfing er auch ſeine Miniſter, richtete tauſend Fragen an ſie, ohne eine einzige Antwort zu hören, und fuhr fort, mitten in die wichtigſten Geſchäftsverhandlungen ſeine Arien hineinzuträllern. Sein ganzer Hof war unter ihm eine farcenhafte Poſſe geworden, in der Alles durcheinander lachte, tänzelte, ſang und grimaſſirte, und wo der Fürſt an der Spitze ſich nur damit beſchäftigte, ſeine Hofleute in der Kunſt ſchöner Stellungen und Kopfhaltungen und im Geſichterſchneiden einzuüben.

Ein Fürſt von ſolchem Schlage, der damals nach elend durchgeſpielten zehn Monaten durch den kriegeriſchen Kaplan-Girai erſetzt worden war, wurde jetzt von der Pforte als Schützling und Werkzeug von Neuem aufgegriffen, um die Krone der Tataren auf ſein Haupt zu bringen und durch ihn den ruſſenfreundlichen Sahim-Girai aus dem Felde zu ſchlagen. Zu dieſem Zweck wurde das Tataren-Volk durch

Intriguen und Sendlinge aller Art bearbeitet und aufgewiegelt, und dies konnte um ſo leichter geſchehen, als der Khan Sahim nicht angeſtanden hatte, die Beſtimmungen des Friedens von Kainardſche ſeinerſeits ehrlich zu vollziehen und den Ruſſen die Städte Kertſch, Jenikale und Kinburn zur vollſtändigen Beſitznahme zu übergeben. Der Aufruhr gewann dadurch eine Art von nationaler Kraft über ihn, und es gelang, ihn in einem offenen Aufſtande abzuſetzen und einige Augenblicke lang jenen kindiſchen Dewlet an ſeinen Platz zu ſtellen. Die Türken gewannen damit einen ſcheinbaren Triumph und ließen durch eine tatariſche National-Verſammlung erklären, „daß die Unabhängigkeit der Krim mit der Religion Mohamet's nicht vereinbar ſei, und daß auch die ruſſiſche Beſitzergreifung der drei abgetretenen Küſtenſtädte des ſchwarzen Meeres gegen die Intereſſen derer ſtreite, welche dem Glauben des Propheten anhingen.“ [1]

Die Pforte ließ hier zum Erſtenmal ihren kaum je bezwungenen Ingrimm gegen die durch den Frieden von Kainardſche ihr auferlegten Bedingungen thatſächlich ausbrechen. Es gereuete ſie dieſer ſchwarze Pontus Eurinus, mit dem ſie einen dreihundertjährigen, wenn auch nicht hinlänglich geſchätzten und ausgebeuteten, doch theuer und ruhmvoll gewordenen Beſitz an ihren Todfeind verwettet hatten. Denn ſeitdem die Türken zuerſt im Jahre 1476 die genueſiſchen Colonien in der Krim zerſtört hatten, war bis zu dem

[1] Castelnau II. 119. 141. Siestrzencewicz 418.

Jahre 1774, mit welchem der Frieden von Kainardſche ſich bezeichnete, das ſchwarze Meer mit ſeinen wunderbaren und vielbedeutenden Geſtaden nur der ottomaniſchen Oberherrlichkeit dahingegeben geweſen. Es gereute ſie auch dieſe herrliche tauriſche Halbinſel, deren erklärte Unabhängigkeit immer deutlicher nur der Schild der ruſſiſchen Beſitznahme zu werden ſchien, und die in dem blühenden Ueberfluß ihrer Erzeugniſſe und Gewerbsthätigkeit die eigentliche Vorrathskammer der Türkei und namentlich ihr Verſorger mit Getraide geworden war. Die Türken hatten die Erſchütterung ihres Beſitzſtandes auf dem ſchwarzen Meere, welche durch den Frieden von Kainardſche für alle Zukunft verhängt worden, tief genug empfunden und zugleich begriffen, daß damit eine entſcheidende Umwälzung des ganzen europäiſchen Verkehrs angebahnt worden ſei. Im Bewußtſein der Ottomanen ſchien nachträglich erſt dieſer Moment in ſeiner ungeheuern folgenſchweren Bedeutung aufzugehen. Sie ſahen ein, daß mit dem ſchwarzen Meere die Zukunft des Orients mit dem ganzen daran hängenden Weltverkehr in die Hände Rußlands gefallen ſei, und die Politik in Conſtantinopel entſchied ſich einſtweilen dahin, durch einen verdeckten Kampf, und durch eine gänzliche Nichtbeachtung aller Thatſachen jenes Friedensſchluſſes, die neue Erhebung gegen Rußland vorzubereiten.

Die Ruſſen machten inzwiſchen den Anfang, die drei durch den Frieden ihnen zugefallenen Orte der Meeresküſte für ihre weitgeſteckten Zwecke ins Auge zu faſſen und mit

neuen Einrichtgunen und Befeſtigungen zu verſehen. Unter dieſen drei Städten war es beſonders Kertſch, das Panticaparum des Strabo, auf deſſen Bedeutung für Schifffahrt und Handel die Ruſſen damals einen faſt ausſchließlichen Werth zu ſetzen ſchienen, und das allerdings durch ſeine Lage am Einfluß des Aſow'ſchen in das ſchwarze Meer geeignet ſchien, für die den Don und das Aſow'ſche Meer hinabgehenden Güter den Mittelpunkt des Verkehrs abzugeben. Dieſe von den erſten Mileſiſchen Coloniſten auf der Krim erbaute Stadt, wo Mithridates, König von Pontus, auf der Flucht vor den Römerwaffen Aſyl und Lebensende gefunden, war ſchon in alter Zeit, namentlich als Hauptſtadt des Königreichs des Cimmeriſchen Bosporus, zu einer hervorragenden und blühenden Stellung gediehen. Hier, auf einem Boden, der noch mit den Trümmern der plaſtiſchen Kunſtwerke der alten Welt bedeckt war, erſchienen eines Tages plötzlich ruſſiſche Bauleute, um Befeſtigungswerke aufzuführen, ſowohl nach der Meeresſeite hin gegen die Türken, als auch nach der Landſeite, um es gegen die Ueberfälle der Tataren zu ſchützen. Auch neue Häuſer in bedeutender Anzahl, Magazine, Lagerplätze und Werfte wurden errichtet, und die ſchon halb verfallene Stadt, die zuletzt in den Händen einer türkiſchen Garniſon mit einem Paſcha geweſen, begann wieder wie mit einem Schwunge ihrer alten großen Erinnerungen ſich zu erheben. Indeß wurde dieſer Plan, Kertſch vorzugsweiſe zum Stützpunkt der ruſſiſchen Herrſchaft im ſchwarzen Meere zu machen, bald darauf aufgegeben,

nachdem Kaiſerin Katharina von der ganzen Krim als Herrin Beſitz genommen hatte, und Rußland ſuchte jetzt ſein Meeresſcepter in dem bei weitem tieferen und beſſer verwahrten Hafen von Balaklawa aufzuſtecken. An dieſem ſüdlichen Küſtenpunkt der tauriſchen Halbinſel, wo das Baſſin des Meeres den Schutz der hohen Bergwände gegen alle Stürme genießt, glaubte Rußland ſpäter den Concentrationspunkt ſeiner Macht und ſeines Handels im Pontus Eurinus begründen zu müſſen, und wurde zu dieſer Abſicht nicht bloß durch den ſchönſten Hafen der Welt, ſondern auch durch die denſelben vertheidigende alte Feſtung, ein freilich ſchon halb in Trümmer gefallenes Werk der Genueſen, beſtimmt.

Die zweite Küſtenſtadt der Krim, welche die Ruſſen dem Frieden von Kainardſche verdankten, war das zehn ruſſiſche Werſte von Kertſch an einer Spitze der Halbinſel gelegene Jenikale, wo die Türken ſchon im Jahre 1705 eine Feſtung gebaut hatten, um den Ruſſen hier den Eintritt in das ſchwarze Meer zu verweigern. Auch hier begannen die Ruſſen plötzlich mit gewaltiger Anſtrengung zu bauen, und fügten den alten Feſtungswerken, die einſt gegen ſie gerichtet waren, neue und ſtärkere hinzu, um dieſem hafenloſen Platz, der nur eine rein militairiſche Bedeutung beanſpruchen kann, den Schlüſſel zur Pforte zwiſchen dem Aſow'ſchen und ſchwarzen Meere zu vertrauen. [1]

---

[1] Peyssonel, Traité sur le commerce de la Mer noire I. 18. 24. Oliphant, The Russian Shores of the Black Sea p. 192 — 198.

Auf dieſe beiden Punkte und auf das an der Dniepermündung gelegene Kinburn geſtützt, ſahen ſich die Ruſſen jetzt zum Erſtenmal in der Lage, das ihnen frei gegebene ſchwarze Meer mit herrſchenden und hoffnungsvoll ausgeſpannten Segeln befahren zu können. Unmittelbar nach dem Friedensſchluß von Kainardſche hatte es ſich die ruſſiſche Regierung auch ſogleich angelegen ſein laſſen, den Verbindungsweg zwiſchen dem ſchwarzen und mittelländiſchen Meere zu öffnen, und die andern Nationen mit ihren Schiffen und ihren Gütern auf den großen Weltmarkt des Pontus Eurinus einzuladen. Bei der allgemeinen Unkenntniß, welche über die Natur des ſchwarzen Meeres herrſchte, wurde aber dieſe Schifffahrt noch mit ungemein zögerndem Fuß begonnen, und man glaubte an fabelhafte Strudel und Stürme, wie ſie kein anderes Meer auf ſeinen Gewäſſern kenne. Von furchtbaren Klippen war erzählt worden, die ſogar in der Mitte des Meeres emporragten, und gegen welche die Fahrzeuge wie durch geheimnißvolle Gewalt böſer Geiſter hingetrieben würden. Der allſeitige Weltverkehr, der durch den Frieden von Kainardſche auf die Bahnen des ſchwarzen Meeres zurückgerufen wurde, forderte auch bald die Wiſſenſchaft in die Schranken, die nun durch Forſchungen aller Art und durch Aufſtellung von Seekarten, wenn auch nur mit langſamen und allmäligen Erfolgen, die Natur dieſes Oceans zu erhellen ſuchte. Strömungen, Stürme und das Gewoge der in den Pontus Eurinus ſich ſo zahlreich hinabſtürzenden Flüſſe ſind zwar ungeheuer, und die Winde aller Weltgegen-

den durchkreuzen ſich über ſeinen Waſſern auf eine unberechnenbare und jedem Naturgeſetz widerſtrebende Weiſe in unheilvollen Wirbeln. So wagten ſich in früherer Zeit die Seefahrer gewöhnlich nur in den drei Monaten Juni, Juli und Auguſt in das ſchwarze Meer hinaus, und auch noch in neuerer Zeit wurde von einem das Meer zum Erſtenmal betretenden Capitain ſelten die Fahrt begonnen, ohne einen aller Gefahren kundigen Piloten zu Conſtantinopel eingenommen zu haben.[1] Aber Rußland würde auf dieſer ſtürmiſchen Meeresbahn die Säulen der moskowitiſchen Weltherrſchaft ſchon unweigerlich aufgerichtet haben, wenn es nicht in einer ſpäteren Epoche ſein tyranniſches Prohibitiv-Syſtem auch über dieſe Gewäſſer heraufgeführt und Deutſchland, Frankreich und England mit allen ihren Erzeugniſſen wieder von dieſem Weltmarkt ausgeſchloſſen hätte, um der ruſſiſchen Induſtrie und den einheimiſchen Producten die ausſchließliche Geltung im Orient zu ſichern!

[1] Hommaire de Hell, Les Steppes de la Mer caspienne III. 75.

VI.

Eine Komödie der Kaiserin Katharina zur Feier ihrer Siege über die Türken.

Katharina II. glaubte ihren Siegen, sowohl über die Türken als auch über den inneren Aufstand Pugatschew's, eine russische Nationalfeier schuldig zu sein und beschloß, nach längerer Berathung mit ihren Freunden und Ministern, dieselbe in dem alten prächtigen Moskau zu veranstalten. Ihr Freund Potemkin bewies auch hierin die vollständigste Sympathie mit den Gedanken seiner erlauchten Herrin, denn er unterstützte diesen Plan, wider die Gegnerschaft anderer Stimmen, mit solcher Lebhaftigkeit und wußte ihm die Bedeutung einer so großartigen Idee beizulegen, daß die Kaiserin mit Begeisterung diese Reise, zu der die umfassendsten Vorbereitungen getroffen wurden, antrat. Es sollte eine nationale Friedens- und Siegesfeier im erhabensten Stil

werden, welche die Kaiserin Rußlands in Moskau beabsichtigte, und ihr ganzer Hofstaat, an dessen Spitze diesmal auch ihr Sohn, der Großfürst Paul, sich befand, begleitete sie in dem glänzendsten und pomphaftesten Aufzuge dorthin. Sechshundert aus jedem Regiment auserlesene Garden waren vorausgezogen, um die Kaiserin an den Thoren der Stadt Moskau in Waffen zu empfangen.

Zu dieser Reise, welche im Jahre 1775 angetreten wurde, nahm Katharina auch eine bedeutende Anzahl kleiner Heiligenbilder mit, welche unterwegs in allen Kirchen und Kapellen, an denen der Zug der Kaiserin vorüberführen würde, vertheilt werden sollten. Sie glaubte damit in den Provinzen ihres Reichs, wo die Herrschaft der Popen sich am strengsten befestigt hatte, einen guten Eindruck zu machen und die ihr durch Pugatschew entfremdeten Gemüther des Volkes wieder zu ihrem Thron zurückzulenken. Die Freundin Voltaire's verschmähte darum auch nicht, ein großes, in die kostbarsten Gewänder gekleidetes und reich mit Diamanten geschmücktes Heiligenbild, welches sie für die Kathedrale von Moskau bestimmt hatte, mit sich zu führen. Sie setzte dies Bild in einen besonderen Wagen, welcher während der ganzen Reise, und auch bei ihrem Einzug in Moskau selbst, unmittelbar hinter dem Wagen, in dem sie sich selbst befand, einhergehen mußte. Doch war es still bei diesem Einzuge, den Katharina durch zwei Triumphbögen hielt, die mit einer verschwenderischen Pracht, deren Kosten auf vierzigtausend Rubel angegeben wurden, für sie aufgerichtet waren. Die

ungeheuere Volksmasse, von der die Kaiserin bei dieser glänzenden Procession umdrängt wurde, verhielt sich schweigend und ohne Jubellaut, obwohl Katharina vorher eine Verringerung der Steuern hatte verkündigen lassen. Dagegen mußte sie mit Erstaunen und nicht geringer Empfindlichkeit wahrnehmen, daß die gegen sie selbst zurückgehaltenen Huldigungen bei jeder Gelegenheit sich für ihren Sohn Paul andeuteten und demselben sich entgegenzudrängen schienen, was gerade in diesem Augenblick nicht wenig dazu beitrug, die Entfremdung zu steigern, welche in der letzten Zeit in dem Herzen der Kaiserin, namentlich durch die Einflüsterungen und Verhetzungen Potemkin's, sich immer entschiedener gegen den rechtmäßigen Eigenthümer ihres Thrones festgesetzt hatte.

Nachdem die Kaiserin noch am Tage ihres Einzuges ein glänzendes Fest, welches ihr die Stadt Moskau gegeben, angenommen hatte, legte sie am anderen Tage ein Pilgerkleid an und beschloß, in Begleitung ihres ganzen Hofes eine Wallfahrt zu Fuß nach einem Kloster zu unternehmen, welches vierzig Werste von Moskau entlegen war. Nur der Staatsminister Graf Panin war auf Betrieb Potemkin's, der seit Kurzem in eifrig aufgenommener Gegnerschaft ihn am Hofe zu isoliren und zu verdrängen suchte, von dieser frommen Wallfahrt ausgeschlossen worden. Man gab ihm zu verstehen, daß er ein zu wenig gläubiger Weltmann sei, um nicht durch seine Gegenwart die Ceremonie zu stören. Potemkin dagegen fand es gerathen, sich in dieser Zeit plötz-

lich wieder den Anstrich einer streng frommen und sogar buß-fertigen Richtung zu geben und legte sich, ungeachtet seiner bekannten Leidenschaft für die Tafel, Fasten aller Art und eine fast tägliche Beichte auf. Jedenfalls schien er, was sich während des Aufenthaltes in Moskau schon in den merkwürdigsten Anzeichen andeutete, wieder etwas ganz Neues im Schilde zu führen, und wenn man am Hofe einerseits glaubte, daß er, wie sein Vorgänger Orlow, es auf eine Heirath mit der Kaiserin abgesehen habe und dieselbe durch ihren Beichtvater, den er auch zu dem seinigen genommen hatte, zu bearbeiten gedenke, so äußerte er selbst zu gleicher Zeit gegen Katharina, daß er die heiligen Weihen nehmen und sich zum Erzbischof salben lassen werde. Man wollte freilich aus dieser letzten Aeußerung schließen, daß die mittelbaren Bewerbungen durch den Beichtvater keine geneigte Rückäußerung der Kaiserin hervorgerufen hätten.[1]

Es sollte jedoch durch die Feste und Wallfahrten in Moskau nicht bloß die Stimmung der Bevölkerung wiedergewonnen werden, welche der vor einem Monat in derselben Stadt hingerichtete Pugatschew dort dem Czarenthron verdorben hatte, sondern es sollte auch die Glorie des Türkensieges in jeder Weise als eine hellleuchtende und gottbegnadete an der Person der Monarchin erkannt und begrüßt werden. Katharina hatte zu diesem Zweck den großen Türkensieger, den Feldmarschall Romanzow, zu derselben Zeit nach

[1] Castera II. 147. La Duchesse d'Abrantes, Catherine II. p. 199.

Moskau eingeladen. Das von ihr befohlene Programm war, in überwallender Dankbarkeit für diese Hauptstütze ihres Throns, eigentlich dahin gegangen, daß Romanzow gleichzeitig mit ihr in Moskau eintreffen solle, und daß er in demselben Augenblick, wo die Kaiserin unter den Triumphbögen anlangte, ihr zu Pferde entgegenzukommen hätte, ohne abzusteigen, in der vollen Würde und Größe eines Triumphators. Aber der tapfere Romanzow war theils zu bescheiden theils ein zu kluger und gewiegter Hofmann, um diese Ehren in der Weise, wie sie ihm eine augenblickliche Aufwallung der Kaiserin zuerkannt, anzunehmen. Er glaubte im Gegentheil einer solchen Huldigung, deren Ausführung doch nur den Stolz der Souverainin nachträglich verwundet haben würde, geschickt ausweichen zu müssen, um so mehr, da zu den vielen Gegnern und Neidern, die er am Hofe Katharina's zählte, auch Potemkin hinzugetreten war, dem man eine frühere Aeußerung des Marschalls über ihn hinterbracht hatte, und zwar aus der Zeit, wo Potemkin bei ihm im Hauptlager gewesen, und sich plötzlich als Courier nach St. Petersburg hatte schicken lassen, wobei Romanzow hinterher ausgerufen haben sollte: er sei froh, den unnützen Müßiggänger endlich losgeworden zu sein! So hatte es der besonnene Marschall jetzt für das Angemessenste gehalten, in Moskau nicht als Triumphator, sondern bloß als Soldat zu erscheinen, der gekommen sei, seiner allerhöchsten Gebieterin Rechenschaft über Krieg und Sieg abzustatten. Am Tage nach seiner Ankunft mußte Romanzow sich dem feierlichen Zuge anschließen, wel-

chen die Kaiserin zu Fuß, in Begleitung des Großfürsten, der ersten Offiziere des Kaiserreichs und aller ihrer Hofleute, von dem alten Palast der Czare aus nach der Kathedrale von Moskau unternahm. Es wurde dort eine feierliche Messe im höchsten Prunke abgehalten und das Te Deum zur kirchlichen Begehung des Friedensfestes gesungen.

Katharina selbst strahlte bei dieser Feier in einer feenhaften Pracht des Schmuckes, mit dem sie nur selten ihre Erscheinung zu umgeben pflegte. Sie hatte ein Gewand angelegt, das ganz nach der alten moskowitischen Form geschnitten war und mit den kostbarsten Edelsteinen dicht übersäet erschien. Auf ihrem Kopf trug sie die kaiserliche Krone, in welcher der weltberühmte Diamant der Czarin und jener Rubin, der als der unvergleichliche in der ganzen Welt galt, wunderbar erschimmerten. Zum Schluß der Ceremonie erhob sich plötzlich der Schatzmeister der Kaiserin in der Nähe des Altars, und las mit gewichtiger Stimme ein Verzeichniß von Belohnungen ab, welche die Kaiserin ihren Generälen, die sich im Türkenkriege verherrlicht hatten, bewilligte. Unter diesen Belohnungen ragten die dem Feldmarschall Romanzow zuertheilten durch ihren ungeheueren Werth hervor. Romanzow empfing ein Landgut mit fünftausend Bauern, hunderttausend Rubel baares Geld, ein kostbares Tafelgeschirr, einen Hut, an dem ein mit den werthvollsten Steinen geschmückter Lorbeerzweig befestigt war und der auf dreißigtausend Rubel geschätzt wurde. Einen Marschallstab, der mit einer Kette von Diamanten umgeben war, überreichte ihm die Kaiserin selbst, indem

sie von dem Thron, den sie in der Kirche eingenommen, herabstieg und ihm mit einigen Schritten entgegenging. Ein mächtiges Beifallsgemurmel durchlief in diesem Augenblick die Kathedrale von Moskau. Es war der erste Moment, in welchem Katharina das leise Entgegenkommen einer Bevölkerung empfand, die ihr schon vor zwölf Jahren, als sie in Moskau in der Kapelle der Czaren sich hatte salben lassen, mit Kälte und Widerstreben gegenübergestanden hatte, und unter der noch vor Kurzem der gespensterhafte Schatten ihres Gemahls Peter so willkommene und glühend aufgefaßte Täuschungen verbreitete.

Die Kaiserin wollte aber auch ihren eigenen schaffenden Geist bei diesen Festlichkeiten zur Feier des Türkensieges leuchten lassen. Sie hatte zu dieser Feier ein Stück gedichtet, in welchem der Weltplan, den sie zur einstigen Eroberung der Türkei gefaßt, gerade an diesem Tage seine höchste Deutung und Verherrlichung finden sollte. Dies einer Epoche der russischen Geschichte entnommene Stück war „Oleg, eine historische Darstellung" betitelt, und wurde auf dem Theater in Moskau mit außerordentlichem Pomp und mit einem Aufwand der prachtvollsten Decorationen gespielt. Siebenhundert Personen erschienen darin auf dem Theater. In dem ersten Akt zeigt sich Oleg damit beschäftigt, die Stadt Moskau zu gründen; im zweiten Act befindet er sich in Kiew, wo er seinen Mündel Ygor verheirathet und auf dem Thron befestigt. Die alten nationalen Ceremonien bei den Hochzeiten der Czare werden in den pikantesten Scenen

vorübergeführt, und aus Volksspielen und Nationaltänzen, die getreu zur Ausführung gebracht wurden, anziehende Bilder componirt. Oleg bricht dann auf, um einen Kriegszug gegen die Griechen zu unternehmen; man sieht ihn mit seiner ganzen Armee vorbeidefiliren und sich dann mit derselben einschiffen. Im dritten Act erscheint er in Constantinopel. Der Kaiser Leon, der sich genöthigt sieht, einen Waffenstillstand zu unterzeichnen, nimmt den barbarischen Heros mit einer auserlesenen Pracht auf und bewirthet ihn herrlich an seiner Tafel, während junge Griechen, Knaben sowohl als Mädchen, Chorgesänge zu seinem Ruhme anstimmen, und in verführerischen Stellungen die Tänze des alten Griechenlands vor ihm ausführen. Zuletzt erblickt man den Hippodrom, wo dem Oleg die olympischen Spiele vorübergeführt werden; im Hintergrunde aber erhebt sich ein zweites Theater, auf welchem man Scenen aus dem Euripides in griechischer Sprache vor dem Hofe spielt. Darauf nimmt Oleg seinen Abschied vom Kaiser, und hängt feierlich seinen Schild an einer Säule des Palastes auf, um damit zu bekräftigen, daß er „in Constantinopel gewesen„ und zugleich durch dies Zeugniß seine Nachfolger einzuladen, daß sie einst hierher zurückkehren möchten.[1]

Dies Stück verherrlichte den Lieblingsgedanken der Kaiserin mehr in einer symbolisch-historischen Darstellung, als daß ihm darin durch das Wort ein eigentlicher Ausdruck

[1] Masson Mémoires secrets I. 95.

gegeben worden wäre. Voltaire pflegte an den Komödien, deren die Kaiſerin mehrere gedichtet, beſonders den natürlichen und wahrheitsvollen Dialog zu rühmen, und wollte ſogar aus dem Talent Katharina's für das Drama die Prophezeiung entnehmen, daß ſie dazu beſtimmt wäre, über Griechenland zu herrſchen und einſt den Oedipus des Sophokles wieder auf der Bühne in Athen ſpielen zu laſſen.[1] Aber das Stück, welches Katharina zur Siegesfeier in Moskau vor ſich aufführen ließ, ſcheint nicht ſowohl ein durch Wort und Dialog wirkendes Drama, als vielmehr eine bunte Reihe mimiſcher Groteſk-Scenen geweſen zu ſein, in denen der eine und ausſchließliche Gedanke, der ſchon in dem politiſchen Teſtament Peter's des Großen als ein Grundgedanke des ruſſiſchen Reichs aufgeſtellt und eingeſchärft worden, verſinnbildlicht werden ſollte. Es war dies der Gedanke, den Gipfel der Herrſchaft Rußlands am ſchwarzen Meere zu ſuchen, und nachdem dies Meer „Schritt für Schritt“ in Beſitz genommen worden, die Frage von der Eroberung Conſtantinopels zur Frage von der Eroberung des ganzen Europa's zu machen! —.

Gegen Ende des Aufenthalts in Moskau nahm auch das Betragen Potemkin's gegen die Kaiſerin plötzlich wieder eine andere Wendung. Er hielt inne in ſeinen ſtrengen Andachts- und Bußübungen und zeigte der Kaiſerin von Neuem das heitere und drollige Geſicht und den magnetiſch

[1] Voltaire Correspondance (Oeuvres, Paris) XVIII. 149.

bezaubernden Aufschlag ſeiner Augen, dem Katharina niemals widerſtehen konnte. Die Kaiſerin liebte ihn nicht nur fortdauernd, obwohl ſie einer Heirath mit ihm entſagen zu müſſen glaubte, ſondern ſie fand auch einen großen Reiz an ſeiner Unterhaltung, an ſeiner nachläſſig pikanten Weiſe, ſich über Alles zu äußern, und an der originellen Kürze, mit der er oft die wichtigſten Angelegenheiten durch einen glücklichen und raſchen Einfall treffend zu entſcheiden wußte. Es beſtand in dieſer Hinſicht eine gewiſſe Verwandtſchaft beider Charaktere, die ſich namentlich auch in dem mehr oberflächlichen und blitzenden, als irgendwie gründlichen Weſen ihrer Bildung berührten, wenn auch Katharina ihrem Günſtling weit an eigentlichem Wiſſen, an umfaſſenden praktiſchen Kenntniſſen und Einblicken, und an einer gewiſſen geiſtigen Univerſalität überlegen war. Das Einzige, was Potemkin gelernt hatte, war eigentlich die franzöſiſche Sprache, die er mit einer glänzenden Ausdrucksfertigkeit ſprach und ſchrieb, ohne die merkwürdige Correctheit und Feinheit zu erreichen, mit der Katharina das Franzöſiſche handhabte und wovon ihre Briefe an Voltaire ein ſprechendes Zeugniß ſind. Potemkin beſaß dagegen das Talent, alle möglichen Menſchen, mit denen er in Berührung kam, auszuhorchen, ihnen das, was ſie am beſten wiſſen mußten, aus ihrem Berufskreiſe und ihren Beſchäftigungen abzufragen, und ſie darüber reden zu laſſen, während er ſelbſt ſchwieg und mit einer geſpannten Aufmerkſamkeit zuhörte. Daraus wußte er ſich auf allen Gebieten, die er ſonſt ganz und gar nicht überſah, ein durch-

greifendes Urtheil zu bilden, und warf dann plötzlich auf eine überraschende Weise mit Orakelsprüchen um sich, von denen Katharina selbst geblendet wurde und die dann auch in der inneren Staatsverwaltung wie in der auswärtigen Politik zu einer unbedingten Anwendung gelangten. Katharina dagegen erfaßte alle ihre Ideen, auch die geistigsten, nur wie mit einem plötzlichen Ausbruch sinnlicher Leidenschaft, und wie leidenschaftliche Naturen oft den Gegenstand ihrer Erregung gleichzeitig zu lieben und zu hassen scheinen, so konnte man zugleich in ihrem Leben Momente beobachten, wo sie fast als eine Gegnerin der Wissenschaften und Künste sich zeigte, während sie auf der andern Seite mit ihren drei Freunden Diderot, d'Alembert und Voltaire dem Cultus des Geistes mit der Hingebung einer schwärmenden Priesterin oblag. Im Widerspruch damit entließ sie ihren Gesandten in Turin, den Fürsten Beloselsky, gänzlich und in vollständiger Ungnade aus ihrem Dienst, weil ihr seine Depeschen zu geistreich und schöngeistig abgefaßt waren, und der Diplomat französische Verse machte, sogar eine Tragödie gedichtet hatte und die großen Männer Rußlands in einer Reihe historischer Charakterbilder behandeln wollte.[1] Ueberhaupt war Katharina Allem, was rhythmisch und musikalisch war, nicht gewogen, sie haßte den Vers und eigentlich auch die Musik. In den Zwischenacten im Theater ließ sie das Orchester gewöhnlich schweigen, und nur in Moskau war bei

[1] Masson Mémoires secrets I. 97.

der Darstellung ihres politisch-nationalen Feststückes eine Ausnahme gemacht worden, um die Wirkung, auf welche es bei der dortigen Bevölkerung abgesehen war, in jeder Weise zu erhöhen.

Die letzten Tage, welche die Kaiserin Katharina in Moskau zubrachte, waren ihr noch dadurch merkwürdig geworden, daß Potemkin, obwohl er wieder ganz heiter und auch ganz weltlich erschien, sich doch auf eine sehr eigenthümliche Weise über Kränklichkeit zu beklagen anfing. Die Kaiserin faßte dies erst mit großer Betroffenheit auf und bat ihn dann dringend, die größte Sorgfalt auf sein körperliches Befinden zu verwenden. Potemkin erneuerte jedoch seine Klagen und stellte sich so jämmerlich an, daß die Kaiserin, die bei ihrem stählernen Charakter zugleich Momente großer Weichheit und Gefühlszerflossenheit hatte, ihre Thränen nicht mehr unterdrücken konnte. Der Kaiserin waren aber gleichzeitig zwei junge Männer aufgefallen, die sich in dem Gefolge des Grafen Romanzow in Moskau befanden, und die durch etwas Besonderes in ihrem Wesen das Auge der Monarchin gefesselt hatten. Es waren dies die Herren von Sawadowsky und Besborodko, welche in der Kanzlei des Grafen Romanzow angestellt waren und unter denen namentlich Peter Sawadowsky, welcher der Sohn eines russischen Geistlichen in der Ukraine war und sich auch im Türkenkriege als Soldat durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, zugleich durch eine bedeutende männliche Schönheit hervorragte. Er besaß nicht minder, obwohl er kein besonderer Kopf schien, einige wissen-

schaftliche Bildung, schrieb einen sehr guten russischen Stil, und galt sogar gelehrt wegen seiner Fertigkeit, mit der er das Lateinische sprach, was dem Sohn eines Predigers nicht so hoch anzurechnen war. Die Kaiserin hatte einige Male Gelegenheit genommen, sich mit ihm über den russischen Stil zu unterhalten, und seine Erwiederungen drückten einen so schönen und frischen Sinn aus, daß die Kaiserin den Entschluß faßte, ihn und seinen unzertrennlichen Freund, den Herrn von Besborodko, als Cabinetssecretaire, deren sie gerade bedurfte, in ihre Dienste übergehen zu lassen. Potemkin machte bei der Kaiserin sogar den Fürsprecher der beiden jungen Leute, und redete ihr auf das Angelegentlichste zu, diese Anstellung sofort zu bewirken.

Während Katharina sich diese kleine Unterhaltung gönnte, die vor der Hand wenigstens den Anstrich einer neuen Aventure hatte, und ihre beständig der Abwechselung bedürftige Laune etwas beschäftigte, mahnte es sie nun auch, wieder zur Rückreise nach Petersburg aufzubrechen. Es geschah dies nicht gerade in der heitersten Laune, denn der Aufenthalt in Moskau, so glänzend er gewesen, hatte doch auch manches Verstimmende und sogar Schmerzliche für das Gemüth der Kaiserin gebracht, was sie sowohl an der Art und Weise, in der ihr die Bevölkerung hier entgegengetreten war, als auch in ihren nächsten persönlichen Umgebungen zu beklagen gehabt. Katharina konnte es nicht unbemerkt lassen, daß nicht bloß ihr Sohn Paul, sondern auch dessen gleichfalls in Moskau anwesende Gemahlin, Natalie Alexiewna, überall,

wo sie sich dem Volke gezeigt, durch einen steigenden Enthusiasmus ausgezeichnet worden waren, und daß dies auch auf ihren Hof einen nicht zu verkennenden Eindruck gemacht hatte. Der Kaiserin begann unheimlich in der alten moskowitischen Czarenstadt zu werden, wozu sich noch ein anderer Eindruck gesellte, dem ihre lebhafte, leicht einer gewissen Mystik zugängliche Phantasie nicht widerstehen konnte. Es bestand nämlich ein uralter Volksglauben, der in Moskau sehr eifrig genährt und verbreitet wurde, und wonach die Kathedrale von Moskau in einem beständigen leisen Sinken begriffen sei. Wie die Gletscher in einer fortwährenden Bewegung in sich selbst begriffen sind, so nahm man an, daß die uralte Kathedrale, die in der letzten Zeit allerdings ein merkliches Einsinken in ihren Grundlagen gezeigt, sich fortgesetzt abwärts in die Erde neigen werde, und der Volksaberglauben flüsterte geschäftig, daß in dem Augenblick, wo die Höhe der Kirchenpforte mit der Erde auf gleicher Linie stehen werde, auch das Ende der Welt herangekommen sei. Es war ausgesprengt worden, daß die Kathedrale, während des Aufenthalts der Kaiserin Katharina in Moskau, so gewaltig zu sinken angefangen, wie man es zuvor noch nie bemerkt.[1]

Die Kaiserin befahl, die Rückreise nach Petersburg auf Schlitten anzutreten, und Potemkin, welchen man wieder in

---

[1] Anecdotes. Par un voyageur qui a séjourné treize ans en Russie (Londres 1792) I. 45.

dem innigsten und heitersten Einvernehmen mit seiner Gebieterin sah, die er mit den zärtlichen Diminutiv-Benennungen: Katuschka! und Katinka! anreden durfte, erhielt seinen Platz in dem Schlitten der Kaiserin unmittelbar neben ihrer Person. Der Weg von Moskau nach Petersburg wurde in vier Tagen zurückgelegt, obwohl die Kaiserin noch einen Umweg angeordnet hatte, um die berühmte Gewehrfabrik in Tula zu besichtigen. Sie folgte darin zum Theil den Wünschen Potemkins, der seine Waffensammlung gern durch einige neue kostbare Stücke aus der Tulaer Fabrik vermehrt gesehen hätte, und nun die Auswahl des Besten, was es dort gab, freigestellt erhielt.

VII.

Die Fortbildung der Ideen Peters des Großen auf dem Czarenthron und der griechisch-türkische Herrschaftsplan.

Katharina die Zweite war, unter den beständigen Entwürfen für den Ruhm und die Ausdehnung Rußlands, längst auch mit dem Gedanken umgegangen, ihrem gewaltigen Ahnherrn und Vorbilde, Peter dem Großen, ein seine Person und sein Streben verherrlichendes Denkmal in St. Petersburg errichten zu lassen. Sie wollte nicht bloß als seine Nachfolgerin die von ihm vorgezeichneten und begründeten Bahnen beschreiten und denselben das Ziel sichern, wie er es für das von ihm geschaffene und geträumte Rußland aufgesteckt hatte. Auch durch eine künstlerische Verewigung seiner hohen Gestalt wollte sie zeigen, daß sie als Herrscherin ausschließlich zu seinem Namen und zu seinen Ideen sich bekenne, und sie hatte deshalb schon im Jahre 1766 den französischen Bildhauer Falconet nach Petersburg

kommen lassen, um ein Standbild Peter's des Großen zu Pferde auszuführen, das in der erhabensten Stellung gedacht war. Sie verband damit die gewaltige Idee, einen Granitfelsen in Finnland, auf welchen einst Peter der Große zu Anfang des schwedischen Krieges gestiegen war, um von dort die Gegend zu beschauen, zum Fußgestell der bronzenen Statue zu bestimmen. Die Herüberschaffung dieser ungeheuern Felsmasse nach Petersburg wurde zu einer ans Fabelhafte gränzenden Aufgabe der Mechanik, die von dem griechischen Grafen Karburi, der in Petersburg unter dem Namen des Ritters Laskaris bekannt war, mit dem kühnsten und erfindungsreichsten Unternehmungsgeist gelöst wurde. Für den zum Theil abgesprengten, zum Theil aus einer bedeutenden Erdtiefe herausgegrabenen Stein wurde ein eigener Weg von seinem Lager bis zum Ufer der Newa gebaut. Dieser Weg war mit Eisenschienen belegt, auf denen Schlitten, die auf Metallkugeln gesetzt waren, und auf Winden durch vierhundert Menschen in Bewegung gesetzt wurden, mit der über drei Millionen Pfund wiegenden Felslast dahinliefen. Auf einem durch Kameele gehobenen Riesenfloß wurde dann der Stein über den Fluß geführt.[1]

Nachdem Katharina von Moskau zurückgekehrt war, hatte sie die Freude, die Reiterstatue, welche auf diesem ungeheuern Fels-Postament ihren Platz erhalten sollte, bis zum

[1] Reimers St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts I. 325. Anecdoten VI. 289.

Guß vollendet zu sehen. Das Standbild des elf Fuß hohen Kaisers, dessen Pferd unter seinen Hufen die Schlange des Neides zerstampft, konnte nur als eine ausgezeichnete Meisterschöpfung moderner Kunst begrüßt werden. Aber als Falconet in dem Hause, welches neben der zum Postament aufgestellten Granitmasse für ihn errichtet war, den Guß im August 1775 vollzog, erwies sich derselbe in dem Grade mißlungen, daß der Künstler dazu schreiten mußte, den Körper abzusägen und den Guß eines neuen vorzubereiten.

Es war dies um so mehr ein Hinderniß in den Plänen Katharina's, als es eigentlich ihr Lieblingsgedanke gewesen war, mit der feierlichen Einweihung und Enthüllung des Kaiserbildes ihre Siegesfeier über die Türken zu beschließen. Die entschiedene Ungnade, mit welcher die Kaiserin bald darauf den Künstler entließ, scheint in diesem Fehlschlag einer tiefbegründeten Absicht ihre erste Ursache gefunden zu haben. Diese Absicht mußte jetzt verschoben werden, und Katharina setzte einstweilen ihre anderweitigen Beschäftigungen mit dem Andenken des großen Monarchen fort, dessen Vermächtniß sie ihrem Geist und ihrem ganzen Streben tief eingeprägt, und der in seinem Politischen Testament gesagt: daß er „Rußland als einen Bach vorgefunden, daß er es als einen Fluß hinterlassen, und daß es unter seinen Nachfolgern ein großes Meer werden müsse, bestimmt das verarmte Europa zu befruchten." Dies Testament war auf die mit dem Dünkel prophetischer Unfehlbarkeit hingestellte Annahme begründet, daß das russische

Volk zur allgemeinen Herrschaft über Europa für die Zukunft nach dem Plane der Vorsehung selbst bestimmt sei, weil die andern Nationen in Europa sich „in einem völliger Hinfälligkeit nahen Zustande verlebten Greisenalters befänden oder dem mit raschen Schritten entgegeneilten."

Als die natürliche Bewegung Rußlands, um sich allmählig ganz Europa zu unterwerfen, hatte Peter der Große in der achten Bestimmung seines Politischen Testaments „die unabläßige Ausdehnung Rußlands im Norden an dem baltischen, im Süden an dem schwarzen Meer" vorgeschrieben. Die allfällige Einmischung in die innern Angelegenheiten und Streitigkeiten des übrigen Europa, die Zerrüttung Polens durch Erregung fortwährender Unordnungen und Parteikämpfe, das stufenweise Losgehen auf den Besitz Constantinopels, die hinterhaltvollen Verlockungen an den österreichischen und französischen Hof: die Herrschaft der Welt mit Rußland zu theilen, die Gewinnung einer politischen und priesterlichen Oberherrlichkeit an der Spitze des griechischen Cultus und der demselben angehörenden Völkerschaften, waren in diesem Testament Peter's des Großen schon in einem vollständigen systematischen Zusammenhang als die organischen Bewegungsgesetze der russischen Politik aufgestellt worden.

Wenn es in demselben Testament als eine der wichtigsten Vorstufen der russischen Weltherrschaft bezeichnet worden war, daß das schwarze Meer von einer russischen Flotte bewacht und besetzt gehalten würde, so konnte Katharina schon mit stolzer Genugthuung auf das hinblicken, was sie vor

einiger Zeit auf dem Pontus Eurinus hatte geschehen lassen. Auf ihren Befehl waren nämlich im Jahr 1775 vier russische Fregatten aus dem Archipelagus in das schwarze Meer eingelaufen, von denen drei vor Constantinopel kreuzten, während die vierte derselben nach Kertsch, dem neuen russischen Hafen in der Krim, fortsegelte. Mit großer Freude meldete sie diese Thatsache ihrem alten Russen in Ferney, wie sich Voltaire unter einem seiner letzten Briefe an Katharina in seinem schmeichlerischen Huldigungseifer unterzeichnet hatte. Sie bezeichnete ihm dies als eine beispiellose Thatsache, wie sie die Weltgeschichte noch nicht aufzuweisen gehabt, und erzählte ihm zugleich in launigem Ton eine Geschichte, welche sich auf diese Begebenheit bezog. Der Sultan habe nämlich gerade in dem Augenblick, als die russischen Fregatten vor Constantinopel anlangten, von seinem Harem aus auf das Meer geschaut und dabei der zartesten Besorgnisse sich nicht erwehren können, indem es ihn gejammert, daß die Schiffe Rußlands, welche zum ersten Mal diesen gefahrvollen Weg betraten, ohne Warner und Leiter denselben zurücklegen sollten. Er sandte ihnen deßhalb eine Schaluppe entgegen, um sie zu benachrichtigen, daß an manchen Orten des Kanals viel Steine und Klippen unter dem Wasser lägen, und daß sie sich nach dieser oder jener Seite besonders in Acht zu nehmen hätten, um nicht von der Strömung fortgerissen zu werden.[1]

---

[1] Voltaire Correspondance XIX, 167. (Oeuvres: Paris Vol. LXIX.)

Danach war es zwar noch nicht soweit gekommen, als Voltaire gewollt, der in dem beständigen Gedankenaustausch, der zwischen ihm und der Kaiserin über den Besitz des schwarzen Meeres unterhalten worden, zuweilen sogar hellsehende und magische Anwandlungen in dieser Angelegenheit gehabt, man wußte nur immer nicht recht, ob als Schalk oder als begeisterter Thyrsusschwinger der russischen Weltherrschaft. So schrieb er unmittelbar nach Beendigung des Siegesfestes in Moskau an die Kaiserin, er habe wohl gewußt, daß Kaiserin Katharina die erste Person in der ganzen Welt sei, aber das sei ihm bisher unbekannt geblieben, daß er auch die größte Zauberin in ihr anzustaunen habe. Er könne es aber gar nicht begreifen, wie es ihre kaiserliche Majestät angefangen habe, um dem schwarzen Meer zu befehlen, daß es bis in die Ebene bei Moskau zu ihr herangeflossen sei, um ihr bei ihrer Friedens- und Siegesfeier zu huldigen. Er selbst sehe in Verzückung Schiffe auf diesem Meer, Städte an seinen Ufern, Nationalfeste von ungeheuern Völkermassen, Feuerwerke, ja alle Wunder der Oper, die auf den Meeresgewässern sich vereinigten. Hatte doch Voltaire seiner kaiserlichen Freundin eigentlich nur dann zum Frieden mit den Türken rathen wollen, wenn derselbe ihr drei oder vier neue Provinzen, die Herrschaft über das schwarze Meer und den Besitz Stambuls brächte; gegen jeden andern Friedensschluß glaubte er im Grunde protestiren zu müssen.

Katharina hatte sich in manchem Betracht als eine Schülerin Voltaire's zu erkennen gegeben, und ihm oft eingestan-

den, daß sie ihm einen wesentlichen Theil ihrer Bildung verdanke. Bis zu ihrem achtzehnten Jahre hatte sie nichts als Romane gelesen, und erst seit ihrer Bekanntschaft mit den Schriften Voltaire's hatte sich in ihr ein größerer, von den weitesten Interessen bewegter Bildungskreis eröffnet. Der geistige Verkehr mit Voltaire bildete sich dann auf diesem Grunde einer aufrichtigen Verehrung fort, welche Katharina für den Genius eines nach allen Seiten hin zündenden und schöpferisch anregenden Mannes empfand. Es war ihr reinstes und ideellstes Verhältniß, in dem sie zugleich aus einer Region, welche sie sich gegenüber als eine unabhängige, ja sogar als eine ebenbürtige anerkannte, eine ihr wichtige Zustimmung und Bekräftigung zu den entscheidendsten Ideen und Richtungen ihres Lebens entnehmen konnte. Voltaire, schon auf der höchsten Sprosse seines Alters stehend (denn er nannte sich selbst älter als die Stadt, in welcher Katharina herrschte), glaubte zwar im Geschmack der Kaiserin zu handeln, wenn er seinerseits dem Verhältniß zu ihr eine gewisse sinnliche und galante Färbung zu geben suchte, indem er in seinen Briefen nicht müde wurde, von seinen Küssen auf die weißen Hände und selbst auf die weißen Füße der Czarin zu sprechen, und sogar manche zweideutige Pointe mit unterlaufen zu lassen. Aber Katharina zürnte ihm weder darüber, noch veränderte sie je den sich ihm durchaus gleichstellenden und freundschaftlichen Ton eines Briefwechsels, in dem sie eine Sympathie für die größten und kühnsten Ideen ihrer Herrschaft und der ganzen traditionellen Politik Rußlands fand.

In dem Cultus für Peter den Großen war sie sich mit Voltaire schon durch das freilich sehr schlechte Buch begegnet, welches derselbe über die Geschichte Rußlands unter dem großen Czaren schon in den Jahren 1759 und 1763 herausgegeben hatte. Dies Werk hatte sonst in Rußland eine große Mißstimmung gegen den Verfasser hervorgerufen, der von der Kaiserin Elisabeth selbst, unter Vermittelung des Kammerherrn Schuwalow, zu diesem Unternehmen eingeladen worden war und dem man dazu nicht nur die wichtigsten Actenstücke und eigenhändigen Memoiren Peter's des Großen übersandt, sondern ihm auch im Voraus seine Autor-Belohnung durch ansehnliche Geschenke, durch einen Ballen voll der schönsten Pelze vom Zobel und vom schwarzen und weißen Fuchs, und durch eine kostbare Sammlung russischer, in Gold geprägter Denkmünzen zugefertigt hatte. Der Ueberbringer dieses reichen Geschenks, ein Herr von Puschkin, der viele leichtsinnige Streiche gemacht, wußte diese Goldmedaillen unterwegs unsichtbar zu machen, sodaß die Kaiserin genöthigt war, neue Kosten zur Befriedigung Voltaire's aufzuwenden. Am russischen Hofe aber wurde damals gesagt, daß Herr von Puschkin ebenso Schiffbruch mit den Medaillen erlitten habe, wie Voltaire selbst mit den ihm anvertrauten Actenstücken und den Memoiren Peters. Denn man war erstaunt, in der Geschichte, welche Voltaire herausgab, fast gar keinen Gebrauch von den ihm übergebenen wichtigsten und interessantesten Mittheilungen gemacht zu sehen. Besonders hatte er die eigenhändigen Denkwürdigkeiten Pe-

ter's des Großen nicht nur wesentlich unbenutzt gelassen, sondern auch mehrere Thatsachen geradezu im Widerspruch mit diesen Memoiren angegeben. Dagegen war Vieles von ihm aufgenommen worden, was er willkürlich und ohne eigentliche Berechtigung eingemischt hatte. Die russischen Eigennamen aber hatte er sämmtlich so entstellt und in französischer Manier unkenntlich gemacht, daß man damit in Rußland gar nichts anzufangen wußte. Auf diplomatischem und kritischem Wege wurden ihm darüber die ernsthaftesten Vorstellungen gemacht, und auf die strenge Kritik des Petersburger Gelehrten Müller, der ihm vornehmlich auch die Verstümmelung aller Namen zum Vorwurf machte, erwiederte er nichts als das so bekannt gewordene Witzwort: „Das kann nur ein Deutscher sagen; ich aber wünsche ihm mehr Geist und weniger Consonanten.“ Den eigentlichen Grund der Auslassungen in seiner Geschichte Peter's des Großen glaubte man aber in der Habsucht Voltaire's zu finden, die ihn vielleicht bestimmt hatte, gewisse Documente noch zurückzubehalten, um davon für eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage neuen Geldgewinn zu ziehen.[1]

Katharina aber legte nichtsdestoweniger der Arbeit Voltaire's einen gewissen Werth bei, wie überhaupt die Gestalt Peter's des Großen eine Hauptbeziehung in den zwischen dem französischen Philosophen und der russischen Kaiserin gewechselten Briefen blieb. Katharina selbst beschäftigte sich

[1] Masson Mémoires secrets I. 125. Anecdotes VI. 24.

fortdauernd mit Allem, was das Andenken des großen Czaren betraf, dessen Originalbriefe sie eifrig sammelte, um dieselben einst in einer zusammenhängenden Reihe veröffentlichen zu lassen. Um so mehr hatte sie gerade in der Zeit, wo die russischen Fregatten zuerst herrschend auf dem schwarzen Meer erschienen waren, das colossale Standbild Peter's zur Aufstellung in Petersburg vollendet sehen wollen. Denn dieser Czar war zugleich der eigentliche Schöpfer der russischen Flotte, die vor seiner Regierung noch keine Existenz gehabt hatte. Außer den Fregatten, welche Peter der Große hatte erbauen lassen, besaß er dreißig Linienschiffe, deren eines schon mit hundertundvierzehn Kanonen ausgerüstet war. Die russische Flotte erschien zuerst in einer Gesammt-Aufstellung ihrer Geschwader in Woronesch, und segelte von dort den Don herunter, um in das Asow'sche und schwarze Meer einzulaufen und dem Pontus Eurinus ihre stolze Lebensfähigkeit zu verkünden. Die gefahrvollen Bedrängnisse, in welche dieser Czar in seinem gegen die Türken geführten Kriege gerieth, nöthigten ihn jedoch im Jahre 1711, den unglücklichen Frieden am Pruth zu schließen, dessen empfindlichste Folge die Rückgabe des kaum eroberten Asow war und durch welchen die erste Machtentfaltung Rußlands im schwarzen Meer sofort wieder gelähmt erschien. Wenn Katharina jetzt die Segel der russischen Flotte zählen ließ, so stellten sich ihr, außer ihren Fregatten und Galeeren, schon gegen funfzig Linienschiffe dar, die in der Einrichtung und Bemannung mit Allem, was die europäische Marine damals Ausgezeich-

netes aufzuweisen hatte, wohl wetteifern konnten. Werfte und Stapelplätze besaß Katharina in Petersburg, in Reval, in Archangel und an den ihr neu erworbenen Küstenpunkten der Krim am schwarzen Meer, während Peter dazu nur jenes Woroneſch am Don gehabt hatte, welches überdies ſo wenig dazu geeignet war, daß die dort aufgeſtellten Schiffe Fäulniß anzuſetzen begannen.

Ein Auge der Vorliebe hatte aber Katharina ſtets auf das von Peter dem Großen gegründete Taganrog, den an den Höhen des Aſow'ſchen Meeresgeſtades gelegenen feſten Platz und Hafen, gerichtet. Voltaire hatte Taganrog einen der koſtbarſten Edelſteine in der Krone des großen Czaren genannt und es war ſeitdem zwiſchen ihm und der Kaiſerin Mode geworden, in vielen Beziehungen auf das Liebenswürdigſte mit Taganrog zu kokettiren. Katharina rühmte ſtets das wunderbar milde Klima von Taganrog, das mit Neapel verglichen werden könne, und Voltaire, obwohl er ſchon früher erklärt, daß er leider nicht mehr jung genug ſei, um noch Ruſſe werden zu können, ſprach doch den eigenthümlichen Vorſatz aus, ſich in Taganrog niederzulaſſen und dort, in Erinnerungen an Peter den Großen, ſein Leben zu beſchließen. Katharina bat ihn jedoch, dieſe Ueberſiedelung noch ſo lange zu verſchieben, bis Taganrog durch die im Werke befindlichen Arbeiten noch geſicherter geworden ſei gegen alle Angriffe, ſowohl vom Lande als von der Meeresſeite.

Es war im Grunde ein inniger und aufrichtiger Gemüthsverkehr, welchen die Kaiſerin Katharina mit den Vor-

kämpfern der französischen Revolution unterhielt. Sie beehrte Voltaire auch mit Geschenken von ihrer Hand, die einen durchaus vertraulichen Anstrich trugen. Bald sandte sie ihm durch den Fürsten Koslofsky einen schönen Kaftan, bald ein zierliches Kästchen, das sie selbst gedrechselt hatte und auf dem sich ihr Portrait befand. Ihre eigenen Ideen hatten oft einen Anflug von der in Frankreich sich vorbereitenden Bewegung der Geister angenommen, wie sehr sie auch nachher vor der französischen Revolution selbst erschrak und dieselbe in allen ihren Ereignissen und Folgen mit einer wahren Leidenschaft des Hasses verabscheute. Früher hatte sie vom russischen Czarenthrone herab oft im kecken Geistesübermuth mit den Vorzeichen und inneren Triebfedern der Revolution gespielt, und als ihr Voltaire seine Philosophie de l'histoire zueignete, schrieb sie ihm muthig zurück, daß dies Buch noch einen neuen und helleren Glanz für sie empfangen würde, wenn man es in Paris den Flammen durch Henkershand überliefere. War Katharina doch selbst mit ihren wahrhaft großartigen Gesetzgebungs-Arbeiten, in denen sich ihr gestaltender Geist am reinsten verherrlicht hat, unter die gefährlichen und verbotenen Schriftsteller der Zeit eingereiht worden! Die gedruckte Ausgabe ihrer berühmten Instruction pour le Code hatte die Polizei des alten Frankreichs schon an der Landesgrenze unter den Büchern, welche verderbliche und freigeistige Grundsätze enthielten, zurückgewiesen. Es war dies die Ausgabe, welche ein holländischer Buchdrucker davon veranstaltet hatte, der einen Ballen mit

zweitausend Exemplaren nach Paris sandte, die aber unter der Angabe des Zollamts, daß es ein höchst gefährliches und philosophisches Buch sei, wieder nach Holland zurückgeschickt wurden. Voltaire tobt genug über diese Barbarei der französischen Douane und führt Artikel aus dem Gesetzbuch Katharinens an, die gerade deshalb, weil sie das göttliche Recht der Vernunft zur Geltung brächten, die größte Schmach auf ein Land häuften, das sich polizeilich dem Eingang solcher Maximen widersetzen wolle.[1] Katharina hatte in der That den kühnen Gedanken gefaßt, an die Spitze der Aufklärung ihres Jahrhunderts zu treten, und sie hatte dies nach allen Seiten hin auch dadurch bewiesen, daß sie im Beginn des Türkenkrieges durch den aus England dazu berufenen Dr. Dimsdale die Inoculation der Kinderblattern an sich vollziehen ließ, und diese Handlung, die damals zugleich als ein Triumph der Wissenschaft und des menschheitlichen Fortschritts erschien, nicht minder ihrem ganzen Hofe zur Pflicht machte. Es hatte daher auch ein förmliches Wallfahrten der französischen Aufklärung und Ideenbewegung zu ihrer Notre Dame de Petersbourg, wie Voltaire sie genannt, begonnen. Voltaire schickte der Kaiserin die aufeinanderfolgenden Bände der französischen Encyclopädie, in welcher die Revolution die Rüstkammer ihrer Ideen sich angelegt hatte, und sie versprach sogar den Autoren derselben alle Unterstützung, um dies Werk in Petersburg vollenden

[1] Voltaire Correspondance XVII. 203.

zu können. Am entschiedensten bewies sie diese merkwürdige Hinwendung ihres Geistes in ihrem persönlichen Verhältniß zu Diderot, der auch im Jahre 1774 in Petersburg zum Besuch bei ihr eingetroffen war und dort in ihren vertrautesten Umgang Aufnahme gefunden hatte. Dem Pariser Philosophen wurde dort täglich zum Schluß des Diners vergönnt, der Kaiserin seine Ideen über Philosophie, Politik und Gesetzgebung, über Freiheit und Volksrechte in seiner begeisterten und beredten Weise auseinanderzusetzen; er mußte dann unmittelbar an ihrer Seite seinen Platz nehmen, und wenn es ihm zuweilen in der enthusiastischen Lebhaftigkeit seines Gesprächs geschah, daß er mit seiner Hand ihr Knie berührte oder seine Finger auf denselben ruhen ließ, so schien sie darüber niemals beleidigt zu sein, noch unterbrach sie ihn in einem solchen, vielleicht nicht ganz absichtslosen Eifer. Sie beurtheilte ihn aber nachher oft mit einer gewissen Ueberlegenheit und sagte einst von ihm, daß Diderot in manchem Betracht das Alter eines hundertjährigen Weisen habe, während man ihn in anderer Hinsicht oft nur für ein Kind von zehn Jahren halten könnte.[1] Man weiß nicht, ob ihr vielleicht inzwischen das zu einer Weltberühmtheit gelangte Bonmot Diderot's bekannt geworden, welcher Rußland als den Coloß mit den thönernen Füßen (un colosse aux pieds d'argile) bezeichnet hatte.

Katharina's Hingebung an die bewegenden Geister der

[1] Castera II. 97.

Zeit war doch immer nur ein spielerischer Uebermuth ihres Verstandes gewesen. Sie ließ aber diese treibenden Wogen des Jahrhunderts nur gerade so weit an ihre Füße schlagen, als sie sich davon durchnässen lassen wollte, und blieb in ihrem eigensten Innern stets unberührt, ja unbewegt von dieser Fluth. Ihre despotische Herrschernatur spiegelte sich auch in der innern Unzugänglichkeit ihres Wesens, das sie oft gerade am strengsten von den Elementen und Quellen abschied, denen sie scheinbar einen gewissen Zugang zu sich offen gelassen hatte. Nur Einen Mann gab es, der, obwohl er ganz und gar nicht zu den bewegenden und schaffenden Geistern der Zeit gehörte, sondern nur ein barockes Gemisch von Abenteurer und Sonderling war, den Schlüssel zum Charakter Katharina's vorzugsweise in Besitz genommen zu haben schien. Dies war Potemkin, der nach der Rückkehr von Moskau auf einen eigenthümlichen Gedanken gekommen war, den vor ihm noch kein Anderer zu fassen so kühn gewesen. Potemkin glaubte nämlich, seine Herrschaft über die Person und den Willen der Kaiserin auch unabhängig von dem Posten des Günstlings fortsetzen und behaupten zu können. Gelang ihm dies, so war er bei weitem dauernder im Besitz aller Macht, als wenn seine Stellung in specifischer Weise an die zärtlichen Zuneigungen seiner Gebieterin gefesselt blieb. Er wollte die Kaiserin so weit beherrschen, daß sie künftig Alles nur von seiner Hand empfangen und ihm selbst die leitende Sorge für die Veränderlichkeit ihrer Herzensbedürfnisse verdanken sollte. Potemkin faßte den

Entschluß, sich zum Chef des kaiserlichen Favoritats zu machen, und indem er selbst von den immer nur einer bemessenen Zeit angehörenden Bevorzugungen desselben zurücktrat, die oberste Direction über alle künftigen Günstlinge zu übernehmen. Zur Ausführung dieser Idee hatte er schon in den letzten Tagen in Moskau mitten unter den Festlichkeiten des Türkensieges die bestimmtesten Vorbereitungen getroffen. Unmittelbar nach der Rückkehr nach Petersburg begann er aber eine Komödie zu spielen, deren Plan so geschickt angelegt war, daß er sogar seinen Gegnern darin wirksame Rollen zu seinen Gunsten zuzutheilen wußte. Er hielt es in seinem Interesse, seiner Entlassung aus dem Günstlings-Posten den Anschein zu geben, als wenn er dabei nur den eigenen Wünschen der Kaiserin selbst gewichen sei. Seine Feinde, die Grafen Orlow und Panin, vereinigten sich zu diesem Zweck mit ihm in einem eifrigen Schutz- und Trutzbündniß, durch welches sie Potemkin's Sturz zu befördern glaubten, indem sie seinen Nachfolger, den von ihm selbst dazu ausersehenen Sawadowsky, an seinen Platz befördern halfen. Das Intriguenstück gelang, aber mit einem ganz andern Schluß, als es die dabei behülflichen Werkzeuge vorausgesehen hatten. Die Kaiserin gab namentlich dem Rathe des vielbewährten Panin nach, und entschied sich für die Wahl des Herrn von Sawadowsky. Aber nun ereignete sich plötzlich der unerhörte Fall, daß Potemkin gerade in dem Moment, in dem man seinen Untergang am Hofe Katharinens zu erleben glaubte, nur mit einem allmächtigeren Glanz als

je seinen neuen Aufgang feierte. Der junge Sawadowsky war zwar als erklärter Favorit bei der Kaiserin eingetreten, aber Potemkin schwang sich wie ein strahlender Sieger gerade aus dieser Katastrophe empor, und schien jetzt erst an der Seite der Kaiserin die Zügel der Herrschaft in der umfangreichsten und sichersten Weise zu ergreifen.

Sawadowsky war zwar eingesetzt, aber Potemkin machte noch gar keine Anstalten, auch nur die Zimmer zu verlassen, in denen das kaiserliche Favorisat eingerichtet war und die er nach wie vor zu bewohnen fortfuhr. Die Art, wie er sich bei der Kaiserin eingerichtet und den Zugang zu ihr bequem gemacht hatte, war überhaupt so tiefvertraulicher Natur geworden, daß gerade durch diese allen Formen entwachsene Rücksichtslosigkeit ihres gegenseitigen Verkehrs das Verhältniß am dauernösten begründet zu sein schien. Potemkin hatte eine wahre Leidenschaft, im Schlafrock zu gehen, und er zeigte sich in diesem Kleidungsstück, oft aber auch ohne dasselbe in bloßen Hemdsärmeln, selbst bei den Audienzen, welche er den vornehmsten Personen des Hofes, Generälen und Ministern, ertheilte. Diese ließ er meist in dem Augenblick zu sich eintreten, wo er eben im Ankleiden begriffen war, und indem er dann mit possenhafter Nachlässigkeit, unter neckischen Redensarten aller Art, vor einem ganzen Zimmer voll besternter und geschmückter Hofleute, die Beschäftigung mit seiner Toilette fortsetzte, oder dieselbe auch unterbrach und sich wieder in den über Alles geliebten Schlafrock hineinstreckte, sah man ihn dann plötzlich zum

allgemeinen Erstaunen aufbrechen und in derselben gemüthlichen Gewandung des Schlafrocks den Weg nach den Zimmern der Kaiserin hinüber antreten. Daß er sichtlich das Recht hatte, nur in einem so leichten Morgen-Anzuge bei der kaiserlichen Majestät einzutreten, hatte die Bewunderung aller Großen des russischen Reichs für ihn nur vertiefen und steigern können. Aber auch die Kaiserin selbst ging Morgens in der Negligée-Stunde nicht selten zu ihm herüber, und unterhielt sich vertraulich mit ihm, ohne die Etikette im Geringsten um Genehmigung zu fragen.[1]

Es war zu begreifen, daß Potemkin gerade diese schönen Gewohnheiten einer so tiefen Vertraulichkeit nicht allsogleich aufzuopfern gedachte. Der Kaiserin mochte indeß doch von Zeit zu Zeit der Wunsch aufgestiegen sein, den Favoritenzimmern im Winterpalast gerade nur denjenigen Bewohner geben zu können, der darauf, der feststehenden Hausordnung gemäß, die unmittelbaren Ansprüche hatte. Aber Katharina wagte nicht, wider Potemkin's Willen andere Befehle ergehen zu lassen. Sie war in der That in großer Verlegenheit mit dieser Einrichtung. Potemkin hatte einstweilen zur Vermehrung seiner Einkünfte das große und einträgliche Gouvernement Nowgorod empfangen, und Katharina freute sich, als er auf den Einfall gekommen war, eine Huldigungsreise dorthin zu unternehmen. Von den Festlichkeiten, die zu seinen Ehren dort veranstaltet wurden und denen er oft

[1] „Potemkin der Taurier." Minerva 1797. XXIII. 109.

aus Bequemlichkeit nicht einmal beiwohnte, kehrte er aber bald wieder zurück, und begab sich zum Schrecken der Kaiserin dann unmittelbar wieder in die bisher von ihm bewohnten Gemächer des kaiserlichen Winterpalastes. Katharina glaubte ihn noch auf andere Weise aus diesen Zimmern herauslocken zu können, indem sie ihm das Anitschkow'sche Palais schenkte, welches sie zu diesem Zweck für hunderttausend Rubel an sich gekauft hatte. Er nahm das Palais zwar, und noch achtzigtausend Rubel dazu, um es besser einrichten und mit schönerem Hausgeräth versehen zu lassen. Aber er behielt das Geld, schaffte dafür kein Hausgeräth an und wohnte nach wie vor in den Favoritzimmern des Winterpalastes. Katharina kam sogar auf den Gedanken, ihn in den deutschen Fürstenstand erheben zu lassen und knüpfte, da sie die fürstliche Würde nicht gern selbst ertheilte, sondern am liebsten den Ueberfluß des deutschen Reiches dabei in Anspruch genommen sehen wollte, mit dem Kaiser Joseph II. Unterhandlungen deshalb an, die auch zum Ziele führten. Der deutsche Kaiser ertheilte an Potemkin im Jahre 1776 die deutsche Reichsfürstenwürde, und Potemkin hieß seit dieser Zeit in Petersburg vorzugsweise „der Fürst." Aber erst ein Jahr später entschloß er sich, die Zimmer im Palast der Kaiserin zu räumen, doch nicht, um einen seiner Paläste, welche er in Petersburg besaß, zu beziehen, sondern er begnügte sich mit einer kleinen Reihe von Zimmern in einem Hause, welches unmittelbar zur kaiserlichen Eremitage gehörte und das ihm einen für alle seine Absichten bequemen

Raum darbot, indem er von hier aus durch die Galerien, welche die Eremitage mit dem Winterpalast verbinden, zu jeder Zeit unbemerkt zu der Kaiserin gelangen und ebenso auch die keineswegs unterbliebenen Gegenbesuche seiner Gebieterin empfangen konnte. So blieb er Herr aller mit der Person der Kaiserin verbundenen Angelegenheiten, wobei er namentlich auch seine Geldeinkünfte bis ins Riesenhafte zu steigern und hinaufzuschwindeln verstand. Auch seine neu angemaßten Befugnisse als Chef des Favorisats wußte er zu beträchtlichen Renten auszubeuten, indem er auf jeden durch ihn neu eintretenden Liebling eine Taxe legte, welche er jedesmal in mindestens hunderttausend Rubeln erhob.

Aber nicht nur an diesen materiellen Zügeln leitete er das Herz der Kaiserin nach seinem Sinn und zu seinem Vortheil, er versäumte es auch nicht, sich zu einem nothwendigen Wärme- und Gährungsstoff ihrer Ideen zu machen und sich stets mit einem meisterhaften, fast von Geist zeugenden Geschick in dem Mittelpunkt ihrer Gedanken einzunisten. Dazu gab der Türkenkrieg, dessen Wiederaufnahme schon unmittelbar nach Abschluß des Friedens von Kainardsche sich unvermeidlich gezeigt, eine um so ausgiebigere und weitgreifendere Veranlassung, als die Grundideen, von denen Rußland bei diesem Krieg geleitet wurde, nur erst halb hervorgetreten und zu einem geringen Theil auf die Bahn der Verwirklichung gebracht worden. Potemkin machte sich jetzt zum eigentlichen Fahnenträger dieser spécifisch russischen Ideen, in welche er eine fortlaufende Koketterie mit der Person Ka-

tharinens auf eine ebenso tief berechnete als liebenswürdige und schwärmerische Weise hineinzuschlingen wußte. Unter den Ideen, mit welchen er ihr nun liebkoste, war die, daß Katharina die Herrin beider Küsten des schwarzen Meeres werden müsse, immer als die stärkste und willkommenste bei ihr empfunden worden. Der durchtriebene, von Eigensucht und Habgier geleitete Günstling wetteiferte hierin mit den tendenziösen Schmeicheleien der französischen Aufklärungs-Philosophen, welche, geprickelt von einer ganz unbestimmten Frivolität ihrer Richtung, den Gedanken der am schwarzen Meere zu begründenden Weltherrschaft Rußlands auf ihren Schild gehoben hatten. Es verband sich damit in immer schärferer Auffassung das sogenannte griechische Project, welches fast in das Gebiet einer märchenhaften Romantik hinüberschlug, denn die Wiederherstellung des alten Hellas durch Rußland konnte doch immer nur für eine Phantasmagorie gelten, die bei jenen französischen Philosophen ihre auffallende Hinwendung zum russischen Czarenthron zugleich noch in einem gewissen Schimmer freiheitlicher und ästhetischer Begeisterung erscheinen lassen konnte, während Potemkin für sich selbst ungemessene Träume des Ehrgeizes an diesen Gedanken hing und sich in dem neugeschaffenen Reich schon als Beherrscher aller wiedergeborenen Hellenen eingesetzt sah.

Der Gedanke, daß die Türkei der kranke Mann in Europa sei, war eigentlich zuerst von dem Spötter Voltaire in einem seiner Briefe an Katharina ausgesprochen

worden.[1] Ueber diesen Gesundheitszustand des kranken Türken waren zwischen ihm und der russischen Kaiserin beständig vertrauliche Aeußerungen hin und her gegangen, und Voltaire, mit geckenhafter Prophetenmiene auf seinem Dreifuß sich zurechtsetzend, sprach es mit aller Bestimmtheit aus: daß der kranke Mann nur in den über ihn zusammenschlagenden Armen Rußlands sein richtiges und wohlverdientes Ende finden könne! Das Voltaire'sche Wort vom kranken Manne, der auf den letzten Schlag des russischen Czaren warte, war in die russischen Hoftraditionen übergeflossen, und hatte sich in denselben als pikanter Ausdruck eines Princips festgesetzt, welches das Schicksal selbst in die Bestimmung Rußlands eingepflanzt habe. Diese Intriguanten und Philosophen vereinigten sich aber alle in dem Gedanken, daß die russische Kaiserin nach Constantinopel gehen müsse, um sich dort die Krone der Welt auf ihr schönes Haupt setzen zu lassen. Potemkin malte ihr diesen Gedanken tagtäglich mit der hinreißendsten Beredtsamkeit aus, und Katharina zeigte sich schon dermaßen erfüllt von einem solchen Bilde, daß sie an Voltaire schrieb, sie werde, wenn er sie dann in Constantinopel besuchen wolle, zu seinem Empfang auch ein schönes griechisches Kleid anlegen, welches mit den kostbarsten Pelzen Sibiriens besetzt sein werde. In dieser griechischen Tracht, für welche Katharina seit einiger Zeit zu schwärmen anfing, lag gewisser-

[1] Voltaire Correspondance XVI. 380. „Votre Majesté dira que je suis un malade bien impatient, et que les Turcs sont beaucoup plus malades que moi."

maßen die Verbindung zwischen dem griechischen und türkischen Project angedeutet, welche beide eine Zeitlang in der Anschauungsweise der russischen Politik ein durchaus zusammenhängendes und untrennbares Ganzes bildeten. Katharina erklärte sich in einem ihrer Briefe an Voltaire ganz entschieden für griechische Gewandung, indem sie hinzufügt, daß die engen und knappen Gewänder, wie sie durchgehends in Europa getragen würden, doch an Schönheit und Bequemlichkeit gar zu sehr hinter der Tracht der Griechen zurückstehen müßten, und deshalb auch von keinem Bildhauer, wenn er seine Statuen nicht lächerlich und armselig erscheinen lassen wolle, zur Bekleidung derselben verwendet werden könnten. Katharina war aber auch noch durch andere unabweisliche Gründe dazu hingeführt worden, die Bahn der weiten Gewandung und des griechischen Schnittes zu brechen, denn sie hatte, je tiefer sie in die Vierziger Lebensjahre hineingeschritten war, mehr und mehr eine Ueberfülle und Wohlbeleibtheit des Körpers an sich zu bergen, die später ins Maßlose entarteten, jetzt aber noch durch eine zweckmäßig gewählte Tracht überschattet werden konnten. Sie hatte darum schon seit einiger Zeit nur umfangreiche Gewänder mit weiten Aermeln angelegt, und darin noch ein möglichst anmuthiges Unterkommen für ihre schon gewaltig ausgreifende Leibesdicke gefunden. Man wollte zwar in dieser Toilette der Kaiserin nur das alte moskowitische Gewand wiederhergestellt sehen, aber von der Tracht der Moskowiterin zur Tracht der Griechin schien nur noch ein Schritt des

Ueberganges zu sein, gerade sowie die Kaiserin es sich auch auf der Landkarte, welche sie sich seit einiger Zeit öfter vorlegen ließ, für eine leicht zu ordnende Angelegenheit ersah, eine Verbindung zwischen Korinth und Moskau herzustellen.[1]

Diese Ideen, welche am russischen Hofe die Eroberung der Türkei mit der Wiederaufrichtung des alten griechischen Kaiserthums oder auch mit der Wiederbelebung der alten hellenischen Republiken in einen wunderbaren Zusammenhang brachten, sahen wirklich einen Augenblick lang wie ein neuer elektrischer Strom geistigen Lebens aus. Es war eine politisch-ästhetische Schwärmerei, die auch mit den Worten ausgedrückt wurde, daß Apollon, der alte hellenische Gott, die Fahne Mahomet's zu den Füßen der Kaiserin Katharina niederlegen solle! Voltaire stellte sich immer, als wenn er bei der russischen Kaiserin ein gutes Wort für Athen und zu Gunsten des Sophokles, Euripides und des Anakreon, den er seinen Collegen nannte, einlegte, indem er sie aufforderte, das schöne Land der Dichter und der Götter doch endlich mit gewaltiger Hand an sich zu nehmen; obwohl er auch nicht läugnen konnte, daß die Athenienser die armseligsten Schufte und Memmen des Continents geworden wären, und sich eigentlich ihrer Freiheit unwürdig gezeigt hätten! Katharina hatte einstweilen schon den Homer in's Russische übertragen lassen, und dachte ernstlich daran, sich bald selbst mit dem Studium des Griechischen zu beschäftigen. Voltaire

[1] Voltaire Correspondance XVI. 368.

malte das Bild immer dreister aus. Er schlug schon vor, eine griechische Akademie in Constantinopel zu errichten, sobald Katharina als Souverainin in der Türkenstadt anerkannt worden sei. Er erzählte ihr, daß man dann, als Fortsetzung des homerischen Epos, die Catheriniade dichten würde; die schnell hervortretenden Nachfolger des Zeuris und Phidias würden die Erde mit den Statuen der russischen Kaiserin bevölkern; der Fall des türkischen Reichs würde in griechischen Versen gefeiert werden; Athen würde eine russische Hauptstadt sein, und die griechische Sprache als die Universalsprache Europa's aufgenommen werden, und alle Kaufleute des ägäischen Meeres würden griechische Pässe von der russischen Majestät zu erbitten haben.[1] Die Annehmlichkeiten einer Wiedererbauung von Troja sowie die Ergötzlichkeiten einer Spazierfahrt auf dem alten trojanischen Fluß Skamandros hatte ihr der französische Philosoph schon früher reichlich auszumalen gewußt, obwohl sie ihm antwortete, daß sie sich auch auf der schönen Newa sehr wohl befinde und daß sie ihre Baufonds vor der Hand auf die Wiederherstellung einer abgebrannten Vorstadt in St. Petersburg verwenden wolle. Dann meinte Voltaire auch wieder, daß auch die russische Sprache (der er schon bedeutende Vorzüge vor der französischen beimessen wollte) dazu bestimmt sein könnte, einst die Universalsprache der Welt zu werden, da doch die Griechen eigentlich diesen Vorzug verscherzt hätten

[1] Voltaire Correspondance XVI. 414.

durch die schlechte Art, mit der sie bisher den Aufforderungen Rußlands zu ihrer Erhebung entsprachen!

Voltaire war aber in seinem prophetischen Aufschwunge noch weiter gegangen; er hatte die Geburt eines Prinzen der kaiserlichen Familie geweissagt, den die Welt einst als griechischen Kaiser begrüßen würde, und Katharina wollte dann diesem Enkel schon im Voraus den Namen Constantin bestimmt sein lassen. Die Aussichten zur Verwirklichung dieser Prophezeiung waren durch die zweite Verheirathung des Großfürsten gegeben worden, dessen erste Gemahlin bald nach der Rückkehr von Moskau, wo sie durch die ihr entgegengetragenen Zeichen der Volksgunst das Mißfallen der Kaiserin in so hohem Grade gegen sich erregte, in ihrem Wochenbette verschieden war. Düstere Gerüchte gaben der Kaiserin bei dieser Gelegenheit ein neues Verbrechen schuld, wobei zugleich der Eifer, welchen Katharina in der letzten Zeit bewiesen, um ihrem Sohn die Treue seiner Gemahlin in das zweifelhafteste Licht zu stellen, verdächtigend mitgewirkt hatte. Die Kaiserin hatte sich aber bald darauf bemüht, den Großfürsten Paul von Neuem zu vermählen und ihm, getreu dem Testament Peter's des Großen, abermals eine deutsche Prinzessin, Dorothea von Würtemberg, an die Seite zu geben, mit der er zwanzig Jahre später den russischen Czarenthron bestieg. Nachdem aus dieser Ehe der erste Sohn, Alexander Paulowitsch, im December 1777 entsprossen, wurde der zweite Sohn, an welchen die Kaiserin und Voltaire in ihren griechischen Plaudereien so wichtige Vorbedeutungen

geknüpft, den aber Voltaire selbst nicht mehr erlebte, am 27. April 1779 zur Welt gebracht. Der dritte Prinz aus dieser Ehe war Nicolaus Paulowitsch, der am 2. Juli 1796 geboren wurde.

Katharina nahm schon darin ein günstiges Zeichen für das Gelingen ihrer großen Zukunftspläne an, daß der neuerwartete Enkel ein Prinz war, und der ihm schon sechs Monate vorher bestimmte Name Constantin deshalb seine Anwendung auf diese Geburt finden konnte. Dieser Prinz wurde im eigentlichsten Sinne als eine Bestätigung des Schicksals für alle künftigen Unternehmungen und Pläne der russischen Politik im Orient genommen, und man glaubte zunächst für den jungen Großfürsten, den man auch lange Zeit nicht anders als l'étoile de l'orient zubenannte, eine Amme unmittelbar aus Griechenland verschreiben zu müssen. Als dies Schwierigkeiten fand, wurde eine Russin dazu ausgesucht, die wenigstens den Namen Helena führte, die aber, da sie sich nachträglich als krank erwies, beinahe dem künftigen Nachfolger Constantin's des Großen, der ein Kind von ungewöhnlich starker Leibesbeschaffenheit war, das Leben gefährdet hätte. Katharina sah sich jetzt mit zwei Enkeln beglückt, von denen Alexander das russische, Constantin das griechische Kaiserthum erhalten sollte, und die beide, in brüderlicher Vereinigung zusammenstehend, zwei Grundsäulen bilden sollten für die Herrschaft Rußlands über Europa und Asien. Dieser so lange geheim gehaltene Plan gewann bei der Geburt Constantin's zum Erstenmale eine europäische

Oeffentlichkeit. In der europäischen Diplomatie war dieser Gedanke insofern nicht ganz neu gewesen, als schon der preußische Minister Herzberg bei der ersten Theilung Polens den Vorschlag gemacht hatte, das griechische Kaiserthum unter der Garantie der Großmächte wiederherzustellen. Aber in dem Gedanken der russischen Universalherrschaft wurde dieser Plan zuerst durch die Kaiserin Katharina zugespitzt, die es bald an der Zeit hielt, aller Welt diese von der Vorsehung selbst empfangene, ungeheuere Bestimmung Rußlands zu verkündigen.

Katharina ließ deshalb auch auf die Geburt des Prinzen Constantin sogleich eine Medaille schlagen, die auf der einen Seite die Büste der Kaiserin selbst zeigte, während man auf der andern Seite einen kleinen aufgehenden Stern, und in der Mitte das zwischen der Hoffnung und der Religion aufgestellte Rußland mit dem Kinde, erblickte. Die Hoffnung deutete auf den emporleuchtenden Stern hin, im Hintergrunde aber sah man die Sophienkirche zu Constantinopel abgebildet. Der Fürst Potemkin, um sich auch bei dieser Gelegenheit hervorzuthun, war so kühn, diese Medaille zu verwerfen, und der Kaiserin eine andere vorzuschlagen, auf deren Erfindung er in seinen vielen müßigen Stunden lange gebrütet hatte. Die erste Medaille wurde zurückgenommen, und nach seiner Angabe eine andere Denkmünze geprägt, auf welcher ein gewaltiger Blitzstrahl auf die große Moschee zu Constantinopel herniederfährt, so daß dieselbe zerschmettert wird und von ihrem Sitz den Halbmond herab-

gleiten läßt. Dem Titel der Kaiserin war auf dieser Medaille die Bezeichnung beigefügt: propugnatrix fidei. Mit diesem einen Wort, welches die Besiegerin der Türkei damit zugleich zur „Vorkämpferin des christlichen Glaubens" stempeln sollte, hatte Potemkin eigentlich das Hauptstichwort der russischen Politik zuerst ausgespielt, und das Geheimniß der ganzen russischen Eroberungs-Maschinerie, in der die Religion nur ihre ganz systematische Stelle neben dem Schwert hatte, in Umlauf gesetzt. Potemkin konnte mithin für Den gelten, der die russische Politik in ihre wesentliche Formel erhoben, nachdem sie ihren Grundgedanken in den schöpferischen Geistern Peter's des Großen und Katharina der Großen empfangen. Vielleicht haben die Reminiscenzen aus dem Priester-Seminar seiner Jugend, von denen er in seinem nachfolgenden Leben mehrmals die merkwürdigsten Anwandlungen verspürt, auch auf die Erfindung dieser Formel bei ihm gewirkt, die das Eroberungsprincip Rußlands zuerst in das christliche Glaubensgewand zu kleiden suchte.

Der kleine Prinz wurde aber auch bald in griechische Tracht gesteckt, mußte vorzugsweise mit griechischen Knaben spielen, die man dazu aus Hellas kommen ließ, und wurde später sogar mit einem Cadettencorps von zweihundert jungen Neugriechen umgeben. Als er heranwuchs, verfaßte die Kaiserin selbst einen besonderen Studienplan in russischer Sprache zum Unterricht ihrer Enkel, dem sie eine nach ihrer Idee ausgeführte, höchst merkwürdige Landkarte hinzufügte. Die Karte stellte sich auf einem Piedestal dar, welches mit

den von Lorbeeren umgebenen Waffen Rußlands geziert ist und auf dem man die Worte lieſt: Griechenland und der Archipelagus. Ein zur Seite des Piedeſtals aufrecht ſtehender Genius ſtützt mit der rechten Hand den ruſſiſchen Wappenſchild und hält in ſeiner Linken einen Pfeil, Pferdeſchweife, Fahnen mit dem Halbmond und andere ruſſiſche Trophäen; in der Ferne erblickt man ein ruſſiſches Schiff, wie es eben einen türkiſchen Segler in den Grund bohrt. Der künftige Territorialbeſitz des neugriechiſchen Kaiſerthums ſcheint auf der Karte ſeine Andeutung durch Farben gefunden zu haben. Die Karte beginnt nordweſtlich bei dem Gebiet von Raguſa, und iſt nördlich durch eine Linie begränzt, welche vom Venetianiſchen Meerbuſen aus durch Skopia, Sophia, Philippopolis, Adrianopel bis an das ſchwarze Meer gezogen iſt. Von dieſer Linie bis an die ſüdliche Spitze von Morea erſcheint die Karte gelb illuminirt, und mit derſelben Farbe ſind auch die ioniſchen Inſeln und die des Archipelagus, mit Einſchluß von Mytilene und Samos, eingezeichnet. Im Weſten ſieht man einen Theil von Neapel und Sicilien in grüner Farbe erſcheinen; im Norden aber zeigt ſich ein Theil von Natolien, durch eine Grenzlinie eingefaßt, die nördlich von Pendaraſchi (dem ehemaligen Heraklea) beginnt und in den Meerbuſen von Syrien endigt. Dieſer Theil von Kleinaſien und die an deſſen Küſte befindlichen Inſeln ſind roth illuminirt, und ebenſo Candia, Lemnos und drei andere bei demſelben liegende Inſeln.

Der damalige preußische Gesandte in Petersburg, Graf Görtz, hielt diese Landkarten-Phantasie für so sehr ins Gewicht fallend, daß er eine ausführliche Beschreibung derselben an das Cabinet Friedrich's des Großen einsenden zu müssen glaubte,[1] und der Minister von Hertzberg schrieb ihm hierauf zurück: „Die Karte gilt uns so viel als die Kenntniß des Theilungsvertrages."

[1] Histor. und polit. Denkwürdigkeiten des preuß. Staatsministers Johann Eustach, Grafen von Görtz. (Stuttgart, 1827.) Bd. I. S. 188.

VIII.

Die ersten Schritte zur Eroberung der Krim. Die Meeresbeherrschung Rußlands.

Der Fürst Potemkin war jedenfalls in der Umgebung der Kaiserin Katharina der eigentliche Dränger, welcher, wenig geeignet, auf dem Boden der Ideen stehen zu bleiben, beständig dahin trieb, die griechisch-türkischen Herrschaftspläne thatsächlich zu beginnen. Dazu stellte er den ohne Zweifel sehr praktischen Gedanken auf, daß mit einer gänzlichen Eroberung der Krim angefangen werden müsse, wenn das große russische Ostreich auf den Trümmern der Türkei siegreich und weltbeherrscherd erstehen solle. Potemkin wollte erst das alte Königreich des Thoas den russischen Waffen unterworfen sehen, und damit die Thatsache vollenden, daß das schwarze Meer zum russischen See würde, in welchem der Czarenthron mit der Krone des Orients sich spiegeln könnte.

Auf der Krim war im Jahre 1774 durch die Intriguen, welche die Pforte unter die unbeständigen Tataren geworfen, der elende Dewlet zum Khan wieder eingesetzt worden, aber der vom Thron gedrängte Sahim, der seine Hülfe bei Rußland gesucht und gefunden, warf sich in das zwischen Kertsch und Jenikale errichtete Fort am Asow'schen Meere, und wußte von dort aus einen Widerstand zu leiten, durch den er sich so lange behauptete, bis Katharina, durch seine an sie gesandte Botschaft gerührt, eine Armee unter den Befehlen des Fürsten Prosorowski sich an den Ufern des Dnieper hinabbewegen ließ. Es geschah dies russischer Seits unter dem Vorgeben, daß die Ausführung des Friedens von Kainardsche gesichert werden müsse. Der Khan Dewlet entfloh nach Constantinopel, um Schutz zu suchen, aber die Pforte, geschwächt durch die letzten Kriegsjahre, und nach einem neuen Kampf mit Rußland keineswegs verlangend, entschloß sich lieber, den russenfreundlichen Sahim-Girai abermals auf dem Tataren-Thron anzuerkennen.

Sahim erblickte sich nun wieder im unbestrittenen Besitz seiner Herrschaft und glaubte von Neuem die Tage des Genusses gekommen, denen er sich, als ein von der europäischen Cultur wundersam beleckter Barbar, in seiner guiartigen Gemüthlichkeit hingeben könne. Er begann auch sogleich wieder in den europäischen Manieren, die seine Schwärmerei geworden waren, zu wirthschaften, und glaubte sich diesem Hang jetzt um so sicherer überlassen zu können, als ihm die Kaiserin Katharina nunmehr zugleich eine aus russischen

Soldaten bestehende Leibgarde eingesetzt hatte. Er bildete sich aber auch jetzt aus seinen eigenen tatarischen Horden eine Garde, die er Beschlis nannte und welche, als Cavallerie in vier regelmäßigen Regimentern gegliedert, ganz auf europäische Weise gerüstet, gekleidet und einexerciert waren. Sahim wurde zugleich aus dem wunderlichen Instinct, der ihn beseelte, ein so eifriges Werkzeug für die Herrschaftspläne Rußlands, daß er seine Artilleristen, Topschis genannt, in allen Kriegsübungen durch russische Offiziere unterrichten ließ, die dabei zugleich die russische Sprache unter den Tataren verbreiteten. In den Schulen ordnete er den Unterricht in allen europäischen Sprachen, besonders aber im Russischen, an, und die alten tatarischen Münzen ließ er in einer Münzstätte, die er neu anlegte, in Silber- und Kupfergeld nach russischem Gehalt umprägen. Zugleich begann er eine große Fregatte zu bauen, um damit den Grundstein zum Schiffbau am schwarzen Meere zu legen, wodurch er sich ganz besonders den Dank seiner gnädigen Beschützerin in St. Petersburg zu verdienen hoffte.

Sahim hatte seine Residenz jetzt in Caffa genommen, und mußte dort bald erfahren, daß die Türken es nicht aufgegeben hatten, gefährliche Wühlereien unter den tatarischen Massen anzustiften und Intriguen aller Art zu zetteln. Es empörte sich gegen ihn der Commandant von Caffa plötzlich mit so starker Gewalt, daß Sahim nur mit Hülfe der russischen Garnisonen von Kertsch und Jenikale noch Zeit gewann, sich aus dem neuen Palast, den er sich erbauen lassen,

auf das Meer zu retten. Die Pforte stellte Selim, der auch bei der Bevölkerung der Krim als tatarischer Patriot gegolten, als Gegen-Khan auf, aber die Heeresmassen des Fürsten Prosorowsky begannen jetzt ein Gemetzel auf der Krim, von dem die Völker derselben in unzähligen Schaaren niedergestreckt wurden. Prosorowsky ließ allein bei Baktschi-Sarai siebentausend Tataren in Stücke hauen, wie er auch, nachdem er diese Residenz der alten tatarischen Khane in Besitz genommen und zugleich Caffa unterworfen hatte, die meisten Einwohner der beiden Städte dem Schwert überlieferte. Bei Balaklawa wurde Selim vernichtet, der nach Sinope entfloh, während die tatarischen Kriegsvölker, die dort unter ihm gefochten, ebenfalls bis auf den letzten Mann niedergemacht wurden. Die Russen bewiesen hier schon die Absicht, welche sie bald nach diesen Siegen in noch umfassenderem Maße ausführten, nämlich der tatarischen Bevölkerung zugleich in ihrem innersten Bestande einen Todesstoß zu versetzen und die Hand an ihre Lebenswurzel zu legen. Unmittelbar darauf wurden auch die armenischen und griechischen Familien der taurischen Halbinsel durch russische Gewalt gezwungen, sich in den wüsten Steppen des Don und des Asow'schen Meeres niederzulassen, wodurch der Krim gerade der durch Ackerbau und Gewerbsamkeit am meisten hervorragende Theil der Bevölkerung entzogen wurde. Ein Theil der tatarischen Stämme aber wurde durch Rußland zu einem wilden Auswanderungstrieb entzündet, indem sie sich schaarenweise in Ländergebiete der Pforte flüchteten oder sich in

die Gebirgsschluchten des Caucasus ergossen, um sich dort von Neuem zu sammeln. Es war dies nur ein Vorspiel zu der grimmigen Aufreibung einer gesammten Volksexistenz, welche sich später mit der schließlichen Eroberung der Krim durch Rußland verband, indem bei derselben nicht nur die ganze Blüthe und aller Besitz des Landes mit Einem Schlage vernichtet wurden, sondern auch mehr als neun Zehntel der eingeborenen Bevölkerung zu Grunde gingen.[1]

Obwohl Rußland jetzt schon mit der Krim wie mit seinem Eigenthum schaltete, so zögerte es doch noch immer, den entscheidenden Schritt zur letzten Besitznahme der taurischen Halbinsel zu thun. Das russische Cabinet ließ sich im Gegentheil bereit finden, mit der durchaus jedem neuen Kriege widerstrebenden Pforte das Vertragsverhältniß von Kainardsche auf durchaus freundschaftlichen und erweiterten Grundlagen von Neuem festzustellen. Es geschah dies durch den Vertrag vom 21. März 1779, der besonders durch die eifrigen Bemühungen des Grafen von Saint-Priest, des damaligen französischen Gesandten in Constantinopel, zu Stande kam. In diesem Vertrag entsagten die Russen zwar allen Rechten auf die Moldau, Walachei und Krim ausdrücklich, welche letztere abermals in ihrer Unabhängigkeit, und unter der Souverainetät des Khans Sahim-Girai, von der Pforte anerkannt wurde. Aber der türkische Großherr vermehrte darin zugleich

[1] Hommaire de Hell, Révolutions de la Taride in der Revue de l'Orient VI. 153. Lagorio, Abrégé historiq. des révolutions de la Taride, 158.

die Privilegien der russischen Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, indem er gewisse Formalitäten fahren ließ, an welche die Flagge Rußlands auf dem Pontus auch nach dem Friedensschluß von Kainardsche noch gebunden gewesen. Die Kaiserin Katharina bezeugte dem französischen Diplomaten in Constantinopel ihre besondere Dankbarkeit für seine im Interesse Rußlands aufgewandte Thätigkeit, die man zu jener Zeit in verschiedenem Sinne auszulegen suchte. Man sah darin theils das Bestreben, sich Rußland verbindlich zu machen in einem Augenblick, wo England und Frankreich sich schlugen und das französische Cabinet einen besonderen Werth darauf legen mußte, wenn das ohnehin zu einer Verbindung mit England geneigte Rußland noch davon zurückstände, Partei gegen Frankreich zu ergreifen. Auf der andern Seite glaubte man auch in jenen Bemühungen der französischen Diplomatie in Constantinopel das erste Anzeichen zu erblicken, daß auch Frankreich die ungeheuere Bedeutung der Freiheit des schwarzen Meeres ins Auge gefaßt hatte, und auf diesem fluthenden Markt eine Vergesellschaftung der materiellen Interessen und Erzeugnisse Rußlands und Frankreichs erzielen zu können glaubte.[1]

Die Aufschließung des schwarzen Meeres und des Canals von Constantinopel durch den Frieden von Kainardsche hatte den Russen bisher noch nicht die allseitigen Vortheile gewährt, welche auf dieser unermeßlichen Bahn der Zukunft

[1] Castelnau, Essai sur l'histoire de la nouvelle Russie. II. 153.

ihnen vorbehalten schienen. Es mußten sich dazu noch umfassendere Umstände und Entwickelungen vereinigen, die in dem ihrer Nation vorauseilenden Geist Katharina's die schärfste und unausgesetzteste Wahrnehmung gefunden hatten. Ein besonderes Feuer ihrer Thätigkeit hatte sich dafür entzündet, den Handelsgeist Rußlands zu entfesseln, der bisher nur in den Grenzen des inneren Verkehrs eingeschlossen gelegen, und zu einer weiteren Ausspannung über das Meer hinaus weder Bedürfniß noch Muth gezeigt. Selbst auf der Seite des Baltischen Meeres, wo die Handelsbetriebsamkeit der Russen einen größeren Aufschwung genommen, war der Verkehr mit dem Auslande nur den Unternehmungen einzelner Seefahrer und Kaufleute überlassen geblieben. Gänzlich entblößt von aller Industrie standen aber in dieser Zeit noch diejenigen Provinzen Rußlands, welche in der Nähe des schwarzen Meeres lagen, und hier bedurfte es vor Allem einer Heranbildung der Bevölkerung zu diesen Zwecken, die ihr noch ganz verschlossen und unverständlich waren. Dieser Gedanke war es, welcher vornehmlich die russische Regierung bestimmte, als sie im Jahr 1778 die griechischen und armenischen Colonisten aus der Krim entführte, um diese tüchtigen und gewiegten Kräfte gewissermaßen zu industriellen Lehrmeistern der Bevölkerung an den Ufern des Don und in den Ebenen am Asow'schen Meere zu machen, und mit der Industrie auch den Ackerbau in diesen Gegenden zu pflegen. Katharina stattete sie dazu freigebig mit allen Privilegien und Vortheilen aus, die nur irgend dazu dienen

konnten, sie an ihren neuen Aufenthaltsort zu fesseln. Aber die griechische Colonie, welche sich jetzt an den Ufern des Asow'schen Meeres begründete, kam nur sehr langsam empor, besonders weil die noch unentwickelte Ausfuhr der Bodenerzeugnisse über das Meer hinaus dem Gedeihen hinderlich wurde. Im Jahre 1784 errichteten jedoch die hier niedergelassenen Griechen bereits die Hafenstadt Marioupol an der Mündung des Kalmius in das Asow'sche Meer, wo sich ein bedeutender Ausfuhrplatz für die Producte des südlichen Rußlands zu entwickeln begann. Rascher schwangen sich die aus der Krim weggeführten Armenier empor, welche am Don die Stadt Nachitschewan angelegt hatten, und die, obwohl sie denselben Schwierigkeiten unterlagen wie die griechischen Colonisten, doch durch einen stärkeren Handelsgeist und durch alte Geschäftsverbindungen mit Constantinopel und Anatolien einen blühenderen Verkehr auf diesem Punkt erweckten. [1]

Katharina hatte aber in dem Gedanken, die russische Weltmacht zugleich auf den Grundlagen des Welthandels aufzurichten, ihren Unternehmungsgeist gleichzeitig nach allen Seiten hin gerichtet. So war ihr Streben auch dahin gegangen, einen Hafen im mittelländischen Meere zu erwerben, und ihre deshalb zuerst mit der Republik Genua angeknüpften Unterhandlungen wegen Ueberlassung von Sechia wären

[1] Lagorio, révolutions de la Tauride 158. Hommaire de Hell, Les Steppes I. 294.

vielleicht geglückt, wenn nicht Frankreich seinen Einfluß dagegen aufgeboten hätte. Sie hatte daher zu demselben Zweck Unterhandlungen mit dem Hofe von Neapel eingeleitet, dessen Verwandtschaft mit dem österreichischen Kaiser Joseph ihr einen günstigen Anknüpfungspunkt darzubieten schien, während der Hof von Turin, wie auch Venedig, alle Mitwirkung ablehnten, um Rußland gegen die Türken nach irgend einer Seite hin zu stärken und zu unterstützen. Eine besondere Aufmerksamkeit hatte aber Kaiserin Katharina von dem Augenblick an, wo sie sich als Herrin des schwarzen Meeres und im Besitz der freien Verbindung mit dem mittelländischen Meere betrachten durfte, auf die Mündung des Dnieper gerichtet. Schon bald nach dem Friedensschluß von Kainardsche war die Kaiserin auf den Gedanken gekommen, dort, wo der große russische Strom sich in das schwarze Meer hinabstürzt, einen Hafen zu gründen, der ein Handels- und Kriegsplatz zu gleicher Zeit werden sollte. Der General Hannibal empfing deshalb von ihr im Jahre 1778 den Befehl, an dieser Dnieper-Mündung, ungefähr zehn deutsche Meilen vom schwarzen Meer entfernt, die Stadt Kherson anzulegen, die für den Verkehr besonders auf den bedeutenden Vortheil angewiesen werden sollte, das den Dnieper herabgelangende Schiffsbauholz in ihrem Hafen zu empfangen. Diese Absicht auffassend, gründete dort im Jahre 1783 ein Franzose das erste fremde Handlungshaus, dessen Geschäfte darauf berechnet waren, Hanf und Bauholz für das Arsenal von Toulon zu liefern. Was Kherson hinderte, emporzu-

kommen, war aber nicht nur der allgemeine Fluch des ruſſiſchen Zollſyſtems, von dem eine junge Schöpfung dieſer Art vor Allem hätte ausgenommen werden müſſen, ſondern auch die Ungeſundheit des Orts und der ſchlechte Waſſerſtand des neuen Hafens, der tiefgreifenden Schiffen die Annäherung an die Stadt unmöglich machte. Fürſt Potemkin nahm ſich zwar mit einem wahren Feuereifer dieſer neuen Anlage an, und ließ dort auch Schiffswerfte einrichten, um für das Wachsthum der ruſſiſchen Marine zu arbeiten; aber Kherſon verfiel, noch ehe es zu exiſtiren anfing, und hatte bald nur noch die Bedeutung einer armſeligen Judenſtadt, in der es gegenwärtig in Schmutz und Trümmern daniederliegt. Der Hafen von Kherſon wurde durch das mächtigere Emporkommen von Odeſſa geſchlagen, das, in ſeiner günſtigeren Lage am weſtlichen Geſtade des ſchwarzen Meeres, aus ſeinen erſten Anlagen im Jahre 1794 ſich ungemein raſch zu einem bedeutenden Ausfuhr-Hafen namentlich für die Ackerbau-Erzeugniſſe der angrenzenden Provinzen erhob. Später mußte die Handelsmacht Odeſſa's noch umfaſſender ſich entwickeln, als im Jahre 1803, unter der Regierung Kaiſer Alexander's, der allgemeine Tarif für alle Einfuhr und Ausfuhr in den Häfen des ſchwarzen Meeres um ein Viertel des Preiſes herabgeſetzt wurde, und im Jahre 1817 die Erklärung Odeſſa's zu einem unbedingten Freihafen ihm einen überraſchend belebenden Einfluß auf den ganzen Markt des Pontus geſtattete. In Odeſſa ſchwang ſich dadurch der ruſſiſche Handel zu einem glänzenden Gipfelpunkt empor,

von dem er seit dem Jahre 1822, wo der beschränkende und verneinende Geist des russischen Tarifs zum Theil wieder Platz griff, nur wieder herabsinken konnte. [1]

Die Idee, durch die Herrschaft auf dem Meere die ganze Welt in Rußlands Bande zu schlagen, ließ aber der Kaiserin Katharina im eigentlichsten Sinne keine Ruhe. Auf den Rath des Professors Pallas hatte sie auch eine kleine Flotille an die westlichen Küsten des kaspischen Meeres abgeschickt, um dort einen Stapelplatz für den russischen Handel mit Persien aufzusuchen. Auch der Gedanke, russische Militaircolonien in den am kaspischen Meere gelegenen Provinzen zu errichten, war von dem berühmten Naturforscher Pallas und seinem Reisegefährten Gmelin, die beide zusammen die physischen und politischen Zustände jener Gegenden untersucht hatten, bei der Kaiserin angeregt worden. Die Ausführung geschah mit einem unverhältnißmäßigen Aufwand von Mitteln und Kosten, die so ins Gewicht fielen, daß man dem Fürsten Potemkin die Absicht beimaß, sich des Handels auf dem kaspischen Meere für seine eigene Rechnung zu bemächtigen und ein Monopol seiner Gewinnsucht daraus zu machen. Die russische Flotille hatte ihre Mannschaften zuerst bei Astrabath, südöstlich am kaspischen Meere, ans Land gesetzt, wo ein russisches Fort für eine bedeutende Besatzung erbaut wurde. Bald stand auch an den westlichen Gestaden jenes Meeres eine ansehnliche russische Armee auf

[1] Hommaire de Hell I. 38.

den Füßen, welche Streitkräfte Katharina zugleich dazu benutzte, dem Abul-Fat-Chan zur Erlangung des persischen Thrones zu helfen und dafür zugleich seine politische Dankbarkeit zu gewinnen, die bald auch zu Gunsten Rußlands gegen die Pforte thätig und bedrohlich zu werden anfing, und den Türken eine von dieser Seite her nicht geahnte Gefahr entgegenstellte.[1]

Die Handelsverbindung mit Persien war schon ein lebhafter Gedanke Peter's des Großen gewesen, aber unter seinen nächsten Thronfolgern war diese Absicht wieder verloren gegangen, und namentlich war es die Kaiserin Elisabeth, welche den Engländern die Freiheit zugestanden, das kaspische Meer zu beschiffen und dort die Fülle von Vortheilen und Reichthümern zu ernten, welche auf dieser Bahn für Rußland bestimmt schienen. Als Kaiserin Katharina im Jahre 1766 diesen Handelstractat mit England erneuerte, wußte sie schon bei diesen englischen Privilegien auch die Interessen Rußlands wieder einzubringen, und sie suchte namentlich die Vergesellschaftung der Interessen zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meer anzubahnen, wobei der russische Handel den Knotenpunkt abgeben sollte. Der Waaren-Austausch zwischen Rußland und Persien hatte schon die Spiegel des schwarzen und kaspischen Meeres auf das Bedeutendste berührt, und die persischen Seidenstoffe, Gewürze und Perlen waren dort den Pelzen und dem Eisen des ruf-

[1] Graf Görz Denkwürdigkeiten I. 194.

fischen Nordens, und den europäischen Waaren, die aus Südrußland in das schwarze Meer hinabgelassen wurden, entgegengeschwommen. Katharina beschäftigte sich schon in dieser Zeit mit dem großen Gedanken, der eigentlich die Spitze aller Verkehrsinteressen der modernen Welt in sich trägt, nämlich mit einer Verbindung zwischen dem kaspischen und schwarzen Meer, welches letztere zugleich durch den Dnieper, nachdem der Zusammenfluß desselben mit der Düna hergestellt worden, mit der Ostsee vereinigt werden sollte.

In diesem zu einem System verbundenen Gebäude dreier Meere wollte Katharina den Leib der russischen Weltherrschaft strahlen sehn, und schon ließ sie mit dem Ausgraben von zwei Canälen beginnen, welche die Wege dieser Riesenschöpfung eröffnen sollten. Sie hatte zu diesem Plan ein Vorbild an den berühmten Schleusen Peter's des Großen, welche die Gewässer mehrerer vereinigter Flüsse auffingen und dieselben theils in den Kanal der Twerza, theils in den der Mista vertrieben, wodurch es möglich wurde, die Straße der Wolga zum Hinabfahren in das kaspische Meer zu gewinnen.[1] Die Engländer aber begründeten sich später in dem alten Trapezunt am schwarzen Meere die gewaltige Handelsniederlage, die zuerst in Flor kam durch die Blößen, welche das russische Zollsystem auf dem Weltmarkte gab, und die den Punkt begründete, von dem aus die englischen Waaren bis in das Innere von Asien vordringen konnten.

[1] Ségur Mémoires, souvenirs et anecdotes VI. 30. Castelnau II. 255.

IX.

Kaiser Joseph in Petersburg.

Für ihren Plan zur Aufrichtung eines griechischen Kaiserthums auf den Trümmern der Türkei glaubte Katharina auch die Mitwirkung oder Zustimmung anderer europäischer Mächte nicht ganz bei Seite lassen zu können. Sie suchte Verbindungen in Europa auf, auf welche das orientalisch-griechische Imperium sich stützen ließe, und durch die es, diplomatischen Fuß fassend, seiner Verwirklichung näher geführt werden könnte. Ihre Gedanken waren deshalb vorzugsweise auf England und Oesterreich gerichtet gewesen, und besonders schien ihr die bedeutende und für alles Neue empfängliche Persönlichkeit des deutschen Kaisers, Josephs II., dazu angethan, den Weltvertheilungsplänen Rußlands geneigtes Ohr und hülfreiche Hand zu leihen. Die russisch-österreichische Alliance wurde daher ein Haupteinschlag bei

den Berechnungen, denen sich Katharina für ihre im Osten auszuführenden Lieblingsideen überließ, und eine persönliche Zusammenkunft mit Kaiser Joseph sollte die ersten Grundlagen dieser weitzielenden Verbindung befestigen und besiegeln helfen.

Katharina und Joseph waren sich in den Einleitungen zu dieser Zusammenkunft wohl ziemlich gleichzeitig entgegengekommen, denn auch Kaiser Joseph hatte zu erkennen gegeben, wie hoch er den Werth einer Annäherung zwischen Oesterreich und Rußland schätze. Wie Katharina bei Allem nur das Weltreich des Ostens im Auge hatte, so war Joseph mit Plänen in Deutschland erfüllt, welche er mit der Kaiserin Katharina zu besprechen und durch ihre Zustimmung zu fördern wünschte. Zum Ort des ersten Zusammentreffens wurde Mohilew, eine Stadt am Dnieper, in dem Rußland zugefallenen Theil von Polen, bestimmt, und Kaiser Joseph hatte zu dieser Reise um so leichter die Einwilligung seiner Mutter und Mitregentin, der damals noch lebenden Maria Theresia, erhalten, als man dies eigenthümliche Unternehmen zugleich auf die Rechnung seiner persönlichen Wißbegierde setzen konnte, denn man war gewohnt, diesen Kaiser Reisen in fremde Länder zu seiner Belehrung und zur Erweiterung seiner Anschauungen unternehmen zu sehen, und wie starke Veranlassung mußten nicht auch die Zustände des russischen Reiches dazu darbieten, das für Oesterreich ein so fragwürdiger und bedeutungsvoller Nachbar war!

Katharina ließ diesmal bei ihrer Abreise von Peters-

burg den Feldmarschall Fürsten Alexander Gallizin als Commandanten der Hauptstadt zurück, denn obwohl ihr Sohn, der Großfürst, der geborene Generalissimus der russischen Armeen war, so verstattete ihm doch das Mißtrauen Katharina's gegen den rechtmäßigen Eigenthümer ihres Thrones nicht, thatsächlich irgend eine leitende oder verwaltende Stellung auszuüben, wie ihm auch als Groß-Admiral im baltischen Meere kein einziges Mal vergönnt wurde, die Flotte in Kronstadt zu besuchen. Katharina langte aber am 30. Mai 1780 in Mohilew an, wo Kaiser Joseph schon vor ihr eingetroffen war und der Czarin zuerst seine persönlichen Huldigungen entgegenbrachte. Kaiser Joseph hatte sich auch hier seltsamer Weise unter dem bescheidenen Namen eines Grafen von Falkenstein vorgestellt, unter dem er Friedrich den Großen im Lager bei Neisse besucht und dessen er sich auch bei dem ihm so angenehm gewordenen Aufenthalt in Paris bedient hatte. Das Gefolge, mit dem er erschienen, war klein und einfach, und wurde nur noch durch den österreichischen Gesandten Grafen Cobenzl vermehrt, der von Petersburg zu dieser Zusammenkunft eintraf. Dagegen war Katharina auch hier mit dem ganzen Pomp ihrer persönlichen Erscheinung und mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge aufgetreten, an dessen Spitze sich Fürst Potemkin in seiner eigenthümlichen zwanglosen und übermüthigen Haltung befand. Eine bedeutende Anzahl polnischer Großen hatte sich ebenfalls nach Mohilew begeben, um unter Entfaltung eines ebenso strahlenden als geräuschvollen Luxus der russischen

schien, so fanden doch dort schon geheime Unterredungen zwischen der Czarin und Joseph über die große Angelegenheit Statt, die keinen Augenblick in Katharina's Geist ruhte. Aber auch der deutsche Kaiser hatte eine Lieblingsidee zur Sprache zu bringen, die ihn schon seit einiger Zeit beschäftigte, und zu deren Ausführung er sich die Zustimmung und Unterstützung Rußlands versichern zu müssen glaubte. Es war dies der Plan, Bayern durch Tausch zu erwerben und einen Theil der österreichischen Niederlande dafür hinzugeben, wofür um so mehr die Einwilligung Rußlands zu gewinnen gewesen wäre, als die durch den Teschner Frieden übernommenen Verbindlichkeiten dagegen sprachen und als ein bedeutender Widerstand der deutschen Reichsfürsten, namentlich aber Preußens, dabei zu besiegen war. Es scheint, daß die Kaiserin ihre Zusage, auf diesen Plan einzugehen, schon in Mohilew ertheilte,[1] und daß Joseph dadurch Muth gewann, auch sofort ihrer Einladung nach Petersburg Folge zu leisten. Diese Einladung entsprach auch in der That seinen lebhaftesten Wünschen, denn es lockte ihn hier an der Schwelle des ungeheueren Reichs mehr wie je, in sein Inneres vorzudringen, und so Vieles, was ihn durch seltsame Größe, durch Neuheit und Eigenthümlichkeit in demselben zu reizen schien, genauer kennen zu lernen und zu prüfen. Joseph II. nahm die Einladung nach Petersburg zugleich mit der Bitte an, daß während der Zeit seines dortigen

[1] Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, I. 421.

Aufenthalts auch dem Feldmarschall Romanzow, dem Türkensieger, der sich in Mohilew ebenfalls im Gefolge der Kaiserin befunden, dorthin zu kommen verstattet werden möchte. Der Kaiser hatte diesen tapfern General gleich in der ersten Unterredung mit ihm besonders liebgewonnen, und zeichnete ihn so entschieden aus, daß Potemkin darüber sehr empfindlich zu werden anfing, was aber der Kaiser in seiner geistigen Ruhe und Gelassenheit unbeachtet hingehen ließ. Sein Benehmen zeigte sonst auch gegen die persönlichen Günstlinge Katharinens einen ungemein berechneten Takt und die geschicktesten Wendungen, mit denen Joseph, dem russischen Naturell gegenüber fast zu höflich und entgegenkommend, überhaupt nach allen Seiten hin für sich einzunehmen und sich Gunst zu erwerben strebte. So war er auch bald hinter die Wahrnehmung gekommen, daß man am russischen Hofe auch als Gast sich nicht mit der Sparsamkeit benehmen durfte, die dem Kaiser sonst zur andern Natur geworden war. Schon bei der Abreise von Mohilew suchte er den anfänglich begangenen Fehler zu verbessern, indem er das Gefolge der Kaiserin mit kostbaren Geschenken aller Art bedachte, von denen Fürst Potemkin, die Feldmarschälle Romanzow und Czernitscheff, Graf Panin, Graf Ostermann und der Oberstallmeister Narischkin die bedeutendsten und brillantreichsten empfingen.

Die Kaiserin kehrte auf dem nächsten Wege nach Petersburg zurück, während ihr deutscher Gast, der sich für die Frist der Reise wieder von ihr trennte, seiner Wißbegierde

gemäß den Umweg über Moskau wählte. Auf der ganzen Reise ließ er sich nun wie einen gewöhnlichen Reisenden gehn, speiste an den Wirthstafeln und schlief, jede Bequemlichkeit verschmähend, auf einem Strohsack. Den Tag brachte er allein in seiner Reisekalesche zu. Nachdem er in Moskau alle Merkwürdigkeiten der Stadt, die ein historisches, wissenschaftliches und künstlerisches Interesse darboten, an seinem sinnenden und prüfenden Geist hatte vorübergehen lassen, begab er sich über Tula, wo er den Waffen- und Stahl-Fabriken Katharina's eine bis ins Einzelnste gehende Beschauung widmete, nach St. Petersburg. In der Residenz Katharinens angelangt, ging der Kaiser zu Fuß, von einem einzigen Bedienten begleitet, der den Mantelsack trug, in einen Gasthof und ließ sich ohne alle Ansprüche zwei Zimmer anweisen. Hier machte ihn der kaiserliche Hofmarschall Fürst Bariatinsky mit vieler Mühe ausfindig, um ihm die freudige Theilnahme der Kaiserin über seine glückliche Ankunft auszudrücken. Dieser hohe Hofbeamte mußte aber dafür das Mißfallen Joseph's erfahren, der sich während der ersten Stunden seines Aufenthalts in Petersburg gern sich selbst überlassen gesehen hätte, um seiner Lieblingsgewohnheit gemäß noch beschaulich und unbeansprucht umherschweifen zu können. Als der Lohnlakai den Fürsten eintreten ließ, sagte der Kaiser zu dem ersteren mit unwilliger Stimme, und so laut, daß es Bariatinsky vernehmen mußte: „Warum führt Ihr denn Jedermann zu mir herein? Ich habe Euch schon gesagt, daß ich heut durchaus Niemand

ſehen will!“ Den Fürſten entließ er aber, nachdem er nur wenige Worte mit ihm geſprochen.[1]

Kaiſer Joſeph ſah ſich aber bald in die glänzendſten und prachtvollſten Feſtlichkeiten verwickelt, mit denen Katharina ihren Gaſt in Petersburg gleichwohl ehren zu müſſen glaubte, wie ſehr ſie auch deſſen kalte Abneigung gegen Luxus und Förmlichkeit jeder Art kannte. Dieſen Veranlaſſungen folgte der Kaiſer mit der heiteren und ſtillen Reſignation, die ſein ganzes Weſen auf eine eigenthümliche Weiſe zu charakteriſiren ſchien. Dagegen nahm er bei den Großen des Hofes und bei den Miniſtern niemals eine Tafel an, und entzog dadurch dieſen Herrſchaften die vielgeſuchte Gelegenheit, ihre prunkvollen Einrichtungen und den Glanz ihrer Reichthümer vor dem fremden Monarchen zur Schau zu ſtellen, was nicht wenig zu der kühlen und theilweiſe mißgünſtigen Beurtheilung beitrug, welche der Kaiſer im Grunde in Petersburg erfuhr. Aeußerlich wurden ihm zwar die ſchmeichelhafteſten Aufmerkſamkeiten namentlich auf Betrieb der Kaiſerin ſelbſt erwieſen. Als er auf ſeiner eifrigen Runde durch alle Inſtitute Petersburgs in die Akademie der Wiſſenſchaften eintrat, wurde ihm dort ein Atlas von Landkarten überreicht, den er kaum aufgeſchlagen, als er darin einer Karte anſichtig wurde, auf welcher bereits ſeine eigene Reiſe, wie er ſie von Wien nach Petersburg zurückgelegt, der ganzen Route nach und mit verſchiedenen, durch die Zeichnung

[1] Görz, Denkwürdigkeiten, I. 167.

hervorgehobenen Einzelnheiten dargestellt und gestochen war. Er begab sich darauf in die Akademie der Künste und hier legte man ihm eine Mappe mit Kupferstichen vor, unter denen ihm sein eigenes, meisterhaft ausgeführtes Portrait entgegenblickte, unter dem er die Verse aus dem Horaz: — multorum providus urbes, et mores hominum inspexit, als Anspielung auf seine weltbeschauliche Reiselust, las. Wenn Joseph II. aber sonst wenig günstige Eindrücke bei den nächsten Umgebungen der Kaiserin, und durch deren Rückwirkungen auch bei Katharina selbst hinterließ, so lag dies in dem ganzen Wesen des Kaisers und in der zweifelhaften Stimmung, in der er sich innerlich den russischen Verhältnissen gegenüber befand. Auf der einen Seite erschien er der Kaiserin und ihren Großen als eine durchweg edle, einfache und in sich abgeschlossene Persönlichkeit, welche gerade wegen dieser Abgeschlossenheit es wagen konnte, mit den verschiedensten Personen und selbst mit den untersten Ständen auf eine leichte und fast ebenbürtige Weise zu verkehren, und dadurch ein allseitiges Gewicht auszuüben, in dem nicht Jeder mit ihm wetteifern konnte. Auf der andern Seite zeigte sich Joseph wieder nicht von einer so festen und in sich selbst starken Willenskraft getragen, daß er der Kaiserin, die sich gerade durch ihren unbeugsam vorwärtsgehenden Unternehmungsgeist von ihm unterschied, darin das Bild eines mannhaft und rücksichtslos entschlossenen Herrschers, wie sie es liebte, entgegengetragen hätte. Es lag in seiner Weise, zwar sehr rasch und lebhaft auf Etwas einzugehen, aber der Grad

seiner Widerstandskraft gegen alle Schwierigkeiten flößte der Kaiserin durchaus kein unbedingtes Vertrauen ein, wie sie auch in ihren Gesprächen mit ihm wahrnahm, daß er gegen starke Einwürfe, die man ihm machte, leicht nachgiebig war oder wenigstens von der Spitze seines Wollens wieder abzubiegen schien. Innerlich aber hatte der deutsche Kaiser nichtsdestoweniger seine Urtheile und Anschauungen stets auf das Allerentschiedenste festgestellt, was er namentlich während seines Aufenthalts in Rußland durch viele leise, an Ironie streifende Aeußerungen bewies, mit denen er allen diesen colossalen Eindrücken gegenüber seinem Herzen Luft machte. Joseph stand der neuen Größe Rußlands und allen seinen Herrlichkeiten eigentlich mehr als beobachtender Zweifler denn als gläubiger Bewunderer gegenüber, und je mehr er sich bemühte, alle inneren Einrichtungen genau und im Einzelnsten kennen zu lernen, um so deutlicher schien sich ein riesenhaft ausgespannter Organismus mit einem Innern voll Schwäche und Siechthums seinen Augen zu enthüllen.[1] Ganz im Gegensatz zu der Ansicht, welche Peter der Große in seinem Testament von der Alles überwältigenden Jugendkraft und Naturfülle der Russen und des russischen Reichs ausgesprochen, glaubte Joseph nur einen unermeßlich gewaltigen Leib mit krankhaft treibenden Säften zu erblicken, dessen innere Krämpfe und Zuckungen mit Glanz und Pracht ohne Gleichen zugedeckt seien. Seine Skepsis legte er bei

[1] Görz, Denkwürdigkeiten, I. 169. Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, I. 415.

Beſichtigung der Merkwürdigkeiten von Petersburg oft durch die ſonderbarſten Fragen an den Tag. Als er ſich auf der kaiſerlichen Bank befand, fragte er: ob die Bank auch wohl im Stande ſein würde, all ihr Papiergeld gegen baares Geld auszutauſchen? Als er dagegen auf der Münze einen großen Vorrath von Silber bemerkte, fragte er mit lakoniſchem Ernſt: ob davon immer ſo viel vorhanden ſei?

Katharina ſtrebte ihren Gaſt aber nicht bloß durch die aſiatiſche Pracht der ihm veranſtalteten Feſte, ſondern auch durch die unendlich einnehmende Feinheit ihres Umganges und den ſprühenden Reiz ihres Geiſtes zu feſſeln. Auf die letzteren Eindrücke war der Kaiſer am meiſten geneigt einzugehen, und in dieſer perſönlichen Vertraulichkeit, in welche ihn die Kaiſerin mit aller ihrer Kunſt einzuſpinnen ſuchte, wurden auch die großen Pläne Rußlands im Oſten wiederaufgenommen. Katharina lieh ihren Ideen und Plänen hier in Petersburg ſchon eine weit ſtärkere und eindringlichere Sprache, als dies bei den vorläufigen Unterhaltungen darüber in Mohilew der Fall geweſen war. Sie ſagte ihm gerade zu: wenn ihr geſtattet würde, ihren Plan gegen die Pforte auszuführen und Conſtantinopel in Beſitz zu nehmen, ſo wolle ſie dagegen gern einwilligen, daß Kaiſer Joſeph der Hauptſtadt der alten Welt ſich bemächtige und ſich in Rom die Oberherrſchaft über den ganzen Weſten von Europa begründe. Denn die Czarin ſetzte ihm zugleich ihren Lieblingsgedanken auseinander, wonach ſie den Zuſtand der alten Welt, wie er ſich zuletzt in einem öſtlichen und weſt-

lichen Kaiserreich dargestellt habe, wieder aufgerichtet sehen wollte. Wie Oesterreich dann das Imperium des Westens an sich nehmen solle, werde Rußland die Krone des Ostens auf sein Haupt setzen! Katharina arbeitete in ihren Gesprächen mit dem Kaiser Joseph diesen Gedanken nicht nur mit der ganzen schöpferischen Kraft ihres Geistes, sondern auch in allen blitzenden Farben ihrer Phantasie durch, und ließ dabei die Feuer einer neuen großen Zukunft leuchten, vor denen Kaiser Joseph gern seine Reflexion beugte, wenn er sich auch noch nicht zu bestimmt einzugehenden Verpflichtungen fortreißen lassen wollte.

Joseph vertraute es aber dem Großfürsten Paul, dessen Freundschaft er besonders zu gewinnen strebte, an, daß ihm die Kaiserin, für seine Einwilligung und Mitwirkung zur Eroberung der Türkei, Italien und Rom, und damit das Kaiserthum des Occidents angetragen habe! Aber der Großfürst, der überhaupt gegen die orientalischen Pläne seiner Mutter und gegen die russische Besitznahme Constantinopels war, erwiederte dies Vertrauen wenigstens nicht mit dem Entgegenkommen, welches Joseph von ihm gewünscht hatte. Der Großfürst und seine Gemahlin fühlten sich beide sehr von der gewinnenden Aufmerksamkeit, welche der Kaiser für sie hatte, angezogen, aber was Joseph eigentlich von dem Großfürsten begehrte, dazu konnte und wollte dieser in keiner Weise seine Gesinnungen wenden. Es war dies die Hinneigung zu Preußen, welche Kaiser Joseph, wie er überhaupt während seines Aufenthalts in Petersburg gegen eine Fort-

setzung der Allianz zwischen Rußland und Preußen zu wirken strebte, auch bei dem künftigen Herrscher Rußlands erschüttern und ablenken wollte. Er begegnete aber dabei einer festen Bewunderung für die Politik und Person Friedrich's des Großen, und einer so bewußt ausgebildeten Anerkennung der Bedeutung Preußens, daß er an dieser zu einem System gewordenen Gesinnung nicht länger zu rütteln unternahm. Joseph sah zwar, daß er es mit Erfolg versuchen könne, bei der Kaiserin selbst die Bande der russisch-preußischen Allianz zu lockern, aber auf der andern Seite mußte er bemerken, daß es in Rußland eine ganz bestimmt organisirte Partei für Preußen gab, welche ein andauerndes Bündniß mit diesem Staat für eine grundsätzliche Aufgabe der russischen Politik hielt. An der Spitze dieser Partei, die ihre Zukunft in dem Großfürsten Paul zu begründen suchte, stand als staatsmännischer Kopf der Minister Graf Panin, der schon in seiner ersten Unterredung, welche er mit dem Kaiser Joseph in Petersburg hatte, demselben bemerklich zu machen wagte, daß nur von einer Allianz der Höfe Rußlands, Oesterreichs, Preußens und Frankreichs das Heil und die Ruhe Europa's abhängen werde, und daß es die Pflicht der großen Mächte sei, der Menschheit diese Wohlthat zu gewähren. Kaiser Joseph erkannte dann zwar im Grundsatz die Richtigkeit dieser Aufstellung vollkommen an, lobte auch den alten russischen Staatsminister sogar auf Kosten seines eigenen Ministers, des Fürsten Kaunitz. Aber er fügte zugleich in seiner stillen Entschiedenheit hinzu: wenn

auch die Allianz zwischen Rußland und Preußen allerdings zur Aufrechterhaltung der Ruhe Europa's nothwendig sei, so sei doch sein einziges Streben nur darauf gerichtet, sich die Freundschaft Rußlands zu erwerben! [1]

Zur Abschließung eines bestimmten Allianzvertrages zwischen Rußland und Oesterreich kam es aber gleichwohl während dieses Aufenthaltes des Kaisers in Petersburg nicht. Es verblieb bei mündlichen und allgemeinen Zusicherungen, mit denen sich Joseph bereit erklärte, den Entwürfen Rußlands gegen das ottomanische Reich beizutreten und auch zur Wiederherstellung des alten Griechenlands wenigstens mittelbaren Beistand zu leisten. Kaiser Joseph machte sich namentlich anheischig, die Pforte in den gehörigen Schranken zu halten und ihr die Mittel zur Störung der Ruhe und der Rechte ihrer Nachbarn zu nehmen. Es war aber dies kein besonders bindendes Zugeständniß, während Joseph auf der andern Seite verlangte, daß Rußland dieselbe Verpflichtung in Bezug auf Preußen übernehmen und sich verbindlich machen sollte, diesen Staat in allen seinen Bewegungen zu überwachen und namentlich zu einem correcten Verhalten gegen Oesterreich zu nöthigen. Der Kaiserin erschien aber diese gegen Preußen zugespitzte Bedingung noch verfrüht, obwohl Katharina bald darauf, und ohne Zweifel durch den Einfluß des österreichischen Kaisers dazu bestimmt, es ablehnte, den zuerst im Jahre 1764 mit Preußen geschlossenen

[1] Görz, Denkwürdigkeiten I. 170.

Allianzvertrag zu erneuern.[1] Eben so allgemein erhielt aber auch Kaiser Joseph nur die Zusagen der Czarin wegen der Erwerbung Baierns, und die politischen Unterhandlungen glitten bald auf den unverfänglichen Gegenstand des Vermählungsprojects über, mit dem sich Joseph eigentlich vorzugsweise in Petersburg zu thun machte. Dieser Plan, der ihn angelegentlich beschäftigte, bestand darin, den Prinzen Franz von Toskana mit einer Schwester der Großfürstin zu vermählen, und über solche Absichten ließ sich schon mit größerer gegenseitiger Gefälligkeit plaudern.

Indeß war auch die politische Verständigung zwischen Oesterreich und Rußland, wenn sie auch nicht gleich sprechende Documente aufzeigte, jedenfalls auf eine neue Bahn getreten, und berührte die innersten Triebfedern des russischen Systems wesentlich und folgenreich, obwohl in den nächsten Umgebungen der Kaiserin davon noch keine Ahnung rege wurde. Denn als der preußische Gesandte Graf Görtz dem Staatsminister Panin seine Befürchtung mittheilte, es möchte durch die jetzt ausgetauschten Aufmerksamkeiten und Freundschaftsbezeugungen zwischen den Souverainen Rußlands und Oesterreichs die Verbindung Preußens und Rußlands leiden und erschüttert werden, sagte Graf Panin mit seiner gewohnten gemüthlichen Ruhe: zu einer Erschütterung der preußischen Allianz sei auch noch nicht einmal der Versuch gemacht wor-

[1] Görtz, Denkwürdigkeiten I. 177. Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, I. 423.

den. Es konnte aber damals allerdings keine unglücklichere Aufgabe gefunden werden, als die, welche der Sendung des Grafen Görtz nach Petersburg zum Grunde lag, der im vorigen Jahre, 1779, dort angelangt war, um eigenthümliche Absichten, welche Friedrich der Große bei dem russischen Hofe zu erreichen für möglich hielt, anzubahnen und der Ausführung entgegenzufördern. Seine Aufträge bestanden nicht nur darin, durch klug berechnete Wirkungen einer Annäherung Rußlands an Frankreich Vorschub zu leisten und dadurch die bestimmte Gestaltung einer Allianz zwischen Rußland, Frankreich und Preußen vorzubereiten, sondern er hatte auch unmittelbar nach seiner Ankunft in Petersburg den Vorschlag zu einer Tripel-Allianz zwischen Rußland, Preußen und der Pforte zu machen. Dieser Antrag, der nicht unzeitgemäßer und nicht ohne stärkere Verkennung der innersten Triebfedern der russischen Politik hätte gestellt werden können, wirkte als der erste lähmende Schlag auf die Gesinnungen, welche die Czarin Katharina bis dahin noch für den großen König von Preußen gehegt. Mit größerem Erstaunen und gereizterer Verwunderung kann kaum je ein diplomatischer Vorschlag aufgenommen worden sein, als dieser, der den innerlichst gehegten Plänen und Ideen der Kaiserin geradezu ins Gesicht schlug, und der, auf die Erhaltung der Türkei als auf ein nothwendiges europäisches Lebensprincip gegründet, dem vorwärts rollenden Siegeswagen Rußlands die Räder brechen wollte. Man sagte sich in Petersburg, daß diesen unbegreiflichen Plan der türkische Reis-Effendi selbst ausgeheckt und

dem preußischen Geschäftsträger Gaffron in Constantinopel als ein doppelt und dreifach verschleiertes Geheimniß mitgetheilt habe, das erst auf vielen vorsichtigen Umwegen dem König von Preußen zur Einsicht und Genehmigung vorgelegt worden, und bei dem ursprünglich auch eine diplomatische Einwirkung Frankreichs, das diesen Plan sehr eifrig begünstigt, thätig gewesen sei. In diesen Annahmen spaltete sich damals gewissermaßen die diplomatische Welt, indem Andere behaupteten, daß dieser Plan lediglich in dem Kopfe Friedrich's des Großen selbst entsprungen sei, der, die Absichten Katharina's in Krieg und Frieden falsch beurtheilend, die von ihr abgeschlossene Convention mit der Pforte für dauernden Ernst genommen und daraus die Möglichkeit hergeleitet habe, zur Beruhigung und Sicherstellung des östlichen Europa's den Besitzstand durch eine Defensiv-Allianz zwischen Rußland, Preußen, der Pforte und Polen gewährleistet zu sehen. Dieser Gedanke entsprach auch insofern allen sonstigen Berechnungen und Wahrnehmungen Friedrich's, als der König allerdings annehmen durfte, daß Frankreich eine Verbindung dieser Art zur Zügelung der russischen Politik gern befördern und als in seinem eigenen Interesse liegend anerkennen werde, während er auf der andern Seite Oesterreich dadurch nöthigen zu können glaubte, jeder ausgreifenden Unternehmung zu entsagen. Die kriegerischen und finanziellen Kräfte Rußlands, ja seine Volksmenge selbst, hielt man aber damals nach Beendigung des ersten Türkenkrieges für zu wesentlich erschöpft, wie man auch den Frieden von Kai-

nardſche für eine zu günſtige Errungenſchaft der ruſſiſchen Intereſſen anſah, als daß man an die Luſt zu neuen Kriegsunternehmungen gegen die Pforte hätte glauben ſollen. Dies hatte auch das Cabinet von Verſailles verleitet, dem Antrag auf eine Allianz mit Oeſterreich gegen Rußland ſich zu entziehen, den das Wiener Cabinet im Jahre 1777, in einer ebenſo richtigen als tiefbeſorglichen Erwägung der europäiſchen Verhältniſſe, nach Frankreich hatte gelangen laſſen. Denn die öſterreichiſche Regierung hatte, erſchreckt durch den kriegeriſchen Unternehmungsgeiſt Katharinens und durch die im Türkenkriege erbeuteten Vortheile Rußlands im ſchwarzen Meere, es ſchon damals als eine Rettung Europa's bezeichnet, die beſtehende Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich in der Richtung zu erneuern, daß dadurch allen weiteren Machtfortſchritten und Uebergriffen Rußlands Schranken geſetzt und der Pforte ihr Beſitzſtand und ihre Rechte für die Zukunft wenigſtens ſoweit geſichert würden, als es der Friedensſchluß von Kainardſche ſelbſt zuletzt feſtgeſtellt hatte.[1] Die Unterhandlungen, zu denen der öſterreichiſche Baron Thugut nach Paris geſandt worden, begegneten aber bei dem franzöſiſchen Cabinet einer ungemein ſchlaffen und unpolitiſchen Auffaſſung, indem Vergennes, der Staatsminiſter Ludwig's XVI., den Antrag Oeſterreichs mit der flüchtigen Bemerkung abwies: „daß Rußland durch den letzten Krieg mit den Türken zu ſehr an Geld und Menſchen erſchöpft

[1] Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit I. 397.

ſei, um ſo bald wieder an einen Angriff der Osmanen denken zu können, und daß es daher für jetzt wohl hinreichen würde, die Schritte Rußlands genau zu beobachten, wo es dann ja immer noch für Oeſterreich und Frankreich Zeit genug wäre, ſich, im Fall Rußland wirklich zu einem neuen Angriff gegen die Türkei rüſten ſollte, zu ihrem Schutze mit einander zu verbinden!“ Gerade in dieſer Zeit ſprach Katharina in einem ihrer Briefe an Voltaire die kühne und zuverſichtliche Behauptung aus, daß Rußland noch aus jedem Kriege blühender und mächtiger hervorgegangen ſei, denn beſonders ſeien es die Kriege Rußlands geweſen, welche ſeiner Induſtrie und ſeinem Verkehr immer einen neuen Schwung gegeben und neue Hülfsquellen in ſeinem Innern aufgeſchloſſen hätten![1]

Kaiſer Joſeph hatte aber aus jenem Verhalten des Cabinets von Verſailles erſehen müſſen, daß er von Frankreich nichts zu erwarten habe, und daß er, ungeachtet er eine Schweſter, Marie Antoinette, auf dem franzöſiſchen Thron hatte, die ſeine Pläne dort gern begünſtigt hätte, doch auf ein mächtiges Zuſammenwirken mit Frankreich in der großen orientaliſchen Weltfrage nicht rechnen könne. Er faßte daher wohl ſchon damals den Gedanken, der eigentlich die größten Gefahren für die Sicherheit und Freiheit Europa's in ſich ſchließt, nämlich den einer Allianz zwiſchen Rußland und Oeſterreich, die er vielleicht nur für ein nothwendiges Uebel,

[1] Voltaire, Correspondance XVI. 396.

jedenfalls aber für unerläßlich hielt, um nicht unter den ungeheuern Erſchütterungen, die früher oder ſpäter von Oſten her losbrechen mußten, als Atom zu verlodern. Joſeph II. hatte aber auch in Petersburg nur zögernde Schritte zu dieſem Ziele gethan, dem erſt ſpäter näher getreten werden ſollte, und der ſtaatskluge Fürſt Kaunitz, der in Wien zurückgeblieben war, ſprach mit dieſen Ergebniſſen des Aufenthalts in Petersburg um ſo mehr ſeine Zufriedenheit aus, als dadurch nur einſtweilen und ohne Uebernahme beſtimmter Verbindlichkeiten die Richtung vorgebildet wurde, in der Rußland und Oeſterreich auf einer und derſelben Bahn durch ihre Intereſſen verkettet werden ſollten. Joſeph hatte aber den Triumph, noch während ſeiner Anweſenheit in der Czarenſtadt zu ſehen, daß der diplomatiſche Fehlgriff, den Friedrich der Große durch ſeinen ebenſo neuen als überraſchenden Allianzvorſchlag begangen, die altbegründete Anhänglichkeit der Czarin für den König von Preußen auf dem tiefſten Punkt erſchüttert hatte. Es konnten dieſe Eindrücke in Katharina's Gemüth auch dann nicht mehr überwunden werden, als Friedrich der Große, ſobald er ſich nur durch die erſten Nachrichten ſeines Geſandten über den einen und unaufhaltſamen Zug aller Anſchauungen in Petersburg richtiger aufgeklärt ſah, jenen Plan gänzlich fallen ließ und dies auch dem ruſſiſchen Cabinet durch den Grafen Görtz auf das Allerbeſtimmteſte eröffnete. Denn Görtz hatte, nachdem er ſich in Petersburg nur einige Male umgeſehen, dem König ſofort berichten müſſen: daß die Kaiſerin Katharina, weit

entfernt in dem zuletzt abgeſchloſſenen Frieden mit der Pforte einen dauernden Zuſtand anzuerkennen, damit im Gegentheil nur die Abſicht verbunden habe, Zeit und Kräfte zu einem neuen entſcheidenden Angriff zu gewinnen, und zur Ausführung ihrer theuerſten und höchſten Entwürfe mit aller Aufbietung ihrer Macht rüſten zu können! Wenn aber Graf Görtz ſchon nach der erſten Erprüfung der in Petersburg wehenden Luft dem König anzeigen mußte, daß der Gedanke einer Verbindung mit den Türken, als allen Beſtrebungen und Lieblingsideen der Kaiſerin widerſtreitend, von derſelben nur mit dem höchſten Widerwillen aufgenommen werden könne, ſo hatte ſich dieſe Vorausſicht des preußiſchen Diplomaten ſchon bei dem erſten Verſuch beſtätigt, den er zu einer vorläufigen Beſprechung des Plans bei dem Grafen Panin gewagt. Der greiſe Staatskanzler, der ſonſt ſo gern allen Anregungen der preußiſchen Politik den möglichen Vorſchub leiſtete, ſchlug vor Verwunderung die Hände über dem Kopf zuſammen, und erklärte ohne allen Rückhalt: die Pforte ſei eine Macht, mit der jeder Friede nur ein Waffenſtillſtand, nur eine augenblickliche Unterbrechung des Kriegszuſtandes ſein könne, und eine Allianz mit derſelben ſei nicht nur allen perſönlichen Geſinnungen ſeiner Kaiſerin, ſondern auch dem ganzen politiſchen Syſtem Rußlands zuwider. Der Kaiſerin, ſetzte Panin hinzu, werde es ganz unbegreiflich erſcheinen müſſen, wie der König von Preußen ihr eine Verbindung mit dem alten Erbfeinde Rußlands habe zumuthen können![1]

[1] Dohm, Denkwürdigkeiten I. 401.

Die Unterhandlungen Preußens über ein Bündniß dieser Art mußten aber um so eiliger wieder zurückgezogen werden, als auch Fürst Potemkin, den der preußische Gesandte für diesen Plan zu gewinnen suchte, demselben mit der größten Schärfe entgegentrat und in seiner Weise auch das religiöse Princip Rußlands wieder ins Spiel brachte. Potemkin erklärte, daß es das religiöse Gefühl der russischen Nation beleidigen heiße, und darum den ganzen Widerstand der öffentlichen Meinung aufreizen werde, wenn man von einem Bündniß zwischen Rußland und den Türken sprechen wolle.[1] Im Grunde war es eine neue Taktlosigkeit der preußischen Diplomatie gewesen, daß sie gerade einen Mann wie Potemkin, der seine Person auf das Engste mit dem ganzen System der russischen Nationalpolitik verbunden und auf dasselbe seine eigene Allmacht, seinen Ehrgeiz und seine Gewinnsucht begründet hatte, in diesen Plan hereinziehen zu können glaubte. Denn Potemkin schritt gerade in dieser Zeit dem Gipfel seiner Herrschaft entgegen, das gesammte russische Kriegsheer stand unter seinem Oberbefehle, und die Hofpolitik, die ganz unbekümmert um die Politik des Ministeriums ihre offenen und geheimen Wege einschlug, wurde einzig und allein und in der ausgreifendsten Weise durch seinen persönlichen Einfluß bei der Kaiserin bestimmt. Friedrich der Große hatte allerdings auf Potemkin gerechnet, um sich für seine Plä-e am russischen Hofe den mächtigsten Beistand

[1] Görz, Denkwürdigkeiten I, 140.

zu gewinnen, aber in seiner gewöhnlichen Oekonomie unterließ es der preußische König, zur Gewinnung Potemkin's die Hebel des Geldes in Bewegung zu setzen, die ihn vielleicht bestimmt hätten, der türkenfreundlichen Politik des großen Friedrich wenigstens einen augenblicklichen oder scheinbaren Spielraum zu gewähren. Potemkin hatte zwar schon früher den schwarzen Adler-Orden Preußens von dem König empfangen, aber er sprach bald darauf von dieser, sonst durch Friedrich den Großen sehr sparsam ertheilten Auszeichnung in einem Sinne, als wenn der Orden am allermeisten dadurch geehrt würde, daß Potemkin ihn trage. Frühere Versuche, an gewisse geheime Pläne Potemkin's anzuknüpfen, und ihm namentlich für seine Absichten, Herzog von Kurland oder König von Polen zu werden, den Beistand Preußens in Aussicht stellen zu lassen, hatten ebenfalls keinen rechten Boden gewinnen wollen. Die eigentliche Leidenschaft des Fürsten aber, ungeheure Schätze in baaren Geldsummen sowohl als in Kostbarkeiten aller Art zusammenzubringen, konnte bei dem König Preußens am allerwenigsten Nahrung finden, und Potemkin spottete deshalb laut am russischen Hofe über den geizigen und ökonomischen Monarchen, den er den Cyniker auf dem Thron mit durchlöchertem Philosophen-Mantel nannte, und dessen einfache charaktervolle Lebensweise er zum Gegenstand unaufhörlicher Witzeleien zu machen pflegte. Diese täglichen ätzenden Einwirkungen konnten auf die verehrende Gesinnung, welche die Kaiserin Katharina für Friedrich gehegt, nur einen mehr und mehr ab-

schwächenden Einfluß ausüben, und hatten dem österreichischen Hofe, durch dessen Gunst Potemkin den Fürstentitel empfangen, die steigenden Sympathien der Czarin eröffnet.

Kaiser Joseph II. war zwar in Petersburg nicht gerade als eine Persönlichkeit aufgetreten, welche durch die Anerkennung eines Potemkin, der über alle Souveraine der Welt frei von der Leber sprach, zu würdigen gewesen wäre. In den Augen Potemkin's war es schon ein Fehler, daß Joseph II. in einfacher und bürgerlicher Lebensgewohnheit für seine Diners möglichst wenig verausgabte und darin hinter dem großen Petersburg auf eine ganz unbegreifliche Weise zurückblieb. Zu Anfang des Aufenthalts des Kaisers hatte es der Haushofmeister des österreichischen Gesandten übernehmen müssen, für die Tafel des Kaisers und seines Gefolges den erforlichen Bedarf zu liefern. Als aber die Ausgaben dafür eines Tages auf 400 Rubel angesetzt wurden, fand dies der Kaiser bei weitem zu hoch und befahl, daß dem Haushofmeister des Grafen Cobenzl diese Lieferung entzogen werden solle. Der Kaiser ließ nun Alles, was er für seinen Tisch brauchte, durch seine eigenen Leute einkaufen, denen die genauesten Preise dabei eingeschärft wurden. Dies verbreitete einen wahren Schrecken unter allen vornehmen Schwelgern in St. Petersburg, und namentlich konnte Potemkin, der ein ungeheurer Esser war, und zu seinem Frühstück oft für sich allein eine gebratene Gans im Gefolge mehrerer Rebhühner verzehrte, einen Eindruck dieser Art mit seiner sonst so willigen Ergebenheit für die österreichische Majestät schwer

vereinigen. Indeß waren auf der andern Seite die Brillantringe, welche ihm Kaiser Joseph verehrte, von so unbestreitbarem und ächtem Werth, daß Potemkin einsah, die Sparsamkeit des Kaisers sei ein wohlgeordnetes Lebenssystem, das in seiner Anwendung nur gegen die eigene Person des Monarchen streng war, aber sonst jedes Verständniß für die Verdienste Anderer bewahrt zu haben schien. Potemkin erachtete es jedenfalls für seine Aufgabe, die Allianz zwischen Rußland und Oesterreich auf das Entschiedenste zu fördern und dagegen das Bündniß mit Preußen bei Seite zu drängen, was Oesterreich gerade zu der unerläßlichsten Grundbedingung seiner Annäherung an Rußland gemacht hatte. Es war bald in das überzeugendste Licht zu stellen, daß die Vortheile Rußlands und Oesterreichs der Türkei gegenüber Hand in Hand gingen, besonders wenn die Theilung der Weltherrschaft in Ost und West, hier unter russischem, dort unter österreichischem Scepter, nach dem phantasiereichen Vorschlag der Kaiserin Katharina von Oesterreich angenommen würde. Potemkin wies es schon auf dem Papier nach, daß, wenn die vereinten Kräfte Rußlands und Oesterreichs plötzlich an die osmanische Pforte klopften, der Umsturz derselben nicht mehr aufzuhalten sein werde, und jede fremde Hülfe dann zu spät herbeieilen möchte, um das zusammensinkende Türkenreich zu stützen. Auch darauf schien es Potemkin nicht anzukommen, daß dem Kaiser von Oesterreich einstweilen eine Aussicht auf Theilung der Beute im Orient selbst dargeboten würde. Denn der vorsichtige und zum

Nachdenken geneigte deutsche Kaiser schien doch dem Gedanken, in Rom und Italien die eigentliche Frucht seiner Weltherrschaft zu pflücken, nicht sogleich die gehörigen Lichtseiten abgewinnen zu können. Vielmehr mochte ihn noch Manches in diesem Plan an den dunkeln und unheimlichen Sinn gewisser Mährchen gemahnen. Der Großfürst Paul, dem der Kaiser dies an ihn ausgetheilte Stichwort verrathen, hatte der Versuchung nicht widerstehen können, es bei der preußischen Partei in Petersburg in Umlauf zu setzen. Das Geheimniß von einer solchen Theilung der Weltherrschaft war dadurch dem preußischen Gesandten Grafen Görtz kund geworden, der es dem preußischen Thronfolger, dem Prinzen Friedrich Wilhelm, der bald nach der Abreise des Kaisers Joseph in Petersburg anlangte, zu seiner richtigeren Einsicht in die Pläne des russischen Hofes sofort eröffnete.

Kaiser Joseph aber reiste mit den gemischtesten Gefühlen von Petersburg ab, indem er geneigt schien, die Herrscherin auf dem Czarenthron ebenso sehr zu bewundern als zu beklagen. Er sah sie im Innern ihres Reiches mit der außerordentlichsten Geisteskraft an einer widerstrebenden Masse gestalten, der sie selbst nur so lange zu trauen schien, als sie den feindlichen Stoff mit Anspannung aller Gewalt unter ihren schöpferischen Händen gefangen hielt. Er sah sie in der Macht geldgieriger Günstlinge, denen ihr zum Höchsten angelegter Geist sich schimpflich beugte, während ihr einziger Freund, bei dem sie als Weib und Kaiserin in allen Fällen Schutz suchte und fand, ein Mann wie Potemkin war,

welcher nur der Erste unter Denen genannt werden konnte, die den Willen, das Herz und die Kassen der Kaiserin so maaßlos ausbeuteten. Kaiser Joseph sah, wie die Furcht beständig über dem Haupt der mächtigsten Gebieterin schwebte, die Furcht, welche jeden Augenblick dem Ausbruch einer Volksbewegung, ja selbst den Handlungen ihres eigenen Sohnes, gespannt und besorgt entgegenblickte. Zugleich mußte er ihr zugestehen, wie sie, die selbstsüchtige Barbarin des Nordens, doch die zartesten und tiefsten Anklänge des Geistes in sich trug und gern in der ihr untergebenen Welt das Edelste und Höchste zur Gestalt gerufen hätte. Es sprachen ihm dafür nicht nur die Anstalten für Kunst und Wissenschaft, die er unter ihrer Anordnung schon bedeutend emporblühen sah; sondern auch der Plan, ein neues Centrum ihrer Herrschaft in Constantinopel zu suchen, strahlte ihm durch seine Verbindung mit der Wiederherstellung des alten Griechenlands im schönsten Lichte der Cultur und der Musen entgegen. Joseph fühlte, daß in diesen Träumen, wenn ihnen auch noch die Politik seines Verstandes entgegentreten wollte, ein Geist und ein Herz schlug, zu denen er sich wie im Bewußtsein einer Verwandtschaft hingezogen fühlte, denn auch in seiner Brust gab es Träume einer großen, die ganze Menschheit umfassenden Zukunft, für deren Verwirklichung er einst die Stunde anbrechen zu sehen hoffte. Er glaubte gern, daß es der Czarin ein tiefer und inniger Ernst damit sein möchte, dereinst in Stambul aus dem neuen Mittelpunkt ihrer Weltherrschaft zugleich ein neues Reich

der Bildung und Gesittung für alle von ihrem Scepter berührten Völker hervorgehen zu sehn. So regte sich in dem deutschen Kaiser auf der einen Seite ein guter Glaube an den erhabenen Beruf seiner russischen Freundin, während ihn auf der andern Seite so Vieles abstieß und mitten in seinen Entschließungen für ihre Pläne wieder schwankend machte. Zu den weitesten Gedankenverbindungen aber regte es ihn an, daß die russische Czarin den deutschen Kaiser in Italien und Rom regieren sehen wollte. Dieser Gedanke zündete wie ein Blitz in Kaiser Joseph's Seele, denn unter den vielumfassenden Entwürfen seiner Regierung stand ihm derjenige obenan, der seinen weltlichen Machteinfluß in Rom auf eine neue Grundlage heben wollte. —

X.

Ein Besuch des Prinzen von Preußen am russischen Hofe.

Der Besuch des Kaisers Joseph bei der Czarin hatte aber nicht nur der gesammten preußischen Partei in Petersburg, sondern auch dem König Friedrich II. selbst, lebhafte Besorgnisse mancher Art eingeflößt. In Petersburg hatten der Staatskanzler Graf Panin und selbst Fürst Potemkin gegen den preußischen Gesandten die Aeußerung hingeworfen, daß es wohl in dem dringendsten Interesse Preußens geboten sein möchte, wenn auch der Prinz von Preußen am Hofe der Kaiserin einen Besuch abstatten wollte. Potemkin war jedoch Diplomat genug, diesen Wunsch lediglich durch Beweggründe einzuleiten, die er seinen militairischen Liebhabereien und seiner Eitelkeit als Regimentschef entnahm. Er äußerte eines Tages gegen den preußischen Gesandten

Grafen Görtz: es sei einer seiner Lieblingswünsche gewesen, dem König Friedrich sein Regiment vorführen zu können, und wenn der Krieg mit den Türken noch länger gedauert hätte, würde ihm dies Glück ohne Zweifel zu Theil geworden sein; nun aber möchte er sein Regiment gern vor dem Prinzen von Preußen manoeuvriren lassen, und würde sich daher ungemein freuen, wenn der König dem Prinzen seine Einwilligung zu einer Reise nach Petersburg ertheilen wollte. Potemkin setzte noch in seiner gewöhnlichen räthselhaften Manier hinzu, es könnten Gründe vorhanden sein, welche diese Reise durchaus nothwendig erscheinen ließen.[1]

Friedrich der Große entschloß sich endlich, nachdem durch Potemkin's Vermittlung auch die Kaiserin diesen Wunsch gegen ihn ausgesprochen, seinen Neffen und Thronfolger nach Petersburg abgehen zu lassen. Nur der Aufwand der Reise verursachte dem König noch einige finanzielle Bedenken, zu denen er in jener Zeit überhaupt mehr wie je aufgelegt war. Er ließ sich die Rechnungen vorlegen, welche über die frühere Reise des Prinzen Heinrich nach Petersburg vorhanden waren, und jetzt, in den besorglichen Anfällen seiner Sparsamkeit, fand er alle Ansätze auf derselben so übertrieben hoch, daß er sich damit zu beschäftigen anfing, wie dieselben auf die Hälfte oder auch auf den vierten Theil zurückgeführt werden könnten. Endlich, ohne auf allen Glanz von Petersburg und auf jeden Wetteifer einer

[1] Görtz, Denkwürdigkeiten, I. 163.

ebenbürtigen Vertretung Preußens irgend Rücksicht zu nehmen, setzte der König fest, daß die Reise nicht mehr als dreißigtausend Thaler kosten dürfe, die nun auch auf Heller und Pfennig, nicht mehr und nicht weniger, angewiesen wurden.

Aber Prinz Friedrich Wilhelm, eine in jeder Beziehung blühende und bedeutend hervorragende Persönlichkeit, konnte es schon mit seiner ganzen Sinnesweise nicht vereinigen, daß er sich eine sein Auftreten und alle seine Lebensgewohnheiten einschränkende Sparsamkeit gerade bei einem Besuche in Petersburg gefallen lassen sollte. Auch hatte er schon dreißigtausend Francs nach Paris geschickt, um dort auf dem hohen Markt der Moden Kleider und Toilettenstücke aller Art für sich einkaufen zu lassen, denn nur mit dem ausgesuchtesten französischen Geschmack und Luxus in allen Theilen seiner Erscheinung glaubte er sich am Hofe der Kaiserin Katharina vorstellen zu dürfen. Der Prinz entschloß sich daher, ein Anlehen von hunderttausend Thalern aufzunehmen, weil ihm Graf Görtz auf sein Befragen aus Petersburg geschrieben hatte, daß eine solche Summe allenfalls ausreichen würde, besonders wenn der Prinz für die Geschenke noch ein besonderes Abkommen mit einem berliner Juwelier treffen wollte und außerdem für unvorhergesehene Ausgaben gute Creditbriefe mitbrächte.

Mit diesen Vorbereitungen begab sich der Prinz von Preußen, der in Petersburg in der Mitte Septembers alten Stils (1780) erwartet werden sollte, auf die Reise, die er

jedoch zu früh antrat, weil der König in seinen Bestimmungen den alten mit dem neuen Kalender der Russen verwechselt hatte. Es ergab sich daraus schon ein nicht ganz angenehmer Umstand, denn als der Prinz von Königsberg aus das Eintreffen seines Besuchs nochmals ankündigte, schrieb ihm Kaiserin Katharina zurück, daß sie ihn erst gegen den 26. August (6. September) erwartet habe und auch nicht eher vom Lande zurückkehren könne, wie auch die für den Prinzen bestimmten Zimmer in den Palästen zu Petersburg erst dann bereit sein würden. Der Prinz Friedrich Wilhelm mußte sich daher noch unterwegs zu verweilen suchen, so gut er konnte, und Graf Görtz reiste ihm bis Narva entgegen, wo er zugleich eine Denkschrift in die Hände des Prinzen legte, in der er demselben zur genauesten Verständigung über die Aufgabe, welche ihn bei der Czarin erwarte, eine meisterhafte Schilderung aller Verhältnisse und Beziehungen des russischen Hofes entwarf.[1] Er zeichnete ihm darin die ganze Bahn der Schwierigkeiten vor, mit denen er sich zu messen haben würde, um in ein erfolgreiches Verhältniß sowohl zu der schwer zu erforschenden Kaiserin als auch zu ihren in den verschiedensten Gruppen sich gegenüber stehenden Günstlingen und Machthabern, zu einem Panin, Potemkin, Ostermann, Betzkoy, Gallizin, Narischkin und dem

[1] Mémoire, remis à S. A. R. le Prince de Prusse le 23. Août 1780 à Narva lors de son voyage à la Cour de Russie, abgedruckt in Dohm's Denkwürdigkeiten II. S. XXI. flgd.

neuen augenblicklich am Platze befindlichen Favoriten, dem jungen Lanskoy, einzutreten.

Der Prinz traf endlich in Petersburg ein und wußte dort durch seine gewandte und liebenswürdige Persönlichkeit, die er mit ebenso viel Takt als Berechnung sich bewegen ließ, sogleich die angenehmsten Eindrücke nach allen Seiten hin zu verbreiten. Die blühende Männlichkeit des preußischen Prinzen, seine ausgezeichnete Gestalt, sein leichtes Entgegenkommen waren gewiß geeignet, den Sinn der Kaiserin noch bei weitem mehr zu seinen Gunsten einzunehmen, als dies der zurückhaltendere und gemessenere Kaiser Joseph II. bei seinem unlängst beendeten Besuche am Hofe Katharina's vermocht. Aber die größten Pläne und Hoffnungen ihres Lebens standen auf Seite des Bündnisses mit dem österreichischen Kaiser, und ihr lag ernstlich daran, dieser Richtung auch nicht durch das leiseste Zugeständniß nach einer anderen Seite hin untreu zu werden. Dies hinderte jedoch nicht, dem Prinzen Friedrich Wilhelm anfangs die auserlesenste Aufnahme am Hofe zu bereiten, und ihn mit glänzenden Festen, mit prachtvollen Veranstaltungen aller Art, die zu seinen Ehren getroffen wurden, zu überschütten. Die Kaiserin unterhielt sich auch oft ganz allein mit dem Prinzen in ihrem Cabinet, wo dann kein Zeuge ihrer Gespräche zugelassen wurde, und hier ließ sie es nicht an den ausgiebigsten Versicherungen fehlen, wie sehr sie dem großen König Preußens mit inniger Bewunderung und Freundschaft zugethan sei und in diesen Gesinnungen auch niemals eine Aen-

derung eintreten lassen werde. Diese Betheuerungen fielen aus ihrem Munde sehr angenehm in die Ohren und wurden auch von dem Prinzen von Preußen, wie augenblicklich wohl von Friedrich dem Großen selbst, in einem überschätzenden Sinne aufgenommen. Es war jedoch bald zu ersehen, daß davon gar kein Einfluß auf die Geschäfte übergehen wollte, denn die Allianz zwischen Preußen und Rußland, die immer auf acht Jahre abgeschlossen zu werden pflegte, und zuletzt im Jahre 1772 erneuert worden war, hätte gerade in dieser Zeit, wo der Prinz sich in Petersburg befand, zu einer neuen Feststellung gebracht werden müssen. Aber die Czarin blieb in dieser Angelegenheit gänzlich stumm und brach sie zuletzt mit einem einzigen Wort für immer ab.

Der Prinz Friedrich Wilhelm hatte nichts unterlassen, was der Stimmung für Preußen in Petersburg einen günstigen Vorschub leisten konnte. Dazu gehörten auch die bedeutenden Zuvorkommenheiten, welche er für alle nur irgend einflußreichen Personen des russischen Hofes hatte, und wobei er theils seinem eigenen sehr durchdringenden Urtheil, theils den einzelnen Weisungen folgte, welche ihm Graf Görtz in der in Narva eingehändigten Denkschrift gegeben. So kam es dem Prinzen, obwohl er nicht im Incognito, wie Joseph II., sich in Petersburg befand, doch ganz und gar nicht darauf an, auch den russischen Großen in ihren eigenen Häusern Besuche abzustatten und bei Diesem ein Diner, bei Jenem ein Souper anzunehmen, wozu sich Kaiser Joseph durchaus nicht hatte entschließen können. Er

erwies diese Ehre namentlich dem Staatskanzler Grafen Panin, der für seine Redlichkeit und Treue, mit der er stets das politische System Rußlands im Einklang mit den Wünschen und Interessen Preußens zu gestalten strebte, durch keine anderen Gunstbezeugungen zu belohnen war. Der Prinz lud sich daher zum Oestern bei ihm ein, speiste und spielte bei ihm, und erschien auch ohne alle Ceremonie im Cabinet des russischen Ministers, um seine Ansichten einzuholen oder auch seine Klagen über den Fürsten Potemkin, den Panin so glühend haßte, mit Antheil entgegenzunehmen. Auch den Diners des Vicekanzlers Grafen Ostermann, der für die Allianz Rußlands mit Preußen thätig war, schenkte der Prinz seine Anwesenheit, und vergaß auch nicht, wie ihm der Graf Görtz gesagt, die gute und glänzende Ordnung seines Hauses zu loben und von der früheren diplomatischen Mission des Grafen in Schweden zu sprechen, wo derselbe vierzehn Jahre zugebracht hatte. Besonders aber ließ er es sich angelegen sein, der Frau Gräfin mancherlei Artigkeiten zu sagen, wodurch denn der Graf für immer im Interesse der preußischen Politik gewonnen schien. Dem Herrn von Betzkoy, der Vorsteher und Begründer aller möglichen öffentlichen Anstalten in Petersburg war, und der die Schwäche hatte, sich über alle seine Verdienste gern bis ins Endlose loben zu hören, sagte der Prinz viele Schmeicheleien und gab sich um so mehr Mühe mit dem alten Herrn, als dieser früher durchaus gegen Preußen gewirkt hatte und nur erst seit Kurzem durch die persönliche Vernachlässigung, die er von Kaiser

Joseph erfahren, eine größere Geneigtheit für die preußische Allianz entwickelte. Der Prinz gewann ihn besonders dadurch, daß er ihm sein ganzes bewunderndes Erstaunen darüber aussprach, wie man den unter seiner Leitung nach Petersburg geschafften riesenhaften Felsen, der zum Piedestal für die Bildsäule Peter's des Großen bestimmt war, habe bewältigen können, und wie das Genie des Herrn von Betzkoy sich dabei auf eine unbegreifliche Weise offenbart habe. Doch mußte der Prinz sich auch noch mit einer in seinem Hause lebenden Frau von Ribas beschäftigen und ihr viel Geist zuerkennen, besonders aber über ihre Einfälle und manches wunderliche Zeug, das sie angab, lachen, denn darauf war Herr von Betzkoy selbst sehr stolz. Auch im Hause des General-Feldmarschalls Fürsten Gallizin, der weniger Einfluß als Ansehn hatte, hielt es der Prinz für gerathen, sich einzuführen und einige Soiréen in demselben zu verleben. Es war hier ein leichteres Stück Arbeit, denn es kam in diesem Hause nur darauf an, sich mit der Frau Marschallin ein wenig zu beschäftigen, welche die eigenthümliche Gewohnheit hatte, beständig auf den Hof und die Regierung zu schimpfen, obwohl sie selbst Dame de portrait war, mit welchem Titel diejenigen Damen ersten Ranges bezeichnet wurden, denen das Recht beigelegt war, ein reich mit Brillanten besetztes Portrait der Kaiserin an einem blauen Bande an die Brust geheftet zu tragen. Auch gab es in diesem Kreise eine niedliche Nichte, die noch sehr junge Gräfin von Matuschkin, welche der Abgott des ganzen Hau-

ses war, und der Prinz konnte hier schon dadurch Aller Herzen für sich gewinnen, daß er den Wunsch aussprach, die Nichte tanzen zu sehen, namentlich einen russischen Tanz oder einen Kosack, worin sie das Vorzüglichste leistete.

Die Wichtigkeit der Nichten hatte der Prinz von Preußen auch im Hause des Fürsten Potemkin alle Gelegenheit anzuerkennen. In dem originellen Haushalt des Fürsten walteten zwei Fräulein Engelhard, seine Nichten, die zugleich für seine Maitressen galten und später, die eine mit dem Grafen Branitzky, dem Krongeneral Polens, die andere mit dem Grafen Skawronsky, sich verheiratheten. Diese Damen behaupteten durch ihre außerordentliche Schönheit und Liebenswürdigkeit den allergrößten Einfluß auf den Willen Potemkins, und galten in dieser Beziehung für so wichtig, daß die Gesandten aller fremden Mächte sie mit Aufmerksamkeiten und den kostbarsten Geschenken überhäuften. Der Graf von Görz hatte bereits in seiner diplomatischen Denkschrift diese beiden schönen Kinder der ganz vorzüglichen Aufmerksamkeit des Prinzen Friedrich Wilhelm empfohlen, und ihn sogar darauf hinzuweisen gewagt, daß es sich wohl in jedem Betracht der Mühe verlohnen möchte, ihnen Artigkeiten zu erweisen, da der Prinz durchaus keinen Widerstand zu gewärtigen haben würde, wenn er sie ganz für sich einnehmen wolle. Ebenso wenig versäumte es der Prinz, dem Fürsten Potemkin schmeichelhafte Dinge über sein Regiment zu sagen, welches Potemkin selbst für das schönste auf der ganzen Welt hielt. Auch die Verdienste des Fürsten um

die Organisation der russischen Cavalerie wußte der Prinz mit sachverständiger Anerkennung zu bezeichnen. Wenn er dazu noch hin und wieder den Wunsch blicken ließ, irgend einer religiösen Ceremonie in der Gesellschaft des Fürsten beizuwohnen, wodurch eine Lieblingsneigung Potemkin's vornehmlich berührt wurde, oder wenn er das Gespräch plötzlich auf das Herzogthum Kurland fallen ließ, zu dessen Erwerbung ihm Friedrich der Große auch brieflich seinen Beistand zugesagt, so schien es allerdings, als ob der mächtigste Mann des russischen Hofes allen preußischen Interessen plötzlich das größte Entgegenkommen beweisen wolle. Aber dieser leichte Anschein wurde durch nichts bekräftigt. Einen andern Vorschlag, welchen der König von Preußen ihm machen ließ, nämlich daß er ihm, wenn er es wünsche, eine Frau unter den deutschen Prinzessinnen verschaffen wolle, verwarf Potemkin gänzlich. Er legte überhaupt bald an den Tag, daß er alle Anerbietungen des Königs nicht für so ernstlich halten könne. [1]

Auch dem jungen liebenswürdigen Lanskoy, der augenblicklich im Besitz des ausübenden Günstlingspostens bei der Kaiserin war, mußten auf den Rath des preußischen Gesandten einige Anerkennungen gespendet werden, und der Prinz von Preußen widerstrebte dieser Zumuthung um so weniger, als der neue Favorit, ein junger Mensch von rüh-

[1] Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte aus dem brittischen und französischen Reichsarchiv V. 440. Dohm, Denkwürdigkeiten II. S. XXVI.

render Schönheit und einem noch ganz unentwickelten Wesen, ein ebenso anziehendes als das Mitleid herausforderndes Bild darbot. Die Kaiserin selbst, die mit einer schwärmerischen Liebe an dem jungen Lanskoy hing, trug auch für die Ausbildung seines Geistes eine zärtliche Sorgfalt, und bemühte sich, die bisherige Vernachlässigung seiner Erziehung durch Unterricht aller Art zu ergänzen, um den herrlich begabten Jüngling dann um so mehr als ihr eigenes Werk anbeten zu können. Lanskoy liebte besonders das Deutsche und flößte dadurch dem Prinzen von Preußen ein lebhafteres Interesse ein. Aber dieser bescheidenste, gutmüthigste und geliebteste aller kaiserlichen Favoriten trug schon damals sichtlich genug den Keim des Todes in sich, dem er einige Jahre später in den Armen der Czarin erlag. Eine verzehrende Krankheit wühlte in seiner Brust und zeichnete sich auf seinen schönen jugendlichen Wangen ab, bis ihn das prächtige Mausoleum aufnahm, das die Kaiserin, vor Schmerzen fast vergehend, ihrem liebenswürdigsten und edelsten Opfer aufbauen ließ.

Bei weitem mehr Ueberwindung kostete es dem Prinzen von Preußen, sich gegen den Fürsten Baratinsky, dessen Hände ihn jeden Augenblick an das vergossene Blut Peter's des Dritten zu erinnern schienen, mit der auch hier gebotenen Auszeichnung zu beweisen. Diese mit dem ewigen Mordgeruch behafteten Hände schienen aber für die Czarin selbst so wenig abschreckende Erinnerungen zu bieten, daß sie sich von Baratinsky in seiner Eigenschaft als Ober-Hofmarschall

bei allen Festen bedienen ließ, und ihn jeden Augenblick in ihrer Umgebung sehen konnte. Die Persönlichkeit dieses unheimlichen Mannes trug den Stempel des Verbrechens in allen ihren Zügen, und verlockte die Gedanken des Prinzen Friedrich Wilhelm um so mehr in den dunkelsten Hintergrund der Regierung Katharina's, als die Sage ging, daß der Fürst Baratinsky auch jetzt noch bei wichtigen Gelegenheiten ein Handwerk fortzusetzen habe, das er mit einer fürchterlichen Geschicklichkeit ausübte und von dem er die entsetzlichste Probe geliefert. Aber der grauenhafte Ober-Hofmarschall war zugleich auf den Dienst bei dem Prinzen von Preußen angewiesen, und dieser konnte ihn daher um so weniger seinem Gefühl gemäß ablehnen. Erst der Großfürst Paul ließ unmittelbar nach seiner Thronbesteigung den bisher so wohlgepflegten Mörder seines Vaters vom Hofe verschwinden. [1]

Die schwierigste Aufgabe für den preußischen Prinzen bestand eigentlich in der taktvollen Bemessung seines Verhältnisses zu dem Großfürsten Paul und seiner Gemahlin, denn obwohl ihn nach dieser Seite hin am meisten seine Gesinnungen und namentlich das wohlverstandene Interesse der preußischen Politik zogen, so mußte doch gerade in dieser Beziehung durch vorsichtiges Abwägen und Verstecken das unaufhörliche eifersüchtige Mißtrauen der Czarina gegen ihren Sohn und die Großfürstin geschont werden. In dem Groß-

[1] Mémoire, remis à S. A. R. le Prince de Prusse, bei Dohm, Denkwürdigkeiten II. S. XXI. Vgl. Révolution de 1762 par Rulhière.

fürsten Paul war zwar die Hinneigung zu Preußen eine wahre Leidenschaft geworden, der er sich auch bei manchen Gelegenheiten sogar mit einer auffallenden Rücksichtslosigkeit überlassen hatte, aber die Verschüchterung, welche ihn namentlich in Gegenwart seiner Mutter beherrschte, kränkelte oft seiner ganzen Aeußerungsweise etwas Kühles und Zweifelhaftes an. Sonst war der russische Thronfolger gerade durch die Einwirkungen seiner zweiten Gemahlin, der württembergischen Prinzessin, bei weitem heiterer und gesprächiger geworden, als dies in seinem früheren Eheverhältniß mit der Prinzessin von Darmstadt, die ihn bei geringerer Pflichttreue auf eine nicht ganz würdige Weise beherrscht und geknechtet hatte, der Fall gewesen war. Die jetzige Großfürstin verband mit einer außerordentlichen Zartheit und Milde, die sich zugleich in ihrer edlen und schönen Gestalt ausdrückte, nicht minder die Kunst, sich nach allen Seiten hin verbindlich und gefällig zu erweisen und eine heitere und befriedigte Stimmung um sich hervorzurufen, wodurch sie oft auf eine ebenso kluge als graciöse Weise die Lücken auszufüllen verstand, die in dem Mißverhältniß zwischen der Kaiserin und ihrem Sohn sich so oft darboten. Der Großfürst Paul, obwohl durch den Grafen Panin mit vieler Sorgfalt gebildet, war eigentlich eine mittelmäßige und oberflächliche Natur, und darum auch wenig geneigt und befähigt, sein Recht auf den russischen Thron durch eine kühne Unternehmung zu verwirklichen, für deren Gelingen vielleicht sonst alle Elemente gegeben lagen. Die Neigungen dieses Fürsten

hatten sich auf lauter windige und äußerliche Dinge abgelenkt, er putzte sich gern und seine Vorliebe für französische Moden und Trachten führte ihn bisweilen sogar an die Grenze des Lächerlichen. Die Kaiserin schärfte ihm dagegen oft das ein, was sie die englische Einfachheit nannte, während sie auf der andern Seite der ausgreifendsten Verderbung seiner Sitten durch französische Creaturen, die zu diesem Zweck eigens gewonnen schienen, keineswegs widerstrebte. Ein französischer Friseur, der Dufour hieß und zum Kammerdiener des Großfürsten gemacht worden war, schien in solcher Absicht besonders angestellt zu sein, und leistete als Lehrer und Führer der ausgesuchtesten Lüste weitberechnete und auch von der Kaiserin hochbezahlte Dienste.[1]

Unter diesen Umständen konnte der Prinz von Preußen ein eigentlich zutrauliches und gemüthswahres Verhältniß auch zu dem Großfürsten Paul nicht gewinnen, obwohl er nach dieser Seite hin wahrscheinlich mit einiger Bestimmtheit darauf gerechnet hatte. Der Kaiserin Katharina gegenüber mußte er aber ebenfalls bei den glatten und bedeutungslosen Formen stehen bleiben, die sich seit dem ersten Augenblick ihrer Begegnung zwar unter prunkender Aufmerksamkeit von Seiten der Czarin, aber ohne jede innerliche Wärme, zwischen ihnen festgestellt hatten. Der Prinz Friedrich Wilhelm seinerseits hatte der Kaiserin die aufrichtigste Bewunderung ihrer

[1] Gesandtschaftsbericht des Herrn von Corberon vom 9. April 1778, bei Raumer Beiträge V. 409.

großen Eigenschaften und ihrer gewaltigen Stellung entgegengetragen, und sich dabei noch besonders den Rath des preußischen Gesandten angelegen sein lassen, der ihm anempfohlen, den Schmeicheleien und den Huldigungsausdrücken für ihre Person durchaus keine Grenzen zu setzen. Aber der Prinz fand es ungemein schwer, einer Souverainin, welche damals ohne Zweifel die gefeiertste und umworbenste in Europa war, ein neues und pikantes Wort sagen zu können. Vielleicht hielt er es dabei mit den Rücksichten, welche er auf den hochgebildeten Geist Katharina's nahm, allzugenau, und fühlte sich eben dadurch eingeengt. Denn wenn er mit Allem, was es Schmeichelhaftes und Bewunderndes zu sagen gab, frisch darauf los und sogar mit einiger Plumpheit zu Werke gegangen wäre, und dabei weit weniger Rücksichten auf ihre ungewöhnliche Stellung genommen hätte, so würde dies noch immer einen günstigeren Eindruck auf den Sinn der Kaiserin gemacht haben. Im Anfang hatte es freilich geschienen, als ob ihr der preußische Prinz eine außerordentlich willkommene Erscheinung sei, aber Friedrich Wilhelm vertraute diesem Anschein keineswegs, denn er wußte, daß die Kaiserin eine ungewöhnliche Meisterschaft in der Kunst der Verstellung besitze, und bald mußte er auch sehen, daß Katharina von Tag zu Tag weniger zuvorkommend und rücksichtsvoll gegen ihn sich bewies, ja sogar gewöhnliche Höflichkeitsformen, die er namentlich als fremder Prinz und Gast des Hofes beanspruchen durfte, außer Augen setzte. Der diplomatische Klatsch, der gewiß sehr wohlberechnet war,

breitete aus, daß die Kaiserin schon bei der ersten feierlichen Zusammenkunft mit dem Prinzen denselben schwerfällig, linkisch und gar zu zurückhaltend befunden habe. Dies bestätigte sich aber auch in der That durch das auffallend kühle und nichtachtende Benehmen, welches Katharina mehr und mehr gegen ihn an den Tag legte. Sie vermied es bald so viel als möglich, ihn zu sehen, oder sie beachtete seine Anwesenheit nicht, auch wenn er sich in ihrer Nähe befand.

In dem durch prachtvolle Feste und originelle Launen ausgezeichneten Hause des Groß-Stallmeisters Narischkin, der sein Geld und seinen Erfindungsgeist darauf verwandte, den Hof zu unterhalten, war auch die Kaiserin zu einer Abendgesellschaft erschienen. Der Prinz von Preußen, welcher sich auch in derselben befand, wurde aber von der Kaiserin kaum als anwesend bemerkt, auch lud sie ihn nicht zu ihrem Spieltisch, wo sie nur den Fürsten Potemkin, den englischen Gesandten und den Günstling Lanskoy neben sich Platz nehmen ließ. Als sie nachher ihre Maske nahm, um in den Tanzsaal einzutreten, ergriff sie den Arm des englischen Gesandten, und forderte denselben auf, sie durch die Säle zu begleiten, indem sie mit einer jedenfalls sehr absichtlich zugespitzten Verbindlichkeit sagte: „Bleiben Sie den ganzen Abend bei mir; ich habe Sie zu meinem Ritter erkoren und will, daß Sie mich gegen die Langweiligen vertheidigen sollen.“ In ihren eigenen Zirkeln ließ die Kaiserin den Prinzen oft ganz müßig umherstehen, und in einer Gesellschaft hatte er die Kränkung, daß sie dem österreichischen

Gesandten Grafen Cobenzl den Vorzug vor ihm gab und diesen an ihren Spieltisch lud, wo der Prinz nach allen Regeln der Höflichkeit hätte Platz nehmen müssen. Bei andern Gelegenheiten bevorzugte sie wieder den Fürsten Ligne, der sich seit einiger Zeit in einer außerordentlichen Mission des österreichischen Hofes in Petersburg befand, auf eine Weise, die den Prinzen von Preußen unmittelbar kränken mußte, indem sie dabei zeigte, daß es der liebenswürdige Geist und die Unterhaltungsgabe des Fürsten sei, die seine Gesellschaft ihr vor der des preußischen Prinzen wünschenswerth erscheinen lasse. Der Prinz wurde dafür nicht selten durch den Fürsten Ligne selbst gerächt, in dessen scharfer und blitzender Geistesbeweglichkeit es lag, daß er der Kaiserin in den bewundernswürdigsten Bonmots und in der Hülle flatternder Scherze manche tiefeindringende Wahrheit sagte.[1]

Der Prinz von Preußen empfand die traurige Rolle, in welche ihn die Kaiserin plötzlich gewiesen, bitter genug, und oft drohten die Unzufriedenheit und die Reue, welche ihn über die unternommene Reise beschlich, auch seine äußere Haltung zu bewältigen. Aber er nahm sich immer von Neuem vor, mit Standhaftigkeit, und allen Schwierigkeiten zum Trotz, die ihm gewordene Aufgabe zu vollführen und nur mit möglichst bestimmten Ergebnissen wieder vom Platze zu gehen. Um einigermaßen auch für seine eigene Unterhaltung zu sorgen, hatte sich der Prinz seine Geliebte von

[1] Raumer. Beiträge, V. 457. 458

Berlin nachkommen lassen, die er aber bald wieder fortschickte, weil ihm von einigen Seiten her bemerklich gemacht worden, daß dies leicht Anstoß erregen könne. Der Prinz begriff zwar nicht, wie dies gerade am Hofe der Kaiserin Katharina der Fall sein möchte; da er sich aber zugleich vor der Strenge seines Oheims fürchtete, so gedachte er lieber auf die Gesellschaft seiner Freundin zu verzichten.

Das Benehmen der Kaiserin gegen den Prinzen schien aber durchaus darauf angelegt, nie wieder einen Besuch dieser Art aus Berlin zu empfangen. Es war ein feindlicher Entschluß gegen das preußische Königshaus, der im Herzen der russischen Kaiserin in dieser Zeit aufkommen wollte. Dem englischen Gesandten sagte sie mehrmals, sie halte den König von Preußen für altersschwach.[1] Es bezog sich dies wohl zunächst auf die Zumuthung, die ihr Friedrich der Große hatte stellen wollen, mit der Pforte ein Schutzbündniß einzugehen. Aber sie war auch schon seit einiger Zeit persönlich von dem großen König geärgert worden, der es angemessen befand, der Czarin mancherlei briefliche Vorstellungen über den ungeheueren Aufwand ihres Hofes und ihrer Regierung zu machen, und dagegen ein vorsichtigeres und geordneteres Finanzsystem zu empfehlen. Wenn der Prinz von Preußen diese Lage der Dinge jetzt persönlich zu tragen hatte, so war dies für ihn um so bitterer zu empfinden, als die Erinnerung nahe lag, daß der Großfürst Paul bei

[1] Raumer, Beiträge V. 442.

seinem Besuche in Berlin, den er vor vier Jahren dort abgestattet, die ausgezeichnetste Aufnahme und Huldigung gefunden und namentlich von dem König mit einer wahrhaft zärtlichen Hingebung behandelt worden war.

Der Prinz Friedrich Wilhelm hatte es aber auch nicht minder den, in dieser Zeit sichtlich gestiegenen Einwirkungen der englischen Diplomatie zuzuschreiben, daß sein-Besuch in Petersburg von der Kaiserin selbst in ein so zweifelhaftes und ungünstiges Licht zurückgestellt wurde. Das englische Cabinet bewegte sich damals gerade in der großen Sorge wegen des Bundes der bewaffneten Neutralität zur See, welcher namentlich durch die preußische Partei in Petersburg und deren Führer, den Grafen Panin, mit einer eigenthümlichen Berechnung getragen und ins Werk gesetzt worden war. England, welches diese bewaffnete Neutralität zur See durchaus seinen Interessen entgegen fand und darin nur eine thatsächliche Begünstigung Frankreichs gegen England sah, betrachtete den Plan überhaupt als eine listige Ausgeburt der französischen Politik, und glaubte sich um so mehr durch ein solches Bündniß bedroht erklären zu müssen, als jetzt auch der König von Preußen demselben beitreten zu wollen schien. Es war dies aber eine Angelegenheit eigener Art, in der die Czarin zwar mit dem gewöhnlichen Feuer ihres Unternehmungsgeistes vorgegangen war, bei welcher sie aber vielleicht zum Erstenmal in ihrem Leben über die Grundsätze und Triebfedern, aus denen sie gehandelt, sich in einigem Dunkel befunden.

Katharina hatte stets eine große Vorliebe für die englische Nation gehegt und fühlte sich derselben bei weitem mehr zugeneigt als den Franzosen, deren Nationalcharakter manches Unbequeme und Unheimliche für sie hatte, obwohl sie gern das stechende Gewürz der französischen Geister, eines Voltaire, Diderot, d'Alembert, sich gefallen ließ. Für die hohen Pläne des orientalischen Kaiserreichs hatte die Czarina freilich bis jetzt auf den Beistand Englands, der ihr sonst gerade in dieser Beziehung sehr am Herzen gelegen hätte, niemals rechnen können. England hatte sich früher sogar entschieden geweigert, gegen die Türken seine Kriegshülfe zu gewähren, und alle Unterhandlungen darüber waren gescheitert. Seit einiger Zeit war aber England durch den Krieg, welchen Nord-Amerika um seine Unabhängigkeit gegen das englische Mutterland führte, in eine so gefährliche und vereinzelte Lage in Europa gerathen, daß es vor Allem danach streben mußte, sich neue Machtverbindungen zu eröffnen. Seitdem Ludwig XVI., theils um Englands Macht zur See zu schwächen, theils um der öffentlichen Meinung Europa's ein willkommenes Zugeständniß zu machen, im Jahre 1778 einen Handels- und Freundschafts-Tractat mit Nord-Amerika abgeschlossen hatte, war auch Frankreich thatsächlich unter die Gegner Englands getreten, und der Seekrieg zwischen beiden Nationen war gewaltig ausgebrochen. Auch Spanien hatte als Bundesgenosse Frankreichs an demselben Theil genommen. Die tief bedrohte Stellung Englands schien nur noch durch ein Bündniß mit dem mächtigen und

stets kriegsbereiten Rußland gerettet werden zu können, und der englische Gesandte in Petersburg, Ritter Harris (der nachmalige Lord Malmesbury), der, wie wir gesehen, der Kaiserin besonders angenehm geworden war, empfing den Auftrag, für eine englisch-russische Allianz alle Hebel der Welt in Bewegung zu setzen. Jetzt wurde sogar versprochen, daß England der Czarin die Hand bieten wolle, um die Türken aus Europa zu verjagen, wenn das erstrebte Bündniß zwischen England und Rußland sofort aufgerichtet werden könnte. Die preußische Partei in Petersburg wußte aber diesem Plan auch dann noch, als er mehr und mehr mit der innersten Neigung der Kaiserin zusammenfiel, den siegreichsten Widerstand zu leisten. Graf Panin hatte es mit einer beispiellos kühnen Intrigue unternommen, gerade in diesem Augenblick den Unternehmungsgeist der Kaiserin auf eine neue Bahn zu lenken, auf der sie in der Meinung, auch das englische Cabinet sich zu verbinden, doch eine That vollbringen sollte, die, glorreich leuchtend vor ganz Europa, zugleich die Allianz zwischen England und Rußland zu einer Unmöglichkeit machen würde.

Es bot sich dazu eine besondere Veranlassung dar. Zwei russische Schiffe aus Archangel, welche mit Getraide nach dem mittelländischen Meere bestimmt waren, wurden von spanischen Kapern aufgebracht und mit ihren Ladungen nach Cadiz geführt, wo die letzteren wider den Willen ihrer Eigenthümer für eine geringfügige Summe verkauft wurden. Es geschah dies auf einen unmittelbaren Befehl des Hofes zu

Madrid, der die Besorgniß aussprach, daß die neutralen Schiffe, welche nach dem mittelländischen Meere bestimmt wären, die Festung Gibraltar mit Mund- und Kriegsvorräthen versehen könnten. Für den Ritter Harris konnte kaum ein Umstand erwünschter kommen als dieser, um an den aufflammenden Zorn der Kaiserin über diese spanische Gewaltthätigkeit die nächsten Hoffnungen für ein Bündniß zwischen England und Rußland anzuknüpfen. Die Czarina war auch schon von dem Gedanken entbrannt, Spanien anzugreifen, wodurch sie schon von selbst als Bundesgenossin Englands in den Krieg der Mächte eingetreten wäre. In stürmischer Eile sandte sie ihre Befehle nach Kronstadt, um eine Flotte von funfzehn Linienschiffen und sechs Fregatten auszurüsten, die, wenn die Forderung einer Genugthuung nicht ausreichend von dem spanischen Hofe beantwortet würde, sich unverzüglich mit der englischen Flotte vereinigen sollte.

Schon triumphirte der englische Gesandte über den Grafen Panin, der in diese als Geheimniß betriebene Angelegenheit erst eindrang, als die Ausrüstungen in Kronstadt aller Welt davon erzählten. Der alte Staatsmann sann hier auf einen Meisterstreich, durch den er zugleich den Grundsätzen der besten und nützlichsten Politik einen Ausdruck schaffen zu können glaubte. Er trat mit Eifer in den ganzen Unwillen der Kaiserin gegen Spanien ein, und bestärkte alle Maßregeln, die zur Erzielung einer Genugthuung getroffen worden. Aber er fügte mit feinem Takt hinzu, daß es der Würde und Hoheit der Kaiserin wohl noch angemessener

sein dürfte, nicht bloß für diesen einzelnen Fall sich mit einer Genugthuung abfinden zu lassen, sondern von demselben zu einer feierlichen Principien-Erklärung vor ganz Europa Anlaß zu nehmen. Er schlug ihr vor, durch eine solche Erklärung auszusprechen, daß sie den freien Verkehr ihrer Unterthanen mit allen Landen und auf allen Gewässern durch einen Krieg anderer Mächte, an welchem Rußland nicht Theil nehme, durchaus nicht gestört wissen wolle, daß sie vielmehr diesen freien Verkehr für ihre Völker im weitesten Umfange fordere und keine anderen Beschränkungen desselben zugeben werde, als diejenigen, welche in den Tractaten zwischen Rußland und den andern Mächten festgesetzt oder durch die allgemeine Meinung der Völker anerkannt wären. Er beschwor sie, der Krone ihres Weltruhms noch den einen Brillant hinzuzufügen, daß sie sich auch zur Gesetzgeberin der Meere mache und auf denselben allen Nationen die Wohlthaten einer Verkehrsfreiheit und einer Eigenthumssicherheit, wie man dieselben noch nie gekannt und genossen habe, erschaffe! [1]

Es bedurfte nur dieser Anregung, um die für ihren Ruhm jederzeit empfängliche Czarin zur Ausführung des neuen Gedankens zu befeuern. Die Interessen des Verkehrs und des Handels standen der Kaiserin stets ungemein nahe, und sie konnte sich für dieselben nicht minder in hochfliegen-

[1] Dohm, Denkwürdigkeiten II. 113. Görz, Denkwürdigkeiten I. 154. Mémoire ou précis historique sur la neutralité armée et son origine, par le Comte de Goertz (Basel 1801).

den Gedanken und Entwürfen begeistern, als sie es nach allen andern Seiten hin so glänzend und thatkräftig vermochte. In einem Gespräch mit dem Ritter Harris hatte sie einst sogar den Handel „ihr liebstes Kind" genannt, und in manchen Stunden beschäftigte sie sich mit der Untersuchung, wie weit die Idee des Eigenthums überhaupt auf die Beherrschung des Meeres Anwendung finden könne. Katharina spottete darüber, daß die edlen Spanier sogar auf den Grund einer alten päpstlichen Schenkungs-Urkunde die ausschließliche Herrschaft der Meere sich zuerkannt sehen wollten. Die Czarina meinte, daß sie sich zwar nicht in der Lage befinde, sich das Meer vom Papste schenken lassen zu können, aber sie vertraute ihrem eigenen Thatengeist, mit dem sie doch einst dem russischen Pavillon die Herrschaft auf dem schwarzen Meere erobern zu können glaubte. Diese Angelegenheit mit den Türken in letzter Instanz wieder aufzunehmen, dazu sollte die Zeit nicht mehr fern stehen, wie Katharina in rastlosen Entwürfen bestimmt hatte. Die Kaiserin sah jedoch mit ihrem ungemein praktischen Verstande richtig ein, daß, wenn unter Rußlands leitendem Einfluß die Neutralität zur See erklärt und von allen anderen Nationen als das Gesetz der Meere angenommen würde, dies den Weg bahnen müßte, um auch die Straßen des schwarzen Meeres den Flaggen aller Völker zu eröffnen. Denn wenn diese erst im Pontus Eurinus sich tummelten, glaubte Katharina daraus für die Handelskräfte ihrer südlichen Provinzen schon so große Vortheile zu ziehen, um bald den Kampf mit allen andern zur

See verkehrenden Völkern ſiegreich zu beſtehen, und dann das ausſchließliche Uebergewicht Rußlands gerade vom ſchwarzen Meere aus zu verkünden.

Unter dem 28. Februar 1780 hatte darum Kaiſerin Katharina ihre berühmte Erklärung an die kriegführenden Mächte erlaſſen, wodurch während des Seekrieges die Grundſätze zur Sicherſtellung des Handels der neutralen Staaten feſtgeſetzt wurden und aus welcher ganz beſtimmte Verträge mit den einzelnen Nationen hervorgehen ſollten. Katharina befand ſich dabei in dem merkwürdigen Wahn, daß ſie mit dieſer bewaffneten See-Neutralität auch den Engländern ein frohes Angebinde machen werde, und ſie deutete dem Ritter Harris ſchon im Allgemeinen an, daß ſie nächſtens eine Erklärung erlaſſen werde, durch welche England alle ſeine Wünſche erfüllt finden würde. Sie erlaubte dem engliſchen Botſchafter ſogar, dieſe angenehme Nachricht, welche ſie auf den Wunſch Panin's noch in ein Räthſel gekleidet hatte, ſchon vorläufig zur Kenntniß ſeines Hofes zu bringen. Nichts glich aber dem Erſtaunen, als wenige Tage darauf die von den Courieren an alle Höfe getragene Neutralitäts-Erklärung bekannt wurde und England dadurch einen Schlag erfuhr, der ihm gerade jetzt nicht empfindlicher und gefahrbringender ſein konnte. Die Rechte des neutralen Verkehrs, deren kräftigſte Handhabung nun ſo unerwartet von Rußland verkündigt wurde, waren gerade den Britten ſtets ein Dorn im Auge geweſen und von denſelben nicht anders als mit dem heftigſten Widerſtande bekämpft worden. Dieſe Neutra-

litäts-Erklärung mußte den Gegnern Englands die ausgiebigsten Vortheile bringen, denn dieselben konnten nun durch die Schiffe der nordischen Mächte mit allen Bedürfnissen des Schiffbaues versorgt werden und den Producten Frankreichs und Spaniens war die freie Ausfuhr auf denselben neutralen Schiffen gesichert.[1] Es schien sich um nichts Geringeres zu handeln, als überhaupt um die Vernichtung des Einflusses, den England bisher auf dem Ocean ausgeübt und der bereits einem Meeresdespotismus gleichgekommen war, wie ihn die Czarenpolitik kaum je in ihren Gedanken getragen. Die Hoffnungen auf eine Allianz zwischen England und Rußland schienen damit für immer zu Boden zu sinken. Man konnte es sich von Seiten Englands durchaus nicht erklären, wie die Czarina, die sich noch ganz vor Kurzem in ihren Verhandlungen mit dem Ritter Harris eine aufrichtige Freundin Englands genannt, mit einem solchen Schlag gegen dasselbe loszuschmettern vermocht. Die englische Diplomatie behauptete lange, daß dieser Plan nur von Frankreich oder von Preußen angezettelt sein könne,[2] aber es ist wohl kein Zweifel, daß er selbständig im Kopfe des Grafen Panin entsprungen war, der damit wie mit einem geschickten Taschenspieler-Kunststück die Absichten Englands auf Rußland in ihren innersten Gründen umgekehrt und entwurzelt hatte.

---

[1] Dohm, Denkwürdigkeiten II. 180.

[2] Raumer, Beiträge V. 449.

Wenn der engliſche Geſandte in Petersburg aber gerade in der erſten Zeit nach jener Erklärung der bewaffneten Neutralität der feſten Ueberzeugung war, daß Friedrich der Große, in Uebereinſtimmung mit Frankreich, und durch ſeinen Einfluß auf den Grafen Panin, die heimliche Triebfeder geweſen ſei, um das Bündniß der neutralen Mächte ins Leben zu rufen, ſo war es leicht erklärlich, daß er von dieſem Augenblick unabläſſig daran arbeiten zu müſſen glaubte, das Verhältniß zwiſchen Rußland und Preußen in ſeinen innerſten Fäden zu zerreißen. Der Beſuch des preußiſchen Thronfolgers in Petersburg mochte ihm dazu bereits als eine willkommene Gelegenheit erſchienen ſein, und zu den Einflüſſen, welche Ritter Harris gegen denſelben geltend zu machen wußte, geſellte ſich ohne Zweifel die eigene Verſtimmung der Kaiſerin, die ſich nachträglich wohl darüber betroffen fühlte, daß Graf Panin, der längſt in Ungnade gefallene Staatsmann und Preußenfreund, wieder einer ſo mächtigen und unwiderſtehlichen Einwirkung auf ihre Entſchlüſſe ſich zu erfreuen gehabt. Gleichzeitig meinte ſie auch wohl durch ein geringſchätziges Verhalten gegen Preußen dem engliſchen Hofe eine Art von Genugthuung für die ihm geſpielte Täuſchung geben zu müſſen. Es ſchienen mithin die Rückſichten gegen England und Oeſterreich zuſammengefloſſen zu ſein, um den Aufenthalt des Prinzen Friedrich Wilhelm zu einem ſo unglücklichen und kränkungsreichen zu machen. Und doch war der Prinz ſo ſehr von dem Eifer ſeiner Aufgabe erfüllt, die er in Petersburg noch immer für erreichbar zu halten ſchien;

daß er, unbegreiflich zögernd, seine Abreise von einer Frist zur andern hinausschob. Für das, was er wollte, überschätzte er ohne Zweifel die Eindrücke seines persönlichen Wirkens, das bei der Czarin von Tag zu Tag unangenehmeren Abweisungen und einer immer kälter werdenden Nichtachtung begegnete. Der Prinz von Preußen war sich auf eine eigenthümliche Weise klar darüber geworden, daß die Allianz zwischen Preußen und Rußland auf Grundlagen wieder erneuert werden müsse, auf denen Rußland wirklich als Verbündeter, aber nicht, wie es die Czarin schon durch den Ton und die ganze Haltung ihres Auftretens gegen andere Nationen an den Tag zu legen schien, in der Rolle eines Protektors und willkürlichen Schiedsrichters erfunden werden könne![1] Die Politik Friedrich's des Großen, deren Höhepunkte damals von dem Prinzen von Preußen mit dem vollkommensten Verständniß vertreten wurden, war zwar nach dieser Seite hin von falschen und zweideutigen Tönen nicht ganz freizusprechen. Da der König seiner ganzen Lage nach für das deutsche Reich als solches nur das allergeringste Interesse hatte und sich durch den Bestand desselben vielmehr mannigfach bedroht und gehindert gesehen, so lag für ihn der Gedanke nahe, das Uebergewicht Rußlands lieber auf Deutschland abzulenken, wenn dadurch Preußens besondere Selbständigkeit und Großmächtigkeit gehoben und sein Bestehen neben Rußland auf vollkommen gegenseitigen

[1] Mémoire, remis à S. A. R. le Prince de Prusse, bei Dohm, Denkwürdigkeiten II. S. XXXVII.

und gleichberechtigten Grundlagen gesichert würde. Der preußische Gesandte in Petersburg, Graf Görtz, hatte in diesem Sinne schon eine von ihm ausgearbeitete Denkschrift bei dem russischen Cabinet übergeben, worin er es als eine ersprießliche Nothwendigkeit zu behandeln suchte, daß Rußland seine Hände nach Deutschland hinüberstrecke und sich in den inneren Angelegenheiten des deutschen Reichs einen tiefgreifenden Einfluß sichere!

Die russischen Staatsmänner horchten hoch auf bei dem Namen Deutschland, der einen fremden Klang in ihren Ohren erweckte. Deutschland hatte bisher bei allen jämmerlichen Wirrsalen in seinem Innern wenigstens das eine Glück gehabt, Rußland unbekannt geblieben zu sein und die Blicke desselben von seinen inneren Angelegenheiten entfernt gehalten zu haben. Zwar hatte Peter der Große in seinen allseitig umherschweifenden Herrschaftsplänen zuweilen auch wohl an das seltsame deutsche Reich gedacht, und dasselbe war von ihm ohne Zweifel schon unter dem Gesichtspunkt betrachtet worden, ob es sich nicht auch zu einem Fußschemel für die künftige Weltherrschaft Rußlands eignen sollte. Aber diese Reflexionen zerstreuten sich wieder hinter jenem gewaltigen Glanz des Ostens, mit dem sich die russische Politik bald ausschließlich zu umstrahlen suchte. Die Richtung nach dem Osten, in welcher der Entwickelung Rußlands ihr eigentliches Lebensgesetz aufgedrückt wurde, hatte den Czarenthron zuerst in eine kurzsichtige Gleichgültigkeit gegen die Völker und Länder des Westens hineingehoben. Katharina, die

dem Kaiser Joseph bei seinem Besuch in Petersburg die Theilung der Welt angeboten, wollte Deutschland gern dem Josephinischen Imperium des Occidents ganz und gar überlassen, wenn sie dafür die ganze Herrlichkeit, die sie in dem Universal-Kaiserthum des Ostens an sich zu bringen gedachte, unbehindert entfalten und aufstellen dürfte.

Deutschland war bei der russischen Politik ganz in Vergessenheit gerathen, und die Minister Panin und Ostermann legten zunächst dem Grafen Görtz, als er sie im Auftrage Friedrich's des Großen auf Deutschland aufmerksam machen wollte, das Geständniß ab, daß sie völlige Fremdlinge in Allem seien, was man deutsche Angelegenheiten nenne oder was Deutschland heiße. Man sah jetzt das merkwürdige Schauspiel, daß ein preußischer Diplomat sich bemühte, russischen Staatsmännern Unterricht über Deutschland und zwar in einem Sinne zu geben, in dem denselben die Bahn gezeigt wurde, um den Einfluß Rußlands im Vollgewicht auf die deutschen Verhältnisse zu werfen. Es geschah dies nicht nur in jener Denkschrift, sondern auch in vielen persönlichen Besprechungen, die Graf Görtz im russischen Cabinet hatte, und worin der Diplomat Friedrich's des Großen besonders daran anknüpfte, daß Rußland durch den Frieden von Teschen, der bereits das Werk des Wohlwollens der russischen Politik gegen Deutschland sei, zugleich der neue Bürge der deutschen Verfassungsverhältnisse geworden sei. Rußland hatte in diesem Teschener Frieden, wie er im Jahre 1779 abgeschlossen worden, allerdings schon wesentlich dazu mitge-

wirkt, die Verhältnisse Deutschlands beständfest zu ordnen, welche namentlich durch die Besitzstreitigkeiten zwischen Oesterreich und Baiern und die dabei an den Tag gelegten Ländergelüste des Wiener Hofes gelockert und aufgelöst zu werden drohten. Indem die Vermittlung Rußlands in dieser Angelegenheit sehr förderlich eingegriffen, lag für Diejenigen, welche der russischen Politik Zugeständnisse bereiten wollten, die Auffassung nahe, daß durch den Teschener Frieden erst der Westphälische Frieden, der die Verfassung des deutschen Reichs gegründet, seine Bestätigung empfangen habe, und daß dadurch Rußland wahrhaft und thatsächlich unter die Beschützer und Gewährleister der deutschen Reichsorganisation eingetreten sei.

Die Aufforderungen, welche Friedrich der Große in diesem Sinne an das russische Cabinet richten ließ, gingen deshalb vornehmlich dahin, daß Rußland durch eine verstärkte Absendung von Diplomaten festeren Fuß in Deutschland fassen möchte, als es bisher gethan, wo es, in einer nachlässigen Ansicht von der Wichtigkeit der deutschen Völker und Lande, nur am Sitze des deutschen Reichstags sich durch einen Gesandten hatte vertreten lassen. Der König von Preußen schlug jetzt Rußland vor, sich vornehmlich an dem eigentlichen Mittelpunkte des deutschen Reichs, wofür Mainz oder Frankfurt angesehen wurde, durch bevollmächtigte Minister festzusetzen, und dann auch bei den einzelnen Kreisen und den verschiedenen Höfen Deutschlands Gesandte zu unterhalten, um künftig an Ort und Stelle selbst Kenntniß von

Allem zu schöpfen, was bei den deutschen Staaten vorginge. Die preußische Diplomatie wußte unbegreiflicher Weise diesen Rath so dringend zu machen, daß sie dies Hereinlocken Rußlands in Deutschland zugleich mit der Versicherung begleitete: Rußland werde durch solche Sendlinge den sprechendsten Beweis seiner Theilnahme an Deutschlands Wohl geben, es werde sich dadurch das Vertrauen der deutschen Fürsten erwerben, und dann bei jeder in Deutschland entstehenden Verwickelung oder Irrung leicht zu Gunsten der Fürsten einschreiten und als Helfer und Mittler Alles beilegen können! In der Denkschrift, welche Graf Görtz bei dem Cabinet der Czarin eingab, wurde es geradezu als das Uebergewicht Rußlands in Deutschland bezeichnet, wonach zu streben sei, und welches man dem Czarenthron um so mehr anempfehlen könne, als Rußland durch einen unabweislich gesteigerten Einfluß in Deutschland sich zugleich mehr als bisher einen übergreifenden Einfluß auf die ersten Höfe Europa's verschaffen würde, welche mit den deutschen Fürsten in den mannigfachsten freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Verhältnissen ständen.[1] Um die russischen Machtgelüste noch mehr zu reizen, wies Preußen sogar auf das Beispiel Frankreichs hin, welches in jener Zeit bereits an allen bedeutenderen deutschen Höfen und selbst in den wichtigeren Städten Deutschlands Gesandte und Residenten unterhielt.

[1] Görtz, Denkwürdigkeiten, I. 145. Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit I. 245.

Die Kaiserin Katharina, in der alle Gedanken zündeten, welche in die Entwickelung des russischen Herrschaftscolosses einschlugen, ergriff auch diese Vorschläge sogleich mit vieler Lebhaftigkeit. Wenn Peter der Große in seinem Politischen Testament es als eine Reichsmarime empfohlen hatte, die russische Dynastie vorzugsweise durch Verbindungen mit deutschen Prinzessinnen fortzupflanzen, so glaubte Katharina den dabei gehegten Absichten allerdings noch näher zu treten, wenn der russische Czarenthron die Garantie der Verfassung Deutschlands an sich nähme und zur Geltung brächte. Sie traf auch sogleich die nöthigen Einleitungen, um dem Rath Friedrich's des Großen zu folgen, obwohl bei demselben nicht schwer durchzusehen war, daß Preußen, indem es die Einmischung Rußlands in die inneren Angelegenheiten des deutschen Reiches hereinrief, damit nur einen lähmenden Schlag gegen das Uebergewicht Oesterreichs in Deutschland bezwecken wollte. Vielleicht glaubte der König von Preußen durch diese diplomatische Falle, die er, freilich auf Kosten Deutschlands, aufstellen wollte, auch das neu im Werke befindliche Bündniß zwischen Rußland und Oesterreich am sichersten abzuleiten, denn bei den Bestrebungen Kaiser Joseph's in Deutschland konnte es nicht an Anlässen fehlen, um, sobald die russische Politik eine herrschende und leitende Rolle in Deutschland übernehmen würde, den bittersten Zwiespalt zwischen den Höfen von Wien und Petersburg heraufzuführen. Diese Folgen trafen zwar nicht ein, denn Kaiser Joseph war bei allen russischen Plänen im Orient

viel zu sehr als ein unentbehrliches Werkzeug mit in Anschlag gebracht worden, als daß es ihm nicht hätte gelingen sollen, den beabsichtigten Schlag gegen Preußen zurückzuwerfen und im Gegentheil in einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken mit Rußland die Pläne Oesterreichs in Deutschland zu verfolgen. Aber die russischen Diplomaten traten nun bald in allen Theilen von Deutschland als eine völlig neue Erscheinung hervor, und spannten mit einer Geschäftigkeit und Geschicklichkeit ohne Gleichen eine Maschinerie aus, in welcher die von Rußland übernommene Garantie des westphälischen Friedens den Haupteinschlag in die ausgeworfenen Fäden bildete. Die wirkliche Ernennung eines russischen Gesandten für Deutschland erfolgte jedoch erst ein Jahr später, nachdem der Prinz Friedrich Wilhelm bei seinem Besuch in Petersburg den Plänen seines Oheims, der russischen Politik eine Richtung auf das deutsche Reich zu geben, das Wort zu reden gehabt. Der erste russische Diplomat, welcher in dieser Eigenschaft ausgesandt wurde, war der Graf Nicolaus Romanzow, ein Sohn des tapfern Feldmarschalls, welcher der Czarin ihre ersten Siege über die Türken erfochten, und es konnte in dieser Beziehung vielleicht für ein merkwürdiges Symptom gelten, daß derselbe Name, vor dem die Fahne des Propheten zurückgewichen war, jetzt auch die erste Angriffsstellung Rußlands gegen das Nationalbanner Deutschlands bezeichnen sollte. Mit dieser ersten Mission eines russischen Diplomaten in Deutschland, der als solcher seinen Aufenthalt in Frankfurt zu neh-

men hatte, und von dort aus zugleich bei den meisten süddeutschen Höfen und Kreisen beglaubigt war, nahmen die offenen und geheimen Einwirkungen Rußlands auf Deutschland ihren eigentlichen Anfang, die seitdem stets in dem Maße vorschritten, in dem die Eroberungs- und Vernichtungspläne Rußlands gegen die Türkei sich fortbewegten oder einen neuen Anlauf nahmen, denn das Schicksal Deutschlands schien von jetzt an wunderbar genug mit dem Schicksal der Türkei auf eine und dieselbe Bewegungslinie der Geschichte hinausgeschoben zu sein! —

Wenn der Aufenthalt des Prinzen von Preußen in Petersburg nicht dazu bestimmt gewesen wäre, gewissermaßen die ganze europäische Politik zu durchwühlen und die Windrose derselben zu verändern, so würde der Prinz wahrscheinlich nicht mehr lange gezögert haben, sich bei der Kaiserin Katharina zu seiner Rückreise zu beurlauben. Denn für seine Verabschiedung lagen längst die deutlichsten Veranlassungen gegeben. Der Prinz Friedrich Wilhelm schien aber seinen Aufenthalt in Petersburg von vornherein auf eine längere Dauer berechnet zu haben, welchen Zuschnitt auch seine häuslichen Einrichtungen und das bedeutende Hofpersonal, das er zu seiner Bedienung angenommen, trugen.

Sein persönliches Verhältniß zur Czarin wollte aber durchaus keine günstigen Wendungen mehr annehmen, obwohl Katharina abwechselnd auch wieder zu einem gewissen Vertrauen ansetzte, mit dem sie sich offen und ergiebig über ihre liebsten und größten Pläne gegen den preußischen

Prinzen aussprach. Sie sagte ihm eines Tages ganz unverholen, daß sie, wie auch der Weltlauf ginge, doch einst Constantinopel zu erobern gedenke und die Wiederaufrichtung eines griechischen Kaiserthums damit verbinden wolle. Denn in Constantinopel werde sie den Schwerpunkt von Europa, Asien und Afrika ergreifen, der, wenn er zu einer politischen Einheit verbunden werden könnte, geeignet wäre, um von ihm aus die ganze Welt neu zu beleben und zu einer schöpferischen Ordnung zu rufen! Katharina säumte dann nicht, auch dem Prinzen von Preußen auf die verbindlichste Weise anzudeuten, daß sie zu Zugeständnissen aller Art bereit sein würde, wenn sein Oheim, der König von Preußen, durch seine Macht und Weisheit ihre große Unternehmung im Osten unterstützen wollte. Sie fügte hinzu, daß er dabei ganz in den Schranken bleiben könne, welche er sich sonst durch die preußische Politik auferlegt wissen wolle. Dies waren vielleicht die peinlichsten Momente, in denen der Prinz Friedrich Wilhelm der von ihrem kühnsten Thatenfeuer durchleuchteten Czarin gegenüberstand. Denn er konnte bei diesen Aufforderungen nur stumm und zurückhaltend bleiben, und mit nichtssagenden Aeußerungen, welche ihn selbst unbedeutend und ohne geistigen Aufschwung erscheinen lassen mußten, diese hohen Gedankenspiele der Czarin begleiten. Seine von dem König erhaltenen Vollmachten reichten nicht so weit, um mit einer bestimmten Aeußerung über das tiefste Mysterium der europäischen Politik hervortreten zu können. Ebenso wenig durfte er es für seine

eigene Perſon wagen, die ihm willig entgegenflatternden Schleier dieſes Rieſengeheimniſſes mit zu dreiſter Hand zu erfaſſen und an ſich zu ziehen, da er nicht berechnen konnte, mit welchen Gefahren es für ihn dereinſt verbunden ſein würde, ſich an dieſes magiſch gaukelnde, unendlich vielgeſtaltige Phänomen der Zukunft zu feſſeln. In dieſem Mangel an entſchiedenen und ausdrucksvollen Aeußerungen konnte er der Czarin darum leicht unbedeutender erſcheinen, als er war, und in einer Unterhaltung mit dem Ritter Harris, welche ſie über den preußiſchen Thronfolger hatte, ſprach ſie demſelben nicht nur allen Ehrgeiz, ſondern auch die Eigenſchaften ab, die erforderlich wären, um einen höheren Ehrgeiz zu befriedigen.[1]

Dies Urtheil beſagte eigentlich nur, daß die Czarin den Prinzen kalt und unempfindlich gefunden, wo ſie ihren eigenen Ehrgeiz in allen Flammen ihrer öſtlichen Entwürfe vor ihm hatte ſpielen laſſen. Es mochte dem Prinzen Friedrich Wilhelm zwar nicht ganz an der Myſtik fehlen, welche dazu nöthig ſchien, um das Project des Univerſal-Kaiſerthums ſo zu faſſen, wie es in der Phantaſie eines ſtets wollüſtig gereizten, geheimnißvoll ſchwelgenden und im coloſſalſten Maaßſtabe genießenden Weibes ausgebrütet worden war. Aber dieſes ungeheure Gelüſt auf Conſtantinopel, welches alle anderen ſinnlichen Leidenſchaften Katharina's faſt überflügelte, konnte in dem Prinzen nur nüchterne Reflexionen

[1] Raumer, Beiträge zur neueren Geſchichte aus dem britiſchen und franzöſiſchen Reichsarchiv V. 477.

erwecken, obwohl es verwandte Elemente in ihm gab, die ihm vorzugsweise ein Verständniß für das Wesen der großen Czarin nahe rücken konnten. Er fühlte sich auch in der That oft hingerissen von Bewunderung über alle ihre großen und liebenswürdigen Eigenschaften, welche die Kaiserin besonders in ihren kleineren Privatzirkeln, namentlich in den vertrauten Gesellschaften, welche sie in der Eremitage um sich versammelte, mit einem unwiderstehlichen Reiz entfaltete. Dieser Palast, in welchem Katharina einen Tempel für die Kunstschätze Petersburgs zu gründen begonnen, und der zugleich der Sitz ihrer auserlesensten Freuden war, vereinigte in einigen seiner stillsten, aber mit üppiger Pracht ausgestatteten Gemächer zwei oder drei Mal in jeder Woche einen ausgesuchten Kreis von Hofleuten, Günstlingen und vertrauten Damen um die Person der Kaiserin, die hier von allen Höhen ihres Throns herabstieg, um sich im Reiche des zwanglosesten Genusses und der kecksten Ausgelassenheit doch wieder als die Herrscherin, welche alle Anderen an Kraft, Grazie und Erfindsamkeit in der Lust übertraf, zu zeigen.

Zu diesen Mysterien, in welchen die Czarin ihren Cultus der Freiheit beging, hatte der preußische Kronprinz jedoch nur einige Male Einladung erhalten, aber nur in dem weiteren Kreise dieser Zusammenkünfte, in dem auch die fremden Diplomaten nach besonderer Auswahl zuweilen zugelassen wurden. In diesem Kreise deutete sich aber noch in leiser Schattirung die Grenze an, welche in den engeren

und geheimer gehaltenen Verſammlungen mit einer Entfeſſelung ohne Gleichen überſprungen wurde. In dieſen abgeſchloſſenſten Zuſammenkünften der Eremitage, welche auch vorzugsweiſe die petite société genannt wurden, und in denen die Luſt ohne jede Schranke und Form emporwirbelte, würde vielleicht auch der Prinz von Preußen bei ſeiner beſonders dazu geeigneten Perſönlichkeit Aufnahme gefunden haben, wenn er für das orientaliſche Project und für die Vernichtung der Türken hätte Begeiſterung und Hingebung bei ſich auftreiben können. In dieſen geheimſten Zirkeln, deren Theilnehmer häufig mit Masken erſcheinen mußten, wurden alle möglichen Tänze, Spiele und Unterhaltungen aufgeführt. Beſonders gab man Darſtellungen von Sprüchwörtern, welche die geiſtreiche Czarin ſelbſt für dieſen Zweck in Scene geſetzt hatte, und zu deren Schluß die berühmten Händeſpiele und ähnliche, in den kühnſten Muthwillen hinübergehende Ergötzlichkeiten ſtattfanden. Außer den erklärten Favoriten, welche regelmäßige Mitglieder dieſes Clubs waren, und einigen vertrauten Kammerdienern und Kammerfrauen, die bei dieſen Gelegenheiten ein vorzügliches Talent entwickelt hatten, gab es noch einige Hofleute, die dabei als ſtehende Figuren mit beſonderer Wirkſamkeit hervortraten. Zu dieſen gehörte vornehmlich der Ober-Stallmeiſter Leo Nariſchkin, welcher überhaupt den Buffo des ruſſiſchen Hofes vorſtellte und der beſtändig Spiel- und Tändelſachen aller Art, darunter nicht immer die anſtändigſten, in den Taſchen mit ſich herumtrug, indem er die Rolle eines umherziehenden

Handelsmannes ſpielte und unter Scherzen aller Art ſeine Waaren an die Meiſtbietenden verkaufte. Die Czarin hatte ihre beſtändigen Scherze und Neckereien mit ihm, und kaufte ihm ſeine Sachen oft zu ungeheuren Preiſen ab.[1]

Der Prinz von Preußen, der ſich noch immer nicht entſchließen konnte, Petersburg ohne alles und jedes Reſultat zu verlaſſen, ſuchte zuletzt faſt nach Vorwänden, um ſeine Abreiſe hinausſchieben zu können. So wünſchte er durchaus noch den Geburtstag der Großfürſtin, der am 25. Oktober gefeiert wurde, am ruſſiſchen Hofe zuzubringen. Die Czarin konnte es aber jetzt nicht länger aushalten, und ließ ihm eines Morgens ohne alle weiteren Uebergänge ſagen, daß bereits alle Anſtalten zu ſeiner Rückreiſe getroffen wären. Dieſer deutlichſten Aufforderung ließ ſich nicht mehr widerſtehen, und der Prinz meldete ſich zu ſeinem letzten Abſchiedsbeſuch bei der Kaiſerin, der ihm auch ſofort, ungeachtet eines Krankheitsanfalls, von dem Katharina ergriffen zu ſein behauptete, mit der ausgeſuchteſten Huld gewährt wurde. Die Czarin befand ſich im Bett, als ſie den Prinzen annahm. Sie ſtreckte ihm auf eine innige, faſt zärtliche Weiſe die Hand entgegen, und brach ſogar in einen Strom von Thränen aus, indem ſie ihn mit der Verſicherung entließ, daß ſie ſtets die aufrichtigſte Freundſchaft für den König und den Prinzen empfinden werde. Mochte nun bei dieſem überraſchenden Ausdruck ihres Gefühls ihre berühmte thea-

[1] Masson, Mémoires secrets sur la Russie I. 61.

traliſche Verſtellungskunſt mitgewirkt haben, oder in der That eine Anwandelung ihrer Gutmüthigkeit beim Anblick des liebenswürdigen und ſo mannigfach von ihr gekränkten preußiſchen Thronfolgers über ſie gekommen ſein, ſo hatte dieſe letzte Begegnung jedenfalls die Wirkung, daß der Prinz in größter Rührung die Zimmer Katharina's verließ.[1] —

[1] Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit II. S. XX.

XI.

Die Eroberung der Krim.

Auf der Krim hatte inzwischen der durch die ruſſiſchen Waffen wiedereingeſetzte Khan Sahim-Girai Alles gethan, um die tauriſche Halbinſel für den nicht mehr fernen Augenblick reif zu machen, wo ſie als eine Provinz Rußlands an den Czarenthron gekettet werden ſollte. Sahim-Girai war ſchon für ſeine eigene Perſon von Tag zu Tag ruſſiſcher geworden und hatte zuletzt ſogar um eine ruſſiſche Militairwürde bei der Czarin nachgeſucht. Katharina ſtand auch nicht an, dem Tatarenfürſten, welcher der letzte auf dem Thron ſeines Stammes ſein ſollte, den Charakter eines Oberſtlieutenants der Preobaſchinski'ſchen Leibgarde beizulegen. Sahim zeigte ſich ſeitdem ſeinen erſtaunten, aber zugleich auf's Aeußerſte ergrimmten Tataren nicht anders als in der ruſſiſchen Uniform, an welcher er mit ungemeinem Wohl-

gefallen den blitzenden St. Annenorden trug. Schon sagte man ihm laut nach, daß er auch den Glauben Mahomet's verlassen und sein ganzes Volk zwingen wolle, mit ihm zur russisch-griechischen Kirche überzugehn. Nicht minder beschäftigte er sich damit, die französische Encyclopädie von d'Alembert und Diderot, den Freunden der Czarin Katharina, in's Tatarische übersetzen zu lassen. Das Murren der tatarischen Völker, angefeuert durch türkische Aussendlinge, welche mit neuer Geschäftigkeit die Halbinsel durchliefen, stieg jedoch bis zu seinem Haupt heran, und endlich schlug der Unwillen der ganzen Nation in immer stärker heranstürmenden Aufständen so gewaltig gegen seinen Thron, daß auch Rußland denselben nicht mehr für haltbar befinden konnte. Es war dies im Mai des Jahres 1782 eingetreten, und schon sah sich der Khan genöthigt, mit dem bei ihm befindlichen russischen Gesandten nach Taganrog zu flüchten.

In Petersburg hatte man schon längst dieses Augenblickes geharrt, den Potemkin, seit einiger Zeit heftiger zur Ausführung des großen orientalischen Projects drängend, vielleicht auch dadurch herbeizuführen gesucht, daß er durch künstliche Verleitungen die Kluft zwischen Sahim und den Tataren immer weiter öffnete. Es sollte durch eine neue Katastrophe in der Krim jetzt der erste entscheidungsvolle Schritt zur Ausführung der Pläne im Osten gethan werden, und Potemkin hatte dazu auch noch besondere Gründe, welche in dem seit einiger Zeit auffallend veränderten Wesen der Czarina sich ihm darboten. Die Kaiserin schien plötzlich

alt zu werden, und Potemkin fürchtete, daß die Zunahme der Jahre allmählig alle großen Eigenschaften Katharina's zerstören möchte. Selbst ihre geistigen Kräfte waren nicht mehr so rege und allempfänglich wie sonst, und Argwohn und Engherzigkeit verfinsterten jeden Verkehr mit ihr. Der Fürst Potemkin sagte es seit einiger Zeit am russischen Hofe mit laut erhobener Stimme, daß es des Türkenkriegs, und zwar des Türkenkriegs in seiner höchsten und vollsten Entscheidung bedürfe, um die Czarina wieder zu erfrischen und gesund werden zu lassen und ihrem Wesen seine hellste Strahlenkrone zu leihen. Potemkin trieb daher zu Rüstungen im allergewaltigsten Maßstabe, und man sah ihn selbst, den Faulen, dem sonst am wohlsten in einem nachlässigen und schmutzigen Negligé war, plötzlich wieder zu einer rastlosen militairischen Thätigkeit übergehen, und seinen riesenhaften Gliedern vorzugsweise die Pracht-Uniform des Chefs aller russischen Truppenkörper anlegen.

Potemkin hatte seine Kaiserin richtig beurtheilt. Sie trat plötzlich wieder in eine neue erhöhte Lebensstimmung über, als sich ihr durch die Unruhen in der Krim die Aussicht darbot, daß der Krieg gegen die Türkei, welcher ihr das heiligste Erbtheil ihres Hauses schien, von Neuem mit flammender Macht anbreche. Die alten weltverbrennenden Gedanken, welche sich an den Riesenschatten Peter's des Großen gelehnt und sich zum Theil sein Vermächtniß nannten, traten wieder mit den bekannten Grüßen und Wendungen auf sie zu. Die Czarin las wieder einmal in dem Entwurf,

welchen einſt der greiſe Feldmarſchall Münnich, der Schrecken der Osmanen, in Sibirien niedergeſchrieben, um darin einen vollſtändigen Plan zur gänzlichen Zerſtörung des türkiſchen Reichs vorzuzeichnen. Dieſer tapfere Feldherr, der ſchon unter Peter dem Großen gedient und mit dieſem Monarchen den Plan zur Eroberung der Türkei vertraut beſprochen, hatte bereits im Jahre 1736 die für unüberſteiglich gegoltenen Linien von Perekop bezwungen und ſowohl die Krim erobert, wie auch in Oczakow und Kinburn die ruſſiſche Waffenmacht an den Küſten des ſchwarzen Meeres aufgeſtellt. Aber nicht nur der Belgrader Frieden, durch den alle dieſe Eroberungen zurückgegeben wurden, ſondern auch die Verbannung Münnich's nach Sibirien, welche ihm bei der Thronbeſteigung der Kaiſerin Eliſabeth widerfuhr, hatten einen trüben Schleier über ſeine Heldenlaufbahn gedeckt. Wenn es wahr geweſen, daß der in ſolcher Verbannung niedergeſchriebene Plan zur Eroberung der Türkei, welcher noch der Kaiſerin Katharina vorlag, ſchon von Peter dem Großen in allen ſeinen Einzelnheiten geprüft und gebilligt war, ſo mußte derſelbe für alle Inhaber des Czarenthrons eine ungeheuere Bedeutung haben.[1] Der alte Freund Voltaire, der mit einem ſo ſarkaſtiſchen Fanatismus auf die liebenswürdigſte Weiſe von der Welt die Todtenglocke der Türken geläutet, war ſeitdem ſelbſt in's Grab geſtiegen, aber ſeine Stimme war bei der Kaiſerin durch einen andern Mah-

[1] Todm. Denkwürdigkeiten II. 14.

ner ersetzt worden, der in der Person des Choiseul-Gouffier, des französischen Botschafters in Constantinopel, mit einer noch viel begründeteren Beweisführung aufgestanden war. Mit der höchsten Aufmerksamkeit hatte die Kaiserin Choiseul-Gouffier's Reise durch Griechenland und Kleinasien, welche gerade in dieser Zeit erschienen war, gelesen, und darin besonders auch die von diesem Diplomaten auseinandergelegten Gründe gewürdigt, weshalb die in dem ersten Türkenkriege versuchte Befreiung der Griechen durch Rußland habe mißlingen müssen. Choiseul-Gouffier wandte sich mit seinem Rath, den er aus einer ungemeinen Kenntniß der griechischen Volkszustände geschöpft, unmittelbar an das Ohr der großen Kaiserin, und bat sie, ihren Ruhm dadurch am glänzendsten zu machen, daß sie freie griechische Republiken wiederherstelle, anstatt Griechenland dem russischen Reiche einverleiben zu wollen.[1] Er suchte zugleich mit staatsmännischen Gründen, die er aus der Lage von ganz Europa hernahm, darzuthun, daß eine solche Wiederherstellung Griechenlands allen Zwecken der russischen Politik und Herrschaft bei weitem mehr dienen würde, als wenn die Hellenen in Rußland selbst hineinorganisirt werden sollten. Die Czarin überlegte sich dies Alles mit erneuerter Schärfe aller ihrer Gedanken. Der Unternehmungsgeist sprang aber wieder in voller Kraft bei ihr empor. Schon wurden von Neuem Medaillen auf die Eroberung Constantinopels nach den Zeich-

[1] Choiseul-Gouffier, Voyage pittoresque de la Grèce, T. 1. 2. Paris 1778 und 1781. T. 3. 1809.

nungen Potemkin's und Katharinens selbst entworfen und geprägt, und im Kreise der Vertrauten zu spielerischem Ergötzen verbreitet.

Mit geflügelter Eile waren die ersten Rüstungen vollbracht worden, mehrere Regimenter begaben sich schon auf den Marsch nach der Krim, und ihnen folgten andere in vermehrter Stärke. Der Generallieutenant Graf von Balmain wurde zum Befehlshaber gegen die Kubanischen Tataren ernannt, und General Suwarow sollte gegen die Tataren der Krim in's Feld rücken. Gleichzeitig mußte ein Courier nach Constantinopel enteilen, um den Diwan zu erforschen, der sich aber außerordentlich friedlich anstellte und an den Vertrag von Kainardsche erinnerte, vermöge dessen die Kaiserin sich in die innern Angelegenheiten der Krim nicht einzumischen habe. Potemkin verlangte mit donnernder Stimme im Cabinetsrath, daß man sich durch die heuchlerische Friedensmiene der Türkei nicht beirren lasse, sondern endlich den Weg der entscheidenden und unaufhaltsamen Gewalt betrete. Seine Stimme behielt wie immer das Uebergewicht bei der Kaiserin. Katharina selbst schrieb nach Wien an den Kaiser Joseph, und forderte kraft des geheimen Bündnisses, das zwischen ihnen gestiftet worden, seinen Beistand in der vielentscheidenden und jetzt herangebrochenen Stunde. Joseph antwortete ihr mit einer fast zu galanten Wendung: sie möge ihn als ihren General und sein Heer als das ihrige betrachten! Aber durch denselben Courier, welcher diese Ergebenheitsversicherung überbrachte, langte auch

eine Depesche des Fürsten Kaunitz an den österreichischen Gesandten in Petersburg an, worin über das neue Verhältniß der beiden Kaiserhöfe Ansichten aufgestellt wurden, welche der von dem Kaiser Joseph gezeigten Haltung ganz widersprachen, und durch die dem Grafen Cobenzl unumwunden angedeutet wurde, daß die Projecte Rußlands zur Zerstörung der Türkei und zur Aufrichtung eines orientalischen Universal-Kaiserthums durchaus gegen das Interesse Oesterreichs seien und als eine drohende Gefahr für ganz Europa betrachtet werden müßten.[1] Bei der ersten Aufhebung seines Armes, mit dem Rußland die Ausführung seiner mit dem Czarenthron innigst verwurzelten Pläne ankündigte, zeigte sich übrigens bereits, daß die Türkei dazu bestimmt war, in ihrem Dasein die Basis aller europäischen Stellungen zu werden, und die Nothwendigkeit ihrer Erhaltung zu einem Axiom des europäischen Gleichgewichts zu machen. Auf dem Kaiserthron Oesterreichs war durch Maria Theresia diese diplomatische Nothwendigkeit, den morschen Lebensfaden der Türkei noch weiter und weiter zu spinnen, anerkannt worden, aber Kaiser Joseph glaubte es sich vorbehalten zu müssen, dieser Politik nach den Umständen eine andere thatkräftigere Wendung zu geben. Als ein Hauptgegner, welcher sich der Zertrümmerung des osmanischen Reichs widersetzte, meldete sich jedoch Frankreich, das alle seine Diplomaten in Bewegung setzte, um für den ungeschmälerten Bestand der Türkei einzutreten

[1] Görz, Denkwürdigkeiten I. 204.

und namentlich bei Oesterreich und Preußen Hülfe zu werben gegen diese ungeheuerlichen Pläne moskowitischer Welteroberung. Friedrich der Große hatte eigenhändig eine Denkschrift entworfen, welche er am 30. November 1782 durch den Grafen Finkenstein dem französischen Botschafter d'Esterno mittheilen ließ, und worin er darauf aufmerksam machte, daß Rußland allerdings jetzt den Moment für gekommen erachte, um, wie er sich ausdrückte, der Türkei die Pistole auf die Brust zu setzen und sie zum Kriege auf Tod und Leben zu zwingen.[1] Der König glaubte die Vermittelung Frankreichs anregen zu müssen, um die russische Kaiserin, wenn auch nicht zu einem Aufgeben ihrer Pläne, doch wenigstens zu einer Vertagung derselben zu bewegen, und er hielt es für das Beste, ihr wenigstens eine Mäßigung ihrer Absichten anzurathen und sie zu bitten, daß sie sich einstweilen doch mit der Eroberung der Krim begnügt halten möchte! Ueber das orientalische Kaiserthum selbst und den künftigen Thron des Prinzen Constantin in Constantinopel erlaubte sich Friedrich zu spotten, und als er von den Aussichten der russischen Großfürstin hörte, der Kaiserin Katharina wieder einen neuen Enkel zu gebären, sagte er: „Dieses dritte Kind wird nun wohl Kaiser der Mongolen werden müssen!" In diesem Sinne drückten sich bald auch die Vorstellungen des Kaisers Joseph bei der Czarina aus, und Katharina faßte den Entschluß, das Ziel ihrer neuen, schon

[1] Raumer, Beiträge V. 555.

immer mächtiger sich zeigenden Waffenerhebung jetzt nur in der Erwerbung der Krim und des Kuban abzustecken.

Während nun die russischen Heeressäulen in immer bedeutender anschwellenden Massen über die Linien von Perekop hinwegstiegen und unter ihrem Schutze schon der flüchtig gewordene Khan Sahim in seine Staaten zurückzukehren wagte: brach auch Fürst Potemkin von Petersburg auf, um sich, wie man glaubte, in besonderen Aufträgen der Kaiserin, nach Cherson, der neu begründeten Küstenstadt des schwarzen Meeres, zu begeben. Man erblickte darin das erste wunderbare Signal zum Beginn unerhörter Unternehmungen, von denen ganz Rußland träumte. Der Fürst reiste im September 1782 ab, wo die Jahreszeit für diese Reise schon sehr ungünstig war, und kaum wegsame, bodenlose Straßen ihn erwarteten. Dies hieß der berühmten Bequemlichkeit und Trägheit Potemkin's unendlich viel zugemuthet, und noch mehr mußte ins Gewicht fallen, daß die eine der Nichten, die bei ihm im Hause lebten, und zwar diejenige, welche für den erklärten Liebling des Fürsten galt, in den letzten Tagen todtkrank geworden war und in anderer Zeit die Trennung unmöglich gemacht haben würde. Aber Potemkin reiste nichtsdestoweniger ab, nachdem er noch kurz zuvor geheime und lang andauernde Unterredungen mit der Czarina geführt. Allgemein wurde die Annahme, daß es sich schon in der nächsten Zeit um eine Belagerung von Oczakow handeln werde, aber Potemkin bestritt noch Alles und sagte, er bereise nur sein Gouvernement, und werde in einigen Wochen

ruhig wieder zurückkehren. Das Auffallendste war aber, daß ihm die Czarin eine Summe von hunderttausend Rubeln als Reisegeld mitgab. Dies schien selbst für einen Potemkin, der einen andern Maßstab für Geldausgaben hatte als andere Menschen, eine den Reisebedarf übersteigende Ausstattung zu sein. Potemkin erzählte aber, daß er viele Schulden in Petersburg habe, und nicht gern abreisen wollte, ohne vorher Alles bezahlt zu haben. Dies stritt aber noch viel mehr gegen alle seine sonstigen Gewohnheiten und vermehrte nur den geheimnißvollen Nimbus dieser Reise.

Potemkin kehrte auch in der That am Ende des Oktober wieder nach Petersburg zurück, ohne daß man inzwischen eine welterschütternde That von ihm vernommen hätte. Aber die nachfolgenden Ereignisse, die bald bedeutsam genug sprachen, schienen ein hinlängliches Licht auf die Unterhandlungen zu werfen, welche Potemkin in der Stadt geführt, auf deren Thore er erst vor Kurzem, und zwar in griechischer Sprache (also ganz im Zuschnitt des Voltaire'schen Programms) die Inschrift hatte setzen lassen: „Dies ist der Weg nach Constantinopel!" Potemkin hatte hier in Cherson den Khan der Krim, Sahim Girai, ferner die Beherrscher der Völker am Kuban, und die Czaren von Kartalinien und Imeretien zu sich entboten und mit denselben die Verhandlungen fortgesetzt, die schon in der letzten Zeit von den russischen Agenten in diesen Gegenden thätig begonnen worden waren. Es mußte für das, was Potemkin wollte, noch ein besonderer Nachdruck erforderlich geworden sein, denn zu

den hunderttausend Rubeln, welche er mitgebracht, mußten ihm bald noch größere Geldsummen nachgeschickt werden, um mit den entscheidendsten Gründen das Geschäft zu schließen.

Das Geheimniß wurde klar, als das russische Manifest vom 8. April 1783 ans Licht der Welt trat, worin die Czarin erklärte, daß sie, um den inneren Zerrüttungen der tatarischen Völker und den an Rußlands Grenzen so gefährlich gewordenen Unruhen Einhalt zu thun, im Interesse der Menschheit und der Religion sich entschlossen habe, die Halbinsel der Krim, den Kuban und die Insel Taman unter die Flügel ihrer Herrschaft zu nehmen und Besitz für alle Zeiten davon zu ergreifen. Potemkin hatte bei seiner Rückkehr nach Petersburg dies Manifest verfaßt, worin den tatarischen Völkern mit ähnlichen Wendungen, wie sie bei der Theilung Polens von der Diplomatie gebraucht worden waren, ihre Rettungsstunde und die Erlösung von ihrer inneren Zwietracht und dem feindlichen Drängen der Türken angekündigt wurde. Potemkin nahm dieses Manifest und zing nun damit zur Armee ab, wo auch der letzte Khan der Krim, der unglückliche Sahim, der schon in Cherson seine Souverainetät für russische Rubel verkauft hatte, zu den schließlichen Auseinandersetzungen über sein Schicksal sich einfand. Sahim hatte den Thron der Tataren für eine russische Pension hingegeben, die ihm mit einer jährlich auszuzahlenden Summe von 200,000 Rubeln durch Potemkin versprochen worden war. Wenn die Einkünfte seines Kha-

nats ungefähr auf drei bis vier Millionen Rubel geschätzt werden konnten, so ließ der entartete Russenzögling, den nur noch die bequeme Genußsucht im Verborgenen reizte, sich lieber dafür einige hunderttausend Rubel von Rußland zuwerfen, mit denen er in ausgesuchter Ruhe schwelgen wollte. In der schönen russischen Uniform, die ihm blieb, und mit seinem St. Annen-Orden prunkend, begab sich der Verächtliche nun in das Innere des russischen Reichs, wo ihm und den andern Prinzen seines Hauses der Aufenthalt angewiesen wurde. Sahim selbst mußte in der kleinen Stadt Kaluga, im Gouvernement gleiches Namens, bleiben, wo ihn aber schon nach einigen Jahren die Entdeckung entsetzte, daß die russische Pension keineswegs regelmäßig ausgezahlt wurde, bald aber gänzlich ausblieb. Der Fürst Potemkin, durch dessen Hände diese Angelegenheit ging, hatte der Czarin zwar das Jahrgeld des Khans regelmäßig in Rechnung gestellt, aber es mußte dabei früher oder später der Zeitpunkt eintreten, wo das Geld sich in den eigenen Taschen des Fürsten verlieren würde. Es wird erzählt, daß dieser verhängnißvolle Umschlag sich schon im Jahre 1787 eingestellt, worauf Sahim voll Scham und Reue entfloh, und sich in den Aengsten seines Gewissens, vielleicht auch um nach Gelegenheiten zur Rache zu spähen, wieder auf türkischen Boden hinübertreiben ließ. Der Sultan ließ ihm aber die Insel Rhodus zum Aufenthalt anweisen, wo gewöhnlich die abgesetzten Khane der Krim zu verweilen hatten, und während dies dem Sahim noch einige Täuschungen gewährte,

die den Ehrenpunkt verschleierten und ihn fast nur wie einen, das Unglück so manches seiner Vorfahren theilenden Fürsten erscheinen ließen: überraschte ihn eines Tages die von Constantinopel angelangte verhängnißvolle Schnur, der er seinen Hals nicht entziehen konnte.

Nachdem aber Potemkin die Sache mit dem Khan Sahim geordnet hatte, ergriff er im Namen seiner Monarchin Besitz von der Krim, der Insel Taman und dem ganzen Kuban, über welche er die russische Botmäßigkeit im vollsten Umfange aussprach. Mit Waffengewalt, Ueberredungskünsten und Bestechungen wurden die tatarischen Völker auf allen Seiten in ihr neues Joch gezwungen. Potemkin schickte die russischen Generäle Graf Balmain, Suwarow und seinen jungen, nachher ziemlich berüchtigten Vetter Paul Potemkin, der sich hier die Sporen verdienen mußte, in die verschiedenen Districte der eroberten Länder ab, um den Huldigungseid im Namen Katharina's leisten zu lassen. Ein Aufstand, zu dem tatarische Patrioten die letzten Nationalkräfte gesammelt hatten, rief aber ein Blutbad ohne Gleichen in der nun unter den Streichen ihrer Ueberwinder dahinsinkenden Bevölkerung hervor. Die Befehle Potemkin's zur Niedermetzelung ganzer Bevölkerungen waren jedoch von so wilder Art, daß der Fürst Prosorowsky, der sie ausführen sollte, davor zurückschauderte und sich mit seiner Unfähigkeit, Scharfrichterdienste zu verrichten, entschuldigte. Da übernahm der Vetter Paul Potemkin, um sich zu empfehlen, das Mordgeschäft, 30,000 Tataren, Männer, Weiber

und Kinder, einfangen und in einem raschen, kalten Akt niederhauen zu lassen. Es war dies der letzte Todesstreich für das mit so vielen liebenswürdigen Natureigenschaften ausgestattete Volk der Tataren, das von diesem Augenblick an auf die jämmerlichste Weise in sich selbst zusammenschwand. Ein noch vor Kurzem so massenhaftes, freies, reiches und mit allen Blüthen der Gewerbsamkeit geschmücktes Volk, der in Seide gekleidete Tatar, löste sich in kleine zerlumpte Bettlerschwärme auf, die unter den Ruinen ihrer großen, in Trümmer stürzenden Nationalpaläste und steinernen Städte sich verkrochen.

Fürst Potemkin wurde, mit einem besonderen Douceur von hunderttausend Rubeln, zum Gouverneur der Krim ernannt, welche auf besondern Befehl der Czarin auch ihren alten Namen Taurien wieder empfing. Es entsprach dies den antiken und hellenischen Anflügen, mit denen einmal das gegen Osten vorrückende Eroberungsproject Rußlands sich zu schmücken liebte. Die praktische Seite blieb aber auch dabei nicht vernachlässigt, denn Katharina wies für eine neue Organisation der von Rußland erworbenen Lande drei Millionen Rubel an, welche Fürst Potemkin mit begierigem Eifer entgegennahm. Bald darauf erhielt er aus den Händen der Czarin noch sechs Millionen Rubel, um dafür den Schiffsbau auf dem schwarzen Meere zu fördern und namentlich mit Erbauung von Kriegsschiffen in den Häfen der Krim und auf den andern Punkten der Meeresküste vorzugehen. Denn seitdem Katharina diesen neuen, bereits viel-

entſcheidenden Wendepunkt ihrer Pläne erreicht, glaubte ſie vor Allem auch den Ausbau der ruſſiſchen Herrſchaft auf dem Pontus mit einem neuen Schwung in die Hand nehmen zu müſſen. War das ſchwarze Meer als die eigentliche Herrſchaftsquelle Rußlands erkannt, ſo durfte ſich Katharina bei ihrem alle Einzelheiten durchdringenden Verſtand nicht läugnen, daß für dieſe wichtigſte Seite des orientaliſch-griechiſchen Projects in den letzten Jahren noch immer zu wenig geſchehen war und daß ſeit dem Frieden von Kainardſche doch das Schifffahrtswesen der ruſſiſchen Nation auf dem ſchwarzen Pontus noch zu gar keiner hoffnunggebenden Entwickelung aus ſich ſelbſt heraus angeſetzt hatte. Ein Schritt vorwärts auf dieſer Bahn war von der Kaiſerin ſchon wieder durch Schließung eines neuen Handelsvertrags mit der Pforte gethan worden, der mitten unter den tiefen Kränkungen, welche die Türkei durch Rußlands neues kriegeriſches Vorgehen erlitt, durch den ruſſiſchen Geſandten Bulgakoff in Conſtantinopel unterhandelt war und am 21. Juni 1783 unterzeichnet wurde. Es war dieſer Handelsvertrag, welcher ſchon in der erläuternden Convention vom Jahre 1779 in Ausſicht genommen wurde, ſchon eher ein Act der Souverainetät, welche Rußland über die Türkei auszuüben begann, als daß er wie ein Tractat zwiſchen zwei gleichberechtigten und gleich unabhängigen Mächten ausgeſehen hätte.[1] Rußland erwarb dadurch die faſt über alle Bedingungen hinaus

[1] Görz, Denkwürdigkeiten I. 228. Minerva 1797. Bd. XXIV. S. 302.

ausgedehnte freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und auf allen Flüssen des türkischen Gebiets, selbst durch die Dardanellen nach dem Archipelagus, freien Handel zu Wasser und zu Lande, und so ausschließlich bevorzugte Begünstigungen, wie sie noch keinem andern Staat je bewilligt worden waren. Auch russische Consulate und Vice-Consulate, mit allem diplomatischen Vorrecht wirklicher Gesandtschaften, sollten an allen Orten, wo es der Czarin belieben würde, eingesetzt werden können. Nicht minder zeigte sich die Pforte bereit, die neue Landerwerbung Rußlands durch einen förmlichen Friedensschluß anzuerkennen, der im Januar 1784 zu Constantinopel unterzeichnet wurde und wobei man der beispiellosen Erniedrigung, welche die Pforte dadurch auf sich lud, nur in der Form einen mildernden Schleier überwarf. Denn die Ueberlassung der von Rußland eroberten Lande wurde, ohne die letzteren zu nennen, nur dadurch angedeutet, daß es hieß: beide Mächte erklärten die Artikel des Friedens von 1774 und der Convention von 1779, durch welche die Unabhängigkeit des Tataren-Staats festgesetzt worden, nicht mehr für gültig, und der Fluß Kuban werde von nun an als die Grenzscheide des russischen und türkischen Reichs angenommen. Eine Entwaffnung wurde aber auch in Folge dieses Friedensschlusses von Seiten Rußlands nicht vorgenommen, und die russischen Truppenmassen blieben in drohender Stellung an den türkischen Grenzen stehn.

Seit dem Handelsvertrage von 1783, welchen Rußland mit der Türkei geschlossen, begann aber auch über den schwar-

zen Wellenspiegeln des Pontus Eurinus ein neues erhöhtes Leben sich auszubreiten. Wenn Katharina den Handel ihr liebstes Kind genannt, so wünschte sie dasselbe endlich auch in die große Welt einführen zu können. Es war die Lieblingsvorstellung der Kaiserin geworden, daß ein großes Handelsnetz unmittelbar aus dem schwarzen Meere nach den Küsten des mittelländischen hinübergesponnen werden könne. Die Producte Rußlands sollten dann in weit ausgestreckter Bewegung nach der Levante, nach Italien, Frankreich, Spanien und Portugal hingeführt werden. Zu diesem Zweck hatte sie schon im Jahre 1776 ein russisches Handlungshaus in Constantinopel begründen lassen, das als ein Etablissement der russischen Krone von dem Engländer William Eton geleitet wurde und dem sie zu seinen Handelsunternehmungen vier Fregatten zur Verfügung stellte. Die Geschäfte dieser Gesellschaft glückten jedoch nur erst in einem geringen Umfange, da die Schwierigkeiten und Hindernisse, welche die Pforte denselben in den Weg zu legen verstand, sich auf jede Art geltend machten, indem bald den russischen Handels-Fregatten, unter dem Vorwande, daß man sie für Kriegsschiffe ansehe, die Durchfahrt durch die Dardanellen gewehrt wurde, bald auch Streitigkeiten zwischen beiden Höfen über die Durchsuchung der russischen Schiffe beim Zollamte zu Constantinopel entstanden. In einzelnen Fällen wurden zwar wieder der ottomanischen Politik bedeutende Vortheile abgewonnen, aber die russische Handelsbetriebsamkeit hatte sich wesentlich nur auf die eigentlichen Häfen des schwarzen und

Asow'schen Meeres beschränken müssen und setzte ihre Producte nur auf den Märkten der Türken und Tataren ab. Aber auch innerhalb dieses engbegrenzten Verkehrs waren die Geschäfte nur zum geringsten Theil von russischen Schiffen selbst ausgeführt worden, sondern es waren meist fremde Fahrzeuge, besonders griechische, welche unter russischer Flagge segelnd, dadurch das Recht zu diesem Verkehr an sich gebracht hatten. Denn die Gestaltung einer russischen Handelsmarine auf dem Pontus war noch immer weit hinter allen Wünschen und Bestrebungen der Czarin zurückgeblieben. Rußland hatte noch immer Mangel an Schiffen und Seeleuten gehabt, und um nur die Hand über dem schwarzen Meere halten zu können, wurde die russische Flagge jedem Schiffe bewilligt, welches bei der Regierung um diese Vergünstigung nachsuchte. Es war dies gewissermaßen ein Freipaß für die Beschiffung des schwarzen Meeres, der an europäische Segel jeder Art schon von der russischen Gesandtschaft in Constantinopel ausgetheilt werden konnte, und wodurch das Ansehen der russischen Flagge in den Augen der Türken nicht wenig Abbruch erhielt. Denn die Türken, welche ihr Kara-Denghiz, wie sie das schwarze Meer nannten, stets wie ihr Palladium vor allen andern Nationen verschlossen gehalten, und nur den Russen die unweigerlichen Bahnen geöffnet hatten, sahen nun auch die von ihnen vielverachteten Griechen, ihre eigenen Unterthanen, unter der Flagge der Czarin in den Gewässern Constantinopels vorüberstolziren. Dies machte den übelsten Eindruck auf das

osmanische Selbstgefühl. Aber im Jahre 1784 gewann auch Oesterreich durch einen besonderen Vertrag den freien Eintritt in das schwarze Meer für alle seine Fahrzeuge, und zugleich wurden die Freibriefe, welche die russische Gesandtschaft ausstellte, auch an die Schiffe von Ragusa, Sicilien und Venedig in bedeutender Anzahl verliehen, wodurch die Wunderfrüchte Italiens über das schwarze Meer hinaus bis in die Asow'schen Gewässer schwimmen konnten, um sich Eisen, Tauwerk, Segeltuch, Caviar, eingesalzene Fische und Getraide dafür einzuholen.[1] Nachdem aber Rußland jetzt vollen Besitz von der Krim und allen ihren Küstenpunkten ergriffen, schien zugleich eine neue Morgenröthe des freien Verkehrs über dem schwarzen Meere aufdämmern zu wollen. Katharina erließ noch in demselben Jahre ein Manifest an alle Völker Europa's, worin sie denselben den mit der Pforte neu abgeschlossenen Handelsvertrag anzeigte, und unter feierlicher Hinweisung auf die Grundsätze der Verkehrsfreiheit und Concurrenz, welche Rußland jetzt der engherzigen und gehässigen Politik der Pforte abgerungen habe, die fremden Nationen einlud, mit allen ihren Handelskräften auf das schwarze Meer herabzukommen. Die Kaiserin deutete in diesem vom 22. Februar 1784 datirten Manifest besonders auf die Vortheile hin, welche dem freien europäischen Welthan-

[1] Lagorio, Abrégé historique des révolutions et du commerce de la Tauride p. 160. Storch, Histor. statist. Gemälde des russischen Reichs VI. 135.

del jetzt dadurch gesichert worden seien, daß Taurien und die übrigen anstoßenden Landschaften sich „freiwillig“ unter das Scepter Rußlands begeben hätten. Katharina lud die Völker ein, in ihre neuen Seehäfen zu kommen, und schlug ihnen dazu nicht nur das an der Mündung des Dnieper von ihr begründete Cherson, sondern auch unter den Häfen der Krim das vortrefflich gelegene Sebastopolis, welches einst Achtiar genannt worden sei, wie auch Theodosia, das ehemalige Caffa, vor. Sie erklärte, daß sie befohlen habe, diese Häfen allen fremden mit Rußland befreundeten Nationen zu öffnen und denselben darin mit ihren Schiffen und Ladungen sichere Aufnahme und völlige Freiheit ihrer Bewegung, welche nur durch die bestehenden Tarife und Zollverordnungen geregelt werden solle, zu gewähren. Zugleich wurde in diesem Manifest allen Fremden Handels- und Religionsfreiheit und Jedem, der sich im russischen Reiche niederlassen wollte, die Naturalisation ohne Schwierigkeit und Beschränkung angeboten. Katharina erstieg in diesem von stolzer Freude getragenen Augenblick einen Höhe- und Lichtpunkt der russischen Politik, auf dem dieselbe zu den weitgreifendsten schöpferischen Wirkungen in Europa bestimmt und befähigt schien. Schon früher hatte sie in dem allgemeinen Zolltarif von 1782 für alle russischen Häfen am schwarzen und Asow'schen Meere den Zoll um ein Viertel des früheren Betrages vermindert. Mit den kleineren italienischen Staaten, mit Polen, Oesterreich, Frankreich und Sicilien schloß sie bald noch besondere Verträge, um dieselben

zu einer gemeinschaftlichen Betreibung des Handels auf dem schwarzen Meere so eng als möglich mit sich zu verbinden. Namentlich war es eine innige Handelsverbindung Rußlands und Oesterreichs durch das schwarze Meer und die Donau, worin die Lieblingsideen der Czarin und Kaiser Joseph's zusammentrafen. Die eifersüchtige Türkei hielt jedoch stets das Schwert gezückt, mit dem sie den fremden Nationen die Durchfahrt durch den Canal von Constantinopel zu wehren suchte, und ungeachtet aller Einladungen und Tractate, mit denen Katharina die Bahn des Pontus öffnete, gelangte nur Rußland selbst dazu, die Erfolge dieses neuen Weltverkehrs einigermaßen an seine Flagge zu heften. Auch trug der Mangel an Verständniß dieses Meeres und an den ausreichenden Mitteln, seine Schwierigkeiten zu überwinden, noch immer Vieles dazu bei, die Kraft der Unternehmungen auf demselben zu schwächen und wieder zurückzuwerfen. So zog auch Oesterreich, obwohl durch den Sined der Pforte in der freien Beschiffung des schwarzen Meeres den Russen fast gleichgestellt, von dieser Begünstigung kaum eine nennenswerthe Frucht. —

XII.

Die Triumphreiſe nach Tauris.

Die Kaiſerin Katharina war ſchon ſeit einiger Zeit auf den Gedanken gekommen, das neueroberte Küſtenland am ſchwarzen Meere, jenes wunderbare Taurien, in welchem ſie mit der ruſſiſchen Herrſchaft zugleich die alten helleniſchen Namen wiederhergeſtellt hatte, in eigner Perſon zu beſuchen. Nachdem mancherlei Vorbereitungen zu dieſem Ausflug getroffen, der zu einer Triumphreiſe der Czarin im glänzendſten und großartigſten Stil werden ſollte, wurde die Abreiſe von Petersburg auf den 18. Januar 1787 feſtgeſetzt. Fürſt Potemkin, der zugleich als Statthalter dieſe neuen Anlagen des ruſſiſchen Reichs zu zeigen hatte, ſchien anfangs etwas betroffen darüber, daß die Czarina auf dieſen unerwarteten Einfall gekommen war. Für die drei Millionen Rubel, welche ihm Katharina zu den neuen Einrichtungen in der

Krim gegeben, hatte er eine gerade dargebotene günstige Gelegenheit benutzt, sich Güter und Diamanten zu einem sehr billigen Preise zu kaufen. Er wußte es aber von der Kaiserin zu erlangen, daß ihm diese Summe, deren Verwendung zu eigenem Vortheil er mit seiner ganzen Naivetät eingestand, aus einer der Reichskassen nochmals gezahlt wurde, und mit diesen neuen Millionen reiste er jetzt der Kaiserin voraus, um zu ihrem Empfang und zu ihrer Genugthuung aller Orten eine Prachtscenerie ins Leben zu rufen, welche die kühnsten Erwartungen auf eine mährchenhafte Weise überflügeln sollte. Potemkin hatte in seinen Sonderlings-Grübeleien ein theatralisches Blendwerk ohne Gleichen ersonnen, und er beeilte sich jetzt, die Couliſſen dazu anfertigen und zur richtigen Aufstellung in einander schieben zu lassen, wodurch aber ein so kostbares Schauspiel entstand, daß man ihm diesmal wohl die Großmuth zutrauen durfte, noch eine oder die andere Million aus seiner eigenen Tasche zugelegt zu haben. Zugleich ließ er den Kern der russischen Armee nach Kiew, Cherson und allen den Gegenden, welche die Kaiserin bereisen würde, abgehn, indem ungeheuerliche Angaben über die Zahl der russischen Truppen, über welche bei dieser Gelegenheit die Czarin und der als Reisegefährte unterwegs erwartete Kaiser Joseph die Musterung abhalten würden, verbreitet wurden.

Die Reisegesellschaft der Kaiserin, mit welcher sie sich an dem gedachten Tage auf den Weg begab, war nur aus den nächsten Personen ihres Hofstaats und aus dem öfter-

reichischen Gesandten Grafen Cobenzl, dem englischen Gesandten Mr. Fitzherbert, dem französischen Gesandten Grafen Ségur und dem Fürsten Ligne bestimmt, welcher letztere in einem besonderen Auftrage Kaiser Joseph's nach Petersburg gekommen war, und die angenehme Nachricht überbracht hatte, daß der deutsche Kaiser der schon früher von ihm abgeschlagenen Einladung doch folgen und in der Nähe von Krementschuk sich zur Weiterbegleitung der Czarin stellen werde. Ihre beiden Enkel, die Prinzen Alexander und Constantin, sollten nach der Anordnung der Kaiserin ebenfalls die Reise mitmachen, obwohl der Großfürst und die Großfürstin, die selbst zum Zurückbleiben bestimmt waren, die lebhaftesten und ängstlichsten Vorstellungen dagegen einlegten, über die endlich dadurch entschieden wurde, daß die jungen Prinzen kurz vor Beginn der Reise die Kinderblattern bekamen und deshalb zu Hause bleiben mußten.

Der Reisezug, als er sich unter dem Donner der Kanonen in Bewegung setzte, bestand aus vierzehn Wagen, hundertundvierundzwanzig Schlitten und vierzig anderen, die zur Aushülfe bestimmt waren. Fünfhundertundsechszig Pferde waren auf jeder Poststation beordert, für die Reise bereit zu stehen. Bei der gewaltigen Kälte, welche herrschte, erschien die gesammte Reisegesellschaft in große Bärenpelze eingehüllt, und Mützen von Marderfell bedeckten tief die Häupter der Herren und Damen. In dieser Vorsicht, welche zum Theil sehr malerische Gestalten hervorbrachte, war die Czarina selbst ihrer Reisegesellschaft vorangegangen, denn sie trug namentlich

zu Anfang der Reise zu einer enganschließenden Männer-Uniform eine große Zobelmütze, die nach der einen Seite eine gewaltige Troddel herunterhängen ließ. Es gab ihr dies ein ungemein kriegerisches und unternehmendes Ansehen und das so berühmt gewordene Witzwort des Fürsten Ligne, der die Kaiserin „Katharina der Große" genannt wissen wollte, scheint nicht bloß durch die Regentengröße der Kaiserin, sondern auch durch diesen Anblick entstanden zu sein. Die geistreiche und liebenswürdig flatternde Frivolität des Fürsten Ligne hatte ihm übrigens schon gleich zu Anfang seines Erscheinens am russischen Hofe so sehr die Gunst der Czarin erworben, daß sie ihm in dem Augenblick, wo die Reise nach der Krim angetreten wurde, ein Landgut zum Geschenk machte, welches dort am Ufer des schwarzen Meeres und zwar auf derselben Stelle gelegen war, wo in Tauris einst der Tempel stand, in welchem die von den hellenischen Dichtern vielbesungene Iphigenia als Priesterin gewaltet.

Die Triumphreise der nordischen Cleopatra, welche ihr Reisegefährte, der schöngeistig umherhüpfende Graf Ségur, mit der Reise der Cleopatra von Aegypten verglichen, in deren Gefolge die welterschütterndsten Ereignisse eingetreten seien, wurde mit ebenso großer Bequemlichkeit als unter den verschwenderischsten Veranstaltungen aller Art, fortgesetzt. Sobald die Nacht hereingebrochen war, was bei den kurzen Tagen dieser Jahreszeit schon sehr früh geschah, entzündeten sich zu beiden Seiten der Landstraße gewaltige Feuer, die aus Scheiterhaufen von Tannen, Cypressen, Birken und Fichten

emporloderten und die Nacht heller als den niedergeſunkenen Tag ſtrahlen ließen. Die von unzähligen und unaufhörlichen Flammen durchblitzten Eis- und Schneemaſſen, über welche ſich die Wege hinzogen, ſchienen neue Welten von Cryſtall und Diamant geworden zu ſein, welche der Czarina ein neues Gebiet ihrer Herrſchaft erſchließen wollten. Unter dieſem feenhaften Glanz gelangte man dann ins Nachtquartier, das in wohleingerichteten Häuſern ſich darbot und in Gegenden, wo man keine Wirthshäuſer kannte, die koſtbarſten Feinſchmeckereien der Hauptſtadt aus Küche und Keller hervortreten ließ. Nirgends ſchien es an einem glänzenden Palaſt oder an einem würdig eingerichteten Hauſe zu fehlen, um die Kaiſerin aufzunehmen und ihr die Huldigungen einer ihrer Gebieterin entgegenharrenden, mit allen Zeichen der Liebe, des Wohlſtandes und der Freude geſchmückten Bevölkerung darzubringen.

Die Kaiſerin war unterwegs von der gütigſten und heiterſten Laune. Die Geſellſchaft in ihrem eigenen Wagen wechſelte nach ihrer Beſtimmung, nur daß ihre Kammerdame, Fräulein Protaſow, und der neue Günſtling, Graf Momonow, unverändert in demſelben ihren Platz behielten. Beſonders häufig lud ſie namentlich den engliſchen und franzöſiſchen Geſandten ein, ſich zu ihr zu ſetzen, und es wurden dann die lebhafteſten und beziehungsreichſten Geſpräche geführt, in denen alle Angelegenheiten der Zeit bald ſcherzend, bald auf gewichtigere Weiſe geſtreift wurden. Beſonders ſchien ihr die Unterhaltung mit dem Grafen Ségur ſeit

einiger Zeit Vergnügen zu gewähren. Der Graf hatte ein sehr leichtes und lustiges Talent, Gelegenheitsgedichte zu machen, und war darin nicht spröde, es auch nach der Laune der Czarin zu jeder beliebigen Zeit spielen zu lassen. Sie bestellte Gedichte auf alles Mögliche bei ihm und er hatte noch vor Kurzem den Tod eines ihrer schönsten Windhunde in den rührendsten französischen Versen besungen. Der Graf Ségur hatte aber auch andere sehr wichtige Angelegenheiten am russischen Hofe zu vertreten, denn seine Aufträge gingen gleichzeitig dahin, den von seiner Regierung längst gewünschten Handelsvertrag zwischen Frankreich und Rußland zu Stande zu bringen. Die Czarin ließ ihn auf einer der ersten Tagereisen zu sich in den Wagen laden, um ihm, verbindlich wie sie oft war, ihre Freude darüber auszusprechen, daß es noch kurz vor der Abreise von Petersburg gelungen, alle diesem Handelsvertrag bisher so stark entgegengestandenen Schwierigkeiten zu überwinden, und zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen. Der Graf Ségur empfing darin eine um so gnädigere Belohnung, als er mit diesem Vertrag einen sehr schwierigen Kampf gegen die Minister Katharina's und zum Theil gegen die Neigung der Czarin selbst bestanden hatte. Ségur war aber nicht müde geworden, mit der ihm eigenen geistigen Lebendigkeit die Nothwendigkeit eines bestimmten Handelsverhältnisses zwischen Rußland und Frankreich nachzuweisen, indem er in einer dem russischen Gouvernement überreichten Denkschrift ausgeführt hatte, daß Frankreich, welches so bedeutende Häfen im mittelländischen

Meere beſitze, mit ſeinen Handelsintereſſen bei weitem mehr auf Rußland als auf England gewieſen ſei, und daß Frankreich und Rußland zuſammen mit einem beiſpielloſen Erfolg alle Vortheile des ſchwarzen Meeres ausbeuten würden.[1]

Die Kaiſerin plauderte aber auch ſelbſt gern vom ſchwarzen Meer, wenn ſie, in die Wagenecke gedrückt, dem engliſchen und franzöſiſchen Geſandten gegenüberſaß. So erzählte ſie einſt, als die Unterhaltung beſonders heiter geworden war, wie man es ihr zum Vorwurf gemacht habe, daß ſie einem Schiffscapitain erlaubt, ſich mit einer Negerin zu verheirathen. Sie ſei darüber anfangs ſelbſt betroffen geweſen, habe aber endlich ausgerufen: „Nun ja, daran könnt Ihr ſehen, daß ich in der That ehrgeizige Abſichten gegen die Türken hege, denn ich laſſe bereits mit Eclat die Verheirathung der ruſſiſchen Marine mit dem ſchwarzen Meere feiern!“ Darüber konnte ſie von Neuem in das herzlichſte Gelächter ausbrechen, und dann erging ſie ſich in Schelworten aller Art über die Türken und über das erbärmliche Weſen ihrer Sultane, die, von den Wollüſten des Haremś ausgeſogen und geknechtet durch ihre Ulemas und Janitſcharen, weder zu herrſchen noch zu kämpfen verſtänden, und theils blödſinnige Despoten, theils ewige Kinder wären. Zu dem Grafen Ségur ſagte ſie lachend: „Ihr Franzoſen wollt nicht, daß ich die Türken aus meiner Nachbarſchaft verjage? Ihr habt Euch an den Türken in der That artige Zöglinge

[1] Ségur, Mémoires II. 331. 421. III. 9.

herangebildet; dies sind Schüler Frankreichs, die Euch viele Ehre machen! Wenn Ihr solche Nachbarn in Piemont oder in Spanien hättet, die Euch jährlich die Pest und Hungersnoth ins Land brächten, oder Euch jedes Jahr ungefähr zwanzigtausend Menschen tödteten oder davonschleppten, würdet Ihr es dann gut finden, wenn ich solches Gelichter unter meine Protection nähme?" Graf Ségur selbst gesteht, von diesem lebhaften und aufrichtig gemeinten Andringen so überrascht gewesen zu sein, daß er nur einige Gemeinplätze über die Aufrechthaltung des Friedens und über die Bewahrung des europäischen Gleichgewichts hervorstammeln konnte.[1]

Zuweilen scherzte sie aber auch ganz anmuthig mit dem Botschafter Frankreichs, indem sie ihr ungeheueres Reich, in welchem sie sich eben unterwegs befand, ihr „kleines Hauswesen" nannte, und ihn dann schäkernd fragte: ob es sich nicht schon ganz artig möblirt und mehr und mehr vergrößert habe? Eines Tages sagte sie zu ihm: „Ich wette, Herr Graf, daß Sie in diesem Augenblick von Ihren schönen Damen in Paris, wie von allen dortigen Elegants und Gelehrten, recht sehr über Ihr Unglück beklagt werden, hier im Lande der Bären mitten unter Barbaren mit einer langweiligen Czarina reisen zu müssen. Ich achte Ihre Gelehrten, aber ich ziehe meinerseits die Unwissenden vor. Ich für meine Person will zum Beispiel gar nichts mehr wissen,

[1] Ségur, Mémoires III. 21.

als was ganz nothwendig für die Führung „meines kleinen Hausweſens“ iſt!“

Der Graf Ségur war beſonders geſchickt darin, ſtets in der richtigen Tonart jeden launigen Aufſchwung der Czarin zu begleiten, obwohl die Stimmung, in welcher er zuletzt von Petersburg abgereiſt war, und welche durch die neu angelangten Nachrichten aus Frankreich in ihm erweckt worden, keineswegs auf einem heiteren und ſorgloſen Hintergrunde ſtand. Die große Kriſis Frankreichs hatte ſich bereits durch die verhängnißvollen Maßregeln des Finanzminiſters Calonne angekündigt, und ein unabſehbarer Kampf aller Staatselemente, über deſſen umwälzende Natur ſich Niemand mehr täuſchte, ſchien im Anzuge begriffen. Ségur verſank oft in tiefes Nachdenken über die erſten, dumpf herandrohenden Anzeichen einer Verwickelung, die ihm ein nicht minder gewagter und gefahrvoller Kampf um den dunkeln Ocean des Völkerglücks und der Völkerrechte erſchien, als ihn Rußland um den Beſitz des ſchwarzen Meeres aufgenommen und an der für die Weltherrſchaft verhängnißvollſten Stelle zum entſcheidenden Ausſchlag bringen wollte!

Der engliſche Geſandte Mr. Fitzherbert war im Grunde nicht weniger zum Tiefſinn aufgelegt, ohne das Talent des Franzoſen zu einem beſtändig heiteren und ergiebigen Anſchein der Unterhaltung zu beſitzen. Er hatte eine zärtliche Zuneigung zu einer ruſſiſchen Dame in Petersburg gefaßt, und er konnte ſich über die Trennung von ihr um ſo weniger zufrieden geben, als er ſie gerade in einem Augenblick

hatte verlassen müssen, wo er dem Gipfel der Erhörung zuschritt. Mr. Fitzherbert war aber in Ermangelung anderer Unterhaltungstalente stark im Aufgeben von Räthseln und Charaden, wozu die Kaiserin auch unterwegs nicht selten aufforderte, indem es ihr ein außerordentliches Ergötzen zu gewähren schien, wenn der englische Gesandte den französischen mit seinen Aufgaben in die Enge trieb, und die Vertreter der beiden Westmächte dann miteinander einen Wettkampf eingingen, wer dem Andern am besten Räthsel aufzugeben wisse.

Die erste bedeutendere Stadt, in welcher die Reisenden anlangten, war Smolensk, das am Abhange des linken Dnieperufers in einer höchst malerischen Lage sich zeigt. Hier beschloß die Czarin drei Tage zu rasten, und gab der Bevölkerung einen glänzenden Ball, auf welchem dreihundert einheimische Damen in den prachtvollsten Toiletten und mit einem modernen Luxus, wie er an jedem große Hofe Europa's erscheinen konnte, als ein merkwürdiges Scheinbild der Civilisation sich darstellten, obwohl der schärfere Beobachter noch die alte moskowitische Barbarei hinter allen schönen Gewandungen und Formen hervorbrechen sehen wollte. Dann setzte sich, unter dem Jauchzen der von allen Seiten und aus allen Gegenden zusammengeströmten Bevölkerung, die einem Zuge aus der alten Fabelwelt gleichende Reise über Eis und Schnee hinweg in weitere Bewegung. Die nächste Stadt, in der jetzt Rast gemacht wurde, war das alte Kiew, wo die kleine Wiege des unermeßlichen Reichs gestanden, und schon im frühesten Mittelalter eine mächtige Cultur sich

zu regen begonnen. Hier ſollte das Herannahen des Frühlings abgewartet werden, um, ſobald die milderen Lüfte das Eis des Dnieper geſprengt hätten, auf den bereit gehaltenen Galeeren dieſen Fluß zu beſchreiten und zu den Eingängen des ſchwarzen Meeres hinabzuſteigen. In Kiew fand die Kaiſerin zur ihrer Aufnahme einen glänzenden Palaſt bereit, der als eine Improviſation des Fürſten Potemkin, doch dauerhaft genug für die Zeit eines Reiſeaufenthalts aufgerichtet, wie durch einen Zauber aus der Erde hervorgelockt zu ſein ſchien. Potemkin ſelbſt, der erfindungsreiche Leiter der ganzen Maſchinerie, trat hier zum Erſtenmal perſönlich aus den Couliſſen heraus, und ſtellte ſich der Kaiſerin, mit der er hier zuſammentreffen ſollte, unter den feurigſten und dankbarſten Lobeserhebungen von ihrer Seite dar. Er brachte den Fürſten von Naſſau-Siegen mit, der ſich ebenfalls für ein Landgut, welches ihm die Kaiſerin bereits in der Krim geſchenkt, und für die Gunſt bedanken wollte, mit der ihm Katharina erlaubt, auf ſeinen Schiffen die ruſſiſche Flagge emporflattern zu laſſen. Auch der Feldmarſchall Graf Romanzow war nach Kiew gekommen, um dort im Gefolge der Kaiſerin zu verweilen, nachdem er ſie ſchon an den Grenzen dieſer Provinz, deren Gouverneur er zugleich war, mit allen militairiſchen Ehren empfangen.

Der Hof, welchen die Czarin in Kiew hielt, glich einem Theater, auf welchem die wunderbarſte Magie Huldigungsbilder aller Art für die gewaltige Herrſcherin des Nordens zuſammengeſtellt hatte. Aus allen Gegenden der

Welt schienen die Sendboten dieser Huldigung zu den Füßen Katharina's eingetroffen. Selbst die wilden Kirgisen, in der abenteuerlichen Tracht der Horden, und die tapferen, mit ihren langen Lanzen vielgefürchteten Kosacken des Don, die in reichen asiatischen Gewändern erschimmerten, zeigten sich durch Deputationen im Saal der Kaiserin vertreten. Ein Prinz von Georgien legte die Tribute von Phasis und Kolchis vor dem Thron der Czarin nieder. Auch Kalmücken sah man in stummer Unterwürfigkeit auf ein Lächeln der hohen Gebieterin harren. In großer Anzahl trafen hier auch schon vornehme Polen ein, die ihre russischen Gesinnungen vor den Augen der Czarin selbst bekennen wollten. Die Tage und Abende wurden mit Bällen und Festen hingebracht, auf denen alle Nationalitäten des Orients und Occidents wie in einem rauschenden Fastnachtsprunk durcheinander gewirbelt schienen. Ungeheuer war die persönliche Thätigkeit und Rührigkeit, welche Fürst Potemkin bei allen diesen Veranstaltungen offenbarte, was um so mehr bewundert wurde, da man die Leidenschaft des Fürsten für ein ruhiges und träges Hinschlendern kannte. Er wußte sich aber auch dafür nach seiner Weise schadlos zu halten, denn fernab vom Geräusch des Hofhalts hatte er sich seine Wohnung in einem alten Kloster genommen, welches Petschersky hieß und auf einer steilen Anhöhe bei Kiew gelegen war. Wenn er bei den Hoffesten, in seiner großen Feldmarschalls-Uniform, geziert mit Stickereien und Spitzen und angethan mit seinen von Brillanten strahlenden Orden, dazu frisirt

und gepudert im strengsten Stil des Hofmannes, erschienen war, so warf er dies Alles weit von sich, sobald er nur in sein stilles, kaum von einem Menschenlaut durchzogenes Kloster zurückgekehrt war. Hier legte er nichts als einen alten Pelz an, in dem er sich stets am wohlsten befunden. Dann saß er mit gänzlich entblößtem Hals und halbnackten Beinen, die Füße in große weite Pantoffeln gesteckt, mit glatt herunter hängenden und schlecht gekämmten Haaren, stundenlang träumerisch auf dem Diwan da. Dann malte er sich die Entwürfe der Zukunft und des orientalisch-griechischen Kaiserthums aus, die ihn unaufhörlich beschäftigten. Oder er empfing in dieser unendlichen Behaglichkeit auch seine Besuche, darunter die bedeutendsten Personen von Rang, und hatte dann die Gewohnheit, Niemanden einen Stuhl anzubieten, sondern Alle um sich herum stehen zu lassen, während er sich mit seinem Gesellschafter in eine Partie Schach vertiefte, deren Züge ihn dann mehr als alles Andere in Anspruch nahmen.

Die Czarin widmete ihrerseits öfter ihre Abendstunden den geistreichen und literarischen Unterhaltungen mit dem französischen Gesandten, von dem sie durchaus die Kunst erlernen wollte, französische Verse zu machen. Aber bei aller Mühe, welche sich Graf Ségur mit ihr gab, mußte doch dieser Gedanke bald aufgegeben werden, denn es zeigte sich, daß die Kaiserin, die schon für Musik keinen Sinn hatte, ebenso wenig Ohr und Verständniß für den Versbau besaß und ihren mit Politik und Herrschaftsunternehmungen

überfüllten Kopf für den Wohllaut und die Wendungen der Poeſie gar nicht mehr geöffnet fand. Ihre Unterhaltung ſchweifte doch am liebſten wieder auf die Angelegenheiten der Politik hinüber, und in den letzten Tagen waren dazu noch beſondere Anläſſe durch die Nachrichten entſtanden, welche aus Paris und Conſtantinopel eintrafen. Graf Ségur hatte durch eine Depeſche die Nachricht empfangen, daß der König Ludwig XVI. den Entſchluß gefaßt habe, die Notablen Frankreichs um ſeinen Thron zu verſammeln. Als der franzöſiſche Geſandte dieſe ihm vorgeſchriebene Meldung an die Czarin überbrachte, ſprach ſich Katharina darüber mit einem wahren Enthuſiasmus aus, und erklärte ihre Anſichten dahin, daß durch dieſen Schritt allein ſchon die Wiederherſtellung der Finanzen und die Befeſtigung der öffentlichen Ordnung gelingen werde. Nicht minder bedeutungsvoll nach einer andern Seite hin, wo auch eine ganze Welt in Gährung lag, waren die Nachrichten, welche Graf Ségur um dieſe Zeit von dem franzöſiſchen Geſandten in Conſtantinopel, dem Grafen von Choiſeul, empfing. In Conſtantinopel hatte das immer auffälliger und bedrohlicher werdende Benehmen, welches der dortige ruſſiſche Geſandte, Herr von Bulgakoff, ohne Zweifel nach einer ihm unmittelbar von Potemkin gewordenen geheimen Weiſung, dem Diwan zeigte, eine eigenthümliche Situation hervorgerufen. Je erſichtlicher es wurde, daß der Diplomat Rußlands den Auftrag hatte, durch eine herausfordernde und beleidigende Sprache die Türkei zum Kriege zu reizen, um ſo mehr hatte die franzö-

ſiſche Diplomatie, nach der ganzen Haltung Frankreichs in der orientaliſchen Frage, ihre Pflicht darin geſehen, der Pforte einen kräftigen und charaktervollen Widerſtand anzurathen, und ſie zu Rüſtungen von immer umfaſſenderer Art anzuſpornen. Die neue Unruhe, welche in das Herz der Pforte geſchleudert wurde, hatte noch ihre beſondere Nahrung darin finden müſſen, daß Potemkin ſo gewaltige Truppenmaſſen gegen die Küſten des ſchwarzen Meeres hin hatte zuſammenſtrömen laſſen, und zwar in einer ſo vollſtändigen Kriegsausrüſtung, daß der Vorwand, die Triumphreiſe der Kaiſerin zugleich mit einem militairiſchen Schauſpiel zu verherrlichen, kaum noch glaublich erſcheinen konnte. Die Infanterie, Cavallerie und Artillerie Rußlands ſtanden vielmehr ſo vollzählig und mit ſo ungeheurer Munition verſehen an den Grenzen der Türkei, daß ſie bereit ſchienen, jeden Augenblick den Krieg zu beginnen und auf den erſten Wink der Czarin ihr Werk der Zerſtörung an der Feſtung von Oczakoff zu beginnen. Die Kaiſerin verweilte jedoch noch ſinnend und zögernd an der Schwelle der Ausführung, beſonders auf Preußen, England und Frankreich blickend, welche nicht bloß die Abſichten Rußlands auf Conſtantinopel, ſondern auch jeden Schritt zur Zuſammenfügung der griechiſchen Kaiſerkrone, welche auf dem Haupte des jungen Conſtantin niedergelaſſen werden ſollte, unaufhörlich belauerten.

Endlich aber war das Wintereis auf dem alten Boryſthenes, wie die Czarina gern den Dnieper mit ſeinem claſſiſchen Namen nannte, geſprungen. Gerade am erſten

Mai befahl die Czarin die Weiterreise, und bestieg die für sie bestimmte Galeere, der eine Flotte von achtzig Fahrzeugen verschiedenster Art, die mit dreitausend, sowohl zum Schiffsdienst als zur Garnison gehörigen Menschen bemannt waren, folgte. In sieben Galeeren von majestätischer Größe, die kunstvoll bemalt und mit prächtig ausgeschmückten Sälen und Boudoirs versehen waren, hatte die Gesellschaft der Kaiserin Aufnahme gefunden. Die Vorbereitungen zu dieser merkwürdigen Stromreise hatte Potemkin mit den ausgesuchtesten Anstrengungen treffen lassen. Er hatte die am gefahrvollsten hervorragenden Klippen des Dnieper sprengen lassen, um eine möglichst ebene Wasserbahn bis in das berühmte Schreckenslabyrinth seiner Kataracten herzustellen. Jetzt begann überhaupt die eigentliche Kunstleistung, mit der sich Fürst Potemkin auf eine ohne Zweifel meisterhafte Weise als den wunderthätigen Magier dieser Reise zeigte, indem er nun eine feenhafte Maschinerie aufrollen ließ, die vor den Augen der erstaunten und beglückten Katharina eine ungeahnte Fülle blühenden Lebens und neuerschaffener Volksexistenz vorüberführte. An den wilden unwirthlichen Ufern dieses Borysthenes, die, schon in alter Zeit gefürchtet, zuletzt nur der entsetzliche Aufenthalt der Zaporogischen Kosacken und hungerig heulender Wölfe gewesen, war plötzlich ein neues friedensvolles Dasein aufgeblüht, dessen heitere milde Lebensbilder so überraschten, daß sie eben erst unter dem auf ihnen ruhenden Augenlicht der Czarin erwacht zu sein schienen. In der That war es kaum anders, denn Alles,

was die Kaiſerin von dieſen plötzlich ſo wunderbar belebten Geſtaden her an ſich vorübergaukeln ſah, war nur eine artiſtiſche Schöpfung Potemkin's, die er nach dem großartigſten Plan hatte in Scene ſetzen laſſen, um ſeiner Gebieterin erhebende Illuſionen zu ſchaffen und ſich ſelbſt den Dank für eine beiſpiellos glückliche Verwaltung ſeines Gouvernements zuzuwenden. Denn die ſchönen Dörfer alle, die Katharina in der Ferne erblickte, und durch welche dieſe öde Wildniß zuerſt überwunden worden zu ſein ſchien, waren mit ihren Häuſern und Kirchthürmen nur auf Bretter gemalt, die an den Bäumen feſtgebunden waren. Andere näher gelegene Dörfer waren eben erſt in aller Eile aufgeſchlagen und zuſammengezimmert worden. Die Einwohner, welche ein ſolches Dorf beleben mußten, hatte Potemkin oft erſt auf vierzig Meilen her in der Runde zuſammentreiben laſſen, und dieſe armen Leute mußten dann, nachdem ſie der Augenluſt der vorüberfahrenden Czarin gedient, ſich über Hals und Kopf wieder davon machen, und in der Nacht in der größten Eile die nächſtfolgenden Dörfer zu erreichen ſuchen, in denen ſie dann ebenfalls wieder auf einige Stunden, und zwar ſo lange, bis die Kaiſerin an dieſer Stelle des Ufers vorübergefahren war, die glückliche und in Lobgeſängen auf die ruſſiſche Kaiſerin losbrechende Einwohnerſchaft vorzuſtellen hatten. Ebenſo wurden ganze Heerden Vieh in der Nacht von einem Ort zum andern hingetrieben, und die Czarin bewunderte oft dieſelben Rinder fünf bis ſechs Mal, unter derſelben Anerkennung eines ſo ſtattlichen Heerdenreichthums.

Die frohen und jauchzenden Lieder, von denen diese Bevölkerung erklang, und die in allen Echos der Berge den gepriesenen Namen der großen Czarin erklingen ließen, waren so harmonisch und rein gestimmt, daß gewiß manche Zeit und Mühe auf ihre Einstudirung verwendet sein mochte. Es lag Potemkin daran, der Kaiserin überall den Eindruck einer blühenden Wohlhabenheit zu erwecken, welche den unter ihrem Scepter begnadigten Völkern auch in dieser Wildniß erwachsen sei, und dazu wandte er oft auch die lächerlichsten Mittel an. In den Städten, in denen gerastet wurde, führte er seine Herrin vorzugsweise gern in die gefüllten Fruchtspeicher, und ließ sie dort die von ihrem Inhalt strotzenden Getraidesäcke bewundern, die er aber heimlich mit Sand hatte füllen lassen. Das Decorationstalent, welches der Fürst entfaltete, war aber so außerordentlich, daß er durch seine überall ausgespannten Triumphbögen, Blumenguirlanden und architectonischen Verzierungen jeder Art die elendesten Dörfer in stolze Städte und bescheidene Landhäuser und garstige Schenken in Paläste verwandelt zu haben schien.

In Kaniew, wo wieder auf einige Zeit Rast gemacht wurde, sah man beim Landen den König von Polen, Stanislaus August, am Ufer stehen, der sich mit seinem ganzen Hof eingefunden hatte, um hier an dieser Grenze seines Reichs, wo der Dnieper Rußland von Polen trennte, seiner alten Freundin, der Czarin, seine Huldigung abzustatten. Man weiß nicht, ob es auch zu den theatralischen Veran-

staltungen Potemkin's gehörte, daß auch der König von Polen an diese Stelle herverschrieben war, um die Staffage für den Triumphzug der Kaiserin vollständig zu machen, wofür der vielfach behauptete Umstand sprechen würde, daß Poniatowski zu diesem Zweck hunderttausend Rubel Reisegeld von Potemkin zugesandt erhalten habe. Es war dies kein ganz zarter Gedanke von Potemkin gewesen, denn diese Begegnung mit dem einst so feurig geliebten Mann, der vor fünfundzwanzig Jahren, wie Katharina selbst, in Jugend, Schönheit und Anmuth glänzt, brachte für die Kaiserin in manchem Betracht eine Verlegenheit mit sich. Ein Gefühl dieser Art drückte sich schon beim ersten Zusammentreffen in Beiden aus, die sich so verändert durch Zeit, Jahre und Verhältnisse gegenüberstanden, und sich jetzt nur bewußt werden konnten, wie von einem so innigen und flammenden Verhältniß kaum noch vertrocknete Blumen übrig geblieben waren. Dieser innere Zwang wurde Ursache, daß sich Poniatowski anfangs ziemlich steif und linkisch benahm, und nachher in einen beständig witzelnden Ton der Unterhaltung überging, wodurch das Verhältniß nicht um Vieles besser wurde. Der König von Polen suchte sich aber wenigstens für alte Zeiten und für die polnische Krone, für welche er sich noch nicht persönlich bei der Czarin hatte bedanken können, erkenntlich zu beweisen, indem er in Kaniew nicht nur ein prächtiges Fest, sondern auch ein Feuerwerk hatte veranstalten lassen, welchem letzteren die Kaiserin von der Flotte aus zusah. Die Flammen waren auf die Höhen und in

die Abgründe der Berge von Kaniew so vertheilt, daß das ganze Schauspiel dem plötzlichen Ausbruch eines Vulkans glich, dessen Feuer die ganze Gegend übergossen und in den Fluthen des Borysthenes ihren zauberhaft glänzenden Spiegel fanden. Die Kaiserin eilte jedoch, die Zusammenkunft mit Poniatowski abzukürzen, der sich keines weiteren Gunstzeichens mehr von ihr zu erfreuen hatte, als daß sie ihm die Decoration des St. Andreas-Ordens gab. Dann ließ sie rasch ihre Anker lichten, um Krementschuk, am Einflusse des Kagamlik in den Dnieper, zu erreichen.

Hier zeigte sich schon die junge Jahreszeit, die in diesen Gegenden so rasch und plötzlich eine Fülle von Grün und Blüthen entwickelt, auf der vorgeschrittensten Stufe. Neben einem palastähnlichen Gebäude, welches Potemkin hier zur Aufnahme der Kaiserin ganz nach ihrem Geschmack hatte aufführen und einrichten lassen, stellte sich den verwunderten Augen der Fürstin zugleich ein englischer Garten dar, den die Magie des Fürsten mit Bäumen von mächtiger Größe, mit Blumen, Springbrunnen und den überraschendsten Fernsichten ausgestattet hatte. Auch ließ Potemkin Kriegsbilder von starker und aufreizender Mahnung vor der Czarina auftreten. Er stellte ihr eine Armee von zwölftausend Soldaten vor, die er ganz neu und in den stattlichsten Uniformen hatte einkleiden lassen, und die in vier Colonnen, zugleich mit einem im Quarré aufgestellten Bataillon Kosacken, die Bewegungen einer Schlacht vor der Kaiserin ausführten. Katharina fühlte sich darüber so glücklich, daß sie gern allen

ihren Umgebungen einen Beweis ihrer leuchtenden Gnade gegeben hätte, und auch ihren alten militairischen Stoiker, den wunderlichen General Suwarow, fragte: warum er sich nie eine Gnade erbitte, und ob er denn gar nichts zu wünschen habe? Suwarow gestand lächelnd: er habe allerdings einen Wunsch, nämlich den, daß die Kaiserin künftig die Miethe für ihn bezahlen möchte. Es war aber bekannt, daß Suwarow nur ein Quartier brauchte, welches ihm monatlich zwei Rubel Miethzins kostete.

Der Czarin gefiel es hier so wohl, daß sie sich nur aus dem Grunde zu einer baldigen Abreise entschloß, um den Kaiser Joseph, dessen Ankunft in Cherson bereits gemeldet worden war, nicht länger warten zu lassen. Die Weiterfahrt auf dem Dnieper bot jetzt schon bedeutendere Schwierigkeiten und Gefahren dar, sowohl durch den reißender werdenden Lauf des Stromes, als auch durch seine ungeheuren Kataraкte, die jeder mit einem besonderen Namen bezeichnet sind, und die verschiedensten Anstrengungen und Vorsichten für die Vorbeifahrenden nothwendig machten. Kaum erscheint es hier möglich, den Borysthenes, der oft in seiner ganzen Wasserbreite durch eine unüberwindliche Felsenkette gesperrt wird und von dieser mit furchtbaren Donnerlauten wie rasend seine Wogenstürze herabwälzt, weiter beschiffen zu können. Fürst Potemkin und der Fürst von Nassau suchten hier die Helden zu spielen und wollten sich auf einem leichten Fahrzeug in die Wogen stürzen, um mit denselben über die Felsen hinüberzuspringen. Die Kaiserin, welche oft Me-

mente einer ächt weiblichen Güte hatte, untersagte dies aber mit allem Nachdruck.

Der deutsche Kaiser war inzwischen in Cherson ungeduldig geworden, weil sich die Ankunft der Galeeren der Czarin verzögerte, und er hatte sich, um seiner Freundin und Bundesgenossin desto rascher zu begegnen, nach Kaydak voraus begeben, wo er der Kaiserin entgegenzukommen hoffte. Sobald Katharina davon benachrichtigt worden, stieg sie in beeiferter Hast ans Land, und begab sich ganz allein zu Wagen auf die Landstraße, um dem Kaiser Joseph zuvorzukommen, den sie auch an dem einsam gelegenen Hause eines Kosacken antraf. Nachdem sie dort in dem Kosackenhause einige Stunden lang einer vertrauten Unterredung mit ihm gepflogen, reisten die beiden Souveraine zusammen nach Kaydak, wo am andern Morgen auch die Flotte der Czarin von den brausenden Wellen des Dnieper herangeschaukelt wurde. Am folgenden Tage wurde in dieser Gegend der erste Grund zu der Stadt Ekaterinoslaw gelegt, zu welcher Katharina und Joseph nach einer feierlichen Handlung die ersten Steine in den Boden senkten.

Dann kam man in Cherson an, das, ebenfalls eine aus den Händen der Czarin hervorgegangene Schöpfung, wenigstens seine erste Lebenszeit schon zu einem merkwürdigen Aufschwung benutzt zu haben schien. Zweitausend fertige Häuser, eine fast vollendete Festung, Kasernen für vierundzwanzigtausend Mann, ein Arsenal, und in dem neuen Hafen zweihundert Handelsschiffe und zwei Kriegsschiffe nebst

einer zum Auslaufen bereiten Fregatte, stellten sich dort zur großen Befriedigung der Kaiserin dar. Die Kaiserin war eigentlich mit dem Plan hierhergekommen, sich auch nach Kilburn, welches der Festung Oczakow unmittelbar gegenüber liegt, zu begeben und gewissermaßen eine militairische Schau über die Lage der türkischen Streitkräfte auf diesem Gebietstheile abzuhalten. Dies mußte ihr jedoch ernstlich widerrathen werden, weil sich in demselben Augenblick ein ottomanisches Geschwader von vier Linienschiffen und sechszehn Fregatten an der Mündung des Dnieper zeigte, im Begriff, zwischen Oczakow und Cherson zu kreuzen. Der Diwan hatte damit ohne Zweifel schon eine Antwort auf die ganze Reise der Kaiserin nach der Krim, die in Constantinopel viele Unruhe erregte und schon wie eine herausfordernde Handlung gegen die Türkei angesehen wurde, ausdrücken wollen.

Die große Czarin ärgerte sich über den Anblick dieser Schiffe ungemein, und stand von ihrem Ausfluge ab, indem sie von diesem Augenblick an zugleich eine absichtlich kühlere Stimmung gegen den französischen Gesandten blicken ließ. Denn es wurde nur dem Einfluß Frankreichs zugeschrieben, daß die Pforte eines solchen Widerstandstrotzes sich zu vermessen schien. Zu gleicher Zeit vernahm man aber auch, daß mehrere französische Militairs in Oczakow erschienen waren, um die Befestigungsarbeiten der Türken zu leiten. Die Czarin hatte aber auch wieder zu ihrem Trost den deutschen Kaiser an ihrer Seite, an dessen Bundesgenossenschaft

für alle kommenden Fälle sie nicht mehr zweifelte, obwohl Joseph auch diesmal wieder nur in seiner gewohnten Haltung beharrte, die zwar äußerlich ganz hingegeben schien, und es auch im Allgemeinen an der Zustimmung zu so weitzielenden Entwürfen nicht fehlen ließ, im Einzelnen aber sich noch Alles vorbehalten wollte.

Kaiser Joseph war auch bei seinem zweiten Erscheinen in Rußland nur in einem ganz einfachen Reisewagen, begleitet von einem einzigen Offizier und zwei Bedienten, angekommen. Sein Incognito als Graf von Falkenstein schien er diesmal noch strenger als früher bewahren zu wollen, denn er nahm es übel, wenn er im Eifer des Gesprächs Sire oder Majestät angeredet wurde, und wiederholte dann dringend, er sei nur ein Reisender, der sich unterrichten wolle, aber durchaus kein Monarch. Mit dem französischen Gesandten unternahm er oft ganz allein lange Spaziergänge an der Meeresküste, und gab ihm dann beim Gehen vertraulich den Arm, um sich nur auf ganz ebenbürtigem Fuße mit ihm auszusprechen. Auf diesen Spaziergängen ließ er sich mit einer merkwürdigen Offenheit über die Politik des Tages und über das große Eroberungsproject Rußlands aus. Eines Tages bemerkte er, daß, wenn auch in und an Rußland so Vieles nur Scheingröße sei, Rußland doch durch die Ungemessenheit seiner Kraftenwickelung, die auf Verschwendung von Geld und Menschenleben beruhe, stets unberechnenbare Vortheile für sich haben werde. Denn was man in Deutschland und Frankreich mit freien Volkskräften

niemals versuchen könne, werde in Rußland durch den einzigen Willen, der über unzählige Milizen von Sclaven zu gebieten habe, stets mit der größten Leichtigkeit zur Ausführung gebracht. Aber er ließ zugleich blicken, daß er dem Vorrücken der russischen Eroberungspläne im Osten nur bis zu einem gewissen Zielpunkt zu folgen entschlossen sei.[1] Auf einer dieser diplomatischen Promenaden an der Meeresküste sagte er dem Grafen Ségur geradezu: „Ich wünsche aufrichtig den Frieden zu bewahren. Die Besitznahme der Krim durch die Russen, mit der ich mich einverstanden erklärt, konnte für mich nichts Nachtheiliges haben, da die einzige Folge davon nur die sein konnte, die Türken friedfertiger zu machen, indem ihnen damit jedes Mittel entrissen wurde, einen Offensivkrieg zu beginnen. Auf der andern Seite mußte ich sogar einen außerordentlichen Nutzen darin finden. Denn meine eigenen Staaten zeigten sich jetzt geschützt vor jedem Angriff Seitens der Türken, die nun von der Besorgniß nicht mehr frei werden können, daß sie die Truppen und Schiffe Rußlands von der Krim her im Rücken haben. Auch hat die Stellung Oesterreichs jetzt durch die Gewißheit gewonnen, daß es Preußen von dem Hof von Petersburg getrennt und ihm dadurch seinen mächtigen Bundesgenossen entrissen hat. Aus diesen Gründen hatte ich es gern gesehen, daß Katharina Tauris von der Pforte gewann, aber jetzt steht die Sache schon wieder anders, denn niemals

[1] Ségur, Mémoires III. 178.

werde ich zugeben, daß die Russen sich Constantinopels bemächtigen! Die Nachbarschaft der Turbane wird immer weniger gefährlich für Wien sein, als die der Hüte! Auch kann sich diese Absicht, welche von der erhitzten Einbildungskraft der Czarin getragen wird, nicht verwirklichen, und wenn sie auch nur eines russischen Ukases bedürfte, um sich damit zur Herrin von Constantinopel einzusetzen, und ihren Enkelprinz Constantin dort krönen zu lassen. Die Kaiserin würde nicht im Stande sein, sich schon gegen die nach Kleinasien zurückgedrängten, gesammten Streitkräfte der Osmanen zu halten, da sie zugleich mehrere europäische Großmächte gegen sich aufgestellt sehen würde und auch selbst genöthigt wäre, ihr eigenes Reich von Truppen zu entblößen und den bisherigen Schwerpunkt desselben durch Veränderung der Hauptstadt aufzugeben!“ [1]

Inzwischen waren auch der russische Gesandte Herr von Bulgakoff und der österreichische Internuntius Herr von Herbert aus Constantinopel in Cherson eingetroffen und es fanden nun diplomatische Verhandlungen Statt, um Vorschläge aufzustellen, durch welche das gefährlich schwankende Verhältniß zwischen Rußland und der Pforte, unter Mitwirkung der übrigen Mächte, noch zu einem befriedigenden Austrag wieder hingeführt werden könnte. Es schien sich bei diesen Festsetzungen von Neuem zu ergeben, daß Kaiser Joseph, wie er auch immer die Zukunft beurtheilte, doch keineswegs schon

[1] Ségur, Mémoires III. 178.

jetzt gewillt war, sich in einer abweichenden Stellung zu Rußland, besonders der Pforte gegenüber, zu zeigen. Joseph II. empfing aber in diesem Augenblick zu Cherson auch die ersten Nachrichten von dem Aufstand in Brabant, der durch die gereizte und gährende Volksstimmung, die sich schon seit einiger Zeit in den Niederlanden gezeigt, emporgetrieben worden war. Um so mehr wunderte man sich, daß der Kaiser, dem von mehreren Seiten her dringend angerathen wurde, sich in seine Staaten zurückzubegeben, es im Gegentheil vorzog, der Czarin ferner auf ihrer Reise zu folgen und mit ihr in das Innere der Krim, wohin jetzt aufgebrochen ward, abzugehen.

Auf dem Wege nach Perekop überraschte Potemkin plötzlich durch den veränderten und neuen Stil seiner Gebilde, die er vor den Augen der Czarin vorüberführte. Als sie auf einer Ebene anlangten, gewahrte Katharina prachtvolle Zelte, die dort für sie aufgeschlagen waren und zugleich durch den Glanz und das Behagen ihrer innern Ausstattung zum Verweilen einluden. Erfreut und bereitwilligst war die Kaiserin dort abgestiegen, als sie in demselben Augenblick bemerkte, daß sie hier einem Schauspiel von der überraschendsten Art zusehen sollte. Es sprengten nämlich höchst unerwartet funfzig Schwadronen Donischer Kosacken vor, die in ihrer malerischen asiatischen Tracht, auf ihren pfeilgeschwinden Pferden, schreiend und ihre Lanzen werfend, die wunderbarsten Manoeuvres ausführten und die Kaiserin zu enthusiastischen Beifallsäußerungen hinrissen. Die Reise schritt

dann rascher in die tatarischen Berge und Thäler vor, die mit ihren eigenthümlichen Reizen und in der ganzen Fülle des Frühlings sich ausbreiteten. Das Wunderbare der ganzen Reise trat unter dieser neuen landschaftlichen Scenerie dem deutschen Kaiser oft auf eine überwältigende Weise vor den Sinn, und träumerisch rief er einmal aus: „Welche merkwürdige Reise ist dies! Wer hätte denken sollen, daß ich, der deutsche Kaiser, mit Katharina II. von Rußland und den Ministern Frankreichs und Englands zusammen in der Wüste der Tataren umherschweifen würde! Es ist dies wahrlich ein ganz neues Blatt der Weltgeschichte!“ Und der geistreiche französische Diplomat mit dem Cincinnatus-Orden, Graf Ségur, antwortete ihm dann: „Mir scheint im Gegentheil, diese Reise ist ein Blatt aus Tausendundeiner Nacht, und es will mir vorkommen, als hieße ich Giafar und ginge hier mit dem großen Khalifen Harun-al-Raschid, der sich wieder einmal nach seiner Weise verkleidet hat, spazieren!“

Beim Eintritt in die Krim hatte sich auch noch eine aus zwölfhundert Mann bestehende Leibgarde tatarischer Cavallerie, welche nach dem Befehl des Fürsten Potemkin in der reichsten Bewaffnung und Bekleidung gebildet worden war, zur Caravane der Czarin gesellt. Es war dies auf einen besonderen Wunsch Katharina's geschehen, die, um ihren neuen Völkern ein Zeichen des Vertrauens zu geben, während ihres Aufenthalts in der Krim nur von Tataren bewacht und geleitet sein wollte. Die Gesichter die-

ſer Männer waren aber nicht die angenehmſten und ihr zurückhaltendes ſchmollendes Weſen deutete an, daß ſie einen verborgenen Haß, den ſie gegen ihre Ueberwinder und Eroberer in ſich trugen, auch vor dem perſönlichen Eindruck der Czarina, die wie eine Fee in ihre Berge niedergeſtiegen war, nicht ſchmelzen laſſen wollten. Die fremden Diplomaten ſcherzten oft unter einander über die unheimlichen Phyſiognomien dieſer Leibgarde, von denen man ſich eher eine gewaltſame Aufhebung der ganzen Reiſegeſellſchaft und ihre Entführung in einen Hafen des ſchwarzen Meeres und von dort gen Conſtantinopel verſprechen zu müſſen glaubte, als einen zuverläſſigen Schutz, auf den man hätte zählen können. Die bedenklichen Mienen der einheimiſchen Bevölkerung drückten ſich noch bei Weitem auffälliger aus, als die Czarin in Baktſchi-Sarai, der Reſidenz der alten tatariſchen Khane, einzog, bei welcher Gelegenheit die tatariſchen und türkiſchen Einwohner der Stadt, weit entfernt die geringſte Ueberraſchung oder Freudenäußerung über den neuen Anblick der Kaiſerin und einen niegeſehenen Pomp des Aufzuges zu zeigen, ſich vielmehr mit einer beiſpielloſen Gleichgültigkeit und einem bösartig zur Schau geſtellten Phlegma benahmen. Dieſe Leute ſaßen entweder unbeweglich vor den Thüren ihrer Häuſer und in dem Innern ihrer Kramläden, ohne ſich zu erheben, ſelbſt ohne ihre Blicke den Vorüberfahrenden zuzuwenden, oder ſie kehrten auch dem ganzen Schauſpiel den Rücken zu und ſchlenderten langſam in das Innere ihrer Hütten zurück. Katharina hatte ihre Wohnung in

Baktschi-Sarai in dem alten wunderbaren Palast der tatarischen Khane genommen, in dessen Gemächer sie mit ihrem ganzen Hofstaat und allen Diplomaten einzog. Sie erging sich dort fünf Tage lang mit dem sichtlichen Behagen, auf dem uralten Throne der Tataren zu sitzen und einem Volksstamm, der früher ein so gefährliches Uebergewicht gegen Rußland behauptet, ihren Fuß auf den Nacken zu legen. Katharina bemühte sich aber auch nicht minder, diesem Volke Vertrauen zu ihrer Person und ihren Absichten einzuflößen und Milde und Gnade leuchten zu lassen, wodurch sie auch dem ungeheuren Strom der Auswanderung, in dem sich seit der Eroberung der Krim die besten Kräfte der tatarischen Bevölkerung zum Lande hinaus zu wälzen suchten, am wirksamsten wehren zu können hoffte.

Von Baktschi-Sarai ging es nach Inkerman, das von den Griechen früher Theodora, von den Tataren Actiar genannt wurde, und wo, von einem Halbkreis hoher Berge eingeschlossen, ein breiter und tiefer Golf in das schwarze Meer hinaus sich öffnet. Katharina hatte schon früher bestimmt, daß dieser berühmte Hafen der tauriſchen Halbinsel den Namen Sebastopol erhalten solle. In Inkerman wurde das Diner in einem besonders dazu erbauten Palast eingenommen, und nach Beendigung des Mahls wurden unter dem plötzlichen Emporsteigen einer feierlichen und jauchzenden Musik die Fenster eines großen Balcons geöffnet, wodurch die Einladung zu einem neuen Schauspiel ausgesprochen zu sein schien. Die russische Czarin und der deutsche

Kaiser traten hinaus, und erblickten das unabsehbare Meer und die nahe zu ihren Füßen liegende Bai vor sich, in der aber ein Schauspiel lebendig geworden war, das zuerst mit einem stummen Erstaunen die Kaiserin und ihren Gast fesselte.

Es stellte sich dort in furchtbarer Majestät eine vollständig ausgerüstete Kriegsflotte dar, die mit Allem, was zu ihr gehörte, in der Frist von zwei Jahren erbaut und eingerichtet worden war. Diese Flotte reihte sich eben vor den Augen der Czarin in Schlachtordnung auf, und dann begann sie aus allen ihren Kanonen mit einem weithin donnernden Freudengruß ihrer Gebieterin zu huldigen. In diesem fast überwältigenden Augenblick näherte sich Fürst Potemkin der Czarin, und erklärte ihr mit lauter feierlicher Stimme, was diese von dem Meer heraufdringenden und von allen Echo's der Gebirge wiederholten Grüße bedeuteten. Er sagte ihr: „Diese Donnerstimmen rufen es aus, daß das schwarze Meer jetzt seine Herrin gefunden hat, und daß der russische Pavillon nur noch des Augenblicks harrt, um die Waffen und Fahnen Rußlands zu den Mauern Constantinopels hinüberzutragen!"

Katharina hatte vielleicht noch nie mit so dankbarer Huld ihren ersten Freund und Diener angelächelt, als in diesem hinreißenden Moment. Sie reichte Potemkin lange die Hand, und bat ihn dann gerührt, daß er von diesem unvergeßlichen Augenblick an, zur beständigen Bezeichnung seiner Verdienste um sie und Rußland, sich mit dem Bei-

namen „Potemkin der Taurier“ nennen möchte. Auch zeigte sie ihm an, daß sie dem Senat in Petersburg den Befehl geben werde, eine feierliche Ruhmschrift auf den Fürsten Potemkin den Taurier zu verfertigen und im ganzen Reiche bekannt zu machen. Nicht minder stellte sie ihm eine förmliche Ernennung zum Groß-Admiral des schwarzen Meeres in Aussicht, für welchen hochklingenden Titel das Diplom ebenfalls in Petersburg ausgefertigt werden sollte!

Es wurde darauf eine Spazierfahrt in dem von den neuen russischen Kriegsschiffen wimmelnden Hafen von Sebastopol befohlen. Die Czarin wollte ihre neugeschaffene Seearmee und den herrlichen Golf, den die Natur selbst zu dem schönsten Hafen der Welt bestimmt zu haben schien, in näheren Augenschein nehmen. Auf dieser eigenthümlichen Fahrt sah man den deutschen Kaiser oft mit mißtrauischen Blicken die einzelnen Theile und Bestandstücke dieser Flotte mustern. Es war, als traue der immer reflectirende und kritische Monarch diesem glänzenden Phänomen nicht so ganz, und fast schien es Joseph mit den Schiffen so machen zu wollen, wie er es unterwegs mit den plötzlich auftauchenden Palästen und Prachtgebäuden gemacht, bei deren Anblick der Kaiser öfters bemerkt: „es sei schade, daß diese schönen Sachen nicht bleiben könnten!“ Aber zu den theatralischen Blendwerken dieser Reise konnte doch die neue Kriegsflotte Rußlands nicht so unbedingt gerechnet werden. Denn wenn auch hin und wieder dem Verdacht Raum gegeben werden konnte, daß sich Kauffahrteischiffe und alte Barken darunter

befänden, welche das großartige Decorations-Talent Potemkin's zu Kriegsschiffen hatte herausputzen lassen: so konnte durch diese anzweifelnde Kritik doch ein Geschwader von fünfundzwanzig richtigen und wohlausgerüsteten Kriegsschiffen nicht vernichtet werden, welche in einem schönen Kranz die Rhede besetzt hielten, und, wie Potemkin abermals der Kaiserin zu bemerken wagte, auf den ersten Wink Katharina's bereit sein würden, ihre Segel zu entfalten, und zum Zuge nach Constantinopel in das schwarze Meer zu stechen! [1]

Nachdem die Barke so in Weite einer Stunde auf und nieder gerudert war, wurde wieder gelandet, und zwar am Fuße eines Berges, auf dessen Höhe, amphitheatralisch ausgestreckt, Sebastopol, die von der Kaiserin Katharina neubegründete Stadt, lag. Es war dies zwar erst eine beginnende Schöpfung, die damals aus ungefähr vierhundert Häusern, einem Admiralitätsgebäude, zwei Hospitälern und einer starken Garnison bestand, aber Sebastopol machte schon durch seine Lage und die begonnenen Verschanzungen den Eindruck einer gewaltigen Stadt, der zugleich durch mehrere Häfen, die sie für den Handelsverkehr, für den Schiffswerft und für die Quarantaine hatte, die bedeutendste Zukunft und die Rolle einer herrschenden Zwingburg des schwarzen Meeres bestimmt schien. Um so bewundernswürdiger fiel es auf, daß Katharina gerade hier in Sebastopol,

[1] Ségur, Mémoires III. 155. Archenholz, Minerva 1798. Bd. XXVI. S. 817.

wo sie, ihre Macht auf einem flammenden Gipfel erblickend, sich berauscht umschaute nach dem ihr so nahe gegenüber liegenden Byzanz, plötzlich einer Mäßigung ihrer Politik gegen die Pforte das Ohr zu leihen schien. Denn gerade von hier fertigte sie ihren Gesandten, Herrn von Bulgakoff, mit versöhnlicher gefaßten Instructionen ab, mit denen er sich im Hafen von Sebastopol wieder nach Constantinopel einschiffte.

Als Katharina den französischen Gesandten, mit dem sie in der letzten Zeit wenig gesprochen hatte, nach seiner Meinung über ihre neue Meeresfeste fragte, sagte Graf Ségur, von der unabweisbaren Macht des Augenblicks fortgerissen: „Ja, Eure Majestät hat die traurige Erinnerung des Pruther Friedens für immer getilgt. Durch die Schöpfung von Sebastopol hat Katharina die Große im Süden vollendet, was Peter der Große im Norden begonnen hatte!“ Auch zwischen der Czarin und dem deutschen Kaiser trat in dieser merkwürdigen Umgebung wieder ein erhöhter Zug der Unterhaltung ein. Gerade hier sprachen sie viel miteinander über die Wiederherstellung der alten Republiken Griechenlands, und tauschten darüber in freundschaftlicher Harmonie der Geister ihre Gedanken aus. Der leichtfertige Fürst von Ligne hat einige dieser Unterhaltungen belauscht, und machte sich darüber, aus vollem Halse lachend, gegen den französischen Gesandten lustig, weil es ihm gar zu seltsam erscheinen wollte, daß zwei große Despoten, der Kaiser des heiligen römischen Reichs und die Selbstherrscherin aller Reußen,

ſich hier an den Höhen des ſchwarzen Pontus über die Wiederaufrichtung der alten helleniſchen Freiheitsgebilde zuſammen beſprachen!

Von Sebaſtopol ging die Fahrt wieder weiter nach Akhmetſchet, wo die Czarin in ihrer von Neuem angeregten griechiſchen Laune wieder einen Akt der Taufe vollzog, indem ſie dieſer an den Ufern des Salgir gelegenen Stadt den Namen Sympheropol zuerkannte. Die Kaiſerin verweilte hier nur einen Tag, und begab ſich dann mit ihrem Gefolge nach Karaſubaſar, welches die Griechen einſt Mauron-Kaſtron nannten, einer am Fluſſe Karaſk zwiſchen hohen Bergen ausgeſtreckten Thalſtadt, an der aber nichts als die wunderbare Schönheit ihrer Lage zu bemerken war. Doch hatte es Meiſter Potemkin auch hier verſtanden, ſeine unerſchöpfliche Magie in Bildern des Ergötzens und der Verherrlichung für ſeine Gebieterin ſpielen zu laſſen. Beim hereinbrechenden Abend trat Katharina, um die Kühle deſſelben einzuathmen und an dem friſchen Hauch der Blumen und der Springbrunnen ſich zu erlaben, aus dem Palaſt heraus, welchen Potemkin hier in der Mitte eines von ihm neugeſchaffenen engliſchen Gartens für die Czarin hatte errichten laſſen. Dieſer Punkt war vornehmlich geeignet dazu, die mächtige Gebirgskette der Krim, welche ſich an den Ufern des Salgir erhebt, zu überſchauen, und als Katharina mit ihren Blicken dem Entſchwinden des letzten Sonnenſtrahls über die mannigfach gezackten Bergſpitzen hinweg folgte, wurde ſie in dieſem Moment von einem neuen Schau-

ſpiel ergriffen, das nicht überraſchender für ſie gewählt ſein konnte. In demſelben Augenblick, wo die Berge und Thäler rings umher in tiefe Nacht zu verſinken ſchienen, begannen alle Höhen der Umgegend in der ganzen Weite des Horizonts in einem Feuerglanz emporzuleuchten, der aus drei rieſengroßen Flammenſäulen in verſchiedenen Farben ausfloß. In der Mitte dieſes ganz und gar von Strahlen übergoſſenen Himmels ſah man einen kegelförmigen Berg emporragen, deſſen Centrum in weithin leuchtenden Schriftzügen die Namenschiffre der Kaiſerin wiederſtrahlte. Von dem Gipfel dieſes Berges aber donnerte in demſelben Augenblick ein prachtvoll ſprudelndes Kunſtfeuerwerk los, welches durch ein Bouquet von dreimalhunderttauſend Raketen gekrönt wurde.[1]

Die Reiſe der Kaiſerin wandte ſich von hier in ihrem weiteren Fortgang, unter weniger erheblichen Abenteuern, der Oſtſeite der Krim zu, und ſteckte ſich ihr Ziel in dem altberühmten Theodoſia, von welcher einſt ſo mächtigen Stadt aber nur noch die beklagenswerthen Trümmer ihres ehemaligen Glanzes umherlagen. Katharina konnte ſich nicht enthalten, bei dieſem ihr Gemüth erſchütternden Anblick der geſunkenen Stadt in Thränen auszubrechen, und mit dieſen bittern Zeichen der Wehmuth, die der Hinfälligkeit aller irdiſchen Größe gewidmet waren, ihre ſo ſtolz dahin brauſende Triumphreiſe zu beſchließen. Die Rückreiſe

[1] Ségur, Mémoires III. 167.

wurde jetzt in den raschesten Zügen gemacht, da Katharina auf der geraden Straße unmittelbar nach Petersburg zurückkehren wollte. Auch auf dem Rückwege bewies Potemkin noch, daß ihm Erfindung und Stoff zu immer neuen möglichst sinnreichen Ueberraschungen keineswegs ausgegangen waren. Als die Reisenden in Pultawa anlangten, ließ der Taurier dort durch zwei Armeen, die er bereits dazu aufgestellt hatte, eine durchaus historisch getreue und in allen Schlachtordnungen und Gefechten genau nachgebildete Vorstellung der Schlacht bei Pultawa geben, wie sie Peter der Große im Jahre 1709 gegen den unglücklichen Carl XII. von Schweden geschlagen hatte. Mit dieser großartigen Mahnung an den Schöpfer des russischen Reiches und der russischen Nationalpolitik beschloß aber Potemkin die Reihe seiner Zauberbilder, welche er auf dieser Reise stets mit dem glücklichsten Gelingen zu entrollen gewußt. Kaiser Joseph begleitete die Czarin bis Kiskerman, wo sich Beide unter den innigsten und lebhaftesten Versicherungen ihrer Freundschaft von einander trennten. Joseph begab sich nunmehr in seine Staaten zurück, um Maßregeln gegen die Unruhen Brabants zu ergreifen, wie wenig besorgt und beeilt er sich auch bisher mit Absicht um dieses Ereignisses willen gezeigt hatte.

XIII.

Potemkin's letzter Wunsch für die Pläne Rußlands.

Fürst Potemkin war der Czarin nicht nach Petersburg gefolgt. Er wollte noch an den Ufern der Donau und des schwarzen Meeres verweilen, um beim Ausbruch der Katastrophe, an deren Beschleunigung er in Constantinopel mit geheimen Anstrengungen aller Art arbeiten ließ, sogleich auf dem Kriegsschauplatz selbst sich zu befinden. Seine Ernennung zum Großadmiral des schwarzen Meeres war inzwischen erfolgt, zur nicht geringen Empfindlichkeit des Großfürsten Paul, welcher bis dahin der einzige Großadmiral Rußlands gewesen war.

Der russische Gesandte war zwar mit neuen Instructionen, die in der Form versöhnlicher gestellt waren, nach Constantinopel zurückgekehrt, aber die Forderungen, die er immer von Neuem geltend zu machen hatte, enthielten doch

nur die alten Ansprüche Rußlands an die Türkei, welche durch das absichtlich geschraubte Auftreten Bulgakoff's nach wie vor in der herausforderndsten und beleidigendsten Weise geltend gemacht wurden. Rußland verlangte jetzt auch einen Hafen in der Nähe von Constantinopel, in welchem ein Werft bloß für Bau und Ausbesserung russischer Schiffe bestimmt sein sollte. Auch sollte Bessarabien, zur Vermeidung aller bisherigen Grenzstreitigkeiten, völlig an Rußland abgetreten und in Constantinopel eine russische Kirche mit dem Recht aller Glocken und zum freien öffentlichen Gottesdienst nach dem griechischen Ritus erbaut werden. Diese und ähnliche Forderungen hatte der Divan in einer Note, der Mäßigung und Würde nicht abgesprochen werden konnte, ablehnend beantwortet. Zugleich aber war die Pforte in der Widerstandskraft, deren sie sich bereits gegen Rußland vermaß, so weit gegangen, daß sie verlangte, es sollten alle in den türkischen Häfen einlaufenden Schiffe Rußlands, durch welche bisher eine Menge verbotener Waaren eingeführt worden, sich von jetzt an ohne Ausnahme einer strengen Durchsuchung unterwerfen. Es kam darüber zu völligen persönlichen Händeln zwischen dem russischen Diplomaten und den Würdenträgern der Pforte, welche letzteren von Bulgakoff nicht nur verhöhnt und lächerlich gemacht, sondern auch mit den schmählichsten Beleidigungen behandelt wurden. Da erfolgte endlich, worauf Potemkin der Taurier so lange gerechnet hatte, die offene Kriegserklärung der Türkei an Rußland, welche sich zugleich mit der entscheidenden Thatsache ankün-

digte, daß man nach dem altbeliebten Gebrauch den Herrn von Bulgakoff in das Gefängniß der sieben Thürme setzte. Der Großvezir selbst stellte sich mit der entfalteten Fahne Mahomet's an die Spitze sämmtlicher Landarmeen, die sich in drei verschiedenen Heeren an der Donau, bei Ocjakow und in den Gegenden, auf welche es Rußland zufolge seiner letzten Erklärungen besonders abgesehen, aufstellten. Eine in Hast zusammengebrachte Flotte von vierzig Schiffen stürzte sich unter den Befehlen des alten Kapudan Pascha in das schwarze Meer vor, um die Unternehmungen der Landheere zu unterstützen.

In Petersburg war der Courier, welchen Fürst Potemkin mit den Nachrichten von dem türkischen Friedensbruch abgeschickt, gerade in dem Augenblick eingetroffen, als sich der Hof zu einem Ballfest am Alexandernewsky-Tage versammelte. Dies hinderte nicht, sogleich ein gewaltiges Manifest aufzusetzen, welches die Czarin in der Balltoilette genehmigte. Es wurden darin über den Meineid der Pforte, die den beschworenen Frieden nicht gehalten habe, über die Verletzung der Würde der Kaiserin in der Person ihres Gesandten, und über die abgeschmackten Forderungen des türkischen Hofes die bittersten Klagen erhoben, und zugleich Betheuerungen ausgesprochen, daß nur mit einem wahren Schmerzgefühl von Seiten Rußlands zu den Waffen gegriffen werde. Die russischen Truppen, welche schon längst zum Losschlagen bereit standen, mußten sich nun an den Grenzen Polens sammeln. Potemkin hatte auch an den Kaiser Joseph ge-

schrieben, und ihn daran erinnert, daß durch den, wie er sich ausdrückte, so unerwarteten Friedensbruch der Türken nun der Fall eingetreten sei, wo die versprochene österreichische Hülfsleistung erhofft und erwartet werde! Joseph, durch seine eigenen Verwickelungen auf die Unterstützung der Czarin angewiesen, zögerte jetzt auch nicht, sein Wort zu halten, und bestimmte gegen hunderttausend Mann zum Antheil an dieser gewaltigen Kriegsunternehmung. Die Ereignisse fielen jetzt auf beiden Seiten mit gewichtiger Kraft. Der Krieg wurde mit Seegefechten auf dem schwarzen Meere in der Nähe von Ozakow begonnen, es stellten sich aber in der ersten Zeit durchaus keine entscheidenden Wendungen desselben dar.

In den ersten Tagen des Frühlings 1788 segelte aber Fürst Potemkin zuerst mit unternehmungskräftigeren Absichten auf die türkische Festung Ozakow los. Potemkin hatte hier nur die Flottille von Cherson zu seinem Gebrauch, die aber lediglich aus erbärmlichen Schiffen, welche in den verschiedenartigsten und buntscheckigsten Formen sich darstellten, bestand. Unter seinem Oberbefehl zeichnete sich aber hier der Prinz von Nassau, der seit der Reise in der Krim in russische Dienste getreten war, durch Kühnheit und Tapferkeit auf die erfolgreichste Weise aus. Er stellte sich dem Kapudan Pascha, der plötzlich mit seinen Kriegsschiffen vor Ozakow erschienen war, mit einem so mächtigen und unabweislichen Angriff gegenüber, daß er in vier Gefechten der Flotte des Pascha's die verderblichsten Schläge beibrachte, ihm

neun große Linienschiffe verbrannte, die große Admiralsflagge erbeutete, und den Rest der Flotte zwang, sich nach Constantinopel zu retten.[1] Der Prinz von Nassau blockirte sodann den Hafen von Oczakow und erbot sich zur See anzugreifen, während Fürst Potemkin zum Sturm schreiten sollte. Aber Potemkin lehnte dies Ansinnen aus unbegreiflichen Gründen ab, und ergab sich plötzlich im Angesicht der Stadt, vor der er sein Lager aufschlug, jenem träumerischen und müßigen Hinschlendern, wie es ihn oft so beschlich, und dem er sich dann ohne Widerstreben hingeben zu müssen schien. Um aber zu zeigen, daß es ihm keineswegs an Muth fehle, unternahm er öfter, in Begleitung seiner Generäle und einiger Freunde, Spaziergänge über die Ebene, welche den Kanonen des Platzes gerade gegenüber lag. Einer dieser Spaziergänge kostete dem General Sinelnikoff das Leben. Potemkin aber gab zugleich die fröhlichsten Feste im Lager, in dem eine zahlreiche Gesellschaft vornehmer Fremden und darunter besonders sehr viele liebenswürdige Damen sich befanden. Endlich aber, am Tage des heiligen Nicolaus, des Schutzpatrons Rußlands, welchen Potemkin für die Unternehmung angesetzt hatte, wurde zum Sturm geschritten und nach einem fürchterlichen Angriff die Stadt genommen, deren Besatzung und Einwohnerschaft fast gänzlich niedergemetzelt wurden.

---

[1] Nach einem handschriftlichen russischen Kriegsbericht bei Castelnau, II. 187.

Potemkin versank dann wieder in seine Träumereien, welche auch in einer eigenthümlichen Kränklichkeit, die sich seit einiger Zeit bei ihm eingestellt, ihren Grund finden mochten. Den Feldzug des folgenden Jahres 1789 eröffnete er erst im August, bemächtigte sich dann mit einem raschen Handstreich der am Dniester gelegenen festen Stadt Akerman in Bessarabien, zog in Bender ein, welches den Russen ungeachtet seiner Widerstandsfähigkeit freiwillig die Thore öffnete, und eilte dann schon wieder seine Winterquartiere zu nehmen, die er in Jassy aufschlug. Zugleich aber warf General Suwarow, der Mann des Bayonnets, der nur von Schwarzbrod und Eiern lebte, die Türken bei Fokschan und Rimnik, und richtete ein Blutbad ohne Gleichen unter dem Volk des Propheten an. Im Jahre 1790 befand sich Potemkin noch im Monat Juni in seinen Winterquartieren. Er gab aber jetzt Befehl, daß die russische Flotte sich von Neuem im schwarzen Meere in Bewegung setzen solle. Die Russen hatten in diesem Feldzug zum ersten Mal bewiesen, daß sie bereits als Meister in der Befahrung des Pontus Eurinus angesehen werden konnten, denn weder Stürme, noch Nebel noch Klippen schreckten sie mehr zurück und erschienen ihnen hinderlich zu jeder Bewegung und Aufstellung im schwarzen Meere. Ein Theil der russischen Flotte wurde aber jetzt zugleich in die Donau beordert, was den Türken, die ein solches Unternehmen bisher für unmöglich gehalten, wie ein gigantisches Wagstück erschien. Potemkin hatte es auf die Erstürmung von Ismail abgesehen, dieser großen Donau-

feste, deren Bedeutsamkeit und Stärke stets so sehr ins Gewicht gefallen, die aber nach der Seite des Stromes zu offen war, weil die Türken nie an die Möglichkeit geglaubt hatten, daß jemals eine russische Flotte in den Wogen der Donau sich spiegeln würde. Mit der Eroberung Ismails war General Suwarow von dem Fürsten Potemkin betraut worden. Eines Tages sah man auch zwei Reiter mit verhängtem Zügel in der Gegend von Ismail heranreiten, welche man aus der Ferne für Kosacken hielt. Der Eine war Suwarow, der Andere sein Führer, welcher letztere ein kleines Paquet unter dem Arm trug, in dem sich die ganze Bagage des Generals befand. Unmittelbar nach seiner Ankunft im Lager, die gleichzeitig von den Feldbatterien und von den Kanonen der Flotte mit einer Salve begrüßt wurde, begann ein neues Leben in allen Belagerungsarbeiten. Ismail fiel nach dem blutigen und mörderischen Kampf, der eines der schauerlichsten Blätter der neueren Kriegsgeschichte anfüllt.

Während der Krieg schon wieder zu neuen Bewegungen fortschreiten wollte, begann die Pforte, im Gefühl der Unmöglichkeit, allein das Gewicht eines solchen Krieges zu tragen, und im Hinblick auf die unerfüllt gebliebenen Versprechungen Englands und Preußens, den Frieden zu unterhandeln. Noch beim Beginn dieser Unterhandlungen, zu denen Fürst Potemkin einen Friedenscongreß in Jassy niedergesetzt hatte, schlug die russische Flotte eine Anzahl türkischer Schiffe, die sich wieder im schwarzen Meere zu sammeln ge-

wagt, aufs Haupt und gab sie der Vernichtung preis. In demselben Augenblicke aber, wo die Friedensunterhandlungen in Jassy bei der ungemeinen Bereitwilligkeit der Türken dazu, die günstigste Wendung zu nehmen begannen, erkrankte Fürst Potemkin auf die bedenklichste Weise. Sein riesenhafter Körper, der sich in der letzten Zeit zu einer unglaublichen Leibesstärke ausgedehnt hatte, begann zu wanken. Die Gicht, die sich schon früher unbestimmt in seinen Gliedern geregt, schien einen gefährlichen Zustand in ihm hervorgerufen zu haben, der sich zunächst durch eine grenzenlose Unruhe, durch einen verzehrenden Mißmuth und durch die gänzliche Unfähigkeit, noch irgend etwas zu thun oder zu wollen, ankündigte.

Diese Krankheit steigerte sich aber in ihm von Tag zu Tag auf die fürchterlichste Weise. Er überhäufte seine Aerzte, seine Freunde, die ganze Welt mit den heftigsten Vorwürfen. Couriere wurden oft auf mehrere hundert Werste hin ausgesandt, um eine Frucht oder einen Fisch zu holen, wonach der Fürst gerade ein Verlangen ausgesprochen. Wenn die Gegenstände ankamen, warf er sie unbeachtet bei Seite. Diese Unruhe übertrug sich auf alle seine Umgebungen in Jassy. Jedermann bemühte sich, Feigen, Wassermelonen, Austern und alles Mögliche für ihn herbeizuschaffen, aber diese freundlichen Bemühungen reizten den kranken Fürsten oft eher zur Wuth als zur Anerkennung. Endlich glaubte er es in Jassy nicht länger aushalten zu können. Er beschloß, dem Fieber, das in seinem Körper tobte, durch einen

stolzen Machtspruch zu gebieten und ihm den eigensinnigen Widerstand entgegenzusetzen, durch den er oft sogar den Willen seiner Czarin gebrochen hatte.

Er setzte sich in den Reisewagen, nur von seiner Nichte Alexandra begleitet, das einzige Gesicht, welches er noch sehen konnte. Der Fürst wollte nach Nicolajeff reisen, wie man das neuerbaute Ocjakow jetzt nannte. Die Aerzte, welche ihn beschworen, davon abzustehen, hatte er unter Mißhandlungen von sich gestoßen. Kaum aber war er vierzig Werste von Jassy entfernt, als er sich mitten auf der Landstraße so krank fühlte, daß er es nicht länger im Wagen aushalten konnte. Seine Nichte war ihm behülflich, aus dem Wagen zu steigen, und legte ihn an den Grasrand eines Grabens am Wege nieder. Hier sank er in sich zusammen, von der Krankheit überwältigt, welche an seiner letzten Kraft nagte. In diesem Graben an der Heerstraße starb Potemkin der Taurier, nachdem er noch das Bildniß seiner Kaiserin, welches er an seinem Halse trug, geküßt und dasselbe betrachtend ausgerufen hatte: „Große Katharina, ich sterbe mit dem Gedanken an Dich und mit dem Wunsch für alle Deine hohen Pläne!“ —

XIV.

Saat und Finger der ruſſiſchen Weltherrſchaft.

Der Friedensvertrag von Jaſſy, wie er im Jahr 1792 abgeſchloſſen worden, hatte die Kämpfe zwiſchen Rußland und der Türkei wieder einmal zu einem augenblicklichen Stillſtand gerufen. Der Frieden oder vielmehr der Krieg war dabei weſentlich auf den Grundlagen des Vertrags von Kainardſche ſtehen geblieben und der Dnieſter als die Grenze der beiden Kaiſerreiche feſtgeſtellt worden. Alle Gebietstheile, welche auf der rechten Seite dieſes Fluſſes lagen, ſollten den Türken zurückgegeben werden.

Die Czarin Katharina fühlte ihren ungeſtüm drängenden Eroberungsgeiſt einſtweilen bei den Vortheilen beruhigt, mit denen ſie die Waffen gegen die geängſtigten, aber noch nicht zum Untergange reifen Türken, niederlegte. Ihre Herrſchaftsträume blieben unverwandt an dem goldenen Horn von Con-

ſtantinopel hängen, aber es gab noch Eroberungsſorgen anderer Art, von denen die Czarina, wie ein unter ſeiner Blüthenlaſt ſchwankender Baum, hin und her geſchüttelt wurde. Dieſe Gedanken waren nach Schweden und Polen gerichtet, wo eine andere Seite Europa's zum Ausſtrecken der Glieder für den Koloß der ruſſiſchen Weltherrſchaft noch zu gewinnen war. Katharina zählte ihre Segel auf dem ſchwarzen Meere, und fand, daß ſie zu Sebaſtopol ſchon acht Linienſchiffe zu ſechsundſechszig bis vierundſiebenzig Kanonen und zwölf Fregatten von ſechsunddreißig bis vierzig Kanonen beſaß. In Nicolajeff ſtanden zweihundert Schaluppen, Kanonierböte und andere Ruderſchiffe, welche den jungen Aufſchwung des ruſſiſchen Schiffsbaues im Pontus Eurinus zeigten. Die Kaiſerin ſah, daß ſie dies Werk vor der Hand einer ruhigen und ſtätigen Entwickelung überlaſſen mußte, um es mit der inneren Lebenskraft ſich erfüllen zu laſſen, die einſt den gewichtigſten Juwel der ruſſiſchen Krone hier anſetzen ſollte. Dagegen ſtanden ihr in Schweden und Polen zwei Reiche gegenüber, in denen ſie längſt bemüht geweſen war, den Machteinfluß Rußlands bis in Herz und Nieren dieſer Länder vorzuſchieben und dieſelben in gleicher Weiſe für Rußland reif zu machen, wie die Türkei reifte, um ihr endliches Schickſal zu erfüllen!

Damit verbanden ſich die noch tiefer liegenden, noch näher an ihren Thron herandrängenden Beſorgniſſe, welche Katharina ſeit dem ſchreckensvollen Aufgang der franzöſiſchen Revolution empfand. Mit großer Unruhe, mit ſteigender

Angst hatte sie diesen Strom von Blut und Ideen gesehen, der sich in Frankreich und über seine Grenzen hinaus unaufhaltsam vorwärts zu wälzen schien und dem Katharina zutraute, daß er einst, vielleicht bald, sogar die Stufen des Czarenthrons überspülen könne! Das schwarze Meer, dessen Eroberung einst in ihren Gedanken zusammengefallen war mit französischer Philosophie, mit Wiederherstellung des alten Hellas, und mit der Verkehrsfreiheit und Vergesellschaftung aller Völker, trat gegen den Ocean der Revolution, den sie vor sich geöffnet sah, plötzlich in eine nebelhafte Ferne für sie zurück. Katharina war stets zu scharfsichtig für alle die feindlichen und gefährlichen Elemente gewesen, die in der Nähe ihres Throns und in allen Schichten der Bevölkerung lauerten, um sich nicht sogleich die Möglichkeit einzugestehen, daß die Fluthen der Revolution sich auch im Innern von Rußland ihr Bett graben könnten! Die Maßregeln, welche sie ergriff, zeigten nur die völlige Rathlosigkeit, in welcher Katharina gegenüber dieser neuen, mit ihr in die Schranken tretenden Eroberungsmacht umherirrte. Eines Tages ging sie, von Zweifeln aller Art befangen, in ihrer Galerie auf und nieder, als sie plötzlich die Büste Voltaire's erblickte, welche sie dort hatte aufstellen lassen. In diesem Augenblick schien der Czarin der ganze Zusammenhang der Zeiten klar zu werden. Sie betrachtete den alten Freund, dessen Weltspäße auch noch durch den Marmor ihr leuchtendes Salz zu ihr hinzuströmen schienen, mit einem ihr ganzes Wesen schüttelnden Entsetzen. Der wunderliche Kopf, das spöttisch

lächelnde Geſicht, ſchienen ihr den eigentlichen Erzprieſter des Böſen in ihm zu enthüllen. Auf dieſen Lippen, von denen ihr einſt die Eroberung Conſtantinopels und die Verjagung der Türken ſo dringend und unaufhörlich gerathen worden, glaubte ſie zugleich die ganze Räthſelſchrift der Revolution in ihren urbildlichen Zügen zu leſen. Die Czarina beſann ſich nicht länger. Mit einer blitzſchnellen Bewegung griff ſie nach der Büſte, holte ſie dann von ihrem Poſtament herunter, und warf ſie mit aller Macht ihrer muskelſtarken Arme in einen Winkel der Galerie, wo das Satyrgeſicht des unſterblichen Freundes ihr nicht mehr in die Augen fallen konnte. [1]

Die Entfremdung von allen ihren früheren franzöſiſchen Sympathieen ging bei der Czarina plötzlich ſo weit, daß ſie auch aus den Bibliotheken Voltaire's und d'Alemberts, welche ſie vor einigen Jahren hatte ankaufen laſſen, niemals ein dazu gehöriges Buch mehr auf ihrem Tiſche duldete. Der Polizei von Petersburg befahl ſie, alle franzöſiſchen Bücher, die zur Verbreitung im Buchhandel anlangen würden, ſogleich mit Beſchlag zu belegen, und ſie dachte nicht mehr daran, wie ſie einſt mit Voltaire zuſammen darüber geſpottet und gewüthet hatte, als ihrem neuen Geſetzbuch, und den von ihr verfaßten Einleitungen dazu, der Eingang von den Douanen des alten Frankreichs ſo ſtreng verweigert worden war. Katharina fühlte plötzlich, daß ſie mit dem alten

[1] Masson, Mémoires secrets sur la Russie I. 120.

Frankreich von Verſailles, deſſen Sitten ſich ausgiebig genug in ihr verkörpert hatten, auch in der politiſchen Geſinnung bei weitem mehr übereinſtimme, als ſie es ſich früher gedacht. In dieſem Sinne hatte ſie ſchon den franzöſiſchen Geſandten an ihrem Hofe, den Grafen Ségur, der bald nach den erſten Ausbrüchen der franzöſiſchen Revolution im Jahre 1789 ſeine Rückkehr nach Paris nachgeſucht, mit ſehr merkwürdigen Abſchiedsworten entlaſſen. Der leicht erregbare Ségur, in dem alle Erinnerungen an ſeine Kriegsthaten in Amerika und an die Freiheitsideen ſeiner alten claſſiſchen Lieblingsſchriftſteller erwachten, glaubte es nun nicht länger in Rußland aushalten zu können. Als die Czarin ihren tauriſchen Reiſegefährten entließ, trug ſie ihm mit der bewegteſten Stimme ihre Grüße und Wünſche für das Heil des bedrängten Königs von Frankreich auf, und ſagte zu dem Grafen: „Ich ſehe Euch mit Pein und Schmerz von mir ſcheiden. Wahrlich, Ihr thätet beſſer, bei mir zu bleiben, und nicht jene Stürme aufzuſuchen, deren Bedeutung Ihr vielleicht nicht vorherſeht. Euere Hinneigung zu der neuen Philoſophie, Euere Begeiſterung für die Idee der Freiheit werden Euch nun wahrſcheinlich dazu treiben, die Sache des Volkes zu ergreifen, und das thut mir leid, das betrübt mich. Ich für mein Theil werde Ariſtokrat bleiben, denn das iſt mein Metier. Denkt an mich, Ihr werdet das ſchöne Frankreich recht als kranken Mann und vom Fieber geſchüttelt wiederfinden!“ [1]

[1] Ségur, Mémoires III. 454.

Dies Geſtändniß ihrer rein ariſtokratiſchen Grundſätze, welches der Czarin aus einem beunruhigten Herzen entfloſſen, war früher nie ſo unbedingt über ihre Lippen gekommen. Jetzt ſprach ſie auch von dem Präſidenten der Vereinigten Staaten, dem großen Waſhington, wie von einem ganz gemeinen Rebellen, obwohl ſie früher der amerikaniſchen Revolution ihre größte Bewunderung gezollt hatte. In einer Hofgeſellſchaft ſprach ſie öffentlich aus, daß kein Ehrenmann den Cincinnatusorden tragen könne. Die franzöſiſchen Emigrirten, welche ſich bald zahlreich am Hofe Katharina's einfanden, und deren mehrere bei ihrer Ankunft mit dieſem Orden geſchmückt waren, beeilten ſich daher, denſelben ſo raſch als möglich bei Seite zu bringen. Auch Alles, was an die antike Freiheit in irgend einem Sinne oder Bilde erinnerte, wurde der Czarina verhaßt, und von dem Project des griechiſchen Kaiſerthums, das ſich eine Zeitlang ſogar mit der Wiederherſtellung der Republiken des alten Hellas verbunden, durfte man ihr ſchon ſeit dem Tode ihres Freundes Potemkin nicht mehr reden. Seit dieſer Zeit hatte die franzöſiſche Revolution freilich ihre gefährlichſten und ſchwindelndſten Gipfelpunkte erſtiegen, und im Jahre 1794 ließ Katharina ſogar einen förmlichen Ukas gegen das republikaniſche Frankreich ergehen, worin ſie bis zur Wiedereinſetzung der legitimen Gewalt alle und jede Verbindung zwiſchen Rußland und Frankreich für abgebrochen und verboten erklärte. Kein franzöſiſches Schiff ſollte mehr in einen ruſſiſchen Hafen einlaufen dürfen, der franzöſiſch-ruſſiſche Han-

delsvertrag vom 30. December 1786 wurde als unterbrochen bezeichnet, den diplomatiſchen Agenten Frankreichs wurde eine dreiwöchentliche Friſt für ihre Abreiſe aus Rußland geſetzt und alle in Frankreich ſich aufhaltenden Ruſſen erhielten den Befehl der ungeſäumten Rückkehr. Alles, was Franzoſe war, ſollte ebenſo ſchleunig über die Grenzen zurückgehen, und wer in Rußland bleiben wollte, mußte eine feierliche Abſchwörung der Prinzipien, welche die neuen Zuſtände in Frankreich gebildet hatten, in einer gerichtlichen Urkunde bei den Ortsbehörden niederlegen. Dieſe Abſchwörungen, welche in allen ruſſiſchen und fremden Zeitungen zugleich mit den Namens-Unterſchriften veröffentlicht werden ſollten, enthielten eine ungemein berechnete und ſcharf ausgedrückte Formel, durch welche der revolutionnairen Geſtaltung der Dinge in Frankreich jede Anerkennung und Berechtigung abgeſprochen, die Prinzipien der Revolution verworfen und während ihrer Wirkſamkeit ſelbſt die Aufhebung jedes brieflichen Verkehrs mit Frankreich gelobt wurde.[1]

Zu dieſer Maßregel hatte ohne Zweifel der Aufenthalt des Grafen Artois in Petersburg Vieles beigetragen, der am Hofe der Czarin eine pomphafte Aufnahme gefunden und mit einem ſo verſchwenderiſchen Aufwande daſelbſt gefeiert wurde, daß man in Petersburg darüber zu murren anfing. Dies bewog die Czarin, die auch bereits ängſtlich auf ihr eigenes Volk herabblickte, die beſchleunigte Abreiſe des Grafen Artois nach England zu wünſchen und anzudeuten. Um

[1] Castera, Vie de Catherine II. T. II. 421.

ihm aber noch ein beſonderes Zeichen ihrer Anhänglichkeit für ſeine Perſon und Sache zu geben, zwang ſie die in Rußland anweſenden Franzoſen, dem Prätendenten der Krone Frankreichs einen Eid der Treue zu leiſten. Auf der andern Seite unterließ es aber auch die Czarin nicht, mit den franzöſiſchen Emigrirten, unter denen ſich ſehr angeſehene und liebenswürdige Perſonen befanden, ſich zu Zeiten auch in ihrer Weiſe zu unterhalten und zu ergötzen. Dieſe Ausgewanderten, welche Schutz und Rache von ihr begehrten, hatten zugleich den munteren und geiſtſprühenden Reiz ihrer Nationalität mitgebracht, und einer lebendigen, ſchwunghaft fortgeriſſenen Unterhaltung konnte die Czarin nicht leicht widerſtehen. Ein beſonderes Intereſſe hatte ſie für einen franzöſiſchen Knaben gefaßt, der die Liebe, welche Katharina überhaupt für Kinder und für den Umgang mit ihnen beſaß, auf eine ungewöhnliche Weiſe gefeſſelt hatte. Es war dies ein Sohn des Herrn von Eſterhazy, der als Agent der franzöſiſchen Prinzen ganz beſtimmte Aufträge in Petersburg hatte und mit dem förmlichen Titel ihres Geſandten bei der Kaiſerin beglaubigt war. Eſterhazy war ein alter verſchmitzter Hofmann mit einem ſehr unangenehmen Geſicht und einem heuchleriſchen kriechenden Weſen. Doch hatte er ſich mit einem gewiſſen Effect als Ritter des abſoluten Königthums und Alles deſſen, was er ſeltſam genug das Regime Karl's des Großen nannte, in Petersburg hingeſtellt, und durch eine pomphafte Auskramung dieſes Prinzips wie durch die niedrigſten Schmeicheleien ſowohl die ganze Gunſt der Cza-

rina als auch ihres neuen Günſtlings Zoubow, zu deſſen Geſellſchafter er ſich vorzugsweiſe gemacht, erobert. Zugleich ſchützte er die äußerſte Armuth vor, um von der Czarin eine anſehnliche Penſion, einen Palaſt in Petersburg und unaufhörliche Geſchenke jeder Art zu gewinnen. Seinen kleinen Sohn, den er in derſelben Weiſe auf Schmeicheln und Betteln abgerichtet, ließ er zuerſt in der dürftigſten Kleidung erſcheinen, um das mitleidige Herz Katharina's zu bewegen. Der Knabe gewann aber durch ſeine anmuthigen Schelmereien und Drolligkeiten ſo ſehr das Herz der Czarin, daß er ſich faſt immer in ihren Gemächern aufhalten mußte. Ein beſonderes Ergötzen fand ſie daran, ſich von ihm, ungeachtet alles ihres Abſcheues vor der Revolution, die neuen Nationalgeſänge des republikaniſchen Frankreichs, namentlich das Ça ira und die Carmagnole, mit einer luſtig ſchmetternden Kinderſtimme vorſingen zu laſſen. Es klang dann ſeltſam genug, wenn die Eremitage von St. Petersburg von dieſen revolutionnären Melodien wiederhallte, und zwar unter dem lauten Beifallsgelächter der Czarin, die mit ihrem Händeklatſchen dieſe Ausführungen des kleinen Franzoſen begleitete. Nicht minder ſpaßhaft war es anzuſehen, wenn der franzöſiſche Knabe ſich mit einem jungen Kalmücken und einem kleinen Negerjungen, die ſich ebenfalls unter den in den Gemächern der Kaiſerin erzogenen Knaben befanden, zanken und ſchlagen mußte, wobei es zu förmlichen und ſehr erbitterten Kämpfen kam, zu denen von der überaus beluſtigten Czarin oft alle Hofleute herbeigerufen wurden.

Auch der ehemalige Finanzminiſter Frankreichs, Calonne, hatte ſich in Petersburg am Hofe Katharina's eingefunden, und zwar unter dem Vorwande, daß er der Kaiſerin eine bedeutende Gemäldeſammlung, die er zu verkaufen hatte, zur Erwerbung anbieten wolle. Seine eigentlichen Zwecke gingen aber dahin, noch beſondere Unterhandlungen für die franzöſiſche Königsfamilie mit der Czarin von Rußland einzuleiten und den Bund der europäiſchen Monarchen gegen die franzöſiſche Revolution entſcheidend auf Petersburg zu ſtützen. Er fand aber ſchon um deswillen kein rechtes Gehör, weil Eſterhazy aus einer perſönlichen Eiferſucht heimlich gegen ihn wirkte, und Calonne ſelbſt ſich ſo ungeſchickt benahm, daß er die ganze Hofgeſellſchaft, und zuletzt auch die Kaiſerin ſelbſt gegen ſich aufreizte. Wenn er bei den Miniſtern zum Diner eingeladen war, erſchien er gewöhnlich einige Stunden ſpäter als angeſagt war, und in der Regel erſt, wenn ſchon die ganze Geſellſchaft bei der Tafel ſaß. Zu ſeiner Entſchuldigung ſagte er dann bloß, er habe geglaubt, die Mode ſei in Petersburg dieſelbe wie in England, wo ſich der Miniſter Ludwig's XVI. nach ſeiner Amtsentſetzung eine Zeitlang aufgehalten hatte. Als er aber bei einem Diner, zu welchem ihn die Kaiſerin ſelbſt nach Sarskoe-Selo eingeladen, dieſelbe Nachläſſigkeit ausübte, wurde Katharina ſo erzürnt, daß ſie ihm ihr ausdrückliches Mißfallen beweiſen ließ, und eines Tages, wo er ſich zur Unzeit im Palais vorſtellen wollte, ward er ſogar auf ziemlich gewaltſame Weiſe von den dienſthabenden Garden des Vorzimmers

beim Arm ergriffen und vor den Augen der übrigen Hofgeſellſchaft hinausgeführt.

Was den Bund der Könige gegen das revolutionnaire Frankreich betraf, ſo hatte Katharina dieſem Gedanken eine durchdringende Aufmerkſamkeit gewidmet. Der leidenſchaftliche und ritterliche Guſtav III., König von Schweden, war ihr in dieſem Eifer vorangegangen und entgegengekommen, und er hatte ſchon im Frühling des Jahres 1791 einen Freundſchaftsvertrag mit Katharina abgeſchloſſen, deſſen Spitze weſentlich auf die Bezwingung der franzöſiſchen Revolution und auf die Wiedereinſetzung der legitimen Königsmacht gerichtet war. Aber Guſtav III. gedachte als das Haupt dieſes Bundes zu erſcheinen, zu dem er Rußland, Oeſterreich und Preußen mit Schweden vereinigen wollte, und dies hinderte wohl zum Theil den raſcheren Beginn dieſer Unternehmung, die als ein europäiſcher Kreuzzug gegen das Reich der Revolution gedacht war. Der wohlgezielte Schuß Ankarſtröm's auf dem Maskenball zu Stockholm hatte dieſen Plänen mit dem Leben des unglücklichen Königs ein Ende gemacht. Einige Tage vorher war ebenſo plötzlich auf dem Throne Oeſterreichs Kaiſer Leopold II. hingeſchieden, der erſt im Jahre 1790 durch den Tod des herrlichen, von ſeiner Zeit mehr gekränkten als erkannten Kaiſer Joſeph, zur Herrſchaft der Habsburger berufen worden war. Leopold II. war eine Haupttriebfeder des Bundes der Könige gegen die Revolution geworden, und mit ihm trat um ſo mehr eine entſcheidende Kraft von dieſer Unternehmung zurück, als die

Kaiſerin von Rußland noch immer gezögert hatte, eine andere als eine vertheidigende und abwehrende Stellung gegen die Prinzipien des neuen Frankreichs einzunehmen. In einen offenen Angriffskrieg gegen die franzöſiſche Revolution herauszutreten, war der Czarina noch immer in mehr als einem Betracht bedenklich erſchienen. Die Bundesgenoſſen, auf welche ſie ſich dabei hätte ſtützen können, waren bisher zu wenig nach ihrem Sinn geweſen. Der Kaiſer Leopold von Oeſterreich hatte nicht nur mit Preußen die Reichenbacher Convention geſchloſſen, in deren Folge er zuerſt einen Waffenſtillſtand mit den Türken eingegangen war, ſondern es waren auch von ihm in dem darauf folgenden Frieden von Sziſtowa im Jahre 1791 alle Eroberungen an die Pforte zurückgegeben worden. Die mit Kaiſer Joſeph verabredeten Pläne zur Weltvertheilung nach Oſt und Weſt ſchienen daher in dem Geiſt ſeines Nachfolgers noch weniger thatſächliche Pflege finden zu wollen. Ebenſo hatte kein wahrhaftes Einverſtändniß zwiſchen Katharina und Guſtav III. von Schweden glücken können. Die Czarin hatte es dem ſchwediſchen König, deſſen hervorragendem und poetiſchem Geiſt ſie alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, doch nie vergeſſen, daß er beim Ausbruch ihrer letzten Kämpfe mit den Türken ein Unterſtützungsbündniß mit dem Diwan zu Conſtantinopel abgeſchloſſen und ihr auf Seiten der Pforte im Jahre 1788 den Krieg erklärt hatte. Er war zwar dafür durch eine Empörung unter den Offizieren ſeines eigenen Heeres geſtraft worden, die, durch den ruſſiſchen Ge-

ſandten in Stockholm, den ränkevollen Andreas Razumowsky, dazu gewonnen, ihm gerade in dem Augenblick den Gehorſam aufkündigten, als der thatenluſtige König zur Einnahme der ruſſiſchen Feſtung Friedrichshamm, die auf einer Halbinſel am finniſchen Meerbuſen liegt, ſchreiten wollte. Guſtav hatte vor dieſer Meuterei flüchten müſſen, war aber doch bald darauf wieder neuer Kriegskräfte Herr geworden, mit denen er in Finnland eindrang und bald zum Sturm gegen Friedrichshamm, zur nicht geringen Beunruhigung der Czarin, vorrückte. Die ſchwediſche Flotte machte herausfordernde Bewegungen gegen Kronſtadt und reizte die ruſſiſchen Geſchwader durch Behelligungen aller Art. Da die Streitkräfte Rußlands damals faſt ganz und gar gegen die Türken aufgeboten waren, glaubte der Schwedenkönig ſich um ſo mehr ſeinem Uebermuth hingeben zu können, und er ging in demſelben ſo weit, daß er nicht nur den Theil von Finnland und Karelien wiederforderte, welchen Schweden durch die Verträge von Neuſtadt und Abo an Rußland verloren hatte, ſondern daß er auch von dem Petersburger Hofe verlangte, er ſolle, unter Vermittelung Schwedens, ſeinen Frieden mit der Pforte ſchließen. Unter den Vorſchlägen, welche er der Czarin zu dieſem Zweck zu machen wagte, hatte ſich ſogar der befunden, die Unabhängigkeit der Krim nach den Beſtimmungen des Friedens von Kainardſche wiederherzuſtellen oder das Gebiet der tauriſchen Halbinſel wieder in den Grenzen des Jahres 1768 anzuerkennen.

Dieſer Widerſtand, welcher der Czarin damals ſo viel

Thränen des Zorns und Schmerzes koſtete, hätte ihr vielleicht in jener Zeit die größten Nachtheile bereitet, wenn nicht der ruſſiſche Einfluß, der ſich ſchon ſo tief in die innerſten Zuſtände der ſchwediſchen Nation hinabgeſenkt hatte, abermals in den Reihen des Heeres gegen König Guſtav mächtig geworden wäre. Als er zum Sturm gegen die Feſtung Friedrichshamm losſchreiten wollte, ſtieß er wieder auf jenen unheimlichen Widerſpruch ſeiner Offiziere, welche, unter Anführung des Oberſten Hefteko, ihm die Gefahr dieſes Unternehmens als eine unverantwortliche bezeichneten und ihm erklärten, daß ſie, ohne Zuſtimmung der ganzen Nation, ihm nicht länger zu einem Angriffskrieg gegen einen Nachbar folgen könnten, der denſelben durchaus nicht hervorgerufen habe. Bald legte auch der größte Theil ſeiner Armee die Waffen nieder. Katharina hatte ſich aber von dieſer Genugthuung, den ſchwediſchen König mitten in ſeinen Streitkräften gegen ſie entwaffnet zu ſehen, noch nicht befriedigt erklärt, ſondern ihm damals noch die Angriffe Dänemarks auf den Hals geworfen. Aber die Czarin ſah ſchon in jener Zeit deutlich, wo der tödtliche Punkt Schwedens war, den ſie durch ein beſtändiges Schüren der inneren Zerwürfniſſe der Parteien, und namentlich aller Verfaſſungs-Hetzereien zwiſchen Volk, Ständen und Thron, zeitigen zu müſſen glaubte. Nach dem Tode Guſtav's III. war ihr dieſer Plan noch deutlicher vor die Seele getreten. Der Eroberungsgeiſt auf dem Czarenthron ſuchte neuen Dünger, um die Saat der ruſſiſchen Weltherrſchaft zu pflegen und immer

üppiger und ſicherer aufgehen zu laſſen. Dieſer die ganze Stellung Rußlands befruchtende Dünger konnte nur aus zerfallenden Staaten genommen werden, auf deren Trümmern die Fahne der ruſſiſchen Weltmacht um ſo ſiegreicher aufgepflanzt werden ſollte, als damit zugleich der Czarenthron in Petersburg mehr und mehr als der einzig feſte Halt über allen ringsumher zuſammenſinkenden Völkern und Staaten emporgerichtet wurde. Den Plänen im Oſten entſprachen die unabläſſigen Vorbereitungen zu einem neuen Türkenkrieg, die vor der Hand darauf gerichtet waren, bei einem Wiederausbruch deſſelben zugleich mit einem Uebergewicht europäiſcher Bundesgenoſſenſchaft dazuſtehen. Einen bedeutenden Schritt dazu hatte Katharina durch die Abſchließung eines neuen Handelsvertrags mit England gethan, der am 25. März 1793 gezeichnet wurde, und durch welchen der frühere, ſchon im Jahre 1786 erloſchene Vertrag eine um Vieles bedeutſamere Erneuerung fand. Während die Kaiſerin gleichzeitig die Einführung aller franzöſiſchen Waaren in Rußland verbot, gewannen die Engländer jetzt um ſo ausgedehntere Vortheile, indem ſie ſich nun ſchmeicheln durften, die ſchönen Stoffe von Lyon durch die Stoffe Indiens und ihre eigenen Erzeugniſſe zu verdrängen und die Weine Frankreichs durch die Weine von Porto und Madera zu ſchlagen.[1] Katharina ging ſogar in ihrem Eifer für England plötzlich ſo weit, daß ſie auch ein ruſſiſches Geſchwader zu den engliſchen

[1] Coxe II. 430.

Flotten zu ſenden verſprach, und in jeder Weiſe ſich als thätige Bundesgenoſſin Englands anzukündigen ſuchte. Sie hatte dagegen die Hülfe der Engländer gegen die Pforte in feſte Ausſicht nehmen können, denn bei dem Abſchluß des neuen Handelsvertrages hatte ſich England zugleich bereit erklärt, endlich zur Vertreibung der Türken aus Europa ſeine Hand mit der Rußlands zuſammenzuſchlagen. Auch die Verhandlungen mit Oeſterreich rückten von Neuem auf dieſen Punkt vor, und beſtätigten mehr und mehr die Blicke der Czarin auf Conſtantinopel, wo ſie die Aufſchlagung des ruſſiſchen Herrſchaftsſitzes noch immer zu erleben glaubte. Der türkiſche Großherr hatte ſich zwar gerade in dieſer Zeit beſonders liebenswürdig gegen Rußland zu zeigen geſucht, denn er ſchickte einen Geſandten, den Raſchid Mehemet Effendi, mit den herrlichſten Geſchenken für die Kaiſerin und ihre Miniſter nach Petersburg. Unter dieſen Gaben befand ſich ein prächtiges Zelt für die Czarin, das ganz und gar mit Perlen ausgeſchmückt war und ſeinem Werth nach auf dreißigtauſend Rubel geſchätzt wurde. Katharina entgegnete dieſe Sendung durch die Abordnung eines außerordentlichen Geſandten nach Conſtantinopel, des Herrn von Kutuzoff, der aber den Auftrag erhalten hatte, erſt in Form einer Bitte, und dann auf dem Wege weitzielender Drohungen, den Diwan zu beſtimmen, daß er alle Franzoſen aus dem osmaniſchen Gebiet wegweiſen und verjagen ſolle. Zu dieſem Schritt konnte ſich aber der Diwan nun und nimmer entſchließen, denn man war in Conſtantinopel von Unwillen

gegen die Engländer erfüllt, welche die Türkei im letzten Kriege mit Rußland ihrem Schickſal überlaſſen, hatten, und glaubte dagegen das eigentliche Heil der Türkei bei den Franzoſen, als den älteſten und getreueſten Verbündeten der Osmanen, zu finden.' Dieſe Anſchauung hielt man nicht zurück, und zeigte überhaupt, daß der franzöſiſche Geſandte in Conſtantinopel, Descorches, in der letzten Zeit mit Erfolg gearbeitet hatte, um die Türken über ihre Freunde und Feinde in Europa aufzuklären.

Das neue Verhältniß mit England war aber der Czarin um ſo angenehmer geworden, da ſie es gewiſſermaßen aus den Händen ihres jetzigen Lieblings, des Platon Zoubow, der dafür ſeinen unwiderſtehlichen Einfluß bei ihr aufgeboten, empfangen hatte. Dieſer neue Freund Katharinens, der die letzten Liebesflammen der ſechszigjährigen Kaiſerin ſpeiſte, hatte ſeit dem Antritt ſeines Poſtens im Jahre 1789 dieſelbe Bedeutung am ruſſiſchen Hofe gewonnen, die ſeinen größten Vorgängern, einem Orlow, Potemkin und Lanskoy, nur irgend zugeſtanden geweſen. Er hatte die Augen der Kaiſerin zuerſt in Sarskoe-Selo, wo er als Offizier zu der Wache des Schloſſes befehligt worden war, auf ſich gezogen, und nachdem ſie ihn einmal geſehen, war er ſchon zum Diner der Czarin eingeladen worden, worauf bald nachher die Wegſchickung und Verheirathung Momonow's, deſſen Wirkſamkeit nicht mehr recht gefiel, erfolgte. Der junge Lieutenant der berittenen Garden war aber auch eine beſonders bevorzugte Erſcheinung, denn ihn ſchmückten nicht nur

ſeine friſchen fünfundzwanzig Jahre, die er kaum vollendet hatte, ſondern er war auch von einem ausgezeichneten Körperbau, zwar nicht beſonders groß, aber wunderbar elaſtiſch und muskelkräftig gewachſen, mit einer hohen geiſtreichen Stirn und den ſchönſten Augen, in welche Katharina je die ihrigen verſtändnißreich verſenkt hatte. Dazu ſprach er ſogar ziemlich gut Franzöſiſch, bewies eingänglichen und feinen Geiſt und ſelbſt einige Kenntniſſe der Literatur, und wußte nicht minder auf eine hervorragende Weiſe die Flöte zu ſpielen. Die Czarin wandte auch bei dieſem Liebling die Methode an, die ſie ſchon in ihren letzten Verhältniſſen mit beſonderem Glück befolgt hatte. Sie ſchlug zuerſt mehr die Töne der Mutter als der Liebenden gegen den jungen Freund an, und behandelte denſelben wie ihr gutes liebes Kind, mit deſſen Erziehung und Ausbildung ſie ſich gern beſchäftigen mochte. Dann kam aber plötzlich der blitzſchnelle Moment hereingefahren, wo die erhabene Pädagogin ihren letzten Trumpf ausſpielte, der ein erotiſcher war, und den Knaben Amor an ihrem Schultiſch erſcheinen ließ. Die Hofleute machten ihre Witze darüber, daß der neue Günſtling Platon hieß, und man fragte ſich, mit welchem Recht dieſe letzte Liebe der Czarin eine platoniſche genannt werden dürfte? Aber die platoniſchen Studien, von denen die Rede war, erleichterten nur die Uebergänge in den Vergnügungen der Czarin mit ihrem Liebling. Dieſer wurde bald zu allen Ehren des Kaiſerſtaats erhöht, und nachdem er zuerſt als Adjutant der Kaiſerin eingetreten war, ging es alsdann

so rasch mit ihm vorwärts, daß er in Kurzem zum obersten Chef der russischen Artillerie hinaufrückte und sogar mit dem Fürstentitel geschmückt wurde.

Dieser liebenswürdige Fürst Zoubow, dessen Einfluß gewissermaßen mit dem Herabsinken aller Lebenskräfte der Czarina stieg, war allmählig das Hauptorgan aller Angelegenheiten am russischen Hofe geworden, und er beherrschte in der letzten Zeit im eigentlichsten Sinne alle Reußen. Alles drängte sich um ihn, und alle Würdenträger, Generäle und Offiziere des Reichs belagerten seine Schwelle, um seine Verwendung oder selbst seinen Rath in den höchsten Staatsgeschäften zu erlangen. Während diese Hofleute in tiefgebückten Stellungen um ihn her standen, saß er selbst nachlässig in einem Lehnstuhl ausgestreckt, im liederlichsten Hauskleide, mit den Händen in seinen Locken wühlend, oder er jagte sich mit seinem Affen im Zimmer umher und ließ denselben unter tausend Possen, die er mit ihm trieb, auf die Schultern und Köpfe der ergrauten Staatsmänner springen, was einen Dolgoruki, einen Gallizin, einen Soltykow oft in die bitterste Verlegenheit brachte. Seit dem Tode des Grafen Panin, der schon im Jahre 1783 aus tiefer Kümmerniß über den gänzlichen Verlust seines Einflusses und seiner Thätigkeit gestorben war, gab es keinen Staatsmann am russischen Hofe mehr, der so viel Würde und Energie gehabt hätte, um wenigstens seine Person vor dem Uebermuth der Favoriten zu wahren. Platon Zoubow brachte diesen Uebermuth auf einen Gipfel, auf dem er zugleich mit einer

ſo kindiſchen und thörichten Grimaſſe erſchien, daß die Wirthſchaft, die Orlow, Potemkin und Andere getrieben, faſt einen Anſtrich von Hoheit dagegen gehabt hatte.

Zoubow wußte zwar Allen, die ſich an ihn wandten, in der Regel keinen beſſern Rath zu geben, als daß er ihnen mit ſeiner Lieblingsredensart ſagte: „Macht Alles ſo wie Ihr es früher gemacht habt“, worauf er dann ein ſchmetterndes Gelächter hinterherſchickte. Aber in einigen Angelegenheiten, die groß und wichtig genug waren, griff er doch mit ziemlich entſchiedener Hand und ſelbſt mit einem Anflug von Geſinnung ein. Dies war namentlich bei den Unterhandlungen zwiſchen Rußland und England über ein neues und auf erweiterten politiſchen Grundlagen aufzurichtendes Bündniß zwiſchen beiden Mächten der Fall geweſen. Der damalige engliſche Geſandte in Petersburg, Ritter Charles Whitworth, hatte freilich noch beſondere Mittel in Bewegung geſetzt, um Zoubow zu veranlaſſen, daß er der engliſch-ruſſiſchen Allianz am Herzen der Czarin das Wort redete. Zoubow hatte eine ſehr ſchöne aber auch ſehr galante Schweſter, welche an den Kämmerer Jerebzow verheirathet war und die, bei dem gleichzeitigen Hang zur Frömmigkeit und zu guten Werken, doch den Begriff der ehelichen Treue nicht ſo weit ausdehnte, um abgeſchloſſen für alle anderen Bewerbungen der Liebe und der Geſchenke zu ſein. Dieſe reizende kleine Frau hatte vor dem Hof, der Etikette und der großen Welt den allerentſchiedenſten Abſcheu, und hätte, wie ſie oft erklärte, ihr Leben am liebſten im Nachtkleide hingebracht.

Die reichen Gaben ihrer Freunde verwandte ſie vorzugsweiſe zu Werken der Wohlthätigkeit, für welche ihre Leidenſchaft am größten war, und es trat für die Liebhaber der Frau Jerebzow dabei nur der Uebelſtand ein, daß ſie zum Oefteren das Rendezvous verſäumte, um zu ihren Unglücklichen, denen ſie gerade beizuſpringen hatte, hinzugehen. Zu ihren heftigſten Freunden gehörte beſonders der alte Demidoff, der ſeine ſprüchwörtlich gewordenen Reichthümer zu ihren Füßen ausbreitete und ſich mit ungeheuern Geſchenken bemühte, ihre Grauſamkeit, die von Natur ſehr gering war, zu ſeinen Gunſten zu kehren. Mit ihm hatte aber in der letzten Zeit der Ritter Charles Whitworth einen ſiegreichen Wetteifer begonnen, der ſich nicht bloß auf die Bedeutung der engliſchen Valuta, ſondern auch auf eine gewiſſe Gemüthlichkeit ſtützte, die, nach Art des engliſchen Naturells, in einer der Schweſter Zoubow's beſonders wohlthuenden Weiſe ſich bei ihr eingeſchmeichelt hatte. Sie widerſtand darum auch den Bitten des engliſchen Geſandten nicht, der ihr eine Rolle in der Politik des Tages zuertheilte, und durch ihren Einfluß bei ihrem Bruder, über den ſie Alles vermochte, dem Plan der engliſch-ruſſiſchen Allianz den Alles vermögenden Fürſprecher zu gewinnen trachtete. Dies gelang auch ſo ſchnell und glücklich, wie es kaum gehofft worden war, denn eines Morgens hatte das fade Lächeln, mit dem Platon Zoubow aus den Gemächern der Czarin entſtieg, einen ganz beſonders gewichtigen Ausdruck, und er kündigte ſeiner Schweſter und dem Geſandten Englands an, daß Katharina

eingewilligt habe, den Handelsvertrag mit England zu zeichnen. [1]

Platon Zoubow hatte ſchon früher über das Schickſal Polens das letzte entſcheidende Wort geſprochen, denn dem täglich drängenden Rath dieſes Günſtlings war es beſonders zuzuſchreiben, daß die Czarin, die noch an dem letzten glimmenden Funken der polniſchen Nationaleriſtenz Aergerniß nahm, endlich dazu ſchritt, dies edle Feuer mit gewaltſamer Hand auszutilgen. Zoubow hatte ſeit einiger Zeit bemerkt, daß ſeine Gebieterin einen leidenſchaftlichen Haß in ihrem Herzen trug, der ſelbſt ihre Träume unruhig bewegte und ſie oft im Schlaf mit den heftigſten Ausbrüchen auffahren ließ. Er wußte, daß es das Daſein Polens war, welches der Czarina den Frieden und alle Genüſſe trübte. Wenn die Revolution Frankreichs die Phantaſie Katharinens in unaufhörlichen Schreckbildern umherjagte, ſo ſchien ihr das geſpenſterhafte Fortleben, welches die Nationalität Polens nach der Auseinanderreißung des ganzen Volkskörpers führte, nicht minder darauf hingerichtet, bei den Ideen der franzöſiſchen Revolution ein neues Erwachen und Auferſtehen zu ſuchen. Die polniſche Conſtitution von 1791 hatte dieſe Beſorgniſſe in der Czarin zur Wuth und zu den lebhafteſten Rachegefühlen geſteigert, und ſie ſah zum Erſtenmal deutlich ein, daß, wenn die franzöſiſche Revolution ihre Waffen ge-

[1] Masson, Mémoires secrets I. 270. Castera, Vie de Catherine II. T. II. 429.

gen Rußland wende, Polen die eigentliche Schneide dieſer Waffen bilden würde. Die Berichte, welche ſie von ihrem Geſandten aus Warſchau empfangen, zeigten ihr ſchon neue Nationalhelden Polens im Werden, welche ihr unmittelbar aus der Schule der franzöſiſchen Jakobiner herzukommen ſchienen, oder, wie jener gefährliche Thaddäus Kosciuszko, ſogar in Amerika unter Waſhington, den die Czarin jetzt für nichts Anderes mehr als für einen Rebellen gelten laſſen wollte, gefochten hatten. Dieſer Kosciuszko und viele Gleichgeſinnte hatten in Warſchau eine Geſellſchaft gebildet, welche an die Spitze ihrer Beſtrebungen eine Idee geſtellt, die in den Ohren der Czarin faſt gleichbedeutend mit der franzöſiſchen Republik erklang. Dieſe Idee hieß die Wiederherſtellung Polens. Katharina aber gedachte nun daran, die Theilung Polens zu vollenden und die Auflöſung dieſes Landes und Volkes zu der entſcheidungsvollſten Thatſache der ganzen europäiſchen Politik zu machen. Durch ihren jungen Freund Platon Zoubow getrieben, wandte ſich die Czarin jetzt mit um ſo ſtärkerer Leidenſchaftlichkeit dieſem Vorſatze zu, als ſich ihre politiſchen Anſchauungen ganz und gar darauf feſtgeheftet hatten, daß nur mit dem Untergang Polens der Kampf gegen die franzöſiſche und europäiſche Revolution ſiegreich begonnen werden könne! Dann wußte ſie wohl, daß es der natürliche, von geheiligten Ueberlieferungen getragene Gang der ruſſiſchen Politik erforderte, auch Deutſchland für das Schickſal Polens reif zu machen und den Einfluß Rußlands unter den deutſchen Völkern, der auf

den Rath Friedrich's des Großen ſchon ſehr erfolgreich begonnen war, zur vollen Ausſaat des Verderbens zu ſteigern. Aber der durchdringende Geiſt Katharina's, der für die Eroberungspläne Rußlands bis in ihre letzte Lebenszeit hinein ſcharf und taktfeſt geblieben war, erkannte zugleich, daß Deutſchland noch ſo lange lebendig und kräftig erhalten werden müſſe, bis es Rußland geholfen habe, die Türkei in Beſitz zu nehmen. Denn die Macht Deutſchlands, richtig erkannt und benutzt, war immer ſo groß und allgewaltig, daß, wohin es ſich mit ſeinen Heeren wandte, der Ausſchlag geboten ſein mußte, und die Czarin konnte daher um ſo weniger gewillt ſein, ſchon jetzt den Ritter zu lähmen, den ſie noch einſt als ihren Hauptſtreiter in die Kämpfe des Oſtens zu ſtellen dachte. Wenn Deutſchland aber auch einſt für Rußland kämpfen ſollte, um demſelben den vielgeträumten Thron in Conſtantinopel zu bauen, ſo hinderte nichts, dieſem Streiter ſchon vorher auf eine geſchickte und wohlberechnete Weiſe das ſpäter wirkende Gift durch alle ſeine Glieder zu treiben. Aber erſt, wenn die Banner Rußlands an der Sophienkirche zu Conſtantinopel befeſtigt waren, ſollten die Todesſchmerzen in Deutſchland ausbrechen und den alten glorreichen Leib des Ritters überwältigen. Es lag in allen Berechnungen der ruſſiſchen Politik, daß, ſobald die orientaliſche Frage im Sinne Rußlands entſchieden wäre, unmittelbar darauf die deutſche Frage zum Verderben Deutſchlands an die Reihe kommen ſollte. Aber die Türkei wollte Rußland nicht theilen, ſondern beſitzen, obwohl es bisher

allerdings nur gelungen war, in der Krim ein Theilgebiet des türkiſchen Reichs an den Nordgeſtaden des ſchwarzen Meeres mit Rußland zu vereinigen. Weder mit Deutſchland, noch mit England, noch mit Frankreich meinte Rußland je dieſe über Alles koſtbare Beute theilen zu wollen, und wenn doch zuweilen mit einem Anſchein der Freigebigkeit auf einzelne Stücke von dem Fell des Löwen hingedeutet wurde, ſo geſchah dies nur ſo lange, als das Thier noch nicht erlegt war und noch in ſeinen wunderbaren Höhlen am Pontus ſchlummerte.

Wenn die Eroberung der Türkei daher noch verſchoben werden mußte, ſo konnte Deutſchland einſtweilen nur dem Schutze Rußlands bloßgeſtellt werden, und dieſer Schutz konnte ſich um ſo unmittelbarer auf die deutſchen Völker werfen, wenn mit der Nationaleriſtenz Polens die eigentliche Wehr zwiſchen Rußland und Deutſchland niedergeriſſen worden wäre. Von Neuem mit Oeſterreich und Preußen zu theilen, fiel der Czarin in dieſer Angelegenheit durchaus nicht ſchwer. Denn dieſe Stücke Polens waren eine Nahrung, von der Niemand ſatt werden konnte, und wenn Preußen und Oeſterreich ſich gleichwohl dadurch geſtärkt fühlen ſollten, ſo hoffte die Czarin dieſe Kräfte für ihren Türkenkrieg nutzen zu können. Der ſchöne Platon Zoubow hatte aber ſchon den Kriegsplan gegen Polen fertig gemacht. Schon ſeit einiger Zeit hatte Zoubow mit dem Kriegsminiſter Nicolaus Soltykow, mit Markow und anderen ruſſiſchen Staatsmännern geheime Berathungen gehabt, welche auf

die Vernichtung Polens ſich bezogen, und den auf dies Ziel gerichteten Wünſchen der Czarin die geeignetſten Mittel und Wege unterzubreiten ſuchten. Fürſt Zoubow glaubte die Czarin nicht bloß um ihrer Ruhe willen zur ſofortigen Ausführung dieſer That drängen zu müſſen, ſondern er fühlte auch, daß der Fürſtentitel, den er ſeinen friſchen männlichen Reizen verdankt hatte, noch allzuſehr in der Luft ſchwebte, um nicht mit größerem Gewicht noch auf einigen fetten Länderſtrecken Polens niedergelaſſen werden zu können. Die Czarin verſprach ihm endlich, nicht länger mit dem zu ſäumen, was ihr Herz ungeduldig begehrte, und ſie ſandte ihrem Miniſter in Warſchau, dem Herrn von Bulgakoff, den Befehl zu, in feierlicher Weiſe den Krieg an Polen zu erklären.

Die erſte Wirkung dieſer Erklärung war eine ungeheure Belebung des polniſchen Nationalgefühls, das ſowohl in dem Organ des Reichstags als auch in der ganzen Volksmaſſe ſich auf eine von der Czarin nicht geahnte Weiſe emporbäumte. Selbſt Stanislaus Poniatowski, das unglückliche Werkzeug der Czarin auf dem Throne Polens, fand hier einen Moment der Erhebung, in dem er die Sache einer für ihre Freiheit und Unabhängigkeit aufſtehenden Nation zu begreifen ſchien. Die polniſchen Streitkräfte ſammelten ſich mit einer Begeiſterung ohne Gleichen und würden unter den Oberbefehl des Fürſten Joſeph Poniatowski geſtellt, der in ſeinem Stabe einen Lieutenant hatte, auf deſſen glänzende Talente längſt die Hoffnungen der National-

partei in Polen gerichtet geweſen. Dies war Thaddäus Kosciuszko, ein kriegeriſcher Feuergeiſt, den zugleich die edelſten Bürgertugenden und die einfachen Sitten des Volksmannes ſchmückten. Die ruſſiſchen Heere drangen aber, gewaltig an Anzahl, in dreifachen Zügen gegen Polen vor, und zugleich hatte der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., der ſich mit einer abermaligen Theilung Polens vollkommen einverſtanden erklärt, eine bedeutende Streitkraft in das polniſche Gebiet eintreten laſſen. Friedrich Wilhelm widerlegte hier durch die That die Vorurtheile, welche Kaiſerin Katharina bei ſeinem Beſuch, den er als Kronprinz am ruſſiſchen Hofe abgeſtattet, gegen ihn gefaßt, indem ſie ihn damals, freilich in der orientaliſchen Frage, zu jedem energiſchen Eingehen auf die Eroberungspolitik Rußlands für unfähig erklärte. Indeſſen hatten die überlegenen Streitmaſſen, welche den Polen gegenüber angeſammelt worden, den Ausgang der blutigſten Schlachten auf den Gefilden Polens immer zweifelhafter gemacht, und dem König Stanislaus Auguſt entſank der letzte Muth, welchen er, im Kampf der Ehre mit der Schwäche, ſeiner einſt ſo geliebten Gebieterin gegenüber zuſammengerafft hatte. Doch gehörte immer noch ein bedeutender Muth dazu, öffentlich, wie er that, mitten in Polen zu erklären, daß die Nation vor dem Uebergewicht der ruſſiſchen Waffen zurücktreten müſſe. Die zweite Theilung, welche hiermit durch ein ruſſiſches Manifeſt vom 9. April 1793 über Polen verhängt wurde und durch die ausſchließlich Rußland und Preußen ſich neue Gebiets-

theile von dem unglücklichen Lande anereigneten, war nur die Uebergangsſtufe zu der letzten Kataſtrophe, welche die Czarin den Polen nun raſch zu bereiten gedachte. Für Katharina wurde es eine ungeheuere Beſtätigung aller ihrer Urtheile über Polen, daß Kosciuszko, der nun als Flüchtling aus Polen fortgegangen war, von der geſetzgebenden Verſammlung in Frankreich den Titel eines franzöſiſchen Bürgers empfangen und angenommen hatte. Der tiefe revolutionnaire Zuſammenhang eines neuen Zeitalters war der Czarin von Rußland noch nie ſo klar und ſo fürchterlich entgegengetreten. Mit ebenſo viel Grimm als Herzensangſt ließ Katharina durch ihre Agenten im Auslande alle Schritte Kosciuszko's überwachen. Sie hatte ſich in der Beſtimmung, die ſie ihm beimaß, nicht getäuſcht. Denn Kosciuszko war es, der plötzlich wieder als das Haupt einer neuen Nationalerhebung in Polen erſchien und an der Spitze der Conföderation von Krakau im März des Jahres 1794 die Polen aufrief, jene Conſtitution vom 3. Mai 1791 wiederherzuſtellen, welche als eine Ausgeburt des revolutionnairen Zeitgeiſtes den Zorn der Czarin ſo leidenſchaftlich entfeſſelt hatte. Unter Kosciusko's Händen begann ſich nun eine polniſche Republik zu formen, deren Grundſätze ſich ſchon dadurch offenbarten, daß den Bauern Polens, dieſer ſo lange unter die Thiere geworfenen Menſchenklaſſe, die Freiheit angekündigt wurde. Kosciuszko ſelbſt legte die Kleidung der Bauern an und aß von ihrem Brod, um den Entwürdigten auf gleicher Stufe entgegenzukommen und ſie mit ſich zur Höhe der Nationa-

lität und der Freiheit heraufzuziehn. Seine mit Senſen und Piken bewaffneten Schaaren führte er ſchon im April 1794 bei Raclawicz zu einem Sieg gegen die Ruſſen. Aber wie gewaltig auch die Kriegsanſtrengungen Kosciuszko's gegen die vereinten Heere der Ruſſen und Preußen fielen, an deren Spitze Friedrich Wilhelm II. von Preußen perſönlich focht, ſo wollte doch das Schickſal Polens dem edelſten Helden dieſer Nation den Tag von Maczicjowicze nicht erſparen. Hier ertönte das „Finis Poloniae“ von den Lippen des in ſeinen Wunden zuſammenſinkenden Kosciuszko. Die dritte und letzte Theilung Polens, durch welche die Reſte des Landes in verſchieden bemeſſenen Antheilen an die Kronen Rußlands, Preußens und Oeſterreichs übergingen, ſchien der Czarin nun von ſo entſcheidender Art, daß ſie dadurch die Rechnung der Geſchichte mit der polniſchen Nationalexiſtenz abgeſchloſſen glaubte. Stanislaus Auguſt wurde von ihr nach Grodno in die Verbannung gewieſen, wo der unglückliche Freund von einem Jahrgeld, welches ihm Katharina, wie einſt dem letzten Khan der Krim, Sahim Girai, bewilligte, in ſchmählicher Verborgenheit zu leben verurtheilt wurde. Während Suwarow die Schlüſſel des von ihm eingenommenen Warſchau nach Petersburg ſandte, und ſeinen Triumphzug in die alte Reſidenz der polniſchen Könige hielt, wurde Kosciuszko, der Gefangene, von dem Schlachtfelde hinweg, wo faſt ſeine ganze Armee unter den Streichen der Ruſſen geblieben war, nach Petersburg gebracht. Die Czarin ließ ihn hier in einem Kronhauſe feſt bewahren,

und ſchien von dieſem Augenblick an erleichtert in ihren ſo weit in die Zeit hinausgerichteten Befürchtungen, denn mit dem kriegsgefangenen Polenhelden, den ſie in ihrer Nähe ſicher angefeſſelt wußte, glaubte ſie den Geiſt der Revolution ſelbſt zu den Füßen des Czarenthrons gebannt zu haben. Erſt Kaiſer Paul gab, unmittelbar nachdem er zur Regierung gelangt war, dem großen Feldherrn Polens ſeine Freiheit und ſein Schwert zurück, welches letztere aber Kosciuszko nicht ferner tragen wollte, weil er kein Vaterland mehr habe.

Auch Platon Zoubow mit ſeiner Geſellſchaft ging bei dieſem Schickſalsſchlag, der eine ganze Nation zerſchmetterte, nicht mit leeren Händen aus. Ein großer Theil der Güter, welche von den polniſchen Großen eingezogen wurden, kam in dieſem Kreiſe zur Vertheilung, der damit den Lohn für ſein Drängen auf Polens Untergang bezahlt empfing. Das Manifeſt, durch welches die letzte Theilung Polens verkündigt wurde, verfaßte ein Secretair Zoubow's, ein gewiſſer Alteſti, ein italieniſcher Abenteurer, der früher Kaufmannsgehülfe in Conſtantinopel geweſen war und ſich dort durch Intriguen aller Art dem ruſſiſchen Geſandten Herrn von Bulgakoff ſo unentbehrlich gemacht hatte, daß ihn derſelbe unter ſeinem Kanzlei-Perſonal mit nach Warſchau genommen hatte, von wo er, auf Empfehlung einiger vornehmen Polinnen, denen er beſonders gefallen, in das geheime Secretariat Zoubow's überging und in den politiſchen

und anderen Myſterien des Fürſten eine Rolle zu ſpielen begann.[1]

Dieſe letzte und ſchließliche Theilung Polens gab beſonders den jungen Handelsbewegungen Rußlands im ſchwarzen und mittelländiſchen Meere einen überaus günſtigen Schwung. Rußland hatte zu ſeinem Antheil an der großen Völkerbeute beſonders diejenigen Provinzen empfangen, durch welche der Dnieſter ſein für den Verkehr ſo bedeutſames Stromgebiet bis zu den Geſtaden des ſchwarzen Meeres hinunterzieht. Für den Handel Rußlands auf dem ſchwarzen Meere war dadurch ein neuer, ungemein fruchtbarer Ausgangspunkt gewonnen. Denn auf dieſer Seite lagen die ergiebigſten und ertragreichſten Landſtriche Polens, die, wie namentlich Podolien und Volhynien, ihre Ueberfülle an Getraide und andern Produkten bisher namentlich von den Venetianern ausführen ließen, welche ſich mit großem Vortheil dieſer Verbindung bemächtigt hatten. Die Ruſſen, welche den Polen ohne Zweifel im Handelsgeiſt überlegen waren, begannen jetzt auf dieſen Punkt ihre bedeutendſten Anſtrengungen zu richten, um von hier aus dem Verkehrsleben des ſchwarzen Meeres noch einen neuen, mächtigen Anſtoß zu geben. Die Zeit konnte dazu im Intereſſe Rußlands nicht günſtiger gewählt ſein, denn die franzöſiſche Revolution hatte den Handelsverkehr Frankreichs und Italiens vernichtet, und man mußte ſich in die Häfen des

[1] Castera, Vie de Catherine II. T. II. 429. Reimers, St. Petersburg am Ende ſeines erſten Jahrhunderts I. 331.

ſchwarzen Meeres wenden, um zu billigen Preiſen das Getraide einzukaufen, welches in den meiſten Ländern, deren Felder unbebaut und durch die Schläge der Zeiten verheert ſtanden, zu mangeln begann. Die Erwerbung dieſer polniſchen Provinzen beſtimmte daher auf die glücklichſte Weiſe die Abſicht der ruſſiſchen Regierung, ſich im Weſten des ſchwarzen Meeres einen geeigneten Punkt zur Oeffnung des Verkehrs und der Abſatzwege zu gewinnen. Die Anlage von Cherſon hatte in den letzten Jahren mehr und mehr gezeigt, daß weder die ungeſunde Stadt, noch der für die Schifffahrt unvortheilhafte Hafen geeignet ſeien, für dieſe Seite des ſchwarzen Meeres eine durchgreifende Bedeutung zu gewinnen. Ebenſo war der Hafen der den Türken abgenommenen Feſtung Oczakow ſehr unſicher für Fahrzeuge aller Art, und geſtattete namentlich das Ueberwintern der Schiffe nicht, denen die Eisgänge des Dnieper und des Bog mit vielen Gefahren drohten.

Die Czarin Katharina war daher ſchon auf die Bay des tatariſchen Dorfes Kadſchibei aufmerkſam gemacht worden, wo die in Oczakow eingelaufenen Fahrzeuge ſchon ſeit einiger Zeit ihr Aſyl ſuchten, um in einem als vortrefflich anerkannten Hafen ſich gegen Sturm und Eis zu ſichern. Hier, am Ausfluſſe des Dnieſter in das ſchwarze Meer, beſchloß Katharina eine neue Schöpfung, wie die Zeit ſie zu erfordern ſchien, emporſteigen zu laſſen. Die Czarin befahl dieſen Hafen, der einen ſo ſichern Ankerplatz für die größten Schiffe aller Gattungen darbot, zu befeſtigen und für die

Aufnahme ihrer Flotte ſowohl als aller dorthin ſteuernden Kauffahrteiſchiffe mit den dauerndſten und großartigſten Einrichtungen zu verſehen. Zugleich unternahm ſie aber bei dieſem Hafen einen ebenſo ſchön als bedeutend angelegten Stadtbau, durch welchen eine der glänzendſten und lebensvollſten Städte Rußlands, das von den Ruſſen ſo ſehr geliebte Odeſſa, an dieſer Stelle hervorging. Dieſe Stadt, oberhalb der Mündung des Dnieſter, ungefähr zwölf Werſte von derſelben entſtanden, wurde von den Ruſſen, welche mit den Reizen Odeſſa's ſo gern kokettiren, bald das ruſſiſche Florenz, bald das ruſſiſche Paris genannt, und wenn ſie auch dieſe Lieblingsbezeichnung nicht rechtfertigte, ſo ſtieg ſie doch ungemein raſch zu einem bedeutſamen, den Verkehr des ſchwarzen Meeres auf ſeinem Gipfel bezeichnenden Höhepunkt empor. Odeſſa war durch ſeine Lage auf das Günſtigſte dazu auserſehen, die herrlichen Ackererzeugniſſe aus den Theilen Polens, welche jüngſthin in den Beſitz Rußlands genommen, auf den Weltmarkt des ſchwarzen Meeres hinabzugeleiten. Schon unter dem 27. Mai 1794 erließ Katharina in einem Ukas die offene Einladung nicht nur an ihre eigenen Unterthanen, ſondern auch an die Unterthanen aller zur Beſchiffung des ſchwarzen Meeres vertragsmäßig berechtigten Mächte, daß ſie mit allen erlaubten Waaren ſich zu freier Einfuhr in dem neuen Hafen von Odeſſa einfinden möchten. Aber dieſer ungemein freihändleriſch klingende Ukas fügte doch noch die Bedingung hinzu, daß dabei allerdings die beſtimmten Zollabgaben erlegt werden müßten. Im

Jahre 1795 ſah aber das kaum aus ſeinen erſten Grundlagen hervorgetretene Odeſſa ſchon fünfunddreißig Segel zu ſeinen Füßen, und das nächſtfolgende Jahr hatte die Zahl derſelben ſchon auf ſiebenundachtzig anwachſen laſſen.[1] Gleichzeitig ließ Katharina aber auch nichts verſäumen, um der ruſſiſchen Flotte auf dem ſchwarzen Meere unausgeſetzt eine ſolche Entwickelung und Weiterbildung zu geben, daß in ihrer Geſtalt ſchon die unabläugbare Herrſchaft Rußlands auf dem Pontus verkörpert erſcheinen konnte. Der Beſtand der Segel- und Ruderflotte im ſchwarzen Meer wurde in dieſer Zeit um funfzehn Linienſchiffe, achtzehn Fregatten und eine bedeutende Anzahl von Ruderfahrzeugen erhöht, womit zugleich eine Menge neuer Transportſchiffe und Packetböte in den Spiegel des ſchwarzen Meeres hinabgelaſſen wurde.[2] Dieſe Flotte ſtellte in ihrer Anzahl und Ausrüſtung am Ende der Regierung Katharina's ſchon die größte Ueberlegenheit Rußlands auf dem vielentſcheidenden Meeresgewäſſer dar, und ſowohl die Türken, die mit ihren Seekräften mehr und mehr zurückgingen, als auch die übrigen Nationen, welche mit Rußland zu der Befahrung des ſchwarzen Meeres Tractate geſchloſſen hatten, ſchienen dieſer Thatſache nicht mehr die ſiegreiche Geltung kürzen zu können.

[1] Peyssonel, Essai sur le commerce de la mer noire I. 224. 230. Storch, Hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Gemälde des Ruſſiſchen Reichs VI. 187. J. de Hagemeister, Mémoire sur le commerce des ports de la nouvelle Russie 6. Hommaire de Hell, Les Steppes I. 33.

[2] Journal von Rußland IV. 65—107.

Nachdem aber die Czarin von Rußland geſehen, daß das Unglück Polens ſich als nährendes und treibendes Element bewährte, um die ruſſiſchen Herrſchaftsſaaten danach immer kräftiger emporſchießen zu laſſen, richtete ſie ihre Blicke dringlicher und mit jenem ſchwer ſinnenden und vermeſſenen Ernſt, welcher der Zukunft ſelbſt gebieten zu können glaubte, auf Schweden hinüber. Dort war nach dem Tode des Königs Guſtav III. ſein minderjähriger Sohn, der Prinz Guſtav Adolf, zum König ausgerufen worden, für den aber noch der Herzog Karl von Südermannland, der Bruder des ermordeten Königs, als Regent eingetreten war. Dies ſchien die verhängnißvoll geſponnenen Pläne der Czarin einſtweilen zum Stillſtand zu rufen, denn der Herzog war dem ruſſiſchen Syſtem, wie es ſich bisher in den Zuſtänden Schwedens einzubohren geſucht, in keiner Weiſe hingegeben, vielmehr trieb ihn ein glühender Haß gegen Alles was ruſſiſch war, insbeſondere aber gegen die Czarin Katharina ſelbſt, der er in dem Seekrieg zwiſchen Rußland und Schweden auf eine für ihn ziemlich demüthigende Weiſe gegenübergeſtanden hatte. Er wußte, daß man ihn ſeitdem am Hofe zu Petersburg lächerlich gemacht und auf dem kaiſerlichen Liebhabertheater in der Eremitage Komödien geſpielt hatte, in denen der Herzog von Südermannland als komiſche Figur weidlich mißhandelt worden war. Außerdem beſaß der neue Regent von Schweden durchaus nicht den chevalereskken Sinn, mit dem Guſtav III., ungeachtet alles ſeines Widerſtrebens gegen die Czarin und ihre Unterneh-

mungen, doch auch zuletzt gern geneigt war, der Dame in der Czarin zu huldigen und ihr zu Frieden und Verſöhnung entgegenzukommen. Es begannen daher die Triebfedern der ruſſiſchen Diplomatie in Stockholm ſichtlich zu erlahmen, und der Graf von Stackelberg, berühmt durch die verhängnißvollen Dienſte, die er als Geſandter und diplomatiſcher Zwingherr in Polen geleiſtet, hielt dieſe Aufgabe, zu der er ebenfalls nach Schweden geſandt worden war, dort nicht mehr für löſbar. Er begehrte deshalb ſeine Abberufung von dieſem Hofe, an welchem der junge König, eigenwillig wie er ſchien, noch keine Einwirkungen auf ſeine Denkweiſe zuließ, während der Regent mit einem leidenſchaftlichen Eifer alle Fäden zu zerſtören und abzuleiten ſuchte, welche Rußland ſchon bei den Parteien in Schweden und auf allen irgend dazu geeigneten Punkten angeſponnen. Katharina ſandte daher ſtatt ſeiner ein neues Werkzeug nach Stockholm, den Herrn von Romanzow, einen Bruder des Diplomaten, der gleichzeitig in Deutſchland verwandt worden war, um die ſtechenden Einflüſſe Rußlands in die Adern des deutſchen Reichs zu vertreiben. Dieſer neue Geſandte der Czarin am ſchwediſchen Hofe brachte aber geheime Aufträge von Petersburg mit, welche die gefährlichſte Spitze in ſich bargen und ſo weitgreifender und wühleriſcher Natur waren, daß davon bald der Boden unter den Füßen des Herzogs von Südermannland zu ſchwanken ſchien. Dieſe Aufträge waren auf nichts Geringeres gerichtet, als durch Anſtiften von Intriguen und Verſchwörungen dem gegen Rußland

ſtehenden Herzog die Zügel der ſchwediſchen Regentſchaft zu entreißen und ihn dieſe von der Czarin erkannte Nothwendigkeit ſelbſt mit ſeinem Leben bezahlen zu laſſen. Auch dieſer neue Diplomat Rußlands mußte zwar bald wieder zurückberufen werden, aber ſeine Wirkſamkeit hinterließ tiefe Furchen, in denen die ausgeſtreuten Keime aufſchießen konnten.

Als Guſtav III. von dem mörderiſchen Schuß Ankarſtröm's getroffen worden und die Aerzte ihm auf genaue Friſt ſeine Todesſtunde ankündigten, warf er noch in letzter Verfügung ſeines Willens die beiden Teſtamente um, welche er früher niedergelegt, indem er in einem dritten verordnete, daß für ſeinen Sohn Guſtav Adolf zwar der Herzog von Südermannland die Regentſchaft führen, aber dazu den Baron von Armfelt und den Baron von Taube als Mitglieder eines Regentſchaftsraths aufnehmen ſolle. In der Unterzeichnung dieſes Willens war aber der ſterbende König durch den raſcheren Schlag des Todes unterbrochen worden, und er hatte ſeinen Namen nur noch mit den erſten Buchſtaben deſſelben auf das Papier werfen können. Dies bewog den Herzog von Südermannland, dieſe Schrift nicht anzuerkennen, und dieſelbe, ſobald ſie ihm gebracht wurde, in der Flamme des Kamins auflodern zu laſſen. Der Baron von Armfelt, der, wie alle näheren Freunde Guſtav's, eine entſchiedene Hingebung für Rußland beſaß, wurde wider ſeinen Willen zum Geſandten am Hofe von Neapel ernannt, und mußte ſofort nach Italien abgehn, wo er für

die gedungenen Mörderdolche, denen er überall auszuweichen hatte, ſich durch eine Verſchwörung rächte, die er mit Hülfe Rußlands in Schweden anzuzetteln bemüht war. Die Correſpondenz, welche darüber zwiſchen ihm und dem ruſſiſchen Hofe eingeleitet war, wurde in Petersburg von dem Raguſen Alteſti, dem Verfaſſer des Manifeſtes über den Untergang Polens, im Auftrage Platon Zoubow's geführt, und bald war eine ganze Partei in Schweden ſelbſt für die Ausführung der entworfenen Pläne gewonnen. Armfelt hatte zwar in den früheren Kriegen ſeines Herrn gegen Rußland mit der Tapferkeit und der Auszeichnung eines Helden gefochten, aber er war dann zugleich die Haupttriebfeder des Friedens von Werelä geworden, den er als Bevollmächtigter Guſtav's III. mit der ruſſiſchen Czarin abgeſchloſſen und durch den zugleich zwiſchen Katharina und Guſtav eine innerliche Verſöhnung der Perſonen eingeleitet werden ſollte. Mehrere Orden der Kaiſerin von Rußland ſchmückten als Lohn dieſer Dienſte die Bruſt des Barons von Armfelt, und er hoffte jetzt von Italien aus den entſcheidungsvollſten Schlag zu thun, um ſich durch die Aufrichtung ruſſiſcher Gewalt in Schweden zugleich an dem Herzog von Südermannland zu rächen, der inzwiſchen in ſeinen Verfolgungen wider ihn ſoweit gegangen war, daß er ſogar die Geliebte Armfelt's, ein Fräulein von Rudenſköld, welche die Liebesanträge des Herzogs ſelbſt verſchmäht haben ſoll, in ein Arbeitshaus ſperren ließ. Aber der Herzog von Südermannland ſchien ein ungemein praktiſcher Mann, der durch

ſeine Agenten ſämmtliche Fäden der gegen ihn gerichteten Verſchwörung auffand und alle Papiere Armfelt's, welche den Zuſammenhang der Verſchworenen mit Rußland unzweifelhaft darlegten, in ſeine Gewalt zu bekommen wußte. Während die ergriffenen Theilnehmer dieſer Verſchwörung in Schweden gerichtet wurden, zeigte ſich in dieſer Angelegenheit ſchon, wie tief der Machteinfluß Rußlands faſt an allen Höfen Europa's eingedrungen war, denn der ſchwediſche Regent bemühte ſich vergeblich, der Perſon Armfelt's, der zuerſt in Petersburg Schutz geſucht und gefunden, ſich zu bemächtigen. Wohin er auch ſeine nachdrücklichſten Aufforderungen richtete, um ihn in dieſem Begehren zu unterſtützen, überall wurde er abgewieſen, und in einer Zeit, wo ſich alle legitimen Gewalten Europa's faſt wie in einem gemeinſamen Bunde gegen jedes revolutionnaire Element betrachteten, wollte kein einziges der Cabinette Europa's dem ſchwediſchen Hofe beiſtehn, um die Auslieferung Armfelt's, der bald auch eine Penſion in Petersburg erhalten, zu bewirken. [1]

Die Kaiſerin Katharina hatte indeß den Gedanken nicht aufgegeben, ihre Herrſchaftspläne in Schweden zu reifen, und ſie glaubte zu dieſem Zweck an die Herzensbedürfniſſe des jungen Königs Guſtav Adolf anknüpfen zu müſſen, wobei ſie ihre alte Meiſterſchaft in der Anfachung der Triebe und Sinne ſpielen laſſen wollte. Es war nämlich ihre

[1] Manſon, Mémoires secrets I. 6. Castera II. 438.

Lieblingsvorſtellung geworden, hier eine Heirath zu Stande zu bringen, welche zwiſchen dem jungen Schwedenkönig und einer ihrer Enkelinnen abgeſchloſſen werden ſollte. Katharina behauptete ſogar, auf eine derartige Verbindung des ſchwediſchen Throns mit dem Czarenhauſe ein ausdrückliches Recht erhalten zu haben, indem unter den Friedensbeſtimmungen von Werelä ſich ein geheimer Artikel befinde, durch welchen Guſtav III. die Hand ſeines Sohnes für eine der jungen ruſſiſchen Großfürſtinnen ausdrücklich gelobt habe. Dieſer Gedanke hatte ſich bei der Czarina ſo feſtgeſetzt, daß ſie die kleine Großfürſtin Alexandrine, die kaum heranzuwachſen begann, ſchon ganz in der Ausſicht erziehen ließ, einſt die Königin von Schweden zu werden, und das Kind auf jede Weiſe in dieſer Idee beſtärkte. Die alte Czarin erzählte der Kleinen faſt täglich von ihrem Bräutigam auf dem Schwedenthron, und zeigte ihr eines Tages ein Portefeuille, worin die Bildniſſe mehrerer zur Verheirathung beſtimmten europäiſchen Prinzen enthalten waren. Alexandrine wurde aufgefordert, denjenigen mit dem Finger zu bezeichnen, welchen ſie am liebſten zum Gatten wählen würde, worauf das Kind erröthend auf das Portrait des ſchwediſchen Kronprinzen hinwies, von welchem die Großmutter ſchon ſo viel anmuthige Dinge erzählt hatte. Die Czarin, nicht daran denkend, daß ihre Enkelprinzeſſin ſchon zu leſen wußte und daß unterhalb jedes Bildes mit ganz kleiner Schrift der Name des darauf vorgeſtellten Prinzen verzeichnet ſtand, ſah darin ein unbeſtreitbares Walten der Sym-

pathie, und glaubte nun ihren Plan, der am ſchwediſchen Hofe ſelbſt einem ſtarken Widerſtand begegnet war, um ſo entſchiedener ins Werk ſetzen zu müſſen.

In dem jungen Guſtav waren zwar ebenfalls durch dazu gewonnene Perſonen ſeiner Umgebung Empfindungen unterhalten worden, welche ihm die junge ſchöne Prinzeſſin in Petersburg und dazu das Glück, mit Rußland die innigſten Bande der Zugehörigkeit zu knüpfen, in allen Farben der Sehnſucht ausmalten. Die Prinzeſſin Alexandrine wurde ihm in den glühendſten Schilderungen, zu denen die einflußreichſten Perſonen des ſchwediſchen Hofes durch die Czarin beſtochen ſchienen, als ein Ideal vorgezeichnet, deſſen Beſitz die höchſten Lebenswünſche krönen müſſe. Katharina ließ ſich ihm durch ihre geheimen Agenten als Beſchützerin ſeines ſchon von Verlangen entzündeten Herzens anbieten, ja ſie ging ſo weit, ihn zu ſich nach Petersburg einzuladen und ihn zu beſchwören, daß er zu ihr eilen und an ihrem mütterlichen Buſen eine Zuflucht für alle ſeine Wünſche und gegen alle ſeine Sorgen und Aengſte ſuchen möchte. Denn ſie bemühte ſich zugleich, ihm ſeinen Oheim, den Regenten, als einen Tyrannen vorſtellig machen zu laſſen, der dem Minderjährigen ſeinen Thron verwüſte, während er auf der andern Seite Verbindungen mit dem revolutionnairen Frankreich unterhalte und ſich entgegen Allem, was der König Guſtav III. gewollt, zum Haupt aller Jacobiner in Europa zu machen trachte. Es wurden daher alle Hebel in Bewegung geſetzt, um den jungen König allein, und ohne Be-

gleitung ſeines Oheims, zu einem Ausflug nach Petersburg zu veranlaſſen. Der Herzog von Südermannland, der als Tyrann und Jacobiner zugleich verſchrieen wurde, hatte freilich auch die Heirathspläne der Czarin auf die allerunangenehmſte Weiſe gekreuzt. Denn ſein Beſchluß war dahin gegangen, ſeinem Neffen eine mecklenburgiſche Prinzeſſin zur Gemahlin zu beſtimmen, und bereits waren die genaueſten Einleitungen dazu getroffen worden. Die Verlobung wurde feierlich ausgeſprochen, die Vermählung für eine nahe Zeit angeſetzt, und an alle Höfe Europa's ließ der Herzog die Anzeige ergehen, daß eine Prinzeſſin Mecklenburgs als Königin für den Thron Schwedens beſtimmt worden ſei. Wie man auch den äußerſten Unwillen der Czarin darüber entbrannt wußte, ſo ſollte doch der Graf von Schwerin, der wegen ſeiner ſchönen Augen bei allen Damen des ruſſiſchen Hofes beliebt war, auch nach Petersburg dieſe Nachricht überbringen. Aber kaum war er damit an den Grenzen Finnlands angelangt, als ihm ein Courier begegnete, der in fliegender Eile aus Petersburg kam, und ihm von Seiten der Czarin, die den Gegenſtand der Miſſion bereits erfahren, den Befehl überbrachte, nicht an den Eintritt in Rußland zu denken. Der Herzog von Südermannland ließ dieſe Beleidigung nicht unerwiedert hingehen, ſondern gab darüber öffentlich eine eigenthümliche Erklärung ab, durch welche er bekannt machte, daß der König von Schweden jedes Höflichkeits-Ceremoniell, welches bisher bei Familien-

ereigniſſen zwiſchen Rußland und Schweden beobachtet worden, abgeſchafft habe.[1]

Die Czarin war indeß nicht gewohnt, etwas aufzugeben. Sie beſtimmte einen neuen Diplomaten für Schweden in der Perſon des Herrn von Budberg, eines noch außerordentlich jungen Mannes von ſehr hochfahrendem und entſchloſſenem Weſen, der ſoeben erſt in Deutſchland auf der Brautſchau für den Fürſten Conſtantin umhergeſchweift war und von dort die Fürſtin von Coburg mit ihren drei Töchtern zu dieſem Zweck nach Petersburg gebracht hatte. Herr von Budberg hatte auf dieſer Rundreiſe auch einen Beſuch in Mecklenburg gemacht, und dort den Hof, gutmüthig und ehrlich wie derſelbe war, leicht zu einer Entſagung für ſeine Prinzeſſin geſtimmt. Dann war dieſer Diplomat zuerſt mit einer überraſchenden Unverſchämtheit in Stockholm aufgetreten und wandte dieſelben Mittel des perſönlichen Benehmens an, durch welche die ruſſiſche Diplomatie in Warſchau und Conſtantinopel ſtets das Herannahen einer verhängnißvollen Kataſtrophe für dieſe Länder angekündigt hatte. So trat Budberg mit dem Hut auf dem Kopfe und in ſeinem Reiſeüberrock in eine glänzende Hofgeſellſchaft, in der ſich größtentheils Damen befanden und die Herren in der ausgeſuchteſten Gala erſchienen waren. Es war dies vor ſeiner eigentlichen Vorſtellung am Hofe geſchehen, und der Herzog von Südermannland, der nicht der Mann war

[1] Castera II. 485. Masson I. 8.

ſich dergleichen bieten zu laſſen, beſtrafte ihn dafür bei der feierlichen Antrittsaudienz, in der er ihn am andern Tage empfing, indem er dabei kein einziges Wort an ihn richtete, aber eine große Peitſche in der Hand trug, mit welcher er ſich unaufhörlich gegen den Stiefel ſchlug, um damit ohne Zweifel an den Tag zu legen, daß er das allergrößte Gelüſt empfinde, eigentlich auf eine andere Stelle hin dieſe Peitſche fallen zu laſſen. Die Verhältniſſe geſtalteten ſich jedoch bald günſtiger. Katharina ſandte inzwiſchen einen geheimen Agenten nach Stockholm, um die Stimmung des Herzogs durch perſönliche Anerbietungen zu verbeſſern, und an die Stelle des Herrn von Budberg kam ſein Onkel, ein General von den feinſten und würdigſten Formen, mit dem Titel eines Botſchafters der Czarin nach Stockholm. Die neuen Verhandlungen, die mit Verſprechungen und Drohungen zugleich geführt wurden, faßten unerwartet Wurzel, und der Herzog von Südermannland, ſchon um zu zeigen, daß er den eigenen Willen ſeines Neffen in keiner Weiſe beſchränken wolle, erklärte ſich endlich bereit, mit demſelben die Reiſe nach Petersburg zu unternehmen, wohin die Czarin abermals auf die liebenswürdigſte und zarteſte Weiſe eingeladen hatte. Sie hatte ſagen laſſen, daß man doch auch daran denken müſſe, ob die beiden Kinder ſich nicht wirklich liebten, und ob die Sympathie ihrer Herzen, wie behauptet würde, nicht ſchon über die Ferne hinausgegriffen und der perſönlichen Begegnung zuvorgekommen wäre. Katharina war unwiderſtehlich, wenn ſie die Sprache des Gefühls redete. Sie

fügte hinzu, es ſei doch grauſam, wenn man den beiden Liebenden nicht einmal die Gelegenheit geben wollte, ſich zu ſehen und dadurch ihr Lebensglück zu begründen. Dieſe Aeußerungen waren ganz auf das Gemüth des jungen Königs Guſtav Adolf berechnet, der nicht nur den eigenthümlichen Hang zum Ritterlichen und Abenteuerlichen von ſeinem Vater ererbt, ſondern auch einen gewiſſen Zug der Myſtik in ſich trug, der ihn mit der ſchwärmeriſchen Liebe zu einer unſichtbaren Prinzeſſin die wunderſamſten Gefühle verbinden ließ.

Der Tag der Abreiſe wurde angeſetzt. Der König von Schweden und der Herzog von Südermannland, der Erſtere unter dem Namen des Grafen von Haga, der Regent als Graf von Waſa, langten mit einem überaus glänzenden und zahlreichen Gefolge am 25. Auguſt 1796 in Petersburg an. Die Begegnung mit der großen Czarin war eine ſo innige, daß der junge Monarch von den freudigſten Bewegungen ſeines Herzens hingeriſſen zu werden ſchien. Er wollte der Kaiſerin die Hand küſſen, aber Katharina lehnte es mit dem Bemerken ab, daß ſie nie vergeſſen werde, in dem Grafen von Haga einen König vor ſich zu ſehen. Sie bewies aber ein ſo großes Wohlgefallen an dem blühenden achtzehnjährigen Jüngling, daß ſie mehr als einmal wiederholte, ſie ſei ſelbſt ſchon ganz verliebt in den jungen Schwedenkönig. Etwas Rührendes hatte aber ſeine erſte Zuſammenkunft mit der jungen Prinzeſſin Alexandra Paulowna, welche in Gegenwart des ganzes Hofes ſtattfand. Die bisher ſo tief

genährte Zuneigung der Gedanken drückte sich jetzt bei dem gegenseitigen Anblick auf das Ueberraschendste und in der lieblichsten Verwirrung aus. Die Enkelin der Czarin war erst vierzehn Jahre alt, aber schon so groß und vollständig ausgebildet, daß auch ihre körperliche Erscheinung einer dieser Prinzessin eigenen, wunderbaren Frühreife des Geistes entsprach. Sie vereinigte Anmuth, Heiterkeit und Majestät zugleich in ihrem Wesen, und ihre dunkelblonden, nach eigener Phantasie geordneten Haare umflossen ein Gesicht von der regelmäßigsten, durch einen glänzend weißen Teint gehobenen Schönheit. Ihr gegenüber fiel der junge König nicht minder durch die seltensten Vorzüge der Persönlichkeit auf, die in einer hoch emporgeschossenen und feinen Gestalt einen ungewöhnlichen Herrscherausdruck mit dem Reiz der frischen Jugend und einem einfachen, höflichen, gern verbindenden wollenden Wesen vereinigte. Die Czarin bewunderte um so mehr den Körper des jungen Monarchen, als sie durch die außerordentliche Elasticität und Muskelkraft, welche derselbe zeigte, die vielbesprochene Erziehungstheorie seines Vaters bestätigt fand. Der König Gustav III. hatte nämlich seinen Kronprinzen durchaus nach den Grundsätzen Jean Jacques Rousseau's erziehen lassen, der das Evangelium der freien und reinen Natur schon in der Heranbildung des Körpers befolgt sehen wollte. Der Prinz Gustav Adolf wurde deshalb schon als Säugling nur in eiskaltem Wasser gebadet, und alle Abhärtungen eines armen Sohnes aus dem Volke waren beim Heranwachsen an ihm vollzogen

worden. Für die Czarin hatte dies einen unläugbaren Beigeschmack von den Ideen der französischen Revolution, aber wenn sie den jungen Prinzen ansah, was aus ihm und seinen schlanken, kräftigen Gliedern dadurch geworden war, so fühlte sie wenigstens in diesem Falle ihre Abneigung gegen alles revolutionnaire Element durch den liebenswürdigsten Beweis besiegt.

Die Czarin fand es ihrer Politik entsprechend, die beiden jungen Leute sogleich wie förmliche Liebende zu behandeln, und dies war um so leichter, da Gustav Adolf durchaus an keine Prinzessin von Mecklenburg mehr denken wollte und mehr und mehr in einen trunkenen Gefühlszustand überging, der von der Prinzessin Alexandra vollkommen getheilt wurde. Der alten Czarin brausten beim Anblick dieser frischen Leidenschaft alle Feuer ihres eigenen Lebens noch einmal durch die Adern, und sie trug kein Bedenken, mit ihrer vielerfahrenen Hand die Flammen zu schüren. Als sie die Beiden einst recht vertraulich in ihrem Cabinet bei sich hatte, unterwies sie dieselben in dem Glück des ersten Kusses und ließ die Aussprüche der weisesten Lehrmeisterin über den Genuß der Liebe folgen. Man schritt endlich den Einleitungen zur feierlichen Verlobung näher. Der junge König war wie bezaubert, und schien auf keine Bedingungen der Welt mehr irgend ein Gewicht legen zu wollen. Er ließ sogar im Gespräch fallen, daß er gern die Vorurtheile und Anschauungen der russischen Nation ehren und durchaus keine förmliche Abschwörung des griechischen Glaubens von der Prinzessin ver-

langen wolle. Auch der Herzog von Südermannland ſchien ſeit ſeinem Aufenthalt am Hofe der Czarin wie umgewandelt. Aus der geiſtvollen und feinbemeſſenen Zurückhaltung eines Beobachters, in welcher Weiſe er zuerſt aufgetreten war, ging er allmählig in die Rolle eines theilnehmend Mitwirkenden über, und dies war ihm wohl größtentheils als eine Ueberwindung im Intereſſe ſeines Neffen, den er wirklich von Liebe bewegt und von ſo großen Huldigungen aller Art. umgeben ſah, anzurechnen. Denn in ſeinem innerſten Gemüth ſchien der Herzog von Südermannland doch durch Manches betroffen, was er in Petersburg ſah, und nicht minder hatte es ihn ſtutzig gemacht, daß ſelbſt während ſeiner Anweſenheit der Baron von Armfelt, der ihm noch vor Kurzem nach dem Leben geſtellt, keineswegs entfernt war, ſondern ſich im Hintergrunde als eine ziemlich unheimliche Figur ſehen laſſen durfte.

Katharina hatte aber endlich ihre Favorit-Miniſter, die Herren Zoubow und Markow, beauftragt, den Heirathscontract nach den von ihr feſtgeſtellten Beſtimmungen zu entwerfen. Zwar war der Erzbiſchof ſelbſt, den ſie hatte kommen laſſen, in ſeinen Aeußerungen über die Möglichkeit, ob eine ruſſiſche Prinzeſſin die heilige Orthodoxie des griechiſchen Glaubens abſchwören könne, keineswegs ſo ſchwierig geweſen, als die Czarin gewünſcht hatte. Sie war von demſelben bloß daran erinnert worden, daß ſie ſelbſt die Groß-Patriarchin Rußlands ſei, und durch die Allmacht ihres Willens löſen und binden könne nach ihrem Ermeſſen.

Katharina hielt es aber gerade den äußerſten Zwecken, die ſie in Schweden verfolgen wollte, ungemein förderlich, daß dort einſt eine Königin mit allem Gefolge ihrer ruſſiſchen Popen und Capeläne eingeſetzt würde, welche letzteren den Intereſſen Rußlands ebenfalls an geeigneter Stelle dienen könnten. Der Verlobungstag war angeſetzt worden, und der ganze Hof hatte ſich den Befehlen der Czarin gemäß in höchſter Gala in dem Thronſaal verſammelt. Die junge Prinzeſſin prangte im Brautſchmuck, umgeben von ihren jungen Schweſtern, den Großfürſten nebſt ihren Gemahlinnen, und ihrem Vater, dem Großfürſten Paul mit der Großfürſtin, die, obwohl ſie ihre Abneigung gegen eine Heirathsverbindung mit Schweden nie verhehlt, doch von Gatſchina hereingekommen waren, um der Verlöbnißfeierlichkeit ihrer Tochter beizuwohnen. Um ſieben Uhr des Abends war dieſe Feierlichkeit angeſetzt worden, und die Czarin ſelbſt war ſchon in der höchſten, ſelten von ihr angelegten Pracht in dem Thronſaal erſchienen. Alles war bereit, nur der Bräutigam fehlte, und man begriff nicht, wie derſelbe ſo wenig Beriſerung gegen die harrende Braut und einen ſolchen Mangel an Rückſicht gegen die Czarin beweiſen könne. Der Fürſt Joubow verließ mehrmals eiligſt den Saal und kehrte mehrmals wieder zurück, ohne den jungen König mitzubringen. Die Ungeduld und Betroffenheit der Czarin waren ſchon auf das Höchſte gediehen, mit dem gewaltig aufſteigenden Zorn miſchten ſich bei ihr Verlegenheit und Beſchämung ihrem ganzen Hofe gegenüber auf die bitterſte Weiſe. Das Flüſtern

der Hofleute und dann die rings her entſtandene grenzenloſe Stille, die kein Athemzug mehr zu unterbrechen wagte, dünkten der Czarin endlich nicht mehr zu ertragen. Sie ſtand aber noch immer aufrecht, die Blicke den hohen Flügelthüren entgegengekehrt, die ſich ihrer zu Ungeſtüm und Wuth entarteten Erwartung doch endlich öffnen mußten, um den räthſelhaft Ausbleibenden hereintreten zu laſſen.

Inzwiſchen befand ſich Guſtav noch immer in ſeinem Zimmer und ſtritt ſich mit den ruſſiſchen Miniſtern über die Bedingungen des Heirathscontracts herum. Während ſich der König ſchon um ſieben Uhr zur Verlobung an den Hof begeben ſollte, hatte ihm Markow erſt um ſechs Uhr den Contract gebracht, in welchem Guſtav zu ſeinem höchſten Erſtaunen Dinge fand, über welche er niemals mit der Czarin übereingekommen ſein wollte. Er hatte ſich zwar früher damit einverſtanden erklärt, daß ſeine Gemahlin ihre nationale Religion im Stillen weiterbekennen ſolle, aber mitten im ſchwediſchen Königsſchloß ihr eine griechiſche Kapelle und einen griechiſchen Clerus zu gewähren, dazu konnte und wollte er ſich durchaus nicht entſchließen. Er glaubte jetzt im Gegentheil darauf beſtehen zu müſſen, daß die Prinzeſſin wenigſtens öffentlich und in allen äußeren Ceremonien die Religion des Landes bekenne, deſſen Thron ſie theilen wolle. Zoubow, Markow und alle ruſſiſchen Staatsmänner und Würdenträger gingen abwechſelnd bei ihm ein und aus, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen und ihm die Unmög-

lichkeit vorzuſtellen, daß darüber noch mit der Czarin, die ihn bereits an der Spitze ihres verſammelten Hofes erwarte, Rückſprache genommen werden könne. Der König bewies plötzlich eine Hartnäckigkeit und Entſchloſſenheit, welche alle Hofleute der Czarin in Verzweiflung brachte. Auch der Herzog von Südermannland, der ſich wenigſtens den Anſchein gab, bei dem König vermittelnd einzutreten, vermochte nichts über ſeinen ſo unbeugſam gewordenen Willen. Der junge König zog ſich endlich in ſein Cabinet zurück, ſchloß die Thür deſſelben hinter ſich zu, und erklärte den noch immer ſeine Thür belagernden Hofleuten mit einer ebenſo feſten als zornigen Stimme, daß er niemals Etwas unterzeichnen werde, was gegen die Geſetze ſeines Landes verſtoße. Es ſchlug bereits zehn Uhr, und die Czarin und ihr Hof warteten noch immer unter einem fürchterlichen Schweigen in dem Thronſaal. Endlich näherte ſich ihr Fürſt Zoubow, zum letztenmal hereinſtürzend, mit dem entſcheidenden Wort, das er ihr geheimnißvoll ins Ohr flüſterte. Katharina fühlte einen tödtlichen Schmerz durch alle ihre Glieder ziehn. Sie erhob ſich ſchwankend von dem Thronſeſſel, ſtammelte einige Worte der tiefſten Erſchütterung, und entließ dann ihren Hof unter dem Vorgeben, daß der junge König von Schweden plötzlich erkrankt ſei. Die Kaiſerin fühlte ſich ſo unwohl, daß ſie nur mit Unterſtützung ihrer Cavaliere in ihre Zimmer zurückgelangen konnte. Sie empfand hier ſchon auf eine betroffen machende Weiſe die erſten Vorzeichen eines Schlaganfalls, der einige

Wochen ſpäter ſo entſcheidungsvoll über ihr Leben gebieten ſollte.[1]

Der König verweilte noch einige Tage am ruſſiſchen Hofe, um den Bruch nicht zu augenfällig vor aller Welt zu machen. Dann reiſte er ab und hinterließ bei der Czarin in ihrem tiefgekränkten Herzen die Ueberzeugung, daß die Pläne Rußlands auf Schweden wohl auf eine ferne Zeit vertagt werden müßten. Beſonders zu beklagen aber blieb die junge Prinzeſſin Alexandrine, deren lebhafte Gefühle für den jungen Schwedenkönig nur als Herrſchaftsmaterial von der Czarin erweckt worden waren und die nun, erkrankend in Sehnſucht und Melancholie, den richtigen Ton ihres Lebens nicht wiederfinden konnte.

Katharina befand ſich ſeit dieſer Zeit ſo ſchlecht, daß ſie von ihren Umgebungen täglich mit geſteigerten Beſorgniſſen beobachtet wurde. In ihren körperlichen Verhältniſſen ſchien vor der Hand nur die außerordentliche Zunahme ihrer Leibesſtärke beunruhigend zu ſein. Dieſe wuchs ſo gewaltig an, daß man das Schlimmſte befürchten zu müſſen glaubte, und beſonders fühlten ſich ihre Freunde über die beſtändig angeſchwollenen Beine der Czarin, die oft auch Oeffnungen zeigten, ſehr geängſtigt. Der weltberühmte kleine Fuß der Czarin, den ſo viele Gedichte gefeiert und um den einſt die liebenswürdigſten Bonmots des alten, ſeitdem freilich in ſeinem Andenken verſtoßenen Voltaire gekoſt

[1] Masson, Mémoires secrets, I. 21. Castera, Vie de Catherine II. T. II. 437.

hatten, war jetzt in eine entſetzliche Unförmlichkeit verzogen worden. Alle Mittel der Aerzte hatten ſich gegen dieſe Leiden und Verunſtaltungen der hohen Frau erſchöpft, und jetzt meldete ſich Lambro-Cazzioni, welcher bei der Kaiſerin durch eine Empfehlung des Admirals Ribas eingeführt worden war, mit der Bitte um die Gnade, daß er den Dienſt des Arztes bei der Czarina verſehen dürfe. Dieſer Lambro-Cazzioni, der früher nichts als ein abenteuernder Seeräuber geweſen war und als ſolcher die Gewäſſer des Archipelagus beunruhigt hatte, wollte ein Geheimmittel kennen, durch welches die kranken Füße der Czarin ſicher ihre Heilung finden würden. Es machte dies zuerſt nur einen lächerlichen Eindruck, da der mit der Gunſt der Czarin begnadigte Pirat bisher nur die Rolle eines Spaßmachers am Hofe verſehen und mit ſeinen drolligen und derben Erzählungen zum Ergötzen Katharina's und ihres Freundes Zoubow gedient hatte. Aber das Mittel, welches er vorſchlug und für deſſen Erprobung er die merkwürdigſten Erfahrungen erzählte, erregte zuerſt das tiefſinnigſte Nachdenken und dann die freudigſte Zuſtimmung der Kaiſerin. Das Mittel beſtand darin, daß Katharina täglich zwei Mal, des Morgens und des Abends, ihre Füße im Waſſer des ſchwarzen Meeres baden ſolle. Dies Waſſer wurde von Lambro-Cazzioni als ſo eigenthümlicher Heilkräfte voll bezeichnet, daß ihm auch in dieſem Fall eine Wunderwirkung beizumeſſen ſein würde. Bald ging Lambro-Cazzioni ſelbſt als Eilbote zu den Geſtaden des Pontus Eurinus ab, um das Waſſer ſchöpfen

und für die Hinüberführung deſſelben von Odeſſa nach Petersburg ſchnell einen regelmäßigen Dienſt einrichten zu laſſen.[1]

In die zu ihr entführte Woge des ſchwarzen Meeres, in dem ſie immer das eigentliche Symbol aller ihrer Lebensthaten und der ganzen Zukunft Rußlands geſehen, tauchte die Czarina jetzt mit ſo viel Eifer als Hoffnung die todtkranken Glieder. Sie glaubte gern daran, daß dies Mittel ſchon durch die ſympathetiſche Berührung, die ſie dabei in ihrem Geiſt und in ihrem ganzen Weſen empfand, ihr helfen werde. Die Czarin bedurfte einer nochmaligen Erneuerung ihrer Lebenskräfte um ſo dringender, da ihre Heere ſich in dieſem Augenblick im Caucaſus und am caſpiſchen Meere ſchlugen, und ihre unaufhörlich dorthin gerichteten Gedanken an Sieg und Eroberung ihr keine Ruhe gönnen wollten, in Petersburg krank zu liegen. Den Krieg gegen Perſien, den ſie ſchon in einer früheren Zeit mit mächtigen Anläufen begonnen, hatte Katharina in der letzten Zeit mit um ſo größerer Energie wieder aufgenommen, als ſie dies nur für einen neuen Weg hielt, um der Türkei wieder beizukommen und der Politik und den Waffen Rußlands ihr Univerſalziel in Conſtantinopel von einer neuen Angriffsſeite zu öffnen.

In Perſien waren in der letzten Zeit innere Erſchütterungen von gewaltiger Art vorgegangen, welche das Reich in ſeinem ganzen Beſtande umgewühlt und die Einheit deſ-

[1] Masson, Mémoires secrets, I. 58.

ſelben an allen Ecken und Enden zerriſſen hatten. Doch war es dem längſt dorthin gewendeten Einfluß Rußlands gelungen, ſich in Georgien, dem ſchönen Lande, welches am Fuße des Caucaſus zwiſchen dem ſchwarzen und dem caſpiſchen Meere ſich hinlagert, ſchon auf eine überragende und Macht bereitende Weiſe feſtzuſetzen. Es war dies durch den eigenen Fürſten dieſes Landes, den alten achtzigjährigen Heraclius geſchehen, der, früher ein Vaſall Perſiens, ſich mit Hülfe Rußlands von dem Thron der Sophis unabhängig gemacht hatte. Heraclius war dafür in die Vaſallenſchaft Katharina's eingetreten, trug den ruſſiſchen Andreasorden mit Brillanten, den ihm ſchon Potemkin verſchafft, und prangte im ruſſiſchen Staatskalender mit dem Titel eines Czaren. An derſelben Stelle dieſes Almanachs hatten bald auch die Fürſten anderer kleiner Völkerſtämme im Caucaſus, mit Ausnahme der wilden Lesghier, die ſich von den Ruſſen nie bezwingen laſſen wollten, eine gnädige Aufnahme als Schützlinge Rußlands gefunden. Aber der alte Heraclius hatte auch in ſeiner eigenen Hauptſtadt Tiflis eine ruſſiſche Garniſon aufnehmen müſſen, und wurde nach zwei Seiten hin als ein kriegeriſcher Gährungsſtoff benutzt, der ſowohl die Eroberung Perſiens für Rußland zeitigen als auch für die Türken eine gefährlich reizende und drängende Nachbarſchaft abgeben ſollte. Es war jedoch in dem Eunuchen Aga-Mehmed, welcher aus der alten Herrſcherfamilie der Sophis abſtammte, ein mit allen Mitteln des aſiatiſchen Despotismus fürchterlich ausgeſtatteter Herr aufgeſtanden,

der selbst der Czarin in Petersburg Besorgniß und Unruhe erweckte. Dieser tapfere Eunuch, den der große Thamas-Kouli-Khan in seiner Kindheit hatte verstümmeln lassen, um ihm damit seine Ansprüche auf den Thron zu kürzen, hatte sich mit waffenmächtiger Hand zum Schach Persiens eingesetzt, und war zuerst siegreich gegen die russische Niederlassung in Fraabat, einem kleinen Hafen, den Katharina und Potemkin an der Südküste des caspischen Meeres begründet und für sehr wichtig hielten, vorgegangen. Bedeutender war aber für die Russen und ihre Eroberungszwecke Kislar, welches schon die Kaiserin Anna am caspischen Meere begründet und wo in den Feldzügen des Jahres 1784 und 1785 Paul Potemkin den Kern der russischen Streitkräfte befehligte. Im October des Jahres 1795 war aber Aga-Mehmed von Neuem auch gegen Rußland kriegerisch aufgetreten, indem er Georgien, den christlichen Schutzstaat Rußlands, mit einem unwiderstehlichen Angriff überfiel und die Hauptstadt Tiflis, nach wilder Plünderung und nach Niedermetzelung der russischen Garnison, in Asche legte. Heraclius war entflohen und hatte die Trümmer seiner Völker und seines Hofes in den Bergen des Caucasus zu retten gesucht. Dies Schicksal ihres Schützlings empörte den ganzen Kriegsmuth der Czarin Katharina, und schon zu Anfang des Jahres 1796 hatte sie die gewaltigsten Streitkräfte aufgestellt, um den ihr schon durch seine Körperlichkeit verhaßten Eunuchen auf dem Thron Persiens zu züchtigen. Die Schwächung, welche die russischen Heere in den Kämpfen

mit Polen erfahren, hatte dieſe Rüſtungen nicht nur verzögert, ſondern auch das erfolgreiche Vorrücken dieſer Streitkräfte, die in Kislar ausgeſchifft und verſammelt worden waren, aufgehalten.

Katharina hatte ſich aber noch eines anderen Mittels bedient, um ihrem Feldzug in Perſien eine eigenthümliche Spitze zu geben. In Aſtrachan war ein perſiſcher Prinz, der alle rechtmäßigen Anſprüche auf den Thron Perſiens in ſich vereinigte, unter dem Schutze des dortigen ruſſiſchen Commandanten zurückgeblieben. Dieſer Prinz lebte dort in ziemlicher Dürftigkeit von einem knappen Gnadengelde, das ihm die Czarin bisher hatte auszahlen laſſen, denn mehr an den Unglücklichen zu wenden, dazu hatte es ihr bisher an einer Veranlaſſung gefehlt. Eines Tages aber kam ein Courier in Aſtrachan an, der ein ungemein huldvolles Handſchreiben der Kaiſerin an den Prinzen von Perſien überbrachte, womit ihm nicht nur die koſtbarſten Geſchenke geſandt wurden, ſondern das auch die Einladung für ihn enthielt, an den Hof von Petersburg zu kommen. Der Prinz reiſte unverzüglich ab, und traf einige Wochen vor der Ankunft des jungen Schwedenkönigs am ruſſiſchen Hofe ein. Dort wurde Sahli-Khan mit Ehren und Aufmerkſamkeit aller Art überſchüttet und man behandelte ihn wie einen Souverain, der durch ein nicht länger zu duldendes Schickſal von ſeinem Thron entfernt worden ſei, und durch die allmachtvolle Czarin Rußlands, die erſt jetzt von dieſem Schickſal hinlängliche Kenntniß erhalten, wieder an die ihm gebührende Herrſchaft

gebracht werden ſolle. Sahli-Khan, auf Alles eingehend, reiſte auch bald mit einem in der Kanzlei Zoubow's ausgearbeiteten Manifeſt zur ruſſiſchen Armee zurück. In dieſem Manifeſt, welches in perſiſcher Sprache abgefaßt worden, beſchwor Sahli-Khan ſeine Perſer, ſich zu ihm zu ſammeln, das Joch des abſcheulichen Eunuchen abzuſchütteln und die ruſſiſchen Heere als ihre Befreier und als diejenigen zu begrüßen, welche dem alten Thron der Sophis ſeinen Glanz zurückgeben würden. Katharina ſelbſt erließ ein zweites Manifeſt, worin ſie denſelben Aufruf mit Beimiſchung einiger weſentlichen Drohungen wiederholte.[1]

In Petersburg begann man ſich jetzt in den weitfliegendſten Eroberungsträumen zu wiegen, welche wie in einem Rauſch alter und neuer Geſichte über Perſien und das caſpiſche Meer hinſchweiften, das ſchwarze Meer mit dem caſpiſchen ſchon zu einem ungeheuren Netz für den Verkehr aller Welten verbunden ſahen, und Indien mit allen ſeinen Reichthümern und Schätzen von Neuem an der Hand Rußlands in die Mitte des modernen Lebens zu Genuß und Gewinn zurückgeführt erblickten. Auf den durchtriebenen und verlebten Geſichtern der ruſſiſchen Hofleute begannen dieſe hohen Erwartungen einen neuen faſt liebenswürdigen Glanz wiederzuſpiegeln. Es erhob ſich ein Schwindel von Entwürfen, Berechnungen und Speculationen, von dem die Aelteſten wie die Jüngſten angeſteckt und hingeriſſen wurden

[1] Mauvo, Mémoires secrets III. 19.

und in dem alle Miniſter und Generäle, alle Würdenträger und alle Kammerdiener bis zum Haupt der Kaiſerin hinauf ſich umherdrehten. Die Abenteurer, welche den hohen Rath Zoubow's bildeten, und durch ihn in das innerſte Gedankenleben der Czarin eingriffen, breiteten die bunten und luſtigen Flügel ihrer Phantaſie den alten erhabenen Projecten Peter's des Großen unter. Alteſti, der verſchmitzte Ragusſe, wollte ſich plötzlich etwas darauf zu Gute thun, daß er früher auf einem großen Kaufmanns-Comtoir in Conſtantinopel gearbeitet, und er behauptete dort den orientaliſchen Welthandel aus dem Grunde kennen gelernt zu haben. Alle Intriguanten und Stellenjäger des Hofes kamen aber darin überein, daß dem Handel Indiens wieder ſeine alte Landbahn zurückgegeben werden müſſe, und man träumte von der Errichtung einer indiſchen Compagnie in Derbent, an deren Spitze aber der Fürſt Zoubow ſelbſt treten wollte, während man geneigt ſchien, Herrn Markow eine Stelle bei der oberſten Leitung, natürlich mit ungeheuren Einkünften, zu überlaſſen. Schon wurden die Statthalterämter, die Conſulſtellen, die Einnahmepoſten in den noch zu erobernden Städten und Gegenden vertheilt, und die Höflinge traten nicht minder in förmliche Zoll- und Tarifverhandlungen ein, um über eine durch die Eroberung Perſiens unzweifelhaft gewordene Veränderung der Eingangs- und Durchgangszölle zu berathen. Katharina ſelbſt, in der es nicht minder ſtürmte und wetterleuchtete, verſenkte ſich in dieſer Zeit oft auf das Allertiefſinnigſte, und zugleich mit einem Anflug von Weh-

muth, in die Vergangenheit und in die Regierungsgeſchichte Peter's des Großen. Nach ſolchem ſtillen Sinnen pflegte Katharina öfter zu ſagen: „Sie ſei arm nach Rußland gekommen, aber ſie hinterlaſſe Rußland als Erwerb ihrer eigenen Hand Polen, Tauris und die damit gewonnene Herrſchaftsbahn des ſchwarzen Meeres; vielleicht aber auch, wenn ihr Gott das Leben verlängere, den Beſitz des caſpiſchen Meeres und Perſiens, mit der Ausſicht auf das unergründliche Indien!“

Dies kühne Träumen und Streben flocht ſich die Vergangenheit auf das Wunderbarſte mit der Zukunft zuſammen. Die Unternehmung gegen Perſien war nicht minder ein Ideenerbtheil Peter's des Großen, wie alle andern großen Richtungen, denen Katharina bisher in ihrem thatenvollen Leben gefolgt war und die ſie im Geiſt der grundthümlichen ſchöpferiſchen Entwickelung Rußlands zu vollenden gedachte. Peter hatte ſchon ruſſiſche Beſitzungen am caſpiſchen Meere zu gründen und zu ſichern geſtrebt, und bei dem Feldzug, den er gegen Perſien unternahm, angeblich um dem von den räuberiſchen Lesghiern bedrängten Schach Hülfe zu bringen, trieb ihn vornehmlich der wunderbare, faſt träumeriſche Gedanke, daß durch Rußlands Herrſchaft am caſpiſchen Meere der Verkehr des Orients auf ſeiner alten Weltbaſis wiederhergeſtellt werden könne. Peter der Große glaubte zur Ausführung dieſes Gedankens nur den Beſitz des caſpiſchen Meeres und einen Hafen im ſchwarzen Meer nöthig zu haben, um dann einen unabweislichen Knotenpunkt für den

Verkehr der Welttheile zu ſchlagen und den ſchätzebeladenen und ſegenſprühenden Handel Indiens durch den perſiſchen Golf in das caſpiſche und ſchwarze Meer hinabzuführen. Einſtweilen dachte er wohl die Trennung der beiden Meere durch Organiſation von Caravanenzügen überwinden zu können. Er ließ eine Flotte in Kaſan bauen, die bald in überraſchender Kriegsausrüſtung an den Mündungen der Wolga ſich zeigte und in das caſpiſche Meer ſtach. Der große Czar ſelbſt hatte ſich am 15. Mai 1722 an der Spitze eines Heeres von 22,000 Mann Infanterie, 9000 Dragonern und 15000 Koſacken und Kalmücken in Bewegung geſetzt, um die moskowitiſchen Legionen in das Innere des Caucaſus vordringen zu laſſen. Seine Eroberungen mit den ungeheuern Ideen, die er daran geknüpft, fanden ihre Grenze nur in ſeinem Tod. Aber dieſe Ideen hatten erſt im Geiſt Katharina's wieder ihre ſchöpferiſche Kraft erneuert und entzündet. Katharina, deren Unternehmungsgeiſt nie ganz von den realen Grundlagen verlaſſen wurde, wußte ſehr wohl, daß der Plan Peter's des Großen Bedingungen erforderte, die auch ſie noch keineswegs hatte nachholen und erfüllen können. Dazu gehörte vornehmlich das freie Verfügen und Gebieten über die Südküſte des ſchwarzen Meeres, wo immer nur die Hauptbrennpunkte zum Auffangen des orientaliſchen Welthandels angelegt werden konnten, aber ſie war dafür auf den Gedanken gekommen, die Lebensfrage der Türkei und Perſiens ineinanderzuſchlingen und durch die eine Unternehmung die andere verhängnißvoll zu zeitigen.

Die Gegenden zwiſchen dem caspiſchen Meer, dem Tigris und dem perſiſchen Golf einzunehmen, hielten Zoubow und ſeine Creaturen nur für das Werk zweier kurzer Feldzüge. Die Geographie Aſiens kam in die Mode, man zeichnete Karten und Pläne von den Gebirgen und Straßen des Caucaſus und bemerkte mit rother Tinte die Stellen, an denen die Czarina ihre größten und entſcheidendſten Siege erfechten würde.

Ein jüngerer Bruder des Favoriten Platon Zoubow war zum Oberbefehlshaber der in den Caucaſus entſandten ruſſiſchen Truppen ernannt worden. Dies war Valerian Zoubow, der einen noch gewaltigeren Körperbau beſaß als ſein Bruder Platon, und in den geheimnißvollen Orgien, deren Mitglied und Held er war, ſich ſtets durch eine beiſpielloſe Zügelloſigkeit bewundernswürdig gemacht hatte. Die Kaiſerin hatte den Ukas, durch welchen Valerian Zoubow zum commandirenden General der Armee im Caucaſus ernannt worden war, in ſo zärtlichen Ausdrücken abgefaßt, als wenn es ein offener Liebesbrief geweſen wäre, indem ſie ihn darin als ihren überaus theuern und zärtlich geliebten Freund bezeichnete. Mit dem Grafen Valerian ging ein ganzer Troß von Abenteurern, die bei dieſer Gelegenheit Glück und Schätze zu gewinnen dachten, zur Armee ab. Die ungeheuern Schwierigkeiten, welche das Küſtenland des caspiſchen Meeres und die überall drohende Gebirgsnatur des Caucaſus darboten, machten aber das Vordringen der ruſſiſchen Heere zu der gefahrvollſten und verderblichſten Auf-

gabe. Der Schach von Perſien, Aga-Mehmed, hatte auch zunächſt den Feldzugsplan ergriffen, die Ruſſen ungeſtört in das Land eintreten und an den ſchreckensvollen Plagen dieſer großen Natur ſich zerarbeiten zu laſſen. Der Schach ſelbſt war darum mit ſeinen Streitkräften aus Georgien zurückgegangen und der alte Heraclius hatte mit aller Sicherheit in ſeine Hauptſtadt Tiflis heimkehren können. Die Ruſſen aber waren thatenluſtig bis zu der befeſtigten Stadt Derbent, welche ſchon in alter Zeit der Schlüſſel und die eiſerne Pforte zu dem Königreich Perſien genannt worden, vorgedrungen.[1] Dieſe von Alexander dem Großen erbaute Hauptſtadt von Dagheſtan, an deren Mauern die Wellen des caſpiſchen Meeres hinanſchlagen, war ein um ſo erſtrebenswertherer Gegenſtand für die ruſſiſchen Waffen, als auch Peter der Große auf ihre Eroberung und Beſitznahme einen ſo hohen Werth geſetzt hatte. Damals im Jahre 1722 war der Naip mit einem anſehnlichen Gefolge der vornehmſten Einwohner von Derbent dem ruſſiſchen Heere eine Werſt vor der Stadt entgegengekommen, und hatte dem Czaren Peter knieend zwei ſilberne Schlüſſel von den Thoren der Stadt überliefert. Und als ob die Zeiten Peter's und Katharina's, von denſelben Grundideen getragen, nun auch traumhaft ineinanderklingen wollten, ſo war der Greis von hundertundzwanzig Jahren, welcher jetzt dem

[1] Adam Olearius Moskowitiſche und Perſianiſche Reiſebeſchreibung (Schleswig 1663) S. 719. Hommaire de Hell, Les Steppes de la mer caspienne II. 216. Manstein, Mémoires secrets III. 83.

Grafen Zoubow die Schlüſſel Derbents für die Czarin Katharina überlieferte, derſelbe Naiy, der die Schlüſſel einſt in die Hände Peter's des Großen gelegt. Der Mann war entweder wirklich noch am Leben geweſen, wie damals alle ruſſiſchen Berichte und Zeitungen behaupteten, oder die ruſſiſche Politik feierte in dieſem Mythus den eigenthümlichen Aufſchwung ihres innerlichſt phantaſievollen, nach allen Seiten hin einen tiefen Zuſammenhang behauptenden Weſens, das gern über gigantiſchen Eroberungsideen zugleich den Aether gemüthlich ſpielender Träume wölbt.

Die Nachricht von der Einnahme Derbent's hatte in Petersburg einen Taumel des Entzückens hervorgerufen. Die kranke Czarin, deren körperliche Zuſtände ſich in der letzten Zeit mehr und mehr verſchlimmert hatten, gewann durch dieſe Kunde eine augenblickliche Wiederbelebung ihrer Kräfte. Alle Glocken in Petersburg und die donnernden Schläge der Kanonen verkündigten, was am caſpiſchen Meere durch die Macht der ruſſiſchen Waffen geſchehen war. Aber das ruſſiſche Heer drang zwar weiter vor und nahm, noch immer ohne einem geregelten Feindesheer zu begegnen, die Stadt Baku, die ebenfalls einen kleinen Hafen am caſpiſchen Meere gewährt, und Schamachi ein. Aber die fremde und wilde Natur ſchien hier unweigerlich den ruſſiſchen Waffenthaten ihre Grenze beſtimmt zu haben. Die Sommerhitze, abwechſelnd mit ungeheuern Regengüſſen, warf verheerende Krankheiten in die Reihen der Soldaten. Ganze Regimenter ſanken in Erſchöpfung und tödtlichen Anfällen

danieder und wurden von den auf ſie einſtürzenden Gebirgsvölkern des Caucaſus aufgerieben. Die nachgeſandten Verſtärkungen vermehrten nur die Zahl der Kranken und Beſiegten. Bald hatten ſich auch perſiſche Reitercorps mit ihrer unvergleichlichen Angriffsſtärke den Gebirgsvölkern des Caucaſus geeinigt, um den Untergang eines der herrlichſten ruſſiſchen Heere zu vollenden.

Der Eindruck dieſer Kunde erſchütterte zwar das Herz Katharina's, aber nicht ihren Willen, durch erneuerte Anſtrengungen und Rüſtungen, die ſie unaufhörlich befahl, das Unheil wiedereinzubringen, welches der leichtſinnige und unerfahrene Jüngling, den ſie an die Spitze dieſer Kriegsmacht geſtellt, nicht wenig verſchuldet haben mochte. Aber ihr leidender Körper, gebeugt durch Krankheit und Lebensverſchöpfung, ſchien der Macht dieſer letzten Aufregung nicht länger trotzen zu können. Die Fußbäder im Waſſer des ſchwarzen Meeres hatten keine günſtige Wirkung ausgeübt. Die Zufälle der Czarin waren bedenklicher geworden. Unheimliche Vorzeichen mancher Art ereigneten ſich in der Stadt. Eines Abends, als die Czarin traurig den Himmel beobachtete, ſah ſie von demſelben einen Feuerball herabgleiten, der gerade nach der Richtung hin, wo die Gräber der Czaren Rußlands ſich befinden, in die Newa ſtürzte. Es war aber am Morgen des 9. November 1796, wo man die Czarin, von einem tödtlichen Schlaganfall getroffen, in ihrem Cabinet auf dem Fußboden niedergeſtreckt fand. Mit Anbruch der Nacht ſtarb Katharina.

Krim-Girai,

ein

Bundesgenoſſe Friedrichs des Großen.

Ein Vorſpiel

der

Ruſſiſch-Türkiſchen Kämpfe.

Von

Theodor Mundt.

Berlin, 1855.

Verlag von Heinrich Schindler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die Geſchichte der Krim hat in dem großen Khan, deſſen Lebensbild die nachfolgenden hiſtoriſchen Darſtellungen aufgenommen haben, eine merkwürdige Geſtalt aufzuweiſen, in welcher der Kampf gegen Rußland ſchon in früher Zeit zu einer Sache der Geſinnung und des Naturells ausgeprägt erſcheint.

Schon Friedrich der Große war auf den Gedanken gekommen, in der Krim einen Incidenzpunct gegen die Gewalt Rußlands zu entzünden, wozu ihn Krim-Girai, der durch die Culturreize

des Abendlandes wunderbar angezogene Naturſehn, durch ſeine dem König Preußens entgegengetragene Bewunderung und durch eine beſonders an ihn abgefertigte Geſandtſchaft weſentlich aufgemuntert hatte. Es geſchah dies in einem der verhängnißvollſten Momente des ſiebenjährigen Krieges, und König Friedrich hielt den Ausſchlag, den die Tataren geben würden, in der That für wichtig genug, um einen jungen Officier, den Baron Alexander von der Goltz, mit einer Botſchaft an Krim-Girai nach der Krim abzuſenden.

Friedrich der Große wollte nicht nur den kriegsgewaltigen Khan mit ſeinen wilden Völkern zu einem Einfall in Rußland bewegen, ſondern er hoffte auch dadurch die Pforte, die bisher einem Bündniß mit Preußen widerſtrebt, endlich in eine thatſächliche Feindlichkeit gegen Rußland hereinzuziehen. Die preußiſche Politik erſcheint in dieſen eigentlichen Anfängen der orientaliſchen Verwickelung, in denen ſich Preußen in richtiger Erkenntniß ſeiner neuen europäiſchen

Stellung thatsächlich genug betheiligt hat, in der doppelsinnigsten Weise. Denn während Friedrich der Große, von den Drangsalen des siebenjährigen Krieges getrieben, sich auf diesem Punct zum Anschürer des Kampfes zwischen Rußland und der Türkei unter den weitesten Berechnungen machen wollte, glaubte er nicht lange darauf, um eine Gegenwirkung gegen Oesterreich herbeizuführen, den Machteinfluß Rußlands in Deutschland hereinlenken zu müssen, wie ich in einem Abschnitt des Buches: „Der Kampf um das schwarze Meer" näher zu erörtern gesucht habe.

Die Beleuchtungen, die aus jener Episode auf die wesentlich in dem orientalischen Knoten geschürzte Weltlage fallen, sind aber in manchem Betracht bezeichnend genug, um eine selbstständige Fassung dieses eigenthümlichen Geschichtsbildes rechtfertigen zu können. Neben mehreren anderen zuverlässigen Quellen, wurde besonders aus dem authentischen Bericht geschöpft, der uns über die Gesandtschaftsreise des preußischen Lieutenants von

der Golz nach der Krim vorgelegen. Für den zweiten Theil dieſer Darſtellungen leiſteten die friſch und unbefangen geſchriebenen Memoiren des franzöſiſchen Barons von Tott ſehr gute Dienſte. Er begleitete den großen Krim-Girai auf dem furchtbaren Kriegszuge durch Neu-Serbien, womit der Khan der Tataren, von der Pforte zu ihrem Kriegsfeldherrn ernannt, den Kampf gegen Rußland, zu dem ſich Sultan Muſtapha III. nur im Schmerz über Polen entſchieden, eröffnen zu müſſen glaubte.

Möchte dieſen rückbeſchaulichen Geſchichtsbildern ihr thatſächliches Intereſſe und ihr Hereinragen in die Kämpfe der Gegenwart bei dem geneigten Leſer zugutkommen!

Berlin, im Auguſt 1855.

Theodor Mundt.

Inhalt.

Erſter Theil.

Friedrich der Große und der Khan der Krim.

		Seite
1.	Ein Barbier und Diplomat aus der Krim	3
2.	Der preußiſche Lieutenant in der Krim	15
3.	Ankunft in Bakſchi Sarai	31
4.	Krim-Girai, der Khan der Tataren	43
5.	Der Khan-Palaſt von Bakſchi-Sarai	59
6.	Das Bündniß zwiſchen Preußen und der Krim	69
7.	Tatariſche Diplomatie	85
8.	Eine Tatarin	96
9.	Czar Peter III.	103
10.	Die vier Garantiepuncte Krim-Girai's	109
11.	Das Kriegslager zu Kamſchany	121

Zweiter Theil.

Der Kampf gegen Rußland.

Seite

1. Sultan Muſtapha's Gedanken an Polen 135
2. Die Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland 145
3. Krim-Girai als Kriegsfeldherr gegen Rußland . 155
4. Der Zug nach Neu-Serbien 169
5. Kriegsabenteuer 183
6. Der Rückzug 207
7. Krim-Girai's Tod 215

Erſter Theil.

Friedrich der Große und der Khan der Krim.

I.

Ein Barbier und Diplomat aus der Krim.

Im October des Jahres 1761, als ſich der König von Preußen, Friedrich der Große, unter den damals von allen Seiten auf ihn einſtürmenden Bedrängniſſen, im Lager bei Strehlen befand, erſcholl in demſelben plötzlich der Ruf, daß eine Geſandtſchaft des Khans der Tataren in der Annäherung begriffen ſei, um dem in die gefährlichſte Lage verſetzten König eine ſo ungeahnte und aus ſo weiter Ferne zu ihm dringende Hülfe anzubieten.

Bald bewegte ſich auch ein phantaſtiſch ausſehender Zug, der aus mehreren in orientaliſcher Tracht gekleideten und mit dem wunderbarſten Aufputz behängten Perſonen gebildet war, in die Mitte

des Lagers vor und wurde dort, nachdem der sie begleitende Dolmetscher das Begehren kund gethan, von dem Adjutanten des Königs in Empfang genommen, um ihm in dem Bauerhause des Dorfes Weiselwitz, wo Friedrich seinen Aufenthalt genommen, vorgeführt zu werden.

Der König von Preußen, der in diesem Augenblick gerade den Verlust von Schweidnitz zu beklagen gehabt, und der so eben die Nachricht empfangen, daß die Russen in Pommern die Stadt Colberg belagerten, befand sich eben in einer Stimmung, in der jeder plötzlich aufgehende Lichtstrahl leicht wie die Bürgschaft einer neuen helleren Zukunft aufgenommen und mit Zuversicht und Verneigung verfolgt wird.

Mit diesen ungemein zugänglichen Empfindungen mochte sich der König die Gesandtschaft im Kaftan betrachten, deren fremdartiges und abenteuerliches Aussehen ein höchst satirisches Lächeln um die Mundwinkel seiner neben ihm stehenden Generale verbreitete, während Friedrich sie ernst und sinnend beobachtete und dem an ihrer Spitze erschienenen, in besonderer Feierlichkeit und Würde sich darstellenden Manne, welcher der eigentliche Diplomat der Krim

zu ſein ſchien, durch das erfreulichſte Entgegenkommen Muth machte, ſich zu erklären.

Wie erſtaunte aber der König, als der Abgeſandte der Krim, indem er in bilderreicher, durch den Dolmetſcher umſtändlich wiedergegebener Pracht des Ausdruckes die Grüße und Wünſche ſeines Herrn, des großen und klugen Krim-Girai, Khans der Krim und ſämmtlicher europäiſcher Tataren, zu beſtellen anfing, dabei zugleich ſeinen Namen und ſeine eigene Stellung, mit der er die Eigenſchaft eines Diplomaten verband, bezeichnete!

Er nannte ſich Muſtapha Aga und geſtand zugleich mit freimüthigem Stolz, daß er der Barbier ſeines Herrn ſei und in dieſer wichtigen Stellung am Hofe zu Bakſchi Sarai ſich das Vertrauen erworben habe, durch welches er auch zu dieſer Abſendung an den preußiſchen Heldenkönig, den Gegenſtand der größten Verehrung und Bewunderung des Khans, berufen worden!

Auf der Stirn des Königs, auf der ſich die letzten Kriegsereigniſſe mit tiefen unglücklichen Furchen eingeniſtet hatten, trat nach längerer Zeit zum erſten Male wieder ein aufblitzender ſonniger Schimmer jener Laune hervor, die ihn in glücklicheren Tagen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MUNDT,T.
3-598-52006-9
FN. 02231/034

oft ſo köſtlich und mit aller Ueberlegenheit ſeines Herrſchergeiſtes umſtrahlte.

Friedrich aber hieß alle verführeriſchen Bonmots auf ſeinen leiſe zuckenden Lippen ſchweigen und wandte ſich nur zu ſeinen Generalen mit der ernſthaft gemeinten Bemerkung, daß man ſich gar nicht darüber wundern dürfe, den Barbier als Diplomaten zu erblicken, da es bei den orientaliſchen Völkern keinen Adel und keinen beſonderen perſönlichen Rang gebe, und der Mann, der ſeinen Herrn am beſten barbiere, leicht auch am würdigſten befunden werden könne, das Vertrauen deſſelben zu beſitzen und ihn in den wichtigſten Angelegenheiten zu vertreten.[1]

Inzwiſchen hatte Muſtapha Aga ein mit einem großen Inſiegel verſehenes Schreiben aus den Händen eines ſeiner Begleiter genommen und dem König knieend und mit einer ungemein pathetiſchen Geberde dargereicht. Es war ſein Beglaubigungsſchreiben, welches der König mit lächelnder Wißbegierde entfaltete, indem er daraus zugleich den Inhalt dieſer ſeltenen diplomatiſchen Miſſion entnahm.

---

[1] Frédéric le Grand, Histoire de la guerre de sept ans (Oeuvres V. 149).

In einem Style, der mit einer das Lachen herausfordernden Blüthenpracht um ſich warf, ſah ſich Friedrich von den überſchwänglichſten Lobeserhebungen und Verſicherungen überſchüttet und zugleich mit dem förmlichen Anerbieten einer tatariſch-preußiſchen Allianz beehrt; denn Krim-Girai ſtellte in dieſem Schreiben dem Könige ein Hülfs-Corps von 16,000 Mann Tataren zur Verfügung und verlangte dafür nur eine Geldvergütung, die erſt durch ſpäteres Uebereinkommen feſtgeſetzt werden ſollte.

Der König zeigte ſich ſehr erfreut über dieſen Vorſchlag und begleitete denſelben gegen den Barbier, der mit ſeinen klugen, feurigen Blicken jede Miene Friedrich's beobachtete, mit den wohlwollendſten Aeußerungen der Zuſtimmung und der freundſchaftlichen Anerkennung für Krim-Girai, den glorreichen und tapferen Inhaber eines barbariſchen Thrones, auf dem er aber ſchon ſo viele Beweiſe eines hochbegabten, zu großen Unternehmungen geneigten und von der Cultur des Abendlandes ſehnſüchtig angezogenen Geiſtes gegeben.

Denn der Souverain dieſes Barbiers war jener Krim-Girai, der ſchon im Jahre 1750, als er noch

bloß Serastier der burschiak'schen Tataren gewesen, einen Gesandten zum Könige nach Berlin abgeordnet hatte, um demselben die Freundschaft und Bewunderung auszudrücken, von denen in den ferngelegenen, vor aller Welt verborgenen Steppen der Krim ein Naturheld sein Herz schlagen fühlte für den mit halb Europa kämpfenden Preußenkönig!

Krim-Girai war seitdem, von dem aufrührerischen Stamme der Noghaien auf den Schild gehoben, zum Khan der Krim eingesetzt worden, und hatte dann in den weitgreifenden Berechnungen, mit denen Friedrich alle Kräfte der Welt gegen seine Feinde aufbieten zu müssen glaubte, eine besondere Rolle zu spielen angefangen.

Als der König im Jahre 1755 durch den ehemaligen breslauer Handlungsdiener Hauden, der unter dem Namen eines Herrn von Rexin in die diplomatische Laufbahn herübergenommen werden, erneuerte Versuche in Konstantinopel anstellen ließ, den schon früher angeregten Freundschafts-Vertrag zwischen der Türkei und Preußen zu Stande zu bringen, gab er diesem neuen Diplomaten zugleich den Auftrag, seine Blicke nach jenem wunderbaren taurischen Eilande hinüber zu lenken und dort die eigentlichen politischen

Geſinnungen und Abſichten ſeines Verehrers Krim-Girai zu erforſchen.

Rexin hatte in Konſtantinopel einen verdorbenen holländiſchen Candidaten der Theologie, Namens Boslamp, kennen gelernt, der aus abenteuerlichem Sinne die Univerſität mit einer Cornetſtelle im öſterreichiſchen Huſaren-Regimente Splény vertauſcht hatte und, nachdem er auch hier bald ausgeſchieden, ſein Glück im alten Stambul verſuchen wollte, wo er zuerſt von dem engliſchen Geſandten Porter als Kundſchafter und zum Einziehen von Tages-Nachrichten benutzt wurde. Herr von Rexin, dem er im Hôtel des engliſchen Geſandten empfohlen worden, nahm ihn in ſeine Dienſte, um ihn als Courier mit den Präliminar-Artikeln eines zunächſt zwiſchen Preußen und der Pforte abzuſchließenden Handels-Tractats zum Könige nach Schleſien abzuſenden, wo er auch in türkiſcher Kleidung, die er, um Aufſehen zu erregen, angelegt, mit vieler Würde und einer nicht abzuläugnenden Geſchicklichkeit erſchien.[1]

---

[1] Vergl. „Nachrichten über die Geſandtſchaftsreiſe des Lieutenants von der Goltz zu dem Tartar-Kham", in den „Denkwürdigkeiten für die Kriegskunſt und Kriegsgeſchichte". (Berlin, 1819.) Heft 6. S. 111.

Der König hatte bei dieser Gelegenheit seine Brauchbarkeit kennen gelernt, und ertheilte, nach der Rückkehr des Herrn von Boskamp nach Konstantinopel, auf den Vorschlag Rexin's gern seine Genehmigung dazu, diesen Boskamp als Agenten nach Baschki-Sarai an den Hof des klugen und unternehmungslustigen Tataren-Khans abzusenden.

Das erste Ergebniß seiner dortigen, besonders auf die russenfeindlichen Gesinnungen Krim-Girai's berechneten Wirksamkeit war diese Absendung des vertrauten Barbiers Mustapha Aga an Friedrich den Großen, der jedoch, mit welcher Verneigung er auch jetzt das ihm von Mustapha selbst verdolmetschte Schreiben des Khans empfangen, plötzlich von einigen seine Stirn umwölkenden Zweifeln über diese ganze Angelegenheit betroffen zu werden schien.

Diese Zweifel mochten in dem Gemüthe des Königs, welches durch die Ereignisse der letzten Jahre so vielfach erschüttert und wund geworden war, zuerst ihren Anstoß durch den allerdings auffälligen Umstand empfangen haben, daß der diplomatische Barbier des Khans sich plötzlich des Gebrauchs der deutschen Sprache mächtig zeigte.

Es war dies vielleicht eine Eitelkeit, welche der

geſchickte Bartſtutzer ſeiner tatariſchen Majeſtät aus zwei Gründen nicht unterdrücken zu dürfen glaubte. Einmal wollte er zeigen, daß er als Diplomat auch im Beſitze vielfältiger Sprachkenntniſſe ſich bewege, und zweitens war der Brief, welchen der Khan an den preußiſchen König gerichtet, in der türkiſchen Hofſprache abgefaßt, deren Kenntniß wie Uebertragung in den deutſchen Ausdruck er ſich vorzugsweiſe vor den gewöhnlichen Dolmetſchern beimeſſen wollte.

Dann trat wohl die zungenfertige Ruhmredigkeit ſeines eigentlichen Handwerks noch mehr ins Spiel, und er fügte nun mit ziemlicher Geläufigkeit einige deutſche Phraſen hinzu, um dem König zu zeigen, daß er ihm auch wohl mit einer deutſchen Unterhaltung dienen könne.

Der König runzelte die Stirn und betrachtete ihn einen Augenblick lang ſchweigend und mit zweifelhaften Blicken. Durch die Gedanken Friedrich's flogen Vermuthungen aller Art, und eine eigenthümliche Verwirrung ſchien einen Moment den hohen, klaren Geiſt des Königs zu umwölken. Es war ihm, als wenn er nur Masken vor ſich ſähe, die durch eine von ſeinen Feinden erſonnene Liſt plötzlich in ſeine

Nähe geſchoben wären, um ihn in ihren trügeriſchen, Verrath ſpinnenden Reigen herein zu ziehen. Dieſes Mißtrauen traf mit dem anfänglichen komiſchen Eindrucke zuſammen, den ihm der Barbier als Diplomat und das ganze theatraliſche Coſtume der erſchienenen Geſandtſchaft machen mußte, und er dachte der Möglichkeit nach, daß ſeine vielleicht erfinderiſch gewordenen Feinde ihm in ſchlauer Abſicht dieſe Komödien-Scene auf den Hals geſchickt hätten, um ſeine ferneren Abſichten zu erforſchen und über das möglicher Weiſe errathene Vorhaben des Königs, die Türken zu einem Kriege gegen Rußland zu bewegen, von ihm ſelbſt Licht zu gewinnen.

Nach einer Pauſe fragte der König den unaufhörlich Deutſch redenden Muſtapha, wo er ſich denn dieſe für einen Mann des Tatarenreiches auffällige Gewandtheit in der deutſchen Rede angeeignet habe?

Muſtapha lächelte mit einem ungemein vergnügten und pfiffigen Ausdruck, und ſchien auf dem beſten Wege, dem großen König ſeine ganze Lebensgeſchichte zu erzählen, wie er ſchon als Knabe von den Ruſſen beim Sturm von Oczakow gefangen genommen worden, und wie ihn der damalige Großfürſt Peter III.

nach dem Holsteiniſchen geſchickt, wo er Deutſch gelernt, es aber dann vor Sehnſucht nach ſeiner Heimath nicht mehr habe aushalten können und Gelegenheit gefunden habe, auf einem Schiffe, deſſen Capitän ihn aus Mitleid aufgenommen, zu entfliehen.

Der König muſterte ihn noch einmal mit ſeinen großen, durchdringenden Augen und befahl, ihm und ſeinen Begleitern ein angemeſſenes Quartier im Lager anzuweiſen, wie es des Abgeſandten eines ſo großen Khans, auf deſſen Freundſchaft und Hülfe er den bedeutendſten Werth lege, würdig ſei.

Darauf ließ er die beiden Hauptleute von Coccji und von der Golz und den jungen Lieutenant von der Golz, der ſeit Kurzem mit beſonderer Gunſt in der nächſten Umgebung des Königs ſtand, vor ſich beſcheiden, und trug dieſen Herren in einem längeren vertrauten Zwiegeſpräch auf, dem tatariſchen Abgeſandten abwechſelnd ihre Aufmerkſamkeit und Geſellſchaft zu widmen, und ſich mit demſelben in eine ſo freundliche und verbindliche Gemeinſchaft als möglich einzulaſſen, ihn aber dabei auf das genaueſte zu beobachten und zugleich noch tiefer die innerſten Zwecke ſeiner Miſſion zu erforſchen.

Sodann befahl der König, Geschenke so reichlicher und glänzender Art, als sie mitten im Kriegslager nur irgend aufzutreiben waren, für Krim-Girai sowohl als für seinen diplomatischen Barbier vorzubereiten, um dem letzteren bei seiner Abreise eingehändigt werden zu können.

II.

Der preußische Lieutenant in der Krim.

Nachdem sich der Barbier und Diplomat Krim-Girai's einige Tage zur Erholung von so weiter Reise, und zur Erfüllung seiner dem preußischen Kriegswesen auf das lebhafteste zugewandten Wißbegierde, im Lager von Strehlen aufgehalten, fand er es an der Zeit, seine Entlassung bei dem Könige nachzusuchen, der ihm in einer Abschieds-Audienz noch einmal die freundigste und dankbarste Annahme der ihm von dem Beherrscher der Tataren gemachten Freundschafts- und Hülfserbietungen ausdrückte.

Mustapha Aga sollte aber an den Hof von Bakschi Sarai nicht allein zurückreisen, sondern der König gab ihm einen preußischen Lieutenant mit, der ihn nach der Krim zurückgeleiten und dort dem Khan

die aufrichtigste Freundschafts-Erwiederung des Königs von Preußen ausdrücken, wie auch, nach einer Verständigung über die kriegerische Sachlage Europa's, die nächsten militärischen Verabredungen mit ihm treffen sollte.

Die wunderbare Botschaft aus der Krim, wie abenteuerlich und zu Zweifeln angethan sie auch mitten in die schwere Zeit hineinfiel, hatte doch den schon früher entworfenen Plänen des Königs nach dieser Seite hin eine entschiedene Richtung gegeben.

Der alte taurische Chersones, umrankt von den schönsten Blüthen der antiken Mythe und Poesie, war in die unaufhörlich sinnenden und schaffenden Kriegsgedanken des Königs wie ein neuer Ausgangspunct der kühnsten Entwürfe plötzlich eingetreten.

Die Absichten des Königs neigten sich zunächst dahin, den unternehmungslustigen Khan der Krim mit seinen tatarischen Schaaren zu einem Einfall in Rußland zu bewegen, um auf diesem Puncte eine kriegerische Verwicklung zu entzünden, der Friedrich die weitgreifendsten Folgen beimessen zu dürfen glaubte.

Der König meinte jetzt, daß es auf diesem Wege am besten gelingen müsse, die Pforte, die bisher noch so viel Widerstreben gegen ein eigentliches politisches und

kriegerisches Bündniß mit Preußen bewiesen, in eine thatsächliche Feindlichkeit gegen Rußland hereinzuziehen, da man in Konstantinopel, sobald nur der Khan der Krim den ersten Schlag gethan und dadurch Land und Stellung gefährdet, mit dem Beistande für denselben nicht säumen würde.

Friedrich glaubte dadurch von diesem fernen Puncte eine Gegenwirkung auszuführen, welche so mächtig werden könnte, daß die Russen sich veranlaßt sehen würden, aus Pommern abzuziehen und die Kurmark von den drohenden Gefahren, denen sie seit einiger Zeit ausgesetzt war, zu retten.

Die sechszehntausend Tataren, welche ihm Krim-Girai angeboten, hätte er dann am liebsten zu einem Einfall in Ungarn verwandt gesehen, weil dadurch die Kaiserin von Oesterreich genöthigt sein würde, Ungarn mit stärkeren regelmäßigen Truppen als bisher zu schützen, wodurch die österreichische Heereskraft, gegen welche sich die Preußen im Frühjahre zu schlagen hätten, nothwendig um die Hälfte verringert und abgeschwächt im Felde erscheinen müßte.[1]

[1] Frédéric le Grand, Histoire de la guerre de sept ans (Oeuvres V. 150.) — Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst und Kriegsgeschichte. Heft 6. S. 113.

Ein anderer Vorſchlag des Königs an den Khan ſollte dahin gehen, ihm ein beſonderes Hülfs-Corps von ſechs- bis achttauſend Tataren zu bewilligen, an deren Spitze ſich der Lieutenant von der Golz ſtellen ſollte, um mit ihnen, unmittelbar nach Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen Ruſſen und Tataren, durch Polen am Fuße des Karpathengebirges entlang zu ziehen und ſie bis Koſel zu führen, wo er dann gegen Ende des Monats März mit dieſem wilden Heeres zuzug einzutreffen hätte.

Der Baron Alexander von der Golz ſtand damals erſt in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre, als ihm dieſe umfangreiche, die europäiſche Lage auf ihren entſcheidendſten Puncten berührende Botſchaft durch das Vertrauen des Königs zu Theil wurde.

Der junge Mann, dem Charakter, Energie und Urtheilskraft in jeder Weiſe zur Seite ſtanden, empfing dieſen einer Aventure gleichkommenden Auftrag mit der Begeiſterung, zu welcher die Größe und das Intereſſe deſſelben leicht Anlaß geben konnten.

Der König händigte ihm zugleich als ein beſonderes Geſchenk, welches er ſeinerſeits dem Khan perſönlich überreichen ſollte, eine koſtbare, mit Brillanten beſetzte Doſe ein, und verſah ihn mit einer Chiffre

in franzöſiſcher Sprache, um in derſelben ſeine Mittheilungen aus der Krim und vom Hofe des großen Krim-Girai zu geben.

Beim Abſchiede fügte der König aber noch die mit allem Ernſt ausgedrückte Warnung hinzu, daß Herr von der Golz während der ganzen Reiſe auf ſeiner Hut ſein und auf den wunderlichen Diplomaten Muſtapha Aga und deſſen Benehmen in jeder Weiſe ein achtſames und ſcharf verfolgendes Auge haben möchte.

So verſtändigt und aufmerkſam gemacht, reiſte Golz mit fröhlichem Jugendmuth in Geſellſchaft Muſtapha's ab, der die Ehre, einen preußiſchen Krieger mit nach Hauſe zu bringen, nicht hoch genug anſchlagen zu können glaubte, und bei der ihm eigenen guten Laune und Redſeligkeit gewiß ein vortrefflicher Reiſegefährte auf dem weiten und von Tag zu Tag beſchwerlicher werdenden Wege nach der tauriſchen Halbinſel war.

Die Reiſenden hatten ihren Weg von Breslau aus durch Polen und die Karpathen angetreten, und waren ohne weitere Abenteuer über Jaſſy in der am Dnieſter gelegenen Stadt Bender angelangt, wo Golz ſich plötzlich von einem ſo heftigen Fieberanfall be-

treffen fühlte, daß er die Unmöglichkeit erklären mußte, weiter zu reiſen.

Die harten Beſchwerden der ungewöhnlich beſchleunigten Reiſe, verbunden mit den Einflüſſen der Jahreszeit und des Klima's, hatten den ſonſt ungemein kräftigen Jüngling niedergeworfen und auf die bedenklichſte Weiſe ergriffen.

In dem ſchlechten Gaſthauſe, das Bender ohne weitere Wahl darzubieten hatte, mußte Golz unter Wartung ſeines Dieners, ohne jede andere Hülfe, und ſelbſt ohne allen ärztlichen Beiſtand, zurück bleiben.

Muſtapha Aga hatte es für das Gerathenſte erklärt, ſelbſt nach Balſchi Sarai voranzueilen und dem Khan die Nachricht zu überbringen, daß ein Abgeſandter des Königs von Preußen zu ihm unterweges ſei, aber von dem ihn betroffen habenden Unfall zurückgehalten werde.

Der mitleidige Barbier hatte zugleich nicht unterlaſſen können, für Herrn von der Golz ſtrenge ärztliche Verhaltungs-Befehle und einen Trank zurück zu laſſen, den er aus verſchiedenen unbekannten Beſtandtheilen für den diplomatiſchen Collegen gemiſcht.

Golz zog es aber vor, mehr ſeiner guten Natur

und ſeiner Jugend zu vertrauen, als dem Tranke ſeines neuen tatariſchen Freundes, wie ſehr derſelbe auch verſichert hatte, daß er damit jedes Mal die Fieberanfälle ſeines Herrn, des Khans, ſiegreich zurückgeſchlagen habe.

Er war indeß genöthigt, faſt vierzehn Tage hindurch das Bett zu hüten und dabei in der troſtloſeſten Verlaſſenheit in einem engen und niedrigen Zimmer zu verweilen, in dem kaum zu athmen, viel weniger zu geſunden möglich ſchien.

Herr von der Golz erhob ſich jedoch eines Morgens wieder in dem glücklichen Gefühle ſeiner vollen Kraft von ſeinem Krankenlager, als er in demſelben Augenblicke auf die Ankunft eines Fuhrgeſpannes aufmerkſam wurde, welches vor der Thür des Gaſthauſes ſtill hielt und aus einem prächtig verzierten Schlitten mit einem zeltartig darüber ausgebreiteten Dache beſtand.

Ein hochſtämmig gewachſener Tatar, der durch das Knallen ſeiner Peitſche hinlänglich den Moment ſeiner Ankunft bezeichnet hatte, ſchwang ſich jetzt mit einem luſtigen Sprunge von dem Sitze herunter, von dem er ſein Fuhrwerk bis hieher geführt, und ſchob ſich die turbanartige Pelzmütze von Stirn und Augen

zurück, um mit einer träumerischen Neugierde sich zuerst das Haus zu betrachten, vor dem er angelangt war.

Von dem heraustretenden Wirthe des Hauses empfangen, gerieth der Tatar mit demselben bald in eine längere Unterhaltung, aus deren Mienenspiel und Geberden der eben am Fenster beobachtende Golz zu entnehmen glaubte, daß es sich um seine Person handle. Es währte auch nicht lange, so kam der Wirth, der zugleich die Stelle des Dolmetschers zu versehen im Stande war, zu ihm herauf, und theilte ihm in der ehrerbietigsten Weise mit, daß der Khan der Krim ihm sein Fuhrwerk zur Verfügung geschickt habe, um ihn, sobald er davon werde Gebrauch machen können und wollen, sicher und wohlbehalten in seine Residenz Bakschi Sarai zu führen.

Golz erklärte sich auf der Stelle bereit, die Reise zu dem Khan anzutreten, und ließ, im frischen Gefühle seiner neugekräftigten Gesundheit, sofort alle nöthigen Anstalten und Vorbereitungen treffen.

Draußen strahlte ein sonnenheller Wintertag, der die feierlich leuchtenden Schneemassen auf den Feldern und von den Bergen herüber in dem wunderbarsten Schimmer erglänzen ließ. Die abenteuerliche

Fahrt konnte unter keinen günstigeren Umständen unternommen werden, und Golz schwang sich mit lächelndem Behagen in den geräumigen Schlitten, indem der tatarische Postillon, der die preußische Uniform mit einer tief zur Erde gerichteten Verneigung begrüßte, sich mit der größten Fürsorge um ihn bemühte und ihm die angenehmste und wärmste Lage im Schlitten zurecht zu machen suchte.

Dann stand der gutmüthig aussehende Tatar noch eine Zeit lang vor ihm und strich sich, in wohlgefällige Anschauung seines Passagiers versunken, den ihm zu beiden Seiten herunterhangenden Schnurrbart, bis er endlich, durch die ungeduldigen Blicke des Herrn von der Golz aufgefordert, sich entschloß, die Peitsche zu ergreifen und seinen Sitz zu besteigen.

Golz bemerkte zugleich, daß sein Postillon wohlbewaffnet war und namentlich in dem breit um seinen Leib geschlungenen Gürtel ein dolchartiges Messer trug, das hauptsächlich zu seiner Vertheidigung bestimmt schien. Dies veranlaßte den Baron von der Golz, einen prüfenden Blick auf die eigene Bewaffnung zu werfen, die er mit sich führte, und nachdem er Alles gut im Stande befunden, gab er dem Ta-

taren durch einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter das letzte Zeichen zum Aufbruche.

Der Schlitten flog jetzt pfeilgeschwind davon und legte den wilden und einsamen, zum Theil gefährlichen Weg, auf dem die Reise in die Krim dahinführte, mit einer Eile und Sicherheit, die das höchste Erstaunen des Reisenden erregte, zurück.

Es wurde der Weg über Oczakow, über Kinburn und über die Mündungen des Dnieper hinweg genommen, um in starken Tagereisen die Pforte der Krim, das in einer traurigen Einöde gelegene Perekop, zu gewinnen.

Der wilde und einförmige Eindruck der Steppe, die bis dahin unter einer oft Grauen erregenden Verlassenheit durchschritten wurde, hatte sich schon, je mehr man sich Perekop näherte, durch die unzählige Menge von Salzkarren, denen die Reisenden auf allen Straßen und Wegen begegneten, eigenthümlich belebt.

Die Salzseen, welche die Quelle einer sich so plötzlich darbietenden großartigen Betriebsamkeit waren, führten zu dem eigentlichen Mittelpuncte derselben, dem kleinen, düsteren, aber durch seine merkwürdige Lage hervorragenden Perekop hin, das die Land-

enge bezeichnet, durch welche die Halbinsel der Krim mit Rußland zusammenhängt.

Ein hohes steinernes Thor, welches hier durch einen neunthalb Werst langen Wall den Zutritt gestattet, öffnete den Reisenden den Eingang in das wunderbare, mit den merkwürdigsten Vorzügen der Natur und der Bevölkerung ausgestattete Land der Krim.

Dieses Thor, nichts weniger als großartig und der Würde einer solchen Eingangspforte gemäß erbaut, zeigt sich durch die auffallende Enge seines Umfanges eher geeignet, den Eintritt zu verschließen als zu öffnen, was ohne Zweifel aus seiner Bestimmung hervorgegangen, dem Schleichhandel im Salzverkehr jede Möglichkeit der Ausdehnung abzuschneiden.[1]

In Perekop gönnte sich der noch nicht ganz genesene Golz, den die fürchterliche Kälte in den bis jetzt durchreisten Steppen von Neuem erschöpft hatte, einen Rasttag zu seiner Erholung. Dann ging es in der südlichen Richtung, in der sich jetzt die Reise in die Krim fortzog, unter ganz neuen landschaftlichen

[1] Vergl. Marquis G. de Castelnau, Essai sur l'histoire de la Nouvelle Russie. III. 140. — M. von Engelhardt und F. Parrot, Reise in die Krim und den Kaukasus. I. 5.

Eindrücken, an denen Muth und Sinn sich erhoben, weiter.

Wie mit einem Zauberschlage schien die Natur unter den Schritten der Reisenden sich zu verwandeln, die Gegend wurde reicher und malerischer, und die winterliche Jahreszeit, die bisher noch ungeahnte Schrecknisse um sich her verbreitete, setzte zu milderen Uebergängen, die fast schon einen Schimmer des Frühlings in den fruchtbaren Thälern wahrnehmen ließen, an.

Die blauen Lüfte bevölkerten sich mit schwärmenden Zügen von Kranichen und Störchen, auf den von ihrem Eise sich befreienden Seen spannten große weiße Schwäne ihre rudernden Flügel aus, und Tulpen und Hyacinthen standen bereits in blühender Pracht in den Gärten der Dörfer, an denen Golz auf seinem tatarischen Schlitten vorüberfuhr.

In dem vier Werste von Perekop gelegenen Dorfe von Armanskoi-Bazar, einer wegen seines berühmten Marktes vielbesuchten armenischen Niederlassung, fand er die beständig rauchenden Küchen, von denen er unterwegs schon viel erzählen gehört, und in welchen die ausgesuchtesten Leckerbissen zur Be-

wirthung der hier zahlreich einsprechenden Reisenden und Handelsleute bereitet wurden.

Der preußische Lieutenant ließ sich aber hier nicht bloß ein Diner behagen, wie es ihm während der ganzen Reise noch nicht aufgetischt worden war, sondern er besichtigte hier auch die ihm in vielem Betracht bemerkenswerth erscheinenden Kriegs-Verschanzungen, welche noch in der Nähe des armenischen Marktes aufgerichtet standen und aus der Zeit früherer Kämpfe zwischen Russen und Tataren erhalten waren. Die Vertheidigungs-Linien, welche hier und in Perekop gegen Rußland aufgestellt waren, schienen ihm zugleich im Hinblicke auf die gegenwärtigen Absichten seines Königs und auf die ihm von demselben gewordenen Aufträge Anlaß zu nachdenklicher Erwägung zu bieten.

Jetzt ging es in verdoppelter Eile weiter. Ein schöner, silberheller Tag breitete sich mit einer zauberhaften Beleuchtung über die Gegend aus, die zugleich in mehr und mehr hervortretenden Umrissen die großartigste Gebirgsmauer am Horizont heraufschimmern ließ.

Der gewaltigste Berg der Krim, der Tschadir-

Dagh[1], brach jetzt mit seinen ungeheuren Massen aus den seine beiden Gipfel umhüllenden Wolken hervor. Unter ihm tauchten unzählige andere Berggipfel auf, die in malerischen und vielverschlungenen Abdachungen zu den Küsten des schwarzen Meeres hinunterliefen.

Die Thäler, welche jetzt den Reisenden in wunderbarer Umschließung aufnahmen, umgaben ihn bald mit grotesk ausgeschnittenen Kalksteinwänden, bald schoben sie die dunkelschattirten Trappfelsen in den Weg, oder führten an den nackten, glattgeschliffenen Schieferbergen wie an einem künstlich errichteten Geländer entlang.

Aus den Höhen und Schluchten der Felsen stiegen zuweilen ganze Schwärme von Geiern empor, auf welche Golz sich nicht enthalten konnte seine Pistolen zu entladen, womit er aber nur die durch charakteristisches Geberdenspiel ihm zu erkennen gegebene Meinung seines bärtigen Führers, der diese

---

[1] Dies ist der tatarische Name dieses Berges, den die Alten Berosus nannten, und auf den man auch den Trapezos der Griechen hat zurückführen wollen. Vergl. Anatol von Demidoff, Reise nach dem südlichen Rußland und der Krim, deutsch von Reigebaur. II. 96.

Jagd für eine fast immer erfolglose und unglückliche zu erklären schien, bestätigte.

Dann ergötzte sich der Reisende an den oft in die Felsen selbst hineingebauten tatarischen Dörfern, die ihnen jetzt immer häufiger begegneten und die ihre flachgedeckten Häuser terrassenförmig über einander gelagert auf den Felsenstufen aufgesetzt hatten.

So erreichte Golz Simferopel, welches sich ihm schon aus der Ferne durch die spitzen Thürme seiner Metschetti oder tatarischen Bethäuser und durch seine im Sonnenstrahle weithin leuchtenden weißen Gebäude angekündigt hatte.

Die Lage dieser an sich häßlichen und engge-bauten, aber an den Ufern des Salghir romantisch ausgestreckten Stadt betrachtete Golz von der steinernen Brücke aus, welche unmittelbar bei der Stadt über den in seinem engen Bette dahinrauschenden Fluß geschlagen war, und von der er zugleich das Gesammtbild der taurischen Gebirgskette, an deren Spitze der Tschadir-Dagh hier in seiner vollen und abgerundeten Erscheinung heraustrat, überschauen konnte.

Der preußische Abgesandte glaubte aber seiner Neigung, die ihn wohl zu längerem Verweilen in der Gegend und in der großentheils aus niedrigen Tataren-

hütten beſtehenden Stadt aufgefordert hätte, nicht nachgeben zu dürfen, und er eilte daher, ſein Fuhrwerk von Neuem zu beſteigen, um die Straße nach dem jetzt nicht mehr fern gelegenen Bakſchi Sarai, der Reſidenz des großen Krim-Girai, zu gewinnen.

Der Weg nach Bakſchi Sarai ſchien die poetiſche Fülle der Landſchaft, welche dieſer wunderbare Erdſtrich in ſich ſchließt, erſt in ihrer höchſten Pracht zu eröffnen.

Berge, Thäler und Flüſſe wechſelten in der großartigſten Mannigfaltigkeit ab. Waſſerleitungen, die in dem kühnſten und kunſtvollſten Bau ausgeführt waren, feſſelten das Erſtaunen und die Bewunderung des Reiſenden, und zugleich mußte er aus dieſen Baudenkmälern, wie aus vielen alten Brücken, über welche die Straße ſich hinzog, und aus verfallenen Tempeln, Thürmen und Ruinen aller Art, die herüberragenden Zeugniſſe einer uralten Cultur erkennen, welche mit ihren Ueberreſten einer merkwürdigen Größe und Bildung auf dieſen Pfaden der reizendſten Natur-Bildniß wie feſtgezaubert ſaß, und von den machtvollen und unabläſſig arbeitenden Elementen dieſer Natur ſich nicht hatte hinwegſpülen laſſen.

III.

Ankunft in Bakſchi Sarai.

Es war gegen Abend, als Golz über die unſern von Bakſchi Sarai fließende Alma gelangte, welche, im Sommer faſt nur den Anblick eines friedlichen Baches darbietend, jetzt durch die großen Maſſen des Gebirgsſchnee's, der ſich bereits in ſeinen Fluthen aufzulöſen begonnen, zu einem gewaltigen und gefährlichen Strom angeſchwellt erſchien.

An ſeinen anmuthigen Ufern zieht ſich eine Reihe heiter gelagerter Dorfſchaften und die berühmte Prairie der Alma hin, auf welcher ein eigenthümliches duftiges Heu wächſt, das durch einen alten Gebrauch vorzugsweiſe dazu beſtimmt worden, die Roſſe des Khans zu ernähren.

Am Abhange eines Berges, der in einer leisen Senkung hinunterführte, langte endlich der Reisende plötzlich, ehe er die Nähe der Stadt noch gewahr geworden, vor Bakschi Sarai an, das in den Tiefen eines engen Thales, umschlossen von den auf zwei Seiten mit der Stadt fast zusammengehenden Berghöhen, in einer eigentümlichen, bizarr zu nennenden Lage sich darstellt.

Bei schon beginnender Dunkelheit fuhr Golz in die engen Straßen der tatarischen Residenz ein, die ihn sogleich auf die wunderbarste Weise mit dem Eindruck umfing, daß er in eine Stadt des Orients und in die echt nationale Niederlassung eines asiatischen Volksstammes eingetreten sei!

Der Tatar, der ihn bisher geführt, schien auch bereits eine bestimmte Anweisung darüber zu besitzen, wo Herr von der Golz zuerst in Bakschi Sarai abgesetzt werden solle, und dieser überließ sich ruhig seiner letzten Führung durch die dunkeln, nur noch spärlich von einzelnen abenteuerlichen Gestalten bevölkerten Gassen.

Es wurde eine ungewöhnlich lange Straße zurückgelegt, welche sich mit ihren durch thurmhohe Schornsteine auffallend hervorragenden Häusern an

dem Fluß Tcheureukſou, der Baſchi Sarai ihrer ganzen Länge nach durchfließt, hinzog.

Ziemlich am Ende dieſer Straße wurde vor einem nicht beſonders anſehnlichen Hauſe ſtillgehalten, aus dem unmittelbar darauf, ſobald die Ankunft des Fuhrwerks ſich verrathen, eine hohe ſchlanke Männergeſtalt in tatariſcher Kriegskleidung heraustrat, um ſich mit einer forſchenden Bewegung dem Angekommenen zu nähern.

Herr von der Golz ſah ſich in ſeiner Vermuthung beſtätigt, als er ſich jetzt von dem Fremden in deutſcher Sprache angeredet und befragt hörte.

Es war Boscamp, von dem ſich Golz mit großer Zuvorkommenheit empfangen ſah, und der ihn jetzt unter den verbindlichſten Verſicherungen in ſein Haus geleitete, das er ihm für die Dauer ſeines Aufenthalts in der Reſidenz der Krim zur Verfügung ſtellte.

Golz folgte dieſer Einladung, nachdem er für die Belohnung ſeines Tataren und die Unterbringung ſeines Dieners geſorgt, und trat mit Boscamp in ein kleines, nach europäiſcher Anforderung dürftig und geſchmacklos ausgeſtattetes Gemach, das aber alle

Bequemlichkeiten für die Aufnahme eines von ſo anſtrengender Reiſe Erſchöpften darbot.

Bald vereinigte auch ein raſch aufgetiſchtes Mahl die beiden neuen Bekannten zu einem lebhafteren Austauſche ihrer Meinungen und Erwartungen, wobei Golz ſogleich Gelegenheit fand, die außerordentliche Gewandtheit und Verſchlagenheit des Herrn von Boscamp zu bewundern und von derſelben zur Verſtändigung über die eigenthümlichen Verhältniſſe, unter denen er den Auftrag ſeines Königs hier in's Werk zu ſetzen haben würde, Nutzen zu ziehen.

Er konnte ſich aber zugleich nicht verhehlen, daß das perſönliche Weſen Boscamp's, den er bisher nur aus den Gerüchten über ſeine abenteuerliche Laufbahn gekannt, ihm nur ein ſehr geringes Vertrauen einflößen wollte. Er fand denſelben zwar ſehr mittheilſam und bemüht, ihm die Aufklärungen, deren er für ſeine demnächſt zu beginnende Wirkſamkeit bedurfte, in einer gewiſſen Reichhaltigkeit und Offenheit zu geben, aber es miſchten ſich in dieſe Mittheilungen zugleich ſo ſeltſame Streiflichter einer verſteckten Geſinnung und einer zweifelhaften, höhniſchen Anſchauungsweiſe, daß Golz zum Oefteren verwundert innehielt und mit geſteigerter Beſorgniß dieſen di-

plomatiſchen Agenten des Königs von Preußen betrachtete.

So viel Zurückhaltung indeß auch Herr von der Golz über den eigentlichen Inhalt und Umfang ſeines Auftrages bei Krim Girai gegen ihn beobachten zu müſſen glaubte, ſo ſah er ſich doch einſtweilen darauf angewieſen, den Rathſchlägen Boscamp's Gehör zu ſchenken, beſonders hinſichtlich der Formen und Mittel, die zu beobachten ſein würden, um in Bakſchi Sarai zum Ziele zu gelangen.

Herr von Boscamp rieth zur allergrößten Vorſicht, um bei dem in der Tataren-Reſidenz accreditirten franzöſiſchen Conſul und bei den zahlreichen ruſſiſchen Spionen, welche hier überall umherzogen, nicht Verdacht und Gegenwirkung zu erregen.

Er empfahl deßhalb, eine unbefangene und zugleich wahrſcheinliche Maske anzulegen, welche den Vortheil bieten könnte, mit der Perſon des Khans in mehrfache Berührungen zu kommen, und doch die politiſche Miſſion bei demſelben gänzlich zu verſchleiern.

Als ihn Herr von der Golz fragte, welche Maske er dazu nach ſeiner Kenntniß der Verhältniſſe

als die tauglichſte vorſchlagen möchte, antwortete Bescamp nach einigem Beſinnen:

Darüber müſſen wir uns auf das aufrichtigſte mit einander berathen! Zuvörderſt ſcheint es mir nöthig, daß Sie Ihre Erſcheinung als preußiſcher Officier unverändert beibehalten; denn dieſe Uniform iſt hier ſehr beliebt und erregt in Verbindung mit dem auch hier verbreiteten Kriegsruhme König Friedrich's überall die günſtigſten Vorurtheile. Dieſelbe wird aber namentlich auch vor Khan Krim-Girai Gnade und Wohlgefallen finden, und es ihm als eine beſondere Annehmlichkeit und Ehre erſcheinen laſſen, Sie in dieſer Geſtalt als Unterhändler über die Aufträge des Königs vor ſich zu erblicken. An Ihrem Ausſehen dürfen wir alſo ſchon um des Khans willen nichts ändern. Wenn ich meine Uniform abgelegt und mich dafür in dieſe tatariſche Kriegstracht geſteckt habe, ſo geſchah dieſes mehr zu meinem perſönlichen Vergnügen, und weil ich mehr die Aufgabe habe, mich hier als Bevollmächtigter des Königs von Preußen popular zu machen, als daß ich jetzt für eine beſtimmte Angelegenheit zu wirken hätte.

Gelz ſchien geneigt, dieſe vergleichende Hindeutung auf eine Uniform Seitens des Herrn von Bes-

kamp mehr als lächerlich zu finden, da derſelbe zum Tragen einer preußiſchen Officier-Uniform durchaus nicht berechtigt war und es auch während ſeiner kurzen und dunkeln Dienſte in einem öſterreichiſchen Huſaren-Regiment bekanntlich nur zum Cornet gebracht hatte. Er beſchloß indeß, daraus nichts weiter als ein charakteriſtiſches Merkmal ſeiner anmaßenden Geſchwätzigkeit zu entnehmen, und ſeinen Rath jedenfalls ſo weit zu benutzen, als er ihm ſelbſt praktiſch erſcheinen würde.

Wiſſen Sie, lieber Baron, was Sie wirklich thun müſſen? ſagte Herr von Boscamp endlich, indem ſich ſeine wenig einnehmenden Geſichtszüge mit einem heiteren und luſtigen Ausdruck bedeckten. Sie müſſen ſich für einen preußiſchen Officier ausgeben, der mit dem Auftrage hier angelangt ſei, in der Moldau und Tatarei ein paar Tauſend Remonte-Pferde für Rechnung ſeines Königs aufzulaufen, und zu dieſem Zwecke ſind Sie hier erſchienen, um den Khan um einen Ferman zu bitten, kraft deſſen Sie dieſe Pferde-Ankäufe bewerkſtelligen könnten. Dieſe Maske wird uns von außerordentlichem Nutzen ſein. So gab ich mich, als ich hier zuerſt anlangte, für einen Secretär des Fürſten Radziwill aus, der mich, weil ſeine Güter

mit der Tatarei zuſammengränzen, zur Berichtigung gewiſſer Gränz-Streitigkeiten abgeſandt habe. Dadurch machte ich zuerſt die genauere Bekanntſchaft des hochweiſen Abdullah Effendi, des erſten und hochwichtigſten Rathes des Khans, und erforſchte durch denſelben mit dem unbefangenſten Anſtrich die Geſinnungen Krim-Girai's für Preußen und deſſen großen König.

Herr von der Golz mußte anerkennen, daß es ſich vor Allem darum handeln werde, bei den auf der Halbinſel verweilenden Kundſchaftern Frankreichs und Rußlands die Zwecke ſeiner Sendung zu verſtecken und zu verkleiden, und er willigte deßhalb nach einigem Erwägen ein, ſich in dieſe Rolle zu ſchicken, über welche Boscamp eine vorgängige Verſtändigung mit dem Khan durch Abdullah Effendi erwirken wollte.

Zugleich fragte Herr von Boscamp, ob er auch bedeutende Geldmittel bei ſich führe, da er außer ſeinen Geſchäften mit Pferdehändlern und Juden, die er zum Schein bald zu beginnen haben werde, auch noch Manches für die am Hofe von Batſchi Sarai unumgänglichen Geſchenke zu verausgaben haben möchte.

In dieſem Augenblicke ließ ſich vor dem Hauſe ein Geräuſch vernehmen, welches auf die Ankunft eines Reiters, dem noch ein größeres Gefolge nachzukommen ſchien, deutete.

Bald öffnete ſich mit einer gewiſſen Feierlichkeit die Thür, und Muſtapha Aga, der wohlbekannte Barbier des Khans, trat herein, gefolgt von einigen Dienern, die mehrere Schüſſeln, Schaalen und Gefäße mit ſich führten und unmittelbar auf den Tiſch ſetzten, an welchem Golz und Boscamp bei ihrem Souper ſaßen. Zuvor hatten ſie ſchon einige größere wohlgefüllte Säcke auf dem Flur des Hauſes abgeſetzt.

Der heitere Muſtapha Aga nahm einen Augenblick lang eine förmliche Haltung gegen Herrn von der Golz an, welche jedoch nur ſo lange andauerte, als er demſelben die Bewillkommnung des Khans, der ihn zu dieſem Zwecke ſofort nach Meldung ſeiner Ankunft abgeſandt, in den freundlichſten und zuvorkommendſten Ausdrücken auszurichten hatte.

Dann aber ſprang Muſtapha Aga auf ſeine Hand mit den fröhlichſten Geberden im Zimmer umher, um ſeine Freude darüber kund zu geben, daß er ſeinen preußiſchen Reiſegefährten, an den ihn unter-

wegs ſchon eine beſondere Neigung und Verehrung gefeſſelt, wohlbehalten wiedergefunden habe.

Herr von Boscamp hatte unterdeſſen mit Kennermiene die von den Sclaven mitgebrachten Geſchenke gemuſtert und erklärte dem darüber verwunderten Golz, daß dies die gewöhnliche tägliche Ration von Fleiſch, Kaffee, Zucker, Gewürz, Brod, Früchten und ähnlichen Dingen ſei, welche ihm der Khan während ſeiner Anweſenheit regelmäßig überſenden laſſen werde, während die auf dem Flur niedergelegten Säcke das Futter für die ihm zu ſtellenden Pferde enthielten.

Herr von Boscamp fand die Gelegenheit geeignet, mit dem vertrauten Diener Krim-Girai's ſogleich die Verabredung zu beſprechen, die zwiſchen ihm und Golz über die Form, in welcher der letztere in Baſchi Sarai auftreten ſollte, getroffen war.

Boscamp bediente ſich bei dieſem Geſpräche mit Muſtapha Aga abwechſelnd der türkiſchen und tatariſchen Sprache, die er ſich bereits vollkommen angeeignet hatte, und ließ auch zuweilen, wahrſcheinlich um ſeine bedeutenden Sprachkenntniſſe vor Golz glänzen zu laſſen, einige griechiſche und italieniſche Redensarten mit einfließen

Der Barbier Krim-Girai's, der mit ſeinem klu-

gen und verſchmitzten Geſicht Alles in größter Aufmerkſamkeit angehört, lachte endlich laut auf über den Plan, den er einen ganz vortrefflichen nannte, und verſprach, ſeinem Herrn darüber beim Bart-Abnehmen den geeigneten Vortrag zu halten.

Dann trennte man ſich, und auch Götz, der Ruhe bedürftig, beurlaubte ſich von ſeinem neuen Freunde, deſſen Zudringlichkeit und voreiliges Weſen ihm eine immer ſtärkere Abneigung einflößte.

IV.

Krim-Girai, der Khan der Tataren.

Am anderen Morgen erſchien Muſtapha-Aga wieder in einem feierlichen Aufzuge und von einem anſehnlichen Gefolge begleitet, welches den Zweck hatte, Herrn von der Golz zu der ihm beſtimmten Audienz beim Khan abzuholen.

Zugleich ließ ihm Muſtapha ein Reitpferd vorführen, das von auserleſener Schönheit war und für ſeinen Gebrauch von dem Khan ausdrücklich beſtimmt worden. Golz beſtieg es mit der angenehmſten Empfindung, und ritt dann, nachdem ſich das zahlreiche und ſtattliche Gefolge hinter ihm gruppirt, an der Seite Muſtapha's die Straße hinunter, welche zu dem alten, vielberühmten Palaſte der Khane, von dem er in den Berichten der Reiſenden und in Sagen und Liedern ſo viel vernommen, hinführte.

Der Zug hatte zuerſt die Hauptſtraße zu verfolgen, welche Golz geſtern ſchon in der Dämmerung des Abends zurückgelegt, und die ihm heute vornehmlich durch die lange Reihe offener Verkaufsbuden, welche auf beiden Seiten ſich mit Gebrauchs-Gegenſtänden und Nahrungsmitteln aller Art darboten, charakteriſtiſch entgegentrat.

Die dahinter liegenden Häuſer, deren jedes mit einem kleinen Garten umgeben war, erhoben ſich terraſſenförmig eines über dem anderen an den Anhöhen empor, mit denen das die Stadt eng umſchließende Gebirge ſich auszuſtrecken begann. Während ſich Golz von dem Anblicke einer faſt unüberſehbaren Geſchäftigkeit und Gewerbſamkeit, die er in der Hauptſtadt der Krim nicht geahnt hatte, erſtaunt fühlte, traf ſein Blick zugleich die auf allen Seiten der Stadt emporragenden Thürme der Moſcheen, die ſich gewöhnlich aus einer Umkränzung der ſchönſten italieniſchen Pappeln, mit denen ſie umgeben waren, in die Höhe ſtreckten.

Unter den wunderbarſten Empfindungen, zu denen ihn dieſes eigenthümliche Amphitheater von Häuſern, Bergen, Boutiquen, Minarets und Kiosks ſtimmte, ritt Golz, von ſeinem wohlwollenden Freunde

unterhalten und belehrt, die Straße hinab, an deren Ende eine steinerne, über den Tscheureutsou gebaute Brücke unmittelbar vor die Pforte des ungeheuren Palastes der Khane hinführte.

In dem ersten lang ausgestreckten Hofe, der von einer amphitheatralisch zum Gebirge hinaufsteigenden Garten-Terrasse überragt war, stiegen Golz und sein Begleiter Mustapha Aga von ihren Pferden ab, um zu Fuß in die märchenhafte und unermeßliche Welt dieses Palastes vorzudringen.

Golz glaubte sich in das wundererfüllte, vielgestaltig strahlende Märchenleben von Tausend und Einer Nacht versetzt, indem er in das von weiten Höfen und Gärten durchtheilte und aus einer ungeheuren Gruppe von Gebäuden zusammengesetzte Schloß der tatarischen Fürsten eintrat.

Sein staunender Blick suchte verwirrt nach einem Standpuncte, um das massenhafte Ganze zu fassen, und glitt dann träumerisch auf die unzähligen Inschriften und Malereien ab, die theils mit weisheitverkündenden Chiffern und Bildern über den Eingängen und Thüren angebracht waren, theils mit Blumen, Früchten, Vögeln und Figuren aller Art weit umher die Mauern bedeckten.

Nachdem er an der Seite ſeines Führers den mit Pappeln und türkiſchem Holunder gezierten Hof durchſchritten, in deſſen Mitte eine von Weiden umrankte Fontaine ein ſanftes Gemurmel aushauchte, gelangte er in die Vorhalle des eigentlichen Palaſtes, durch deren geheimnißvolle Dämmerung das melancholiſche, leiſe ſchluchzende Geflüſter eines Brunnens in wunderbarer rührender Harmonie erklang.

Muſtapha Aga erzählte mit feierlichem Ernſte, daß dies ein weltberühmter Brunnen ſei, welcher wegen des eigenthümlichen ſanften und klagenden Tones, mit dem ſein Gewäſſer auf den Marmor des Baſſins ſinke, „die Quelle der Thränen" genannt werde[1].

Die Wände der Halle waren rings umher mit

[1] Das berühmte Gedicht Puſchkin's: „Der Brunnen von Bakſchi Sarai," hat die Geſchichte dieſer Quelle in der Poeſie verewigt. Vrgl. Revue de l'Orient. V. 230. Eine ausführliche Schilderung dieſes Khan-Palaſtes in allen ſeinen Einzelheiten, jedoch nach der ſpäteren Reſtauration, welche die ruſſiſche Regierung durch den Architekten Eſſen daran machen ließ, giebt Castelnau, Essai sur l'histoire de la Nouvelle Russie III. 158 flgd. Dieſe Reſtauration hat jedoch den urſprünglichen Charakter des Schloſſes und die Originalität des tatariſchen Bauſtyls in jeder Weiſe zu bewahren gewußt, und auch die Malereien im Inneren und an den äußeren Mauern ſind die alten, die meiſtentheils nur eine Auffriſchung erfahren haben.

großen Gemälden bedeckt, welche Landschaften, Inseln, Meeresbuchten, Schlösser in einer phantastisch durch einander geworfenen Composition darstellten, während das Getäfel des Fußbodens mit Sprüchen aus dem Koran beschrieben war, welche mit den wunderbar aussehenden türkischen Charakteren auf dunklem Grunde in Gold eingetragen waren.

Aus dieser Vorhalle wurde Herr von der Golz durch eine Reihe kleiner, aber zierlich ausgestatteter Säle geführt, die von Gold, Silber und Krystallen schimmerten und durch bunte Fensterscheiben ein magisch gefärbtes Dämmerlicht in sich aufgenommen hatten.

Diese Gemächer führten zu dem großen Empfangsaale, in welchem der Khan Krim-Girai die erste feierliche Vorstellung des Herrn von der Golz, die unter der verabredeten und von ihm genehmigten Maske Statt finden sollte, befohlen hatte.

Es war ein Raum von strahlender und blendender Pracht, mit Sculpturen der feinsten Arbeit an den Wänden und Gesimsen versehen, in welchem Golz jetzt den Khan, umgeben von seinem ganzen feierlich aufgestellten Hofstaate, antraf.

Herr von der Golz wurde durch den Barbier

auf die ehrenvollste und schmeichelhafteste Weise als ein preußischer Officier vorgestellt, der gekommen sei, um bei dem Khan einen Ferman zum Ankaufe und zur Ausführung einer Anzahl von Pferden in der Tatarei nachzusuchen.

Golz hatte mit der größten Spannung seine Blicke auf die gewaltige, hoch emporgerichtete Gestalt des Khans hingewandt, dem er sich nun endlich gegenüber befand, und dem er sich fast mit der Empfindung näherte, als wenn ein märchenhafter Held aus alter, grauer Vorzeit plötzlich in Fleisch und Blut vor ihm erschienen sei.

Krim-Girai war eine kräftige, majestätische Mannesgestalt, von einem herculischen Körperbau, der aber zugleich einer gewissen Anmuth und Grazie nicht entbehrte, und zu dem ein ausdrucksvoller, charakteristischer Kopf und ein Gesicht sich fügten, auf welchem mit dem entschlossenen und strengen Ausdrucke des Kriegers zugleich ein Anflug heiterer Lebenslust und satirischer Laune sich verband.

Seine Blicke entsandten aus mächtigen, lebhaften Augen ein wunderbares, durchdringendes Feuer, und verriethen zugleich, daß in diesem kraftvollen Sehne der Natur nicht bloß das Wesen des Herrschers und

Kriegers, ſondern auch ein ungewöhnlich reges, geiſtiges Leben ſich ausgebildet habe.

Ein milder, freundlicher Zug des Nachdenkens, faſt des Grübelns, ſchwebte auf ſeiner hohen Stirn und in den tiefliegenden Augen, und charakteriſirte ſein Geſicht, das ſonſt ganz und gar den Zuſchnitt tatariſcher Race, obwohl im edelſten Gepräge, trug, mit einem blitzenden Zug europäiſchen Gedankenlebens.

Seine Manieren und Bewegungen, in denen er ſich dem preußiſchen Geſandten gegenüber darſtellte, zeigten dieſem ſo viel Leichtigkeit, Würde und Anmuth, wie ſie auch auf europäiſchen Thronen nicht allzu häufig erſchien.[1]

Dazu kam eine gewiſſe Gutmüthigkeit des Ausdruckes, die ebenſo viel Einnehmendes hatte, als die ſchnelle Wandlung ſeiner Züge, welche im raſchen Wechſel des Augenblickes die Spuren von Wildheit und ſelbſt Grauſamkeit zu enthüllen ſchienen, zurückſchrecken und betroffen machen konnte.

Krim-Girai ſtand in dieſem Zeitpuncte noch in

[1] Vergl. Peyssonel, Traité sur le commerce de la Mer-Noire II. 370. Siestrzencewicz, Histoire du Royaume de la Chersonèse Taurique p. 414.

dem blühenden Mannesalter eines Fünfundvierzigers, da er, als er im Jahre 1758 durch eine revolutionäre Bewegung des Noghaien-Stammes auf den Thron der Tataren erhoben worden, kaum in einem Alter von vierzig Jahren sich befand.

Seitdem die Krim der Botmäßigkeit der Türkei untergeben war, hatte hier kein Khan in so jungen Jahren zur Herrschaft des taurischen Chersones gelangen können. Unter den in vier große Horden getheilten Noghaien, welche den zwischen der Donau und dem Kuban gelegenen Theil der kleinen Tatarei bewohnen, hatten die von Budschak, die zwischen der Donau und dem Dnieſter ihre Wohnsitze gegründet, ſich ſtets durch kriegeriſche Tapferkeit und Unternehmungsgeiſt hervorgethan. Und über dieſe Noghaien von Budschak hatte Krim-Girai zuerſt als Seraskier geherrſcht, wurde aber dann durch heftige Aufſtände dieſes Stammes dem Sultan zu Konſtantinopel als Herrſcher der ganzen Krim abgetrotzt, und die Pforte hatte ihm faſt wider ihren Willen Säbel und Gürtel, Bogen und Köcher, Kalpak und Reiher und das ſtattliche Prachtpferd als die Inſignien ſenden müſſen, welche zur Einſetzung der Khane in der Krim herkömmlich und geheiligt waren.

Krim-Girai war aber gerade durch die hohe Liebe, in der er bei allen Tataren ſtand, und durch ſeinen Kriegsmuth wie durch ſeine Geſinnungen, in denen er ſich ſtets als einen von Haß begeiſterten Feind der Ruſſen gezeigt, vornehmlich dazu berufen, der Türkei zu einem gewaltigen Werkzeug ihrer mehr und mehr gegen Rußland in die Schranken geforderten Politik und Unternehmungsluſt zu dienen, was freilich erſt in einer ſpäteren Zeit in Konſtantinopel richtig erkannt wurde.

Die Art, wie Krim-Girai jetzt den zu ihm eingeführten Lieutenant Friedrich's des Großen bewillkommte, zeigte nur einen Augenblick lang den erhabenen Stolz des tatariſchen Herrſchers, wozu ihm alle Mittel der Repräſentation zu Gebote ſtanden.

Dann ſtellte ſich ſogleich eine gemüthlichere Vertraulichkeit ein, welche auch durch die landesübliche Ceremonie, die den Empfang begleitete, ſich von ſelbſt einzufinden ſchien.

Es wurden nämlich, nachdem die vorſchriftsmäßigen Complimente nur einiger Maßen ausgewechſelt waren, Kaffee und Tabak umhergereicht und damit die eigentlichen Geſchäfts-Verhandlungen eingeleitet. Herr von der Golz, dem bisher die Gewohnheit des

Rauchens faſt fremd geweſen, mußte gleichwohl die einige Ellen lange Pfeife annehmen, welche ihm ſchon angebrannt von einem Diener dargereicht wurde.

Aber der Khan, der zwiſchen ſeinen in feierlicher Haltung ihn umgebenden Großwürdenträgern und Hofleuten ſtand, hatte ſelbſt das duftende Rohr an ſeine Lippen geſetzt und blies daraus mit einem ſpieleriſchen Wohlbehagen, indem er zugleich ſeine ſcharfen beobachtenden Blicke auf Golz ruhen ließ, die Rauchwolken empor.

Auch ſein Vezir Harſchi Mehmet Aga, der den Ruf eines außerordentlichen Staatsmannes und Politikers hatte, rauchte neben ſeinem Gebieter mit ſchicklichem Eifer und mit einer unnachahmlichen Würde.

Ebenſo der ſehr wichtige Geheime Rath des Khans, Abdullah Effendi, der das ausführende Organ aller Regierungs-Geſchäfte in der Krim zu ſein ſchien.

Nachdem nun auch noch die umhergereichten Kaffeeſchalen geleert worden waren, empfing Herr von der Golz durch den Barbier Muſtapha Aga den Befehl des Khans, ſein Geſuch in einem ausführlichen Vortrage zu entwickeln, was er auch ſofort,

ohne irgend eine politische Beziehung zu berühren, in der verabredeten Weise mit möglichstem Nachdruck that.

Der Khan hörte ihn mit einem zustimmenden Neigen seines Kopfes an und gab seinem Geheimen Rath Abdullah Effendi einen Wink, der darauf hinzudeuten schien, daß der Ausfertigung des Fermans zum Pferdekauf in der Tatarei nichts im Wege stehen werde.

Dann fragte Krim-Girai mit seinem stechenden, theils ermuthigenden, theils betroffen machenden Lächeln den preußischen Abgesandten: „Wie geht es denn dem großen König von Preußen, den ich bewundere und beneide, nicht bloß seines tapferen Degens, sondern auch seiner Flöte wegen? Wie oft habe ich mir gewünscht, daß ich die Flöte spielen könnte, wenn mir meine Würde als Beherrscher der Krim und meiner Tataren dies gestattete! In meinen Träumen habe ich oft die sanfte Flöte Eures Friedrich, von der sich die ganze Welt so viel erzählt, zu mir herüber schallen hören, und dann dachte ich jedes Mal: Das Abendland muß glücklich sein, wo die Könige mit der Flöte regieren können! Ich möchte auch gern hier einen guten Staat machen, und habe oft meine ganz

eigenen Ideen darüber. Es müßte dies ein Freundschafts-Vertrag zwischen dem Fürsten und seinen Völkern sein, wo der König nur als erster Vorpfeifer die Flöte spielt und alle Uebrigen seinen Klängen folgen, bloß deßhalb, weil sie wollen und weil sie ihm für ihr Leben gern zuhören. Der Khan müßte aber auch dann noch die Macht behalten, nöthigenfalls die Flöte wieder umzukehren und als Prügel auf die Köpfe seiner Unterthanen fallen zu lassen, wenn es nicht mehr anders gehen will und wenn dieselben in die von ihm gepfiffene Melodie durchaus nicht mehr einstimmen wollen. Es sollen unter den Franzosen, wie mir zu Ohren gekommen ist, einige merkwürdige Männer aufgestanden sein, welche in ihren Büchern eine Regierungsweisheit dieser Art gelehrt haben, und darunter namentlich ein gewisser Montesquieu, von dessen Ideen ich neulich durch einen Reisenden manches erfahren habe, das mit meinen eigenen Vorstellungen ganz und gar übereinstimmt, und das ich gern hier einführen möchte, wenn ich es nur erst wagen dürfte, mit der Flöte am Munde vor meine Tataren hinzutreten!"

Der Khan der Krim lachte bei diesen Worten aus vollem Halse und schien dann neugierig auf eine

Entgegnung des Herrn von der Golz zu lauschen, dem diese mit einer leidenschaftlichen Lebendigkeit vorgetragene Rede Krim-Girai's durch den Dolmetscher vollständig wiedergegeben worden war.

Golz hatte mit dem größten Erstaunen zugehört. Er fand, daß das Gerücht keineswegs übertrieben hatte, welches ihm in Krim-Girai nicht nur den kriegerischen Tataren-Helden, sondern auch den eigenthümlichen und wißbegierigen Geist geschildert, der sich mit einer Kraft der Gedanken, die er lediglich aus sich selbst zog, den Ideen und Einrichtungen des Abendlandes zuwandte und dieselben zu verstehen und wo möglich in seinen eigenen Lebenskreis zu verpflanzen trachtete.

Nachdem Herr von der Golz dem Khan mit so viel Geschick und Verbindlichkeit erwidert, als es ihm die Ueberraschung des Augenblickes nur irgend gestatten wollte, und er ihm besonders bemerklich gemacht hatte, daß der König von Preußen, der auch Bücher, Abhandlungen und Gedichte aller Art geschrieben, darin ebenfalls Manches ausgesprochen, das mit den Ideen Montesquieu's und des großen Krim-Girai die größte Aehnlichkeit und die wunderbarste Ueber-

einſtimmung ausdrücke, ſchien der Khan dies mit einem gewiſſen Stolz anzuhören, und ſtrich ſich zur Kundgebung ſeiner Freude mehrmals den lockenreichen ſchwarzen Kinnbart, indem er triumphirend im Kreiſe ſeiner Hofleute und Beamten umherſah.

Dann ſagte er mit einem durchaus freundſchaftlichen und vertraulichen Tone zu Gelz: „Sie werden wenigſtens gute Pferde hier in der Tatarei finden; aber ich ſchmeichle mir, daß Ihnen unſere Wildniß auch nicht ganz verlaſſen von allen Muſen erſcheinen ſoll. Sie müſſen auch einmal einem Concerte bei mir beiwohnen: denn ich lege großen Werth auf meine Capelle, die, wie Sie hoffentlich finden werden, aus den vorzüglichſten Spielern aller Inſtrumente beſteht. Auch halte ich mir an meinem Hofe eine Truppe von Komödianten und Poſſenreißern, die uns die ergötzlichſten Stücke aufführen. Sie ſind zur nächſten Vorſtellung eingeladen. Es liegt mir daran, daß Sie ihrem Könige durchaus ein vortheilhaftes Bild von mir entwerfen ſollen und mich, ſeinen Freund und Bewunderer, ihm nicht etwa als einen ungeſchlachten, finſteren Barbaren abſchildern. Denn was könnte es ihm für Vergnügen machen, von einem

ſolchen geliebt und bewundert zu werden? Sagen Sie ihm, daß der Khan Krim-Girai ein luſtiger Mann iſt, der das Vergnügen liebt und ſich wohl auch einmal eine feine franzöſiſche Komödie aufführen läßt, wenn ihm dabei auch noch Manches dunkel bleiben will. Indeß ſind wir noch nicht ſo alt, um nicht noch fleißig lernen zu können, und wenn Ihr Abendländer nur mit uns Tataren einige Geduld haben wollt, ſo werden wir ſchon noch einmal ein Examen vor Euch beſtehen!"

Damit entließ Khan Krim-Girai den Fremden, nachdem das Ceremoniel, welches zum Empfange Statt gefunden hatte, auch zum Abſchiede in derſelben verbindlich-gemüthlichen Weiſe ausgetauſcht worden war.

Muſtapha Aga geleitete Herrn von der Golz in derſelben Weiſe wieder zurück und flüſterte ihm, als ſie draußen in dem Vorzimmer angelangt waren, ins Ohr, daß der Kahn ihn am anderen Tage, Abends um acht Uhr, in einer geheimen Audienz zu empfangen wünſche, wo dann alles Andere, um das es ſich eigentlich handle, zur Sprache gebracht werden ſolle. Der Barbier fügte hinzu, daß der große Khan

ihm ſchon vorher dieſen Befehl kund gethan, und daß er, Muſtapha Aga, bei dieſem muthmaßlich entſcheidenden Geſpräche den Dienſt des Dolmetſchers verſehen werde.

V.

Der Khan-Palaſt von Bakſchi Sarai.

Beim Rückwege hatte Herr von der Golz Gelegenheit, noch einmal einen Theil der unermeßlichen Welt des Khan-Palaſtes zu durchwandern und ſeine Blicke bewundernd und erſtaunt auch da verweilen laſſen, wo er beim erſten Eintritt raſch vorübergeeilt war.

Im Hintergrunde des Vorſaales, den ſie jetzt durchſchritten, zogen zwei Thüren ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, von denen die eine, wie ihn ſein Begleiter belehrte, in eine kleine Moſchee führte, während die andere den Divan der Juſtiz eröffnete, zu deſſen Betrachtung Muſtapha Aga beim Vorübergehen einlud.

Golz blickte in einen langen, prachtvoll ausge-

ſchmückten Saal, deſſen hoher Plafond mit Figuren und Gruppen aller Art in den glänzendſten Farben und in der wunderbarſten Compoſition bemalt war, während an den Wänden umher vergoldete Bildwerke und Zierrathen der verſchiedenſten Form ſtrahlten.

Das Tageslicht drang in gedämpftem Schimmer durch die buntbemalten Glasſcheiben der Fenſter herein, welche nur an der einen Seite des Saales in zwei Reihen, die über einander fortliefen, angebracht waren.

Ueber dem Haupteingange, gegenüber einem mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſpannten Thronhimmel, zog eine kleine vergitterte Loge durch ihr geheimnißvolles Ausſehen die Aufmerkſamkeit des Beſchauenden auf ſich. Golz erfuhr von dem als Cicerone treffliche Dienſte leiſtenden Barbier, daß ſich der Khan auf einem verborgenen Wege in dieſe Loge zu begeben pflege, wenn er, als geheimer und ungeſehener Zeuge, der Handhabung der Gerechtigkeitspflege durch ſeine Richter beiwohnen wolle.

Muſtapha Aga bemerkte mit ſeinem ſchlauen Lächeln, daß dadurch um ſo beſſer und unparteiiſcher Recht geſprochen würde, weil die Richter über die Anweſenheit ihres Herrn ſich ſtets in Ungewißheit

befänden, indem er durch eine kleine, in der Mauer befindliche Thür unbemerkt in die verdeckte, zur Tribüne hinaufführende Treppe gelange.

Der Barbier, dessen gemüthliche Redseligkeit sich heute in vollen Zügen erging, erzählte ihm auch unter allerhand Scherzen, daß von dieser Tribüne aus auch die Frauen, ohne gesehen zu werden, in einem sie betreffenden Rechtshandel sich vertreten lassen konnten. Auch erhielten die Damen des Harems an gewissen Tagen eine Einladung, um hier ungesehen zu erscheinen und auch einmal andere Menschengesichter als die ihrigen betrachten zu können.

Es spricht dies gewiß sehr für die liberalen Grundsätze unseres Khans, äußerte Mustapha Aga, aber ich muß auch bemerken, daß diesen reizenden Damen dabei ein junger Mann zur Aufsicht mitgegeben wird, der sogar den Flug ihrer glühenden Blicke zu beobachten hat. Zeigt sich, daß eine derselben gar zu fest und innig ihre Augen auf eine der Männergestalten im Saale heftet, so läßt ihr junger Cavalier, dessen Stimme und Bartmangel hinlänglich seine Beschaffenheit enthüllen, einen hellschrillenden Falset-Ton in der durchdringendsten Weise ertönen, und dann muß seine ganze folgsame Heerde blitzschnell

aufbrechen; seufzend, scheltend und lachend trippeln sie dann alle wieder ab, die verführerischen Schönen, und ihr seltsamer Cavalier hinter ihnen, der sie richtig wieder zu den Pforten des Harems einbringen muß!

Bei dieser kleinen Erzählung schien sich Mustapha Aga selbst so zu vergnügen, daß er sich in einem anhaltenden lauten Gelächter darüber ausschütten mußte.

Es konnte nicht fehlen, daß der preußische Lieutenant sich mit weiteren Fragen über die innere und äußere Beschaffenheit des Harems im Palaste des Khans belehren zu lassen suchte.

Der Barbier legte jedoch mit einem bedeutungsvollen Achselzucken den Finger auf den Mund und deutete dann, wieder in den Hof hinaustretend, auf eine kleine, in der Ferne kaum erkennbare Thür, die, wie Mustapha berichtete, durch einen langen Corridor, welcher den Palast mit dem Harem verbindet, zu diesem von frischen Quellen durchrauschten „Thal der Rosen" hinführe.

Der Barbier ließ es zweifelhaft, ob diese Benennung, die hier dem Harem eigenthümlich gegeben wurde, von den ihn bewohnenden Schönheiten hergenommen sei, oder von der darin blühenden Rosenfülle

und Pracht der Gewächse, die er als ein wahres Paradies, dessen wollüstige Stille nur von den plätschernden Brunnen und vom Ton der Nachtigallen unterbrochen werde, seinem Zuhörer schilderte.

Der Barbier hatte bei diesem kurzen Berichte über die Schönheiten des Harems seine Stimme so geheimnißvoll abgedämpft, daß sie fast auf die Lachluft des Herrn von der Golz zu wirken begann.

Sie schritten dann über andere Höfe des Palastes weiter, auf denen sie überall von den emporspringenden Strahlen zahlreicher Brunnen, die ihre frischen Wasser von den umliegenden Bergen empfingen, begrüßt wurden. Dann gelangten sie in einen Hof, auf dem die kriegerischen Spiele und Uebungen Statt zu finden pflegten, und zu dessen Seite ein hoher Thurm mit einer vergitterten Terrasse sich befand, von der die Frauen des Khans auch diesen Schauspielen, welche die Garden des Khans, oft aber auch seine besoldeten Lustigmacher und Komödianten ausführten, als Zuschauerinnen beiwohnen konnten.

Golz wurde von seinem Führer eingeladen, diesen Thurm zu besteigen, von dem aus sich die überraschendste Ansicht des in seinen Mauern eingefaßten Gesammtbildes des Schlosses und aller seiner laby-

rinthisch verstreuten Gebäude, Gärten und Höfe darbot.

Außerhalb dieses wunderbaren Panorama's aber sah Golz die ganze Stadt Balschi Sarai, wie sie auf einer malerisch gruppirten Bergkette sich trichterförmig in die Höhe baut, vor sich liegen. Es war ein zauberisches, mit dem mannigfachsten Leben ausgestattetes Bild, das sich hier vor den Blicken ausbreitete und eine heitere, erhebende Stimmung in dem Beschauer erweckte.

Von dort führte der Barbier, der in gemüthlicher Fürsorge seinem Schützling möglichst Alles zeigen wollte, denselben einer anderen Seite des Palastes zu, wo hinter einer Moschee, in der gerade die Derwische durch ihren melancholisch erklingenden frommen Gesang die Stunde des Gebetes ankündigten, das Feld der Todten oder der für die Herrscher-Familie der Krim bestimmte Kirchhof sich erhob.

Golz trat hier plötzlich auf einen heiteren, mit Bosquets geschmückten, von Wohlgerüchen und dem frischen Hauch eines liebelnden Wasserfalles durchzogenen Platz hinaus, der die Schrecknisse des Todes in jeder Weise gebannt hatte und nur großartige und

friedliche Gedächtnißbilder der dahin geſchwundenen Herrſchergeſchlechter aufzeigte.

Zwei große achteckige Mauſoleen, die von einer hohen, eiſernen Kuppel überragt waren, ſtellten ſich als die der alten Herrſcher-Familie der Girai geweihte Begräbnißſtätte dar.

Dieſe von einem mongoliſchen Prinzen, Hadgi Girai, abſtammende Familie, die als ein Abzweig aus der Familie des Dſchingis-Khan ſich entwickelt hatte, konnte ihr Alter in eine hohe, ruhmvolle Vergangenheit hinaufführen, die der Geſchichte von Tauris ſchon früher den Charakter gewaltiger Kämpfe und einer widerſtandskräftigen Feindſchaft gegen Rußland aufgedrückt hatte.[1]

Eine große Geſellſchaft von Prinzen und Prinzeſſinnen dieſes Hauſes ſtand in hohen, von Stein gebauten Grabmälern oder in hölzernen Särgen, die mit grünen oder ſchwarzen Stoffen behangen waren, umher.

---

[1] Vergl. Castelnau, Essai sur l'histoire de la Nouvelle Russie. I. 213. 267. Histoire de la Tauride. II. 198.

Ein Turban von Wolle bedeckte die Grabdenkmäler der Männer, während die Gräber der Frauen sich dadurch unterschieden, daß sie jedes Schmuckes und Zierrathes entbehrten.

Außerhalb der beiden Mausoleen war noch eine Reihe von Gräbern, die verschiedenen Zeitepochen angehörten und zum Theil durch den Charakter und das verwitterte Aussehen ihrer Sculpturen ihr Alter bekundeten, in die Gebüsche und auf den weiten Raum des Todtenfeldes verstreut.

Einzelne Marmorblöcke, die mit halb erloschenen Inschriften umher lagen, schienen schon von den Gräbern getrennt, deren Personen sie nannten und priesen. Andere mit Teppichen und Kaschmirs behangene Grabmäler kündigten dagegen durch das Licht ewiger Lampen, von den sie still überleuchtet waren, die heilige Sorgfalt an, mit der sie besonders bewahrt wurden, und auf welche die großen historischen Namen, die in goldenen Lettern von der Inschrift genannt wurden, den unabweislichen Anspruch zu erheben schienen.

Einige dieser tatarischen Inschriften las Mustapha Aga mit wahrhaft religiöser Andacht und Feierlichkeit vor,

und verdolmetſchte ſie ſeinem preußiſchen Freunde unter Hinzufügen hiſtoriſcher Erläuterungen, die zugleich den gelehrten Blick verriethen, welchen der Barbier in die Geſchichte ſeines tauriſchen Vaterlandes gethan.

Nicht minder machte er aber auch einen glücklichen Abſtecher in das Gebiet des Sentimentalen, als ſie an einem Grabmal vorüberſchritten, das die Ueberreſte einer ſchöner Georgierin in ſich barg, welche die durch ihre Reize vielberühmte Gemahlin eines Bruders Krim-Girai's, des ſonſt wenig glücklichen Arslan-Girai, geweſen war.

Muſtapha Aga beugte ſich mit einer Thräne, die auf lebendige und perſönliche Erinnerungen zu deuten ſchien, zu dieſem Grabmal nieder und küßte eine duftvolle violette Iris, die am Rande deſſelben ſchon in ſtiller Frühlingspracht emporblühte.

Mit den wunderbarſten Eindrücken ſchickte ſich Golz an, dieſe Stätte zu verlaſſen.

Sein Begleiter zeigte ſich auf dem Rückwege über die Höfe, der jetzt angetreten wurde, ernſter und ſtiller, und erſt als ſie beide ihre Pferde wieder beſtiegen hatten, die in dem erſten Hofe ihrer harrten,

ſtellte ſich die muntere Laune des Barbiers wieder her, der es für ſeine Pflicht erklärte, ſeinen Freund in demſelben feierlichen Aufzuge wieder durch die Stadt zurückzugeleiten.

VI.

Das Bündniß zwiſchen Preußen und der Krim.

Herr von der Golz brachte den Reſt des Tages und den größten Theil des folgenden theils mit einer ihn ſehr angenehm beſchäftigenden Beſichtigung der Stadt, theils in einem ihm weniger erfreulichen Verkehr mit Pferdehändlern und Juden zu, welche ihm Herr von Boscamp ſofort auf den Hals geſchickt hatte, um zur Täuſchung der fremden Kundſchafter den Schein eines bloßen Handelsgeſchäftes auf der Stelle in Wirkſamkeit treten zu laſſen.

Golz mußte, auf Boscamp's Zureden, zu dieſem Zwecke ſchon einige nicht unbedeutende Geldſummen verwenden, die aus den ihm überwieſenen Mitteln ſchwer beſtritten wurden. Die Geſchenke des Königs von Preußen, welche Herr von der Golz für den

Khan mitgebracht, wollte er in der für den nächſten Abend ihm bewilligten geheimen Audienz überreichen.

Boscamp aber rieth dringend, bei der erſten Depeſche, welche Herr von der Golz an den König abſenden würde, die Uebermittelung neuer und zahlreicher Geſchenke zu beantragen, ohne welche am Hofe des Khans kein Schritt glücklich zurückzulegen ſei.

Am folgenden Abend, als es ſchon zu dunkeln begann, wurde Herr von der Golz durch Muſtapha Aga unter gewiſſen Vorſichtsmaßregeln in den Khan-Palaſt abgeholt, um dem eigentlichen Zwecke ſeiner Sendung bei Krim-Girai näher zu treten.

Der Khan empfing ihn dieſes Mal in ſeinem vertrauten Cabinet, in dem, außer Muſtapha Aga, nur noch ſein Geheimer Rath und Staatsſecretär Abdullah Effendi zugegen war.

Krim-Girai trat dem preußiſchen Geſchäftsträger jetzt in einer durchaus leutſeligen und ſich ihm faſt gleichſtellenden Haltung gegenüber, und nachdem er die ihm dargebrachten Geſchenke freundlich entgegengenommen und bewundert hatte, fragte er, welches Begehren denn ſein guter Freund und Bruder, der König von Preußen, an ihn zu richten habe?

Golz ſchickte ſich nun zu einem ausführlicheren

Vortrage an, in dem er zuerſt darauf hinwies, daß der König Friedrich, von der ſchlimmen Weltlage draußen gedrückt und getrieben, ſein und der Zeiten Heil in dieſem Augenblick von Oſten her und namentlich von ſeinem lieben Freunde und Bruder, dem großen Fürſten der Krim, erwarte. König Friedrich nehme die Hülfe Krim-Girai's, des kriegeriſchen Khans, in zwiefacher Weiſe in Anſpruch, indem er die Bitte an ihn richte, ihm ein tatariſches Kriegscorps zur Verfügung gegen ſeine Feinde zu überlaſſen, und ihn zugleich auffordere, mit einem anderen Theile ſeiner Kriegsſchaaren ſelbſt einen gewaltigen Einfall in Rußland zu unternehmen.

Golz deutete darauf mit geſchickten Wendungen auf die Wichtigkeit der Freundſchaft hin, welche bereits im Begriffe ſtehe, ſich zwiſchen Preußen und dem türkiſchen Reiche zu bilden, und wodurch eine Machtſtellung gewonnen werden könnte, die nach zwei Seiten hin den drohenden und feindſeligen Stellungen Rußlands und Oeſterreichs die Spitze zu bieten vermöchte.

Er fügte hinzu, daß ein Schlag der Tataren-Völker gegen Rußland das entſcheidende Signal ſein werde, um den Kämpfen Preußens im Weſten eine

ganz neue Geſtalt und Ausſicht zu geben, und dabei werde der große Khan in der vortheilhaften Situation erſcheinen, ſeinem alten Erbfeinde Rußland in einem Augenblicke, wo deſſen Kriegsmacht weithin verſtreut ſei, vernichtend entgegen zu treten, und für alle früher von ihm empfangenen Beleidigungen Rache nehmen zu können. Denn der größte Theil der ruſſiſchen Armee, mit Ausnahme einiger Regimenter, befinde ſich in dieſem Augenblicke in Preußen, und die Gränzen wie das Innere Rußlands ſtänden faſt entblößt von aller Wehrkraft, die ſie gegen einen Einfall ſchützen könnte. Sein königlicher Herr, Friedrich der Große, habe dies in ſeinem Alles überſchauenden Geiſte wohl erwogen und ſeinem Freunde, dem Khan, dieſe Mahnung zur That und Hülfe um ſo zuverſichtlicher zugehen laſſen, als es auch an dem Rechtsgrunde zum Friedensbruche keineswegs fehle. Die Ruſſen wären, den Satzungen des carlowitzer Friedens zuwider, in Polen eingedrungen und hätten auch an der tatariſchen Gränze neue Verſchanzungen angelegt, wie er ſelbſt bei ſeiner Herreiſe zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Herr von der Golz ſchloß damit, der ihm er-

theilten Instruction gemäß einige Hundert Beutel[1] zu den Ausrüstungskosten anzubieten und zugleich im Namen seines Königs die Zusicherung zu geben, daß dem erbetenen tatarischen Hülfscorps alle Beute verbleiben solle, welche dasselbe in den Landen des Feindes machen werde.

Der Khan hatte mit der größten Aufmerksamkeit und Ruhe zugehört und zu wiederholten Malen mit Lächeln und Kopfneigen, wie es schien, seine Zustimmung zu erkennen gegeben.

Das eigenthümliche Gemisch von Gutmüthigkeit und Wildheit, das auf seinem Gesichte lag, wurde jedoch zugleich von einer verstellten Zurückhaltung, die er auf eine sehr feine Weise an sich zu erkünsteln verstand, überdeckt, und nachdem er noch eine Zeit lang wie nachsinnend geschwiegen, sagte er langsam und mit einer verschmitzten Gleichgültigkeit im Ton:

„Es ist Alles recht schön, was mir mein guter Freund und Bruder, der König in Preußen, melden läßt, und er soll mich gewiß bereit finden, zu thun

---

[1] Der Beutel wird zu 500 Piastern gerechnet. Vergl. über die Darlegung dieses Kriegsplanes „Nachrichten über die Gesandtschaftsreise des Lieutenants von der Golz zu dem Tatar-Khan“ in den „Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst.“ Heft 6. S. 116.

und zu unternehmen, was irgend in meinen Kräften steht! Aber für den Augenblick bin ich nichts, als ein abhängiger Mann, der durchaus nicht ganz seinen freien Willen hat; denn ich bin in allen meinen Unternehmungen an die Einwilligung der ottomanischen Pforte gebunden. Zwar habe ich einen starken Arm, der sein eigenes Schwert führt — setzte er lächelnd hinzu — und ein solcher Arm gehorcht wohl zunächst seiner eigenen Muskel, aber als gebildeter Barbar, wie ich es zu sein mich rühme, weiß man doch auch, was man den Herren da drüben im Divan zu Konstantinopel schuldig ist, und man verabsäumt wenigstens nicht gern, die nöthigen Complimente dorthin zu machen. Dazu soll mich auch Euer Herr, der große Preußenkönig, zur rechten Zeit willig finden, meldet ihm das, und ich werde dann nicht säumen, mit meiner Armee aufzubrechen und meine besten Truppen zu sammeln, die ich zuerst in Bessarabien bei Akerman, wo der schnellfüßige Dniester so eilig und heftig in das schwarze Meer hinuntersprudelt, aufstellen werde. Dies wird eine Eurem Herrn angenehme und den Russen sehr widerwärtige Stellung werden, ich verspreche das; aber dazu muß ich noch erst die Erfüllung einiger Bedingungen und namentlich die

Rückkehr meines Hof-Dolmetschers Jakuba abwarten, den ich jüngst, noch ehe ich mich Eurer Ankunft hier versichert halten durfte, mit einigen neuen Anfragen und Aufträgen an Euren Herrn abgesandt habe. Laßt es Euch unterdessen hier bei mir recht wohl sein, wohnt öfter meinen Concerten bei, welche Ehre ich mir schon für morgen Abend ausbitten werde, und erzählt mir recht viel, wie es in Euren Landen getrieben wird, was Eure Gelehrten und Philosophen Alles gesagt haben, und wie Euer preußischer Herr so groß und berühmt geworden ist, nicht bloß durch sein Schwert, sondern auch durch die Kunst, mit der er auf seinem Throne sitzt und seinen Staat regiert!"

Herr von der Golz sah mit einiger Betroffenheit, daß Krim-Girai ausweichend zu Werke gehen wolle und die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen beabsichtige. Die dringlichen Beweggründe derselben gestatteten diesen Aufschub nicht, und der preußische Botschafter glaubte daher diesen diplomatischen Rücksichten des Khans näher treten zu müssen.

Er bat also um die Erlaubniß, den großen Khan um die ferneren Bedingungen zu befragen, von deren Erfüllung derselbe ein entschiedenes Handeln im

Intereſſe des Königs von Preußen abhängig machen wolle.

Die mächtig funkelnden Augen des Khans gewannen plötzlich einem ſehr gemüthlichen und vertraulichen Ausdruck.

„Es kommt dabei allerdings noch auf einen Punct an," ſagte er mit einem komiſchen Tone, „der abſcheulich wichtig iſt, und der in Ordnung gebracht ſein muß, wenn man ins Feld ziehen will. Dies iſt der Geldpunct, mit dem es bei mir noch eine beſondere Bewandtniß hat. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß Krim-Girai viel, ſehr viel Geld gebraucht und bis über die Ohren in Schulden ſteckt, denn meine Herrſchaft über die guten Tataren koſtet mich Geld; auch habe ich Manches an Mobiliar anſchaffen müſſen, um dieſem alten Khan-Palaſte, in dem meine Vorfahren gewohnt, wieder einmal eine neue, ſeiner würdige Ausſtattung zu geben. Sehe Sie Sich nur um, wie hübſch und neu es bei mir ausſieht, und Sie werden finden, daß ich bedeutende Summen dafür ausgegeben haben muß; denn dieſe türkiſchen Teppiche, die ich mir aus Konſtantinopel habe kommen laſſen, ſind ſehr theuer, und dieſe Sammt-Divans mit den ſtarken, vollen Gold-Treſſen, wie ich

ſie jetzt im ganzen Schloſſe habe neu aufſtellen laſſen, konnten auch eine größere Caſſe leeren, als die meine von jeher geweſen iſt.“

Er ſtreckte ſich bei dieſen Worten lachend und mit großem Behagen auf dem goldſtrahlenden Divan aus, auf welchem er dem Herrn von der Golz gegenüber ſaß.

Dieſer ſchien gerade wegen der ausbrechenden Luſtigkeit des Khans nicht recht zu wiſſen, woran er war, und ob dieſe Hindeutungen auf den Luxus des Tatarenfürſten, dem dieſer bekanntlich in einem ausſchweifenden Grade ergeben war, echt ſeien oder nur im Augenblicke zu einer ſpöttiſchen Maske für die Hinzögerungs-Diplomatie des Khans dienen ſollten. Er ſchwieg daher, um die weiteren Eröffnungen Krim-Girai's abzuwarten.

Dieſer ſagte nach kurzer Pauſe mit fröhlichem Humor: „Und da nun einmal ein braver Preuße und ein luſtiges tatariſches Blut hier ſo vertraulich beiſammen ſitzen, ſo will ich Euch ein Geſtändniß machen, bei dem ich es darauf ankommen laſſen will, ob es Eure Begriffe von mir erhöhen oder verringern wird. Wiſſet denn, daß ich mich ſeit geraumer Zeit ſehr eifrig mit der Wiſſenſchaft der Natur be-

schäftige und in dem, was Ihr Chemie, Physik und Astronomie nennt, mir mancherlei Kenntnisse zu erwerben gestrebt. Ein Franzose, der sich vor wenigen Jahren an meinem Hofe aufhielt, brachte mich auf den Gedanken, daß die Berge meiner Krim hier rings umher die kostbarsten und edelsten Metalle in sich schlössen. Seine Anzeichen, die er mir dafür beibrachte, fand ich bald durch meine Nachgrabungen wenigstens so weit bestätigt, daß ich eine Menge Geld auf dieses Unternehmen zu verwenden anfing. Auch das hat meine Cassen erschöpft, und da meine Berge sich noch immer nicht ihr Gold und Silber abtrotzen lassen wollen, so hat Krim-Girai, der einmal ganz und gar nicht mit sich spaßen läßt, angefangen, sich auf seine eigene Hand das Gold zu bereiten. Man soll bei Euch in der Alchymie, wie Ihr es nennt, schon erstaunliche Fortschritte gezeigt haben, und Euer europäischer Menschenverstand ist auch so berühmt, daß Goldmachen eigentlich das Geringste ist, was man von ihm verlangen kann. Nun stecke ich meine Nase tief genug in die Schmelztiegel hinein und hoffe jede Nacht das blinkende Gold sich darin bilden zu sehen, aber mein Gebräu hat immer noch eine gar zu trübe und unreine Farbe, und ehe es

damit besser wird, werde ich nicht leicht mit voller Macht für Euren preußischen König ins Feld ziehen können." [1]

Herr von der Golz konnte nicht eben einen erfreuenden Eindruck aus dieser Mittheilung entnehmen, und die augenblickliche Aussichtslosigkeit seiner Sendung ließ auf seinem Gesichte Traurigkeit und mißmuthigen Zweifel hervortreten.

Er wagte die Bemerkung, daß sich vielleicht auf noch raschere Weise würde Gold machen lassen, als in den Schmelztiegeln des großen Khans, wenn Krim-Girai mit seinen Schaaren gegen die Russen losschlagen wollte. Denn durch die Zurückdrängung und Vernichtung der russischen Macht würden sich alle Interessen und aller Wohlstand Europa's von Neuem heben, und auch die europäischen Staatscassen würden so ergiebig überfließen, daß auch die Krim dadurch mehr mit Gold bedeckt werden würde, als wenn die noch immer fraglichen Adern der Bergwerke sprängen oder die Präparate der Schmelztiegel sämmtlich glückten.

---

[1] Vergl. Siestrzencewicz, Histoire du Royaume de la Chersonèse Taurique, p. 115.

Krim-Girai schien die in dieser Wendung liegenden Anerbietungen vollkommen zu verstehen.

Mit listiger Miene sann er einen Augenblick vor sich hin, dann sagte er, sich stolz und in der ganzen Höhe seiner markigen Gestalt emporhebend:

„Wer wäre wohl mehr dazu berufen, als ich, die Russen zu schlagen und diesen Erbfeinden meines Landes den verheerenden Zahn der Tücke und des Grimmes auf immer zu brechen! Ich glaube auch zuversichtlich, daß der Gott, den ich anbete, dieses gerechte Werk der Rache früher oder später in meine Hand legen wird. Denn diese Rache der Krim an Rußland ist ein Theil meiner Religion geworden, und ich schwur schon als Jüngling einen feierlichen Eid darauf, zu jener Zeit, wo die Kaiserin Anna Iwanowna, bald darauf, nachdem sie den Thron der Czare bestiegen hatte, es war zuerst im Jahre 1736, den Marschall von Münnich an der Spitze eines wüthenden Russenheeres nach der Krim entsandte, um unsere herrliche Halbinsel in Feuer und Blut zu verwüsten, und einen Krieg voll von Gräueln und Schandthaten gegen unsere Männer und Weiber, gegen unsere Städte, Dörfer und Fluren zu führen."

„Indeß" — unterbrach sich der Khan in dem

weiteren Aufsteigen seines Zornes mit einem diplomatisirenden Einlenken — „es wird die Zeit kommen, wo die Jugendgelübde in Erfüllung gehen werden, und diese Zeit wird bald, sehr bald eintreten, wo dann auch mein Bruder, der König von Preußen, sehen soll, daß sein Gedanke kein unglücklicher gewesen, auf mich als auf seinen Bundesgenossen zu rechnen und mir die Ehre einer Mitstreiterschaft mit ihm gegen das der ganzen Welt verderbliche Rußland zu gönnen!

Herr von der Golz verbeugte sich tief und glaubte sich damit einstweilen entlassen.

Es war ihm klar geworden, daß er es mit einer ungewöhnlichen und tiefverstecken Persönlichkeit zu thun hatte, in der offene Natürlichkeit und künstliche Verschmitztheit sich auf eine wunderbare Weise vermischten und die ihre Eigensucht und Wildheit hinter einer meisterhaften Diplomatie zu verstecken verstand, dem Spiele derselben aber zugleich den Anstrich der größten Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit zu geben wußte.

Der Khan erhob sich nun von seinem Sitze und sagte mit einer besonderen Feierlichkeit:

„Wenn Sie jetzt Ihre erste Meldung an Ihren König, meinen guten Bruder, abgehen lassen, so sagen

Sie ihm vor Allem, daß es einen Umstand giebt, durch den er mich zu besonderem Danke verpflichten könnte und der zugleich die größte Freundschaft in sich schließt, die ich für jetzt von ihm zu begehren hätte. Es ist dies die Bitte, daß er mir sobald als möglich einen verständigen und tüchtigen Arzt herschicken möchte; denn Krim-Girai ist krank, sehr krank, und ich habe den guten Glauben, daß mich einer der Aerzte des großen preußischen Königs am besten von meinem Uebel zu befreien vermöchte."

Der preußische Diplomat gestattete sich die Bemerkung, ob der Khan nicht zugleich die Natur seines Uebels bezeichnen wolle, um den König dadurch zu der geeignetsten Wahl eines Arztes zu bestimmen.

„Nun ja," entgegnete Krim-Girai mit dem ihm eigenen sarkastischen Lächeln, „ich will aus meinem Uebel kein Geheimniß machen, besonders da ich mir von einem Reisenden habe sagen lassen, daß es zu den Kennzeichen Eurer abendländischen Civilisation gehört. Mein guter Bruder von Preußen wird daran erkennen, daß ich in meinem Streben nach Eurer Bildung schon ein rechter Abendländer geworden bin; denn die Hämorrhoiden sind es, mein Herr, welche mich so gewaltig plagen. Da dies durchaus ein eure-

drücklich seinen vollen Ernst erklären, seine Truppen im Monat März bei Akerman zu versammeln und alsdann bei der Pforte über Rußland Beschwerde zu führen, jedoch so, daß er die Antwort von Konstantinopel nicht erst abzuwarten gedenke, sondern gleichzeitig den Einfall in Rußland mit voller Gewalt unternehmen werde.

Dies schien bereits wie ein bestimmter Anhaltspunkt aus der Hülle vieldeutiger und naturwüchsiger Drolligkeit, in welcher der Khan sich bis dahin zu zeigen beliebt, hervorzuleuchten, und der Herr von Goltz beeilte sich mit neuerwachter Hoffnung, diesen nachträglichen und gewichtigen Umstand noch in seine Depesche aufzunehmen.

VII.

Tatarische Diplomatie.

Es begann nun für Golz ein diplomatisches Stillleben, in dem er theils auf den ihm nicht sehr zusagenden Umgang des Herrn von Boscamp, theils auf die geringen Mittel der Zerstreuung und Unterhaltung, welche die Hauptstadt der Krim darbieten konnte, angewiesen war.

Es mußten besonders die neuen kostbaren Geschenke abgewartet werden, um welche schon Boscamp früher für den Khan bei König Friedrich nachgesucht hatte und ohne die eine Wiederanknüpfung der Unterhandlungen mit demselben nicht recht thunlich schien.

Endlich, nach Verlauf mehrerer Wochen, langte der Jude Aron Zadek aus Breslau mit einer bedeutenden Sendung, welche König Friedrich für die-

sen Zweck bestimmt hatte, in Bakschi Sarai an. Es befanden sich darunter die reichsten und kostbarsten Stoffe aller Art, feine Tücher, Leinwand, Sammt und Seide, eine Anzahl goldener Uhren und Dosen von ansehnlichem Werthe und der schönsten, kunstvoll in die Augen fallenden Arbeit, besonders aber mehrere Gewehre und Pracht-Säbel, bei deren Ueberreichung man gewiß einer guten Wirkung auf die Sinnesweise des Khans sich versichert halten durfte.

Die preußischen Geschäftsträger kamen daher überein, daß jetzt der Moment gekommen sei, wo man einen entscheidenden Schritt in den Geschäften von Neuem versuchen müsse. Sie hatten den Khan in den letzten Wochen nur bei einigen sehr luxuriösen Hof-Festlichkeiten gesehen, zu denen sie eine Einladung empfangen, und bei denen ihnen nur Gelegenheit gegeben wurde, neben einigen französischen Farcen und der tatarischen Hof-Capelle zugleich die alles Maaß überschreitende Verschwendung, welche an dem Hofe Krim-Girai's herrschte, zu bewundern.

Herr von der Golz setzte jetzt eine schriftliche Erklärung an den Khan auf, welche durch den Barbier Mustapha Aga überreicht wurde, und die wesentlich dahin ging, daß, nachdem die preußischen Ge-

schäftsträger mit neuen Instructionen von ihrem Könige versehen worden, nunmehr Alles bereit sein dürfte, einen Tractat zwischen Preußen und der Krim abzuschließen, und der Khan, wie dringend gewünscht werde, Tag und Stunde dazu anberaumen möchte.

Krim-Girai ließ durch seinen Barbier mündlich zurücksagen, daß es bei ihm und dem Volke der Tataren nicht der Gebrauch sei, sich in schriftliche Tractate einzulassen, denn das Wort habe bei dem Orientalen noch nicht seine Kraft verloren, und wenn er etwas verspreche und zusage, so werde dies immer als unverbrüchlich anzusehen sein. Das viele Schreiben der Abendländer hasse er aufrichtig, mit Ausnahme ihrer guten Bücher, die er sehr hoch halte und mit denen er gern seinen ganzen Palast ausfüllen möchte. Er selbst sei aber ein Mann des Schwertes und werde dasselbe für den König von Preußen ziehen, dem er dadurch reelle Proben seiner Freundschaft zu geben gedenke, daß er das Heer seiner Völker streitfertig bei Akerman sammeln werde.[1]

Nachdem man sich mit diesem Bescheid einige

---

[1] Nachrichten über die Gesandtschaftsreise des Lieutenants von der Goltz a. a. O. S. 118.

Tage hindurch hatte beruhigen müssen, schien durch die Ankunft des Hof-Dolmetschers Jakuba Aga, der am 14. Februar von dem Könige von Preußen aus Breslau zurückkehrte, plötzlich wieder eine günstigere Wendung für die preußischen Geschäftsträger zu entstehen.

Jakuba Aga hatte den glänzendsten Bericht über die gute und ehrenvolle Aufnahme, die ihm bei dem König geworden, erstattet und Aeußerungen der Freundschaft und Anerkennung für den Khan zurückgebracht, die demselben auf das befriedigendste ins Ohr fielen.

Krim-Girai bestimmte jetzt, obwohl er sich krank befand und wegen eines heftigen Anfalls seines alten Uebels das Bett hüten mußte, eine geheime Audienz, um in derselben nach längerer Zeit wieder Herrn von der Golz zu einer politischen Besprechung zu empfangen.

Golz erschien zugleich mit mehreren Dienern, indem er um die Erlaubniß bat, die neuen von dem Könige von Preußen übersandten Geschenke vor dem Bette des Khans aufzustellen und zu überreichen. Nachdem ihm dies bewilligt worden war und der kranke Khan mit Wohlgefallen die preußischen Gaben überschaut und geschätzt hatte, fügte Golz noch, unter

Bedauern, den Khan leidend zu sehen, die Mittheilung hinzu, daß König Friedrich auch einen Arzt, den Doctor Frese, hergesandt habe, der von Berlin berufen worden sei und in der nächsten Zeit auf der Krim eintreffen werde, um vermöge seiner Kunst dem großen Herrscher der Tataren seine Gesundheit wiederzugeben.

Zugleich aber sprach Golz nunmehr mit einem ganz bestimmten und ernstlichen Ausdrucke den Antrag des Königs aus, daß der Khan doch seine Streitkräfte jetzt ungesäumt versammeln und damit aufbrechen möchte, um Rußland den ersten Schlag seiner Unternehmung sofort fühlen zu lassen.

Der Khan hatte den größten Theil dieser Mittheilungen mit besonderer Zufriedenheit angehört, und sprach für die Geschenke und den Arzt seinen Dank sehr erfreut und gnädig aus. Zur Sache aber bemerkte er mit neuer Zurückhaltung, daß ihm sein guter Bruder, der König von Preußen, noch Zeit lassen müsse.

Hierauf zog er die goldgestickte seidene Bettdecke, in welche er gehüllt lag, zu seinem Gesicht empor und schien, einen Augenblick lang in Nachdenken versinkend, nur mit sich selbst und seinem Leiden beschäftigt zu sein.

Dann, sich wieder zu Herrn von der Golz umwendend, sagte er: er wolle Feind aller Feinde, und Freund aller Freunde des Königs von Preußen sein, doch könne er den Tag zur Versammlung seiner Truppen bei Akerman noch nicht mit Bestimmtheit angeben; er werde aber darüber in den nächsten Tagen eine Conferenz mit seinem Geheimen Rath Abdullah Effendi abhalten.

Damit sah sich Golz abermals entlassen, und es vergingen jetzt wieder mehrere Tage, ehe er von dem Khan irgend eine Nachricht erhielt. Dann ließ ihm Krim-Girai eines Tages sagen, er habe sich mit seinem Geheimen Rath in der Angelegenheit weiter benommen und sei nun darüber einig geworden, daß er nothwendig erst den Ramasan und Bairan, die türkischen Fasten und Ostern, halten müsse und daher nicht früher, als den Ersten des Monats Schewal (den 24. April), von seiner Residenz abgehen könne, was aber alsdann ganz gewiß und unfehlbar geschehen solle.

Am folgenden Tage sandte der Khan wieder zu Herrn von der Golz und wiederholte ihm dieselbe Zusicherung in einer besonderen Audienz, in der er aber jetzt noch hinzusetzte, daß zuvor noch die Mirza's

und Häupter der Tataren durch Geschenke gewonnen werden müßten.

Zugleich bemerkte Krim-Girai, daß es noch erforderlich wäre, von Seiten Preußens bei der hohen Pforte eine besondere Erlaubniß für den Khan auszuwirken, daß er dem Könige von Preußen einige Hundert Stück Pferde verabfolgen lassen könne. Unter diesem Vorwande würde es ihm dann möglich werden, so viel Mannschaften seiner Völker für den König abgehen zu lassen, als derselbe zu seiner eigenen Verwendung nur irgend begehren würde.

Als Golz nach Hause zurückgekehrt war, setzte er sich sogleich nieder, um ein Schreiben an Herrn von Rexin, den preußischen Gesandten in Konstantinopel, abzufassen und demselben darin die neue Aeußerung des Khans zur sofortigen Einleitung der geeigneten Schritte beim Divan zu berichten.

Kaum hatte er diese Depesche vollendet und in die Hände eines zu ihrer Ueberbringung geeigneten Couriers niedergelegt, als Krim-Girai in der Person des Hof-Dolmetschers Jakuba einen neuen Boten sandte, welcher im Namen des Khans erklärte, daß, wenn der Zug nach Akerman bald angetreten werden solle, die preußischen Geschäftsträger zu diesem Zwecke

vor Allem zweihundert Beutel oder hunderttausend Piaster niederzulegen hätten.

Herr von der Golz erwiderte ohne Zögern, daß er hinlänglich bevollmächtigt sei, um diese Forderung bewilligen zu können, jedoch mit der sicheren Erwartung, daß der Khan sein Versprechen nunmehr bald erfüllen werde.

Golz versah nun den armenischen Kaufmann, den er für den Courierdienst nach Konstantinopel gewonnen und der ihm die sichersten Bürgschaften jeder Art darbot, zugleich mit einer Anweisung, um diese Summe bei dem Herrn von Rexin in Empfang nehmen zu können.

Das persönliche Verhältniß zwischen Golz und Boscamp hatte sich inzwischen zu keinem sehr angenehmen gestaltet. Beide waren im Grunde mit dem gleichen Charakter als Geschäftsträger des Königs von Preußen bekleidet, obwohl Golz, weil er mit neuen und unmittelbar zu erledigenden Aufträgen des Königs angelangt war, zuletzt ein Uebergewicht bei den mit dem Khan geführten Verhandlungen gewinnen mußte.

Dies hatte von vorn herein die Eifersucht des Herrn von Boscamp erregt, dessen Stolz überhaupt

leicht verletzlich war und der, wenn er auch oft sehr richtigen und durch seine Kenntnisse der Verhältnisse begründeten Rath gab, doch auch mit Tücken und Hindernissen aller Art seine Empfindlichkeit ausließ.

Zugleich führte er im Geheimen ein ausschweifendes und lasterhaftes Leben, das er vor Golz, der in seinem Hause wohnte, nicht ganz verborgen halten konnte, und es lag ihm deshalb um so mehr daran, einen Zeugen seiner unsauberen Geheimnisse los zu werden, der ihm darüber einen schlimmen Leumund erwecken und ihm bei der Person des Königs schaden konnte.

Er hatte sich deshalb schon seit einiger Zeit bemüht, eine Intrigue anzuspinnen, um Golz wenigstens aus Bakschi Sarai zu entfernen und sich dadurch nicht nur eines Beobachters zu entledigen, sondern sich auch mit der Zeit zum alleinigen Führer der Unterhandlungen zu machen.

Zu diesem Zwecke benutzte er gewisse Verbindungen, die er im Palaste Krim-Girai's unterhielt, um dem Khan auf gelegentliche Weise durch den Mund vertrauter Personen eine Besorgniß über den so lange andauernden Aufenthalt des Herrn von der Golz in Bakschi Sarai einflößen zu lassen.

Es wurde dem Khan bemerklich gemacht, daß Golz öffentlich zu entschieden und in hervorragender Weise als preußischer Officier hervorgetreten sei und dadurch die Verhandlungen zwischen Preußen und der Krim bereits dem wachen Späherblicke der russischen Kundschafter bloßgestellt habe, wodurch leicht alle Ergebnisse vereitelt werden könnten.

Krim-Girai war auf diese Vorstellungen leicht eingegangen und sandte eines Morgens plötzlich seinen Dolmetscher Jakuba zu Golz mit der Bestellung, daß er es für das Beste erachte, wenn Herr von der Golz, um dem schon rege gewordenen Argwohne der Russen sich und die schwebende Angelegenheit zu entziehen, sich nach der Moldau, als einer von dem Khan unabhängigen Provinz, begeben und vielleicht in Jassy so lange seinen Aufenthalt nehmen wolle, bis der Khan seine Völker bei Akerman gesammelt habe werde.

Er versprach zugleich, ihn dann sofort zu sich ins Lager einzuladen und ihm das nach Schlesien zu führende tatarische Hülfscorps zu übergeben. Auch übersandte ihm der Khan jetzt den vielbesprochenen Firman zum Aufkauf und zur Ausführung tatarischer Pferde, um daran ein Schriftstück zu besitzen, das

seinen Aufenthalt überall als unverfänglich erscheinen lassen könnte.

Golz ahnte nicht, daß diese neue Wendung des Verhältnisses wesentlich durch Boscamp betrieben worden sei, und er berieth sich mit demselben vielmehr auf das freundschaftlichste, ob er dem Vorschlage des Khans folgen solle.

Boscamp bemühte sich, ihm die Vortheile der neuen Position, in der er mit dem Khan von Jassy aus unterhandeln würde, mit möglichst guten Gründen auseinander zu setzen, und es ließ sich dagegen nicht viel einwenden, weil es überhaupt schwer und mißlich war, einem so bestimmt ausgesprochenen Wunsch des Khans zu widerstreben.

VIII.

Eine Tatarin.

Boscamp hatte aber noch aus einem anderen triftigen Grunde zugeredet, daß Golz Bakschi Sarai so bald als möglich verlassen möchte. Er erzählte ihm nämlich bei dieser Gelegenheit mit einem Scheine besonderen Vertrauens, daß zwischen ihm und dem Khan um den Besitz einer schönen Tatarin ein eigenthümlicher Zwiespalt ausgebrochen sei, der leicht dem guten Fortgange der diplomatischen Verhandlungen schädlich werden könnte, wenn dieselben nicht von der Person Boscamp's gänzlich getrennt würden, was durch die Abreise des Herrn von der Golz nach Jassy unfehlbar geschehen müsse.

Golz, der sich während der letzten Zeit in Bakschi Sarai einiger Maßen zu langweilen begonnen, zeigte

sich bei der Erwähnung der schönen Tatarin besonders angeregt, und Boscamp, der dies lächelnd bemerkte, schien gern bereit, ihn noch mit einigen weiteren Zügen von diesem Abenteuer zu unterhalten.

Um ihm ein Zeichen seines Vertrauens zu geben, erbot er sich sogar, ihm die mit seltenen Reizen geschmückte Dame zu zeigen, die sich seit einigen Tagen, wie er erzählte, in dem oberen Stockwerke seines Hauses versteckt befand.

Er klatschte bei diesen Worten, auf den Flur hinausschreitend, dreimal in die Hände und rief einige tatarische Worte in die Höhe, worauf sich sofort oben das leise Huschen und Trippeln eines Frauenschrittes vernehmen ließ.

Bald bewegte sich auch in schwebender, anmuthiger Haltung eine schlanke, zierliche Gestalt die Stufen herunter, und Golz gewahrte zu seinem höchsten Erstaunen eine Frauenschönheit, wie er sie bisher nur in den morgenländischen Märchen und Dichtungen verherrlicht gefunden.

Die Schöne, die ihre dunklen, schmachtenden Augen mit sanfter Ruhe zu den Männern herabgleiten ließ, trug ein kurzes, eng um ihre Glieder anschließendes Kleid, welches um die Hüften von einem

mit Gold und Silber gestickten, durch zwei große Schilder von Silberblech geschlossenen Gürtel zusammengehalten wurde. Weite, über dem Knöchel zusammengezogene Pantalons, welche von den Knieen ab sichtbar waren, verhüllten die munter ausschreitenden Beine. Socken von gelbem Saffian bekleideten die zierlichsten Füße, die auf doppelten Pantoffeln einherschwebten.

Das Gesicht, auf dem Frieden, Unschuld und Natürlichkeit leuchteten, war, wie der Hals, von einer blendenden Weiße, und von dem Kopfe hing das schwarze glänzende Haar in vielfach geflochtenen, den ganzen Rücken bedeckenden Zöpfen hernieder.

Die Scheitel bedeckte ein coquet aufgesetztes rothes Käppchen, welches in mehreren Reihen mit einer kleinen türkischen Silbermünze besetzt war und den Ausdruck der Keckheit und Munterkeit, mit der das tatarische Mädchen sich näherte, auf die anmuthigste Weise erhöhte.

Als sie jedoch bemerkte, daß sie nicht mit Boscamp allein war, sondern auch noch von den Blicken eines Fremden beobachtet wurde, kehrte sie eilig und mit einem leisen Schrei wieder um und eilte die Treppe hinauf, versäumte aber zugleich nicht, sich noch

einmal nach Golz umzublicken und ihm mit einer gewissen Treuherzigkeit die volle Anschauung ihres reizenden Gesichts zu gönnen. Dann war sie plötzlich verschwunden, während Herr von Boscamp, der sich über ihre Flucht ergötzte, ihr ein lautschallendes Gelächter nachschickte.

Herr von der Golz schien nicht abgeneigt, diesem anziehenden Abenteuer näher zu treten; aber Boscamp erzählte ihm auf sein Befragen, daß dieses die Tochter seines Dolmetschers Arland sei, welche derselbe gestern mit hierher gebracht habe und die er wegen ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit zu heirathen gedenke.

Es ist aber noch ein zum Theil gefährlicher Umstand eingetreten, nämlich die Concurrenz unseres verehrungswürdigen und ebenso gut, wie wir, mit Geschmack begabten Khans Krim-Girai! setzte Boscamp mit dem ihm eigenen boshaften Lächeln hinzu. Der Khan will durchaus mit meiner Seineb, von deren seltenen Reizen er durch das Gerücht gehört, seinen Harem zieren und bietet ihr die schönste und wohlgehegteste Stelle, wenn sie sich in sein Weiberhaus verpflanzen lassen will. Auch mir hat er deßhalb schon Versprechungen aller Art machen lassen,

aber ich habe ihm schon rundweg erklärt, daß ich meine Absichten um keinen Preis fahren lassen werde. Das Märchen habe ich einstweilen hier bei mir in Sicherheit gebracht; denn da wir doch hier bei Seiner Tatarischen Majestät eine Art von anerkannter preußischer Legation vorstellen, so wird er wohl dieses unser Gesandtschafts-Hotel, wie schlecht es auch aussehen mag, respectiren müssen. Er ist sehr erzürnt auf mich, der alte Fuchs, aber ich werde ihm Stand halten, und mit meinem Willen werden die Pantöffelchen Seineb's nie im Serail Krim-Girai's erklingen. Deßhalb halte ich es eben im Interesse der schwebenden Verhandlungen, daß dieselben auf einige Zeit von einem anderen Orte aus aufgenommen werden, wo Krim-Girai nicht etwa die Sache mit meiner Person verwechseln kann, wo er nicht, um mich seinen Zorn empfinden zu lassen, den Interessen unseres Königs zu nahe tritt.

Obwohl Herr von der Golz diese letzte Auseinandersetzung etwas anmaßend ausgedrückt fand, weil bei den Verhandlungen, die ausschließlich in seiner Hand lagen, von der Person des Herrn von Boscamp wenig oder gar nicht die Rede gewesen war, so entschied er sich doch dafür, dem so bestimmt zu

erkennen gegebenen Verlangen Krim-Girai's ſelbſt ſofort Folge zu leiſten. Er ſuchte daher noch an demſelben Tage die Abſchieds-Audienz nach, in welcher ihm der Khan in gnädigſter Laune Alles noch einmal bekräftigte. Dann traf Golz ungeſäumte Anſtalten zu ſeiner Abreiſe, die er an einem ſchönen Märzmorgen, der ihm bereits die aufgeblühte Frühlingspracht der Berge und Thäler zeigte, antrat, um ſich über Perekop, Kinburn, Oczakow und Bender nach Jaſſy zu begeben. Unterwegs ſah er die Gegenden, die er bei ſeiner Herreiſe zum Theil noch im Kampfe zwiſchen Winter und Frühling erblickte, in einem neuen, ihn wunderbar überraſchenden Zauber. Er ſah den Mandelbaum ſchon erblühen, auf den Feldern und in den Gärten prangte eine Fülle der üppigſten und farbenreichſten Gewächſe, und neben gewaltigen Rinder- und Roß-Heerden weideten Kameele auf freiem Felde in munterem Gedränge.

IX.

Czar Peter III.

Auf dem Fürſtenſtuhle der Moldau ſaß in dieſer Zeit der jugendliche Gregor Ghika, dem Herr von der Golz unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Jaſſy ſeine Aufwartung zu machen eilte.

Er bat den Fürſten um die Erlaubniß, auf einige Zeit ſeinen Aufenthalt in Jaſſy zu nehmen, indem er vorgab, von ſeinem Könige zur Erleichterung der zwiſchen der Pforte und Preußen obſchwebenden Correſpondenz hieher beordert worden zu ſein.

Nachdem ihm dies unter den entgegenkommendſten Aeußerungen und mit der Auszeichnung, welche man in dieſer Zeit in allen Theilen Europa's dem Namen Friedrich's des Großen bewies, geſtattet wor-

den, richtete ſich Golz ſo bequem und angenehm, als es der ſchlecht gebaute und düſtere Ort nur irgend geſtatten wollte, in der Hauptſtadt der Moldau ein, in der er länger, als er anfangs geglaubt, ſich aufhalten ſollte.

Nachdem Golz hier einige Zeit ziemlich unthätig und in mißmuthiger Langeweile verweilt, empfing er eines Tages plötzlich durch einen in Jaſſy anlangenden preußiſchen Courier ein Handſchreiben ſeines Königs, aus welchem er mit Erſtaunen und Betroffenheit Kenntniß von einer, wie mit einem Schlage ſich bereitenden Veränderung der europäiſchen Lage erhielt.

In St. Petersburg war ſchon am 5. Januar 1762 die bitterſte Feindin König Friedrich's, die Kaiſerin Eliſabeth Petrowna, durch einen überraſchend eingetretenen Tod vom Schauplatze geſchieden, und es riß damit einer der ſtärkſten Fäden in dem Geſpinnſte, welches ſich ſchon ſo verdunkelnd und verderbenvoll über dem Haupte des tapferen Königs zuſammengezogen hatte.

An ihrer Stelle war auf dem ruſſiſchen Czarenthrone ein Freund erſchienen, welcher den Krieg, den Rußland gegen den preußiſchen Helden und Philoſo-

phen geführt, ſchon lange nicht mit ſeinem Herzen und ſeiner Bewunderung für denſelben zu vereinen gewußt. Es war dies Peter der Dritte, der nie im Staatsrathe erſchienen war, wenn gegen den König, dem ſich ſeine Gedanken wie einem Ideal zugewandt hatten, Beſchlüſſe gefaßt werden ſollten, und der, nachdem er den Thron beſtiegen, keine höhere und dringlichere Aufgabe in die Hand nehmen zu können ſchien, als dem König Friedrich zum Beweiſe einer tiefbegründeten Freundſchaft den Frieden darzubieten. Dieſen Ausdruck ſeiner Geſinnung hatte er auch ſofort durch ſeinen Günſtling und Vertrauten, den Oberſten Gudowitz, in das Hauptquartier des Königs nach Breslau überbringen laſſen.

Das Gerücht hatte dieſes weitgreifende Ereigniß des ruſſiſchen Thronwechſels ſchon früher in dunklen und verworrenen Lauten in dieſe Gegenden getragen, aber Golz ſah jetzt erſt durch das Handſchreiben ſeines Monarchen den großen und völlig neuen Zuſammenhang, in den plötzlich alle Verhältniſſe dadurch eintraten, beſtätigt.

In dieſem Schreiben wurde ihm Nachricht von einem vorläufig mit Rußland abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande, und von der bereits erfolgten Zurückberu-

ſung des Czerniczew'ſchen Corps von der öſterreichiſchen Armee gegeben. Es waren mit dieſer veränderten Sachlage neue Inſtructionen für Herrn von der Golz verbunden, dem jetzt in den Verhandlungen mit dem Khan ein Plan in ganz anderer Richtung vorgezeichnet wurde, indem ihm nunmehr aufgegeben ward, Krim-Girai mit ſeiner Streitmacht zum Einfalle in Ungarn zu bewegen.

Dieſer neuen diplomatiſchen Weiſung wurde die Nachricht hinzugefügt, daß der Czar Peter III. bereits dem Könige die Verſicherung gegeben habe, wie er durch ſeinen Geſandten in Konſtantinopel die Erklärung abgeben laſſen würde: für den Fall, daß die Pforte zu einem Kriege mit Oeſterreich ernſtlich geneigt ſei und einen Einfall in Ungarn unternehmen wolle, die vollſtändige Neutralität Rußlands zu verbürgen.

Zugleich wurde Golz angewieſen, ſobald er das erbetene tatariſche Hülfscorps vom Khan empfangen, damit ſeinen Marſch durch Polen mit aller Vorſicht, und unter Vermeidung aller Feindſeligkeiten gegen Ruſſen und ruſſiſche Unterthanen, zu nehmen. Dieſes Corps ſollte er dann nach Kaſchau führen, um es

mit dem dorthin beorderten Werner'ſchen Corps zu vereinigen.[1]

Es war dadurch eine völlig umgewandelte Situation entſtanden, der Golz gern ſofort durch eine energiſche Thätigkeit entſprochen hätte.

Aber die Verhandlungen mit dem Hofe von Bakſchi Sarai, die auf dem ſchriftlichen Wege noch langſamer vorrückten und immer faſt ebenſo viele Schritte zurück wie vorwärts aufzeigten, ſchoben noch immer den Moment zum Handeln ins Ungewiſſe hinaus.

Zugleich ergaben ſich viele Anzeichen, aus denen geſchloſſen werden mußte, daß der in Bakſchi Sarai reſidirende franzöſiſche Conſul den Unterhandlungen Krim-Girai's mit Preußen auf die Spur gekommen war und von den Zwecken derſelben ſeinem Hofe Nachricht gegeben hatte.

Es zeigte ſich dies an den lebhaften Vertheidigungs-Anſtalten, welche plötzlich in Ungarn und Siebenbürgen getroffen wurden, indem ein Corps Landmiliz unter dem General Buckow zuſammengezogen ward und die Gränzpäſſe beſetzte.

[1] Geſandtſchaftsreiſe des Lieutenants von der Golz nach dem Tatar-Khan a. a. O. S. 122.

Golz kam jetzt, beſonders aus dem Bedürfniß einer entſprechenden Beſchäftigung, auf den Gedanken, einige Hundert Mann Albaneſen anzuwerben und aus dieſen kriegeriſchen Leuten, die in ihren beſtändigen Aufſtänden gegen die Türken ſo waffengeübt worden waren, ein preußiſches Corps zu bilden, das bei dem Einfall in Ungarn verwandt werden könnte.

Mit Hülfe eines alten albaneſiſchen Officiers, der in der Leibwache des Hoſpodaren gedient, brachte er in einigen Wochen vorläufig vierzig Mann zuſammen, welche jeder mit zwei Ducaten Handgeld und einer ebenſo großen Monatsgage angeworben wurden und die er dem König von Preußen den Eid der Treue ſchwören ließ. Dann ſchickte er ſie einſtweilen nach Salkutze in Beſſarabien, um ſie dort beritten machen zu laſſen.

Zugleich empfing er dafür den Beifall des Königs von Preußen, der ihn ausdrücklich aufforderte, die Zahl dieſer ſtreitfertigen Albaneſen im preußiſchen Dienſt noch zu vermehren.

X.

Die vier Garantiepuncte Krim-Girai's.

Endlich erhielt Golz die Nachricht aus Baſchki Sarai, daß Krim-Girai gegen das Ende des Mai mit ſechstauſend Tataren aufgebrochen und ſtreitfertig ins Feld gerückt ſei.

Der preußiſche Botſchafter glaubte jetzt den Moment gekommen, wo er ſeine Aufgabe wieder perſönlich in die Hand nehmen müſſe, und er traf deshalb die ſofortigen Anſtalten zur Abreiſe von Jaſſy, welches er am 11. Juni verließ, um ſich über Kauſchai und Schoberſchi nach Czepczakly an der Gränze von Neu-Serbien zu begeben.

Es war ihm dies als der Punkt bezeichnet worden, wo Krim-Girai zuerſt ſein Lager aufzuſchlagen

gedachte, und er langte dort faſt gleichzeitig mit dem Khan ſelbſt an, der vor der Hand nur in einer ſehr langſamen und gemeſſenen Bewegung ſich vorwärts zu ſchieben ſchien.

Golz fand den Khan beim erſten Zuſammentreffen mit ihm in Geſellſchaft des Herrn von Boscamp und des preußiſchen Doctors Freſe, der inzwiſchen ſein Leib- und Feldarzt geworden war und ihn auch auf dieſem Zuge begleiten mußte.

Der Khan erſchien in voller Rüſtung mit allen kriegeriſchen Inſignien des Heerführers, hatte aber auch in dieſem Auftreten, das ſeinen gewaltigen und heldenhaften Körper in einem höheren Glanze erſcheinen ließ, doch den ſchelmiſchen und liſtigen Zug in ſeinem Geſichte, durch den Golz ſchon ſo oft zweifelhaft und irre gemacht worden war.

Krim-Girai erſchien überhaupt heiterer und luſtiger als je, und ſagte zu Golz, indem er ihm vertraulich die Hand reichte: „Sie finden wieder einen ganz geſunden Mann an mir, und dies verdanke ich meinem guten Bruder, Ihrem Könige, der mir dieſen allerliebſten Medicus und Doctor Freſe geſandt, deſſen Pillen den Teufel in meinem Leibe auf die wunderbarſte und ergötzlichſte Weiſe bezwungen haben!

Könnte ich ebenſo alle Feinde des Königs von Preußen mit meinem ſcharfen tatariſchen Schwerte bezwingen! Aber es will mir nicht recht gefallen, daß er ſich ſo raſch mit den Ruſſen wieder ausgeſöhnt hat und nun auch von mir verlangt, ich ſolle lieber gegen die Oeſterreicher losſchlagen, die ein braves, ſchönes, gutmüthiges Volk ſind und einen Fürſten haben, der mir noch nie das Geringſte zu Leide gethan hat. Den Ruſſen muß aber man nie trauen, und wenn ſie die wohllautendſten und gewichtigſten Verſprechungen im Munde führen, und Euer Volk und Land werden es noch einmal zu bereuen haben, daß man den Krim-Girai jetzt, wo er eben losſchlagen wollte gegen ſeine Erbfeinde, davon zurückhält und ihn abmahnen will, das Verderben Rußlands für alle Zeiten auszuſäen. Indeß habe ich den König von Preußen, dem ich jetzt auch die Wiederherſtellung meines geſunden Leibes verdanke, ſo lieb, daß ich ihm, falls er auf meine neugeſtellten Bedingungen eingeht, gern das Opfer bringen will, auch gegen die guten Oeſterreicher zu marſchiren. Ich will dann, wie ich bereits ſchriftlich verſprochen, mit 50,000 Mann in Ungarn einrücken und außerdem noch dem Könige 8000 Mann nach Schleſien ſenden. Aber ich muß

gewiß ſein, daß meine Bedingungen erfüllt werden, und hoffe, Euch hier bereits mit der Ausfertigung derſelben vor mir erſcheinen zu ſehen."

Golz ſah ſich zwar nicht in der Lage, dieſer Vorausſetzung ſchon entſprechen zu können, er fügte aber die Verſicherung hinzu, daß die Antwort des Königs gewiß in den nächſten Tagen durch einen beſonderen Courier im Lager des Khans eintreffen werde, und daß er, nach einer ihm bereits vorläufig gewordenen Mittheilung, nicht zweifle, König Friedrich werde alle neuerdings vom Khan aufgeſtellten Forderungen bewilligen.

„Man wolle uns dieſes erſt Schwarz auf Weiß geben, ehe wir uns weiter entſchließen können!" bemerkte Krim-Girai darauf, indem wieder ein Zug berechneter Zurückhaltung über ſein Geſicht pflog. „Wir tatariſchen Kinder der Natur brauchen zwar nicht unſer Wort zu verſchreiben, denn unſere Religion befiehlt uns ſchon, Treue und Glauben zu halten, die auf das bloße Wort eines Gläubigen ſicher ſind. So ſagt der große arabiſche Staatsweiſe Ibn Chaldun, der ſich wohl mit Eurem Montesquieu meſſen kann, Folgendes: „„Das Wort des Gläubigen ſchließt Frieden und Krieg, je nachdem es geſprochen wird; denn

die Kraft alles Erschaffenen lebt im reinen Worte des Gläubigen, aus dem die Staaten wachsen, die Städte und Völker blühen, wie der Baum entblüht seiner Wurzel!"" Bei Euch wächst Alles aus dem Geschriebenen auf, und darum traut bei Euch Keiner dem Anderen; denn die Schrift ist geduldig und nimmt, ohne zu erröthen, jede Lüge auf, aber das Wort stockt, wenn es verunreinigt wird durch den Athem der Lüge. Darum braucht Ihr an meinem Worte nie zu zweifeln, während ich über Eure Schrift noch Tag und Nacht zu Rathe gehen muß, um ihre Züge zu erprüfen vor Sonnen- und Mondenlicht!"

Der Khan fand heute, wie es schien, Gefallen daran, sich in dieser etwas pathetischen Laune zu zeigen, und Golz glaubte derselben nur mit heiteren und verbindlichen Wendungen beipflichten zu dürfen.

Am anderen Tage langte aber auch der bereits erwartete Courier im Lager an, der die vier Garantiepunkte, welche der Khan in den letzten Verhandlungen festgesetzt zu sehen begehrte, in einem in lateinischer Sprache abgefaßten Schriftstück überbrachte. Es bestand dieses aus der Zusicherung einer förmlichen Neutralitäts-Erklärung Rußlands während des

Krieges gegen Oeſterreich, ferner aus der Verheißung, daß die an der tatariſchen Gränze von den Ruſſen aufgeworfenen Linien und Verſchanzungen niedergeriſſen würden, und aus einer Bürgſchaft dafür, daß die ruſſiſchen Koſaken, welche bis in das Gebiet der Tatarei vorgerückt waren, wieder in ihre alten Gränzen zurückgingen, wie endlich auch aus dem für den Khan beſonders gewichtigen Verſprechen, vor Eröffnung der Feindſeligkeiten ihm außer den bereits erhaltenen 200 Beuteln noch 450 Stück auszuzahlen[1].

Der preußiſche Courier überbrachte außerdem noch die Nachricht, daß der nach Konſtantinopel beſtimmte ruſſiſche Geſandte Fürſt Daskow den Befehl habe, ſich im Lager des Khans einzufinden und ihm theils die Verſicherung der vollkommenſten Neutralität Rußlands perſönlich auszudrücken, theils noch wegen der übrigen Punkte genauer mit ihm zu unterhandeln.

Zugleich empfingen die beiden preußiſchen Geſchäftsträger durch den Courier die heimliche Weiſung, dem Khan die 450 Beutel zwar zu bewilligen, ihm

---

[1] Geſandtſchaftsreiſe des Lieutenants von der Goltz nach dem Tatar-Chan a. a. O. S. 124 flgd.

dieſelben aber erſt auf der ungariſchen Gränze wirklich auszuzahlen.

Der Khan zeigte ſich unmittelbar nach Empfang dieſes Garantiebriefes in ein undurchdringliches Schweigen gehüllt. Er erluſtigte ſich theils mit der Jagd in den umliegenden Bergen, theils blieb er in ſeinem Zelte, welches zwar dem für die preußiſchen Geſchäftsträger errichteten ſehr nahe ſtand, das aber zugleich jede Annäherung an die Perſon Krim-Girai's abſchnitt.

Abends ließ er durch ſeine Muſikbande das regelmäßige Concert ausführen, bei dem auch Golz und Boscamp in ſeinem Gefolge erſchienen; aber er berührte dann im Geſpräche mit ihnen durchaus keinen Punkt, der mit den Geſchäften in Verbindung ſtand, ſondern er ſprach über Muſik, über ſchöne Künſte, auch über Philoſophie, die er wiederholt für ſein Steckenpferd erklärte, und ließ ſich von Herrn von der Golz von den Opern und Schauſpielen erzählen, welche Friedrich der Große an ſeinem Hofe aufführen ließ, indem er mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuhörte, ſich auch einige Beſonderheiten aus der Uebertragung des Dolmetſchers auf eine große Notiztafel, welche der hinter ihm ſtehende Diener hielt, eintrug.

Eines Morgens aber ließ er ganz unerwartet Herrn von der Golz ſowohl als Herrn von Boscamp zu ſich in ſein Zelt beſcheiden und erklärte ihnen mit dem trockenſten Ernſte, daß er mit dem Inhalte des von dem großen Friedrich empfangenen Garantie-Briefes durchaus nicht zufrieden ſei.

Er habe ihnen ſchon neulich geſagt, daß er die geſchriebenen Sachen der Abendländer, da ſie bei ihnen das Wort erſetzen müßten, nur immer mit dem größten Mißtrauen prüfe. Er habe die ganze vergangene Nacht darüber gegrübelt und nun doch gefunden, daß dieſe ſogenannten Garantie-Puncte ein dünnes und zerbrechliches Glatteis ſeien, von dem man bald in ein tiefes Waſſerloch durchbrechen könne, um dann bis über die Ohren verloren zu gehen.

Zuletzt fügte er ſtreng und mürriſch hinzu: man möge nicht vergeſſen, daß er von der hohen Pforte abhängig ſei und ohne deren Einwilligung keinen Krieg unternehmen dürfe, obwohl er ſeinen erſten Rath und Miniſter Abdullah Effendi vor Kurzem nach Konſtantinopel entſandt habe, um die Geſinnungen des Sultans zu erforſchen; vor der Hand aber könne er ſich durchaus in keine weiteren Unterhand-

lungen mit dem Könige von Preußen einlaſſen, und ſo werde er auch die preußiſchen Geſchäftsträger von jetzt an nicht mehr in ihrer diplomatiſchen Eigenſchaft bei ſich anerkennen, ſondern nur als werthe Gäſte in ſeinem Lager betrachten, die er recht oft zu ſeinen Concerten und zu Unterhaltungen über Wiſſenſchaft und Kunſt, aber unter Vermeidung aller Politik, bei ſich zu ſehen wünſche.

So ſchien wieder einmal Alles abgeſchnitten, obwohl die preußiſchen Geſchäftsträger ſchon einige Tage darauf neue Aeußerungen von Krim-Girai empfingen, welche ſeine Kriegsbereitſchaft wieder in nähere Ausſicht rückten und namentlich auf die 450 Beutel hindeuteten, die er bald möglichſt vor ſeinen Ohren klingen zu hören wünſche.

Ueber dieſen Stand der Angelegenheit unterrichteten ſie den König durch eine ausführliche Darlegung, welche durch den Doctor Freſe, der nach völliger Wiederherſtellung des Khans am 27. Juni ſeine Rückreiſe antrat, zur Ueberbringung mitgenommen wurde.

Der Khan begann inzwiſchen auch ſein Kriegslager weiter vorwärts zu ſchieben und ſchlug daſſelbe am 1. Juli am Bug in der Landſchaft Akſu auf,

wo er nun wieder eine Zeit lang verweilen zu wollen schien.

Eine Schwenkung seiner Absichten legte er dadurch wieder an den Tag, daß er plötzlich Erkundigungen über die nach Ungarn einzuschlagenden Wege einzuziehen begann und demgemäß auch Golz und Boscamp einlud, sich zu einer Berathung darüber mit ihm zu versammeln.

Es kam wirklich darüber zu einer Verhandlung, in welcher der Khan mit vieler Selbstgefälligkeit seine geographischen und strategischen Kenntnisse auskramte, und sich endlich für den Zug längs der ukrainischen Gränze und am Dniester herunter über Bender und Kohanka entschied.

Jetzt traf auch noch der preußische Major von Samogy, ein geborener Ungar, im tatarischen Lager ein, den Friedrich der Große auf den ausdrücklich geäußerten Wunsch des Khans, einen mit den ungarischen Landesverhältnissen vertrauten Officier bei sich zu haben, ihm zusandte.

Es befanden sich nun drei preußische Abgesandte im Lager Krim-Girai's, die ihre Bemühungen in List und Ueberredung vereinigten, um den Khan mit seiner Kriegsmacht nur fürerst wieder in Bewegung zu brin-

gen und ihn zugleich mehr und mehr von der ruſſiſchen Gränze zurückzuſchieben, wo ſich ſchon ein Streifcorps übermüthiger und abenteuerluſtiger Koſaken zu ſeiner Beobachtung eingefunden hatte.

XI.

Das Kriegslager zu Kawschany.

Der Marsch Krim-Girai's wurde von den preußischen Bevollmächtigten so glücklich geleitet, daß der Khan mit seiner Heeressäule schon am 29. Juli bei Kawschany eintraf, einer am Botna gelegenen, vier Meilen von Bender entfernten Stadt, wo Krim-Girai ein Schloß besaß, welches erst vor Kurzem auf seinen Befehl erbaut worden und in das er jetzt sein Hauptquartier verlegte.

In diesen mit verschwenderischer Pracht und Schönheit ausgeführten Palast zog der Khan jetzt feierlich ein und blieb nun eine Zeit lang wieder für die Geschäftsträger des Königs von Preußen unsichtbar.

Diese hatten in der Stadt ihre Wohnung genommen und konnten ihre Thätigkeit einstweilen nur auf eine scharfe Beobachtung alles dessen, was um sie her vorging, beschränken.

Seit einigen Tagen schienen in dem Palaste, in welchem sich Krim-Girai eingeschlossen hielt, allerdings Vorgänge eigenthümlicher Art eingetreten zu sein.

Abdullah Effendi, der bisher in Konstantinopel verweilte, war von dort mit Nachrichten zurückgekehrt, welche auf die beständig schwankenden Entschließungen des Khans eine unabweisliche Wirkung auszuüben schienen.

So viel durch die Kundschafter, welche Boscamp in der Wohnung des Khans zu unterhalten wußte, schon in Erfahrung gebracht werden konnte, war in Konstantinopel plötzlich eine völlige Umstimmung vor sich gegangen, welche das im Werke befindliche Bündniß zwischen Preußen und der Pforte wieder gänzlich zur Seite schob und auch jede darauf begründete kriegerische Unternehmung vor der Hand unmöglich zu machen schien.

Es war dies durch den Einfluß des französischen Gesandten in Konstantinopel bewirkt worden, der, von den zwischen Preußen und der Krim geflogenen mili-

türkischen Verabredungen schon längst unterrichtet, die Gelegenheit ersehen hatte, eine entscheidende Wirkung auf das Gemüth des weichlichen und träumerischen Sultans Mustapha III. zu gewinnen.

Der erste Günstling des Großherrn, der bei diesem nicht leicht mit einer Bitte abglitt, hatte sich mit einer ungeheuren Summe zu diesem Zwecke bestechen lassen, und dieser hatte die Kühnheit, sich an dem Tage, welcher schon zur Unterzeichnung des Allianz-Tractates zwischen Preußen und der Pforte angesetzt war, dem Sultan mit einer hinreißenden Gebärde und mit Thränen in den Augen zu Füßen zu werfen, indem er ihn beschwor, von einem Bündnisse mit Preußen abzustehen und dadurch einer Verwickelung fern zu bleiben, die der Türkei nur die größten Gefahren und Nachtheile bereiten könnte und das Reich in einen ebenso kostspieligen als aussichtslosen Krieg hineinziehen würde.

Obwohl der Groß-Vezir Hamid Hassan Pascha und der Mufti Bekir Efendi Sade Ahmed, die beide dem Bündnisse mit Preußen unausgesetzt das Wort geredet hatten, allen ihren Einfluß für dasselbe in gesteigertem Maße aufboten, so schien doch der Sultan plötzlich gegen diesen Gedanken fest verschlossen, und

ging wieder zu seinen Lieblingsbeschäftigungen mit Literatur und zu den von ihm unternommenen Bauten über, ohne ferner irgend einer kriegerischen Vorstellung Gehör zu schenken.

Diese Nachrichten hatten im Schlosse zu Kawschany den merkwürdigsten Eindruck auf den wankelmüthigen und leicht erregbaren Sinn des Khans gemacht.

Dazu kam noch ein anderer Umstand, der seinen Zorn namentlich gegen Boscamp gereizt hatte und ihn um so leichter zu einem abweisenden und beleidigenden Benehmen gegen die preußischen Abgesandten übergehen ließ.

Krim-Girai, der die Gewohnheit hatte, abendliche und nächtliche Spaziergänge allein und zum Theil in einer unkenntlich machenden Verhüllung zu unternehmen, durchstrich bei dieser Gelegenheit auch die Straßen von Kawschany, und stand, aufmerksam gemacht durch ein lautes Lachen und Jubeln, welches ihm aus einem der Häuser entgegenscholl, betrachtend und beobachtend vor demselben still.

Bald erhob sich eine Frauenstimme, die in dem lieblichsten und hinschmelzendsten Ausdruck ein tatarisches Liedchen zum Klange einer Zither ertönen ließ,

und Krim-Girai, der leicht zu Abenteuern jeder Art geneigt war, konnte sich nicht enthalten, mit einem raschen Sprunge zu dem Gesims des Hauses emporzuklettern und einen Blick in die nur halbverhängten Fenster zu werfen.

Was er dort sah, genügte, um seinen Zorn im alleräußersten Maße zu entflammen, und mit Mühe schien er den augenblicklichen Ausbruch desselben zu unterdrücken.

Der Khan bemerkte, daß er sich hier an dem Hause des preußischen Abgesandten Herrn von Boscamp befand. Krim-Girai erkannte zu seinem lebhaften Mißvergnügen, daß Boscamp die reizende Tochter des Dolmetschers Arland, über welche sich vor einigen Monaten ein bedeutender Zwiespalt unter ihnen entsponnen, sich in das Lager von Kawschany hatte nachkommen lassen, was gegen die ausdrückliche Abrede lief, unter der damals dieser Zwiespalt um den Besitz Seineb's beigelegt worden.

Der Khan hatte damals unter der Bedingung, daß Boscamp darauf verzichte, sich das schöne Tataren-Mädchen anzueignen und damit ein öffentliches Aergerniß durch Verletzung der Landessitten zu geben, sich bereit erklärt, seine Absichten auf Seineb fahren

zu laſſen und ihrem Beſitze für ſeinen Harem zu entſagen.

Dieſen Ausgleich, der dem Khan nicht leicht geworden zu ſein ſchien, hatte Bescamp jetzt offenkundig gebrochen, indem er die verführeriſche Schöne mit ſo feſten Banden an ſich gezogen zu haben ſchien, daß ſie ihm jetzt ſogar in das ferne Kriegslager nachgefolgt war.

Die Scene, welche Krim-Girai einen Augenblick lang mit geſteigertem Aerger beobachtete, war allerdings nicht dazu angethan, den Khan in ſeiner aus Vernunft und Politik gefaßten Gleichgültigkeit gegen die Reize Seineb's von Neuem zu beſtärken.

Sie erſchien ihm in dem luſtigen Gelage, in dem ſich die Tatarin mit ihrem preußiſchen Freunde befand, noch anlockender und bewundernswürdiger, als er ſie je geſehen.

Sie trug heute ein ſchwarzes rothgeſticktes Tuch als Turban um die glänzenden, maleriſch geflochtenen Haare gewunden, wodurch ihr Ausdruck eine unwiderſtehliche Coquetterie gewann, welche durch ein eng anliegendes Gewand, das den herrlichſten Gliederbau genau abzeichnete, ihren herausfordernden Reiz üppig genug verſtärkte.

Außerdem prangte ſie um Hals und Buſen mit einem koſtbaren Schmuck, der ihre Geſtalt in einem blendenden Glanze erſcheinen ließ. Sie ſang und tanzte zur Zither, und entfaltete dabei eine ſolche Fülle zauberiſcher Anmuth und Schalkheit, daß Krim-Girai es endlich nicht mehr aushalten konnte, als Zuſchauer dabei zu verweilen, ſondern, ſich mit lauten Verwünſchungen Luft machend, wieder vom Fenſter zurückſprang.

Der Khan eilte jetzt raſch von dannen und gelobte ſich, dieſem Anblick die Rache auf dem Fuße nachfolgen zu laſſen.

Seinen maaßloſen Aerger ließ er bereits unterwegs, wo er noch einige Poſten beſichtigen wollte, an einigen ſchnarchenden tatariſchen Soldaten aus, die er mit ihren langen Tabackspfeifen im Munde, an denen ſie ſich eingeſchläfert hatten, neben ihren Dromedaren ſchlummernd fand. Die letzteren ſcheuchte er mit flachen Säbelhieben auf, ſo daß ſie mit einem gewaltigen Lärmen in die Höhe fuhren, und die an ihrer Seite eingeſchlafenen Soldaten eine weite Strecke fortſchleuderten. Krim-Girai ließ dieſem Schrecken ein fürchterliches Gelächter folgen, wie man es wohl in Momenten des heftigſten Ergrimmens von ihm ver-

nahm, und dann entschwand er in die Dunkelheit, um den Rückweg in das Schloß anzutreten.

Kaum war er dort angelangt, als der Barbier Mustapha Aga, der auch im Kriegslager in gewissen Angelegenheiten sein ausschließliches Vertrauen besaß, von ihm den Auftrag empfing, sich sofort mit einer Sänfte und in Begleitung einer Trabantenwache nach dem Hause des Herrn von Boscamp zu begeben, und die dort befindliche Tochter Arland's mit Gewalt und ohne Rücksicht auf jeden Widerstand in der Sänfte fortzuführen, dieselbe aber sogleich im Serail des Schlosses abzuliefern.

Zugleich wurde dem Barbier aufgegeben, die preußischen Abgesandten selbst, welche der Khan am anderen Morgen früh in einer Audienz bei sich empfangen wollte, zu diesem Zwecke in den Palast zu bestellen.

An dem Tage darauf erschienen Golz, Boscamp und der Major Samogy um die ihnen anberaumte Stunde im Schlosse und wurden von dem Khan mit einem seine mächtige Stirn tief überschattenden Ernst empfangen, der ihnen weniger Günstiges denn je auszudrücken schien.

Herr von Boscamp glaubte diesem im Anzuge

befindlichen Zorn zuvorkommen zu müſſen und bat um die Erlaubniß, zuerſt eine Beſchwerde vorzutragen, indem das in allen geſitteten Ländern geheiligte Haus eines Geſandten geſtern Nachts durch ein gewaltſames Eindringen bewaffneter Palaſt-Trabanten in ſeine Wohnung verletzt worden ſei. Die ihm zugefügte Beleidigung ſei um ſo ſtärker, als damit zugleich die räuberiſche Wegführung einer Perſon verbunden worden, die ihm ſehr nahe ſtehe und auf welche er ein ihm nicht zu entreißendes Anrecht beſitze.

Krim-Girai hörte ihn erſt ſchweigend, aber mit einem niederſchmetternden Blicke an, deſſen unheimliches weißes Rollen die ganze Schwere der in ihm vorherzehenden Entſchlüſſe verkündete.

Dann ſagte er nach einer längeren faſt ängſtlichen Pauſe: „Es iſt ein Irrthum, wenn ſich die Herren noch als beglaubigte Geſandte meines guten Bruders, des Königs von Preußen, bei mir betrachten wollen. Ich habe Euch ſchon vor geraumer Zeit erklärt, daß ich Euch nur als meine Gäſte oder Muſtaphirs hier anſehen kann; denn Politik und Krieg wollen mir mit Euch nicht recht glücken, ihr Herren, und der Wind weht jetzt ſo franzöſiſch in Konſtantinopel, daß ich mich und meine Völker zu ſehr ge-

fährden würde, wenn ich der ausdrücklichen Weisung des Großherrn entgegen Krieg anfangen wollte. Aber als meine Gäste hielt ich Euch in allen Ehren, und vertraute darum auch auf Euch, daß Ihr den Sitten meines Landes und den Rücksichten auf meine Person nicht zu nahe treten würdet. Aber Einer unter Euch, dem ich so eben durch das Zunicken meines Hauptes meine Mißbilligung bezeige, hat mich durch sein Verhalten gehöhnt, beleidigt und mir sogar sein ausdrücklich gegebenes Wort gebrochen. Ich ertheile diesem deßhalb den Befehl, heute noch, ja, in dieser Stunde und Minute, von Kawschany abzureisen, und sich bei Verlust seines Kopfes nicht mehr auf meinem Gebiete blicken zu lassen!"

Der Khan machte bei diesen Worten eine Bewegung mit der Hand, die so drohend und wegwerfend zugleich für Herrn von Boscamp war, daß dieser betroffen jeden ferneren Widerstand aufgab.

Krim-Girai wandte sich jedoch, ohne ihn weiter zu beachten, mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit den beiden anderen Herren zu und ersuchte sie, sich durch diesen Vorgang nicht von dem ferneren gastfreundlichen Verweilen an seinem Hofe abschrecken zu lassen.

Herr von der Golz erklärte jedoch, daß dies unmöglich geworden, da ihnen gestern durch eine Depesche der unmittelbare Befehl König Friedrich's zugekommen wäre, ungesäumt ihre Rückreise zu ihm anzutreten.

Als der Khan dies hörte, trat die Gutmüthigkeit, die im Grunde sein Wesen beherrschte, wieder in vollem Maaße hervor

Er erklärte, ihnen die Hand reichend, daß er Herrn von der Golz und den Major Samogy nur mit der größten Wehmuth werde von sich scheiden sehen und nur der Gedanke ihn tröste, daß nun durch sie die Versicherungen seiner Bewunderung und Freundschaft für ihren großen König am besten an denselben bestellt werden würden.

Zugleich bat er Golz, zwei circassische Hengste mit Sattel und Zeug von ihm zum Geschenk annehmen zu wollen, die ihm sogleich vorgeführt werden sollten. Auch fügte er hinzu, daß er die Abreisenden bis zur polnischen Gränze geleiten lassen würde.

Golz fühlte sich in der That gerührt bei diesem Abschied, bei welchem der Khan so viel natürliches und inniges Gefühl an den Tag legte.

Bereits der andere Tag wurde zur Abreise festgesetzt. Die drei preußischen Abgesandten reisten zu-

ſammen über Jaſſy bis Czernakutz, und dort hatte Boscamp bis auf weitere königliche Ordre zu verbleiben. Golz und Samoszy begaben ſich durch Polen und Schleſien nach Leipzig, wo ſie am 15. December 1762 eintrafen, um dem dort verweilenden König Friedrich ihren perſönlichen Bericht zu erſtatten.

Dies war das Ende dieſer merkwürdigen preußiſchen Miſſion beim Khan der Krim, durch welche Friedrich der Große mit einem kühn gedachten Plane die Entſcheidung der europäiſchen Angelegenheiten und die Vernichtung erſt Rußlands, dann Oeſterreichs an eine Kataſtrophe im Orient anknüpfen zu können glaubte.

Zweiter Theil.

Der Kampf gegen Rußland.

I.

Sultan Muſtapha's Gedanken an Polen.

Einige Jahre nach dieſer Begebenheit ſollte auch Krim-Girai, der heldenmüthige Khan der Tataren, an ſeiner eigenen Perſon die ſchneidenden Wechſelfälle der diplomatiſchen Intrigue erleben.

Am Hofe zu Konſtantinopel hatte man es nie vergeſſen können, daß Krim-Girai auf den Wogen einer Revolution zu dem Thron der Krim hinangetragen worden, und man hatte dort unausgeſetzt nach einer Gelegenheit geſpäht, um ſich des in vieler Hinſicht unbequemen Mannes, dem man beſonders wegen ſeines unabhängigen und freien Geiſtes mißtraute, wieder entledigen zu können.

Eine unglückliche Kriegführung des Khans gegen die Tscherkessen mußte zum Vorwand dazu dienen. Die Pforte ließ die fünfzigtausend Piaster, welche sie jährlich zur Unterhaltung der tatarischen Truppenmacht beisteuerte, plötzlich ausbleiben, und Krim-Girai, der bereits voraus sah, was man gegen ihn im Schilde führte, wiegelte das ganze Land und besonders den aufrührerischen Stamm der Noghaien von Neuem zu seiner Unterstützung auf.

Jedes Jahr sandte der türkische Großherr seinen Bestätigungs-Firman, nebst den dazu üblichen Geschenken, durch einen besonderen Botschafter nach der Krim an den Khan ab.

Im Jahre 1764 aber traf der Firman ohne den Säbel und Marderpelz, ohne die beiden Büsche von Reiherfedern und ohne das klingende Geschenk von einigen Tausend Zechinen ein.

Es war daraus schon zu entnehmen, daß der Firman dieses Mal nicht die Bestätigung, sondern die Absetzung des Khans in sich schloß. Merkwürdig und unerwartet war aber das Benehmen, welches Krim-Girai in diesem Augenblick zeigte.

Wenn am dritten Tage nach Ausbleiben der üblichen Geschenke des Großherrn der Khan nicht

Anſtalten zu ſeiner Abreiſe traf, ſo erklärte er ſich dadurch zu einem bereits im offenen Aufſtande begriffenen Rebellen. Krim-Girai hatte Alles zum Ausbruch eines gewaltigen Schlages vorbereitet, und die immer kriegsluſtigen Schaaren der Nogbaien drängten ſchon von den Bergen herunter in die Stadt, als das Gerücht kund geworden, daß der Abgeordnete der Pforte erſchienen ſei, aber ohne die großherrlichen Geſchenke.

Als jedoch der dritte Tag herangekommen war, ſah man Krim-Girai, in Begleitung weniger Getreuen, mit ſtummen Scheidegrüßen das alte Rieſenſchloß der Khane verlaſſen, um ſich ins Exil nach Rumelien zu begeben. Dort lagen die Stammgüter der Familie der Girai's, auf welche ſich die in Ungnade gefallenen Khane zurückzuziehen pflegten.

Inzwiſchen hatten ſich in Konſtantinopel ganz neue Keime der Verwicklung angeſetzt, die einen Krieg zwiſchen der Pforte und Rußland, welchem Sultan Muſtapha mit hinträumendem Gemüth ſo lange widerſtrebt hatte, mehr und mehr in Ausſicht rückten.

Eine neue Königswahl in Polen, die ſtets ihre aufreizenden Zündſtoffe nach allen Seiten hin ausſtreute, hatte nach dem Tode König Auguſt's III. die

sich hier durch einander wirrenden Einflüsse von Rußland, Preußen, Oesterreich und Frankreich von Neuem in Reibung gesetzt und daraus ein gefahrdrohendes Feuer entglimmen lassen, bei dessen Anzeichen auch die Pforte nicht länger in ihrer beschaulichen Ruhe auszudauern vermochte.

Im Rathe des Sultans war man zu der gerechten und klugen Entschließung gekommen, daß die Freiheiten Polens ohne alle Einmischung fremder Höfe aufrecht erhalten und geschützt werden müßten. Die Wahl Poniatowski's, des genialen und liebenswürdigen Günstlings der Kaiserin Katharina II., hatte aber nichtsdestoweniger unter dem Schutze der russischen Waffen Statt gefunden, und die hier mit Preußen zusammenwirkende Politik Rußlands, die auch von England und Dänemark unterstützt wurde, nahm besonders die Angelegenheit der Dissidenten zum Vorwand ihrer Einmischung in die inneren Verhältnisse Polens.

Die nationalen und katholischen Elemente begannen sich nun gleichmäßig gegen Poniatowski aufzustellen, der als Staats-Oberhaupt für die volle Gleichstellung der Rechte der Dissidenten wirkte. Mächtige Conföderationen erhoben sich in allen Thei-

len des Landes und entzündeten den Bürgerkrieg, der gegen den neuen Thron antobte.

Rußland aber ließ seine Truppen marschiren, welche schon die Gränzen Polens überschritten hatten und im vollen Lauf gegen Warschau begriffen waren.

Die polnischen Patrioten, wie sich die aufgestandene nationale Partei nannte, glaubten jetzt ihre Hülfe bei der Pforte suchen zu müssen, und setzten eine Schrift auf, welche sie mit einem Begleitschreiben ihres Führers, des Kronfeldherrn Braniki, durch den polnischen Residenten Stankiewicz in Konstantinopel überreichen ließen.

Es war darin im dringendsten Tone auf die Gefahr hingewiesen, daß Polen, seiner Selbstständigkeit beraubt, der Oberherrschaft Rußlands verfallen könne, und daß dadurch auch für die Pforte neue bedrohliche Verhältnisse sich bilden würden.

Die Pforte, von verschiedenen diplomatischen Einflüssen bearbeitet, schwankte indessen lange hin und her, ehe sie in dieser Sache zu einer bestimmten Stellung gelangen konnte.

Herr von Boscamp, der unterdessen in polnische Dienste eingetreten, und plötzlich in Konstantinopel

mit dem die neue Königswahl meldenden Ankündigungs-Schreiben erſchienen war, fand dort ſogar für ſeine Wirkungen, die er als Agent Poniatowski's und als Werkzeug der ruſſiſchen Intrigue verſuchte, mehr Raum, als er erwartet hatte.

Indeß erlangte Boscamp ſeinen eigentlichen Wunſch nicht, der darauf gerichtet war, als ordentlicher Geſandter Polens bei der Pforte einzutreten; denn es ſtanden ihm in Konſtantinopel die Erinnerungen an ſein Wirken in der Krim entgegen, wo er als preußiſcher Conſul und Agent Friedrich's des Großen den Khan Krim-Girai zu einer eigenmächtigen Stellung gegen die Pforte aufzureizen geſucht.

Indeß, wie ſehr man auch im Rathe des Sultans darauf bedacht ſchien, allen offenen und nachhaltigen Feindſeligkeiten zwiſchen Rußland und der Türkei auszuweichen, ſo drängten ſich doch die Anläſſe dazu durch alle diplomatiſche Zurückhaltung hervor, und wurden mächtiger als alle türkiſche Staatsweisheit.

Der Volksaberglaube ſelbſt deutete, man wußte nicht, warum, darauf hin, daß ein großer Krieg mit den Ruſſen bevorſtehe, und dieſer wurde mit aller Beſtimmtheit prophezeit, als im Jahre 1767 in dem

großen Brande von Pera auch der Palast des russischen Gesandten von den Flammen verzehrt wurde.

Im Gemüthe Sultan Mustapha's selbst schlug die Nothwendigkeit eines Krieges mit Rußland immer tiefer Wurzel, und seine Gedanken hingen sich daran so wunderbar fest, daß sie ihn nicht mehr verließen und Nachts aus seinen Träumen, wie den Tag über aus den verschiedenartigsten Gesprächen unwillkürlich hervorbrachen.

Ein großes Vertrauen schenkte der Sultan seit Kurzem einem Deutschen, Namens Ghobis, der als Leibarzt bei ihm eingetreten war und dem er seine gährenden Kriegsplane gegen Rußland zuerst eröffnete.

Eines Tages, als Ghobis im Harem erschien, wo er die an der Epilepsie darniederliegende Favoritin des Sultans zu behandeln hatte, setzte sich der Sultan zu ihm am Bette der Kranken nieder und ließ sich über die politische Lage der Welt mit ihm in ein langes Gespräch ein.

Er erklärte seinem Vertrauten, daß er auf der Welt nichts mehr hasse, als Rußland, und daß ihn der Haß gegen diese Macht, die allen anderen Völkern den freien Athem benehme, nicht mehr ruhig

ſchlafen laſſe. Der Gedanke an Polen aber mache die Thränen in ſeinen Augen und das Schwert in ſeiner Scheide von Tag zu Tag lebendiger und ungeduldiger. Er würde den Ruſſen wegen ihres friedensbrüchigen Auftretens in Polen, wie auch in Georgien, längſt den Krieg angekündigt haben, wenn ihm nicht ſeine von den Ruſſen beſtochenen Ulemas einen ſo hartnäckigen Widerſtand entgegengeſetzt hätten. Aber er hoffe, denſelben bald gebrochen zu haben, und dann glaube er des Einverſtändniſſes mit Oeſterreich, das jedem Bündniß mit Rußland fern getreten, gewiß zu ſein, wenn er dem Hülferuf Polens endlich entſpreche und ſeine ganze Waffenmacht gegen den Czaren ausſtrecke!

Der Doctor Ghobis, der zugleich mit dem öſterreichiſchen Internuncius Herrn von Brogniard in einer geheimen Verbindung ſtand, theilte dem letzteren ſofort dieſe überraſchende Wahrnehmung mit, nachdem er noch zuvor den Zwerg Muſtapha, der eigentlich der erſte Günſtling des Sultans war, über die Geſinnung ſeines Herrn ausgefragt und von ihm die Beſtätigung dieſer ſo kriegeriſchen Anzeichen empfangen hatte.

Der Sultan ließ auch bereits einige Hundert

kaiſerliche Zelte anfertigen, die angeblich für die Feierlichkeiten bei der bevorſtehenden Beſchneidung des Kronprinzen Selim beſtimmt ſein ſollten, aber Doctor Ghobis brachte im Serail in Erfahrung, daß von dieſer Ceremonie ſo bald noch nicht die Rede ſein werde, und ſo ſchloß er, daß dieſe Zelte nur den Anfang der Rüſtungen zum Kriege bezeichneten.

II.

Die Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland.

Bald begannen auch die diplomatiſchen Verhandlungen mit Rußland ſich mehr und mehr zu verwickeln, und es trat ein verſtecktes Spiel von Fragen und Antworten ein, wobei die Pforte den Einmarſch der ruſſiſchen Truppen in Polen zum Gegenſtande neuer Beſchwerden erhob, während der ruſſiſche Reſident Herr von Obreskoff bald von dieſer Thatſache gar keine Kenntniß haben wollte, bald wieder erklärte, daß Rußlands Einſchreiten in Polen keinen anderen Zweck haben könne und werde, als in der Sache der Diſſidenten die Sache der Freiheit und des religiöſen Rechtes zu unterſtützen.

Die ruſſiſche und preußiſche Diplomatie vereinigte ſich hier zu einer gemeinſchaftlich geſpielten Komödie, in der mit geſchickter Rollen-Vertheilung das ehrliche Streben des Sultans, für Polen einzutreten und die nach ſeinem Beſitz ausgeſtreckte Hand Rußlands abzuwehren, auf jede Weiſe zurückgedrängt und verhöhnt wurde.

Der edle Sultan Muſtapha nahm ſich aber dieſe Angelegenheit von Tag zu Tag mehr zu Herzen, und ſeine Erbitterung ſteigerte ſich noch durch verſchiedene einzelne Gewaltthaten und Uebergriffe, die den Intriguen und Anſtiftungen Rußlands zugeſchrieben werden mußten.

Dazu gehörten auch die durch ruſſiſche Mönche zum Aufſtande verführten moldauiſchen Unterthanen und die Aufwiegelung der Montenegriner, welche offenkundig durch die Agenten Rußlands geſchehen war.

Der Sultan war jetzt entſchloſſen, das letzte Hinderniß, welches bei ihm noch der Erhebung des Krieges gegen Rußland im Wege ſtand, zur Seite zu ſtoßen.

Es bedurfte dazu der Abſetzung des bisherigen Groß-Vezirs Muhsinſade, der am Tage des Rikiab, wo die Miniſter am Steigbügel des Sultans ihre

Aufwartung zu machen hatten, plötzlich seine Entlaſſung erhielt.

Dieſer Groß-Vezir, der in der letzten Raths-Verſammlung auf die Seite der dem Krieg abgeneigten Ulemas getreten, mußte in die Verbannung nach Tenedos wandern und erhielt zu der Reiſe dorthin einen Begleiter, den er nur mit zagenden Gedanken an ſeinen Tod neben ſich ſehen konnte, denn es war dies derſelbe Kämmerer, der ſeinen Vorfahren Bahir Muſtapha nach Mitylene begleitet hatte, und von dort mit deſſen Kopf zurückgekommen war.

Zum Groß-Vezir aber wurde jetzt ein Mann entſchloſſenen und unternehmenden Geiſtes, der Stadthalter von Aidin, Hamſa Paſcha ernannt, der vor fünfundzwanzig Jahren als fünfzehnjähriger Zuckerbäcker ins Serail gekommen und dann ſeine Laufbahn als Page begonnen, ſeitdem aber von einer Ehrenſtelle zur andern unabläſſig emporgeſtiegen war.

Es wurde darauf abermals eine große Raths-Verſammlung abgehalten, und in derſelben am 4. October 1768 endlich der Krieg gegen Rußland beſchloſſen und als ein geſetzmäßiger anerkannt, wobei unter den dazu beſtimmenden Gründen, die auch einzelne Gewaltthaten Rußlands gegen osmaniſches Ge-

biet aufführten, vornehmlich die Kränkung der Freiheit Polens durch den Einmarsch der russischen Truppen an die Spitze gestellt wurde.

Es sollte jedoch noch in einer Unterredung des neuen Groß-Vezirs mit dem russischen Gesandten der letzte Versuch gemacht werden, auf einlenkende Entschließungen Rußlands hinzuwirken.

Obreskoff hatte schon vor einiger Zeit um eine geheime Unterredung nachgesucht. Er wurde aber jetzt zu einer öffentlichen Besprechung eingeladen, welche in dem großen Saale des Divans vor dem vollständig versammelten Ministerium Statt finden sollte.

Der Gesandte Rußlands legte dazu seine glänzendste Gala-Uniform an, weil er zugleich dem Groß-Vezir, den er bisher noch nicht gesehen, seinen Glückwunsch zum Antritt der hohen Würde darzubringen beabsichtigte.

Man ließ ihn jedoch eine halbe Stunde im Fremdenzimmer warten, ehe er vorgelassen wurde, und dann erst sah er sich mit einem auffallenden Mangel an Feierlichkeit in den Saal geführt.

Sein Erstaunen vermehrte sich noch, als er den Groß-Vezir erblickte, der sich nicht im Geringsten

beeilte, ihm ein Zeichen der Begrüßung zu geben, oder ſich von dem Sopha zu erheben, auf dem er mit halb ausgeſtreckten Füßen in einer Stellung, die weniger nachläſſig als unziemlich nnd herausfordernd genannt werden konnte, ſitzen geblieben war [1].

Dieſe Situation, die erſt in einer ſpäteren Zeit von der ruſſiſchen Politik durch den ſo verhängnißvoll gewordenen Paletot des Fürſten Menſchikow in einem umgekehrten Bilde vergolten gezeigt wurde, ſchien den ruſſiſchen Geſandten faſt ſeiner Faſſung berauben zu wollen.

Nach einigem Beſinnen hielt er es jedoch für das Gerathenſte, das herausfordernde Benehmen des Groß-Vezirs einſtweilen unbeachtet zu laſſen und die Anrede, die er beabſichtigt hatte, ruhig zu beginnen.

Kaum aber hatte er einige Worte geſprochen, als ihn der Groß-Vezir mit einer unwilligen Geberde unterbrach und ihm bemerklich machte, daß der Wort- und Verhandlungen zwiſchen Rußland und der Pforte bereits genug gewechſelt worden ſeien.

---

[1] Vergl. Hammer, Geſchichte des osmaniſchen Reiches. VIII. 314.

Dann zog der Großvezir ein Schriftstück aus dem Busen und hielt es dem Gesandten Rußlands entgegen. Es war dieses die Schrift, durch welche sich Obreskoff vor vier Jahren im Namen seiner Regierung zur Zurückziehung der russischen Truppen aus Polen bis auf siebentausend Mann verbindlich gemacht hatte.

Der Groß-Vezir schlug mit der Hand gerade auf die Stelle des Papiers, auf welcher die Zahl ausgeschrieben stand, und setzte mit dem heftigsten Ausdruck hinzu, daß sich jetzt bereits dreißigtausend russische Soldaten in Polen befänden!

Obreskoff bemerkte verlegen, daß er nur fünfundzwanzigtausend zugestehen könne.

„So gesteht Ihr also selbst Eure Treulosigkeit ein!“ schrie ihm der Groß-Vezir darauf mit dem heftigsten Zorn entgegen. „Ihr gesteht zu, daß Ihr ein Verräther, ein Meineidiger seid! Und erröthet Ihr denn nicht auch über die Gräuel, welche Eure Truppen in einem Euch nicht gehörigen Lande verüben? Könnt Ihr es rechtfertigen, daß russische Schaaren jüngst sogar Balta, das Familiengut des Tatar-Khans, überfallen und räuberisch niedergebrannt haben?“

Der Gesandte Rußlands schwieg bestürzt.

Der Groß-Vezir legte ihm alsdann die in der Rathsversammlung beschlossenen Garantiepunkte vor, die er im Namen seiner Regierung unterzeichnen solle, widrigenfalls der Krieg der Pforte gegen Rußland unabänderlich beschlossen sei.

Diese Punkte betrafen vornehmlich die Selbstständigkeit Polens und enthielten die Bedingungen daß sich Rußland fortan weder in die Königswahl Polens noch in den Streit der dortigen religiösen Parteien einmischen wolle, daß es seine Truppen aus dem Lande zurückziehe und die Freiheit und Unabhängigkeit Polens in jeder Weise unangetastet lasse.

Obreskoff erklärte, daß er sich über die Annahme dieser Punkte nicht auslassen könne, weil er dazu durchaus keine Vollmacht besitze.

Erst jetzt erhob sich der Groß-Vezir von seinem Platze auf dem Sopha, welches er bis dahin unverändert eingenommen, und rief mit schmetternder Stimme: „So ist damit der Krieg der hohen Pforte gegen Rußland in diesem Augenblick erklärt!"

Der Gesandte erwiderte hierauf mit Ruhe: Rußland habe diesen Krieg nicht begehrt, werde ihn

aber, ſobald er ihm angekündigt worden, mit allem Ernſte aufnehmen und durchführen!

Darauf wurde Obreskoff wieder in das Fremdenzimmer zurückgeführt, um dort ſo lange zu verweilen, bis der Groß-Vezir dem Sultan über das Vorgefallene Vortrag gehalten und der End-Entſcheid des Großherrn darüber ausgeſprochen worden ſei.

Man ließ ihn von eilf Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags dort harren.

Endlich kam die Antwort aus dem Serail zurück. Dieſe beſtand aber zunächſt darin, daß der Stabsprofoß (der Muhſiraga) erſchien, um die dem Herrn von Obreskoff beigegebene Janitſcharenwache abzulöſen, indem er erklärte, daß jetzt ſein, des Profoßen, Dienſt beim Geſandten beginne.

Einige Minuten darauf traten auch der Pforten-Dolmetſcher und der Ceremonienmeiſter ins Zimmer und verkündeten dem ruſſiſchen Reſidenten, es ſei des Sultans Befehl, ihn nach dem Gefängniß in den ſieben Thürmen zu bringen.

Obreskoff äußerte, daß ihm nichts übrig bleibe, als ſich der Gewalt zu fügen. Er bitte nur noch, ihm einige Leute ſeines Gefolges zu gewähren.

Man gestattete ihm einen Secretair, zwei Dolmetscher und sieben Bediente, mit denen er in die sieben Thürme abgeführt wurde. Seine Pferde wurden nach Pera zurückgesandt[1].

[1] Vergl. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. VIII. 315.

III.

Krim-Girai als Kriegsfeldherr gegen Rußland.

In diesem entscheidungsvollen Augenblicke, der die Thätigkeit des Sultans nun nach allen Seiten hin in Bewegung setzte, richteten sich die Gedanken Mustapha's plötzlich wieder auf einen Mann, dessen Größe, Muth und Heldenstärke ihm zu keiner Zeit erwünschter und dienlicher sein konnten, als jetzt, wo der Sultan in den längst von ihm herbeigesehnten Krieg gegen Rußland ausziehen wollte.

Es war dies der vor vier Jahren abgesetzte Khan der Tataren, Krim-Girai, dessen Name schon den Russen ein bitteres Aergerniß war, und der in seinem ganzen vorangegangenen Leben den Russenhaß

wie eine heilige Lehre in das Herz ſeiner ſchlagfertigen tatariſchen Völker gepflanzt hatte.

Acht Tage nach der gegen Rußland ausgeſprochenen Kriegserklärung empfing Krim-Girai von dem Sultan die ſchmeichelhafteſte Aufforderung, aus ſeinem Exile zurückzukehren und den Thron der Khane der Krim wieder zu beſteigen, nachdem der letzte Inhaber deſſelben, der dichteriſche Makſud-Girai, genöthigt worden war, ſich auf ſeinem Meierhofe von Fundükli zur Ruhe zu ſetzen.

Krim-Girai, der bisher in der Einſamkeit ſeiner Verbannung ſich mit ſeinen Lieblingsſtudien beſchäftigt, beeilte ſich, den Schauplatz eines thatenreichen Lebens von Neuem zu betreten.

Er erſchien zuerſt in Konſtantinopel, wohin ihn der Großherr zu ſich gerufen, um mit ihm in einer vertrauten Berathung die Art und Weiſe der Kriegführung gegen Rußland zu beſprechen und die erſten militäriſchen Unternehmungen beſtimmen zu helfen.

Der Bote des Sultans, welcher dem großen Ruſſenfeinde Säbel und Gürtel, Bogen und Köcher, Kalpak und Reiher und das ausgeſuchteſte Pferd als die Inſignien ſeiner Wiedereinſetzung überbrachte, überreichte ihm auch eine mit vierzigtauſend Ducaten an-

gefüllte Brieftasche, die besonders zur Erweckung der guten Laune Krim-Girai's bestimmt schien.

Als Krim-Girai zuerst wieder das Serail in Konstantinopel betrat, sah er dort zu seinem feierlichen Empfange vierzig Köpfe von Montenegrinern aufgesteckt, die so eben frisch angekommen waren und als eine schon den Russen abgewonnene Trophäe prangen sollten.

Der erste Beschluß, welcher in der Berathung zwischen dem Sultan und dem Khan gefaßt wurde, ging dahin, daß Krim-Girai, zum Feldherrn des Krieges ernannt, zuerst einen großen und das Land zerstörenden Zug nach Neu-Serbien unternehmen solle

Der Khan erklärte in voller Begeisterung, daß es da gar keine Zeit zu verlieren gebe, und daß ihm der Sultan gestatten möchte, anstatt sich zuerst nach der Krim zu seiner feierlichen Wiedereinsetzung zu begeben, sofort nach Bender zu eilen und dort die Truppen zusammen zu rufen, welche mit Feuer und Schwert in die russische Provinz eindringen sollten.

Das in der unmittelbaren Nähe von Bender gelegene Schloß von Kawschany, welches Krim-Girai in Bessarabien besaß, wurde zum Mittelpunkte be-

ſtimmt, von dem aus die ganze Unternehmung ſich in Bewegung ſetzen ſollte, und wohin zuerſt die von allen Seiten aufzubietenden Gewalten und Streitkräfte zu leiten wären.

Krim-Girai hatte raſch wieder ein anſehnliches und ſeiner erneuerten Würde angemeſſenes Gefolge um ſich verſammelt und begab ſich damit im Fluge nach Beſſarabien.

Unterwegs ſchon bewies ihm das Zujauchzen aller Bevölkerungen, wie ſein Wiedererſcheinen überall begeiſternd und zündend wirkte, und wie ſein Aufruf zum Kampfe gegen Rußland, den er ſchon perſönlich nach allen Seiten hin erſchallen ließ, eine ungeheure Bewegung verbreitete.

Das Gerücht von der Wiedereinſetzung Krim-Girai's zog auch die Aufmerkſamkeit der fremden Diplomaten in hohem Grade auf ſich, und beſonders war es die franzöſiſche Diplomatie, die plötzlich eine große Thätigkeit zu entfalten ſchien, um ſich eines Einfluſſes bei dem Khan zu vergewiſſern und das Kriegsfeuer gegen Rußland zu ſo ſtarken Flammen als irgend möglich anzutreiben.

Zu dieſem Zwecke befand ſich auch ein Agent der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Konſtantinopel, Ba-

ron von Tott, unterwegs, der ſich zuletzt in Bakſich Sarai aufgehalten und, als er vernommen, daß Krim-Girai den allgemeinen Ausgangspunkt der Unternehmung nach Beſſarabien verlegt habe und bereits ſelbſt dorthin aufgebrochen ſei, ihm einen Eilboten zu ſeiner Begrüßung entgegenſandte.

Durch dieſen ließ er zugleich bei dem Khan anfragen, ob er demſelben, in der Sehnſucht, ihm aufzuwarten und ihm die Wünſche Frankreichs ans Herz zu legen, bis zur Donau entgegeneilen dürfe.

Krim-Girai nahm den Courier ſehr freundlich auf, ſandte ihn aber ſogleich mit der Antwort wieder zurück, daß er den Baron von Tott, den er ſeiner Wohlgeneigtheit verſichern laſſe, von dem Ceremoniel einer Entgegenreiſe durchaus entbinde. Er werde ſich aber ſehr freuen, ihn bei ſeiner Ankunft in ſeinem Gefolge zu erblicken, da er den höchſten Werth auf die ihm ausgedrückten freundſchaftlichen Geſinnungen Frankreichs lege und bekanntlich längſt ein großer Verehrer der franzöſiſchen Nation und ihres bewunderungswürdigen Geiſtes ſei. Er ſei aber auch nicht minder ſtarker Verehrer der franzöſiſchen Küche, und lade daher den franzöſiſchen Bevollmächtigten ein, ihm

am Tage ſeiner Ankunft auf dem Schloſſe von Kawſchany das Souper auszurichten.

Er wolle aber dem Baron durchaus keine großen Umſtände verurſachen, fügte er noch lächelnd hinzu. Er verlange beſonders Fiſche, die er ſehr liebe, und die ihm ſeine Köche nie zu Dank beſorgten. Auch einer ſchönen franzöſiſchen Sauce werde er mit Wohlgefallen entgegenſehen. Die Franzoſen verſtänden es am beſten auf der ganzen Welt, eine Sauce zu machen. Die Franzoſen ſeien das Volk von Senf und Sauce. Sie wüßten nicht bloß überall ihren Senf dazu zu geben, ſondern ſie verſtänden auch, zu Allem eine Sauce zu bereiten und damit einen reizenden Geſchmack über die verſchiedenartigſten Gegenſtände auszugießen! —

Der Khan langte endlich mit ſeinem glänzenden und zahlreichen Gefolge, das ſich unterwegs durch die höchſten Würdenträger der von ihm berührten Städte und Landſchaften vermehrt hatte, vor den Thoren von Kawſchany an, wo die feierlichſten Anſtalten zu ſeinem Empfange getroffen waren.

Der Khan ſtieg hier von ſeinem Pferde ab, um zu einer neuen Anordnung ſeiner Toilette einen Augen-

blick unter ein Zelt zu treten, welches für dieſen Zweck hier aufgeſchlagen war.

Nach kurzer Zeit trat er wieder daraus hervor, geſchmückt mit der tatariſchen Mütze, an der zwei mit Diamanten reich beſetzte Reiherbüſche prangten. Mit Bogen und Köcher ſetzte ſich Krim-Girai jetzt in feierlicher Haltung in Bewegung, um ſich zu Fuße in ſeinen Palaſt zu begeben.

Vor ihm her ſchritt ſeine Leibgarde in einem prachtvollen Feſtaufzuge, und zugleich eine Anzahl ſeiner auserleſenſten Handpferde, deren Köpfe ebenfalls mit Reiherbüſchen geziert waren.

Unmittelbar hinter dem Khan wurde die Fahne des Propheten getragen, und dann folgte ſein geſammter Hofſtaat in Gala-Gewändern, die von Gold und Silber ſtarrten [1].

Nachdem Krim-Girai in dieſem Aufzuge in ſeinem Palaſte angekommen war, begab er ſich ſogleich in den Saal des Divans, wo er ſich auf den Thron ſetzte und die Huldigungen aller Großen, die ſich ihm in dieſem bedeutungsvollen Augenblicke nahten, empfing.

[1] Vergl. Mémoires du Baron de Tott sur les Turcs et les Tatares. I. 237.

Diese Ceremonie, bei der verschiedene Anreden gewechselt wurden, dauerte bis zu der für das Souper angesetzten Zeit, welche der Khan kaum herankommen sah, als er sich plötzlich mit allen Förmlichkeiten bei Weitem kürzer zu fassen begann.

Bei der Tafel zeigte sich nun der Wettstreit der französischen und der tatarischen Küche, zu welchem der Khan selbst aufgefordert hatte, in den glänzendsten Anstrengungen.

Der Koch des französischen Agenten, Barons von Tott, hatte zwar vorzugsweise den Auftrag erhalten, das Fest-Souper auszurichten, aber die Köche des Khans, durch diese bedrohliche Concurrenz in Bewegung gesetzt, waren nicht minder mit der Bitte eingekommen, sich bei dieser Gelegenheit auszeichnen zu dürfen.

Es entspann sich dadurch ein Kampf, in dem sich eine Leistung gegen die andere zu stellen strebte, der aber den vollständigen Sieg der französischen Küche namentlich bei dem Khan selbst keinen Augenblick außer Zweifel lassen konnte. Herr von Tott, der sich schon an den Thoren der Stadt dem Khan persönlich vorgestellt und in der Umgebung desselben eine bevorzugte Aufnahme gefunden hatte, saß auch bei der

Tafel an der Seite Krim-Girai's, und hatte durch ſeine lebendige, die Wißbegierde des Khans feſſelnde Unterhaltung ſchnell die ganze Neigung deſſelben erobert.

Für die Zeit des Soupers aber mußte der geiſtreiche Franzoſe die Aufmerkſamkeit des Tataren-Fürſten zugleich mit den Gerichten theilen, welche die franzöſiſche Kochkunſt hier ins Feld geſtellt hatte, und unter denen die Zubereitung der großen Dnieſter-Fiſche in vorzüglichem Weine, wie auch einige Gemüſe bei dem gelehrigen Gaumen des Khans eine enthuſiaſtiſche Anerkennung fanden.

Den Triumph der Kunſt aber ſchrieb Krim-Girai den franzöſiſchen Wein-Saucen zu, und er erklärte in ſeiner humoriſtiſchen Weiſe, daß das Geheimniß der Civiliſation eigentlich in der Sauce liege.

Indeß, ſetzte er vieldeutig hinzu, gegen die Ruſſen möchte es doch einſtweilen noch beſſer ſein, mit dem ſcharfen tatariſchen Schwerte, als mit franzöſiſcher Sauce zu fechten!

Nach aufgehobener Tafel wurde durch die Schauſpieler Krim-Girai's, die in ſeinem Gefolge nie fehlen durften, eine neue türkiſche Komödie zur Auf-

führung gebracht, die in der burlesksten Weise auf abenteuerlichen Verwicklungen beruhte.

Der französische Diplomat, der so entschieden das Vertrauen des Khans gewonnen, mußte auch bei dieser Vorstellung an seiner Seite sitzen und ihm auf seine unaufhörlichen Fragen, die er bei jeder Pause bereit hatte, Auskunft über das Theater der Franzosen, besonders aber über die Stücke Molière's, von denen er viel reden gehört, geben.

Was ihm Tott bei dieser Gelegenheit von den Regeln der dramatischen Kunst erzählte, und von den Gesetzen der Schicklichkeit und Wahrscheinlichkeit, die auf dem französischen Theater herrschten, schien dem sinnreichen Khan sogleich eine stärkere Verachtung für die noch sehr wilden theatralischen Schaustellungen der Türken einzuflößen.

Krim-Girai bewies übrigens in diesem Gespräche, daß ihm mehrere der Komödien Molière's sowohl ihrem Gegenstande wie der Art ihrer Behandlung noch wohlbekannt waren. Besonders wußte er vom Tartuffe, mit dessen Gestalt er sich viel beschäftigt hatte. Er machte die Bemerkung, daß jedes Land seine Tartuffes habe, und gewiß hätte auch die Tatarei die ihrigen, weßhalb ihm wohl ein großer

Gefallen geſchehen könnte, wenn Herr von Tott eine Ueberſetzung dieſer herrlichen Komödie für ihn beſorgen laſſen wollte[1].

Am folgenden Tage wurde auch ſchon den vorbereitenden Geſchäften der neuen Kriegs-Unternehmung näher getreten. Von allen Seiten ſtrömten Geſandte, Beamte, Würdenträger und Hofleute zuſammen, und das Schloß von Kawſchany erſchien überfüllt von dieſen Gäſten, die ſich zum Theil nach kurzer Friſt wieder entfernten, um nach den verſchiedenſten Gegenden hin als Boten und Bevollmächtigte zur Ausführung der Befehle des Khans abzugehen.

Auch die Conföderation Polens ließ einen Abgeſandten in Kawſchany erſcheinen, um dem Khan beſondere Wünſche bei Eröffnung des Feldzuges vorzutragen, der, da er zunächſt zu einem verheerenden Einfalle in Neu-Serbien beſtimmt war, leicht auch die polniſche Ukraine berühren konnte und darum einiger vorgängigen Feſtſtellungen auch nach dieſer Seite hin zu bedürfen ſchien.

[1] Tott berichtete wegen einer Ueberſetzung des Molière'ſchen Tartuffe ins Tatariſche oder Türkiſche nach Paris, und Ruffin, Secretär und Dolmetſcher Ludwig's XV., wurde in der That mit dieſer Arbeit beauftragt, die aber nicht zur Ausführung kam. Vergl. Mémoires du Baron de Tott II. 116.

Aber da die Vollmachten des polnischen Abgesandten dazu nicht ausreichend befunden wurden, und die Zeit schon zum Aufbruche drängte, so empfing der Baron von Tott, als Zeichen des hervorragenden Vertrauens, womit ihn der Khan schon auszeichnete, von demselben den Auftrag, sich nach Kotchim zu begeben und in seinem Namen mit den Häuptern der polnischen Conföderation, welche sich nach geschehener Kriegserklärung dorthin gewandt hatten, zu unterhandeln.

Nachdem sich Tott dieser Botschaft zur größten Zufriedenheit des Khans entledigt hatte, fragte ihn Krim-Girai bei der Rückkehr: ob er wohl darauf rechnen könne, daß ihn Tott auf dem bevorstehenden Feldzuge begleiten werde? Tott erwiederte: daß ihm dabei das Verdienst der Wahl bereits entzogen sei; denn da er die Ehre habe, bei dem Khan im Namen des Königs von Frankreich zu residiren, so lege ihm dies auch die Verpflichtung auf, sich niemals von der Person des Khans zu entfernen.

Krim-Girai nahm diese Erklärung seines neuen Lieblings mit der lebhaftesten Freude auf und sagte: „Wohlan! dieser Titel, unter dem Ihr bei mir verweilt, verpflichtet mich auch nicht minder, Euch wohl-

behalten mitzunehmen und wieder zurückzubringen. Wir werden auf unſerem Zuge große Kälte auszuſtehen haben, und mich friert ſchon jetzt, wenn ich Euch in Eurer leichten franzöſiſchen Kleidung vor mir erblicke. Ihr müßt Euch auf Tatariſch kleiden, mein Freund, und zwar müſſen wir bald dafür Sorge tragen, denn die Zeit drängt, und in ſpäteſtens acht Tagen wird der Aufbruch unſerer geſammten Heereskräfte Statt finden. Ich ſage Euch, es wird ſich dann eine gewaltige Säule in Bewegung ſetzen. Ihr geht mit mir, der ich an der Spitze einer Armee von hunderttauſend Mann unmittelbar in Neu-Serbien eindringen werde. Zwei andere Heere, von vierzig- und ſechszigtauſend Mann, ſollen gleichzeitig, das eine gegen den kleinen Don, das andere am linken Ufer des Boryſthenes über Orel hinaus vorgeſchoben werden. Nicht wahr, das wird ein ganz guter Anfang ſein, um den Ruſſen zu zeigen, daß ihr alter Feind Krim-Girai noch am Leben und rüſtig geblieben iſt?“

In dieſem Augenblicke trat der ſchon früher beorderte Ceremonien-Meiſter mit zwei Kammer-Pagen hinzu, die einen koſtbaren lappländiſchen Wolfspelz von weißer Farbe, der mit Grauwerk eingefaßt war, herbeitrugen.

Der Khan befahl, dieſen Pelz in ſeiner Gegenwart dem Baron von Tott anzulegen, und nachdem dies geſchehen war, klatſchte der Khan vor Vergnügen darüber in die Hände und rief lachend: „Seht Ihr, das iſt ein tatariſches Haus, das ich Euch zum Bewohnen gebe und in dem Ihr es Euch beſtens gefallen laſſen ſollt. Ich habe ein ganz ähnliches, und in dieſer Uniform, die ich uns zu geben gewünſcht, werden wir uns gegenſeitig gute Gefährten ſein. Wir werden Euch nun noch die tatariſchen Kleider anfertigen laſſen, und außerdem werde ich Euch noch zehn circaſſiſche Pferde und drei Dromedare zu Eurem Gebrauche ſenden; denn Eure ſchönen arabiſchen Hengſte, die ich ſehr bewundert habe, dürft Ihr nicht mitnehmen zu einem ſo beſchwerlichen Feldzuge.“

IV.

Der Zug nach Neu-Serbien.

Während der Khan so mit seiner gewohnten leichten Laune Alles nur wie ein Spiel zu behandeln schien, vollendete er fast unbemerkt und mit einer beispiellosen Schnelligkeit die ungeheuren Rüstungen, zu denen er sich angeschickt hatte.

Am 7. Januar 1769 brach er mit seiner Garde, mehreren Sultanen, die unter ihm ein Commando übernommen hatten, seinen sämmtlichen Ministern und Ober-Officieren, und vielen Mirzas, die sich freiwillig zu diesem Kriegszuge eingestellt, auf, um den Dniester zu überschreiten.

Unterwegs wurden zuerst die einzelnen Heeres-Abtheilungen, die zu den Fahnen des Khans stoßen

ſollten, auf verſchiedenen Sammelpunkten aufgenommen.

Dann ging es in raſtloſen Eilmärſchen weiter, die theils durch den maſſenhaft gefallenen Schnee, der das Land bedeckte, erſchwert, theils auch wieder durch die gänzlich zugefrorenen Ströme, die eine feſte Decke für den Uebergang darboten, erleichtert und abgekürzt wurden.

In der an der polniſchen Gränze gelegenen Stadt Balta, die ſchon den Gewaltſtoß der erſten Feindſeligkeiten von Seiten der Ruſſen erfahren hatte, traf Krim-Girai die zehntauſend Spahis an, welche von der Pforte dazu beſtimmt waren, ſich den Tataren zu dieſem Zuge anzuſchließen, und die dem Khan bis hierher entgegengekommen waren.

Es war aber dies zugleich das erſte Aergerniß, das dem Khan auf ſeinem Marſche widerfuhr; denn er erkannte in dieſer türkiſchen Cavallerie eine ſo übel disciplinirte, durch Weichlichkeit und langen Frieden erſchlaffte, außerdem ſchlecht bekleidete und zum Widerſtande gegen Kälte und Beſchwerden wenig geeignete Truppe, daß er ſich auch von ihrem Muthe und ihrer Unterſtützung in der Schlacht nicht viel verſprechen konnte.

Außerdem hatten sie nicht nur Balta, wo sie seit einigen Tagen gelegen, fast ganz verwüstet, sondern es brannten auch bei der Ankunft Krim-Girai's alle benachbarten Dörfer und Ortschaften, welche sie erst geplündert und dann in Brand gesteckt hatten.

Unter einer fürchterlich gesteigerten Kälte setzte das Heer des Khans seinen Marsch über den Bug fort, dessen Eisfläche von der gesammten Truppenmasse und ihrem Kriegsmaterial überschritten wurde, und schlug jetzt sein erstes Zeltlager in den zaporowischen Steppen auf.

Der Khan hatte sich bisher auf dem Marsche in der Regel in seiner gewohnten übermüthigen und lustigen Laune gezeigt, war aber auch zum Oefteren von hypochondrischen Gemüthsstimmungen befallen worden, die ihn auf eigenthümliche Weise quälten und dann wie in trüben Ahnungen schweigsam in die Ferne starren ließen.

Die lebhaften Unterhaltungen mit Tott, der sich nie aus seiner unmittelbaren Umgebung entfernen durfte, schienen dann noch das einzige Gegenmittel zu sein, das ihn in solchen Stunden wieder zerstreuen und in eine glücklichere Stimmung zurückversetzen konnte.

Sein beſonderer Hang, philoſophiſche Betrachtungen anzuſtellen und über verſchiedene, oft ganz abſtrakte Gegenſtände mit ſcharfſinnigem Widerſpruche zu ſtreiten, ſuchte ſich dann im Geſpräche mit dem gewandten und an Einfällen reichen Franzoſen Befriedigung zu ſchaffen.

Mitten im wilden Lärm des Lagers begann er plötzlich Unterſuchungen über allgemeine Begriffe, über Freiheit und Ehre, über Geſetzgebung und Regierungs-Grundſätze, beſonders aber über ſein Lieblingsthema, nämlich über den Einfluß des Klima's auf Charakter und Sitten, anzuſtellen.

Das Zelt des Barons von Tott mußte deßhalb ſtets unmittelbar neben dem des Khans aufgeſchlagen werden. Das Zelt Krim-Girai's, das im Innern mit einem carmoiſinrothen Stoffe ausgeſchlagen war und die behaglichſten Polſterſitze darbot, wurde zugleich ſtets ſo geräumig angelegt, daß um das darin angezündete Feuer eine Geſellſchaft von vielen Perſonen lagern konnte.

Gewöhnlich aber befand ſich der Khan mit Tott allein, der bis Mitternacht und oft noch länger bei ihm verweilen mußte, da Krim-Girai in der Regel nur drei Stunden in der Nacht ſchlief und häufig,

auch wenn er ſich ſchon zurückgezogen hatte, noch plötzlich wieder von dem Bedürfniß nach Unterhaltung getrieben wurde, ſo daß Tott ſchnell wieder zu ihm zurückkehren mußte.

Sie ſaßen dann beide, in ihre Pelze gehüllt, auf dem Ruheliſſen einander gegenüber, während zwei Pagen unabläſſig bemüht waren, das Feuer zu unterhalten, deſſen größte Gewalt kaum ausreichte, um dem Grimm der Kälte Widerſtand zu leiſten.

Das Heer Krim-Girai's bewegte ſich inzwiſchen unaufhaltſam gegen den Norden vorwärts, um in Neu-Serbien einzutreten und den verheerenden Angriff gegen Land und Leute der ruſſiſchen Provinz zu beginnen.

Eine Anhöhe, welche die ganze Ebene beherrſchte, brachte den Khan auf den Gedanken, von dieſem Punkt aus eine Heeresſchau vorzunehmen und ſeine ganze ſtreitbare Mannſchaft einer Muſterung zu unterwerfen. Er ließ Halt machen, und beſtieg in Geſellſchaft ſeines nächſten Gefolges den Hügel, nachdem er ſeine Heeresſäule ſich zu einer Schlachtordnung in der Ebene hatte aufſtellen laſſen.

Die dunkelfarbigen Gewänder der Tataren bildeten gegen das Weiß der Schneemaſſen, die den

Hintergrund des Gemäldes abgaben, einen wunderbaren Contraſt, in dem ſich zugleich alle Einzelnheiten des Schauſpiels klar vor Augen ſtellten.

Die ganze Armee hatte ſich wie von ſelbſt, und ohne einen beſtimmten Befehl, in zwanzig Reihen geordnet und ziemlich gerade gerichtet. Die verſchiedenen Truppenkörper, aus denen ſie zuſammengeſetzt war, ließen ihre Provinzen und Volksſtämme durch die über ihnen emporflatternden Fahnen unterſcheiden. Jeder Sultan Serasker bildete an der Spitze ſeiner Abtheilung mit einem kleinen Hofſtaat, der ihn umgab, zugleich eine malerisch in die Augen fallende Gruppe. In dem Centrum der Linie ſtand ein ausgewähltes, dem Khan unmittelbar untergebenes Corps, das ſich in der glänzendſten militäriſchen Ausrüſtung darſtellte und einen ebenſo geſchmackvollen als kriegeriſchen Anblick darbot. Vierzig Compagnien Cavallerie, deren jede aus vierzig Reitern beſtand, ſetzten ſich in zwei Säulen, in denen immer vier Reiter neben einander ritten, unter dem Flattern ihrer buntprangenden Fahnen in Bewegung. Unmittelbar darauf zeigte ſich der Ober-Stallmeiſter des Khans, mit zwölf Handpferden und einem offenen Schlitten hin-

ter ſich, dem das größere Reitergefolge, das gewöhnlich den Khan zu umgeben pflegte, nachzog.

Dann ſah man die von zwei grünen Flammen umſpielte Fahne des Propheten, die ein Emir in feierlicher Haltung trug und durch die Lüfte ſchweben ließ. Faſt mit ihr zuſammen wallten die gleich darauf folgenden Fahnen der Ignaz-Koſaken, die der Leibgarde des Khans hinzugefügt waren und den ganzen Zug beſchloſſen.

Der Khan hatte mit ſichtlichem Wohlgefallen dieſe Muſterung abgehalten, und wandte ſich zum Schluß an die ihn umgebenden Sultane und Hofleute, mit der lächelnden Frage: ob ſie denn auch bei der Schau, die eben abgehalten worden, den Tapferſten der ganzen Armee herausgefunden hätten?

Als Alle mit Befremden ſchwiegen, ſagte Krim-Girai mit der ihm eigenen blitzenden Laune: „Der Tapferſte, der bin weder ich, noch Ihr, noch irgend einer meiner Krieger, die bis an die Zähne ſich bewaffnet haben. Das iſt allein hier unſer Tott, der es gewagt hat, ohne Waffen mit in den Krieg zu gehen, und nicht einmal ein Meſſer bei ſich hat, um ſich einen Ruſſen abwehren zu können. Das iſt die

franzöſiſche Liebenswürdigkeit, welche ſchon durch ihr bloßes Erſcheinen Alles beſiegt!"

Der Khan lachte bei dieſen Worten in ſeiner halb anmuthigen, halb neckiſch herausfordernden Weiſe, die ſeinem Charakter ſtets das ſeltſame Gemiſch von Güte und Ironie gab. Dann befahl er, mit den geſammten Streitkräften von Neuem aufzubrechen, um noch vor Einbruch der Nacht in die zaporowiſchen Ebenen einzutreten.

Sein Zug glich oft einem luſtigen Abenteuer, das jedoch bald ſeinen ſchreckensvollen Hintergrund, auf dem es ſich ausbreitete, erkennen ließ. Der Khan ſelbſt, wie alle Heerführer, gaben ſich mit der größten Sorgloſigkeit, und unter einer beſtändig ausgelaſſenen Stimmung, den Gefahren hin, welche ſchon das Vordringen in einem ihnen gänzlich unbekannten Lande mit ſich bringen mußte.

So fand ſich eines Morgens, als man die Zelte zum Weitermarſch abbrechen wollte, daß die ganze Armee diesmal wider Willen und Wiſſen ihr Nachtlager auf einem zugefrorenen See genommen hatte, deſſen leichte Eisdecke bei längerem Verweilen bald die ganze Streitmacht Krim-Girai's in ſich hinabgezogen hätte.

Man bemerkte zugleich zwiſchen den Zelten ungeheure Löcher, welche von den Bewohnern der Gegend zum Waſſerſchöpfen in das Eis eingehauen ſchienen und die man am Abend in der Ermüdung und Erſchöpfung, in der man ſich gelagert, nicht wahrgenommen hatte. Dieſe Entdeckung wurde jedoch nur unter allgemeinem Jubel gemacht, welcher ſich beim Anblick dieſer Todesgefahr, unter welcher die Nachtruhe hingebracht werden, dem Khan bis zum letzten ſeiner Troßknechte mit einem das ganze Lager durchrauſchenden Gelächter mittheilte.

Dieſer heitere Eindruck wurde auch nicht durch die Erſcheinung einiger verzweifelter türkiſcher Soldaten geſtört, welche ſchon längſt die Unmöglichkeit gefühlt hatten, die beiſpielloſen Anſtrengungen dieſes Zuges ferner zu erdulden, und ſich plötzlich in dieſe Waſſerlöcher hinabſtürzten, um ihrem Leben ein Ende zu machen. Dies geſchah ſogar unmittelbar vor den Augen des Khans, der aber mit der größten Ruhe dieſem Beginnen zuſah, und es verbot, die Unglücklichen mit Gewalt davon abzuhalten.

„Man ehre die Unabhängigkeit deſſen, der ſterben will!“ ſagte er in ſeiner halb tiefſinnigen Weiſe. „Der Menſch, der ſich ſterben läßt, kennt den am

besten, der ihm helfen kann, und die Könige haben keine Gewalt mehr über ihn. Lassen wir ihnen das Feld frei, das sie sich suchen!"

Dann gab er seine Befehle zum Aufbruch, und unter erneuertem brausendem Gelächter der ganzen Heeresmasse setzte sich der Zug von Neuem in Bewegung. Mit tiefen Tönen hoben darauf die Kriegsgesänge der tatarischen Völker an, und die dahinwandelnde Heeressäule des großen Khans schien aus lauter Klang, Lust und Uebermuth gebaut zu sein. So wurde der Weg unaufhörlich in nördlicher Richtung verfolgt, um die Ufer des großen Ingul, der nordwestlich von Jelisabethgrad entspringt und sich bei Nicolajew zum schwarzen Meere hinab mündet, zu erreichen.

Auf diesem Punkt wurde zugleich der eigentliche Kriegsplan erst festgestellt. Ein Drittel des ganzen Heeres wurde unter besonderer Anführung eines Sultans und mehrerer Mirza's sofort dazu ausersehen, den Fluß zu überschreiten, und in mehreren Abtheilungen in Neu-Serbien einzufallen. Die diesem Corps vorgezeichnete Aufgabe bestand lediglich darin, alle Dörfer und Ortschaften in Flammen aufgehen zu lassen, die aufgehäuften Vorräthe der Ernte zu ver-

nichten, die Einwohner selbst gewaltsam wegzuschleppen, und alle ihre Heerden und ihre Habe mit ihnen zu entführen.

Diese Heeresabtheilung machte sich schon um Mitternacht bereit, ihren Uebergang über den Ingul zu bewerkstelligen. Die Kälte hatte gegen den Einbruch der Nacht auf eine auffallende Weise plötzlich nachgelassen, und man begann den raschen Eintritt eines nicht minder gefährlichen Thauwetters zu fürchten.

Schon fing das Wasser an, über einzelne Punkte des Eises, das den Ingul bedeckte, hinauszutreten, und damit schien die dringendste Eile für den Uebergang der ganzen Armee geboten. Die Tataren, welche an Märsche dieser Art am meisten gewöhnt waren, vollbrachten den Uebergang mit der größten Leichtigkeit. Indem sich Einer vom Andern in einer gewissen Entfernung hielt, schlichen sie in einem ganz leisen regelmäßigen Trab über die Eisflächen dahin, und langten glücklich am andern Ufer an.

Dieser Geschicklichkeit vermochten aber die Spahis durchaus nicht nachzueifern. Diese türkischen Reiter ließen sich vielmehr durch die kläglichste Furcht, die sie ergriffen hatte, bewegen, massenhaft zusammen-

zubleiben und ſich ſo langſam und mit ſo feſtem und gewichtigem Auftreten als möglich vorwärts zu ſchieben. Indem zugleich das Krachen des Eiſes unter ihren Tritten ihre Angſt noch erhöhte, ſtanden ſie entſetzt jeden Augenblick ſtill, und mußten dies Zögern faſt ſämmtlich mit dem Tode büßen. Einer nach dem Andern verſchwand in den mehr und mehr ſich öffnenden Eisſpalten, und bald war der größte Theil dieſer türkiſchen Cavallerie vor den Augen der Uebrigen verſunken.

Am anderen Ufer des Fluſſes wurde jetzt eine Zeitlang Halt gemacht, um den erſchöpften Truppen eine Friſt zu ihrer Erholung zu gönnen. Es fand ſich, daß von den ſechstauſend türkiſchen Reitern, die unter den Fahnen Krim-Girai's ausgerückt waren, nur noch ſehr wenige die Gefahr überlebt hatten. Einige von den noch übrig gebliebenen Spahis bejammerten aber jetzt mit lautem Wehklagen das ſchreckliche Schickſal ihrer verloren gegangenen Kameraden. Unter dieſen wurde beſonders ein Unglücklicher beklagt, der mit einer bedeutenden Summe Geldes, welche er bei ſich getragen und die das Glück ſeines hinterbliebenen Sohnes begründen konnte, in den Tiefen des Ingul ſeinen Untergang gefunden hatte.

Einer der muthigen Ignaz-Koſaken, die zu jeder Unternehmung bereit ſind, hat dies kaum vernommen, als er ſich auch ſchon erbietet, für zwei Zechinen, wenn man ſie ihm dafür ausſetzen will, die Börſe wieder aus dem Ingul herauszufiſchen. Sein Anerbieten wird mit Freuden angenommen, und der tapfere Sohn des Kuban entkleidet ſich, während man ihm genau das Eisloch bezeichnet, in welchem der Kamerad mit der ſchweren Börſe verſunken war. Der Koſak taucht alsbald unter, und bleibt ſo lange unter Waſſer, daß ſich die Zuſchauer ſchon ſeinetwegen zu beunruhigen anfangen. Aber nach einigen Minuten erſcheint er wieder am Tageslicht, und hält triumphirend den Schatz in die Höhe, welchen er den Fluthen abgenommen hat. Die Kameraden des Todten werden darauf in ihren Wünſchen ermuthigt, und nun fangen ſie noch über die ſchönen Piſtolen zu jammern an, die mit Silber beſetzt geweſen, und welche in dem Gürtel des ertrunkenen Spahis geſteckt hatten. Der unerſchrockene Ignaz-Koſak zeigt ſich auch ſogleich bereit, eine zweite Reiſe unter das Waſſer zu unternehmen, ohne daß er eine Erhöhung des ausbedungenen Lohnes verlangte. Bald erſcheint er auch mit den beiden ſilbereingefaßten Piſtolen, empfängt lächelnd

ſeine zwei Zechinen, ſteckt ſich wieder in ſeine Kleider und eilt dann in vollem Lauf, ſich wieder unter die Fahnen ſeines Regiments zu ſtellen.[1]

---

[1] Tott Mémoires sur les Turcs et les Tatares I. 265. Lagorio Abrégé historique des révolutions de la Tauride. 152.

V.

Kriegsabenteuer.

Während die zur Verwüstung der russischen Provinz bestimmte Heeres-Abtheilung in eiligen Märschen vorausrückte, folgte der Khan Krim-Girai mit den unter seinem Befehl verbliebenen Mannschaften in kleinen Tagemärschen nach. Ihn leiteten auf seinem Wege die plötzlich von allen Seiten emporschlagenden Feuerzeichen, die das Gelingen des ungeheuren Brandes, der über einer ganzen Provinz angezündet worden, ankündigten.

In den Flammen, welche bald den ganzen Horizont bedeckten, schienen zugleich die Klagestimmen und Schmerzenslaute einer Bevölkerung, die fast widerstandslos hinsank, durch die Luft zu schwirren, bis

der Rauch sich in so ungeheuren Säulen aufwirbelte, daß er Himmel und Erde mit einer undurchdringlichen Decke belegte und selbst die Jammertöne der in der Ferne aufschreienden Volksmassen zu dämpfen schien.

Während die Schaaren Krim-Girai's diese mörderischen Brände auswarfen und die Flammen für sich streiten ließen, schlug auf der anderen Seite die Kälte mit einem nicht minder verheerenden Angriffe in ihre eigenen Reihen ein.

Die Kälte war in Kurzem so heftig und unaushältlich geworden, daß den Mannschaften Krim-Girai's das Blut aus der Nase stürzte und das Gewicht der Eiszapfen, welches sich durch den Hauch an ihren Bärten gebildet, ihnen die schmerzlichsten Beschwerden verursachte.

Die türkischen Hülfstruppen, die Krim-Girai mehr und mehr als gänzlich unfähig für eine kriegerische Unternehmung erkennen mußte, wurden zuerst von der Härte des Elements so niedergeschlagen, daß Viele den Weitermarsch verweigerten und ein großer Theil in Eis und Schnee vergraben liegen blieb.

Krim-Girai, dem der Anblick der in Flammen zusammenstürzenden Provinz bereits wehe that und

deſſen trübe Stimmungen dadurch nur geſteigert wurden, empfand namentlich beim Anblicke der Türken einen von Tag zu Tag ſich ſteigernden Zorn, der ſich auch bei jeder Gelegenheit über dieſelben entlud.

Beſonders aber verdroß ihn ihre Gewohnheit, den Gefangenen, welche in einzelnen Gefechten gemacht wurden, die Köpfe abzuſchneiden und ihm dieſelben dann als Trophäen mit einer gewiſſen Ueberſchwänglichkeit und mit pomphaft ausgedrückten Wünſchen für ſein Wohl zu Füßen legen.

Dagegen ließ das gemüthliche und geſchickte Treiben der Tataren oft die anmuthigſten und erheiterndſten Bilder vor Augen erſcheinen. Dazu gehörte vornehmlich die ebenſo leichte als liebenswürdige Art, wie ſie ihre Beute und ihre Gefangenen fortzubringen verſtanden.

Ein einziger Mann reichte dazu aus, um fünf oder ſechs Gefangene jeden Alters, nebſt funfzig oder ſechszig Hammeln und zwanzig Ochſen, in einer durchaus ruhigen und ordnungsmäßig geſchloſſenen Gruppe hinwegzuführen. Aus einem Sack, den er an ſeinem Sattelknopf aufgehangen, ſtecken die Kinder, welche er dort wohl verwahrt hat, die Köpfe heraus. Ein junges Mädchen ſitzt vor ihm auf dem

Pferde, und wird von ſeinem linken Arm umſpannt gehalten. Die Mutter iſt hinter ihm auf dem Kreuz des Pferdes untergebracht. Der Vater befindet ſich auf einem der Handpferde, der Sohn auf einem anderen. Hammel und Ochſen wandern voran und Alles ſchreitet in der ſicherſten und wohlbemeſſenſten Ordnung dahin, welche von dem ſcharfen und ſtets aufmerkſamen Auge des Tataren ſo genau überwacht wird, daß ihm nicht die leiſeſte Abweichung davon entgeht. Was ſich zu zerſtreuen beginnt, wieder zuſammen zu halten, die energiſche Führung jederzeit fühlbar zu machen, für den Unterhalt und das Wohlbefinden der Gefangenen zu ſorgen, auch, wenn es Noth thut, zu Fuß von dem Einen zum Andern zu laufen, die Niedergebeugten zu tröſten und die Erſchöpften aufzurichten, und doch immer wieder im Mittelpunkt der Gruppe als Beherrſcher und Wächter derſelben zu erſcheinen, Alles dies iſt oft das Werk eines einzigen Augenblickes und wird mit blitzartiger Geſchwindigkeit, wie zugleich mit einer durchaus maleriſchen Anmuth ausgeführt.

Die Kälte hatte indeß wieder eine ſo entſetzliche Gewalt gewonnen, daß das Heer Krim-Girai's von Neuem den größten Qualen ausgeſetzt wurde, und

den Truppen kaum noch die Fortsetzung ihres Weges möglich schien. Als sie in die Nähe des starkbesetzten Forts Sanct-Elisabeth gelangten, war die Besorgniß nur darauf gerichtet, daß durch einen nächtlichen Ausfall aus der Festung das ganze erschöpfte Heer leicht geworfen und in Stücke gehauen werden könne. Krim-Girai ordnete daher eine wohlersonnene Kriegslist an, indem er durch die Mirza's ein ausgewähltes Corps von dreihundert Reitern bilden ließ, die beim Untergang der Sonne vor die Festung rückten und sich den Anschein geben mußten, als wenn sie, mit Unterstützung der ganzen hinter ihnen befindlichen Armee, einen Sturm auf das Fort eröffnen sollten. Dies wurde mit solcher Geschicklichkeit ausgeführt, daß die Garnison keinen andern Gedanken fassen konnte, als sich auf ihre Vertheidigung nach allen Seiten hin einzurichten. Die Ueberraschung brachte sogar so große Verwirrungen in Sanct-Elisabeth hervor, daß die Reiter Krim-Girai's es wagen durften, bis in die Vorstädte vorzudringen, während das ganze Heer unterdeß Rast halten und nach den Anstrengungen der letzten Tage sich neu in Stand setzen konnte.

Eines Tages, als sich Krim-Girai mit seinem Heere der Gränze der polnischen Ukraine näherte, be-

fand ſich der Khan in Geſellſchaft des Barons von Tott zu Pferde, um einen Angriff auf das Dorf Crasnikow anzuordnen, deſſen Bewohner ſich mit einigen Hundert Soldaten vereinigt hatten, um eine dort aufgeworfene Redoute zu vertheidigen und einen hartnäckigen Widerſtand zu leiſten.

Krim-Girai wollte den noch übrig gebliebenen Spahis Gelegenheit zu einer leichten Waffenthat geben und befahl, ſie zu einem Angriffe zu ſammeln; aber kaum hatten ſie einige Flintenſchüſſe gethan, als ſie auch ſchon wieder davonliefen, und ſich in dem benachbarten Gehölze verſteckten.

In demſelben Augenblicke aber ſtürzte eine Abtheilung Ignaz-Koſaken, welche in der Nähe Krim-Girai's hielt, hervor und bat den Khan um die Erlaubniß, den Angriff auszuführen. Sobald ſie dieſelbe erhalten, ſprangen ſie von ihren Pferden und ſtürzten mit einer blitzartigen Geſchwindigkeit auf die Redoute los, die ſie in kurzer Zeit, nachdem ſie einige vierzig Mann getödtet und die übrigen zu Gefangenen gemacht, mit Verluſt von acht bis zehn Todten einnahmen [1].

[1] Mémoires du Baron de Tott II. 156.

Der Khan ſtand jetzt im Begriff, mit Tott in das Dorf einzureiten, und ſprach eben mit erneuerter Heftigkeit ſeinen Unwillen gegen das unwürdige Benehmen der türkiſchen Soldaten aus, als er einen Türken aus dem Geſchlechte der Emirs gewahrte, der ſich ihm eilig zu Fuße näherte und einen abgeſchnittenen Kopf in ſeiner Hand trug.

„Seht Ihr dieſen ſchuftigen Geſellen?“ ſagte der Khan wüthend zu Tott. „Er will mir den Appetit zu meinem Abendeſſen verderben. Aber beobachtet ihn doch genau, wie er zugleich furchtſam iſt und den Kopf, den er eben abgeſchlagen, kaum zu berühren wagt!“

Der Emir näherte ſich jetzt dem Khan und warf den Kopf mit einer feierlichen Bewegung vor die Füße ſeines Pferdes, indem er den Wunſch ausſprach, daß alle Feinde des Kaiſers der Tataren daſſelbe Schickſal erleiden möchten, wie dieſer, der ſoeben ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht habe.

Krim-Girai hatte ſeine durchdringenden Augen ſcharf auf den vor ihm liegenden Kopf gerichtet, und in demſelben ſogleich das ihm wohl erinnerliche Geſicht eines ſeiner eigenen Koſaken erkannt.

„Unglücklicher!“ ſagte der Khan mit zorngedämpf-

ter Stimme zu dem Türken, „willst du dich etwa rühmen, daß du diesen Mann getödtet hast? Noch als Todter erregt er dir sichtlich Furcht, als Lebendiger aber würde er dich zerrissen und aufgefressen haben. Es ist einer meiner Ignaz-Kosaken, ich kenne ihn zu gut, der bei dem Angriffe auf das Dorf getödtet worden. Ein Anderer, der dir helfen wollte, mich zu betrügen, wird ihm das Haupt vom Rumpfe geschnitten haben, denn selbst dazu traue ich dir den Muth nicht zu."

Der Türke, obwohl sichtlich erschrocken, suchte sich durch Betheuerungen aller Art zu vertheidigen; jedoch der Khan ließ ihm seine Waffen untersuchen, aber weder sein Messer, noch sein Säbel, noch seine Pistolen zeigten irgend eine Spur auf, welche auf die Verübung einer blutigen That hingedeutet hätte.

„Tödtet diesen falschen Hunden!" schrie jetzt Krim-Girai in bebender Wuth.

Alsbald stürzte ein Officier seiner Garde hervor, und gab, um dem Zorn seines Herrn auf der Stelle genug zu thun, dem Türken mit seiner Peitsche einige leichte Hiebe, indem er dadurch dem Unglücklichen vielleicht das Leben zu erhalten glaubte.

Aber in diesem regte sich noch ungeachtet seiner

gefährlichen Lage der Stolz, ein Emir zu sein, obwohl diese Eigenschaft auch in der Türkei kein weiteres Privilegium mit sich bringt, als daß man demjenigen, der geprügelt werden soll, vorher mit einer gewissen Ehrerbietigkeit seine Kopfbedeckung abnimmt.

Als aber der Emir jetzt mit einer unverschämten Heftigkeit gegen das an seiner Person begangene Attentat sich erklärte, brach die Wuth des Khans in hellen Flammen aus.

„Man zerhaue dem Elenden seinen grünen Turban mit Peitschenschlägen auf seinem Kopfe, bis er auf demselben ganz in Fetzen zerschnitten ist!“ rief er mit einer fürchterlichen Stimme.

Dieser grausame Befehl, dem sich Niemand mehr entgegen zu stellen wagte, wurde jetzt sofort mit einer entsetzlichen Genauigkeit vollzogen, die den Tod des Unglücklichen in kurzer Zeit zur Folge hatte[1].

Der Khan wandte sich gleichgültig davon zurück und ging, indem er den Baron von Tott aufforderte, mit ihm weiter zu reiten, sogleich zu einem anderen Gespräch mit demselben über.

Ohne daß der Uebergang klar war, wie es öfter

[1] Mémoires du Baron Tott II. 138.

in seinen Unterhaltungen zu geschehen pflegte, richtete er an den Baron plötzlich mehrere Fragen über den Papst und den heiligen Petrus, über deren Personen wie über ihr Verhältniß zu den christlichen Staaten und Völkern er eine ganz genaue Auskunft zu erhalten wünschte.

Solche Gespräche klangen dann aber mit ihrem Thema den ganzen Tag über bis spät in die Nacht bei ihm nach, und als die Zelte aufgeschlagen waren, mußte Tott noch bis Mitternacht in fortgesetzten Mittheilungen über Wesen und Einrichtungen der christlichen Kirche bei ihm verweilen.

Es war dies mit größeren Anstrengungen als je verbunden, da der Platz, auf welchem das Lager dieses Mal aufgeschlagen worden, sehr wenig Schutz gegen Kälte und Sturm gewährte, und außerdem der gering gewordene Vorrath an Lebensmitteln selbst im Zelte des Khans nur ein dürftiges und unvollkommenes Mahl verstattet hatte.

Als Tott endlich die Erlaubniß erhielt, sich zur Ruhe in sein Zelt zurückzuziehen, traf er dort seine beiden Secretäre fast erstarrt vor Hunger und Kälte an. Kaum hatte er sich aber, eingehüllt in seinen Pelz, zu denselben niedergelegt, um ein Bett, das

größtentheils aus Schnee und Eis bestand, mit ihnen zu theilen, als ein Page des Khans die Zeltthür öffnete und auf einer Schüssel einen sorgfältig verhüllten Gegenstand hereinbrachte, den er als ein Geschenk des Khans ankündigte. Er setzte die Schüssel zu den Füßen des Bettes nieder und entfernte sich dann sogleich.

Der eine der Secretäre, Herr Coustillier, den der quälende Hunger noch am meisten wach erhalten hatte, zweifelte keinen Augenblick daran, daß dieses Geschenk in etwas Eßbarem bestehe, und bat seinen Gefährten, welcher der Schüssel am nächsten lag, dieselbe in die Höhe zu heben und näher zu untersuchen.

Dieser konnte sich erst vor Kälte und Schläfrigkeit nicht dazu entschließen, und streckte endlich, indem er seinen Kopf unter dem Pelz eingewickelt ließ, seinen Arm mechanisch nach dem Paket aus.

Er faßt etwas Haariges, hebt es, schon erschaudernd, zu dem Lichte der von der Kuppel des Zeltes herabhängenden Laterne empor, und bietet den hungergierigen Blicken des Andern einen Menschenkopf dar, der ihn aus seinen gebrochenen Augenhöhlen entsetzlich anstarrt.

Durch das fürchterliche Geſchrei Beider wird auch Tott geweckt, der in dem Schädel das abgeſchlagene Haupt des Koſaken, welches am Morgen dem Emir zu einem ihm ſo ſchmerzlich vergoltenen Betruge gedient, wieder zu erkennen glaubt.

Kaum war dieſe Entdeckung geſchehen, als die beiden Secretäre ſchon, wie von Schreckensgeiſtern gepeitſcht, von dem Lager aufgeſprungen waren und vereint den Kopf ergriffen, um ihn weit zum Zelte hinaus zu ſchleudern, indem ſie dann laute Verwünſchungen über Kälte, Hunger und die ſchlechten Späße des Tatarenfürſten erſchallen ließen. —

Der Khan bewegte ſich jetzt mit ſeiner Heeresſäule an den Gränzen Polens entlang, und nahm ſeine Richtung auf die kleinen Städte Sibilow und Bouky. Den Tataren, die überall auf Beute und Brand umherſchweiften, war ein genaueres Studium der Gränzen Polens ſchwer begreiflich zu machen, aber die ungemein ſtrengen Maßregeln, welche der Khan aus Rückſicht für das polniſche Gebiet ergriffen, hätten bald wieder zur Herſtellung einer gewiſſen Ordnung geführt. Den Hauptbeſtandtheil ſeiner Armee ließ er gewöhnlich nur vor den Dörfern ſich lagern, und die Truppen mußten dann von den eigenen Le-

bensmitteln, die sie mit sich führten, sich nähren. Die Türken, welche noch immer der Lust nicht widerstehen konnten, ihre Brände in die Häuser zu werfen, und dann auf Raub und Plünderung auszugehen, wurden mit den fürchterlichsten Strafen belegt.

Das Heer Krim-Girai's konnte aber bald nur noch in ganz kleinen Tagereisen vorwärts rücken, da die Ueberlast der Kriegsbeute, welche es mit sich fortzuschleppen hatte, ihm ein ungeheures Gewicht an seine Füße gehangen. Die Zahl der Gefangenen, welche die Armee als Sclaven aus Neu-Serbien wegführte, betrug mehr als zwanzigtausend, und die Menge der Heerden, welche in ihrer Mitte fortgetrieben wurden, war unzählig und unübersehbar geworden.

Krim-Girai ließ jetzt sein Heer in sieben Colonnen vorwärts ziehen, weil er bei dieser Gliederung um so genauer alle Ausschweifungen seiner Kriegsvölker überwachen zu können glaubte. Der Marsch ging jetzt nur noch so langsam, als die Heerden, welche man mit sich führte, es gestatteten. Die Beutegier der Tataren versuchte es jedoch auf alle mögliche Weise, die Wachsamkeit des Khans zu täuschen, und jeden geeigneten Augenblick zu Plünderungen und Räubereien wahrzunehmen. Es stach aber die dunkel-

braune Farbe der tatariſchen Gewänder zu ſcharf gegen den weißen Schneegrund der Gegend ab, als daß dem Alles bemerkenden Auge des Khans nicht ſogleich jede verdächtige Bewegung unter ſeinen Schaaren auch aus weiter Ferne aufgefallen wäre.

Eines Tages hatten ſich indeß einige Tataren aus dem Stamm der Neghaien aus ihrer Reihe hinweggeſtohlen, um ein polniſches Dorf zu plündern, das ihnen zu dieſem Zweck beſonders anlockend erſchienen war, und hinter dem ſie ſich eben verbergen wollten, als der Khan, der am Saume des Waldes entlang plötzlich eine Anhöhe betrat, auf welcher er die ganze Ebene überſehen konnte, auch der hinter den Hecken verſteckten Beutemacher gewahr wurde.

Er gebot ſofort Halt und ſandte ſeinen Selictar mit vier Soldaten ab, um das Dorf zu durchſuchen und Jeden, den ſie beim Plündern betroffen hätten, ſofort zur Stelle zu ſchaffen. In ſein Geſicht trat dabei ein gewiſſer unheimlicher und düſterer Zug, der jedesmal an den Tag zu legen pflegte, daß der Khan mit einer ſtrengen und grauſamen Entſchließung umging, die dann nie von ihrem Ziel abgewandt werden konnte.

Der Selictar, der ſich in aller Eile davon be-

geben hatte, kehrte bald mit einem Tataren zurück, der ein Stück Leinewand und einige Knäuel Baumwolle aus dem Dorfe gestohlen hatte. Vor den Khan geführt, gestand der unglückliche Beutemacher auch sofort sein ganzes Verbrechen, und räumte ein, daß er von der ganzen Strenge des erlassenen Verbots unterrichtet gewesen sei, wie er auch erklärte, daß er nichts zu seinen Gunsten anzuführen wisse. Er versuchte auch in der That nicht, irgend Jemand für seine Person zu interessiren, oder die Gnade des Khans anzugehen, sondern er stand in eiskalter Ruhe unbeweglich da, um seinen Urtheilsspruch zu erwarten.

Aller Augen waren auf den Khan gerichtet, der jetzt mit seiner furchtbarsten Donnerstimme rief: „Man lasse ihn von seinem Pferde heruntersteigen, und binde ihn an den Schweif desselben fest! Er werde dann so lange fortgeschleift, bis kein Athem mehr in ihm zu finden ist! Ein Ausrufer, der neben ihm hergeht, unterrichte die Armee von den Beweggründen dieser Strafe!"

Sobald Krim-Girai dies Urtheil ausgesprochen, stieg der Tatar still, und ohne einen Laut von sich zu geben, von seinem Pferde ab. Ebenso ruhig über-

lieferte er ſich den Soldaten, die ihn binden ſollten. Aber es ergab ſich, daß weder ein Strick noch ein Riemen zu dieſem Zwecke in Bereitſchaft war.

Während man ſich beeilte, das Fehlende herbeizuſchaffen, verſuchte Tott für den Unglücklichen ein Wort um Gnade bei Krim-Girai einzulegen. Statt jeder Antwort aber befahl Krim-Girai, deſſen Ungeduld ſich in den Zornesadern ſeiner Stirn malte, jeden Zeitverluſt zu meiden, und die Sehne eines Bogens zu nehmen.

Man entgegnete ihm, daß dieſelbe zu kurz ſein würde.

„Weblan," ſchrie der Khan, vor Wuth mit dem Fuße aufſtampfend: „ſo möge der Elende ſeinen Kopf in den Bogen ſtecken, und dann in demſelben fortgeſchleift werden!"

Der Tatar gehorchte auch dieſem Befehl ſtillſchweigend und mit der größten Genauigkeit. Sein Pferd wird von einem Reiter beſtiegen, und nun läßt er ſich ruhig und ohne jeden Widerſtand fortziehen. Da er aber mit dem Trabe des Pferdes bald nicht mehr gleichen Schritt halten kann, fällt er zu Boden und befreit dadurch ſeinen Hals wieder von dem Joch, das ihn bis dahin gefeſſelt hatte.

Der Khan ſah dies neue Hinderniß mit ſchäumendem Ingrimm. Er ſann einen Augenblick nach, indem er mit einem entſetzlichen Ausdruck an der Unterlippe nagte. Dann befahl er mit einem furchtbaren Lächeln: „Der Verbrecher ſtecke den Kopf noch einmal durch den Bogen, und halte denſelben dann mit ſeinen beiden Händen ſo lange feſt, bis er ſeinen Tod gefunden!“

Der Tatar begriff jetzt, daß er ſein eigener Henker werden ſolle, und gab nunmehr das erſtaunlichſte Beiſpiel einer willenloſen Unterwerfung unter den Befehl ſeines Herrſchers. Er kreuzte ſofort ſeine Arme feſt und eng über der Bruſt zuſammen, und hielt ſo den Bogen, in den er ſeinen Kopf geſteckt hatte, und der von Neuem an dem Schweif des Pferdes befeſtigt worden war.

Der Reiter ſprengte nun in einem ſauſenden Galopp mit ihm von dannen, und bald kam die Botſchaft zurück, daß der Tatar, der im letzten Todesgehorſam ſeine Stellung nicht mehr verändert hatte, an einer Felsecke zerſchmettert worden ſei.[1] —

Unter dieſen und ähnlichen Abenteuern war man

[1] Mémoires du Baron de Tott II. 7.

nach Braslaw gelangt, wo die Theilung der Kriegsbeute, die zu ungeheuren und nicht mehr zu bewältigenden Massen angewachsen war, vor sich gehen sollte. Es geschah dies mit einer Ordnung und Genauigkeit, die von dem Khan mit seiner das Einzelnste beherrschenden Willenskraft ebenso leicht als gewaltig gehandhabt wurde, obwohl die trügerische Geschicklichkeit seiner Tataren, alles Mögliche bei Seite zu bringen, auch bei diesem Geschäft sich oft in den grotesksten Zügen geltend machte. Ungeachtet des ihm mannigfach gespielten Betrugs, behielt der Khan jedoch für seinen Antheil zuletzt beinahe zweitausend Sclaven übrig, die er nun, da er auf das Behalten derselben keinen Werth legte, mit vollen Händen an Jeden, der ihm gerade in der Nähe war, zu verschenken begann.

Der Baron von Tott, der dieser gränzenlosen Freigebigkeit lange in stiller Bewunderung zugesehn, wagte endlich die Bemerkung, daß, wenn der Khan so fortführe, er bald die Quelle seines Ueberflusses gänzlich ausgetrocknet haben würde.

Krim-Girai befand sich heut wieder in jener wehmüthig-humoristischen Stimmung, die den gewaltigen Naturſohn von Zeit zu Zeit auf eine so eigen-

thümliche Weiſe beſchlich, und im Verlaufe dieſes Feldzuges ihn nicht ſelten mit einer ungewöhnlichen Gemüthsbewegtheit beherrſcht hatte.

„Mein lieber Freund Tott," entgegnete er auf die Bemerkung des Franzoſen, „mit dem vorgerückten Alter lindert ſich der Durſt nach dem Beſitz von ſelbſt, aber Ihr ſeid noch jung, und verſteht Euch zu erfreuen, und es iſt deshalb wohl billig, daß Ihr auch Euren Antheil an der Fülle unſerer Beute empfanget. Entfernt von Eurem Harem, ſeid Ihr mit mir in der Wildniß umhergezogen und habt allen Stürmen und Wettern an meiner Seite Trotz geboten. Dafür habe ich Euch auch nun ſechs ſchöne junge Knaben von der reizendſten Geſtalt und Geſichtsbildung, und gerade ſo, wie ich ſie für mich auswählen würde, beſtimmt."

„Ich befinde mich einem ſolchen Geſchenk in der That in der äußerſten Betroffenheit gegenüber!" entgegnete Tott erſtaunt. „Auch weiß ich gar keinen Nutzen aus einer ſolchen Gabe zu ziehen, und würde ſogar in die größte Verlegenheit durch dieſelbe gerathen. Denn Eure Sclaven ſind ſämmtlich Ruſſen, und wie ſollte ich es mit meiner Stellung vereinigen, mich plötzlich in den Beſitz und Genuß junger Ruſ-

ſen geſetzt zu ſehen, da dieſelben Unterthanen einer mit meinem Souverain noch immer befreundeten Macht ſind, und ſchon die Diplomatie mir verbieten würde, mir Rechte irgend einer Art an ihnen herauszunehmen."

Krim-Girai ſah ihn lachend an und ſagte: „Nun, ſo will ich Euch ſechs junge Georgier für die ſechs jungen Ruſſen geben, und Eure abendländiſche Diplomatie, die doch am Ende nur eine große Pedanterie und Heuchelei iſt, wird Euch nun hoffentlich keine Schwierigkeiten weiter bereiten, und Euch den Appetit frei laſſen, um dem Geſchenk eines Freundes Euch zuzuneigen."

„Und doch nicht ſo ganz, wie Eure Hoheit es denkt!" entgegnete Tott mit einem ſchüchternen Ausdruck. „Nun bleibt noch ein anderes Hinderniß unbeſiegt, das ſich auf dieſem Wege mit ernſter Gewalt geltend macht. Das iſt meine Religion."

„Ach," entgegnete Krim-Girai mit einem liſtigen Lächeln, „das iſt ein kitzlicher Punkt, und ich werde mich wohl hüten, daran zu rühren. Nun fürchte ich auch, daß der Herr Baron von Tott keine Sclaven haben wird. Aber wie wäre es, wenn ich aus den ſechs jungen Ruſſen ſechs junge Ruſſinnen oder aus

den ſechs jungen Georgiern ſechs junge Georgierinnen Euch machte, und das alſo umgetauſchte Geſchenk Euch nochmals darböte? Würde ſich dann Eure Diplomatie oder Eure Religion nachgiebiger gegen Eure eigenen Wünſche bezeigen?"

„Ich will Euch etwas geſtehn!" erwiederte der Franzoſe mit einer vertrauten Wendung. „Gegen eine Verſuchung dieſer Art würde ich ſchlecht gewaffnet ſein, und es iſt möglich, daß ich mich durchaus nicht ſo ſchwierig ſowohl in diplomatiſcher wie in religiöſer Hinſicht gezeigt hätte, wenn mir ſechs hübſche Mädchen von Euch angeboten worden wären."

„Seht Ihr," lachte Krim-Girai, „wie es mit Euren vielgerühmten Principien im Abendlande ſteht! Da habe ich Euch nun, Euch, die Ihr bald aus Diplomatie, bald aus Religion tugendhaft und ehrlich ſeid, und Euch doch recht ſehr in der Mode befinden würdet, wenn Ihr ein ganzes Heer heimlicher Sclavinnen, mögen ſie nun Ruſſinnen oder Georgierinnen ſein, mit Euch nach Paris brächtet, während es Euch unpolitiſch und irreligiös dünkt, Euch öffentlich nur als Triumphator über ſechs Ruſſen, die

Euch unbedingt Herr nennen ſollen, zu zeigen. Aber ſeht, guter Freund, auch ich habe meine Religion, und wenn ich Euch auch ſonſt gern eine angenehme Verſuchung bereitet hätte, ſo verbietet mir doch eben meine Religion, an einen Chriſten andre als männliche Sclaven verabfolgen zu laſſen, während ſie mir gleicherweiſe vorſchreibt, die Frauen für mich zu behalten, um Proſelyten aus ihnen zu machen."

„Und die Männer," erwiederte Tott, „ſcheinen Euch alſo weniger der Mühe der Bekehrung werth? Da werdet Ihr mir ſchon erlauben müſſen, zu glauben, daß es nur die hübſchen Mädchen ſind, die Euch beſſer gefallen, und die Ihr am liebſten für Euch ſelbſt zu behalten wünſcht!"

„Nein, ganz und gar nicht," erwiederte Krim-Giray, „da gehorche ich bloß der Weisheit des Propheten! Ein Mann bleibt doch ſelbſt in der Knechtſchaft ein mehr oder weniger unabhängiges Weſen, und ſeine Bekehrung wird immer eine Art von Wunder ſein. Aber die Bekehrung der Weiber iſt ſtets die natürlichſte und einfachſte Sache von der Welt. Denn eine Frau wird doch immer von der Religion ihres Liebhabers ſein, und

der Liebe als dem großen Miſſionnair folgen, dem nicht zu widerſtehen iſt[1]."

Damit brach Krim-Girai das Geſpräch ab, und fuhr in der Vertheilung der Sclaven und Sclavinnen fort, bis er ſich der letzten derſelben entäußert hatte.

---

[1] Mémoires du Baron de Tott II. 10.

VI.

Der Rückzug.

Krim-Girai zeigte nur noch in einzelnen Momenten etwas von dem wilden und heiteren Uebermuth, der ſonſt einen Haupt-Beſtandtheil ſeines Charakters gebildet. Er wurde im Verfolg des nur auf eine Kette von Gräueln und Verwüſtungen berechneten Feldzuges von Tag zu Tag verſtimmter, einſylbiger und düſterer.

Als ihm ein einziger Tag, wo der Froſt ſich zu einem beiſpielloſen Grade geſteigert hatte, mehr als dreitauſend Menſchen und dreißigtauſend Pferde koſtete, welche vernichtet durch die Kälte hinſanken, verhüllte Krim-Girai mit einer lauten Wehklage ſein Haupt. Es war das erſte Mal, daß man ihn einem

Schmerz ſo offen und vor Aller Augen hingegeben ſah.

Hundertundfunfzig Ortſchaften wurden auf dieſem Zuge durch die Flammen eingeäſchert. Zuletzt beſtand die Luft nur noch aus den umherfliegenden Theilen der aufgewirbelten Aſche, mit der ſich der Dunſt der überall von der Hitze zerfließenden Schneemaſſen vermiſchte. Dieſe Decke ſchob ſich auf den Flügeln eines grauen Nebels in ſchauerlichen Maſſen fort und ſchlug weit über die Gränzen Polens wie eine Botſchaft von dieſen Kriegsthaten der Tataren hinüber [1].

Unter den auffallendſten Bewegungen ſeines Gemüths hatte Krim-Girai endlich den Rückzug für ſeine, um einen bedeutenden Theil verringerten Truppen angeordnet, und er ſelbſt befand ſich im Geiſte wie im Körper ganz erſchöpft, als er wieder in Bender eintraf und unter dem Donner ſeiner ganzen Artillerie ſein Schloß in Kawſchany bezog, das in der letzten Zeit ſein Lieblings-Aufenthalt geworden.

---

[1] Siestrzencewicz, Histoire du Royaume de la Chersonèse taurique, p. 413.

Er gedachte hier nur einige Tage im Genuß ſeines gewohnten Lebens auszuruhen, um dann ſein Heer verſtärkt und erneuert ins Feld zu führen und ſich zunächſt mit der türkiſchen Armee, deren Abgang ihm ſchon von Konſtantinopel gemeldet wurde, an den Ufern der Donau zu vereinigen.

Das eigenthümliche Uebelbefinden, an welchem der Khan ſchon unterwegs gelitten, und das ſich zuerſt in Anfällen einer den rieſenhaften Körper faſt zuſammenknickenden Hypochondrie gezeigt, trat jetzt plötzlich wieder mit größerer Heftigkeit und in bedenklicheren Erſcheinungen hervor.

Er beſprach ſich eines Tages ſehr ernſt über ſeinen Zuſtand und die dagegen zu ergreifenden Mittel mit dem franzöſiſchen Reſidenten, der ihm in der That das Vertrauen eines Freundes einflößte und ihm auch ſchon in dieſer Beziehung manchen nützlichen Rath gegeben hatte.

In dieſem Augenblicke wurde dem Khan die Ankunft eines Mannes gemeldet, der ihm ſchon früher von Seiten ſeines Hofes her als einer der größten Heilkünſtler und als ein Kenner aller Geheimkräfte der Natur empfohlen worden war.

Es was dies Siropolo, ein aus Korfu ge-

bürtiger Grieche, der als Arzt und zugleich als politischer Agent in den Diensten des abgesetzten Fürsten der Walachei, des jungen Ghika Alexander, stand, und von einflußreichen Hofleuten des Khans sehr begünstigt zu werden schien.

Diese hatten es endlich erlangt, daß Krim-Girai ihn zu sich kommen ließ, um ihm seinen gestörten Gesundheits-Zustand anzuvertrauen.

Sirepolo trat jetzt mit einem theils scheuen, theils zudringlichen Wesen, das auf Tott von vorn herein einen sehr unangenehmen Eindruck zu machen schien, in das Zimmer, und bot dem Khan, der gerade entsetzlich litt und Krämpfe hatte, die Hülfe seiner Kunst an, indem er die Versicherung gab, daß ein einziger Trank, den er, keineswegs unangenehm für den Geschmack, bereiten wolle, hinreichen werde, um den Fürsten auf der Stelle und von Grund aus von allen seinen Uebeln zu heilen.

Krim-Girai erklärte sich ohne jedes weitere Besinnen damit einverstanden und empfahl dem Arzt nur die möglichste Eile an. Dieser entfernte sich auch sogleich, um, wie er sagte, die zu seinem Tranke nöthigen Kräuter aus den nächsten Bergen herbei zu schaffen.

Das Geſicht des Barons von Tott ſchien eine Betroffenheit und Bekümmerniß auszudrücken, die dem Khan auffiel.

„Wie, mein Freund,“ redete ihn Krim-Girai mit einem auf ſein Geſicht zurückkehrenden Lächeln an, „Ihr habt Furcht, ja, ich glaube, Ihr zittert faſt? Iſt es meinetwegen?“

„Gewiß!“ antwortete Tott. „Ihr ſeid im Begriff, Euch einem Menſchen anzuvertrauen, an deſſen Lage und Verhältniſſe man nur zu denken braucht, um ſich den begründetſten Beſorgniſſen deßhalb hinzugeben. Vergeßt nur nicht, Seigneur, daß dieſer Siropolo in den Dienſten eines Mannes ſteht, deſſen Entfernung von dem Fürſtenſtuhle der Walachei Ihr zur Bedingung machtet, als Ihr in Eure Herrſchaft als Khan der Tataren wieder eingeſetzt wurdet.“

„Ihr ſeid mehr krank als ich, an Hypochondrie, mein Freund!“ erwiderte Krim-Girai lachend. „Wenn der Trank des Siropolo mir gut gethan hat, werde ich Euch nöthigen, zur Zerſtreuung von ſolchen Grillen etwas davon zu koſten. Seht ihn Euch noch einmal an, ſeht mich an, den Khan der Tataren, und urtheilt dann, ob man einem Manne ſeiner Art den

Muth zutrauen kann, gegen den Tatarenfürſten etwas zu unternehmen?“

Alle ferneren Vorſtellungen blieben unbeachtet.

Auch erſchien am andern Morgen der Grieche wieder und wußte durch ein ungemein gewandtes und dienſteifriges Benehmen, welches aber den Argwohn des franzöſiſchen Reſidenten noch mehr reizte, das Zutrauen des Khans vollends zu befeſtigen.

Krim-Girai empfing den Trank aus ſeinen Händen und leerte den Becher mit ſtarken, gierigen Zügen aus.

Die nächſten Wirkungen davon erwieſen ſich ſchon als ſehr nachtheilig und erſchreckend. Der Khan wurde von einer außerordentlichen Schwäche befallen, die von Stunde zu Stunde zunahm.

Siropolo erklärte dieſelbe für eine heilbringende Kriſis, verbürgte ſich für das Gelingen der Heilung, und ſchien außerordentlich froh und guter Dinge zu ſein.

Tott ſuchte die Miniſter Krim-Girai's dazu zu beſtimmen, ſich der Perſon Siropolo's verſichert zu halten und ſein Leben von dem ihres Herrn abhängig zu machen.

Aber theils begegnete er auch bei ihnen einer

auffallenden Lauheit auf dieſem Puncte, theils ſchien der verdächtige Chymiſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß er durch keine Drohung irgend einer Art einzuſchüchtern war.

VII.

Krim-Girai's Tod.

Die unheilvolle Schwäche Krim-Girai's wurde aber ſo groß, daß er ſich ſchon nicht mehr öffentlich zeigen konnte und den Harem nicht zu verlaſſen vermochte.

Seinen Freunden und Verehrern am Hofe entſchwand bereits jede Hoffnung, und beſonders war Tott untröſtlich, den Khan nicht mehr ſehen und ſprechen zu ſollen.

Da gelangte die Botſchaft zu ihm, daß der Khan ſeiner Geſellſchaft begehre, und Tott wurde, durch dieſe beſondere Gelegenheit dazu berechtigt, in die vertrauteſten Gemächer des Harems geführt.

In dem erſten Zimmer, welches er betrat, ſah er eine Gruppe ſchöner und geſchmückter Frauen, die

aber ſo ſehr von Schmerz und Verwirrung über das Schickſal ihres Gebieters niedergeworfen ſchienen, daß ſie es vergaßen, beim Eintritt des Barons von Tott die Flucht zu ergreifen.

Indeß fehlte es auch ihm an der Stimmung, um den reizenden und verführeriſchen Schönheiten, die ſich ihm jetzt ſo unbewacht zeigten, ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Nur die aufrichtige und tiefe Trauer, welche auf ihren Geſichtern und in der Haltung ihrer Geſtalten ausgedrückt lag, dünkte ihn in dieſem Augenblick anziehend.

Beſonders zeichnete ſich unter ihnen eine junge Tatarin durch ihre glänzende Schönheit wie durch den mit ungewöhnlicher Heftigkeit bei ihr hervortretenden Schmerz aus. Es war Scineb, die Tochter des Dolmetſchers Arland aus Bakſchi Sarai, welche, ſeitdem ſie der Khan den Händen des preußiſchen Reſidenten Boscamp gewaltſam entriſſen, nicht nur die Zierde dieſes Harems wurde, ſondern auch mit der leidenſchaftlichſten Zärtlichkeit der Perſon Krim-Girai's anhing und ſeine eigentliche Favoritin geworden war.

Ihr Schmerz wurde aber ſo heftig und ſtürmiſch, daß ihr Zuſtand Beſorgniß zu erregen anfing

und ihre Genoſſinnen ſich theilnehmend und wehklagend um ſie beſchäftigten.

Tott trat jetzt in das Gemach, in welchem Krim-Girai in ſeinem Bette lag.

Der Khan beendete ſo eben verſchiedene Verhandlungen, die er noch mit ſeinem Diwan Effendi gehabt, und zeigte dem Baron von Tott die Papiere, welche auf ſeinem Bette um ihn her lagen.

„Seht," ſagte er mit erhobener Stimme, der er abſichtlich noch einen volleren und friſcheren Ausdruck zu geben ſchien, „das iſt meine letzte Arbeit! Und Euch habe ich meinen letzten Augenblick beſtimmt, denn ich liebte Euch!"

Aber als der Khan bemerkte, daß Tott einem gränzenloſen Schmerz ſich überließ, und daß die Mühe, die er ſich ſelbſt gab, um vollkräftig und ungebrochen zu erſcheinen, doch das Wehgefühl ſeines franzöſiſchen Freundes nicht zu lindern vermochte, reichte er ihm noch einmal treuherzig die Hand und ſchüttelte ihm die ſeinige zu wiederholten Malen.

Dann ſagte er fröhlich: „Trennen wir uns lieber, mein Freund; Eure Aufregung würde mich weich machen, und ich muß ſehen, daß ich ein ſtarker

Mann bleiben und recht freudig und heiter einſchlummern kann!"

Dann gab er, nachdem ſich Tott mit dem letzten Abſchiedsgruß entfernt hatte, ein Zeichen, worauf ſich ſechs Muſiker, die im Hintergrunde des Zimmers aufgeſtellt waren, erhoben und mit ihren Inſtrumenten ein wunderbar tönendes Concert, deſſen Stücke der Khan ſchon vorher angeordnet hatte, begannen.

Ein ſanftes Behagen verbreitete ſich bei dem ſüßen Schall der Inſtrumente über das mehr und mehr erbleichende Geſicht Krim-Girai's. Er neigte ſein Haupt immer begieriger, und als wenn er an denſelben den Durſt ſeines inneren Fiebers löſchen wolle, nach den Klängen hin, und bereits ſchienen die Schmerzen des Körpers dem Zauber der Harmonieen zu weichen.

Das glückliche, übermüthige, halb ſpöttiſche, halb gutherzige Lächeln, das ſelten von ſeinen Lippen gewichen war, kehrte mit einem entzückten Ausdruck wieder um den Mund zurück, während ſich auf der hohen Stirn ein heiterer, klarer Frieden lagerte.

Eine halbe Stunde darauf hauchte er bei dem andauernden Klingen der Muſik ſeine mächtige Seele aus.

Sein Tod, ſobald er im Palaſt von Kawſchany ruchbar wurde, verbreitete Schrecken und Beſtürzung.

Eine allgemeine Troſtloſigkeit und Verzweiflung ſchien ſich zunächſt bei Hof und Regierung kund zu geben.

Indeß verſammelte ſich der Divan, ordnete Couriere nach allen Weltgegenden ab, traf die Anſtalten zum feierlichen Begräbniß Krim-Girai's und legte einſtweilen die Autorität in die Hände eines der Sultane nieder.

Nichts aber erſchien dem Baron von Tott, der alles Vorgehende aufmerkſam beobachtete, auffälliger, als daß der Grieche Siropolo ohne alle Schwierigkeit ſeinen Paß und ſein Poſt-Billet empfing und ſich in jeder Weiſe unbehindert nach der Walachei zurückbegeben konnte.

Nichtsdeſtoweniger zeigte ſich die Vergiftung deutlich und unbeſtreitbar, als man den Körper des Khans einzubalſamiren begann. Doch ſchien es der Divan nicht in ſeinem Intereſſe zu finden, hier eine Schuld zu ermitteln oder eines Schuldigen Beſtrafung zu verlangen[1].

[1] Mémoires du Baron de Tott II. 201.

Der entſeelte Leib des Khans wurde im feierlichſten und prachtvollſten Aufzuge, wie es dem Brauche der Tataren bei ſolchen Gelegenheiten gemäß war, nach der Krim gebracht.

Der Körper wurde in einer mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagenen Kutſche fortgeführt, welche ſechs mit ſchwarzen Decken behangene Pferde zogen.

Funfzig Ritter, eine Anzahl von Mirzas und ein Sultan, der die Escorte befehligte, geleiteten, ſämmtlich in die tiefſte Trauer gekleidet, den nach Bakſchi Sarai ſich fortbewegenden Zug.

Hinter demſelben in einiger Entfernung folgte noch ein Wagen, mit geringerem Trauergepränge, worin der Körper der entſeelten Seineb ſich befand, deren zärtliches Gemüth im Uebermaß des Schmerzes um ihren geliebten Herrn an demſelben Tage ſeines Hinſcheidens gebrochen war. Auch ihr war ein Grab auf dem Kirchhofe des Palaſtes von Bakſchi Sarai neben den Favoritinnen der Khane der Krim beſtimmt worden[1].

[1] Die verſchiedenen Legenden, welche ſich an eines der berühmteſten Grab-Denkmäler in dem Todtenfelde des Schloſſes von Bakſchi Sarai angeknüpft haben, laſſen in demſelben bald die ſchöne Gräfin Maria Potocki ruhen, die einem der letzten Khane, kurz vor Beſitznahme der Krim durch Rußland (1783),

So ging Krim-Girai dahin, der letzte große Khan, welcher die taurische Halbinsel vor ihrer Besitzergreifung durch Katharina von Rußland beherrschte.

---

in einem seltenen Verhältnisse der Liebe angehörte; bald verherrlichen sie darin das Grab der letzten Favoritin des Khans Krim-Girai. Puschkin schließt sein Gedicht über die Thränenquelle von Bakschi Sarai mit einer Hindeutung auf dieses Grab, wobei er der Tradition folgt, welche darin ein Denkmal der Maria Potocki angenommen hat. Dasselbe ist auf einer viereckigen Basis, die oben in ein Achteck ausmündet, von einer dreieckigen Kuppel bedeckt, deren Grundlagen auf den acht Seiten des Unterbaues sich niederlassen. Das Grab hat außerdem Säulen und Nischen und eine kleine Vorhalle, und macht den Eindruck eines großen, umfassenden Bauwerkes. Vergl. Revue de l'Orient V. 231.

Druck von Trewitzsch und Sohn in Berlin.

Gall 671 h

Pariser
Kaiſer-Skizzen.

Von

Theodor Mundt.

Erſter Theil.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1857.

Vorwort.

Die nachfolgenden Skizzen, die im Sommer 1856 größtentheils in Paris selbst entworfen wurden, schildern in bunter Reihe und losem Rahmen die Eindrücke, wie sie bei einem zum dritten Male erneuerten Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs, diesmal inmitten der vollen Entfaltung des neuen Kaiserlebens, sich frisch und unmittelbar dargeboten haben.

Auf eine eigentliche Kritik des neuen napoleonischen Kaiserthums in seinen zu Tage liegenden politischen und socialen Wirkungen war es nicht abgesehn, aber die Glossen, zu denen jeder Schritt auf dem heutigen imperialistischen Pflaster von Paris Veranlassung gab, formten sich doch immer wie von selbst wenigstens zu einem pathologischen Krankheitsbild, dessen Enthüllung nach verschiedenen Seiten hin versucht wurde. Der Imperialismus ist der rothe Faden, der sich jetzt durch alle dortigen Zustände charakteristisch hindurchschlingt, und ihn zu kennzeichnen und zu beschreiben, konnten oft Lebenserscheinungen, die mit dem Staatssystem in gar keiner unmittelbaren Berührung stehn, am beweiskräftigsten dienen.

Manchem wird es gewiß zu weit gegangen sein, was diese Skizzen dem Imperialismus Alles in die Schuhe schieben wollen, aber das Leben einer großen Nation, und die Franzosen glauben dies ohne Zweifel noch immer zu sein, ist so sehr auf allen seinen Punkten ein untheilbares und zusammenhängendes Ganzes, daß man es an jedem neuen Vaudeville eines Boule-

vardtheaters merken und nachweisen kann, wer dermalen die Tuilerien und den französischen Thron bewohnt.

Die von dem Verfasser entworfenen Zeit- und Sittenbilder zielten daher überall ganz wie von selbst auf den Kaiser, als den Alles entscheidenden Mittelpunct der heutigen französischen Gesellschaft, ab, obwohl sie das letzte Wort ebenso wenig zu sprechen wagten, als es das neue Kaiserthum selbst, das noch immer wie ein Räthselschleier über den Franzosen liegt, schon gesprochen hat. Nur die auf der Straße liegenden oder den Häusern abgelauschten Symptome einer neuen Krisis konnten verzeichnet und gesammelt werden.

Ich fühlte freilich auch als Deutscher die hinlängliche Verpflichtung in mir, bescheiden zu sein, weil es offenbar zu hart für die Franzosen sein würde, wenn sogar ein Deutscher mit seinem philosophischen Bettelstolz ihnen wegen politischen Banquerotts und socialer Heruntergekommenheit den Text lesen wollte! Auf der andern Seite konnte der Verfasser aber doch, beim neuen Besuch seiner Freunde in Paris, einer gewissen Schadenfreude nicht widerstehn, indem er sah, wohin die Franzosen in der That gekommen sind, sie, deren stolze hochpolitische Gesichter sonst den deutschen Denker und Träumer nur zu bemitleiden schienen, jetzt aber offenbar beschämt und betroffen zur Seite blickten.

Berlin,
Ende October 1856.

Theodor Mundt.

Pariſer Kaiſer-Skizzen.

I.

Der Kaiſer der Franzoſen und ſeine neue Dynaſtie.

Bei verſchiedenen Gelegenheiten ſah ich den Kaiſer der Franzoſen und empfand jedesmal den Eindruck einer unergründlich in ſich ruhenden Perſönlichkeit, die ſich durch ihren Glauben an ſich ſelbſt gewiſſermaßen geweiht und gefeit fühlt, die klar und dunkel, räthſelhaft und offen zugleich erſcheint, und dadurch zum Theil die tief ergreifende und gedankenvoll machende Wirkung einer providentiellen Natur, eines unläugbar von der Geſchichte ſelbſt auserleſenen Inſtruments hervorruft.

Zuletzt ſah ich Louis Napoleon am 14. Juni 1856 bei dem Tauffeſt ſeines prinzlichen Thronfolgers, in der großen, von acht Pferden gezogenen Staatskaroſſe,

auf deren Dach die kolossal ausgeführte Kaiserkrone von purem Gold, umgeben von vier gewaltigen goldenen Fama-Figuren auf den Ecken, die neue Herrschaft des Napoleonischen Imperialismus in Frankreich verkündete.

Neben ihm, in diesem ganz neuen imperialistischen Galawagen, saß die Kaiserin Eugenie, in einem blauen Atlasgewande mit weißen Points, strahlend in den alten Krondiamanten Frankreichs, unter denen der berühmte Regent, welchen einst der revolutionaire Convent für sechs Millionen Francs in Berlin versetzt hatte und der von Napoleon dem Großen aus den Mitteln seiner Privat-Chatoulle eingelöst worden war, den vielbedeutsamen Glanzpunkt bildete.*)

Der Prince Imperial, einstweilen das Symbol der Dauer für die neue Napoleonische Dynastie, wurde in einem besonderen Wagen mit seiner Amme und den für die „Kinder Frankreichs" ernannten Gouvernanten und Unter-Gouvernanten, dem glücklichen Kaiserlichen Elternpaar vorausgefahren.

*) Dieser weltberühmte Diamant, der 136 Karat schwer ist und im Jahre 1848 zu 8 Millionen Francs Werth taxirt wurde, hat unter den Kronschätzen Frankreichs seine besondere Geschichte, die bis in die Zeit Karls des Kühnen von Burgund zurückgeht. Auf dem mineralogischen Museum in Berlin giebt es ein treues in Holz geschnittenes Facsimile davon.

In einer bedeutungsvolleren und befriedigenderen Situation konnte man den neuen Herrscher Frankreichs nicht wiedererblicken, wenn man ihn früher in anderen persönlichen wie historischen Lagen seines Lebens gesehen! Als er jetzt inmitten des prachtvollen Kaiserlichen Cortège aus dem Palast der Tuilerien hervor die prächtige Rue de Rivoli hinunter bis zur Kirche Notre Dame sich bewegte, wo die Taufe seines Thronfolgers vollzogen werden sollte, erinnerte ich mich eines Tages, wo ich ihn zuerst als Präsidenten der französischen Republik gesehen und er, noch umspielt von den Zukunftsträumen des Kaiserreichs, zu einem auf dem Marsfelde abzuhaltenden Manöver ausgeritten war.

Es war am 6. August 1851, als ich, über den zauberhaft schönen Place de la Concorde gehend, durch eine Volksbewegung aufmerksam gemacht wurde, welche sich am Eingang der Champs Elysées, von der Allee her, welche zu dem Palais de l'Elysée führte, bemerklich machte. In diesem Palais, welches einst das Eigenthum der Marquise von Pompadour gewesen, hatte der Präsident der neuen Republik Frankreich seinen Sitz aufgeschlagen, und das Volk, das sich zu beiden Seiten der Allee aufgestellt, erwartete sein Heraustreten. Bald erschien Louis Napoleon, umgeben von einem Geleite von Generälen, welche dazu den

Tag vorher durch die Zeitungen aufgefordert worden waren, denn es sollten Truppenübungen auf dem Marsfelde zur Feier der Anwesenheit des Lord Mayors von London und einer Deputation der damaligen Londoner Welt-Ausstellung abgehalten werden. Es waren dies die ersten Keime der neuen englisch-französischen Allianz, und man pflegte dieselben schon in der französischen Republik mit sichtlicher Vorliebe, besonders von Seiten des Präsidenten Louis Napoleon, der damals wenigstens instinctmäßig mit einer Freundschaft Englands und Frankreichs zu spielen anfing.

Endlich erschien er selbst, und die Einfachheit seines Aussehens überraschte mich im höchsten Grade. Er saß sehr gut zu Pferde und beschäftigte sich mehr mit der Zügelung desselben, als mit der Volksmenge, die ihn ringsumher enthusiastisch begrüßte und an welcher er scheinbar mit der arglosesten Gleichgültigkeit vorüberritt. Einigemale nahm er bei den ihn umschallenden Grüßen den Hut ab, sah aber dann wieder mit einer gewissen zurückhaltenden Geberde vor sich nieder und auf sein Pferd. Er sah damals ungemein unschuldig aus und hatte fast einen kindlichen Anstrich in seinem Wesen, der seine tiefgehegten Pläne mit einer gewissen anmuthigen Naivetät übergoß. Er erschien damals, vor fünf Jahren, unverhältnißmäßig

jünger, während heut die Kaiserkrone, der orientalische Krieg und die europäische Situation, welche letztere ihren eigentlichen diplomatischen Knotenpunkt in ihm gefunden, schon ernstere und schärfere Falten in sein sinnendes Gesicht eingegraben haben.

Er trug damals die Uniform der Nationalgarde, mit einem breiten rothen Band quer über die Brust gezogen. Damals sah er noch so aus, als wenn er jeden Augenblick wieder den Adler fliegen lassen könnte, wie einst in Boulogne, und man hatte kaum noch andere Erwartungen von ihm, als daß er nur den großen Napoleon im Stil der falschen Prima Donna von Krähwinkel spielen würde.

Heut haben die thatsächlichen Erfolge des Kaisers zugleich eine Gediegenheit des Charakters und einen tiefen Hintergrund staatsmännischer Einsicht und politischer Pläne entwickelt, die, wo sie nicht gerade unter dem Gesichtspunkt eines bestimmten Prinzips beurtheilt werden, nicht verfehlen können, die imponirende Macht einer großen Herrschaft auszudrücken.

Beim Erscheinen des Präsidenten stürzte damals zugleich eine Menge von Blousenmännern und Blousenjungen hinter den Bäumen der Champs Elysées hervor, die ein systematisches Gefolge bei jedem öffentlichen Aufzuge des Präsidenten der Republik zu bilden

ſchienen. Es waren dies die ſogenannten Decembriſten, ein zuſammengeleſenes käufliches Geſindel, welches man durch einige büreaukratiſche und militairiſche Elemente disciplinirt hatte, und das ganz und gar mit den deutſchen Treubündlern auf derſelben Stufe zu ſtehen ſchien. Dicht hinter mir hörte ich den Ruf: vive l'empereur! den einige Jungen in blauer Blouſe, welche ſich auf die Bäume hinaufgeſchwungen hatten, obwohl noch vereinzelt und mit leiſe krähenden Stimmen ertönen ließen. Neben mir ſtanden einige ernſt blickende Einwohner der neuen franzöſiſchen Republik, aber kein einziger von ihnen ſchien Republikaner genug, um zu einem dieſer Jungen hinaufzulangen und ihm ein Paar Ohrfeigen für ſein das neue Staatsgrundgeſetz verrathendes Vivat zuzuwenden.

Wie anders ſah es am Tage des Tauffeſtes des Kaiſerlichen Prinzen aus, an dem ich mich zuletzt in Paris befand. Auch jetzt ſtürzten wieder einige Geſtalten der blauen Blouſe aus den Seitenſtraßen hervor, um den Kaiſerlichen Triumphwagen, der heut auf der Sonnenhöhe des Imperialismus dahinflog, mit einem Gemurmel, das wie vive l'empereur klang, zu empfangen.

Dieſe Rufe erſtarben aber faſt hinter der gewaltigen Kette des Militairs, das von den Tuilerien aus

die ganze Rue de Rivoli hinunter bis zum Stadthause und zur Notre-Dame in einer ungemein prachtvollen Aufstellung sich hinzog. Die französische Armee in ungeheurer Anzahl und in der Elite ihrer Regimenter und Mannschaften erschien als der Hauptfactor dieses Tages, der für den eigentlichen Glanz- und Ehrentag des in seine Herrschaft wieder eingesetzten Napoleonismus gelten mußte.

Es schien eine Tendenzabsicht des Programms zu sein, gerade an diesem Tage, welcher die neue Dynastie als solche triumphiren ließ, die ganze stolze Säule der französischen Heeresmacht durch die Straßen von Paris zu entwickeln.

Das neue Kaiserthum Frankreichs kann, wie das alte, nur ein Militairkaiserthum sein, das, alle geistigen Kräfte wie alle politischen Rechte der Nation überwachsend und zudeckend, den Ruhm des ersten kriegerischen Volkes, den Ruhm der ausschließlichen militairischen Entscheidungskraft in Europa, zum Symbol seiner Herrschaft gemacht hat.

Und welche Armee entfaltete sich hier zu einer selbst jedem Feinde Bewunderung abnöthigenden Gliederung! Soldaten, die mit ihren siegreichen Fahnen so eben erst von den Ufern des Schwarzen Meeres zurückgekehrt waren und dort einen Feldzug, der in späteren

Zeiten den Abenteuerzügen nach dem goldenen Vließ angereiht werden wird, mit einer für die ganze europäische Politik den Ausschlag gebenden Tapferkeit beendigt haben!

Und zur Vollführung aller Thaten, durch welche die französische Armee mit einem beispiellosen Kriegsruhme hervorleuchtet, hat es, wie der Augenschein lehrt, keiner Heldengestalten von einer ungewöhnlichen körperlichen Dimension bedurft. Wenn man bei den französischen Kerntruppen, welche bei dem Napoleonischen Taufest die Rue de Rivoli hinunterflogen, den einzelnen Mann musterte, so entdeckte man durchgängig nur zierliche und leichte Gestalten, die, entfernt von jedem pommerschen und uckermärkischen Heroenwuchs, ihre eigentliche Kraft nur in ihrer individuellen Freiheit und Lebendigkeit zu besitzen scheinen.

Diese kleinen und schlanken Soldaten, die unter allen Zonen der Welt mit der gleichen persönlichen Ausdauer gefochten, tragen eine Elasticität der Muskelkraft in sich, welche durch die Strenge der militairischen Disciplin nur straffer angezogen, aber keineswegs in ihrer persönlichen Lebensäußerung unterbunden wird. Die französische Armee ist dadurch diese graciöse Mischung von Individualität und Waffengewalt geworden, worin sie ebenso sehr ihre Angriffs-

ſtärke, wie ihre Ausdauer im Kampfe behauptet und von keinem andern modernen Kriegskörper erreicht und übertroffen wird.

Vom Offizier herab, der ſich in ſeiner Perſönlichkeit keineswegs ſo ſpecifiſch von dem gemeinen Soldaten unterſcheidet, als dies anderswo der Fall iſt, bis zur leichtfüßigen, mit drolliger und koketter Würde einherſtolzirenden Marketenderin, iſt es überall dieſer heitere, lebensluſtige, kecke Sinn, der ſich durch alle Glieder der franzöſiſchen Armee gleichmäßig hinzieht, und ihrer Inſtitution zugleich einen menſchlichen und ſocialen Charakter aufdrückt.

Mit dieſer Armee hat Louis Napoleon das Kaiſerthum ſeines Onkels wieder aufgerichtet, welches ſchon bis auf die letzten Spuren in Frankreich ausgelöſcht zu ſein ſchien. Der Bürgerkönig Louis Philippe glaubte den Napoleonismus ſcheu als ein zur hiſtoriſchen Vergangenheit gewordenes Element mit einer gewiſſen Großmuth behandeln zu können, und lockerte dadurch auch nach dieſer Seite hin den ſchwankenden Boden, auf welchem der Julithron ſich mit Hülfe der conſtitutionnellen Balancirſtange aufrecht zu erhalten hatte.

Louis Philippe, der, als gebildeter Mann, auch hiſtoriſchen Sinn hatte, ging aber im Intereſſe ſeines

eigenen Throns offenbar zu weit in ſeinen Anerkennungen, die er dem geſchichtlichen Glanz und Namen des großen Napoleon zollte. Umgab er doch ſelbſt ſeine eigne Perſon und die ſeiner Söhne mit den früheren Adjutanten des Kaiſers; und der Preſſe, welche unter ſeiner Regierung zu einer in modernen Zeiten beiſpielloſen Freiheit emporſtieg, wehrte er nicht, mit einem immer glühenderen Fanatismus den Namen Napoleon umherzutragen und daraus zugleich ein ganz neues und ungemein pathetiſches Genre der modernen Poeſie zu erzeugen.

Die eigentliche Bildung einer Bonapartiſtiſchen Partei ging in Frankreich unter Louis Philippe vor ſich, der den Hauptanſtoß zu ihrer mächtigeren Entwicklung durch die Hinüberführung der Ueberreſte des Kaiſers Napoleon auf franzöſiſchen Boden im Jahre 1840 gab. Wenn man will, war es halb ein ritterlicher, halb ein gelehrter Sinn, der den Bürgerkönig trieb, die Aſche Napoleons als ein nationales Eigenthum Frankreichs von den Engländern zurückzufordern und über ſeiner Grabſtätte, die dem Vaterlande heilig ſein ſollte, den hohen Dom der Invaliden zu wölben.

Louis Philippe war großſinnig genug, um die Integrität der franzöſiſchen Nationalgeſchichte conſtruiren zu wollen, und wie er in einem Nationalmuſeum zu

Verſailles alle hiſtoriſchen Monumente und Bilder zur Geſchichte Frankreichs zu vereinigen gedachte, ſo ſollte auch der franzöſiſche Boden ausſchließlich Alles beſitzen, was an die Exiſtenz des Kaiſers und des Helden erinnern konnte.

Louis Philippe war in dieſer encyclopädiſchen Träumerei zugleich ſo tollkühn, daß er damals durch den Miniſter des Innern, Hrn. von Rémuſat, in der Deputirtenkammer ausſprechen ließ: ein franzöſiſcher Herrſcher, wie Napoleon, ſolle nicht das gewöhnliche Begräbniß der Könige von Saint-Denis finden, ſondern er ſolle dort im Dom der Invaliden, wo ihn die Soldaten des Vaterlandes einſenken würden, fortfahren zu herrſchen und den Oberbefehl zu haben, und bei ſeinem Namen und Andenken ſollten ſich ſtets diejenigen erheben, welche zur Vertheidigung Frankreichs beſtimmt wären.

Von dieſem Augenblicke an hatte die Napoleoniſche Partei in Frankreich ein Centrum gewonnen, und die jungen Offiziere der Armee zeigten bald auf alle und jede Weiſe ihre Schwärmerei für den Kaiſer Napoleon, indem ſie ſogar ihre Uniform, beſonders aber den kleinen dreieckigen Hut, in der Manier des großen Helden zu tragen ſuchten. Man konnte ſchon jetzt entdecken, daß die franzöſiſche Armee die geiſtige Wiedergeburt des

Namens Napoleon in sich vollbracht und sich seine Gestalt aus aller Schmach, die Schicksal und Verschuldung darauf gehäuft, zu einer idealen Reinheit und Schönheit verklärt hatte, die einen Nationalcultus ohne Gleichen daraus machen ließen.

Louis Napoleon selbst hatte schon unmittelbar nach der Julirevolution seine geheimen Verbindungen im französischen Heere angeknüpft, und stand mit vielen Generälen des Kaiserreichs in dem genauesten persönlichen Verkehr, in dem es sich schon vor der Republik von 1848 um die Wiederherstellung des Napoleonischen Kaiserreichs handelte. Die neue Napoleonische Partei vermischte sich darum unter Louis Philippe großentheils mit den geheimen republikanischen Gesellschaften, weil dieselben den eigentlichen Grundstoff einer neuen Umwälzung in sich trugen, und die meiste Kraft zu haben schienen, um den Juli-Thron in die Luft zu schnellen.

Es war aber noch ein persönliches Hineinleben Louis Napoleons in die Armee erforderlich gewesen, um die große Katastrophe mit einiger Aussicht auf Erfolg herbeizuführen. Dies wurde sein eigentlicher Regierungszweck, dem er als Präsident der französischen Republik nachging.

Die militairischen Champagner-Frühstücke im Elysée

und die Gabel-Revuen in der Ebene von Satory zeigten den Prinz-Präsidenten zugleich als den freigebigen Bewirther seiner Offiziere und Soldaten, die dem Macchiavellismus des Büffets, durch welchen die Kaiserherrschaft eingeleitet wurde, durchaus nicht widerstanden.

Das Verpflichtende, das in einer guten Mahlzeit liegt, zu einer historischen Triebfeder werden zu lassen und darauf die Wiedergeburt des Imperialismus zu begründen, war ein origineller Gedanke, der zwar schon öfter in der Weltgeschichte eine Rolle gespielt hat, der aber wohl selten mit so vieler Grazie und Anmuth auf beiden Seiten zur Anwendung gekommen ist.

Die französische Armee war aus den Kämpfen, in welche sie unter der Juli-Monarchie geführt worden, disciplinirter als je, aber auch mit einem stärkeren Kastengeist, als sie jemals besessen, hervorgegangen. Der stark moussirende Napoleonische Champagner wußte diesen Kastengeist noch feuriger anzuregen, und in diesem Taumel stellte sich zugleich das Bewußtsein fest, daß die Armee die eigentliche und wahre Nation sei, und daß das Schicksal Frankreichs in den Händen seiner Soldaten liege.

Dieser Gedanke, daß in der Armee vorzugsweise

die Nation selbst verkörpert und vertreten sei, ist stets der wirksamste Hebel der politischen Reaktion gewesen, und ist das eigentliche System des Staatsstreichs, den auch Louis Napoleon so glücklich und wirksam aus dieser ideellen und champagnerhaften Fiction zu gestalten wußte.

Einer dieser Bearbeitungsscenen wohnte ich unter der Republik auf einem Fest in Saint-Cloud bei, welches von dem Präsidenten damals der englischen Ausstellungs-Commission zu Ehren gegeben wurde und auf dem eine Art von Huldigungs-Ceremonie für den Präsidenten der französischen Republik stattfand. Auch zu dieser Cour, die eigentlich dem damals plötzlich in die Mode gekommenen Gedanken der englisch-französischen Allianz galt, waren überwiegend viele Einladungskarten an die Offiziere der Armee vertheilt worden.

Man sah unter diesen eine Menge junger, schöner Gesichter, auf denen bereits die Begeisterung für das künftige Kaiserreich glühte, und die heiter und lebensmuthig, wie sie waren, schon damals (im Herbst 1851) jeden Augenblick bereit schienen, auf der Spitze ihres Degens die neue Zukunft heraustreten zu lassen.

Ihr persönliches Verhältniß zu dem Präsidenten der Republik schien eine berauschende Mischung von Gefühlen der Verbrüderung und von einer ernsten

ehrfurchtsvollen Hingebung an den Träger des großen, die Situation neu entscheidenden Namens zu sein.

Louis Napoleon machte ihnen gegenüber den Wirth mit einer bedeutsamen Verbindlichkeit, die etwas Geheimnißvolles hatte, und das lösende Wort des ganzen Räthsels schon in den Augen Aller hervorschimmern ließ.

Daß dabei am Buffet wieder unendlich viel Champagner getrunken wurde, berichteten am andern Tage alle Zeitungen. Einige auffallende persönliche Wirkungen sah ich davon am späteren Abend auf der Rückfahrt nach Paris, wo ich in demselben Eisenbahn-Coupé mit mehreren Offizieren der Lancier-Regimenter (die sich bei den berühmten Revüen von Satory am meisten enthusiastisch für Napoleon ausgesprochen hatten) mich befand.

An den Unterhaltungen dieser Offiziere im Eisenbahn-Coupé mußte ich freilich bemerken, daß dies Regiment gerade das gründlichste Verständniß für den Champagner hatte. Denn die Wirkungen desselben zeigten sich unverkennbar sowohl in der Haltung der Gestalten, als auch in einigen hitzigen Wendungen des Gesprächs, zu denen wenigstens der eine der Kameraden, dessen streitsüchtiges Naturell angefacht schien, mehrfach ansetzte.

Meine Hoffnung, in diesem Tumult schon etwas das imperialistische Gras wachsen zu hören, und der Zukunft einige ihrer Geheimnisse abzulauschen, ging aber nicht in Erfüllung. Die Unterredung bot durchaus nichts Neues dar, und man blickte nur in eine Maschinerie hinein, in der an unsichtbaren Fäden, die in ihrer wirklichen Verschlingung auch später noch nicht ganz klar geworden, Alles dazu ausgesponnen und vorbereitet schien, um mit Nachdruck und Präcision jede Unternehmung ins Werk setzen zu können.

Diese beispiellose militairische Maschinerie sah ich am Tauf-Feste des Prince imperial auf ihrer siegreichsten Höhe ausgespannt. Die Armee, die sich von Neuem einem Kaiserlichen Willen zum Organ geweiht und darin ihre wahrhafte Bestimmung wiedergefunden zu haben glaubte, geleitete in einem erhabenen Triumphaufzug, der das stolze Bewußtsein seiner eigenen Bedeutung auf der Stirn trug, das Kaiserliche Kind zum Taufaltar von Notre-Dame.

Die neue Rue de Rivoli, über welche der wunderbare und fast märchenhaft erscheinende Zug sich hinbewegte, repräsentirt aber auch an sich selbst noch ein anderes Element, in welchem das Napoleonische Kaiserthum, neben seiner militairischen Begründung, seine Basis und Tragkraft gesucht.

Diese Straße, die in ihrer neuen wahrhaft großartigen Verlängerung zunächst aus dem Neubau des Louvre und der Tuilerien hervorgegangen und ihre Fortführung durch den Abbruch der engen Winkel- und Mysterien-Gassen des alten Paris gewonnen, verdankt ihren eigentlichen Ursprung den politischen Berechnungen des neuen Kaiserthums, das einen Haupthebel seiner Staatsweisheit in der Beschäftigung der arbeitenden Klassen gesucht hat.

Für das Panem et Circenses der alten römischen Herrschaftler hat Louis Napoleon mit tiefer Erkenntniß der heutigen Situation die Worte: **Brot und Arbeit** zu seinen eigentlichen Regierungs-Symbolen gemacht. Schon als Präsident der Republik begann er daher die umfassendsten Bau-Unternehmungen in Paris zu eröffnen, die einen zweischneidigen Sinn in sich trugen, indem sie einerseits die Regierung zur unablässigen Arbeitsgeberin des Volkes machten, andererseits aber mit Hülfe des Volkes selbst einen guten Theil von der Höhle des alten Drachen zerstörten, und der Revolution ihre finstersten Schlupfwinkel und gefährlichsten Angriffspunkte entzogen.

Die Schutthaufen zusammengeschlagener Häuser und Straßen, unter denen ich hier in der Zeit der Republik wanderte, haben sich jetzt wie durch ein ma-

gisches Kunststück in großartige Plätze, Paläste, Arkaden, Prachthäuser und eine in ununterbrochener Linie sich fortziehende gewaltige Straße verwandelt, deren Eindrücke ebenso schön und festlich sind, als sie bereits das Werk einer stätigen und schöpferischen Herrschaft zu bezeichnen scheinen.

Der Kaiser hat als Bauherr von Paris vielleicht ebenso starke Mittel zur Befestigung seiner Herrschaft spielen lassen, als die militairischen sind, die das Kaiserthum durch die Gewalt der Waffen aufrichteten. Schurzfell und Kelle haben den Imperialismus recht eigentlich unter dem französischen Volke wieder ausgebaut.

Diese Bauten, die einen beispiellos massenhaften Umfang mit dem großartigsten Stil verbinden, bezeichnen zugleich den Anfang der beispiellosen Entfesselung des Kapitals, welche in Frankreich durch die Anleihen und Creditunternehmungen seit dem Regierungsantritt Louis Napoleons in Schwung gekommen. Louis Napoleon deckte nicht nur die Kosten des orientalischen Krieges, sondern auch den größten Theil dieser Bauten durch Regierungs-Anleihen, welche die neue Speculations-Epoche der Börse begründeten, und unter dem Anschein eines volksthümlichen Börsenspiels aus allen Klassen der Gesellschaft die großen wie die kleinen Capitalien auf den Markt lockten.

Das Heer, die Bauten und die Agiotage wurden somit in einem merkwürdigen Ineinandergreifen ihrer Elemente die specifische Tragkraft der neuen Napoleonischen Kaiserherrschaft. Der Krieg und der Nationalruhm, die Beschäftigung der arbeitenden Volksklassen und der allgemeine Geldschwindel, begründeten eine Art von Solidarität, die dem Kaiserthron bisher diese elastischen und nach allen Seiten hin verzweigten Grundlagen gegeben.

Es sind dies Betrachtungen, zu denen man sich auf keinem Punkt von Paris so lebhaft aufgefordert fühlen kann, als hier in der Rue de Rivoli, und zwar in einem Augenblick, wo man an einem für vieles Geld gemietheten Fenster in dieser Straße das Kaiserliche Cortège mit dem neuen Sprößling der Napoleonischen Dynastie vorüber stolziren sieht.

Die Niederreißung alter und verretteter Stadttheile zu einem allmähligen Neubau von Paris hat freilich auch manche Opfer erfordert, die für den Augenblick theuer zu stehen zu kommen scheinen. Man hat berechnet, daß in Folge dieser Bauten schon mehr als 80,000 Menschen neue Wohnungen haben aufsuchen müssen. Zur Vergrößerung der Central-Markthallen allein wurden 20 enge und finstere Gassen mit 249 Häusern niedergerissen. Die Verlängerung der

Rivolistraße, welche schon jetzt 3146 Meter lang ist, erforderte die Niederreißung von 32 Straßen mit 587 Häusern. Ueberhaupt beliefen sich die durch die Seine-Präfectur bewerkstelligten Niederreißungen in Paris 1852 auf 250, 1853 auf 515, 1854 auf 299, 1855 auf 320, und 1856 auf 181 Häuser, die zusammen im Wege der Expropriation mit 126,211,549 Francs bezahlt wurden. Die Zahl und der Werth der Neubauten hat zwar, nach den offiziellen Berichten, die Zahl und den Werth der niedergelegten Häuser weit überstiegen, aber nichtsdestoweniger besteht in dem Verhältniß der Neubauten zu den Demolirungen schon deshalb ein sehr ins Gewicht fallender Unterschied, weil die neuen Häuser in Paris nicht mehr nach einem so engen und beschränkten Maaßstab wie in dem alten Paris angelegt werden, und im Durchschnitt auf den Raum von drei alten Gebäuden jetzt immer nur ein einziges neues Haus kommt, so daß für 2000 alte Häuser nicht mehr als 650 neue an die Stelle getreten sind.

Es mußten dadurch allerdings Besorgnisse von sehr weitgreifender Art unter der Pariser Bevölkerung erweckt werden, indem namentlich die ärmeren Klassen, die bisher auch in der für Vertienst und Erwerb vortheilhafteren Mitte der Stadt wohnen konnten, sich

den Stuhl vor die Thür gesetzt sahen und mehr und mehr mit einer völligen Hinausdrängung aus der Stadt bedroht wurden. Nicht nur die mehr aristokratische Benutzung des Raumes, sondern auch die ungewöhnlich hervorgetretene Steigerung der Miethspreise haben die armen Leute zu dieser Auswanderung aus den bessern Theilen der Stadt genöthigt.

Aber die überall wache Fürsorge des Kaisers hat sich bald auch nach dieser Seite hin thätig gezeigt, und was bisher noch in allen größeren Städten, namentlich Deutschlands, auf eine fast zu leichtsinnige Weise verabsäumt worden, hat Napoleon III. bereits mit den einfachsten Maßregeln in Angriff zu nehmen gewußt. Er hat nicht nur bedeutende Zuschüsse für Bauten zu Arbeiter Wohnungen ausgeworfen, wofür besondere Unternehmungen veranstaltet worden sind, sondern er hat auch ähnliche Zuschüsse jedem Erbauer eines neuen Hauses, wie jedem Eigenthümer eines alten Hauses geboten, der geneigt ist, darin die Stockwerke in kleine Wohnungen abzutheilen. Sowohl dadurch, wie durch die Neubauten selbst, die den arbeitenden Klassen unaufhörliche Beschäftigung und höhere Löhne verschafft, hat der Kaiser die materiellen Bedenklichkeiten seiner Bau-Unternehmungen mit den politischen Vortheilen auszugleichen gestrebt. —

Aber nicht nur Regierungsklugheit und Politik, sondern in der That auch den edelsten und erhabensten Geschmack hat Kaiser Louis Napoleon als Bauherr bewiesen. Der Ausbau des Louvre und die Verbindung desselben mit dem Palast der Tuilerien haben Paris um ein Denkmal der Architektur bereichert, das den Napoleonischen Namen auf die glänzendste und dauerhafteste Weise mit den alten dynastischen Monumenten verbindet.

Dem reinen, klassischen Stil dieser neuen Bauwerke scheint es freilich nicht ganz zu entsprechen, wenn in den einen der neuen Verbindungsflügel des Louvre die Zuavenwache hineinverlegt worden ist. Wenigstens mischt sich dadurch ein einigermaßen burlesk gewordenes Zeitelement ein, denn dies afrikanische Corps in seiner abenteuerlichen wilden Tracht, mit dem vorschriftsmäßigen Bartwuchs, trägt überhaupt seit einiger Zeit am meisten dazu bei, dem Straßen-Leben von Paris den Anstrich eines Maskenballes zu geben.

Ueberall sieht man diese grotesken Leibtrabanten des Kaisers eingestreut, die offenbar zu seinen persönlichen Liebhabereien gehören, und darum auch den neuen Louvrebau färben helfen mußten.

Das Zuaven-Corps ist übrigens längst nicht mehr original zusammengesetzt, sondern es stecken jetzt in

dieſem pikanten Koſtüm alle möglichen Beſtandtheile, die darin auch im Intereſſe der imperialiſtiſchen Polizei untergebracht worden ſind. Auch einem deutſchen Juden begegnete ich in dieſer Tracht, der ſich, als er uns vor einem Magazin zufällig deutſch reden hörte, auf die offenherzigſte und angelegentlichſte Weiſe als Landsmann zu erkennen gab.

Die Bauluſt Louis Napoleons wird bald auch das alte Schloß der Tuilerien und die übrigen Stadttheile von Paris ergreifen. Denn der Napoleonismus will auf dieſem Wege zugleich der ganzen franzöſiſchen Hauptſtadt einen neuen Adam anziehen, in welchem der alte zu vollſtändig bonapartiſtiſchem Fleiſch und Blut wiedergeboren werden ſoll.

Von den Plänen zu einem theilweiſen Umbau der Tuilerien hört man bereits mit ganz definitiven Angaben ſprechen. Auch fordert die offenbare Baufälligkeit einzelner Theile des Tuilerien-Schloſſes, namentlich des Pavillons de Flore und der großen, bis zum Carouſſel-Thor laufenden Galerie am Waſſer, wohl ſeit einiger Zeit dazu auf. Nicht minder mag der Gedanke nahe liegen, daß der alte hiſtoriſche Unglücksgeiſt, der in den Tuilerien hauſt und bis jetzt noch alle ſeine Bewohner ereilt hat, vielleicht durch einen Umbau des Hauſes ſelbſt gebannt werden könnte. Die

Architektur ist allerdings nicht blos eine künstlerische und ökonomische Macht, sondern es haftet auch ein sociales und politisches Verhängniß an ihren Mauern und Formen. Wenigstens ist es den Helden und Herrschern von jeher am meisten verstattet gewesen, abergläubisch zu sein. Auch an den von Le Notre unter Louis XIV. angelegten Garten der Tuilerien soll die glücklich umschaffende Hand Louis Napoleons gelegt werden. Die Großartigkeit und Schönheit der Baumgruppen dieses Gartens kann nicht leicht übertroffen werden, aber der Kaiser will jetzt die beiden schönen Terrassen nach der Seine hin und an der Rivoli-Straße abtragen lassen, um den Garten von einer breiten Avenue, die vom Vendome-Platz bis zum Quai führen soll, durchschneiden zu lassen. Es scheint dabei darauf abgesehen, dem bisher etwas vereinsamten und dunklen Garten eine volksthümliche Lebendigkeit, gleich den elysischen Feldern, zu geben, weshalb ihm auch künftig eine Beleuchtung durch 10,000 Gasflammen zuertheilt werden soll.

II.

Der Dom der Invaliden und die napoleoniſche Politik.

Das Kaiſergrab, welches der hohe Dom der Invaliden einſchließt, iſt gewiſſermaßen die heilige Kaaba des Napoleonismus geworden. Um in der Stimmung der heutigen franzöſiſchen Situation zu ſein, mußten wir auch wiederum dieſen Dom der Invaliden beſuchen, der in majeſtätiſchem Stolz an den Seine-Ufern ſich erhebt, und unter den großen Zeugen des franzöſiſchen Nationalruhms, die vom Tuilerien-Schloß aus bis zum Arc de triomphe de l'Etoile die Gegend beherrſchen, als das bewußtvollſte Monument dazuſtehen ſcheint.

Es war dazu um ſo mehr Veranlaſſung vorhanden, als der neue prachtvolle Porphyrſarg, der die

Ueberreſte des großen modernen Helden und Propheten in ſich aufnehmen wird, eben in ſeiner Vollendung begriffen war.

Der Napoleonsdienſt wird an dieſer Gruft, die frei und offen in der Tiefe dieſes wunderbaren Tempels ſich wölbt und das Centrum deſſelben bildet, ſtets den erhabenſten Mittelpunkt ſeiner Andacht finden und es gehörte zu den ſchönſten und glücklichſten Ideen des Neffen, eine ſolche architektoniſche Conſtruction hinzuſtellen, in der künftig auf die erhabenſte Weiſe die Bekenntniſſe und Gelübde aller Napoleonsgläubigen ſich ſammeln werden.

Es ſcheint in der That darauf abgeſehen, hier in dem Heldenkaiſer zugleich den wahren Propheten der modernen Welt zur Anbetung zu bringen, aber dieſe Seite des Napoleonismus, auf der es ſich um ſeinen Zuſammenhang mit den bewegenden Ideen der neuen Zeit handeln würde, iſt ſeine unklarſte und ſchwächſte Partie, welche heutzutage durch die Identificirung des Napoleonismus mit den freien und revolutionairen Ideen von 1789 erſt recht in ein zweifelhaftes und trügeriſches Licht ſich geſetzt hat.

In dem Napoleonismus ſteckt lediglich das Prophetenthum der Reaktion, und wo derſelbe den argliſtigen Schein der Ideen von 1789 angenommen, und ſich

daraus einen Titel seiner neuen Rechte über die Nation hergeleitet hat, ist dies immer nur als eine macchiavellistische Verhöhnung aller Prinzipien der Revolution zu verstehen gewesen.

Das Kaisergrab im Dom der Invaliden wird daher in seiner schönsten und großartigsten Bedeutung immer nur der Cultus des kriegerischen Nationalruhms der Franzosen sein können. Wenn man aber von allen prinzipiellen Spiegelfechtereien dabei absieht, die weder zur Sache, noch zur Person gehören, so kann man sich nur von einer reinen, erhobenen Stimmung beim Anblick dieser wunderbaren Tempelräume durchdrungen fühlen.

Das Napoleonische Grab ist kein Gegenstand für die politische Schwärmerei, sondern es liegt ein ungemein praktischer Sinn in diesem Monument, das auf der einen Seite das antike Heroenthum des Individuums, auf der andern Seite die moderne staatskluge Pfiffigkeit feiert, mit der die stärkste Herrschaft sich darauf begründet, daß die Revolution durch den Krieg, die Freiheit durch den Ruhm abgelöst wird und dadurch die Bewältigung der Massen durch die Massen selbst geschieht.

Diesem bedeutsamen und zweischneidigen Sinn der Napoleonischen Weltherrschaft hat man Zeit genug

nachzudenken, wenn man in dem feierlichen und langsam vorrückenden Zuge der Schaubegierigen sich befindet, welche zu dem Gitter der Seitenkapelle heraustreten wollen, in welcher der Sarg mit der Asche Napoleons einstweilen noch aufgestellt steht, ehe derselbe in die neue Porphyrgruft niedergesenkt werden soll.

Alte ehrwürdige Kriegergestalten, welche die Tage der Napoleonischen Schlachten auf ihren Gesichtern trugen, hielten an diesem Gitter Wacht, und ließen sich, indem man sich an ihnen vorüberwinden mußte, gern nach ihrem Alter und ihren Thaten befragen. Sie erschienen wie ein lebendiges Pendant zu den zerfetzten Fahnen, die drinnen über dem Sarge des Kaisers in festlichem Gepränge hingen und Zeugniß von Begebenheiten ablegten, die, wie die Person des Helden selbst, früher oder später in die Dichtungswelt der Mythe hinüberdämmern werden.

Hier ist bloß Ruhm, und wieder Ruhm, und nichts als Ruhm, um den es sich bei der ganzen Bedeutung des Napoleonismus für Frankreich handelt. Man wird Dessen nirgend gewisser, als wenn man im Dom der Invaliden steht, durch dessen wahrhaft schöne und großartige Verhältnisse man sich leicht in die Stimmung versetzt sehen könnte, auch ein höheres

und ideelles Element in dem Napoleonismus anerkennen und feiern zu wollen, wenn dasselbe nur überhaupt in demselben herauszufinden wäre.

Aber man mag mit den bezahlten Publizisten des heutigen Napoleonischen Systems um die Wette darüber nachgrübeln, man wird doch nie ein menschheitlich und national erlösendes Moment darin erkennen. Louis Philippe glaubte deshalb mit einigem Recht, daß der Napoleonismus ihm und den constitutionell regierten Franzosen nicht mehr gefährlich werden könne, weil der wohlgesinnte Bürgerkönig das Napoleonische Prinzip des Ruhmes durch ein anderes demselben entgegengesetztes Prinzip, durch das der politischen Freiheit, ersetzt zu haben glaubte.

In diesem Sinne wurde auch ausdrücklich die Hinüberführung der Asche Napoleons von St. Helena nach Paris von Louis Philippe motivirt. Diese merkwürdige Auffassung, welche in den besten und edelsten Gedanken-Zusammenhang der Monarchie von 1830 hineinblicken läßt, findet sich ganz wörtlich in der Rede, mit welcher der damalige Minister des Innern, Herr von Rémusat, von den Kammern den Geldcredit einforderte, um die Ausrüstung der zu dem Transport bestimmten Fregatte, und die Kosten für die Begräb-

niß-Ceremonie und für die Aufrichtung des Grabmals bei den Invaliden davon zu bestreiten.

Der Minister Louis Philippe's sagte in dieser Rede, daß die Monarchie von 1830, die zuerst alle Gewalten und alle Wünsche der französischen Revolution in sich geeinigt und zur Versöhnung gebracht habe, vorzugsweise dazu berufen sei, das Grab eines Nationalhelden aufzurichten, denn die Juliregierung sei zugleich eine solche, welche den Vergleich mit der Napoleonischen Kaiserzeit nicht zu scheuen habe, da es eine einzige Sache gebe, die mit dem Ruhm auf eine und dieselbe Stufe gestellt werden könne, und dies sei die Freiheit!*)

Die Monarchie von 1830 hielt sich also bereits durch das Prinzip der politischen Freiheit für gesichert, um gewissermaßen von einer überlegenen Höhe herab den Napoleonismus als ein rein historisches Aktenstück betrachten zu können. Es gehörte dies zu den vielen

*) „La Monarchie de 1830 est, en effet, l'unique et légitime héritière de tous les souvenirs dont la France s'enorgueillit. Il lui appartient sans doute, à cette monarchie qui la première a rallié toutes les forces, et conciliée tous les voeux de la révolution française, d'élever et d'honorer sans crainte la statue et la tombe d'un héros populaire: car il y a une chose, une seule, qui ne redoute pas la comparaison avec la gloire ... c'est la liberté."

Selbsttäuschungen des constitutionellen Systems, welches das Unglück hat, sich immer auf der unrechten Stelle gesichert zu fühlen, und seine allseitigen Verlegenheiten, denen es ausgesetzt ist, mit dem Namen der Freiheit zu schmücken.

Die Monarchie von 1830 glaubte sich bereits in der Lage, durch die constitutionelle Freiheit dem Nationalruhm ein Pareli gebogen zu haben, und so wurde Prinz Joinville mit seiner Fregatte nach der Insel abgeschickt, in deren Basaltfelsen die von Frankreich reclamirte Asche verstreut lag.

Ich habe schon früher darauf hingedeutet, daß dies die eigentliche Stunde der Wiedergeburt einer Napoleonischen Partei in Frankreich war, und Napoleon III. ist bei der Wiederherstellung des Kaiserthrones Niemanden größeren Dank schuldig, als dem Bürgerkönig und seinen Söhnen, die als Aschenmänner des Napoleonismus der constitutionellen Monarchie selbst das Grab gruben, aber dafür wenigstens von Seiten der Napoleonischen Dynastie eine bessere Vergeltung verdient hätten, als die Confiscationen ihrer Güter und ihres Vermögens.

Die Monarchie von 1830 irrte sich freilich principiell ebenso sehr als in der Sache, als sie glaubte, den Napoleonismus bereits durch sich überwunden zu

haben, indem sie sich für die einzig rechtmäßige und legitime Erbin der Revolution von 1789 erklärte. Dies ist gerade die schwere und unverdauliche Speise, an der man in Frankreich noch lange kauen wird, indem es darauf ankommen soll, die Ideen der Revolution in legitime Thatsachen zu verwandeln.

Der constitutionellen Monarchie wird bei diesem Experiment immer noch die größere Wahrscheinlichkeit des Gelingens, oder vielmehr die größere Berechtigung, sich diesen Anschein zu geben, zur Seite stehen. Denn wenn der Constitutionalismus sich auch bei dieser Aufgabe gewöhnlich sein eignes Grab gräbt, so ist es doch seine eigentliche Doctrin, die Revolution in der constitutionellen Form legitim zu machen.

Am allerfernsten steht aber das neue Napoleonische Kaiserreich dieser Aufgabe, denn der Imperialismus, der nicht einmal Parlamentarismus zu sein wagt, hat durch diese reine Isolirung auf die Gewalt die Fähigkeit verloren, selbst eine effektvolle Sophisterei mit dem revolutionairen Princip zu treiben, und mit dem Eiertanz der constitutionellen Freiheit durch irgend ein ähnliches Kunststück zu wetteifern.

Die Erinnerungen an Louis Philippe sind aber heutzutage unter dem französischen Volke ebenso we-

nig ausgetilgt, als es die Napoleonischen Erinnerungen unter der Monarchie von 1830 waren.

Man mag gegen das Bürgerkönigthum sagen was man will, so wird doch nicht zu läugnen sein, daß die Nation ein schweres Unrecht gegen dasselbe auf ihre Schultern und ihr Gewissen geladen hat. Es hat sich dies bereits dadurch gerächt, daß der hohe Flug der schaffenden Geister Frankreichs, welcher die Regierungszeit Louis Philippe's charakterisirte, jetzt mit gänzlich gebrochenen Schwingen darniederliegt, und die siegreichen Kriegsfahnen des Imperialismus im Lande selbst über lauter geistigen und moralischen Niederlagen wehen.

Eine höchst bedeutsame Epoche der französischen Literatur und Wissenschaft wird stets auf die großen geistigen Anregungen und Förderungen, welche das Nationalleben unter der Regierung Louis Philippe's empfing, zurückweisen. Die französische Bourgeoisie aber hat die Segnungen eines achtzehnjährigen Friedens, welche ihr der Bürgerkönig verschaffte, noch im dankbarsten Gedächtniß. Dem Ausdruck dieser Gesinnung begegnet man in Paris selbst natürlich nicht so offen, als in der Provinz, in der ich bei meinem diesjährigen Aufenthalt in Frankreich, namentlich in

der Normandie, die verschiedensten Bekenntnisse dieser Art zu belauschen Gelegenheit erhielt.

In der Provinz, die freilich unter der heutigen Napoleonischen Regierung mehr als je Stiefkind und Aschenbrödel gegen das auch materiell bevorzugte Paris geworden, hört man heut noch die unumwundensten Sympathien für die Monarchie Louis Philippe's laut werden.

Die Gründe dazu liegen einestheils in dem überwiegend patriarchalischen Charakter, den sich die französische Provinz unter allen Regime's erhalten und der sie mit ihren Neigungen immer am meisten an diejenige Regierung fesseln wird, die, auf die Künste des Friedens begründet, vorzugsweise eine stätige Entwickelung der Geschäfte, des Familienlebens, der Industrie und des Ackerbau's verbürgt.

Anderntheils hat Napoleon III. zu ausschließlich sein Augenmerk und seine providentielle Fürsorge auf die Zustände der französischen Hauptstadt, namentlich in materieller Hinsicht, gerichtet, und die Nahrungsmittelverhältnisse der Provinz haben dadurch auf das Empfindlichste gelitten.

Der Volksdämon in der Hauptstadt wird mit dem schönsten und größten Weißbrot gefüttert, und daß dasselbe nicht schlechter und nicht kleiner werde, gilt

für etwas Unverbrüchliches in dem Napoleoniſchen Programm, das die Bedeutung des Weißbrotes, welches zu einer Sache des Nationalcultus in Frankreich geworden, mit Recht an die Spitze ſeiner Politik geſtellt hat.

Dagegen fiel es mir beinahe auf eine unheimliche Weiſe auf, daß die guten Leute in der Provinz, über deren Magen die polizeiliche Vorſehung der Pariſer Taxe keineswegs wacht, mit einem ſo ſchlechten, grauen und unverhältnißmäßig kleinen Brot ſich begnügen müſſen. Es iſt aber ein Rechnenfehler im Syſtem, daß der revolutionaire Teufel der Provinz mit ſchlechterem und kleinerem Brot abgeſpeiſt werden kann, als der Hauptteufel in Paris, deſſen Magen freilich von jeher die rückſichtsvollſte Behandlung beanſpruchte.

Aber das neue Kaiſerreich, welches dem Verdauungsprozeß ſeiner Beglückten eine ſo große Bedeutung zuſchreiben muß, verkennt offenbar den Appetit der Provinzen, der ſich bereits durch die geheimen Geſellſchaften, welche in dieſen Theilen des Landes niſten, wegen ſeiner Vernachläſſigung gerächt hat. Namentlich ſind es die zahlreichen Fabrikbevölkerungen in den Städten und auf dem Lande, in denen die communiſtiſche Verſchwörung eine beſtimmte und planmäßige Organiſation gefunden hat. Die hier wuchernden

geheimen Gesellschaften, die den Namen der Marianne und andere Bezeichnungen führen, bereiten an der Peripherie des Kaiserthums eine Schilderhebung vor, die, weil sie die Eigenthumsfrage neu entfesselt, auch das Centrum, die Hauptstadt, in einer unabweislichen Wirkung berühren und fortreißen kann.

Die Regierungen Frankreichs fallen zwar nicht so leicht durch Verschwörungen, als durch Ueberrumpelungen des Moments, die bei allen revolutionairen Katastrophen in diesem Lande den eigentlich entscheidenden Ausschlag gegeben haben. Die Napoleonische Polizei scheint auch auf das Genaueste darum unterrichtet, wie weit diese Gesellschaften bereits auch den Kaiserlichen Boden des heutigen Frankreichs unterwühlt haben, denn man kennt in Paris alle Einzelnheiten ihrer Maschinerie, ihre Stichworte und ihre geheimen prinzipiellen Manifeste.

Allem Anschein nach hält Napoleon III. diese Gesellschaften für nicht so gefährlich, um mit offener Aufbietung aller Mittel der Staatsgewalt einen einzigen vernichtenden Schlag gegen sie zu führen, wozu er jedenfalls in diesem Augenblick noch in der Lage sein würde. Nur in einzelnen Fällen, wo diese Gesellschaften der Polizei zu starke Blößen gaben, konnte man nicht umhin, einige Mitglieder derselben abzu-

fassen und den Gerichten zur Verurtheilung zu stellen. Es mochte dies um so leichter geschehen können, da unter den Mitgliedern der Marianne ohne Zweifel zahlreiche Polizei-Spione sich befinden, die aus den armen Teufeln der Verschworenen selbst angeworben sind.

Das gefährlichste Element an diesen Gesellschaften ist aber die innige Verbindung der ländlichen und städtischen Bevölkerungen, die sich darin auf dem Boden des Communismus vollbringt. Arbeiter und Bauer haben in der Marianne und ähnlichen Lagen der Revolution einen Bund geschlossen, der gegen die bestehenden socialen und politischen Grundlagen gerichtet ist, und Mord und Zerstörung für die geeigneten Mittel erklärt hat, um die bisher übervortheilten Klassen nicht nur in ihren natürlichen Antheil an den Menschenrechten, sondern in die Herrschaft selbst einzusetzen.

Der Kaiser liebt es, in seinem Sinne für einen Socialisten gehalten zu werden, und auch als erlösender und reformirender Genius der Gesellschaft bei den leidenden Volksklassen zu gelten. Mit dem imperialistischen Socialismus kann es aber nicht anders bestellt sein, als mit der imperialistischen Freiheit.

Der Socialismus Louis Napoleons geht nicht über das Pariser Weißbrot hinaus, in dem er den wahren Osterkuchen der Kaiserlichen Volksbeglückung so groß und schön ausbacken zu müssen glaubt, und außerdem hat er ja den angeblich schöpferischen Gedanken gefaßt, in dem Umbau von Paris die Volksarbeit auf die umfassendste Weise zu concentriren!

Wenn Paris so weit um- und ausgebaut werden könnte, daß allmählig ganz Frankreich in seine Ringmauern hineingezogen wird, so möchte diese rein illusorische Lösung der Organisation der Arbeit doch noch immer ebenso große Lücken darbieten, als das große Pariser Musterbrot noch immer leere Magen genug in der französischen Hauptstadt selbst zurückläßt.

Es kann sich aber im Gegentheil zeigen, daß der Pariser, der in geistiger wie jetzt auch in materieller Hinsicht das Monopol des Großfranzosen an sich gerissen, doch einmal die politische und sociale Initiative aus den Händen der Provinzen empfängt. Sollte auch nicht zu befürchten sein, daß die Marianne so bald gegen Paris marschirt, so ist schon die Existenz socialistischer Geheimbünde im Lande ein beständig drohendes Losungswort für die revolutionairen Elemente in Paris selbst, die dort seit dem Jahre 1789

niemals auch nur einen einzigen Tag lang wirklich geruht haben.

Der Kaiſer hat zwar zu der alle Klaſſen freſſenden Eigenthumsfrage geſagt: le socialisme c'est moi! ſo wie er zu allen politiſchen Parteien geſagt hat: la liberté c'est moi! aber der Franzoſe iſt in ſeinem eigentlichſten Weſen eine kalte Verſtandesnatur, und glaubt an Wunder gerade nur ſo lange, als er will; womit alle kannegießernden Berechnungen über die heutige Lage Frankreichs Einfürallemal fallen müſſen.

III.

Monarchie, Republik und Kaiſerthum. Die Entſtehung der engliſch-franzöſiſchen Allianz.

Wenn man drei politiſche Regime's in Frankreich mit angeſehen und in Perſönlichkeiten aller Art incarnirt erblickt hat, ſo muß man freilich zu der Ueberzeugung gelangen, daß der theoretiſche Werth einer Regierungsform gleich Null iſt, und daß es, um glückliche Völker und Menſchen zu machen, immer noch weſentlich auf die Völker und Menſchen ſelbſt ankommen wird.

Die Politik hat freilich, wie die Medizin, ſeit Jahrtauſenden die Richtung auf das Specificum, aber es ſcheint ihr die Auffindung der alleingültigen Formeln noch weniger als dieſer gelingen zu ſollen.

Der künſtliche und theoretiſch gelehrte Anſtrich der conſtitutionellen Doktrin hatte ſich in der Zeit Louis Philippe's allen Zuſtänden mitgetheilt und alle Kreiſe kuſteten nach dem Parfüm der feinen Bildung, mit der politiſchen Debatte auf der Tribüne und in den Salons war zugleich der philoſophiſche und äſthetiſche Geiſt zu einem Loſungswort bei allen Parteien geworden. In der Literatur wurde nach einer künſtleriſch gehaltenen Form geſtrebt, die franzöſiſchen Frauen ſtanden auf der Höhe ihrer ſocialen und politiſchen Geltung, und die Induſtrie ſetzte noch nicht zu dieſer Univerſalherrſchaft an, in der Geiſt und Weiblichkeit ebenfalls nur zu einer induſtriellen Bedeutung herabſinken ſollten. Die Börſe war ein Muſeum der Courſe, in dem in nobler Manier an der Agiotage gearbeitet wurde, ſie war noch nicht der abſolute Ausdruck einer neuen geſellſchaftlichen Epoche geworden. Der Bürgerkönig und ſeine Miniſter, die freilich ſchon gewaltig an der Börſe ſpeculirten, beherrſchten durch die Hauſſe zugleich die auswärtige Politik, indem die Ruhe Europas damals durch das Pariſer Agio ſich ausdrückte.

Das conſtitutionelle Prinzip feierte unter Louis Philippe ſeine attiſche Periode, die ſchon durch den geiſtreichen Louis XVIII. eingeleitet worden war. In der Februar-Republik von 1848, die nur als ein Noth-

produkt der Situation Allen über den Hals gekommen war, riß die Bewegung der Geister plötzlich entzwei, und es zeigte sich ein prinzipieller Staatsbanquerott, durch welchen sich Frankreich unerwartet den Stuhl vor die Thür gesetzt sah.

In einem satirischen Vaudeville, le Coup d'Etat, welches wir in der Zeit der Republik auf einem Pariser Theater sahen, wurde Frankreich in der Figur eines Mr. Gauleis personificirt, der sich beklagte, achtzehn Jahr hindurch krank gewesen zu sein. Man ruft natürlich den Arzt herbei, der aber Herrn Gaulois auseinandersetzt, daß er in diesen 18 Jahren nur an dem Uebel gelitten habe, sich wohl zu befinden.

Votre mal, j'ai dû le chercher
Et j'ai fini par le connaitre ...
Je ne veux pas vous le cacher,
Vous aviez le mal du bien-être!

In diesem Vaudeville sahen wir aber auch Mr. Février selbst in Person auftreten. Dieser Februar ist ein übermüthiger Schlingel, der sich rühmt, Alles fertgebracht zu haben, Ereit, Meral, Ehre, Finanzen, und einem Gärtner erklärt, daß er die monarchische Bezeichnung rose du roi nicht mehr leiden wolle, es müsse heißen: rose de la République. Der Gärtner

iſt damit einverſtanden, man ſieht aber, daß er ein arger Spaßvogel iſt, denn er ſingt:

Au fait, après avoir subi
Tant de tristes métamorphoses,
De la République aujourd'hui
Il serait temps de voir les roses.

Dieſe Selbſtironiſirung der Republik, der man ſchon in ihren erſten Lebensjahren auf allen Straßen und bei jeder Gelegenheit begegnen konnte, erſchien in ihr von vorn herein wie das ängſtliche Wetterleuchten, das in einer ſchwülen und elektriſch geladenen Atmoſphäre aufflackert.

Die monarchiſche Reaktion hätte ſich in der Republik noch weit raſcher zu ihrem Ziel hinarbeiten können, wenn nicht damals plötzlich das Stichwort aufgekommen wäre: Frankreich iſt noch nicht reif für die Monarchie! In der conſtitutionellen Monarchie Louis Philippe's hörte man es oft hinter den Couliſſen der Parteien munkeln: Frankreich iſt noch nicht reif für eine Republik! In der Februar-Republik aber glaubte man ſich durch die Deviſe: Frankreich iſt noch nicht reif für die Monarchie! zu einem verſichtigen und gemeſſenen Weiterſchieben der Reaktionspläne beſtimmen zu müſſen.

Man iſt aber gewöhnlich über die Sache ſchon hinaus, für die man ſich reif erklärt, und ſo hatten auch die Franzoſen, indem ſie ihre Reife für Republik oder Monarchie mit ganz naiver Offenheit debattirten, ſchon das Kaiſerthum auf ihrem Nacken, das alles theoretiſche Kränkeln der letzten Zeiten durch die Aufrichtung einer neuen und friſchen Gewalt entſchied.

Die Republik muß noch mehr, als die Monarchie, eine richtige auswärtige Politik haben, und daß die franzöſiſche Februar-Republik darin von vornherein eine falſche Poſition annahm, hat ohne Zweifel am meiſten ihren ſchnellen Untergang entſchieden.

Beſonders war es die italieniſche Politik, in welcher die Februar-Republik ein Falſum an ſich ſelbſt und ihren Prinzipien beging. Blätter, wie die Assemblée nationale, in welcher der Geiſt Guizot's wirkte, ſchämten ſich damals nicht, die Politik des Königs von Neapel zu vertheidigen, das bei einem Organ, welches gleichzeitig den Standpunkt der Juſtiz für Frankreich ſelbſt einzuleiten anfing, für um ſo charakteriſtiſcher gelten mußte.

Die Hinneigung des Juſtiz-Organs zur Politik des Rè Bombardière bewies allerdings ſchon damals, daß, wenn aus der Vereinigung der Bourbons und Orleans eine neue Geſtalt Frankreichs wiederge-

wonnen werden ſollte, dies nur im überwiegenden und ausſchließlichen Intereſſe der abſolutiſtiſchen Politik beabſichtigt ſein würde.

Man wird daher die zurückhaltende Stellung, welche die Herzogin von Orleans bis in die neueſte Zeit hinein dem Fuſions-Projekt gegenüber eingenommen, im Intereſſe der Prinzipien, durch welche die europäiſche Politik bedingt wird, nur anzuerkennen haben, obwohl das eigene dynaſtiſche Machtintereſſe allerdings dadurch gefährdet werden.

In der Politik wird es immer für eine Hauptmaxime gehalten werden müſſen, daß die gebratenen Tauben nicht in den Mund geflogen kommen. Die reſignirte und paſſive Haltung der Herzogin von Orleans verkennt aber nicht nur dieſen erſten Grundſatz aller Staatsweisheit, ſondern ſie färbt ſich auch zu ſehr mit jener deutſchen kleinſtädtiſchen Liebenswürdigkeit, welche an das idylliſche Leben der Prinzeſſin Helene in den akademiſchen Kreiſen von Jena erinnert, aber für eine Herzogin, die den Grafen von Paris an ihrer Hand führt, nicht der geeignete Harniſch ſein kann.

Wenn man die falſchen Sprünge ſich vergegenwärtigt, denen die franzöſiſche Februar-Republik ſich in der auswärtigen Politik zu überlaſſen im Begriff ſtand,

und wodurch die ganze europäiſche Lage auf die unberechenbarſte Weiſe verrenkt worden wäre: ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß das zweite napoleoniſche Kaiſerthum, die Herrſchaft Napoleons III., eine hiſtoriſche Nothwendigkeit für Frankreich, wie für Europa war.

Das neue Kaiſerthum ſuchte auch ſofort ſeine eigentliche Domaine in der auswärtigen Politik zu behaupten, und bot dadurch der modernen politiſchen Welt das eigenthümliche Schauſpiel dar, daß ein Staat nach Innen krank und unfrei ſein könne, und ſich doch nach Außen und in der auswärtigen Politik geſund und frei zu bewegen vermag.

Unter der Republik hatte nicht nur die Politik des Königs von Neapel vertheidigt werden können, ſondern die damaligen republikaniſchen Gewalten hatten auch ein ebenſo unberechenbares und ſchwankendes Verhältniß zu den nordiſchen Mächten eingenommen, obwohl die Republik Frankreich gegen den Geſammt-Eintritt Oeſterreichs in den deutſchen Bund proteſtirte.

Die diplomatiſchen Schritte, denen ſich Kaiſer Napoleon III. neuerdings gegen den König von Neapel als den die Revolution aufreizenden Tyrannen Italiens angeſchloſſen, haben ihn allerdings mit ſeinen inländiſchen politiſchen Prinzipien in einen ſtarken Wider-

ſpruch geſetzt, indem er die Sentenz nicht von ſich wird abweiſen können: daß Jeder gern in ſeinem eigenen Lande König von Neapel ſein will! Aber daß man dies dem König Ferdinand II. nicht geſtatten will, weil ein unzeitiger Ausbruch der unvermeidlichen Machtconflicte in Italien dabei auf dem Spiele ſteht, kann doch immer auch ſeine große reinigende Bedeutung für die Principien der europäiſchen Politik ſelbſt haben.

Dies iſt um ſo mehr bei einem Fürſten von ſo hoher ſtaatsmänniſcher Einſicht, wie Kaiſer Napoleon III. iſt, zu erwarten, denn wo er die Sicherung ſeiner perſönlichen Machtgrundlagen mit freiſinnigen Principien zu erreichen vermag, würde es ihm nie auf das Bekenntniß derſelben ankommen.

Der franzöſiſche Individualismus und die allen auswärtigen Zuſtänden gegenüber beſtehende Ignoranz der Franzoſen haben übrigens gleichmäßig die Schuld an ihrer ſo häufig bewieſenen ſchlechten Behandlung der auswärtigen Politik getragen. Wo die Franzoſen der Februar-Republik in dieſer Beziehung hinwollten, zeigte das merkwürdige Wort, welches einmal Herr von Falleux im Jahre 1848 geſagt, und das ſo lautete: „Les puissances étrangères, comme on disait jadis, sont aujourd'hui les impuissances

étrangères.“ Dieſe Ohnmächte der auswärtigen Mächte gehörten aber allſeitig zu den Fictionen des Jahres 1848, und es war die eigentliche politiſche Klugheit Louis Napoleons geweſen, daß er die auswärtigen Mächte in einer Zeit als exiſtirend anerkannte und ihrer Exiſtenz Zugeſtändniſſe machen zu müſſen glaubte, wo die Ferngläſer der Februar-Republik ſchon mit dem naiven Jauchzen abgeſetzt wurden: daß man keine auswärtige Macht mehr auf dem ganzen Erdenrund verhanden erblicken könne!

Die Republik war eben nichts, als das rathloſe laisser aller ſämmtlicher Zuſtände geweſen, ſie hatte keine poſitive Bedeutung und Geſtaltung aus ſich ſelbſt gewinnen können, und entbehrte darum jeder ſelbſtſtändigen und ſchöpferiſchen Entwickelung nach Außen, durch welche ihre Exiſtenz allerdings auch eine Exiſtenzfrage für die europäiſchen Mächte hätte werden können.

Die Umwandelung der Februar-Republik in ein Napoleoniſches Kaiſerthum trat aber als eine Anerkennung für die Exiſtenz der auswärtigen Mächte in die Welt, und dies breite Piedeſtal der Herrſchaft Napoleons III. konnte nicht beſſer berechnet und nicht wirkſamer ausgemeißelt ſein.

Wenn man in den Zeiten der Februar-Republik

in Paris umherſpazierte, und an allen öffentlichen Gebäuden, ſelbſt an den Kirchen und an der Morgue, die Worte: liberté! fraternité! égalité! angeſchrieben und eingekratzt las: ſo ſummte Einem oft ganze Tage lang der bekannte Refrain einer Wiener Poſſe: „Und es iſt Alles nicht wahr! Und es iſt Alles nicht wahr!“ in den Ohren.

Heutzutage, wo dieſe das menſchliche Gemüth rührenden Inſchriften wieder ſämmtlich verſchwunden ſind, ſieht man dafür eine Politik an die Stelle geſetzt, welche den Ruhm Frankreichs, dieſe alte heißhungerige Gloire des franzöſiſchen Volkes, wieder zu der alle prinzipielle Nahrung überbietenden Univerſal-Lockſpeiſe gemacht hat.

Die innere Depolitiſirung Frankreichs, die ſchon in der Republik begann, iſt unter dem neuen Kaiſerreich zu einer vollendeten Thatſache geworden, und je mehr man in die neueren Zuſtände des heutigen Paris hineinblickt, um ſo mehr hat man das unabweisliche Gefühl, ſich in St. Petersburg an der Seine zu befinden.

Durch die engliſch-franzöſiſche Allianz, die urſprünglich durchaus nicht in den Abſichten Napoleons III. gelegen und der zuerſt noch das Projekt einer Invaſion und Landung in England den Vorrang

ſtreitig machen zu wollen ſchien, hat die Napoleoniſche Politik gleichwohl ihren gewaltigſten Treffer ausgeſpielt, indem ſie darin die Hauptformel für ihre unabweisliche Einwirkung auf ganz Europa gewonnen.

In einer Zeit, wo Alles Induſtrie zu werden anfängt, und wo die Induſtrie den innerſten und geheimſten Heerd aller Entwickelungen, auch der geiſtigen und politiſchen, bilden zu wollen ſcheint, muß es ungemein charakteriſtiſch für die ganze Zeitlage ſein, daß die engliſch-franzöſiſche Allianz eigentlich den gegenſeitigen Induſtrie-Bewegungen zwiſchen England und Frankreich im Jahre 1851 ihre Entſtehung verdankt.

Als ſich im Auguſt jenes Jahres an der Spitze der induſtriellen Weltausſtellungscommiſſion der Lord-Mayor von London, Sir John Musgrave, zur Begrüßung des Präſidenten der franzöſiſchen Republik in Paris befand, kam es ſchon damals zu merkwürdigen Verbrüderungsfeſten zwiſchen England und Frankreich, die, obwohl hauptſächlich nur erſt durch das Pariſer Plaiſir getragen, doch Jeden, der ſich damals in Paris befand, zuerſt ahnen ließen, daß eine engliſch-franzöſiſche Allianz in der Luft ſchwebe.

Eine ſolche Allianz ſchien damals in der That zuerſt als eine politiſche Nothwendigkeit gegen die ver-

dischen Mächte allgemein empfunden zu werden. Die Pariser Sommerlustbarkeiten machten in jenem Jahre schon ihre eigne Spekulation daraus, und in allen Vergnügungslokalen wurde durch ein pikantes Festprogramm auf die Verherrlichung des Lord-Mayors von London und die Symbolisirung der neuen Freundschaft zwischen England und Frankreich eingeladen. Im Hippodrom sah ich in einem Luftballon ein Sinnbild der neuen englisch-französischen Freundschaft aufsteigen, und im Mabille wurde ein symbolischer Alliance-Cancan getanzt, der, unter Emporschwingung der Fahnen beider Nationen, in den ausdrucksvollsten Wendungen die ganze Tragweite, vielleicht auch die ganze Gefährlichkeit und Schlüpfrigkeit des neuen Bündnisses, an den Tag zu legen schien. Obwohl eine solche Allianz damals durchaus noch keinen politischen Grund und Boden hatte, so schien doch auch schon die Anrede, welche Louis Napoleon in Saint Cloud an die Ausstellungs-Commission richtete, die ernstere Tragweite dieser Situation vollkommen anzudeuten.

Es wurde dies um so mehr ein Moment, der Allen plötzlich auf's Herz fiel, als man bis dahin nur wußte, daß das Elysée in geschlechtlicher Hinsicht mit England sympathisirte. Im ersten Augenblick glaubte man in der That in Paris, es sei darauf abgesehen,

die franzöſiſche Republik zu engliſiren, und die bonapartiſtiſche Patrie brachte plötzlich einen Artikel über die Unmöglichkeit, mit einer einzigen Kammer zu regieren, wobei auf die beiden engliſchen Kammern, das Haus der Lords und das Haus der Gemeinen, hingewieſen wurde.

Man fühlte, daß man bei einem Uebergang angelangt war, der zu einem Experiment führen mußte. An dem Grabe Napoleons im Hôtel der Invaliden war kurz zuvor Feuer ausgebrochen. Es hatten nämlich bei der Beſtattung des Generals Sebaſtiani dort durch einen unerklärt gebliebenen Zufall die Napoleoniſchen Fahnen zu brennen angefangen. Man ſagte damals im Publikum, das Feuer wäre aus Haß gegen Sebaſtiani wegen ſeiner Verwandtſchaft mit dem Herzog von Praslin (deſſen Mordthat an ſeiner Frau damals noch im empörten Gedächtniß war) angelegt worden. Aber der ſchickſalsgläubige, ſinnige Louis Napoleon dachte ohne Zweifel etwas Anderes, als es damals an der Aſche Napoleons wieder zu brennen begann!

IV.

Die Börse und die Liebe.

Das Pariſer Straßenleben mit ſeinen unerſchöpflichen und ewig neuen Metamorphoſen gilt gewöhnlich für das eigentliche Spiegelbild des franzöſiſchen Charakters, und ſcheint in dieſer Beziehung allen Veränderungen der Politik und des Regimes überlegen geblieben zu ſein.

In der That, wer heut plötzlich, nach langer Abweſenheit, die Pariſer Boulevards betritt, würde in dieſem glänzenden und heitern Lebensgewühl ebenſo wenig die Spuren entdecken, daß Frankreich wieder ein Napoleoniſches Kaiſerreich geworden, als man vor acht Jahren hier ſehen konnte, daß man ſich in einer Republik befand.

Republik und Kaiſerthum haben hier in den öffentlichen und volksthümlichen Erſcheinungen des Lebens keine eigenthümliche Phyſiognomie hervorgerufen, und es ergießen ſich darin in denſelben Taktmaaß und in derſelben Fülle des Sprudels nur die Waſſer weiter, die unter Louis Philippe und in der conſtitutionellen Monarchie hier geſtrömt.

Der Franzoſe, wie ſehr ihm auch die Initiative in der modernen Politik zugeſtanden, iſt doch in gewiſſem Betracht bei weitem weniger eine politiſche Nation, als andere Völker. Die beſtändigen Regimewechſel, oft hinlänglich dazu geeignet, die Nation zu demüthigen und ſie auf dem Principien- und Ehrenpunkt tödtlich zu verletzen, berühren den Franzoſen doch weniger in ſeinem eigenſten perſönlichen Lebenselement, das mit einer Zähigkeit und Elaſticität ohne Gleichen alle dieſe politiſchen Veränderungen überdauert.

Der Franzoſe als unverwüſtlicher viveur beherbergt aber gerade in dieſer ewig mouſſirenden Eigenſchaft ſeine eigentliche politiſche Gefährlichkeit, die in ſeiner ewigen Erneuerungsfähigkeit wie in ſeiner ewigen Widerſtandsfähigkeit beſteht.

Es giebt kein ſo ſchlechtes und kein ſo gutes politiſches Regime, das nicht des Franzoſen auf eine

Zeit lang Herr werden könnte und dann mit einer aufrichtigen Hingebung von ihm unterſtützt zu werden ſcheint.

Er hat ſich dann den herrſchenden Formen ſcheinbar ſo innig anbequemt, daß ſelbſt die Heruntergekommenheit, die er in ſolchen Zeitläufen oft an den Tag legt, ihm von Herzen Ernſt zu ſein ſcheint. Man könnte die ganze Nation dann für überlebt, verfallen, und mit allen ſittlichen und politiſchen Prinzipien überworfen halten, aber die nationale Lebenskraft hat ſich in dem allgemeinen Leichtſinn forterhalten, der an allen Ecken und Enden lebt und ſprüht, und in dem Taumel jeder Minute den ganzen Exiſtenzgenuß erſchöpfen möchte.

Die Auferſtehung des Franzoſen erfolgt dann immer ebenſo plötzlich, als ſeine Niederlagen und Ueberwältigungen, und ſobald er wieder will, iſt nichts im Stande ihm zu widerſtehen, und wenn er ſich in ſolchen Augenblicken eine neue Verfaſſung aus dem Mondſchein zurechtmachen oder den Crineline für die beſte Staatsform erklären wollte, ſo würde es dem Franzoſen wahrſcheinlich gelingen.

Das ganze Pariſer Straßenleben ſcheint ein Symbol dieſes wunderbaren Volkscharakters zu ſein. Der Franzoſe lebt ſich mehr als ein anderes Volk, ſelbſt

als die Italiener, auf die Straße hinaus, und drückt darum auch auf dieser am naivsten und offensten einen Theil seines Wesens ab, wie es in keiner anderen Form festgehalten wird.

Die Boulevards sind das unaufhörlich sich schüttelnde Kaleidoscop des französischen Charakters geworden. Unter der constitutionellen Monarchie Louis Philippe's, unter der Republik und unter dem neunapoleonischen Kaiserthum hat sich der Lebensaufwand der Boulevards kaum auf irgend eine charakteristische Weise verändert. Nur in der öffentlichen Sittlichkeit haben die beiden letzten Regime's unleugbare Fortschritte gemacht; denn obwohl das Bürgerkönigthum die Bravheit und Rechtlichkeit zu ihrem eigentlichen Aushängeschild genommen, so war es doch nachsichtiger in einer gewissen öffentlichen Duldung der Prostitution, die in dieser Zeit mit abenteuerlicher Wildheit auf den Boulevards umherraste und dort in den grotesksten Gestalten ein förmliches Lager aufgeschlagen hatte.

Louis Philippe hatte zwar den alten Augiasstall des Palais Royal von seinen nachtbusigen Besucherinnen rein fegen lassen, und namentlich die Galerie-Orleans, in welcher der alte dynastische Schmutz des Ancien Regime so üppig fortgewuchert hatte, den in den Nacht-

ſtunden umherſchweifenden Prieſterinnen geſperrt, obwohl dieſelben zum Theil nur Erbinnen und Nachfolgerinnen der Abenteuer waren, von denen auf dieſem Platz ſogar Prinzeſſinnen aus dem Hauſe Orleans verlockt worden. Die Polizei Louis Philippe's jagte aber nun den ganzen Schwarm auf die Boulevards, wo die Proſtitution nun in gewiſſen Stunden in unüberſehbaren Colonnen anrückte, und mit ihren theils eleganten, theils fabelhaften und unzüchtigen Geſtalten, mit ihren in funkelnden Diademen umherſtolzierenden Mohrinnen und Meſtizen, und wie ſich dies tolle Nachtgevögel ſonſt darſtellte, ins Feld zog.

Dieſe Figuren verſchwanden ſchon aus dem ſich plötzlich verſittlichenden Straßentreiben der Republik von 1848. Dieſe Republik, obwohl ſie nur als politiſche Intrigue geboren werden und während ihres kurzen Verlaufs eigentlich nur mit den faulen Reſten der Monarchie wirthſchaftete, nahm doch einen Augenblick lang einen Anſatz, auch mit einer dem Prinzip der Republik entſprechenden Sittlichkeit zu debütiren,

Die idealen Klänge, welche Lamartine und Carnot in ihren Manifeſten anſchlugen, ſchienen den hohen ſittlichen Geiſt des antiken Republikaners zu athmen und es war, als ob ein reineres Volksleben ſich dieſem Grundton gemäß bilden könnte.

Als ich mich damals in Paris befand, kam sogar aus dem Ministerium des Innern ein Verbot gegen die spanischen Tänzer, die auf den Variétés die ganze lichterlohe Sinnlichkeit ihrer Nationaltänze losgelassen hatten, und unter denen Rosa Espert als unwiderstehlicher Dämon der Ueppigkeit wirkte. Der Verwendung einer vornehmen Persönlichkeit (denn solche rissen auch in der Republik von vorn herein nicht ab) gelang es freilich bald, dies Verbot gegen spanisches Vollblut rückgängig zu machen.

Wenn die Republik aber zuerst ein nüchternes und von seinen anstößigsten Elementen gereinigtes Straßenleben zu erzeugen anfing, so bezeichnete sich damit eigentlich nur der Wendepunkt, auf dem die schlechten und verworfenen Stoffe der Gesellschaft sich auf das Innerste des socialen Lebens zurückzutreiben anfingen, um in dem gesellschaftlichen Organismus selbst ihre den Kern anfressende Stelle zu gewinnen. Das neue Kaiserthum hat dieser eigenthümlichen Reaktion zum vollständigsten Durchbruch geholfen. Es ist dies eine Reaktion, durch welche Prostitution und Courtisanenthum, die früher nur vor den Barrièren der eigentlichen Gesellschaft umherschweiften, auf die festeren Plätze derselben und in ihre innerste Mitte vorgedrungen, und in einem Grade, wie es bisher noch

nie der Fall gewesen, mit den sittlichen Banden und Verhältnissen der Gesellschaft in Concurrenz getreten, ja denselben fast ihren Bestand streitig gemacht haben.

Die Prostitution hat sich heut zu Tage innerhalb der französischen Gesellschaft selbst zu organisiren angefangen, und behauptet in derselben ihre eigentliche Existenz, während ihre Ausläufer, welche sonst die Physiognomie der Straße färbten, sich von derselben mehr und mehr zurückgezogen haben und nur noch in vereinzelten Erscheinungen eine gänzlich in Verfall begriffene Sphäre des Lasters bezeichnen.

Das Vordringen des Courtisanenthums in die Gesellschaft, wovon auch die neuesten Pariser Theaterstücke ein so schreckenerregendes Zeugniß ablegen, hat sich aber in diesen neuen imperialistischen Zeiten durch eine gänzliche Verrückung des Mittelpunktes der gesellschaftlichen Interessen bewirkt.

Früher bestand allerdings ein Mittelpunkt, der durch das Sittengesetz mehr oder weniger festgestellt war und in der Form der Ehe und Familie, ungeachtet aller Abweichungen, die von denselben stattfanden, sich zu bewahrheiten suchte. Das Börsenspiel hat heut zu Tage diesen ethischen Mittelpunkt umgestoßen und durch seine jedes feinere menschliche Gefühl abstumpfenden Spekulationen eine Lücke in die socialen Verhältnisse der

Menschen gerissen, in welche Elemente der Stätigkeit und Ruhe, wie Ehe und Familie sind, nicht mehr genügend hineinpassen, sondern die am leichtesten und bequemsten nur durch das der Börse wahlverwandte Element der Prostitution ausgefüllt werden kann.

Es wird darum die Zustände des heutigen Kaiserreichs am erschöpfendsten kennzeichnen, wenn man diese ungeheure, alle Klassen aufregende Entfesselung des Börsenspiels, zu welcher der neue Imperialismus durch seine ganze Natur und alle seine Zwecke den Anstoß gegeben, zugleich von einer moralischen Revolution, von einer Lockerung aller positiven Bande der Gesellschaft, und von einer Vergiftung des innersten socialen Organismus durch die Prostitution, begleitet sieht.

Daß Liebe und Ehe in ihren legitimen Verhältnissen mit dem Börsenspiel nicht mehr bestehen können, hat zuerst Ponsard in seiner Komödie la Bourse, die auf dem Odéon-Theater mit rauschendem Beifall in fast täglichen Wiederholungen gespielt werden, als den typischen Charakter der heutigen spekulirenden Epoche bezeichnet.

Das Stück, wie viel ihm auch zu einem vollendeten Drama gebricht, hat doch das große Verdienst, in diese eiternde Wunde der heutigen Gesellschaft zuerst die Hand gelegt und den Krankheitsstoff in allen seinen Wirkungen auf die sociale und menschliche Exi-

ſtenz analyſirt zu haben. Das Thema des Stückes iſt mit der Einfachheit und kunſtvollen Gliederung einer Molière'ſchen Komödie auseinander gelegt und die Effekte werden nicht in modernen theatraliſchen Verwickelungen, ſondern in dem tendenziöſen Witz der Situation, in der Beleuchtung der Gegenſätze, und in tiefgreifenden, das ganze Zeitbewußtſein herausfordernden Sentenzen geſucht.

Daß ein Stück dieſer Art, welches ſeinen Gegenſtand nicht bloß moraliſch, ſondern gewiſſermaßen auch metaphyſiſch behandelt, und faſt alle Hebel dramatiſcher und theatraliſcher Wirkung bei Seite ſetzt, eine ſo enthuſiaſtiſche Aufnahme bei den Franzoſen finden konnte, beweiſt, wie ſehr alle Intereſſen und Nüancen des Börſenſchwindels dort ſchon in das allgemeine Bewußtſein übergegangen ſind und bei Jedermann auf die geläufigſte Weiſe zum Verſtändniß gelangen.

Auf der andern Seite ſah man wieder bei dieſen Aufführungen, wie das franzöſiſche Theaterpublikum ein vorzugsweiſe geiſtreiches iſt, das die Fähigkeit beſitzt, ſeinen Theatergenuß auch aus ideellen und tendenziöſen Pointen zu ſchöpfen, und den gänzlichen Mangel an dramatiſcher und theatraliſcher Haltung, der dies Stück, ſo wie es iſt, für ein deutſches Publikum faſt ungenießbar machen würde, im Intereſſe für das

Thema zu überſehn. Die Ponſard'ſche Komödie leiſtet aber gerade für die principielle Seite ihres Thema's das Tiefſte und Wirkſamſte, was der Zeit nach dieſer Richtung hin geſagt werden kann.

Ponſard hat ſein Thema in einem durchaus univerſalen Sinne ergriffen, indem er die Entartungen, denen die Zeit durch das Börſenſpiel preisgegeben worden iſt, in ſittlicher und ſocialer Hinſicht, wie in allen Intereſſen der Kunſt, des Gemüthes, der Schönheit und der Bildung, aufnimmt und in ſcharfen und feingeſchliffenen Charakterbildern vor Augen treten läßt. Ein junger Landmann, Léon Desroches, verläßt und verkauft ſeinen heimiſchen Landſitz, auf dem er bisher zugleich in dem idylliſchen Liebesverhältniß mit einer Nachbarstochter glücklich geweſen, weil die letztere von ihrem Vater einem reichen Ariſtokraten beſtimmt wird, und man ihm einſtweilen das Haus unterſagt hat, damit die vornehme Partie nicht geſtört werde. Er begiebt ſich mit der empfangenen Kaufſumme nach Paris und erſcheint zuerſt in dem prächtigen Salon des Börſen-Agenten Delateur, eines früheren Freundes, dem er ſich anvertraut, um unter ſeiner Aegide ſeine 60,000 Francs an die Börſe zu bringen und ſich ein, ſeinen vornehmen Nebenbuhler vielleicht doch noch aus dem Felde ſchlagendes Vermögen herauszuſpeculiren. Die

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MONDT,T.
3-598-52006-9
FN. 0232/035

Abmahnungen des befreundeten und ziemlich freimüthigen Börsen-Agenten, sich nicht diesem höllischen Spielhaus hinzugeben, in welchem die Sphinx für Einen glücklichen Oedipus tausend andere Opfer verschlinge, zeichnen schon auf eine sehr charakteristische Weise die Situation. Die übrigen Gestalten, die wir im Salen des Herrn Delateur auftreten sahen, malen schon ein Bild der grauenhaften Allmacht der Börse nach allen Seiten hin aus. Da ist eine Marquise, die, obwohl zu den Frommen gehörend, doch mit nicht minder heftigem Drang in die Börsenspeculation sich hineingestürzt hat, und den Coursen mit dem heuchlerischen Gelübde nachjagt: die Erträgnisse zum Bau einer Kirche verwenden zu wollen. Sie meint dadurch den Himmel de moitié mit sich zu engagiren. Beim Diner des Wechselagenten, zu welchem Léon dableibt, entwickelt sich die schon eingerissene Verwilderung der Begriffe, wie in einer üppigen Giftblüthe. Der Banquier Simennet, eine ganz moderne Börsen-Notabilität, giebt der neuen Weltanschauung, welche durch den Einfluß der Börse begann, den bestimmtesten und ganz specifischen Ausdruck. Der Finanzmann ist im Theater gewesen und hat sich dort gelangweilt und geärgert. Die Kunst schenkt er dem Theater und dem Drama gern, denn er geht dorthin, um sich von den Ge-

ſchäften zu zerſtreuen. Aber er wünſcht, daß die Helden des Dramas endlich anfangen möchten, wie die Banquiers, wie er ſelbſt zu ſprechen, und auf der anderen Seite erkennt er einen übeln Geiſt des Theaters darin, daß man ſich auf demſelben jetzt beſtändig über die Banquiers luſtig mache. Es wird ihm jedoch entgegnet, daß dies lediglich daher komme, weil die Banquiers die Marquis der heutigen Epoche ſeien („les banquiers sont-ils pas les marquis de l'époque?“) und man immer vorzugsweiſe die Mächtigen angreife.

Aber Banquier Simonnet hat ſehr wohl begriffen, um was es ſich in der heutigen Zeit handelt, und daß es der Kampf des Banquierthums mit dem Geiſt ſei, durch den die eigentliche Bewegung des Jahrhunderts ſich ſignaliſirt hat. Er ſcheint jedoch den Sieg über den Geiſt, oder vielmehr die Rache an demſelben, wie er es nennt, nicht für ganz ſo leicht zu erachten, als der ſchlaue Bediente Delatours, der ſeinerſeits ebenfalls Agiotage-Geſchäfte in den Kreiſen des Bedienten-Perſonals macht, und in Zukunft ſelbſt ein reicher und gewaltiger Banquier zu werden hofft. Von der künftigen Gewalt ſeiner Namenszeichnung träumt dieſer Figaro der Börſe ſchon, daß dieſelbe

mehr Credit haben werde, als die zusammengestellten Namen von zwanzig Männern von Geist.

„Ma signature, seule, aura plus de crédit,
Que les noms assemblées de vingt hommes d'esprit."

Es ist dies der unheilvolle und culturverheerende Kampf des Geldes gegen den Geist, auf welchen der Dichter beim Beginn seiner Komödie als auf die tiefste Perspective des Thema's hindeutet. Banquier Simonnet gebärdet sich aber schon bei Weitem sicherer und zuversichtlicher, wo es sich um den Sieg des Geldes und des Banquierthums über den Unterschied der Stände handelt. Er stellt im Salon des Herrn Delateur den schlagenden Satz auf, daß der Prämienschein heutzutage vollkommen die Stelle der alten Adelspergamente vertrete, und daß es der Prämienschein sei, vor dem heut alle Thüren des Faubourg Saint-Germain sogleich zu beiden Flügeln sich öffneten.

Ein Herzog, der auch in dieser Gesellschaft zu erscheinen nicht verschmäht hat, macht dem Banquier darüber das äußerst aristokratische Compliment, derselbe bewege sich mit so vieler Leichtigkeit, als wenn er in ihren Salons geboren worden; der Ton, das auserlesene Naturell, welches sich sonst gar nicht

aneignen ließe, der Banquier Simonnet habe es sich angeeignet, und es könne kein nobleres Benehmen als das seinige geben. Man erfährt aber auch sogleich, daß die liebenswürdige Bereitwilligkeit des Herrn Herzogs von Mortagne, den Finanzmann als einen des nôtres anzuerkennen, einen sehr finanziellen Haken hat. Er wünscht gern in den Verwaltungsrath eines neuen Actien-Unternehmens aufgenommen zu werden, wie es scheint, um seinen eigenen persönlichen Credit dadurch auf ein besseres Postament zu heben, aber der Banquier zeigt sich nicht ebenso bereitwillig, den Herzog in finanzieller Hinsicht zu nostrificiren, als es ihm dieser in socialer Hinsicht so gern widerfahren läßt. Man fertigt den Duc vielmehr auf eine sehr empfindliche Weise ab, indem man ihm bemerklich macht, was es mit dem Unterschied zwischen dem Adel und den Thalern heutzutage für eine Bewandniß habe, und wie das Zeitalter so roh geworden sei, daß man bei einem Actienunternehmen den Millionär höher schätze, als den Herzog. Der Duc de Mortagne verschwindet darauf plötzlich aus dem Salon, in dem man das letzte Wort der Epoche gegen ihn ausgespielt hat. Dies letzte Wort ist die allgemeine Nivellirung des Geldes, welches den großen geschichtlichen Bau der Stände mehr angefressen und unterhöhlt hat, als die

Revolution ſelbſt mit allen ihren Principien und Unternehmungen.

Eine eigentliche dramatiſche Verwickelung beginnt in der Ponſard'ſchen Komödie erſt ſpät und in einem ſehr allmäligen Fortbewegen der Handlung. Léon ſelbſt hat in ſeiner Metamorphoſe vom Landmann zum Börſenſpeculanten allerdings ſehr raſch Feuer gefangen, und gelangt bald zu der kühnen Anſchauung, daß ein großer Börſenmann die Natur eines tiefen Politikers und eines großen Philoſophen in ſich vereinige, denn man könne wohl nicht mehr daran zweifeln, daß die Börſe das Herz und das Centrum des modernen Univerſums geworden. Allen Gewinn will er aber nur noch zu den Füßen ſeiner Camilla niederlegen, um dann, in der ſtillen Vereinigung mit ihr, allem Gewühl der gewinnſüchtigen Welt fern zu bleiben. Inzwiſchen hat er ſchon angefangen, bedeutende Geſchäfte zu machen, und auch ſein Diener iſt auf ſeine eigene Hand Speculant geworden, und erklärt, daß er Paris niemals wieder verlaſſen wolle.

Eine eigenthümliche Wendung tritt durch die plötzliche Ankunft ſeiner Geliebten und ihres Vaters, des wackeren bäuerlichen Provinzialen, Mr. Bernard, in Paris ein. Camilla ſowohl, als ihr Vater, haben die Trennung von Léon nicht ertragen können, es war

Gefahr, das junge Mädchen in Liebe und Sehnsucht hinsiechen zu sehen, und man hat sich, nach Verabschiedung des vornehmen Freiers, auf die Reise gemacht, um mit Léon das dauernde Band der Vereinigung zu schließen. In das Entzücken des Wiedersehens mischt sich die Bewunderung über die glänzende Lage Léons, der freimüthig eingesteht, daß er sich an den Quellen der Börse niedergelassen und daraus neue Reichthümer geschöpft habe. Vater Bernard freut sich zwar nicht wenig, den durch die Börse reich gewordenen Schwiegersohn zu begrüßen, aber er ist doch noch zu sehr unschuldiger Landmann, um nicht treuherzig auszusprechen: ein amerikanischer Onkel, wie sie früher Mode waren, wäre ihm doch lieber gewesen, um Léon reich gemacht zu sehen! Léon bietet aber in einer Aufwallung seines edlen Naturells, und vom Glück der Verlobung berauscht, seinem Schwiegervater an: er wolle auf der Stelle alle seine Actien verkaufen, und jeden Verlust dabei eingehen, um in Uebereinstimmung mit den Gefühlen seines Schwiegervaters und seiner Braut zu bleiben. Aber dies Opfer wird von dem gutmüthigen Provinzialen nicht angenommen, der Verlust wäre doch zu groß, den Léon zu erleiden hätte, und Geld bleibt immer Geld. Man macht schon Pläne miteinander, wie die Summen verwandt

werden könnten, um durch neuen Landankauf den heimischen Besitz besser und vortheilhafter auszurunden. Es währt nicht lange, so sitzt Vater Bernard selbst in allen Börsenspekulationen mitten darin, Léon hat ihn vollständig angesteckt, und beide düngen und pflügen nun um die Wette und auf gemeinschaftliche Rechnung den gefährlichen Boden der Course. Daraus entwickelt sich die lehrreiche dramatische Katastrophe, die wir mit allen ihren prinzipiellen Momenten, die für die Gesellschaft und für Geist und Gemüth des Individuums dabei in Betracht kommen, in's Auge fassen müssen.

Das immer kühner fortschreitende Börsenspiel der Männer gibt den Frauen in der Ponsard'schen Komödie zuerst das schmerzliche Bewußtsein, daß ihre Herrschaft in der Gesellschaft zu Ende gehe, und daß sie sich nicht mehr die Macht zuschreiben dürfen, durch das Band der Liebe und Ehe einen dauernden und wesentlichen Einfluß auf das Schicksal der Männer zu gewinnen. Diese Auffassung, welche in der Komödie „la Bourse" den eigentlichen Entwickelungsknoten schürzt, ist zunächst eine ausschließlich französische, denn zuerst unter den dortigen Verhältnissen hat sich die Agiotage so tief in das innerste Lebensgräder der Gesellschaft eingefressen, daß die Gefahr

entſtanden iſt, alle übrigen Elemente eines höheren menſchlichen Daſeins dadurch zerſtört zu ſehen.

Das Börſenſpiel hat die Liebe getödtet, klagt dieſe franzöſiſche Komödie, und mit der Herrſchaft der Frauen, die mit der Herrſchaft der Börſe ſich nicht vereinigen könne, iſt zugleich die Blüthe der Künſte dahingeſunken, denn früher erzeugten wohl große Leidenſchaften auch große Handlungen und Schöpfungen, aber jetzt ſeien alle Leidenſchaften lediglich auf die Courſe gerichtet. Der nebenher gemachte Vorſchlag, daß die Frauen ſich zu einem Bunde gegen die Börſe vereinigen ſollten, wodurch ſie die Herrſchaft derſelben ſicher ſtürzen würden, dringt nicht weiter durch, kommt aber doch in der Löſung der Komödie ſelbſt zu einer gewiſſen Geltung.

Camilla, welche den Einflüſterungen einer mißgünſtigen Freundin gegen Léon lange widerſtrebt hat, findet doch bald an dem veränderten Weſen ihres Geliebten die Wirkungen des Börſenſpiels mit Entſetzen heraus. Sie kann ſich jetzt ſelbſt in Vorwürfen gegen ihn nicht mehr zurückhalten, ſie muß es ihm ſagen, wie er ſich ihr durch eine Leidenſchaft entfremdet hat, die keinen Enthuſiasmus, kein edles Gefühl mehr in der Seele übrig laſſe. Sie ſagt ihm unverholen, daß der Duft einer ehrenhaften Perſönlichkeit ſich durch

das Spiel der Börse abstreife, und sie muß ihm gestehen, daß sie an ihm kaum noch das wiederfindet, was sie an ihm geliebt.

Das kluge Mädchen begreift es, daß den stürmischen Aufregungen der Börse gegenüber alles Andere leicht fade und werthlos erscheinen könne, aber im Interesse ihrer Liebe ergreift sie noch ein letztes Mittel, sie fordert ihm einen Eid ab, daß er aufhören wolle, an der Börse zu spielen, und sich niemals wieder an dieselbe zurückbegeben werde.

Kaum hat Léon diesen fürchterlichen Eid geleistet, der ihn, wie die Course auch gehen und fallen mögen, sofort von der Schwelle der Börse ausschließt, so erhält er die Nachricht von dem ungeheuren Verluste, der ihn durch die eingetretene Baisse betreffen. Die Verzweiflungen des Börsenverlustes werden in der Komödie mit psychologischer Wahrheit ausgemalt. Die bitterste Verzweiflung aber ist die, daß sein der Geliebten geleisteter Eid ihn nun hindert, durch ein neues Hinabtauchen in den Schlund der Börse derselben das verschlungene Geld wieder zu entreißen.

Ein Freund überbringt ihm aus dem Hôtel der türkischen Gesandtschaft die eben eingetroffene Nachricht von der Einnahme Sebastopols. Mit dieser Nachricht ließe sich von Neuem speculiren, denn die

Baisse muß dadurch vollständig umgeworfen werden, und die dringendsten Mahnungen seines Freundes gehen dahin, zu kaufen und immer wieder zu kaufen. Aber der Eid steht dazwischen, und doch erscheinen sein Vermögen sowohl, wie seine Ehre dabei interessirt, eine neue Speculation zu wagen, und durch den glücklichen Ertrag derselben Verluste wieder zu decken, die zum großen Theil auch das Vermögen seines künftigen Schwiegervaters betreffen.

Er kauft von Neuem, aber die Einnahme Sebastopols hat die Baisse nicht unterbrochen, sondern nur weiter fortschreiten lassen. Léon verliert sein ganzes Vermögen und hunderttausend Francs, die Vater Bernard gehören. Er und die ganze Sippschaft der Haussiers ist verloren. Die verhängnißvolle Situation wird auch durch die Courtisane Estelle signalisirt, die am Arme eines Baissiers, ihres neuen Freundes, erscheint, um die glänzenden Appartements zu miethen, die Léon bisher inne gehabt und die er nun verlassen hat.

Schwiegervater und Braut, der Erstere in tobender Wuth über seinen eignen Verlust, kündigen dem armen, gänzlich ruinirten Léon den Handel auf, und ein Cousin, der sich in der letzten Zeit mit Absichten auf Camillas Hand herzugefunden, schöpft neue Hoff-

nungen. Couſin Reynold macht ſich aber auch um Léon verdient, denn er hielt den Verzweifelten von der Ausführung des Selbſtmordes zurück, und überredet ihn, ein neues Leben zu beginnen, indem er ſich der Arbeit und einer ehrenvollen Thätigkeit widme. Der fünfte Act der Komödie verſetzt uns darauf in ein Kohlenbergwerk, als deſſen Director Reynold ſelbſt erſcheint. Unter dem Geräuſch der klappernden Hämmer und Dampfwerke entfaltet ſich vor uns eine großartige Betriebſamkeit, die in ihrem gediegenen, die Kraft, den Fleiß und die Wiſſenſchaft erfordernden Wirken einen poſitiven Gegenſatz gegen das alle Kraft und allen Inhalt verflüchtigende Treiben der Börſe zur Anſchauung bringen ſoll.

Die Werkſtätte der Induſtrie kann an ſich nicht als der richtige Gegenſatz zur Börſe aufgefaßt werden, denn die Induſtrie bedarf nicht nur zu ihrer Entwickelung der Capitalien, welche die Börſe hervorzulocken und zur Verfügung zu bringen weiß, ſondern ſie trägt in ihrem eignen Schooß die Actien-Unternehmung, welche die üppigſte Weide der Agiotage geworden iſt. Der Dichter hätte daher ohne Zweifel beſſer gethan, als Gegenſatz gegen die Börſe, und zu einer wahrhaften Löſung der von ihm aufgewieſenen Conflicte, eine Sphäre ausfindig zu machen, die mehr

einen geistigen und ethischen Hintergrund für das ganze Thema darbot. Aber da er es mit einer eigentlichen Lösung seines Thema's überhaupt nicht genau genommen, und auch wohl nicht ganz genau nehmen konnte, sondern gewissermaßen nur die Signatur des Tages in den Bildern seiner Komödie geben wollte, so griff er ohne Zweifel nur nach der bequemsten Maschinerie, in der er zugleich seinen verunglückten Börsenhelden am leichtesten unterbringen konnte; denn Léon ist Aufseher in dem Kohlenbergwerk seines Nebenbuhlers Reynold geworden, und hat sich seitdem durch ausgezeichnete Thätigkeit und das ehrenhafteste Verhalten hervorgethan. Damit entscheidet sich aber zugleich ein anderes Verhältniß seines Lebens, über das er sich bisher weniger hat zufrieden geben können, als über die verunglückte Börsenlaufbahn.

Camilla hat dem Cousin Reynold ihre Hand zugesagt, die er in dem Augenblick erhalten soll, wo sich herausstellen würde, daß Léon durch die Bemühungen Reynolds gerettet und in eine andere, von ihm ehrenhaft ausgefüllte Existenz hinüber geboben sein würde. Dieser Moment ist unzweifelhaft gekommen, denn Léon genießt einer allgemeinen Achtung, aber er schickt sich an, den Ort wieder zu verlassen, weil er diese Verheirathung Camilla's mit Reynold,

zu der ſchon alle Anſtalten getroffen werden, nicht mit anſehen kann. Doch Reynold, ein edler, an Reſignation gewöhnter Charakter, übernimmt die Rolle des Alles ausgleichenden Schickſals. Nachdem er ſich überzeugt, daß die Liebe Camillens für Léon unverändert fortdauert, legt er die Hände der beiden Glücklichen ineinander.

Selten hat ein Stück in allen Kreiſen ein ſo außerordentliches Aufſehen erregt, was nur der ſchneidenden und tiefen Wahrheit, mit der darin die Symptome einer neuen geſellſchaftlichen Kriſis dargeſtellt wurden, zuzuſchreiben iſt. Die Wirkungen waren nicht nur im Theater, wo das Stück von den Schauſpielern des Odéon faſt täglich geſpielt wurde, bedeutend, ſondern ſie erſtreckten ſich weit in alle Sphären der Geſellſchaft hinein, aus denen dem Dichter die glänzendſte Anerkennung ſeines allerdings zunächſt rein moraliſchen Strebens zukam. Denn wenn, abgeſehen von der vortrefflichen künſtleriſchen Form, das eigentlich poetiſche Element der Compoſition doch nur für ein ſehr untergeordnetes und theilweiſe in's Triviale ſich verlaufendes gehalten werden kann, ſo iſt es dieſer pikante Appel an die Moral der Geſellſchaft, welcher das Stück zu einer Art von Ereigniß in der ſocialen Tageswelt geſtempelt hat. Mitten darin iſt es freilich

vorgekommen, daß eine Vorstellung plötzlich von den Pariser Studenten unter den leidenschaftlichsten Kundgebungen des Hasses gegen den Dichter ausgepfiffen worden ist. Es bezog sich dies aber nicht sowohl auf das Stück, als vielmehr auf die Person des Dichters selbst, den man bei dem Kaiser Napoleon III. in besonderer Gunst weiß, worüber dem noch immer kribbeligen Völkchen des Quartier latin eines Tages die Galle überlaufen wollte. Dies geschah in derselben Zeit, wo diese Herren in der italienischen Frage sich die Köpfe erhitzten und schon eine Adresse zur Kundgebung ihrer Sympathieen für eine nationale Erhebung Italiens in die Zeitungen einrücken zu können glaubten. Es war ein Völkerfrühlings-Träumchen, wie er durch einen an der napoleonischen Speise verdorbenen Magen leicht hervorgerufen werden konnte, und der arme Ponsard mußte dies Träumchen ausbaden.

Der in den Zeitungen veröffentlichte Brief des Kaisers Napoleon III. an den Dichter, der die ehrenvollste Anerkennung für die Komödie und ihre Wirksamkeit aussprach, bezeichnete gerade das Moralinteresse der Dichtung als das Dringlichste und Bedeutungsvollste. Es ist selbstverständlich, daß der Kaiser die moralischen Folgen der Agiotage von sich ablehnt,

wozu er die ohne Zweifel willkommene Gelegenheit in jenem Schreiben an den Verfaſſer der „Bourse“ ergriffen. Der thatſächliche Effect aber, daß Leute, die das Stück geſehen, nachher ihre Actien verkauft und jede fernere Berührung mit den Börſengeſchäften abgeſchworen hätten, mag ſchwerlich vorgekommen ſein. So hat ſich auch eine Correſpondenz, welche ein franzöſiſches Provinzialblatt, der „Marſeiller Courier,“ als zwiſchen dem Dichter der „Bourse“ und einem ſeiner Leſer geführt, mittheilte, als eine den Standpunkt des Komödien-Verfaſſers zum Theil perſiflirende Erdichtung erwieſen. In dieſer Correſpondenz zeigt ein in London ſich aufhaltender Franzoſe dem Dichter an, daß der moraliſche Eindruck der Komödie ihn überwältigt habe, und er unmittelbar nach Beendigung der Lectüre ſich getrieben gefühlt habe, den Befehl zum Verkauf aller ſeiner Actien durch den Telegraphen nach Paris heimzuſenden, worüber er die Quittung des Telegraphen-Amtes beilege. Der Dichter antwortet ihm höchſt erfreut über den edlen und erhabenen Geiſt, der ſich in dieſer That ausſpreche, fügt aber hinzu, daß ein ſolcher Mann nichts von dem verderblichen Einfluß der Börſe zu befürchten gehabt hätte, und daß er immer edel und uneigennützig geblieben wäre, auch wenn er ſeine Actien nicht verkauft hätte.

Dieſer Puff iſt ſinnreich genug, denn, indem er den Maßſtab der materiellen Wirklichkeit ſelbſt an die Komödie legt, verſpottet er gerade vom Börſenſtandpunkt aus den Effect, den die Moral einer ſolchen Komödie haben könnte. Denn wenn die Komödie zu ihrer richtigen Wirkung gelangte, ſo könnte dieſe nur darin ſich offenbaren, daß plötzlich alle Börſengeſchäfte ſtockten und aufhörten. Das ſpeculirende Publicum, das ſich von der Wahrheit der Komödie getroffen fühlte, könnte aber doch zunächſt nichts Anderes thun, als daß es hinginge ſeine Actien zu verkaufen. Dieſe angeblich moraliſche Handlung würde aber zugleich ſchon wieder einer neuen Börſen-Speculation Vorſchub leiſten und dieſelbe gewiſſermaßen in ihrem Schooße tragen. Denn ein rapides und ſtarkes Verkaufen müßte unfehlbar eine Baiſſe der Fonds bewirken, und da würde es unmöglich werden, neuen Geſchäften zu widerſtehen, welche ſich durch die unabweisliche Ausſicht auf ein neues Steigen nach der Baiſſe darbieten müßten. So iſt die Ponſard'ſche Komödie am Ende auch nur eine Komödie der Baiſſe, welche durch ihre moraliſchen Wirkungen und die möglicher Weiſe damit zuſammenhängenden Verkaufs-Ordres augenblicklich die Courſe drücken kann, aber damit doch auch

nur wieder dem Drama der Börse selbst ein neues Motiv der Handlung gibt.

Es werden damit zugleich die innerlichen Mängel der Ponsard'schen Tendenzkomödie kritisch bezeichnet. Wenn die Komödie schon dadurch höchst einseitig und für ihr Thema keineswegs ganz entscheidend ist, daß sie nur die moralische Seite der Frage behandelt und die allgemeinen und productiven Beziehungen der Börse zu Reichthum und Wohlstand der Gesellschaft ganz unerörtert läßt, so fällt sie auch für den moralischen Gesichtspunkt selbst nur mit halben Wirkungen in's Gewicht. Denn die moralische Verurtheilung des Börsenspielers unterliegt zu sehr den verschiedenartigen Verhältnissen der Individualität, als daß sie kategorisch ausgesprochen werden könnte, wie es die Komödie: „la Bourse" thut, und dies macht sich durch die Blößen, welche das Ponsard'sche Stück dabei gibt, um so fühlbarer. Denn es liegt auf der Hand, daß, wenn Léon mit seinem Geld wie mit dem seines Schwiegervaters eine gute Börsenspeculation gemacht und die Capitalien vermehrt statt verloren hätte, er dann auch die Achtung seiner Braut behalten und den Sieg der Situation in jedem Betracht davongetragen haben würde. Keineswegs würde er aber dann in seiner eigenen Sphäre mit einem moralischen Makel

befleckt erſchienen ſein. Dadurch, daß die Ponſard'ſche Komödie dieſen Zweifel in ſich offen gelaſſen hat, ſinkt ſie auch auf ihrer moraliſchen Seite, und nimmt für den, der ſich ihren Wirkungen nicht hingeben will, nur den Charakter an, das Pamphlet eines Baiſſiers zu ſein. Ihr Verdienſt iſt aber jedenfalls, vom Foyer der Börſe aus die Symptome eines neuen geſellſchaftlichen Umwälzungsproceſſes ſcharf und typiſch bezeichnet zu haben. Bewieſen aber wird durch die Komödie „la Bourse" Nichts.

Nur nach einer Richtung hin hat Ponſard bereits ſtarke Beweisſtücke in's Feld geſtellt, nämlich da, wo er gegen die heutige finanzielle Epoche die Anklage ſchleudert, daß ſie die Elemente der Liebe und Ehe aus ihren Grundangeln gehoben habe und zu vernichten im Begriff ſtehe, worauf wir ſchon oben hindeuteten. Die Zerſtörung und Verflüchtigung alles poſitiven Lebensgehaltes hat nicht nur die Stände und die Kunſt umgeworfen, ſondern auch die Liebe in ihrem eigenſten Element aufgehoben und verwandelt. Der moderne Börſenſchwindel hat zunächſt die Proſtitution als ſeine unabweisliche Begleiterin an ſeine Seite gezogen. Denn der Mann der Agiotage hat in dem ſich ewig drehenden Wirbel ſeiner Geſchäfte den Sinn für die höhere und ſtetige Liebe verloren, aber in dem

beſtändigen Schwanken zwiſchen Gewinn und Verluſt, zwiſchen Reichthum und Verderben findet er gerade an dem ewig prickelnden und betäubenden Reiz des Courtiſanenthums das ſeinen Bedürfniſſen angemeſſenſte Element. Nur bleibt dabei zu bedauern, daß die Femme du monde auch ihrerſeits alle ihre guten Eigenſchaften, durch welche ſie ſich ſonſt auszeichnen mag, an den Einfluß des Börſenſpieles verloren hat. In dem neuen Kreiſe, in welchen Léon eingetreten, lernt er auch Eſtelle, die Geliebte eines jungen Finanziers kennen, welche die neue Stellung der Liebe zur Börſe vollkommen begriffen hat. Die ſchöne Eſtelle nimmt, um allen Eventualitäten der Börſe gewachſen zu bleiben, immer gleichzeitig zwei Liebhaber, den einen à la hausse und den andern à la baisse, denn früher, wo ſie nur mit Einer Börſenpartei verbunden war, hatte ſie bei einer eingetretenen Chance bedeutende Verluſte auszuſtehen, und mehrmals wurden ihre Sachen ihr abgepfändet. Jetzt glaubt ſie vollkommen ſicher zu ſein, denn nun wird doch wenigſtens Einer ihrer Freunde immer Geld haben. Aber auch ſie glaubt noch Grund zu haben, ſich über die Börſe zu beklagen, denn ſie findet das Gemüth der franzöſiſchen Jugend vergiftet durch die Geldgier, eigentliche Liebesgluth herrſche nirgend mehr, den Frauen werde nur gerade ſo viel Zeit

gewidmet als das Börsengeschäft nothdürftig übrig lasse, und wenn sich ein junger Mann zu Grunde richte, so sei es nicht mehr aus Verschwendung für eine Frau, sondern weil ihn die Agiotage in Schulden und Verlegenheiten gestürzt habe. Ihr Freund Alfred, ein finanzieller Gentilhomme des Tages wie er sein muß, setzt aber mit der Sicherheit eines philosophischen Systemes auseinander, daß es heutzutage nur noch Eine Gluth der Seele geben dürfe, nämlich die, reich zu werden, und darum richtet er auch an Léon, der zum neuen Börsenmann eingeweiht worden, die Ermahnung, nichts weiter zu treiben als die Kunst, das Capital zu vermehren, und sich keinem Studium, keinem Enthusiasmus sonst hinzugeben, weil dies Alles nur dem einzigen Zweck schaden könne.

Tiefer und ernster begründen sich diese Anschauungen noch in Camilla, der Freundin Léons. Dies Mädchen erkennt mit dem Scharfblick der Liebe zuerst, daß das Börsenspiel alle feineren Empfindungen des Herzens abtödte, und daß die Leidenschaft der Agiotage, alle andern Leidenschaften in sich aufzehrend, keinen Raum für die ächte Liebe im Leben mehr übrig lasse. Camilla begreift es, daß Alles fade erscheinen müsse, den diabolischen Aufregungen der Börse gegenüber, ja sie bemerkt sogar, daß ein gewisser Duft der ehrenhaf-

ten Perſönlichkeit, der ſonſt ihren Geliebten umfloſſen, ſich an ihm zu verlieren beginne. Jeder Enthuſiasmus des Geiſtes und Herzens iſt durch die Agiotage dahingeſchwunden und Camilla kann an ihrem Léon nicht mehr Das entdecken, was ſie einſt an ihm geliebt. Zur vollſtändigen Enttäuſchung ihrer Gefühle findet ſie in Paris eine Freundin, deren ſcharfer Verſtand ſich ſchon in der Zerſetzung dieſes neuen ſocialen Problems geübt hat. Julie hat die ganze Stellung der Frauen in dieſer neuen Epoche des Börſenſchwindels einer umfaſſenden Kritik unterworfen und hat ihr Verdict dahin geſprochen: daß die Herrſchaft der Frauen in den Salons abgeblüht, daß aber damit zugleich für die Herrſchaft des Schönen und der Künſte die Zeit vorübergegangen ſei, denn die Periode der großen Leidenſchaften von früher ſei auch die Periode der großen Handlungen geweſen, die Thaten des Geiſtes und der Kunſt ſeien unter dem Einfluß der Frauen gefördert und gewürdigt worden. Dies Verdict ſchließt mit den traurigen Worten, daß es heutzutage nichts mehr zu verhandeln gebe, als die Courſe und die Rente.

V.

Luxus-Arbeiter, Schneider und Lumpenſammler im neuen Kaiſerreich.

Die Februar-Republik von 1848, welche mit den Männern der Arbeit gewaltig cokettirte und ſchon einen Arbeiter, den braven aber nachher gänzlich verſchollenen Albert, mit an ihre Spitze ſtellen zu können glaubte, hatte gleichwohl gar nichts dazu beigetragen, die geſellſchaftlichen Unterſchiede bei den Franzoſen irgendwie zu lockern oder auszugleichen. Der ſeiner Natur nach ariſtokratiſche Luxus beherrſchte noch immer Alles, und die Genüſſe blieben ausſchließlich für die Reichen, während für die Armen keine Genugthuung irgend einer Art erſichtlich war. Was konnte da die Nothtaufe der Republik, die dem Kinde des Zufalls gegeben worden, bedeuten?

Am allerwenigſten ſchien aber der franzöſiſche Arbeiter befugt, eine neue republikaniſche Lebensordnung in ſocialer oder politiſcher Hinſicht zu vertreten. Denn die arbeitenden Klaſſen haben in Frankreich an ſich ſelbſt ebenſo wenig ein republikaniſches Naturell, als die Arbeit ſelbſt in ihrer Form und ihrer Beſtimmung bei ihnen auf einem demokratiſchen Boden ſteht und aus der Idee des Volks- und Nationalbedürfniſſes eine weſentliche Begründung empfängt. Die franzöſiſche Arbeit entſpricht in ihrer ganzen Hervorbringung und Verwendung vorzugsweiſe den monarchiſchen Sitten, die bei den Franzoſen unter jedem Regime herrſchen werden, und die auch ihre Arbeitskraft vorzugsweiſe in die Dienſte des Luxus und der Ariſtokratie geſtellt haben. Für dieſe arbeiten zu können, wie kein Anderer, iſt zugleich eine eigenthümliche Talentſache bei dem franzöſiſchen Arbeiter, deſſen traditionelle Bildung durchaus auf den Geſchmack und auf das Bedürfniß der bevorrechteten Klaſſen begründet iſt, und der die artiſtiſche Technik, welche auch die geringſten und kleinſten ſeiner Arbeiten auszeichnet, gerade aus dieſer ſeiner Abhängigkeit von den ariſtokratiſchen Lebensgenüſſen geſchöpft hat.

Dieſe ariſtokratiſche Grundrichtung der franzöſiſchen Induſtrie und Arbeit hat ſich in allen Lebens-

verhältniſſen auf das Glänzendſte abgedruckt, und es hat dadurch die ganze Form der franzöſiſchen Exiſtenz, jedes Bedürfniß des täglichen Lebens, jede Toiletten-Sache und jeder wirthſchaftliche Gegenſtand dieſen unverkennbaren Schliff höherer Eleganz und feinſter techniſcher Vollendung empfangen.

Die Rückwirkung davon auf das Naturell des franzöſiſchen Arbeiters ſelbſt konnte nicht ausbleiben. Es giebt zwar die verſchiedenartigſten Klaſſen und Schattirungen dieſes Standes, aber wie ihn ſeine Intereſſen gleichmäßig auf die Exiſtenz reicher, vornehmer und eitler Leute hinweiſen, ſo hat ſich auch ſeine eigene Natur vorwiegend danach geformt und ihn keineswegs unbedingt zu einem Umſturz-Element gemacht, das allen Gliederungen der Geſellſchaft feindlich gegenüber ſteht.

Der franzöſiſche Arbeiter macht ſich zwar inſtinktmäßig zum Helfershelfer jeder Revolution, aus welchen Quellen dieſelbe auch gerade ſich ergießen möge, denn in ſolchen Momenten treibt ihn der elektriſche Geiſt der Maſſen, dem er nicht widerſtehen kann, unaufhaltſam und wie ein blindes Fatum vorwärts. Aber ſobald ſich die Wogen des offenen Aufruhrs geſetzt, und die Arbeiter wieder in ihre Ateliers zurückgekehrt ſind, bieten ſie in Frankreich mehr als irgend anderswo das geeignetſte Element für die Reaction dar. Oder

ſie würden die Erſten ſein, welche die Contre-Revolution gegen jede neugeſchaffne Ordnung der Dinge in Bewegung ſetzten, wenn ihnen durch dieſe eine wirkliche Demokratiſirung aller Lebenszuſtände dargeboten würde und damit auch die Arbeit ihren mit der wahren Demokratie unverträglichen Luxuscharakter und ihre ganze ariſtokratiſche Baſis eingebüßt hätte. Nachdem Louis Napoleon an der Februar-Republik den entſcheidenden Kaiſerſchnitt vollzogen, und aus ihr die neue Gewaltordnung glücklich hervorgeholt hatte, war es gerade der franzöſiſche Arbeiterſtand, auf den er, neben dem Heere, die neue Kaiſermacht vorzugsweiſe ſtützen zu müſſen glaubte. Zugleich richtete der Kaiſer den ariſtokratiſchen Luxus prächtiger als je in ſeiner alle Klaſſen der Geſellſchaft bedingenden Herrſchaft wieder auf, denn in dem Luxus mußte er die eigentliche Speiſe des franzöſiſchen Arbeiterſtandes erkennen, ebenſo wie der Krieg die Speiſe der Armee war. Der maaßlos ſteigende Luxus der Zeit datirt von der Wiedereinſetzung des napoleoniſchen Kaiſerthums her. Der Luxus wurde die eigentliche Geißel, mit welcher Louis Napoleon die Freiheit der Nation ſchlug.

Die ganze Geſellſchaft beeilte ſich, dieſer von den Tuilerieen ausgehenden Parole Folge zu leiſten, und man ſieht jetzt in Paris eine Pracht der Anzüge, der

Stoffe und der Einrichtungen entwickelt, wie man ſie dort zu keiner Zeit auf einer ſo glänzenden Stufe, namentlich bei den Mittelklaſſen, erblickte. Es iſt ein glühender Wetteifer aller Stände in der Putzſucht, in der Ausſchmückung und Ausſtaffirung der eigenen Perſon, der Zimmer, der Kinder, im Kleider- und Möbelprunk, ausgebrochen, und die Fremden, welche ſonſt auf den Straßen von Paris daran zu erkennen waren, daß ſie ſich in einem beſonders eleganten und gewählten Anzug in der Hauptſtadt der Weltmoden darſtellen zu müſſen glaubten, werden jetzt durch den an allen Ecken ausgebreiteten, ſchreienden und ſchillernden Modeaufwand der Pariſer und Pariſerinnen ſelbſt unendlich verdunkelt. Der göttliche Menſchenleib iſt zu einem buntſcheckigen Bazar aller möglichen Stoffe, Farben und Formen geworden, an dem Alles, was man ſieht, gekauft und käuflich zu ſein ſcheint, und man kann bei ſolchem Anblick unmöglich glauben, daß dieſer neue ſchlangenhäutige Adam bloß durch die Fortſchritte der Induſtrie der Menſchheit angezogen worden ſei. Dieſer Luxus aller Klaſſen hat nicht nur eine induſtrielle ſondern auch eine politiſche Baſis, und die mit allen Prinzipien zerfallene Machtpolitik der Zeit iſt es, welche ihre Eier dieſem Luxus zum Ausbrüten untergeſchoben hat.

Die Politik der Gewalt und des Luxus konnte an dem französischen Arbeiterstande ihre ganz natürlichen Grundlagen gewinnen. Denn keine Klasse der Gesellschaft ist so geneigt, dem Glanz äußerlicher Ostentation Rechnung zu tragen, als gerade der französische Arbeiter. Nicht nur, daß seine Arbeitskräfte und sein Talent vorzugsweise und in unvergleichlicher Art der Luxus-Industrie dienen, auch seine eigenen Lebensgewohnheiten lassen den französischen Ouvrier als einen Mann erscheinen, der sich gern mit einem gewissen Anstrich von Luxus darstellt und umgiebt, und darin eine zwar komische, aber doch auch wieder sehr selbstbewußte Rivalität mit den vornehmen Leuten verräth.

Wenn man in die oft ziemlich geräumigen Wohnungen gewisser Arbeiter-Klassen in Paris eintritt, so wird man oft über die feine und elegante Ausstattung derselben erstaunen müssen, die den Bourgeois-Luxus, vermischt mit einem patriarchalischen Element, auf eine eigenthümlich ansprechende Weise hervortreten läßt. Es giebt nicht wenig Familien dieser Art, die unter ihrem Mobiliar Stücke zählen, welche in die Haushaltung der arbeitenden Klassen in Deutschland noch nicht eingedrungen sind. Eine große Pendel-Uhr, mehrere Spiegel, einige schmucke Vasen auf dem Ka-

min, Kupferſtiche an den Wänden (und wären ſie auch nur als Prämien durch die Subſcription auf illuſtrirte Lieferungswerke erworben) fehlen ſelten in dem Haushalt einer nur irgend beſchäftigten Arbeiter-Familie. Das Centrum aller dieſer Pracht iſt gewöhnlich das Schlafzimmer der beiden Ehegatten, in welchem die Hauptſtücke des Mobiliars aufgeſtellt ſind, und der eigentliche Luxus der Arbeiter-Familie ſich entfaltet. Die Betten ſind von Nußbaumholz, und mit Bett-Tüchern und Vorhängen von glänzend weißem Linnen verſehen. Eine Commode, ein Secretair, ein Buffet mit Glasthüren, Alles von Nußbaumholz, ein elegant verzierter runder Tiſch, der in der Mitte des Zimmers ſteht, vervollſtändigen das Behagen einer durchaus ſaubern und wohlanſtändigen Hauseinrichtung. Die Fenſter ſind ebenfalls mit zierlich aufgeſteckten Vorhängen umgeben. Auch Anſätze zu einer kleinen Bibliothek ſind vorhanden, in der man einige Leſe- und Lehrbücher und häufig eine illuſtrirte Histoire de France, die vor Kurzem in Lieferungen erſchienen, bemerkt.

Die gewöhnliche Kleidung der Arbeiter-Familie iſt von ausnehmender Einfachheit, doch ſtellt ſie ſich in ihren Sonntags-Anzügen, die von gewählten Stoffen und Schnitten ſind, auf das Eleganteſte dar. Nicht

minder ſind es die Nahrungsverhältniſſe, durch welche der franzöſiſche Arbeiter, wenn auch nicht im Stoff, ſo doch in einer gewiſſen annähernden Form und Convention der Mahlzeiten, mit den bevorzugten Ständen in eine Art von Rivalität eintritt. Es giebt in Frankreich eine gewiſſe Hierarchie der Mahlzeiten, die auch dem weniger Bemittelten für etwas Unverbrüchliches gilt, und gewiſſermaßen mit dem Streben des franzöſiſchen Nationalcharakters nach Repräſentation und ceremoniellem Anſtand zuſammenhängt. Auch der franzöſiſche Arbeiter, wenn er nur irgend in einer regelmäßigen und auskömmlichen Lage ſich befindet, läßt ſeinen Magen täglich, mit der ganzen conventionellen Würde des franzöſiſchen Charakters, dieſe Stufenleiter des erſten und zweiten Dejeuner, des Diner und Souper beſchreiten.

Den kümmerlichen und rohen Nahrungsverhältniſſen des deutſchen Arbeiters gegenüber erſcheint der franzöſiſche Ouvrier unbedingt als ein vornehmer, in nobler Manier zum Genuß befähigter Herr. Zum erſten Dejeuner, das er in der früheſten Morgenſtunde einnimmt, muß der franzöſiſche Arbeiter ſeinen wohlbereiteten, vielleicht nur wenig mit Cichorien gemiſchten Kaffee haben, zu dem Milch und Zucker, und das tadelloſe Weißbrodt mit Butter, nicht fehlen dürfen.

Das zweite Dejeuner, das um neun Uhr Morgens eingenommen wird, beſteht entweder aus einigen guten Reſten des Soupers vom vorigen Abend, oder es wird eine Omelette, vielleicht auch eine Cotelette angefertigt, die das Manna des franzöſiſchen Volksmagens ſind. Um zwei Uhr Mittags kommt das Diner, das ſeine verſchiedenen Gänge haben muß, und für gewöhnlich wohl nur aus einer Brotſuppe, aus Gemüſe mit Fleiſch und einem Salat beſteht, aber auch durch mancherlei Ausputz der Mahlzeit in die Länge gezogen wird, und jedenfalls immer durch den Wein, den alle Mitglieder der Familie dazu genießen, eine gewiſſe Weihe guten Lebens empfängt. Der franzöſiſche Arbeiter trinkt regelmäßig ſeinen Wein beim Diner wie beim Souper. Das Haupt der Familie kauft ihn faßweiſe ein und zieht ihn ſelbſt auf Flaſchen, deren Vorrath im Keller aufbewahrt wird. Der franzöſiſche Arbeiter hat ſeinen Weinkeller, wie er ſeine Dejeuners, ſeine Diners und Soupers hat.

Dieſe Nivellirung aller Genuß-Unterſchiede der Geſellſchaft wird zwar nur in der äußerlichſten und allgemeinſten Form vollbracht, denn auf dieſem Gebiet wird leider ſtets die Subſtanz deſſen, was man genießt, als eine unüberwindliche Differenz zurückbleiben, aber es verbreitet ſich zugleich aus dieſer Form ein

Gefühl des Behagens und der Sicherheit über das ganze Leben des Arbeiters. Auf sein Souper hält er mit weit bestimmterer Regelmäßigkeit, als dies in den mittleren und höheren Klassen der Gesellschaft der Fall ist, denn obwohl man noch in vielen Häusern um die Mitternachtstunde soupirt, so ist dies doch keineswegs in diesen Kreisen so allgemein, als man es beim Arbeiterstande antrifft. Das Souper des französischen Arbeiters ist aber keineswegs eine so oberflächliche Beruhigung des Magens, wie sie sich der deutsche Arbeiter in der Regel nur für die Nacht gönnen kann. Es wird gewöhnlich um acht Uhr Abends abgehalten, und besteht dann reichlich aus Fleisch und Gemüse, zur Abwechselung auch aus einem Seefisch, dem jedesmal Butter, Brot und Käse folgen, den unveräußerlichen Carafon mit Rothwein nicht zu vergessen. Auch gehört es zu den Liebhabereien des französischen Arbeiters, sich zuweilen mit seiner ganzen Familie zu einem Pariser Traiteur zu begeben, wo er, namentlich des Sonntags, ein Dejeuner oder Souper, wenn auch im Zuschnitt dieser Volks-Restaurants, mit vieler selbstbewußter Würde und Grazie einnimmt.

Diese reichliche und gewissermaßen vornehme Lebensweise kann namentlich für diejenigen Klassen des Arbeiterstandes, deren Gewerbszweige einen Kunst-

und Luxus-Charakter an sich tragen, als die normale bezeichnet werden. Dahin gehören die Ciseleurs, die Modeleurs, die Graveurs, die Musterzeichner, die Gold- und Galanteriearbeiter und ähnliche, obwohl auch jeder andere Handwerker und Arbeiter, soweit es nur einigermaßen sein Erwerb gestattet, diesem Ziel eines möglichst reichlichen und vornehm aussehenden Genußlebens nachstrebt.

Es bleibt aber charakteristisch, daß vornehmlich diejenigen Pariser Arbeiter-Klassen, deren Hervorbringungen ein künstlerisches Element haben und mit dem Geschmack und Luxus der Gesellschaft zusammenhängen, am meisten zu Wohlleben und Verschwendung sich hinneigen, und Sparsamkeit und Sorge für ihre Zukunft sich weniger angelegen sein lassen, als man dies in andern Kreisen der Arbeit und des Handwerks bemerkt. Allerdings wirken dazu auch die höheren Arbeitslöhne dieser Kunst- und Luxus-Arbeiter mit, aber nicht minder ist es ihre durch die Art ihrer Beschäftigung beeinflußte Sinnesweise, welche sie gewissermaßen zu den Aristokraten der Arbeit macht, ihnen aber überhaupt den herrschenden Typus des französischen Arbeiterstandes aufdrückt.

Der Luxus-Arbeiter ist sich der bedeutenden Stellung wohl bewußt, die er in der Mitte der französi-

ſchen Geſellſchaft einnimmt. Er hilft die Technik und Form des ganzen ſocialen Körpers in dieſem Lande ausarbeiten, denn aus ſeinen geſchickten und in der That wahrhaft ſchöpferiſchen Händen kommt jener magiſche Zauber hergefloſſen, der die ganze Bevölkerung in Bewegung ſetzt, und durch den ſich alle geiſtigen und principiellen Unterſchiede mehr und mehr auszugleichen und zu nivelliren angefangen. Aus den Werkſtätten dieſer Arbeiter entſteigt die neue Welt des inhaltsleeren aber allberückenden Glanzes, welcher Jeden ſchmückt und hebt, der ihn bezahlen kann, und welcher Alle auffordert, ſich in dieſen leuchtenden Nebel eines alle Natur und Wahrheit beſiegenden Scheins zu kleiden. Der Luxus-Arbeiter, der die Schmuckſachen und Zierrathen verfertigt, dreht damit die Haupträder der heutigen geſellſchaftlichen Maſchinerie, die loslaſſen und in den Klump fallen würde, wenn man ſtatt des Luxus, der einſtweilen noch Alles zuſammen hält, überall die Grundſätze und Principien ausſpannen und heraushängen wollte.

Der Luxus-Arbeiter iſt heutzutage der eigentliche Mann der Situation, der innerſte Werkmeiſter des heutigen kaiſerlichen Lebens. Denn er iſt es, der die Unberechtigten berechtigt, die Häßlichen ſchön, die Laſterhaften in einem ſtrahlenden Licht und die Reichen

in dem eigentlichen Apparat ihrer Herrſchaft erſcheinen läßt. Er verfeſtigt durch ſeine Productionen die ſtolze Lüge, daß der Schein auch die Macht iſt, und daß es für den, der gelten und herrſchen will, nur noch darauf ankommt, die Augen zu verblenden und den Geſichtspunkt zu verblüffen.

Wenn der Luxus-Arbeiter der eigentliche Mann der heutigen Situation, ſowohl in ſocialer wie in politiſcher Hinſicht, iſt, ſo iſt der Schneider, auf den verſchiedenen Rangſtufen die er als Arbeiter einnimmt, nicht minder das vermittelnde Organ der Geſellſchaft, das eine um ſo unentbehrlichere Stellung in derſelben gewonnen hat, als die Schneider-Arbeit auf ihrem höchſt univerſalen Standpunkt zugleich die Luxus- und Bedürfnißfrage in ſich vereinigen kann. In einer Zeit, in welcher die Schneider-Arbeit tiefer als je in den Organismus des Lebens ſelbſt vorgedrungen, und ſelbſt manche Staaten nur noch durch die kühne Flicknaht eines liſtigen und talentvollen Schneiders zuſammen gehalten zu werden ſcheinen, muß dieſe Kunſt nothwendig auch in artiſtiſcher und geſchäftlicher Hinſicht auf der Höhe ihrer Vervollkommnung ſich zeigen. Paris war von jeher das Mekka und Medinah aller modernen Schneider-Arbeit, und wird ſich dieſe Bedeutung, die überhaupt mit dem franzöſiſchen Talent

des Faiseurs zusammenhängt, am allerwenigsten in den Zeiten des heutigen Imperialismus streitig machen lassen. Der Schneider, heutzutage mehr als je der Faiseur der menschlichen Existenz, kann in der Zeit des politischen Faiseurthums nur eine noch gesteigerte Aufgabe haben. Der Schneider muß entweder die politisch und social heruntergekommenen Leute wenigstens scheinbar wieder zu Menschen herausputzen, oder er muß sie durch die von ihm ersonnenen Trachten gänzlich zu Affen verhunzen, damit man sich in Zuständen, die dem ächt Menschlichen und der Wahrheit keine Rechnung mehr tragen, auch nicht mehr unter Menschen zu befinden glaube.

Die Toilette des Imperialismus ist charakteristisch genug für die allgemeinen Zustände dieser Zeit geworden. Die neuen Kaiser-Moden haben sich wieder mit den Moden des Ancien Regime zu vermählen gesucht, indem sie bei den Damen durch Reifreck und Schooßtaillen, zum Theil auch schon durch den Puder, bei den Männern durch die gestickten Röcke und dergleichen, in den politischen Frieden der guten alten Zeit zurückzulenken gesucht haben. Es gehört doch aber auch wieder ein großer und feiner Takt dazu, um die Franzosen durch einige Nüancen des Zuschnitts, die man ihnen dabei giebt, glauben zu machen, daß sie in den

Trachten der alten abſoluten Monarchie doch zugleich moderne Repräſentanten eines neuen und ganz eigenthümlichen Glückszuſtandes geworden ſind. Der Schneider iſt darum, wie in früheren Zeiten der Hofnarr, der eigentliche Interpret aller Zuſtände des Reichs geworden, und es verlohnt darum wohl der Mühe zu fragen, wie ſich dieſe Arbeiter-Klaſſe in den Zeiten der Februar-Republik und des neuen Kaiſerthums befunden habe?

Die Schneider bilden überhaupt die zahlreichſte und bedeutendſte Klaſſe der Arbeiter-Bevölkerung von Paris, und ſie gewannen ſich unter derſelben ſtets eine hervorragende Stellung und beſonderes Anſehen, indem ſie ſich zu Führern der Politik des Arbeiterſtandes emporſchwangen, und überhaupt in ihrem Antheil an den politiſchen Ereigniſſen und Debatten des Tages ſich auf eine ebenſo energiſche als intelligente Weiſe geltend machten. Der Pariſer Schneider iſt vorzugsweiſe ein politiſcher Charakter, der ſich im Volke für den eigentlichen Schildträger der Revolution von 1789 hält, und dieſe Epoche noch heut ebenſo eifrig aus allen franzöſiſchen Geſchichtswerken ſtudirt, als er bei allen revolutionären Folge-Ereigniſſen, die ſeitdem aus dieſer Zeit abgefloſſen, ſich theilnehmend und thätig auf dem Schauplatze gezeigt hat. Der

Muth, den man in Deutschland gerade bei den Männern dieses Gewerkes vermissen will, wird ihnen in Paris als eine ihrer ersten Charakter-Eigenschaften zuerkannt. Der Pariser Ziegenbock hat eine wesentlich revolutionäre Schlagader in sich, die ihn zu einem bedeutenden und weissagungsvollen Thier in der Apokalypse der französischen Staatsumwälzungen macht.

Und es ist dies nicht etwa blos ein geiler Uebermuth der Bewegung, der den Ziegenbock in Paris zu seinen revolutionären Sprüngen treibt, sondern es ist eine wirkliche Begeisterung für den Fortschritt der Gesellschaft und für die Verbesserung der untern Volksklassen, von welcher der Pariser Schneider erglüht und fortgerissen wird. Er ist nicht sowohl Socialist als vielmehr Politiker, denn die socialen Experimente des Jahres 1848 haben den Schneider meistentheils kalt und gleichgültig gelassen, obwohl er sich besonders eifrig gezeigt hat, die genossenschaftlichen Verbindungen unter den französischen Arbeiter-Klassen in Folge der Ereignisse von 1848 in's Leben rufen zu helfen.

Diese Genossenschaften wurden damals vornehmlich in der Absicht aufgerichtet, den Arbeitern außer ihrem frühern Lohn auch noch die Vortheile zuzuwenden, welche die zwischen die Arbeit und ihre Verwerthung sich eindrängenden Kaufleute und Unternehmer

gewöhnlich für ſich in Anſpruch nehmen, und man wollte darum Aſſociationen begründen, in denen allen darin Vereinten die gleichen Vortheile, ſelbſt bei verſchiedenem Werth der Leiſtungen, zugeſichert werden ſollten. Aber dieſe Unternehmungen zerfielen in ſich ſelbſt ungeachtet ihrer großartigen Geſichtspunkte, und beſonders waren es die Schneider, welche ſich ſeitdem von allen ſocialiſtiſchen Verſuchen zurückzogen, um nur noch als Politiker vom reinſten Waſſer die Ideen von 1789, für welche auch ihr neuer Kaiſer mit ſeiner ganzen Gewalt eintreten will, an ihrem Heerd zu pflegen. Die Revolution von 1789 hat ſich in den Ateliers der Pariſer Schneider ihren dauernden Cultus forterhalten, und das Gedächtniß der alten Helden und Kämpfer dieſer Revolution lebt am glühendſten weiter in den Unterhaltungen bei der Nadel, bei denen von dieſen Arbeitern oft die genaueſten hiſtoriſchen Kenntniſſe entwickelt werden.

In jedem dieſer Ateliers giebt es dann einige Matadore, die gewiſſermaßen den Vortrag in den Angelegenheiten der Revolution haben, und unerſchöpflich darin ſind, Züge aus dem Leben und den Thaten der nationalen Revolutionskämpfer zu erzählen und anzuwenden, oder auch Bruchſtücke aus den berühmten hiſtoriſchen Reden, die in den Volks- und National-

versammlungen der ersten Revolution gehalten werden, mit einer ungemein feurigen und talentvollen Declamation wiederzugeben. Diese Wortführer der Ateliers, welche durch ihre politische Ueberlegenheit das größte Ansehn bei allen ihren Kameraden genießen, üben zugleich den Einfluß eines Lehrers auf die jungen Schneidergesellen aus der Provinz, die gewöhnlich ohne alle politische Bildung und ohne historische Kenntnisse in der Hauptstadt anlangen, und begierig nach dem ihnen vorgehaltenen Köder schnappen.*)

Es sind dies die Zustände, wie sie vernehmlich unter der Regierung Louis Philippe's und in den ersten Jahren der Februar-Republik, namentlich bis zum Jahre 1852, in den Werkstätten der Pariser Schneider charakteristisch geherrscht haben. Die Arbeit würde unter dem beständigen politischen Feuerfangen dieser Ouvriers schwerlich ihren guten Fortgang gehabt haben, wenn nicht in jenen Ateliers auch die deutschen Gesellen gewesen wären, welche mit ihrem sprüchwörtlich gewordenen Fleiß die Verpflichtungen des ganzen Ateliers aufrecht zu erhalten vermochten. Die Seßhaftigkeit des deutschen Schneidergesellen, der ruhig im

*) Vgl. Le Play Les ouvriers Européens (Paris, imprimé par autorisation de l'empereur 1855. fol.) p. 277.

Atelier weiter näht, während ſein franzöſiſcher Kamerad bei jedem Anlaß auf die Straße hinaus muß und ein immerwährendes Ehrenmitglied aller Putſche und Aufſtände iſt, hat ſchon manchen ſolchen Geſchäftsbetrieb in Paris geſichert und vor dem Untergang gerettet.

Der deutſche Geſell tritt hier auf eine faſt wehmüthige Weiſe als Repräſentant des ehrlichen und friedſamen deutſchen Charakters ein, und verwerthet die fürchterliche deutſche Ruhe durch ein paar tauſend Nadelſtiche mehr, die er unerſchütterlich Stich für Stich einſetzt, während alle Sturmglocken von Paris über ſeinem Haupte ſchwirren und ſein franzöſiſcher Kamerad von Emeute zu Emeute taumelt. Dieſe ſpecifiſche Brauchbarkeit des deutſchen Schneidergeſellen, durch welche das politiſche und revolutionäre Naturell des franzöſiſchen Schneiders ſich am liebſten ergänzt, hat überhaupt die Verpflanzung deutſcher Arbeiter nach Paris angeregt und von jeher beliebt gemacht.

Die Vorſtadt Saint-Antoine zählt unter ihrer Arbeiter-Bevölkerung faſt immer mindeſtens zehn- bis funfzehntauſend Deutſche, die meiſt dem Schneider-Handwerk, zum Theil auch dem der Schuhmacher angehören, und ſich durch ihren zahlreichen Kinderſegen, der ebenfalls ein Product deutſcher Ruhe und politi-

ſchen Sitzfleiſches zu fein ſcheint, von den franzöſiſchen Arbeiter-Familien unterſcheiden. Ihre deutſche Sprache haben ſie ſich jedoch beſſer zu eigen behalten, als die ihr heimathliches Idiom binnen Kurzem verlernenden und verderbenden Deutſchen in Amerika, und man hört in gewiſſen Stadtvierteln von Paris von manchem Mann in blauer Blouſe deutſche Laute, beſonders im ſüddeutſchen Dialekt, welche uns plötzlich mitten im Gewühl der Weltſtadt an die fragwürdige deutſche Exiſtenz erinnern.

Der Pariſer Schneider hat ſich jedoch im neuen Kaiſerreich weſentlich der allgemeinen politiſchen Apathie anbequemen müſſen. Er hält ſich ſeitdem ruhig und, wie Jedermann, von den politiſchen Debatten fern, um den Kaiſerfrieden nicht zu ſtören, wobei die Arbeit, für welche das napoleoniſche Programm ſo beſorgt iſt, allerdings nur gewonnen haben kann.

Aber wenn im heutigen Paris Etwas Mißtrauen verdient, ſo ſind es die jetzigen unpolitiſchen Zuſtände ſeiner Schneider, welche zu ſehr gegen die Natur dieſer Volksklaſſe laufen, als daß nicht darin eine Selbſtüberwindung liegen ſollte, die an ſich ſchon ein politiſches Symptom iſt und auf eine neue unvermeidliche Kriſis hindeutet.

Wenn die Luxus-Arbeiter und die Schneider durch

ihre der Mode gewidmeten Leiſtungen auf der oberſten Sproſſe der Arbeiter-Bevölkerung erſcheinen und in ſocialer und politiſcher Hinſicht ſtets von unläugbarem Gewicht geweſen ſind, ſo erblickt man dagegen auf der unterſten Stufe dieſer Welt in einer nicht minder bedeutſamen Geſtalt den Lumpenſammler von Paris (le chiffonnier), der die philoſophiſche Kehrſeite alles geſellſchaftlichen Luxus darſtellt. Die Exiſtenz dieſer Menſchen, die man in allen Straßen von Paris und in der Banlieue antrifft und deren man mehr als 4000 zählt, iſt an ſich ſchon die größte Ironie auf alle Arbeit und allen Luxus, denn es gehört ein weltverachtender Muth ohne Gleichen dazu, ſich mit Dem zu beſchäftigen, was ſchon zu Grunde gegangen iſt, und aus dem Kehricht des Verkommenen und Abgefallenen ſein Daſein zu ſchöpfen. Der Lumpenſammler fängt da an, wo alle Gewerbe aufhören, und wo nur noch der letzte Stoff, den die Verweſung darbietet, zur Verwendung geblieben iſt. Er iſt der freie Jäger, der ſein Wild in den Müllhaufen der öffentlichen Plätze und an den Straßen-Ecken ſucht, und ſo pfiffig iſt, an Dem Beute zu machen, was kein Menſch mehr will oder ihm beſtreitet. Er jagt den Lumpen, der ſchon in allen Winde verſtreut war, und an dem die Vergänglichkeit der ſchönſten Stoffe

und Kleider, die Verplunderung alles Werthes, offenbar geworden.

Der Lumpen in ſeiner Hand wird zu einer neuen Trophäe der Civiliſation, denn der Chiffonnier entreißt ihn noch in der elften Stunde ſeiner Vernichtung und erhebt ihn zu einem neuen Material für die Induſtrie, die, gleich der göttlichen Weltökonomie ſelbſt, aus Allem ſchaffen und weitererzeugen kann, und damit die Ewigkeit und Unzerſtörbarkeit des Stoffes beweiſt. Oder wie die armen Dorfleute in den Wald gehen, um Beeren und Früchte zu ſammeln, die dort als ein freies Gemeingut Aller der Erde entſproſſen ſind, ſo zieht der Lumpenſammler auf den Straßen umher, und pflückt den Auswurf der ganzen Stadt in ſeine Taſchen, um an Dem, was alle preisgegeben haben, ſeine Ernte zu halten.

Die Pariſer Lumpenſammler bewohnen in der Regel die engen und unſauberen Straßen des Faubourg Saint-Marceau, denn ihr Metier, wie philoſophiſch und allgemein menſchlich es auch ſein mag, berührt ſich doch auch wieder zu ſehr mit allem Schmutz und Geſtank dieſer Welt, als daß nicht in den beſſeren Stadttheilen eine Nachbarſchaft dieſer Art ſehr verbeten ſein ſollte. Schon in der Frühe des Morgens verläßt der Chiffonnier ſein Quartier, um mit dem um die

Schulter geschlagenen Sack, den eisengespitzten Stab in der Hand, die Straßen von Paris zu durchschweifen, oder sich in die Banlieue zu begeben, wofür verschiedene Geschäftsstunden nach einem ganz bestimmten Tagesplan angesetzt sind.

Im Laufe des Tages kehrt er mehrmals wieder in seine Wohnung zurück, um die üblichen Mahlzeiten zu sich zu nehmen, die zum Dejeuner und Souper mit unverbrüchlicher Regelmäßigkeit festgestellt sind, und wenn auch dürftig zusammengesetzt, doch zum Mittag gewöhnlich aus zwei Schüsseln, und darunter fast immer aus einer Fleischspeise, bestehn. Von sieben Uhr Abends bis um Mitternacht wird am eifrigsten auf den Straßen und Plätzen umhergewühlt, da besonders die Dunkelheit der Nacht die freieste Ausübung dieser Forschungen gestattet. Nach der Rückkehr in's Haus nimmt der Chiffonnier gewöhnlich nur noch ein Stück Brod, welches zu seinem Souper ausreichen muß, oder es wird ein Salat mit Essig und Oel zurechtgemacht, wovon die Lumpensammler-Familie überhaupt eine bedeutende Menge verbraucht. Wenn der Chiffonnier in der Banlieue arbeitet, kauft er dort gewöhnlich mancherlei Vorräthe, namentlich Essig und Oel, billig ein, und führt sie in kleinen Quantitäten, wofür er keine Steuer zu entrichten hat, mit sich nach Paris.

Die Regelmäßigkeit seiner Ausflüge wird immer den zweiten oder dritten Tag durch die Nothwendigkeit unterbrochen, die zusammengebrachten Lumpen auszusuchen und dem Kaufmann, der sie abnimmt, zu überliefern. Das Aussuchen der Lumpen geschieht natürlich in dem Wohnzimmer des Chiffonniers, das dadurch in diesem Fall allerdings an seiner Sauberkeit leiden muß. Sonst stellt sich aber auch die Wohnung des Lumpensammlers in einer gewissen Wohleinrichtung dar, die selbst bei dieser untersten Volksklasse den Hang zu einem gewissen Bourgeois-Luxus an den Tag legt. Selbst in dem Mobiliar des Lumpensammlers fehlt selten ein Fauteuil, ein Spiegel, eine an der Wand aufgehängte Uhr, weiße Vorhänge vor den Fenstern und dem Kamin. Le Play, der in seinen Monographieen der Pariser Arbeiter auch die Wohnung einer Chiffonnier-Familie schildert, hat darin auch eine kleine ausgewählte Bibliothek gefunden, die aus einigen dreißig Bänden bestand, und vorwiegend Bücher religiöser Art, darunter die Histoire sainte von Fleury, eine französische Uebersetzung von Silvio Pellico, fromme Erzählungen von Madame Guizot und ähnliche Schriften, umfaßte. An den Wänden hingen vier religiöse Gemälde, die ein altes Erbstück der Fa-

milie zu fein ſchienen und nicht ganz ohne künſtleriſchen Werth waren.

Das religiöſe Element iſt überhaupt bei dem Chiffonnier von Paris das hervorſtechende, und findet ſich in dieſer Klaſſe nicht nur in einzelnen Beiſpielen ſtark vertreten, ſondern ſcheint überhaupt mit ihrer Exiſtenz und ihrem Gewerbe auf das Innigſte zuſammenhängen. Der Lumpenſammler iſt einer der gläubigſten und zugleich einer der intelligenteſten Menſchen unter der ganzen Arbeiter-Bevölkerung von Paris. Seine Beſchäftigung, die am äußerſten Rande der Geſellſchaft ſteht, läßt ihn die Vergänglichkeit und Verſchloſſenheit aller irdiſchen Dinge nur erkennen, um ihn, wie es ſcheint, dadurch in ſeinem Gemüth zu Gott zu erheben und ihn mit frommen, anbetenden Gedanken zu erfüllen. Wenn er noch um Mitternacht in den alten Fetzen und Lappen des Straßenkehrichts umherwühlt, mag ihn öfter ein Blick auf die funkelnden Sterne über ihm, die ſeinen verachteten Geſchäftsbetrieb beſcheinen, zu Anſchauungen einer beſſeren Heimath emporflügeln, indem er an eine himmliſche Welt denken lernt, die vielleicht einmal aus dem Ganzen und Vollen beſteht, und der Lumpen und Lappen nicht mehr bedarf, um die Oekonomie eines Menſchenlebens zu beſtreiten.

Der Lumpensammler hat es auch nicht bloß in seinem Geschäft mit dem Abwurf aller preisgegebenen Stoffe zu thun, sondern er ist auch gewöhnlich schon in seiner Person selbst dieser sociale Auskehricht, der bereits alle möglichen Metamorphosen durchgemacht hat, und seinen letzten und äußersten gesellschaftlichen Punkt charakteristisch mit dem Gewerbe des Chiffonniers bezeichnen mußte. Denn der Lumpensammler wird nur aus dem Ruin aller übrigen Berufsarten der Gesellschaft geboren. Die Thorheiten einer vergeudeten Jugend, Unglück im Leben und in dem ursprünglich ergriffenen Geschäftsbetrieb, ein nach allen Seiten hin gescheitertes Dasein, lassen den Chiffonnier entstehen, der dann als Flüchtling der Gesellschaft ein Leben friedlicher Wildniß voll contemplativen Umherschweifens und voll religiöser und philosophischer Gedanken führt.

Wer aus dem Sturz aller seiner Verhältnisse noch zwei bis drei Francs übrig behalten, hat daran noch ein hinreichendes Unternehmungs-Kapital in der Hand, um sich einen Sack und eine Hacke zu kaufen und damit die Industrie des Lumpensammlers zu begründen. Großen Gewinn will dieser Geschäftsmann nicht mehr erzielen, aber er hat die Genugthuung, daß nichts bestehen kann, ohne ihm zuletzt als Plunder zu verfallen

und zum Nahrungsſtoff für ihn zu werden. Dieſer philoſophiſche Character iſt dem Chiffonnier auch im neuen Kaiſerreich eigen geblieben, wo mit dem geſteigerten Luxus-Aufwand in allen Verhältniſſen auch der Abfall von Lumpen und Lappen ſich nur ſteigern kann.

VI.

Die Frau des Arbeiters.

Man hat oft geglaubt, die Sitten der arbeitenden Klaſſen verbeſſern und veredeln zu müſſen, um überhaupt zu einer vollkommneren und glücklicheren Geſtaltung der Geſellſchaft zu gelangen, und namentlich eine Garantie gegen neue Umwälzungen und Revolutionen dadurch zu gewinnen. Es gehört dies gewiß zu den ſchönſten und größten Aufgaben der Zeit, aber man wird dabei endlich auch einen Irrthum einſehen müſſen, der, je länger man ihm Spielraum gönnt, um ſo weiter das Ziel hinausſchiebt und das Gelingen aller geſellſchaftlichen Emancipationspläne in Frage ſtellen wird. Dieſer Irrthum beſteht darin, daß man die Hebung und Verbeſſerung der unteren Volksklaſſen

ſtets einſeitig und ausſchließlich mit dieſen ſelbſt beginnen will, während die Hebung und Verbeſſerung der höheren und mittleren Klaſſen nothwendig und zuerſt vorausgehen muß.

Die Emancipation der bevorzugteren Klaſſen der Geſellſchaft, ihre Emancipation von Eigenſucht und Genußſucht, von Luxus und windiger Prahlerei mit dem Mammon, von Characterloſigkeit und Servilität, von Verachtung des Geiſtes und der Ideen, muß in erſter Linie vollbracht werden, wenn es nicht den Anſchein gewinnen ſoll, als wolle man die unteren Klaſſen dadurch reformiren und bezwingen, daß man ſie auf das Maaß der Laſter und Verderbtheiten der höheren Klaſſen zurückführt.

Je ſtärker und unabweislicher der Einfluß der höheren und mittleren Klaſſen auf alle übrigen Theile der Geſellſchaft iſt, um ſo mehr muß die falſche Poſition beſeitigt werden, daß der Mann, deſſen Loos Arbeit und Armuth iſt, dadurch zu einem Ausgeſtoßenen und Verpeſteten geworden, der in menſchlicher wie ſittlicher Hinſicht nicht als ein ebenbürtiges Weſen betrachtet werden könne, ſondern erſt dann, wenn man ihn nach den Manieren und Sitten der bevorzugten Leute zurechtſtutzt, zu einem Menſchen zu machen ſei.

Die Sitten der arbeitenden Klaſſen in Frankreich

ſind im Durchſchnitt bei weitem nicht ſo verderbt und zerfallen, als es auf der Höhe und in der Mitte der franzöſiſchen Geſellſchaft der Fall iſt, wo ſittliche Zuſtände, die einer allgemeinen Zerplatzung in Scandal und Lüge nahe ſtehen, mehr und mehr Platz gegriffen haben. Der franzöſiſche Arbeiter hat einen eigenthümlichen Zug zum Familienleben und zur feſten häuslichen Anſiedelung, wodurch er ſeiner Exiſtenz gern eine beſtandvolle, ſichere Ausrundung geben möchte. Als Haupt einer Familie ſich zu ſehen, iſt oft ſchon im frühen jugendlichen Alter ſein eifrigſtes Streben, denn er glaubt dadurch an Würde der Perſon und an Selbſtbewußtſein zu gewinnen, was ihm die Geſellſchaft ſonſt in der Stellung, die ſie ihm angewieſen, verſagt. Der franzöſiſche Arbeiter hat im Verhältniß zu ſeiner Familie und ſeiner Frau leicht eine Art von patriarchaliſcher Ritterlichkeit, die einen rührenden Eindruck hervorbringt, wenn man ihn auf den Straßen von Paris mit ſeiner Dame am Arm, die er in aller Form führt, vorüberſpazieren ſieht. Denn man wird nicht leicht Mann und Frau aus dem Arbeiterſtande nebeneinander hergehen ſehen, ohne daß ſie ſich den Arm gegeben haben, auch wenn ſie nicht im Sonntagsſtaat, ſondern im gewöhnlichen Koſtüm des Arbeitstages ſich befinden.

Dieſer Hang, als ein Mann von feſter und anſtän-

diger Position zu erscheinen, verführt den Arbeiter oft zu den frühzeitigen Heirathen, welche heutzutage den Arbeiterstand in allen Ländern characterisiren und in Frankreich zugleich mit seiner Neigung, es dem Bürgerstande in Behaglichkeit und Luxus der häuslichen Einrichtung nachzuthun, zusammenhängen. Der Hausstand wird dann nicht selten auch ohne alle materielle Vorbereitung angetreten, und die geringen Ersparnisse, die vielleicht von beiden Seiten vorhanden waren, fließen sogleich für die Anschaffung eines möglichst stattlichen Mobiliars dahin. In solchen Fällen wird die Arbeiter-Ehe Ursache von Zerrüttungen, die tief in alle seine Verhältnisse hineinfressen, und auch seine Sitten verderben, indem sie den Mann dem Laster und Verbrechen, die Frauen und Töchter der Verführung und Prostitution in die Arme werfen. Damit verbindet sich zugleich der größere Aufwand von Kleidungsstücken, der dem Arbeiter in der neueren Zeit überhaupt eigen geworden, und der sich noch vermehrt, wenn er in der Ehe lebt.

Denn die alte Zeit, wo der Arbeiter nur gewebte Kleider aus Linnen und Hanf trug, und mit einem solchen Anzug gewöhnlich für die Dauer seines ganzen Lebens ausreichte, ist längst dahin. Jetzt, wo die Kleidungsstücke für den Arbeiter fast ebenso sehr wie

ſeine Nahrungsmittel ein täglich und wöchentlich neues Bedürfniß geworden ſind, verfällt er mit ſeinen Angehörigen auch nach dieſer Seite hin allen Verlockungen des Luxus und den auch für ſeine Sitten verhängnißvollen Folgen deſſelben.

Ungeachtet aller dieſer Gefahren, liegt in der Begründung der Arbeiter-Familie ein großer Segen für die bürgerliche Geſellſchaft, welche ihre innerſten ſittlichen Grundlagen recht eigentlich dadurch ſtärkt und tränkt. Dieſer außerordentlich günſtige Einfluß geht beſonders von der Frau des Arbeiters aus, welche in dieſem Stande die wunderbarſten Eigenſchaften des Charakters entwickelt. Die Frau iſt im Hauſe des Arbeiters nicht nur ſeine liebenswürdige und tröſtliche Lebensgefährtin, ſondern auch die vertraute Theilnehmerin aller ſeiner Arbeiten und Beſchäftigungen. Indem ſie mit dem Manne häufig, wo es nur irgend zuläſſig iſt, die Beſchäftigung theilt, und in derſelben mit der ihr eigenen großen Geſchicklichkeit und Arbeitskraft mitwirkt, wird ſie dadurch im eigentlichſten Sinne der ſchützende Genius der Arbeiter-Familie.

Ihren weiblichen Vorzügen ſcheint dadurch kaum ein Eintrag zu geſchehen, denn obwohl ſie die Arbeitsgenoſſin ihres Mannes oft in ſchweren und der Frauenhand keineswegs natürlichen Verrichtungen iſt, ſo bleibt

ihr doch alle Grazie der Franzöſin auch unter dieſen Umſtänden zu eigen. In dem derben Naturell ihres Standes ſcheint die franzöſiſche Weiblichkeit nur ein kräftigeres Material gefunden zu haben, um dieſelben Wirkungen geltend zu machen, denn in keinem Lande bleiben ſich die Frauen auf ihren verſchiedenen Lebensſtufen doch im Grunde ſo ähnlich, als in Frankreich, wo auch die Arbeiterin noch immer Franzöſin genug iſt, um auch das ganze Waffengeſchmeide des Naturells und der Koketterie, womit die vornehme Frau glänzt, wenn auch in geringerer Form der Bildung an ſich tragen.

Wenn aber in den höheren Ständen die Frau in der Regel nur zu einem Luxusartikel des Mannes geworden, und namentlich in den heutigen franzöſiſchen Zuſtänden mehr der Geſellſchaft als der Familie angehört, ſo zeigt ſich die Frau des Arbeiters weit mehr an der Stelle, welche ihr durch die weibliche Beſtimmung ſelbſt angewieſen zu ſein ſcheint. Die Theilung der Arbeit zwiſchen Mann und Frau, worauf die eigentliche Organiſation der Arbeiter-Familie beruht, iſt in dieſem Verhältniß von einer ungemein ſchöpferiſchen und ſittlichen Kraft, und giebt dem ganzen Arbeiterſtand die ſociale Weihe, die ihn der beſten und größten Zukunft zuzuweiſen ſcheint. Es iſt dies ein un-

geheurer Vorzug Frankreichs, in dem noch kein Land und Volk der Welt mit ihm wetteifert, daß die Frau des Volkes nicht blos der Fortpflanzung des Geschlechts dient, sondern in ganz bestimmt organisirter Weise zugleich Arbeitsbiene im Stock der menschlichen Gesellschaft ist.

Da die Arbeit die einzig erhaltende und veredelnde Kraft der Gesellschaft ist, so hat die Frau des Volkes, die sich zur Vertreterin dieser modernen Lebensidee in der Familie gemacht, dadurch einen hohen und bedeutungsvollen Ernst über das Haus des Arbeiters ausgegossen. Diesem Ernst schließen sich schon früh die Kinder an, die in dieser Familie oft schon im zartesten Alter der Mutter in den Geschäften des Hauses beistehn, und mit einer merkwürdigen Taktfestigkeit die Sorge für den innern Haushalt übernehmen, wenn die Mutter ganz und gar an den Arbeiten ihres Mannes theilnimmt. Ein Volk kann nie verloren gehen, bei welchem Kraft und Lust der Arbeit so tief im Nationalcharakter selbst wurzeln, und das gerade von seinen untern Klassen herauf den ämsigen Flügelschlag der Arbeit durch alle Theile des Gesellschaftskörpers dringen läßt.

Ein wesentlicher Theil der Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit des französischen Volkes hängt mit seinem

Fleiß und seiner durchaus nationalen Arbeitsamkeit zusammen, und dies ist eine Eigenschaft, durch welche es sich unter allen Regierungswechseln und ungeachtet derselben innerlich gesund und allen an ihm vollbrachten politischen Experimenten gegenüber gewissermaßen überlegen erhalten hat. —

Vor Allem aber ist es die Frau des Volkes, welche durch ihren unvergleichlich schönen und energischen Charakter der französischen Arbeiter-Familie ihren sittlichen und materiellen Halt zugleich giebt. Das ausgezeichnete Naturell dieser Frau, das den Mann selbst zu einem thatkräftigen und würdigen Leben stählt, wird auch von vielen industriellen Verwaltungen in Frankreich auf eine eigenthümliche Weise anerkannt, indem es bei ihnen, namentlich in der Provinz, zum Grundsatz geworden, die Wochenlöhnung des Arbeiters nicht an diesen selbst, sondern an seine Frau auszuzahlen. Diese Weise der Auszahlung, die besonders im Departement der Aisne, in den Fabrik-Districten von Soissons, an der Tagesordnung ist, hat sich erfahrungsmäßig vornehmlich bei denjenigen Familien bewährt, welche durch den Hang des Mannes zu einer sorglosen Verausgabung seines Lohns leicht hätten in Unordnung gerathen können.

Die Frau des Arbeiters beweist dann zugleich

ihren unendlich praktiſchen Sinn, mit dem ſie geſchäftliche Anordnungen zu machen und Einrichtungen zu treffen weiß. Mit ihrer eignen unermüdlichen Thätigkeit, die ſich Tag und Nacht keine Ruhe gönnt, geht ſie dem ganzen Hausweſen als ein leuchtendes Beiſpiel voran. Das adminiſtrative Talent, das den franzöſiſchen Frauen aus dem Volke eigen iſt, bildet bei ihnen eine ſo beſtimmt ausgeſprochene Charakter-Eigenſchaft, daß es ſich, wenn es darauf ankäme, wahrſcheinlich auch an der Spitze der Gemeinde-Angelegenheiten und der öffentlichen Geſchäfte nicht minder glänzend bewähren würde.

Die franzöſiſche Geſetzgebung ſelbſt hat ohne Zweifel dazu beigetragen, daß das Naturell der Frauen in einer ſo ausgezeichneten und charaktervollen Haltung ſich entfaltet, indem beide Geſchlechter durchaus gleiche Rechte in der Uebernahme von Induſtrie und Gewerbe und in den Vermögens-Verhältniſſen beſitzen. Es hat dies der Frau namentlich in den untern Klaſſen dieſe eigenthümliche Selbſtſtändigkeit gegeben, welche dem Willen des Mannes nicht nur gleichkommt, ſondern denſelben oft an Stärke und Ausdauer weit überragt.

Die Frau des Volkes iſt bei dieſen außerordentlichen practiſchen Eigenſchaften zugleich voll geſunder

und frischer Heiterkeit, die in allen Farben der weiblichen Liebenswürdigkeit und Laune strahlt und durch Einfälle aller Art auch auf den geistigen Fonds hindeutet, der hier oft zu der bedeutendsten Entwickelung angethan wäre. Dazu kommt auf der andern Seite ein merkwürdig hervorstechendes religiöses Element, von welchem man die Frau des Arbeiters häufig bewegt und getragen sieht, und durch das sie allen Leiden und Freuden der Familie einen milden und edlen Geist einzuhauchen weiß.

Die Arbeiter-Klassen in England und Deutschland würden eine so selbstständige und einflußreiche Entwickelung der Frau an ihrer Seite nicht ertragen, sondern eine Gefahr für die wahrhafte Geltung des Mannes darin erblicken. In der That findet man auch in diesen Ländern kein entferntes Beispiel davon, daß die Frau namentlich im Stande des Arbeiters zu einer solchen Autorität zu werden vermocht, wie unter den französischen Arbeiter-Klassen. In England und Deutschland ist der weibliche Theil der Arbeiter-Bevölkerung gerade der am meisten verwahrloste und preisgegebene, und die Frau, die hier fast niedriger geartet und jedenfalls weniger begabt und geachtet erscheint als der Mann, erhebt sich in der Regel nicht über die rein materielle und thierische Stufe. Die

Frau des Volkes iſt in der engliſchen und deutſchen Geſellſchaft noch kein ſelbſtſtändiges, in ſeiner eignen Bedeutung ruhendes Charakterbild, wie in der franzöſiſchen Arbeiterwelt, wo das Naturell der Franzöſin in dieſem Stande eigentlich ſeine wunderbarſten Triumphe feiert.

Die engliſche und deutſche Frau wird überhaupt nur durch Bildung und geiſtige Entwickelung auf die Höhe ihres Geſchlechts und ihrer Stellung gehoben, wobei noch die Bedingung hinzukommen muß, daß ſie ſich auch im Beſitz aller geſellſchaftlichen Vortheile und auf dem richtigen günſtigen Punkt inmitten derſelben befindet. Bei der Frau des Volkes in Frankreich iſt es der ganz ſpecifiſche Organismus der franzöſiſchen Weiblichkeit, der ſich in ihr durchaus aus ihren eignen Mitteln heraus und auf die naturvollſte Weiſe geltend macht. Die franzöſiſche Weiblichkeit, die ein unvergleichliches Gewächs ihrer eignen Art iſt, und durch das Verhältniß zum Manne weniger bedingt wird als anderswo, beginnt ſchon auf dieſer Stufe, und in einer ſehr bedeutſamen Gliederung, ihre ſociale Herrſchaft. Die durch alle Stände verbreitete Galanterie des Mannes iſt auch in dieſer Klaſſe ſtets bereit dazu, die Frau als eine beſondere Autorität in allen Lebenszuſtänden anzuerkennen und ſich ſogar ihrer

Leitung anzuvertrauen, bei welcher der Franzose gern an die instinctiven Offenbarungen eines bevorzugten Wesens zu glauben scheint.

Es ist aber auch bemerkenswerth, daß die Frauen und Mädchen der Arbeiter-Klassen in Frankreich einen großen Vorrang vor den Männern selbst hinsichtlich ihrer intellectuellen und geistigen Bildung behaupten. In den französischen Fabrik-Districten sind es durchgängig die Frauen, welche lesen und schreiben können, während man bei den Männern diese Kenntnisse bei weitem weniger entwickelt findet. Jedenfalls steht aber der weibliche Theil der Arbeiter-Bevölkerung darin niemals gegen den männlichen zurück, und der letztere hat nach keiner Seite hin Ursache, sich als ein erhabenes und den feinen geistigen Fähigkeiten des Weibes überlegenes Wesen vorzukommen.

Die Arbeiter-Familie erkennt aber gewiß immer in der Frau ihren wahren Schutzgeist an, und diese vollbringt die heldenmüthigsten Opfer, wenn sie den Ihrigen helfen oder in einer schwierigen Lage des Lebens Auskunft schaffen soll. Sie verkauft ihr schönes Haar vom Kopfe, wenn es gilt, irgend etwas Unvorhergesehenes zu bestreiten, oder in einer Krankheit des Mannes und der Kinder kostspielige Arzeneien zu bezahlen. Es ist dies überhaupt eine Speculation, zu

welcher die Frauen und Mädchen aus dem Arbeiterſtande nicht ſelten greifen, und oft wird ſchon vor der Hochzeit dies reizende Anlage-Capital auf ihrem Haupte dazu benutzt, um irgend ein Stück zu der künftigen Wirthſchaft dafür einzukaufen. —

Die Frau hat im Hauſe des Arbeiters gewöhnlich eine doppelte Aufgabe ihrer Thätigkeit zu erfüllen, indem ſie einmal alle Arbeiten, welche die eigne kleine Wirthſchaft erfordert, verſieht, und dann entweder einer eignen induſtriellen Beſchäftigung ſich hingiebt, die im Nähen, Weben, Waſchen, auch in der Fabrication von Spitzen, kleinen Kramwaaren, und dergleichen beſteht, oder auch an den Arbeiten des Mannes, welcher Art dieſelben auch ſein mögen, den ausgiebigſten Antheil nimmt. Zuweilen gehen dieſe Arbeiten auch zu ſehr über die weibliche Natur und ihre phyſiſche Kraft hinaus, wovon die Verwendung der Frauen und Mädchen in den Fabriken oft die traurigſten Beiſpiele zeigt. Selbſt in den Bergwerken und Minen findet man häufig weibliche Arbeitskräfte angeſtellt, und die Frau wetteifert dann in Anſtrengung und Kraft nicht ſelten auf den ſchlimmſten und gefahrvollſten Puncten mit den Männern. In dieſer letzteren Beziehung vermißt man noch die humane und weitblickende Sorgfalt, mit welcher das heutige kaiſerliche Gouvernement in

Frankreich ſonſt alle Lebensintereſſen der arbeitenden Bevölkerung zu bedenken und zu regeln ſtrebt.

Der Mißbrauch der weiblichen Arbeitskraft iſt eine Lebensfrage von nationalökonomiſcher Wichtigkeit, von welcher die bedeutendſten Intereſſen der Geſellſchaft abhängen. In England hat man ſich bereits eifrig mit dieſer Frage beſchäftigt, indem man es als eine Pflicht des Gouvernements bezeichnete, gegen die Ueberbürdung der Frau mit Arbeiten, welche dem weiblichen Geſchlecht zuwiderlaufen, einzuſchreiten. Die wahrhaft heroiſche Stärke, zu welcher die Frau der unteren Volksklaſſen ſich aufzuſchwingen vermag, ſcheint in Frankreich dieſe Fürſorge einer ſonſt für alle ſocialen Intereſſen ſo verſtändnißreichen Verwaltung noch zurückgehalten zu haben. Dagegen zeigt ſich das franzöſiſche Gouvernement um Vieles menſchlicher und feinfühlender in Allem, was die Wohlerhaltung und Beförderung des Familienlebens der arbeitenden Klaſſen betrifft.

Man kennt in Frankreich die Ehehinderniſſe nicht, welche in andern europäiſchen Staaten, namentlich in England, der Verheirathung derjenigen Arbeiter, die ſich in einer ſchlechten Lage befinden, entgegengeſtellt werden. In England hat ſogar die Armen-Verwaltung das Recht, die Ehe derjenigen Arbeiter, die in Noth gerathen und die öffentliche Unterſtützung an-

rufen, aufzuheben und ihnen den häuslichen Heerd zu zerstören, indem man dann die Mitglieder der Familie trennt und in den Arbeitshäusern unterbringt*). Die öffentlichen Einrichtungen Frankreichs haben sich stets vor einer menschheitswidrigen Willkür dieser Art gescheut, und namentlich liegt es in den ungemein richtig bemessenen Intentionen des Kaisers Napoleon III., den Sinn des französischen Arbeiters für Ehe und Familienleben zu pflegen und unter allen Umständen zur Befriedigung gelangen zu lassen.

Niemand beschäftigt sich so sinnig und in allen Details mit den Lebenseinrichtungen der Arbeiter als der Kaiser, und das napoleonische System bietet darin allerdings eine neue und sehr bedeutende Seite dar, daß es sich bemüht zeigt, das sociale Lebensgesetz für diese Klasse der Bevölkerung zu finden und dadurch dem Staat selbst eine natürliche Basis der Erhaltung und Fortentwickelung zu geben. Der dritte Napoleon ist vielleicht mehr ein nationalökonomisches als ein militärisches Genie, und seine Ideen scheinen nach dieser Richtung hin einen immer bedeutsameren Schwung nehmen zu wollen, so daß der Napoleonismus jetzt, wenn er productiv zu werden vermöchte, allerdings

*) Le Play Les Ouvriers européens p. 28.

die nächſte Anwartſchaft darauf hätte, gouvernementaler Socialismus zu ſein.

Das Sonntagshuhn im Topfe jedes Bürgers und Arbeiters, welches ein früherer Inhaber des franzöſiſchen Thrones für ſeinen höchſten Regierungszweck erklärte, das aber ſeitdem noch immer auf ſich warten ließ, würde die ſchönſte Aufgabe für den neuen Napoleonismus ſein, auf deſſen Programm es ohne Zweifel auch ſeine beſondere Stelle einnimmt. Aber dies Huhn ſteckt noch ſehr tief im Ei, das ſich durch polizeiliche und militäriſche Gewalt allein nicht will ausbrüten laſſen, ſondern noch auf die neue Sonnenwärme eines ächten, in ſeinem eigenen Organismus geborenen Volksdaſeins harrt.

Der franzöſiſche Arbeiterſtand beſitzt aber in ſich ſelbſt ſchon alle Kräfte und Eigenſchaften, durch welche es möglich werden müßte, jenes berühmte Sonntagshuhn, das in der Apokalypſe des Volksglücks als ein ſo verheißungsreiches ſymboliſches Thier figurirt, auszubrüten, wenn dieſe Verkündigung überhaupt ſchon zu erfüllen geweſen wäre. Die Arbeiter-Bevölkerung Frankreichs trägt ein ſchöpferiſches und naturkräftiges Element in ſich, das in dieſem Kreiſe auf eine bedeutungsvolle Zukunft hinweiſt und mitten unter den verderbten und faulenden Zuſtänden der heutigen Civiliſation

oft eine wahre Idylle glücklichen und in ſich ſelbſt befriedigten Arbeitslebens uns vor Augen ſtellt.

Paris ſelbſt hat in ſeiner Mitte und in ſeiner nächſten Nähe dicht unter dem Qualm ſeines wilden und verkünſtelten Lebens Scenen eines reinen idylliſchen Naturdaſeins aufzuweiſen, die auf dem Lebensgrunde einer armen, Tag und Nacht ſchaffenden und ſorgenden Arbeiter-Familie ſtehen, und wie in einem roſigen Frühlingslicht gegen die trübe und dunkle Sphäre der ſogenannten höheren Cultur ſich abzeichnen. Man braucht nur die eigenthümliche Bevölkerung der Wäſcher (blanchisseurs) zu beſuchen, die in der Umgegend von Paris wie in Colonien ſich niedergelaſſen haben, um Zuſtänden natürlichen menſchlichen Glücks zu begegnen, das ganz und gar in dem Frieden der Arbeit und der Genügſamkeit wurzelt.

Es giebt namentlich am rechten Ufer der Seine am Abhang der ſteinigen Anhöhen des Montmartre und des Mont Valerien, einige Dörfer, deren Bewohnerſchaft faſt ausſchließlich aus Leuten beſteht, welche ſich in mehr oder minder ausgebreiteter Kundſchaft damit beſchäftigen, die ſchmutzige Wäſche von Paris zu waſchen. Dieſer Arbeitszweig iſt in einer ſolchen Colonie förmlich organiſirt, indem einige Arbeits-Chefs mit ihren Familien das Gewerbe vorzugsweiſe an ſich genommen

haben, und die übrigen Mitglieder der Colonie an gewiſſen Tagen in der Woche nach einer beſtimmt feſtgeſetzten Ordnung denſelben in der Arbeit Hülfe leiſten.

Die Nähe der Seine dient dieſem Geſchäft und einigen andern ähnlichen Gewerbszweigen, die in der Colonie beſtehen (namentlich von Färbern u. dgl.) zum weſentlichen Anhalt. Auf den Hügeln und Feldern, die rings umher liegen, wird die gereinigte Wäſche zum Trocknen ausgebreitet. Die ganze Beſchäftigung iſt mühſam und erfordert ebenſo viele Zeit als Anſtrengung, doch fehlt es in der Wäſcher-Familie auch nicht an einigen Mußeſtunden, welche für den kleinen Garten verwandt werden, der neben dem für das Trocknen der Wäſche gemietheten Stück Feld ſorgſam und ſinnig angelegt worden. Das Gärtchen muß zwar meiſtentheils der Gemüſepflanzung dienen, aber einige von der Frau und den Töchtern wohlgepflegte Blumen-Partien werden ſelten darin fehlen. Eine Schaar gackernder Enten und Hühner treibt ſich in der Nachbarſchaft des kleinen Hauſes herum, und die ökonomiſche Sorge für dieſelben giebt eine Lieblingsbeſchäftigung der ganzen Familie ab.

Die Wäſcher-Familie führt das friedlichſte und arbeitſamſte Stillleben, auf deſſen klarem, ſelten durch äußere Ereigniſſe getrübten Grunde zugleich die ſchönſten

ſittlichen Vorzüge des Charakters ſich entwickeln. In der That bieten die Gemeinden der Wäſcher in der Umgegend von Paris durch ihre überwiegende Moralität und namentlich durch das religiöſe Element, welches ſich faſt durchgängig unter ihnen äußert, eine höchſt bemerkenswerthe Erſcheinung dar.

Man glaubt in eine Herrnhuther-Colonie einzutreten, wenn man ein ſolches Dorf betritt, und nur milden, gutmüthigen Geſichtern, mit dem Ausdruck eines geläuterten menſchenfreundlichen Weſens, begegnet. So wird man auch im Innern der Häuſer nicht nur von der glänzendſten Reinlichkeit und Ordnung begrüßt, ſondern man gewahrt auch hier, wie bei allen franzöſiſchen Arbeiter-Familien, den Hang zu einer luxuriöſen Ausſtattung des Hausweſens, der bei den Wäſchern noch durch ihre beſtändige Berührung mit den wohlhabenden Klaſſen von Paris, für welche ſie arbeiten, genährt wird. Die Frau erſcheint jedoch auch in dieſem Kreiſe als der ſchaffende und Alles wohlbemeſſende Geiſt der Ordnung und Sitte, und ihrem Walten wird es in der Regel zugeſchrieben, wenn für manches ausſchweifende Gelüſte des Mannes bald die richtige Gränze gefunden wird, und wenn eine weiſe Sparſamkeit ſo glücklich vorſchreitet, daß ein kleines Eigenthum für die Familie erworben werden

kann. Dieſe ausgezeichnete Haltung der weiblichen Bevölkerung beherrſcht gewiſſermaßen die Sitten der ganzen Colonie, und ſelten kommt es vor, daß unerlaubte Verbindungen der beiden Geſchlechter nicht noch vor der Geburt eines Sprößlings durch die Ehe legitim gemacht werden.

Die Kundſchaft dieſer Wäſcher beſteht größtentheils im Innern von Paris, und das Gedeihen einer Arbeiter-Familie wird von dem Umfang der Kundſchaft abhängen, welche man ſich dort zu erwerben gewußt. Für mehr als dreißig bis fünfunddreißig Haushaltungen wird ein Arbeits-Chef, der mit ſeiner eignen Familie noch eine Anzahl von Hülfsarbeitern vereinigt, nicht leicht die Wäſche übernehmen können. Gewöhnlich beſteht aber eine Kundſchaft nur aus fünf bis ſechs Haushaltungen, für welche eine Wäſcher-Familie arbeitet. Allwöchentlich an jedem Mittwoch begiebt ſich das Haupt der Wäſcher-Familie, begleitet von ſämmtlichen Mitgliedern ſeines Hauſes, mit Hülfe eines Einſpänners, den er entweder gemiethet oder ſich zu eigen erworben, nach Paris, um dorthin die Wäſche zurückzuführen, die er in der Woche vorher zum Reinigen erhalten. Das Haus im Dorfe bleibt unter der Obhut des getreuen Hundes zurück, der überhaupt ein weſentliches Inſtrument in der Wirthſchaft einer

Wäſcher-Familie iſt. Im Sommer wird ſchon um fünf Uhr des Morgens, im Winter um acht Uhr, zu dieſer Reiſe nach Paris aufgebrochen, und erſt am ſpätern Abend kehrt man, den Wagen mit der neu eingeſammelten Wäſche angefüllt, in das ſtille Dorf am Seine-Ufer zurück. Dieſe wöchentliche Geſchäftsreiſe nach Paris mit dem kleinen Einſpänner hat etwas Patriarchaliſches, und wird zugleich als ein Feſt für die ganze Familie betrachtet.

Die Frauen und Töchter machen eine eigene Toilette dazu, und wenn ſie im Hauſe und während der Arbeit gewöhnlich nur ein wollenes Kamiſol mit darübergeworfenem Hemd, einen Unterrock, und den Fuß mit dem Binſenſchuh bedeckt, tragen, wird zu der Reiſe nach Paris ein Kleid von modernem Stoff und Schnitt angelegt, eine feine Schürze vorgebunden, und der zierliche ſchlanke Fuß, den ein weißer Strumpf umkleidet, in das elegante Halbſtiefelchen geſteckt. Eine ſchneeweiße Haube, die mit Spitzen verziert iſt, und deren Form genau nach der Mode wechſelt, bedeckt in ebenſo anmuthiger als koketter Haltung den Kopf. Dies iſt aber noch keineswegs der höchſte Aufſchwung, welchen der Putz dieſer Damen zu nehmen vermag. Denn bei feierlichen Gelegenheiten, wo einer Hochzeit oder dem Feſt des Schutzheiligen beigewohnt wird, oder

wenn die Frau zu einem Beſuch ihrer Eltern aus-reiſt, erblickt man ſie ſtattlich in einem Kleide von Merino oder Meuſſeline de laine, in einer koſtbaren Haube und nicht ſelten in einem großen façonnirten Cache-mir-Shawl, der in weiten und kunſtvollen Falten die Geſtalt umfließt. Ein Armband und eine an golde-ner Kette lang herabhängende Uhr bilden den Schmuck, und es bleibt an der vornehmen Erſcheinung der Ar-beiterfrau, die in dieſem Moment ebenbürtig allen ihren franzöſiſchen Mitſchweſtern an die Seite zu tre-ten glaubt, kaum etwas auszuſetzen. Die Hände, welche weniger durch ihre Form als durch ihren Teint die harten Arbeitstage ausplaudern könnten, werden von dem gelben modiſchen Handſchuh knapp und ſorg-fältig eingehüllt.

Der Mann wird weniger von der Herrſchaft des Kleider-Luxus berührt. Die blaue Blouſe, welche die würdige Toga ſeiner Arbeitszeit iſt, umfließt ſeine Glieder, ſelbſt wenn er ſich nach Paris begiebt, und nur die wollene Mütze, die er während der Arbeit trägt, wird auf dieſen Reiſen gewöhnlich mit einer ihn etwas modiſcher kleidenden Caſquette vertauſcht. Einen Hut, einen Ueberrock oder Frack trägt er nur bei Hochzeiten und Begräbniſſen, oder bei andern ebenſo feierlichen Gelegenheiten. Seine Frau iſt aber trotz

der Idylle ihres abgeſchiedenen und arbeitſamen Lebens, und ungeachtet ihrer ſonſt ſo beſcheidenen und maaßvollen Anforderungen an die Welt, doch dem Luxusteufel wenigſtens hinſichtlich ihres Anzuges verfallen. Denn ein neues modernes Kleid muß ihr regelmäßig jedes Jahr angeſchafft werden, auch wenn der Zuſtand der vorhandenen Garderobe dies noch keineswegs erfordert.

VII.

Der Kaiſer und die Arbeiter.

Die Sitten der franzöſiſchen, namentlich der Pariſer Arbeiter, ſind oft in einem übertrieben grellen Licht dargeſtellt worden. Die Fabel, daß im Faubourg St. Antoine mehr als 600 Arbeiter mit ihren eignen leiblichen Töchtern im Concubinat leben ſollen, war zwar früher eine ſehr verbreitete, und wurde beſonders in den erſten Jahren der Februar-Republik vielleicht nicht ohne Gefliſſentlichkeit in Umlauf geſetzt, um, wie es ſchien, den verderblichen Einfluß eines Volksregiments auf die Sitten der untern Klaſſen in das rechte Licht zu rücken. An einem thatſächlichen Anhalt dazu mag es aber auch wohl nicht ganz gefehlt haben, und viele geſchlechtliche Verbindungen dieſer Art, wenn

auch nicht in dem erwähnten Umfange, haben ohne Zweifel, namentlich während der Republik von 1848, in Paris bestanden.

Das französische Naturell scheint nicht so stark mit dem creatürlichen Abscheu gegen Vermischungen innerhalb desselben Bluts erfüllt zu sein, wie derselbe vorzugsweise die germanischen Völker beherrscht. Der Code Napoléon hielt es darum auch für besonders nothwendig, die Verheirathungen mit der Schwester der verstorbenen Frau zu verbieten, weil ein Hang zu solchen Ehen in Frankreich fast epidemisch geworden war und auf die Zerrüttung der Familienbande mannigfach eingewirkt hatte.

Wenn sich aber im französischen Arbeiterstande vorzugsweise Gewohnheiten und Gelüste eingeschlichen haben, welche in das heiligste und reinste Verhältniß der Natur ein fleischliches Element einpflanzten, so haben dabei ohne Zweifel manche Verhältnisse mitgewirkt, die einer providentiellen Fürsorge für das menschliche und sociale Loos des Arbeiters weichen werden. Diese Verhältnisse hängen mit allen äußern und innern Bedrängnissen der arbeitenden Klassen, mit einer in der Noth des Lebens leicht entstehenden Verwirrung der sittlichen Begriffe, und auch mit den räumlichen Zuständen der Arbeiter-Wohnung zusammen,

in deren engen und dunkeln Höhlen alle Mitglieder der Familie auch zum Nachtheil der Sittlichkeit und des Schamgefühls zusammengeschachtelt liegen.

Im heutigen Kaiserreich haben sich die sittlichen Zustände der Arbeiter-Familien auch nach dieser Seite hin wesentlich gebessert, und man kann Manches, was von denselben früher erzählt wurde, heut sicherlich bereits als eine Mythe bezeichnen. Der Kaiser Napoleon III. hat neben den materiellen auch die sittlichen Zustände der Arbeiter unter den bedeutendsten Gesichtspunkten ins Auge gefaßt, und beide Seiten der Arbeiter-Existenz gleichzeitig auf einer und derselben Grundlage zu veredeln und zu erheben getrachtet. Wie sehr die sittliche Verbesserung dieser Volksklasse auch von einer Beschaffung besserer und geräumigerer Wohnungen abhängig ist, wird sich in Paris bald mit bestimmteren Angaben belegen lassen, sobald die Pläne, welche der Kaiser für eine menschenwürdigere und wohnlichere Niederlassung der Arbeiter in Paris hegt, zu einer umfassenderen Ausführung gekommen sein werden.

Durch die napoleonischen Neubauten sind zwar zahlreiche Arbeiterwohnungen auf dem rechten Ufer der Seine verschwunden und haben dort ohne Ausnahme nur durch große Wohnungen für reiche und vornehme Leute Ersatz gefunden. Aber dafür ist be-

reits die Erbauung einer großen Arbeiter-Cité in der Rue Cherche Midi auf dem linken Seine-Ufer in Aussicht gestellt worden, und in einigen andern Straßen desselben Stadttheils sollen große Häuser für Arbeiter, die ihnen Wohnungen in vortheilhafter und ausgiebiger Räumlichkeit gewähren, erbaut werden. Die Projecte dazu sind unter der besonderen Leitung und Angabe des Kaisers vollzogen worden. Auch bei den Wohnungs-Cravallen, welche im Herbst 1856 im Faubourg St. Antoine ausbrachen, hat der Kaiser persönlich eine ungemein wohlthuende Vermittelung eintreten lassen, indem er eine Deputation von Arbeitern in St. Cloud empfing, und ihre bittern Klagen über den hohen Preis der Miethen und die Theurung der Lebensmittel mit einem theilnehmenden Eingehen auf alle Einzelnheiten ihrer Lage anhörte. Diese Cravalle hatten schon eine ziemlich ernste aufrührerische Form angenommen, und beruhten auf einer Art von Pact, durch welchen sich die Arbeiter gegenseitig verpflichteten, ihre Miethe nicht ferner zu bezahlen. Der Kaiser ließ bei dieser Gelegenheit wieder bedeutende Summen anweisen, um auf dem Wege polizeilicher Unterstützung diese Verlegenheiten augenblicklich zu überdecken, aber es thut sich hier schon ein gewaltiger Abgrund auf der neuen Bahn des Napoleonismus auf,

Die individuelle Selbstständigkeit ist aber der hervorstechendste Charakterzug der französischen Arbeiter-Klassen, und nach ihm sind auch die Bestrebungen zu regeln, welche diesem Stande eine Verbesserung und Sicherung seiner Lage zuführen wollen. Der französische Arbeiterstand bildet darin gerade den unmittelbaren Gegensatz zur französischen Armee, daß er sich durchaus von keinem Geist der Kaste und der solidarischen Gemeinschaft durchdrungen und zusammengehalten fühlt, sondern nach einer Vereinzelung und Isolirung, in der Jeder auf sich selbst gestellt ist, und wo möglich als ein Kämpfender und Ringender mit den eigenen Genossen erscheint, hinausstrebt. Danach hat sich auch die innere Einrichtung aller Arbeits-Ateliers und Fabriken in Frankreich bestimmt, die noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in ihrer ganzen Organisation den Geist einer in der Arbeit zusammenlebenden Familie in sich trugen, seitdem aber mehr und mehr in einem trotzigen Individualismus der Arbeiter auseinandergegangen sind.

Die Einheit und Geschlossenheit eines genossenschaftlichen Zusammenwirkens, wie sie in der Organisation des Heeres auf eine so specifische Weise zu erreichen ist, wird daher in den französischen Arbeiterstand niemals hineinzubringen sein, und am aller-

wenigſten taugt dieſe Volksklaſſe dazu, um als politiſche Maſchinerie nach einem beſtimmten Willen in Bewegung geſetzt zu werden. Jede darauf gerichtete Berechnung kann nur die empfindlichſten Täuſchungen herbeiführen, die nie ausbleiben werden.

Die militairiſche Organiſation iſt zugleich die der Ehre, welche darin beſteht, daß jeder einzelne Soldat in dem Corpsgeiſt, der ihn beherrſcht und der auf ihn rechnet, zugleich das Bewußtſein ſeines eigenen Werthes ausgedrückt und vertreten findet, und darin ſeine unverrückbare Stelle ſich angewieſen ſieht. Den Arbeiterſtand in dieſem Sinn in einen feſten Machtwillen einordnen zu wollen, hieße das Waſſer der Seine durch die Danaiden-Fäſſer ſchütten. Der franzöſiſche Arbeiter, der durch das neue Kaiſerthum höchſtens depolitiſirt werden iſt, hat heutzutage nur das eine Streben, es den beſſer ſituirten Klaſſen gleichzuthun und ihnen die Vortheile der geſellſchaftlichen Stellung, ſei es auch nur ſcheinbar durch Aneignung des Luxus und vornehmer Gewohnheiten, abzugewinnen. Er will ein Menſch ſein wie alle übrigen, und ebenſo viel genießen wie alle übrigen, und ſelbſt noch die Geltung eines Cavaliers davonzutragen, ſteht ſeinen Wünſchen nicht zu hoch. Die Verwendbarkeit dieſer Maſſe in einer beſtimmten politiſchen Richtung

ist eine um so zweifelhaftere, als die politischen Anschauungen des französischen Arbeiterstandes durch die häufigen Wechsel der Regierungen und Prinzipien gänzlich corrumpirt worden sind, und ihnen zuletzt noch das Kaiserthum die verderbliche Vorstellung eingeimpft hat, das beste Gouvernement sei dasjenige, welches die Arbeiter am besten füttere. Aber auch bei diesem Fütterungsproceß, selbst wenn er ins Unendliche fortgesetzt werden könnte, würde die Gefahr nicht ausbleiben, daß der Verdauungsproceß ein unberechenbarer ist, und daß, wie in der Republik das Kaiserthum verdaut worden, so auch mitten im schönsten Kaiserthum wieder die Republik oder auch die ganz legitime Monarchie herausverdaut werden könnte.

Das Kaiserthum hat bereits, wie bei den Wohnungs-Cravallen im Faubourg St. Antoine geschehen, den Weg der Wohlthaten-Austheilung gegen die Arbeiter betreten, und dies ist namentlich in Frankreich die bedenklichste Form, in welcher den arbeitenden Klassen geholfen werden kann. Wenn ihr Brod nur aus Furcht vor ihnen so groß wird, und ihre Wohnungsmiethe nur von der Hand der Wohlthätigkeit für sie bezahlt wird, so sind schon die organischen Fäden entzweigerissen, durch welche der Arbeiterstand mit der Gesellschaft verbunden bleiben muß, und der Arbeiter

ſteht wieder in einer drohenden Angriffspoſition vor der Barrière aller ſocialen Verhältniſſe. Das Verhältniß zum Arbeiterſtande ſcheint mithin jedenfalls die verwundbare Ferſe des neuen Imperialismus zu ſein.

Der franzöſiſche Arbeiterſtand iſt gewiß durch ſeine ausgezeichneten Charakter-Eigenſchaften mehr als jeder andere dazu geeignet, eine Grundſäule der beſtehenden Geſellſchaft zu ſein, wenn das Gouvernement es ſich nach einem umfaſſenden Plan angelegen ſein laſſen könnte, auf die geiſtige und ſittliche Bildung der Arbeiter hinzuwirken, und dabei an die eigenthümlichen individuellen Vorzüge dieſes Standes geſchickt anzuknüpfen. In dem Wirthshausleben des franzöſiſchen Arbeiters fließt ein Hauptquell nachtheiliger und zerrüttender Einflüſſe, die auf ſeinen Charakter und ſeine ſocialen Zuſtände eindringen. Die Kneipe gilt dem Arbeiterſtande überhaupt für ein Symbol ſeiner individuellen Freiheit und ſeines ſelbſtändigen Behagens, in ihr hängt er ſeinen Plänen und Träumen für die Zukunft nach, und die Sorgen und Aengſte, die ſonſt ſein Haupt umſchwirren, fliegen hier, im gemüthlichen Tête-à-Tête mit dem vor ihm ſtehenden Schoppen, leicht wie Wolken an ihm vorüber.

Der franzöſiſche Arbeiter hat noch mehr, als ſeine

Collegen in andern Ländern, den Sinn für das Wirthshaus als für ein Universal-Institut, in dem er alle seine Leiden und Freuden bergen und betten kann, und das oft seinem Sinn für das Familienleben die verderblichste Concurrenz macht. Die Zahl der Cabarets, in welchen die Arbeiter verkehren, ist in Frankreich und namentlich in Paris in einem steten Zunehmen begriffen, und man hat die eigenthümliche Beobachtung gemacht, daß jede politische Krisis, durch welche die öffentlichen Zustände erschüttert werden, oft kein anderes sichtbares Resultat zurückläßt als eine Anzahl neuer Wirthshäuser und Cafés, die dann plötzlich wie über Nacht aufgeschossen sind und gewissermaßen als neue Gruppirungen und Concentrationspunkte für die Bevölkerung entstanden waren. In einer politischen Katastrophe werden Cabaret und Café die eigentlichen Canäle der öffentlichen Bewegung, und vertreten auf dieser Seite des Volkslebens oft die Wirkungen der Presse und Tribüne auf die allerausgiebigste Weise. Die Franzosen, die den Tempel einer neuen Zeit errichten wollten, haben es dann oft nicht weiter gebracht, als daß sie statt dessen nur ein neues Caféhaus begründet haben.

Wenn aber das Café überhaupt ein unveräußerliches Bestandstück der französischen Nationalität ist, so ist

das Cabaret einerſeits das Aſyl des franzöſiſchen Arbeiters, in welches ihn ſein Drang nach Mittheilung und Zerſtreuung zieht, andererſeits aber auch das Haus, welches ihm um ſo ſchädlicher für alle ſeine Verhältniſſe werden kann, je mehr er ſich davon auf eine faſt magiſche Weiſe unwiderſtehlich angezogen fühlt. Die Gefahr liegt hier beſonders in dem eigenthümlichen Verhältniß, in welches die Wirthe dieſer Cabarets zu den in denſelben als Stammgäſte heimiſch werdenden Arbeitern einzutreten pflegen. Dies Verhältniß wird in manchem Betracht ein ſo inniges, daß es dem Arbeiter Alles zu erſetzen ſcheint, was ihm ſonſt der Patron, die Innung oder ſelbſt der Beichtvater zu gewähren pflegte. Der Cabaretier, in deſſen Gewinnſucht es liegt, den Arbeiter ganz an ſich zu feſſeln, ſpinnt ein förmliches Netz von Intriguen über ihn aus, und macht ſich zum Vertrauten aller ſeiner Geheimniſſe, zum Vermittler und Schutzgeiſt für alle ſeine Laſter und Leidenſchaften. Die letzteren zu nähren und ihnen jede Gelegenheit zu bieten, gehört um ſo mehr in ſeinen Plan, als ihm die ſyſtematiſche Ausbeutung des Arbeiters und die Lostrennung deſſelben vom häuslichen Heerd damit am durchgreifendſten gelingen muß. Verhältniſſe dieſer Art exiſtiren in unendlicher Menge in der franzöſiſchen Arbeiter-Bevölkerung, und bilden den unaufhörlich andauernden

Grund zu einer Entartung und Verwilderung derſelben.

Das Gouvernement würde Manches dagegen thun können, um das Arbeiter-Wirthshaus, welches jedenfalls eine zweifelhafte Stätte der Erholung für den Ouvrier iſt, nicht noch zu einer Höhle des Laſters und Verderbens für ihn werden zu laſſen. Die Organiſation des Wirthshauſes kann zwar nicht Sache des Gouvernements ſein; wenigſtens könnte eine ſolche Aufgabe erſt in einer vorgerückteren Epoche der ſocialen Einrichtungen, wo dieſelben auch in das individuelle Leben hinübergreifen können, eintreten. Aber es laſſen ſich Einrichtungen denken, die ſchon bei der Organiſation der Arbeitszweige, des Fabrikbetriebs und aller die Kräfte genoſſenſchaftlich vereinigenden Beſchäftigungen beginnen, und neben und nach der Arbeit im Kreiſe aller Betheiligten das Vergnügen und die Erholung der Arbeiter bezwecken! Wie es möglich iſt, dem religiöſen Element eine Anknüpfung an Leben und Thätigkeit der Arbeiter zu gewinnen, ſo müßten auch ſociale Veranſtaltungen für jede größere Induſtrie-Werkſtätte gefunden werden können, durch welche das Wirthshaus zu erſetzen und der gefährlichen Bedeutung deſſelben für den Arbeiterſtand entgegenzutreten wäre.

Das Wirthshausleben der Arbeiter gliedert sich nach den verschiedenen Kategorieen, in welche überhaupt die Lebensweise der französischen Arbeiter zerfällt. Man kann darin vornehmlich zwei Klassen charakteristisch unterscheiden. Die eine stellt sich auf jede Weise in einem entschiedenen Gegensatz zur Bourgeoisie dar, und bezeichnet denselben sowohl im Ganzen durch alle ihre Lebensgewohnheiten, als auch insbesondere durch ihre Kleidung, die bei diesen das specifische Bewußtsein eines vierten Standes in sich tragenden Arbeitern ausschließlich in der Blouse, der Weste oder dem Paletot besteht. In den Cabarets und Weinschenken, welche vor den Barrièren oder in den benachbarten Dörfern Suresne, Belleville, Montrouge, Vaugirard u. a. sich befinden, hat diese Arbeiterklasse vorzugsweise ihr Standquartier aufgeschlagen. Die Debauche des Wirthshauses ist ihre eigentliche Lebensrichtung geworden und derselben möglichst weit nachhängen zu können und noch über den Montag hinaus in der Schenke zu feiern, ist ihr einziges Dichten und Streben und der einzige sociale Neid, mit dem sie die bevorzugteren Classen, namentlich aber ihren eigenen Arbeitspatron betrachten. Die Politik kümmert sie wenig, so lange sie noch in den Debatten und in den Journalen gemacht wird, aber sobald die Politik auf die Straße hinaus

tritt und die Massen electrisch in Bewegung zu setzen anfängt, richten sich diese ewig kneipenden Phäaken der Arbeiterschenken auf, und fühlen in ihren Fäusten ein unendliches Jucken, das ihnen keine Ruhe mehr auf ihren gewohnten Stätten läßt. Ueber kein Prinzip klar geworden, schlagen sie sich jedesmal da, wo es den Kampf gegen etwas Bestehendes gilt, und bringen ihr Leben dann oft mit einer heldenmüthigen Aufopferung, die eines besseren Zieles werth gewesen wäre, zu Markte.

In ihrem Charakter liegt ursprünglich sehr viel Bösartiges, mit einem natürlichen Humor gemischt, der aber auch oft in eine schreckenerregende Wildheit übergehen kann. Halb fröhliche und naive Naturkinder, halb höhnende Teufel, bringen sie im Cabaret ihr Leben dahin, und scheinen vom Himmel nichts als ewigen Müßiggang zu erflehen. Wenn die Revolution sie aber auch plötzlich zu Heroen machen kann, so betrachten sie dies Intermezzo doch am Ende auch nur als ein lustiges Abenteuer, nach dessen Beendigung sie am liebsten wieder in ihr altes Cabaret zurückkehren, mit keinem Besitz und mit keiner besseren Aussicht in die Zukunft bereichert. Sie verharren in dieser bivouakirenden Lebensweise oft bis in ihr höchstes Alter, wenn sie nicht eine charaktervolle und entschlossene

Frau finden, durch deren günſtigen Einfluß ſie dem Wirthshaus abgewonnen und zu einem ſtätigen häuslichen Leben hinübergeführt werden. Doch hat dieſe Klaſſe im Ganzen wenig Neigung zur Heirath und zieht gewöhnlich ein wechſelndes Verhältniß vor, wie es ſich durch die weiblichen Bekanntſchaften im Cabaret leicht darbietet und unterhält.

Eine zweite Klaſſe von Arbeitern hängt mehr mit der kleinen Bourgeoiſie zuſammen und betrachtet ſich gewiſſermaßen noch als einen integrirenden Beſtandtheil derſelben, was ſie auch in ihrer ganzen Lebensweiſe, in ihrer häuslichen Einrichtung, in ihrer Kleidung und in ihren Vergnügungen zu erkennen giebt. Dieſe Richtung hat ſich ſowohl durch die Art und Weiſe der Beſchäftigung dieſer Arbeiter, wodurch ſie mehr in der Mitte der bürgerlichen Beziehungen ſtehen, als auch durch ein höher entwickeltes Maaß intellectueller Fähigkeiten, begründet. Es iſt aber ungemein charakteriſtiſch, wie nach dieſem Typus ſich auch die Erholungen und Vergnügungen bemeſſen, denen dieſe Klaſſe vorzugsweiſe ſich zuneigt. Dieſe Arbeiter beſuchen keineswegs die Schenken vor den Barrièren und beim Octroi, ſondern ſie bleiben im Innern von Paris, wo ſie die Vorſtadt-Theater, die kleinen Café's und gewiſſe öffentliche Bälle beleben helfen

und mit den jungen Leuten aus dem Commerce und der kleinen Bourgeoisie, die dort verkehren, in eine von ihnen für sehr ehrenvoll gehaltene Berührung kommen.

Wie viel lustiger und kindlicher Volkssinn aber noch in allen Klassen der französischen Arbeiter lebt, kann man mit Ueberraschung beobachten, wenn man ihren Spielen zusieht, mit denen sie sich oft in der Banlieue von Paris auf den freien Plätzen an einem heitern Sonntags-Nachmittag ergötzen. Ein besonders beliebtes Spiel dieser Art ist der Wettkampf in der Tonne (la course au tonneau), der zu den am häufigsten gesehenen Volksvergnügungen der Banlieue gehört. Die Kämpfer stehen, bewaffnet mit einer langen lanzenförmig zugespitzten Stange, in einer Tonne, die sich auf einem kleinen Wagen festgebunden befindet. Der Wagen wird in eine galoppirende Bewegung gebracht, und muß dann gerade unter einem mit Wasser gefüllten Eimer hinfliegen, der wie eine Laterne in der Luft aufgehangen ist, und an dem ein Brett mit den daran aufgereihten Ringen befestigt worden. Es kommt nun darauf an, die Ringe mit dem geschicktesten Wurf herunterzuholen, denn wer einen zu starken Stoß gegen das Brett richtet, erschüttert den Eimer und wird selbst von dem überfließenden Wasser benäßt. Wer aber

den Ring herunterholen kann, ohne naß zu werden, hat den Preis erobert, den er gewöhnlich in einem neuen Kleidungsstück, das auf Kosten Aller angeschafft wird, ausgezahlt empfängt. Es ist dies ein Spiel, das man auch in mehreren ländlichen Fabrikdistricten Belgiens, namentlich in der Umgegend von Antwerpen, unter den Arbeitern sehr verbreitet findet.*)

*) Le Play Les ouvriers européens p. 267.

VIII.

Griſette und Lorette, und die neue Generation.

Es bedarf nur eines Blickes auf die neueſte franzöſiſche Literatur und auf die Pariſer Theater, um mit Staunen inne zu werden, wie neben dem Intereſſe der Geldmacherei, das heut alle Klaſſen in Frankreich ausſchließlich beſeelt und treibt, nur noch die geſchlechtliche Aventure und die Debauche als die einzige trübe-ſchäumende Gährung in dem heutigen geſellſchaftlichen Proceß übrig geblieben ſind.

Die Unterdrückung des geiſtigen Lebens und alles freien Gedanken-Austauſches, auf welche das Napoleoniſche Regierungs-Programm ſeit alter Zeit her geſtützt war, hat ſich heutzutage, durch den neu hinzugetretenen Hebel der Börſenſpeculation, in einem über-

raſchenden Grade auf die ſittlichen Elemente der Geſellſchaft zurückgeworfen. Wie die Börſe eine Proſtitutions-Anſtalt für den ganzen Volkscharakter geworden, ſo hat die Proſtitution auf der andern Seite den Charakter eines noblen Börſengeſchäfts angenommen, und ſchwingt ſich dadurch zu einer ſo glänzenden geſellſchaftlichen Höhe herauf, wie man ſie bisher noch nie thronen geſehen. Ja, die Vermiſchung der Proſtitution mit dem Haus- und Familienleben, das bis zur Verwechſelung und Identificirung ſich forttreibende Durcheinander der anſtändigen Frau mit der Courtiſane, haben in einem Grade zugenommen, daß die Befürchtung nicht übertrieben erſcheint, es möchte bald der innerſte Lebenskern der Geſellſchaft davon angefreſſen werden.

Mit dem Sturze der Herrſchaft Louis Philippe's iſt auch das alte Pariſer Griſettenweſen in ſeiner ganzen gemüthlichen Organiſation und Herrlichkeit zu Grunde gegangen. Schon in den letzten Jahren der conſtitutionellen Monarchie gab es in Paris kaum noch Griſetten in dem alten einheimiſchen Sinne des Wortes. Die Gattung hatte ſich zu degeneriren angefangen, indem ein merkwürdig guter volksthümlicher Kern, der die Griſette der frühern Periode auszeichnete, und den ſo vielgerühmten Verhältniſſen des Menage-

machens oft einen ungemein dauerhaften, faſt ſittlichen Beſtand verlieh, ſich zu verlieren anfing.

Die Griſette war in ihrer früheren Geſtalt ein rührendes Naturbild der franzöſiſchen Weiblichkeit geweſen. In ihrer einfachen ſchmuckloſen Kleidung, mit dem idylliſchen Griſetten-Häubchen auf dem Kopf (bonnet à pompons), wußte ſie den Zauber, der von ihr ausging, nicht durch ein glänzendes und modiſches Aeußere, ſondern nur durch ihre natürliche Schönheit, durch ihren heitern und liebenswürdigen Sinn, durch ein zärtliches, wahrhaft liebendes Herz zu begründen. Denn die am meiſten charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit der Pariſer Griſette war ſtets die, daß die Liebe noch einen ſichern Wohnplatz in ihrem Herzen hatte, und daß ſie an das Verhältniß, welches ſie einging, die ganze Innigkeit ihres Weſens, den ganzen Ernſt ihrer Leidenſchaft ſetzte. Sie erſcheint heut als eine altmodiſche Creatur, die im eigentlichſten Sinne noch bis in den Tod lieben konnte. Denn der Lebenslauf der Griſette endigte nicht ſelten mit einem Sturz aus dem Fenſter, und dann trug der Freund, der ſie verlaſſen und verſtoßen hatte, die Schuld davon. An ein arbeitſames und hartes Leben in den unterſten Volksklaſſen gewöhnt, hatte ſie nie etwas Anderes verlangt, als die Woche hindurch

zu arbeiten, zu trällern und zu ſingen und am Sonntag leidlich ſchönes Wetter zu haben, damit ſie bei einigem Sonnenſchein auf den Boulevards und in den Champs Elyſées ſpazieren gehen konnte. An der Liaiſon, der ſie ſich hingiebt, hat ſelten die Gewinnſucht den ausſchließlichen Antheil, und das Verhältniß, in welches ſie durch die Zugehörigkeit zu einem Freund eintritt, und das nach der verſchiedenen ſocialen Stellung deſſelben ſeinen Charakter empfängt, wird von ihr mit dem wunderbarſten Enthuſiasmus der Treue und Zärtlichkeit ergriffen. Sie wurde die unermüdliche Geſellſchafterin und Dienerin ihres Freundes, und wenn er krank war, konnte ihn keine ſorgſamere und aufopferndere Pflege umſtehn, wie ſie auch ſeinen ökonomiſchen Verhältniſſen die größte Aufmerkſamkeit widmete. Die Griſette wurde die wirkliche Freundin ihres Freundes, und die ausgezeichneten Eigenſchaften ihres Charakters veredelten auch ihre geſellſchaftliche Stellung wenigſtens innerhalb der Menage, in die ſie eingetreten war, zu einem faſt moraliſchen Anſehn.

Die Pariſer Griſette wurde durch den veränderten Geiſt der heutigen franzöſiſchen Jugend aus der Welt geſchafft, indem ſie vor einer Generation nicht mehr beſtehen konnte, die in Gemüthsleere, Nüchternheit und Rohheit ihren eigentlichen Lebensausdruck

ſuchte und welche die Befriedigung einer windigen Eitelkeit noch weit höher ſtellte als jede andere Genußſucht. Dieſe neue Generation, die nur Spott und Hohn für das eigentliche Weſen der Griſette haben konnte, mußte darauf ausgehn, jene Species des franzöſiſchen Weibes zu verderben, und ein anderes modernes gartetes Gebild an ihre Stelle zu ſchieben. Die Nachfolgerin der Griſette wurde die Lorette. Mit ihr begann eine neue Racenbildung des pariſer Courtiſanenthums. Die Lorette wurde ein viel eleganter ausſehendes Modeproduct, das aus allen gemüthloſen und kalt berechnenden Eigenſchaften der heutigen franzöſiſchen Jugend zuſammengeknetet ſchien, und allen Albernheiten und Eitelkeiten der Elegants des Tages vollkommene Rechnung trug. Der Lorette fehlt alles Gute, das den Charakter der Griſette eigenthümlich auszeichnete, beſonders aber das Herz und die Fähigkeit der Liebe, und ſie hat nur die ſchönen Steffkleider, die Shawls, die Parfüms und die Salben dafür eingetauſcht. Die Lorette hat das Stichwort des Tages auch darin eingehalten, daß ſie den Begriff der Liebe nicht kennt und ſtatt deſſen nur die Caprice in ihren modiſch friſirten Kopf aufgenommen hat. Die Liebe ſelbſt iſt mit dem Namen der Caprice in den Lorettten-Kreiſen neu getauft worden, und man hört

das stehend gewordene Wort: j'ai un caprice pour lui, wenn der Anflug einer bestimmteren Neigung irgendwie heraustreten will. Der Grisette fehlte in ihrer größern Natürlichkeit und Redlichkeit auch eine gewisse Empfänglichkeit für geistige Interessen nicht, und sie war oft mit den besten französischen Autoren und ihren Werken vertraut. Die Lorette ist durch und durch unliterarisch, und konnte auch darin für das Symptom der neuen industriellen Epoche gelten. Nur im Nothfall, wenn sie krank ist oder mißmuthig über eine getäuschte Erwartung, entschließt sie sich ein Buch in die Hand zu nehmen, aber wenn es nicht etwa von Alexander Dumas fils ist, aus dessen Lectüre sie den Stolz geschöpft, nicht umsonst gelebt zu haben, sondern die eigentliche Repräsentantin der Gesellschaft ihres Jahrhunderts geworden zu sein, so wird sie es schwerlich zu Ende lesen, und das Buch gleitet bald unter das Kanapee herunter. Auch auf dem Punct der Schönheit steht die heutige Lorette weit hinter der Grisette aus den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts zurück, denn die Lorette stellt den Untergang der Weiblichkeit auch in den Formen dar. Ihre Erscheinung kann nur noch glänzen und verblenden, wozu sie mit allen Schmier- und Kleisterkünsten der heutigen Damen-Toilette herausgearbeitet ist. Die schlaffen Glie-

der und Züge, welche durch die Toilette nur augenblicklich gebunden erscheinen, gemahnen stets an die schreckensvolle Zukunft der Lorette, die ihr im Hospital oder im Zuchthause angewiesen ist. Die derbere Naturschönheit der Grisette schien dagegen noch auf eine Zukunft socialer und sittlicher Erlösung hinzudeuten.

Ihren Namen hat die Lorette ohne Zweifel von jenem eigenthümlichen Kirchspiel der Notre Dame de Lorette empfangen, die im Centrum des fashionablen Paris, am Ende der Rue Lafitte, sich erhebt und im eigentlichsten Sinne ein Rendezvous der vornehmen und medischen Kirchgänger geworden ist. Diese Kirche wurde erst im Jahre 1823 in ihren innern Räumen mit einer verschwenderischen Eleganz ausgestattet, und vereinigte nicht nur allen möglichen Kirchen-Luxus in sich, sondern wurde zugleich zu einer Galerie von Gemälden der berühmtesten französischen Künstler. In dieser Sphäre hatte sich bald ein durchaus medisches Publicum eingenistet, das besonders um Ein Uhr in der letzten Messe erschien, und selbst die prächtigsten Toiletten und die raffinirtesten Weltgewohnheiten in diesen Tempel mitbrachte. Vornehmlich gewöhnten sich sämmtliche Tänzerinnen und Schauspielerinnen von Paris, in Notre Dame de Lorette

ihre Andacht zu verrichten, und es wurden dadurch selbstverständlich auch alle Lions der französischen Hauptstadt herbeigezogen, wodurch dieser Kirchengemeinschaft leicht ein zweideutiger Charakter aufgedrückt werden konnte. Die schönen und eleganten Besucherinnen von Notre Dame de Lorette stempelten aber auch bald ganz specifisch diese Kategorie, die den Namen der Lorette zu einem neuen Bezeichnungswort für eine an den Gränzen der Sitte abenteuernde sociale Gattung erhob.

Die veränderte gesellschaftliche Stellung des Courtisanenthums, welche mit dem Abtreten der Grisette vom Schauplatz bezeichnet wird, gab sich auch öffentlich durch die Begründung eines Instituts kund, in welchem die Prostitution ihre erste Börse nach neuestem Geschäftsstil eröffnete. Es ist dies der Bal Mabille, dessen Aufkommen im eigentlichsten Sinne diesen Uebergang bezeichnete, und dem man darum eine gewisse sociale Wichtigkeit nicht wird absprechen können.

Die Elysäischen Felder, die der eigentliche Focus des Pariser Vergnügens für alle Klassen sind, gaben auch in ihren herrlichen schattigen Alleen diesen neuen glänzenden Speculationshallen der Prostitution vorzugsweise ihre Entstehung. In der Nähe des anmuthigen Gartens von Mabille wetteiferten mit ihm bald

der zauberiſche Jardin d'hiver und das märchenhaft ſchöne Chateau des fleurs um den Vorzug, die elegenteſte und den Geſchäften günſtigſte Börſe des neuen Courtiſanenthums zu ſein, denn unter den leidenſchaftlichſten Wirbeln der Tanzmuſik und bei dem feenhaften Glanz der Gasflammen, die aus der Mitte der Blumen und Geſträuche herausſchlagen, ſcheinen doch nur die Courſe des Geſchäfts, um welches es ſich dort zwiſchen Herren und Damen handelt, in die Höhe geſchwindelt und Zeitkäufe und Wechſel auf kurze Sicht angetragen und abgenommen zu werden.

Dieſe jetzt auf dem höchſten Gipfel der Mode ſtehenden Ballgärten und Tanzlokale verdanken es auch jenem vorzugsweiſe finanziellen Charakter der heutigen Proſtitution, daß ſie, ungeachtet aller Eigenſchaften und Zwecke ihrer Beſucher, jeder äußeren Anforderung der Sittlichkeit genügen und ſcheinbar nur einen heitern geſellſchaftlichen Verkehr entwickeln, in dem, mit Ausnahme gewiſſer Tanztouren, durchaus nichts Anſtößiges vorkommt. Zuſchauer und Zuſchauerinnen können daher den ſtrengſten Kreiſen der Tugend und Schicklichkeit angehören, obwohl wenigſtens die Damen der Pariſer guten Geſellſchaft es doch in der Regel den Fremden überlaſſen, beim Zuſchauen dieſer Tänze Tugend und Schicklichkeit zu vertreten.

Die handelnden Heldinnen des Schauplatzes bestehen aber ausschließlich aus jenen hochgeputzten, geschminkten und gefärbten schönen Damen, für welche Liebe und Sinnlichkeit nur noch als Geschäftssache übrig geblieben und die viel zu berechnete Verstandesnaturen geworden sind, um sich an einem Ort, an dem sie nur die Aktien auf den Creditschwindel ihrer Reize ausgeben wollen, irgend etwas der Sitte und dem Anstand handgreiflich Zuwiderlaufendes zu Schulden kommen zu lassen.

Fast zum Ueberfluß scheint der mitten im Tanzgewühl sich aufstellende, in die interessantesten Gruppen sich eindrängende Sergeant da zu sein, an dessen ernsten, unerbittlichen Mienen die Verführungen der ganzen, ihn umwogenden Zauberwelt sichtlich abprallen. Um die schönen Spekulantinnen von den gewagtesten Coups abzuhalten, würde er kaum nöthig sein, da diese sich im Allgemeinen mit mehr Takt selbst disciplinieren, als vielleicht der erklärtesten Tugend in einem ähnlichen Strudel der Aufregung möglich sein würde.

Aber die Anwesenheit des Sergeant erscheint doch jedenfalls erforderlich, um die größte Credit-Unternehmung des Platzes, nämlich den Cancan, in seinen jeden Augenblick Gefahr drohenden Ueberschreitungen zu überwachen. Sobald bei dieser Unternehmung

unerlaubte Mittel angewandt werden, die Actien zu sehr in die Höhe zu treiben, winkt dieser Polizeibeamte die schlimmsten Spekulanten mitten aus dem Cancan hinweg, und sie müssen die Börse verlassen, indem sie für diesen Abend um das Recht kommen, ihre Geschäfte vollständig abwickeln zu können.

Die größte Eile scheint überhaupt bei diesem ganzen Geschäftsgange geboten, und es ist viel Gefahr vorhanden, sich zu überstürzen. Im Verlauf von zwei Stunden müssen alle Unternehmungen, die an diesem Abend möglich sind, geordnet sein, denn so pünktlich, wie der Tanz um Neun Uhr beginnt, muß er um Elf wieder schließen. Sobald diese Stunde geschlagen, giebt der wachthabende Sergeant dem Orchester einen eben so strengen als würdevollen Wink, und damit ist nicht nur die unabweisliche Schlußzeit für die Geschäfte ausgesprochen, sondern es entsteht auch sofort, und mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit, ein allgemeines Drängen nach dem Ausgang und den Plätzen, wo die Fiacres warten. Im Nu ist die ganze Gesellschaft zerstoben, man hat sich arrangirt oder ist ganz ohne Absatz seiner Actien geblieben, und nun besteigen die Paare wie in fliegender Eile die Fiacres.

Der Geschäftsgang bringt jetzt zunächst das Souper bei einem Restaurant mit sich, worauf die Dame mit

ebenso großer Genauigkeit hält, wie auf den Fiacre, der bereits vor der Thür stehen muß. Ueberhaupt giebt es nichts Geregelteres als die Etikette des heutigen Courtisanenthums in Paris. Hier ist Alles strenge Form und abgemessene Convention und schon der Glanz der Toilette, die den höchsten Anforderungen der Mode entspricht, deutet darauf hin, daß es sich um eine Repräsentation der Liederlichkeit handelt, die in ihrem Stil der Vornehmheit und Modernität fast auch einen moralischen Eindruck zu machen bemüht ist, und die Scheidewand, durch welche sie von der tugendhaften und anständigen Frau getrennt ist, wenigstens äußerlich niederzureißen sucht.

In dem Begriff der femme du monde, die das eigentliche Modewort in der heutigen eleganten Welt von Paris ist, fließen Courtisanenthum und anständige Dame schon fast zu einer gewissen Identität ineinander: eine Fusion, welche, wie dies bei allen Fusionen der Fall ist, nur dem einen Theil nützt, dem andern aber wesentlich schadet. Die Courtisane will jetzt auf ihrer höchsten und modernsten Stufe nichts Anderes als femme du monde sein, und macht diesen Anspruch mit einer großen Virtuosität aller äußerlichen Formen geltend; und die Frau der anständigen und ehrenhaften Gesellschaft, die in ihrer heutigen Putz- und Gefall-

ſucht kaum noch ein Toilettenmittel der Courtiſane verſchmäht, ſtößt dadurch in ihrer eigenen Stellung als femme du monde ſchon bedenklich genug an jene Regien an, welche Alexander Dumas fils, der Proſtitutionsdichter des imperialiſtiſchen Frankreichs, geiſtreich genug als die eigenthümliche Geſellſchaftsſchicht der demi-monde geſtempelt hat.

Mehr als eine Stufe tiefer erhebt ſich unter dieſer ſocialen Schicht die nicht minder eigenthümliche Damenwelt, welche in der Closerie de Lilas, einem hinter dem friedlichen Jardin du Luxembourg am Obſervatoir gelegenen Ball- und Garten-Local, ſich einfindet, und daſelbſt eine ihrer Hauptbörſen hat. Hier, in dieſer Traum- und Zauberſphäre diaboliſcher Luſt, iſt nicht mehr von femme du monde noch von demi-monde die Rede, ſondern es tobt ſich da das ganze Vollblut der Gemeinheit mit ächzendem und winſelndem Jubel aus. Hinſichtlich der Aeußerlichkeiten des Locals macht die geringere Eleganz kaum einen weniger günſtigen Eindruck, und wenn die Gasbeleuchtung, welche die großen Gartenräume phantaſtiſch erhellt, etwas trüber dämmert, ſo ſcheint dies zugleich den unheimlichen Charakter des ganzen ſich hier entfaltenden Schauſpiels zu bezeichnen. Es miſchen ſich hier die Ueberreſte des alten, von ſeiner Herrſchaft geſtürzten Griſettenthums,

die in der Regel zur tiefſten Stufe hinuntergeſunken ſind, mit den zünftigen Bewohnerinnen gewiſſer Aſylhäuſer, die auf dem Ball der Closerie de Lilas mehr ihre Freiſtunden zu eigner Erholung und Heiterkeit zu verleben ſuchen, und darum das Geſchäftliche an dieſem Ort mehr nur gewohnheitsmäßig betreiben. Der Pariſer Student iſt der eigentliche Cavalier dieſes Balles und theilt demſelben die kindiſche Ausgelaſſenheit mit, die den Bürger des Pariſer Quartier latin vorzugsweiſe charakteriſirt. So entwickelt ſich auch der Cancan des lateiniſchen Viertels in weit grotesteren, den äußerſten Ausdruck verſuchenden Formen, und die leidenſchaftlichſten und verwegenſten Wendungen deſſelben führen oft zu einem lauten Kreiſchen und Schreien, das die ganze Geſellſchaft anſteckt, die ſich dann in einen allgemeinen jauchzenden Taumel auflöſen zu wollen ſcheint.

Man wird dann zuweilen an einen gewiſſen Cultus der alten Aegypter erinnert, wo der Feſttaumel die in Luſt Berauſchten ſo weit trieb, ſich ſelbſt zu vernichten und zu verletzen. So ſieht man hier ſchon Paare, die ſich mitten im Tanz ſchlagen und kneifen, weil ſie die aufgeregte Wuth ihrer Sinne nicht mehr anders auszulaſſen wiſſen. Zuletzt löſt ſich das fürchterliche Brüllen und Jubeln in ein allgemeines Hände-

klatschen auf, oder der Sergeant, der kühnen Schrittes mitten in die wildeste Cancan-Gruppe hineintritt, winkt lakonisch einigen Hauptheldeu des Scandals, die ihm dann auch ohne irgend eine Widerrede zum Garten hinaus folgen.

Es ist dies zum Theil ein düsteres, in Höllenbreughel-Farben gemaltes Bild des französischen Volkscharakters, der, im Grunde mehr tumultuarisch als üppig, in solchen Scenen oft nur mit seiner eigenen Leidenschaftlichkeit kokettirt, und sich den Anstrich giebt, enthusiastisch hingerissen zu sein, wo er nur seine Kälte und Nüchternheit in einen wüsten Taumel versetzt hat.

Es giebt aber auch selbst in diesen höllischen Regionen des Pariser Lusttreibens noch immer liebenswürdige menschliche Züge, die in der französischen Nationalität unverwüstlich scheinen. So spielen die Blumen-Bouquets, die verabreicht und entgegengenommen werden, auch hier noch immer eine große Rolle, und verbreiten durch ihre duftige Schönheit selbst in den Händen der Verderbniß einen Schimmer von Unschuld und Reinheit.

Die Blume ist der Luxus der Natur, und wie der Moden-Luxus alle gesellschaftlichen Unterschiede zu überwachsen angefangen, so ist auch der Gebrauch der

Blumen, wie man ihn in Frankreich bei allen Klassen sieht, eine gleichmäßige Gewohnheit der Armen und Geringen wie der Reichen und Vornehmen geworden. Die Pariserin schmückt sich auf allen ihren Rang- und Lebensstufen mit dem Bouquet, welches sie jedesmal für eine Hauptzierde ihrer Toilette halten wird, mag nun die letztere aus einem bescheidenen bürgerlichen Anzug oder aus dem prachtvollsten Steifkleide bestehn. Das Bouquet wird auch in den öffentlichen Ball- und Concert-Lokalen von Paris zum vermittelnden Symbol aller zarten Geschäfte, um die es sich dort zwischen Besuchern und Besucherinnen handeln kann. Die Blumen-Verkäuferinnen, die ein ebenso großes Talent für die Zusammensetzung des Bouquets als für die Intrigue haben, halten zu diesem Zweck in solchen Gärten stets ihr Geschäft aufgeschlagen. Sie beobachten alle Personen des Schauplatzes mit durchdringendem Meisterblick, indem sie jedesmal im richtigen Moment den hohen vollprangenden, in einer weißen Papier-Tüte sorgfältig eingesteckten Blumenstrauß anzubieten wissen, und ihn auch der Dame, die ihn empfangen soll, mit allen ausgesprochenen und nicht ausgesprochenen Bestellungen des Käufers überreichen. Bei diesem universalen Gebrauch des Selams, der alle Klassen von der untersten bis zur höchsten durchschreitet, kann

man sich nicht wundern, wenn der jährliche Umsatz von Blumen in Paris allein auf acht Millionen Francs angegeben wird. Die Blume ist aber auch in Paris die Sprache der rührenden Bitte, welche, ohne belästigend laut zu werden, das Herz zu einer Gabe an die Armuth bewegen soll. In den öffentlichen Gärten und auf den Boulevards wird man oft, gedankenvoll hinschlendernd, durch eine plötzliche leise Berührung an seinem Knopfloch aufmerksam gemacht. Man blickt hin, und gewahrt in demselben eine Rosenknospe oder Nelke eingesteckt, und die ein solches Attentat auf Dein Zartgefühl begangen, ist ein kleines, lächelndes Mädchen, die hinter Dir steht, und mit ihren schalkhaft flehenden Augen nun auf das harrt, was Du ihr geben wirst. Sie bringt dabei freilich nicht den Werth der kleinen Blume, sondern die Grazie und Geschicklichkeit in Anrechnung, mit der sie so leise und unverwandt an Dir hinaufliegen und Dich schmücken konnte, und Deine Bewunderung für diesen auf allen Stufen wunderbar begabten und fein organisirten Volkscharakter läßt Dich in diesem Augenblick die Spende Deiner Sous nicht zählen.

Wenn sich so Reines und Unreines in diesen Sphären auf eine phantastische Weise mischt, fehlt es auch nicht an Scenen ächter Komik, die, besonders in der Closerie

de Lilas, das diabolische Getümmel durchflechten. Es ist dabei vornehmlich auf ein Lustigmachen über die anwesenden Anglais, die den Begriff des Fremden überhaupt einschließen und darum auch den ehrlichen Deutschen nicht minder bezeichnen, abgesehen. Ein solcher sieht sich in der Zwischenpause der Tänze, wo die Damen paarweise die Gänge des Gartens durchstreifen, mit einem Geflüster von Anspielungen, die sein point d'honneur der schönen Pariserin gegenüber rege machen, angeredet. Es betrifft namentlich die hellerleuchtete, glänzende Bude, welche in einer Seiten-Allee aufgestellt ist und die schönste Auswahl vergoldeter Gläser und Tassen und ähnlicher kleiner Prunkgegenstände zum Kauf darbietet. Es gilt dann für eine besondere Lustbarkeit, einen Fremden durch ein reizendes Wort zum Ankauf eines ihm mit koketter Handbewegung gezeigten Glases zu veranlassen. Der Biedermann zahlt auch seine zwölf bis funfzehn Francs dafür, und überreicht sein Geschenk, das mit lachendem Munde entgegengenommen wird. In demselben Augenblick erschallen aber schon wieder die Wirbel eines neuen Cancans, das Glas wird eilig in die Seitentasche des Kleides herabgelassen, und mit einem flüchtigen Gruß, der an Mecquerie gränzt, entschlüpft die Schöne auf den Tanzplatz, um in den von Neuem sich bildenden

Reihen ihre Stelle einzunehmen. Der großmüthige Spender des Glases sieht ihr betroffen nach, und hat nun eine Zeitlang die Beschäftigung, unter den tanzenden Paaren, die toll wie immer vorübergaukeln, seinen neckenden Kobold wieder herauszufinden. Eine schlimmere Erfahrung macht er noch in der nächsten Pause, in der er der Dame gerade wieder an derselben Bude begegnet, wo sie vor einer halben Stunde so gütig war, ihre kleine zierliche Hand auf das Glas hin auszustrecken. Aber das Glas, wenn er es sich gemerkt hat, kann er jetzt wieder an dieselbe Stelle zurückgesetzt finden, an der es sich zuvor befand, nur ist das Mädchen eben im Begriff, dafür ein Fünffrancsstück oder mehr in ihre Tasche zurückgleiten zu lassen. Solche Geschäfte sind förmlich mit dem Besitzer der Bude organisirt und der Gewinn-Antheil richtet sich nach dem Werth des jedesmaligen Gegenstandes. Der Fremde wird nicht leicht zeigen, daß er diesem Handel auf den Grund geschaut hat, um die lockenden Stimmen, die ihn umschwirren, nicht noch zu vermehren. —

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schicule 4.

Inhalt.

	Seite
I. Der Kaiser der Franzosen und seine neue Dynastie	3
II. Der Dom der Invaliden und die napoleonische Politik	27
III. Monarchie, Republik und Kaiserthum. Die Entstehung der englisch-französischen Allianz . . .	43
IV. Die Börse und die Liebe	57
V. Luxus-Arbeiter, Schneider und Lumpensammler im neuen Kaiserreich	89
VI. Die Frau des Arbeiters	117
VII. Der Kaiser und die Arbeiter	141
VIII. Grisette und Lorette und die neue Generation . .	159

Pariser
Kaiſer-Skizzen.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1857.

Inhalt.

	Seite
I. Theater und Sitten im neuen Kaiſerreich	3
II. Die Fanfaronnade des Laſters	27
III. Die franzöſiſche Geſellſchaft und die Frauen . . .	45
IV. Der Kaiſer, die Geiſter und die Preſſe	83
V. Die napoleoniſche Idee	147

Pariſer Kaiſer-Skizzen.

I.

Theater und Sitten im neuen Kaiserreich.

Die Agiotage und die Proſtitution, welche die eigentlich treibenden Elemente der heutigen franzöſiſchen Geſellſchaft geworden ſind, ſpiegeln ſich in dieſer Bedeutung auch in der neueſten franzöſiſchen Komödie wieder, in der ſie bereits als die Haupthebel aller dramatiſchen Handlung wirken.

Die Komödie macht aber gerade durch ihre leichtfertige und gewiſſenloſe Virtuoſität, mit der ſie aus dieſen neuen Schwefelquellen der modernen Exiſtenz ſchöpft, den Eindruck nur um ſo fühlbarer, daß ein allgemeiner finanzieller und ſittlicher Banquerott dem heutigen Kaiſerlichen Frankreich nicht fern ſteht und den eigentlichen Hebel für eine allgemeine Umwälzung aller Zuſtände abgeben wird. Das ſogenannte Her-

verlecken der Capitalien auf den Markt ist neuerdings eine Haupterfindung des französischen Geistes und der imperialistischen Staatsweisheit geworden, und es giebt nur noch eine Hauptidee in Frankreich, die den von allen andern Gedanken verlassenen Organismus einstweilen galvanisirt, nämlich die Idee der Aktien-Gesellschaft, durch die man heut alles Mögliche und Unmögliche ins Werk setzen zu können glaubt.

Die Idee der Aktien-Gesellschaft ist in Frankreich mächtiger geworden als alle anderen socialen und politischen Ideen, und hat dieselben nicht nur in sich aufgesogen, sondern auch zu ersetzen angefangen. Das allgemeine Stimmrecht selbst, wie es bei den letzten Katastrophen gehandhabt worden, sieht wie ein Aktien-Unternehmen zur Begründung neuer politischer Gewalten aus, und es kann sich daraus leicht die Annahme aufdrängen, daß auch in der Politik wie in der sittlichen Welt Alles auf Aktien und durch eine Aktien-Gesellschaft gemacht werden könne.

Dem entfesselten und an die Stelle Gottes und des Schicksals selbst tretenden Unternehmungsgeist scheint gar keine Grenze mehr vorgezeichnet werden zu können, und man wird sich in Frankreich bald vermessen, eine neue Revolution oder eine neue Religion auf Aktien zu gründen.

Hätte der Saint-Simonismus, in dem eigentlich der Ursprung alles Aktienwesens zu suchen ist, dieser Idee schon praktisch sich bemeistern können, so würde er seine gesellschaftlichen Reform-Ideen vielleicht mit mehr Erfolg verbreitet haben. Ebenso ist die Liebe der Frauen und das Verhältniß der Geschlechter im Begriff, heutzutage zu einem bloßen Aktien-Unternehmen zu werden, und dies ist der neue finanzielle Begriff der Liebe, welcher in Frankreich jetzt die Giftblüthen der Prostitution inmitten der Gesellschaft selbst aufschießen läßt.

Es sind auf diesem Punkt unter dem jetzigen Kaiserreich neue Anschauungen in der Gesellschaft entstanden, die man früher nicht kannte und die bei der Herrschaft, welche Paris noch immer über Sitten und Moden der ganzen Welt ausübt, befürchten lassen, daß diese förmliche Einsetzung der Prostitution in ihre gesellschaftlichen Rechte und der daraus hervorgetretene allgemeine Sittenschwindel bald auch über die Grenzen des Kaiserlichen Frankreichs hinaus sich ergießen möchten.

Das französische Theater übt heut die vom Prinzen Hamlet der Bühne zugeschriebene Bedeutung, der Zeit den Spiegel vorzuhalten, fast mit einer zu materiellen Genauigkeit und Deutlichkeit der Züge aus. Der ächte französische Komödiengeist, mit seiner unvergleich-

lichen theatralischen Grazie und seinem sprühenden Erfindungstalent, findet in diesen neuesten, der Nachtämmerung der gesellschaftlichen Moral angehörigen Produktionen kaum noch eine Stätte.

Die Gegenstände, die in diesen neuen Stücken behandelt werden, gehören zu specifisch der gesellschaftlichen Corruption und der Auflösung aller ethischen Lebensverhältnisse an, als daß nicht der in alle ihre Nüancen eingeweihte und mit ihrem ganzen Organismus vertraute Dichter zugleich als ein Mitschuldiger dabei erscheinen sollte.

Dieser Umstand bedingt und färbt zugleich das Talent, welches Dichter, wie Alexander Dumas Sohn, in ihren Dramen unläugbar aufgewandt haben, und es ist deshalb ungemein charakteristisch, daß der genannte Dramatiker, der in seinen berühmten Courtisanen-Stücken die Fäulniß des heutigen gesellschaftlichen Körpers von Frankreich am schneidendsten und mit dem Messer des Anatomen zerlegt hat, gleichzeitig als der wahre „Dieu des Lorettes“ in diesem Kreise gepriesen und angebetet wird.

Das Theaterleben der Franzosen hat sich unter keinem politischen Regime als ein Hauptfactor der nationalen und gesellschaftlichen Zustände verleugnet. Es bezeichnet sich damit eine Strömung des Geschmacks,

der Sitten und der Lebensmanieren, die gewissermaßen unabhängig von Gouvernement und Regierungsform sich vollbringt, und den Volks- und Gesellschaftsgeist in seinem eigensten Reich und in der eigentlichen Freiheit seines Waltens erscheinen läßt.

Man hat darum die Franzosen vorzugsweise als das moderne Theatervolk bezeichnet, denn der Leichtigkeit, mit welcher bei ihnen der sociale Lebensstoff auf die Bühne entfließt und sich dort wie von selbst in Theaterstücke umsetzt, entspricht zugleich das vielverbreitete Talent, Alles in Scene zu setzen und oft mit den geringsten Mitteln ein Drama, ein Vaudeville, eine Komödie von eigenthümlicher Wirkung in lebendigster Form herzustellen.

Das neue Kaiserreich hat dem französischen Theaterleben keine engeren Grenzen gezogen, sondern die Bühne in Frankreich wuchert jetzt wie früher in aller Ueppigkeit ihrer Erzeugnisse fort, ohne eine andere Beschränkung zu erfahren, als die ihr etwa durch eine strenger gewordene Sittenpolizei auferlegt wird. Aber auch in dieser Beziehung ist kaum die Axt an die wildesten Schößlinge des französischen Theaters gelegt worden, denn man sieht auch jetzt noch hinlänglich zweideutige und sogar materiell unanständige Darstellungen auf der Pariser Scene, wie sie unter dem Gou-

vernement des Bürgerkönigs Louis Philippe, unter dem sonst die öffentlichen Sitten in Frankreich bei Weitem mehr verfallen und preisgegeben waren, uns kaum vorgekommen. Indeß begränzen sich auch diese ausschweifenden Darstellungen selbst auf der frivolsten Unterlage häufig noch durch ein künstlerisches Element, das den Franzosen in der Theaterproduktion vorzugsweise eigen geblieben und, wenn in nichts Anderem, doch in einem wunderbar zusammengehenden Arrangement des Stoffes, im Kunstwerk des Dialogs und in der Sprache, und in einer scharfen individuellen Abrundung der Charaktere sich verräth.

Es sind dies Vorzüge, welche auch die unbedeutenderen dieser Bühnen-Produktionen noch in einem gegen deutsche Erzeugnisse weit überragenden Grade an sich tragen, und denen auch auf Seiten des Publikums ein ungemein reger und gebildeter Sinn entspricht, mit dem Feinheiten der künstlerischen Form verstanden und aufgenommen werden, während beim deutschen Theaterpublikum die niedrigsten Anforderungen an künstlerische Form und feinen Ausdruck mehr und mehr charakteristisch geworden, und man hier die vorzugsweise Hingebung an das Platte und Alltägliche am liebsten auch durch den Stempel einer

rohen, liederlichen oder wenigstens in keiner Art auserlesenen und gebildeten Form bestätigt sieht.

Der Franzose dagegen, der unter allen Wechseln seines Gouvernements und seiner socialen Zustände dieselbe Pietät für seine classischen National-Autoren und einen ungemeinen Respekt für die Reinheit und Schönheit seiner Sprache behalten, sucht noch bei dem leichtfertigsten Theaterstück eine künstlerische Illusion und einen artistischen Geschmack zu befriedigen und gewinnt dadurch den Anschein, als wolle und könne er das Unstatthafteste wenigstens durch die künstlerische Form wieder mit der conventionellen Schicklichkeit und dem Sittengesetz versöhnen.

Die französische Komödie, die von jeher dem französischen Nationalgeist zu einem glänzenden Gefäß gedient, hatte während der Regierungszeit Louis Philippe's einen eigenthümlichen Aufschwung als historische und politische Komödie genommen, deren Höhepunkte durch die in ganz Europa gespielten und gesehenen Scribe'schen Stücke, namentlich durch „Un verre d'eau" durch „La camaraderie," durch „Bertrand et Raton ou l'art de conspirer" u. a. bezeichnet zu werden schienen. Stücke, wie die zuletzt erwähnten, erschienen recht eigentlich als theatralischer Niederschlag einer Lebens- und Staats-Periode, in der die parlamentarische De-

batte und die conſtitutionelle Parteiwuth alle Zuſtände zerwühlte und auf den Kopf ſtellte.

Scribe, der das wahre Recht des Komödiendichters darin behauptete, ſich unabhängig von allen politiſchen Parteien darzuſtellen, war zugleich darin vorzugsweiſe der Dichter des conſtitutionellen Regime's, daß er die Auflöſung und Zerreibung des einen Parteiſtandpunktes durch den andern ebenſo draſtiſch als ſatiriſch in ſeinen Komödien wiederſpiegelte. Zugleich bezeichnete er in ſeiner camaraderie die conſtitutionelle Epoche als die Vergeſellſchaftung der intriguanten Mittelmäßigkeiten, womit ihr Typus auf das Erſchöpfendſte feſtgeſtellt war.

Das neue Kaiſerreich hat durch die Beſeitigung der conſtitutionellen Debatte auch der franzöſiſchen Komödie ihren politiſchen Stachel genommen, und die Staatszuſtände, durch eine über jede individuelle Oppoſition hinaus ſichergeſtellte Organiſation gebunden, entziehen ſich im Intereſſe ihrer Stabilität wie der politiſchen Moral mit Recht auch jeder theatraliſchen Zerſetzung.

Wenn die franzöſiſche Komödie neuerdings ihr Verhältniß zur politiſchen Debatte verlieren mußte, ſo hat ſie dagegen ein andres, auf ihrem Boden völlig neues Element in jenem Weſen der Proſtitution in ſich auf-

genommen. Die Proſtitution, von der man ſonſt in guter Geſellſchaft nicht ſprach, hat in Frankreich ſeit einiger Zeit ein neues dramatiſches Effect-Genre hervorgerufen, das, unter dem Geſichtspunkt der Poeſie und der Kunſt unbedingt verwerflich, als ein ſociales Barometer der Geſellſchaft merkwürdig und charakteriſtiſch genug erſcheint. Dies Element, das ſeinen ſkandalöſen Schweif bereits weit über die franzöſiſche Bühne hergezogen, bezeichnet auf einem andern ſocialen Punkt dieſelbe ſittliche und geſellſchaftliche Fäulniß, welche im politiſchen Staatsleben durch die zerreibenden Einflüſſe der conſtitutionellen Parteidebatte gezeitigt worden war. Dieſe neuen Proſtitutionsſtücke begannen ihren dämoniſchen Reigen auf dem Pariſer Vaudeville-Theater mit der „Dame aux Camélias“ von Alexander Dumas Sohn, mit den „Filles de marbre“ und den „Parisiens de la décadence,“ denen auf dem Gymnaſe dramatique die Komödie „le demi-monde“ folgte, in welcher Dumas Sohn nicht nur den Culminationspunkt dieſer Gattung erſtieg, ſondern auch die ganze Lebensſphäre der ſogenannten demi-monde mit einer halb frivolen, halb melancholiſchen Philoſophie feſtſtellte. Seitdem iſt dieſe Gattung beinahe eine typiſche für das neueſte franzöſiſche Theater geworden, und die demi-monde füllt ent-

weder den ganzen Lebenskreis einer echt modernen französischen Komödie aus, oder mischt wenigstens einzelne ihrer pikanten Mitglieder, als unentbehrlich gewordene Symbole des Zeitgeistes, unter die Personen der Handlung ein.

Der Cancan, mit seiner den Geschlechtsproceß theils carikirenden, theils üppig und phantastisch andeutenden Tanztollheit, war zugleich die Carmagnole, unter welcher die Repräsentanten der Prostitution in die ihnen sonst versperrt gewesenen Thore der Gesellschaft eingezogen waren.

Seit Kurzem hat sich zwar auf der französischen Bühne selbst eine Art von sittlicher Reaction gegen die Courtisanen-Stücke angedeutet, namentlich in der Komödie „Un enfant du siècle", von J. Duflot und Deslandes, zum Theil auch in den Fanfarons de vice von Dumanoir und Bièville. Aber diese mit ungleich geringerem Talent gearbeiteten Stücke, welche in der letzten Zeit auf den Theatern des Vaudeville und Gymnase vorzugsweise gespielt wurden, borgen ihren eigentlichen Reiz doch auch nur von den eigentlichen Stoffen der Verderbniß, die sie, wenn auch unter dem Anschein einer moralisch kritischen Tendenz, in der ganzen Tollheit und Lascivität ihrer Erscheinung in sich aufgenommen haben.

Die Pariſer-Kritik hat aber bei der ziemlich abfälligen Beurtheilung dieſer ſogenannten Sittenſtücke nicht gerade Luſt bezeigt, ſich einem Kreuzzug gegen die neuen Thorheiten der Geſellſchaft anzuſchließen, ſondern man ſcheint faſt dem Vaudeville das Recht abſprechen zu wollen, eine ernſte Geißel der Sitten und der Moden in die Hand zu nehmen. Die epigrammatiſche Schärfe, mit der ſich dieſe Stücke als eine Stimme in der Wüſte gegen die heutigen Sitten von Paris kehren, geht unter dem lauten Amüſement verloren, welches das Pariſer Theaterpublikum an der reizenden ſceniſchen Ausführung nimmt. Es würde dies aber nur beweiſen, daß das Theater auch in Frankreich ſeine erſte und letzte Aufgabe, die Richtungen der Zeit wiederzuſpiegeln und zu beeinfluſſen, zu verlieren anfängt. Da aber der franzöſiſchen Komödie die Freiheit geblieben, die Stoffe der Zeit, mit Ausnahme der politiſchen Elemente, nach allen Seiten hin in ſich aufzunehmen und die Leidenſchaften und Ausartungen des Tages mit aller Naturwahrheit auf die Scene zu bringen, ſo iſt ſie dadurch wohl noch lange vor der armſeligen Verflachung und phantaſtiſchen Leerheit geſichert, mit der die deutſche Bühne, die aus jeder Realität herausgefallen, ſeit einiger Zeit den Vernichtungskampf zu kämpfen ſcheint.

Die neueſte franzöſiſche Komödie ſpiegelt aber die Verderbniß und Verzerrung der Sitten treuer und mit mehr Talent und Geiſt wieder, als es ihr auf der andern Seite gelingt, eine neue poetiſche Bahn zu gewinnen, wozu aber vor allen Dingen erforderlich ſein würde, das Element der Proſtitution, das ſich in die Dramatik wie in die Geſellſchaft ſo tief eingefreſſen, wieder von der Scene zu entfernen. Die Camélias-Stücke von Alexander Dumas Sohn und ſeinen Nachahmern haben aber einen Ton angeſchlagen, der ſo ſtark mit den Sympathien und Bedürfniſſen der heutigen Geſellſchaft zuſammengefallen iſt, daß die Verſuche anderer Komödiendichter, mit einer Palinodie dieſer Richtung zu debutiren, als ſehr wenig erfolglos und ſehr abgeblaßt ſich bezeichnen. Dies muß unbedingt von der Komödie: „Un enfant du siècle,“ geſagt werden, deſſen erſter Aufführung auf dem Théâtre du Vaudeville wir beiwohnten, und als deſſen Autoren am Schluſſe der Darſtellung die Herren Joachim Duflot und Paulin Deslandes angegeben wurden.

Dies Stück beginnt mit einigen ſehr ergreifenden Zügen, um den Abgrund zu ſchildern, in den Debauche und Luxus, dieſe beiden Haupttriebfedern des heutigen modiſchen Individuums, einen das Zeitalter nach dieſer Seite hin repräſentirenden jungen Mann geſtürzt

haben. Der Held des Drama's, Lucien de Herbry, beginnt bereits mit einer Erschöpfung seiner Kräfte, die sich sowohl finanziell, denn er hat mehr als 500,000 Francs in seinen Gelagen vergeudet, als auch körperlich in seiner durch und durch angegriffenen Gesundheit zu erkennen giebt. Da er in seiner Blasirtheit zugleich nicht ganz ohne abenteuerliche Phantasterei ist, so beschließt er, den berühmten Doctor Mauperthuis *zu consultiren, um von ihm zu erfahren, wie lange* er wohl noch zu leben haben würde. Der Arzt erwiedert lakonisch, daß er nicht wieder zu ihm zurückkehren werde und Lucien nimmt jetzt auf die heiterste und ausgelassenste Weise seinen Tod in Aussicht, indem er den Rest seines Vermögens in einer permanenten Orgie zu verjubeln beschließt.

Er ladet alle seine schwelgerischen Freunde und Freundinnen zu sich ein, und es erscheinen nun bei ihm mehrere galante und verführerische Heroinen jener Demi-Monde, welche jetzt die natürliche und unabweisliche Sphäre der eleganten Jugend Frankreichs geworden zu sein scheint. Es entwickelt sich nun auf der Scene die tolle, allen sittlichen Gesetzen Hohn sprechende Orgie, in welcher der melancholisch gewordene Wüstling seinen Schwanengesang finden will. Mitten in dem Jubel der Orgie wird der eigentliche Zustand Luciens

durch den Eifer eines ernſthaft um ihn beſorgten Freundes verrathen, und Lucien ſelbſt geſteht in ſeiner Aufregung ein, daß er ſich nicht nur als Bruſtkranker am Rande des Grabes befinde, ſondern auch nur etwa noch 50,000 Francs übrig behalten habe, die für den letzten Lebenstaumel vielleicht noch gerade ausreichen würden. Es bringt dieſe Erklärung einen ungeheuren Effect namentlich unter ſeinen Damen hervor, die, empört über die ſentimentale Wendung dieſer Scene und noch mehr entſetzt durch die Enthüllungen aus der Zukunft ſeines Geldbeutels, in Maſſe aufbrechen und ihn, wie die Ratten das ſinkende Schiff, verlaſſen.

Man begegnet darin wieder dieſer typiſchen Herzloſigkeit, durch welche die heutige femme du monde ſich ſo hervorſtechend von der früheren Griſette unterſcheidet. Dieſe gänzliche Gemüthshärte der Damen der Demi-Monde bildet das eigentliche Thema in der Komödie „les filles de marbre“, in welcher die Kälte dieſer Damen gegen ihre Opfer und gegen Diejenigen, welche ſich in ihren Feſſeln ruinirt haben, auf eine wahrhaft diaboliſche Weiſe illuſtrirt worden iſt. Dieſe Demi-Monde (der „Pfirſich“*) mit dem oft kaum

*) „Eh bien! entres un jour chez un marchand de comestibles, chez Chevet ou chez Potel, et demandez-lui ses

merkbaren ſchwarzen Fleck, der ſich von den übrigen ganz untadelhaften Pfirſichen nur wie ein Preis von 15 zu 20 Sous unterſcheidet) umringt mit tollem

---

meilleurs pêches. Il vous montrera une corbeille contenant des fruits magnifiques posés à quelque distance les uns des autres et séparés par des feuilles, afin qu'ils ne puissent se toucher ni se corrompre par le contact; demandez-lui le prix, il vous répondra: vingt sous la pièce, je suppose; regardez autour de vous, vous verrez bien certainement dans le voisinage de ce panier un autre panier rempli de pêches toutes pareilles en apparence aux premières, seulement plus serrées les unes contre les autres et ne se laissant pas voir sur tous leurs côtés, et que le marchand ne vous aura pas offertes. . Dites-lui: Combien celles-ci? il vous répondra: Quinze sous. Vous lui demanderez tout naturellement pourquoi ces pêches, aussi grosses, aussi belles, aussi mûres, aussi appétissantes, coûtent moins cher que les autres? Alors il en prendra une au hasard, le plus délicatement possible, entre ses deux doigts, il la retournera, et vous montrera un tout petit point noir qui sera la cause de son prix inférieur. Eh bien! mon cher, vous êtes ici dans le panier de pêches à quinze sous. Les femmes qui vous entourent ont toutes une faute dans leur passé, une tache sur leur nom: elles se pressent les unes contre les autres pour qu'on les voie le moins possible; et avec la même origine, le même extérieur et les mêmes préjugés que les femmes de la société, elles se trouvent ne plus en être, et composent ce que nous appelons le demi-monde, qui n'est ni l'aristocratie ni la bourgeoisie, mais qui vogue comme une île flottante sur l'océan parisien et qui appelle, qui recueille, qui admet tout ce qui tombe, tout ce qui émigre, tout ce qui se sauve de l'un de ces deux continents, sans compter les naufragés de rencontre, et qui viennent on ne sait d'où."

Alexandre Dumas fils („Le demi-monde" Acte II. Scène IX.)

Jubel das hinsterbenwollende enfant du siècle, das seine letzten Napoleonsd'or daran wendet, um das Gelage für permanent zu erklären, und dessen gefährlicher Gesundheitszustand sich alle Augenblicke durch jenen unheimlichen Husten verräth, den Dumas Sohn als ekelhaftes Symptom der Debauche in den Dames aux camélias zuerst typisch benutzt hat.

Wenn die griechische Tragödie in den offenen Wunden des Philektet herumwühlte, so hat diese moderne Komödien-Gattung sich das schwindsüchtige Hüsteln der Debauche erkoren, um darin ein neues bedeutsames Moment der darstellenden Kunst zu ergreifen, und den schon beim alten Philoktet angeregten Streit über die Darstellbarkeit körperlicher Schmerzen auf der Bühne von Neuem auf's Tapet zu bringen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß das Publikum sie sogleich damit ausgezischt hätte, weil man sonst Gefahr läuft, noch ein ganzes Krankenlager liederlicher Personen (wozu in den Dames aux camélias bereits ein ganzer Akt bestimmt ist) mit allen Details von Mercurial-Einreibungen u. dgl. auf der Bühne dargestellt zu erhalten. Die italienische Oper war schon dabei angekommen, die Pestbeulen in Musik zu setzen, und die französische Komödie wird es auf ihrem jetzigen nacktmenschlichen Standpunkt noch viel weiter

bringen. Der erſte Schritt dazu iſt bereits geſchehen.

Das Kind ſeines Jahrhunderts genießt aber zugleich die Bekanntſchaft einer jungen Griſette, in welcher dieſer eigenthümliche Mädchenſchlag in der ganzen kernhaften Tüchtigkeit der alten Zeit fortlebt. Seraphine iſt an Lucien zugleich durch die Bande der Dankbarkeit gefeſſelt, denn er hat ſie und ihren Vater aus der Miſère gerettet, und ſie übernimmt nun mit einer wahren Begeiſterung die Krankenpflege bei dem zerrütteten jungen Wüſtling. Ihre treue, unermüdliche Hand hat Wunder an ihm verrichtet, und wir finden ihn im zweiten Akt ganz lebensfriſch und zugleich in der glänzendſten äußerlichen Poſition wieder. Er iſt von Neuem reich geworden, und ſeine Geldmittel ſtrömen ihm aus einer heimlichen Quelle zu. Aber für ehrenvoll wird ſeine Poſition ſelbſt in der Genoſſenſchaft der Debauche nicht gehalten, und einer ſeiner Freunde, der ihn beleidigt hat, verweigert es ſich mit ihm zu ſchlagen. Als durchſichtiger Grund erſcheint dabei der Umſtand, daß das Kind des Jahrhunderts Liebhaber der ſchönen Marquiſe de Noirmont geworden iſt und von dieſer Dame ſeitdem völlig unterhalten wird, was den Ehrenbegriff beeinträchtigt. Ohne daß man ſich über die Gründe jener Ehren-

Weigerung offen gegen ihn erklärt, fühlt er doch das schwüle Geheimniß, das sich um ihn her ausgesponnen. Dies Geheimniß besteht in den Worten: Man schlägt sich nicht mit einem entehrten Mann! Mitten in einer Sphäre der socialen Verwilderung, in der ein eigentliches Sittengesetz nicht mehr existirt, bringt wenigstens die strenge Aufrechthaltung der formellen Ehre noch die Illusion eines moralisch gestützten und zusammenhängenden Gesellschaftszustandes hervor. Für Lucien wurden aber diese Zweifel gegen die Integrität seiner Ehre um so empfindlicher, da er gleichzeitig die Absicht hat, ungeachtet aller wüthenden Eifersucht seiner Marquise um die Hand der jungen Hermine Mauperthuis, der Tochter seines Arztes, sich zu bewerben.

In jener Marquise erscheint die dritte weibliche Species dieses Stückes. Denn nachdem wir zuerst die Femmes du demi-monde, und neben ihnen die Grisette der guten alten Zeit gesehen, erblicken wir in der Marquise die Femme de la société, welche durch ihre Geburt wie durch ihre Stellung und Verhältnisse die unbestrittenste sociale Geltung für sich in Anspruch nehmen kann, und in deren Salon die Notabilitäten des Tages sich drängen.

Die Femme de la société ist nun allerdings die höchste Sprosse auf dem Tschin des französischen

weiblichen Lebens, und die Femme du monde, welche eigentlich Femme du demi-monde iſt, ſieht ſich, welche Vorzüge ſie auch entwickeln mag, durch eine himmelweite, unüberſteigliche Kluft von der in ihrer Stellung ausſchließlich anerkannten Femme de la société geſchieden. Dieſe Stellung iſt aber ſo feſt und überragend, daß ſie zunächſt ſelbſt durch die Moral nicht erſchüttert und durchbrochen werden kann, und darin macht ſich von Neuem ein herber Widerſpruch in dem heutigen ſocialen Leben bemerkbar.

Denn die ſchöne Marquiſe de Noirmont lebt, wie wir ſehen, nicht gerade um ſehr Vieles ſittlicher, als die Damen der demi-monde, aber ihre einmal anerkannte ſociale Poſition ſchützt ſie davor, in den brodelnden Topf der demi-monde geworfen zu werden. Das ſociale Vorurtheil führt hier noch ein Bollwerk auf, hinter dem wenigſtens ohne Verluſt der bürgerlichen Ehre geſündigt werden kann, und das es unter gewiſſen Umſtänden faſt unmöglich macht, die Femme de la société ſocial entarten zu laſſen.

Eben ſo unmöglich aber fällt es auf der andern Seite, daß die Femme du demi-monde ſich jemals in eine Femme de la société verwandeln und auf die Lebensſtufe derſelben hinübertreten könnte. Der verzweifelte und vergebliche Kampf einer ſolchen Dame

gegen die Verhältnisse bildet den eigentlichen Inhalt der Dumas'schen Komödie le demi-monde, und es geschieht gewissermaßen im Namen der „gesellschaftlichen Ehre“ (ein Ausdruck, der im heutigen Frankreich nur noch als Phantom wirken kann), daß selbst die intimsten Genossen ihres früheren lasterhaften Lebens sich gegen sie vereinigen, um ihr den durch die Verheirathung mit einem Ehrenmann erstrebten Eintritt in die reine und makellose Sphäre der Gesellschaft zu wehren, und Ihresgleichen, einen Mann von Ehre, von der Ehe mit einer Courtisane zurückzuhalten.

Aber wir vergessen, daß wir das Kind des Jahrhunderts, das noch neuen Wandelungen entgegenstrebt, in den Armen der schönen Marquise de Noirmont zurückgelassen haben. Lucien hat sich plötzlich ein ganz anderes Ziel gesteckt, er will sich vollständig rehabilitiren und zwar in und mit dem Besitz eines jungen, unschuldigen Mädchens, der reizenden Tochter des Doctors Mauperthuis, desselben berühmten Arztes, der zu Anfang ihm keine Hoffnungen hatte machen wollen, daß er die zerrüttenden Folgen seiner Ausschweifungen noch lange überleben werde. Im dritten Akt sehen wir Lucien, wie er in tiefer Zurückgezogenheit sich Hals über Kopf in medizinische Studien

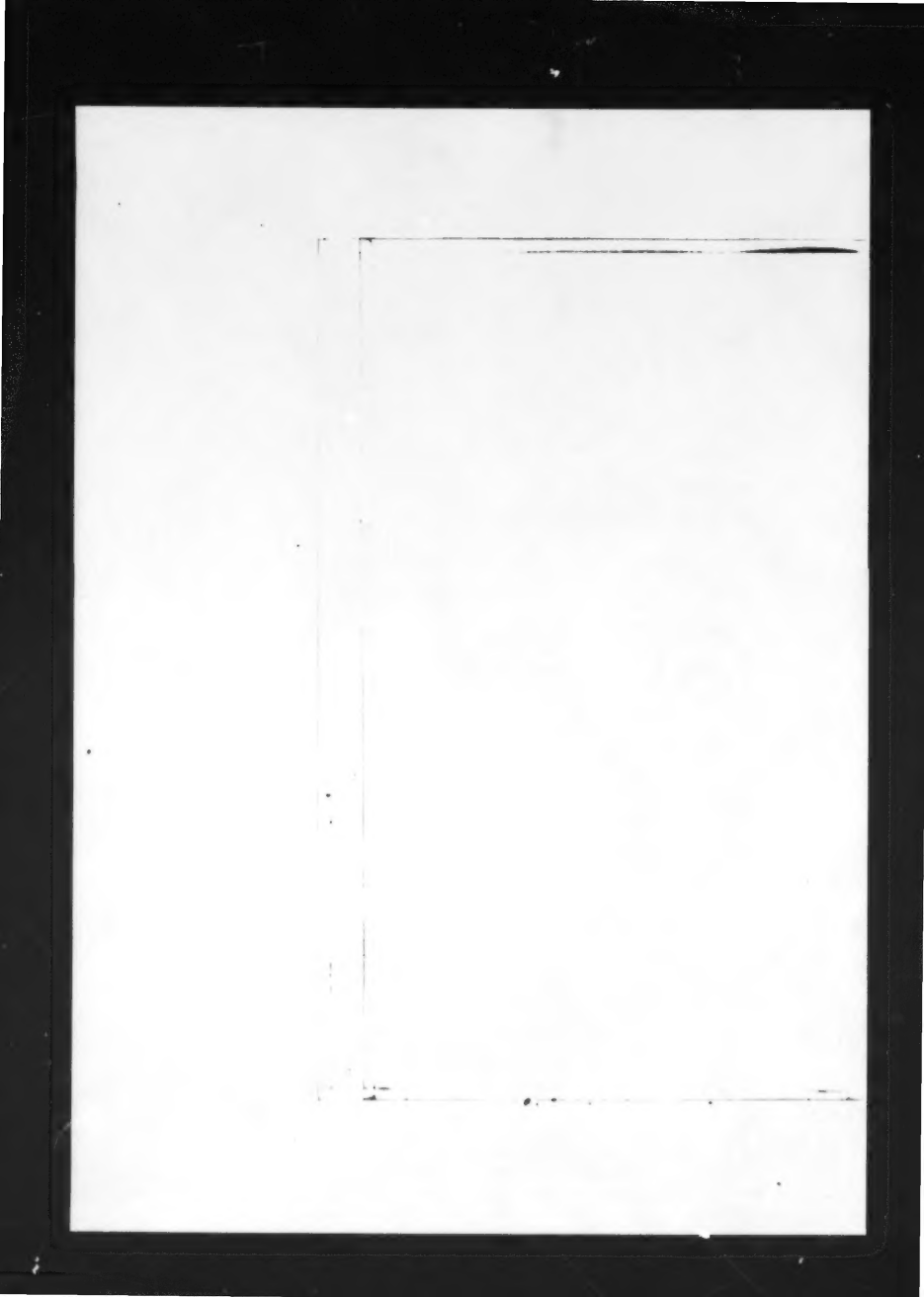
hineingestürzt hat, denn er will jetzt durchaus Professor an der Ecole de Médecine werden. Dies Ziel zu erreichen gelingt ihm, und er führt damit zugleich die junge Braut heim, als die Repräsentantin ächter weiblicher Tugend und wahrhafter Lebenssitte. Der Professortitel schließt auf eine tragikomische Weise den Abgrund, in welchen der Mann der Debauche zu versinken drohte, und damit vollbringt sich auch die Ehrenrettung des enfant du siècle vollständig. Der Freund, der ihm früher das Duell verweigert, gibt ihm die zufriedenstellendsten Liebesversicherungen, Doctor Mauperthuis bewilligt ihm seine Tochter zur Ehe, aber Seraphine, die brave liebenswürdige Grisette, die mit wahrer Liebe an ihm gehangen, bricht in Thränen der Verzweiflung aus. Lucien übergibt ihr eine Summe als Heirathsgut, die aber das feinfühlende Geschöpf ausschlägt, worauf Lucien sie mit einem seiner besten Freunde verheirathet.

Der Komödie sind einige interessante Scenen und ein natürlicher, lebhafter Dialog nicht abzusprechen, aber der Gesammteindruck ist doch mehr ein ridicüler und schwächlicher, als daß die beabsichtigte Wiederherstellung des sittlichen und socialen Gleichgewichts, die sich der Dichter angelegen sein lassen wollte, mit einigem Erfolg zur Geltung gekommen wäre.

Das Stück fand auch bei der ersten Darstellung keine durchweg günstige Aufnahme des Publicums, obwohl es seitdem zahlreiche Wiederholungen erlebt hat. Die Opposition fiel namentlich bei den trivialen Sprüngen ein, welche die Komödie mit der moralischen Besserung ihres Helden unternimmt. Von den Folgen eines wüsten Lebens durch die treue Pflege der Grisette genesen, jedoch nun in den bezahlten Liebhaber einer üppigen Marquise verwandelt, kann der Held des Drama's keinen lächerlicheren Eindruck darbieten, als wenn er sich jetzt aus der erneuerten Liederlichkeit in das medicinische Professorenthum hineinrettet, und, das Patent in der Tasche und die tugendhafte Braut am Arme, nun mit triumphirendem Stolz sein Jahrhundert in die Schranken fordert. Mit diesen soliden und wissenschaftlichen Wendungen seines Lebens fällt er aber auch als enfant du siècle ganz aus der Rolle, denn als ächtes Kind seiner Zeit würde er eher Börsenspeculant (wo, nach der Ponsard'schen Komödie auch alle übrigen Leidenschaften, namentlich die der Sinnlichkeit, aufhören) als Professor der Medicin geworden sein.

Gegen diesen unglücklichen Mischmasch von Liederlichkeit und Sittlichkeitsanwandlungen erscheinen die Stücke, welche lediglich die sociale Stellung der

Proſtitution und ihre Schickſale behandeln, in einer jedenfalls überlegeneren und intereſſanteren Bedeutung. Wenn aber das Kind des Jahrhunderts die Profeſſur, welche als Triumph der ſittlichen Palingeneſie erſcheint, unglücklicher Weiſe nicht erhalten hätte, ſo würde es mit allen ſittlichen Tendenzen jener Komödie ſchlecht ausgeſehen haben.



II.

Die Fanfaronnade des Laſters.

Auf dem Gymnaſe dramatique wurde ſeit einiger Zeit ein neues Stück der Herren Dumanoir und Bieville wiederholt, das den überraſchenden Titel: „les fanfarons de vice“ (die Prahlhänſe des Laſters) führt und nur durch die Aufgreifung des in dieſem Titel ausgedrückten Thema's erwähnenswerth und merkwürdig iſt.

Der Tartüfferie, die ſich fromm anſtellt, um dadurch weltliche und ſinnliche Vortheile zu erzielen, kann kein auffälligerer Gegenſatz gegenübergeſtellt werden, als die Fanfaronnade des Laſters, die in der erwähnten Komödie gewiſſermaßen als eine neue geſellſchaftliche Manier, als eine durch die Ausartung der heutigen

Verhältnisse in die Mode gekommene Lebensmaxime behandelt wird.

Ob die französische Gesellschaft im heutigen Kaiserreich wirklich schon so weit ausgeartet und in der Auflösung begriffen ist, um dem Individuum, das sich in den glänzenden und starken Harnisch gewisser Laster wirft, ein größeres Anrecht auf Geltung und Ansehn zuzugestehn, wagen wir weder zu bejahen noch zu verneinen. Wenn es aber möglich ist, auf diese Lebensansicht, die eine umgekehrte Tartüfferie des Jahrhunderts in sich trägt, eine Zeitkomödie für das Theaterpublikum zu begründen, so kann die ganze Kategorie nicht aus der Luft gegriffen sein, sondern muß den Manieren der heutigen französischen Gesellschaft wenigstens in gewissen Kreisen entsprechen und dieselben bereits wahrheitsgemäß wiederspiegeln.

Die Voraussetzung muß zugegeben werden, daß der heutige Gesellschaftszustand, besonders in dem Extrem politischer Verrenkung und Verfälschung, in dem er bereits in Frankreich vorliegt, nicht mehr recht dazu geeignet ist, um darin mit geistigen und sittlichen Vorzügen Glück zu machen und durch eine einfache, redliche, bloß von den Ideen des Wahren und Edlen geleitete Individualität zu wirken. In einem so gekniffenen und riskanten Gesellschaftszustand, wie der

heutige, ſcheint ſich Der im Vortheil zu befinden, der von vornherein mit einem recht tüchtigen Laſter bewaffnet auftritt, und der dadurch an den Tag legt, daß auch ihm alle Mittel der Schonungsloſigkeit und Bosheit zu Gebote ſtehen, um den Andern die geſellſchaftlichen Vortheile ſtreitig zu machen, oder dieſelben mit ihnen theilen zu können. Es iſt eine der Grundlehren des Macchiavellismus, durch Laſter zu herrſchen und in der Stärke derſelben die Macht zu begründen, und das neue Kaiſerthum, das den macchiavelliſtiſchen Theorien überhaupt eine neue Anwendung auf Staat und Geſellſchaft gegeben, hat den Anſchauungen nach dieſer Seite hin offenbar ſchon eine ganz ſpecifiſche Richtung eingepflanzt. Der Imperialismus gehört jedoch in gewiſſem Betracht ebenfalls zu den fanfarons de vice, denn auch er iſt in manchem Betracht innerlich beſſer als er ſeiner Macht wegen ſcheinen will, und wenn er um ſeines Beſtandes willen die Freiheiten der Nation angegriffen, und ſich den Thron einer ächten Tyrannis begründet hat, ſo trägt er doch, ſobald er will, alle Elemente zu einer ächten Wiedergeburt dieſer Freiheiten in ſich, und würde ihnen vielleicht in der Zukunft eine größere Garantie ihrer Verwirklichung gewähren können, als dieſelben unter irgend einem früheren Regime gefunden haben.

Die Fanfarons de vice, die zugleich als heimliche Biedermänner erscheinen, sind in jener Komödie Leute, die sich durchaus schlechter stellen als sie sind, indem sie ihre eigentliche Ehre darein setzen, in ihrem Kreise mit irgend einem Laster oder einer Nichtsnutzigkeit behaftet zu erscheinen. Gute Sitten, Herz und Gemüth, eine ehrliche und ehrenhafte Gesinnung zu zeigen, gilt am meisten für verfehmt, und beeinträchtigt, wie es scheint, das gesellschaftliche Renommée, weshalb es in dem Kreise der jungen modernen Leute, den die Komödie schildert, zum guten Ton geworden ist, in der diabolischen Farbe eines nichtswürdigen Charakters zu schillern, und die wahrhaften und innigen Gefühle, die man noch besitzt, als etwas seiner Unwürdiges sorgfältig zu verstecken. Es ist dies ein in der Fäulniß vorgeschrittener Zustand der heutigen französischen Gesellschaft, wie man ihn in Deutschland nur noch in der ersten Annäherung kennt, weshalb er auch als Komödien-Thema bei uns noch fremdartig erscheinen muß.

Wenn Prostitution und Agiotage in die Gesellschaft vorgedrungen sind, um Liebe und Ehe daraus zu vertreiben, so zeigt uns die Komödie „les fanfarons de vice" den dritten Angriffspunkt, auf welchem die bedrohte Gesellschaft sich alles ihres positiven Inhaltes ent-

leeren zu ſollen ſcheint, nämlich den Punkt des Gemüthes und der ächt menſchlichen Gefühle. Dieſe Seite hängt allerdings mit dem neuen Materialismus des Zeitalters auf das Genaueſte zuſammen, der Alles zu ſehr auf die rivaliſirende Aeußerlichkeit, den baaren Vortheil und den praktiſchen Kunſtgriff berechnet und zugeſpitzt hat, als daß es noch nützlich und gewinnbringend erſcheinen könnte, in dieſem egoiſtiſchen Kampf der Intereſſen, zu dem das ganze Leben ſich auseinanderzerrt, die reinen und natürlichen Seiten des Gemüthes herauszukehren und ſeinen Antrieben zu folgen.

Immerhin aber ſind Gemüth und Herz eine Begabung des Menſchen, die mit der eigentlichen Wurzel ſeiner Exiſtenz zuſammenhängt, und ſo leicht nicht ausſterben wird. Es ſcheint daher in einem geſellſchaftlichen Zuſtande, der auf ſo raffinirten und praktiſchen Schrauben ſteht, darauf anzukommen, daß man nicht mehr die Schwachheit verrathe, Gemüth und Herz zu haben, ſondern überall in demſelben harten, gegen jedes Gefühl undurchdringlichen Panzer erſcheint, in dem alle Uebrigen fechten, und Jeder den Andern zu beſiegen ſucht. Der Krieg Aller gegen Alle, den einſt Hobbes als Prinzip aufgriff, um die Nothwendigkeit des abſoluten Staats darauf zu begründen, iſt durch

die Induſtrialiſirung des heutigen Menſchengeiſtes zur eigentlichen Parole für alle Zuſtände geworden.

Das Stück beginnt mit einem wilden Gelage bei Louis, einem ächt modernen jungen Manne, der allen ſeinen Freunden und ihren Maitreſſen ein ſchwelgeriſches Diner giebt, denn eine neumodiſche franzöſiſche Komödie, welche die beweglichen Elemente der heutigen Geſellſchaft aufnimmt, kann nicht mehr ohne Proſtitution und Debauche ihre Sphäre bezeichnen. Man ſpricht von Pferden, Weibern, Orgien und Allem, was es Scandalöſes in der Geſellſchaft giebt, und beſchäftigt ſich unter Anderm auch theilnehmend mit einer der anweſenden Courtiſanen, der ſchönen Balaclava, die von ihrem Geliebten, dem ebenfalls anweſenden Boldrick, der ſich durch ſeine Reitpeitſche fürchterlich zu machen ſucht, beſtändig mißhandelt und geſchlagen wird. Balaclava aber ſieht ihren Roué mit einem ſchmachtenden Seitenblick an, und lächelt bloß zärtlich: je l'aime. Boldrick erzählt vom Theater, wo er geſtern geweſen, und wo man ein neues Drama, ein unausſtehliches Rührſtück, gegeben, in welchem eine zärtliche Mutter für ihre Tochter in den Tod gegangen ſei. Er wird aber von ſeiner eigenen Erzählung, ungeachtet er ſie mit der größten Rohheit vorträgt, und dazu alle Augenblicke mit ſeiner Reitpeitſche knallt,

ſichtlich gerührt, und ſeine Zuhörer, welche dieſelbe Stimmung bei ſich zu befürchten ſcheinen, retten ſich in ein tobendes Lachen und Spotten, welches um ſo lauter losbricht, als eine der Griſetten, die liebliche Pincette, plötzlich mit hinſchmelzendem Gefühle ausruft: „Wie ſchön muß es ſein, eine Mutter zu haben! Ach, wie ſehr, wie ſehr wollte ich ſie lieben!“ Als ſich der Sturm der Spötter nun ganz fürchterlich über dem Haupt der kleinen Sentimentalen entladet, und Louis die dictatoriſche Erklärung abgiebt, daß es nichts Abgeſchmackteres gebe, als die Verwandtenliebe, wird die Geſellſchaft durch unerwarteten Beſuch überraſcht. Ein Herr von Duvivier tritt mit einem Briefe ein, den Louis mit allen Zeichen der Beſtürzung empfängt. Der Letztere begiebt ſich mit dem Briefe bei Seite, und lieſt ihn mit dem Ausdrucke ſchmerzlichen Staunens, und mit der tiefſten Erſchütterung, die ſich bald in ſeinem ganzen Weſen ausprägt, durch. Als er aber bemerkt, daß ſeine Freunde ihn beobachten, wendet er ſich mit einer plötzlich wieder veränderten Gebärde um, und ruft, den Brief über ſeinen Kopf in die Höhe ſchwingend. Hurrah! Laßt uns jetzt zu Tiſche gehn! Ich lade Euch auf acht Tage zum Diner. Ich bin ein reicher Erbe geworden. Meine Tante iſt geſtorben, und hat mich zu ihrem Univerſal-Erben eingeſetzt! —

Und ich glaubte, Sie hätten Ihre Tante sehr geliebt? macht ihm der neu angekommene Duvivier bemerklich. — Ja wohl, ist die Antwort, gerade wie man eine Tante liebt, die man so dringend zu beerben hofft, und welche Einem die Erbschaft entziehen kann, wenn man sie nicht liebt.

Man geht jetzt paarweise zum Diner ab, nur Mercier, ein edler und dem Treiben der Andern abholder Freund, bleibt einen Augenblick zurück, und stellt ernste und theilnahmsvolle Betrachtungen über Louis an. Ein alter Mann tritt ein, in der etwas ridicülen Tracht eines ländlichen Provinzialen, der sich als den Vater des Louis zu erkennen giebt. Herr Renaud ist gekommen, um seinen Sohn wegen des Todes der geliebten Tante zu trösten, aber Mercier bittet ihn, wieder zu kommen, da eben eine so lustige Gesellschaft beisammen sei, und Louis in der Mitte derselben gewiß nicht gern seinen Vater empfangen würde. Der alte Mann entfernt sich traurig, und man hört das Gelage im andern Zimmer toben. Bald darauf tritt Louis wieder heraus und ergiebt sich, sobald er sich allein sieht, einem hinbrütenden Schmerz. Er klagt sich auf das Bitterste an, zuvor das theuere Andenken seiner Tante gelästert zu haben, und bricht in die heftigsten Thränen über sich selbst und über den schmerz-

lichen Verluſt aus. Einer der Genoſſen kommt ihm nach, um ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß es bei der Tafel an Champagner fehle. Eben deshalb war ich aufgeſtanden, um die beſte Sorte meines Vorraths heranſchaffen zu laſſen, bemerkt Louis, indem er ſich heimlich die Thränen aus den Augen wiſcht, und mit friſchem Jubellaute wieder zu dem Gelage zurückſtürzt.

Dann tritt ein anderes Paar heraus, das ſeinen Antheil am Diner früher als die Uebrigen beendet zu haben ſcheint. Es iſt der alberne, von ſeiner Reitpeitſche unzertrennliche Boldrick, im Geſpräch mit ſeiner Freundin Balaclava. Er läßt ſich darüber aus, warum er immer den rohen Bramarbas gegen ſie ſpiele, und dankt ihr zärtlich, daß ſie ihrerſeits dieſe Rolle, die er ergriffen habe, um von ſich reden zu machen, ſtets unterſtützt habe. Er habe, plaudert Boldrick, genau darüber nachgedacht, wodurch man ſich wohl heute noch ein erkleckliches Renommée erwerben könnte. Aber das Pulver ſei ſchon erfunden geweſen, und er ſei auch zweifelhaft darüber geworden, ob er dieſe Erfindung wirklich hätte machen können. Eine neue induſtrielle Unternehmung, die mit ſeinem Namen geſtempelt worden wäre, hätte er ebenfalls nicht ausfindig machen können. Um von ſich reden zu machen,

habe er deshalb das Weſen eines grauſamen Wütheriche, namentlich aber gegen ſeine geliebte Freundin, angenommen, man ſpreche überall davon, daß er ſie fürchterlich ſchlage und züchtige, und dies eigenthümliche Renommée danke er ihr, da er ſich ſonſt vielleicht kein anderes hätte erwerben können. Die niedliche Balaclava aber führt das Geſpräch auf einen mehr practiſchen Boden hinüber. Sie ſpielt an der Börſe, und verlangt von ihrem Freunde, daß er ihr wieder Creditmobilier-Actien, in denen ſie ſtark arbeitet, kaufen ſolle. Boldrick ſcheint aber keine rechte Luſt dazu zu haben, ſondern fuchtelt halb ärgerlich mit ſeiner Reitpeitſche umher, wobei er ziemlich dicht unter die allerliebſte Naſe ſeiner Balaclava geräth. Dieſe nimmt ihm aber jetzt ganz lakoniſch die Reitpeitſche ab, und ſchlägt mit derſelben ſo fürchterlich auf ihn los, daß er unter ihren Streichen faſt zuſammenſinkt. Die Verſöhnung erfolgt aber ſogleich auf das Innigſte, indem Boldrick die Creditmobiliers zu liefern verſpricht. Der Bediente bringt ihnen den Caffee, aber Boldrick verlangt fluchend und wetternd ein Glas Rum. Balaclava muß aber für ihn den Rum austrinken, während er ſelbſt heimlich und behaglich den Caffee ausſchlürft. Es iſt ihm nur um den Effect der übrigen Geſellſchaft gegenüber zu thun, die ihn bewundern ſoll, daß er ſchon wieder ein Glas

Rum geleert, nach den ausschweifenden Weingenüssen bei der Tafel.

Die Gesellschaft tritt heraus, in einer sehr lebhaften und tumultuarischen Unterhaltung. Louis wird von den Uebrigen verhöhnt, denn man hat ihn eigentlich im Verdacht, daß er noch auf eine altmodische Weise tugendhaft und gefühlvoll sei, und obwohl er sich, wie es die Mode verlangt, im Besitz einer Maitresse befindet, so wird ihm doch Schuld gegeben, daß er auf dem Lande in der Nachbarschaft von Paris einer idyllischen Liebe nachgehe und dort von einem tugendhaften Mädchen gefesselt werde. Man verabredet jubelnd, am andern Tage eine Partie in Masse dorthin zu unternehmen, und Louis muß versprechen, ebenfalls von der Partie zu sein. In diesem Augenblicke tritt sein alter Vater wieder herein, und wird wegen seines altmodischen und provinzialen Aussehens von der jubelnden Schaar mit Hohngelächter begrüßt. Als Louis sieht, daß sein Vater Gegenstand des Gelächters wird, verleugnet er ihn, und ruft dem auf ihn zustürzenden alten Mann kalt und befremdet zu: „Was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht.“ Da tritt der edle Mercier hervor, und sagt, den Alten umfassend: „Es ist mein Vater; ich erbitte mir Achtung für ihn.“

Der zweite Act spielt auf dem Lande. Louis hat

sich früher hinausbegeben, um dort noch Zeit zum Rendezvous mit seiner Geliebten zu haben, einem jungen unschuldigen Mädchen, die hier in der Verborgenheit wohnt, und deren Vater er einst vom Selbstmord gerettet, indem er ihm Geld gegeben, seine Schulden zu bezahlen. Martha lebt nach dem Tode ihres Vaters hier friedlich von ihrer Hände Arbeit, und ahnt nicht, daß es Louis ist, welcher die Arbeit bei ihr bestellt und dieselbe theuer bezahlt. Ihr beiderseitiges Liebesgespräch athmet den unschuldigsten und reinsten Charakter. Louis erscheint hier als die Innigkeit und Zartheit selbst, nur klagt er sich heute vor ihr eines Verbrechens an, das er gestern an ihr begangen. Er hat nämlich, als er das letzte Mal bei ihr war, unbemerkt den kleinen Schlüssel entwendet, welcher die Thür ihres Schlafzimmers nach dem Garten verschließt. Aber er will ihr den Schlüssel jetzt zurückgeben, weil er sich vor bösen Gedanken, die Thaten nach sich ziehen könnten, bewahren möchte. Marie, um ihr grenzenloses Vertrauen ihm zu beweisen, sagt: gardez la clef: ma vertu se gardera elle-même. Louis dankt ihr entzückt, und beschwört sie mit ihm einen Spaziergang nach der Capelle zu machen, um dort mit ihm für das Seelenheil seiner verstorbenen Tante zu beten. Als sie fortgegangen, tritt Flamand,

ein der luſtigen Geſellſchaft Angehöriger, aus dem Pavillon hervor, wo er ſich verſteckt gehalten. Er hat Alles gehört, und denkt Vortheil davon zu ziehen. Jetzt kommt die ganze Geſellſchaft der Fanfarons de vice herbei, die eben aus der Stadt angelangt iſt. Auch Louis kehrt zurück, und nimmt ſogleich Mercier bei Seite, um von ihm Nachrichten über ſeinen Vater zu erhalten. Mercier ſagt: „Von Ihrem Vater weiß ich nichts; mein Vater iſt traurig und unglücklich, und will Niemand ſehen.“ Louis weint vor Schmerz und Verzweiflung, als aber die andern herzutreten und behaupten, er habe geweint, verſichert er, er wäre nie luſtiger geweſen als eben jetzt, und zu jedem tollen Streich ſei er aufgelegt. Man nimmt ihn beim Wort, und beſchließt jetzt, Bank zu legen. Louis verſpielt all ſein Geld, und muß erklären, daß er Nichts mehr habe. Jetzt erhebt ſich Flamand und ruft mit rohem Gelächter: Im Gegentheil, Sie haben ja noch eine wunderſchöne und ſehr tugendhaft Geliebte, und dazu einen blanken Schlüſſel, der zu Marthens Schlafgemach führt! Alle lachen, und Flamand erzählt das ganze Geſpräch, das er belauſcht. Louis wird wüthend, beſonders aber über den Gedanken, daß man ihm eine ſentimentale Liebſchaft mit einem tugendhaften Mädchen zutrauen will; er will ihnen beweiſen, daß

er sich nichts aus dem Mädchen mache, und schlägt vor, da er kein Geld mehr habe, mit Flamand um seine Geliebte Martha und deren bedeutungsvollen Schlüssel zu spielen. — Jetzt entsetzen sich selbst alle Fanfarons de vice über einen so frivolen Vorschlag und sogar die galanten Damen rathen ab von einem solchen Verbrechen. Louis wird dadurch noch mehr gereizt, der Andere nimmt die Partie an und setzt ein Pferd dagegen. Louis legt den Schlüssel auf den Tisch. Eine athemlose Spannung herrscht, es wird gewürfelt, und Louis verliert. Er lacht spöttisch auf, der Andere steckt den Schlüssel ein. Nun aber bricht eine allgemeine Empörung gegen Flamand los, die seltsamer Weise einen durchaus moralischen Anstrich hat. Alle diese sonst so leichtfertigen Herren zeigen sich sittlich entrüstet, man tobt durcheinander und sucht Veranlassung zu einem Duell mit Flamand, um die arme Martha zu retten. Boldrick geht immer mit seiner Reitpeitsche schnippend um ihn herum, und schlägt ihn endlich gradezu in's Gesicht. Es erfolgt eine Herausforderung, die angenommen wird, und sämmtliche Femmes du monde freuen sich ausnehmend darüber. Balaclava zerfließt in Thränen und will Boldrick vor Rührung umarmen. Er aber, seiner Rolle getreu, stößt sie roh zurück, und droht ihr, sie zu

ſchlagen, wenn ſie ſich unterſtehen werde, zärtlich gegen ihn zu ſein. Jetzt aber tritt Louis, der ſich bisher in Verzweiflung im Hintergrunde gehalten, hervor, und nimmt für ſich das Recht in Anſpruch, ſich zuerſt mit Flamand zu duelliren, da derſelbe ihn als ehrloſer Horcher beleidigt und durch ſeine Lügen zum Geſpött gemacht habe. Mit der Feſtſetzung dieſes Duells endigt der Act.

Im dritten Act ſehen wir Louis an einer leichten Wunde darniederliegen, mit der er aus dem Duell hervorgegangen. Die ganze Sippſchaft der Fanfarons iſt mit der innigſten Theilnahme um ihn beſchäftigt, nur zuweilen, wenn ſie ſich zu gerührt vorkommen, brechen ſie zur Abwechslung in ein ſpöttiſches Lachen über ſich ſelbſt aus. Daneben belauſchen wir ein Geſpräch, in welchem der edle Mercier den Flamand entlarvt. Dieſer Letztere iſt keineswegs bloß Fanfaron de vice, ſondern ein Verbrecher vom reinſten Waſſer, denn er hat früher einen Diebſtahl im elterlichen Hauſe Merciers begangen und hat ſich, obwohl man ihn ſtraflos gelaſſen, doch in einer Schrift zu dieſem Diebſtahl bekennen müſſen, wovon Gebrauch gemacht werden ſollte, wenn ſich Flamand nicht beſſere. Mercier iſt im Beſitz dieſer Schrift, und droht dieſelbe mitzutheilen, wenn Flamand nicht für immer aus die-

ſem Kreiſe verſchwinde, und zugleich angebe, was aus Martha geworden ſei, denn er habe ſie heute vergebens in ihrem Wohnorte aufgeſucht. Flamand, der reuig und geſtändig iſt, theilt mit, daß Martha in dieſem Augenblicke in einem Wagen unten vor der Thür halten werde, denn vermittelſt des als eine Legitimation gebrauchten Schlüſſels habe er ſie im Namen ihres Freundes Louis hierher gelockt, um ſich dann ihrer Perſon bemächtigen zu können. Der edle Mercier ſtürzt fort, und kommt mit Martha zurück. Zugleich aber erſcheint der alte Vater des Louis, den Mercier herbeſtellt hat, um Vater und Sohn wieder mit einander zu verſöhnen. Der alte würdige Mann iſt zwar noch nicht ganz entſchloſſen, denn am wenigſten kann er es ſeinem Sohne verzeihen, daß er ſeine Geliebte, ein engelreines Mädchen, im Würfelſpiel ausgeſetzt habe. Aber die Verſöhnung bewirkt ſich vor dem Lager des Verwundeten doch ſehr leicht, und Louis empfängt den Vater und die Geliebte zugleich aus den Händen des treuen Freundes. Er hat durch ſeine Erfahrungen eingeſehn, daß man ſich nicht ſchämen ſolle, ein ehrlicher Mann zu ſein und nach ſeinem Herzen zu handeln. Der Vater breitet ſegnend ſeine Hand über das liebende Paar. Sämmtliche Fanfarons de vice (die den wirklich Laſterhaften

aus ihrer Mitte ausgestoßen haben) sind jetzt von der tiefsten Rührung ergriffen, und geloben selbst ein anderes und besseres Leben anfangen zu wollen. Balaclava namentlich zerfließt in Thränen und macht sich die schlimmsten Vorwürfe über ihr bisheriges Leben. Besonders klagt sie sich an, daß sie sich soweit vergessen habe, ihren Freund Boldrick des Oefteren mit der Reitpeitsche geschlagen zu haben. Diese Worte rufen allgemein das höchste Erstaunen hervor. Boldrick sinkt aber in sich zusammen, und erklärt, daß er nun verloren sei, denn man werde ihn von jetzt an leider für einen bon homme halten!

So mischt diese bizarre Komödie auch noch in ihrem rührenden und scheinbar befriedigenden Schluß eine leichtfertige Pointe ein. Die phantastischen Ausartungen, an denen die Behandlung des ganzen Themas leidet, sind leicht von den wirklichkeitsvollen Momenten zu unterscheiden, in denen sich gewisse auf der Spitze stehende Richtungen der heutigen französischen Gesellschaft darin charakterisiren. Es ist dies ein zur Tollheit culminirender Gesellschaftszustand, in dem die Geltung der Begriffe von Tugend und Laster sich vollständig durcheinander zu mischen anfängt, und der wahre Reiz und Werth des Daseins nur noch in dem Schein gesucht wird, den Jeder für sich zu wecken am geeig-

netſten und vortheilhafteſten finden will. Die Komödie des künſtlichen Scheins iſt die Komödie der heutigen Geſellſchaft, und wenn die Fanfarons de vice eine nur etwas geiſtreichere Compoſition wären, in der nicht Alles ſo trivial durcheinanderliefe, ſo hätten ſie wohl Anſpruch darauf, für ein die geſellſchaftliche Corruption phyſiologiſch zeichnendes Drama zu gelten. Es verpufft aber Alles bloß in theatraliſcher Windbeutelei, und nur der fatale Eindruck bleibt übrig, daß ein ſo barockes Lebensbild nur aus einer ſchon vorgeſchrittenen Fäulniß der geſellſchaftlichen Zuſtände geſchöpft werden könne.

III.

Die französische Gesellschaft und die Frauen.

Das heutige französische Theater hat vollkommen die Rolle übernommen, welche vor der Erneuerung des Kaiserreichs der Feuilleton-Roman in der Enthüllung der socialen Zeitmysterien und Lebensconflicte versah. Die Signatur des Tages wird heute in Frankreich nicht mehr durch die gänzlich von der Regierung geknebelte Presse, sondern durch die Theater, durch Vaudeville und Komödie, gegeben, und die polizeiliche Ueberwachung erweist sich darin unverhältnißmäßig nachsichtiger und argloser, als allen anderen Bethätigungen der öffentlichen Meinung gegenüber. Dies ist zu der größten Verwunderung des deutschen Zuschauers auch bei den theatralischen Darstellungen der Fall, die in

einer crassen und kaum glaublichen Unsittlichkeit, ja in der schmutzigsten Zotenwirthschaft sich gefallen.

Das Theater beweist heut mehr als irgend ein anderes Institut in Frankreich, daß ein innerlicher Bruch in den socialen Zuständen existirt, der durch die moralische Fäulniß und Schwäche, die er verbreitet, den politischen Banquerott aufzuhalten scheint, obwohl er doch nur ein untrügliches Symptom desselben ist. Je inniger aber die sittlich-sociale Erneuerung mit der politischen und nationalen zusammenhängt, um so mehr erscheint die innerste Lebenszerfallenheit, welche die heutigen Bühnenstücke der Franzosen theils naiv, theils frivol vorstellig machen, als ein pathologisches Krankheitsbild des ganzen französischen Gesellschaftskörpers.

Was die handgreifliche Unsittlichkeit und Gemeinheit anbetrifft, so hat diese auf den heutigen Pariser Theatern jedenfalls mehr Terrain und Bürgerrecht gewonnen, als ihr jemals und zu irgend einer Zeit auf denselben zugestanden gewesen. Das Vaudeville durfte sich sonst wohl in Schlüpfrigkeiten und Zweideutigkeiten aller Art gefallen, aber die lichterloh brennende Zote, wie sie aus einigen neueren Stücken uns entgegenschlägt, war durch einen Geschmack, der unter allen Umständen die Grazie festzuhalten suchte, ver-

bannt. Das Pariſer Theaterpublikum hat aber dieſe Schwenkung ungemein zuvorkommend begünſtigt, denn ſelten ſahen wir ein Publikum ſich in einem tolleren und vergnügtern Gelächter ausſchütten, als wenn im Theater du Vaudeville „l'hiver d'un homme marié" gegeben wird. Dies Stück, das den Herren Briſebarre und Nyon ſeinen Urſprung verdankt, überſteigt in ſchmutzigen Combinationen und gemeinen Pointen die Gränzen alles Möglichen und Darſtellbaren.

Bei getheiltem Bühnenraum ſieht man gleichzeitig in die Geheimniſſe eines jungen eben vermählten Ehepaares und eines andern, das ſchon durch Zeit und Gewohnheit gegen einander erkältet worden, hinein. Die beiden Paare neben einander reizen und ſtimmen ſich gegenſeitig durch das Geräuſch und Bettſtellen-Geknarre, welches das eine vom andern nachbarlich vernimmt, und das alte Ehepaar, das ſich augenblicklich durch eine Verſtimmung entfremdet war, ſucht ſich jetzt an den Gluthen des jungen Paares zu befeuern. Es kommt zu vollſtändigen Auskleide-Scenen, man geht vor den Augen des ganzen Publikums völlig ungenirt zu Bett, und entwickelt eine ſo vollendete phyſiſche Harmloſigkeit der Sitten, daß man faſt einen in Scene geſetzten Katechismus für Neuvermählte vor ſich abgeſpielt zu ſehen glaubt. Es fehlt nicht viel,

daß die Ehe-Mysterien sammt und sonders vor dem Zuschauer zur activen Darstellung gebracht würden, aber etwas Aehnliches geschieht allerdings, und einen Glanzpunkt des Vaudeville bildet ein Zank zwischen den beiden jungen Eheleuten, die, nachdem sie sich in den Alkoven entfernt, im heftigsten Streit über das Geschlecht ihres künftigen Kindes wieder hervortreten. Statt aller Kritik, muß man sich hier darauf beschränken, die unendliche Harmlosigkeit zu bewundern, mit welcher das Pariser Publikum sich an den greifbarsten Unanständigkeiten ergötzt. Man glaubt fast, einem Spiel der Wilden zuzusehen, die zur Feier einer Hochzeit in ihrem Stamme alle ihre barbarischen Gebräuche und Ceremonien zu einem Feststück zusammengestellt haben.

Nicht minder ekelhafte Scenen in geschlechtlicher Hinsicht bietet eine andere Neuigkeit des Theater du Vaudeville „La Dame de trefle" verfaßt von den Herren Royer, Vaez und Narrey, eine höchst unsaubere dramatische Dorfgeschichte, in der mit der größten Lascivität zugleich ein crasser Aberglauben, welcher die unteren Volksklassen in Frankreich mehr als anderswo beherrscht, sich verbindet. Auch „Madame d'Ormesson s'il Vous plait," von Albert Monnier und Ed. Martin, ist, ohne im Speciellen besonders unsittlich zu sein, eine der leichtfertigsten Bluetten, womit man

nur ein Theaterpublikum unterhalten kann. Die Frivolität beſteht hier in der Situation, in der ſich ein junger Mann auf gut Glück bei zwei Damen einführt, denen er auf der Straße nachgegangen und die, mit kecker Laune ſich an ſeiner Zudringlichkeit beluſtigend, ihm mittheilen, daß die Eine von ihnen verheirathet, die andere aber eine junge Witwe iſt. Welche aber Diejenige ſei, die mithin ſeinen dringenden Anträgen allenfalls Gehör ſchenken könnte, wird ihm nicht mitgetheilt, und es entſteht nun ſeinerſeits eine galante Katzbalgerei, um die Rechte unter ihnen für ſich ausfindig zu machen. Dieſer Kampf, bei dem es ſich nur um lauter frivole Pointen handeln kann, wird ebenſo trivial durch die Ausplauderei der Kammerjungfer entſchieden, worauf der mit Erhörung aufgenommene Heirathsantrag erfolgt. Um die liederliche Piece zum Schluß noch wenigſtens einigermaßen auf den Anſtand zurückzuführen, erzählt der junge Mann, daß er die Dame ſchon ſeit langer Zeit geliebt und aus den Briefen ihres verſtorbenen Gatten, den er gekannt, zuerſt lieben gelernt habe, worauf er ſich geſchworen, ſie beſitzen zu müſſen.

Einen ausſchließlich moraliſchen Maaßſtab an die Kunſt zu legen, wird heute Niemanden mehr einfallen, und jede lediglich aus dieſem Standpunkt geſchöpfte

Verurtheilung der heutigen Produktionen Frankreichs in Literatur und Theater würde als ungerechtfertigt zurückgewiesen werden können. Es handelt sich aber bei diesen Erscheinungen nicht blos um eine Verletzung der gesellschaftlichen Moral, sondern mit derselben zugleich um ein Attentat auf diejenige sociale Ordnung und Wohlanständigkeit, die schon wegen der Reinlichkeit der Häuser und Familien nicht preisgegeben werden kann, und an der man nicht blos im Reich der Kunst, sondern auch bei Gesellschaftsreformen jeder Art festhalten müßte.

Literatur und Theater sind bei den Franzosen seit einigen Jahren so stark und in einem so zunehmenden Grade von dem Pesthauch der Prostitution durchzogen, daß die entschiedenste Abwehr gegen diese Richtung bald als eine sociale Lebensfrage erscheinen dürfte, um so mehr da auch wir Deutsche uns wieder eifriger als je von dem Abhub der fremden Tafeln zu nähren anfangen. Nachdem die Kämpfe eines Lessing gegen die Ueberwältigung Deutschlands durch französische Afterkunst fast schon in das Reich der Mythe zurückgetreten sind, hat die französische Produktion plötzlich wieder einen so massenhaften Vorsprung bei uns gewonnen und ist in die deutsche Lektüre und auf das deutsche Theater so überschwemmend vorgedrungen,

daß eine Rückwirkung auf die ideellen und ethiſchen Anſchauungen davon unvermeidlich ſein wird.

Im Bereich des Theaters iſt es zum Theil die allverbreitete Idioſynkraſie der Intendanturen gegen die einheimiſche deutſche Produktion, wodurch dieſem verderblichen Unweſen der weiteſte Vorſchub geleiſtet wurde. Die literariſche Polizei in Deutſchland empfängt aber jetzt ihre Beſtrafung dafür, daß ſie, die früher einen inquiſitoriſchen Verfolgungsgeiſt gegen Bücher und Autoren an den Tag legte, mit deren ſittlicher Bedeutung wenigſtens auf dem polizeilichen Wege nicht fertig zu werden war, jetzt ſich von einem wahren Unflath franzöſiſcher Proſtitutions-Romane und Demi-Monde-Komödien umringt ſieht, durch den ſie nicht mehr den Muth zu haben ſcheint, ſich ſiegreich hindurchzuarbeiten.

Das ſchwindſüchtige Hüſteln der Pariſer Courtiſane, deren eklen Auswurf auch die deutſche Bühne ſo begierig aufgenommen, ſcheint übrigens, gleich der franzöſiſchen Revolution, die Tour du monde antreten zu wollen. Die neue Verdi'ſche Oper: La Traviata (die Gefallene), die kürzlich auch in London zur Aufführung gekommen, verbreitet dieſe gräuliche Species ſchon mit Hülfe der italieniſchen Muſik weiter, und ſucht die kranken und übelriechenden Ausdünſtungen

der Dame aux Camélias (die den Operntext hergegeben) mit koketten Melodien zu verschmelzen.

Ehe dieser Scandal in Frankreich auf die Bühnen gelangte, ist er in der Literatur und namentlich im Feuilleton vollständig vorbereitet und ausgetragen worden. Die Prostitution in ihrer Vermischung mit den gesunden und ersteren Theilen der Gesellschaft ist das eigentliche Thema des französischen Romans geworden, der dasselbe in den verschiedensten Variationen unaufhörlich darzustellen weiß und keine anderen Helden mehr hat als charakterlose Wüstlinge, zweideutige Frauen und prostituirte Mädchen. Eugène Sue, der in den Mystères de Paris diese Schicht der Gesellschaft ebenfalls in allen ihren Untiefen durchmessen, hat in derselben den polizeilichen Gesichtspunkt, der dabei der einzig entscheidende ist, nicht minder walten lassen als den social reformatorischen. Eugène Sue gilt darum schon für altfränkisch gegen den jüngern Dumas, den Meister des neueren Genres, in dem mitten unter diesem schlechten liederlichen Leben, das darin dargestellt wird, unbegreiflicher Weise weder von Criminal- und Medizinal-Polizei, noch von Gesellschafts-Reformen mehr die Rede ist.

Das eigenthümliche Kennzeichen dieses neuen Genres, wie man es wohl nennen kann, besteht viel-

mehr darin, daß die Proſtitution rein als Modeſache behandelt wird und in dieſer Eigenſchaft mit der glänzenden Macht, die jeder Mode eigen iſt, und gegen welche es keine Appellation an Vernunft, Sitte und Schicklichkeit giebt, alle Klaſſen zu durchſchreiten und alle Klaſſen miteinander zu verbinden anfängt. Dieſe Richtung der neueſten franzöſiſchen Literatur hat ſich in einer Weiſe ausgebildet, die eigentlich kaum noch als frivol bezeichnet werden kann, indem ſie das, was ſie darſtellt, nicht als einen Gegenſatz gegen die beſtehende Ordnung und Sittlichkeit der Geſellſchaft, ſondern als eine in der Gewohnheit und Berechtigung jedes Individuums liegende Lebenseinrichtung aufgefaßt ſehen will.

So ſchildert Henry Murger in den vielgeleſenen Scènes de la vie de Bohême den das moderne Zigeunerthum repräſentirenden Lebenskreis umherſchweifender Literaten und Künſtler, in dem zugleich die Haushaltung mit proſtituirten Frauenzimmern ein beſtimmtes Element bildet und als Etwas, das auf vollſtändige ſittliche und ſociale Geltung Anſpruch machen kann, geſchildert wird. Es wird in den Schilderungen dieſes Lebens und Treibens auch dem Publikum gegenüber eine Freiheit beobachtet, die um ſo mehr in Erſtaunen ſetzen muß, als man nach der ungeheuern

Verbreitung dieſer Produktionen doch anzunehmen hat, daß ſie in allen Kreiſen und nicht bloß an ſolchen Orten geleſen werden, die bereits der ſittlichen und ſocialen Geſetzloſigkeit eingeſtandenermaßen verfallen ſind.

Die üppige Romanliteratur des achtzehnten Jahrhunderts, die Liaisons dangereuses, der Chevalier Faublas, der Paysan perverti, die Contemporaines und wie die Matadore dieſer Gattung alle geheißen haben mögen, kann inſofern noch auf eine gewiſſe Moral Anſpruch erheben, als die darin dargeſtellten Schlüpferigkeiten, Zweideutigkeiten und Zoten von vornherein als ſolche aufgetiſcht werden und grade im frechen oder liſtigen Gegenſatz zu der ſittlichen Lebensordnung (die dadurch eher beſtätigt und anerkannt als negirt wird) ihren Effekt ſuchen.

Das neue literariſche Genre der Franzoſen iſt aber über alle zweideutigen Pointen längſt hinaus, denn an einem erklärt liederlichen Orte giebt es keine Zweideutigkeiten mehr, und die gemeinſten Verhältniſſe treten darin als typiſche Formen auf, die von dieſen Romanciers mit allem Behagen, zum Theil mit einer wahren poetiſchen Hingebung geſchildert werden.

Den Culminationspunkt ſolcher Schilderungen hat Alexander Dumas fils neuerdings in dem Buch la Vie à vingt ans erſtiegen. Er muthet uns darin

das Intereſſe für einen jungen Menſchen zu, der die Debauche auf allen ihren Stufen und mit jeglichen Nüancen durchmacht, und Abenteuer und Schickſale aller Art erlebt, die, je nachdem er mit der anſtändigen Frau, die heimlich ausſchweift, mit der Griſette, der Nätherin und der Tänzerin zu thun hat, charakteriſtiſch ſind. Die Weiblichkeit ſelbſt wird darin auf den verſchiedenen Stufen, auf denen ſie ſich in ihrer heutigen modernſten und ächt franzöſiſchen Entwickelung darſtellt, mit einer in alle Details eingehenden, phyſiologiſchen Charakteriſtik abgehandelt, und dabei eine tiefe Kenntniß des einſchlägigen Materials mit einer Meiſterſchaft in der Darſtellungskunſt bewieſen. Das Lasciviſte wird darin gewiſſermaßen zu ſeinem Recht gebracht, indem es als ein vollkommen Berechtigtes ſich gebärdet, und mit einer Naivetät, als könne es gar nicht anders ſein, ſeine Exiſtenz behauptet.

Wenn man den merkwürdigen Umſtand betrachtet, daß in den heutigen franzöſiſchen Romanen und Komödien faſt keine anſtändige und tugendhafte Frau mehr auftritt, ſondern nur noch zweideutige und proſtituirte Frauenzimmer das Element der Weiblichkeit in der Dichtung vertreten, ſo muß man etwas mehr darin erblicken als bloß den willkürlichen Hang des Poeten

ſelbſt oder ſeine eigene verwilderte Anſchauung, welche ihn allen Idealen der Weiblichkeit entfremdet habe.

Es liegt vielmehr ein um Vieles weitergreifendes ſociales Symptom darin, welches darauf zu deuten ſcheint, daß die Stellung der Frauen in der Geſellſchaft im Begriff iſt ſich zu verändern und in ein neues Stadium überzutreten.

Die Putzſucht und die Toilettenkünſte, wie ſie heut in Schwung gekommen, haben ſchon Alles dazu gethan, um die Erſcheinung der heutigen Frau lediglich in den Rahmen eines zweifelhaften Moden- und Sittenbildes zu faſſen. Eine beſondere Eigenthümlichkeit dieſer Erſcheinung iſt heut in Frankreich jene kunſtvolle Malerei, welche ſich nicht mehr mit der bloßen Auflegung von Schminke begnügt, ſondern mit einer weit umfaſſenderen Technik ein beſonderes Verfahren einſchlägt, um durch planmäßig angebrachte Striche und Punkte (neuerdings auch mit höchſt wirkſamer Anwendung von Belladonna) den Ausdruck des Geſichts zu erhöhen, und ſogar einzelnen Theilen, wie den Augen, einen ganz anderen Schnitt zu verleihen. Bei dieſer letzteren Arbeit iſt es beſonders darauf abgeſehn, den Schnitt des mandelförmigen Auges zu erzielen, der durch das künſtliche Malen eines ſchwarzen Striches an den Augenecken mit dem glücklichſten Effekt heraus-

gebracht wird. Es verbindet ſich damit auch ein der ganzen Phyſiognomie entſprechendes Bemalen der Augenbrauen, um aus dem lebendigen Menſchenbilde eine neue, dem Farbentopf abgewonnene Schöpfung der Phantaſie und der Intrigue zu machen. Auch hierin hat ſich in Frankreich neuerdings die anſtändige Frau mit der geſchäftemachenden Femme du monde zu begegnen angefangen und beide haben, der Fortſchritte und Vortheile der Mode ſich gleichmäßig bemächtigend, gewiſſermaßen gemeinſchaftliche Sache gemacht, um ihren Körper ganz nach Wunſch und Bedarf in ein Inſtrument der Gefallſucht und der Berechnung zu verwandeln.

Es ſtellt ſich auch hier die Annäherung der beiden äußerſten Pole der Geſellſchaft, der Tugend und des Laſters, zunächſt aus der Pointe dar, daß der äußere Anſchein es nicht mehr möglich macht, die geſchminkte, durch alle möglichen Ingredenzien verfälſchte und vergiftete Frau, die in dem weitausgebauſchten Crinoline und mit der Induſtrie aller Länder und Völker behangen über die Straße ſtelzirt, von der auf Abenteuer und Beute ausgehenden Courtiſane zu unterſcheiden. In Paris hängt damit zugleich die eingetretene Veränderung zuſammen, daß die Damen, die ſonſt für die Straße nur eine ganz einfache und rein praktiſche Toilette machten, jetzt auch hier in dem anſpruchsvollſten und

luxuriöſeſten Aufzuge ſich zeigen, und dadurch auch auf der Straße mehr wie je eine öffentliche Geltung und Wirkung zu erſtreben ſcheinen. Die koſtbarſten Seiden- und Atlasſtoffe werden lang herunterhängend durch den breiigen Koth des macadamiſirten Pflaſters hindurchgeſchleppt, was zunächſt auch den ungeheuren Reſultaten der heutigen Induſtrie beizumeſſen iſt, welche jene Stoffe für einen Preis liefert, für den früher kaum die allergewöhnlichſte Damen-Toilette zu beſtreiten war.

Wenn die Putzſucht und die Toilettenkünſte heutzutage den Körper der Frau mehr und mehr zu einem Induſtrieprodukt gemacht haben, ſo konnte dieſe der Richtung der Epoche entſprechende Induſtrialiſirung der Weiblichkeit auch ihren Einfluß auf Geiſt, Gemüth und Sitte der Frau nicht verleugnen.

Die eigenthümliche ideelle Bedeutung des Weibes, welche durch die modernen Entwickelungen der Literatur und Geſellſchaft weſentlich ausgebildet und getragen worden, droht von Neuem wieder verloren zu gehen und in einen bloßen materiellen Exiſtenzſchwindel der Frau überzuſchlagen. Die Frau, ausſchließlich dem Luxus verfallend, wird dann auch mit ihrer herausgeputzten Perſon nichts als eine Luxusſache, die nach dem materiellen Bedürfniß der Geſellſchaft verbraucht wird und dadurch in eine Poſition eintritt, in der es

nur noch darauf ankommt, Wirkungen zu machen, und zwar Wirkungen, die eben ſo leicht zu Geſchäften werden können.

Nach einer Periode, in welcher die ſocialiſtiſche Spekulation und die darauf gegründete Romanpoeſie einer George Sand die geſellſchaftliche Stellung der Frau einer ſo leidenſchaftlichen und idealiſtiſchen Debatte unterzogen haben, kann der heutige ganz induſtriell gewordene Begriff der Weiblichkeit nur als ein merkwürdiger Abfall und als eine geiſtige und ſittliche Heruntergekommenheit erſcheinen. Die weibliche Bildung fängt überhaupt an, ihre geiſtige Grundlage wieder zu verlieren, die ſie ſich kaum in der modernen Geſellſchaft erworben hatte, und Geſtalten, wie Madame Récamier, Frau von Staël, George Sand werden auf der veränderten Baſis nicht ſo leicht hervorgehen.

Die Epigonen der genialen Weiblichkeit in Frankreich, wie Frau von Girardin (Delphine Gay), machten ſchon faſt den Eindruck von Demi-Monde gegen das perſönliche und geiſtige Vollblut ihrer Vorgängerinnen. In den Romanen der George Sand beginnt aber ſchon das Courtiſanenthum mit einem eigenthümlichen philoſophiſchen Anſtrich ſich zu zeigen, indem es ſich mit einer ſocialiſtiſchen Märtyrer-Miene metaphyſiſchen Grübeleien über die Stellung der Geſchlechter und

über die übervortheilte Position der Frau ergiebt. Die Ansprüche des Courtisanenthums an die Gesellschaft dringen aus diesen Romanen schon mächtig in den Vordergrund, aber die Wirkungen einer späteren rein industriellen Zeit haben hinzutreten müssen, um der Courtisane die größte sociale Genugthuung zu bereiten, die ihr bisher in der modernen Welt widerfahren, indem die Frau der tugendhaften und anständigen Position mit der Courtisane auf eine und dieselbe Stufe hinaus tritt. Diese äußerst vortheilhafte Genugthuung für die Courtisane beginnt aber schon da, wo in der anständigen Welt die Ehe nur noch aus finanziellen Rücksichten geschlossen wird, wodurch auch die tugendhafte Frau nicht anders als in der Situation erscheint, sich leiblich und geistig zu verkaufen.

Jene halbschlechtige, durch den verhängnißvollen Fäulnißfleck stigmatisirte Gesellschaft der demi-monde würde aber von der französischen Komödie nicht mit solchen Erfolgen, und unter einem so schreckenerregenden Interesse des Publicums, haben aufgenommen werden können, wenn sich nicht damit zugleich ein Element bezeichnete, welches in Frankreich bereits mehr und mehr in die Mitte der socialen Welt vorgedrungen ist und den sittlichen Gesellschaftsvertrag in seinem ganzen Fundament umzuwälzen droht.

Die Hochſtellung des geiſtigen Begriffs der Weiblichkeit wird aber ſtets die moderne Literatur auf allen ihren Stadien eigenthümlich charakteriſiren. Der ſichtliche und allſeitige Verfall der franzöſiſchen Literatur unter dem heutigen Kaiſerreich kennzeichnet ſich auch weſentlich durch dieſes Verhältniß.

Sollte die Stellung der Frauen in der Geſellſchaft wieder einen vollſtändigen Rückſchritt machen, wozu ſie allerdings in Frankreich bereits den entſchiedenſten Anlauf genommen, ſo würde dies zugleich einen Niedergang der allgemeinen Civiliſation zu bedeuten haben. Bei den alten Völkern konnten die Zuſtände zwar auf ihrer geiſtigen und ſittlichen Höhe ſich erhalten, obwohl die Frauen bei ihnen in dem Gynaikeion abgeſperrt waren und ſich nur in einzelnen Ausnahme-Erſcheinungen, die aber ſchon über die Norm der Geſellſchaft, zum Theil auch über die Sitte hinausſchritten, an den Intereſſen des Geiſtes, der Bildung und des Staats betheiligten. In den modernen Zeiten haben ſich aber Cultur und Sitte weſentlich mit der geſellſchaftlichen Stellung der Frau ineinsverbunden, und wenn die Frau aus dieſem tiefinnerlichen Zuſammenhang des modernen Lebens wieder ausſcheidet, ſo reißt damit auch ein organiſches Band entzwei, durch welches das Ganze der Geſellſchaft bisher gehalten worden.

In der weiblichen Natur iſt allerdings eine Veränderung eingetreten, die nicht anders als folgenreich und verhängnißvoll werden kann. Dieſe Veränderung wird innerlich zuerſt dadurch bezeichnet, daß die Frau angefangen hat, von den geiſtigen Grundlagen der Bildung abzutreten und ihre Bedeutung in der Geſellſchaft nur noch durch das ſinnliche und materielle Außenweſen zu bezeichnen. Putzſucht und Luxus ſind die Fahne, unter welcher die Frau in eine neue Aera ihrer modernen Exiſtenz einziehen zu wollen ſcheint.

Auf das ideale Stichwort der Emancipation, welches eine frühere hochſtrebende Epoche im Zuſammenhange geiſtiger und ſocialer Entwickelungskämpfe ausgeſpielt, hat die Frau ſelbſt durch eine geiſtige Heruntergekommenheit ohne Gleichen geantwortet. Die ſouveraine Damenhaftigkeit, die durch Steifrock, Hängehut und Spitzen ſchon eine höhere, dem Mann überlegene Stellung beanſpruchen zu können glaubt, iſt der eigentliche Zeittypus des weiblichen Geſchlechts geworden, und darin hat auch das ganze Maaß der heutigen Frauenbildung ſich zu begränzen angefangen.

Der ſinnige Zuſammenhang, in dem gebildete Frauen noch vor einem Jahrzehnt mit allen Intereſſen des Geiſtes ſtanden und durch den ſie mit der wunderbaren nervöſen Elaſticität der weiblichen Natur oft

einen Einfluß auf die Entwickelung der Literatur und ſelbſt der Studien gewonnen, iſt verloren gegangen. Ihr Rückmarſch ins Gynaikeion würde unter dieſen Umſtänden vielleicht der Geſellſchaft die erſprießlichſten Dienſte leiſten, und dieſelbe von der gefährlichen Einwirkung leerer, aufgeblaſener und eitler Geſchöpfe befreien, die nur noch den gröbſten Materialismus der geſellſchaftlichen Zuſtände befördern helfen, und der Wiedergeburt des Lebens durch Natur, Geiſt und Wahrheit mit ihren mächtigen Waffen widerſtreben. Ausnahmen, die dem Gynaikeion das Recht auf ſich ſtreitig machen, würden ſich immer, wie in alter Zeit, glänzend und unabweislich genug geltend machen.

Die moderne Frau hat aber auch ſchon in dieſer ihrer neuen Aera merklich aufgehört, Talente zu entwickeln, die ſonſt ſo reichlich und vielſeitig auf dem Blüthengrunde des weiblichen Lebens emporſtiegen. Wir reden hier nur von Frankreich, wo bedeutendere künſtleriſche Talente der Frauen immer ſeltener werden, während in dieſem Lande ſonſt der weibliche Genius recht eigentlich den geiſtigen Heerd des Nationallebens behütete und die ſchönſten Flammen deſſelben entzündete.

Die Natur der Franzöſin beſteht in einer ungemein feinen und eigenſchaftsvollen Subſtanz, die ſich

durch die wunderbaren Wirkungen, welche sie aus sich entließ, zugleich zur Herrschaft in der Gesellschaft berufen glaubte, und diesen Beruf auch stets mit den glänzendsten Erfolgen ausübte. Die Geschichte der französischen Gesellschaft war in ihren bedeutendsten politischen, socialen und geistigen Momenten zugleich die Geschichte der französischen Frauen. Die Galanterie wurde in Frankreich ein Begriff, der nicht bloß in der Convention der romantischen Zeiten sich ausbildete, sondern die unwiderstehliche Form war, in welcher die ausgezeichneten productiven Eigenschaften des französischen Weibes die Anerkennung ihrer Herrschaft festgestellt hatten.

Nach der Umwandelung der Frau in ein bloß materielles Modeproduct, das nur noch die Wirkung der von ihr getragenen Stoffe und Muster ausübt, werden auch die Gesetze der Galanterie bald für altmodisch und umgestoßen gelten können, und eine Erschütterung derselben ist schon jetzt in vielen Beziehungen sichtbar. Die vorzugsweise Höflichkeit und Ritterlichkeit gegen die Frauen wird bald nicht mehr einer zurückgeschrittenen Civilisationsstufe entsprechen, auf welcher nur noch die äußerlichste Erscheinung und Bekleidung des weiblichen Geschlechts in Betracht kommt

und das Weib ſelbſt nicht mehr anders denn als materieller Luxusartikel der Geſellſchaft exiſtirt.

Wenn die allgemeinen Zuſtände, die in Frankreich dies Phänomen hervorgetrieben haben, auch in andern Ländern weiter eingedrungen ſein werden, wird man dieſelben Wirkungen in der Nähe anſchaulicher betrachten können. Die moderne Geſellſchaft hängt aber in allen ihren Grundelementen zu innig mit der geiſtigen und ſittlichen Bedeutung der Frau zuſammen, als daß der gänzliche Verfall dieſer Bedeutung, wie er ſich in Ausſicht gerückt hat, nicht mit einer hereinbrechenden Barbarei, jedenfalls aber mit einer bevorſtehenden Auflöſung der Geſellſchaft gleichbedeutend erſcheinen ſollte.

Bemerkenswerth erſcheint auch bereits der Umſchlag, den einige in Frankreich zurückgebliebene Häupter der ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Theorieen hinſichtlich ihrer Anſicht von den Frauen an den Tag gelegt haben. Während von dieſer Seite her einſt die Emancipation der Frauen mit leuchtender Schrift auf die Fahne geſetzt war, und man darin den Kern der geſellſchaftlichen Wiedergeburt ergreifen zu müſſen glaubte, haben die Socialiſten und Communiſten, wo ſie ſich jetzt noch in Frankreich regen, die Frau gänzlich aus dem Spiele gelaſſen und ihr die principielle Stelle

im System abgesagt. Soviel man neuerdings von den socialistischen Manifesten der „Marianne“ vernommen, spielt die Theorie der Frauen-Emancipation darin keine Rolle mehr. Die materielle Eigenthumsfrage hat heut jede socialistische Spekulation überwachsen und namentlich alle ideellen und geistigen Spitzen derselben zugedeckt.

So haben sich selbst Männer, wie P. J. Proudhon, der Verfasser von „Qu'est-ce que la propriété“, der einst mit eiserner Kraftlogik die Hauptangeln der communistischen Speculation drehte, neuerdings zu den Anschauungen des römischen Rechts über die Familie und das weibliche Geschlecht bekannt. In einem Lesecabinet des Palais royal kam mir der „Courrier de Marseille“ zu Gesicht, ein Blatt, das man sonst eben nicht liest, in dem aber, ich weiß nicht mehr aus welcher Veranlassung, Stellen aus einem Briefe, welchen Herr Proudhon über die Ehe geschrieben, abgedruckt standen. Der ehemalige Buchdruckergesell aus Besançon, der vom Communismus des Naturkindes jetzt zu einer crassen Rechtstheorie sich hinübergeschlagen zu haben scheint, begründet seine neuen Anschauungen zunächst auf eine Verfluchung aller Theorieen der Saint-Simonisten, der Fourieristen, der Humanitäre, die er mit ziemlich dreister Stirn für die Schande

des Jahrhunderts und den eigentlichen Krebs des Socialismus erklärt. Er weist alle Träumereien von Frauenemancipation als unsinnig und unheilvoll zurück, und spricht der Frau nicht nur jedes Recht auf politische Initiative ab, sondern will sie auch auf eine rein juristische Weise in dem Organismus der Familie festgehalten sehn, welche letztere nur noch durch die unbeschränkte Souverainetät des Familienhauptes bestimmt werden soll. Die Frau wird dann nur ein Werkzeug des Willens des Familienvaters, und hilft, an seine Autorität unablöslich gebunden (denn auch der Ehescheidung tritt der ehemalige Communist wenigstens im Prinzip entgegen) durch Mutterfreuden und häuslichen Sorgen die Aufgabe der Familie erfüllen. Von einer eigenthümlichen und selbstständigen Geltendmachung des weiblichen Lebens kann dabei nicht mehr die Rede sein, und die Frau, an diesen Felsen des juristischen Ehebegriffs angeschmiedet, wird ferner nicht der Gegenstand und Anhaltspunkt speculativer Träumereien und gesellschaftlicher Wiedergeburtsgelüste sein.

Für die Signatur des Tages ist dieser Umschlag in den Ideen eines der ersten Communisten Frankreichs gewiß von besonderer Wichtigkeit. Hat die französische Weiblichkeit selbst durch ihre neumodische Materialisirung bereits so entschieden Banquerott gemacht, daß

sich keine ideelle Bewegung der Gesellschaft mehr an sie knüpfen läßt, und vielmehr der sittlichen und geistigen Verwilderung, die von Seiten des weiblichen Geschlechts selbst heraufdroht, ein festerer Damm als je in dem Bollwerk des alten römischen Familienbegriffs entgegengestellt werden muß? Erfordern es bereits die Sitten des heutigen Frankreichs, daß das Familien-Oberhaupt wieder mit der ihm sonst zugestandenen Macht über Leben und Tod bekleidet wird, um über Frau und Kinder die eiserne Zucht zu schwingen, und auf diesem Wege die Möglichkeit einer Reform der öffentlichen Moral zu begründen? Oder beabsichtigt der umgeschlagene Communist, sich in den Rath Napoleons III. zur Entwerfung eines neuen Civil-Codex für die Franzosen einzudrängen? Es ist Autodidakten stets eigen gewesen, daß sie sich zu Weltregierern oder wenigstens zu deren Helfershelfern gerade für gut genug halten. Proudhon konnte schon früher dem Gelüste nicht widerstehen, sich das napoleonische Programm einzuimpfen und sich dadurch zum imperialistischen Staatsphilosophen zu stempeln, wodurch er wenigstens eine Duldung im Dunstkreis der kaiserlichen Sonne sich gewinnen konnte. Aber die Gedanken-Experimente, die er seitdem in rhapsodischen Schriften und fliegenden Blättern angestellt, haben ebenso wenig dazu beigetragen,

den Napoleonismus zu einem Ideen-System auszubilden oder ihm nur einigermaßen die Anwartschaft auf einen wirklich in ihm lebenden, consequenten Gedanken-Zusammenhang zu ermitteln.

Napoleon III. erklärte sich selbst für einen Parvenu, als er seine Vermählung mit der jetzt seinen Thron theilenden Kaiserin Eugenie den Spitzen des Staats anzeigte, indem er es damit als eine seiner Stellung angemessene Handlung bezeichnen wollte, daß er nicht um eine der dynastischen Prinzessinnen Europa's freien gegangen, sondern die Dame seines Herzens, eine schöne lebensvolle Spanierin, wenn auch aus vornehmem und hohem Geblüt, doch den europäischen Höfen gegenüber nur eine romantische Privatperson, an seine Seite berufen habe. Die Parvenuschaft spielte also im heutigen französischen Kaiserreich auch nach dieser Seite hin eine Rolle, wie sie überhaupt alle gesellschaftlichen Zustände in Paris eigenthümlich und grell zu färben angefangen. Die Kaisergunst und die Agiotage haben auf zwei verschiedenen Punkten, die aber oft sehr merkwürdig zusammengefallen sind, neue vornehme und mächtige Herren in der pariser Gesellschaft entstehen lassen, deren Rang und Ansehn sich zum Theil auch wie ein Geschäft auf Zeit ausnehmen.

Dies den Ton des Tages angebende Parvenuthum

mußte namentlich in den mittleren und höheren Klaſſen auch auf die Stellung des weiblichen Geſchlechts weſentlich zurückwirken. In der ebenſo glänzenden als unſichern Sphäre der Emporkömmlinge mußte auch die legitime Würde der Frau leiden. Die Sucht, zu ſcheinen und Gewinn zu realiſiren, deckte mit ihrem Tumult und ihrem Staub vor Allem die ideale Bedeutung des Weibes zu, und es würde bei der athemloſen Haſt, mit der (da ſich die Conjuncturen morgen vielleicht ſchon geändert haben können) nach augenblicklichem Genuß und Vortheil geſtrebt wird, nur als eine Zeitvergeudung erſcheinen, wenn man den Rückſichten auf eine höhere ſociale und geiſtige Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts noch irgend einen Raum im Leben offen laſſen wollte.

Die Frau wird heut für die materielle und induſtrielle Situation des Tages verbraucht, und hat ſich dieſen Zwecken bereits mit der ganzen weiblichen Gewandtheit und Lebenskunſt gefügt. Die Muſen und Grazien, welche ſonſt die Lieblingsgäſte im Boudoir der Frau waren, ſcheinen dort bereits mit dem Courszettel, den Schmink- und Farbentöpfen und dem Crinoline in einen lebensgefährlichen Conflict gekommen zu ſein, und haben es vorgezogen den Platz zu räumen. Die Dichter haben in den Frauen ihr beſtes Publikum

verloren, denn auf jene heilige und tiefinnerliche Andacht des weiblichen Gemüths für die Kunst ist nicht mehr zu rechnen, und damit sind gewisse Blüthenpunkte der Dichtung, die mit dem idealen Sinn der Frau sich am bedeutsamsten vermählen konnten, vertrocknet. Haus und Salon sind dadurch geistig verödet, und man kann in denselben vor den weitausgebauschten Röcken der Damen und vor den prächtig strahlenden Luxusmöbeln nichts Anderes mehr erblicken und auffassen.

Die Natur der Französin wäre an sich nicht für diese Verflachung geeignet, da sie fast auf allen ihren Lebensstufen Geist und Charakter als hervorstechende Eigenschaften zeigt. Aber der geistigen Begabung der Französin, die eine unleugbare in allen Rangklassen ist, stehen auf der andern Seite zugleich ihre Gefall- und Gewinnsucht mit einer specifischen und eigentlich Alles entscheidenden Kraft gegenüber. Die Koketterie der Französin ist eine Koketterie des Verstandes, die durch eine wunderbare und thatkräftige Bemeisterung der Situation, in der sie wirken will, glänzt und siegt. Ein stählernes Verstandes-Element durchdringt den Liebreiz der Französin, und stellt alle ihre Vorzüge beständig wie zu einer kriegerischen Schlachtreihe auf, bei der es sich um einen unwiderstehlichen Angriff auf

Alle, die in ihre Schußweite treten, handelt. Dies weibliche Verstandes-Element, das mit der Strategik zugleich das liebenswürdigste Schauspieler-Talent verbindet, wird dabei auch durch eine Menschenkenntniß unterstützt, die nicht durchdringender und gefährlicher sein kann.

Die Französin wird stets um so mehr können, was sie will, als sie, wie herausfordernd auch immer die sinnlichen Elemente ihrer Persönlichkeit sind, in sich selbst gar keine Ueppigkeit trägt, und sie dem Uebermaaß und den Verlockungen derselben nicht so leicht erliegen wird. Die Herrschaft des französischen Weibes wurzelt zugleich in ihrer eigenen Selbstbeherrschung, mit der sie ihren Leidenschaften das: bis hierher und nicht weiter! gebieten kann, indem sie das Steuerruder ihrer Sinne stets vorsichtig und klug in der Hand behält, und mit ihren stolzen Reizen keine Segelfahrt unternimmt, bevor nicht die Richtung derselben nach Karten und Plänen festgestellt worden. Wenn die Französin Verstand aber keine Ueppigkeit, Gefühl aber keine Leidenschaft besitzt und darum den gluthvollen nordischen Nationen gewöhnlich kalt und abstoßend erscheint, so hat sie dagegen das Sentiment, das ihr ganzes Wesen eigenthümlich behaucht, und ihr oft schlimmere Streiche spielt, als den deutschen und

engliſchen Frauen der ganze Sturm ihrer Leidenſchaftlichkeit. Die Sentimentalität bildet bei der franzöſiſchen Frau einen Theil ihrer Koketterie, aber zumeiſt derjenigen Koketterie, welche ſie mit ſich ſelbſt treibt, und bei der ſie ſich in einer gewiſſen überwallenden Fluth ihrer Gefühle beſonders ſchön und liebenswürdig vorkommt. Dieſe Sentiments ſind ein ungemein feines und duftiges Parfüm der franzöſiſchen Weiblichkeit, und hängen mit einer gewiſſen Eindrucksfähigkeit und Rührung zuſammen, das beſonders der Natur gegenüber und bei Ereigniſſen in der Familie leicht entſteht. Wenn man es aber ſehr ernſthaft nimmt, iſt doch auch hier nur die Virtuoſität der Phraſe im Spiel, die im Munde der Franzöſin noch eine ganz beſondere Zauberwaffe abgiebt, und in den weichen Lauten der Empfindſamkeit, bethaut von dem Schmelz des ausdrucksvollſten Augenſpiels, auf den ſüßeſten Effect abzielt.

Der franzöſiſche Nationalcharakter repräſentirt ſich eigentlich vorzugsweiſe und ganz ſpecifiſch in den Frauen. Es iſt dies kein Paradoxon, ſondern eine Anſchauung aus dem täglichen Leben, welche ſich überall im Verkehr und in der Geſellſchaft durch tauſend individuelle Züge beſtätigt erblicken läßt. Jenes mathematiſch berechnende Verſtandes-Element, das den

romanischen Nationen eigenthümlich angehört, wird bei den französischen Frauen nicht nur zum Organ ihrer Koketterie und Intrigue, sondern sie haben darauf auch ihre unbestreitbare Herrschaft im französischen Leben zu begründen gewußt. In Frankreich würde die Umkehrung der Lebens- und Berufsweisen der Geschlechter durchzusetzen sein, wenn mit einer socialen Komödie dieser Art dem ursprünglichen Einsetzungsact der Natur überhaupt Hohn zu sprechen wäre. Der französische Mann ist zwar an sich tapfer, energisch, charaktervoll, aber er trägt auch sehr viel weichliche Eigenschaften, und namentlich eine überwiegende persönliche Eitelkeit in sich, durch welche er leicht unter die Botmäßigkeit des Weibes gebracht werden kann. Der Franzose ist von einer gewissen männlichen Koketterie nicht freizusprechen, die ihm in dem ganzen Ausdruck seiner Persönlichkeit eine anspruchsvolle Manierirtheit giebt. Aber er ist kokett aus Eitelkeit und Anmaßung, um sich als Individuum die glänzendste persönliche Geltung zu sichern, während die Französin kokett ist, um bestimmte Zwecke und Vortheile zu erreichen und die unbedingte Herrschaft in ihrem Kreise zu behaupten.

Die außerordentliche Thatkraft der Französin, die zugleich mit überlegenem Geist in allen praktischen Dingen mitzuwirken, oft sogar den Ausschlag zu geben

weiß, hilft ihr dazu, die weibliche Machtposition gewissermaßen gediegen zu begründen. Die Natur selbst hat kein Bedenken getragen, in die verführerische Organisation der Französin einige männliche Nüancen zu verlegen, die aber nur zur Verstärkung ihrer Reize und ihres Einflusses dienen. Die kleine, zierliche, schlanke Gestalt der Französin, die nur in gewissen Frauenjahren dem unvermeidlichen aber oft sehr gut wirkenden Embonpoint sich zuneigt, wird immer als ächte Repräsentantin der feinsten und anmuthigsten Weiblichkeit erscheinen. Die typische Kleinheit der Hände und Füße, welche die Ducheſſe mit der Arbeiterin und der Handwerkerfrau theilt, macht die Französin, namentlich die Pariserin, zum eigentlichen Vertreter des aristokratischen Elements, das in der französischen Nationalität selbst, ungeachtet aller demokratischen und revolutionären Wirkungen, seine Berechtigungen unablängbar fortzubehaupten sucht.

Aber dieser höchst eleganten und fein ausgearbeiteten Gliederung der französischen Weiblichkeit ist ein männlicher Kraftstoff zugesetzt, der sich besonders durch die muskelstarke Entschiedenheit, mit der die Französin auftritt, verräth. Jede französische Frau fühlt die Kraft in sich, auch ein Mann zu sein, sobald ihr dies im Vortheil der Situation liegen könnte, und die

tiefe klangvolle Stimme, die ganze nervöse Elasticität des Körpers, die kräftige Sicherheit und Entschiedenheit aller Bewegungen, der weithin blitzende weibliche Feldherrnblick, der stets den günstigsten Moment für eine Schlacht und eine Eroberung zu erspähen scheint, können nur Vertrauen zu diesem männlichen Siegesvermögen der unwiderstehlichen Frau einflößen. Die Französin vereinigt den Reiz, Frau zu sein, mit dem Talent und der Kraft, Mann zu sein, und man hätte sich darum nicht wundern können, wenn aus dieser unvergleichlichen Mischung von Eigenschaften längst ein neuer socialer Organismus der Gesellschaft entstanden wäre. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Die Franzosen sind mit ihrer politischen Freiheit am allgemeinen Stimmrecht gescheitert, das ihnen mit seiner unberechenbaren Gluth aus dem Ei der Republik den Imperialismus ausbrütete. Die Herrschaft der Frau scheitert an den Künsten der Toilette, durch welche die Weiblichkeit sich in ein albernes Modepräparat verwandelt hat, das jeder eigenthümlichen Begabung und dem hohen französischen Frauenverstand selbst überlegen geworden ist und Hohn spricht. Die neuen Moden, die von der Gestalt der Kaiserin Eugenie ausgeflossen, haben die Materialisirung und Industria-

liſirung der franzöſiſchen Frau bis auf's Aeußerſte vollendet, und damit den weiblichen Theil der franzöſiſchen Nation unſchädlich gemacht, dem es mit dem umfangreichen Crinoline jetzt überhaupt unmöglich geworden ſein muß, als Führer der Franzoſen in die enge Pforte einer beſſeren Zukunft ſich hineinzuzwängen. Sonſt herrſchten die franzöſiſchen Hofhaltungen vermittelſt der Frauen, aber an dem Hofe Napoleons III. ſpielen, was ſehr charakteriſtiſch iſt, die Frauen keine Rolle, ſondern es ſcheint vielmehr in den napoleoniſchen Ideen zu liegen, der Frau die ſouveraine Bedeutung, die ſie bisher bei den Franzoſen ausgeübt, als eine gefährliche zu entziehen.

Die franzöſiſche Perſönlichkeit iſt ein Problem, das wohl der anhaltendſten und vielſeitigſten Studien werth iſt. In Frankreich lernt man aber die Männer nur kennen und beobachten, wenn man die Frauen ſtudirt und ergründet hat.

Die franzöſiſche Perſönlichkeit beſteht in einem Individualismus, der ſich immer mit Effect vortragen will, und im höhern Sinne jedenfalls mit der dramatiſch-hiſtoriſchen Tatkraft der ganzen Nation zuſammenhängt.

Im andern Sinne ſteht eine gewiſſe unabläugbare Charlatanerie des franzöſiſchen Lebens damit in Ver-

bindung. Es giebt ſchwerlich eine andere nationelle Perſönlichkeit, die ſo geſchloſſen in ſich ſelbſt ruht und ſo feſt in ſich abgerundet iſt, als die des Franzoſen. Es iſt ein ſtählerner Egoismus, der ſich in einer durchaus gehaltenen und ſichern Form abgerundet hat, und in dem feſten einheitlichen Gefüge, das er äußerlich an ſich darzuſtellen weiß, doch die widerſprechendſten Eigenſchaften dicht neben einander vereinigt. Gehorſam und Anarchie haben ſich in der franzöſiſchen Perſönlichkeit auf die wunderbarſte Weiſe zu einem nationalen Charakter verbunden, und laſſen den ewig unruhigen und unberechnenbaren Wellenſchlag der franzöſiſchen Geſchichte entſtehen. Der Gehorſam iſt das militairiſche Element im franzöſiſchen Charakter, und es iſt dies ein Gehorſam, durch welchen der Franzoſe im normalen Zuſtande ſich auf die muſterhafteſte Weiſe disciplinirt läßt, und ſich leicht unterwürfiger als irgend ein anderes Volk gegen Polizeimaaßregeln und Anordnungen der Behörden erweiſt, während er auf der andern Seite die Kraft darin findet, unter den größten Gefahren und Anſtrengungen mit leichtem und fröhlichem Sinne auszudauern. Um vom Gehorſam zur Anarchie überzugehen, bedarf es aber im franzöſiſchen Nationalcharakter nur eines kurzen Sprunges in die Nachbarſchaft, zu dem die kleinſte Veranlaſſung, oft

ſchon ein falſcher Feuerlärm, aufſchreckt. Die Anarchie iſt das andere Janusgeſicht des Franzoſen, das beſtändig in eine neue Zukunft hinausſchaut und oft den hellen und großen Gedanken überflogen worden iſt. Aber das revolutionnaire Fieber der Franzoſen iſt immer nur ein reſultatloſes Umherwälzen auf dem Krankenlager der politiſchen Prinzipien. Eines Tages hat die Anarchie plötzlich und unerwartet ihre Luſt gebüßt, und man fühlt wieder ein unendliches Behagen darin, gehorchen zu müſſen und ſich unter das Joch des Erſten Beſten, der gerade kommt, niederzuſtrecken. Frankreich iſt dann das ſcheu gewordene Roß, welches zuletzt doch wieder den Mann verlangt, der es reiten kann, und wäre es auch immerhin nur ein Kunſtreiter.

Dies unaufhörliche Drängen und Schieben im franzöſiſchen Nationalcharakter kann des theatraliſchen Weſens der Perſönlichkeit nicht ganz entbehren, um ſich im täglichen Leben zuſammenzuhalten und wenigſtens durch die Kunſt, mit der ſich Jeder darſtellt und vorträgt, einen Vertrauen erregenden Eindruck zu machen. Die Komödie, welche jeder einzelne Franzoſe in ſeiner Perſon aufführt, iſt aber zugleich die Komödie des franzöſiſchen Nationalſtolzes. In jeder Miene und in jeder Bewegung iſt man ſich deſſen bewußt, was es heißt, ein Franzoſe zu ſein, und man könnte dieſe

Sicherheit, die mehr noch eine Virtuosität ist, fast beneiden, mit der ein Nationalcharakter sich so vollendet abschließen und so glücklich in sich selbst wiederspiegeln kann. Wenn dieser Stolz auf die eigene Nationalität bei dem französischen Mann oft schroff und abstoßend erscheint, so ist die Frau in der selbstgefälligen Repräsentation der Nationalität bei weitem milder und taktvoller und stellt auch hierin gewissermaßen eine reine Höhe des französischen Charakters dar. Die Französin hält überall die feinsten Nüancen des Nationaltemperaments fest und weiß dasselbe stets in den gefälligsten Melodieen zu entwickeln. Sie zeigt darin nicht nur ein noch geschickteres Schauspielertalent als der Mann, sondern sie hat den Trieb, als Französin vor Allem das bewunderungswürdigste Weib zu sein und mit ihren weiblichen und menschlichen Eigenschaften zu glänzen und zu wirken.

Selbst die kräftigen und naturderben Damen der Halle, in denen zu gewissen Zeiten der nationale Patriotismus und der handelnde Volksgeist ihre wichtigsten Repräsentanten gefunden haben, sind, in einer ruhigeren Situation betrachtet, keineswegs diese politischen Megären, zu denen manche Katastrophen der Revolution sie gestempelt haben. Die Poissarden werden gewiß nicht minder stolz darauf sein, alle Reize und

Vorzüge des Weibes und ſelbſt alle ſchwachen Seiten deſſelben zu beſitzen, und bei den letzteren gefaßt zu werden, dürfte ihnen unter Umſtänden noch angenehmer ſein, als die Pythia-Rolle, in der ſie zu Zeiten über dem Dreifuß der franzöſiſchen Geſchichte Revolutien ſchwitzen. Wenn ſie ihrem heutigen Liebling, dem Kaiſer Napoleon III., bei feſtlichen Gelegenheiten, wie zuletzt bei der Taufe des napoleoniſchen Thronerben, in Deputationen aufwarten, und ihm einen prachtvollen Blumenſtrauß überreichen, ſo glaubt man franzöſiſche Damen zu ſehen, die an ihrer Weiblichkeit durchaus keine Gebrechen haben, und deren üppigem Ausſehn gegenüber ſelbſt jener ewig berühmte Engländer, der einſt mon femme ſagte, das Geſchlecht richtig bezeichnen würde. Man erblickte dann die Dame de la Halle ganz in Seiden- und Atlasſtoffen gekleidet, ſogar ächte Spitzen und Diamanten fehlen bei ſolchen Gelegenheiten ihrem Aufputz nicht. Zu dieſer ihrer Erſcheinung macht ſie freilich einen ganz anderen weiblichen und damenhaften Eindruck, als wenn man ſie an der Fontaine des Innocents in ihrem täglichen Handel und Wandel erblickt, wo ſie mit den groben Holzſchuhen am Fuß, in einem ſchlechten Rock und mit der knapp anliegenden Mütze, feilhält. Aber die Dame der Halle iſt immerhin auch in ihrer eigenen

Sphäre der wahrhaft triumphirende Typus der französischen Weiblichkeit. Denn durch die merkwürdige Unterthänigkeit, in der sie ihren Mann, den Fort de la Halle, neben und unter sich erhält, repräsentirt sie die Herrschaft der Französin über den Mann um so bedeutungsvoller, als dies in einem Lebenskreise geschieht, wo der Mann sonst leicht das Gewicht der Fäuste in die Wagschale legt, um an seiner Macht und Würde nicht zweifeln zu lassen. Die Dame de la Halle bildet in diesem Kreise eine Aristokratie für sich, und es giebt höchst eigenthümliche Persönlichkeiten unter ihnen, die auf ihren seit uralter Zeit her fortgeführten traditionellen Familien-Namen stolz sind, und im Besitz eines erblichen Familien-Schmuckes, sogar eines Stammbaumes, sich befinden. Alles dies hat sich in dem Frauen-Staat der Poissarden auf eine wunderbare und von den Männern durchaus nicht bestrittene Weise ausschließlich in weiblicher Linie fortgeerbt, und das Fischweib ist nicht nur die Trägerin aller Ehren ihres Standes, sondern sie beherrscht zugleich darin ihr altbegründetes Reich, daß sie als Vestalin das heilige Feuer der alten Sitten und Gebräuche, die sich in diesem Stande merkwürdig forterhalten haben, behütet und im Schwange erhält.